Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1847.

Staatsbibliothek München

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Zweiter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTECA
IA
NSIS.

Gott zum Gruße und den Herrn Christum zum Troste!

Meine lieben Freunde!

Versprechen macht Schuld! Das hab' ich recht lebendig gefühlt, als ich im Schlußworte meiner Spinnstube von 1846 Euch wieder eine für 1847 versprach. Ich dachte: Wird dir denn der Herr auch deine Tage fristen? Ein Jahr ist lang, und die heilige Schrift sagt: Es kann wohl vor Abend noch anders werden. Nun, Gottlob! ich lebe noch, und so der Herr hilft, kann ich's vielleicht vollenden, was ich Euch versprach.

Als ich ferner erwog, was zwischen der Blattseite Nr. 1 und der Nr. 236, der letzten Spinnstube, steht, fiel mir mein Versprechen abermals aufs Herz, und ich fragte mich: Was wirst du denn wieder hineinschreiben, und weißt's noch nicht?

Nun, ich habe mich in dem Jahre auf gar mancherlei Dinge besonnen in Scherz und Kurzweil und im Ernste, zur Lehre und Erbauung, und es wird gehen! —

Endlich, als ich erwog, daß es ja so gar nicht ausgemacht sei, daß die Spinnstube Euch willkommen wäre und gefiele, zumal sie theurer wurde, als ich gedacht und gewünscht, und die Bilder nicht sonderlich ausfielen — da lag mir jenes Versprechen noch schwerer auf der Seele. Aber da hatte ich mich denn doch angenehm verrechnet. Ihr habt sie mit Freuden aufgenommen, die anspruchlose Spinnstube; Ihr habt meine Erzählungen gerne gelesen; meine Sprüchlein als altes Gold anerkannt; die Räthselnüsse mit Freuden geknackt, — und Viele fragen mich jetzt: Kommt sie bald wieder? — Da setz' ich mich denn fröhlich an meinen Schreibtisch, um mit Euch zu plaudern,

und der Gevatter mag's Euch wieder vorlesen, wie Anno 1846 auch.

Ob aber auch mein Wunsch erfüllt wurde und ihr Euch eine heilsame Lehre und Ermahnung ins Herz hinein gelesen? — das weiß ich nicht: das muß ich Dem überlassen, Der zu jeglicher Saat Sonnenschein und Regen, und in Summa seinen Segen geben muß, wenn sie keimen, wachsen und Frucht tragen soll, und es ist und war mein betender Wunsch für die Spinnstube von Anno 1846 und für die jetzige, die Euch Anno 1847 Altes und Neues bringen soll zu Nutz und Kurzweil, daß es geschehen möge.

Aber auch schönere Bilder soll sie Euch bringen, die neue Spinnstube, und was die Hauptsache ist, wohlfeiler soll sie werden. Das, denk' ich, hört Ihr gerne? Doch noch Eins bin ich Euch schuldig, die Auflösung der Räthsel, — nicht darum etwa, weil Ihr sie nicht gelöst, sondern weil ich's versprochen, und weil ich Euch am besten sagen kann, daß Ihr recht gerathen; sintemal der's am Besten wissen muß, was sie bedeuten, der sie gemacht hat.

Das Erste ist der Kalender. Das hattet Ihr gleich weg, an den 365 Knechten und Soldaten, die alle Abend wegliefen und nicht wieder kamen; die alle schwarz gedruckt im Kalender stehen, mit Ausnahme der Offiziere, der Sonn- und Festtage nämlich, die roth gedruckt sind, und die Ordnung halten, und so weiter. —

Das Zweite sind die Jahreszeiten, die, je zu drei Monaten geschaaret, kommen und Gottes Gnade verkündigen, indem sie seinen Segen bringen. Das Dritte ist der Daumen, der Zeige- und Mittelfinger beim Nähen. Daß das Vierte der Absatz ist, am Schuh und Stiefel, beim Kaufmann und im Buche, und das Fünfte, die seltsamen Zwillinge nämlich, die beiden Augen, das brauch ich Euch nicht erst zu sagen. Der blaue Montag findet sich leicht heraus. Unter dem Siebenten habt Ihr Euch gewiß gleich eine Schwarzwälder Wanduhr gedacht? Ich auch!

Das Achte ist ein Brief, an dessen schwarzem Siegel, das seinen Mund schloß, Mancher sein Herzeleid

ahnete. Im Neunten erkanntet Ihr schnell den Nachtwächter, der seine Rechnerei nicht über 43 bringt. Wie so? Nun, er fängt um 10 Uhr zu blasen oder pfeifen an und treibt's bis 4 Uhr Morgens. Schreibt mal die Stundenzahlen unter einander und laßt's Euer Büblein, das in die Schule geht, addiren, so erhaltet Ihr: 43.

Das Neunte ist: Braunschweig, die bekannte Stadt. Theilt Ihr's in zwei Sylben, so heißt die erste: Braun, — und da denke ich an den Bären, der im alten Liede so heißt, und an die braune Farbe der Haare; die zweite heißet: schweig! Da habt Ihr's!

Das Letzte ist der Bart.

Ist's Euch recht, so bring' ich Euch wieder Räthsel, und mach's mit der Lösung, so Gott will und ich lebe, aufs Jahr wieder so; denn es macht keinen Spaß, wenn man die Auflösung gleich auf dem letzten Blatte lesen kann. Man will doch auch rathen!

Und so sey denn dieß Büchlein Euch wieder dargeboten, lieben Freunde, mit all' seinem wechselnden Inhalt! Mög' es Euch denn wieder die Winterabende kürzen und Euch nützlich unterhalten bei Eurem Fleiße, wenn der Gevatter Euch vorlest. Mög' es Euch lehren, in der Furcht Gottes zu leben alle Tage, bis einst der kommt, der Euch vor Gottes Gericht ruft!

Das walte Gott!

1. Vom Spinnen und vom Spinnrade.

Wenn der Gevatter die Ueberschrift lieset: „Vom Spinnen und vom Spinnrade,“ macht er das Buch vielleicht wieder zu, fährt superklug, wie er denn immer ist, über Stirn und Nase mit der Hand, und sagt: Paß't mal auf, der Spinnstubenschreiber will uns da das Spinnen lehren und wie man das Spinnrad stellen und den Rocken anlegen thät, und ich wette, der hat sein Lebtag an keinem Spinnrade gesessen, keinen Rocken angelegt und keinen fingerslangen Faden gesponnen! Ja (und dabei blickt er auf seine Nachbarin und lächelt schalkig), könnt' er uns sagen, wie man es anfinge, daß das Rad unsrer guten Anliese nicht so pfiffe und schnurrte, so ließ' ich's noch gelten!

Lieber Gumpes, sag' ich, sorg't nicht für ungelegte Eier, und macht das Buch nur wieder auf; denn das will ich bleiben lassen, daß ich von etwas rede, was ich nicht verstehe; das überlasse ich naseweisen Gelbschnäbeln. Gesetzte Leute, wie ich, die huten sich vor solchen Dingen, und Ihr habt recht, wenn Ihr sagt, ich hatte niemals einen Faden gesponnen an einem Spinnrade oder dergleichen. Was ich will, ist etwas And'res. Hört mich auch nur einmal an, dann werdet Ihr's gleich weghaben!

Habt Ihr denn nie gefragt: Seit wann können denn die Leute Flachs, Wolle und Hanf spinnen? Wer hat denn das erste Spinnrad gemacht? Oder habt Ihr geglaubt, daß die Menschen, als sie keine Röcke von Feigenblättern mehr trugen, gleich an so einem künstlichen Spinnrade gesessen, wie die Frauen und Mädchen da herum in der Spinnstube?

Aha! Jetzt schweigt Ihr! — Seht, diese Fragen will ich Euch beantworten, so gut ich kann, und so weit wir das überhaupt aus der Geschichte vergangener Zeiten wissen, und ich meine, das gehöre so recht unter Nr. 1 in meine und Eure Spinnstube.

Die heilige Schrift lehrt uns, daß Feigenblätter der erste Stoff waren zur schamhaften Bekleidung der

Menschen. Als sie aber in Folge ihrer Sünde aus dem Paradiese vertrieben worden waren; als sie den Acker bauen mußten, der Dornen und Disteln trug, und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot aßen, da mochten sie bald genug finden, wie wenig dauerhaft diese Bekleidung sei, und machten sich Kleider aus den Fellen der Thiere, die sie auf der Jagd erlegten oder aus ihren Heerden schlachteten.

Nun mußten aber bei tüchtiger Arbeit die Kleider aus Fellen mehr hinderlich als förderlich, und am Ende auch zu warm und unrein sein, da man sie nicht gut waschen konnte. So mußte man auf And'res denken. Nun hatten die Menschen ihre Lust an hellen Farben, und wann sie sich der schönen Gefieder der Vögel erfreuten, mochte in gar manchem eitelen Herzen der Wunsch wach werden, hätt'st du doch auch so ein schönes, buntes Kleid! Wer wünscht, sinnt auch drauf, sich den Wunsch zu befriedigen; aber wie das machen?

Hört einmal, was die Völker der alten und neuen Zeit, der alten und neuen Welt darüber sagen.

Die Aegypter und Griechen in der alten Zeit, und die Chinesen, die dort ganz hinten in Asien wohnen, und die Peruaner, die dort in Amerika leben (Euer Herr Lehrer zeigt's Euch auf der Landkarte, wo das ist, wenn Ihr ihn darum ersucht), die sagen alle, der Mensch habe das Spinnen und auch das Weben von einem sehr klugen Thierlein gelernt, nämlich — von der Spinne, und wenn ich das deutsche Wort: „Spinnen" ansehe, so finde ich und Ihr mit mir, daß unsre alten Vorfahren, die das Wort wählten, ganz derselben Meinung waren. Warum auch nicht? Oder ist das etwa eine Schande für den Menschen, etwas von dem lieben Vieh zu lernen, dem Gott einen so wunderbaren Trieb einpflanzte? Wollte Gott, mancher leichtfertige Fink lernte auch von der Ameise arbeiten und zu Rathe halten für die böse Zeit, und von der Biene ditto! Ist's denn nicht begreiflich, daß eine brave, fleißige Frau, wenn sie das Spinnlein seine Fäden ziehen sah, daran dachte, aus dem Baste der Bäume oder der Wolle des Schafes auch Fäden zu ziehen, und diese zu drehen mit ihren Fingern zum stärkeren Faden? Und

wenn sie sah, wie die Kreuzspinne ihr Netz wob, zum Fangen der Fliegen, und die Mauerspinne es so dicht machte, daß es ordentlich ein Steff war, mochte sie nicht dort daran gemahnt werden, ein Netz zum Fischfange aus ihren Fäden zu machen, und hier, sie enge zusammen zu weben, daß es ein Kleidungsstoff werde, leicht und dehnbar, der sich an des Körpers Form und Glieder anschmiege? Ich, meines Orts, finde das so begreiflich, wie jene Völker und unsre Verfahren es fanden. —

Waren sie nun einmal so weit, daß sie gelernt hatten, einen gleichmäßigen Faden zu machen und den durch ein stetes Aneinanderreben so lang zu machen, als sie nur wollten, und ihre Wolle oder ihr feiner Bast reichte, so war die Erfindung der uralten Spindel oder Kunkel gar nicht weit weg. Heutzutage probiren die kleinen Mädchen in den Spinnstuben das Spinnen noch an der Spindel, und Ihr kennt sie ganz wohl. Durch besondere Fügung lernte man nun auch kennen, daß die Stengel des Flachses und Hanfes, wenn sie gebrochen würden, auch Fäden gäben.

Wie alt aber schon diese Kunst des Spinnens ist, möget Ihr daraus erkennen, daß man sie der Noema, der Schwester Tubalkains, des Meisters in allerlei Erz und Eisenwerk, von der Ihr lesen erstes Buch Mosis 4, 22., seit alter Zeit zuschreibt. Sie war eine Tochter Lamech's. — Bei dem griechischen Volk erzählt ihr ältester Dichter, der Homeros heißet, daß die Mutter der Nausikaa purpurne Wolle mit der Spindel gesponnen habe. Ebenso werden uns von den Griechen zwei berühmte Frauen aus dem hohen Alterthume genannt, die Helena und Penelope, welche die Kunst des Spinnens und Webens übten. Schon im grauen Alterthume verstanden die Phönizier, die in Tyrus und Sidon wohneten, eine edle Leinwand — Byssus genannt — zu spinnen und zu weben, und färbten Wollengewebe purpurroth, womit sie Handel trieben, und ein solches Kleid war es, das Joseph, der Sohn Jacob's, trug, um das ihn die Brüder beneideten. Auch unter den israelitischen Frauen war die Kunst des Spinnens bekannt, wie die des Webens. Uebrigens müßt Ihr bei dem Weben jener alten Zeit doch ja nicht an unsern Webstuhl denken. Wie bei dem Spinnen die ein-

fache Spindel hinreichte, so bei dem Weben ein viereckter Rahmen, daran der Zettel oder die Kette festgemacht war, und der Einschlag mit dem Weberschiffchen hin und her eingeschlagen wurde.

Wir lesen zweites Buch Mosis 35, 25 und 26 von der Theilnahme der israelitischen Weiber an der Stiftshütte oder dem beweglichen Vorbilde des Tempels in Jerusalem, also: „Welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen, und brachten ihre Werke von gelber Seide, so wie von Scharlach, rosenroth und weißer Seide, und welche Weiber solche Arbeit konnten, und willig dazu waren, die wirkten Ziegenhaare."

Bei den alten Deutschen war Spinnen und Weben eine sehr ehrenvolle Kunst. Der Kaiser Karl der Große ließ seinen Töchtern das Spinnen und Weben lehren, und noch in späterer Zeit war Beides die Beschäftigung fürstlicher Frauen und selbst der Königinnen.

Immer aber war es noch die Spindel oder Kunkel, welche als Werkzeug diente, und an unser Spinnrad hatte noch Niemand gedacht.

Im Jahre 1530 erst wurde es erfunden. Damals nämlich lebte in dem braunschweigischen Dorfe Watenbüttel ein sehr gescheidter Mann, Namens Johannes Jürgens, der seines Handwerks ein Steinmetze und Bildschnitzer war, der machte seiner Hausfrau zum Erleichtern ihrer Arbeit ein Spinnrad, das er sich in seinem klugen Kopfe ausgedacht hatte, und noch heute steht an der Stelle, wo sein Haus in Watenbüttel stand, ein Wirthshaus, das seit alten Zeiten ihm zu Ehren ein Spinnrad im Schilde führt, — und so Einer von Euch mal hin kommt und Durst hat, der mag einen Schoppen gutes Bier zu Ehren des Johannes Jürgens trinken.

Die ersten Spinnräder waren allerdings einfach, und erst nach und nach hat dieser das, jener jenes daran verbessert, bis sie denn endlich so wurden, wie sie heute sind.

Nun könnt' ich gerade aufhören; aber ich möchte Euch doch noch dieß und das sagen über die mancherlei Verbesserungen unserer Tage am Spinnrade und dergleichen. Schon im Jahre 1714, oder 1724, verfertigte ein Drechsler zu Niemegk ein Rad mit zwei Spulen, wo man mit beiden

Händen zugleich, also zwei Fäden, spinnen konnte; eben ein solches Rad wieß Anno 1739 eine Jungfer Bindac zu Rennes in Frankreich der gelehrten Gesellschaft in dieser Stadt als eine merkwürdige Erfindung vor. Im Jahre 1764 verbesserte ein Pfarrer zu Riede im Hannöverischen, mit Namen Trefurt, dies zweifädige Spinnrad, und ein Drechsler Namens Fiehr in Hemmenderf im Sächsischen, verbesserte es noch wesentlicher. In der Grafschaft Hoya, im Sächsischen Erzgebirge, und in andern Gegenden legte man Spinnschulen an, die sehr nützlich wirkten. Vorzüglich blühte aber die Handspinnerei schon länger her in Schlesien und in Westphalen, wie auch auf dem Hunsrücken, überhaupt da, wo viel und guter Flachs gezogen wurde, oder auch Hanf.

Ihr habt's vielleicht schon gehört, daß der Napoleon, als er noch in Frankreich herrschte und mit seinen Franzosen unser liebes deutsches Vaterland verheerte (nun, das haben wir ihm Anno 1813, 1814 und 1815 gehörig eingedränkt!), einen ungeheuern Preis für Den aussetzte, der eine Maschine erfände, die den Flachs spinnen könne ohne die Menschenhand.

Preis die Mahlzeit' sagt der Gevatter, das lassen sie bleiben!

Item, Gevatter, da habt Ihr Euch wieder verrechnet. Sie haben doch eine Flachsspinnmaschine erfunden und sind dadurch viel arme Leute brodlos geworden: daß sich Gott erbarme! Die erste Spinnmaschine, jedoch für Wolle und Baumwolle, erfand 1774 der Engländer Richard Arkwright. Nach ihm erfand der Franzose Duchaing 1788 eine Spinnmaschine, an welcher ein Mensch mit 120 kleinen Spulen eben so viele Fäden spinnen, sie verdoppeln und aufhaspeln konnte. In demselben Jahre erfand auch ein Deutscher, der Rechnungsrath Eisenlohr in Pforzheim, eine Maschine, auf welcher auch eine Person auf 20 bis 24 Spulen Wolle spinnen konnte. Noch eine große Zahl von Spinnmaschinen ist später erfunden und vervollkommnet worden.

Mit der Flachsspinnmaschine hat's aber doch so seine Haken! Zu Napoleon's Zeiten hätte Einer damit eine Million Franken verdienen können: aber — es ging nicht. Erst später erfanden Kuhlmann im Sächsischen Erzgebirge,

der Mechaniker Humburg in Hildburghausen, und Schwewe in Herford in Westphalen, Flachsspinnmaschinen; diese wurden bis in die neueste Zeit verbessert, und nun hat man solches Maschinengarn im Handel überall feil. — Wenn nur kein Aber dabei wäre! Dies Aber hat aber meine Frau und viele Andere schon weg, und es liegt darin, daß dies Garn keinen Halt hat.

Darum, ihr lieben Spinnerinnen in der Spinnstube, nur wacker zugetrollt! Euer Faden, den ihr mit euern Fingern spinnt, bleibt Herr, und das feine Handgespinnste, wie das grobe, wird nach wie vor gesucht und bezahlt werden. Spinnt's nur recht gleich und recht fein. Und will einmal so ein Stadtkrämer Euch Maschinengarn aufplaudern für Hemden und dergleichen, worin tüchtig gearbeitet werden soll, — bedankt Euch höflich und laßt's ihm. Hausmannstuch geht über Alles!

Nun, Gevatter, seid Ihr zufrieden?

---

2. Drei Räthsel.

Das erste Räthsel.

Schau hin, schau her!
Ein Punktlein ist's auf blauem Grund,
Das thut dir Gottes Allmacht kund;
Es weiset dem Wand'rer den rechten Pfad
Zur doppelten Heimat, mit gutem Rath.

Schau her, schau hin!
Ein Punktlein ist's auf weißem Grund,
Das redet mehr, als selbst der Mund;
Das ist ein Spiegel für dich und für sich. —
Bald ist es milde, bald furchterlich.

Schau hin, schau her!
Das dunkle Punktlein auf weißem Grund
Geräth wohl in's Wasser zu böser Stund.
Ach, laß' es nicht sinken — ihm ist so bang!
Ach, eile und rett' es vom Untergang!

Schau her, schau hin!
Ein goldnes Pünktlein im grünen Grund —
Es glänzet nicht fern von der Quelle Rund.
Es lächelt so lieblich. Möcht's immer sehn!
Und muß doch so bald wieder untergehn!

Schau hin, schau her!
Dort siehst du es auf der Menschenbrust —
Der Hoheit Zeichen — des Hochmuths Lust.
Will's lieber auf blauem Grunde sehn,
Und auf weißem, oder im Grünen stehn!

Schau her, schau hin!
Wohl trüg' ich noch Manches in meinem Sinn
Vom Pünktlein, und gäb' dir's zum Rathen hin —
Doch würd' es zu schwer; drum sag' ich nichts mehr. —
Doch — hast du's errathen, so lächelt es sehr!

Das zweite Räthsel.

Zwei Worte in Einem, die sagen dir's an, —
Was Jeder leichtlich errathen kann.
Liest du es von vornen, so ist es leer, —
Und voll wird's, liest du es von hintenher.

Das dritte Räthsel.

Mit den Wolken möcht' ich fliegen
Ueber Berg' und Thäler hin,
Hätt' ich Flügel, die mich trügen —
Dorthin, wo so gern ich bin.
Leider aber muß ich weilen,
Starr und stumm, auf meiner Höh',
Muß des Sturmes Wellen theilen, —
Hab' nur Stöhnen für mein Weh.
Bin ein Vogel — und doch keiner —
Glänzend — aber hohl und leer;
Angesehen, wie nur Einer, —
Bloßgestellt, wie Keiner mehr;
Diene Allen unermüdet,

Und von Keinem erndt' ich Dank;
Tanz' ich nicht nach Jedes Pfeife, —
Ist mein Lohn nur Schimpf und Zank.
Anders wär's, wär' ich da unten,
Wo sich froh bewegt die Welt!
Hätt' Geselligkeit gefunden, —
Lieben Freunden zugesellt.
Gold'ne Fluthen ließ ich fließen
Heitern Sinnes durch die Brust.
Blitz und Donner zu bewirken,
Wäre keine kleine Lust.
Und die süße Lust des Herrschens
Wäre nimmer mir versagt,
Könnte froh mein Liedchen singen,
Wenn's zu singen mir behagt;
Könnt' in vollem Prunk stolzieren;
Frau'n und Mädchen liebten mich;
Und kein Offizier wär' stolzer
In der Uniform, als ich.
Trüge meinen gold'nen Kragen,
Stolzen Busch auf meinem Hut,
Und die Spornen stünden wahrlich
Mir am Fuß nicht minder gut.
Doch, was hilft mich all' mein Träumen? —
Niemand nimmt mein Loos mir ab,
Bis ein Blitz aus Himmelsräumen
Niederschmettert mich in's Grab.

---

3. Altes Gold.

Recht brave Leute haben mir gesagt, liebe Leser, mein altes Gold habe Anno 1846 ganz guten Klang bei Euch gehabt. Nun, ich habe dessen noch einen kleinen Vorrath; davon will ich Euch denn wieder einmal ein Quentlein bringen, vielleicht wiegt's auch schwerer. Dießmal gilt's den lieben Eheleuten. Gar oft hab' ich nämlich in meiner Heimat, am Rheine, und daherum ein Sprüchlein gehört, das wohl verdiente, weiter bekannt zu werden, besonders mein' ich, sollten's Eheleute beherzigen. Es lautet:

Sechsmal sechs ist sechs und dreißig. —
Wenn der Mann ist noch so fleißig
Und die Frau ist luderlich. —
Geht doch Alles hinter sich.

Ja wohl! hör' ich meinen Gumpeer sagen, da hat Er mal wieder recht. So gewiß sechsmal sechs sechs und dreißig ist, hat's auch mit dem Andern seine Richtigkeit!

Was hilft's, wenn der arme Mann sich plagt jahraus, jahrein, etwas zu verdienen, daß sein Hauswesen kein Unwesen werde, wenn daheim die blaue Säule des Kaffeerauchs den ganzen Tag aus dem Schornsteine aufsteigt, oder wenn die Frau lieber alle Tage, als nur Sonntags, sich putzt: oder wenn sie ein Sonntagskind ist, das heißt, lieber alle Tage Sonntag hat in Bezug auf die Arbeit, als nur einmal in der Woche; oder endlich ihrem Mäulchen keine Stiefmutter ist? Das führt zum Krebsgang, so gewiß, als sechsmal sechs sechs und dreißig ist. Es gibt auch noch andere Fälle für obiges Rechnenexempel, und dazu zähle ich die verkehrten Haushaltungen. Ach, du lieber Gott, was gibt's da Viele, die meinen, wenn das Ey nicht einen Kreuzer gilt, esse man's rechter selbst, oder denken, wie Jene, die einen Walchen (= Hahn nämlich!) mästeten und schickten ihn in die Stadt zum Verkauf für sechs Gulden; bekamen aber nur vier geboten, und sagten nun: Ei, das ist er uns selber werth: setzten sich dran und aßen ihn, als er gebraten war. Ach, was kann eine brave Hausfrau zu Rathe halten, wenn sie zu hausen versteht, zu sparen weiß, ihrem Mäulchen nicht unterthan ist, ihren Spiegel nicht zu tief hängt und nicht das Singen des Kaffeekessels zu gerne hört! Wehe aber, wenn's geht, wie bei Jenem, der heim kam und seine Frau und die Frau Gevatterin etwas benebelt fand, und fragte: was gibt's da? Und die Frau antwortete: Ach, lieber Mann, die Frau Gevatterin und ich hatten, als wir Kaffe getrunken, Lust nach einem Häring. Da ließ ich einen holen und ein halb Schöpplein Wein dazu, weil er Durst macht.

Der Mann sah auf den Tisch, wo drei Häringsschwänze lagen, seufzte tief und sagte: Das begreif' Einer! Ein Häring und drei Schwänze, zwei trunk'ne Weiber und ein halb Schöpplein Wein! Frau, ich hab' gestern den Geldschlüssel verlegt; hast du ihn nicht?

Da ſteht's aber traurig, wo der Mann den Schlüſſel alleine haben muß. Er wird doch betrogen; hinter ſeinem Rücken tragen die Kugelweiber das Beſte aus dem Hauſe, und er findet, was auf dem Schaumlöffel liegen bleibt! Aber obiges Sprüchlein läßt noch eine Veränderung zu, die nämlich, daß man das Wörtlein „Mann" in der zweiten Zeile mit dem „Frau" vertauſcht und umgekehrt in der dritten.

O, wie viele Thränen weint die arme Hausfrau daheim, wenn ſie mit ihren Kindlein Kartoffeln ohne Salz ißt, und der Mann ſitzt im Wirthshaus beim Schoppen und ruft: Trumpf aus! Da geht der ganze Wochenverdienſt an Einem Abend drauf und das Hungerleiden dauert ſechs Tage! Und kommt er, vom Wein erhitzt und vom Verluſt ärgerlich, heim, gibt's noch Hader, wenn das arme Weib nicht zu ihrem Jammer noch ſchweigen kann und freundlich gegen den Bruder Liederlich iſt. Ja, ja, denkt doch Beide an das

Rechnenerempelchen mit dem Sechs und dreißig und was dran hängt. Wißt Ihr denn nicht, fragt da mein Gevatter, der gerne seinen Witz an den Mann bringt, warum die Wirthshäuser Schilder haben? — Dazu, sagt er, daß ein ehrlicher Mann gewarnt wird, hinein zu gehen! Da habt Ihr aber recht, Gumpeer, und ich setze einen drauf, nicht besser und nicht schlechter, aber auch wahr: Wißt Ihr auch, warum der Montag nach einem verschwärmten Sonntag „blauer Montag" heißt? Darum, sag' ich, weil er immer blaue Mäbler zurücklaßt, — freilich nicht immer auf der Haut, aber immer im — Gewissen.

Noch Eins zu guter Letzt! Das Sprüchlein hat noch eine andere Bedeutung, die ist noch schwerer und gilt für Mann und Frau. Ich will's mit den Worten des trefflichen würtembergischen Pfarrers Flattich sagen:

„Wenn ich so auf die Leute gemerkt," sagt er, „welche so viel Sorgen hatten wegen des Hausens, daß sie nur nicht verderben, so hab' ich gefunden, daß nicht leicht Einer verdirbt, wenn der Mann treu ist und auch das Weib. Hingegen kann Einer ein großes Vermögen haben, und es ist entweder der Mann dem Weibe, oder das Weib dem Manne untreu, so nutzt ihnen ihr ganzer Reichthum nichts; denn da hört der Segen auf, wo es bei der Treue nicht richtig ist, weil Gott den Ehestand eingesetzt hat und ihn segnete. Wenn Jemand in Verfall seines Vermögens geräth, so kann man oft allerlei Ursachen anführen. z. B. er sei kein rechter Haushalter gewesen, habe seine Sachen nicht recht zu Rath gehalten, oder And're haben ihn darum gebracht u. s. w. Ich halte mich aber nicht mit dergleichen Ursachen auf, sondern frage gleich nach der Treue; denn das ist meist der Hauptgrund, wenn Einer verdirbt." Das steht in einem guten Büchlein, das ich euch Allen empfehle, das heißt: „Christlicher Hausspiegel, oder Unterricht über Ehe- und Hausstand." Frankfurt am Main, bei Heinrich Zimmer, 1845. — Hat der Mann Unrecht?

4. Wittington, Wittington, dreimal Bürgermeister von London!

Eine alte Geschichte, neu erzählt.

Die Geschichte, welche ich Euch, liebe Leser, eben erzählen will, ist keine von denen, die geschehen sind, wo der Bach gebrannt hat und ist mit Stroh gelöscht worden, wie man spottweise bei mir zu Hause zu sagen pflegt, wenn Einem Jemand etwas aufhängt, sondern es ist eine wahre Geschichte, die sich in London, der Hauptstadt von England, etwa vor dreihundert Jahren, und nicht einmal so lange, zugetragen hat. Das Sprüchlein, welches ich über diese Geschichte setzte, hat das Andenken daran erhalten, und wenn einer von Euch einmal nach London käme und es aussprächе, der würde gleich von den Engländern gefragt werden: Wie? weißt du auch die Geschichte von Richard Wittington? Meine Mutter selig hat sie mir vielmals erzählt, und sie steht noch vor meiner Seele, als wär's gestern gewesen, daß ich sie aus dem lieben Munde hörte — und doch — erinnern mich meine ergrauenden Haare daran, daß das schon gar lange her ist. —

Wie gesagt, in London kann man das Sprüchlein der Ueberschrift hören, so oft man will, und man wendet's allemal an, wenn ein blutarmer Mensch durch Fleiß, Treue und Gottes-Segen sich emporarbeitet. Der Bürgermeister von London, sie nennen ihn „Mayor," ist aber auch etwas Rechtes; denn das London ist ein Städtchen, das anderthalb Meilen lang und fast eine Meile breit ist; das achttausend, einhundert und ein und neunzig Straßen, hundert freie Plätze von großer Ausdehnung, zweimal hundert und fünfzigtausend Häuser und zwei Millionen Einwohner hat. Da heißt's etwas, Bürgermeister sein! Wer sich da zurecht finden will, wenn er sich irre gegangen hat, der lernt suchen! —

In solch einer ungeheuern Stadt wohnt denn auch neben dem Glücke viel Menschenelend; neben dem Ueberflusse viel Mangel; neben dem Reichthume viele Armuth,

und es geht da, wie überall, der Zehnte weiß nicht, wie der Eilfte lebt.

Dazumal, vor etwa dreihundert Jahren nämlich, ſtanden am Strande, einer der herrlichſten und größten Straßen der Stadt, noch nicht lauter Paläſte, wo der Reichthum auf ſeinen Lorbeern (oder auch nicht) ausruht wie heutzutage, ſondern man ſah noch gar viele Hütten dort ſtehen, wo arme Schiffer oder Matroſen wohnten, zum Theil in der Miethe.

In ſolch eine Hütte mögt ihr mir im Geiſte folgen. Kleine Fenſter mit blinden Scheiben laſſen nicht viel Licht in das kleine Stübchen, deſſen Wände vom Steinkohlenrauche recht dunkel gefärbt ſind. Ein alter Tiſch, zwei Stühle und ein Bett füllen das Stübchen ſchier aus. In dem Stübchen aber iſt's reinlich und ſauber. Kein Stäubchen iſt auf dem alten und dürftigen Geräthe zu ſehen. Das Strohbette iſt mit einem weißen Leintuche überdeckt; aber in ihm liegt eine Kranke. Der Ausdruck des Geſichtes, das ſchon faſt gebrochene Auge, ſagt es, daß ihre Minuten gezählt ſind. Neben dem Bette ſitzt ein neunjähriger Knabe, der die Hände gefaltet hat. Die Lippen bewegen ſich leiſe, und die Augen, aus denen eine Thräne die andere jagt, ſind nach oben gerichtet, wo das betende Herz den rechten Helfer ſucht und findet.

Jetzt richtet ſich die Kranke ein wenig auf. Sie ſucht ihr Kind, und als ſie es gefunden, legt ſie die Hand auf den lockigen Kopf des Knaben. Er ſinkt auf ſeine Kniee. Die Hand der Mutter ruht lange auf ſeinem Haupte. Sie betet und ſegnet ihr Kind! Dann ſagt ſie: Richard, mein liebes Kind — hab' Gott vor Augen und im Herzen — und — deiner Mutter Segen — bringt dir Gottes Segen! Darauf ſinkt ſie zurück und in einem tiefen Seufzer haucht ſie ihre Seele aus —

Der Knabe ahnet's nicht. Lange kniet er betend vor dem Bette, bis die Hand auf ſeinem Haupte ſo gar ſchwer wird. — Er will ſie leiſe weglegen, — da fühlt er, daß ſie ſtarr und kalt iſt. Er ſpringt mit Entſetzen auf. Er ſieht das gebrochene Auge — und die ſchreckliche Gewißheit drängt ſich ſeiner Seele auf, daß die Mutter todt iſt.

Ein gellender, fürchterlicher Schrei drängt ſich aus ſeiner belaſteten Bruſt hervor, — und er ringt troſtlos die

Hände. Den Schrei hat eine arme Frau gehört, die in demſelben Häuschen in der Miethe wohnt, wie Richard's Mutter auch. Sie eilt herein, drückt der Verſtorbenen die Augen zu, und zieht den jammernden Knaben in ihr Stübchen, wo ihre ſieben Kinder ihn mitleidsvoll betrachten.

O, die Armuth hat treuere Freunde, als der Reichthum! Die Nachbarin hatte Richard's leidende Mutter treu gepflegt und jetzt nahm ſie, die ſelber darbte, die elternloſe Waiſe mitleidsvoll in ihren Familienkreis auf. —

Du lieber Gott, eine Waiſe iſt ein armes Kind, und wenn's noch ſo reich iſt; denn die Elternliebe fehlt, und die kann man nicht kaufen und wenn man Millionen dafür geben wollte. Waiſenkinder ſind überall arme Kinder; aber wenn ſie Niemanden haben, der ſich ihrer annimmt und annehmen kann, und dazu noch bittere Armuth kommt, dann ſteht's vollends ſehr ſchlimm um ſie, beſonders in einer ſo großen Stadt.

Seht, lieben Freunde, in Eurer kleinen Stadt oder in Eurem Dorfe nimmt Jedermann an dem Geſchicke ſolcher Kinder Antheil; denn Jedermann kennt ſie und ihre Lage, — aber in ſo einer Stadt, wie London — du lieber Gott! — da fragt Keins nach dem Andern; da kennen ſich die Genoſſen eines und deſſelben Hauſes oft nicht einmal!

Es war daher eine recht wohlthätige Schickung Gottes, daß die arme Nachbarin Richard's Mutter kannte und an dem unglücklichen Knaben warmen, chriſtlichen Antheil nahm, und auch, ſo viel ſie konnte, Handreichung that.

Auf die Koſten der Beſtattung der Wittwe Wittington ging Richard's ganze Habe, und als er mit blutendem Herzen und rollenden Thränen von dem Gottesacker wieder in das Stübchen der Nachbarin trat, war er wie das Vögelein unter dem Himmel, — er wußte nicht, was er am andern Tage eſſen ſollte, noch wo er ſein Haupt hinlegen könne. Für heute nahrte ihn ein Stücklein Brods und ein Trunk Waſſers, womit auch ſeine Freunde zufrieden waren, und er ſchlief auf dem Strohe mit ihnen — oder vielmehr er ſchlief nicht, denn ſeine Thränen rannen leiſe die ganze Nacht hindurch und erſt gegen Morgen ſchlief er ein.

Morgens ſagte die Nachbarin mit ſchwerem Herzen: „Lieber Richard, was denkſt du denn anzufangen? Du

weißt, mein Mann ist draußen auf der See und ich muß zusehen, wie ich es anfange, daß ich und meine sieben armen Würmchen nicht Hungers sterben. Dich ernähren kann ich nicht; aber eine Schlafstätte sollst du immer hier finden und Rath und Trost, so viel du bedarfst."

Der Knabe zerdrückte eine Thräne mit dem Finger und sagte kleinlaut: „Ach, das weiß ich wohl, und ich danke Euch für die Schlafstelle und will sie wohl benutzen; aber, was ich anfangen soll, weiß ich nicht."

Die gutmüthige Frau sah ihn mitleidsvoll an. „Sieh mal zu," sagte sie, „du bist ein starker Bube, vielleicht können sie dich in einer Fabrik brauchen."

„Muß man da nicht betteln?" fragte der arme Waise, denn er wußte nicht, was eine Fabrik war, und hatte vor dem Betteln einen tiefen, gründlichen Abscheu.

„Gott behüte," sagte die Frau; „man arbeitet und kriegt an jedem Abend einen ehrlichen Taglohn, wenn man treu gearbeitet hat."

Das war eine recht frohe Botschaft für Richard. Ungesäumt machte er sich auf den Weg, Fabriken aufzusuchen.

Richard war, wie gesagt, neun Jahr alt; aber er war nicht klein und nicht schwächlich für sein Alter, obwohl sein Angesicht bleich und sein Auge matt war. Ach, er hatte Bettelbrod gegessen, und das schmeckt bitter. Sein Vater, auch ein Matrose, war schon vor fünf Jahren in der Themse ertrunken. Die Wittwe ernährte sich mit Waschen und Nähen für Matrosen; aber, als sie erkrankte, hörte der Verdienst auf und Richard mußte betteln für seine arme Mutter und sich. Das war schwer für ihn; denn gar oft wurde er mit harten Worten abgewiesen, und diese drangen ihm tief in die Seele. Mit neuem Muthe trat er auf die Straße; denn er war noch einmal in die leere Wohnstube getreten, hatte dort, wo der guten Mutter Bett gestanden, sich niedergeworfen und aus dem Grunde seiner Seele gebetet, um Beistand und Hülfe von Oben, wo Der wohnt, der ein Vater ist über Alles, was da Kind heißet auf Erden.

Es war eben ein gar herrlicher Junitag, und die Sonne strahlte hell und warm vom blauen Himmel auf die Erde. In den Straßen drängten sich die eilfertigen,

thätigen Menschen. Keiner beachtete den stillen Knaben in seinem ärmlichen, aber reinlichen und geflickten Kleide. Er wagte es lange Zeit nicht, Jemand anzureden und nach einer Fabrik zu fragen, und sah nach den Schildern an den Häusern. Endlich mußte er sich bequemen und that eine schüchterne Frage an einen armen Mann, der an einer Ecke saß und die Vorübergehenden um ein Almosen ansprach.

Der wies ihm eine Fabrik und rasch lief er darauf zu, zog die Klingel und brachte bei dem öffnenden Diener seine Bitte an. Dieser sah ihn an, lachte ihm ins Gesicht und sagte höhnisch: „dich kleinen Knirps können wir nicht brauchen.“ Darauf schlug er ihm die Thüre vor der Nase zu und ließ ihn stehen.

Richard stand eine Weile rathlos und trostlos auf der Schwelle des Hauses. Es drängte ein Seufzer den andern, und er meinte, es sei eine Zentnerlast auf seine Seele gefallen.

Plötzlich fiel sein Blick auf den bettelnden Greis, der ihm mit der Hand winkte.

Die Theilnahme des armen Mannes that dem hülflosen Knaben wohl. Er ging langsam zu ihm hin.

„Ist's nichts da?“ fragte der Greis.

Richard erzählte ihm, was ihm begegnet war.

„Sei nicht muthlos, Kind,“ sagte der Arme. „Hier in London sind viel Hunderte solcher Fabriken. Er bezeichnete ihm nun deren eine ansehnliche Zahl, und voll Dankes für den Greis, ging er weiter auf dem unsichern Wege, Brod zu suchen; aber es schien, als sei dieser Tag ein Unglückstag für ihn. Nirgends fand er Unterkunft. Bald sagten sie ihm, sie könnten keine Kinder brauchen; bald, sie hätten Arbeiter genug; bald, er sei noch viel zu jung und zu schwach für ihre Arbeit. Er hätte hungrig müssen an den Strand zurückkehren zu seinen treuen Freunden, wenn nicht ein barmherziger Fabrikherr, der ihn freilich nicht brauchen konnte, ihm ein Stück Geldes gegeben hätte. Dafür kaufte er sich Nahrung und hielt noch übrig seine geringen Bedürfnisse morgen zu befriedigen. Dennoch ging er schweren Herzens dem Häuslein zu, in dem seine liebe Mutter gestorben, und das ganze Gewicht seines Schicksals, die Last des Gedankens, daß er doch so ganz allein sei auf Erden, drückte ihn fast zu Boden.

Freundlich nahmen ihn die sieben Kinder und ihre arme Mutter auf. Er mußte ihnen die Ereignisse des Tages erzählen, und die gute Nachbarin theilte auch ihm die Freude mit, daß sie Nachrichten von ihrem Manne erhalten und er ihr auch Geld geschickt habe.

Früh am andern Morgen trat Richard seine Wanderung wieder an. Diesesmal führte ihn sein Weg in die Nähe des berühmten Hyde-Parks, eines großen Lustorts der Londoner, wo herrlicher Baumschatten jeden Ruhesuchenden erquickt. Es war noch frühe. Die reichen Leute in der großen Stadt, die aus der Nacht Tag machen, in der Art nämlich, daß sie bis an den Morgen auf bleiben, und sich erlustigen, schliefen noch alle, obwohl es schon bald zehn Uhr war, und die Sonne schon recht heiß brannte, als er in der Nähe des luftigen Baumschattens ankam. Ein doppeltes Bedürfniß lockte ihn in das tiefe Dunkel des Gebüsches, das der Ruhe und des Gebets.

Richard war gewöhnt, keinen Abend sich niederzulegen, keinen Morgen aufzustehen, ohne Gebet zu Gott dem Herrn; und heute hatten die fröhlichen Kinder der armen Frau einmal die frohe Aussicht, sich weidlich satt essen zu können, gehabt; da waren sie so frühe fröhlich und munter, und so ausgelassen in ihrer Lust, daß Richard, der recht müde von seinem Wandern gewesen war, frühe geweckt wurde, und nicht mehr zu der Ruhe des Gebetes kam. Er ging daher von dem betretenen Wege in das Gebüsch hinein, und an einer Stelle, wo sein scharfes Lauschen keinen Ton entdecken konnte, der die Nähe irgend eines lebenden Wesens hätte mögen verrathen, warf er sich nieder und betete und schüttete sein Herz aus vor dem Herrn. Zuerst betete er leise; als aber mehr und mehr seine Seele auf der Himmelsleiter des Gebetes emporstieg, wurde sein Gebet unbewußt laut und lauter. So flehte er um Hülfe, um Beistand, und bat den Herrn, er möge ihm doch Arbeit senden, daß er nicht betteln müsse; und nun wollte er sich in das Gras niederlegen, um zu schlafen, weil er eben nicht ausgeschlafen hatte, und bald schlossen sich die müden Augen und die Vergessenheit seines Jammers wurde ihm zu Theil, und der Traum führte das arme Kindesherz wieder zu der Zeit zurück, wo die liebende Mutter noch lebte und mit größter

Zärtlichkeit für es sorgte. Der arme Knabe ahnete nicht, daß die Hülfe des Herrn, die Frucht des frommen Muttersegens ihm so nahe war. Wie der Herr einst aussandte seine Engel, seine Befehle sichtbarlich bei den Menschenkindern auszurichten: so sendet Er heutzutage gute Menschen aus zu seinem Dienste, und wohl dem, der es fühlet, er sei ausgesandt, zu thun, was Gottes Liebe will — und auch dem, dem ein so von Gott gesandter Helfer nahet in schwerer Stunde!

Hört nur, wie freundlich der Herr dem Waisen war!

Damals lebte in der City, das heißt, in der Altstadt von London, ein reicher Kaufmann, der ein Schiff auf dem Meere gehen hatte, das ihm die Schätze der fremden Länder brachte, und war ein gar wunderlicher Heiliger der, wie man bei uns sagt. Wer ihn so sah in seinem schlichten Anzug, der meinte, es sei ein ehrlicher Gevatter Schneider oder Schuster, aber nimmer, daß er ein so reicher Mann sei. Sein Ansehen war unfreundlich; und wer ihn in seinem kurz abgebrochenen Reden hörte, wie er so brummig schien, — der würde gedacht haben, daß der auch nur lachen könne, wenn ein Anderer den Hals breche; aber dem war nicht so. Unter der scheinbar rauhen Schale steckte ein herrlicher Kern, ein frommes, treues, liebevolles Herz, das für wahre Armuth stets eine volle Hand zum Geben hatte, allein unnachsichtlich strenge gegen solche war, die aus Faulheit bettelten.

Herr Wood war, wie gesagt, einer der reichsten Kaufleute der Stadt London; denn sein Seehandel und seine Fabrik blühte, und Alles, was er unternahm, glückte. In seinem Hause ging Alles so stille her, als sei kein Mensch darin, und doch wimmelte es von Menschen; man hörte kein hartes Wort, außer von Herrn Wood, wenn er faule Leute zankte; man vernahm keinen Fluch von den vielen Arbeitern; aber ich hätt's auch Keinem rathen mögen, so gottesvergessen zu sein, und zu fluchen! Auf der Stelle würde er ihn fortgejagt haben. Morgens betete Herr Wood vor der Arbeit mit allen seinen Arbeitern den Morgensegen und am Feierabend das Abendgebet. Dafür gingen aber auch seine Arbeiter alle an den Wirthshäusern *vorbei* nach ihren Wohnungen und schliefen noch einmal so gut,

weil sie wußten, daß Gottes Engel über ihrem Bette unsichtbar Wache hielten. Das ist ein Segen! Am Sonntage durfte bei ihm Niemand arbeiten; aber er zahlte doch den Arbeitern den Lohn: denn er sagte: Ihr wollt ja doch am Sonntage auch mit euern Kindern essen! Daß er dafür Leute hatte, die für ihn durchs Feuer gegangen wären; daß sie mit unwandelbarer Treue auf seinen Vortheil bedacht waren, das brauch' ich nicht erst zu sagen; denn Jeder kann das aus seinem kleinen Finger saugen. Seine Frau war frühe gestorben, und obwohl er noch ein junger Mann war, so sagte er doch: Meine kleine, liebe Jenny, so hieß seine Tochter, die auch sein einziges Kind war, soll keine Stiefmutter haben; denn eine rechte kann sie doch nicht wieder bekommen.

Dieser Herr Wood pflegte alltäglich, wenn er durch seine Fabrik gegangen war und mit seinen Arbeitern freundlich und ernst geplaudert hatte, einen Spaziergang nach dem Hyde-Park zu machen, welcher nicht sehr weit von seinen Fabrikgebäuden entfernt lag.

Auch heute war er, seiner alten Gewohnheit treu, in den Park (so nennt man eine künstliche Waldanlage) gegangen und hatte sich, da es sehr warm war, eine der dunkelsten Schattenstellen gesucht, um dort auszuruhen, und über seine Angelegenheiten nachzudenken, den Segen Gottes zu preisen und den Entschluß in sich zu erneuern, Gutes zu thun und nicht müde zu werden.

Dieser Mann nach dem Herzen Gottes war auch diesen Morgen stille auf einer Bank im dichten Schatten der Bäume und Gebüsche in seinen stillen Betrachtungen versunken, als der kleine Richard Wittington ganz nahe bei ihm betete und dann in den tiefen Schlaf der Gesundheit und des guten Gewissens sank.

Wer sich nun von Euch diesen Mann denkt, wie er da in der Nähe des armen Knaben sitzt und jedes seiner Worte, jeden seiner Seufzer hört, der denkt gewiß in der Stille seines Herzens: der ist auch nicht von Ungefähr so hierher gekommen, sondern Der, Der die Haare unseres Hauptes gezählt und die Geschicke der Menschen lenkt, hat ihn hergeführt. Und wer so denkt, ist just ganz meiner Meinung!

Als Herr Wood es so im Laube rispeln hörte, dachte er: Vielleicht hat wieder einmal das Laster hier sich eine heimliche Stätte gesucht, weil es das Licht scheuen muß; aber, als er des Kindes Gebet hörte, da pochte ihm das Herz, und er dankte Gott, der ihm wieder einmal eine Gelegenheit gegeben hatte, Gutes zu thun.

Er wartete noch etwas, aber als er um die Hecke bog und den Knaben so fest und gut schlafen sah, konnte er's nicht über sich gewinnen, den armen Schläfer zu wecken. Er setzte sich wieder ruhig auf seine Bank und sann nach, was er mit dem Knaben machen wolle.

Eine gute Stunde war vorüber, da stand endlich Herr Wood auf, machte ein Gesicht, wie der weltbekannte Pfalzvergifter, und trat zu Richard, und rüttelte ihn.

Der Knabe fuhr erschrocken auf und starrte den unfreundlichen Mann an, der im aschgrauen Rocke, alten Hute und mit dem langen spanischen Rohre in der Hand vor ihm stand.

„Pfui der Schande," bob Herr Wood mürrisch und sauertöpfig an, „du schläfst hier in den besten Tagesstunden, und Hunderte braver Kinder deines Alters arbeiten für ihr täglich Brod, oder sitzen in der Schule und lernen fleißig. Schämst du dich nicht?"

Dem armen Richard, der heftig erschrocken war, traten Thränen in die Augen. Er sah mit treuherzigem Wesen den zürnenden Mann an, zerdrückte seine alte Mütze und sagte: „Ach, Herr, ich bin gestern in vielen Fabriken gewesen und habe Arbeit begehrt, aber sie haben mich abgewiesen. Vor Weinen habe ich nicht geschlafen, und als ich hierher kam, übermannte mich die Ermüdung von gestern her."

„Du wolltest arbeiten!" fuhr in gleichem Tone Herr Wood fort, „was verstehst du denn?"

Eine Gluth der Scham stieg in Richard's Antlitz. Was konnte er dem strengen Frager antworten, als — „ich verstehe noch nichts"

Der Alte weidete sich an dem Anblicke; denn er sah, wie die Scham mit der Gyrlichkeit rang in des Kindes Seele.

„Ich weiß wohl," sagte Richard stotternd, „daß ich noch nichts verstehe und kann; aber ich wollt's ja lernen, und Lohn verlangte ich ja nicht — nur Brod und einen Winkel zum Schlafen. Ach, Herr, hungern thut so

weh! Habt Ihr's auch schon versucht?" — Herr Wood lächelte.

„Du kannst doch lesen, rechnen und schreiben?" fragte Herr Wood weiter; aber seine Stimme wurde weicher, sein Gesicht freundlicher.

Noch größere Schamröthe bedeckte Richard's Gesicht. Mit tiefem Schmerze sagte er endlich: „Leider muß ich fast mit Nein antworten!"

„Und bist so groß und alt schon!" rief Herr Wood aus.

„Ach, lieber Herr," sagte der Knabe, „was mich meine Mutter lehren konnte, das weiß ich, mehr nicht. Meine liebe, gute Mutter hätte mich gerne in die Kirchspielsschule geschickt, aber sie konnte das Schulgeld nicht aufbringen."

„So?" dehnte Herr Wood. „Wer war denn deine Mutter?"

„Ach, eine fromme, treue, gute Mutter war sie, und Wittwe dazu, seit mein armer Vater in der Themse ertrank. Sie wusch und flickte für die Seeleute, und ernährte sich ehrlich; aber durch das Wasser zog sie sich eine Krankheit zu und starb."

Bei diesen Worten brach das verhaltene Weinen hervor mit seiner ganzen Macht und Gewalt.

Herr Wood wurde überwältigt von seinem Herzen. Der rauhe Ton, den er prüfend angenommen, verwandelte sich in einen recht liebreichen. Er faßte des Knaben Hand und sagte: „Sei ruhig, mein Kind! Gott, zu dem du gebetet hast, hat dir Hülfe gesendet durch mich. Wenn du treu, fleißig und ehrlich bist, so soll's dir nicht mangeln an Brod, an Arbeit, aber auch nicht an guter Lehre. Komm' mit mir!"

Richard wischte seine Thränen aus den Augen und sah verwundert den Mann an, der erst so rauh und hart, und jetzt so mildreich und freundlich war.

Herr Wood lächelte ihm freundlich zu und sagte: „Willst du, so schlage ein, und unser Handel ist fertig. Ich habe dich nur einmal prüfen wollen, darum redete ich dich hart an. Sieh', unser Einer wird von bösen Buben und Galgenstricken, wie sie hundertweise auf den Gassen von London umherlaufen, gar oft betrogen, und da will man keine Katze im Sacke kaufen."

Richard schlug getrost ein und sagte: „Ich will Alles thun, was ich kann, und will durch Fleiß, Treue, Ehrlichkeit und Dankbarkeit gewiß zu vergelten suchen, was Ihr Gutes an mir armen Waisenkinde thut.“

Darauf folgte er Herrn Wood, und unterwegs setzte derselbe seine Unterredung mit Richard fort und freute sich sehr, daß er ein so offenes und treues Herz hatte. Alle seine Antworten bewiesen aber auch dem welterfahrenen Manne, daß der Knabe bei dem offenen, guten Herzen auch einen offenen Kopf, das heißt, klaren Verstand und Urtheilskraft habe, und als sie endlich sein Wohnhaus in der Altstadt erreichten, war sein Plan für Richard gefaßt.

Kaum in das Haus eingetreten, rief Herr Wood seinem alten, treuen Leibdiener Clifford, und befahl ihm, den Knaben reinigen und neu kleiden zu lassen.

Das Anschaffen von Kleidungsstücken macht in London nicht halb so viel Arbeit, als hier zu Lande, wo man sich das Zeug kaufen muß, und Gott danken kann, wenn man nicht noch dazu betrogen wird; wo man sich's dann beim Schneider anmessen läßt und warten muß, bis das „Morgen“ kommt, wo er's versprochen hat, und froh sein kann, wenn er's dann endlich nicht verpfuscht hat, und es eher dem Großvater paßt, als uns. Da sind ganz vortreffliche Kleiderläden, wo man Alles vom Hemde bis zum Hute fix und fertig bekommen kann, nämlich für gutes Geld. Da geht man denn hinein, wählt, probirt an, accordirt, — bezahlt, und geht ganz anders hinaus, als man herein gekommen, nämlich etwas leichter im Geldbeutel und stattlich gekleidet. So machte es denn auch der alte Clifford mit Richard, und nach einer halben Stunde trat der Knabe in Herrn Wood's Gemach, um sich zu bedanken, und Herr Wood kannte ihn kaum wieder, so ganz anders sah er nun aus gegen seinen frühern Zustand.

„So ist's recht,“ rief er freundlich aus, als er den schmucken Burschen sah, gab ihm gute Lehren und führte ihn dann in das Zimmer, wo die sechsjährige Jenny spielte.

Kaum sah das Kind den Knaben, als es auf ihn zulief, ihn bei der Hand nahm und alle seine Spielsachen zeigte. Das schnell gefaßte Zutrauen des Kindes zu Richard gefiel dem Vater so wohl, daß er dem Knaben aufgab,

auf Schritt und Tritt das Kind zu begleiten, daß es keinen Schaden nähme.

Mittlerweile aber ließ er geschickte Lehrer zu sich rufen, welche Richard Unterricht geben sollten. Dieß geschah, und Wood sah, wie kein Körnlein seiner gottgefälligen Saat verloren ging. Richard's Fleiß überstieg Herrn Wood's Erwartung, und die Erfolge befriedigten ihn in hohem Grade. Alles, was der Knabe anfaßte, das gedieh. Seine Fortschritte wurden täglich größer und erfolgreicher, und die Lehrer wußten ihn nicht genug zu loben.

In seinen freien Stunden war er bei Jenny, oder ergriff jede schickliche Gelegenheit, Allen im Hause zu dienen und gefällig zu sein. So kam es denn, daß er nicht bloß seinen Herrn und dessen Kind zu Freunden hatte, sondern auch die zahlreiche Dienerschaft des Hauses. Das kam, wie gesagt, daher, daß er sich ein Sprüchlein ins Herz schrieb, welches einer unserer trefflichsten deutschen Dichter in seiner gar schönen Weise so ausdrückt:

„Du hast zwei Ohren und einen Mund. Willst du's beklagen?
Gar Vieles sollst du hören, und wenig drauf sagen!
Du hast zwei Augen und einen Mund. Mach' dir's zu eigen:
Gar Manches sollst du sehen — und Manches verschweigen!
Du hast zwei Hände und einen Mund. Lern' es ermessen!
Zwei sind zur Arbeit da, einer zum Essen!"

Das ist, bei meiner Treu! ein goldenes Sprüchlein und werth, daß Alt und Jung, Mann und Frau, Knecht und Magd es sich ins Gedächtniß fasse, wie es Richard Wittington that.

Die kleine Jenny hatte Richard vorzüglich lieb. Wohin sie ging, da mußte er bei ihr sein. Niemand war im Stande, sie so zufrieden zu halten, wie er, und wenn er bei ihr war, so verlangte sie nicht nach ihrem Vater, was sonst diesen gar oft in seinen Geschäften störte.

Mancher ware übermuthig und faul geworden in dem guten Leben; denn das gute Leben ist weit schwerer zu ertragen, als die Noth, und sind gar Viele, die es überhaupt gar nicht vertragen können. Das mein' ich so: in den guten Tagen liegt gar viel Verführung und Versuchung. Da wird Mancher neben den guten Weg geleitet und wird leichtsinnig, luderlich und faul. Es ist aber auch ein Prob-

stück, vor dem ich Respekt habe, wenn Einer im guten Leben bescheiden, treu und fleißig bleibt. Der Richard Wittington hielt sein Wort, das er im Hyde-Park dem Herrn Wood gegeben, und bestand die Probe meisterlich. Nach Jahresfrist war er Herrn Wood ganz unentbehrlich; die kleine Jenny hing mit ganzer Seele an ihm, und alle Leute im Hause hatten ihn herzlich lieb, und noch mehr als früher.

Seine Fortschritte im Erlernen dessen, was ein Christenmensch nöthig hat, waren außerordentlich. Er hätte können Lehrer werden — und wurde es auch so unter der Hand; denn was er erlernt hatte, das brachte er spielend der kleinen Jenny bei, und als Herr Wood zufällig einmal dahinter kam, da lächelte er so vor sich hin, und sagte zu sich selbst: „Mit dem Jungen ist ein Segen in mein Haus gekommen; denn Jenny's Eigensinn und Unart hat er besiegt, und nun unterrichtet er sie noch dazu!"

Was der Herr Wood aber da zu sich selbst gesagt hatte, das war auch eine gründliche Wahrheit. Die kleine Jenny war durch ihre Wärterin sehr verzogen worden, weil diese dem Kinde allen Willen that. Seit aber Richard um das Kind war, wußte er ihm alle diese üblen Gewohnheiten abzugewöhnen, und die Wärterin war verständig genug, einzusehen, wie vortrefflich des Knaben Weise war, um von ihm zu lernen.

Wie aber auch sein Herz gut und fromm war, mag eine Thatsache lehren, die später auf eine ganz merkwürdige Weise einen großmächtigen Einfluß auf Richard's Leben gewann.

Ihr wißt Alle aus Erfahrung, daß in Räumen und Orten, wo mancherlei Stoffe aufgehäuft sind, sich Ratten und Mäuse genug einfinden. In einem Hause, wie das des Herrn Wood, war das in noch erhöhetem Maaße der Fall; denn in seinen weiten Magazinen lagen die Erzeugnisse fremder Welttheile aufgeschichtet. Da machten denn Ratten und Mäuse oft ganz erstaunliche Verheerungen, und es wurde nothwendig, alle Mittel anzuwenden, das Ungeziefer zu vertilgen. Was man aber auch that, es schien, als helfe es gar nichts. So kam denn Herr Wood auf den Gedanken, mehrere Katzen anzuwenden, und diesen gelang es, dem Unwesen zu steuern.

Eine dieser Katzen warf eine ungewöhnlich große Anzahl Junge. Der alte Clifford brachte eines Tages Richard einen Korb mit dem Auftrage, die jammernden Thierchen in der Themse zu ertränken. Dieser Grausamkeit widerstrebte sein Herz, und schnell reifte sein Entschluß, die Thierchen zu retten. Ohne aber Clifford etwas zu sagen, ging er mit dem Korbe weg. Statt sie aber zu ertränken, ging er auf seinem Wege in die Häuser und bot seine Kätzchen zum Geschenk an, und es gelang ihm, Alle bis auf Eins unterzubringen. Und als er für das Eine keinen Herrn fand, sagte er zu sich selbst: „Geht dir's nicht mit dem Thierchen, wie es dir selber einst ging? Und hat nicht Herr Wood Barmherzigkeit an dir geübt? Solltest du sie nicht an dem armen Thierchen üben?"

Nun nahm er's und verbarg's an seiner Brust, und kehrte heim, trug's in sein Kämmerlein und zog's sorgsam auf.

Das war eine Gesinnung, wie sie gewiß Gott gefällt; denn der Herr sagt: Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Gewiß, liebe Leser, ihr fühlet es Alle, wie vortrefflich sich hier Richard's Herz erwies; aber ich möchte Euch sagen: Was hindert's, daß Eure Kinder nicht auch so denken? — ? — Meiner Treu! ein gutes Beispiel fruchtet mehr, als ein Sack voll Worte. In Asien lebt ein heidnisches Volk, die Hindu, die tödten kein Thier, weil sie sagen: Sie hätten kein Recht dazu; die aber auch keins mißhandeln. O, ihr Christen, wie beschämen Euch diese Heiden in der Schonung gegen die Kreatur! Wie oft seid Ihr hart und grausam gegen sie. Sehe nur einmal Einer die Behandlung des armen Zugviehes, wenn es angespannt ist! Wahrlich, das Herz blutet, wenn man's mit ansehen muß. Die Qual, welche Ihr der armen Kreatur anthut, schreit zum Himmel um Rache. Seid barmherzig, ihr Menschen!

Der gute Richard ernährte heimlich sein Thierchen und gewann es gar lieb. Er meinte, Niemand wisse es; aber Herr Wood war dahinter gekommen und hatte von Clifford Alles erfahren. Das hatte ihm in seinem Herzen wohlgethan, und er gewann seinen Richard noch lieber dadurch.

Richard wurde nun allmählich den gewöhnlichen Diensten

des Hauses entzogen und in der Schreibstube des Herrn Wood beschäftigt. Seine Anstelligkeit und Gelehrigkeit machten ihn da bald eben so brauchbar, wie im Hause. Seine Handschrift war ungemein sauber und schön; er rechnete mit ziemlicher Fertigkeit. So konnte ihn Herr Wood sehr gut gebrauchen und war bald im Stande, ihn zu wichtigeren Diensten zu verwenden. Ueberall erwies er sich gleich treu, und wäre er nicht noch so jung gewesen, Herr Wood hätte ihm die allerwichtigsten Aufträge ohne alle Sorge übertragen.

In Jenny's Gesellschaft war er jetzt seltener. Nur an den Sonn- und Festtagen geschah dieß, weil alsdann Herr Wood mit Jenny und Richard auf sein Landgut fuhr und im Freien mit den Kindern die nicht vom Gottesdienste in Anspruch genommenen Stunden zubrachte. Das waren Stunden des heitersten Spiels und der ungetrübtesten Jugendfreude; Stunden, auf die sie sich die ganze Woche freuten, so lange die schöne Jahreszeit währte; Stunden, welche die Herzen der Kinder in zutraulicher Liebe recht eng mit einander verbanden.

Indessen sollte das nicht mehr lange so bleiben. Sie wuchsen Beide heran; Richard ward ein bildhübscher Junge und die kleine Jenny erblühte wie eine junge Rose. Herr Wood brachte sie auf einige Jahre zu seiner entfernt wohnenden Schwester zu ihrer weiteren Ausbildung, und Richard wurde mehr und mehr in die Handelsgeschäfte hineingezogen, und leistete seinem Wohlthäter die treuesten Dienste. Sieben Jahre war er nun schon im Hause des Herrn Wood und niemals hatte der Mann Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein. Jeden Wunsch las er in seiner Seele, und ehe ihn Herr Wood ausgesprochen, eilte schon Richard, ihn zu erfüllen. Wurden auch alle Dienenden im Hause gar menschenfreundlich behandelt, so empfing doch Richard noch mehr Freundlichkeit von Herrn Wood, als alle Anderen.

Eines Tages war Richard nach vieler Arbeit erst spät zu Tische gekommen, denn er mußte noch Geschäfte abthun, welche die Abfahrt eines Kauffahrteischiffes des Herrn Wood unerläßlich forderten. Bei diesem saß noch der Buchhalter und Herr Multon, der Befehlshaber des Kauffahrtei-

schiffes und Wood's Schwager. Die Herren waren gar guter Dinge; denn der kostbare Wein, welchen der reiche Herr Wood zum Besten gab, war ganz geeignet, die Seele fröhlich zu machen. Gar manches Gläslein war schon auf die glückliche Reise des Handelsschiffes geleert worden, als Herr Wood Richard den Auftrag gab, alle seine Diener, Knechte und Mägde, herein zu rufen. Dem Buchhalter aber sagte er, er solle sein Buch herbeiholen.

Als nun Alle da waren, begann er heitern Sinnes sie anzureden: „Ihr wißt," sagte er, „daß mein Schwager eine weite Seereise antritt, und wenn uns Gott Segen gibt, mit Vortheil von seiner Reise heimkehrt. An den Handelsvortheilen sollt Ihr alle Theil nehmen, indem Ihr Eure Ersparnisse in den Handel legen könnet. Was habt Ihr Euch nun erspart?

Da begann denn der Buchhalter und nannte die Summe, die er einlegen wolle, und ein Jedes nannte den Betrag seiner Ersparnisse. Der Buchhalter schrieb Alles getreulich in sein Buch, und Jedes brachte seine Summe oder sein Summchen, je nachdem es getreulich mit dem Seinen haushgehalten hatte.

Richard stand stille in einer Ecke, und ein Seufzer drängte sich aus seiner Brust hervor. Er hätte wohl auch gerne etwas eingelegt, — aber er hatte nichts. Als Alle wieder weg waren, wandte sich Herr Wood an ihn mit den Worten: „Alle haben gespart, nur du nicht, Richard; und doch hast du auch manche Gabe von mir empfangen. Was hast du denn mit deinem Gelde gemacht?"

Er runzelte dabei wieder seine Stirne und sah ihn scharf an.

Auf Richard's Wangen stieg eine tiefe Schamröthe. „Ich habe es nicht weggeworfen, auch nicht verthan;" sagte er stotternd.

„Das steht mir zu glauben und nicht zu glauben frei!" warf ihm Herr Wood hin.

„Ach, glaubt mir doch, theurer Wohlthäter!" bat Richard. Aber Herr Wood verlangte nun immer strenger Rechenschaft, bis endlich Richard bekannte, er habe es der armen Familie gegeben, die, obwohl selbst blutarm, sich seiner erbarmt, als er nach dem Tode seiner Mutter hülflos gewesen.

„Ach, zürnet mir nicht, theurer Herr;“ schloß er seine Rede, „ich hatte kein Bedürfniß; denn Nahrung und Kleidung hatte ich ja im Ueberfluß durch Eure Güte. Sollte ich denn Geld sammeln und jene Armen darben lassen, die einst ihr hartes Brod mit mir getheilt? Wäre ich so vieler Wohlthaten würdig gewesen, wenn ich nicht freudig diese Schuld der Dankbarkeit abgetragen hätte?“

Da sprang Herr Wood auf und zog Richard an seine Brust. „Ich wußte es ja, mein guter Richard,“ rief er aus, „ich wußte es ja; denn der alte, ehrliche Clifford hier, hat mir ja Alles gesagt, aber ich wollte es nur von dir selber hören. Gott segne dich, mein Sohn! Du hast deine Sparpfennige auch in einen Handel gelegt, über den aber der Herr droben im Himmel Buch führet, und viel genauer als mein alter Buchhalter hier!“

Der Capitän Multon sah mit Rührung und Wohlwollen auf den Jüngling, der so edel dachte und handelte, und fragte dann: „Hast du denn gar nichts, mein Sohn?“ „Eins nenne ich mein,“ sagte Richard, „aber das könnet Ihr nicht brauchen, Herr Capitän.“

„Was ist's denn, lieber Richard?“ fragte er weiter. „Wer weiß, ob es nicht geeignet ist, mir viele Dienste zu thun?“

„Ach,“ sagte Richard verlegen, „es ist — eine Katze!“ „Ja, ja,“ sagte Herr Wood zu Multon, „dieser Katze hat er das Leben erhalten, weil er sie nicht tödten konnte!“

Multen sann einen Augenblick, dann sagte er: „Ich nehme deine Katze; denn durch die Waaren kommen allerdings oft Ratten und Mäuse in unsre Schiffe, und wir können diese nagenden Gäste um so weniger brauchen, als wir nicht immer Ueberfluß an Lebensmitteln haben, und sie uns außerdem an manchen Waaren sehr bedeutenden Schaden zufügen. Damit du aber von deinem Capitale Zinsen ziehen kannst, mußt du den Werth selbst bestimmen.“

„Ja,“ lächelte Richard, „Zinsen wird mein Capital wohl tragen, denn das gute Thier wird Euch auf der Reise mit Jungen beschenken. Haltet es nur gut und nehmt's in Gottes Namen mit.“ Darauf sprang er weg, holte seine Katze und übergab sie dem Bedienten des Capitäns, der sie auf seines Herrn Befehl sogleich auf das Schiff bringen mußte.

Dieser versprach nun Richard, ihm die Dienste der

Katze reichlich zu vergelten, wenn er wieder heimkehren würde. Bald darauf bekam der Capitän die Botschaft, daß günstiger Wind eingetreten sei, und, da alle Geschäfte beendet waren, schied er, um sich sogleich an Bord seines Schiffes zu begeben.

Wir wollen nun einstweilen den Capitän Multon seine weite Reise nach Indien antreten lassen, bis wir Zeit finden, uns nach ihm umzusehen.

Die Handelsgeschäfte des Herrn Wood gingen ihren ruhigen, geordneten Gang fort, wie immer, und Richard bewies die größte Thätigkeit im Geschäfte, und eine Umsicht, welche seinem Alter nicht zuzutrauen gewesen wäre.

Zwei Jahre gingen ohne wichtige Ereignisse hin. Gar oft erzählte Herr Wood in den Abendstunden, in welchen ihm Richard vorzulesen pflegte, von Jenny und ihren Tugenden, welche seine Schwester in jedem Briefe pries. Diese Nachrichten waren Freudenbotschaften für Richard; denn wachend und im Traume stand das liebliche Bild Jenny's vor seiner Seele, und seine Gedanken waren immer bei ihr, wenn nicht die heilige Berufspflicht ihn zwang, sie dem Vortheile seines Herrn zuzuwenden. Sie wiederzusehen, war sein innigster Wunsch; aber dazu war fürs Erste keine Hoffnung, da der Vater sie bis zu ihrer vollendeten Ausbildung in dem Hause seiner vortrefflichen Schwester lassen wollte, da gerade in diesen Jahren dem Mädchen die Erziehung durch eine so mütterlich für sie sorgende Frau unentbehrlich war, wenn sie einst ihrem häuslichen Berufe genügen sollte.

Als aber die zwei Jahre um waren, und auch das dritte seinem Ende zueilte, und von Capitän Multon keine Nachricht, auch er selbst nicht kam, da begann es dem Herrn Wood bange zu werden: denn in jenem Schiffe lag ein ungeheurer Werth, und, wäre es zu Grunde gegangen, so würde unstreitig die Hälfte des Vermögens des Herrn Wood verloren gewesen sein.

Kein Wunder, daß er oft lange in tiefen Gedanken da saß! Schwamm ja doch sein Gut auf dem unsichern, treulosen Meere. Konnte ja doch ein Sturm das Schiff zerschellen und in den Abgrund schleudern, und Alles, Alles war hin mit der Welle, die es bedeckte!

Herr Wood ging hundertmal an den Strand und forschte bei ankommenden Schiffen aus Indien; aber was er vernahm, war nichts weiter, als daß vor achtzehn Monaten Capitän Multon mit reicher Ladung von Calcutta abgesegelt sei, Niemand aber seitdem etwas von ihm gehört noch gesehen habe.

In wahrer Seelenangst ging endlich auch das dritte Jahr herum, und alle Nachforschungen, welche Herr Wood bis Indien anstellte, blieben erfolglos. Da war denn das Schicksal entschieden. Das Schiff war mit Allem, was es in sich schloß, zu Grunde gegangen. Herr Wood trauerte um seinen Verlust, doch mehr noch um die Menschen, die dabei ihr Leben eingebüßt hatten; aber er war Christ und trug das Schicksal geduldig. Eine nothwendige Folge war übrigens, daß Herr Wood der Dienerschaft mit ehrlichen Zinsen die Einlagen zurückzahlte, welche sie gemacht, da er die treuen Diener nicht konnte leiden lassen, obwohl er selbst keine Schuld an dem Unglücke hatte, das ihn selber viel härter traf, als sie.

Ein Mann, wie Herr Wood, dachte aber nun auch daran, durch neue Unternehmungen den erlittenen, schweren Verlust zu decken; allein er mußte die betrübende Erfahrung machen, daß sie ihm nach der Reihe unglücklich ausfielen. Das brachte neue Verluste, forderte neue, schmerzliche Opfer. Richard sah mit Betrübniß, wie die Freudigkeit seiner Seele gestört war. Seine Stirne lag fortwährend in tiefen Falten, und selten sah man ihn lächeln. Alle im Hause litten, weil sie ihn liebten und ihn leiden sahen.

Richard konnte diesen Zustand nicht ertragen. Er dachte sich, daß, wenn Jenny wiederkehren würde, ihre Freundlichkeit den Vater wohl erheitern könnte. Da war er auf dem rechten Wege, und dieser Weg stimmte, ohne daß er es wußte, mit den Herzenswünschen des Herrn Wood völlig überein; nur nahm er Anstand, Jenny ihrer Erzieherin zu nehmen, da er wußte, daß das, was sie bei ihrer vortrefflichen Tante lernte, sie einst fähig machte, eine tüchtige Hausfrau zu werden.

Richard konnte es endlich nicht mehr über sein Herz bringen, länger zu zögern. Er schrieb hinter seines Herrn Rücken an dessen Schwester; stellte das dar, was sich

ereignet hatte, und wie die Verluste eine unglückliche Stimmung des Mannes hervorriefen, dem er in Liebe so treu und innig zugethan sei. Er glaube, daß auch schon ein Besuch die wohlthätigsten Folgen haben werde. Einige Tage später, als Herr Wood eben auf sein Landgut gefahren war, kam ein Wagen angefahren. Richard eilte hinaus, um die ankommenden Gäste zu begrüßen. Sein Herz klopfte stürmisch, denn es ahnete ihm, es sei Jenny. Und wirklich war sie es.

Als er den Schlag des Reisewagens öffnete, sprang sie zuerst heraus.

Fast hätte er sie nicht mehr gekannt, so hatte sie sich verändert. Aus dem schönen Kinde war eine blühende Jungfrau geworden, geschmückt mit allen Vorzügen der Jugend und mit den viel herrlicheren der Unschuld und Reinheit der Seele, und dieß sprach sich in ihren Zügen aufs Bestimmteste aus. Wie aber Richard überrascht, erröthend und die Augen niederschlagend, in Schüchternheit vor ihr stand, so auch sie nicht minder vor ihm; denn auch Richard war ja nicht mehr der Knabe, wie sie ihn verlassen. Hoch aufgeschossen, kräftig und von der einnehmendsten Gesichtsbildung, war der Jüngling selbst unter den Jünglingen seines Alters der schönste, und die Demuth und Bescheidenheit, das sanfte, liebreiche Wesen, welches auf den ersten Blick in ihm sich erkennen ließ, gewann ihm alsobald jedes Herz. Auch Jenny erröthete und schlug das schöne Auge nieder, nachdem ein flüchtiger Blick ihr die vortheilhafte Veränderung der Jahre, die sie, von ihm getrennt, verlebt, hatte erkennen lassen. Sie sammelte sich zuerst und reichte ihm ihre Hand, die er leise berührte.

„Willkommen lieber Richard", sagte sie mit dem liebreichen Tone ihrer wohllautenden Stimme.

Er verbeugte sich tief und berührte leise ihre Hand; aber sogleich rief sie aus: „Wo ist mein guter Vater?"

Richard sprach sein Bedauern aus, daß er heute Morgen auf das Landgut gefahren sei, setzte aber hinzu: „er wolle sogleich hinausreiten und ihn holen."

„Wissen Sie was," sagte sie nach einigem Besinnen, „wir ruhen uns etwas aus und fahren dann zu ihm."

Die Tante stimmte dem bei und Jenny ließ nicht

nach mit Bitten, bis Richard sich auch der Gesellschaft anschloß. Gegen Abend fuhren sie hinaus.

Das Landgut war nicht groß und auch nicht ferne von der Stadt. Ein niedliches Landhaus stand in Mitten eines Gartens von mäßiger Größe und etwa dreißig Morgen Aecker und Wiesen lagen drum herum, alle von einer Hagedornhecke eingeschlossen, wie das von jeher in England Sitte war.

Hier fanden sie Herrn Wood in einer Laube. Er saß in tiefem Sinnen da und hörte nicht, daß sich Jemand nahte, bis Richard vor ihm stand, der ihn vorbereiten sollte. Er fuhr auf. „Was gibt's, Richard?" fragte er erschrocken.

Richard berichtete zuerst, wie es zu Hause stand. Als er aber nichts Wichtiges berichten konnte, fragte mit vorwurfsvollem Tone Herr Wood: „Warum verläßt du Alles, und kommst hierher?"

„Ich habe liebe Gäste begleitet," sagte lächelnd Richard. Der Alte sah ihn fragend an; aber in diesem Augenblicke flog auch Jenny schon an des Vaters Hals.

Das war eine große Freude nach so vielen unerfreulichen Ereignissen, als nun sein Kind und die theure Schwester vor ihm standen!

Richard zog sich zurück. Es schien ihm, als Fremden, unbescheiden, bei diesem Erguße der Herzen zu sein. Als aber die ersten Augenblicke der höchsten Lust des Wiedersehens vorüber waren, da bemerkte Herr Wood, daß er fehle. Er rief nach ihm, aber er war nicht in der Nähe.

„Ich will ihn suchen," sagte Jenny und hüpfte hinweg.

In dem Garten war eine Stelle, welche stets das Lieblingsplätzchen Jenny's gewesen war. Dort nämlich sprudelte am Fuße einer alten, weit ihre Aeste ausbreitenden Trauerweide ein schöner Quell hervor, dessen ziemlich bedeutender Abfluß einen Weiher füllte, auf dem schöne Enten umher schwammen. Unter der Trauerweide hatte Richard in frühern Jahren eine Bank aus übereinandergelegten Stücken Rasen gemacht. Hier hatten sie die Enten gefüttert und die Fische im kleinen Weiher; hier hatten sie manche Stunde gespielt.

Es war wohl seltsam, daß ihr das Herz sagte: dort findest du ihn. Und wirklich, dort saß er allein und in

Gedanken, welche ihm fast Thränen in die Augen brachten. Heute nämlich, als er vor Jenny stand, fühlte er zum ersten Male, wie unaussprechlich lieb er sie habe; aber auch heute war es ihm recht klar geworden, daß er, der arme Jüngling, der Sohn einer Matrosenwittwe, seine Blicke nicht erheben dürfe zu der reichen, schönen Tochter des Kaufherrn Wood. Hier hatte er um Kraft gebetet, sein Herz beherrschen zu können. Das hatte seine Seele mit einer tiefen, schmerzlichen Wehmuth erfüllt.

Jenny sah ihn von ferne schon. Die Abendsonne fiel gerade auf die Stelle, wo er saß. Sie stand lange und betrachtete ihn, wie er so männlich und so schön geworden. Und hatte nicht sein Vater ihm eben wieder eine Lehrede gehalten, wie kaum die Vaterliebe dem eigenen, wohlgerathenen Sohne eine hätte halten können. Ihre Jugendzeit, die Tage ihrer Kindheit, die er bewacht und verschönert hatte, alle die mannigfaltigen guten Einflüsse, welche er auf sie geübt, welche sie jetzt erst recht einsehen und begreifen konnte — standen vor ihrer Seele, und das heftig schlagende Herz sagte ihr, daß sie nur diesen und diesen allein und für immer lieben könne. Nach diesem Bekenntniß konnte sie nicht sogleich zu ihm gehen; aber nachdem sie wieder ruhig geworden war, trat sie aus dem Baumgange hervor und rief seinen Namen. Er sprang auf und eilte auf sie zu. „Kann ich Ihnen dienen?“ fragte er mit Ehrerbietung.

„Nein, nein, lieber Richard,“ sagte sie erröthend, über die demüthige Art seines Verhaltens, „der Vater verlangt nach Ihnen.“

Er eilte rasch der Laube zu und fragte, was der Herr befehle?

Wood zog ihn aber an seine Brust, voll Dankes, daß er so liebevoll gegen ihn gehandelt und sagte zu seiner Schwester: „Sieh, Gott hat mir zwar einen sehr großen Theil meiner Habe durch seinen Rathschluß genommen, aber hier habe ich einen großen Schatz. Und wenn er mir Alles nähme, Richard würde mich nicht darben lassen!“

„Ach,“ sagte Richard, „möge Gott sie bewahren vor solchem Geschicke; aber wäre es so von Gott beschlossen, noch inniger und herzlicher würde ich ihm für meine Kräfte und meine Gesundheit danken, wenn ich so einen kleinen

Theil meiner großen Schuld an meinen edlen Wohlthäter abzahlen könnte. Nichts sollte mir zu schwer sein und keine Arbeit zu hart, und wenn ich Tag und Nacht mich plagen müßte."

Das Wort kam aus der Seele Tiefen, das fühlten Alle, die es hörten; denn Richard sprach es mit so innigem Gefühle, mit so kräftigem Willen, daß Niemand zweifeln konnte, er werde es gewiß thun, wenn Zeit und Umstände es forderten.

Jenny, die Tante und Wood hatten Thränen in den Augen, als das Richard so tief bewegt aussprach, und alle Drei drückten schweigend seine Hand.

Noch am Abende fuhren sie zurück, weil Herr Wood nicht mit dem treuen Richard zugleich das Haus eine Nacht verlassen wollte.

Sie kamen spät in London an, und da die beiden Reisenden sehr ermüdet waren, so begaben sie sich früher als sonst zur Ruhe, und gegen Mitternacht schlief Alles im tiefsten Frieden, nur Richard nicht. Es war so Vieles, was ihn heute bewegt hatte, daß er den Schlaf nicht finden konnte. Sein Licht erlosch endlich und er saß noch in seinen Kleidern auf seinem Bette. Das Kämmerlein, in welchem er wohnte und schlief, lag gegen der Fabrik über, und nur der Hof trennte ihn davon. Das Wohngebäude stieß oben unmittelbar an den Theil der Fabrik, wo die Färberei lag und wo so mancher brennbare Stoff niedergelegt war.

Plötzlich wurde sein Kämmerlein taghell erleuchtet von Außen her.

Richard sprang voll Entsetzen auf und riß sein Fenster auf; aber welch ein Anblick stellte sich ihm dar!

Das ganze Fabrikgebäude stand fast gleichzeitig in Flammen, und jener Theil zuerst und am heftigsten, welcher an das schöne Wohnhaus grenzte und die Färberei enthielt.

Richard schrie nach Hülfe und verließ dann eiligst das Gebäude, um Wood's Familie zu wecken.

Durch jene brennbaren Stoffe genährt, gewann das Feuer eine Gewalt und Ausdehnung, daß nach wenigen Minuten auch das Wohnhaus ergriffen war.

Blitzschnell füllte sich Hof und Straße mit Menschen

Eben so schnell wurde gelöscht; allein es war, als ob das in das Feuer gegossene Wasser Oel wäre. Immer gieriger, immer gewaltiger wurde die Flamme.

Händeringend sah Herr Wood das sich rasch verbreitende Feuer, das nun schon das Wohnhaus ergriffen hatte, und im Innern zu verzehren anfing.

Da rief plötzlich Herr Wood verzweifelnd aus: „Wo ist meine Schwester und mein Kind?“

Erst jetzt wurde man gewahr, daß Jenny sich zum Fenster herauslehnte und um Hülfe flehte.

Ermüdet von der Reise, lagen sie in tiefem Schlafe, als das Feuer ausbrach, und so hatte das plötzliche Ausbrechen des Feuers Alle betäubt, Niemand dachte an sie, die oben im dritten Stockwerke wohnten und schliefen.

Keine Leiter reichte da hinauf.

Während man mehrere an einander zu binden bemüht war, schrie Herr Wood: „Rettet sie! Um Gottes willen, rettet sie!“ Richard, der bemüht gewesen war, die Kasse seines Herrn zu retten, hörte diesen Ruf nicht sobald, als ihm der Gedanke auf das Herz fiel, Jenny könnte den entsetzlichen Flammentod sterben. Rasch sprang er hinaus, schlug ein nasses Tuch um sich, nahm ein eben so benetztes unter seinen Arm und stürzte die Treppe hinauf, die schon brannte. Durch Flammen, Rauch und Qualm drang er zu Jenny's Gemach, und in dem Augenblick, als er der Thüre sich nahete, wurde diese aufgerissen und eine weibliche Gestalt stürzte ihm entgegen. Er schlug in größter Hast sein nasses Tuch um sie, lud sie auf seine Schulter und trug sie glücklich hinab; aber ihn hatte die Flamme furchtbar verbrannt. Er taumelte und wäre vom Schmerze überwältigt zur Erde gesunken, wenn nicht der Buchhalter ihn erfaßt hätte.

In dem Augenblicke hörte er den verzweifelnden Ruf Herrn Wood's: „Wo ist Jenny? Ach, mein Kind! Mein theures Kind! Wer rettet Jenny?“

Dieß Wort traf Richard's Ohr. Er fuhr voll Entsetzen auf und sprang hin, wo Herr Wood händeringend stand. Hier sah er wohl, daß er Herrn Wood's gute Schwester gerettet hatte, Jenny aber dem Flammentode preisgegeben war; denn das Feuer hatte mit immer noch

wüthenderer Macht das innere Gebäude ergriffen, und die Treppe, die von Holz war, brannte schon an vielen Stellen. Die höchste Lebensgefahr war mit jedem neuen Versuche verbunden.

Richard besann sich nicht. Er tauchte schnell seine Tücher wieder in das Wasser, schlug das eine um sich, und sprang furchtlos in die Flammen hinein. Um ihn brüllte überall das Feuer. Umsonst richteten alle Spritzen ihre Wasserstrahlen auf die Treppe. Wenn sie auch auf Augenblicke dem verzehrenden Feuer Einhalt zu thun schienen, so erwies es sich doch bald, daß es eine bloße Täuschung war.

Mit flehendem Gebete um Gottes Schutz im Herzen, war Richard bis zur Stube vorgedrungen, wo Jenny sich befand. Er riß die Thüre auf und rief ihren Namen. — Als ihre Stimme nicht antwortete, sprang er hinein. Sie lag ohnmächtig an dem Boden. Die Angst und der mit jedem Pulsschlag näher rückende Flammentod hatten das unglückliche Mädchen ihrer Besinnung ganz beraubt.

Richard wußte, daß es Eile galt, wenn er nicht mit ihr sterben sollte. Er faßte sie, schlug sie in das nasse Tuch und stürzte der Treppe zu. Wie bebte er, als die Flamme ihm von unten entgegen schlug! — Doch sein Glaube an Gottes unmittelbare Hülfe in der Stunde der Noth stand zu fest, als daß er hätte verzweifeln sollen; vielmehr rief er: „Herr, der du im Feuerofen die Deinen schütztest, verlaß doch auch mich nicht in dieser Noth!“ Und getrost sprang er in die Gluth, und geleitet von Gottes rettender Hand, kam er glücklich unten an, als hinter ihm die Treppe zusammenbrach. Mit dem letzten Reste seiner Kraft brachte er Jenny in den Hof. Ein tausendstimmiger Jubelruf begrüßte den edlen Retter, — aber er hörte ihn nicht, — leblos sank er mit seiner theuern Last zusammen.

Halb London war an der Stätte des Brandes versammelt. Ein Arzt ließ schnell beide in ein nahes Krankenhaus bringen, wohin Herr Wood und seine Schwester folgten. Durch des Arztes Bemühungen kam Jenny bald wieder zu sich. Sie war wohl auch verbrannt, wie ihre Tante, allein es war doch von geringerer Bedeutung; allein Richard konnte fast nicht mehr in das Leben gerufen werden, und als er endlich zu sich kam, machte ihn der Schmerz seiner

Brandwunden schier wahnsinnig. Alles, was des Arztes Kunst vermochte, wurde angewendet; allein auf die ängstlichen Fragen der dem Jünglinge so hochverpflichteten Menschen zuckte er die Achseln und meinte, es sei ein Wunder der göttlichen Allmacht und Gnade, wenn er mit dem Leben davon komme.

Zu dem großen Schmerze des Herrn Wood gesellte sich nun auch der um Richard. Seit er sein Kind, seine Schwester und Richard wieder hatte, schien es, als achte er des Brandes nicht, der ihn arm machte. Als aber der Arzt so wenig Hoffnung für Richard gab, da sahen die Seinen ihn zum ersten Male weinen, seit Gottes Hand seine geliebte Gattin von seinem Herzen genommen hatte.

Draußen aber tobte das Feuer in immer größerer Wuth. Das Wohnhaus und die sämmtlichen Fabrikgebäude, alle die kostbaren Maschinen und Vorrichtungen, alle die Stoffe auf den Webstühlen und die fertigen in den Magazinen, alle die Vorräthe zum Verarbeiten, welche noch roh in den Gebäuden lagen, — alles dies, und mehr noch, das ganze Mobiliar des Wohnhauses, Herrn Wood's werthvolle Papiere verbrannten zu Asche, und als der Tag anbrach, schienen die Strahlen der aufgehenden Sonne nur auf einen rauchenden Trümmerhaufen, von dem man mit blutendem Herzen das Auge wegwandte, wenn man bedachte, daß der, der hier so Viele ernährt, nun mit einem Male zum Bettler geworden war.

Als Herr Wood von dem Trümmerhaufen wieder zu Jenny und Richard zurückkehrte, drückte er Jenny an sein Herz, und sagte: „Kind, wir sind Bettler geworden; denn es ist Alles hin!“

Da sagte Richard in seinen Schmerzen: „Wenn mich Gottes Allmacht und Gnade leben läßt, so werde ich für Sie arbeiten!“

„Und ich!“ rief Jenny freudig aus, „will Tag und Nacht thätig sein, um Ihre alten Tage vor Noth zu schützen.“

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen,“ sagte Herr Wood. „Der Name des Herrn sei gelobt; aber wer mich arm nennt, weiß nicht, wie reich solche Liebe macht!“ Und er faltete seine Hände zum innigsten Dankgebete.

Herr Wood miethete sich, nahe dem Krankenhause,

wo Richard lag, und wo man ihn jetzt nicht wegbringen durfte, ein kleines Häuschen und bezog es. Er und Jenny aber wichen nicht von seinem Krankenbette. Besonders bewies Jenny ihrem Lebensretter eine rührende Zärtlichkeit. Leider sollte aber ihre Sorgfalt sich bald theilen. Die Schwester ihres Vaters, ihre treue, mütterliche Freundin, erkrankte durch die mancherlei Erschütterungen, welche sie seit dem Brande erfahren hatte. Die Krankheit nahm täglich an Kraft zu, und nach neun Tagen starb sie.

Das war ein sehr schwerer Schlag für Vater und Tochter, und auch für Richard, dem man es lange verschwiegen hatte. Zwar ging es mit seiner Besserung sehr langsam; allein er wurde ja doch besser, und sobald es möglich war, ihn wegzubringen, ließ ihn Herr Wood auf Jenny's Bitten in seine Wohnung bringen.

Das war freilich nicht mehr jenes Haus, das, dem Schlosse eines Fürsten ähnlich, sich erhoben hatte; da sah man nicht mehr die Pracht der Gerathe, wie früher; da wohnten sie nicht mehr in Zimmern, die wie Säle groß waren; nein, es war ein kleines, niederes Häuschen, eingerichtet, wie die bescheidene Wohnung eines armen Handwerkers, und das Wohnstübchen war klein; aber überall war's reinlich, wie geblasen. Man sah kein Stäubchen, und es herrschte eine Ordnung, die man bewundern mußte. Ganz entsprechend war Herrn Wood's und Jenny's Kleidung und Lebensweise. Als Richard in dieß Häuschen gebracht wurde, sah er sich mit trübem Blicke um. Er dachte, wie schwer es den Beiden werden mußte, sich in dieses beschränkte und ärmliche Wesen zu schicken, während sie früher Alles besaßen, was groß in den Augen der Welt ist; als er aber in ihre Augen, in ihre Angesichter blickte und darin Ruhe, Zufriedenheit und Gottergebenheit las, da wurde ihm das Herz leicht; da fand er diese Wohnung viel schöner, als jene prachtvolle, und es war ihm, als stünde jetzt Jenny seinem Herzen um Vieles näher, als damals, wo sie der Glanz und der Reichthum streng von ihm schied, wenigstens dadurch eine Scheidewand zwischen sie baute, vor welcher er, der arme Abkömmling eines armen Matrosen, scheu den Blick und das Herz abwandte.

Und wie nahm ihn die Liebe auf! Nein, ein Vater

kann nicht herzlicher gegen ſeinen eigenen Sohn, eine Schweſter nicht liebevoller gegen den Bruder ſein; ja, ein ſeliges Gefühl im Herzen ſagte Richard, daß das Verhältniß Jenny's zu ihm nicht mehr das einer Schweſter ſei, daß ſie ihn liebe mit der ganzen Kraft einer edlen Seele.

Seinem Gefühle durfte Richard keine Worte leihen. Er bedachte, daß das den Anſchein haben könne, als wolle er aus dem Unglücke ſeines lieben Herrn Vortheil für ſich ziehen. Daher verſchloß er ſein Gefühl in ſein Herz.

Herr Wood mußte die Erfahrung machen, welche faſt Jeder macht, der den Wechſel des unbeſtändigen Glückes in dieſer Welt erfährt. In den Tagen ſeines Glückes hatte er Freunde die Fülle; jetzt, wo das Glück ihm den Rücken wendete, hatte man ſeinen Namen ganz vergeſſen. Keiner von denen, die ſich an ſeiner Tafel erquickt, kam jetzt, nach ihm theilnehmend zu ſehen. Herr Wood lächelte und ſagte zu Richard: „Es iſt der Welt Gang und Weiſe. Soll ich der Einzige in der Welt ſeyn, der das nicht erfährt?“

Herr Wood hatte, da er, wie jeder Kaufmann, auch fremdes Geld in ſeinem Fabrikweſen hatte, mit dem Reſte ſeines Vermögens diejenigen Perſonen bezahlt, die ihm im Vertrauen ihr Vermögen übergeben hatten.

„Niemand,“ ſagte er, „ſoll von meinem Mißgeſchicke mit fortgeriſſen werden!“

Als er aber Alles ausbezahlt, blieb ihm nur noch ſo viel übrig, ſeine nächſte Einrichtung zu beſtreiten. Alles Werthvolle, was er gerettet hatte, wurde verkauft, ſelbſt das kleine Landgut ging hin. Und als endlich Richard geneſen war, ſah er Herrn Wood's Stirne immer faltiger, ſein Auge ſorgenvoller werden; aber er ſchwieg darüber. Als aber endlich dann und wann Seufzer des Mannes hörbar wurden, konnte ſich Richard nicht mehr halten. Er mußte ihn fragen um ſeinen Kummer.

Eines Tages war Richard zu Kaufleuten gegangen, die mit Herrn Wood in Verbindung geſtanden hatten, um ſich einen Verdienſt zu ſuchen. Es war ihm gelungen, eine Anſtellung zu finden, aber eine ſo ärmlich bezahlte, daß Herrn Wood's geringſter Diener im Magazine ſich beſſer geſtanden hatte. Dennoch dankte er Gott dafür; denn es half doch die theuern Menſchen vor Mangel ſchützen. Für

die Abendstunden machte er sich bei einem Advokaten Papiere zum Abschreiben aus. So kam er mit einer schönen Hoffnung heim; aber er sah Thränen in Jenny's Augen, und Herr Wood stand düster und traurig am Fenster.

Als Jenny weggegangen war, forschte Richard nach der Ursache des Kummers.

Ohne Hehl gestand Herr Wood seine Lage. „Jenny hat," sagte er, „bisher Stickereien für ein Handelshaus gemacht; aber dies hat Bankerott gemacht, und nun sind wir brodlos."

„Gott sei Preis!" rief Richard aus, „nun kann 'ich helfen!" Und nun erzählte er Herrn Wood, welchen Verdienst er sich ausgemacht habe. Weinend fiel ihm der wackere Mann um den Hals und küßte ihn. „O, mein Kind," rief er aus, „du warst in den Tagen des Glückes ein Segen für mein Haus; aber seit des Herrn Hand uns die dunklen Wege führt, bist du erst recht ein Heil für uns geworden. Gott segne dich und vergelte dir reichlich, was ich dir nicht vergelten kann!"

„Ach," dachte Richard, „wie reich könntest du mich machen!" Aber er schwieg, und drückte den Wunsch tief hinab in das Herz. Richard's unermüdlicher Thätigkeit gelang es auch, für Jenny wieder Arbeit zu finden, und so wetteiferten sie dann, für ihr ehrliches Auskommen zu arbeiten; aber weder Jenny, noch Herr Wood wußten, daß Richard manche Nacht bis zum Grauen des Tages auf seinem Kämmerlein für den Advokaten schrieb. Nach einiger Zeit wurden Richard's Wangen bleich und immer bleicher. Sein Auge lag tief in der Höhle; die jugendliche Frische, welche er nach seiner Genesung von den Brandwunden wieder gewonnen hatte, wich gänzlich.

„Du bist krank!" sagte Herr Wood, „und gestehst's uns nicht." Jenny's thränenfeuchtes Auge ruhte oft auf seinem leidenden Gesichte; aber er fühlte sich gesund, obwohl er seine Kräfte abnehmen fühlte.

Herr Wood schüttelte den Kopf still vor sich hin und schwieg; aber er wollte der Sache nachforschen. Er ahnete fast die Wahrheit. Einst saß Richard wieder am Tische und schrieb, und längst war die Mitternacht vorüber. Die gänzliche Ermüdung übermannte ihn. Das Haupt sank auf den Arm

und er ſchlief ein. Früh trat Herr Wood in ſeine Kammer und fand ihn tief ſchlafend ſitzen. Er ſah auf ſeine Schreibereien, und das Räthſel war gelöſt; denn das herabgebrannte Licht gab Beſcheid.

Herr Wood weckte ihn. Obwohl er tief gerührt war von ſolcher aufopfernder Liebe, ſo machte er ihm doch bittere Vorwürfe, und Richard mußte verſprechen, es nie wieder zu thun.

Leider lag das Halten dieſes Wortes nicht mehr in ſeiner Gewalt. Gerade in dieſer Nacht war eine ſtarke Erkältung zu einer krankhaften Anlage hinzugekommen, und eine heftige Krankheit brach aus.

Wochenlang ſchwebte der Arme zwiſchen Leben und Tod. Herr Wood und Jenny wichen nicht von ſeinem Bette. Sie hatten einen Arzt geholt, der treulich ſorgte, und Gott erhörte Jenny's und ihres Vaters Gebete; er genas wieder; aber dieſe Krankheit und ihre Koſten, das Ausbleiben des Verdienſtes in dieſer langen Zeit hatten Schulden auf die Armen gehäuft. Der Miethzins war nicht bezahlt worden und der unbarmherzige Hauseigenthümer ließ für ſeine Forderung pfänden und verſteigern, was Herrn Wood als letztes Eigenthum geblieben war. Unter Thränen ſahen die drei Unglücklichen den Morgen kommen, wo die Unmenſchlichkeit ein ſo liebloſes Werk ausüben wollte.

Der Notar und der öffentliche Ausrufer kamen. Auch Leute genug, Trödler und Händler, fanden ſich ein. Zuerſt kam Herrn Wood's Lehnſtuhl an die Reihe. Er war das letzte Stück, was er aus ſeinem früheren Wohlſtande gerettet hatte. Manche Stunde ſtillen Nachdenkens damals, manche Stunde ſchwerer Sorge neuerdings hatte er in dieſem Seſſel zugebracht; ſeine liebe Schweſter war in ihm geſtorben. Mit blutendem Herzen ſah er ihn wegnehmen, hörte ſeinen Preis anſetzen, die Leute bieten.

Aber was war das?

Eine ſtarke Stimme rief: „Hundert Pfund!“ Das war ein Wort; denn ein Pfund iſt eine engliſche Münze und beträgt allemal zwölf Gulden.

„Wenn der kein Narr iſt,“ ſagte ein Trödler zu ſeinem Nachbar, „ſo wird er nächſtens gewiß Einer; denn dafür zwei Pfund zu geben, iſt Thorheit. Und der Narr bietet hundert!“

„Zweihundert Pfund!“ rief dieſelbe Stimme.

„Noch beſſer,“ rief nun der Trödler aus, „der Narr bietet ſich ſelber ab.“

„Dreihundert Pfund!“ rief die Stimme.

„Herr,“ ſagte der Ausrufer zu dem Bietenden, „mit Vergunſt, ich glaube, unter Euren Haaren iſt es nicht ganz juſt! Warum bietet Ihr Euch denn ſelbſt ab?“

„Weil's mir ſo beliebt: Tauſend Pfund!“ rief er wieder.

„Patſch!“ ſchlug der Ausrufer zu, und meinte, er habe was Rechts gethan.

Der Fremde warf eine tauſend Pfund Note auf den Tiſch.

Eine Note iſt in England eine Sache, wie etwa das preußiſche Papiergeld. Jedermann nimmt's als baares Geld, und es iſt auch ebenſo gut, ja noch beſſer, weil's eben bequemer iſt und bei dem Verſchicken großer Summen ſehr die Verpackung erleichtert. —

„Wo iſt mein Seſſel?“ fragte der Fremde, den man erſt jetzt ſehen konnte. Es war ein Mann in fremdartiger Kleidung, faſt ſo wie die Türken ſich kleiden; ſein Geſicht war ſo braun, als ſei er ein Indianer, und ſein langer Bart beſtärkte vollends die Leute in dieſer Meinung. Sie wichen ihm aus, daß er möchte zu ſeinem Seſſel kommen, den er ſo theuer bezahlt hatte, und die Leute meinten, es ſei doch eine kurioſe Liebhaberei, für den alten, ſchlockerigen Seſſel Tauſend Pfund Sterling zu geben, und könne man ſich für das Geld ein Dutzend machen laſſen, wie ſie kein Lord in England habe. Aber, ſagten die Leute, jedem Narren gefällt ſeine Kappe, und dieſer hier hat's auf alte Seſſel gepackt. Laßt ihn nur! Dem armen Herrn Wood iſt geholfen und hat noch ein Schönes übrig! —

Als der Fremde den Seſſel ſah, trat ihm das Waſſer in die Augen, und ſetzte ſich einen Augenblick hinein; dann ſprang er auf und rief: „Wo iſt Herr Wood?“

„Droben im Kämmerlein!“ ſagte eine Nachbarin.

„Bringt mir den Seſſel herauf,“ rief der Fremde wieder, „ich geb' Euch eine Guinée!“

„Himmel!“ ſagte die Nachbarin, „der hat's dick!“ Denn eine Guinée iſt ſo viel wie eine Karolin bei uns zu Lande.

Für ſolchen Lohn gab's ſo viele Träger, daß ohne Zweifel der alte Seſſel wäre zerriſſen worden, hätte nicht der Fremde im voraus der Nachbarin das Geld gegeben, die dann den Seſſel in lauter Freude hinauf trug.

In Richard's Kämmerlein ſaßen die drei Armen und heiße Thränen floſſen, als ſie unten im Hauſe den Lärm hörten. Als nun Jemand die Treppe herauf kam, meinten ſie, er wolle andres Geräthe holen.

Da riß die gute Nachbarin die Thüre auf und brachte den Seſſel herein und ſagte: „Nun, Herr Nachbar, hier habt Ihr Euren Seſſel wieder; den ſchickt Euch einer, der Geld hat wie Bach, und iſt ein guter Narr dabei; denn, denkt Euch nur, er gab für den Seſſel hier tauſend Pfund. Setzt Euch hinein und danket Gott!"

Dieß war den Dreien unglaublich. Als aber die Frau ihre Guinée verwies, die ſie ſo leicht verdient hatte, da meinten ſie, der liebe Gott habe an ihnen ein Wunder gethan. Herr Wood aber wollte den Seſſel nicht nehmen.

„Ei, ſeid doch geſcheidt," ſagte die Nachbarin. „Der Herr mit dem langen Barte hat's ja befohlen.... Wartet nur ein Bischen, er wird ſchon ſelber nachkommen." Darauf ging ſie weg, um Brod für ihre Kinderchen zu kaufen, und ließ die Drei mit ihren Gedanken allein. Die ſchwiegen auch; denn ſie beteten und dankten Gott für die Rettung, die ihnen ſo wunderbar geworden war. Während dieſer Zeit war der Fremde zu dem Notar gegangen, und hatte mit dieſem die Hausmiethe bezahlt, dann des Notars Koſten und die des Ausrufers, und darauf ſagte der Notar: „Herr, nun will ich dem armen Alten droben den Reſt des Geldes bringen. Das wird ihm wohlthun; denn er iſt von der Höhe des Glückes herabgeſtiegen in die Tiefe drückender Armuth."

„Ich weiß, ich weiß!" ſagte der Fremde, „gebt nur hinauf und bringt ihm das Geld und ſagt ihm, die Zeit der Noth ſei aus, der Multon ſei da!"

Der Notar, der nichts von einem Multon wußte, ſah ſich den Mann ernſtlich an und meinte, es ſei wieder ſo ein Rappel des Fremden. Der aber drängte ihn, daß er gehe und ſeine Botſchaft ausrichte, während Jener im Hausgange ſtehen blieb, wo ſich das Volk nun wieder verlief.

Der Notar trat denn nun ein mit höflichem Gruße. „Herr Wood," sagte er, „Eure Schulden sind bezahlt, wie auch alle Kosten, und hier hab' ich noch ein hübsch Sümmchen gelber Vögel, wie man sie gerne sieht, und singen auch gar nicht übel, wenn sie gegen einander klingen."

Als er das viele Gold auf den Tisch zählte, staunten alle Drei und Herr Wood sagte: „Sagt mir doch um Gottes willen, was ist das für ein Mensch, der solche Wohlthat an mir thut?"

„Weiß nicht," antwortete der Notar; „aber es kommt mir fast so vor, als sei es unter seinem Hute nicht ganz geheuer. Er hat mir noch etwas aufgetragen. Ich soll Euch sagen, die Zeit der Noth sei vorüber, der Multon sei da."

„Gerechter Gott!" rief da Herr Wood, „wo ist er?"

Der Notar sah ihn erstaunt an und merkte erst jetzt, daß doch Etwas an der Geschichte sein müsse; sagte darauf: „Drunten im Hausgange steht er noch!"

Da stürzte Herr Wood hinaus und die Treppe hinunter. Als er aber den fremdartig gekleideten braunen Mann mit dem langen Barte sah, stutzte er. —

„Herr," sagte er zu ihm, „wer seid Ihr, daß Ihr es wagen mögt, mit einem alten, vom Schicksale schwergeprüften Manne ein so gottloses Spiel zu treiben? Verzeihe es Euch Gott!"

„Wood!" rief in diesem Augenblicke der Fremde aus und helle Thränen rannen über seine Wangen herab, „Wood! kennst du mich denn nicht mehr?"

„Ach," sprach Herr Wood, „fast meine ich Multon's Stimme zu hören — aber —"

„Ja, ich bin's!" rief der Fremdling. „Sieh mich nur an. Die Zeit und die Hitze hat mich dir entfremdet und meine Haut gebräunt."

Nun lagen sich die Langgetrennten wieder in den Armen; die sich als todt beweint, gehörten sich wieder lebend an.

„O, mein armer Schwager," sagte Multon, „was hast du Schweres erduldet! Sei aber gutes Muthes, all dein Leid ist vorüber; eine reichere Ladung ist niemals in London vor Anker gegangen, als die, welche ich dir aus einem fremden Lande bringe."

Wood zog ihn hinauf, wo er Jenny und Richard fand.

„Ja, du," sagte Multon, als das Bewillkommnen vorüber war, zu Richard, „du bist der Reichste in London!"

Richard lächelte wehmüthig. „Ihr habt spotten gelernt, Herr Multon," sagte er.

„Kommt her," rief Multon, „ich will Euch meine Geschicke erzählen, damit ihr sehet, daß ich nicht spotte, daß ich Euch volle Wahrheit sage, und dann folgt mir in den Hafen, damit Eure Augen erkennen, wie der Herr Euer Unglück gewendet hat."

Voll der allergespanntesten Erwartung setzten sie sich zu dem guten Multon und hörten ihm zu. Er begann:

„Meine Reise war bis nach Indien hin eine recht glückliche. Kein Sturm brachte uns Gefahr, kein Ungemach suchte uns heim. Mit großem Vortheil und Gewinne setzte ich meine Ladung in der Stadt Calcutta in Indien ab. Du weißt jedoch, Schwager, daß das nicht eben sehr schnell zu geben pflegt; auch dauert es lange, bis man wieder eine volle Ladung der Landeserzeugnisse hat zur Rückfahrt in die Heimat. Dieß ging jedoch auch ungehindert von Statten, wenn auch langsam, und nach vier Monaten konnte ich die Segel zur Rückreise richten und die Anker heben; ich konnte es mit frohem Herzen: denn ich hatte eine Menge indischer Stoffe und Seidengewebe, außer den unverarbeiteten Landeserzeugnissen, — eine so herrliche Ladung, daß ich im Geiste schon den reichsten Gewinn vor Augen sah. Das Schiffsvolk war gesund, das Schiff reichlich mit Lebensbedürfnissen versehen.

„So segelten wir an einem frühen Morgen fröhlich ab.

„Wiederum schien es, als sollte diese Fahrt so glücklich werden, wie die Hinreise gewesen war. Wir kamen glücklich durch die Gefahren, welche am Cap der guten Hoffnung, das heißt, an der Südspitze von Afrika, den Schiffen zu drohen pflegen. Der günstigste Wind blies in unsre Segel; aber bald sollte es anders werden. Weit hinter der bezeichneten, so sehr gefährlichen Gegend trat eine mehrtägige, gänzliche Windstille ein, also daß unser Schiff nicht von der Stelle rückte, und am zweiten Abende kündigten hellleuchtende Blitze und fernehin rollender Donner es uns an, daß eine Nacht voll entsetzlicher Gefahr uns

erwarten würde. Ich hatte noch gerade so viel Zeit, die Befehle ausführen zu können, da kochte schon das Meer und auf einen grellen Blitz und rasselnden Donner folgte ein Windstoß, dessen Gewalt so mächtig war, daß unser kleiner Vordermast krachend niederstürzte. Das war ein übler Gruß für uns. So schnell ich konnte, ließ ich ihn kappen (abhauen) und über Bord (über das Schiff hinaus) werfen. Auf dieses Vorspiel, das schon schlimm genug war, folgte Windstoß auf Windstoß, immer wilder, heftiger und stärker. Trotz aller Anstrengung brach auch unser Hauptmast, der in seinem Falle fast den Untergang des Schiffes bewirkt hätte. Um aber das Unglück zu vollenden, schlug eine gewaltige Welle das Steuerruder weg.

„Jetzt war Alles Hoffen zerstört. Das Schiff war ein Spiel der Wellen und immer wilder brauste der Sturm, immer höher und wilder ging die See. Jeden Augenblick konnte eine Sturzwelle das Schiff umschlagen lassen. Wir sahen unsern Untergang vor Augen, und eine Nacht umgab uns, die auch kein Sternlein erhellte. So, zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Tod und Leben schwebend, durchwachte ich eine der entsetzlichsten Nächte meines ganzen Lebens. Wo wir uns befanden, wußten wir nicht; denn man konnte auf dem Verdecke auch nicht die geringste Beobachtung machen, durch welche man dieß hätte bewirken oder berechnen können.

„Nach einem Kampfe der schwersten Art kam endlich der Tag; aber die Hoffnung, der Sturm werde sich legen, wurde aufs Bitterste getäuscht; vielmehr schien er an Stärke noch zuzunehmen. Als es endlich hell geworden war, sah ich rechts eine flache, unbekannte Küste, deren Oberfläche dicht mit Holz bewachsen war. Eine Strömung des Meeres trieb unser Wrack (entmastetes Schiff) diesem Lande unaufhaltsam zu. Nun war an unserm Untergange nicht mehr zu zweifeln. Wie hätten uns wohl der Schaluppe (großes Boot) bedient, wenn sie nicht hätte müssen den Wellen preisgegeben werden, weil sie durch ihr Gewicht das Wrack auf die Seite zog. So blieb uns nichts als die Jolle (das kleine Boot), um uns zu retten. Mit Gefahr und großen Anstrengungen gelang es uns, das Ufer zu erreichen. Immer heftiger trieb die Strömung das

Wrack dem Lande zu, und ehe es noch Mittag war, hatte es eine mächtige Welle auf den Strand geworfen.

„Es gibt kein Unglück, dem nicht Gott der Herr auch einen mildernden Umstand beigegeben hätte. An dieser wilden, unwirthbaren Küste, wo wir kein lebendes Wesen erblickten, hätten wir elendiglich vor Hunger sterben müssen, wenn nicht das Wrack gescheitert wäre; denn nun hatten wir ein Obdach und hatten Wasser und Lebensmittel.

„Es bedurfte einer langen Ruhe, um uns zu erholen, so hatten uns die angestrengten Arbeiten zur Rettung des Schiffes ermüdet. Als wir nun das Schiff untersuchten, fanden wir die Ladung meist vom Seewasser verdorben, auch viele der nothwendigsten Lebensmittel; aber was uns tröstete, war der Umstand, daß, fanden wir wohlwollende Menschenhülfe, es nicht unmöglich war, das Schiff wieder zur Reise herzustellen. Doch wie stand's um die Menschenhülfe?

„Obwohl herrliche Wälder vor uns lagen, so hatten wir doch noch keine Seele gesehen, die hätte auf ein bewohntes Land schließen lassen. War es eine große Insel oder ein Theil Afrika's, — wer konnte uns das sagen? — In solcher Noth ruft die Seele zu dem Herrn, als dem alleinigen Helfer und Retter, und nie ruft sie umsonst. Ich forderte meine Unglücksgefährten auf, mit mir zu dem Herrn zu beten. Wir knieten Alle nieder und ich betete laut. — Nie hat meine Seele gläubiger, inniger, vertrauensvoller gebetet, als damals. Alle meine Unglücksgefährten weinten, im Bewußtsein ihrer Sündenschuld, aber in Aller Seelen kam auch die Hoffnung, der Herr werde in seiner Gnade mehr an uns thun, als wir werth seien.

„Darauf legten wir uns in dem Wracke, das, seit der Sturm nachgelassen, auf dem Trocknen lag, ruhig zum erquickenden Schlafe nieder, den wir seit mehreren Tagen und Nächten nicht mehr genossen hatten. Wir schliefen ruhig und friedlich, und erwachten erst, als die glühende Sonne uns weckte.

„Nach kurzem Rathe werden wir einig, daß die Hälfte der Mannschaft bei dem Schiffe bleiben, die andre Hälfte mit mir landeinwärts wandern sollte, um das Land zu erkundschaften. Wir nahmen uns Lebensmittel mit, und

schieden unter dem Versprechen, mit dem Abend, wo möglich wieder zu kommen.

„In einiger Entfernung von dem Ufer, wo unser Wrack lag, traten wir in einen dichten Wald, der sich wahrscheinlich weit hin ins Land zog, denn wir sahen am Ufer hin sein Ende nicht.

„Nirgends war eine Spur von Menschen, nirgends ein Pfad, nirgends eine Lichtung. Wir mußten uns durch den Wald einen Weg mit dem Enterbeil hauen. Der Mittag kam, und noch waren wir nicht tief in den Wald gedrungen. Unsrer Lebensmittel bedurften wir nicht. Ueberall fanden wir herrliche Früchte von labendem Geschmacke, die uns als unschädlich die zahllosen Vögel zeigten, welche sich davon ernährten.

„Nachdem wir uns ausgeruht, und aufs Neue unsern Weg fortsetzten, kamen wir, einem Bache folgend, zu einer Hütte. Ein altes Weib und kleine Kinder, alle rabenschwarz und kaum nothdürftig bekleidet, liefen schreiend davon, als sie uns sahen; aber auf ihr Geschrei, trat ein junger Mann aus der Hütte. Kaum sah er uns, so legte er seine Hände kreuzweise über die Brust und kam auf uns zu, mit allen Zeichen wohlwollender und friedlicher Gesinnung. Er redete uns an, aber wir verstanden diese Sprache nicht. Endlich stieß er einige Worte Holländisch heraus.

„Du weißt, Schwager, daß ich früher öfter in Holland war und in vielen Häfen des Landes Handelsgeschäfte für dich trieb, daher ich denn Holländisch verstehe. — Ich dankte aufs Innigste Gott für das Glück, hier Jemanden zu finden, mit dem ich mich verständigen konnte, und ließ mich sogleich mit ihm in ein Gespräch ein. Obwohl er wenig Holländisch verstand, so reichte es doch hin, uns gegenseitig zu verständigen, wenn auch nur nothdürftig. Ich fragte: ob Holländer im Lande seien?

„Er verneinte das und wies weit, weit hinaus in die Ferne, wo sie seien, — und erzählte, er sei einst lange Zeit ihr Gefangener gewesen, ihnen aber entsprungen.

„Er fragte nun, woher wir kämen.

„Eine Unwahrheit mochte ich nicht sagen; daher theilte ich ihm denn unser Unglück mit und fragte, ob keine anderen Europäer im Lande seien.

„Er verneinte das wieder und sagte, daß noch niemals solche an dieser Küste gelandet seyen. Er sey der Einzige im Lande, der sie gesehen habe. Ihr König verlange sehr, weiße Männer zu sehen.

„Auf die Frage, wo ihr König wohne, deutete er gegen Westen und meinte, es sey nicht weit.

„Hierauf lud er uns in seine Hütte ein, und erquickte uns mit Speisen, wie er sie eben hatte.

„Was uns hier besonders auffiel, das war der Umstand, daß Vieles, was man sonst von Kupfer oder Eisen sieht, aus Gold bestand. Als ich ihn fragte, wo sie das bernähmen, erzählte der Wilde, daß alle ihre Flüsse und Bäche dieß gelbe Metall in großer Menge im Sande führten, und daß man es reichlich in den fernen Bergen finde.

„Als nun der Tag sich neigte, begleitete uns der Wilde durch den Wald zurück. Und als wir am Saume des Waldes ein Thier schossen, das einem Reh ähnlich war, erschrack er heftig und wollte fliehen; allein wir beruhigten ihn, schenkten ihm ein Beil, nach dem er sehr verlangte, und kehrten zu unsern Gefährten zurück, wo uns das erlegte Wild eine gar köstliche Nahrung gab.

„Am andern Tage suchten wir die Hütte unsres neuen Freundes wieder auf; allein wir erschracken nicht wenig, als wir sie gänzlich verlassen fanden.

„Sehr niedergeschlagen kehrten wir zu unsern Genossen zurück; denn uns schien diese Flucht des Mannes nichts Gutes zu bedeuten.

„Ungesäumt gingen wir daran, Bäume zu fällen, um unser Schiff auszubessern, das durch eine hohe Fluth leicht wieder flott werden konnte (was in der Seemannssprache soviel heißt, als, daß es die Wellen des Meeres wieder vom Trocknen heben und ins Wasser zurück tragen könnten), zumal der Neumond nicht fern war, wo die Fluthen oft sehr stark werden. Wir legten es daher an den großen Ankern fest und arbeiteten Alle aufs Fleißigste.

„Abends gebrauchten wir die Vorsicht, unsre Kanonen und Gewehre zu laden und einen regelmäßigen Wachtdienst einzurichten; aber die Nacht verging in ungestörter Ruhe.

„Anders jedoch wurde es am folgenden Morgen. Kaum

waren wir wieder an unſrer Arbeit, als aus dem nicht fernen Walde eine Menge Schwarzer herauskamen.

„Aus Furcht, ſie möchten feindſelige Abſichten haben, zogen wir uns auf das Wrack zurück und ließen einen blindgeladenen Kanonenſchuß in die Lüfte donnern.

„Kaum war dieß geſchehen, als ſich viele der Schwarzen in blinder Angſt auf die Erde warfen, andre mit Entſetzen in den Wald ſtoben. Nur Einer blieb ſtehen und rief die Andern zurück, indem er ihnen Muth einflößte. Nach einiger Zeit kamen ſie wieder näher, und zwar mit allen Zeichen des Friedens. Alle trugen dicke, goldene Ringe um Arme und Beine, und waren ſonſt nur bekleidet, ſoweit es die Schamhaftigkeit gebot.

„Unſer holländiſcher Dollmetſcher war ihr Führer. Er ſagte uns, die Männer wollten uns ſehen und uns befragen, ob wir von ihnen Schafe annehmen wollten zur Nahrung. Als wir dieß bejahten, holten ſie ſolche aus dem Walde, und zwar ſo viele, daß wir lange Zeit vollkommlich mit friſchem Fleiſche verſorgt waren.

„Der Dollmetſcher ſagte, der König wünſche uns zu ſehen und lade uns ein, ihn zu beſuchen: er ſei ſehr begierig, die weißen Männer zu ſehen, die Herr über Donner und Blitz ſeien.

„Sie blieben nun den ganzen Tag bei uns, beſahen das Schiff und ſeine Einrichtung mit der Neugierde der Kinder, rührten aber nichts an, und waren hochbeglückt, als wir ihnen Glasperlen, kleine Spiegel, kleine Meſſer und dergleichen Dinge, wie wir ſie zum Tauſchhandel nach Indien mitgenommen hatten, zum Geſchenke machten. Gerne gaben ſie uns ihre goldenen Arm- und Fußringe dafür, und als ſie ſahen, daß wir gerne das Gold eintauſchten, verſprachen ſie, deſſen mehr zu bringen.

„Am andern Morgen kam unſer Dollmetſcher wieder, um mich zu dem Könige zu begleiten. Nun klärte es ſich denn auch auf, warum er mit den Seinen ſeine Hütte verlaſſen hatte. Er glaubte dem Könige ſeines Volkes die außerordentliche Kunde von der Ankunft der weißen Männer bringen zu müſſen, und zog deßwegen mit den Seinen in die Stadt, wo der König wohnte, der ihn nun ſandte, uns zu ihm einzuladen.

„Ich kleidete mich und die zehn Mann, welche ich mitnahm, aufs Glänzendste heraus; ließ sie alle mit Säbeln, Pistolen und Flinten bewaffnen; gebot den bei dem Schiffe Bleibenden, die größte Vorsicht, und trat meine Reise guten Muthes und mit Vertrauen auf Gott an, indem ich meinen Leuten sagte, ich würde innerhalb dreier Tage wieder zurück sein.

„Unsre Reise führte uns meist durch dichte Wälder. Fast einen Tag dauerte es, bis wir am Ufer eines Flusses einen Haufen unregelmäßig angelegter Hütten erblickten, und unser Führer freudig ausrief, das sei die Stadt des Königs.

„Große Haufen Volkes waren versammelt, die uns mit tiefem Staunen und ängstlicher Scheu betrachteten. Als der König erfuhr, wir nahten uns, kam er uns entgegen, geschmückt mit kostbaren Federn, in der Hand einen Staab von purem Golde. Unser Empfang war ein ebenso ehrfurchtsvoller als freundlicher.

„Des Königs Haus war eben so leicht und armselig gebaut, als die seiner Unterthanen; aber es war größer und schöner gelegen, und zwar unter den hohen Kronen stolzer Palmbäume, deren schlanke Stämme wunderbar emporstiegen.

„Wir wurden in dieses Haus geführt, wo denn auch die Frau des Königs, uns zu sehen, kam. Nichts setzte mich in ein größeres Erstaunen, als die große Menge Goldes, womit Stuhle und alles andre Geräthe bedeckt waren. Ein reichliches Mahl erwartete uns. Nach vielen Ceremonieen, welche die Unterwürfigkeit des Königs andeuteten, setzten wir uns nieder; allein, wer mag unsern Ekel beschreiben, als nun eine unzählige Menge großer Ratten überall hervorkamen, welche mit einer unbeschreiblichen Dreistigkeit selbst unsre Speisen mit uns theilten!

„Zwar waren eine große Zahl Schwarzer überall aufgestellt, welche mit ihren Spießen das Ungeziefer tödteten, allein das half nichts; denn es schien, als wüchsen immer neue Schaaren des abscheulichen Ungeziefers aus der Erde hervor, so mehrte es sich.

„Als ich meine große Verwunderung und Abscheu durch den Dollmetscher ausdrucken ließ, über diese ekelhafte Qual,

bedauerte der König, daß er dieſe große Landplage gar nicht bezwingen könne.

„Da fiel mir wohl ein, daß du, mein lieber Richard, mir deine Katze mitgegeben hatteſt, und ich beſchloß ſchnell, den größten Vortheil von ihr zu ziehen. Sie hatte mir auf dem Schiffe gar gute Dienſte gegen daſſelbe Ungeziefer, das hier eine doppelte Plage war, geleiſtet; denn weder Ratten noch Mäuſe, welche auf frühern Reiſen unſre Waaren beſchädigten, kamen im Schiffsrumpfe auf. Schon gleich nach der Abreiſe von London, hatte ſie fünf Junge geworfen, allerliebſte Thierchen, die ich um keinen Preis hätte in die See werfen können. Sie waren uns oft eine recht angenehme Unterhaltung durch ihre poſſierlichen Sprünge und Spiele, und jetzt waren ſie faſt ganz ſo groß, wie die Mutter. Unſer unglücklicher Schiffbruch hatte auf die muntern Thiere gar keinen Einfluß geübt. Sie trieben ſich ebenſo in dem Wracke herum, wie damals, als das Schiff noch ſtolz durch die Wellen der See dahinflog.

„Ich ließ nun dem Könige ſagen: ob er denn kein Thier habe, das die Ratten tödtete; ich hätte Eins.

„Mit großem Erſtaunen hörte er dieſe Mittheilung, und aufs Dringendſte ließ er mich bitten, wenn ich das Thier in dem großen Hauſe hätte, mit dem ich auf dem Waſſer hergeſchwommen ſei, ſo nannte er nämlich das Schiff, ſo möge ich es doch herholen laſſen, damit er es einmal ſähe.

„Ich verſprach das natürlich gerne, und ließ einen meiner Leute, von Schwarzen begleitet, zurück zum Wracke gehen, um die alte Katze zu holen. Derweile wurden wir Uebrigen mit Ehren überhäuft. Nach Tiſch verlangte der König, daß ich ihm einmal Donner und Blitz machen ſolle, wobei er aber flehentlich bat, daß weder ihm noch den Seinigen, ein Schaden daraus erwachſen möge.

„Wir gingen nun in das Freie. Ihr wißt Alle, daß ich jederzeit ein guter Schuße war. Als wir unter der ſchönen Gruppe von Palmbäumen hervortraten, ſchwebte über unſern Häuptern ein großer und ſehr ſchöner Raubvogel. Ich fragte den König, ob ich ihm den tödten ſolle, was er zugab. Ich zielte, und als der Schuß eben aus dem Rohre heraus war, lag der ſtattliche Vogel ohne ein

Zeichen des Lebens zu des Königs Füßen. Als ich mich aber umsah, wie überraschte mich da der seltsamste Anblick. Der König und Alle, welche ihn umgaben, lagen in Angst und Zittern an der Erde, und das Volk, welches sich höchst zahlreich versammelt hatte, floh in wildem Schrecken davon.

„Es währte sehr lange, bis sie sich von dem Entsetzen erholten, das sich ihrer bemeistert hatte.

„Flehentlich ließ mich der König bitten, nicht zum zweiten Male Donner und Blitz zu machen. Aber mit welcher Scheu und Furcht wurden wir nun erst betrachtet!

„Als es Abend geworden war und wir bei dem Könige gegessen hatten, wurde uns ein eigenes Haus angewiesen, wo wir wohnen und schlafen sollten, und der König selbst begleitete uns in dasselbe und prüfte Alles selbst, ob auch zu unserer Bequemlichkeit nichts fehle. Lager von duftenden Kräutern waren bereitet und mit den glänzenden Fellen von Löwen, Tigern und Leoparden bedeckt; die edelsten Früchte standen in goldenen Gefäßen und Schüsseln umher, — kurz — Alles war aufgeboten, daß es uns doch ja gefalle und behage. Auch hier war überall Gold zur Verzierung und zum Bedürfnisse verwendet. Eisen kannten sie gar nicht, und sie geriethen in das größte Erstaunen, als unser Dollmetscher mit seinem Beil, das wir ihm geschenkt, junge Bäume mit einem Hiebe niederlegte. Ich will es gar nicht verhehlen, daß, trotz der großen Freundlichkeit und Ehrfurcht, die man uns bewies, es mir doch unheimlich wurde bei dem Gedanken, daß ich mit meiner handvoll Leute mitten unter diesem Volke mich befand und ganz in seiner Gewalt war. Auch hier hielt mich das Gottvertrauen und das Gebet aufrecht; aber ich versäumte auch nicht, was die Vorsicht erheischte und gebot. Ich ließ alle Waffen laden und zurecht stellen, und ordnete an, daß Einer unserer Leute um den Andern eine Stunde wachen mußte.

„Ich hatte diese Vorsicht nicht nöthig gehabt. Niemand dachte auch nur im Entferntesten daran, uns ein Leid zuzufügen. Diese harmlosen Menschen glichen ganz den arglosen Kindern, und mit dem frühen Morgen begann schon wieder das Wetteifern, uns gefällig zu sein und uns Freude zu machen. Ich hatte aber auch durch meine Geschenke des Königs ganze Gunst gewonnen. Ganze Schnüre glänzender

und farbiger Glasperlen hatte ich ihm gebracht; Beile und Aexte waren gleichfalls nicht gespart worden; aber das Alles wurde von einem Spiegel an Werth überboten, obwohl es nur ein kleiner Spiegel war, wie man ihn hier zu Lande für wenige Kreuzer kauft, und die in einem Schuber von Tannenholz liegen und so rothe, glänzende Rahmen haben. Als ich den Schuber aufzog und der König sein eigenes Bild erblickte, fuhr er erschreckend zurück und sah rasch hinter den Spiegel, weil er glauben mochte, er sähe Jemand, der ihm gliche, hinter dem Glase stehen. Es währte lange, bis ich ihm begreiflich machen konnte, es verhalte sich damit, wie mit dem Wasser, das uns auch unser Bild zurückwerfe. Jetzt fühlte er an dem Glase, und meinte, es müsse Wasser sein. Als ich ihm endlich das Spiegelchen reichte und er es nun selbst in der Hand hielt, da glich seine Freude der eines Kindes, wenn der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtlein strahlt und seine ganze Bescherung nun sichtbar wird. Er ließ mich nun fragen, womit er mir denn ein recht angenehmes Geschenk machen könne, und staunte nicht wenig, als ich mir Gold dafür ausbat; denn das Gold hatte bei ihnen gar keinen sonderlichen Werth. Er ließ mir sagen, er wolle mir diese Freude reichlich machen; allein es schien, als sei ihm dieß Geschenk zu werthlos im Verhältniß gegen das, welches ich ihm mit dem Spiegel gemacht hatte.

„Am andern Morgen kam denn mein Abgesandter mit der alten Katze. Du weißt, Richard, wie heimlich sie ist. Obwohl nun viele fremde Leute sie umgaben, so erkannte sie gar schnell in mir und meinen Gefährten ihre Freunde und Hausgenossen. Als sich aber eine Ratte zeigte, sprang sie wie rasend darauf los und biß sie todt. Bald lag das ganze Gemach voll todter Ratten, und es schien, als ob die alte Katze mit jeder getödteten Feindin neuen Blutdurst, neue Mordlust gewönne; denn immer rasender warf sie sich auf sie, und erst, als sie das ganze Gemach gefegt hatte, setzte sie sich auf meinen Schooß, um auszuruhen, und schnurrte behaglich mit geschlossenen Augen.

„Von dem freudigen Erstaunen der Schwarzen, aber besonders von dem des Königs, macht ihr Euch gar keine Vorstellung! Mit fast göttlicher Verehrung nahten sie sich

dem Thiere, deſſen Eigenſchaft ihnen ebenſo ſchätzenswerth, als außerordentlich erſchien. Wenn ich freilich an dieſe ekelhafte Plage dachte und die Verheerung ſah, welche die alte Katze gemacht, ſo fand ich das Alles begreiflich, und ich freute mich inniglich; denn ſie wurde mir ein ſicheres Pfand guten Einvernehmens mit dem Könige, ja ich gründete darauf die Hoffnung, mit einer recht reichen Ladung Goldes dermaleinſt heimzukehren nach meinem theuern Vaterlande und zu Euch, die Ihr mich längſt für todt und Euer Schiff für verloren gehalten, was doch die Hälfte Eures Vermögens ausmachte.

„Schon nach dieſer erſten Probe leuchteten des Königs Augen vor Verlangen nach dem edlen Thiere. Er ließ mich fragen, ob ich nicht dieß wunderbare Thier ihm überlaſſen wolle, möge ich auch dafür fordern, was ich wolle. Sogleich es ihm zuzugeſtehen, ſchien mir unklug. Ich ſagte ihm, wie dieß edle Thier auch auf dem Schiffe mir ſo gute Dienſte gethan, und wie es eigentlich nicht einmal mein ſei; indeſſen, da ich noch Junge hätte, ſo wäre ich dennoch nicht abgeneigt, es ihm abzutreten, wenn er mir ſo viel Gold gäbe, als acht Männer tragen könnten.

„Faſt wäre der König und Alle, die bei ihm waren, in ein lautes Gelächter über dieſe Forderung ausgebrochen, ſo gering und unbedeutend hielten ſie dieſen Preis für das Thier, das ihnen von unendlichem Werthe zu ſein ſchien.

„Alsbald befahl er, daß ſeine Diener Alles, was von Gold in dem Hauſe ſei, zuſammen tragen und vor mir aufhäufen ſollten. Ich hatte den Befehl nicht verſtanden; aber der Grfolg ließ mich ihn begreifen. Bald kamen die Diener wieder und legten zu meinen Füßen eine ſolche Menge Goldes in allerlei Form und Geſtalt, daß ich den Werth davon höher als eine Million ſchätzte. Das Herz pochte mir faſt ſo laut in der Bruſt, daß man es hätte hören können! Er ließ mich nun fragen, ob das genug ſei, und ich reichte ihm dankbar das Thier hin, das jedoch von ſeinem Schooße herab ſich auf die Ratten ſtürzte, die bei jeder Oeffnung der Thüre in Schaaren herein ſprangen.

„Ich ließ nun das Gold, zu welchem der König noch alle diejenigen Gefäße that, welche unſere Speiſen und Getränke enthalten hatten, nach dem Wracke tragen und

kehrte, von den Gunstbezeugungen des Königs begleitet, zu den Männern zurück, die sehnsüchtig unserer geharrt hatten.

„Am andern Tage besuchte uns der König, um mir seinen Dank für die Katze auszusprechen. Er wünschte die jungen Katzen zu sehen, allein ich suchte ihn davon abzubringen, und versprach, sie bei meinem nächsten Besuche mitzubringen.

„Uns lag nun Alles daran, unser Schiff herzustellen. Unsere Zimmerleute arbeiteten mit uns Tag für Tag an dem Werke unserer Rettung; allein es waren der Kunstverständigen zu wenig, und wenn wir auch Alle den besten Willen hatten, so konnten wir doch wenig leisten; ja es gab Arbeiten, wo wir mehr hinderten, als förderten. So ging denn das Werk langsam; für unsere Hoffnungen und Wünsche aber gar zu träge. Ein Jahr angestrengter und täglicher Arbeit ging herum, und noch waren wir weit vom Ziele. Das waren Prüfungen der Geduld, wie sie selten vorkommen. Dennoch aber rückte unser Schiffbau vor, und vor etwa vier Monaten wurde das Schiff in einem Stande befunden, daß wir daran denken konnten, es in See zu lassen. Des Königs ganzes Volk war beordert, uns zu helfen. Die Anstrengungen waren fürchterlich, aber sie gelangen. Wir brachten das Schiff flott, nachdem wir es ganz ausgeleert, und unter dem lauten Jubel der Helfer lief es vom Stapel. War auch die Herstellung nur nothdürftig, so ließ sie uns doch die Hoffnung zu, daß wir die theure Küste der Heimat damit erreichen könnten.

„Oft hatte der König davon geredet, daß ich ihm doch auch meine übrigen Katzen geben möchte, indem er, wenn ihm diese stürbe, dennoch umsonst sich gefreut habe, einen Retter gefunden zu haben, aus einer Noth, die groß genug gewesen sei, um ihm jede Freude zu verbittern. Er ließ mir vorstellen, wie groß mein Verdienst um ihn und sein Volk sei, wenn ich es mit einem Thiergeschlechte beglückte, welches die Befreiung von einer so abscheulichen Landplage ihm bringe; er werde, eröffnete mir der Dollmetscher, Alles aufbieten, mir dankbar zu sein, und, setzte er hinzu, könne mich Gold befriedigen, so solle mir soviel zu Theil werden, als ich immerhin nur verlange.

„Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Richard's

Mitgabe auf die Seereise sich in ihrem hohen Werthe zeigen sollte. Ich gab sie hin, und wirklich ließ der König aus allen Theilen seines Landes eine unermeßliche Menge goldener Gefäße, Ringe und anderer Zierrathen bringen, daß ich alsbald erkannte, Richard sei der reichste Mann Englands. So kam denn endlich die Zeit unsrer Abfahrt. Unser Abschied von den guten Landeseinwohnern und dem Könige war wirklich herzlich, und man sah, es that ihnen leid, daß wir schieden. Wir priesen den Herrn, der uns Hulfe gesendet, dankten ihm für seinen herrlichen Beistand und Segen, und empfahlen uns in Demuth und gläubigem Vertrauen seiner allmächtigen Obhut. Unsre Gebete wurden erhört. Günstiger Wind füllte unsere Segel. Kein Sturm drohte uns Gefahr. Ihn würde aber auch unser kümmerlich hergestelltes Fahrzeug nicht haben aushalten können. Nach einer glücklichen Fahrt landeten wir heute früh, und ich war so glücklich, einen Arbeiter deiner Fabrik zu finden, von dem ich dein Schicksal, lieber Schwager, erfuhr; auch hörte, wie dir heute deine Geräthe sollten versteigert werden. Da bin ich denn hierher geeilt, und kam noch zur guten Stunde, dir diesen Stuhl der Sorge zu retten, der nun ein Stuhl der Ruhe werden soll für deine alten Tage; denn wenn ich auch sagen muß, daß all das Gold Richard's Eigenthum ist, so habe ich doch auch so viel aus dem gelöset, was du mir anvertrautest, daß du wieder ein so reicher Mann bist, wie du es jemals zuvor warst, ehe dich das harte Geschick traf, welches dich von der Höhe des Glückes herabstieß in die Tiefe einer Armuth, deren Bitterkeit du andern Menschen so oft versüßtest." —

Hier endete der redliche Multen seine Erzählung, welche mit stillem Staunen Wood, Jenny und Richard angehört hatten. Herr Wood faltete seine Hände, blickte gen Himmel und sagte: „Herr wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte und unerforschlich deine Wege! Du schlägst wohl; aber du heilest auch wieder. Wohl dem, der dir vertraut. Nun sehe ich wohl, daß du meines Herzens Trost und mein Theil, meine Burg und der Fels meines Heiles warst; nun erkenne ich, daß du in deiner Weisheit wohl verziehest mit deiner Hulfe; daß du aber Alles herrlich hinausführest. Gelobt sei dein heiliger Namen ewiglich!"

Alle ſtimmten gerührt dem Worte bei und war kein Herz unter ihnen, das nicht tief fühlte, daß der Herr Großes an ihnen gethan hatte. Richard aber wies Alles von ſich. Er wollte nichts davon hören, daß der große Reichthum ſein ſeyn ſollte, bis Herr Wood faſt ärgerlich wurde und er endlich einwilligen mußte, es als ſein Eigenthum anzuſehen. Nun begleiteten ſie Herrn Multon nach dem Schiffe und überzeugten ſich, wie wahr der wackere Mann berichtet hatte. Der Ruf aber von Herrn Wood's Reichthum durchlief ganz London und nun kamen Alle, die ihn während ſeiner Armuth vergeſſen hatten, und rühmten ihre treue Freundſchaft. Herr Wood entließ ſie ſo kalt, daß ſie wohl ſahen, er habe erkannt, daß das gerühmte Gold ihrer Freundſchaft und Treue das läuternde Feuer der Prüfung nicht beſtanden habe. Sie zogen ſich zurück und überließen Herrn Wood und die Seinen ſich ſelbſt und den ſtillen Freuden ihres Zuſammenlebens; auch die zahlreichen Bewerber um die ſchöne und reiche Jenny wurden bald inne, daß keine Hoffnung für ſie ſei, da ſie alle mit Körbchen abziehen mußten.

Eines Tages ſaßen Wood, Jenny und Richard mit Multon zuſammen und freuten ſich des glücklichen Wiederankaufs des Allen ſo lieben Landgutes, das Herr Wood in der Noth verkauft hatte, da nahm Multon mit ſchalkhafter Miene das Wort: „Jenny," ſagte er, „es haben ſo viele junge Männer um deine Hand geworben und haben Körbchen davon getragen, daß ich faſt den Muth nicht habe, für einen eben ſo wackern als liebenswürdigen und reichen jungen Mann als Freiersmann aufzutreten."

Jenny ſah ihn erröthend an und auf Richard's Angeſicht ließ ſich ein plötzliches Blaßwerden erkennen. So ſehr er auch Jenny liebte und ſo aufrichtig ſie ihm ergeben war, ſo hatten Beide doch noch kein Wort mit einander hierüber gewechſelt. Alle, welche um Jenny geworben hatten, konnten ihm nicht bange machen; aber der, welchem Multon ſeine Mitwirkung zugeſagt hatte, mußte ein in jeder Hinſicht ausgezeichneter Menſch ſein, ſonſt fand er ſicher keine Gnade bei ihm.

Jenny zwang ſich zum Lächeln und ſagte endlich: „Wollt Ihr, lieber Oheim, nicht den Namen Eures Schütz-

lings ſagen? Obwohl ich mich durch keine äußere Rückſicht beſtimmen laſſe, ſo wäre es mir doch wichtig, denjenigen kennen zu lernen, dem mein lieber Oheim einen ſo großen Vorzug gibt, daß er ſein Freiersmann wird."

Herr Wood ſaß in ſeinem wiedergewonnenen Lehnſtuhle und ſah Multon lächelnd an.

Da ſtand dieſer auf und ſagte mit bewegter Stimme: „Ich bin lange ſchon Zeuge, daß du und Richard in treuer Liebe einander zugethan ſeid. Er hat dich gewonnen, Jenny, als er dich mit Gefahr ſeines Lebens aus den Flammen rettete; du haſt ihn gewonnen, als du in treuer Liebe ihn pflegteſt. Euch hat Gott für einander beſtimmt und Eure Ehe iſt im Himmel geſchloſſen, durch die Schule der Trübſal vorbereitet und erzogen, daß ſie im Glücke eine reiche Ernte des Segens halte."

Herr Wood ſprang auf und rief: „Multon, du haſt mir aus der Seele geredet!"

„Nun, Jenny," fragte Multon, „gibſt du mir ein Körbchen?"

Jenny ſenkte erröthend das Haupt.

„Richard," rief darauf der gutmüthige Seemann, „komm' und hole dir dein Jawort ſelbſt oder dein Körbchen!" Er zog ihn zu Jenny, und Beide fielen ſich in die Arme, und Wood ſegnete ſie mit Multen unter Thränen der lauterſten Freude, und ſchon nach kurzer Zeit vereinte der kirchliche Segen die Glücklichen.

Jetzt erſt begann Richard zu wirken. Bald ſtanden die Fabrikgebäude des Herrn Wood wieder da, aber noch ſchöner, zweckmäßiger und größer. Viele arme Leute fanden Verdienſt bei ihm, aber noch mehr, ſie lernten chriſtlich leben bei ihm: denn er richtete Alles ſo ein, wie er es bei Herrn Wood früher gefunden hatte.

Für die Kinder ſeiner Arbeiter ſtiftete er eine Schule, für die Kranken ein Pflegehaus, dem ein Arzt vorſtand, und für die, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig wurden, ein Verſorgungshaus, in dem ſie ſorgenfrei ihre alten Tage verleben konnten.

Eine unbeſchreibliche Freude war es für Richard Wittington, daß er die noch lebenden Kinder jener braven Frau, die ſich einſt ſeiner angenommen hatte, als ſeine

Mutter geſtorben war, in ſeinem Fabrikweſen anſtellen und wohl verſorgen konnte. Und wenn er ſah, daß Herr Wood mit Freuden ſein Wirken ſah, ſagte er zu ihm: „Ich zahle jetzt die Zinſen von dem Kapitale an die leidende Menſchheit ab, das du, mein Vater, auf mich verwendeteſt.“

Wo in London eine wohlthätige Einrichtung entſtand, ſo war Richard Wittington gewiß derjenige, welcher ſie am reichlichſten unterſtützte. Daher kam es denn, daß ihn die Stadt, wie ſie ihn unter ihre reichſten Mitbürger zählte, als ihren edelſten achtete und liebte, und es war eine nothwendige Folge, daß er bald in den Rath der Stadt gewählt wurde, und ſpäter dreimal nach einander Bürgermeiſter von London wurde, woher denn das Sprüchlein kam und ſich durch ein Jahrhundert erhielt, welches über dem Anfange dieſer Geſchichte ſteht. Auch in dieſem Amte ſtiftete er reichen Segen. Im Innern ſeines Hauſes wohnte erſt das rechte Glück, Liebe und Frieden. Gott ſegnete Jenny und Richard mit guten Kindern, und Wood und Multon prieſen mit ihnen die Gnade Gottes, die ſich an ihnen verherrlicht hatte.

Wir aber, die wir dieſe Geſchichte leſen, wollen uns daraus die Wahrheit in das Herz hineinleſen, welche der Dichter Paul Gerhard in dem ſchönen Verſe ausſpricht:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'ſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden,
Beſtimmte Ziel und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann!“

Und die andern dazu:

„Halt an dem Herrn! der läßt dich nimmer ſinken.
Wenn ſelbſt der Boden wankt.
Darauf du fußt, denn ſeine Sternlein winken
In dunkler Lebensnacht
Den Troſt dir zu: der Herr hat dein gedacht!
Und deine Seele betet an und dankt.“

5. Anekdoten.

Es kommt wohl oft vor, daß junge Leute, welche das Glück haben, ausgezeichnete Männer kennen zu lernen, diese bitten, ihnen etwas in ihr Stammbuch zu schreiben, so zur Erinnerung. Ist einmal ein Student zu dem gelehrten und frommen Lavater gekommen, und hat ihn auch gebeten, ihm einige Worte in sein Stammbuch zum Andenken zu schreiben. Lavater ließ sich das Stammbuch geben, und las es durch. Da fand er denn gar schmutzige und nichtswürdige Dinge drin, wollt' es aber dem sonst braven Studenten nicht abschlagen, und doch ihn und seine Gesellen auch etwas züchtigen. Daher schrieb er auf ein Blatt nichts weiter, als: „Matthäus, Kap. 8, Vers 31. die letzten neun Worte" und den Datum und seinen Namen.

Der Student dankte gar sehr, eilte nach Hause, um das Blatt des berühmten Mannes zu lesen. Als er die Bibelstelle sah, schlug er sie sogleich auf, aber er erröthete nicht wenig, als die bezeichneten neun Worte also lauteten:

„Und erlaube uns, in die Heerde Säue zu fahren."

Ein Schneider ist überall ein Pfiffikus, und seine Hölle ist nicht Schuld dran, wenn einer arm wird. Ihr versteht mich wohl?! — Wenn sie bei uns da herum auch tüchtig nadeln müssen, so gibt es in großen Städten Schneider, die sich gewaschen haben; die fahren in Staatswagen und sind Herren, und daheim reiten auf der Boutique eine ganze Compagnie Gesellen und Obergesellen, und der Herr Meister gibt bloß an, wie es gemacht werden soll.

Kommt einmal zu einem solchen Herrn Meister in der großen Stadt Berlin ein Baron gefahren oder ein Graf, um sich ein Kleid auszusuchen. Als der Handel fertig ist, begleitet mein Herr Meister unter vielen Bücklingen den gnädigen Herrn bis zu seinem neuen Wagen, der vor der Thüre hält. Als den der Schneider sieht, lächelt er behaglich und reibt sich die Hände. Er hätte es gerne an den Mann gebracht, daß er auch so einen Wagen habe und sagt: „Meiner Treu! ein schöner Wagen, gnädiger Herr! Es freut mich, daß unser Geschmack auch hier zusammen trifft; denn ich habe das Gegenpart gestern mir in der Fabrik gekauft!"

Da wendet ſich der gnädige Herr lächelnd um und ſagt: „So? — aber Sie haben doch einen Unterſchied zwiſchen Ihrem Wagen und dem Meinigen überſehen.“ „Auf Ehre!“ ruft der Schneider aus, „es iſt derſelbe! Worin beſtünde denn, wenn ich fragen darf, der Unterſchied?“

„Darin,“ ſagte lächelnd der Herr, „daß, wenn ich in meinem Wagen fahre, der Bock auswendig iſt, und wenn Sie in dem Ihrigen fahren, ſo ſitzt er allemal inwendig drin!“

6. Ein Räthſel.

Ein und daſſelbe Ding in fünf Geſtalten.

1.

Was hat der Fuhrmann wohlbedacht,
Auf ſeinem Wagen feſtgemacht?
Ei, ſieh' nur genau, es ſoll nicht verderben,
Verloren gehn oder brechen in Scherben,
Was er führt in die Ferne;
Drum ſchützt er es gerne.
Ich dien' ihm dazu; drum hält er mich werth,
Wenn er köſtliches Gut in die Ferne führt.

2.

Felſen bekleide ich mannichfalt,
Bäume im Walde, jung und alt;
Halt' ſie wohl warm im Winter kalt.
Auch über Dächer zieh' ich mein Kleid,
Grün bald, bald weiß, als hätt' es geſchnei't;
Und komm' ich, iſt ſelten das Unheil weit.

3.

Was dich zieret, Mädchen hold,
Glänzt es nicht wie Flachs, wie Gold?
O, wie oft mußt' ich es loben,
Wenn du kunſtreich es gewoben;
Wenn es ſchlicht und einfach hängt,
Wenn's ins Netz iſt eingezwängt,
Wenn's ein ſcharfer Pfeil durchſticht,
Deine Hand es niedlich flicht —
Iſt's dein eigen — glaub' es mir,
Iſt es deine ſchönſte Zier.
Nur die Jüdin iſt übel dran,
Muß ſie verbergen vor Jedermann.

4.

Schmeckt dir's, Freund? — O ſieh die Kunſt
Deines Bäckers an mit Gunſt!
Blätt'rig, zart, und weiß und braun —
Schön geflochten, iſt's zu ſchau'n!

Zierlich iſt's zum Ring gewunden,
Mit der Roſe feſtgebunden.
Lad' zu Gaſt mich! Fehle nicht
Bei ſo köſtlichem Gericht —
Wenn's nur an — Kaffe nicht gebricht!

3.

Zahllos iſt der Erde Weh' und Leid.
Ach, auch mich ſiehſt du da eingereih't,
Eine Plage bin ich arger Art.
Bitte, daß dich Gott vor mir bewahrt.
Manchen hab' ich früh ins Grab gebracht,
Manchen früh zum Greiſe ſchon gemacht.
Und der Aerzte Kunſt bleibt ohne Frucht,
Wie viel Pülverlein du auch verſucht.

Rathe nun, du lieber Räthſelfreund,
Daß du findeſt, was ich hier gemeint.

---

7. Weiblicher Liebesmuth und Glaubensmuth.

Hört man ſo reden von den Thaten der Menſchen oder lieſet hin und wieder, wie der oder jener etwas Großes gethan, ſo ſollte man glauben, die Männer hätten allein den Muth und die Kraft in Pacht genommen und die Frauen ſeien bloß da, zu dulden und zu leiden. Iſt's nicht ſo, liebe Leſer? Aber wir wiſſen es doch recht gut, daß die aufopfernde Liebe einer guten Mutter am Krankenbette ihres Kindes; daß die Entbehrungen und die hingebende Geduld eines Weibes für ihren, ſolche Aufopferungen oft nicht einmal anerkennenden Mann mehr Muth und Kraft erfordert, als der Soldat aufzubieten braucht, um im Kampfe gegen den Feind zu gehen. Wohin ſollte es mich führen, ſolche Thaten des Weibes zu nennen? Viele, ja wahrlich, recht viele Beiſpiele könnte ich aufführen von ſolchen tapfern Frauen in ihrem ſtillen, häuslichen Kreiſe, und es fällt mir da gerade eins ein, wo eine

Frau mit ihrem Verdienſte fünf Kinder und einen langeleidenden Gatten ernährte, und einer andren wackern Hausfrau gedenke ich, welcher die Franzoſen (was haben die uns nicht all für Unheil gebracht!) in den Neunziger Jahren alle ihr Weißzeug (Linnengeräthe) wegplünderten, daß ſie und die Ihrigen nur noch ein Hemd, nämlich das auf dem Leibe übrig hatten, die jede Nacht bis drei Uhr Morgens ſaß und ſpann, um zu erſetzen, was die Unholde geraubt, und dieß viele Jahre fortſetzte mit einer Ausdauer, welcher kein Mann fähig geweſen wäre. Da heißt's: Hut ab! — Aber bei den zwei edlen Frauen, von denen ich Euch jetzt erzählen will, heißt's auch ſo, und um ſo mehr, als bei ihnen ſelbſt der Muth der Liebe und des Glaubens die engen Grenzen des häuslichen Lebens überſchritt und heraustrat in die Gebiete, in denen ſonſt nur der Mann zu walten und zu herrſchen pflegt.

Die Erſte heißt: Johanna Sebus, und das iſt ein Namen, den ich mit Ehrfurcht nenne, und den Ihr, liebe Leſer, ohne Zweifel auch bald mit innigen Gefühlen nennen werdet.

Da drunten im Clever Lande, wo der Rhein durch ein ſich weit auf ſeinen beiden Ufern ausdehnendes, flaches Land langſam dahin fließt und ſich recht breit zwiſchen den Ufern ausdehnt, ſind dieſe Ufer durch Dämme oder Deiche erhöht, damit nicht das Waſſer, wenn es anſchwillt, die Felder und Orte überſchwemme und großen Schaden verurſache.

Leider trifft es ſich aber häufig, daß bei Eisgängen oder wenn im Frühlinge oder im Herbſt und Winter die Fluth anſchwillt, das Waſſer nicht nur über dieſe Dämme ſteigt, ſondern bei heftiger Gewalt, und vom Eiſe unterſtützt, die Dämme durchbricht, und dann mit verheerender Macht auf das Flachland ſich ergießt, und, ſo weit das Auge reicht, Alles in einen See verwandelt. Es iſt ein entſetzlicher Anblick, wenn man dann nur die Kronen der Bäume über das Waſſer hervorſtehen ſieht, oder die oberen Stockwerke und Dächer der Häuſer und die Kirchthurme. Wie es dabei den armen Menſchen geht, deren Vorräthe in Scheunen und Kellern verderben, deren Vieh nicht ſelten ein Opfer der Fluth wird — wie groß die Gefahr ſelbſt

für sie ist — elendiglich zu ertrinken, das mögt Ihr Euch selber vorstellen, aber Gott danken, wenn Eure Wohnung keine Fluth erreicht! —

Wer sich des Winters von 1809 noch erinnert, der weiß, daß der sich tüchtig geschüttelt hatte. Der Schnee lag hoch genug, um Schritt vor Schritt bis halbwegs der Waden hinein zu brechen, und die Eisdecke über die Bäche und Flüsse war so hart gebacken, daß man drüber laufen konnte mit gutem Gewissen, — ja selbst mit einem schlechten, und die Juden ihr Sprüchlein für sich behielten: daß das Wasser keine Balken habe. — Dennoch trat in der ersten Hälfte des Januars Thauwetter ein und die starke Eisdecke des Rheines setzte sich in Bewegung. Die starke Strömung wälzte mit schauerlichem Geräusche die gewaltigen Eisblöcke und Eisschollen über einander hin. Da mußten die Dämme wehrhaft sein, wenn sie Widerstand leisten sollten, und im Clever Lande waren sie leider schlecht; denn unter der Franzosenherrschaft bekümmerte man sich nicht viel um die Dämme und das Wohl des Landes überhaupt, wenn man nur Geld herauspressen und die jungen Bursche holen und auf die Schlachtbank der ewigen Kriege schleppen konnte.

Das Wasser stieg eben so unerwartet schnell, als hoch; denn im Oberlande lag hoher Schnee, der schnell abging. Bald wurde oberhalb der Stadt Cleve die niedere Gegend ganz unter Wasser gesetzt und eben so die ganze untere Stadt, ja es stieg die Fluth in der Stadt so hoch, daß viele Häuser mit ihren ersten Stockwerken ganz im Wasser standen. War es hier schlimm, wo doch die Häuser höher gebaut sind, so stand es auf dem Lande noch viel ärger. Die armen Bauern saßen mit ihren Weibern und Kindern auf den Firsten ihrer Dächer in Nässe und Kälte. Ihr Vieh war ertrunken, ihre Vorräthe zerstört, für sie selbst keine Rettung; denn unter ihnen wühlte das Wasser die Fundamente ihrer Häuser auf, daß sie in jeder Minute gewärtig sein mußten, daß sie einstürzten. Herzzerreißendes Angstgeschrei ließ sich weit und breit hören. Manche Häuser stürzten ein und begruben die unglücklichen Bewohner in den brausenden Wellen; manche Leute saßen auf den Balken ihrer Häuser, auf die sie sich, als sie einstürzten, gerettet hatten, und schwammen so hülflos herum, den

unvermeidlichen Tod vor den Augen. Selbst die beherztesten Schiffer waren nicht im Stande der wild daher brausenden Fluth zu widerstreben und das Rettungswerk mit Erfolg zu treiben. — Es war, da manche Dämme gebrochen waren, selbst die Gefahr nicht ferne, daß der Rhein sich ein anderes Bette wühle. Bald wurde das Unglück unterhalb Cleve noch größer; denn an der Spoy, etwa eine Stunde tiefer als Cleve, brach wieder ein Damm und es riß das Wasser Alles mit sich fort, Häuser, Hütten, Menschen und Vieh.

Unfern dieser Stelle stand das Haus der Wittwe Sebus, das sie mit ihrer Tochter Johanna und einer Wittwe van Beek nebst ihren drei Kinderchen bewohnte.

Johanna war ein Mädchen von siebzehn Jahren, kräftiger Gestalt, freundlichen Angesichtes, aber was mehr war als dieß — sie war reinen Herzens und Wandels und von gottesfürchtiger, menschenliebender Gesinnung.

Obwohl das Wasser hoch gestiegen war und schon über den Cleverham'schen Damm spielte, mochten die Bewohner des Hauses doch die Größe der Gefahr nicht geahnt haben.

Plötzlich aber stieg die Fluth mächtiger und der Damm brach. Als die brüllende Fluth um das Haus schwoll, ergriff Johanna ihre Mutter, eine alte Frau, welche der Schrecken vollends gelähmt und unfähig gemacht hatte, sich selbst zu retten, und trug sie etwa zweihundert Schritte weit auf einen Hügel. Das Wasser reichte ihr schon bis ans Knie und drohte sie umzureißen.

Als das wackere Mädchen ihre liebe Mutter gerettet hatte, sagte sie zu dieser: „Nun will ich der Frau van Beek und ihren Kindern zu Hulfe eilen, und dann unsre Ziege holen, damit Ihr Milch bekommt, liebe Mutter!“ Vergebens flehte ihre Mutter, sie solle doch bei ihr bleiben, da die steigende Fluth jeden Versuch weiterer Rettung als eitel erscheinen lasse; umsonst warnte der auf dem Rinderschen Damme stehende Ih. Reiner vor dem Versuche, weil sie der Fluth unmöglich Widerstand leisten könne. „Ich muß retten!“ rief das edle Mädchen aus und schritt muthig in die schäumenden Wogen, einem niedern Hügel zu, wohin sich die Frau van Beek mit ihren Kindern gerettet hatte. Glücklich erreichte Johanna den Hügel; aber

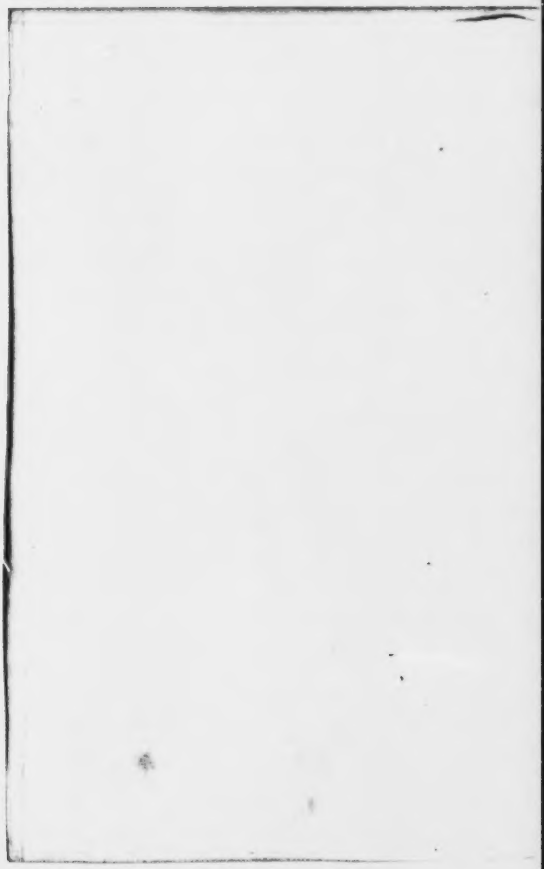

das mit jeder Minute wachsende und wilder werdende Gewässer zeigte, daß an keine Rückkehr zur Mutter, ja sehr bald auch an keine Rettung mehr zu denken war. Die Frau van Beek gerieth in Verzweiflung, als sie raschen Schrittes den entsetzlichen Tod nahen sah. Sie wickelte ihr Haupt und die Häupter ihrer Kinder in ihre Kleider und stürzte sich mit ihnen in das empörte Wasser. Johanna stand stille mit gefalteten Händen da. Einen Blick sandte sie hinüber, wo die geliebte Mutter verzweifelnd die Hände rang, einen andern hinauf zum Himmel, zu dem sie bald eingehen sollte, — und — eine gewaltige Welle riß den Hügel weg, auf dem sie stand, und begrub sie im Schooße der Gewässer.

Als sich die Gewässer verlaufen hatten, fand man den Leichnam des edeln Mädchens bei der Kirche des Dorfes Rindern, wo sie auch bestattet wurde.

Johanna Sebus war ein schlichtes, einfaches Bauermädchen; sie war unter sechs Kindern das fünfte. Ihre Mutter wurde gerettet; aber der Kummer nagte an ihrem Herzen. An der Stelle, wo später der edeln Menschenretterin ein Denkmal gesetzt wurde, baute man der alten Wittwe ein Haus; allein sie starb, ehe es vollendet wurde. Johanna zog sie nach sich und zu sich.

Ich setze nichts hinzu. Die That redet mächtig für sich selbst zu jedem Herzen, und wir fühlen's Alle tief, daß wer so stirbt, wie Johanna Sebus, in dem Herrn stirbt.

Aber noch von einer andern gottreuen, weiblichen Seele wollte ich Euch erzählen. Es ist eine edle Engländerin gewesen und hat Elisabeth Fry geheißen. Sie war die Tochter eines frommen Mannes, Namens John Gurnay, war im Jahre 1780 in dem Schlosse Cartham-Hall, in der Grafschaft Norfolk, in England, geboren, und in ihren reiferen Jahren an den in London wohnenden Kaufmann Joseph Fry verheirathet. An ihr zeigt sich der Segen häuslicher Frömmigkeit und Andacht in seinem ganzen Reichthume. Ihr Vater bekannte mit Josua: „Ich und **mein Haus**, wir wollen **dem Herrn dienen**!" Da wurde kein Tageslauf mit dem Morgen begonnen ohne ein Morgengebet im häuslichen Kreise, und keiner mit dem Abende beschlossen ohne ein herzlich dankendes Abendgebet,

und so brachte Morgensegen und Abendsegen den rechten Tages- und Arbeitssegen, und in die Herzen hinein schien der Friede Gottes, wie die Sonne in die Welt.

Wo solch ein Leben im Hause herrscht, da gedeihen die Kinder innerlich und äußerlich, und nehmen zu wie an Jahren, so an rechter Weisheit und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen.

So wuchs in rechtem kindlichem Frohsinn, lieblich wie eine Saronsrose, Elisabeth heran, und wie der fromme Glaube in ihrer reinen Seele wohnte, so auch die segnende Liebe zu den Menschen, ihren Brüdern und Schwestern.

Ihr Vater war ein sehr reicher Mann und verwandte, wie ein rechtschaffener Vater soll, allen Fleiß auf den Unterricht seiner Tochter. Und dieser Unterricht war nicht umsonst. Ihr lebendiger Geist faßte die Lehre schnell und klar auf und hielt sie recht fest. Bei ihr ging's nicht, wie leider bei vielen leichtsinnigen Knaben und Mädchen, zum einen Ohre hinein und zum andern hinaus. — Daher kam es denn auch, daß sie frühe schon den Werth eines guten Schulunterrichts schätzen konnte und mit tiefem Schmerze erkannte, wie in England so viele Kinder ohne Unterricht in dem, was zu einem nützlichen Leben gehört, aber vornehmlich in dem, was zu der Seele Seligkeit dient, dahinlebten und allem Unheile preisgegeben waren, das aus Rohheit und Gottlosigkeit hervorgeht.

Gott sei Dank! sagt da der Gevatter, da ist es denn doch bei uns, in unserm lieben Deutschland, anders. Da wird doch jedes Kind in einer guten Schule unterrichtet, und wenn die Eltern verblendet und roh genug wären, das nicht zu wollen, so würden sie gesetzlich dazu angehalten.

Ja wohl, Gevatter, was Ihr da sagt, ist eine Wahrheit, die doch ja von Jedermann sollte beherzigt werden. Darum aber segnet Eure gute Landesherrschaft, die's so gut mit Euch und Euren Kindern meint, und die Männer, die in ihrem Rathe sitzen!

Der Schulzwang mag wohl einmal diesem oder jenem lästig sein, der seine Kinder schon benutzen möchte zur Arbeit, wie Lastthiere, — aber wenn er dann doch selber sieht, wie sie rechnen, schreiben und ihm am Sonntag Mittag aus Gotteswort so schön vorlesen können, vielleicht

besser, als er selber, — so muß er doch sagen, eine gute Schule sei ein reicher Schatz für Dorf und Stadt, und ein wackerer, pflichttreuer Lehrer sei ein hochzuehrender Mann!

Doch, um wieder zu unserer Elisabeth zu kommen, — sie erkannte, wie gesagt, das Elend so vieler Kinder, die ohne allen Unterricht aufwuchsen (denn in England ist's nicht wie bei uns), und faßte einen Entschluß, der Gott und guten Menschen, besonders auch ihrem wackeren Vater, wohlgefiel, sie wollte nämlich eine Stube zu einer Schule einrichten und soviel arme, verwahrloste Kinder aufnehmen und unterrichten, als eben die Stube fassen konnte.

Das heiß' ich Menschenliebe! Sie war reich. Da hätte sie Geld geben können zu einer Schule, und das wäre schön und dankenswerth gewesen, und wäre zu wünschen, unsere Reichen gäben als nur Geld zu edlen Anstalten; allein sie legte selber Hand an und unterrichtete vier und zwanzig arme Kinder in Allem, was ihnen nützlich und gut war, besonders aber in der Religion, die den Menschen heiligt und selig macht. Und Elisabeth war damals erst achtzehn Jahre alt! Da mochte man wohl dem Morgen ansehen, wie der Tag werden wollte! Sie war eine so treue Lehrerin ihrer kleinen Zöglinge, daß diese die schönsten Fortschritte machten, und eine so gute und liebevolle, daß die Kinder an ihr hingen mit ganzer Seele und ihr gehorchten auf den Wink.

Wer aber glauben wollte, daß mit dem Schulunterrichte der Kinder Alles abgethan gewesen sei, wozu Elisabeth's frommes Herz trieb, der würde irren. Wie ein tröstender und helfender Engel Gottes trat sie mit ihren Liebesgaben und Trostesworten in die Hütten der Armuth, an das Krankenbette der Elenden, und zu manchem verstockten Herzen redete sie so kräftig, daß es Buße that und das Leben besserte. Kein Bittender ging ungetröstet weg von ihr, und wenn ihre Kasse leer war, sorgte der gute Vater Gurnay, daß seiner lieben Tochter die Mittel nicht fehlten, wohlzuthun und mitzutheilen, weil solche Opfer Gott wohlgefallen.

Im Jahre 1800 verheirathete sich Elisabeth an Joseph Fry, einen Kaufmann in London, der aber kein Pfennigzähler war, wenn's ans Wohlthun ging, und seiner lieben Frau nicht nur freie Hand ließ, nach ihrem Herzen Gutes

zu thun, sondern ihr Geld genug dazu darbot und selber half nach Zeit und Kräften.

In London wird außerordentlich viel für gottgefällige Zwecke gethan. Da war denn auch ein reiches Feld des gesegneten Wirkens für Elisabeth Fry; denn in London ist auch erstaunlich viel Elend, Rohheit und Gottlosigkeit. Da war etwas zu thun!

Elisabeth Fry erkannte und überschaute schnell das weite Gebiet, wo ihr Herz sie wirksam sein hieß. Bei einem Besuche des großen Strafgefängnisses von Newgate blutete ihr Herz; denn da hinein wurde der Auswurf von London gesteckt, — allein es geschah auch nichts weiter für diesen unglückseligen Theil der Menschheit.

Und wenn die Väter und die Mütter ruchloser Handlungen wegen im Gefängnisse saßen, da kam, wie Ihr Euch leicht vorstellen könnet, ein reiches Maaß des Elendes über die verlassenen Kinder, die nun bettelten und allem Verderben preisgegeben waren.

In Elisabeth's Seele ließ da der Herr, der da will, daß Niemand verloren werde, einen recht herrlichen Gedanken reifen. Sie stiftete zunächst für die Kinder der Gefangenen im Gefängnisse Newgate eine Schule und Versorgungsanstalt. Da wurden sie unterrichtet und verpflegt, dem Gift der Gasse, das im bösen Beispiel fortwuchert, entzogen und ihre Seelen gerettet. Sie erkannte aber schnell, daß jenes Gefängniß, wo Hunderte zusammenleben, eine Schule der Laster war und die Leute weit schlechter heraus kamen, als sie hinein gingen; sie sah ein, daß, wenn sie auch die Kinder auf gute Wege geführt habe, sie, wenn nun die Eltern aus dem Gefängnisse wieder herauskämen und die Kinder wieder zu sich nähmen, wieder dem Verderben hingegeben seien, und das lag ihr recht zentnerschwer auf dem liebenden Herzen. Als sie nun im Gebete dieses Elend vor dem Herrn bedachte, kam ihr ein herrlicher Gedanke. Den Zustand des Gefängnisses wollte sie bessern und zunächst auf die weiblichen Gefangenen einwirken.

Welch ein Gedanke für die Seele eines Weibes! Aber die Liebe ist reich und der Glaube überwindet die Welt.

Elisabeth legte die Hände nicht müßig in den Schooß. Ein Aufruf von ihr erging an alle edle Frauen und Mädchen

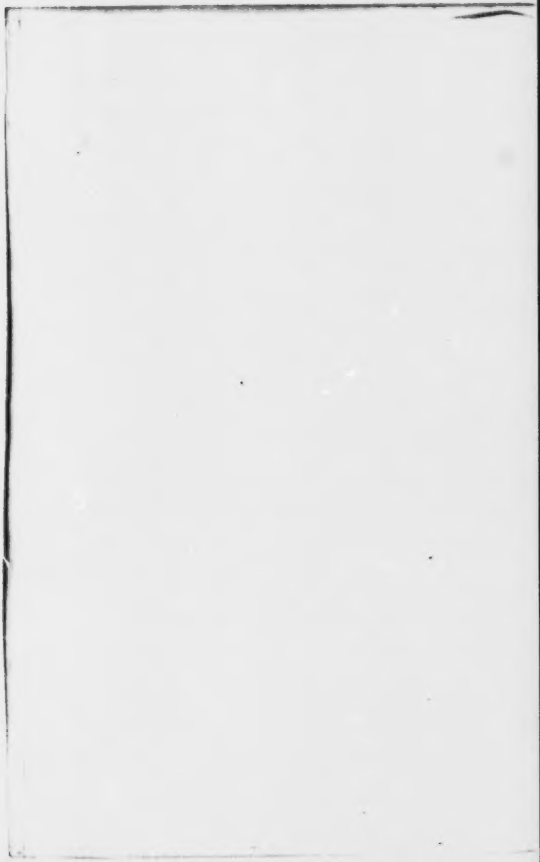

Londons. Zu gemeinsamem Werke lud sie sie ein. Die Worte aber, die sie an ihre Schwestern richtete, waren aus dem Herzen gekommen und gingen auch wieder zu Herzen. Die Gleichgesinnten fanden sich zusammen, und Elisabeth Fry's rastloser Eifer brachte einen Frauenverein zusammen, der es sich zur Pflicht machte, den Zustand des Gefängnisses zu verbessern. Täglich besuchten abwechselnd die edlen Frauen und Mädchen das Gefängniß; hielten die weiblichen Gefangenen durch ihre Ansprache, durch Vorlesen aus der heiligen Schrift und andern erwecklichen, guten Büchern von dem Bösen zurück; veranlaßten sie zur nützlichen Thätigkeit. Ermahnung, Bitte, Zuspruch, — nichts wurde unbenutzt gelassen, sie zu bessern. Und siehe, bald zeigten sich die Früchte reichlich. Das Kartenspiel, was die Gefangenen früher trieben, um sich die Zeit zu verkürzen, verschwand. Sie lasen in den Schriften, welche der Frauenverein ihnen darbot, besonders in der Bibel; sie arbeiteten, und für das, was sie verdienten, schafften sie sich Nützliches an oder legten es in eine Sparkasse, da denn der Kreuzer unvermerkt zum Gulden wuchs und ein recht er Nothpfennig wurde für kommende Zeiten. Das Fluchen, Zanken, Schimpfen, die Raufereien und Schlägereien verschwanden, und Ordnung, Fleiß, Thätigkeit, Mäßigkeit und Zucht traten an die Stelle des früheren Unwesens. Eine Fabrik wurde errichtet, um eine regelmäßige Beschäftigung einzuführen, — mit einem Worte, ein anderer Geist war in das Gefängniß gekommen, und da die Beamten sie unterstützten, wurde es für viele eine wahre Besserungsanstalt.

Die Geschwornen von London, welche am 21. Februar 1818 das Gefängniß untersuchten, bekannten öffentlich über dessen Zustand Folgendes: „Wir können unsern Bericht nicht schließen, ohne ganz ausdrücklich die außerordentliche Dankbarkeit an den Tag zu legen, welche wir den wichtigen, von Frau Fry und ihren Freunden geleisteten Diensten in Bezug auf die Einrichtung eines religiösen und ordnungsgemäß beschäftigten Daseins schulden, wozu die weiblichen Gefangenen durch das menschenfreundliche, wohlwollende und preiswürdige Bemühen jener Dame gebracht worden sind. Nichts wäre mehr zu wünschen, als auch unter den männlichen Gefangenen jene Grundsätze in Anwendung

gebracht zu sehen, welche der Frau Fry als Regeln bei der Behandlung der weiblichen Gefangenen dienen: dann würden die Gefängnisse in eine wahre Besserungsanstalt verwandelt werden; dann würden dieselben nicht mehr Verbrecher in die Welt zurücksenden, verhärtet in Laster und Ruchlosigkeit, sondern es würden der Gesellschaft Reuige zurückgegeben, die noch einmal nützliche Glieder derselben werden könnten."

An Elisabeth Fry richtete diese Commission ein herzliches Dankschreiben für ihre gesegnete Wirksamkeit und legten eine reichliche Gabe an Geld bei, um auch thätig die edeln Absichten derselben zu fördern.

Elisabeth Fry ließ es aber nicht dabei bewenden, nur in London für die Besserung der Verhältnisse in den Gefängnissen zu wirken; sie zog nach und nach ganz England in den Kreis ihrer heilbringenden Thätigkeit. Jede wohlthätige Anstalt und Einrichtung fand an ihr eine Helferin, und zahllos sind die Wohlthaten, die sie übte.

Später unternahm sie Reisen nach Amerika, Frankreich und Deutschland, um für die Verbesserung der Gefängnisse thätig zu sein, und nicht wenige der Anregungen zu dieser wichtigen Angelegenheit, die seitdem gute Früchte trugen, sind von ihr ausgegangen und ein Heil für Viele geworden.

Unausgesetzt thätig im Werke einer von frommem Glauben an Christum getragenen Liebe, erlag sie im October des Jahres 1845 einer in freudiger Glaubenskraft ertragenen schmerzhaften Krankheit.

In London, in England, ja man darf sagen, fast in der ganzen christlichen Welt brachte die Kunde ihres Todes gerechte Trauer hervor. In England hatte man ihr den wohlverdienten Namen: „Engel der Gefängnisse" beigelegt, und nicht leicht sind an einem Grabe mehr Thränen dankbarer Liebe geflossen, als an dem ihrigen.

Friede mit ihr!

Sehet da, liebe Frauen und Mädchen, das haben zwei Eures Geschlechtes gethan! Wenn es Euch auch nicht gegeben ist, in so weiten Kreisen für das Reich Gottes zu wirken, wie Elisabeth Fry, so thuet es in dem engeren, in den Euch Gottes Liebe gestellt, in Eurer Familie, in Eurem Hause. Machet es zu einem Tempel Gottes, und

die Früchte an Eurem Herzen, an Euren Kindern, in Eurem ehelichen oder häuslichen Leben werden bald sichtbar werden. Gottes Segen, Schutz und Beistand ist mit Euch! Ach, wenn doch jede Frau, jede Mutter es erkennete, wie viel ihr anvertraut ist; wieviel Segen von ihr ausgehen kann, wenn der Glaube ihre Seele erfüllt; wenn Frömmigkeit Wort und That beseelt; wenn ihr Beispiel zum Gebete ruft, zum Hause Gottes führt, zum Worte Gottes hinleitet, die, welche Gott ihr anvertraut hat! Wie viel besser stünde es in der Welt und um die Welt, wie viel Sünde würde weniger gethan, wie viel Gutes mehr, und welch ein viel reicheres Maaß des Glückes und der Zufriedenheit wäre auf Erden!

O hört's und bewahrt's! Gedenkt an Johanna Sebus und Elisabeth Fry, und ahmet ihrer Liebe, ihrem Glauben nach!

---

8. Neben dem Himmel.

Der berühmte Musikus Himmel hörte einmal in Dresden, daß auf einem nahen Dorfe ein alter Lehrer wohne, der ein ausgezeichneter Orgelspieler, ja ein unübertrefflicher Meister auf diesem herrlichen Instrumente sei. So fährt denn Himmel an einem schönen Sonntagmorgen nach dem Dorfe; geht in die Kirche und hört den alten Mann spielen. Als das Vorspiel und der Gesang zu Ende war, tritt er zu dem Alten, klopft ihm auf die Schulter und sagt: Das war ein Meisterstück!

Nach der Predigt, als wieder der Gesang beginnen soll, sagt der Alte zu Himmel, den er übrigens gar nicht kennt: Herr, wenn Sie so das Orgelspiel beurtheilen können, so sind Sie ohne Zweifel ein Meister darin. Setzen Sie sich, ich bitte, und spielen Sie!

Himmel läßt sich nicht lange bitten, setzt sich an die Orgel und spielt so meisterhaft und herrlich, daß, als er endlich schließt, der Alte an seine Seite tritt und sagt: Herr, bei Ihnen ist man wahrlich im Himmel! Gott behüte, ruft Himmel lachend aus, da stehen Sie just neben dran!

---

9. Die erste Kartoffel im Nassauer Lande.

Die vortrefflichen Kartoffeln, die eins unserer unentbehrlichsten Lebensmittel geworden sind, die Reiche und Arme genießen, ohne ihrer überdrüssig zu werden, waren, das dürft ihr mir glauben, liebe Leser, vor zweihundert Jahren noch völlig unbekannt in unserm lieben deutschen Vaterlande. Zu Hause sind sie in dem mittleren Amerika, und wurden zuerst von Spaniern, dann von den Engländern nach Europa gebracht. Von Spanien nach Deutschland ist ein weiter Weg, und von England bis zu uns, ist's auch nicht nahe, zumal Anno 1621; denn damals gab's noch keine Dampfschiffe, die die Völker schnell zu einander bringen, wenn auch das England noch vom Meere umgeben liegt, wo es damals lag, und Deutschland auch nicht weggetragen worden ist. — Daß aber die Kartoffeln, diese edle Gottesgabe, in keinem Lande in Deutschland, eher bekannt waren, als in dem schönen Nassauer Lande, das dürfte Euch ebenso unbekannt als wichtig sein. Und die guten Nassauer, die die Spinnstube lesen, mögen die Ohren spitzen, wenn ich ihnen und Euch hier eine anmuthige Thatsache von der allerersten Kartoffel erzähle, die in Nassau grünte und wuchs.

Im ehrwürdigen Heidelberger Katechismus heißt die 19te Frage: „Woher weißt du das?" Und wenn mich der Gevatter, der ein schlauer Fuchs ist, also fragte, so werde ich ehrlich antworten: Gumpeer, Ihr müßt nicht glauben, daß ich das so aus der Luft gegriffen oder aus dem kleinen Finger gesaugt habe; es steht in einem guten Buche, nämlich in der Geschichte der Nassau-Oranischen Lande von Arnoldi, und da könnt Ihr's lesen, wenn Ihr wollt. Nun hört:

„Im Jahre 1621 lebte in Herborn, wo damals eine Universität war, der Professor Johannes Matthäus, ein alter, gelehrter Herr, und ein Junggeselle dazu, dessen Namen in Deutschland, und selbst in England, bei den Aerzten einen gar guten Klang hatte, weil er gute Bücher geschrieben, besonders über die Pflanzen und deren Heilkräfte; überdieß war er ein großer Pflanzen- und Blumenfreund. Der hatte einen guten Freund in der Stadt

Oxford in England, und die Zwei schrieben sich wohl einmal einander dieß und das, wie es auch heutzutage unter guten Freunden und Bekannten geschieht.

„Damals gerade waren die Kartoffeln in England bekannt geworden, und am Königlichen Hofe in London aß man sie mit großem Wohlbehagen. Kriegt nun der Oxforder Professor einige Kartoffeln von einem guten Freund am Hofe in London zum Geschenk, und denkt gleich dabei an seinen guten Freund Matthäus in Herborn; packt eine in eine Schachtel und schreibt ein Brieflein dazu, so und so, und ich schicke Dir hier etwas Neues und Rares, u. s. w.

„Das Schächtelchen mit dem Brieflein kommt richtig in Herborn an, und der Herr Professor Matthäus freut sich des guten Andenkens seines Spezials in Oxford, und denkt, das ist gewiß wieder eine neue schöne Blume aus dem neuen Lande Amerika, und die Engländer haben's gut kriegen, die holen's sich selbst. Nimmt daher die Kartoffel, setzt sie in einen schönen Blumentopf, und diesen vor sein Fenster, wohin die warme Maisonne gar lieblich scheint.

„Meine gute Kartoffel keimt, treibt Stengel, und als ihre Zeit kam, treibt sie mehrere der Euch wohlbekannten blauen Blumen, die wir nur darum nicht mehr schön finden, weil wir sie zu viel Hunderten in den Aeckern sehen, der wir aber, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht abstreiten können, daß sie immerhin so schön ist, als manche andere, die wir in unsern Gärten und Blumentöpfen vor den Fenstern haben.

„Der Professor Matthäus zu Herborn fand sie außerordentlich schön; denn es war die Erste, die er sah und hatte, also etwas Rares, und weit her war sie auch. Er freute sich ihrer daher gar sehr, zeigte sie Jedermann und war, wie es so die Blumenliebhaber machen (ich rede aus Erfahrung!), ordentlich stolz darauf.

„Gerade um die Zeit, als diese Kartoffel blühte, heirathete die Tochter eines der angesehensten Burger der Stadt Herborn einen braven Mann, und das Mägdlein war nicht nur schön und lieblich anzusehen, sondern, was mehr werth ist, als Leibesschönheit, sie war fromm und sittig, geliebt und geachtet von der ganzen Stadt. Ihr Vater aber war ein Nachbar und Spezial des Professors

Matthäus. Als er daher seinen Sonntagsrock anthat, seinen Hut und sein spanisches Rohr zur Hand nahm, um den Herrn Nachbar und vielguten Freund mit gebührlichen Redensarten zur Hochzeit seines lieben und einzigen Töchterleins einzuladen, die morgen sein sollte, flüsterte ihm erröthend das schöne Bräutlein ins Ohr: „Bringt mir doch auch ein schönes Sträußlein zu meinem Hochzeitsfeste mit!“ Und der Vater nickte ihr freundlich zu und ging.

„Als er nun seine Einladung vorgebracht und der Herr Professor zugesagt hatte, da rückte der Vater mit des Bräutleins Bitte heraus.

„Der gutmüthige Professor lächelte, trat ans Fenster, pflückte eine Kartoffelblüthe ab und reichte sie dem Vater mit den Worten: „Bringt diese Blume der Braut und saget ihr, durch ihre Tugenden sei sie würdig, die schönste und seltenste meiner Blumen vor der Brust zu tragen;“ und wirklich schmückte die Kartoffelblüthe die junge, sittige Braut am Altare des Herrn.

„Das ist der ersten Kartoffel im Nassauer Lande mit der Blüthe passirt und, mein' ich, im Grunde genommen, habe die Kartoffel die Ehre verdient, die ihr geworden sei.

„Die Kartoffel des Professors Matthäus hatte Knollen in dem Blumentopfe angesetzt und ist fortgepflanzt worden, bis der gute Freund aus Orford ihm erst recht den Nutzen und Gebrauch der Frucht in einem weiteren Briefe auslegte, und da ist sie erst recht gehegt und gepflegt worden, und ist es nun nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß von der Kartoffel, deren Blüthe das Herborner Bräutlein als Hochzeitsstrauß trug, alle Kartoffeln im Lande mehr oder weniger die Ur-Urenkel sind."

---

10. Ein Räthsel.

Fischlein sind wir, die da schwimmen
In dem weiten, blauen Meer;
Vöglein sind wir, die da fliegen
In den Lüften weit umher;
Lämmlein sind wir, die da weiden
Auf den Auen ohne Maaß;
Schifflein sind wir, die da segeln
In der Fluth ohn' Unterlaß;
Knechte sind wir, die da folgen
Ihrer Herrin so getreu,
Die uns schmückt mit ihrem Golde,
Ihrem Purpur täglich neu;
Und wenn sie ihr Antlitz trübe
Vor den Treuen nun verhüllt,
Fließen Thränen tiefen Leides,
Bis sie selbst den Kummer stillt,
Und ihr Antlitz wieder zeiget,
Lächelnd voller Huld und Gnad', —
O, dann folgen bis zum Tode
Wir der Herrin schönem Pfad.

Brüder sind wir, die im Sturme
Schaaren sich einträchtiglich,
Die in Treu' zusammhalten,
Als Getrennte suchen sich.
Aber was wir still ertragen
Und geduldig — bricht es los —
O, dann sprüht der Zorn Verderben,
Unheil quillt aus unserm Schooß.
Und die Fischlein peitschen heftig
Das empörte Element;
Und die Vöglein schießen tollkühn
Durch die Lüfte so behend;
Und die Lämmlein werden Löwen,
Die da brüllen schauerlich;
Aus den stillen Schifflein dröhnet's,
Daß es nachhallt fürchterlich;
Und die Knechte setzen trotzig
Ihre wilden Köpfe auf,
Folgen nicht mehr ihrer Herrin,
Lassen wildem Zorn den Lauf;
Und die Brüder, die so einig
Gingen Hand in Hand dahin,
Sie bekämpfen wild einander,
Daß im Zorn sie Flammen sprüh'n.

---

11. Androclus und der Löwe.

In der 39. Geschichte der vorigjährigen Spinnstube habe ich Euch von einem Hunde erzählt, der manchen Menschen beschämt, und hier will ich Euch eine Geschichte von einem Löwen erzählen, die auch Vieles zu bedenken gibt. Es ist eine Geschichte, aus dem grauen Alterthum überliefert, die aber eigentlich nie alt wird.

Die Römer, die auch zu Zeiten unseres Herrn Jesu Christi und der Apostel über das jüdische Land herrschten, waren ein sehr mächtiges Volk. Die halbe Welt war ihnen fast unterthan. Wenn sie auch in den Künsten des Lebens sich auszeichneten, so waren sie doch in den ewigen Kriegen

verwildert und verdorben, und — das Heidenthum führt leider nicht auf die Wege der Gerechtigkeit.

Wie sie verwildert waren, mögt Ihr auch daraus erkennen, daß es ihre höchste Lust war, Thierkämpfe anzusehen. Da wurden denn Löwen, Tiger, Leoparden und andere wilde Raubthiere des Auslandes eingefangen, mit großen Kosten nach Rom gebracht, und dort mußten sie sich gegenseitig zerfleischen und zerreißen zur Ergötzung eines entarteten, unmenschlichen Volkes. Wahrlich, die Haut schaudert Einem, wenn man daran denkt! Wie aber allemal eine Rohheit die Mutter der andern, eine Grausamkeit die Veranlassung zu einer noch größern ist, so ging es auch in Rom. Am Ende genügte es nicht mehr, daß Thiere mit Thieren kämpften, Menschen wurden den wilden Thieren vorgeworfen, die sich so lange gegen sie wehrten, als sie konnten, und dann von ihnen zerrissen wurden. Auch das sah das entmenschte Volk mit Lust. — Wenden wir unsere Gedanken ab von den heidnischen Gräueln mit dem tiefsten und gerechtesten Abscheu, so wollen wir doch Eins nicht unbemerkt lassen, daß nämlich immer Eins aus dem andern folgt, und das habt Ihr, Väter und Mütter, wohl zu bedenken; denn Ihr müßt einst Rechenschaft geben vor dem Herrn, Eurem Gotte, von den Seelen Eurer Kinder. Das ist eine vielhundertfach bestätigte Thatsache, daß der Knabe, der einen Käfer oder Schmetterling martern und quälen kann, bis das arme Thier unter furchtbaren Leiden sein Leben endet, auch einmal im Stande ist, ein Mörder zu werden, wenn nicht bei Zeiten gesteuert wird, daß er des heiligen Wortes lebendig eingedenk ist, daß sich der Gerechte auch der Thiere erbarmt.

In Rom waren es besonders Sclaven, welche ihren grausamen Herren entlaufen waren, die man den wilden Thieren vorwarf. Zu diesen entsetzlichen Schauspielen hatte man in Rom eigene Gebäude errichtet. Ein solches hatte unter dem Namen Colliseum der Römische Kaiser Vespasianus erbaut, und an dem Baue arbeiteten zwölftausend gefangene Christen. Denkt Euch das Entsetzliche! — Diese zwölftausend unglückliche Christen wurden, als das Gebäude von ihnen erbaut war, alle den wilden Thieren vorgeworfen und von ihnen — zerrissen.

Unter den zahllosen Fällen, wo das Volk mit Luſt ſolche Grauſamkeiten mit anſah, iſt nur ein einziger bekannt, wo es, von einem beſſeren Gefühle überwältigt, von ſeinen Sitzen aufſprang und einſtimmig Gnade und Freiheit für einen armen zum Tode verurtheilten und den wilden Thieren vorgeworfenen Sclaven verlangte.

Die Geſchichte iſt dieſe:

Ein reicher und mächtiger Römer in Afrika hatte einen Sclaven, Namens Androclus, welcher die grauſame Behandlung bei ſeinem harten Herrn nicht mehr ertragen konnte und daher bei einer guten Gelegenheit davonlief. Auf ſeiner Flucht vor dem Unmenſchen erreichte er einen dichten Wald in einer gebirgigen Gegend. Lange Zeit irrte er in der Wildniß umher und nährte ſich von den Beeren des Waldes; aber was ihm in der Hitze kaum zu entbehren möglich war, was er aber bis jetzt noch nicht gefunden hatte, das war Waſſer.

Endlich fand er einen Quell, und nachdem er ſich gelabt, ſah er nahe bei der Quelle eine Höhle, welche tief in den Berg hineinging und ein kühles Lager verhieß.

Zum Tode müde, raffte er ſich Gras zuſammen, trug es in die Höhle und legte ſich auf das weiche Lager. Sein Schlaf war tief, nach ſo vielen Mühen und Entbehrungen, und er wußte auch gar nicht, wie lange er geſchlafen hatte, als er plötzlich von einem fürchterlichen Tone erwachte. Es war heller Tag und die Sonne ſchien in den Eingang der Höhle; — aber der entſetzliche Ton kam näher und näher, und jetzt erkannte erſt Androclus, daß es das Gebrülle eines mächtigen Löwen war.

An eine Flucht war nicht mehr zu denken, theils weil der Löwe zu nahe war, theils weil erſt jetzt der Arme die völlige Erſchöpfung ſeiner Kräfte fühlte.

In einer verzweifelnden Angſt erwartete Androclus ſein Ende; — denn er war ein Heide, die ja keine Hoffnung haben.

Der Löwe kam näher und näher, und jetzt ſelbſt in die Höhle hinein, wo Androclus lag; aber er ſtürzte ſich nicht auf ihn, wie er es erwartet hatte, und wie ſonſt das hungernde Raubthier ſich auf ſeine Beute ſtürzt; vielmehr nahte er ſich ihm langſam, und die Töne, die er ausſtieß,

waren ordentliche Klagetöne. Das gab dem Androclus den Muth, die Augen zu öffnen und ſeinen Feind anzuſehen. Da ſah er denn, daß der Löwe hinkte und eine Tatze in die Höhe hielt, die ſehr angeſchwollen war. Jetzt war das Thier dem Androclus ganz nahe, hielt ihm die leidende Tatze hin und ſtöhnte, als wolle es ſagen: Hilf mir doch!

Androclus faßte, als ihm der Löwe nichts zu Leide that, Muth, und unterſuchte die Tatze. Da ſteckte denn ein großer Splitter drinnen, und der war ſchon geſchworen. Die Tatze glühte, ſo arg war ſie.

Androclus beſann ſich kurz, zog den Splitter mit Mühe heraus, machte dem Eiter Oeffnungen, daß er abfloß, reinigte die Wunde und band ein Tuch darum, daß kein Unrath hinein kommen konnte.

Der Schmerz des Thieres war gelindert; es fühlte ſich wohler. Dankbar leckte der Löwe die Hände ſeines Wohlthäters, ſchmiegte ſich wie eine ſchmeichelnde Katze zu ſeinen Füßen, ſtreckte dann die mächtigen Glieder aus und ſchlief ein.

Ihr mögt Euch wohl denken, daß es dem Androclus

in dieſer Nachbarſchaft nicht behaglich zu Muthe war; aber entfliehen konnte er nicht, ohne den Löwen zu wecken. Wie groß aber auch die Angſt war, von dem Löwen zerriſſen zu werden, wenn er nun erwache, ſo wagte doch Androclus nicht, ſich zu rühren, und da es ſo ſtille in der Höhle war, überwältigte ihn abermals Müdigkeit und Schlaf.

Als er erwachte, war der Löwe fort, und Androclus würde die ganze Begebenheit für einen ſchweren Traum gehalten haben, hätten nicht die Spuren von Blut und Eiter und das Fehlen ſeines Tuches ihm Alles wieder friſch in das Andenken gerufen.

Als er noch nachſann, was er beginnen ſolle, hörte er das Mark und Bein durchdringende Brüllen des Löwen und der ganze Schrecken des Todes kam ihm wieder an; aber wieder umſonſt; denn der Löwe kam ruhig in die Höhle; er konnte wieder auf ſeine Tatze treten und legte zu Androclus Füßen ein Reh, das er erwürgt hatte, gleich als wolle er ſagen: Iß nun auch mit mir!

Androclus war von allem Schrecken befreit, als er des Löwen Benehmen ſah. Er zog ihn nun zur Quelle, wuſch die Wunde aus, legte heilende Kräuter darauf und verband ſie wieder mit dem warmen Felle des Rehes, welches er abzog. Er machte ſich nun ein Feuer an, briet ſich ſein Fleiſch, und der Löwe nährte ſich von den Ueberbleibſeln des Rehes. Er verließ von nun an den Androclus nur, um Beute zu holen, die er allemal zu ſeinen Füßen niederlegte und gehorſam wartete, was dieſer ihm zutheilen wurde.

Die Wunde des Löwen heilte bald und Androclus erfuhr die größte Dankbarkeit und Treue von dem edeln Thiere. Jahre gingen hin und Beide lebten in dem vertraulichſten Verkehre, ſchliefen zuſammen in der Höhle und ſorgten für einander, wie zwei treue Freunde.

Auf einmal aber blieb der Löwe aus. Androclus wartete mehrere Tage; aber er kam nicht. Er zerbrach ſich den Kopf, was wohl dem treuen Thiere möchte begegnet ſeyn; aber die Frage blieb ohne Antwort. Das Schlimmſte für ihn war der Umſtand, daß, ſeit der Löwe ausblieb, auch ſeine Lebensmittel ausblieben.

Sein Herz trauerte um den treuen Freund. Die

Sorge der Nahrung und endlich der quälende Hunger trieben ihn aus der Höhle. Er wagte ſich zu weit gegen den Saum des Waldes und fiel römiſchen Soldaten in die Hände. Als er für einen entlaufenen Sclaven erkannt worden war, ſchlug man ihn in Feſſeln und kerkerte ihn ein, und als das erſte Schiff nach Rom abging, wurde er zur Beſtrafung dorthin geſchickt, das heißt, um im Colliſeum von wilden Thieren zerriſſen zu werden.

Er kam in Rom an, wurde auch dort in Feſſeln gehalten bis zu dem feſtlichen Tage, wo wieder einmal das grauſame Volk das unmenſchliche Schauſpiel haben ſollte. Der Tag kam. Ganz Rom ſtrömte herzu; denn heute erwartete man ein ganz abſonderliches Schauſpiel, weil dem Kaiſer aus Afrika ein außerordentlich großer und wilder Löwe war geſendet worden, der heute zum erſten Male unglückliche Menſchen erwürgen ſollte.

Endlich wurde denn der arme Androclus auf den Schauplatz geführt, ſeine Feſſeln ihm abgenommen und ein Schwert in ſeine Hand gegeben, daß er ſo lange kämpfe, als möglich. Ihr möat Euch denken, mit welcher Angſt der Arme dem Augenblicke entgegen ſah, wo die Thüre des Behälters geöffnet werden ſollte, aus dem die wilden hungernden Raubthiere auf ihre Beute heraus zu ſtürzen pflegten. Jetzt geht die Thüre auf, und ein ungeheurer Löwe ſtürzt mit hochgeſchwungnem Schweife und aufſträubenden Mähnen heraus und mit einigen mächtigen Sätzen auf ſein Schlachtopfer zu. Alles Volk hielt den Athem an in geſpannter Erwartung, das ungeheure Thier werde ihn mit dem gewaltigen Schlage ſeiner Tatze niederſchmettern. Selbſt der Kaiſer lehnte ſich hervor, um Zeuge des ſchauerlichen Auftritts zu ſein.

Aber nichts von dem ereignet ſich. Als der Löwe des Androclus anſichtig wird, ſteht er plötzlich, wie gebannt, ſtille und heftet ſeine Augen auf ihn; dann ſpringt er mit einem durchdringenden, ganz eigenthümlichen Schrei auf ihn zu, legt ſich wedelnd zu ſeinen Füßen; leckt ſeine Hände und Kleider; umſpringt ihn, wie ein Hund ſeinen Herrn, den er wieder ſieht, nachdem er ihn lange verloren; kurz, das edle Thier erkennt ihn wieder; es iſt der in Afrika als todt betrauerte Freund des Androclus — und das ſtaunende

Volk ist Zeuge, wie Androclus seine Arme um des Löwen Hals legt und seinen Kopf in der Freude des Wiedersehens an den des treuen Löwen schmiegt.

Einige Augenblicke herrscht, während sich das ereignet, eine wahre Todesstille unter den Tausenden von Zuschauern, dann aber bricht ein brausender Jubel aus. Alles Volk springt von seinen Sitzen auf und fordert stürmisch Begnadigung für Androclus.

Der Kaiser will den Sclaven selber sprechen, damit er den Zusammenhang begreifen könne; aber als man Androclus zu dem Kaiser führen will, stellt sich drohend der Löwe vor ihn. Nun gibt man dem hungernden Thiere Nahrung, um unbemerkt Androclus zu entfernen; aber der Löwe bewacht seinen Freund mit eifersüchtigem Auge. Als endlich der Löwe sich gesättigt, sagt Androclus selbst, man solle ihm gestatten, den Löwen mit sich zu nehmen, und man könne sich völlig beruhigen, weil er ihm auf den Wink gehorche.

Das gibt endlich der Kaiser zu, und der Löwe folgt nun dem Androclus, gehorsam wie ein Hund, vor den Kaiser, dem Androclus seine Geschicke erzählt.

Der Kaiser, ergriffen von dem seltenen Ereigniß, schenkt nicht nur dem Androclus das Leben und die Freiheit, sondern auch den Löwen dazu, und er ging nun mit seinem treuen Löwen, den er an einem dünnen Bande führte, durch die Straßen Rom's und erzählte dem staunenden Volke die Geschichte. Er wurde so reichlich beschenkt, daß er sorgenlos leben konnte, bis der Tod den seltenen Freundschaftsbund löste.

Das gibt viel zu bedenken, besonders wenn man des Sprüchworts eingedenk ist: „Undank ist der Welt Lohn."

Aber das vor Allem möchte ich Euch wieder zurufen, Euch und Euren Kindern, lernet menschlich, christlich die Thiere behandeln!

---

12. Blind geboren sein und doch gut sehen.

Ein Gartensamenhändler aus Schwaben saß in einem Wirthshause, wo mehrere übermüthige Lakendiener ihr kecks Wesen trieben. Einer von diesen sagte zu seinen

Genossen: Paßt mal auf, wie ich jetzt den Schwaben da hänsele! Tritt vor ihn hin und sagt: Landsmann, ist's denn wahr, daß die Schwaben, wie die jungen Katzen, blind auf die Welt kommen und man sie daher blinde Schwaben nennt?

Gewiß, erwiedert der Schwabe, ich weiß mich's noch ganz gut zu erinnern aus meiner Kinderzeit; aber es ist kurios, daß ich damals, wie auch jetzt — ganz genau den Esel sah, der vor mir stand!

---

13. Ein Räthsel.

Wohin ich geh' und mich wende,
Da schleichet Einer behende
Und listig hinter mir drein. —
Wer mag der Geselle sein?
Denn — dreh' ich mich um und sucht ihn mein Blick,
So springt er hinter mich zurück.
Nichts Gutes führt er in dem Sinn,
Sonst trate er ehrlich vor mich hin;
Und erst in dunkler Nacht
Hat er sich, scheint es, davon gemacht.
Das scheint nur so und ist doch nicht, —
Denn faß' ich mit der Hand ein Licht, —
So ist er auch wieder da, der Spion;
Und weichet dann nicht eher davon,
Bis ich mich gelegt zur stillen Ruh'
Und geschlossen habe die Augen zu.
Da frag' ich, in wessen Dienst er steh —? —
Und denke gleich an die Polizei.
Doch wußt' ich gar nicht, was die will —
Ich bin doch ein Bürger so zahm und still,
Wie irgend Einer im ganzen Land,
Und das ist aller Welt bekannt!
Sag' an, du Erratter, wie heißt der Geselle,
So dunkel und schwarz bei lichter Helle?

Bayerische Staatsbibliothek München

14. Columbus.

In Euern Spinnstuben und wo Ihr zusammenkommt, liebe Leser, da ist jetzt viel die Rede von Amerika; denn Ihr habt schon viel gute Freunde drinn, die Seide spinnen oder auch nicht, — die Euch viel schreiben, was — zwar schwarz auf weiß steht, aber doch gewindbeutelt ist; Mancher macht vielleicht auch schon Pläne, auch fortzuziehen in das Land, wo man die Kaffebohnen nur auflesen darf und die gebratenen Tauben herumfliegen, wie hier die ungebratenen, und man darf nur zubeißen. — Item von Amerika redet Jung und Alt. Da dürfte es Euch denn auch lieb sein, etwas von dem Manne zu hören, der dieß Amerika gefunden hat, da man gar nichts davon wußte.

Zwar haben in der neuesten Zeit die Gelehrten, die Alles durchforschen und durchgrübeln, herausgebracht, daß höchst wahrscheinlich schon in den ältesten Zeiten die Aegypter, die Griechen und die Handel treibenden Phönizier, die in Tyrus und Sydon wohnten, Amerika kannten, und in späterer Zeit auch die kühnen Seefahrer, welche auf der Insel Island wohnten; allein Gott weiß, wie es zuging, späterhin wurde die Kunde ganz verloren, und vor etwa vierhundert Jahren wußte kein Gottesmensch, daß gegen Abend hin noch ein unermeßlich großer Welttheil liege, zu dem man nur gelangen könne, wenn man ein weites Meer durchschiffe. Hätte man in den alten Zeiten Bücher drucken können, wie man das heutzutage kann, so hätte Amerika nicht können verloren gehen; allein damals wurden noch alle Bücher geschrieben und wieder abgeschrieben. Das kostete ungemein viel Zeit und Mühe, und es kam kein Buch in die Spinnstuben, wenn anders damals auch die Leute drinnen beisammen saßen, was ich dahin gestellt sein lasse. Ging so ein geschriebenes Buch zu Grunde, so konnte man's nicht wieder haben, und was drinnen stand, war für immer verloren. Seit der brave Guttenberg von Mainz das Bücherdrucken erfunden hat, kann das nicht mehr geschehen; denn die Bücher werden so oft gedruckt, daß, wenn auch Hunderte zu Grunde gingen, vielleicht noch Tausende übrig blieben.

Wie gesagt, weil die geschriebenen Bücher zu Grunde gingen, wußte kein Mensch mehr etwas von Amerika, obwohl gelehrte Leute meinten, daß da nach Westen hinaus unmöglich lauter Wasser sein könne. Das überlegte sich besonders ein Mann, der Christoph Columbus hieß, und etwa um die Jahre 1435 oder 1436 in der italienischen Seestadt Genua geboren worden war. Sein Vater war ein Wollkämmer und es ging ihm nicht, wie den reichen Geizhälsen, die aus Angst nicht schlafen können, weil sie meinen, ihre Geldsäcke würden ihnen gestohlen, vielmehr wohnte die Sorge und die Armuth bei ihm und bezahlte keinen Hauszins. Er war brav, das gilt mehr, und erzog seine Kinder gottesfürchtig, und damit gab er ihnen ein Capital, dessen Zinsen niemals ausbleiben. Er hatte vier Kinder und Christoph war der älteste; aber es hatte ihm auch Niemand an der Wiege gesungen, daß er einst eine neue Welt finden sollte. Christoph war wohl unterrichtet und schrieb eine Handschrift, daß es eine Pracht war. Eine solche Kunst war damals aber noch weit mehr werth als heute, weil damals nur sehr wenige Leute überhaupt schreiben konnten. Mit dieser schönen Handschrift und anderen nützlichen Kenntnissen hatte er sich herrlich ernähren können; allein er wollte mehr lernen. Durch Beihülfe braver, reicher Leute gelang es ihm auch, die edle Rechnenkunst, das Zeichnen und Malen zu erlernen, ja selbst späterhin die Universität zu Pavia zu besuchen, wo er sich noch mehr Kenntnisse erwarb. Das Alles hatte aber nur bei ihm den Zweck, ein tüchtiger Seemann oder Seefahrer zu werden.

Ist das ein Wunder, daß das Seewesen ihm besonders lieb war? Genua war eine reiche Handelsstadt. Alle Tage kamen und fuhren Seeschiffe ab, um nach allen Weltgegenden hin Handel zu treiben. Da möchte ich einmal einen jungen Burschen suchen, so fern er nur irgend Kraft des Willens hat, der nicht Lust bekäme, die weite Welt zu sehen und Ehre und Reichthümer zu erwerben, wie das so Vielen in Genua gelungen war. Da werdet Ihr es wohl begreiflich finden, daß der Sinn des jungen Columbus in die Welt hinaus stand. Obendrein liebten es die Seeleute damals, auf Entdeckungen auszugehen, da man seit Kurzem mehrere Inseln entdeckt hatte, und je wunderbarer die

Geschichten klangen, welche heimkehrende Seefahrer erzählten, desto eher und desto lieber wurden sie geglaubt. Des jungen Columbus Geist war voll von diesen Dingen. Er glaubte schon frühe, daß er berufen sei, große Entdeckungen in dem Weltmeere zu machen; indessen war er arm, und wer auf Entdeckungsreisen ins Blaue hinein ausgehen will, der muß Geld haben. Das hätte einen Andern muthlos gemacht; aber Columbus nicht. Er vertraute Gott, und wo sich eine Gelegenheit gab, etwas Gutes zu lernen, da ließ er sie sich nicht entschlüpfen. Darum ging er denn gar gerne mit alten Seeleuten um, und ihren, wenn auch noch so seltsamen Erzählungen konnte er tagelang zuhören.

Unverhofft bot sich ihm eine Gelegenheit dar zu einem Unternehmen auf der See. Der Herzog von Anjou (sprich Anschuh) hatte eine Flotte, das heißt, eine bedeutende Anzahl Seeschiffe, ausgerüstet, um Neapel zu erobern. Die Stadt Genua unterstützte den Herzog mit einer Anzahl Galeeren (so hieß man kleinere, leichtsegelnde Ruderschiffe), und Columbus hatte das Glück, daß er gleich Befehlshaber einer solchen Galeere wurde. In diesem Kriegszuge bewies Columbus eben so sehr seinen männlichen Muth, als auch seine vorzüglichen seemännischen Kenntnisse, und die Gebieter seiner Vaterstadt erkannten das, und belohnten ihn, als ein Krieg mit Venedig ausbrach, wieder mit einer Befehlshaberstelle.

In diesem Kampfe traf ihn das Unglück, daß sein Schiff, gerade als es mit einem feindlichen im Kampfe war, Feuer fing und in Flammen aufging. Nur durch einen Sprung ins Meer konnte er sich retten. Das war an der Seeküste (so nennt man das felsige Meerufer) von Portugal; aber doch noch weit genug vom Lande, um zu ertrinken; — denn es war zwei Stunden davon entfernt. Was Gott erhalten will, ertrinkt nicht, sagt man. Columbus war ein starker Mann. Er schwamm glücklich ans Ufer, weil er ein schwimmendes Ruder ergreifen konnte, das ihn trug, wann er müde war. Daß er aber in Portugal ankam, so arm wie Hiob, läßt sich begreifen. Ans Mitnehmen konnte er auf dem brennenden Schiffe nicht denken; aber er half sich durch und erreichte die Hauptstadt Lissabon, wo eben der rechte Ort war für einen Mann, wie Columbus; denn dort war es der Prinz Heinrich von Portugal, welcher

alle Unternehmungen zur See besonders begünstigte. Bald lernte auch Columbus einen alten Seehelden da kennen, der ihm viele wichtige Nachrichten mittheilte, er hieß: Bartolomeo Monis de Paleſtrello. In ſeinem Hauſe fand Columbus eine freundliche Aufnahme, und durch häufigen Umgang mit dem Vater verband er ſich mit deſſen liebenswürdigen Tochter und ließ ſich nun in Liſſabon wohnlich nieder. Arm wie er, war auch ſeine Frau; aber ſie war fromm, treu, fleißig, und Columbus zeichnete Land- und Seekarten, die von den Seeleuten tüchtig bezahlt wurden; dennoch aber kämpfte er mit Sorge und Noth.

Sein alter Schwiegervater ſtarb bald darauf. Wenn er auch kein Vermögen ſeiner Tochter hinterließ, ſo fand Columbus Dinge, welche für ihn höhern Werth hatten, als Geld und Gut, nämlich Papiere und Karten. Der alte Seemann hatte alle ſeine Reiſen und Erfahrungen niedergeſchrieben, und über alle ſeine Reiſen auch ſehr getreue Karten gezeichnet. Das war etwas für Columbus!

Nun las und betrachtete er das Tag und Nacht. Um ſich indeſſen beſſer helfen zu können, trat er in die Dienſte des Königs von Portugal, und in den freien Stunden zeichnete er Karten. Es galt aber auch! Seine Familie mußte er ernähren und der gute Sohn vergaß nicht, daß der alte Vater in Genua darbte, und daß ſeine jüngeren Brüder auch etwas lernen mußten. Wäre er reich geweſen, und hätte ſie unterſtützt, ſo hätte ich, und gewiß auch Ihr, geſagt: Hut ab vor dem braven Sohne! Aber daß er ſelber darbte und doch noch etwas hatte, um ſeinen Vater und ſeine Geſchwiſter zu unterſtützen, das iſt ein Zeugniß für ſein durch und durch gutes und edles Herz, in dem das heilige Gebot lebendig war: „Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.“

In dieſer Zeit machte Columbus eine Seereiſe nach Porto ſanto, einer Inſel, welche bei Afrika liegt, und dieſe Reiſe hatte wichtige Folgen für ihn.

Wenn er ſo ſeine Karten zeichnete, kam es ihm ganz unglaublich vor, daß, wenn man von den Canariſchen Inſeln nach Weſten ſegele, man nicht dort Land finden ſollte. Er dachte ſich nämlich, man müſſe dort Indien erreichen.

Wir wissen nun freilich, daß das ein Irrthum war; denn die Entdeckungen des Columbus und alle die spätern kennen wir aus guten Büchern und unsere Kinder lernen's in der Schule; aber Columbus wußte davon noch nichts. Er wollte es erst selber erfahren.

So dachte er denn, das Indien, das man schon kannte, ziehe sich so weit herum, daß man's im Westen finden müsse, und die Fahrt dahin sei gar keine Hexerei.

Nun liegen zwischen Amerika, Europa und Afrika Inseln, namentlich die Canarischen (woher auch unsere schönen, gelben Canarienvögel stammen und den Namen haben) und die Azorischen.

An diesen Inseln wurden oft Bäume vom Meere ausgeworfen, die ganz fremdartig waren; der Sturm trieb unbekannte Vögel dorthin. Man fand beschnitzte Hölzer und einmal selbst einen menschlichen Leichnam, welcher kupferrothe Haut hatte. Und das Alles kam aus der Richtung des Meeres, wo Columbus seine neuen Länder suchte. Auf dieser Reise erfuhr das Columbus, und nun stand seine Ueberzeugung, daß im Westen große Länder lägen, unumstößlich fest. Bei seiner Heimkehr wollte er sogleich dem Könige seine Anträge machen; allein die damalige Lage des Landes war der Art, daß er nichts hoffen konnte. Erst als König Johann II. auf den Thron gestiegen war, wurden die Aussichten für ihn besser, und ungesäumt trug er dem Könige sein Anliegen vor.

Der König hörte mit großer Theilnahme die Rede des Columbus. Er sprach mit großem Feuer und Nachdruck, und mit der Kraft einer erkannten Wahrheit. Der König legte des Columbus Ansichten einer Versammlung gelehrter Männer und endlich auch dem Staatsrathe vor; allein erstere verwarfen sie als unsinnige Hirngespinnste; letzterer war so unedel, daß man den Vorschlag annahm, ihn spitzbübisch zu betrügen. So wurde ihm denn aufgegeben, seinen Plan schriftlich auszuarbeiten. Arglos und im freudigen Hoffen auf Erfolg that dieß Columbus, und — als der Staatsrath seine Schrift hatte, — schickte er heimlich ein Schiff ab, um das Land zu suchen.

Das heiß' ich einen Schuftenstreich! — Nun, der liebe Gott machte einen Strich durch die Spitzbubenrechnung, — das Unternehmen mißglückte gänzlich.

Tief kränkte dieser Streich den edlen Columbus. Er würde auf der Stelle das Land verlassen haben, wo man so treulos gegen ihn gehandelt hatte; aber er konnte nicht; denn seine liebe Frau kränkelte sehr und starb endlich. Ganz niedergedrückt von diesem Schicksal verließ er Portugal. Sein ganzer Reichthum bestand in seinen Papieren und seinem kleinen Sohne Diego.

Nach Spanien ging seine Reise, die er aber nur langsam fortsetzen konnte, weil er in seiner Armuth sie zu Fuße machen und oft weite Strecken sein ermüdetes Kind tragen mußte. Endlich finden wir ihn in Andalusien, an der Pforte des Klosters Santa Maria de Rabida, — wo er für sich und sein Kind — ein Stücklein Brod und einen Trunk Wasser — bettelt!

Columbus war ein schöner Mann; stark gebaut, groß, und sein Auge strahlte. Man sah's ihm auf den ersten Blick an, daß etwas Rechtes in ihm stecke; daß er kein bettelnder Landstreicher war, sondern harte Schicksale ihn in diese Lage mußten gebracht haben.

Der Prior des Klosters, ein Mann von vielen Kenntnissen und edlem Herzen, sah ihn und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Er erkannte schnell, daß dieser Mann für Spanien ein Schatz sei. Daher ließ er sich mit ihm ein; hörte seine Plane, und beschloß, sich seiner anzunehmen. Er blieb nun einige Zeit im Kloster, um sich zu erholen. Bald gewannen sich aber die beiden Männer so lieb, daß, da die Reise nach Madrid im Winter so beschwerlich war, Columbus gerne bis zum Frühling bei dem neuen Freunde blieb, der auch später seinen Sohn Diego behielt und unterrichtete.

Als nun der Frühling des Jahres 1486 mild und sonnig kam, gab der Prior, der früher Beichtvater der Königin Isabella gewesen war, ihm einen Brief mit an den jetzigen Beichtvater derselben, und Columbus schied mit dankerfülltem Herzen von dem treuen Freunde.

Die Hofhaltung des Königs und der Königin war damals in der Stadt Cordova, und voll freudiger Hoffnungen wanderte er dorthin. Als er aber dem Beichtvater der Königin das Schreiben des Priors von La Rabida gab, lachte ihn dieser wie einen Narren aus, und es gelang ihm nicht einmal, Zutritt zu dem Könige zu erhalten, da seine Kleidung zu ärmlich war und die Hofdiener ihn abwiesen.

Auch dieß Mißgeschick beugte ihn nicht. Er ernährte sich wieder mit dem Zeichnen von Land- und Seekarten, und, da er diese Arbeit in ganz vorzüglicher Weise machte, so erwarb er sich dadurch die Bekanntschaft und das Wohlwollen einiger hochgestellter Männer. Unter diesen war der Erzbischof von Toledo. Dieser wurde für die Plane des Columbus gestimmt und veranlaßte es, daß in Salamanca eine Versammlung von Gelehrten zusammentrat, um sie zu prüfen. Auch hier freute sich Columbus umsonst. Diese Männer waren eingenommen gegen den Fremdling und verwarfen seine Ansichten über die im Westen liegende neue Welt als Thorheit. Es entspann sich ein heftiger Streit und nur der edle Diego de Deza lenkte es so, daß nicht noch unangenehme Folgen die Verwerfung seiner Meinung begleiteten.

Alle Bemühungen, ihm Geltung zu verschaffen, blieben fruchtlos; denn damals war Spanien mit den Mauren im

Kriege, die von Afrika aus in früheren Zeiten Spanien erobert hatten, und jetzt noch im schönsten Theile des Landes herrschten. Columbus nahm zuletzt, da er alle Hoffnungen auf eine nahe Theilnahme für seine Pläne aufgeben mußte, selbst Theil an diesem Kriege. Unthätig zu sein war ihm eine unerträgliche Pein.

Erst als im folgenden Frühling der König und die Königin nach Cordova zurückkehrten, schien es den Bemühungen seiner Freunde gelungen zu sein, günstigere Aussichten für ihn zu gewinnen; denn der König erwies sich ihm geneigter, und die Königin unterstützte ihn; allein im Winter des Jahres 1491 wurde ihm, als er auf eine entscheidende Antwort drang, gesagt, man könne, so lange der Krieg mit den Mauren währe, sich in keine so weit aussehenden Unternehmungen einlassen. Mit blutendem Herzen sah er nun ein, all sein Warten, all sein Ringen und Streben sei fruchtlos. Arm und hülflos, um Jahre betrogen, kehrte er zu dem treuen Freunde nach La Rabida zurück, wollte seinen Sohn holen und das Land verlassen, das ihn getäuscht. Nach Frankreich wollte er gehen und dort sein Glück versuchen.

Man kann sich ohne herzliches Mitleid die Lage des Mannes gar nicht denken.

Mit Schrecken hörte der treue Prior, wie es ihm ergangen. Sein Herz blutete, daß Spanien aus Geiz und Dummheit allen Ruhm, alle Ehre, alle die unermeßlichen Vortheile wegwies, die ihm Columbus Plan darbot. Er flehte Columbus an, zu bleiben. Er berieth sich mit Alonzo Pinzen, dem Haupte einer reichen Seefahrer-Familie zu Palos, und auch dieser rieth, noch nicht Alles aufzugeben, bis Columbus endlich einwilligte.

Diesesmal wandte sich der Prior an die edle Königin Isabella; der Herzog von Medina-Celi empfahl Columbus ebenfalls der Königin. In gespannter Erwartung harrten die Freunde in La Rabida. Endlich kam der Bote und brachte ein Schreiben der Königin, welches den Prior zu ihr berief und dem Columbus Hoffnungen machte.

Der königliche Hof war damals in Santa Fé vor Granada. Dorthin eilte der Prior, und sein Wort zündete in dem Herzen der Königin den Glauben an Columbus

Plan. Sie berief ihn zu sich, und der Prior brachte eine ansehnliche Summe Geldes, damit Columbus standesmäßig sich ausrüsten könne.

Dieß that er schnell und eilte nach Santa Fé. Einen glücklicheren Zeitpunkt hätte er nicht finden können; denn eben war die letzte Festung der Mauren, Granada, in die Hände des Herrscherpaares gefallen, und die Siegesfreude stimmte die Herzen günstig für ihn.

Die Königin ließ nun einen Ausschuß zusammentreten, um mit Columbus über seine Bedingungen zu verhandeln. In diesem Rathe saß leider auch einer seiner Hauptgegner, Talavera, der eben Erzbischof von Granada geworden war.

Columbus verlangte im Bewußtsein seines guten Rechts und der guten Sache, daß man ihn zum Admirale und Vice-König aller derjenigen Länder ernennen solle, die er entdecken würde, und den zehnten Theil des Gewinnes ihm zusichere, den man durch die Eroberung oder den Handel erlangen würde.

Höhnend wiesen die hohen Herren diese Forderungen ab, und Talavera stellte sie der Königin in einem so grellen Lichte dar, daß alle Verhandlungen mit Columbus abgebrochen wurden.

So nahe dem Ziele gänzlich sich getäuscht zu sehen, das war denn doch zu viel für Columbus. Niedergeschlagen und nun fest entschlossen, Spanien zu verlassen, kehrte er zum Kloster La Rabida zurück. Der Prior war tief betrübt. Nun schien Alles verloren!

Wenn indessen die Noth am größten ist, pflegt Gottes Hülfe am nächsten zu sein. Das ist eine alte Erfahrung.

Während sich Columbus zur Reise nach Frankreich rüstete, waren zwei seiner treuesten Freunde sehr thätig gewesen. Sie wollten den letzten Versuch für ihn wagen. Es waren dieß zwei hoch gestellte Männer, der edle Quintanilla und Luis de Sanct Angelo. Beide redeten mit der Königin selbst, und wiesen darauf hin, wie Spaniens Ehre, Ruhm und Vortheil auf dem Spiele stehe, aus dem Lande gewiesen zu werden. Luis de Sanct Angelo redete mit besonderer Wärme. Die Königin horchte aufmerksam auf seine Worte und mit jedem Augenblicke wurde ihr Entschluß

fester. Endlich erklärte sie aufs Entschiedenste, sie wolle den Plan des Columbus ausführen, und wenn sie auch alle ihre Edelsteine versetzen müsse.

Luis de Sanct Angelo war Obereinnehmer aller geistlichen Güter von Arragonien. Er fiel der Königin sogleich in die Rede und versicherte, das sei nicht nöthig; er könne alle Kosten decken. Die Königin nahm den Vorschlag an und befahl, Columbus sogleich zurück zu rufen.

Der Eilbote fand Columbus noch im Kloster La Rabida.

Wenn auch der edle Mann freudig überrascht war, so mögt Ihr doch denken, liebe Leser, daß er nicht gleich zugriff. Ein gebranntes Kind scheuet das Feuer, und wahrlich! Columbus war gebrannt genug, daß er, der Vorspiegelungen überdrüssig, nicht mehr so schnell vollen' Glauben schenkte; indessen konnte er am Ende nicht anders; er mußte den Bitten seiner Freunde nachgeben und nach Santa Fe reisen.

Am 17. April 1492 war er, als endlich alle Hindernisse weggeräumt waren und des Königs Geheimschreiber die Uebereinkunft aufsetzte, nach welcher

1) Columbus für sich und seine Erben die Würde eines Admirals (das heißt: obersten Befehlshabers zur See) in allen Reichen und Ländern, welche er entdecken und erobern würde;
2) die Würde eines Vice-Königs aller gedachten Länder und Reiche erhielt;
3) sollte er berechtigt sein, den zehnten Theil des Ertrags aller Erzeugnisse der neuentdeckten Länder, nach Abzug der Kosten, für sich zu behalten;
4) sollte er Richter sein in den neuentdeckten Landern;
5) sollte er den achten Theil der Kosten dieser und künftiger Reisen, dafür aber auch den achten Theil des Gewinnes ziehen.

Diesen letzten Punkt nöthigte man ihm ab, um ihn von allzu tollkühnen Unternehmungen abzuhalten. Hätten ihn die reichen Bruder Pinzen in Palos nicht unterstützt und ein drittes Schiff zur Reise gestellt, so hätte wieder leicht das Ganze an der Armuth des Columbus scheitern können; denn wo Nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren!

Nun wurde ihm eine Urkunde über alle seine Würden und Rechte ausgestellt, und die größte Ehre ihm erwiesen.

Die Ausrüstung der Schiffe wurde eifrig betrieben. Nach achtzehn Jahren des Ringens, Duldens und Kämpfens war er denn endlich am ersten Ziele seiner Wünsche! Im Anfang Augusts 1492 waren die Schiffe zur Abfahrt fertig. Es waren: die Santa Maria, die Pinta und die Ninja, drei kleine, alte, gebrechliche Schiffe, mit denen heutzutage Niemand mehr die Reise nach Amerika unternehmen würde.

Am dritten August 1492 segelten sie ab aus dem Hafen von Palos. Ein äußerst schlimmer Umstand war es, daß die sämmtliche Mannschaft der Schiffe zum Dienste gezwungen war. Sie meinten, sie wurden von Columbus in Tod und Verderben geführt und machten schon in den ersten Tagen einen Aufruhr gegen ihn. Er brachte sie zwar wieder zum Gehorsam; aber er sah, was ihm von diesen widerwilligen Menschen bevorstand. Ein anderes Unglück war, daß das Schiff, die Pinta, das Steuerruder verlor und Columbus genöthigt war, um diesen und andern Schaden des Schiffes herzustellen, bei den Canarischen Inseln zu landen. Als nun endlich die Pinta hergestellt war, kam die Nachricht, daß drei portugiesische Schiffe unweit der Canarischen Inseln umherführen, um den Columbus und seine ganze Mannschaft gefangen zu nehmen.

Columbus erschrack zwar; allein es mußte gewagt sein, und er hoffte, recht bald aus ihrem Bereiche wegkommen zu können. Statt daß diese Hoffnung sich verwirklichen sollte, trat eine Windstille ein, daß die Schiffe kaum von der Stelle rückten. Erst am 9. September blies günstiger Wind, und bald waren die Schiffe im weiten Meer und alle Gefahr vorüber. Columbus dankte Gott, daß er dieser Gefahr entgangen war; aber schon nahte eine neue. Als die gezwungenen Matrosen nun nichts weiter um sich sahen, als Himmel und Wasser, da wollten sie verzweifeln. Columbus mußte alle seine Ueberredungsgabe anwenden; mußte ihnen den Gewinn, der sie erwarte, aufs glänzendste schildern, um sie nur einigermaßen wieder zu beruhigen.

Den Brüdern Pinzon, welche die beiden andern Schiffe befehligten, gab er den Befehl, falls sie von einander getrennt werden sollten, nur immer westwärts zu segeln bis in eine Entfernung von 700 Seemeilen. Wären sie dort angelangt, so sollten sie von Mitternacht bis Tagesanbruch

die Segel einziehen, weil er überzeugt sei, dort Land zu finden.

Diese Aussage war indessen nur berechnet, die kleinmüthige Mannschaft zu täuschen. Hätte er eine weitere Entfernung genannt, so würden sie sich empört und ihn zur Umkehr genöthigt haben. Eine andre Täuschung erlaubte er sich dadurch zu bewirken, daß er eine doppelte Berechnung der Entfernung führte, wodurch in dem Schiffstagebuch eine bedeutende Anzahl der täglich zurückgelegten Meilen weniger angegeben war, damit sie die eigentliche Entfernung gar nicht kennen lernten. Ohnehin war er keinen Augenblick vor Verrath und Aufruhr sicher bei einem so verworfenen Gesindel, wie man es ihm zu Matrosen gegeben hatte. Bis jetzt war die Seefahrt sehr glücklich gewesen. Unausgesetzt hatte der günstigste Wind geweht; der Himmel war stets heiter, und da die Seeleute die ungeheure Entfernung von ihrem Vaterlande gar nicht ahneten, so ergaben sie sich auch ziemlich ruhig in ihr Schicksal. Die milde und herrliche Luft, die Tag und Nacht sich gleich blieb, war auch ganz geeignet, sie heiter zu stimmen. Sie erhielten auch jetzt schon manche Anzeichen nahen Landes. Große Reiher und andere Landvögel umschwärmten die Schiffe und setzten sich auf die Segelstangen. Große Strecken schwimmender Pflanzen, die noch ganz grün waren, bedeckten das Meer. So war es kein Wunder, daß alle in der größten Spannung waren, und die Hoffnung, das Ziel bald zu erreichen, mit jeder Stunde wuchs.

Wie sich aber auch die Anzeichen des nahen Landes mehren mochten, so konnte es doch Niemand verborgen bleiben, daß sie jeden Tag weiter in die große Wasserwüste hineinsegelten, jeden Tag weiter vom Vaterlande sich entfernten. Die Furcht befchlich die Herzen allmählich immer stärker, sie möchten es nie mehr wiedersehen. Die Unzufriedenen mehrten sich. Die Boshaftesten unter ihnen bekamen täglich mehr Anhang — und — der geheime Plan reifte, den Columbus mit Gewalt zu nöthigen, umzukehren und Spanien wieder zu suchen; ja, würde er sich widersetzen, so waren sie entschlossen, ihn selbst zu ermorden, um ihren Willen durchzusetzen. So standen die Sachen am Abend des 25. Septembers 1492, als plötzlich Alonzo

Pinzon von der Pinta: „Land! Land!“ rief und einen Kanonenschuß über das Meer daherdonnern ließ. Ungemessener Jubel erschallte von allen drei Schiffen. Columbus sank auf seine Kniee nieder und alles Schiffsvolk folgte ihm und stimmte einen Lobgesang an.

Leider aber war es nur eine Abendwolke, welche Pinzon's Auge getäuscht hatte. Wenn nun auch am andern Morgen die Wolke zerronnen war und mit ihr die Hoffnung, so wurden doch mit jedem Augenblicke die Anzeichen des Landes sicherer und häufiger. Je mehr Columbus Gewißheit wuchs, desto muthloser wurden nach dieser Täuschung die Seeleute. Der Augenblick kam, wo sie im offenen Ausbruch des Verraths vor ihn hintraten und verlangten, daß er sogleich umkehre. Umsonst belehrte, ermahnte, drohete und bat Columbus. Sie wurden von Minute zu Minute störriger und wilder. Endlich vermochte er sie dahin, daß sie sich damit zufrieden gaben, noch zwei Tage weiter zu segeln, — und wenn dann das Land nicht gefunden sei, umzukehren. Das war viel gewagt! werdet Ihr sagen, liebe Leser, und ich sag's auch; aber in der Seele des großen Mannes lebte der Glaube, Gott würde ihn nicht verlassen und ihn das Land in dieser Zeit finden lassen.

Wie mag sein Herz gepocht haben, wenn er bedachte, daß die zwei Tage herumgehen könnten, ohne daß das Land sich zeige: dann waren achtzehn Jahre seines Strebens, alle die Kämpfe, Sorgen und Mühen verloren, und so nahe am Ziele verloren. In solcher Noth betete er mit heißer und stärkerer Inbrunst zu Gott, als sonst jemals: aber mit dem Gebete kam auch der feste Glaube in seine Seele, Gott werde ihn so nicht strafen. Und dieser Glaube täuschte ihn nicht!

In der Nacht des zweiten Octobers sah Columbus ein Licht, das sich hin- und herbewegte. Die Meerestiefe zeigte, daß sie sich dem Lande näherten, kurz, Columbus war fest überzeugt, mit dem Morgen liege das Land vor ihren Blicken. Und wirklich, als die Sonne ihre ersten Strahlen über das ruhige Meer hinsandte, lag vor ihren trunkenen Blicken ein schönes, grünes, von üppigem Baumwuchse bedecktes Land, an dem sich das Auge gar nicht

satt sehen konnte. Jetzt war alle Angst, Sorge und Noth, alles Heimweh und aller Grimm gegen Columbus vorüber. So ausgelassen in der Verzweiflung sie sich gezeigt, ebenso ausgelassen waren sie nun in der Freude. Sie fielen vor Columbus auf die Kniee und baten ihm weinend alle Schmach, allen Aerger, alle Unbill ab, und gelobten heilig und theuer, ihm treu und gehorsam zu sein. Alle huldigten ihm und küßten seine Hände, denn nun war er das, wozu ihn die Herrscher ernannt, Vice-König, das heißt: Unterkönig, in diesem Lande, und nur der König und die Königin waren über ihm. Jetzt konnte er Gnaden austheilen und strafen, wie er wollte. Jetzt kroch das elende, feige Gesindel vor ihm, das ihn vor Kurzem erst wie einen Narren und Schwindelkopf beschimpft hatte.

Und was that er? fragt Ihr vielleicht. Nun, in der Freude seines Herzens, daß Gott ihm gegeben, was er gesucht, hatte er nicht Raum, Böses mit Bösem zu vergelten, wozu er in seiner edlen Gesinnung ohnehin keine Neigung hatte. Er vergab und verzieh Allen.

Als nun die Morgensonne das herrliche Land verklärte, wurde ein Boot ausgesetzt. Columbus in Scharlach gekleidet, die goldene Kette seiner Würde um den Hals tragend, die Fahne Spaniens in seiner Hand, bestieg das Boot mit den beiden Brüdern Pinzon und dem königlichen Notar. Unter dem Jubel der Mannschaften und dem Donner der Kanonen stieß das Boot ab und landete. Kaum auf das Land getreten, stieß Columbus den Schaft der Fahne in die Erde und nahm das Land in Besitz für die Herrscher Spaniens. Dann sank er auf seine Kniee nieder und seine ganze Seele ergoß sich im Gebete zu dem Herrn, der ihn erhalten, gesegnet und errettet. Und als er gebetet, hieß er das Land, welches er als eine Insel erkannt hatte, San Salvator, das heißt: „heiliger Erlöser.“ Wohl war es ihm auch ein Erlöser geworden! — Der Notar nahm eine Urkunde auf, welche unterzeichnet wurde, und die ganze Ceremonie der Besitznahme war vorüber, und nun durften auch die Andern ans Land kommen und sich seiner Schönheit erfreuen.

Das Land, welches Columbus entdeckt hatte, war Guanahani, eine der Bahama-Inseln. Bald lernten sie

auch die sanften, gutmüthigen Menschen kennen, welche diese Inseln bewohnten. Sie verehrten die Spanier wie Wesen höherer Art, die aus der Sonne kämen, die Blitz und Donner in ihrer Gewalt hätten, wie Tod und Leben. Sie brachten willigsich Speisen und Früchte aller Art, und als die Spanier merkten, daß sie Schmuck von Gold trugen, fingen sie bald einen lebhaften Tauschhandel mit ihnen an; ebenso war Baumwolle, welche sie in Menge besaßen, ein besonderer Gegenstand des Tauschhandels. Columbus mußte aber diesen Handel untersagen; denn beide Gegenstände hatten sich Spaniens Herrscher vorbehalten als ausschließliches Gut der Krone.

Columbus weilte in San Salvador nur so lange, als unumgänglich nöthig war, theils, daß sich die Mannschaft erhole, theils, um einige Kenntniß von dem Lande zu gewinnen in Bezug auf sein Inneres; alsdann segelte er an der Küste hin, und da er fand, daß die Insel zu klein war, um eine Pflanzstadt darauf zu gründen, nahm er sieben Eingeborne auf das Schiff, um sie die spanische Sprache zu lehren und sie künftig als Dolmetscher zu gebrauchen. Dann verließ er die Insel, um seine Entdeckungen fortzusetzen.

Schon sehr bald sahen sie neue, blühende Inseln vor sich in bedeutender Zahl, und dieser Umstand bestärkte ihn in der Meinung, er habe Indien von dieser Seite her erreicht und werde nun bald auch das Festland entdecken. Wo er landete, gewannen seine Milde und Freundlichkeit die Herzen der Eingebornen. Durch ungünstige Witterung genöthigt, hielt er sich auf einer Insel, welche er, weil sie die schönste von Allen war, die er bis jetzt entdeckt hatte, nach dem Namen der Königin, Isabella nannte, mehrere Tage auf. Hier suchte er die Einwohner, besonders aber das Land auszuforschen, wo das Gold gefunden würde. Die Indianer wiesen nach Süden hin. Sobald daher das Wetter es gestattete, segelte er in dieser Richtung weiter und entdeckte die große und herrliche Insel Cuba. Hier meinte er das Goldland Cipango gefunden zu haben, von welchem die alten Reisenden und Seefahrer so viel gefabelt hatten. Nach diesen Fabeln mußte im Innern dieser Insel eine ungeheure Stadt liegen, in welcher alle Reichthümer

und Herrlichkeiten der Welt aufgehäuft lägen. Er sandte daher Kundschafter aus, die aber ohne alle Spur einer Stadt das Innere fanden. Er gab nun die Hoffnung auf, das goldreiche Cipango gefunden zu haben, und wäre gerne sogleich weiter gesegelt, wenn nur die Ungunst der Witterung es zugelassen hätte. Wohl gelang es ihm endlich, die hohe See, das heißt das offene, freie Meer zu gewinnen, allein der Wind blies so heftig, daß Columbus die Zeichen der Rückkehr gab. Die Ninja kehrte um, aber die Pinta achtete der Zeichen nicht und segelte weiter, und am andern Morgen war sie verschwunden. Columbus war sehr aufgebracht über Alonzo Pinzon; allein er konnte fürs Erste nichts thun, ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Sobald das Wetter irgend wieder günstig war, setzte er seine Entdeckungsreisen fort, und fand eine herrliche Insel, die er Hispaniola (klein Spanien) nannte. Er trat mit den Bewohnern sogleich in Verkehr, da die Goldzierrathe ihn wieder zu der Hoffnung brachte, das reiche Goldland zu finden. Leider sollte ihn hier ein schweres Mißgeschick treffen. In einer Nacht, in der er sich einmal ruhig dem Schlafe überlassen wollte, der ihm ungestört kaum in einer Nacht bisher zu Theil geworden war, gerieth durch Unachtsamkeit der Mannschaft das Schiff in eine Strömung und die Santa Maria scheiterte.

Der Verlust eines Schiffes war ein unersetzlicher und betrübte Columbus sehr. Er bestieg nun die Ninja, und der edle Häuptling der Wilden auf Hispaniola, der Guacanagari hieß, ließ alles Gut aus dem Schiffe retten und auf die wackerste Art bewachen.

Die große Menge Goldes, welche Columbus von den Wilden erhielt, und der Umstand, daß der Häuptling Cibao nannte, wo alles Gold her sei, und daß der Klang dieses Namens ihn wieder an sein erträumtes Cipango erinnerte, tröstete ihn über den schweren Verlust des Schiffes. Da er die Mannschaft der Santa Maria unmöglich noch auf die kleine Ninja nehmen konnte, so baute er ihr eine kleine Festung, versorgte sie mit allem Nöthigen, schrieb ihr strenge Gesetze vor und segelte dann weiter in die See hinaus.

Kaum waren sie in der offenen See, als sie die Pinta wieder vor sich sahen. Als sie sie erreichten, kam Alonzo

Pinzon herüber und beschönigte seinen verrätherischen Ungehorsam, so gut es nur immer gehen mochte. Columbus mußte in seiner jetzigen Lage Gnade vor Recht gehen lassen; allein sein edles Herz konnte es nicht ungeahndet lassen, daß Pinzon, der in der Mündung eines Flusses guten Tauschhandel gegen Gold getrieben, auch einige indianische Mädchen und Jünglinge geraubt hatte, um sie in Spanien, wohin er wahrscheinlich zurückgewollt, als Sclaven zu verkaufen. Pinzon mußte sie wieder an der Stelle ausschiffen, wo er sie geraubt, und Columbus suchte durch reichliche Geschenke das an ihnen begangene Unrecht wieder zu vergüten. Bei dem weitern Fortsegeln erreichten sie einen Meerbusen, wo ein ganz anderer Menschenschlag wohnte, der sie feindlich empfing. Dennoch gelang es ihm, auch hier Vertrauen zu erwecken, und er nahm einen Wilden zu sich, der ihm neue herrliche Inseln zeigen wollte. Wäre er diesem Plane gefolgt, so hätte er die Insel Porterico, sammt dem schönen Inselkranze, welcher hier herum liegt, und das Festland selbst entdecken müssen; allein Columbus kannte seine Leute. Er las in ihren finstern Blicken den Unmuth und den nahen Ausbruch einer Empörung, und sprach jetzt den Entschluß aus, von allen ferneren Entdeckungen abzustehen und nach Spanien zurückzukehren.

Jetzt zeigten sich die nachtheiligen Folgen des Ungehorsams Pinzon's. Statt die Pinta auszubessern, ließ er sich von Golddurst hinreißen, Tauschhandel zu treiben, und nun zeigte es sich, daß sie in diesem Zustande unmöglich die Seereise nach Spanien wagen konnte. Dieß zeigte sich besonders, als ein heftiger Sturm sie überfiel. Er riß die Pinta mit sich fort, daß man sie nicht mehr sah, und schleuderte die gebrechliche Ninja wie eine Nußschale umher: Columbus sah im Geiste den Untergang des Schiffes. Nachdem er Gott im Gebete Gelübde gethan, ergab er sich ruhig in sein Geschick. Um aber im schlimmsten Falle nicht alle seine Entdeckungen verloren gehen zu lassen, beschrieb er die Reise ganz genau und that die Schrift in ein Tönnchen, welches er, wohlverpicht, in das Meer warf. Eine andre Abschrift that er gleicherweise in ein Tönnchen und stellte dieß auf das Hintertheil des Schiffes, damit es, wenn dieses untergehe, in das Meer geschleudert würde.

So hoffte er, würde doch nicht jede Kunde seines Unternehmens untergehen.

Das befürchtete Geschick ging jedoch nicht in Erfüllung. Der Sturm legte sich und bald sahen sie Land vor sich. Es war eine der an Portugal gehörenden Azorischen Inseln, wo sie landeten. Columbus erinnerte sogleich seine Gefährten an ihre Gott gethane Gelübde, und sie eilten sie gewissenhaft und treu in einer nahe dem Hafen auf steiler Höhe liegenden Capelle zu erfüllen.

Es ist Euch erinnerlich, liebe Leser, daß die Portugiesen Columbus so schändlich betrogen hatten. Jetzt warfen sie einen schweren Haß auf ihn, weil er seine Entdeckungen Spanien zugewendet, das von ihnen gehaßt und beneidet wurde. Hatten sie ja doch, als Columbus nach Amerika segelte, bei den Canarischen Inseln auf ihn Jagd gemacht. Wohl mochte daran der Admiral jetzt denken; allein seine edle Gesinnung ließ ihm die Vermuthung gar nicht zu, man könne an Leuten, die kaum dem Tode in den Wellen des Meeres entgangen seien, solchen Verrath ausüben. Er sollte indessen bald sehen, daß er sich täuschte. Die Landung des Columbus wurde mit Blitzeseile dem Befehlshaber der Azorischen Inseln gemeldet, und der Befehl kam zurück, sie Alle, die da landen würden, gefangen zu nehmen.

Columbus mochte doch eine geheime Ahnung davon gehabt haben, daß ihm am Lande Gefahr drohe; er hatte daher nur einen Theil seiner Mannschaft ans Land gesendet. Als diese in der Capelle ihre Andacht verrichteten, wurden sie von den Portugiesen gefangen genommen.

Das Ausbleiben des Bootes mit den Abgesandten beunruhigte Columbus; allein es ließ sich doch auch vermuthen, daß ihnen bei dem Landen ein Unglück begegnet sei; denn das Meer schlug am Ufer noch heftige Wellen, was die Seeleute „die Brandung" nennen. Da kann wohl leicht ein kleines Boot umschlagen. Als aber nun das Boot voll bewaffneter Portugiesen vom Lande abstieß, da erkannte Columbus, woran er war.

Unter den nahenden Bewaffneten war der Befehlshaber der Azorischen Inseln selbst, der Castanjeda hieß. Zwischen ihm und Columbus entspann sich nun ein heftiger Wortwechsel, indem ihm Columbus die Schändlichkeit des Ver-

rathes an unglücklichen Schiffbrüchigen vorwarf und ihn für alle Folgen dieser That verantwortlich machte.

Das machte denn doch dem Portugiesen bange. Er sah wohl ein, daß die Sache schlimme Folgen haben könne und gab nach; sandte die Gefangenen zurück und ließ nicht undeutlich merken, er habe Befehl vom König von Portugal, Columbus selbst gefangen zu nehmen, um Spanien die Vortheile der Entdeckungen zu entreißen.

So empört Columbus über diesen schändlichen Verrath war, so schwieg er doch; denn in dem hülflosen Zustande, worin er sich befand, hätte er einem ernstlichen Angriffe keinen Widerstand leisten können. Er segelte daher wieder ab und hoffte nun glücklich die Küste Spaniens zu erreichen; aber diese Hoffnung schlug fehl. Abermals erhob sich ein wilder Sturm, welcher die Ninja nach Portugal verschlug. In der Mündung des Flusses Tajo fand sie endlich Schutz vor Sturm und Wellen.

Sogleich sandte Columbus einen Boten nach Granada an den königlichen Hof von Spanien, um seine Ankunft zu melden, und einen andern nach dem nahen Lissabon zu dem Könige von Portugal, um Schutz und Hülfe zu bitten.

Sogleich kam ein Gesandter von dem Könige von Portugal, welcher den Columbus an das Hoflager zu Valparaiso einlud, und ihm alle seinem Stande gebührende Ehre erwies. Columbus blieb nichts übrig, als der Einladung Folge zu leisten. Hier gab es denn Ansprüche, daß die Entdeckungen nach einem Vertrage vom Jahre 1479 Portugal gehörten. Columbus widersprach und der König legte die Sache seinem Staatsrathe vor. In diesem wurde der wahrhaft teuflische Vorschlag gemacht, den Columbus zu ermorden, und so sich seine Entdeckungen zuzueignen. An der Redlichkeit und Gerechtigkeit des Königs scheiterte dieser abscheuliche Vorschlag. Er wies ihn mit Zorn zurück und entließ Columbus mit allen Ehren.

Dieser hatte sein Schiff so schnell als möglich wieder ausgebessert, und säumte nun nicht, einen Boden zu verlassen, wo ihm der Verrath auflauerte.

Endlich erreichte er Palos am 13. März 1493 und noch an demselben Abende lief auch die verloren geglaubte Pinta in den Hafen ein.

Von dem Jubel des Volkes könnet Ihr Euch gar keine Vorstellung machen, liebe Leser. Columbus erster Gang war in die Kirche, um Gott für die Rettung zu danken. Da zeigt es sich, wie wenig Hochmuth in seiner Seele war. Jetzt, wo ihn die Menschen in den Himmel erhoben, gab er Gott allein die Ehre. Sein zweiter war nach La Rabida, zu seinem Freunde, dem edlen Prior; und dann erst, nachdem er Gott die Ehre gegeben und dem Gebote treuer Freundschaft genügt, trat er die Reise zu dem Königspaare an. Aber noch einen Beweis seines edlen Herzens muß ich erwähnen. Jetzt, wo er wohl hätte Pinzon's strafbares Benehmen zur Rechenschaft ziehen können, schwieg er und überließ ihn den Vorwürfen seines eignen Gewissens und der öffentlichen Verachtung, die ihn schwer traf, da durch das Schiffsvolk seine That doch bekannt wurde.

Sein Zug von Palos nach Granada glich dem eines Königs durch sein Land; allein nicht bloß das Volk, auch der König und die Königin erwiesen ihm gleiche Ehre. Er mußte sich vor dem versammelten Hofe niedersetzen, sein Haupt bedecken und dann erzählen. Zwar durfte der höchste Adel von Spanien in Gegenwart des Königs den Hut aufsetzen; allein Niemand war es jemals gestattet, sich in der Nähe des Königs zu setzen. Es war also eine der größten Auszeichnungen, welche ihm widerfuhr.

Mit Kraft und Begeisterung erzählte Columbus seine Schicksale; aber Alles verschwieg er, was er von seinen Leuten Bitteres erfahren. Aller Augen hingen an seinem Munde, und als er geendet, fiel das Königspaar auf die Kniee mit dem ganzen Hofstaate, um dem Herrn für den reichen Segen zu danken, und aus Aller Munde erschallte das Loblied: „Großer Gott, wir loben dich!“

Im höchsten Grade war das Königspaar zufrieden mit dem, was Columbus mitgebracht und erworben.

Wenn auch alle Ehren sich auf ihn häuften, so blieb er dennoch demüthig, und das Glück, sein Kind gesund wieder zu sehen, schätzte er höher als Alles.

Was ihn aber besonders erfreute, waren die Zusicherungen zur Ausrüstung einer zweiten Reise. Da wurde nun nicht mehr gespart und gegeizt. Was er wünschte, erhielt er. Schon im September 1493 war Alles zur Abreise

fertig. Hatte man zur ersten Reise die Begleiter zwingen müssen, so meldeten sich nun, angelockt von dem reichen Gewinne, so viele Freiwillige, daß es Mühe kostete, die überzähligen zurück zu halten. Wie stach aber diese Ausrüstung auch gegen die erste ab! Damals hatte er drei armselige kleine Schifflein; jetzt besaß er drei große, stattliche, herrlich ausgerüstete Schiffe und vierzehn von der Größe, wie seine drei ersten gewesen. Der Bischof Fonseca begleitete ihn, um die Wilden zu bekehren; denn das war ein Hauptanliegen des Columbus, daß diese gutmüthigen Menschen zu dem Heile in Jesu Christo bekehrt werden möchten.

Mit großer Umsicht war die Ausrüstung geleitet worden. Nicht nur reichliche Vorräthe zum Tauschhandel mit den Wilden, sondern eine Menge Sämereien europäischer Früchte und Gemüse und sehr viele europäische Hausthiere nahm man mit, um sie in Amerika einheimisch zu machen und fortzupflanzen.

Auch diese Fahrt ging glücklich von Statten. Columbus wich jetzt von der Linie ab, welche er auf seiner ersten Fahrt eingehalten hatte; er hielt sich mehr gegen Süden, und mußte also nothwendig andre Inselgruppen zu Gesichte bekommen. So entdeckte er jetzt die Caraibischen Inseln. Der wilde Menschenstamm, welcher diese Inseln bewohnte, der selbst Menschenfleisch zu essen nicht verschmähte, war nicht geeignet, die Theilnahme für sich zu erwecken, welche jene sanften und gutmüthigen Menschen sich gewannen, welche man auf den Inseln fand, die zuerst entdeckt worden waren. Ueberdieß lag Columbus das Schicksal seiner Leute am Herzen, welche er auf Hispaniola zurückgelassen hatte in der Festung La Navidad. Aus diesen Gründen verließ er schnell diese Inseln, um dorthin sich zu wenden, wohin ihn sein Herz zog.

Viele Inseln wurden auf dieser Fahrt entdeckt und benannt, auch der erste Kampf mit tapfern Caraiben bestanden. Endlich erreichten sie Hispaniola, — aber — la Navidad war der Erde gleich gemacht, von den dort gelassenen Gefährten war keine Spur übrig. Entsetzen erfüllte die Herzen und tiefe Trauer. Die Wilden erzählten, es seien Bewohner einer andern Insel gekommen, hätten einen

Kampf mit ihnen bestanden, sie besiegt und getödtet; sie selbst hätten viel gelitten von jenen Wilden und der treue Häuptling Guacanagari liege noch an seinen empfangenen Wunden krank. Das Alles war eine Lüge. Es erwies sich bald, daß sie selbst die Spanier ermordet hatten. Selbst Guacanagari, obwohl er auf das Schiff kam, entfloh am andern Tage. Viele hatten verlangt, Columbus solle ihn bestrafen; allein er war eingedenk der Liebe, welche ihm der Häuptling einst erwiesen, und ließ ihn ziehen. Er erwog, wie groß die Frevel gewesen sein mußten, welche die Spanier in la Navidad verübt, ehe diese sanften und gutmüthigen Menschen zu so grausamer Wiedervergeltung sich hingerissen fühlten, — und — eilte hinweg von einer Stätte, die nur schmerzliche Gefühle in seinem Herzen wecken konnte.

Es lag ihm sehr am Herzen, an einer andern geeigneten Stelle eine Niederlassung zu gründen. Die Stelle fand sich bald, aber einreißende Krankheiten hemmten sehr dieß Unternehmen.

In dem festen Glauben, er habe nun das Goldland gefunden, sandte er unter dem Befehle eines unternehmenden Mannes, Namens Ojeda, eine Abtheilung seiner Leute ab, das Innere Hispaniola's zu untersuchen. Ojeda brachte vieles Gold mit zurück. Nun beschloß Columbus, Bergleute, Schmelzer und im Bergbau-Verständige aus Europa kommen zu lassen, um dem Boden seine Schätze zu entheben. Er sandte eine Anzahl reich beladener Schiffe nach Spanien, um jene Plane ins Werk zu setzen.

Columbus ahnete nicht, daß diese Heimsendung der Wendepunkt seines Lebens sein sollte, daß von jetzt an eine ununterbrochene Kette von tief verletzenden Widerwärtigkeiten ihm sollte bereitet werden, die sein Lebensglück vernichteten.

In Spanien hatte die Ehre, welche Columbus, dem Fremdling, widerfuhr, unter dem hohen Adel den heftigsten Neid und Haß erweckt, und eine Schaar mächtiger Feinde war nur um eine sichere Gelegenheit besorgt, seinen Untergang zu bewirken.

Unter denen, welche ihn auf dieser zweiten Reise begleiteten, waren die Meisten mit den überspanntesten und ausschweifendsten Hoffnungen mit ihm in die neue Welt

gezogen, mit Hoffnungen, die nun und nimmer ihre Befriedigung hätten finden können. Diese nun Enttäuschten schrieben ihm zur Last, was nur die Folge ihrer eigenen Thorheit war; allein der Grimm über dieß Mißglücken ihrer unverständigen Glückträume warf sich auf den Mann, der nie von der Wahrheit gewichen war, als er in Spanien die Vorzüge der neuen Welt gepriesen.

Menschen, die es in seiner Gegenwart nicht wagten, die Beschuldigungen ihres Hasses auszusprechen, gingen nun mit den Schiffen nach Spanien, um dort ihre Galle zu entladen, wo die Ferne so leicht Alles größer erscheinen ließ; wo Columbus jene mächtigen Feinde hatte; wo er sich nicht vertheidigen konnte und wo endlich, bei der allgemeinen Stimmung der Großen gegen ihn, selbst seine Freunde für ihn zu reden Bedenken trugen. Selbst in Hispaniola wurden Verschwörungen gegen ihn heimlich angezettelt.

Solchen Menschen gegenüber, würde Kraft und Entschiedenheit ein großes Gewicht in die Wagschale des Columbus gelegt haben; aber er wollte nur durch Milde herrschen. Und leider sah man in seiner Milde nur Schwäche, und verlor dadurch selbst die Achtung vor ihm. Er mochte unternehmen, was er wollte, in der ehrlichsten und redlichsten Absicht, stets wurde Alles, was er that, bitter beurtheilt, falsch ausgelegt, und Absichten unterstellt, welche mehr die verwerflich machten, die den Pfeil abgeschossen, als den, dem er galt. Gerade die, welche er der Gnade des Königs empfohlen hatte, waren seine erbittertsten Gegner.

Die neue Ansiedelung, welche er zu Ehren der Königin, Isabella genannt, war nun gegründet, und sein ganzes Bestreben ging dahin, das Innere der Insel genau zu untersuchen, um Goldlager und Minen zu entdecken. Da stand ihm aber ein mächtiger Häuptling, Namens Caonabo, hindernd im Wege; denn er war ein erbitterter Feind der Spanier, und tapfer und klug im Kriege.

Columbus nahm alle waffenfähige Mannschaft aus der Niederlassung Isabella, die nur irgend zu entbehren war, und trat seinen Zug an. Bald sah er sich in einem Lande, dessen Schönheit und Fruchtbarkeit alle seine Vorstellungen übertraf. Die Einwohner flohen theils in die

Gebirge, theils brachten ſie größere oder kleinere Gaben von Goldſtaub und Goldſand, welchen ſie vor den Augen der Spanier auf die einfachſte, aber erfolgreichſte Weiſe aus dem Sande der Bäche wuſchen. Da alle Flüſſe und Bäche Gold führten, ſo mußte Gold in den Bergen liegen, aus deren Schooß jene Quellen hervorbrechen.

Dieſer Schluß war richtig; allein das Werk der Ausbeutung der Berge war nicht ſo leicht gethan. Dort herrſchte der kriegeriſche und gefürchtete Häuptling Caonabo. Um daher das Unternehmen zu ſichern, baute Columbus in den Bergen eine kleine Feſtung und legte hinlängliche Beſatzung hinein. Als er nach Iſabella zurückkam, fand er die Pflanzung der europäiſchen Gewächſe im ſchönſten Flor, dagegen unter der Beſatzung Krankheit, Unzufriedenheit und Widerwilligkeit gegen ihn; ja was noch ſchlimmer war, die Indianer, gereizt durch Härte, Habſucht und ſchändliche Mißhandlung der Anſiedler, drohten nun auch, zu Feindſeligkeiten überzugehen. Allen dieſen Uebeln begegnete freilich ſein Muth und ſeine Entſchiedenheit, aber den Krankheiten zu begegnen, lag außerhalb ſeiner Macht. Der Grund dieſer verheerenden Krankheiten lag unſtreitig in der fremden Lebensweiſe und den übrigen Eigenthümlichkeiten des fremden Bodens und Landes, der Luft und Witterung.

Beſonders war es der Mangel an Brod, den man gar zu ſchmerzlich empfand. Früchte hatte Columbus, und die ausgeſäeten reiften zur reichſten Ernte heran; aber an einer Mühle fehlte es. Eine ſolche mußte erbaut werden. Wo aber die Hände dazu bernehmen, da ſo viele krank waren? Da blieb nur eine Wahl: die adeligen Spanier mußten mit Hand ans Werk legen!

Nun gibt es auf Erden Niemand, der ſtolzer, träger und ungehorſamer iſt, als ein ſpaniſcher Adeliger, und wenn er auch ſo arm iſt, wie eine Kirchenmaus. Jede Arbeit ſiehrt er als eine Schmach, eine Entehrung an, und wehe dem, der ihn zur Arbeit nöthigen wollte! Entweder zieht er das Schwerdt gegen ihn, oder ein unauslöſchbarer Haß ruht in ſeiner Seele, der nur der Stunde harret, wo er ſich Rache nehmen kann. So abſcheulich auch dieſe Geſinnung iſt, ſo hat es doch damit ſeine volle Richtigkeit, und Columbus erfuhr ſie leider vollkommen.

Er zwang sie, bei dem Bau der Mühle zu helfen. Mit Zorn und Wuth gehorchten sie dem Gebieter, aber im Herzen glühte ein Haß, der tief wurzelte. Columbus scharfem Blicke blieb das nicht verborgen. Daher sandte er Viele auf Erforschung des Innern aus und bestieg darauf eins seiner Schiffe, um seine Entdeckungen fortzusetzen.

Noch immer war es ihm nicht ganz klar, ob Cuba eine Insel oder das Festland sei. Daher umschiffte er Cuba; entdeckte Jamaica und andrer kleinerer Inseln sehr Viele. Fünf Monate dauerte diese Reise, und in diesen fünf Monaten war er nicht aus den Kleidern gekommen, hatte fast keinen Schlaf genossen; denn der Schiffbruch der Santa Maria hatte ihn die Gefahren der Seefahrt in diesen Gewässern kennen gelehrt, und ebenso die Gefahren der Sorglosigkeit der Mannschaft, wenn nicht ein scharfes Auge wacht.

Diese zahllosen Strapatzen und Entbehrungen mußten am Ende auch eine Riesenkraft erschöpfen. Columbus fühlte, daß eine schwere Krankheit in seinem Leibe zu wühlen beginne. Er eilte daher, nach Isabella auf Hispaniola zurückzukehren, obwohl es ihm bangte vor dem Zustande, den er dort finden würde.

Mit dem Gefürchteten sollte ihm dort eine Freude werden, an die er nicht denken konnte.

Sein Bruder Bartolomäo, der in England sein Glück gesucht hatte, aber dann, als der Ruf der Entdeckungen und Ehren seines Bruders bis zu ihm, nach England, ihren Weg gefunden hatten, nach Spanien gekommen war mit Columbus jüngstem Bruder, war nun angekommen, und er fand ihn bei seiner Landung im Hafen von Isabella. Nie hatte Columbus eine größere Freude empfunden, als diese. Und wie wunderbar sorgte die Vorsehung für ihn; nun hatte er den Trost, daß die Liebe ihn pflege in seiner Krankheit, und kein Lohndiener und Miethling. Kaum war er gelandet, so riß ihn eine schwere Krankheit auf das Siechbette nieder. Ehe noch die schwere Krankheit ihn niederriß, ernannte er seinen Bruder Bartolomäo zu seinem Adelantado oder Stellvertreter, und damit gab er ihm das Ansehen und die Macht, die ihm nicht fehlen durfte, wenn er mit ihm gemeinsam handeln sollte.

Leider war der treue Bruder zu spät gekommen, um das Heer von Uebeln zu entfernen, das gegen Columbus im Anzuge war.

Die, welche er ausgesendet, das Land zu erforschen,

hatten sich in einer lachenden Ebene Hispaniola's gelagert, und sich einem Leben hingegeben, vor dessen Schilderung sich die Feder sträubt. Gegen die armen Indianer hatten sie sich Handlungen erlaubt, die alle Zucht und Sitte mit Füßen traten. Golddurst hatte sie zu Grausamkeiten gegen diese gutmüthigen Menschen geführt, vor denen das Herz zurückbebt. Zu solchen Schandthaten konnten die geduldigen Wilden nicht länger schweigen. Bis zu den Ohren der Brüder des Columbus war der Ruf gedrungen. Sie hatten gewarnt, gemahnt, gebeten; aber die ruchlose Rotte höhnte ihrer. Da brach das Gericht herein. Caonabo, der wilde Häuptling und unversöhnliche Feind aller Spanier, brachte unter mehreren Häuptlingen des Innern der Insel ein Bündniß zu Stande, dessen Zweck es war, alle Spanier zu vertilgen.

Der Anführer jener Unmenschen in der Königsebene, wie jene gesegnete Ebene hieß, Margarite, ein Mensch, der Columbus Wohlwollen Alles verdankte, vereinigte sich mit den mißvergnügten Adeligen und kam nach Isabella zurück, weil er stündlich den Angriff Caonabo's und seiner Bundesgenossen fürchtete. Kaum angelangt, bemeisterte er sich mit seinen Gesellen der vorhandenen Schiffe, um nach Spanien zu segeln, um dort Columbus mit den heillosesten Verläumdungen zu überhäufen.

Columbus war noch abwesend, als das geschah. Die Brüder desselben konnten das ruchlose Unternehmen nicht hemmen. So gelang der schändliche Plan nach Wunsch. In Isabella selbst waren alle Bande der Ordnung gelöst. So fand der krank zurückkehrende Columbus den Zustand der Dinge. So wurde ihm die Freude des Wiedersehens seiner Brüder verbittert. Zum Glücke genaß er bald wieder, und kaum daß er sich wieder aufrecht halten konnte, begann auch schon sein mächtiger Geist daran zu arbeiten, die Mittel zu finden, alle diese drohenden Gefahren abzuwenden. Schnell war sein Plan entworfen. List und Muth, das waren seine Bundesgenossen. Eben beschäftigt, das in Ausführung zu bringen, was er sich ausgedacht, überraschte ihn ein Besuch des Häuptlings Guacanagari, der einst so treu sich erwiesen, dann so zweideutig entflohen war. Diesesmal zeigte er sich als Freund, und gerne vergaß Columbus frühere, zweideutige Handlungen, um sich seines Beistandes zu versichern. Guacanagari theilte ihm alle näheren Umstände des Bündnisses der Häuptlinge

mit und warnte ihn vor der Nähe der Gefahr, indem Caonabo Alles aufbiete, die Spanier zu vernichten.

Columbus erkannte die Nothwendigkeit rascher That. Ein Häuptling der Königsebene lehnte sich zuerst auf. Columbus warf sich auf ihn und besiegte ihn. Dieses rasche Strafen machte den Uebrigen Schrecken; nur Caonabo nicht. Auf diesen mußte er sich werfen, und dieß war um so schwerer, als er das Innere der Gebirge bewohnte, die fast unzugänglich waren durch Felsen und Wildnisse.

Da trat Alonzo de Ojeda, einer der muthigsten und kühnsten Ritter vor ihn hin und gelobte, daß er Caonabo gefangen nehmen und ihn überliefern wolle, wenn er ihm gestatte, sich zehn Gefährten zu wählen. Er gestand es ihm zu und Ojeda zog mit seinen Gehülfen von dannen. Er erreichte Caonabo's Wohnort glücklich; schmeichelte sich bei ihm ein; gewann sein Vertrauen, und als der Wilde sich einst so weit vergaß, sich zu Ojeda aufs Roß zu setzen, jagte dieser mit ihm im saufenden Galopp davon und überlieferte ihn Columbus.

Wenn auch Caonabo's Stamm noch kämpfte, so war er doch bald völlig besiegt, und Columbus hätte sich des Friedens wieder erfreuen mögen, wenn nicht in seiner langen Abwesenheit die Lebensmittel mit grenzenlosem Leichtsinne wären vergeudet worden. Alle Vorräthe waren aufgezehrt und der Mangel machte sich in der Ansiedelung Isabella mit allen Schrecken geltend.

Gerade zur guten Stunde landete der Seefahrer Torres mit reichen Vorräthen, welche das Königspaar aus Spanien sandte. Kaum wollte Columbus, erlöst aus dieser Noth, frei aufathmen, da erschien Guacanagari, und meldete, daß Caonabo's Weib alle Häuptlinge zu einem Bunde vereinigt habe und nun mit großer Macht gegen Isabella heranrücke.

Schnell raffte Columbus seine Streiter zusammen, rückte ihnen entgegen und traf sie ziemlich nahe bei Isabella. Es gab eine mörderische Schlacht, in der der Spanier Ueberlegenheit das Blut der Wilden in Strömen vergoß. Die Ueberreste flohen entmuthigt in die Gebirge, mit dem Entschlusse der Verzweiflung, keine Lebensmittel mehr zu pflanzen und ihre Fruchtbäume zu vertilgen, damit die Spanier, vom Hunger vertrieben, ihre Insel verlassen müßten.

Dieser beklagenswerthe Entschluß wurde wahrhaft sinnlos ausgeführt, und der ganze traurige Erfolg wandte sich gegen sie selbst. Viele wurden vom Hunger aufgerieben, und die Ueberlebenden suchten Hülfe bei den Spaniern und beugten sich unter ihr Joch, obwohl ihnen Columbus einen fast unerschwinglichen Tribut an Gold und Baumwolle auferlegt, um den König und die Königin zufrieden zu stellen.

Während diese Ereignisse die Insel Hispaniola bewegten, waren die nach Spanien entflohenen Verbrecher nicht müßig bei dem Herrscherpaare gewesen. Sie waren glücklich in Spanien angekommen und häuften nun Verläumdung auf Verläumdung, um Columbus zu stürzen.

Mißtrauen ist eine Untugend, deren sich der Spanier besonders schuldig macht. Sie liegt in seiner Seele. Wenn auch die edle Königin nie im Vertrauen auf Columbus gewankt hatte, so war der König um so mehr geneigt, jenen Verläumdungen sein Ohr zu leihen. König Ferdinand war mißtrauisch. Ihm hatte es nicht gefallen wollen,

daß Columbus zu so hohen Ehren erhoben worden war, und nur aus Rücksicht auf die Königin hatte er nachgegeben. Jetzt zündete der Funke auch zuerst bei ihm. Columbus Feinde, der hohe Adel in Spanien, blies das Feuer listig an und der Plan reifte, einen Gesandten nach Hispaniola zu entsenden, der Columbus zur Rechenschaft auffordere. Mittlerweile war Torres nach Spanien zurückgekehrt, hatte das schändliche Thun der Verleumder enthüllt, vermochte aber doch nicht ganz den Verdacht zu entkräften, daß Columbus seine Macht überschritten habe.

Man ersah einen gewissen Aguado aus, daß er nach Hispaniola gehe, um des Columbus Verfahren zu untersuchen, und diesen Menschen hatten Columbus Feinde erwählt, er stand in ihrem Solde.

Columbus war eben auf einem Zuge im Innern der Insel, als Aguado in Isabella landete. Mit all dem Uebermuthe, den ihm seine Vollmacht gab, trat er dort auf. Bartolomäo, der Stellvertreter des Columbus wurde von ihm nicht nur nicht anerkannt, sondern mit der beleidigendsten Verachtung behandelt. Statt auf redliche Weise die Lage der Dinge zu prüfen und auch die Freunde des Columbus zu hören, sammelte Aguado alle Mißvergnügten, ja man kann wohl sagen, den Auswurf der Bevölkerung von Isabella um sich, und, unterstützt von solchen Menschen, freute er sich, dem edlen Admirale auf eine recht empörende Weise entgegenzutreten. Er hoffte, Columbus zu reizen, ihn zu unbesonnenen Handlungen zu verleiten, und dann desto sicherer ihn verderben zu können.

Da täuschte er sich. Trotz der hohen Würden und Ehren, war die Seele des Columbus stets demüthig geblieben. Er hatte in den Wechselfällen seines Lebens gelernt, sich selbst zu beherrschen und auf Menschengunst kein volles Vertrauen zu setzen, und, wenn auch nicht in dem Maaße, so konnte er doch bei der Sinnesart seiner Feinde wohl erwarten, daß ein Schlag ihn treffen würde.

Er erstaunte daher nicht einmal, als die Nachricht eintraf, Aguado sei gekommen, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Er eilte nach Isabella zurück, und statt Stolz, bewies er dem Abgesandten der Herrscher große Demuth und unterwarf sich willig allen seinen Anordnungen.

Wäre Aguado ein edler Mensch gewesen, dieß Betragen des Admirals hätte ihm sagen müssen, daß er ein reines Gewissen habe; allein Aguado maß Andre nur nach sich selbst. Er hielt dieß Benehmen für die Folge des schlechten Bewußtseins, und nachdem er Stoff genug zum Verderben seines Feindes gesammelt zu haben glaubte, schickte er sich zur Abreise nach Spanien an. Columbus erkannte das Gewebe der Ränke, das seine Feinde wie ein Netz um ihn gesponnen hatten. Seines guten Rechtes sich bewußt, entschloß auch er sich jetzt, nach Spanien zu reisen, um dort seine Vertheidigung selber zu führen. Alles war zur Abreise beider bereit, als ein grimmiger Sturm beider Plane vereitelte, indem er sämmtliche Schiffe im Hafen theils zertrümmerte, theils so beschädigte, daß für's Erste an eine Abreise nicht zu denken war.

Ehe die Schiffe soweit hergestellt waren, daß man eine so weite Reise damit hätte wagen können, ereignete sich etwas, dessen Erfolge für Columbus sehr bedeutsam wurden.

Ein junger Spanier hatte gegen das Gesetz des Columbus, welches den Zweikampf strenge verbot, gefehlt; hatte seinen Gegner schwer verwundet und war nun in das Innere der Insel entflohen. Dort fand er in einem großen Indianerdorfe gastfreundliche Aufnahme. Ein Weib regierte das Dorf und den Stamm, — und dieses gewann den Spanier lieb und wurde seine Gattin. Lange Zeit lebte der junge Spanier froh und vergnügt unter den Wilden; allein die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Umgange mit seinen Landsleuten erwachte doch wieder und wurde zum heftigsten Heimweh.

Sein Weib sah seine Trauer, und, da sie den Grund derselben nicht erforschen konnte, und den Golddurst der Spanier kannte, so glaubte sie ihn wieder froh und glücklich zu machen, wenn sie ihm Gelegenheit gäbe, sich recht an Gold bereichern zu können. Sie kannte reiche Goldlager und Minen, und wieß ihm diese.

Der junge Mann erkannte in diesem reichen Funde das Mittel seiner Begnadigung; ging nach Isabella, und zeigte ihn dem Columbus an, und erhielt, was er wünschte.

Der Admiral dankte Gott für dieses Mittel, den Sturm

zu beſchwören, der ſich gegen ihn erhoben hatte. Mit leichter Mühe gewann er ungeheure Reichthümer, und beeilte nun die Ausrüſtung eines Schiffes. Endlich war er am Ziele, und voll Hoffnung ſegelte er ab.

Die Reiſe war eine der beſchwerdevollſten. Nach vielen Leiden landete er in Cadix, eilte an den Hof, und trat mit dem edlen Freimuthe eines unbefleckten Gewiſſens ſeinen Anklägern entgegen. Ohne Mühe gelang es ihm, ſich zu rechtfertigen. Wenn aber auch die Königin ihm volles Vertrauen ſchenkte, ſo blieb des Königs Gemüth ihm abgeneigt, und nur nothgedrungen erwieß er ihm die ſchuldige Ehre. Daher kam es denn auch, daß er viele Schwierigkeiten fand, ſeine dritte Reiſe zu unternehmen. Dennoch beſiegte er ſie, und trat dieſe entſcheidende Reiſe an.

Es war ihm fürs Erſte gar nicht darum zu thun, nach Hiſpaniola zurückzukehren, ſondern in ſeiner Seele lag der Plan, das Feſtland endlich zu entdecken, welches nach ſeiner Ueberzeugung hinter der Menge der Inſeln liegen mußte, die er bis jetzt kennen gelernt hatte. Er wich daher abermals von den Richtungen ab, welche er bei ſeinen erſten beiden Fahrten eingehalten hatte.

Seine Hoffnung ſollte ihn nicht täuſchen! Bei dem Einfluſſe des großen Orinoco-Fluſſes ins Meer fand er das Feſtland, entdeckte noch die große Inſel Trinidad und kehrte dann nach Hiſpaniola zurück, denn die Gicht hatte ſeinen Körper zerrüttet und eine heftige Augenkrankheit ihn befallen. Er bedurfte mehr als je der Ruhe und Pflege, und beſchloß, ſeinen Bruder Bartolomäo mit der nähern Unterſuchung des entdeckten Feſtlandes zu beauftragen.

Es war ein ſchweres Verhängniß, daß Columbus, wenn er Ruhe ſuchend und bedürfend, nach Iſabella kam, jedesmal das Gegentheil empfing. Auch jetzt, wo er krank landete, fand er die Niederlaſſung in traurigen Umſtänden. Während ſeiner Abweſenheit hatten verworfene Menſchen, ein gewiſſer Roldan, den Columbus zum Richter gemacht hatte, und andere ſeines Gelichters ſich in einem entfernten Theile der Inſel feſtgeſetzt und einen offenen Widerſtand dem Bruder des Columbus entgegengeſetzt. An ſich konnte der arme Leidende kaum denken; nur darauf ſann er, wie

er den Aufstand dämpfen, und die Europäer, denen er mit offener Gewalt nicht begegnen konnte, gewinnen könnte. Seinem erfindungsreichen Geiste gelang es zwar, für den Augenblick das Uebel zu entfernen; allein es war und blieb schlimm, daß er die drei Hauptanstifter des Complotts, Roldan, Morica und Riquelme in Hispaniola behalten mußte; denn sie waren zu gefährliche Menschen, als daß nicht bei sich darbietender Gelegenheit Aehnliches von ihnen zu befürchten gewesen wäre. Durch große Mäßigung und Selbstbeherrschung war der Sturm allerdings beschworen, allein jetzt nahte eine tiefere Kränkung seinem Herzen!

Nachdem Columbus seine großen Entdeckungen gemacht, lockte die Ehre und der Gewinn Andere zu gleichem Streben, und manche Abenteurer rüsteten Schiffe aus, um der Bahn des großen Mannes zu folgen. Es war nicht recht und verstieß gegen die mit Columbus geschlossenen Verträge, daß das Königspaar Jedem gestattete, auf seine Faust Entdeckungsreisen zu unternehmen.

Unter Andern war es jener tapfere Ojeda, der mit Americo Vespucci eine solche Reise unternahm. Sie entdeckten das bereits von Columbus entdeckte Festland und kamen dann nach Hispaniola, um sich durch Raub und Erpressung zu bereichern. Columbus vertrieb sie zwar; aber dieser Americo Vespucci wußte sich den Ruhm der Entdeckung des Festlandes zu erwerben, welchen er dem edeln Columbus raubte, ja, es erhielt von seinem Taufnamen die Benennung: Amerika.

Wollte Gott, ich könnte Euch, liebe Leser, sagen, die Leiden des edeln Columbus, den Ihr gewiß liebgewonnen habet, seien zu Ende! Aber es war ihm noch des Bittern gar viel aufgespart, das theils in Hispaniola, theils in Spanien reifte.

Gerade jener Roldan, Morica und Riquelme, die im Aufruhr gegen des Admirals Bruder, Bartolomäo, sich befanden, als Columbus von seiner dritten Reise nach Hispaniola zurückkehrte, und die damals so viel Milde von Columbus erfuhren, stifteten eine Verschwörung, ihn zu ermorden; aber ihr gottloser Plan wurde verrathen. Columbus nahm sie gefangen, und erkannte jetzt erst, wie alle

seine Milde bis jetzt nur das Gegentheil von dem gewirkt, was er beabsichtigt hatte. Es wurde ihm zur Gewißheit, daß er einmal mit aller Strenge des Gesetzes verfahren müsse. Die Enthauptung einiger der Rädelsführer wirkte auch so entmuthigend auf die Verbrecher, daß sie keine neue Versuche mehr wagten.

Jetzt trat eine kurze Frist von Ruhe und Frieden im Leben des edeln Mannes ein. Wie aber auf eine völlige Windstille meist ein desto wilderer Sturm folgt, so sollte es auch Columbus erfahren.

Seine Feinde in Spanien waren durch sein persönliches Kommen nicht entwaffnet, nur auf kurze Zeit zur Ruhe genöthigt. Kaum war er abgereiset, als sie ihr Werk wieder begannen. An ihrer Spitze stand jener Fonseca, der ihm von Anfang an überall entgegen getreten war. Er hatte Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet und war nach Spanien zurückgekehrt. Für alle Liebe, die ihm Columbus erwiesen, gab er nur Haß und Feindschaft.

Aber wo nahm er denn den Stoff her zu seinen Anklagen? fragt Ihr mich.

O, einem schlechten Menschen dient Alles! Hört nur, wie er es machte!

Die Berichte, welche Columbus an die Herrscher nach Spanien sandte, schilderten mit offener Wahrheitsliebe den traurigen Zustand, in welchen die Ausschweifungen der Spanier das unglückliche Hispaniola versetzt hatten. Gerade diese wahrheitsgetreuen Berichte benutzte der falsche Mensch, um die Schuld von dem verworfenen Gesindel ab und allein auf Columbus zu wälzen. Vorsichtig und leise schleichend, wie eine Katze, ließ er hier bei dem Könige oder der Königin ein Wörtchen der Verdächtigung fallen und dort eins. Der geldgierige König Ferdinand hatte ohnedin, wie wir ja wissen, einen alten Pick auf Columbus, und zu diesem kam nun neues Verdächtigen, und — allemal blieb etwas hängen. Nur die Königin hatte bis jetzt nichts auf Columbus kommen lassen. Zwar war es ihr an das Herz gegangen, daß bisweilen Sclaven nach Spanien geschickt worden, und sie machte es Columbus zur heiligen Pflicht, daß dieß nie wieder geschähe.

Aber jetzt kamen die schändlichen Genossen des Roldan,

Morica und Riquelme nach Spanien, welche von Isabella entflohen waren, und brachten wieder Sclaven, brachten die geraubten und entehrten Mädchen mit, und — um selber straflos zu bleiben, sagten sie: alle diese Gräuel habe Columbus geübt; er sei ein Heuchler der schlimmsten Art. Dieß brachte nun auch die Königin so gegen ihn auf, daß sogleich beschlossen wurde, die Handlungen des Columbus zu untersuchen.

Fonseca und der böse Adel beschleunigten möglichst diese Angelegenheit. Fonseca wählte einen Mann aus Namens Bobadilla, einen Adeligen, einen grimmigen Feind des Columbus, einen Mann endlich, der zu jeder Handlung fähig war, wenn sie seinen Ehrgeiz und seine Habsucht befriedigen konnte, und dem nichts zu schlecht war, um seinem Zwecke zu dienen. Und diesem Manne gab man die Befugniß, falls er Columbus strafbar fände, ihn sofort aller seiner Würden zu entsetzen und — selbst alsdann seine Stelle einzunehmen.

Ich frage Euch, liebe Leser, ist nicht schon Alles entschieden, ehe nur der Bobadilla abreist? Es ist gewiß nicht daran zu zweifeln, daß er nun den Columbus strafbar fand, auch wenn Alles für seine Unschuld spräche. Da wird es Euch gewiß ganz bange ums Herz für den Mann, den Ihr lieb gewonnen?

Ja, ja, es thut Einem im Herzen wehe, wenn man sehen muß, wie ein Schulleser Roth leidet! Der Sieg der Bosheit über das gute Recht ist etwas, was eine ehrliche Seele nicht vertragen kann. Es ist aber leider noch gar oft so in der Welt!

Bobadilla kam gerade an, als Columbus in der Königsebene war, wo er den Morica hatte hinrichten lassen, weil er ihm nach dem Leben getrachtet, und Bartolomäe verfolgte die übrigen Aufrührer. Das war ihm eben recht; denn er hatte heimlich Furcht, Columbus möchte ihm feindlich entgegen treten. Nur Diego, Columbus jüngster Bruder, war in Isabella. Kaum aber verbreitete sich das Gerücht, in den Schiffen sei der Mann, der die letzten Ereignisse untersuchen solle, da ergriff Todesangst die Verbrecher, welche Columbus begnadigt hatte. Um sich zu retten, nahmen sie Boote und umschwärmten Tag und

Nacht das Schiff, und häuften Verleumdung auf Verleumdung auf Columbus, und ſich beſchönigten ſie auf alle Weiſe. Das war Waſſer auf die Mühle Bobadilla's!

Am andern Morgen landete er mit großem Prunke und begab ſich in die Kirche, wo auch Diego war. Als das Volk ſich nach dem Gottesdienſte vor der Kirche verſammelte, ließ er ſeine Vollmacht verleſen und verlangte dann von Diego die Gefangenen. Dieſer lehnte dieß ab, indem er bemerkte, er werde nur den Befehlen ſeines Bruders gehorchen.

Am folgenden Morgen ließ Bobadilla nun den königlichen Befehl verleſen, welcher ihn ſelbſt zum Gebieter des Feſtlandes und der Inſeln ernannte. Er verlangte abermals von Diego die Gefangenen, die dieſer abermals verweigerte.

Im höchſten Zorne ließ nun Bobadilla den dritten Befehl verleſen, wonach Columbus befohlen wurde, alles Staatseigenthum an Bobadilla auszuliefern; endlich gab er noch einen Befehl kund, der ſchnell alle Herzen zu Iſabella für ihn gewann, nämlich den, allen rückſtändigen Sold auszuzahlen.

Das ſchändliche Volk erkannte nun, daß Columbus gefallen war, und hing ſich an den neuen Befehlshaber, um deſſen Gunſt es buhlte, und alles Schlimme auf Columbus log, was nur zu lügen war. Er verlangte nun die Uebergabe der Feſtung. In dieſer führte ein gewiſſer Diaz den Befehl, ein Mann, der mit Liebe und Treue an Columbus hielt. Er weigerte ſich, ſie zu übergeben. Da aber Columbus alle brauchbaren Soldaten mitgenommen hatte, ſo waren nur Wenige bei Diaz. Bobadilla rief das Volk auf, gab Geld und Verſprechungen, und — nahm die Feſtung mit Gewalt ein.

Jetzt kannte Bobadilla's Uebermuth keine Schranken mehr. Er nahm Columbus Haus und Vermögen in Beſitz; bemächtigte ſich ſeiner Papiere; bezahlte von Columbus Vermögen den rückſtändigen Sold, und gab die Erlaubniß, daß von jetzt an Jeder während zwanzig Jahren ſo viel Gold für ſich ſammeln dürfe, als er wolle und könne, nur ſei er gehalten, den eilften Theil, ſtatt wie bisher den dritten, an die Regierung abzugeben. Durch ſolche Schritte ſetzte er ſich in der Gunſt des Volkes feſt.

Columbus erfuhr das Alles schnell, und es fiel schwer auf sein Herz. Nein, so schändlich hatte er sich den Undank nicht möglich gedacht. Er zweifelte, daß das von dem Königspaare ausgegangen sei, dem er so große Dienste geleistet hatte. Er schrieb daher an Bobadilla und warnte ihn vor Schritten, zu denen er wohl nicht befugt sein möchte, und bemerkte, er werde nach Spanien gehen, um sein gutes Recht zu suchen. Als er keine Antwort erhielt, wurde er in der Vermuthung noch mehr bestärkt, Bobadilla sei bloß ein kecker Abenteurer. Er erließ daher Bekanntmachungen, welche Bobadilla's Handlungen als ungesetzliche erklärten. Das hatte Bobadilla gewünscht; denn nun hatte er öffentliche Documente seines Ungehorsams in der Hand. Erst jetzt schickte er Abgeordnete an Columbus und legte ihm die Abschriften sämmtlicher königlicher Befehle vor und forderte Columbus vor seinen Richterstuhl. Das traf ihn wie ein Donnerschlag aus wolkenlosem Himmel! Er war sich keines Vergehens bewußt, und doch behandelte man ihn wie einen Verbrecher. Tief war sein Schmerz; aber im Bewußtsein seiner Unschuld blickte er betend gen Himmel und ging ganz allein, ohne alle Begleitung nach der neuen Niederlassung Sanct Domingo, wo sich Bobadilla hinbegeben hatte.

Mit Ruhe und Würde ging Columbus seinem bittern Feinde entgegen, und dieser zitterte; denn er dachte, Columbus werde mit Heeresmacht kommen. Er traf alle Vorkehrungen zu seiner Vertheidigung. Da erschien demüthig und gottergeben Columbus ganz allein. — Eine peinigende Scham und Verlegenheit ergriff Bobadilla, als er so frei, ruhig und würdevoll den Mann vor sich hintreten sah, den er so schmählich mißhandelte. Selbst der Hohn und Spott des verworfenen Gesindels, das den Bobadilla umgab, verstummte, als es ihn sah. Im Herzen seiner erbittertsten Feinde regte sich jetzt ein Gefühl, das sich als Mißvergnügen darüber kund gab, daß er so unwürdig behandelt werde. Bobadilla ermannte sich bald wieder. Sein ganzer Uebermuth kehrte zurück, und er befahl, — daß Columbus — in Ketten gelegt würde! — Er hatte es befohlen, — aber es war Niemand da, der es zu thun wagte!

Columbus stand ruhig und fest da. Nur wehmüthig

blickte er sich um, ob denn Jemand vorhanden sei, der sich so tief erniedrigen würde, ihm die Ketten anzulegen. Endlich fand sich ein ruchloser Mensch, und zwar ein solcher, der früher in dem Dienste des Columbus gestanden. Ruhig reichte er seine Hände dar. Mitleidig blickte er auf das Volk, verachtend auf Bobadilla, und ohne ein Wort gesagt zu haben, ließ er sich auf die Festung bringen. Sein Bruder Diego war bereits gefesselt auf ein Schiff gebracht worden.

Ihr fragt wohl, liebe Leser, war denn Niemand da, der sich seiner annahm? Und mit Betrübniß antworte ich: Nein!

Aber fragt Ihr weiter: Wie war das möglich? so antworte ich Euch: Das kam natürlich daher, daß bis jetzt nur der Auswurf des spanischen Volkes nach der neuen Welt gegangen war; daß die Meisten Verbrecher waren, die dadurch, daß sie die Reise machten, von ihrer Strafe loskamen. Die Wagehälse, welche freiwillig die Reise mitgemacht, waren auch Menschen, die nichts zu verlieren hatten. Erst bei den letzten Reisen hatte sich Adel eingefunden, der, in Spanien verarmt, hier reich zu werden hoffte. Und gerade diese waren Columbus erbitterte Feinde, theils, weil er sie zur Arbeit gezwungen, was sie für eine unaussilgbare Schande geachtet, theils, weil sie in ihm immer den Mann sahen, der aus niederem Stande sich so hoch erheben, und den Ausländer, der sich in Spanien zu solchen Ehren emporgeschwungen. Was war von solchen Menschen zu erwarten? Nichts als Freude, daß er nun gestürzt sei! Das wird Euch wohl jene Frage hinlänglich beantworten!

So weit war nun das Werk Bobadilla's gelungen. Nur Eins quälte ihn noch. Der Bruder des Admirals, der ihm in der Sinnes- und Denkart so ähnlich war, stand mit überlegener Heeresmacht in einem entfernten Theile der Insel. Hörte der von seiner Brüder Schicksal, so war Alles von ihm zu befürchten. Um von dieser Angst frei zu werden, quälte er den Columbus so lange, bis dieser endlich an Bartolomäo schrieb und ihm befahl, nicht nur jeden Versuch der Befreiung seiner Brüder aufzugeben, sondern sich auch ruhig der Macht Bobadilla's zu unterwerfen.

Und der edle Mann kam, gehorsam dem Worte des geliebten Bruders — und wurde gefesselt, wie er.

Als die Kunde von diesen Vorgängen überall bekannt

wurden, kamen alle die Verworfenen, die vor dem Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit des Columbus geflohen waren, nach Sanct Domingo und hofften durch ihre Anklagen es dahin zu bringen, daß er zum Tode von Bobadilla verurtheilt würde. Das wagte indeß Bobadilla nicht, ſo gerne er's hätte thun mögen, um den Mund für immer zum Schweigen zu bringen, der im Stande war, ſein ruchloſes Verfahren aufzudecken.

Bobadilla ließ die drei Brüder heimlich einſchiffen, um ſie nach Spanien zu ſenden. Selbſt in Feſſeln war das Anſehen dieſer Männer in ihrer Unſchuld ſo ehrfurchtgebietend, daß Villejo, der Schiffshauptmann, der ſie nach Spanien bringen ſollte, ihre Feſſeln löſen wollte; allein Columbus gab es nicht zu. Er ſprach die denkwürdigen

Worte: „Nein, Ihre Majeſtäten haben mir ſchriftlich befohlen, mich Allem zu unterwerfen, was Bobadilla in Ihrem Namen verordnen würde; aus Ihrer Macht hat er mich mit dieſen Feſſeln beladen; ich will ſie tragen, bis ſie

selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden sollen; aber ich will sie bewahren als Erinnerungszeichen an den Lohn, den ich für meine Dienste empfing!" — Und — das muß ich hier vorgreifend berichten, sein Sohn bezeugt, daß sie von da an stets über seinem Bette hingen, und daß, als seine Sterbestunde nahte, er befahl, daß sie mit ihm sollten begraben werden, was auch pünktlich vollzogen wurde.

Dort, von wo er zuletzt im Glanze fast königlicher Pracht abgereist war, in Cadix, landete er jetzt in Ketten.

Mochte Fonseca und die Mächtigen in Spanien jubeln, daß ihnen das Bubenstück gelungen war, das Volk dachte anders. Kaum hatte sich die den Leuten fast unglaubliche Nachricht verbreitet, als sich laut ein so entschiedener Unwille und Zorn des Volkes kund gab, daß mit Recht den Mächtigen bange wurde, die die Schuld solcher Schandthat auf ihrem Gewissen hatten. Die Kunde durchflog mit einer unglaublichen Schnelligkeit ganz Spanien, und überall brach des Volkes Zorn laut hervor. Columbus schrieb von Cadix aus einen Brief, aber nicht an den König und die Königin, sondern an die Erzieherin der königlichen Kinder. Mit der ganzen siegenden Kraft eines reinen Gewissens, mit dem ganzen tiefen Schmerz erlittener, unverdienter Mißhandlung und Schmach, und mit dem vollen und gerechten Stolze eines Mannes, der, wie er, Alles für Spanien gethan und nie an sich, an seinen Vortheil gedacht, daher noch jetzt verhältnißmäßig blutarm war, schrieb er diesen Brief, in dem jedes Wort einen Zentner wog. Ehe noch Bobadilla's schändliche Lügenprotokolle bekannt wurden, drang dieser Brief zu der Königin und zu dem Könige, und die Wirkung, welche er hervorbrachte, war eine tief erschütternde.

Die einfache, würdige und doch klare Schilderung seiner unverdienten Leiden; die entschiedene, sich als lautere Wahrheit dem unbefangenen Leser aufdringende Vertheidigung seines Benehmens gegen das Verfahren des Bobadilla; das Aussprechen seines Gehorsams gegen den königlichen Willen mußte jene Wirkung hervorbringen. Die Erzieherin der königlichen Kinder war eine treue Freundin des Columbus. Sie eilte mit dem Briefe zur Königin, und diese übergab ihn dem Könige; aber der tiefe Unwille

des ſpaniſchen Volkes war ſchon zu den Ohren der Herrſcher gedrungen und hatte auf ſie einen tiefen Eindruck gemacht. Schnell wurde der Befehl gegeben, den ſchuldlos Leidenden und ſeine Brüder zu befreien, ihm eine bedeutende Summe angewieſen und er an den Hof gerufen.

Das Herz der edeln Königin hatte mehr Antheil an dieſen Schritten, als der Wille des Königs, der tiefen Groll gegen Columbus nährte.

Columbus erſchien endlich am Hofe; aber es war nicht mehr jene Geſtalt voll Kraft und Leben. Er war gebeugt. Die letzten Schickſale hatten das Haar gebleicht, die Geſtalt gebeugt, die Freudigkeit geraubt. Das gehäufte Maaß von Undank, das man ihm gereicht, hatte ihn äußerſt weich gemacht.

Als ihn ſo die Königin erblickte — brach ſie in Thränen aus. Dieſer Anblick, und die Erinnerung an Alles, was er erduldet, ergriff ihn mit ſolcher Gewalt, daß auch er in lautes Weinen ausbrach. Seiner nicht mehr Herr, ſtürzte er vor der Königin nieder und war keines Wortes mächtig. Selbſt auf den ſtolzen und kalten König Ferdinand wirkte dieſer Augenblick mächtig. Beide Majeſtäten hoben den treuen, vielverkannten Diener auf, und erſt jetzt ermannte er ſich und führte ſeine Vertheidigung mit Kraft und Muth.

Die Herrſcher verſprachen Gerechtigkeit und Wiedereinſetzung in alle ſeine Rechte. Doch war es nur der Königin Ernſt damit. Er ſollte, ſo war es beſchloſſen, fürs Erſte in Spanien bleiben, bis Hiſpaniola beruhigt ſein würde und dann dahin zurückkehren.

Ein gewiſſer Ovando wurde nach Hiſpaniola geſchickt und ihm Vollmachten ertheilt, wie ſie Columbus nie erhalten. Man gab ihm eine Ausrüſtung, wie ſich Columbus nie ihrer zu erfreuen hatte. Das Alles ſah Columbus und immer tiefer drückte ſich der Dorn des Schmerzes in ſeine Seele! — Dennoch trug er das Alles ſtille und gottergeben. Selbſt die tiefſte Kränkung konnte ſeine Seele nicht trotzig oder rachſüchtig machen.

Gerade um dieſe Zeit war es dem Portugieſen Vasco de Gama gelungen den Seeweg nach Indien zu finden. Die Vortheile für Portugal waren groß. König Ferdinand

ſah ſie mit Neid. Auf Columbus aber machten ſie einen lebhaften Eindruck. Er glaubte noch immer, das von ihm entdeckte Feſtland ſei ein Theil Indiens und war überzeugt, er müſſe einen noch nähern Seeweg dorthin finden, als den, welchen Vasco de Gama gefunden.

Als der König dieß hörte, ergriff er den Gedanken mit Feuer. Und Columbus, der ſtets in dieſer Vorſtellung gelebt hatte, wurde ſo davon hingeriſſen, daß er Alles vergaß, und bereit war, ſeine vierte Reiſe zu unternehmen.

Wohl ſchmerzte es ihn, daß man ihm nur vier kümmerlich ausgerüſtete Schiffe gab, während Ovando, königlich ausgerüſtet, nach Hiſpaniola gefahren war; allein auch das verſchmerzte er. Sein Geiſt hatte wieder ein neues Feld der Thätigkeit, und freudig ergriff er ſie, — ja ſelbſt das Verſprechen hatte er ſich abnöthigen laſſen, Hiſpaniola nicht zu beſuchen. Er konnte es aber nicht halten; denn als er in jene Gegenden kam, überfiel ihn ein Sturm, der ihm ſein beſtes Schiff zerſchmetterte und die übrigen zu Grunde zu richten drohte. Er ſandte darum einen Offizier an Ovando mit der Bitte, im Hafen von Domingo Schutz ſuchen zu dürfen. Der Unmenſch ſchlug es ab; aber ihn ereilte die Strafe. Während Columbus ſchweren Herzens weiter ſegelte, zerſtörte der Sturm alle Schiffe Ovando's im Hafen. Auch Columbus litt Noth; dennoch erreichte er die Geſtade Amerika's; ſegelte längs derſelben hinab; mußte aber an der Küſte von Veragua landen, weil er in Gefahr war, ſeine Schiffe auch einzubüßen.

Die Eingebornen des Landes zeigten dem Columbus reiche Goldlager, wo er in vier Tagen mehr Gold fand, als auf Hiſpaniola in vier Jahren. Dieß beſtimmte ihn, hier eine Niederlaſſung zu gründen; allein die Wilden ſahen die Gefahr ein, welcher ſie ſich bei der Aufnahme der Spanier ausſetzten und verjagten ſie.

Die Durchfahrt nach Indien fand Columbus nicht. Das Glück wandte ſich von ihm ab. Mit ſeinen verbrechlichen Schiffen konnte er nicht einmal den Rückweg wagen, da faſt ununterbrochene Stürme das Meer gefährlich machten. Zudem endeten ſeine Lebensmittel. Um das Schreckliche ſeiner Lage zu vollenden, befiel ihn eine Krankheit. Es blieb nichts übrig, als an der Inſel Jamaica zu landen.

In dieſer ſchwierigen Lage begab ſich ein wackerer Mann Namens Mendez ins Innere der Inſel, brachte durch Geſchenke Lebensmittel zuſammen und begab ſich dann mit einem Briefe nach Hiſpaniola, worin Columbus um Rettung aus ſeiner traurigen Lage den Ovando bat. Leider traf Mendez das Unglück, daß feindſelige Wilde ihn beraubten und er nur mit Noth zu Columbus zurückkehren konnte. Columbus Lage wurde mit jeder Stunde ſchwieriger. Die Stürme hatten ſeine morſchen, vom Wurm zernagten Schiffe an das Ufer geſchleudert, daß ſie das Meer nicht mehr befahren konnten; ſeine Lebensmittel gingen zuſammen; ſeine Krankheit nahm zu und viele ſeiner Leute lehnten ſich gegen ihn auf und zogen fort in das Innere der Inſel. Nur die Kranken blieben bei ihm, weil ſie nicht anders konnten. Mendez, die treue Seele, war zum zweiten Male auf die Reiſe nach Hiſpaniola gegangen; aber brachte er auch Rettung?

Denkt Euch Columbus Lage! Die Lebensmittel blieben aus. Elend um ihn, er ſelber krank! Auf Rettung nur zweifelhafte Ausſicht! — Da wäre ein gewöhnlicher Menſch verzagt, verzweifelt. Er nicht. Der geraltige Geiſt trug den morſchen Körper. Um ſich zu helfen, bot ſich ihm ein außerordentliches Mittel dar.

Columbus war ein Sternkundiger. Er hatte berechnet, daß in den Tagen eine Mondsfinſterniß eintreten würde. Alle Häuptlinge der Inſel berief er daher zu ſich und ſagte ihnen, Gott ſei auf ſie zornig, weil ſie ihm keine Lebensmittel mehr lieferten. Daß Gott ihnen zürne, das ſollte ihnen ſichtbar werden; denn in wenigen Minuten würde ſich der Vollmond, der in ſeiner Pracht am blauen Abendhimmel ſtand, verfinſtern. Wenn ſie nicht ihm Lebensmittel brächten, würde Gottes Zorn ſich noch anders offenbaren.

Angſtvoll richteten alle ihre Blicke auf den Mond. — Jetzt begann er ſich zu verfinſtern. Die Helle der ſchönen Mondnacht wurde zu einem ängſtlichen Zwielicht, wie Ihr, liebe Leſer, das ſchon oft bei Finſterniſſen beobachtet habt. Angſt und Zittern überfiel die unwiſſenden Häuptlinge. Mit einer heiligen Scheu betrachteten ſie den Mann, der mit dem höchſten Weſen in ſolcher Verbindung ſtehe. Sie

fielen vor ihm nieder und flehten, daß er die Gottheit versöhnen möge, sie wollten ja gerne ihm so viele Lebensmittel liefern, als er nur bedürfe. Das versprach Columbus; verließ sie eine Weile und kam dann, als die Finsterniß ihrem End. nahe war, wieder mit der Versicherung, daß die Gottheit ihnen dießmal noch verzeihen wolle, wenn sie ihr Wort hielten, und deß zum Zeichen wolle sie dem Monde sein Licht wieder geben. Der Erfolg bewies den Wilden die Versicherung, und nun hatte Columbus keinen Mangel mehr.

Eines Theils werdet Ihr lachen, liebe Leser; andern Theils aber fragen: War das recht? Ach, fragt Euch doch, woher sollten diese Wilden wissen, daß dem nicht so sei? Niemand hatte sie ja belehrt und der Augenschein sprach für Columbus. So glaubten sie wie Kinder. Fragt Ihr aber, ob solche Täuschung recht gewesen? So muß ich Euch darauf mit Nein antworten, und Columbus, dessen zarte Gewissenhaftigkeit und strenge Rechtlichkeit Ihr kennen gelernt habt, hat das gewiß auch gefühlt; aber er verdient doch wohl einige Entschuldigung, weil er ja für das Leben seiner Gefährten zu sorgen die heilige Pflicht hatte. Kein Mittel stand ihm ja mehr zu Gebot, und der Hungertod stand mit all seinem Entsetzen vor ihnen da. Dieß, wie dort auf der Hinfahrt, die Täuschung durch die doppelte Berechnung der Entfernung, sind auch die einzigen nicht lautern Handlungen eines Mannes, der unsrer Achtung sonst so würdig ist. Möge es Gott ihm verziehen haben. Wir aber wollen niemals zu ähnlichen Mitteln greifen!

Fraget Ihr nun: wie ist es dem Mendez ergangen? so kann ich Euch sagen, daß er mit seinen Gefährten Hispaniola nach vielen Mühen und Leiden erreicht hatte. Seine Aufnahme bei Ovando war nicht die freundlichste. Er traute Mendez nicht und meinte, es sei nur eine List des Columbus, auf diese Weise nach Hispaniola zu kommen. Deßwegen sandte er einen der erbittertsten Feinde des Columbus aus, nicht, um ihm zu helfen, sondern nur, um sich über seine Lage sichere Kunde zu verschaffen.

Escobar hieß dieser Mensch.

Seit acht Monaten war nun Columbus, in der Hoffnung auf Rettung, in seinem Zufluchtsorte auf Jamaica.

Das gescheiterte Schiff, welches die Wellen auf das Ufer geworfen hatten, war seine und seiner Geführten Wohnung. Jeden Tag hatte er gehofft auf die Erlösung aus seiner unglücklichen Lage, die durch seine und seiner Leidensbrüder Krankheit noch so sehr verschlimmert war.

Da endlich erschien Escobar. O denkt Euch die Freude des Armen! Aber wie wurde Columbus enttäuscht, als er Ovando's Brief las, als er seine Unterstützung empfing, die in einer Speckseite und einem Fäßchen Wein bestand! — Um das Schmerzliche dieser Täuschung zu vollenden, verließ sie Escobar ohne weiter Hoffnung auf Rettung zu machen. Nehmet hinzu, daß Columbus so gichtkrank war, daß er bei den heftigsten Schmerzen das Bett hüten mußte; daß von den ins Innere der Insel Jamaica entwichenen Treulosen ihm gemeldet wurde, sie würden ihm die wenigen Güter, welche er noch besitze, um Tauschhandel damit zu treiben, rauben; daß endlich selbst ein Ueberfall von ihnen versucht wurde, den glücklicher Weise Bartolomäo, der treue Bruder, abschlug, — und Ihr möget Euch eine Vorstellung machen, wie es um des edeln Columbus Seele stand!

Abermals vier Monate schlichen träge herum, und schon dachten die Verlassenen ihr Grab auf Jamaica zu finden, als plötzlich und ganz unerwartet zwei Schiffe erschienen.

Das eine hatte der treue Mendez ausgerüstet, das andere gab, endlich nothgedrungen, Ovando.

Nach einer leidenvollen Fahrt erreichten sie Hispaniola. Aber wie fand es Columbus? — Sein Vermögen war bis auf einen kleinen Rest zu Grunde gerichtet. Mit mehr als thierischer Rohheit, Wildheit und Grausamkeit wurden die armen Wilden behandelt; durch die unmenschlichsten Qualen genöthigt, Gold herbei zu schaffen. Schaarenweise wurden sie, Thieren gleich, an die Bäche getrieben, oder in die Minen, um dort zu waschen, hier zu graben, damit der Gelddurst ihrer Tränger befriedigt werde. Flohen sie in die Gebirge, so wurde ihr Aufenthalt durch eigens abgerichtete Blutbunde, große, wilde Thiere, ausgewittert, und sie entweder von den Hunden zerfleischt, oder ihren Quälern gewerthet, oder war ihre Zufluchtstätte unzugänglich, dort so lange belagert, bis sie sich ergaben oder dem Hungertode erlagen. Die einst so zahlreiche Bevölkerung war zusammen-

geſchmolzen bis auf einen kleinen Theil, der in dumpfer, gefühlloſer Hingebung ausharren mußte unter der Peitſche ihrer Dränger, bis der Tod ihre Leiden endete.

So fand Columbus Hiſpaniola wieder! — Sein Herz blutete. Ein tiefer Schmerz erfüllte ſeine Seele. Hier war ſeines Bleibens nicht. Er raffte den Reſt ſeiner Habe zuſammen und ſchiffte ſich nach Europa ein. So lange noch Hiſpaniola zu ſehen war, ruhte ſein weinendes Auge auf der unglücklichen Inſel; und als ſie endlich nicht mehr konnte geſehen werden, fiel er weinend auf ſeine Kniee und betete heiß und inbrünſtig: daß der Herr ihm das Elend nicht zurechnen wolle, das über dieſe unglücklichen Menſchen gekommen durch ſeine Entdeckung!

Nach einer ſehr mühſeligen Reiſe, auf der ein Sturm ihm das eine ſeiner Schiffe raubte, landete er am 7. November 1504 in San Lucar — alt, krank, elend, kummerbelaſtet und arm. Ach, er ſah, das Glück hatte ihm den Rücken gewendet; denn kein Jubel begrüßte ihn mehr.

Er ſchrieb an die Monarchen, daß ſie ihm geſtatteten, nach Sevilla zu gehen, damit er dort ſeinen Bericht abfaſſe. Das geſtattete man ihm, gab ihm auch eine Unterſtützung, daß er nicht hungern müſſe; — aber umſonſt bat er, daß man ihn wieder in ſeine Würden und Rechte einſetze. Noch hatte er an der edeln Königin Iſabella eine Stütze; aber auch dieſe ſollte brechen. Die Königin ſtarb. Jetzt fühlte Columbus, daß ſeine letzte Hoffnung untergegangen ſei; denn der König, der ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht ſah, einen nähern Weg nach Indien zu finden, als der der Portugieſen, zog nun ganz ſeine Hand von ihm ab und folgte den boshaften Ohrenbläſereien ſeines unverſöhnlichen Feindes Fonſeca.

Nur noch einen Wunſch hatte Columbus: daß er gerechtfertigt würde vor der Welt und daß die Rechte ſeines Sohnes geſichert würden, wie man ſie ihm verbürgt hatte; dann wollte er ja gerne ſterben.

Alt und lebensmüde, krank und hülflos ließ er ſich noch einmal an den Hof bringen; aber kalt und lieblos behandelte der König den Mann, der ihm eine neue Welt gewonnen hatte.

Um ihn los zu werden, ſpeiſte man ihn mit Verſprechungen ab. Mit gebrochenem Herzen reiſte er nach Valla-

bold; lebte hier noch einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit und Andacht; theilte dann, als er das Stündlein näher kommen fühlte, den ärmlichen Rest seiner Habe unter seine Brüder, seinen Sohn und einige treue Diener, und starb dann am Tage der Himmelfahrt unsers Herrn, im Jahre 1506, mit den Worten: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Er hatte denen vergeben, die ihm so schweres Leid zugefügt, und schied glaubig und hoffend von dannen.

Die Ehre und das Denkmal, das ihm gesetzt wurde, wog das Leid nicht auf, das ihn gedrückt durch Neid und Mißgunst. Der Frieden liegt halt immer jenseit des Grabes, liebe Leser, und hier ist nur der Kampf. Frieden mit dem vielverkannten Manne!

---

15. Anekdoten.

Als man einst den deutschen Kaiser Friedrich III. fragte: Welche Räthe und Diener ihm die liebsten seien, sagte er: Die, welche Gott mehr fürchten, als mich.

Ein österreichischer Rekrute stand zum ersten Male Wache. Als die Runde kam, unterließ er das vorgeschriebene: Wer da? — Der Offizier stellte ihn scharf zur Rede und fragte: Warum fragtest du nicht? — Ei, so dumm bin i nit, sagte der Rekrut, daß i mei eigne Leut' nit kenne sollt'!

Ein Mann, der das Unglück hatte, eine bitterböse Frau zu haben, die ihm den Pantoffel hart auf das Haupt setzte, war eben mit ihr von der außerordentlichen Höhe des Straßburger Münsters herabgestiegen, als ihm ein Freund begegnete, der ihn fragte: Woher kommen Sie? — Von einem recht kindischen Vergnügen, entgegnete er. — Wie so? fragte der Freund. — Ich habe einen Drachen steigen lassen! sagte Jener. — Nun, das verstehe ich nicht! rief der Freund lachend aus. — Da antwortete der arme Ehemann: Ich habe mit meiner Frau den Münsterthurm bestiegen!

---

16. Altes Gold.

Wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen. Das weiß jeder Knabe auf dem Dorfe und in der Stadt; denn ein Spatz ſingt nie wie eine Nachtigall; ſondern allemal wie ihre Alten. Aber ſo iſt's nicht gemeint, ſondern es weiſt ins Haus, in die Familie hinein dieß alte, ſchöne Sprüchwort. Gebt der Vater Branntwein trinken und die Mutter zur Nachbarin räſonniren über Andere und heimlich Kaffe trinken; zanken ſie ſich 364 Tage im Jahre und am 365ſten haben ſie Hader; ſorgen ſie fein, daß ſie ſich bei der Arbeit nicht erhitzen, und thun fein langſam; Morgens ſpät hinaus, und Abends früh heim und dergleichen mehr, ſo gebt nur Acht, es zwitſchern die Jungen, wie die Alten ſungen; denn das Kind lernt mehr durch das Beiſpiel der Eltern, als durch ihre Mahnung und Lehre. **Was zu den Augen hineingeht, das findet ſelten den Rückweg.** Darum aber bedenkt's, Ihr Eltern, und gebt ein gutes Beiſpiel!

Nach gethaner Arbeit iſt gut ruh'n' Freilich, ſagt mein Nachbar Jürgen; aber vorher ſchmeckt's auch gut. Er ſteht daher erſt um acht Uhr auf, und ſeine Frau meint's auch. Da wundere ich mich nicht, daß ſein Ellenbogen zum Hemd und Wamms herausſteht! Die ruhende Hand ſchickt ihn, zu ſehen, wieviel Uhr es iſt, oder ob der Weg trocken iſt zur Bettelfahrt; denn Fleiß bringt Brod, Faulheit aber Noth.

Wer ſich redlich will ernähren, muß viel flicken und wenig verzehren. Das viel flicken gilt der Hausfrau; denn wenn die nicht die alten Kleider zuſammenflickt, ſo heißt's: neue gekauft; ſollen neue gekauft werden, ſo heißt's: Geld! Ja — wenn man's hat! Da kann eine brave Frau gar Viel ſparen und zu Rathe halten, und die Placken auf Wamms und Rock ſchänden nicht, wohl aber ein Loch im Kleide! Das Viel verzehren gilt hauptſächlich den Mannsleuten, die da meinen, ſie müßten überall einkehren, wo ein Strauß am Hauſe ſteckt. Die Wirthshäuſer, die ſo vor dem Stadtthor liegen, heißen: der letzte Heller. Verſteht Ihr die Bedeutung?

Der Zornige hat alle ſeine Sinne — bis auf fünf, ſagt das Sprüchwort, und es hat recht; denn er hat alſo gar keine, handelt wie ein Sinnloſer. Ach, wie viel dumme Streiche macht der Zornige, und wie viel Unrecht begeht er? Wer im Zorn handelt, der ſegelt im Sturme, wo ſo leicht das Segel zerreißt und das Schiffleim an den Klippen zerſchellt. Wie kommt die Reue hinten nach und die Scham, und das Gewiſſen ſagt gar oft Dinge, die man nicht gerne hört. Ja, ja, der Zornige hat alle Sinne bei der Hand bis auf — fünf!

---

17. Der neugierige Wirth.

So neugierig, wie der Adlerwirth zu Altona, bei Hamburg, iſt kaum wieder Einer. An einem ſchönen Sommerabend ſitzt er vor ſeiner Thüre und will, da er gerade Niemand zum Plaudern hat, eben einnicken, da kommt

ein ganz anſtändig gekleideter junger Mann daher und fragt, ob er ihn allein ſprechen könne. Gewiß, ſagt der Wirth und ſpringt auf, und führt den Herrn ins Haus. Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, hebt der Fremde zu reden an, was ihnen vielleicht, man kann nicht wiſſen — ſehr wichtig einmal werden kann. Der Wirth zittert ſchon vor Neugierde und ſagt: Nun dann, heraus damit, mein Beſter! Allerdings, Herr Wirth, fährt der And're fort; aber — ich knüpfe es zuerſt an die Bedingung, daß Sie mir etwas zu eſſen vorſetzen und eine Flaſche Wein.

Jetzt wird der Wirth ſtutzig. Herr, ſagt er, der Handel iſt ganz ungleich. Da wiſſen Sie, was ſie bekommen, und ich nicht, was ich zu erwarten habe. Das ſcheint allerdings ſo, ſagte der Fremde, allein ich muß auf der Bedingung beharren. Wollen Sie aus armſeliger Knickerei ſich ein Geheimniß entgehen laſſen, das für Sie, man kann's nicht wiſſen, einſt von hoher Wichtigkeit ſein kann, und unter Umſtänden ſicher ſein wird, — ſo iſt's ſchon gut. Ich gehe dann zu Andern, obwohl ich es gerade Ihnen gönnen möchte. — Der Wirth denkt, wer weiß, was der hat? Gieb's ihm. Geht er zum Hirſchwirth, ſo biſt du drum: ſagt daher: Meinetwegen denn! Ruft dem Kellner zu, er ſolle eine Flaſche Burgunder bringen, vom beſten, und ſchnell ein gutes Nachteſſen.

Wie der Blitz dampft ein herrlich Eſſen vor dem Fremden, und er ſtößt mit dem Wirthe an: Proſit! — Selbſteigene! ſagt der Wirth, und macht eine Reverenz. — Aber, ſagt der Wirth, dem es zu lange wird, ich habe meine Bedingung erfüllt, erfüllen Sie nun auch die Ihrige!

Schon gut, ſagt der Fremde; aber Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Ihre köſtlichen Speiſen kalt werden laſſe? Warten Sie nur noch eine Minute, und ich löſe mein Wort. Was wollte der Wirth machen? Er hatte A geſagt; nun mußte er auch B ſagen; allein er ſaß auf glühenden Kohlen und räſonnirte inwendig, wie der Oeſterreicher, über den Fremden, der ſo langſam aß. Es ſchmeckte ihm indeſſen überaus gut. Wie auch der Wirth verſuchte, ihm beizukommen, es war unmöglich; er nickte nur zuſtimmend oder ſchüttelte verneinend den Kopf. Der Wirth wich nicht von der Stelle, denn er dachte, der Vogel

könne ihm durchgehen: allein der Fremde dachte daran nicht. Endlich war die Mahlzeit zu Ende, und des Wirthes Neugierde aufs Höchſte geſpannt. Da zog ihn der Fremde in eine Fenſtervertiefung und ſagte leiſe, als ob's

Niemand hören dürfe: Herr Wirth, die Tretmühle, wo der Strafgefangene das Mühlrad zur Strafe treten muß, iſt eine abſcheuliche Sache. Ich komme eben daher, und hab' ſie drei Jahre getreten. Sollten Sie, man kann nicht

wiſſen, auch einmal hinein kommen, ſo rathe ich Ihnen, treten Sie auf die linke Seite, denn da tritt ſich's viel leichter, als auf der rechten. — Adieu, Herr Adlerwirth, und vergeſſen Sie's nicht!

Der Wirth ſteht ſtarr vor Erſtaunen und Aerger über die Frechheit des Spitzbuben; aber ehe er ſeine Leute rufen kann, iſt jener fort, und der Wirth brauchte keine Kreide für die Zeche. Item: „Muß man denn Alles wiſſen? Jeſum Chriſtum lieb haben, iſt beſſer!“

18. Ein Räthſel.

Es liegt eine Stadt am Ufer des Rheins, —
Die Waſſer verkaufet, und iſt doch kein's;
Iſt nicht zum Trinken, zum Riechen nur.
Nun nenn' mir die Stadt; du haſt die Spur!

19. Ein Vater und ſein Kind.

Eine Geſchichte.

Wenn Ihr ſo Abends in die Spinnſtube hineintretet mit einem herzlichen: „Gut'n Abend!“ und unſer Gevatter ſitzt ſchon da, hat ſeine alte Klammbrille auf der Naſe und das Buch in der Hand, und ſagt: Steckt die Hänge-Ampel an und ſetzt Euch! da denkt Mancher und Manche unter Euch: Was wird's denn heute geben? Etwas zum Lachen oder ein Räthſel, daran wir uns die Köpfe zerbrechen können, oder eine Geſchichte, die uns eine Gänſehaut über den Rücken grieſeln laßt, — oder werden wir wieder von einem Manne hören, wie der Columbus war, der's auch erfuhr, daß Undank der Welt Lohn iſt? Zerbrecht Euch die Köpfe nicht und wartet's fein ab. Der Spinnſtubenſchreiber will Euch heute eine Geſchichte vorleſen laſſen, die er, wenn er zu wählen gehabt hatte, lieber hätte verſchweigen mögen; aber wer kann gegen die

Wahrheit? Item, es liegt auch eben Vieles drin, was Manchen und Manche in's eigne Herz hineinweiset und ihm einen Spiegel vorhält, darinnen das eigne Bild zu schauen ist, so oder so, und noch etwas, das nach Oben hin deutet, wo Einer wohnt, der gesagt hat: Mein ist die Rache; ich will vergelten!

Nun, Gevatter, leset nur!

In einem Landstädtchen meines Heimatlandes lebte ein armes Mädchen, das frühe seine Eltern verloren hatte. Wohlwollende Menschen nahmen sich des Mädchens an und ließen es im Nähen und Kleidermachen unterrichten, als es der Schule entwachsen und confirmirt war. Gretchen begriff das herrlich, und war ihres Fleißes, ihrer Geschicklichkeit und ihres sittsamen Betragens wegen in allen Familien der Stadt beliebt, und hatte soviel Verdienst, daß sie hätte einen Mann ernähren können, wenn es nicht eine Schande wäre, daß sich ein Mann wollte von seiner Frau ernähren lassen! Dabei war Gretchen schön, wie eine aufblühende Rose, und gar manches reiche Mädchen hätte gerne ihr das liebliche Gesichtchen, die himmelblauen Augen, das reiche blonde Haar abgetauscht, wenn's eben gegangen wäre. Nun, sie hätte auch den Tausch mit dem Herzen riskiren können, ohne befürchten zu müssen, daß sie etwas dabei verlöre!

Nur Eins war, was stillen, braven Leuten nicht gefiel: das Mädchen wurde eitel. Sie sah, daß sie den Burschen gefiel, ja, daß mancher junge Herr sie durch die Brille (die sie oft bei sehr guten Augen tragen, weil's Mode ist) mit Wohlgefallen betrachtete und ihr über die Maßen freundlich war, — und das verruckte ihr den Kopf ein Bischen. Das ist immer gefährlich für junge, hübsche Mädchen. Sie meinen gleich, sie wären etwas Extra's. Unter den Vielen, die dem hübschen Gretchen zu Gefallen gingen, war auch mancher brave Mensch, mit dem sie gewiß glücklich geworden wäre; aber es wollte ihr keiner so recht gefallen; es war halt der Rechte noch nicht.

Wahrlich, es ist verwunderlich, wie thöricht oft das Menschen- oder daß ich's beim rechten Namen nenne, das Mädchenherz ist! Eine treue, ehrliche Seele läßt es laufen, weil vielleicht das Gesicht nicht so hübsch ist, als das eines

Bruder-Leichtfuß; weil er nicht so keck ist, wie Jener, oder etwa nicht so leicht tanzt und den Windbeutel macht. Da heißt's gleich: Es ist ein Tapps, ein Tölpel, ein Simpel!

Es geht leider so in der Welt, und auch Gretchen stieß manchen wackern Menschen von sich und legte ihm einen jener drei Ehrennamen bei, und — gab ihm ein tiefes Weh mit auf den traurigen Lebenspfad, den sie ihm und er ihr gar freundlich hätte machen können, bis zu jenem Feierabend, wo uns das Vesperglöcklein zum letzten Male läutet. Von Einem weiß ich's gewiß, es war der brave Schneider Andres.

Endlich aber kam der Rechte.

Aus der Fremde kam ein Wagner heim, der Jacob Leidig, der sollte sogar Kutschen machen können und entsetzlich geschickt sein. Er hatte im Städtchen Haus und Hof; wollte sich jetzt eine Frau suchen und sich setzen. Er war ein Staatsbursch, das ist wahr; groß, gut gewachsen, und trug einen Backenbart um das Kinn herum, und einen Schnurrbart, so war keiner mehr in der Stadt. Gekleidet ging er wie ein Prinz, rappelte mit dem Gelde in der Tasche, und hatte Manieren, so fein wie ein Franzos, das heißt recht glatt und einschmeichelnd, und konnte reden wie ein Buch, — aber es war nichts dahinter, als ein Bruder-Liederlich. Wer konnt's ihm ansehen? — Er hielt sich so anständig: ging in die Kirche; kartete nicht und trank nicht über Gebühr, und kam nicht einmal alle Sonntag auf das Schießhaus tanzen. Kam er aber, so tanzte er noch schöner, als der verrückte Tanzmeister, der vor etwa sieben Jahren einmal im Schwunge ging, der die Kinder tanzen und französisch lehrte, den Leuten die Krähenaugen schnitt und mit Sympathie die Warzen vertrieb. Der war auch etwas Extra's gewesen, — und den übertraf Leidig's Jacob, das sagten alle Mädchen. Ja, hätte der tanzen gelehrt, sie hätten alle noch einmal bei ihm gelernt.

Als ihn Gretchen am Sonntag Nachmittag, wo sie mit dem jungen Spengler und seiner Frau, die eine gute Kamerädin von ihr war, nach dem Schießhause gegangen war, zum ersten Male sah, pochte ihr das Herz, als wollte es aus der Brust herausspringen.

Aus dem ist etwas geworden! dachte sie, und die

junge Spenglersfrau sagte: „Gretchen, hast du Leidig's Jacob schon gesehen? Weißt du's noch, es war immer so ein struppiger, ruppiger Bub; aber jetzt, — sieh' ihn nur einmal an! das wär' was für dich! Man sieht's Einem doch gleich an, wer in Frankfurt war und auch ein Bischen in Paris."

Das Gretchen wurde roth und unterdrückte einen Seufzer, der etwa soviel sagen wollte: ja, der wird sich viel um dich bekümmern! Sie tanzte darauf mit dem Schneider Andreä, der sie so lieb hatte, den sie aber nicht leiden konnte.

Die Spenglersfrau sagte: „Wie sie wieder damischwebt! Schade, wenn sie noch der simpelige Schneider kriegen sollte!"

Als der Leidig das Gretchen tanzen sah, wo machte der Augen' „Ist das Mädchen von hier?" fragte er einen guten Freund.

Der erwiderte: „Kennst du denn Amberger's Gretchen nicht mehr?"

„Das muß ich sagen!" rief der Jacob Leidig aus, „so etwas Hübsches hätte ich hier nicht gesucht' die tanzt ja wie eine Pariserin und so hübsch, wie dort keine!"

„Gelt!" sagte der gute Freund, der das Compliment für seine gute Vaterstadt überhörte, sich aber freute, daß doch der Jacob einmal etwas in der Stadt fand, was ihm gefiel; denn er tadelte Alles und pflegte zu sagen: Wer in Frankfurt und Paris gelebt habe, der langweile sich erschrecklich in so einem Neste, wie seine Vaterstadt, und es sei doch auch Alles hier gar zu armselig.

Als nun das Gretchen wieder bei ihrer Kamerädin saß, trat er vor sie hin, machte einen modischen Kragfuß, wie ein preußischer Fähnrich, und sagte sehr zierlich in Redensarten: „Kann ich die Ehre haben, den nächsten Walzer mit Ihnen zu tanzen?"

Das Gretchen wurde roth wie eine Essigrose, verneigte sich und lispelte: „recht gerne!" und daran hatte sie gar nicht gelogen.

„Der hat Manieren, Lebensart und Conduiten!" sagte die junge Spenglersfrau, „das muß man sagen. Ein galanter Mensch. Man sieht's Einem doch gleich an, wenn man in Frankfurt und ein wenig in Paris war!"

Das ärgerte ihren Mann, einen grundbraven Spengler, der sich herrlich ernährte, der aber nicht in Frankfurt

und in Paris gewesen war. Was er dachte, konnte er nicht gut verschlucken, zumal, wenn es etwas Aergerliches war; darum sagte er etwas bissig zu seiner Frau: „Gelt, so ein Windlirs gefiele dir auch besser, als ein ehrlicher Mann. Es ist schade, daß du nicht mehr ledig bist.“

Die junge Frau ließ das Mäulchen hängen und dachte: Wärst du in Frankfurt gewesen, wie ich, so wärst du höflicher und artiger gegen deine hübsche Frau.

Die Musik begann. Der Wagner holte Gretchen und die Beiden tanzten gar zu schön.

Alles rief: Solo!

Aller Augen folgten dem schönen Paare.

Jacob tanzte fortab nur mit Gretchen.

Die Spenglerin hätte auch gerne getanzt; aber ihr Mann war beleidigt, gekränkt, und ließ sie sitzen. Endlich sah sie ein, sie müsse wieder gutes Wetter machen. Das verstand sie noch besser wie ein Kalendermacher. Sie begann mit ihrem Mann wieder freundlich zu flüstern, und als die Musikanten ihre Geigen zum nächsten Schottischen stimmten, war der Himmel wieder so weit klar, daß sie zum Tanze antraten.

Als sie um acht Uhr nach Hause gingen und Leidig Gretchen begleitete, sagte er ihr so viele Schmeicheleien, daß dem Mädchen schier der Kopf schwindelte. Er beschwerte sich gar sehr über die Ehrbarkeit seiner Vaterstadt, die so frühe beim zu gehen nöthige, da die rechte Plaisir erst angehe, wenn es nicht mehr so gedrängt voll sei. Uebrigens, setzte er hinzu, sei nun sein Vergnügen aus, da sie nicht mehr da sei. Er wolle auch nach Hause gehen. Er ging auch nach der Spitalsgasse, wo sein Haus lag; aber als er um eine Ecke bog, wo ihn Gretchen nicht mehr sehen konnte, gings linksum nach dem Schießhause.

Am andern Morgen schlief Jacob Leidig noch recht tief, da saß die junge Spenglersfrau schon bei Gretchen, um den gestrigen Tag und seine Freuden zu besprechen. Da fiel denn das Lob Leidig's nicht dünne aus, und sie plauderte dem Mädchen den Jacob noch vollends in den Kopf und in das Herz hinein.

Schon nach vierzehn Tagen hieß es in der ganzen Stadt: Amberger's Gretchen und Leidig's Jacob sind Brautleute.

Das glückliche Gretchen! sagten die seufzenden Mädchen und die Spenglersfrau.

Das arme Gretchen! sagten die Leute, die tiefer sahen und besser prüften; denn die merkten an den Federn, was der Jacob für ein Vogel war. Ein Handwerksmann, der den ganzen Tag mit gewichsten Stiefeln und im Sonntagsrocke umhergeht, ist nicht eben der Art, daß man viel Vertrauen auf seinen Fleiß und seine Sparsamkeit setzen kann.

Ob Gretchen gewarnt wurde? — Ich weiß es nicht gerade, aber ich glaube es doch; es ist indessen, wenn einmal eine Sache so weit ist, mit den Warnungen, wie gar oft mit gutem Rath: er kommt entweder ungelegen, oder zu spät. Kurzum, sie wurden ein Paar.

Nachdem sie getraut waren, bat sich der Jacob seine Werkstatt eingerichtet — um — nichts zu arbeiten. Er hatte eine erstaunlich große Liebhaberei am Langschlafen und Spazierengehen. Während Gretchen in den Häusern der Kunden fleißig nähete und Wunders dachte, wie wacker der Jacob daheim arbeite, saß er im Wirthshause und lebte herrlich und in Freuden. Bald merkte Gretchen, daß er lieber die ganze Woche blau machte, als bloß den Montag.

Gretchen konnte doch dazu nicht schweigen. Sie machte ihrem Manne Vorstellungen, aber der sagte: er sei nicht heimgekommen, um sich hier krumm zu arbeiten und dergleichen. Das war der erste Windstoß, der in das eheliche Glück fuhr. Bald folgte ein Sturm, und von da an stürmte es täglich; denn Jacob Leidig wollte gut essen, tüchtig trinken und nichts arbeiten. Nun mußte das arme Gretchen Spiel- und Trinkschulden bezahlen, und über kurz oder lang kommt einmal der Jude Aaron, als Leidig nicht zu Hause war, und forderte die Zinsen von seinem Darlehen.

Gretchen erschrack auf den Tod.

„Wofür denn?“ fragte sie.

„Mei,“ sprach der Jude, „stell' sie sich nicht kurios. Sie weiß doch, daß ich ein Hypothekchen habe?“

„Hypothek!“ seufzte die arme Frau mit Entsetzen. „Was hat er denn verlegt?“

„Gott's Wunder!“ sagte der Jude, „was wird er verlegt haben? Haus und Hof und die paar Aecker! Hab'

ich ihm doch zwölfhundert Gulden drauf geschossen, als er nach Paris ging. Paris ist ein heiß Pflaster und der Staat kostet auch Geld. Spazierengehn zahlt keine Zinsen."

Ein Thränenstrom perlte über die todtbleichen Wangen der armen Frau, und sie lief zur Spenglerin.

Die rief ihrem Manne, erzählte ihm die Geschichte und sagte: „Fritz, wer hätte das gedacht?"

„Nun, nun," sagte der Spengler, „der hat Manieren, Lebensart und Contuten; man sieht's doch einem Menschen gleich an, wenn er in Frankfurt und auch ein Bischen in Paris war."

Die Frau wurde roth, sah beschämt unter sich und verschluckte die bittere Pille. Das arme Gretchen schlich weinend hinaus.

Was es da für Auftritte gab, läßt sich wohl denken. Der Jude ließ Haus und Hof versteigern und nun zogen sie in die Miethe; aber Leidig blieb sich gleich. Vier Kinderchen flehten endlich um Brod, und die arme Mutter mußte sie und den Mann ernähren. Viele bemitleideten sie und thaten ihr Gutes, aber es half nicht; denn der verworfene Mensch brachte Alles durch. Fluchen und Schwören, Hader und Zwietracht, zuletzt selbst rohe Mißhandlungen, wenn Gretchen nicht genug verdiente, das war das tägliche Brod und aller Segen wich von ihnen.

An einem frühen Morgen hieß es: Jacob Leidig ist fort! Es war richtig. Weib und Kind hatte der Gottvergessene verlassen. Was aber das Schlimmste war — Gretchen hatte sich einen Sparpfennig heimlich zurückgelegt, um die Miethe zu bezahlen; den hatte Jacob vom ältesten Kinde ausgekundschaftet. Die Thüre war erbrochen; die Kiste erbrochen und der Sparpfennig auch noch gestohlen! Wer es gethan? O, diese Frage konnte man sparen.

Von Jacob Leidig hörte man nichts mehr.

So gottvergessen von seiner Seite das Verlassen seines Weibes und seiner Kinder war, so hielt man es doch für ein Glück für Gretchen und ihre Kinder. Sie wurde mildthätig unterstützt. Sie arbeitete nur fleißiger, und es wäre Alles gut gegangen, wenn nur das Gebücktsitzen Gretchen's Brust nicht heillos geschadet hätte. Den Kummer und die durchwachten, durcharbeiteten und durchweinten Nächte konnte

Jedermann auf den bleichen Wangen, in den matten, leblosen Augen lesen. Das Elend und der Jammer machen frühe alt; aber das trockene Hüsteln der armen Frau war das Bedenkliche. Gewaltsam hielt sie sich aufrecht. Die Mutterliebe ist eine Macht, die Alles besiegt — nur den Tod nicht. Der hatte sich ein warmes Nestchen in Gretchen's Brust bereitet, und daraus trieb ihn auch der Doctor nicht mit all seinen Pillen und Tränklein.

Als endlich die Blätter fielen, da war der Weg zum Grabe für Gretchen nicht mehr weit; aber ach, wie weit war der Weg zur Ruhe! Wer sorgte für die armen Kinder? Diese Sorge quälte die arme Mutter unendlich, und ihre Sorgen schüttete sie in das Herz der Frau des Spenglers aus, die kinderlos war.

Da kam eines Tages der Spengler und sagte: „Gretchen, ich habe keine Kinder, und meine Frau hat geholfen an deinem Unglück, freilich wohl nicht mit Absicht und Willen; — aber —. Ich nehme das kleine Lieschen zu mir an Kindes Statt, und will's erziehen, daß es nicht —." Er schwieg; denn er sah eben mit Erschrecken ein, daß er in Gefahr war, mit einem harten Worte Gretchen unendlich wehe zu thun. Er verschluckte es und sagte: „Kurzum, Gretchen, ich will es gottesfürchtig erziehen und für es sorgen, wie ein Vater für sein Kind."

Und als noch der Spengler da stand, klopfte es schüchtern und leise an die Thüre, und es trat der Schneider Andres ein, der ein gebackener Mann war, und arbeitete mit sechs Gesellen, war ehrenhaft und redlich.

Als er Gretchen sah, übermannte ihn sein Gefühl, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Ach, es war Einer, der sie treu geliebt, und war ledig geblieben.

Ueber die Todesblässe Gretchen's flog eine Röthe, als er eintrat. Auch sie weinte. Als aber Andres ruhiger geworden, sagte er: „Gretchen, ich habe Niemand in der Welt, der mich lieb hat, gib mir Eins deiner Kinder! Ich will es lieb haben, wie —" fast hätte er gesagt: wie seine Mutter. Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Ich will es gut erziehen und es soll mein Erbe sein, wenn ich einst einsam sterbe!"

Gretchen faltete ihre Hände und sah betend nach oben,

und ich weiß nicht, ob ſie allein Gott dankte, oder ob ſie auch dabei ſagte: Vergib mir, Herr, daß ich dieſes Herz von mir ſtieß!

Wem hätte ſie beſſer ihr Kind geben können, als dem grundbraven Manne? — Zwei waren wohl verwahrt. Der Aelteſte war Auslaufer bei einem Kaufmann und der Zweitälteſte bei einem weitläufigen Vetter in Mainz, der ihn das Sattlerhandwerk lehrte, und das hat auch ſeinen goldenen Boden.

Nun war ja ſo ziemlich geſorgt für die Kinder, und das Mutterherz war etwas erleichtert. Als der Novemberwind über die Storpeln pfiff, da brach das betrogene Herz, und die Spenglersfrau druckte ihr weinend die Augen zu. Sie war kaum dreißig Jahre alt, als ſie ſtarb. Ihr letztes Gebet war für ihre Kinder und für die Beſſerung ihres Mannes.

Allgemeine Theilnahme bewieſen ihr die Bewohner der Stadt. Jedermann ſagte: Sie iſt eine brave Frau geweſen und eine rechte Kreuzſchweſter! Die Eitelkeit ihrer Jugend, die ſie in das tiefe Weh geſtürzt, erwähnte jetzt Niemand mehr, obwohl Jeder daran dachte. Es wäre ja auch zu ſpät geweſen!

Drei ihrer Kinder geriethen recht gut: nur der Aelteſte der Knaben hatte ein ſtörriges, hartes Gemüth, und die Leute ſagten: Das iſt doch der leibhaftige Jacob Leidig! Er ſieht aus, wie ſein Vater, und iſt wie der! — Und doch war er anders; denn Geiz war des Jacob Leidig Fehler nicht, wohl aber der ſeines Sohnes, der eben ſo hieß. Erſt war er Auslaufer bei dem Kaufmanne: dann wurde er Lehrling und zuletzt Ladendiener. Da war er aber auch wie Pulver. Dem Einen weg er Salz: dem Andern gab er Geld heraus und die Dritte fragte er: Nun, ſchönes Kind, was beliebt? — Und das Alles ging in Einem Zuge. Der Kaufmann mußte ſelbſt ſagen, daß er nie einen ſo gewandten Menſchen gehabt und daß ſein Geſchäft nie ſo im Flor geweſen, wie jetzt. Uebrigens wußte das Bürſchchen auch, was er werth war; forderte immer höhern Lohn, bis ihn endlich der Kaufmann laufen ließ und ſagte: Man kann ſelbſt Butter zu theuer bezahlen, und die iſt lauter Fett.

Nach einer Reihe von Jahren kam übrigens Jacob Leidig, der Jüngere, heim, kaufte ſich ein Haus, richtete einen flotten Spezereiladen ein und ſchrieb mit halbellenlangen Meſſingbuchſtaben daran: „Spezerei-Waaren-Handlung von Jacob Leidig.“ Er hatte viel Zulauf wegen ſeiner Manier und Art; aber beliebt war er nicht: denn der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels. Kam ein Armer, ſo ſtieß er ihn von ſeiner Thüre, ſchimpfte und zankte wie ein Rohrſpatz, und — Niemand hatte ihn lieb.

Die beiden Mädchen verheiratheten ſich an brave Männer und der andere Sohn ſetzte ſich als Sattler in Worms und wurde auch ein behaltener Mann.

Ob ſie ihrer armen Mutter gedachten? Wer kann's wiſſen? Den Vater hielten ſie und alle Welt für todt, weil man nichts von ihm hörte; aber der war nicht todt!

Er war wieder nach Frankreich gegangen und hatte dort — arbeiten gelernt. Ja, ja, — es iſt eine kurioſe Geſchichte, daß der leere Beutel einen leeren Magen nach ſich zieht, und daß der Magen vernünftigen, wie unvernünftigen Vorſtellungen gar kein Gehör gibt. Er nimmt keine Raſon an. Jacob Leidig war damals noch jung, als er ſein armes Weib verließ und ſeine armen Kinder. Wie ſchön hätte ſich der Menſch ernähren können in ſeiner Vaterſtadt! Eigentlich zu ſagen, ſchämte er ſich, ordentlich zu werden in ſeiner Vaterſtadt. So ſeltſam das klingt, ſo wahr iſt es. Da liegt eben Eins von den vielen Räthſeln des menſchlichen Herzens, das ſchon der Prophet des alten Teſtamentes ein trotzig und verzagt Ding nennt.

Zu Paris lernte er arbeiten, weil die Noth ſchlimmer hinter dem leichten Geſindel aufſteht, als die Polizei. Freilich wurde er nicht ſo fleißig, wie zu Hauſe ſeine arme Frau, die ſich todt arbeitete; aber er brauchte es auch nicht; denn er verdiente viel und hatte nur für Einen Mund zu ſorgen. Seinem alten Weſen blieb er indeſſen treu, und ans Sparen dachte er nicht. Für die Kranken, dachte er, ſind ja die Hoſpitäler da. Darum ließ er ſich's gut ſein, lebte, ſo weit es ging, herrlich und in Freuden, und plagte ſich nicht mit Gedanken an Weib und Kinder. Gretchen ſorgte ja für die und ſich ſelber!

So trieb's denn der Gewiſſenloſe Jahr aus, Jahr ein;

aber allgemach wurde er alt. Mit dem Alter aber kommt auch das Weh, die blöden Augen, die matten Hände und Arme, — und wer nicht frühe gesorgt hat, dem wird's freilich im Alter gehen, wie Jacob Leidig. Der Fabrikherr nämlich, bei dem er arbeitete, merkte, daß es bei ihm nicht mehr mit der Arbeit gehen wollte. Er ging von dem Grundsatz aus, daß die Barmherzigkeit ein Artikel ist, bei dem im Handel nichts zu profitiren ist. Er gab daher dem Jacob Leidig eines Samstags Abends seinen Lohn und damit: Gott befohlen! — Und das nicht einmal, sondern er sagte ihm mit dürren Worten, daß er ihn nun nicht mehr brauchen könne.

Das war eine Musik, die klang nicht lieblich. Leidig dachte: Willst du mich nicht mehr, so will mich ein Anderer. Was scheer' ich mich drum! — Aber mit dem Finden des Andern, der ihn wollte, hatte es so seine Flausen. Er fand ihn — nicht. Das Wochengeld ging fort. Es war Winter und kalt; der Magen leer.

Das Betteln ist eine Kunst, bei der man schnell zum Meister wird. Leidig legte sich auf dieß Geschäft; allein in der großen Stadt sind der Bettler viele und der Gebenden wenige. Am Abend hatte er nur einige Pfennige zu einer Schlafstelle, aber zum Essen nichts, und am andern Tage faßte ihn die Polizei und flechte ihn ein. Da hatte er wohl eine Zeitlang freie Kost und Wohnung, aber nicht zum Besten. Als er wieder frei war, verließ er Paris und zog als Vagabund durchs Land. Das wäre so leidlich gegangen, wenn er nicht krank geworden wäre. Ein arger Husten riß bei ihm ein. Der war eine Folge des Branntweintrinkens. Man nahm ihn in ein Hospital; allein der Husten wurde immer schlimmer. Seine Brust war ruinirt und ein Blutsturz erfolgte. Nach langer Zeit schien er auf dem Wege der Genesung; aber da kam etwas Anderes. Auf dem Krankenbette erwachte das Gewissen des Verstockten. Da dachte er an sein Haus in der Hospitalgasse seiner Vaterstadt, und wie er Hab' und Gut durch die Gurgel hatte rollen lassen; da dachte er an das gute Weib, dessen Leben er elend gemacht; an seine verlassenen Kinder; an die Pflicht, die er, Gottes Gebot zuwider, versäumt; an das pflichtvergessene Leben, das er geführt, — kurz — sein

ſchändliches Thun ſtand vor ſeiner Seele, und es brannte in ihm eine Flamme, die ſeine Thränen nicht löſchen konnten. Er wälzte ſich Tag und Nacht auf ſeinem Bette und ächzte, und klagte ſich ſelber furchtbar an.

Die Wärter ſagten zu dem Doctor: „Gebt ihm doch Arznei!“ Der Doctor aber ſagte: „Ruft ihm den Pfarrer. Er hat ein Seelenfieber, gegen das kann ich kein Recept verſchreiben. Da helfen nur des Pfarrers Pillen, die man aber nicht mit dem Munde ißt. In ſeiner Bruſt,“ ſchloß der Doctor, „iſt Einer wach geworden, der im Dienſte deſſen ſteht, der da ſagt: Irret Euch nicht; Gott läßt ſich nicht ſpotten.“

Der Pfarrer kam, und ſie ließen ihn lange mit ihm allein. Als er endlich wegging, fanden die Wärter den Leidig, wie er auf ſeinem Angeſicht lag und bittere Thränen weinte. Sie ließen ihn ruhig geben. Gegen Mittag des andern Tages ſtand er auf, zog ſeine zerlumpten Kleider an, bedankte ſich und ging fort. Sie ſahen ihm mitleidig nach, und als der Pfarrer kam und nochmals nach ihm fragte, und er hörte, daß er fort ſei, ſagte er: „Ja, ja, den treibt's von Ort zu Ort, ohne Raſt. Gott gebe, daß er die Heimat finde!“

Und die Wächter wußten nicht, ob der Pfarrer von der Heimat hier *unten*, oder von der *droben* ſprach. — Vielleicht von beiden, denk' ich; doch — wer weiß es?

Der Pfarrer hatte recht. Es zog den Leidig fort mit einer unwiderſtehlichen Gewalt. Er fühlte, daß er zum Grabe nicht mehr weit habe. Er wollte die Vergebung ſeines betrogenen Weibes, ſeiner verlaſſenen Kinder ſuchen und dann ſterben.

Bettelnd zog er von Ort zu Ort, und gerne gaben die Leute dem Manne, der ein Bild des Jammers und Elendes war, und den man gar nicht zu fragen brauchte: wohin? weil Alles hindeutete auf das enge, ſtille Haus, darin auch ein Welteroberer Raum genug hat.

Mancher, der ihm ſeinen Kreuzer, oder ein Stück Brodes gab, ſagte: Der hat auch nicht mehr weit! aber er hatte noch recht weit, und die Kräfte ſchwanden je mehr und mehr; der Athem fehlte, und oft ſtand er lange da, weil er vor dem krampfhaften Huſten nicht weiter konnte.

Wie es im Innern aussah, läßt sich denken. Der trostlose, verzweifelnde Blick, die Seufzer, — o, die sagten mehr, als es Worte würden gethan haben. — Und — das, was der Seele allein Trost und Friede gibt, das fehlte ihm. — Er konnte nicht beten. Er wagte es nicht, weil seine Seele zu schwer belastet war, — und — weil leider ihm das Beste fehlte — der Glaube.

Je näher er aber der Vaterstadt kam, deste banger wurde ihm. Sein Herz pochte fast hörbar und seine Glieder zitterten. Leben sie noch? fragte er sich, und wenn er die Möglichkeit dachte, daß Gretchen todt sein könnte, schüttelte es ihn wie Fieberfrost.

Endlich glänzte der wohlbekannte Kirchthurm mit seinem vergoldeten Kreuze in dem Strahle der untergehenden Sonne, und das Vesperglöcklein hallte so hell und eigenthümlich mahnend zu ihm herüber. Ach, da that sich vor ihm auf der Abgrund seiner Verworfenheit, und seine Seele wollte vergehen.

Die Arbeiter gingen fröhlich heim. Ach, sagte er, die erwartet Liebe und Freundlichkeit; aber mich?

Niemand achtete auf den wankenden Bettler. Niemand kannte ihn. Er fühlte mit jedem Schritte seine Kräfte mehr herabsinken. Nur mit großer Anstrengung wankte er weiter. Da kam er an das schwarze Thor des Kirchhofs. — Es war offen und Leidig war es, als zöge ihn eine unbekannte Hand hinein, und dennoch zitterte er, als er über die Schwelle trat. Zwischen den Reihen der Gräber schwankte er hin. Da fiel sein Auge auf ein eingesunkenes Grab. Er las die verblaßte Inschrift: „Margarethe Leidig, geborne Amberger;" und mit einem Schrei der Verzweiflung sank er am Grabe zusammen.

Der Todtengräber, der eben auch einem Heimgegangenen das kühle Bettlein machte, hörte den entsetzlichen Schrei, der Mark und Bein durchdrang, richtete sich auf und sah den umgesunkenen Bettler. Er eilte zu ihm hin, und da er einen Krug mit Wasser bei sich hatte, wusch er den Armen an, daß er wieder zu sich kam.

Aber wie erschrack der Todtengräber, als ihn der Bettler mit dem starren Blicke ansieht und fragt: „Wie lange ruht die schon?"

„Ich weiß nicht genau," antwortete der Todtengräber, „aber es iſt ſchon viele, viele Jahre her, und der Unmenſch, der Leidig, der ſie ins Elend geſtürzt, war noch nicht lange fort, da hat ſie Gott erlöſt."

„Der Unmenſch bin ich! ich! ich!" rief der Leidig darauf; wälzte ſich auf der Erde und ſchlug an ſeine Bruſt, daß dem Todtengräber ein Entſetzen ankam.

„Ihr wäret der Jacob Leidig?" fragte er endlich.

„Ja, ich bin ihr Mörder!" rief der Leidig aus, und raufte ſich die wenigen grauen Haare aus. „O, nehmet Eure Hacke," ſchrie er dann, „und ſchlagt mich todt!" Und wieder ſchlug er an ſeine Bruſt, daß es klang, als ſchlage er wider eine leere Tonne. — Da kam der Huſten mit entſetzlicher Gewalt.

Dem Todtengräber grauſet's.

Er nahm ihn am Arm und zog ihn von der Erde weg und zum Kirchhofe hinaus, um ihn zu ſeinem Sohne, dem Spezereihändler, zu bringen.

Immer heftiger huſtete der Arme, und es drang Blut aus ſeinem Munde. Er ließ ſich willenlos von dem Todtengräber fortziehen.

Jetzt hatten ſie das Thor erreicht. Ein Haufen Neugieriger folgte. Nahe dem Thore ſtand des Spezereihändlers ſtattliches Haus, und er lehnte in ſeiner Thüre im damaſtenen Schlafrocke, ſchmauchte ſeine Pfeife und ſah hinaus, als wolle er Jedermann fragen: Wer kann's beſſer, als ich?

„Herr Leidig," ſagte der Todtengräber, der nur mit großer Anſtrengung den todtkranken Mann noch halten konnte, „hier bring' ich Euch Euren Vater; erbarmet Euch doch ſeiner!"

„Was?" ſchrie der, „meinen Vater? — Ich habe keinen Vater mehr! Fort mit dem Vagabunden, daß er mir mein Haus nicht beſudelt!"

Und er ſtieß den Todtengräber zurück, daß er taumelte. Der Kranke fiel aus ſeinen Armen auf die weißen Stufen des Hauſes. Ein Blutſtrom entquoll ſeinem Munde, und unter den Flüchen ſeines Kindes hauchte der Vater ſeine Seele aus.

Macht das Buch zu, Gevatter, es iſt genug für heute!

20. Ein Räthſel.

Aus einem kleinen Raume quillt
Ein goldner Stern hervor,
Den überall ſich Jung und Alt
Zu eig'ner Luſt erkor.
Doch, weil er ungebärdig iſt,
Man ihn in Feſſeln legt,
Die meiſt er nur mit wildem Zorn,
Mit Widerſtreben trägt.
Man zapft ihm ruhig ab das Blut,
Macht ihm den Kerker eng,
Und hält ob ihm mit Sorge Wacht
Und iſt gewaltig ſtreng.
Was hilft's? Es wächſt ſein Uebermuth,
Es wächſt ſtets ſeine Kraft,
Und oft die Feſſeln er zerſprengt,
Wenn deine Sorg' erſchlafft.
Zu Boden wirft er dich mit Macht,
Biſt du mit ihm vertraut —,
Daß du die Sternlein nicht mehr ſiehſt,
Die du vorher geſchaut.
Dabei iſt's gar ein ſeltſam Ding,
Daß Einer ihn beſieht, —
Der Andre riechet ſeinen Duft,
Der Dritt' ihn in ſich zieht.
Ich glaube ganz gewiß und feſt,
Der Dritt' ſteht nicht allein;
Der, welcher ſchaut und welcher riecht,
Will ſein Genoſſe ſein.

---

21. Der Geizige ſeines Dieners Diener.

Ein reicher Geizhals von Kaufmann, der ein großes Geſchäft hatte, hielt ſich nur Einen Diener, der aber als Schreiber, Auslaufer, Hausknecht und ſelbſt in der Küche die Dienſte der Magd thun mußte. Der arme Menſch

mußte ſich oft Abends nicht mehr auf den Beinen zu erhalten, ſo müde war er; allein auf Nachſicht und Schonung durfte er nicht zählen.

„Ich bezahle dich," ſagte der Geizhals, „daher mußt du mir auch dienen."

Eines Abends, wo der arme Menſch ganz erſchöpft ſich zum erſten Male geſetzt hatte, kam ſein Herr und brachte noch einen Brief, der ſchnell zur Poſt mußte, und die Poſt war ſehr weit.

„Da wollte ich doch Jemand gerne einen Sechſer geben," ſagte der müde Diener, „wenn er mir den Brief auf die Poſt trüge."

„Iſt das dein Ernſt?" fragte der Herr.

„Ja, wahrlich!" erwiederte der Diener.

„Gut, Johann," ſagte darauf der Geizhals, „gib nur das Geld her, denn für einen Sechſer trage ich ihn dir ſelber hin. Man muß doch etwas verdienen!"

22. Der Jude in Offenbach.

Ein fremder Jude ging durch Offenbach. Unvermuthet fiel ihn ein Hund an und biß ihn. Der Jude wehrte ſich mit ſeinem Stocke, aber der Hund verfolgte ihn immer wüthender. Jetzt ſieht ſich der Jude nach einem Stein um, daß er ſeinen Feind wirkſamer treffe; allein die reinliche Straße bot ihm keinen dar. Heftig ſtieß er mit dem Abſatze ſeines Stiefels gegen einen Pflaſterſtein, um ihn loszuſtoßen; auch das mißlang. Da richtete er ſich im heftigſten Grimme auf und rief: Krieg' die Kränk' *) Offebach! Die Stan hinte ſe an und die Hund' laffe ſe laufe!

*) Kränke iſt der Inbegriff Alles deſſen, was man Jemanden Böſes wünſchen kann. Das Wort kommt her von „Kränken."

23. Die Diakoniſſen-Anſtalt in Kaiſers-werth.

Als ich Euch, meine lieben Leſer, im erſten Jahrgange der Spinnſtube (wenn Ihr ſie zur Hand habet, ſo ſchlagt nur Seite 121, Nr. 36 auf) von der Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder in Düſſelthal bei Düſſeldorf erzählte, da dachte ich mir's wohl, daß Euch dieſe Erzählung beſonders darum anſprechen würde, weil Ihr da mit Augen ſehet, wie groß die weltüberwindende Kraft des Glaubens und der chriſtlichen Liebe ſei, und wie reich ihr Segen an den Aermſten auf Erden, an verlaſſenen Waiſen. Dießmal möchte ich Euch wieder einmal von einer Anſtalt erzählen, die des Guten ſo viel ſtiftet und die auch ihre Entſtehung einem Herzen verdankt, in dem ein lebendiger Glaube an den Herrn lebt und eine rechte Liebe für die leidende Menſchheit. Und wieder führ' ich Euch an den Niederrhein hinab, und zwar dießmal nach Kaiſerswerth. Der Mann, welcher hier ein ſegenreiches Wirken begann, heißt: Fliedner, und iſt evangeliſcher Pfarrer in Kaiſerswerth. Er, und mit ihm ſeine Gattin, haben wirklich Außerordentliches gewirkt. Ich will Euch das, ſo gut ich kann, thatſächlich vor Augen ſtellen.

Ein Herz, das die Brüder liebt, lernt die Noth der Brüder recht kennen. Wer vorüber geht, wie der Prieſter und Levite im Evangelium, der lernt's nicht, und meint oft, es ſtünde da gut, wo doch die Noth ſo groß iſt. So lernte Fliedner ein Bedürfniß kennen, das Tauſende nicht ahnen, nämlich das einer recht treuen, liebevollen Krankenpflege. Ihm, dem Manne, der, um für ſeine Gemeinde milde Beiträge evangeliſcher Glaubensgenoſſen zu ſammeln, weite Reiſen gemacht und die Einrichtung der Krankenhäuſer hier und dort kennen gelernt hatte, mußte ſich das noch weit ergreifender darſtellen. Zudem ſchwebte ihm ein herrlich Bild aus der Zeit der erſten Chriſtenheit auf Erden vor.

In jenen Tagen nämlich, in denen die Chriſten Alles gemein hatten und Ein Herz und Eine Seele waren, und

Keiner von dem Seinen ſagte, daß es ſein ſei, pflegten ſie die Kranken in Liebe, und die Gemeinde berief zu dieſem Liebeswerke, welches, wenn es mit Erfolg ſollte gekrönt werden, auch die ganze, volle Thätigkeit eines Menſchen fordert, eigene Diakone und Diakoniſſen, Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen, die ganz dieſem Berufe lebten. Davon leſen wir in den Briefen der Apoſtel hin und wieder, und beſonders in der Epiſtel an die Römer, im 16. Kapitel, im 1. Verſe, wo der Diakoniſſe Phoebe in Kenchrea in Beſtem und ihrer Dienſte in Dankbarkeit gedacht wird.

Viele Jahrhunderte wirkten die Diakoniſſen im Segen, als auch bereits jene Gütergemeinſchaft hatte aufhören müſſen. Leider ging das Amt im Laufe der Zeit unter; allein das Bedürfniß blieb und die katholiſche Kirche ſuchte die entſtandene Lücke im chriſtlichen Liebesleben dadurch auszufüllen, daß ſie den Orden der barmherzigen Schweſtern ſtiftete, deſſen Wirken ſich als ſegenreich erwieſen hat: allein ihre halbklöſterliche Verfaſſung und doch auch wieder ihre Seltenheit; auf der andern Seite ihr Zuſammenleben ließ ſie nicht im apoſtoliſchen Sinne Diakoniſſen werden, nämlich Dienerinnen der einzelnen Gemeinden zur Pflege der Kranken und Hülfsbedürftigen in den Gemeinden. Der proteſtantiſchen Kirche fehlte es an Aehnlichem ganz. Es war daher ein zu ſegnender Gedanke des Herrn Pfarrer Fliedner, die Diakoniſſen wieder in das Leben zu rufen. Sie ſollten zunächſt fürs Rheinland und Weſtphalen evangeliſche Krankenpflegerinnen werden, aber durchaus nicht bloß evangeliſche Kranken pflegen, ſondern Leidende aller Religionen, ſowohl in den Wohnungen derſelben, als auch in Krankenhäuſern, auch in den Dienſt ganzer Gemeinden eintreten, je nach Wunſch und Bedürfniß.

Herr Pfarrer Fliedner kaufte nun 1836 ein großes Haus in Kaiſerswerth an, das zwanzig hohe, geräumige, geſunde Zimmer hatte, einen geſchloſſenen Hof und die nöthigen Wirthſchaftsgebäude, nebſt $^3/_4$ Morgen Garten, welchen ebenfalls eine Mauer umſchloß, richtete eine Krankenanſtalt ein, und ſieben Diakoniſſen traten in den Dienſt ein bei 60 Kranken, womit das Haus eröffnet wurde.

Da fragt Ihr: Woher kam das Geld?

Das schossen liebende, fromme Herzen! antworte ich mit Freuden, und Ihr mögt lernen, daß, wie sehr auch Habsucht, Eigenliebe, Hochmuth und dergleichen die Herzen ergriffen haben, dennoch ein reicher Schatz solcher Liebe vorhanden ist, die aus dem Glauben an den Herrn stammt, und daß die alle zusammen Lügner sind, die da sagen: Man hört nichts Gutes mehr!

Die innere Einrichtung des Hauses wurde durch die reichen Liebesgaben immer vervollkommnet. Was den Dienst betraf, so hatten sich die Diakonissen in der Art darein getheilt, daß die eine die Küche und Haushaltung; eine andere die Wäsche und Leinwand, eine andere wieder den weiblichen, noch eine andere den männlichen Krankendienst übernahm. Wieder eine andere besorgte die Pflege der kranken Kinder. Mit dieser Arbeit wechselten sie ab, damit jede in einem der verschiedenen Zweige sich Einsicht und Erfahrung sammeln konnte. Ueberdieß besorgten sie im Sommer auch noch den Garten. Ein Krankenwärter war übrigens zur besonderen Pflege der männlichen Leidenden beigegeben. Ein Arzt, Dr. Thoenissen, besorgte die ärztliche Pflege und unterrichtete die Diakonissen getreulich in ihrem schönen, aber schweren Berufe, und ein Geistlicher, Johannes Ball, stand Pfarrer Fliedner in diesem wichtigen Zweige zur Seite und später Herr Wilhelm Foster aus Duisburg.

Nicht nur wird den Kranken körperlich geholfen, Operationen vorgenommen u. s. w., sondern auch für ihre Seele wird gesorgt, aus Gottes Wort und andern guten Schriften ihnen vorgelesen, und wenn sie auf dem Wege der Genesung sind, leichte, angenehme Beschäftigungen dargeboten, welche die Langweile entfernen und nützlich wirken.

So sind denn schon im ersten Jahre des Bestehens der Anstalt 88 Kranke verpflegt worden und angemessen genährt.

Außer den sieben Diakonissen, die gebildet wurden, leitete Pfarrer Fliedner auch die Ausbildung von vierzehn Kinder-Diakonissen oder Lehrerinnen für Kleinkinderschulen; denn auch dafür sorgt der edle Mann.

Was ist das, Kleinkinderschulen? hör' ich Euch fragen.

Darauf will ich Euch gerne antworten.

In dem fernen England, wo so viele Fabriken sind, in denen die Eltern von Morgens früh bis Abends spät arbeiten müssen, sind schon vor langen Jahren edle Menschenfreunde auf die traurige Lage der Kinder solcher Eltern aufmerksam geworden, die, sich selbst überlassen, in Schmutz, Elend und selbst in Sünden wahrhaft umkamen. Man stiftete nun Anstalten, wo die Mutter ihre Kinder hinbringen konnten, und fromme, milde Frauen und Mädchen sie pflegten für eine ganz kleine Abgabe vom Taglohn, oder auch, bei großer Armuth, ganz umsonst. Da wurden sie gereinigt, kräftig ernährt, mit Spielen unterhalten, vor Gefahren beschützt, und lernten beten, gute Sprüche und Lieder, und sahen und hörten nur Gutes. Abends holten die Eltern ihre Kinderchen heim und fanden sie gesund, fröhlich und gut geleitet.

Sag' mir Einer, was er will, das ist eine Sache, die Gott und Menschen wohlgefällt! Denn was wird daraus, wenn selber noch kleine Kinder andere bewachen? Liebster Gott, welch Unglück ist nicht schon daraus entstanden! Und welche böse Sitten und Gewohnheiten eignen sich Kinder an, die sich so selber überlassen sind! Wie wird die Gesundheit untergraben durch unordentliches Essen! Ja, wer könnte das übervolle Maaß all des Elends ermessen, was schon daraus entstanden ist und noch täglich entsteht, wo nicht solche Bewahranstalten für kleine Kinder sind.

Auch bei uns in Städten und auf dem Lande lernte man bald genug einsehen, welch eine Wohlthat es sei, wenn eine recht sanfte, liebevolle Person in einem Orte ist, bei der man die Kinder versorgt weiß, wenn daheim nicht etwa eine gute Aeltermutter für sie sorgt, während Vater und Mutter ihrem Verdienste nachgehen. Man gibt ihnen ihr Essen mit, und weiß nun, daß sie in guter Huth sind; daß sie Gutes sehen, hören und lernen. Und was ist es eine Freude, das kleine liebe Völkchen bei und mit ihrer Lehrerin zu sehen, wie sie da singen, spielen, den Erzählungen zuhorchen, und die schönen Sprüche durch Vor- und Nachsprechen sich ins Gedächtniß hineinprägen, daß sie nie wieder vergessen werden!

Aber solch eine Anstalt, so wenig sie auch einer

Gemeinde kosten würde, kann man ja doch nicht gründen, ohne daß man eine dazu geeignete Person zur Hand hat. Da mögt Ihr nun abermals den guten Pfarrer Fliedner preisen und segnen, der es übernahm, solche Pflegerinnen kleiner Kinder gehörig zu bilden und zu unterrichten, damit sie dem schwierigen Berufe auch ganz gewachsen sein möchten. Man sandte ihm Mädchen zu von Außen her, und er konnte sie wohlgerüstet zurücksenden. Ueberdieß bildete er andere zu Gefangenwärterinnen und Armenpflegerinnen aus, und suchte so in Aller Weise heilbringend zu wirken. Zu dem Zwecke wurden denn Anstalten gegründet, damit die Diakonissen überall nicht mit dem Worte der Lehre allein vorbereitet würden, sondern Gelegenheit wäre, das Alles gleich werkthätig zu üben. So entstand eine Kleinkinderbewahranstalt für Kaiserswerth, und zugleich eine Anstalt, in welcher solche weibliche Gefangnen ein Unterkommen finden können, die Hoffnung der Besserung im Gefängnisse gaben, die aber ohne passende Unterkunft beim Austritt aus dem Gefängniß leicht wieder auf den breiten Weg gerathen könnten, der zum Verderben führet. Er nannte diese Anstalt Asyl, das heißt: Zufluchtsort. Was das kostete? Ach, — ich sage Euch, viel, sehr viel! Alle diese Anstalten kosteten im ersten Jahre ihres Bestehens 6671 Preuß. Thaler 28 Silbergroschen 9 Pfennige.

Woher kam das? — Ja, liebe Leser, da droben im Himmel lebt und waltet Einer, der die Menschenherzen lenket wie Wasserbäche! Als Fliedner seine Anstalt anfing, hatte er — Nichts; aber er hoffte, bat, betete und glaubte, — und siehe da, am Ende des Jahres 1837 war Alles bezahlt, bis auf 236 Thlr. 22 Sgr. 2 Pf.!

Das ist der Finger Gottes, und wir mögen uns sagen: Gott ist die Liebe! Und an seinem Segen ist Alles gelegen. Uns aber wollen wir fragen: Klopft nicht da auch der Herr an unsere Brust? Gewiß! hört's nur! Und der Weg nach Kaiserswerth wird von der Post überall gefunden. Versteht Ihr mich? — — —

Im zweiten Bestandsjahre wurden 100 Kranke verpflegt. Gleicher Eifer der Diakonissen und ihres Führers, des Arztes, des Hulfsgeistlichen, zu dem nun auch für die katholischen Kranken ein katholischer Geistlicher, Herr

Kaplan Schmitz, hinzutrat. In diesem Jahre wuchs die Zahl der Diakonissen. Mehrere wurden schon außerhalb Kaiserswerth, z. B. in Duisburg, Düsseldorf und Elberfeld, in der Krankenpflege beschäftigt. Acht blieben in der Anstalt; mehrere bestanden ihre Probezeit. Siebzehn Kleinkinderlehrerinnen waren bereits in ihrem Berufe in Barmen, Elberfeld, Bonn, Neuwied, Langenberg, Cleve, Düsseldorf, Marburg, Kassel, Krefeld und Duisburg thatig, andere waren in der Lehre; die Anstalten blühten, und Gott legte seinen Segen überall auf das Werk. Liebesgaben von allen Seiten flossen herbei, daß wieder das Bestehende erhalten und Pflege gegeben werden konnte, an so viele arme Leidende.

Im dritten Jahre waren 101 Kranke verpflegt worden, davon wurden 55 als Genesene entlassen, 3 als wesentlich gebessert, sechs als leider ungebessert, und 29 blieben in der Anstalt.

Die Thätigkeit nach Außen hin zeigte sich nun schon entschiedener. Von den 15 Diakonissen dieses Jahres, waren 2 im Bürgerkrankenhause in Elberfeld, 2 im Versorgungshause in Frankfurt a. M. beschäftigt. Außer diesen ständig dort Weilenden, waren andere in Familien beschäftigt, Kranke zu pflegen. Nicht nur gedieh die Diakonissen-Anstalt für Krankenpflegerinnen herrlich, sondern auch die Abtheilung für Kleinkinderbewahranstalten wuchs freudig und nahm an Zahl und innerer Tüchtigkeit zu.

160 Kranke brachte das vierte Jahr, daß die Liebe ihrer Pflege sich unterziehe. Manche wurden auch gegen Vergütung verpflegt. In diesem Jahre wurden Diakonissen nach Wurtemberg berufen. Selbst in England wurde man aufmerksam auf die Anstalt, und die edle Elisabeth Fry, von der ich Euch erzählt, kam nach Kaiserswerth, sah die Anstalt und ihre Wirksamkeit, und vermittelte es, daß sich in England ein Verein bildete, um ähnliche Erfolge zu bewirken.

Auch die übrigen Anstalten blühten fröhlich unter Gottes Schirm fort, und die Kosten deckte wieder die Liebe. Und so wuchs von Jahr zu Jahr die Anstalt an Ausdehnung und Wirksamkeit. Im Hospitale zu Kreuznach, im Krankenhause zu Saarbrücken traten Diakonissen ein.

und wirkten segensvoll. An vielen Orten entstanden Kleinkinderschulen und Kaiserswerther Lehrerinnen wirkten und wirken auch da in Segen. Wie auch die Kosten wuchsen, die Liebe wuchs auch bis heute. Die Diakonissen-Anstalt begann nun für sich zu bestehen; das Seminar für Kleinkinderlehrerinnen bildete eine eigne Anstalt. Die Kleinkinderschule wuchs nach innen und außen; das Asyl entfaltete größere Thätigkeit, und nun stiftete der unermüdliche Fliedner auch noch ein evangelisches Waisenhaus. Gewiß, dieser Mann verdient gleichmäßig unsere Liebe und Hochachtung, und unsere Bewunderung können wir ihm nicht versagen! Im Jahre 1843 zeigte sich ein rechter wunderbarer Erfolg. In Stuttgart und der Umgegend meldeten sich 12 Jungfrauen, in Basel 17 zur Aufnahme in die Anstalt. Andere kamen aus Waldeck, Hessen, Hannover, aus Preußen viele, namentlich aus Berlin 18. Von vielen Orten wurden Diakonissen verlangt; von noch mehreren Kleinkinderlehrerinnen, selbst in die Heidenwelt sind mehrere Jungfrauen als Begleiterinnen der Missionäre gezogen; aber immer mehr häuften sich auch Leidende und Kranke. Immer freudiger wurden, bei vermehrten Ausgaben der Anstalten, die Gaben der Liebe, und es ist gar wohlthuend zu sehen, wie viel Segen aus dem Einen Orte in die Welt ausströmt, und wie hinwiederum aus der Welt die Liebe ihre Gaben hier zusammenströmen läßt; denn aus vielen entfernten Gegenden Deutschlands und des Auslandes kommen die Gaben, die hier erhalten helfen das gottgefällige Werk der brüderlichen Liebe.

Ich bin in der Erzählung schneller über die Jahre hingegangen, um zu dem letzten Jahresberichte zu gelangen, welcher vorliegt. Er gibt ein klares Bild von dem, was aus den Anstalten in Kaiserswerth geworden ist, und zeigt das weite Gebiet, auf welchem sie ihren Segen verbreiten. Ich will die Anstalten im Einzelnen hier aufführen und den Pfarrer Fliedner selber reden lassen, wie er es in dem Jahresberichte vom 1. Januar 1844 bis 1. Januar 1845 gethan hat, denn Niemand kennt's doch besser, wie er selbst.

Zuerst redet der Berichterstatter von der

Diakonissen-Anstalt, als dem Mutterhause, weil alle andern und weitern Anstalten von dieser allein ausgegangen sind und sie der Mittelpunkt des Ganzen ist und bleibt. Hier werden die zur Vorbildung kommenden Probepflegerinnen aufgenommen, unterrichtet und ausgebildet; die ungeeignet Befundenen entlassen, die Bewährten ins Diakonissen-Amt eingesegnet und ausgesandt seiner Zeit. Hierher kehren sie wieder zurück, wenn sie etwa von einer Anstalt in die andere versetzt werden, oder sich von schweren Mühen und Lasten erholen, oder ganz hier bleiben wollen.

Die Vorsteherin ist die Frau Pfarrer Fliedner. Sie leitet die Vorbildung der Probeschwestern im Allgemeinen und übergibt sie bei ihrer Ankunft einer erfahrenen Diakonisse, der Probemeisterin, zur besondern Anleitung. Diese schläft mit ihnen in demselben Saale, erforscht ihre Gaben und Anlagen, beschäftigt und unterrichtet sie entweder selbst, oder vertraut sie einer andern bewährten Schwester an. Nun beginnt sie mit Besorgung des Kellers und der Küche, der Haushaltung und Hausordnung die erste Stufe des Unterrichts; schreitet zur Besorgung der Wäsche und Leinwand und allen jenen weiblichen Handarbeiten fort, mit denen sie die Genesenden beschäftigen sollen. Auf körperliche Fähigkeit und geistige Bildung wird dabei besonders geachtet.

Haben sie diese Stufe überschritten, so werden sie zur Pflege leichter Kranken den verschiedenen, mit besondern Geschäften betrauten Diakonissen beigegeben, namentlich auf den verschiedenen Stufen der Pflege der Kinder und kranken Frauen. Endlich werden sie auch in den Männersälen beschäftigt, wo zwar ausschließlich der Krankenwärter und sein Gehülfe beschäftigt sind, aber wo sie doch auch die nöthige Einsicht gewinnen müssen, um auf allen verschiedenen Stufen ihres schweren Berufes tüchtig zu sein, weil sie ja nicht wissen, wohin sie der Dienst rufen wird, und ob sie nicht in einem Hospitale wirken müssen, wo ja doch Kranke aller Geschlechter und Alter sind, die der Pflege bedürfen und heischen.

Für die leibliche Krankenpflege und die damit verbundenen wundärztlichen Dienstleistungen, als Schröpfen, Blut-

egelsetzen, Verbinden u. s. w. erhalten sie noch besondern Unterricht von Dr. Theodor Fliedner, dem Anstaltsarzte, so wie von den dazu bestimmten Schwestern.

Den geistigen Unterricht und den in der Seelenpflege, so weit diese ihnen ziemt, empfangen sie vom Pfarrer Fliedner selbst, oder dem Anstaltsprediger Stricker; auch, so weit er in dessen Fach schlägt, vom Anstaltslehrer Ranke.

Um ihre Ausbildung immer weiter zu fördern, werden sie im Asyle der Anstalt und im Waisenhause beschäftigt; dann in den nahe liegenden Hospitälern, wo bereits Diakonissen thätig sind. Haben sie diese Probezeit durchlaufen und als geeignet sich erwiesen, so werden sie feierlich in das Diakonissen-Amt eingesegnet.

Wie weit bis zum Jahre 18$^{44}/_{45}$ die Ausdehnung der Wirksamkeit der Anstalt schon gediehen war, geht daraus hervor, daß die Zahl der Diakonissen 89 betrug, von denen 55 bereits ins Amt eingesegnet waren, 34 aber noch in der Probezeit standen.

Sechzig waren bis zu diesem Jahre bereits draußen thätig, wovon 36 in verschiedenen Hospitälern und Armenanstalten, 3 als Gemeindediakonissen und die übrigen in der Privatkrankenpflege.

Zu jenen Hospitälern, wo Diakonissen wirkten, gehören die zu Elberfeld, Barmen, Kreuznach, Saarbrücken, Worms, Kirchheim bei Stuttgart, das Versorgungshaus zu Frankfurt am Main, die neue Charité (Krankenhaus) zu Berlin, die alte Charité daselbst, das Diakonissenhaus zu Dresden, die Irrenheilanstalt zu Marsberg in Westphalen und das Kinderhospital in Frankfurt am Main. Bereits waren zwei Jungfrauen aus Holland in der Lehre, um in Utrecht die zu bildende Diakonissen-Anstalt zu gründen. Aus Sanct Gallen in der Schweiz waren zwei zu bildende erwartet. Nach Neuwied und Köln waren welche berufen, und in dem neu errichteten Krankenhause für Deutsche in London sollten Diakonissen den Dienst übernehmen, welche in der Zeit, wo ich diese Nachricht niederschreibe, Herr Pfarrer Fliedner bereits dorthin begleitet und eingeführt hat.

So ist aus Kleinbegonnenem Großes geworden, weil das Werk aus Gott war, und herrliche Früchte hat's bereits bei viel Hunderten von Leidenden getragen.

Die zweite Anstalt in Kaiserswerth,

das Diakonissen-Krankenhaus,

befindet sich in einem neuen Anbau an dem Mutterhause. Es ist seiner Bestimmung nach eine rechte Samariterherberge für Elende und Leidende aller Art und jeden Glaubens und Landes, welche daselbst Hülfe suchen, und daher die rechte Uebungsschule für die Diakonissen. Es nimmt Arme auf, um sie unentgeldlich zu verpflegen bis zur völligen Genesung, und auch Begüterte gegen angemessene, aber billige Vergütung. Die Zahl der im Jahreslaufe aufgenommenen Kranken betrug 421; davon waren evangelisch 279, katholisch 141, Juden 1. Unentgeldlich wurden verpflegt 154, gegen Vergütung 267. Es starben 19, welche Zahl aber besonders dadurch so groß wurde, daß viele Schwindsüchtige, ihrem Ende nahe, in die Anstalt kamen. Eine große Zahl bedeutender Operationen wurde vollzogen mit dem glücklichsten Erfolge; überhaupt wurden 290 geheilt und gebessert entlassen, und blieben 94 in der Pflege am Schlusse des Jahres. Auf die Seelenpflege wurde sowohl von dem katholischen, als evangelischen Geistlichen alle Sorgfalt verwendet, und mancher Kranke verließ doppelt geheilt die Anstalt. Auch hier zeigte sich's, wie die Thätigkeit wuchs, wie die Diakonissen in ihrer aufopfernden Hingabe so recht geeignet sind, die Leiden der unglücklichen Kranken zu lindern, und ihre Pflege hatte viel schöne Erfolge.

Die dritte Abtheilung der Anstalt,

das Lehrerinnen-Seminar,

bildete im Laufe des angegebenen Jahres 45 Lehrerinnen, so daß die Gesammtzahl aller daraus hervorgegangenen 182 beträgt, die nun schon an vielen Orten im Segen wirken. Aus vielen Gegenden Preußens, aus Hannover, Hamburg, Kurhessen und der Schweiz wurden Jungfrauen gesendet, um sie zu bilden. Alle bereits angestellte Lehrerinnen bleiben mit der Anstalt verbunden, und es besteht dadurch ein recht heilsamer Verkehr. Das Verlangen nach Lehrerinnen wird stets größer, je mehr man den Segen der Kleinkinderschulen, besonders auf dem Lande und in den Städten

einsieht, in welchen starker Gewerbsverkehr ist. Wie ruhig könntet Ihr Väter und Mütter an Eure Arbeit gehen, wenn Ihr wüßtet, daß Eure lieben Kinder unter der sorglichen Pflege einer Diakonisse stünden, die sie vom Bösen fern und zum Guten anhält und die ersten Keime eines heilsamen Wissens in ihre Seele streut, die, wenn sie aufgehen, nur gute Früchte tragen können.

In den Unterricht theilten sich in dieser Anstalt Pfarrer Fliedner, Pfarrer Stricker und Lehrer Ranke. Mit diesem Seminare ist die vierte, hier blühende Anstalt verbunden,

die Kleinkinderschule.

Die Kosten bestreitet die Diakonissen-Anstalt, und diese Schule ist eben so heilsam für den Ort selbst, als sie die nothwendige Uebungsschule für diejenigen Diakonissen ist, welche vorzugsweise zu diesem Zweige Beruf und Liebe haben. Jedes Kind zahlt monatlich drei Silbergroschen Schulgeld. Die Zahl der sie besuchenden Kinder ist, ohne Unterschied der Religion, 40.

Der Stiftung eines

Waisenhauses

wurde bereits gedacht. Es ist ein neues Glied in dieser schönen Kette segensreicher Anstalten. Zwölf Waisenkinder war der Bestand. Die Diakonissen-Waisenmutter leitet mit Hülfe einer andern Diakonisse diese Anstalt. Eine christliche Erziehung für das thätige Leben ist die Grundrichtung, die hier verfolgt wird. Vorzugsweise sollen die Waisen evangelischer Pfarrer und Lehrer, aber auch andere aufgenommen werden. Das Waisenhaus nebst Garten liegt neben den übrigen Anstaltsgebäuden. Der glückliche Umstand, daß ein angrenzendes Haus konnte gekauft werden, läßt nun auch die Möglichkeit zu, das Waisenhaus zu erweitern. Nur die Waisen gebildeter und sittlich-religiöser Familien werden entweder gegen ein billiges Kostgeld, oder umsonst aufgenommen. Verwahrloste Kinder gehören in die Rettungsanstalt zu Düsseldorf, oder anderwärts in solche Anstalten. Auch diese Anstalt gedeiht fröhlich, und wirkt im Segen.

Das evangelische Asyl,

oder die Anstalt, welche eine Zufluchtstätte für solche weibliche Strafgefangene darbietet, welche keine Unterkunft wissen

und daher fast nothwendig einem verworfenen Leben oder grenzenlosem Elende preisgegeben wären, wenn sie aus den Strafanstalten entlassen werden, hat sich seit seinem zwölfjährigen Bestehen recht segenreich erwiesen. 117 Personen haben Hülfe darin gesucht und gefunden. Solche Personen bedurften besonders der Befestigung im Guten. Das Asyl bietet ihnen fürs Erste einen Zufluchtsort und Schutz vor Mangel. Sie finden nützliche Thätigkeit und christliche Aufsicht und Pflege. Sind sie längere Zeit in der Anstalt und haben sie sich stets gut betragen, so wird für ihre Unterkunft bei christlich gesinnten Herrschaften gesorgt. Außer allen häuslichen Arbeiten werden sie hier auch noch zur Gartenarbeit angehalten, und da die Anstalt zwei Kühe hat, so bleibt ihnen auch dieser wichtige Zweig der Hauswirthschaft nicht unbekannt, damit sie auch bei christlich gesinnten Bauersleuten Unterkunft finden können. Daß nicht alle diese Personen sich haben bessern lassen, ja, daß viele unverbesserlich waren und blieben, ist eine betrübende Thatsache; allein mutlos darf sie nicht machen. Viele sind doch besser geworden. Vierzehn sind auswärts verheirathet, zwei sind Lehrerinnen geworden und wirken noch im Segen. So fällt doch nicht aller Samen in die Dornen!

Und die ungeheuern Ausgaben des Jahres 1844 mit 13,999 Thlr. 14 Sgr. 11 Pf. hat wieder die Liebe gegeben.

Wer freut sich nicht des Wachsthums der Anstalten, wie des Wachsthums der Liebe? Wie herrlich zeigt sich da die Macht der Liebe Christi! Wenn Ihr so das Ganze überblickt, muß Ihr Euch da nicht getrieben fühlen, den Herrn zu preisen, der so Herrliches wirket? Aber vergesset nicht, daß viel kleine Scherflein in Einer Hand gesammelt groß werden, und laßt's Euch gesagt sein: Wohl zu thun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

Gebt nur, was Ihr geben wollet, Eurem Herrn Pfarrer, der kennt den Weg nach Kaiserswerth.

24. Ein Räthsel.

Zwei Sylben gleichen Klanges,
Die bilden stets mein Wort;
Spitzbuben jeden Ranges,
Die sind'st du allzeit dort;
Doch die Gefahr des Stranges
Treibt sie, wo möglich, fort.

25. Noch Eins.

Was dein Ohr am Vöglein erfreuet,
Was dir die eilenden Stunden verkündet,
Was den Täublein ein Obdach leihet,
Was den fetten Schlemmer bedräuet,
Was des Sclaven Jammer begründet,
Hast du's, Errather, rasch genannt, —
Geb' ich dir's lachend in deine Hand!

26. Wie sie es einmal einem Geizhalse gemacht haben.

Alle Welt weiß es, daß ein Geizhals allerwegen gezupft und gerupft wird, wie es nur möglich ist, und so es vollbracht ist, lacht alle Welt ins Fäustchen. Ob's recht? Nun, der Geiz ist vor allen Dingen nicht recht, und wenn das Rupfen und Zupfen nicht aus sträflicher Absicht geschieht und dabei komisch ist, wie's Anno 1841 dem alten Rumpler passirt ist, so mag man aus Herzensgrunde einmal darüber lachen, wie mir's selber passirt ist, daß ich nicht habe widerstehen können, wenn auch das Recht in Frage steht.

Der alte Rumpler und seine Frau waren der Geiz und die Habsucht selber. Sie hatten keine Kinder und scharrten doch zusammen, als könnten sie's mitnehmen, wenn sie der Welt Valet sagen müßten, und als gält's droben vor dem Richter soviel, als ein ächter, rechter

Glaube, — den sie nicht hatten. Der alte Rumpler pflegte zu sagen: Jedes Vöglein, das über mein Haus fliegt, muß mir eine Feder als Weggeld geben. Daher rupfte er die Fremden, die in seinem Wirthshause einkehrten, daß es eine Art hatte; nahm Zinsen, daß ein Schacherjude reth dabei geworden wäre: lieh den armen Leuten auf Pfänder, die er nicht mehr zurückgab, — kurz, er war ein Blutsauger und Schröpfer aus dem FF. Er hatte, uns seine Frau von ihrer Seite auch, eine Menge blutarmer, darbender Verwandten; aber so reich sie auch mit Kindlein gesegnet waren, vom Herrn Vetter Rumpler bekamen sie noch keinen halben Kreuzer. Plagt Euch! sagte er; ich hab's auch thun müssen! Die plagten sich ja; aber wenn das Kinderhäuflein wimmelt, wie ein Haufen Ameisen, da steckt man bei allem Plagen nichts auf, und man kommt höchstens auf einen dürren Zweig, aber nicht auf einen grünen. So kam's denn, daß Niemand den Rumpler lieb hatte, und seine armen Verwandten am wenigsten.

Kommt einmal ein Badegast aus dem nahen Heilbade zu dem Rumpler, um sich zu erfrischen. Der Rumpler setzt ihm einen Schoppen vor, sagt: Prosit, und: Es ist Rudesheimer, und geht.

Ha! dachte der Badegast, den willst du dir mal schmecken lassen! Schenkt sich ein und trinkt. Brrrrr! ruft er voll Entsetzen aus, das ist ja ein Darmzerreißer! — denn er war sauer wie Essig und herbe wie Gerberlohe. Da er den Darmzerreißer nicht trinken kann, läßt er sich Kaffe machen; aber das war erst eine Brühe: lauter Cichorie und Neumieder Surrogat und getrocknete gelbe Rüben, daß er's nicht trinken konnte, und davon eine Kolik kriegt; — er nimmt Hut und Stock und fordert die Rechnung; muß einen preußischen Thaler zahlen und denkt: Du kriegst mich auch nicht wieder!

Der Badegast hätte das wohl vergessen; aber er hatte sich den Magen so abscheulich zugerichtet, daß ihn der Badedoctor gar nicht wieder in die Reihe bringen konnte.

Als der Doctor den Grund hört, sagt er: Wart, dem Geizhals wollen wir einen Streich spielen, daß er lange daran denken soll!

Der Doctor war ein Erzgaudieb; so Einer, der seine

Herzensfreude daran hat, einem miserabeln Menschen einen Denkzettel anzuhängen, und hintennach zu lachen.

Was der und der Badegast ausgeheckt, wird der Erfolg lehren.

Etwa acht Tage darauf kommt der Badegast in prächtiger Kleidung zum alten Rumpler geritten, steigt von dem stattlichen Rosse und grüßt vornehm, das heißt — kaum. Der Rumpler macht Knixe bis zur Erde und sagt: „Excellenz verzeihen, daß ich Sie neulich, als ich die Ehre hatte, nicht standesmäßig behandelt, wußte aber nicht — daß Sie — — und so weiter."

„Schon gut:“ erwiedert der Badegaſt, indem er ſich nachläſſig ſetzt; „ich war neulich bei Ihnen und habe das Ihrer königlichen Hoheit, dem Prinzen von M** erzählt, welcher, wie Sie wiſſen, im Bade iſt, und Höchſtdeſſen Hofmarſchall ich zu ſein die Ehre habe. Auf meine Empfehlung will der Prinz nächſten Sonntag mit ſeinem Gefolge, etwa 40 Perſonen, bei Ihnen ſpeiſen.“

Der Rumpler war außer ſich. Das gab einen Fang, wie er ihn ſeiner Lebtage nicht gemacht! Ha! dachte er, dem will ich eine Rechnung machen, daß ich mehr in einem Tag verdiene, als mit dem gewöhnlichen Menſchenpack in einem Jahr!

Nun wartet er dem Hofmarſchall mit koſtbarem Weine auf, den er auch hatte, und erkundigte ſich, was für Speiſen und Leckereien nöthig wären. Das Alles gibt der Hofmarſchall aufs Genaueſte an, und es waren, bei meiner Treu! nicht die Wohlfeilſten, die er auf den Allerhöchſten Kuchenzettel ſetzt. Dem alten Rumpler ſchwindelt's als einmal, denn da gibt's Namen von Speiſen, die er ſeiner Lebtage noch nicht gehört hatte. Blieb nichts übrig, als daß er ſich mußte einen der geſchickteſten Köche kommen laſſen für ſchweres Geld. Als der Koch kommt und den Kuchenzettel ſieht, ſagt er zum Rumpler: Da können Sie einmal Ihren verſchimmelten Thalern Flügel geben; denn dieſe Koſtbarkeiten koſten ſchauderhaftes Geld!

Thut nichts, ſagte der Rumpler drauf, Sie fahren nur genaue Rechnung. Das Andre wird ſich finden — im letzten Sack

So geht nun der Koch in die nächſte Stadt und ſchafft in Eile an, was ſich nicht wehrt, und des Rumpler's Thaler fliegen luſtig, wie Spreu im Winde.

Das Herz hätte ihm geblutet, da wollte ich drauf gewettet haben, als er ſo die gutverwahrten Thaler mußte aus dem engen Raume der Rollen herausrücken laſſen, wenn er nicht vorausgeſehen hätte, daß er's zehnfach wiederbekäme. Luſtiger hatten ihn die Leute noch nicht geſehen, ſeit's ihnen gedachte.

Endlich kam der Koch mit leerem Beutel und vollen Säcken, und nun ging das Hacken, Progeln und Handthieren an, daß der Rumpler an zwei Augen zu wenig

hatte, zum Sehen, und an einer Naſe zu wenig, um die Wohlgerüche einzuathmen, die der Koch in Strömen losließ. Er ſtellte mancherlei ſtille Betrachtungen über dieß und das an, über das Sattwerden, Sichgenügenlaſſen und das Magenverderben u. ſ. w., meinte aber am Ende, das ginge ihn nichts an, und ſetzte ſeine Auslagen auf, die ein ſchönes Sümmchen erreichten, und der Koch hatte ſich wohl auch nicht vergeſſen beim Einkaufen.

Nun wurde die große Oberſtube geputzt und gefegt, die ſie den „Saal" nannten, was ihr auch lange nicht paſſirt war; es wurden Vorhänge an die Fenſter gemacht, was die auch noch nicht erlebt, und nun ſtellte der Koch die Tafeln. Wer war aber in größerer Noth, als der Herr Rumpler? denn, wo ſollte er ſilberne Löffel herbekommen für 40 Perſonen? Er hatte keine, weil er meinte: aus Zinn ſchmecke die Suppe eben ſo gut; aber, wenn das auch vollkommen richtig war, ſo war doch zwiſchen dem Rumpler und dem Prinzen ein Unterſchied. Und in dem Bade wimmelte es von Prinzen, die alle mitkamen, ſich ein Bene anzuthun.

Da wurde denn geliehen hier und dort, und Samstags kam der Herr Hofmarſchall noch einmal und ſah ſich Alles an; war auch mit Allem zufrieden, und zeigte dem Herrn Rumpler eine Karte, unterzeichnet von dem Prinzen, und ſagte: Es wäre möglich, daß der Prinz nicht ſelber kommen könnte, weil er an einem Schnupfen und Rothlauf laborirte, und da könnte ich, ſetzte er hinzu, der ich um ſeine Perſon ſein muß, wohl auch nicht da ſein. Sie richten ſich aber ſtreng nach des Prinzen Willen. Genau um 12 Uhr richten Sie an, laſſen aber Niemand zur Tafel, als wer Ihnen dieſe Karte vorlegt. Auch wenn um 12 Uhr der Prinz nicht da iſt, wird geſpeiſt. Er kommt dann zum Kaffe. Darauf reitet er fort, und der Herr Rumpler denkt: Es iſt doch eine ganz wunderliche Geſchichte mit den Herrenleuten! Aber — was liegt mir dran? Ich kriege das ſchöne Stück Geld, und jedem Narren gefällt ſeine Kappe! Wer kann's ändern?

Die ganze Samſtag Nacht war an kein Schlafen zu denken. Morgens, als es zur Kirche läutet, kommt ſein Vetter, der arme Maurer, mit Frau und ſieben Kindern, ſagt guten Morgen und ſetzt ſich.

Vetter! ruft der Rumpler im höchſten Zorne aus, wie mögt Ihr heute zwei Stunden weit herkommen mit alle dem Kindergezappel? Hat Euch ein böſer Geiſt regiert? Ihr wißt, daß ich alle Tage auf Euern Beſuch gerne verzichte; heute aber ſcheert Euch, denn ich kann Euch nicht brauchen, da ein Heer von Prinzen zu mir kommt!

Der Maurer ſagt: Nichts für ungut, Herr Vetter! aber Ihr habt uns ja eingeladen. Hier iſt Euer Brief.

Der Rumpler ſtand da wie Lot's Weib, die zu einer Salzſäule wurde, nimmt den Brief, und ſieht mit Schrecken, daß da ſeine Hand meiſterhaft nachgemacht iſt, und ſieht

zu lesen, daß er seinen Geiz ablegen und treu gegen arme Verwandte werden wolle, da er sie Alle zu sich wolle zu Gast laden und wolle sie einmal weisen, wie's oben steht.

Jetzt fängt es dem Rumpler an schwindelig zu werden. Das hat ein Spitzbube gethan, schreit er, der mich zu Grunde richten will! Rennt in der Stube herum, wie besessen. Darauf reicht ihm der Maurer auch die Karte des Prinzen. Er betrachtet sie stumm. Wer löst das Räthsel? Herr Koch, ruft er, geben Sie einmal her; Sie sind schlitzöhrig!

Als er ihm die Geschichte erzählt, sagt dieser: Alterriren Sie sich nicht, Herr Rumpler; solche große Potentaten und Kriegsheiden haben ganz absonderliche Streiche im Kopf. Seien Sie ohne Sorgen! Was liegt Ihnen dran, wen der Prinz zu Gaste lädt? — Er bezahlt, und das ist die Hauptsache. Gleich darauf kommt ein Wagen an; darauf sitzen: der Schneider Jost mit sechs Kindern und seiner Frau, und der Taglöhner Michel mit eben so vielen nebst Frau, alle so arm, wie Kirchenmäuse, und seine nächsten Verwandten, — und gleich nach ihnen der arme Flurschütze aus dem nächsten Dorfe mit neun Kindern, deren Zehen und Ellenbogen recht neugierig aus den Schuhen und den Aermeln herausgucken. Alle hatten gleichlautende Briefe und Karten.

Manchmal wird's dem Rumpler ganz enge, daß er schier keine Luft kriegt; aber der Herr Koch kennt ja die wunderlichen Heiligen, diese Kriegsheiden und hohen Potentaten; was war weiter zu thun?

Schlag Zwölf setzt sich die Sippschaft an den prachtvollen Tisch, und nun hätte ein Christenmensch diese Arbeit sehen sollen! Sie hauen ein, wie Blucher's Husaren auf die Franzosen! Die Schüsseln waren leer, wie geblasen. Schon beim dritten Gange, wie der Koch sprach, lüfteten sie die Wämser und Westen, und der kostbare Wein, den der Herr Hofmarschall probirt und gut gefunden hatte, verschwand aus den Flaschen, wie ein Wassertropfen auf einem heißen Ofen.

Endlich war abgespeist, und die liebe Jugend zerarbeitete sich noch an dem Nachtisch, daß der Schweiß von dem Angesichte rann, da fährt ein Wagen vor.

Der Prinz! der Prinz! ruft Rumpler und stürzt hinab. Als er aber an den Wagen kommt, ist es der Badearzt, der sagt: Herr Rumpler, lasset meinem Gaule etwas Heu geben, ich muß aufs nächste Dorf zu einem Kranken. Ach, Herr, ruft, aus tiefster Brust seufzend, der Wirth, haben Sie den Prinzen von M** nicht auf dem Wege gesehen? Woher soll denn der kommen? fragt verwundert der Doctor, und macht ein Gesicht, als wisse er von Nichts.

„Ach, du mein Trost!" ruft der Rumpler, „aus dem Bade! Er hat ja das Gastmahl hier bestellt! Es muß ein kurioser Herr sein, denn — er hat alle meine Verwandte, lauter verfluchtes Bettelvolk, das auf meinen Tod schnappt, wie die Spinne auf eine Mucke, zu Gast geladen, und die verzehren auf des Prinzen Befehl das königliche Mahl, daß ihnen der Schweiß ausbricht."

„Seid Ihr verrückt?" fragte lachend der Arzt. „Welcher Schalk hat Euch denn aufgebunden, daß ein Prinz von M** im Bade sei? Seit zwanzig Jahren ist keiner dagewesen. Es sind lauter kerngesunde Herren, diese Prinzen von M**."

„Wa — was?" fragte der Rumpler und steht mit offenem Maule da. Endlich sagte er: „Des Herrn Hofmarschalls Excellenz ist ja selber dagewesen!"

„Was Excellenz!" lachte der Arzt. „Wie hieß denn der?"

„Ich weiß es nicht!" bekannte kleinlaut der Wirth, und der Schelm von Doctor lacht, daß er platzen will.

„In Summa, mein lieber Rumpler, dießmal hat Euch Einer geprellt, der wohl wußte, wie knickig Ihr gegen Eure armen Vettern und Basen seid, und hat diesen einen guten Tag gemacht."

Drauf gab er ihm die sechs Kreuzer für das Heu und fuhr lachend fort.

Und der Rumpler? fragt Ihr, liebe Leser. Nun, der stand da wie versteinert. Als ihm aber endlich der ganze Schalksstreich einleuchtete, und er sah, wie er sich selber in die Geschichte hineingeritten, da raufte er seine Haare; sprang wie ein Rasender in den Saal und jagte fluchend seine Vettern und Basen mit sammt der dickgegessenen Nachkommenschaft zum Tempel hinaus, und fing, als Alles

leer war, Hader mit ſeiner Frau und dem Koch an. Der aber verſtand keinen Spaß, verklagte ihn noch extra, und er mußte, benebſt den Koſten, ihn theuer bezahlen.

Die Bauern aber und die Städter lachten ſich halbtodt, und wer zum Rumpler kam und fragte: wie ſich der Herr Hofmarſchall oder der Prinz befinde, dem warf er an den Kopf, was er in den Händen hatte; denn ſein Verluſt war groß, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen.

Der Badegaſt war aber abgereiſt, daß ihn der Rumpler nicht mehr ſah, und der Doctor hielt weislich reinen Mund, — nur mir hat er's erzählt, und ich Euch, aber — Ihr dürft's nicht weiter ſagen!

27. Altes Gold — oder auch nicht!

Eine Hand waſcht die andre, ſagt man wohl, wenn ein Schelm dem Andern durchhilft, und mancher unehrliche Menſch ſagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen gethan hat. Pfui! ſo meint's das Sprüchwort, meiner Treu! nicht. Denkt mal dran, wenn Ihr Euch die Hände waſchet, ſo wird, wenn Ihr auch die Eine nach allen Ecken im Waſſer herumſchlenkert, ſie dennoch nicht rein. Die andre muß wiſchen und waſchen, ſtreichen und kneten helfen, dann geht's. Was lehrt Euch das? — Nun — Einer, der allein ſteht, ohne den treuen Beiſtand ſeiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig; wenn aber dieſe ſagen: Wart', Nachbar, ich komme und helfe! Dann waſcht eine Hand die andre. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hülfe bedarf? Ei nun, dann muß wieder deine Hand der ſeinen waſchen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verſtanden? Der liebe Gott will, daß wir einander unterſtützen und helfen ſollen, und einander dienen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So ſoll eine Hand die andre waſchen.

Wenn aber Geiz und Habſucht das Sprüchlein anwendet, ſo iſt's aus der Schule des Teufels; denn da erwartet Geiz und Habſucht für eine Mückenhülfe einen Elephanten-

beistand. Und mußt du eine Hülfe suchen, und der Schelm sagt: Ja; aber — eine Hand wascht die andre! Freund, dann nimm die Thüre und mach' dich aus dem Staube, denn der fängt dich, wie die Kreuzspinne das Mücklein, — und läßt sie's doch erst wieder fallen, wenn sie ihm das Lebensmark ausgesogen hat. Hüte dich, dir geht's nicht besser!

Hat dir aber ein Mensch treu und uneigennützig gedient, so schreib' dir's ins Herz: Eine Hand wascht die andre! und sei kein undankbarer Schlingel, wie's deren in allen Ständen und an allen Orten gibt, die vergessen, was ihnen ein ehrlicher Mann Gutes erwiesen, und wie er sie aus der Verlegenheit gezogen!

Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen! Damit finden sich gerne diejenigen Leute ab, die nicht helfen wollen. Es mag wohl sein, daß eine falsche Ansicht, ein Irrthum, auch wohl Eigensinn, diesen oder jenen einem guten Rathe unzugänglich macht. Zu rathen ist dem freilich nicht sonderlich; aber wenn er nun durch seinen starren Kopf, seine falsche Ansicht oder seine Thorheit ins Unglück geräth, darfst du dann sagen: Es war ihm nicht zu rathen, nun ist ihm auch nicht zu helfen? Wäre das christlich? Nein, zu helfen ist ihm gewiß. Drum kurz bedacht und dran! Hintennach sieht er ein, wie gut dein Rath gewesen, und kommt's mal wieder vor, so weiß' ich drauf, es ist ihm auch nun zu rathen. Nur mach' dir mit dem Sprichworte keine Hinterthüre, durch die du dich wegmachst, wenn's zu helfen gilt!

Wenn Einer von dir gewarnt wurde: Geh' nicht über's Eis, es ist noch zu dünne! Und er ginge doch, — so wäre dem freilich nicht zu rathen. Gesetzt aber, er bräche ein, — läßt du ihn ertrinken, weil ihm nicht zu rathen war? Nein, nein, — es ist Allen wohl noch zu helfen, wenn ihnen auch nicht zu rathen war, — und damit nicht zu zaudern, ist Christenpflicht!

Wem man den Finger reicht, greift gleich nach der ganzen Hand! Das ist auch so eine stets offene Hinterthüre für den Bruder Gibmichtgern. Hab'

Einen so gekannt, der gab nie einem Armen einen Heller oder ein Stücklein Brod, weil er allemal sagte: Man muß ihnen den Finger nicht bieten, sonst nehmen sie gleich die Hand! Ich sagte ihm: Probiert's mal! Ich glaub' gewiß, sie danken Euch für den Finger, und wollen gar Eure Hand nicht, — denn da ist nichts drinnen! Da müßte mein Herz ein Narr sein! sagte er, und schloß seine Thüre zu. O, sein Herz war nicht bloß ein Narr, sondern ein Sünden- und Schlangennest dazu, und er hat nicht dran gedacht, was droben der liebe Gott zu seinem Thun sagte und sagen würde, wenn er dermaleinst um Gnade flehen müßte vor seinem Richter. Leset einmal in Eurer Bibel die Stelle: Lucas am 6., Vers 38!

28. Eine Geschichte aus Amerika.

Viele, ich möchte mit herzlichem Mitleide sagen, zu Viele, erblicken jetzt in Amerika allein ihr Heil. Es ist das Land ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen, ihrer Träume. Sie verlassen ohne großen Schmerz ihr Vaterland, weil eine trügerische Hoffnung jenseit des ungetreuen Meeres Aussichten eröffnet, die, glaubt es mir, liebe Leser, unmöglich alle erfüllt werden können. Nichts aber ist schlimmer, als zu späte Reue! Denen, die schon den Gedanken haben, nach Amerika zu gehen, ist's umsonst, zu predigen. Das sitzt im Fleisch so tief, daß es auch der beste Rath nicht mehr herausbringt und die heilige Schrift umsonst predigt: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich;" aber den Andern ist noch zur Zeit eine Warnung beizubringen.

Daß in Amerika nicht lauter goldene Berge sind, das sagt uns der schlichte Menschenverstand; denn wir wissen aus Gottes Wort, daß die Erde überall des Herrn ist, und Er also auch in seiner Gnade und Weisheit überall Licht und Schatten, Angenehmes und Unangenehmes verbunden hat, wie im Menschenleben Leid und Freude. Dabei hat der gute Menschenvater überall die weise Absicht, uns daran zu erinnern, daß unsere Heimath droben ist, wo Christus ist. Da möchte man denn doch fragen, ob es recht wäre, daß

in einem Lande Alles gut, im andern Alles ſchlecht wäre, das heißt, ſo weit es Gottes Werk iſt; — denn wir wiſſen, daß es in dem, was des Menſchen iſt, überall menſchelt!

Mach' mir Keiner meinen Gaul ſcheu mit dem Amerika! Dort iſt auch nicht Alles Gold, was glänzt, wie hier auch, und — die gänzlich anderen Verhältniſſe rufen auch beſondere Zuſtände hervor, wie wir ſie hier weder kennen, noch erleben.

Das hat einmal ein Ehepaar erfahren, deſſen Geſchichte ein ſehr glaubwürdiger Reiſender erzählt, der **Gerſtäcker** heißt, damit Ihr's gleich wißt, und es iſt keine Fabel, ſondern eine durchaus wahre Geſchichte.

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Mann aus dem Miſſourigebiete in Amerika, und zwar ein geborner Amerikaner, einen Jagdzug mit andern Kameraden gemacht. Da entdeckte er an einer Stelle im Gebirge ein Bleilager von ſolchem Reichthume, daß die Bearbeitung der Mine ihn bald reich zu machen verſprach. Klug wie ein Amerikaner, bezeichnete er ſich die Stelle genau; ſchwieg gegen ſeine Kameraden von ſeinem Funde, und kehrte fröhlich heim, wo er ſeiner Frau ſeine Entdeckung mittheilte.

Ein Amerikaner wechſelt ſeinen Wohnort, wie wir das Wamms, und fragt nicht darnach. Daß die Mine etwa 50 Meilen von ſeinem Wohnorte, und etwa 40 Meilen von jeder andern menſchlichen Wohnung entfernt lag, das kümmerte ihn keine Minute. Sein Entſchluß reifte raſch zur Ausführung. Da er augenblicklich keinen Käufer fand, ſo verließ er ſeine Farm, wie die Amerikaner eine Wohnſtätte mit dazu gehörigem Feldgute heißen, und zog mit ſeiner jungen Frau und ſeinen Kindern dem Orte zu, wo er ſein Glück zu gründen hoffte. Das nothwendigſte Geräthe nebſt Lebensmitteln packte er auf ein Pferd, ſeine Frau nebſt zwei kleinen Kindern auf ein anderes, und er ſelbſt wanderte mit der Flinte auf der Schulter nebenher.

Da das jüngſte Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, ſo mußten ſie langſam reiſen, und am Abend ſuchten ſie ein Obdach in einer verlaſſenen Hütte, die am Ufer eines Fluſſes lag. Schnell bereitete man das Bett in einer Ecke, holte das Kochgeſchirr hervor und machte ein Feuer an. Dieſe Blockhäuſer ſind die aller-

rogesten Wohnstätten, und diese, längst von ihren Bewohnern verlassen, war keineswegs wetterdicht, vielmehr drang, da es zu regnen und zu stürmen begann, das Wetter bald durch die Fugen, indessen, es war doch ein Obdach. Der Rauch quälte zwar; aber er war auch ein Schutzmittel gegen arge Gäste, nämlich gegen die Moskito's, eine Art blutsaugender Schnaken, die in den mildern Strichen des westlichen Amerika's eine entsetzliche Plage sind, weil sie durch ihre giftigen Stiche den Körper des Menschen so zurichten, daß er am Morgen voller brennender Beulen ist. Sie sind in solcher Menge vorhanden und so blutgierig, daß man sich kaum vor ihnen erhalten kann, und die Beulen schmerzen und brennen unausstehlich oft noch Tage lang nachher. Die Reisenden waren müde. Da schläft's sich überall gut, hier zu Lande, wie in Amerika, und bald schliefen sie fest.

Indessen wurde der Säugling wach und schrie heftig. Vergebens versuchte die Mutter ihn zu beruhigen. Endlich sagte sie zu ihrem Manne:

„Ich wollte, du reichtest mir einen Becher Wassers, das Kind will trinken, und ich selber habe unerträglichen Durst."

„Gut," sagte der Mann; „habe nur so lange Geduld, bis ich das Feuer ein wenig angeblasen und einen Span angesteckt habe, damit ich die Quelle finde."

Damit stand er auf und tappte dem Kamine oder Herde zu. Plötzlich aber stieß er einen Schrei aus und sprang in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

„Um Gottes willen, was ist dir?" fragte die Frau erschrocken.

„Nichts," stöhnte der Mann, „ich — ich trat nur auf Etwas!"

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen," sagte die Frau darauf, und richtete sich vom Lager auf.

„Halt! Um Gottes willen nicht!" rief ihr der Mann zu. „Um deiner selbst und unserer Kinder willen, rühre dich nicht von der Stelle, bis es helle ist."

In wahrer Todesangst dringt nun die arme Frau in ihn, daß er ihr sage, was ihm begegnet sei, da sagt er endlich: „Es sind Schlangen im Zimmer, und ich habe auf eine getreten."

Mit Entſetzen fragte das bebende Weib: „Biſt du gebiſſen?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete der Mann. „Es ſprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt. Bleibe ruhig liegen, und halte die Kinder ſtill.“

„O mein Gott,“ jammerte das arme Weib, „wenn es doch nur Tag wäre! Die Angſt wird mich tödten! Halte dich nur ruhig!“

„Gib nur auf dich und die Kinder Acht,“ ſagte er, „ich will mich ſchon ruhig halten.“

Lange noch wachte die Frau, betete und lauſchte angſtvoll der geringſten Bewegung im Zimmer; endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da ſich auch das Kind wieder beruhigt hatte, ſchlief ſie endlich, ohne es zu wollen, wieder ein. Lange und ſchwere Träume quälten ſie, und mit einem Angſtrufe wachte ſie plötzlich auf und fuhr empor.

Es war heller Tag; die Sonne ſchien durch die breiten Spalten der ſchlechtverwahrten Wand der Hütte; die Kinder ſchlummerten ſuß an ihrer Seite; der Gatte lag an der entgegengeſetzten Wand regungslos, und keine Spur der gefährlichen Schlangen war mehr zu entdecken. Der Morgen hatte ſie in ihre Schlupfwinkel zurückgeſcheucht.

Schnell ſtand nun die junge Frau auf, warf ihr Kleid über und trat zu dem Vater ihrer Kinder, um auch ihn zu ermuntern, je eher, je lieber einen ſo gefährlichen Ort zu verlaſſen.

Kaum aber hatte ſie ſeine Schulter berührt, ihm in das Geſicht geſchaut, als ſie mit einem fürchterlichen Schrei zurückfuhr und mit beiden Händen, verzweifelnd, ihr Antlitz bedeckte.

Eine Leiche lag vor ihr mit weit geöffneten, glasartigen Augen, die Glieder waren ſtarr, aber ungeheuer angeſchwollen. Alles zeigte an, daß ihn die giftigen Schlangen, an denen das Land reich iſt, gebiſſen hatten und er in Folge des Giftes ſchnell geſtorben war; aber ſeinen Kampf kämpfen wollte, ohne Weib und Kinder zu wecken, welche dann nothwendig auch den Biſſen der giftigen Thiere hätten erliegen müſſen. Das ganze Gewicht ihres Unglücks fiel auf das Herz des armen Weibes. Sie erkannte, wie

er die Schmerzen dieſes entſetzlichen Todes ihretwillen ſo ſtille erdulden; ſie fühlte ihr gänzliches Verlaſſenſein in dieſer menſchenleeren Gegend, mit zwei hilfloſen Kindern; ſie allein, ein armes, ſchwaches, gramgebeugtes Weib, ihre Beſchützerin. Wo die Bleimine war, wußte ſie nicht. Der Rückweg war weit, und ſie hatte, auf ihren Mann ſich verlaſſend, weniger auf den Weg geachtet, als ſie es ſonſt würde gethan haben.

Jammernd ſank ſie an dem lebloſen Körper des treuen Gatten nieder, und verſuchte Alles, was in ihren Kräften ſtand, ihn wieder zu beleben; allein ſie ſah bald ein, daß Alles fruchtlos bleiben mußte, weil der entſetzliche Giftod ſeine Beute nicht zurückgab. Sie warf ſich auf das Bett und jammerte laut. Die Kinder, durch die lauten Klagen der ſonſt ſo freundlichen Mutter geängſtigt, weinten troſtlos, und klammerten ſich hülfeſuchend an ihre Beſchützerin. Das gab dieſer die ganze Kraft, ihre ganze Seelenſtärke wieder. Sie blickte hinauf zu Dem, der der Wittwen und Waiſen Schutz und Vater iſt, und betete laut und inbrünſtig um Beiſtand und Hülfe.

Wer beten kann, darf nicht verzagen. Er hat ſchon die rechte Quelle der Hülfe gefunden, und im Glauben richtet ſich der gebeugte Menſch auf. So auch die arme Wittwe und Mutter.

Hinweg von dieſer Stätte des Schreckens und Jammers zu eilen, war das Erſte, was ihr in den Sinn kam; denn daß die Schlangen wiederkehrten, war außer Zweifel; aber eine heilige, und ach! die ſchwerſte Pflicht rief ihr zu: Willſt du deinen Gatten unbeerdigt laſſen?

Das Gebet hatte ſie geſtärkt. Sie konnte ruhig Alles überlegen. Zuerſt bereitete ſie ihren Kindern ein Frühſtück, dann ergriff ſie Hacke und Spaten, und ging mit blutendem Herzen an das ſchwerſte Werk ihres Lebens. Nicht weit von der unglückſeligen Hütte, zur Seite des murmelnden Baches, grub ſie dem geliebten Gatten das Grab. — Und als ſie es unter heißen Thränen gegraben, trug ſie den ſchweren Leichnam hinaus und legte ihn ſanft in das einſame Grab, ſtellte einige vorhandene alte Bretter über den Leichnam, und wollte eben ihn mit Raſen und Erde bedecken, als das älteſte Kind, ein Mädchen von vier Jahren, ſie

weinend bat, ſie möge doch keine Erde auf den lieben Vater ſchütten. Da wollte das ſchwer gepreßte Herz des armen Weibes noch einmal vor heftigem Schmerze brechen. Sie drückte lautſchluchzend das Kind an ihr Herz, gab ſich ihrem Gefühle noch einmal ganz hin; — dann aber ermannte ſie ſich, brachte liebkoſend das Kind zu ſeinem Schweſterchen und beendete ſchnell ihre traurige Arbeit, kniete dann betend nieder, benetzte den Hügel mit ihren Thränen und erhob ſich.

Nun galt es aber den Muth eines Helden, das Gottvertrauen eines ächten Gläubigen, die Kraft und die Umſicht eines Mannes. Wunderbar war die Hülfe Gottes! O, das Gotteswort lügt nimmer! Es ſagt ja: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernſtlich iſt.

Sie überwand das Grauſen, welches ſie auf der ſchrecklichen Stätte ihres Unglücks ergriff, und ordnete Alles, ſo gut es ging. Was ſie nicht brauchte, legte ſie in das Innere der Hütte, ſchloß dann, nachdem ſie das, was ſie mitnehmen mußte, herausgetragen, die Thür der Hütte und ſattelte die Pferde wieder, belud ſie mit Lebensmitteln für mehrere Tage und andern nothwendigen Bedürfniſſen, nahm dann ihres Mannes Flinte, Kugeltaſche, Pulverhorn und Meſſer, ſtieg auf das treue Thier, das ſie hierher getragen, hob auf einem umgeſunkenen Baumſtamme ihre Kinder zu ſich, nahm weinend von dem Grabe, das ihres Gatten irdiſches Theil umſchloß, Abſchied, und ritt in Gottes Namen in die menſchenleere Wildniß hinein. Sie verließ ſich hierbei zunächſt auf den natürlichen Scharfſinn des Pferdes, da ſie ſelbſt den Weg nicht kannte; allein da war die arme Frau verlaſſen. Wie ſie den Zügel locker werden ließ, begannen die Thiere zu weiden.

Es blieb ihr alſo nichts übrig, als auf gut Glück die Thiere zu leiten. Natürlich ging der Weg ſehr langſam; denn ſie mußte ja auf die Kinder, das Gepäcke, die Pferde und den Weg zugleich achten. Und im Herzen nagte der Schmerz! — Armes Weib! Nirgends Menſchen! Ueberall undurchdringliche Wildniß!

Gegen Mittag umwölkte ſich der Himmel; damit verlor ſie das Mittel, ſich nach dem Stande der Sonne zurecht zu finden.

Endlich nahte der Abend. Am Fuße eines Hügels und nahe bei einer klaren Quelle schlug sie ihr Nachtquartier unter Gottes freiem Himmel auf.

Ach, wie mochte es ihr sein in ihrer Verlassenheit ohne des lieben Mannes Schutz, der so treu für sie gesorgt bisher?

Sie lud ihre Flinte und setzte sich neben das Feuer. Wölfe heulten schrecklich um sie herum. Eine Eule krächzte entsetzlich. Noch andere wilde Thiere ließen den Ruf des Hungers hören. Die Kinder schrieen vor Angst. Ihr eigenes Herz bebte in diesen Schreckuissen der Wildniß; aber sie beruhigte die Kleinen, schürte ihr Feuer und saß daneben, die Flinte im Arm und die Hände zum Gebete gefaltet, horchend auf jedes Geräusch. Erst gegen Morgen fielen ihr die Augen, müde von Weinen und Anstrengungen, zu; aber die ersten Strahlen der Sonne, welche sie trafen, weckten sie auch wieder.

Das Entsetzlichste für sie war, daß sie sich nicht mehr verhehlen konnte, daß sie sich vom rechten Wege verirrt hatte, und leider hatte sie nur für zwei Tage Lebensmittel bei sich. Am Abend des zweiten Tages hatte sie nur noch wenige Brodkrumen für sich übrig, als sie ihre Kinder gesättigt hatte.

Am dritten Tage ihrer Irrfahrt gesellte sich nagender Hunger zu ihrer Qual. Zwar hatte sie mehrere Hirsche in Schußnähe gesehen, aber des Schießens unkundig, zweifelte sie am Erfolg, und fürchtete dabei das Pferd scheu zu machen, was dann vielleicht zu noch größerm Elende für ihre armen Kinder würde geführt haben.

Am Abend des dritten Tages, als der Hunger mit entsetzlicher Gewalt sie heimzusuchen begann, sah sie in einem Gehölze eine Menge wilder Truthühner (oder daß Ihr's besser versteht: wilder wälscher Hühner, die dort zu Hause sind, so gut wie hier die Spatzen) aufsteigen. Blitzschnell sprang sie ab und schoß in den Haufen hinein. Glücklicher Weise erlegte sie einen Hahn, durch dessen zartes und reichliches Fleisch sie mit ihren Kindern fast auf zwei Tage Nahrung gewann.

Aber eine Nacht stand ihr bevor, wie sie noch keine erlebt. Ihr kleines Kind schrie unaufhörlich, und, durch die Laute seines Geschreies herbeigelockt, nahten sich Schaaren

gieriger Wölfe, umschlichen winselnd das Feuer und wurden stets kecker. Die Angst der armen Mutter wuchs mit jedem Augenblicke. Zerrissen die Wölfe ihr Pferd, was sollte dann aus ihr werden?

In der Angst lud sie ihres Gatten Gewehr und schoß es los, um die abscheulichen Raubthiere zu verscheuchen.

Nach Gottes Barmherzigkeit sollte jetzt ihrer Leiden Ende da sein! Mit bebendem Erstaunen, in dem Schrecken und Freude gemischt war, hörte sie plötzlich den Ruf: „Hellah!" durch Wald und Nacht tönen. Sie gab Antwort, und bald trat ein Mann aus dem Waldesdickigt zu ihr heran, der seine Ueberraschung gar nicht besiegen konnte, eine Frau und zwei hülflose Kindlein in dieser Wildniß zu finden.

Ohne Weiteres aber ließ er sie das Pferd besteigen, und brachte sie zu seiner nicht sehr fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebevoller Theilnahme die unglücklichen Gäste empfing.

Schon am Abend hatte der Mann einen Schuß gehört; auch bei einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes, hielt es aber für den Lockruf des Panthers, eines grimmigen, wilden Thiers. Als aber die Wölfe immer lauter zu heulen begannen, dachte er, es scheint, als ob sie sich um verirrte Wanderer sammelten, nach deren Fleisch sie lüstern sind, — und — jetzt fiel ihm das Geschrei des Kindes ein.

Er nahm sein Gewehr, um nachzusehen, ob er nicht Unglück verhüten könne, und eben als er vor die Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm dann wohl die Ueberzeugung aufdrang, daß Verirrte im Walde seien. Wohl zwanzig englische Meilen, etwa zwölf unsrer Stunden (die der Fuchs gemessen hat) hatte sich die arme Frau von der Richtung verirrt, die sie hatte einschlagen wollen.

Der Amerikaner schaffte sie am andern Tage zu den Ihrigen zurück. Bis hierher hatte der Geist und der Körper der armen Frau ausgereicht; jetzt aber schwanden ihre Kräfte plötzlich, und Monate lang siechte sie hin, bis endlich die jugendliche Kraft doch die Krankheit bezwang. Mittlerweile waren mehrere ihrer Anverwandten zu der Hütte vorgedrungen, um die Geräthe zu holen, die sie dort hatte lassen müssen. Hier beschlossen sie, den Schlangen aufzu-

lauern, und wohl wissend, daß die Wärme des Feuers sie lockt, machten sie ein großes Feuer an. Kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang krochen zwei ungeheure Klapperschlangen zu dem Feuer heran, — aber ihr giftiges Leben endete bald. Zwei wohlgezielte Schüsse setzten ihm ein Ziel. Diese allergiftigsten aller Schlangen Amerika's sind besonders in den westlichen Staaten zu Hause. Ihr Biß tödtet in der kürzesten Zeitfrist. Half es der armen Wittwe etwas, daß die Männer die Schlangen über dem Grabe ihres Gatten aufhingen?

Nein! nein! liebe Leser, so was begegnet einem braven Manne und einer braven Frau hier zu Land nicht!

Bleib' im Lande und nähre dich redlich!

Nur das aber begegnet Einem auch hier, daß Gottes Gnade rettet und hilft, wie sie hier sichtbarlich half. Um das zu erfahren, braucht man aber nicht nach Amerika zu gehen. So mein' ich's!

---

29. Aus der Schmiede.

Seh' ich mir da vornen das Bildchen an, wo der Schmied mit seinem Stelzfuße sitzt und am Ambos arbeitet, und die zwei hübschen Mädchen an der Fensterwand lehnen (siehe das Titelkupfer), so ist mir's, als stünd' ich dabei und hörte den alten Schmiedjacob reden, und der Maler ist ein Schelm erster Art; denn er hat sie getroffen, alle Drei, wie sie leiben und leben. Die beiden Mädchen sind Niemand anders, als Schulzen Kathrinchen und Nachbar Veit's Lieschen, und das runde mit dem schelmischen Lächeln ist das Kathrinchen.

Wer das Bildchen ansieht, wird gleich sagen: der Schmiedjacob redet mit ihnen vom Heirathen, denn da lachen die Mädchen allemal mit dem ganzen Gesichte, weil sie nichts lieber hören.

Von dem Schmiedjacob muß ich Euch zuerst etwas sagen, sonst kennet Ihr ihn nicht, und seine Geschichten sind Euch weniger wichtig. Das weiß ich selber ganz

genau! — Kennt man den, von dem etwas erzählt wird, so ist's noch einmal so schön.

Schon die Kleidung wird Euch sagen, daß sie alle Drei in der gesegneten Wetterau zu Hause sind, und wer sie kennt, weiß auch auf der Stelle, das reiche, schöne Dorf, wo sie her sind, und ich kenne alle Drei recht gut, und der Schmiedjacob ist mein guter Freund.

Dazumal, als der Erbfeind von Deutschland, der Napoleon, mit den deutschen Landen und ihren rechtmäßigen, angestammten Fürsten wirthschaftete, als wär' er ein Herr der Welt und hätte Keinen über sich, der in den Schnee von Rußland und in die Flammen von Moskau schreiben könne: „Bis hierher und nicht weiter!" — Dazumal mußten die ehrlichen Hessen, die rechte, deutsche Männer und unsere lieben Bruder sind, so gut wie die braven Deutschen am Rheine, in Bayern und in Würtemberg, sich von ihm auf die Schlachtbank führen lassen, die er bald hier, bald da aufrichtete in heillosem Kriege. Dazumal, wie gesagt, ist auch der Schmiedjacob vom Herzen seiner alten, trauernden Eltern und seiner lieben Braut weggerissen worden, und hat müssen Gewehr und Tornister nehmen und dem rasselnden Felle folgen. Wohin? Ach, du lieber Gott, das ist schwer zu sagen, und man könnte antworten: Von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, und löge nicht. Er machte die Feldzuge in Oesterreich und Preußen, zuletzt in Spanien mit, und ließ seinen rechten Fuß dort begraben, hielt ihm auch, wie er selber erzählte, eine erbauliche Leichenrede, und sein Kamerad und er schossen ins Grab, daß die militärische Ehre nicht fehle, dem abhanden gekommenen Stucke vom Menschen. Wie es ihm erging in fremden Landen, und hernachmals in der Heimat, das mag er Euch spater einmal erzählen, und an Spaß soll's wohl dabei nicht fehlen. Jetzt ist er ein Wittwer. Sein Sohn ist in der Fremde, und kein Mensch weiß wo, und das ist sein Herzeleid.

Veit's Lieschen war des Schmiedjacob's Philipp sein Schatz, und harrte mit Sehnsucht der Rückkehr desselben. Sie behandelte den alten Schmiedjacob wie ihren eigenen Vater. Sie führte seine kleine Haushaltung neben der ihrer Eltern, und das brachte sie ohne Nachtheil für diese

fertig. Eine Stunde früher aufgestanden, eine später schlafen gegangen, sagte sie, das macht Alles aus.

Was wäre aber auch ohne sie aus dem alten Schmiedjacob geworden? Er wäre in Unordnung ganz verkommen; weil er Niemand hatte, und sich selber doch die Leinwand nicht waschen und bleichen konnte. Und das Wenige, was er verdiente, das brauchte er zum Leben. Gekocht hätte er sich sicherlich das ganze Jahr nichts. In Spanien, pflegte er zu sagen, hätte ich gerne Ungefochtes gegessen; da hab' ich gelernt, verlieb nehmen. In der Schmiede hab' ich Feuer. Ich brate mir meine Kartoffeln darin, und damit Hellah. Die heilige Schrift legt auf das „Sichgenügenlassen und gottselig sein," einen hohen Werth.

Ja, sagte des Veit's Lieschen drauf, das konntet Ihr, da Ihr noch ein junger Bursche waret; aber jetzt lautet's so: 50 und 10 ist 60; da müßt Ihr ordentliche Nahrung haben. Mir macht's ja nichts, und was man gerne thut, das fällt Einem nicht schwer.

Dann sah sie der Alte an, und mit einer Thräne im Auge sagte er: Es ist schade, daß unser Herr in der Geschichte vom Samariter im Evangelium nicht von einem Weibsbilde die schöne That erzählt, ich würde sagen, du wärst die rechte Samariterin. Doch hat uns das Evangelium von zweien erzählt, und die stecken beide in dir, nämlich die gute, fleißige Martha und die fromme, sinnige Maria. Nun, wenn's dir einmal übel in der Welt ginge, so ging's mit rechten Dingen nicht zu. Dafür ist aber gesorgt; denn der alte Gott in Israel lebt noch, der einem Jeglichem vergilt nach seinem Thun.

Ach, seid doch stille, sagte dann das gute Mädchen, vor Scham glühend, und eilte hinaus.

Dann sah der Schmiedjacob nach oben, und seine Lippen bewegten sich leise, und wer in dem Herzen hätte lesen können, wie das nur allein der liebe Gott kann, der würde gefunden haben, daß er um Gottes reichen Segen für das liebe Kind bat, und um die Rückkehr seines Sohnes, daß sie sein glückliches Weib werde; denn das war's, was an Lieschen's Seele nagte, wie an der des alten Schmiedjacob's selbst. — Item — heute kam Schulzen Kathrinchen, um sich eine Sichel dengeln zu lassen. Da wurde denn weidlich

geschwatzt; denn das Kathrinchen hatte einen Schatz, der ein leichtfertiger Vogel war, und die Alten sahen's ungern. Da sagte der Schmiedjacob: „Hör' mal, Kind, ich habe mehr erlebt als du, und will dir eine Geschichte erzählen, daraus kannst du so gut etwas lernen, als aus deinem Katechismus."

Nun erzählte er denn die folgende Geschichte, welche die Mädchen andächtig anhörten.

Nicht weit von den gesegneten Ufern des Rheins, am Fuße des hochaufstrebenden Gebirgs, liegt ein kleines Dorf, um dessen Hauser sich ein wahrer Wald von Obstbäumen erhebt, während die Rebe an den Bergen herrlichen Wein bringt. Wer das Dorf einmal zur Blüthezeit gesehen oder zur Johanniszeit dort war, wo die Rebe blüht und der herrliche Duft überall die Luft erfüllt, der muß bekennen, daß es ein Dörflein ist, das der liebe Gott recht gesegnet hat. Wenn's eben nur auch die Menschen zur Zeit der fröhlichen Ernte oder Weinlese allemal erkenneten!

In Mitten des Dorfes, wo auf dem freien Platze die uralte Linde steht, wo sich die Gemeinde versammelt, da standen nahe bei einander die beiden schönsten und größten Häuser des Dorfes, und in den Häusern wohnten dicke Bauern, Ihr Mädchen wisset, was das heißt: die schönsten Aecker, Weinberge und Wiesen gehörten dem Adam Wagner und dem Franz Kilb. Beide Familien hätten recht einig sein können; aber zwei harte Steine mahlen nicht gut. Guten Morgen, guten Tag und guten Abend, — das war Alles, was sie miteinander redeten von jeher. Keiner lieh etwas bei dem andern; Keiner suchte bei dem andern Rath; kurz es war, wie der Nachbar Veit sagt, sie ließen nichts bei einander arbeiten. Das, was sie schied, war der Reichthum; denn bei dem sitzt alle Tag der Teufel zu Gaste. Als des Kilb brave Frau starb, wurd's noch strenger. Die Weiber hatten gut mit einander gestanden. Jetzt durften die Kinder nicht mehr mit einander spielen. Dieß Verbot ging ihnen an die Seele. Denn sie hatten sich lieb. Des Wagner's Ammichen und des Kilb's Fritz waren ja mit einander aufgewachsen.

Leider aber war der Fritz ein verwöhnter, wilder Bub. Warf er den Leuten die Fenster ein, so sagte der Alte: Ich habe Geld; und ließ sie wieder machen. Stellte er

einen argen Schelmenstreich an, so sagte er: Nun, Schlafhauben taugen nichts. Es sind Buben! Hielt ihm der alte, brave Lehrer eine Strafpredigt, oder maß ihm das Lineal an, so schimpfte der Vater über den Lehrer vor dem Fritz, — und das ist erst die rechte Höhe! Konnt's fehlen, daß er mißrieth? Niemand stand schlimmer, als das gute Ammichen. Konnte er ihm einen Streich spielen, so that er's. Pflanzte sie Blumen, so riß er sie aus. Bleichte sie Wäsche im Grasgarten, so warf er ihr Erde darauf. Wusch sie am Bächlein, so machte er's trübe. Und stellte sie ihn einmal zur Rede, so lief er lachend davon. Und doch war sein Gemüthe nicht böse. — Ammichen schalt ihn wohl einmal tüchtig aus, oder stellte ihm sein abscheuliches Betragen vor; dann weinte er, und gelobte, es nie wieder zu thun: aber in der nächsten Stunde spielte er ihr gewiß schon wieder einen Schabernack, — und doch hatte er sie lieb, — die sich *meinen*, werfen sich mit Steinen!

Ob ihm darüber das Mädchen abhold war? Nein, sag' ich. Sie hatte ihn vielmehr recht lieb. Gelt, Kathrinchen, du weißt auch etwas davon zu sagen? He!

Das Kathrinchen wurde blutroth, und der Schmiedjacob fuhr fort:

Aus dem wilden Buben wurde nach und nach ein wilder Bursche, und aus dem sanften Ammichen eine fittige, fleißige Jungfrau. Da kam eine herrschende Krankheit ins Land. Es war Anno 1814. Die Leute starben hin, wie Schneeflocken, und siehe da, der alte Wagner starb und auch der alte Kilb. Im Dorfe war fast keine Haushaltung, die nicht Trauer hatte, und der Kirchhof war schier zu klein, die Gräber alle zu fassen. Es war eine harte und schlimme Zeit, und der Krieg hatte sich an den Rhein gewälzt, und der Napoleon pfiff auf dem letzten Loche, — bis er endlich auch auf dem ausgepfiffen hatte, nämlich bei Waterloo.

Um den Fritz bekummerte sich eigentlich Niemand, als im Stillen das gutherzige Ammichen, das ihn so lieb hatte und jetzt viel lieber, als da sie noch ein Kind war. Verwandte hatte er nicht mehr, außer dem Vormann, der seiner Mutter Bruder war. Er hatte es viel schlimmer, als sie; denn Ammichen besaß doch noch ihre gute Mutter. Fritz stand allein in der Welt; denn der Vormann war

ein Erzdummkopf, und die Leute hießen ihn nur den Simpel.

Was wird doch der Fritz anfangen? dachte sie. Wer wird ihm rathen? Wer ihn warnen? Wer ihm die Weiberarbeit thun?

Einmal steht sie in der Dämmerung am Röhrbrunnen, wo die Mädchen standen, um Wasser zu schöpfen, und eine auf die andere warten mußte. Sagt des Schneiderpeter's Liese: „Habt Ihr auch schon gehört, daß der Fritz seine eigene Haushaltung anfangen und eine Magd dingen will?“

„Ei, du lieber Gott,“ rief die dicke Bärbel, „das wird eine rechte Wirthschaft werden! Der heirathete doch rechter. Da dingte er sich eine Haushälterin auf das lange Jahr.“

„Was soll er denn machen, wenn er nun bei das Volk muß?“ fragte des Rathsdieners Grethe. „Das wird ihm im Garten wachsen; denn es ist ein Kerl, der Flügelmann werden muß, so groß und hubsch ist er.“

Da meinte des Schulzen Käthe: ihr Vater, der doch das Alles am besten wisse und verstehe im Dorfe, habe ihm gerathen, er solle Haus und Hof verpachten.

„Was wird er dafür bekommen?“ rief lachend Schneiderpeter's Liese aus. „Heirathen wär' das Beste.“

„Da könnte dein Vater helfen, Käthe,“ sprach die dicke Bärbel; „denn der weiß Alles rund zu machen, was viereckig ist, darum ist er auch Schultheiß.“

„Wie so?“ fragte Käthe erröthend.

„Er könnte dich und Fritz zusammenkuppeln. Du laufst ihm ja doch zu Gefallen und lockst ihn, wie ein Lockvogel den wilden.“ Darauf nimmt sie ihre Bütte auf den Kopf und geht. Die Käthe schimpfirt sie aus, aber die Bärbel sagt's nicht an.

Ammichen war stille dagestanden; aber sie hatte genug gehört.

Die Liese sagte: „Der Fritz ist ein mordleichtsinniger Kerl. Er sitzt doch an einem Stucke in des Schulzen Haus, trinkt und kartet, und traktirt Jeden, der Lust hat. Um seine Aecker kummert er sich nicht. Der Simpel ist aber gar kein Simpel, wenn es auf seinen eigenen Vortheil ankommt. Er schafft ihm Geld von dem Mauschel von Ebsweiler, und der nimmt Zinsen, daß Einem die Zähne

ſtumpf werden, und der Simpel hat auch ſein Zählgeld und Zafferei, wie der Jud ſagt. Der wird bald fertig ſein."

Die Käthe ſagte: „Du räſonnirſt über ihn. Was iſt's dann, wenn er einmal trinkt? Thun das Andere nicht? Und was das mit dem Gelde betrifft, ſo iſt's nur halb wahr; denn mein Vater ſchießt ihm meiſt das Spielgeld und anderes vor."

Darauf ſchwiegen die Mädchen und gingen. Ammichen hatte mit angſtvoll klopfendem Herzen mehr gehört, als ſie hören wollte. Sie nahm ihr Waſſer und ging, und wer die Thränen geſehen hätte, die über ihre Wangen rannen, der hätte glauben mögen, die Waſſerbutte ränne in ihren Bodenfugen.

Ach, hätte ſie ihn doch einmal ſprechen können! Aber ſie ſah ihn nicht, und er mied ſichtbarlich jede Gelegenheit, mit ihr zuſammen zu treffen. Als ſie gegen das Haus kam, hörte ſie ein Halloh und Johlen darin, als wär's morgen Kirchweih, und doch war ihm erſt der Vater geſtorben. Sie ſtellte ihr Waſſer ab und ging, da es nun dunkel geworden war, gegen die Fenſter hin und ſah in Fritzen's Stube. Da ſaßen ſechs Burſche bei ihm, grundlüderliches Geſindel, die um den Tiſch herum ſich gelagert hatten, karteten und aus einem Maaßkruge ohne Glas den Wein tranken. Sie ging noch betrübter heim.

Abends kamen die Nachbarn in ihr Haus, um da zu arbeiten. Da wurde dann, wie es ſo zu gehen pflegt, das ganze Dorf durchgehechelt, und endlich kam denn der Nachbar Konrad auch auf den Fritz zu reden. Da hörte denn Ammichen, daß Alles, was die Mädchen am Brunnen geſagt, wahr ſei. Da Fritz ohne Zweifel Soldat werden müſſe und noch nicht volljährig ſei, ſo habe ihm das Gericht einen Curator geſtellt. „Wen meint Ihr?" fragte Konrad. „Niemand anders, als Bormann's Simpel. Das iſt mir ein Curator! Aber," fuhr er fort, „der Simpel iſt doch geſcheidter, als ich und Alle gedacht. Der weiß, wo ſein Vortheil anbeht. Vorgeſtern kam der Mauſchel und bringt ihm ein Paar Ochſen. Daß der Simpel auf dem allerletzten Loche pfeift, weiß die Welt. Will ihm der Mauſchel nicht borgen. Item, der Fritz ſpricht gut für zweihundert-

sechzig Gulden, und bezahlt sie auch so gewiß, als der Himmel über uns blau ist."

„Ei," sagt Ammichen's Mutter, „ist denn das Vieh so theuer?"

„Prost die Mahlzeit!" ruft Konrad aus. „Der Jud hängt's dem Simpel so auf, und der Fritz bezahlt's ja, und wenn geborgt wird, kostet's doppelt."

Ammichen seufzte.

„Ach," fuhr der Konrad fort, „der Fritz wird schon fertig mit seinem Vermögen, an dem der Alte so lange gespart und geknausert hat. Der Simpel ist dem Schmuhl von Steinbach, dem reichen Jud, ein tüchtig Capitälchen schuldig. Sitzt der Fritz eben bei dem Simpel und berathschlagt mit ihm, woher er Geld bekäme, da tritt der Schmuhl herein, sagt: „Gut'n Tag," und setzt sich auf die Ofenbank; drauf sagt er: „Mei, Bormann, wie steht's? Siebenhundert Gulden bist du mir schuldig und die Zinsen von drei Jahr. Wenn du meinst, daß ich länger Geduld hätt', als bis der Schabbes herum ist, so bist du, was dich die Leut' nennen, ein Simpel. Du wirst gestülpt." — Da heult seine Frau, und die Margreth, und die Buben, daß es ein Jammer ist. Der Fritz hat ein gutes Herz. „Hilf mir, Fritz," ruft der Bormann, „du kannst helfen und mich retten!"

„Hörst du, Schmuhl," sagt er zu dem Jud, „ich will Bürg' werden, wenn du mir zweihundert Gulden baar leihst."

„Nu," ruft der Jud, und kratzt sich hinterm Ohr, „ich hab' kein' zweihundert Kreuzer; aber sag', Fritz, wie viel Procentcher zahlst du? Ich leihn's dann beim Mauschel."

„Das gilt mir gleich," sagt der Fritz. „Wieviel willst du?"

„Wann du's bis zu Martini wieder bezahlst, gibst du bloß zehn Procentcher!" ruft der Jud, — und der leichtsinnige Bub gibt ihm eine Handschrift und unterschreibt als Bürg' und Zahler dem Simpel seine Hypothek, und der hat keinen Ziegel mehr auf dem Dach, der sein eigen ist. Kann's denn anders sein," fährt der Konrad fort: „Wenn der Simpel in die Stadt geht, was er alle Freitag thut, so kommt er zurück mit dem Zwergsack, der so voll ist, daß er drunter keucht, und da ist Kaffe drinn und Zucker, grünes Fleisch und derlei Zeug. So fang's in dieser Zeit

ein Bauer an, dann wird er bald ausgebauert haben! Dazu backt die Margreth alle Sonntag ihren dicken Milchkuchen, und dann leben sie in Floribus. Da frag' noch Einer, woher der Simpel die Schulden hat. Wenn's Einer so durchsetzen könnte, so wären wir Alle Esel, daß wir arbeiteten, und uns plagten, und uns behülfen, und dürres Schweinefleisch und Kartoffelsuppe äßen. Der Fritz wird ein Lump, und weiß nicht, wie."

Ammichen wurde roth und weiß vor Scham und Wehmuth. Ach, wie sollte sie es anfangen, daß sie ihn spräche? Zu ihm gehen? Das ging nicht! Ihn hereinrufen? Das ging auch nicht. Und er kam fast nicht mehr heim. Bormann's Margreth besorgte sein Vieh und sein Haus, und, Gott weiß, wie sie's trieb!

Kaum acht Tage später war die Ziehung in der Stadt. Jeden Abend saßen die Bursche, welche zu loosen hatten, in Schulzen zusammen und spielten und tranken. Die Käthe saß beim Fritz, und ihre schwarzen Augen blitzten ihm in die seinigen hinein wie brennendes Feuer. Sie war hübsch, hatte rothe Wangen und schwarzes Haar. Dabei war sie nicht blöde. — Der Schulz war dem Fritz sehr freundlich. So ging's ganze Nächte durch, und Morgens war des Fritz Geldbeutel leer und sein Kopf voll, und er lag auf des Schulzen Ofenbank, statt in seinem Bett. Warnte ihn Jemand, so lachte er ihn aus, oder wies ihn schnurrig ab. Morgens kochte die Käthe Kaffe, und sein Kopf wurde wieder klar. Als die Ziehung nahte, steckte sie ihm den Lorbeerstrauß an die Mütze, von dem die rothen und blauen Bänder flatterten, und als er sie küßte, sagte er: „Schulzenwetter, gebt mir die Käthe zur Frau!"

„Topp!" rief der Schulz, und legte die Hände zusammen, und der Handstreich war fertig.

Als das Ammichen hörte, schloß sie sich in ihr Kämmerlein und weinte heiße Thränen; denn sie hatte den Fritz im treuen Herzen lieb seit ihren Kinderjahren, und — alte Liebe rostet nicht. Sie sah's gar nicht, wie der Förster und der Schullehrer fast die Fensterscheiben durchsahen, wenn sie an ihrem Hause vorbei gingen und die Bursche ihr zu Gefallen liefen. Sie hatte nur den Fritz lieb, und der machte es nun so, und verlobte sich mit der Käthe, die

ſo leichtfertig war, wie kein Mädchen im Dorfe, daher denn auch keine mit ihr gehen mochte.

Am Morgen nach jener raſchen Verlobung rollte der Wagen durchs Dorf, auf welchem die Burſche ſaßen, die heute in der Stadt looſen ſollten, und der Schulz ſaß bei ihnen; denn er dachte den Fritz mit Geld los zu machen, wenn er ſich dran ſpielte. Sie ſangen luſtige Soldatenlieder und johlten überlaut. Auf den Mützen prangten die Lorbeerſträuße, und wie bang auch manches Herz unter der Weſte ſchlug, es ſah's ihnen Niemand an. Allen that's der Fritz zuvor, und kein Menſch hätte geſehen, daß er Trauer hätte, wenn er nicht den Flor am Arme gehabt, der aber gar übel zu dem Singen ſtand. Als der Wagen ſich Ammichen's Haus näherte, wurde aber der Fritz plötzlich ſtill und ernſt. Er ſah nach einem Fenſterlein hinauf; aber der beigezogene Laden ließ es nicht zu, daß er das thränenvolle Auge dahinter hätte ſehen können.

In der Stadt ging's luſtig zu. Aus einem Wirthshaus zogen ſie zum andern. Der Fritz hielt alle ſeine Kameraden frei. Er taumelte in den Ziehungsſaal, und als er eine niedere Nummer gezogen, und als gut einem Grenadier-Regimente zugeſchrieben war, wurde er plötzlich nüchtern und ging ſtille hinaus, als ob ihn ein Hund gebiſſen hätte. Noch hatte er Hoffnung. Er dachte, der Schulz würde ihn ſchon frei machen; aber als er wieder zu ihm kam, zuckte er die Achſeln und ſagte: „Fritz, es iſt Alles umſonſt, und es wird nun, da du ſechs Jahre ſtehen mußt, auch mit der Käthe nichts ſein; denn die kann nicht auf dich warten, wenn ſie eine beſſere Gelegenheit findet.

Das ergrimmte den Fritz. Er trank in den Zorn und kam Abends toll und voll heim, zerſchlug in des Schulzen Haus Alles, was ihm in die Hand kam, und ſtieß die Käthe von ſich. Daraus gab's einen Proceß, und er mußte dem Schulzen Alles bezahlen, wie auch, was er ihm ſchuldig war, und — der Schmuhl lieh das Geld dazu.

Nun blieben die Rekruten noch etwa drei Wochen daheim, und dann hieß es: Marſch, in die Stadt! unters Gewehr!

„Liebſter Gott, Ihr Mädchen," ſagte der alte Schmiedjacob, „wenn's noch geweſen wäre, wie in meinen Soldaten-

jahren, wo man entweder gar nicht heim kam, oder als Krüppel, wie ich, da hätt' ich mir's gefallen laſſen, daß ſie geweint hätten, aber jetzt iſt's pure Lumperei, purer Kamaſchendienſt. In der Garniſon putzen ſie das Lederwerk, exerciren ein Bischen, ſtehen Schildwache und dann iſt die Herrlichkeit aus, und Pulver riechen ſie nicht."

Der Fritz war eine Zeitlang recht niedergeſchlagen; endlich gewann ſein Leichtſinn wieder die Oberhand, und nun ging er jeden Tag in des Schulzen Haus, und betrank ſich, ſpielte und trieb's ſo toll, als möglich, ſah aber die Käthe nicht mehr an, ſondern höhnte ſie nur, wo er konnte, und es ſchien, als habe ſich ſeine ſchnellerwachte Zuneigung ebenſo ſchnell in Haß verwandelt.

Wäre der Schulz ein ehrlicher Mann geweſen, ſo hätte er ihn gewarnt; aber dem war's ums Geld zu thun. Sein Vortheil kam zuerſt in Betracht, und dann — ſonſt nichts mehr.

Ammichen brannte das Herz, wenn ſie ſo Abends all die Geſchichten anhören mußte. Hätte ſie ihn nur einmal ſprechen können!

Eines Tages ſchien es, als habe es Gott ſo gefügt, daß er ihr gar nicht entgehen könne. Sie ſaß im Garten hinter dem Hauſe, wo der Weg vorüber führt, der aus der Bannmühle kommt.

Fritz war in der Mühle geweſen und kam jetzt eben zurück. Er mochte wohl nicht gedacht haben, daß Ammichen im Garten ſäße, als er den Weg an ihm vorüber einſchlug; denn er fürchtete und ſchämte ſich ordentlich vor ihr, und ſie war doch ſo gut. Es war Sonntag Mittag. Sie hatte das Wort des Herrn geleſen, daß die Kranken des Arztes bedürfen, nicht aber die Geſunden. Da dachte ſie: Ach, wenn er doch jetzt käme! Das Herz war ihr ſo voll, ſo warm, und ſie fühlte ſich ſo recht in der Stimmung, zu ihm zu reden.

Da kam er und ſah ſie, wie ſie da ſaß und die Bibel in ihrer Hand hielt und las. Sie ſah ihn noch nicht. — Er ſtand ſtille, und der Anblick des engelſchönen, guten Mädchens bewegte ſein Herz.

Jetzt blickte ſie auf, und ſah ihn.

Sie ſtand auf, und ging auf ihn zu.

„Ach, Fritz," ſagte ſie, „wie lange habe ich kein Wort

mit dir wechseln können. Warum fliehst du mich? Niemand meint es besser, treuer mit dir, als ich, und doch bist du stets in Schulzen, die's mit dir bös meinen." Er sah lange voll Scham unter sich.

„Ach, Ammichen," sagte er endlich, „ich weiß es wohl, aber die Gesellschaft lockt mich an."

„Und noch etwas, Fritz," fuhr sie fort, „sag's nur, — das Spiel und das Trinken! Siehst du denn ehrliche, brave Leute dort, wie den Förster, den Schullehrer, den" — und sie nannte Viele. „Die meiden das Haus wie die Pest. Warum du nicht?"

Das Wort weckte böses Blut in Fritz. „Bleib' mir mit den Scheinheiligen vom Leibe. Ich bin nun einmal so!" sagte er fast trotzig.

„Lieber Fritz," sagte sie und legte ihre Hand auf seinen Arm, „hadre nicht. Ich meine es ja so gut, wie's Niemand hier mit dir meint; aber sag', wohin soll das Leben führen? Wohin soll's mit dir kommen? Schon hast du allen Respect verloren. Hab' und Gut geht fort. Was soll's im Alter werden? Bessre doch wieder brav, daß dich die Leute achten und du für dein eigenes Wohl sorgst. Und deine Seele, Fritz! Ach, deine gute Mutter, was wird sie Kummer im Himmel um dich haben, den sie untergehen sieht!"

Der Fritz dachte: Bist du denn der Beschwester Rechenschaft schuldig? Da hob er frech den Kopf in die Höhe und sagte höhnisch: „Du eignest dich prächtig zur Frau Schulmeisterin. Soll ich dir ihn freien? Mich laß in Ruh'. Ich bin jung, und will mein Leben genießen. Darüber, was ich thue, bin ich dir keine Verantwortung schuldig. Ich hoffe, daß ich an deiner Thüre kein Brod soll betteln müssen. Und die Käthe wird doch noch meine Frau, weißt du's!"

Mit jedem Worte war er kecker geworden. Endlich drehte er dem Mädchen den Rücken, und ging pfeifend von dannen.

Ammichen sah ihm mit einer heißen Thräne im Auge nach. Sie fühlte tief die Kränkung; sie fühlte noch tiefer, daß er nicht mehr zu retten sei.

Er ging schnurstracks in Schulzen, und erzählte Alles.

und die Sippſchaft lachte aus vollem Halſe. Die Käthe that wieder abſonderlich freundlich mit ihm, daß er wieder ganz in ihr Netz gerieth. Der Schulz ſchien auch ſein raſches Auflöſen der Verlobung zu bereuen, da ſeine Hoffnung auf den Förſter zu Nichts geworden war. Nun wurde der Handſtreich erneuert, und Käthe war des Fritz Braut, und am nächſten Sonntag rief ſie der Pfarrer aus. Nun war's feſt, und Ammichen, die in manchem Geſichte Spott las, ging auf einige Zeit zu ihrer Mutter Schweſter, die ſechs Stunden weit wegwohnte.

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; denn der Fritz mußte zum Regiment gleich nach der Ernte. Alles, was er auf ſeinem Felde geerntet hatte, ſein Heu, ſein Vieh, in Summa, Schiff und Geſchirr, ließ er auf baar Geld verſteigern und Haus und Acker verpachten. Ihr könnt Euch denken, daß Alles um ein Spottgeld wegkam; aber es reichte fürs Erſte hin, und Fritz zog ab.

In der erſten Zeit war die Käthe traurig, oder ſtellte ſich doch ſo, als wär' ſie's; aber bald ging's wieder im alten Gleiſe fort. Sie lachte mit allen Burſchen und war noch dreiſter, als ſonſt. Sie ſaß ganze Nächte bei ihnen am Trink- und Spieltiſche, und da könnt Ihr denken, daß da Mancherlei geredet wurde, was ein ſittiges Mädchen nicht hören ſoll und mag. Ihr guter Ruf ging vollends fort. Der Fritz hörte das recht gut; ſchlug aus den Eiſen, ſchrieb derbe Briefe, und ein Wort gab das andere; — kurz, ehe ein Jahr verging, war Alles zum zweiten Male ab, und die Käthe heirathete einen Schweinhändler aus dem Hinterlande, der oft ins Dorf kam und junge Schweine verkaufte oder ausborgte, — und die Leute reveten nichts Gutes. — Was der Fritz that? — Er ſchlug ſich's aus dem Kopf, und konnt's um ſo leichter, als er ſie niemals ſo recht aus Herzensgrunde lieb gehabt hatte. Er dachte jetzt nach, und fand, wie unrecht er am Ammichen gehandelt hatte; er fühlte, daß er Ammichen lieb habe, aber doch ganz anders, als die Käthe.

Wär' er nur ordentlich geweſen! Das Kommisbrod iſt hart und rauh; — das ſchmeckte meinem Fritzchen nicht. Die Suppe, welche ſich die Compagnie in ihren Abtheilungen kochte, war ihm auch nicht recht, und Fleiſch gab's

wenig. Geld? — lieber Gott, die Löhnung iſt gar geringe. Da ging's an den eigenen Beutel. Der war bald leer; denn ein Unteroffizier merkte, wie viel Uhr es bei dem Fritz war, ſagte zu ihm: „Du kannſt für ein Billiges beſſere Koſt bei mir haben!“ Er zapfte auch Bier, Schnapps und Wein ſo in der Stille. Das ſtand dem Fritzchen an. Er aß alſo bei dem Herrn Corporal. Nach dem Eſſen, wenn es der Dienſt zuließ, wurde ein wenig gekartet zwiſchen Fritz, dem Corporal und ſeiner Frau. Fritz gewann tüchtig anfangs; als er aber eben recht hitzig gemacht war, wandte ſich das Blättchen, und er verlor zehnmal ſo viel. Von Zeit zu Zeit gewann er auch wieder; allein er ſah's erſt an ſeinem Gelde und deſſen raſcher Abnahme, wie viel er verlor.

Der Corporal lieh ihm ſo viel er wollte.

Mit dem Spielen Mittags und Abends war er nicht zufrieden; er ſpielte auch in den Wirthshäuſern und gerieth bald in Schuld und Ungeduld.

Um die Schulden zu decken verſteigerte er zwei Aecker. Nachbar Konrad ſteigerte ſie.

Als der Notar fragte: Wie er heiße? ſagte er, daß er nicht für ſich, ſondern für Wagner's Ammichen geſteigert habe.

Die Leute ſahen ſich an und flüſterten, aber — es war ſo, und wer Geld hat, kann ja damit machen was er will.

Als der Simpel ſah, daß bei dem Ammichen etwas zu machen ſei, kam er bald wieder und trug ihr eine Wieſe zum Verkauf an, und das ſtille Ammichen kaufte ſie. Nach Verlauf von dreien Jahren hatte ſie faſt die Hälfte des Gutes an ſich gebracht, das der Fritz beſaß.

Als der Jud das merkte, wurde es ihm bang um ſein Darleben an den Fritz, und dem Mauſchel wegen der Bürgſchaft, und dem Schulzen wegen der Saufſchulden des Fritz in ſeinem Buche, die nicht klein waren, und deren Betrag der Fritz zwar allemal unterſchrieben, aber niemals addirt hatte in ſeinem Leichtſinne.

Der Schulz, der Schmuhl und der Mauſchel fingen auf einmal alle drei an vor Gericht zu klagen, der den Bormann den Simpel, die Andern den Fritz.

Kaum war's ruchbar, daß der Vormann verklagt sei, so kamen aus allen Ecken die Gläubiger, — kurz, Hab' und Gut ging drauf, und da es nicht ausreichte, mußte der Bürge, der Fritz nämlich, dran glauben. Ja, ja, das Gutsprechen für Andere, das hat schon Manchen arm gemacht.

Natürlicher Weise hatte der Fritz kein Geld; also ging's ans Versteigern, und da keine weite Ziele gesetzt wurden, kam Alles wohlfeil weg.

Wer meint Ihr, wer Alles an sich steigerte? Niemand anders als Ammichen!

Zwar blieb ihm noch genug, um als armes Bäuerchen zu leben, wenigstens dachten die Leute so; allein es lautete anders, weil der Corporal eine gewaltige Rechnung machte. Die zog ein Gutes wieder weg, und als Fritz nahe am Ziele seiner sechs Dienstjahre stand, besaß er noch zwei Kartoffeläcker und eine Wiese für einen Wagen Heu. Die Weinberge, auch sonst Alles war weg.

Ich möchte nur wissen, sprach der Konrad Abends einmal, was der Bub nun machen will, wenn er heimkommt. Haus und Gut ist fort, und wenn er noch so einen Schrecken vor der Arbeit hat, wie früher, muß er hungern wie ein Bär.

Ammichen weinte manchmal um ihn. Ihre Mutter strafte sie darüber; allein es blieb dabei; sie wollte von keiner Verbindung etwas wissen, gab dem Förster und Lehrer einen Korb; schlug andere Heirathsanträge aus und lebte ganz zurückgezogen.

Endlich kam der Fritz vom Regiment, und es war eine betrübende Thatsache, daß er noch versunkener zurückkam, als er weggegangen war. So lange er noch etwas Geld hatte, lag er in des Schulzen Haus, und es schien, als ob er gar nicht daran dächte, was ihm in diesem Hause geschehen war. Er schämte sich auch nicht vor den Leuten. Nur Ammichen mied er aus, wo er konnte. Ammichen blieb sich gleich. Sie sah ihn oft wehmüthig an, glaubte aber immer noch an den guten Kern in seiner Seele und hoffte, wenn die Schule der rechten Züchtigung käme, und er recht arbeiten müsse, würde er auf bessere Wege kommen.

Der Simpel, der gar nichts mehr hatte, war Kuhhirte geworden, und wohnte im Hirtenhäuschen am Ende des

Dorfes. Bei ihm wohnte auch Fritz, und mußte auf Streh ſchlafen und gequelte Kartoffeln eſſen. Nach und nach fing er an zu arbeiten. Was er aber am Tage verdiente, das ging Abends in Schulzen wieder den alten, bekannten Weg.

Eines Abends kommt der Nachbar Konrad und erzählt, daß Fritz krank ſei und in Bormann's auf dem Streh liege. Es ſei, ſagte er, ein wahres Elend; indeſſen kümmere ſich Niemand um den liederlichen Finken und Jedermann ſage: er müſſe büßen für ſein früheres Leben.

Niemand ſah, wie Ammichen erblaßte, als ſie das hörte.

Andern Tages kam der Doctor aus der Stadt in das Dorf, beſuchte den Fritz und verſchrieb Medizin.

Wer hat den geſchickt? fragten die Leute. Wer wird die Medizin bezahlen? Das Räthſel löſte ſich ſchnell.

Ammichen ließ in dem Hauſe, das Fritzen's Vaterhaus war, ein gutes Bett aufſtellen, ließ das nöthige Geräthe in die Stube bringen, und am Abend wurde Fritz, weil er noch etwas gehen konnte, herunter geführt, denn der Doctor hatte geſagt, in dem Hirtenhauſe müſſe er ganz verkommen.

Die Leute ſteckten die Köpfe zuſammen; aber das kümmerte Ammichen nicht. Sie ſelbſt und der Konrad, dem ſie's bezahlte, pflegten ihn, und alle Tage kam der Doctor; aber die Krankheit ſtieg. Wilde Fieberträume hatte er; ſprach laut; klagte ſich ſelbſt an als den Urheber ſeines Elends und rief immer: Nur Eine kann mich retten'.

Der Doctor war ein treuherziger Mann, der Alles aufbot, was in ſeiner Kunſt und in ſeinen Kräften ſtand, ihn zu retten, und die ſorgſamſte Pflege bot Ammichen auf. Nach mancher Woche banger Sorge brach ſich die Krankheit. Täglich ſah Ammichen nach ihm und der Konrad durfte nicht von ihm weichen. Endlich war er außer Gefahr und langſam begann ſeine Geneſung.

Kam Ammichen zu ihm, ſo begleitete er ſie mit ſeinen Blicken, wohin ſie ſich bewegte. Man mochte es ihm anſehen, daß und wie ihm das Herz bewegt war, obwohl er nicht reden konnte, wenn er zu ſchwach war. Als er wieder aus dem Bette war und überhaupt kräftiger wurde,

kam Ammichen seltener. Ging während dieser Zeit die Thür auf, so sah er mit aller Anstrengung dahin, weil er meinte, er sähe sie kommen. Und kam sie dann wirklich, so leuchtete sein Angesicht, und man konnte das Bestreben wahrnehmen, ihr danken zu wollen. Sie ließ es sich angelegen sein, mit ihm zu beten, ihm aus der heiligen Schrift vorzulesen, und dieß Alles wirkte so mächtig auf sein Gemüth, daß Ammichen das Beste hoffte.

Wie gesagt, sie hielt es später nicht mehr für passend, so häufig bei ihm zu sein, um nicht den Leuten noch mehr im Munde herum zu gehen. Das that ihm leid; aber er sagte nichts.

Als er so weit war, daß er wieder an einem Stocke ausgehen konnte, war sein erster Gang zu ihr.

Als sie ihn kommen sah, zitterte sie und wußte doch nicht warum, ob's Freude sei oder Furcht.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie, und seine Thränen rannen in Strömen. Sein Herz strömte über im heißesten Danke für sie, die ihn gerettet hatte.

Sie aber wies den Dank ab und sagte: „Das hat der Herr gethan, dem danke, Fritz, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Vor Allem, lieber Fritz, gelt, das versprichst du mir, stattest du Gott deinen Dank dadurch ab, daß du nicht mehr in dein früheres Leben und Thun zurückfällst?"

„Ach, Ammichen," sagte er, „ich bin aus einem recht wüsten Traume aufgewacht; aber ich gleiche noch der schwachen Rebe. Ich muß eine starke Stütze haben, sonst falle ich wieder zurück. Werde du meine Stütze! Ich will dir folgen wie ein gutes Kind seiner Mutter."

Sie reichte ihm ihre Hand und gelobte ihm wie eine treue Schwester beizustehen; „aber," sagte sie, „aus Vormann's mußt du weg; arbeitsam und thätig mußt du werden; denn Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Schulzen Hans mußt du meiden, und überhaupt das Trinken und Spielen und deine böse Gesellschaft. Du magst hier in deinem elterlichen Hause wohnen und es wird Alles gut gehen."

Er versprach Alles.

Versprechen ist noch nicht Handeln' werdet Ihr sagen, und vielleicht seid Ihr geneigt, an der Dauer seiner Gesinnung zu zweifeln. Nun, der Erfolg wird's lehren.

Die Genesung ging schnell vor sich. Er war täglich, ja stündlich, in Ammichen's Hause. Mußte sie und ihre Mutter abwesend sein, so behütete er das Haus, fütterte das Vieh und that Arbeiten, die seine Kräfte zu thun erlaubten. Dabei war er stets ernst. Kamen seine früheren Genossen, so ließ er sie schnell laufen und gab ihnen fast gar kein Gehör.

Ammichen war gar zu glücklich. Sie blühte wieder wie eine Rose, und alles Weh, das ihr die frühere Zeit gebracht, war vergessen. Fritz betrachtete sie mit Ehrfurcht und Liebe; aber wie sehr auch sein Herz sich zu ihr neigte, er blieb ihr doch ferne, und hatte den Muth nicht, ihr zu sagen, wie lieb er sie habe. Das Ammichen merkte aber doch, wie viel Uhr es sei, — denn die Mädchen sind schlau, wie Ihr wißt, und es freute sie gar sehr. Sie verschloß aber das in ihre Seele so tief hinein, daß der Fritz meinte, sie habe Alles, was sie für ihn gethan habe, nur aus Barmherzigkeit gethan, und so eigentlich lieb habe sie ihn nicht mehr, seit er so undankbar gewesen.

Nachdem seine Gesundheit und Kraft ganz zurückgekehrt war, verdingte er sich zu ihr als Knecht. Es war im Dorfe kein Knecht so treu wie er, keiner so fleißig wie er.

Der Konrad sagte: „Laßt sehen! Der Wolf verliert die Haare — aber die Raupen*) nicht. Ich schwöre nicht drauf, daß er nicht wieder hinten ausschlägt.**) Hab's mehr erlebt! Laßt mal die Kirchweih kommen!“ Aber die Kirchweih kam, und Fritz blieb zu Hause, wie Ammichen auch. Abends saß Ammichen im Garten alleine, gerade an der Stelle, wo er ihr einst so wehe gethan hatte. Da trat Fritz leise zu ihr und setzte sich neben sie.

Er fing von dem damaligen Zusammentreffen zu reden an und bat sie, es ihm doch zu vergeben. „Du hast mich zu einem andern Menschen gemacht,“ sagte er. „Dir dank' ich Alles. Ach, Ammichen, nur Eins fehlt. Du könntest mich auch zum glücklichsten Menschen machen.“

Sie sah ihn lächelnd an.

---

*) Böse Tücken.

**) In seine alten Fehler zurückfällt.

Da faßte er ihre Hand und sagte: „Lieb Ammichen, werde meine Frau!“ Mit der heimlichen Liebe ist's ein schlimm Ding. Sie bricht, eh' man sich's versieht, in lichten Flammen heraus. So war's auch bei dem guten Ammichen. Kurz zu sagen: eine halbe Stunde später kam die Mutter, zu sehen, wo Ammichen bliebe, und siehe da, sie saßen Arm in Arm bei einander und kosten, und sagten der Mutter, sie seien Braut und Bräutigam.

Obwohl die Mutter nicht Nein sagte, so war sie doch keineswegs froh über diese Verbindung. Sie fürchtete, der Fritz spiele den Gebesserten, bis er das Vögelein in der Schlinge habe, und werde dann, wenn er im Besitze des Reichthums sei, ein noch weit schlimmeres Leben beginnen, als er früher geführt habe. Es traute ihm halt Niemand, und man sieht hier recht genau, daß wer einmal Wölfchen heißt, sicherlich zu dem Namen Wolf kommt, ohne ihn wieder zu verlieren; indessen schwieg sie, und äußerte nur das: „Wenn doch auch ja der Fritz sich ordentlich betrüge!“

„Ihr sollt's erleben!“ rief er freudig aus, und Alles war gut.

Nur der Konrad zuckte die Achseln und sagte: „Ammichen, Ammichen, wenn's gut geht, will ich's loben!“

Ammichen sagte: „Laßt mich nur sorgen!“

Sie wurden kopulirt, und der Fritz war der reichste Bauer im Dorfe; denn er hatte fast sein ganzes Gut wieder und das Ammichen's dazu.

Die Bauern sagten: „Wart' einmal! Der wird nun aufs alte Lied wieder kommen!“

Aber Fritz kam nicht drauf, und sie verrechneten sich alle.

„Kamen denn gar keine Rückfälle?“ fragte das Lieschen.

„Wie hat's denn das Ammichen gemacht?“ fragte mit glühenden Wangen des Schulzen Kathrinchen.

„Ich will's nicht läugnen,“ sagte der Schmiedjacob, „daß es für den Fritz noch Leckfallen gab; aber das Ammichen fesselte ihn an das Haus. Sie war eine stets heitre, nie keifende, reinliche und thätige Frau; scherzte und neckte mit ihrem lieben Manne; that ihm Alles zu Gefallen, was sie konnte, und rief seinen Rath bei allen Dingen an, auch wo sie ihn nicht brauchte; erzählte ihm dieß und das, und ließ sich von ihm erzählen; rief ihn

Sonntags stets zum frommen Kirchgang auf; las mit ihm in Gotteswort und machte, daß er als Hausvater das Gebet las, Morgens und Abends. Kam er von der Arbeit, so lief sie ihm liebkosend entgegen; ging er, so entließ sie ihn mit freundlichem Blick und Wort. Abends wurde die Arbeit für den morgenden Tag besprochen und berathen, oder es kamen die guten Nachbarn zu ihnen, und in der Spinnstube im Winter las man gute Bücher vor. So dachte Fritz an kein Ausgehen. Wollte er einmal einen Schoppen trinken, so holte er ihn aus dem eignen Keller, und seine holdselige Frau trank wohl mal ein Schlückchen mit. Kein Mensch aber sah den Fritz trunken. Mußte er einmal auf den Fruchtmarkt in die Stadt, so hatte Ammichen auch Geschäfte in der Stadt und ging dann jedesmal mit, so daß Fritz es am Ende nicht anders wußte, ja keine Lust dazu hatte, wenn sie nicht mitging. — So hat sie's gemacht, Kathrinchen, und der Fritz ist ein eben so ehrbarer als christlicher Mann geworden, sein Wohlstand wuchs unter Gottes Segen, und als sie erst mit Kindern gesegnet wurden, dachte vollends der glückliche Vater nicht mehr daran, seine Freude außer dem Hause zu suchen, und das kann ich sagen: ich hab' niemals in meinem Leben eine glücklichere Familie gesehen, als die Ammichen's und ihres braven Fritz."

Plaudere mir Einer, was er will; ich bleibe dabei, eine brave Frau macht auch einen braven Mann; aber wenn die immer zankt und keift; wenn sie unordentlich und unrein ist; wenn sie gegen ihren Mann stets lieblos und unfreundlich ist, — dann verleidet sie ihm das Haus, und er fällt wieder in die Sünden und Fehler seiner Jugend; aber umgekehrt wird er dem Hause, dem rechten Leben, dem Reiche Gottes gewonnen.

„Merk dir's, Kathrinchen," sagte der Schmiedjacob, „du hast's auch nöthig; denn an deinem Valtin hast du etwas zu bessern. Geb's Gott, daß es dir, wie dem Ammichen, gelingt!"

30. Wie Gott will!

Ihr kennet das fromme Sprüchlein, liebe Leſer, das ich da oben hingeſchrieben, und habt's wohl vieltauſendmal in Eurem Leben ſelber gebraucht. Soviel iſt ganz gewiß und ſicher, zu oft kann's Keiner hören und ſelber ausſprechen; denn das Sprüchlein weiſet auf Den hin, der gebetet hat: „Nicht wie ich, ſondern wie du willſt, Vater!“ Wir können's auch alle brauchen; denn mit unſrer Macht iſt nichts getan, und haben ja alle ſoviel zu hoffen und zu wünſchen, — es müßte denn Einer ſein, der nichts zu wünſchen und zu hoffen hätte, — und den möcht' ich mal ſehen' oder Einer gar nicht glauben, daß ein Gott im Himmel wäre, — und — der wäre von allen Narren der größte. So lange wir aber nicht das wiſſen, was uns morgen begegnet, ſo lange wir den Erfolg unſrer Arbeiten und Unternehmungen nicht voraus wiſſen, ſo lange wir uns etwas vornehmen zu tun, es ſei nun groß oder klein, — ſo lange, ſage ich, müſſen wir auch bei Allem ſprechen: So Gott will! Und wenn wir's auch vielleicht nicht grade laut ausſprechen, ſo müſſen wir's doch im Herzen hinzudenken; denn die heilige Schrift ſagt: Der Menſch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben, und hinwiederum: Alle gute und alle vollkomm'ne Gabe kommt von oben her, von dem Vater des Lichts — und — wer von uns hätt's nicht erfahren, daß an Gottes Segen Alles gelegen iſt!

Es hat aber ſchon Manchen gereut, dieß Sprüchlein bei ſeinen Anſchlägen und Vorhaben vergeſſen zu haben, und Mancher hat's teuer bezahlen müſſen, daß er, um mit dem Sprüchwort zu reden, die Rechnung vor dem Wirthe gemacht hatte.

Ich will Euch dazu ein Exempel erzählen, das ich ſelber erlebt habe, und die Nutzanwendung überlaß ich Euch ſelber. Gebt einmal Acht!

Da drüben über dem Rheine, ich möchte ſagen, nicht weit von Wetzlar, lebte vor wenigen Jahren noch eine Frau, die man ſo ebenhin und überall die Botenliese

nannte, weil sie seit Jahr und Tag, und noch viel länger, den Botengang in die nahe Stadt zu machen pflegte. Jeden Tag, den der liebe Gott an den Himmel kommen ließ, hätter Ihr sie können auf diesem Wege finden. Dann trug sie auf dem Kopfe den großen Tragkorb, aber im Kopfe ein paar Dutzend Bestellungen vom Hans und Kunz. Lesen und Schreiben verstand sie nicht; denn sie war noch aus der Zeit, wo leider die Schulen überall schlecht und an vielen Orten sehr schlecht waren; bei ihr ging Alles mündlich und auswendig, und wenn der Herr Pfarrer ihr Briefe an einen guten Freund oder an mehrere mitgab: wenn der gescheidte Schäfer, der das Viehdoctern aus dem Fundament verstand, ihr seine Recepte für die Apotheke mitgab, der Schusterveter Draht und Pech und Schuhhanf, der Schreinerjörg Leim und Nägel, die Frau Schulzin Kaffe und Zucker, die Annliese Oel, die Margreth ein Pfund Salz oder ein Loth Pfeffer bei ihr bestellte, und Andre noch viel mehr, — so konnte man drauf wetten, daß sie nichts vergaß und Alles ausrichtete, wie der, der sichs in die Briefiasche schreibt, — und noch besser. So gings nun schon seit zwanzig Jahren Tag aus, Tag ein, und am Werktag wie am Sonntag: es mochte regnen oder schneien: es mochte Stein und Bein zusammenfrieren oder die Hitze drücken bis zum Umfallen.

Wenn des Werktags die Männer mit Schippe und Hacke, die Frauen und Mädchen mit Sichel und Grastuch hinaus aufs Feld gingen; wenn des Sonntags Mann, Weib und Kind im Sonntagsstaate, das Gesangbuch unter dem Arme, zur Kirche zogen, so ging die Botenliese mit ihrem Korbe zur Stadt, und die Glocken läuteten für sie allemal umsonst.

Das war nichts Schönes' hör ich Euch sagen, — und ich sags auch: denn da wird das Herz gottlos — und — leset einmal Matthäus 10, 32 und 33!

So war sie denn auch einmal wieder, zu ihrem Gange gerüstet, — es war just um Petertag, wo das Eis bricht und der Schnee schmilzt, — vor ihre Haustüre getreten. Aber es war, obwohl es thaute, ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Türe jagen mochte. In dicken Flocken fiel der Schnee zur Erde, und feiner Regen fuhr dazwischen.

Der Himmel war trüb und die Wolken grau. Alle Wege und Stege waren aufgebaut bis auf den Grund, und überall her strömte das Wasser in den hochangeschwollenen, wildbrausenden Bach. Es war halt grausig anzusehen, und wer hinter dem warmen Ofen ans Ueberfeldgehen dachte, den schuckerte es. *)

Der Botenliese, die schon so viel hundertmal durch Dick und Dünne gegangen war, schien's doch auch zu arg. Sie stand einen Augenblick zögernd da und sah hinaus in das unfreundliche Wetter.

Wie sie so dastand, öffnete die junge Frau des Schreiner-jörg, der gegenüber wohnte, das Fenster und rief ihr zu: „Nun, Nachbarin, heute bleibt Ihr doch wohl daheim?"

Die Botenliese aber sagt: „Nein: ich muß in die Stadt, es mag gehen, wie es will."

„Sagt: wann Gott will," erwiederte die junge Frau darauf.

Da vermaß sich die Botenliese frevenlich und sprach: „Gott mag wollen oder nicht, ich muß in die Stadt!"

„Gott verzeih' Euch diese Sünde!" rief, von Entsetzen erfüllt, die junge Frau; „wär' dieß Euer Wort eine Brücke, so möcht' ich nicht hinübergehen!"

So sprach die junge Frau und machte ihr Fenster wieder zu, die Botenliese aber ging zum Dorfe hinaus nach der Stadt.

Vor dem Dorfe ging der Fußpfad über den wildangeschwollenen Bach. Ueber dem Bach lag ein Steg, schmal und ohne Seitenlehne. Den Steg betrat die Botenliese. Sie hatte ihn schon viel hundertmal mit leichtem, sicherem Schritte betreten, — aber dießmal, — ich weiß nicht, war es das große Wasser, das unterm Stege floß, oder war es der Regen und Schnee, den ihr der Wind in das Gesicht jagte, oder was es war — heute wird es der Botenliese so wunderlich vor den Augen —; sie sieht den Steg doppelt; sie tritt — in die leere Luft, und stürzt hinunter in die Tiefe! — Und das Wasser verschlang sie.

Weiter unten am Mühlengraben zog man sie heraus und brachte sie als Leiche in das Dorf.

*) Schuckern = fröstelu.

Der Schreinerjörg machte ihr den Sarg und der Pfarrer hielt die Leichenpredigt über den Text: Jacobi 4, 15., wo es heißt:

„Wohlan nun, die ihr saget: heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt und handthieren und gewinnen, die ihr nicht wisset, was morgen sein wird — dafür ihr sagen sollter: So der Herr will und wir leben, wollen wir dieß oder das thun."

Item — vergesset's nicht: „So Gott will!"

31. Eine Anekdote.

Kommt einmal der Doctor Schwerenstecher in ein Dorf, wo er den Kindern die Pocken einimpfen will, und waren die Weiber mit den Kindlein schon alle in der Schulstube versammelt. Fragt er eine junge Frau, die ihr Erstgebornes auf dem Schooße hat: „Wie alt ist Euer Kindlein?"

Die Frau besinnt sich und sagt dann: „Wenn unsers Nachbars Scheuer noch einmal abbrennt, so wird's ein Jahr alt!"

32. Ein Räthsel.

Das ist der alte Gang auf Erden,
Daß Alles vergeht, um Neues zu werden.
Siehst du an deines Rockes Nähten
Das Futtertuch zu Tage treten,
So denk': Es bricht für meine Bahn
Der Lebensmorgen fröhlich an;
Doch muß er erst noch völlig klein
Zerrissen und zerfetzet sein;
Denn aus den Fetzen alten Glanzes
Werd' ich ein glänzend neues Ganzes
Und Niemand hat mir's noch angesehn,
Welch' Leid dem alten Rock geschehn.

Doch iſt mein Loos auf dieſer Erd'
Wahrhaftig nicht beneidenswerth.
Wohl dien' ich jedem Gefühle der Bruſt
In tiefem Weh und in heiterer Luſt.
Wohl trag' ich in die Welt hinaus
Was hier geſchiehet im engen Haus;
Wohl dien' ich dem Rechte, wohl dien' ich der Pflicht,
Bin freudig zu Dienſte der Wahrheit Licht,
Und biete viel Schönes dem Auge dar —
Doch auch dem Argen ſchon dienſtbar ich war,
Und bin es noch immer und fort're den Streit,
Und dehne Proceſſe ſo weit, ſo weit —
Bis hin zu dem Bettelſack. Lüge der Welt
Tagtäglich was vor — das doch ihr gefällt.
Und ſelber als Geld und Goldes Werth
Die tolle Welt nach mir begehrt —
Ja, was mir Schlechtes auf Erden geſchieht,
Das ſchleicht ſich herein in mein Gebiet
Und hab' ich endlich mein Werk vollbracht,
Legt man mich in Kerkers dunkele Nacht,
Und meine Angſt und meine Noth
Endet, ach, ſpät erſt ein langſamer Tod.
Doch öfters noch werd' ich zerrauft und zerriſſen,
Mit Füßen getreten, hinweggeſchmiſſen:
Man ſtampft ſelbſt ohne Erbarmen mich klein
Und zwingt mich, mein eigener Vater zu ſein.
Doch wär' ich nicht da, Ihr bekämet nicht —
Die Spinnſtube jemals zu Geſicht.

33.

Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einſt wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätſchenſaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich:
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oeſterreich!
Der andre, ſich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig ſterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutſchland ſoll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie ſanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten ſich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutſchland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenſtengel,
Und liegen ſah die drei.
Er ſah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie ſie im Todesbunde
Gerufen: Deutſchland hoch!
Da ſchlug er ſeine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchſten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Fr. Rückert.

31. Altes Gold oder auch nicht!

Rechter ein Stück Brod in der Tasche, als eine Feder auf dem Hut! So dachten unsere Väter, liebe Leser, und das Wort ist zweimal wahr. Einmal kann Einen eine Feder auf dem Hute nicht satt machen, wenn man hungrig ist, sondern ein ehrlich Stück Brod, das Leib und Seele zusammen hält; dann aber auch in der tieferen Bedeutung, nämlich so: All der Flitter, womit du dich behängst, hat keinen Werth in der Noth, sondern ein ehrlich erworbenes, ehrlich erspartes Besitzthum, etwa ein Nothpfennig, — oder ein Stücklein Feld, darin man Brod ziehen kann, oder ein ehrlich Handwerk, denn das hat einen goldnen Boden. Da sagen die Leichtsinnigen: Man sieht mir auf den Leib, aber nicht hinein, und damit sagen sie, wenn ich mich auch noch so kümmerlich behelfe, wenn ich nur ein recht schönes Kleid trage, so gelte ich etwas, denn Kleider machen Leute. Das ist mir die rechte Höhe! Die Alten waren besser dran, als wir, denn sie dachten zuerst ans Brod in der Tasche, und hielten's höher, denn eine Feder auf dem Hut. Heutzutage ist Elend und Jammer überall. Die Leute klagen: Wir können uns nicht mehr ernähren. Glaub's Euch der Kuckuck! Eure Lebensregel ist: Besser eine Feder auf dem Hut, als ein Stück Brod in der Tasche. Da liegt's! Bliebet Ihr fein demüthig und bescheiden, hinget nicht Alles an Staat und Putz, und spartet ehrlich, dann könntet Ihr Euch auch nicht nur ernähren, sondern noch etwas ersparen und ein Eigenthum erwerben. So denkt Ihr: Die Leute sehen auf den Leib, aber nicht hinein, hänget Alles an Kleider und Flitter, und lebet kümmerlich und — habt dann zur Arbeit keine Kraft. Ueppig leben sollt Ihr nicht; aber statt Kaffe eine Kartoffel- oder Hafergrützsuppe essen und — wenn Ihr etwas trinken wollt, statt des von Gott verdammten Branntweins, der ein Gift ist, ein Glas Bier, das erquickt und nährt. Dann habt Ihr Kräfte und könnt arbeiten, und dann bleibt der Hunger fern, wenn die Feder nur vom Hute bleibt. Kleider machen Leute sagt

Ihr eitlen Thoren. Die Fabel erzählt: Ein Esel habe einmal eine Löwenhaut angehängt, um den Thieren weiß zu machen, er sei ein Löwe, — aber — die langen Ohren verriethen's schnell. So machen die Kleider Leute! Wenn nichts Rechtes drin steckt, hilft auch der schönste Rock nichts. Oben: Hui! Unten: Pfui! — Bedenk's!

Seit man im lieben Bauernstande, und das ist der Erste im Reiche, weil er die andern alle ernähren muß, von der alten, väterlich ererbten Tracht gewichen ist, seit der Bauer einen Herrenrock trägt, ist halt überall eitel Lumperei, eitel Unzufriedenheit und Elend. Die Steuern sind nicht zu erschwingen! Freilich! wenn man die Feder auf den Hut kaufen muß, und den neumodischen Rock, wie ihn die Herren tragen. Man kommt nicht mehr aus! Glaub's wohl! Wenn man lieber alle Tage das Sonntagskleid trägt als Einen, und Branntwein trinkt und kartet und in die Lotterie setzt, die die Juden anpreisen. Nehmet nur Eure Kreuzer und spielt in der Lotterie. — Ihr habt dann einen recht lustigen Weg zum Bettelsack, nämlich Ihr werdet mit lauter Hoffnung Bettler. Der Napoleon, von dem ich, als ehrlicher Deutscher, nichts wissen will, hat aber doch einmal ein wahres Wort gesagt. Er nannte die Lotterie: Eine Steuer für die Narren. Verstanden? Ein Sprüchwort sagt: Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf das Eis tanzen. Das fällt mir allemal ein, wenn ich höre, daß Leute in der Lotterie spielen. Das Alles ist aber die Frucht des Hochmuths. Man will aus seinem Stande heraus, will ein Herr werden, dazu gehört Geld, — also müssen alle Mittelchen helfen, wenigstens werden sie versucht, — bis es Matthäus am Letzten ist — Hochmuth kommt allemal vor dem Falle! O, wie glücklich ist der, der genügsam ist und lasset sich genügen; der wacker arbeitet und sparlich zu Rathe hält; bei dem der Hunger der beste Koch ist, und überläßt den Narren die Feder auf dem Hute, sorgt aber, daß er ein Stück Brod in der Tasche habe. Vor dem hab' ich Respect! Und da hat's noch gute Wege!

35. Der Amerikaner.

Habt Ihr den Amerikaner schon gesehen? fragten kürzlich die Leute in einem Dörfchen einander; denn es war Einer aus Amerika zurückgekommen. Der trug einen mächtigen, rothen Bart, einen grauen Hut, einen dunkelblautuchenen Mantel, und ließ die beiden Flügel weit in den Wind hinaus fliegen, daß man das scharlachrothe Futter sehen konnte, das unter dem Mantel und Kragen war.

Jetzt kann ich mir's denken, warum die Leute auf der Gasse zusammen liefen, wenn der Amerikaner kam, und warum Klein und Groß in die Fenster fällt, wenn er durchs Dorf geht: Der versteht das Windmachen! Und wenn er erst anfängt zu erzählen vom Lande der Freiheit jenseit des Meeres; von den großen Städten, die wie die Schwämme über Nacht aus der Erde wachsen; von den breiten Strömen, auf denen zahllose Dampfschiffe viele hundert Meilen auf- und abfahren; wenn er auslegt, wie Einer mit hundert Thalern sich ein Land zusammen kauft, so groß, wie daheim die ganze Gemarkung; wie dann das Holz gehauen, die Aecker angebaut, Haus, Hof und Garten angelegt wird, und der Ansiedler in seiner Besitzung schaltet, wie ein Fürst; wenn er davon spricht, wie jegliche Arbeit reichen Lohn bringt, und das Geld wie gar Nichts den Leuten durch die Finger lauft, — dann begreif ich's, warum sie dem Amerikaner zuhören, als wär's ein Evangelium, was er sagt. Sie meinen, druben wäre das Paradies, das Land, wo Milch und Honig fließt, und wo der Himmel voller Geigen hängt.

Wie mag so einem armen Schelmen, dem hier die Kreuzer dünne und spärlich durch die rauhen Finger rutschen, das Herz im Leibe hüpfen, wenn er an die Dollar's denkt, die ihm druben schwer im Beutel liegen werden, und wenn er sich's ausmalt in seinen Gedanken, wie er auch einen grauen Hut und einen blauen Mantel mit rothem Futter tragen kann, wie der Amerikaner!

Der Amerikaner ist ja auch einmal ein armer Schelm gewesen im deutschen Vaterlande, und hat das Nachtwächterhorn geblasen in seinem Heimatdorfe; aber er hat Kurasch

gehabt, und iſt nach Amerika gegangen, und jetzt iſt er — ein gemachter Mann.

Ich will's gerne glauben, daß Einer in Amerika ſein Glück machen kann. Warum denn nicht? — Das kann man ja auch in der alten Welt, das heißt: hier zu Lande. Ich weiß mehr als Einen, der ehedem ein armer Schlucker war und jetzt mitten im Glücke drin ſitzt, wie der Vogel im Hanfſamen. Und noch viel mehr Leute ſind mir bekannt, die hier zu Lande zwar nicht ihr Glück machen, wie man's nennt, die aber ſich redlich ernähren und mit ihrem Schickſal zufrieden und wahrhaft glücklich ſind.

Kann das bei uns geſchehen, warum ſollte es nicht auch in Amerika geſchehen können? Der alte Gott lebt ja noch und läßt es den Aufrichtigen gelingen, ſie mögen nun dieſſeit des Meeres wohnen, oder jenſeits.

Zudem iſt drüben Alles nagelneu, und Manches noch im Entſtehen; da wartet mancher ſchöne Landſtrich noch auf Pflug und Hacke und Axt; da braucht man viel fleißige Hände, um Stadt und Land zu bauen. Was Wunder, daß Mancher da ſein Brod findet und ſein Glück dazu, wenn er ein ehrlich Herz, fleißige Hand, kluge Sinne und Gottvertrauen mitbringt? Drum will ich keinen falſch drüber anſehen, wenn er mit gutem Grund und Bedacht die Heimat verläßt und ſich drüben ein ehrlich Stück Brod ſucht. Hat einſt ein Abraham Vaterland und Freundſchaft verlaſſen auf Gottes Geheiß: geht heute noch der Schweizer, der Tyroler aus ſeinen heimatlichen Bergen und das Savoyardenbüblein mit ſeinem Murmelthier in die weite, fremde Welt hinaus, weil die Noth ihn treibt; ſo geh' auch du in Gottes Namen, wenn's daheim mit dem: „Nähre dich redlich" nicht mehr gehen kann (ſiehe das alte Gold, Nr. 34!) und es dir im Herzen iſt, als zöge dich eine unſichtbare Hand und als ſpräche die Stimme Gottes: Ziehe aus! Gehe mit Frieden und nimm die deutſche Treue, deutſchen Fleiß und deutſche Zucht und Sitte mit hinüber in die neue Welt; pflanze dieſe deutſchen Tugenden am Miſſiſippi und am Ohio an, und ſie werden fröhlich blühen, wie am Rhein und an der Donau. Hilf ein zweites Deutſchland bauen in der neuen Welt. — darob werden ſich die Engel im Himmel und die Menſchen auf Erden freuen.

Aber das sag' ich dir zum Voraus, und du wirst's erleben, dafern du ein deutsches Herz in der Brust hast, es ist ein schwerer Schritt, Vaterland und Freundschaft zu verlassen und in ein fremdes Land zu ziehen. Ein heimlich Weh wird dir stets im Herzen bleiben, so lange es schlägt, und alle Wunder und alle Herrlichkeiten der neuen Welt werden dir die traute, alte Heimath nicht ersetzen. Jetzt richtest du vielleicht hoffnungsreiche Blicke in die Zukunft und in das gepriesene, fremde Land; aber es kommt die Zeit, daß du wirst sehnsüchtig dein Auge nach der Vergangenheit wenden, nach der verlassenen Heimat, und es werden dir die Thränen in die Augen treten.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Dich nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!
Wie wird das Bild der alten Tage
Durch deine Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es dir vor der Seele stehn!

Ach, meine lieben Landsleute, das Vaterland ist kein leerer Name, keine bloße Einbildung; nein, es gehört zu unserm Leben und ist mit ihm verwachsen durch und durch. So gut wie ein Mensch Vater und Mutter hat, so gut muß er auch ein Vaterland haben, und muß es lieben von Herzensgrund, wie er Vater und Mutter lieben. Das ist unehrliches Gesindel, Zigeuner- und Vagabundenvolk, das vom Vaterland und vom Heimweh nichts weiß. Drum thut's mir allemal leid im Herzen, wenn ich Leute sehe, die mit leichtem Herzen, lachend und singend aus der Heimat wegziehen in das ferne, fremde Land. Geht nur hin, Ihr leichtsinnigen Leute, das Weinen wird Euch schon noch kommen und das Weh wird nicht ausbleiben! Und wenn es auch kein anderes, als das Heimweh wäre! Und wenn's nun obendrein so 'ne Sache wäre mit den goldenen Bergen, die du drüben suchst! Wenn das Glück doch nicht gerade einem Jeden so wollte, wie er sich träumt! Wie dann? Ich denke an den reichen Müller, von dem wir in der Spinnstube von Anno 1846 lesen, wie der mit Weib und Kind und vielem Gut aus seiner Heimat auszog, und noch ehe er das gelobte Land Amerika gesehen hatte,

als ein bettelarmer Mann wieder heimkam. Es fällt mir so mancher Andere dabei ein, der's auch nicht an die große Glocke hängt, was er in Amerika gefunden hat. Geht's Einem gut, so rühmt er's mit vollen Backen: geht's aber schlecht, so schweigt er mäuschenstille. — Warum? — Antwort: Es mag sich halt Keiner gerne auslachen lassen. Auch ist nicht Alles Gold, was glänzt. Weit gefehlt'

Seht den Amerikaner an, der mit seinem grauen Hute und reifgefütterten Mantel da herumstolzierte, der hat am Ende sich Leute suchen müssen, die ihn wieder frei hinüber brachten und das war Lumperei.

Das war's, warum er den jungen Burschen goldene Berge und den jungen Mädchen in Amerika hübsche, reiche Männer versprach. Pfui aber solche Seelenverkäufere! Und was die Briefe anbelangt, die mit blauer Tinte geschrieben sind und von Amerika herüber kommen, meint Ihr, es wäre nichts als die lautre Wahrheit drinn? — Ach, das Papier ist geduldig und die Schiffe bringen oft so schwere Fracht von Lügen mit herüber, wie sie Menschen und Güter hinüber getragen haben. — Aber dann und wann verrathen sie sich selbst. So hat neulich einmal Einer geschrieben: „Es ist ein freies Leben in Amerika: es gibt keine Gerichte und keine Polizei: es kann Jeder treiben, was er will" — Das mag eine schöne Wirthschaft sein, wo Jeder treiben kann, was er will, ich möchte, bei meiner Seele! da nicht hausen! Aber so schlimm ist's nicht in Amerika, Gott sei Dank! Der mag gedacht haben: Wenn ich einmal luge, so will ich's auch ordentlich thun! Dann fährt der amerikanische Briefschreiber also fort: „Man braucht auch vor keinem Pfarrer und Schulmeister hier die Kappe abzuthun'" — Ich glaub' dir's gern, du armer Schelm! Wo du dich herumtreibst, wird's wohl keinen Pfarrer und Schulmeister, weder Kirche noch Schule geben. Du brauchst also auch vor keinem solchen Manne die Kappe abzuthun. Aber, was gilt's? Wenn du nur daheim in deinem alten Vaterlande wärest, würdest du wohl gerne wieder einmal am Pfarrhaus vorüber gehen, deine Kappe abziehen und sagen: Guten Morgen, Herr Pfarrer! Aber meint Ihr nicht, lieben Leute, daß wir hier in unserm alten Heimatlande dazu thun sollten, daß so ein

armer Schelm auch in Amerika einmal vor seinem Pfarrer die Kappe abziehen und sein Kind in die Schule schicken könnte? Und dafür hat sich wahrhaftig schon seit einer Reihe von Jahren drunten am Nieder-Rheine, in Langenberg, eine Gesellschaft gebildet, die nämlich Geistliche zu den verlassenen Deutschen in Amerika senden, um sie, die leider vielfach verwildert sind, wieder für das Reich Gottes zu gewinnen. Möge Gott ihr Wirken segnen! Es thut Noth! In Summa: Es soll's ein Jeder wohl bedenken, was er thut, und vorher es wohl überlegen, ehe er's thut; — denn vor gethan, und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht. Drum, wenn dir die Amerikagedanken kommen, lieber Freund, so setz' dich hin und gehe mit dir zu Rath und frage dich: Was dich von hier wegtreibt und was du dort suchst. Treibt dich die Noth, die wirkliche und nicht die eingebildete, so will ich nicht mit dir rechten. Nur so viel will ich sagen: Es macht sich Mancher seine Noth viel größer, als sie ist, und traut dann unserm lieben Herr Gott nicht zu, daß er ihm aus der Noth helfen könne; auch ist's einmal in der Welt so eingerichtet, daß Jeder seine *liebe* Noth habe. Ich denke, es wird in Amerika auch so sein, und das ist gut.

Treibt dich aber der Uebermuth fort, dann weiß ich nicht, was ich dir zum Troste sagen soll. Ich fürchte, ich fürchte — du wirst bereuen; denn Uebermuth thut niemals gut, und es wird wohl auch in Amerika dafür gesorgt sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Tagdiebe aber, und die Faullenzer, die das Sprüchlein vergessen haben: Bete und arbeite, wenn die von hier fortgehn, so werden sie's wohl in Amerika wieder lernen müssen, was sie hier vergessen haben, und das ist sehr gut. — Oder treibt dich sonst was fort von hier? — Ich will nicht hoffen, daß ein bös Gewissen dich treibt oder sonst eine heimliche Krankheit deiner Seele. — Dem entfliehst du nicht. Das geht mit dir und verfolgt dich, wie dein Schatten. Du packst es mit in deine Kiste, es geht mit dir aufs Schiff, und wenn du's im großen Meere ersäufen wolltest, so wurde es sich an deine Hand hängen, und du zögest es wieder heraus. Es landet mit dir in der neuen Welt und zieht mit dir in die Wildniß. Ach, lieber Mensch,

so etwas mußt du mit deinem Gott im Himmel ausmachen, und du wirst's nicht anders los, als wenn du zu Kreuze kriegst und zu deinem himmlischen Vater sprichst: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir! Das mußt du thun, und wenn du's gethan, so kannst du ruhig gehen oder bleiben! Drum sehe Jeder, wie er's treibe; sehe Jeder, wo er bleibe und — wer steht, daß er nicht falle!

Zum Schluß möcht' ich noch ein Liedlein von einem Manne hierher setzen, der sich im deutschen Vaterlande brav umgesehen und ein Herz hat für sein Volk. Der meint:

Bleibet im Lande und nähret Euch redlich,
Rücket zusammen und füget Euch fein.
Mache nur keiner zu breit sich und schädlich.
Se ist das Land nicht für alle zu klein.
Wollet nur selbst Euch nicht drängen und reiben,
So ist für Menschen im Land noch zu bleiben,
Und es wird fließen von Milch und von Wein!

36. Schlußwort an meine lieben Leser!

So wär's denn wieder einmal für ein Jahr zu Ende, für ein Jahr, das noch nicht da ist, während ich dieß schreibe. Mög's Euch und mir freundlich sein, wenn's kommt! Aber wenn Ihr in den Winterabenden die Spinnstube durchlesen habt, werdet Ihr doch sagen: Er hat Wort gehalten! Und wenn Ihr dann beim Lesen auch meiner in Liebe gedacht, wie ich Eurer beim Schreiben, so laßt uns an dem alten Sprüchworte festhalten: Alte Liebe rostet nicht, und uns im Jahre 1848, falls der treue Herr droben es so will, in der Spinnstube als alte, treue, liebe Freunde wieder willkommen heißen, und ich sage dann zu Euch, wie ich, wenn ich von meinen lieben Kindern auf eine zeitlang scheide, zu diesen sage: Ich bring' Euch auch was mit!

Und somit Gott befohlen!

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1848.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Dritter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Gedruckt bei J. J. Baerlänter.

Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte!

Liebe Freunde aus der Spinnſtube!

a liegt ein Briefleim vor mir, das mir der Poſtknecht gebracht hat am Tage Martini 1846, und iſt von dem Gevatter: das muß ich Euch zu leſen geben, denn es geht die Spinnſtube an. Er heißt ſo:

Mein lieber Gevattermann!

Obwohl ich Ihm keins Seiner Kinder über die Taufe gehoben, nennt Er mich doch Seinen Gevatter, und hanſelt mich als einmal erbentlich. Da muß Er's auch in die Freundſchaft rechnen, wenn ich Ihm darüber meine Meinung ſage, daß Er mich auf dem Umſchlagbilde der Spinnſtube von 1847 ſo dickleibig hat abbilden laſſen und den Michel, den Gabriel und Peter auch. Mir lags juſt nicht viel dran, denn ich bin ein alter Kamerad, und — hab eine

Frau — aber — aber — mit dem jungen Volke und den Mädchen ists etwas Anderes — Das hätt' Er besser bedenken sollen! Die haben sich tausend geärgert, daß sie auch nicht so aussehen, wie sie sind — u. s. w. Was Seine Spinnstube betrifft, so laß Er sich keinen Aleb ins Ohr setzen, und bleib' Er dabei, daß Er die Leute als einmal lachen macht aus Herzensgrunde. Purer Ernst macht schläfrig. Aber, was ich Ihm sagen wollte, mach Er die Räthsel nicht so schwer. Da hat Er Eins, das ist eine harte Nuß. Man beißt sich die Zähne aus, und knackt sie doch nicht. Das ist Nichts! Item: erzähl Er uns als etwas aus der Geschichte von Deutschland und so, wie die Leute auf Dieß und Das zu kommen sind, wie er da vom Spinnrade erzählt hat. Verzeih Er auch den Schmierjacob nicht; und nenn' Er uns als einmal ein nützlich Büchelchen, das man sich etwa kaufen kann; auch wärs gut, wenn die Bilder hin und wieder besser und ihrer mehr wären. Was Er aber macht, denk Er dran, daß es uns auch ein Zeitvertreib sein soll.

Gott befohlen und Arjes'

Sein getreuer

Nachschrift: Gevatter.

Nichts für ungut'

Da haben wir's' dacht' ich, als ich das Briefleins gelesen. Ich soll am Ende noch die Zeche bezahlen und bin doch nicht dabei gewesen'. Nein, lieber Gevatter, da hatteret mit dem Zeichner und dem Holzschneider. Ich wasche meine Hände, und will keine Händel haben'. Das will ich mir hinters Ohr schreiben, was Ihr sagt, und es freut mich, daß Ihr's wißt, warum ich als einmal so etwas zum Lachen bringe. Das macht frisch, und der Kraft geht dann auch frisch ins Herz hinein. Um Euch mit den Räthseln auszufüllen, setz ichs gleich hier her, was sie sind: das Erste ist „Der Stern." Da hab ich an die Sterne am Himmel, an den Stern im Auge des Menschen, an den Stern in der Blume, an den Ordensstern gedacht. Das Zweite ist leicht: sagt Ihr „Weinglas" — so ists leer; sagt Ihr: „Glas Wein," so ists voll. Das Dritte ist „der Hahn" auf dem Kirchthurm, den hab ich so seine Gedanken (die

er nicht hat) aussprechen lassen, und habe dabei noch an den Hahn am Krahn gedacht, der den Wein durchlaufen läßt, an den Hahn am Gewehr, der Blitz und Donner — im Schusse — macht, und an den Hofhahn. Das Vierte, eben das Dina, das fünf Gestalten hat (ich glaub' das ist die harte Nuß?) — ist „die Flechte," und bei der ersten Gestalt des Dinges hab' ich an die Flechte oder Zahn (wie man auch sagt) gedacht, welche, aus Weiden geflochten, die Fuhrleute auf ihren Wagen legen, damit nichts durchfällt; bei der zweiten Gestalt dacht' ich an das weiße Moos, das Felsen und Bäume so grauweiß bekleidet, das heißt: Flechte; bei der dritten Gestalt fiel mir die Haarflechte der Frauen und Mädchen ein; bei der vierten aber die Brezel, den Kranz, den die Bäcker ja auch flechten und der an vielen Orten „Flechte" genannt wird. Die fünfte Gestalt ist die Flechte, die bitterböse Krankheit, die die Doktoren, trotz ihren Pillen und Pulvern, nur selten wegtreiben. Ihr rathet's immer ganz leicht, wenn Ihr an das denkt, woran ich auch gedacht habe! Das Fünfte (Seite 89) sind die Wolken. Das Sechste (Seite 97) ist der Schatten. Bei dem Siebenten brauch' ich kaum zu sagen, daß es (Seite 148) Cöln ist, denn das „Cölnische Wasser" ist recht gut bekannt. Das Achte (Seite 161) hat einen derben Druckfehler, es muß nämlich in der zweiten Zeile statt „Tiern" Strom heißen, und ist nichts Anderes, als der Wein, der aus dem Faße fließt. Zeile 178 stehen zwei. Das Erste heißt: „Kerker," das Zweite „Schlag." Das Letzte (Seite 221) habt Ihr gewiß gleich herausgehabt; es ist ja das Papier, das aus alten Lumpen gemacht wird, und auf das auch die Zeitungen gedruckt werden muß.

Bücher soll ich Euch nennen: wohlan, so kaufet „Uli der Knecht," von Jeremias Gotthelf, „die Heimkehr," „Anna, die Blumenbindlerin," und den „Kalendermann" von Glaubrecht, und um in der Obstbaumzucht etwas Tüchtiges zu lernen, das wohlfeile Büchlein „Karl Will, der kleine Obstzüchter oder gründliche Belehrung in der Obstbaumzucht, den „Bauernspiegel oder Peter Lang,

der verständige Bauer und Bürgermeister," endlich aber für Eure Frauen und Töchter: „Marie Flink, die kleine Gemüsegärtnerin, oder gründliche Belehrung in dem Gemüsebau." Die sind alle drei von einem Herrn Metzger in Heidelberg. Der versteht's, und Ihr könnt für wenig Geld viel Gutes lernen.

Was aber den Zeitvertreib betrifft, von dem der Gevatter spricht, so mein' ich so: meiner Lebtage bin ich kein Freund von solchem Zeitvertreib gewesen, den sich die Leute auf anderer Leute Kosten machten. Drum sind mir auch die Frau Basen und Klatschschwestern zu allen Zeiten ein Dorn im Auge gewesen. Item — es gibt auch solche, die haben Mannskleider an! Hab' auch schon mein Theil von ihnen abgekriegt, und wenn ja ein gutes Haar an mir gewesen ist, so haben sie's entweder ausgerupft, oder sie haben's nicht gefunden. Wer kann dafür? Faßt man's recht auf und nimmt's zu Herzen, so gibt's da Gelegenheit, zum Besserwerden; denn der Flachs und Hanf muß ja auch durch die Hechel, wenn er gut werden soll. — Aber — die Hechel — möcht' ich doch nicht sein! Da kommt man manchmal in Gesellschaften, die sehen so fromm und zahm aus, daß man Wunder meint. Kaum aber sind sie warm, so kommt die Katzenklaue heraus. Da bleibt kein Stand und kein Name und kein Alter verschont; man vergißt das Gute, was Einem Dieser und Der erwiesen hat, und er muß durch die Hechel, daß es eine Art hat. Manches ist vielleicht wahr; aber was braucht's an die große Glocke? Manches ist halbwahr; aber was brauchen sie's zu verdrehen? Vieles ist erlogen. Pfui, der Schande! Oder man kommt in eine andre Gesellschaft, da hört man schon von Weitem das Gejohl und Gelächter. Da sind Zotenrisser in ihrem schmählichen Thun. Pfui, der Schande! Wie unsauber muß es im Herzen und Leben der Leute aussehen, die so faules Geschwätze aus ihrem Munde gehen lassen, oder darüber lachen können, was sie mit Ekel und Abscheu erfüllen sollte! Nein, solchen Zeitvertreib wollt Ihr nicht. Wollt auch nicht immer lachen, wenn's auch unschuldig wäre, denn Ihr wisset ja, für was man den hält, der immer lacht? — Nun, so soll Euch die Spinnstube mit Gottes Hülfe einen Zeitvertreib bringen, der

beſſer iſt. Ihr ſollt wohl mal lachen über einen Witz oder eine komiſche Geſchichte. Das iſt keine Sünde; aber Ihr ſollt auch Ernſtes wieder haben, das dem Herzen wohlthut; ein gutes Beiſpiel gibt; eine rechte Lehre darbeut; auf Gottes wunderbare Fügungen hinweiſt; glauben, hoffen, lieben, Gott fürchten und recht thun lehrt. Ihr ſollt auch geſchichtliche Thatſachen kennen lernen — doch, ich darf's nicht verrathen, was Alles dieſen Worten nachfolgt. Und hier und da ein Räthſelchen, das ſich leicht errathen läßt. Nicht wahr, Gevatter, ſo meintet Ihr's? Ich auch, und damit Gott befohlen, und ſeht mal zu, ob ich Wort gehalten'

1. So war's recht!

Ob Ihr, liebe Leſer, ſchon Zigeuner geſehen habet, weiß ich nicht. Es ſind ſo braungelbe Geſichter mit ſchwarzen, brennenden Augen. Sie ziehen ſeit vielen Jahrhunderten in der Welt herum, haben keine Heimath, reden ein Kauderwelſch unter ſich, das kein Chriſtenmenſch verſteht, betteln, mauſen (ins Deutſche überſetzt, beißt's: ſtehlen) und erheben die Narrenſteuer. Was? Narrenſteuer? Was iſt denn das? fragt Ihr. Will's Euch ſagen! Jeder gute Chriſt weiß, daß der liebe Gott aus guten, heiligen Abſichten uns Menſchen die Geſchicke der Zukunft verborgen hat. Nun gibt's aber der Narren unendlich Viele, die gerne eben das wüßten, was ihnen Gott zu wiſſen unmöglich gemacht hat. Darauf ſpekuliren die Kartenſchlägerinnen thun's auch die Zigeuner. Weil ſie ein fremdes, abenteuerliches Volk ſind, und gar unheimlich ausſehen, meinen jene Narren, ſie wüßten mehr, als andre, ehrliche Menſchenkinder.

Da kommen ſie denn mit wichtiger Miene und ſagen wahr (ſo nennen's die Narren, und iſt doch eitel Trug und Lug), nehmen die Hand, blicken gar ernſt hinein und ſagen dann, wenn es z. B. die Hand eines jungen Mädchens iſt: „Du haſt einen ſchönen (das meint Jede!) und treuen (was könnte ihr lieber ſein?) Schatz. Du wirſt bald Hochzeit haben! (alle Wetter, das ſchlägt ein!)" Des Dings ſagen ſie nun noch mehr, was die Mädchen gerne hören. Wird das Geſicht fröhlich, ſo kommt noch Reichthum, Glück u. ſ. w.

Wird aber das Gesicht traurig, so heißt's: Es ist Jemand dagegen; aber sei nur stille. Er besinnt sich und gibt's doch noch zu, und dergleichen. Bei Andern schwatzen sie von Erbschaften und, Gott weiß, was noch, halten sich aber dabei so, daß es immer noch möglich ist. Dann gibt's Geld, etwas aus der Haushaltung dazu, und liegt etwas da, was Niemand verloren hat, so findet's die Wahrsagerin sicher. Ich frage Euch: ist das nicht eine Narrensteuer, die sie erheben? **Aber die Zigeuner sind die Narren nicht!** Wenn Ihr aber saget: wer wird denn so dumm — und ich sage hinzu — so gottlos sein? so antworte ich Euch drauf: wenn's keine solche Narren und Gottlose im Lande gäbe, so müßten die Zigeuner und die Kartenschlägerinnen — verhungern oder arbeiten; aber die leben in Hochus und thun nichts. Also? — Wo sich so ein Trupp Zigeunergesindel aufhält, bettelt und wahrsagt, da gibt's immer hintennach etliches Wehklagen; denn sie lassen nichts liegen, als glühendes Eisen und Mühlsteine. —

Doch ich wollte Euch eine schöne Geschichte erzählen, in der die Zigeuner auch ein Plätzchen haben, wenn auch kein schönes.

Ludwig der Achte, Landgraf von Hessen, der gewöhnlich im Sommer auf dem nahe bei Darmstadt gelegenen schönen Schlosse Kranichstein wohnte, war ein vortrefflicher Fürst, ein milder und doch gerechter Herr, und die braven Hessen hatten ihn lieb, wie er's verdiente. Er hielt im Lande auf Zucht, Sitte, Recht und Ordnung, und mochte die herumziehenden Zigeuner, die damals noch viel häufiger, als jetzt, vorzeiten in Deutschland herumlungerten (denn Arbeit ist ihnen ein Gräuel), nicht leiden. Sie trieben's damals auch toll genug; maufeten in den Häusern, brachen Nachts ein, und fielen die Reisenden auf der offenen Landstraße an. Er hätte die Landplage gerne von seinen Unterthanen ferne gehalten. Dazu war kein besseres Mittel, als sie, wenn sie etwas Unrechtes trieben, tüchtig zu strafen. Das wurde allen Amtleuten anbefohlen. Wie frech aber das Gesindel durch zu große Schonung und Nachsicht geworden war, möget Ihr daraus erkennen, daß sie trotz dieser Maßregeln in Hessen herumzogen und mitgehen hießen, was sich nicht wehrte und — auch die Narrensteuer erhoben. —

Auf den strengen Landgrafen hatten sie aber daher einen Pick, und dieser Pick wurde noch größer, als sich Folgendes ereignet hatte: In dem prächtigen Walde, der sich bei dem Schlosse Kranichstein befindet, hatten sich seit einigen Tagen die Zigeuner in ziemlich großer Anzahl niedergelassen und hatten ihr Wesen darin. Einer von ihnen, und zwar der sogenannte Herr Hauptmann der Horde, ließ vor Gelegenheit auf einem Jahrmarkte in der Nähe, seine Finger in der Tasche eines ehrlichen Mannes, nach dem Geldbeutel suchend, spazierengehen. Dem ehrlichen Manne ging es nicht wie Jenem, der auch so etwas fühlte und meinte, es seien seine eigenen Finger, sondern fuhr darnach herum und erwischte die Hand des Herrn Zigeunerhauptmannes, die eben den Geldbeutel des ehrlichen Mannes in Sicherheit bringen wollte, damit er nicht von einem Spitzbuben gestohlen wurde. Auf dem Jahrmarkte fehlte es nicht an Hülfe. So wurde denn der saubere Vogel in Arrest gebracht.

Als der Landgraf das hörte, erwachte sein gerechter Unwille noch mehr, den schon die Frechheit der Zigeuner erregt hatte, so nahe seinem Schlosse sich aufzuhalten. Nach strengem Recht wurde dem Strauchdieb der Proceß gemacht und das Urtheil lautete: er solle gehängt werden.

Da hätte man denken sollen, die Zigeuner hätten den Weg unter die Füße genommen und sich aus den Reifern gemacht; aber erst meinten sie, das sei nur so ein Schreckensberger: dann, als der Herr Hauptmann am Galgen hing und die Raben kamen, ihn zu besuchen, da verbargen sie sich im dichtesten Forste und beschlossen, sich zu rächen und den Landgrafen — todt zu schießen. Sie wußten nämlich recht gut, daß der Landgraf einmals gegen Abend nach Darmstadt fuhr und daß er dann immer in der ersten Kutsche saß und die Herren seines Gefolges in der zweiten. Nun wollten sie auffassen und ihren höllischen Plan am nächsten Abend ausführen.

Auch in einer gelbbraunen Zigeunerhaut steckt wohl mal ein guter Mensch. Man darf halt nicht Alles über einen Leisten schlagen wollen, sonst würde man das nicht zugeben dürfen. Und doch war es so. Unter der Horde war ein junger, hübscher Bursche trotz seiner Hautfarbe,

dem dünkte es denn doch ein Unrecht, den guten Fürsten meuchlings zu ermorden. Gott bediente sich dieser guten Seele, das Entsetzliche zu hindern, was die ruchlosen Bösewichte, die wohl nicht zum ersten Male nach einem Leben standen, sich vorgenommen hatten.

Morgens in der Frühe schon eilt der junge Zigeuner auf das Schloß und will den Landgrafen sprechen. Das wurde ihm nun freilich nicht gleich gestattet; als es aber der Landgraf hörte, ließ er ihn sogleich hereinführen.

„Herr Landgraf," begann der Zigeuner, „Du (sie duzen Jedermann, selbst einen Landesherrn) gehst einem großen Unglück entgegen. Wenn Du mir erlaubst, in Deinem Lande zu bleiben, um mich ehrlich zu ernähren, so kann und will ich Dich vom Tode erretten, der Dir heute noch unvermeidlich droht."

Bestürzt sahen sich die dabei stehenden Hofleute an; allein der Landgraf, der die Vögel kannte, und auf die spitzbubischen Wahrsagereien dieses Gesindels nichts hielt, den hübschen Burschen aber mit Vergnügen betrachtete, sagte: „Ich weiß, daß ich, wenn es der Herr so will, heute noch sterben kann, aber nicht, weil Du es sagst. Doch will ich Deine Bitte, wenn sie ehrlich ist, nicht abschlagen; aber Du mußt ein Christ werden, und als ein Christ leben. Laß aber Deine dummen Wahrsagereien bleiben, sonst geht's quer!" —

Der Zigeuner blickte dem Landgrafen ruhig in das Auge und sagte: „Herr Landgraf, verachte meine Worte nicht, weil ich ein Zigeuner bin. Wahrsagen will ich Dir nicht, sondern Dir die Wahrheit sagen. Du hast gestern den Hauptmann der Herde hängen lassen. Groß Unrecht war's nicht; aber die ganze Herde, die sich in dem dichten Walde neben der Landstraße verborgen hält, hat Dir den Tod geschworen. Wenn Du heute Abend nach der Stadt fährst, wirst Du tot geschossen, so gewiß, als ich jetzt vor Dir stehe."

Der Ernst des Zigeuners machte doch auch nun den Landgrafen betroffen. Unmöglich war's bei der Gesinnung dieses Volkes nicht, daß sie's thaten.

„Wenn Du die Wahrheit gesprochen hast und es sich bestätigt, daß sie mir nach dem Leben standen, so will ich Dir Deine Redlichkeit reichlich belohnen, doch mußt Du

bis morgen hier im Schlosse bleiben. Es soll Dir an nichts fehlen," sprach der Landgraf.

Der Zigeuner wurde hierauf in ein sicheres und auch überdieß wohlbewachtes Zimmer gethan, den Zeugen seiner Aussage das tiefste Stillschweigen auferlegt und in aller Stille, ja ohne daß es sonst Jemand ahnete, die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Während im Schlosse Kranichstein Alles so ruhig blieb, als sei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ritt ein Adjutant des Landgrafen nach Darmstadt und beorderte in aller Stille eine hinreichende Anzahl tüchtiger Soldaten, daß sie gegen Abend den Wald umstellten und, wo möglich, ohne Aufsehen, dem Orte in immer sich verengerndem Kreise näher rückten, den der Zigeuner als den Schlupfwinkel bezeichnet hatte, wo die Meuchelmörder dem Landgrafen auflauern wollten. Zugleich begleiteten die Reiter, welche in Kranichstein lagen, in einiger Entfernung die zwei Kutschen des Landgrafen, als er Abends nach Darmstadt fuhr.

Als es acht Uhr war, fuhren sie ruhig aus dem Schlosse Kranichstein die Straße gegen Darmstadt hin; allein die erste, in welcher stets der Landgraf zu sitzen pflegte, war leer, er aber und drei tapfere Begleiter saßen, wohlbewaffnet, in der zweiten.

Als die erste Kutsche an die Stelle kam, die der Zigeuner bezeichnet hatte, gab es plötzlich am Saume des Waldes ein Geräusch in den Blättern, vier Zigeuner stürzen auf den Wagen los und feuern zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab, deren Kugeln alle durch die Wände des Wagens drangen. Gewiß, daß sie ihre Absicht erreicht hatten, wollten sie eiligst wieder in den Wald zurück, — aber der Landgraf und seine Begleiter verrathen ihnen den Weg, und im sausenden Galopp sprengten die Reiter heran.

Ganz verdutzt und ohne Rath nahmen die Mörder da und ließen sich gefangen nehmen und binden. Während man sie band, gab's einen wahren Höllenlärm im Walde. Die Soldaten erhoben ein wildes Siegesgeschrei, denn sie hatten die ganze Zigeunerbande gefangen.

Der Landgraf war nun nicht mehr zu halten, und kaum konnten ihm seine Begleiter folgen, so eilte er tiefer in den Wald hinein.

Noch nicht drei hundert Schritte war der Landgraf

in den Wald hineingedrungen, da bleibt er plötzlich am Stamme einer Eiche stehen, denn zu seinen Füßen spielt ein Zigeuner-Knäblein arglos mit einem jungen Hunde. Das Kind war ganz unbekümmert um das, was um es vorging, von dem es ja auch noch keine Vorstellung hatte. Es war ein gar schönes Kind, und als nun die Soldaten die Gefangenen herzu brachten, zeigte es sich, daß es das Kind des Wildesten der Mörder war, die eben nach dem Landgrafen geschossen hatten, dessen Mutter nicht mehr lebte.

Was that der Landgraf?

Ergriffen von den Ereignissen dieser Stunde; ergriffen von dem Gedanken an die wunderbare Rettung, die ihm durch Gottes allwaltende Barmherzigkeit zu Teil geworden — hebt der edle Landgraf das schöne Kind auf seine Arme, liebkost ihm und schwört, ihm ein Vater und Versorger zu sein, um sich also dankbar gegen Gottes Gnade für das so wunderbar gerettete Leben zu bezeugen.

Die Mörder traf wohlverdient die ganze Schwere des Gesetzes. Sie wurden gehängt. Die Zigeunerhorde wurde über die Grenze gebracht, und ihr angekündigt, daß jeder Zigeuner, der sich auf hessischem Boden betreten ließe, ohne Weiteres gehängt werden würde; das Kind aber ließ der edle Fürst väterlich erziehen, ließ es unterrichten, und als es ein wackerer Mann geworden, wurde er Förster in demselben Walde, in welchem sein Vater nach dem Leben seines hochherzigen Wohlthäters getrachtet hatte.

Seinem Retter aber, dem jungen Zigeuner, kaufte der Landgraf in dem Städtchen Gernsheim Haus und Gut. Er ließ sich da nieder, verheirathete sich, baute fleißig seinen Acker, und genoß die Achtung und Liebe seiner Mitbürger wohlverdient bis an sein Ende.

Wenn Ihr, liebe Leser, aber so mit mir die hochherzige That des Landgrafen bedenkt, so werdet Ihr auch mit mir sagen: „So war's recht!“ So urtheilt der ächte Christ! Gott lohn's ihm: aber Ihr denket vielleicht mit mir an einen andern, edlen deutschen Fürsten, der sich eben so christlich-edel gegen das Kind eines Verruchten bewieß, der seine Hand gegen das theure Leben erhoben hatte. Gott segne Ihn! ruf' ich freudig aus. Und warum ich so aus Herzensgrunde ausrufe — ich will's Euch gerne sagen: ich bin ein Preuße!

2. So that eine edle deutsche Fürstin.

Als ich die vorhergehende Geschichte niederschrieb, fiel mir gerade eine andre ein, die dazu gehört, und ich will sie nur gleich dazu schreiben, damit ich sie nicht über Anderem vergesse.

Als der jetzt regierende Herzog, Adolph von Nassau, geboren werden war, wurde für ihn nach einer Säugamme im ganzen Herzogthume gesucht; — denn es sollte eine reine, sittige, junge Ehefrau sein, von blühender Gesundheit, unbescholtener Rechtlichkeit und sanfter Gemüthsart. Aus allen Aemtern des Herzogthums wurden geeignete Personen nach Weilburg gebracht, denn es hatten sich gar viele gemeldet, da es ein schönes Stellchen war; aber nur Eine fand Beifall, und bei ihr traf auch so ziemlich Alles zusammen, was man forderte; ja, was noch mehr war, gerade ihr wollte die liebende Mutter ihren Erstgebornen an die ernährende Brust legen mit vollem und ganzem Vertrauen. Das war viel: aber es war auch viel für eine Mutter, ihr Kind einer andern zu geben und ein fremdes an ihre Brust zu nehmen, sich auf ein Jahr ganz loszusagen von ihrem Gatten und ihren Kindern und gar keinen Umgang mit ihnen zu haben. Die Erwählte war sehr arm; ihr Häuschen drohte einzustürzen und — mit ihrem Gehalte wollte sie es bauen.

So wurde sie denn des Erbprinzen Schenkamme, und das Prinzchen gedieh gar schön und gesund. Die allgemein geliebte Herzogin Luise, eine geborne Prinzeß von Hildburghausen, hatte die Schenkamme ungemein lieb, und beschenkte sie gar reichlich, und hielt sie recht in Ehren; aber das liebliche Weib blieb so wie sie gewesen, stille, freundlich, dienstbereit und demüthig. Gar oft sprach die

Herzogin mit ihr über ihre Verhältnisse, und suchte ihr so ihren Kummer und ihre Wünsche herauszulocken. Da kam sie denn dahinter, daß nur zwei Dinge das gute Herz beschwerten, nämlich eine Schuld von hundert Gulden und der baufällige Zustand ihres Hüttchens.

Je näher der Zeitpunkt der Rückkehr zu den Ihrigen kam, desto fröhlicher wurde sie. Eine andre wäre traurig geworden, wenn sie das gute Leben am Hofe hätte verlassen müssen; aber es fiel ihr auf, daß ihr Mann und ihre Kinder, die sie wohl alle paar Wochen Sonntags einmal sah, schon lange nicht mehr da gewesen, und doch war Mehrenberg nur eine Stunde von Weilburg entfernt. Das tröstete sie, daß die gute fromme Herzogin immer sagte, sie solle nur ruhig sein, sie seien frisch und gesund — und dabei lächelte.

Endlich — es war im Herbst — kam die Zeit, daß sie wieder heimkehren sollte. Mit heißen Thränen trennte sie sich von ihrem Säuglinge und von der guten Frau Herzogin, und doch schlug ihr Herz in seliger Lust, daß sie wieder zu ihren Lieben kommen solle nach so langer Trennung.

Ihre Kiste war neu, war vollgepfropft von Leinwand und Kleidungsstücken, die sie alle neu erhalten hatte. Ihr Bett und alle das einfache, aber so schöne Geräthe ihres Zimmers schenkte ihr die edle Fürstin.

Ach, sagte die Frau, wo werd' ich's doch hinthun in meinem armen Hüttchen? —

Nun, nun, sagte lächelnd die Fürstin, Du findest gewiß ein Plätzchen dafür.

Gerührt entließ die Herzogin die unter Dankesthränen scheidende Frau, und bald rollte der Hofwagen, der sie heimbringen sollte, die Straße nach Mehrenberg hin.

Endlich erblickte die sehnsüchtig ausschauende, junge Frau den Kirchthurm von Mehrenberg und — sie zitterte vor Lust, denn seit einem Jahre hatte sie ihr liebes Dorf nicht wieder gesehen.

Endlich fuhren sie ins Dorf. Die Leute grüßten freundlich die Heimkehrende, und sie hinwieder die alten, lieben Bekannten und Freunde.

Aber da hielt der Wagen an einem neuen Hause. Sehr groß war's nicht, aber gar freundlich und wohnlich.

Ach, da wohn' ich nicht' rief ſie dem Kutſcher zu, — aber — da ſtanden die Nachbarshäuſer, wie früher auch — nur ihr altes, baufälliges Hauschen nicht. Sie wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. —

Da kamen im hellen Jubel ihre Kinder aus dem neuen Hauſe heraus und: Mutter! liebe Mutter! rief's hier und da, und: ſiehſt du auch unſer neues Haus? Und der Gatte kam und hielt ihr blühendes, liebes Kind hin, daß ſie es herze!

Ach, das war zu viel! Es wurde trübe vor ihrem Blicke; ihre Thränen rollten auf ihr Kind, das ſie an die mütterliche Bruſt drückte, und das Gebet, das aus einem ſeligen Herzen gen Himmel ſtieg, das galt der edlen Fürſtin, und Der droben, Der die ſtillen Gebete hört, hat's nicht vergeſſen.

Sie ſtieg nun aus und trat in das Haus, und ſah mit thränenfeuchtem Blicke die ſchönen Räume, und als ſie die Kiſte aufmachte, lagen zwei Papiere darin, das eine war der Schenkungsact über das Haus und Garten, und das andre die Quittung über die Schuld von hundert Gulden.

Aber da war's aus! Alle weinten vor Luſt und Seligkeit, und als der Verwalter, der die Frau heim begleitet hatte, der edlen Fürſtin erzählte, was er geſehen und gehört, da perlten auch ein paar Thränen über ihre Wangen, und das waren von denen, die zu Perlen werden für die Krone im Himmel.

Die edle Herzogin iſt längſt hinüber gegangen in das Land des Friedens; aber — wenn ganz Naſſau ſie vergeſſen hatte, was nicht iſt, ſo wußte ich Herzen, die ihrer nie vergeſſen. In Mehrenberg könnte man ſie finden!

Gott lohn's!

---

3. Ein Räthſel.

In einem Winkel wird's geboren,
Wohin das Auge niemals ſieht,
Und du verfehlſt es doch mit Eifer,
Wenn's eiligſt den Geburtsort flieht.

Die Aeltern wohnen gar verborgen,
Und kommen erst durchs Kind an Tag;
Doch hast das Kindlein du gesehen —
Weißt schnell du, wo ihr Wohnsitz lag.
Wenn's kommt, so ist die Lust gestohen —
Wenn's kommt, so ist sie recht erst da.
Kurios! — das könnt' dich irre machen,
Und doch liegt das Verständniß nah'.
Nur sehen darfst du, und nur hören,
So ist die Täuschung schnell verbei —
Die Eltern hast du schnell errathen,
Und welcher Art das Kindlein sei.

---

4. Die Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683.

Es gab eine Zeit, liebe Leser, und so gar lange ist sie nicht herum, da wurde sonntäglich im allgemeinen Kirchengebet der liebe Herr angerufen, daß er Schutz verleihe vor den Erbfeinden der Christenheit, vor den Türken; die brachen oft mit ihren zahllosen, wilden Schaaren aus ihrem Lande hervor, drangen tief in Deutschland ein und verheerten Alles, was sie erreichten, und, während sie die kleinen Kindlein und Greise meuchelten, schleppten sie Alle, welche noch in jugendlichem oder noch kräftigem Lebensalter waren, mit sich und verkauften sie in die Sclaverei. Nicht nur verheert, wie eine Wüstenei, war das Land, wo sie gehaust; nicht nur die Städte und Dörfer waren verödet durch den Brand, den sie überall hintrugen; auch das Menschengeschlecht in diesen unglücklichen Gegenden war vertilgt.

Heutzutage lassen sie's bleiben. Ihre Macht ist gebrochen, und es ist nahe daran gekommen, daß sie frey sind, wenn man sie in Ruhe läßt; aber lehrreich ist es doch, in jene Zeiten zurückzuschauen, und besonders auf ein Ereigniß aus jener Zeit, ich meine, auf die Belagerung von Wien im Jahre 1683, weil wir da lernen können, was vereinte Kraft,

was frischer Glaubensmuth vermag, und das ist etwas, was wir Deutsche uns hinters Ohr, oder besser — ins Herz hinein schreiben sollten.

Nach schweren Kämpfen hatte der kaiserliche General Montecuculi bei dem Kloster Sanct Gotthardt an der Raab einen Sieg errungen, welcher die Türken bewog, einen Frieden zu schließen mit dem deutschen Kaiser Leopold I., dessen oberste Bedingung war, daß zwanzig Jahre die Waffen ruhen sollten.

Niemand war froher über diesen Friedensschluß, als der Kaiser; denn er traute den Ungarn nicht, noch weniger aber den Franzosen, die allemal und überall die Finger im Spiele, wann und wo Deutschland ein Füßchen gestellt wird. Sie waren geneigt, es mit den Türken gegen den Kaiser zu halten.

Als die ausbedungene, zwanzigjährige Waffenruhe um war, sollte der Vertrag erneuert werden; aber damals stand es in Ungarn schlimm für den Kaiser. Die Ungarn hatten sich aufgelehnt, und der Graf Tekkely stand an ihrer Spitze, und in der Türkei reckelten französische Abgesandte den Sultan auf, so abscheuliche Forderungen zu machen, daß sie der Kaiser nicht erfüllen konnte, — und der Krieg war vor der Thüre. Wäre eben nur noch Ungarn in Frieden gewesen; das hätte als gute Vormauer dienen können; aber die Ungarn machten Miene, sich mit den Türken zu vereinigen, und der Sultan, wie der türkische Kaiser bekanntlich heißt, begann ungeheure Rüstungen zum neuen Kriege zu machen.

Da galt's auch, sich zu rüsten und sich nach einem tüchtigen Bundesgenossen umzusehen; denn wenn sich die Ungarn mit den Türken vereinigten, so stand es schlimm, und der Kaiser war nicht dem mächtigen Feinde allein gewachsen. Auf Johannes Sobiesky, den König von Polen, richtete Leopold sein Augenmerk, und sandte den Grafen Wallenstein nach Polen, ein Bündniß mit ihm zu schließen. Nach vielen Unterhandlungen verstand sich Sobiesky zu diesem Bunde und gelobte, dem Kaiser 40,000 Mann tapfrer Hülfstruppen zuzuführen. Solch ein Rückhalt machte stark. Der Kaiser warb überall Kriegsvölker, zog aus dem Reiche Streitkräfte an sich und erwartete nun die Türken.

Bei Preßburg hatte der tapfere Herzog Carl von Lothringen die Streitmacht gesammelt; dorthin begab sich der Kaiser Leopold mit dem Herzoge von Bayern, das Heer zu mustern. 70,000 Mann seien es, hatte man ausgesprengt, um den Feind zu schrecken; allein es waren in der Wirklichkeit nur 40,000, mit eingeschlossen die Freiwilligen aus dem Ritterstande, welche in diesem Kriege die Erstlinge ihrer Tapferkeit darbringen wollten. Hierauf bezog das Heer ein Lager bei Comern, gestärkt durch die religiösen Feierlichkeiten, welche bei der Anwesenheit des Kaisers Statt gefunden. Unterdessen zog Kara Mustapha, des Sultans erster Minister und Feldherr, oder, wie die Turken sagen: Groß-Vezier, mit einem Heere heran, das die Zahl von 200,000 Mann überstieg. Gran, eine ansehnliche Stadt, war schon in ihren Händen, und der Herzog von Lothringen hatte die Stadt wohl gerne wieder erobert, hatte er nicht bei Comern die sichere Kundschaft erlangt, daß ein Turkenheer von 40,000 Mann aus der Gegend von Griechisch-Weißenburg, ein anderes von 10,000 über Ofen anrücke, und noch andre Heerestheile in andrer Richtung nahten, die 30,000 Tartaren nicht zu vergessen, die auf ihren leichten und flüchtigen Rossen umher schwärmten, plünderten und mordeten und die Orte niederbrannten. Außerdem waren sie bestimmt, das kaiserliche Heer zu umschwärmen und ihm die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden.

Wie hätte der Herzog von Lothringen einer solchen Macht mit seinem kleinen Heere die Spitze bieten können? Wagte er tollkühn eine Schlacht, und sie fiel unglücklich aus, so war die Kaiserstadt Wien, so waren die angestammten Lande des Kaisers, ja mehr noch, so war Deutschland einem Feinde preisgegeben, der es zu verheeren Lust trug, und Macht genug hatte, diese Lust zu befriedigen; denn der Sultan durfte nur winken, und immer neue Schaaren raublustiger, wilder Horden waren aus Asien herüber gekommen.

Die Klugheit rieth, einen besonnenen Rückzug, und diesen trat der Herzog sofort an, in der Hoffnung, daß die Turken sich durch die Festungen würden aufhalten lassen. Hierin täuschte er sich. Das Türkenheer folgte ihm in so stürmischer Hast, ohne sich durch eine Burg oder Festung

aufhalten zu lassen, daß er den Plan, sich unter die Wälle und Kanonen der Kaiserstadt Wien zurückzuziehen, nicht auszuführen vermochte.

Die leichten türkischen Reiter umschwärmten das christliche Heer so von allen Seiten, daß sie fast alle Vorräthe raubten, die Städte und Dörfer, welche Schutz bieten konnten, niederbrannten, und selbst das Gepäcke des Herzogs von Lauenburg, des Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, des Grafen Caprara und Montecuculis wegnahmen, ohne daß es möglich gewesen wäre, es zu schützen, da sie die ganze Berechnung im wildesten Anfalle zusammenbrachen. Diese Umstände verbreiteten in dem kaiserlichen Heere einen solchen Schrecken, daß es schwer hielt, es zusammenzuhalten, und hätten die Türken diese Entmuthigung gekannt, es würde seiner gänzlichen Vernichtung nicht entgangen sein. Dem Muthe und der sittlichen Kraft der Heerführer gelang es, Muth und Vertrauen in die Herzen zurückzuführen und wieder eine festere Haltung zu gewinnen. Stets umschwärmt und geneckt von den Tataren, theilte der Herzog das Heer in zwei Abtheilungen. Das Fußvolk brachte er auf die Insel Schütt und die Reiterei nach Deutsch-Altenburg.

Durch das Land aber trug das tausendfach vergrößernde Gerücht einen namenlosen Schrecken. Alles floh, was noch fliehen konnte, und in Wien sagte man: das Heer sei vernichtet, Alles sei verloren. Ein lähmender Schrecken ergriff alle Stände im gleichen Grade und stets sich erneuernde und vergrößernde Berichte steigerten die Angst zur Verzweiflung. Zwar erschien der General Graf Caprara selbst in Wien, um die aufrührerischen und durch die Entmuthigung des Volkes nachtheiligen Gerüchte zu zerstreuen; allein wenn es ihm auch einigermaßen gelungen war, so riß die Kunde: der Kaiser treffe Anstalten, die Stadt zu verlassen, Alles nieder, und einer jener entsetzlichen Augenblicke war eingetreten, wo auch der ruhige und besonnene Mensch den Kopf verliert, die Menge aber, statt an die Abwehr nahender Gefahr zu denken, sich den wilden Ausbrüchen des Unmuths und der Verzweiflung überläßt. Das ist immer eine schlimme Zeit, wo's so hergeht. Da läuft die Angst mit dem Kopfe fort und guter Rath wird so theuer, daß ihn Niemand finden kann.

Für den Kaiser war es Pflicht, sich den Wechselfällen einer Belagerung zu entziehen. Am 10. Juli 1683 verließ er mit dem Hofstaate die Stadt und begab sich nach Linz. Das war das Zeichen für die verzweifelnden Bürger. Im vollen Sinne des Wortes war das Thor nicht weit genug, die sich verdrängenden Haufen der Flüchtlinge durchzulassen. 60,000 Menschen sollen an diesem Tage mit ihren besten Habseligkeiten die Stadt verlassen haben! Wären's lauter Weiber, Kinder und Greise gewesen, so ließe ich mir's noch gefallen, denn die kennten nur die belagerte Stadt belästigen; aber es waren Männer genug, die sieben und der Stadt ihren wehrhaften Arm entzogen. Die sinnlose Angst riß auch die Bessern mit fort, einem Strome gleich, der verheerend aus seinen Ufern tritt.

Was den Kaiser zu der schnellen Entfernung brachte, war der Umstand, daß die Tataren bereits bis in die Nähe Wiens; Brand, Tod und Verderben trugen. Ueberdieß waren die Festungswerke der Stadt in üblem Zustande. Bastionen lagen in Trümmern; Wälle waren durchbrochen; Gräben ausgefüllt und nicht einmal eine einfache Pallisadenreihe umgab die Stadt. Für Vorräthe war auch nicht gesorgt. Wer hätte sich träumen lassen; die Türken könnten je bis Wien vordringen!

In solchen Zeiten einer großen Noth gibt's auch große und tapfere Seelen, und der Herr schickt sie recht zum Heile der Hilflosen. Graf Rüdiger von Stahremberg wurde der Retter in dieser Noth. Er war ein Mann im schönsten Sinne des Wortes, ein ganzer Mann, der bei dem festen Glauben an Gottes Gnade und Hülfe; eine Kraft, eine Ausdauer, einen Muth und eine Tapferkeit besaß, wie sie kaum ihres Gleichen fand. Geliebt und geachtet wie Einer, blickten Wiens Bürger und die Soldaten der Besatzung auf ihn mit dem vollen Vertrauen und seine Befehle fanden einen so hingebenden Gehorsam, daß ihm Alles möglich war, was nur überhaupt in solchen Umständen innerhalb der Grenzen der Möglichkeit lag.

Bei Raab hielten sich die Türken lange auf. Dieß Zaudern, welches abriaens bewies, wie wenig sie ihre Vortheile zu benutzen im Stande waren, ließ dem edeln Stahremberg Zeit, so viel als möglich, das Vernachlässigte aus-

zubessern und das Fehlende zu ersetzen; aber es kostete eine fast riesenhafte Anstrengung und Arbeit, die Tag und Nacht Soldaten und Bürger in Anspruch nahm. Ueberall war der im Kriege ergraute Stahremberg mit Rath und That, mit freundlichem Zuspruch und kräftigem Befehle. Es war, als hätte der Mann allein den Muth von ganz Wien in seinem Herzen gehabt und theile nun Jedem wieder das Seine davon zu. Jeder sah ein, er, er allein konnte Wien retten, wenn es noch zu retten war. Und wer ihn ansah, konnte daran nicht zweifeln, denn auf seiner Stirne stand's geschrieben. Er war kriegskundig. Man sagte von ihm, zwei Drittheile seines langen Lebens habe er im Sattel, unter Kanonendonner und Pulverdampf zugebracht, und habe nie gezuckt, wenn eine Kugel an seiner Nase oder seinem Ohre vorüber gepfiffen. Trotz seines Alters war er fest wie eine Eiche und so wetterhart, daß er fast nicht eine Stunde schlief, vielmehr Tag und Nacht auf den Wällen war. In seiner Ruhe fand Jeder die seine wieder.

Als nun Alles, was arbeiten konnte, Tag und Nacht ununterbrochen, aber auch begünstigt vom herrlichsten Wetter, thätig war, das Vertrauen wieder Wurzel schlug und der edle Golenitsch, mit Stahremberg wetteifernd, die heilige Macht des christlichen Glaubens in die Seele flößte, da kam recht zur guten Stunde der General Leslie und führte 10,000 wackere Streiter in die Stadt. Stahremberg wußte die Studenten der Universität, die jungen Kaufleute und andre junge Männer in dem Grade zu begeistern, daß sie ihre Kräfte freudig der Vertheidigung der Stadt weiheten, und so war denn für eine Vertheidigung gesorgt, die wenigstens den Muth hatte, kräftigen Widerstand zu leisten.

Stahremberg gönnte sich keine Ruhe und schien auch keiner zu bedürfen. Mit sicherm Blicke überschaute er, was nöthig war und ordnete es an. Am Wehesten that es seinem milden Herzen, daß die Nothwendigkeit verlag, die schönen Vorstädte, welche Wien wie ein blühender Kranz umgaben, zu entfernen, wenn man nicht dem Feinde in ihnen sichere Haltpunkte darbieten wollte.

Stahremberg wies dieß nach im Kriegsrathe; die unabweisbare Nothwendigkeit leuchtete Jedem ein und rasch mußte

zur That geschritten werden, denn die Zeit drängte und in jeder Stunde war man gewärtig, den Feind vor Wien zu sehen. Die unglücklichen Bewohner brachten schnell ihre beste Habe und ihre Vorräthe in die Stadt, wo man sie brüderlich aufnahm, und bald — loderten die Vorstädte, mit Ausnahme der Leopoldstadt, in hellen Flammen auf — ein herzbrechender Anblick!

Alles, was zur Vertheidigung der Stadt nöthig war, wurde in der unglaublich kurzen Zeit von vier Tagen beendigt. Da sah man das Sprüchwort bewährt: Viele Hände machen ein schnelles Ende, aber mehr noch das: Wenn die Noth am größten, ist Gott am Nächsten. — Kaum war's vollendet, so bot sich den Wienern das grausenerregendste Schauspiel dar: Im Glanze der Abendsonne des sanften Tages entfaltete sich die türkische Heeresmacht, 273,000 Mann stark mit 250 Kanonen, vor den Augen der Tausende, welche die Wälle der Stadt mit pochenden Herzen bereckte. Es schien, als thue sich die Erde auf und lasse Streiter aus ihren Eingeweiden hervorgehen, so entwickelten sich Massen aus Massen und nahmen dann in einem großen Halbmonde ihre Stellung, und der furchtbare Ruf: Allah! aus so vielen Kehlen kannte manchen Herzen Angst bereiten und that's auch. Nur der edle Starhemberg zitterte nicht. Er hatte Panier aufgeworfen im Namen des Herrn, und das gab ihm den Glauben an den Sieg. Eins aber beunruhigte ihn. Sichere Kunde war ihm geworden, daß der Verrath im Innern der Stadt unberechenbar, allein wo er das Nest finden sollte, wußte er noch nicht. Bald erwies sich das unwiderleglich; denn es brach Feuer aus in der Nähe des Pulverthurms, in welchem 18,000 Fässer Pulver lagen, und es ließ sich gar nicht in Abrede stellen, daß dieser Brand absichtlich angelegt war. Hätte er das Magazin erreicht, so wäre der größte Theil Wiens in die Luft geflogen und Alles wäre verloren gewesen.

Unter Gottes Beistand gelang es, das Feuer zu löschen, ehe es den gefährlichen Ort erreichte; aber vierzig Gebäude, darunter mancher kostbare Palast, lagen in Trümmern und Asche. Ein Dankfest feierte die Stadt dem Herrn, aber in vielen Herzen war Angst und Grauen; denn draußen

das entsetzliche Heer der Belagerer: innen Verrath — das waren Umstände, die geeignet waren, auch ein Heldenherz zittern zu machen, zumal, wenn es die Unzulänglichkeit seiner Hulfsmittel kennt. Wenn's immerhin schwer auf Stahremberg's Herzen lag, sein Angesicht zeigte heitre Ruhe, und das gab Allen wieder Muth und Zutrauen.

Als nach einer in schweren Sorgen hingebrachten Nacht der helle Morgen kam, da konnte man erst von den Wallen und Thürmen der Stadt das unermeßliche türkische Lager und die ungeheure Streitmacht überblicken, mit welcher der Vezier Cara Mustapha die Stadt bedrohte. Im Sonnenlichte des Morgens strahlten die türkischen Feldzeichen, die Halbmonde; das Lager zog sich im ungeheuern Halbkreise hin und in seiner Mitte bildete das Gezelte des Veziers allein eine kleine Stadt. Vor dem Lager reihete sich Kanone an Kanone und drohete Tod und Verderben.

Stahremberg war nicht der Mann, der dem Feinde Ruhe und Sammlung seiner Kraft gönnte. Seine Reiterei griff zu wiederholten Malen den Feind an, und immer brachte sie ihm Verluste bei. So lange als möglich wollte er die Brücke decken und die Verbindung mit den Inseln der Leopoldstadt erhalten; allein während der Herzog von Lothringen mit dem Kaiserlichen Heere gegen Langendorf hinzog, setzten die türkischen Reiter durch die leicht gewordene Donau über nach den Inseln der Leopoldstadt und Stahremberg sah sich genöthigt, die verbindende Brücke abtragen zu lassen. Die Besatzung der Leopoldstadt hatte tapfer gekämpft, aber der Uebermacht Raum geben müssen. Die Turken zündeten die Leopoldstadt sogleich und Stahremberg bereute es, daß er sie nicht selber niedergebrannt, weil dann noch viele Einwohner gerettet worden wären.

Bald begann nun auch das Feuer der Turken, das am heftigsten auf die Löbel- und Burgbastei gerichtet war. Dorthin richteten sie ihre wüthendsten Angriffe. Alle Häuser, alle Kirchen dieses Stadttheils, selbst die Kaiserburg wurde durch ihre Kugeln zur Ruine. Stahremberg war überall wo eine Gefahr drohte, besonders an der so sehr bedrohten Stelle. Hier war es, wo ihn ein abspringender Stein am Kopfe schwer verwundete; aber nur wenige Tage vermochte ihn die Wunde von seinem Berufe abzuhalten. Mit ver-

bundenem Kopfe ließ er sich an die gefährlichsten Stellen tragen, da er zum Gehen zu schwach war, um aus seinem Krankenstuhle seine Befehle zu ertheilen und zum Kampfe aufzumuntern. Das that um so mehr Noth, als die Türken ihre Belagerungsarbeiten in eine immer bedrohlichere Nähe rückten. Die ungeheure Menge ihrer Schanzgräber förderten sie mit einer Schnelligkeit, die an Zauberei fast erinnerte. Bis auf dreißig Schuh waren sie nahe gerückt. Ein muthvoller Ausfall der Belagerten, obwohl er dem Feinde großen Schaden brachte, war nicht im Stande, diese Werke zu zerstören, weil die Türken ihre Feuerschlunde gerade dahin richteten, wo die christlichen Streiter den Ausfall gemacht hatten, und sie daher der Kugelregen zwang, sich wieder hinter ihre Wälle zurückzuziehen. Das Feuer der Türken dauerte ununterbrochen mit gleicher Heftigkeit fort. Zahllose Kugeln flogen in die

unglückliche Stadt. Die Zerstörung, welche sie anrichteten, wurde mit jedem Tage größer; der Todten und Verwundeten gab es eine stets wachsende Zahl und in eben dem Grade verminderten sich die Vertheidiger — und noch nahte kein Entsatz, keine Hülfe, keine Rettung!

Als am 23. Juli ein heftiger Sturm schon frühe am Tage sich erhob, begannen die Türken ein wahrhaft mörderisches Feuer. Die Bomben flogen wie ein Hagel in die Stadt. Kara Mustapha rechnete bei dem Sturme auf einen heftigen Brand; allein die Bauart der Häuser Wiens eines Theils und andern Theils die stets wache Sorgfalt der Bürgerschaft vereitelte seinen Plan. Darüber gerieth er in eine wahre Wuth. Schon so lange lag er mit seiner ungeheuren Macht vor der nur dürftig besetzten Stadt; schon so viele seiner Streiter hatte er durch das wohlbediente Feuer der Belagerten verloren; schon so manche Stürme hatte er versucht — und noch war noch Nichts gewonnen. Selbst heute, wo der Sturm sein Bundesgenosse geworden zu sein schien, zündeten seine Feuerkugeln nicht und selbst der bezahlte Verrath in der Stadt war seit dem ersten, aber völlig mißglückten Versuche muthlos geworden. Er sah es ein, sein Kriegsruhm stand auf dem Spiele und mehr noch — sein eigner Kopf; denn es ist türkische Sitte, Ane mißglückte Unternehmung an dem zu rächen, der sie geleitet, und man sagt sprüchwörtlich, wenn eine Sache recht wankend ist: das steht so fest, wie der Kopf eines türkischen Veziers. Uebertrieb hatte er in seinem Uebermuthe Wien schon sein genannt, ehe er es gesehen hatte. Aus aufgefangenen Briefen, die er höhnend wieder in die Stadt geschickt hatte, wußte er, daß Wien sich nicht mehr halten konnte, daß die Besatzung zusammengeschmolzen war; daß heftige Krankheiten unter den Belagerten wüthete, und schon jetzt, wenn nicht der edle Bischof Colonitsch die reichen Vorräthe der Wiener Klöster austheilte, der Hunger furchtbar in der unglücklichen Stadt wüthen mußte. Das Alles wußte er und doch sah er seine Kraft sich brechen an vielen geschlossenen Wällen und Mauern, sah seine Angriffe von vielen nothleidenden, wenigen Streitern abgeschlagen. In wüthendem Zorne schwur er bei dem Barte Mahomet's (des Türken höchster Schwur!) den

Kopf des ersten Geschützes nach Konstantinopel zu senden und Alles, was leben habe in Wien, schonungslos niederzumetzeln.

In seinem an Raserei grenzenden Zorne führte er sein ganzes Heer zum Sturme gegen die Stadt und schwur, heute noch müsse Wien in seine Hände kommen.

Starhemberg hatte das erwartet. Er ließ ein furchtbares Feuer auf die Stürmenden machen. Seine Batterien streckten ganze Scharen zur Erde; aber immer neue Streiter füllten die Lücken aus und mit immer wüthender werde der Angriff erneuert. Das Allah-Geheule der Stürmenden übertönte selbst den Donner des Geschützes. Mit dem Muthe der Verzweiflung stürzten Starhemberg's Schaaren. Er, der erste Held, wich nicht von seinen. Sein Angesicht leuchtete — denn er und nur Wenige außer ihm wußten, daß gerade da, wo die Hauptmacht der Türken stürmte, eine der gefährlichen Pulvermienen unter der Erde lag, deren entsetzliche Wirkung nicht ausbleiben konnte. Und gerade als die größten Massen sich dort zusammengedrängt hatten, flog mit betäubendem Knalle die Mine empor. Einen Augenblick nach dem entsetzlichen Knalle herrschte ein grauenvolles Schweigen, das aber dann von dem Schmerzgeheule der verwundeten Türken auf eine Weise unterbrochen wurde, die das Haar emporsträubte.

Die Niederlage war ungeheuer. Man hätte denken sollen, dies Ereignis schrecke die Stürmenden ab; allein was lag dem wüthenden Kara Mustafa an ein paar Tausend Menschenleben?

Kaum war der Pulverdampf und der Qualm des Grabes verflogen, als mit erneutem Ungestüm die wüthenden Türken heranstürmten. Schrecklicher noch tönte das Wuth- und Beutgeschrei der Allah-Gläubigen, und um jeden Preis schienen sie heute die Stadt in ihre Gewalt bringen zu wollen.

Schon waren die Streiter auf den Wällen der Stadt zertreten und ihre todten Leiber haufenweise umher; die Gefahr stieg mit jeder Minute, weil die Türken immer neue Schaaren mit frischer Kraft in den Kampf führen konnten — da rief der tapfre Befehlshaber Graf Grein (Greif: Graf Grei) seinen Grenadieren zu: Zeiget mir

und von den Türken hinschlachten lassen wie Schlachtvieh? Soll Wien eine Beute vieler Türkenhunde werden? Wohlan, so wollen wir unser Leben so theuer verkaufen, als wir können!' Er stürzte sich auf den Feind und alle seine Leute in voller Begeisterung ihm nach. Durch diesen Anfall erschreckt, wichen die Türken zurück und ließen von dem Sturme ab, da auch die Nacht hereinzubrechen begann.

Aus einer großen Noth war Wien gerettet. Während über dem weiten Lager der Türken die tiefe Stille eines verhängnißvollen Grimmes lag, gaben sich die Belagerten dem ganzen Gefühle des frentialen Dankes gegen Gott hin; eilten in die Kirchen, um die Opfer der Herzen Dem darzubringen, der ihre Bedrängniß abgewendet hatte.

Der neue Morgen wies den Türken ein Schauspiel, das sie zur größten Wuth aufs Neue entflammte. Die Soldaten der Besatzung hieben den gefallenen Türken die Köpfe ab und steckten sie in der Nacht auf die scharfen Spitzen der Pallisaden, so daß von jedem Pfahl das im Todeskampf entstellte Gesicht eines Türken nach dem Lager seiner Glaubensgenossen aus starren Augen blickte.

Sturm auf Sturm folgte nun rasch auf einander. Kara Mustapha führte immer neue, noch nicht im Kampfe gewesene Krieger in den Sturm, während die unglückliche Besatzung gar nicht mehr zur Ruhe kam und auch den letzten Rest der Kraft aufbieten mußte.

Der Vezier glaubte die Besatzung auf diese Weise schnell muth- und kraftlos zu machen, um sie desto sicherer zu verderben; allein er irrte sich. Die gewisse Zuversicht auf die Hülfe Gottes verlieh den christlichen Streitern eine Ausdauer, die selbst die Vorstellung der Türken überstieg.

Am 25. Juli erneuerte Kara Mustapha seinen Hauptsturm, und diesesmal mit noch größerer Rachtrunklichkeit. Er selbst führte die Truppen an und setzte sich der größten Gefahr aus. Stundenlang tobte der Kampf. Um jeden fußbreit Landes wurden Ströme Blutes vergossen; aber wie ungleich auch die Kraft war, die Tapferkeit war sich gleich, und verdient auf beiden Seiten gleichen Ruhm. Dennoch konnten die Türken mit den schwersten Opfern nur die Außenwerke erobern. Wenn auch eine sehr große Zahl Türken die Wahlstatt bedeckte, — auch die Christen hatten

arbeiten und schweren Verlust erlitten, ihnen fühlbarer bei ihrer kleinen Zahl, als den Türken der größere bei ihrer Menge; und das Schlimmste war, daß die Gefahr unendlich nahe gerückt war. Die Außenwerke waren in der Türken Gewalt. Leichter war ihnen nun das Anbringen, und — das war außer allem Zweifel — lange konnte sich die Stadt nicht mehr halten.

Eins kam den Christen zu gut, nämlich der feste Glaube der Türken, daß, wenn ihnen bei bedürftigem Streben etwas mißlingt, weil es nicht haben wollte, daß es geschehe. Ist ihm das einmal klar geworden, so läßt er ab von dem Werke, und keine Gewalt vermag ihn zu bewegen, es aufs Neue zu beginnen. Allmählich hatte sich im türkischen Heere diese Meinung gebildet. Nun sank ihr Mut und ihre Kampflust. Der Vezier wußte das wohl — er wußte noch mehr, was freilich die armen Belagerten noch nicht wußten, daß sich nämlich der Entsatz Wiens mit großer Schnelligkeit nahe. Darum bot er Alles auf, den Mut seiner Soldaten wieder anzufachen und endlich Wien zu erobern, ehe Sobiesky mit seinen Polen sich mit dem Herzoge von Lothringen vereinigen könnte.

Während der Feind auf Wiens Verderben sann, war in der Stadt der Zustand ein sehr schlimmer geworden. Durch die übelen Anstrengungen und die schlechten Lebensmittel entstand eine gefährliche und höchst ansteckende Krankheit, welche zahlreiche Opfer forderte. Ueberdieß begannen nun die Lebensmittel mit jedem Tage seltener zu werden. Wie weit auch der Blick von der bekrönenden Höhe des Stephansthurmes reichte, nirgends zeigte sich eine Hülfe. Abgeschnitten von der Außenwelt, wußte Starhemberg nichts von dem Nahen des edeln Polenkönigs Johannes Sobiesky und wußte nicht, daß er sein Mannes- und Königswort verpfändet hatte, Wien zu retten. Gerne hätte Starhemberg einen Spion hinausgeschickt, wenn er einen Wagehals hätte finden können. Endlich gelang es ihm. Er fand einen solchen, der sich durch das Lager der Türken schleichen und dem Herzoge von Lothringen anzeigen wollte, wie groß die Noth der Stadt sei und wie sie sich nicht mehr halten könne.

Mit einer Kühnheit, die an das Unglaubliche grenzt, schlich sich der Mensch durch das Lager und brachte dem

Herzoge die Kunde von der Lage der Stadt. Mit derselben Kühnheit und demselben Glücke kam er auch wieder in die Stadt und brachte die Nachricht, nur noch eine ganz kurze Zeit solle die treue Stadt aushalten, denn die Hülfe sei nahe. Wenn Raketen vom Kahlenberge in die dunkle Nacht leuchteten, so sei das das Zeichen, daß die Rettung da sei. Das richtete die Armen wieder auf und der Lichtstrahl der Hoffnung machte sie wieder stark. Aber auch Cara Mustapha wußte, daß die Hülfe nahe war, darum galt es für ihn, jetzt rasch und entschieden zu handeln. Er nahm seine Zuflucht zu allerlei Listen, um den Muth der Türken wieder zu beleben. Vor allen wirkte das Mährchen, der Kaiser Leopold sei gestorben. Die Türken regten sich wieder. Sie dachten, es könne doch noch Gottes Wille sein, daß sie Wien eroberten, nach dessen Plünderung sie lechzten, da Cara Mustapha ihnen die übertriebensten Vorstellungen von den Reichthümern beigebracht hatte, die sie in der Stadt finden würden. Wieder folgte Sturm auf Sturm; aber wie klein auch das Häuflein drinnen war, ihr Muth blieb sich gleich. Jeder Sturm wurde abgeschlagen. Das mehrte Cara Mustapha's Grimm. Er selbst focht in den vordersten Reihen. Er selbst hieb die mit seinem Schwerte zusammen, die zurückweichen wollten, und trieb dadurch die andern zu neuem Sturmlaufen an. Haufen von Leichen füllten die Laufgräben aus. Auf den Leichen ihrer Brüder standen die Türken und kämpften. Keine Rücksicht, keine Schonung galt mehr. Cara Mustapha wollte Wien haben, und wenn die Leichen seiner Türken so hoch lägen, wie die Walle und Bastionen der Stadt.

Innerhalb der Mauern wuchs die Noth riesengroß, und die Zahl derer, die noch kämpfen konnten, wurden mit jedem Tage kleiner, matter und kampfunfähiger. An jedem Abend stiegen vom Stephansthurme Raketen auf, um den Rettern die wachsende Noth kund zu thun; aber vom Kahlenberge her kam keine zusagende Antwort.

Da endlich — endlich — o wie pochten die Herzen! Vom Kahlenberge her leuchteten die Feuerzeichen! Die Retter waren da! Alles strömte in die Kirchen und laute Dankgebete stiegen zum Himmel auf, und Jubellieder erklangen in den heiligen Räumen.

Der Herzog von Lothringen erhielt Kunde, daß Sobiesky nahe. Er zog sich daher vom Marchflusse zurück und wandte sich gegen Stockerau. Um ihn an dem Plane zu hindern, rückten ihm zwei Paschas oder Generäle der Türken und der Anführer der rebellischen Ungarn, Tockely, mit einer Macht von 20,000 Mann entgegen. Der Herzog griff sie aber mit solcher Gewalt an, daß er sie bei Hilenberg aufs Haupt schlug und 2000 Türke das Schlachtfeld bedeckten. Nun hemmte nichts mehr seinen Weg, und er vereinigte sich mit den anziehenden Freunden. König Johannes Sobiesky führte 30,000 Polen, der Churfürst von Sachsen 11,000 und der von Bayern 10,000 Streiter herbei. Waldeck stieß mit 8000 Mann aus dem fränkischen Kreis zu ihnen. So nahten 65,000 Mann begeisterter Kämpfer dem armen Wien.

Es war ein erhebender Anblick, als auf dem Tul'ner Felde diese Heermassen sich vereinigten und die Führer sich die Hand zum Bunde reichten, die zerfetzte Kaiserfahne zu retten.

Unter Allen am herrlichsten stand der edle, einfache Held Sobiesky da. „Ich bin gekommen," sprach er, „als Freund und Bruder mit Euch zu streiten. Den König von Polen hab' ich in Warschau gelassen!"

Standhaft widersetzte er sich, das Oberkommando zu übernehmen, den ranksüchtigen Reichsfürsten ein Beispiel gebend, wie man da, wo es das allgemeine Wohl gilt, alle Persönlichkeiten und alles eitle Wesen bei Seite setzen müsse.

Im Kriegsrathe wurde nun beschlossen, den kürzesten und besten Weg gen Wien einzuschlagen, das war der Weg über den Kahlenberg. Am 9. Septembr setzte sich das Heer in Bewegung. Auf dem rechten Flügel standen Sobiesky mit seinen Polen, und mit ihnen verbunden Sachsen, Franken und Bayern; das Mitteltreffen bestand aus Bayern und Franken, und der Herzog von Lothringen bildete den linken Flügel mit Oesterreichern, Sachsen und Polen. So waren alle vermischt und jeder Ranafirett war vermieden. Alle brannten vor Begierde, sich mit den Türken zu messen, und tausende von Herzen flehten für die Retter um Sieg und um Erhörung für das unglückliche Wien.

Welch eine Zeit der Leiden vom 15. Juli bis zum 9. September 1683! Und Wien hatte ausgehalten! Am 9. September erreichte das Heer den Wiener Wald und der Kahlenberg wurde besetzt.

Der Herzog von Lothringen und der König von Polen, die schnell innige Freunde geworden waren, ritten auf den Kahlenberg, das Lager Cara Mustapha's zu überblicken und den Plan zu entwerfen, wie der Angriff am wirksamsten zu machen sei. Sie sahen, wie eine große Anzahl Türken ihr Lager schnell abbrach und gegen das Gebirge sich wandte, und fürchteten, daß man ihnen jeden Schritt vorwärts erschweren würde; allein hierin täuschten sie sich. Die tapferen Sachsen erstiegen und besetzten den Kahlenberg, während sich die Türken am Fuße desselben in eine Schlachtordnung aufstellten. Das abgebrannte Camaldulenser Kloster und eine alte Kapelle dienten den Sachsen vortrefflich, ihre Geschütze aufzustellen, aus denen sie sogleich den Türken den Willkomm-Gruß in wohlgerichteten Kugeln zusendeten. Die mangelhafte Kriegskunst jener Tage machte viele und lange Vorbereitungen nöthig, und erst am 12. September begann der Kampf mit dem grauenden Tage.

Kaum sahen die Türken, daß die Sachsen und Oesterreicher vom Berge herabstiegen und eine sehr vortheilhafte Stellung einnahmen, so rückten sie ihnen mit Macht entgegen und bemächtigten sich eines Hohlweges, der es ihnen gestattete, hinter Gesträuchen und Felsstücken sich zu verbergen und ein mörderisches Feuer auf die Sachsen zu richten, die eines ähnlichen Schutzes gänzlich entbehrten.

Der Herzog von Croy (sprich Croa) wurde nun mit zwei Bataillonen entsendet, den Feind zu vertreiben. Muthig griff der Herzog an; aber gleich muthig kämpften die Türken. Immer heftiger wurde der Kampf von beiden Seiten. Da tödtete eine Kugel den Herzog, und fast zu gleicher Zeit fiel auch sein Bruder. Die Christen waren ohne Führer. Prinz Ludwig bemerkte diesen Umstand und begriff sogleich, von welchen nachtheiligen Folgen das sein könnte. Er ließ schnell die sächsischen Dragoner absitzen und führte sie den schon wankenden Christen zu Hülfe. Muthig drangen die tapferen Sachsen ein und mähten wacker in den Gliedern der türkischen Haufen, und sie wichen dem Angriffe und

zogen sich in die Niederung am Fuße des Berges zurück. Muthiger, als klug, drangen die Sachsen und Reichstruppen nach und standen bald den Turken in der Ebene gegenüber. Diese waren durch Graben und Einschnitte in dem Boden gedeckt, und richteten nun ein mörderisches Feuer auf die christlichen Streiter. Viele dieser Tapfern starben hier den Heldentod, aber die Bebenden standen wie Felsen, bis das kaiserliche Fußvolk ihnen zu Hülfe kam. Jetzt griffen sie vereint die Turken an und warfen sie nach einem blutigen Kampfe zurück.

Noch donnerten am Fuße des Kahlenberges die Feuerschlunde mit aller Macht, und eben flogen, wie vorher bemerkt, die Glieder der Turken zu weichen an, da wand sich auch der rechte Flügel des christlichen Heeres bei Dornbach aus dem Walde hervor.

Kaum bemerkten dieß die Turken, als sie auch sogleich ihre Streitkräfte mit außerordentlicher Kraft und Schnelligkeit dorthin warfen und mit außerordentlichem Feuer die Polen empfingen. Dieser rasche Schlag machte sie stutzen und es fehlte nicht eben viel, so waren sie in Unordnung gerathen. Sobiesky nahm dieß nicht schnell wahr, als er auch ebenso schnell die Deutschen, welche bei seinem Heerhaufen standen, hervorbrechen ließ. Diese hielten den Feind so lange auf, bis der Held die Polen wieder in Ordnung gebracht hatte. Sein Wort traf bei ihnen den rechten Fleck, denn kräftig nahmen sie nun sogleich am Kampfe der Deutschen Theil, die wie Felsen standen. Immer wilder entbrannte sich nun der Kampf, und als die polnische Reiterei den Turken in die Seite fiel, da besannen sie sich, wie dort am Kahlenberge, in die Ebene herabzusteigen.

Gerade in diesem Augenblicke kam der Herzog von Lothringen mit mehreren Generalen zu den Sachsen, die auf ihrer eroberten Stelle standen und zum Kampfe anzutreiben. Sein scharfer Blick schweifte über die Stellung des feindlichen Heeres hin und sah jetzt, wie es dem Andrange der Polen bei Dornbach wich und in die Ebene sich zurückzog.

„Sollen wir uns mit den errungenen kleinen Vortheilen begnügen?“ rief er aus, sich an den greisen Feldherrn der Sachsen, Feldmarschall von Obelt, wendend. Der alte Held antwortete: „Der Anfang ist wohl zu gut, als daß

wir schon aufhören sollten. Ich bin ein alter, kränklicher Mann und muß heute Nacht nothwendig in Wien schlafen, um mich besser pflegen zu können!" Dabei lächelte der alte Degen so freundlich, daß der Herzog von Lothringen ihm herzlichst die Hand drückte und ausrief: „das ist nicht mehr als billig! Wohlan denn, wollen wir uns auf den Weg machen!"

Mit diesen Worten warf er sein Pferd herum und jagte zu seinen Truppen hin. Augenblicklich ließ der alte, tapfere Golz zum Aufbruch blasen und rückte in die Ebene hinab. Die Turken wichen der Uebermacht sogleich und zogen sich auf ihr Lager zurück, das sie zum Sammelpunkte machen wollten, während ihre Geschütze fortwährend Verderben in den Reihen der Christen anrichteten.

„Sollen wir uns denn so grausig todtschießen lassen?" rief der alte Golz mit weithin schallender Stimme. „Laßt uns die Kanonen nehmen und auf die Heiden selbst richten!" Kaum war das Wort erschallt, so stürmten die Sachsen unter lautem Jubel und Lachen der kleinen Anhöhe hinan, wo die Kanonen standen, und nahmen sie. Das machte einen großen Eindruck und auch die Polen drängten nun den Feind wacker zurück auf der andern Seite.

Als Cara Mustapha sah, wie die eignen Kanonen nun auf sein Heer Tod und Verderben spieen und von zwei Seiten Verluste auf Verluste folgten, da schäumte er vor Wuth. Es begann ihm klar zu werden, daß das anfängliche Zaudern jetzt beginne arge Frucht zu tragen und es nun auf dem Punkte stehe, daß sein Feldherrenruhm sein Grab finde. Er kannte seine Turken. Riß einmal der Kleinmuth ein, so war Alles verloren. Wie sie tollkühn in den Kampf eilten, so kopflos flohen sie auch, wenn der Schrecken ihrer sich bemächtigte. Wartete er nur noch eine kleine Frist, so war Alles dahin. Noch hatte er ein Mittel den wilden Muth seiner Truppen aufs Höchste zu steigern. Es war dieß der „Sandschack-Sheriff" oder die Fahne, welche Mohamed immer bei sich führte, die als höchstes Heiligthum des turkischen Reiches galt, an die, nach dem Glauben der Turken, stets der Sieg geknüpft sein solle.

Dieß war stets die letzte, aber auch erfolgreiche Zuflucht türkischer Heerführer gewesen. Er trug sie aus seinem

Gezelte vor das Heer hin und rief: „Wer ein wahrer Moslim sein will (soviel als rechter Anhänger des türkischen Glaubens), der reihe sich um die heilige Fahne des Prophetes und kämpfe für sie!“

Auf diesen Ruf schaarten sich eine ungeheure Menge um den Vezier, und unter dem wildesten Allah-Geschrei führte er sie in den Kampf. Der Anprall dieser erregten Masse war furchtbar! — Allein die Christen widerstanden ihm nicht nur, sondern warfen ihn mit Macht zurück und drangen unaufhaltsam vor. Ihre Kanonen rissen ganze Reihen nieder; ihre Schwerter mäheten, wie die Sensen der Mäher in den Halmen des Grases, die Feinde weg. Die Türken kämpften mit dem Muthe der Löwen, — allein sie wurden mehr und mehr zurückgedrängt, und als der Nachmittag sich zum Abend neigte, da neigte sich auch die Wagschale des Sieges den Christen aufs Entschiedenste zu.

Während die eben beschriebenen Kämpfe in der Ebene vor Wien gekämpft wurden, ließ Cara Mustapha von einer andern Abtheilung seines ungeheuren Heeres Wien unaufhörlich bestürmen. Hier galt es den letzten Kampf auf Leben und Tod! Nichts glich der Todesverachtung und Wuth der stürmenden Turken. Es stritten ausgeruhte, wohlgenährte, zahlreiche Kämpfer gegen ein Häuflein auf den Tod erschöpfter, ausgehungerter, kranker Streiter, deren viele, obwohl verwundet, dennoch das Schwert der Vertheidigung führten. Nicht eine Minute Ruhe gönnten ihnen die Türken in ihrer bodenlosen Erbitterung. Aber die Kämpfer dort auf den Wällen Wiens wußten auch, was es galt; wußten auch, daß dieß der letzte Kampf war, sahen auch den siegreichen Kampf ihrer Retter und setzten den letzten Tropfen Blutes ein. „Nur noch einmal haltet Euch!“ rief der edle Stahremberg, der heute überall war, wo es galt; „morgen seid Ihr frei; morgen euret Gure Noth und die Freude der Freiheit und des Sieges laßt Euch Alles erduldete Leid vergessen!“ Sie wußten, daß der, der das sagte, sie nicht täuschte. Er theilte ja jedes Weh, jede Anstrengung mit ihnen. Sie wußten, daß die Späher von der Höhe des Stephansthurmes die vergeblichen Anstrengungen des Feindes wahrnahmen, dem christlichen Heere zu widerstehen, — darum vergaßen sie ihre Erschöpfung, ihren Hun-

ger, ihr Elend — und Alles, was hinter ihnen lag, und stürzten muthbeseelt in den Kampf.

So war noch kein Morden gewesen, seit der Belagerung, wie heute! Das Blut floß in Bächen, die Gräben waren so von Leichen der Türken angefüllt, daß sie den Wällen gleich waren; aber Niemand achtete darauf. Da jubelten plötzlich die Hörner vom Stephansthurme. Es war fünf Uhr Abends. Sieg! Sieg! hallte der belebende Ruf; aber zu gleicher Zeit erfolgte noch einmal, wie das letzte, krampfhafte Todeszucken vor dem Erlöschen des Lebens, ein wilder Anlauf der Türken.

„Sieg! Sieg!“ rief der greise Stahremberg und führte seine todtmüden Helden noch einmal dem wilden Feinde entgegen. Dieser Kampf war beispiellos. Lange hätte er nicht dauern dürfen, sonst wäre auch die letzte Kraft gesunken. Da schmetterten lustig die Trompeten. „Das waren keine Türken!“ rief Stahremberg. „Das sind Christenbrüder! Helfer! Retter!“

Wie wenn alle Kraft mit einem Male zurückkäme, so wirkte dieß Wort, dieser Ton! Wie Wüthende, denen nichts widersteht, warfen sich die Christen den Türken entgegen und schlugen diesen Anlauf zurück.

Jener Trompetenton hatte nicht getäuscht.

Der Prinz Ludwig von Baden sah die Noth der Stadt und theilte dieß dem Herzog von Lothringen mit. Dieser erkannte die Richtigkeit und gebot ihm, sogleich mit den sächsischen und kaiserlichen Dragonern und einem halben Regimente Würtemberger der Stadt zu Hülfe zu eilen. Das ließ sich der tapfere Prinz nicht zweimal sagen. Im Fluge war er den Türken in der Flanke und die langen Schwerter der Dragoner trafen nicht flach. Solchem Angriff widerstanden die Türken nicht. Ein Blick auf ihr Lager zeigte ihnen, wie die Polen unter Sobiesky jetzt in dasselbe eindrangen. Das war das Zeichen zur wildesten Flucht.

In der Ebene dort unten war der Kampf auch immer heißer geworden. Trotz der Fahne des Propheten flohen die Türken gegen ihr Lager, um sich hier festzusetzen; aber das war ein vergebliches Bemühen; denn wie die hetzenden Hunde dem fliehenden Wild keine Ruhe gestatten, so waren

Polen und Deutsche den Türken auf der Ferse. Mit ihnen zugleich drangen sie in das Lager ein, in dessen weiten Gassen jetzt ein unerbittliches Morden begann.

Kaum sahen die Belagerten auf den Wällen, wie es draußen stand, als Stahremberg ausrief: „Wer folgt mir? Wir wollen uns auch noch einen Lorbeer holen aus dem Siegeskranze dieses Tages und Rache nehmen an den blutgierigen Drängern!“ Da fühlten die Müden keine Müdigkeit mehr, die Verwundeten keinen Schmerz, die Hungernden keinen Hunger. Sie stürmten hinaus in den Rücken der Feinde und halfen kräftig am blutigen Tageswerke. Von allen Seiten wüthete der Todeskampf. Das Allah-Geschrei war verstummt. Die Verwirrung der häufig auf Knäuel zusammengepreßten Türken ließ nicht einmal eine gehörige Vertheidigung zu. Nirgends hielten sie mehr Stand, vielmehr wogte, wohin das Auge schauen mochte, die regellose Flucht in vollen Massen. Einer trat den Andern nieder um sich selbst zu retten, und im nächsten Augenblicke schon zerstraten ihn die Hufe der Rosse. Die Reiterei der Christen folgte den Fliehenden und hieb schonungslos nieder, was ihr Schwert erreichte.

Cara Mustapha wurde in der Flucht mit fortgerissen. Er mußte Alles im Stiche lassen. Seine kostbaren Gezelte, seine Schätze, die Geldkasse des Heeres — Alles fiel mit dem Lager in die Hände der Sieger. Bei Enderstorf hieben die Polen mehr als 5000 Türken zusammen. Viele fanden ihr Grab in den Wellen der Donau, weil der General Dünewald ihnen hier den Weg der Flucht abschnitt und sie, wie eine wildgewordene Heerde, in die Fluthen des Stromes trieb.

Vorzüglich hatten sich die Sachsen ausgezeichnet, geführt von ihrem Kurfürsten und dem muntern von Golz.

Als schon die Schlacht gewonnen war, und das türkische Heer vor den Siegern floh, sah der Kurfürst von Sachsen, wie auf einer Donau-Insel die Türken eifrig daran waren, die christlichen Gefangenen niederzuhauen. Selbst bis zum Tode ermüdet, sprengte der edle Fürst, von seiner Leibgarde begleitet, in die Donau, schwamm hinüber und befreite noch einen großen Theil dieser wehrlosen Schlachtopfer türkischer Bosheit, indem er schonungslos die

Türken theils niederhieb, theils sie in die Donau jagte, wo viele umkamen und nur eine geringe Zahl sich durch die Flucht rettete.

Nicht weniger tapfer als die Sachsen hatten sich die Polen erwiesen. Ihr heldenmüthiger König war stets an ihrer Spitze, und Tod und Verderben oder regellose Flucht war überall vor ihnen her. Sie drangen zuerst in das türkische Lager, sie drangen zuerst in das Herz des Feindes ein und entschieden seine Flucht. Sobiesky's persönliche Tapferkeit glänzte in ihrer vollen Herrlichkeit. Ueberall war er voran im Kampfe und sein Beispiel feuerte die Polen an zu gleicher Tapferkeit. Die einbrechende Nacht setzte endlich dem Würgen ein Ziel, aber nicht der planlosen Flucht der Türken.

Der alte Feldmarschall von Golz ritt lachend in das Thor der Kaiserstadt und sagte zu dem Herzog von Lothringen: „Nun ich mir ein Bett erkämpft habe, will ich wohl ruhen in der Kaiserstadt!"

Und Ihr habt es wohlverdient, Herr Feldmarschall! entgegnete lächelnd der Herzog.

In Wien war ein Jubel, der kein Maaß kannte. Weinend vor Freude lagen die Geretteten in den Kirchen auf ihren Knieen, um Gott zu danken für seine wunderbare Hülfe. Die Soldaten überließen sich ganz der Lust des Beutemachens in dem feindlichen Lager. Nicht nur an Lebensmitteln fanden die Sieger unermeßliche Vorräthe, sondern auch an Kostbarkeiten und Reichthümern. Auch der Uebermuth wollte hier seine Lust haben. Dreißig Pulverwagen steckten sie in Brand, was ein schreckliches Schauspiel bot; dennoch dauerte das Plündern die ganze Nacht fort. Auch die armen Wiener hielten sich schadlos für lange Entbehrung und schweren Verlust.

Das herrliche Gezelte Cara Mustapha's, das nach Sobiesky's eigenen Worten in einem Briefe an seine Gemahlin, so groß war, wie ganz Warschau oder Lemberg, wurde mit all seiner Pracht und seinen Schätzen dem edlen Polenkönig zu Theil.

Das Schrecklichste für die Türken und für Cara Mustapha war das, daß selbst die heilige Fahne des Propheten in die Hand der Christen gefallen war. Sobiesky

ſandte ſie als Siegeszeichen an den Papſt nach Rom. Den Werth des Gezeltes Cara Muſtapha's ſchätzte man auf 400,000 Thaler. Die Kriegskaſſe, in welcher mehr als 2,000,000 Thaler lagen, wurden ebenfalls in dieſem Gezelte erbeutet. Hundert und ſechzig Kanonen von verſchiedener Größe, 40 Mörſer, 200 Wagen mit Pulver, ungerechnet jene dreißig, welche ſie in die Luft geſprengt, 4000 Kiſten mit bleiernen Kugeln, 18,000 erzene und 2000 eiſerne Handgranaten fielen in die Hände der Sieger — kurz an allen Kriegsgeräthen und Bedürfniſſen war ein ſolcher ungeheurer Vorrath, daß man nun wohl begriff, warum ſich das Heer nicht ſchneller vorwärts hatte bewegen können. Der Rückzug, der freilich von allen dieſen Vorräthen nicht im Mindeſten beſchwert war, ging darum auch ſo raſch von der Hand und die Türken lieferten den unbezweifelbaren Beweis, daß ſie eben ſo gute Läufer, als Reiter waren.

Der Anblick des Lagers am folgenden Morgen war in der That entſetzlich. Die Anzündung der Pulverwagen half begreiflicher Weiſe das Meiſte dazu beitragen. Leichen auf Leichen gehäuft, bedeckten die Zeltgaſſen, das Schlachtfeld, die Laufgräben. Schwer Verwundete jammerten ſchaudererregend. Die Maſſen der Leichen bei der warmen Witterung drohten die Luft zu verpeſten. In dem Zelte des Veziers fand man das Verzeichniß der Gebliebenen, bis zum 5. September berechnet. Es erreichte die ungeheure Zahl von 18,540; aber was that der letzte Tag für eine Summe hinzu? Man hat zwar die Todten nicht genau zählen können, weil man die große Zahl der in der Donau Ertrunkenen nicht kannte, allein ſo viel iſt als gewiß anzunehmen, daß in allem vor Wien 70,000 Türken ihren Tod fanden. Die Leichen mußte man zum Theil verbrennen. —

Aber wie ſah Wien, wie ſah es in Wien aus? — Die Baſtionen, die Wälle, die Mauern waren zerſtört; Häuſer und Paläſte waren vielfach zertrümmert. Ueberall ſah man die Spuren der zahlloſen Kugeln, welche in die Stadt geſchleudert worden waren. Auch die Belagerten und ihre Retter hatten viel gelitten. Bei der vereinigten Armee rechnete man 4000 Todte und in der Stadt

waren theils von den Türken getödtet, theils an ihren Wunden und herrschenden Krankheiten gestorben —: sechzehn Tausend!!! —

Blickte man auf das von den Türken verwüstete Land, so blutete das Herz. 87,000 Menschen hatten die Türken in die Sclaverei geschleppt. Darunter waren allein 11,215 junge Weiber, 11,902 Mädchen und eine ungeheure Zahl Kinder beiderlei Geschlechts. Wer könnte den Jammer so vieler Familien ermessen! Zahllose Städte, Dörfer und Höfe hatten sie in Asche gelegt. Aber von den Greueln zu reden, die diese Unmenschen verübt, sträubt sich meine Menschennatur!

Zwei Tage nach dem Entsatze Wiens langte der Kaiser mit dem Hofe an. Er weinte heiße Thränen, als er seine zerstörte Hauptstadt ansah. Die Heerführer ritten ihm entgegen; aber vor Allen zeichnete er den edlen Grafen Stahremberg aus, diesen Helden, dessen Namen mit Ehrfurcht genannt werden wird, so lange es eine Geschichte gibt.

Was ist denn aus den fliehenden Türken geworden? werdet Ihr fragen, liebe Leser. Nun, die liefen, was sie konnten, denn die Angst saß ihnen als guter Reiter im Nacken und spornte tüchtig in die Seiten. Verfolgt wurden sie anfänglich kaum, denn nach solchen Anstrengungen that dem Heere Ruhe Noth. Doch lange rasteten sie nicht, die Christen. Sie waren zu sehr ergrimmt über die Unmenschen. Sie folgten bald; schlugen sie überall, wo sie sich auch noch wehren wollten und trieben sie vor sich her aus Ungarn, Slavonien und Serbien hinaus. Cara Mustapha wurde gekörpft, weil — er sich hatte besiegen lassen. Es ist übrigens eine merkwürdige Thatsache, daß der Kopf Cara Mustapha's nach Wien in die Hände des edeln Goleniysch kam, den er, wenn er Wien würde erobert haben, köpfen zu lassen geschworen hatte. Lange wurde dieser Kopf im Zeughause zu Wien aufgehoben, wo er vielleicht noch ist.

Das Wiederkommen haben sich die Türken bei ruhiger Ueberlegung aus dem Kopfe geschlagen!

Wenn Ihr, liebe Leser, einmal an den Rhein, so in die schöne Umgegend von Coblenz kommt, so versäumt es

ja nicht auf die Burg Stolzenfels zu gehen. Da werdet Ihr Euch die Augen weit sehen an der Pracht dieser Burg, die der König von Preußen aufgebaut hat. Dann wird Euch unter Andern der Führer in einem Gemache ein Schwert zeigen und sagen: Das ist das Schwert des tapfern Königs von Polen, Johannes Sobiesky, das er führte, als er Anno 1683 Wien, ja ganz Deutschland von der Geißel der Türken befreite. Beseht's recht genau, denn nun wisset Ihr, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Hätte Cara Mustapha Wien erobert, dann würde sich sein zahlloses Heer wie ein reißender Strom des Verderbens über Deutschland ergossen haben. Neue Schwärme wären gefolgt und hätten unser schönes, theures Vaterland verwüstet. Wer hätte dem Strome gebieten können? Damals war Deutschland ein Reich zwar; aber ein in sich zerstücktes, ohne innere Einheit und Einigkeit. Gott sei Preis! daß es nicht geschah.

Werkzeuge in Gottes Hand waren jene tapferen Helden, die ich Euch genannt habe, vor Allen der alte Stahremberg. Das war Einer!

Als ihm sein Kaiser mit einer Thräne im Auge seine Hand reichte und vor innerer Bewegung nicht reden konnte, da, mein' ich, müßte sein Herz gehüpft haben in der Brust, und das war ihm gewiß ein reicherer Lohn, als alle Orden und Ehren, die ihm zu Theil wurden. Nun, der Ehrenmann hatte es auch verdient!

5. Wie einmal Einer ein Dampfſchiff beſehen hat.

Wie ich mich noch recht gut zu erinnern weiß, machten die Leute die ungläubigſten Geſichter und ſchüttelten bedenklich den Kopf, als es hieß: Auf dem Rheine fahren ſtattliche Schiffe gegen das Waſſer und es ziehen ſie keine Pferde, ſondern der Rauch treibt ſie, und daher nennt man ſie Rauch- oder Dampfſchiffe!

Der Gevatter ruckte damals ſeine Strumpfſtoppe aufs eine Ohr und ſagte eifrig: Was? der Rauch ſoll ein Schiff gegen den Strom treiben? Ja, Ihr habt Rauch im Kopfe! Ich bin zu alt, mir ſo blauen Nebel vormachen zu laſſen. Wenn Ihr Einen daſeln wollt, ſo geht ein Haus weiter! Als aber endlich nicht mehr zu zweifeln war, ging er nach Bingen und ſah's nun mit eigenen Augen, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Vor ſechzig Jahren hatten ſie geſagt, das iſt Teufelsblendwerk! Pure Hexerei! Nun fährt man's ſelbſt und muß es glauben; aber fahren möcht' ich doch nicht drin! Und — ein Jahr ſpäter iſt er mit nach Mainz gefahren. So geht's in der Welt! —

Gerade wie der Gevatter, ſprach dazumal Einer, der bei Jugenheim da herum, etwa drei Stunden von Mainz landeinwärts, wohnte. Er hieß Hanjacob — den andern Namen nenn' ich nicht, — denn er könnte roth werden, wenn er ihn in der Spinnſtube las. Er war ein dicker Bauer, wie man ſo von einem ſagt, der nicht ſo rechnen muß: Vier von Drei kann ich nicht — ſo lehn' ich Eins. Er ſchickte alle Marktag einen Wagen Frucht nach Mainz, daß die ſtolzen Rappen, die ihn zogen, keuchten, und der

Jerjel, ſein Sohn, fuhr's hinein. Der Hanjacob war auch ſo Einer, der überall knauſerte, nur nicht wenn er Morgens einen vierteligen Krug voll Wein holte, den er in das Schränklein neben dem leergetrunkenen Serailbud ſtellte und ihn regelmäßig gegen Abend bis auf die letzte Thräne ausgeſüffen hatte.

Die roten Naſen kommen nicht vom Waſſertrinken und auch nicht vom Durſtleiden! — — — — —?

Wenn er Geld ausgeben ſollte, ſo fand ſeine Hand gar den Säckel nicht; wenn's aber ans Einnehmen ging, war er ſo fingerfix wie der Geldverleiher.

Der Hanjacob wollt's auch nicht glauben, daß es möglich ſei, daß der Dampf Schiffe triebe. Als aber dazumal ſein Jerjel von Mainz kam und den ſchweren Geldgurt auf den Tiſch warf und ſagte: „Vater, 's iſt meiner Sechs wahr, das Geſchwätz mit den Rauchſchiffen, ich hab's nun ſelbſt geſehen und bin drin geweſen; Himmel! was eine Pracht iſt das!" Da wurde er andern Sinnes und ſagte: „So muß ich's auch ſehen!"

Das war kein leichter Entſchluß! Vom Geben war er kein Liebhaber, ſeit er ſeine 250 Pfund weg. Eſſen und Trinken ſchlug an bei ihm, und dernach die Ruhe auch. Als nun der nächſte Markttag kam, ließ er Weizen laden, wie ihn die Mauſe nicht ſchöner zuſammen tragen; kleidete ſich in ſeinen Hochzeitsrock von dunkelblauem Tuch mit überſponnenen ſeidnen Knöpfen; that die rotbe Weſte und die hellaranen Hoſen an; ſetzte die Otterfellmütze auf, und trabet zog er ſeinen blauen Kittel; ſetzte ſich auf den Wagen und der Jerjel klatſchte und rief: „Jeh!"

Wie der Blitz war der Wagen voll Weizen verkauft, und dem Herrn Prieſt ſeine hellen Zunftfranktbaler rutſchten in den Lederguri, den der dicke Hanjacob um die Hüften ſchnallte, und zum Jerjel ſagte er: „Stell die Pferde ein und geh ins Röschen und trink einen Schoppen Bier, bis ich wieder komme."

Drauf ging er an den Rhein, um das Rauchſchiff zu beſehen. Da lag denn das neue Schiff, es war die Concordia, und der Rauch qualmte eben aus der Eſſe, und die dürren Engländer ließen mit ihren Mänteln, Schachteln

und Zacken wie all nichts Gutes. Stand der Herr Hanjacob da und sperrte die Augen auf vor Verwunderung, ging als ein Schrittchen näher und kam endlich auf das Schiff.

„Nichts für ungut," sagte er zu dem schelmigen Conducteur, „darf man einmal das Schiff sehen? — Wenn's auch ein Trinkgeld kostet."

„Wollen Sie mitfahren?" fragte der.

„Gott behüte!" sprach der Herr Hanjacob, — „sehen möcht' ich's nur so einmal, daß ich sagen könnte, ich hab's gesehen."

„Warum denn nicht!" sprach der Conducteur, „ich habe just noch so viel Zeit. Kommen Sie nur! Es kostet durchaus Nichts!" —

Das gefiel dem Herrn Hanjacob nun um so mehr, als der Herr Conducteur nicht sagte: Aber — es kostet so und so viel, sondern gerade war und ein galanter Mann.

Geht er denn mit ihm, sieht die Cajüte, die Küche, die Maschine, und endlich auch den prachtvollen Pavillon, so heißt nämlich das hinterste und schönste Gemach, in dem nur fürstliche Personen reisen.

„Hei!" rief er da aus, „so was, das muß ich sagen! hab' ich noch nicht gesehen und bin fünfzig Jahre alt'. Und wie müßte da ein gutes Tröpfchen schmecken!" Er schnalzte mit der Zunge und dachte an seinen vierteiligen Krug daheim im Schränkchen neben dem Ofenstuhl.

„Ei, das können Sie auch hier haben, sagte der Conducteur," und klingelte.

Wie der Blitz war ein Kellner da.

„Eine Flasche Chevreuse!" rief der Conducteur.

„Ei, was!" rief der Herr Hanjacob, „machen doch keine Narrenstreiche. Meine Ihr, ich trinke? — Das darf man hier nicht!"

Der Conducteur lachte und sagte: „Still nur, das ist ja der allerbeste Meleinwein, und jeder darf hier so viel Flaschen ausweisen, als er will!"

„Wenn das ist, so laß ich mir's gefallen," meinte Hanjacob, und setzte sich mit unendlichem Behagen in die Sammetpolster.

In dem Augenblick kam der Kellner.

Der Conducteur schenkte ein und sagte: „Lassen Sie sich's schmecken, ich muß einmal hinauf, komme aber bald wieder."

Hanjacob versuchte und probte. Bih! sagte er zu sich, der ist, mein' Seel, besser wie meiner daheim, und ist 22er.

Als der Conducteur kam, war das Fläschlein leer.

„Hört mal," sagte Hanjacob, „der ist besser, als ich dachte; laßt Euren Sohn noch eine Flasche holen, die aber noch einmal so viel hält, wie die da; — denn als ich ihn gerrebt hatte, war sie leer. Das heissche Maaß ist probat, da schlaag der Wein Wellen vor der Nase, wie die Binger sagen!"

Der Conducteur klingelte und der Kellner kam.

„Kind," sagte Hanjacob in besser Laune, „bring' gleich zwei, denn dein Vater soll auch mittrinken."

Der Kellner verbiß das Lachen und brachte die verlangten Flaschen: aber die hielten nicht lange vor, denn nun war der Herr Hanjacob angetrunken und im Zuge.

Es kamen noch zwei.

Als nun das Schiff sich bewegte und die Räder anfingen zu schlagen, fragte Hanjacob, „was das wäre?" —

„Die Räder schaufeln!" erwiederte der Conducteur, und der Herr Hanjacob gab sich, und meinte: Hier sei's herrlich; da könnte ein König sitzen und trinken!

„Da sitzen auch nur Könige und Fürsten!" war des Conducteurs Antwort.

„Das war!" lallte der Hanjacob, denn die Zunge war schwer geworden und die Augen sahen schon quer in die Welt. Er nahm die leere Flasche, klerfte auf den Tisch und rief: Hollah, Wirthschaft! Noch eine!

Der Conducteur ging, den Kellner zu senden, und der brachte noch eine Flasche, die ihre gute Wirkung that. Als nach einiger Zeit der Conducteur wieder kam, lag der gute Hanjacob auf dem Polster und schlief hart und fest. Der schalkige Conducteur schloß die Thure ab und ging, seines Amtes zu warten.

Es war schon spat am Nachmittag, als das Schiff bei Cöln anlegte, da polterte Herr Hanjacob wie rasend an der Thure des Pavillons.

Der Conducteur eilte hinab, um aufzuschließen.

„Ausgeschlafen?" fragte er.

„Ja," sagte Hanjacob und dehnte sich, behaglich gähnend, „das heiß ich schlafen!"

Er kam auf das Verreck, um nun zu seinem Jerjel ins Röschen zu gehen und dachte: Was wird der Bub' sagen, daß ich so lange ausblieb? —

Als er sich aber umsah, wurd's ihm ganz kurios zu Mute; denn die Stadt Mainz, die er seit 10 Jahren so genau kannte, wie seine Westentasche, sah ihm jetzt ganz anders aus.

Was, alle Wetter' rief er, sind denn die Mainzer alle beherzt worden, seit ich schlief? Die haben ja alle ihre Hausthüren zugemauert' *) Nein, so was hab' ich auch noch nicht erlebt'

Als er aber sich genauer umsah und Alle, die um ihn standen, und denen der Conducteur den Spaß erzählt hatte, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, rief er: „Wo bin ich dann?"

„In Cöln!" sagte der Gaffman.

„Hexa!" rief er ernst, und fuhr den Conducteur beim Rocke. „Warum habt Ihr mir den Streich gespielt?" —

„Nun, Sie schliefen fest," sagte der, „daß ich Sie, trotz alles Rüttelns und Schüttelns, nicht wach kriegen konnte' Da dachte ich denn, Sie wollten einmal eine Rheinreise machen und sich die schöne Gegend besehen, wie ein Engländer."

Als alles wie besessen lachte, kratzte er sich hinter dem Ohr und sagte: „Was wird mein Jerjel sagen, der im Röschen einen Schoppen Bier trinkt und auf mich wartet?"

„Seien Sie nur ruhig," sagte der Conducteur, „morgen fahren Sie wieder mit uns nach Mainz!"

„O' dann ist's gut," rief nun Sanftmuth aus, und küßte dem Conducteur und Ohr: „Habt Ihr noch von dem — Ihr wißt's schon?"

„Freilich!" versetzte der Conducteur.

„Gi, so laßt Euren Sohne, er soll mir noch eine hinunter in die schöne Stube bringen," sagte er, und ging wieder hinab.

Nun am andern Tage fuhr er wieder mit nach Mainz. Aber was machte er für Augen, als er die Zeche für den 1822er Piereter hörte und das Reisegeld für den

*) Bekanntlich haben die Gasthöfe und Häuser in Cöln, welche die Rheinreise bilden, alle nach dem Rheine hin keine Hausthüren.

Pavillon, in dem er hinab und herauf gesessen? Sein Gurt wurde um Vieles leichter.

Als er aber in Mainz ans Ufer stieg, blieb er stehen, sah das Schiff noch einmal an und sagte: Dich vergeß ich sobald nicht! Und der Conducteur ist ein höflicher Mensch, das ist wahr, aber — aber — ich weiß, was es kostet, und fahre meiner Lebtag mit keinem Rauchschiffe mehr. Was wird meine Frau sagen?!

6. Eine Anekdote.

Es gibt überall Leute, die sich gerne über andre lustig machen, besonders in kleinen Städtchen, wenn sie einen einfachen, ehrlichen Bauersmann vor sich haben. Die fahren aber einmal ab, daß es eine Pläsir ist. So ging's neulich einem windigen Barbier. Er saß im Wirthshaus „Zum letzten Heller" vor dem Thor und trank ein Schöpplein. Sitzt auch ein Bäuerlein da, schlicht und einfach, das aussieht, als könnt's keine Drei zählen, und ißt einen Häring.

Der Barbier, der sich für ungemein witzig hielt und gerne einmal vor den übrigen Gästen sich zeigen wollte, nahm das Bäuerlein aufs Korn, witzelte, spöttelte, nahm von dem Häring Veranlassung, von Stockfischen zu reden, wobei er sehr faßliche Anspielungen auf das Bäuerlein machte.

Die Gäste lachten und er selber noch viel mehr.

Das Bäuerlein schwieg mäuschenstille. Als der Häring verzehrt, das Tischmesser abgestrichen und eingesteckt war, sagte das Bäuerlein, indem es aufstand: Da der Herr Bartscheerer so gescheidt ist, so will ich Ihm ein Räthsel aufgeben. Wo ist denn das Nest des Stockfisches?

Der Barbier sah ihn etwas verdutzt an und erklärte endlich mit verlegenem Gesicht, daß er das nicht wisse.

So will ich's Ihm sagen, versetzte das Bäuerlein, indem es seinen Hut nahm und seinen Zwergsack umhing. Wenn der Herr Bartscheerer morgen früh aufsteht, so seh' er nur hinter sich, dann hat er's noch ganz warm vor sich! Adjes und nichts für ungut.

Ein brausendes Gelächter folgte dem Bäuerlein — aber es galt dem Barbier, und er hat sich zunne davon gemacht, und ich glaube, wenn er dem Bauerlein einmal wieder begegnet, läßt er's in Ruhe.

Item, so Einer findet auch einmal den Rechten, und es ist gut so!

7. Altes Gold — oder auch nicht!

In der vorjährigen Sonntagsbeilage brachte ich unter dem alten Motto auch das Sprüchlein: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen," und auch ein Bildchen dazu, das auch redet, denn man sieht den sich ernährenden Jungen aufs Haar an, daß sie's von keinen Pfuschern gelernt haben und's gut auch nah haben zu leben.

Nemmer mir's nicht für ungut, wenn ich's noch einmal bringe, denn der Gevatter erzählte mir eine Geschichte, die ich nicht auf dem Herzen behalten kann, und meinte zynisch ist er's) wenn ich's ihm gesagt hätte, daß ich das Sprüchlein bringen wollte, hätt er mir die Geschichte dazu erzählt. Das ist sie. In Hilgenbach (ich glaub es liegt nicht weit von Altenkirchen und war vormals Nassau-Siegenisch und jetzt ist's Preußisch) lebte vor etwa siebenzig bis achtzig Jahren ein junges Ehepaar, die hatten noch ihren alten Außenthaltsvater von der Frau her zu ernähren. Der Greis wurde immer schwächer, denn er stand da, wovon's heißt: Wenn's hoch kommt, so sind's achtzig, und zitterte mit den

Händen, daß er den Löffel nicht mehr zum Munde bringen konnte, ohne die Suppe zu verschütten. Gute Kinder hätten's dem alten Vater löffelweis gegeben und ihn mit Geduld der Liebe wie ein Kind gefüttert; aber so machten's die Hilgenbacher Kinder nicht. Weil sie sich ekelten, setzten sie den armen, alten Vater hinter den Ofen, wo er essen mußte; aber seine Augen zitterten so sehr und der irdene Teller fellte darauf sieben' Da kam's denn oft, daß der Teller mit sammt der Suppe herabfiel. Da knurrte die gottvergessene Tochter und der liebe Schwiegersohn meinte, sie hätten ja noch die hölzerne Schüssel, worin das Hühnerfutter als bekannten hatte, die solle sie saubern und ihm geben, weil sie noch nicht zerbräche, wenn sie ihm von den Knieen fiele. Das leuchtete der Tochter des Greisen ein und sie holte sie und schüttete ihm seine Suppe hinein. Der Greis seufzte und aß. —

Das Ehepaar hatte ein Bübl'n, das etwa sechs bis sieben Jahre alt war, das hatte sies dieß gemerkt, ging vom Tisch in die Scheune, wo des Vaters Schreinerbank stand, nahm ein Stück Holz und fing dran zu wesseln an. Die Eltern wußten nicht, wo das Kind war, kamen es zu suchen, und sahen, wie es an dem Holze hantierte.

„Was willst Du denn machen, Jacobchen?" fragte die Mutter. „O," sagte das Kind, „ein Trögelchen, aus dem Ihr essen sollet, wenn Ihr alt seid" —

Das schlug ein' — Am andern Tage saß der Greis am Tische und kam nicht mehr hinter den Ofen, und sie halfen ihm liebend zurecht.

Das Jacöbchen dachte fortab nicht mehr an das Trügelchen.

Item, denkt an das fünfte Gebot und leset in Eurer Bibel die Stelle: Sirach, Kapitel 3, Vers 14 und 15.

Hier hat das Zwitschern des Jungen, die Alten auf die abscheuliche Weise aufmerksam gemacht, die sie fangen. Ja, ja, der liebe Gott hat Manchen zu einem Lehrer bestellt, hinter dem man's nicht sucht! —

Wie Mancher hat schon gesagt: „Was mich nicht brennt, das bla se ich nicht!" und ist verübergegangen, wo er hätte helfen sollen. Das ist so ein Sprüchlein, womit sich die Geizigen, Hartherzigen und dergleichen beruhigen, wenn halt der Geist nicht willig und das Fleisch schwach ist. So dachte auch der Priester und Levite, als sie den Armen in seinem Blute liegen sahen und machten sich aus dem Staube. Dachte auch der Samariter so? — Dachte auch der brave Christoph Kolbheim in dem Dörflein bei Tuttlingen so? Der war ein blutarmer Schelm und ein Wittwer dazu und hatte drei Kinder, die gar oft sagten: „Vater, wie sind wir so hungrig!" Das hört ein Vater gerne, wenn er Brod genug hat und noch etwas dazu; aber wie schneidet das ins Herz, wenn keins da ist! Und just so ging's dem armen Kolbheim oft genug. Das Betteln verstand er nicht; aber er verstand Schuhe zu flicken, Kochlöffel zu schnitzen und Besen zu binden und solcher kleinen Künste mehr — und that's so fleißig, daß er sich kümmerlich mit seinen Kindlein durchbrachte, — aber es kam doch mancher „lange Tag" und er war kein Jude.

Der Kolbheim hatte einen recht guten Freund, der hieß Volkmann, war auch ein Wittwer, wie er, und hatte sieben unerzogene Kinder. „Gleich und gleich gesellt sich gerne," heißt's im Sprüchwort und „das Unglück ist der beste Leim." Der Volkmann und seine Kinder hatten auch der Fasttage so viele, daß sie schier die schwere Kunst bald gelernt hätten, wenn nicht das Lehrgeld gar zu schwer wäre. Beide Leidensbrüder waren Ein Herz und Eine Seele. Sagt der Volkmann zu seinem Special Kolbheim: „Ich ziehe nach Lauterberg ins Hannöverische; dort ist mehr Verdienst." Gesagt, gethan — und der Hausrath kostete nicht viel Fracht. Der Kolbheim wünscht ihm Alles,

was ihm heilbringend seyn kann; aber der Arme fand's in Lauterberg nicht, — denn er erkrankte und starb, und die hungernden Kindlein schicken die von Lauterberg hin, wo sie hergekommen. Die Bauern im Dorfe dachten: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!" Und ließen die hungernden Waisen laufen. Dachte auch der blutarme Kolbheim so? Nein, liebe Leser, der nahm die sieben Waisen seines Freundes in seine kleine Hutte zu seinen Dreien, sah mit einer heißen Thräne gen Himmel und seufzte: „Herr, der du mit wenigen Broten Tausende gespeiset hast, hilf und verlaß mich nicht!" — „Wenn die Noth am größten ist, ist Gott am Nächsten!" Das, was Kolbheim gethan, wurde der preußischen Regierung in Erfurt bekannt, und die sandte ihm 10 Thaler zur ersten Hulfe, ein frommer Mann sandte heimlich 10 Thaler und der fromme Preußenkönig, Friedrich Wilhelm III., hörte es auch, der sandte dem guten Kolbheim ein Kapitälchen, daß er sich konnte ein Feldgutchen kaufen und Eins der Volkmannischen Kinder kam ins Waisenhaus nach Halle, das der fromme Franke gestiftet hat, von dem Ihr noch mehr hören sollt und der auch nicht sagte: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!" Saget auch nie so, wenn Ihr haderen höret, wenn Ihr Zeuge fauler Geschwätze, sündhafter Flüche, schändlicher Handlungen oder menschlichen Jammers seid! Das brennt Euch wohl, und wenn Ihr nicht blaset — wie steht's dann um Euer Gewissen?

Da kräht kein Hahn darnach! hat auch schon mancher Bruder Leichtfuß gedacht, wenn er ungesehen einen Lumpenstreich ausübte. Gib acht! Gib acht! — Ich will Euch zu dem Sprüchlein noch eine Geschichte erzählen. Zwei Räuber brachen in stiller Nacht in eine einsame Mühle, wo der Muller allein zu Hause war, und war ein

alter Mann. Als ſie ſo im dunkeln Hausgang hinſchleichen, kräht plötzlich in dem Stalle, der an die Hausflur ſtieß, ein Hahn. Der jüngere Räuber fährt zuſammen, als hätt' ihn Einer bei dem Haare gefaßt. Er flüſterte dem Andern zu: „Wie hat mich der Hahn erſchreckt! Komm, laß uns umkehren!"

„Du Einfalt!" zankte der Andre. „Jetzt, wo wir im Hauſe ſind, ſoll uns ein dummer Hahn fortjagen? Nein; wird der Alte wach, ſo ſchlagen wir ihn todt. Da kräht kein Hahn darnach." Und richtig! Der arme Greis erwacht und ſie ſchlagen ihn todt, rauben die Mühle aus und machen ſich fort. Der Mord des Greiſes machte ungeheures Aufſehen; aber die Gerichte konnten keine Spur finden von den Mördern.

Etwa ein Jahr darnach war einmal Jahrmarkt in einem Städtchen in der Nähe. Da machen ſich die zwei Räuber herbei und denken einen guten Fang zu thun. Nachts vor dem Jahrmarkt ſchlafen ſie in einem Wirthshauſe bei einander. Gerade unter der Schlafkammer war der Hühnerſtall. Da kräht nach ein Uhr der Hahn und beide werden zugleich wach.

„Hätt' ich den Gockel hier," ſagte der eine Räuber, „ich drehte ihm gleich den Hals um." „Ich auch," ſagte der andre; „ſeit der in der Mühle krähte, wo wir den Müller todt ſchlugen, kann ich keinen Hahn krähen hören, ohne daß es mir durch Mark und Bein geht. Ich wollt' es wär' nicht geſchehen!"

„Du Einfalt!" ſagt wieder halb lachend der Andre, legt ſich herum und ſchläft wieder ein.

Da das Wirthshaus voll Gäſte war, ſchliefen heute der Wirth und ſeine Frau in einer Kammer, die neben der Schlafkammer der Räuber lag, und da hatte ſie der ungewohnte nahe Hahnenſchrei auch geweckt.

„Haſt Du das gehört?" flüſterte die Frau.

„Stille!" erwiederte der Wirth leiſe und ſtand auf, ſo leiſe, daß die neben ihm es nicht hörten. Er geht zum Hauſe hinaus und klopft den Bürgermeiſter heraus; der läßt die zwei Gensd'armen rufen, die im Städtchen wohnen, und ſo fangen ſie die beiden Räuber, die alsbald Alles eingeſtehen. Und als ſie ſie wegführten, ſagte der eine

Räuber zu dem Andern: „Siehst Du, da hat doch der Hahn darnach gekräht!“

Er thut's immer; aber er sitzt nicht immer im Hühnerstall, sondern oft auch im Gewissen!

8. Der Schmiedjacob erzählt von seinen Fahrten.

In seinem Briefstein Seite 1 der Spinnstube sagt der Gevatter: „Vergeß Er auch den Schmiedjacob nicht!“ und das bezieht sich auf die, Seite 198 und folgende der vorjährigen Spinnstube, stehende Geschichte „Aus der Schmiede“ und auf das Dort gegebene Versprechen. Wort halten ist Pflicht.

So will ich denn den Schmiedjacob seine Geschichten erzählen lassen, wie ich's aus seinem Munde gehört auf des Schulzen Katrinchen seiner Hochzeit mit dem Valtin. Ihr kennet sie ja schon aus der Schmiede! Es war Nachmittags, als die Alten bei einander saßen in dem Hochzeithause, ihr Pfeiflein „A B. Reiter“ schmauchten und judicirten über Krieg und Frieden. Da hob der Schulz an und sagte: „Schmiedjacob, erzähl uns doch mal Deine Geschichte. Es sind manche Leute hier in der Stube, die haben's noch nicht gehört.“

„Warum das nicht,“ sagte der, und schnell lief Eins hinauf zu dem jungen Volke und sagte: Der Schmiedjacob erzählt! Da haben sie sich Alle ganz sachte herbei gemacht und sich gesetzt, und der alte, ehrliche Stelzfuß (Ihr kennt ihn ja von dem schönen Bilde, das vor der Spinnstube von Anno 1847 steht) begann:

„Manche von Euch,“ sagte er, „wissens noch, was es für trübe Augen gab, als ich zu den Franzosen mußte. Damals gab's eben nur zwei Aussichten: entweder todt-, oder zum Krüppel geschossen zu werden. An mir könnt Ihr sehen, wie wahr es ist. Die trüben Augen gab's bei meinen armen Eltern, die beide alt waren und ich ihr einzig Kind. Dem Vater wurde das Schmieden schwer; aber was half's? daß ich's ehrlich sage, mir wurden die Augen auch trüb,

denn ich hab' auch keinen Kieselstein, wo Andre das Herz haben. Und noch ein Paar wurden trüb — ich hatte einen Schatz. — Ihr habt Alle das Bärbelchen gekannt, der alten Zimmermannsliese ihre Tochter, deren Vater vom Gebälk gestürzt war, als das Pfarrhaus gebaut wurde, und den Hals brach. S' war ein herzig Mädchen, fittig, fromm, fleißig, und der Maler hat's eben recht gut getroffen da vornen auf dem schönen Bilde, obwohl es da gar betrübt ist und weint. Davon werde ich später reden. Scheiden und Meiden that weh! Es flossen viele heiße Thränen, aber ich mußte fort und Bärbelchen rief: „Treu bis zum Tod!" Von Hanai aus ging's nach Frankreich, und durch das lange Frankreich hindurch nach Spanien, über das Gebirge, das Spanien von Frankreich scheidet, und bald hörten wir spanische Kugeln pfeifen, was aber gerade klang, wie hier auch — nur mit dem Unterschied, daß sie verwettert gut trafen.

Der alte Schmiedjacob wollte mit den letzten Worten einen Scherz machen, der die Leute nicht seinen Schmerz sollte sehen lassen; allein der brach doch durch, und er mußte husten, damit er die vor innerer Bewegung zitternde Stimme verberge.

Darauf fuhr er mit der Hand über das Gesicht, als wolle er mit der hervorbrechenden Rührung alle innere Bewegung wegwischen und fuhr fort. Es war Anno 1808, wo's in der Landschaft Aragonien recht blutig zuging, absonderlich bei Saragossa. Dorthin ging's. Die Stadt liegt in einer Ebene, fruchtreicher wie unsre gesegnete Wetterau, und ich möchte sagen, wie's in der Bibel heißt, es flösse Milch und Honig dort, und an dem Flusse Ebro. Ich hab' da die Gelegenheit recht genau kennen gelernt, denn wir haben lange Zeit dazu gehabt.

Die Spanier sind ein kriegerisches Volk. Die waren gegen die Franzosen aufgestanden und wehrten sich für ihr Vaterland. Meiner Seele! es ist mir an das Herz gegangen, wenn ich gegen sie kämpfen mußte. Ich hätte das Gewehr lieber gegen die Unterdrücker, die Franzosen, gerichtet. Und wie wurde für uns gesorgt? daß sich Gott erbarme! Futter für die Pferde ließ der liebe Gott überall in dem gesegneten Lande wachsen; aber wenn wir nicht

vom Winde leben wollten, mußten wir uns selbst suchen, das heißt, stehlen. Was thut der Mensch nicht, wenn er vor Hunger nicht sterben will?

Anfangs hatte ich greulich das Heimweh; aber man gewöhnt sich halt an Alles. Ich fand mich drein und mußte mich drein finden, weil ans Heimkommen nicht zu denken war.

Einmal sagte Abends der Lieutenant: Kinder, Morgen früh, wenn's Tag wird, müssen wir Lebensmittel in einem Dorfe suchen, das drei Meilen von hier ist. Um zwölf Uhr sitzen wir auf.

Alles wurde vorbereitet, und richtig um zwölf ritten wir ab — fünfzig Mann. Der Mond schien silberhell auf das schöne Land. Als es Tag zu werden begann, lag das Dorf vor uns: aber die Leute hatten Wind von unserm Kommen. Es war keine Seele im Dorf und nirgends etwas zu beißen.

Ich kam in ein Haus, das einem wohlhabenden Manne zu gehören schien. Das ganze Haus war leer. In der Küche stand eine Art Schrank wider der Wand, in dem aber nichts war.

Je mehr ich aber das Ding mir ansah, desto fester wurde meine Meinung, daß dahinter etwas sein müsse.

Ich setzte mich ruhig auf den Herd und dachte: Laß mal sehen, ob sich's dahinter nicht rührt? Ich hatte seit zwei Tagen keinen Bissen gegessen, daher einen Hunger, der kaum zu ertragen war. Die Thüre des Schrankes stand auf.

Vielleicht zehn Minuten war's stille. Da hörte ich aber flüstern hinter der Schrankwand und bald wurde sie weggeschoben von einem kleinen, schönen Händchen. Nicht lange so guckte ein Mädchenkopf heraus, so schön, als er vielleicht in ganz Spanien war.

Als sie mich sah, stieß sie einen Angstschrei aus und wurde todtbleich. Sie wollte rasch wieder die Wand vorschieben, — aber ich faßte ihre Hand und sagte so gut es ging, ich sey ein Deutscher und verlange nur Brot; ich wolle ihnen kein Böses zufügen.

Sie sah mich mit den durchdringenden Schwarzaugen an, als wolle sie mich recht prüfen, und als mein Gesicht

sie beruhigt, schob sie die Schrankwand ganz weg und ich sah in ein Kämmerlein, wo eine alte Frau saß und Lebensmittel genug aufgeschichtet lagen.

Das bildhübsche spanische Mädchen sah mich so freundlich an und welschte mir Allerlei vor, was ich durchaus nicht verstand. Als sie aber auf die Brode deutete, nickte ich. Sie reichte mir auch einen Krug Wein, wie ich ihn nie getrunken.

Die Alte wollte nicht so freundlich werden: aber als sie meinen Hunger sahen, traten in des Mädchens Augen Thränen. Sie reichte mir nun Früchte und was sie hatte.

Wie es zuging, weiß ich nicht: aber wir waren schnell gute Freunde. Deutscher! wiederholte sie Hundertmal. Sie kannten uns und wußten wohl, daß wir gezwungen gegen Spanien fechten. Als ich mich gelabt, gab sie mir ein Brod, faltete dann ihre Hände und sah mich flehend an.

Ich legte die Hand auf das Herz, erhob sie dann zum Himmel, wie wenn ich schwören wollte. Das beruhigte sie. Sie stieg wieder in ihr Versteck, nickte mir noch einmal zu und schob die Wand vor.

Gott schütze Euch! sagte ich, ging rasch weg, verbarg mein Brod, das ich in mehrere Stücke schnitt und suchte meine Kameraden auf, die einen Keller gefunden, ihn erbrochen und Vorräthe entdeckt hatten. Wir nahmen mit, was wir konnten und jagten in raschem Fluge gen Saragossa.

Es mochten acht Tage vorüber sein, als wir wieder einen solchen Zug machten.

In dem Dorfe steckt noch mehr, sagte der Lieutenant. Wir wollen noch einmal hin. Mir pochte das Herz ein wenig, wenn ich an das schöne Mädchen dachte. Wir erreichten wieder mit Tagesanbruch das Dorf. Bald zerstreuten sich die Reiter suchend, und in der Meinung, das Dorf sei leer, wie damals.

Ich ritt an das Haus und band mein Pferd an einen Baum. Alles war wieder stille. Als ich in die Küche kam, stand wieder Alles wie damals. Ich machte die Thüre des Schrankes auf und klopfte dreimal wider die innere Wand.

Sogleich wurde sie zurückgeschoben. Wie das erste Mal

erschrack das liebliche Kind, aber als sie mich erkannte, lächelte sie mich holdselig an und kam heraus. Sie brachte mir wieder Lebensmittel, aber plötzlich erschrack sie, fing an heftig zu reden und gab mir zu verstehen, es kämen Leute, die uns todt schössen, und ich solle mich fort machen.

Als ich zauderte, ergriff sie meine Hand, preßte sie mit den ihrigen; sah sich scheu um und drängte mich freundlich fort.

Jetzt wurde mir's denn doch Ernst. Ich lief rasch hinaus, schwang mich aufs Pferd und — schon hörte ich die Trompete das Sammelsignal blasen; schon fielen Schüsse am andern Ende des Dorfes. Ich jagte im Galopp dorthin, wo ich den Ton der Trompete vernahm. Als ich noch einmal zurück sah, stand das Mädchen unter dem Baume und hielt einen Spanier ab, auf mich zu schießen; aber er stieß sie weg, der Schuß fiel und im Augenblick fühlte ich, daß die Kugel mir in die rechte Wade gedrungen war.

Glücklich entkamen wir. Ich war der Einzige, der verwundet worden war. Mein Sacktuch wurde um das Bein gewickelt, und wieder im raschen Trott, bei einer sengenden Hitze, ging's ins Lager zurück.

Ich stand höllischen Schmerz aus und der große Blutverlust bewirkte, daß ich, nahe dem Lager, ohnmächtig vom Pferde sank. Für eine geraume Zeit muß ich ohne Besinnung gewesen sein. Unter Schmerzen, die ich Euch nicht beschreiben kann, wurde ich wach — und — was sah ich: — vier Doctoren waren an mir und — schnitten mir das Bein unter dem Kniee ab.

Ich schrie: Was macht Ihr, Hallunken?

Still, still! sagte unser Regimentsarzt, er war aus der Stadt Marburg und ein kreuzbraver Mensch; wenn du nicht sterben willst, muß es abgenommen werden, denn der kalte Brand ist schon drin!

Soll ich Euch die Schmerzen beschreiben, die ich litt? Wozu? Ihr fühlt sie doch nicht, und Gott bewahre Euch auch davor. Es ging auch vorüber, und einem Paar schöner Mädchenaugen habe ich vielleicht mein Unglück zu danken; doch, wer weiß es?

Ueber ein Jahr will ich weggehn. Man schleppte mich

in den Lazarethen herum, bis mein Fuß heil war. Nun sollte ich nach Frankreich. Auf eine langsame, traurige Art kam ich nach Bayonne. Dort erkrankte ich heftig und lag ein Vierteljahr abermals im Lazareth. Endlich genaß ich und wurde nach Paris transvertirt. Hier, hieß es, würde über eine Pension verhandelt, die ich bekommen sollte; aber es ging ein halbes Jahr hin und ich bekam am Ende meinen Paß nach der Heimat. Ich war ja ein Deutscher! Der mochte sehen, wie er betteln lernte. So bin ich denn aus Frankreich gewandert. Das ging auch mordlangsam und war nicht plaisirlich. Ich wurde wohl einquartirt, aber was ich sonst brauchte, mußte ich betteln. Das ist in der Regel des invaliden Soldaten Loos.

Das muß ich aber sagen, ich fand viel Mitleid. Jeder sah mir ja auch meine Jugend an, und wenn ich erzählte, daß ich keine Pension bekäme, dann gaben mir die Leute mit vollen Händen, und es verlauteten dann eben keine Segenswünsche für den Napoleon.

Hast Du denn Nichts von daheim gehört? fragte der Schulz.

Von daheim? sagte der Schmiedjacob, du lieber Gott, mein Vater konnte nicht schreiben und ich auch nicht. Ein-

mal hatte ich heimschreiben lassen. Der Brief kam nicht an. Wohin hätten sie schreiben sollen? — Als ich nach Straßburg kam, ging ich an einer Schmiede vorbei. Da fiel mir das Handwerk aufs Herz. Ich blieb stehen, und sah dem Gesellen zu, wenigstens hielt ich ihn dafür. Er schmiedete ein Hufeisen, daß sich Gott erbarm. Es hatte keine Art und kein Geschick.

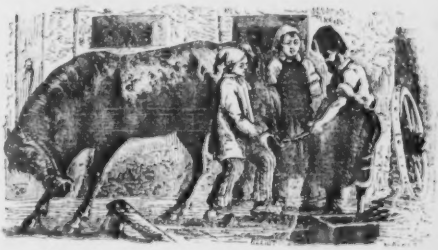

Ich trat hinein und sagte: „Laßt mich einmal ein Eisen schmieden!“ Der sah mich verwundert an. „Meinetwegen!“ sagte er, und sah mich mit spöttischem Lachen an. Er mochte denken: der Stelzfuß wird auch einen dicken Theil verstehen!

Der, den ich für den Gesellen gehalten, war der ehrsame Meister selbst, der sonst nicht ungeschickt war, aber meistschlechte Hufeisen machte, noch schlechter aber die Pferde beschlug.

Ich nahm den Hammer, und — nun, Ihr wißt, heute noch geht mir die Arbeit rasch von der Hand, — flugs war das Eisen fertig; auch fand ich, daß mich der Stelzfuß nicht einmal viel hinderte.

Als der Meister sah, daß mit dem Stelzfuß etwas anzufangen sei, sagte er: „Wisset Ihr was, bleibt bei mir, Ihr sollt, wenn Ihr die Pferde gut beschlaget, einen guten Wochenlohn und ein ordentlich Leben haben.“

Ich dachte: Verdien' dir so viel Geld, daß du nicht wie ein armer Bettler und Lump in dein Dorf kommst,

und sagte zu. Also trat ich sogleich ein und half hämmern: aber ich machte fast nichts als Hufeisen, und als die Leute einmal hörten, der Stelzfuß sei ein rechter Kurschmied, der auch das Viehdoctern verstehe, da war unsre Schmiede die besuchteste in der ganzen Stadt.

Das gefiel meinem jungen Meister, und da er wohl wußte, daß ich der Grund war, und denken mochte, Andre spannten mich ihm ab, so hatt' ich's königlich gut, und ich krieg's wohl niemals wieder so. Es müßte denn sein, daß mein Sohn wieder käme.

Er seufzte und Nachbar Veit's Lieschen — seufzte auch. —

Ich verdiente Geld wie Wasser, fuhr er fort. Nun kaufte ich mir gute Kleider, schaffte mir neue Hemden an, ließ mit einen bequemeren Stelzfuß machen und sparte mir doch noch etwas für die Reise: denn das Betteln konnte mir gestehlen werden. Endlich konnt' ich's doch nicht länger aushalten. Ich sagte meinem Meister Adje und ging bei Kehl über den Rhein.

Nach einer recht mühseligen Reise kam ich in mein Dorf. Ich hatte mir einen greulichen Bart wachsen lassen, daß mich Niemand kannte. Die rothen Backen waren auch nicht mehr da! —

Als ich auf die Anhöhe kam, kurz vor dem Dorfe, wo die drei Eichen stehen, und nun das schöne Dorf vor mir lag, dachte ich, wie wird's um meine Lieben stehen? und das Herz fing mir so zu pochen an, daß ich nicht weiter konnte. Lagen doch zwei volle Jahre dazwischen, seit ich geschrieben war, und gehört hatte ich seitdem nichts. Ich dachte an die Eltern und — an mein liebes Bärbelchen. Gar mancherlei Gedanken preßten mir das Herz. Wie war ich weggegangen und wie kam ich wieder? — Ach, es war wohl hart! —

Wie ich so dasaß, den Kopf in die Hand stützte, und es mir feucht in den Augen wurde, da fing's mit allen drei Glocken zu läuten an. Sonntag war's ja nicht. Gewiß eine Leiche! Ich weiß nicht zu sagen, wie mir das aufs Herz fiel und mich so weich machte, und unwillkürlich dacht' ich: Wie gut wär' dir's vielleicht, wenn sie dich da hinaustrügen.

Ich sah den Zug kommen, so ernst, so still und feierlich. Ich hörte dann den bekannten Grabgesang, als sie die Leiche hinabsenkten, und sah sie zur Kirche gehen. Das Herz hätte mir brechen können, und ich wußte nicht warum.

Endlich kam ein altes Mütterchen den Berg herauf. — Ach, es war meine Mutter! Sie sah mich sitzen und grüßte mich, aber sie erkannte mich nicht. Ihr Auge war vom Weinen schwach geworden, wie sie mir später sagte, vom Weinen um mich.

Ich hatte mir die Elsässer Mundart sehr angewöhnt während meines Aufenthaltes in Straßburg. Das machte mich vollends unkenntlich.

Ich mußte sie anreden.

„Wie heißt das Dorf?" fragte ich recht Elsässisch.

Sie horchte, und erst nach einer Weile sagte sie den Namen.

„Wo seid Ihr denn her?" fragte sie.

Ich nannte ein Dorf, das etwa sechs Stunden weiter lag.

„Ist kein Schmied im Dorfe, der einen Gesellen braucht?" fragte ich weiter und faßte mich mit aller Kraft.

„Ach, seid ihr ein Kurschmied?" fragte sie zurück.

Als ich das bejaht, sagte sie: „Mein Mann wird Euch gerne nehmen; aber —"

„Ihr meint gewiß," fiel ich ihr in die Rede, „der Stelzfuß hindere mich. Nein, ich habe in Straßburg gar lange gearbeitet, und kann's beweisen, daß sie mich gern hatten."

„Glaub's, glaub's," sagte sie freundlich, als wollte sie das gut machen, was mich hätte kränken oder mir weh thun können.

„Habt Ihr dann das von Kindesbeinen an?" fragte sie so theilnehmend.

„Ach nein," sagte ich, „ich war im Krieg in Spanien, da hab' ich das Bein verloren."

Sie schlug die Hände zusammen. „Du großer Gott!" rief sie aus. „Ich hab' auch einen Sohn, mein einziges Kind, bei den Franzosen, wenn das mir so zurückkäme!" Sie schauderte zusammen.

Ihr mögt Euch wohl denken, wandte sich hier der Schmiedjacob an seine Zuhörer, wie mir das ins Herz schnitt!

„Gott behüt' Euch davor," sagte ich, und ich mußte meine ganze Kraft zusammen nehmen, daß ich fortfahren konnte.

„Würdet Ihr ihn aber nicht lieber als Krüppel nehmen, wenn Ihr ihn nur wieder hättet, als daß er dort begraben würde?"

„Ach Gott, ja!" rief sie aus. „Habt Ihr vielleicht etwas von ihm gehört?" Sie nannte meinen Namen.

Ich sagte fest: „Nein," und fragte weiter, „ob er denn schon lange fort sei?"

Jetzt setzte sie sich zu mir und fing an zu erzählen, und kam auch auf das Bärbelchen. Sie weinte laut und sagte: „Er wird wohl todt sein. Das soll auch Einer geschrieben haben, der ihn kannte."

„Ist dann sein Schatz ihm treu geblieben?" fragte ich.

„Ach ja," erwiederte sie; aber alle Welt sagte: „Er ist todt, sonst hätt er geschrieben." Da hat das Bärbelchen vor einem halben Jahre den Schulmeister geheirathet, und nun ist er schon todt; sie haben ihn eben begraben, und es hat mir recht in das Herz geschnitten, als ich vorbei ging. (S. das Titelkupfer.) Da stand die arme junge Wittwe an die halbe Thüre gelehnt und sah im tiefen Schmerz der Leiche nach. Lieb hatte sie ihn, und er verdiente es auch, — „aber — was macht Ihr?" fragte sie: — denn ich hatte die Hände vor das Angesicht gedrückt und weinte. Sie riß mir die Hände weg, sah mir ins bärtige Angesicht und rief: „Mein Sohn! Mein Sohn!"

Der alte Schmiedjacob konnte nicht mehr reden, so ergriff ihn die mächtige Erinnerung. Er stand auf und ging hinaus, die Frauen und Mädchen trockneten sich ihre Thränen und die Männer blickten ernst zur Erde. Nach einer Weile, wo Keiner in der Stube durch ein Wort die Stille unterbrochen hatte, kam er wieder und setzte sich.

Es hat lange, lange gedauert, sagte er, ehe wir beide, Mutter und Kind, reden konnten; aber die Mutter dachte nicht mehr an den Stelzfuß, und mir machte der Gedanke: Das hast du verdient, weil dir das spanische Mädchen gefiel — das Herz nicht leichter.

Endlich sagte sie: „Ach, lieber Jakob, zürne dem Bärbelchen nicht. Sie wollte ja nicht; aber alle Welt hing sich an sie. Ihre Mutter war todt. Sie stand allein in der Welt, und Dich hielten wir ja Alle für todt. Warum sollte sie da den braven Lehrer nicht nehmen? — Ich rieth's ihr auch."

Ich konnte nichts weiter über den Punkt reden. Wir gingen ins Dorf. Die meisten Leute waren in der Kirche; die übrigen auf dem Felde. Niemand sah uns.

Liebster Gott, mein Vater war fast todt vor Schrecken, als er mich erkannte und meinen Stelzfuß sah: indeß siegte doch über diesen Schrecken die Freude, zumal ich ihn darüber beruhigte, daß ich doch im Handwerk mein Brod verdienen könnte.

Wie ein Lauffeuer ging's durchs Dorf: Schmied's Jacob ist wieder da! Da kamen denn die Leute und grüßten mich so herzlich. Sie fanden mich sehr verändert. Freilich wohl! Das Elend, das ich erduldet, hatte mich nicht jünger gemacht; der Schmerz seit gestern hatte die Frische der Gesundheit von meinem Gesichte gejagt, und der Bart entstellte mich auch. Das ganze Dorf kam. Bärbelchen nicht. Ich hatt's auch nicht erwartet. Der Wittwe ziemte es nicht. Ich mied es auch, sie zu sehen: aber als sie Sonntags in dem schwarzen Trauerkleide zur Kirche ging, da stand ich hinter dem Laden der Schmiede und lugte hinaus: aber die Hand zitterte, die den Laden hielt, daß sie es hätte sehen können, wenn sie hergeblickt hätte. — Ach, sie war ja noch so schön, und die Trauer gab ihr Etwas, was mächtig auf das Herz wirkte. Ich wollte auch in die Kirche gehen; aber ich konnte nicht. Ich saß in der Stube, lehnte den Kopf auf den Tisch und machte dem schweren Herzen Luft. Es vergingen gewiß sechs Wochen, ehe ich sie sah und sprach.

Ich war in den Wald gegangen, Holz holen, und als ich beim Heimgang eben an einem Baume ruhte, kam sie langsam den Weg her und sah mich erst, als sie kaum zehn Schritte von mir war.

Sie blieb einen Augenblick stehen, wie eine Bildsäule. — Dann kam sie langsam auf mich zu, reichte mir ihre Hand

und drückte ihr Tuch vor die weinenden Augen. Ich ergriff die Hand und hielt sie fest, aber ich konnte auch nicht reden.

Endlich ermannte ich mich. „Bärbelchen," sagte ich, „es ist viel anders geworden seit zwei Jahren. Du bist Wittwe und ich ein armer Krüppel!" —

Sie sah mich an mit den thränenvollen Augen. „Jacob," sagte sie langsam, „sie sagten, Du seiest todt, selbst Deine Mutter sagte es, und ich habe schwer um Dich getrauert. Da starb meine Mutter — ich war allein. Ach Gott, wie haben sie mich gequält, bis ich Ja sagte, selbst Deine Mutter, Jacob!"

„O ich hadere nicht mit Dir, Bärbelchen," sagte ich. „Du thatst wohl. War ich todt, so war ja unser Band zerrissen."

Sie seufzte tief auf und sah mich an mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde; denn er sagte mir, daß das Band heute noch nicht zerrissen sei. Wenigstens deutete ich ihn so.

„Und was wär's," fuhr ich fort, „wenn Du ledig geblieben wärest? Du hättest Dein junges Leben ja doch nicht an das eines Krüppels binden dürfen."

„Ach, Jacob," sagte sie, „Du redest harte Worte, die ich nicht verdiene!"

In diesem Augenblicke hörten wir Stimmen. Sie erschrack, sagte mir Adje und wankte dahin.

Ich ging heim, und in meiner Seele ist's damals recht bunt durcheinander gegangen. Das Herz hoffte — und der Verstand sagte: Du darfst nicht hoffen, weil du Unrecht thust, sie an dich zu binden.

Ich hielt mich stille und zurückgezogen. War dienstfertig; arbeitete fleißig und Ihr hattet mich alle lieb.

Es war etwas über anderthalb Jahre später, da starb mein Vater und die Mutter erkrankte auch. Damals kam Bärbelchen oft ins Haus. Sie pflegte mit Veit's Frau meine Mutter, bis sie auch starb.

Nun war ich allein und verlassen.

Einmal kam der Nachbar Veit zu mir und sagte: „Jacob, Du mußt heirathen! So geht's nicht mehr länger."

Ich schüttelte den Kopf.

„Aha," sagte er, „Alte Liebe rostet nicht. Du magst keine andre, als das Bärbelchen. Nehme Dir's auch nicht übel!"

Wir kamen nun tief in den Text, nicht wahr Veit? Du warst immer ein guter Advokat! Da hörte ich denn etwas, was mir gar wundersam zu Muthe machte, und was ich gar nicht wußte, daß nämlich meine sterbende Mutter Bärbelchen gebeten hatte, mich zu heirathen, und — sie hatte es nicht abgelehnt.

Ich will's kurz machen! Der Veit machte den Mittelsmann. Er widerlegte meine Bedenklichkeiten, die aus ehrlichem Grunde hervorgingen, und — wir kamen öfter zusammen — ja nach kurzer Zeit war Bärbelchen meine Frau.

Das war eine Ehe, die gewiß im Himmel geschlossen war; denn kein Wölkchen trübte sie. Unser Glück wurde noch größer, als mir Gott meinen Philipp schenkte; aber es war zu groß für diese Welt, wo ja einmal nichts Vollkommenes sein soll und kann.

Nach fünfzehnjährigem Leben wie im Himmel ist sie mir gestorben! —

Ueber des alten Mannes tiefgefurchte Backen rieselten heiße Thränen, und er war's nicht allein, der sie vergoß. Es war stille in der Stube; man hörte nur das Picken der Schwarzwälder Wanduhr und die Töne theilnehmender Liebe für den Mann, der ihnen Allen an das Herz gewachsen war.

Da klopfte es plötzlich an die Thüre. Alle Köpfe flogen herum, und auf das freundliche Ja! öffnete sie sich, und ein junger Mann mit einem Felleisen auf dem Rücken stand grüßend in der Stube.

Philip! Philipp! rief Veit's Lieschen voll seliger Freude aus, und der Schmiedjacob sprang auf. Das konnte ja nur sein Sohn Philipp sein!

Er war's auch. Nachdem er sein liebes Lieschen geherzt und gar nicht daran gedacht, daß Leute dabei seien, fiel er dem Vater um den Hals.

„Wo warst Du?" fragte der Schmiedjacob, der sich an dem Staatsburschen gar nicht satt sehen konnte, nachdem Alle ihn herzlich willkommen geheißen.

„In England," sagte er, „lieber Vater, und bin ein rechter Schmied geworden. Nun bin ich da und Ihr sollt gute Tage haben!"

Der Schulz sagte: „Setz Dich, Philipp," und die junge Frau, das Kathrinchen, und das Lieschen trugen auf, daß der Philipp hätte müssen sieben Mägen haben, wenn er's hätte essen wollen.

Aber die Freude des alten Schmiedjacob hätte ein Christenmensch sehen sollen und das leuchtende Angesicht Lieschen's!

Und als sie am Abend so recht heiter waren und der Philipp kosend neben seinem Lieschen saß, sagte der Schmiedjacob zu Veit: „Nachbar, was hindert's, daß wir heute noch Handstreich halten!"

Und noch an dem Abend legte der Herr Pfarrer die Hände Philipp's und Lieschen's in einander, obwohl die silbernen Ringe nicht zur Hand waren, und die Hochzeit folgte bald nach.

Der Schmiedjacob hatte die Freude, daß Schulzen Kathrinchen seinen Valtin zu einem braven Manne machte, und Philipp und Lieschen eine Ehe führten, wie er weiland mit seinem seligen Bärbelchen, und in dem Glücke seiner guten Kinder wurde der Alte wieder ordentlich jung!

---

9. Eine Anekdote.

In einem Wirthshause an der Landstraße hatte ein windbeutliger Musterreiter (man kennt ja die Rasse!) seinen Gaul eingestellt, um ihn zu füttern. In der Stube war Niemand, als ein armer Handelsjude, der sich am Ofen wärmte. Der Musterreiter hatte Langweile und zog eine Zeitung heraus, in der er las. Das wollte auch nicht vorhalten; er machte sich daher an den Juden, wollte ihn hänseln und sagte: „Mauschel, was les' ich da in der Zeitung! Weißt Du's schon?"

„Nu, was dann?" fragte der Jüd.

„Ei," sagte der Musterreiter, „die Engländer haben ein Gesetz gegeben, daß die Juden und die Esel an einen und denselben Galgen aufgehängt werden."

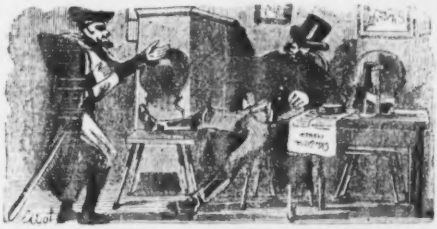

„Gott behüth!“ rief der Jude und nahm Stock und Hut: — „wie is es dann doch so gut, daß wir zwa nicht in England sind!“

10. Von Einem, dem man's auch nicht bei der Wiege gesungen hat, was aus ihm geworden ist.

In dem armen Dorfe Artenay (sprich: Artenä) in der Champagne (sprich: Schampanje), lebte um das Jahr 1705 eine arme Bauernfamilie, die ärmste unter den armen des Dorfes und die Landschaft ist die ärmste Frankreichs. Der Vater Duval (sprich: Düwal) segnete das Zeitliche und hinterließ seiner Wittwe einen Haufen unerzogener Kinder und ein reiches Maaß der Dürftigkeit und des Elends. Hunger und Kummer stand mit ihnen auf, und legte sich mit ihnen nieder; aber wenn alle Kinder jammerten, Einer der Knaben trug sein Weh mit heitrem Sinne, und dem fröhlichen Buben sah man's nicht an, daß er zum Frühstück nur eine trockne Brodrinde gehabt, die zur Hälfte kaum zureichte, seinen Hunger zu stillen. Er hieß Valentin Jamerau (sprich: Schamerä) Duval. Immer vergnügt in seinem Herzen, überwand er das Schlimmste und war beliebt unter den Kindern des Dorfes, wie kaum ein Anderer seines Gelichters.

Das Elend, welches damals Frankreich heimſuchte, war groß. Der ſtete Krieg hatte das Land entvölkert und arm gemacht; der Handel und Verkehr ſtockte; Verdienſt fehlte und öfterer Mißwachs ſteigerte die Preiſe der Lebensmittel zu einer Höhe, welche die ärmeren Volksklaſſen bis zum Hungertode brachte. Die arme Wittwe Duval konnte ihre Kinder nicht mehr durchbringen und unſer kleiner, zehnjähriger Jameray Duval ergriff freudig eine ſich ihm darbietende Gelegenheit, ſein Brod zu verdienen. Er wurde der Hirte für die Welſchhühner eines wohlhabenden Mannes. Er war damals etwa zwölf Jahre alt und hatte in der Schule nur nothdürftig leſen gelernt. Lieber Himmel, heute ſtehts in dem hochgeprieſenen Frankreich noch ſo armſelig mit dem Unterricht, daß viele Tauſende nie leſen lernen. Wie mag's erſt vor 140 Jahren dort ausgeſehen haben? —

Duval war ein lebhafter Junge, voll herrlicher Anlagen, er war, was man ſo einen offenen Kopf nennt. Nun mußte der lebhafte Knabe die jungen Welſchhühner hüten, die den ganzen Tag piepen, daß man toll werden möchte, und immer herumkriechen, daß man kein Auge von ihnen verwenden darf, und wenn ſie naß werden, ſterben ſie. Der arme Duval hatte recht ſein Herzeleid mit den langweiligen Thieren. Es iſt daher kein Wunder, daß ſein Muthwille auf allerlei Kurzweil verfiel, womit er ſich die Zeit vertrieb, und da er gehört hatte, daß man die zornigen, bezahnten Welſchhähne wacker ärgern könne, wenn man ihnen einen Lappen von rother Farbe zeige, ſuchte er ſich einen ſolchen zu verſchaffen, machte ein Loch mitten hinein und ſteckte den Kopf des allerärgerlichſten dieſer Hähne dadurch. Das Thier kollerte, biß, fratzte, ſchrie, ſchlug mit den Flügeln wie raſend und wurde, da es den Lappen nicht wegkriegen konnte, immer wilder. Anfänglich ergötzte es Duval. Er wollte platzen vor Lachen; aber bald wurde es ihm unheimlich. Er wollte den Hahn fangen und ihm den Lappen abmachen; aber das war vergeblich. Er jagte noch vollends das Thier herum, bis es aufs Aeußerſte erſchöpft war und in der Nacht ſtarb.

Der Streich war von andern Leuten geſehen worden, die ihn ſeinem Herrn hinterbrachten, und das Ende vom Liede war, daß er Duval fortjagte.

Jetzt war guter Rath theuer. Die Mutter hatte für sich und die andern Geschwister kein Brod. Sie zürnte auch heftig über des Knaben Lumpenstreich. Da blieb ihm nichts übrig, als in Gottes Namen in die Gegend hinaus zu wandern und ein Unterkommen zu suchen. Das wäre nun wohl zu einer andern Zeit ganz gut gegangen; aber jetzt war's Winter und was für einer!

Es ist bekannt, daß der Winter von 1708 auf 1709 der allerkälteste war, den man in 100 Jahren erlebt hatte. Die Kälte, welche Anfang Januars 1709 eintrat, war so heftig, daß Niemand, ohne die größte Noth es wagte, vor die Thüre zu gehen. Täglich hörte man von erfrorenen Menschen. Die Gerichte hörten auf. Niemand wagte sich in die Kirche. Der Wein in den Kellern fror zu Eisklumpen zusammen; in den Ställen erfror das Vieh und die Thiere des Waldes suchten Schutz gegen die Kälte und Futter in den Wohnungen der Menschen, da der tiefste Schnee Alles bedeckte. Die Vögel fielen erstarrt aus der Luft, und in den Weihern, wo das Wasser bis zum Grunde gefroren war, starben alle Fische. Draußen im Walde that es Tag und Nacht Schläge, als ob geschossen würde. Das waren die Bäume, die zerborsten. Kein Obstbaum blieb übrig und die Weinstöcke gingen überall völlig zu Grunde, wo sie nicht der Schnee schützte. Selbst Felsen zersprangen vor Kälte.

Denkt Euch, liebe Leser, in dieser schrecklichen Zeit war es, wo der arme Knabe von Ort zu Ort wanderte, um eine Unterkunft zu suchen gegen den entsetzlichen Frost und eben so schrecklichen Hunger. Zu diesem Elende, das wahrlich groß genug war, da ihn Niemand aufnahm, weil die Leute selber Mangel litten, kam noch ein Neues. Er war eben auf der offenen, menschenleeren Landstraße zwischen Provins und Brie. Vor ihm lag in einiger Entfernung ein Hof. Plötzlich fühlte er einen Kopfschmerz, der so stechend heftig war, daß es ihm vorkam, als wolle es die Schädelknochen auseinandersprengen. Nur mit großer Anstrengung war es ihm möglich, die Thüre des Hofes zu erreichen und zu klopfen. Eine Magd öffnete ihm, und um Gotteswillen flehte er, sie möge ihn doch aufnehmen und ihm ein Plätzchen gönnen, wo er sich erwärmen und von

seinem Schmerze sich erholen könne. Mitleidig öffnete sie ihm die Thüre des niedern Schafstalles, und er hatte nichts eiliger zu thun, als da hinein zu kriechen. Was uns mit Bedauern erfüllt, war ein Heil für den Armen!

Die Ausdünstung der engzusammengedrängten Thiere verbreitete eine gar angenehme Wärme, und seine fast erstarrten Glieder begannen sich zu erwärmen; aber das Kopfweh wurde so stark, daß ihm alle Besinnung verging und er bewußtlos bis zum Morgen lag. Die Magd hatte dem Besitzer des Hofes von dem Knaben gesagt. Als er kam,

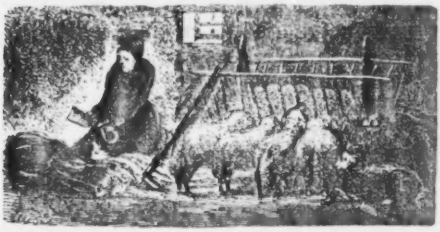

nach ihm zu sehen, erkannte er an der Fiebergluth, dem angeschwollenen Kopfe und den rothen Flecken, die sein Gesicht bedeckten, daß er die Pocken habe, und nicht wenig Schrecken erfüllte den Mann bei dieser Entdeckung. Die wohlthätige Impfung der Pocken, wie sie jetzt überall die Regierungen angeordnet haben, befreien Euch und Eure Kinder vor dieser gräßlichen Krankheit, die früher Tausende hinraffte und so entsetzlich ansteckend war; damals herrschte das Uebel noch. Den Mann jammerte der arme Knabe, der, bei dem hohen Grade, in welchem er die Pocken hatte, nach des Bauers Ueberzeugung, ohne Rettung sterben müsse. Er ging ins Haus, holte Leinwand, half Duval, sich zu entkleiden, und wickelte ihn dann (wie er meinte) in sein Leichentuch. Da nun der Schafhünger, der Kälte halber, im Stalle schichtenweise aufgebaut war, so machte er ihm zwischen diesen warmen und gährenden Schichten ein Lager von Stroh, deckte ihn wieder mit Düngerschichten zu und

mochte denken, er habe ihn ins Grab gelegt. Darauf machte er ein Kreuz über ihn, empfahl ihn der Gnade Gottes und ging.

Duval konnte kein Wort reden; er ließ Alles willenlos mit sich machen. Der Bauer hatte gesagt, nur ein Wunder Gottes könne ihn vom Tode retten. Das hatte er bei rückkehrender Besinnung gehört, und nun lag der arme Knabe da, allein bei den Thieren; kein menschlich Wesen war ihm zum Troste nahe. Da dachte er denn nur an sein Ende und betete, und wenn die Betäubung des Kopfwehs seine Sinne umnebelte, da meinte er, nun sei der Tod da.

Aber, was Gott erhalten will, das kommt nicht um. Was allein im Stande war, die Macht der schrecklichen Krankheit zu brechen, das war absichtslos geschehen. Der warme und heilsame Athem der Schafe, die sich um ihn her lagerten; die gährende Wärme des Düngers selbst, der ihn deckte und ihm als Unterlage diente, das Alles brachte ihn in Schweiß. Die Pocken kamen schnell heraus und Kopfweh und Betäubung, welche nur eintraten, weil die Krankheit nicht herauskonnte, verließen ihn schnell. Es war ihm unendlich viel besser und die gleichmäßige Wärme that ihm wohl, während draußen der Frost immer entsetzlicher wurde. Mit dem Besserwerden kam aber der allerübelste Gast in dieser Zeit des Jammers in Frankreich — der Hunger, und der arme Hofmann, der nur ein Pächter war, hatte selber nichts. Die Schafheerde gehörte dem Herrn des Hofgutes; dennoch theilte der Arme mit dem noch Aermeren sein Hafermus, das in kaum mehr bestand, als in Wasser mit Hafermehl gekocht, dem selbst das Salz mangelte, weil es zu theuer war, daß es der Arme hätte kaufen können. In einem zugestopften Kruge brachte man es ihm, wie auch das Wasser. Er legte beide Krüge dann in sein Düngerbette, aus dem er nicht heraus durfte, ohne des Todes zu sein, aber auch nicht heraus mochte bei der entsetzlichen Kälte, und nur so war er im Stande, es vor dem Gefrieren zu schützen und in genießbarem Zustande zu erhalten.

Einige Wochen ging das so und die Kost reichte hin, den Hunger zu stillen; als aber die Besserung völlig ein-

trat, da wurde der Hunger stärker und sie reichte nicht mehr aus. Wie gerne hätte der arme Pächter mehr gegeben; aber er hatte es nicht. Wasserſuppe mit Schwarzbrod, das so fest gefroren war, daß er es mit dem Beil zerschlagen mußte, war Alles, was er dem armen Duval bieten konnte, und dieß nur auf kurze Zeit. Um aber das Werk der Liebe nicht halb zu thun, ging er zu seinem Pfarrer, der freilich fast eine Stunde weit weg wohnte, und erzählte ihm Alles. Der Pfarrer, der auch nicht viel übrig hatte, war ein Mann von gutem weichem Herzen. Die Erzählung des armen Pächters rührte ihn so sehr, daß er sich bereit finden ließ, Duval bei sich aufzunehmen.

Bis hierher hatte der arme Knabe in seinem Düngergrabe gelegen. Jetzt zog ihn der Pächter heraus, hüllte ihn in neue Lumpen und, um ihn vor der immer noch heftigen Kälte zu schützen, wickelte er ihn in einige Bündel Heu, die er fest an ihn band, lud ihn auf einen Esel und brachte ihn zu dem gutmüthigen Pfarrer. Der Wechsel zwischen der behaglichen Wärme des Schafstalles und der starken Kälte wirkte auf den guten Duval so, daß er nur noch halb lebend im Pfarrhause ankam. Er mußte mit Schnee gerieben werden, um die Wirkung des Frostes zu entfernen, und dann legte man ihn wieder in den Stall in ein ähnliches Lager, wie das bisherige in seinem Schafstalle gewesen war, und dieß war wieder das Beste, was man thun konnte. Die Folgen des Frostes verloren sich allmählich, und nach einiger Zeit konnte er in ein besseres Lager gebracht werden. Die freundliche Pflege des guten Pfarrers förderte seine Genesung sehr; allein als er sich nun wieder frisch und gesund fühlte, auch die Kälte nachgelassen hatte, deutete ihm der gute Pfarrer an, daß er sich nun ein Unterkommen suchen müsse. Er gab ihm einen kleinen Zehrpfennig und ließ ihn unter seinen Segenswünschen ziehen.

Wohin nun? mochte der arme Knabe sich fragen. In der Champagne war der Mangel zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen. Wer keinen Knecht brauchte, nahm gewiß keinen, weil jeder Knecht essen wollte, um arbeiten zu können, und das Essen war eben der Stein des Anstoßes. Mangel und Wucher der Reichen steigerten das Elend täg-

lich und die Hungersnoth nahm überhand. Wo er hinkam, sagte man ihm, er solle gegen Morgen oder Mittag hingehen, dort sei es besser. Das gab ihm Hoffnung und er wanderte voran in Gottes Namen. So lange er in der Champagne wanderte, wurde es nicht besser. Frankreich war ein zerrüttetes Land, voll Elend und Armuth. Ganz anders wurde es, als er nach Lothringen kam, das damals noch seine eigenen Herzöge von deutschem Stamme hatte und, milde und weise regiert, das Land des Segens und Ueberflusses schien, wenn man es mit Frankreich verglich. Hier hatte das Elend und der Mangel sein Ende erreicht. Reiche Dörfer, wohlhabende Bauern, schöne Häuser und fröhliche Menschen machten ihn glauben, er sei in einer andern Welt. Der Schafhirte des Dorfes Elezantaine nahm Duval in seine Dienste, und der ausgehungerte Magen des armen Jungen hatte zum ersten Male seit langer Zeit die Wonne, sein Bedürfniß reichlich befriedigen zu können. Zwei Jahre blieb er bei dem braven Schäfer, da regte sich Wißbegierde und Wanderlust in ihm. Wie es anderswo in der Welt aussähe, wollte er erfahren. Aus der Nähe von Elezantaine konnte man die fernen Gipfel des Vogesengebirges sehen. Dorthin zog es ihn. Was hinter diesen Bergen läge, mochte er gerne wissen. Ueberhaupt entsprang in seiner Seele ein unwiderstehlicher Trieb nach Wissen in aller Art. Es ruhrete ihn nicht mehr länger. Er trennte sich von seinem Brodherrn und wanderte gegen Morgen immer fort. Am Fuße der Vogesen unweit Deneuve (sprich: Denöv) bewohnte um diese Zeit ein einsamer Waldbruder, Namens Palämon, eine Einsiedelei, die la Rochette (sprich: la Roschett) hieß. Sie lag auf der Spitze eines Felsens, von wo man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf das schöne Land umher hatte. Duval kam an diese Stelle, als eben die Abendsonne Alles mit ihrem rothen, goldenen Lichte beleuchtete. Er konnte sich nicht von der Stelle trennen und wollte sie auch gerne einmal im Morgenlichte überblicken; daher bat er den Einsiedler, ihm ein Schlafplätzchen zu geben, was dieser auch gerne that.

Hierhin hatte ihn wieder des Herrn Vaterhand geleitet. Der Bruder Palämon war alt und bedurfte gar sehr einer

Hülfe, die ihm eine junge, frische Kraft bei dem Baue seines Gartens gewähren konnte. Die offene, ehrliche Seele Duval's erkannte der Einsiedler schnell und bald hatten sich beide verständigt. Duval blieb bei ihm, um ihm die Dienste zu leisten, welche seinen Kräften angemessen waren.

Duval hatte, wie schon gesagt, in der Schule seines Dorfes nothdürftig lesen gelernt. Diese Kunst zu üben hatte er bisher keine Gelegenheit gehabt, außer, daß er im Hause des Schäfers von Clezantaine einen Kalender und ein Meßbuch las. Anders war es in der Einsiedelei von la Rochette. Der Einsiedler besaß nicht wenige Bücher frommen Inhalts, besonders das Leben der Heiligen und dergleichen. Mit einer Wißbegierde, die keine Grenzen kannte, machte sich Duval darüber her und las unablässig in jeder freien Stunde, bis er ihren Inhalt fast auswendig wußte.

Mit dem Bruder Palamen aber kam er nicht ganz zurecht. Aus den Büchern, die er gelesen, hatte er sich seine eigenen Ansichten über ein frommes Leben gebildet, und darüber wurden sie oft streitig. Es hätte auf die Dauer eine Trennung eintreten müssen, da Duval sich weiser und frömmer dünkte, als der Greis. Da kam zu guter Stunde ein Umstand, der sie trennte. Die Mönche des Klosters, zu dem der Einsiedler gehörte, sandten ihm einen Gehülfen und Duval mußte Platz machen. Mit schwerem Herzen schied er von dannen. Auf seiner Wanderung kam er nach Luneville (sprich Lüneweill). Es war

die erſte Stadt, das Fürſtenſchloß darin, das erſte Schloß, das er ſah.

Ihr mögt es Euch vorſtellen, liebe Leſer, wie er Alles anſtaunte; aber es war ihm ängſtlich in der großen Stadt. Er eilte wieder hinaus ins Freie und fand endlich in dem Klöſterlein Sanct Anna eine Zufluchtſtätte. Hier ſollte ſein Leben eine Richtung bekommen, die entſcheidend für ſeine Zukunft wurde.

Sanct Anna, eine halbe Stunde von Luneville liegend, war an einer Stelle erbaut, die ſich ſchöner kaum finden ließ. Ein großer Wald dehnte ſich weit hin und zwei Flüſſe, Meurthe und Vezouze, vereinigten ſich zu ſeinen Füßen. Herrliches Feld und weite Gartenanlagen umgaben die Wohnung der Mönche, die zu Vieren hier wohnten. An ihre Thüre klopfte Duval, und in Gottes Rath war es ſchon beſchloſſen, daß er hier bleiben ſollte. Ihm pochte angſtvoll das Herz. Bruder Martinian öffnete und nahm ihn freundlich auf, und da ſie, die greiſen Männer, eines Kuhbirten bedurften, ſo wurde das Geſchäft ihm übertragen und er blieb an dieſem ſtillen Orte, obwohl ihm das Geſchäft niedrig dünkte und er eigentlich höher hinaus gewollt hatte. Die frommen Mönche übten indeß auf ſeinen Sinn einen wohlthätigen Einfluß und gerne fügte er ſich dem neuen Berufe. Bald erwieß es ſich, daß die frommen Väter ihn nicht bloß an eine nützliche, ländliche Thätigkeit gewöhnen, ſondern auch auf ſein Herz und ſeinen Geiſt bildend einwirken wollten. Einer von ihnen, der im Vergleich mit den Andern ein Gelehrter war, hatte die Kunſt des Schreibens erlernt. Als er ſah, mit welcher Aufmerkſamkeit und Lernbegierde Duval den Zügen ſeiner Feder folgte, beſchloß er, ihn ſchreiben zu lehren. Freilich wohl lernte Duval das nur, was der Mönch konnte und das war nicht eben viel. Duval's Feuereifer zu lernen fand bald ein Mittel, auch ohne Lehrer ſich im Schreiben fortzubilden. Er nahm aus dem Fenſter ſeiner Schlafzelle eine Glasſcheibe, legte ſie auf ein beſchriebenes Blatt und bildete, ſo die Schrift nach, die ihm vorlag. So eignete er ſich eine, wenn auch ſteife und altmodiſche, doch ziemlich deutliche Handſchrift an. Bei der Wißbegierde Duval's darf es Euch nicht wundern, liebe Leſer, wenn er bald

nach Quellen neuer Belehrung suchte. Bald entdeckte er, daß die Mönche auch einige Bücher besaßen und darüber war seine Freude unaussprechlich groß. Die Stille des Waldes, wo er das friedliche Vieh hütete, bot ihm die erwünschte Gelegenheit, den Schatz seines Wissens zu bereichern. Dort in den Felsen fand er eine kühle Grotte, das heißt, eine Vertiefung in dem Felsen, die ein befriedigendes Obdach lieh und dorthin nahm er die Bücher mit und las.

Unter diesen war es vorzüglich ein Rechenbuch, was ihm eine ganz neue Welt der Erkenntniß aufschloß. Rechnen hatte er nie gelernt; darum ergriff er es jetzt mit glühendem Verlangen, Einsicht in diese Kunst zu gewinnen. Auf Schiefersteine rechnete er ganze Tage, ja manche helle, warme Sommernacht in seiner kleinen Felsenhöhle und sein Eifer lohnte ihm mit wachsender Erkenntniß.

Bei der Lernbegierde ist es nicht wie bei dem Durste, wo jeder Trunk den Durst stillt; hier wächst er, jemehr Befriedigung er findet. So rastete nun auch Duval nicht, bis er die Weisheit seines Buches sich ganz zu eigen gemacht, mit einem Worte, bis er, soweit es nach dem Buche möglich, ein geübter, tüchtiger Rechner war.

Oft, wenn er in stillen Nächten mit klarem Auge hinaufgeblickt hatte, in den blauen, sternbesäeten Himmel, drängten sich in ihm die Fragen, was doch diese Sterne sein möchten. Schon, als er bei dem Schäfer von Clezantaine den Kalender gefunden, fiel es ihm auf, daß dort die Veränderungen an dem Monde mit solcher Gewißheit vorausgesagt waren. Er lernte die Namen der Sternbilder kennen, ohne daß er sich davon eine klare Vorstellung hätte machen können. Das reizte nur immer mehr, diese dunkle Sache zu erkennen. Auch hier sollte sein Durst gelöscht werden.

Als er nämlich auf den Jahrmarkt nach Luneville von den Mönchen gesandt wurde, um einige Aufträge auszurichten, fand er unter den mancherlei Gegenständen des Verkaufs auch eine Himmelskarte, auf welcher alle Sterne und Sternbilder mit Namen verzeichnet waren. Sie zu kaufen, war sein erster Gedanke. Er besaß noch fast seinen ganzen Dienstlohn, welchen er bei dem Schäfer von Clezan-

taine verdient. Es waren nur etwa fünf bis sechs Francs, und wiewohl es sein ganzer Reichthum war, so gab er ihn doch mit Freuden für diese Mittel hin, die ihm zu dem Verständniß der Gestirne des Himmels helfen sollten, nach welchem er so lange schon gedurstet hatte. Seine Wißbegierde fiel begierig über diese Schätze her. Wenn er auch, durch seinen scharfen Verstand richtig geleitet, bald erkannte, daß die von dem Gelehrten benannten Sternbilder nur eine nahe zusammenstehende Zahl von Sternen bedeuteten, so hatte er doch noch keine Einsicht gewonnen; denn es fehlte ihm Jemand, der ihn zurecht wieß, und er kannte auch Niemanden, der im Stande gewesen wäre, ihn zurecht zu weisen. Wollte er ins Klare kommen, so mußte er auf Mittel sinnen, wie er sich selber helfe. Es ist in der That erstaunlich, wie wunderbar der Herr den Jüngling mit geistigen Kräften ausgerüstet hatte, aber auch wie er, um Kenntnisse zu gewinnen, immer auf die rechte Spur gerieth, die ihn, den Einsamen, auf die rechte Bahn wieß.

Hundert Andere würden vor den Hindernissen zurückgewichen, die Sache sich aus dem Kopfe geschlagen haben; Duval nicht. Gerade diese Schwierigkeiten reizten ihn, Alles aufzubieten, um tiefer in die Wunder der Schöpfung unseres Gottes zu blicken, die, so unbeachtet von Tausenden, droben am nächtlichen Himmel stehen.

Er fand einen Anhalt. Er erinnerte sich, gehört oder gelesen zu haben, ein Stern des Himmels stehe immer an derselben Stelle, und man nenne ihn den Polarstern. Er wußte auch, daß die Magnetnadel oder der Compaß immer nach Norden zeige, wo der Polarstern stehe. Von den Himmelsgegenden wußte er noch nichts. Wo sollte er aber einen Compaß herbekommen? Glücklicherweise sagt er dieß einmal einem der Mönche, und dieser besaß einen kleinen Compaß, wie man ihn auf Märkten kauft, um immer vermittelst desselben eine Sonnenuhr bei der Hand zu haben.

Vielleicht habt Ihr schon solche gesehen?

Wer war glücklicher, als Duval? Nun konnte er sein Ziel erreichen.

Auf einer der höchsten Eichen des nahen Waldes hatte er sich durch das Zusammenflechten der Aeste einen sichern

und bequemen Sitz für seine Betrachtung des Himmels gemacht. Viele sternhelle Nächte saß er da und suchte nach dem Polarstern und fand ihn nicht. Er bohrte ein Loch durch einen Ast und dachte: der Stern, den ich nur immer durch dieses Loch an derselben Stelle sehe, der muß es sein; aber das ging nicht. Nun bohrte er das Mark aus einer Hollunderstange, befestigte diese an den Ast, daß er sie richten konnte, wie er wollte. Der Compaß wies ihm Norden, und bald hatte er bei seiner eisernen Ausdauer auch den Polarstern gefunden, und nun stand, zu seiner unaussprechlichen Freude, kein Hinderniß mehr im Wege. Von diesem Sterne aus fand er, wie auf seiner Karte, so am Himmel die Sterne, lernte ihre Stellung und ihre Namen kennen. Das war eine neue Sprosse auf der Leiter der Erkenntniß, die er erstiegen hatte; aber ach, wie war das Feld so groß und der Weg so weit! Es ging Duval, wie Einem, der einen hohen Berg ersteigt, und bei jedem Schritte stehen bleibt und sich umschaut. Je höher er steigt, desto weiter wird die Aussicht.

Unter den Karten, die er in Luneville gekauft hatte, waren auch solche, auf denen die Erde in zwei Halbkugeln abgebildet ist.

Die Erde, die wir bewohnen, kennen zu lernen, das war ein neuer Gegenstand seiner Wünsche und Bestrebungen. Auch hier kam ihm ein Greignis zu Statten, an das er nicht denken konnte. Einst als er in Luneville in der Kirche des Karmeliterklosters gewesen war, fand er im Garten dieses Klosters den Gärtner in einem Buche lesend, und fragte ihn nach dem Buche. Da hörte er, daß es eine Beschreibung der Erde und der Länder auf derselben sei. Sein Herz pochte vor Begierde, dieß Buch zu lesen, und der Gärtner lieh es ihm. Da lag denn ein neues Feld des Wissens vor ihm, darinnen er mit dem in ihm wohnenden Feuereifer forschte. Bald war er auf seinen Landkarten ganz zu Hause, und der Inhalt des lehrreichen Buches wurde ganz sein Eigenthum. Immer mehr möchte er wissen; aber wie sollte er die Bücher erlangen, die seinen Durst nach Erkenntniß stillen konnten? Auch hier fand sich Rath.

Duval hatte ein menschlich mildes Herz. Er sah die Thiere als Geschöpfe Gottes an, und fügte ihnen nie ein

Uebel zu, wie das wohl andere, hartherzige Knaben thun. Und in den späteren Jahren seines Lebens that er's um so weniger. Wenn nun die Vögelein sangen in ihrer harmlosen Weise, so that ihm das im Herzen wohl; aber wie empörte es seine Seele, wenn ein Raubthier ein Nest zerstörte oder einen Vogel fing und verzehrte!

In dem Walde des Klösterleins von St. Anna war, seit die friedlichen Mönche Herren desselben waren, alles Wild gehegt. Den reißenden Thieren, Mardern, Iltissen, wilden Katzen, die die friedlichen Vögel raubten und ihre Nester zerstörten, erklärte nun Duval den Krieg. Er fing sie mit wunderbarer List, nicht selten selbst mit Gefahr, und ihr Pelz wurde in Luneville verkauft; das Geld aber verwendet, um sich Bücher zu kaufen, und weiter in der Erkenntniß schritt der eifrige Schüler fort. Ganze Lasten Bücher trug er zusammen und las sie mit glühendem Eifer. Konnte es fehlen, daß er sich eine Menge Kenntnisse erwarb? Seine Zelle war zu klein, um alle seine Bücher zu fassen.

So friedlich auch das Leben Duval's in Sanct Anna gewesen, so sehr ihn die milden Greise in seinem eifrigen Lernen gewähren ließen, ein Sturm nahte dennoch auch hier dem eifrigen Jünglinge; denn einer der Mönche meinte, sein Thun sei ketzerisch. Er zeigte es dem Beichtvater an; dieser aber, ein wohlunterrichteter Mann, belehrte ihn, nachdem er die Sache untersucht, daß Duval nichts Unrechtes thue, wenn er seine Kenntnisse zu vermehren strebe. Das erfüllte den Mönch mit noch größerem Unwillen gegen den armen Duval. Er wollte ihm seine Karten und Bücher zerreißen. Jetzt aber gerieth Duval in einen solchen Zorn, daß er eine Ofenschaufel ergriff und sich damit zur Wehre setzte. Bruder Anton hieß der alte, sonst gar ehrliche Mönch, der den Büchern Duval's Verderben geschworen hatte. Als dieser den Zorn Duval's sah, der mit seiner Schaufel wie ein wüthender Vertheidiger seines theuern Eigenthums auf ihn losging, schrie er angstvoll um Hulfe. Die drei andern Mönche eilten herbei und staunten nicht wenig, Duval in solchem Zorne und so kampflustig zu finden. Duval meinte in seinem Jähzorne, alle wären Feinde seiner Bücher und trieb sie vor sich her, die Stiege hinab und zum Klosterthore hinaus, das er von innen verschloß.

Gerade in dem Augenblicke, als die vier Greise vor dem jugendlichen Vertheidiger seiner Bücher flohen und aus ihrer eignen Wohnung ausgeschlossen waren, kam der Prior der Eremiten, der die Brüder besuchen wollte, bei der Pforte an.

Es mochte ein lustiger Auftritt sein, die vier Mönche den Jüngling verklagen und diesen aus dem Fenster seine Vertheidigung führen zu hören. Der Prior war ein Mann von eben so vielen Kenntnissen, als Ruhe und Gelassenheit. Er verwies mit nachdrücklichem Ernste dem Bruder Anton seinen Eifer, die Bücher zu zerstören, aber auch Duval erhielt einen strengen Verweis wegen seiner Ungebühr gegen die wehrlosen Greise. Obwohl Duval den Verweis stille hinnahm, erklärte er dennoch eben so fest, als nachdrücklich, er werde die Pforte nicht eher öffnen, als bis ihm zugesagt würde, daß ihm vollkommne Verzeihung werden solle; daß ihm aber auch täglich zwei freie Stunden für seinen Selbstunterricht gestattet würden, auf die er aber zu der Zeit gerne verzichten wolle, wo nöthige Arbeiten seine Kräfte in Anspruch nähmen; dagegen wolle er den Mönchen noch zehn Jahre lang ohne Lohn dienen. Diesen Vertrag gingen Prior und Mönche ein; man machte ihn schriftlich und der Friede war hergestellt.

So sehr nun auch Duval eifrig seine Erkenntnisse zu vermehren suchte, so fand er doch zu seinem Leidwesen, daß seine Geldquelle zu versiegen anfing. Die wilden Thiere des Waldes waren vertilgt und, da ihnen so sehr nachgestellt wurde, verloren sie sich vollends. Das war eine trübe Aussicht für den jungen Menschen, der, wenn er gekannt hätte, alle Bücher, deren er hatte habhaft werden können, an sich gekauft hatte. Doch die Hand Gottes, die ihm auf eine so wunderbare Weise den Weg bahnte, ließ es ihm auch jetzt nicht an Mitteln fehlen. Eines Tags, als er im Walde umher ging, fand er im Laube ein goldenes Petschaft von kostbarer Arbeit. Seine Redlichkeit ließ es nicht zu, sich als den Eigenthümer zu betrachten. Er ließ es in Luneville bekannt machen, und siehe da, es meldete sich der, der es verloren.

In Luneville hielt sich um diese Zeit ein eben so reicher, als edeldenkender und kenntnißreicher Engländer auf. Dieser hatte das kostbare Petschaft auf einem Spaziergange in dem Walde verloren. Gerne gab ihm Duval das Pet-

schaft zurück, erbat sich aber von dem Engländer, daß er ihm die Zeichen erklärte, welche in das Petschaft gestochen waren.

Der Engländer hielt die Frage des jungen Menschen, der die Kleidung eines jungen Bauernburschen trug, für eine müßige Neugierde; als er sich aber mit Duval einließ, erstaunte er nicht wenig, bei ihm Kenntnisse und Einsichten zu finden, die er bei ihm nicht im Mindesten gesucht hatte. Gerne unterhielt sich der wackere Mann mit ihm und gewann ihn so lieb, daß er ihn nicht nur reichlich beschenkte, sondern ihn auch einlud, jeden Sonn- und Feiertag in Luneville zu ihm zu kommen. Duval ließ sich das nicht zweimal sagen. Er kam, und so oft er kam und wieder ging, hatte er von dem kenntnißreichen Manne Vieles gelernt, was er noch nicht wußte; Manches berichtigt, was er nicht recht verstand und war weiser geworden. Außerdem wurde er auch jedesmal mit Geld beschenkt, was er stets zur Erweiterung seiner Kenntnisse anwendete; allein es war durch seine vermehrte Einsicht, durch die Erzählungen des weitgereisten Engländers dennoch eine Veränderung in seinem Gemüthe vorgegangen. Bis jetzt war er als Hirte der Mönche von Sanct Anna glücklich und zufrieden gewesen. Jetzt begann eine Sehnsucht, die Welt, die er aus seinen Büchern kannte, mit eigenen Augen zu sehen; höheres Wissen sich zu holen in den Schulen der Weisen und Gelehrten, von denen ihm der Engländer erzählt; aber wie sollte er das bewirken? Die wunderbaren Fügungen, die ihn gerettet aus Hunger und Krankheit; die ihn nach Lothringen, zu dem Einsiedler von la Rochette, zu dem braven Schäfer von Clezantaine, wo er zuerst seinen Durst nach Wissen stillte; dann nach Sanct Anna geführt, waren noch nicht zu Ende. Gottes Wege sind wunderbar; wohl dem, der darauf merket!

Einst, es war an einem schönen Frühlingstage, lag er unter einem Baume im Walde. Seine kleine Heerde lag, wiederkauend, im Schatten, und vor ihm waren seine Landkarten ausgebreitet, in denen er eifrig den Lauf der Flüsse und die Züge der Gebirge, die weiten Meere und die Länder und Inseln betrachtete, als plötzlich eine männliche Stimme ihm „einen guten Tag" bot.

Duval erschrack, da er, in seine Gedanken vertieft, das

Nahen eines Fremden nicht gehört hatte. Als er aufsprang, stand ein Herr von vornehmem Aussehen vor ihm, der ihn freundlich und nicht ohne Verwunderung fragte: Was er da mache?

Duval antwortete freimüthig und vollkommen wahr, was er gethan und sagte: „Ich suche den Weg von Frankreich nach Quebeck in Canada in Amerika!“

„Was willst Du denn in Quebeck machen?“ fragte der Herr mit noch größerem Erstaunen über diese Antwort.

„Ich habe gehört, daß dort eine französische höhere Schule ist, wo auch armer Leute Kinder umsonst aufgenommen und unterrichtet werden, darum will ich dorthin reisen,“ sagte darauf Duval.

„Ei,“ sagte der Herr, „so weit brauchst Du nicht zu reisen, wenn Du so gerne etwas lernen willst. Freien Unterricht für arme, fleißige und talentvolle junge Leute gibt es auch auf unsern Lehranstalten.“

Während dieses Gespräches waren noch mehrere Herren herzugetreten, deren Kleidung auf einen hohen Stand schließen ließ. Sie fragten den andern Herrn über den jungen Menschen, mit dem er rede, und richteten dann selber Fragen an Duval. Er ahnete freilich nicht, wer die seien, die mit ihm redeten, und er ließ Witz und Laune geben, wie sie kamen, redete frisch weg von der Leber und zeigte, ohne es zu wollen, so viel Verstand, Einsicht und Kenntnisse, daß die Herren nicht genug erstaunen konnten, dieß Alles bei dem Hirten der Mönche von Sanct Anna zu finden.

Duval kannte die Herren nicht, wie gesagt; allein es waren die Prinzen Leopold, Clemens und Franz von Lothringen und der erste, der mit Duval gesprochen hatte, war der Oberstthofmeister, Graf von Vidampierre, die Uebrigen waren Herren des Hofes. Besonders war es der Erzieher und Lehrer der Prinzen, der Baron von Pfutschner, welcher die meisten Fragen an ihn gerichtet hatte. Dieser fragte ihn nun auch, ob er wohl Lust habe in die Schule zu Pont à Mousson einzutreten?

Duval fragte offenherzig, ob man ihm dort auch gestatten werde, in die Wälder und Felder zu gehen; denn er könne es unmöglich in einer einsamen Zelle aushalten, noch immer im Zimmer bleiben. Als man ihm das zusagte, war er gerne dazu bereit, und Baron von Pfutschner versprach ihm, ihn bald wieder zu besuchen.

Wie die Prinzen in den Wald gekommen? fragt Ihr vielleicht, liebe Leser? Ganz einfach so: Sie waren auf der Jagd gewesen; hatten wenig Wild getroffen und waren daher immer weiter gegangen, in der Hoffnung, welches zu finden und waren so endlich zu unserm Duval gekommen. Kaum waren sie zu Hause angekommen, als sie ihrem Vater, dem menschenfreundlichen Herzog Leopold von Lothringen, erzählten, was sie heute erlebt. Ihr Erzieher, eben der Baron von Pfutschner, bestätigte das und äußerte sich so günstig über die Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Hirten der Mönche von Sanct Anna, daß der edle Herzog sogleich befahl, er solle auf seine Kosten in der Schule zu Pont à Mousson aufgenommen und unterrichtet werden. Er wurde nun reichlich mit allem dem versehen, was ihm abging, besserer Kleidung, Weißzeug und dergleichen, und dann trat er, zwei und zwanzig Jahre alt, in diese Schule ein, nachdem er mit herzlicher Trauer von dem ihm so liebgewordenen Klösterlein zu Sanct Anna und den gutmüthigen Mönchen Abschied genommen und seinen heißen Dank ihnen dargebracht hatte.

Blicken wir von hieraus zurück auf die Lebenswege Duval's, so müssen wir die Hand Gottes sichtbarlich in den Fügungen desselben erkennen; müssen das Walten der Allmacht und Liebe preisen, die immer zur rechten Zeit die rechten Mittel fand, den aus dem Elende zu retten, aus

dem Staube zu heben, zu bessern Erfolgen zu führen, den sie auf höhere Wege leiten wollte. Bei der Betrachtung solcher Fügungen werden wir getrieben, mit dem frommen Dichter Paul Gerhard betend zu sprechen:

Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt's Dir nicht.
Dein Werk ist lauter Segen,
Dein Gang ist Recht und Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun!

Die Lebenswege Duval's, die uns mit Recht wunderbar bis hierher erschienen, liebe Leser, werden von nun an einfacher, gewöhnlicher; aber nichts desto weniger von Gott geführt und gesegnet. Es kann von Euch vorausgesetzt werden, daß der wißbegierige Jüngling den Unterricht mit hohem Fleiße benutzte, daß ihm jede Stunde desselben neue Erkenntnisse brachte oder alte erweiterte und berichtigte. Seine Fortschritte waren außerordentlich. Der edle Herzog Leopold hatte ihn besonders liebevoll in Schutz genommen. Er hatte ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt und ihn mit Allem fortwährend versorgt, was sein leibliches Gedeihen und seine geistigen Fortschritte zu fördern geeignet war. Als er zwei Jahre in Pont à Mousson wacker und fleißig gelernt hatte, war er reif, die Anstalt zu verlassen. Nun gab ihm der Herzog Geld zu einer Reise nach Paris und in die Niederlande, von wo er mit ausgebreiteten Kenntnissen zurückkam. Nun dachte der edle Herzog daran, ihm eine Anstellung zu geben, die seinen reichen Kenntnissen, wie seinen Wünschen gleich angemessen war.

Große Herren und Fürsten haben außerordentlich große Sammlungen von Büchern, die oft weite Säle anfüllen, und die man Bibliotheken nennt. Eine solche besaß auch Herzog Leopold von Lothringen. Zum Aufseher und Vorsteher dieser Bibliothek machte der Herzog nun den jungen Duval und zugleich zum Lehrer der Geschichte und der Kunde des Alterthums an der hohen Schule zu Luneville, die damals von vielen Ausländern, namentlich von den Söhnen vieler vornehmen und reichen englischen Familien,

besucht war. Seine vortreffliche Art, zu unterrichten, und der Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse machten ihn bald zu einem der beliebtesten Lehrer dieser Anstalt. Er wirkte zum großen Segen seiner Schüler und alle trugen die aufrichtigste Liebe zu ihrem wohlwollenden, freundlichen Lehrer in ihrem Herzen.

Ich bin bei meiner bisherigen Schilderung des Lebens Duval's einem werthen Manne gefolgt, der Duval's Leben beschrieben hat, dem edlen Schubert in München: den weitern Verfolg der Schilderung setze ich mit seinen eigenen Worten hierher.

„Zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse bedurfte unser gewesener Einsiedler überaus wenig. Statt aller andern sogenannten Vergnügungen blieb ihm das die liebste, daß er von Zeit zu Zeit die stillen, einsamen Waldungen und Fluren besuchte, die ihm theurer waren und schöner vorkamen als alle Herrlichkeiten von Paris. Er konnte sich niemals entschließen, die eingezogene Stille und Unabhängigkeit des ledigen Standes aufzugeben; seine Pflegbefohlenen oder Kinder waren seine Schüler und die Armen: ein treuer Freund erheiterte ihm durch seinen Umgang die freien Stunden; dieß war der Herr Baringe, den der edle Herzog Leopold aus der Werkstatt eines Schlossers hervorzog und ihm Gelegenheit gab, sich zum Lehrer in Luneville auszubilden. Einen Theil des nicht unbedeutenden Vermögens, welches durch die Freigebigkeit seines Fürsten und seiner reichen Zuhörer in Duval's Hände kam, wendete dieser zu Werken reiner Dankbarkeit für früher empfangene Wohlthaten an, deren lebendige Erinnerung ihn nie verließ. Namentlich wurde das geliebte Sanct Anna von ihm aufs Beste bedacht. Statt des baufälligen hölzernen Wohnhauses der Einsiedler, ließ er für diese auf seine Kosten ein ansehnliches steinernes Gebäude mit einer Kapelle aufführen und kaufte zugleich noch einen ansehnlichen Strich Landes an, dessen Felder und Baumgärten durch ihren Ertrag zur reichlichen Unterhaltung der Bruderschaft hinreichten. Zu den neuen Anlagen, welche nach seinem Plane bei Sanct Anna begründet wurden, gehörte auch die einer Baumschule. In Beziehung auf diese verordnete er, daß die Einsiedler nicht bloß auf die Zucht der jungen Bäume für ihren eignen Bedarf einen

besonderen Fleiß wenden, sondern auch ihrer Nachbarschaft damit nützlich werden sollten. Es ward ihnen aufgegeben, jedem Anwohner der Gegend, bis auf die Entfernung von drei Stunden um Sanct Anna her, sobald es verlangt würde, junge Bäume aus ihrer Pflanzschule unentgeldlich abzugeben, und dieselben, wenn man es wünschte, ebenso unentgeldlich an dem bestimmten Orte einzusetzen. Nicht einmal etwas zu essen sollten sie annehmen, es müßte denn die Entfernung des Ortes der Einpflanzung von Sanct Anna so groß sein, daß die Brüder zum Mittagessen nicht wieder nach Hause kommen könnten. Ein Capital von 30,000 Franken wurde in dieser Weise für Sanct Anna verwendet, welches lange nachher noch, namentlich für die Obstbaumzucht der Landschaft, einen großen Gewinn brachte.

Zwei Meilen westwärts von Nancy, zu Sanct Joseph von Messin, lebte noch in einer schon von dem Einsiedler Michael erbauten Klause der hochbetagte Eremit (Einsiedler), der ihm vormals die Kunst des Schreibens gelehrt hatte. Seine Hütte war so baufällig, daß sie früher zusammen zu brechen drohte, als der vielleicht neunzigjährige Leib.

Duval ließ aus Dankbarkeit für den Alten und seine Nachfolger ein Haus erbauen, welches durch sein anständiges Aeußere und seine innere Bequemlichkeit in keinem so großen Widerspruche mit der herrlichen Umgegend stand, als die schmutzige Hütte, die er bisher bewohnt.

Auch sein Geburtsort Artenay und die etwa noch lebenden Anverwandten empfingen reiche Gaben seiner Milde; statt des armseligen, seitdem in fremde Hände gekommenen Hauses seiner Eltern ließ er ein geräumiges Gebäude aufführen, welches durch seine steinernen Mauern und sein Ziegeldach bedeutend gegen die mit Schilf bedeckten Lehmhütten der armen Landschaft abstach. Dieses Gebäude schenkte er der Gemeinde, indem er es zu einem Schulhause und zur Wohnung des Schulmeisters bestimmte. Ein kleines Dorf, unweit Artenay, ermangelte, zur großen Beschwerde seiner dürftigen Bewohner, eines Brunnens; Duval ließ der Gemeinde einen graben. Und wenn damals der arme Pächter bei dem Schafstall, der ihn im Winter von 1709 in Pflege nahm, so wie der gute Pfarrer des Ortes noch gelebt hätten, dann würde sich die Dankbarkeit ihres gewesenen Pfleglings gewiß auch an ihnen bezeigt haben."

Duval, dessen Seele die heiligen Triebe der Dankbarkeit und Liebe in so reichem Maaße in sich trug, hing mit ganzer Seele an dem Herrscherhause von Lothringen, dem er so unendlich Vieles verdankte. Es war daher nicht zu verwundern, daß, als das Lothringische Fürstenhaus genöthigt wurde, sein Lothringen aufzugeben, und dagegen das schöne Land Toscana in Italien anzunehmen, er mit dem Herzoge Franz, der dem edlen Leopold gefolgt war, nach Florenz wanderte und des Herzogs Bibliothekar (Vorsteher der Büchersammlung) blieb. Als später der Herzog die Erbin von Oestreich heirathete und sein Freund Baringe auch gestorben war, verließ Duval Florenz und folgte gerne dem Rufe des seitdem zur Kaiserwürde gelangten Franz I. nach Wien, wo er erster Aufseher der kaiserlichen Münzsammlung wurde. Stille und einsam lebte er auch in Wien seinem Berufe. Alle seine Kräfte, sein ganzes Vermögen gehörte dem Dienste des Nächsten. Er erlebte ein heiteres Alter von 81 Jahren, war bis zum letzten Augenblicke im Besitze aller seiner Geisteskräfte und trat die Wanderung in das ewige Jenseits eben so muthig und froh und mit noch besser begründeten Hoffnungen an, als er einst in seinem Knabenalter die Wanderung aus der verarmten Champagne in das schöne, friedliche Lothringen angetreten hatte.

11. Ein Räthsel.

Sechs Hausgenossen wohnen vereint
In einem Häuslein, darein nicht scheint
Der Mond und die Sonn' und die Sterne:
Auch dienen einander sie gerne —
Sind sehr von einander verschieden
Und leben dennoch in Frieden.
Fünf sorgen für Einen, der Eine für sie,
Und Alle scheu'n sie nicht Arbeit noch Müh'.
Vier arbeiten paarweis'; alleine
Thut Jeder der Andern das Seine,
Und Keiner von den Beiden
Thät jemals den Andern beneiden.
Der Eine wirket als Advokat,
Der immer Prozesse zu führen hat.

Dächt' er nur nicht alle Tage
An lustige, fette Gelage
Und ging nicht nach kostbaren Weinen —
Wär's besser für ihn — und die Seinen.
Der Andre immer Schildwache steht
Und hat kein Häuslein, wenn Sturmwind weht;
Kommt selten zu Ruhm und zu Ehren;
Muß selber der Kleider entbehren.
Wenn's hoch kommt, sucht man mit den Händen, —
Mit leeren! — ihm Hülfe zu spenden.
Und Mancher will ihm wohl freundlich sein,
Der stopft ihm ein seltsam Naschwerk ein,
Das thät ihn Anfangs verdrießen —
Er schleudert's ihm grollend zu Füßen.
Doch ändert er oft seine Grillen —
Und will, daß sie immer ihn füllen.
Zwei Andre schauen ins weite Feld;
Sie sind zu sorglichen Wachtern bestellt;
Und ohne Mund können sie sprechen.
Die lassen sich leichtlich bestechen —
Doch hinter den Läden — geschlossen —
Ist manche Thräne geflossen!
Das andre Paar, wohl treuer der Pflicht —
Indeß — ein Wörtlein sie auch besticht.
Sie warnen vor Nachtheil und Schaden
Die andern vier Kameraden,
Die oft schon zur Ruhe sich legen,
Wenn treu sie des Amtes noch pflegen.

12. Eine Anekdote.

Ein gelehrter Mann in England, der Dechant Swift, der seines Witzes und seiner Laune wegen großen Rufes genoß, hatte einen Bedienten, der ihm lange und treu gedient und ihm darum besonders lieb war, weil er auch eine schöne Gabe Mutterwitz besaß. Nur einen Fehler hatte er, freilich keinen kleinen, er machte sich's gern bequem und haßte die Arbeit.

Eines Tages wollte Swift über Feld reiten und sagte

Abends zu ihm, er solle morgen Alles bei Zeiten ordnen, damit er nicht aufgehalten sei.

Als ihm der Bediente am andern Morgen die Stiefel brachte, waren sie nicht geputzt.

„Warum sind die Stiefel nicht rein?“ fragte Swift ärgerlich. Der Bediente, der sich etwas herausnehmen durfte, meinte mit einem schlechten Witz wegzukommen und sagte:

„Weil noch Schmutz dran ist, Herr!“

„Schlingel!“ rief Swift, „warum hast Du ihn nicht weggemacht?“

„Ich dachte,“ versetzte der Bediente, „sie würden auf dem Wege doch schnell wieder schmutzig.“

„So führe die Pferde vor!“ sagte Swift.

„Herr, ich habe noch nicht gefrühstückt!“ rief der Diener nicht ohne Unmuth aus.

„Das thut nichts,“ sagte Swift, „Du wirst doch auf dem Wege leicht wieder hungrig. — Also schnell!“

Der Bediente merkte, daß der Spaß nun sein Ende habe, und eilte hinab, die Rosse vorzuführen. Swift folgte, ihm auf dem Fuße und sie ritten weg. Um ihn zu strafen, zog Swift, sobald sie außerhalb des Thores waren, ein Buch hervor, ließ sein Pferd Schritt gehen und las.

Der Bediente verwünschte die Stiefel, die ihn um sein Frühstück gebracht hatten und merkte schnell, daß sein Herr ihn durch dieß langsame Reiten strafen wolle. Er ergab sich geduldig in sein Schicksal.

Bald darauf kommt ein Reiter die Straße her, ihnen entgegen. Als er den reitenden Herrn lesen sieht, macht er sich über diese curiose Liebhaberei Glossen und denkt: Wer mag der Narr sein? Reitet zum Bedienten und fragt: „Wer ist das da?“ —

„Mein Herr!“ entgegnete ärgerlich über den Naseweis der Bediente.

„Das seh' ich!“ rief der Fremde; „aber wo reitet Ihr denn hin?“

„In den Himmel gradeswegs!“ war des Bedienten Antwort.

„Wie so denn?“ —

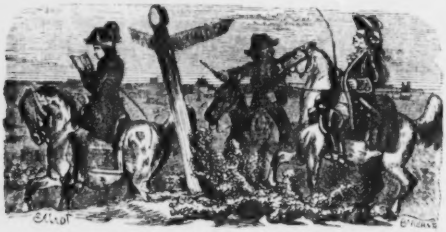

„Nun," ſagte der Bediente, „Ihr ſeht's ja, mein Herr betet und ich — faſte!"

Swift lachte über den Einfall laut auf, ſteckte ſein Buch in die Taſche, gab dem Pferde die Sporen und ſagte zu dem Bedienten: „Spitzbube, dießmal haſt Du Dich gut aus der Klemme gezogen. Im nächſten Wirthshauſe magſt Du frühſtücken!"

13. Noch Eine.

erſelbe Dechant Swift hatte einen reichen engliſchen Herzog zum beſonderen Gönner und Freund. Dieſer wußte, daß Swift eine Art Pudding (ein engliſches Gericht) ſehr gerne aß, die gerade ſein Koch beſonders gut bereitete. Er ſandte ihm daher oft dieſe Lieblingsſpeiſe.

Swift war ſehr zerſtreut und dachte nicht daran, dem Koche, der den Pudding brachte, ein Trinkgeld zu geben. Dieſer nahm ſich daher vor, den Dechanten zu ärgern. Als ihm nun der Herzog wieder befahl, einen köſtlichen Pudding

zu Swift zu tragen, tritt er auf eine rohe und unhöfliche Art in Swift's Gemach, setzt den Pudding sehr unsanft auf den Tisch und sagt: „Hier ist ein Pudding von dem Herzog!“

Swift saß an seinem Schreibepulte und schrieb. Als er des Kochs Grobheit bemerkt, sieht er ganz ruhig auf und sagt: „Höre, Mensch! Du hast noch nicht viel Höflichkeit vergessen. Setz' Dich einmal hier aus Pult. Ich will Dir zeigen, wie man mit Manier seinen Auftrag ausrichtet.“ Dem Koch lachte das Herz vor Lust: denn nun kennte er seinen Zweck herrlich erreichen. Er setzt sich gravitätisch auf Swift's Stuhl an das Schreibepult. Swift nimmt säuberlich den Pudding und geht hinaus. Nach einigen Augenblicken klopft er an die Thüre.

„Herein!“ ruft der Koch, der Swift vorstellen soll.

Swift tritt als Koch höchst anständig herein, verbeugt sich und sagt: „Hochwürdiger Herr Dechant, mein Herr, der Herzog, weiß, daß Sie diese Art Pudding sehr lieben und sendet Ihnen daher einen mit dem Wunsche, daß er Ihnen wohlschmecken möge!“

Der Koch legt die Feder hin und sagt: „Das ist wahr, der Herzog hat einen herrlichen Koch. Bessere Puddings gibt's nicht. Sag' Er dem Herzog meinen verbindlichsten Dank! Doch, — da fällt mir eben ein, Er hat mir nun schon vier solcher Puddings gebracht, und ich habe Ihm niemals ein Trinkgeld gegeben. Da! nehm' er dieß Goldstück zum Beweise meiner Dankbarkeit!“

Swift war Anfangs verblufft, dann aber brach er in ein schallendes Gelächter aus und sagte: „Du bist ein pfiffiger Schelm! Ich wollte Dir eine Lehre geben, und Du gibst mir eine. Hier nimm dieß Goldstück! Ich will Deine Lehre nicht vergessen; vergiß Du die meine nicht.“

14. Altes Gold.

Ein guter Rath kommt nie zu ſpat, ſagt das Sprüchwort und ſo denk' ich, kommt der nachfolgende nicht zu ſpät für Manchen, der bisher nichts davon gehört und oft dagegen gefehlt hat: denn die Geſundheit iſt ein Gut, das man nie hoch genug anſchlagen kann; — aber es geht damit wie manchem Manne mit ſeiner Frau, er ſieht erſt ein, was er an ihr hatte, wenn er ſie nicht mehr hat! Merkt Euch das uralte Sprüchlein einmal:

Willſt du lang leben
Und bleiben geſund —
Iß wie eine Katze nur —
Trink wie ein Hund.

Das iſt ein feiner Rath! ſagt da vielleicht wieder der Gevatter. Aber, wenn er's erſt recht faßt, wird er anders reden.

Iß wie eine Katze, heißt es. Seht einmal einer Katze zu! Sie ißt langſam, ruhig, beſonnen: jagt's nicht gierig hinein wie ein Hund, der von Natur ein Neidſack iſt und meint, es käme gleich ein anderer und nähme es ihm vor der Naſe weg, oder er kriege nicht genug. Langſam und bedächtig ißt ſie und kaut's tüchtig zuſammen, und wenn ſie ſatt iſt, putzt ſie ſich die Schnauze und — hört auf. Machte es Jeder auch ſo, wieviel Magenweh erſparten ſich die Leute, und wieviel Strecken und Drucken, und hätten nicht nöthig, den Doctor zu rufen wegen eines Umſtandes, und dem Apotheker ſeine abſcheulich ſchmeckenden Tränklein und Pillen theuer zu bezahlen, und was das Beſte dabei wäre, die Arbeit ginge luſtig von der Hand, und der Schlaf wäre ſüß. Das Andre iſt noch beſſer: Trink wie ein Hund! das Sprüchlein ſagt nicht: Iß wie ein Hund;

denn das wäre, wie gesagt, recht um die Gesundheit zu ruiniren, sondern es sagt: Trink wie ein Hund! Der trinkt ein Tröpfchen wohlweißlich nach dem Andern, so recht fein zimperlich, löscht sich den Durst mit wenigem Trinken und hört auch auf, wenn sein Durst gelöscht ist. — Da steht's freilich anders bei vielen Leuten. Die hörten's lieber, wenn's hieße: Trink, wie der Hund ißt, besonders, wenn sie beim Hirschwirth oder Löwenwirth sitzen. Da gluckelt's durch die Gurgel hinab, als wär' der Durst nicht zu löschen oder würde alle Schluck größer. Da heißt's: Noch einen Schoppen! Und am Ende schwindelt der Kopf; die Beine thun den Dienst nicht mehr; die Hand zittert und der Verstand — ist da gewesen. Dann singen die Buben: All' mein Silber und all' mein Gold ist mir durch die Gurgel gerollt!

Draußen: Verachtung und Abscheu; im Hause: Hader, Armuth, Elend; im Gewissen — — —? —

Willst du lang leben
Und bleiben gesund,
Iß wie eine Katze
Und trink wie ein Hund!

15. Wie einmal ein deutscher Herzog ist in die Schneiderzunft gekommen.

Die Ueberschrift, liebe Leser, klingt gerade, als wollt' ich Euch Eins aufbinden und der Gevatter sagt: „Gebt mir weg, das ist ein schlechter Witz. Den deutschen Fürsten möcht ich sehen, der ein — Schneider würde — bald hätt' ich Geisbeck gesagt! Der müßte eine kuriose Liebhaberei haben! — Nur langsam! sag' ich. Was ich Euch da erzähle, das ist wahr, das heißt, es ist nicht erdichtet, sondern hat sich leiblich zugetragen.

Es ist freilich wahr, daß die Schneider nicht bloß in Deutschland, sondern so ziemlich in der ganzen Welt, eine recht tüchtige Last Spott tragen und sich hänseln lassen müssen; es ist eben so wahr, daß wir Deutsche eine Menge alter Spottlieder auf die Schneider haben, die uns beweisen, daß das Hänseln derselben älter, als von gestern ist, ja, ja

das ist Alles wahr, aber was die Ueberschrift sagt, ist auch wahr und ich will's beweisen. Vorher aber noch Eins! Das Handwerk der Schneider ist ein so nothwendiges und ehrenwerthes, daß das Hänseln der Schneider, wahrhaftig nicht vom Handwerk kommt. Sie selbst sind Schuld daran. Sind nicht die meisten eitle Affen und Windbeutel dazu, die da herum hüpfen und tänzeln, sich putzen und gerne das große Wort führen? Daß es dabei eine Menge gar ehrenwerthe Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst, und der brave Stulz, von dem ich Euch in der Spinnstube von 1846 erzählt habe, war auch so eine. Nun zu meiner Geschichte!

Der Herzog Ernst, der Zweite, von Sachsen-Gotha und Altenburg (geboren 1745 und an die Regierung gekommen 1772) war ein gar vortrefflicher Herr. In seinen Grundsätzen war er streng, ernst und gerecht, aber gegen seine Unterthanen war er ein Muster von einem Regenten. In seinen höheren Lebensjahren machte er eine Reise nach England, und da er gehört hatte, der General-Superintendent Storch zu Cranichfeld habe einen Bruder in London, der ein Schneider wäre, so ließ der menschenfreundliche Fürst ihn fragen, ob er nichts an seinen Bruder zu bestellen habe, er wolle es ihm gerne ausrichten.

Das hätte nun schon nicht jeder Fürst gethan, aber auch nicht jeder General-Superintendent hätte ein Päckchen mitgegeben. Nun, die beiden kannten sich, und der Herr Storch wußte schon, daß er's thun dürfe und der edle Herzog fand's auch so in der Ordnung und nahm's mit. Als nun der Herzog schon einige Wochen in London war, fällt ihm das Päckchen an den Schneider ein und sagt zu seinem Kammerdiener: „Nimm das Päckchen da und trags dem Schneidermeister Storch hier mit einem feinen Gruß von seinem Bruder in Cranichfeld und er wäre noch gesund. Hörst Du, und auch einen Gruß von mir!"

Der Kammerdiener geht und mochte denken: der Schneider hat da einen Briefboten gehabt, so hat er ihn auch nicht alle Tage! Item! er richtet's fein aus.

Der Schneider Storch war nicht wenig betroffen, daß sein gnädiger Landesherr ihm einen Brief mitgebracht, und sagt zum Kammerdiener, er möge doch einmal anfragen,

ob er nicht seinem gnädigen Landesherrn selber seinen Dank abstatten dürfe.

Dem Herzog kam's kurios vor, daß er dem Schneider eine Audienz geben solle und fürchtete, die stolzen Engländer möchten darüber spotten und denkt: Du läßt dir ein neues Kleid anmessen; dann hat die Geschichte ein Echo. Er läßt ihm also die Stunde bestimmen, wann er kommen solle.

Um die rechte Zeit fuhr ein Wagen in den Hof, in dem ein vornehmer Herr zu sitzen sich hätte können gefallen lassen. Ein Bedienter öffnete den Thürschlag und ein köstlich gekleideter Herr stieg aus.

Wer mag denn das wieder sein? Dachte der Herzog und der Schneider Storch wäre ihm nicht eingefallen, eher des Himmels Einfall; aber er war's.

Nicht wenig erstaunt über den vornehmen Schneider, ließ ihn der Herzog eintreten. Seine Verwunderung aber stieg noch höher, als der Meister Storch mit sehr feinem Anstande eintrat, in wohlgesetzten Worten seinen Dank für die landesväterliche Gnade aussprach und dem Herzog auf seine Fragen so besonnene und verständige Antworten gab, wie sie nur ein wohlunterrichteter Mann geben konnte. Nach einer ungewöhnlich langen Unterredung, welche der Herzog mit Wohlgefallen geführt hatte, wünschte er endlich, daß Storch ihm das Maaß nehme.

„Das ist bereits geschehen," sagte Storch.

„Wie so denn?" fragte der Herzog verwundert.

„Ich habe Euer Durchlaucht Gestalt mir angesehen," sprach Sterch, „und weiter bedarf es nichts; ich hafte dafür, daß Alles aufs Beste passen soll."

Das war dem Herzog denn doch noch nicht passirt und so ein Schneider war ihm noch nicht vorgekommen. Sein Erstaunen stieg aber bis zum höchsten Grade, als am andern Morgen der Schneidermeister kam, den fertigen Anzug brachte und Alles paßte, als ob es angegossen sei.

„Wie ist das möglich?" rief der Herzog aus.

„Wenn Eure Durchlaucht," sagte Storch mit tiefer Ehrerbietung, „mir die Gnade erweisen wollen, meine Einrichtung in Augenschein zu nehmen, so werden Sie sich bald überzeugen, wie eine so kurze Zeit hinreichend ist, einen solchen Anzug zu verfertigen. Ich treibe mein Geschäft fabrikmäßig, das heißt, jeder meiner Arbeiter hat nur eine bestimmte Aufgabe. So geht es schnell und pünktlich aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Eurer Durchlaucht nicht unangenehm, eine solche Einrichtung kennen zu lernen."

Der Herzog war neugierig, diese Einrichtung zu sehen und versprach, des andern Tages zu kommen, wurde aber nicht wenig betroffen, als sich Meister Storch die Ehre ausbat, daß der Herzog bei ihm zu Mittag speise, und dabei versicherte, Ihre Durchlaucht würde eine vollkommen passende Gesellschaft finden.

Zur bestimmten Stunde fuhr der Herzog hin. Vor einem sehr ansehnlichen Gebäude hielt der Wagen an. Es war Storch's Haus. An der Thüre empfing Storch aufs Ehrerbietigste den Herzog, und führte ihn nun zuerst in seinen Tuchladen, den nicht leicht der größte Kaufmann reicher haben konnte und hierauf in die großen, mit Arbeitern gefüllten Räume. Jede Abtheilung der Gesellen hatte hier die Bestimmung nur Einen Theil der Kleidung zu machen. Durch diese Einrichtung wurde es möglich, schnell und gut ein Kleidungsstück zu arbeiten.

Der Herzog verwunderte sich höchlich über Das, was er hier sah; denn in seiner Gegenwart wurde ein Rock zugeschnitten und lief durch alle Räume hindurch. Nach einigen Stunden konnte er ihm als völlig fertiges, vortrefflich gearbeitetes Kleidungsstück vorgelegt werden.

Als es Zeit zur Tafel war, das heißt, nach unsrer Art zu reden, zum Essen, führte Sterch seinen hohen Gast über den Hof, der eine mit den schönsten Blumen geschmückte Anlage war, in ein zweites schönes Haus, dessen Treppen und Hausgang mit kostbaren Teppichen belegt war, damit man weich ginge, und darauf trat der Herzog in eine Reihe herrlicher, mit prachtvollem Geräthe versehener Zimmer, wo er eine Gesellschaft der angesehensten Beamten vom Hofe, Grafen und Herzöge, aber auch die ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrte der Stadt London traf, dabei aber auch einige Schneidermeister, die eben so kostbar gekleidet als anständig und bescheiden in ihren Manieren waren.

Der Speisesaal, das Gastmahl, die Bedienung waren der Art, daß der Herzog sich bald ganz behaglich fühlte.

Als Sterch die Gesundheit des Herzogs getrunken hatte, erhob der Herzog sein Glas und trank auf das Wohl der Schneiderzunft von London.

Nach dem Essen unterhielt er sich lange mit dem verständigen Sterch und schied dann mit herzlichem Danke für die angenehmen Stunden, die er verlebt habe.

Am folgenden Tage ließ sich bei dem Herzog eine Gesandtschaft der Schneiderzunft melden, und alsbald traten die Schneidermeister ein, die gestern bei dem Mahle gewesen waren und Meister Sterch an der Spitze, dankten für die Ehre, welche der Herzog ihnen gestern erwiesen habe und ersuchten ihn, das Diplom, das heißt, die Verbriefung seiner Aufnahme als Ehrenmitglied der Schneiderzunft von London anzunehmen, das sie ihm, kostbar auf Pergament geschrieben, und auf einem Kissen von Sammt liegend, überreichten.

Der Herzog wußte schon, daß das in England eine hohe Ehre ist, wenn man von einer Handwerks-Innung als Ehrenmitglied aufgenommen wird, nahm es daher freundlich an und schrieb seinen Namen mit einer goldenen Feder, die sie ihm darreichten, in das Zunftbuch.

Mit vielem Vergnügen, sagt der Gewährsmann, der dieß berichtet, habe der Herzog noch in seinen höchsten Lebensjahren sich dieser Begebenheit erinnert.

Sehet da, Gevatter, so ist's zugegangen, daß ein deutscher Fürst und Herzog Mitglied der Schneiderzunft geworden

iſt. Das iſt aber noch heute eine beſondre Ehre in England, die nicht ſelten hohen Perſonen vorkommt, daß ſie in irgend eine Zunft aufgenommen werden, und wenn Ihr die Zeitung ſelbiges Mal geleſen habt, ſo erinnert Ihr Euch, daß der Prinz Albert, der Gemahl der jetzigen Königin von England, in die Zunft der Goldſchmiede von London vor einigen Jahren iſt aufgenommen worden.

Himmel! ruft der Gevatter aus, wenn das ſo iſt, was werden dann die Schneider ſagen, die das in der Spinnſtube leſen!

Nun, ſie werden ſich freuen der Ehre, die ihrer Zunft widerfuhr, und die dem edlen Herzog Ernſt kein Haar geſchadet hat.

---

16. Altes Gold und ein Stücklein dazu.

Was ein Dörnchen werden will, das ſpitzt ſich früh, ſagt das Sprüchwort und es iſt wahrhaftig wahr, wie aus folgender Geſchichte hervorgeht, die ich Euch verbürgen kann.

In Bacharach am Rheine ſaß im Herbſte des Jahres 1782 an dem Fenſter der lateiniſchen Schule, welche auf der Obergaſſe lag, ein Knabe von neun bis zehn Jahren, der ein ſchönes, offenes, aber ſchelmiges Geſicht hatte, und malte eifrig mit der Feder auf ein weißes Blatt Papier, während der alte Rektor diktirte. Der meinte wohl, der kleine Gerhard ſchreibe fleißig und wunderte ſich nicht wenig über eine ſo große Aufmerkſamkeit, da ſonſt der kleine Schelm nicht viel davon übrig hatte. Bald genug belehrte ihn aber ein ſchallendes Gelächter der ganzen Klaſſe, daß wieder irgend ein Schelmenſtreich ſei ausgeführt worden. Von wem er ausgegangen, blieb ihm nicht zweifelhaft, da er ſahe, daß Gerhard das Blatt blitzſchnell verbarg.

Heraus damit, du Galgenſtrick! ſchrie der jähzornige Rektor — oder — und damit hob er ſein ſpaniſches Rohr ſo bedenklich drohend in die Höhe, daß der kleine Gerhard, der ſchon wußte, wie es that, wenn des Herrn Rektors

Rohr über den Rücken ſpazieren ging, mit nicht kleiner Angſt das Papier hinreichte und mit flehender Miene durch das Fenſter auf die Straße wies.

Kaum hatte der Rektor auf das Blatt und zum Fenſter hinaus auf das gegenüberſtehende Haus geblickt, ſo brach er ſelber in ein helles Lachen aus und rief: „Du Teufelsbub, das haſt Du gut gemacht. Nun ſollſt Du auch keine Fänge kriegen, obwohl Du ſie verdient hätteſt.“

Wie das Alles zuſammenhing, will ich Euch nun ſagen, liebe Leſer. In einem benachbarten Dorfe wohnt ein Bauer, der ſeiner ſteten Prozeſſe wegen in der ganzen Gegend berühmt war. Er hatte ein äußerſt häßliches Geſicht und namentlich eine Naſe wie der Schnabel eines Papagei's. Dieſer Menſch ſtand in der Thüre des gegenüberſtehenden Hauſes und redete eifrig mit dem Bewohner deſſelben. Der Gerhard hatte ihn gezeichnet, wie er leibte und lebte, und wer das Bild anſah, mußte lachen, er mochte ſich ſtellen, wie er wollte.

Der Gerhard war der Sohn des Hofkammerraths Kügelgen in Bacharach. Zu dieſem ging der Rektor ſogleich nach der Schule, zeigte ihm das Bild und ſagte, als der alte Kügelgen ſich halbtodt lachen wollte: „Herr Hofkammerrath, den Gerhard müßt Ihr Maler werden laſſen, in dem ſteckt etwas; denn „„was ein Dörnchen werden will, das ſpitzt ſich früh!““

„Bleibt mir doch damit vom Leibe!“ verſetzte aber der alte Kügelgen, der nichts auf die Malerei hielt.

Der Rektor nahm das Bild wieder mit und zeigte es auch dem Landschreiber Albertino, der auch nicht wenig lachte und das Bild dem Rektor abnahm, indem er sagte: „Ich will's bei die Prozeßakten legen und dem Hofgericht nach Mannheim schicken, damit sie doch auch ihren besten Kunden genau kennen lernen!"

Alle Welt rieth dem Vater, den talentvollen Jungen Maler werden zu lassen, aber der wollte nicht.

Item, der Gerhard wurde doch ein Maler und ein rechter, denn er ist hernachmals Mitglied der Akademieen von Petersburg und Berlin, von dem russischen Kaiser geadelt und Professor der Malerei an der Kunstschule in Dresden geworden, von Jedermann geliebt und geachtet.

Da sieht man nun deutlich, daß, was ein Dörnchen werden will, sich frühe spitzt, und Väter und Mütter mögen wohl drauf achten, wofür ihre Söhne Talent zeigen, damit sie frühe in die Bahn geleitet werden, für welche sie Gott mit Kräften und Gaben ausgerüstet hat. Kommen sie, gezwungen, in eine andre, so gibt's am Ende nur Pfuscher, und deren gibt's leider mehr, als der Welt gut ist.

Aber noch Eins! —

In einem Dorfe in Sachsen lebte viel später ein Knabe, der keiner guten Eltern Sohn war und daher auch selber nicht viel taugte. So, zum Beispiel, war es ihm eine Freude, die Nester der armen Singvögel auszuheben, die so lieblich singen und das Ungeziefer wegzehren, das die Obstbäume verzehrt. Die Jungen der Vögel schleuderte der Unmensch an einem Sprenkel in die Luft und mordete sie so elendiglich hin — oder er fing im Herbst Meisen, stach ihnen die Augen aus und ließ sie wieder fliegen, wo dann die armen gemarterte Thiere Hungers sterben mußten. Verwies ihm Jemand seine Abscheulichkeit, so lachte er die Leute aus und verhöhnte sie.

So etwas zeugt allemal von einem teuflischen Herzen, denn der Gerechte erbarmet sich auch der Thiere, sagt die heilige Schrift, und wer zu solchen Grausamkeiten fähig ist, thut auch noch Schlimmeres — denn — was ein Dörnchen werden will, das spitzt sich früh. Hätten die Eltern ihn in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, hätten sie ihm seine Rohheiten als Sünden gezeigt; in

Wort und Beispiel ihn schonende Milde gegen die Geschöpfe Gottes gelehrt; wilde Ausbrüche seiner Natur gestraft — es wäre wohl noch Hoffnung gewesen, daß das Dörnlein sich in ein Blättlein verwachsen oder keine scharfe Spitze bekommen hätte; aber — das fehlte. Der Apfel fiel nicht weit vom Stamme! — Er wuchs auf in Wildheit und Rohheit, reckte frühe seine Hand schon aus nach fremdem Eigenthum, gab Gefundenes nicht wieder und das Böse schlug leider tiefe Wurzeln in seiner Seele. Wie er der Abscheu aller Spielgenossen in seiner Knabenzeit und ihre Furcht gewesen, so mied ihn Jedermann in seinen Jünglingsjahren. Endlich wurde er Soldat und kam nach Dresden in die Garnisen. Da sah er denn oft Abends einen schönen, freundlichen, wohlgekleideten Herrn von Pillnitz her nach der Stadt gehen und der Teufel flüsterte ihm in die Seele: „Der hat Geld, schlag' ihn todt, so ist es dein!“

Der Herr war aber Niemand anders als das Bacharacher Kind, der hochgeehrte Maler Gerhard von Kügelgen, der von seinem Weinberg an der Elbe, wo er in seinem Landhause zu malen pflegte, zu seiner lieben Familie heim nach der Stadt ging.

Und was meint Ihr wohl, liebe Leser, was geschah? An einem stillen Abend ging Kügelgen wieder einmal mit frohem Herzen heim. Da paßte ihm der Soldat auf und — schlug ihn todt. — Wer malt den Schmerz seiner Familie? Wer beschreibt die Trauer der ganzen Stadt um den allgemein verehrten Mann?

Das Sprüchwort sagt: Es ist Nichts so fein gesponnen, das nicht käme an die Sonnen! Und das bewährte sich auch hier. Der verworfene Mensch verrieth sich selbst und wurde nach dem Spruche des Gesetzes enthauptet.

Da war aus dem Törnchen ein Dorn geworden, und das geschieht allemal, wenn's so geht, wie hier.

O Ihr lieben Väter und Mütter, seht mal recht scharf nach, ob nicht unter Euren Kindern auch solche Törnchen sind, die sich früh spitzen! Prüfet einmal vor Gott, ob Euer häusliches Leben, Euer Beispiel, Eure Erziehung ohne Gott und sein Gebot nicht der recht frucht-

bare Boden sind, darin das Dörnchen zum Dorne wächst! Gott besser's!

Aber, wenn Ihr Eure Kinder frühe beten und Gott suchen lehret, ihnen ein gutes Beispiel in Gottesfurcht und Rechtlichkeit gebet, das „bet und arbeit" (rühe im Wort und Beispiel lehret, wenn Ihr sie frühe schonend gegen die Thiere, liebreich gegen die Menschenbrüder zu sein anweiset; durch Vermahnung und Strafe, je nachdem, und wo es nöthig ist, sie auf den Weg Gottes führet, so hat's guten Weg. Will sich auch so ein Dörnchen ansetzen — es wächst nicht und kriegt keine Spitze — und sticht weder Euch, noch Andere. Aber — aber! — Lasset Ihr's wachsen — dann dreimal Wehe! über Euch! —

Drum achtet des Sprüchlein's: „Was ein Dörnchen werden will, das spitzt sich frühe," und denkt an die Folgen hier und die Rechenschaft droben. Ist es nicht etwa Eure Schuld, wenn Euer Kind durch Grausamkeit gegen Käfer, Schmetterlinge und Vögel sein Herz in Lieblosigkeit verhärtet, daß es später vorüber gehet am leidenden Bruder, wie der Levite und Priester im Evangelium, ein Presser, Blutsauger, Wucherer, Zinsenmann, Geiziger, Dieb und Mörder wird? —

Das folgt so gewiß, als 2 mal 2 — 4 ist, und wenn's zu spät ist, hilft das Jammern nicht.

Ich habe viele Eltern auf meinem Lebenswege gefunden, die darben mußten im hülflosen Alter, und ihre Kinder hatten's gut, aber gaben ihnen Nichts. Wer hat's verschuldet? — Ich nicht! Wahrhaftig, ich nicht! — Es erntet halt, wer Brennesseln saet, niemals Waizen! —

Drum, die Augen auf, ihr Eltern! Denket an Salomon's Wort: Beuget das Bäumchen, so lange es sich noch beugen läßt. Vergesset das schöne Sprüchlein nicht:

Was ein Dörnchen werden will —
Das spitzt sich frühe!

Leset mal das folgende Gedicht mit Nachdenken und beseht Euch das Bildchen dazu!

17.

Dorfkirchgang.

Vom Dorfe geh'n die Beter,
Unter der Glocken Klang,
Kinder, Mütter und Väter,
Den langen Kirchengang.
Vor ihren Müttern treten
Die Töchter einher gemach,
Aber es schreiten zum Beten
Die Söhne den Vätern nach.

Warum ziehen zum Beten
Die Dirnen den Müttern voran,
Aber die Burſche treten
Nach den Vätern die Bahn? —
Die Mütter ſollen haben
Auch zur Zeit des Gebets,
Zur Hut vor böſen Knaben,
Ein Aug' auf die Töchter ſtets!
Und es ſollen die Knaben
Mit Ehrerbietung ſtets
Vor Augen die Väter haben
Auch zur Zeit des Gebets!

Fr. Rückert.

18. Wie ein rechter Deutſcher ſeinem Fürſten die Treue hält.

Ein rechter Deutſcher iſt treu wie Gold, denn das roſtet nicht, — treu ſeinem Gotte, ſeiner Pflicht, ſeinem Worte, ſeinem Fürſten, das iſt unſer alter Ruhm, und den dürfen wir nicht abhanden kommen laſſen. Davon machen wir nicht gerne viele Worte, ſondern eine That gilt uns mehr, als ein ganzer Wollſack voll Redensarten. Sollt's einmal einem kecken Feinde einfallen, in unſer Vaterland einzufallen oder einen friſchen Aſt vom deutſchen Baume abreißen zu wollen — ſo wüßt' ich eine große Mauer, eine lebendige, die ſich um Fürſt und Vaterland blitzſchnell aufbaute, wenn auch nur Mannsbeck, aber unüberſteiglich, und ihr Alle leget die Hand aufs Herz und ſaget: Die Mauer kennen wir auch! Glaub's auch! Dabei ſollten die deutſchen Fauſte und Kolben dann einen Takt ſchlagen, der an den Geſchwindſchritt mahnte, wie anno 1813 an der Katzbach.

Ich hab' viel in alten Geſchichten geleſen, liebe Freunde in der Spinnſtube, und kann Euch verſichern, das war zu allen Zeiten ſo und ich will's Euch mit einer Geſchichte beweiſen, wie es der Deutſche mit ſeinem Fürſten meinte.

„An der Nah liegt eine Stadt, die Kreuznach heißt und hat eine Gottesgabe, wie ſie nicht viele Städte haben,

nämlich ein Bad, das viele Kranke mit Gottes Hülfe gesund macht und wohnen viel brave Leute drinnen. Vor 500 Jahren herrschten die Grafen von Sponheim drüber, von denen Nachkommen auf den Thronen von Preußen und Bayern sitzen. Es waren gute Regenten.

Dazumal, es war anno 1278, war der alte Graf Simon von Sponheim gestorben und sein Sohn Johann überkam des Landes Regierung, als der Aelteste.

Wo Menschen sind, da sind auch Fehler, sagt das Sprüchwort, und so war's auch bei dem Grafen Johann von Sponheim: nun, wir haben ja auch unsern dicken Bündel! Er gönnte sich's nämlich lieber als Andern und meinte: Nach Recht gehöre die Grafschaft dem ältesten und der jüngere Bruder müsse mit seinem Pflichttheil vorlieb nehmen. Das meinte aber sein jüngerer Bruder, Graf Heinrich, anders. Die beiden Brüder waren allezeit nicht zum Einigsten gewesen, hatten auch nicht viel Salz miteinander gegessen; denn der Jüngere hielt sich immer auswärts auf, wie es dazumal die jungen Ritter machten. Er führte ein scharfes Schwert und ein noch schärferes Wort. Daher machte er kurzen Prozeß und ließ seinem Bruder kund thun: Gib mir die Hälfte des väterlichen Erbes, dann ist's gut. Graf Johann hielt sich an das Gesetz; aber er wollte doch keinen Hader mit seinem Bruder und trug auf ein unpartheiisches Schiedsgericht an. Das kam denn auch zu Stand und Graf Heinrich mußte sich dem Spruche fügen, der freilich nicht nach seinem Sinne, wohl aber nach dem Gesetze war. Er bekam wenig mehr, als ihm auch früher zugetheilt gewesen war.

Wem's nicht nach Sinn geht, der schneidet Gesichter, wie Einer, der in einen Holzapfel gebissen hat! So ging's dem Grafen Heinrich auch. Er war aber erschrecklich jähzornig, und die heilige Schrift sagt's schon, daß der Zorn nicht thut, was vor Gott recht ist. Statt sich drein zu geben (und leben konnte er reichlich davon!) und seinem Bruder die Friedenshand zu bieten, grollte er heftig, und sann auf Aerger für seinen Bruder und auf bittere Rache. Das aber ist allemal unchristlich und eine Saat, aus der lauter giftige Drachen aufwachsen, die meist den beißen, der die Saat gesäet.

In Mainz herrschte damals der Erzbischof Werner, der war, ich weiß nicht, warum — dem Grafen Johann von Sponheim abhold. Zu dem eilte Graf Heinrich und sagte: „Herr Bischof, ich will Euch mein Erbtheil an der Grafschaft Sponheim verkaufen, so und so viel gebt Ihr mir!“

Ei, dachte der Erzbischof, so übel wär' das nicht.

Gesagt, gethan. Fordern und Bieten macht den Kauf; so wurden sie einig um so und so viel, und der feindselige Graf Heinrich dachte: Nun, Bruder Johann, hab' ich Dir ein Füßchen gestellt, wo du die Augen wohl aufthun mußt, wenn Du nicht sollst auf die Nase fallen! — Der Graf Johann hatte auch goldene Ohren in Mainz (das heißt: er erkaufte sich Horcher') und erfuhr's. Daher legte er Einspruch ein, ehe der Erzbischof das Erkaufte in Besitz nehmen konnte. Es war ihm nicht einerlei, daß die Burg Böckelheim und viele schöne Dörfer, des Stammes altes Eigenthum, sollte in fremde Hände kommen. Daß ich es kurz mache — beide Theile waren zäh' und hartnäckig und es kam zum Krieg.

Auf Sponheim's Seite standen die dem Erzbischof untreu gewordenen Rheingrafen, die Grafen von Sayn, von Katzenellnbogen, von Leiningen und Vaihingen, die Zweibrücker und Veldenzer Grafen, der Landgraf von Hessen, eine große Zahl Ritter, und auch die treuen Bürger der Stadt Kreuznach. Unter diesen Letztern zeichnete sich die Zunft der Metzger aus, lauter kernhafte Gesellen, und an ihrer Spitze der Michel Mort, der früher als Schildknappe dem Grafen Johann gedient und ihn sehr lieb hatte. Das war ein Mensch von ungeheuern Kräften, tapferm Muthe und treuem, dankbarem Herzen, seinem Herrn treu wie Gold.

Um den Erzbischof schaarten sich eine Menge Freunde und Vasallen und ehe es Graf Johann erwartete, rückte von Mainz her ein mächtiges Heer in sein Land ein und, wessen er sich gar nicht versah — war der Umstand, daß der Erzbischof seinem Vicedom oder Statthalter im Rheingau geboten hatte, er solle von Bingen aus, am Scharlachberge vorüber mit den getreuen Rheingauern dem Sponheimer Grafen in den Rücken fallen, wenn es bei Sprendlingen zur Schlacht käme, wie er's wünsche.

Und richtig! zwischen Sprendlingen und Genzingen ist es zur blutigen Schlacht gekommen. Es war ein mörderischer Kampf. Wer am tapfersten stritt, war schwer zu sagen; gewiß aber stritten die Mainzer wacker, denn sie waren die Minderzahl und hielten, ohne zu weichen, den mächtigen Anprall der Sponheimer aus. Der Erzbischof selbst saß aber auch hoch zu Roß, jagte durch die Glieder seiner Kämpfer und rief: „Haltet aus, Ihr Getreuen! der Vicedom Waldeck naht mit den Rheingauern: dann ist der Sieg unser!“

Schon war es Mittag. Die Sonne brannte glühend heiß vom Himmel herab und noch heißer loderte die Schlacht. Die Sponheimer stritten wie Löwen und die Mainzer konnten, wenn der Vicedom nicht bald kam — nicht wohl mehr Stich halten.

Da wirbelte plötzlich von Bingen her eine mächtige Staubwolke auf. Man hörte den Feldruf: „Hier Sankt Martin und Mainz!“ im Rücken der Sponheimer. Das war der Vicedom Waldeck mit den Rheingauern, die keinen Hieb umsonst zu thun pflegten! —

Die Sponheimer stutzen, erschrecken und weichen. „Hier gut Sponheim!“ donnerte die Stimme des Grafen Johann und das ermuthigte sie wieder.

Aber die Rheingauer im Rücken, die Mainzer im Gesicht — das war ein arger Kampf, zumal nun die Mainzer desto wilder drängten, als sie wußten, daß ihrer Genossen Schwerter, Streitärte und Morgensterne ihre Feinde im Rücken grausam hinmähten.

Graf Johann von Sponheim erkannte die Noth. Ganze Schaaren seiner Getreuen fielen oder wurden gefangen. Schon sah man nicht mehr die Paniere (Fahnen) von Leiningen, Vaihingen und Katzenellnbogen! Schon sah man den linken Flügel des Sponheimer Heeres wanken, weichen und endlich fliehen. — Da rief Graf Johann seinen getreuen Kreuznachern zu: „Haltet aus, Ihr Getreuen, sonst geht heute Sponheim unter!“ Da hob Michel Mort sein Schwert empor und rief feurig: „Vertrauet auf uns, Herr Graf, wir halten getreulich aus.“

Jetzt aber stürmten die Mainzer dahin, wo sie das Panier von Sponheim und den wehenden Helmbusch des

Grafen Johann von Spenheim erblickten. Ihn zu fangen, war ihre Meinung.

An seiner Seite stand Michel Mort und die Seinen. Er erkennt die Gefahr und ruft ihm zu: „Rettet Euch, Herr Graf!“ und tritt mit seinem Schwerte vor ihn hin,

daß er ihn decke. Seinen Mitburgern und Zunftgenossen ruft er: „Her zu mir! Hier gut Spenheim!“ Und sie reihen sich an ihn wie eine eherne Mauer. Und sie kämpfen wie Löwen; aber hier und da gibt's eine Lücke. Sie fallen zur Rechten und stürzen zur Linken; aber dennoch schließt sich die Mauer wieder, denn sie rücken wieder zusammen. Endlich sind sie alle gefallen; nur Michel Mort steht allein

und mähet, wie ein Mäher mit der Senſe die Halme, alſo mit ſeinem Schwerte die Mainzer nieder.

Zwanzig liegen todt um ihn und noch kämpft er gleich muthig. Jetzt aber rieſelt hier und da das warme Blut des Getreuen. — In beide Beine ſchwer getroffen, kann er nicht mehr ſtehen. Er ſinkt auf die Kniee nieder und noch trifft tödtlich ſein Schwerdt den, der ſich ihm zu nahen wagt. Fünf Mainzer ſtreckt er noch nieder — da weicht ſeine Kraft. Er ſieht ſich um — ſein Graf iſt gerettet. „Hier gut Sponheim!“ ruft er noch einmal begeiſtert aus, ſchwingt noch einmal ſein Schwert und trifft einen Mainzer auf den Tod — da trifft ein Mainzer Speer das treue Herz und mit dem Herzblut die Treue im Tode beſiegelnd — ſinkt er nieder und ſtirbt. —

An der Stelle, wo Michel Mort fiel, errichtete ihm ſein trauernder Graf ein ehrendes Denkmal, aber ein dauernderes ſtand auf den Blättern der Geſchichte und die Freiheiten Kreuznachs waren ein Lohn der Dankbarkeit der Herrſcher.

Wir wollen ihm gleich ſein! Und wenn Einer fragte, ob's in Deutſchland noch Michel Morte gäbe, ich würde ihn auf die Jahre 1813, 1814 und 1815 weiſen und ſagen: Das verſteht ſich!

Deutſche Art iſt treu wie Gold!

---

19. Der reichſte Fürſt.

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.
Herrlich, ſprach der Fürſt von Sachſen,
Iſt mein Land und ſeine Macht;
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.
Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürſt von dem Rhein;
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den Euren
Wohl nicht sieht an Schätzen nach.
Eberhart, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer.
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!
Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart, Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

Justinus Kerner.

20. Ein Räthsel.

Dort steigt's in Massen auf ins Reich der Lüfte,
Hier ziert's vornehmer Frauen Hand.
Dort sucht man's in der Nacht der dunkeln Grüfte,
Hier deckt es unheilvoll das Land.
Dort dient's der Kunst, fügt sich zu Gottes Ehre,
Hier reibt es Alles kurz und klein.
Dort quält's den Armen, daß er gern verlöre
Das arme Leben voller Pein.
Hier dient's zum Spiele müß'ger Stunden,
Dort ebnet's Wege zum Verkehr.
Hier druckt der Schmerz, ihm gleich, das Herz voll Wunden,
Dort deckt's das Herz, das kalt und leer.

21. Eine Anekdote.

Der alte, tapfere Reitergeneral von Ziethen war einſt an der Tafel des alten Fritz (wer von Euch kennt nicht

unter dieſem Namen den großen Preußenkönig Friedrich II.?) eingeſchlafen. Als Jemand den König darauf aufmerkſam machte, ſprach er: „Laſſet uns ſachte reden, damit wir ihn nicht ſtören; er hat lange genug für uns gewacht!“

22. Ein Räthſel.

Ueberall deckt's Wald und Flur
In des Sommers, Herbſts und Frühlings Tagen.
Und oft ſuchſt du eifrig auf,
Was es bietet: dir ein froh Behagen!
Und ſein endlich Scheiden mahnt dich ernſt,
Daß du an das Sterben denken lernſt.

Willſt du, was das Herz bewegt,
Lieben, fernen Menſchen traulich ſagen,
Greifſt du nach ihm, und vertrauſt
Ihm dein Denken, Fühlen, Hoffen, Klagen.
Und ein Bote iſt es, der dir treu
Sucht den Freund, wo er auch immer ſei.

Schleicht der Jäger ſonder Raſt
In des Waldes dunkeln, tiefen Gründen,
Voller Luſt und voller Haſt,
Des verborg'nen Wildes Spur zu finden —
Was das Wörtlein ſagt, er treffen muß —
Nimmer iſt es ſonſt ein Meiſterſchuß.

---

23. Ein Wort über das Erdbeben am 29. Juli 1846.

„Vom 29. Juli 1846 wird noch länger geſprochen, als vom Neujahrstag! Meint Ihr nicht, Gevatter?“

„Glaub's auch,“ ſagte der zu mir: „aber erzählt uns etwas davon und darüber in der Spinnſtube; denn das Erdbeben hat alle Leute geängſtet.“

„Meinetwegen!“ ſagt' ich drauf: „aber Ihr müßt warten bis Anno 1848, weil die Spinnſtube von Anno 1847 ſchon lange unter der Druckpreſſe iſt.“

„Thut Nichts!“ ſagte er. „Etwas Nützliches kommt nie zu ſpät. Nur macht's fein begreiflich!“

Da hab' ich mich denn hingeſetzt und hab' das aufgeſchrieben, was da folgt:

„Was man ſelbſt erlebt, das prägt ſich unauslöſchlich der Seele ein. Darum ſagt das Sprichwort: „Selbſt iſt Herr.“ Ich hab', das könnt Ihr mir glauben, in vielen guten Büchern von Erdbeben geleſen, aber eine deutliche Vorſtellung hatt' ich davon ſo wenig, wie Ihr, liebe Leſer. Wie Ihr Alle, ſo bin ich auch erſchrecken, als der Boden unter mir bebte. Woher der Schrecken? Ei — der war natürlich! Was dem Juden den Schrecken vor dem Waſſer einflößt, daß es nämlich „keine Balken hat,“ das iſt's, was wir an jenem Abende von dem Erdboden faſt glauben mußten. Sind wir doch Alle gewohnt, den Boden unter unſern Füßen für das anzuſehen, was allein ohne Wanken und unveränderlich feſt iſt, und wenn wir etwas Unhaltbares bezeichnen, ſagen wir: Es hat keinen Boden. So iſt das Feſte des Erdbodens, auf dem wir leben und handeln, in unſere Vorſtellungen ſo völlig übergegangen, daß wir den Ausdruck Grund und Boden gar häufig zur Bezeichnung der Feſtigkeit gebrauchen; aber am Abend des 29. Juli 1846 ſtand's übel mit dieſer Feſtigkeit, und das war kein Spaß! Wenn auch die Erde unter ſeinen Füßen bebt, lernt der Menſch lebhaft fühlen, daß es ſo gar Nichts iſt mit aller Menſchen Leben, und wie er mit all ſeiner Weisheit und Kunſt ein ſo ohnmächtiges Weſen iſt. Da lernt er Den kennen, der nur gebeut, ſo geſchieht's, nur gebeut, ſo ſteht's da.

Lächeln hätte man mögen über die menſchliche Thorheit, die nun gleich fragte: Was wird das bedeuten, Krieg oder Peſtilenz? Denkt einmal an, ſagten ſie, was wir Alles dieſes Jahr ſchon erlebt haben! Neue Cometen und Planeten haben ſie entdeckt; Leuchtkugeln ſind hin und her geflogen; wir haben eine Hitze, als ſollten wir lebendigen Leibes gebraten werden, und eine Trockenheit, wie man ſie lange nicht erlebt; und in anderen Gegenden ſtrömen Fluthen vom Himmel, die Alles zerſtören, und nun kommt noch das Erdbeben hinzu! Bedenkt's einmal, was ſoll das werden?

Darauf ließe ſich antworten: der Herr habe wohl

Zeichen am Himmel und auf der Erde verheißen, wenn einſt der Tag des Gerichts nahe, und auch Jeruſalems Zerſtörung mit Vorherverkündigung gr.artiger Erſcheinungen angekündigt; aber das ſeien Ereigniſſe beſonderer Art, und auch die Zeichen ſeien beſonderer Art. Unſere nächſten Ereigniſſe ſollen wir einmal nach des Herrn Willen nicht voraus wiſſen, ſondern Seiner Weisheit, Allmacht und Liebe vertrauend, unſere Pflicht thun und Ihn walten laſſen.

Die Erſcheinungen in der Natur, die wir erlebt, haben vielmehr ihren zureichenden Grund in Gottes großer Haushaltung in der Welt. Wie kein Haar von unſerm Haupte fällt ohne den Willen deſſen, der ſie alle gezählt; wie kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen Deſſen, der ihn erſchaffen hat: ſo ſind auch ſolche Erſcheinungen nicht von ungefähr, ſondern durch und mit Gottes Willen geſchehen, und wir thun ſehr wohl, wenn wir uns dadurch an Gottes Herrlichkeit erinnern laſſen und an unſere Sündenſchuld; jenes führt uns dann zum Preiſe Gottes: dieſes zu unſerem Heile.

Ich habe geſagt, alle Naturerſcheinungen, zu denen ja auch das Erdbeben vom 29. Juli gehört, hätten ihren Grund in der großen Haushaltung Gottes, die wir die Welt oder auch die Natur nennen: alſo was in der Luft vorgeht, in den eigenthümlichen Umſtänden des Luftkreiſes, wie die glänzenden Lufterſcheinungen des Jahres 1846 und namentlich die hellleuchtende Feuerkugel, welche dumme Menſchen einen feurigen Drachen nannten. Die hatte ihre Urſache in den elektriſchen Dünſten, welche in der Luft ſich geſammelt hatten, wie unter andern Umſtänden Blitz und Donner bei Gewittern, oder das donnerloſe, ſogenannte Wetterleuchten an lauwarmen Sommerabenden. Das Erdbeben, welches wir erlebt, und ſeit vielen Jahren einmal wieder erlebt haben, hat ebenſo ſeinen Grund in der Beſchaffenheit des Innern der Erde.

Das will ich Euch, liebe Leſer, ſo ein wenig zurecht legen, damit Ihr, ſoweit es mir möglich iſt, die Urſache erkennen lernt, deren natürlich notwendige Wirkung das Erdbeben war, das Euch ſo ſehr in Schrecken geſetzt hat.

Es iſt eine weltbekannte Thatſache, daß in der Erde, aber in einer Tiefe, dahin kein naſeweiſer Menſch dringen

kann, Feuer ist, das in den Höhlungen der Erdkugel wohnt und, wie das Blut in unsern Adern, die Erdhöhlungen durchdringt. Die feuerspeienden Berge sind gleichsam die Schornsteine dieses inneren Feuers der Erde.

Feuerspeiende Berge? fragen vielleicht manche Alte. Die Jungen nicht; denn die wissen's aus ihrer guten Schule, daß es deren gar viele in der Welt gibt, z. B. da unten in Italien sind zwei, der Vesuv bei Neapel und der Aetna auf der schönen Insel Sicilien; aber auch

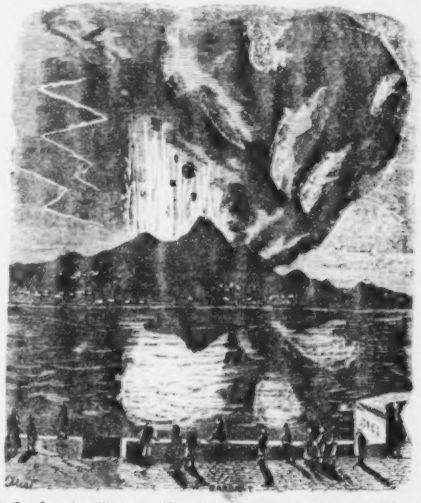

hoch oben im Norden gibt es deren mitten unter gräulichem Eise; auf der Insel Island nämlich sind deren viele, und der Hekla ist der bedeutendste davon, der namentlich im Jahre 1845 und 1846 gar arge Verwüstungen angerichtet

hat. Im mittleren Amerika gibt's eine Menge, und die übrigen Welttheile haben auch ihr Theil, ja, neuerdings haben englische Seefahrer selbst einen ungeheuern Feuerberg in dem entsetzlichen Eise am Südpol entdeckt, dessen Feuersäule sie in weiter Ferne gesehen haben. In den Büchern werden die feuerspeienden Berge kurz: Vulkane genannt.

Diese Berge haben alle die Form umgekehrter Brandeimer oder der Zuckerhüte, wenn Ihr solche schon im Krämerladen gesehen habet. Oben haben sie ein gewaltiges Loch, das, Gott weiß es allein, wie tief in das Innere der Erde reicht. Diese Oeffnung wird in den Büchern Krater genannt, was so viel heißt, als Becher, weil sie etwa einem solchen ähnlich sein möchten.

Ich habe gesagt, diese Berge seien gleichsam die Schornsteine für die innere Feuereße der Erde, und diesen Namen verdienen sie; denn es steigt manchmal lange Zeit ununterbrochen, bei manchen sogar immer, eine schwarze Rauchsäule aus ihnen in die Luft: aber sie sind noch mehr, als die Schornsteine; sie sind auch die Abzugskanäle für das Feuer der Erde. Hat dieses sich zu sehr angehäuft, so braust's aus dem Krater des Feuerberges oder Vulkans heraus mit donnerähnlichem Toben und Donnern, und die entsetzlichste Gewalt schleudert's in eine ungeheure Höhe in die Luft. Das ist gräßlich-schön anzusehen — wenn man weit davon ist — denn — das Sprüchwort sagt: „Weit vom Ziel ist gut vor dem Schuß!" Doch ich will Euch das mal ein wenig genauer beschreiben.

Lange Zeit ist oft so ein Berg um kein Haar anders, wie andre auch, nur abgerechnet die eigenthümliche Zuckerhutgestalt, das Loch oben, oder der Krater, und die ungeheure Menge von schwarzen, ausgebrannten Schlacken und Bimssteinen, die seinen Gipfel bedecken; aber plötzlich fängt's an, aus dem Krater zu dampfen. Das wird immer ärger. Nachts ist die Rauchsäule, die aus dem Krater sich erhebt, feurig, am Tage schwarz. Jetzt wissen die Leute, die nahe dran wohnen (denn das Land ist wegen der Wärme des Bodens erstaunlich fruchtbar), woran sie sind. Ihr feuriger, hitzköpfiger und leicht in seinem Zorn übersprudelnder Nachbar hat abscheuliche innere Unruhe, Leibgrimmen oder sonst wieder seinen alten Umstand. Da müssen sie auf der

Hut ſein! Jetzt verſiegen die Brunnen und Quellen am ganzen Berge und an ſeinem Fuße. Das macht die innere Hitze. Er hat Durſt! Immer wilder ſtößt er Rauch und Flammen aus. Plötzlich hört der Dampf auszuſtrömen auf, und nun — das merkt Euch! — bebt der ganze Berg und weithin das Land, als ob er Gichtern und Krämpfe hätte. Wie der Dampf wieder herausſtrömt, hört das Erdbeben auf. Jetzt ſteigen Flammen aus dem Krater auf und glühende Steine, Schlacken, Schwefel und eine ungeheure Menge Aſche wird mit ausgeworfen, unter einem Donnern, Brüllen und Brauſen, das man meilenweit hört. Darauf ſteigt eine glühende Feuermaſſe, wie ein ſteifer, feuriger Brei, hoch in dem Krater hinauf, daß ſie überfließt: manchmal bricht ſie ſich zur Seite des Berges ein Loch und fließt dann langſam, aber Alles zerſtörend, was ſie auf ihrem Wege findet, an der Seite des Berges herab. Sie fließt ſo lange, bis ſie erkaltet. Dieſe Maſſe heißt man: Lava. Sie füllt oft tiefe Thäler aus, begräbt Dörfer und Städte und bedeckt weithin, oft meilenweit, das herrlichſte Ackerland. So hat einſt die Lava des Veſuvs die ganze Stadt Herculanum bedeckt, und die von ihm ausgeworfene Aſche die reiche und ſchöne Stadt Pompeji. — Iſt die Lava kalt, ſo iſt ſie furchtbar hart, glänzend ſchwarz und hat im Bruche gar viel Aehnlichkeit mit den Schlacken auf einer Glashütte. Das Ausfließen der Lava könnt Ihr Euch recht gut deutlich machen, wenn Ihr das glühende Eiſen ſo feurig und langſam aus dem Schmelzofen herausfließen ſehet.

Solche Ausbrüche der Vulkane dauern oft Monate lang in Einem fort; ja, der Hekla auf der Inſel Island hat neuerlich drei Vierteljahre lang ſein wildes Weſen getrieben und ſchier die halbe Inſel verwüſtet.

Das Feuer, welches die Vulkane auswerfen, kommt aus dem Innern der Erde, wo es in erſchrecklicher Maſſe ſein muß, und die inneren Höhlungen ſind ſeine Leiter hierhin und dorthin, wo es nach Gottes Rath und Ordnung nöthig iſt, und iſt mehr da, als eben einmal nöthig iſt, um die nöthige innere Wärme der Erde zu erhalten, ſo wird's, wie ich Euch eben erzählt habe, von den Feuerbergen als Lavaſtröme ausgeworfen.

Wie nun Feuer in der Erde iſt, ſo auch Waſſerſtröme und große Waſſerbehälter, vielleicht Seen. Bohrt man mit Erdbohrern in die Tiefe, ſo ſpringt eine ungeheure Waſſermaſſe heraus. Manchmal muß man ſelbſt bis zu vierzehn- bis fünfzehnhundert Schuh tief bohren, ehe man es findet. Es liegt alſo, wie das Erdfeuer, hier näher an der Oberfläche, dort tiefer unter derſelben. In manchen Erdhöhlen, die, namentlich in Kalkſteingebirgen, gar tief in die Erde hineingehen, hört man das gewaltige Brauſen und Toſen unterirdiſcher Flüſſe und Ströme, an manchen Orten kann man ſelbſt an ſie herankommen, wie in dem großen und berühmten Salzbergwerke zu Wieliczka in Galizien.

Sowohl dieß Feuer, als das wohl hin und wieder vom nahen Erdfeuer erhitzte Waſſer entwickelt mächtige Dämpfe, und dieſe Dämpfe, wenn ſie heftig geſpannt oder gepreßt ſind, ſuchen ſich Auswege. Je näher das unterirdiſche Feuer, deſto mehr wird der Dampf gepreßt in die Höhlungen der Erde. Kann er nun ſich nicht gegen die Oberfläche der Erde Luft machen, kann er die feſte Erdrinde nicht durchbrechen, ſo bringt ſeine Macht die Erſchütterungen hervor, die wir Erdbeben nennen. Oft ſprengt er auch im Innern der Erde die Felſenklüfte aus einander, woher es denn kommt, daß ein donnerähnliches Getöſe die Erdbeben begleitet, oder auch, daß bei manchen Erdbeben ganze Strecken Landes einſinken und Alles verſchlungen wird, was auf deren Oberfläche ſich befand.

So iſt denn auch wohl das Erdbeben am 29 Juli 1846 die Frucht ſolches eingepreßten Dampfes im Innern der Erde geweſen.

Da dürfte Manchem von Euch das Herz klopfen und er ſagen: Iſt denn unter unſern Füßen ſo ein Vulkan, der vielleicht ausbrechen will? Da würde ja unſer Dorf, unſere Stadt mit Mann und Maus zu Grunde gehen!

Der Gevatter rückt ſein Kappſein und ſagt: Das wär' mir eine ſaubere Geſchichte!

Das wär's freilich; aber laßt Euer Pfeiflein nicht ausgeh'n, Gevatter, ſo weit ſind wir noch nicht, nicht einmal in Wiesbaden, wo doch das kochheiße Waſſer nahe genug iſt.

Es iſt durchaus nicht nöthig, daß Feuerberge in der

Nähe ſind, wo ein Erdbeben Statt hat. Das unterirdiſche Feuer treibt den Dampf in den Höhlungen des innerlich zerklüfteten Erdbodens fort, wer weiß, wie viel hundert Meilen weit, bis er endlich nicht mehr weiter kann und nun näher oder entfernter von der Oberfläche der Erde ſich entlädt und das Erdbeben in dieſer Gegend hervorbringt. So mag's an jenem Abende des Schreckens bei uns geweſen ſein.

Der Ort, wo ſich unter der Oberfläche der Erde dieſes Mal die größte Maſſe unterirdiſcher Dämpfe geſammelt hatte, war auf dem Hunsrücken, alſo auf dem Hochlande zwiſchen Moſel, Nahe und Rhein, und der Hauptpunkt in dieſem Gebiet in der Umgegend von Alten-Simmern; denn dort herum war das Erdbeben am Stärkſten. Von hier dehnte es ſich aus bis Münſter in Weſtphalen, Düſſeldorf am Rhein und Marburg in Heſſen; dann bis Wertheim am Main, bis Mannheim, Heidelberg, Raſtatt, Freiburg im Breisgau, und wieder auf der linken Rheinſeite bis Metz und Thionville in Frankreich, Luxemburg, Lüttich und Aachen. Das iſt gewiß eine außerordentliche Ausdehnung: aber es iſt erwieſen, daß ſich Erdbeben von ihrem Mittelpunkte aus nach allen Richtungen hin verbreiten, faſt wie ein ins Waſſer geworfener Stein von dem Punkte aus, wo er ins Waſſer fiel, immer weitere Kreiſe im Waſſer bildet, deren Wellen immer niedriger werden, bis ſie endlich ganz verſchwinden. Gerade ſo verminderten ſich die Schwingungen des Erdbebens in eben dem Grade, als ſie ſich im Raume von dem Mittelpunkt entfernen, wo ſeine Kraft am Größten war. Daher kommt es denn, daß in Marburg, Duſſeldorf, Luxemburg, Freiburg, Metz, als auf den äußerſten Punkten, das Erdbeben am 29. Juli 1846 ſeine Stöße am Schwächſten, auf dem Hunsrücken am Heftigſten äußerte. Da klirrten die Fenſter, wankten die Geräthe in den Stuben, wurden die Bäume ſo heftig gerüttelt, daß die Vögel ihre Schlafſtätten verließen und angſtvoll ſchreiend herumflatterten; da zitterten die Häuſer, und Menſchen, die auf der Erde ſaßen, fühlten ſo heftige Stöße, daß ſie angſtvoll aufſprangen; Haufen aufgeſchichteter Steine wurden bewegt und aus der Ordnung gerückt, Riſſe zeigten ſich in neuen Mauern, der Wellenſchlag des Rheines und der Moſel

war heftig, das Vieh in den Ställen brüllte und man vernahm ein unterirrisches Dröhnen und Rollen, als ob ein schwerbeladener Wagen über das Straßenpflaster führe. Alles dieß wurde in der weiteren Entfernung weniger, auf den äußersten Punkten gar nicht wahrgenommen.

Daß unterrückte Dampfentfaltung die Wirkung hervorbringt, die wir Erdbeben nennen, habe ich oben bei der Erwähnung der Feuerberge und ihrer Ausbrüche schon bemerkt. Welche Gewalt aber der Dampf hat, seht Ihr an Dampfschiffen und an den Dampfwagen der Eisenbahnen klar genug; allein ich will's noch an einem Beispiele klar machen, das uns einer der ausgezeichnetsten Männer mittheilt, die jetzt leben, ich meine Alexander von Humboldt. Der war zu der Zeit in Amerika, als dort erschreckliche Erdbeben wütheten. Er berichtet, daß, als 1797 der Vulkan oder Feuerberg Paste, nördlich von Quito in Südamerika gelegen, lange Zeit eine ungeheuer hohe, schwarze Rauchwolke ausstieß, diese aber am 1. Februar 1797 plötzlich verschwand, weil wahrscheinlich die Oeffnung durch Lava oder eingestürztes Gestein sich verstopft hatte, genau zu derselben Stunde in einer Entfernung von sechzig Stunden in südlicher Richtung ein so entsetzliches Erdbeben erfolgte, daß die Stadt Riobamba und ihre Umgegend gänzlich zerstört wurde und leider viele Menschen ihr Leben verloren, die unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben wurden.

In Gegenden, wo Feuerberge sind, halten die Erdbeben oft lange an und kehren oft wieder; wo sie ferne sind, kommen sie nur äußerst selten vor. Darum könnet Ihr ganz gutes Muthes sein, das Erdbeben vom 29. Juli 1846 wird sobald kein anderes nach sich ziehen.

In der Eifel und am Laacher-See bei Andernach am Rhein kommen, wenn auch sehr schwach, Erdbeben häufiger vor; denn der ganze Laacher-See, dessen Wasserspiegel fünfzehnhundert Morgen groß ist, war einst, tief im Dunkel der Vorzeit, der Krater eines ungeheuern Feuerberges, und die sogenannten „Maare" der Eifel waren's auch, wie das außer allem Zweifel ist; aber die sind, Gott allein weiß wann, ausgebrannt und von den Menschen, die damals über die Erdbeben erschracken, die ihren unermeßlichen

Ausbrüchen vorhergingen, that wahrlich keinem ein Zahn mehr weh. Wir können daherum auch alle noch ruhig schlafen. So lange man die guten Hechte im Laacher-See fängt, hat's mit dem Feuer gute Weile, es müßte denn das Waſſer zu brennen anfangen, wozu's aber bis heute keine Luſt zeigt.

Was aber Erdbeben von größerer Macht und Dauer heißen wollen, davon muß ich Euch denn doch ein Pröbchen geben. Es iſt dieß das Erdbeben, welches am 1. November 1755 die Hauptſtadt von Portugal, Liſſaben, zerſtörte. Da iſt weit und breit kein Feuerberg, und doch war das Erdbeben ſo ſchrecklich als je eins. Ein Augenzeuge, ein Engländer, erzählt, daß die Einwohner von Liſſabon lange keinen ſo ſchönen Morgen erlebt, als den des 1. Novembers 1755. Der herrliche, breite Fluß Tajo, an dem die Stadt liegt, war ſpiegelglatt, und die Fiſchlein ſprangen luſtig im klaren Sonnenſchein aus dem Waſſer in die Höhe. Es war eine Pracht von einem Morgen, und wer Luſt zum Spazierengehen und nichts zu thun hatte, ließ ſich's nicht zweimal ſagen. Wer hätte denken ſollen, daß wenige Stunden ſpäter die herrliche Stadt in Trümmern liegen würde, Tauſende von Menſchen unter dieſen Schutthaufen begraben lägen? So wenig weiß der Menſch, wie nahe ihm ſein Ende, und mit Recht ſagt die heilige Schrift: „man ſolle wachen und beten, weil es leicht vor Abend noch anders werden könnte.“

Zwiſchen neun und zehn Uhr ſaß unſer Engländer in ſeiner Stube am Tiſche und ſchrieb die letzten Zeilen eines Briefes an einen guten Freund in London, als plötzlich der Tiſch, das Tintenfaß und das Papier hüpfende Bewegungen zu machen anfingen. Der hatte auch noch kein Erdbeben erlebt und mochte wohl Wunders denken, was für abſonderliche Tanzluſt in das Geräthe gefahren ſei. Als er eben darüber nachſann, was das möchte geweſen ſein, erzitterte das ganze Haus von oben bis unten. Unter der Erde raſſelte es wie furchtbarer Donner und überall war ein Gepraſſel, als ſtürzten alle Häuſer ein, wie's denn auch war, und ein Jammergeſchrei erfüllte die Luft, daß es Einen ſchauderte. Auch das Haus, worin unſer Engländer geſeſſen, hatte bedenkliche Einfälle, die oberen Stockwerke

stürzten krachend ein, die Decke brach herab und der Engländer dachte: Trage den Brief auf die Post, wer will! und machte, daß er hinauskam; denn die Erdstöße folgten immer heftiger einer auf den andern. In dem Augenblicke, als er flüchtete, wurd's, am hellen Morgen! stockfinstere Nacht. Als eben in der Angst des Todes der Engländer über die Trümmer und umgestürzten Gerathe klettert, sieht er eine junge fremde Frau mit einem Säugling an der Brust in starrer Verzweiflung dasitzen. „Wie kommt Ihr hierher?" fragt er in der Hast; aber das arme Weib hat keine Antwort. Sie fleht nur um einen Tropfen Wasser, da sie schier vor Durst umkomme. Der Engländer war ein guter Mensch. Er eilt in sein Nebengemach, wo er Wasser stehen hat, aber — das Gefäß war zerbrochen. Er hat für die sterbensmatte Frau keinen Labetrunk mehr. Da aber keine Zeit war, lange zu zögern, indem, wenn wieder ein Erdstoß erfolgte, jedenfalls das Haus zusammenbrach, so riß er die Frau mit sich fort. Die Macht der Mutterliebe gab der Armen neue Kraft. Sie folgte dem menschenfreundlichen Engländer, der die Straße nach dem Flusse einschlug, weil da keine Gebäude standen und er sich da für sicher hielt. Ueberall aber lagen grauenhafte Trümmer und Leichname. Verwundete jammerten entsetzlich. Manchmal mußten sie über Trümmerhaufen hinausklettern; allein bald häuften sich diese so, daß sie einen andern Weg einschlagen mußten. Ein großer Schutthaufen hemmte auch hier ihre Schritte. Er half der armen Frau, die sich fest an seinen Arm hielt, darüber hinaus; doch bald lag ein noch größerer in ihrem Wege. Er bat sie, ihn einen Augenblick loszulassen, damit er untersuchen könne, wie sie hinüber klettern könnten; aber in demselben Augenblicke stürzte eine Steinmasse hoch herab und zerschmetterte das arme Weib und ihr Kind. Von Schauder und Schrecken ergriffen, eilt er jetzt vorwärts. Vor ihm liegt eine lange Straße, deren Häuser vier bis fünf Stockwerke hoch sind. Die meisten sind schon theilweise eingestürzt, andere stürzen noch nach. Todte, Sterbende, Schwerverwundete überall. Es ist ein Anblick, der ihm schier das Blut in den Adern erstarren macht. Helfen kann er nicht! Es ist noch sehr in Frage, ob er das eigene Leben retten kann. Dennoch eilt er, so

viel er kann, das Freie zu gewinnen. Glücklich ereilt er den Kirchhof der Sanct Paulskirche; aber welch ein Anblick wartet hier seiner!

Das herrliche Gebäude der Kirche, die eine Zierde Lissabons war, liegt, in einen grausenhaften Schutthaufen verwandelt, da, und seine einstürzenden Gewölbe haben Tausende zerschmettert, die Schutz in der Kirche gesucht und an ihren Altären um Rettung gefleht hatten. Das Entsetzen lähmt ihn so, daß er nicht weiter kann. Er muß einen Augenblick ruhen, einen Augenblick sich sammeln. Dann eilt er von dieser Jammerstätte dem Hafen zu.

Eine unabsehbare Menschenmenge, den Schrecken des Todes in ihren bleichen Gesichtern, ist hier versammelt. Laut beten und flehen sie um Gnade zu Gott; aber jetzt erfolgt plötzlich der zweite Erdstoß, schrecklicher, als der erste, und er vollendet das Werk der Zerstörung auch an den Gebäuden, welche dem ersten Stoße Widerstand geleistet. Kaum können sich die Menschen auf den Beinen erhalten, so heftig ist der Stoß. — Jetzt naht eine andere Gefahr, an die kein Mensch gedacht. Das Meer war bis zu seinem tiefsten Grunde aufgewühlt; jetzt bricht es mit entsetzlicher Gewalt in den Tajo herein. Wir sind verloren! rufen jammernd Tausende.

Als unser Engländer sich umsieht, nimmt er mit Schrecken wahr, wie sich an der Stelle, wo sich der Tajo in das Meer ergießt, dieß berghoch daher schäumt und brauft. Wer fliehen kann, flieht; denn wie ein Blitz naht

die Fluth. Sie reißt Alles weg, was sie erreicht. Zahlreiche Unglückliche finden ihren Tod hier. Der Engländer kann sich nur dadurch retten, daß er mit der Kraft der Todesangst einen daliegenden Baumstamm umklammert, der zu schwer ist, daß ihn das Wasser wegschwemmen könnte. So schnell, wie diese Fluth kam, so schnell wich sie wieder zurück. Auf der See sieht man die Schiffe herumgeschleudert, ja, gegen einander geworfen werden, daß sie zerschellen und versinken, und doch regt sich kein Lüftchen. — Einige drehen sich, als wenn ein Wirbel sie ergriffen hätte, bis sie untersinken. Boote lagen am Ufer des Tajo. In ihnen suchen Menschen Schutz. Hunderte stiegen auf die dicke Hafenmauer und hofften hier Rettung; aber plötzlich stürzt die ganze Mauer in das Wasser und reißt auch die Boote mit Allen, die sich hineingeflüchtet haben, in den Abgrund.

Kurze Zeit nach diesem zweiten Stoße kam der dritte. Er war um vieles schwächer. In der Stadt fand er nichts mehr zu zerstören; denn Alles lag in greulichen Trümmern. Auch das Meer brauste wieder heran, fiel aber eben so schnell wieder zurück, als es kam. Mehrere große Seeschiffe hatte es herangeschwemmt und ließ sie nun auf dem Trockenen liegen.

Wie weit das Erdbeben in das Meer hinausreichte, geht daraus hervor, daß ein Schiffscapitän vierzig Stunden vom Ufer — oder, wie es eigentlich heißt — von der Küste entfernt, auf offenem Meere einen so heftigen Stoß in seinem Schiffe spürte, daß er Anfangs glaubte, er sei auf einen Felsen gestoßen.

Die drei Hauptstöße hatten die Stadt zerstört; aber noch während ganzer sechs Tage bebte die Erde fort, nur schwächer. Als endlich Alles vorüber war und man einmal Alles überlesen konnte, erblickte man an der Stelle der großen herrlichen Stadt eine Trümmermasse, daß sich Einem die Haare zu Berge stellten. Als man die umgekommenen Menschen zählte, waren es sechs Tausende!

Aber Lissabon allein traf dieß Schicksal nicht. Die ganze Umgegend in weiter Ausdehnung erlitt ganz dasselbe. Man spürte — aber freilich in viel schwächerer Wirkung — die Stöße dieses Erdbebens in ganz Europa und in einem großen Theile des nördlichen Afrika's.

Unser guter Engländer, der selbiges Mal seinen Brief an den guten Freund in London im Stiche ließ, konnte getrost einen andern schreiben, und that's auch. Dieser zweite Brief kam, wie später er selber, glücklich in London an, wurde gedruckt, und aus diesem Briefe haben wir diese Beschreibung.

Blicken wir aber auf dieß Erdbeben und seine schauderhaften Folgen, so müssen wir Gottes verschonender Gnade danken, die solch ein Unglück am 29. Juli 1816 von uns abgewendet hat; aber das wollen wir uns ins Herz schreiben, wie schnell's ein Ende mit uns nehmen kann, und unser Haus bestellen, auf daß, wenn der Herr rufet: „Komm' wieder, Menschenkind!" wir ohne Grauen folgen können."

24. Seltene Gutmüthigkeit.

Die Familie eines angesehenen Kaufmanns in Flensburg führt in ihrem Wappen eine halb gefüllte Flasche, und man sollte fast denken, die habe in der früheren Zeit, wo noch die Fürsten recht braven Leuten und recht tapferen im Kriege zum Andenken an ihre Thaten Wappen verliehen, eben auch ein Fürst einem ihrer Vorfahren ins Wappen gesetzt, weil er — ein tapferer Trinker gewesen; dem ist aber nicht so, sondern die Sache verhält sich anders. In einem Kriege zwischen Schweden und Dänemark stritt ein Aeltervater dieser Familie mit, vielleicht war's auch ein Urältervater, genau weiß ich das nicht. Als die Schlacht vorüber war, kriegt mein Flensburger einen entsetzlichen Durst und ist auch so glücklich, daß er, wahrscheinlich von einem Marketender, eine Flasche Bier für schweres Geld erlangt. Als er sie eben an den vertrockneten Mund setzen will, um einen Labetrunk zu thun, da hört er das von Stöhnen unterbrochene Wort eines armen Schweden, dem eine Kanonenkugel beide Beine abgeschlagen hatte, das um einen einzigen Schluck des Getränkes in seiner Todesnoth fleht.

Dem guten Flensburger geht's durchs Herz. Ohne daß er einen Tropfen über seine Lippen gehen läßt, geht er zu dem Unglücklichen hin, bückt sich zu ihm, um ihm die Flasche an die Lippen zu setzen und ihn zu laben.

Da erhebt der heimtückische Schwede seinen Arm und drückt ein geladenes Pistol auf seinen gutmüthigen Wohlthäter ab, dessen Kugel an seinem Kopfe pfeifend vorüberfliegt.

Rubia, aber unwillig blickt ihn der Flensburger an, setzt dann seine Bierflasche an seine Lippen, trinkt sie halb leer und reicht sie dann dem sterbenden Schweden, indem er zu ihm sagt: „Siehst Du, Bösfeind, nun kriegst Du auch nur die Hälfte!“

Das ist hernachmals dem Könige von Dänemark bekannt geworden, der befahl, die Nachkommen sollten für ewige Zeiten zur Erinnerung an die edle Selbstverläugnung ihres Aeltervaters eine halbe Flasche in ihrem Wappen und Siegel führen.

Das war aller Ehren werth. Nicht wahr, Gevatter?

25. Eine Anekdote.

Als nach dem Pariser Frieden die Stadt Breslau dem Feldmarschall Fürsten Blücher und seinen tapfern und edlen Waffengenossen ein großes Fest und Gastmahl gab, und der

alte Marschall Vorwärts, wie ihn die Russen nannten, weil sie nie ein anderes Wort von ihm gehört, recht fröhlich und guter Dinge dabei war, stand er auf und sagte: „Obwohl er kein Freund von Räthseln sei, so wolle er denn doch den Herren einmal Eins aufgeben, nämlich: Wie man es anfange, wenn man seinen eigenen Kopf küssen wolle?“

Die Herren zerbrachen sich gar grausam den Kopf. Man rieth hin und her, dieß und das, aber man fand's nicht.

Blücher rief lachend: „Ich sehe schon, Sie bringen's nicht heraus; so will ich es Ihnen denn selber lösen!“ Darauf stand er auf, ging um die große Tafel herum zu dem trefflichen General von Gneisenau, kriegt ihn um den Hals und schmatzt ihn tüchtig ab, und sagte darauf: „Der ist mein Kopf gewesen; er hat's ausgeheckt und ich hab's nur ausgeführt.“ Ihr könnt Euch denken, was das einen Jubel gab! Aber ich frage, Wer war da mehr geehrt, Blücher oder Gneisenau?

26. Der Schmiedjacob hält einmal einen Spiegel vor.

Es war an jenem fröhlichen Abende, von dem ich da vornen erzählt habe, als der Valtin und das Kathrinchen Hochzeit hatten, und Schmiedjacob's Philipp mit Veit's Lieschen Handstreich hielt, als das junge Volk da herum saß, und waren Viele dabei, die sich zu Weihnachten in die Stadt verdingt hatten. Sie flüsterten, kicherten und lachten halblaut. Der Philipp hatte von seiner Wanderschaft viel erzählt und war müde noch von der langen Tagereise, die er gemacht.

„Weißt Du was, Schmiedjacob,“ sagte der Schneiderpeter, „Du könntest noch eine Geschichte erzählen, bis es Zeit ist, heimzugehen. Wir hören Dir Alle so gern zu.“

„Alle Gumpeer!“ rief sein neuer Mitschwiegervater Veit. „Der arme Philipp ist müd, und es geht ihm noch nicht so frisch von der Zündpfanne weg, wie Dir.“

Der Schmiedjacob sah die Mädchen an, die sich verdingt hatten. Lauter flackerige Dinger! dachte er, denen ein Zehrpfennig nützlich wäre! Er besann sich nicht lange, und hob an:

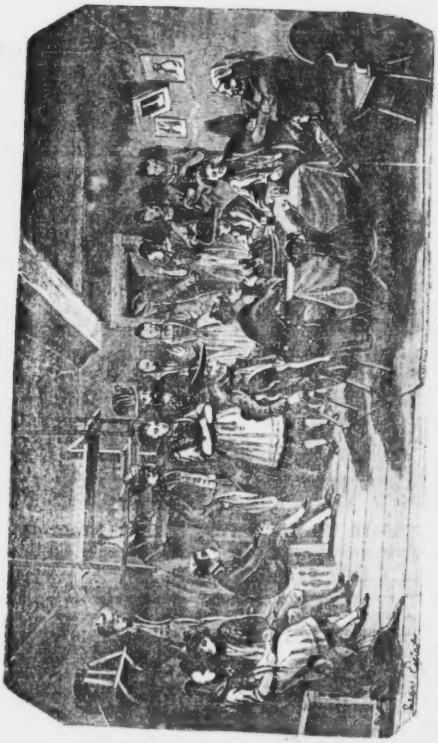

„Ich bin ein alter Knab', und als ich ein junger war, da haben Vielen von Euch die Zähne noch nicht weh gethan. Da iſt Manches paſſirt, was Ihr nicht wiſſet, und habt's vielleicht nicht gehört. Wer von Euch hat von Philippjacob's Gretel gehört?"

Alle ſchwiegen, und als die Mädchen den Weibsnamen hörten, machten ſie lange Hälſe.

„Mach' uns auch nicht gar zu jung," ſagte Veit. „Ich war dabei, wie ſie iſt — geköpft worden!"

„Ach du Gott!" riefen die Mädchen, und eine Gänſehaut überlief ſie eiskalt. Sie ſteckten die Hände unter die Schürzen und ſchauderten.

„Ja, ja," ſagte der Schmiedjacob, „Du kannſt's wiſſen, Cumpeer, und ich erinnere mich noch, daß Du ſagteſt: „Jacöbchen, komm' mit in die Stadt, die Gretel wird geköpft!" Ich mochte nicht. So was ſoll man nicht ſehen!"

„Du haſt Recht," rief Veit. „Jahrelang hat mir's vor Augen geſtanden und alle meine Träume hatten damit zu thun, und ich wär' für einen Gulden nicht Abends vor die Thüre gegangen, bis ich confirmirt wurde; da hat mir der Pfarrer die Furcht genommen."

„Ach, erzählt doch!" bat das Kathrinchen.

„Nun," ſagte der Schmiedjacob, „die Gretel war unſres Nachbars Kind, ſein älteſtes. Du, Veit, haſt ja ſein Haus gekauft, als er damals nach Polen zog; er war ein geſchickter Wagner und ein braver Mann, und die Gretel war ein Mädchen wie Milch und Blut; ſlink und luſtig wie Pulver. Bei dem Philippjacob ging's auch nicht in floribus; denn er hatte vier Kinder und ſeine Frau trank lieber Kaffe, als Waſſer, und es waren damals zwei Wagner im Dorfe. Da war Einer zu viel. Die Leute hatten noch nicht ſo viel Fuhrwerk, wie heutzutage. Die Gretel war, wie geſagt, ſo hübſch, als nur irgend ein Mädchen im Dorfe. Das wär' gut geweſen; aber ſie wußte es, und das war nicht gut. Sie konnt' an keinem Spiegelchen vorbeigehn, und wenn's nur ſo groß war, wie ein Stadtweck (die ſind gewiß klein!), ohne daß ſie hineinſah. Und wenn ſie einen anblickte, ſo war's, als fragte ſie: „Haſt du ſchon ein hübſcheres Mädchen geſehen, als mich?" Ihr größtes Herzeleid war, daß ſie ſich nicht putzen konnte, wie reichere

Mädchen, und daß der Herr Schulmeister, der damals jung ins Dorf kam, und der Gemeindeförster sich nicht in sie verlieben mochten, auch die jungen Burschе sich nicht viel aus ihr machten, bis auf Einen, des Kuhhirten Samel, der ihr aber zu gering war, obwohl er ein gut Handwerk konnte. Er war Schuhmacher. Das Gretelchen wollte weiter hinaus. „Vater," sagte sie einmal, „ich hab' doch gar zu geringe Kleider. Guckt mal die Bärbel an, und die Ammi, und alle Mädchen im Dorf; sie haben viel schönere, als ich!"

„Sei still!" sagte der, und sah sie dabei ärgerlich an. „Es wird mir schwer, das Brot zu verdienen, das Ihr esset. Ich kann Dir keine kaufen."

„Die Gretel hatte darauf gerechnet, daß er so sagen würde.

„Ei," meinte sie, „das will ich auch nicht. Ich will mir sie verdienen und mich zu Weihnachten in die Stadt verdingen, da krieg' ich Kleider und komme Euch aus dem Brot."

„Meinetwegen!" sprach der Philippjacob, und das war jetzt genug; denn er war maulfaul. Jetzt tanzte mein gutes Gretelchen im Hause herum und sang wie eine Lerche Morgens früh und wie eine Nachtigall Abends spät. Den guten, grundehrlichen Samel sah sie nicht mehr an, und man sah's ihr an der Nase an, daß sie mit offenen Augen von den schönen Kleidern träumte und von dem Plaisir in der Stadt.

„Um Martini ging sie in die Stadt zu einer Miethfrau, das heißt, wie Ihr wißt, zu so einer, die den Leuten die Mägde bringt und aufhängt, und das Maul von ihren Tugenden so voll nimmt, daß sie sie alle drin hat und die Herrschaft bei den Mägden keine mehr davon findet. Sie versprach ihr den halben Miethlohn, und nun trollt die mit ihr Gass' aus, Gass' ein, bis sie endlich bei einem Geheimenrath, der gern Barenches spielte, einen Dienst fand. Kriegt einen Reichsthaler Miethlohn und gibt der Miethfrau gleich davon fünf und vierzig Kreuzer und hüpft fröhlich heim. Sie war schon erdentlich stolz, daß sie in einem so vornehmen Hause dienen sollte. Zu Weihnachten zog sie mit ihrer Kiste — die aber so hohl klang und mord-

leicht war — hinein. Sie hätt' sie auf dem Kopf tragen können; aber das war ihr zu gering. Da der Schulz grad hinein fuhr, stellt sie sie auf den Wagen, und als sie sie auf den Wagen hob, krächzte sie, als ob die Kiste so schwer wäre, und die's besser wußten, die lachten herzlich. Mein Vater sagte damals: „Wenn's dem Giel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen." Ich verstand damals das Wort nicht.

„Alle Welt dauerte den guten Samel. Der war lebendig todt. Er sah so betrübt drein, als wär' ihm das größte Leid geschehen. Er hatte immer Wasser in den Augen und mied das lustige junge Volk, weil's ihm so schwer um das Herz war. Er hatte die Gretel so von Herzen lieb, daß er am Heimweh nach ihr gestorben wäre, wenn er sie nicht hätte sehen können. Er war so eine von den weichen, gutmüthigen Naturen, die kein schweres Leid ertragen können. Sie hatte ihn immer abgestoßen, und seine Seele hing doch an ihr, als könne sie nie von ihr lassen.

„Anfangs neckten ihn die Burschc. Als sie aber sahen, wie wehe sie ihm damit thaten, ließen sie ihn in Ruhe; denn sie hatten ihn doch Alle lieb, weil er so treu und ehrlich war, und meinten, er verdiene eine Bessere, als die Gretel, von der er wie bebert sei. Eines frühen Morgens war er fort. Er hatte sein Felleisen geschnallt und war zu einem Meister in die Stadt, der quer dem Geheimenrath gegenüber saß, nämlich in der Miethe, und im zweiten Stock. Da genas der arme Samel wieder; denn er sah seine liebe Gretel, aber sie that, als sähe sie ihn nicht, und wenn sie ihm begegnete, that sie, als kennte sie ihn nicht; denn sie war stolz geworden, eine Stadtmamsell — und er nur ein Schuster'

„In des Geheimeraths Hause waren mannshohe Spiegel und in dem Holzwerk konnte man sich noch extra besehen. Das war eine Plaisir für mein Gretelchen, die nun Gretchen hieß. Sie bekam einen hohen Lohn. Alle Tage waren Gäste im Hause; da fielen die Trinkgelder in den Schooß Gretchen's, daß es klingelte. Alles gab neuen Staat, und schon nach zwei Monaten sagten die Schuhmachergesellen auf der Herberge: „Des Geheimeraths Gretchen auf der Marktgasse ist ein süßer Engel! aber wir sind ihr Alle zu schlecht. Dem „Zweierlei-Tuch" ist sie aber nicht feind.

„Der Samel hörte das und es ging ihm durchs Herz, so gut es ihm auch that, daß sie das Gretchen auch so engelschön fanden wie er. Das mit dem „Zweierlei-Tuch" verstand er nicht. Da fragt er einen guten Freund, einen Schwaben, der auch das Pulver nicht erdacht hatte und nicht Schuld war, daß der Hahn auf der Straßburger Münsteruhr wieder kräht, was das bedeute?

„Wager," sagte der Schwab, „i glaub' wohl, se meine d'Soldate!" Da ging dem armen Samel ein Licht auf!

„Der Geheimerath hatte einen Sohn, der war Lieutenant bei den rothen Husaren, der war schlank und groß und über den Hüften so dünn wie eine Wespe; hatte Beinchen wie ein spanisches Röhrchen zum Kleiderauskleuen, aber einen schwarzen Schnurrbart wie der Riese Goliath, und die Uniform stand ihm wie einer Purpe. Wenn der daher ritt mit dem prächtigen Dollman, dem blinkenden Säbel, dem wehenden Federbusch auf dem schönen Ti ko, dann guckten sich alle Stadtmädchen die Augen wei und sagten: des Geheimraths Fritz sei doch ganz grausan schön und müsse die Mädchen verzaubern, weil sie alle „a ihn verliebt seien.

„Das wär Alles gut gewesen; aber er war ein Mädchenjäger, ein liederlicher Finke, so eine windbeutelige Lieutenantsnatur. Der sah schon am ersten Tage, daß es auf zwanzig Stunden kein schöneres Mädchen gab, als das Gretchen, und das Gretchen meinte: Nein, so einen bildschönen junzen Herrn habe sie doch noch nicht gesehen, und der habe Augen im Kopfe wie pures Feuer; habe ihr auch immer nach u. s. w.

„Und am Brunnen sagte sie zu ihrer Freundin: „Karolinchen, der Herr Lieutenant ist ein galanter Herr, der auch weiß, was schön ist!"

„So!" sagte das Karolinchen.

„Nun, was brauch' ich's zu verhehlen?" flüsterte Gretchen. „Gestern sagte er zu mir: Gretchen, Du bist die schönste Rose! und küßte mich; denk nur mal an!"

„Was die Karoline sagte, weiß ich nicht; aber der arme Samel, der zugehört hatte, hörte auch, daß Gretchen lachend sagte: „Besser Neider, als Mitleider!" Und ihr Lachen war recht höhnisch dazu.

„Da konnte sich der arme Samel nicht mehr halten, trat zu ihr und sagte: „Ach, Gretchen, die ganze Stadt spricht schon davon. Du gehst auf böſem Wege. Gretchen, Gretchen! denk' an Gott und bete: Führe mich nicht in Versuchung! Der Lieutenant verführt Dich und Du wirst elend!"

„Da hätt' Eins das Mäulchen hören sollen! Sie nannte ihn: Pechvogel, Lump, Simpel, miserablen Menschen und Gott weiß was, daß der ging, als hätt' ihn ein Hund gebissen. Er weinte die ganze Nacht, und da des andern Tags Sonntag war, trieb ihn die Herzensangst hierher zu dem Wagner Philippjacob und stellt's ihm vor, daß er warne das eitle Mädchen, weil allemal Hochmuth vor dem Falle komme.

„Der war ein strenger, rechtschaffener Mann, dem das, was der gute Samel sagte, heiß zu Kopf stieg. Er macht sich auf und geht Montags früh nach der Stadt.

„Was es da für ein Gewitter gab, könnt Ihr denken; aber nicht jeder Blitz schlägt ein.

„Das Gretchen schimpfte auf den schlechten Verläumder Samel, der ihr das Ueble nachrede, weil sie ihn nicht leiden könne und er ihr überall nachlaufe u. s. w., und der Vater geht beruhigt fort. Der Herr Lieutenant aber blieb, und der arme Samel konnte aus seinem Dachstübchen nicht mehr sehen, wie er dem Gretchen nachschlich, schnallt sein Felleisen und geht in die weite Welt, weil ja Alles, was er versuchte, nichts half. Vier Wochen später zog der Herr Husarenlieutenant wieder in die Garnison und zwei rothgeweinte Augen sahen ihm nach und — wurden nicht mehr trocken.

„Laßt mich über Allerlei weggehen, was die Leute redeten; nur das will ich Euch sagen, daß Geheimeraths das Gretchen fortschickten. Heim konnte sie nicht gehen. Da ging sie in die Garnison zum Herrn Lieutenant, der sie ja heirathen wollte; aber der jagte sie mit der Reitpeitsche zur Thüre hinaus. Wie eine Verzweifelnde lauft das Gretchen zurück zur Stadt und findet endlich bei der Miethfrau, die sie in Geheimeraths verdingt hatte, für schweres Geld eine Unterkunft. Da strickt und näht sie fürs Geld oder auch für sich.

„Als sie aber endlich eines Knäbleins genaß, mußte sie fort aus der Stadt, wo man sie nicht duldete; mußte heim, hier ins Dorf. Ihren Eltern, den Dorfleuten sollte sie unter die Augen treten mit ihrer Schande! Wie konnte sie das?

„Aber es blieb nichts Anderes übrig, und da die Mittel zu Ende gingen, die sie sich erspart, und sie nun nicht mehr so viel arbeiten konnte, als sie es früher vermocht, blieb auch der Verdienst aus; machte sie sich daher mit dem blutenden, verzweifelnden Herzen auf, läßt ihre Kiste und ihre Kleider im Verfatz für die Hausmiethe und wandert mit ihrem Kindlein zum Thore hinaus. Was erwartete sie hier im Dorfe?

„Ach, du Gott, ihr Vater rasete; ihre Mutter weinte sich schier blind. Einige dauerten sie; Andere sagten: Hochmuth kommt vor dem Fall! Noch Andere: Sie hat's an dem armen, guten Samel verdient! Noch Andere waren noch harter.

„Sie wußte das Alles ganz genau; allein sie mußte fort aus der Stadt, sonst wurde sie mit Schandarmen auf dem Schub beimgebracht, das wäre noch schlimmer gewesen.

„Wie's in ihrem Herzen ausgesehen? Ja, ja! Der Friede war arje! und die Qual der Hölle war hineingezogen. Entehrt war sie vor der Welt. Sie wußte, wie man im Dorfe dachte; wußte, daß sie zu den Mädchen nicht kommen, mit ehrbaren Frauen nicht umgehen durfte; daß sie in der Kirche in den Stuhl gehen mußte, der für Weibsleute ihres Gelichters bestimmt war. Und im Vaterhaus? O, da wußte sie ja auch, was es gab. Zu spät hatte sie verständigen Gedanken Raum gegeben, und manchmal trat der verschmähte Samel vor ihre Seele, der sie gewarnt, voll treuer Liebe gewarnt hatte, wie ein guter Geist.

„Manchmal sah und hörte sie nichts, so waren ihre Gedanken verworren und irre. Sie ging und wußte nicht wohin. Den Weg hatte sie längst verloren, der zum Dorfe führte.

„Da rauschte auf einmal neben ihr das Wasser. Es war der Main. Die Sonne brannte so heiß. Sie war so müde, daß sie sich in die Weiden am Ufer legte und mit ihrem Kinde einschlief.

„Da gab ihr der Teufel einen Traum ein (ſie hat das nachher Alles vor Gericht erzählt), der ſo war: Sie ſei wieder in die Stadt gekommen und wieder in Dienſt getreten und ſei Alles gut geweſen, und als ſie ſich nach ihrem Kindlein umgeſchaut, da hab' es im Main gelegen und ſei todt geweſen.

„Als ſie erwachte, ſchauderte ſie zuſammen vor dem Traume; aber das war ſo ein Gedanke, dem ſie gewiß ſchon im Wachen Raum in ihrer Seele gegeben hatte. Sie ſah das ſchöne Kind an. Es lächelte. — Sie drückte es an ihre Bruſt; aber, aber — die ganze Laſt ihres Schickſals fiel auf ihr Herz. Ihre Angſt ſtieg. Ihre Gedanken verwirrten ſich wieder und der Main rauſchte, als wolle er zu ihr ſagen: Komm' nur, ich begrabe deine Schande!

„Schon war ſie dran, es auszuführen, wie ſie es geträumt, da ſiegte noch einmal die Mutterliebe. — Eine Viertelſtunde ſpäter — hatte der Main das ſchöne Kindlein verſchlungen. Was mit ihr vorging, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie nach zwei Tagen wieder fröhlich zur Miethfrau in die Stadt kam und ihr erzählte, ſie habe ihr Kind für die Hälfte ihres Magdlohns bei einer Bauersfrau untergebracht. Nun wolle ſie wieder dienen.

„Das ging auch ganz gut. Sie bezahlte die Miethfrau für den Hauszins, bekam ihre Kleider wieder und Alles war gut. Kein Menſch dachte, daß da etwas Unrechtes wäre; denn das Gretchen blühte wieder wie eine Roſe, putzte ſich wieder wie ein Pfau, girrte wieder am Brunnen wie ein Täubchen, und ließ die Augen wieder ſpazieren gehen nach Handwerksburſchen. Gefiel ihr beſonders ein Schneider und ſie ihm auch, der ein braver, geſitteter Menſch war, aber wie behext von dem Mädel, daß er ihrer Schande vergeſſen und ſie heirathen wollte.

„Eines Sonntags war Kirchweß in ſeinem Dorfe, das lag etwa zwei Stunden von der Stadt am Main, und ſein Vater war ein Fiſcher, ein armer Schelm dazu, der eine zweite Frau genommen und mit ihr noch ein kleines Kindchen hatte, das dazumal etwas über zehn Wochen alt war. Den wollte der Sohn mit ſeinem Gretchen beſuchen und war Niemand fröhlicher, als die Zwei, zumal Gretchen ſchon vor einem halben oder drei Vierteljahren ihm geſagt hatte, ihr Kind ſei am blauen Huſten geſtorben.

„Als sie an den Main kamen, wollte Gretchen um aller Welt willen nicht über die Uferwiesen hingehen, wo die Weiden standen, und doch war der Weg weit um und erstaunlich staubig.

„Half aber Alles nichts: er mußte mit ihr im Wege bleiben. Der gute Schneider dachte nichts Arges.

„Es war schon Mittag, als sie ins Dorf kamen, und des Fischers Familie saß schon bei den gebackenen Mainfischen.

„Nun setzten sie sich gleich an, aber das Gretchen hätte um Alles keine Mainfische gegessen. Sie schauderte davor, und die Fischerin backte ihr noch einen Pfannkuchen extra.

„So fröhlich auch Gretchen früher gewesen, so traurig wurde sie jetzt.

„Ihr mögt wohl denken, warum! Beim Anblicke der Mainweiden und beim Hören des Rauschens des Flusses wurde das Gewissen wach. Als sie vollends die Mainfische sah, wurd's ihr grün und gelb vor den Augen; denn sie dachte, die hätten von dem zarten Leibe ihres gemordeten Kindleins gegessen.

„Nach dem Essen nahm die Mutter ihr Kind aus der Wiege und wollte es der künftigen Schwiegertochter doch auch einmal zeigen; denn die hatte noch nicht einmal darnach gesehen, und das kribbte der Frau im Herzen.

„Als Gretchen das Kind sah, wurde sie bleich wie der Tod; die Lippen wurden blau und sie sank in den Stuhl zurück und war steif ohnmächtig.

„Mit Essig brachten sie sie wieder zu sich.

„‚Was ist Ihr denn?‘ fragten die Mutter und ihr Stiefsohn besorgt, als sie wieder zu sich kam.

„Freilich hatte der Schneider es so seinen Eltern ausgelegt, daß Gretchen, der ihr Kind kürzlich gestorben sei, wohl von dem Anblicke müsse erschüttert sein; aber seinem Vater lag etwas Anderes im Gemüthe.

„Vor mehr denn einem Jahre hatte er gefischt und bekam im Netze statt eines Fisches ein todtes Kind. Es war gar gut angethan, und als er's dem Bürgermeister überbracht, das Protokoll aufgenommen und der Doctor seine Meinung gesagt, daß es wohl müßte ersäuft sein, da

hatte der Fischer gesagt: Herr Bürgermeister, meine Frau braucht bald wieder Kindszeug, und Ihr wißt, wie arm ich bin. Gebt mir des Kindes Kleidchen! Dem Bürgermeister war's schon recht. Der Fischer zog dem armen Würmchen die guten Kleiderchen aus und das schöne Hemdchen und that ihm alte Lumpen an, und darauf wurd's begraben.

„Gerade diese Kleiderchen hatte nun des Fischers Kind zum Staat am Kirmeßfest an.

„Dacht' er bei sich: Wer weiß! Der liebe Gott hat wunderbare Wege, wie er die Uebelthaten an den Tag bringt. Sollt's die Mutter des ermordeten Kindes sein?

„Er setzt sich stille hin und Gretchen macht nun gar viele Worte, woher ihre Ohnmacht komme; schob's auf die Ermüdung, die große Hitze, den weiten Weg und endlich darauf, daß sie Wasser in die Hitze getrunken. Je mehr Worte sie machte, und je mehr sie sich bemühte, wieder fröhlich zu scheinen, desto verdächtiger kommt dem Fischer die Geschichte vor.

„Wie gefällt Ihr das Kleidchen des Kindes?" sagte er darauf zu Gretchen und sieht sie an dabei, als wolle er ihr in das Herz schauen. Sie nimmt alle ihre Kraft zusammen und sagt: „Es ist hübsch!" aber ihre Stimme kann doch das Zittern nicht verhehlen. „Da bin ich kurios dazu gekommen," fährt er fort. „Vor einem Jahre hab' ich einmal gefischt und bekam statt eines Fisches ein prächtig Bübchen, das wohl die unnatürliche Mutter, die Rabenmutter, in den Main geworfen hatte."

„Rabenmutter! Rabenmutter!" rief da Gretchen mit einer Stimme, die Mark und Bein durchdrang, und raufte ihr schönes Haar. „Ich bins! Es war mein Kind, ich hab's in den Main geworfen. Führt mich an's Amt, daß ich meine Strafe leide!"

„Kaltes Entsetzen durchrieselte die Leute; aber es war so. Sie eilten, die Gerichtspersonen zu holen, und sie bekannte Alles.

„Darauf ist ihr denn der Prozeß gemacht und ist öffentlich geköpft worden. Der Leib wurde aufs Rad geflochten und die Raben haben ihn verzehrt."

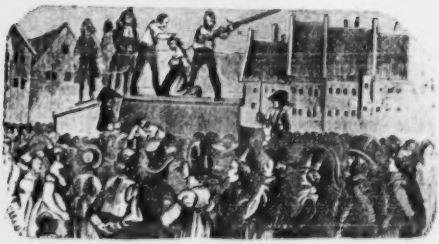

Der Schmiedjacob ſchwieg, und es war lange todtſtille in der Stube.

„Das iſt ein Spiegel für die, die ſich in die Stadt verdingen," ſagte er darauf.

Katbrinchen fragte: „Was wurde denn aus des Kuhhirten Samel?"

„O," ſagte darauf der Schmiedjacob, „der iſt von ſeiner Lieb' ſchnell geheilt worden, hat in Aſchaffenburg ein brawes Mädchen geheirathet und iſt ein behaltener Mann. Ob er noch lebt, weiß ich nicht. Des Gretchen's Vater hat die Schmach nicht ertragen können und wanderte daher nach Polen aus. Es ſoll ihm gut gegangen ſein, wie man hörte."

„Und der Lieutenant?" fragte Philipp ſeinen Vater.

„Er iſt Rittmeiſter geworden!" antwortete der Alte.

„Ha!" rief Philipp und ſchüttelte ſich. „Ich möchte nicht mit ihm tauſchen, weder hier auf Erden, noch dort!"

27. Der arme Muſikant und ſein College.

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort hören muß: „Man hört in unſern Tagen nichts Gutes mehr!" Da ſollte man doch wahrlich denken, unſere Zeit ſei die allerſchlechteſte ſeit Adam's Tagen und die Menſchen ſeien alleſammt Spitzbuben, Unmenſchen und Hallunken. Ich ſag's Jedem ins Geſicht, es iſt nicht

wahr, wenn's auch Schufte genug gibt. Eine ſchlechte That wird überall erzählt, aber wenn 'mal eine gute geſchieht, ſchweigt man davon. Die guten Menſchen legen ſich damit nicht an den Laden und laſſen's nicht austrompeten, wie es die Phariſäer machten.

Drum will ich auch nicht ſtille ſchweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will 'mal gleich wieder eine erzählen, die noch nicht alt iſt.

An einem ſchönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfeſt. Der Prater iſt eben eine ſehr große öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und iſt der Hauptſpaziergang und Beluſtigungsort der Wiener. Viel Volks ſtrömte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering freuten ſich dort ihres Lebens, und kamen auch viele Fremde, die ſich an der Volksluſt erfreuten. Wo fröhliche Menſchen ſind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit ſeiner glücklicheren Mitmenſchen gewieſen iſt.

So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die ſich ihren Kreuzer zu verdienen ſuchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem ſeine kleine Penſion zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von ſeinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme geweſen war. Er ſpielte unter einem alten Baume im Prater, und ſeinen treuen Pudel hatte er ſo abgerichtet, daß der vor ihm ſaß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die ſie ihm geben wollten.

Heute ſtand er auch da und fiedelte, und der Pudel ſaß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur 'mal angeſehen, ſie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müſſen. Dünnes weißes Haar deckte kaum ſeinen Schädel; ein alter, fadenſcheiniger Soldatenmantel war ſein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft und faſt jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätſchenkugel hatte die bei Aspern mitgenommen, und faſt zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und

doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergehen, wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er ahnete nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war, als ob die Thränen wie siedheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!"

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „College, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele!"

Der fing denn nun an zu ſpielen, daß der Alte ſeine Geige neugierig betrachtete und meinte, es ſei ſie gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilirten Engelſtimmen in der Geige und dann wieder, als klagten Töne ſchweren Leids aus ihr heraus, die das Herz ſo bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute ſtehen und ſahen den ſtattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne. Jedermann ſah's, der Herr geigte für den Armen, aber Niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbſt die Kutſchen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptſache war, Jedermann ſah ein, was der kunſtreiche Fremde beabſichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem's die Leute hatten und je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Plaiſir oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, ſo ſchwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter," riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in ſeinen Sack, in den er die Violine zu ſtecken pflegte. Der Fremde ſtand da mit leuchtenden Augen und ſpielte, daß ein Bravo! über das andere erſchallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz, den Kaiſer!" u. ſ. w. über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oeſterreicher liebten ihren edlen

Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, (sprich: Buscheer), welcher hier seine große Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs Neue flogen die Sechsbätzner in den Hut des Herrn, der dießmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne Du's ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der Eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben war; und der Andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

Wir aber sagen: Hut ab vor dem Boucher, und wenn er auch tausendmal ein Franzose war!

28. Von den Messern und Gabeln beim Essen.

In seinem Brieflein da vornen erinnert mich der Gevatter dran, Euch, liebe Leser, als einmal zu erzählen, wie die Leute im Laufe der Zeit so auf dieß und das gekommen seien — und da fallen mir gerade die Messer und Gabeln beim Essen ein; denn sie hat man noch gar so lange nicht im Gebrauche.

„Was?" frägt der Gevatter. „Was haben sie denn gemacht? Womit haben sie denn die Speisen zum Munde geführt? — Macht mir meinen Gaul nicht scheu!"

„Lieber Gevatter," sag' ich drauf: „Ihr wißt, daß ich Euch nichts aufbinde, sondern Wahrheit sage; ich will Euch drum auch nur dran erinnern, daß die Art und Weise, wie sich Eure Kinder entwickelt haben, Euch auch die Entwickelung der ganzen Menschheit mehr oder weniger abspiegelt. Und womit führt das Kind seine Speisen zum Munde? Antwort: Mit der sogenannten „Herrgottsgabel," wie man bei mir zu Hause in solchen Fällen die Hand zu nennen pflegt."

„Bah!" ruft der Gevatter und dehnt die Sylbe, als wären's ihrer ein halbes Dutzend. „Das mag eine schöne Wirthschaft gewesen sein! Denk' ich dabei an den Schusterpeter, so vergeht mir der Appetit auf acht Tage."

„Thut nichts," sag' ich. „Es war doch so, und bei nicht wenigen Völkern des Morgenlandes ist es heute noch so, daß sie Alles mit der Herrgottsgabel zum Munde führen, und wenn sie liebe Gäste haben, fahren sie in die Schüssel mit jener altmodischen fünfzinkigen Gabel und holen die besten Brocken heraus, die sie dann ohne Weiteres dem lieben Gastfreunde in den Mund stecken. Landsuri, Landssitte!"

„Damit ist aber nicht gesagt, daß diese Landessitte hübsch wäre!" sagt der Gevatter, und dießmal stimme ich ihm vollkommen bei.

Die Römer und die Griechen, das wisset Ihr schon, waren in alle dem, was schön und nützlich genannt wird, weit voraus, und oft so weit, daß unsere superklugen Leute sie gar nicht mehr einholen können; aber die Gabeln beim Essen und die Messer, die Jeder jetzt neben sich liegen hat, kannten sie nicht. — Die Worte, welche unsere gelehrten Herren als Gabeln deuteten, sind Heugabeln und dergleichen, die kein vernünftiger Mensch zum Essen gebrauchen wird, und wenn er noch mit einer größeren Oeffnung unter der Nase herdacht wäre, als der Schneiderveter!

Haben diese gescheidten Völker sich denn auch der Finger bedient beim Essen? Anfangs gewiß; später aber machten sie's, wie es die Chinesen heute noch machen. Die haben nämlich feine, vorn zugespitzte Hölzchen, damit langen sie die Speisen aus den Schüsseln und führen ohne Wegweiser den rechten Weg. Solche Stäbchen hatten auch die Griechen und Römer. Dabei müsset Ihr bedenken, daß man die harten Speisen sehr weich kochte und das Fleisch vorher, ehe man's aß, von dem Speisemeister in kleine Stückchen zerschnitten wurde. Er allein hatte auch ein Messer. Ueberdieß saßen die Alten nicht am Tische, wie wir, sondern sie lagen daran, nämlich auf Kissen, und zwar auf den linken Arm gestützt, und die Tische waren etwa nur einen halben Fuß hoch. Für die Brühe hatte man eine Art Löffel, und das Brot wurde auch nicht geschnitten, sondern gebrochen; denn man backte nur dünne Kuchen, gerade wie die Ostermazen der Juden. Da man trotz der Eßstäbchen sich die Finger besudelte, so wurde Wasser von den Sclaven herumgereicht, um sich, meist nach jeder Speise, die Finger zu waschen.

Um der Sache näher zu kommen, so ist es ausgemacht, daß die Gabeln und, versteht sich, die Messer dazu, in Italien zuerst aufgekommen sind, obgleich man den Pfirsichs nicht kennt, der sie erdacht hat, und zwar erst seit dreihundert Jahren. Ein gelehrter Mann, Gabreus Martius, erzählt, daß, als er um das Jahr 1470 nach Ungarn an den Hof des Königs Matthias Corvinus gekommen sei, habe man sich dort noch nicht, wie in Italien, der Gabeln beim Essen bedient, sondern Jeder habe mit den Fingern zugelangt und sich weidlich besudelt. Nur der König habe

mit eben ſo großer Zierlichkeit, als Reinlichkeit gegeſſen. Es muß abſcheulich ausgeſehen haben; denn dieſer Reiſende erzählt, daß die meiſten Brühen mit Safran gelb gefärbt geweſen ſeien. Denkt man ſich noch hinzu, daß die Ungarn lange Schnurrbärte tragen — —! —

In Frankreich kamen die Gabeln erſt lange nachher auf. In England kannte man ſie um das Jahr 1608 noch nicht. Damals kam ein Engländer, Namens Thomas Coryate, nach Italien und wunderte ſich nicht wenig über die Gabeln. Er nahm welche mit nach England, und ſeine Landsleute lachten ihn aus und gaben ihm den Nachnamen: „Gabelführer;“ aber — ſie machten's doch nach und wurden Alle Gabelführer. In Rußland, Schweden, Dänemark, Norwegen, wie auch in Spanien und Portugal, ſind ſie noch vor hundert Jahren ziemlich unbekannt geweſen, ja, der Reiſende Chriſtian Auguſt Fiſcher, ein Deutſcher, fand 1797, als er in Spanien war, die Gabeln noch ſehr ſelten. In Deutſchland, das mit Italien in vielfacher Verbindung ſtand, ſind ſie ſchon ſeit dreihundert Jahren bekannt und eingeführt. Wir wiſſen's ja — die Deutſchen äffen gerne nach, was *weit her kommt*! Nun, ehrlich geſagt, gegen die Nachäffung der Gabeln hätte ich nichts einzuwenden; denn ſie ſind doch zu einem reinlichen, anſtändigen Eſſen unentbehrlich.

Wollte Gott, wir ließen nur hundert andere Dinge unnachgeäfft! Ließen dem wälſchen Volke ſeine Narrheiten und Unſitten, und ſchämten uns 'mal recht, daß die Vornehmen Franzöſiſch unter einander reden, und ſind doch Deutſche und haben die körnige, reiche, keuſche, gemüthvolle Sprache. Mit der wälſchen Sprache kommt wälſche Unſitte!

Ihr, liebe Leſer, bleibt bei Eurer alten Sitte, alten Tracht, alten Einfachheit. Und ſo lange Ihr dabei bleibt, iſt's lang gut, und Ihr habt mit Euren Gabeln etwas zu eſſen.

Damit will ich aber nicht geſagt haben, daß man alles Neue und Fremde verachten ſolle. Die finden auch 'mal etwas Gutes, und das wollen wir uns gerne herbeiholen. Aber — Alles mit Weisheit, Ueberlegung und nach ſcharfer Prüfung. Auch in dieſer Beziehung wollen wir des Apoſtels Wort anwenden: „Prüfet Alles, und das Gute behaltet!“

29. Anekdote.

Nach dem Schluſſe des Jahrmarkts ſaß ein Kaufmann ärgerlich auf dem Kaſten, darinnen er ſeine Waaren ſchon verpackt hatte, und überſchlug eben, daß er kaum Zehrung und Standgeld erlöſt habe.

Steht ein Bauersmann vor der Bude und blickt in Einem fort auf die leeren Dielen.

Der übelgelaunte Kaufmann ärgerte ſich darüber und ruft ihm zu: „Was ſtehſt Du da und gaffſt wie ein Maulaffe?“

„Ich wollt' nur mal ſehen, was Ihr feil hättet,“ ſagte der gutmüthige Bauersmann und rückte höflich ſein Käpplein.

„Gielsköpfe hab' ich feil!“ grollte der Kaufmann.

„So!“ ſagte der Bauer und lächelte. „Dann wundert's mich, daß Ihr ſo bös ſeid; denn Ihr müßt einen prächtigen Markt gehabt haben, da Ihr nur noch Einen übrig habt!“

Darauf ging er ruhig ſeines Weges.

---

30. Die Franke'ſchen Stiftungen in Halle an der Saale.

Bei dem Leſen deſſen, was hier folgt, und was eine liebe Freundeshand mir für die Spinnſtube mitgetheilt hat, wird Euch, liebe Leſer, manchmal das Herz aufgehen, und werdet erſtaunen über den Segen, den Ein Mann ſtiften konnte, weil — er Gott im Herzen trug. In dem Worte liegt aber die Löſung des Räthſels; denn ein rechter Glaube vermag Alles.

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie Adler; daß ſie laufen und nicht matt werden; daß ſie wandeln und nicht müde werden.“ Das

sind goldene Worte vom Segen des Gottvertrauens, wohl werth, daß man sie sich in das Herz schreibe mit unvertilgbaren Buchstaben. Wenn Ihr in Eurer Bibel den Propheten Jesaias aufschlagt, so findet Ihr sie am Ende des vierzigsten Kapitels; aber Ihr könnt sie auch noch an einem andern Orte finden, wo ihre Erfüllung gleich bei der Hand ist. Wenn Einer oder der Andere von Euch einmal in die Stadt Halle an der Saale, in der preußischen Provinz Sachsen, kommt, so sieht er diese Worte in großen goldenen Buchstaben an einem Hause stehen, das Glaube und Liebe gegründet und vollendet hat. Und wenn er dann fragt: was es mit dem Hause für eine Bewandtniß habe, so wird man ihm sagen: das ist das große Waisenhaus, das August Hermann Francke gestiftet hat. Und wenn er dann erst recht neugierig wird und weiter fragt, so wird er ungefähr das hören, was Euch jetzt erzählt werden soll.

Das Haus stehet recht da als ein Beweis für die Wahrheit des Prophetenwortes, und der Segen, der seit den 150 Jahren seiner Stiftung für viele Tausende armer, verlassener Waisenkinder aus ihm hervorging, hat sich in dieser und anderer Weise über Preußen, ja, über ganz Deutschland, ja, was sag' ich, über die ganze Erde hin verbreitet. Wie das geschehen, wollen wir hören.

Wie alles Große auf dem Gebiete der christlichen Religion und Kirche, so hat auch dieses Werk klein, wie ein Senfkorn, begonnen, und ist dann unter Gottes Schutz zu einem Baume geworden, der weit umher seine Aeste breitet, und zu dem die Vögel des Himmels herzufliegen und fröhliche Lieder singen in seinen Zweigen.

Alle die vielfach segensreichen Stiftungen zum Wohle der Menschheit, die wir die Francke'schen nennen, sind so enge mit dem Wesen und Leben ihres Stifters verbunden, daß wir, wenn wir diese im Geiste anschauen, auch ihn selbst kennen lernen müssen.

August Hermann Francke wurde am 22. März 1663 zu Lübeck geboren, woselbst sein Vater als ein sehr geachteter Rechtsgelehrter wohnte. Um das Jahr 1666 wurde er als Justizrath nach Gotha berufen, und dort erhielt August Hermann frühzeitig Gelegenheit, auf der berühmten Gelehrtenschule seinen Geist auszubilden; aber er hatte auch

vorzügliche Gaben, und bei den Gaben einen ſo unausgeſetzten Trieb, etwas Gutes zu erlernen, daß er ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre reif erklärt wurde, eine Univerſität zu beſuchen. Das war denn doch dem Vater zu früh. Er ließ ihn daher noch zwei Jahre zu Hauſe; dann aber ging er auf die Univerſität, um ſich zu einem tüchtigen Prediger des göttlichen Wortes geſchickt zu machen. Ihr mögt wohl denken, daß der junge Franke bei ſeinen Gaben und ſeinem Eifer auch hier große Fortſchritte machte. Schon 1684 begleitete er einen Freund nach Leipzig und ſetzte hier ſein Studium mit gleichem Eifer fort. Hier kam ihm der Gedanke, er wolle Profeſſor werden, das heißt, Lehrer der jungen Männer, welche einmal Geiſtliche werden wollen. Die Kenntniſſe hatte er dazu ſchon reichlich, aber wer ein Profeſſor werden will, der muß ſich einer Prüfung unterwerfen und durch einen öffentlichen Wettſtreit mit andern Gelehrten beweiſen, daß er befähigt dazu iſt. Das hat nun ſeine Mucken: man muß Einer gut zu Hauſe ſein, wenn er's fertig bringen will; aber der junge Franke brachte es fertig mit Ehren und begann nun friſchweg als öffentlicher Lehrer zu wirken. Das, was er lehrte, war aber nun ſo keine trockene Gelehrſamkeit, wie man ſie bei andern Profeſſoren fand, ſondern ſo warm gläubig, ſo friſch aus der frommen Seele heraus, daß nicht nur Studenten, ſondern viele gelehrte Leute und viele Bürger von Leipzig in den Saal ſtrömten, wo er lehrte. Er führte die Leute nicht nur zu einem rechten Verſtändniß der heiligen Schrift, ſondern er lehrte ſie auch darnach thun, und man wurde an des Apoſtels Wort gar oft erinnert: „Wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, ſo wär ich nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle.“

Auf einer Reiſe, die er von Leipzig aus unternahm, kam er zu dem frommen und gelehrten Superintendenten Sandhagen in Lüneburg. Die Bekanntſchaft mit dieſem frommen Manne wirkte gar ſegenreich auf Franke. Er ſelbſt ſagt davon: „Das Geräuſch, worin ich in Leipzig gelebt hatte, der Beifall, der mich umgab, die Theilnahme an zerſtreuenden Betrachtungen, dieß Alles fiel hier weg. Mein Gemüth ward ſtiller. Ich ward nachdenkender über mich ſelbſt. Auch Zweifel bewegten meine Seele. Oft

wollte mir alle Gewißheit schwinden. Wie gerne hätte ich geglaubt, aber ich konnte nicht. Endlich nach schwerem Kampfe fand ich die Ruhe wieder. In dieser glücklichen, durch viele Thränen erkauften Stunde hätte ich gerne Himmel und Erde, Menschen und Engel in meine Freude einstimmen hören, so wohl befand ich mich im Besitze der — ich kann wohl sagen — redlich gesuchten, endlich gefundenen Wahrheit."

Haltet hier ein wenig ein, liebe Leser, und überdenkt noch einmal diese Worte. Sie bezeichnen ein höchst wichtiges Ereigniß im Leben Franke's. Gott hatte es diesem Aufrichtigen gelingen lassen, Frieden zu finden, und er fand den Frieden, der höher ist, als alle Vernunft.

Als er wieder nach Leipzig kam, setzte er den Unterricht in der heiligen Schrift mit gewohntem Beifall fort; aber nun sollte er auch die Dornen des Lebens fühlen lernen; denn gegen ihn erhob sich der bittere Neid der anderen Professoren. Es ärgerte sie, daß Alles ihm zulief. Sie verfolgten ihn heimlich, und wohl auch öffentlich, und bereiteten ihm manche bittere Stunde.

Dem Allem entging er dadurch, daß er 1690 einen Ruf an die Augustinerkirche in Erfurt als Prediger annahm.

Auch hier konnte es sich nicht fehlen, daß seine Kirche stets gefüllt war von Evangelischen; denn das frische gläubige Wort wirkt allemal segensreich; aber es kamen auch viele Katholiken in seine Kirche, und dieß machte seinem Wirken ein schnelles Ende. Erfurt stand damals unter dem Erzbischof von Mainz. Franke wurde beschuldigt, er suche die Leute von ihrem Glauben abwendig zu machen. Da kam denn im zweiten Jahre seines Wirkens schon der Befehl, der Stadtverstand solle ihn entlassen und aus der Stadt schaffen. Das gab eine ungeheure Trauer in der Stadt. Die Bewohner der Stadt, Alt und Jung, baten unter Thränen, daß man ihnen den geliebten Lehrer lassen möge, und thaten im Hofe des Statthalters einen Fußfall — allein es half nichts. Franke unterwarf sich willig dem ungerechten Befehle und setzte seinen Wanderstab weiter. Es war am 27. September 1691, als er unter heißen Thränen und Segenswünschen seiner Freunde die Stadt verließ, um sich zunächst nach Gotha zu seinen Verwandten

zu begeben. Welch' ein frommer und getroster Muth und zugleich welch' eine Sehnsucht nach dem ewigen Leben in seiner Seele wohnte, dieß spricht sich in dem schönen Liede

aus, das er unterwegs dichtete und so anfängt: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermal vollendet" u. s. w. Schlagt das schöne Lied in Eurem Gesangbuche auf, und leset es mit Andacht, da Ihr nun wisset, unter welchen Umständen es aus Franke's frommer Seele floß. Es wird ja wohl drin stehen. Da sehet Ihr nicht den armen, von Amt und Brot verjagten Menschen, sondern den Himmelsbürger, der sich freut, seinen Lauf zu vollenden, und der das Heimweh nach dem himmlischen Vaterland im Herzen trägt. Aber er sollte noch eine Zeitlang auf dieser Erde Pilgrim sein und ein reiches Segenswerk vollbringen. Sein Gott, dem er vertraute, hatte noch Großes mit ihm vor. Kaum hatte er Erfurt verlassen, so kamen auch schon verschiedene Anträge, die ihm einen ehrenvollen Beruf zusicherten. Nach Gotha und nach Koburg wollte man ihn zum Professor, nach Weimar zum Hofprediger haben. Aber an demselben Tage, als in Erfurt der Befehl an ihn erging, binnen zweimal vier und zwanzig Stunden die Stadt zu verlassen, war von Berlin aus die Zusage des Schutzes an ihn ergangen, und bald folgte eben daher ein Ruf nach Halle. König Friedrich I. hatte in Halle eine Universität errichtet und war darauf bedacht, solche Männer daselbst als Lehrer anzustellen, die Vorzügliches zu leisten im Stande wären. Dahin wurde nun Franke als Professor und zugleich

als Pfarrer in der Vorstadt Glaucha berufen. Er blieb noch bis Ende des Jahres 1691 bei seiner Mutter und Schwester in Gotha und trat dann mit dem neuen Jahre sein Amt in Halle an.

Da die Universität erst im Jahre 1694 recht in Gang kam, so lebte er die ersten Jahre vornehmlich seinem Pfarramte. Da gab es auch alle Hände voll zu thun.

Er fand eine äußerst verwahrloste und versunkene Gemeinde und eine gänzlich unwissende Jugend. Die Häuser, welche den jetzigen Frankesplatz umgeben, waren fast alle Bier- und Tanzhäuser und Schaarenweise zogen die Bewohner der Stadt dorthin. Neben maßloser Ueppigkeit herrschte die größte Armuth, wie denn das nicht anders sein kann und allemal solchem Leben der rechte Segen Gottes fehlen muß. Der Anblick solchen Elendes brach dem treuen Seelsorger, dem liebreichen Menschenfreund das Herz. Er sah ein, daß er nicht nur mit allem Eifer, Ernst und Liebe das Evangelium predigen, sondern auch in besonderer Weise sich seiner Gemeinde annehmen müsse. Mit den Armen machte er den Anfang. Seit dem Jahre 1694 bestimmte er wöchentlich einen Tag und eine feste Stunde, wo er Alle, welche um ein Almosen baten, Alte und Junge, in seiner Hausflur versammelte und sich eine Viertelstunde, liebreich unterrichtend, mit ihnen unterhielt und dann seine Gaben austheilte, so weit es seine geringen Mittel gestatteten. Auch der verschämten Hausarmen nahm er sich an.

Damals war es auch, als er sich für einen auswärtigen Freund, der in die größte Bedrängniß gerathen war, eine Zeitlang das Abendessen entzog und ein Buch schrieb, von dessen Ertrag — es waren 150 Thaler — er ihm aus der Noth half. Nie hat er selbst davon gesprochen, aber seinen Freunden war es nicht entgangen. Im Anfange des Jahres 1695 ließ er in seiner Wohnstube eine verschlossene Büchse befestigen, unter welche er die Worte setzte: „So Jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes in ihm?“ — Und darüber schrieb er: „Ein Jeder nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen und Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Die Gaben flossen Anfangs spärlich; als aber nach einem Vierteljahre eine wohlhabende Frau sieben Gulden hineinlegte, da rief

er fröhlich aus: „Das ist ein ehrlich Capital; davon muß man was Rechtes stiften! Ich will eine Armenschule damit anfangen."

Gesagt, gethan! Dieß ist der Anfang der Frankeschen Stiftungen. Von den sieben Gulden wurden zwei Thaler zu den nothwendigsten Schulbüchern bestimmt; ein Student gab für sechs Groschen wöchentlich den Unterricht. Aber es ging zuerst nicht nach Wunsch. Die Kinder nahmen die Bücher an, aber sie verkauften sie hernach, und von sieben und zwanzig kamen nur vier wieder. Doch dieß beugte den Muth und das Vertrauen Franke's nicht. Es wurden neue Bücher gekauft und am Ende der Lehrstunden aufgehoben. Zum Schulzimmer wurde der Saal vor Franke's Studierzimmer eingerichtet. An die ärmsten Kinder wurden auch Almosen ausgetheilt. Jetzt fing es an, besser zu gehen. Als die Halle'schen Bürger von dem guten Unterricht hörten, welchen die Bettelkinder erhielten, schickten Viele auch ihre Kinder zu Franke in die Schule und einen Groschen wöchentliches Schulgeld dazu.

Schon im ersten Sommer waren sechzig Kinder beisammen und der Raum wurde zu eng. Franke miethete einige Zimmer in einem Nebenhause und theilte die Kinder. So entstand eine Armenschule und eine Bürgerschule. Damit war's aber dem eifrigen Manne nicht genug. Er wollte nicht bloß für den Unterricht, sondern auch für die Erziehung der Kinder sorgen. Da erwachte in ihm der Gedanke, ein Waisenhaus zu stiften, und ein ganz unerwartetes Geschenk von fünfhundert Thalern brachte nun diesen Entschluß zur Ausführung. Sie trugen fünf und zwanzig Thaler Zinsen, „und damit," so schreibt er an einen Freund, „hofft' ich doch eine Waise erhalten zu können. Ich forschte nach, welche etwa die bedürftigste wäre. Man brachte — es war am 5. November — vier vater- und mutterlose Waisen. Da wagt' ich's auf Gott und nahm sie alle auf, that sie zu christlichen Bürgern und zahlte wöchentlich für jedes einen halben Thaler. Die Wohlthätigkeit mehrte sich mit dem Bedürfniß, und da ich einmal angefangen hatte, so fuhr ich im Vertrauen auf Gott und gute Menschen fort, so daß am 16. November schon neun beisammen waren."

Ein Candidat, Namens Neubauer, der in der Folge sein wackerer Gehülfe ward, übernahm die Aufsicht über die Kinder. Da auch die Schule so zunahm, daß kein Raum mehr vorhanden war, so wurde das Nachbarhaus gekauft und die Waisen dahin gebracht. Für Hausgeräthe und Kleidung sorgten wohlthätige Menschen. Ein jedes Kind bekam von Anfang an sein eigenes Bett. Der Ruf von Franke's Schulen verbreitete sich nun auch außerhalb der Stadt. Einige auswärtige vornehme Familien wollten ihm lieber ihre Söhne anvertrauen, als ihren Hauslehrern, und brachten sie zu ihm. Sie wurden in benachbarte Bürgershäuser eingemiethet und dem nachmaligen Schwiegersohne Franke's, J. A. Freylinghausen, zur Aufsicht übergeben. Das war der Anfang des Pädagogiums oder der adeligen Gelehrtenschule.

Alle diese Anstalten erforderten immer mehr Lehrer. Sie wurden aus tüchtigen Studenten erwählt und Anfangs mit Geld bezahlt; allein bald fand es Franke besser, anstatt des Geldes freien Tisch zu geben. Mit vier und zwanzig wurde der Tisch, das heißt, die Speisung, angefangen, und es dauerte nicht lange, so waren ihrer fünfzig. Das sind die berühmten Freitische, denen später viele Tausende armer Studenten ihren Unterhalt auf der Universität verdankten. Bei der immer steigenden Anzahl der Waisenkinder, Schüler und armen Studenten entschloß sich Franke, ein größeres Haus zu bauen, zumal alle gemietheten Räume nicht mehr hinreichten. In Deutschland gab es damals keine solche Anstalten, die er hätte zum Muster nehmen können, deßhalb reiste sein Gehülfe Neubauer nach Holland, um dort an Ort und Stelle sich die großen Waisenanstalten zu besehen. Er kam im Jahre 1696 nach Halle zurück und brachte viele wichtige Erfahrungen mit.

Trat man vor 150 Jahren aus dem erst seit 1817 abgebrochenen Ranniſchen Thore, welches die Stadt Halle von der Vorstadt Glaucha trennte, so stieß man rechts auf einen geräumigen Platz, der von Bürgerhäusern — meist Wirthshäusern — umgeben war. Links, nach Morgen zu, lag da, wo jetzt vaterlose Söhne wohnen und die Klassen der Bürgerschulen sind, hinter einer grünen Anhöhe ein ziemlich großes Wirthshaus, zum goldenen Adler genannt.

Hinter den Gebäuden dieses goldenen Adlers erhob sich in ungleicher Breite allmählich aufsteigend ein neunzig Fuß langer Garten und Weinberg. Der ganze Raum, welchen jetzt die zu den Francke'schen Stiftungen gehörigen Gärten, Plätze und Gebäude einnehmen, bestand damals aus Ackerfeld, Weinbergen, Gärten und Lusthäusern, die erst nach und nach angekauft wurden, je nachdem Bedürfniß und Mittel es mit sich brachten; denn Alles, was hier im Laufe der Zeit zum Wohle der Menschheit entstand, das erwuchs aus Gaben der Barmherzigkeit, die dem menschenfreundlichen Manne aus allen Gegenden zuflossen.

Francke ergriff zuerst die Gelegenheit, den feilgebotenen goldenen Adler für 1950 Thaler anzukaufen, und vereinigte nun in diesem Gebäude seine zerstreut gewesenen Anstalten. Es waren hundert Waisenkinder, fünfhundert Schüler und siebenzig Studenten, die gegen freies Essen die Schulen besorgten. Aber auch hier wurde bald Alles zu enge und man mußte daran denken, neu zu bauen. Neubauer hatte aus Holland nicht nur gute Pläne, sondern auch bedeutende Geschenke mitgebracht. Ein im nahen Dorfe Giebichenstein angekaufter Bauernhof mit einem Steinbruche erleichterte den Bau. König Friedrich schenkte 100,000 Mauersteine und 50,000 Dachsteine dazu. Da ward denn in Gottes Namen beschlossen, ein Haus mit geräumigen Höfen und gesunden Zimmern zu erbauen, das auch stattlich sich darstelle.

Am 13. Juli 1698 wurde der Grund gelegt; aber Francke wußte noch nicht, woher das Geld zu dem Baue kommen sollte, — doch ja, er wußte es! In seiner Seele lebte ja der felsenfeste Glaube, Gott werde sein Werk, das Er bisher so sichtbarlich gesegnet hatte, nicht unausgeführt lassen, und eine beim Fundamentgraben gefundene kleine Weimarische Silbermünze, welche die Aufschrift hatte: „Gott, der Erbauer, vollende den Bau" stärkte seine Zuversicht nicht wenig. Wirklich stand im Juli 1699 der Bau schon unter Dach und wurde im folgenden Jahre bezogen. So wurde Francke's Glaube sichtbarlich belohnt. Unterdessen hatten sich für die neuen Stiftungen einige sehr wichtige Erwerbsquellen eröffnet. Ein junger Lehrer an der Waisenhausschule, ein sehr begabter und thätiger Mann, mit Namen Elers, hatte im Jahre 1698 eine Predigt Francke's, „von

der Pflicht gegen die Armen," welche einen besonders tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, abdrucken lassen, und war damit auf die Leipziger Ostermesse gezogen. Auf einem kleinen Tische verkaufte er, unter dem Hohne und der Beleidigung der vornehmen Leipziger Buchhändler, seine Predigten, und zwar mit großem Vortheile. Dieß war der erste Anfang zu der nachmals so berühmt gewordenen Buchhandlung des Waisenhauses. Eifers war aber auch ganz der Mann zu einem solchen Unternehmen. Sein kluger Geschäftsgeist, seine unbestechliche Redlichkeit, seine unermüdliche Betriebsamkeit und Dienstfertigkeit verschafften ihm bald so viel Zutrauen, daß man ihm von allen Seiten Aufträge gab, und daß ein Buch nach dem andern gedruckt und verkauft wurde.

Eben so guten Fortgang hatte ein anderes Unternehmen. Ein Arzt, Namens Vischer, den Francke auf seinem Sterbebette besucht und liebreich getröstet hatte, fand sich dadurch bewogen, ihm ein Recept zu einer heilsamen Arznei zu schenken, welche zum Vortheil des Waisenhauses angefertigt und verkauft werden sollte. Hierbei muß bemerkt werden, daß in jener Zeit die Arzneikunde noch weit zurück, die Anzahl der Aerzte noch nicht so groß wie heutzutage, und die Welt besonders geneigt war, solchen Arzneien Vertrauen zu schenken, die für recht viele Uebel wirksam sein sollten. So wurde denn der Versuch gemacht, und bald fanden die sogenannten „Halle'schen Arzneien" einen solchen Absatz, daß für deren Bereitung, sowie für die Bedienung der Kranken der Anstalten, eine eigne Apotheke im Waisenhause selbst angelegt werden mußte. Beide Anstalten, Apotheke und Buchhandlung, wurden nun auch in das neue Haus verlegt, und das Ganze erhielt folgende Einrichtung: In dem einen Theile des Erkergeschosses (untersten Stockwerks, sagen wir) wurde die Apotheke, in dem andern die Buchdruckerei angelegt. Der Raum linker Hand der Hausflur wurde zum Speisesaal, der rechter Hand zur Buchhandlung benutzt. Die beiden oberen Stockwerke bezogen die Waisenkinder; außerdem wurden einige geräumige Zimmer für die stark anwachsende Bibliothek und das Naturalienkabinet angewiesen. Das alte Adlergebäude wurde den Bürgerschulen gewidmet. Das Pädagogium blieb aus

Mangel an Raum noch in dem früher angekauften Hause neben dem Pfarrhause, bis im Jahre 1712 auch für diese wichtige Unterrichtsanstalt ein großes neues Gebäude aufgeführt werden konnte. Das Bedürfniß dazu war längst vorhanden. Die jungen Zöglinge der Anstalt waren in verschiedenen Bürgerhäusern eingemiethet; die Lehrzimmer waren gleichfalls zerstreut und oft durch lange Straßen von einander getrennt. Dasselbe war der Fall mit den Speisetischen für die Schüler. Am Schlimmsten war es mit den Stuben, auf welchen die Kranken verpflegt wurden. Diese konnten nur mit größter Mühe von den Bürgern zur Miethe erhalten werden, da Niemand gerne ein Lazareth in sein Haus nehmen mochte. Deßhalb hatte Franke schon lange den Wunsch gehegt, ein großes Pädagog-Gebäude aufführen zu können: aber so reich auch die Beiträge für das Waisenhaus eingingen, so trug er doch mit Recht Bedenken, diese Gelder den Waisen und Bedürftigen zu entziehen. Endlich kam's zur Entscheidung durch folgende Veranlassung. Es waren Franke zwei Geldreste im Betrag von viertausend Thalern eingehändigt worden, welche er in der ersten Zeit nicht angreifen wollte, erst nach Jahresfrist sollten sie ihrer Bestimmung gemäß verwendet werden. Das Geld wurde in einem Zimmer des Waisenhauses aufbewahrt. Eines Morgens fand man Leitern angelegt und Spuren eines schon begonnenen Einbruchs, welcher indeß glücklich, man weiß nicht wodurch, verhütet worden war. Als man dieß Franke sagte, war sein Entschluß gefaßt: „Ehe es Diebe stehlen," sagte er, „soll es besser verwahrt werden. Ich will in Gottes Namen dem Pädagog ein Haus bauen."

Von Stund an wurden Anstalten dazu getroffen. Nach einiger Zeit kam Neubauer, der auch diesen Bau leitete, und meldete niedergeschlagen, daß schon eintausend Thaler verbaut sei. „So nehmen wir das zweite Tausend," antwortete Franke mit großer Gemüthsruhe. So ging's fort bis zum letzten Tausend; aber nun kam die Zeit heran, wo die viertausend Thaler für ihre ursprüngliche Bestimmung zurückerstattet werden sollten. Die Rechnungsführer konnten ihre Besorgniß nicht verbergen. Franke blieb immer voll der zuversichtlichen Hoffnung, die ihn noch nicht hatte zu Schanden werden lassen, Gott könne ein gutes Werk

nicht unvollendet lassen; es sei Ihm ja leicht, durch viel oder wenig zu helfen.

Grade, da der Zahlungstermin gekommen war, fand Franke nach Endigung einer Lehrstunde eine Menge Briefe auf seinem Tische. Der erste, den er aufmacht, fängt mit den Worten an: „Achttausend Thaler sind dem Waisenhaus zu Halle von meiner seligen Schwester im Testamente vermacht. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, dieß Vermächtniß am allerersten auszahlen zu lassen.“

Da war aller Noth auf einmal abgeholfen! Aber wie mag auch seine Seele Gott gedankt haben, der nicht müde wurde, ihm Herzen zuzuwenden!

Die Zahlung erfolgte in Kurzem und der Bau wurde vollendet. Er kostete im Ganzen sechzehntausend Thaler. Diese lieferte das Waisenhaus, das aber dafür auch im Besitze des Pädagog-Gebäudes blieb und bis auf diesen Tag jährlich aus der Kasse des Pädagogs einen jährlichen Zins von sechshundert Thalern in Gold empfängt.

Das Gebäude, welches den Namen von seiner Bestimmung erhielt, — denn Pädagogium heißt: Erziehungshaus, — wurde der Hinterseite des Waisenhauses gegenüber, auf einer kleinen Anhöhe erbaut. Die Entfernung beider schönen Häuser von einander mag neunhundert bis tausend Schritte betragen. Das Feld und die Gärten, welche den Zwischenraum bildeten, waren alle nach und nach angekauft worden und wurden rechts und links mit verschiedenen Gebäuden besetzt. Links entstanden große, vierstöckige Häuser, worin bei der sich von Jahr zu Jahr mehrenden Anzahl von Schülern und Lehrern die Wohnungen der Lehrer, sowie die der armen Studenten und die Unterrichtssäle sich befanden; rechts war schon im Jahre 1710 ein großer Bau angefangen worden, worin oben und unten Säle eingerichtet wurden; der obere Saal diente zu Versammlungen der Andacht und wurde am 4. August 1711 eingeweiht. Vierzehnhundert Schüler nahmen an dieser Feierlichkeit Theil, und aus dieser Zahl mögt Ihr, liebe Leser, Euch ungefähr eine Vorstellung von der Großartigkeit dieser Anstalten machen, die des Einen Mannes großer Glaube und reiche Liebe unter des Herrn Segen und Beistand ins Leben rief. Der untere Saal, hundert Fuß lang,

vierzig Fuß breit und zwanzig Fuß hoch, wurde als Speisesaal benützt. Am 11. November 1711 speisten zum ersten Male viertehalbhundert Menschen darin, und seitdem ist nie ein Tag ausgefallen, an dem nicht eine große Menge Menschen gespeist worden wäre.

Außer diesen Häusern entstanden nach und nach viele Gebäude zum Gebrauche dieser großen Haushaltung; ein Braubaus, ein Backhaus, bedeutende Wasserleitungen, um gesundes und gutes Trinkwasser zu erhalten, und ein großartiges Krankenhaus, — so daß die „Franke'schen Stiftungen" das Ansehen einer kleinen Stadt erhielten.

Einer Anstalt, die mit dem Waisenhause verbunden wurde, müssen wir noch gedenken, liebe Leser, weil sie nach außen hin einen unendlich reichen Segen gestiftet hat, nämlich der „Canstein'schen Bibelanstalt."

Der Freiherr Karl Hildebrandt von Canstein war ein ebenso gottesfürchtiger als liebevoller Mann. Vom ersten Anfang an war er einer der thätigsten Freunde August Hermann Franke's gewesen. Er hatte durch eine Reihe von vier und zwanzig Jahren sein Vermögen und seinen Einfluß in Berlin den Franke'schen Anstalten zu Gute kommen lassen; er war in einem beständigen Briefwechsel mit Franke, und es wurde nichts Wichtiges angefangen, wovon er nicht Bericht erhalten, und wozu er nicht seinen Rath gegeben hatte. Oft kam er nach Halle und unterhielt sich mit den Lehrern und Schülern des Waisenhauses; mit herzlicher Freude sah er die Fortschritte dieser wohlthätigen Stiftungen, und sagte dann selbst noch eine sehr wichtige hinzu.

Damit die heilige Schrift, diese Quelle aller christlichen Erkenntniß, auch in die Hände der Armen gebracht werden könne, schaffte er so viel Drucklettern und Pressen an, daß die ganze Bibel nach Luther's Uebersetzung in mancherlei Format immer gesetzt stehen bleiben, jeden Augenblick wieder abgedruckt und daher um einen sehr billigen Preis abgegeben werden konnte. Die Ausführung dieses schönen Werkes übertrug Canstein dem Halle'schen Waisenhause. Der Anfang wurde 1710 gemacht, und denkt Euch, liebe Leser, seitdem sind mehr denn **vier Millionen** heiliger Schriften aus dieser **Canstein'schen Bibelanstalt des Waisenhauses** in die Welt ausgegangen.

Wie viel Seelen mögen die gerettet und gewonnen, wie viel irrende Geister zur Wahrheit geleitet, wie viel Trauernde getröstet, wie viel Sterbende erquickt haben? — Welch ein Segen für die Welt ist ein guter Gedanke, der auf dem guten Acker eines frommen Herzens keimt, wurzelt und Frucht bringt! — Als Canstein im Jahre 1717 sein Ende herannahen sah, hatte er keinen sehnlicheren Wunsch, als den, sich noch einmal mit seinem treuen Halle'schen Freunde zu unterhalten. Es wurde ein Eilbote an ihn abgeschickt, welcher den 16. August nach Halle kam. Noch an demselben Abende reiste Francke eiligst nach Berlin und fand den Sterbenden bereit, sein irrisch Tagewerk mit Freuden zu beschließen. Er unterhielt sich mit ihm über die Angelegenheiten dieses und des zukünftigen Lebens, und schon Tags darauf, den 19. August 1719, entschlief er unter Francke's Gebeten und Segen. Der selige Canstein hatte das Waisenhaus zum Universalerben eingesetzt, und diese Erbschaft wurde der Bibelanstalt zugewendet. Die Bibelanstalt bildete den würdigen Schlußstein für alle die verschiedenen Francke'schen Stiftungen. Wenn auch jede einzelne der vielen wohlthätigen Anstalten mit jedem Jahre sich vergrößerte, wenn auch jedes Jahr neue Grundstücke, Weinberge und Gärten angekauft wurden, und durch die darauf entstehenden Gebäulichkeiten der Raum der Anstalt sich ausdehnte, so kam doch von nun an keine neue Anstalt hinzu. Das Ganze der Stiftungen war abgeschlossen.

Die Seele aller dieser Anstalten war Francke selbst. Sein unerschütterliches Gottvertrauen, seine aufrichtige und herzliche Frömmigkeit, sein heiliger, unermüdlicher Eifer im Wirken zum Heile der leidenden Menschheit, verbunden mit einer seltenen Gabe, sich in Alles zu finden, Alles zu überblicken, Alles zu durchdringen, hatten in wenigen Jahren einen so außerordentlichen Fortgang dieser Stiftungen bewirken helfen. Die Liebe und Achtung, welche er durch seine Schriften und sein Leben und Thun sich überall erworben, die Gewißheit, daß die Gaben der Liebe, welche man in seine Hand legte, recht zum dauernden Segen verwendet würden, zogen alle milde Herzen zu ihm hin und führten ihm die ungemein reichen Gaben zu, die es ihm möglich machten, sein Werk zu gründen und zu solcher Blüthe zu erheben.

Bei der Leitung dieser Anstalten kamen ihm der hohe Grad von Ordnung, die Gewöhnung, Alles zu rechter Zeit zu thun, Nichts aufzuschieben, sich nicht auf sein Gedächtniß zu verlassen, sondern Alles sogleich aufzuschreiben, sehr zu Statten. Er war durch eine Reihe von Jahren gewohnt geworden, mit Menschen von allerlei Art umzugehen und alle Arten von Geschäften selbst zu betreiben. Was man niemals aus Büchern lernen kann, den Verstand, der das Rechte zu treffen weiß, die gesunde Ueberlegung, die Besonnenheit und Schnelligkeit des Entschlusses hatte er in dem Umgange mit den Menschen, aber auch in der Mannigfaltigkeit seiner Geschäfte sich in hohem Grade angeeignet, aber was mehr war, als dieß Wirken nach Außen hin, das war die innerliche Wirksamkeit des wahrhaft herzensfrommen Mannes. Alle Lehre in seinen Stiftungen, aller Umgang mit Zöglingen und Lehrern, Gesunden und Kranken, Gemeindegliedern und Fremden war, eben weil es so in ihm lag und seines eignen Herzens höchste Angelegenheit war, darauf gerichtet, daß dadurch das Herz und Leben geheiligt, zu Gott gewendet werde. Darum war in diesen Anstalten, so viel bewegt auch das Leben in ihnen war, dennoch Ein Geist. Es herrschte eine stille Frömmigkeit darin, die Alles durchdrang, ohne daß die jugendliche Fröhlichkeit irgend beschränkt worden wäre; eine unermüdliche, freudige Thätigkeit, die Lehren und Lernen angenehm machte und reiche Früchte erzielte; eine Ordnung in der Zeiteintheilung, eine Reinlichkeit in Bezug auf den Leib und die Geräthe, welche wohlthätig für das ganze Leben wurde. Besonders erhebend waren die Andachten. Die ungeheure Kinderschaar pries den Herrn mit Einem Munde und Einem Herzen, und Francke's Gebete und Ansprachen gingen salbungsvoll aus seinem Herzen in die Herzen seiner Hörer und wahrhaft erquickt, erbaut und gebessert verließen sie den Saal. Konnte es anders sein, als daß hier, wo Alles auf Gottes wunderbare Hülfe, auf seinen mächtigen Beistand, auf seine wunderreiche Gnade hinwies, das Wort doppelt kräftig wirkte? — Was hier geschah, war von Einem Grundsatze geleitet und durchdrungen, der nie verfehlt, Segen zu bringen, dem nämlich: „Bete und arbeite!“

Aber man würde diesen Mann gar sehr verkennen, wenn man ihm den Vorwurf machen wollte, als habe er in seiner Frömmigkeit eine einseitige, ich möchte sagen, kopfhängerische, dem thätigen Leben abgewendete Richtung verfolgt, auf das Beten Alles, aufs Arbeiten Nichts gehalten. Nein, der ganze Mann war durch und durch dem thätigen Leben zugewendet: aber alle diese vielseitige Thätigkeit, die lehrend, ermahnend, strafend, helfend, ordnend, Alles übersehend und zurecht lenkend sich in dem vielverzweigten Leben seines Berufs kund gab, war von einem wahrhaft frommen Glauben, einer aufopfernden Liebe zu den Menschen durchdrungen, geheiligt und darum fast unermüdlich und zu jedem Opfer geneigt.

Bei allen seinen Werken und Anstalten der Barmherzigkeit hatte er es als im letzten Grunde darauf abgesehen, daß der Seele geholfen würde: aber er verkannte es nicht, welchen großen Einfluß die äußerlichen Zustände des Menschen auf sein Inneres haben; darum war er so sehr darauf bedacht, das äußere Leben an eine feste Ordnung zu gewöhnen. Besonders viel hielt er auf eine regelmäßige Beschäftigung und Thätigkeit. Bei ihm durfte Niemand müßig gehen. Jeder mußte arbeiten, aber arbeiten in seiner Art und nach seinen Kräften. Wenn seine Schüler nicht in der Schule beschäftigt waren, so mußten sie eine passende Handarbeit verrichten. Selbst ihr Spiel mußte als Thatigkeit angesehen werden können, träge und müßig durfte Keiner sein. Denselben Grundsatz hatte er auch bei den Erwachsenen. Unwissenheit und Faulheit hielt er für zwei der größten Feinde des menschlichen Wohles. Er sagt: „Ich denke manchmal, möchten die Reichen dieser Welt so viel Liebe, als Geld, haben, so könnte man leicht allenthalben Arbeitshäuser errichten, daß wenigstens Niemand sagen könnte, er könne Nichts zu arbeiten finden. Wie manchem Menschen könnte dann auch an seiner durch Müßiagang verwahrlosten Seele geholfen werden!“

Obwohl Franke eine ausdauernde Körperkraft und Gesundheit besaß, so wurde dieselbe doch einige Male durch die Last der Geschäfte und die ununterbrochene Arbeit wankend gemacht. Die Aerzte schickten ihn dann auf Reisen, um sich zu erholen. So hat er zwei große Reisen gemacht, im Jahre 1705 und 1717 bis 1718. Auf diesen Reisen

war er stets für seine Stiftungen thätig, blieb mit seinen Gehülfen in fortwährendem Briefwechsel und gewann durch Belehrung und Predigten, die er hier und da hielt, die Herzen der Menschen für diese Werke der Barmherzigkeit. Manche interessante Erzählungen von seinen Reiseerlebnissen haben sich mündlich fortgepflanzt. So war er einmal mit seinem Reisegefährten Clers in Amsterdam zu einem sehr reichen Manne eingeladen worden. Sie kamen zur Abendzeit in sein Haus und wurden in ein dunkles Zimmer geführt, wo sie ihn erwarteten. „Hier," sagte Einer zu dem Andern, „wird die Wohlthätigkeit nicht wohnen, da man die Sparsamkeit bis auf ein wenig Licht ausdehnt!" — Der reiche Holländer kam und unterhielt sich wohl über eine Stunde mit ihnen; aber es ward kein Licht gebracht; zudem äußerte er, daß er gerne den unnützen Lichtaufwand vermeide; es sei ihnen doch um das Sprechen, nicht um das Sehen zu thun. Beim Abschied rief er nach Licht, entließ sie sehr gutig und gab ihnen ein paar ansehnliche Wechsel für das Waisenhaus.

Franke war aufrichtig genug, ihm mit seinem Danke auch zugleich seine Ueberraschung auszudrücken. „Bei einer so großen Sparsamkeit," sagte er, „habe er kaum gehofft, einen so reichen Beitrag zu erhalten."

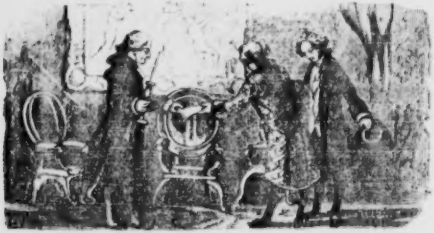

„Mynheer Franke (mein lieber Herr Franke)," sagte der Holländer, „wer nicht im Kleinen sparsam ist, kann nicht im Großen Gutes thun. Wer nicht beim Unnöthigen abbricht, hat oft für das Nöthige nicht genug."

Bis zum 63. Jahre hatte Franke's Körperkraft ausgedauert. Im Winter des Jahres 1726 fing er an, öfter zu leiden. Doch hielt er noch am 2. Mai 1729 eine Vorlesung und ertheilte am Schlusse seinen Zuhörern mit sichtbarer Rührung den Segen. Am 24. Mai erging er sich zum letzten Male im großen Garten des Waisenhauses mit einigen Freunden und seine Seele ergoß sich in einem innigen Dankgebet dafür, daß ihn Gott gewürdigt habe, ein Werkzeug seiner Hand zu sein. Schon am folgenden Tage kehrten die Leiden heftiger zurück. Nach vierzehn Tagen eines mit großer Geduld bestandenen Kampfes endigten diese Leiden mit einem sanften Tode. Alle, die ihn in diesen letzten Tagen sahen, bezeugten einmüthig, daß keinen Augenblick sein Glauben gewankt, seine Hoffnung sich verdunkelt habe. Sein lebhaftester Wunsch war, daß es seinem Werke nie an treuen und redlichen Arbeitern fehlen, er aber in jener Welt alle die Kinder, die ihm Gott hier gegeben, wieder finden möge. Er starb in einem Alter von 64 Jahren, 2 Monaten und 3 Wochen.

Gleich als er verschieden war, konnte das Pfarrhaus, wo seine Leiche stand, die Menge derer nicht fassen, die das Angesicht des entschlafenen Menschenfreundes noch einmal sehen wollten, und als er beerdigt ward, begleiteten ihn die Bewohner der Stadt in langen, unabsehlichen Zügen zu seiner Ruhestätte.

Aber selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; ja, der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!

Als der hundertjährige Gedächtnißtag seines Todes herannahte, vereinigten sich die angesehensten Bewohner von Halle und erließen einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für August Hermann Franke. Das Denkmal wurde von der Meisterhand des Berliner Bildhauers Rauch ausgeführt und stellt das Bild Franke's vor, wie er im Amtskleide des Geistlichen von zwei Kindern ungleichen Alters umgeben ist. Das kleinere Kind scheint nur die Wohlthat einer väterlichen Pflege zu fühlen, aber aus der Geberde des älteren Knaben, der ein Buch unter dem Arme hält, geht hervor, daß er schon den Werth dessen erkennt, was ihm gelehrt wird. Den Dank beider Kinder sucht Franke

abzulehnen, indem ſeine rechte Hand nach oben zeigt, woher die Hülfe gekommen iſt; ſeine Linke ruht ſegnend auf dem Haupte des betenden Kindes, das er liebevoll betrachtet.

Man kann das Denkmal nicht ſehen, ohne daß Einem das Herz bewegt wird, und Ihr, liebe Leſer, mögt Euch eine Vorſtellung davon machen, wenn Ihr die Abbildung anſchaut, die hier ſteht.

Die Inſchrift auf dem fein polirten Marmor, der das Denkmal trägt, nennt zunächſt auf der Vorderſeite den Namen: August Hermann Franke; darunter ſteht mit

kleineren Buchstaben: „Er vertraute Gott.“ Die Hinterseite enthält die Worte: „Dem Gründer dieser Anstalten die dankbare Nachwelt.“ Das Denkmal steht mitten unter seinen Stiftungen vor dem Pädagog-Gebäude. Und wenn wir, liebe Leser, das Leben und Wirken dieses Mannes Gottes an unserer Seele vorübergehen lassen und des reichen Segens gedenken, den heute noch seine Stiftungen gewähren, so wollen wir Gott danken, daß er ihn der Welt gab, und herzinniglich beten: „Send' uns mehr solcher Menschen zum Heile der leidenden Menschheit!“

31. Ein Räthsel.

Ein harter Schlag ruft mich ins Leben,
Ein Schlag, dess' Narbe nie vergeht,
Ein Schlag, der, trotz dem innern Widerstreben,
Stets meinen Werth erhöht.
Ich bin bestimmt, zu stillen das Verlangen,
Und rege nur Begierden an;
Ich habe Kopf, doch sag' ich's nur mit Bangen —
Und wahrem Schmerz — ich bin kein Mann.
Ich laufe, renne, stürme, zaud're, zage —
Der wirft mich weg, der hütet mich.
Ich wachse durch mich selbst; es wechselt meine Lage —
Und doch bin ich nur — ich.
Ich bin des Frevlers Lohn; ich bin der Tugend Ende;
Erfreue manches Herz und trockne Thränen ab;
Ich sporne an zum Fleiß; ich trüge und ich blende;
Und bin gar oft des Fleißes Grab;
Verhärte das Gemüth und schaff' ihm süßen Frieden,
Ich bin des Hochmuths Pfühl, ich bin der Dummheit Schild.
Und wenn im Jugendreiz dir einst die Wangen blühten. —
Ich werde, alt, der Jugend Bild.

32. Altes Gold.

Ein Heute ist besser, wie drei Morgen, sagt ein Sprüchwort. Freilich, sagt da der Bruder Leichtfuß, drum will ich es auch genießen, ins Wirthshaus gehen und guter Dinge sein mit meinen Spielgenossen! Wie steht's aber, wenn dann die drei Morgen kommen? Dann ist der Kopf wüste, die Hand laß, der Geldbeutel leer, im Schrank ist kein Brot und — im Gewissen kein Friede. Denk' Du nur so, dann wird das Ende die Last tragen! So meint's aber das Sprüchwort nicht! Es meint vielmehr, Ein Heutgethan sei besser, als drei Morgenwillich's-thun. Es mahnt Dich dran, nichts aufzuschieben. Es ist, und wer wüßte das nicht aus eigener Erfahrung, ein absenderlicher Fluch auf dem Aufschieben. Aufgeschoben, sagt zwar das Sprüchwort auch, ist nicht aufgehoben; aber die Erfahrung lehrt, daß allerdings und tausendmal für einmal aufgeschoben aufgehoben ist. Man kommt eben nicht mehr dazu! Das ist so recht ein Lotterbett für die Faulen, daß sie immer sagen: Morgen! Ja, Morgen! Auf Nimmerlestag! sagen die Schwaben, und haben, bei meiner Treue! Recht. Nein, mein lieber Geselle, schieb' Nichts auf morgen auf, was Du heute thun kannst; denn erstlich weißt Du ja nicht, ob Du morgen noch lebst; zweitens hat jeder Tag seine Arbeit und auch seine Plage, wie der Herr selber sagt. Denk' immer: Ein Heute ist besser, als drei Morgen, und schaff' mit Gottesfurcht, was Du nur immer heute noch fertig bringen kannst. Und prägst Du Dir das in die Seele und schreibst's mit Kreide an die Stubenthür, unter den Kalender, den Du Dir da anschreibst, so weiß ich sicherlich, daß Du mir's dankst. Und wenn Du dann doch eben am Schreiben bist, so bitt' ich Dich, schreib' noch Eins dazu, nämlich das goldene

Sprüchlein: „Bet' und arbeite!" Denn, siehst Du: das Beten allein thut's nicht, wie Dich Franke lehrt; aber das Arbeiten ohne Beten thut's gar nicht; denn dem fehlt der Segen Gottes. Drum Beides zusammen und nie getrennt, das ist das Rechte und Aechte. Die Alten wußten recht gut aus Erfahrung, warum sie das Morgengebet: Morgensegen, und das Abendgebet: Abendsegen nannten. Probir's nur mal recht. Du lernst dann auch, warum es so heißt!

33. Ein Dienerspiegel.

Aus der Schule der wisset Ihr's, liebe Leser, welch ein entsetzliches Geschick es ist, ein Sclave zu sein: denn damals lerntet Ihr schon den frommen Joseph beklagen, den die bösen Brüder wie eine Waare an die Israeliten, und die ihn wieder in Aegypten an Potiphar verkauften. Wie das Joseph geschah, so geschieht's seit Jahrhunderten, daß man in Afrika die armen Schwarzen, die Neger, wie man sie heißt, von dem Herzen der Gatten, Eltern und Kinder reißt, sie unbarmherzig in Schiffe packt und nach Amerika führt. Dort werden sie verkauft und müssen die schwersten Arbeiten thun unter sengender Hitze, oft bei schmaler Kost und meist unbarmherzig angetrieben von der Peitsche unbarmherziger Sclavenvögte und Aufseher, daß man meint, sie wären weniger, als das liebe Vieh, und sind doch Menschen, wie wir auch, und Gott will, daß ihnen geholfen werde, wie uns.

Auf der amerikanischen Insel Guadeloupe wohnte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gar reicher und vornehmer Franzose. Er hieß Montaubry und war ein Baron. Seine Reichthümer überstiegen alle Vorstellung und bestanden in großen Landgütern in Frankreich und in Pflanzungen auf der Insel Guadeloupe. Dort wohnte er, weil er die reiche Erbin eines französischen Pflanzers geheirathet hatte, die die Insel nicht gerne verlassen mochte. Es fehlte zu Montaubry's Glücke nichts; denn er hatte zwei liebliche Kinder und lebte mit seiner sanften Frau gar glücklich. Er verdiente es aber auch; denn er war ein durchaus braver und gegen seine vielen

Sclaven sehr milder und menschlicher Herr. Wenn andere Pflanzer sie mit rohen Mißhandlungen zur Arbeit antrieben, so geschah das bei ihm nicht nur nicht, sondern seine Freundlichkeit und Milde bewirkte mehr, als dort die herbe Strenge. Ich wollte es keinem Sclavenaufseher gerathen haben, eine Peitsche zu halten. Montaubry würde ihn auf der Stelle fortgejagt haben. Dafür liebten ihn denn auch die Neger wie einen Vater, und es gingen ihm keine durch, um sich dem Dienste zu entziehen, wie das Anderen geschah. Diese entflohenen Neger bildeten Räuberbanden im Innern der undurchdringlichen Wälder der Insel und fielen von da in die Besitzungen der Pflanzer, zerstörten, raubten, mordeten; aber Montaubry ließen sie sagen: er brauche keine Riegel an seiner Thüre; er könne dreist in die Wälder kommen. Er und die Seinigen seien geheiligte Personen für sie, weil sie menschlich gegen die Neger seien.

So lange Montaubry's Kinder klein waren, war kein Bedürfniß, nach Frankreich zu gehen; als sie aber heranwuchsen, legte ihre Erziehung und Bildung ihm den Wunsch nahe, nach Frankreich zurückzukehren, um eben alles das für die Bildung derselben anzuwenden, was Paris in so reichem Maaße bietet. Seine Gattin dachte nur mit Widerwillen an dieß Ereigniß. In ihrem Gemüthe lag eine Furcht vor Frankreich, welche Montaubry ihr vergeblich auszureden suchte. Es war eine bange Ahnung künftigen Unglücks, wie sie manche zarte Seelen wohl empfinden können. Sie sah indessen, daß ihres Mannes ganze Seele an dieser Rückkehr hing, und als gute Frau, als treue Mutter gab sie nach. So wurde denn Alles bereitet zur Heimkehr ins Vaterland, von seiner Seite mit großer Freude, von der ihrigen mit bangen Ahnungen und Sorgen und vielen heimlich vergossenen Thränen.

Eines Abends gingen Montaubry und seine Frau, von einem spaten Spaziergange heimkehrend, durch die Gasse der kleinen Negerhäuschen. Ueberall war's stille. Nur in einer der äußersten Wohnungen hörte man, da sie sehr leicht, nur aus Bambusrohr erbaut sind, ein Gespräch.

„Wer wohnt hier?" fragte Frau von Montaubry ihren Mann, und dieser antwortete darauf:

„Der junge Leon und seine Frau."

„Ich kenne ihn," sagte sie. „Es ist ja der, den Du

vor sieben Jahren kauftest, als er krank und elend war und ihn Niemand kaufen, der schändliche Sclavenhändler aber ihn lieber dem Hungertode preisgeben, als wieder in sein Schiff nehmen wollte."

Montaubry bejahte und sagte: „Er hatte damals die verheerenden Pocken und wäre dem schrecklichsten Tode verfallen, wenn ich ihn nicht genommen hätte, auf die Gefahr hin, die Krankheit auf alle meine Sclaven überzutragen. Es gelang mit Gottes Beistand meiner Vorsicht und der sorgsamen Pflege seiner jetzigen Frau, ihn zu retten, und die Krankheit breitete sich, Gottlob! auch nicht weiter aus."

„Er hat Dir's auch schon durch seine treue Anhänglichkeit gelohnt, was Du für ihn thatst," sagte die junge Frau.

„Laß uns doch einmal horchen, was sie reden," sprach Montaubry zu seiner Frau und trat nahe an das kleine Fenster des Häuschens.

Der Neger Leon sagte zu seiner Frau: „Möge Gott unsern guten Herrn beschützen!"

„Ach," sagte die Frau, „ich fürchte, unsere beste Zeit ist nun herum; ist der Herr fort, so herrschen die Aufseher und Verwalter, und die werden's machen, wie die auf andern Pflanzungen auch."

„Ach, Du magst Recht haben, Betty," sagte Leon. „Wollte Gott, sie nähmen uns mit nach Frankreich."

„Dann wären wir ja frei," sagte die Frau.

„O, ich will nicht frei werden," rief Leon, „wenn ich dadurch von dem guten Herrn käme."

Montaubry sah bewegt seine Gattin an und drückte ihre Hand. „Ist das nicht ein reicher Lohn dafür, daß ich thue, was ich als Mensch und Christ zu thun schuldig bin? — Ist es Dir Recht, so nehmen wir Leon und Betty mit nach Frankreich?"

Sie nickte, und die Thränen, die in ihren Augen standen, waren der Beweis, wie tief sie das empfunden hatte, was hier zwei dankbare Seelen ausgesprochen hatten.

Den ganzen übrigen Theil des Abends besprachen Beide die Sorge für ihre Neger während ihrer Abwesenheit.

Am andern Tage besuchte sie ein Verwandter, auch einer jener seltenen Pflanzer, die ihre Neger menschlich behandelten und darum gesegnet und geliebt waren. Er hatte gehört, daß Montaubry nach Frankreich zurückkehren

wolle, und kam, ihm den Vorſchlag zu machen, ſeine Pflanzungen ihm abzukaufen. Montaubry ergriff den Gedanken mit Feuer. Der Wunſch lag längſt in ſeiner Seele; aber weil er glaubte, er thue ſeiner Frau wehe damit, behielt er ihn für ſich. Jetzt, wo ein Antrag ihm gemacht wurde, der mit ſeinen Wünſchen ſo ſehr übereinſtimmte, konnte er ſich nicht halten. Er zeigte ſeine freudige Uebereinſtimmung mit dieſem Antrage ſo deutlich, daß die gute Frau, die freilich auch das Geſchick ihrer armen Neger auf ihrem Herzen trug, nicht weiter entgegenreden mochte, zumal ſie wußte, daß ſie ihres Mannes liebſte Gedanken dadurch erfüllte. Der Kauf wurde richtig und der Verwandte übernahm Alles, außer Leon und Betty, welche ihre alte, geliebte Herrſchaft nach Europa begleiten ſollten.

Obwohl die Nachricht auf der Pflanzung allgemeine Trauer hervorbrachte, ſo wurden denn doch die Herzen wieder leichter, als ſie vernahmen, an wen die Pflanzung verkauft werden ſei, da denn doch ihr Schickſal eben ſo geſichert war, wie bei Herrn von Montaubry ſelber.

Der Tag der Abreiſe war ein Tag tiefen Leides für die Neger. Montaubry beſchenkte die Meiſten reichlich und Alle küßten ſeine Hände und ſegneten ihn.

Niemand war glücklicher als Leon und Betty. Er verſah bei ſeinem Herrn den Dienſt als Kammerdiener, ſie bei den Kindern den eines Wartemädchens.

Die Seereiſe war glücklich. Wie ſollte ſie nicht? War doch vielleicht nie für die Reiſe eines Pflanzers nach Europa

inniger Segen und Glück von dem Himmel erfleht worden, als für Montaubry. Gott erhörte diese Gebete und führte ihn glücklich mit den Seinen an die Küste von Frankreich.

An seinen Gütern fand er viel zu verbessern. Seine Unterthanen waren verwildert und sittenlos. Er stiftete Schulen für ihre Kinder, berief würdige Geistliche in seine Dörfer; baute hier und da neue Kirchen. Belohnte die Bessern und suchte die Gutarteten wieder auf den Weg des Guten zurückzuführen. Krankenhäuser errichtete er für die Leidenden, und für Alte und Arbeitsunfähige richtete er Versorgungshäuser ein; aber dennoch fand der edle Mann die Anerkennung und Dankbarkeit nicht, welche er auf Guadeloupe bei seinen Negern gefunden hatte.

Das schmerzte Leon tief, und oft sprach sich der Schwarze unwillig darüber aus.

Montaubry verließ seine Güter nach einigen Jahren und ging nach Paris.

Die Umwälzung aller Verhältnisse in Frankreich war schon ausgebrochen, ja, im vollen Gange, als Montaubry mit seiner Familie nach Paris zog. Er war ein Anhänger des Königs Ludwig des Sechzehnten von ganzem treuem Herzen. Das aber war damals in den Augen der Revolutionsmänner ein Verbrechen. Ihm, wie so vielen seiner Freunde, schien es unmöglich, daß diese Menschen in ihrer Wildheit und Rohheit sich so weit vergessen könnten, Hand an den König zu legen; als aber dieß dennoch geschah und nun alle Bande der Ordnung und des Rechts gelöst waren; als Niemand mehr sicher war, der Vermögen und Ansehen besaß, da mußte auch Montaubry fliehen, wenn sein Haupt, wie das so vieler Hunderte, nicht durch den Scharfrichter fallen sollte. Aber die Flucht war gefährlich. Da war es Leon, der mit erfinderischer Schlauheit Mittel und Wege fand, seinen Herrn glücklich über die Grenze zu bringen. Er kehrte nach Paris zurück und sagte zu Frau Montaubry: „Werden Sie nicht irre an mir; Sie und Ihr Vermögen zu retten, muß ich die Jacobinermütze aufsetzen und ein Revolutionsmann werden, wie nur einer.“ Sie vertraute ihm.

Sein erstes Geschäft war, in einer entlegenen Vorstadt ein ärmliches Stübchen zu miethen. Frau Montaubry gab er für seine Frau und Betty für seine Schwester aus. So brachte er sie dorthin, ohne daß Jemand ahnete, daß er

nur das Alles vorgebe. Darauf nahm er von seiner Herrin bedeutende Summen und eilte in die Normandie, eine Provinz Frankreichs, wo seines Herrn Güter lagen. In allen Stücken schloß er sich den wildesten Revolutionsmännern an, die besonderes Gefallen an ihrem schwarzen Spießgesellen fanden. Die Güter Montaubry's, welche als die eines Landflüchtigen eingezogen werden waren, sollten versteigert werden. Leon war zu eifrig und brachte den bedeutendsten Theil derselben an sich. Jetzt erkannte man ihn als den Diener des Herrn von Montaubry, und schärfte Verdacht, als stelle er sich nur als Freund der Revolution, um die Güter seinem Herrn zu erhalten. So wenig aber eine solche Treue in jener treulosen Zeit und unter Menschen, die die Treue als Wahnsinn verhöhnten und jeder Dankbarkeit längst entsagt hatten, Glauben zu finden schien, der Verdacht gegen Leon war da, und das reichte hin, ihn gefangen zu nehmen. Die bedeutenden Summen, welche er bei sich führte, bestärkten den Verdacht, und man sandte ihn nun mit einem Transporte Gefangener nach Paris, um dort gerichtet oder — was damals eben so viel hieß — gekörft zu werden.

Leon's Lage war entsetzlich. Das Geld hatte man ihm abgenommen, es war unrettbar verloren. Die Güter hatten andere Leute an sich gebracht. Jede Hoffnung, sie seinem theuern Herrn zu erhalten, war für immer dahin. Dachte er in dieser Zeit allgemeiner Zerrüttung an Frau von Montaubry und Betty, die beide mit den Kindern nun rathlos und ohne Beistand waren, so wollte ihm das Herz brechen. Sein eigenes Schicksal fügte ihm wenig an. Beide Frauen hatten zwar noch eine bedeutende Summe Geldes; aber wie lange konnte sich das Alles noch hinausziehen, bis ein gesetzlicher Zustand zurückkehrte? Wer versorgte sie dann? Wer schützte sie vor Mangel, wenn ihr Geld aufgezehrt war?

Mit diesen Gedanken in der Seele wanderte der treue Leon dahin die kothige Landstraße. Sein Schmerz, seine Niedergeschlagenheit war sehr groß; aber in seiner Seele lag ein Trost, den Viele seiner Leidensgenossen nicht hatten, er konnte beten, weil ein frommer Glaube in ihm lebte. So betete er denn aus voller Seele, Gott möge ihm gute Gedanken in die Seele geben, wie er für die Verlassenen wirken könne, und ihn erhalten, daß er ihre Stütze bliebe.

Der Abend ſenkte ſich bei trübem Himmel ſchnell auf die Erde herab. Vor dem Truppe Gefangener, den viele Soldaten begleiteten, lag ein großer Wald. Jenſeit deſſelben war der Ort, wo ſie übernachten ſollten.

Leon erwog die Umſtände. Seine ſchwarze Farbe begünſtigte ſeine Flucht, wenn er die Kleidungsſtücke, welche hellere Farben hatten, von ſich werfen konnte, ohne daß es bemerkt wurde. Von heller Farbe war nur ſein Rock und ſeine rothe Freiheitsmütze. Letztere warf er unbemerkt ab. Ebenſo gelang es ihm, da er auf der Seite ging, ſeinen Rock abzuwerfen; denn der ihm zunächſt gehende Soldat trat zu ſeinem Vordermanne, um etwas mit ihm zu reden. Jeder der Unglücklichen, die hier ihrem Tode entgegen geführt wurden, war mit ſich ſelbſt genug beſchäftigt, um ſeine Gedanken nicht durch das ablenken zu laſſen, was neben ihm verging.

Leon nahm einen günſtigen Augenblick wahr und ſprang mit der ihm eigenen Gewandtheit und Beweglichkeit zur Seite und trat hinter einen Baumſtamm. Niemand bemerkte es in der Dunkelheit. Eng an den Baumſtamm gedrückt, ſtand er, bis der Zug vorüber war, dann floh er mit Windeseile in den Wald hinein, ſo lange ihn ſeine Beine trugen. Um aber dann vor jeder Nachſtellung ſicher zu ſein, kletterte er bis in den äußerſten Gipfel eines Baumes und legte ſich dort, durch eine Gabel begünſtigt, ruhig hin.

Das Gefährliche ſeiner Lage war gewiß groß. Ueberfiel ihn nur eine Anwandlung des Schlafes, ſo ſtürzte er herab. Mit aller Anſtrengung mußte er alſo den Schlaf fern zu halten ſuchen. Alles war ſtille in dem Walde. Nur krächzende Eulen ſchwirrten über ihn hin oder um ihn herum.

Allein nur wenige Stunden dauerte dieſe Stille; dann wurde der ganze Wald lebendig.

Seine Flucht wurde nämlich nicht eher bemerkt, als bis man, im Städtchen angekommen, die Gefangenen zählte. Der Offizier, welcher die Wache der Gefangenen befehligte, bot, nachdem er ſeine übrigen Gefangenen ſicher verwahrt hatte, die ganze Gemeinde auf, den entwichenen Schwarzen zu ſuchen. Mit Fackeln durchſuchten ſie den Wald mehrmals nach allen Richtungen; allein ſie fanden ihn nicht und zogen endlich ab.

Leon hatte eine Todesangſt überſtanden; was ihm aber große Angſt machte, war der Umſtand, daß, nach der ſchnellen

Rückkehr der suchenden Leute zu urtheilen, der Wald nicht groß sein konnte. Doch sein Trost blieb der andere Umstand, daß das Korn, überhaupt die Früchte noch auf dem Halme standen. Sicherheit bot sich ihm hier auf der einen, Nahrung auf der andern Seite und, Gott vertrauend, blickte er in die nahe Zukunft, wie dunkel sie auch erscheinen mochte.

Mit größter Ruhe hielt er sich noch mehrere Stunden auf seinem gefährlichen Lager, dann glitt er stille an dem Stamme hinab und horchte auf das Rauschen der Seine, an deren rechtem Ufer ihr Weg sie bis zu dem Walde geführt hatte. Deutlich vernahm er es in der Stille der Nacht und konnte nun die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Sein Licht fiel zitternd durch das Laub der hohen Bäume, leuchtete ihm aber doch genug, nach kurzem Laufe das Freie zu gewinnen.

In wie es ihm schien, unübersehbare Ferne zogen sich wogende Fruchtfluren. Die Nacht war lau und seine Gemüthsstimmung ließ sich mit jedem Augenblicke mehr kühlen. Nachdem er ungefähr eine Stunde gewandert war und einen Pachthof hatte links liegen lassen, erspähte er eine Grenzfurche, suchte so viel als möglich, ohne viele Halme zu knicken, sich tief in das Getraide hineinzuschaffen, und legte sich dann ruhig zur Erde nieder. Bald schlief er, Alles vergessend, ein.

Leon kam jetzt die ungemeine Biegsamkeit, Gewandtheit und Ausdauer zu Statten, welche besondere Eigenheiten des Negerleibes sind, aber auch die Abhärtung, welche er als Sclave gewonnen hatte.

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand und sengende Strahlen herabsandte, erwachte Leon.

Er hörte nicht weit von sich Menschenstimmen. Ein Weg mußte nicht weit von seinem Lager vorüber führen. Die Wanderer waren Aufkäufer von Lebensmitteln, welche ihre Vorräthe nach Paris trugen. Aus ihren Reden konnte er entnehmen, daß er noch achtzehn bis zwanzig Stunden nach Paris hatte.

Leon erwog, daß sein Versteck nicht sicher sei. Kam Jemand mit einem Hunde vorüber, so konnte ihn nichts vor der Entdeckung schützen; allein jetzt, wo das Feld von Menschen belebt war, durfte er es nicht wagen, seinen Aufenthaltsort zu verändern. Ruhig blieb er daher liegen

und ſtillte ſeinen Hunger mit den halbreifen Körnern der Aehren. Erſt als die Mittagsglocke eines entfernten Dorfes geläutet hatte, hielt er ſich ſicher genug, weiter auf Händen und Füßen in die Fruchtfelder hinein zu kriechen, da der franzöſiſche Bauer nach Tiſch der Ruhe pflegt.

Es war ein Glück für ihn, der an brennendem Durſte litt, daß er das Neſt eines Feldhuhns mit vielen friſchen und geſunden Eiern fand, die er auch ſogleich austrank. Bedeutend erquickt kroch er nun weiter und blieb dann ruhig in einem Waizenfelde liegen, wo er bald wieder einſchlief. Plötzlich weckte ihn der Laut eines Hühnerhundes, der unfern von ihm ſtand mit aufgehobener Pfote, leuchtenden Augen und wedelndem Schweife.

Todesangſt erfüllte Leon.

Bald darauf pfiff der Herr des Hundes; allein das Thier wich nicht, vielmehr gab er neuen Laut. Jetzt vernahm Leon am Rauſchen der Halme, daß des Thieres Herr neugierig näher kam.

An ein Entfliehen war nicht zu denken. Angſtvoll flehte Leon zu Gott, daß er ihn doch um der Unſchuldigen willen erhalten möge, die in Paris ſeine Ankunft ſehnſüchtig erwarten möchten.

Bald darauf ſtand ein wohlgekleideter Mann vor ihm. Dem helltuchenen Kleide nach, das Sparen weißer Färbung trug, war's ein Müller.

Mit Entſetzen fuhr der Mann zurück, als er den Schwarzen ſah.

Leon benutzte den Augenblick, faltete ſeine Hände bittend und ſagte: „Habt Mitleid mit einem ſchuldlos Verfolgten, der ſeinen Mördern entſprungen iſt!“

Als der Müller die Ueberzeugung gewonnen hatte, er habe es mit einem wirklichen Menſchen zu thun, legte ſich ſein Schrecken und machte dem Ausdrucke der Neugierde Raum.

Leon bat, daß er ſich zu ihm ſetze, damit er nicht entdeckt würde, wenn Leute des Weges kämen.

Das that der Müller, und nun erzählte ihm Leon Alles treu, was er gewollt, und wie das nun zu ſeinem Nachtheil ausgeſchlagen wäre, zu noch größerem ausſchlagen könnte, jetzt, wo er den Häſchern entwiſcht ſei. Er flehte nun den Müller an, ihm beizuſtehen.

Der Müller selbst war Pachtinhaber einer adeligen Mühle gewesen, die er auch als Nationalgut ersteigern mußte, weil sein Pachtherr auch entwichen war. Seine Gesinnung stimmte mit der Leon's völlig überein.

„Höre Du, Schwarzer, ich will Dir wohl helfen, allein es ist jetzt gefährlich, wo man Dich überall sucht. Bleib' noch einige Tage hier im Waizen, bis man Dich vergessen hat, so nehme ich Dich in mein Haus und verberge Dich, bis Du wieder nach Paris kannst. Mit Lebensmitteln und Wasser will ich dich reichlich versorgen."

Das klang dem treuen Leon wie eine himmlische Botschaft. Mit Dank versicherte er, daß er gerne unter diesen Bedingungen hier bleiben wolle.

Als der Müller weg war, fiel es ihm freilich wieder schwer auf das Herz, daß er ihn verrathen könnte; allein nun würde ihn bei hellem Tage auch die Flucht zu nichts Anderem geführt haben. Ueberdieß hatte der Müller ein so ehrliches Gesicht gehabt, daß er ihm ohne Weiteres zu trauen beschloß. Dieß Vertrauen täuschte ihn nicht. Der Müller kam nach einigen Stunden wieder, brachte ihm Brot und einen Krug Wasser und sagte ihm, es seien eben wieder Bewaffnete in der Mühle gewesen, die nach ihm gesucht hatten, er solle sich also ruhig halten.

Drei Tage und drei Nächte lag Leon an der Stelle und regte sich kaum. Immer Nachts brachte ihm der Müller Lebensmittel und Wasser. Endlich in der vierten Nacht nahm er ihn mit sich in seine kleine, einsame Mühle, deren klapperndes Rad ein Bächlein trieb.

Mit dem Müller bewohnte sein Weib und eine alte Mutter die Mühle. Leon's Anblick verursachte nicht geringen Schrecken; denn beide Frauen hatten nie einen Schwarzen gesehen. Wie man sich aber an Alles gewöhnt, so waren sie auch bald mit seinem Aussehen vertraut, und Leon hatte es gut in seinem Stübchen neben dem Taubenschlage, wo ihn die gutmüthigen Leute verbargen.

Wochen auf Wochen vergingen. Die Felder wurden von den Früchten geleert, die Früchte gedroschen; da erst wagte es der Müller, seinen Schützling unter eine Anzahl Büschen Stroh zu verbergen und ihn auf gut Glück nach Paris zu bringen.

So wurde denn des Müllers Rößlein an einen Karren gespannt, Stroh aufgeladen und Leon darein, so gut es gehen mochte, gebettet und gutes Muthes die Reise angetreten.

Ohne Gefahr erreichten sie die Vorstadt, welche ihm Leon bezeichnet hatte, und dort stellte der Müller in einer kleinen Schenke seinen Karren ein. Während der Mittagszeit schlüpfte Leon heraus, nahm einen Büschen Stroh auf die Schulter und ging gerade so, als habe er sich das Stroh dort gekauft, aus dem Hofe heraus. Von dem Müller hatte er dankend schon Abschied genommen, und der gute Mensch war unendlich glücklich, daß er ihn ohne Mißgeschick nach Paris gebracht hatte.

Lustig ein Liedchen pfeifend, obwohl ihm das Herz voll banger Erwartung schlug, wanderte er die Straße hin, fand das Haus und trat gutes Muthes den Weg die einer Leiter ähnliche Stiege hinauf an zu dem Dachstübchen, wo die Frauen wohnten.

Betty erblickte ihn zuerst. Sie wollte aufschreien vor Freude; aber er warf schnell sein Strohbündel hin und hielt ihr mit den Worten: „Um Gottes willen, stille!“ den Mund zu.

Als er in das Stüblein trat, erschrack er nicht wenig; denn Frau von Montaubry lag krank darnieder. Kummer und Sorge hatte sie so angegriffen, daß sie schwer litt, und ihre Kindlein saßen weinend an ihrem Lager. Betty hatte einen Doctor geholt, der gute Hoffnung gab, aber Leon's Rückkehr that mehr, als Alles. Sie hatte wieder eine Stütze und nun kehrte ihr Muth wieder und bald ihre Gesundheit. Leon mußte nun erzählen, wie es ihm gegangen. Alle Drei erkannten die wunderbare Leitung und Hülfe Gottes. Sie erzählten ihm ihre Angst und Sorge um ihn. Frau von Montaubry tröstete sich über den Verlust der Güter leichter, als es Leon dachte. „Gott wird uns ja nicht verlassen,“ sagte sie, „und wenn uns Alles gebräche, so verstehe ich viel feine, künstliche Arbeiten, daß wir doch nicht hungern werden.“

Leon schwieg stille und dachte: Ich bin auch noch da!

Als er seine Frau nach dem Gelde fragte, vernahm er mit Schrecken, daß es sich bereits bedeutend vermindert habe.

„So darf es nicht mehr fortgehen, liebe Betty,“ sagte

er zu ihr. Frau von Montaubry darf nicht verkürzt werden; aber wir müssen, um den Nothpfennig zu sparen, nicht nur tüchtig arbeiten, sondern auch mit trockenem Brote und einem Trunke Wasser vorlieb nehmen. Es ist ja für unsere Wohlthäter!"

„Das wird sie nicht dulden!" sagte Betty, „ich will's ja mit Freuden thun!"

„Muß sie es denn wissen?" fragte Leon. „Wir essen in der kleinen Küche, sie in dem Stübchen. Da kommt sie nicht dahinter."

So thaten sie denn lange Zeit: aber Frau von Montaubry mußte das auffallen, daß Leon und Betty allein aßen. Sie begann den Grund zu ahnen und überzeugte sich bald genug von der Richtigkeit ihrer Vermuthung. Um keinen Preis hätte sie das fortbin geduldet.

Leon mußte sich dazu verstehen, daß sie fortbin nur die allereinfachsten Mahlzeiten hielten, aber zusammen aßen. Nach einiger Zeit glaubte Leon es wagen zu dürfen, in einer nahen Fabrik Arbeit zu suchen. Der Besitzer nahm ihn gerne auf und gab ihm guten Lohn; denn er hatte kei n unter seinen zahlreichen Arbeitern, der so anstellig, s gewandt und so fleißig gewesen wäre, wie Leon. In ' se Fabrik begann er sich nun wahrhaft. Morgens ging mit dem grauenden Tage hin, Abends erst mit der Nacht zurück. So entzog er sich möglichen Entdeckungen und Verfolgungen, erwarb sich schönen Verdienst nebst der Gunst des Fabrikherrn, und konnte, um zu sparen, sein trockenes Brod und sein Wasser genießen, ohne daß Betty und ihre Herrin es ahneten, weil sie meinten, er empfinge seine Kost von dem Fabrikherrn. Nichts war ihm zu schwer für sie. Jede Entbehrung dankte ihm leicht und süß.

Aus den ihn Anfangs neidisch betrachtenden Mitarbeitern wurden Freunde, als sie sahen, wie gut er s mit Jedem von ihnen meinte. Dieß begründete für Betty einen neuen Erwerbszweig. Sie wurde die Wäscherin und Näherin der sämmtlichen Fabrikarbeiter, die nicht eigene Familien hatten. Wohlfeiler, reiner und besser lieferte sie die Arbeit, als irgend eine Andere. Sie erwarben Beide ebensoviel, als sie zur Noth bedurften, und das kleine Capital, welches Frau von Montaubry besaß, konnte dazu angewendet werden,

ihren Kindern den nothwendigen Unterricht zu verschaffen. Sie selbst half, so weit ihre Kräfte reichten, dem Unterrichte nach.

Recht glücklich wäre die unglückliche Frau gewesen, hätte sie nur irgend eine Nachricht von ihrem geliebten Manne gehabt. Leon hatte ihm versprochen, als er an der Grenze der Schweiz von ihm Abschied nahm, ihm Nachricht zu geben. Einmal war es geschehen, allein später war es zu gefährlich, da die Gewalthaber ein scharfes Augenmerk auf die Briefe hatten, die nach dem Auslande gingen. Ein Brief von Montaubry aber hätte Alles verrathen und namenloses Unglück über sie bringen können.

So blieben sie ohne alle Nachricht von ihm, und das war der Grund großen Kummers.

Herr von Montaubry sah mit offenem Blicke in die Zustände seines zerrütteten Vaterlandes. Er erkannte im Voraus, daß Leon's Bemühungen wegen der Güter ohne Erfolg bleiben würden. Mit den Summen, die er mit sich nahm, hielt er daher sorgfältig Haus.

Ein Jahr wartete er es ab, als aber nichts besser wurde, begab er sich nach Hamburg und schiffte sich nach England ein, und von hier aus ging er nach Guadeloupe zurück. Auch dort hatte sich die Lage der Dinge bedeutend geändert; allein sein Verwandter lebte noch, und als dieser das Schicksal des armen Montaubry erfuhr, stand er nicht an, für den Rest der Summen, die Montaubry noch besaß, eine kleine Pflanzung abzutreten, die immerhin ausreichte, eine Familie anständig zu ernähren.

Mit dem Fleiße eines treuen Knechtes arbeitete Montaubry selbst. Mehrere seiner früheren Sclaven, welche frei geworden waren, traten in seine Dienste, und es gelang ihm, die Pflanzung in einen sehr blühenden Zustand zu bringen.

Aber an seiner Seele nagte der Wurm des Kummers. Seit jenem ersten Briefe seiner Frau, der ihm richtig zugekommen war, hatten neue Stürme das unglückliche Frankreich erschüttert.

Jetzt war durch den Krieg mit England vollends aller Verkehr mit Frankreich abgeschnitten. Lange trug er's mit männlichem Muthe; aber er hing mit vollem Herzen an Weib und Kindern; das ließ ihn nicht mehr ruhen.

Dachte er ſich alle die Leiden, die über ſie konnten gekommen ſein, ſo gerieth er in einen Zuſtand, der ihn zur Verzweiflung trieb.

Endlich riß der letzte Faden und er übertrug ſeinem Verwandten die Aufſicht über ſeine Pflanzung und eilte nach Europa, um ſich Gewißheit über das Loos der Seinen zu verſchaffen.

Nach großen Mühſeligkeiten und Gefahren erreichte er Deutſchland, und da nun Napoleon bereits als erſter Conſul ſeine Laufbahn betreten hatte, wagte er's, an ihn eine Schrift zu richten und um die Erlaubniß der Rückkehr in ſein Vaterland zu bitten.

Es währte lange, bis er dieſe Erlaubniß erhielt, und als er ſie endlich empfing, war er ſo von allen Hülfsmitteln entblößt, daß er es kaum wagen konnte, die Reiſe anzutreten; aber ſein Herz kannte keine Hinderniſſe mehr. Zu Fuße, dürftig gekleidet, mit Angſt in der Seele, eilte er, ſo gut es ging, nach Paris. Aber wer ſollte ihm ſagen, wo er ſie fände? Alle ſeine Mittel waren nun erſchöpft. Ein Bekannter, welcher die Schreckenszeit der Revolution überlebt hatte, nahm ihn auf, kleidete und ernährte den Mann, der einſt über einen fürſtlichen Reichthum zu gebieten hatte.

Unabläſſig ſtellte er Nachforſchungen an, aber ſie blieben erfolglos, und dieſe Erfolgloſigkeit ſeiner Nachforſchungen gab ihm die Gewißheit, daß die, an denen ſeine Seele hing, nicht mehr am Leben ſeien. Dieſe Ueberzeugung ſtürzte ihn in einen Zuſtand der Schwermuth, der den Freund für ſein Leben fürchten ließ.

Eines Tages war er, von Kummer gebeugt, in die Eliſeiſchen Felder gegangen, wie in Paris eine großartige Anlage von herrlichen Spaziergängen heißt. Er ſaß dort auf einer Bank im Schatten eines Baumes und gab ſich ganz den traurigen Vorſtellungen hin, die jetzt ſeine ſteten Begleiter waren; da ſah er einen blühendſchönen Jüngling daherkommen an der Seite eines Negers. Beide waren, wenn auch nicht grade dürftig, doch auch nicht ſo gekleidet, daß man hätte auf einigen Wohlſtand ſchließen können.

Der Anblick des Negers ergriff ſeine Seele mit aller Gewalt. Als ſie näher kamen, glaubte er in dem Manne Leon zu erkennen.

Zitternd und voll Furcht, daß er sich täusche, rief Montaubry: „Leon!“

Der Neger stand erstaunt stille. Er sah Montaubry nicht. „Warum sieht Ihr stille, Robert?“ fragte nicht ohne Erstaunen der Jüngling.

„Es hat Jemand einen Namen gerufen, den ich einst in besseren Tagen trug!“ sagte der Neger.

Jetzt erblickte er Montaubry, der nicht im Stande war, sich zu erheben, so war er ergriffen.

„Herr! Herr!“ rief der Neger und breitete seine Arme aus und eilte auf Montaubry zu, der fast ohnmächtig von Leon's Armen aufgefangen wurde.

Der Jüngling begriff nicht, was hier vorging; aber er sah an den Thränen, die über des Negers Wangen liefen, daß es etwas Außerordentliches sei, und der Anblick des Mannes, den der Neger in seinen Armen hielt, machte auf das Herz des jungen Menschen einen wunderbaren Eindruck, obwohl er durchaus nicht wußte, warum.

Endlich konnte Montaubry fragen: „Leben meine Lieben noch?“

„Sie leben!“ rief der Neger, „und hier steht Euer Sohn!“

Ihr mögt Euch denken, liebe Leser, was nun erfolgte, wie Vater und Kind sich einander ans Herz schlossen, wie unaussprechlich Montaubry's Glück war, der sie alle schon als todt betrauert hatte.

Montaubry wollte sogleich aufbrechen; aber Leon, der seinen Namen hatte in Robert umwandeln müssen, um sicher zu sein, sagte: „Das geht nicht. Die Freude nach so langer Trauer würde Frau von Montaubry tödten. Laßt mich vorauseilen und folget Ihr mit Eurem Sohne langsam nach; ich muß sie vorbereiten!“ Er eilte fort.

Bald darauf trat Leon in das kleine Stübchen in der Vorstadt, welches er mit Frau von Montaubry, ihren Kindern und Betty noch immer inne hatte, weil die gute Frau es auch da nicht hatte verlassen wollen, als bessere Tage ihr zu Theil wurden. Die Geräthe waren noch die alten, und nur an die Stelle des tiefen Leides in den Zügen der Frau von Montaubry war der Ausdruck ruhiger Gottergebenheit getreten.

Als Leon eintrat, sah sie ihn verwundert an. „Ihr kommt schon wieder?“ fragte sie. „Ist auch Alfred (so hieß ihr Sohn) da?“

„Nein,“ sagte Leon, „er ist noch auf dem Wege.“

„Aber Dein Gesicht ist so freudig!“ sagte Betty neugierig.

„Wie sollte ich nicht!“ rief Leon. „Eben begegnet mir ein Mann, der sagt mir, er habe Jemanden gesprochen, der aus Deutschland komme und Herrn von Montaubry dort kenne.“

Frau von Montaubry stieß einen Schrei aus und faltete die Hände.

„Leon,“ rief sie, „täusche mich nicht!“

„Ihr kennt Euch denken, daß ich auf der Stelle mit dem Manne hineilte, wo der Fremde war. Ich fand ihn und erfuhr, daß mein theurer Herr noch lebt, aber glaubt, wir seien Alle todt, da alle seine Briefe ohne Antwort blieben.“

„Ach, das ist die Folge der Aenderung Deines Namens!“ rief Frau von Montaubry.

Leon sagte sanft: „Müßte ich nicht? Ach, gnädige Frau, was hätte es werden sollen, wenn sie mich geköpft hätten?“

„Guter Leon, zürne nicht über mein Wort!“ flehte sie, „und sage mir, wie es ihm geht.“

„Der Fremde sagte, er müsse sich kümmerlich ernähren,“ antwortete Leon.

„O mein Gott!“ rief Frau von Montaubry aus und bedeckte ihre Augen mit den Händen. „Ach,“ sagte sie, „ich will nicht trauern, daß er im Mangel lebt. Ich will Gott preisen, daß er lebt!“

„Hast Du doch seine Adresse?“ fragte sie lebhaft nach einigen Augenblicken, die sie still betend dagesessen.

„Die würde mir wenig helfen,“ sagte Leon, „da er, wie der Fremde sagte, auf der Reise nach Paris ist.“

Frau von Montaubry sprang auf und faßte Leon's harte Hand. „Was sagst Du?“ rief sie außer sich. „Ist der Fremde schon lange hier?“

„Ach ja,“ sagte Leon, „wir können den Herrn in diesen Tagen erwarten. — Vielleicht ist er schon hier!“

Frau von Montaubry mußte ſich halten, ſonſt wäre ſie umgeſunken.

Betty hatte bebend da geſtanden und Leon beobachtet. Jetzt rief ſie: „Sag's mir, Du haſt ihn ſelbſt gefunden!“

„Ja,“ ſagte Leon, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, „ja, er iſt hier, Alfred bringt ihn.“

„O Gott, wie biſt Du gnädig und barmherzig!“ rief Frau von Montaubry und ſank in ihren Stuhl.

In dieſem Augenblicke traten Montaubry und ſein Sohn in die Stube.

Liebe Leſer, erlaßt mir's, das zu beſchreiben, was nun folgte. Meine Worte könnten's doch ſo nicht ſchildern, wie es eigentlich geweſen iſt, und wenn Ihr mit Theilnahme der Geſchichte gefolgt ſeid, ſo könnt Ihr das Glück und die Freude des Wiederſehens nach ſo langer, angſtvoller Trennung Euch denken. Laßt mich Euch vielmehr erzählen, wie es einige Stunden nachher in dem Stübchen ausſah.

Herr von Montaubry ſaß zwiſchen ſeiner Frau und Leon, deren Hand er gefaßt hatte. Betty ſaß zur Seite und über des glücklichen Vaters Schultern ſahen ſeine blühend ſchönen Kinder. Die kleine Antonie, ſeine Tochter, hatte ihre Arme um ſeinen Hals gelegt.

Frau von Montaubry erzählte. Sie war in ihrer Erzählung eben da angekommen, wo ich von ihnen mich zu Herrn von Montaubry gewandt hatte.

„Damals,“ fuhr ſie fort, „ahnete ich nicht, daß der edle Leon Mittags trockenes Brod aß und ſein Waſſer dazu

trank, um nur für uns etwas zu erübrigen. Auch Betty ahnete es nicht. Wir meinten, da er es uns selbst gesagt, er werde von dem Fabrikherrn beköstigt. Er hatte Betty Verdienst zugewiesen durch das Waschen für die Fabrikarbeiter, und da ich ihn dringend bat, auch mir bei der Familie des Fabrikherrn selbst. Alles, was er erübrigen konnte, wendete er an, daß Alfred und Antonie konnten unterrichtet werden. So lebten wir Jahre hindurch und hatten zu leben, ja, durch Leon's Fleiß und, ich muß es sagen, durch sein Darben waren wir im Stande, etwas zu ersparen für künftige Tage der Noth.

„Sie blieben nicht aus. Leon erkrankte. Es war zu viel, was er sich auferlegte. Die schwere Arbeit und die geringe Nahrung! Jetzt erst, als einige der braven Arbeiter ihn besuchten, kamen wir hinter den verborgenen Grund seines schlechten Aussehens und seiner Krankheit. Das hörte der Fabrikherr. Er selbst kam in unser Stübchen und erstaunte über diese aufopfernde Treue. Die Zeiten waren vorüber, wo wir unser Geheimniß zu beobachten gezwungen waren. Ich erzählte ihm unsere Schicksale und Leon's und Betty's Aufopferung für mich und meine Kinder.

„Der Mann war tief gerührt. Er sandte den Arzt und that Alles, was ein edler Mann vermag, Leon zu retten. Gottlob, er genas wieder, und nun zeigte sich's, daß ich mein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt hatte. Er ließ Leon's Lohn fortlaufen, auch während seiner Krankheit, und als er wieder in die Fabrik eintrat, erhöhte er seinen Lohn fast um zwei Drittheile. Dabei blieb er nicht stehen. Alfred mußte den Unterricht seines Sohnes theilen, und als er ihn nur irgend auf seiner Schreibstube gebrauchen konnte, nahm er ihn zu sich und belohnte seine kleinen Dienste reichlich, bis er seit einem Jahre eine sehr schöne Vergütung empfangt. Leon wollte nun eine bessere Wohnung miethen; aber ich konnte mich nicht entschließen, den Ort zu verlassen, wo ich so manche kummervolle Stunde erlebt, so große Opfer einer Liebe und Treue empfangen hatte, wie sie selten auf Erden ausgeübt wird."

Sie schwieg und Herr von Montaubry zog den edlen Neger an sein Herz. „Du, treuer Freund," sagte er mit tiefer Rührung, „sollst an meinem Herzen Deinen Platz haben, so lange ich lebe!"

Leon wollte ſich wehren, als verdiene er dieſen Platz und den Namen: Freund nicht; aber überwältigt von ſeinem Gefühle legte er den Kopf an die Bruſt ſeines Herrn, der nun ſein Freund war, und die hellen Thränen rannen ihm über die ſchwarzen Wangen herab, und er erndtete jetzt ſchon im Herzen den reichen Lohn einer edeln Hingabe für Anderer Wohl.

Herr von Montaubry war in ſeinen jetzigen Verhältniſſen außer Stande, nach Guadeloupe zurückzukehren. Er bewarb ſich um eine Stelle im Staatsdienſt, und es gelang ſeinen Freunden, ihm ein einträgliches Amt zu verſchaffen.

Jetzt kamen beſſere Tage für die viel geprüften Menſchen. Alfred erhielt bald auch eine Anſtellung, die ihm ein ſchönes Einkommen ſicherte. Leon durfte nicht mehr arbeiten. Er und Betty ſtanden dem Hausweſen vor. Nach einigen Jahren hatte ſich Herr von Montaubry ſo viel erſpart, daß er damit und mit dem Ertrage ſeiner kleinen Pflanzung die Reiſe machen konnte. Er verließ den Staatsdienſt und Frankreich, ging mit den Seinen und Leon und Betty über Hamburg nach England, wo er ſich nach Guadeloupe einſchiffte.

Sie erreichten glücklich die Inſel und erſt jetzt war Frau von Montaubry's Glück vollkommen. Auch hier beſorgte Leon und Betty das Hausweſen; aber nie traten ſie mehr in ein dienendes Verhältniß. Was ſie thaten, geſchah freiwillig und ſie ſtanden zur Familie Montaubry in dem Verhältniß erprobter Freunde und genoſſen die Achtung, Liebe und Dankbarkeit, welche ihre Treue in ſo reichem Maaße verdiente bis zum Ende ihres Lebens, und tief trauerten die Glieder der Familie des Herrn von Montaubry um die treuen Herzen, als Gott ſie abrief zu höherem Lohne im Himmel.

34. Altes Gold.

Ein altes, herrliches Sprüchlein sagt:

enn das Zünglein
Schnell fährt darein,
Mag's zuseh'n, wie's heraus
kommt fein!

Mir will's scheinen, das sollte sich ein Jeder hinters Ohr schreiben, oder besser sich oft ins Ohr sagen, weil's da mehr fruchtete. Ja, ja, das Züngelein ist ein gar schlimm Ding. Der Apostel Jacobus warnt schon vor dem Mißbrauch; aber da gibt's Menschen genug, die können nicht schweigen, kein Geheimniß behüten, und wenn der Galgen da stunde. Die richten des Unheils viel an, für andere Leute und für sich; denn das Züngelein kommt gar unfein heraus, und Schimpf und Schande hat's zur Ernete. Da gibt's Menschen, die müssen das Züngelein spazieren gehen lassen über Hansen's Acker hinaus. Da muß aber auch die Ehre und der gute Namen des ehrlichen Hans seinen Ducken kriegen, und dieser Ducken raubt ihm Achtung und Liebe. Pfui, du giftige Natterzunge! Da gibt's Menschen, die sind bissförtig und das Züngelein fährt schnell darein. Der Hader bricht los. Hintennach kommt die Reue. Sie zögen das schnell drein gefahrene Zungelein gerne fein heraus, aber das geht nicht mehr so fein, und sie haben den Denkzettel oft im Gewissen! Drum frage Dich, Bruder-Herz, gehörst Du zu einer von den drei Arten? Laß Dir dann das Sprüchlein gesagt sein und noch eins dazu, das so lautet:

Leichter ist's, zu fangen
Den scheugewordnen Gaul —
Als das unkluge Wörtlein,
Das entschlüpft dem Maul.

35. Eine Anekdote.

Im siebenjährigen Kriege stand der Feldprediger Matthisson bei einer preußischen Heeresabtheilung. Er war ein tüchtiger Mann, der auch den Kugelregen nicht eben fürchtete, und ebensoviel Liebe als Achtung im ganzen Heere genoß. Besonders beliebt war er als glücklicher Dichter. Diese schöne Gabe besaß er in hohem Grade, und manchmal erheiterte er damit eine ganze Gesellschaft.

Einst ritt er, als eben die preußische Armee, den Feind anzugreifen, vorrückte, hinter die Fronte zurück.

Der Obrist eines Husarenregiments, das eben in die Schlachtordnung einritt, sah den ihm befreundeten Feldprediger und rief ihm zu: „Halten Sie Stich, Herr Feldprediger!“

Matthisson hielt sein Pferd an und sagte zu dem Obristen:

„Der Ruf geht nur an Euch, Ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin!
Stich halt ich nicht. Ich reite weiter,
Bis dort zu jenen Bergen hin.
Da bet' ich dann, wie Moses that,
Bis sich der Kampf geendet hat.“

„Bravo!“ rief gerührt der Obrist. „Thun Sie das und das Schwert des Herrn wird mit uns streiten!“

36. Ein Räthsel.

Im Hause iſt ein Fenſterlein,
Dem ſoll's gewißlich eigen ſein,
Daß, wenn ein Narr da guckt hinein,
Sieht er gleich einen zweiten drein.
Der ſchauet heraus, wo ſein Bruder ſei?
Ei! ei!
Der ſtehet ganz nahe dabei;
Guckt ihm ins Angeſicht
Und ſpricht:
Kennſt Du mich denn nicht?

---

37. Ein freundlich Mahnwort an Alle, die ein gutes Herz haben.

er es ſchon von Euch beachtet hat, liebe Leſer (und Gott geb's, daß es recht Viele beachtet haben!), wie die Thiere mißhandelt werden, der wird von Herzen Ja und Amen zu dem ſagen, was ich Euch jetzt mittheilen will. Es iſt das Wort eines edlen Schweizers, des Profeſſors P. Scheitlin zu Sanct Gallen in der Schweiz, dem ich aber hin und wieder auch eins von mir zuzufügen mir erlauben muß und namentlich da, wo des Profeſſors Wort zu hoch iſt und ſich zuſehr im Allgemeinen hält. Laſſet's aber, ich bitte und beſchwöre Euch, nicht zum einen Ohre hinein, zum andern heraus, ſondern

in das Herz geben, daß es auch Frucht trage. So spricht er: „Uns, die wir nämlich Bekenner unſeres hochgelobten Herrn Jeſu Chriſti ſind, iſt ein ſchönes, edles, reines, heiliges Gebot, nicht nur das Thier nicht zu mißhandeln, es nicht zu haſſen, ihm nicht zu fluchen, es nicht zu verachten, ſondern das: achte und liebe das Thier und behandle es menſchlich, gegeben.

„Auch das Thier iſt unſer Nächſter. Wer einen unter Mörder zwiſchen Jeruſalem und Jericho gefallenen Hund in ſeinem Blute liegen läßt, nicht ſeine Wunden waſcht und mit Oel lindert und auf ſein Maulthier oder in ſeinen Wagen nimmt, wenn er nur immer kann; wer nicht neben ihm geht und ihn zur Herberge bringt, und dem Gaſtwirth nicht einen Groſchen gibt und ſagt: „Wenn ich wiederkomme, will ich das Uebrige auch noch bezahlen," der iſt ebenfalls ein Phariſäer, der das Gebot der Liebe nicht übt; ein Sadducäer, der ſich um ſeine empfindenden Mitweſen nichts kümmert; ein Levit, der nur dem Tempel, aber nicht der Welt dient; ein Prieſter, der die Schrift kennt, aber nicht nach ihr thut; der iſt nicht einmal ſo weit, als Moſes ſeine Juden in der Wüſte brachte, indem dieſe doch dem verirrten Eſel wieder auf den rechten Weg halfen. Ein überfahrener Hund darf von jedem Ehrenmanne auf den Arm genommen und zum Arzte getragen werden. Es macht ihm nicht nur keine Schande, ſondern erwirbt ihm die Achtung aller beſſern Menſchen und gewiß den Beifall Deſſen, der geſagt hat: „Der Gerechte erbarmet ſich auch des Viehes, und der ſeine milde Hand aufthut und Alles, alſo auch ſeine Millionen Thiere, ſegnet mit Wohlgefallen."

Wir ſollen jedem Thiere Freude machen; denn das Thier macht ſie ja uns. Freuſt Du Dich nicht des lieblichen Geſanges der Vögel? Wir ſollen Liebe mit Liebe vergelten. Das Thier liebt uns. Oder iſt's etwa keine Liebe, welche die Kuh zu dem hat, der ſie füttert und ihr ihren Stall reinigt und ihr ein weiches Bett von reinem Stroh macht? Iſt's etwa keine Liebe, was das Pferd an ſeinen Reiter feſſelt? Iſt's keine Liebe, die den Hund ſo treu ſeinem Herrn ſein, ſeine Freude und ſeine Trauer theilen, ihn auf Schritten und Tritten begleiten, ihn in Gefahren vertheidigen läßt? Iſt's keine Liebe, daß die

Katze ihrer Hausfrau schmeichelnd überall folgt? Ich könnte Euch an tausend Erweisungen dieser Art vom Thier gegen den Menschen erinnern und immer fragen: „Ist das keine Liebe?“ Und Ihr würdet sagen müssen: „Ja wohl ist's die Liebe des Thiers zu dem Menschen!“ Aber ich würde dann auch sagen: „Vergeltet Liebe mit Liebe!“ Das Gebot: „Liebet Euch unter einander!“ gilt auch hier, sei es ein altes oder ein neues Gebot. Es ist ein altes; die Juden und Heiden haben es schon erkannt. Eindringlicher hat es uns der Heiland Jesus Christus gegeben.“

Wir sollen dem Thiere Freude machen, weil wir es können. Nur an seinen eigenen Nutzen überall denken, ist schändlich.

Wir sollen das Thier achten. Denkt einmal an den edeln Hund Barry, von dem ich Euch in der Spinnstube von 1846 erzählt, und sagt ehrlich: „Müsset Ihr nicht wahren Respect vor diesem Retter so vieler Menschen haben?“ Wer das Thier nicht liebt, ist weniger, als dieser Hund, der die Menschen so sehr liebte. Es sollte dem Menschen leichter sein, das Thier zu lieben und seiner sich zu erbarmen, als dem Thier, daß es den Menschen liebe, von dem es viel Uebles erfährt. Paulus sagt: „Wer seine Hausgenossen nicht versorge, der habe den Glauben verläugnet und sei ärger, denn ein Heide.“ Wer ein Thier zu seinem Hausgenossen gemacht hat, der soll auch für diesen seinen Hausgenossen vortrefflich sorgen. Wer's nicht thut, ist auch ärger denn ein Heide. Ich habe Respect vor dem Kutscher und Bauersmann, der erst für seine Pferde und Ochsen sorgt, ehe er den eigenen Hunger und Durst stillt; denn diese armen Thiere müssen warten, bis sie's kriegen, während er's sich selber verschaffen kann. Thut er's nicht und denkt erst an sich, so verdient er, daß ihn die Peitsche treffe, die das arme Thier so oft ohne Grund und Ursache und so oft unmenschlich trifft. O, ihr Obrigkeiten, gebet Gesetze, daß das arme Thier, das Gott nicht zur Mißhandlung und zum Schmerze geschaffen hat, vor der Rohheit der Menschen geschützt werde. Wollet Ihr damit warten, bis einmal die Menschen erst vor den Menschen sicher sind, so könnet Ihr warten bis an der Welt Ende; aber die haben Euch zu, die Richter und Bürgermeister, die Vögte, Kreis- und

Landräthe und wie ſie alle heißen, und können den verklagen, der ſie foltert und mißhandelt. Wer aber hört das Seufzen der Creatur? Wo könnte das Thier Schutz ſuchen gegen Unmenſchen? Vertheidigt es ſich ſelbſt gegen ſeinen unmenſchlichen Dränger mit ſeinem Horn, Gebiß oder Fuß, ſo wird's noch ärger mißhandelt und der Unhold iſt doch die Urſache, der das arme Thier gereizt hat. Das Thier hat keinen Richter auf Erden, der ihm hilft gegen den Menſchen. Freilich hat's droben Einen, der ſein nicht vergißt und auch ſeine Dränger ſtraft. Aber wie anders würde es ſtehen, wenn der Unhold, der ſein Pferd, ſeinen Ochſen, Eſel oder Hund mißhandelt, oder einen Vogel quält, ſein Neſt zerſtört, die Jungen mordet, oder dergleichen vollbringt, was Gott und guten Menſchen leid thut, auch von dem Richter geſtraft würde und die Polizei, der Tagwächter, Spießmann, Feld- und Flurſchütze angewieſen wäre, ihn vor Gericht zu ziehen und zu laden, wo ihm eine wohlverdiente Strafe würde. Es gibt Menſchen genug, an denen das Wort der Ermahnung fruchtlos bleibt, die aber ein Groſchen Strafe, eine Stunde Gefängniß gewiß zur Räſon brächte, das heißt, zur Einſicht in das, was einem Menſchen gegen das Thier obliegt!

Eltern! denen Gott Eurer Kinder Seelen anvertraut hat, daß Ihr ſie regieren, daß Ihr ſie zum Reiche Gottes heranbilden ſollet, laſſet kein Kind ein Thier im Mindeſten quälen. Darum vor Allem gebet ihnen ein gutes Beiſpiel treuer Fürſorge für Eure Hausthiere. Lehret ſie, daß auch die Thiere einen Herrn im Himmel haben, der das Schreien des Raben im Walde und das Blöcken des Kalbes hört, und noch beſſer hört, als Ihr Eurer Kinder Schreien um Brot. Geſtattet nicht, daß ſie die arme Fledermaus ans Hofthor, die gefangene Eule an die Stallthüre annageln und das arme Geſchöpf langſam zu Tode zappeln laſſen; daß ſie den Maikäfer und Weinſchröter (Hirſchkäfer) an Fäden binden und fliegen laſſen, bis ſie ihnen die Beine ausreißen; daß ſie die Hummel fangen und den Hinterleib abreißen, um das Honigbläschen zu naſchen; daß ſie das Vogelneſt ausheben, die Eier zerſchlagen, oder die Jungen grauſam tödten. Sagt ihnen, daß die Creatur auch ein Recht an ihr Leben hat, weil es Gott, der Herr, ihr gege-

ben; auch ein Recht hat, zu leben und ſich des Lebens zu freuen, weil ſie es nach Gottes Willen ſoll; ſagt ihnen, daß das arme Geſchöpf Schmerz empfinde, wie ſie ſelbſt. Stellt ihnen vor, daß ſie kein Recht haben, das Geſchöpf zu martern, weil es nicht ihnen iſt, ſondern Gottes, und ſie nicht Gottes Ordnung ſtören, nicht in Gottes Rechte eingreifen dürfen. Wie Ihr ſie lehret, dem Armen Brot reichen, indem Ihr durch ihre kleine Hand es dem Armen darreichen laſſet, ſo pflanzt frühe in ihre Seele Mitleid mit dem Thiere. Wer barmherzig gegen das Thier iſt, iſt's auch gegen die Menſchen, und wenn Ihr einſt alt und ſchwach ſeid und Eure Kinder Euch pflegen und hegen, verſorgen und tragen, wie's guten Kindern zukommt, o, ſo denket, daß das auch Früchte ſind jener Barmherzigkeit gegen alles Lebende, die Ihr in ihr Herz gepflanzt habet, und eine neue Bewährung jenes ſchönen Wortes unſeres göttlichen Herrn und Meiſters: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen!"

Lehrer der Großen und Kleinen! Die Schrift ſagt: „Aller Augen warten auf den Herrn, daß er ihnen Speiſe gebe zu ſeiner Zeit; wenn er ſeine milde Hand aufthut, ſo freuen ſie ſich und werden Alle mit ſeinem Gute geſättigt." Lehret in gleichem Sinne, mit gleichem Gewichte. „Er macht Gras wachſen fürs Vieh; er gibt friſches Waſſer den ſchreienden Hirſchen und weidet die Ziegen und macht der Gemſe eine Rinne in die Felſen, und thut — Alles in Allem; denn was die Erde und der Himmel, die Wolken, Winde und Sonnen thun, thun ſie nur allein durch Ihn und weil Er's ſo haben will — weil alle Dinge nur Einen Zweck, Ende und Ziel haben, das da iſt die ewige Verherrlichung des allgütigen, in allen Dingen und Fügungen unbegreiflichen Schöpfers und Vaters aller ſeiner Geſchöpfe." Lehret, wie freundlich der Herr auch gegen die Mücken und Lerchen, gegen die Vögel und Fiſche ſei, und wie er täglich allen ſeinen Weſen die Erde, wie einen runden Tiſch, deckt mit Kraut und Grauſchung und allerlei köſtlicher Speiſe. Für die Menſchen — ſo klein an Zahl — nur etwa tauſend Millionen auf der ganzen Erde — iſt nur der allerkleinſte Theil beſtimmt. Das Meiſte iſt für die Thiere da; denn ihrer iſt eine unausſprechbar große Zahl. Darum

ſoll der Menſch den thörichten, ſtolzen Gedanken, Alles ſei nur ſeinetwegen da, nicht hegen. Der Lehrer lehre ihn Demuth, lehre ihn Liebe, lehre ihn Erbarmen und Menſchlichkeit, daß er nicht durch Grauſamkeit ſich ſelber entwürdige, entehre und ein Menſch ohne menſchliches Weſen und Gefühl werde.

Darum erkennet, wie ſündhaft Ihr Euch vergehet, wenn Ihr Eure Knaben lehret, Schmetterlinge und Käfer fangen, ſammeln und in Glaskaſten aufſtecken mit Nadeln, wo denn die arme Creatur zu Hunderten in den entſetzlichſten Qualen eines langſamen Todes ſtirbt. Heißt das Bilden und Erziehen? Tödtet Ihr ſo nicht Euer eigenes Lehrwort durch eine ruchloſe, unmenſchliche That? Erkennet's als Sünde, wenn Ihr ſie etwa anleitet, Sammlungen von Vogeleiern zu machen. Da ſtreifen ſie durch Feld und Flur und zerſtören das Neſtlein und die harmloſe Lebensfreude des Thiers. Das Gefühl in ihrem Herzen erſtirbt und die Schuld ihrer Rohheit fällt auf Euch, die Ihr berufen ſeid, ſie zu Kindern Gottes zu bilden. Der nur iſt und wird ein guter Menſch, der es für einen rechten Frevel und Sünde vor Gott hält, irgend einem ſeiner Mitgeſchöpfe, ſei's Menſch oder Thier, einen Seufzer oder eine Thräne auszupreſſen.

Bauersleute, die Ihr Euer Zugvieh ans Joch ſpannet, ſeid Menſchen und Chriſten und erbarmet Euch, als Gerechte, Eures Viehes. Ich will nicht ſagen, daß Ihr es tüchtig füttern ſollt, das thut Ihr von ſelbſt; denn es iſt Euer Vortheil. Nein, ich fordere mehr und Anderes von Euch. Fluchet nicht Euren Thieren. Den Fluch hört Gott. Er trifft nicht das arme, ſchuldloſe Thier, ſondern auf Euer Haupt fällt er zurück! Jochet ſie nicht an Ein Joch, wo das Thier ſeinen Kopf unnatürlich halten muß. Laſſet jedem ein Joch und ſpannet ſie an wie Pferde, oder gebet ihnen das Kummet, wie dem Pferde auch; es wird Euch beſſer ziehen, weil es ſich frei bewegen kann, und leichter thut es ſeine Arbeit. Schlaget es nicht. Ihr könnet's an Euer Wort gewöhnen, daß Ihr der unmenſchlichen Peitſche gar nicht mehr bedürfet. Ladet nicht ſchwerer, als Euer armes Vieh ziehen oder tragen kann. Schonet's, wenn es bergauf geht. Ihr keuchet ja ohne Laſt — denkt einmal

an das arme Thier, das nun noch die Laſt zieht! Verkündiget Euch am armen, hülfloſen Thiere nicht vor Gott!

Kutſcher und Fuhrleute, übertreibt das Thier nicht! Ihr mordet es ſonſt. Zerſchlagt Eure Knotenſtöcke und Peitſchenſtiele nicht am Thiere. O, es ſieht's Einer droben, dem Ihr Rechenſchaft geben müſſet von jedem Seufzer des gemarterten Thieres, von jedem Schmerzſchrei und Aechzen der Kreatur, den Ihr hervorruft.

Füttert Eure Thiere und tränket ſie zur Zeit, Ihr bedürfet deſſen ja auch; gebt Acht auf ſeine Noth und Bedürfniß, auf ſeine Geſundheit und Krankheit und auf ſeine Wünſche. Reden kann's nicht; aber verſtehen könnet Ihr ſeine ſtumme Sprache doch gar leicht.

Und Ihr, Poſtherren! Iſt's weislich, den Poſtillon, der die Pferde, dieſe edlen, verſtändigen Thiere, zu Tode ſprengt, und, wie man ſagt, gut fährt, zu belohnen? Er hat gut gefahren, weil er das arme Thier nicht ſchonte, draufhieb, und — weil er ſelbſt nicht an den Strängen mitziehen und mitrennen mußte. Hätte er das gemußt — es wäre ſicherlich anders gekommen! Ein Fluch für ein edles Thier kann niemals ein Segen für die Menſchen, und ein Segen für die Menſchen ſoll nie ein Fluch für die Thiere werden.

Metzger, Schlächter, Meiſter und Geſellen! hetzet kein Thier mit dem Schweißhund, der es beißt, daß es blöcket! Werfet nicht die hartgeknebelten Kälber unmenſchlich auf einen Wagen. Müſſet Ihr ein Thier tödten, kürzet ſeinen Schmerz ab. Betäubet's lieber erſt durch einen Schlag. Tödtet es ſchnell. Laßt's nicht in ſeinem Blute verzappeln. Hänget's nicht erſt lange an die Hinterbeine auf, ehe Ihr ihm den tödtenden Stich gebet. Muß es ſterben, ſo ſterbe es ſchnell, ohne Qual!

Menſchenfreunde, wo Ihr ſeid, helfet, helfet dem Thiere eine Erlöſung gewinnen, eine Erlöſung vom Menſchen und ſeiner Grauſamkeit! Der Sohn Gottes kam ja einſt auf die Erde, Euch zu erlöſen. Die Menſchheit muß in Seinem Sinne die armen Thiere erlöſen helfen. O, der wirklich Erlöſete will auch erlöſen!

Der Herr im Himmel liebt auch das Thier. Er hat es neben uns geſtellt; läßt es an den Leiden und Freuden der Erde täglich Theil nehmen, mit uns leben und ſterben.

Er gab dem Thiere Leben, Empfindung, Gedanken, Furcht und Hoffnung in seiner Weise und auf seiner Stufe, und ſieht und hört es ſtöhnen. Liebt das Thier, achtet es!

Hausmütter, die Ihr zur Speiſe das Thier bereitet, ſeid ſeine Helfer. O, laſſet es nicht zu, daß das Täubchen, das Huhn, überhaupt das Geflügel, langſam von Euren Mägden getödtet werde. Laſſet es nicht zu, daß der Krebs mit dem kalten Waſſer auf's Feuer geſtellt oder in lauwarmes geworfen und dann bis zum Tode in dem kochenden Waſſer langſam alle Höllenqual erdulde, bis er ſtirbt. O, Ihr könnt ja das Waſſer erſt zur kochenden Hitze ſteigern und ihn dann hineinwerfen und ſchnell tödten. Laſſet's nicht zu, daß der Aal lebendig in Eurer Küche erſt geſchunden werde, dem lebenden Fiſche die Schuppen abgeſchurft werden. Tödtet ihn erſt! O, ſeid menſchlich!

Und wie Ihr's hier ſeid, lehret's Eure Kinder ſein. Wie Ihr ſie die kleinen Händchen falten und beten lehret zum Schöpfer und Vater, ſo lehret ſie milde, menſchlich, chriſtlich handeln gegen die Thiere.

Und Du, Herr aller Deiner Weſen, ſegne, ſegne dieß Wort, daß es nicht leer zu mir zurücke kehre! Amen."

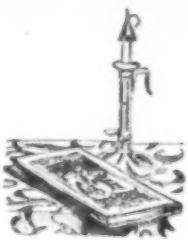

Literarische Anzeigen.

In der **Schnuphase'schen Buchhandlung** in *Altenburg* ist soeben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dessert für deklamatorische Abendunterhaltungen und humoristisches Hausmittel gegen **Trübsinn.** Eine Sammlung gereimter Anekdoten, Epigramme und Wortspiele. Freunden des Scherzes und der Heiterkeit gewidmet von ***G-r.*** Erstes Heft. 12. brosch. 7½ Ngr.

Im Laufe dieses Monats kommt zur Versendung:

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das deutsche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von

Dr. G. L. Kriegk.

11. Lieferung.

Dieselbe erscheint in Heften von c. 6—7 Bogen à 5 Sgr. od. 18 kr.
„ „ „ Lieferungen von c. 15—18 Bogen à 12½ Sgr. oder 45 kr.
„ „ „ Bänden von c. 30—36 Bogen à 25 Sgr. oder fl. 1 30 kr.

Bestellungen auf dies treffliche Geschichtswerk werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Frankfurt a. M. im August 1847.

F. Varrentrapp's Verlag.
(Ph. Krebs.)

Bei **C. W. Leske** in Darmstadt ist folgendes treffliche volksthümliche Buch erschienen:

Der

Bauernkrieg

von

A. Weill

in Paris.

26½ Bogen 8. Geh. Preis Thlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Bei R. Mühlmann in Halle sind erschienen:

Ahlfeld, Fr., Erzählungen für's Volk. Erster Band. Geh. 18 Sgr. = fl. 1. 3 kr.

Diese Erzählungen sind, auf Vieler Wunsch, aus dem „Volksblatt für Stadt und Land" besonders abgedruckt. Einzeln sind davon zu haben:

Der Verwalter und sein Kind — Das Knechtjubiläum. Geh. 5 Sgr.

Des Spielers Gang und Ende. Geh. 2 Sgr.

Der Auszugsvater. 2 Sgr.

Der Knechtepastor. 2 Sgr.

Das verachtete Kind. 2 Sgr.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Albrecht, Dr., **die Kopfschmerzen,** ihre schnelle Linderung und gänzliche Heilung. Als: Vom Andrange des Blutes, vom rheumatischen, gichtischen und betäubenden Kopfschmerz. Fünfte Auflage. 10 Sgr. oder 36 kr.

— — **sichere Hülfe für Schwindsüchtige,** oder was ist eigentlich die Schwindsucht und wie ist solche zu verhüten? Zweite Auflage. 10 Sgr. oder 36 kr.

Rabener, Knallerbsen, oder 256 interessante Anekdoten; nebst Charaden und Räthsel zur Unterhaltung auf Reisen und in Gesellschaften. Achte Auflage. 10 Sgr. oder 36 kr.

Schellenberg, O., Buchführung für den Kleinhandel, besonders für Kaufleute und Gewerbtreibende, um die Handlungsbücher gut anzulegen und übersichtlich zu führen, nebst 24 kaufmännischen Klugheitsregeln. Fünfte verbesserte Auflage. 15 Sgr. oder 54 kr.

Scholand, J. M., die **Gesundheitslehre,** für Jedermann, oder was hat man zu thun, um Körper und Geist gesund zu erhalten, und das leibliche und geistige Wohlbefinden zu befördern, nebst allgemeiner Gesundheitslehre. Zwölfte verbesserte Auflage. 15 Sgr. oder 54 kr.

Seidel, (Kunstgärtner in Dresden) **der Küchen-Gemüsegärtner,** oder deutliche Anweisung, wie auf die leichteste und zweckmäßigste Art ein Küchengarten zu bestellen und jede Pflanze der Natur gemäß zu warten ist. Neue Ausgabe. 10 Sgr. oder 36 kr.

Im Verlag von **Ebner und Seubert** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Abel, Praeceptor. **Rechenbuch für Gewerbsleute**, oder Anleitung, Aufgaben aus den Werkstätten der Handwerker, vermittelst der Decimalbrüche zu berechnen. Mit eingedruckten Figuren und einer Abbildung des Längenfußes verschiedener Länder in seiner wirklichen Größe. 8. Geh. Preis 10 kr. oder 12 Sgr.

In **H. R. Sauerländer's** Verlags-Buchhandlung in Aarau ist erschienen:

Zschokke, H., Gesammelte Volksschriften. Für Volksbibliotheken und Lesevereine zu Stadt und Land, enthaltend: Das Goldmacherdorf — Meister Jordan — Spruch und Schwank — Die Branntweinpest. gr. 8. $\frac{7}{15}$ Thlr. 42 kr.

Ueber den Werth dieser Schriften, als eigentliche **Volksschriften**, kein Wort; Deutschland und die Schweiz haben ihr Urtheil auf unzweideutige Weise ausgesprochen, mehrere derselben sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, und genießen dort denselben Ruf wie hier. Da von verschiedenen höchst achtbaren Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Ausgabe dieser ächten Volksschriften so zu veranstalten, daß sie den weniger bemittelten Ständen zugänglicher gemacht, und durch Vereine auf deren Verbreitung unter dem eigentlichen Volke gewirkt werden könne, haben sich Verfasser und Verleger in uneigennütziger Absicht zu der vorliegenden wohlfeilen Ausgabe verständigt.

In **Lechner's** Verlag in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: (In Frankfurt bei J. D. Sauerländer):

Lafosse, der geschwinde Franzose;

oder Kunst, die französische Sprache ohne Sprachmeister auf geschwinde und leichte Art zu lernen.

Die Orthographie und Aussprache ist nach *Catineau's* Dictionnaire von S. Roberts berichtigt. **1**te verbesserte Auflage. **2** Theile. in Einem Bande. Wien, 1847. **36** kr. = **10** sgr.

Es sind manche ähnliche Werke erschienen, aber keines kann sich rühmen, **13 wirkliche Auflagen** erlebt zu haben. Wir können gewissenhaft behaupten, daß wer schnell französisch lernen will, seinen Zweck durch Anwendung dieses Werkchens gewiß erreichen wird. Auf die Verbesserung der Aussprache nach Gatineau wurde alle Mühe verwendet, sowie die Correctur aufs Aufmerksamste besorgt.

Bei J. P. Diehl in Darmstadt ist erschienen:

Das Vaterland.

Ein Lesebuch für die oberen Klassen der Volksschule.

Von Dr. W. J. G. Curtman.

26 Bogen groß Octav. 12 ggr. 15 sgr. 51 kr.

Partheipreis: 24 Exemplare Rthl. 10. oder fl. 17. 30 kr. und ein Frei-Exemplar.

Metzger's Volksschriften im Verlag v. **Brönner** in Frankfurt a. M.

Der Bauernspiegel

oder

Peter Lang, der verständige Bauer und Bürgermeister.

Von J. Metzger.

Neue Ausgabe, vermehrt mit einem Anhang: Verrichtungen der Land- und Hauswirthschaft in jedem Monat.

8. Geh. Preis 12 ggr. oder 54 kr.

Karl Will,
der kleine Obstzüchter,
oder
gründliche Belehrung in der Obstbaumzucht.

Mit vielen Holzschnitten.
Neue Ausgabe
Gebunden 4 ggr. oder 18 kr.

Maria Flink,
die kleine Gemüsegärtnerin,
oder
gründliche Belehrung im Gemüsebau.

Mit Holzschnitten.
Neue Ausgabe.
Gebunden 6 ggr. oder 24 kr.

Unter der Menge sogenannter „Volksschriften," die jetzt zu Tage gefördert werden, dürften wohl nur wenige diese Benennung so mit Recht verdienen, als die vorstehenden. Ueberall, wo sie bis jetzt bekannt wurden, haben sie entschiedenen Beifall und große Verbreitung gefunden und allein in Baden und Würtemberg z. B. wachsen schon mehrere Hunderttausend junge Bäumchen aus der Erde, die ihr Entstehen bloß dem Büchlein „Karl Will, der kleine Obstzüchter" verdanken, welches dort in großer Anzahl auf dem Lande verbreitet wurde und in manchen Gegenden in jedem Bauernhause zu finden ist.

Jedem, der für Landgemeinden zu sorgen hat, empfehlen wir die genannten Schriften, Ortsvorstände, landwirthschaftliche Vereine, Landgeistliche und Schullehrer fordern wir aber vorzugsweise auf, sich mit denselben bekannt zu machen.

Im Verlage der J. P. Setzer'schen Buchhandlung in Rottweil am Neckar ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der deutsche Bauernkrieg

für

den Mittelstand.

Geschildert in 33 Erzählungen

durch

Conrad von Jachenau.

24 Bogen gr. 8. fl. 1. 42 kr. oder Rthlr. 1.

Unsere Zeit ist eine bewegte, in politischer und besonders in socialer Hinsicht. Je mehr mit der hochfluthenden Menschenwoge die Bedürfnisse derselben sich steigern und auf dem beschränkten Raume des kulturfähigen Bodens da und dort die Noth wächst, um so unvermeidlicher sind die Erörterungen über das Recht und die Mittel zur Existenz der Massen, welche wenig oder nichts besitzen und von dem Antheil an dem Mutterboden theils ganz ausgeschlossen sind, theils nicht die volle Berechtigung auf der ihrer Arbeit vertrauten Parzelle haben. Zu gleicher Zeit mit dieser socialen Frage, an welche sich die der Kapitalanhäufung in wenigen Händen und die des Fabrikwesens unmittelbar anknüpft, hat sich die christliche Menschheit plötzlich wieder, wie in der Reformations-Epoche, auf das Gebiet der Religion und Kirche geworfen und ist in offenen Zwiespalt über natürliches und positives Recht in Dingen des Gewissens ausgebrochen. Ungefähr die gleichen Gegenstände waren es vor dreihundert Jahren, welche Revolutionen und Aufstände in Kirche und Staat erzeugten. Man hat ganze Bücher über die Aehnlichkeit jener Zustände mit den gegenwärtigen geschrieben. Die kirchliche Bewegung ist nach allen Seiten hin beleuchtet und vielfach dem Verständniß des Volkes näher gebracht worden. Aber die sociale Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, deren Spitze die Empörung der Bauern im südlichen Deutschland bildet, wurde nur von Wenigen ihrem ganzen Umfang nach behandelt, und theils zu weitläufig, theils zu kurz für den Mittelstand.

Wir glauben daher nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir die Totalsumme jener Begebenheiten in den Rahmen eines mäßigen Bandes dem Publikum auf gemeinfaßliche und unterhaltende Weise in fortlaufenden Erzählungen darlegen, das Recht und Unrecht der kämpfenden Parteien parteilos ermittelnd. Unser Resultat ist die große Lehre von der Mäßigung und Gerechtigkeit, ohne welche das Gesammtwohl in dem Kriege der Sonder-Interessen untergeht, und von der christlichen Liebe, ohne welche die Verschiedenheit des Looses der Menschen in gegenseitige Raub- und Vertilgungswuth ausbricht.

Bei **E. Pönicke** und **Sohn** in **Leipzig** ist erschienen und bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main so wie in den übrigen Buchhandlungen zu haben:

Die Schnellschrift. (Stenographie.) Eine Anweisung, durch gewählte Abbreviaturen beim Schreiben fast die Hälfte der Zeit zu sparen, und überhaupt so schnell zu schreiben als gesprochen wird. Für Gelehrte, Studenten, Gymnasiasten u. A., sowie für Kaufleute und Alle, die viel zu schreiben haben. Von **Adolf Hanze.** 8. Brosch. Preis 6 Ngr. 21 kr. rhein.

Im **Verlags-Bureau** zu Stuttgart ist erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig:

Die Lehre

von

der Hauswirthschaft

mit

besonderer Rücksicht auf technische und chemische Grundsätze.

Von

Dr. F. M. Duttenhofer,

vorm. Professor an der Königlichen Thierarzneischule in Stuttgart.

25 Bogen. Geh. broch. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr. rhein.

Kein Zweig der Hauswirthschaft aller Klassen der Gesellschaft, außer der eigentlichen Kochkunst, über welchen man hier nicht die gründlichste Belehrung bis ins einzelnste Detail fände, und es sollte sich daher dieses Buch in den Händen jeder verständigen Hausfrau, jedes guten Wirthschafters befinden.

Im Verlage von **A. Weinholz** in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der alte Fritz, besungen von A. Weinholz.

Erscheint in 5 Lieferungen, deren jede 5 Sgr. kostet. Das Ganze, etwa 22 Bogen, oder 330 Seiten enthaltend, wird also nur 25 Sgr. kosten.

Memoiren Besenstiel's, von A. Weinholz. Preis 3¾ Sgr.

Gedichte von A. Weinholz. Eine Probe. Preis 10 Sgr.

Bei Voigt und Fernau in Leipzig erschien:

Die Thaten eines chinesischen Kriegers im Frieden, besungen v. A. Weinholz. Preis 7½ Sgr.

Empfehlenswerthe Jugend-, Volks- und Erbauungs-Schriften.

Leipzig bei **Hermann Fritzsche.**

Auswahl Aesovischer Fabeln. Mit 10 Kupf. Geb. 12 Ngr. — 42 kr. rhein.

Das erste Buch für Kinder. Mit 54 color. Bild. Geb. 15 Ngr. — 54 kr. rhein.

Das Buch für frohe Zirkel. Zweite Auflage. Schön cart. 10 Ngr. — 36 kr. rhein.

Erleuchtung. Andachtsbuch für gebildete Christen. Mit Titelkupfer. Eleg. geb. mit Goldschnitt. Thlr. 1¼. — fl. 2. 6 kr. rhein.

Glatz, erzählende Mutter. 2 Theile. Mit color. Titelk. Geb. 20 Ngr. — fl. 1. 12 kr. rhein.

— Handbuch von Erzählungen. 3 Theile. Mit color. Titelk. Geb. 20 Ngr. — fl. 1. 12 kr. rheinisch.

— Rosalien's Vermächtniß an ihre Tochter Amanda. Fünfte Ausg. 2 Theile. Mit Titelk. Schön geb. Thlr. 2. — fl. 3. 36 kr. rhein.

— Andachtsbuch für junge Christen. Fünfte Auflage. Nebst Anhang: „Opfer der Andacht in Gesängen." Mit Titelk. Schön cart. 25 Ngr. — fl. 1. 30 kr. rhein. — Eleg. geb. mit Goldschn. Thlr. 1¾. — fl. 2. 6 kr. rhein.

Jugendtheater. Erstes Bändchen. Enthaltend: Die Aehrenleserin, Schauspiel in 1 Aufzuge. — Rubezahl, Lustspiel in 1 Aufzuge. Mit 2 color. Bildern. Geh. 10 Ngr. — 36 kr. rhein.

Die Hausthiere im Verhältnisse zu den Gewerben, Wissenschaften und Künsten. Zweite Auflage. Mit 10 Abbildungen in Tondruck. Geb. Thlr. 1. — fl. 1. 48 kr. rhein. Mit fein color. Abbildungen Thlr. 1½. — fl. 2. 42 kr. rhein.

Die Geschichte vom reichen Findelkinde. Ein Buch für Kinder. Mit 3 color. Kupf. Geb. Thlr. 1. — fl. 1. 48 kr. rhein.

Fahrten und Abenteuer des Kapitän Roß auf seinen Entdeckungsreisen nach dem Nordpole. Zweite Auflage. Mit Abbildungen in Tondruck. Geb. Thlr. 1. — fl. 1. 48 kr. rhein. — Mit color. Abbildungen. Thlr. 1½. — fl. 2. 24 kr. rhein.

Girardet's Brautgeschenk. Vierte Auflage. Ausgabe mit 4 Kupfern. Eleg. geb. mit Goldschnitt. Thlr. 2. — fl. 3. 36 kr. — Ausgabe mit 2 Kupf. Schön cart. Thlr. 1¼. — fl. 2. 24 kr. rhein.

Löhr, Kleinigkeiten für unsere Kinder. Mit 6 color. Bildern. Geb. Thlr. 1. — fl. 1. 48 kr. rhein.

Löhr, Bildereien. 4 Bändchen. Mit 96 illum. Kupf. Geb. Thlr. 1⅓. — fl. 2. 24 kr. rhein.

Neue Morgen- und Abendopfer in Gesängen nach Witschel. Mit Titelk. Schön cart. 10 Ngr. — 36 kr. rhein.

Erste Nahrung für den keimenden Verstand guter Kinder. Achte Auflage. Mit deutschem, französischem und englischem Texte und 31 Tafeln color. Abbildungen. Geb. Thlr. 1⅓. — fl. 2. 24 kr. rhein.

Zweite Nahrung für den zunehmenden Verstand. Siebente Auflage. Mit deutschem und französischem Texte und mit 31 Tafeln color. Abbildungen. Geb. Thlr. 1⅓. — fl. 3. rhein.

Opferflamme. Andachtsbuch für gebildete Christen. Mit Titelk. Cleg. geb. mit Goldschnitt. Thlr. 1⅓. — fl. 2. 24 kr. rhein.

Teutona. Auswahl vorzüglicher Gedanken aus den besten Original-deutschen Schriften. Vier Bände. Dritte Auflage. Mit Titelk. Brosch. Thlr. 1⅓. — fl. 3 rhein. Cleg. gebunden. Thlr. 2⅓. — fl. 4. 30 kr. rhein.

Erster Unterricht im Französischen. Dritte vermehrte Ausgabe des Abecédaire français par *C. A. Eberhard.* 8. Geb. 7½ Ngr. — 27 kr. rhein.

Westentaschenräthselbuch. 100 neue poetische Räthsel für Jung und Alt. Cleg. geb. 5 Ngr. — 18 kr. rhein.

Würkert's Volksbuch der Deutschen für Geist und Herz. Wohlfeile Ausgabe in 1 Band. Thlr. 1. — fl. 1. 48 kr. rhein.

Im Verlage von **Gustav Brauns** in Leipzig ist erschienen:

Gottlieb Rohr.

Eine Lebensbeschreibung

für

das Volk.

gr. 8. Brosch. 10 Neugroschen.

Wie ein hervorstechender Zug unserer Zeit allseitig erhöhte Sorgfalt für das geistige und leibliche Wohl der arbeitenden Klassen ist, so verdient obiges, ganz für die Belehrung des Volks geschriebene Werkchen die vorzügliche Beachtung des Publicums. In einfacher kerniger Sprache erzählt es die Geschichte einer von wechselvollen Schicksalen betroffenen Steigerfamilie in Europa und nach ihrer Auswanderung in Amerika, daran sittlich wie sachlich Belehrendes knüpfend. Auch der höher Gebildete wird die aus dem Leben gegriffene Schilderung nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

In J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a/M. ist erschienen:

Baulexikon von C. F. v. Ehrenberg, Professor und Architekt. Erklärung der im gesammten Bauwesen am häufigsten vorkommenden technischen und Kunstausdrücke. Für Baumeister, Künstler, Ingenieure, Bauhandwerker, Mühlenbauer, Bauunternehmer, Feldmesser, Oekonomen, Staats- und Geschäftsmänner. Herausgegeben von E. Knoblauch und L. Hoffmann, Baumeister in Berlin. Mit 11 lithographirten Tafeln. In Sarsenet. Rthlr. 4. 24 Sgr. fl. 8. 24 kr.

Donné, A., Dr. und Professor, über die physische Erziehung der Kinder in der ersten Lebensperiode. Für Mütter und Aerzte. Aus dem Französischen von Dr. A. Friedleben. Bevorwortet von dem Geheimen Hofrath Dr. C. F. Stiebel. Mit 1 Steindrucktafel. 22½ Sgr. fl. 1. 21 kr.

Friedleben, Dr. Th., populäre Experimental-Physik zum Gebrauche gemeinfaßlicher Vorträge und zum Selbstunterricht für denkende Freunde der Naturwissenschaft und gebildete Gewerbtreibende aller Classen. Mit 12 Steintafeln. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Heckler, J. B., der Rheingauer Weinbau, aus selbst eigener Erfahrung nach der Naturlehre systematisch beschrieben, nebst Anhang: über Weinbehandlung, Gebrechen der Weine und deren Verbesserung. Geh. 15 Sgr. 48 kr.

Herr, A., Handbuch der Mineralogie, oder Anleitung, die Mineralien auf sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 8 Tafeln. Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 kr.

Kennedy, W., Geographie, Naturgeschichte und Topographie von Texas. Zweite Auflage. Mit einer Karte. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Neueste Karte von Texas, in Guil. 10 Sgr. 36 kr.

Solms-Braunfels, Prinz Carl zu, Texas, geschildert in Beziehung auf seine geographischen, socialen und übrigen Verhältnisse, mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Colonisation. Ein Handbuch für Auswanderer nach Texas. Zweite Auflage mit 2 Karten von Texas und 2 Plänen von Friedrichsburg und Neu-Braunfels. gr. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Lenz, A. F., Hofgärtner, die Zierpflanzen der Zimmer und Pflanzenhäuser. Beschreibung der Vollkommnisse zur Pflanzen- und Blumencultur und alphabetische Aufzählung aller in- und ausländischen Land- und Topf-Pflanzen, ihre Vermehrung, Behandlung und Verwendung. 2 Theile. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Kochbuch, Neuestes Frankfurter, enthaltend 42 Abschnitte der gründlichsten Anweisung in 1337 Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, das Dressiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln. Herausgegeben von W. Schünemann, vormals erstem Koch im Gasthof zum „weißen Schwan" in Frankfurt a. M. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Wild's praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, der Oekonomie, des Luxus und des Handels. Aufs Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Dr. Doliar. Sechste Auflage. Mit 3 Tafeln und 5 Figuren. 2 Theile. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Rhode, F. L., deutsch-französisch-englisches phraseologisches Handbuch der Handelscorrespondenz und des Geschäftsstyls. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Cartonirt. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Rückert, Fr., Gedichte. Auswahl des Verfassers, mit Portrait und Facsimile. Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Schwenk, Dr. K., Erklärungen über Goethe's Werke. 22½ Sgr. fl. 1. 20 kr.

—— Erklärungen der sieben Tragödien des Sophokles. 21 Sgr. fl. 1. 12 kr.

—— Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Dritte vielverbesserte und vermehrte Ausgabe. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 48 kr.

Bechstein, L., Luther. Ein Gedicht. 8. Geh. 26 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Duller, E., Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr.

—— Kronen und Ketten. Ein historischer Roman. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. 25 Sgr. fl. 8. 24 kr.

—— Loyola. Roman. 3 Bände. 8. Geh. Rthlr. 4. 25 Sgr. fl. 8. 24 kr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1849.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Vierter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtiche nach Michold und vielen Holzſchnitten nach L. Richter.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

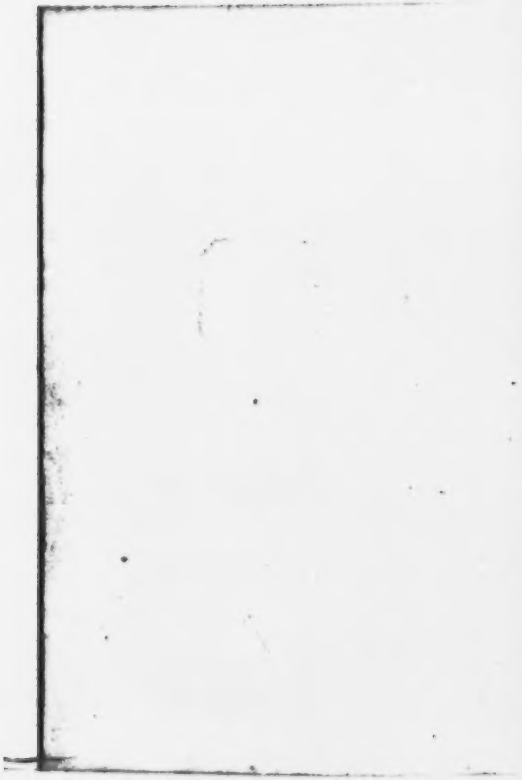

Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte!

Liebe, getreue Spinnſtubenfreunde!

Es iſt, da ich dieß Wort an Euch richte, eben Anfang Novembers 1847 und Ihr werdet's wohl erſt anno 1849 leſen; aber das thut nichts; ich darf doch nicht ſchweigen von dem, was ich für Euch auf meinem Herzen habe. Es iſt ein Wörtlein im Vertrauen über das Jahr 1847, und die Predigt, die es uns allen hielt. Die Predigt? fraget Ihr. Ja wohl! Wenn Ihr ſie auch nicht mit Euern Ohren hörtet, ſo habt Ihr ſie gewiß vernommen in des Herzens tiefſtem Grunde. Ihr Text war dieſer: **der Herr iſt unſer Richter: der Herr**

ist unser Meister; der Herr ist unser König, der hilft uns. Jes. 33, 22.

Ach, wer könnte die Thränen zählen, die der Anfang dieses Jahres fließen sah? Wer die Seufzer, die aus dem beängsten Herzen emporstiegen? Auch in Euren Spinnstuben war die Freude ein seltener Gast, und auch in ihnen vernahm man die Seufzer des Vater- und Mutterherzens: Woher nehmen wir Brod für die Kindlein und uns? Der Mangel und die Noth schritten hin über die Menschen und ihr breiter schwerer Fuß trat jede Freude nieder. Wie Mancher und wie Manche hätte oft gerne ein Stücklein Brod gegessen, wenn's da gewesen wäre, und wenn's da war, errungen durch schwere Arbeit, da hatte man fast nicht den Muth, so ein Brödchen anzuschneiden, weil's gleich wieder alle war. Und auch die Kartoffeln, diese wohlthätige Gabe Gottes, fehlte. Das war eine harte Zeit, und inniger als je beteten Tausende: Gib uns unser täglich Brod heute! Aber da fühlten sie auch das Wort recht: Der Herr ist unser Richter! Ja, es war ein Gericht Gottes gekommen über die Menschenkinder, die des Herrn vergessen hatten in ihrem sündigen Thun! Er wollte uns Alle erinnern an unsre bösen Wege, daß wir sie verließen und wieder Ihn, den Herrn, suchten, ohne den wir nicht sein können. Nehmt's zu Herzen, liebe Brüder, und vergesset des Herrn nicht mehr!

Lehren wollte Er uns durch diese Noth, daß mit unsrer Macht Nichts gethan ist und mit unsrer vermeintlichen Weisheit gar nichts. Lehren wollte Er uns, daß Er es ist, der gibt und nimmt, der erhöht und erniedrigt, der aufrichtet und benat. Der Herr ist unser Meister! O bedenkt's wohl, daß Ihr Euch nicht wieder überhebet in eurem Uebermuthe. Schreibt's Euch ins Herz, daß an Gottes Segen Alles gelegen ist. Ja, es war ein Jahr, davon wird lange geredet werden, und es ist sehr gut, wenn's die Leute nicht wieder leichtsinnig vergessen!

In seinem Beginne und in seiner ersten Hälfte eine Zeit schwerer Sorgen, großer Noth, tiefen Kummers; aber da wandte es sich. Da bogen sich die Aehren von ihrem Körnersegen wie kaum jemals; da neigte sich der Baum unter der schweren Bürde seiner Frucht; da prangte

das Feld im seltensten Reichthume seiner Gewächse, und die gepreßten Herzen athmeten wieder leicht und frei; das matte Auge leuchtete wieder von freudiger Hoffnung, und es war, als wolle der Herr die kummerschweren Herzen doppelt entschädigen für die Entbehrungen, und die Ströme seiner Freude in die Herzen hineinlenken, daß sie frohlockend ausriefen: Der Herr ist unser König, der hilft uns! Und so haben Tausende dankbarer Herzen ausgerufen, als sie den Erntesegen in die Scheuern brachten, und des Feldes Früchte einbrachten in die Keller und des Baumes Segen in ihre Häuser trugen. Ja, liebe Brüder, der hilft! der kann helfen aus aller Noth in seiner Allmacht, und hilft in seiner Huld und Gnade. Danket, preiset den Herrn und rufet Euch selber zu: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat! Ja, wir wollen's uns ins Herz schreiben, wie freundlich der Herr ist. Auf Ihn wollen wir bauen und trauen; Ihn lieben und Ihm danken; Ihm treu und folgsam sein. Aber Ihr, die Ihr in der Zeit der Noth die Hülfe liebender Menschen empfinget, die Euch Gott als Engel sandte, danket's auch ihnen und segnet sie und bittet Gott, daß Er sie segne! Das lasset uns Alle geloben: Wir wollen fortab als treue Kinder im vollen Glauben, in treuer Liebe, in freudigem Gehorsam halten an dem Herrn, der unser Richter, unser Meister, unser König ist, der hilft. Sein heiliger Namen sei hochgelobet in Ewigkeit! Amen.

---

2. Lösung der Räthsel in der Spinnstube von 1848.

Nun ich in Lieb' und Freude meinen ernsten Jahresgruß an Euch gerichtet, will ich auch, wie ich's früher gethan, Euch sagen, was ich in die Räthsel von anno 1848 für Worte und Gedanken eingewickelt habe. Wißt Ihr's schon, desto besser! Das Seite 11 ist die Thräne, die im Augenwinkel geboren wird, und deren Aeltern bald Schmerz, bald Freude sind. Wenn sie fließt, wischt Ihr

sie schnell ab. Gieb's Gott, daß Ihr anno 1849 mehr Freudenthränen weinet, als andre!

Das Seite 86 hat's mit den Augen, den Ohren, der Nase und dem Munde zu thun. Das sind die Sechse, die friedlich zusammen wohnen. Augen und Ohren thun das Ihrige paarweis. Wären sie nur immer offen für das Gute! Wachten sie nur, daß kein Unrecht in die Seele schliche! Die arme Nase übt Schildwacht und friert allemal am Ersten. Das Futter — nun, das ist der Schnupftabak, den sie mit Niesen zuerst wegwirft, dann aber mit Plaisir aufnimmt. War' auch nicht nöthig! Das Maul (mit Verlaub!) ist der Advokat. Ach ja, seufzt der Gevatter, und denkt an seine Frau, die vom ersten Januar bis zum 31. December Prozesse mit ihm führt. Die versteht's Plädiren! Andre auch!! —

Das Seite 109 bedeutet den Stein. Ich dachte an die hochanstrebenden Felsen, an den Edelstein, Baustein und an die schreckliche Krankheit, die so heißt. Gott bewahre uns davor!

Das Seite 111 ist das Blatt. Das am Baume, das Blatt Papier, das Blatt, womit der Jäger den Rehbock lockt und das Blatt, worauf er ihn schießen muß, wenn's ein Meisterschuß sein soll, hat mir dabei im Sinne gelegen.

Seite 161 meint' ich das Geld, das geschlagen wird. Einen Kopf hat's, aber es ist kein Mann und das Silbergeld wird gerne roth, weil's sich schämt, daß so viel Kupfer drinnen ist. Manches wird erst im Alter roth; Andres jung, gleich nämlich, wenn's in Gebrauch kommt. Man macht's nicht gerne namhaft! —

Seite 187 steht Eins, da brauch' ich wohl nichts zu sagen. Es ist der Spiegel. Das Weitere ist richtig, das mit dem Narren nämlich.

Das sind sie. Es waren Wenige. Zürnt mir nicht! Dießmal sollt Ihr deren mehr haben, und ich will sie kinderleicht machen. Wenn Ihr so fortfahret im raschen Rathen, könnt Ihr noch seiner Zeit Rathsherren in Nürnberg werden. Wohl bekomm's!

3. Von den Freunden der Spinnstube.

Ehe ich Euch eine schöne Geschichte erzähle, muß ich nun noch ein Wörtlein von den Freunden der Spinnstube reden. Niemand kann sich herzlicher freuen, wenn die Spinnstube recht viele Freunde hat, als ich, denn da hab ich sie auch zu Freunden, der ich sie schreibe; aber — nichts für ungut! — ich mache doch einen Unterschied drunter! Die rechten, denen ich in Liebe die Hand reiche, für die ich denke, dichte, schreibe, Räthsel mache, altes Geld zu Markte bringe und dergleichen, in deren redlichem Gemüthe ich ein Plätzchen zu haben mich inniglich freue, das sein Ihr, die Ihr sie leset zu Nutz und Kurzweil, und etwas draus nehmet und es bewahret im feinen, treuen Herzen. Hätt sie nur lauter solche, so fiele der Unterschied weg; aber da gibt's noch eine andre Art, die kommen in die Spinnstube, um zu — mausen.

Was? ruft mein lieber Gevatter, und rückt sein grünsammtnes Pelzkäppchen aufs linke Ohr — Mausen? das heißt ja, ins Deutsche übersetzt, so viel, als — Stehlen? —

Der Gevatter ist doch ein alter Pfiffikus! Er nennt allemal das Kind bei seinem rechten Namen!

Mehrmals hab' ich den Wunsch ausgesprochen: Jeder, der in der Spinnstube lese, möge sich etwas mitnehmen. Das hab' ich nun so gemeint, daß er sich eine gute Lehre und eine heilsame Mahnung inwendig, im Herzen, mitnähme; die Spinnstube ihm ein Spiegel wurde, sich selber zu erkennen und wo Besserung Noth thue, und ein Wegweiser, der ihm allemal sagte: Hier hinaus geht der Weg zum Rechten und Guten! Die guten Freunde haben's anders gemeint; sie nehmen auch was mit, nämlich die Geschichten, die Räthsel, das alte Geld und die Anekdoten, in Summa, die ganze Spinnstube nun drucken sie, mit nichts, dir nichts in den Kalendern und Wochenblättern ab und nach und geben's am Ende für eig'ne Waare aus. Denen sind die Finger um einige Gelenke länger gewachsen, als andren Leuten, und ich möchte wissen, wo sie ihre Handschuhe kaufen! Wie gesagt, meine Gumveete, die Kalendermacher, und die Wochenblattsdrucker und Mauser, die's bei keinem Pfuscher gelernt haben,

vielleicht bei den bekannten drei Freunden, dem Zundelfrieder, dem rothen Diether und dem Heiner! Meiner Treu, die Kalender von anno 1847 sind wahre Spiegel für die Spinnstube, guckt sie hinein, so sieht sie sich, wie sie leibt und lebt, wieder. So ist's bei dem Nassauer Kalender. Da schlagt auf, wo ihr wollt, vornen, hinten, in der Mitte — überall die Spinnstube! Ganz dunne steht mal unten: „Aus einem Werke von W. O. von Horn." Ei, mein lieber Gumpeer zu Wiesbaden, warum habt Ihr denn das Kind nicht bei seinem ehrlichen Taufnamen genannt? War das zu viel Mühe? Ihr hättet mir's sagen sollen. Soviel Zeit hab' ich noch, daß ich's Euch geschrieben hätte! Item, der Spinnstube ist's keine Schande, daß man so bei ihr mausen kann. Sie hat etwas; aber ist's recht? das ist eine andre Frage. Mir läg' nichts dran, ja mein Zweck würde gefördert, daß das, was ich meinem geliebten deutschen Volke biete, auch recht unter die Leute käme. Damit ist's aber noch nicht abgethan. Wenn die Leute die Spinnstube in den Kalendern und Wochenblättern finden, so kaufen sie sie nicht, und der brave Mann zu Frankfurt, der sie mit großen Kosten druckt und die Bilder dazu machen läßt, der hats Zusehen. Verstanden? Mir ist's auch kein Vortheil! — Schlagt mal den hessischen Kalender von anno 1847 auf! Da ist's grade so und der nennt noch nicht einmal die Spinnstube. Ich muß sagen, es ist eine hübsche Sache, zu ernten wo man nicht gesäet hat und zu finden, wo's Niemand verloren hat. Gumpeer zu Darmstadt oder wo Ihr sonst sitzet, merkt's Euch, und ich wünsche: Gute Besserung!

Der Sickinger Bote hat auch genachbart; aber manierlicher und hat auch so was von der Spinnstube dahergemacht, aber vermimbelt und vermambelt, wie der bekannte Kuhhirt. Ich sag's frank und frei, wenn ich etwas Gutes aufnehme, was zwar selten geschieht und mit Manier, nenne ich die Verfasser u. s. w. Mich, liebe Gumpeere, mich braucht Ihr nicht zu nennen. Darum ist mir's nicht zu thun; sondern die Spinnstube sollt Ihr nennen und Euren Lesern sagen: (besonders wenn sie den Kalender kaufen müssen) „In der Spinnstube, wo ich dieß Stücklein gemdpft habe, da steckt noch mehr drin; kauft sie Euch!" Das wär' so eine Art, die ein College dem andern schuldig ist!

Die in der Spinnſtube alle gemauſt haben, weiß ich nicht einmal. Man hat mir noch einen Sack voll genannt und Wochenblätter eine Menge.

Wenn Ihr mal Luſt habt, Ihr Wochenblattsdrucker, die Bundesgeſetze über den Nachdruck zu leſen, ſo will ich ſie Euch beſorgen. Es iſt bittre Arznei für die Mägen gewiſſer Leute drin.

Zum Schluß: Darum keene Feendſchaft nich! wie die Berliner ſagen. Jedem das Seine, liebe Gumpeere Kalendermacher! Auf dem Hunsrück und am Rheine hat man ein Sprachwort, das heißt: Gevatter hin, Gevatter her, bleib' mir von meinem Kirſchbaum!

Und damit Gott befohlen!

Bald hätt' ich vergeſſen, was mein Gevatter von mir heiſchte, und er hätte mir ſicherlich einen Schnurrbart gemacht! So will ich denn nicht verſäumen Euch einige gute Büchlein zu empfehlen, die Ihr Euch für wenig Geld kaufen könnt, und ich denke, wenn Ihr ſie geleſen, wiſſet Ihr mir Dank dafür, daß ich ſie Euch empfohlen habe.

Sagt's nur dem Buchbinder im Städtlein, der beſorgt ſie Euch gerne.

Da iſt denn zuerſt Eins, das ich gar lieb habe, weil's ächtes Gold bringt; es heißet: Der Lichtfreund oder die Kindtaufe, und iſt in Jena bei Frommann gedruckt und dem Manne, der's geſchrieben hat, reich ich in Lieb' und Treu' die Bruderhand und rufe ihm ein: Gott lohn's! zu. Das leſet, liebe Freunde aus der Spinnſtube und es kommt gewiß Segen dadurch in Euer Herz und Leben. Was drin ſteht, iſt trefflich. Daran ſchließt ich ein Anderes; es iſt von einem alten, lieben Meiſter, der's aus dem ff verſteht mit dem Volke zu reden, nämlich von dem biedern Zſchokke in Aarau, und iſt anno 1816 gedruckt bei Remigius Sauerländer, und heißt: Geſammelte Volksſchriften von Heinrich Zſchokke. Auch darin findet Ihr gar Vieles, was Euch heilſam, nützlich und ergötzlich ſein wird, nämlich: Das Goldmacherdorf; Meiſter Jordan, oder Handwerk hat einen goldenen Boden; Spruch und Schwank des Schweizerboten und die Branntweinpeſt. Das wird Euch auch viel Luſt und gute Lehre bringen.

Da aber meine Spinnſtube auch manchem braven Bürgers- und Geſchäftsmanne in die Hand kommt, ſo möcht' ich auch dem etwas anrathen. Je beſſer einer ſein Geſchäft verſteht, deſto beſſer es um ihn und die Seinigen ſteht. Da iſt denn bei Sauerländer in Frankfurt ein Büchlein erſchienen, das kann recht den Weg zeigen, wie es ſo Einer anfangen muß, ſich überall ſelber wohl zu berathen. Es heißt: Praktiſcher Rathgeber bei dem Kleinhandel und Gewerbsbetrieb, und gibt eine vollſtändige Anleitung zur gründlichen Führung dieſer Geſchäftszweige, im Rechnen, in Wechſelbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältniſſen; ſowie über Wechſel- und Coursrechnung, im Briefſchreiben, in der einfachen, ſowie in der gewerblichen Geſchäfts- und Buchführung. B. Caſſel hat's geſchrieben, und es iſt recht brauchbar, koſtet wenig und gewährt Rath und That in vielen Dingen für Krämer, Gewerbsleute u. ſ. w.

Ein andermal mehr von ſolchen Büchern!

4. Martha, die Auswandrerin.

Im Monat April 1847 las man in den Zeitungen, daß ein Schiff mit Auswanderern aus dem Preußischen, und namentlich aus der Gegend von Münster in Westphalen, an der Meeresküste von Schottland Schiffbruch gelitten, das Leben der 105 Auswanderer mit genauer Noth gerettet worden, das Schiff aber sammt allen Habseligkeiten der armen Auswanderer zu Grunde gegangen sey. Von allem entblößt, im Zustande eines unaussprechlichen Elends seien die Unglücklichen unweit Kirkwall ans Land gesetzt worden.

Diese Nachricht hat manches treue deutsche Herz tief erschüttert, das sich die trostlose Lage der Armen so recht lebendig vorstellte in dem wildfremden Lande, dessen Sprache sie nicht einmal kannten.

Ganz ehrlich will ich's gestehen, daß mir, als ich die Nachricht las, ein kalter Schauder den Rücken herauf lief und durch alle Adern rieselte: daß ich hätte weinen können bei dem Gedanken an solchen Jammer. Ach, dachte ich, wie glücklich würden sie sich jetzt preisen, wenn sie wieder im lieben Deutschlande wären, das sie so leichtsinnig verlassen haben; wie gerne würden sie wieder in den lieben Räumen des Vaterhauses, bei ihren treuen Freunden, liebenden Verwandten, theilnehmenden Nachbarn seyn, wenn's eben nur ginge! Wären sie da geblieben, wär's ihnen gewiß nicht passirt, was sie jetzt auf der Meerfahrt erlitt hat.

Wie wunderbar sind aber Gottes Wege! Da müssen die armen Leute fern von der alten und noch ferner von der neuen Heimat Alles verlieren und am Ende beinahe heimkehren, wie der Maller, von dem ich anno 1846 erzählt, wenn sie's eben noch fertig bringen. Aber so geht's! Von dem Worte der Schrift: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wollen die Leute nichts hören, wenn ihnen der Amerikateufel in den Kopf gestiegen ist und sie wie ein bitziges Fieber ergriffen hat. Da muß denn der getreue Arzt in Israel, der auch die Narrheiten der Menschenkinder heilen will, wohl mal starke Mittel

anwenden, die auch durchschlagen und, wenn nicht auch immer Andre, doch die kuriren, bei denen sie angewendet werden. Aber — aber — es ist doch schlimm, daß es so kommen muß! — — —

Ja gewiß, damals, als ich das in der Zeitung las, blutete mir das Herz. Wie glücklich hättet ihr Armen bei bescheidenen Wünschen und Ansprüchen daheim sein können, dachte ich, und nun müßt ihr so weit reisen, um — recht elend zu werden und Alles einzubüßen, was ihr von den Aeltern ererbt und durch eignen Fleiß erworben und mit vielen Entsagungen erspart habt. Ich konnte die Gedanken weder wachend, noch im Traume los werden.

Dazu trug denn auch der Umstand bei, daß ich viele davon kannte und recht gut wußte, wie wenig oder wie viel sie der Schuh gedrückt.

Wie mag es der guten Martha ergangen sein? — fragte ich hundertmal; aber Niemand, obwohl Viele, sehr Viele so fragten, konnte mir Antwort geben, bis endlich, — doch — ich will ja von ihr erzählen, weil ich sehe, daß Ihr Alle darnach verlangt.

Ja, diese Martha war ein Mädchen, wie's wenige gibt, und, wenn ich meine liebe Frau nicht hätte, und die Martha hätte mich haben wollen, wer weiß, ob sie nach Amerika hätte auswandern wollen!

Wollte ich Euch sagen, wie sie aussah, so müßte ich weit ausholen. Es sei Euch genug, wenn ich sage, sie war bildhübsch und die Buben sahen sich fast die Augen aus dem Kopfe und liefen sich schier die Beine um sie ab, und doch war sie arm und Jedermann weiß, daß heutzutage die Burschе einen armen Engel für einen reichen Satan hingeben. Gewiß, Martha war das schönste Mädchen auf zehn Stunden in die Runde; aber das war nur Eins. Das Zweite war, daß Martha ein züchtiges, eingezogenes, sittsames, ungemein fleißiges Mädchen war. Das Dritte, daß sie fromm aus Herzensgrunde war — aber das Vierte gefiel mir über die Maßen wohl, das nämlich, daß sie ihre armen, alten Eltern hegte und pflegte mit einer Zartheit und Hingebung, mit einer Liebe und Aufopferung, daß mir oft Thränen in die Augen traten, wenn ich es sah. O Martha, sagte ich oft: die Schrift

lügt nicht. Ehre Vater und Mutter, das ist das einzige Gebot, das eine Verheißung hat. Dir wird, Dir muß es wohl gehen auf Erden!

Sie lächelte dann und ging hinaus.

Martha war ein ganz absonderliches Mädchen. Heiter und fröhlich war sie immer; scherzte und lachte gerne, aber nie hat so ein Bursche es gewagt, einen derben Scherz bei ihr zu machen, und man weiß ja leider, daß manch' faul Geschwätz da aus dem Munde geht, vor dem Zucht und Sitte erröthet und sich abwendet. Die Burschen sagten: Der Kuckuck weiß, bei der Martha ist's Einem zu Mute, wie bei dem Pfarrer. Man kann bei ihr nicht reden wie bei den Andern — und doch zankt sie nicht und schnauzt Einen nicht ab, ist nicht hochmüthig und nicht kurios.

Da lag's aber! Die sittliche Reinheit ihrer Seele übte eine solche Macht aus, daß die Rohheit in ihrer Gegenwart sich roh zu sein schämte.

Dabei war Martha muthig und entschlossen und achtete Nichts, wo es galt, etwas Gutes auszuführen.

Mir fällt davon ein Beispiel ein, das ich hier nicht übergehen darf, weil man daraus des Mädchens Art und Weise recht erkennen mag. Im vorigen Sommer kam ein Gewitter über ihr Dorf. Der Bach, der dran vorüberlauft, schwoll bei dem heftigen Wolkenbruche furchtbar an, überflutbete die ganze Gemarkung und that viel Schaden. Das ganze Thal glich einem See. Da rufen die Leute plötzlich: Ach Gott! Ach Gott! Albrecht's Kind, das hubsche Käthchen, ist ins Wasser gefallen und fortgeflutbet!

Martha, die ihre alten, kranken Eltern auf dem Speicher geborgen wußte, eilt hin und her, wie das Kind die Händchen herausstreckt, dann aber untergeht. Die Mutter ringt verzweifelnd die Hände. Die Männer stehen da herum und rathen, was zu thun sei, da kein Nachen da ist und Keiner schwimmen kann.

Kurz besonnen stürzt sich Martha in die reißende Flutb; rudert, so gut es gehen mag, und erreicht endlich glücklich das Kind.

Nun wäre sie aber verloren gewesen sammt dem Kinde, wenn nicht die Leute auf den klugen Einfall gekommen wären, eine Leiter an ein langes Seil zu binden und die ihr zufluthen zu lassen. Ihre Kräfte ließen schon nach, als glücklicher Weise die Leiter kam. Sie legte das Kind darauf und hielt sich daran, und so zogen sie sie ans Ufer. Hier legte sie das Kind an der Mutter Brust und — husch! wie ein Reh flog sie davon, ohne Dank zu wollen.

Hat sie denn keinen Schatz gehabt? fragen die Mädchen in der Spinnstube.

Viele hatten sie erstaunlich lieb; aber nur Einer durfte sich rühmen, daß sie ihm gut sei, und dieß Gutsein wurzelte in Martha's Seele tief bis in das Innerste.

In Westphalen ist's anders, als bei uns am Rhein, am Main und Neckar und da herum. Der älteste Sohn der erbt das ganze Gut und die andern Kinder bekommen ein kleines Erbe an Geld, was ihnen der älteste Bruder herausgibt. Damit müssen sie zusehen, wie sie thun. Ob diese Ordnung, streng genommen, vor Gott und Menschen recht ist, darüber läßt sich Vieles sagen; aber damit ändern wir die Sache nicht.

Unweit des Dorfes, wo Martha mit ihren alten Eltern lebt, ihre paar Ackerchen baut und im Taglohn das Uebrige verdient, was sie brauchen, liegt ein Hof, der

etwa hundert und achtzig Morgen Gut und Wiesen hat, der Hofbauer, der ein Herr iſt, hat einen Bruder, der ein Jahr junger iſt als er, und der iſt ſein Großknecht. Die fünfhundert Gulden, die ſeine ganze Habe ausmachen, ſtehen bei dem Herrn Bruder, und der Bernhard weiß es nicht beſſer, als es iſt — möcht's aber beſſer haben, das heißt: ſelbſtſtändig werden. Der Bruder Hofherr hat ihm ſchon manches Maschen, das im Dorf ein Häuschen und ein Gutchen hat, vorgeſchlagen; aber der Bernhard hat zu keiner ein Herz gehabt, außer zu dem ſchönen Kinde des Leinenwebers Wagner, und das war Niemand anders als unſre Martha.

Nehm's ihm nicht übel! — aber der Martha nehm' ich's auch nicht übel, daß ihr der Bernhard gefiel: denn er war ein hübſcher Burſch, hielt ſich grad und ſchnack, ſeit er in Münſter bei den Fuſelieren gedient, und Jedermann hatte Reſpect vor ihm, denn er rauf nicht: kartete nicht: war kein Nachtſchwärmer, ſondern treu, fleißig und brav.

Die Lieb' iſt eben ein kuries Ding. Die läßt ſich nicht verſchreiben. Kurz und gut, die Zweie hatten ſich lieb, und daß Bernhard Martha zu Faſtnacht heirathen würde, daran zweifelte Niemand im Dorfe, ſelbſt der reiche Hofbauer nicht, der's nicht gerne ſah.

Vielleicht hätt's der Bernhard ſchon früher gerne gethan: aber die beiden kranken alte Leute mit in den Kauf zu nehmen, mißfiel ihm ſehr.

Wo iſt der Menſch, der nicht von einem Vortheilchen regiert, als Letztes und Höchſtes am Gute doch das „Mein und Dein" gelten läßt? —

Nun liebten ſich Martha und Bernhard ſchon manches Jahr, und Bernhard hatte ſeinen Jahrlohn immer zu Kapital ſtehen laſſen und Martha hatte die Schuld bezahlt, die noch auf dem Häuschen ſtand, daß es nun nebſt den Aeckerchen ihr freies Eigenthum war. Sie hatte ſich das ſo lediglich mit Taglohn erſpart!

So war der Herbſt gekommen. Vater Wagner war engbrüſtig oder dämpfig, wie man zu ſagen pflegt. Als der November kam mit ſeinem Nebel und Duſt, da bekam er die Waſſerſucht und ſtarb nach vielen Leiden.

Er und seine Frau hatten sieben und vierzig Jahre in einer friedlichen und darum sehr glücklichen Ehe gelebt und hatten sich allezeit, auch noch im hohen Alter sehr lieb. Die Mutter bekümmerte sich so sehr um des lieben Gatten Tod, daß sie ihm in einigen Wochen folgte.

Martha war tief betrübt. Sie hatte ihre Eltern so innig und treu geliebt, daß ihr schnell aufeinander folgender Tod sie tief beugte.

Sechs Wochen nachher kam Bernhard und meinte, sie wollten nun voran machen und sich heirathen, weil Martha so alleine in der Welt stehe; aber Martha kränkte sich sehr über die Zumuthung und sagte ihm rund heraus, sie würde das Trauerjahr halten, und wenn er sie dann zum Altare führen wolle, so würde sie ihm in Gottes Namen folgen.

Bernhard hatte es ehrlich gemeint und die Verzögerung ließ er sich auch noch gefallen, weil es Martha so wollte.

Der Winter kam denn endlich und in den Scheuern und Tennen ging's alle Nacht: Klipp, Klapp. Es wurde die Frucht, die seit der Ernte im Baden saß, nun Nachts gedroschen und eine große, feuerdichte Laterne hing am Tennthor und leuchtete dazu.

Der Müllerjacob aber hatte eine Laterne, die nicht gut schloß. Da nun der Wind die Tenne fassen konnte, so wollte es das Unglück, daß ein Fünklein herausfuhr, ohne daß es Jemand merkte, und als um Mitternacht die Drescher in der Stube saßen und Käs und Brot aßen und einen Schnaps dazu tranken, schlug die Flamme im Stroh auf, ergriff die Frucht, die noch im Baden saß und schlug lichterlohe zum Dache hinaus. Als es die Drescher und Hausleute merkten, da war's zu spät. Der Wind pfiff scharf aus Osten und legte die Flamme über die Strohdächer der nebenanstehenden Scheunen, und bald war es ein Flammenmeer, wie man nie eins gesehen.

Die Sturmglocken heulten. Die Feuerspritze des Dorfes arbeitete wacker. Die Nachbardörfer, ja selbst die Löschmannschaft von Münster und die Saaten kamen; aber Alles half nicht. Ehe eine Stunde verging, stand mehr als die Hälfte des Dorfes im Brand, und als der Morgen kam, ging die Wintersonne über den rauchenden

Trümmern von vierzig Gebäuden, über verzweifelnden, obdachlosen Menschen auf.

Auch Martha's Häuschen war niedergebrannt. Sie hatte kaum ein Bette, ihre Leinwand und ihre Kleidungsstücke retten können: Alles andre war Asche geworden. Und was das Schlimmste war, sie hatte es nicht einmal in der Brandkasse! — Alle wollten verzweifeln, die vom Brandunglücke betroffen waren: Martha stand, zwar bleich und tief erschüttert, dennoch ruhig an den rauchenden

Trümmern der heiligen Räume, in denen sie geboren werden, in denen sie so manche glückselige, aber auch so manche schwere Stunde erlebt; nur das Eine Wort hörte man über ihre bebende Lippe gehen: Gott sei Dank, daß meine lieben Eltern dieß Unglück nicht erlebt haben!

Bernhard hatte ihr redlich retten helfen.

Was wirst du nun thun? fragte er sie wehmüthig, als sie im Hause der Wittwe Roth saßen, einer noch ziemlich jungen reichen Frau, die noch mit Martha weitläufig verwandt war.

Ich gehe zu meinen Pathen, sagte sie, und warte das Frühjahr ab. Kommt Zeit, kommt Rath!

Bernhard machte ihr den Vorschlag, bei seinem Bruder auf dem Hofe als Großmagd einzutreten, der eben eine um guten Lohn suche. Du wärst die rechte, sagte er.

Nein, Bernhard, sagte sie darauf; das schickt sich nicht, daß wir, die wir doch so gut wie Brautleute sind, unter Einem Dache wohnen. Was würde die böse Zunge reden und wir müßten durch eine Hechel, schlimmer wie der Flachs.

Laß sie reden! rief er aus. Niemand redet einem andern ein Loch in den Kopf!

Nein: sagte sie fest. Meide auch den bösen Schein, sagt das heilige Wort, und die Lebensklugheit sagt: Gib dem Verläumder keine Handhabe!

Es blieb dabei. Sie ging zu ihrem Pathen nach dem nächstgelegenen Dorfe, das zwei Stunden Wegs entfernt war, und, wenn die Pathen auch unbemittelte Leute waren, die viele Kinder hatten, so nahmen sie die liebe Gothe doch mit voller Freude auf. Martha wollte aber auch nichts von ihnen, als ein Plätzchen, wo sie ihr Bettchen hinstellen könnte: denn Martha war die geschickteste Flachshechlerin weit und breit, und Jedermann nahm sie gerne, seinen Flachs von ihr hecheln zu lassen. Dabei war es Brauch, daß die Hechlerin Kost und Wohnung in dem Hause hatte, wo und so lange sie darein arbeitete. Das Hecheln ist aber eine Arbeit, die mit Verstand verrichtet sein will und die nicht sehr fördert; daher hatte Martha den ganzen Winter vollauf zu thun und verdiente sich ein schönes Stück Geld dazu.

Wenn sie nun so auf ihrer Hechelbank saß und die langen Flachslocken und Zöpfe durch die Stacheln zog, so überschlug sie ihren Verdienst und dachte: für das Geld kaufst du dir blinkendes Zinn; für jenes Eisengeräthe und dieß und das und für Bernhard's Erbe baut ihr das Häuschen wieder auf, und das ist bis zum Herbst für und fertig. Will er dann — daß wir — uns heirathen zu Ostern, so könnten wir ja bei der Rathsbase zur Miethe wohnen. Nun richtete sie sich das neue Häuschen ein grade wie das alte gewesen war, in ihren Gedanken nämlich, und rech-

nete, daß Bernhard's Bruder und die andern Bauern ihr Beifuhren leisten würden. In Gedanken geht so etwas leicht und Alles ist schnell fertig und in der besten Ordnung, aber was alles dazwischen liegt und in den Weg tritt, das wird nicht überlegt.

Auf einen Sonntag im Advent saß der Hofbauer im Sorgstuhl und rauchte seine Pfeife und der Bernhard saß am Tische und stützte den Kopf auf und dachte: Wie ist's doch so kurios mit den Wünschen der Menschen! Jetzt sind die Alten todt und ich hätte endlich meine holdselige Martha heirathen können, da kommt das Unglück mit dem Brande und ich kann nun mein Erbe und meinen ersparten Lohn an das Häuschen hängen! Er seufzte tief auf und der Hofbauer hört's und denkt: Jetzt ist's Zeit!

Hör' mal, Bernhard, sagt er, dein Wohl ist mir anbefohlen und ich stehe an Vaters Statt. Darum muß ich einmal vernünftig mit dir reden. Du hast Wagner's Martha lieb und Ihr seid verlobt, wie ich höre, — aber das ist's eben, was mir Sorge macht. Nun ist das Häuschen abgebrannt und das arme Mädchen kriegt nichts, weil sie es nicht in der Assekuranz hat. Darauf hattest du gerechnet und es wäre auch gegangen; aber nun steht's anders. Das Mädchen hat nichts als sein Bischen Gut und die paar Siebensachen, die sie gerettet hat. Da wird's bayern! Willst du das Häuschen bauen, so geht dein Gut drauf und du bist zu Anfang schon ein armes Bäuerchen. Eine Kuh mußt du borgen und mit Schulden anfangen heißt mit Lumperei enden. Bedenkt du das ruhig, so ist's besser, du läßt ab von dem Mädchen. — Ich wußte dir eine bessere Gelegenheit. Da ist die Wittwe Roth. Jung ist sie; frisch und rasch wie ein Hirsch. Kinder hat sie keine und die funfzehn Morgen Feld, das Haus mit Zubehör ist eine hübsche Sache. Sie sieht dich gerne und du darfst nur Ja sagen und zugreifen, so ist's richtig. Da hösest du warm und wurdest bei deinem Fleiße und deiner Sparsamkeit, bei ihrer Thätigkeit und Ordnung bald und für immer ein behaltener Mann. Das überleg' Mal!

Bernhard blieb in seiner Stellung und seufzte tief auf. Nach einer Weile sagte er: Ich seh's wohl ein, aber

ich kann nicht. Ich hab' mein Wort gegeben. Umstände verändern die Sach', fiel ihm der Hofbauer in's Wort. Du hast ja nicht ahnen können, daß der Brand käme. Was Wort! — Stell's dem Mädchen einmal vernünftig vor, und sie sieht's selber klar ein, daß es so kommen muß. Besser ledig und arm, als verheirathet und arm. Was soll's geben, wenn ihr ein Häuflein Kinder kriegt? Sollen die betteln? Soll ich die Schande erleben, sollst du's? Die Gebeine unserer Eltern würden sich im Grabe umdrehen!

Darauf ging er hinaus und ließ Bernhard alleine.

Er saß lange da und die Thränen fielen auf den Tisch, die er weinte, daß er sie mußte mit dem Wammsärmel wegwischen. Dann stand er auf und ging weg.

Es währte mehrere Tage, bis der Hofbauer wieder ansetzte. Auch seine Frau nahm Theil und so bearbeiteten sie Bernhard so lange, bis er einwilligte. Nun ging der Hofbauer zu der Wittwe Roth. Die zierte sich ein wenig, sprach von ihrem Seligen mit gebührender Liebe und einigen hervorgepreßten Thränen und gab dann ihr Jawort. Schon nach acht Tagen war Handstreich und Verlobung. Der Hofbauer betrieb Alles so eifrig, daß schon am nächsten Sonntag das Paar von dem Pfarrer aufgekündigt wurde, dann weiter an den zwei folgenden und Dienstags drauf war — Hochzeit.

Martha hochelte in einem Dorfe, das vier Stunden entfernt lag und erfuhr nicht das Geringste.

Eines Abends kam in dem Hause, wo sie hochelte eine große Gesellschaft zusammen, wo die Leute sich über ihre Reise nach Amerika berietben. Sie hörte die Lobpreisungen des Lebens in der neuen Welt mit großer Theilnahme, und doch bedauerte sie die, welche Heimat und Freundschaft verließen; aber die waren voll von ihrer Herrlichkeit. Da vernahm sie denn auch, daß Viele aus ihrem heimatlichen Dorfe mitzögen.

Wie sie nun so redeten, kamen sie auch auf Neuigkeiten und Einer erzählte von Bernhard's Hochzeit. Das ist eine Lüge! rief sie aus und sprang auf. Ei, ei, sagte der Erzähler, du bist ja für mit deiner Lüge! Ich war ja selber auf der Hochzeit und der Hofbauer hat's acht

fehlen lassen. Er hat seinen Bruder da warm ins Nest gesetzt! —

Da wurde Martha bleich wie der Tod, — dann wankte sie, wie vom Schwindel ergriffen, und ehe Jemand sie erreichen konnte, stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Allgemein war das Mitleid, als nun die Leute hörten, der Bernhard sei ihr Bräutigam gewesen. Sie trugen sie auf ein Bett und wuschen sie an, daß sie wieder zu sich kam, und die Hausfrau suchte sie mit recht lieben Worten zu trösten. Hatten die Leute geglaubt, Martha würde sich wie eine völlig Trostlose geberden, so war die Rechnung falsch. Zwar weinte sie heftig, und es ist nichts Kleines, um sein Lebensglück betrogen zu werden und sich in dem Menschen so traurig zu irren, dem man sein ganzes, volles Vertrauen geschenkt; allein bald wurde sie ruhig; aber diese Ruhe hatte etwas Beängstigendes; denn sie nahm an Nichts Antheil. Verschlossen in sich that sie ihre Arbeit und redete nichts, als was sie mußte. Alle Leute begegneten ihr mit zuvorkommender Liebe; denn sie hegten alle so tiefes Mitleid mit ihr, die so hart getroffen war.

Als wieder einmal die Auswanderer zusammen waren, trat sie festen Schrittes herein.

Nun bin ich entschlossen, mit Euch zu ziehen, sagte sie mit voller Entschiedenheit eines gereiften und durch klare Prüfung hindurchgegangenen Entschlusses.

Du hast recht, Martha! riefen die Auswanderer. In Amerika braucht man jugendliche Kräfte und belohnt sie mit schwerem Gelde.

Auf die Gründe, warum sie auswandere, ließ sich Martha nicht weiter ein. Sie fragte nur nach den Kosten der Ueberfahrt; nach dem, was man mitnehmen müsse und trug dann dem Manne, der die Geschäfte, die Abschlüsse mit den Agenten und alle diese Dinge besorgte, auf, auch für sie den Accord abzuschließen. Schon nach vierzehn Tagen hatte sie Alles in Händen und ging nun zu ihren Pathen zurück, um ihre Aecker versteigern zu lassen.

Ach, wie staunten ihre Pathen, als sie ihren Entschluß hörten.

Ach Kind, sagte der Pathe, thu's nicht. Was will ein Mädchen in dem fremden, unbekannten Lande machen, wo es sich hier schon in übler Lage befindet, wenn es keinen Schutzer hat. Hier findest du gewiß noch eine gute Parthie. Seid mir stille mit der „Parthie," sagte Martha; ich werde nie heirathen. Hier kann ich mein Häuschen nie aufbauen und bleibe in meiner Armuth bis an mein Ende. Dort erwerbe ich mir soviel, daß mein Alter doch sorgenlos wird; und ist es das, so komme ich wieder und sterbe hier, wenn nicht der Herr es anders mit mir verhat. Was soll ich hier? Vater und Mutter sind todt; mein Häuschen ist abgebrannt. Ohne Halt, ohne Obdach — betrogen — verlassen; — nein laßt mich ziehen. Dort wird Alles neu und die Bande weicht von meiner Seele, die sie hier stets preßt.

Mußt du dort dienen, warum willst du's nicht hier? fragte die Gerbe. Du kannst dir auch hier für dein Alter sparen, wenn auch nicht soviel, wie dort, und da brauchst du doch nicht zu scheiden vom Lande der Heimat.

Es ist wahr, sagte Martha darauf; aber hier erinnert mich Alles an Bernhard's Treulosigkeit. Dort gedenke ich seiner nicht mehr.

Ach Kind, sprach der Pathe, seinen Gedanken kann man nicht entgehen und die Erinnerung nicht bannen.

Wenn auch; entgegnete sie. Es ist nun Alles fest. Seid so gut und geht morgen hinüber in unser Dorf und wohnet mit mir der Versteigerung bei. Da war's aus. Wenn Martha sich einmal entschlossen hatte, so äußerte auch nichts mehr ihren Entschluß um. Wirklich ging andern Tages der Pathe mit ihr in ihr Dorf, wo der Notar schon war, als sie ankam. Ach, wie kamen da Nachbarn und gute Freunde und baten: Bleib doch! Wie nahten sich ihr da Bursche und warben um ihre Liebe, die sie schon lange geliebt hatten. Martha war bis in das Innerste ihres Herzens bewegt; aber sie ließ es nicht merken. Sie scherzte mit den Burschen und mit den Alten. Ihre Güter wurden sehr theuer. Sie erlöste an vierzehnhundert Gulden, verhandelte gegen acht Procent das Steigerungsprotocoll und erhielt baares Geld und war nun bald zur Reise fix und fertig. — Weder der Hofbauer

noch Bernhard ließen sich sehen; aber als sie an Bernhard's Hause vorüber ging, da stand er eben hinter dem Laden, und seine Frau, meinte er, sei über Feld, und Niemand gewahrte die Thränen, die er weinte in tiefer Reue und herbem Weh; denn er kannte nun schon seine Frau genug, um zu wissen, daß sein Himmel — nicht auf Erden sei. Er verbarg sich vor Martha und sie ging stolz und ruhig vorüber. Freilich, als sie Abends allein war, da hatte auch Jemand fragen können: Wovon ist denn dein Kopfkissen so naß? Das waren heiße Thränen, geweint ihrem Glücke, das dahin war. —

Wenn sie es sich auch nicht annahm, so hatte es sie doch mächtig gerührt, daß sie so viele Liebe in dem Dorfe gefunden. Und in manches treuliebende Herz hatte sie auch hineingeschaut. Doch das ging vorüber, und seit sie Bernhard betrogen, mochte sie von keines Mannes Liebe mehr hören. Sie traute Keinem mehr Treue zu. Still und eingezogen lebte sie nun im Hause ihres Vaters und bereitete Alles zur Reise über das Weltmeer vor, und der Frühling nahte allmählich. Anfangs hatte sie sich das Scheiden so kinderleicht gedacht: aber es ward doch schwerer mit jedem Tage. Sie ging noch einmal hinüber, um an den Gräbern ihrer Eltern zu beten, von ihnen Abschied zu nehmen und ihren Geschwistern, ihren und den alten Freunden ihrer Eltern ein Lebewohl zu sagen und zum letzten Male die Hand zu schütteln. Da blutete ihr das Herz. Da legte sich ein unaussprechlicher Schmerz auf ihre Seele und als sie, begleitet von ihren Freundinnen, das Dorf verließ — begegnete ihr — Bernhard.

Bleich wie der Tod blieb er am Wege stehen und richtete die thränenschweren Blicke auf sie.

Martha, sagte er, Martha, fluche mir nicht! O ich trage den Fluch Gottes im Gewissen und im Hause. Vergib mir, wenn du kannst. Ach, sie haben mich ja so lange verplaudert, bis ich Ja sagte.

Martha hatte geglaubt, sie wäre stark genug, dieß zu ertragen; aber das Herz ist und bleibt schwach. Sie wandte das Gesicht ab und reichte ihm ihre Hand zum Zeichen, daß sie ihm vergäbe.

Er nahm die zitternde Hand des Mädchens und preßte

sie in die seinigen und rief: O wende dein Gesicht nicht ab! Noch einmal sieh mich an und sage, daß du mir nicht fluchst! Du gehst jetzt übers Meer — ich fürchte, mein Weg ist bald ein anderer.

Da fuhr sie, überwältigt von dem Tone, in dem er sprach, herum, sah ihn mit ihren feuchten Augen an und sagte: Ich vergebe Dir. Leb' wohl. Aber nun entriß sie ihm ihre Hand und eilte so schnell hinweg, daß ihr die Mädchen kaum folgen konnten. Auch sie weinten und Eine sagte: da hat wieder die Habsucht zwei Herzen auseinandergerissen — und — wie das allemal geht — sich doch in dem Grempel verrechnet! Martha sprach kein Wort. Sie weinte stumm am Halse ihrer Freundinnen, als sie an den Scheideweg gekommen waren, und dann eilte sie fort, als verfolge sie Einer, und kam noch vor sinkender Nacht bei ihren Paten an und wenige Tage darauf reisten Alle ab, die sich zur gemeinsamen Meerfahrt nach Amerika verbunden hatten.

Jedermann weiß, daß in großer Gesellschaft man sich leichter findet. So ging es auch Martha. Ohne weitere wichtige Ereignisse erreichten sie Bremen. Da lag schon der Dreimaster, mit dem sie fahren sollten, segelfertig vor Anker. Ohne lange Zögerung wurden die Habseligkeiten der Auswanderer zu denen eingeschifft, die schon am Bord waren, dann sie selbst, und am folgenden Morgen donnerte das Schiff seine Scheidegrüße dem Lande zu und segelte stolz aus dem Hafen in die hohe See hinaus.

So groß auch die Amerikalust der Meisten gewesen war, und so sehr sie gewacht hatten, wie leicht ihnen das Scheiden werden würde, jetzt war es anders. So lange man das Land sah, hingen Aller Blicke dran und die Thränen perlten, wie der Regen von den Blättern eines Baumes. Als es aber jetzt verschwunden war und nur die grenzenlose Einöde des Meeres sie umgab, da gab's ein lautes Wehklagen auf dem Verdecke.

Der Capitän des Schiffes war ein junger, sinniger, ernster Mann. Er hatte oft schon die Reise mit Auswanderern nach Amerika gemacht und ähnliche Auftritte jedesmal erlebt. Er stand an den Hauptmast gelehnt und beobachtete die Einzelnen und die Aeußerungen ihres Ge-

fühls. Da fielen seine Augen auf Martha und blieben — auf ihr ruhen. Sie bemerkte nicht, daß er sie beobachtete. Ihr Antlitz war bleich. Keine Thräne kam in ihr Auge und doch zeigte dieß Gesicht tiefern Schmerz, als die aller Andern. Ihre Augen suchten das Land, das längst verschwunden war. Ihre Hände waren gefaltet und der Capitän sah, wie sich die betende Lippe leise bewegte.

War es die wunderbare Schönheit des Mädchens, oder der ganz besondere Ausdruck von Schmerz, oder die Reinheit der Seele, die so deutlich auf diesem Gesichte geschrieben stand, was den Mann so anzog? Er konnte gar seine Augen nicht wegwenden von ihr, und nahm sich vor, sich nach ihrem Schicksale zu erkundigen. Das war nun an und für sich nicht schwer, denn die Leute waren froh, wenn sie Jemand auf dem Schiffe freundlich anredete; jedoch wartete der Capitän bis die Zeit der Genesung von der Seekrankheit eintrat. Verwunderlich war es, daß Martha zu den Wenigen gehörte, welche diese abscheuliche Pein nicht auszustehen hatte; erfreulich aber auch, wie sie Alles that, die entsetzliche Qual der Andern zu lindern, was freilich meist fruchtlos blieb. Der Capitän beobachtete täglich das Mädchen und mit besonderer Theilnahme, seit er wußte, was sie aus der Heimath in die unbekannte Ferne trieb. Martha blieb sich immer gleich. Bescheiden, sittsam und gefällig gegen die Gefährten, aufmerksam auf die Kinder und unermüdet arbeitsam. Die Kranken, deren mehrere an Bord waren, pflegte sie mit rührender Sorgfalt. Einem Gespräche wich sie so wenig aus, als sie es suchte. Mehrmals hatte der Capitän mit ihr gesprochen und ihre verständige, anständige Weise, sich auszudrücken, bewundert.

So waren die ersten Tage der Seereise hingegangen. Der Himmel war klar gewesen, aber nun sollte es anders werden.

Die Stürme, welche allemal vor und nach der Tag- und Nachtgleiche herrschen, sind auf dem Meere sehr gefährlich. Dieser Zeitpunkt war ganz nahe, und die Stürme waren noch nicht gebraust. Der Capitän ließ Alles in Stand setzen, daß sie ihn nicht unvorbereitet träfen.

Das Schiff befand sich im Angesichte der Küste von

Schottland, als der Wind zu heulen begann und die Kraft der Tiefe aufwühlte, daß die Wellen wie Berge nahekamen. Alle Reisende mußten das Verdeck räumen, weil sie da hinderlich waren. Die Macht des Sturmes wuchs mit jedem Augenblicke. Es war Mittags drei Uhr, als er das Schiff mächtig gegen die Küste schleuderte. Der Hauptmast krachte und brach. Nicht besser ging es den andern beiden und bald war der Rumpf des Schiffes ein Spiel der ungeheuren Wellen. Der Capitän stand auf dem Hintercastell und gab seine Befehle, aber, obwohl er mit eiserner Ruhe in dem wilden Kampfe der schrecklichen Gewalten des Wassers und des Sturmes stand, so mochte man es ihm doch ansehen, wie er den entsetzlichen Fall des Scheiterns mit jedem Augenblicke näher kommen sah. Der Sturm trieb Wellen und Schiff gegen die Felsen, welche unweit des Hafens von Kirkwall in Schottland aus dem Meere hervorstehen. Jetzt befahl er, Nothzeichen durch einige Kanonenschüsse zu geben.

Ich weiß wohl, sagte der Capitän zu seinem Steuermanne, daß unsere Nothschüsse keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken werden; aber es ist meine Pflicht. Kaum war dieß Wort über seine Lippen, als ein entsetzlicher Windstoß das Schiff ergriff und es mit einer Gewalt, die nichts über sich hatte, auf den Felsen warf. Der furchtbare Stoß, das Krachen, der entsetzliche Ruck ließen keinen Zweifel mehr, daß Alles verloren sei.

Rasch sprang der Capitän an die Verdecklucken. Heraus, rief er hinab, heraus, sonst seid Ihr Alle verloren!

Während die Matrosen das Boot kappten und in die schäumende See ließen, löste der Capitän im Kanonendeck eine Kanone nach der andern. Von Kirkwall her antworteten jetzt drei Schüsse und bald sah man ein großes Lootsenboot, das sich, nicht die Gefahren achtend, heranmachte. Tröstend deutete der Capitän auf das Boot. Das ganze Verdeck stand voll jammernder Menschen. Er und der Steuermann ließen zuerst die alten Leute in's Boot und die Kinder. Es kam glücklich durch die Felsen und erreichte den Hafen. Jetzt nahte das Lootsenboot. Es war Zeit, denn das lecke Schiff oder das „Wrack

wie es die Seeleute nennen, senkte sich immer tiefer unter den Spiegel.

Spring hinab, Mädchen, sagte der Capitain zu Martha. Rette dich, es ist bald vorüber.

Martha sah ihn lächelnd an. Nein, sagte sie, an mir liegt nichts. Laßt erst die Andern gerettet sein.

Und sie trug Kinder und Seekranke herbei, die nicht von der Stelle konnten, und half ihnen das Boot erreichen. Das Boot ist voll! riefen die Lootsen.

Halt, schrie der Capitain, zehn Menschen sind noch hier, wollt Ihr die umkommen lassen? —

Es ist voll! war die Antwort und sie ließen los, und eine Welle schleuderte es alsbald weit weg. Der Capitain sah dem Boote nach, dann trat er an die Lucke um nachzusehen, wie das Wasser stiege. Das Wasser stieg mit ungeheuerer Schnelligkeit im Raume des Schiffes und es zeigte sich hierdurch klar, wie groß das Leck sein mußte. Mit stets gleich bleibender Gewalt warf das Meer seiner Wellen ganze Wucht gegen die Seite, die, da der Halt am Kiele gebrochen war, unmöglich mehr langer Widerstand leisten konnte.

Er sah das Ende nahen und blickte mit inniger Bewegung auf das liebliche Wesen, das mit einer unbegreiflichen Ruhe in den Kampf der tobenden Elemente blickte. Er trat zu ihr. Kind, sagte er, schade, daß wir sterben müssen. Du verdientest, glücklich zu werden, und wolltest Gott, wir hätten glücklich das Land, du müßtest — Er stockte. Wozu so alberne Rede, sagte er, sich selbst verbessernd. Laßt uns beten, unsre Stunde ist da!

Er kniete nieder und Martha, die mit Vertrauen ihm ins Auge blickte, der sich immer so edel und menschlich benommen, Martha kniete neben ihm. Bete du, Kind, bat der Capitain, ich glaube, der Herr erhört dein Gebet gewiß.

Martha fühlte sich mächtig erhoben. Ihr Auge leuchtete. Sie begann das schöne Lied zu beten: „Aus tiefer Noth ruf' ich zu dir, Ach Herr, erhör' mein Flehen" und voll gläubiger Hingebung beteten es alle Knieende nach.

Als Martha ihr Amen gesprochen und es alle wiederholt hatten, rief plötzlich ein Matrose: Hurrah, ein Boot!

Alle sprangen auf und richteten ihre Blicke dahin, wohin des Matrosen Finger deutete. Die Dämmerung war durch die wüthenden Elemente früher gekommen; aber so viel konnte man doch noch durch das Leuchten des weißen Gischts der Wellen wahrnehmen, daß ein Boot nahte. Es war das Lootsenboot, das mit Todesverachtung noch einmal dem Wracke zuruderte. Nach unsäglichen Mühen nahte es, und das hinabgeworfene Tau brachte es an die Seite des Schiffes, die vom Winde abgewendet war. Schnell warfen sich die Matrosen hinein. Noch stand Martha. „Willst du mit dem Schiffe untergehen?“ fragte staunend der Capitain das heldenmüthige Mädchen.

Ich will die Letzte sein! sagte sie.

Da umfaßte sie der Capitain mit starkem Arm und stieg in das schwankende Boot hinab, das schnell in die See flog. Kaum aber war es in einer geringen Entfernung, so barst das Wrack und eine Minute drauf war nichts mehr übrig von dem schönen Schiff, das noch heut bei Sonnenaufgang so stolz über die Flut hingetanzt war.

Das Boot rang mit den, stets mehr sich hebenden Wellen, die Fahrt war um so gefährlicher, als nun das Dunkel der Nacht immer schneller sich auf Land und See legte. Dennoch erreichten sie glücklich das Ufer.

Aber welch ein Anblick bot sich ihnen hier dar!

Zitternd vor Frost, Nässe und Kälte lagen, saßen und standen die Auswanderer, von Allem entblößt, um die wenigen Feuer, welche man angemacht und an denen nur die Alten und Kinder sich erwärmen konnten. Indessen war der Ruf des entsetzlichen Unglücks schnell nach Kirkwall gedrungen und in die kleinen Orte der Umgegend, und das Mitleid war so groß, daß die guten Schotten mit Wagen nahten, um die armen Schiffbrüchigen beim in ihre Wohnungen zu holen; die Wagen reichten indessen nicht zu, Alle auf einmal wegzufahren. Auch hier hielt der Capitan Ordnung, und mit Gewalt hob er Martha auf den Wagen, die wieder hier die letzte sein wollte.

Als der Wagen in Kirkwall ankam, rissen sich die Leute schier um die Unglücklichen. Martha mußte einer reichen Familie folgen, die außerhalb Kirkwalls auf dem Pachthofe eines Adeligen wohnte. Während die Wagen nochmals zurück fuhren, trug sie ein leichtes Wägelchen mit dem Pachter und seiner Frau, die zufällig in Kirkwall gewesen, dem Hofe zu.

So wenig die Ereignisse dieses Tages auf Martha, äußerlich angesehen, gewirkt zu haben schienen, so tiefeingehend war indessen dennoch die Wirkung gewesen. Der Gedanke, daß nun Alles verloren sei, daß sie nicht einmal mehr ein Kleid habe, um das nasse, was ihren Leib umgab, zu trocknen; daß sie Amerika nun und nimmer erreichen könne, erschütterte sie unaussprechlich. Das aber war eben ihr eigenthümliches Wesen, daß, je herber die Ereignisse auf sie stürmten, desto weniger sich der innere Zustand äußerlich bemerklich machte. Ihr höchster Schmerz war ohne Thränen. Wer aber ähnlich genaturt ist, weiß recht gut, wie das innerlich nagt und verzehrt; wie am Ende die ganze Kraft bricht. Martha's Schmerz war nur theilweise die Folge der Erwägung ihrer eigenen Lage. Sie konnte ja wohl auch in England einen Dienst finden, denn eine fleißige und treue Hand läßt nicht darben; aber die andern Unglücklichen mit ihren Kinderchen! Was sollte aus denen werden? Es überlief sie eiskalt bei dem Gedanken. Dieß Ueberlaufen kam aber auch von einer äußern Ursache. Ihre Kleider waren naß. Der Ostwind blies noch immer mit wahrhaft schneidender Schärfe und vergeblich war es selbst, daß die gute Pächterin ihren Mantel

um sie schlug, während sie ihrem Manne zurief, die Pferde tüchtig laufen zu lassen.

Endlich erreichten sie den Pachthof. Der Ruf der Pächterin brachte schnell weibliche Hülfe herbei. Ihre Tochter und eine Magd eilten herzu, Martha beizustehen; aber die Arme war völlig starr. Sie vermochte fast kein Glied zu rühren.

Man brachte sie in ein warmes Bett, machte Feuer in das Kamin und ließ sie Thee trinken, um sie innerlich zu erwärmen.

Der erstarrenden Kälte folgte nun bald eine glühende Fieberhitze, die mit jedem Augenblicke wuchs. Gegen Mitternacht schon lag sie in wilden Phantasieen. Sturm und Wogen, Brand und Tod, Bernhard's Untreue und die Noth der Schiffbrüchigen, zerstörte Hoffnungen und tiefes Leid um die verlassene Heimath, das Alles wogte bunt in ihrer Seele durch einander und gestaltete sich zu den wildesten und entsetzlichsten Traumbildern. Bald sprach sie lange und laut; bald wollte sie auf, alle dem Weh zu entrinnen und Ruhe zu suchen im Grabe. Trauernd standen die Frauen des Pächterhauses um das Bett der schönen Kranken, um sie in demselben zurückzuhalten. Hätten sie ihre Sprache verstanden, sie hätten tief hineinschauen können in das gequälte Herz. Sie hofften, gegen Tag würde sich die Aufregung des Fiebers lindern und bielten das Alles für einen Ausbruch zurückgehaltenen Leides und die Folge heftiger Erkältung. Der sichere Blick eines Arztes würde darin den Anfang einer schweren Krankheit erkannt haben. —

Während sich dieß auf dem Pachthofe zutrug, waren in dem edelsten Wetteifer christlicher Liebe und Milde auch die übrigen Unglücklichen alle unter gebracht und hatten fürs Erste wenigstens ein Obdach und Nahrungsmittel gefunden.

Mit großer Selbstaufopferung hatte der edle Capitän für Alle gesorgt, ehe er an sich selber dachte. Ihn und seinen Steuermann nahm der Hafencommissär in sein Haus auf.

Mit großer Theilnahme wurden die beiden Verunglückten hier behandelt; aber in des Capitäns Seele lag eine Sorge, die an ihr nagte, die Sorge um Martha; denn, mochte er sich's gestehen oder nicht, das Mädchen hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, wie niemals ein weibliches Wesen.

Wo sie hingekommen, blieb ihm vorerst noch dunkel; allein die Beruhigung hatte er doch, daß sie sicherlich auch versorgt worden sei und milde Herzen werde gefunden haben.

Kaum graute der Tag, so war er auch schon auf. Unter dem Vorwande, nach den Verunglückten zu sehen und sich zu überzeugen, daß auch nicht Eins umgekommen sei, verließ er das Haus. Eigentlich war es die Sorge um Martha. Ueberall, wo Schiffbrüchige untergebracht waren, forschte er selbst: aber nirgends fand er sie. Eine namenlose Angst erfüllte seine Brust. Wo war sie hingekommen? In welche Hände war sie gerathen?

Endlich gelang es ihm, der englischen Sprache kundig, zu erfahren, daß sie der Pachter Wilsen mit auf sein Pachtgut genommen habe.

Der Capitän war der Sohn eines reichen Mannes in Bremen; er hatte den Seedienst aus Neigung erwählt und war durch seine Kenntnisse und Tüchtigkeit schnell zum Capitän aufgestiegen. Das Haus seines Vaters trieb Handel mit England, darum war es ihm nicht im Mindesten bange um seine Rückkehr nach Bremen. Er schrieb schnell nach London an seines Vaters Geschäftsfreunde, meldete den Schiffbruch und bat um die nöthigen Geldmittel zu seinem Unterhalt und seiner Rückkehr nach Bremen. Nachdem dieß unabweisbare Geschäft beendet war, eilte er auf den Pachthof.

Wie entsetzte er sich, als er Martha schwer erkrankt und noch immer in den verworrenen Träumen befangen fand. Sie kannte ihn nicht.

Ohne sich aufzuhalten fuhr er nach Kirkwall zurück, um den Arzt zu holen. Dieser zuckte die Achseln und meinte, ein Nervenfieber sei im Anmarsche. Heftig erschrack der Capitän über diese Nachricht, allein in seiner Seele stand schon geschrieben: Du darfst sie nicht verlassen, komme es auch, wie es wolle!

Er wurde nun schnell mit den guten Pachtleuten einig um seine Wohnung und Verköstigung, und blieb bei Martha. Tag und Nacht wich er nicht von ihr. Es war, als ob das Bedürfniß des Schlafes seiner Natur gar nicht angehöre. Jeden Löffel Arznei gab er ihr und nur das, was nur weibliche Bedienung leisten konnte, trat er an die Frauen ab. Eine ganze Woche lag sie in den wilden

Fieberträumen, und erst als diese aufhörten und nun eine Schwäche eintrat, die nicht einmal das Tageslicht ertragen konnte, gab der Arzt Hoffnung.

Als er dem jungen Manne dieß sagte, war dieser außer sich vor Freude. Er umarmte den Arzt und wußte gar nicht, wie er ihm seine Liebe, Dankbarkeit und Freude ausdrücken sollte.

Als ihn Martha zum ersten Male an ihrem Bette sah, fuhr sie auf, rieb sich die Stirne, als wolle sie sich die Gedanken herbeirufen, die sie verlassen zu haben schienen. Endlich sah sie ihn mit einem Lächeln an, das deutlich genug sagte, daß sie ihn erkannt habe und ihn gerne an ihrem Bette sähe.

Kennst du mich, liebe Martha? fragte er so liebevoll, daß ein leichtes Erröthen über ihre bleichen Wangen flog. Sie nickte lachend.

Erinnerst du dich des Augenblicks, wo du betetest, als wir alle den Tod vor uns sahen? fragte er weiter. Sie nickte wieder.

Er faßte im Uebermaaße seiner Freude ihre Hand und sagte: arme gute Martha, du hast viel gelitten?

Sie ließ ihm ihre Hand. Sie wollte reden, aber vermochte es nicht.

Da neigte er sein Ohr an ihren Mund, und nun hauchte sie die Frage: Wie geht es unseren Schicksalsgenossen?

Gut, sagte der Capitän und erzählte ihr nun wie die guten Leute dieser Gegend so freundlich für sie sorgten und wie sich eine Gesellschaft gebildet habe, die Geld sammle, um sie entweder nach Amerika, oder nach Deutschland zurückzubringen.

Diese Nachricht erheiterte ihr Antlitz wunderbar, und sie schien ihre Lage über der jener Unglücklichen ganz zu vergessen.

Von nun an schritt ihre Genesung sichtlich, wenn auch sehr langsam, voran. Auch jetzt verließ sie der Capitän nicht, und als sie in den letzten Tagen des Aprils, die so mild wie Maitage waren, die frische Frühlingsluft athmen sollte, da führte er sie an seinem Arme in den Garten, und die heißesten Dankgebete stiegen aus seiner Seele zum Himmel auf für ihre Genesung.

Capitän Becker, so hieß er, fühlte es in seines Herzens innerstem Grunde, daß er ohne dieß Mädchen nicht sein, nicht leben könne; aber er war zu edel, jetzt schon ihr damit die Ruhe zu rauben. Er schwieg; allein sein Thun, sein ganzes Benehmen, redete lauter und bestimmter von dem, was in seiner Seele vorging, als es Worte hätten thun können.

Konnte solche hingebende Liebe ohne Wirkung auf Martha's Herz bleiben? Dankbarkeit war und ist viel tausendmal die Brücke der Liebe gewesen. Sie war es auch hier. Wie hätte Martha ohne Liebe für ihn bleiben können, der nur für sie lebte? der die Rückkehr zu seinen Eltern aufgab, um bei ihr zu weilen?

Einst, als er wieder bei ihr im Garten saß, und ihre Hand hielt, sagte sie: Ach, Herr Capitän, wie kann ich armes Bauernmädchen Ihnen danken, was Sie an mir thun?

Martha, sagte er, sag nur einmal, daß du mir gut bist, und ich bin der Glücklichste in der Welt!

Wie könnt' ich Ihnen bös sein? flüsterte sie mit züchtigem Erröthen.

Er preßte ihre Hand an sein Herz. Martha, rief er aus, seh', hier versteht Niemand die Laute, die wir reden, als Gott, der uns sieht und mein Herz kennt; bei Ihm schwöre ich es Dir, daß ich nie mehr Dich missen kann. Martha, willst Du, wenn Gottes Gnade Dich genesen läßt, mein liebes, treues Weib werden?

Martha erbleichte. Ach, mein Gott, rief sie aus, was reden Sie? — Ich, das bettelarme Bauernmädchen, Ihr Weib? Nein, Herr Capitän, das geht nicht!

Kind, rief er da aus, hast Du nicht eben gesagt, Du seist mir gut? Stoße mein Herz nicht von Dir, wenn Du mich nicht elend machen willst! O sprich Ja, meine Martha! flehte er aus tiefster Seele und —

Da hat Martha nicht anders gekonnt, weil das eigne Herz sie hinriß, und hat Ja gesagt und vor Gottes Angesicht haben sie sich darauf verlobt, und die Pächterfamilie hat's gar nicht Wunder genommen, als Capitän Becker ihr sagte: Martha sei seine Braut, denn die hatten alle längst weg, wie es Jeder weggehabt haben wurde, der nicht stockblind gewesen wäre.

Nun schrieb der Capitän erst Alles seinem Vater nach Bremen. Der kannte seinen Sohn und wußte im Voraus, daß es ein Absonderliches mit diesem Mädchen sein müsse, für das er in einem so hohen Grade eingenommen sei. Auf Reichthum brauchte er nicht zu sehen, denn Gott hatte ihn reichlich gesegnet mit irdischen Gütern, und er war auch keine so eingedörrte, pfennigzurstige Krämerseele. Daher schrieb er denn seine Einwilligung nach Kirkwall, besorgte das kirchliche Aufgebot und reiste dann selber hinüber nach Schottland, der neuen Tochter seinen Vatersegen zu bringen.

Als er Martha sah und kennen lernte, war er ganz für sie eingenommen, und schrieb seiner Frau nach Bremen: „Unser Fritz hat eine Perle gefunden, wie's kaum mehr eine zweite gibt. Freue Dich, Mutter, und danke mit mir Gott. Du kannst und wirst stolz sein mit Deiner Schwiegertochter, der man das einfache Bauernmädchen aus Westphalen kaum anmerkt."

Nun ist denn die Hochzeit gefeiert worden und darauf sind sie nach Bremen abgereist und haben die glückliche Tochter der frohen Mutter gebracht, daß sie sie auch segne. Und schon nach acht Tagen sagte sie zu ihrem Manne: Du hast recht gehabt, Fritz hat eine Perle gefunden!

Und der wußte es auch und trug seine Martha auf den Händen. Ihrem Wunsche folgend, reiste er mit ihr noch in diesem Sommer in die münsterländische Heimath und da sah ich sie wieder und muß es Euch sagen, sie

war noch schöner, noch lieblicher als früher, und das Glück leuchtete aus jedem ihrer Züge.

Siehst Du, meine liebe Martha, sagte ich, wie wahr das heilige Wort ist, daß das Gebot: Ehre Vater und Mutter, die Verheißung des Herrn hat? O, das täuscht nicht und es komme heute oder morgen in reichem Maße der Segen der Verheißung, und der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.

Sie drückte meine Hand und barg das weinende Auge an des Gatten Brust.

Nicht wahr, fragte ich, Du willst aber auch nun nicht mehr nach Amerika?

Nein, sagte sie, unter der noch rollenden Thräne lächelnd. Auch mein guter Becker hat den Seedienst, mir zu Liebe, aufgegeben. Ach, ich stürbe, wüßte ich ihn in solchen Gefahren, wie ich sie selbst kennen gelernt habe.

Nein, nein, sagte, ihre Wange streichelnd, ihr Gatte, ich will als Kaufmann nun eine rechte Landratte werden; denn so nennen die Seeleute die, welche auf dem festen Lande leben. Mit mir magst Du ja doch nicht zur See, und ohne Dich müßte ich zu Grunde gehen.

Sie blieben acht Tage, und da bat ich denn diese Geschichte gehört und in das Wort des Capitäns eingestimmt, der zu mir sagte: Seit den letzten Jahren habe ich fünfmal Auswanderer nach Amerika übergeführt; aber immer habe ich, wenn ich Zeuge war, wie das Elend, das Heimweh, die Betrügerei der schlechten Amerikaner die Armen empfing und heimsuchte, gedacht: O, blieben sie im lieben Vaterlande; da ist noch Raum für brave, fleißige Leute, und auch Brot!

Und darauf sind denn die beiden Glücklichen wieder nach Bremen gereist, wo es ihnen wohlgeht. Aber die armen Auswanderer, wie ging's denen? Ja, da sind Viele in England geblieben, wo sie gute Unterkunft fanden; andere wurden reichlich unterstützt und kamen nach Amerika, wo freilich wenig Zeitungen auf ihrer Wasserfuhre schwimmen; noch Andere kehrten in ihre Heimath zurück und sind arme Leute und werden's bleiben.

Von dem Bernhard muß ich Euch aber sagen, daß es, seit Martha weg ist, und seine Frau ihn nicht mehr

mit ihrer ſteten Eiferſucht quält, beſſer geht. Er hat ſein Herz überwunden. Nun, ſeine Frau iſt ſo ſchlimm nicht — aber — ſie iſt keine Martha.

5. Ein Räthſel.

Bin ich draußen — ſchleicht ſich's immer
Leiſe in die Bruſt hinein;
Und ſo lang' es drinnen wohnet,
Kann ich nimmer fröhlich ſein:
Thränen feuchten mir das Auge,
Seufzer ſteigen tief herauf,
Und kein Strahl entwölkt den Himmel,
Hellt der Zukunft Dunkel auf.
Immer zu den fernen Lieben
Will des Herzens Sehnen hin:
Was mir lieb, iſt dort geblieben!
Könnt' ich wieder heimwärts ziehn!
Liegen Land und Meer dazwiſchen —
Armes Herz, wie arm biſt du!
's gibt dann keine andre Heilung —
Als im ſtillen Grab' die Ruh'.
Wohl! Kein Doctor mag es heilen —
Gyps nur tilgt es gründlich aus —
Dieß Receyt kann ich dir ſchreiben:
's iſt — der Tritt in's Vaterhaus!
Wollte Gott, daß in der Ferne
Würd' die Heilung dir ſo leicht,
Als die Löſung dieſes Räthſels
Dein Gedanke hat erreicht!

6. Altes Gold oder auch nicht.

Ein guter Rath iſt Goldes werth und oft noch mehr. Drum ſoll man ihn nie verachten. Ihr kennt, liebe Freunde, das Sprüchwort gewiß: „Ein Jeder muß ein Paar Narrenſchuhe austreten.“ Dazu möcht ich meinen Rath geben. So ſagen die, die tolle Streiche

gemacht und tüchtig getagdieb haben, und bemänteln damit ihr tolles und unrechtes Thun, wenn endlich der Verstandeszahn gewachsen und das Gewissen rege geworden ist. Ist's denn wahr, daß Jeder ein Paar Narrenschuhe zertreten muß? Es ist leider wahr, daß man, wenn man genau zuschaut, gar Viele in den Narrenschuhen herumwandeln, hürfen und tanzen sieht, und das Leder daran ist meist gut gegerbt und besser, als mir's mein Schuster gibt, — denn es hält erstaunlich lange bei den Leuten, bis das Paar Narrenschuhe zerrissen ist; aber damit ist noch gar nicht gesagt, daß Jeder sein Pärlein zerreißen müßte! Weißt du, wie du hier die Kehr findest und keine zu zerreißen brauchst? —

Nun, Freund, der Rath ist ganz einfach, und ein Jeder, der jetzt in den Narrenschuhen umhergeht, hätte sich ihn selber geben können, es ist der: Zieh' keine Narrenschuhe an, Freund, so brauchst du keine zu zerreißen.

Ja, ja, da geht's wie bei den Rathsherren von Nürnberg, die gingen immer viel gescheidter von dem Rathhause herab, als sie hinaufgingen!

Mancher blickt auf die zerrissenen Narrenschuhe und denkt mit einem Seufzer: Der hat recht! Hätte er mir's nur früher gesagt.

Thut mir leid, Freund! Aber so gescheidt hätt'st Du selber sein können, da ich Dir's aber nun gesagt habe, so nimm's in Obacht. Blicke einmal recht scharf auf Deine Füße, ob du nicht Narrenschuhe anhast. Sie sehen freilich grade aus, wie andere auch, und die Schuster wissen's nicht, ob's welche sind. Man sieht's vielmehr Denen, die die Narrenschuhe tragen, nicht an den Füßen, sondern an der Nase an und erkennt's auch oft an den Federn, welcher Art der Vogel ist.

Kümmere Dich aber nicht um Andere und ihre Narrenschuhe, sondern um Dich und die Deinen, und erkennst du sie — dann wirf sie weg! Selbst als Hausschlappen taugen sie nichts und stiften noch Unheil, wenn sie selbst hinten niedergetreten sind.

7. Eine Anekdote.

Auf dem Heidelberger Schloß ist ein Thurm gewesen, als noch die Kurfürsten drauf wohnten, der hieß „der blaue Hut“ und hatte einen noch bösern Namen, denn das Gefängniß war darin. Dahinein ist einmal des Kurfürsten Mundkoch gekommen, weil er einen prächtigen Neckarhecht, den er gar köstlich für des Kurfürsten Tafel bereitet hatte, versuchte bis — zwischen Kopf und Schwanz nichts mehr übrig war. Das hatte immer nach Mehr geschmeckt. Der Hausbefehlshaber kam dahinter und der Koch wanderte in den blauen Hut, wo er den Hecht ruhig verdauen konnte — oder auch nicht. Als er wieder frei und seiner Kunst wegen zu Gnaden angenommen worden war, besuchte er einmal seinen guten Freund, der Förster in Ziegelhausen war. Lag vor des Försters baufälligem Hause ein mächtiger Eichstamm, der auch nicht da gewachsen war.

Der Koch wollt seinen Freund ein Wenig hänseln und sagte: „Himmel, wie muß der Neckar so groß gewesen sein, als er Euch den Stamm da, aus dem Oberland herab und gerade ans Haus geschwemmt hat!“

„Es war dazumal,“ sagte lächelnd der Förster, „als Ihr den guten Neckarhecht im „blauen Hut,“ auf dem Heidelberger Schloß fingt!“

Der Koch dachte bei sich: Hättst auch besser stillgeschwiegen!

8. Der Strick.

Eine Geschichte, die der Schmiedjacob in der Spinnstube erzählt.

Wenn in dem Städtchen X die Bauern auf dem Felde sind, sagte der Schmiedjacob, und kloyfte seine kleine Pfeife aus, die der Gevatter immer Nasenwärmer nannte, so ist kein einziger Bürger daheim. Item, sie nennen's doch eine Stadt und bilden sich was drauf ein. Ich hab da in Arbeit gestanden und dazumal wohnte gegen meinem Meister über eine Witfrau, die hatte ein Lärchen mit Kaffe, Zucker, Pfeffer und Wilhem Stein, A. B. Reiter, den ich dazumal rauchte, aber es war ein Pfalzverjaster, der auf der Zunge brannte, und wenn man ihn rauchte, biß Einen keine Schnacke. Mein Meister nannte ihn „Knaster Wohlgemuth, brennt, riecht und schmeckt nicht gut" — und hatte recht. Item, wenn ich mir se ein Packerle holte, weklagte die gute Frau allemal

über den Fritz, und das war ihr Kind, ein Bube von neun bis zehn Jahren, der ärgste Strick im deutschen Reich, das aber dazumal schon abhanden gekommen war.

Es war ein prächtiger Bub; hatte Augen im Kopf, wie ein Luchs, aus denen allerlei Teufelsstreiche herausguckten; Backen wie ein Borsdorfer Apfel, und hatte nicht so lange Ruhe im Leibe, als man Amen sagt. Nichts verstand er besser, als die Schule zu schwänzen und die Fenster einzuwerfen — und doch war ich ihm nicht bös.

Die arme Frau war übel dran, denn er parirte ihr nicht. Es ist aber auch, sagte er und schlug mit der flachen Hand auf die Lederbuchs an seine Schenkel, daß das Kathrinchen zusammenfuhr, es ist aber auch keinen Schuß Pulver werth, wenn so eine Frau einen Buben ziehen soll! da pappeln sie, zanken, brummeln den ganzen Tag, wie eine alte Baßgeige, und es kommt zu keiner Zucht. Am Ende denkt so ein Strick: es ist immer blind geladen! achtet's nicht mehr und schlägt ein Schnippchen. So macht's der Fritz grade. Warum warst du ihm denn doch gut, wenn er so ein Strick war? fragte der Gevatter.

Das will ich Euch sagen! fuhr der Schmiedjacob fort. Böse Streiche machte er nicht! Nur so Lumpenstreiche, über die man, wohl oder übel, lachen mußte.

Ihr wißt, ich kann die Juden nicht recht verdauen, und das hat Grund und Ursache. Da wohnte in unsrer Gasse Einer, der mit Vieh handelte. Wie der die Bauern schächtete, das ging über's Bohnenlied! Niemand konnte ihn leiden, also auch der Fritz nicht. Was thut er? — Schleicht in Bäckermickels Backstube und fängt sich einen ganzen Sack voll Hammelmäuschen, die einen zum Narren rieben können und wo sie einmal sind, gar nicht mehr zu vertreiben sind. Die setzt er dem Mauschel in die Stube. Der Jude schreit Ach und Weh und klagt's der Mutter und dem Schullehrer. Der ist nicht faul, spannt meinen Fritz über's Knie und mißt ihm eine Jahrlatte von einer Hasel an, daß er, der ohnehin kein Sitzfleisch hatte, jetzt gar nicht sitzen konnte.

Wart Jude, denkt er, ich will dir etwas malen.

Am Schabbes Abend nimmt er einen Topf mit frischem Blut und einen Pinsel hinein; geht an Mauschels

Fenſter und klopft. Der Mauſchel meint, es wär' ein Goje, der Morgen ein Händelchen machen wollte oder heut' noch, denn die Sterne ſtanden ſchon am Himmel — macht ſchnell das Fenſter auf und ſtreckt ſeine Habichtsnaſe heraus. Huſch, fährt ihm der Fritz mit dem Pinſel im Geſichte herum, und wie der Jud zurückfährt, ſchreit die Iſche Zedermordje. Dießmal war der Jude klug und ſchwieg ſtill, wuſch ſich und räſonnirte nur inwendig, denn er mochte es nun wiſſen, daß er es übler würde gemacht haben, wenn er es wieder an die große Glocke gehängt hätte. Ich ſah zu und lachte mich halb todt.

Und haſt dem Buben nichts geſagt? fragte der Gevatter.

Nein; ſagte der Schmierjacob, aber ich zog ihm eine Ohrfeige aufs Linke, daß er noch lange daran dachte und den Juden in Ruhe ließ.

In dem Städtchen wohnten auch einige Beamte, ein Doctor, Apotheker, Bartſcheer und was zur Zunft gehört. Die hatten im Hirſch ihr Caſino, wie ſie das nannten. Da ſtachen ſie jeden Abend ihre Schoppen, und wenn ſie heim gingen, war keiner alleine. Der Hirſchwirth wohnte neben meinem Meiſter. Niemand aber machte mehr Lärm, als der Apotheker, der ein Erzkatholer war, und keines Menſchen Freund. Dem Fritz fiel's da Mal ein, die Herren zu ſcheren. Er nimmt eine Korbel und ſpannt die auer über die Straße, ſo in der Höhe, daß die Hüte daran reichen mußten. Abends gehen die Herren beim aus dem Hirſch und die Beine wollen nicht recht in der Richtſchnur bleiben. Puff! da fährt dem Apotheker der Hut vom Kopf, und als der Doctor, der hinter ihm geht, auch an die Korbel kommt, Patſch! da liegt auch ſein Hut auf der Gaſſe, die an das Kehren nicht gewöhnt war und in der man neun Monate vom Jahre ſehr weich ging. —

Was ſchlagen Sie mir den Hut ab, Sie Schwerenſtecher! ruft der Apotheker und faßt den Doctor bei der Kehle.

Verdammter Pillendreher, schimpft der Doctor, Du hast mir ja den meinigen heruntergeschlagen!

Der hat auch zwei Fäuste und die treffen den dürren Apotheker, daß er rücklings sich zu seinem Hute legt.

Nun gibt das eine Handthierung, ein wahres Stiergefecht, wie ich es in Spanien sah, daß die ganze Nachbarschaft mit Laternen herbeilauft, um die beiden Zunftgenossen auseinander zu bringen. Da entdeckt man die Kordel, die des Unheils Ursache war, und der Apotheker, der nüchtern geworden war, ruft aus: Das hat Niemand anders gethan, als der Strick! — Unter diesem Namen ging Fritz im ganzen Städtchen.

Am andern Morgen hatte der Schullehrer wieder einen neuen Haselstock nöthig. —

Was half's? — Der Apotheker hatte eine Klingel an der Thüre und neben dran wohnten die zwei einzigen Metzger des Städtchens, die zwei große Hunde hielten. Fritz mauft seiner Mutter einen Schinkenknochen und bindet den Abends an den Zug der Klingel.

Die Hunde wittern schnell, daß noch Fleisch an dem Knochen ist und ziehen dran, daß schier die Klingel herunterreißt. Der Apotheker lag schon in den Federn, weil ihn die Beulen, die er von den Liebkosungen des Doctors davon getragen, schmerzen mochten. Der denkt: Hella, da muß gewiß noch rasch eine ordentliche Portion Blutegel gebraucht werden oder sonst ein Recept zu machen sein; springt aus dem Bette und eilt, die Thüre zu öffnen; aber es ist Niemand da.

Er flucht über böse Buben und legt sich wieder. Kaum ist er warm, so klingelt's wieder und ohne Ende.

Jetzt ist's gewiß Jemand! denkt er und steht wieder auf, öffnet hastig, aber Alles ist still und Niemand zu sehen.

Jetzt rast er vor Zorn, denn er war ein Erzgiftmichel, schließt wieder ab und legt sich; doch da ist an ein Schlafen nicht zu denken.

Die Klingel geht unaufhörlich.

Wart', denkt er, du least dich ans Fenster, da mußt du die Schlingel doch sehen oder hören; allein jetzt überläuft's ihn eiskalt! Er sieht und hört Niemand und doch klingelt's!

Vielleicht wär' die Geschichte noch schöner geworden, aber die Hunde bekamen Handel über den Knochen und bissen sich wie toll herum. Das öffnete dem Apotheker die Augen. Nun untersucht er, und findet den Knochen.

Wart' Strick! ruft er, und hat nicht fehlgeschossen.

Des andern Tages gab's Prügel, wie Hagel, aber besser wurde es nicht.

So folgte ein Streich auf den andern und die arme Frau konnt's am Ende nicht mehr aushalten.

Als ich mir wieder ein Packetle von dem A. B. holte, sagte sie: Ach, Jacob, ich sterbe noch vor Kummer über den Buben! Kein Tag vergeht ohne irgend ein Malesiz, was er treibt. Er muß fort zu einem tüchtigen Lehrherrn!

Das ist das rechte Mittel, sagte ich; denn nehmt's nicht über's Eck, Frau Nachbarin, die Weibserziehung ist

keinen Pfifferling werth. Was wollt Ihr denn aus ihm machen? sagt' ich.

Ei, sagt sie, man hat doch das schöne Geschäft und das Haus hat die Kundschaft, da läßt man's doch nicht gerne eingehen. Ich will ihn zu dem Kaufmann Pfefferkorn thun. Das ist Einer, der die Jungen zu kuranzen versteht.

Das mußte ich billigen; denn der Pfefferkorn war ein Grzdütenreber; ein Knauser und Bohnenspalter, wie's nur Einen gab. Die Jungen wurden alle federleicht bei ihm, denn das Sattessen war nicht Sitte im Hause. Dabei war er ein Hitzkopf, der gerne dreinschlug.

Der wird ihn zurechtbringen! sagte ich und sinn.

Richtig, am andern Morgen ging sie zu [illegible] und schon am selben Tage mußte der Strick hinwandern. Der machte ein Gesicht so sauer wie Weinessig, und man sah ihm die Plässr an der Nase an. Die Mutter weinte bittere Thranen, weil das Fritzchen so weit weakam. Das Haus Pfefferkorn's lag zwei Gassen weiter, am Markte! — — —

Das ist die rechte Art! dacht' ich. Der wird, wie der Blitz, wieder da sein!

Mein Strick geht ruhig hin und mochte auf Plane sinnen, wie er mit Glimpf oder Unglimpf wieder aus dem Hause kame; denn das Krämerwesen, das Lothwiegen und Oelausschenken gefiel ihm nicht. Wie er's anfing, weiß ich nicht, aber er kaufte oder ließ sich Baldrian in der Apotheke kaufen, legt den gleich am ersten Abend vor Pfefferkorn's Stubenthüre. Noch ist's nicht Mitternacht, da sind alle Katzen der Nachbarschaft vor der Schlafstubenthüre, walzen sich auf dem Baldrian und heulen, daß die Steine hatten rasend werden mögen. Umsonst verjagt sie der alte Jungegeselle. Sie kommen immer wieder. Kurz, er kann kein Auge zuthun. Morgens findet er den Baldrian, weil der Geruch entsetzlich stark ist und kann nicht zweifeln, wer das verursacht. Fritz bekommt statt des Frühstücks Prügel und wird fortgejagt. Als er heimkommt, umhalst ihn die Mutter und dankt Gott, daß ihr Fritzchen wieder da ist, denn sie habe die ganze Nacht vor Weinen nicht schlafen können.

Da lauft mir denn doch die Laus über die Leber, als ich das höre: gehe hinuber und sage: Frau Nachbarin, nehm' Sie's nicht quer, aber Sie ist eine — Gans: Soll da der Tagedieb besser werden? Jag' Sie ihn wieder zum Pfefferkorn! So wird er nie etwas nutz!

Ei, da hättet Ihr die Frau Nachbarin sehen sollen! Himmel und Erde! Sie stemmt beide Arme in die Seite und ruft: Er Flegel! Was geht Ihn mein Hauswesen an? Was nennt er mich eine Gans? Er rußiger Kohlenbrenner, mach' er sich hinaus, sonst jag' ich ihn mit einem Feuerbrand!

Aha! sagte der Gevatter. Hätt'st du vor Deiner Th[illegible] gekehrt! Der Name: Gans war eben auch nicht so [illegible]ich fein!

Die Uebrigen lachten.

Ihr habt recht, sagte der Schmiedjacob. Ich hätt's höflicher machen können, aber wer hat da eine Goldwage für jedes Wörtlein, wenn man so confuses Treiben anschauen muß? Item, ich dachte, was dich nicht brennt, das blas' nicht, und ging heim.

Was ich aber gesagt, das traf ein. Der Strick wurde alle Tage nichtsnutziger. An mich und den Meister wagte er sich nicht, weil er einmal von mir eine Dachtel gekriegt hatte, die nicht schlecht-gesalzt war; aber jeden Abend gab's etwas. Der Wachtmeister, die Schützen — Alles paßte auf; allein der Schelm war wie ein Wiesel. Er mußte überall durchschlüpfen können. Niemand erwischte ihn. Da sah die Frau Nachbarin ein, daß ich die Wahrheit gesagt. Sie that ihn zu dem Barbierer, daß er sollte Feldscheerer werden. Der schickt ihn, nachdem er das Schaben gelernt, zu dem Apotheker, daß er ihm den Bart abnehme. Der hatte schon einige Dutzend Likörchen zu sich genommen und mochte nicht an des Stricks Streiche denken; laßt sich einseifen und halb abrasiren. Da ruft der Strick aus: Ich habe das rechte Messer nicht! und lauft mit seinen Siebensachen fort.

Der Apotheker wartet geduldig. Der Seifenſchaum trocknet, aber mein Strick kommt nicht wieder. Als endlich der trocknende Schaum wie allnichtsguts beißt, da fängt er an, einzuſehen, daß ihn der Bub genarrt hat. Das Gewitter bricht los und der Bartfeger jagt ihn heim.

Da haben wir's! ſagt ich. Und wieder nimmt ſie ihn mit Freuden auf; doch die Gedanken kamen bald nach und weinend kommt ſie in unſer Haus, und fragt: Was ſoll ich nur mit dem Braten anfangen?

Vorerſt, ſagte mein Meiſter, ſchimpf Sie die Leute nicht, die's gut mit Ihr meinen (das galt mir!) und dann befolg Sie guten Rath! Draußen am Thor wohnt der Schuſter Kneiv; der hat einen erztzähen Knieriemen. Thue Sie ihn zu dem und laſſe Sie ihn Schuſter werden. Etwas Beſſeres wird doch aus dem Racker nicht, ſonſt ſieht Sie ihn noch am Galgen!

Mein guter Meiſter verſtand ſich auch nicht viel auf ſeine Redensarten. In dieſer Weiſe fuhr er fort und rieb der Frau Nachbarin den Kümmel, daß es eine Luſt war. Dießmal nahm ſie's in Demuth, obwohl ſie manchmal das Mäulchen ſäuerlich verzog und ich dachte: Halt, jezt geht das Züngelein los!

Sie verſprach's zu überlegen und ging.

Der Schuſter Kneip war eine grundehrliche Seele, ein kreuzbraver Menſch; aber er verſtand nicht viel Spaß mit den Lehrjungen. Die durften ihm nicht vor die Thür. Machte Einer einmal ſo einige Bockſprünge, ſo knieriemte er ihn aus dem Fß., daß die Schwarte krachte und band ihn an die Werkbank feſt. Item, er brachte ſie in die Ordnung und die Armenkommiſſion gab ihm meiſt die Bettelbuben in die Lehre, die ſie das Schuſterhandwerk erlernen laſſen wollte. Jedermann wußte dabei, daß er ungemein gutmüthig war. Seine ganze Stube hing voll Vogelkäfige und an dieſen Thierchen hing ſein Herz. Das ganze Jahr ergelte er ihnen auf einer kleinen Handorgel etwas vor, und es gab keinen glücklicheren Menſchen, als ihn, wenn ſo ein Vögelchen das Orgelſtücklein lernte.

Wie erſtaunte der, als er die Frau Gewürzkrämerin eintreten ſah und vernahm, daß er aus dem Strick einen Pechdraht machen ſollte.

Ja, ja, ſagte er, das iſt eine ſchwere Arbeit. Dem Pfefferkorn hat er den Leiden gemacht; dem Bartſeger auch. Das ſag' ich Ihr, Frau Kren, ich will ihn nehmen; aber kommt er mal heim, und hat blaue Riemen auf dem Rücken, ſo denke Sie, die kämen nicht vom blauen Winde. Schickt er ſich endlich, ſo ſoll's Niemand lieber ſein, als mir!

So wandert denn der Strick zum Meiſter Kneip, nachdem die Mutter eine Fluth von Thränen vergeſſen, daß ein Rudrfehlnachen, die ſehr tief laden, drauf hätte luſtig ſegeln können, und der Pfarrer ihm eine erbauliche Predigt gehalten.

Als er hinging mit ſeinem Bündel, ſagte ich zum Meiſter: Wie lange wird das gutthun? Ich wette in acht Tagen iſt er wieder da! Ich wette in vierzehn, ſagte der Meiſter. —

Strick ging hin. Der Kneip nahm ihn freundlich auf und ſagte: Guck, Bub', du ſollſt's gut bei mir haben, wenn du Acht gibſt, gehorchſt, und meine lieben Thierchen lieb haſt!

Was das Letzte betraf, ſo war kein Zweifel; denn der Strick hatte alle Singvögel in der Nähe der Stadt weggefangen und in Käfige geſetzt.

Nun ging's denn ans Pechdrahtziehen und Lederklexen. Stark war mein Strick, und wer ihn für dumm kaufte, gab sein Geld umsonst aus. Alle Kniffe und Pfiffe steckten in ihm, und gerade, wenn er sich wie ein Lämmchen stellte, waren alle böse Geister in ihm. Dann sann er auf einen Extralumpenstreich. So machte er's auch bei dem Meister Kneiv. Der konnte sich gar nicht wundern genug und dachte: Es ist gewiß nicht die Hälfte wahr, was sie dem Strick nachgesagt haben! Das ist ja ein Kerlchen, fein wie Schuhhanf und gewichst, wie ein Pechdraht. Hat auch meine Thierchen so lieb, wie ich, und ich kann ihm die Futterung schon anvertrauen.

Wie der Strick denn zu Allem, was Bubenstreiche sind, Anlage hatte, so pfiff er auch aller Vögel Stimmen nach, daß die Vögel selber irre wurden und meinten, es seien Ihresgleichen, mit Ausnahme der Spatzen, die so pfiffig waren, wie er, und eben so ausgeheckte Tagediebe.

Damals hatte Meister Kneiv einen Hänfling, der saß in einem zugehängten Kasig, und er ergelte ihm nun schon sechs Wochen vor, Morgens, Mittags und Abends; aber das Thier war dumm und lernte nichts. Es ist bei meiner Seele! wahr, rief er ärgerlich aus, mit dem lieben Vieh geht's aufs Haar, wie mit den Menschen. Da gibt's auch Esel, an die man nichts bringt, und gescheidte Kerle, die's bald im Schlaf wegkriegen. Mein Hänfling ist so ein Esel unter den Vögeln. Ich will ihn fliegen lassen!

Probirt's noch einmal, meinte der Strick, ein paar Wochen. Manchem bricht der Knoten spät; aber dann geht's auch bald du nicht gesehn!

Der Meister blickt den Buben ganz verdutzt an und denkt, bei dem geht's vielleicht auch so, und folgt ihm.

Und siehe da, so oft er ergelt, zwitschert der Hänfling. Alle Tage ein Bischen mehr, und bald kommt das Stücklein deutlich heraus. Niemand war glücklicher, als Meister Kneiv; aber es kommt ihm doch fast verwunderlich vor. Nun ergelt er den ganzen Tag, um die Plastr zu haben, das Vögelein studiren zu hören.

Einmal ist's ihm doch zu rund, und während des Orgelns sieht er nach dem Strick, der grad neben dem Käsich des Hänflings steht, und was sieht er da? — Es

iſt der Strick, der ſo zwitſchert und das Maul ſo fein ſpitzt, wie eine Nähnadel. *)

Den Meiſter Kneip mit ſeinen Vögeln zum **Narren** halten, das war die ärgſte Beleidigung, die man ihm zufügen konnte. Das hieß: ihm in die Seele greifen. Ei, ſo ſoll dich dieſer und der! rief im höchſten Zorn der Meiſter. Du willſt deinen alten Meiſter zum Narren haben? Warr' ich will dir!

Mit dieſen Worten faßt er Oraeln Oraeln fein und ſpringt zum Knieriemen, und, ehe ſich's der Strick verſieht, fallen die geſalzten Streiche hageldicht und mit ſolcher Kraft, daß er ſich baumt, dreht und windet, wie ein Aal! Er bittet und fleht: er wolle es nie mehr thun! Wolle brav werden! Aber Alles iſt fruchtlos. Du haſt noch deinen Meiſter nicht gefunden! ruft der Kneip und haut zu. Ich muß dir alle die Zinſen noch abtragen, von dem Pfefferkorn und Bartfeger ab bis zu mir, und weil du ſo gut pfeifen kannſt, will ich dich jetzt tanzen lehren! ruft er unter dem Durchhauen.

Und der lehrt ihn tanzen! Am Ende brüllt und heult der Bube vor entſetzlichem Schmerz. Da wirft ihn dann der Meiſter mit einer Wucht zur Thüre hinaus, daß er drüben an des Schreiners Thüre fliegt, und dieſe kracht. Nun geh' zu der barmherzigen Schweſter, deiner Mutter, und laß dir die Blaumale heilen, du Racker! Kommſt du aber deiner Lebtage noch einmal über meine Schwelle, ſo wird mein Knieriemen die Bekanntſchaft mit deinem Rücken erneuern!

---

*) Blickt mal da vornen auf das Bild! da könnt Ihr's gut ſehen, wie's zuging. Der Maler hat den Kneip auch gekannt und den Strick und die ganze Geſchichte, ſonſt hätt' er's nicht ſo akkurat machen können, wie's geſchehen iſt. Man ſieht erdentlich, wie Meiſter Kneip horcht und noch nicht recht weiß, ob's der Strick oder der Vogel iſt, der zwitſchert, und an dem Strick ſieht man, wie er den Mund ſpitzt und wie die Freude über den Spitzbubenſtreich aus ſeinem Geſichte leuchtet. Meiner Seele! es iſt vortrefflich gemacht und der Maler muß auch hinter dem Ofen geweſen ſein, weil er den Fritz ſo prächtig dahinter findet!

Ihr habt die Wette gewonnen, Meiſter, rief ich aus, als ich den Strick heulend und kaum fähig zu gehen, daherſchleichen ſah.

Wie ſo? fragt der und läßt den Blaſebalg an der Eſſe fahren.

Ei ſeht nur, rief ich, da kommt der Strick und Kneip's Knieriemen hat ihn nicht eben freundlich behandelt!

Mein Meiſter trat in die Thür der Schmiede. Willkomm, willkomm, Strickchen, ſagte er. Schon da? Ei,

wie hat uns in der Nachbarschaft nach dir verlangt! Nun, ich sehe, daß meine Prophezeihung wahr wird, daß du an den Galgen kommst. Recht so, mein Fritzchen, mach' so fort, und der Spitzbube wird bald fertig sein. Wenn du gehängt wirst, bezahl' ich, bloß weil du aus unsrer Nachbarschaft bist, den Strick; umsonst leih' ich die Leiter und bezahle die Stadtpfeifer, daß sie dir den Jäger aus Churpfalz aufspielen zu deinem Ehrengang!

Die ganze Nachbarschaft lag in den Fenstern und hörte die Rede. Der Spott des Meisters war von Wirkung. Der Strick hörte zu heulen auf, wurde bleich, wie der Tod, und raffte seine ganze Kraft zusammen, daß er schnell in das Haus seiner Mutter kam.

Da muß denn doch dießmal der Willkomm auch nicht absonderlich gewesen sein, denn man hörte die gellende Stimme der Frau Kron weithin schallen.

Das war eben das letzte Abenteuer, welches ich in dem Städtchen erlebte. Ich mußte beim und dem rasselnden Kalbfell oder der Trompete folgen. Ihr wißt, mein Schicksal rief mich nach Spanien und mit meinem Stelzfuß kam ich nach vielen Jahren wieder. Wie das kam, und was dem folgte, hab' ich Euch in der Spinnstube von 1848 erzählt.

An den Strick dachte ich nicht mehr und nach X., das zehn Stunden von hier liegt, kam ich auch nicht wieder.

Endlich vor etwa zehn Jahren, eben als ich meine Schmiede neu bauen mußte, ging ich auf ein Eisenhüttenwerk, das bei dem Städtchen X. lag. Denk ich, du solltest doch mal nachschauen, ob dein alter, braver Meister noch lebt.

Gesagt, gethan! Der Umweg betrug nur eine Stunde. Denkt Euch meine Freude! Der alte, brave Mann lebte noch. Zwar kennt er den Zuschlagshammer nicht mehr führen und saß im Sorgsessel; aber er sah noch frisch drein: es ging ihm herrlich und sein Tochtermann, ein tüchtiger Schmied, führte das Geschäft und seine Frau und er trugen den alten Großvater auf den Händen.

Er kannte mich auch nicht mehr; aber als ich mich zu erkennen gab, da nahm er meine Hand und drückte sie mit einer Freude, als wär' ich sein Sohn. Ich mußte

ihm meine Schicksale haarklein erzählen und ich durfte nicht gleich wieder weg, wie ich gewollt, sondern mußte zwei Tage bei ihm bleiben.

Da kamen wir denn auf allerhand alte und neue Geschichten und mir fiel auch der Strick wieder ein.

O, lieber Meister, bat ich ihn, sagt mir doch, was ist denn aus dem Stricke geworden?

Aha, sagte er lachend, bei Dir heißt's auch: Alte Liebe rostet nicht! Ja, das will ich Dir ganz genau sagen.

Du erinnerst Dich wohl noch dran, wie Du mir zuriefst: Meister, Ihr habt die Wette gewonnen! Damals hatte ihn der Kneip, der Vogelsnarr, arg mit dem Knieriemen traktirt und ich hielt ihm eine Sprottrede auf meiner Thürschwelle, die ihm ins Fleisch drang wie ein spitzer Dorn. Der Bub ist recht krank geworden und der Doctor und der Bartscheer sind schier drei Wochen über ihn gesessen. Wär's nicht der Strick gewesen, dessen Teufelskünste Jedermann kannte, und hätte ihm nicht wieder Jedermann die Prügelsuppe von Herzen gegönnt, dem alten Kneip wär's dazumal denn doch übel bekommen. Der Doctor sagte aber zum Friedensrichter: Laßt's gut sein, Herr Richter, Unkraut vergeht nicht. Er stirbt nicht dran, und es hat auch keine üble Folgen für ihn. Vielleicht ist's ihm heilsam und er kann das Datum seiner Besserung vom Knieriemen und Vogelsorgelchen schreiben. Da ließ der's liegen und nahm den Kneip nur so unter vier Augen auf's Korn und gab ihm ein Bildchen, das er nicht hat einrahmen lassen und es auch nicht an die Wand gehängt hat.

Es war aber auch eine Schande und ein Greuel, wie ihn der Kneip zugerichtet hatte. Himmelblaue Striemen liefen um seinen Leib, wie Reife um ein Faß. Diese spielten später in allen Farben des Regenbogens und der Bub konnte nicht sitzen und nicht liegen. Indessen war er stille, klagte nicht viel, sprach auch nicht viel, bis er ganz hergestellt war.

Was mir aber noch mehr auffiel, war das, daß er sich gar nicht vor der Thüre blicken ließ. Sah' er mich, so machte er sich schnell aus den Reifern. Es geht gut, dachte ich und der Doctor hat recht. Er war aber auch

alt genug, um verſtändig zu ſein. Er war dazumal eben dreizehn Jahr alt.

Mutter, ſagt er eines frühen Morgens, heute geh' ich fort in die Welt.

Du wirſt doch nicht? rief ſie. Ach, willſt Du mich unter die Erde bringen?

Nein, liebe Mutter, das ſei ferne; aber hier kann ich nicht bleiben, wo ich mich vor aller Welt ſchämen muß. Hat doch der Schmied mir geſagt, ich käme noch an den Galgen. Thue mich nach A. zu unſerm Vetter. Dort will ich ein anderer Menſch werden. Sie winſelte viel; aber der Strick beſtand auf ſeinem Willen.

Nun wurde nach A. geſchrieben, die Sache fertig gemacht und er reiſt ab.

In A. ſind gute Schulen. Die beſucht der Strick fleißig. Er wird dort conſirmirt und auf einmal iſt er fort. Wohin? weiß kein Menſch. Alles wurde angewendet, ihn wieder zu finden; aber es war vergeblich. Du kannſt Dir den Jammer der armen Frau vorſtellen.

Unkraut vergeht nicht, ſagte der Doctor, und das iſt richtig. Nach ſechs Monaten bringen die Gensdarmen einen verlumpten Buben nach A. zu dem Vetter. Das iſt der Strick. Er wollte, Gott weiß, wohin, um etwas zu werden und wurde, wie das ganz natürlich war, ein Bettler. Als ſolcher kam er wieder. Der Vetter in A. wollt' ihn Anfangs gar nicht aufnehmen; aber als der Bub jammert und weint, verſpricht, ſich zu beſſern, da nimmt er ihn auf, kleidet ihn wieder menſchlich und ſtellt ihn in ſeinen Laden.

Das wär ſein letzter Lumpenſtreich. Der liebe Gott hatte ihn in die rechte Zucht genommen und es ging ihm wie dem verlornen Sohne im Evangelium. Er ſchlug in ſich und beſſerte ſich.

Hierher aber wollte er nicht.

Fünf Jahre blieb er in A. bei ſeinem Vetter, dann wurde er Reiſender für ein Kaufmannshaus in Frankfurt. Man hörte nichts von ihm, aber ſeine Mutter ſagte mir oft mit Freuden, wie ihr Sohn ſich gemacht habe.

Eines Tages fährt ein Wagen vor dem Hauſe drüben vor. Ein junger Herr ſteigt heraus und fällt der Wittib

Kron um den Hals. Es war der Strick. Ein Staatsbursch, Jacob, das kannst Du mir glauben.

Nach einer Stunde geht er aus. Wohin? Rath' mal! Ja, das räthst Du nicht! Schnurstracks zu dem alten Kneip. Der kennt ihn nicht und macht einen Kratzfuß über den andern; aber der Strick gibt sich zu erkennen, reicht dem Alten die Hand und sagt: Habt Dank, Meister, für die Prügelsuppe, die Ihr mir gegeben. Sie war der erste Schritt zu meiner Besserung.

Der alte Kneip macht ein Gesicht, das zwischen Lachen und Weinen mitten drinnen liegt, und fängt an, Entschuldigungsreden loszulassen, die aber der junge Mann nicht gelten läßt. Habt Ihr den alten Knieriemen noch, womit Ihr mich durchgebläut? fragt er.

Der ist noch da, sagte der Alte, aber er hat jetzt ausgedient.

Ach, schenkt ihn mir, bittet der Strick. Ich will ihn in meiner besten Stube aufhängen, weil ich ihm soviel Gutes schulde.

Dem Kneip kommt's vor, als rappele es dem jungen Kron im Oberstübchen oder er wolle ihn hänseln; aber das ist purer Ernst.

Endlich gibt er ihm den Knieriemen und der junge Mensch geht dankend ab. Bald drauf schickt er dem Alten ein tüchtiges Präsent in gutem Tabak.

Von dem Kneip kommt er zu mir.

Meister, sagt er, es hat vielleicht niemals ein Pfarrer eine Predigt gehalten, die tiefer ins Herz ging, als die, die Ihr mir unter der Thüre Eurer Schmiede gehalten. Es war Alles volle Wahrheit; ich war auf dem Wege zum Galgen. Gottlob, des alten Kneip Schmisse und Eure bittere Arznei haben mich kurirt. Ich verdiene den Namen Strick nicht mehr, und daß ich eines bessern würdig geworden bin, das dank' ich Kneip's Knieriemen und Eurer bittern Predigt. Ihr spart nun das Geld für die Stadtpfeifer und Eure Leiter braucht mir nicht den schlimmen Dienst zu leisten. Nehmt meinen Dank. Er kommt aus Herzensgrunde!

Du weißt, Jacob, fuhr der Meister fort, ich bin keiner von denen gewesen, die leicht in Verlegenheit kommen; aber das sag' ich Dir, ich stand eben doch da, wie

Butter in der Sonne. Endlich sag' ich: Das ist schön, Herr Kron, daß Sie sich gebessert haben und ich will hoffen, daß Sie Ihrer alten Mutter noch recht viel Freude machen und gute Nachbarschaft halten!

Darauf gibt er mir die Hand. Verzeiht mir alle meine Unart, bat er und eine Thräne in seinem Auge gefiel mir sehr gut.

Als er so hingeht, denk' ich, an dem hat Gott der Herr Großes gethan!

Drauf geht er zu dem Mauschel, dem er die Hammelmäuschen ins Haus gesetzt, die ihn so gequält haben und den er mit Blut so abscheulich angemalt, bittet auch den um Verzeihung. So geht er zu Pfefferkorn, zu dem alten Bartfeger, zum Apotheker — kurz zu Allen, die er einst geärgert, und die ganze Stadt hallt wieder von alle dem Neuen und Merkwürdigen, was sich mit Kron's Fritz, dem ehemaligen Strick, zugetragen.

Fortan lebte er stille, eingezogen und brav. Alle Leute vergessen seine Malefizstreiche, achten und lieben ihn.

In dem draufolgenden Frühjahr baut er seiner Mutter Häuschen neu auf, richtet sich einen Laden ein, wie keiner in der Stadt, verkauft billig und hält gute Waare und ist ein sehr wohlstehender Mann geworden. Mit mir hält er gute Nachbarschaft und besucht mich oft, wie ich ihn, wo er mir dann alle Ehre anthut. Komm, sagte er darauf, wir wollen ihn besuchen!

So gehn wir denn hinüber, und wie thue ich die Augen auf! Da ist Alles neu und nett und die alte Mutter sitzt auf einem weichen Sessel, eine bildhübsche Frau sitzt mit zwei Kindern bei ihr und bald kommt er auch.

Herr Nachbar, sagt der Meißner, da bring' ich Ihnen einen alten Freund aus Strick's Zeiten. Kennen Sie ihn noch?

Er besieht mich, aber schüttelt dann den Kopf.

Glaub's auch, sag' ich, daß Sie mich nicht mehr kennen. Mir sind, seit ich Ihnen die gesalzte Ohrfeige gab, als Sie den Juden Mauschel so roth anmalten, spanische Kugeln um den Kopf geflogen und ich habe mein Bein in spanischer Erde mit militärischen Ehren begraben.

Ach, Jacob! rief er da aus und eine leichte Röthe überflog sein schönes Gesicht, indem er mir die Hände drückte.

Ja, sagte der Meister, er war immer ein guter Freund von Ihnen!

Weiß wohl! rief er aus, und die alte Mutter, die ich einmal als Gans beehrt, nimmt mich auch freundlich auf. Nun erzählt er seiner Frau die Geschichte und wir lachen alle herzlich und setzen uns dann zu einer guten Flasche.

Meiner Treu', aus dem Strick ist ein tüchtiger Mensch geworden. Der liebe Gott hat wunderbare Wege! Wie es ihm auf seiner damaligen Wanderschaft ergangen, hat er aber niemals erzählt. Was thut's auch? Er ist gebessert worden, das ist das Beste, und an den Strick denkt in ganz X. keine Seele mehr.

9. Ein Räthsel.

Ich laufe rastlos immer fort
Mit großer Schnelle,
Und komme doch bei aller Hast
Nicht von der Stelle.
Dem, der mich treibt, will ich entgehn —
Und doch muß ich ihn immer sehn —
Auf meiner Ferse.

Lief' ich allein — es ginge schon,
Doch, ach! ich ziehe
Gar Schweres, das sich an mich hängt,
Mit großer Mühe.
Und, ach! mir fehlen Beine doch
Und Flügel; dennoch wird mein Joch
Darum nicht leichter.

Da seufz' ich oft in bitt'rer Noth,
Und müd' des Lebens.
Was hilft's? Das treibt mich immerzu;
Es ist vergebens!
Werf ich den Feind, daß er zerstäubt,
Nur wilder er mich Armen treibt —
Bis daß ich sterbe.

10. Eine Anekdote.

Ein Bauer im Bergiſchen iſt auch nicht auf den Kopf gefallen!

Er hatte einen Prozeß mit ſeinem Nachbar, der lange Jahre gedauert. Solche Prozeſſe machen die Advocaten und Gerichtsſchreiber reich und die Bauern arm, und wenn ſie ihn gewinnen — haben ſie verloren. So war's auch dem Peter gegangen. Als er den Prozeß gewonnen, kommt er zu dem Gerichtsſchreiber und läßt ſich das Urtheil herausſchreiben.

Der Gerichtsſchreiber ſchrieb aber ſo weit auseinander, daß kaum das halbe Blatt beſchrieben war.

Sagt der Bauer: Schreibt doch enger zuſammen, ich hab' gute Augen und das Papier koſtet Geld!

Das verſteht Ihr nicht, ſagte der Gerichtsſchreiber, das heißt: Acta geſchrieben!

Der Bauer ſchwieg ſtille, und als er das Urtheil hatte, ſprach er: Herr Gerichtsſchreiber, der gewonnene Prozeß hat mich arm gemacht. Geld hab' ich nicht; ich will Euch die Koſten abverdienen. Ihr habt ja doch Arbeit!

Das ist mir schon recht, antwortete der, geht in die Scheuer und dreschet mir meinen Hafer.

Das thut der Bauer mit allem Eifer; als aber der Gerichtsschreiber nachsieht, findet er, daß der Hafer nur halb abgedroschen ist.

Was denkt Ihr? ruft er aus. Ihr dreschet mir den Hafer nur halb aus!

Das versteht Ihr nicht, entgegnet der Bauer. Das ist grad' wie mit dem Urtheil, und heißet: Acta gedroschen!

11. Altes Gold.

Ich bin einmal spazieren gegangen und kam da zu einem Bauersmanne, der fleißig arbeitete. Helf' Gott! sag' ich. Danke! sagt er. Ich bleibe stehen und plaudere noch eine Weile, aber der Mann gibt mir keine Antwort mehr. Der ist doch grob! denk' ich, und will gehen. Da dreht er sich um und sagt: Nichts für ungut! Mein Vater hat mir ein Sprüchlein gesagt, darnach thu' ich. Glaubt nicht, daß es Grobheit ist, weil ich nicht antworte!

Ei, sag' ich, wie lauter denn das? So, sagt der Bauersmann:

Viel geplaudert und wenig gethan,
Da bebt der Lump und der Bettler an!

Alles hat seine Zeit, sagt der König Salomo. Wann's Feierabend ist, kann man auch plaudern.

Wahr! Immer hab' ich darnach gefunden, daß die Plaudertaschen nichts voran brachten. Wenn das Maul geht, ruht die Hand, und wenn die ruht, ist's mit der Arbeit zu Ende. Drum möcht' ich Euch Allen das Sprüchlein empfehlen; besonders Euch, Ihr Frauen, bei denen in der Regel nichts besser geht, als das Mäulchen. Wenn da Nachbars Anniese zu der Greth kommt, und die treffen am Brunnen die Kathrine und die Sybille, dann gibt's ein Geschnatter und jede weiß was Neues. Die Zeit geht herum und die Arbeit bleibt liegen. Wer maulfix ist, ist nicht fingerfix. Zum Lumpen hat sich Mancher geschwatzt,

aber Keiner gearbeitet. Darum ſagte auch des Schmiedjacobs Großvater: Die meiſten Bettelſäcke werden mit der Zunge genäht, und der hatte auch recht. Wenn die Hausmutter gerne plaudert, bleiben die Löcher in den Strümpfen und Kleidern alle offen. Und doch ſagt das Sprüchwort: Fünf Lappen ſind beſſer als Ein Loch, und ich hab' immer viel Reſpect davor gehabt, wenn ich Leute ſah mit gutgeflickten Kleidern. Mag auch auf einem blauen Wamms ein grasgrünes Läpplein ſitzen, das Loch iſt zu, und das iſt die Schande. Drum ſagt auch ein Rheiniſches Sprüchwort: Der gute Ruf der Hausfrau geht durch die Löcher der Kleider davon. Auch die kleinen reichen hin, daß ſie ihn verliert, wie den Groſchen durch ein Loch im Sack. Drum geflickt, Ihr Frauen, daß Eure Ehre im Hauſe bleibt. Da gibt's Frauen, die flicken nur alle Samſtag; andre, die thun's nur, wenn's regnet. Wenn aber nun Montags ein Löchlein da iſt, ſo iſt's Samſtags ein Loch, und ebenſo geht's, wenn ein Löchlein beim Sonnenſchein entſteht. Es wird bis zum nächſten Regen ſo groß wie — die Oeffnung eines Bettelſacks.

Ich hab' da oft ein anderes Sprüchlein gehört, das gehört dazu:

Unſauberkeit,
Zerriſſen Kleid,
Braucht nicht zu fragen weit:
Was ſind's für Leut?

Du ſiehſt's ſchon ſelber, wenn deine Augen klar ſind; denn wo außen Schmutz iſt — da iſt er auch im Herzen, und wer ſich nicht ſchämt, ein zerriſſenes Kleidungsſtück zu tragen, dem liegt auch nichts dran, ob ſein guter Namen, ſeine Ehre, ſein Gewiſſen einen — Riß hat. Man kennt ja den Vogel an den Federn; meinſt nicht auch den Menſchen?

12. Christian Fürchtegott Gellert.

Wenn Ihr, liebe Leser, bei dem öffentlichen Gottesdienst oder im kleinen häuslichen Kreise (der ja auch eine Gemeinde Gottes sein soll) die schönen Lieder Eures Gesangbuches leset oder singet, die so anfangen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" oder „Erforsche mich, erfahr mein Herz und sieh', Herr, wie ich's meine" oder das: „Gott deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken gehen" oder: „Jesus lebt, mit ihm auch ich" oder: „Wann ich, o Schöpfer, deine Macht" oder: „Ich hab' in guten Stunden des Lebens Glück empfunden" oder: „Herr, der du mir das Leben bis diesen Tag gegeben" u. s. w. und Ihr fühlt Euch dadurch erhoben, erbaut, gestärkt, getröstet, so denkt Ihr vielleicht, wer mag doch dieß schöne Lied gemacht haben? Ich will Euch von dem Manne erzählen.

Er hieß, wie's da oben steht: Christian Fürchtegott Gellert und sein doppelter Taufname ist in seiner Seele zu einer einfachen, vollen Wahrheit geworden; er war ein rechter Christ und fürchtete Gott sein Lebenlang.

Sein Vater war Pfarrer in dem Städtchen Hainichen im sächsischen Erzgebirge, zwischen den Städten Freiberg und Chemnitz, der in seinem heiligen Berufe treu wirkte und auch ein tüchtiger Hausvater war, denn er löste die wahrlich nicht leichte Aufgabe, dreizehn Kinder, ein volles Schweizerdutzend, bei sehr geringer Besoldung gottesfürch-

tig und für die Menschenwelt nützlich zu erziehen. Das hätte er sicherlich nicht fertig gebracht, wenn er nicht eine wackere Hausfrau gehabt hätte. Sie gehörte zu den Müttern und Hausfrauen, die man mit gutem Fug und Recht „Hausehre" nennt und die noch extra den Namen „Hausſegen" verdienen. Es ist, bei meiner Treu! wahr, wir Männer mögen noch so fleißig und treu arbeiten, so ist's am Ende doch pure Lumperei und legt sie nicht in die Kinderseelen die ersten heiligen Keime der Gottesfurcht, pflegt sie sie nicht, als treue Priesterin, so geht's überall schief.

So wirkte auch Gellert's fromme Mutter. Sie war's, die im Munde des Unmündigen dem Herrn ein Lob bereitete und ihn die kleinen Händchen zum Gebete falten lehrte, was er seiner Lebtage nicht mehr verlernt hat.

Am 4. Juli 1751 ist der kleine Christian Fürchtegott Gellert geboren worden und an dem lieben treuen Mutterherzen hat er sich wohlgefühlt und ist lustig herangewachsen; aber es ist ein kraufes zartes Bübchen gewesen und man konnte es ihm auf gut Glück verzeihen, daß er einmal keine Bäume ausreißen würde. Das ist aber auch gar nicht nötig und sind der Wege viele, die zu einem gesegneten Wirken führen. Dahin aber leitet alleine eine gottesfurchtige Erziehung und ein tüchtiger Unterricht, was sich Vater und Mutter hinter's Ohr schreiben mögen!

Beides fehlte dem jungen Gellert nicht, denn Vater und Mutter arbeiteten sich brav in die Hände, und die Schule der Vaterstadt that auch das Ihre getreulich. Bald zeigte es sich, daß viele dreifache Aussaat auf einen guten Acker fiel, der Kraft genug von Gott empfangen hatte, sie zur Blüthe und Frucht zu treiben. Freilich war damals der Unterricht kalt und trocken, und, wenn man ihn mit dem unsere Tage vergleicht, so muß man sich wundern, wie Gellert so rasche Fortschritte machen konnte. Ein guter Kopf ist immer das erste Erforderniß, wenn es etwas geben soll, und der bricht sich auch allemal seine Bahn, wenn auch Dornen, Unkraut und Steine seine Fortschritte hemmen.

Der Vater sah's bald mit Dank ein, daß, was dem Knaben an Leibeskraft abgehe, der liebe Gott ihm an

Geisteskraft zugelegt hatte. Daher bestimmte er ihn denn auch für das Studiren. In seinem vierzehnten Jahre kam er schon in die sogenannte Fürstenschule zu Meißen, wo seine Geisteskraft sich rasch und kräftig entwickelte. Bedeutende Fortschritte an Wissen und Erkennen zeichneten ihn hier vorzugsweise aus und sein gesittetes Betragen ging damit Hand in Hand. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er frühe auf die Universität Leipzig übergehen konnte, um sich zu einem recht tüchtigen Pfarrer auszubilden. Mit demselben Fleiße arbeitete er auch hier; allein nur zu bald stellte es sich heraus, daß das Predigtamt nichts für ihn sei, da er leider eine sehr schwache Brust hatte, welche den Anstrengungen dieses Berufes nicht gewachsen war. Er wählte nun, wenn auch nicht gerne, das Fach des höhern Unterrichts und wurde, als er die Universität verließ, Erzieher und Lehrer zweier adeliger Knaben aus der Gegend von Dresden, und später begleitete er den Sohn seiner eigenen Schwester wieder zu der Universität Leipzig.

Einfach in seiner Kleidung, in seinen Bedürfnissen und Sitten, reichte ein sehr geringes Einkommen hin, ihm den nöthigen Lebensunterhalt zu gewähren. Er gab Unterricht in der deutschen, französischen, englischen, lateinischen und griechischen Sprache und machte die schönen Lieder. Grade diese letzte schöne Gabe seines Geistes brachte ihn in genaue Verbindung mit vielen der ausgezeichnetsten Männer der damaligen Zeit. Er ließ Vieles drucken, was mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, besonders seine herrlichen, geistlichen Lieder. Hierdurch verbreitete sich sein glänzender Ruf durch ganz Deutschland. Wie sehr man ihn liebte und ehrte, mag der Umstand beweisen, daß eines Tages ein Bauersmann einen Wagen voll guten Brennholzes an Gellert's Thüre anfuhr und fragte: ob denn der Herr Gellert zu Hause sei, der die schönen Lieder mache? Als Gellert zu ihm trat, bat er ihn, diesen Wagen Holz als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für so manche Erbauung und Trost von ihm anzunehmen, und das hat, das werdet Ihr mir Alle zugestehen, dem Bauersmanne soviel Ehre gemacht, wie unserm Gellert. Er hatte nun auch angefangen, als Professor den Studenten Vorlesungen

zu halten; bald erwies es sich, daß der größte Saal der Universität nicht zureichte, seine Zuhörer alle zu fassen; denn da kamen nicht bloß Studenten, auch ältere Leute, Beamte und Andere schämten sich nicht, bei ihm zu lernen. Die Studenten verehrten ihn wie einen Vater, und sein Rath und Zusprache brachte Manchen auf den rechten Weg.

Wie demüthig und bescheiden Gellert war, geht daraus klar hervor, daß er, als ihm ein reicher Herr aus Schlesien ein ansehnliches Jahrgeld aus eignen Mitteln anbot, weil er wußte, daß Gellert arm sei, er dennoch dieses Jahrgehalt ablehnte, weil es Aermere und Verdientere gäbe. Der reiche Herr gab es hierauf Gellert's Mutter bis an ihren Tod.

Als der siebenjährige Krieg die Prinzen Karl und Heinrich von Preußen nach Leipzig führte, war es ihre erste Angelegenheit, Gellert zu besuchen und ihm ihre Ehrerbietung zu beweisen. Sie fanden ihn leidend, der schwächliche Körper machte dem guten Manne eben viel Beschwerde und Leid. Prinz Heinrich von Preußen vernahm, daß ihm viele Bewegung Noth thue, und ihn doch das Gehen so sehr ermatte. Er sandte Gellert sogleich sein stattliches Roß, dessen er sich selbst in der Schlacht bei Freiberg bedient, zum Geschenke.

Gellert stand noch eine größere Ehre bevor. Wenn man den „alten Fritz" nennt, so weiß in Deutschland gleich ein Jeder, daß das Preußens großer König war, der Liebling Aller, der erste Held seiner Zeit und noch viel weiter hinaus. Als der auch nach Leipzig kam wünschte er Gellert kennen zu lernen und unterredete sich lange freundlich mit ihm. Ja, der preußische General von Hulsen belegte das Städtchen Hainichen nur mit einer ganz leichten Einquartirung, weil es Gellert's Geburtsort war, während die Umgegend mit Soldaten überfüllt war, und ließ dem Ortsvorstand sagen, das thue er aus Hochachtung gegen Gellert.

Er hatte gar wenig Bedürfnisse; darum hatte er immer für Arme etwas übrig, und übte seine Wohlthätigkeit übrigens so in der Stille, daß man ihren ganzen Umfang erst kennen lernte als er starb. Da waren der vielen

Armen Thränen ein Zeugniß für ihn, das mehr galt, als jedes Andere. Ich kann es nicht unterlassen, nun noch Eins zu erzählen, das Euch Allen wohlgefallen wird.

Eines Tags ging Gellert vor einem Thore Leipzigs spazieren. Plötzlich hörte er unter lautem Weinen und Wehklagen eine arme Frau hinter sich herlaufen. Er blieb stehen und fragte sie theilnehmend nach dem Grunde ihres Leids. Die Frau wollte nicht heraus damit; als aber Gellert ihr freundlich zurredete, wurde sie zutraulich und erzählte ihm nun, daß sie mit ihrem Manne und vier Kindern ein kleines Häuschen bewohne, das dem reichen Kaufmanne N. gehöre. Seit fünf Wochen lägen Mann und Kinder krank; sie habe nichts in dieser Zeit verdienen können, Niemand borge ihr mehr einen Mund voll Brod, und nun wolle der harte Hausherr, weil sie ihm dreißig Thaler Miethe schuldig sei, sie aus dem Hause werfen sammt den Kranken. Sie habe, wehklagte die unglückliche Frau, keinen Heller für Brod und Arznei und müsse also den Tod der Ihrigen vor Augen sehen und Niemand erbarme sich. „Ach, rief sie aus, wenn's nur schon vorüber wäre, im Grabe wär's uns Allen wohl!" Diese Klagen gingen wie ein zweischneidig Schwerdt durch Gellert's weiches Herz. So wenig Geld er auch gerade damals hatte, so war er doch schnell entschlossen, zu helfen. Er bat die arme Frau mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Als er dort mit ihr ankam, suchte er Alles, was er hatte, zusammen und fand nur noch — dreißig Thaler. Mit Dank gegen Gott, daß er eben noch so viel hatte, gab er der Frau das Geld und sagte ihr, sie solle es zu dem Kaufmann N. tragen, aber nicht eher als um 11 Uhr. Die glückliche Frau ergoß sich in heißem Danke und versprach, seine Befehle genau zu vollziehen.

Gellert kannte den Kaufmann N. Er kleidete sich sogleich um und ging vor 11 Uhr zu ihm. Als er in des Kaufmanns Stube trat, fand er ihn bei dem Einrollen einer sehr großen Geldsumme, und sah es ihm deutlich an, daß er ungelegen kam. Der Kaufmann strich unwillig das Geld in eine Schublade des Tisches und wollte eben eine unwirsche Frage thun, als er sich noch besann und Gellert höflich begrüßte.

Gellert setzte sich und sagte: von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen; denn ein so gesegneter Mann, wie Sie, wird es nicht unterlassen, von seinem Reichthum den gesegnetsten Gebrauch zu machen. Sie kennen gewiß die große Kunst, Andern wahrhaft wohlzuthun.

Der Kaufmann, der mit seinen Gedanken noch halb bei seinem Gelde war, verstand nicht recht, was Gellert wollte, und antwortete sehr zerstreut: Ach ja: ganz recht! —

Gellert fuhr fort mit der Wärme seines edeln Herzens von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst noch ergriffen von dem Andenken an die arme Frau, sprach er so ergreifend, daß der Geizhals in seines Herzens Grunde bewegt wurde. Da öffnete sich die Thüre und die arme Frau trat herein und legte die dreißig Thaler auf den Tisch, indem sie sagte: Da haben Sie das Geld! Aber nun geben Sie mir auch das Briefchen wieder, das mein armer, kranker Mann geschrieben hat, damit Sie uns nicht aus dem Hause werfen ließen! Noch erfüllt von Gellert's schönen Worten, gerieth der Kaufmann in eine große Verlegenheit.

Er suchte das zu bemänteln und sagte: Ei, das hätte ja Zeit gehabt: Wie kann Sie nur so reden? Sie sieht ja, daß ich — Besuch — habe! — doch — er besann sich schnell: der Geldhunger übermannte ihn und er begann das auf dem Tische liegende Geld zu zählen.

Ja, ja, sagte die Frau, Zeit hin, Zeit her! Sie haben mich heute früh hart angefahren. Einen kranken Mann und vier todtkranke Kinder, kein Geld für Arznei, keins für Brod; ach, das ist hart! Und nun noch aus dem Hause geworfen werden, das ist entsetzlich. Als ich in der Verzweiflung herumlief, da begegnete ich da diesem Herrn — (Gellert winkte ihr, zu schweigen). Ja, fuhr sie fort, winken Sie nur, ich muß es doch sagen, — der gab mir das Geld.

Der karge Reiche fuhr betroffen herum und sah Gellert an. Was dieser ihm eben gesagt, war noch frisch in seinem Gedächtniß. Sie haben das gethan? fragte er mit Erstaunen. Tief ergriffen von dem Gedanken, daß der arme Gellert das gethan, wandte er sich jetzt zu der Frau und sagte: Hier hat Sie das Briefchen, aber auch die dreißig Thaler. Pflege Sie ihren kranken Mann und ihre Kinder damit! Und zu Gellert sagte er: Ich sehe, Sie können nicht nur schön schreiben, sondern auch schön handeln! Um aber mein Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der

armen Familie begleite! Sie sollen mich auch von einer bessern Seite kennen lernen!

Mit Freuden nahm dieß Gellert an. Beide fanden die Familie im tiefsten Elende. Gellert übernahm es, ihr ärztliche Hülfe zu verschaffen und der Kaufmann sorgte für alle übrigen Bedürfnisse. Von nun an ging der Familie ein neues Leben auf, und der Kaufmann, auf dessen Herz Gellert's Wort und Beispiel so verbessernd gewirkt, ließ es bei dieser Wohlthat nicht bewenden; er nahm den ältesten Sohn in seine Dienste, zahlte für die übrigen Kinder das Schulgeld und erwies sich als unermüdeter Wohlthäter derselben.

Für Gellert war es eine unbeschreibliche Freude, den Erfolg seines Wirkens wahrzunehmen, und die durch ihn gerettete Familie wußte ihren Dank nicht genug auszusprechen. Viele solcher edlen Thaten weiset sein Leben nach. Leider hatte er körperlich viel zu kämpfen. Nach langen und schweren Leiden, entschlief er, Gott ergeben und voll Hoffnung des ewigen Lebens am 13. December 1769, fünf und funfzig Jahre alt.

Wie die Liebe zu ihm groß und allgemein war, so war es auch die Trauer um ihn. Es wurden ihm Denkmale errichtet, aber Eins hat er sich selbst errichtet, das vergeht nicht, das sind seine frommen, schönen Lieder, die seitdem ein rechter Segen für Tausende geworden sind, und noch lange, lange bleiben werden.

Nun kennt ihr den Mann: und wenn ihr nun seine Lieder leset, betet, singt, so denkt: die kamen aus einem frommen, treuen Herzen, und sie werden euch noch einmal so werth sein!

13. Ein Räthsel.

Friede ruht auf Wald und Fluren,
Und des Tages Müh'n sind aus;
Und es tritt der Mensch, der müde,
Fröhlich aus dem engen Haus.
Sieh' da nah' ich mild und freundlich,
Und er grüßt mich inniglich.
Ach, wie gern hatt' er begrüßet
In des Tages Hitze mich!
Sanft ertönen meine Lieder —
Streich' ich über Saiten leis';
Süße Wohlthat bring' ich Jedem,
Wenn die Stirne glühet heiß.
Fröhlich tanzen alle Blätter
An dem Baume hin und her;
Und die Halme wiegen träumend
Ihre Aehren, fruchtesschwer.
Alles, was da lebet, lebet
Nur weil ich ihm nahe bin.
Fehlte ich, es sänke Alles
Rettungslos im Tode hin.
So bin ich ein rechter Segen
Allem, was da lebt und webt.
Aber anders wird's, wenn grimmig
Jetzt der Zorn sich in mir hebt.
Meine Stimme wild ertönet,
Ja, in wildem Grimm sie heult:
Daß, von Angst erfüllt, der Wand'rer
Schneller zu der Heimath eilt.
Bin ich's noch, der ohne Schonung
Jetzt die starken Tannen beugt?
Bin ich's noch, der alles Leben
Hin in sich're Räume scheucht?
Bin ich's noch, der einst so milde,
Jetzt so wild und heftig ist?
Der so ganz sein sanftes Wesen,
Seine Milde ganz vergißt?
Der in unzähmbarer Laune

Feſtes Menſchenwerk zerſtört?
Der, erbarmungslos, kein Flehen,
Keine Seufzer mehr erhört?
Wandrer, armer Wandrer, ſuche
Schnell, ach ſchnell den ſichern Ort!
Schifflein auf des Meeres Wellen
Eil', daß du erreichſt den Port! *)
Schirmt das Feuer, daß nicht wüble
Drin mein Zornmuth, ſchirmt es wohl,
Wenn nicht Eure ganze Habe
Euch zu Aſche werden ſoll!
Ach, ſo thut der Zorn, der wilde,
Nimmer, was vor Gott iſt, gut,
Drum, o Menſch, ſo lerne von mir,
Ihn bewältigen mit Muth.
Kennſt du mich, ſo mög's dich warnen;
Kennſt du mich, ſo nimm den Rath
Wohl in Acht, daß der nur weiſe,
Der ſich wohl beherrſchet hat!

14. Eine Anekdote.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Amerikaner über alle Begriffe lügen können. In einem Kaffehauſe zu Boſton ſaßen zwei Amerikaner und logen einander an. Denken Sie Sich, ſagte der Eine, was kürzlich einem der hieſigen Aerzte paſſirt iſt! Er hatte einen Kranken, der an einer heftigen Erkältung litt. Um ihn zum Schweiße zu bringen, verſchrieb er ihm ein Recept, das aber ſo heftig wirkte, daß der Menſch Morgens in ſeinem Bette im eignen Schweiße ertrunken gefunden wurde.

Davon hab' ich auch gehört, ſagte der Andre, aber mit dem Zuſatze, daß man, um zu dem ſchwimmenden Leichnam zu kommen, ein Boot zu Hülfe nehmen mußte!

Das geht noch über deutſches Jägerlatein!

*) Port heißet: Hafen.

15. Noch Eine.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, kam einst in ein Landstädtchen auf einer Reise. Die Bewohner empfingen ihn festlich und einer der Beamten hielt eine Rede, die der König mit großer Geduld anhörte. Plötzlich fing in einiger Entfernung ein Esel an auf's heftigste zu schreien.

Lächelnd drehte sich der König um und sagte: Nur Einer auf einmal, meine Herren, wenn ich bitten darf! Ich kann nicht leiden, wenn Einer dem Andern das Wort wegnimmt!

16. Altes Gold.

Hoch hinaus
Zerstöret das Haus;
Klein und rein
Bauet es fein!

Wer heutzutage die Windbeutelei und die Verschwendung der Leute ansieht, denkt gewiß an das Wörtlein:

Hoch hinaus —
Zerstört das Haus!

Und leider! wie oft ist's wahr! Hochmuth kommt vor dem Falle. Wie will's bestehen, wenn nichts mehr gut genug ist, was den Aeltern diente; wenn die Kinder Alles neu haben wollen nach der neuen Mode. Das kostet Geld, viel Geld, das man sparen und damit hausen könnte. Da ist gleich der Eckstein am Hause ausgerissen. Nur hoch hinaus! — Nur flott gekleidet, schön eingerichtet! Unsre Väter saßen auf Stühlen und waren seelenvergnügt. Jetzt muß jeder Handwerker sein Kanapee haben. Das gibt eitel Lumperei; dann Mangel und Streit, und — das Haus ist zerstört, nämlich das inwendige, das Familienleben. Es gibt Schulden und die Hoffnung auf ein Bank-

ruttchen wächst zusehends, bis es endlich kommt. Hoch hinaus, zerstöret das Haus! Merkt's euch, ihr jungen Anfänger! Klein und rein — bauet es fein! das ist's, was zu bedenken ist. Hübsch klein angefangen und bescheiden. Geht's besser, so kauft man das Nothwendige, nämlich, wenn man das Geld in der Hand hat, sonst nicht; denn das „rein" bezieht sich auf die Schulden. Ist ein junger Haushalt davon rein, so ist er schon nicht klein, denn er ist reich. Wer mit Schulden anfängt, kommt selten mehr heraus. Willst du deinen Haushalt fein bauen, so nimm dir die Regel: Klein und rein! und du wirst unendlich wohl dabei fahren. Da muß ich noch Eins anfangen, weil's dazu gehört. Es heißt: Alle Thüren führen ins Haus — aber auch hinaus! Habt Ihr's verstanden? Es will nichts Anders sagen, als das: Bleib fein zu Haus, Hausmutter! Im Hause ist deine Welt; da sollst zu wirken. Gehst du aber alle Tage spazieren — o weh! Wer soll die Arbeit thun? Wer die Ordnung halten? Wer die Kinder erziehen? Wer die Suppe kochen? Die Magd! — Schöne Wirthschaft! Lieber Hausvater, sorg für Geld, für viel Geld, sonst führen alle Thüren hinaus! Gehst du alle Tage in Gesellschaft zu der Frau Nachbarin, schwatzen und Kaffe trinken, so geht's wie oben, und die Frau Nachbarin kommt auch wieder zu dir. Da geht's, wie bei ihr. Die Thüre führt hinaus! und da macht sich Geld, Glück, Frieden aus dem Staube. Hausvater, es gilt auch dir! Ins Haus soll dich die Thüre führen. Da, bei deiner lieben Frau und deinen Kinderchen sollst zu dein Glück, deine Erheiterung nach der Arbeit finden und nicht im Wirthshaus, wo's heißt: Trumpf heraus! Führt dich die Thüre hinaus, so geht dein Vertrauen fort, dein Hausglück und dein guter Name, also auch dein Kredit, deine Kundschaft. Anders lautet das gute Sprüchlein auch so:

Hausvater und Hausmutter,
Schließt Eure Thür am Haus,
Sonst wandert Euer Frieden
Und Euer Glück hinaus!

17. Prinz Eugenius, der edle Ritter.

Wetten wollte ich drauf, ihr Alle in der Spinnstube habt schon das alte schöne Lied gesungen oder singen gehört, dessen erste Strophe so heißt:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum geben
Stadt und Festung Belgerad;
Er ließ schlagen eine Brücken,
Daß man konnt darüber rücken
Mit der Armee wohl vor die Stadt."

Ich glaub's fest, ich gewönne die Wettung; denn es ist ein rechtes Lieblingslied unsres lieben deutschen Volkes geworden. Wer's gemacht, weiß kein Mensch, denn unter dem fliegenden Blatt, darauf es stand, hat bloß gestanden die Frage:

Wer hat denn dieses Lied gemacht?

und dann die Antwort:

Ein Grenadier auf seiner Wacht!

Seinen Namen hat der ehrliche Grenadier nicht genannt und das ist wahrhaftig schade, obgleich dem guten Burschen schon lang kein Zahn mehr weh thut und er auf seiner Wacht kein Lied mehr macht.

Eine andere Frage liegt näher? Kennt ihr denn auch den Prinzen Eugenius von dem ihr so oft das Liedlein singet oder euere Söhne und Töchter, wenn sie *maien* oder Sonntags Abends spazieren gehen? —

Ihr sagt: Nein, und ich glaub's. Drum will ich euch dann hier einmal erzählen, wer er war; wann er gelebt und was er Großes gethan hat, und hoffe euch damit einen Gefallen zu thun.

In dem ersten Jahrgange der Spinnstube, nämlich von 1846, findet ihr in der Geschichte des Savoyarden und des Erzbischofs eine kurze, aber wahre Beschreibung von der Natur des Landes Savoyen, und wenn ihr das gelesen, so habt ihr vom Vaterlande des Prinzen Eugenius gelesen und wisset, wie's drin aussieht; denn er war der

jüngste von den fünf Söhnen des Herzogs Moritz von Savoyen-Carignan. In seinem Vaterlande erblickte er aber das Licht der Welt nicht, sondern in Frankreich, weil sein Vater in Diensten des Königs von Frankreich stand. Er wurde am 18. October 1663 geboren.

Der Prinz Eugenius sah in seinen Knabenjahren gar nicht so aus, als sollte er einmal die Feinde der Christenheit, die Türken, zittern machen. Er war ein kleines, zartes Prinzchen, und da er vorzugsweise gerne über den Büchern saß und ungemein lernbegierig war, dachte sein Vater: Das gibt ein Stubenhocker und kein Soldat; und, da er die Bücher liebt, mag er ein Geistlicher werden, und da wird's nicht fehlen, daß er ein angesehener Bischof wird, wenn nicht gar Cardinal oder Papst.

Das waren so gebrechliche Menschengedanken! Wer dem Prinzen recht in die Augen sah und ihn scharf beobachtete, der wurde doch andrer Meinung. Es hat Mancher in den Büchern den Weg zu den Thaten gefunden, durch die er später seinen Namen groß und herrlich machte. Dem Prinzen Eugenius ging's auch so. Als er heranwuchs, bewarb er sich mehrmals um eine Offiziersstelle in dem Heere des Königs Ludwig des Vierzehnten von Frankreich, aber umsonst. Der König hatte den jungen Prinzen öfters in der Nähe gesehen und der kleine Prinz hatte die klaren, durchdringenden Augen nicht niedergeschlagen vor dem stolzen Könige, sondern ihn frischweg und fest angeschaut, und das hatte dem Könige mißfallen. Er konnte ihn nicht leiden. Er sagte deßwegen: Der Prinz sei zu schwächlich für den Heerdienst, er solle ein Geistlicher werden. Zu einem guten Rath gehören allemal Zwei: Einer der ihn gibt, und Einer, der ihn annimmt, und es kommt am Ende doch immer auf den Letztern an. Der war hier der Prinz Eugenius, und der meinte: Er könne sich selber rathen.

Wenn Ihr die Spinnstube von Anno 1848 zur Hand nehmet und schlagt das Blatt 15 auf, so steht da zu lesen von der Belagerung von Wien im Jahre 1683. Da war der Prinz Eugenius dabei und des Gevatters Jacobchen kann's genau ausrechnen, wie alt er damals war, und wird herausfinden, daß der Prinz noch nicht lange einen

Schnurrbart unter der Nase trug, wenn er überhaupt sich einen hat wachsen lassen. Kurzum, er ließ den König von Frankreich laufen und dieser ihn, und der Prinz Eugenius stand bei dem Heere des Herzogs von Lothringen, von dem dort zu lesen ist, und half am 12. September 1683 den Türken vor Wien den Weg weisen und das Kamisol ausklopfen.

Der Herzog von Lothringen hatte bessere Augen als der König von Frankreich. Er erkannte, was in dem jungen Prinzen steckte, und es war für Eugenius auch nicht übel, daß er seine erste Probe in einer solchen Schlacht ablegte. Es war eine tüchtige Werkstatt, wo er etwas lernen konnte und er hat auch drin was gelernt — nämlich die Art, wie man die Türken schlägt und hat sich's damals hinter's Ohr geschrieben, daß er's noch wüßte, wenn er mal selber dran käme. Und dafür war schon gesorgt und man sah's, er verstand's noch passabel. Nicht alle Kugeln treffen! Freilich hatten die Türken gut gezielt und mancher wackere Streiter war gefallen, um den daheim heiße Thränen geweint wurden. Eugenius hatte, da er die Befehle des Herzogs von Lothringen in der Schlacht hier und dorthin bringen mußte, wie es Adjutanten thun, die Kugeln in allen Tonarten pfeifen, zischen und sausen gehört, aber ihn hatte keine getroffen. Als der Kaiser nach Wien zurückgekehrt war und der Herzog von Lothringen ihm die Tapfern vorstellte, da war Prinz Eugenius keiner der Letzten, die mit Fug und Recht genannt wurden, und Worte des Lobes vom Kaiser hörten.

Ihr wißt, daß das christliche Heer damals in Wien sich nicht auf die Bärenhaut legte, sondern den Türken den Heimweg leichter machen wollte. Das hat's auch redlich gethan und die Städte soviel, als möglich, von den Türken gesäubert, die sie früher erobert hatten. Als endlich das Heer die Winterquartiere bezog, wie es damals so üblich war, und Prinz Eugenius nach Wien kam, begrüßte ihn der Kaiser als Obrist der Kufsteinischen Dragoner. Das war ein guter Anfang und der Junge war schnell ein Geselle geworden. Ob der noch weit zum Meister hatte? Wollen einmal sehen!

Die noch übrigen Städte in der Türken Gewalt sollten

im folgenden Jahre auch dran glauben lernen. Da war Ofen hauptsächlich die Stütze der Türken. Es war schon viel Christenblut dafür geflossen; und es rechten die Türken auf ihre Macht und hatten's Ursache!

Als das Christenheer anrückte, hatten auch die Türken nicht geschlafen. Die Macht in der Stadt wurde von einem Heere außer der Stadt unterstützt und das war keine kleine Aufgabe für die Christen, beide zu besiegen und Ofen zu erobern.

Nach wüthendem Kampfe wurde die Unterstadt von Ofen erobert und das Landheer erlitt eine Niederlage, die fast der vor Wien gleichkam. Daß Prinz Eugenius mit seinen braven Dragonern auch dabei war, versteht sich von selbst; daß aber, als nach der Schlacht der Herzog von Lothringen an den Kaiser schrieb, wie es hergegangen, in dem Briefe stand, der junge Obrist der Kufsteiner Dragoner habe nicht nur sehr tapfer gefochten, sondern der glückliche Erfolg der Schlacht sei ihm hauptsächlich beizumessen — das verstand sich nicht von selbst, war aber buchstäblich wahr.

Aber mit Ofen waren sie doch noch nicht fertig. In der Stadt lag eine bedeutende Macht und die tapfersten Soldaten der türkischen Armee. Sie bewiesen den Christen, daß der alte, tapfere Stahremberg in Wien nicht alleine eine Festung zu vertheidigen verstehe. Täglich warfen die Christen 1500 Kugeln in die Stadt, berannten mit drei und vierzig Mauerbrechern die Mauern, stürmten — aber die Türken schlugen alle Angriffe ab. An diese Belagerung von Ofen sollte Eugenius auch noch denken. Er wurde zum ersten Male verwundet. Ueberhaupt trafen die türkischen Kugeln und es war dem christlichen Heere recht gut, daß der Churfürst von Bayern ein frisches Heer herzuführte. Trotz dem Allen blieben die Stürme ohne Erfolg, denn die Türken bekamen immer neue Soldaten und Lebensmittel genug, während die Christen daran Mangel litten. Der Herzog hatte endlich den bittern Schmerz, daß er die Belagerung aufgeben mußte, als der Winter kam.

Erst im Sommer des folgenden Jahres ging der Krieg von Neuem los. Bei Gran kam es zum Kampfe und das viel kleinere Christenheer erfocht einen glänzenden

Sieg, bei dem Prinz Eugenius wieder Wunder der Tapferkeit verrichtete. Bald wurde er nun Generalmajor. Auch dieser Feldzug befreite Ungarn nicht von den Türken. Ofen war in ihrer Gewalt, und blieb's. Mit großer Macht wurde 1686 der Feldzug begonnen. Sechsmal hatten die Christen Ofen belagert und allemal abziehen müssen. Jetzt rückte der Großvezier Suleiman mit einem großen Heere heran, Ofen zu schützen.

Die Belagerung begann. Vortheile wurden zwar errungen, aber das Ende war noch nicht da. Da flog eine glühende Kugel in das Pulvermagazin der Türken und es flog in die Luft. Schreckliche Verwüstung war die Folge. Selbst die Mauer wurde von der Macht des Pulvers theilweise zerstört. Als die Türken die Stadt dennoch nicht übergeben wollten, erfolgte ein heftiger Sturm von den Christen. Er kostete entsetzliches Blut; aber nur einige Theile der Werke wurden erobert. Stürme folgten; Minen sprangen; das Menschenblut floß in Strömen und der September war da und Ofen noch in den Händen der Türken. Aber nun hatte es denn doch bald ein Ende. Nach dem mörderischesten Kampfe wurde Ofen am 2. September 1686 erobert; aber der Verlust an Menschenleben war ungeheuer. Prinz Eugenius hatte wieder den Ruhm außerordentlicher Tapferkeit erworben. Ihm wurde nun der Auftrag mit dem edeln Prinzen Ludwig von Baden, Croatien zu erobern und mit diesem vollendeten Tagewerke wurde diesmal dem Prinzen Ruhe zu Theil. Er ging nach Venedig, sich zu erholen.

Im Jahre 1687 waren auch die Türken wieder rührig und bei guter Zeit stand ein Heer von 60,000 Mann bei Esseck im Felde. — aber die Hitze war so glühend, daß die giftigen Ausdünstungen der großen Sümpfe in jenen Gegenden die schlimmsten Krankheiten erzeugten. Der edle Herzog von Lothringen zog sich deßhalb zurück. Die Türken meinten sich, er sei geflohen. Bei Mohacz stand der Herzog und die Türken folgten ihm dorthin, schon des Sieges gewiß, und verschanzten sich; aber das schlug zu ihrem Unheile aus, was sie für das Beste hielten. Sie wurden geschlagen und Prinz Eugenius gab hier wieder durch Eroberung der feindlichen Schanzen den Ausschlag.

Er hatte die erste türkische Fahne erobert; er hatte die erste christliche Fahne auf den türkischen Schanzen aufgepflanzt. Ihn sandte darum auch der Herzog von Lothringen mit der Siegesbotschaft nach Wien und hier ernannte ihn der Kaiser zum General-Feldmarschall-Lieutenant. In

fiel eine Stadt nach der andern in die Hände der Christen; aber Eine war noch übrig; diese war die Pforte, durch die die Türken immer in Ungarn einfielen, nämlich Belgrad, von der jenes beliebte Lied spricht. Belgrad war die stärkste Festung durch Kunst und Lage. Seit Ofen gefallen war, hatten die Turken Belgrad so sehr befestigt, daß man die Stadt für uneinnehmbar hielt. — Dort war eine große Macht gesammelt. Im freien Felde hielten die Türken nicht mehr Stich; denn sie waren entmuthigt durch die Schläge, welche sie erfahren: aber hinter Mauern hielt ihre zähe Tapferkeit noch Stand.

Der Herzog von Lothringen war krank. An seiner Stelle befehligte der Churfürst von Bayern und bei seinem Heere war Prinz Eugenius, glühend von heißem Verlangen, den Feind aus seinem Bollwerk von Belgrad zu vertreiben, oder, wie es im Liede heißt:

Wollt' dem Kaiser wiedrum geben
Stadt und Festung Belgrad.

Bald war die Festung umzingelt. Graben und Pulverminen wurden gegraben und das Volk war freudigen Muthes, denn Alles war im Ueberfluß vorhanden; was Soldaten bei gutem Muthe erhalten kann. Endlich war man so weit, daß ein Sturm zulässig war. Mit dem tapfern Churfürsten von Bayern war Prinz Eugenius überall der Vorderste. Wenn auch eine Wunde ihn schmerzte — Belgrad wurde erobert.

Mit Belgrads Fall war die Macht der Türken gebrochen. Wie bei dem Kaiser Prinz Eugenius in hohen Ehren stand, so und noch vielmehr galt er im Volke. Die Soldaten hingen an dem jugendlichen Helden mit einer Liebe, die nicht zu beschreiben ist. Mag doch jenes Lied, dessen ich im Eingange gedachte, es beweisen, daß die Eroberung Belgrads ihm allein beigemessen wurde. Der Ruf trug seinen Namen durch ganz Europa und der König von Frankreich mochte anfangen, es zu bereuen, daß er für den kleinen Prinzen Eugenius in seinem Heere nicht einmal eine Lieutenantsstelle hatte, als er darum bat. Da sieht man wieder, wie schlimm es ist, wenn man sich

gegen einen Menschen einnehmen läßt, ohne ihn gehörig zu kennen.

Eben dieser ehrgeizige, herrschsüchtige König Ludwig der Vierzehnte war mit seinen Mordbrennern in die Gegenden am Rheine 1688 hereingebrochen und verwüstete Alles. Der edle Herzog von Lothringen und der große Churfürst von Preußen kämpften hier gegen die heillosen Mordbrenner, die das Volk am Rheine, wie ihr wohl wisset, die „Pfalzvergifter" nennt. Eure und meine Vorältern, liebe Landsleute, erfuhren's, was diese Pfalzvergifter brachten! In einer Dorfchronik am Rheine hab' ich von dieser Zeit gelesen, „daß an vielen Tage die Füchse zu den Fenstern menschlicher Wohnungen herausfahen." Das sagt genug! Wie gerne hätte Prinz Eugenius hier mitgefochten gegen die Mordbrennerei seines guten Freundes, des Königs von Frankreich. Aber das ging nicht: er mußte im Auftrage des Kaisers nach Savoyen gehen, um seinen Vetter, den Herzog von Savoyen, zu bestimmen, daß er's mit dem Kaiser gegen den König von Frankreich hielte. Der Herzog aber spielte den Falschen. Er ließ sich vom Könige von Frankreich heimlich mit Geld bestechen und that, als wäre er des Kaisers Freund. Heimlich suchte er dem Prinzen Eugenius zu schaden, so daß dieser, der nun Feldmarschall geworden war, nichts ausrichten konnte.

Eine der schändlichsten Handlungen des Königs von Frankreich war aber die, daß er die Türken wieder zum Kriege gegen den deutschen Kaiser aufhetzte. Das that er nur, damit er freie Hand behielte, gegen den Rhein hin sein Land zu vergrößern. Er durfte nur den Türken Hoffnung auf Unterstützung machen, die er ihnen am Rheine dadurch leisten wolle, daß er dem deutschen Reiche dort zu schaffen gäbe, so waren sie auch schon da: denn die Schmach der verflossenen Jahre, die Verluste, die sie erlitten, das lag ihnen wie brennende Kohlen auf dem Herzen. Unter der Leitung Kiuperli Mustapha's, des Großveziers, rückte ein mächtiges, wohlgeordnetes Heer an der Donau vor und bald sah die europäische Christenheit das Bollwerk ihrer Ruhe, die Frucht schwerer Kämpfe und Opfer, Belgrad, wieder in die Hand der Türken fallen,

weil ein erkaufter Franzos (die hatten von jeher die Finger im Spiel, wenn's den Deutschen ans Herz ging!) das Pulvermagazin in die Luft gesprengt hatte. Noch weiter drangen sie vor. Das Alles geschah in dem Jahre 1690. Wie mag's da den Eugenius in den Fingerspitzen gekrabbelt haben!

Aber die Türken fanden doch ihren Mann. Der Prinz Ludwig von Baden schlug sie mit einem kleinen Heere bei Salankamen aufs Haupt. Freilich stand's schlimm, als dieser Heldenfürst gegen die Franzosen geschickt wurde und der Churfürst von Sachsen an seine Stelle trat. Er erlitt eine schwere Niederlage und die Türken riefen: Allah akbar! (Gott ist groß!) und meinten wieder, die Welt sei ihnen und sie dürften eben nur zugreifen.

Jetzt wurde es dem Kaiser heiß. Eine ungeheure türkische Armee rückte heran: die Ungarn unter Tökölv machten sich wieder mausig. Ueberall Gefahr! Und das ganze kaiserliche Heer war kaum 50,000 Mann stark. Eugenius, wo bist du? möchte man da ausrufen, wenn man die Gefahr anschn. Weiß denn der Kaiser nichts mehr von dem Helden? — Doch! noch! So Einen vergißt man nicht! Aus Italien kommt er herüber und tritt jetzt als Oberfeldherr auf. So recht! Nun hieß es: Aufgespielt! Die Türken wollen mit Musik heimbegleitet sein! — Aber halt! die Musik — das sind die Donner der Kanonen! Die Wegweiser — das sind die alten Schlachtfelder! Der Weg ist weit, die Gefahr groß, der Feinde viel, und dahinter haben sie Belgrad. Aber so sang der alte Grenadier auf seiner Wacht:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum geben
Stadt und Festung Belgrad!

Es gibt schwere, blutige Arbeit! Der Trost ist — Eugenius versteht das Geschäft!

Kaum hat er sein Feld überschaut, seine Kräfte gerüst, so ist auch sein Plan gemacht. Die Adler sehen scharf! den General Vaudement schickt er dem Aufrührer Tökölv auf den Nacken und der drückt ihn, daß er das

Aufstehen dran gibt; er aber selber zieht mit seinem Heere an der Donau hinab und lagert sich bei Futack.

Man hätte meinen sollen, der Prinz Eugenius sei ein rechter Hexenmeister, der alle Soldaten behext habe; denn vorher waren sie bang, und wenn sie die grausige türkische Musik hörten, war es ihnen immer, als müßten sie — laufen! Kaum heißt's: Prinz Eugenius ist da! so meinen sie, die Musik rufe: Vorwärts! Alles lacht und singt; Alles lebt und webt: in den halbtoten Leib ist eine Seele gefahren, und eine rechte. Der Eugenius kann nur siegen! rufen sie. Da ist's eine Plaisir, Soldat zu sein!

Ich verstehe nichts vom Krieg, liebe Freunde, grad wie ihr; aber ich meine doch, so ein Vertrauen in den Feldherrn sei bei einem Heere mehr werth, als Tausende von Kanonen und Soldaten. Ob ich recht habe, wird sich bald zeigen!

Der Sultan, das heißt, der Türkenkaiser, war selbst bei seinem Heere, das voll Siegesgewißheit bei Titul stand. Eugenius berechnete klug. Er sendet nur eine Abtheilung seines Heeres den Türken bei Titul entgegen, um den Ort nicht in ihre Gewalt fallen zu lassen, zieht aber dann seitwärts, um sich mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen, die aus Siebenbürgen heranrücken. Mit dem nun vereinigten Heere zieht er in die Gegend von Peterwardein, die freilich ganz verheert war, und bezieht ein festes Lager um diese Festung, nach welcher der Sultan große Lust trug. Diese Lust blieb kurz Erste unbefriedigt und der Rath wurde befolgt, gegen Siebenbürgen und Oberungarn zu ziehen, wo das Land fast unbeschützt war.

Wart' nur! dachte Eugenius. Die Türken hatten das Sprüchlein vergessen: Verachte keinen Feind: du weißt nicht was er meint; wer weiß, wer zuerst greint!

Flugs ist er hinterdrein mit seiner guten Reiterei. Die Türken hatten theils die Brücken über die Moräste stehen lassen, theils baute er selber neue, und bei Peczke überfiel er 500 türkische Reiter, von denen nur Einer dem Großvezier die Nachricht brachte, wie's seinen Kameraden ergangen sei, und daß Eugenius anrücke. Statt der Ant-

wort zog der Vezier seinen krummen Säbel und schlug ihm den Kerl in Einem Ruck herunter. Der hatte können Scharfrichter werden! Das verstand er auch besser, als eine gute Nachricht zu benutzen; denn er belog den Sultan und sagte ihm: Es ist eine kleine Schaar, die aber in die Flucht ist geschlagen worden und sind einige unserer leichten Reiter geblieben'.

Thut nichts' sagte der Sultan, auf ein paar Tuzend oder Tausend kommts uns nicht an' aber der Prahlhanns wurde bald anderer Meinung. Die Nachricht kam: Es folgt uns ein Heer'.

Da sagte der Sultan zu dem Großvezier, der ihn so schön belogen: Guter Freund' gehts schief, so mach' dein Testament' — Das war ein schlimmes: Guten Morgen' denn Zeit war's nicht! Da dachte der Vezier: Um dich ists geschehen, es mag gehen wies will! Er ließ daher nur die Reuterei über die Brücke, hieb das Fußvolk bei Seite, rief alle Befehlshaber zum Kriegsrath wieder zurück; befestigte sein Lager und drohete, den Befehl des Sultans auszuführen, ihm zu folgen — bis die Brücke brach und Niemand mehr hinüber konnte.

Indeß rückte Eugenius gegen sich befestigte Lager mit dem kleinen Heere an; eben aber, als er traun will, kommt ein Courier aus Wien. — Hab' keine Zeit jetzt Briefe zu lesen, rief Eugenius. Ich will dem Kaiser eine Schlacht gewinnen, das ist besser. —

Warum las er ihn nicht? fragt ihr. Prinz Eugenius hatte im Hofkriegsrath zu Wien Neider sitzen, die ihm die Klugheit hinten weilten. Das wußte er: und so etwas steckte hinter dem großen Siegel des Briefes.

Es war aber auch wirklich keine Zeit zu verlieren, denn der Abend war da.

Frisch traun! hieß es da. Als die Kanonen der Deutschen auf die Brücke prüllten, um die Türken von der Flucht über den Fluß abzuhalten, stürmte Eugenius das Lager und die deutschen Schwerter mähten unter den Türken, wie die Sense des Mähers im feuchten Grase. Jetzt sahen die Türken des Großveziers Verrath und hieben ihm selber den Kopf ab, daß es die Deutschen nicht zu thun brauchten, die ihnen dafür diesen Liebesdienst

erwiesen, denn sie gaben keinen Parven, und als die Nacht herabsank, war eine Schlacht gewonnen, die den Türken mehr als zwanzig Tausend Mann kostete, ohne die Kanonen und Vorräthe. Prinz Eugenius, edler Ritter, das war brav! —

Als Eugenius nach solcher Heldenarbeit in sein Zelt zurückkam und den Wiener Brief erbrach, stand da: Er solle jede Schlacht vermeiden.

Thut mir leid, mochte Prinz Eugenius denken, daß ich das nicht früher wußte; da hätten doch die armen Türken verschont bleiben können, die nun eine Schlappe haben, an die sie noch lange denken werden! — denn die ganze türkische Infanterie war zu Grunde gegangen und was noch mehr war — der Sultan, der droben mit den Reitern über dem Flusse stand, mußte ruhig dem Untergange zusehen, und sich dann mit seinem ganzen übrigen Heere davon machen und hielt sich in Temeswar heimlich auf.

Die Beute war unermeßlich und reichte hin für den Feldzug des nächsten Jahres, da der Hofkriegsrath dem Prinzen Eugenius ohne Geld ließ, um — seine Kraft zu lähmen. Der Feldzug des folgenden Jahres war nicht von Bedeutung. Die Schlacht bei Zenta hatte die Türken gedemüthigt, sie schlossen im Jahre 1699 zu Carlowitz Frieden.

Hier war nichts mehr zu thun. Ach, wie gerne hätte er Belgrad genommen; wie gerne noch tiefer die Türken in den Staub gebeugt! Doch in Italien that sich ihm ein neuer Schauplatz großer Thaten auf. Der Kaiser war in einen neuen Krieg mit den Franzosen verwickelt, die sich mit den Spaniern in Oberitalien festgesetzt hatten. Seine Soldaten wären mit ihm ans Ende der Welt gegangen.

In Italien stand ihm auch ein Meister im Kriegführen entgegen, der Marschall Catinat. Dieser hatte alle Pässe besetzt, durch und über die man nach Italien kommen konnte. Eugenius mußte aber hinüber, wenn er den Franzosen lehren wollte, was der verschmähte Lieutenant konnte!

Die Franzosen standen an der Etsch und Prinz Eugenius that, als wollte er hier ihre feste Stellung durch-

brechen, aber während dies die Franzosen glaubten, vollführte er eine That, die zu allen Zeiten ihm den höchsten Ruhm sichert. Er ließ, unbemerkt von den Franzosen, an einer entfernten Stelle durch unzugänglich scheinende Felsen eine Straße von seinen Soldaten brechen; darauf ließ er sie überziehen, die Wagen und Geschütze auseinander nehmen, tragen, ziehen, schleppen, winden: aber er kam glücklich hindurch. Mit einem Male ganz Eugen in Italien wie durch ein Wunder. Catinat hatte davon nichts erfahren, weil die Italiener die Franzosen hassten, und mußte nun sehen, wie Prinz Eugenius eine Stadt nach der andern wegnahm. Bei Carpi traf er die Franzosen, die ihm Catinat entgegenschickte, ganz gewaltig, und Catinat mußte sich in Folge dieses Schlages zurückziehen.

Durch dies Unglück verlor Catinat den Oberbefehl und der Herzog von Villeroy kam an seine Stelle. Er brachte neue Truppen und meinte: der Krieg sei nun ein Kinderspiel' —

Das Heer des Prinzen Eugenius betrug nur den dritten Theil des französischen; allein er hatte sich damit hinter Chiari aufgestellt.

Villeroy griff ihn übermüthig an, wurde aber in der Art zurückgeworfen, daß ihm und seinen Leuten der Muth sich sie, das Herz in den Schuhen — davon liefen. Tausend Franzosen waren gefallen, während Prinz Eugenius nur 3c. Leute hatte. Das war wieder ein Meisterstück, und als es der König hörte, machte er denken: der verschmitzte Italiener hat gut aus'. Er war eben ein Hauptschlächter, wenn's galt, draufzuschlagen. Obwohl der Winter kam, so hörte Prinz Eugenius noch immer nicht im Angreifen fort und die Franzosen konnten ihre verlorenen Staaten halten, und die Summe von zwanzig Tausend genau verantworten.

Prinz Eugenius hatte sich in dem Herzogthum Mantua prächtige Winterquartiere erobert und wartete hier den Winterabtrieb von Franzosen, den Villeroy, ruhig ab. Der saß in der Stadt Cremona und war guter Dinge; denn in der festen Stadt hielt er sich sicher.

Wäre er klug gewesen, so hätte er gedacht: Wenn sich der Prinz Eugenius so stille hält, so hat er gewiß

etwas vor, denn dem ist nicht zu trauen und vom Pamplona ist er kein Freund. Der Franzos meinte: Der Prinz und seine Soldaten seien von den Anstrengungen des vorigen Feldzugs noch müde und wollten sich erholen.

Fehlgeschossen! Gebt Acht! der „edle Ritter" ist da, ehe es der Windbeutel glaubt!

Der Keller des Pfarrhauses zu Cremona stieß an eine alte Wasserleitung, die wenig Wasser führte; das wußte Prinz Eugenius und das war der enge Weg, auf dem er den Franzosen in der Stadt einen Besuch zum Frühstück machen wollte.

Den Vauxement schickte er auf einem andern Wege gegen die Stadt. Er ging mit 3000 Mann auf dieser Seite hin — aber Alles in stiller Nacht am 1. Februar 1702. Als er am gehörigen Orte ankam, krochen 225 Mann mit Mautern und Schlossern in die Wasserleitung und kamen glücklich in die Stadt. Diesen folgten noch zweimal so viele auf demselben Wege. Die Franzosen schliefen wie die Ratten und träumten nichts von dem lieben Besuch. Plötzlich überrumpelt eine Abtheilung das Thor, unfern dessen der Prinz Eugenius mit den übrigen Truppen stand; eine andre Abtheilung rückte gegen die Hauptwache vor.

Da gab's Lärm. Die Franzosen rafften sich auf, und als Prinz Eugenius in die Stadt kam, ging's schon drunter und drüber. Villeroy wurde gefangen; aber zwei Regimenter Irländer wehrten sich so tapfer, steckten die Brücke an, über die Vauxement in die Stadt sollte, und bewirkten dadurch, daß er nicht heran konnte. Obgleich Prinz Eugenius drei Thore der Stadt erobert hatte, so konnte er, bei solcher Gegenwehr und von Vauxement abgeschnitten, durch den Pfluß, der nun keine Brücke mehr nach der Stadt hatte, sich nicht halten und mußte an den Rückzug denken. Mit einer reichen Beute, 400 Gefangenen, sieben eroberten Fahnen und vielen erbeuteten Kesseln, zog er endlich nothgedrungen zu demselben Thore wieder hinaus.

Nun erhielt ein Andrer das französische Commando. Er hieß Vendome. Der kam auch nicht allein.

Prinz Eugenius bekam keine Unterstützung, keine neuen Truppen. Hatten ihn die Soldaten nicht so geliebt, wer

weiß, was es gegeben hätte, da die Macht der Franzosen der seinigen außerordentlich überlegen war; aber der Eine Kopf, der auf den Schultern des Prinzen Eugenius saß, war mehr werth, als ein paar tausend Mann. Hier hieß es: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Hier und dort streiften seine Truppen und brachten den Franzosen Schaden; und fast hätte er den Vendome einmal mitten aus dem Lager herausgeholt: aber ihm fehlte es an Leuten, an Geld, an Lebensmitteln. Er hatte kaum 30,000 Mann, und die Franzosen 80,000 und Alles im Ueberfluß. Wahrlich, ein Anderer hätte den Kopf verloren und den Muth dazu!

In der kleinen Festung Luzzara hatte Eugenius alle seine Munition, Lebensmittel und Waffengeräthe. Hier war sein Halt, seine Stütze.

Das wußten die Franzosen und Spanier wohl, und als der junge König von Spanien gar selbst zum Heere kam, da dachten sie, ihn herrlich zu fangen. Prinz Eugenius, der edle Ritter, war aber keiner, der sich überraschen läßt. Er wußte es, daß die ganze Macht der Feinde in der Nacht des 15. August 1702 aufbrach, ihn zu erdrücken; daher ließ er durch schwärmende Heerhaufen die Franzosen beunruhigen, brachte ihnen vielen Schaden bei, und doch fanden sie ihn gerüstet, als sie mit ihrer ganzen überlegenen Macht gen Luzzara heranrückten. Jetzt zu siegen, war ein Kunststück ohne Gleichen! Er griff zuerst an. Ein furchtbarer Kampf währte bis tief in die Nacht; aber die Franzosen wichen und Eugenius nahm ihre Stellung weg. Während der Nacht verschanzten sich die Franzosen, und ihr großes Heer war so zugerichtet, daß der Feldzug beendet war, aber Eugenius führte nur noch 19,000 Mann in die Winterquartiere am Po. Wer bei Luzzara gesiegt, wußte die Welt und Eugen's Lorbeerkranz hatte ein neues Blatt erhalten, darauf stand geschrieben: „Luzzara.“ Der Krieg nahm nun eine andere Wendung. In den Niederlanden stellte sich der englische Held, Lord Marlborough, gegen die Franzosen ins Feld; die Tyroler schlugen die Feinde aus ihren Bergen heraus; aber am Rheine sah es schlimm aus: die Ungarn erhoben sich wieder gegen den Kaiser. Da that dem Hofkriegsrathe ein Kopf nöthig, wie

Prinz Eugen. Das erkannte zu seinem Glücke der Kaiser und er berief ihn dazu. Das war eine Freude für den edlen Helden; denn nun hatte er den Neid nicht mehr zu fürchten, der ihn so oft hatte in der Noth ohne Hülfe gelassen. Ueberall wieselten die Franzosen auf uns auch in Ungarn war der Aufstand ihr Werk.

Erst 1704 macht Eugen von sich reden, obgleich er bisher unermüdet thätig gewesen. Der Sieg bei Hochstädt kam ihm zu Gute. Die Franzosen und Bayern zogen sich nach der Schlacht von Hochstädt zurück und ihre Macht war hier gebrochen. Nicht so in Italien. Dort siegten die Verbündeten und alle Hülfe blieb aus. Gegen Eugenius hantirten in Wien mächtige Feinde. Der Kaiser Leopold war gestorben. Es mußte schnell geholfen werden, wenn in Italien nicht Alles schief gehen sollte. Kaiser Joseph I. aber durchschaute das höfische Getriebe der Verläumdungen, welches den Prinzen Eugenius anschwärzen wollte. Ihn sandte der Kaiser, wenn auch mit schwachen Kräften, nach Italien. Vendome hatte die Truppen des Kaisers geschlagen und alle Pässe nach Italien besetzt. Prinz Eugenius wurde bei seinem Nahen von den Flüchtlingen des kaiserlichen Heeres begrüßt. Das war ein schönes Willkommen! Aber Eugenius bebte nicht. Er sammelte die Flüchtlinge unter seine Fahnen und sein Name gab Muth. Durch kühne Züge und verstellte Angriffe dringt er endlich dennoch durch; geht über die Etsch, wirft die Franzosen um, nachdem er noch Verstärkung durch einen deutschen Heerhaufen erhalten, nöthigt er die Franzosen, hinter den Po zurückzugehen. Das waren Thaten hohen Ruhmes werth; denn auf der Seite des Feindes war die weitüberlegenere Macht und die Gunst der besseren Stellungen. Ueberrieth war sein Heer ermuthet von dem langen Zuge: aber sein Feuer entflammte das Heer. Er war seine Seele, seine Kraft. Mit Eugenius gingen Alle blind vorwärts. Die von Eugenius gewonnene Schlacht bei Turin setzte seinem Ruhme die Krone auf. Nach einem mörderischen Treffen ließen die Franzosen, und diese Schlacht war nur der Vorbote anderer Siege, und die Macht Frankreichs in Italien war gebrochen. Frankreichs König hatte durch Eugen Verlust

erlitten, die nicht leicht zu tragen waren. Eugenius hatte abgerechnet mit seinem Feinde.

Ganz Europa war voll seines Ruhmes, und er, der demüthige Held, beugte sich und sprach: Nicht mir, Gott allein die Ehre; denn der starke Arm des Herrn hat den Sieg verliehen, und kann ihn nur verleihen, wo eine geringe Macht so wunderbar siegt.

Diese Demuth flocht eine neue Krone für den Helden, den alle Welt pries, den seine Soldaten bis zum Himmel erhoben.

Mit solchen Ehren kehrte er aus Italien zurück. Am Rheine befehligte der tapfere Prinz Ludwig von Baden die Reichsarmee; auch er hatte die Erfahrung machen müssen, die Prinz Eugen gemacht, nämlich, daß man ihn ohne Unterstützung ließ. Das hatte seine letzten Tage verbittert, denn er starb, und sein Nachfolger wäre der General von Thüngen gewesen, wenn man dem Prinzen Eugen gefolgt hätte. Statt seiner erhielt den Oberbefehl der Markgraf von Baireuth, und die Folge waren schwere Verluste und harte Bedrückungen von Bayern und Schwaben.

Wohl schmerzte das den Prinzen; aber die Kämpfe in den Niederlanden riefen ihn schnell dorthin und ließen ihn an Nichts anderes denken. Zum letzten Male sah er seine geliebte Mutter in Brüssel, denn sie starb bald nachher, und dann eilte er zu neuen Siegen. Vor der Festung Mons setzte er sich vor arglosen Gefahr aus und kämpfte immer in den vordersten Reihen, bis die Festung erobert war.

Nach einigen scheinbaren Friedensunterhandlungen brach 1709 der Krieg in neuen Flammen aus. Prinz Eugenius stritt mit dem tapfern Engländer Marlborough gemeinsam gegen die Franzosen. Auch jetzt waren die Franzosen weit überlegen an Macht des Heeres. Der Marschall Villars höhnte übermüthig seine Gegner und Eugenius brannte von Begierde den Uebermuth zu züchtigen. Bei Malplaquet kam es zur Schlacht am 11. September. Eugenius drang vor, wurde aber dreimal zurückgeworfen, und als er zum vierten Male, selber wie ein gemeiner Soldat fechtend, vordrang, traf ihn eine Kugel

hinter das Ohr. Ohne es zu achten, steckte er das Sacktuch unter den Hut, und kämpfte fort. Als die Soldaten den geliebten Feldherrn bluten sahen, flehten sie ihn an, daß er sich verbinden lasse. Da rief er aus: Werre ich heute geschlagen, so verlohnt sich's nicht der Mühe, mein Blut zu stillen, und siege ich, so ist dazu noch Zeit genug!

Solch ein Wort schlägt durch. Himmel, wie schlugen die Oesterreicher drein, als sie dieß Wort gehört und der Held sein 'Vorwärts' rief. Wie ein Blitz waren die Schanzen erstiegen. Das war in den Gefilden von Zars und Lerier. Dorthin warf jetzt Villars seine besten Leute. Marlborough sah das, und fiel das Mittentreffen, das nun geschwächt war, an und warf die Truppen zurück. Marschall Villars war auch Keiner, der's leicht gab. Er sammelt seine Leute wieder und verrohte den durch schwere Kämpfe ermatteten Heerhaufen des Prinzen Eugenius. Da traf den Villars eine Kugel ins Knie und Eugenius ließ, die Gefahr erkennend, seine Kanonenkugeln pfeifen und seine Reiterei einhauen und warf die Franzosen. Nun konnte er den Holländern auf dem linken Flügel zu Hulfe eilen und die Schlacht war für Eugenius gewonnen.

Das war wieder ein neues Blatt in seinen Lorbeerkranz! Eine silberne Denkmünze wurde ihm zu Ehren geschlagen: er aber schrieb den Sieg seinem Waffengenossen Marlborough, aber mehr der Hulfe Gottes zu, wie er das früher schon zu thun pflegte und lehnte in Demuth alle Siegesehre ab. Das half ihm nichts. Alle Welt wußte, wem, so fern sie Menschen galt, die Ehre gebührte.

Das war aber auch wieder eine Lehre für den französischen Uebermuth. Hätten nicht die Neider und die Unentschlossenheit sie gehemmt, Marlborough und Eugenius hätten dem stolzen Ludwig XIV. einen Besuch in Paris abgestattet, wodurch ihm gewiß Eugenius nicht lieber geworden wäre, als er ihm schon war.

Aber nun begannen eine Reihe von schmerzlichen Ereignissen für den edlen Helden.

Joseph I. starb, der Kaiser, welcher Eugenius hochgeehrt; Marlborough unterlag seinen Feinden und Neidern in England und sein Nachfolger brachte Eugenius in den Niederlanden durch sein unrechtliches Benehmen um alles

Waffenglück. Er sah die Feinde siegen, die Verbündeten sich vom Kaiser trennen, Oesterreich allein stehen und er selbst mußte den Frieden zu Rastatt am 7. März 1714 schließen. Da mochte ihm wohl das Herz schwer sein, daß er den Frieden den Franzosen nicht verschreiben konnte, wie er es gekonnt hätte, wenn nicht menschliche Tücke ihn gehemmt hätte.

Ruhe war Eugenius nicht lange gegönnt.

Als die Waffen der Türken den Venezianern das jetzige Griechenland abgenommen hatten, da regte sich's wieder bei den Erbfeinden der Christenheit. Der Sultan sagte ein Wort, das war klar genug, anzudeuten, was er wollte — er sagte: Er werde nicht ruhen, bis er Wien und Rom erobert hatte. Im Sommer 1716 rückten die türkischen Schaaren an der Donau herauf und Prinz Eugenius ihnen entgegen. Da pochte ihm das Herz in der tapfern Brust, daß er's wieder einmal mit seinen alten Bekannten versuchen sollte. Bei Peterwardein trafen sie sich.

Mit einer Lust zog Eugenius in die Schanzen ein, die er im Jahre 1697 hatte aufwerfen lassen, und schon in einer der folgenden Nächte warfen die Türken ihre Bomben in sein Lager in solcher Menge, daß er vor Ungeduld den Morgen nicht erwarten konnte. Kaum war es Tag, so rüstete er sich und brach dann mit Macht hervor, und schon die erste Schlacht gewann er. 30,000 Türken lagen todt auf dem Schlachtfelde, und unter ihnen der Großvezier. Ungeheure Beute war des Sieges Preis und die Einnahme von Temeswar.

Immer noch lag's in seiner Seele, was das Lied sagt: Er

Wollt' dem Kaiser wiedrum geben
Stadt und Festung Belgerad.

Das hatte er ja übrig gelassen im früheren Kriege und wollte es nun nachholen. Der Feldzug von 1717 begann, und Belgrad zu nehmen, ehe der neue Großvezier heranrückte, war seine Absicht.

Der Großvezier hatte 200,000 Mann in der Nähe; aber er wollte die Christen erst durch Mangel und Seuchen in dem ungesunden Lande sich erschöpfen lassen, ehe

er käme, sie zu vernichten. Als darum Eugenius die Stadt schon tüchtig beschossen hatte und eben stürmen wollte, nahte das ungeheure Heer. Der Türke hatte gut gerechnet. Eugen's Heer litt außerordentlich durch Krankheiten, und Eugen selbst lag darnieder. Er hatte nur noch 60,000 Mann und seine Reiterei war fast unbrauchbar. Der Großvezier wartete nur noch ein Tartarenheer von 30,000 Mann ab — dann wollte er die Christen in ihrem Lager erdrücken. Schlimmer hatte es noch nicht gestanden um den „edlen Ritter," als jetzt, aber Eugenius war Einer von den Männern, deren Muth mit der Gefahr wächst, weil er auf dem festen Grunde des Glaubens ruht. Er raffte sich auf. Er blickte besorgt nach oben, und sein Entschluß stand fest: Sieg oder Tod! 20,000 Mann ließ er im Lager, um die Besatzung von Belgrad im Zaume zu halten. Mit den übrigen 10,000 wollte er frischweg den ungeheuer überlegenen Feind angreifen. In der Nacht vor der Schlacht schloß er kein Auge. Ueberall im Lager erschien er selbst und redete Muth in die Seelen der Soldaten, die alle neues Leben gewannen, als sie ihn sahen und riefen: „Mit Prinz Eugenius für Gott und Vaterland! Sieg oder Tod!" Hierauf wurde es mäuschenstille im Lager, ja, Prinz Eugenius, begünstigt vom dichten Nebel, wurde die Türken überrumpelt haben, wäre nicht ein Theil seines Heeres auf Türken gestoßen, die eine Schanze aufwarfen. Jetzt entspann sich der Kampf; er war furchtbar. Als endlich um 11 Uhr am 16. August die Schlacht zu Ende war, sah Eugenius, der seine dreizehnte Wunde in dieser Schlacht erhalten hatte, nichts mehr von der entflohenen türkischen Armee — als Todte und Gefangene!

Und Belgrad? fragt ihr, liebe Leser.

Er gab es seinem Kaiser wieder! Die Besatzung ergab sich nach dieser schweren Niederlage ohne Schwertstreich und zog ab. Belgrad war gewonnen! Aber auch Semendria und die übrigen Festungen fielen in seine Hand.

Da flammte das Heldenauge des edlen Ritters! Da dankte er dem Herrn der Heerschaaren! Da lebte nur noch Ein Gedanke in seiner Seele: Bis Constantinopel den Sieg des Kreuzes zu tragen!

Aber das sollte nicht sein. Im Jahre 1718 kam der Friede zu Stande.

Eugenius ging nach Wien; aber hier traf ihn das harte Loos, sich verkleinert, beneidet zu sehen, und selbst der Kaiser Carl VI. hielt ihn nicht so werth, wie er es verdiente.

Noch einmal sollte der ergraute Held in das Feld ziehen in einem Kriege, den er widerrieth. Gehorsam seinem Kaiser, zog der siebzigjährige Held noch einmal 1733 das Schwerdt. Er zog an den Rhein mit 25,000 Mann dem französischen Heere von 100,000 entgegen. Hier focht er mit dem großen Preußenkönig Friedrich II. gemeinsam; aber zu großen Thaten war der Feldzug nicht geeignet, und er kehrte 1735 nach Wien zurück, müde des Kämpfens und Ringens. Hier lebte er stille und friedlich und in der Nacht des 21. Aprils endete er still und friedlich sein thatenreiches Leben. Daß er ein tapfrer Held war, wißt ihr, liebe Leser; auch daß er ein sanfter, liebreicher Mensch war, denn wie hätten ihn sonst seine Kriegskameraden so lieben können? Wie wenig Stolz in seiner Seele wohnte, habt ihr hier gesehen; aber das möchte ich noch sagen: Er war auch ein frommer, gläubiger Christ und ein Mann, der einfach, mäßig und enthaltsam lebte.

Das war Prinz Eugenius, der edle Ritter! Und wenn ihr nun das Lied singet, so wißt ihr, von wem es handelt und singt's noch einmal so frisch; denn er hat eurem lieben deutschen Vaterlande mehr genützt, als Mancher seiner Söhne.

19. Ein Gleichniß.

Im Feld der König Salomon
Schlägt unter'm Himmel auf den Thron;
Da sieht er einen Säemann schreiten,
Der Körner wirft nach allen Seiten.
„Was machst Du da?" der König spricht,
„Der Boden hier trägt Ernte nicht!
Laß ab vom thörichten Beginnen,
Du wirst die Aussaat nicht gewinnen!"
Der Säemann, seinen Arm gesenkt,
Unschlüssig steht er still und denkt;
Dann fährt er fort, ihn rustig hebend,
Dem weisen König Antwort gebend:
„Ich habe nichts, als dieses Feld;
Geackert hab ich's und bestellt:
Was soll ich weitre Rechnung pflegen?
Das Korn von mir, von Gott der Segen!"

Friedrich Rückert.*)

*) Zu Nutz und Frommen der guten Freunde der Spinnstube sey's gesagt: gemauset ist obiges Gedicht nicht. Gritlich nenne ich den Namen dessen, dem es gehört, und zweitens hat's der allverehrte Dichter erlaubt, daß dann und wann eins seiner herrlichen Gedichte in der Spinnstube bekannt gemacht würde, damit auch die, die in der Spinnstube sich unterhalten, sie kennen lernen. V. R. W.

20. Altes Gold.

Die alten, ja die uralten Sprüchwörter sind ewig frisch und jung. Wie kommt das? Ei, sie sagen die Wahrheit rund heraus, grad heraus, frisch heraus, ohne lange Predigt. Hört 'mal Eins vom Hunsrücken:

Hannes, steh!
Wackeln ist schmelzender Schnee!

Ich glaub', das versteht sich leicht! Es ist uns bleibt ja überall eine Erfahrung, daß nur das zum rechten Ziele kommt, was man *fest will*. Drum heißt's: Hannes, steh! Wenn's nur immer was rechtes ist, wobei der Hannes *steht*! Beständigkeit ist unendlich viel werth. Alles Lernen ist schwer und langweilig. Wer da nicht fest *steht* und meint, mit Springen sei's gethan, der ist irre. Wer ein Buch hinten anfängt zu lesen, der hat's freilich bald aus: aber von dem, was im ganzen Buche steht, weiß er nichts. Die Meister fallen nirgends und niemals vom Himmel. Bedenk wohl, was du willst, dann aber bleib' auf *grademem* Wege und frisch drauf! dem Ziele zu: du erreichst's gewiß! das sagt dir das Wörtlein: Hannes *steh*! Die Wackler, Schwanker, die den Wetterfahnen gleichen, heute sich hierhin, morgen sich dorthin wenden, die mögen aus Erfahrung lernen, was das Sprüchlein weiter sagt: *Wackeln ist schmelzender Schnee*. Die biedern Hunsrücker wissen, was schmelzender Schnee ist, und daß man da leicht auf die Nase fällt. Was will's also sagen? Nun, nichts Anderes, als, wer hin- und herschwankt, erreicht sein Ziel nicht. Aha! nun weiß ich auch, warum die heilige Schrift sagt: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde!

Daran schließt sich das Andre:

Was du thust heut,
Mach' daß dich's Morgen nicht reut!

Wahrhaftig, wenn der Hannes *fest steht*, das erkannte Gute gewissenhaft hält, vom Wege der Pflicht nicht weicht und sich nicht durch liederliche Finken zu

schlechten Streichen oder zu dem A in diesem ABC verleiten läßt, so steht's damit gut. Nur das heut morgen, was man heute Schlechtes thut. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht, und der Jude sagt: Hitzig ist nicht witzig. Heut's dich morgen — o weh! Das Heut ist fort, und was geschehen ist, das ist geschehen. O das Unglück und Elend Tausender liegt darin, daß die Leute dies Sprüchlein vergessen. Sie handeln, ohne zu bedenken. Galgen und Zuchthaus und manches Grab, das so stille auf dem Kirchhof liegt, predigt das! Aber die Schrift sagt's auch: Bei Allem, was du thust, bedenke das Ende — so wirst du nimmermehr Uebels thun, und dazu sag' ich: Amen.

21. Ein Räthsel.

In stiller Nacht
Einer wacht,
Und scheut sich nicht, umherzugehen
Und Alles neugierig auszuspähen.
In jedes Fensterlein
Guckt er hinein,
Und will von Allem Zeuge sein.
Ist das fein?
Nein!
Noch mehr! Bald ist er so dreist,
Daß er sein Angesicht weist,
Ganz offen und voll Muth,
Als hätt' er ein Recht dazu.
Dann wieder versteckt er sich mehr und mehr
Und scheelt nur mit Einem Auge her.
Drauf hängt er gar ein Tuch vor's Gesicht,
Und macht sich schwarz und schämt sich nicht,
Und forscht, wie allzeit, und speculirt,
Wo er nur etwas hört und spürt:
So recht wie ein Spion.
Man meint, er hätt' was davon!
Behüte Gott! Es wird ihm kein Lohn!
'S ist pure Neugierd'. Von Jugend her
Ist's so seine Art, und das läßt er nicht mehr.

Denn Jung gewohnt, ist Alt gethan!
Das Beste aber ist nun doch dran,
Er verräth nicht, was er sieht und hört.
Und daß er Solche stört,
Die Unrecht thun in stiller Nacht,
Das hat ihm wahrlich Niemand verlacht,
Am wenigsten ich, der dieß Räthsel gemacht!

22. Eine Anekdote.

Ein Sachsenhäuser ging mit seinem Schatz spazieren, und sie hatte das Unglück, über einen Stein zu stolpern. „Nehme Se sich in Acht, Engelche!“ sagte er mit großer Theilnahme, „daß Se sich nett weh thun!“

Ein Jahr drauf waren sie Mann und Frau. Stolpert die junge Frau wieder einmal und fällt fast auf die Nase.

„Na,“ ruft der Mann, „Du steif Oos, gib Acht, daß De nett noch über dein steife Bein de Hals brichst!“

23. Die Nachbarstöchter.

Eine Geschichte.

Schmierjacob, sagte das fröhliche Katrinchen, Ihr könnt so hübsche Geschichten erzählen; tischt mal eine auf. Der Schlaf kommt Einem sonst nur so richtig treulos, daß ich mein Stück fertig kriege, sonst macht mir's der Weber nicht mehr lustig, daß ich es auf die Waidbleiche bringen kann.

Ach ja, riefen die Andern, es ist ja auch so stille, daß es gut Hafer säen wäre.

Meinetwegen! sagte darauf der Schmierjacob, rückte sein grünsammtnes, mit Marderpelz verbrämtes Käppchen aufs Ohr, klopfte seine Pfeife aus und steckte sie in die Rocktasche. Meinetwegen' aber gebt fein Acht. Schläft mir Eins, so hör' ich dumm auf, denn mir geht's, wie

unserm Pfarrer, der predigt auch den tauben Ohren nicht gerne.

In Niederdorf, drüben über dem Walde, da standen vor etwa dreißig Jahren, vielleicht sind's auch einige mehr oder weniger — es kommt just nicht viel drauf an — unfern der alten Dorflinde, zwei Häuser, die waren so verschieden, wie die Leute, die drin wohnten.

Das Eine war zweistöckig und hatte ein gebrochenes Schieferdach. Es war schneeweiß angestrichen und die Balken hochrot, mit einem schwarzen Streifchen zur Seite. Die Fenster hatten viereckige Rauten, und große, von Lehrglas, und die Rahmen waren grün angestrichen, und die Löcher mit dem ausgeschnittenen Herz drinnen, daß der Tag in die Stube scheinen konnte, waren auch grün. Es war ein Staat von einem Hause und noch funkelnen, denn des Hannpeters Großvater hatte es gebaut. Vor dem Hause war ein großer Hof; rechts standen die Stallungen und links die Scheuer, und der sah' man's an, daß der Hannpeter ein dicker Bauer war. Hinter dem Haus war ein hubscher Garten mit einer Hecke von Hambuchen drum, sauber geschnitten und eine Putz, das heißt, ein Grosgarten dran voller Apfelbäume.

Der Hannpeter fuhr mit zwei Gäulen im Acker, hielt einen Knecht und zwei Mägde, und wenn man durch die Flur ging und fragte: Wem ist der Acker? so hieß es: Wem wird er sein? Dem Hannpeter! Der Hannpeter war so ein Dreigenähter Bauer, aber pfiffig und schlau, und selbst die Juden sagten: der hat's hinter den Ohren, so dick, wie eine Faust, und es ist nichts bei ihm zu verdienen. — Apropo! Wenn das die Juden von Einem sagen, so muß er so schlitzöhrig sein wie sie, oder noch schlitzöhriger. Die Niederdorfer sagten: Der Hannpeter hat gut reich werden. Er versteht das Erben, und wenn ein Vogel über sein Dach fliegt, so muß er eine Feder lassen. Was er wegschenkt, ist gut aufheben, und nach dem, was er liegen läßt, bücke sich nur Keiner. Es war' wohl Alles noch gut gewesen, sagten sie, aber Knecht und Mägde klagen, daß er auch am Essen geizt; daß sie nur Gemüse zu essen kriegen, das mit ranzigem Fette gesch[illegible]zt ist. Bah! wer so spart, ist auf dem rechten Wege!

Pfui der Schande! Sollen die Leute doch treu arbeiten. Gibt's da Luſt und Liebe, wenn's heißt: Ja, der Herr und ſeine Tochter leben gut; aber wir eſſen, wie die Hunde'? —

Item, was mir niemals gefallen hat, fuhr der Schmiedjacob fort, das war das ewige Kollern und Scheltten. Zum Gebet war keine Zeit; aber zum Fluchen, Zanken, Spektakelmachen immer genug. Der Hannpeter wußte gar nicht mehr, wie das Freundlichſein ausſah. Er hatte keine Frau mehr. Sie war ihm geſtorben und ſeitdem war der gute Geiſt aus dem Hauſe entflohen. Die Tochter war jetzt die Hausfrau, aber es heißt im Sprichwort: Fliegt ein Gänschen über den Rhein, kommt ein Gigack wieder heim! Ein Mädchen von neunzehn Jahren und ſo eine Haushaltung! Das paßt, wie eine Fauſt aufs Auge! Freilich, wenn das Mädel etwas rechtes geweſen wäre, ſo hätte man nichts einwenden können; aber das Bärbelchen hatte ſich ſelbſt gezogen, das iſt genug. Wenn auch Eins gegen Niemanden nachſichtig iſt, ſo iſt's doch das gewiß gegen ſich ſelbſt. Dann geht's, wie's kann, nicht wie's ſoll! In der Regel gibt ſolch' ein Mädel eine Dunkel, die meint, ſie wüßt's am Beſten und verſteht nichts; denkt an die Buben und nicht an die Haushaltung, an die Hoffart, und nicht an Schaffen und Ordnung. Ihr kennt mir's glauben, ich bin ein alter Kerl, und hab's oft genug geſehen! 's iſt wahr!

Kam man in des reichen Hannpeters Hof, ſo lag Schmutz überall. Hier Holz, dort Miſt, hier Geräthe, dort Stroh. Das Kehren iſt nicht oft an ihn gekommen. Im Hauſe ſaß auf der Standuhr fingersdicker Staub. Spinnweben hingen überall. Die Fenſter waren von Unreinigkeit blind und der Fußboden war rabenſchwarz; aber das Bärbelchen war geputzt von früh bis ſpät. Das Mädchen war übrigens ſo hübſch, als Eins im Thale. Es hatte ſchwarze Augen, die brannten wie Brenngläſer in das Herz hinein; ſein ſchwarzes Haar glänzte und auf die Zöpfe konnte es ſich faſt ſetzen. Ihre Farbe war dunkel, aber ihre Wangen wie Roſen, und wenn das Bärbelchen lachte, meiner Treu! ſo wußte man nicht recht, ob Einem die friſchen Lippen, die weißen Zähne, die herz-

liebe Freundlichkeit, oder die zwei Löchlein in den Backen am Besten gefielen.

Das muß ich sagen, bemerkte Katrinchen, der Schmierjacob versteht sich drauf, so ein hübsches Märchen zu malen. Ihr müßt sie doch scharf angesehen haben?

Warum denn nicht? Hast Du's bei einem hübschen Burich anders gemacht? fragte der Alte.

Da wurde das Katrinchen tüchtig ausgelacht. Doch hört nur weiter' sagte Schmierjacob. Abends hüpfte der Hannveter mit den Hinkeln auf die Stange, das heißt, er ging mit dem Untergange der Sonne zu Bett. Da hatte ihn aber auch der Kuckuck schon um drei Uhr auf den Beinen und jagte Alles heraus, nur das Bärbelchen nicht. Das schlief bis fünf. Da ging Viel zu Grunde; aber — wo Tauben sind, fliegen Tauben hin, und dem Hannveter that's nichts.

Daß ein so hübsches, reiches Mädchen von allen Burschen gern gesehen wurde; daß ihm Jeder zu gefallen lief; Jeder schön that; Alles lobte und pries, was es that — das liegt so in der Natur der Sache und ist Gang der Welt. Es ist aber sehr eitel geworden. Wenn's Sonntags in die Kirche ging, warf's den schönen Kopf herum, als wollt's fragen: Gelt, ich bin die Schönste? Und wenn's irgend wo war, so stand das Mäulchen gar nicht stille, denn es hörte sich selber gerne reden und meinte Wunders, wie gescheidt es sei. Andre kamen gar nicht zu Worte.

Aber ich meine, Schmierjacob, Ihr hättet uns auch von einem andern Hause erzählen wollen, sagte Valtin.

Nun, wart's nur ab, sagte der Alte. Könnt Ihr wieder gar nicht warten?

Neben des Hannveters Haus stand ein andres. Es war einstöckig, und dann kam das Strohdach. Es sah neben des Hannveters Haus grade aus, wie die Marketenterin neben dem General. Auf dem Strohdach war's grün von sammtenem Moose, wie auf einer Wiese im März, und man sah ihm aufs Haar an, daß dem, der es gemacht, kein Zahn mehr weh that. Das Häuschen war klein und hatte kleine Fensterchen mit runden Rauten, und die waren hell wie Krystall. Neben dem Häuschen stand

ein Scheuerchen und ein Ställchen, Alles nach Armemannsart, und in dem Ställchen ſtanden zwei Vogelsberger Kühchen, mit denen der Gottfried ſein Gütchen ſelber beſtellte. Wohin man ſchaute, im Hof, im Haus, im Stall, in der Scheuer, im kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe — überall war's wie geblaſen. Es war eine helle Plaiſir! Der Gottfried war auch Wittmann, wie der Hannpeter, und hauſte auch mit ſeiner Tochter, mit dem Appelchen. In dem Hauſe Gottfried's war es meiſt ſo ſtille, daß man faſt kein lautes Wort hörte, wenn nicht das Appelchen ſang, doch mit jener glockenhellen Stimme. Vom Zank, Fluchen und dem unſeligen Treiben wußten Beide nichts. Beide ſahen heiter und fröhlich drein; denn ſie waren mit dem Wenigen, was Gott ihnen beſchieden, wohl zufrieden. Da waren ſie eigentlich reicher, als der ſteinreiche, unzufriedene Hannpeter. Morgens begannen ſie ihr Tagewerk mit einem Gebete, das Gottfried aus dem guten Gebetbuche von Starck verlas oder aus dem Habermännchen. Dann lag ein Frieden und ein rechter Segen auf dem ganzen Tagewerke. Arm war wohl der Gottfried, wenn man ihn mit dem Hannpeter verglich; aber er hatte keine Schulden, und das war viel, das war ſchon ein Reichthum.

Als ſein Vater ſterben wollte, ſagte er: Gottfried, ſchreib die zwei Wörtlein über die Stubenthür und laß, ſo oft Du dein Stübchen weißeſt, es nie Dich verdrießen, ſie wieder mit rother oder ſchwarzer Farbe hinzuſchreiben, die nämlich: Klein und rein und Schuld bringt Ungemach. Und darnach handle. Ich hab's ſo gemacht; darum hinterlaß ich dir Haus und Gütchen ſchuldenfrei und hab' als noch ein Aeckerchen dazu anſchaffen können.

Das hatte ſich Gottfried niemals aus dem Sinne kommen laſſen, und ſo blieb er im Gleiſe ſeines Vaters. Wie gejagt, ſeine Frau war im Kindbette geſtorben, als ſein Appelchen neun Jahre alt war, und der Säugling ſtarb auch. Das war hart für den Gottfried, denn er hatte in einer Ehe gelebt, die vom Hader nichts wußte, wohl aber viel von Liebe und Frieden. Heirathen mochte er nicht mehr, denn eine Frau, wie ſeine Lene, meinte er, gäb's nicht mehr. In Gottesfurcht erzog er ſein Kind,

und das Mädchen artete sich so gut, daß es schon, ehe es confirmirt war, die Haushaltung versah, wie ihre selige Mutter.

Appelchen wuchs heran und Jedermann sagte: Es ist noch schöner, als seine Mutter war, und die war die schönste Frau im Dorfe.

Freilich war's auch so. Appelchen war gewachsen wie eine Kerze. Es hatte ein Häutchen wie Sammt und wie frisch gefallener Schnee so weiß; Bäckelchen, wie ein Borsdorfer Apfel und Augen, blau wie Märzveilchen. Haare hatte es so blond wie Flachs, und in der Länge gaben sie denen Bärbelchen's um keinen Finger breit nach. Sie war stille, freundlich, sanft, arbeitsam, und man sah sie Abends niemals in Hannneteré Hof, wo das Jungvolk zusammenkam und jauhazelte bis um zwölf Uhr. Dabei war sie fröhlich, und alle Tage war ein Liedchen auf ihren Lippen. Ihre Armuth gestattete keinen Putz. Sie ging einfach und züchtig einher; aber Respekt hatte Jedermann vor ihr, und oft sagten die Alten: das Appelchen ist in seinem armen Kleidchen doch noch schöner, als das Bärbelchen in seinem Staat.

Sie waren, nämlich Bärbelchen und Appelchen, fast im gleichen Alter. Wenn so die Nachbarskinder zusammen spielen, zusammen confirmirt werden und zusammen aufwachsen, so sind sie in der Regel Ein Herz und Eine Seele. Das waren nun auch die Mädchen; aber das Bärbelchen behandelte das Appelchen wie seine Magd, fuhr ihm über die Nase und nahm nichts von ihm an, was ihm doch so gut gewesen wäre. Das trug Appelchen in der Stille und dachte: Schön ist's nicht von ihm, aber es ist so genatürt, es ist so seine Art!

Warum kommst Du nur Abends nicht in unsern Hof? fragte Bärbelchen. Wir sind doch so vergnügt. Mein Vater sieht's nicht gerne, sagte Appelchen.

Ach, was fragst Du darnach? höhnte sie Bärbelchen. Ich würde mich wenig drum scheeren, wenn's auch mein Vater nicht gern sähe. Der ist aber auch nicht so apart, wie deiner.

Es ist mein Vater, sagte Appelchen. Dem hab' ich zu gehorchen, und ich habe nicht das Recht, mich drüber hinauszusetzen.

Ach, wie Du das auch so kurios nimmst! rief Bärbelchen. Mein Vater kann ohne mich nicht bestehen. Da will ich auch meine Freiheit haben. Und so ist's grad mit dem deinigen. Es ist Alles, wie man's macht. Wer sich duckt, muß sich ducken.

Das Bärbelchen plauderte noch so fort; aber das Appelchen schwieg still, und dachte sein Bestes; denn es wußte wohl, daß man dem Bärbelchen nicht widersprechen durfte.

Weißt Du auch, hob nach einigem Schweigen das Bärbelchen wieder an, daß die alte Margreth am Sterben ist?

O ach! sagte Appelchen. Wer pflegt sie denn? Gehst Du denn nicht hin, es ist doch Eure Base? Ja, von sieben Suppenschnitten her, lachte Bärbelchen. Ihr Großvater und meiner waren alte Manner, daher kommt die Verwandtschaft. Das lage mir auf, die alte Scharteke zu bärbeln! Das kann ihre Schwester thun, die im Hessischen drüben wohnt. Aber Ihr erbt sie ja doch! sagte Appelchen.

Das versteht sich. Mein Vater hat sie recht heimlich gemacht, bis sie ihm Alles verschrieben hat.

Und Ihr kümmert Euch nicht einmal um sie? fragte Appelchen. Das ist doch nicht — schön' Gi, guck einmal, Du willst uns am Ende eine Strafpredigt halten? rief Bärbelchen schnippisch. Da bist Du die Rechte dazu! Kehr Du vor Deiner Thüre. Da ist's sauber, sagte Appelchen ruhig; aber gib Acht, Ihr irrt Euch! Gestern war der Notar hier! Ob die nicht denkt, wer mir gut ist, dem bin ich's auch? —

Darin ist gesorgt, lachte Bärbelchen.

Als sie noch so zerreden, kam ein anders Mädchen dazu und sagte: die alte Margreth ist todt. Sie hat gewiß gestern ein Testament gemacht und Alles ihrem Schwestersohn verschenkt.

Das fuhr denn doch wie ein Blitz in Bärbelchen's Seele.

Sie fing an zu schimpfen und zu schelten über die Verstorbene und lief zu ihrem Vater, ihm das Vorgefallene zu erzählen.

Während Appelchen noch mit dem Mädchen davon sprach, wie Unrecht das doch sei, fluchte Hannpeter wie besessen in seinem Hause auf die Alte.

Es war eigentlich eine reine Erbschleicherei gewesen. Hannpeter hatte der alten Margareth geschmeichelt und Barbelchen hatte geholfen, bis sie sie so weit hatten, daß sie ein Papier unterschrieb, worin sie ihnen all ihre Habe vermachte. Von da an sahen sie nicht mehr nach ihr.

Das öffnete denn doch der alten Person die Augen. Sie schickte nach ihrer Schwester, mit der sie durch Hannpeters Lügen zerfallen war. Sie kam und versöhnte sich mit ihr, und machte nun vor Notar und Zeugen ein Testament, worin sie jenes, das sie auf Hannpeters Bitten gemacht, widerrief und ihren Schwestersohn als Erben einsetzte.

Von da ab räsonnirte der Hannpeter und Barbelchen über die Alte und über die Schwester und ihren Sohn, einen Wagner, der erst vor kurzem aus der Fremde zurückgekommen war, und den sie und überhaupt Niemand in Niederdorf kannte.

An dem folgenden Mittwoch war Appelchen nach der Stadt gegangen, um Butter und Eier und dergleichen zu Markte zu tragen und dagegen Anderes einzukaufen, dessen sie bedurften. Sie hatte sich verspätet und alle Marktleute aus Niederdorf waren längst heim, als sie den Rückweg antrat. Sie hatte recht schwer zu tragen und die Frühlingssonne brannte schon recht heiß. Sie hatte zwei Stunden zu gehen, und, da sie allein ging, zog sie tüchtig aus.

Unterwegs gesellte sich ein junger Mann zu ihr, der desselben Weges ging.

Es war ein recht anständiger Mensch und ein bildschöner Mensch dazu. Appelchen sagte ihm seinen Guten Tag und ging vorüber.

Er dankte höflich und meinte: Sie haben doch recht schwer, Appelchen mochte sich nicht in ein Gespräch mit dem Fremden einlassen, obwohl er, seiner Kleidung nach, ein Bauernbursche war; aber er hielt Schritt mit ihr und sagte: Bist gewiß von Niederdorf?

Sie sagte: Ja.

Er fragte: Ist's noch weit hin?

Sie erwiederte: Zwei Stunden.

Ei, sagte er, da wird Dir's wohl noch heiß werden.

Sie versetzte: Es wird schon gehen.

Ich will auch nach Nieverort, sprach er, da können wir ja zusammen gehn.

Was mag der da zu thun haben? dachte Arvelchen und schwieg.

Er ließ sich nicht irre machen und fragte: Kennst Du auch den Hannyster?

Warum nicht? war ihre Antwort.

Er soll ein reicher Mann sein? fragte er.

O ja, sagte sie.

Er hat auch eine Tochter? fragte er wieder.

Ja, das Bärbelchen! entgegnete sie.

Sie soll ein gar hübsches Mädchen sein? versetzte er.

Aha, dachte Arvelchen, wieder ein Freier! Ihr Blick streifte über des Burschen Gesicht und Gestalt und unbewußt stieg ein leiser Seufzer aus ihrer Brust auf.

Gewiß, antwortete sie. Ihr mögt nicht leicht ein schöneres finden.

So? sprach der Fremde und er sah das liebliche Mädchen, dessen Wangen jetzt hochgeglüht waren, von der Seite an und dachte: Soll sie schöner sein, als Du? Laut sagte er: In Euerm Kleiderwerk ist, wie ich merke, kein Mangel an schönen Mädchen.

Das Arvelchen wurde noch röther.

Ist sie denn auch brav? fragte er wieder.

Warum denn nicht? fragte das Arvelchen. Wer Euch Böses von ihr gesagt hat, der log. Sie ist fleißig und thätig und sieht der Haushaltung wacker vor.

Hat sie denn keinen Schatz? fragte er wieder.

Oi, lachte Arvelchen, da mußt Ihr sie selber fragen.

Ich dachte, Du wüßtest das, bemerkte er lächelnd.

Und wenn ich's wüßte, lachte Arvelchen wieder, so wär' ich nicht schuldig, es auf der Tanzstraße auszuplaudern!

Da hast Du recht, rief er aus und den Schnabel hast Du verdient.

So soll kein Schnabelhart sein, versetzte Arvelchen gutmüthig. Ihr fragt aber auch so kurios, daß man nicht weiß, was man sagen soll!

Du hast recht, sprach er. Ich will auch nicht mehr fragen, sondern Dir allerlei erzählen, damit Dir der saure Weg kurz wird.

Thut's, wenn's Euch Plaisir macht, sagte das Mädchen, und nun fing er an und erzählte ihr von seiner weiten Wanderschaft, und wo er all' gewesen und was er all' gesehen, und der Weg wurde ihr mit jeder Viertelstunde kürzer.

Endlich hatten sie die letzte Höhe erreicht. Unten im Thale lag friedlich das schöne Dorf.

Hört, sagte jetzt Arvelchen, seid so gut und geht jetzt in Gottes Namen voran. Es will sich nicht schicken, daß ich mit Euch ins Dorf gehe und ein Gerede entsteht. Ein armes Mädchen, wie ich, muß doppelt vorsichtig sein.

Gott soll mich behüten, sagte ernst der junge Mensch, daß ich Dir ein Weh bereitete. Ich will thun, was Du wünschest; aber sag mir auch, wie Du heißest?

Arellenia, sagte sie. Sie heißen mich aber Arrelchen. Und dein Vater? fragte er.

Gottfried Glaser.

Nun denn, Arrelchen, sprach er und reichte ihr die Hand treuherzig dar. Darf ich Dich auch mal besuchen?

Nein, sagte Arrelchen. Das schickt sich nicht. Nein! Sie hatte ihren Kerl abgestellt. Er lachelte sie an und ging, aber er sah noch gewiß zehnmal um und grüßte mit der Hand. Arrelchen wandte allemal den Kerf um; aber hatte der Fremde sie noch sehen können, er würde doch eine Freude bemerkt haben, die ihr schönes Gesichtchen noch schöner machte.

Wer mag doch der Bursch sein? fragte sie sich. Der sagt Einen ja aus, wie ein Landrichter; aber es ist doch ein feiner, gebildeter Mensch, denn es ist ihm doch kein unvergebenes Wort aus dem Munde gegangen. Und wie der zu reden weiß! Ach, wie ist er auch so schön! Sie seufzte. Wer doch auch reich wäre! Dann, wenn der liebe, gute Mensch das heimliche Herzchen kriegen sollte! — Du hast ihm aber auch die Wahrheit sagen sollen! strafte sie ihr Gewissen. Ach, du lieber Gott, rief sie aus, hätte ich denn mein Nachbarskind hier stehen, und hätte nicht ausgesehen, als wollt' ich es verlaumden! Gott, verzeih mir's, bete das fromme Kind, wenn ich unrecht that! — Sie schwieg eine Weile und sann; dann sagte sie: Der wird schon halt die Wahrheit herausfinden. Er darf sich ja nur umschauen, so sieht er genug.

Sie nahm ihren Kerf und ging den Berg hinab, da der Bursch lange im Thale sein mußte. Wie sie die Gedanken an ihn sich aus dem Sinne schlagen wollte, sie konnte es nicht fertig bringen. Immer hörte sie ihn so sinnig reden, immer sah sie sein schönes Gesicht. So ging's ihr den ganzen Abend. Und da er doch Barbelchen's Mann werden sollte, so bat sie Gott beim Schlafengehen, Er möge ihr doch andre Gedanken geben und doch — träumte sie von ihm.

Um seinen Namen hatte sie ihn nicht fragen dürfen

und doch hätte sie ihn gerne gewußt. Sie tröstete sich damit, daß das Bärbelchen ihr schon von dem Freier erzählen würde — und dabei seufzte sie wieder tief auf.

Am andern Morgen stand Aeverlchen in der Küche und wusch mit der Seife, die sie gestern in der Stadt gekauft, des Vaters Hemden, da kam Bärbelchen und machte ein gar ärgerlich Gesicht.

Geh, sagte sie, die alte Hexe hat doch unsre Liebschaft verzaubert! Denn ich der Kerle bezeugen, der Bernhard hat Alles und wir haben das Nachsehen.

Wer ist denn der Bernhard? fragte Aeverlchen.

Was das eine dumme Frage ist, rief Bärbelchen. Das sollst Du nicht wissen und bist gestern mit ihm hergegangen!

Auf des Aeverlchens Gesicht schlug daß die helle Flamme. Das war der Bernhard gewesen? fragte sie. Sag einmal an! Da hatt' ich doch mit keiner Seele dran gedacht.

Ei, hat er Dir's denn nicht gesagt? fragte Bärbelchen.

Wie fragst Du doch? rief Aeverlchen aus, und es verdroß sie, daß das Bärbelchen sie für so leicht hielt, einen Fremden zu fragen.

Ach! Ach, ich frage wie da die Leute auf! sagte sie ärgerlich.

Nun freilich, sagte Bärbelchen übermuthig, er wird sich mit Dir auch nicht viel eingelassen haben.

Das beleidigte denn doch Aeverlchens Stolz. Bin ich denn ein hergelaufenes Ding, sagte sie, daß ein ehrlicher Mensch mit mir nicht reden sollte! Oder meinst Du, weil ich arm bin, könne er sich bei mir nicht nach Andern erkundigen?

Jetzt sah Bärbelchen ein, daß sie dumm und hochmüthig sich aufgeführt und ahnete, daß Bernhard mehr mit ihr angelegen, als sie gedacht hatte.

Nun nun, nimm doch nicht gleich Alles so sauer, sagte sie einlenkend. Mein Herz hat ja nichts Arges gedacht! Sag, was hat er Dich denn gefragt?

Frag ihn selber! versetzte das beleidigte Mädchen.

Geh, Aeverlchen, sei mir auch nicht bös! bat sie. Ich hab's ja nicht bös gemeint! Hat er nach mir gefragt?

Geh, sag' mir's recht! Ich will Dir auch ganz ehrlich sagen, was mein Vater sagte. Er meint, weil die alte Hexe uns um das Gut gebracht, so solle ich mich an den Verwalter machen. Wenn der mich heirathete, so kam's doch wieder an uns. Er ist jetzt der reichste Bursch hier und ist ein Wagner, der viel spitzt. Handwerk hat goldenen Boden, sagt mein Vater. Nun denk ich, wenn selle' er hier denn auch freien? Das reichste Mädchen bin ich und die beste sagen, ich sei auch nicht weit davon, das hübscheste zu sein. Nun sag, was hat er Dich gefragt? — Du siehst, wir sind viel dran, das zu wissen.

Annchen war zu gutmüthig, Zorn zu halten. Die Kränkung war schon vergessen und verziehen; aber es regte sich jetzt auch der Trieb in ihr, dem boshaften Ding zu zeigen, daß es nicht viel mit ihr gewinnen. Sie erzählte ihr Alles: wie er von seinen Reisen erzählt und so weiter, und endlich sagte sie ihr, daß er auch nach ihr gefragt.

Nehrmals hatte Barbelchen den hübschen Mann spöttisch aufgenommen. Jetzt aber zeigte ihr Gesicht nicht blos Neugierde, sondern auch einige Aengstlichkeit. Sie war sich jetzt bewußt, daß sie gar gute, treue Annchen oft geflissentlich hart und schwer gekränkt und verbauert nicht immer so behandelt hatte, daß es verschuldet gewesen wäre, nur Gutes von ihr zu sagen. Ihr Herz rückte eigentlich, bis Annchen anhob zu sagen, daß sie sie gelebt und wie sie ihn abgeführt, als er sie gefragt, es Barbelchen auch einen Schatz habe.

Das hab Du recht gemacht, Annchen, und wenn er mich heirathet, selbst Du auch meine Kranzjungfer werden! rief Barbelchen aus.

Sag, bekenne sie denn, wie sieht er denn aus?

Was kann man da sagen, erwiderte Annchen; der Einen gefällt der, einer Andern der.

Hat er Dir denn gefallen? fragte sie.

Mir? entgegnete Annchen und duckte sich tief zur Butte, die vor ihr stand, um ein neues Stück Linnen herauszuhaspeln; eigentlich aber, um die Flammenröthe zu verbergen, die ihr Gesicht bedeckte.

Mir? fragte sie langgezogen. O ja, mir hätt' er schon gefallen.

Ist er arm?

Ja!

Was hat er für Haare?

Schwarze.

Und was für Augen?

Auch schwarze.

Ist er schöner, als der Franz?

Ja, wie ich meine, sagte Annchen. Ueberhaupt ist er ein Staatskerl. Aber sag, Barbelchen, läßt Du denn den armen Franz laufen, wenn der Bernhart kommt?

Oi, das versteht sich! rief Barbelchen.

Und er hat Dich so lieb aus treuem Herzen und nicht Treues Gleiches wegen! sagte wehmüthig Annchen.

Bah! rief das Barbelchen, er wird bald eine Andre freien, sie sein auch gleicher ist: denn sag' selbst, gegen mich ist er denn doch ein Bauer.

Wollte Gott, der gute Junge könnte sich so leicht trösten wie Du! sagte Annchen und es drückte sie schwer auf der Seele. Sie würde auch ohne Zweifel dem Barbelchen den Text gelesen haben, wenn diese nicht mit einer leisen Ahnung dessen, was sie zu erwarten hatte, schnell sich davon gemacht hatte. Annchen kannte des Franz treue Liebe zu dem herzlosen Mädchen, und sie hatte weinen können wenn sie daran dachte, wie sie ihn nun wegstieß mit seinem treuen Herzen.

So perlten auch bald einige Thränen über die rosige Wange des Mädchens, aber es blieb zweifelhaft, ob sie nicht aus einer Quelle stammten, die sie selber noch nicht kannte, nämlich aber erwachten Liebe zu Bernhart und der sichern Voraussetzung, daß sie sich keine Hoffnung auf seine Liebe zu machen habe. —

Der Bernhart hatte sich Abends, als er ankam, im Wirthshause niedergelassen. Die Wirthin war allein im Hause und Bernhart wollte das benutzen, sich nach dem holdseligen Annchen zu erkundigen, dessen Art und Wesen ihm so außerordentlich wohlgefallen.

Da war es denn an die Rechte gekommen; denn sie war Annchens Pathe und, da sie selber keine Kinder hatte, in das Mädchen ganz vernarrt. Da hörte es denn nur Gutes und Liebes und doch nichts Unwahres, und es

ging ihm, wie dem Mädchen selbst, er konnte auch das Bild nicht los werden. Darum war es ihm aber auch gar nicht zu thun, und er dachte nicht im Geringsten daran, wie sie, den lieben Gott um andre Gedanken zu bitten.

Am andern Morgen besah er sich das Haus seiner Base Margreth und noch vor Mittag kam seine Mutter mit zwei Wagen voll Geräthe und Lebensmittel, und nun richteten sie sich das Haus ein.

Abends dachte der Bernhard: Musst mal zum jungen Volke gehen! Er hatte gehört, dass das in Hannveters Hof zusammenkäme, und, da ihm die Wirthin gesagt, Aprilchen wohne hart neben dran, so hoffte er, er werde das hübsche Mädchen da finden.

Mit welchen großen Augen wurde er da betrachtet. Die Burschen nahmen ihn freundlich auf; auch die Mädchen. Bärbelchen fand auf den ersten Blick, dass das Aprilchen recht habe. In ganz Niedercorf war kein so hübscher Bursch. Und er hatte Manier, was den Niedercorfern abging.

Sein Blick flog umher; aber etwas mürrisch kehrte er zum Anfang des Kreises hübscher Mädchen zurück, den er überblickt hatte. Sie fehlte, und fragen durfte er nicht. Das Bärbelchen hatte den Blick mit ihren Augen begleitet. Vielleicht mochte sie etwas von dem ahnen, was in seiner Seele vorging und dachte: Warr, wenn du mich erst näher kennen lernst, so wirst du das Bettelmädchen nicht mehr ansehen.

Wirklich blieb auch sein Blick jetzt wohlgefällig auf ihr ruhen.

Hella, dachte sie, jetzt ist's Zeit!

Wie gefällt Dir's denn bei uns, Bernhard? fragte sie.

Schön gut; war seine Antwort.

Freilich, fuhr sie fort, Du bist weit und breit in der Welt herumgekommen, da wird Dir's wohl anne thun (ungewöhnt sein), dass Du hier auf dem Dorfe bist; aber lern' du erst mal das Jungvolk kennen, so wird Dir's gewiß gefallen, besonders wenn Dir die Mädchen nicht zu schlecht sind und Du Dir eine aussuchst.

Kann sein; versetzte er trocken.

Nun riß sie das Gespräch alleine an sich und fragte nach seiner Wanderschaft. Sie dachte: Er wird ja doch dir lieber erzählen, als dem einfältigen Aprelchen: allein sie mußte sich überzeugen, daß das nicht wahr war. Er schwieg stille. Manche Schadenfreude wurde nun sichtbar. Das scheuchte aber das junge Mädchen nicht ab. Ehe sich's der Bernhart versah, war er in ein Gespräch verwickelt. Sie wußte so klug Scherz und Ernst zu vermischen, daß er recht seine Freude an dem Geplauder hatte.

Am andern Abend kam er wieder. Es hatte ihm gefallen. Er hoffte wieder, Aprelchen zu sehen. Als er an Gottfried's Hofthur vorüberging, sah er Barbelchen beim Aprelchen sitzen.

Sie erzählte Aprelchen von gestern Abend und wie sich alles gemacht: wie er nur mit ihr geplaudert, nur Augen für sie gehabt und wie es keinem Zweifel mehr unterliege, er werde bald ihr Schatz sein.

Das schnitt in Arvelchen's Seele hinein; aber sie unterdrückte den tiefen Schmerz und blieb anscheinend gleichgiltig.

Da trat er plötzlich auf sie zu und sagte: Guten Abend! Die Freude strahlte auf seinem Gesichte. Aber das erglühende Arvelchen meinte, das gelte der Nachbarstochter.

Sieh da, Arvelchen, sagte er. Ich habe Dich seit dem Heragang nicht gesehen?

Hab' viel zu thun, da des Vaters Haushaltung auf mir liegt, sagte sie.

Da ist auch viel von zu reden! rief Barbelchen.

Denk mal an unsre, die ist dreißigmal so groß, und die liegt auch allein auf uns, und doch hab' ich Zeit!

Arvelchen verschluckte die bittre Rede und sagte: Ich bin auch nicht so geschickt, wie Du!

Freilich, fuhr Barbelchen fort: auch, Bernhard, das geht mir aber auch von der Hand, wie der Blitz. Morgens früh und Abends spät, nicht wahr, Arvelchen? Mit den Hühnern auf, mit den Letzten schlafen! Ja, wenn so hundert Morgen Acker gebaut werden, zwanzig Kühe im Stalle stehen, Knecht, Mägde, Taglöhner da herumgehen und ihr Genanntes Morgens, Mittags und Abends haben wollen, da heißt's, ruhr dich! Und an den Mägden hab' ich nichts.

So ging's nun mit Prahlereien fort. Endlich hörte man das junge Volk drüben im Hofe.

Ach, sagte Barbelchen, was sitzen wir hier auf dem harten Klotz. Komm, Bernhard, wir gehen in unsern Hof, da sitzt's sich besser auf der Fallenbank.

Gute Nacht, Arvelchen!

Siehst du denn nicht mit? fragte Bernhard das Mädchen, dessen bleiche Wangen Zeugniß gaben, wie tief sie die dreifache Kränkung schmerze. Hatte doch das Barbelchen sie als faul und arm hingestellt, und lud sie nun nicht einmal ein. Arvelchen hatte ihrer Armuth keine Schuld; aber so scharf dran erinnert zu werden vor dem Bernhard, das war denn doch zu viel. Nein, sagte sie. Gute Nacht und viel Plaisir! Und husch! war sie weg. Sie mußte sich eilen, denn die Thränen über die erlittene Kränkung perlten schon über die zarten Wangen herab.

Der Bernhard stand noch eine Weile und sah ihr nach; dann erst folgte er dem Bärbelchen.

Warum hast Du sie nicht mitgehen heißen? fragte Bernhard. Du hast dem guten Mädchen wehe gethan?

Warum nicht gar! rief schnippisch Bärbelchen. Du meinst auch, man müsse dem Gänschen nachlaufen? Wenn's mit gewollt, hätt's ja mitgehen können. Es hat ihr weh gethan! sagte er.

Ei, das dumme Ding nimmt alles kraus, rief sie. Was brauch ich dem Bettelmädel nachzulaufen!

Aber ihr seid doch Nachbarskinder! sagte er. Ich brauch' sie nicht! war die Antwort und nun traten sie in Hannpeters Hof, wo bereits die Burschen und Mädchen waren.

Franz lehnte bleich an dem großen Birnbaume, als er sie kommen sah. Seit Bernhard im Dorfe war, sah ihn Bärbelchen nicht mehr an.

Nun setzten sie sich und bald wurden Lieder angestimmt, die gar fein in die Stille der milden Nacht hinaus klangen. Sie sangen: „So viel Stern' am Himmel stehen." „Ach Straßburg, ach Straßburg, du wunderschöne Stadt." „Jetzt gang i an's Brunnele trink aber nit" und „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus." Und während sie hier sangen, weinte drüben das gute Kind bittre Thränen und die Brust war schwer gepreßt. Bernhard sang nicht mit. Er saß in tiefen Gedanken da. Endlich stand er auf, sagte gute Nacht und ging heim, während der Gesang noch lange in die Nacht hinausklang.

Kaum färbte am andern Morgen das erste Roth den Himmel im Aufgange, so schwebte Appelchen, frisch, wie eine eben erblühete junge Rose, das Dorf herab. Leicht hob sich der kleine Fuß, den kein Schuh beengte, und ihr Gang war ein wahres Schweben. Auf dem schönen Gesichtchen lag wieder der Friede Gottes, denn das Gebet hatte sie beruhigt.

Bernhard's Haus stand am Ende des Dorfes, wenn man ins Thal wollte. Sie ging, Klee zu holen für ihre Kuhe.

Bernhard stand in seiner Werkstatt und arbeitete. Er sah sie kommen. Sein Auge ruhte mit süßem Wohlgefallen auf dem schönen Mädchen.

Er konnte sich nicht halten und trat heraus. Guten Morgen, Appelchen, sagte er. Du bist munter wie die Schwalbe.

Ich muß schon' sagte sie. Der Vater will ackern und das Futter ist gestern früh ausgegangen.

Willst Klee holen? fragte er.

Ja; sagte sie.

Wart, rief er, Du hast nur eine Sichel, ich hole meine Sense und mähe Dir;

Ach Gott, nein! rief sie ängstlich, ich werde schon schnell fertig!

Aber der war schon fort, und so rasch sie auch wegeilte, er holte sie bald ein.

Geh langsam, bat er, ich mähe Dir im Blitz die Last. Ich muß Dir etwas sagen.

Ach geht doch heim, ich bitte Euch! flehte das Mädchen, dessen Brust schwer athmete.

Warum fragst Du allein nicht du zu mir, fragte er. Bist Du mir gram, Appelchen?

O Gott, nein, sprach leise das Mädchen; aber ich bin ein armes Kind. Es schickt sich so!

Nein; sagte er. Wenn Du nicht du sagst, so bist Du mir falsch, und das verdien' ich nicht.

So will ich du sagen, versetzte sie und sah ihn zum ersten Male mit den schönen, blauen Augen an. Er drückte ihre Hand.

Wie hat mir des Barbelchen's Unart gestern so leid gethan, sagte er.

Sie hat's nicht so bös gemeint, antwortete das Mädchen. Sie ist nicht bös. Du mußt's ihr nicht nachhalten!

O du gute Seele! rief er aus. Du willst noch entschuldigen, was sie so herzlos gesagt! Glaub' nur, sie hat gestern Abend Alles bei mir verloren.

Ach nein, Bernhard, sagte sie bittend, das thu' nicht. Sie ist nicht so schlimm, wie's scheint. Sei ihr nicht bös!

Er schwieg und ging neben ihr her. Bald war das Kleefeld erreicht. Unter den gewaltigen Streichen des starken Jünglings fiel der Klee mit seinen tausend Thauperlen in so reichem Maaße, daß bald die Last voll war. Nun hob er ihr auf und ging plaudernd mit ihr bis zu

seinem Hause. Sie dankte und ging heim, und sie fühlte nicht, daß sie eine so schwere Last trug, wie noch nie.

Schon gegen Mittag wußte Bärbelchen Alles. Sie kam mit rothem Kopf herüber.

Nun, sagte sie schnippisch, Du hast Dir ja einen Mäher bestellt!

Anneliechen erröthete. Er kam heraus und drängte sich dazu. Ich wollt's nicht leiden! sagte sie.

Er drängte sich! rief Bärbelchen. Da hör' nur ein Mensch, man meint, er müßt, sich's zur Ehre rechnen, wenn er der Mamsell Klee mähen dürfte, der einfältige Bub! Gelt, Du denkst, er nähme Dich? Du armseliges Ding! Laß Dir's vergehen, wie es Dir angekommen! Der reichste Bursch so ein Bettelding! Aber so geht's! Wenn so ein Mensch, der in der Welt war, ein Bischen höflich ist, so meint das Lumpenzeug gleich, er nähm's! Wart' ein Weilchen: Der muß scheel oder blind sein!

Ach, Bärbelchen, wie bist Du herzlos und falsch, sagte weinend das arme Mädchen.

Schäm' Dich vor Gott solcher Rede! Bin ich arm, so ist mir's keine Schande. Reiche und Arme müssen untereinander sein, denn der Herr hat sie Beide gemacht; aber darum sind wir noch nicht verworfen! — Geh', ich habe Dich nie beneidet, laß mir meinen Frieden!

Diese Worte waren so klagend, so wehmuthig ausgesprochen worden, daß denn doch auch das Bärbelchen sich schämte und eilings heim lief; aber Anneliechen's Thränen rannen heftig und lange, und sie nahm es sich vor, Bernhard zu meiden, wo sie könne. Bärbelchen verleumdete ihre Freundlichkeit gegen ihn, und Franz sah sie nicht mehr an.

Der nahm sichtlich ab. Er war ein braver Mensch, der das Mädchen von Herzens Grunde lieb hatte, und liebgehabt haben wurde, auch wenn sie bettelarm gewesen wäre.

Auf den Bernhard warf er einen grimmigen Haß, weil er meinte, der wolle ihm das Mädchen wegkarren. Darüber sollten ihm aber bald die Augen aufgehen.

In Niederdorf, wie an vielen Orten Deutschlands, auch bei uns, sagte der Schmiedjacob, nachdem er etwas

ausgeruht hatte, ist es die Sitte, daß die Buben den Mädchen, die sie lieben und heirathen wollen, auf Pfingsten Maien an das Haus setzen, so frisch-grüne, junge Birken. Das geschieht, wie Ihr alle wißt, in der Nacht vor dem heiligen Pfingstfest ganz heimlich, und nur die Mädchen luaen hinter den Fenstern und lauern, wenn's zufällig dunkel ist, wer die Maien setzt.

Dem lieben Appelchen waren noch nie Maien gesetzt worden: denn in Niederdorf gilt das Geld mehr, als die häusliche Tugend. Das ist aber in Niederdorf nicht allein. Es geht halt überall so, und ich hab's in Frankreich und Spanien aufs Haar so gefunden. Das Bärbelchen bekam immer die schönsten im Dorfe.

Pfingsten war da. Nun mußte es sich entscheiden. Der Franz ging schon um Mitternacht und setzte die Maien an Bärbelchen's Hofthor. Das sah zwar das Bärbelchen nicht, denn das schlief hart und fest, und rechnete unbedingt drauf, der Bernhard werde sie ihr setzen; aber hinter des Gottfried's Fenster stand Jemand, der's sah.

Nun verbarg sich aber der Franz in der Nähe; denn er rechnete drauf, der Bernhard werde kommen und die Seinigen ausreißen und Andere pflanzen. Dann aber, dachte er, wehe ihm! Und der ganze Grimm der Eifersucht loderte in seiner Seele auf.

Appelchen lauerte auch. Ach, sie wollte die schrecklichste Gewißheit in dieser Nacht gewinnen, und sollte ihr auch das Herz brechen.

Der Mond schien hell, wie am Tage.

Schon war's bald Eins vorüber, da rauschten die Aeste mächtiger Maien daher, die der, der sie trug, auf der Erde schleifte.

Es war Bernhard.

Franz zitterte und — Appelchen zitterte. Sie war bleich wie eine Leiche und vor der hoch klopfenden Brust waren die Hände gefaltet. Jetzt kam er näher. — Aber statt nach Bärbelchen's Hofthor zu gehen, wandte er sich rechts und vor Appelchen's Thüre legte er seine Maien nieder, nahm den Pickel und brach Steine aus. Er that's nicht leise, wie es sonst die Bursche pflegen, sondern es schien ihm daran gar nichts gelegen, daß es Niemand

sähe. Er stellte sie auf, keilte sie fest, sah dann freudig die schöne Maie an und ging.

Aus Franzen's Seele wandte sich ein tiefer Seufzer los, und nun ging er ruhig heim.

Aber wie stand's bei dem Ayrelchen? fragt ihr. Es zitterte noch immer, wie ein Espenlaub im Winde; noch waren die sonst so blühenden Wangen bleich; noch waren die Hände vor der wogenden Brust gekreuzt und die Thränen rannen; aber im Herzen war eine unaussprechliche Wonne, und das Eine Wort rang sich los: Er liebt mich!

Es kam kein Schlaf in ihr Auge. Hundertmal verließ sie in der mondhellen Nacht das Bett und sah die Maie an, ob's denn auch wahr sei, und als sie's immer

wieder wahr fand, da jubelte das heiße Herz, und sein Jubel wurde heißer Dank gegen Gott.

Früh am Morgen wachte dießmal Bärbelchen auf. Sie eilte ans Fenster. Ja, da stehen sie! rief sie aus; aber es war kein Jubel. Sie fand ja nur, was sie mit Zuversicht erwartet hatte. Jetzt blickte sie nach Ayrelchen's Wohnung — und — ihr Gesicht wurde bleich vor Neid.

Da stand ja eine höhere, weitästigere Maie als an ihrer Thüre!

Wer mag dem Bettelmädel die Maie gesetzt haben? rief sie aus. Den Narren möcht' ich kennen! Sie legte sich wieder ins Bette; aber schlafen konnte sie nicht. Sie ließ alle Burschе vor ihrer Seele vorüber gehen. Sie fand keinen. Endlich dachte sie: Es wird's wohl ein Fremder gethan haben, oder vielleicht des Hirten Knecht. Damit beruhigte sie sich und schlief wieder ein.

Der Franz aber konnte nicht schweigen, und es war noch nicht Abend des heiligen Tages, da wußte sie Alles. Sie raste wahrhaft. Nun sah sie es ein, wie blind sie gewesen war; nun bereute sie, den Franz fortgestoßen zu haben. Doch, der hatte ja ihr die Maien gesetzt und es war noch Hoffnung. Am zweiten Pfingsttage wollte sie nach Altberg zu ihres Vaters Schwester gehen. Auch Bernhard ging dahin. Sie begegneten sich.

Eine schöne Strecke gingen sie nebeneinander mäuschenstille hin, und man sah, daß das Bärbelchen eine Portion Gift in seinem Herzen für den guten Bernhard kochte. Endlich hob sie an: Ist das so Sitte bei Euch zu Hause, daß man einem ordentlichen Mädchen weise macht, man sei ihr gut und meint doch eine Andre?

Der Bernhard merkte, woher der Wind wäht, lächelte und sagte: Das ist, glaub' ich, in aller Welt ein schlechter Streich, dessen sich ein ordentlicher Burich tief vor Gott, seinem Gewissen und den Menschen zu schämen hat.

Ei, da hast du Dir ein feines Urtheil gesprochen, rief das bissige Mädchen, das den Schmerz gar nicht verwinden konnte. Hast Du mir nicht schön gethan, und nun setzest Du dem Arrelchen Maien?

Bernhard blieb ruhig stehen und sah sie verwundert an. Was bildest Du Dir ein? fragte er. Wann hab' ich Dir schön gethan? Wann hab' ich Dir ein Wörtlein mehr gesagt, als den Andern? Du eingebildetes, hochmüthiges Ding meinst aber, wer in Euern Hof komme, sei in Dich verliebt, und wer Dir nur höflich begegnet, müsse Dich haben wollen. Du kannst es nicht ertragen, daß man dem guten Arrelchen gut sei.

Das waren Stiche, die tief in das Herz gingen, recht

tief; aber daß sie das Mädchen zur Erkenntniß geführt hätten, daran war nicht zu denken.

Das ganze Dorf nannte uns schon Braut und Bräutigam, sagte sie; nun ist mein Name beschimpft!

Wer hat uns so genannt? rief Bernhard. Mir ist der Gedanke nicht in die Seele gekommen. Appelchen gefiel mir, Du nicht im Mindesten. Sie redete von Dir nur Gutes, selbst da noch, als Du sie abscheulich behandelt in Deinem Hochmuth. Du hast nie etwas Gutes von ihr gesagt. Das dritte Wort war: das Lumpenmädel!

Ist sie das denn nicht auch? rief das boshafte Ding.

Wenn Du sonst nichts Uebles von ihr zu sagen weißt, so schweig. Ich möchte einen Reichthum nicht, wie den Deinen. Du kennst nichts Anderes. Die guten Sitten gelten Dir nichts. Wenn ein Spitzbube käme, der nur reich wäre, Du nähmst ihn. Bärbelchen sieh zu, wohin das Dich noch führt.

Wenn ich gepredigt haben will, geh' ich in die Kirche, dann hör' ich's besser, sagte sie schnippisch, und von Einem, auf dessen Wort ich bauen kann.

Du kannst auch auf das Meine bauen, sagte Bernhard. Ich erleb' es noch, daß Du elend wirst!

Ha, ha, ha! lachte sie giftig. Nun wird der Wagner noch Prophet! Ich bitt' Dich, prophezeihe Dir was Gutes, mich laß in Ruhe! Deine Weisheit hatt' ich schon in den Kinderschuhen vergessen!

Ich weiß nicht, sagte Schmierjacob, wie weit die Zwei noch in den Zert gekommen wären, wenn nicht einige Leute dazu gekommen wären, die sie nöthigten, abzubrechen. Bärbelchen hatte einen Kopf wie Zinnober und redete kein Wort; aber der Bernhard sprach ruhig, nach wie vor, mit den Leuten.

Von nun an hatte Alles ein Ende. Sie waren geschiedene Leute, und in Hannpeters Hof wurde der Bernhard und das Appelchen durch die Hechel gezogen, daß kein guter Faden an ihnen blieb. Das konnte doch auch der Franz nicht überwinden. Er nahm sich ihrer an und nun ging's über ihn her.

Wer ruft Dich her, Simpel, rief das aufs Höchste ergrimmte Bärbelchen. Wer heißt Dich mir nachgehen,

mir Maien setzen? Meinst vielleicht, ich heirathe Dich? Laß Dir's vergehen: Du bist mir zu dumm und zu lumpig!

Da gingen endlich dem Franz die Augen auf, und er ging weg und sagte: Bärbelchen, sieh Dich vor. Es ist noch nicht aller Tage Abend! —

Hingeben konnte er nicht mehr; aber es drückte ihm schier das Herz ab, und er trat darauf freiwillig unter die Soldaten, daß er wegkame und sie nicht mehr sähe.

Am Tage nach Pfingsten begegnete Bernhard dem Arvelchen. Sie trug eine Heiligen und war recht müde. Bist müde, lieb' Arvelchen, sagte er, gib mir Deine Last!

Das wär' schön! sagte abweisend das Mädchen.

Laß mich, bat er. Ich will Deine Lasten tragen helfen, jetzt und immer. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe!

Sie erglühte. Ach, spottet meiner doch nicht! bat sie. Ich bin ein armes Mädchen und passe nicht für Euch!

Hab' ich je gefragt, ob Du arm oder reich? fragte er. Hab's mir das Bärbelchen nicht oft genug gesagt. Weißt Du nicht, wer Dir die Maie gesetzt? Ach, ich weiß es wohl! sagte sie zögernd und erröthete noch stärker.

Mach's kurz, Arvelchen, sagte er dringlicher und hielt ihr seine Hand hin. Stell ab und sag', ob Du mich lieb hast, ob Du meine liebe Frau werden willst?

Sie ließ fast die Heiligen fallen, so erschrak sie; aber sie reichte ihm die Hand und lächelte ihn gar seligselig an.

Willst Du? fragte er.

Ja, sagte sie leise, sah zur Erde und weinte; aber es waren Thränen seliger Freude eines Herzens, das ihn so treu liebte, ohne es sich zu gestehen, ohne Hoffnung.

Sie waren einig und glücklich; aber Arvelchen wollte, daß es noch Niemand wissen solle, bis am Kirchweihsonntage, wo sie der Pfarrer ausrufen sollte. Nun ging Bernhard zum Vater Gottfried und warb und erhielt sein Jawort.

Als am Kirchweihsonntag Alles in der Kirche war, und Bärbelchen, geputzt wie ein Pfau, vornen saß, und die Predigt aus war, verkündigte der Pfarrer das Eheverlöbniß Bernhard's und Aprelchen's.

Bärbelchen wurde weiß wie Kreide, denn Aller Augen sahen auf sie. Das hatte sie nicht so schnell erwartet. Sie mochte gehofft haben, noch den Bernhard abspänstig zu machen.

Der hat recht! sagten die Alten.

Das hat sich einmal verrechnet! lachten die Jungen, und Niemand mißgönnte dem guten Appelchen sein Glück, als Bärbelchen.

Es war ja doch auch das erste Mal, daß sie keinen Tanzbursch hatte und zu Hause bleiben mußte.

Aus dieser Schmach sollte sie jedoch befreit werden. Mittags kam der Müller von Altberg. Er stand im Ruf, ein reicher Mann zu sein. Der hatte nur Einen Sohn, den wilden Fritz. Er war ein Kartenspieler, Raufer und Säufer. Der Müller redete so hinten herum, bis er endlich mit der Werbung und Bärbelchen's Hand für seinen Fritz herausrückte.

Bärbelchen's Gesicht leuchtete. Sie dachte: Ha, da! jetzt siege ich doch. Den Fritz will ich schon bändigen. Jachzornig ist er zwar noch nicht, aber ich mache ihn zahm, und sagte schnurstracks: Ja. Mittags noch kam der Fritz. Es wurde Handstreich gehalten und zwei Brautpaare kamen zum Tanz. Aber Appelchen gewann den Preis. Sie war schön, wie ein Engel; denn das Glück stand leserlich auf ihren Wangen geschrieben und leuchtete aus dem lieben, blauen Auge. Vergebens suchte Bärbelchen durch Stolz zu siegen. Niemand als Fritz tanzte mit ihr; aber alle Bursche kamen zu Bernhard und baten um einen Tanz mit dem schönen Bräutchen, und Alle sagten: Waren wir denn stockblind, daß wir nicht sahen, wie lieb und schön das Mädchen ist? —

Nach drei Wochen war Hochzeit und alle Bursche schossen dem Appelchen. Sie und ihr Vater zogen zu Bernhard in der alten Margreth großes Haus und es zog der Segen Gottes mit hinein.

Selbst Bärbelchen wagte nicht zu hadern und verschloß ihren Zorn ins Herz. Und als drüben im kleinen Häuschen eine Braut auf ihren Knieen lag und heiß um Segen betete, als aber ihre schönen Wangen die Thränen des Dankes rannen, da weinte im großen Hause neben

dran eine andere Braut Thränen des Aergers und der Mißgunst. —

Auch Bärbelchen's Hochzeit folgte bald; aber es war keine Freude dabei. Nur die Altberger Bursche schossen. Aus Nierenverf Keiner.

Gott weiß, sagte der Schmiedjacob, wie das ging, aber alle Tage wurd's ärger in des Fritz Hause. Er wurde gar nicht mehr nüchtern. Der alte Hannreter bekam Schläge und Bärbelchen, sagt man, ging auch nicht leer aus. Das hat eine Art! Da hat der Teufel Einkehr gehalten. Der Hausstreit kam daher, daß der Müller so verschuldet war, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte; aber der Pfiffikus hatte das Geld all in der Stadt gelieben. Da wußte es Niemand. Nun mußte Hannreter herausrücken. Das gab erbentliche Klumpen, die der Fritz in die Stadt trug. Kam er heim, so taumelte er und zerschmiß Alles, was ihm in den Weg kam. Vor Aerger starb der Hannreter. Jetzt ging's noch schlimmer. Alle Abend kartete Fritz bis ein, ja bis zwei Uhr. Etliche Jahre ging's, dann starb auch der Müller und Fritz zog auf die Mühle. Was sollte er mit dem großen Hause machen? Es wurde versteigert.

Wer meint Ihr, daß es steigerte? fragte der Schmiedjacob.

Wer anders, als Bernhard! rief der Gevatter.

Recht gerathen! antwortete der alte Schmiedjacob. Nun mußte Bärbelchen das Bettelmädel gar in seinem Hause sehen!

Mit der Mühle ging's auch schief. Er molterte und die Frau molterte. Da blieben die Kunden weg. Nach etlichen Jahren mußte auch die Mühle versteigert werden.

Fritz dankte Gott, daß er mit dem Reste seiner Habe — Gottfried's Häuschen dem Bernhard abkaufen konnte; aber die Liederlichkeit steckte bei ihm zu tief im Holze. Er fuhr so fort, wie er's bis jetzt getrieben, bis er endlich einmal in der Betrunkenheit stürzte und den Hals brach. Es war eben ein rechtes Glück, daß Bärbelchen keine Kinder hatte. Das aber muß ich sagen, das Elend beugte sie denn doch. Sie ging in sich und wurde anders. Noth bricht Eisen, sagt man im Sprüchwort. Auch ihr Sinn wurde gebrochen, der wohl eisern war. Sie litt wirklich

Mangel: aber da neben ihr wohnte ein leibhaftiger Engel, das Arvelchen. O das ließ sie keine Noth leiden.

Bärbelchen war, obwohl kaum 36 Jahre alt, doch schon eine uralte Frau. Und Arvelchen? fragt ihr. Ja, die hielt kein Mensch für die Mutter der sieben schönen, blühenden Kinder, und der Bernhard sagte oft, sie ist ja meine Braut!

Meiner Treu! man hätt's glauben können! Friede und Glück hatten wohl inwendig und auswendig jung! Und Friede und Glück wohnten in ihrem Hause.

Nach etwa zwölf Jahren saßen einmal Bernhard, Arvelchen, ihre Kinder, der Großvater Gottfried und die Großmutter, des Bernhard's Mutter, Nachmittags bei einander in der Stube und Bärbelchen war Spinnfrau im Hause für Kost und alle Tage drei Kreuzer.

Da kam ein Soldat auf das Haus zu. Ein schöner, stattlicher Mann in der Uniform eines Feldwebels.

Wer mag das sein? sagte Bernhard.

Als er eintrat, rief Arvelchen: Ach Gott, das ist ja der Franz!

Richtig, sagte dieser und reichte Allen die Hand. Bärbelchen bückte sich tief zu ihrer Spule, denn der Faden war ihr gebrochen und hineingelaufen.

Wie geht's? fragte Bernhart, herzlich seine Hand schüttelnd.

Gut, sehr gut, sagte Franz. Du siehst, ich bin Feldwebel und habe mein Auskommen. Da aber meine Eltern alt geworden sind, meine Brüder sich auswärts verheirathet haben, so will ich den Abschied nehmen und mich hier niederlassen. Ich hab' eine liebe, brave Frau und bin recht glücklich.

Das ist schön, sagte Bernhard.

Aber sprach Franz, was hat sich hier Alles geändert! Du lieber Gott!

Da ging Bärbelchen weinend hinaus.

Wer war das? fragte Franz.

Ach, schone sie, Franz, hat Arvelchen. Es ist das arme Bärbelchen, das jetzt bei uns spinnt. Das Unglück hat sie gebeugt und mürbe gemacht. Sie ist auf gutem Wege.

Franz schlug die Hände zusammen und sagte: Herr, wie sind deine Wege so wunderbar; aber: Die sich selbst

erhöhen, werden erniedrigt werden, und die sich selbst erniedrigen, werden erhöhet werden. Das ist ewig wahr und hier steht's wieder vor meinen Augen.

Der Herr widerstehet den Hoffärtigen und den Demüthigen gibt er Gnade! sagte der alte Gottfried.

Laßt's gut sein, lieber Vater, sagte Appelchen. Wir wollen Gott danken und der Armen ihre Last und Bürde leicht machen!

Brav gedacht, und brav gesprochen, Du mein liebes Weib, rief Bernhard und drückte die blühende Frau an sein Herz.

Der Schmierjacob griff nach seiner Pfeife.

Da kann man auch noch was lernen, sagte der Gevatter, und der Schmierjacob versetzte: Vielleicht!

Die Andern schwiegen: aber ihr Schweigen zeigte, daß sie das im Herzen bewegte, was sie eben gehört hatten.

24. Ein Räthsel.

Hast du's, jung und kräftig,
Wird die Arbeit leicht;
Bist du's, das Erbarmen
Dir die Gabe reicht.
Gab' dir's Gott recht kräftig,
Arbeitslust dazu —
Hast du vor dem Werden,
Wohl dein Lebtag Ruh'.

25. Eine Anekdote.

In einer Stadt lebten zwei alte Junggesellen, die Nachbarn waren.

Beide waren reich; allein ihr Geiz überstieg alles Maaß. Um kein Geld ausgeben zu müssen, vermieden sie jede Gesellschaft; nur sie Zwei kamen zu einander, plauderten, gähnten und schliefen nicht selten vor lauter angenehmer Unterhaltung ein.

Eines Tages gegen Abend kamen sie wieder zusam-

men, und dießmal kam ein Gegenstand auf das Tapet, der für sie unerschöpflich war, nämlich das Kapitel vom Sparen. Jeder erzählte, wie er es mache, daß er nichts verschwende, und immer übertraf ihn noch der Andre.

Es wurde eben nach grade dunkel und aus Höflichkeit zündete der, zu dem der Andre gekommen war, eine Thranlampe an, die, weil am Brennmaterial gespart werden mußte, ganz entsetzlich trüb brannte.

Ich meine, Herr Nachbar, sagte der Gast, die Lampe wäre überflüssig; man könnte sie und die Ausgabe für das Lampenfutter sparen. Wir können ja im Dunkeln auch plaudern. Zu sehen brauchen wir uns nicht, denn wir kennen uns ja!

Da habt Ihr vollkommen recht, Herr Nachbar, erwiederte der Hausherr, und blies die Lampe aus. Ich sehe, bei Euch kann man noch etwas lernen!

Ueberdem hörte der Gast den Hausherrn an sich herumnagern und dachte: Was zum Kuckuck, macht der denn? Fragt ihn deßhalb: Herr Nachbar, was nestelt Ihr denn so an Euch herum?

Das will ich Euch sagen, Herr Nachbar, erwiederte der Hausherr; es ist heute Sonntag. Da hab' ich die Plüschhosen angethan, die mein Großvater meinem Vater hinterließ, da er starb. Ich trage sie nur Sonntags, damit ich sie nicht verderbe. Da wir nun im Dunkeln sitzen, so denk ich, ich mache sie herunter, damit ich sie nicht versitze!

Alle Wetter! rief der Andere aus, da seh' ich doch, daß Ihr mich an Sparsamkeit übertreffet; aber Ihr habt recht; ich will's nachahmen!

26. Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

Eine Geschichte.

I.

Eines Abends, es war im November 1831, wo's zwar noch nicht kalt, aber so nebelig in den Bergen war, daß man kaum auf zehn Schritte deutlich sehen konnte, und die Nacht außergewöhnlich früh gekommen war, saß die Frau Schulmeisterin zu Abbach beim warmen Ofen und spann, und spann die Seufzer ihres Herzens mithinein in den feinen Faden, den sie drehte. Dann und wann fiel auch eine Thräne in ihren Schooß.

Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren, der man's aber nicht ansah, daß sie schon so alt, denn sie blühte noch so frisch, als wären kaum die dreißig nahe, und wer sie ansah, mußte sagen: Es ist eine bildhübsche Frau.

Warum sie so betrübt war? Lieber Gott, da sei ein Mutterherz fröhlich! — Sechzig Thaler war des lieben Gatten Besoldung, und ein Gärtchen und ein Kartoffeläckerchen; und davon lebte das Ehepaar und erhielt den Ludwig, den einzigen Sohn, der Primaner auf dem Gymnasium in der Stadt war und der studiren sollte. Brachte sie nun, daß Nahrung und Kleidung, Bücher und Wohnung Ludwig's bestritten werden mußte, daß sie und der Schullehrer doch auch Bedürfnisse hätten, die nicht abgestellt werden konnten, so war die Rechnung leicht gemacht, aber mit dem ehrlichen Auskommen stand's wahrlich schief!

Warum aber mußte auch der Ludwig studiren? Konnte der nicht ein Handwerk erlernen oder auch Lehrer werden? War's nicht Hochmuth? Wollten sie nicht obenhinaus mit dem Buben?

Da muß ich doch ihre Parthie nehmen!

Der Lehrer Schlösser war der bescheidenste, demüthigste Mann von der Welt. Ein tüchtiger Lehrer, dem die Liebe für die Menschenwelt recht tief im treuen Herzen saß; der in seinem Berufe lebte und lebte. Er wußte wohl, daß er bei seiner Armuth nicht weit fliegen konnte; daher dachte seine Seele nicht dran, aus Ludwig einen Pfarrer zu machen. Da waren die vielen Hüttenwerke im Lande. Wenn er nicht Schullehrer werden wollte, so konnte er sich da hinaufarbeiten vom Schreiber zum Magazinverwalter, und von dem zum Faktor, und er war ein behaltener Mann. Verstand er das Geschäft und war treu, so war er wohl aufgehoben, denn die Hüttenherren sorgten für ihre Leute, und wenn sie in Treue alt wurden, waren sie auch nicht verlassen.

Daher unterrichtete er den Buben, der eine stille, sinnige Natur war, wie die Mutter, im Rechnen, Lesen und Schreiben, deutscher Sprache und Geographie und dergleichen, um ihn für so ein Pöstchen fähig zu machen, und da er auf dem Hüttenwerke Privatunterricht gab, und einmal so übers Eck ein Wörtlein fallen ließ, so sagte der Hüttenherr: Warum denn nicht, Herr Schlösser! Kommt Zeit, kommt Rath!

Aber der Ludwig war bald des Vaters Schule entwachsen, denn er lernte leicht und war sehr fleißig und brav.

Da kam der Pfarrer einmal auf das Filial Abbach, trat heuteren Gesichtes unter das Strohdach des Lehrers und setzte sich, denn die Schule war aus.

Herr Schlösser, sagte er, heute komm' ich wegen Ihres Ludwig. Der Junge hat ein so ausnehmendes Talent, daß es vor Gott eine Sünde wäre, es unterdrücken zu lassen. Der muß studiren, und weil er so ein sinniger, frommer Junge ist, so mein' ich, es steckte ein wackerer Pfarrer in ihm, der heraus und auf die Kanzel müßte!

Vater und Mutter erschraken, und die Mutter faltete die Hände und dachte: Gott geb's!

Lieber Herr Pfarrer, sprach darauf Schlösser, wie soll das werden? möchte ich mit Sarah fragen, sintemal ich arm bin, wie Hiob, und sechzig Thaler Gehalt habe! —

Das hab' ich gedacht! lächelte der Pfarrer: aber lebt nicht der alte Gott in Israel noch, der sich seine Rüstzeuge wählet, wo er will? Ist sein Arm verkürzt?

Ach Gott, nein! riefen Vater und Mutter.

Aber sagte der Schullehrer, Sie selbst sagen oft: Wir dürfen nicht erwarten, daß der liebe Gott um unsretwillen Wunder thue, und die Hände in den Schooß legen. Das müßte ich doch thun, sollte ich's dahin bringen wollen!

Recht so, mein Lieber, sprach der Pfarrer, wir sollen uns rühren, aber wir sollen dann den Grieig Gott dem Herrn im Gebete befehlen, der weiß zu helfen. Haben Sie vergessen, was Paul Gerhard in dem herrlichen Liede sagt:

Weg' hast du Allerwegen
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun? —

Amen! sagte Schlosser aus tiefster Seele.

Gut denn, sagte der Pfarrer. Ich unterrichte ihn umsonst. Er muß alle Tage hinüber zu mir kommen. Ist er reif zum Gymnasium, so werd' ich sorgen helfen. Dort hab' ich Freunde, die Kinder haben. Denen gibt Ludwig in den freien Stunden Unterricht. Dafür empfangt er Wohnung und Kost. Das Schulgeld wird geschenkt. Sie kostet er, wie zu Hause auch, Kleider und Schuhe.

Ach, Sie sind so gut, Herr Pfarrer, sagte mit Rührung der Vater, während die Mutter eine Thräne trocknete, die zu dreivierteln eine Freudenthräne war; aber wie soll's weiter werden?

Halt! rief lachend der Pfarrer. Sie sind ein ungläubiger Thomas! Auf der Universität geht's noch leichter. In Bonn sind Freitische und Stipendien. Dafür heben wir ja alle Jahr zweimal Kollekten! Dort gibt's noch mehr Gelegenheit zu Unterricht. Die Kollegiengelder werden erlassen und, ich sage Ihnen, Sie sollen's erfahren, wie der Herr hilft. Nun, Gott vertraut, und gutes Muthes! Morgen kommt Ludwig zum ersten Male hinüber zu mir. Dabei bleibt's!

Der Lehrer hatte noch ein ganzes Nest voll Wenn und Aber, die jedoch der Pfarrer alle rein totschlug.

indem er erzählte, wie er selbst, eines armen Schneiderleins Sohn, hindurchgegangen war durch Kreuz und Plage und der Herr habe wunderlich geholfen. Er hatte so eine Art, mit wenigen Worten die Leute zu fassen und den Muth in der Seele aufzurichten, daß sie nicht mehr zagen konnten.

Er schied unter warmen Händedrücken und die Sache ging. Ludwig lernte mit überraschender Leichtigkeit und der Pfarrer hatte seine helle Lust an ihm. Zwar kostete es Bücher und Allerlei: aber die Eltern legten sich gerne noch mehr Entbehrungen auf, als sie schon so trugen und waren glücklich in der Aussicht für Ludwig's Zukunft. Nun war er auf dem Gymnasium und schon in der obersten Klasse und erst siebzehn Jahre alt. Alles ging, wie's der Pfarrer gesagt, und der war ein rechter Freund, der half, wo er konnte. Freilich kostete es dennoch die Eltern immer mehr; aber sie opferten freudig Alles auf, weil ja Ludwig so brav war und so rasch voranseilte. Jetzt mußte er einen neuen Rock haben, denn bisher hatte er nur des Vaters abgelegte getragen; aber der legte sie erst ab, wenn sie so fadenscheinig waren, daß man ohne Brille das Gewebe sah, und es fehlte an Geld. Da war denn Schlosser heute ins Städtchen gegangen, wo die alte Base Lisbeth wohnte, die reich war, aber fleißig und zahe, wie Sohlleder. Sie hatte den Ludwig über die Taufe gehoben und Schlosser hoffte, sie würde doch einmal eine Pathenflasche geben, wie man das Pathengeschenk nannte, da sie nie ihm ein Christkindchen beschert, oder im schlimmsten Falle, die acht Thaler leihen.

Somit war's Schlosser's Art nicht, auszubleiben bis in die Nacht.

Das Mütterlein dachte: Es wird doch nichts passirt sein? und ängstete sich weidlich.

Es wurde Neun; er kam nicht. Die Kirchenuhr schlug zehn, elf — er kam nicht. Da entstand ihr der Faden vor Herzensangst und sie betete heiß und innig um Schutz und Hülfe der Engel Gottes für den geliebten Gatten.

Und wie sie noch so da saß mit den gefalteten Händen und dem gesenkten Haupte, aber das Ohr scharf hinaushorchte, da dunkte es ihr, sie höre Schritte hallen durch die stille Nacht. Sie horchte schärfer mit vorgeboge-

nem Oberleibe und angehaltenem Athem. Ja, er ist's! rief sie dann frohlockend und Gott dankend und eilte ihm entgegen.

Ach, wie hast Du mir bange gemacht, sagte sie halb im Tone des Vorwurfs, halb in dem der Freude, daß er da war.

Der stattliche, starke Mann drückte das liebe Weib an seine Brust und sagte: Närrchen, wer wird doch gleich so sich ängstigen!

Sie waren in die Stube getreten und das Licht fiel auf Schildbers schöne Gestalt.

Ach Gott! rief das Weib, Du hast ja eine Wunde an der Stirne und dein Sonntagsrock ist ja am Aermel aufgerissen! Da ist doch etwas passirt. Sag mir's doch gleich! Er setzte sich zum Ofen, dessen Wärme ihm wohlthat. Was willst Du denn essen? Du wirst hungrig sein? fragte sie wieder, ihren Hausmutterpflichten den ersten Platz einräumend.

Nichts will ich essen, denn ich habe zu Nacht gegessen, sagte er.

Hat Dir die Base etwas angeboten? fragte sie voll freudigen Erstaunens und schloß gleich auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches.

Wieviel Fragen thust Du noch, sagte er lachend. Welche soll ich denn zuerst beantworten?

Ach Du hast Recht, Martin, sagte sie und setzte sich, ich will nun auch stille sein und Dir zuhören.

Doch kaum hatte sie das gesagt, als sie wieder aufsprang und hinauseilte.

Der Schullehrer schüttelte den Kopf und sagte zu sich: Es ist doch ein kurioses Volk, die Weiber! Ehe er indessen in seinem Selbstgespräche weiter fortfahren konnte, war sie schon wieder da und trug zwei Töpfchen und eine kleine Kaffetasse.

Ich habe mich gleich erinnert, sagte sie, daß von heute Morgen noch ein paar Tassen Kaffe übrig sind, die will ich Dir wärmen, dann hast Du doch eine Erquickung! Sie setzte sich, nachdem sie die beiden Töpfchen auf den warmen Ofen gesetzt, zurecht und sagte: Nun will ich hören! Fang' aber auch gleich vornen an. Wie ging's bei der Base?

Nun, sagte der Lehrer, und seine heit're Miene verfinsterte sich, als ich zu ihr kam sagte sie: Auch Mal wieder da? Wie geht's, wie steht's? Ich brachte einen Gruß von Dir und erzählte ihr unsre Noth und dachte, nun würde sie sagen: Ich will dem braven Jungen ein Röcklein machen lassen! Aber Prost die Mahlzeit! Sie zuckte die Achseln und meinte, es sei mancher große Mann in einem alten Röcklein aufgewachsen. Es würde so nöthig nicht sein. Als ich ihr aber das auseinander setzte, und um ein Darleihen von acht Thalern bat, da verdieß und verschwor sie sich, sie habe keine acht Groschen im Hause. Sie sei so entblößt, daß sie sich heute Mittag nicht einmal etwas gekocht habe. Dabei roch es aus der Ofenkachel so kräftig nach Kalbsbraten, daß mir der Geruch ordentlich erquickend war.

Nun merkte ich wohl, daß hier Nichts zu machen war, und mit wehmüthigem Herzen nahm ich Mütze und Regenschirm und ging. Was sollte ich nun machen? Hunger hatte ich gleich einem Baren und nur achtzehn Kreuzer in der Tasche.

Ach, dachte ich, spar' was du kannst, kaufte mir für einen Groschen Weck und wanderte schweren Herzens wieder zum Thore hinaus, denn ich hatte ja Niemand, den ich nun ansprechen konnte.

Noch lag der Nebel so dicht auf dem Wege, daß man kaum auf einige Schritte vor sich sehen konnte. Da aß ich meine Wecke und wurde so satt, daß ich noch einen für Dich in die Tasche stecken konnte.

Er reichte ihr den Weck, den sie mit einem Lächeln hinnahm, das die Gabe würzte, ohne den Schmerz bitter getäuschter Hoffnung zu verleugnen.

Wie ich nun so dahinging, fuhr er fort, hör' ich ein Fuhrwerk dahergekommen in rasender Eile. Schon von ferne hörte ich des Pferdes Schnauben und erkannte, daß es wild und scheu war. Entweder gibt das ein Unglück, oder es hat schon eins gegeben, dachte ich, und bin schnell entschlossen dem Thiere in die Zügel gefallen.

Richtig, da rast es her! Ich mit einem Sprunge heran und fasse es; aber das Thier war ganz aus allen Fugen. Eine Strecke noch schleppt es mich fort, dann muß es

stehen; aber ich hatte am Zaume die Schmarre gekriegt und an der Deichsel mir den Rock zerrissen. Als ich das Thier zur Ruhe gebracht, seh' ich, daß das Leitseil ihm in den Hinterbeinen hing und dieß wahrscheinlich auch der Grund des Scheuwerdens gewesen. Als ich das Schäschen untersuchte, war Niemand drinnen. Ich schloß daher, daß der Reisende entweder herausgesprungen, oder gestürzt sein müsse. Das Schäschen wie das Riemwerk und das Pferd selbst waren kostbar, und ich konnte schließen, daß es einem vornehmen Herrn sein müsse. Was sollt' ich thun? Da kommt mir der gute Gedanke: Fahr' mit dem Schäschen zurück, bis du den Herrn findest.

Gedacht, gethan! Weit war ich indessen noch nicht gefahren, da schnaubte das Pferd und wollte nicht weiter. Als ich genauer zusah, lag der Verunglückte leblos mitten im Wege. Ich führte das Pferd nun neben an den Weg, band es an einem Baume fest und eilte zu dem Verunglückten. Es war noch Leben in ihm, obgleich viel Blut

auf dem Wege lag, das aus einer Kopfwunde geflossen war; auch zeigte der schmutzige Streifen an seinen dunklen Hosen, daß er wohl unter das Rad mußte gekommen sein. Ohne mich weiter zu bedenken, lud ich ihn auf meine Schultern, legte ihn in das Schäschen, setzte mich auf den Bock und fuhr nach der Stadt zurück und grade an das Wirthshaus zum Stern. Als mich der Sternwirth sah, rief er: Ach Gott, wo ist der Herr Wendel? —

Da merkte ich, daß er den Verunglückten kannte und sagte ihm kurz, wie sich's begeben. Nun hoben wir den Fremden heraus, trugen ihn auf ein Zimmer, das er kaum vor einer Stunde erst verlassen hatte, und ließen einen Arzt rufen. Es war der Doctor, der als hierher kommt und in der Schulstube die Kinder impft.

Ich mußte dableiben und an die Hand gehen. Er ließ dem Herrn Wendel Ader, und bald kam er zu sich. Nun wurde die Kopfwunde verbunden und er untersucht. Ueberall war er zwar gequetscht, aber sonst war nichts zerbrochen, nichts verletzt.

Als er wieder reden konnte, erzählte er, als er zum Thore hinausgefahren, sei ihm das Leitseil aus der Hand gefallen. Als dieß dem Thiere in die Beine gerathen, sei es wild geworden und wüthig ausgezogen. Immer habe er es wieder fassen wollen, und einmal habe er das Uebergewicht gekriegt und sei kopfüber hinuntergestürzt. Da habe das Thier ihn weit geschleift. Endlich sei es umgekehrt und als es herab gegangen, sei er endlich auf die Erde gekommen, das Rad sei aber ihm gegangen und seitdem habe er nichts mehr gewußt. Auch ich mußte nun erzählen, wie ich ihn gefunden und wie ich es angefangen, daß ich ihn habe aufsitzen können. Nun erst wusch mir der Doctor meine Schmarre aus.

Der Herr bedauerte mich fast mehr, als sich selbst, und wußte gar nicht Worte genug zu finden, seinen Dank auszusprechen. Ich mußte nun bei ihm bleiben und mit ihm zu Mittag essen, denn es schmeckte ihm wieder gut und der Doctor sagte: lassen Sie sich's nur gut schmecken, es wird nichts schaden.

Du hast im Stern gegessen? fragte die Lehrerin und schlug die Hände zusammen. Im ersten Gasthof der Stadt

gegessen? Sag' mir doch, was habt Ihr denn gegessen? Geh' erzähl' mir's doch?

O laß mir doch meine Ruhe! sagte Schlösser fast ärgerlich. Was weiß ich, was ich gegessen habe, wenn ich eben satt gegessen bin.

So macht Ihr's, rief seine Frau aus. Ihr esset nur und fragt nicht, was? Wir möchten's aber doch gerne wissen, weil wir Weiber immer gleich denken, wie das möchte gekocht gewesen sein. Geh' es ist gar nicht schön von Dir! grollte sie. Dann aber fragte sie: Wie hat's denn geschmeckt, Lieber?

Gut, recht gut; aber Kartoffeln bei Dir schmecken noch besser! sagte er schmeichelnd und scherzend.

Geh', das ist doch wieder purer Utz. *)

Laß das jetzt, sagte der Lehrer und hör' mich doch an. Nach Tisch mußte ich noch bei ihm sitzen bleiben, und da fragte er mir so recht das Herz aus der Brust heraus. Ich konnte auch gar kein Hehl haben und erzählte ihm auch die Geschichte mit der Base Lisbeth.

Pfui, rief er, lassen Sie die alte Hexe mit sammt ihrem Mammon, der hat doch keinen Segen. Sie haben, sagte er, ihren besten Rock durch mich heute zerrissen. Da bin ich ohnehin schuldig, Ihnen einen neuen zu kaufen. Da lassen Sie mir denn die Freude, auch Ihrem braven Ludwig einen dazu zu geben. Damit wollte er mir ein Päckchen in die Hand drücken. Ich wollt's absolut nicht nehmen, denn ich schämte mich, aber ich hatte die Ruhe nicht.

O geh! sagte die Frau. Das muß doch ein recht braver Herr sein, der Herr Wendel. Was hat er Dir denn gegeben?

Ich weiß es nicht, sagte der Lehrer, denn er ließ mich erst um zehn Uhr fort, so lange mußte ich bei ihm bleiben, und dann entließ er mich mit einer Herzlichkeit, als hätten wir uns schon zwanzig Jahre gekannt.

Laß denn doch 'mal sehen! sagte seine Frau neugierig.

Schlösser zog nun ein kleines Päckchen heraus und reichte es ihr.

---

*) Utz, rheinischer Ausdruck für Spott; daher auch utzen — foppen heißt, so viel als Hänseln.

Sie wog es in der Hand hin und her. Du lieber Gott, sagte sie, das gibt keinen Rock für Ludwig, geschweige für Dich!

Als sie es aber aufmachte — rollten vier Goldstücke auf den Tisch und sie stieß einen Schrei des freudigsten Erstaunens aus.

Siehst Du, sagte er verweisend, hast Du doch gleich Arges gedacht!

Gottlob! rief sie aus. Möge mir's der gute Herr Wendel vergeben! Martin, wieviel ist das? —

Vier doppelte Friedrichsd'or! sagte er.

Wieviel Thaler? sagte sie. Du weißt, ich kenne diese Dinger nicht!

Sie machen fünf und vierzig Thaler, zehn Silbergroschen aus, sagte er und faltete die Hände. Sie aber saß starr da vor freudigem Schrecken.

Wohl mag selten eine Gabe der Liebe und Dankbarkeit in würdigere und bessere Hände gekommen sein, als hier. Noch lange saßen die glücklichen Gatten in ihrer stillen Herzensfreude da und dachten Gott für den geschenkten Reichthum und besprachen, wie das ein Nothpfennig sein sollte für ihren lieben Ludwig. Er empfing nun einen neuen Rock und des Vaters schwarzen stopfte die künftgeübte Mutter so zierlich, daß man selbst mit einer scharfen Brille den Winkelhaken nicht sah, den ihm die Deichsel des Schaschens gerissen. Heiterer gingen sie der Zukunft entgegen und der verborgene Schatz wurde nicht angetastet, selbst wenn die Noth noch so hoch stieg, und an solchen Stunden fehlte es eben nicht.

So kam denn endlich die Zeit, daß Ludwig als ein wohlbestallter und gerüster Schüler das Gymnasium verließ.

Er kam noch auf vier Wochen zu den Eltern und zu seinem lieben Lehrer, dem Pfarrer, ehe er auf die Universität Bonn ging.

II.

Es war in den ersten Tagen des Octobers, als Vater, Mutter und Sohn eben am Tische saßen und das einfache Mahl, Kartoffeln und Salz, mit einem frischen Behagen verzehrten, da gab's auf der Straße ein Geschrei.

Entsetzt sprangen alle Drei auf und liefen hinaus.

Was gibt's? rief der Schullehrer, der bei Unglücksfällen immer der Erste zur Hülfe war.

Was eine Dummheit von so einem Juden! sagte der Nachbar Gottlieb.

Was ist's denn? fragte der Schullehrer eifrig.

Habt nur ein Bißchen Geduld, Herr Schulmeister, sagte der langsame Gottlieb, ich will es Euch ordentlich auslegen. Des Schulzen sein Peter war in der Stadt, Diele holen für des Schulzen seine Stube, die er neu dielen will. Da kommt ein arm Judchen, das mit Brillen handelt, und bittet den Peter, daß er's auf die Dielen sitzen lasse. Der Peter thut's, und wie er da an der Ecke die Kehr nehmen will, greift er sie zu kurz; das linke Rad geht hoch an die Mauer; der Wagen neigt sich zur Seite, kriegt einen derben Ruck und das Judchen wird gegen die Mauer des andern Hauses geworfen und liegt nun da, als ob's mausetodt wäre.

Hat sich denn Niemand des armen Menschen angenommen? fragt rasch der Schullehrer.

Wer sollt's thun? fragte der Bauer. Es ist ja nur ein Jud'!

Gott verzeih' Dir das unchristliche Wort! rief entrüstet der Schullehrer. Hat der Samariter in des Herrn Erzählung auch so gedacht? Komm, Ludwig, rief er, hier ist es an uns, zu thun, was Christenpflicht heischt! Und mit kräftigem Arm machte er sich durch den Volkshaufen eine Gasse. Ludwig folgte und bald hatten sie die Stätte erreicht, wo noch immer der arme blutende Mensch lag.

Den Gottlieb hatte das Wort des Schullehrers denn doch getroffen. Auch er folgte und die Drei trugen den Verwundeten in des Schullehrers Haus.

Dort legten sie ihn schnell auf Ludwig's Bett und Schlösser rief: Wasser herbei und Essig!

Die Schulfrau brachte beides schnell. Er wusch ihm die Wunde aus, verband sie und rieb dann des Juden Schläfe.

Bald schlug er das Auge auf.

Wo thut's Euch weh? fragte der Schullehrer.

Ach da! sagte leise der Jude und zeigte auf sein Bein. Es war zerbrochen.

Auf, Ludwig, Du bist jung, rief Schlösser dem Sohne zu, lauf nach der Stadt. Es ist mondhell: hole den Arzt. Er muß schnell kommen.

Mehrere Bauern waren mit hereingekommen. Bleib' Er da, Musje Ludwig, sagte Gottlieb. Ich spanne meinen Wagen schnell an und hole den Doctor.

Nur schnell! rief der Schullehrer, der bereits mit Vorsicht den Leidenden zu entkleiden anfing, um ihn in das Bett zu legen. Der arme Mann schrie vor Schmerz. Als er endlich lag, schlug Schlösser kaltes Wasser auf und fuhr damit eifrig fort, bis nach mehreren Stunden der Arzt kam. Das Bein wurde eingerichtet und der entsetzliche Schmerz ließ bedeutend nach.

Wo ist mein Brillenkästchen? fragte der Jude. Man reichte es ihm.

Aber welch ein Jammer entstand nun, als der arme Mann Alles zerbrochen und zersplittert fand! Es war sein ganzer Reichthum.

Schlösser tröstete ihn, so gut er konnte: in seiner Seele stand ein Gedanke fest. Ihm hatte Gott das Geld beschceert. Dem Juden mußte geholfen werden; aber er sagte Niemand etwas.

Sechs Wochen lag der Jude darnieder, ehe er der Heimath seine Schritte zulenken konnte. Ludwig war während dem nach Bonn abgegangen und drei Goldstücke hatte der Vater nur noch. Nimm zwei, sagte er. Eins ist für den armen Schmuel, damit er seinen Handel wieder anfangen kann. Gott wird Dir ja weiter helfen!

Ludwig und die Mutter stimmten freudig bei, und die Pflege des Juden wurde mit unermüdeter Treue fortgesetzt, ohne daß eine Unzufriedenheit je in die Seele der guten Menschen gekommen wäre.

Als endlich der Jude schied, war sein Dank tief

gefühlt und er sprach einen glaubenswarmen Segen über seine Wohlthäter; als ihm aber nun Schlösser das Geldstück in die Hand drückte, da schossen die Thränen aus Schmuel's Augen.

Großer Gott, rief er aus: Ihr seid selber arm; habt mir Gutes gethan die lange Zeit, und nun gebt Ihr mir noch Geld, daß ich mein Krämchen wieder anfangen kann. Ich will's nehmen, aber mit Zins bring' ich's wieder, so wahr der Herr lebt!

Er zog seine Straße und Schlösser sagte, indem er seiner Frau um den Hals fiel: Wir sind um ein wenig Geld und Gut ärmer, aber um einen Segen reicher, den der Herr droben gehört hat und gewiß unserm Kinde beilegt.

Die edle That des Schullehrers machte übrigens im Dorfe einen tiefen Eindruck. Es waren wohl herzlose Menschen da, die sagten: Er ist ein Narr! Der Jud'

wird's ihm nicht danken! Aber die Mehrzahl war doch thatsächlich auf das Evangelium hingewiesen, und als der Pfarrer an dem Sonntag, auf den die Geschichte vom Samariter als Sonntags-Evangelium fällt, drüber predigte und sichtlich auf den wackren Schullehrer hindeutete, daß dieser seinen Kopf auf den Arm legte, da sagten die Bauern: Er hat uns eine Auslegung des Evangeliums mit der That gegeben, und das Wort: Gehet hin, und thuet desgleichen, soll nicht verloren sein. Höher achteten sie den Ehrenmann seitdem, und manche Gabe der Liebe fand den Weg in sein Haus, die seine gedrückte Lage milderte.

Die aber gesagt hatten: Der Jud' wird's ihm nicht danken, wurden recht beschämt. Es währte vielleicht noch kein Jahr, da kam ein Brief von ihm an, und es lag ein Geldstück drin und ehrliche Zinsen bis zum Tage, und bald drauf kam er selbst, und unter Thränen heißen Dankes wollte er bei Denen, die ihm Gutes gethan, und dem alten Gottlieb schenkte er eine Brille, weil er den Doctor so schnell geholt.

Von da an kam das Judchen nicht mehr in die Gegend, weil er sich in der Nähe von Crefeld niedergelassen und seinen Handel erweitert hatte, und mit einem schweren Kasten umherzog, seine kleinen Waaren den Leuten anzubieten.

Jahre kamen und gingen. Ludwig hielt es schwer, in Venn durchzukommen, obwohl Alles eingetroffen war, was der Pfarrer versprochen hatte.

Eines Tages, es war in den wenigen Ferientagen, welche das heilige Pfingstfest bringt, war Ludwig durch die schattigen Baumreihen nach Perrelsdorf gegangen und dann auf den Kreuzberg gestiegen. Auf der Galerie der Kirche stand er und ließ sein Auge hinschweifen über das herrliche Land, das vor seinen Blicken lag. Dorthin zuerst, wo hinter den nordöstlichen Höhen, welche den Gesichtskreis begrenzen, das Dörfchen lag, wo das treue Vater- und Mutterherz seiner betend gedachten, wie er ihrer jetzt. Lange war er nicht dort gewesen, und da seine Prüfung nahe war, wollte er auch jetzt nicht eher heimkehren. Recht lebendig war seine Sehnsucht nach den

geliebten Eltern, und lange hielt der feuchte Blick diese Richtung. Dann ließ er ihn herabgleiten über das hügelige Land bis zur breiten Fläche des Rheinthales; weilte hier und dort auf einer bekannten Stelle, am längsten auf der hohen Abtei Siegburg, wo die unglücklichsten aller Menschen, die Irrsinnigen weilen, um mit Gottes Hülfe geheilt zu werden. Dann folgte er dem Rheine, der wie ein silbernes Band sich durch das Grün hinschlängelt, bis zu den Thürmen der zahlreichen Kirchen Kölns, bis zu dem riesenhaften Baue des herrlichen Doms. Und wiederum kehrte er zurück über das fruchtbare Flachland, begrenzt von dem schönen Kranze der Berge, aus derem dunkleren Grün Dörfer und stattliche Landhäuser reicher Besitzer hervorschauen.

Er war in den Anblick so vertieft, daß er nicht merkte, daß noch andere Leute unweit von ihm standen.

Die Aussicht ist aber auch so reich und wundervoll schön, daß, so oft man sie auch genießt, ein immer neuer Reiz den Beschauer fesselt.

Plötzlich hörte er eine weiche Mädchenstimme hinter seinem Rücken fragen: Wie heißt der hochgelegene Ort?

Ich weiß es nicht, Kind, sagte eine männliche Stimme, aber ich glaube, daß es Siegburg ist. Vielleicht, sagte die Stimme und wandte sich an Ludwig, vielleicht ist der Herr so freundlich, uns zu belehren!

Ludwig drehte sich schnell um und sah einen sehr wohlgekleideten Herrn neben einem blühend schönen jungen Mädchen stehen, deren ausdrucksvolles Auge auf Ludwig weilte.

Nach einer leichten Begrüßung bestätigte Ludwig des Herrn Aussage.

Dieser betrachtete Ludwig ungemein scharf, doch wurde bald sein Blick wieder gleichgültig. Ohne Absichtlichkeit von einer der beiden Seiten, stellte sich recht bald ein Gespräch her, das sich auf die Aussicht bezog und auf die Orte, die man überschaute. Ludwig war genau damit bekannt, und also im Stande, jede Frage zu beantworten.

Sie standen lange da. Endlich begann die Mittagsglocke in Poppelsdorf zu läuten, und Alle schickten sich an, den Rückweg anzutreten.

Da Sie, wie es scheint, schon längere Zeit hier weilen, so sind Sie auch wohl mit alle den Merkwürdigkeiten Perpelsdorfs vertraut? fragte der Herr.

Das konnte Ludwig mit gutem Fuge bejahen; denn viel war er dort gewesen, und im Garten war er noch mehr zu Hause, als er ein Freund von Blumen und ein Kenner der Pflanzenkunde war.

So möchte ich Sie bitten, wenn es anders ihre Zeit gestattet, uns dort ein wenig zurecht zu weisen, sagte der Herr.

Es macht mir Freude, versetzte Ludwig bescheiden, wenn meine geringe Kenntniß Ihnen nutzlich werden kann, zu versäumen habe ich nichts, und wenn Sie es gestatten, begleite ich Sie!

Das wurde mit Dank angenommen.

Nun stiegen sie hinab und traten zuerst in den Garten. Nach allen Richtungen durchschnitten sie ihn. Alles Sehenswerthe wurde betrachtet, besonders die prächtigen Pflanzen fremder Welttheile, welche in den Glashäusern gepflegt werden. Als sie an dem Wasserbehälter vorübergingen, in dem die Gold- und Silberfischlein und die schönen bunten Fische sind, sagte Ludwig: Lassen Sie uns hier nicht vorübergehen. Es macht mir oft gar große Freude, diese bunten, schimmernden Thierchen zu locken. Einige Brosamen warf das liebliche Mädchen in das stille Wasser, und siehe da, es kamen ganze Schaaren der schönen Thierchen und schnappten die Krümchen weg. Das machte ihr außerordentliche Freude. Endlich sagte der Vater: Malchen, wir werden aber nun zu Tische gehen müssen, und wollen uns das Schloß zu besehen, bis nach dem Essen aufsparen. Nicht wahr, Sie machen uns die Freude, heute unser Gast zu sein. Mit diesen Worten faßte er Ludwig's Hand.

Ach ja! bat das holdselige Mädchen. Und nun hätte Ludwig es nicht ablehnen können, wenn er auch gewollt hätte. In Wahrheit war es ihm aber recht willkommen. Seit drei Tagen war ihm alles Geld ausgegangen. Um zu sparen, aß er nur einmal am Tage, und diese magere Ernährung paßte gar nicht zu dem gesegneten Appetit, den er hatte. Dieser Geldmangel kam daher, daß eine

Familie verreist war, und es vergessen haben mochte, ihm die Zahlung des Monatsgeldes für den Unterricht ihrer Kinder zu leisten, auf welches Ludwig fest gerechnet hatte.

Ueber Tisch war der Vater Malchen's ungemein heiter. Sie selbst hatte alle Scheu gegen Ludwig abgelegt und sprach viel mit ihm. In dem Gemache des Gasthofes, wo sie in Poppelsdorf speisten, stand ein Klavier. Nach Tisch setzte sich auf des Vaters Bitte, Malchen daran und spielte, während Ludwig mit ihm eine kostbare Cigarre rauchte. Ludwig horchte den Tönen. Malchen spielte gut.

Sie spielen gewiß auch? fragte sie endlich aufstehend. Ludwig bejahte, und nun mußte er sich sogleich niedersetzen.

Der alte Lehrer Schlösser zu Abbach war ein feiner Spieler: aber er war noch mehr, ein tüchtiger Kenner der Musik überhaupt. Er spielte mehrere Instrumente. Als nun Ludwig zu dem Pfarrer ging, Latein und Griechisch zu lernen, gab ihm der Vater tüchtigen Unterricht in der Musik. Wie Ludwig reich begabt war vom lieben Gott, so hatte er auch für Musik ein sehr großes Talent. Auch in dieser schönen Kunst machte er außerordentliche Fortschritte, und in Bonn, wo er selbst in der Musik unterrichtete, pflegte er diese Kunst sehr und bildete sich, bei häufiger Gelegenheit, gute Musik zu hören, sehr aus.

Die Nähe eines so liebenswürdigen Mädchens begeisterte ihn, und bald vertiefte er sich so sehr in sein Spiel, daß er Alles um sich vergaß. Seine Seele erhob sich zu höheren Gefühlen, und was ihn jetzt innerlich bewegte, das legte er in die Töne, die er spielte.

Plötzlich klopfte ihm der Herr auf die Schulter. Junger Mann, sagte er freudig bewegt, Sie sind ein Meister. Solch ein Spiel habe ich lange nicht gehört!

Mit leuchtenden Blicken saß Malchen an des Jünglings Seite. Er wollte aufhören.

O ich bitte, noch nicht! sagte sie so innig, daß er wieder in die Töne hineinwühlte.

Wer so spielt, hat gewiß auch Etwas vorzutragen, sagte der Vater.

Ludwig sagte: Was ich zuletzt gesetzt habe, ist eine ausführlichere Bearbeitung des schönen Chorals: Befiehl du deine Wege ꝛc.

O ſpielen Sie! baten Vater und Tochter mit Einem Munde.

Und ſo hob er denn an und führte die weiche, herzergreifende Melodie zuerſt in ihrer Einfachheit, und dann erſt erging ſich ſein Spiel über dieſe Melodie in hundertfach verſchiedenen Wendungen, grade als wolle er ſie auslegen. Und zuletzt kam ſie wieder in ihrer vollen einfachen Schönheit.

Beide waren ganz hingeriſſen von ſeinem herrlichen Spiele, und ergoſſen ſich in lebhaften Lobeserhebungen. Aber dieß Lied hatte ihrer Stimmung eine höhere Richtung gegeben. In Malchen's Augen leuchtete eine Thräne, die es verrieth, wie tief ihr das Spiel in die Seele gedrungen ſei.

Unterdeſſen war eine geraume Zeit verfloſſen, und die Beſichtigung der Sammlung ausgeſtopfter Thiere und anderer Naturmerkwürdigkeiten im Schloſſe forderte auch Zeit. Sie gingen nun dorthin und kehrten dann, langſam unter dem herrlichen Baumſchatten hinwandelnd, nach Bonn zurück.

Als ſie bei dem Gaſthofe ſchieden, bat Malchen's Vater, er möge ſie Morgen doch nach Rolandseck und auf den Drachenfels begleiten, wenn es ihn in ſeinen Studien nicht ſtöre.

Mit der feſten Zuſicherung, bei Zeiten ſich einzufinden, ſchied endlich Ludwig. Er mußte es ſich ſelbſt geſtehen, dieß Scheiden that ihm wehe. Er hätte noch den ganzen Abend bei den lieben Menſchen zubringen mögen. Bis tief in die Nacht ſaß er noch an ſeinem Klavier, das er ſich gemiethet hatte, und ſpielte, und wußte doch nicht, was er ſpielte, denn Malchen ſtand immer vor ſeiner Seele. Noch niemals hatte ein Mädchen ihm ſo wohl gefallen, wie ſie. Ihre einfache, natürliche Art, ihre Demuth und Beſcheidenheit, das ſittige Weſen und der ſtille Ausdruck von Wehmuth, der ſich auf ihrem Geſichte ausſprach, ergriff ſein Herz. Sie war ſchwarz gekleidet und ihr Vater trug auch einen Flor am Arme. Der Gedanke, ſie könne um eine theure Mutter trauern, zog ihn gar ſehr zu ihr hin; denn er liebte ja ſeine ſanfte, gute Mutter ſo innig, und konnte alſo auch das tiefe Leid ermeſſen,

welches der Tod einer solchen Mutter dem kindlichen Gemüthe bereiten mußte. Was sie sagte, war der ungefärbte Ausdruck eines tiefen Gefühls, war so klar und verständig und mit einem so herzergreifenden Wohllaut gesprochen, daß er ihr hätte tagelang zuhören können.

In dem frohen Gedanken, morgen wieder mit ihr zusammenzukommen, den ganzen Tag mit ihr zu verleben, schlief er endlich ein und mit den ersten Strahlen des jungen Tages war er schon wieder auf.

Als er in den Gasthof kam, bewillkommten ihn Vater und Tochter wie einen längst befreundeten Bekannten.

Der Vater hatte aber den Plan geändert. Heute wollte er über die schöngelegene Rosenburg nach Gotesberg, denn man hatte ihm den Waldweg dorthin als einen der schönsten Spaziergänge geschildert. Da Ludwig dem beistimmte, so wurde der Weg angetreten. Wer diesen Weg jemals ging, weiß, wie überaus reizend die Aussicht von der Rosenburg ist; wie sich von da das Siebengebirg so herrlich dem Auge darstellt; kennt auch die schönen Aussichten, die man auf verschiedenen Stellen dieses Weges hat. Die stille Waldeinsamkeit war auch recht geeignet zu traulichen Gesprächen.

Hier fragte der Herr nach Ludwig's Namen.

Ich heiße Schlösser, sagte er.

Schlösser? Mein Gott, sagte der Fremde, sind Sie vielleicht aus Abbach?

Ludwig bejahte es.

Und Ihr Vater ist der dortige Schullehrer?

Kennen Sie meinen lieben Vater? fragte nicht ohne freudige Bewegung der Jüngling.

Malchen, rief da der Fremde aus, sieh hier den Sohn des braven Mannes, von dem ich Euch damals so viel erzählte, als ich von meiner Reise zurückkam. Ja, lieber junger Freund, rief der Herr aus, Ihr Vater hat mich einst aus einer großen Lebensgefahr gerettet. O sagen Sie mir, wie geht es ihm?

Ludwig mußte nun erzählen.

Ach, sagte der Herr, als ich Sie auf dem Kreuzberge sah, da war mir's, als läge in Ihrem Gesichte etwas so Bekanntes. Ich sann lange nach; aber ich konnte mich

doch nicht mehr besinnen, woran es mich erinnerte. Jetzt weiß ich es allerdings wohl!

Nun erzählte er nochmals jene Begebenheit, von der Ludwig, da er zu jener Zeit noch auf dem Gymnasio war, und sein Vater niemals von solchen Dingen sprach, kein Wörtlein gehört hatte. Er wußte nicht einmal, daß jenes Geld, welches er in der ersten Zeit in Bonn erhalten hatte, eine Gabe dieses Mannes war. Dieses Erkennen aber war nun auch die Veranlassung zu recht herzlicher Befreundung. Einer der schönsten Tage seines Lebens verfloß ihm sehr schnell, und sehr glücklich kehrte er mit den ihm nun doppelt theuern Menschen nach Bonn zurück. Diesen Abend blieb er länger noch bei ihnen und endlich schied er mit der seligen Hoffnung, auch morgen noch mit Malchen verleben zu können, die heute so zutraulich gegen ihn geworden war, seit sie wußte, daß er der Sohn des Mannes sei, der ihren geliebten Vater aus der Gefahr des Todes gerettet hatte.

Wie erschrak er aber, als am andern Morgen der Kellner im Gasthofe ihm ankundigte, die Herrschaft sei abgereist. Es sei ein Brief da gewesen, sagte er, den er abzugeben vergessen und den er erst dem Herrn nach Ludwig's Entfernung überreicht habe. Darauf seien sie schnell noch in der Nacht weggefahren und hätten ihm den Auftrag gegeben, Ludwig ihre besten Grüße zu überbringen. Das Fräulein, sagte noch der Kellner, habe viel geweint und der Herr sei sehr verstört gewesen. Es schiene, als sei ihnen Jemand erkrankt, der ihnen sehr werth sein müsse.

Diese Nachricht traf Ludwig wie ein Donnerschlag. Gesenkten Hauptes ging er heim. So war er noch nie um eine schöne Hoffnung gebracht worden. Er hatte aus Bescheidenheit nicht nach dem Namen gefragt, nicht nach dem Stande, nicht nach dem Wohnort des Fremden. Nun hatte er keine Hoffnung, das Mädchen jemals wiederzusehen, an dem, das konnte er sich nun nicht mehr verschweigen, seine ganze Seele hing. In stiller Trauer verlebte er den Tag; dann aber raffte er sich selbst wieder auf. Er stellte sich selber vor, wie thöricht diese Liebe sei, da er doch nie Hoffnung hegen konnte, daß ein so

reiches Mädchen, wie Malchen nach allem Anscheine war, seine Gattin werden könnte.

Ludwig war kein Träumer; sonst hätte er dieser Liebe mehr Raum in seiner Seele gestattet; hätte der lieblichen Erscheinung mehr nachgehängt und wäre vielleicht dadurch in seinem Studium gehemmt worden. Er suchte sich dieß schnelle Entschwinden des Gegenstandes seiner Liebe als eine Wohlthat vorzustellen, und so gelang es ihm wieder Ruhe zu gewinnen. Zwar stand wachend und im Traume Malchen's schöne Gestalt oft vor seiner Seele; aber von der Pflicht, sich für seinen Beruf vorzubereiten, konnte es ihn nicht abtrünnig machen.

III.

Der wichtige Abschnitt in Ludwig's Leben, die erste Prüfung, ging vorüber, und mit dem besten Zeugnisse, das lange Zeit ertheilt worden war, kehrte er nach Bonn zurück, um hier noch längere Zeit sich dem Unterrichte zu widmen und nicht seinen armen Eltern zur Last zu fallen.

Das Erste, was ihm sein Hausherr sagte, als er zurückkam, war das, es sei ein Herr dagewesen, der nach ihm gefragt habe. Es blieb kein Zweifel, daß dieß Malchen's Vater gewesen. Er war indessen wieder schnell abgereist. Bis zu seinem zweiten Examen blieb er in Bonn und schlug sich kümmerlich durch. Als auch dieß mit Ehren hinter ihm lag, eilte er in das stille Dorf der Heimat, um einige Zeit bei seinen guten Eltern zu verweilen, und sich dann in einem kleinen Städtchen am Niederrheine, das ihm empfohlen worden war, einzumiethen und seine Kräfte der Jugendbildung zu widmen, bis ihm ein Beruf als Prediger des Evangeliums zu Theil würde.

Er hatte sich nach der Beschreibung eines wohlwollenden Mannes in dem Städtchen ein anständiges Auskommen versprochen. Leider täuschte er sich darin. Nur wenig Gelegenheit, Unterricht zu ertheilen zeigte sich ihm hier, und es blieb ihm keine Wahl, als, er mußte sich mit Abschreiben sein kärgliches Brod zu verdienen suchen.

Seinen Eltern verschwieg er diese Lage. Er wollte

ſie nicht mit Bekümmerniß kränken: aber nie hatte er mehr mit Sorgen gerungen, als hier.

Eines Tages ſaß er recht kummervoll in ſeinem Dachſtübchen, als ſeine Hauswirthin, eine betagte Wittwe, hereintrat und ſagte: Herr Candidat, es iſt heute ſchon zweimal ein Jude dageweſen, der nach Ihnen gefragt hat. Mir wollte er nicht ſagen, was er bei Ihnen wolle. Sind Sie um vier Uhr zu Hauſe, ſo kommt er wieder.

Vielleicht, dachte Ludwig, hat er mir Verdienſt zu bringen, den ich ſo nöthig brauche! Er blieb zu Hauſe.

Um vier Uhr ſtieg Jemand die Stiege herauf. Darf ich? fragte ein Jude, den Kopf zur Thüre hereinſtreckend.

Auf den erſten Blick erkannte Ludwig den armen Schmuel, der einſt ſo lange krank in ſeinem Vaterhauſe gelegen hatte.

Schmuel! rief er, ſeid mir willkommen!

Gott behüth! rief mit Rührung der Jude aus, der junge Herr kennt den alten, armen Schmuel noch, dem er Gutes thun half. Gott vergelt's, junger Herr! Zufällig hab' ich erfahren, daß Sie ſeit Kurzem hier wohnen, und da komm' ich, zu fragen, wie's geht? —

Er ſah ſich in dem Stübchen um, wo aus jeder Ecke die Lage des armen Bewohners eine ſo deutliche, wenn auch ſtumme Sprache redete, daß man ſie augenblicklich verſtehen mußte.

Gott! was ſeh' ich! rief der Jude aus. Sie leben auch nicht wie der Vogel im Hanfſamen! Leiden vielleicht Noth? Sell mir der Herr gnädig ſein, das ging mir ans Herz. Ach, Herr, ſeien Sie aufrichtig! Dem alten Schmuel dürfen Sie nichts verſchweigen!

Ludwig konnte nicht leugnen, daß es ihm übel gehe.

Gott ſei gelobt, rief Schmuel aus, ſo iſt die Stunde doch gekommen, daß der alte Schmuel vergelten kann. Junger Herr, ich bin nicht ſo arm, als Sie glauben. Das Geld, daß mir Ihr Vater geliehen, war geſegnet. Es iſt mir zu Glück geſchlagen. Hab viel mit verdient. Es iſt geweſen wie ein Samen, der hundertfältig trägt. Brauchen Sie Geld? Machen Sie mich ſo glücklich, und ſagen Sie mir's!

Er nahm Ludwig's Hand und ſah ihm ſo bittend in

die Augen, die sich mit Thränen füllten, daß er nicht zurückhalten konnte.

Er erzählte dem ehrlichen Juden seine Lage in all ihrer Bedrängniß.

Ohne ein Wort zu reden, lief Schmuel fort und kam bald wieder. Er legte einen Beutel mit Geld auf den Tisch. Es sind zwanzig Thaler, sagte er. Helfen Sie damit Ihrer ersten Noth ab. In acht Tagen bring' ich mehr.

Ludwig wollte es nicht nehmen, denn als ein ehrliches Darleihen.

Gut, sagte der Jude. Behalten Sie es als ein Darleihen, und wenn Sie einmal können, geben Sie es mir wieder. Seien Sie ruhig, so braver Eltern Kind kann es nicht fehlen. Der alte Gott lebt noch! Schmuel wird sich umthun. Vielleicht findet er Ihnen ein besseres Stellchen! Mit diesen Worten lief er weg.

Die Frucht der Sorge des braven Juden zeigte sich bald. Mehrere Familien, auch jüdische, baten ihn um Unterricht für ihre Kinder. Er konnte wieder einer besseren Zukunft entgegen sehen; konnte wieder sich ein Klavier miethen, was zu entbehren, ihm so schwer geworden war. Nun schienen seine liebsten Wünsche erfüllt. Wie innig dankte er dem Juden!

Eines Tages saß er in der Dämmerung an seinem Instrumente und spielte wieder einmal so recht aus vollem Herzensgrunde. In solchen Stunden vergaß er sich selbst und die ganze Welt; aber wer ihn dann auch spielen hörte, konnte nicht unbewegt bleiben. Er legte das Gefühl, das in ihm war, in die Töne, und weich, wie sein Herz, hatten diese Töne dann etwas so Klagendes, wehmüthig den Hörer Stimmendes, daß die Frucht tiefer Bewegung selten ausblieb. Als Ludwig endete, war es dunkel geworden. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm: Gott behüth' mein da, man wär' ja im Himmel! Ludwig erschrack im ersten Augenblicke; aber als er den alten Schmuel erkannte, stand er auf und trat ihm entgegen.

Nehmen Sie nicht übel, junger Herr, sagte der Jude, daß ich so ganz berugt bin hereingekommen. Wollt' auch gleich sagen: Guten Abend, Herr Schlösser: aber ich wollt' doch nicht stören, und über der Musik hab' ich Alles vergessen. Gott behüth', so was hab' ich noch nicht

gehört, und es ist mir gewesen im Gemüth, als mußt' ich beten zu dem Ewigen. — Aber, nicht zu vergessen! zünden Sie einmal ein Licht an! Da hab' ich etwas, das Ihnen wird sein sehr wichtig.

Ludwig zündete seine alte Lampe an und der Jude zog ein Blatt heraus.

Da lesen Sie Mal, sagte er. Bin ich gewese in M., Sie kennen ja das Städtchen. Les' ich da im Wochenblättchen die Anzeige!

Ludwig nahm das Blatt und las: „Eine auf dem „Lande wohnende Familie wünscht für einen Knaben von „eilf Jahren einen gebildeten Hauslehrer, der im Latei„nischen u. s. w. gehörig unterrichten kann. Ueberdieß „wäre es erwünscht, wenn er auch in der Musik Unter„richt geben könnte. Außer freundlicher Behandlung und „freier Station (das heißt freier Wohnung, Kost, Wasche „u. s. w.) wird ihm eine Besoldung von zwei Hundert „Gulden zugesichert." — Ich denke, nahm Schmuel wieder das Wort, das ist Etwas für Sie? He! Wie meinen Sie? Ich hab' mich gleich erkundigt. Es ist eine Familie, brav, wie sie nur sein kann und reich, Herr Schlösser, reich, nächst wie der Herr v. Rothschild zu Frankfurt. Nun, was meinen Sie? He?

Ludwig legte das Blatt hin und sagte: Allerdings, das wäre so recht erwünscht für mich. Hier stecke ich nichts auf.

Bei meiner Treu! das ist wahr! rief der Jude. Greifen Sie zu mit zwei Händen, aber schnell, daß nicht ein Andrer hineinschlupft.

Ich will hinschreiben, sagte Ludwig.

Schreiben? rief Schmuel. Schwarz auf Weiß ist aller Ehren werth, wenns um ein Handschriftchen geht; aber „Selbst, ist Herr" sagt das Sprüchwort. Es ist nicht weit; gehen Sie Morgen selbst hin.

Ludwig erkannte das Richtige in dem, was Schmuel sagte. Er bestellte die Lehrstunden auf zwei Tage ab und machte sich auf den Weg.

Was waren drei Stunden an einem schönen Sommermorgen dem jungen, kräftigen Manne? Früh war er aufgestanden, um in der Kühle zu gehen. Bei Zeiten kam er in M. an und ging zu dem Buchdrucker, der das Blatt verlegte und druckte.

Auf seine Erkundigung sagte der Mann: Ich will Sie selbst hinbegleiten. Spielen Sie aber auch Klavier?

O ja, sagte Ludwig.

Das ist gut, erwiederte der Buchdrucker. Ohne das war's Nichts gewesen.

Plaudernd gingen Beide zum Thore hinaus, und nach einer Viertelstunde Weges erblickte Ludwig ein stattliches Landhaus, welches aus grünem Baumschatten freundlich herausblickte. Die Lage war herrlich. Von niedern Hügeln umgeben, lag das Landgut mit einer Reihe stattlicher Fabrikgebäude in einem lieblichen Thalchen. Ein wilder, starker Bach wälzte sich vorüber, der die Anstalten trieb. Ein großer Garten mit herrlichen Anlagen zog sich um das Wohnhaus herum.

Was ist das für eine Niederlassung? fragte Ludwig, dessen wohlgefälliger Blick auf den schönen Gebäuden ruhte.

Das Fabrikwesen, wie das Haus gehört der Familie an, in deren Kreis Sie eintreten wollen, sagte der Begleiter Ludwig's und bald traten sie in das reiche Haus ein.

Der Bediente ließ sie in einen kleinen Gartensaal treten und bemerkte, die Herren würden sich wohl etwas gedulden müssen, weil sein Herr jetzt grade seinen Umgang in der Fabrik halte. Er würde jedoch sehr bald kommen.

Wohin Ludwig sein Auge richtete, überall stellten sich ihm Zeichen des großen Reichthums des Besitzers vor Augen. Kostbare Gemälde hingen an den Wänden. In prachtigen Gefäßen prangten die schönsten Blumen. Alle Geräthe waren von ebenso schöner Arbeit, als kostbarem, ausländischem Holze. Was ihn aber am meisten anzog war ein Flügel, *) welcher der Thüre gegenüber stand.

Ich bitte Sie, sagte sein Begleiter, setzen Sie sich und spielen Sie etwas, denn es dürfte lange währen, bis der Herr kommt, und das kürzt die Zeit. Ludwig setzte sich.

Welch ein Ton war das! Wie eine Glocke klang jeder Ton, rund, voll, weich und doch so kräftig! Er war ganz außer sich vor Lust. Solch ein Instrument hatte er noch nie gespielt. Lange spielte er, und immer

*) So heißt ein Klavier, das die Gestalt eines Flügels hat, am einen Ende breit ist und am andern spitz zuläuft.

mehr vertiefte er sich in das Spiel. Es war wunderbar! Grade heute hatte er so oft an Malchen denken müssen; grade heute war ihr Bild in seiner vollen Lieblichkeit ihm so frisch vor die Seele getreten, als sähe er sie mit seinen leiblichen Augen: denn sie war noch immer das Bild seiner Träume; an ihr hing mit ungeschwächter Liebe sein Herz, und er mußte gar oft den Gedanken verscheuchen, da doch keine Hoffnung des Wiedersehens ihm blühete. So war denn auch jetzt jenes Zusammensein im Gasthofe zu Poppelsdorf recht lebhaft in seinen Gedanken, und das Stück, das er damals gespielt, kam ihm plötzlich wieder ins Andenken. Mit allem Feuer der Erinnerung, aber auch mit aller Wehmuth über ihren Verlust spielte er es, schöner, inniger, als er es je gespielt, und wieder begegnete ihm, was ihm eben so oft geschah, daß er Alles um sich vergaß.

Vielleicht eine halbe Stunde hatte er so, selbstvergessen, sich dem Spiele hingegeben, da endete er mit einem vollen Griffe und sprang auf; aber als er sich umdrehte —? —

Lange stand er bleich und starr da. Seine Augen wollten aus ihren Höhlen heraustreten. War das ein Traum, war es Zauberei? —

Da stand Malchen und lehnte das Köpfchen an ihres Vaters Schulter, der ihn mit einem so wonnigen Lächeln ansah. An seiner Hand hielt er einen Knaben — Malchens Abbild! —

Der Buchdrucker, der nicht wußte, was er aus der Sache machen sollte, trat endlich vor und sagte: Herr Wendel, hier habe ich die Ehre, Ihnen den Herrn Candidaten Schlösser vorzustellen!

O wir kennen uns schon, rief da Herr Wendel und eilte auf Ludwig zu, den er in seine Arme schloß. Seien Sie mir tausendmal willkommen! rief er aus. Wie kommen Sie aber hierher? Ach, ich hatte mir recht vorzuwerfen, daß ich in Bonn, als wir durch meines Carl schwere Erkrankung so schnell abgerufen wurden, Ihnen nicht einmal einige Zeilen zurückließ, um Sie einzuladen, uns hier zu besuchen. Und als ich später wieder in Bonn war, und nach vieler Mühe das Haus fand, wo Sie wohnten, da waren Sie weg, und ich konnte nichts von Ihren Hausmiethern herausbringen, als, Ihre Habe sei noch da, aber sie wüßten nicht, ob Sie wiederkehrten.

Ludwig war vor Ueberraschung und Verwirrung keines Wortes mächtig; denn nun reichte ihm das tieferröthende Malchen die Hand und hieß ihn willkommen, und der Alte sagte zu dem Knaben: Sieh' Carl, der Herr ist der brave Sohn des Mannes, der einst deinen Vater, aus großer Noth, vielleicht vom Tode, errettete. Und auch der hübsche Knabe kam und bot ihm zutraulich seine Hand.

Herr Wendel, sagte endlich der Buchdrucker, der ganz verlegen am Fenster gestanden hatte, als dieß Alles sich hier zutrug, ich sehe, Sie wissen eigentlich gar nicht, was des Herrn Candidaten Zweck ist?

Was Zweck! rief Herr Wendel, er will uns mit seinem Besuche erfreuen und ist uns höchst willkommen!

Entschuldigen Sie; entgegnete der Geschäftsmann. Sie wissen, daß Sie mir eine Aufforderung zuschickten wegen eines Hauslehrers für Ihren Sohn. Da ist nun

kürzlich der alte Brillenhändler Schmuel von Crefeld bei mir gewesen und sagte mir, er wisse den rechten Mann; nahm das Blatt mit und heute kommt Herr Candidat Schlösser, um sich auf des Juden Veranlassung bei Ihnen zu der Stelle zu melden.

Was! rief da Herr Wendel aus, Sie wollten bei uns bleiben und meines Carl Lehrer werden? Ist das Ernst, lieber junger Freund? —

Es ist so! brachte nun endlich Ludwig heraus.

Victoria! rief Wendel. Das soll ein Freudentag für mein ganzes Haus werden, denn was ich in Bonn von Ihnen hörte, das gab mir die Gewißheit, sie seien Ihres braven Vaters würdiger Sohn. Alle ihre Forderungen sind genehmigt, rief er, und Sie bleiben heute schon hier. Ihre Sachen lasse ich alle holen, wo sie auch stecken mögen!

Ludwig kam nicht aus der Verlegenheit; denn der Herr Wendel war ganz ausgelassen in seiner Freude. Der kleine Carl schmiegte sich an ihn, als ob er ihn schon Jahre kenne, und Malchen's schönes Gesichtchen strahlte von einer Freude, die ihr Herz höher klopfen machte.

Nun führte ihn Wendel in den Garten.

Malchen, rief er der lieblichen Tochter zu, laß die zwei Zimmer neben den meinigen für den Herrn Schlösser bereiten und sage dem Herrn Falkner, heute habe mein Haus einen Freudentag. Alle Arbeiter sollen mit Wein und doppeltem Lohne bedacht werden.

Plötzlich aber sagte er zu Ludwig: Geben Sie mit Carl durch den Garten, ich muß dem Buchdrucker sein Geschenk geben.

Nach kurzer Frist kam er wieder. Ludwig saß mit dem lieben Knaben in heiterm und zutraulichem Gespräche. Der Knabe erzählte ihm voller Freude von seinen Vögeln und dergleichen Dingen, die ihm lieb und werth waren.

Carl, sagte Herr Wendel, geh' und füttere deine Vögel, ich will jetzt mit Herrn Schlösser allerlei reden.

Der Knabe hüpfte fort.

Ich sehe, sagte Wendel, Sie verstehen sich, die Herzen zu gewinnen! Carl wird Sie bald recht gewinnen. Er ist eine offene, reine Seele und Sie werden die Saat des

Guten und Heiligen hineinſtreuen, dafür bürgt mir Ihre Denkungsart.

Nun aber erzählen Sie mir, wie es Ihnen erging, ſeit ich Sie nicht wiederſah, ſagte Herr Wendel, vertraulich ſeine Hand auf Ludwig's Arm legend.

Er theilte ihm Alles mit. Was ſollte er dem Manne verhehlen, der ihn ſo liebevoll aufnahm, dem er ſein ganzes Herz damals ſchon hätte ausſchütten können, als er ihn in Bonn kennen lernte. Er verſchwieg ihm nichts; nicht ſeinen Schmerz, als er ſie im Gaſthofe nicht mehr fand, nicht ſeine frühern Geſchicke, ſeine Noth und wie ihn der Jude gerettet.

O da bewährt ſich's wieder, rief Wendel, wie's in den Wald ſchallt, ſo ſchallt's heraus! Da zeigt ſich's, wie der Segen guter Eltern ſich an den Kindern im ſchönſten Erfolge zeigt. Ach, lieber junger Freund, fuhr er fort, ich habe viel an Ihnen verſchuldet, von jener Stunde an, als ich von Ihnen ſchied. Ich kannte die Lage Ihrer Eltern und bot Ihnen nicht meine Hulfe an! Ehrlich will ich es geſtehen, ich fürchtete, Ihnen wehe zu thun, Ihrem Zartgefühle zu nahe zu treten. Es hielt mich etwas zurück, was ich am Beſten mit dem Worte Achtung vor Ihnen bezeichnen möchte. Hintennach dachte ich: Es war doch dumm von dir! Du hätteſt grade und ehrlich fragen ſollen, zumal ich zeitlebens der Schuldner Ihrer guten Eltern bleibe. Ich wollte darum Sie ſelber noch einmal aufſuchen, aber ich fand Sie nicht. Das nur kann ich mir nicht verzeihen, daß ich nicht an Ihre Eltern ſchrieb, um mich nach Ihrem Aufenthalte zu erkundigen. Und Sie waren uns ſo nahe, und wir Beide wußten's nicht. Das aber hab' ich wieder ſelber verſchuldet. Hätte ich Ihnen nur zwei Zeilen durch den Kellner zugeſtellt, ſo war Alles gut; aber damals hatte ich den Kopf ganz verloren. Kurz vorher war mir meine theure Frau geſtorben, und ſchon am Morgen jenes Tages, als wir nach Godesberg gingen, kurz nach unſerm Weggange kam ein Brief, daß mein Carl ſchwer erkrankt ſei, der bei meiner Schweſter damals war. Und dieſen Brief gaben ſie mir erſt, als Sie ſchon lange weg waren. Ich hatte ganz den Kopf verloren und, noch erfüllt von meinem ſchweren Verluſte, dachte

ich anders nicht, als Carl würde mir nun auch sterben. Darum eilte ich noch in jener Nacht weg und hatte für nichts Andres Gedanken. Malchen sandte Ihnen noch unsere Grüße, sonst hätten Sie gar nichts mehr von uns gehört. Nun aber soll Alles nachgeholt und gut gemacht werden, und Sie sollen sich bald wohl bei uns fühlen.

Nun aber kommen Sie, wir wollen noch vor Tisch unsre Fabrik besehen.

Herr Wendel führte ihn nun in eine großartige Tuchfabrik. Herrliche Maschinen arbeiteten hier. Die rohe Wolle wurde eingebracht, und zum feinsten Tuche verarbeitet, erschien sie zuletzt im glänzendsten feinsten Stücke! Aehnliches hatte Ludwig nie gesehen. Ueberall herrschte eine Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung: Alles ging in einer Stille her, daß Ludwig kaum begriff, wie es möglich sei, daß so viele Menschen, wie sie hier, trotz der arbeitenden Maschinen, beschäftigt waren, so stille ihr Werk verrichten könnten.

Und alle Arbeiter sahen so froh drein, alle grüßten Herrn Wendel mit einem so offenen Zutrauen, daß man schnell erkannte, er walte hier nicht als der Herr, sondern als der treue, wohlmeinende Vater, und dieß wurde mit voller Liebe von den Arbeitern anerkannt.

Er rief sie Alle zusammen und erzählte ihnen nun die Geschichte, wie ihn Ludwig's Vater damals gefunden und gerettet, und sagte dann: Seht! das ist sein braver Sohn. Er bleibt jetzt durch Gottes Fügung bei uns und erzieht und unterrichtet meinen Sohn. Habt ihn alle lieb und achtet ihn werth. Er verdient es, und heute trinkt auf sein Wohl!

Das wollen wir! riefen freudig die heitern Arbeiter und drangten sich herzu, Ludwig's Hände zu drücken.

Wahrlich, rief, als sie aus den Gebäuden heraustraten, Ludwig aus, Sie sind ein beneidenswerther Mann! Solche Liebe ist acht und lohnt reichlich! Ach, warum erkennen das so Wenige! — —

IV.

Im armen Schulhause zu Abbach saßen der brave Schlösser und seine Frau an einem Sonntagnachmittage, und sie las eben aus der Bibel die Geschichte Joseph's und war dahin gekommen, wo Jacob in Aegypten seinen geliebten Sohn wieder findet und nun bei ihm lebt, bis der Herr ihn abrief.

Sie machte das heilige Buch zu und sagte: Martin, wenn ich mir so das Glück des alten Vaters denke, meine ich, ich müßte auch mit ihm Freudenthränen weinen. Wenn auch auf andern Wegen hat Gott auch unser Kind wunderbar geleitet.

Er sei gelobt! sagte der Schullehrer.

Nun ist er schon ein volles Jahr bei dem guten Herrn Wendel, der uns einst aus so großer Noth half, und wird nicht müde, uns unsre Noth zu erleichtern. Gott wird gewiß unser Gebet erhören und ihn segnen!

Gott ist treu und wahrhaftig! sagte Schlösser aus bewegtem Herzen.

Ja, Er hat Großes an uns gethan! setzte seine Frau hinzu. Wenn ich so denke, daß, wie schwer es uns auch wurde, er doch ausstudiren konnte und nun die gute Stelle hat, daß er uns soviel Geld schicken kann, so möchte ich unsres guten Pfarrers Hände küssen. Er ist doch auch ein Werkzeug Gottes gewesen zu unserm und unsres Kindes Glück!

Da hast Du wohl recht, liebe Frau, sagte Schlösser, drum wollen wir ihm das auch denken, so lange uns ein Auge aufsteht, und Ludwig wird's gewiß auch nicht vergessen.

Aber siehst Du, lieber Martin, fuhr sie fort, da sieht man doch auch wieder, daß nichts Gutes unbelohnt bleibt! Gelt! der gute Herr Wendel trüge auch unser Kind nicht so auf seinem Herzen, wenn Du ihm nicht den Dienst erwiesen.

Ah was! sagte abweisend der Schullehrer, das hätte jeder Andre auch gethan!

Da schweig' mir aber doch stille, mein Alterchen, sagte

ſie. Das iſt nicht wahr. Und der Jude, der Schmuel — gelt! Wie ſteht's denn da? —

Wenn Du von unſern Wohlthätern ſprichſt, ſagte Schlöſſer, der ſeine Frau auf andere Gedanken zu bringen ſuchte, ſo darfſt Du des braven Juden nicht vergeſſen!

Ich ſeiner vergeſſen? rief die Frau aus, ſo ſoll Gott meiner vergeſſen! Das iſt der zweite Nathanael, von dem der Herr ſagte: Er ſei der wahre Iſraelite, in dem kein Falſch ſei!

Gott ſegne Dich für dieſen Vergleich! ſprach der Lehrer. Es iſt eine runde Wahrheit. Es iſt aber gewiß, der Jude vergißt nie die Wohlthat, die ihm erwieſen wird.

Siehſt Du, da ſagſt Du ja ſelbſt, was ich vorhin ſagte und Du nicht hören wollteſt. Wie's in den Wald ſchallt, ſo ſchallt's heraus. Du willſt immer nur das Gute an Andern ſehen; was Du ſelber thuſt, das iſt nichts.

Und wenn wir auch Alles thun, ſo bleiben wir doch unnütze Knechte! ſagte Schlöſſer und ſtand auf.

In dieſem Augenblicke machte Jemand leiſe die Thüre auf und das gelbe Geſicht Schmuels ſah lächelnd herein.

Gruß Euch Gott! rief er und trat herein und ſtellte ſein Käſtchen mit Brillen, Brennglaſern und dergleichen ab.

Die Frau ſchlug die Hände zuſammen. Es bleibt doch ewig wahr, was das Sprüchwort ſagt: Wenn man von dem Wolfe ſpricht, iſt er nicht weit von der Hecke!

Von mir hättet Ihr geredet? fragte er freundlich.

Ja, ja, ſagte die redſelige Schulfrau, wir rühmten, was Ihr Gutes unſerm Kinde thatet.

Nein! rief der Jude aus. Hab' ich ihn ſechs Wochen lang verpflegt, wie Ihr mich armen Juden? Und hätt' ich's gethan, ſo hätt' ich bloß vergolten, was Ihr Gutes an mir thatet. Schweig' Sie mir ſtill, Frau Schulmeiſterin: ich hab' für den Herrn Ludwig nur ein Bißchen den Weg gebahnt. Aber — ſagte er und trat näher und ſah der Schullehrerin lächelnd ins Geſicht — was für einen Weg? —

Ach, war't Ihr bei ihm, Schmuel? fragte ſie freudig.

Ob ich bei ihm war? Freilich bin ich bei ihm geweſen und bringe viel Tauſend Gruße, und auch von dem Herrn Wendel, und ehe es Herbſt würde, kämen ſie Alle zu Euch!

Ach, du lieber Gott! zu uns? Was werd' ich ihnen denn kochen?

Schlösser lachte. Laß sie doch nur erst da sein, dann kannst Du deine Kunst an den Tag legen'

Ja, was hat Unsereins für die vornehmen Leute! sagte sie nachdenklich.

Seht Ihr's, Schmuel, lachte Schlösser, jetzt habt Ihr ihr alle Freude verdorben, und sie hört gar nicht mehr, was Ihr uns von Ludwig zu erzählen habet. Sie kocht nun schon in Gedanken und es bretzelt und prodelt in allen Töpfen!

Brauchst auch noch zu uzen! schmollte sie: aber sie mußte doch selber lachen, weil sie einsah, wie toll ihre Sorge jetzt schon sei.

Nun wollen wir uns setzen, sagte Schlösser, und Du kochst uns einen Kaffe, den ja, wie Du weißt, der Schmuel trinken darf, ohne daß er trefah wird, und dann soll er uns recht viel erzählen.

Das halt' ich mir aber aus, sagte die Mutter, daß Ihr nicht vorher schon plaudert und ich nichts davon höre.

Wißt Ihr was, Schmuel? sagte lachend der Schullehrer, wir wollen mit ihr in die Küche gehen, sonst traut sie uns doch nicht, oder vergißt die Bohnen in den Topf zu thun und nimmt lauter Cichorie.

Der Jude folgte ihm lachend und die Schullehrerin sagte: So ist mir's recht: aber einen guten Kaffe hättet Ihr doch gekriegt; denn ich weiß, mein Alter hat dafür eine feine Zunge und der Schmuel hat auch die seine nicht umsonst im Munde.

Wozu hätte man sie denn sonst? fragte Schmuel.

Als sie nun so um den Herd standen, begann Schmuel zu erzählen: Es sind jetzt acht Tage, da war ich zum letzten Male in M. und holte die Grüße. Als ich zum letzten Mal bei Euch war, da sagte ich Euch, wie mich der Herr Wendel aufnahm. Gott behüt', das ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie der König David, wenn er nur noch Harf' spielen könnte! Komm' ich herein — da sitzt Euer Herr Sohn da und der kleine Bub steht bei ihm und er lehrt ihn so etwas, ich glaub', 's war Latein; wenigstens hat's so wälsch gelautet. Da ruft der

Herr Ludwig: Ach Schmuel, seid Ihr's? Ja, sag' ich, ich bin's und komme zu sehen, wie Sie zufrieden sind? Herrlich, sagt er, und lauft und holt mir das Geld, das ich ihm gegeben mit den Zinsen. Meinen Sie, ich wär' darum gekommen? sag' ich ärgerlich und wollt's gar nicht nehmen; aber wer mußt', war ich. Alle Respect vor dem junge Herrn. 'S ist ein feiner Mann, ein ganzer feiner Mann! Nun, ich konnt's nehme, ohne Furcht, denn er war gekleidet fein, wie ein Kurfürst, und man sah's ihm an, daß er in der Wolle saß. Unsereiner braucht seine paar Batzen. Warum sollt' ich's nicht nehmen, wo er's hat und nicht braucht?

Freilich, sagte Schlösser. Ihr habt ihm ja ohnehin damit eine große Wohlthat gethan.

Wohlthat? Gott behüth'! Arme Zinsen wären's gewesen von dem großen Capital, das ich Euch schulde.

Aber, Schmuel, fragte die Mutter, wie sah er denn aus? War's ein funkelneuer Rock?

Nein! Was soll ich viel reden von dem Rock? fuhr Schmuel fort. Der drin gesteckt hat, war mir lieber; aber weil Sie fragt, so sag' ich, es war ein feiner Rock, ein ganzer feiner Rock, wie ich mein Lebtag keine kriege, und blau war er und in der Wolle gefärbt, ächtindigblau, was versteh' ich. Nun kommt gleich drauf ein Herr herein, so in den Funfzig, etwas mehr, etwas weniger, was thut's? Der schaut mich an und sagt: Das ist der Schmuel. Gibt mir die Hand, meiner Treu! gibt mir die Hand und sagt: Schmuel, ich bin Dir viel Dank schuldig. Du hast mir den Herrn Schlösser ins Haus gebracht.

Brauchen Sie keine Brille? frag' ich.

Nein, Gottlob, sagt er und lacht: aber hast Du vielleicht ein Perspectiv, oder so ein gutes Vergrößerungsglas?

Ob ich sie hab'? sag' ich und krame aus, und eh's fünf Minuten später war, hat er mir für ein Karlinche abgekauft, und ich hab' einen Verdienst, daß ich für drei, was sag' ich? — für acht Tag zufrieden sein konnte. Damit aber war's noch nicht all. Ich muß da bleibe, Wein trinken, Wein, wie ihn der König nicht besser hat, und Kaffe — Frau Schulmeisterin, alle Respect vor Ihrem Kaffe — aber — der war doch besser!

Das glaub' ich, sagte die Schullehrerin, die zählen auch die Bohnen nicht! —

Und nehmen auch keine Cichorie und gelbe Rüben! sagte der Schullehrer und sah seine Frau schalkig an.

Du hast gut spotten, Martin, sagte sie dießmal etwas ärgerlich. Gib Du mir nur Geld, so mach' ich Dir auch solchen Kaffe; aber guck Er, Schmuel, Ihr Mannsleute versteht das gar nicht: die Cichorie macht mir eine hübsche Farbe und die Gelbrüben auch. Und wenn ein Kaffe keine Farbe hat, so mag er so gut sein, als er will, er ist doch nichts nutz. — Aber, sagte sie dann wieder begütigend, Schmuel, Er kennt ihn ja. Er ist kein Schmuckeler und kein Spitzmaul. Es ist eben nur um mich zu ketzern. Jetzt erzähl' Er aber weiter!

Ich bleib' nun da. Gleich kommt ein Jüngferchen herein. Ich lüge gewiß nicht, aber Rabel war gewiß nicht schöner, um die Jacob eigentlich vierzehn Jahr gedient hat, da er die Lea nicht mochte. Und die war dem Herrn Ludwig so freundlich, daß ich dachte, sie sieht ihn auch lieber, wie dich, Schmuel!

Beide Eheleute lachten laut auf: denn schön war der Schmuel nicht, aber häßlich, daß, hätte er in einem Erbsenlande gestanden, kein Spatz hineingeflogen wäre, selbst acht Tage nachdem er weggewesen wäre.

Nun, sagte Schmuel, ich hatte so meine Gedanken. War doch Joseph eines Hirten Sohn und heirathete die Tochter des mächtigen Priesters zu Or! War doch Esther ein armes Kind und wurde Königin. Und der Herr Ludwig ist ein feiner Bursch, meiner Treu'! ein ganzer feiner Bursch und blüht wie eine Rose, und ich nahm's dem Jüngferchen nicht übel, wenn er ihr gefiele, und ihm nicht, wenn sie ihm gefiele, und allen Zweien nicht, wenn sie sich so lieb hätten, wie — sie sich haben!

Schmuel, sagte ernst, sehr ernst, der Schullehrer, macht mir da meinen Gaul nicht scheu! Ihr wißt, Narrentheidinge kann ich nicht leiden. Die Tochter des reichen Herrn Wendel ist nicht für meinen Sohn, und ich hielt's für ein rechtes Unglück, wenn er sich an das schöne Mädchen verplemperte und sie in ihn. Aus einer Heirath kann niemals etwas werden. Und haben sich so junge

Leute ſo etwas in den Kopf und ins Herz hineingeſetzt, ſo kann's leicht kommen, daß ſie alle Beide unglücklich werden und Ludwig die gute Stelle verliert.

Mein! Herr Schullehrer, ſchmuß Er mir da nicht! ſagte der Jude. Meint Er, der Herr Wendel hätt' mein Perſpectiv nöthig gehabt, um zu ſehen, was ich ſah? Fehlgeſchoſſen! Ich weiß, daß er's ſehr gern ſieht, wenn der Herr Ludwig in die Fabrik geht und ſich damit zu thun macht; ich weiß, daß der Herr Wendel es ſehr gern ſieht, wenn der Herr Ludwig in die Schreibſtub geht, und das Buchführen lernt, und der alte, ehrliche Buchhalter gibt ihm darin Unterricht. Ich weiß, daß der Herr Wendel aus dem Weg geht, wenn der Herr Ludwig und das Jungferchen mit einander im Garten Blumen pflanzen. — Ich weiß, was ich weiß, und der alte Schmuel ſieht ohne Brill mehr und beſſer, als ſein beſter Kunde, der alte Schneider Hipfel, wenn er drei übereinanderſetzt!

Die Schullehrerin hatte ſo andächtig zugehört, daß die Milch überlief und alles Blaſen nichts half.

Schlöſſer war ſehr nachdenklich geworden und ſchüttelte ſtille den Kopf. Man ſah, daß ihm die Sache viele Sorgen und Bedenken machte.

Endlich war der Kaffe fertig. Sie trug ihn in die Stube und goß ihn in die Taſſen. Ein ganzes Brod lag für Schmuel da, daß er es ſich mit ſeinem koſcheren Meſſer anſchneiden konnte, und eine friſche Scheibe Honig durfte er auch eſſen. Nur dem Schullehrer wollte es auf des Juden Mittheilung nicht mehr ſchmecken. Er blies dicke Wolken Dampf aus ſeiner Pfeife und vergaß das Trinken ganz. Im Stillen nahm er ſich vor in den nächſten Herbſtferien nach M. zu gehen, um Ludwig zu warnen. Schreiben mochte er nicht. Die Sache war ihm zu kitzlich, um ſie dem Papier anzuvertrauen; der Jude jedoch empfing die ſtrengſte Order, Ludwigen mündlich vor der Gefahr zu warnen, die ihm drohe.

V.

Es war einmal an einem schönen Morgen, da saß das schöne Malchen am Klavier und spielte, und der Ludwig stand dabei, denn er gab ihr Unterricht, damit sie's aus dem Fundamente lernte.

Wenn nun aber so ein junger hübscher Mensch und ein gar liebliches Mädchen zusammen etwas lehren und lernen sollen, so wett' ich allemal Hundert gegen Eins, die lernen miteinander etwas ganz Anderes, nämlich „Sich lieb haben," und es ist die Frage: Wer lehre und wer lerne? Am Ende sind sie gegenseitig Lehrer und Schüler, und die Geschichte geht so merkwürdig schnell, daß sie die Sache fertig haben, ehe das Lehren und Lernen eigentlich angeht. Nun, es ist ein altes Sprüchlein: Bring' Zunder und Feuer nicht zu nah zusammen, es brennt gar leicht!

Das hätte der alte Herr Wendel auch wissen können, denn er war nicht auf die Nase gefallen. Wenn man bei so zwei jungen Leuten auf die Augen acht gibt, wie's der Schmuel gethan, so hat man's eben auch weg, wie viel Uhr es ist, ohne daß man's schlagen hört; denn die gucken ganz anders, wie gesetzte Leute, und es muß' Einer Tinte getrunken haben, wenn er nicht sähe, was das für grundselige Blicke sind, die sie sich zuwerfen, und wie sie roth werden, wenn sich die Augen halbwegs begegnen.

Das hätte der alte Herr Wendel auch sehen müssen, auch ohne des Schmuels Perspectiv, wie der ganz richtig meinte, denn er brauchte noch keine Brille, wenn er seinen Druck las und seine Augen sahen haarscharf und erkannten auf der Stelle und von Ferne jeden Fehlschuß im Tuch, wenn's noch auf dem Webstuhl war.

Aber — der war heiter und fröhlich und sah nichts, und behandelte Ludwig wie einen Sohn.

Da kam der alte Buchhalter, eine treue Seele, die dem Vater des Herrn Wendel schon gedient und nun an die fünfzig Jahre im Hause tadellos gelebt, dem des Hauses Glanz, Ehre und Bestehen recht nah' am Herzen lag, machte seinen Kratzfuß und sagte: Herr Wendel, auf ein Wörtchen unter vier Augen!

Der Herr Wendel geht mit ihm auf seine Stube, und sie setzen sich.

Der alte treue Diener hustet dreimal und kann doch die Kehr nicht kriegen. Endlich sagt' er: Herr Wendel, Sie wissen, ich bin ein alter treuer Diener Ihres Hauses —

Das steht fest: sagte Herr Wendel.

Sie wissen des Hauses Wohl liegt mir am Herzen — fährt der Buchhalter fort.

Nun? fragt erschreckt, Herr Wendel, ich hoffe doch nicht, daß unser Haus Bankerutt machen will?

Gott behüthe! ruft der Alte. Ich wollte wünschen, alle Geschäfte hatten so goldene Beine, wie das Unsre, so hätt's mit dem Purzeln guten Weg! Aber —

Nun, was gibt's denn? fragte ungeduldig Herr Wendel.

Jetzt kriegt der Alte Kurasch und sagt: Es liegt mir auf der Seele, weil ich glaube, Sie wissen's nicht —

Was denn? ruft der Herr Wendel aus, und will fast aus der Haut fahren vor lauter Ungeduld.

Ja, sehen Sie, fährt der Alte fort, ich hab' so etwas gemerkt zwischen dem Herrn Candidaten und Ihrer Fräulein Tochter. Ich glaube, die haben sich lieb!

Ich glaub's auch, sagte lachend Herr Wendel, und sehe gar nicht ein, warum die sich hassen sollten!

Ach, so nicht, sagte der Buchhalter. Ich meine, sie sind in einander verliebt!

Meiner Treu! Buchhalter, sagte Wendel, das glaub' ich selbst.

Und haben nichts dagegen? fragte der Alte. Der Herr Candidat ist blutarm!

Aber merdbrav! sagte Wendel.

Nichts einzuwenden! sagte der Alte wieder; aber er ist kein Kaufmann!

Haben Sie das jetzt erst herausgebracht, lieber Buchhalter? fragte mit steigender guter Laune der Herr Wendel. Ich weiß das schon lange.

Und wollen einem Pfarrer Ihr Kind geben? fragte er zurück.

Warum denn nicht! lachte Herr Wendel.

Der Buchhalter sah seinen Herrn bedenklich an, weil er glauben mochte, es rappele seinem guten Herrn etwas

Weniges im Oberstübchen. Und das große Capital soll der Fabrik entzogen werden? fragte er mit bedenklicher Miene.

Ist noch nicht nöthig, lieber Buchhalter. Ich will Ihnen einmal klaren Wein einschenken! Daß sich die jungen Leute herzlich lieb haben, hab' ich schon gar lange weg und bin nicht geneigt, ihre Herzen auseinander zu reißen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Der Ludwig ist mir lieb, wie mein Sohn. Er soll mein Eidam werden, das steht fest bei mir, wenn's der liebe Gott so will. Wenn er absolut Pfarrer werden will, wohlbekomm's! das ist ein Beruf, vor dem ich tief den Hut abziehe. Will er aber das nicht und das Geschäft gefällt ihm, so ist's mir noch lieber. Drum schweigen Sie fein stille, und wenn er ins Geschäft guckt, so sagen Sie: Herr Candidat, das ist Dieß und das ist Das. So führt man Bücher: so wird's mit Dem und Jenem gehalten, und belehren ihn. Er hat einen guten Kopf. Ich will ihn in das Fabrikwesen einführen, ohne daß er's merkt. Am Ende kann er wählen. Dabei bleibt's. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre gutgemeinte Mittheilung, es bleibt aber unter uns, respective, wir halten fein das Maul!

Sehr gut, sagte der Alte, der Ludwig lieb hatte, lächelte und ging.

So stand's, als Ludwig bei Malchen am Klaviere stand: aber das Mädchen griff Alles falsch.

Nun setzte er ihr die lieben Fingerchen zurecht.

Sie lachte, er lachte und sagte: Sie sind heute eine recht unartige Schülerin.

Nun, schmollte das Mädchen: Sie sind auch so strenge!

Das that ihm leid. Vergeben Sie mir! sagte er, und wie er ihr so in die lieben Augen sah, weiß kein Mensch, wie's zugeht! — da küßt er sie und sie ihn und dazu kommt der Vater.

Ist das ein Walzer oder eine Polka? fragt er, und die Zweie sind, wie vom Blitz getroffen.

Ach, sagte Ludwig: Herr Wendel! —

Nun? fragt der und lacht.

Ich liebe Malchen! sagt der Ludwig.

Das merk' ich! verſetzt er. Und Du, Malchen?

Da fliegt das vor Scham faſt ſterbende Mädchen in des Vaters offene Arme und ſtammelt: Ja, lieber Vater, ich liebe ihn auch.

Nun, ſagt der Vater, da Ihr alle Beide Euch liebt und hier beichtet, ſo muß ich am Ende auch beichten: Ich liebe Euch alle Beide!

Da hat er ſie plötzlich alle Beide am Halſe.

Drückt mich nicht todt! ruft er aus und die Thränen laufen ihm über das Geſicht herab, und doch lacht er mit dem ganzen Geſichte.

Laßt uns nun 'mal verſtändig reden, ſagte er nun darauf. Ihr habt Euch lieb, das wiſſen wir nun, und ich Euch. Was ſoll's da werden? Wahrſcheinlich, Braut und Bräutigam! aber ich bin nicht allein Herr im Lande. Zu Abbach wohnt Dein Vater und Deine Mutter, mein Sohn, die müſſen auch Ja ſagen. Was mich betrifft, ſo geb' ich Euch meinen Segen!

Und die Hände legte er zusammen, und als er sagen wollte: Gott segne Euch! Da konnt' er nicht, denn die Stimme versagte ihm; aber es war ein Augenblick, über den sich die Engel im Himmel freuten.

Endlich ging Wendel an die Thüre und ließ die Zwei sich liebhalten und rief: Johann!

Der Bediente kam.

Geh', sagte er, und rufe den Herrn Buchhalter, die Schreiber, die Werkmeister und alle Leute aus der Fabrik. Sie sollen auf der Stelle hierher kommen.

Auch wieder was Neues! dachte der, und ging.

Gleich drauf füllte sich der Gartensaal mit neugierigen Gesichtern.

Liebe Freunde! sagte Herr Wendel, Ihr habt in Freude und Leid mir Treue und Liebe bewiesen. So will ich Euch denn sagen, daß der Herr Candidat Ludwig Schlösser und meine Tochter Braut und Bräutigam sind. Schließt sie in Euer Gebet ein!

Vivat hoch! erschallte es da im Gartensaal, daß die Fenster rasselten, und in Wendel's Augen standen helle Thränen.

Nun gab's Glückwünsche, und Jeder wollte des jungen Paares Hände drücken, und der kleine Carl fragte: Lieber Vater, was ist denn das: Braut und Bräutigam?

Frage Deinen lieben Lehrer, sagte der Alte und wandte sich lachend ab, der wird Dir's ganz genau auslegen!

VI.

Zu Abbach im Schulhause ahnete keine Seele, was da drüben, die zwanzig Stunden weiter, im Gartensaale losging, und die Ferien waren nahe, in denen Schlösser zu Ludwig gehen wollte. Morgens war er in seiner Schule, da rasselte es draußen. Alle Kinder machten lange Hälse und guckten zu den Fensterscheiben hinaus.

Was gibt's? fragte Schlösser.

Ach, was eine schöne Schäse kommt da! riefen die Kinder.

Mann! Mann! ruft da die Schullehrerin zur Thüre

herein. Laß die Kinder laufen, ich glaube, der König kommt!

Mach' kein tolles Gerede! ſagte Schlöſſer, blickte hinaus und erkannte auf der Stelle Herrn Wendel.

Das iſt ja Herr Wendel! ruft er aus und ſagte dann zu den Kindern: Geht in Gottes Namen fein ruhig und ſtille heim. Ich kriege Beſuch! Aber wartet hübſch, bis ſie ausgeſtiegen ſind, daß die Gäule nicht ſcheu werden!

Nun geht er hinaus und ſein Ludwig fällt ihm um den Hals!

Mein Kind! ſagt er in ſeliger Vaterfreude und drückt ihn ans treue Vaterherz, und dann fällt er der vor Freuden weinenden Mutter in die Arme.

Grüß' Sie Gott! lieber Schlöſſer, rief Herr Wendel und druckte ihm warm die ehrliche Hand. Sie haben ſich wacker gehalten die fünf bis ſechs Jahre her, ſeit Sie mich von der Landſtraße heimtrugen ins Wirthshaus oder in die Schafe. Ich glaube, ſie könnten's heute noch!

Wollen's nicht verſuchen, Herr Wendel, lächelte Schlöſſer und ſah das glühende Malchen.

Wen bringen Sie uns denn da? fragte Schlöſſer.

Meine Tochter! antwortete Wendel und Malchen reichte dem ſchlichten Manne mit einer ſo herzgewinnenden Freundlichkeit die Hand, daß der in ſeinem Herzen dachte: Armer Ludwig, wenn der Engel Dir einmal ſo die Hand reicht, ſo iſt's aus mit deiner Ruhe!

Nun begrüßt ſie die knieende und ſich neigende Mutter und küßt ſie ſo herzlich, daß die denkt: Ach, du lieber Gott, ſo reich und gar nicht ſtolz! Und der Ludwig ſteht da und betrachtet die lieben Eltern, wie ſie ſo friſch und munter drein ſchauen und betrachtet ſeine Braut, wie ihr Blick ſo liebevoll auf der netten, ſauberen, noch immer ſchönen Mutter ihres lieben Ludwig ruht, und weiß nicht, ſoll er lachen oder weinen, und es war ihm Beides nicht viele Meilen weg!

Nun treten ſie ein in das Haus, wo Alles ſo nett und ſauber war, wie die Mutter ſelbſt; wo bei der Armuth dennoch ein Behagen ſie beide, Vater und Tochter, anwandelt.

Während ſtille die Schulkinder heimgehen und der Schullehrer mit dem Kutſcher die Gäule in den Stall

bringt, wo freilich nicht viel Platz ist, eilt die Mutter in die Küche, holt Eier und Speck, schlachtet das alte Huhn, das nicht mehr legt und speckfett ist, und Nachbar Gottlieb's Gretchen kommt und sagt: Schulbase, gelt', ich kann Euch ein Bischen unter die Arme greifen!

Ach Gott, ja, sagt sie. Du thust mir einen rechten Gefallen; denn Unsereins weiß nicht, wo ihm der Kopf steht, wenn so vornehmer Besuch kommt.

Gleich drauf aber kommt Malchen heraus und fragt, wo es angreifen solle?

Das will nun die Schullehrerin nicht leiden, absolut nicht, aber der Ludwig kommt und sagt, Mütterchen, laß sie doch! Sie thut's ja so gerne!

Da läßt's die Mutter zu und denkt: Meiner Treu! die Zwei stehen doch merkwürdig miteinander.

Während nun da gekocht und gepotzelt wird, sitzen die Väter drinnen im Zimmer und plaudern von Diesem und Jenem. Und während des Kochens drückt der Ludwig dem Fräulein als einmal das Händchen, und die Mutter winkt ihm, er solle es doch nicht thun. Der lacht aber und thut's grad! Da weiß sie vollends gar nicht, was sie denken soll — aber das denkt sie: Der Schmuck ist doch ein gescheidter Kerl!

Endlich deckt Malchen das blütenweiße Tischtuch auf, das ihr die liebe Frau gegeben, bei der sie sich in Acht nehmen muß, daß sie nicht in ihrer Liebe zu ihr auch Mütterchen sagt, wie ihr Ludwig, und das Mahl wird aufgetragen und des Herrn Wendel's hellleuchtende Weinflaschen, die im Wagen gesteckt. Und nun beten sie herzinnig und essen dann, und Herr Wendel sagt, so habe es ihm in zehn Jahren nicht geschmeckt, daß der guten Schulfrau die Augen leuchten, wie zwei Sterne, vor Lust und Freude. Und nun trinken sie auf der Aeltern Ludwig's Gesundheit, und die Freude hebt allgemach mehr die Flügel und die Zungen werden leichter und loser und poppeln, daß es eine Art, und Keins das Andre versteht. Da nickt auf einmal der Herr Wendel dem Ludwig zu, als wollte er sagen: Wird's bald, du Gottestrendler! —

Der Ludwig wird roth, wieder weiß und wieder roth, und dann stottert er: Lieber Vater und liebe Mutter,

ich komme, Euch um Euer Jawort und Euren Segen zu bitten.

Was? ruft Schlösser aus, Du willst heirathen und haſt noch kein Brod?

Das kommt noch, ſagte Ludwig und ſah unter ſich, wie ein Hühnerdieb.

Ei, ſo rede denn doch! ſagt die Mutter, der's eben klar wird, wie die Gäule im Stalle ſtehen, denn das Malchen ſitzt da, wie Butter in der Sonne, die verſchmelzen will.

Da faßt der gute Junge wieder Kurasch und ſagt: Herr Wendel hat nichts dagegen, wenn Malchen und ich ein Paar wurden, wenn Ihr, liebe Aeltern, auch zuſtimmtet!

Da war's heraus, und er athmete frei und die Aeltern ſahen Herrn Wendel fragend an.

Er hat die Wahrheit geſagt, nahm Herr Wendel das Wort, und ich darf ſagen, ſie haben ſich lieb.

So ſegne Euch Gott, meine Kinder! ſagte der Schullehrer tief bewegt und die Mutter ſagte Amen, und nahm das glückliche Bräutchen in ihre Arme, und unter heißen Thränen legte Malchen ihr Haupt an die Bruſt einer Mutter, die ſie nun gewonnen, die ſie an ſich drückte und weinend ſagte: Du mein herziges Kind!

Darauf erhob Wendel ſein Glas: Nun liebe Mitältern, laßt uns anklingen auf unſrer Kinder Glück!

Die Gläſer klangen hell und klar an einander.

Nach einem Vierteljahre war Hochzeit bei Herrn Wendel, und der Pfarrer, der Ludwig unterrichtet, traute ſie. Unter den Gäſten war keiner fröhlicher, als Schmuel.

Gelt, ſagte er zu Schlöſſer, ich hab's weggehabt? Aber, Freund, wie's in den Wald ſchallt, ſchallt's heraus. Leute, wie Ihr, ſind ſelten in der Welt und der liebe Herrgott ſtatuirt ein Beiſpiel an Euch!

Schlöſſer gab ſeine Schule auf und zog zu Ludwig,

der auf seines Schwiegervaters Wunsch in das Fabrikwesen trat. Bei Malchen hieß es: Mütterchen hinten und Mütterchen vorn, und die Schullehrerin war ganz geckig mit ihrem Töchterchen und meinte, sie sei ein leibhaftiger Engel, worin Ludwig unbedingt einstimmte. Schlösser und Wendel waren Ein Herz und Eine Seele, und der Buchhalter sagte nach einem Jahre: Herr Wendel, Sie können einst ruhig sterben. Der Glanz Ihres Hauses geht nicht unter; denn Ihr Herr Schwiegersohn versteht's so gut wie Sie! Und wenn Ihr Carl so fort macht, wird er ein tüchtiger Geschäftsgenosse Ihres Schwiegersohnes.

Wendel lächelte und sagte: Mir ist das Alles recht lieb, aber ich bitte Gott täglich, daß ich den Glanz meines Hauses noch lange sehen möge. Ich bin doch zu glücklich, als daß ich schon sterben möchte. Schmuel kam oft und war von Allen geliebt. Herr Wendel hatte ihn so reich beschenkt, daß er nicht mehr zu bandthieren und zu hausiren brauchte. Das aber hielt er sich aus, daß er den Alten alle ihre Brillen machen durfte.

---

27. Ein Räthsel.

Ich bin gewiß ein Rath, doch nicht
Der Medicin, der Justiz —
Und auch in der Regierung nicht,
Da fehlt mir Stimm' und Sitz.
Prozesse führ' und schlichte ich nicht;
Doch kommt's bisweilen vor,
Daß bei'm Vertheilen einer kommt —
Doch Keiner viel verlor.
Im Hause nur, da gelt ich was
Und da ist mein Gebiet —
Und fehl' ich da, steht's schlimm um den,
Der mich darin nicht sieht.
Ja, theuer ist der gute Rath,
Wenn's da an mir gebricht,
Wo Hochzeit hält ein junges Paar!
Dann gibt's manch' trüb' Gesicht.

Die Noth befiehlt mit aller Macht:
Das Geldchen wandert aus;
Und ich dafür, ganz schmuck und blank,
Zieh' ein in's leere Haus.
Da heißt's denn: Weibchen, sieh' dich vor!
Halt' Alles wohl zu Rath!
Und thut sie das — dann ist sie selbst
Der Beste in der That.

28. Noch Eins.

Zum Tragen bin ich wohl bestimmt —
Doch geb' ich auch zu tragen.
Empfängt mich Einer aus schöner Hand —
So — spart er das weitere Fragen!

29. Eine Anekdote.

Ein Jude in England hatte gestohlen und war darüber ertappt worden. In dem Artikel verstehen die Engländer keinen Spaß und das Gesetz spricht, daß der Dieb gehängt werde.

So fiel dann des Juden Urtheil auch nicht anders aus. Als er nun zum Galgen geführt wurde, und der Henker den Schlupf ihm um den Hals legen wollte, schrie der Jude: Au weih! und sprang auf die Seite. Die Gerichtsdiener stießen ihn wieder herbei.

Herr Scharfrichter, rief er: Mache Se mer das Strickelche doch um de Leib; am Hals bin ich immer gar kitzelig gewese!

30. Altes Gold.

Kürzlich hab' ich ein Hunsrücker Sprüchlein gebracht und möcht' noch eins bringen, das lautet:

Wenn's dem Gisel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen!

Das mag auch ein feiner Tanz sein und ich wette, der bricht die Beine! Magst recht haben! Es ist ihm aber auch zu wohl gewesen! So geht's halt Vielen! Sie sind mit ihrem stillen, glücklichen Leben im Vaterlande nicht zufrieden, verkaufen Alles und gehen nach Amerika. Da ist das Glück und die Freiheit! rufen sie aus. Sie kommen glücklich dort an, aber das Geldchen ist all und das Elend kommt: oder sie ziehen weit in's Land hinein und haben kaum noch genug, um sich ein Stück Wald anzukaufen. Der muß ausgehauen, gerottet werden, und am Ende sind sie arme Leute! Oder sie fallen amerikanischen Spekulanten in die Hände (auf deutsch heißt's: Spitzbuben!), und die betrügen sie um Hab' und Gut; oder es geht ihnen wie denen, die mit der Martha (siehe Nr. 1) aus-

wanderten! — Da kommt die Reue allemal hinterdrein. Aber dem Esel war's zu wohl — er geht auf's Eis tanzen und —!

Man hat's auch näher! Wenn einem Mädchen der Vater nicht Staat genug kauft, pocht's auf und sagt: Ich gehe dienen in die Stadt! Da geht der ganze Lohn an den Staat. Es ist eitel, wird's noch mehr: hängt sich an einen liederlichen Quant und ein Jahr später kommt's heim und bringt ein Kindlein mit. —

Dem Esel war's zu wohl; er ging auf's Eis tanzen — und —!

Dem Burschen wird's als Knecht zu wohl. Er meint, er müsse zu viel schaffen bei seinem Herrn, und er läßt sich ankaschiren als Soldat!

Es war dem Esel zu wohl. — Nach der Capitulation capitulirt er wieder, weil er nun nicht mehr arbeiten mag. Er wird gut draußen, lernt Schnaps trinken, wenn er's noch nicht kann; lernt spielen, faulenzen — und wird ein alter — Bettler! Der hat auch auf dem Eise getanzt!

Soll ich noch mehr Beispielchen herzählen?

Nein: ich glaub' Ihr kennt Esel genug, denen es zu wohl ist und die aufs Eis tanzen gehen — alte Männer, die junge Weiber nehmen; — Bauern — die Herren werden; — Ochsenbauern, die sich Gäule anschaffen und auf die Landstraßen fahren gehen — u. s. w. Item! Werdet nur nicht selber solche Esel, dann ist's gut. Der alte Gellert hat in einem seiner schönen Lieder etwas gesagt, das sollte man nimmer vergessen. Es lautet so:

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last!

Ich hab' mal geträumt, die in die Lotterie setzen, gingen auch aufs Eis tanzen. Vielleicht hat mich der Traum nicht belogen! Wie meint Ihr? —

31. Die Geschichte von den zwei Ferkelstechern.

Ich brauch's kaum zu sagen, wen man Ferkelstecher nennt: jedermann weiß, daß das die sogenannten Winkeladvokaten sind, welche vor den Untergerichten die kleinen Prozesse führen (die Ferkel stechen) — während die Advokaten vor den Landgerichten u. s. w. die großen Prozesse führen (die erwachsenen Schweine stechen). Item, Beide haben's mit fetten Braten zu thun und wir liefern sie ihnen! So sprach eines Abends der Schmiedjacob. Und der Andreas sagte: Schmiedjacob, da habt Ihr nicht fehlgeschossen. Ich hab's neulich erst gemerkt.

Wohl bekomm's, sagte der Schmiedjacob, und ich denke, dir geht's wie das Sprüchwort sagt: Ein gebranntes Kind scheuet das Feuer. Ich will Euch aber 'mal eine Geschichte erzählen, die könnte Manchem als Wegweiser dienen.

In einem ehemals kurtrierischen Städtchen lebten so zwei Ferkelstecher und saßen tüchtig in der Welle, die sie dem armen Volke ausgerupft — und das Volk frer, wie solches ihm Recht geschah. —

Einmal hatten Beide nichts zu thun, und gingen zum Thore hinaus spazieren, ohne daß sie von einander wußten, und jeder dachte bei sich: du gehst einmal auf das nächste Dorf, trinkst einen Schoppen und siehst zu: ob's kein Prozeßchen gibt, ob nicht Zwei hinter einander zu hetzen sind, oder dergleichen. Das Dorf lieferte ihnen die besten Kunden, denn es hatte das Gericht, so zu sagen, im Pacht.

Die Zwei hatten sich einander nicht extra lieb; denn der Brodneid ist ein giftig Gewächs. Item, unterwegs begegnen sie sich.

Wohin Colleg? fragte der Fuchs den Wolf, so will ich Beide nennen, sagte der Schmiedjacob, weil man leider nicht immer das Kind beim rechten Namen nennen darf. Der Wolf denkt heimlich: Wärst du, wo der Pfeffer wächst! sagt aber laut: Will ein Bißchen nach Prozeßbach gehen. So hieß nämlich das Dorf im ganzen Lande herum.

Blitz noch einmal, sagte der Fuchs, da will ich auch hin, und wir können dann miteinander gehen! Glaub' auch, fuhr er fort, wir haben da einerlei Geschäft? —

Wie so? fragt der Wolf.

Ei, Colleg, rief der Fuchs aus, der ein schalkiger Schelm war, die Bauern fangen an und werden gescheidt, und das ist unser baares Verderben!

Wie so? fragte Wolf wieder.

Ei, sie halten Frieden und führen keine Prozesse mehr. Seit vier Wochen ist kein Prozeßbacher mehr vor Gericht gewesen. Das ist ja unerhört! So lange sie sich schimpfen und verklagen, prügeln und verklagen, sich über die Gränze ackern und verklagen — so lange ist unsre Erndtezeit. Hört das mal auf — Aeje Pläsir! dann können wir uns krumm legen oder arbeiten, und keins von Beiden gefällt mir! Da will ich einmal selber nach Prozeßbach gehen und nachsehen, ob's nicht ein Bißchen

Hader gibt, daß ich etwas verdiene, und das willst Du auch, ich seh' Dir's an der Nase an!

Wolf brach in ein unmäßiges Gelächter aus. Du bist ein Erzschelm, sagte er, und kennest meine Gedanken. Da Du so offenherzig bist, sollst Du mich in dieser Tugend nicht übertreffen, und ich will es ehrlich bekennen, daß ich auf denselben Schneyfenstrich ausging.

Bravo! rief Fuchs. Das heiß' ich geredet, wie ein ehrlicher Mann spricht. Ich seh's auch gar nicht ein, warum wir uns das verheimlichen sollten? Wir Beide ziehen ja an einem Strick. Du hinten und ich vornen. Jeder Prozeß hat zwei Partheien, und für die treten wir Beide allemal vor. Heute gewinnst Du, morgen ich. Wenn wir uns auch vor dem Gerichte wie bissige Hunde entgegenstehen; das ist von Berufswegen und geht das Herz nichts an. Wir könnten die besten Freunde sein und das wär' erst recht unser Vortheil; denn da könnten wir die magersten Prozesse fett machen; könnten sie, wie Draht, in die Länge ziehen, und wer auch verlöre, wir hätten alle Beide gewonnen!

Der Wolf lachte wieder und sagte, indem er sich an die Haselhecken am Wege mit dem Rücken lehnte und stehen blieb. Das ist verständig geredet, und mir ist's schon recht. Laß uns denn Hand in Hand gehen und die Bauern schinden, daß es eine Art hat!

Topp! rief Fuchs. Wie steht's denn in Prozeßbach? Weißt Du nichts?

Ich gebe dem Büttel alle Monat einen halben Thaler, sagte Wolf, daß er mir Alles sagt, was dort vorgeht. Der kommt alle Tage und sagt: Herr Wolf, es ist windstill und ganz verdammt friedlich im Dorf.

Sitzen sie denn nicht mehr im Wirthshaus? fragte Fuchs.

Ei freilich, war Wolf's Antwort.

Oho! sagte Fuchs. Wenn das ist, so ist geholfen. Wirthshäuser, das sind unsere Advokaten. Versteh! da gibt's übers Karten und Trinken Händel; sie raufen sich und — wir sind Hahn im Korb, denn es gibt Prozesse! Will Dir einen herrlichen Vorschlag machen. Ich gehe ins Wirthshaus. Die Bauern kennen mich als einen, der uzen kann und Schnörkel machen. Gleich kommen sie mir nach. Darauf kommst Du auch ins Wirthshaus und sezest Dich

zum Schoppen. Deine Kundsleute kommen Dir nach. Ich parrele und du widerſprichſt. Nun iſt es ſchon ſpät. Es kommt Licht. Unſer Diſputat wird hitziger. Die Bauern nehmen Partbei. Da ſtoß ich das Licht um und Du gibſt dem Erſten, Beſten, eine Dachtel auf die Naſe. Wir Zwei ſchlupfen unter den Tiſch und die Bauern hauen ſich gottsjämmerlich. Für Prozeſſe iſt geſorgt und unſer Weizen blüht. Iſt Dir's recht ſo?

Es iſt vortrefflich ausgedacht, ſagte Wolf, und wir wollen ans Werk geben.

So brachen ſie denn auf und waren ſo vertieft, daß ſie des Wannelweters Philipsjacob gar nicht ſeben, der hinter der Hecke ſteht und denkt: Ihr vermaledeyten Ferkelſtecher! —

Es iſt nun ſchon ziemlich ſpät am Nachmittag, als ſich der Fuchs, der vorausging, gegen das Wirtshaus wendet. Die Bauern, die ihn kennen und wiſſen, daß bei dem keine lange Weile aufkommt, folgen ihm ins Wirthshaus und ſetzen ſich zu ihm.

Gleich darauf geht der Wolf ins Dorf und biegt auch um die Ecke nach dem Wirthshaus. Hier nickt er einem ſeiner Kunden, dort winkt er einem und bald folgt ihm auch ein Troß, und ſie denken, der Fuchs wird den Wolf tanzeln und uzen. Der ärgert ſich gleich, wie eine Kreuzſpinne, und da gibt's gewiß einen Spaß, der einen Schoppen werth iſt.

So füllt ſich die Wirthsſtube und der Wirth denkt: Ich wollt' die Ferkelſtecher kamen alle Tage.

Kaum ſitzen ſie, ſo ſagt der Fuchs: Die Fruchtpreiſe ſind zu niedrig, es kann kein Bauer mehr beſtehen! Dem widerſpricht der Wolf. Drauf ſagt der Fuchs: Die Steuern drucken die Bauern manſetort.

Iſt auch nicht wahr! ruft der Wolf.

Da nimmt der Schultheiß, der neben Wolf, dem Fuchs gegenüber, ſitzt, Partbei für Fuchs, und es geht hitzig aneinander.

Schon war's dunkel. Die Oelampel ſtand auf dem Tiſch.

Wenn mein Freund, der Herr Schultheiß, ſo wacker meine Sache führt, ſagt der Fuchs, ſo kann ich mir eine Pfeife anmachen.

Das ärgert den Wolf, und er ruft: Am Ende ist so ein dummer Bauer noch gescheidter als ich!

In demselben Augenblick stößt der Fuchs das Licht um und gibt dem Wolf eine Dachtel ins Gesicht, von der Seite her, wo der Schultheiß sitzt.

Der Wolf meint, sie komme von dem Schultheiß und sei der Trumpf auf seinen „dummen Bauer" und faßt den Schultheiß am Krips.

Der ruft: Ei Du vermaledeiter Ferkelstecher und traktirt den Wolf rechts und links mit Faustschlagen.

Jetzt gibt der Fuchs, der unter den Tisch gerutscht war, der Bank einen Stumper, daß die umfällt und alle Bauern, die drauf sitzen mit. Da gibt's denn eine arge Hantierung. Der Wolf war ein gewandter Schelm, der sich losmacht und unter den Tisch schlüpft zu seinem Collegen und der Schultheiß haut seinen Nachbar, und der ihn — kurz — es war eben eine Wirthshausbalgerei, daß es eine Art hat.

Des Wirths Frau in der Küche hört den Lärm, nimmt ihr Licht und eilt in die Stube. Da sehen denn die Bauern, daß sie sich unter einander prügeln, und die beiden Winkeladvokaten sitzen mit heiler Haut unter dem Tische.

Da aber geht dem Schultheiß ein Licht im Kopfe auf. Halt! ruft er aus. Jetzt wird mir's klar, der Fuchs hat dem Wolf die Dachtel gegeben und ich nicht, und am Ende glaub' ich, Ihr Bauern, wir sind alle in den April geschickt. Die beiden Schwerenöther sind hergekommen, um Streit anzufangen, damit sie Prozesse kriegen.

Da habt Ihr's getroffen, Herr Schultheiß, sagte des Wannelpeters Philippsjacob, der eben hereintritt. Ich hab's hinter der Haselhecke am Weg gehört, als sie vorübergingen, daß sie es so machen und Euch alle an einander hetzen wollten, damit Ihr Euch tüchtig prügeltet und sie Prozesse bekämen.

Daß Euch alle Wetter! fluchte da der Schultheiß.

Der Fuchs dachte: O weh, nun geht's an unser Fell! und wollte sich davon machen; aber der Philippsjacob faßt ihn am Krips und die andern Bauern faßten den Wolf, der auf den Fuchs schimpfte, weil er ihm die Dachtel gegeben, und nun hauen sie sie lederweich und jagen sie fort.

Verklagt haben sie die Bauern nicht, aber gute Freunde sind sie, nachdem diese erste Probe ihrer Freundschaft so übel ausgeschlagen, ihr Lebtag nicht mehr geworden.

Als sie fort waren, sagte der Schultheiß zu den Bauern: Was sind wir doch Esel! Wie oft haben die uns schon aneinander gehetzt, wenn auch anders, als heute, und wir haben sie noch theuer dazu bezahlt, wenn auch wieder anders, wie heute. Ich will Euch einen Vorschlag machen!

Thut's, Herr Schultheiß, sagten die Bauern, aber des Schultheißen Nachbar sprach: Nur nicht wie heute, denn er hatte den Vorschlag des Schultheißen gekriegt und spürt's noch.

Wir haben heute allesammt mehr proßirt, als beim besten Handel. Die Ferkelstecher haben uns die Augen geöffnet. Wir wollen sie trocken setzen.

Wie so? fragten die Bauern.

Gi, sagte der Schultheiß, wir wählen uns unter uns ein Schieds- und Vergleichsgericht, und verbinden uns, alle unsere Streithändel erst vor dieß Schiedsgericht zu bringen, ehe wir uns am Gericht das Kamisol ausziehen lassen. Und kommt ein Prozeß doch vor Gericht, so darf Keiner einen Advokaten nehmen.

Das wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und am andern Tage schon wählten sie sich drei Schiedsrichter, und seitdem hat das Dorf den Namen Prozeßbach verloren und die Ferkelstecher mußten — arbeiten, wenn sie nicht hungern wollten.

Das war recht, sagte der Philipp: aber sagt einmal Schmiedjacob, geht's nicht noch alle Tage so?

Freilich, sagte der Schmiedjacob. Geh' mal Einer hin und frage so einen Ferkelstecher: Herr X. Y. Z., was soll ich da machen? der Veit hat mich gelästert?

Verklagt ihn! sagt er gewiß.

Ein Anderer frage ihn: Herr X. Y. Z., was soll ich da thun? der Jtzt hat mir eine Kuh verkauft als fehlerlos und nun stößt und schmeißt sie? —

Verklagt ihn! sagt er.

Und so geht's in allen Fällen. Wenn ihr einmal hört, daß so Einer sagt: Ach was, vergleicht euch und spart euer Geld! so laß ich mich gleich hängen.

Und wer macht sie reich? Wir. Tragt ihnen keine Ferkel hin, so stechen sie keine, und macht's wie die Prozeßbacher oder noch besser, denkt allezeit an das Sprüchwort: Friede ernährt, Unfriede verzehrt!

32. Ein Räthsel.

Der Vater und die Mutter,
Die starben mir frühe hin;
Seitdem bin ich verlassen. —
Sag' weißt du, was ich bin?

33. Altes Gold.

Die Menschen recht zu kennen, das ist eine schwere Kunst, und man lernt sie nicht aus, wenn man auch hundert Jahre alt wird: aber es gibt doch auch da manche goldene Regel. So ist das Sprüchwort eine:

Böses Maul — böses Herz.

Wenn's leider auch wahr ist, daß hinter manchem zuckersüßen Mäulchen ein essigsaueres und gallenbitteres Herz stecken kann, so hat doch das Sprüchwort allemal recht. Gib 'mal Acht' Wenn Einer Zoten redet — so ist's, wie im Maule, unrein, im Herzen schmutzig; denn wovon

das Herz voll iſt, davon fließet der Mund über! Meide ihn. Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten! Wenn man ſo was oft hört, gewöhnt man ſich dran; das beſſere Gefühl wird abgeſtumpft; bald lacht man drüber und am Ende macht man's grade ſo — und — vom Worte zur That iſt nur Ein Schritt.

Hörſt Du Einen oder Eine nur Schlechtes von Andern reden, ſo denke: Böſes Maul — böſes Herz. Es iſt allemal richtig. Man ſucht Niemand hinter dem Ofen, man war denn ſelber dahinter! Meide ihn! Wie er's bei dir von Andern redet, ſo redet er bei Andern von dir.

Hörſt du Einen oder Eine nur fluchen, zanken, ſchelten — denke: Böſes Maul — böſes Herz, und mach' dich aus dem Staube. Es iſt da nicht geheuer!

---

34. Eine Anekdote.

Ein Schuſter hatte eine Frau, die war ein Zaun um's Haus — das heißt, Rheiniſch zu reden: ſie war ein bitterböſes Weib. Kriegt der Schuſter einmal einen Lehrjungen von benetten Eltern, und ſagt zu ſeiner Frau: Sybille, halt mir nur den Jungen gut!

Sie verſpricht's, aber ans Halten denkt ſie nicht.

Der Junge aber war ein Gryffikus.

Anfangs bekam er Butterſchnitten, die ordentlich mit Butter geſtrichen waren; allein bald war die Butter nur drauf gekratzt. So ſitzt er einmal da und hält die Butterſchnitte ganz nahe an die Augen.

Was machſt Du denn? fragt der Meiſter.

Ach, du lieber Gott, ſagt weinerlich der Junge, meine Augen ſind ganz erſtaunlich ſchlecht geworden, ſeit ich bei Euch bin.

Wie ſo denn? fragt der Meiſter.

Ei, ſagt' der Bub, Anfangs konnt' ich die Butter auf dem Brod von Ferne ſehen, jetzt ſeh' ich keine mehr, wenn ich die Schnitte auch ganz nahe an die Augen halte.

Du Spitzbube! dachte der Meiſter, und ging zu ſeiner Frau, und las ihr den Text tüchtig aus den Leuten.

Warr, ruft ſie zornig aus, ich will Dir doch genug thun: ich lege dem Buben noch Käſe auf die Butter!

Eine Zeitlang that ſie's, aber dann wurden die Käſeſchnitten immer dünner, und am Ende ſo dünne wie ein Bohnenblättchen.

Sitzt 'mal der Bub wieder da, und hält ſeine Butterſchnitte wieder nah ans Auge.

Was gibt's wieder, fragt der Meiſter.

Ach, Meiſter, ruft der Bub aus, wie haben ſich doch meine Augen gebeſſert: erſt ſah ich die Butter auf dem Brode nicht; jetzt ſeh ich ſchon lange die Butter durch den Käs hindurch!

35. Die Schatzgräber.

Eine Geſchichte, die der Schmiedjacob erzählt.

Es war einmal im November, da ſtürmte es draußen und der Schnee tanzte einen Schottiſchen in der Luft, und war ſo naßkalt, daß man am Ofen fror. Die alten und die jungen Genoſſen in der Spinnſtube ſaßen ſchon

an ihren Plätzen, nur der Schmiedjacob fehlte noch. Endlich kam er, rieb die Hände und schüttelte sich. Das ist so rechtes Schatzgräberwetter, sagte er und kutschelte sich an den Ofen.

Schatzgräberwetter? sagte der Philipp. Warum nennt Ihr's denn so, Vater?

Ei, sagte der Schmiedjacob, das hat seinen Grund und seine Ursache. Ich hab' mal bei Einem geschlafen im Wirthshaus, der war ein Pfälzer, so an dem Donnersberg herum zu Hause, und es war fußement Wetter wie heut' auch. Da zog der Pfälzer die Decke über die Ohren und sagte: Hu! das ist Schatzgräberwetter! Und der Wind pfeift durch die Fenster, die auch vor hundert Jahren mögen neu gewesen sein!

Ei, da Narr! rief ich da aus. Warum gibst Du denn dem Wetter so einen gedigen Namen? Das hat seinen Grund! sagte er.

So laß ihn mal hören! ermahnte ich ihn.

Er reckt drauf die Nase unter der Decke heraus und fragt: Habt Ihr schon mal etwas von dem Zundelfrieder, dem Heiner und dem rothen Diether gehört?

Freilich, sagte ich. Die ziehen im Lande herum und prellen die einfältigen Bauern, und steht auch zur Warnung so ein Stücklein von ihrer edlen Kunst in der Spinnstube von Anno 1816 zu lesen.

Richtig, sagte er. Nun, die kommen vorm Jahr in unser Dorf und quartieren sich beim Straußwirth ein. Nun muß ich Euch vorher noch sagen, daß in den achtziger Jahren wir eine neue Kirche bauten, die näher ans Dri kam, lag aber der alte Kirchhof noch etwas weiter weg vom Dorfe. Nun weiß ich halt nicht, wie es entstand, aber es ging seit alten Zeiten im Dorfe das Gerücht, als habe im dreißigjährigen Kriege ein reicher Bauer einen ganzen Topf voll Geld auf den Kirchhof vergraben, und da er drüber gestorben sei, so habe er's auch Niemand sagen können, und das Geld stehe noch, und wer's finde, sei nicht bös.

Solche Gaudiebe haben überall ihre Helfershelfer, und so mußten es die Drei auch erfahren haben, daß sie sich grade bei dem Straußwirth einquartierten, das war

auch nicht dumm; denn der war der reichste Bauer im Dorfe, hatte keine Kinder, und er und seine Frau waren die ärgsten Geizhälse im Lande, und geldgierig über Gebühr. Sie setzten sich, essen und trinken, und als die Scherpengäste fort waren, fangen sie an in dem Judenhebräisch mit einander zu diberen.

Weißt Du auch, wo der Kirchhof liegt? fragt der Zundelfrieder den Heiner.

Freilich, sagt der, draußen vor dem Dorf.

Wie der Wirth sie so schmußen hört, und versteht Alles genau, weil er's von den Handelsjuden gelernt hat, denkt er: Was mögen die da haben? und paßt auf, wie ein Hechelmacher.

Still nur, sagt drauf der rothe Diether, ich weiß Alles: es sind an die vierzigtausend Gulden.

Gebt Acht, sagt der Zundelfrieder, der Wirth ist ein Schlaukopf, der versteht uns.

Ah was! versetzt der Heiner. Es muß doch tief liegen, weil's der Todtengräber noch nicht gefunden hat?

Drauf sagt der Zundelfrieder: Wie kennt's der finden, da er das Christoffelsgebet nicht kennt und nicht weiß, wie man Geister bannt.

Wenn nur kein Geldteufel drauf sitzt! seufzt der rothe Diether.

Macht Euch keine Nujem, *) versetzt der Zundelfrieder. Wißt Ihr nicht von der Beller Kirche her, daß das Geld den Geldteufel weglockt?

Nun haben sie ganz leise gestüstert und darauf sind sie schlafen gegangen.

Dem Wirth geht's kraus im Kopf herum, daß die von dem Schatze wissen; daß sie ihn heben wollen und heben können — daran ist kein Zweifel, aber wie er's anfangen soll, Theil dran zu kriegen, das ist's, was ihn quält.

Nachdem er noch lange still da gesessen und überlegt hat, und die Geldgierde in ihm stets wuchs, geht er zu Bett, stößt seiner Frau in die Rippen und sagt:

---

*) Nujem — Gedanken, Sorgen.

Lisemargreth, sagt er, denk' Dir nur, was ich gehört und was wir für Leute im Hause haben! Und nun erzählt er's ihr haarklein, und die alte Hexe wird ganz lebendig bei dem Gedanken an das viele Geld.

Nun überlegen sie die halbe Nacht und werden endlich einig, der Wirth solle ihnen Morgen früh sagen, er habe Alles verstanden, und, wenn sie ihm nicht Antheil gäben, so sage er's dem Bürgermeister.

Morgens kommt der Zundelfrieder alleine herunter und trinkt Kaffe.

Wo sind denn Eure Gesellen? fragt der Wirth. Trinken die keinen Kaffe?

Das sind Böhmen, sagt der, die trinken Schnaps.

Ich bin aus dem Badischen drüben, da trinkt man Kaffe, wenn man ihn hat.

Hört 'mal, hebt da der Wirth an, so und so hab' ich Euch gestern reden gehört, sagt er, und wenn Ihr mir nicht Part gebt, sagt er, so zeig' ich's auf der Stelle dem Bürgermeister, und dann geht's Euch übel, denn Ihr habt keine Pässe! Da erschrickt der Zundelfrieder auf den Tod und gibt gute Worte, und sagt: Herr Wirth, Ihr seid ein rasonabeler Mann. Das werdet Ihr uns doch nicht thun?

Der Wirth sagt aber: So gewiß, als ich hier stehe!

Da kratzt sich der Zundelfrieder hinter dem linken Ohr und sagt: So haltet nur fein das Maul und ruft die Andern!

Das thut der Wirth, und als die's hören, daß sie verrathen und verkauft sind von dem pfiffigen Wirth, fangen sie an und unterhandeln, und werden endlich einig, daß sie der Wirth so lange heimlich halten und nähren und tranken solle, — aber nicht schlecht, bis der Schatz gehoben sei, und dann das Viertel haben solle.

Dauert das noch lange? fragt der Wirth.

Heut' ist Dienstag, sagt der rothe Diether — den Freitag gibt's Neumond, dann ist's Zeit.

Nun führt sie der Wirth in die Oberstube, macht Feuer in den Ofen und sie trinken Deidesheimer und Guntersblumer Rothen, und essen Alles, was die Wirthin Gutes kochen kann. Endlich wird's Freitag, und kurz vor

zwölf Nachts gehen sie auf den Kirchhof und der Wirth zittert vor Erwartung.

Es war aber justement ein Wetter, wie heut' in selbiger Nacht. Thut aber Alles nichts.

Der Diether zieht einen Kreis und der Heiner läßt die Wünschelruthe auf dem Daumen tanzen.

Plötzlich zieht sie nach einem weißen Steine, der in die Mauer geht.

Da liegt der Schatz, flüstert er, und der weiße Macken ist das Merkmal.

Jetzt hebt der Heiner und Zundelfrieder die Beschwörung an; aber es zeigt sich nichts und ist schon schier halb Eins.

Da sagt der Zundelfrieder: Es ist, wie ich am Dienstag Abend sagte. Es sitzt ein Geldteufel drauf; der muß durch Geld gelockt werden. Fünfhundert Gulden müssen's sein, und kein Kreuzer mehr und keiner weniger. Dann verläßt er den Schatz und will das holen. Ich spreche das Bannwort und er kriegt weder mehr den Schatz noch diese fünfhundert Gulden. Wo kriegen wir die her? Es ist bald Eins, und wenn wir ihn heute nicht heben, so dauerts wieder bis zum nächsten Neumond.

Der Wirth denkt: Da kannst du ja helfen! Ich hab' in einem Strumpf daheim, sagt er, die fünfhundert Gulden, die ich für Weizen zu Lautern gelöst habe, und ist kein Kreuzer mehr und keiner weniger. Ich will sie holen!

So lauft, was Ihr laufen kennt, sagt der rothe Diether, und der Wirth eilt hinweg. Er lauft, daß er hinter den Athem kommt. Endlich bringt er das Geld.

Nun wird das in den Kreis gelegt, und der Zundelfrieder fängt wieder an zu brummeln: aber auf einmal wird der Wirth von hinten umgerissen, geknebelt und ihm der Mund zugestopft.

Er will sich wehren; aber das ist umsonst.

Nun lassen sie ihn liegen und machen sich aus dem Staube, und die fünfhundert Gulden lassen sie nicht liegen.

So liegt in dem abscheulichen Wetter der arme Teufel und wehklagt, denn er sieht nun leider, woran er ist. Er ringt, von den Stricken los zu kommen, aber das

gebt nicht; nur das Tuch am Munde kann er etwas abschieben.

Die Frau sitzt zu Haus voll seliger Hoffnung; aber es wird Eins, Zwei, Drei und sie kommen nicht. Da wird's ihr bange. Sie sagt zum Knecht: Steh' auf, Jokkob, wir müssen meinen Mann holen, und sagt ihm Alles.

Nun machen sie sich mit der Laterne auf und finden ihn endlich starr da liegen. Der Jokkob schneidet die

Stricke durch, verbeißt das Lachen und sagt: Herr, nun hängt Euch in meinen Arm und lauft, daß Ihr wieder Leben in die Knochen kriegt.

So bringen sie ihn heim. Die Frau kocht Kaffe und er legt sich ins Bett, und flucht wie ein Türke über die Spitzbuben. Der Jokkob lacht und sagt: Hanet Ihr denn nicht genug? —

Sei Du nur still, sagt die Frau zu dem Knecht, daß es die Bauern nicht hören, sonst uzen sie uns tert. Der versprach's, aber hernachmals sind sie mit ihm streitig werden, und er ist aus dem Hause gekommen. Da hat er's verrathen, und seitdem heißt solches Wetter Schatzgräberwetter bei uns, und wenn's der Wirth hört, wird er allemal kreideweiß vor Zorn.

So erzählte der Pfälzer, sagte der Schmiedjacob. Ich kann's Euch sagen, fuhr er fort, solche Geschichten kann man nicht genug wieder erzählen, denn sie kommen immer wieder vor, und es fehlt so wenig an Spitzbuben, die gerne prellen, als an Narren, die sich prellen lassen, wenn man sie nicht warnet.

36. Ein Räthsel.

Ich kenn' einen Riesen, der raget hinein
In der Lüfte Blau; sein Hut ist von Stein;
Der Kopf ist leer; Fuß, Brust und Bauch
Von Stein; er sieht nur mit Einem Aug'.
Glaub's nicht! Er sieht mit dem Auge nicht;
Doch Jedermann sieht ihm in's Angesicht.
Und das Herz in der Brust ist von Eisen,
Und schlägt doch; ich kann es beweisen!
Und wenn er die Stimme erhebt, dann schallt
Sie mächtiglich durch Flur und Wald.
Auf dem Hut, da sitzt ihm ein Vögelein.
Ist er vielleicht ein Dragoner? Nein!
Er hat noch nie bestiegen ein Pferd.
Für ihn gäb's schwerlich Eins auf der Erd'!
Er steht ganz ruhig und ohne Wanken;
Und plagt sich nicht mit vielen Gedanken.

Er ist nicht Soldat; steht doch auf der Wacht;
Und wird nicht abgelöst, Tag und Nacht.
Jetzt aber darf ich nichts weiter sagen.
Es wär', du Errather, ein kecks Wagen.

37. Eine Anekdote.

Der König Gustav der Dritte von Schweden hatte einen Schreiber in seinen besondern Angelegenheiten, der ein komischer Kauz war, und den König oft herzlich lachen machte. Dadurch wurde er keck und erlaubte sich, so nach der ehemaligen Hofnarrenart, mehr, als er durfte. Obgleich der König ihn nicht gut entbehren konnte, so mußte er ihn endlich doch dadurch strafen, daß er ihm den Eintritt in das Schloß verbot; seine Dienste als Geheimschreiber mußte er aber dennoch außer dem Schlosse fortsetzen, und der König schickte ihm Alles zu, da seine Wohnung dem Schlosse gegenüber lag.

Der lustige Geheimschreiber überlegte hin und her, wie er diesem unangenehmen Zustande ein Ende machen könnte, und fiel endlich auf ein Mittel, von dem er sich den besten Erfolg versprach.

Er wußte, daß der König täglich nach der Tafel ausritt. Daher ließ er um diese Zeit eine hohe Leiter an sein Fenster stellen, und befahl seinem Barbier, daß er heraufsteige. Er selbst legte sich ins Fenster und der Bartfeger mußte ihm, auf der Leiter stehend, den Bart scheeren.

Als nun der König die seltsame Geschichte sah, lachte er, und fragte seinen Schreiber: Was er da mache? Eure Majestät, rief dieser herab, der Kerl ist bei mir in Ungnade gefallen. Da hab ich ihm verboten, mir über die Schwelle zu kommen, aber seinen Dienst muß er doch thun!

Der König fühlte den Stich, lachte aber herzlich und sagte: Na, komm' nur morgen wieder ins Schloß, und laß' den Bartfeger in deine Stube. Auf der Leiter könnt' er sonst den Hals brechen!

38. Altes Gold.

Das Sprichwort sagt: Vetter bin, Vetter her, bleib' mir von meinem Kirschbaum! Das mag seinen Grund und Ursprung darin haben, daß 'mal Einer seinen Vetter antraf, wie er ihm die Kirschen stahl. Da mochte der Dieb gesagt haben: Mach' doch kein Wesen so; ich bin ja doch dein Vetter. Drauf wird ihm der Andre gesagt haben: Vetter bin, Vetter her, bleib' mir von meinem Kirschbaum! So ist's denn, wunderlich genug, ein Sprichwort geworden, das so viel heißt, als: Sag', wer du bist; aber bleib' mir von meinem Eigenthum. Da hat Jeder das Recht, so zu sagen, wenn er Einen über dem Mausen seines Eigenthums findet, und wär's zehnmal sein lieber Vetter; aber, liebe Leser, das Wort hat auch einen andern recht argen Sinn! Wenn Jeder so sagen wollte, wenn ein armer Verwandter um eine

seiner Thaten oder an einen seiner Scherze denkt. Laßt mich euch nun 'mal wieder eine Geschichte erzählen, die euch gewiß den großen König noch lieber macht.

Ein preußischer Obristlieutenant, dessen Regiment nach dem siebenjährigen Kriege aufgelöst worden war, saß in Berlin auf halbem Solde oder, was gleichbedeutend ist, in ganzem Elend. Vermögen hatte er keins, aber eine liebe Frau und sieben liebe Kinder. Wenn die nun alle Morgen siebenstimmig und doch einstimmig riefen: Brod! so gab's im leeren Magen des armen Vaters ein so bitterböse schallendes Echo, daß ihm oft die Thränen in die Augen traten. Sie faßten das Hungertuch an allen Zipfeln; aber da saug' Einer etwas heraus! —

Der alte Fritz war darin ein kurioser Heiliger, daß, wenn er Einen einmal auf der Mucke hatte, der so leicht nicht mehr in den Sattel kam. Sein Gedächtniß war dabei, bekanntlich, so gut, daß er sich nicht irre führen ließ. Kam ihm die Person je wieder zu Gesicht oder nur ihr Name, so erinnerte er sich gleich wieder an Alles, was damit zusammenhing.

Der arme Obristlieutenant hatte sich nun einmal die Gunst des Königs, Gott weiß wie, verscherzt; nun war's aus und der junge, noch thatkräftige Mann mußte sehen, wie er's machte. — Jeder hat seine Fehler, und Könige sind ja auch Menschen!

Der Obristlieutenant ließ es an Bittschriften nicht fehlen; er stand hundertmal im Vorzimmer und bat um Gehör. Nichts da! Wer ihn meldete, wurde angefahren und seine Bittschriften wurden weggeworfen. Mit dem Wegwerfen der Papiere konnte aber dem armen Manne nicht geholfen werden. Am Ende wurde der Mann, der ohnehin jähzornig und aufbrausend war, zur Verzweiflung getrieben.

Wie der alte Fritz an vorgefaßter Meinung fest hielt, ebenso gerne ließ er sich aber auch durch klare, schlagende Gründe davon abbringen, wenn's eben nur in der rechten Weise geschah.

Der Obristlieutenant hatte noch einen hochgestellten Freund, und der redete einst ohne Zucker mit dem König über den armen Mann und sagte ihm, er wäre freilich

ein wilder, jähzorniger, aber dennoch höchst gutmüthiger Mensch, braver Familienvater und sehr tüchtiger Officier.

Da nahm sich sogleich der König vor, sein Unrecht wieder gut zu machen. Das kann Niemand besser, als ein König!

Aber ehe der alte Fritz die Kehr fand, ereignete sich etwas, was den Gedanken des Königs fürs Erste eine ganz andre Richtung gab.

Eines Morgens war nämlich an den Straßenecken eine Schmähschrift gegen den König angeheftet, die an Bosheit Alles übertraf, was bis jetzt in dieser schändlichen Weise irgendwie gegen den König vorgekommen war.

Er hatte über frühere Schmähschriften wohl einmal gelacht; hatte die Blätter tiefer herab hängen lassen, damit sie die Leute auch recht lesen konnten; aber über diese war er denn doch aus allen Fugen getrieben.

Er ließ sogleich bekannt machen, daß der, welcher den Verfasser angeben könnte, funfzig Thaler Belohnung erhalten sollte.

Der arme Obristlieutenant war, wie gesagt, da ihn der König gar nicht sehen und nichts von ihm hören wollte, zur äußersten Verzweiflung gebracht. Sein Weib war krank vor Elend, seine Kinder waren dem Hungertode nahe — das brachte den heftigen Mann zu einem wilden Ausbruche seines Zornes, und wie der Zorn nie thut, was vor Gott recht ist, so ließ er sich hinreißen, diese Schmähschrift zu machen und in der Nacht anzuheften. Er hatte darauf gerechnet, daß auf die Bekanntmachung des Verfassers ein Preis gesetzt würde, und sich dann vorgenommen, sich auf der Stelle zu nennen. So würde doch dem Elende der Seinen, meinte er, durch das Geld geholfen und, wenn es ihn den Kopf koste, so wäre ihm geholfen und für die Seinen würde dann wohl die öffentliche Barmherzigkeit sorgen. Der Mann, das erkennt ihr gewiß, war durch die Noth am Verrücktwerden; denn bei gesundem Verstande hätte er sich nicht durch eine offenbare Schlechtigkeit helfen wollen.

Kaum hörte er, welch ein Preis ausgesetzt war, den Thäter zu ermitteln, da eilte er in das königliche Schloß und sagte: Er wisse ihn!

Als man ihn fragte, sagte er: Ich nenne ihn nur dem Könige selber!

So wurde er denn zum Könige geführt.

Kennt Er den Hallunken, der die Schmähschrift gemacht hat? fragt ihn der König, indem er rasch an den Offizier herantrat, und ihn mit seinen blitzenden Augen ansah.

Bleich vor Elend und innerer Erregung steht der arme Mann in der abgeschabten, geflickten Uniform vor dem Könige und sagt: Eure Majestät haben dem, der den Thäter nennt, fünfzig Thaler zugesagt. Schicken Eure Majestät das Geld gleich zu meiner armen Familie, die am Verhungern ist, so nenn' ich ihn auf meine Ehre!

Jetzt sieht ihn der König erst an. Der entsetzliche Ausdruck des tiefsten Jammers erschüttert ihn heftig. Er nimmt die Rolle vom Tische und klingelt.

Ein Adjutant tritt ein. Bring' Er das Geld der

Frau des Obristlieutenants, sagt er, und rapportir' Er sogleich!

Der Adjutant geht.

Ach, ruft ihm der Obristlieutenant nach: Seien Sie so barmherzig, und sagen Sie ihnen, sie sollten gleich Brod und der Mutter den Doctor holen!

Das verspricht der Adjutant und eilt hinweg. Großer Gott, ich danke dir, ruft der Obristlieutenant aus, nun ist ihnen doch fürs Erste geholfen, mag dann mein Kopf fallen!

Was? ruft der König, aufs Tiefste ergriffen, aus. Ist Er ein Narr? Wer will Seinen Kopf? —

Da legt der Obristlieutenant die Hand aufs Herz und ruft: Eure Majestät wollen ihn, denn ich, ich habe die Schmähschrift gemacht, weil Eure Majestät mich verstoßen hatten, und ich anders kein Geld für Brod bekommen und mein liebes Weib, die Mutter von sieben Kindern, vom Tode retten konnte. Ach, die Verzweiflung treibt zum Aeußersten! Ich lege meinen Kopf zu Euter Majestät Füßen, fuhr der unglückliche Mann fort, lassen Sie ihn abschlagen, wie ich es jetzt verdient habe. Mein Weib und meine Kinder sind vom Hungertode gerettet und für sie wird, wenn mein Kopf gefallen ist, eher gesorgt werden, als so lange ich lebe!

So sprach innerlich furchtbar bewegt der Mann. Bei diesen Worten überlauft es den König einmal um das andremal eiskalt. Er erkannte es in diesem Augenblicke, wie weit die Noth einen Familienvater führen kann, wenn er in Verzweiflung den rechten Weg verlassen hat und — daß Er an dieser Noth wohl Schuld trage. Eine Weile stand er schweigend da, und in seinem Herzen bewegt er allerlei Gedanken. Endlich sagt er: Warum hat Er sich nicht an mich gewendet? Ich würde geholfen haben! Schändlich, daß Er zu solchem Frevel griff!

Ach, Eure Majestät, rief der Obristlieutenant, halten Sie zu Gnaden, ich habe mehr denn vierzig Bittschriften gemacht. Eure Majestät haben sie ungelesen in das Kamin geworfen; ich habe mehr denn hundertmal im Vorzimmer gestanden und um Gehör gebeten: aber Eure Majestät wollten nichts von mir wissen. Weib und Kinder sind

am Hungertod. Keine Hülfe sonst! Da dacht' ich, so hilfst du ihnen und dem Jammer endet auch.

Seinen Kopf will ich nicht! rief da der König aus und klingelte. Ein Adjutant trat ein. Nehm' Er diesen Mann gefangen, sagte er und wart' Er im Vorzimmer auf weitre Order.

Während der Obristlieutenant im Vorzimmer harrte, kam der andre Adjutant zurück, flüsterte ihm zu, es sei Alles bestens besorgt, er solle ruhig sein, und ging dann in des Königs Gemach, wo er lange blieb, dann ein Briefchen des Königs brachte, dem andern Adjutanten gab und sagte: Schnell nach Spandau! Spandau ist diejenige Festung, wohin in der Regel die Staatsgefangenen gebracht werden.

Bald fuhr nun ein Wagen vor, in den sich der Adjutant und der Obristlieutenant setzten, und schnell wie im Fluge ging's nach Spandau.

Als sie dort ankamen, wurde der Gefangene dem wachhabenden Offiziere übergeben und der Adjutant eilte zu dem Commandanten.

Dieser war zufällig ein alter Freund des Gefangenen. Er erschrack heftig, als ihm der Adjutant den Zusammenhang erzählte; als er aber des Königs Befehl gelesen, sagt er zu dem Adjutanten:

Lassen Sie uns den Gefangenen begrüßen!

Mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids betrachtete der Commandant den Freund, dem das Elend so unverkennbar aus Gesicht und Kleidung sah, und sagte darauf: Obwohl Du Gefangener bist, wird es mir ja doch erlaubt sein, den alten Freund an meine Tafel zu nehmen! Du bist heute mein Gast!

Nun lädt er alle Offiziere zu Tisch und führt den Gefangenen hinauf in den Saal.

Da ißt sich denn der arme Mann nach langer Zeit einmal wieder satt, und trinkt von dem köstlichen Weine. Er weiß, daß nun auch seine Kinder nicht mehr hungern, daß sein liebes Weib ärztliche Pflege und stärkende Nahrungsmittel hat, und gewiß bald wieder genesen. Das macht seine Seele heiter, und im Kreise so freundlicher Männer, die ihn nicht verachten, geht ihm das Herz auf.

Man redet von den Schlachten des Heldenkönigs: erinnert sich der Kämpfe, Leiden und Freuden der Vergangenheit, und er vergißt all' sein Weh', alle seine Schmerzen, vergißt selbst, daß er Gefangener ist, und es wohl lebenslänglich bleiben wird.

Als die Tafel vorüber war, nimmt der Commandant das Handschreiben des Königs und sagt: Meine Herren, treten Sie näher heran und vernehmen Sie eine Order unsres Königs, und darauf las er das empfangene Schreiben also vor:

„Ich übergebe dem, als Gefangenen Ihm übersandten, Oberstlieutenant außer Dienst, von *** hiermit das Commando der Festung Spandau. Er wird in Kurzem seine Frau und Kinder nachkommen sehen, und ich versehe mich zu ihm der Treue, die er im Kriege bewiesen hat. Er, der bisherige Commandant, geht in gleicher Eigenschaft, zur Belohnung Seiner treuen Dienste, nach Magdeburg.

Friedrich."

Da zuckte der arme Obristlieutenant in sich zusammen. Er faltete still seine Hände und über die bleichen Wangen liefen große Thränen herab, und er konnte nicht reden, als die Offiziere glückwünschend zu ihm traten. Endlich war es, als ob ein Berg von seiner Seele wiche. Er schöpfte tief Athem und sprach: Herr Gott in deinem Himmel, du bist gnädig und barmherzig! Segne, o segne den König, der die Missethat so vergibt! Vergib auch du mir!

In den meisten Augen standen Thränen.

Als aber der Commandant ausrief: Nehmen Sie Ihre Gläser, meine Herren, da griff jeder zu seinem Glase, und sie klangen hell zusammen, und jubelnd riefen sie: Hoch lebe der König!

40. Ein Räthsel.

Ich kenne Einen, der spät und früh
Viel Unheil richtet an:
Der Alles im Hause zerbricht und der
Viel Uebels schon hat gethan.
Im Munde führt ihn Knecht und Magt,
Und die Kinder nennen ihn wohl,
Wenn nach dem Thäter die Mutter fragt,
Und man ihn weisen soll.
Das ist der schlimmste Hausgenoß,
Und keiner hat ihn gesehn:
Der Sündenbock, der Alles trägt,
Was Uebels ist geschehn.
Und wieviel Schuld man auf ihn legt,
Er bleibt zur Abwehr stumm.
Könnt ich ihn bringen aus meinem Haus,
Ich gäb' was Schönes drum!
Ich glaub' er steckt in jedem Haus
Und treibet's anders nicht.
Kennst Du ihn nicht? den Unhold, der
Die Teller alle zerbricht?

---

41. Altes Gold.

Wer an die Straße baut, hat viele Baumeister, sagt das Sprichwort, und es ist richtig: denn Jeder, der vorübergeht, gibt seinen Batzen dazu, wie er's versteht. Das hat aber einmal ein Kaufmann in Lyon, in Frankreich, auf arge Weise erfahren. Er war eigentlich aus der italienischen Stadt Florenz, und war durch Lieferungen für die Heere des Königs Franz des Ersten, von Frankreich zu einem unermeßlichen Reichthum gekommen, den er aber durch Erpressungen und Betrügereien erworben hatte. Viele Leute waren dadurch arm geworden, daß er reich wurde.

Später fiel ihm das doch schwer aufs Gewissen, und er meinte den Himmel versöhnen zu können, wenn

er in Lyon, wo er sich niedergelassen, ein recht großes Armenhaus baute, das zugleich ein Krankenhaus für arme Leute sein sollte. Da ließ er denn einen Prachtbau aufführen, wie einen königlichen Palast.

Steht er einmal daran und freut sich über den herrlichen Bau, als der italienische Baumeister Saltarello vorüber geht.

Herr Landsmann, ruft er ihn an, wie gefällt Euch mein Bau? Seht ihn mal an, und wenn Ihr etwas findet, was besser gemacht werden könnte, so soll's gleich geschehen.

Saltarello sieht sich das Haus an und sagt: Es ist zu klein!

Wie! ruft der Bauherr aus, seht Ihr denn nicht, wie groß, weitläufig und zweckmäßig Alles eingerichtet ist?

Ich seh's wohl, sagte Saltarello, aber, wenn alle diejenigen da hinein sollen, die Ihr zu Bettlern in der

Welt gemacht habt, so ist es wahrlich zu klein; denn es fasset kaum ein Hundertstel davon!

Von da an hat der Bauherr keinen andern Baumeister mehr haben wollen, als den seinigen!

---

42. Wie die Kartoffeln ins Land kamen.

Jedermann weiß es, daß die Kartoffeln, diese herrliche Gabe Gottes, bei uns nicht zu Hause sind; denn man hört gar häufig die Frage: Was mögen nur die Leute gegessen haben, ehe die Kartoffeln da waren?

Ja, was haben sie gegessen? Sie zogen viele Hirse, besonders in der Pfalz und am Rheine, wo noch in alten Zehntbüchern von Hirsenzehnten die Rede ist; viele Erbsen, Bohnen und Linsen, und Heidekorn nicht zu vergessen, oder Buchweizen, wie er auch hier und da heißet. Sie aßen viele Mehlsuppen und Brei.

Aber, liebe Leser, wenn ihr so viel in den alten Chroniken gelesen hattet, wie ich, so wußtet ihr auch, wie oft, daß sich Gott erbarme! da zu lesen stehet: „Und war in selbigem Jahr eine greuliche Hungersnoth, daß Menschen und Vieh umkamen!“ Und es waren noch nicht halb so viel Menschen da, wie heutzutage. Was sollt's da geben, ohne die guten Kartoffeln? Nun, wir wissen's, wie es anno 1847 stand, als die Frucht mißra-

then war und die Kartoffelkrankheit so sehr herrschte, daß fast keine mehr für Geld zu kriegen waren.

Wir, die wir fast kein Mahl halten können, ohne Kartoffeln, die wir die vielhundertfache Art kennen, wie sie zubereitet werden können und vernutzt in der Haushaltung bei Menschen und Hausthieren, wir fragen wohl billig einmal, wo kommen, oder wo kamen sie denn her? Das will ich Euch nun so genau, als möglich, mittheilen.

Man hat lange geglaubt, das amerikanische Land Virginien sei das Heimatland der Kartoffel; aber da hatte man sich geirrt. In Peru in Südamerika ist ihre Heimat, da nämlich wächst sie wild und sehr häufig, und in diesem Lande haben die Bewohner diese Knollen, am Feuer gebraten, längst, ehe wir durch die Spanier dieß Land kennen lernten, und mit Behagen verspeist, und ohne Zweifel waren die Spanier auch die ersten Europäer, welche Kartoffeln aßen, als sie unter der Anführung Pizarro's das herrliche Land eroberten. Keine Kunde kam indessen damals von dieser edlen Frucht über das weite Weltmeer zu uns. Dort verstand man sogar damals schon Kartoffelbrod zu backen.

Der Irländer, John Hawkins, war der Erste, welcher im Jahre 1565 Kartoffeln mit nach Irland brachte. Er hatte sie in Santa Fe, in der jetzigen Provinz Neu-Mexico, als Schiffsnahrungsmittel gekriegt. Die Mannschaft hatte sie gerne gegessen; sie hatten sich auf der Seereise herrlich gehalten. Er ließ sie in Irland anpflanzen, aber es scheint, daß man nicht damit umzugehen verstand und keinen Werth darauf legte, sie weiter fortzupflanzen. So wurden sie vergessen.

Der englische Seefahrer, Admiral Sir Walter Raleigh brachte ihrer mehr aus Amerika mit. Ob aus Peru — ist unbekannt. Auch scheint es, daß sie im ganzen südlichen Amerika vorkommen, wenn auch nicht so häufig, als in Peru. 1584 soll er die ersten Versuche gemacht haben, sie auf seinem Landgute zu Youghall in Irland zu pflanzen. Er hatte sie der Königin Elisabeth mitgebracht, und da sie ihr so gut schmeckten, befahl sie, in den königlichen Gärten sie zu pflegen. Das scheint indessen eben auch nicht mit Fleiß gethan worden zu sein, denn man hörte nichts weiter davon. Erst durch den Seehelden Franz Drake (vielleicht erzähl' ich Euch ein andermal von ihm!) kam 1586 die Kartoffel in Ruf. Er brachte sie aus

Brasilien mit, und, da er die Vortrefflichkeit dieser Frucht erkannt hatte, so suchte er den größten Fleiß drauf zu verwenden, den Anbau unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Er sandte auch Kartoffeln nach Italien, um sie dort auch auszubreiten.

Es ist wirklich schwer, zu begreifen, daß eine so herrliche Frucht, deren Bau so wenig Mühe macht, die so reichlich lohnt, deren Vortheile so außerordentlich sind, fast überall mit Hindernissen zu kämpfen hatte. Das Unansehnliche ihrer Erscheinung mag viel dazu beigetragen haben, aber gewiß noch mehr das unglückselige Festhalten am Alten. Wie's der Großvater gemacht, so macht's der Vater, wie dieser der Sohn u. s. w. Man kann hundertmal das Wort hören: Alles Neue taugt nichts! Ich hab's Euch oft gesagt: Wer nur nach Neuem hascht und das Alte verachtet ist ein Narr: aber wer nur das Alte hochhalt, und ohne Prüfung Alles, was neu ist, verwirft, ist auch ein Narr. Auch hier gilt des Apostels Wort: Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

Von der ersten Kartoffel im Nassauer Lande hab' ich euch in der Spinnstube von 1847 erzählt und wahrlich

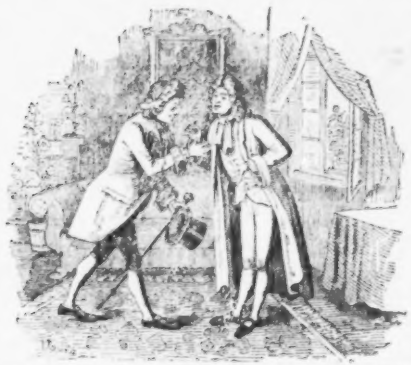

ihre Blüthe verdiente die keusche Brust der lieblichen Nassauerin an ihrem Hochzeitstage zu schmücken. Von vielen Ländern weiß man so Genaues nicht. Soviel ist gewiß, daß die Kartoffeln im Allgemeinen erst um das Jahr 1590 in Deutschland bekannter wurden. Damals beschrieb sie der berühmte Arzt Tabernaemontanus in seinem Kräuterbuche, und hat sie auch abgebildet, daß man sie erkennen kann. Man nannte sie damals „Grublinge," weil man sie in kleine Grübchen pflanzen mußte; aber sie waren und blieben immer noch Fremdlinge und Seltenheiten. Als durch die Vermählung des Kurfürsten Friedrich's des Fünften von der Pfalz, des nachmaligen, unglücklichen Königs von Böhmen, mit der Tochter König Jacob's des Ersten von England, die Pfalz in mehrfache Verbindung mit England kam, wurden auch Kartoffeln nach Heidelberg gebracht und breiteten sich auch in die Pfalz jenseits des Rheins aus; allein die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges waren nicht geeignet, landwirthschaftlichen Versuchen die Bahn zu brechen. In Heidelberg selbst aber gediehen sie so vortrefflich, daß sie in den Zeiten nach dem Frieden sich weiter ausbreiteten. Hier hießen sie anfänglich: „Englische Knollen." Auch hier aber haben die Landleute widerstrebt und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurden Saatkartoffeln in die Oberämter vertheilt und zu ihrem Anbau aufgefordert und ermuntert. In einem, ehemals pfälzischen Dorfe der rheinischen Unterpfalz erzählte mir im Jahre 1819 noch ein Greis von 80 Jahren, sein Großvater habe die Kartoffeln mit Widerwillen gepflanzt und sie nur den Schweinen gegeben. Ein Bewohner des Dorfes aber, der einst fünf Körbe voll im Herbste geerntet habe, wegen der Menge, die er eingebracht, den Nachnamen Kartoffelsack — oder, da man sie „Grundbeeren" nannte, Grundbeerensack für sein Lebenlang bekommen und behalten. Erst als man ihren Segen kennen lernte, nahm ihr Anbau zu und die Anerkennung ihres Werthes.

In Preußen fanden sie nur sehr schwer Eingang. Friedrich der Große, der alte Fritz, mußte sie sogar mit Gewalt in Schlesien einführen und die Amtleute mußten über die Ausführung der königlichen Befehle sorgsam wachen. So groß ist die Macht vorgefaßter Meinungen,

und so mächtig das unselige Widerstreben gegen heilsame Anordnungen der Regierung. Wie müssen die guten Schlesier den edeln König dafür segnen, dem vielleicht ihre Voreltern eben deswegen grollten! — O, das Kapitel von den menschlichen Narrheiten und Dummheiten ist ein gar langes! — Es abzuhandeln, macht wenig Plaisir! Im Darmstädtischen mußen die Kartoffeln ziemlich früh beliebt worden sein. Sie wurden um das Jahr 1648 schon so häufig gepflanzt, daß sie in dem Kirchenbuch der Gemeinde Bieberau schon in dem genannten Jahre, neben anderen Feldfrüchten, angeführt werden, von denen der Ortspfarrer den Zehnten zu beziehen habe.

In Sachsen wurden die Kartoffeln zuerst um das Jahr 1680 bekannt, und zwar im voigtländischen Kreise. Ein Bauernsohn aus dem Dorfe Wurschnitz bei Plauen brachte sie nämlich aus England mit, wo er sie kennen und schätzen gelernt hatte. In seines Vaters Garten pflanzte er sie an und mit solch außerordentlichem Ertrag, daß sie bald im ganzen Voigtlande bekannt wurden. Etwa nach dreißig Jahren fanden sie allmählich den Weg in die übrigen sächsischen Landestheile; aber auch nur im steten Kampfe mit dem alten Vorurtheil und dem zähen Halten an dem Ererbten. Viel trugen zur endlichen Anerkennung größere Gutsbesitzer bei, unter Andern der damalige Oberforstmeister Alexander von Beulwitz zu Schlettau in den Jahren 1715 bis 1725. Er war es, der in dem armen Erzgebirge der Kartoffel den Weg bahnte; ebenso handelte der Generallieutenant von Miltau. Wie schwer es hielt, die Kartoffeln zu den wohlverdienten Ehren zu bringen, geht daraus hervor, daß in den Gegenden von Meißen und Lommatzsch noch um das Jahr 1730 die reichen Bauern, die Kartoffeln „Voigtländische Knollen“ nannten und sie nicht pflanzten, und Landpfarrer, welche sich die Verbreitung angelegen sein ließen und dazu ermunterten, Kartoffeln zu pflanzen, mit dem Spottnamen „Knollenpreediger“ bezeichnet wurden. Auch in der Gegend von Leipzig herrschte dasselbe Vorurtheil. Der Pfarrer Ungebauer zu Raunhof bei Geimma hatte lange mit dem Widerwillen seiner Gemeinde zu kämpfen, bis sie ihren Vortheil erkannte. Dieß war um das Jahr 1734!

In Holland wurden die Kartoffeln um das Jahr

1595 von England aus bekannt. Der Gesandte des Papstes in Amsterdam stellte sie öffentlich zur Beschauung aus und nannte sie „die amerikanische Seltenheit."

Um das Jahr 1616 waren sie in Frankreich noch so neu, daß sie auf der königlichen Tafel als eine rare Speise erschienen. Soviel man vermuthen kann, begann der Anbau in Frankreich um das Jahr 1630 und scheint sich sehr rasch verbreitet zu haben. Dort fand er den Widerstand nicht, wie in Holland und Deutschland.

Wenn man nun so zurückblickt auf das Erzählte: wenn ihr, liebe Leser, bedenkt, was ihr, was wir alle an den Kartoffeln haben, die so selten ganz mißrathen, und magere Gründen ersetzen können, so ist's schier betrübend, daß die Menschen sich so gegen diese Segensgabe Gottes sträubten.

Eine Lehre zieht euch daraus. Die nämlich: Verachte nichts Neues, weil es neu ist; erhebe nichts Altes, weil es alt ist! Schnell aburtheilen ist leicht. Mein Nachbar sagte: Ausschlagen kann jeder Gsel! Und er hat recht. Es ist noch viel zu verbessern in eurem Landbau. Nehmt weisen Rath dankbar an. Der liebe Gott hat in andern Ländern viel Gutes, was auch uns frommen kann. Ich weiß noch recht gut, daß, als die Pocken Tausende von Kindern und Erwachsenen hinrafften, die Leute sagten: Das Einimpfen ist eine Teufelei, ja eine Sünde. Man soll Gott nicht vorgreifen! Wie ist's jetzt? Eure Kinderchen blühen wie die Rosen und ihre Gesichter gleichen nicht mehr einer Tenne, wo man Erbsen gedroschen hat! Meint ihr auch jetzt noch, es sei Gott vorgegriffen? So geht's aber! Da ist so Einer im Dorfe, der Wasser im Ohr hat, so ein Pfiffikus, der das Gras wachsen hört. Wenn der sagt: Es taugt nichts! Gleich rufen die Andern: Fort mit!

So war's, als vor etwa dreißig Jahren und später in den Schulen die Lautlehre (ihr nanntet's damals: „die neue Lehr") eingeführt wurde. Da war ein Halleh und die alten (— Gsel —) schrieen: der Pfarrer ist ein Narr und der Schulmeister ist ein Narr! Da sollen unsre Kinder das Maul stellen lernen! Da sollen sie zischen, schnarren, blasen, pfeifen und so weiter — aber sie lernen kein ABC mehr! — Jetzt seht ihr, daß die Kinder von sechs Jahren besser lesen, als ihr zu eurer Zeit im vierzehnten (vielleicht heute noch!) und nun schweigt ihr und seid ehrlich

und ſagt: 'S iſt doch ganz anders geworden. Man meint, die Kinder kämen geſcheidter auf die Welt!

Nein, es iſt der beſſere Unterricht, der das Wunder thut!

Und nun thut nur den Gefallen und urtheilt nicht mehr ſo toll in die Welt hinein! Bedenkt, daß es noch viel geſcheidtere Leute gibt, als ihr, und wenn die euch etwas rathen, ſo folgt! Ich will nicht, daß ihr gleich blind zutappen ſollt. Das iſt nichts! Gott gab euch den Verſtand, zu prüfen. Thut's auch. Denkt aber nur immer an das, was ich euch da von den Kartoffeln erzählt habe, und laſſet uns Gott bitten, daß er von dieſer herrlichen Frucht die zerſtörende Krankheit abwende!

43. Ein Räthſel.

Es klagt ein armes Waiſenkind:
„Wie ſteh' ich ſo allein!
„Ohn' Mutterlieb' und Vaterherz,
„Wie hart iſt's, Waiſe ſein!
„Da wo es gilt mein gutes Recht
„Zu wahren mit Wort und That,
„Da ſchweiget der, der doch für mich
„Das Wort zu führen hat.
„Und wenn mich Noth und Hunger quält,
„Wer kümmert ſich um mich?
„Was mir gehört, es iſt nicht mein —
„Er ſorget nur für ſich!'"
Du armes Kind, o klag' doch nicht,
Er hat dazu ein Recht!
Denk doch nur, was der Name ſagt,
Der klinget ja ſo ſchlecht!
Er iſt dir's weg. Nun hungerſt du —
Und klagen darfſt du nicht!
Er redet nur — und du ſchweigſt ſtill —
So iſt's! — der Name ſpricht!
Sprich ihn nur aus — ſo weißt du's ſchon —
Was er dir leiſten will!
„Ach leider ja! Ich hör's am Ton —
„Muß hungern und ſchweigen ſtill!"

44. Eine Anekdote.

In manchen Städten, lieber Leser, gibt's Leute, die haben das Amt und den Beruf, die Leichen anzusagen und zum Leichenbegängniß nach Ort, Zeit und Stunde einzuladen. Sie sind in der Regel rabenschwarz gekleidet und haben einen Flor am Hut.

Kommt 'mal so Einer zu dem Pfarrer, um zu fragen, wann die Beerdigung stattfinde?

Der Pfarrer sieht den Mann verwundert an, denn er ist schwarz gekleidet, hat seinen Flor am Hut, aber eine feuerrothe Weste an.

Lieber Mann, sagt der Pfarrer, was fällt Ihm ein? Er hat ja eine rothe Weste an? —

Weiß wohl, sagte der gute Leichenbitter. Ich hab' halt keine andre und denke, wenn das Herz nur schwarz ist, so hat's mit der Weste nichts zu sagen.

45. Das rauhe Haus.

Was mag das für ein Haus sein? Denkt der Gevatter bei sich selbst, wenn er die Ueberschrift da oben liest;

denn die klingt nicht eben sanft und zart. — „Das ist gewiß so eine Spelunke, die den saubern Namen nicht umsonst führt, ein Räubernest oder ein verwünschtes Schloß oder dergleichen! Da wird's was zu lesen geben von Mord- und Spukgeschichten und sonstigen, grausigen Begebenheiten.“ So spricht der Gevatter und rückt mit dem Stuhl ans Licht und macht sich drauf gefaßt, eine recht schaurige Historie zu vernehmen, wobei Einem die Haare zu Berge steigen und das Herz im Leibe hinterm warmen Ofen zu frieren anhebt. Er hat sich aber diesmal verrechnet, der Herr Gevatter. Er hat nicht daran gedacht, daß man's nicht Jedem an der Stirne lesen kann, was hinter ihm ist, und daß das nicht bloß mit den Menschen so geht, sondern auch mit den Häusern, die die Menschen bauen. So, zum Exempel, wenn er in die Stadt kommt, so kann er meinetwegen an einem Haus mit großen Buchstaben geschrieben lesen: „Ausverkauf unter dem Preise!“ Ich will ihm aber nicht rathen, daß er sich auf das Wort verläßt und in so ein Haus hineingeht; er könnte sonst sein gutes Geld für schlechte Waare los werden; oder er geht ein Stück weiter, da heißt's: „Wirthschaft zum fröhlichen Mann.“ Wie er's aber genau besieht, so hat's schon manchmal traurige Gesichter gegeben, wenn Einer seinen letzten Kreuzer dahinein trug und daheim Frau und Kinder nichts zu reißen und zu beißen hatten. Item, man kann's nicht Jedem an der Stirne lesen, was hinter ihm ist, und es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Das ist ein Sprüchwort und auch ein wahr Wort! Zum Glück läßt sich das aber auch manchmal umkehren und auf die gute Seite wenden. So hat Mancher einen bösen Namen, und ist im Grunde nicht so schlimm: es sieht Mancher auswendig rauh und borstig aus und trägt dabei ein grundehrlich Herz in der Brust. Und das laß ich mir eher gefallen.

So ist's auch mit dem rauhen Hause, davon ich jetzt erzählen will. Wollte darum den Gevatter gebeten haben nur herzhaft herein zu treten: es soll ihm schon darin gefallen, ja er soll seine Freude und Lust dran haben. Doch werd' ich wohl ein wenig weiter ausholen und ihm sagen müssen, wann und wo und wie — daß er sich besser zurecht finden kann.

Die Stadt Hamburg ist ihm recht wohl bekannt, und wird ihm vom letzten Brande her, Anno 1842, in der Erinnerung sein. Es ist die größte deutsche Handelsstadt, liegt an dem Elbestuß, nicht weit davon, wo dieser Fluß in die Nordsee fällt. Da kommen jährlich viele hundert Schiffe aus fremden Ländern an und bringen ausländische Waaren aller Art herein; ebenso gehen auch viele Schiffe von da hinaus übers Meer in die weite Welt und nehmen manchen deutschen Wandersmann mit sich fort in die Fremde. Hamburg ist durch den Seehandel berühmt und groß und reich geworden; aber neben dem Glanz und Reichthum wohnt dort auch bitt're Noth und Armuth, und von vielen dieser Reichen und Armen heißt es: Sie leben ohne Gott in der Welt. Das ist Hamburg. — Vielleicht ist dem Gevatter dem Namen nach auch die Stadt Wandsbeck bekannt. Ist ein kleiner Ort, nicht weit von Hamburg, den man vermuthlich bei uns zu Lande niemals hätte nennen hören, wenn nicht vor 40—50 Jahren ein Mann dort gelebt hätte, der sich den „Wandsbecker Boten" nannte und eigentlich Matthias Claudius hieß, ein gar treuer, wackerer Mann, der's aus dem Grund heraus verstand, mit dem gemeinen Mann zu reden und fürs liebe deutsche Volk zu schreiben. Seine Briefe an seinen Freund Andres sind gedruckt, und ich wollte, der Gevatter könnte sie einmal zu lesen kriegen. Auch hat der Mann gar manches schöne Lied erfunden, das heute noch gesungen wird, wo er selbst schon lange todt ist; zum Exempel das Lied: „Der Mond ist aufgegangen" u. s. w., oder das andre: „War einst ein Riese Goliath" u. s. w., oder: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben" u. s. w. — Der Mann war aus Wandsbeck und daher ist Wandsbeck bekannt. —

Wenn man nun von Hamburg nach Wandsbeck hinausgeht und allenfalls eine Stunde Wegs gewandert ist, so stößt man auf ein Gehöft, das sieht nicht aus, wie ein Bauernhof, denn dazu sind die Scheuern und Ställe zu klein; auch kann es kein Freihof sein, dafür fehlt das Schloß und der Park und was sonst die großen Herren zu ihrem Staat und Plaisir brauchen. Es ist ein Dutzend Häuser, Gebäulichkeiten, groß und klein durcheinander, in

einem schönen, großen Garten, der mit einem lebendigen Zaun umgeben ist. Um den Garten herum liegen gut gebaute Felder, und eine Menge Obstbäume ist in langen, graden Reihen aufgepflanzt. Tritt man durch die Felder in den Garten und aus dem Garten in die Gebäude, so sieht man überall junges Volk, Buben und Mädchen, sauber gekleidet, mit fröhlichen Gesichtern, die alle ihr besonderes Geschäft und ihre Arbeit haben. Erwachsene Männer und Frauen führen die Aufsicht dabei. Die munteren Lieder, die sie bei der Arbeit singen, der gute Geist, der hier wohnt, die musterhafte Ordnung, die überall herrscht, macht Einem das Herz weit und froh, wenn man das Alles sieht. —

Das ist das rauhe Haus, eine Rettungsanstalt für arme, verwahrloste und verkommene Kinder, die hier aufgenommen, an Leib und Seele erzogen und zu frommen und nützlichen Menschen gebildet werden. Damit ist zugleich eine Musteranstalt für solche junge Leute verbunden, welche ihre Kräfte und Dienste in Gefängnissen, Krankenhäusern, Zuchthäusern der armen Menschheit widmen wollen. —

Es sind noch keine fünfzehn Jahre her, da stand auf dem Fleck, wo jetzt die blühende Anstalt sich erhebt, weiter nichts, als ein kleines, einstöckiges Häuslein mit einem Strohdach. Es gehörte sammt dem Grund und Boden drum herum einem wohlhabenden Hamburger Bürger, der es an eine ganz geringe Haushaltung vermiethet hatte. Von Alters her hieß der Platz: „Das rauhe Haus in Horn." Der Name ist geblieben, aber aus dem Ort ist seit dem etwas Andres geworden. Wie das kam, soll nun berichtet werden.

Schon droben habe ich gesagt, daß in der großen, reichen Stadt Hamburg auch viel Armuth und Elend zu finden sei. Die Schuld davon trägt nicht bloß der Brand, der die Stadt vor 6 Jahren heimsuchte; auch nicht die große Theuerung der letzten Jahre allein, sondern das lockere, leichte Leben, das viele Leute führen. Arme und reiche müssen durch einander sein, das ist eine alte bekannte Sache; daß es aber heutiges Tages so unbeschreiblich viel

Armuth und Elend in der Welt gibt, und daß dieß mit jedem Jahre erschrecklich zunimmt, das hat seinen Grund in dem Leichtsinn und der Gottvergessenheit, womit viele Tausende in den Tag hineinleben.

Da heißt's denn endlich: Wie man's treibt, so geht's, und was der Mensch werth ist, das fährt wider ihn. Doch soll sich Niemand dadurch abhalten lassen, der armen Menschen, die im Elend vorkommen, sich zu erbarmen. Wo das Elend wächst, da soll auch die barmherzige helfende Liebe wachsen und vornehmlich da retten helfen, wo die größte Noth und Gefahr ist, nämlich an der Seele.

Diese Liebe war's, durch welche in Hamburg vor fünfzehn Jahren ein kleiner Verein von Männern entstand, denen die Noth ihrer Mitmenschen zu Herzen ging. Sie gehörten allesammt nicht zu den Reichen und Vornehmen; es mußte Jeder sehen, wie er sich ehrlich ernährte und herumschlug. Aber sie hatten ein warmes Herz für ihre leidenden Brüder, und das ist mehr werth, als Geld und hoher Titel, und hilft auch weiter. Diese Männer nahmen sich vor, in die Hütten der Armen zu gehen und sich ihrer Noth freundlich anzunehmen. Vornehmlich die armen Kranken wollten sie besuchen und ihnen auf ihrem Schmerzenlager liebreich Trost zusprechen. Sie nannten sich deshalb den Besuchs-Verein. Dann wollten sie monatlich zusammenkommen und sich untereinander von ihren Erfahrungen Bericht geben. Aber ach, welche Erfahrungen mußten diese Männer machen! Sie fanden das Elend größer, als sie sich jemals hätten denken können. So erzählt Einer von ihnen folgendes: Eines Tages trat ich in eine jämmerliche Hütte, die in einem engen Hofe gelegen war. Kein Geräth im Haus, in der Küche, in der Stube. In der letztern fand ich acht Personen. Ein großer, zwanzigjähriger Mensch lag auf einer Pritsche hingestreckt, fast nackend, vom Hunger aufgezehrt; in der Mitte der Stube auf dem Boden ein vierzehnjähriges Mädchen, mit nichts Anderem bekleidet, als mit einem kattunenen Lumpen ohne Hemd; am Fenster die Mutter, hungrig und entblößt vom Nothwendigsten an Leib und Seele. Um diese Mutter her einige kleinere Kinder. In der Ecke lag der siebzigjährige Vater, ein Strohbündel

unter seinem grauen Haupte, ohne weitere Bettung, ächzend und stöhnend, ein Greis, der grade in dem Augenblick mit dem Tode rang. Auf meine Frage: Wie heißt ihr armen Leute? erwiederte die Frau: Dieser mein Mann ist der Doctor N. N. — Seine vierzehnjährige Tochter schalte ein Apfelstück, das sie auf der Straße gefunden hatte, und reichte es auf einer Scherbe dem Vater zur letzten Erquickung. Schon am Nachmittage verschied der Unglückliche. Nach diesem Todesfall ist jedes Mittel zur Ausbulfe für die Familie angewendet worden; die Kinder wurden in die Schulen geführt, den Erwachsenen wurde Arbeit angeboten. Das Ende aber ist der immer tiefere Verfall gewesen, bis die ganze Familie im Festhalten der frechsten Sünden auseinander ging und, wer weiß wohin? verschlagen ist. — Dergleichen hatten die Mitglieder des Vereins sich allemal zu berichten, so oft sie zusammenkamen. Sie fanden in der großen Stadt Hamburg ein namenloses und bodenloses Elend. Je mehr sie sich nun angelegen sein ließen, dieses Elend zu lindern, deste mehr lernten sie einsehen, daß sie es bei der Wurzel anfassen, daß sie das Uebel an der Quelle zustopfen müßten, das heißt, daß sie den Anfang machen müßten mit den verwahrlosten Kindern. Die verkommene Jugend mußte wieder zu christlicher Zucht und Sitte, zu Fleiß, Ordnung und Gottesfurcht erzogen werden. Es war am 8. October 1832 als die Männer wieder im Hause eines Vereinsmitgliedes, eines Schullehrers, versammelt waren. Da wurde zum ersten Male dieser Gedanke laut: Wir müssen die Kinder der Armen aus dem Elend retten, wir müssen ein Rettungshaus haben! Aber woher die Mittel nehmen? Das war jetzt die Frage; wahrlich keine geringe, sondern eine sehr große Frage. Bei so einer Frage, liebe Freunde, muß man, ehe man sich bei den Menschen auf der Erde umsieht, hinauf zum Himmel sehen. So ein Werk muß mit Gott angefangen werden, soll's anders Bestand und Fortgang haben und zum Zwecke kommen. Das wußten diese Leute auch. Darum gaben sie sich, ehe sie dießmal aus einander gingen, das Wort, es solle ein Jeder daheim bei sich selbst und vor Gott wohl überlegen, was sie hier mit einander besprochen hätten, und wenn sie dann im

Monat November wieder zusammenkämen, dann wollten sie darüber Antwort geben, was der liebe Gott ihnen ins Herz und in den Sinn gegeben hätte.

Aber noch ehe der November kam, trug sich etwas Wichtiges zu. Eines Tags, es war am 25. October, saß eines der Mitglieder des Vereins an seinem Schreibtisch und war beschäftigt mit Schreiben, als ein ihm fast unbekannter Mann zu ihm hereintrat mit 100 Thalern in der Hand und sprach: Die sollen für eure Armen sein; aber ich wünsche, daß das Geld wo möglich für eine fromme Stiftung verwendet werde, am Liebsten für eine solche, die noch im Entstehen ist. Erstaunt und fast erschrocken, sah der Freund den Geber an. Das war ja ein Zeichen von oben: das war das Handgeld für das neue Rettungshaus. Nun mußte der Empfang der 100 Thaler öffentlich bescheinigt werden, und weil in dem Besuchsverein fast lauter unbekannte, unbemittelte Leute waren, so mußten sie sich nach einem Manne umsehen, dessen Namen öffentliches Ansehen und Gewicht hatte, damit er für die richtige Verwendung des Geldes Bürge würde. Sie wendeten sich deßhalb an einen angesehenen Rathsherrn der Stadt Hamburg, der auch als ein frommer und menschenfreundlicher Herr bekannt war, und baten ihn, er möchte seinen Namen auch unter die öffentliche Anzeige von dem Gelde setzen. Das that er gern, ja er that noch mehr, er sagte: Ich bin zum Verwalter eines Testamentes bestellt, das ein hiesiger Bürger vor mehreren Jahren gemacht hat. In diesem Testamente sind 17,000 Mark für ein künftiges Rettungshaus ausgesetzt. Diese 17,000 Mark biete ich Euch hiermit an für Euer Rettungshaus. Eine Mark beträgt 12 Silbergroschen oder 42 Kreuzer, und somit hatte der Verein, der im Anfang Octobers 1832 noch über keinen Kreuzer Herr war, zu Anfang November desselben Jahres schon ein Sümmchen von 11,500 Gulden beisammen, und damit ließ sich etwas machen. Daß bei den schönen Aussichten den guten Leutchen die Flügel schnell gewachsen sind, das kann sich Jeder denken, ohne daß ich's ihm sage. Im Januar 1833 fingen einige dieser Freunde an, ein Volksblatt zu schreiben, und gaben ihm Namen: „Der Bergedorfer Bote." Darin erzählten sie der Welt,

was sie vorhätten, und baten um weitere Unterstützung. Kaum waren die ersten Blätter in die Welt hinausgegangen, so kamen auch schon von verschiedenen Seiten kleine und große Gaben, als liebliche Früchte, herein. Eine wohlthätige Frau schenkte 100 Mark; Dienstmägde legten ihre Sparpfennige zusammen, und ein Schuhmachergeselle brachte einen Beutel voll Gold und Silber, woran er viele Jahre lang gesammelt hatte — Es ging Alles so gut, als ob das alte Sprüchwort hier einmal nicht wahr sein sollte: Aller Anfang ist schwer. Doch das schwere sollte noch kommen. Es war nun Zeit, daß man sich nach einem passenden Haus für die Rettungsanstalt umsah; in den Vorstädten Hamburgs, vor den Thoren der Stadt wurde eifrig gesucht. Aber es wollte sich nichts finden. Ueberall Hindernisse und unübersteigliche Schwierigkeiten, in dieser Verlegenheit ging einer von den Gliedern des Vereins hinaus aufs Land, wo ein reicher und wohlwollender Mann wohnte, welcher versprochen hatte, er wolle mit Rath und That bei der Hand sein. Als die Zwei lange Rath gehalten, und hin und her überlegt hatten, ging der Mann zur Stube hinaus ohne ein Wort zu sagen: er kam aber bald wieder und legte ein Papier auf den Tisch, darauf war sein ganzer Landsitz, genannt im Hamm am Horn ausführlich abgebildet. Er deutete mit dem Finger auf einen Fleck und sagte: Das Stück Feld schenke ich dem Rettungshaus, das Ihr einrichten wollt. Der Platz war hart an der Wandsbecker Straße gelegen, wo man eine weite Aussicht in die ganze Gegend hatte; ein wunderschöner Platz, den Gott dazu gemacht zu haben schien, um ein recht liebliches Rettungshaus darauf zu stellen.

Nun hatte es freilich den Anschein, als wäre man über alle Berge, und die Vereinsglieder sprachen unter einander: Was fehlt uns nun noch? Wir haben nur zu nehmen gebraucht, was uns in den Schooß fiel; wir haben in drei Monaten gute Freunde, Gold und Silber und Land gefunden. Aber noch immer sollte ihr Glaube auf eine schwere Probe gestellt werden. Mitten in die Freude hinein kam die Hiobspost, das Testament mit den 17,000 Mark werde angefochten und solle umgestoßen

werden: von dem Gelde werde wohl wenig oder nichts in ihre Hände kommen. Das war Eins; dazu kam, daß der Rathsherr, der das Testament verwaltete, in eine schwere Krankheit fiel und nichts thun konnte. Mit dem geschenkten Platz war nun auch nichts zu machen, denn das Bauen kostet Geld; Geld aber war nicht da. Da zeigt sich der Mann, der das Feldstück geschenkt hatte, noch einmal als Freund in der Noth. Er war an einem Sonntag Nachmittag auf seiner Besitzung zu Horn bis an das äußerste Ende hinausgegangen. Dort stand ein kleines Haus, das er vermiethet hatte. Er geht hinein und fragt die Miethsleute, ob sie vielleicht sich dazu verstehen wollten, den Contract aufzuheben und vor Ablauf der Miethszeit, am Besten jetzt gleich, auszuziehen: da sie ihre Einwilligung gaben, so war sein Entschluß gefaßt. Sogleich schreibt er nach Hamburg, dieß Haus, genannt „das rauhe Haus in Horn" wolle er dem Vereine schenken. Er denke, daß es für ein Rettungshaus sich passe. Unter einem Strohdach habe es einige Zimmer: daneben liege ein tiefer Brunnen, der von einem schönen Kastanienbaume beschattet werde. Ein Garten, ein Gehege und ein Fischteich fehle auch nicht. Uebrigens sollten die Freunde kommen und selber zusehen. Die ließen nicht lange auf sich warten, nahmen das Geschenk mit Freuden an, und während der bisherige Besitzer das Haus für die neuen Bewohner einrichten ließ, schickten diese sich an, davon Besitz zu nehmen. Jetzt wurde auch der Proceß wegen des Testaments gewonnen und die 17,000 Mark flossen bis auf den letzten Stüber in die Kasse des Vereins. Mit Dank und Freude sahen die Glieder des Vereins sich am Ziel ihrer Wünsche, am Anfang ihres Werkes. Schon am 1. November des Jahres 1833 zog der neue Inspector für das Rettungshaus mit seiner Mutter ein; nahm gleich drei arme Knaben auf, und die Rettungsanstalt des rauhen Hauses in Horn war gegründet. Zu den ersten drei kamen bald neun andre Knaben; noch in demselben Jahre wurde das erste Dutzend voll. Sie hätten gerne noch mehrere aufgenommen, wenn sie nur Raum im Hause gehabt hätten. Als aber das nächste Frühjahr kam, da fragte der Inspector seine zwölf Knaben, ob sie wohl mit

Hand anlegen wollten, um sich ein neues Haus zu bauen, um dem zweiten Dutzend armer Knaben im alten Hause Platz zu machen? Mit Jubel ward der Vorschlag angenommen, und sogleich halfen die Bewohner des rauhen Hauses dem Zimmermann und Maurer bauen, daß es eine Lust war. Schon am 16. April 1834 war der Giebel vom neuen Hause aufgerichtet, und am 20. Juli stand das ganze Haus fertig da, daß man's einweihen und bewohnen konnte. Und so ging's reißend und schnell vorwärts. Mit jedem halben Jahre meldeten sich neue Gäste; mit jedem Jahre entstand irgend ein neues Gebäude. Der Garten dehnte sich aus, und fing an unter der Arbeit so vieler fleißigen Hände herrlich zu gedeihen. Neue Aecker um die Anstalt herum wurden angekauft, Bäume gepflanzt, Zäune geleitet, Gräben gezogen, Walle und Hügel abgetragen, so daß das rauhe Haus mit seinen mannigfaltigen Anlagen und Anstalten, mit seinen Bewohnern groß und klein, mit der emsigen Geschäftigkeit, die darin waltet, einer volkreichen Gemeinde zu vergleichen ist. Diese ganze Gemeinde von 150 Menschen ist aber doch wieder nur eine einzige Familie, durch welche ein Geist hindurchwebet; in welcher eine Seele lebt und die auf das Innigste mit und unter einander verbunden ist.

Der Vorsteher oder Inspector, ein junger Geistlicher, ist der Hausvater und heißt auch so; Alle, die ins rauhe Haus aufgenommen werden, sind seine Kinder, und er nennt sie auch so und regiert sie mit liebreichem, väterlichem Sinn. Ihm zur Seite steht als Vorsteherin über alle weiblichen Mitglieder des rauhen Hauses und über die Haushaltung, seine Frau, die ist die Hausmutter. Unter ihm stehen seine Oberbrüder und Helfer, die so heißen, weil sie ihm das Ganze im Einzelnen leiten und regieren helfen. Jedesmal zwölf Kinder, die Knaben für sich und die Mädchen für sich, wohnen zusammen in Einem Hause und haben einen Vorsteher oder eine Vorsteherin, die mit ihnen wohnen und leben, essen und arbeiten. Jedes Kind, das ins rauhe Haus aufgenommen wird, bekommt eine Beschäftigung zugewiesen, die am Besten für dasselbe paßt. Für die Knaben sind in einem großen Arbeitshause Werkstätten verschiedener Art eingerichtet, wo sie schustern und schnei-

dern, hobeln und drechseln, Wolle spinnen, Bücher binden und drucken lernen. Die Mädchen lernen unter ihrer Hausmutter und den Vorsteherinnen kochen und waschen, nähen, sticken, stricken, melken und buttern. Die ganze, große Landwirthschaft des rauhen Hauses wird von den Zöglingen verwaltet; da sieht man Einige graben und backen, ackern und säen; Andre dreschen und fegen das Getreide; Andre backen das Brod — kurz — es ist drauf abgesehen, daß nicht nur Alle und Jeder seine Beschäftigung habe, und sie auch etwas für ihr künftiges Leben lernen, sondern daß die ganze Anstalt mit der Zeit sich selbst erhalten, oder wenigstens die nöthigsten Arbeiten selbst verrichten kann. Weil's aber in dem guten, alten Sprüchwort heißt: Bete und arbeite, und weil man im rauhen Hause nicht bloß nützliche Weltburger, sondern auch selige Himmelsburger erziehen will, so ist das Gebet, die gemeinschaftliche Andacht, der Unterricht im Christenthum eine Hauptsache. In jeder Familie wird der Tag mit Gebet begonnen und geschlossen. Eine schöne kleine Kirche mit Thurm, Glocke und Orgel vereint zu bestimmten Zeiten alle Hausbewohner zur Andacht; alle wichtigen Gedenktage des rauhen Hauses werden besonders gefeiert; zum Anfang und zum Schlusse jedes Monats ist eine besondre Feierlichkeit; jeder Geburtstag, Tauf- oder Namenstag, sowie der Tag der Aufnahme ins rauhe Haus wird mit hineingeflechten in die gemeinschaftlichen Andachten. So bleiben Alle nicht nur untereinander und mit dem ganzen Hause innig verbunden, sondern das Herz wird auch stets zu Gott hingelenkt, als von dem alle gute und vollkommene Gabe herabkommt. Die tägliche Hausordnung aber ist diese: Morgens um fünf Uhr und im Sommer noch früher, erhebt sich das ganze Haus. In jeder Familie spricht dann der Vorsteher oder die Vorsteherin das Morgengebet. Dann gehen die Knaben zum Bad in einen großen Teich, der mitten im Garten ist. Dann kommt eine Unterrichtsstunde. Um sieben Uhr versammeln sich Alle in der Kirche zur Andacht. Gesang, Gebet und die drei ersten Hauptstücke des Katechismus, sowie Auslegung und andächtige Betrachtung des Wortes Gottes — das ist der Gottesdienst. Dann wird gefrühstückt, was eine

halbe Stunde währet. Darnach geht die Arbeitsvertheilung vor. Die Familien lösen sich: die Knaben gehen in die verschiedenen Werkstätten der Tischler, Schneider, Schuhmacher, Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. Die Mädchen besorgen die Haushaltung, die Küche und die Wäsche. Um zwölf Uhr findet sich Jedes in seiner Wohnung unter seinem Familienvorsteher wieder ein. Dann wird gebetet und an den Tisch gegangen. Das Essen ist einfach, aber gut und reichlich: ein Jeder genießt soviel er will. Nach dem Essen ist Erholung und Spiel auf den freien Plätzen, die vor den einzelnen Häusern liegen; daneben liegt das Gärtchen für jede Familie, wo jedes Kind sein Beet hat, das es pflanzt. Um ein Uhr geht's wieder an die Arbeit, bis um halb fünf die Vesperglocke lautet. Darnach ist bis zur Abendandacht im Sommer Arbeit, im Winter Unterricht. Die Kinder werden unterrichtet im Schreiben, Lesen, Rechnen, biblischer und Weltgeschichte. Mit besonderer Liebe wird im rauhen Hause der Gesang gepflegt, der ernste, wie der heitre Gesang. Alle ohne Unterschied, groß und klein, nehmen daran Antheil. Gesang tönt im rauhen Hause durch Alles hindurch: er gibt der Arbeit die Freude, der Ruhe die Bewegung, der Andacht die Erhebung. Schöner kann man kaum an einem andern Ort geistliche und weltliche Lieder singen hören, als im rauhen Hause. So gehen die Tage fröhlich und gesegnet für die Bewohner des rauhen Hauses dahin, und der gute Samen christlicher Zucht und Sitte, Ordnung und Gottesfurcht wird in die jugendlichen Herzen der Kinder ausgestreut. Schon manche liebliche Frucht ist da gewachsen; schon manches arme, verkommene Kind hat dort den Weg gefunden zum wahren zeitlichen und ewigen Wohle, und immer weiter hinaus in die Kreise der Welt, in die Wohnungen des menschlichen Elends verbreitet das rauhe Haus seinen Segen.

Gott sei mit diesem Hause und seinen Bewohnern! Er wolle mehr solche rauhe Häuser auf Erden bauen, damit des Elends immer weniger, des wahren Wohls und Friedens unter den Menschen immer mehr würde!

So wärst du denn wieder geschlossen für ein Jahr, du meine liebe Spinnstube, und Gott hat Kraft, Gesundheit und Lust dazu beschert. Ich habe dich warm in meinem Herzen getragen, und von dem warmen Herzen gehst du in die Welt, zu den lieben Freunden, die dir die Thüre öffneten und dich freundlich aufnahmen. Geh' mit Gott! Stifte Gutes, warne, mahne, lehre nach oben schauen, wo Aller Vater lebt, waltet und segnet. Bringe Allen meine Grüße, meine besten Wünsche, meinen Segen!

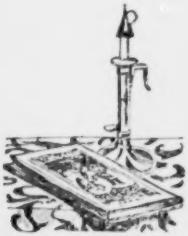

Der Jahrgang 1846 der Spinnstube ist vergriffen. Von den Jahrgängen 1847 und 1848 sind Exemplare à 12½ Sgr. oder 45 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im selben **Verlage** sind folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen, die in keiner Volkslesebibliothek fehlen sollten.

a) **Gemeinnützigen Inhalts:**

Kolges, V., Bibliothek der gesammten Weinbau-, Weinbereitungs- und Weinerziehungskunde, erläutert durch die bewährtesten Grundsätze der vegetabilisch-organischen Chemie. Ein önologisches Real-Wörterbuch, bearbeitet für Weinbauer, Weinerzieher, Weinhändler u. s. w., und als Leitfaden für Alle, welche sich sowohl dem praktischen, als auch dem naturwissenschaftlichen Studium der gesammten Weinbaukunde zu widmen streben. gr. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Böttger, Dr. R., das Galciumsulfhydrat. Ein neues, vollkommen unschädliches, außerordentlich schnell wirkendes und von Jedermann leicht darzustellendes Haarvertilgungsmittel. Gerbern, Pergamentern, Thierärzten u. s. w. aufs angelegentlichste empfohlen. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 8. 10 Sgr. 36 kr.

— — **Neuere Beiträge zur Physik und Chemie.** gr. 8. Geh. 18¾ Sgr. fl. 1.

— — **Materialien zu Versuchen für chemische und physikalische Vorlesungen. Mit in den Text eingedruckten Figuren.** gr. 8. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Friedleben, Dr. Th., Leitfaden zum Unterricht in den kaufmännischen Buchhaltungen. 8. Geh. 11¼ Sgr. 36 kr.

— — Leitfaden zum methodisch-praktischen Unterricht in der Formlehre und der gemeinen Geometrie. Zunächst für Bürgerschulen. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. 15 Sgr. 54 kr.

— — Kalenderbuch. Vollständig ausgeführt für die beiden christlichen, den jüdischen und türkischen Kalender, einschließlich der chronologischen Kennzeichen und Zirkel eines jeden Jahres, von 1701 bis 2000, und vom Jahr 1 bis 2000, für die christliche Zeitrechnung, nebst einer vergleichenden Uebersicht des Kalenders der ehemaligen französischen Republik. Geordnet nach den Terminen der christlichen Osterfeier, mit angefügten astronomischen Notizen und gemeinüblichen Kalender-Anzeigen. 22½ Sgr. fl. 1. 12 kr.

Friedleben, Dr. Th., populäre Experimental-Physik zum Gebrauch gemeinfaßlicher Vorträge und zum Selbstunterricht für denkende Freunde der Naturwissenschaft und gebildete Gewerbtreibende aller Classen. Mit 12 Steintafeln. Zweite, nach dem neuesten Standpunkt der Physik, gänzlich umgearbeitete, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Poppe, Dr. und Professor, J. H. M., die Wand-, Stand- und Taschenuhren. Ihr Mechanismus, ihre Erhaltung, Reparatur und Stellung. Mit einem Anhange über das Perretuum Mobile und noch einige andere besonders merkwürdige Uhren. Ein Taschenbuch für Uhrmacher, Uhrenbesitzer und jeden Liebhaber der Mechanik. Mit 5 Kupfertafeln. Zweite vermehrte Auflage. 12. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Reich, Dr. J. A. v., Hülfs-Vorschläge, wie den Unterthanen nach erlittenen Kriegs-Trangsalen, Fruchtheuerung und Hungersnoth, so wie den Verunglückten, welche durch Hagel- und Wasserschäden gelitten haben, oder durch schreckliche Ueberschwemmungen ihrer Fruchtfelder oder deren Ertrag beraubt werden, wieder auf das Schleunigste aufgeholfen werden kann, und welche Mittel anzuwenden sind, wodurch dergleichen unglücklichen Ereignissen für die Zukunft vorgebaut werden kann. Und zwar: Insbesondere natürliche Vermehrung der Getreide-Ernten und dadurch zu bewirk. de Erhöhung des National-Reichthums und Abwendung künftiger Hungersnoth bei steigender Volks-Vermehrung. Ingleichen Vorschläge, wie durch weise Gesetze eine große Quantität Früchte unschädlich dem wirthschaftlichen Betrieb zum Brodgenuß ohne Verkürzung Anderer erhalten werden kann. Mit 5 Tabellen. 8. Geheftet 7½ Sgr. 24 kr.

Nößler, Fr., Münzwardein, praktische Anleitung zur galvanischen Vergoldung und Versilberung. 8. Geheftet. 10 Sgr. 36 kr.

Walker, G., Anweisung zum Schachspielen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schiereck. 2 Theile mit einer Zeichnung. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Ravenstein, A., Turnbüchlein. Leitfaden zur Lehre und Uebung der Turnkunst in jeder Altersstufe und für beide Geschlechter. Dritte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 10 Sgr. 36 kr.

Anweisung zur Herstellung vollständiger Schußhaltigkeit der Kugelbüchsen, bei gleichzeitig erleichtertem Pflastern der Kugel durch Beschreibung einer erprobten Ladung. Nebst einem Anhang über die Verfertigung der Schießbaumwolle. Von einem erfahrenen Schützen. 7 Sgr. 24 kr.

Cassel, B., praktischer Rathgeber bei dem Kleinhandel und Gewerbebetrieb. Vollständige Anleitung zur gründlichen Führung dieser Geschäftszweige im Rechnen, in Wechselbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnissen, sowie über Wechsel- und Coursrechnung, im Briefschreiben, in der einfachen sowie in der gewerblichen Geschäfts- und Buchführung. Mit erläuternden Tabellen für Comptoiristen, Kleinhändler, Handwerker, Sonntags- und Gewerbschulen. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Baulexikon von G. F. v. Ehrenberg, Professer und Architekt. Erklärung der im gesammten Bauwesen am häufigsten vorkommenden technischen und Kunstausdrücke. Für Baumeister, Künstler, Ingenieure, Baubandwerker, Mühlenbauer, Bauunternehmer, Feldmesser, Oekonomen, Staats- und Geschäftsmänner. Herausgegeben von G. Knoblauch und L. Hoffmann, Baumeister in Berlin. Mit 11 lithographirten Tafeln. In Lieferungen. Rthlr. 4. 24 Sgr. fl. 8. 24 kr.

Heckler, J. B., der Rheingauer Weinbau, aus selbst eigener Erfahrung nach der Naturlehre systematisch beschrieben, nebst Anhang: über Weinbehandlung, Gebrechen der Weine und deren Verbesserung. Geh. 15 Sgr. 48 kr.

Herr, A., Handbuch der Mineralogie, oder Anleitung, die Mineralien auf sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 8 Tafeln. Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 kr.

Lenz, A. F., Hofgärtner, die Zierpflanzen der Zimmer und Pflanzenhäuser. Beschreibung der Verkenntnisse zur Pflanzen- und Blumencultur und alphabetische Aufzählung aller in- und ausländischen Land- und Torf-Pflanzen, ihre Vermehrung, Behandlung und Verwendung. 2 Theile. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Kochbuch, Neuestes Frankfurter, enthalten 42 Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als Anderthalb Tausend Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maas und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, das Dressiren und Zwicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisetafeln, und einem Anhange: Vorschriften über das Tranchiren. Herausgegeben von W. Schünemann, ehem. erstem Koch im Gasthof zum „weißen Schwan" in Frankfurt am Main, nunmehr Besitzer einer Restauration. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Wild's praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, der Oekonomie, des Luxus und des Handels. Aufs Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von **Dr. Dolliar.** Sechste Auflage. Mit 3 Tafeln und 5 Figuren. 2 Theile. 26 ½ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Rhode, F. L., deutsch-französisch-englisches phraseologisches Handbuch der Handelscorrespondenz und des Geschäftsstyls. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Cartonirt. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Schwenck, Dr. K., Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Dritte vielverbesserte und vermehrte Ausgabe. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 48 kr.

b) Unterhaltenden Inhalts.

Cooper, James Fenimore, sämmtliche Werke. 1—240s Bändchen. 12. Rthlr. 13. 20 Sgr. fl. 24.

Braun, J., deutsche Balladen, Romanzen und Erzählungen. Mit historischen, literar-historischen und ästhetischen Anmerkungen herausgegeben. Schulausgabe. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

— — Ausgabe auf weißem Druckpapier Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Gersbach, Jos., Wandervögelein oder Sammlung von Reiseliedern, nebst einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierstimmigen Tonweisen. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.

Gruner, G. A., Friedemann und die Seinen, oder das Gottesreich auf Erden. Ein Familienbuch zur Veredlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. 4 Theile. gr. 12. Geh. Rthlr. 3. 10 Sgr. fl. 6.

Haas, Dr. A., zur Geschichte der Zschokkestiftung für Erweckung und Verbreitung volksveredelnder Schriften und Begründung von Volksbibliotheken. Erster Jahresbericht. gr. 8. 10 Sgr. 30 kr.

Haupt, Th. v., unsere Vorzeit, eingeführt durch Heinrich Zschokke. 12. Geh. 4 Bändchen. 15 Sgr. 48 kr.

Künzel, Dr. H., drei Bücher deutscher Prosa, in Sprach- und Stylproben, von Ulfilas bis auf die Gegenwart. (360 bis 1837.) 3 Theile. gr. 8. Cart. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Smidt, H., Schleswig-Holstein. Romantische Skizzen und Sagen. 3 Bände. Rthlr. 1 ½. fl. 2. 24 kr.

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1850.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Fünfter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten im akademiſchen Atelier für Holzſchneidekunſt in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte! (Mit Vignette.) 1
2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube 1849 . . . 3
3. Die Geſchichte des armen Scheerenſchleiferjungen. I—III. (Mit neunzehn Vignetten.) 5
4. Ein Räthſel. (Mit Vignette.) 97
5. Eine Anekdote 98
6. Prinz Lieschen. (Mit vier Vignetten.) 99
7. Altes Gold. (Mit Vignette.) 115
8. Eine Anekdote 116
9. Das Heinzelmännchen. Eine Geſchichte. (Mit Vignette.) 117
10. Ein Räthſel. (Mit Vignette.) 126
11. Wie einſt ein deutſcher Kaiſer lebendigen Leibes ſeinen Leichenzug angeführt hat 127
12. Der hatte Pulver auf der Pfanne! 131
13. Altes Gold. (Mit Vignette.) 132
14. Ein Räthſel. (Mit Vignette.) 134
15. Von Einem, der erſt ein treuer Diener war, und dann ein braver Herr wurde. (Mit Vignette.) . . 135
16. Statt des alten Goldes eine Frage 142
17. Von einem wackern Bauersmanne 142
18. Wie der Tabak zu uns kam, und das Tabakrauchen dazu. (Mit Vignette.) 149
19. Ein Räthſel. (Mit Vignette.) 159
20. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 160
21. Altes Gold. (Mit Vignette.) 161

Seite

22. Unverhofft kommt oft. Eine Geschichte. (Mit drei Vignetten.) 163
23. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 173
24. Der Reiche und der Arme. Ein Gleichniß. (Mit Vignette.) 174
25. Der brave Eckensteher. (Mit Vignette.) . . 177
26. Was Einer fertig bringen kann, wenn er will. (Mit fünf Vignetten.) 179
27. Ende gut, Alles gut. (Mit zwei Vignetten.) . . 196

Litterarische Anzeigen.

Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte!

Inniger, als jemals, grüße ich Euch, lieben Freunde in der Spinnſtube, mit dem jedem Chriſten theuern Gruße jetzt, wo ich wieder mit einem neuen Jahrgange in Eure Mitte trete. Seit ich die ernſten Worte an Euch im vorigen Jahrgange richtete — wie Vieles iſt anders geworden! Welche Ereigniſſe haben wir erlebt! Wie iſt Alles aus den altgewohnten, liebgewordenen Fugen gehoben und

gerissen! Welche Richtungen haben die Geister der Menschen genommen! Wie sind Ordnung und Gesetz, diese Grundlagen eines wahren Wohles, gestört! Wo ist das Ende dieser Bewegungen? Wann und wo wird der rollende Stein ruhig liegen bleiben? Als im Februar 1848 die heftigen Stürme aus Westen bliesen, — Ihr werdet Euch dessen erinnern — da kam es Manchen vor, als seien sie ein prophetisches Vorzeichen anderer, die Menschengemüther aufregender Stürme, die auch aus Westen kämen, denn da liegt das unruhige Frankreich. Und es war so. Diese Stürme kamen und zogen erschütternd durch die halbe Welt, warfen nieder und richteten auf, wie es Keiner von uns geahnt.

Ihr habt das Alles miterlebt; warum sollt' ich's wiederholen? In die stille, trauliche, gemüthliche Spinnstube gehört keine Zeitung, gehört kein breites Gerede über Krieg und Frieden, über Staatsverfassung und Einrichtung, und was dazu und nicht dazu gehört. Ueber solchen Dingen schlafen die Frauen und Mädchen ein, und wenn sich die Aeuglein schließen — hört die Hand zu spinnen auf. So soll denn auch meine Spinnstube von solchen Dingen nichts bringen. Warum? Ich hab's gesagt, und setze noch hinzu: die Spinnstube hat sich so, wie sie bisher war, gar viele liebe Freunde und Leser erworben. Denen will sie lieb und werth bleiben. Sollte der Spinnstubenschreiber seine eigne Meinung über diese Dinge sagen, so würde er ja doch nur Einem Theile seiner lieben Leser zu Gefallen reden; der Andere wendete sich ab, und man weiß es ja, daß in solchen Zeiten der Partheien, der Haß gar leicht an die Stelle der Liebe tritt.

Nur Eins möchte ich, nämlich: Gott bitten, daß Er unser theures, deutsches Vaterland schirme, schütze und segne! daß Er unser vielfach zerrissenes, deutsches Volk einig und groß mache; daß er unsre Fürsten erleuchte und heilige; daß er unsere rathenden und ordnenden Versammlungen regiere, damit sie *seines* Geistes voll werden, nicht an sich selber, sondern an das Volk und sein Glück, an das Vaterland und sein wahres Wohl denken; daß Er uns, seinem Volke, rechte Treue, Liebe und Gehorsam gegen Fürst und Vaterland, gegen Gesetz und Gerechtig-

keit gebe, daß endlich die Zeit des inneren Friedens wiederkehre, wo wir ein ruhiges und gottseliges Leben führen in aller Ehrbarkeit und Zucht; daß Er unseren Hausstand wieder segne mit Zufriedenheit; denen, die da Zwietracht säen, das Maul stopfe, und einen Jeden führe zur Einkehr ins eigne Herz, auf daß er Buße thue, und an sich selber anhebe mit der Besserung! Das walte Gott!

Mit solchem Sinne komme ich und mein Büchlein wieder. Nehmt's auf wie einen alten, lieben Freund, der es treu und redlich mit Euch meint!

---

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube 1849.

Räthsel genug! habt Ihr gewiß ausgerufen, als Ihr die Spinnstube von Anno 1849 in die Hand nahmt? Nun, Ihr habt's ja so haben wollen! Habt Ihr sie gleich errathen? Gewiß nicht eher, als ich! —

Seite 34 steht das Erste. Ach, das Heimweh ist ein bittres Leid! Wie Viele von den Armen, die in Amerika sind, mögen's haben — aber — da ist's, wie ich im Räthsel gesagt: Liegen Land und Meer dazwischen — armes Herz, wie arm bist du!

Seite 51 steht Eins, das ist das Mühlrad. Das lauft und kommt doch nicht von der Stelle, und der's treibt, ist das Wasser.

Seite 66 bedeutet's: die Luft. Da hab' ich an den labenden Abendwind im Sommer gedacht, wenn man Feierabend hat; an die wunderbaren Töne, wenn der Wind leise durch die Saiten eines Instrumentes zieht; an die leise Bewegung der Blätter, an das Wogen der Fruchtfelder; dann aber an den wilden Sturm und das Unheil, was er oft anrichtet. Die gute Lehre am Ende könnt Ihr alle brauchen. Leſt ſie noch einmal!

Seite 94 ist's der Mond. Gott behüte Euch, daß er Euch auf schlechten Wegen sähe! Der liebe Gott hat ihn als Wächter bestellt! —

Seite 124 ist's das Wort: Arm. Hast Du kräftige Arme, wohl Dir! Gebrauch' sie gut! Bist Du arm — sei's nur nicht durch eigne Schuld! Gott hilft! Mein Wunsch ist gut gemeint. Geb' Dir Gott gesunde Arme und Lust zur Arbeit, so hat's mit dem Armwerden gute Weile.

Seite 170 ist's: Hausrath. Meiner Treu', eine liebe, brave Frau ist der beste Hausrath im Hause!

Seite 171 ist's: der Korb. Mancher Junggeselle weiß aus trauriger Erfahrung, was es heißt: Einen Korb kriegen!

Seite 180 ist die kurze Antwort: Eine Waise, ein Waisenkind.

Seite 188 werdet Ihr gleich gesagt haben: Das ist Niemand anders, als der Kirchthurm. Der ist's auch und es paßt Alles. — Das Eine Auge ist das Zifferblatt. Das Herz von Eisen, das schlägt, ist die Uhr. Seine Stimme ist der Glockenschall, und das Vöglein auf dem Hut — dem Spitzdache nämlich — das ist der Hahn.

Seite 199 ist der Niemand. In jedem Haus, auch in meinem, zerbricht er Alles. Wenn nämlich etwas zerbrochen wird, will's Niemand gethan haben, und meine Frau sagt: der Niemand ist doch der ärgste Zerbrecher im Hause! Ich glaub', Ihr kennt ihn Alle!

Seite 207 ist's: der Vormund, seht nur das Wort recht an, so verstehet Ihr das Räthsel. Leider ist's häufig so, daß er nicht vor oder für spricht, sondern ißt und das Waisenkind hungert.

3. Die [illegible] des armen Scheeren[illegible]sjungen.

I.

Der Pfarrer Feldner, der lange Zeit Seelsorger an einem Strafarbeitshause war, wohnte seit einigen Jahren auf einem Dorfe, in dessen Nähe ein großes Eisenhüttenwerk lag, das zu der Pfarrei gehörte. Der Besitzer dieses Werkes, er hieß Paul Rottberg, war ein einfacher, biederer Mann, dem der Reichthum weder Geiz, noch Hochmuth eingegeben hatte. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, einfach in seinen Sitten, mild in seinem Urtheil, wohlthätig gegen Nothleidende, thätig für das Gemeinwohl, hatte er durch wahrhaft christlichen Sinn sich zu dem Pfarrer hingezogen gefühlt, und wie die Männer bald eng verbunden waren in treuer Freundschaft, so schlossen sich auch die Herzen der Frauen in Liebe an einander. Beide Familien lebten seitdem in einer innigen Gemeinschaft. Dorf und Hüttenwerk lagen sich nahe genug, um diese Gemeinschaft zu pflegen, denn nur wenige Hundert Schritte waren vom Pfarrhause zum sogenannten Herren-Hause, wo Rottberg wohnte. So verging denn selten ein Tag, wo sich nicht beide Familien sahen. Besonders im Winter pflegten sie die langen Abende in Gesellschaft zu verleben, und da waren es bald schöne, gute Bücher, welche die Zeit verkürzten, bald pflegten die Männer zu erzählen von ihren Reisen und Lebenserfahrungen.

So saßen sie denn einmal an einem Sonntag-Nachmittage bei einander und Frau Rottberg bat, daß der Pfarrer und seine Frau zum Nachtessen bei ihnen blieben, damit sie doch recht lange bei einander wären. Das wurde zugestanden, und behaglich saßen nun alle Vier um den warmen Ofen.

Die Männer hatten kurz vorher von der Strafarbeitsanstalt gesprochen, an welcher Feldner Seelsorger gewesen war. Rottberg nahm diese Unterredung wieder auf.

Ihr Beruf als Seelsorger in solch einer Anstalt, wohin doch nur der Auswurf der Menschheit gebracht wird, sagte Rottberg, muß doch wenig Erfreuliches gehabt haben?

Es ist wahr, sagte Feldner, ich habe betrübende Erfahrungen von menschlicher Verhärtung und Bosheit gemacht; allein ich kann doch auch, mit Dank gegen Gott, solche rühmen, wo eine gründliche Umänderung Statt fand. Eines Falles erinnere ich mich nicht ohne Rührung. —

O erzählen Sie uns den Fall, bat Frau Rottberg, und ihr Gatte stimmte mit ein.

Es mögen zwanzig Jahre her sein, hob der Pfarrer an, da wurde ein Mensch in das Arbeitshaus gebracht, der sich wie ein Rasender geberdete. Ich war damals noch nicht an der Anstalt, aber ich hörte von dem Verwalter, als ich eintrat, er habe ihn fesseln müssen. Nach und nach wurde er ruhiger, weil er keinen Branntwein mehr bekam, dem er auf eine unbeschreibliche Weise ergeben war. Eine Krankheit trat in Folge dieser gänzlich veränderten Lebensweise ein, und als er genesen war, blieb er stille, aber trotzig und störrig; wollte nicht arbeiten und sich fügen, und mußte oft die ganze Strenge der in der Anstalt eingeführten Zucht erleiden, ohne daß sie ihn besserte.

Als ich meine Arbeit in der Anstalt begann, war es mir darum zu thun, die frühere Geschichte der Sträflinge kennen zu lernen, um Anhalte für meine Einwirkung auf sie zu finden. Bereitwillig theilte mir der Verwalter Alles mit, was ihm zu Gebote stand, und was er selber wußte.

So lernte ich denn auch die Lebensumstände dieses Mannes kennen. Er war in seinem früheren Leben ein Scheerenschleifer gewesen, der mit seinem Kinde, einem

Knaben, umherzog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Diesen Knaben behandelte er wahrhaft unmenschlich, denn er mußte für sich sorgen, während der Vater den ganzen Verdienst in Branntwein vertrank, und kam dann der arme Knabe zurück, so schlug er ihn noch unbarmherzig. In der Nähe des Thores einer Stadt Westphalens mißhandelte er einst den Knaben, der in eine Glasscherbe getreten hatte. Vorübergehende nahmen sich des Knaben an, geriethen mit dem betrunkenen Vater in Streit, und die Folge war, daß er Mehrere gefährlich verwundete. So war er vor Gericht und in Folge des Urtheils in die Anstalt gebracht worden.

Im Gegensatze gegen das bisher gegen ihn beobachtete Verfahren beschloß ich mild und zutraulich mit ihm umzugehen und sein Vatergefühl zu wecken, um auf diesem Wege auf seine Besserung zu wirken.

Ich sagte das dem Verwalter, der mich auslachte. Bei so einem verhärteten Vagabonden und Säufer werden Sie schön ankommen, wenn Sie Gefühl suchen, sagte er.

Ich will's versuchen, war meine Antwort. Gelingt's so nicht, so wird mir Gott schon andere Wege zeigen.

Im Laufe der Unterredung mit dem Verwalter erfuhr ich, daß man ihn zum Wollspinnen gezwungen hatte. Ich bat, man möge ihm sein Schleifrad wiedergeben, da er ja, zumal in der Gegend viele Schneidewerkzeuge gemacht würden, in dieser Weise nützlich beschäftigt werden könne.

Obgleich der Verwalter großes Bedenken trug, dem heftigen Menschen Waffen in die Hand zu geben, so gab er doch endlich meinen Bitten nach.

So ging ich denn zu dem Sträfling. Ich hatte, nach der Beschreibung, einen riesig starken Mann erwartet; allein ich traf eine gebeugte Gestalt mit grauen Haaren. Die Gesichtszüge waren eingefallen, das Auge wässerig und matt — kurz alle die Früchte des Branntweintrinkens lagen vor meinen Blicken.

Gleichgültig, ja feindselig sah er mich an, und kaum erwiederte er meinen herzlichen Gruß. Ich hob damit an, daß ich ihm sagte, wie ich von ihm gehört, daß er ein sehr geschickter Schleifer sei, und fragte: ob er mir wohl ein Bartmesser schleifen wolle?

Mit unsäglichem Grimme rief er aus: Soll ich's etwa auf diesem verfluchten Spinnrade schleifen?

Ich sagte, daß ich gebeten habe, ihm das Spinnrad zu nehmen, und sein Schleifrad wieder zu geben, damit er seine gewohnte Arbeit wieder thue.

Er sah mich lange an. Allmählich wurden die Züge freundlicher. So sind Sie der Erste Mensch hier, der es wohl mit mir meint! rief er aus.

Gott weiß es, daß es so ist! sagte ich.

Er reichte mir die rauhe Hand dar und drückte sie. Ich will gerne arbeiten, sagte er, denn es geht mir gut in diesem Hause; aber spinnen mag ich nicht, das ist mein Tod!

Ich ließ ihm das Schleifrad bringen. Er sah es mit dem Ausdrucke der Wehmuth an; dann schliff er mein Messer. Als es geschehen war, sagte er: Ach, Herr Pfarrer, machen Sie doch, daß sie mir's nicht mehr nehmen.

Das gelobte ich ihm unter der Bedingung, daß er sich brav, stille, gehorsam und fleißig aufführe. Er gab mir die Hand darauf.

Nun begann ich von seinem früheren Leben mit ihm zu reden, sprach von seinem Kinde, und hatte die Genugthuung, daß er weich wurde. Gottlob, sagte ich zu mir, nun ist die Bahn gebrochen. Und sie war es. Jeden Tag besuchte ich ihn, und jeden Tag ging ich froher von ihm weg. Es gelang mir, ihn zur Erkenntniß seiner Sünden, zur Reue, zur Besserung zu führen; aber seine Kraft war gebrochen, die Wassersucht, die gewöhnliche Folge des Branntweintrinkens, warf ihn aufs Siechbette. Eins beschäftigte ihn hauptsächlich, sein Kind. Ich stellte die genauesten Nachforschungen an, aber jede Spur verlor sich von dem Augenblicke an, wo der Knabe seinem Lehrherrn entsprungen war. Nach langen und schweren Leiden starb er mit dem Segensgebete für sein Kind auf den Lippen, und ich habe den Trost, daß er selig entschlafen ist.

Während der Erzählung des Pfarrers war Rottberg sichtlich ergriffen. Mit jedem Worte, das er schier dem Pfarrer von den Lippen wegsah, nahm seine Erregung und die seiner Frau zu. Als der Pfarrer endlich seine Erzäh-

lung schloß, liefen Thränen tiefen Ergriffenseins über seine Wangen. Er faßte heftig des Pfarrers Hand und rief: Wie hieß der Mann?

Paul Werner, sagte der Pfarrer nicht ohne Erstaunen.

Es war mein Vater! rief da Rottberg aus und rang die Hände. Ach warum konnte ich nicht sein Alter erheitern, ihm das Auge zudrücken!

Ihr Vater? fragte der Pfarrer voller Erstaunen. Mein Gott, wie ist das möglich?

Rottberg war aufgestanden und hinausgegangen. Seine Frau folgte ihm.

Nach einiger Zeit traten Beide wieder in das Gemach.

Freund, sagte Rottberg, des Pfarrers Hand ergreifend, nehmen Sie den tiefgefühltesten Dank für Ihre Mittheilung, durch die Sie, ohne es zu wissen, eine drückende Last von meiner Seele nahmen. Sie haben das, was meinem inneren Glücke fehlte, mir gegeben; aber noch heißern Dank schulde ich Ihnen für das, was Sie an meinem armen Vater thaten. Gott möge es Ihnen lohnen! Setzen wir uns nun. Ich muß Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen; ich bin es Ihnen jetzt doppelt schuldig.

Wenn Einer seine Lebensschicksale erzählt, begann Rottberg, so pflegt er bei seinem Geburtsorte anzufangen; das aber kann ich nicht, denn mit schwerem Herzen muß ich bekennen: ich weiß nicht, wo ich geboren bin. — Das schöne Wort: Heimat ist für mich nicht da; das süße Gefühl der Heimatliebe hab' ich nie gekannt, darum hat mich auch niemals das unaussprechliche Sehnen und Weh ergriffen, das wir Heimweh nennen. Recht oft hab' ich's versucht, die frühesten Erinnerungen meinem Gedächtnisse zurückzurufen, aber es hat kein Bild auftauchen wollen von dem Orte, wo meine Kindertage hinflossen; ich fand nur den blauen Himmel über mir; die Landstraße unter den Füßen; unbestimmte Bilder von Berg und Thal, Wald und Fruchtland, Dorf und Stadt. Ach, daß ich es sagen muß — nicht einmal ein Bild von der ist mir geblieben, die mich an der treuen Mutterbrust wärmte und nährte! Ich habe meine Mutter nicht gekannt; ich weiß nicht, wo ihr Grabhügel liegt. Das Glück, von der liebenden Mutter gehegt und gepflegt zu werden, kannte ich nicht; sie hat

mich nicht die Hände zum Gebet falten gelehrt, nicht die Saat frommen Glaubens in meine Bruſt gelegt — ich bin aufgewachſen, wie die wilde Pflanze draußen, wie das Unkraut am Wege!

Was mir als früheſte Erinnerung geblieben, es iſt die Landſtraße, wo ich wanderte; Menſchenwohnungen, wo ich bettelte; das Schleifrad meines Vaters, woran ich vornen mit dem treuen Hunde Wiedu zog; die Scheune oder der Stall, wo ich ſchlief; die Obſtbäume, die ich erkletterte, um mir Obſt zu holen, und — mein Vater.

Ach, daß ich von ihm nichts Gutes ſagen kann! Er war ein Scheerenſchleifer, der viel Geld verdiente. Wir hätten, das habe ich ſpäter wohl eingeſehen, recht gut leben und beſtehen können, wenn — wenn er nicht den ganzen, reichlichen Verdienſt in Branntwein vertrunken hätte. Das Herz blutet mir, wenn ich daran zurückdenke, wie er im trunkenen Zuſtande war. Mit jedem Menſchen fing er dann Hader an, fluchte, ſchimpfte und ſchlug ohne Rückſicht drein, und — hatte er Niemanden, an dem ſich dieſe Wuth kühlen konnte, ſo fiel ihre ganze Wucht auf mich und den armen Wiedu, und es blieb uns nichts übrig — als flüchtig zu werden. Das kam regelmäßig jeden Abend vor, und dann ſuchten wir Zweie irgendwo ein Plätzchen, wo wir uns verkrochen, und, an einander Troſt und Wärme ſuchend, einſchliefen.

Lange, ſchreckliche Erfahrung hatte mich klug und gewandt gemacht. Ich floh wie das Eichhorn von Aſt zu Aſt. Ich fand wohl bei mitleidigen Menſchen ein Plätzchen. Oft kehrte ich auch, wenn der Rauſch ihn zu einem bewußtloſen Schlafe niedergeſtreckt, zu ihm zurück, um Morgens bei der Hand zu ſein: denn erwachte er, und ich fehlte noch, ſo begann das Weſen des Abends im nüchternen Zuſtande, und es regnete Prügel hageldicht auf meinen Rücken.

Nie empfing ich von ihm ein Wort der Liebe. Sein mürriſches, zornmüthiges Weſen ſcheuchte jedes kindliche Gefühl zurück. Wie es um mich ſtand, war ihm völlig gleichgültig. Nie hat er mich gefragt: Biſt du hungrig? Haſt du Kleider? Klagte ich, ſo fuhr er mich zornig an und rief: du biſt groß genug, dir Brod und Kleider zu

betteln. Soll ich ſie dir vom magern Verdienſte kaufen? Da bin ich denn in die Häuſer gegangen und habe gebettelt um Brod und Kleider, und Gott wandte mir Herzen zu, die mich mit Beidem verſorgten. Mochten mir die Kleider paſſen, oder nicht, das galt mir gleich, wenn ſie nur vor Näſſe und Kälte ſchützten. Oft trug ich die Kleidungsſtücke der verſchiedenſten Altersſtufen an meinem Leibe. Schuhe und Strümpfe kannte ich und brauchte ich nicht. Sie waren Gegenſtände des Ueberfluſſes, und meine Füße waren ſo abgehärtet, daß ich im tiefen Kothe des Herbſtes und Frühlings, wie im Schnee des Winters und im brennenden Staube des Sommers ſo rüſtig wanderte, wie der, deſſen Füße ſorgfältig bekleidet ſind. Auf meinen Kopf kam keine Mütze. Ein reiches Lockenhaar ſchützte ihn hinlänglich, und wenn es regnete, machte ich es, wie mein treuer Wiedu, ich ſchüttelte die Locken, wie er ſein zottiges Fell — das Waſſer troff ab, und uns Beiden war geholfen. Wie eine wilde Pflanze wuchs ich auf, aber ich gedieh auch herrlich wie ſie. Wetterhart und wetterfeſt war ich, wie es nur Einer ſein konnte; aber wenn ich mich im Bache wuſch, ſah ich, daß meine Wangen blühten, wie die Roſen. Ich wuchs, wie ein Schwamm, und wenn ich einmal mit den Buben in Kampf gerieth, ſo erkannte ich meine Kraft. Mit Wiedu lief ich um die Wette, und die Schärfe meiner Sinne hatte eine außerordentliche Höhe erreicht.

In der Nahrung war ich nicht in Gefahr, wähleriſch zu werden. Brod und Kartoffeln wechſelten mit Kartoffeln und Brod. Das aber darf ich nicht verſchweigen, daß ich Alles getreulich mit meinem treuen Wiedu theilte. An dem treuen Thiere hing mein Herz. Konnte es anders ſein? Was mir das einzige Menſchenherz, dem ich angehörte, das Vaterherz verſagte, das gab mir ja das Thier — Liebe. Sage doch ja Keiner, das Herz könne der Liebe entbehren! Es iſt ſo wenig möglich, als die Pflanze der Wärme und des Lichtes entbehren kann. Ach, wenn ich Kinder ſah, denen die Eltern liebkoſeten, die auf des Vaters oder der Mutter Schooße ſaßen, und ſich ſo traulich und glücklich an ihre Bruſt anſchmiegten, dann ſtand ich ſtille — und Thränen traten mir in die Augen, und ich fragte mich: Warum haſt du denn dieß Glück nicht?

Warum liebt dich dein Vater nicht auch so? — Kam ich dann zu ihm und wollte mich so liebevoll an ihn anheimeln — und er stieß mich von sich mit harten Worten, vielleicht gar mit einem derben Tritte oder Puff — ach, dann brach mir schier das Herz vor Weh. In solchen Stunden geschah es oft, daß Wiedu an mich heranschlich, wedelnd sich an mich schmiegte, und mir die Thränen vom Auge wegleckte, als wollte er sagen: Weine nicht; ich habe dich ja doch lieb! Dann hab' ich das treue Thier mit meinen Armen umfaßt und an mich gedrückt, und seine reiche Liebe erwiedert aus Herzensgrunde. Er war mein Spielgenosse, mein Schlafgeselle, mein Begleiter auf Schritt und Tritt, mein Leidensgefährte, mein Vertheidiger, wenn die Buben mit Uebermacht mich anfielen, und mein Warner, wenn beim Obstmausen etwa durch einen Schützen Gefahr drohte. Ich verstand seine Töne, er meine Winke, meine Worte.

Ist es ein Wunder, daß meine Seele ganz an dem treuen Thiere hing, an dem einzigen Wesen, das mich liebte? — Das war die Schule, in der die gemüthliche Seite meiner Natur ihre Bildung und Pflege erhielt! — O wohl denen, die sich in treuer Eltern Liebe glückselig fühlten! Wohl denen, die im Kreise liebender Geschwister aufwuchsen! Ach, leben nicht heute noch Tausende so, wie ich lebte? Ist es ein Wunder, wenn sie in Rohheit untergehen? Laßt uns darum die Menschenfreunde segnen, welche, wie in Düsseltbal am Rheine, im rauhen Hause bei Hamburg und an vielen andern Orten sich solcher Verwahrlosten annehmen, und sie retten vom Verderben, und erziehen in der Furcht und Vermahnung zu dem Herrn, zu tüchtigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft und des Reiches Gottes. Oft hab' ich im spätern Leben gefragt: Warum nahm dich Armen eine solche Anstalt nicht auf? — Aber Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken; seine Wege sind alle wunderbar. Wer darf fragen: Herr, warum thust du das? — Er wollte mich nach seinem Plan anders führen! Sein Name sei gelobt!

Es war ein Heil für mich, das erkenne ich jetzt klar, daß die Liebe des Thieres zu mir und die meine zu ihm mich alles Lebende lieben lehrte. Nie ist es mir eingefallen, einem Thier ein Leid zuzufügen; nie hab ich eins

gequält, und wenn ich eins traf, das ſchwer verletzt, mit dem langſamen Tode des Hungers und Schmerzes rang, da hab ich's lieber ſchnell getödtet, als es einer langſamen Todesqual preisgegeben.

Trotz aller Rohheit und Wildheit, die mir eigen war; trotz aller Härte, die ich oft gerade an den Thüren der Reichen erfuhr; trotz dem entſetzlichen Frevel, daß mich der ſchmutzige Geiz oft mit den Worten abwies: Geh' in Gottes Namen! blieb mein Herz dennoch weich und theilnehmend, und ich konnte kein Weh ſehen ohne tiefes Mitleid. Bat mich Jemand um einen Dienſt, ſo konnte Niemand williger hinlaufen und ihn leiſten, als ich.

Was für meine geiſtige Bildung geſchah? Was ich lernte? In dem Worte: „Nichts," liegt die entſetzliche Antwort. Wie hätte ich bei unſerm Wanderleben Gelegenheit finden ſollen, eine Schule zu beſuchen. Wußte ich doch nicht einmal, was eine Schule ſei!

Eines Auftritts muß ich beſonders gedenken, weil er genau zeigt, wie es damals um mich ſtand.

Einſt trat ich mit bedeutendem Hunger in ein Haus und bat: Gebt mir doch ein Stücklein Brod!

Eine grämliche, alte Frau kam heraus, ſah mich ſcharf an und fragte: Kannſt du auch beten?

Beten? fragte ich mit einer so einfältigen Miene, wie sie nur aus der erkannten Unwissenheit hervorgehen kann. Was ist denn das? Die Frau schlug die Hände zusammen und sagte: Ein so großer Kerl, und weiß nicht was Beten ist? Fort, du Höllenbrand, wer nicht beten kann, kriegt von mir kein Brod!

Ich war nicht zornig über die Frau, vielmehr stand ich verblüfft, verwirrt, beschämt da, und schlich dann weg, um mich auf ein nahes Bänklein zu setzen und nachzudenken, was die Frau meinen könne. Mein Vater that nie etwas, was den Namen Beten verdient hätte. Was war's denn nun? Da fiel mir ein, daß ich oft andere Bettelbuben ganz unverständlich hatte murmeln hören. War das Beten, so konnt ich's ja leicht nachmachen!

Gesagt, gethan. Ich lief in das nächste Haus und brummelte in den Bart. Ich dachte nicht, daß das noch schlimmer ausfallen würde. — Während ich so murmele, tritt eine Frau aus der nahen Küche und hört mir zu. Als ich aufhöre, sagt sie: Was hast du denn da gebetet? Sag' mir's 'mal langsam und deutlich her!

Eine Gluth der Scham stieg mir ins Angesicht und — ich lief, was ich laufen konnte, davon. Einen dritten Versuch wagte ich nicht, und doch wuchs mein Hunger von Minute zu Minute. Geh' zu deinem Vater! sagte ich zu mir selber. Er wird dir's ja sagen. Mein Vater stand am Schleifrade und schliff. Ich erzählte ihm den Hergang.

Laß den Bauern ihr Geizbrod! sagte er.

Aber womit soll ich meinen Hunger stillen? fragte ich.

Ach, lehrt mich doch beten!

Zornig sah er mich an und rief: Ich kann's selber nicht! Wer Scheeren schleifen kann, braucht nicht zu beten! Laß mir Ruhe — oder —!

Es durchzuckte mich bis ins Innerste meiner Seele. Weinend ging ich an eine andre Thüre. Dort ersetzten Thränen das Gebet, das mich Niemand lehren wollte.

Wenn auch leiblich blühend und kräftig, war ich doch geistig ohne alle Anregung. In eine Kirche ging mein Vater nicht. Neugierde zog mich hinein. Ich fühlte mich wunderbar ergriffen vom Gesange, von der Predigt. Hier

hörte ich von Gott reden; hier hörte ich beten und es ging mir ein Licht auf über das Gebet; aber wer Gott war, wo ſollte ich darauf eine Antwort kriegen? — Je mehr ich nachdachte, je mehr Räthſel umgaben mich wie ein Netz, aus dem ich nicht heraus konnte. Der Trieb, ſie geldſt zu haben, erwachte mächtig, aber die Löſung fehlte. Ich ſah Leute leſen und ſchreiben. Was war das? Ein Bauer ſagte zu mir: Betteln iſt eine Schande, wenn man geſunde Glieder hat, wie du! Das fuhr mir tief in die Seele. Ein andermal ſagten die Knaben in einem Dorfe zu mir: Kannſt du auch leſen, rechnen und ſchreiben? Ich erröthete und ſagte: Nein! Ach, der iſt ſchon ſo alt und weiß noch Nichts! riefen ſie ſpottend. Geh doch in die Schule! ſetzten ſie hinzu. Was iſt das? fragte ich? Sie lachten laut auf, daß ich das nicht wiſſe! Einer war gutmüthiger, als die Andern, der ſagte mir's und was man Alles da lerne.

Zum erſten Male fühlte ich, was Neid ſei. Ich beneidete dieſe Glücklichen, die ſo Vieles lernen konnten. Und mein Vater lehrte mich nicht einmal das Scheerenſchleifen. Aber ich nahm mir vor, ihn darum zu bitten, daß ich doch nicht mehr zu betteln nöthig hätte. Lehret mich doch das Schleifen, ſagte ich bittend zu ihm, damit ich arbeiten und mein Brod verdienen kann. Die Leute ſagen: Betteln wär' eine Schande!

Er hatte ſchon zuviel Branntwein getrunken. Eine derbe Ohrfeige leitete ſeine Antwort ein. Dummer Eſel, rief er, kannſt du denn ein Rad dreben? Und wenn du es könnteſt, wer würde dir Schneidegeſchirre anvertrauen? Und wenn ſie dir ſie anvertrauten, woher kriegſt du denn ein Rad? — Willſt du hochmüthig werden, und nicht mehr betteln? Wart, ich will dich lehren! — Nun folgte ein Strom Schimpfnamen und Flüche. Der Knotenſtock ſauſte durch die Luft und — nur meine behende Flucht rettete mich vor einem langandauernden Andenken an dieſe Stunde.

II.

Im Rathe Gottes war es beſchloſſen, daß mein Leben eine andere Wendung nehmen ſollte.

Es war im Spätherbſte. Der Nordoſtwind wehte

kalt und schneidend über die Stoppeln und trillte das gelbe Laub in den Lüften. Ueber uns hin zogen Kraniche und wilde Gänse in ihren scharfen Winkeln und geraden Linien einer wärmeren Heimat zu. Die Winterſaat lag warm gedeckt im Schooße der Erde. Die Ackerkrähe hüpfte umher, ihre Nahrung zu ſuchen, oder flog krächzend in großen Schwärmen gen Weſten hin. Alles war leer auf den Feldern. Nur hin und wieder hüteten Knaben die Kühe und Rinder auf den Wieſen und ſaßen um lodernde Feuer, in denen ſie ſich Kartoffeln brieten. Wir zogen auf der ſchmutzbedeckten Landſtraße dahin, und mein ſehnſuchtiger Blick weilte oft bei den Knaben und ihrer Luſt, die ich nicht theilen durfte. Weder Ruhe, noch Freude war mir beſchieden.

Dürftig bekleidet, ſo, daß der kalte Wind luſtig durch die Löcher und offenen Nähte meiner zuſammengeſtoppelten Kleidung pfiff, wadete ich baarfuß und baarhaupt in dem tiefen, kalten Kothe der Straße, und mein treuer Wiedu neben mir. Wir zogen beide an dem Radkarren meines Vaters, und er ſchob hinten, die beiden Handläufe haltend, nach; leider war er unmäßig betrunken, und wankte bald rechts bald links. Wir mußten uns außer Athem ziehen, und er ſchob kaum etwas Weniges an dem ſchweren Radkarren. Im letzten Dorfe hatte er Streit mit zwei Fuhrleuten gehabt, die ihn ihre Fäuſte hatten fühlen laſſen. So kam es, daß er voll Zornes und aufs Heftigſte gereizt auf Wiedu und mich ſchimpfte und ſchalt.

Nach großen Anſtrengungen waren wir endlich in die Nähe des Stadtthores gekommen. Nie hatte ich das Ende eines Weges lebhafter herbei gewünſcht, als damals, denn ich ſank faſt um vor Ermüdung.

Viele Leute gingen mit uns dem Thore zu, denn die Feierabendglocke hatte geläutet, und die hinter die Berge hinabgeſunkene Sonne färbte nur noch den Abendhimmel golden und purpurn. Nach kurzer Dämmerung bricht in ſolcher Zeit die Nacht ſchnell herein. Plötzlich trat ich mit dem nackten Fuße in etwas Scharfes und Spitzes. Ein brennender Schmerz nöthigte mich, anzuhalten und den heftig blutenden Fuß in die Höhe zu heben. Wiedu zog zuviel links und mein Vater ſchob den Karren ſtärker.

In dem Augenblicke, als ich, von dem Radkarren gestoßen, der Länge nach in den Koth stürzte, verlor auch mein Vater das mühsam erhaltene Gleichgewicht und — Alles, Mann und Karren, stürzte zur Seite in das unreine, aber weiche Bette des Straßenkothes. Durch die unaussprechlich heftigen Flüche meines Vaters und das unmäßige Gelächter der heimkehrenden Arbeiter ahnete ich, ehe ich mich erheben konnte, was geschehen war. Der Trieb der Selbsterhaltung lehrte mich, schnell den Zugriemen abstreifen und mich aufmachen. Ich eilte, auf die Seite zu kommen und wischte so gut ich konnte, den Schmutz von mir ab, während sich mein Vater bemühte, sich aufzurichten, was ihm nur schwer gelang, weil der Karren theilweise auf ihm lag und die Trunkenheit ihn hemmte. Mehr als Alles brachte ihn aber das Gelächter der Buben und des Volkes außer Fassung. Endlich gelang es ihm doch, sich aufzurichten. Er ließ Rad und Alles liegen und hieb mit seinem Knotenstocke wie ein Besessener auf die Leute ein. Jeder Hieb traf, und der eisenbeschlagene, dicke Stock traf fürchterlich. Ich hörte mehrere Leute heftig schreien, und sah Einen taumeln und niederstürzen.

Ich kroch auf Händen und Füßen aus dem Bereiche meines Vaters. Ich wußte zu gut, daß sich bald seine ganze Wuth gegen mich wenden würde.

Allein was ich befürchtet, traf dießmal nicht ein. Mit Angst und Entsetzen sah ich, wie sich mehrere Leute auf meinen Vater warfen, ihm den Stock entwanden, und ein Polizeisoldat, der dazu kam, ihn binden und fortführen ließ. Auf sein Geheiß nahm ein andrer das Schleifrad und schob es ihm nach. Wohin sie ihn führten, ich wußte es nicht; aber diese Ungewißheit und der unaussprechliche Schmerz meines blutenden Fußes preßten mir ein heftiges Weinen aus.

Die Ereignisse, die ich hier erzählt, verliefen blitzschnell. Bald war der Volkshaufe mit meinem Vater im Thore verschwunden, und nach mir sah sich Niemand um.

Als ich auf meinen Fuß treten wollte, brach ich mit einem lauten Schmerzruf zusammen. Es steckte eine Glasscherbe darin. So gut ich konnte, reinigte ich ihn mit einem alten Lappen, den ich als Halstuch geschenkt erhal-

ten, umwickelte ihn und hinkte, um dem schneidenden Winde zu entgehen, an eine Gartenmauer, wo ich mich neben einem Abweisstein niederkauerte. Mein Fuß schmerzte mich immer heftiger, das Blut drang durch das Tuch. Nässe und Kälte verursachten einen, meine Glieder schüttelnden, Frost. Der Abend nahte schnell. Der heftigste Hunger plagte mich, und die Vorübergehenden würdigten mich Armen keines Blickes. Ach, es waren reiche, gutgekleidete Leute darunter; aber Keiner sah mich an.

Was sollte aus mir werden in dieser Lage, bei diesem Schmerze, unter freiem Himmel? Bebend vor Frost, weinend vor Schmerz, lag ich da ohne Hülfe, ohne Beistand.

Ich faßte mir endlich ein Herz, einen vorübergehenden Herrn um Hülfe anzurufen. Er sah mich an, aber ohne ein Wort zu sagen, eilte er vorüber.

In dieser Trostlosigkeit kam mir Wiedu, wie gerufen. Das treue Thier war seinem Herrn gefolgt; aber als sie ihn in Gewahrsam gebracht und er mich nicht sah, kam er zurück an den Ort des Jammers. Er schnupperte so lange umher, bis er mich fand. Nichts ist der Freude gleich, mit der er an mir aufsprang. Bald aber schien er meinen Schmerz zu begreifen. Er legte sich nieder auf meinen leidenden Fuß, um ihn zu erwärmen.

Auf einen Augenblick vergaß ich meinen Schmerz über der Freude, das treue Thier wieder bei mir zu haben. Ich kam mir nun gar nicht mehr verlassen vor. — Und doch — wo sollte ich ein Obdach finden, da es jetzt zu regnen begann, und dieser Regen eisig kalt war? Ich lauschte, ob nicht noch Jemand käme. Sollte ich in die Stadt hinken? Wer nahm mich auf in dieser Nacht? — Als ich eben diesen trostlosen Gedanken Raum gab, hörte ich deutlich Jemand kommen. Wiedu knurrte. Der schleppende Gang, das Keuchen verrieth mir, daß es eine bejahrte Person sein müsse. Wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Es war ein altes Mütterchen, das ein Bündel zusammengelesenes Holz trug.

Ach, dachte ich, die ist arm, wie du es bist. Sie wird nichts für dich thun können. Das Gefühl des Verlassenseins durchzuckte mein Herz und ein Thränenstrom

entquoll meinen Augen. Sie hörte mein Schluchzen und trat näher.

Warum weinst du, mein Kind? fragte sie mit einem so theilnehmenden, liebreichen Tone, daß er mir erwärmend bis in das Innerste meiner Seele drang. Ich hatte solch einen Ton nie gehört und dachte: So muß wohl eine Mutter mit ihrem Kinde reden! — Er war mir so fremd, daß ich ordentlich zweifelte, ob er mir Armen gelten könne; allein bald wurde ich davon überzeugt, und mein ganzes Herz hatte das Mütterchen gewonnen. So kurz ich konnte, erzählte ich ihr mein Schicksal und meine jetzige Lage.

Du bist schlimm daran, du armes Kind, sagte sie. Hier kannst du nicht bleiben. Kannst du denn gehen?

Schlecht genug, sagte ich.

Probir's 'mal, versetzte sie, aber tritt auf die Zehenspitzen. Ich that's, und es ging besser, als ich selbst gedacht.

Siehst du, sagte sie, es geht; aber wo wirst du deinen Vater finden? Hat den der Wachtmeister gepackt, so sitzt er im Thurme und da darfst du nicht zu ihm. Da werd' ich dich wohl diese Nacht in mein Stübchen nehmen müssen. Einige Augenblicke besann sie sich, dann sagte sie: Komm in Gottes Namen. Du sollst bei mir schlafen, und Hunger wirst du auch haben?

Ach ja, sagte ich, seit Vormittag hab ich's mit dem Hungern zu thun gehabt.

Ja, ja, sagte sie. War auch jung. Weiß, wie das thut. Im Alter wird Einem das Hungern weit leichter, als in den jungen Jahren, wo der Magen gar keinen Boden hat. — Sie suchte nun in ihrer Tasche, und als sie dort eine trockne Brodrinde fand, sagte sie mit großer Freude: Da hab ich noch ein trocknes Krüstchen; iß es als.

Ich griff hastig darnach. Obwohl es hart, wie ein Stein, war, so griff ich es doch mit meinen guten Zähnen muthig an. Kaum weiß ich mich zu erinnern, daß mir jemals etwas besser geschmeckt hätte. Mit Freuden hörte sie mich die Rinde zermalmen. Ach, wer doch noch so gute Zähne hätte! seufzte sie. Aber, nun komm, Kind. Die Nacht ist da und es fängt wieder an zu regnen —

oder, beim Licht betrachtet, iſt es Schnee. Als ſie meinen Wiedu ſah, dem ich heimlich auch einen Brocken meiner Brodkruſte gegeben hatte, rief ſie aus: Wem iſt denn der Hund?

Ich ſah ſie betrübt an. Er iſt ja mein, ſagte ich faſt weinend. Erbarmt Euch des ehrlichen Thiers doch auch. Er findet ja meinen Vater nicht und müßte dann auf der Straße liegen. Es iſt mein treuer Wiedu. Er wird Euch weder Laſt, noch Unreinlichkeit machen!

Das kluge Thier ſchmiegte ſich an mich, als verſtände es, daß ich zu ſeinem Beſten ſpräche. Ich wäre, hätte das Mütterchen ihn nicht mit angenommen, wahrlich lieber auf der Straße bei ihm geblieben, als ohne ihn unter ein ſchützendes Obdach gegangen. Sie merkte das und ſagte: Meinetwegen! Ich bin den Hunden immer gut geweſen. Sind gar geſcheidte Thiere.

Mit dieſen Worten wich eine Zentnerlaſt von meiner Seele. Die Brodkruſte und das Bewußtſein, daß auch mein treuer Wiedu ein Obdach finden ſollte, machten mir das Gehen bedeutend leichter. Wir traten unſern Weg an. Er war weit. Gott weiß, durch wie viele dunkle Gaſſen und Gäßchen ſie mich führte! Endlich blieb ſie vor einem Hauſe ſtehen.

Da ſind wir endlich, ſagte ſie. Aber was wird der Hausmann, der brummige Gewürzkrämer, ſagen? Wird er dich und den Hund ins Haus laſſen? Sie ſagte das mit einer ſo großen Aengſtlichkeit, daß ich, zu meiner nicht geringen Angſt, ſchloß, der Hausherr müſſe eben kein ſonderlicher Menſchenfreund und ein noch geringerer Thierfreund ſein. Das Herz begann mir heftig zu pochen. Sollte meine Hoffnung nun getäuſcht werden, ſo nahe am Ziele?

Dießmal war die Furcht ungegründet. Der Gewürzkrämer war juſt in das Wirthshaus gegangen, um ſein Abendtränklein zu ſich zu nehmen, und ſeine Haushälterin war im Keller. So merkte denn Niemand, daß wir die dunkle, ſchmale Stiege hinaufkletterten. Nur ein Wunder hielt aber die ſchlimmſten Folgen eines andern Ereigniſſes ab, das ich nicht hatte vorausſehen können.

Bei den vielen, ausgezeichneten Eigenſchaften Wiedu's

beſaß er eine Untugend erheblicher Art. Er war von Natur ein außerordentlicher Katzenfeind. Fand er eine, ſo konnte ſie, wenn ſie nicht für auf den Beinen war, ihr Teſtament machen. Dabei erhob er ſeine Mark und Bein durchdringende Stimme in ſolchen Fällen über alle Beſchreibung, und jede vernünftige Vorſtellung blieb erfolglos. Nun hatte Jungfer Annemarthe, die Haushälterin, eine unſägliche Vorliebe für die Katzen. Einer dieſer Lieblinge lag auf einem Haufen alter Kleidungsſtücke, unfern der Treppe, und ſchnurrte ganz behaglich ſein Schlummerlied. Wiesu hatte ſich allezeit durch ſeine feine Naſe ausgezeichnet. Kaum auf die Treppe getreten, ſchnupperte er laut. Nicht lange blieb er über den Ort im Zweifel, wo ſeine Erbfeindin in ſüßer Ruhe lag; raſch, wie ein Gedanke, flog er dahin, und ſeine gellende Stimme klang entſetzlich in meinen Ohren. Rufen, Befehlen — Alles war umſonſt. Der alte Haß war in lichter Lohe aufgelodert. Es war ein Glück, daß die Katze durch einen kühnen Seiltänzerſprung ſich in Sicherheit brachte, und von dem Balken herab ihre grünen Feueraugen glänzen und ihr Ziſchen vernehmen ließ. Die Dunkelheit verhinderte, daß wir ihren gebogenen Rücken und langſam ſich windenden Schweif ſahen. Wiesu wollte ihr nach, vergaß aber in ſeiner blinden Wuth alle Klugheit und purzelte rücklings auf den Boden. Dieß unerwartete Mißgeſchick brach ſeinen Zorn und ſeine Stimme, und gab mir Zeit, ihn durch Zuhalten der Schnauze und feſtes Faſſen am Felle völlig zu Verſtande zu bringen.

Es war abermals eine Fügung, daß Jungfer Annemarthe in dem tiefen Keller war, und überdieß einigen erheblichen Mangel am Gehöre hatte, ſonſt hätte keine Macht der Erde meinen Wiesu vor dem Ausſchließen aus dem Hauſe gerettet. Siehſt du, ſiehſt du, rief dalblaut das Mütterchen, es thut kein Gut! die Annemarthe iſt eine ausgedeckte Katzenmutter. Hätt' die das gehört, dann ſollte uns Gott gnaden! Was wird das erſt morgen geben?

Ich beruhigte ſie mit meiner Wachſamkeit. So ging denn die erſte Gefahr vorüber, und wir kamen glücklich ins heimliche Stübchen.

Von den Anſtrengungen des Ganges, von der Näſſe

und Kälte, von der Angſt und Sorge war ich ſo angegriffen, daß ich ſchnell nach einem Orte taſtete, wo ich ſitzen könnte. Ich fand eine an der Wand ſtehende Kiſte, die ich ſogleich einnahm. Hätte ich ſie nicht gefunden, ich glaube, ich wäre zuſammengeſunken. Gedulde dich ein Bißchen, ſagte ſie, ich will eben Licht ſchlagen. Sie ſuchte nun nach einem Käſtchen, worin ſie Stahl, Zunder und Feuerſtein bewahrte. Nach einigem Suchen fand ſie es. Nach unendlich langem Klippen an dem Steine gewann ſie Feuer, und bald brannte das Oellämpchen.

Jetzt leuchtete ſie mir in das Geſicht, und prallte erſchrocken zurück. Ach du mein Gott, wie ſiehſt du aus! rief ſie.

Ich mochte wohl ſchlimm ausgeſehen haben, denn der Schmutz der Straße, in den ich gefallen war, das Blut, das an meine Hände gekommen war, und daher ins Geſicht, und jetzt der mich heftig ſchüttelnde Fieberfroſt waren alle drei geeignet, den Ausruf des Mütterchens zu rechtfertigen.

Während sie schnell Wasser in eine Schüssel goß, daß ich mich wüsche, nahm mein Fieberfrost so sehr zu, daß alle meine Glieder zitterten. Nachdem ich mich gewaschen, half sie mich schnell entkleiden, und steckte mich dann in das erwärmende Bett. Hierauf machte sie Feuer an, um warmes Wasser zu bekommen zum Reinigen meiner Füße, und besonders der Glaswunde, in die Schmutz gerathen war.

Nicht lange währte es, so trat auf den Frost eine Gluthhitze ein, und als diese sich gelegt, und ich ein Stück Brod gegessen und einige Tassen Fliederthee getrunken hatte, den sie mir braute, fiel ich in einen so tiefen Schlaf, daß ich die ganze Welt vergessen hatte, ehe es das Mütterchen merkte.

Kein Wunder war es, daß alle die Ereignisse dieses traurigen Tages in meinen Träumen mir wieder vorkamen. Wiedu's Angriff auf die unselige Katze war das letzte Traumbild, das mich beschäftigte. Darüber erwachte ich und — es war heller Tag. Ich rieb mir die Augen, und sah mich überall um, verwundert und ungewiß, wo ich mich befände. Allmählich wurde es in meinem Geiste hell und klar. Ich erinnerte mich genau der Ereignisse von gestern Abend, und nun richtete ich mich auf, nach Wiedu und dem Mütterchen mich umzusehen. Das Mütterchen war nicht da; aber Wiedu richtete sich am Ofen auf, wo er gar behaglich lag, und eilte mit großer Freude auf mich zu. Als ich mich jetzt bewegte, fühlte ich den brennenden Schmerz meines Fußes. Wie erschrak ich, als ich ihn aufdeckte! Er war kirschroth und dick angeschwollen bis gegen das Knie hin. An Aufstehen und Gehen war gar nicht zu denken.

Wie ich nun so dalag, und den Kopf des treuen Hundes streichelte, den er auf das Bette legte, fiel mir mein Vater ein. Das Mütterchen hatte gestern gesagt: sie hätten ihn in den Thurm gethan. Was das zu bedeuten hatte, wußte ich nicht, denn ich kannte von einem Thurme keine andre Bestimmung, als die, daß die Glocken darin hingen. Da mochte mein Vater freilich nicht so gut geschlafen haben, als ich in dem weichen, guten Bette, das gewiß der König nicht besser hatte, wie ich meinte; allein

es war ja doch auch ein Obdach, und Stroh hatte er gewiß zum Lager. Mehr war er nicht gewohnt. Ich beruhigte mich daher. Ein anderer Gedanke quälte mich mehr. Was sollte es nun geben, wenn ich mit ihm fort sollte, und nicht konnte? Auch wußte er ja gar nicht, wo wir, Wiedu und ich, waren. Und ging er ohne uns Zweie, wer half ihm den Radkarren ziehen? Ließ er uns endlich hier, was wurde dann aus uns? Von diesen Gedanken ist mir das Herz wieder so schwer geworden, daß ich zu weinen anfing.

Lang andauernde Gemüthsunruhe hat bei einem Buben meines damaligen Alters nicht lange Raum und Zeit. Wer ein Bubenherz kennt, wird es eben nicht verwunderlich finden, daß bald andere Gedanken durch meinen Kopf flogen, das Bild des Vaters verdrängten und meine Thränen trockneten. Das, was meinen Gedanken eine andere Richtung gab, war fürs Erste der erwachende, heftige Hunger und Durst, und sodann die Neugierde, mich in dem Stübchen umzusehen.

Daß Feuer in dem kleinen Kochöfchen war, hatte ich bald gefühlt. Vielleicht, dachte ich, hat sie dir etwas zurecht gestellt. In der Ecke stand ein kleiner Tisch. Aus Erfahrung wußte ich, daß in der Schublade das Brod zu liegen pflegte. Nicht ohne große Schmerzen schaffte ich mich aus dem Bette gegen den Ofen hin. Da sah ich ein kleines Töpfchen und darüber, als Deckel, ein mächtiges Stück Brod liegen. Vom Hunger getrieben, und mehr noch von einem wahrhaft brennenden Durste, machte ich mich darüber her. Es war Kaffe, ein Labsal, das ich nur einmal in meinem Leben genossen hatte. Nie war ich gieriger über eine Speise hergefallen. Auch Wiedu empfing seinen Antheil Brod, und dann suchte ich, so schnell als möglich, wieder in das Bett zu kommen. Wiedu legte sich vor das Bett, und ich ließ nun, wie man zu sagen pflegt, meine Augen in dem Stübchen spazieren gehen. Wie war da Alles so wundernett und reinlich! Des Geräthes war wenig; aber Alles geordnet und kein Stäubchen drauf. An dem Fensterchen, dessen runde Scheiben zwar von Alter blau und grün schillerten, auch mitunter stockblind waren, stand ein Tischchen aus Tannenholz, schneeweiß gescheuert.

Neben dran stand eine braunroth angestrichene Kiste und in der Ecke ein Spinnrad. Ueber dem Fenster und an der ganzen Querwand hin lief ein Brett, auf welchem blinkendes Kochgeräthe, zinnerne Teller und Schüsseln und einige Porzellantassen, dann mehrere dickleibige Bücher sich befanden. Drunter hing ein handgroßes Spiegelchen. Das war Alles; aber aus dem Allem sprach eine Ordnung, wie ich sie sonst niemals in einem Hause gefunden hatte, in das ich, um Scheeren zum Schleifen zu holen, gekommen war. Mir war so wohl in diesem Raume, daß ich ewig hätte dableiben mögen, wenn mich nur der Schmerz in meinem Fuße hätte froh werden lassen, und die Sorge um meinen Vater.

Während ich so Alles mir betrachtete, begann Wiedu heftig zu bellen, und leise wurde die Thüre aufgemacht.

Kusch! Kusch! Alterchen, sagte das Mütterchen, das freundlichen Gesichtes hereinblickte. Ich thue dir ja nichts! Kennst du mich denn nicht, ich hab' dir ja auch dein Frühstück gegeben? —

Ich rief dem treuen Wächter, und sie trat nun, umwedelt von Wiedu, der sie erkennen mochte, herein.

Hast du gut geschlafen, Kind? Unruhig zwar, aber tief, denn du hörtest mich gar nicht, als ich aufstand, und in der Stube handthierte. Nun freilich, das Fieber hatte dich angegriffen, denn du glühtest die ganze Nacht, wie eine Kohle. Magst auch recht müde gewesen sein, und lange nicht in einem guten Bette geschlafen haben. In deinen Jahren ist der Schlaf noch lang und fest; in meinen, daß sich Gott erbarme, da schläft man, wie die Hasen und wacht wie die Eulen. Aber gelt, du hast wie ein Prinz gelegen? Hast du auch etwas gegessen? Sie blickte nach der Ofenplatte, und als sie sah, daß ich da reine Arbeit gemacht hatte, fragte sie: der Hund hat's doch nicht gar verzehrt? Ich konnte nicht zum Worte kommen, so rasch ging das Plapperment der guten Frau. Erst jetzt ließ sie mir zu einer Antwort Raum, und ich konnte ihr, dankend, die Beruhigung geben, daß Wiedu kein Schnauser sei, und ich mir das Vorhandene zu Gemüthe geführt habe.

Sie lächelte zufrieden; aber plötzlich rief sie: Ich habe ja deines armen Fußes ganz vergessen! Laß doch

ſehen! Als ich ihr ihn zeigte, ſchlug ſie, entſetzt, die Hände zuſammen. Ach, du liebſter Gott, rief ſie, du haſt ja ganz grauſam den Rothlauf drinnen! Da mußt du ein paar Tage im Bette bleiben.

Aber mein Vater! mein Vater! rief ich, und meine Thränen brachen heftig hervor. Er bleibt ſo lange nicht hier, und was ſoll dann aus mir werden?

Ja, du liebſter Gott, ſagte die gute Frau mit wehmüthigem Ausdruck, und ſetzte ſich zu mir, da ſteht's ohnehin ſchlimm aus. Ich muß dir's nur erzählen.

Als du ſo gut ſchliefſt, dachte ich: geh' 'mal auf die Bürgermeiſterei, um zu hören, wie's da ſteht. Es war eben ſchon neun Uhr; ich ſchloß die Thüre ab und ging. Als ich aufs Rathhaus kam, machte ich meinen Knix, und fragte nach deinem Vater. Nun ſtehſt du, iſt hier kein Gericht, und alle Gefangene müſſen nach dem Gerichtsſitz gebracht werden. Denke dir nur das Unglück, dein Vater hat drei Leute lebensgefährlich verwundet in ſeiner blinden Branntweinwuth. Da haben ſie ihn ſchon heute früh in das Gefängniß des Kreisgerichts abgeführt, das iſt fünf Stunden von hier. —

Ach, wie wird's ihm da gehen? ſchluchzte ich.

Nun, nun, Noth leidet er nicht; aber der Herr Bürgermeiſter haben geſagt, fünf Jährchen Zuchthaus würden ihm wohl werden, vielleicht auch mehr, zumal er ein gefährlicher Menſch ſei, der ſchon im Trunke mehrmals ſolche Maleſizſtreiche gemacht. Ich erſchrak auch, und ſagte: Geſtrenger Herr Bürgermeiſter, er hat aber einen Jungen!

Was? rief da der geſtrenge Herr, wo iſt denn der? Wachtmeiſter, warum hör' ich das nicht?

Der Wachtmeiſter trat demüthig herzu und ſagte: Ich hab's ſelber eben von der Frau Schmittin zuerſt gehört.

Ey, ſo ſchlag' das Wetter drein! rief da der Herr Bürgermeiſter, das iſt eine ſaubere Geſchichte. Da können mir den Balg am Ende füttern. Nun, erzähl' Sie denn 'mal, was Sie weiß! Ach du liebſter Gott, ich zitterte wie Eſpenlaub im Winde, wie ich den Herrn ſo zornig ſah. Er iſt ein herzguter Mann gegen die Armen, aber jähzornig und hitzeblitzig, wie Pulver. Da hab' ich denn geſagt,

er möge mir doch nicht böse sein, so und so sei's gegangen, und bab's ihm haarklein erzählt. Da hat er mich ruhig angehört, und selbst als einmal geschmunzelt, weil unser Eins die Worte nicht so superfein zu setzen versteht, obgleich ich mein Möglichstes that; auch kein Jota vergaß. Als ich endlich fertig war, kratzte er sich hinter den Ohren, und sagte zu dem Schreiber: Nothnagel, mach' Er einen Bericht. Er hat ja die ganze Geschichte jetzt gehört. Sag' Er dem Gerichte, ich schlüge vor, den Buben bei der Frau Schmittin zu lassen. Es wäre eine brave, achtbare Frau. Drauf sagte er zu mir: Sieht Sie, Frau Schmittin, da hat Sie einen erzdummen Streich gemacht!

Aber, gestrenger Herr Bürgermeister, sag' ich drauf, ich konnt' doch das Kind mit dem blutenden Fuße — Richtig, das hatt' ich vergessen. Frau Schmittin, sagte er nun: Geh' Sie zum Herrn Pastor, und zeig' Sie es ihm auch an, er ist Mitglied der Armenpflege, und dann geh' Sie zum Doctor Knurrer, daß er den Fuß untersucht, und ich will sorgen, daß Sie ein Kostgeld kriegt, bis die Geschichte aus ist; aber ich wollte, der Balg wäre, wo der Pfeffer wächst. — Da dacht' ich, nun kommt ihm die

Hitzblitzerei wieder, der Koller, und ich machte meinen Knix und schlich hinaus, ehe es wieder donnerte und blitzte. Nun lauf' ich zum Herrn Pastor, der macht auch ein saueres Gesicht, und sagt, die Armenkasse könne nichts mehr leiden. Als ich ihm aber Alles wieder ganz genau von A bis Z erzählt hatte, sagte er: Nun freilich, es war brav von Ihr, Frau Schmittin, und der liebe Gott hat's wohl gemacht, daß der arme Bub' eben zu Ihr gekommen ist. Sie muß nun denken, es sei Ihr Kind und ihn erziehen in der Gottesfurcht. Das Weitere wird sich finden. Geh' Sie aber zum Doctor! Vor dem war es mir am bängsten; denn der heißt nicht umsonst Knurrer. Er knurrt immer, wenn arme Leute kommen, die die Recepte nicht bezahlen. Er knurrte auch, aber er wird schon kommen.

Als das Mütterchen so anfing zu erzählen, hatte es mir fast die Brust zugeschnürt, daß ich keinen Athem holen konnte. Als es endlich feststand, daß ich meinen Vater, wer weiß wie lange nicht mehr sehen sollte, da brach mein Weinen wieder mit aller Macht hervor. Hatte ich doch nun Niemanden mehr, dem ich angehörte! — Als ich so weinte, reckte Wiedu seinen Kopf zu mir auf und sah mich so bedauerlich an, als ob er mir sagen wollte: Sei gutes Muthes, du hast mich ja noch! Das ergriff mich so heftig, daß ich seinen Kopf mit meinen Armen umfaßte, und laut weinend an mich drückte.

Das Mütterchen hatte selber Thränen in den Augen. Darauf sagte sie: Weinen macht das Herz leicht, Kind; drum will ich dir's auch gar nicht wehren; aber, siehst du, recht ist es doch nicht von dir, daß du so trostlos bist. Ein Kind soll seinen Vater lieben und ehren, das gebietet Gott, der Herr, und hat dem Gebote eine schöne Verheißung gegeben. Dein Vater hat aber gegen dich unmenschlich, gegen Andere verbrecherisch gehandelt; dafür muß er nun Strafe leiden nach Gottes Ordnung und dem Gesetze. Du kannst ja doch nicht bei ihm sein! So sollst du an das Wort des Herrn Pfarrers denken, der so weise sagte, Gott habe es gnädig gefügt, daß du zu mir gekommen wärest. Siehst du, mir sind fünf Kinder und der Mann gestorben, und ich habe auch Niemanden mehr, wie du. So will ich denn denken, du seiest mein Kind, und du sollst denken,

ich sei deine Mutter. Hegen und pflegen will ich dich, wie eine Mutter ihr Kind; aber ich hoffe, du hast mich lieb; du arbeitest dich gut; bist gehorsam, willig, fleißig, und folgst meinem Wort und Beispiel und es wird dir gut gehen, selbst besser, als bei deinem Vater. Der hat ja doch, wie du mir selber erzähltest, nicht für dich gesorgt; in eine Schule wärst du nie gekommen, und wie leicht wär' es gewesen, daß du zu Grunde gegangen wärest.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, besonders die Aussicht, in eine Schule zu kommen. Meine Thränen versiegten, und ich erwog Alles, was ich gehört hatte.

Nun höre, fuhr sie fort, wie ich es mit dir vorhabe. Sobald dein Fuß heil ist, gehst du in die Schule und lernst — Rechnen, Lesen und Schreiben? fragte ich mit pochendem Herzen. Freilich, sagte sie, versteht sich, und noch mehr, den Katechismus und Gottes Wort dazu. Dann kannst du mir Abends aus Gottes Wort und der Hauspostille vorlesen, denn meine Augen sind trübe und selbst mit meiner Klammbrille kann ich den feinen Druck nicht mehr lesen. Lieber Gott, Kind, das viele Weinen hat sie mir trübe gemacht. Fünf Kinderchen, wie Milch und Blut, hab' ich zu Grabe tragen sehen, und meinen Mann. Da hat mir das Herz geblutet, und der Thränenquell hat nicht aufgehört zu fließen.

Hast du denn schon etwas gelernt? fragte sie, und fuhr dann, sich selbst antwortend fort: Wie frag' ich doch auch? Du bist ja schon fast neun Jahre alt!

Da mußte ich denn von der Farbe reden, und ich berichtete ihr Alles ohne Rückhalt mit dem ganzen Wehgefühle, das meine Seele allemal erfüllte, wenn ich an meine bodenlose Unwissenheit dachte. Daß ich nicht beten konnte, that dem treuen Herzen am Wehesten. Sie setzte sich jetzt ganz nahe ans Bett, und sagte mir von dem lieben Gott und dem Herrn Jesus so viel Liebes und Herrliches, daß ich gar nicht müde wurde, zu horchen, und den Athem oft anhielt, um nur ja kein Wort zu verlieren. Darauf betete sie ein Morgengebet aus einem ganz kleinen Büchlein, das sie das Habermännchen hieß, und ließ mich das Vaterunser nachsprechen. Daß ich es schon beim dritten

Male völlig auswendig wußte, erfüllte sie mit ebensoviel Verwunderung, als mich mit Freude. Nun wußte ich ja, was beten heißt, wußte, warum ich betete, und kannte ein schönes Gebetchen. Wer war glücklicher, als ich? Die Trauer über meinen Vater wich von meinem Herzen und froh sah ich in die Zukunft hinaus.

Während das Mütterchen das Feuer im Oefchen schürte und die Kartoffeln für das Mittagsmahl schälte, und dabei unaufhörlich so gemüthlich mit mir plauderte, hörten wir unten im Hause eine hellgellende Stimme. Der Doctor! rief das Mütterchen. Bald darauf wurden Tritte hörbar und die Thüre wurde heftig aufgerissen. Ein himmelbaumlanger Mann stolperte herein, so dürre, wie eine Bohnenstange. Schwarzes Haar, kraus und dick, hing um das kreideweiße Gesicht, aus dem zwei schwarze Augen blitzend hervorleuchteten.

Verdammte Hühnerstiege von Treppe! rief er. Da bricht man ja den Hals! Wo ist denn der Balg, der Strolch um deßwillen ich da herauf muß? — So geht's aber, wenn man so die Taugenichtse von der Straße aufliest, so herbergt! Und auch noch so einen Eiderbisser von and! Er, dich soll ja! Er hob seinen Stock, um Wieder, der gebellt hatte, Eins zu versetzen. Der verstand aber keinen Spaß und wäre ihm sicher derb in die Beine gefahren, an denen ohnehin kein Fleisch war, wenn ich ihn nicht zurückgerufen hätte.

Ich will den Doctor nicht! rief ich mit vollem Zorne, als ich diese Worte gehört hatte.

Was? rief der Doctor; Schlingel, glaubst du etwa, ich wollte umsonst die vermaledeite Hühnerleiter heraufgeklettert sein? Her deinen Fuß!

Ich will nicht! rief ich.

Ach, thu's doch, Kind! bat das Mütterchen.

Der wird mich schön zurichten, rief ich; der hat kein Erbarmen mit einem armen Knaben. Er kommt nur, weil er muß. Er soll heimgehen. Mein Fuß wird von selber gut. Er thut mir auch nicht mehr weh!

Das mußte auf den bärbeißigen Doctor gewirkt haben. Er zog mildere Saiten auf. Sei kein Esel, Bub, sagte er. Es ist so bös nicht gemeint. Komm, mach' kurzen Prozeß,

und zeige mir deinen Fuß! Aber ich that's nicht. Da legte er sich aufs Bitten, und das Mütterchen auch, und da konnte ich nicht widerstehen. Als er meinen Fuß sah, rief er aus: Da war's Zeit! der Bube hätte können des Todes sein! Warum kam Sie nicht früher, Frau Schmittin? So lange wartet man nicht!

Da haben wir's! sagte das gute Mütterchen, fast weinend. Nun ist am Ende die Schuld an mir. Gestern Abend bekam ich den armen Jungen. Heute ruf' ich Sie. Sie grollen und zanken, daß ich Sie rufe und jetzt ist's zu spät!

Er verschluckte die Pille, und sagte: Armer Schelm, du mußt Höllenpein ausgestanden haben; denn da steckt gewiß noch eine Scherbe drinnen. Nun legte er den halben Tisch voll Instrumente, daß mir die Haare zu Berge standen, und fuhr mit einer Sonde in der Wunde herum, daß ich fast laut aufgeschrieen hätte. Darauf zog er wirklich einen Glassplitter heraus; legte mir Leinwandfäden, welche das Mütterchen zupfte, mit etwas, das er aus einem Gläschen draufgoß, auf, und verband mir den Fuß; gab Verhaltungsregeln und sagte dann: Du bist ein Kapitalkerl! Ein Andrer hätte Zetermordio geschrieen, und ging.

Ich will gar nicht sagen, wie dieser Unhold mit mir umging! Ich habe im späteren Leben noch manchmal Schmerzen gelitten, aber gegen diese waren sie alle nur Kinderspiel. Eiskalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper.

Er kam nun regelmäßig alle Tage, fluchte zwar jedes Mal auf die vermaledeite Hühnerleiter, wie er unsere Stiege hieß, aber er war doch nicht mehr so unhold, als beim ersten Male. Mein Fuß wurde allmählich besser, und nach etwa acht Tagen war ich so weit geheilt, daß ich den ganzen Tag außerhalb des Bettes bleiben konnte. Da flohen denn die Stunden rasch dahin; denn das herzige Mütterchen spann, und erzählte mir viel wundersame Geschichten, lehrte mich Gebete, Sprüche, schöne Liederverse und antwortete liebreich auf meine tausend Fragen, die ich an sie richtete.

Auch eine andere, schwere Sorge wurde von meinem Herzen genommen, nämlich die, ob der alte Gerstenmeier,

unſer Hausherr, und die katzenfreundliche und hundefeindliche Annemarthe meinen Wiedu dulden würden, woran das Mütterchen gezweifelt hatte.

Der alte Gerſtenmeier war ſo Einer, wie man ſie mit dem Sprüchlein zu bezeichnen pflegt:

Alles, was die Leut' verdrießt, das treib' ich;
Wo ſie mich nicht gerne haben, bleib' ich;
Schlafen ſie, ſo wach' ich,
Weinen ſie, ſo lach' ich.

Im Grunde der Seele nicht böſe, hatte er nur ſeine Freude dran, Andere zu necken und zu ärgern. Freilich war er ein Geizhals und Raffauf, aber doch noch lange nicht von der ſchlimmſten Art. Hätte Annemarthe den Hund gehegt, ſo war's gewiß, daß er ihn nicht geduldet hätte. Jetzt, wo ſie fluchte, tobte, und den ganzen Tag über den Hund, den Katzenmörder, haſelirte, ſchlug er ſich auf Wiedu's Seite, lockte und ſchmeichelte ihm, und drohte der Alten, alle ihre Katzen todtzuſchlagen, wenn ſie dem lieben Thiere ein Leid zufügte. Dabei wirkte aber noch etwas mit, was er bald entdeckt hatte. Alle Katzen Annemarthens nämlich fingen keine Ratten, und von dieſen ſchädlichen Thieren wimmelte des Gewürzkrämers Haus, Keller und Magazin. Wiedu war aber ein ſo geſchickter, als unermüdlicher Rattenfänger. Binnen wenigen Tagen hatte er die Räume ſo von dieſen Thieren geſäubert, daß Gerſtenmeier erklärte, der Hund ſei mehr werth, als das ganze Katzengeſchlecht, und ſelbſt Annemarthe mußte geſtehen, daß er ein treffliches Thier ſei, nur habe er eine ganz miſerable Natur, daß er nämlich die edlen Katzen ſo haſſe.

Auch gegen mich war der Gerſtenmeier wohlwollend, denn ich machte ihm Düten für ſeinen Laden, und wenn Mittwochs und Samſtags, an den ſogenannten Gebtagen, das Mütterchen ihr Almoſen an den Thüren ſuchte, gab er mir ſelbſt das Mittagseſſen, was freilich wenig genug war und mich nicht geſättigt haben würde, wenn nicht Mütterchens Brod nachdrücklicher geweſen wäre.

Das gute Mütterchen hatte ihre Sorgfalt auf Alles ausgedehnt, was meine Wohlfahrt betraf. Daß ich ſo

dürftige Kleidung hatte, war ihr schon leid genug; daß ich aber in dieser Jahreszeit baarfuß gehen sollte, konnte sie durchaus nicht ertragen. In den Häusern der Stadt, wo sie Knaben meines Alters wußte, bettelte sie Schuhe, Stiefel und Kleidungsstücke aller Art zusammen, daß ich am Ende im Besitze eines Reichthums an Kleidern und Schuhwerk mich befand, wie ich ihn nie für möglich gehalten. Strümpfe und Schuhe, oder Stiefel anziehen, kostete mich aber eine unsägliche Mühe und Ueberwindung. Wenn auch das Meiste dieser Stücke im sogenannten „Schenkzustande" war, das heißt, in dem, der es abzulegen zwang, so waren sie mir doch so köstlich, daß es mir vorkam, als sei jetzt alle Tage Sonntag. Waren auch in den Kleidern bedeutende Oeffnungen an Orten, wo sie nicht hingehörten, oder besser zu sagen, erkleckliche Löcher drin, so wußte mein Mütterchen Rath. Zehn Flicken sind besser, wie ein Loch, sagte sie, und unter ihrer Nadel verschwanden die Löcher, wenn auch hellblaue Larven auf schwarzem Grunde zu sehen waren. Zerreißen kann jeder Narr, sagte sie dabei, aber Flicken ist eine Ehre, und ein Mensch, der sich nicht schämt, ein Loch im Kleide zu haben, schämt sich auch eines Loches in seiner Ehre nicht. Das waren so ihre goldenen Sprüchlein. Was sie sagte, prägte sich mir tief in die Seele, und ich hab's immer drin erhalten. Ebenso hielt sie auf Reinlichkeit am Leibe. Es ist eine Schande, wenn so ein Bube herumlauft, und ist so schmutzig, daß nöthigenfalls seine Hosen, auch ohne Beine drin, stehen bleiben, sagte sie. Pfui der Schande! Wer am Leibe sich sauber hält, sieht auch drauf, daß seine Seele sauber bleibe.

Was mir Anfangs recht schwer fiel, war, daß ich Mittwochs und Samstags die Gaben für sie an den Thüren sammeln mußte. Hatte doch jener Bauer gesagt: Betteln ist eine Schande, wenn man gesunde Glieder hat. Was mich indeß tröstete, war ja eben wieder das Bewußtsein, daß ich es für die gute Seele that, die mich so lieb hatte, und der ich so viel Dank schuldete, daß ich ihn nie abtragen konnte. An dem Tage, an dem ich zum ersten Male die Schule besuchen sollte, führte sie mich zu dem Pastor. Es war ein freundlicher Mann, der mich recht eindringlich

zu allem Guten ermahnte und mir eine Handfibel schenkte. Wie glücklich war ich im Besitze dieses Büchleins! Der Lehrer war auch ein sehr freundlicher Mann. Er gewann schnell mein ganzes Zutrauen und meine Liebe. Keiner war am andern Morgen so früh in der Schule, als ich. Das helle Schulglöcklein hatte noch lange nicht gerufen, so war ich schon an meinem Platze und beobachtete die Buchstaben, um die bereits gelernten mir einzuprägen. Meine Aufmerksamkeit und mein Fleiß entsprachen vollkommen dem mächtigen Drange meiner Seele zum Erkennen. Der Lehrer hatte recht seine Freude an mir, und mit dem Fortschreiten wuchs meine Liebe zum Lernen.

In meinem Leben war bald die Ordnung, welche mein Mütterchen auch in dem ihrigen hatte. Morgens um sechs Uhr stand ich auf und sachte das Feuer im kleinen Ofen an, stellte das Wasser zum Kaffe auf und holte bei der alten Annemarthe, die selber Vieh hatte, das kleine Töpfchen voll Milch. Kam ich, so war das Mütterchen auch aufgestanden. Sie reinigte nun das Stübchen, wobei ich wacker half. Nach dem Frühstücke überlernte ich noch einmal die Aufgabe und dann ging's in die Schule, und Mittags eben so. Nach der Mittagsschule eilte ich auf den Zimmerplatz, Späne zu sammeln, und Abends machte ich für Gerstenmeier Düten, wenn ich gelernt hatte. Mittwochs und Samstags waren die Gebtage. Da sammelte ich von Thüre zu Thüre die Almosen für das Mütterchen. Dienstags Mittags war abermals frei, weil es der sogenannte Waldtag war. Dann ging ich in den Wald, Holz lesen, und Wiesu begleitete mich. Im Winter war das keine sonderliche Freude, obgleich bei dieser Gelegenheit Schlittenfahren, Schleifen, Schneeballmachen und dergleichen edle Künste geübt werden: allein im Frühlinge, Sommer und Herbste — welche Lust! Wenn die Vögel sangen, die Beeren reiften, die Nester im Laube standen, o wie war ich da so selig in dem grünen Walde! Wie manchen Sechser brachte ich meinem Mütterchen zur Erdbeerzeit heim, den ich mit Erdbeeren gewann, die ich pflückte, während ich das Holz las oder wenn ich es gelesen hatte.

Auch von meinem Vater hörte ich noch einmal etwas, nämlich, daß er zu langer Haft war verurtheilt worden.

Leider machte das nur mehr einen vorübergehenden Eindruck auf mich. Ich konnte nun das Leben und Sein, dessen ich jetzt durch Gottes Huld genoß, gegen jenes meiner früheren Lebenstage vergleichen. In der Liebe meines Mütterchens lag eine Welt voll Glück, die ich ja nie gekannt und nie würde kennen gelernt haben, wenn ich nicht zu ihr gekommen wäre. Wie mein Geist erwachte; wie ich jetzt erst einsah, was ich früher nur geahnt; wie ich jetzt Gottes Wort kennen lernet, das Alles konnte ich nun schon würdigen, und zu dem kam die Ordnung, die geregelte Nahrung, — o ich erkannte die Führung Gottes, und dankte ihm dafür. War es da ein Wunder, wenn ich mit Entsetzen an mein früheres Leben dachte, wenn meines Vaters Bild mehr und mehr in meiner Seele erlosch, und dagegen das meines Mütterchens, der ich, nächst Gott, das Alles dankte, in vollem Glanze darinnen stand?

III.

Mehrere Jahre waren so hingeflossen, ohne daß ich ihr Schwinden merkte. Ich dachte gar nicht daran, daß es je anders werden könnte. Und wenn mein Mütterchen vom Tode sprach, so dachte ich mir darunter wirklich Nichts. Hatte ich doch nie einen Todten gesehen. Wie konnte ich eine deutliche Vorstellung davon haben?

In der Schule hatte ich wahrhaft reißende Fortschritte gemacht; und nun sollte ich in den Religionsunterricht gehen, um confirmirt werden zu können. Mein Betragen war ohne heftigen Tadel geblieben, obgleich Tadel vorkam. Tolle Bubenstreiche fehlten nicht. Wenn ich confirmirt sein würde, sagte das Mütterchen, sollte ich ein Handwerk lernen. Da empfahl sie mir denn besonders das ihres Seligen, der ein ehrsamer Schuster gewesen war. Siehst du, sagte sie, ein Handwerk hat einen goldenen Boden, besonders das des Schusters. Die Leute brauchen den Schuster immer, und die Mode hat den unseligen Einfluß nicht, wie bei dem Schneider. Ich wäre nun zwar immer lieber ein Schmied oder Schlosser geworden; allein ich war gewohnt, das, was das Mütterchen sagte, wie ein

Evangelium zu ehren, und so war ich denn auch bereit, gerne ein Schuster zu werden.

Eins nur quälte mich dabei. Wenn ich ein Handwerk lernte, hörte mein Waldgehen auf; ich mußte von meinem Mütterchen weg zum Meister, und meinen lieben Wiedu durfte ich nicht mitnehmen. Da wußte sie Rath. Wiedu versorge ich, sagte sie, du weißt, wie lieb ich ihn habe, und mit dem Meister rede ich, daß du alle Tage in der Feierstunde und den ganzen Sonntag zu mir kommen darfst. Das beruhigte mich denn wieder.

Es war eben um die Martinizeit. Schon blies der Wind gar scharf und kalt und trillte die gahrenden Dachfahnen, und Regen und Schnee stritten um die Herrschaft in den Lüften. Gerade um diese Zeit begann auch der Confirmandenunterricht. Eines Tages, als ich recht ergriffen von dem Lehrworte heimkam, klagte mein Mütterchen, ihr sei nicht wohl. Ich wollte den Doctor holen, allein sie widersprach und meinte, es sei am Ende nur eine arge Verkältung, die sie so matt und weh mache. Wenn der Mensch seinen Tod vorherwissen könnte, sagte sie am andern Tage, so würde ich denken, der meine sei nicht fern. Nun, wie Gott will! — Bei diesen Worten ergriff mich eine unaussprechliche Angst. Die Thränen kamen mir unwillkürlich in die Augen, und ich eilte ohne Weiteres zum Doctor, aber nicht zu dem langen, dürren, sondern zu einem alten, ehrwürdigen Manne, der uns nahe wohnte. Er kam. Auf seine Anordnung mußte sich das Mütterchen zu Bette legen. Ich gab meine Schule, mit Erlaubniß des Pastors, auf, und pflegte sie nach bestem Wissen und Können. Wo ich ging und stand, weinte ich, und meine Gebete stiegen zum Herrn auf für ihre Erhaltung. Es war anders im Rathe Gottes beschlossen.

Am Abend mußte ich ihr aus dem Habermännchen Gebete lesen, und dann rief sie mich an das Bette, küßte mich und sagte: Habe immer Gott vor Augen und im Herzen; wandle vor Ihm und sei fromm, und sein Segen wird dich begleiten. Gedenke an ihn in allen deinen Wegen, so wird er dich recht führen! Dann legte sie ihre Hand segnend auf mein Haupt und betete lange stille. Mir brach schier das Herz.

Darauf legte sie sich nieder, lächelte mich an und schloß das Auge. Ich wollte bei ihr wachen, um das Feuer zu unterhalten. Oft horchte ich, wie sie schliefe. Ihre Brust hob sich leicht, und ich hoffte, der Schlaf werde sie stärken. Gegen Mitternacht übermannte auch mich, der ich vor ihrem Bett saß, der Schlaf. Mein Haupt sank auf das Bett und — es war heller Tag, als ich erwachte. Sie lag noch so stille und ruhig da, wie am Abend. Um sie nicht zu wecken, schlich ich auf den Strümpfen umher. Als sie sich aber gar nicht rührte, ergriff mich eine entsetzliche Angst und Furcht. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Endlich schlich ich ans Bett, berührte ihre Hand, und — sie war eiskalt.

Ach, es ist ein unbegreifliches Gefühl, das der Gedanke weckt, man sei bei einem Verstorbenen. Wie lieb ich mein Mütterchen hatte, wie meine ganze Seele an ihr hing, weiß Gott; aber jetzt, wo sich mir der Gedanke aufdrängte,

ſie ſei todt, durchzitterte mich ein unbeſchreiblicher Schrecken, eine Furcht, eine Angſt, die mich hinwegtrieb. Ich hätte um kein Gut der Erde auch nur eine Minute länger in dem Stübchen aushalten können. Ich rannte zur Thüre hinaus, die Treppe hinab und rief: Sie iſt todt, ach, ſie iſt todt! Gerſtenmeier und Annemarthe ſtürzten herzu. Von ihnen begleitet, wagte ich mich noch einmal in das Stübchen. Annemarthe drückte ihr leiſe betend die Augen zu und ſagte: Gott gebe ihr den ewigen Frieden! Jetzt, wo ich aus fremdem Munde beſtätigen hörte, was ich gefürchtet, brach auch der ganze Sturm meines Gefühls aus in lautem, troſtloſem Weinen.

Komm mit mir, ſagte der Gerſtenmeier. Hier kannſt du nicht mehr bleiben. Er faßte mich bei der Hand, und der treue Wiedu folgte mit geſenktem Haupte, als ob er's auch fühlte, und wüßte, was mich für ein Unglück getroffen, und daß auch ihm eine Wohlthäterin geſtorben ſei. In Gerſtenmeier's Stube ſetzte ich mich in eine Ecke am Ofen, und ließ meinem Schmerze freien Lauf. Wiedu legte ſeinen Kopf auf meinen Schooß und kümmerte ſich um Nichts mehr. Sonſt bellte er, wenn ein fremder Menſch in die Stube trat; jetzt kamen und gingen Leute, und er muckte nicht.

Ich fühlte tief mein ganzes Unglück. Mit ihr war mir ja Alles geſtorben. Ich ſtand nun wieder allein in der Welt, ohne ein Herz voll Liebe, das ſie ſo reich für mich gehabt. Mein Vater ſaß in einer fernen Stadt im Arbeitshauſe, wo ich ja nicht bei ihm ſein konnte. Ich war wieder ſo verlaſſen, wie an jenem Abend, wo ſie mich fand, und elender jetzt, weil ich das Glück kannte, das ich verloren hatte. So lange ſie noch oben im Stübchen war, meinte ich, ich müßte zu ihr eilen. Mehrmals war ich auch bis an die Thüre gegangen, aber dann faßte mich ein ſo entſetzliches Grauen, daß ich faſt jählings die Treppe hinabgeſtürzt wäre.

Der alte Gerſtenmeier nahm ſich meiner recht freundlich an. Ich ſchlief in einem Kämmerchen, wo mir Annemarthe ein nothdürftiges Bett machte. Auch ſie war recht gut gegen mich; aber ich merkte es wohl, daß ein triumphirendes Lächeln über ihre gelben, faltenreichen Geſichtszüge glitt, wenn ſie den guten Wiedu anſah. Sie dachte

gewiß, nun müsse er fort und ihre Katzen gewönnen Ruhe. Sie trug halt einen bodenlosen Haß gegen das edle Thier im Herzen. Ihr Heinz und Mietz bekämen nun Ruhe, hoffte sie, wenn ich aus dem Hause vertrieben würde. Gerstenmeier sah das auch.

Als ich am andern Morgen mein Frühstück verzehrte, sagte er, mit einem Seitenblick auf Annemarthe: Gestern bin ich deinetwegen bei dem Herrn Pastor gewesen. Die Herren vom Armenrathe haben beschlossen, dich zu dem Meister Ruppel zu thun, auf daß du das edle Handwerk eines Schusters oder Pechvogels lernest. Was wirr's aber mit deinem Wiedu geben? Mitnehmen kannst du ihn doch nicht; denn der Ruppel hat Nichts für ihn. Du wirst mit seinen neun Würmchen hungern müssen. Was soll da der Hund? Ich blickte ihn voll Schrecken an. Jedes Wort erstarb mir auf der Zunge.

Ich will dir etwas sagen, fuhr er fort; du weißt, daß mir die Ratten alle die holländischen Käse im Keller wegfraßen, ehe Wiedu im Hause war. Seitdem ist's gut: allein wenn er weg ist, werden die nagenden Bestien schon wiederkommen, und mich um meinen Profit betrügen. So denk' ich, du läßt ihn mir, da die verdammten Katzen der Annemarthe doch nicht an die Ratten gehen. Der Ruppel wohnt ja in der Nähe, und du kannst ihn immer sehen und um dich haben, wenn du willst.

Ach, Ihr könnt ja Rattenfallen und Gift legen, fiel ihm Annemarthe in die Rede.

Mir war's gewiß nicht ums Lachen; aber, Gott vergebe mir! es kam mir doch, denn der Gerstenmeier war ein Erzgalgenvogel. Hörst du, Paul, sagte er, sie kann das gute Thier nicht leiden, weil es ihre faulen Bälge von Katzen jagt! Ich will's aber, und wenn er alle die Katzen zum Hause hinausbeißt, und ich selbst will ihn füttern!

Da wird er gewiß nicht fett! rief Annemarthe im Zorne und lief hinaus, indem sie die Thüre zuwarf, daß die Fenster klirrten.

Was sollte ich machen? Leider war, was Gerstenmeier von den neun Kindern des Ruppel sagte, wahr, und an Mangel war bei ihm kein Mangel. Blieb Wiedu im

Hause, so hatte er's gewiß gut; denn schon aus Rücksicht auf seine Dienste und um Annemarthe zu ärgern, hielt er ihn gut. Ich ergab mich drein, obgleich ich zweifelte, daß Wiedu im Hause bliebe, wenn ich ihm fehlte. Ebenso ergab ich mich in das Loos, ein Schuster zu werden, eingedenk der Vorliebe des guten Mütterchens für dieß Handwerk.

Unvergeßlich ist mir der Tag, an dem mein Mütterchen begraben wurde. Ich folgte dem Sarge und meine Seele war zerrissen. Wie ich hinaus auf den Kirchhof kam und wieder heim, weiß ich heute noch nicht; nur das weiß ich, daß mich der Gerstenmeier an seiner Hand mehr zog, als ich mich fortbewegte. Tief ins Herz drang mir die Rede des Pastors, der nur volle Wahrheit sagte, als er die Verstorbene eine fromme Christin nannte. Besonders hob er ihre Liebe für mich hervor, und riß damit alle blutenden Wunden aufs Neue auf. Mich ging's ja zunächst an, wie hätte ich kalt bleiben können? Sie war ja die einzige Seele, die mit Liebe mich an sich zog, die mich kennen lehrte, was es heiße: geliebt zu werden, der darum auch mein ganzes Herz gehörte. Die Dankbarkeit gegen sie kann nie in meiner Seele erlöschen!

Nur noch Eine Nacht schlief ich im Hause Gerstenmeier's, am andern Morgen mußte ich zu Ruppel an die Werkbank. Unendlich tief war mein Schmerz, als ich von dem Stübchen Abschied nahm, wo ich so glücklich gewesen war. Ich redete laut zu meinem Mütterchen, dessen Geist gewiß um mich schwebte. Keine Furcht kam in meine Seele, seit der kalte Leichnam zur Ruhe des Grabes gebracht war. Wie beruhigend war es für mich, daß ich mir jetzt sagen durfte, ich habe sie nie gekränkt, ihr keinen Seufzer ausgepreßt. Hätte ich doch in diesem Stübchen bleiben können! — aber es konnte nicht sein. Ich mußte scheiden.

So trat ich denn bei Meister Ruppel ein. Er war ein kleines, blasses Männchen, das sich etwas einbildete und viel darauf hielt, daß der Junge ihm den gebührigen Respect erwies. Uebrigens herrschte im Hause viel Armuth und — noch mehr Unreinlichkeit. Die Meisterin war eine höchst ärgerliche Prise, die den ganzen Tag mit den neun

Kindern herumkeifte, deren Unart alles Maaß des Erträglichen überstieg. Dennoch war der Meister gegen sie blind und taub. Das zappelnde, kleine Volk war unbändig und so klein noch, daß man hätte meinen können, ihre Geburtstage fielen höchstens in drei Jahre zusammen. Es war ein Glück, daß davon zwei Drittheile in die Schule gingen, und die übrigen, bis auf das Kleinste, draußen herumschwärmten in Wind und Wetter. Dabei waren sie fest wie Eicheln, und hatten rothe Backen wie Borsdorfer Aepfel.

Ein Junge ist bei jedem Handwerke der Sündenbock, der Alles tragen muß; allein ein Schusterjunge ist doch der allerärmste Schelm auf Gottes Erde. Alte Schuhe auftrennen, Leder klopfen, Pech kneten, Pechdrähte ziehen und Borsten dran machen, Schuhe nageln, Walken, Wichsen, Wasser holen, und Gott weiß was für Geschäfte, liegen ihm alleine ob. Dabei muß er die Schuhe wegtragen, und es ist nicht, wie bei den Schneiderjungen, die ein Trinkgeld kriegen. Hier fällt selten etwas ab. Geht's gut, so kriegt er Puffe und Ehrentitel, wie: Esel, Ochse und so weiter; geht's quer, so gibt's Prügel mit dem Knieriemen, der abscheulich beißt.

Meister Ruppel hatte die Thiere lieb. Das war mein Glück; denn sonst hätte Wiedu's Liebe mir manches blaue Mal gebracht. Hunde liebte er absonderlich, und Vögel, die in Käfigen in allen Ecken und Winkeln der kleinen Werkstatt hingen. Das war ein Getudel zum Desperatwerden! Das Füttern, Fegen und mit Wasser versorgen war meine besondere Arbeit, die erste am Tage.

Das Alles wäre gut gewesen, aber — ich wuchs stark und hatte einen Appetit, der mit einem Schnittlein Brod, durch das ich den Himmel sehen konnte, nicht gestillt war. Deren zehn hätte ich, wie Dampf, weggepfiffen — allein ich bekam nur Eins und damit Holla. Mein Wiedu hatte es besser. Bekam er beim Gerstenmeier magere Kost, so fand er an jedem Gußsteine einen gedeckten Tisch. Es war denn auch kein Wunder, daß ich bald hohläugig drein sah, daß jede Lebenslust im Keime starb, und daß das Joch, das ich trug, mich zu Boden drückte.

Ein Tag, war's ein Tag des Unglücks oder Glücks,

ich ahnete es damals nicht — änderte mein Loos. Es war im Juni des folgenden Jahres, bis wohin ich treulich und ritterlich ausgehalten hatte, als eines Morgens der Meister über Feld ging. Er hatte mir Arbeit gegeben, und gesagt, in höchstens zwei Stunden sei er wieder da. Ich arbeitete rüstig. Die Fenster standen offen, wie auch die Thüre, da es sehr heiß war. Die Meisterin war zu einer Freundin in die Nachbarschaft gegangen. Allein im Hause und ungestört, ging mir die Arbeit so rasch von der Hand, daß ich noch vor Ablauf einer Stunde meine Aufgabe erledigt hatte. Da kam Wiedu und liebkoste mir. Du hast ja deine Arbeit gethan, dachte ich, da darfst du auch einmal ruhen und mit deinem Hunde spielen. Das that ich denn harmlos und freudig. Unglücklicher Weise schlich sich die Katze herein, ein abscheulicher, rother Kater, der faul und träge, Jahr aus, Jahr ein unter dem Ofen lag, und die Mäuse auf Tischen und Bänken tanzen ließ. Kaum wurde Wiedu ihrer ansichtig, als er sich von mir losriß und auf die Katze losfuhr, um ihr rothes Fell mit seinen scharfen Zähnen zu fassen. Vergebens schrie ich, ihn zurückzuhalten. Ich sah, der alte Gerstenmeier hatte ihn durch Hetzen noch mehr in seiner natürlichen Katzenfeindschaft bestärkt. In der Angst sprang das gehetzte Thier auf den Ofen, und als Wiedu auch dort nach ihr hackte, auf den Käfig eines schönen Canarienvogels, der herunter fiel, sammt der Katze. Das Vögelchen schlüpfte aus dem Loche, woran der kleine Wassertrog gehängt, und wie ein Blitz zum Fenster hinaus. Ehe Wiedu die Katze fassen konnte, sprang sie auf den großen Käfig einer Drossel und schmiß auch den herab. In meiner Angst war ich aufgesprungen, Wiedu zu fassen und — warf die Werkbank um, daß das Geräthe in der Stube herumfuhr. Die Vögel schrieen, die Katze miaute, Wiedu bellte, ich heulte vor Angst, und in diesem entsetzlichen Augenblicke ging die Thür auf, und der Meister stand todtbleich, vor Entsetzen, in der Thüre.

Was hast du angerichtet? Strick, Tagedieb! rief er im rasendsten Zorne. Hinaus, Teufelsbraten, schrie er, und der Knierlemen, der unglücklicher Weise vor seinen Füßen lag, sauste mir um Kopf, Ohren und Rücken, daß

mir Sehen und Hören verging. Umsonst wollte ich Alles erzählen. Er hörte und sah nicht, und schlug blind zu. Nicht eine Minute darfst du mehr im Hause bleiben. Gleich pack deine Lümpchen zusammen und fort! Ich will gleich zum Pastor, um ihm zu sagen, was du für ein Vogel bist! So ging's in Einem Athem fort.

Mit zwei Sprüngen war ich zur Stubenthüre draußen, und auf meinem Kämmerlein. Viel hatte ich nicht zu packen. Zwei Hemden und das auf dem Leibe, ein Wamms und eine Hose — das war mein Hab und Gut. In ein Tüchlein band ich's, und lief dann die Stiege hinab zum Hause hinaus, und Wiedu hinter mir drein. In der Stube raſete der Meiſter, und ich hörte sein Toben noch, als ich um die Ecke bog, die mich zum Thore leitete. Wohin sollte ich? In der Stadt war Niemand, zu dem ich gehen konnte. Sicherlich bekam Ruppel überall Recht. Der Schein war gegen mich. Eine Weile stand ich an der Ecke stille und sann — dann sagte ich, den mächtigen Zug nach Freiheit in der Brust: Die Erde ist überall des Herrn, und seine Treue reichet so weit der Himmel ist!

Das heilige Wort entſchied. Wie ein Pfeil von der Sehne geſchnellt, flog ich zum Thore hinaus, ſah nicht rechts, nicht links, und mein treuer Wiedu vor mir und neben mir bellte fröhlich, als wollte er ſeine Freude kund geben, über den Entſchluß, in die weite Welt zu gehen.

Als ich vor das Thor kam, fiel mein Blick auf den Gottesacker. Das Thor war offen, tief im Hintergrunde deſſelben grub der Todtengräber ein Grab. Er ſah mich nicht. Niemand war ſonſt nahe. Das Herz zog mich hinein in den ſtillen Raum, wo ſo viele ruhten von der Laſt des Lebens, zog mich zu einem Hügel, auf dem die Roſen blühten, die ich gepflanzt. Da bin ich denn hineingeſchlüpft, und habe auf dem Hügel, unter dem das treue Mutterherz ruhte, heiße Thränen geweint. Ach, lebteſt du noch, ſagte ich ſchluchzend, ich armer Knabe irrte jetzt nicht in der Welt herum hülflos und troſtlos. Ach, du biſt mir geſtorben, und meinen Vater halten ſie in Kerkermauern feſt. Mich ſtößt ein harter Mann hinaus in die Welt,

und ich werde wieder, was ich war — ein Bettelbube! — Das Wort machte mich ordentlich erbeben! Nein, rief ich, betteln will ich nicht, arbeiten will ich, und mein ehrlich Brod erwerben! — Aber ich war ja noch ein Knabe, der nichts verstand! — Ach, läg' ich drunten bei dir, Mütterchen, seufzte ich, mir wäre wohl. — Jetzt fühlte ich es recht, was ich an ihr verloren hatte. — Weinend saß ich noch auf dem Hügel, als die Glocken erklangen, und der Leichenzug nahte. Ich mußte fort. Noch einen Blick voll Dank und Liebe auf das theure Grab und — das Thor lag hinter mir.

Gesenkten Hauptes wanderte ich fort, bis sich die Straße in zwei theilte. Wohin sollte ich? — Da sprang Wiedu lustig auf die Straße, die links ins Land hineinführte, und ich folgte ihm unbedenklich. Was lag dran, wohin ich kam? Nirgends fand ich Armer ja eine Heimat, nirgends ein liebendes Herz. — Ich blickte hinauf zum Himmel, und betete leise: Herr, lehre mich thun nach Deinem Wohlgefallen. Dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn! Dieß Gebet zu der Waisen Vater und der Armen Trost stärkte mich, daß ich fortab muthig weiterschritt.

Bald traten neue Bilder vor meine Seele, und gaben meinen Gedanken eine andere Richtung. Die Gegend war mir unbekannt, denn in diese Richtung war ich nie gekommen; aber sie war ungemein schön. Eine dunkelbewaldete Bergkette zog sich in der Entfernung einer Stunde etwa hin; üppige Wiesengründe lagen dort, aus denen der stärkende Duft des jungen Heues die Luft erfüllte. Dörfer lagen in Obstwäldern, und im leisen Wehen des Windes wogten reiche Saatfelder überall. In den Wiesen waren die Mäher und Heumacherinnen beschäftigt. Ueberall Lachen, Gesang und fröhlicher Verkehr. Mir lag eine Last auf dem Herzen. Heute früh hatte ich das dünne Stücklein Brod verzehrt. Seitdem war nichts über meine Zunge gekommen. Ein entsetzlicher Hunger begann mich zu quälen. Meinen Durst hatte ich an einer Quelle zur Seite der Straße gelöscht. So lange die Kraft vorgehalten hatte, war ich mit Wiedu um die Wette gelaufen; allein Hunger, brennende Hitze, und durch vieles Sitzen des Gehens ent-

wöhnt — da wollte es denn bald nicht mehr fort. Die Mittagsglocke läutete in einem fernen Dorfe, da sah ich Mäher, die sich gelagert, ihr Mittagsbrod zu verzehren. Betteln konnte ich nicht, die Scham hielt mich zurück. Da setzte ich mich an den Rand der Straße, ihnen gegenüber, und blickte mit dem Verlangen des quälenden Hungers auf die behaglich Essenden.

Einer von ihnen schien die wehmüthigen, bittenden Blicke zu verstehen, zumal Wiedu, dreister als ich, zu ihnen gelaufen war, und sich der hingeworfenen Brocken erfreute.

Junge, sagte der Mäher, dir geht's wohl wie dem Hunde? Hast wohl Hunger?

Ach ja, sagte ich halblaut.

Komm her, wir haben noch für dich übrig.

Da war's aus mit meiner Bldigkeit. Ich sprang hinab zu ihnen, und griff wacker zu. Sie betrachteten mich mit Theilnahme. Hast wohl gestern Fasttag gehabt? fragte Einer.

Den hatt' ich alle Tage, sagte ich, und erzählte ihnen, wie es mir ergangen.

Da bist du durchgebrannt? fragte der, der mich gerufen.

Ich bejahte das. Aber wo willst du nun hin? fragte er theilnehmend. In meiner Verlegenheit stieß ich endlich die Worte heraus: das weiß ich selbst nicht!

Armer Schelm! sagte der Mann, und schnitt mir ein Stück Brod, das bei Ruppel's acht Tage mich hätte nähren können. Da hast du für die Noth, sagte er. Nun geh' in Gottes Namen, und sieh zu, daß du einen Dienst kriegst.

Mit herzlichen Dankesworten schied ich. Neugestärkt konnten wir beide, Wiedu und ich, nun fortwandern. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, versagten aber meine Beine schier ihre Dienste. Ich war durch ein Dorf hindurchgegangen, weil ich noch hoffen durfte, ein anderes, das nicht ferne von demselben liegen sollte, zu erreichen. Da hatte ich mich aber doch getäuscht. Die Nacht kam, und das Dorf sah ich noch nicht. Meine Verlegenheit war groß. Wo sollte ich schlafen? Die Frage drängte sich gar sehr in den Vordergrund, aber eine beruhigende Antwort fehlte; Hunger quälte mich nicht; der gutmüthige Mäher hatte mir soviel Brod gegeben, daß Wiedu und ich vollauf bis morgen, und, bei gutem Haushalten, selbst noch ein Frühstück hatten; aber ich war so müde, daß ich fast nicht mehr von der Stelle konnte, und Wiedu ließ auch den Kopf hängen, und schlich hinter mir drein, statt, daß er bisher immer lustig vorausgesprungen war.

Da fiel mein Blick auf eine Reihe Heuschober, die neben der hochliegenden Straße in einem Wiesengrunde standen. Gibt's ein köstlicheres Bett? rief ich aus, und trat sogleich den Weg, den Rain hinab an. Dort floß ein kleines Flüßchen, dessen Ufer die duftigen Heuschober säumten. War auch der Weg nicht außerordentlich weit, den ich zurückgelegt, so machte doch die Ungewohnheit des Wanderns, die große Hitze des Tages, daß ich mich sehr entkräftet fühlte. Die Wellen des Flüßchens plätscherten so einladend, daß ich mich rasch entschloß, mich entkleidete und in die laue Fluth sprang. Wiedu folgte mir auf der Stelle. Wunderbar erquickt, stieg ich heraus. Wiedu schüttelte sein zottiges Fell und sein fröhliches Springen bewies, daß er sich ebenso erquickt fühlte, als ich. Nun theilte ich im hellen Mondscheine mein Brod in zwei Theile für heute Abend und morgen frühe, theilte wieder das

Abendbrod mit Wiedu, und hatte mir dann bald ein Lager bereitet, wie ich mich deſſen ſeit Mütterchens Tode nicht erfreut hatte. Wiedu kroch zu mir ins warme, duftige Neſtlein, und nachdem ich mein Abendgebet laut und herzlich gebetet, ſchloſſen ſich die Augen bald zum friedlichen Schlafe. Wer ſo, wie ich, im frommen Glauben einſchläft, daß er in Gottes Hut ruhe, ſchläft wohl!

Als die erſten Strahlen der Morgenſonne die Landſchaft vergoldeten, kroch ich mit Wiedu aus der Höhle, die wir uns gemacht, ſetzte den Heuſchober, den ich verdorben hatte, wieder zurecht, dehnte mit Behagen meine Glieder in der balſamiſchen Morgenluft, und betete dann das herrliche Lied:

Mein erſt' Gefühl ſei Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele!
Der Herr hört deinen Lobgeſang,
Lobſing' ihm, meine Seele!

Das Morgengebet gab mir eine hohe Freudigkeit. Nun war gewiß heute des Herrn Segen mit mir! Wieder theilte ich getreulich mit Wiedu mein Brod, und eilte dann wieder auf die Landſtraße. Mir war zu Muthe, als wär' die ganze Welt mein eigen, und die Bruſt war mir ſo froh und leicht, wie den Lerchen, die, ihr Morgenlied trillernd, in die reine Luft ſtiegen. Alte Gewohnheiten können wohl zurückgedrängt werden, aber iſt Zeit und Stunde, Ort und Verhältniß günſtig, ſo treten ſie wieder mit friſcher Kraft und Luſt in ihre Rechte ein, und beherrſchen wieder die Seele, wie früher. Ich habe das recht an mir ſelber erfahren. Das ziellose und feſſelfreie Wanderleben, das ich jetzt wieder zu führen begann, war meinem früheren ähnlich; aber unendlich köſtlicher, weil kein Schleifrad zu ziehen war, keine Prügel zu erwarten ſtanden. Leichtſinnig, nach Bubenart, gab ich mich, unbekümmert um die Zukunft, der Luſt des Augenblicks und der ganzen Annehmlichkeit meines Lebens hin, deſſen ich ſeit früheſter Jugend gewohnt war. Es war übrigens noch weit zum nächſten Dorfe. Ueberhaupt waren in der Gegend Dörfer ſelten, aber deſto mehr einzelne Höfe lagen in größerer oder geringerer Entfernung von der Landſtraße. Es war eben ſchon hoher Mittag, als ich ein Dorf erreichte.

Jetzt fiel mir's schwer aufs Herz, daß ich wieder betteln mußte. Für das gute Mütterchen war mir's nicht schwer geworden; allein nun sollte ich wieder, wie einst, für mich betteln, und der Bauer hatte doch gesagt: „Betteln ist eine Schande, wenn man Glieder zum Arbeiten hat.“ Meiner Treu', Glieder, gesunde Glieder hatte ich, und Lust zur Arbeit. Sollte ich nicht um einen Dienst im Orte fragen? Der Gedanke war köstlich. Daß es mir fehlschlagen könne, dachte ich gar nicht. Gleich ins erste Haus trat ich frischen Muthes und guten Gewissens ein. Eine Frau trat mir entgegen.

Könnt Ihr mich nicht zur Arbeit brauchen? fragte ich frischweg.

Sie besah mich von oben bis unten, und sagte dann: Was kannst du Bübchen denn arbeiten?

Ich meinte, sie frage, welche Arbeit ich thun könne, sagte keck: Alle, die Ihr mir gebt!

Sie lachte. Da hast du ein Stück, sagte sie. Geh' weiter. So einen kleinen Esser können wir nicht brauchen! Ich stand da, wie Loth's Weib. — Sie reichte mir ein tüchtiges Stück Brod und sagte: Geh' in Gottes Namen!

Das wirkte, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Das ganze Gebäude meiner Hoffnung fiel zusammen. Jetzt verstand ich erst die Frage der Frau. Niedergebeugt verließ ich das Haus und schlich weiter.

An zwei, drei andern Häusern derselbe Bescheid. Mit einer heißen Thräne im Auge kam ich ans Ende des Dorfes. Da begegnete mir ein Bauer, der meinen Wiedu mit Wohlgefallen betrachtete.

Bub', sagte er, gib mir den Hund! Was thust du damit? Mußt das Brod für dich betteln!

Ich schüttelte den Kopf.

Nur, sagte er, ich will dir ihn abkaufen.

Ich verkaufe ihn nicht! sagte ich fest.

Esel! rief der Bauer ärgerlich, was thut ein Bettelbub' mit einem Hunde?

Ich eilte fort, ihm keine Antwort geben zu müssen, und der Bauer brummte noch lange in den Bart, sprach von Lumpengesindel und dergleichen.

Das schnitt mir tief in die Seele. Ach, ich habe in

meinem spätern Leben noch manche bittere Täuschung erlebt; allein keine hat mich tiefer gedemüthigt, keine mich unglücklicher gemacht, als die, welche ich in dem Dorfe erfahren. Mit recht schwerem Herzen schritt ich fürbaß. Der Muth war mir gesunken, noch einmal einen Versuch zu machen, einen Dienst zu erhalten. Ueberdieß hatte des Bauers Rede mich recht hart verletzt. Verzeih' ihm Gott den Schmerz, den er mir in die Seele legte!

Ohne Aufenthalt wanderte ich fort; aber die Sonne brannte glühend heiß; das Weh im Herzen drückte. Ich war bald entsetzlich müde, und setzte mich an den Weg, in den Schatten eines Baumes, denn ein Gewitter nahte mit Schnelligkeit.

Da kam eine Kutsche des Wegs in derselben Richtung, die ich verfolgte. Wie glücklich ist der Reiche, dachte ich. Wenn nun der Regen strömt, sitzt er in seiner Kutsche, und ich bin dem Wetter ausgesetzt.

In der Kutsche saß ein Herr, etwa so ein Fünfziger, und ein Mädchen meines Alters.

Als die Kutsche zu mir kam, sah mich der Herr an. Meine Augen verriethen wohl noch die Spuren des Weinens.

Warum bist du so traurig, mein Sohn? fragte er liebreich. Du bist wohl recht müde?

Ach ja, sagte ich treuherzig, ich laufe schon seit Sonnenaufgang.

Das ist lange her, sagte er. Weißt du was, setz' dich hinten auf, so ruhst du aus, und kommst doch weiter.

Der Kutscher zog ein saueres Gesicht, was ich im Blicke sah, aber was ging das mich an? Der Herr hatte es ja gesagt. Flugs war ich hinten auf, und der Wagen rollte schnell von der Anhöhe hinab, einem Walde zu.

Das war eine Pracht! Das ging wie im Fluge. Nur der arme Wiedu hatte zu laufen, denn er blieb nicht sitzen, obgleich ich ihn hinaufgehoben hatte.

Meine Furcht vor dem Gewitter war unbegründet. Es begann wohl tüchtig zu donnern, allein es fielen nur wenige Regentropfen. Der Donner aber und die hellen Blitze brachten etwas Anderes, was freilich außer dem Kreise meiner Vorstellungen lag. —

Wir waren kaum in dem Hochwalde, als ein heller Blitz zuckte; ein krachender, entsetzlicher Donnerschlag folgte äußerst schnell, und, vom Scheine des Blitzes und dem hellen Prasseln des Donners erschreckt, rissen die muthigen Pferde wie rasend aus. Der Wagen schoß dahin, der Kutscher konnte die Pferde nicht halten.

Aus dem Wagen erschallte ein gellender Angstschrei, und — im nächsten Augenblicke lag er im Graben, zur Seite des Weges und ich — wurde wider das Ufer des Grabens geschleudert, daß mir das Bewußtsein entfloh.

Lange muß es indessen nicht gedauert haben. Als ich erwachte, floß etwas ganz warm über mein Gesicht herab, und als ich es wegwischte, und meine Hand besah — war's Blut. Jetzt erst fühlte ich einen starken Schmerz über der Stirne. Ich fühlte hin, und fand eine tüchtige Schmarre, die quer über die Stirne lief. Als ich mich umsah, saß der gute Herr unter einem Baume und hielt jammernd seinen Arm; der Kutscher klagte über seine Hüfte; der Wagen war zerbrochen — nur das freundliche Mädchen war unbeschädigt. Sie kam jetzt zu mir her, um zu sehen, was mir geschehen sei.

Du Armer, sagte theilnehmend der selbst leidende Herr. Ich wollte dir Gutes thun, und nun ist's in Uebel verkehrt worden!

Ich raffte mich auf, um das Blut abzuwaschen. Als ich von der Quelle zurückkam, blutete meine Wunde noch immer fort, und ich wußte es gar nicht zu stillen. Da kam denn das freundliche Mädchen, und band mir ein Tuch, das sie um ihren Hals getragen, um meinen Kopf. Unterdessen waren Leute des Weges gekommen, die nun Hand an den Wagen legten, ihn aus dem Graben hoben, zusammenbanden, so gut es gehen mochte, und ihn nach dem Dorfe zurückführten. Dort sollte, wie sie sagten, ein Bader wohnen, der vortrefflich Schäden heilen könne. Dem alten Herrn, der ungeheure Schmerzen leiden mußte, ohne daß er es kund that, war das angenehm. So wurde denn der Wagen umgewendet, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Nur ich blieb traurig sitzen.

Das Mädchen bemerkte es, und sagte es ihrem Vater.

Komm' doch mit uns, Kleiner, sagte er liebreich,

dann legt dir der Bader doch auch ein Pflaster auf deine Wunde.

Sollte ich, konnte ich in das Dorf zurück? Es zog

mich wohl, den guten, freundlichen Menschen zu folgen — aber mein Wille stand fest. Ich blieb, und sie zogen dahin.

Das Gewitter hatte sich mit dem heftigen Schlage entladen. Der Sturm trieb es weit von uns ab in das Land hinaus. Der Himmel wurde wieder heiter, und ich, da es so stille und unheimlich in dem Walde war, eilte, das Freie zu erreichen. Nach einer Wanderung von etwa einer Viertelstunde lichtete sich der Wald, und ich hörte die fröhlich jodelnden Töne eines Hirtenhorns. Das Gefühl der Angst in dem dunkeln, stillen Walde gab plötzlich dem der Freude Raum, wieder in der Nähe von Menschen zu sein. Selbst mein guter Wiedu sprang fröhlich an mir empor, gleich als theile er mein Gefühl. Bald trat ich aus dem Walde heraus, und vor mir lag im Golde der sinkenden Sonne eine schöne Landschaft. Hügelreihen bildeten den Ausgang des Gebirges gegen eine saatenreiche Niederung, während links das Gebirge sich mit seinen dunkeln Wäldern in einen weiten Bogen hinzog. Alles war vergoldet von der Sonne, und das Herz ging mir auf bei dem schönen Anblick. Ich sah zum blauen Himmel empor, voll Hoffnung, daß ich Armer doch wohl noch ein Unterkommen finden würde.

Die Erfüllung meines Wunsches lag mir näher, als ich dachte. Bis hierhin hatte die Furcht des Alleinseins in dem dunkeln Walde meine sinkenden Kräfte mächtig gestützt — jetzt ließen sie aber auch plötzlich nach. Ich fühlte eine Ermüdung bis zum Umsinken, und schleppte mich mühsam weiter. Als ich endlich die Büsche hinter mir hatte, die den Hochwald umsäumten, lag vor mir ein Weidestrich, mit goldig blühenden Ginstern bedeckt, und in den Zwischenräumen, wo Gras wuchs, weidete eine kleine Heerde, aus Rindern, Ziegen und Schweinen bestehend, und ein alter Hirte lehnte am Stamme einer einzeln stehenden Birke. Wiedu erhob ein lustiges Gebell. Das zog des Hirten Blicke auf den Hund. Lange betrachtete er ihn mit Aufmerksamkeit, und lockte ihn dann; aber da hatte er sich verrechnet. Wiedu folgte nie fremdem Rufe. Jetzt erst sah er mich.

Du bist ja ganz matt, sprach er gutmüthig. Hast wohl Hunger? Ohne eine Antwort abzuwarten, reichte

er mir ein Stück Brod, das ich sogleich mit Wiedu theilte, und durch schnelles Verzehren den Beweis lieferte, daß die Frage des Hirten keiner Antwort bedurfte.

Was ich sagen wollte, hob er darauf an, ist der Hund dein?

Ich bejahte die Frage.

Willst du ihn verkaufen?

Nein, sagte ich, wo ich bleibe, bleibt mein Hund, und wo er, ich.

So! sagte der Alte, und fuhr mit der rauhen Hand über das Gesicht. Was ich sagen wollte — hob er dann nach einer kleinen Pause wieder an. Bist du in der Nähe daheim?

Ich komme weit her, sagte ich darauf.

Was ich sagen wollte, fing er nach einer Pause wieder an, hast du denn noch deine Leute?

Ich stehe ganz allein, antwortete ich und suche einen Dienst.

Sein Gesicht heiterte sich auf, und er fragte: Für dich und deinen Hund?

Ja!

Wer dich in den Dienſt nimmt, kriegt alſo den Hund mit?

Freilich, ſo lange ich bleibe.

Was ich ſagen wollte — mein Hund iſt mir zu Grunde gegangen, oder, daß ich es recht ſage, der Forſtwart hat ihn todt geſchoſſen, weil er ein „Linksmauſer" war, und bisweilen jagen ging. Nun bin ich ohne Hund, und einen „Beiläufer," wie du biſt, könnt' ich juſtement auch brauchen, denn da muß ich auch die naſchigen Geiſen und das unbändige Rüffelvieh hüten, und das iſt ein Stück Arbeit, das zu groß iſt für meine alten, merſchen Knochen, denen das Laufen gar nicht mehr anſteht. Da dächt' ich, du bliebſt mit deinem Hunde bei mir. Koſt ſollſt du haben und ein Paar Schuhe. Kleider geben dir die Bauern, wenn du das Vieh gut beſorgſt.

Lange zu beſinnen war da nicht. Ich ſagte zu.

Gut, verſetzte der Hirte, ſo kannſt du bei mir bleiben. Die Abendglocke im Dorfe wird bald läuten, dann fahren wir heim, und iſt es dann meiner Frau recht, ſo bleibt's feſt.

Auf wie lange? fragte ich keck.

Das wird ſich zeigen, ſagte der Hirt; beträgſt du dich gut, nnd iſt dein Hund das, was ich von ihm halte, dann kannſt du es lange bei mir gut haben. Laß uns das aber 'mal probiren. Blaſ' 'mal ins Horn!

Ich that's. Ein lang getragener Ton klang in die Gegend hinaus, und das Echo gab den Ton wieder.

Das war gut, ſagte der Alte, man meint, du wärſt von einer guten Hirtenart. Verſuch's 'mal mit der Heerde. Er reichte mir die Peitſche.

Sieh', dort will der Bullen an das Kleefeld. Treib' ihn zurück! Ich lief, ſo gut ich konnte, dahin, und ließ das gewaltige Thier die Schmicke der Peitſche an der Naſe fühlen, wie ich das oft bei Hirten früherhin geſehen hatte. Das Thier raſſelte mit der Kette, die es um den Hals trug (ein Zeichen ſeiner Wildheit), ſenkte den Kopf und drang auf mich ein. Wiedu ſah das, und warf ſich ihm entgegen, ihm nach der Naſe beißend, und ich wich nicht, ſondern hieb in raſcheren Schlägen ihm nach der Naſe zu. Es brummte fürchterlich, wandte ſich aber dann, und ging zur Heerde zurück. Ich ließ meinen Blick umherſchweifen,

und sah eine braunrothe Ziege, die an den Hecken die Gipfel abbiß. Auf ein Zeichen von mir flog Wiedu dahin, und brachte sie zur Heerde zurück.

Als ich zurückkam, lächelte der Alte zufrieden.

Was ich sagen wollte, Bub', du hast da ein Meisterstück gemacht, und ich sehe wohl, du und dein Hund, ihr Beide seid zu brauchen, und man meint, ihr wäret alle Beide bei'm Vieh schon gewesen, und dabei groß geworden. Wenn du's so machst, sollst du noch von mir einen Kittel kriegen, und Martini, wenn ich mein Hirtengeld einziehe, ein Trinkgeld.

Das überstieg all mein Hoffen. Ich hätte ja gerne für das Brod allein gedient. Aus des Alten mehrmals wiederholter Bedingung, „wenn's meiner Frau recht ist," entnahm ich, daß sie die Hosen anhatte, und ein scharfes Regiment führen mochte. Vor solchen tapfern Weibern hatte ich Respect; denn gegen Gerstenmeier's Haus über wohnte ein Schneider, dürr und dünne, wie ein Nähfaden, der hatte so eine, die ihm das Muß auf dem Kopf hackte. Mehr als einmal war ich Zeuge, wie der arme „Geisbock," wie ihn der Gerstenmeier hieß, eine gesunde Tracht Püffe von ihr empfing. So lammsnaturig sah mir nun der Hirte nicht aus; allein, wer bürgte mir dafür, daß ich nicht der Sündenbock im Hause werden sollte? Das lag mir gar bedenklich auf der Seele. Viel Zeit blieb mir aber nicht, dem Gedanken nachzugrübeln, denn die Abendglocke läutete, und nachdem wir unser stilles Gebet gesprochen, hieß es: Vorwärts! Mir war der Auftrag geworden, der Heerde vorauszugehen. Der Hirte folgte.

Langsam zogen wir bis zum Beginne des Dorfes. Da trat ich auf die Seite, und die Thiere liefen grunzend, mäckernd und brüllend ihren Ställen zu.

Ueberall fragten die Bauern den Hirten: Hannes, wo habt Ihr denn den Beiläufer her und den schönen Hund?

Es ist ein blutarmer Bub', eine Waise, sagte er, die Frage umgehend. Gebt ihm doch etwas zur Kleidung. Ihr seht, der Wind pfeift ihm überall durch!

Er kann morgen einmal kommen, sagten mehrere höchst gutmüthig, und meine Seele freute sich, denn es

waren wirklich bedenkliche Oeffnungen in meiner Kleidung ſichtbar.

Endlich nahten wir uns am andern Ende des Dorfes der Wohnung des Hirten. Es war ein Häuslein, ſo klein, ſo baufällig und armſelig, daß ich unwillkürlich ſeufzte.

In der Thüre ſtand eine ſtämmige Frau. Beide Arme ſtützte ſie auf die Hüften und ſah in dieſer Stellung ſo kampfluſtig aus, daß ein zweiter Seufzer aus meiner Bruſt heraufſtieg.

Was zum Kuckuck, Hannes, rief ſie in einem Tone, der nicht eben freundlich klang, was haſt du denn da für einen Strolch aufgefangen? der ſieht ja aus, als ſei er ſchon in der halben Welt herumgefahren!

Mir ſtieg das Blut bis zur Stirne. Scham und Aerger ſtritten um die Herrſchaft.

Da haben wir's, brummte Hannes; aber er ermannte ſich und ſagte: Dem Landrath und Bürgermeiſter ſein Bub' dient uns nicht. Willſt du ſo einen, ſo hol' dir ihn!

Was räſonnirſt du denn gleich? ſagte ſie zürnend. Was ſollen wir mit ihm thun? Die Zeit iſt ſchlecht, das Brod theuer, und wir bringen unſere Mäuler kaum durch.

Haſt du nicht hundert Mal geſagt, rief er ärgerlich aus, ich müſſe einen Beiläufer haben, ſonſt gäben mir die Bauern die Hut nicht mehr? Nun ich einen habe, mauleſt du!

Eben nahm ſie einen Anlauf zu einer biſſigen Gegenrede — da ſah ſie den Hund, und ihr Geſicht klärte ſich auf.

Was ich ſagen wollte, bemerkte Hannes, das iſt ein Hund, ſo hat ihn der König nicht. —

Wo hast du ihn her? Was kostet er? fragte sie.

Nichts! sagte Hannes triumphirend.

Nichts? rief sie. Du bist ein Narr, Hannes! So einen Hund schenkt dir Niemand.

So soll man immer hören, ehe man hadert, sagte Hannes. Was ich sagen wollte, der Hund gehört dem Buben, und geht frei in den Handel. Es ist ein Staatshund, heut hat er schon sein Probestück abgelegt, und, was ich sagen wollte, einen besseren Beiläufer als den Paul hätt' ich nicht kriegen können. Er erzählte ihr nun die Geschichte, wie ich zu ihm gekommen und so weiter.

Meinetwegen, sagte sie darauf. Er mag dableiben.

Ich stand, während dieß sich zutrug, an der Ecke des Hauses, und meine Lage war nicht zum Beneiden.

Komm', sagte er, und wir traten in das Häuschen, das nur ein Stübchen, ein Küchelchen und ein Speicherchen hatte, zu dem man auf einer Leiter aufsteigen mußte. Aber ach, wie sah es da aus? Unrath und Unreinlichkeit überall! Alles so eng, daß man sich kaum regen konnte. Es war ein Glück, daß die Hirtenleute keine Kinder hatten.

Das Mahl, aus dicker Milch und Kartoffeln bestehend, war für mich königlich, aber die Zuthat nicht erfreulich; denn schimpfend wurden alle Geschichten durchgehechelt, die sich am Tage im Dorfe zugetragen.

Müde war ich, und bald sanken mir die Augen zu. Gebetet wurde nicht. Vor Schimpfen und Schelten kam sie nicht dazu. Ich hätte mich gerne niedergelegt, wo es auch gewesen wäre, allein daran durfte ich noch nicht denken.

Paul, rief sie, nimm den Eimer, und hole Wasser, dort drüben ist der Röhrbrunnen!

Ich gehorchte. Als ich den Eimer niedergesetzt, sagte sie: Nun misle noch den Geisenstall hinter dem Hause! Stille ging ich, auch das zu thun. Es war viel Arbeit, denn den armen Thieren war das Ställchen vielleicht eine Woche nicht gereinigt worden. Was mich am Meisten schmerzte, war, daß Wiedu nichts bekommen hatte, als einige Kartoffeln, die ich ihm heimlich zugesteckt. Endlich kam ich wieder. Nimm das Spühlwasser und knete Kartoffeln drein, zum Futter für den Hund! rief sie.

Zum Glück hörte das der Alte.

Was? rief er. Nichts als Waſſer und Kartoffeln? Schütte ihm etwas Milch zu! So ein guter Hund muß gute Nahrung haben. Sie warf ihm einen giftigen Blick zu, und rief: Meinetwegen, gib ihm die Abendmilch alle; dann kannſt du morgen Waſſer zum Kaffe trinken! Aber ſie that doch, was er ſagte.

Hannes ſelbſt holte nun einen alten Korb, legte Stroh hinein, und rief Wiedu, daß er ſich hineinlegte.

Das thut er nicht, ſagte ich; er iſt gewohnt bei mir zu liegen.

Nun, wie ſoll er denn die Leiter hinaufkommen? fragte ſie.

Ich nehm' ihn auf den Arm, ſagte ich; aber — ſeid doch ſo gut, und gebt mir ein Bißchen Oel auf ein Läpp-chen, mein Loch im Kopfe thut mir weh!

Wo haſt du das gekriegt? fragte ſie.

Ich erzählte es, aber ſie ſchüttelte ungläubig den Kopf, was mich nicht wenig kränkte. Ich hatte indeſſen ſchon bei'm Schuſter Ruppel ſchweigen gelernt, und das war gut. Sie ſuchte ein Läppchen, goß Oel darauf, und verband mir wieder den Kopf, meinte aber, das ſeidene Tuch ſei beſſer fur ſie als Halstuch, ſie wolle mir ein Anderes geben, und machte Anſtalten dazu. Da hatte ſie ſich aber verrechnet. Das Tuch war mir ein Heiligthum, das ich um kein Gut der Erde hingegeben hätte.

Meinetwegen behalt's, brummte ſie, und dann ſetzte ſie hinzu, ſchaff dich die Leiter hinauf!

Ich faßte Wiedu unter dem Arm und ſtieg, nachdem ich gute Nacht gewünſcht, die Leiter hinauf, die nun weg-gehoben wurde. Da oben war's dunkel und enge; allein es lag friſches Heu da, und bald hatten wir uns ein Neſtlein bereitet, und der Schlaf der Ermüdung legte ſich ſo ſchnell auf meine Augen, daß ſie ſchon, während meines Abendgebetes zufielen, und erſt ſich wieder öffneten, als es unten rief: Paul, auf, es iſt hohe Zeit! Wie gerne hätte ich noch geſchlafen, denn kaum graute der Tag. Ich mußte nun Feuer anmachen. Während dieß geſchah, hörte ich bei halboffner Thüre dieß Geſpräch:

Du biſt ein rechter Eſel, ſagte ſie, daß du dem Bettels-

huben einen Kittel, ein Paar Schuhe und ein Trinkgeld verſprachſt, der hätte fürs Brod dienen können. Was ſoll's geben, wenn der Winter kommt? Dann bleibt die Heerde daheim — und wir können ihn füttern. Bis Martini behältſt du ihn, dann läßt du ihn laufen.

Aber der Hund! ſagte Hannes.

Den heimeln wir uns an, daß er gerne bei uns bleibt.

Was ich ſagen wollte, du haſt geſtern Abend mit dem Spühlwaſſer gut angefangen! warf er hin.

Halts Maul, ſchrie ſie, ich werde wiſſen, was ich zu thun habe! Bei ihm ſchlafen darf er nicht mehr. Er muß bei uns in der Stube liegen. Auch will ich ihn als einmal zu Hauſe behalten.

Ich erſchrack über dieſe Falſchheit des Weibes — und doch kam mir das Lachen! Ich wußte zu gut, daß alle ihre Verſuche erfolglos ſein würden.

Als wir gefrühſtückt, ging ich blaſen durch das Dorf. Die Bauern waren mir freundlich. Hier bekam ich ein Stück Käſe und Brod, dort ein Paar alte Schuhe, ein Kleidungsſtück. Kurzum, ich war ein glücklicher Menſch. Alle ſagten: Sei aber auch unſerm Vieh gut! — Nichts war mir lieber, als das Eſſen, denn die Hirtenfrau ſchnitt knappe Stücklein!

Auch heute ging's bei der Heerde gut; beſonders erwies Wiedu, daß er das ächte Blut eines Hirtenhundes in ſeinen Adern hatte; aber der Dienſt war nicht leicht. Das Rüſſelvieh, wie Hannes die Schweine nannte, war ſchwer in Ordnung zu halten, und die naſchigen Ziegen brachen gerne aus. Da galt's ein Laufen, Hetzen, Aufſchauen nach allen Seiten, und der alte Hannes legte ſich gemüthlich unter einen Baum, rauchte ſeine Pfeife oder kommandirte und ſchlief. Ich war todtmüde am Abend. Und doch war an Ruhe nicht zu denken. Die Ziegen anbinden, Waſſer holen, und mit den Kerbhölzern im Dorfe herumlaufen und das Hirtenbrod holen, das Alles war noch meine Arbeit. Als ich meinen Wiedu faſſen, und die Leiter hinaufſteigen wollte, rief die Hirtenfrau: Holla, das geht nicht. Der Hund verdirbt das Heu. Ich hab ihm ein Bett in der Stube gemacht!

Ich ließ ihn, innerlich lachend, unten und stieg allein hinauf; aber da hätte Einer das Leid des treuen Thieres sehen sollen! Er sprang an der Leiter hinauf, bellte, heulte und war nicht zu besänftigen. Die Frau lockte, Hannes lockte. Es half nichts; endlich wollte sie ihn fassen und in die Stube tragen; aber Wiedu, sonst so ein friedliebendes Thier, sträubte grimmig sein Haar, wies die scharfen Zähne und knurrte so unzweideutig, daß die Frau zurücksprang, fluchte und tobte. Ich mußte wieder herabsteigen, und ihn bewegen, sich in den weichen Korb in der Stube zu legen. Nur mit Widerstreben folgte er; als ich aber Miene machte, wegzugehen, sprang er wild auf und drängte sich zur Thüre hinaus, und stand wimmernd an der Leiter.

So nimm ihn in des Henkers Namen mit, rief sie endlich und warf die Thüre grimmig zu.

Wie glücklich war das treue Thier, als ich ihn wieder mit hinauf nahm! Wie schmiegte er sich so liebevoll an mich an. O diese Liebe that mir unendlich wohl, und wie beschämte des Thieres Treue die treulosen Menschen da unten, die uns trennen wollten!

War sie mir gleich Anfangs unhold, so wurde sie das noch vielmehr, als sie sich überzeugen mußte, alle Versuche, den Hund mir abwendig zu machen, schlugen fehl. Was

ich einmal in der Bibel geleſen: Es ſei beſſer bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem böſen Weibe, das fand ich recht beſtätigt. Alles aber trug ich in Geduld, weil ich doch kein Bettelbrod mehr eſſen mußte. Indeſſen war es doch eine ſchlimme Ausſicht, daß ſie mich zu Martini, wenn der Winter da war, fortſchicken wollten. Was ſollte ich dann beginnen?

Wenn auch der alte Hirtenhannes in allen Stücken mit mir zufrieden war, ſo bewies mir denn doch ſeine bitterböſe Frau alle Tage mehr ihren Groll. Mehrmals ſperrte ſie den Wiedu ein und ließ ihn nicht mit gehen. Das war mir das Bitterſte.

Eines Tages, es war im September, wurde der Hirt unwohl. Ich war im Stande, die Heerde allein zu hüten, allein ohne den Hund konnte und — wollte ich das nicht. Sie war gerade an dem Morgen übel aufgeſtanden. Als ich die Heerde zuſammenblaſen ſollte, rief ich dem Hunde. Er bleibt daheim! ſchrie ſie mir zu.

So mag auch die Heerde daheim bleiben! rief ich und warf das Horn in die Ecke.

Es war unrecht von mir, daß ich trotzte; aber man iſt auch nicht alle Tage geneigt, die übelſte Behandlung zu ertragen, und ich wußte ja, warum ſie das that!

Jetzt waren alle böſen Geiſter los. Du verfluchter Bettelbub', rief ſie geifernd, willſt du mir trotzen? Sie ballte die Fauſt und rief: Nimmſt du das Horn oder nicht?

Das ging denn doch auch über des geduldigen Hannes Geduld. Still! rief er aus. Wie kann der Bub' allein die Heerde hüten, ohne den Hund? Nimm das Horn, Paul, und komm!

Da nahm ich's und ging, und er ließ den Hund heraus, der vor Freude wahrhaft jauchzte. Aber in mir wallte der Zorn! Ich trieb die Heerde hinaus, und mein Unmuth wuchs faſt mit jedem Schritte.

Niemals aber hab ich das Vieh ungeberdiger geſehen, als an dieſem Tage. Es war, als hätte es mich abſichtlich aufs Aeußerſte reizen wollen. Beſonders waren es die Schweine, die bald hier, bald da in einen Kartoffelacker geriethen und Unheil ſtifteten. Und was das Vieh beſchä-

digte, mußte der Hirt erſetzen. Da galt mir's, aufzuſchauen, daß durch mich kein Nachtheil kam, ſonſt konnte ich es gar nicht mehr im Hauſe ertragen. Indeſſen ging's doch noch leidlich. Am andern Morgen mußte ſich der Hirte zu Bette legen. Nun hatte die böſe Frau freie Hand. Sie ſperrte wirklich heute wieder den Hund ein, und aus Schonung für den Kranken verbiß ich meinen Zorn und zog mit der Heerde aus. Auch heute wieder brachen die Schweine ins Kartoffelfeld. Im höchſten Zorne warf ich den ſchweren Ringelſtock nach Einer, wovor mich Hannes oft gewarnt hatte, traf ſie unglücklicher Weiſe an den Kopf und — das Thier fiel nieder. Von Entſetzen ergriffen ſtürzte ich zu der Stelle und — wie gelähmt ſtand ich — ſie war todt! — All mein Zorn war verflogen; aber an ſeine Stelle trat eine unausſprechliche Angſt. Was ſollte es nun werden? Ich konnte das Thier nicht erſetzen, und Hannes? — — Ach, zu Allem, was meine Seele bis in ihre Tiefen zerriß, kamen noch Vorwürfe, daß ich mich vom Zorne hatte hinreißen laſſen!

Ich ſah nicht mehr, ob mein Vieh weide, ob die Schweine in den Aeckern waren, oder was ſie trieben. Ich ſtand da, wie eine Bildſäule. Endlich dämmerte in dieſer Nacht meiner Seele ein Gedanke. Es war der: Du mußt fort, ſo weit dich deine Beine tragen! Gedacht, gethan!

Ich warf Hirtentaſche, Ringelſtecken und Peitſche weg, ließ Heerde Heerde ſein und lief, was ich laufen konnte, davon. Wie wenn ein böſer Geiſt mich verfolgte, ſo trieb's mich. Wie weit ich gelaufen war, weiß ich nicht, aber es war eine andere, mir ganz unbekannte Gegend, in der ich athemlos bei einem Vorholze ankam. Die Nacht ſank herab. Nirgends war ein Dorf zu ſehen. Das hätte mir auch nicht helfen mögen, denn vor Menſchen fürchtete ich mich. Noch ſtanden Haferfelder ungeſchnitten, und in einem derſelben legte ich mich nieder. Wie es in meiner Seele ſtand, iſt ſchwer zu ſagen. Erſt jetzt, wo über mir die hellleuchtenden Sterne aufgingen, erkannte ich, daß mein zweites Vergehen größer war, als das erſte. Ich hatte die Heerde ohne Obhut gelaſſen, welchen Schaden mochte ſie angerichtet haben? — Ich ſchloß meine Augen,

weil ich nicht gen Himmel zu sehen wagte und — voll Qual im Gewissen, wagte ich kaum zu beten. Ein Thränenstrom entquoll meinen Augen, und endlich flehte ich um Vergebung, um Abwehr des Unglücks von der Heerde, von dem armen Hirtenhannes. Nur meine Schuld erkannte ich, und die der Hirtenfrau erschien mir klein dagegen. Und mein Wiedu, das einzige Wesen, das mich liebte, an dem mein Herz hing, war fort, von mir getrennt!

Kummer und Erschöpfung ließen mich endlich in einen tiefen Schlaf sinken, aus dem mich der frühe Ruf des Feldhuhns weckte. Ohne an Essen zu denken — und doch hatte ich, seit ich entlaufen war, Nichts genossen — begann ich wieder meinen Lauf. Ein Dorf, das ich nahe vor mir sah, ließ ich liegen, und folgte der Richtung eines Waldes, der zur Seite lag. Haselnüsse und Brombeeren stillten einigermaßen den quälenden Hunger, der sich nachgerade einstellte. Mehrmals mußte ich ruhen, und als die Sonne hinabsank hinter die Gipfel der Berge, die den weiten Gesichtskreis schlossen, den ich überschaute, sah ich in geringer Entfernung einen stattlichen Bauernhof liegen. Die Noth trieb mich, dort einzusprechen.

Ein riesiger Kettenhund fuhr mich grimmig an, als ich mich dem Thore näherte. Am Brunnen, der im Hofraum stand, sah ich die Hoffrau beschäftigt. Als der Hund so heftig bellte, sah sie um und erblickte mich.

Was willst du? fragte sie milde.

Mich hungert so sehr! sagte ich, und meine Thränen flossen wieder. Das sah die mitleidige Frau. Komm herein, sagte sie, der Hund thut dir nichts!

Gerne folgte ich der gutmüthigen Einladung, und in der Küche, wo ich bei dem Heerde mich niedersetzte, wurde ich reichlich gespeist. Die gutmüthige Frau ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und mir lag das Herz auf der Zunge. Ich beichtete ihr Alles, Alles, bis zu dem letzten schrecklichen Ereigniß.

Sie hörte mir mit großer Theilnahme zu und sagte dann: Recht hast du nicht gethan, das ist wahr; aber ich kann mir's wohl denken, wie du dazu kamst, fortzulaufen. Was willst du aber nun anfangen?

Ach, das weiß ich ja nicht! sagte ich laut weinend, denn das Herz war mir, durch die Erinnerung an mein gutes Mütterchen, so schwer geworden, daß ich das Weinen nicht zurückhalten konnte. Die Frau hatte auch Thränen in den Augen.

Endlich sagte sie: Könntest du denn auch Schafe hüten? O gewiß, sagte ich.

Willst du auch treu und fleißig sein, und nicht wieder fortlaufen? fragte sie weiter.

Ach Gott, nein! rief ich aus. Behaltet mich doch; ich will ja gerne trocknes Brod essen, und Alles thun, was Ihr von mir fordert. Ihr verdient einen Gotteslohn an mir!

Mein Mann ist zwar in der Stadt, sagte sie, aber er kommt heute noch wieder. Bleib einmal da. Vielleicht kannst du bei uns bleiben.

Das war mir eine Himmelsbotschaft. Ich blieb. Gegen Abend kamen die Knechte und Mägde vom Haferschneiden heim. Sie sahen mich neugierig an. Als die Hoffrau sagte, sie wolle mit ihrem Manne reden, daß ich

als Schäfer dableibe, lachte Einer derselben höhnisch und sagte: Der wird mir auch der rechte Schäfer sein! Unser Herr wird einen Taglöhner halten müssen, der ihm die Schäferschippe trägt, und der Widder wird ihn auf den Hörnern heimtragen! Ich schwieg, und die gute Hoffrau verwies dem Spötter seine Unart. Ich lag schon in der Scheune auf dem Heuschober, als ein Wägelein heranrollte. Das war der Hofbauer.

Morgens mit dem grauenden Tage war ich bei der Hand. Noch war Alles still im Hause. Ich setzte mich an die Thüre. Bald darauf wurde sie aufgemacht. Es war der Hofmann, ein dicker, gehäbiger Mann, freundlich und gutmüthig, wie seine Frau.

Bist du schon wach, Kleiner? fragte er verwundert. Meine Frau hat mir von dir gesagt. Ich will's 'mal mit dir probiren. Ich habe nur zwölf Hämmel. Komm, ich will dir sie zeigen. Das that er. Soll ich sie auf die Weide treiben? fragte ich. Warte, du hast ja noch nichts gegessen, versetzte er, aber wenn du willst, so will ich dir zu essen geben, und dir dann zeigen, wo du sie hintreibst.

Das that er denn reichlich, und sogleich nahm ich die Schäferschippe, trieb die Thiere heraus und folgte ihm vor das Thor. Dort lagen in einiger Entfernung Wiesen, und dahin trieb ich sie auf sein Geheiß.

Ach, Wieru, seufzte ich oft, wärst du bei mir, mein Glück wäre vollkommen!

Mittags brachte mir eine Magd mein Essen, und der erste Tag meines neuen Amtes ging glücklich herum. Als ich Abends die Thiere heimbrachte, sagte der Hofmann: Paul, du kannst denn nun bei uns bleiben!

Da ich dir noch kein Bett zurecht gemacht, sagte die gute Hoffrau, so wär' mir's lieb, wenn du noch einmal auf dem Heuschober schlafen wolltest. Morgen hast du dein ordentliches Bett. Zu ihrem Manne gewandt, sagte sie: Peter, ich denke, wir verdienen einen Gotteslohn an dem Jungen! Er nickte ihr zu; aber der Jörg, der Großknecht sagte leise, doch so, daß ich es hören konnte: Gebt acht, der Bettelbub' wird eine Hornisse für uns! Das galt dem Gesinde, und die warfen mir alle giftige Blicke zu. Warum? Gott weiß es; Ursache konnte ich ja doch keine gegeben haben!

Nach dem Essen stieg ich die vierzig Sprossen der Wandleiter in der Scheuer hinauf, um auf das Heu zu kommen. Es war stockdunkel und ein Fehltritt hätte mich das Leben kosten können. Recht inbrünstig dankte ich Gott, daß ich eine so gute Unterkunft gefunden. Ich gelobte, treu und recht den braven Leuten zu dienen. Und als ich Amen aus voller Seele gesagt, waren meine Gedanken bei Wiedu, und mit diesen Gedanken schlief ich ein. Gegen Morgen war es, als mir träumte, mein treuer Wiedu sei gekommen, und habe mich gesucht. Ich hörte ihn am Scheuerthor winseln; darauf sei der Hofhund gekommen, und habe sich mit ihm herumgebissen. Mitten in diesem Traume fiel ein Schuß, und ich fuhr empor. — Ich hörte reden unten, den Hofbauer schelten, und dann wurde es stille. Ich konnte lange nicht mehr einschlafen. Der Traum quälte mich schrecklich. Dennoch siegte endlich der Schlaf wieder, und erst als es heller Tag war, wurde ich wach. Als ich herunterkam, sagte der Hofbauer: Nimm dich vor dem Kettenhund in Acht! Er ist von einem wüthenden Hunde diesen Morgen früh gebissen worden, der in den Hof kam. Sie hatten die Thüre nicht zugemacht!

Wieder trat mir mein Traum vor die Seele, und ich rief aus: Großer Gott, wenn es Wiedu gewesen wäre!

Dein Hund, fragte der Hofmann, den dir des Hirtenhannes Frau eingesperrt hat? Es wäre möglich. Vor dem Hofe liegt er; ich hab' ihn todtgeschossen!

Da fingen die Kniee an zu zittern. Ich fühlte, daß ich bleich wurde, wie Schnee; aber ich konnte nicht von der Stelle. So geh' doch, und guck' 'mal nach! sagte der Hofmann, der mit großer Theilnahme mich ansah. Komm, ich gehe mit dir! Wir gingen vors Thor. Ja, da lag Wiedu, das treue Thier, und war todt! Dürre, wie ein Gerippe, war er. Ach, er hatte mich wohl lange gesucht, und doch die Spur endlich gefunden, um — zu sterben.

Ich war außer mir! Im wildesten Schmerze warf ich mich auf meines Wiedu Leichnam, und weinte laut.

Der menschenfreundliche Mann stand gerührt bei mir. Ach hätte ich das denken sollen, sagte er wehmüthig, ich hätte ihn nicht todtgeschossen!

Mein Schmerz war grenzenlos. Niemand höhnte mich, als der böse Ibrg, aber der Hofmann wies ihn strenge zurecht, und ließ mich gewähren, als ich unter dem großen Apfelbaume, neben dem Hofthor, ein Grab machte, und Wieder hineinlegte. Da konnte ich es immer sehen!

Essen konnte ich nichts. Ich trieb meine Hämmel

hinaus, und — der Tag war ein Trauertag, wie viele, die ihm folgten. Ich hatte ja jetzt kein Wesen mehr auf Erden, das mich so liebte! Nur noch ein Gut besaß ich, es war das seidene Halstuch, und manchmal, wenn ich weinend bei den grasenden Hämmeln saß, meinte ich, das Mädchen habe mich doch auch lieb gehabt, als es mir das Tuch schenkte, und damit meine Wunde verband. Und in meinen Träumen erschien sie mir oft als ein Engel.

Um meinen knabenhaften Frohsinn war es auf lange geschehen. Fuhr ich aus, so fiel ja mein Blick auf Wiedu's Grab, kehrte ich heim, so sah ich's. Und an meiner Seele nagte der Vorwurf, daß ich durch meine Flucht an seinem Tode Schuld sei.

Die Hofleute waren seitdem noch viel freundlicher und gütiger gegen mich. Nicht so das Gesinde. Ich mochte mit ihnen nichts zu thun haben; that still meine Pflicht, und suchte meinem Herrn und der Frau alle Dienste zu leisten, die ich konnte. Auch die beiden kleinen Kinder hingen mit Liebe an mir. Nun nannten sie mich: Tellerlecker, Schmarutzer und Fuchsschwanz, was soviel hieß, als: heimlicher Ankläger. Ertappte sie der Hofmann auf falscher Fährte, und zankte, so war ich Schuld, auch wenn ich nichts von allem wußte. Hätte ich Alles sagen dürfen! Die Furcht vor dem Jörg schloß mir den Mund; ich sah viele Lumpenstreiche; ich wußte, daß er, wenn Alles schlief, aus dem Hofe schlich; daß er oft dem Hofmanne Wein stahl; aber seine Drohungen waren fürchterlich. Oft kam mein Gewissen in eine arge Lage, weil es mich trieb, Alles zu sagen, und doch hatte ich den Muth nicht, weil ich fürchtete, der Jörg schlüge mich todt, was er mit fürchterlichem Blicke einst sagte, als ich ihn auf frischer That ertappte. Alles, was zerbrochen wurde, mußte ich zerbrochen haben. An allem Unheil war ich Schuld. Ich trug's stille und dachte: dein Herr kennt dich besser; aber ich vergaß dabei, daß ein oft fallender Tropfen einen Stein aushöhlt, und von jeder Verläumdung etwas hängen bleibt. Ich merkte allmählich, daß mein Herr und seine Frau mir nicht mehr so gut waren, als früher. Da drohte ich, daß ich nicht mehr schweigend Alles auf mich nehmen würde, und als der Jörg mir sagte: denk' an das, was ich dir

gesägt, Bettelbub', und stopf' dein Maul! da sagte ich: brich du mir's nur nicht auf, sonst! — Das war ein unselig Wort! Ich ahnte nicht, daß sie Alle nun einen Plan zu meinem Verderben schmiedeten, dessen Ausführung der böse Jörg sich vorbehielt.

Nach der großen Stadt Frankfurt hatten wir nicht sehr weit. Oft hatte ich den Wunsch ausgesprochen, einmal dort zu sein zur Zeit der Messe, von der ich so viel gehört.

Der Hofmann verkaufte dorthin seine fetten Ochsen und anderes Mastvieh. Zur Ostermesse hatte er viel Geld dort einzunehmen, und wollte selber hinfahren. Da bat ich denn, daß er mich einmal mitnähme. Dem willfahrte er. So mußte ich mich denn in meine neuen, schönen Kleider putzen, und an einem schönen Morgen fuhren wir mit dem ersten Glühen des Tages ab. Der Jörg fuhr.

Komm nicht spät wieder, sagte die Hoffrau, die wohl wußte, daß ihr Mann bei solchen Gelegenheiten in der Regel tief, zu tief, ins Gläschen schaute. Bleib' mir ja dort über Nacht! rief sie. Ich erwarte dich erst morgen!

Er lächelte, und wir fuhren, gezogen von zwei muthigen Rossen, in die frische Morgenluft hinein.

Die Reise war für mich unendlich angenehm. Wie staunte ich, als ich die große Stadt, die prächtigen Häuser, das Menschengewühl und die vielen Buden sah!

Alles sehen, Alles recht genau sehen, war mein höchster Wunsch. Auf meiner Wanderung kam ich denn auch in den Braunfels, wo die tausend Herrlichkeiten mich in einen Zustand der Verzückung setzten.

Als ich so vor einem Laden stand, der von Gold und Silber strotzte, und im Anschauen ganz versunken war, kamen mehrere junge Mädchen mit einer älteren Frau auch an diesen Laden, um Allerlei zu kaufen. Ich hätte sie nicht beachtet, wenn nicht der Ton einer Stimme mich mächtig ergriffen hätte. Ich fuhr schnell herum und — nicht weit von mir stand — das Mädchen aus dem Walde, das mir das seidene Tuch geschenkt, das ich gerade heute als Halstuch anhatte. Freilich war sie groß geworden seitdem — eine blühende, bildschöne Jungfrau, — aber ich hätte sie unter Tausenden wiedererkannt.

Ach, wie gerne hätte ich ihr meine Dankbarkeit geäußert, aber das ging nicht. Sie kannte mich ja auch nicht mehr. — Indessen — sie sah mich erst flüchtig an; dann länger, und — das Halstuch, das ich trug. Ich fühlte, daß ich roth wurde, als sie mich ansah. Ich schlug die Augen nieder. Als ich endlich den Muth gewann, sie wieder anzusehen, betrachtete sie mich freundlich, und nickte mir zu! Großer Gott, sie war es gewiß! Aber in dem Augenblicke ergriff die ältere Frau ihre Hand, und zog sie fort. Sie sah noch einmal nach mir um — und — war um die Ecke. Ich sah sie nicht wieder. Das Bild aber ist mir in der Seele geblieben. Ich habe lange an der Stelle gestanden, halb im Traume, bis der Kaufmann, ein grober Mensch, mir zurief: Sag' was hältst du hier Maulaffen feil? Pack' dich, Ciel! Das weckte mich, und beschämt eilte ich in das Wirthshaus, wo wir eingestellt hatten. Der Hofmann hatte gesagt: Präzis sechs Uhr fahren wir fort! — aber es wurde sieben, acht, neun — er saß noch beim Schoppen, und als endlich die Pferde gar nicht mehr ruhten, und wir ihn endlich auf den Wagen schafften, war er so trunken, daß ich ihn halten mußte, sonst wäre er sicherlich herabgefallen. Er schlief bald ein, und ich hatte meine Last, zumal der Jörg wie rasend fuhr. — Es war Nachts drei Uhr, als wir auf dem Hofe eintrafen.

Morgens früh, so erfuhr ich später, trat der Jörg zur Hoffrau und sagte: Habt Ihr nach des Herrn Gelde gesehen? Mir wurmt etwas!

Was denn? fragt sie.

Auf dem Wege, sagt er, als der Paul den Herrn hielt, schaute ich einmal um, da merkte ich, daß der Paul so an seinem Säckel herumfingert, und heute früh, als ich den Wagen ablade, liegt dieser neue Thaler im Stroh. Da ist's nicht just. Der Herr hatte außer dem Gelde im Gurt zehn solcher Thaler in den Sack gesteckt. Er wird ja wissen, was er mitnahm, und wenn die andern neun noch da sind, so verzeih' mir Gott meinen Argwohn!

Damit ist er fortgegangen. Die Hoffrau aber rief ihn zurück. Jörg, sagte sie, glaubst du, der Paul habe meinen Mann bestohlen?

Ich glaube gar nichts, ſagte er tückiſch lachend; aber fragt den Herrn, und dann ſeht einmal, wenn etwas fehlt, in des Paul's Bett, oder in ſeinem Bündel, oder — wo Ihr wollt! Darauf ließ er die Hoffrau in ihrem Schrecken ſtehen.

Ich ſchlief den Schlaf des guten Gewiſſens, und da ich auf dem ganzen Wege für den trunkenen Hofmann zu ſorgen hatte, ſo war ich am andern Morgen leider nicht zu rechter Zeit auf.

Erſt ſpät rief mich der Jörg. Komm' nur herunter, du Faulpelz, ſchrie er grimmig. Willſt du bis Mittag liegen?

Ich ſprang aus dem Bett. Es war ſchon acht Uhr. Als ich herabkam, war ich recht in Sorge. Aber was war denn vorgegangen? fragte ich mich. Alle machten mir finſtre Geſichter. Die Hoffrau dankte mir nicht, als ich ihr einen guten Morgen wünſchte. — Ich aß ſchnell, und wollte die Hämmel heraustreiben.

Bleib' daheim, rief der Hofmann zornig. Füttre dein Vieh im Stalle!

Die Mägde und der Jörg lachten höhniſch, und flüſterten. Ich wußte nicht, woran ich war. Ich ſann und ſann, — aber ich fand keinen Grund für dieß Benehmen gegen mich.

Bald darauf kamen zwei fremde Männer geritten. Sie gingen in das Haus.

In meiner Zerſtreuung wollte ich endlich vor das Thor hinaus, auf's nahe Feld gehen. Da faßte mich plötzlich Einer am Kragen. Als ich mich raſch umkehrte, war's der Jörg, in deſſen hölliſch lachendes Geſicht ich blickte.

Was hältſt du mich? rief ich, und wollte mich losmachen.

Aha, rief er, die Elſter will wegfliegen, wie bei dem armen Hirtenhannes! Dießmal geht's nicht ſo! Du biſt gefangen, du Dieb!

Auf das Schreien des Jörg kam der andre Knecht, und Beide faßten und hielten mich, und aus der Hausthüre kam der Hofmann, deſſen Geſicht roth vor Zorn war. Sie

schleppten mich in die Stube, wo die beiden Männer saßen und schrieben.

Ich konnte kein Wort reden, so war ich von dem Allen betäubt. Noch war mir Alles ein Räthsel; als aber der fremde Mann mir vorlas, was der Hofmann ausgesagt hatte, da hörte ich, daß ich ihm sollte neun Thaler aus dem Säckel auf der Fahrt entwendet haben, und daß man diese neun Thaler in meinem Bette versteckt gefunden habe. Darauf sollte ich antworten!

Großer Gott, ich sank schier zusammen! Dennoch ermannte ich mich, denn ich wußte mich ja rein von solchem höllischen Verdacht. Ich erklärte Alles für Lug und Trug; ich schwur bei Gott, dem Allwissenden, ich sei rein, und wisse nichts von alledem, wessen man mich beschuldigte. Das aber genügte dem Manne nicht. Er schrieb wohl jedes Wort nieder, das ich redete, aber er meinte, das seien die Kniffe der Spitzbuben, wie sie ihm alle Tage vorkämen; befahl, mich an einem sicheren Ort einzusperren, und schloß sein Protocoll.

Sie rissen mich nun hinaus, und sperrten mich in die Scheuer, wo ich bis Nachmittag saß, und den giftigsten Stachelreden des vorübergehenden Gesindes ausgesetzt war. Nachdem die beiden Männer auf dem Hofe gegessen und getrunken hatten, wurde ich an den Händen gebunden und fortgeführt. Umsonst waren meine Betheuerungen, ich sei unschuldig, umsonst meine Thränen. Begleitet von den Flüchen und Verwünschungen der Zürnenden wurde ich fortgeführt.

Ich kann's nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war. Tausendmal wünschte ich beim Mütterchen zu sein: dann wär' ich doch aus dem Unglücke gekommen, in das mich die Bosheit der Menschen gebracht, denen ich doch nie ein Leid zugefügt hatte. Diese Richtung meiner Gedanken brachte mich in die rechte. Ich blickte aus dem schwarzen Unrecht der Erde hinauf zum Vater im Himmel; dachte des Spruches: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen;" erinnerte mich des schönen Liedes: „Mach's der Herr so, wie er will, geduldig will ich halten still, bis er das Unglück wendet." So kam

Troſt in meine Seele unter dem ſchwerſten Ungemache meines Lebens.

Als wir im Städtchen ankamen, wo der Landrichter wohnte, wurde ich in das Gefängniß gebracht.

Anfangs war ich in dem dunkeln Raume wie ein Blinder. Nach und nach konnte ich indeſſen die Dinge um mich unterſcheiden und entdeckte, daß ich noch zwei Leute zur Geſellſchaft hatte, die auf einer Pritſche lagen. Ach, dachte ich, das ſind gewiß eben ſo unſchuldig Verhaftete, wie du, und auch darin lag eine Beruhigung; denn in dieſem ſchauerlichen Raume allein zu ſein, wäre entſetzlich für mich geweſen. Ich lehnte ſtill in einer Ecke, und dachte über mein Unglück mit kummervoller Seele nach. Da richtete ſich der Eine auf und ſagte in einem Tone, der mir in die Seele ſchnitt: Willkommen, mein Bübchen, willkommen! Es iſt mir allemal eine Luſt, wenn ich einen jungen Galgenſtrick ſehe; denn ich denke, die Zunft ſtirbt nicht aus, und ich tröſte mich mit dem Gedanken: Der kann's noch zu was bringen, eh' er gehenkt wird. Pfuſcher gibt's in unſerer Zunft genug, aber wenig Meiſterſpitzbuben. Siehſt du, Kind, ich hab' auch in deinem Alter angefangen, und darf mit Stolz ſagen, ich hab' mein Geſchäft ordentlich gelernt. Erſt ſtahl ich Obſt. Mein Vater meinte, das machten alle Buben ſo, und ließ es gehen. Darauf ſtahl ich auf den Jahrmärkten dieß und das. Es glückte. Dann lernte ich den Leuten die Taſchen fegen. Zuletzt brach ich ein, was eigentlich nichts weiter iſt, als Thüren machen, wo keine ſind. Als auch das glückte, wurde ich übermüthig, vergaß das eilfte Gebot, und wurde hier zur Ruhe geſetzt. Ich denke, der Hanf für meinen Strick iſt noch nicht geſäet.

Mir lief's eiskalt über den Rücken. Ich ſchauderte vor ſolcher Verruchtheit.

Was haſt denn du gemauſt? fragte er. Ich konnte nicht antworten. Das Entſetzen hatte mir völlig die Sprache geraubt. Er horchte eine Weile, ob ich ihm antworten würde. Als ich aber ſchwieg, rief er: Brav, mein Bübchen! Du haſt gute Anlagen. Wer gleich geſteht, wird ein Lump und Pfuſcher. Das iſt aber das zwölfte Gebot der Spitzbuben: Geſteh' nichts! Ich verwette meine Naſe gegen einen

Fingerhut (denn du mußt wissen, daß ich ein Schneider bin), Alle, die gehenkt werden, waren unschuldig, das heißt, sie bekannten ihre Schuld nicht. Wozu auch? Siehst du, jeder Mensch hat so seine lieben Geheimnisse, in die ein Andrer das Recht nicht hat, seine Nase zu stecken. Bleib' du deinem Grundsatz getreu, so kommen sie dir nie an die Gurgel.

Daß du Waschmaul nur schon am Galgen hingst! rief der Andere.

Peter, sagte lachend der Schwätzer, sei kein Narr. Du weißt doch, daß es keine Galgen mehr gibt, und wo noch einer steht, ist's bloß, um die Raben zum Narren zu haben, die allemal dabei an eine gute Mahlzeit denken. Sodann weißt du, daß ich einmal habe Schulmeister werden sollen. Da steckt mir das Lehren noch in den Knochen. Nun ist es eine angeborne Liebe zu jungen Leuten, aus denen noch etwas werden kann, daß ich mich ihrer annehme. Sieh, der da gibt Hoffnung, ein Meister zu werden. Könntest du so schweigen, wir säßen jetzt nicht hier wegen der paar Thaler, um die wir den Kerl —

Was, schrie der Andre, nun schuttest du es mir in die Schuhe!

Wem denn sonst, du ehrliche Seele, du Heiliger? Hättest du mich geben lassen, ich hätt' ihn besser verscharrt, und hätte nicht gleich Alles eingestanden. Du bist aber so eine breiweiche Natur, die gleich Reue fühlt! — Es war nahe daran, daß sich die beiden Verbrecher an der Gurgel faßten, und es war ein Glück, daß mir der Kerkermeister Streu brachte. Ich legte mich darauf, befahl meine Seele Gottes Gnade, und steckte die Finger in die Ohren, das ruchlose Gerede nicht zu hören. Schlafen konnte ich nicht. Ich war innerlich zerknirscht durch die Rede des Mörders. Ich sah, wie leicht der Weg des Lasters zu betreten ist, und wie er reißend dem Abgrunde zuführt. Nie ist wohl ein Wegweiser zur Hölle, wie dieser, ein Wegweiser zum Himmel geworden. Ich betete zum Herrn mit heiliger Inbrunst, daß er mich auf seinen Wegen erhalte.

Als ich ihm kein Gehör gab, schwieg er endlich stille. Die Nacht kam, und der Schlaf schloß des Ruchlosen

Mund und meine Sinne. Am andern Tage kam ich zum Verhör. Der Landrichter war ein Mann, zu dem man auf der Stelle Zutrauen faſſen mußte. Ich erzählte ihm Alles, was ich auf dem Hofe erlebt bis zu den kleinſten Umſtänden. Er hörte aufmerkſam zu; fragte hinein und ſchrieb Vieles auf.

Alſo der Jörg war gleich anfangs dein Feind? fragte er; aber was hatte er gegen dich?

Er glaubte, ich verriethe ſeine Lumpenſtreiche, ſagte ich.

Aber wie kam das Geld in dein Bett? fragte er. — Das weiß nur Jörg und der liebe Gott, antwortete ich. Aber ich glaube feſt, der Jörg hat's hineingeſteckt, als ich ſchlief; denn mein Bett ſtand auf ſeiner Kammer, und ich ſchlafe gar feſt.

Ich glaube, ſetzte ich hinzu, das Kindermädchen weiß mehr von der Geſchichte. Es wollte mir etwas heimlich ſagen, aber es kam nicht dazu.

Das machte ihn aufmerkſam.

Nun ſollte ich wieder in das Gefängniß gebracht werden, aber ich flehte um Gottes willen, mich nicht mehr zu den Menſchen zu bringen.

Auch das gewährte er mir. Ich blieb bei dem Gefangenwärter im Hauſe.

Gleich am folgenden Tage wurde ich wieder vorgeführt. Dießmal war der Hofmann, die Hoffrau, der Jörg und das Kindermädchen da. — Doch ich will es kurz machen! Die drei erſten zeugten gegen mich. Als aber die Reihe an das Kindermädchen kam, erzählte es haarklein, wie der Jörg Morgens dem andern Knechte, dem Peter, den ganzen Plan auseinandergeſetzt; nämlich, er wolle dem Hofmann, wenn er in Frankfurt trunken wäre, Geld nehmen und es in mein Bett ſtecken, dann mich des Diebſtahls anklagen, und mich ſo aus dem Hauſe bringen, weil ich ſie am Ende doch noch verrathen würde. Als das Mädchen das ſagte, wurde der Jörg bleich wie eine Leiche, und als ihm der Landrichter eine Predigt hielt, wie der allerbeſte Paſtor, da geſtand er's ein, und — ich war frei. Er aber wurde ſogleich verhaftet. Da machte der Hofmann große Augen, und die Hoffrau weinte und bat mich um Verzeihung. Komm wieder mit uns! ſagte der Hofmann. Ich will dich halten, wie mein eigen Kind!

Das rührte mich tief. Willst du wieder mit auf den Hof gehen? fragte mich der Richter liebreich.

Ach, sagte ich, ich hatt' es wohl gut da, und würde es auch wieder gut haben, aber ich kann doch nicht immer Schäfer bleiben. Ich möchte lieber ein ehrlich Handwerk lernen, wenn's ginge!

Was möchtest du denn gerne werden? fragte er mich.

Schlosser! war meine Antwort; aber setzte ich fast weinend hinzu, wer sollte das Lehrgeld zahlen? Ich habe ja nichts!

Halt! rief der Hofmann. Du sagst da etwas, was mich an meine Schuld mahnt. Ich hätte für die Zeit, die du mir dientest, einem Schäfer wenigstens dreißig Gulden geben müssen. Du denkst gar nicht an deinen verdienten Lohn. Er griff in die Tasche, zahlte das Geld auf den Tisch und sagte: Ich glaube selbst, es ist besser für ihn, wenn er das Handwerk lernt. Es wird nicht viel mehr Lehrgeld kosten, und sollt's mehr kosten, Herr Landrichter, so bin ich da, und zahl's nach.

Der Landrichter drückte ihm die Hand, und ich küßte sie ihm und seiner guten Frau unter heißen Dankestränen.

Wohlan, sagte der Landrichter, du magst, bis ich einen guten Meister gefunden habe, in meinem Hause bleiben.

Mit heißem Danke schied ich von den Hofleuten und dem guten Kindermädchen, und blieb im Hause des Landrichters. Wie dankte ich Gott für diese Wendung meines Schicksals! Wie gelobte ich ihm, nie von seinen Wegen zu weichen!

Acht Tage blieb ich im Hause. Es war das eine Familie nach dem Herzen Gottes. Wie der Mann, so war die Frau, die dem lieben Mädchen, das mir das seidene Halstuch geschenkt, und an das ich, seit ich in Frankfurt gewesen, immer denken mußte, merkwürdig ähnlich sah. Hätten sie eines Dieners bedurft, ach, ich wäre gerne Zeitlebens bei ihnen geblieben. Eines Tages aber sagte der Landrichter, höre Paul, nun hab' ich dir einen Meister ausgemacht. Er heißt Ruprecht und wohnt in der Neugasse. Morgen gehst du hin. Sei brav und gottesfürchtig, fleißig und gehorsam. Ich dachte, es wird gut gehen! — Seine Frau sagte: du darfst zu uns

kommen, wenn du willst. Und wenn du eines Rathes bedarfst, so komm' ja gleich zu uns.

Morgens ging ich, nachdem ich inniglich mich bedankt hatte. Der Meister war ein rauher, aber ehrlicher und sehr geschickter Mann; aber seine gelbe Frau war der Geiz selber. Sie gönnte sich und Andern nichts. Ich bekam Schnittchen Brod, daß man die Sterne am Himmel dadurch sehen konnte. Ich hatte schon gelernt, wie das Jungenbrod schmeckt bei Meister Ruppel: aber da führe Einer mit leerem Magen den schweren Hammer, oder feile den ganzen Tag am Schraubstock! Ich war gerade in dem Alter, wo man essen kann ohne Ende; denn ich schoß auf, wie ein Wasserschößling. Da wurde meine Farbe fahl, und meine Backenknochen standen vor. Die Augen legten sich tief in die Höhlen, und die Kraft ließ schnell nach. Ich war so dürre, wie ein tannener Bohnenpfahl.

Eines Sonntags ging ich in Landrichters.

Paul, sagte die liebe Frau, Du siehst ja so übel aus: bist du krank? — Ach, sagte ich, ich bin kerngesund, aber — mir fehlt das — Essen! Die Frau Meisterin ist so gar sparsam! Aha, sagte die gute Frau, das hab' ich doch schon gehört. Nun, da ist doch etwas zu helfen. Mein Mann hat dir bei dem neben uns wohnenden Lehrer täglich zwei Unterrichtsstunden des Abends ausgemacht, und die Sache mit deinem Meister abgethan. Du lernst da Zeichnen, Rechnen und Aufsätze machen. Dann kommst du etwas früher und issest dich erst satt.

So sorgten diese edeln Menschen an Leib und Seele für mich. Wie war ich so glücklich und dankbar! Da machte ich rasche Fortschritte, daß der Landrichter seine Freude daran hatte, und die einmal kräftig wirkende Nahrung brachte mich auch wieder auf die Beine. Die Frau Meisterin sagte: Siehst du, Paul, das Vielessen thut's nicht. Da wird der Magen nur weit, wie ein Wollsack; wenig und Ordnung, das nährt. Daß bei diesen Lehrstunden auch die Hofleute ihre Hand im Spiele hatten, wußte ich, und als das Christfest, das frohe, schöne, kam, erhielt ich vom Hofmann ein ganz neues Kleid, und von Landrichters zwei gar schöne Bücher.

Ohne große Störungen flossen meine Lehrjahre hin.

Sie waren eine Reihe von Wohlthaten, die mir Landrichters und die Hofleute erwieſen. Ich hatte tüchtig zeichnen gelernt; ich rechnete fertig und war im Stande, einen leidlichen Aufſatz zu ſchreiben. Mein Handwerk hatte ich brav gelernt, das ſagte ſelbſt mein Meiſter, der nicht leicht lobte. Ach hätte das mein gutes Mütterchen erlebt! Wüßte es mein Vater, wenn er noch lebt! ſagte ich oft zu mir. Wie aufrichtig war mein Dank gegen Gott, der mich ſo wunderbar geführt, der an mir das Wort bewährt hatte: Ich will dich nicht verlaſſen, noch verſäumen!

Als ich meinen Lehrbrief empfing, ſagte der Meiſter: Paul, Er kann nun bei mir in Arbeit bleiben. Wir kennen uns nun einmal. Seit ich losgeſprochen war vom Lehrjungen hörte das Du auf. — Ich dankte dem ehrlichen Manne, ſagte aber, ich wollte nichts thun, ohne mit meinen Wohlthätern geredet zu haben. Wie die's wollten, ſo wäre mir's recht.

Da hat Er recht. Dankbarkeit iſt eine Tugend, die den ſchwer ſtraft, der ſie verſäumt. Geh' Er in Gottes Namen!

Dem Landrichter ſagte ich Alles. Freilich, meinte er, wär' ich noch jung, und der Gefahren ſeien viele in der Welt; aber, ſetzte er hinzu, wenn das Vögelein immer im Neſte bliebe, würde es nie die eigenen Flügel gebrauchen lernen. Wo willſt du denn hin?

Ins Solinger Land, wo ſie die feinen Klingen machen und wo die Eiſenwerke ſind, verſetzte ich. — Es iſt gut für dich. — Rede auch mit dem Hofmanne, ſagte er. Ich ging auf den Hof. Freudig wurde ich aufgenommen. Auch ſie ſtimmten mit ein. Reichlich beſchenkt ſchied ich mit warmem Danke. Auch Landrichters beſchenkten mich und baten, daß ich ihnen oft ſchreiben ſolle.

Tauſendmal ſah ich zurück, ſo lange ich den Kirchthurm ſehen konnte, und — ich will's geſtehen, faſt wär' ich umgekehrt. Endlich ſiegte ich über mein eigen Herz, und wanderte raſch fürbaß. Nach Frankfurt ging mein Weg zuerſt, obwohl er aus dem Wege lag. Warum? — Arbeit ſuchte ich keine, — aber Jemanden ſuchte ich. Ich hoffte — das Mädchen wiederzuſehen, die wie ein Engelsbild vor meiner Seele ſtand. An ſie war ich ja alle Tage

durch die Landrichterin erinnert worden, die ihr so sehr glich, obgleich sie fast hätte ihre Mutter sein können. — Aber alles Hoffen war eitel! Ich fand sie nicht, und traurig wanderte ich durch das Nassauer Land dem erzreichen Siegener Lande zu, dessen Gießwerke ich sehen wollte.

Als ich eines Tages so auf der Straße hinschlenderte, trat plötzlich aus dem Walde ein Kerl heraus, der verdächtig aussah. Ich betrachtete ihn nicht, sondern schritt rasch von dannen.

Nachdem er eine Weile Schritt mit mir gehalten, sagte er: Meiner Treu, du hast dich ordentlich gemausert, Vögelchen! Weißt du noch, daß ich dir im Gefängniß zu — so fein vorpfiff? Wie bist du entwischt und zum Schlossergesellen geworden? Sag' an!

Es lief mir eiskalt über den Rücken bei diesen Worten. Ich faßte meinen Knotenstock fester, und schlang den Haltriemen tüchtig um die Hand.

Frei bin ich gesprochen worden, weil ich schuldlos war, sagte ich mit Festigkeit; denn ich erkannte auf der Stelle den verworfenen Menschen wieder, von dem ich gehört, daß er aus dem Gefängniß ausgebrochen wäre.

Ich hab's so halb und halb gehört, sagte er, nun der arme Jörg mußte dafür sitzen und brummen. Pfiffig bist du und ich hoffe, du hast meine Lehre behalten? — Ich denke, wir Zwei haben uns nicht umsonst gefunden. So ein Schmied oder Schlosser — es läuft ja auf Eins hinaus, muß gut zuschlagen können, und du scheinst Kräfte zu haben? Wie wär's, wenn wir Eins mit einander versuchten. Du brauchst Geld und ich. Da ist die letzte Nacht in Kamberg ein reicher Niederländer eingekehrt, der in's Bad nach Wiesbaden will. Der hat Geld in Massen. Wir wollen ihm den Geldsack erleichtern und theilen.

Mir fuhr der Gedanke durch die Seele, Gott könne mich gerade hierher geführt haben, um eine Schandthat zu hintertreiben. Dazu mußte ich aber den Menschen sicher machen.

Und wenn er sich uns denn mit dem Kutscher zur Wehre setzt? fragte ich.

Bah, Vögelchen, rief er aus, und machte eine ausdrucksvolle Handbewegung, die genugsam sagte, daß er

ihn todtſchlagen wolle. Er ſetzte mir nun den Angriffsplan auseinander. Ich ging auf Alles ein, was ihn ungemein freute.

Horch! rief er plötzlich, er kommt; ich höre den Wagen raſſeln. Es iſt Alles ſicher hier herum. Du trittſt links in den Wald, ich rechts, und ſobald er zwiſchen uns iſt, raſch dran. Ich faſſe den Herrn, du den Kutſcher, und der Sieg iſt unſer!

Wir mußten eilen, denn die Kutſche bog ſchon um die Ecke.

Der Herr ſaß behaglich in dem zurückgelegten Wagen und rauchte ſeine Pfeife.

Als er gegen uns kam, ſtürzte der Kerl drüben aus dem Walde, zog eine Piſtole heraus, die ich gar nicht an ihm bemerkt hatte, und ſchoß ſie auf den Herrn ab. Glücklicherweiſe fehlte er, und fiel nun raſch den Pferden in die Zügel, indem er rief: Heraus Schloſſer, und haue drauf!

Ich ſprang nun blitzſchnell hervor, ſchwang meinen

Knotenstock auf ihn selber, und streckte ihn bewußtlos zur Erde.

Heraus Herr, rief ich, helfen Sie mir, den Mörder binden; Kutscher, Stricke her! Geschwind!

Der Kutscher sprang herab, der Herr, so schnell er bei seiner Gicht konnte, aus dem Wagen, und nun banden wir ihn, daß er sich nicht regen konnte.

So schnell ich konnte, erzählte ich dem Herrn den Hergang. Du bist ein braver Junge, rief der Herr, der vor Schrecken todtbleich war, aus; aber was machen wir mit ihm?

Legen Sie ihn in den Wagen, und wir geben nach Wiesbaden: ich begleite Sie, wenn Sie wollen! Ich warf nun mein Felleisen in den Wagen, und wir Drei hoben den Ohnmächtigen hinein. Doch ehe wir noch vor dem Walde waren, erwachte er. Er raſete, flehte und tobte; allein ich hatte ihn so fest geknebelt, daß alle seine Versuche fruchtlos waren. Unterwegs unterredete ich mich vielfach mit dem Herrn, der ein gar guter Herr war. Er fragte mich über Alles aus, und ehe wir Wiesbaden erreichten, kannte er meine ganze Lebensgeschichte.

Unser Einzug in Wiesbaden machte nicht geringes Aufsehen. Ein ganzer Troß Menschen begleitete uns an das Amt, wo wir ihn ablieferten. Der Amtmann erkannte ihn sogleich als einen sehr gefährlichen Verbrecher. Indessen warf der Ruchlose mit Anklagen gegen mich in solchem Maaße um sich, daß mich der Amtmann auch verhaften ließ. Vergebens erbot sich der Herr, jede Caution für mich zu stellen. Es half Alles nichts. Was ich zu meiner Vertheidigung vorbrachte, blieb ohne Wirkung, bis ich mich auf den guten Landrichter berief. Ich mußte indessen in Haft bleiben, die übrigens milde war.

Jeden Tag besuchte mich der dankbare Mann, dem ich aus der Gefahr geholfen hatte.

Endlich kam der Landrichter an. Als er mich sah, rief er aus: Armer Junge, du scheinst denn doch überall schuldlos in die schlimmsten Geschichten verwickelt zu werden! Item, merke dir das, und laß dich nicht mit Jedem ein, der dir begegnet! Ich sagte ihm, wie gut es doch hier gewesen, denn wer weiß, wie die Geschichte abgelaufen

wäre. Er drückte mir die Hand und ſagte: Freilich haſt du es dießmal gut gemacht.

Als wir noch ſprachen, kam der Niederländer. Gottlob, rief er aus, daß du frei biſt! Aber ich wußte durch dieſen Herrn, den ich ſprach, daß es ſo kommen mußte. Nun ſollſt du aber auch für die erlittene Schmach und Noth entſchädigt werden! Ich habe ein großes Hüttenwerk, da kann ich Leute, wie du biſt, brauchen. Drei Wochen bleibe ich noch hier und du bei mir, und dann gehſt du mit mir ins Niederland.

Das war mehr, als ich hoffen durfte. Voll froher Hoffnung für mich, ſchied der Landrichter, und ich blieb bei dem Herrn, der mich wie einen Sohn behandelte. Er ſchämte ſich meiner nicht; nahm mich überall hin mit ſich, und ſprach mit mir über mein Handwerk, ſuchte überhaupt, das merkte ich, den Zuſtand meiner Kenntniſſe zu prüfen. Herr Rottberg war mit mir zufrieden.

Eines Tags, kurz vor der Abreiſe, ſagte er: Wie wär's, Paul, wenn du das Schloſſerhandwerk aufgäbeſt? Du weißt, ich habe ein Hüttenwerk. Du könnteſt dich da einſchießen und bei mir bleiben.

Mein Gott, ſagte ich, ich habe meiner Lebtage kein Hüttenwerk geſehen!

Thut nichts, ſagte er, du wirſt es ſchon noch kennen lernen. Das iſt keine Hexerei! Wollen ſchon ſehen, wie es geht!

Das Bad war ihm gut bekommen, und wir reiſten endlich zu meiner Freude ab; denn ſoviel Neues, Schönes und noch nie Geſehenes ich auch hier alle Tage zu ſehen bekam, wie gerne auch Herr Rottberg mich über Alles belehrte, die Unthätigkeit war mir unerträglich.

Die Reiſe den Rhein hinab war herrlich. Gott, welch' ein ſchönes, geſegnetes Land! Welch' ein Wechſel von Dörfern, Städten!

Endlich kamen wir an. Schon von ferne ſah ich die ſtattlichen Gebäude des Hüttenwerkes. Da ging mir eine neue Welt auf! Herr Rottberg zeigte mir Alles, erklärte, belehrte unermüdet. Dann fragte er: Wie ſteht dir's nun an?

Ich will Hüttenmann werden, wenn Sie mich behalten wollen! rief ich aus.

Haſt du auch verſtanden, was dir hier Alles zuruft? fragte er. „Schmiede das Eiſen, ſo lange es warm iſt," ſagte er. Dieß Wort, fuhr er fort, hat für dich eine tiefe Bedeutung. Du biſt jung und haſt hier Gelegenheit, Etwas zu lernen; aber lernen mußt du und von unten anfangen. Willſt du das, ſo iſt's gut!

Ich verſprach es freudig, und trat nun gleich in die Lehre bei einem alten Arbeiter, dem mich Herr Rottberg übergab. Jede Arbeit ſuchte ich gründlich zu erlernen. Der geringſten unterzog ich mich mit Freuden. Als ich bei'm Erzſondern das taube Geſtein unterſcheiden konnte, kam ich an den Hochofen. Ich lernte den Bau, die Einrichtung der Oefen genau kennen, die Füllung, in Summa Alles, was dazu gehört. Später lernte ich gießen, dann formen.

Brav! ſagte Herr Rottberg, wenn er ſah, daß ich mir alle Vortheile und Fertigkeiten aneignete. Dieſe Arbeiten, bei denen mir die Leute mit Liebe förderlich waren, machten mir täglich mehr Freude, zumal ich ſah, daß Herr Rottberg es ſo gerne ſah. Ich verſuchte es nun, zur Verzierung der Oefen neue Formen zu zeichnen. Ich formte ſie ab, und goß darnach. Als ich ſie Herrn Rottberg zeigte, ſagte er: Sehr gut! Ich merke, du willſt bei mir bleiben? Wenn du ſo fortfährſt, werde ich dich bald recht gut brauchen können.

Ein Jahr floß in ſteter, nützlicher Beſchäftigung, in Annehmen an Kenntniſſen und Fertigkeiten hin. Herr Rottberg ſorgte reichlich für alle meine Bedürfniſſe. Er gab mir Bücher zur Belehrung. Ich bewohnte eine ſchöne Stube in ſeinem Hauſe, und mußte häufig um ihn ſein. Er zog mich überall herzu, wo mit den Factoren berathen wurde — Alles, um meine Kenntniſſe zu vermehren. Ein Vater hätte nicht mehr für ſeinen eigenen Sohn ſorgen können! Er war nicht verheirathet, und ſtand auch ſo ziemlich, wie ich, allein in der Welt.

Im folgenden Frühling ſagte er: Lieber Paul, man kann nicht ſagen, daß man ein Geſchäft verſtehe, wenn man nicht weiß, wie es andere Leute betreiben. Es gibt Verbeſſerungen, die man kennen lernen muß. Ich halte viel aufs Wandern im Handwerk, wie im Geſchäfte. Wer

nicht hinauskommt, sagt das Sprüchwort, der kommt nicht heim. Darum sollst du reisen, und andere Hüttenwerke an- und einsehen.

Der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl. Ich schrieb's dem edlen Landrichter, dem ich überhaupt von Allem, was mich betraf, Kenntniß gab, und er bestärkte mich in dem Vorsatze, den ich gefaßt. Als ich das Herrn Rottberg sagte, rief er: Wohlan, Du sollst reisen! Mache dich fertig! Aber als gemeiner Arbeiter darfst du nicht reisen. Ich werde für Alles, was nöthig ist, sorgen. Zuerst gehst du nach Holland, dann nach Frankreich und, wenn du englisch gelernt hast, nach England. Ich hoffe, du bleibst brav, und bringst einen reichen Schatz an Erkenntniß mit heim. Daß du fleißig schreibst, versteht sich; ich erwarte es.

Nun gab er mir väterliche Lehren und Ermahnungen, und nach drei Wochen zog ich mit gerührtem Herzen, aber auch mit freudigen Hoffnungen ausgerüstet, wie ein Herr, in die Welt.

Habe Gott vor Augen und im Herzen, sagte der edle Mann, wie einst mein gutes Mütterchen, und bleibe seinen heiligen Geboten treu, so wird Er dich leiten, schützen und behüten. Darin liegt ein Schild gegen alles Schlechte, ein Schild gegen alle Versuchungen, die dir begegnen werden. Komm' gut und rein wieder, und ich will dich mit segnender Liebe empfangen, wie ich dich jetzt entlasse! Er küßte mich und wandte sich dann bewegt ab. Ich ließ meinem Gefühle vollen Lauf. Mit heißen Thränen dankte ich ihm und mit seinem Segen schied ich.

Ich muß hier innehalten, um von etwas zu reden, was mich seit langer Zeit beschäftigte. Herr Rottberg wußte darum und billigte es sehr. Der Gedanke an meinen Vater ließ mir keine Ruhe mehr. Wenn ich mir ihn dachte, vielleicht im tiefsten Jammer, und an das entsetzliche Wort mich erinnerte: Ich kann nicht beten! so zerriß es mein Herz.

Nach Westphalen zog es mich, ihn aufzusuchen und seine alten Tage zu erleichtern, und — in der Seele lag der höhere Gedanke, ihn auf bessere Wege zu führen! Mein Herz bebte vor Freude, wenn ich mir vorstellte, das könne mir gelingen!

Ach, ich vergaß in dieser schönen Hoffnung die Reihe von Jahren, die seitdem dahingegangen waren!

Meine Reise ging nach Unna. Dort war es ja, wo ich ihn verlor, wo ich mein Mütterchen gefunden hatte. Dort war ihr Grab! — Als ich ankam und das Thor sah, wo jener entsetzliche Auftritt sich ereignet hatte, da wollte es mir die Brust schier zersprengen. Ich stieg aus dem Wagen und ging, um mich ganz in jene Zeit zu versetzen. Ich durchschritt die Gassen und Gäßchen, die ich mit meinem Mütterchen an jenem Abende durchwandert hatte; — ich kam an die Gasse, wo wir gewohnt, — aber Alles war verändert! Von Gerstenmeier's Hause keine Spur mehr. Ein neues, stattliches Gebäude stand da! Ich suchte nach den alten, lieben Gesichtern — Alles war fremd. Kaum erinnerten sich die Leute an die Namen. Ruppel's Familie war in der Welt zerstreut. Auch sein Häuschen war verschwunden. Mit blutendem Herzen ging ich auf den Gottesacker. Ich kannte ja die Stelle ihres Grabes so gut. Der Hügel war tief eingesunken, — aber eine dankbare Seele hat dort innig gebetet, und wenn die Seligen herabschauen können in diese Welt, o dann hat sie sich meiner unauslöschlichen Liebe gefreut!

Auf dem Stadtgerichte forschte ich nach meinem Vater. Auch das war umsonst. Gefällig forschten die Beamten in den Akten; allein da der Prozeß abgegeben worden war, so blieb auch dieß ohne Erfolg. Ich verfolgte aber die Spur, so weit ich konnte. Das Einzige, was ich gewann, war die Nachricht, er sei vor einer Reihe von Jahren gestorben im Arbeitshause. Mit traurigem Herzen wandte ich mich meinen fernen Reisezielen zu. Ich will meine Reisen nicht beschreiben. Nur das will ich sagen, daß ich Holland und Belgien durchreiste, mich so weit mit der französischen Sprache vertraut machte, daß ich Nutzen von einer Reise durch Frankreich ziehen konnte; allein als ich eben in Paris angekommen war, ereilte mich ein Brief. Herr Rottberg schrieb mir: Wichtige Geschäfte ließen ihn meine Rückkehr wünschen. Nahe am Rheine sei ein Hüttenwerk käuflich. Er sei leidend, und wünsche in einer mildern Gegend sein Leben zu beschließen. Er wolle das Werk kaufen, und dazu bedürfe er meiner Hilfe, da er an das Bett gebunden sei.

Diese Nachricht ließ mich nicht länger zaudern. Ich beschleunigte meine Rückkehr. Je näher ich kam, desto ängstlicher wurde mir zu Muthe. Wie werde ich den edlen Mann finden? sagte ich mir tausendmal. Endlich langte ich an. Das Gicht war wieder gekehrt. Er lag zu Bett, jedoch heitern Gemüthes.

Gottlob, daß du da bist! rief er und breitete mir seine Arme entgegen. Es war ein Wiedersehen, wie wenn der Sohn nach langer Trennung aus der Ferne an das Herz des Vaters zurückkehrt. — Tagelang mußte ich an seinem Bette sitzen und erzählen. Er wurde gar nicht müde, mir zuzuhören und zu fragen. Endlich sagte er: Es ist nun Zeit, daß ich mit dir von dem Geschäfte rede. Er setzte mir Alles genau auseinander; gab mir die nöthigen Anweisungen und Aufträge, und ich begab mich dann auf die Reise.

Die Lage des Hüttenwerkes war überaus schön. Das nahm mich schon sehr ein. Als ich in das stattliche Wohnhaus eintrat, empfing mich ein alter Herr. Es war der Verwalter. Der Anblick dieses Mannes ergriff mich mächtig. Täuschte mich nicht Alles, so war das der Mann, der bei dem Umfallen des Wagens in jenem Walde den Arm brach; jener Mann, der so mitleidig war — der Vater jenes Mädchen, das ich — in Frankfurt wieder gesehen, aber nicht wieder vergessen hatte. Er war sehr freundlich, und geleitete mich in das Gemach. Dort aber sollte meiner noch eine größere Ueberraschung harren. Mein erster Blick fiel auf die Wand, denn da hing ihr Bild, wie es vor meiner Seele stand, und daneben — das des edlen Landrichters und seiner lieben Frau.

Der Eindruck, den diese Beiden auf mich machten, konnte dem Greise nicht verborgen bleiben. Er sah mich fragend an.

Wundern Sie sich nicht, sagte ich, daß ich so betroffen vor diesen Bildern stehe. Zwei davon rufen mir theure Freunde zurück ins Andenken, den edlen Landrichter und seine gute Frau.

Der Greis lächelte. Ei, sagte er, das kann mich nur freuen, Herr Werner, und ich heiße Sie dann doppelt herzlich willkommen. Es sind meine Kinder!

Mit dieſem Worte war mir das Räthſel gelöſt, warum die Landrichterin mich ſo oft an das theure Mädchen erinnerte. Sie war ihre Schweſter, und ſie hieß Auguſte; denn von ihr hatte oft die Landrichterin mit großer Liebe geredet; allein das hatte mich nicht eben angeſprochen, weil ich jene Auguſte nicht kannte, nicht ahnen konnte, daß ſie Eins mit dem Weſen ſei, das wachend und im Traume vor meiner Seele ſtand. War ſie hier? Dieſe Frage machte mir das Herz pochen.

Der Greis wollte wiſſen, wie ich den Landrichter kennen gelernt; allein ich ging darüber weg, weil ich das einer andern Zeit aufſparen wollte. Herrn Rottberg's Auftrag lag mir auf der Seele. Ich bekämpfte die Gefühle, die ſich in mir regten, und bat ihn, mir das Hüttenwerk zu zeigen, das einzuſehen meine Aufgabe ſei.

Mit einem Seufzer ſagte er: Der Tod meines Prinzipals hat hier Alles verändert, auch meine Stellung. Ich werde nun das theure Fleckchen Erde, wo ich ſeit einem halben Jahrhundert wirke, verlaſſen müſſen. Warum auch nicht? ſetzte er hinzu. In vierzehn Tagen ſind die fünfzig Jahre abgelaufen, da ich hier gewirkt. Gott erhalte Sie noch lange Ihren Kindern, ſagte ich. Daß Sie aber, auch wenn Herr Rottberg das Werk kauft, die Stelle verlaſſen müſſen, iſt mehr als zweifelhaft. Er wird ſich freuen, ſich Ihrer reichen Erfahrung bedienen zu können.

Er lächelte zweifelnd und wir gingen. Das Hüttenwerk war in prächtigem Betriebe und Stande. Die Waſſerkraft unverſiegbar. Die Karten wieſen die Erzgruben ganz in der Nähe nach, und das Geſtein war reich. Der erſte Ueberblick bewies, daß der Preis, den die Erben des vorigen Beſitzers geſtellt, ein ſehr mäßiger ſei. Ich mußte den Tag bleiben, um am andern Morgen das Erzrevier in allen ſeinen Gruben zu beſichtigen. Jeden Aufſchluß ertheilte mir der Greis mit ſeiner genauen Sach- und Ortskenntniß.

Gegen Mittag kehrten wir in das Haus zurück. Mein Herz pochte. War ſie da? — Sollte ich ſie ſehen? Dieſe Fragen bewegten mein Herz. Ich ſann, was ich in dieſem Falle thun ſolle, und kam zu dem Entſchluſſe, mich ſo fremd als möglich zu ſtellen; aber das waren Alles Luft-

ſchlöſſer! Als ich in das Gemach trat, wo ihr Bild hing, ſtand ſie ſelber vor mir und erröthete, wie ich. Ihr Vater ſah uns Beide erſtaunt an. Ich trat vor ſie und reichte ihr die Hand mit den Worten: Das Halstuch hab' ich als Heiligthum bewahrt! Ich ſtrich die Haare von der Stirne und ſagte: Erinnern Sie ſich noch des Bettelbuben, den Sie einſt auf Ihre Kutſche nahmen, und der damals, als Sie das Umfallen derſelben am Arme verletzte, eine Schmarre auf der Stirne davon trug?

Der Greis ſah mich mit Erſtaunen an, Auguſte in großer Verwirrung.

Iſt's möglich, rief er endlich aus, Sie wären jener Knabe?

Ich bin's, ſagte ich, und noch mehr, ich bin jener arme Paul, an dem Ihre Tochter und Ihr Schwiegerſohn in Heſſen mehr als Vater und Mutter thaten!

Sie erſtaunten noch mehr, denn ſie hatten von dieſem Paul genug von Landrichters gehört, um ihn zu kennen.

Sie haben uns viel zu erzählen, Herr Werner, ſagte der Greis — denn es liegt gar viel Unerklärtes für uns zwiſchen dem Damals und dem Jetzt.

Ich vergaß, nach Tiſch die Gruben zu beſichtigen; denn ich mußte ja erzählen, und that's ſo gerne. Da hörte denn auch Auguſte, daß ich ſie in Frankfurt erkannt, und ſie geſtand mit Erröthen, auch ſie habe mich gleich wieder erkannt.

Wie wunderbar ſind Gottes Führungen, ſprach der Greis, als ich geendet hatte, und wie wahr das heilige Wort: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Ihre Führungen predigen das laut.

Mehr als einmal ſtanden in Auguſten's Augen Thränen.

Ich blieb noch drei Tage, dann ſchied ich, und nahm die Hoffnung mit, daß ſie mir wohl wolle.

Als ich zu Herrn Rottberg zurückkam, und über Alles genügenden Bericht erſtattet, ſagte er: Paul, du biſt ein ganz anderer Menſch geworden. Sag' an, was iſt mit dir vorgegangen? Da mußte ich denn beichten. Aha, rief er aus, ich merke ſchon, der neue Herr Verwalter will gleich für einen feinen Hausſtand ſorgen! Nun, wenn's ſo iſt, wie du ſagſt, hab' ich nichts einzuwenden, und der alte, brave Mann braucht ja dann auch nicht zu wandern.

Wie dieſe Worte mich beglückten, kann ich kaum ſagen.

Ich hatte Herrn Rottberg auch mitgetheilt, daß der alte Verwalter in vierzehn Tagen ſein Jubiläum feiern würde. Ich denke, ſagte er, bis dahin iſt der Kauf richtig, und du gehſt mir einſtweilen voraus und ſorgſt, daß der Ehrentag des Biedermannes würdig begangen werde.

Er betrieb nun den Kauf, und in kurzer Friſt wurde die Urkunde deſſelben vollzogen.

Nun geh' hin, wohlbeſtallter Verwalter, ſagte lächelnd Herr Rottberg, und ſorge, daß dein Haus gehörig beſtellt werde, für deine Ausſtattung werde ich ſorgen.

Tief gerührt von ſo viel Liebe, fiel ich dem theuern Manne um den Hals. Mein Dank fand keine Worte, aber meine Thränen redeten ja auch eine Sprache, und die verſtand er wohl.

Als meine Vollmacht ausgefertigt war, eilte ich, das Hüttenwerk zu erreichen. Zwei Tage vor dem Ehrentage kam ich an. Mit unverſtellter Freude empfing mich der Greis, mit einer Freude Auguſte, die aus ihren Augen leuchtete. Das Geſchäft der Uebernahme war bald beendet. Allein trat ich zu den Arbeitern. Herzlich ſprach ich zu ihnen, und hielt mir als erſten Beweis ihrer Liebe aus, daß ſie den Ehrentag ihres bisherigen Verwalters würdig begingen. Es wurde nun Alles verabredet. Ich hatte Vieles zu beſchicken und zu ordnen; Auguſte, die Landrichters erwartete, auch. So ſahen wir uns nur beim Eſſen, aber es reichte hin, um mir immer feſter die Gewißheit zu geben, daß ſie mir gut ſei.

So kam der Vorabend. Die Arbeiter vereinigten die ganze Knappſchaft. In der Nacht bauten ſie eine Ehrenpforte vor das Haus von grünen Zweigen. Ich gab Geld zu Pulver und Muſik. Es ſollte auch ein Ehren- und Freudentag für ſie ſein. Für Wein und Bier war reichlich geſorgt.

Mit dem Grauen des Tages ſtanden alle Knappen im feſtlichen Anzug vor dem Hauſe, und mit Muſikbegleitung ſtimmten ſie das herrliche Lied an:

Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'
Und Dank ſei ſeiner Gnade, u. ſ. w.

Wunderbar ergreifend war der Geſang, der mich aufweckte, denn ich war ſo ermüdet von allen meinen Sorgen und Beſorgungen, daß ich frühe zu Bett gegangen war. Daher hatte ich nichts vernommen von der Bewegung, welche die Ankunft zweier Reiſewagen hervorgebracht. Dem Geſange folgte eine wahre Böllerkanonade, die bis an den hellen Morgen währte. Ich raffte mich auf, kleidete mich an, und eilte zu der Knappſchaft. Mein Lob über den ſchönen Geſang ſtimmte ſie noch fröhlicher. Daß Alles im Hauſe auf den Beinen ſei, ſagte uns um ſechs Uhr ein Spion, den wir ausgeſandt.

Nun zog ich mit der Knappſchaft vor das Haus. Abermals ſangen ſie einen Choral: „Lob, Ehr' und Preis dem höchſten Gut" u. ſ. w. Dieſem Liede folgte ein dreimaliges Hoch, und ich trat nun, umgeben von den Schichtmeiſtern und den älteſten Gießern in das Haus, um meinen Glückwunſch darzubringen.

Als ich die Thüre öffne — wer beſchreibt meine Ueberraſchung! Da ſaß der Landrichter, ſeine Frau und — Herr Rottberg. Alle Drei ſprangen auf und umarmten mich. Was ich ſagen wollte, war rein vergeſſen. Glücklicher Weiſe rettete mich der Aelteſte der Schichtmeiſter, der in einfach herzlichen Worten ſeinen Glückwunſch darbrachte.

Ich aber faßte des edlen Rottberg Hand, um ihn der Knappſchaft vorzuſtellen als ihren Gebieter. Alle folgten; aber ich kam nicht zum Worte. Als ich ſagte: Liebe Knappen, hier iſt Euer Gebieter, der Beſitzer des Werkes, Herr Rottberg, rief er aus: Glaubt es nicht, liebe Leute! glaubt's nicht. Er will Euch bloß was weiß machen. Hört mich an: Dieſer junge Mann hier, den Ihr als den Verwalter anſahet, iſt mein Sohn! Hier iſt die Urkunde, wodurch ich ihn an Kindesſtatt annahm. Er heißt nun Rottberg, wie ich. Wie iſt's, rief er freudig, ſich an

meinem Erbleichen weidend, aus, iſt dir's recht, mein guter Paul? —

Ich konnte nicht reden. — Ich flog in ſeine Arme und barg mein Angeſicht an ſeiner Bruſt!

Aber er machte ſich gewaltſam von mir los. Ich bin noch nicht fertig, ſagte er. Ich hab' ihn Lügen geſtraft, fuhr er fort, als er mich als Beſitzer des Hüttenwerks nannte, Herr Landrichter, ſagte er zu dieſem, — leſen Sie dieſe Urkunde! Der Landrichter las mit bewegter Stimme den Schenkungsact des Hüttenwerks an mich, den Adoptivſohn Rottberg's, Paul Rottberg.

Nun laßt uns dem neuen Hüttenherrn ein Hoch bringen! rief Rottberg aus — und es wirbelte ein endloſes Jauchzen durch die Lüfte. Da drängten ſie ſich alle heran die Glückwünſchenden, alle gerührt von dem, deß Zeugen ſie waren. Ich war wie betäubt. Das Alles war zu unerwartet gekommen, zu überwältigend.

Rottberg faßte mich am Arme. Komm, mein Sohn, ſagte er, du mußt dich ſammeln!

Und drinnen in der Stube lag ich an ſeinem Herzen, und es war ſo ſtille in der Stube. Man hörte nur Schluchzen, und doch war's ja Freude, nur Freude!

Endlich ſagte Rottberg, nun haben ſich Alle ſo ſehr gefreut, nur Sie, theure Auguſte, ſcheinen keinen Antheil zu nehmen? Er war zu ihr getreten.

Sie ſcherzen grauſam, ſagte ſie, und trocknete ihr Auge. Ach, ſagte er, der heute ganz ausgelaſſen war, dem Vater Paul's müſſen Sie ſchon etwas vergeben. Denken Sie, da hat einmal ein liebliches Mädchen an Paul's Stirne ein Halstuch geſchlungen, und dieß Halstuch hat er als ein Heiligthum bewahrt. Ich glaube, es iſt ihm lieber, als das Hüttenwerk. Dann hat er das liebliche Mädchen als Jungfrau in Frankfurt wieder geſehen, und ſeitdem nicht wieder das Bild loswerden können. Nun iſt er vor etwa vierzehn Tagen von hier zu uns gekommen, voll Herrlichkeit, und hat mir gebeichtet, er habe das theure Mädchen wiedergeſehen, und irre ich nicht, ſo ſind Sie es! Da er nun eine liebe Frau ehrlich ernähren kann, ein kreuzbraver Junge iſt, was Ihnen der Landrichter da und

ſeine liebe Frau beſtätigen können, und er ſie von Herzensgrunde liebt, ſo möchte ich für ihn, kurz und gut, als Freiwerber auftreten. Wollten Sie ihn wohl glücklich machen? Ich meine, ich habe beobachtet, daß Sie ihm nicht abgeneigt wären! —

Das Mädchen brach faſt zuſammen. Sie war bleich wie der Tod, und hielt ſich an die Landrichterin.

Ach, du lieber Gott, rief Rottberg, in komiſchem Erſchrecken, da hab' ich einen dummen Streich gemacht! So geht's, wenn man ſich in Dinge miſcht, die man nicht

verſteht! Kommen Sie, lieben Freunde, wir wollen uns aus dem Staube machen! Er ergriff des Verwalters und des Landrichters Hände und zog ſie mit ſich hinaus. —

Gott weiß, woher mir der Muth kam! Aber ich trat zu Auguſten und ſagte ihr, wie lieb ich ſie habe, und — die Landrichterin ſagte: Ich weiß, daß ſie dir gut iſt, legte unſre Hände in einander und ſagte: Gott ſegne Euch! — Auch ſie eilte hinweg. Ich zog Auguſten an meine Bruſt, und als ich ſie nun fragte: Ob ſie vor Gott mein liebes Weib werden wolle, da ſagte ſie leiſe: Ja!

Es war ein Tag des Jubels und des Glückes für Alle. Rottberg war ſelig. Nun bleibe ich hier, ſagte er zu Auguſtens Vater, und wir zwei Alte wollen uns freuen im Glücke unſrer Kinder, bis der Herr kommt und uns abruft zu höherem Lichte.

Auf des Landrichters ausdrücklichen Wunſch wurde unſre Hochzeit in ſeinem Wohnorte, in ſeinem Hauſe gefeiert. Er hatte die Hofleute und das Kindermärchen, das in Friedberg glücklich verheirathet war, zum frohen Feſte geladen, und meinen alten Meiſter, der ſeit einigen Jahren Wittwer war. Im Kreiſe dieſer theuren Menſchen feierten wir unſer Hochzeitfeſt, und am andern Tage beſuchten wir die guten Hofleute. Dort führte ich meine liebe Auguſte an den Apfelbaum, der neben dem Thore ſteht, und ſagte: Sieh, liebe Auguſte, hierhin habe ich einſt mit blutendem Herzen meinen Wiedu begraben!

Rottberg schwieg und drückte seiner lieben Frau bewegt die Hand. Feldner sagte: Wie wunderbar sind Gottes Wege! Er hat Sie an treuer Hand geleitet, und wir stimmen ein in die Worte des Liedes, das Ihre Knappschaft Ihrem Schwiegervater sang:

Der Herr hat Alles wohl bedacht,
Der Herr hat Alles wohl gemacht,
Gebt unserm Gott die Ehre!

Und Alle falteten ihre Hände, und sagten aus Herzensgrunde: Amen.

---

4. Ein Räthsel.

Welch' lautes Getön' durch die stille Nacht!
Ich bin erschrocken vom Schlaf erwacht,
Und wußt' ich nicht, was das Geklapper will sagen
So packte gewiß mich ein ängstliches Zagen.
Doch deine Stimme ist mir ja vertraut,
Und freudig begrüß' ich deinen Laut.
Wenn deine Schläge im Takte klingen,
Und hastig am Boden die Körnlein springen,
Dann mischt sich deinem Klappen und Klippen
Freiockender Jubel von tausend Lippen.
Verschwunden ist nun Sorg' und Noth,
Bald lacht uns entgegen das neue Brod!

Dein Ruf ermahnt uns unterdessen,
Daß wir zu loben nicht vergessen
Den, der in Noth uns nicht vergißt,
Dem Helfen und Segnen ja Wonne ist!
So bist du mir ganz wohlgelitten —
Und deine Stimme hör' ich gern,
Doch — borgt ein Andrer deine Sitten,
Dann bleib' ich tausend Schritte fern!
Am Holze laß' ich mir gefallen
Den rauhen Ton, den harten Schlag:
Dem Menschen ziemt's, daß er vor Allen
Ein weiches Herz im Busen trag'.
Doch, wer mit Härte sich will brüsten,
An bitt'rer Kränkung sich erfreut —
Der soll sich nimmermehr entrüsten,
Wenn man ihm deinen Namen leiht!

5. Eine Anekdote.

Die alte, ehrwürdige Pfarrerin zu St. hatte unter andern auch die Sitte aus der guten, alten Zeit bewahrt, daß sie selbst ihren Bedarf an Leder kaufte, und jedes Halbjahr den Schuster ins Haus nahm, wo dann Groß und Klein frisch besohlt und befleckt, auch wohl mit nagelneuen Schuhen versehen wurde. Kam sie doch dabei viel billiger weg, als wir, die wir Alles für uns fertig beim Meister Pechdraht kaufen. So dachte denn auch Meister Franz, ihr Schuster, eines Tages beim Zuschneiden, ein Paar Sohlen, die nichts kosteten, seien auch ein guter Handel, und jedenfalls wohlfeiler, als ein Paar, die er beim Gerber oder Lederhändler hole! Ob er dabei hat wollen den heiligen Crispinus, den Patron der Schuster, nachahmen, das weiß ich nicht, — kurz und gut, als er eben für den Herrn Pfarrer ein Paar Sohlen aus einer Kernhaut von einem Ochsen geschnitten hat, denkt er: Es geht justement in Einem hin! — und schneidet sich flugs auch ein Paar für sich heraus. Um sie aber sicher aufzuheben und unbeschrieen heimzubringen, zieht er schnell seine Weste aus und näht die Sohlen ans Futtertuch fest.

Plötzlich aber hört er Fußtritte im Hausgang, als er eben mit Nähen fertig war. Schnell zieht er seine Weste an, aber er merkt nicht, daß er sie verkehrt anzieht in der Eile und Angst. Wenn er's auch gemerkt hätte, zum Verbessern des Irrthums blieb doch keine Zeit mehr, denn die Frau Pfarrerin trat eben raschen Schrittes herein, und Meister Franz sitzt mit dem Rücken gegen die Thür. Was zum Kuckuck, Meister Franz, ruft sie aus, warum hat er sich denn die Sohlen auf den Buckel genäht?

Erschrocken bemerkt jetzt der Unglückselige seinen Irrthum; aber sich rasch sammelnd, erwiedert er: Hören Sie, sehen Se, Frau Parrin, dort trocknet das Leder am Besten!

Item, ich weiß Einen, der hätte keine so gute Ausrede bei der Hand, wenn sein Futterzeug so unversehens herausgekehrt würde. Das Sprüchwort sagt: Eine gute Ausrede ist einen Batzen werth. Der mir das Stücklein erzählt hat, meinte, die Pfarrerin wäre ungläubiger Natur gewesen, hätte dem Meister Franz gesagt, er solle sich künftig mit dem Ledertrocknen nicht soviel Mühe machen — und sie wäre später beim Lederschneiden immer zugegen gewesen.

Das hat sicherlich nichts geschadet, und beim Zusehen lernt man was!

---

6. Prinz Lieschen.

Eine Geschichte für Mädchen, die hoch hinaus wollen.

Holla! ruft der Gevatter, wenn er die Ueberschrift liest. Am Ende meint der Spinnstubenschreiber, wir seien Kinder, daß er uns da so ein Kindermährlein erzählen will.

Es ist wahr, der Gevatter hat eine feine Nase, und könnte Rathsherr zu Nürnberg, oder wenn mal der berühmte Polizeirath Duncker in Berlin zur Plage aller Diebe und Halunken stürbe, sein Nachfolger werden; aber dießmal hat er doch neben das Ziel geschossen. Mit dem Prinzen Lieschen hat es so gut seine Richtigkeit, wie damit, daß zweimal zwei vier ist. Es ist eine wahre Begebenheit, und kann darum heilsam und nützlich werden, denn sie lehrt, wohin Hochmuth, verschrobener Sinn, Romanlesen und Eitelkeit den Menschen führen können, wenn er erst aus

den Schranken getreten ist, die ihm Gott gesetzt hat, und das heilige Gesetz der Schaam und Zucht aus den Augen läßt. Ich hätte auch drüber setzen können: der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, — oder: die Reue kommt allemal, wenn's zu spät ist; aber das wollte ich nicht, und die Leute zu Lunzenau und da herum wissen schon warum.

So wär's ein Spiegelchen? fragt der Gevatter. O ja, aber kein gemachtes und erdichtetes. Gebt mal Acht, Gevatter. Es wird Euch nicht gereuen!

In der Herrschaft Schönburg, im Königreich Sachsen, liegt das Städtchen Lunzenau. Nicht sonderlich groß ist's, aber recht gewerbfleißig und betriebsam, und wohnen viel brave Leute drin. Vor etwa — oder daß ich es genauer sage, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, lebte in Lunzenau ein Zeugweber, der Arnsch hieß. Er war ein stiller, braver Mann, der bei allen seinen Nachbarn beliebt war, und im besten Rufe stand — aber es ging ihm, wie heutzutage vielen Webern, die Zeit war schlecht, und sein Webstuhl brachte ihm wenig ein. Der Mann hatte bessere Tage gesehen, war reich gewesen, hatte eine Anzahl Gesellen gehabt, aber sein blühendes Geschäft war in Rückgang gekommen, und jetzt plagte er sich Tag und Nacht allein und brachte doch nichts voran, ja kam kaum aus. Das war nicht seine Schuld. Unglücksfälle, lange Krankheiten, Ungunst der Zeiten hatten seinen Wohlstand zerrüttet. Er selber war sparsam. Nie sah man ihn, wie andere seines Standes, Sonntags im Wirthshaus: er gab für sich die ganze Woche keinen Kreuzer aus. Es war traurig, aber es war so, das ließ sich nicht leugnen, daß oft Mangel und Noth in seinem Hause war. Er darbte und arbeitete, und war zufrieden: allein es war noch Jemand in seinem Hause, der nicht so demüthig, geduldig und ergeben die Noth trug, das war seine Tochter Lieschen.

Es ist ein großes Unglück, wenn ein Kind frühe die liebende, sorgfältig wachende Mutter verliert. Noch schlimmer ist es für ein Mädchen, wenn es sich selber zieht. Kommt aber noch Jemand hinzu, der ihr den Narren einpfropft, und ihr im Kopfe schwindelig macht, dann sieht's vollends schlimm. So ging's dem Lieschen. Ihr war die Mutter frühe gestor-

ben. Da pflegte nicht die mütterliche Sorgfalt das Heilige im Gemüthe. Lieschen war hübsch, sogar sehr hübsch, und in ihrem Wesen, in ihrer Haltung lag so etwas vornehm Hochmüthiges, daß man hätte meinen sollen, sie stamme aus gräflichem Blute. Wie das in das eitle Ding kam? Du lieber Gott, von ihrem stillen, demüthigen Vater kam es nicht; aber da lebte nicht weit vom Thore in Lunzenau eine alte Base, die's gar nicht verbeißen konnte, daß nie Einer um sie gefreit. Nun war längst Spiel und Tanz für sie vorbei, denn ihre Zähne waren ausgebissen; an ihren grauen Haaren sah Niemand mehr, daß sie einst blond gewesen, in summa die Tage waren gekommen, und Jahre herzugetreten, von denen man saget: Sie gefallen mir nicht. Dem guten Apitzsch konnte sie es ohnehin nicht verzeihen, daß er, als seine Frau gestorben war, sie nicht zu seiner zweiten gemacht. Sie hatte es ihm zu verstehen gegeben, daß er kein Körbchen bekäme, aber er verstand's nicht. Sie war Lieschen's Pathe. Da sie nun gar nichts zu thun hatte, und doch leidlich leben konnte, so las sie den ganzen Tag Mährchen, Romane, Rittergeschichten und dergleichen, und hatte den Kopf voll abenteuerlicher Gedanken. Dabei verstand sie zu klatschen, mit der Zunge zu hecheln, und wußte Alles, was in Lunzenau geschah und nicht geschah, selbst was noch geschehen sollte, nämlich nach ihrer Meinung. Ihre beste Kunst bestand aber darin, daß sie, was sie einmal gelesen hatte, anmuthig wieder zu erzählen verstand. Damit hatte sie Lieschen frühe an sich gelockt. Wenn auch die Leute in Lunzenau meinten, die Base habe Niemanden lieb, als sich selber, so irrten sie doch sehr, denn das Lieschen vergötterte sie fast, so lieb hatte sie es. Alle Tage sagte sie dem Mädchen, es fehlten ihm zu einem leibhaftigen Engel nur ein Paar Flügel; sie müsse noch einen Grafen oder Fürsten heirathen, denn in ihr stecke etwas Großes.

Das sage Jemand alle Tage einem jungen Mädchen vor, und sehe zu, ob sie daran zweifelt? Wenn es aber eine alte Base thut, die ohnehin alle Weisheit gepachtet hat, so schlägt's gewiß durch. Das Lieschen konnte an keinem Spiegel vorbeigehen, ohne hineinzublicken, und sie erstaunte allemal, wie richtig die Base gesehen habe. Sie

sah's ja selbst, daß sie alle Tage schöner wurde. Wie andächtig hörte sie zu, wenn ihr die Base die prächtigen Geschichten erzählte, wie ein armes Mädchen durch seine Schönheit zur Frau von, Gräfin, Fürstin, ja Königin geworden, und sie dachte allemal: das passirt dir sicherlich auch noch!

Das Allerschlimmste war, daß die Base dem Kinde die Liebe zum Vater aus dem Herzen stahl. Sie wiederholte es alle Tage schier: Sieh', holdseliges Kind, du könntest das erste Mädchen in der Stadt sein: daß du rauhe Arbeiten thun mußt, die für dein kleines, schönes Händchen gar nicht passen: daß du in groben Kleidern gehen, dich in Allem behelfen mußt, daran ist dein Vater Schuld, der Simpel! Hätte der Kopf, und wäre zu rechter Zeit thätig gewesen, hätte sich nicht zwerg gestellt, so wärest Ihr steinreich; aber er ist ein Bettbruder, ein Duckmäuser, der dich nicht einmal zum Tanze läßt. Die jungen Herren sehen dich ja nicht, wie können sie sich denn in dich verlieben?

So zischelte die alte Schlange, und Lieschen sog ihr Gift ein. Sie that alle Arbeit mit Widerwillen. Mißmuth und Unzufriedenheit erfüllte sie. Sie achtete auf Vieles gar nicht, ließ Manches zu Grunde gehen, und so ging's immer mehr bergab. Der Vater konnte am Ende nicht mehr genug aufbringen, um zwei Menschen zu ernähren, und das war denn doch zu arg. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß der brave Mann ihr Vorstellungen machte, die Leviten las, und den Kümmel rieb. Kam so was, so lief sie zur Base, und hatte natürlich immer recht, und der Vater unrecht.

Ja, sagte Lieschen, es ist nicht mehr auszuhalten. Ich thue doch, was ich kann; aber alle Tage wird er grämlicher. Wär' ich ein Mann, ich ließe ihn sitzen, und ginge in die weite Welt!

Himmel, was wärst du für ein Bürschchen, rief die Base. Ein Prinz wäre nicht schöner! Dir müßte es glücken!

So kam's, daß dieser Gedanke sich in ihrem Köpfchen festsetzte. Im armen Vaterhause gefiel's ihr alle Tage weniger, bei der schmalen Kost und harten Arbeit. Sie sehnte sich hinaus in die Welt, und seit in Lunzenau eine herumziehende Komödiantenbande gewesen war, wo auch ein schamloses Mädchen als Mann gespielt hatte, da war's vollends aus, und sie sah sich schon bewundert, wie die. Da konnte sie alle Tage einen Prinzen spielen mit leichter Mühe.

Armes Lieschen! Wenn ein böser Bube, unwillig über die strenge, väterliche Zucht, die Gott ihm zum Heile angeordnet hat, in die weite Welt läuft, weil er meint: einem Bürschen, wie ihm, müßten die gebratenen Tauben überall ins Maul fliegen, so stehen ihm zwei Wege offen. Der eine führt zum Bettelsack, der andere ins Zuchthaus, wenn nicht noch weiter in die Höhe, nämlich an den Galgen; aber wenn solche Gedanken in einem Mädchenherzen aufsteigen, das in Demuth, Sitte und Zucht das Haus ihrer Eltern als ihre Welt ansehen muß, bis es Gott fügt, daß sie an der Hand eines braven Mannes in ihr eignes einzieht — was soll's da werden? Welche Wege stehen da offen? Wahrlich es überläuft mich eiskalt, wenn

ich mir das denke! — Armes Lieschen, die Base war die Schlange in deinem Paradiese. Hättest du ihr doch nicht dein Ohr geliehen!

Das Sprüchwort sagt: „Male den Teufel nicht an die Wand, er kommt sonst hergerannt!“ Lieschen hatte ihn dran gemalt, das heißt, sie hing dem Gedanken nach, als Mann verkleidet, in die Welt zu gehen, wo es ihr ja nach dem Worte der Base gar nicht fehlen konnte. An den alten Vater dachte sie nicht mehr: an Gott? — Auch nicht, sonst hätte sie's nicht thun können.

Sie bedachte sich Alles sehr wohl. Woher sollte sie aber Mannskleider kriegen? Halt! rief da Lieschen aus, und knallte mit dem Daumen und Mittelfinger, hat nicht mein Vater noch den feinen, schwarzen Anzug aus besseren Zeiten im Schrank hängen? Ich habe mir so manches, alte Fähr'yen modisch gemacht, warum sollte es mit den Mannskleidern nicht ebenso gut gehen? Der Vater war ohnehin mager, und nicht größer, als sie auch. Das war nun keine Hexerei mehr. Sie lief an den großen Kleiderschrank, probirte Rock und Hose und Weste einmal und — siehe da, nur wenig war zu verändern, und — es paßte!

Gerade um jene Zeit mußte ihr Vater auf etwa fünf, sechs Tage nach Annaberg verreisen. Das kam erwünscht. Sie macht sich dran und bald passen die Kleider. Des Vaters neue Stiefel sind zwar etwas groß, aber sie zieht zwei Paar Strümpfe über einander an, und es geht herrlich. Von ihrem Haushaltungsgeld kauft sie sich eine Mütze, und der nette, schmucke Bursch ist fertig. Nur Eins quält sie noch. Ach, die schönen, langen Haare! Indessen auch das wird überwunden, und die Scheere macht sie schnell zum lieblichsten Jüngling. Der Plan war auch fix und fertig. Sie wollte sich für einen, von einer harten und ungerechten Gutsherrschaft vertriebenen Schullehrer ausgeben. Wahrscheinlich waren die Komödianten noch nicht gar zu weit weg, daß sie sie bald erreichen konnte. Dann war geholfen. So verließ sie denn, ehe der arme Vater zurückkehrte, das Haus, das nun bald Zeuge des tiefsten Vaterschmerzes sein sollte, und wanderte an der Hand der allerschlimmsten Gesellen — des Leichtsinns und der Gottvergessenheit — in die weite Welt hinaus.

Wir müssen nun das leichtfertige Ding ein Bischen

allein wandern lassen, weil ich Euch, liebe Leser, mit andern Leuten bekannt machen muß, die bald mit Liedchen zusammenkommen sollten.

Wer in Sachsen bekannt ist, weiß auch, wo das Städtchen Schellenberg liegt, und daß oben auf dem Gipfel des Berges, zu dessen Füßen das Städtchen liegt, das prächtige Schloß Augustusburg steht. Dazumal war's prächtig eingerichtet, denn der Kurfürst von Sachsen, der zugleich auch König von Polen war, August, der Starke genannt, kam dann und wann einmal dahin, wenn er nichts Besseres zu thun wußte, als zu jagen. Ueber das Schloß war ein adeliger Herr gesetzt, der Herr von Günther, der den seltsamen Titel: Oberfischmeister führte, wahrscheinlich, weil er die Aufsicht über die Fischereien führte, oder geführt hatte. Es gibt halt allerlei närrische Titel in der Welt, und die Leute bilden sich etwas drauf ein. Das Sprüchwort sagt: „Jedem Narren gefällt seine Kappe!"

Wer dem Herrn Oberfischmeister von Günther nachgesagt hätte, er wäre Schuld am Kriege, oder daß die Frösche keine Schwänze haben — oder gar, er hätte das Pulver erfunden, der wäre ein arger Lügner gewesen. Hätte aber Einer gesagt, wie man sich bei uns auszudrücken pflegt, er habe einen Schuß mit der Pelzkappe gekriegt, was zu deutsch soviel heißt, als er sei nicht bei Trost — er sei sehr dumm — der hätte die Wahrheit getroffen. Keine hervorstechende Eigenschaften, als die der Dummheit haben, ist überall schlimm, zumal am Hofe eines Fürsten. Da sah man's bald genug ein, man könne den alten Mann zu nichts brauchen, als höchstens zum unfreiwilligen Hofnarren. Dazu war er erstens zu vornehm, zweitens zu alt und drittens zu gutmüthig. Da sandte man ihn denn mit dem Titel: Oberfischmeister nach Augustusburg.

Der Titel gefiel ihm schon; auch die Ruhe, zumal er dick und fett war; aber daß er nicht mehr am Hofe war, nichts mehr galt, das wurmte ihn gewaltig. Ueberdieß plagte ihn die Langweile da oben. Drunten im Städtchen Schellenberg wohnte ein Amtmann, der war zufällig auch am Verstande zu kurz gekommen, und war ungefähr ebenso ein Pfiffikus, wie der zu Augustusburg; aber er war ein Lügner und Windbeutel, wie kein zweiter in Sachsen, wo's

doch auch an Windbeuteln nicht fehlt. Er log sich meist so fest, daß er's am Ende selber glaubte.

Niemand ist aber schlimmer dran, als ein dummer Lügner. Dem sehen's die Leute schon an der Nase an, daß er lügt, weil eben, was er erzählt, nicht klappt. Der mußte just so einen haben, wie den Oberfischmeister. Dem log denn der Amtmann alle Tage was Neues vor, und der glaubte es, und freute sich, weil er Zeitvertreib hatte. Eines Tages kommt er wieder, und als Beide bei einer guten Flasche sitzen, sagt der Amtmann: Haben denn der Herr Oberfischmeister gehört, daß unser Allergnädigster Kurfürst und König mit des Kronprinzen Hoheit so ein Bischen auseinander oder streitig sind?

Wa — wa — was? fragt dieser mit starrem Entsetzen.

Ja, fährt der Amtmann fort (und dießmal ist es nicht eine von ihm erdachte Lüge, sondern ein Schalk von Dresden hatte es ihm geschrieben, weil er ihn kannte), ich hab's Schwarz auf Weiß.

Ist ja ganz entsetzlich! ruft der Oberfischmeister aus, und schlägt die Hände zusammen, daß es klascht.

Ja wohl, sagt der Amtmann mit bedauerlicher Miene.

Wissen denn der Herr Amtmann nichts Näheres? fragt jener. Ich kann schweigen, wie das Grab!

Weiß wohl, sagte der Amtmann. So hören Sie denn: Des Kronprinzen Königliche Hoheit wandern im Lande herum, ganz mutterseelenalleine, ohne einen Kammerdiener selbst, das hohe, edle, junge Blut! Daß aber so ein Kalif Harun al Raschid in der Seele steckt, das geht daraus hervor, daß Ihro Hoheit überall fragen und forschen, Alles genau untersuchen, und gerne die um das Land verdienten Männer kennen lernen wollen. Mancher baut sich wohl da im Stillen die Brücke zu hohen Würden und Ehren!

Als das der Oberfischmeister hört, ist er ganz starr vor Erstaunen, und fragt hastig: Hat man etwa Ihro Hoheit auch in unserer Nähe gesehen?

Ei freilich, sagt der Amtmann, und fällt wieder in seine alte Sünde, ins Lügen nämlich: denken Sie nur, gestern kommt mein College von — von — Dings da —

ach, es ist doch entsetzlich, was Einem oft die Namen entfallen! Es ist, als schnappte sie etwas vom Munde weg —

Thut nichts, fiel der Oberfischmeister hastig in die Rede — ich weiß schon — fahren Sie nur fort!

Nun, der sagt (fügt der Amtmann), die Hoheit sei gekleidet wie ein Magister, gebe sich auch dafür aus, oder für einen Candidaten. Ihro Hoheit Absicht sei, zu sehen, wie es eben im Lande stehe.

Ach das ist ein königlicher Gedanke, und erinnert wohl, wie der Herr Amtmann richtig bemerken, an den berühmten Großtürken von Bagdad, der sich auch verkleidete, und überall die Leute ausfragte, damit er etwas höre von Diesem und Jenem, und die Spreu vom Waizen sondern lerne. Man sollte freilich Ihro Hoheit nicht mit dem Ungläubigen Harun al Raschid vergleichen — aber — was ein Dörnchen werden will, das spitzt sich früh.

Nun, sagte der Amtmann, wollen davon nicht weiter reden, vielmehr davon, was zu thun, wenn Ihro Hoheit nach Schellenberg käme?

Oder vielmehr nach Augustusburg! sagte der Oberfischmeister mit Stolz.

Freilich, freilich, rief der Amtmann; ich meinte nur, Ihro Hoheit müsse doch zuerst nach Schellenberg, da es unten liegt. Sonst müßten ja Ihro Hoheit Flügel haben!

Das ließ nun Herr von Günther gelten. Beide Herren verabredeten nun die Maßregeln. Der Oberfischmeister meinte, man müsse den Prinzen mit Glanz empfangen, was aber der Amtmann dadurch widerlegte, daß er darauf hinwies, daß der Prinz unerkannt bleiben wolle. Man müsse thun, als kenne man ihn nicht, aber ihm doch alle königlichen Ehren erweisen.

An dem, was der Amtmann gesagt, war kein wahres Wort: aber das war richtig, daß ein solches Gerücht überall im Lande umherlief.

Nun wurden auf Augustusburg die Gemächer in vollen Glanz versetzt, für die Tafel gesorgt, Alles blank gemacht, und der Oberfischmeister lief in goldglänzender Uniform den ganzen Tag umher. Er spekulirte so: Mach' ich mich dem Prinzen werth, so komm' ich zu Ehren! Den ganzen Tag kam er nicht vom Fenster.

Dieß Volksgerede kam aber Niemanden besser zu Statten, als unserm Lieschen. Sie trug einen Anzug, wie ihn der Amtmann angedeutet, war schlank wie eine Tanne gewachsen, jung, zart, schön, und hatte, wie ich schon gesagt, ein vornehm hochmüthiges Wesen angenommen. Sie konnte für einen Magister gelten, wie man in Sachsen Pfarrer und Lehrer an höhern Schulen nennt, aber auch für noch mehr.

Es war recht heiß in selbigem Sommer, und an einem kühlen Abend saß der Herr Oberfischmeister, des langen Wartens endlich müde, unter der schönen Linde im Schloßhof. Er dachte eben darüber nach, wie er sich des Prinzen Gunst sichern wolle — da tritt Lieschen schüchtern durch das Thor in den Schloßhof, um — als vertriebener Schulgehülfe sich einen Zehrpfennig zu erbitten, da ihre Kasse leer geworden, und sie in Sorge war, drunten in Schellenberg ein Quartier zu finden, ohne einen Kreuzer in der Tasche.

Als der Oberfischmeister die schlanke, feine Gestalt, das dunkle Haar, das allerliebste Gesichtchen sieht, und dabei den schwarzen Anzug — denkt er: Wenn das der Prinz nicht ist, so gibt's keine Prinzen mehr in der Welt! Und daß er geradezu nach Augustusburg kommt — wer könnte zweifeln?

Lieschen zieht ihr Käppchen vor dem hohen Herrn, und naht ſich mit hochklopfendem Herzen, um ſich eine Gabe zu erbitten; aber wie erſtaunt ſie, als er ſich ihr in einer Weiſe nähert, die es zweifelhaft läßt, ob die tiefſte Unterwürfigkeit, oder die reichſte Liebe darin den Vorzug habe. Er ſpricht unter Bücklingen von dem Glücke, welches ihm dieſer hohe Beſuch bereite, und bittet, der junge Herr möge die Gnade haben, über die Schwelle des Schloſſes zu treten, wo er von nun an allein Herr ſei.

Anfangs meint das Mädchen, der alte Herr ſei ein

arger Uzvogel, und wolle sie bänseln, oder es rappele ihm höchst bedenklich; aber ihr scharfes Auge sagt ihr doch, daß es dem Manne ein rechter Ernst mit Wort und That sei. Sie denkt, wenn er's so will, so ist's mir schon recht! Er macht mich ja zu einem Prinzen, ich nicht! —

Wie weit es mit dem leichtsinnigen Mädchen gekommen war, das sieht man hier deutlich. Wer einmal auf dem Wege zum Bösen A gesagt hat, für den ist es am Ende auch nicht schwer B zu sagen. Sie folgt nun dem Simpel, der sie zum Prinzen absolut stempeln will, und denkt: Nun mußt du dich auch wie ein Prinz halten, denn er nennt Dich bald „Prinz," bald „junger Herr," bald „gnädigster Herr," und Alles zusammen in einem Athem. Sie hatte von den Komödianten in Lunzenau etwa gelernt, wie sich so ein Prinz hält, und macht's nach, und wenn sie's als einmal zwerg macht, so denkt der Oberfischmeister: Jetzt will er's wieder verbergen, daß er ein Prinz ist; aber es gelingt ihm nicht."

Nun wurde denn Prinz Lieschen in das prachtvollste Gemach geführt. Hier kamen Beide in eine Unterredung, in der Lieschen's natürlicher Verstand dem dummen Oberfischmeister so groß erschien, daß nun kein Zweifel mehr in seine Seele kam. Um nun zu zeigen, wie scharfsichtig er sei, sagte er: Er habe sie gleich als Kronprinzen erkannt. Er wisse Alles, wie es gekommen sei, und warum Ihro Hoheit in so unscheinbarer Gestalt im Lande umherreite; er bitte, fuhr er fort, Ihre Hoheit unterthänigst, es sich bei ihm gefallen zu lassen. Er wolle schweigen, wie das Grab. Der Prinz möge nur befehlen; jeder Befehl werde auf der Stelle vollzogen. Er sei sein treuester, und jetzt durch seine Anwesenheit glücklichster Unterthan!

Manchmal hatte Lieschen gefürchtet, der Oberfischmeister sei betrunken, aber nun sah sie (wie das Sprüchwort sagt), wie die Pferde im Stalle standen oder — hier — der Giel. Sie bat um Ruhe, und stellte sich nun, als er fort war, Alles zusammen.

Sie fand schnell heraus, daß sie der Oberfischmeister für den verkleideten Kronprinzen halte, und daß Umstände vorhanden sein müßten, die dieß begünstigten. Sollte sie sich dem schönen Abenteuer, ganz ähnlich denen, von

denen ihr die Base so oft erzählt, entziehen? Man drang es ihr ja auf. Sie hatte es ja gar nicht gewollt, und wenn sie die Ehre abwies, hatte der Oberfischmeister gelächelt und gesagt: Ich weiß Alles. Nun konnte sie sich ja den Spaß machen, und ein Mal ein paar Tage „Prinzches spielen." Was vor Gott recht ist, was wohllautet und sittlich und ehrbar ist, das kümmerte das pflichtvergessene Mädchen nicht. Ihr galt nur ein leichtfertiger Spaß, gute Tage und Eitelkeit. So machte sie sich dann weiter kein Gewissen daraus, das Netz zuzuziehen, in dem der Oberfischmeister sich selber gefangen. Sie ging fortan in seine Gedanken ein und sagte: Wenn ich bei Ihnen länger weilen soll, so müssen Sie mir geloben, über meine Person und wer ich eigentlich bin, das tiefste Schweigen zu beobachten.

Das gelobte der Herr v. Günther, aber der war mir der Rechte vom Schweigen! Schon, als er noch in Dresden war, hieß er am Hofe: „die Stadtschelle!"

Nachdem Lieschen mit ihrem Plane fix und fertig war, ließ sie sich zur Tafel führen. Die bog sich vor Kostbarkeiten, die Lieschen nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie ließ es sich bei königlicher Aufwartung königlich schmecken, und ging dann zu Bette und schlief wie ein Prinz. Ich weiß aber Einen zu Augustusburg, dem kam vor lauter Glück und Hoffnung auf künftige Ehrenstellen kein Schlaf in die Augen. Daß er würde Minister werden, war gewiß, wenn er es nur recht anfing.

Als die Sonne schon hoch stand, stieg Prinz Lieschen aus dem königlichen Bette, heiter und fröhlich, und, sich halbtodt lachend über das köstliche Abenteuer, kleidete sie sich an. Beim Frühstück bediente sie der Oberfischmeister selbst. Es war überaus köstlich, und schmeckte Lieschen herrlich; aber den Oberfischmeister ärgerte es doch, daß der Prinz, wie er am Tage sah, in einem gar fadenscheinigen Röcklein aufzog, dem sogar die Motten schon weidlich zugesetzt hatten, auch quälte es ihn, daß er keinen Leibdiener hatte. Er machte nun Prinz Lieschen bescheidene Vorstellungen. Den Diener lehnte sie entschieden ab, aber für ein neues Kleid oder etliche ließ sie den Herrn Oberfischmeister sorgen, indem sie äußerte, ihre Kasse sei auf

der Reise leer geworden, und sie habe sich doch Niemanden anvertrauen können.

Jetzt war der glücklichste Augenblick für den Oberfischmeister gekommen. Konnte er den Prinzen zu seinem Schuldner machen, so war Alles für ihn gewonnen. Er eilte daher hinweg, und brachte einen Beutel mit 1500 Gulden in Gold, den er dem Prinzen überreichte mit der Versicherung, wenn er anfange, sich zu leeren, werde er sich glücklich schätzen, ihn wieder füllen zu dürfen. Er dachte nach dem rheinischen Sprüchwort: Da werf' ich eine Bratwurst nach einem Schinken!

Von nun an, wo der glückliche Oberfischmeister wußte, daß ihm der Prinz verpflichtet sei, kannte seine Freude keine Grenze mehr. Wie hätte er sein Geheimniß bei sich behalten können? Er lud den Amtmann zu Gaste; er lud den Adel der Umgegend ein. Fest auf Fest folgte. Lieschen schwebte in voller Lust. Aber werdet Ihr fragen, merkte es denn Niemand, wie es stand? O Lieschen war gewandt, und wußte sich bald zurückzuhalten, bald freundlich zu sein; sie hielt sich so stolz als möglich. Alle waren entzückt von des Prinzen Liebenswürdigkeit und Hoheit, denn der Oberfischmeister hatte es Jedem heimlich vertraut, es sei der Erbprinz, der einmal Land und Leute kennen lernen wolle, aber nicht möge erkannt sein. Das Gerede war ohnehin überall bekannt. Um so lieber glaubte man es. Nun gab der Adel Feste auf Feste, und überall glänzte Prinz Lieschen.

Die Nachricht von der Anwesenheit des Prinzen in Augustusburg blieb aber nicht lange auf die Umgegend von Augustusburg beschränkt. Briefe trugen die Kunde hier und dorthin, endlich auch nach Dresden und zum Ohre des Königs, der am Besten wußte, daß der Erbprinz damals gerade zu Wien am Hoflager des Kaisers war, und dort täglich mit Ehren überhäuft wurde.

Der König vermuthete also mit Grunz, daß irgend ein pfiffiger Spitzbube sich an den dummen Oberfischmeister gemacht, und den einfältigen Landadel zum Narren habe, und tüchtig hänsele und rupfe. Darüber hätte nun der König gelacht, wenn nicht der Name des Erbprinzen der Deckmantel einer Betrügerei gewesen wäre. Das durfte

er nicht dulden, und für diese Hacke mußte so schnell als möglich der Stiel gefunden werden.

Der König sandte also einen Vertrauten heimlich nach Augustusburg, um einmal selber nachzusehen, wie es stünde. Der kam, sah die Geschichte, lachte sich baldtot, und berichtete dem König die ganze Fastnachtsgeschichte. Auch der König lachte, aber nun war's am Ende! Schon am andern Morgen ritt ein Offizier mit einer Abtheilung Husaren zum Thore hinaus, gerade nach Augustusburg zu. Der Offizier kam an, und lud den Prinzen Lieschen und den Herrn Oberfischmeister höflich ein, in den Wagen zu steigen und ihm zu folgen, im Staatsgefängniß zu Dresden würden sie sich von der Reise erholen können, ehe sie vor den König treten müßten. Anfangs dachte der Oberfischmeister: Aha, das kommt von dem Zwiespalt, von dem der Amtmann erzählt. Was thut's, wenn du auch ein Bischen leiden mußt, so wird dir der Prinz um so mehr verpflichtet, und ein Paar Königsaugen müssen sich ja auch früher oder später im Tode schließen, und dann fängt dein Waizen an zu blühen! In diesem Glauben wurde er um so mehr bestärkt, als die anfängliche Verlegenheit Lieschen's bald wieder der heitersten Laune Raum gab. — Aber als Beide am andern Morgen vor dem Könige standen, und Lieschen nun Alles beichten mußte — als er einsah, daß er sich selbst in der eigenen Falle gefangen hatte, da brach er zusammen. Geld, Ehre, Aussicht — Alles war fort für immer.

Lieschen suchte sich so weiß zu brennen, als möglich; aber der König hatte gute Augen. Er durchschaute, wie es mit dem Mädchen stand und was, wenn er sie laufen ließe, aus ihr werden müßte.

Zu Waldheim lag und liegt wohl noch ein Gebäude, groß und still, und beängstigend anzusehen. Die Leute nannten es das Zuchthaus. Da war Platz für ungerathene Mädchen. Das Gericht, welches den Prozeß führte, wies dem Lieschen da freie Wohnung und Kost an, die freilich nicht so köstlich war, wie bei dem Oberfischmeister zu Augustusburg, und was das Schlimmste war, sie mußte arbeiten, was sie niemals gerne gethan hatte.

Was der König dem Oberfischmeister sagte, hat er

niemals verrathen, selbst dem Amtmann zu Schellenberg nicht, der auch sein Näschen bekam. In Augustusburg blieb der Oberstschmeister nicht länger. Er zog auf ein fernes Landgut, wo er bald starb.

Lieschen wurde schonend behandelt, aber die Reue kam doch mit Macht. Sie erkannte ihre Sünden. Die Zahl der Jahre ihrer Haft überlebte sie nicht. Ihr armer Vater kam so herab, daß er betteln mußte, und der Kummer brach ihm frühe das Herz. Die Base überlebte sie Alle und betrauerte nichts mehr, als daß aus ihrem Lieschen nicht eine Gräfin geworden wäre.

Das ist die Folge des Romanlesens und des Hochmuths, und die nothwendige Folge, wenn ein Mädchen weder Gott vor Augen, noch im Herzen hat. Wenn sie's auch nicht alle machen, wie Lieschen, so gibt's leider der Wege viel, die zur Entehrung, Schmach und — ewigem Verderben der Seele führen. Nicht immer sind so alte Basen daran Schuld, oft junge Herren — meist aber das eigne, eitle, verderbte Herz!

Ich wüßte schon ein Mittelchen dagegen, sagt der Gevatter, nämlich das Wörtlein: Bet' und arbeite! Da habt Ihr recht, Gevatter. Das hilft allemal sicher und ist ein Damm für das Böse.

Noch einmal aber sag' ich, was ich erzählt, ist Wahrheit! Und ein rechter Spiegel! fällt mir der Gevatter wieder ins Wort.

Freilich! Ein Spiegel ist die Wahrheit immer, und wohl dem, der gerne hineinschaut! Hier gilt's den Mädchen!

7. Alles = Gold.

Das Sprüchwort sagt: „Aller Anfang ist schwer,“ und Jeder weiß das aus Erfahrung. Wer aber da gleich umkehrt, wo der Anfang des Guten ist, der ist ein Esel, denn er ist schon beim Anfang am Ende. Nein, das folgende Sprüchlein gibt schon was an, was über den schweren Anfang hinaushilft: Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Ein frischer Lebensmuth ist ein hohes Gut. Greifst du die Arbeit, die dir schwer wird, nur frisch an, es geht gewiß; hast du nur frischen Muth, deine Fehler abzulegen, es geht; aber was das letzte Sprüchlein sagt, ist das Rechte, was über den schweren Anfang glücklich hinaus zum fröhlichen Ziele führt: Wohl begonnen, ist gewiß gewonnen! Das Wohl begonnen ist aber die Hauptsache, und da mein' ich, man sollte Alles nur wohl beginnen, nämlich mit dem Gedanken: Von mir selber kann ich nichts. Dann blickt das Auge hinauf, wo der ist, der in uns Schwachen mächtig sein will, und der gesagt hat: Bittet, so wird Euch gegeben. Und das Herz betet: Herr, hilf und laß es wohlgelingen! Das heißt: Wohl begonnen; dann folgt: Frisch gewagt! denn wenn ich weiß, ich habe Alles Gott befohlen und sein Segen begleitet mich, dann ist Lust und Lieb' da, und die macht alle Müh' und Arbeit gering. Das gilt für Alles, was du auch unternehmen willst. Hast du

so ein „Gott hilfi" im Herzen, dann, Freund, macht dir schwerer Anfang nicht mehr bange. Bedenk's wohl und vergiß es nicht!

8. Eine Anekdote.

Als der Fürst Windischgrätz Wien belagerte Anno 1848 im Spätherbst, und die Wiener Bürgerwehr in den Kampf sollte, bekam auch ein Schneider ein Gewehr, der sein Lebtag noch keines in der Hand gehabt. Er nimmt eine Patrone und stoßt sie in den Lauf, vergißt sie aber abzubeißen. Nun legt er an und druckt los; aber es geht nicht.

I will noch eini nein thun! sagt er, und setzt die zweite Patrone drauf. Abermals kein Feuer!

I glaub', denkt er, i muß noch a Bissel nein thun! und auch die dritte Patrone setzt sich auf die zwei andern, und doch will's nicht losgehen.

Dos is a kuriosi G'schicht', denkt er, und sinnt eine Weile. Was schadet's, sagt er zu sich, i setz' die vierti drauf! Gesagt, gethan. Jetzt legt er an — aber es ist vergeblich, weil die erste Patrone nicht abgebissen und kein Pulver auf der Pfanne war. Es geht nicht los.

Daß dich a Mäusel beiß! flucht er, und setzt nun auch die fünfte, und, da es noch immer nicht geht, die sechste Patrone auf.

Ganz außer sich, daß der Schuß nicht losgehen will, ruft er den Corporal, seinen Gevatter und Nachbar, und sagt: Schaut's mal her, das sakrisch Ding will nit knallen!

Der Corporal untersucht das Gewehr und sagt: Glaub's wohl, daß das nit krachen thut, G' hoben's so kan Pulver uf der Pannen und die Patron' nit abbissen!

Nun schüttet er ihm Pulver auf, und gibt's ihm zurück. Der Schneider legt an, zielt und drückt los. Ein furchtbarer Knall erschreckt alle Umstehenden, und ein so gewaltiger Stoß erfolgt, daß der Schneider weit zurückgeschleudert wird und die Beine zum Himmel streckt. Auf sein Geschrei kommt der Corporal wieder und rafft das Gewehr auf.

Loffen's liegen, loffen's liegen, ruft aber voll Entsetzen der Schneider, denn es geht holterdi noch fünfmal los. I hob ja sechs Patrone eini than!

9. Das Heinzelmännchen.

Eine Geſchichte.

Wo ſeid Ihr doch ſo lange geweſen? ſagte Velten, als der Schmied-Jacob eines Abends in die Spinnſtube trat, wo er ſeit acht Tagen gefehlt hatte. Wir haben alle Abend geſagt: Wär' er nur wieder da!

Nun, nun, ſagte darauf der Alte, es iſt ja doch auch keine halbe Ewigkeit, daß ich fort war; und man ſah's ihm an, daß es ihm gar wohlgefiel, daß ſie ihn ſo vermißt hatten.

Ich war endlich einmal zu Nußdorf bei meinem alten Kriegskameraden, dem Jacob Pinkert, der ein ehrſamer Schuſter iſt. Das Nußdorf iſt ein ſchönes Dorf, meiner Treu'! Manches Städtchen müßte roth werden, wenn es ſich mit dem Dorfe vergliche; aber Eins hat mich geärgert, als ich in das Dorf hineinging, nämlich, daß trotz einem braven Schulmeiſter und Pfarrer noch ſoviel Aberglauben herrſcht.

Der Alte konnte, wenn ihm ſo etwas begegnete, fuchswild werden.

Da ärg're ſich einer nicht, rief er aus, heutzutage noch ſolchen Aberglauben zu finden, wo die Leute ſo ſuperklug ſind, daß ſie den lieben Herrgott meiſtern, und meinen, ſie hätten's beſſer gemacht, als er, wenn ſie die Welt einzurichten gehabt hätten.

Das hätt' auch eine ſchöne Wirthſchaft gegeben, ſagte der Gevatter.

Ich mein's auch! rief der Schmiedjacob.

Aber wo ſteckt denn der Aberglauben? fragte der Gevatter.

In der großen Zeh wahrlich nicht, Gevatter, ſagte

eifrig der Schmiedjacob, sondern im Kopf. Doch — ich sehe, ich muß Euch die Geschichte erzählen.

Als ich in Spanien mit den Franzosen war, da diente mit mir in derselben Compagnie der Jacob Pinkert von Nußdorf, ein kreuzbraver Mensch. Er war seines Zeichens ein Schuster, und auf der Wanderschaft, als er beim mußte. Da hatte er nun weder Sand, noch Land, weder Haus, noch Hof, weder Vater, noch Mutter, und hätte recht gut draußen bleiben können; aber der ehrliche Mensch dachte: dann muß ein Anderer für dich fort, der nicht so gut abkommen kann, wie du, und geht, zieht sein Loos, und muß Soldat werden. Wir Zwei waren im Felde treue Kameraden, Ein Herz und Eine Seele. Er kam besser weg, als ich, und begrub kein Bein in spanischer Erde. Anno 1815 ist er heimgekommen, und gar mancher Brief kam seitdem an mich, und alle schlossen: Komm doch bald einmal! Er hatte sich in Nußdorf gesetzt, verheirathet, und wie es schien, ging es ihm so so! Da denk ich denn endlich vor vierzehn Tagen: Geh' 'mal hin! Ihr wisset Alle, das Gehen ist meine Liebhaberei nicht mehr. Item, ich mache mich auf die Lappen, und gehe hin. Die letzten Wochen waren, trotz dem October, so heiß, wie die im August. Da komm' ich denn so recht schachmatt nach Nußdorf, und meine, ich müßte auf dem letzten Loche pfeifen vor Durst. Da fällt mein Auge auf das erste Haus, und siehe da, an einem langvorstehenden Eisen hängt ein vergoldeter Stern. Ich trete ein, und es sitzen zwei Männer da, der eine der Wirth, der andere ein Schuster, denn man kennt' ihm an der Pechschürze ansehen. Ich grüße, setze mich, und bitte um ein halb Schöppchen Sechs und vierziger.

Der Wirth bringt's, schenkt ein, und sagt: Wohl bekomm's!

Der Pechvogel war ein Kerl, dem man's an der rothen Nase ansah, daß er nicht viel Wasser trank, und neugierig dabei, wie ein altes Weib, und ein Nichtsthuer.

Woher des Wegs, Landsmann? fragt er.

Weither, sag' ich.

Wollt Ihr noch weiter heute? fragt er.

Vielleicht; sag' ich.

So geht's fort. Ich kann das Ausfragen für mein Leben nicht leiden. Darauf kommt der Wirth auf das Wetter, auf die Ernte, und nun gibt ein Wort das andre, bis wir in ein recht angenehmes Gespräch kommen.

Halt, denk' ich, erkundige dich einmal nach deinem Kameraden. Da sag' ich denn: Vor etwa sechs und dreißig und mehr Jahren hab' ich mit Einem bei den Franzosen gedient, der von Rußdorf war, ich glaub', er hieß Pinkert? lebt der noch?

Gewiß, sagt der Wirth. Er wohnt noch hier, und ist ein behaltener Mann; aber er ist ein Leimsieder, der das ganze Jahr nicht hinausgeht, als Sonntags in die Kirche, und ein Knicker dazu, der nie einem ehrlichen Manne von Wirth etwas zu verdienen gibt. Geht er Sonntag Mittags aus mit seiner Frau, der Lisbeth, und seiner Tochter und seinem Buben, so kehrt er eben nur ein im Gasthaus „zur Sonne" oder zum „grünen Wald." Ihr versteht mich ja? —

Der Pechvogel lachte höhnisch.

Das muß man aber sagen, fuhr der Wirth fort, er ist ein recht räsonabeler Mann, sitzt im Gemeinderath, kommt wacker voran, und hat sich gestern, wie ich höre, das Haus gekauft, wo er bis jetzt miethweise saß, und hat gleich acht hundert Gulden baar Geld drauf bezahlt. Und er war so arm, wie eine Kirchenmaus, als er anfing, und seine Frau hatte auch etwas weniger, als Nichts.

Das Haus hätt' ich auch gekauft, sagte der Pechvogel, den der Wirth Meister Hopp nannte, auch wenn ich das Geld hätte leihen müssen; aber der alte Junggesell, dem's war, und der noch eins hat, worin er wohnt, hat's Niemand gesagt, und ich glaub', der Pinkert hätt's nicht fahren lassen fürs Doppelte. Er weiß warum, schloß er mit geheimnißvoller Miene.

Na, lachte der Wirth, da wird 'mal wieder etwas rechts dahinter stecken!

Das thut's auch, sagte Hopp mit einem Gesichte, das deutlich ankündigte, daß er allein das Geheimniß wisse.

So rückt 'mal heraus damit, Meister Hopp, rief der Wirth. Ihr wißt ja doch Alles, was im Dorfe seit hundert Jahren geschehen ist.

Das schmeichelte dem Pechvogel, der mir widerwärtig war. Er räusperte sich, trank und sagte: Ich will's Euch im Vertrauen sagen, Sternwirth, es ist ein Heinzelmännchen drin!

Was ist drin? fragt halb ärgerlich der Wirth. Ein Heinzelmännchen? Ich glaub', Euch rappelt's unter der Pechkappe! Was ist denn das für ein Ding?

Man meint, Ihr käm't heute auf die Welt, oder wäret ein Freigeist, rief der Hopp aus. Entweder wißt Ihr's nicht, dann will ich's Euch sagen, oder Ihr glaubt's nicht, dann kann ich auch das Maul halten!

Parol! ich weiß es nicht! rief der Wirth aus.

Nun, so hört, hob der Pechvogel an. Heinzelmännchen oder auch Hanselmännchen, das sind gute Hausgeister: so kleine putzliche Kerlchen, die, wenn sie in einem Hause sind, dem, der drinnen wohnt, und sich mit ihnen gut hält, Segen bringen und ihm heimlich alle Arbeit thun.

Das sind Kindermährchen, Meister Hopp, deren ein alter Kerl, wie Ihr seid, sich schämen sollte! sagte der Sternwirth.

Seht Ihr's, sagte er, sich zu mir wendend, es ist auch einer von den Ungläubigen, von denen heute die Welt so voll ist, wie ein Garten voll Unkraut, der mit Kehrig gedüngt wird. Aber ich will Euch eine Geschichte erzählen, die wird Euch sagen, wo Barthel den Most holt!

So thut's, sagte der Wirth unwirsch.

Mein Großvater mütterlicher Seits war ein Schreiner in Dessau, ein frommer Mann und fleißig dazu. Der kaufte sich auch ein Haus, darin ein Heinzelmännchen war, und er wußt's gar nicht. Wenn er Abends ein Stück Arbeit begonnen hatte, und er kam Morgens früh in die Werkstatt, so war's fix und fertig, und polirt wie ein Spiegel, daß man sich darin besehen konnte. Das machte ihn anfangs confus, aber er erinnerte sich, von den Heinzelmännchen gehört zu haben und wußte nun, woher's kam. Da das ihm ungeheuern Vortheil brachte, und er wußte, daß man im eigenen Hause von den Heinzelmännchen nicht reden darf, sich auch hüten muß, sie zu sehen, so schwieg er stille und sagte es nicht einmal seiner Frau. Er wußte, daß die Weiber das Plaudern nicht lassen können, und

ihre Neugierde kein Maaß und kein Gesetz kennt. Alle Abende schloß er die Werkstatt ab, und seine Frau durfte, wo möglich, gar nicht hinein. Weibernasen sind fein. Der Großvater meinte, seine Frau merke nichts; aber Proßt die Mahlzeit! Die roch schon lange Lunten und hatte nur die Courage nicht, etwas zu sagen. Die Neugierde aber, so ein Heinzelmännchen zu sehen, brannte ihr schier das Herz ab, wie es ebenso Weiberart ist.

Einmal bestellt ein adeliger Gutsherr meinen Großvater zu sich auf sein Schloß, da er neue Möbel braucht, und mein Großvater geht hin. Es war aber weit, und er mußte über Nacht bleiben. In den Gedanken an das gute Geschäft, dem er entgegengeht, läßt er den Werkstattschlüssel in seinem Alletagswamms stecken und geht.

Abends denkt meine Großmutter: Wenn du jetzt das Heinzelmännchen nicht arbeiten siehst, so geschieht's den Nimmerleistag. Nachdem sie gegessen hat, bläst sie das Licht aus und hockt sich unter die Hobelbank, wo ein Stoß Bretter steht, und man sie gar nicht sehen kann. Kaum hockt sie da, so wird's tagheil in der Werkstatt, und ist doch weit und breit kein Licht. Plötzlich kommt hinter dem Ofen ein Kerlchen heraus, so groß wie eine Kinderpuppe, niedlich und schön anzusehen. Das fängt an zu klopfen und zu hobeln, und es geht ihm wie der Blitz von der Hand, und doch gibt's kein Geräusch, keinen Lärm. Ehe sie's sich versieht, ist ein kleines Schränkchen fertig und polirt. Da aber kommt meiner Großmutter das Niesen an. Das Heinzelmännchen wußte nicht, daß sie da war. Sie macht allerlei Grimmassen, hält die Nase mit der Hand zu, aber da widersteh' Einer! Plötzlich niest sie mit Macht. Da erschrickt das Heinzelmännchen. Es ist mit einem Male stichdunkel in der Werkstatt und — das Heinzelmännchen ist für ewige Zeiten fort. So ein Heinzelmännchen ist in dem Pinkert seinem Hause. Wie könnte der sonst so viele Schuhe machen? Himmel und Erde, ich bin auch ein Schuhmacher, dem's fix vom Leder geht, aber so arbeiten und gut arbeiten, wie der Pinkert, kann Niemand, wenn er nicht ein Heinzelmännchen zur Hilfe hat! Daher kommt's auch, daß er niemals einen Gesellen hält, und kann' ihn doch brauchen. Er fürchtet

das Plaudern, damit ihm das Heinzelmännchen nicht durchgeht, wie meinem Großvater.

Der Wirth steht auf und sagt: Meister Hopp, wenn Ihr Euch wollt beimgeigen lassen, so will ich die Musik bezahlen. Drauf geht er hinaus, und da ich auch genug hatte, ich ihm nach, bezahle mein halbes Schöppchen und gehe.

Wie ich nun so die Gasse hinaufgehe und nach dem Schuster Jacob Pinkert frage, zeigen mir die Leute ein hübsches Haus. Ich trete hinein, wo Alles so blank und rein ist, daß man seine Freude daran hat, und öffne die Stubenthür, da stellt sich mir das liebliche Bild dar, daß Ihr da vornen in dem Büchlein Euch ansehen müßt, denn gerade so war's.

Gegen mir über stand ein Tisch, an dem saß die Frau Lisbeth und legte die Hände in den Schooß und machte ein so glückliches Gesicht, wie man's nur sehen mag. Vor ihr saß mein getreuer Pinkert und hatte ein Glas Wein in der Hand und rief eben: Vivat der Lisbeth! Ueber der Mutter Schulter lehnte sich die hübsche Tochter und hatte das erste weiße Blatt der Handbibel aufgeschlagen, wo der lieben Mutter Geburtstag eingeschrieben stand. Ein Bub, der von Gesundheit und Schelmerei strotzt, guckte neben dem Vater heraus und freut sich einestheils über der Eltern Freude und anderntheils über den Kaffe und die Fastnachtsküchelchen, die die Schwester zu Ehren des Geburtstags der Mutter gebacken hat, und zur Küchenthüre herein bringt fröhlichen Angesichts die Magd die Milch zum Kaffe.

Ich wär' gern stehen geblieben und hätte mich an dem Anblicke des häuslichen Glückes meines Kameraden stille gefreut: aber er bemerkte mich und erkannte mich auf den ersten Blick.

Jacob, rief er, du treuer Kamerad, kommst du endlich einmal! Er riß mich fast um vor Freude. Daß du aber gerade heute kommst am fünf und fünfzigsten Geburtstag meiner Lisbeth, der ein Ruhe- und Freudetag für's ganze Haus ist, das ist noch schöner!

Die Frau Lisbeth, die Tochter, das Gretchen, der Bub, die Magd sogar, kamen, reichten mir recht herzlich

die Hände und ſagten, ſie freuten ſich ſo ſehr, daß ſie mich, den ſie aus ihres Vaters Erzählungen ſchon ſo lange kennten, nun auch von Angeſicht ſähen!

Siehſt du, Jacob, ſagte Pinkert, heute früh bat Gretchen zu mir geſagt: Heut' iſt der Mutter Geburtstag, ich hab's in der Bibel geſehen.

Still, ſagte ich da, back' Faſtnachtsküchelchen und mach' einen guten Kaffe, hole auch eine Flaſche guten Wein. Sie darf nichts merken. Wie wir ihr nun alleſammt Glück wünſchen, will ſie's nicht glauben. Da holt Gretchen die Bibel und zeigt's ihr, und da gerade biſt du gekommen. Nun iſt heute ein doppelter Freudentag, und da ohnehin kein Streich heute gearbeitet werden darf, ſo können wir recht plaudern. Nun ſetz' dich, alter Kamerad!

Ich ſag' Euch, das ſind Menſchen nach dem Herzen Gottes. Dieſer Tag iſt der frohеſte, den ich ſeit Philipp's Hochzeit und den Taufen ſeiner zwei Kinder erlebt habe, geweſen. Alle die alten Geſchichten aus Spanien und Frankreich, alle das Elend, das wir erlebt und miteinander durchgekämpft haben, alle die Freuden, die uns zu Theil wurden, kamen wieder lebendig in die Erinnerung.

Bis ſpät in die Nacht hinein ſaßen wir bei einander und ſuchten dann das Bett mit frohen, glücklichen Herzen.

Am andern Morgen, als die Glocke vier Uhr ſchlug, ging's unten ſchon Piff! Paff! Da dachte ich: Kaufe die Stunden aus, die du bei dem Freunde biſt, wer weiß, ob du ihn auf dieſer Erde noch einmal ſiehſt, und ſtand auf.

Als ich herunterkam, ſaß Frau Lisbeth da und ſpann Schuhhanf; das Gretchen faßte Schuhe ein; der Bub, das Andreschen, zog Pechdrähte, und die Magd beſorgte das Vieh im Stalle.

Als der Bub ſeine Anzahl Pechdrähte gemacht hatte, nahm er ſeine Bücher, lernte für die Schule, und der Andern Arbeit ging unausgeſetzt fort. Pinkert ging's flugs von der Hand, und doch waren die Nähte wie genagelt. Dabei plauderte er lebhaft mit mir. Nach dem Frühſtück ging Gretchen mit der Magd auf's Feld; die Mutter kochte; der Bub war in der Schule, und Pinkert arbeitete wie ein Feind. So ging's bis Mittag, dann wieder bis

zur Feierstunde. In dieser gingen wir in den schönen Garten hinter dem Hause, wo noch die letzten Herbstarbeiten verrichtet wurden. Nach dem Nachtessen ging's wieder an die Arbeit bis Schlag zehn Uhr. Da betete Pinkert den Abendsegen, wie er auch vor dem Frühstück den Morgensegen gebetet hatte, und wir gingen zu Bette.

So hatte Alles in dem Hause seine Ordnung, und diese wurde mit größter Pünktlichkeit beobachtet.

Ich fragte Pinkert: Warum hältst du dir keinen Gesellen? Er sagte: Die ordentlichen sind selten und keinen Strohmer mag ich. Heut zu Tage ist es bös mit den Gesellen. Sie wollen viel Lohn und wenig Arbeit, und die Arbeit ist schlecht. Auf ein Dorf kommt kein ordentlicher Geselle. Einen hatte ich drei Jahre, der war brav. Er ist daheim jetzt und — dir darf ich es sagen — er wird nun bald kommen und mein Gretchen heirathen. Er ist ein gar braver, treuer Württemberger. Bis der kommt, mag ich keinen andern.

Als der Sonntag kam, gingen wir Alle in die Kirche. Nach der Kirche wurde in der Bibel gelesen. Nachmittags wieder in die Kirche, und dann gingen wir spazieren, und er zeigte mir sein Feld. Pinkert, das sah ich, war ein wohlhabender Mann. In seinem Hause war es so stille, als ob keine Menschen drin wohnten. Man hörte kein hartes Wort, kein Scheltwort, kein Zankwort. Den Eltern wurde pünktlich und ohne Widerbellen gehorcht. Sonntags trug der Andres die Arbeit weg, und brachte schönes, blankes Geld heim. Im Buche, das Pinkert führte, standen schöne Posten aus. Es sind reiche Leute, sagte er, die den Martinitag pünktlich zahlen. Das Geld tilgt meine Ausgabe für Leder, das ich mir von Messe zu Messe kaufe. Kommt erst mein Schwiegersohn, so soll's noch ganz anders gehen.

Als meine acht frohen Tage um waren, schied ich. An der Thüre seines Hauses stand der Sternwirth. Nun trinkt Eins auf den Weg, sagte er, und ich trat ein, da ich noch Zeit genug hatte. Kaum saßen wir, so kam auch der Meister Hopp.

Apropo! sprach der Wirth, ich habe gesehen, Ihr wart bei dem Pinkert zu Besuch, und er ist Euer guter

Freund, wie steht's denn mit dem Heinzelmännchen? Dabei zwinkerte er mit dem Auge nach dem Meister Hopp hin.

Damit, sagte ich, hat es seine volle Richtigkeit.

Was? rief der Wirth und sprang auf. Ihr auch?

Gelt' lachte mit Siegesfreude der Hopp. Ja, ja, mit rechten Dingen geht so etwas nicht zu. Ich hab's immer gesagt.

Es ist so, Sternwirth, sagte ich darauf: das Heinzelmännchen heißt aber: Fleiß, Gottesfurcht, Ordnung, Sparsamkeit! Da wurde der Hopp kreideblech.

Ich erzählte nun haarklein, wie ich's in Pinkert's Hause gefunden und erlebt; dann sagte ich: dieß Heinzelmännchen lauft nicht fort vom Riesen, sondern sagt christlich: proficiat! Lauft auch nicht fort vom Ansehen, sonst wär's vor mir weggelaufen, denn ich hab' ihm recht scharf auf die Finger gesehen. Ich glaube, Meister Hopp, bei Eurem Großvater in Dessau lief's auch davon nicht fort, als er den Krebsgang ging, sondern weil es dem Meister zu wohl wurde. Da wurde er faul. Er hielt keine Ordnung, und er und seine Frau aßen und tranken lieber alle Tage gut, als an den hohen Festen allein. Meiner Treu, wo's so hergeht, da macht sich das rechte Heinzelmännchen, das ich Euch vorhin genannt habe, blitzschnell aus dem Staube und mit ihm der Segen.

Ich glaube auch, daß das Heinzelmännchen die Scheerenstecher nicht leiden kann. Es wohnt aber nicht im Hause, sondern in der Seele: und Jeder kann Eins kriegen, der Eins will, und es behalten, so lang er Gott fürchtet und recht thut, betet und arbeitet, Ordnung hält und sparsam ist. Euch, Meister Hopp, der Ihr viele Kinder habt, würde ich rathen, auch mal Eins zu suchen, wo es zu finden ist, und ich glaube, Ihr geht nicht fehl, aber am Tische des Sternwirths und keines andern werdet Ihr's finden!

Da hat der Wirth gesagt: Bravo! Das laß ich gelten, und so ein Heinzelmännchen ist das rechte.

Der Hopp schlich sich zur Thüre hinaus.

Hört, Landsmann, hat darauf der Wirth gesagt, Ihr habt mir zwar da einen guten Kunden zur Thüre hinausgejagt mit Eurem absonderlichen Heinzelmännchen, aber

ich dank' Euch doch dafür, daß Ihr dem Esel den Staar gestochen habt mit einer tüchtigen Nadel. Gott geb's, daß es bei ihm fruchtet, und er das Heinzelmännchen findet.

Nun aber trinken wir einen Schoppen, und den geb' ich zum Besten!

Ich bedankte mich und ging meines Weges.

Meiner Treu, sagte der Gevatter, da habt Ihr das rechte Heinzelmännchen entdeckt, und Ihr Jungen und Alten in der Spinnstube machet, daß Ihr's in Eure Häuser kriegt. Wenn's auch nicht hilft über Nacht, wie bei des Hopp's Großvater zu Dessau, so hilft's doch am Tage recht fleißig und wacker, und was die Hauptsache — ein Geist ist's, und zwar der gute Geist der Frömmigkeit, Zucht, Ordnung und Sparsamkeit, den Gott allen Denen gibt, die ihn darum bitten. Ein Männlein ist's nicht; aber es macht den zum Manne, der solch' ein Heinzelmännchen in seinem Hause hegt und pflegt. Probatum!

10. Ein Räthsel.

Es steigt ein Wipfel in die Lüfte,
Ein Vöglein singt sein Lied dazu;
Dann setzt sich's liedesmüde nieder,
Und hält auf schlankem Aste Ruh.
Es hat sich auf sich selbst gesetzet,
Als es sich setzte auf den Ast.
Nun sage mir, du kluger Rather,
Ob du mein Wort errathen hast?

11. Wie einst ein deutscher Kaiser lebendigen Leibes seinen Leichenzug angeführt hat.

Es hat Euch, meine lieben Freunde, schon oft gewiß nicht gefallen wollen, daß unser liebes deutsches Volk meist so wenig Gedächtniß der Dinge bewahrt hat, die in vergangenen Zeiten sich in unserm lieben Vaterlande zugetragen haben. Wenn Nachbarn und gute Freunde zusammensitzen, so wissen sie von diesem und jenem zu reden, nur nicht von der Geschichte unsres lieben deutschen Volkes, nur nicht aus der Vergangenheit, die unser liebes Volk seit mehr denn tausend Jahren in Freud und Leid durchlebt hat. Wahrlich, hörten wir mehr von den herrlichen Thaten, die durch zahllose Helden und Gottesmänner zu Heil und Ruhm des deutschen Volkes geschehen sind, so würden wir es auch dankbarer erkennen, wie lieb der Herr des Himmels unser Volk und Land haben muß, daß er es von Anfang an mit so vielen Werkzeugen seiner Gnade gesegnet hat. Statt dessen geht leider der deutsche Mund so oft über vom Lobe des Fremden; an den Wänden der Stuben sieht man fremde Bilder, besonders von Einem, der doch Deutschland so viel Unglück bereitet hat, ich meine den Napoleon. Er war ein großer Mann, aber wir Deutschen sollten ihn doch erkennen als unsern Unterdrücker. Wenn Eure Stuben geziert wären mit deutschen Helden, etwa mit dem Kaiser Joseph, dem alten Fritz, dem Erzherzog Karl, dem Helden von Aspern, dem alten Blücher, oder Friedrich Wilhelm III., frommen Andenkens, dann könntet Ihr doch Euren Kindern sagen: Sehet, das sind deutsche Helden gewesen, und sie könnten sich ihrer freuen, und sich freuen, Deutsche zu sein! Freuten wir uns dessen recht, so könnten wir auch recht fröhlich einstimmen in das Liedchen, das schon vor mehr denn sieben hundert Jahren der alte Meister Walther von der Vogelweide gesungen hat:

„Ich han der Lande viel gesehen
Und nahm der Besten gerne wahr:
Uebel müsse mir geschehen
Könnt ich je mein Herze bringen dar.

Daß ihm wohlgefallen
Wellte fremde Sitt'.
Nun, was hülf's mich, ob ich unrecht ſtritt'?
Deutſche Zucht gehet vor ihnen allen!

Von ſolch' alter, deutſcher Zucht, Kraft, Frömmigkeit und Freudigkeit will ich Euch jetzt ein Stücklein erzählen.

Es ſind nahe an ſechshundert Jahre, da ſah es in den ſchönen Gauen unſres Vaterlandes gar traurig aus. Verwirrungen und Unfrieden in allen Ecken, daß ſchier Niemand wußte, wer Koch oder Kellner war. Einheimiſche und Fremde hatten mit nimmerſatter Habſucht um die Herrſchaft über dieß geſegnete Reich geſtritten, und keine Hand war, welche die Zügel der Gewalt mit Feſtigkeit ergriffen hätte. Wenn aber ein Reich in ſich uneins wird, wie mag's beſtehen? Recht und Geſetz waren zu Grunde gegangen, kein Eigenthum mehr ſicher. Räuber raubten dem Landmanne ſeine Heerden, ſeine Erndten; dem Kaufmann ſeine weithergebrachten Waaren, und wenn die rothen Zeichen am Himmel den Brand eines friedlichen Dorfes verkündeten, ſo wußte man, daß es die Raubritter waren, die wieder aus ihren Diebsneſtern, den Burgen, herabgekommen waren, Raub, Brand und Mord in das Land zu tragen. Da hatte der Herr im Himmel die Gedanken der deutſchen Kur- und Wahlfürſten auf einen Mann gelenkt, der gerecht und weiſe, von Gott und Menſchen geliebt war, und, als ein rechter Gideon, ſeinem bedrängten Volke Rettung bringen ſollte. Rudolph von Habsburg wurde im Jahre des Heils 1273 zum deutſchen Kaiſer gewählt. Ich will jetzt nicht erzählen, wie dieſer fromme und tapfere Held ein rechter Segens- und Erndte-Fürſt geworden iſt, alſo daß er bald den ſchönen Beinamen: Wiederherſteller des Vaterlandes erhielt; wie er ſofort einen allgemeinen Landfrieden ausrufen ließ in allen Gauen des Vaterlandes; unzählige Raubburgen zerſtörte; die Armen und Elenden ſchützte; auch nicht, wie er ſo gottesfürchtig und demüthig war, daß er einſt einem Prieſter, der mit dem Sakramente zu einem Kranken eilte, ſein eignes Leibroß gab und ſelbſt zu Fuße ging, noch, wie er in muthiger Treuherzigkeit einmal allein zu nächtlicher Stunde mitten unter ſeine grimmigen Feinde trat,

und ihnen die Hand zum Frieden bot; wohl aber sollt Ihr, liebe Leser, diesen Gottesmann schauen, wie er, nachdem achtzehn Jahre seine Hand das kaiserliche Scepter geführt, zu seinem Ende sich bereitet hat.

Zu Germersheim am Rhein rastete damals der alte Held, matt und kraftlos von Alter und Gepreste am Leibe, aber der inwendige Mensch war stark geblieben, stark im Glauben an seinen Heiland, stark in der Liebe zu seinem heiligen Berufe. Doch — sein Stündlein nahet heran, er fühlt es. Ach, nicht Kaiserswort, nicht Heldenkraft, nicht die Liebe eines ganzen Volkes, nicht menschliche Weisheit und Kunst vermag ja dieses Stündlein fern zu halten! Aber wer so sein Leben geführt, so seine Macht gebraucht hat zu Gottes Ehre und zum Besten seines Volkes, wie Kaiser Rudolph, der fürchtet dieß Stündlein nicht. Darum, als eines Tages auch seine Aerzte auf sein Befragen bekennen, wohl noch heute werde des Herrn Ruf: Kehre wieder! an ihn ergehen, da faßte er rasch seinen letzten, muthigen Entschluß. Herbei mein Roß, und laßt die Hörner erschallen, so gebietet der greise Held, das treue Thier hat so oft mich zum Streite getragen, nun trage es mich auch zu meinem letzten Gange — zum ewigen Frieden!

Auf, folget mir nach Speier! Dort schlummert so mancher deutsche Held, dort will ich auch begraben sein!

So bricht denn ein seltener Leichenzug aus Germersheim auf. Nicht einen Todten tragen sie heraus, nicht ein dunkler Sarg ist in ihrer Mitte zu schauen; der, den sie zum Grabe geleiten, zieht noch lebend ihnen voran, hoch zu Roß, in kaiserlicher Pracht, aber doch schon eine Leiche, dem Grabe geweiht und der Seele Wunsch und Gedanke schon droben weilend bei Gott und den Seligen! Zwei Priester reiten ihm zur Seite, mit denen er, freudiger Ahnung voll, von der Lust des Himmels redet; weinende Diener folgen ihm und auf allen Straßen eilt wehklagend das Volk herbei, seinen scheidenden Kaiser noch einmal zu sehen.

Als er dem Ziele sich nahet, da hallen die Glocken des hohen Doms von Speier ihre Todtenklage, Ritter, Bürger, Greise und Kinder drängen sich aus den Thoren

der Stadt ihrem sterbenden Herrn entgegen. Mit Kreuz und Fahnen, mit Trauergesang und Schmerzenstönen holen sie ihn ein, wie man einen Todten einholt zu seiner Ruhestatt. Er aber wendet sich nach dem Kaisersaale, wo er oft des Reiches Wohl auf gerechter Waage gewogen hatte und, in seinen goldenen Thronstuhl niedersinkend, hört man ihn laut beten, beten für sein Volk. Dann wird ihm auf seinen Wunsch das heilige Nachtmahl gereicht, und als der Tag sich neiget, da neigt er auch sein Haupt und, mit Himmelsruhe im Angesichte, sinkt der Held todt in seinen Stuhl zurück. Aber die Kunde: der Kaiser ist todt! fliegt mit Blitzesschnelle am Rheine hin, ja durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes, und als die Grabgewölbe des Domes zu Speier seinen Leib aufnehmen, wo er sich selbst seine Ruhestätte erwählt hatte, da legt sich der Schmerz wie ein dunkler Trauerflor über das ganze deutsche Reich, denn in Kaiser Rudolph hatten die Großen ihren Freund und ihren Stolz, die Armen ihren Schützer und Helfer verloren.

Lieber Leser, wenn dich dein Weg einmal nach Speier führt, dort am Rheine, in der gesegneten Pfalz, und du schauest den herrlichen Dom, der seine weiten Pforten dir öffnet, so gedenke des Wortes, das der Herr einst zu Mose sprach: „Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Ort, da du stehest, ist ein heilig Land.“ Dort in des Doms Gewölben schlummern die Gebeine Rudolph's von Habsburg und vieler anderer deutschen Kaiser. Und wenn du dich dann dessen erinnerst, was ich dir hier erzählt: wenn du gedenkest, daß Rudolph betend für sein Volk starb, o dann erhebe auch du im stillen Heiligthume dein Gebet zum König aller Könige, und bete: daß er mit seiner Gnade walte über unserm Volke und Vaterlande: daß Recht und Friede, Sitte und Zucht, Frömmigkeit und Treue in ihm herrsche; daß Fürsten und Volk allzeit die Wege Gottes wandeln, damit wir Alle einst freudig heimgehen können zu dem Herrn, wie Kaiser Rudolph von Habsburg!

12. Der hatte Pulver auf der Pfanne!

Als in den dreißiger Jahren der König Ludwig Philipp von Frankreich in der Gegend von Chalons (sprich Schalong) eine Menge Soldaten zusammengezogen hatte, um die Soldaten im Feldvienst zu üben, wurde von dem Könige von Preußen ein bekannter, tüchtiger General in das Lager gesandt, wo auch die französischen Prinzen waren. Der nachmals verunglückte Herzog von Orleans nahm den tapfern Preußen mit Ehren auf, aber es war doch schlimm, daß der General auch nicht ein Wörtlein französisch verstand. Zum Glück sprachen die Prinzen deutsch und auch ein Adjutant des Herzogs von Orleans, der sich aber mörderlich ärgerte, daß er mit dem Deutschen deutsch reden mußte, denn er war ein hochmüthiger, übriger Franzose, und die Auszeichnung, die dem tapfern Deutschen von den Prinzen widerfuhr, lag ihm auch schwer im Magen.

Eines Tages sagte der General von H..... über Tisch, wo er neben den Prinzen saß, zu dem Adjutanten: Ich wundere mich billig, Sie, als Franzosen, das Deutsche so fein, rein und gut reden zu hören.

Der Franzose dachte: Wart', deutscher Bär, nun ist die Gelegenheit da, dich zu ärgern und dir einen französischen Denkzettel anzuhängen, der dich demüthigen soll, und sagte rasch und keck: Ich bin lange genug als Feind in Deutschland gewesen, um es gründlich zu erlernen.

Der General von H..... lächelte und sagte sogleich: Da muß ich denn doch Ihr großes Sprachtalent bewundern. Ich bin zweimal als Sieger in Paris gewesen und auch lange Zeit, und habe doch keine Sylbe französisch gelernt!

Der Franzose wurde kreideblech vor Grimm, aber er mußte ihn als bittern Brocken hinunterschlucken und schweigen. — Das heiß' ich Abtrumpfen und Feuer auf der Zündpfanne haben! Und der Ehrenmann, der das that, war der preußische General von Holleben. Der hat's brav gemacht!

13. Altes Gold.

Da am Rheine herum hat man ein Sprüchwort, das heißt: „Thue dich nicht eher aus, als bis du schlafen gehest.“ Das Wörtlein hat einen guten Zweck und einen schlimmen Grund. Daß es nicht vom Kleiderausziehen am Abend redet, obwohl es auch da einen vernünftigen Sinn hätte, nämlich als Warnung vor einer schärflichen Verkältung, das springt ins Auge. Es kommt am Rheine so gut wie anderwärts nämlich vor, daß die alten Leute, wenn sie nicht mehr arbeiten können, Hab' und Gut den Kindern geben unter der Bedingung, daß sie diese nach dem Gebot Gottes, das die Verheißung hat, liebreich hegen und pflegen sollen bis ans Ende. Das nennen die Leute: Sich ausziehen, und den Tod: Schlafen gehen. Da trifft es sich denn leider, daß das vierte Gebot bald vergessen wird. Die Kinder leben herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann im Evangelium, und die Eltern haben's wie der Lazarus an dessen Thüre. So ist das Sprüchlein für die Alten ein guter Rath; aber es spricht den Kindern ein hartes Urtheil — so in der Stille. Wehe denen, die es mit Grund trifft!

Einmal war auch so ein alter Vater noch im Besitze seiner Güter und seine Kinder sagten: Wie mögt Ihr Euch doch so quälen und plagen! Macht's Euch leicht. Gebt uns die Last ab, wir tragen sie auf unsern jungen

Schultern leicht, und es soll Euch gewiß nichts abgehen! Der Alte aber dachte an das Sprüchlein und wollte sich vor dem Schlafengehen nicht austhun.

Ueber seinem Fenster war ein Schwalbennest, aus dem ein frecher Spatz die frommen Schwalben vertrieben hatte. Als die Spatzen Jungen hatten, hob der Alte das Nest aus, und setzte es in einen Käfig und hing diesen ins offene Fenster und endlich in seine Stube. Mit großer Treue fütterten die alten Spatzen ihre Jungen und kamen durchs Fenster ohne Scheu in die Stube, um ihnen das nöthige Futter zu bringen. Der Alte und die Kinder hatten ihre Freude daran, aber die Kinder merkten nicht, was der schlaue Alte im Schilde führe. Als die jungen Spatzen allein sich ihr Futter nehmen und sich atzen konnten, fing er die Alten und setzte die in den Käfig und ließ die Jungen in der Stube herum fliegen, indem er ihnen Brod, weichen und harten Käs, Haser und Gerste, Kirschen und Pflaumen in Tellern hinstellte, woran sie sich weidlich lustig machten. Den alten Spatzen aber gab er nichts.

Was macht Ihr denn da? fragten seine Kinder.

Ich will einmal sehen, ob die jungen Spatzen den Alten, die sie so treu gepflegt haben, und mußten ihr Futter ängstlich suchen, etwas von ihrem Ueberflusse geben, sagte der Greis.

Aber die jungen Spatzen waren lustig und guter Dinge, aßen, wo sie Lust hatten, und die Alten hungerten und schrieen und lamentirten um ein Brosämlein, und keins der Jungen dachte daran, ihnen etwas zu bringen.

Am andern Tage steckte der Greis Brod und Käs in den Draht des Käfigs, worin die alten Spatzen saßen, und nahm das Futter den Jungen weg. Da fielen diese gierig über das Futter der Alten her und verzehrtens, ja sie bissen die Alten zurück, wenn sie sich sättigen wollten.

Da sagte der Greis zu seinen Kindern: Habt Ihr das gesehen? Ueberall kann man was Nützliches lernen, selbst' bei den Spatzen, die doch allwege nicht viel taugen. Ich hab' auch da etwas gelernt, nämlich das Sprüchlein:

Ziehe dich nicht eher aus, als bis du schlafen gehst, und will mir's fein merken.

Er behielt Hab' und Gut bis an sein Ende und hatte nicht Ursache, es zu bereuen. Die Kinder aber sagten nun kein Wort mehr. Das ist eine Spatzenpredigt, aber sie trifft!

14. Ein Räthsel.

Gar schwere Lasten kann ich heben,
Und trage leicht gar schwere Last,
Und doch, als Schmuck vornehmer Frauen
Du mich schon oft gesehen hast.
Ich wärme herrlich — ohne Ofen,
Ich bin ein trefflich Winterkleid,
Und doch jagt mich des Windes Weben
Hoch in die Luft, wer weiß, wie weit!
Je stärker mich die Schläge trafen,
Je zäher ist mein Stoff an sich,
Je lieber mich die Leute kaufen,
Je bess're Dienste leiste ich.
Ich diene zu bequemer Ruhe,
Ich halte den Gedanken fest,
Und mache dennoch rüstig gehen,
Doch nicht nach Ost, Süd, Nord und West.
Ich stifte Krieg und stifte Frieden,
Und sprach doch nie ein Wort dabei.
Bin völlig unbewehrt und stehe
Weit mehr, als Pulver selbst und Blei.

Und auf dem Felde des Erkennens
Hab' ich erſt recht mein weit Gebiet,
Denn durch die Hilfe, die ich leiſte,
Das Größeſte gar leicht geſchieht.
Ich ſend' in weite, weite Fernen
Des Herzens Gruß' und Wünſche hin,
Und ſoll ſie eine Taube tragen,
So kann ſie es nur, weil ich bin.
Und doch, bin ich auch wohl gelitten,
Und helf' ich aus in mancher Noth,
Ich werde jämmerlich zerſchnitten,
Des Meſſers Schärfe iſt mein Tod.
So muß ich es auch dann erfahren,
Was täglich in die Augen fällt:
Dien' noch ſo treu, ſei noch ſo nützlich:
Der Undank iſt der Lohn der Welt!

15. Von Einem, der erſt ein treuer Diener war, und dann ein braver Herr wurde.

Es iſt Gerechtigkeit, daß man das Gute achtet und ehret, wo man es findet, und der Spinnſtubenſchreiber meint, es ſei im Grunde ganz einerlei, wo man das Gute finde und ein gutes Beiſpiel: es müſſe erzählt werden ohne das Schlußwort Chriſti zu vergeſſen: „Gehet hin und thuet deßgleichen.“ Ich will's gar kein Hehl haben, daß ich dieſe Geſchichte den Knechten und Mägden, und allen Buben und Mädchen, die es einſt werden wollen oder müſſen, zum Spiegel vorhalten möchte.

In Holland da drunten, wo der Rhein ins Meer fällt, da lebte im Jahre 1666 ein Admiral, was auf der See, versteht sich auf den Schiffen, soviel sagen will, als auf dem Lande ein General, und selbst noch etwas mehr, der hieß Michael Hadrian Ruyter, und war Einer, daß bei seinem Namen jeder rechte Holländer den Hut abthut aus Respekt. Er wurde 1607 zu Vließingen geboren. Seine Eltern waren arme Leute, und sie dachten, ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Es sichert eine ehrenwerthe Stellung in der Welt und ein selbst erworbenes Stück Brod. Das war ein Gedanke, vor dem unser Einer einen tüchtigen Respekt hat! Sie thaten ihn daher zu einem Seiler, einem wackern Meister, daß er das Handwerk lerne, welches in einem Lande, wo die Seefahrt blüht, ein ganz andres ist, als sonst wo, da etwa Kälberstricke, Bindfaden und Spitzstränge das Meiste sind, was ein Seiler zu machen hat. Seiler zu werden, war aber des jungen Ruyter Liebhaberei nicht: denn er war kein Freund vom Rückwärtsgehen, und des Seilers bestes Fortschreiten ist bekanntlich der Krebsgang. Auf der See zu leben, Schiffmann zu werden, daran hing sein Herz. Er bat, flehte: aber sein Vater hatte seinen eignen Kopf, und ein holländischer Kopf ist immer so fest, wie ein deutscher, wenn er ordentlich aufgesetzt ist. Man soll aber doch nie ein Kind zu einem Geschäfte zwingen, wozu es eben keine Anlage und Lust hat. Das gibt am Ende eitel Pfuscherei, und die ist überall nichts werth. Das junge Bürschchen hatte nun auch seinen Kopf, und setzte ihn auch auf. Gegen den Vater? fragt Ihr. Leider ja. Bubenstreiche bleiben Bubenstreiche, wo sie auch gemacht werden. Sie bringen den Eltern nur Herzeleid!

Der junge Ruyter ließ sich zu einem Schritte fortreißen, der gegen Ordnung und Gottes Gebot war. Er ging durch und wurde Matrose auf einem Schiffe, das einem Kaufmanne gehörte, der nach Marokko handelte. Dort ging's noch etwas schlimmer, als türkisch zu — und das will viel sagen. Der Kaufmann, der von dem guten Grundsatze ausging: Selbst sei Herr, und seine Augen seien besser, als seines Verwalters Brille, fuhr immer selber mit, und fand bald, daß der Matrose Ruyter ein

sehr brauchbarer — aber was noch mehr, ein treuer Mensch sei. Daher vertraute er ihm Mancherlei, zu dem man sonst keinen Matrosen oder Schiffsknecht verwendet.

Dem jungen Ruyter lag sein Durchgehen denn doch schwer auf dem Herzen. Er erkannte sein Unrecht, und es gelang ihm, sein Gewissen darurch zu beruhigen, daß er sich mit seinen Eltern aussöhnte, und diese waren verständig, und ließen es zu, daß er sich dem Seedienste widmete.

Nun widmete er sich denn seiner neuen Pflicht mit Ruhe im Herzen und mit Freuden, und sein Schiffsherr gewann ihn alle Tage lieber, zumal er seine Kenntnisse gebrauchen konnte.

Einst, als wieder die Messe in Marokko nahte, fühlte sich der Kaufmann krank und so krank, daß er nicht selber mit hinüber nach Afrika fahren konnte. Sein Entschluß lautete: Niemanden, als Ruyter, will ich das, was ich auf's Schiff lade und in Marokko zu Markte bringe, anvertrauen.

Darauf ließ er ihn kommen und sagte zu ihm: 'Michel, du siehst, bei mir sind, wie der Jud' sagt: schefele Massematte! Ich kann nicht nach Marokko. Mein Buchhalter ist ein alter Mann, was meinst du, was ich thun solle?

Schickt einen andern treuen Mann mit, Minheer! (soviel wie: Herr!) sagte Ruyter.

Recht! rief der Kaufmann, aber Blexem! (soviel als Blitz!) wen soll ich schicken?

Das müßt Ihr besser wissen, als ich, Minheer! war Ruyter's Antwort.

Freilich, mein Sohn, sagte der Kaufmann, aber es ist eine kitzeliche Geschichte. Die Türken verstehen keinen Spaß.

Weiß wohl! sagte Ruyter.

Hör', fuhr der Kaufmann fort, übernimm du das Geschäft, du sollst mein Supercargo sein! (soviel als Aufseher über die Ladung und Geschäftsführer.)

Ich? fragte erstaunt der Jüngling. Minheer, zum Spaß bin ich zu alt, zum Ernst zu jung! Ich bin ein Matrose und kein Kaufmann. Ade!

Halt, rief der Kaufmann, Bursche, meinst du, ich

wollte in meinen alten Tagen Bubenstreiche machen, und dich ehrlichen Menschen zum Narren halten? Du bist ein Esel, wenn du glaubst, ich wüßte nicht, was ich thäte. Die Gicht steckt mir in den Beinen, nicht im Kopf. Du bist mein Supercargo, und ich lege Alles in deine Hand. Nun mach' keine Possen!

Der Ruyter besann sich. Wenn Ihr's absolut wollt, meinetwegen denn!

Da war die Sache fertig. Die Vollmacht wurde ausgestellt. Der Ruyter erhielt standesmäßige Kleidung und Geld, und die Matrosen machten lange Gesichter, als ihr junger Gefleg aufs Schiff kam als Supercargo; aber sie meinten: Der Kaufmann sei kein Esel, und habe den rechten Mann gewählt und gefunden. Das bewies sich bald als richtig: denn das Schiff segelte ab, landete in Marokko, und der Ruyter legte auf der Messe seine Waaren aus, die in lauter feinem, wollenem Tuche bestanden.

In Marokko herrschte damals als unbeschränkter Gebieter ein Bey oder Fürst, der nach türkischer Meinung, ohne Recht und Gericht, Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller Unterthanen war, und auch aller derer, die des Handels wegen ins Land kamen. Alles mußte nach seiner Pfeife tanzen, und sagte er: Macht den Hans oder Kunz eines Kopfes kürzer, so war gleich Einer bei ihm, der sich meisterlich auf dieß Geschäft verstand, und Federlesens wurde nicht lange gemacht. Eigentlich saß keinem Manne der Kopf zwischen den Schultern sonderlich fest. Der Bey, der damals regierte, war gerecht in seiner Art, aber ein Erzhalsabschneider.

Kommt einmal eines schönen Morgens der Bey selber mit einer langen Reihe seiner Hofleute hinter sich daherspaziert, und bleibt vor des Ruyter's Stand stehen, besieht das Tuch, und ein extrafeines Stück sticht ihm in die Augen.

Was kostet's? fragt er.

Der Ruyter ist nicht blöde, und sagt den von seinem Herrn bestimmten Preis.

Der Bey ist auch nicht blöde, und bietet die Hälfte.

Ich bin kein Jude, sagte Ruyter, der die Hälfte mehr

fordert, als die Sache werth ist, und sie dann natürlich auch um die Hälfte wohlfeiler losschlagen kann, als er gefordert hat. Bei mir gilt das Handeln nicht. Was ich fordere, ist fester Preis! Auch ist's nicht mein Eigenthum. Ich bin nur meines Herrn Diener!

Das wäre nun überall in der Ordnung gewesen, nur nicht da, wo keine Ordnung ist, wie in Marokko. Jedem Andern wär's bang um seinen Kopf gewesen, als er den grimmigen Blick des Bey gesehen, nur dem Ruyter nicht.

Weißt du nicht, Christenhund (das ist der Ehrenname, womit die Herren Türken uns Christen belegen), ruft der Bey, daß ich Herr deines Lebens bin?

Das weiß ich wohl, Herr Bey, sagte der Ruyter; aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordert, und daß ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, so lange ich in seinem Dienste lebe, für sein Wohl zu sorgen, und nicht an mich zu denken! Das will ich halten bis in den Tod — und — Ihr kriegt das Tuch nicht um einen Blaffert wohlfeiler! Thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt!

Alle Kaufleute, die dieß hörten, erschracken auf den Tod. Adje, Ruyter, dachten sie; wenn du morgen noch eine Pfeife rauchst, so muß dein Kopf ohne Leib rauchen können.

Daran hatten sie sich verrechnet. Der Bey sah den hübschen, jungen Mann lange mit zornfunkelnden Augen an. Alle Welt erwartete den kurzen Bescheid: Kopf ab! — Aber er sagte: Ich gebe dir bis morgen um diese Zeit Bedenkfrist. Hast du dich bis dahin nicht anders entschlossen, so mach' dein Testament! Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück ins Gefach, und wartete auf andre Kunden.

Da stürmten die Kaufleute herbei und riefen: Um Gotteswillen schenk' ihm das Tuch! Schlägt er dir den Kopf ab, und das geschieht so gewiß, als zweimal zwei vier ist nach dem Rechenbuche von Adam Ries, so ist dein Leben und deines Herrn ganzes Gut nebst seinem Schiff verloren! Was wird dann aus uns Anderen? Gib ein Kleines und rette das Andre und dich!

Ich stehe in Gottes Hand, sagte Ruyter. Wer im Kleinen nicht treu ist, wie sollt' er's im Großen sein?

Verliert mein Herr durch mich einen Blaffert, so bin ich ein treuloser Diener. Ich weiche kein Haar breit!

Das Wort: Sei klug! fand in seiner Seele keinen Eingang, denn es stand ein Anders drin, das mehr werth war. Es hieß: Sei treu! Das allein gilt vor Gott, dem Herrn. Ruyter dachte: Lieber treu sterben, als treulos leben! Und droben im Himmel sitzt Einer am Steuerruder, der solch eine Gesinnung zu schützen weiß. Der hat eine unsichtbare Schutzwache für treue Seelen, das sind seine heiligen Engel!

Am andern Morgen stand Ruyter heiter lächelnd in seiner Bude. Da kommt der Herr Bey und macht ein Gesicht, als wollte er den Ruyter auffressen zum Frühstück, und hinter ihm geht einer, der ist blutroth angethan und hat ein breites Schwerdt in der Hand, und die Leute in Marokko kannten ihn wohl und mieden ihn, wie's Feuer.

Vor Ruyter's Bude bleibt der Bey stehen und sieht ihn grimmig an. Christenhund, ruft er aus, hast du dich besonnen?

Ja, sagte Ruyter. Nicht um einen Blaffert wohlfeiler geb' ich das Stück, als ich gestern gefordert. Wollt Ihr mein Leben, so nehmt's, aber ich will sterben mit reinem Gewissen und als ein treuer Diener meines Herrn!

Alle Leute hielten den Athem an, denn der im rothen Kleide besah die Klinge an seinem Richtschwerdt und lachte, wie der Teufel, wenn er eine Menschenseele auf schlechtem, aber auf sicherm Wege zur Hölle sieht.

Da ändert sich das Gesicht des Bey, und wird plötzlich klar und heiter. Bei dem Barte des Propheten! ruft er aus (und das ist die höchste Betheuerung eines Türken), du bist eine grundehrliche Seele. Ein treuerer Diener ist mir noch nicht vorgekommen, und, wollte Gott, ich hätt' so einen! Darauf wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte: Nehmt Euch diesen Christen zum Muster! Zu Ruyter aber sagte er: Gib' mir deine Hand, Christ, du sollst mein Freund sein! Er warf einen Beutel mit Gold auf den Labentisch und sagte: Es ist, du darfst es glauben, gerade soviel, als du gefordert hast! Ich will ein Ehrenkleid davon tragen zum Andenken an deine Treue!

Allen Respect vor dem Ruyter — und vor dem Bey

von Marokko! Der Ruyter aber meinte, das Alles verſtünde ſich von ſelbſt ſo, ſtrich ſein Geld ein und übergab das Tuch. Ja, als er mit reichem Gewinn nach Holland zurückkam, ſagte er nicht einmal ſeinem Herrn ein Wort davon — der mußte es erſt von Andern hören.

Muß da der Spinnſtubenſchreiber nicht ausrufen: Ihr Knechte und Mägde, Ihr Lakendiener und ihr Alle, die Ihr dienet, gehet hin und lernet von Ruyter, und thuet deßgleichen! Fangt 'mal ſo an, und ich wette, Eure Brodherren und Dienſtherrſchaften werden gegen Euch wie Vater und Mütter gegen ihre Kinder, und es ſteht bald zwiſchen Euch, wie zwiſchen Abraham und Elieſer, oder zwiſchen Ruyter und ſeinem Herrn, denn der hielt ihn fortab wie ſein eigen Kind.

Was ich aber da vornen geſagt, das iſt wahr geworden. Der im Himmel, der am Steuerruder der Welt ſitzt und ſpricht: So ſoll's ſein, der Herr war mit Ruyter. Es ging ihm gut, und er ſtieg bald zum Schiffscapitän ſeines Herrn. Als der ſtarb, trat er in den Staatsdienſt in Holland, und ſtieg ſchnell bis zur höchſten Stelle, zum Admiral. Er hat die Feinde ſeines Vaterlandes wacker geklopft, und die Herren Engländer wiſſen etwas davon zu erzählen, rühmen's aber nicht.

Im Jahre 1676 (das Hanneschen mag's ausrechnen, wie alt er damals war), traf den tapfern Helden bei Meſſina in Sicilien eine Kugel, die nahm ihm ein Bein knatſch weg, und an dieſer Wunde iſt er geſtorben. Ganz Holland trauerte um ihn, und ſein Name ſteht und wird in Ehren ſtehen, ſo lange noch ein Holländer lebt, der ſein Vaterland lieb hat.

Zum Schluß noch ein Item! Hierbei kann man lernen, daß es auch aus niederm Stand einen Weg zu hohen Ehren gibt, nämlich Kenntniſſe, Treue, Gottesfurcht und Ehrlichkeit. Und der Weg iſt keinem verſchloſſen, ſteht vielmehr weit offen. Voran! Wer Luſt hat und ein treues Herz in der Bruſt! Der da oben im Himmel reicht Jedem ſeine unſichtbare Hand, und ſagt ſein Ja und Amen dazu!

16. Statt des alten Goldes eine Frage.

Wie mag's kommen, daß, wenn man zur Erndtezeit an einem Kornacker vorübergeht, die meisten Aehren zur Erde gebeugt sind, einige aber ganz gerade in die Höhe stehen und weit über die anderen hinausschauen?

Ei, ruft der Gevatter aus, da müßte man doch Tinte getrunken haben, wenn man das nicht wüßte: die Aehren, die voll Körner sind, die senken sich herunter, und die ganz leeren recken ihre Hälse hoch in die Höhe!

Richtig, Gevatter, so ist's! aber gerade so ist's in der Menschenwelt. Den vollen Aehren, die sich in ihrer Körnerfülle zur Erde beugen, möchte ich die Menschen vergleichen, die viel wissen und viel erfahren haben, inwendig und auswendig. Die sind bescheiden und demüthig, weil sie wissen, daß sie noch viel mehr wissen könnten und möchten, und es doch nicht wissen. Die Dummköpfe, die nichts im Kopfe haben, gleichen den leeren Aehren, die gerade in die Höhe stehen. Die recken auch die Köpfe hoch hinauf über andere Leute, und meinen, sie wären's.

Nun sagt, Gevatter, was denkt Ihr, wenn Ihr so einen hochmüthigen Pinsel einhertänzeln seht, der die Nase hoch trägt und meint, er habe es schon erreicht?

Nun, sagt der Gevatter, ich denke, es sei eine leere Aehre, leeres Stroh, oder in Summa — ein Esel!

Hat der Gevatter Unrecht, liebe Leser? Merkt's darum: Gescheidte Leute sind bescheiden und demüthig, und Demuth und Bescheidenheit steht Jedem gut zu Gesichte!

---

17. Von einem wackern Bauersmanne.

Es war im Herbst 1816, als zwei Heidelberger Studenten über den sogenannten „Gau," die gesegnete Landschaft zwischen der Nahe und dem Donnersberge, wanderten, dem Dorfe Bärenheim bei Kreuznach zu. Es war junges, fröhliches Blut, und wenn der Eine hätte in einen Spiegel schauen wollen, so hätte er darin den nachmaligen Spinnstubenschreiber gesehen, und der Andere

war eine treue Seele aus Heidelberg, des Ersteren vielerprobter Freund, der nun auch schon droben zu Bretten auf dem Gottesacker ruht, aber ein Denkmal der Liebe in vielen Herzen hat im badischen Oberland, in Bretten und da unten an der Nahe, und ich glaub', noch weiter herum, und da der Spinnstubenschreiber dies schreibt, wird's ihm weich um das Herz und feucht im Auge, denn des treuen Gottesmannes Bild steht lebendig vor seiner Seele!

Als die zwei Freunde nach Badenheim kamen, fragten sie einen Mann: „Wo wohnt der Dichter Isaac Maus?"

Gar freundlich sagte der: „Dort!" und wies auf ein schlichtes Haus. Wir traten ein, und vor uns stand der Gesuchte, ein schlichter, einfacher Mann mit einem offenen, freundlichen Gesichte und lebendigen Augen. Er trug ein dunkelgrautuchenes Wamms, eine lange Weste von blauem Manchester und ein grünsammtnes Käppchen mit Marderpelz besetzt, wie's der Gevatter, der Schmiedjacob und andere wackere Bauersleute heute noch tragen.

Wie freundlich nahm uns der liebe Mann auf! Wie frisch und frei, wie verständig und weise sprach er sich aus! Wir blieben ein paar Stunden bei ihm, und zogen dann, froh, ihn kennen gelernt zu haben, unseres Weges.

Was war denn das für Einer, fragt der Gevatter, daß Ihr so weit her zu ihm gewandert seid?"

Gevatter, es war eine volle Aehre. Es war ein einfacher Bauersmann, aber ein Dichter, vor dem Hohe und Niedere Achtung, zu dem sie Liebe im Herzen trugen, ein Mann, der aus seinem frommen, treuen Herzen manches schöne Lied hat fließen lassen, und wenn Ihr's kriegen könnt, so leset einmal das Buch: Lyrische Gedichte von Isaac Maus, Bauersmann zu Badenheim bei Kreuznach. Mainz 1821. Gedruckt bei Florian Kupferberg, dann werdet Ihr auch Achtung vor den hohen Gaben dieses Mannes und Liebe für seine Gesinnung in Euch sich regen fühlen, wie wir junge Bursche sie damals fühlten, als wir ihm ins treue Auge blickten. Er hatte einen weitverbreiteten Ruhm, und darum zog's uns zu ihm hin.

Hab' ich Euch nun da vornen von einem deutschen Kaiser, dann von Einem, der Matrose war und Admiral

wurde, erzählt, so möcht' ich Euch jetzt einmal von einem deutschen Bauersmann erzählen, in dem viel stecke, und der doch demüthig ein Bauersmann blieb, weil er ein braver Sohn war und das fünfte Gebot wohl kannte, dessen Segen er auch erfuhr. Die Eltern von Isaac Mann waren fleißige und ihrer Rechtlichkeit wegen geachtete Bauersleute in Badenheim. Am 8. September 1718 wurde er geboren, das jüngste und siebente ihrer Kinder. Etwas Anderes, als einen Bauersmann, der ja auch das Fundament der ganzen bürgerlichen Gesellschaft ist, aus ihm zu machen, fiel den Eltern nicht ein. Drei der Kinder starben, dann der Vater, als Isaac dreizehn Jahre alt war. Zwei seiner Geschwister waren in anderen Orten verheirathet, und ein Bruder widmete sich dem Lehrerstande, trat aber später in andere Verhältnisse, und schwang sich durch Rechtlichkeit und Geschicklichkeit zum Rechnungsrathe in Darmstadt auf, wo er starb. So war denn die Mutter mit ihrem Hauswesen und funfzig Morgen Ackerlandes recht übel dran, wenn aus Isaac nicht ein tüchtiger Bauer wurde. Er war ja jetzt ihre einzige Stütze.

Isaac hatte die Dorfschule in Badenheim besucht, aber da stand's nicht eben extra.' Er sagt selber, er habe da lesen und schlecht schreiben gelernt. Mit dem Rechnen war's nicht weit her. Drum ging er denn täglich in eine benachbarte Schule, wo der Lehrer tüchtig rechnen und auch im Feldmessen Unterricht geben konnte. Später unterrichtete ihn noch sein Bruder, der einige Zeit zu Hause zubrachte. Alle Zeit aber verwandte er, um bei und mit dem Knechte seiner Mutter den Ackerbau aus dem ff kennen und betreiben zu lernen. An den Abenden und den Sonntagen fühlte er eine unwiderstehliche Lust, im Gesangbuche die schönen, frommen Lieder zu lesen, die einen tiefen Eindruck auf sein weiches Gemüth machten. Er sah sie als Gottes Werk an, und konnte darum gar nicht denken, daß ein Mensch solch ein Lied machen könnte.

Einmal aber bekam er ein anderes Gesangbuch in die Hand, worin unter jedem Liede der Name dessen stand, der es gedichtet hatte. Das fiel dem Knaben auf. Er erkundigte sich, und hörte nun zu seinem nicht geringen

Erstaunen, daß diese Lieder von den Leuten gedichtet oder gemacht seien, deren Name darunter stehe.

Da fuhr's wie ein Blitz durch seine Seele: Mache auch solche Lieder! und er fühlte die Kraft dazu in sich. Von da an dichtete er im Stillen. Sein Bruder und ein Buchbinder in Kreuznach verschafften ihm gute Bücher, die er nun in freien Stunden, Abends und sogar während des Essens las. Die Mutter sah das sehr ungern. Sie verstand halt nichts davon, und meinte: Ein Bauersmann brauche keine Bücher zu lesen. Darum sagte sie oft: „Ach, Isaac, laß mir doch die Bücher weg, du wirst mir am Ende noch tiefsinnig." Isaac war ein guter Sohn. Er sagte nichts, und ging treu an seine Feldarbeit, aber das Buch hatte er im Sack, und wenn er Ruhestunde hielt, las er. Hätte er den Ackerbau versäumt, hätte er schlechte Bücher gelesen, die es leider auch gibt, die Mutter hätte Ursache zur Klage gehabt; so war's eben bloß eine vorgefaßte, aber falsch verstandene Ansicht der Mutter. Auf sein inständiges Bitten ließ sie es denn auch, wenn gleich ungern, zu, daß er bis tief in die Nacht saß, schrieb und las.

In Kreuznach lebte damals ein sehr gebildeter und braver Kaufmann, Namens Schmerz, der seine rechte Freude daran hatte, wenn er in einem armen Kinde gute Anlagen fand, die Hand dazu zu bieten, daß sie konnten ausgebildet werden. Durch eine besondere Veranlassung kam ein Blatt Papier in die Hand dieses Mannes, auf dem einige Gedichte von Isaac Maus standen. Herr Schmerz las sie, und erstaunte über die schönen Verse. Er fragte nach, und hörte, sie seien von einem jungen Bauernsohn in Bacenheim, Namens Isaac Maus. In dem Dorfe Winterburg wohnte damals der badische Superintendent der Grafschaft Sponheim, Herr Götz, ein sehr berühmter Dichter, der in der damaligen Zeit nur unter dem Namen: „Die Nachtigall von Winterburg" bekannt war. Herr Schmerz eilte mit den Gedichten von Isaac Maus zu seinem Freunde Götz, und auch dieser erkannte, daß reiche Gaben in dem Bauernknaben lägen. Beide edle Männer entschlossen sich, die Mittel zusammenzulegen, um ihn weiter auf einer höheren Schule ausbilden zu lassen, und Schmerz übernahm es, ihn zu besuchen, zu ermuntern und ihn nach

Winterburg zu bestellen, wo sie Beide dann mit ihm reden und ihr Anerbieten ihm eröffnen wollten.

Von dem Allen ahnete Isaac nichts.

Da kam denn eines Tages der reiche Herr Schmerz ans Haus geritten, und redete so liebreich und aufmunternd mit Isaac, daß eine rechte Freude in sein Herz kam; aber kein Hochmuth. Nur noch freudiger dichtete er jetzt, da er sah, daß auch andere Leute daran ihre Freude hatten. Gern folgte er der Aufforderung, Herrn Schmerz in Kreuznach zu besuchen und mit ihm zu dem lieben, guten Göz nach Winterburg zu gehen, dessen schöne Gedichte Maus nun kannte, und vor dem er gar hohe Achtung hatte. Aber welch einen Sturm weckten in der Seele Isaac's die Anerbietungen dieser beiden Männer, ihn, wenn er wolle, auf die höhere Schule nach Kreuznach zu bringen, und ihn dann auch auf einer Universität studiren zu lassen.

Welche Aussicht für den strebsamen Jüngling, der einen wahren Durst nach höherer Erkenntniß hatte! Er durfte nur Ja sagen, und wer weiß, welche glänzende Laufbahn ihm offen stand! — Hier aber zeigt sich recht, welch ein treues Gemüth Isaac Maus war, und wie fest er an dem Gebote Gottes hielt, das die Verheißung hat. Er erkannte es, daß er seiner lieben und guten Mutter kein größeres Herzeleid anthun könne, als wenn er in diese so gut gemeinten und für ihn so lockenden Vorschläge einginge. Er schwankte keinen Augenblick, und sagte, mit heißem Danke gegen die beiden Ehrenmänner, er müsse seiner kindlichen Pflicht treu bleiben, und diese wies ihn hin, den Ackerbau seiner alten Mutter fortzutreiben. Die beiden Männer erkannten die edle Gesinnung an, und versprachen, seine Freunde zu bleiben und ihn mit guten Büchern zu seiner Weiterbildung zu versehen. Das haben die edeln Männer treu gehalten. Superintendent Göz hat die Gedichte von Isaac Maus durchgesehen, verbessert, ihn belehrt, und Schmerz hat dadurch, daß er sie in öffentlichen Blättern drucken ließ, die Welt auf ihn aufmerksam gemacht. So kam's denn, daß Leute, welche an seinen Gedichten Vergnügen fanden, aus der Nähe und Ferne heranpilgerten, und ihn in seinem stillen Badenheim besuchten. Oft ist es vorgekommen, daß recht vornehme und

berühmte Leute im Acker, wo er pflügte, neben seinem Pfluge auf- und niederging, um sich mit ihm unterreden zu können. Als er 1796 zum ersten Male seine Gedichte in einer Sammlung drucken ließ, beschrieb er selber sein Leben. Dieß erwarb ihm noch mehr Freunde und Verehrer nah und fern. Mit vielen, selbst sehr angesehenen Leuten wechselte er Briefe, die meist in Versen geschrieben waren, und die er auch in einem Bande hat drucken lassen. Das Alles machte den bescheidenen Mann nicht stolz, nicht träge in seinen Ackerbaugeschäften. Er blieb ein bescheidener Bauersmann, und das achteten die Leute noch um so höher. An ihm bewies es sich recht als wahr, was der Dichter Gellert sagt, von dem ich Euch in der Spinnstube von 1849 erzählt habe:

Nie schenkt der Stand,
Nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Wie Maus von Leuten geehrt wurde, die in Nähe und Ferne wohnten, so ehrten ihn auch die Mitbürger in Badenheim selbst. Anfangs konnten sie gar nicht begreifen, warum die vielen Leute zu Maus kämen. Als sie es aber erkannten, freuten sich die ehrlichen Leute darüber. Sie wählten ihn zu ihrem Ortsvorstande, welche Stelle er fünfzehn Jahre lang bekleidete. Er war durch seine gereifte Einsicht Allen ein wohlmeinender Rathgeber, und selbst im Ackerbau diente er mit Rath und That, da er ihn mit Einsicht und Erfolg trieb. Sein Wohlstand scheuchte die bittere Sorge von ihm, und seine Seele war allezeit heiter. Fest stand in seinem Herzen der fromme Glaube und das Vertrauen auf Gott. Sein Wandel war unbescholten, sein Familienleben ein stilles, christliches. Er war glücklich verheirathet und Vater von neun Kindern, die er alle gottesfürchtig im lieben Bauernstande erzog. Manche Leiden und Drangsale suchten ihn heim, wie das so das Loos der Söhne des Staubes ist. Im Jahre 1799 starben ihm drei blühende, erwachsene Töchter in Einem Monate. Das beugte ihn tief; aber im Glauben an Gottes gute Absichten mit uns und in der Hoffnung des Wiedersehens im Himmel richtete er sich wieder auf.

Die Drangsale der neunziger Jahre durch die Franzosen erfuhr er reichlich, und er mußte auch manches schwere Opfer bringen, trug es aber in christlicher Geduld und Ergebung.

Viel Gutes hat er durch Wort und That geübt. Daher war sein Lebensabend heiter, sein Sterben voll Glauben und Hoffnung. Am 31. December 1833 starb er, und am 2. Januar 1834 trugen sie ihn zu dem stillen Bettlein im Schooß der Erde, das uns Alle erwartet. Fünf Kinder, acht und zwanzig Enkel und fünf Urenkel sind in tiefem Leide seinem Sarge gefolgt und mit ihnen Viele, die ihm in Liebe angehörten.

Damit ihr aber auch den Mann aus seinen Gedichten kennen lernet, liebe Leser, will ich euch eins hier mittheilen. Es heißt:

Abendgebet einer Hausmutter.

Ein Tag, vollbracht in Gottes Namen,
Ist mehr als Reichthum, mehr als Geld.
Obschon mitunter Sorgen kamen,
So war das Schicksal doch mir hold.

Ich blieb gesund bei Muth und Kräften,
Du standest, großer Gott, mir bei;
Ich weihte froh mich den Geschäften,
Blieb meiner Mutterpflicht getreu.

Nun naht des Schlafes süße Stunde,
Und senkt die müde Welt zur Ruh'.
Es strömt dir, Gott, aus jedem Munde
Der Dank für Huld und Segen zu.

Schon schlafen meine Hausgenossen,
(Wie kummerlos im Schooß der Nacht!)
Ich einzig sitze unverdrossen,
Die Letzte, die das Haus bewacht.

Auch mir, o Gott, gönn'ſt du die Ruhe,
Du wacheſt ja, wenn Alles ruht.
Und was ich habe, denk' und thue,
Steht einzig unter deiner Hut.

Befrei' auch mich von Gram und Sorgen
In dieſer Nacht, du Herr der Zeit,
Und ſchenke mir am frühen Morgen
Des Geiſtes inn're Heiterkeit.

Für jede Wohlthat laß mich danken,
Dich preiſen und getreu dir ſein,
Im Glauben deiner Huld nicht wanken,
Auf dich vertrauen ganz allein.

Nun ſchlaf' ich ein in deinem Namen,
Von dir geliebt, von dir bewacht.
Mein letztes Wort ſei frohes Amen,
Und allen Menſchen gute Nacht!

---

18. Wie der Tabak zu uns kam, und das Tabakrauchen dazu.

Wenn es mir erlaubt iſt, liebe Freunde in der Spinnſtube, einmal von mir zu reden, ſo will ich es gerne bekennen, daß mir mein Pfeifchen über die Maaßen lieb iſt und von Morgens bis Abends köſtlich ſchmeckt, Notabene, wenn ich keinen Landsmann oder Pfälzer oder ſonſt einen Kneller oder Skaferlatti rauchen

muß. So geht mir's gerade, sagt der Schmiedjacob, und dahinten am Ofen sitzt der Gevatter, dampft wacker, lacht mit dem ganzen Gesichte und nickt. Der ist Meister in der Zunft. Wollte man Umfrage halten im lieben Vaterlande, so würde es sich herausstellen, daß eine ungeheure Mehrheit auf unserer Seite ist. Glaub's auch. Es ist aber das Rauchen doch auch etwas ganz Anderes, als wenn so ein Schnupfer den Tabak in die Nase steckt oder gar ein Anderer ein „Prümchen" in den Backen schiebt und — kaut. Das Denken daran könnte Einem den Appetit verderben auf acht Tage!

Wie behaglich sitzt der Raucher da, bläst seine blauen Ringelwölkchen in die Luft und stellt friedliche Betrachtungen an! Kein feindseliger Gedanke hat in seiner Seele Raum; des Lebens Leid und Weh' trägt er stille und leicht, und die Zufriedenheit spiegelt sich in seinen Zügen.

Die Weiber knurren wohl einmal darüber, allein das ist ungerecht. Man muß Jedem seine Plätzr lassen.

Wie nur die Leute die Zeit herumbrachten, ehe der Tabak da war?

Was? ruft der Gevatter, war der nicht immer da? Das will ich meinem Gevatter, dem Spinnstuben-Dreiber, sagen, der soll entscheiden, dann aber auch, wie er's Anno 1848 versprochen hat, erzählen, wie es mit dem Tabak zugegangen.

Da mußte ich freilich daran denken und dem Gevatter den Gefallen thun.

Es ist wahr, lieber Gevatter, der Tabak ist bei uns nicht daheim, auch das Rauchen nicht, und es hat eine gar curiose Geschichte, die ich Euch jetzt erzählen will. Ehe der Columbus, von dem ich Euch Anno 1847 in der Spinnstube erzählt habe, Amerika entdeckte und eine gute Zeit nachher, wußte kein Mensch in Europa etwas vom Tabak, und wenn das Kathrinchen damals gelebt hätte, wär's nicht nöthig gewesen, daß es alle Abend das Oberfenster aufmacht, um den Dampf hinaus zu lassen, den die Pfeifen machen.

Ueber den Ursprung des Rauchens ist's schwer, etwas zu sagen, selbst über sein Vaterland ist man nicht ganz sicher; denn die Wilden in Amerika haben geraucht,

als die Europäer mit ihnen bekannt wurden, und die Chineſen und andere Völker in Aſien haben auch ſeit unvordenklichen Zeiten Tabak geraucht, und daß ſie es von den Europäern, namentlich von den mit ihnen handeltreibenden Portugieſen, gelernt, iſt abſolut gelogen. Ich, meines Ortes, möchte mich dafür erklären, daß die Tabakspflanze in Amerika und Aſien zu Hauſe iſt, und daß in uralter Zeit beider Welttheile Bewohner, ohne etwas von einander zu wiſſen, ans Rauchen gekommen ſind, Gott weiß wie.

Die wilden Bewohner von Nord-Amerika haben ein Mährlein, das ſagt: Einſt ſeien Leute ihres Stammes auf der Jagd geweſen und hätten ſich einen gebratenen Rehſchlägel ſchmecken laſſen, da ſei vom Himmel eine wunderſchöne Jungfrau herabgekommen und habe ſich nicht ferne von ihnen auf einen Hügel niedergeſetzt. Gleich hätten ſie ihr ein ſaftiges Stück vom Schlägel angeboten, und ſie hätte es mit dem größten Appetit verſpeiſt. Darauf habe ſie geſagt, die Männer ſollten nach einem Jahre wieder an die Stelle kommen, dann würden ſie auf dem Hügel das Köſtlichſte finden, was ſie ihnen geben könne. Die Wilden hätten ſich darauf das Plätzlein gemerkt und wären richtig nach einem Jahre wieder gekommen. Da hätten ſie dann auf dem Hügel drei herrliche Pflanzen gefunden, nämlich Mais oder Welſchkorn, Bohnen und Tabak.

Aus dieſer Sage erkennt man übrigens, wie hoch die Wilden den Tabak hielten, daß ſie meinen konnten, er ſei ihnen unmittelbar vom Himmel herab geſendet worden. Er wächſt übrigens und wuchs in den wärmeren Theilen von Nord-, Mittel- und Süd-Amerika, und die Ureinwohner hatten je nach Völkerſchaft und Sprache verſchiedene Namen dafür. Sie nannten ihn: Cohoba, Gioja, Joli, Jeti, Pycietl, Quanhyetl, Uppowork, Petum, Sagri. Den ſpäter allgemein angenommenen Namen Tabak trägt er von der amerikaniſchen Inſel Tabago, wo er beſonders häufig wuchs. Die Gelehrten nennen ihn Nicotiana von einem franzöſiſchen Geſandten in Liſſabon in Portugal, der ihn zuerſt nach Frankreich brachte und Jean Nicot hieß.

Die erſte Nachricht von dem Tabak und dem Rauchen

desselben brachte ein spanischer Geistlicher nach Europa, der Ramon Pane hieß. Er machte mit Columbus 1496 die Reise nach Amerika, welche des Columbus zweite war, und berichtet, daß er auf der großen Insel Hayti ein Kraut habe kennen gelernt, welches die Einwohner Cohoba und Gioja nennten: dieses Kraut habe, wenn man es trockne und den Rauch einathme, eine berauschende Wirkung (Himmel und Erde, ich weiß noch ein Liedlein davon zu singen, als ich meine erste Pfeife rauchte!), und die Einwohner tränken den Rauch desselben durch eine zweizackige Röhre; auch sagt er, man gebrauche die Blätter als Heilmittel bei Wunden.

Dieselbe Nachricht bestätigt 1511 ein anderer Geistlicher, Petrus Martyr, der den Gebrauch des Tabaks ebenfalls auf der Insel Hayti und 1522 in Mexico kennen lernte. Der Seefahrer Hernandez Oriedo beschreibt zuerst 1535 die Tabakspflanze genau, und der Reisende Lopez de Gomara erzählt 1553, daß man damals in Europa den Gebrauch des Tabaks noch nicht kannte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die vielen Spanier, welche sich damals schon in Amerika aufhielten, den Gebrauch des Rauchens bald den wilden Völkern nachahmten, und es dann nothwendig folgen mußte, daß sie die herrliche Kunst bei ihrer Rückkehr ins Mutterland, Spanien, auch dort bekannt machten. Dem weiteren Verbreiten des Rauchens stand aber die Schwierigkeit im Wege, daß man mit Amerika noch keine so lebhafte Handelsverbindung hatte, daß man leicht und wohlfeil hätte Tabak in Spanien haben können.

Am Allergenauesten waren die Nachrichten, welche der Franzose Andreas Thewet, der 1555 und 1556 sich in Brasilien aufhielt, mittheilte. Er sagt, daß man das Kraut dort Petum heiße. Der Portugiese Fernando Lopez de Castaneda brachte höchst wahrscheinlich zwischen den Jahren 1553 und 1558 Tabakſamen nach Portugal, und man pflanzte ihn dort in den Gärten als eine Zierpflanze der Blüthe wegen, wie wir Rosen und Grasblumen oder Nelken pflanzen; allein bald gebrauchte man ihn auch als Heilmittel bei Wunden.

Nach Frankreich kam der Tabak durch den genannten Geistlichen Thewet; er war aus Angoulême in Frankreich,

und dort pflanzte er ihn zuerst, allein die Ehre wurde ihm geraubt, indem Jean Nicot, als er 1561 nach Paris zurückkehrte, der Königin Katharine den Samen der Pflanze brachte. Nun wurde der Tabak Nicotiana, auch „Gesandtenkraut," und weil ihn die Königin (aber immer noch als Blume) in ihren Gärten pflanzen ließ, „Königinkraut," „Königinmutterkraut" (weil Katharine die Mutter des regierenden Königs war) und „Katharinenkraut" genannt. Nach Spanien kam die Tabakspflanze durch den Leibarzt des Königs Philipps II., Francisco Hernandez de Toledo, im Jahre 1561. In Deutschland ist es die Stadt Augsburg, welche zuerst Tabakspflanzen hatte; der Arzt Adolph Occo erhielt den Samen 1563 aus Frankreich. Von diesem wurde er dem Arzte Johannes Funk in Memmingen mitgetheilt.

Von der Pflanze und ihr als Heilmittel bis zum Schmauchen ist noch ein weiter Weg; aber wenn man bedenkt, daß der Mensch mit dem Affen weniger Aehnlichkeit am Leibe hat, als an dem in der Seele wohnenden Triebe, Alles, auch das Tollste, nachzuahmen, so läßt es sich doch leicht auch wieder begreifen, und ich wette, daß die Spanier zuerst rauchten, weil sie es durch ihren Umgang mit den Wilden in Amerika lernten. Bekannt ist es freilich nicht. Wenn die Nachrichten sicher sind, so wurde auch in Augsburg zuerst in unserem Vaterlande geraucht, und dieß Rauchen war dort eine Veranlassung zu öffentlichen Unordnungen und Volksauflauf.

Von England wissen wir, daß Sir Walter Raleigh, der Liebling der Königin Elisabeth, das Rauchen mit nach England brachte, und Camden erzählt: „Von 1586 an wurde das Rauchen sehr gemein und erhielt einen sehr großen Werth, indem sehr Viele ihren stark riechenden Dampf aus Vergnügen, Andere aus Sorge für die Gesundheit durch eine irdene Röhre mit unersättlicher Begierde einzogen und durch die Nasenlöcher wieder von sich bliesen. Auch entstanden bald in den Städten ebenso Tabakshäuser, wie Bier- und Weinschenken." Sir Walter Raleigh rauchte so leidenschaftlich gerne, daß er, als die Königin Elisabeth das Rauchen verbot, sich in sein geheimes Kabinet oder Schlafstübchen einschloß und heimlich rauchte. So

traf es sich denn, daß ein Diener, der erst neu in seine Dienste getreten war, ihm Wasser bringen sollte, um sich zu reinigen, weil er vor seiner strengen Königin nicht nach Tabak riechen durfte. Der Diener trat in das geheime Rauchstübchen zum ersten Male, und sah seinen Herrn aus Mund und Nase rauchen. Von Schrecken ergriffen, meinte er, sein Herr brenne inwendig und, ohne sich lange zu besinnen, schüttete er ihm das große Gefäß voll Wasser, welches er trug, in das Gesicht und schrie wie ein Besessener: Zu Hilfe! Zu Hilfe! Der Herr brennt! Die ganze Hausgenossenschaft stürzte in größter Angst herbei und fand den Herrn, begossen wie eine Katze und in größter Wuth über den dummen Menschen, der sich gar nicht wollte ausreden lassen, sein Herr brenne, denn er dampfe ja aus Mund und Nase. So ärgerlich auch Sir Walter Raleigh war, so mußte er doch am Ende lachen und verzieh dem Diener, der es doch augenscheinlich gut gemeint hatte.

Nach den Engländern waren es die Holländer, die sich dem Rauchen sehr ergaben. Im Jahre 1588, kamen einige junge, reiche Engländer, die auf der Universität Leyden studirten, aus England wieder nach Leyden und brachten thönerne Pfeifen mit, aus denen sie den Tabak rauchten. Dieß fand unter den Studenten bald Nachahmung. Sie ließen solche Pfeifen aus England kommen, und bald rauchte Alles in Leyden, was etwas sein wollte. Die Sitte verbreitete sich so reißend schnell, daß vor dem Jahre 1600 in Holland Alt und Jung, selbst die Frauen, rauchten und mit einem Vergnügen, daß man es wie in den Häusern, so auf der Straße trieb.

Allgemein wurde das Rauchen in Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Als im Jahre 1620 das spanische Heer unter dem Marquis von Spinola in die Pfalz einrückte und alle größeren Orte und festen Schlösser besetzte, da fiel es am Rheine besonders auf, daß die aus Holland kommenden Spanier alle rauchten und ihren Tabaksbeutel neben dem Säbel hängen hatten. Die Pfälzer begriffen nicht, warum sie das Rauchkraut verdampften. So wenig sie auch die Spanier liebten, und Ursache dazu hatten, so ahmten sie doch bald den Gebrauch

des Rauchens nach, und es wurde in der Pfalz tapfer geraucht. Durch das Rauchen und den ungeheuern Verbrauch an Tabak kam man auf den Gedanken, in der Gegend von Heidelberg, Mannheim, Speyer und an der Nahe, namentlich in Sobernheim, Tabak anzupflanzen. Schon um das Jahr 1710, also genau neunzig Jahre später, als man das Rauchen gelernt, baute man Tabak an den genannten Orten und deren Umgegend, und später war es besonders der Kurfürst Karl Theodor, welcher den Tabaksbau in aller Weise begünstigte.

An Freunden fehlt's dem Tabak nicht. Alles raucht ja heutzutage die einfältigen Cigarren, die man eigentlich, wenn sie schlecht Luft haben, Ziehkarren heißen könnte. In vielen Gegenden rauchen auch die Frauen und Mädchen, zum Beispiel in Spanien, im nördlichen Frankreich und in Belgien. Hier und da ist es selbst eine neue Mode, daß die vornehmen Damen ihr Cigärrchen rauchen. Auch die Königin Elisabeth von England rauchte ihrem lieben Freunde, Sir Walter Raleigh, zu Gefallen, als der Tabak ihr aber einmal toll im Kopfe und übel im Magen machte, warf sie einen solchen Abscheu auf ihn, daß sie das Rauchen verbot. Der größte Feind des Tabaks aber war König Jacob I. von England, der des Rauchens und anderer unbekannter Ursachen wegen den Seebelden Sir Walter Raleigh so sehr haßte, daß er ihn köpfen ließ.

Ebenderselbe König schrieb ein Buch gegen den Tabak, das er „Misocapnos" hieß, was zu Deutsch „Rauchhasser" heißt. Wie groß des Königs Haß gegen den Tabak war, erweist folgende Stelle aus diesem Buche: „Wenn endlich, o Bürger, noch Scham in euch ist, so gebt jenen heillosen Gebrauch (das Tabakrauchen nämlich) auf, der in Schande entsprungen, aus Irrthum aufgenommen, durch Thorheit in Schwung gebracht worden ist, durch den Gottes Zorn gereizt, des Körpers Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrüttet, das Volk im Vaterlande herabgewürdigt und auswärts verächtlich gemacht wird; einen Gebrauch, der schädlich den Augen, unangenehm der Nase, dem Gehirn nachtheilig, der Lunge schädlich ist, und, wenn ich es recht sagen soll, durch die schwarzen Rauchwolken, die er verbreitet, dem Höllendampfe vollkommen gleicht!"

Wahrhaftig, da hat der königliche Tabaksfeind Alles gesagt, was man dem Tabake Schlechtes nachsagen kann, spricht der Gevatter, und fragt: Hat er denn mit der Predigt etwas ausgerichtet? — Nein, Gevatter, sag' ich drauf, keinen Hund hat sie hinter dem Ofen herausgejagt. Es wurde geraucht nach, wie vor.

Jacob I. ließ es nicht dabei. Er veranlaßte, daß das Parlament das Tabakrauchen verbot, den Tabaksbau untersagte und die Einfuhr aus Virginien in Amerika der Art mit Abgaben belegte, daß er kaum mehr zu kaufen war, — und dennoch wurde geraucht.

Ein gleicher Feind des Tabaks war der türkische Kaiser Murad der Vierte. Im Jahre 1623 verbot er das Rauchen bei Todesstrafe, und mancher türkische Kopf kam von der Pfeife unter das Schwerdt des Capidschi-Baschi, oder Oberhofköpfers.

Da haben sie's gewiß gelassen! — sagt der Gevatter. Und doch nicht, sag ich drauf, denn noch heute sind die Türken die ärgsten Schmaucher. In Rußland wurde 1634 das Tabakrauchen auch verboten, und die Strafe war gut russisch. Wurde einer mit der Pfeife ertappt, so sollte ihm — die Nase abgeschnitten werden! Ob viele Nasen abgeschnitten wurden, ist nicht bekannt, aber das ist allbekannt, daß das Verbot nichts half. Es wurde und wird in Rußland viel geraucht. Auch Frankreich verbot den Tabak ohne Erfolg. Deutschland blieb nicht zurück. In Würtemberg wurde unter schweren Strafen das Rauchen verpönt: in Sachsen wurde es 1651 schon verboten mit dem Branntweintrinken und Brennen. Wollte Gott, das letztere wäre allgemein verboten: denn es ist eine Pest, die Leib und Seele verdirbt, aber der Tabak nicht. Beides half nichts. In Gotha erging das Verbot 1695. In der Schweiz geschah es nicht minder. In Ungarn wurde die Einfuhr des Tabaks 1670 verboten, und das Rauchen dem Adel bei funfzig Gulden Strafe, dem Bauer bei sechs Gulden untersagt. Papst Urban der Achte that Tabak und Raucher im Jahre 1624 in den Bann, und auch die, welche in der Kirche schnupften. Innocens der Zwölfte erneuerte 1690 diesen Bannfluch. Von da an war die Geistlichkeit die Verfolgerin des Tabaks,

und auch evangelische Geistliche predigten gegen den Tabak, so der Professor Jäger in Tübingen und der Prediger an der Nicolaikirche zu Quedlinburg, Caspar Hofmann, noch um das Jahr 1726.

Man sagte dem Tabak alles Schlechte und Verwerfliche nach, und stellte Rauchen und Schnupfen als Werke des Teufels dar.

Was das Alles half? Der Tabak ist unüberwindlich gewesen, und in unseren Tagen sind wir so klug, ihn uns gut schmecken zu lassen, und kein Mensch denkt daran, ein Verbot ergehen zu lassen. Um es aber anschaulich zu machen, wie wenig alle diese Verbote fruchteten, will ich nur noch bemerken, daß gerade in der Zeit des ärgsten Verbotes der Gewinn, welchen allein die Holländer aus dem Tabakshandel zogen, auf die ungeheure Summe von zwanzig Millionen Thaler berechnet wurde. In Frankreich, wo der Staat den Tabak allein verkauft, und sonst Niemand, bringt der Tabaksverkauf der Staatskasse jährlich etwa vierzig Millionen Franken ein!

Da ich nun einmal hier von dem Tabak und dem Rauchen rede, so muß ich auch noch etwas über die Art und die Pfeifen, wie man raucht, und wodurch man raucht, erzählen.

Der schon genannte Mönch Pane sah Pfeifen, die zweizackig waren, etwa so: ⅄, in die kurze Zacke wurde ein Büschel Tabak gesteckt und angezündet. Die Pfeifen waren von Holz, und verbrannten mit dem Tabak. Francisco Hernandez de Toledo fand 1560 in Mexico nur lange Röhren, die unten etwas weiter waren. In diesen weiteren Theil steckte man den Tabak, und brannte ihn an. Da aber auch diese Rohre von Holz waren und entbrannten, so wurde der Wohlgeruch des Rauches verdorben. Man machte nun solche Rohre künstlich aus feinen Steinarten, dann aus feinem Thon. So kamen 1585 die ersten Thonpfeifen, oder irdenen Pfeifen aus Virginien in Amerika nach England, und von da nach Holland, Deutschland und Frankreich. Ueberall machten sie die Töpfer nach.

Nun dachte man daran, sie zu verbessern, zu verschönern, und bald machte man sie aus schöngeadertem

Holzmaser, wie in Ulm, dann aus Porzellan in Meißen in Sachsen, dann aus einer feinen Talkerde, die man Meerschaum nennt, besonders in Ungarn, in Gallizien, in Wien und in Lemgo. In Zöblitz in Sachsen wurden Pfeifenköpfe aus Serpentinstein gemacht. Heutzutage werden sie aus allem nur erdenklichen Stoffe gearbeitet, und als noch vor funfzehn Jahren der Badearzt in Wiesbaden, Geheimerath Löhr, lebte, konnte man bei dem eine ungeheure Pfeifensammlung sehen von der allereinfachsten Tonpfeife bis zur kostbarsten, mit Gold beschlagenen Meerschaumpfeife, aus allen nur möglichen Stoffen und allen erdenklichen Formen.

Die Türken rauchen meist aus ganz kleinen, mitunter aber kostbar verzierten Tonpfeifen, oder durch lange, weite Weichselrohre, die oft ungeheueres Geld kosten. Statt des Mundstücks ist eine Kugel von Bernstein aufgesetzt, die sie bloß wider die Lippen legen. Das können sie aber auch so treiben, weil sie fast nur im Sitzen rauchen. Sie haben aber auch noch eine andere Art Pfeifen, die in Persien und in ganz Indien gebräuchlich sind, die Wasserpfeifen, die man Narsileh und in Indien Hucah nennt. Sie sind je nach dem Reichthume des Rauchers aus mehr oder minder kostbarem Stoffe gemacht, und bestehen aus einem unten breiten, oben spitz zulaufenden Kessel, der halb mit kaltem Wasser angefüllt ist. Der Kopf ist von einer etwas breiten Form, und der Stiefel desselben geht bis in das Wasser. Ueber dem Wasser, in dem eigentlichen Luftraume des Kessels ist das Loch angebracht, wohinein das Rohr gesteckt wird, welches aus einem acht bis zwölf Schuh langen, beweglichen Schlauche besteht, der in einem Mundstück endet. Zieht nun der Raucher stark, wenn der Tabak im Kopfe brennt, so geht der Rauch gaukelnd durch das Wasser, das ihm die Wärme und alles Unreine nimmt, und kommt kalt in das Rohr und in den Mund des Rauchers. Daß das köstlich schmecken mag, versteht sich von selbst.

Zum Schluß aber möcht' ich noch eine recht komische Art erzählen, wie die Kirgisen im russischen Asien in Gesellschaft rauchen. Sie machen in feste Erde ein Loch, zu welchem von der Seite her so viel kleine Löcher schief

hinunterführen, als eben Leute da sind, die miteinander rauchen wollen. Das große Loch wird nun mit Tabak fest ausgestopft und Feuer darauf gelegt. Nun stecken sie die Rohre, meist aus hohlem Schilfrohr bestehend, in die kleinen Seitenlöcher, legen sich bequem in die Runde, und ziehen, so lange Rauch kommt.

Prosit! sagt da der Gevatter. Ich mag's nicht nachmachen, aber so eine Narfileh oder Huccah stünde mir schon an. Mir auch, Gevatter; aber einstweilen wollen wir bei unseren ehrlichen, deutschen Pfeifen bleiben, und das einfältige, wirklich den Augen schädliche Cigarrenrauchen den Modenarren überlassen. Es ist das allertheuerste Rauchen, und es geht nichts über eine Pfeife, die gehörig Luft hat!

19. Ein Räthsel.

In frischer Jugend — glänzend —
Umfaß ich ihn mit Lieb',
Und bis zum letzten Schritte
Ich allzeit treu ihm blieb.
Was hat er mir erwiesen
Für solche Lieb' und Treu'?
Zertreten, ach, zertreten
Hat er mich ohne Scheu!
Und als ich unterm Tritte,
In Leid und Weh' verging,
Ich dennoch, halb noch lebend,
In Treue an ihm hing.
Und wieder bin ich ein Maaß bei jedem Bau,
Ganz unentbehrlich für Mann und Frau,
Und wo ich ihn drücke, weiß Jeder genau.

20. Eine Anekdote.

Was ein ehrlicher Hunsrücker nicht Alles erlebt! Auf dem Dampfboote fuhr einmal Einer. Es war im Sommer, und in der Cajüte eine drückende Schwüle. Der Hunsrücker geht unter das Zelt, und als er dort einen Herrn sein Schöpplein trinken sieht, kriegt er auch nach einem halben Schöpplein Lust. Fragt er darum den Trinker: Wo kriegt man denn Wein?

Ihr müßt nur schellen, so kommt ein Aufwärter, sagte dieser. Der Hunsrücker sieht sich nach einer Schelle um, kann aber keine entdecken. Er geht vorne aufs Schiff, ob vielleicht dort eine sei, aber er sucht umsonst. Endlich sieht er die Schiffsglocke. Aha, sind' ich dich endlich, sagt er, springt eilig dahin, und fängt aus Leibeskräften zu läuten an.

Da eilt der Capitän, der gerade mit einem guten Freunde spricht, ans Maschinenthürchen, und ruft: Stoppet! weil er meint, sie seien an einer Station. Das Schiff steht still, — aber nirgends ist ein Ort, nirgends ein Kahn, und der Hunsrücker läutet noch immer. Jetzt eilen die Matrosen herbei, und rufen: Was macht Ihr denn da?

Ja, nicks vor unqut, antwortet der, der Herr dahinten sagt, wemmer à bald Schöppche hen wellt, müßt' mer schelle. Gewwe se mer doch à bald Schöppche!

21. Altes Gold.

Kommt Zeit, kommt Rath, ſagen mit dem Sprüchwort die Leute, die ſich nicht gerne mit vielen Gedanken plagen und gewöhnt ſind, Alles auf die leichte Achſel zu nehmen; dann geht's wohl ſo, daß die Zeit kommt, und kein Rath da iſt, und dann iſt's ſchlimm. Ich halt's mit dem Worte auch, wenn Einer ſich abquält und ängſtigt wegen deſſen, was Alles noch kommen könne. Ich mein's aber anders. Ich denke bei dem Worte: Kommt Zeit, kommt Rath, an den, der immer den rechten und beſten Rath hat, nämlich an den lieben Gott. Was aber mich betrifft, ſo denk' ich gerne bei Zeiten an das, was geſchehen muß von meiner Seite, lege mir's fein zurecht und bedenk's. Kommt dann die Zeit, ſo iſt mein Rath fertig, und der liebe Gott leitet's dann nach ſeinem Willen, und ich hab' das Meine gethan. Wo ich aber keinen Rath finden kann, da bitt' ich den beſten Rather, mir einen guten in die Seele zu geben, und dabei hab' ich mich all' mein Lebtag gar wohl befunden.

Das Hinausſchieben iſt ein Unheil, und das treffliche Sprüchwort ſagt: Aufſchieb iſt ein Tagdieb. Gewiß iſt er das und ein rechter; denn der günſtige Zeitpunkt geht vorüber, und es iſt zu ſpät. Wer Nüſſe eſſen will, darf das Krachen nicht ſcheuen, ruft uns ebenfalls ein altes Sprüchwort zu. Das iſt auch ganz

einfach und jedes Kind verſteht's, denn das Kernlein liegt ja in der Schale; aber das Sprüchlein iſt ſelbſt eine Schale, in der ein Kernlein liegt, nämlich das: Willſt du etwas erwerben, ſo ſcheue die Arbeit nicht; willſt du weiſe werden, ſchrecke nicht vor dem Lernen zurück; willſt du edel und gut werden, ſcheue nicht vor dem Entſagen, Verſagen, Selbſtüberwinden. Leicht iſt's nicht; aber es iſt die Schale, und das Kernlein iſt Frieden der Seele, Frieden in Gott.

Für das junge Volk unter den Leſern der Spinnſtube hätt' ich auch ſo einige Körnlein altes Gold, das möcht' ich Ihnen in's Herz hineinſchreiben. Das erſte Körnlein heißt: Ungeſchliffen ſchneidet nicht. So gewiß es nun iſt, daß ein Werkzeug, wenn's ſtumpf iſt und ungeſchliffen, nicht ſchneidet, ſo gewiß iſt das Sprüchlein im höheren Sinne. Gelt, Ihr wißt Alle, wen man ungeſchliffen nennt? So einen ungeleckten Bären, ſo einen eckigen, unbeholfenen, unhöflichen, ungefälligen Menſchen. Der iſt noch nicht anſtändig und artig geſchliffen — der ſchneidet nicht, das heißt, der iſt nicht, wie er ſein ſoll, der iſt bei keinem Menſchen wohlgelitten. Aber wo iſt denn der Schleifſtein für ſo Einen? Der iſt unter geſitteten Leuten. Da lernt man, wie man ſich betragen muß; ſchämt ſich jener Rohheit, und legt ſie ab. Darum ſei vorſichtig in der Wahl deines Umgangs. Das Sprüchwort ſagt: Zeige mir deinen Freund, und ich will dir ſagen, wer du biſt. Das iſt wahr. Eine Nachtigall hütet ſich vor den Nachteulen, und ſingt doch auch Nachts. Und das darum, weil ſie eben — keine Eule iſt.

Das zweite Körnlein lautet: Langſam zum Säckel, fertig zum Hut, das hilft manchem jungen Blut. Langſam zum Säckel, das ſagt dir: ſei ſparſam. Es iſt gar ſchwer, ſein ehrlich Auskommen zu erwerben. Wer das Geld wegwirft, findet Leute genug, die es aufraffen; aber wenn er ſelber einmal gerne aufraffen möchte, dann liegt keines da. Jede unnöthige Ausgabe iſt ein Wegwerfen. Fertig zum Hut, das will nicht ſagen: Sei immer bereit, ihn aufzuſetzen und fortzulaufen, ſondern

ſei fertig, ihn höflich abzuziehen und dem die Ehre zu geben, dem ſie gebührt. Das empfiehlt alſo Höflichkeit und Manierlichkeit im Umgange mit andern Menſchen, und Beides hilft ſicher manchem jungen Blut zu Vertrauen, Achtung, Liebe bei ſolchen, die ihm die Wege zum Fortkommen ebenen können, damit das junge Blut nicht ſtolpert.

Das dritte Körnlein heißt: Junges Blut, ſpar' dein Gut, Darben im Alter wehe thut. Das ſchließt ſich nun freilich an das erſte im vorigen Sprüchwort an, aber der Nachſatz iſt die Hauptſache, das Darben im Alter wehe thut. Darben thut zwar niemals wohl; aber wenn man alt iſt, dann ſchmerzt's doppelt, wenn man zurückblickt auf die jungen Tage, wo man das von den Eltern mühſam erworbene Gut verſchleudert hat, und denken muß: Hätteſt du es noch, wie gut käme dir's jetzt, wo du nicht mehr arbeiten kannſt. Drum junges Blut, ſpar' dein Gut, weil Darben im Alter wehe thut.

22.

Unverhofft kommt oft.

Eine Geſchichte.

Wer im Jahre 1847 die Breslauer Zeitung geleſen hat, las da eine Geſchichte, wie eine Dienſtmagd auf dem Markte in der Hungerzeit einen Silbergroſchen einem alten armen Manne gegeben habe; der alte Mann aber ſei ein reicher Kauz geweſen, der einmal aufs Menſchenprobiren ausgegangen ſei, und da er bei dem armen Dienſtmädchen ein gutes Herz gefunden, ſo habe er ihm ſoviel hundert Thaler gegeben, als der Silbergroſchen Pfennige habe nämlich zwölf.

Als ich das las, dacht' ich: Ich wollt', es wär' wahr! Hintennach denk' ich: Es könnt' ja auch wahr sein! Um darüber vollkommen ins Klare zu kommen, schreib' ich an einen alten Freund, den ich in Breslau habe, und der sendet mir die nachfolgende Geschichte. Leset sie, und Ihr werdet finden, was ich suchte. —

Zwei Stunden von Breslau liegt ein Dorf, das gerade so aussieht, wie alle andern schlesischen Dörfer auch, und wohnen reiche und arme Bauern drin, wie's halt überall ist. Unter diesen wohnt auch eine arme Wittwe, die einen Sohn hat von etwa vier und zwanzig Jahren, Eins mehr, Eins weniger. Zu dem hat sie oft gesagt: Gottfried, ich werde alt und kränklich, und es wär' mir lieb, wenn du mir eine brave Schnur ins Haus brächtest; aber da du arm bist, so mein' ich: Es wäre gut, wenn sie etwas mitbrächte an Ackerland und Gut. Wir haben zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel, und die sechshundert Thaler Schulden sind eine harte Nuß. Die Schnur holen, das gefiel dem Gottfried schon, aber der Zusatz nicht, und das hatte seinen Grund. Bekanntlich wartet selten ein junger Bursche mit dem Liebhaben eines Mädchens, bis er heirathen kann. In Schlesien ist das so, und ich halte dafür, am Rheine, Main und Neckar wird's um kein Haar breit anders sein. Gemeiniglich haben sie in dem Alter schon lange einem Mädchen tief in die Augen gesehen, und schwören drauf, keine Andre habe hübschere. Gerade so war's dem Gottfried Elsner ergangen.

In seinem Dorfe wohnte ein Weber, der sieben Kinder hatte, und kaum Brod für drei. Sieben Kinder, Mann und Frau, das gibt gerade Neun, und neun gesunde Esser können etwas wegthun, nämlich wenn's da ist, und klagen viel, wenn's fehlt. Nun hätten des Webers Leute oft gerne etwas weggethan, wenn's da gewesen wäre.

Unter den sieben frischblühenden Kindern des Webers war das älteste ein Mädchen wie Milch und Blut. Käthe konnte ohne Weiteres für das schönste Mädchen im Dorfe gelten, wenn auch für das ärmste, und mancher reiche Bursche wehklagte, daß es nicht ihm gleichgewachsen sei an Aeckern und Wiesen; denn die schlesischen Bauern meinen auch, drei Aecker und drei dazu gäben sechse, oder

mit andern Worten, die Frau müſſe doch wenigſtens ebenſo reich ſein, als der Mann, ſonſt klappe es nicht. Wo aber nun gar keine Aecker ſind, da können auch keine zugebracht werden. So kam's denn, daß ein reicher Burſche nicht mit der bildhübſchen Weberskäthe gehen durfte, weil ſie ihm eben nicht gleichgewachſen war. Der Gottfried meinte: Ihm wäre die herzliebe Käthe auch ſo recht, und ihre Sittſamkeit, ihr Fleiß, ihr gutes Herz und ihr ſtilles, liebes Weſen ſammt ihrem Engelsgeſichtchen ſei ihm ſo viel, ja noch weit mehr werth, als eine hübſche Mitgift an Aeckern und Wieſen. Nun traf's ſich einmal, daß er bei einem Tanze dem Mädchen in die Augen ſah, und da war's rein aus. Dieſe oder Keine! ſagte er zu ſich ſelbſt. Dem Mädchen ging's kaum beſſer. Gottfried war ein ſchmucker Burſche, hatte gedient im Heere, war treu, fleißig, und der Herr Baron, der ein Gut im Dorfe und ein Schloß dabei hatte, angelte ſchon manchesmal, ihn als Kutſcher zu kriegen, denn er verſtand das Kutſchiren wie ein Steckruſſe, und wußte mit den Pferden umzugehen wie ein halber Viehdoctor. Die Zwei gewannen ſich lieb, und wer's wußte, der war überzeugt, ſie blieben ſich treu bis in den Tod. Das hatten ſie ſich auch gelobt vor Gott.

Als nun die Mutter wieder mal ſo von der Schnur ſprach, ſagte Gottfried: Liebe Mutter, eine reiche Erbin krieg' ich nicht, und die ich mag, gefällt Euch nicht, ſo werd' ich wohl ledig bleiben, wie ein Kapuziner.

Wer iſt's denn, Gottfriedchen? fragte die Mutter. Du lieber Himmel, ich kann's doch nicht aus meinem kleinen Finger ſaugen, wen du lieb haſt.

Die Weberskathe, ſagte halblaut Gottfried.

Die Mutter ſeufzte tief, und ſagte: Das Mädchen iſt nicht zu verachten, denn es iſt kreuzbrav; aber, liebes Kind, die ſechshundert Thaler!

Dem Gottfried arbeitete ſich auch ein Seufzer tief aus der Bruſt heraus, und er ging geſenkten Hauptes hinaus. Eigentlich hatte die Mutter ſchon lange Wind von der Sache; aber ſie wollte es nur nicht ſagen. Sie dachte nach, und meinte: Der Gottfried wird nur mit dem Mädchen glücklich, und mir wär' nicht leicht eine Schwiegertochter lieber, als die Käthe. Aber — die

Wenn und Aber, die in der ganzen Welt ihre Mucken haben, haben ſie auch in Schleſien.

Die Mutter ſchwieg, und der Gottfried wurde alle Tage ſtiller und traurniger. Das drückte der Mutter ſchier das Herz ab. An einem Sonntag Nachmittag kam der Kutſcher des Herrn Baron ins Häuschen, ſagte: Guten Tag! und ſetzte ſich zu der Alten und Gottfried. Hört 'mal, Gloneria und du Gottfried, hab er an, ich komme vom gnädigen Herrn, und bring' euch eine Botſchaft. Ihr wißt, der gnädige Herr iſt ein guter Herr. Er hat mir zu Reiſſe, wo er ein Gut hat, ein Pachthöfchen gegeben, und nun heirath' ich mein Ottilchen und werde Pächter. Da fehlt's an einem Kutſcher. Du, Gottfried, biſt dazu wie gebrechſelt. Es iſt ein ſchlimmes Jahr vor der Thür, da denk' ich, du greifſt zu, wenn ich dir ſage, daß dir der Herr Baron dreißig Thaler geben will, drei Hemden, zwei Paar Stiefel und eine neue Kleidung, überdieß deiner Mutter drei Malter Korn jährlich, ſo lange du dienſt. Solch ein Lohn liegt dir nicht mehr an den Hals. Fürs Heirathen ſind die Zeiten zu ſchlecht, wenn man nicht geborgen iſt. Du ſtirbſt noch nicht vor Alter, und die Käthe iſt Neunzehn. Was hat's da für Eile. Thu's einmal auf ein Jahr. Das Weitere gibt ſich.

Der Kutſcher konnte ſchmuſen, wie ein Handelsjude, und der Gottfried ſagt: Morgen Abend komm' ich aufs Schloß, und ſage dir Antwort. Damit iſt der Kutſcher zufrieden, und geht.

Mutter und Sohn ſaßen eine lange Weile ſtill bei einander, Jedes in ſeine Gedanken verſunken.

Endlich hebt die Mutter an: Gottfried, ich ſehe ſchon, du läßt nicht von der Weberkäthe, und ich will nicht darr ſein. Ich will euch meinen Segen geben.

Da iſt's, als ob den Gottfried eine Tarantel *) geſtochen hätte. Er ſpringt auf, und fällt ſeiner Mutter um den Hals, und herzt und küßt ſie rechts und links.

Nun hör' mich weiter, ſagt ſie, wenn du aufs Schloß

*) Tarantel iſt eine in Italien lebende große Erdſpinne, deren Stich giftig iſt und die Leute ganz toll macht. Sonſt thut's nichts.

geht, ſagſt du dem gnädigen Herrn, es wär' dir Alles recht, aber du müßteſt dir ausbalten, daß du deine paar Aeckerchen für mich bauen dürfteſt. Ich hoffe, das läßt er zu. Die dreißig Thaler Lohn zahlen die Zinſen der Schuld, und ich ſpare, dann können wir die drei Malter Korn verkaufen, und das Geld auf die Schuld bezahlen. Du biſt jung, und die Weberkäthe auch. Dienſt du ein paar Jahre, ſo heirathet ihr euch. Damit aber die Weberkäthe auch etwas ſpart, ſo kann die ſich ſo lange nach Breslau verdingen.

Als die Mutter ausgeredet, kauft der Gottfried wie ein Beſeſſener in Weber's, beichtet Alles, erhält das Jawort von Vater und Mutter und die Zuſage, daß ſie Alles, was die Elsnerswirthin geſagt, billigen. Nun muß die liebe Käthe mit zur Mutter, wie ſie ſich auch ſträubt, und die Mutter gibt ihnen ihren Segen.

Am andern Tage geht er aufs Schloß. Am Thor begegnet ihm der gnädige Herr, betrachtet ihn mit Wohlgefallen, und ſagt, wie der Gottfried ſo vor ihm ſteht, die Mütze in der Hand: Wie iſt's Gottfried, willigſt du ein?

Es wär' mir ſchon Alles recht, gnädiger Herr, ſagt er, aber meine alte, arme Mutter hat ein Bißchen Feldgut, wie Sie wiſſen. Wer ſoll das bauen, wenn ich nicht da bin? Geld hat ſie keins, Taglöhner zu bezahlen.

Ei, du toller Junge, ruft da der gnädige Herr aus, du ſollſt's bauen, und meine Ackergäule ſollſt du dazu haben!

Da war's fertig, und ſchon nach acht Tagen zog der Gottfried aufs Schloß, und die Käthe in einen guten Dienſt nach Breslau, wo ſie auch zwei und zwanzig Thaler Lohn erhielt, und noch Allerlei dazu.

Nun rechneten ſie, was ſie ſich Alles erſparen könnten, aber auf das Hungerjahr rechneten ſie nicht, und nicht darauf, daß Weber's mit ihren Kinderchen verhungern müßten, wenn ſie nicht Unterſtützung empfingen, denn Verdienſt war keiner, und Hunger viel. Da gab denn Gottfried's Mutter ihre drei Malter Korn dem armen Weber, und Käthe ihren ganzen Lohn, und brachten ſie glücklich durch. Und als ſich Käthe und Gottfried ſahen, fielen ſie ſich mit Thränen um den Hals, und ſagten:

Wir dienen ein Jahr länger! Die Thränen hatte der Herr im Himmel gesehen, und die Worte gehört und verstanden! —

Zu selbiger Zeit war in Schlesien eine ungeheure Noth, und in Breslau war das Betteln kaum mehr auszuhalten.

In der Stadt wohnte damals und wohnt heute noch ein reicher Kauz, der weder Frau, noch Kinder hat, alt ist und erstaunlich viel Geld hat. Dazu hatte er aber auch ein mildes, weiches Herz, und ging kein Armer ohne reichliche Gabe von seiner Thüre weg. Er war aber ein ganz absonderlicher Kauz, der ganz curiose Grillen im Kopfe hatte. So fiel es ihm einmal ein, sich in Bettlerkleider zu stecken, und auch mal zu fechten, wie die Bettler sagen.

Er wollte einmal zusehen, ob denn wirklich so viel Barmherzigkeit unter den Menschen zu finden sei. Er kleidet sich in die schäbigsten Kleider, die er nur eben kriegen kann, und stutzt sich auf einen Stock, als könne er gar nicht mehr gehen. So stellt er sich auf den Gemüsemarkt an eine Ecke, aber er fordert nichts und sieht bloß unter sich. Die ihm jetzt gaben, gaben gewiß gerne.

Da steht er denn lange, lange Zeit. Viele kommen und gehen und sehen ihn so demüthig da stehen, aber Niemand denkt daran, dem armen, alten Manne etwas zu geben.

Endlich kommt ein Mädchen daher, die einen Korb trägt, um Gemüse für ihre Herrschaft zu kaufen. Als sie den alten Mann sieht, blickt sie ihn mitleidvoll an, aber da viele Leute sich da drängten, geht sie vorüber, sieht aber nochmals zurück, ob er auch noch daselbst; und als gerade bei ihm keine Leute stehen, läuft sie zu ihm zurück und redet ihn mit herzgewinnender Freundlichkeit an: Ach, Vater, Ihr habt wohl auch Hunger?

Er nickt mit dem Kopfe.

Sie greift in die Tasche und zieht ein Stück Brod heraus und reicht es ihm. Das hab' ich mir heute am Frühstück für einen Armen abgespart, sagt sie. Ich weiß auch, wie's Hungern thut. Darauf gibt sie ihm noch einen Silbergroschen mit den Worten: Es ist nicht vom

Gelde meiner Herrſchaft! Ich hab' ihn eben in der Straße gefunden.

Darauf ſpringt ſie fort.

Dem Alten wurde es weich ums Herz. Das iſt ein rechtes Samariter Herz, denkt er und beobachtet ſie, folgt ihr von Weitem und ſieht ſie endlich in ein anſtändiges Haus gehen. Er fragt und hört, es ſei die Magd eines Kaufmanns, der in dem Hauſe zu ebener Erde ſeinen Laden habe.

Nun weiß er genug und geht heim, kleidet ſich wieder

ordentlich an und macht sich auf den Weg zu dem Kaufmann. Als er hineintritt, spricht er den Wunsch aus, mit dem Kaufmann und seiner Frau ein Wort allein zu sprechen. Die willigen gerne ein, da sie den alten Herrn wohl kennen.

Als sie nun so unter sechs Augen beisammen sitzen, sagt er, sein Kommen gelte ihrem Dienstmädchen; er wünsche zu wissen, woher sie sei, wie sie heiße und wie sie sich betrage.

Obwohl das die Kaufmannsleute wundert, daß ein so reicher Herr sich um ihre Käthe kümmere, so erzählen sie ihm doch eben Alles, was sie von ihr wissen, und das ist die ganze Geschichte, denn das gute Mädchen hatte kein Geheimniß, und hatte ihrer Frau Alles erzählt, was wir schon wissen. Die Frau sagt ferner, daß sie sich wöchentlich ihren Lohn auszahlen lasse, und den ihren armen Eltern gebe, obgleich daran der schönste Wunsch ihres Herzens hänge; ferner versicherten Beide, es könne kaum eine fleißigere, treuere Magd geben, als Käthe.

Als das der alte Herr gehört, erzählt er auch seine Geschichte vom Gemüsemarkt, und daß er etwas für das gute Mädchen thun wolle. Beide Eheleute mußten ihm ein unverbrüchliches Schweigen geloben, und er scheidet.

Mittags läßt er anspannen und fährt auf das Dorf, da er den Herrn Baron kennt, und erkundigt sich auch da und bei dem Pfarrer, und da Alles buchstäblich wahr und richtig ist, fährt er wieder heim.

Nun standen, wie er von dem Schulzen des Dorfes gehört hatte, die sechs hundert Thaler Schuld der Elsner's Wittib bei dem Hospitalfond in Breslau. Dort geht er hin, bezahlt sie blank mit Zinsen aus, läßt sich die Schuldurkunde und die Quittung geben und geht zurück in das Kaufmannshaus.

Ich bitte nochmals um ein Stündlein, sagt er zum Kaufmann und seiner Frau, und die gewähren's recht gerne.

Lassen Sie mir doch 'mal das Mädchen herein kommen, sagt er zu der Frau, und die ruft: Käthe!

Da kommt denn das nette Mädchen herein und grüßt höflich.

Der alte Herr fragt: Kennst Du mich noch, Mädchen? Sieh' mich 'mal an!

Sie erröthet, schaut ihn aber freimüthig an; dann sagt sie: Ich kenne den Herrn nicht, aber —

Nun, was weiter? Sag's nur gerad' 'raus, Kind! fährt er fort.

Vor etlichen Tagen, sagt sie stotternd und verlegen, da stand am Gemüsemarkt ein armer Mann, der — glich dem Herrn aufs Haar.

Richtig, sagt er, ich kenne den Tagedieb!

Ach, nein, sagt das Mädchen bestürzt, ein Tagedieb war's nicht!

Was gabst du ihm, Kind? fragt er weiter.

Ach, sagt sie, ich hatte mich satt gegessen und noch ein Stück Brod übrig, das steckte ich für einen recht Armen in den Sack, weil ich weiß, daß meine gute Herrschaft nichts dagegen hat. Und wie ich so die Straße hingehe, da blinkt etwas vor mir, ich bücke mich und raffe einen Silbergroschen auf. Da denk' ich, den soll auch ein Armer haben.

Aber, Mädchen, sagt der alte Herr, hättest du den Silbergroschen nicht selber aufheben können für dich? Bist doch auch nicht reich.

Ach wohl, sagt sie, aber den hatte mir Gott bescheert, und der Armen sind so viele. Was ich habe und verdiene, gebe ich meinen armen Eltern und Geschwistern, da wollte ich denn auch die Freude haben, und einmal etwas einem andern Armen geben.

Der alte Herr fuhr mit der Hand über das Gesicht und hustete einigemal, um seine Bewegung zu verbergen.

Weißt du aber auch, daß der Mensch, dem du Brod und Geld gabst, gar nicht arm ist? fragte er.

Das wäre von ihm unrecht, sagte sie, aber mir thut's nichts, ich hab's gut gemeint, das weiß Gott!

Denke dir, fuhr er fort, der Silbergroschen war ein „Heckegroschen," der hat sich ungeheuer vermehrt. Jeder Pfennig ist zu hundert Thalern geworden!

Der Herr spaßt! sagte das Mädchen.

Nein, Kind, ich spaße nicht, rief der Herr. Sieh', hier geb' ich dir die Quittung und den Schuldschein über Gottfried's Häuschen und Gütchen, das ist jetzt schuldenfrei.

Sie sah ihn mit einem Blicke tiefsten Erstaunens an. Kennt denn der Herr den Gottfried? fragte sie.

Ob ich ihn kenne? sagte dieser. Da, dein Herr liest dir das Alles vor. Der Kaufmann that es.

Ihr Auge leuchtete. Großer Gott, wie glücklich wird er sein! Aber wo er nur das viele Geld her hat?

Ich sage dir ja, dem du den Silbergroschen gabst, ist ein reicher Mann, der einmal probiren wollte, ob es auch noch barmherzige Herzen gäbe. Da hat er denn jeden Pfennig deiner Gabe zu hundert Thalern gemacht, hat davon die Schuld deines Bräutigams bezahlt und — hier hast du das Uebrige, es sind sechs hundert Thaler zu deiner Aussteuer! —

Es hat recht viele Mühe gekostet, Käthen zu überzeugen, daß es so sei; aber dann ist auch ihr Dank, ihre Freude, ihr Glück ohne Maaß gewesen.

Sie lief noch denselben Tag mit Erlaubniß ihrer Herrschaft heim, brachte Gottfried Quittung und Geld und machte dort so glückliche Herzen, wie das ihrige war. Gottfried kam mit und wollte auch danken, aber der Herr war an dem Tage noch verreist.

Darauf ist denn Käthe bis zu Weihnachten im Dienste geblieben und ist dann heimgegangen und Gottfried's glückliches Weib geworden. Er blieb aber im Dienste des Herrn Barons und wird wohl sein Lebtag darin bleiben. Auf der Hochzeit aber war der alte Herr, und ist seitdem Käthen's und ihrer Eltern Wohlthäter geblieben.

So hat mir der Freund die Geschichte genauer beschrieben, als sie in den Zeitungen stand, und ich hab' dabei gar oft an des Herrn Wort gedacht: „Geben ist seliger, denn Nehmen!"

23. Ein Räthsel.

Ein Eh'paar steht in Dienst bei mir
Seit vielen, vielen Jahren,
Ich glaub' seit meiner Kindheit gar!
Bin gut dabei gefahren.
Sie sind zufrieden mit kleinem Raum,
Und machen wenig Mühe.
Sie sind unermüdlich treu,
Sind wacker spät und frühe.
Und doch hätt' ich mit Fug und Recht
Zu führen schwere Klagen.
So treu sie sind, ich weiß doch kaum
Was Gut's von ihnen zu sagen.
Er schneidet wie ein böser Feind,
Was ihm nur kommt zu Handen:
Sie sticht wie toll und scheut sich nicht,
Sie machet Alles zu Schanden.
Die Zwei, die kosten mich wahrlich mehr
Als alle Kleider am Leibe.
Sie essen nicht, sie speisen nur mich,
Und thun's nur zum Zeitvertreibe.
Er ist nicht Koch, nicht Köchin sie,
Für beide jedoch nicht zu missen.
Und ohne sie — es gäbe fürwahr!
Gar unappetitliche Bissen.

D'rum halt' ich sie auch im Dienste bei mir,
Und hab' sie gerne zur Seite.
Und ohne sie — nein, eine Schande wär's,
Ich lebt' wie ein Türke und Heide!

24. Der Reiche und der Arme.

Ein Gleichniß.

Von der mächtigen Stadt Cairo zog eine Karavane *) ab, um die Wüste zu durchwandern. Reiche und Arme, Hohe und Niedere zogen mit und untereinander. Zur Seite eines Derwisches, **) der auf einem Kameele ritt, zog ein armer Mann, der seine wenigen Habseligkeiten und einen alten Schlauch mit Wasser, auf ein Maulthier geladen, mit sich führte.

Nicht weit von Beiden ritt ein Reicher auf einem stattlichen Kameele; Sclaven umgaben ihn, und reiches Gepäck, Zelte, Lebensmittel und Wasser führten die Sclaven auf ihren Thieren.

*) So heißt im Morgenlande eine Reisegesellschaft.
**) Derwische sind im Morgenlande, was ehemals Klostergeistliche bei uns waren.

Nach einem glutheißen Tage raſtete die Karavane Die Sclaven des Reichen ſchlugen ein Zelt auf, packten ihre Lebensmittel aus, und auf Polſter gebettet, ließ es der Reiche ſich wohl ſein.

Neben ſeinem Maulthier auf harter Erde lag der Arme. Nur eine alte Decke diente ihm zum Schutze und eine Brodrinde war ſeine Speiſe. Nur wenige Tropfen Waſſers kühlten ſeine Zunge, denn er mußte haushalten, weil er ſo wenig hatte, und auch ſein Thier lechzte.

Ach, ſagte er zu dem Derwiſch, wie ungerecht iſt Gott! Dem Reichen gibt er Güter die Fülle; an ihm läßt er die Sorgen des Lebens vorüber gehen, und die Beſchwerden und Laſten, die der Arme zu tragen hat, kennt er nicht!

Murre nicht, ſagte der Derwiſch. Nur der Zufriedene iſt glücklich.

Und weiter ſetzten ſie ihre Reiſe fort. Siehe, da verirrten ſie ſich in der Wüſte, und ſie zogen in der Irre umher. Die Sonne brannte heiß. Das Waſſer begann zu mangeln, der Lebensmittel wurden weniger. Das Ende der Reiſe aber lag in unbekannter Ferne.

Der Reiche, nicht gewöhnt ans Sparen und Zurathehalten, war bald am Ende mit ſeinen Vorräthen. Seine Sclaven erkrankten und ſtarben. Eins ſeiner Thiere nach dem andern erlag dem Hunger und Durſte, und auch des Armen Maulthier ſank todt nieder.

Er, wie der Reiche, mußten ihre Habe in der Wüſte liegen laſſen, und nur ihre Schläuche mit dem wenigen Waſſer und die Reſte ihrer Lebensmittel luden ſie auf ihre Schultern.

Iſt der Reiche mehr wie du? Hat ihn Gott lieber? fragte der Derwiſch am Abend eines müde- und leidenvollen Tages den Armen. Iſt Gott ungerecht?

Und der Arme ſchwieg.

Der Reiche aber jammerte, denn er war ſolcher Anſtrengungen nicht fähig, und als ſich der folgende Abend nahte, ſank er nieder und rief: Ich muß hier ſterben, denn ich kann nicht weiter! Er erkrankte in der Nacht.

Am andern Morgen trugen den Erkrankten abwechſelnd der Derwiſch und der Arme, die ſich ſeiner erbarmten.

Aber am Abend des Tages ſprach der Reiche: Laßt mich hier ſterben, denn meine Speiſe iſt alle und kein Tröpflein Waſſers mehr im Schlauche!

Ist der Reiche mehr wie du, ist er Gott lieber? fragte wieder der Derwisch den Armen. Ist er befreit von des Lebens Mühe und Last?

Da blickte beschämt der Arme zur Erde.

Als sie am andern Morgen aufbrachen, konnte der Reiche sich nicht mehr rühren. Laßt mich hier sterben! sagte er matt zu den Beiden. Nehmt zum Danke für Eure Liebe diesen Ring. Ach könnt' ich diesen Edelstein in einen Tropfen Wassers verwandeln!

Aber der Arme und der Derwisch, so entkräftet sie auch waren, trugen den Kranken dennoch abwechselnd weiter. Alle flehten zu Gott um Rettung.

Siehe, da erblickten sie in nicht weiter Ferne die Oase, *) die sie suchten, und die sie wieder auf den rechten Weg führen mußte! Dort war ja eine labende Quelle, dort standen Palmen, Datteln, Feigen — dort war Rettung geboten von dem Herrn!

Der Arme und der Derwisch trugen den Kranken bis an den Rand der labenden Quelle, kühlten seine Zunge mit Wasser, und labten ihn mit erquickenden Früchten.

Da fragte der Derwisch den Armen, der, neubelebt, sich aufrichtete: Ist der Reiche mehr, als du? Ist er Gott lieber? Ist Gott ungerecht? Gilt vor Ihm das Ansehen der Person?

Da kreuzte der Arme seine Hände vor der Brust, beugte sich tief und sprach: Herr, vergib dem irrenden Sohne des Staubes! Ich erkenne meine Sünde. Nein, du bist ein Vater aller deiner Kinder. Sie sind Alle vor dir gleich, und äußere Güter machen keinen Unterschied. Sie recht gebrauchen, das ist Weisheit und Zufriedenheit, das ist das Glück.

Und den Ring gaben sie dem Reichen wieder.

---

*) Wie im Meere blühende Inseln liegen, so liegen mitten in dem glühenden Sande der Wüste, da wo eine Quelle zu Tage tritt, auch grüne blühende Inseln, die man „Oasen" nennt. Hat eine halbverschmachtete Karavane eine solche erreicht, so ist sie gerettet, denn da wachsen die köstlichen Datteln und Feigen.

28. Der brave Eckensteher.

In Berlin, liebe Leſer, werden die Leute, die Einem gegen Bezahlung etwas tragen, und die man anderwärts Sackträger heißt, Eckenſteher genannt, weil ſie oft an den Straßenecken ſtehen, und auf Verdienſt warten. Da hat kürzlich Einer dieſer Eckenſteher einen prächtigen Streich gemacht, der mich nicht nur herzlich lachen gemacht, ſondern mir auch im Herzen wohlgethan hat. Vielleicht geht's Euch auch ſo, wenn ich Euch davon erzähle.

Auf einer der gangbarſten Straßen von Berlin bekam ein armer, fremder Menſch einen Anfall von der Fallſucht oder „fallenden Krankheit," wie man das entſetzliche Uebel auch nennt. Bald ſammelte ſich ein Haufen Neugieriger um den armen Leidenden, der auf der Erde lag, und erſchrecklich ſchlug und zuckte, aber Keiner dachte dran, ihn von der naßkalten, kothigen Straße aufzuheben und ihn unter ein Obdach zu bringen.

Tritt auf einmal ein reichgekleideter, dicker Herr hinzu, ſieht den Unglücklichen, und ſpricht in einem Tone, als hätte er der halben Welt zu befehlen: So ſchafft doch

den armen Menschen in ein nahes Haus! Mit dem Gaffen wird's nicht gethan' — Rasch!

Det soll jleich jeschehen, schönster Herr, sagt darauf ein Eckensteher, der eben herzugekommen war, aberscht andersch nich, als wenn Se dabei bleiben!

Wozu das? fragt trotzig der vornehme Herr.

Det will ick Ihnen offenbaren, schönster Herr, fährt der Eckensteher fort, unser ens hat keene Stimme nich in enem fremden Hause. Is aberscht so een schöner Herr dabei, der so fein det Commando führt, wat die jemeenen Leute aus purer Barmherzigkeit thun sollen, so jeht's jleich beiser!

Nun, so macht nicht lange Federlesens, sagt der Herr, und packt an. Der Eckensteher packt nun vorsichtig den Kranken und trägt ihn in ein nahes Haus. Auf des Herrn Ersuchen gestattet es der Hausbesitzer nicht nur, sondern bringt auch Mancherlei herbei, um dem Armen zu helfen, der sich bald wieder erholt.

Hierauf will der Herr weggehen.

Halten Se jefälligst, ruft der Eckensteher. Schönster Herr, unser Eens lebt vom Verdienste. Sein Se so jut und jeben Se mich meinen Verdienst. Se haben befohlen, und ick jehorcht!

Der Herr mißt den Eckensteher mit stolzem Blick und sagt: Am Ende soll ich Euch für eine Handlung bezahlen, die Ihr von selber hättet thun müssen? — Was geht mich der fremde Mensch an?

So? ruft der Eckensteher lachend aus. Ick meente, der Kranke jinge Se viel ann, 'weil Se sich so für ihn annahmen! Seh'n Se aberscht 'mal meenen Armschild ann. Ick bin Nr. 70, und habe auf der Polizei jelobt, überall zu Dienst zu sein, wo Jemand nich selber zugreifen mag. Ne, schönster Herr, so jeht et nich! Se zahlen fünf Jroschen Kurrant, dann is't jut!

Schon fing die stets wachsende Anzahl der Umstehenden an, in ein lautes Gelächter auszubrechen über die komische Miene des Eckenstehers, und der dicke Herr mochte denken:

Mach' den Prozeß kurz und gib's dem Schlingel!' Er zog einen ſchweren Beutel, und reichte ihm zehn Groſchen.

Det is ſchönerös, ſagt der Eckenſteher, uf Ehre, ſchönerös! Ich bedanke mir ſchönſtens. Als er aber merkte, daß ſich nun der Herr fortmachen wollte, faßt er ihn am Arme und ſagte: Ne, ne, ſchönſter Herr, ſo geht's nich! Haben Se nun bezahlt, ſo ſollen Se ooch noch einen Ogenblick verweilen, bis det Schauſpiel zu Ende is!

Hierauf bückt er ſich zu dem Kranken, reicht ihm die zehn Groſchen und ſagt: Siehſte, armer Menſchenbruder, Det jibt dir een armer Eckenſteher, der ſieben Kinderchens hat; nu wollen wir Mal ſehen, wat die Andern thun!

Alle, die zugegen waren, ſtanden betroffen, aber einen Augenblick ſpäter brachen ſie in lauten Jubel über die ſchöne That des Eckenſtehers aus. Jeder gab dem Armen nach Kräften, und ſelbſt, von dem ſchönen Beiſpiele ergriffen, drüber hinaus. Auch der dicke Herr griff tüchtig in den vollen Geldſack, und zählte nicht, was er dem Armen in die Hand gab. Des Eckenſtehers That hatte ſein Herz bewegt. Auch ihm wollte er geben für ſeine „ſieben Kinderchens" — aber als er ſich nach ihm umſah, hatte er ſich ſtille davon gemacht!

---

26. Was Einer fertig bringen kann, wenn er will.

Einmal ſaßen Abends die Genoſſen der Spinnſtube bei ihrer Lampe traulich bei einander und hörten aufmerkſam dem Gevatter und dem Schmiedjacob zu, die miteinander diſputirten. Der Schmiedjacob hatte geſagt, es ſei ganz erſtaunlich, was ein guter, wackerer Mann durch Wort und Beiſpiel auf andere Leute wirken könne, ja noch mehr, es könne Einer bei einer ganzen Gemeinde zu Nutz und Frommen beitragen, ohne daß er Pfarrer oder Schulmeiſter wäre, wenn er's nur am rechten Zipfel anzugreifen wiſſe, zumal, um ſchlechte Sitten zu beſſern, und auch im Landbau neue beſſere Einrichtungen einzuführen, die den Wohlſtand förderten.

Macht mir meinen Gaul nicht scheu, rief der Gevatter aus. Plaud're Einer, so viel er will; mach' er's so gut er nur kann — die Leute sind ihres Kopfes, und gehen ihre eignen Wege, und kümmern sich nicht drum. Und vollends im Landbau machen's die Jungen, wie's die Alten seit Anno λ machten, und es geht immer im alten Tappen fort. Kehre Jeder vor seiner Thür, und lasse den Schmutz vor andrer Leute Thüren liegen!

Prost die Mahlzeit! rief dagegen der Schmiedjacob, der sonst nicht leicht bitzig wurde. Glaubt nicht, daß ich so etwas obenhin sage! Ich weiß, daß Ihr das Dorf Hollbach kennt —

Freilich kenn' ich's, fiel ihm der Gevatter in die Rede.

O dann kennt Ihr auch das Sprüchelchen von Hollbach? —

Welches?

Ei das, sagte der Schmiedjacob: Die Hollbacher gehn alle betteln bis auf den Pastor, den Schulmeister und den Schöffen, und die kommen nicht, weil sie keine Schuhe haben.

Meiner Treu, sagte lachend der Gevatter, das hatt' ich ganz vergessen. Es ist aber auch nicht mehr so in Hollbach.

Und warum? fragte der Schmiedjacob, ich will's Euch sagen.

Vor etwa zwanzig Jahren kamen der „Bazenmann," wie sie den Steuerboten, und der „Blutegel," wie sie den Gerichtsvollzieher hießen, nicht mehr aus dem Dorfe. Sie waren Alle Lumpen und Faullenzer, und um ihr gutes Feld stand's jämmerlich. Man meinte, über Hollbach herrschten unaufhörlich die sieben mageren Jahre Aegyptens, und es wohnten wirklich soviel Bettler darin, als Bürger. Seht 'mal jetzt das Dorf an! Keiner bettelt; die Häuser sind nett, die Straßen sauber; Bazenmann und Blutegel haben den Weg zum Dorfe vergessen; das Feld ist prächtig gebaut; die Weinberge stehen zum Verwundern, und die Metzger kaufen mehr fette und gemästete Ochsen drin, als sonst magere Kühe und Geisen drin waren. Und dazu hat, nächst Gott, Ein Mann das Meiste beigetragen. Noch mehr, es herrschen dort jetzt Sitte und Zucht, während früher keine Ehe in Ehren geschlossen wurde.

Wer war denn das? fragten Viele.

Der Nachtwächter, sagte der Schmiedjacob. Ich will's Euch erzählen. Zu Hellbach stand damals rechts, wenn man um die Kirche bog, in der Ecke ein Haus, das machte es, wie alte Leute — es hatte sich so gebückt, daß es alle Tage einzufallen drohte. Der in dem Hause wohnte, war der Schuster Bäcker, ein alter Pumpeier, der lieber spazieren ging, als arbeitete. Er hatte ein gar lieb, brav Töchterlein, aber das konnt's nicht packen, und es ging im Hauswesen alle Tage hinter sich. Seine Weinberge lagen fast wüste, seine Aecker waren nicht gedüngt, seine Wiesen trugen kein Heu mehr, weil seit Menschengedenken keine Aehe drauf gekommen war, und kein Wasser drauf geleitet wurde. In Summa, wenn's Dukaten geregnet hätte, der Schuster Bäcker wär' zu faul gewesen, sie aufzuraffen.

Er hieß im Dorfe nur der „Schlotterbuchs." Sein Töchterlein, das hübsche Fränzchen, arbeitete wie ein Feind, aber sie konnt's nicht allein packen. Alle Kinder gingen fort, und es war just Martinis am Letzten.

Einmal im Herbste hatte das liebe Fränzchen die Trauben aus zwanzig Ruthen Weinberg in einer Bütte, und wollte sie schweren Herzens heimtragen. Aber sie war ihr doch zu schwer zum Heben. Ihr Vater war zu faul gewesen, mit ihr lesen zu gehen, sonst hätte er ihr heben können. Nun war weit und breit Niemand, und das hübsche Mädchen mußte sitzen und harren, bis Jemand käme.

Wie sie so dasaß, dachte sie an ihr Elend. Der Weinberg sollte geredet werden, aber konnte sie es? Oben und unten lag noch Wüstland, das herrliche Trauben hätte tragen können. Alles, was quer ging, stand so vor ihrer Seele. Da fing sie recht herzlich ab zu weinen. Ihr kindlich Gefühl verbot ihr, den Vater anzuhalten, und so konnt's doch nicht mehr fortgehen! —

Wie sie so dasitzt, kommt die Straße her ein Handwerksbursch, ein stattlicher, bildhübscher Mensch, kein Strohmer und Landstraßenbelz, sondern gut gekleidet, und an dem Felleisen sah man es ihm an, daß er auch ein Schuster war.

Der war da unten am schönen Rheine zu Haus, in Braubach, wo oben die Marxburg steht, und hätte auch

für ſein Leben gerne eine Traube gegeſſen, wenn er ſie mit Recht und Ehren gehabt hätte. Sieht er das hübſche Mädchen ſitzen, und denkt: Die gibt dir gewiß eine! Er ſagte: Gelt, du freundlich Mädchen, eine Traube verſagſt du mir nicht?

Auch nicht zehn und mehr, ſagte ſie.

Da ſpringt er auf's Ufer, ſetzt ſich neben hin, und läßt ſie ſich gut ſchmecken.

Hebt Er mir auch die Laſt auf? fragt ſie, als er ſich ſatt gegeſſen.

Ich trag' ſie, wenn du willſt!

Aber das that ſie nicht. So wandern die Zwei miteinander, und ehe ſie das Dorf erreichen, weiß er, daß ſie eine Meiſterstochter iſt, und er dachte: Ich wollte, ſie wär' die Meiſtersfrau und ich der Meiſter! Denn das Mädchen gefiel ihm über die Maßen, und, wie es ſchien, er ihr auch.

Es ging ſchon ſtark auf den Abend zu, als ſie das Dorf erreichten, und der Burſch war müd'.

Wenn Ihm Kartoffeln und Sauermilch nicht zu ſchlecht ſind, ſagte ſie, ſo eß Er mit uns.

Das gefiel ihm, und er ging mit.

Meister Bäcker war ein guter Mann. Er sah's gern, daß das das Fränzchen gethan, und fing gleich mit dem Burschen von der Wanderschaft zu reden an, und der erzählte so viel Schönes, daß der Abend herumflog wie eine Minute.

Dem Jacob Prinz, so hieß er, gefiel's gar gut, nämlich das Fränzchen, und darum Alles.

Abends sagt' er: Lieber Meister, ich bin des Wanderns müde, wollet Ihr mich nicht als Gesellen halten? Ich will um die Kost arbeiten.

Das gefiel dem faulen Bäcker gut, und er ging's ein. So blieb der Jacob Prinz da, und mit Tagesanbruch hob er an zu klopfen, und flickte Alles nett und sauber auf, was seit Wochen dalag, wie oft auch die Leute darnach gefragt hatten. Nun waren aber noch zwei Weinberge zu lesen, und in der Luft flog Schnee. Habt Ihr nicht ein Legel? sagte Jacob; ich kann's nicht zusehen, daß Eure Tochter Alles auf dem Kopfe heimtrage, und ich soll nebenher gehen.

Da lieh das Fränzchen ein Legel, und es ging flugs von der Hand. Abends sagte Prinz: Meister, die Weinberge könnten siebenmal soviel tragen, wenn man sie einlegte, das heißt, die alten Stöcke in die Erde, dann werden die Weinberge wieder jung. So macht man's bei uns.

Das wär' eine Heidenarbeit! sagte der Meister.

Ich will sie thun, wenn's trocken hält, rief Franz. Mir macht's Spaß.

Den Spaß will ich Ihm lassen, sagte lachend der Meister.

Als nun das Bäckchen Most verkauft war, und die Arbeit langsam ging, auch das Wetter noch paßlich war, machte sich der Prinz dran. Die Hollbacher wollten sich halb todt lachen.

Nach vierzehn Tagen hatte der junge Mann den ganzen Weinberg neu gemacht. Die alten Rebenschenkel lagen in der Erde, und das junge Holz stand oben heraus, als wäre der Weinberg jung, und alle standen nach der Schnur, reihenweise und so, daß Luft und Sonne darauf wirken konnte.

Darauf gewannen sie Vertrauen zu dem Menschen.

Die verlaufenen Kunden kehrten zurück, und Meister Bäcker schämte sich bei dem Fleiße des Gesellen des Herumschlenterns. Er begann zu arbeiten, und Fränzchens Herz lachte, ihre Wängelein blühten wie Rosen, und ihre Arbeit flog ihr von der Hand weg.

So ging der Winter herum, und zu Ostern sagte der Meister, der sich doch schämte, den braven Menschen für die Kost zu halten:

Jacob, hier ist Sein Lohn! Er hat ihn wohlverdient.

Soll ich gehen? fragte er.

Nein, nein! rief Bäcker. Er soll bleiben, so lang' Er will, aber den wohlverdienten Lohn nehmen.

Meister, sagte darauf Jacob Prinz, ich wüßt' ein Mittel, daß Ihr den Lohn spartet, und ich blieb doch.

Wie so? fragte Bäcker.

Gebt mir Fränzchen zur Frau. Ich bin braver Leute Kind, die freilich todt sind, und bin kein Bettler.

Einen besseren Schwiegersohn mochte sich Bäcker nicht wünschen; drum sagte er: Mir ist's schon recht, wenn das Fränzchen will. Da fiel ihm der Jacob um den Hals vor Freude, und weil das Fränzchen in der Küche fröhlich sang beim Kochen, lief er hinaus, und sagt's ihr rund und ehrlich auf gut rheinische Weise.

Da hört das Mädchen zu singen auf, und sagt mit tiefem Weh: Jacob, ich bin ein armes Mädchen!

Aber er läßt sie nicht weiter reden, und ehe man sich's versieht, hat sie Ja gesagt mit Freuden.

Die Hellbacher Mädchen beneideten das Fränzchen, aber die dachte: Besser Neider, als Mitleider!

Nach drei Wochen waren sie ein glückliches Paar.

Nun ging der Prinz mit seiner schönen Frau nach Braubach zu seinem Vormund, dem er schon geschrieben hatte, und holte sich sein Vermögen, das in neunhundert Gulden bestand. Er und seine Frau wurden aber einig, Niemanden etwas davon zu sagen.

Der Prinz aber hatte nun so viel Arbeit, daß der alte Bäcker wacker zugriff. Es war ein ganz anderes Leben im Hause, und kam ein schöner Verdienst ein.

Sobald die Witterung es litt, kaufte Prinz Holz, und baute das Haus wieder zurecht, daß man es nicht

mehr kannte. Von dem übrigen Gelde kaufte er Aecker und Wiesen, die spottwohlfeil waren. Nun machte er's mit den andern zwei Weinbergen, wie mit dem ersten. Die Wiesen legte er gerade, bewässerte sie, und that Asche drauf. Statt der zwei Geisen kauft er eine Kuh. Da hättet ihr das Fränzchen sollen wirthschaften sehen! Es war eine Lust!

Als nun die Weinberge üppig grünten, frisch wuchsen und herrliche Trauben trugen; als die Wiesen besseres und doppelt so viel, als fruher, an Heu brachten; als der Prinz herrlichen Klee, reiche Früchte in seinen Aeckern zog, — da sagten sie: Wer hätte das geglaubt? Sie lachten und spotteten nicht mehr, ja, hin und wieder fing Einer hier, der Andere da an, und folgte dem Beispiele des Schusters Prinz. Der aber kam voran, und mußte

ſich bald einen Geſellen halten. Aber mit ſeinem Schwiegervater war eine völlige Umänderung vor ſich gegangen. Im Wirthshaus ſah man ihn nicht mehr. In der Schmiede, wo er ſonſt halbe Tage lang ſtand, und rauchte und plauderte, war er ein ſeltener Gaſt. Die Hollbacher ſagten: Sie geben ihm nichts, und er muß arbeiten!

Allein Jeder, der ins Haus trat, ſah, daß das erlogen war. Freundlicher und liebreicher waren in ganz Hollbach keine Kinder gegen ihre alten Eltern, als Fränzchen und Prinz gegen den Alten. Er ſagte das auch überall, und bekannte es freudig, daß er nicht anders wolle. Er ſähe ein, daß Arbeit ein Segen, und das Herumſchlottern ein Unglück und Verderben ſei.

Es war verwunderlich, wie das Urtheil der Leute in Hollbach umgeſchlagen war. Anfänglich hatten ſie, wie geſagt, den Jacob Prinz für einen Narren erklärt, hatten räſonnirt, der wolle Alles neu machen und umkehren, aber ſie wollten es noch erleben, daß es ihm gehe, wie ihnen auch. Als es aber nicht ſo ging; als ſie ſahen, wie vortrefflich ſeine Erneuerung der alten Weinberge ausfiel; wie die gleichgelegten, gutbewäſſerten Wieſen ſo viel mehr und beſſeres Heu trugen; wie ſeine wohlbeſtellten Aecker einen reichen Ertrag lieferten; wie er im dritten Jahre ſeiner Ehe ſchon zwei Kühe hielt und damit ſein Feld beſtellte und düngte — da mußten ſie's anerkennen, und ahmten es nach. Sie kamen und holten ſich Rath und That bei ihm, und er war willig und bereit, ſelbſt mit Hand anzulegen, um ſie Dies und Jenes zu lehren.

Ins Wirthshaus ging er einmal nicht; aber wenn die Leute Sonntags vor den Thüren ſaßen, ging er gern zu ihnen. Da ſprach er dann friſch von der Leber, tadelte hart das Bettelngehen, und meinte, wenn die Leute ihre erwachſenen Kinder zur Arbeit anhielten oder verdingten, kämen ſie weiter. Gar oft mußten ſie aus ſeinem Munde das Sprüchelchen hören: „Die Hollbacher betteln Alle bis auf den Schöffen, Pfarrer und Schulmeiſter, denn die haben keine Schuhe.“ Da ſagte er denn, was das eine Schmach und Schande für den Ort ſei, und wie ſie es gar nicht nöthig hätten, wenn ſie nur ihr Feld gut bauen wollten.

Hier und da schlug's durch; aber die Meisten ärgerten sich, und sagten: Der hat gut reden!

Freilich war das Betteln für die faulen Hollbacher der allerleichteste Verdienst, und kostete für die Kinder gar kein Lehrgeld; aber sie bedachten nicht, welch einen Schaden es ihren Seelen brachte, wie Frechheit, Schamlosigkeit, Faulheit und Unreinlichkeit damit schon frühe in ihre Seelen gepflanzt wurde und als Unkraut fortwucherte.

Dennoch wirkte auch da des Jacob Prinz Wort, das er mit überzeugenden Gründen zu belegen wußte. Ein Tropfen höhlt den Stein, sagte er, wenn er öfter auf dieselbe Stelle fällt, und kam darum immer wieder darauf zurück.

In den Häusern herrschte häufig Unordnung und Unsauberkeit. Des Prinz Hauswesen war darin ein Muster, und Fränzchen ging, soviel sie auch arbeitete, immer sauber und nett einher. Man konnte sie für ein Mädchen halten. Sie hatte recht ihre Arbeit. Zwei Kinderchen hatte ihr Gott geschenkt; ein Geselle, der Vater, ihr Mann, — das war schon eine ordentliche Tischgenossenschaft. Zwei Kühe standen im Stalle, und sie hatte doch keine Magd. Da hieß es: Früh auf und spät ins Bett! Das war auch in Hollbach nicht Sitte. Sie kehrten's lieber um, und sagten: Spät auf und früh ins Bett!

Das Wirthshaus war immer voll. Da wurde getrunken und gekartet bis Mitternacht, oft bis an den hellen Tag. Abends zog das junge Volk bis zehn — eilf Uhr herum, und in den Ecken und Winkeln konnte man die Pärchen finden.

Das Alles mißfiel dem ehrlichen Manne sehr, und eines Sonntags, als er bei seiner Frau saß, sagte er: Ich habe Manches schon in Hollbach gebessert, aber nun weiß ich ein Mittelchen, wie ich all das Unwesen zu Ende bringe!

Ach, Jacob, sagte Fränzchen, ich bitte dich, laß sie gehen. Du machst dir nur Feinde, und besserst sie doch nicht!

Wer sagt's? fragte er. Man muß sich vor keiner Arbeit fürchten, sonst bringt man sie niemals fertig. Wenn auch Manche mir feind werden, die Besseren erken-

nen's, und wenn ich ſie auf beſſere Wege gebracht habe, danken ſie mir's hintennach doch.

Was willſt du denn thun? fragte ſie.

Nachtwächter werden! rief er lachend.

Fränzchen kannte ihn ſchon. Wenn er auch dabei lachte, ſo wußte ſie doch gewiß, daß es damit ſein Ernſt war. Daß ich es aber gerade herausſage, das gute Fränzchen hielt das für einen großen Schimpf, wenn ihr Mann, ein tüchtiger Meiſter im Handwerk und ein wohlbemittelter Mann, Nachtwächter würde.

Du wirſt doch nicht? —! rief ſie.

Ich werde es doch, ſagte er und ſah ſie lächelnd an; was haſt du denn dagegen?

Es iſt — ein Schimpf! platzte ſie heraus.

Kein Geſchäft beſchimpft den, der's redlich thut, ſagte er. Es iſt eine Arznei für Hellbach.

Was werd' ich nicht noch Alles erleben! rief ſie aus.

So Gott ſeinen Segen gibt, wirſt du viel Gutes davon erleben, ſagte Prinz. Ich hab' mir Alles ausgedacht. Laß mich, Kind, ich ſage dir, es iſt eine Arznei für Hellbach: anfänglich ein Bißchen bitter, aber dann deſto heilſamer. Auch bleib' ich's nur ſo lange, bis mein Zweck erreicht iſt.

Nun ſchwieg Fränzchen, weil ſie wußte, daß doch ihre Einreden nichts mehr halfen.

Laß ihn gehen, ſagte der Alte, der ruhig zugehört hatte. Er hat etwas Gutes vor, ich merk's ſchon!

Auf Martinitag war die Gemeinde zuſammen. Der Hirte und Nachtwächter wurde da immer gedingt. Der alte Nachtwächter war vor kurzer Zeit geſtorben. Nun meldeten ſich zwei. Der Eine forderte dreißig Gulden, der Andere fünf und zwanzig. Da erhob ſich Jacob Prinz, und ſagte: Ihr Männer, ich thue es umſonſt, wenn ihr das Geld anwendet, um die Löcher im Straßenpflaſter wieder herzuſtellen.

Das iſt ein Wort, vor dem ich Reſpect habe, ſagte der Schöffe. Der Prinz meint's mit uns Allen gut. Wenn ihr denkt, wie ich, ſo bleibt's dabei.

Alle Männer ſtimmten zu, und Meiſter Prinz bekam das Horn. Alles lachte. Manche ſpöttiſch, Manche, weil's ihnen komiſch vorkam, daß ein ſo wohlſtehender Mann,

wie Prinz, den Dienſt thue, den bisher nur die ärmſten Leute gethan hatten.

Aber es wurde ins Gemeindebuch geſchrieben, und nun biß keine Maus mehr einen Faden davon ab.

Als er mit dem Horn heimkam, ließ Fränzchen das Köpfchen hängen, und redete kein Wort.

Das iſt Weiberart, dachte Jacob, und that, als ſäh' er's nicht. Sie wird im eignen Brode wieder gut, ſagte er zu ſich.

Um zehn Uhr nahm er das Horn, und ging lachend hinaus. Gib 'mal auf mein Sprüchlein Acht! ſagte er zu ſeiner Frau; aber die war verdrießlich und ſchwieg.

Unten im Dorf lag das Wirthshaus. Da war's heute ſehr voll, und ging luſtig zu. Die Meiſten karteten. Jacob hielt das Horn wider den Laden und ſtieß einen Ton heraus ſo voll und kräftig, daß Alle in der Stube voll Schrecken in die Höhe fuhren, fluchten und tobten über den groben Schalksſtreich. Jacob blies zehnmal, dann rief er mit lauter Stimme:

Das Wirthshaus voll, die Kirche leer —
Drum geht in Hollbach Alles quer.
Der Mann bei der Karr',
die Frau in Noth,
Im Haus kein Salz und auch kein Brod.
Daher nur Betteln und Klagen!
'S hat Zehn geſchlagen!

Dieß Sprüchlein rief er durch's ganze Dorf. Ueberall kamen die Leute, die noch auf waren, ans Fenſter, und hörten zu. Die Weiber dachten: Gott lohn's! Der ſagt's den Spielern einmal! Fränzchen lächelte, als ſie's hörte. Jetzt begriff ſie ihn, und als er heim kam, war ihr Geſicht wieder freund-

lich, wie sonst. Aber im Wirthshaus schrieen und tobten die Brüder Läderliche. Wenn der's so macht, so wollen wir's ihm vertreiben! Entweder muß er das Horn abgeben, oder wir prügeln ihn krumm und lahm! Das war so die erste, fliegende Hitze. Es war aber blind geladen, denn die Hollbacher thun viel mit dem Maul und wenig in der That. Die Meisten drückten sich, und gingen alsbald heim. Nur so ein Klübchen Erzspieler blieben sitzen.

Um eilf Uhr kam er wieder, und sah noch Drei dasitzen und mit dem Wirthe spielen.

Wieder blies er wider den Laden, wie das erste Mal, dann blies er die Stunde, und rief:

Es sitzen und spielen noch Drei.
Wollt Ihr wissen, wer's sei?
Um Zwölfe nenn' ich sie frank und frei!
'S hat Eilf geschlagen!

Der Kerl ist des Teufels, riefen Wirth und Spieler. Er ist im Stande, und hängt uns den Denkzettel an! Solche Schande mochten sie sich doch nicht machen lassen, und machten sich eilig aus dem Staube. Das Sprüchelchen rief er wieder durch's ganze Dorf. Am andern Tage war es ein Gerede ohne Maaß. Jeder fragte, wer die Drei gewesen, und sie brachten's richtig heraus, — und sie bekamen ihr Theil. Prinz aber sagte überall, wo er hinkam: Bei meiner Seel', ich nenne sie Alle bei Namen, wenn ich wieder Spieler und Säufer im Wirthshaus finde!

Ach, sagte Fränzchen, Jacob, du wirst sehen, die ganze Kundschaft geht fort, wenn du es so machst.

Thut nichts, sagte er. Sie kommt auch wieder. Und kommt sie nicht, so werd' ich ein ganzer Bauer, jetzt bin ich doch nur ein halber, und wir verlieren dabei nichts; aber kuranzen will ich die Hollbacher, daß es eine Art hat, bis es besser wird.

Die Spieler und Säufer aber hielten Rath, wie sie ihn irre führen könnten. Einer schlug vor, sie wollten, wenn er die Stunde bliese, das Licht auslöschen. Da er unten anfinge, so könnten sie dann ungestört spielen. Einer müsse schon Wache halten. Das gefiel ihnen, und so blieb's beschlossen.

Im Sprüchwort heißt's aber: Die Wände haben Ohren! Und da, wo sie zusammen saßen, hatten sie weibliche Ohren, und die Weiber hätten den Jacob Prinz alle auf den Händen tragen mögen. Eine steckte es ihm. Schon gut, sagte er.

Als er am Abend Zehn blies, war Alles im Wirthshause dunkel und todtstille. Er rief:

Ihr Spieler, blaset aus das Licht
Und weinet, der Wächter merk' es nicht!
Er wird es doch den Leuten sagen!
'S hat Zehn geschlagen!

Und wieder rief er das Sprüchlein durch's ganze Dorf. Alles lachte: die Spieler sammt dem Wirthe fluchten, und tobten, aber sie schlichen zwischen der Stunde heim, und als er um eilf Uhr horchte, war das Wespennest völlig leer. Und er hatte die Freude, zu erleben, daß die Furcht vor ihm sie heilte. Zwar verrachten sie's ihm dann und wann noch einmal; Jacob aber hatte jetzt an den Weibern seine Spione, und richtig trieb er's wie zuvor, bis Abends das Wirthshaus leer blieb. Er rechnete darauf, daß der Spott der Besseren, die Bitten der Frauen, die bessere Erkenntniß seine Bundesgenossen seien, und hatte richtig gerechnet.

An einem andern Abend sah er ein Pärchen in einer Ecke stehen. Da rief er durch's Dorf:

Der Schlechte vor dem Licht entweicht!
Das Laster stets im Finstern schleicht.
Soll' ich vom Pärchen die Namen sagen?
'S hat Eilf geschlagen!

Da gab's ein Gerede am andern Tage: Wer war's? Wer war's? Viele fragten ihn. Er aber sagte: Find' ich sie noch einmal, so werden sie Alle genannt. Auch das wirkte. Die Furcht hütet auch den Wald, sagte er, und damit ist

schon viel erreicht. Die Hauptsache aber thut der liebe Gott.

Fand er Buben auf der Straße, so faßte er sie am Lappen und führte sie zum Schöffen. Der war ein rechtschaffener Mann, der, wie alle Besseren im Dorfe, seine Lust an dem neuen Nachtwächter hatte.

Im Frühjahr wurde das ersparte Geld ans Straßenpflaster verwendet, und Jedermann freute sich darüber; aber mehr freuten sich die Rechtschaffenen über die Ordnung im Dorfe. Die Männer blieben daheim, sparten das Geld, hielten die Kinder in Ordnung und arbeiteten etwas für die Haushaltung, um die Zeit zu verkürzen. Sie banten Besen, flochten Strohmatten und Strohkörbe, Bienenkästen und dergleichen. Das wurde verkauft, und es kam Geld ins Haus. Andere strickten Strümpfe oder bauten Erbsen, Bohnen und Linsen.

Niemand war glücklicher als die Frauen.

Die Mädchen und Burschen waren zwar falsch; aber die Alten hielten sie besser in der Zucht, und die Buben wagten sich nicht mehr heraus, seit der alte Schöffe sie so abgerupft hatte. In Summa: in Hellbach war Ordnung und ein ganz anderes Leben. Prinz hatte recht, wenn er sagte: Früher Haß wird oft späte Liebe. Die Kundschaft nahm nicht nur nicht ab, sondern sie wuchs, und Fränzchen war ganz aus dem Felde geschlagen. Es muß noch besser kommen, sagte Prinz. Wartet nur bis zum Frühling, wo man im Felde arbeiten kann, dann lehre ich meine Hellbacher auch frühe aufstehen.

Als nun diese Zeit kam, machte er's so. Er hatte nur bis drei Uhr Morgens zu blasen; allein das diente ihm nicht. Er blies bis Vier. Um vier Uhr setzte er das Horn wieder die Läden und Fenster, stieß hinein, daß die Schläfer voll Entsetzen auffuhren. Dann rief er:

Morgenstund' hat Gold im Mund,
Das thue ich Euch allen kund.
Steht auf, die Sonne wartet schon!
Dem Fleißigen wird gewisser Lohn!
Steht auf, steht auf, steht auf!

Da war's mit dem Schlafen aus. Anfänglich knurrten und brummten die Schlotterer und Faulpelze, aber das

half ihnen nichts. Standen sie nicht auf, so kam er noch einmal zurück, und blies vor dem Hause, wo noch Alles still war. Nach ein paar Tagen lagen die Leute schon in den Fenstern, wenn er kam, lachten und sagten: Jacob, du kannst das Blasen sparen! So ist's recht, sagte er und ging.

Mit der Gewohnheit ist es ein gar curios Ding. Ist man ein- bis zweimal um vier Uhr aufgestanden, so wird man alle Tage um die Stunde wach. Wollte dann ein Mann noch ein Bischen faulenzen, so rief die Frau: Der Nachtwächter kommt! und wie der Blitz war er auf.

Die Hellbacher sind gutmüthige Leute. Waren sie auch anfänglich ungehalten über das nagelneue Treiben ihres Nachtwächters, so erkannten sie bald, da er's umsonst that, wie er's meinte, und hielten ihn darum nur werther.

Das zeigte sich dann auch vielfach. Sie neckten und riefen ihm zu: Mich fängst du nicht mehr! Aber nun waren sie geweckt, und es ging bald gut im Dorfe. Sein Wort fand überall eine gute Statt. Man konnte es deutlich sehen. Die Hellbacher Felder standen herrlich. Sie retteten eine Menge wüste liegendes Land um und bauten es sorgfältig. Ihre Wiesen legten sie alle ins Blei, wie's der Jacob im Siegener Lande gesehen hatte, wässerten sie, und der Ertrag war doppelt. Das hatte den Nutzen, daß sie mehr Vieh hielten, besser ihre Aecker und Weinberge düngen konnten. Der Prinz baute Klee, und die Bauern machten's nach. So kam's, daß sie ihr Vieh zu Hause behielten. Nun hatten sie doppelt so viel Nahrung vom Viehe. Wenn sonst in Hellbach jede Kuh den Vortheil hatte, daß, wenn's heiß war, der Bauer seinen Hut auf die dürre Hufte hängen konnte, und er fiel nicht herunter, so wurden jetzt mehr fette Kühe und Ochsen aus Hellbach getrieben, als früher magere oder Geisen da waren. Der Hellbacher Wein war nie gesucht, obwohl ihre Berge köstlich liegen. Seit sie von dem Prinz den rheinischen Weinbau gelernt und die Heckenweinberge, die wie ein Strumwelkopf aussehen, in Pfahlweinberge umgewandelt haben, und gut düngen und rechtzeitig sie bearbeiten, ist ihr Wein gesucht, theuer bezahlt und berühmt. Das Sprüchlein aber vom Betteln der Hellbacher ist ausgestorben, denn schon lange, lange geht kein Hellbacher mehr fechten

ſieht, war nicht nur ein ſeltſamer Kautz, dem man viele Stücklein, theils wahre, theils erdichtete, nacherzählt, er war auch ein Fürſt vom edelſten Herzen. Ich weiß es, daß Ihr Geſchichten, die ich hin und wieder in der Spinnſtube von ihm erzählte, mit der größten Luſt geleſen habet. Drum will ich Euch jetzt wieder eine von ihm erzählen, die aber nicht zu den erdichteten gehört. Paßt 'mal auf!

In einem der tapferen Regimenter des großen Helden diente ein Feldwebel, der ſich in mehreren Schlachten durch Muth, Tapferkeit und Geiſtesgegenwart ſo rühmlich ausgezeichnet hatte, daß er die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zog, und Friedrich beſchloß, ihn zum Offizier zu befördern. Sein Oberſt, der auf den Feldwebel ein tüchtig Stück hielt, erfuhr das, und konnte in der Freude ſeines Herzens es nicht unterlaſſen, dem braven Manne davon zu ſagen.

Der ehrliche Feldwebel erſchrack und that einen raſchen Schritt. Er gab eine Vorſtellung ein, worin er mit einfachen Worten erklärte, ihm fehle die hinlängliche Bildung, um mit Ehren dem Offizierſtande der Armee angehören zu können, und nun ſei es zu ſpät, den Mangel der Jugendbildung zu erſetzen. Ueberdieß aber fehle es ihm an dem Vermögen, um auch äußerlich dem neuen Stande Ehre machen zu können; er glaube in ſeiner Stellung ſeinem geliebten Könige mit mehr Erfolg dienen zu können, und bitte daher, mit geziemendem Danke für die hohe, ihm zugedachte Gnade, unterthänigſt, es möge dem Könige gefallen, ihn in ſeiner Stellung zu belaſſen.

Braver Mann! rief der König aus, als er die Schrift geleſen. So was kommt nicht oft vor! Er mag Feldwebel bleiben, aber ſo weit wird ſeine Beſcheidenheit ſich doch wohl nicht verirren, daß er eine ordentliche Zulage zu ſeinem Solde ausſchlägt?

Der Oberſt, der die Bittſchrift überreicht hatte und dem braven Manne ſehr das Wort redete, meinte lächelnd: Das haben Eure Majeſtät nicht zu befürchten!

So iſt's gut; ſagte der König und der Feldwebel hatte, was auch ein Leutenant bezog, ohne daß er den Aufwand eines ſolchen zu machen brauchte. Er heirathete

nun ein sehr braves Mädchen und lebte glücklich und segnete seinen König.

Wann ist aber das Menschenleos völlig ohne Leiden? — Der brave Feldwebel verfiel bald darauf in eine schwere Krankheit, die ihn so herunterbrachte, daß er seinem Dienste nicht mehr obliegen konnte.

Der redliche Oberst mußte ihn selbst zur Pensionirung in Vorschlag bringen.

Als der König die schriftliche Meldung des Obersten las, rief ihm sein außerordentliches Gedächtniß alle die Umstände zurück, die sich auf den Feldwebel bezogen. Er ließ den Obersten rufen, fragte angelegentlich nach dem Feldwebel und sagte dann, als er nur Gutes von ihm hörte: Einmal hab' ich ihm seinen Willen gethan, jetzt will ich aber auch den meinigen haben. Entlassen soll er werden, aber als Leutenant, und dann soll er den freien Posten des Steuereinnehmers in seinem Geburtsorte haben! Sag' Er ihm das, Oberst!

Nun zog der Glückliche auf seine neue Stelle und stand seinem Amte mit Gewissenhaftigkeit vor; aber schon wenige Jahre später starb er, ohne daß er seiner Familie soviel hatte hinterlassen können, um sie vor schweren Sorgen zu schützen.

Die arme Wittwe schränkte sich mit ihren Kindern soviel ein, als es immer möglich war; allein dennoch vermochte sie es nicht, auszukommen. In ihrer großen Noth rieth ihr ein treuer Freund ihres verstorbenen Gatten, sich an den König zu wenden. Er verfaßte ihr eine Bittschrift, worin er die Verhältnisse ihres Gatten wahr und treu und ebenso ihre Noth schilderte. Mit dieser Bittschrift reiste die Frau ab und kam glücklich in das königliche Schloß.

Lange und geruldig stand sie im Vorsaale, bis endlich die Reihe an sie, als an die Letzte, kam, welche Gehör beim Könige wünschte.

Sie überreichte ihre Bittschrift. Der König las sie und sagte: Das ist Alles wahr! Ich habe den Mann gekannt. War ein braver Soldat!

Nun schrieb er einige Zeilen an den Rand und reichte

die Schrift der Wittwe mit der Weisung, damit auf die Hauptstaatskasse zu gehen.

Mit innigen Dankesworten entfernte sich die Frau.

Im Vorsaale aber blickte sie auf die Worte, welche der König geschrieben hatte, und sah, daß es eine Anweisung auf fünfzig Ducaten war. Da erschrack die arme, bescheidene Frau, und meinte in ihrer Ehrlichkeit, der König habe sich da verschrieben zu ihrem Vortheile.

Während sie noch bestürzt da stand, trat der König aus dem Kabinete heraus und fragte freundlich: Wie ist's?

Da faßte sie sich ein Herz und sagte: Ach, Eure Majestät haben sich gewiß verschrieben! Sie haben mir fünfzig Ducaten da hingeschrieben. So viel wollte ich ja nicht erbitten.

Ueber des Königs Angesicht flog da ein Lächeln und er sagte: Geb' Sie mir's nur wieder! Es ist wahr, ich hab' mich auch verschrieben!

Er nahm die Schrift und ging wieder ins Kabinet und kam nach einigen Minuten wieder und reichte ihr die Schrift, die aber nun versiegelt war.

Nun ist's aber richtig, sagte er mit heiterm Angesicht und entließ die Frau.

Die eilte nun mit erleichtertem Gewissen auf die Hofstaatskasse; aber wie erstaunte sie, als man ihr dort die Bestimmung des hochherzigen Königs las! Sie lautete auf hundert Ducaten und ein lebenslängliches Jahrgehalt von hundert Thalern und darunter stand, von des Königs Hand geschrieben:

Nun ist's richtig, und dabei bleibt's.

Friedrich.

10. Wie das Strumpfstricken und, daraus hervorgehend, das Strumpfweben in die Welt kam.

Als der Gevatter die Ueberschrift las, sagte Nachbar Veit's Frau, eine fixe Strickerin: War denn das nicht immer so in der Welt? — O du Närrchen, sagte der Gevatter, meinst du, der Spinnstubenschreiber wollte dir etwas weiß machen? Wenn der so etwas dahin schreibt, so weiß er, warum. Paß' auf, er wird dir's schon beweisen. Uebrigens glaub' ich, fuhr er fort, daß Adam und Eva weder Strümpfe noch Schuhe trugen, sondern baarfuß liefen, wie Buben und Mädchen bei uns auch; und noch viel später dachte man im Morgenlande, ja noch heutzutage nicht, dran, Strümpfe zu tragen! Das muß in einem kalten Land erdacht worden sein, etwa hier zu Land oder da herum. Unser Herr und Heiland trug ja auch bloße Füße und Sandalen, so eine Unterlage unter die Sohle, die mit Riemen an den Fuß gebunden wurde, das ergibt sich aus dem Evangelium.

Nun wollen wir lesen!

Es ist verwunderlich, daß man gewöhnlich meint, das, was so einfach, so nützlich, so allgemein bekannt ist, das müsse man eben auch so leicht gefunden haben, und schon in der frühesten Zeit! aber dem ist nicht so!

Wenn auch heute, wie drunten am Rhein, in vielen Orten, Abends, wenn Frauen und Mädchen spinnen, die

Burſche, Buben und Männer da herum ſitzen und ihr Strickzeug haben und tüchtig nadeln, und ſo, was höchſt löblich iſt (ich wollt' Ihr machtet's überall ſo, weil's eine gar gute und nützliche Beſchäftigung für die langen Winterabende iſt und viel beſſer, als das Wirthshausgehen), die Strümpfe für die Haushaltung ſtricken; wenn auch jedes Dienſtmädchen, und jedes brave Mädchen höher hinauf, ſeinen Strumpf ſtricken kann (nur die allzufeinen, vornehmen Dunzeln meinen hin und wieder, der Strickſtrumpf ſei nicht vornehm genug, man müſſe häkeln oder unnützes Prunkzeug ſticken), ſo gab es doch eine Zeit, und ſie liegt nicht eben gar zu weit hinter uns zurück, da konnte in der ganzen Welt noch Niemand ſtricken! —

Woher bekamen ſie denn Strümpfe? unterbrach das Kathrinchen.

Ei, rief der Gevatter ärgerlich, es ging ihnen, wie deinem dicken Buben. Sie brachten ſie, von dem lieben Herrgott geſchaffen, recht dauerhaft mit auf die Welt! Ich meine die Haut, die nicht geſtopft werden muß, und die, wenn ſie 'mal ein Loch kriegt, ſich ſelber flickt.

Das Kathrinchen meinte: Da müßten ſie doch im Winter tüchtig gefroren haben.

A bah! rief der Gevatter. Das iſt Alles Gewohnheit. Frieren die Bettelbuben auch, die noch im Winter baarfuß gehn?

Nun unterbrecht mich aber nicht mit ſo unnützen Fragen und Einreden! Ich ſelber bin begierig, wie's zuging. —

Iſt auch das Stricken (mit Ausnahme des Landes am Rheine, da bei Bacharach herum) eine Frauenarbeit, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, ja es läßt ſich ſogar beweiſen, daß es zuerſt eine Mannsarbeit war.

Man iſt auch hier, wie überall, von dem Allereinfachſten ausgegangen, und erſt ſpäter zu Künſtlicherem gekommen.

Auch das iſt keine Frage, daß das „Netzſtricken" der Anfang des Strumpfſtrickens geweſen iſt.

Wenn die Leute die appetitlichen, ſauberen Fiſchlein im Waſſer herumſtreichen ſahen, und von einem Fiſche, den ſie todtſchlugen, lernten, wie gut ſie geſotten und gebraten ſchmeckten, ſo dachten ſie auch dran, ſich deren Mehrere zu

fangen. Da haben sie sich denn aus Uferweiden Körbe oder sogenannte Fischreußen geflochten, und damit die Fische gefangen. Dabei aber mag's eben keinen Fang gegeben haben, wie der Fischzug Petri im See Genezareth, von dem im Evangelium zu lesen ist: daß ihn des Herrn Segen so reichlich gemacht, daß schier die Schiffe von der Menge der Fische untersanken.

Wie die Noth den Menschen am Besten beten lehrt, so lehrt sie auch den Verstand anwenden, um sich im Irdischen erlaubte und gerechte Vortheile zu verschaffen. Sie macht erfinderisch. Ehe aber die Menschen darauf kamen, Hanf, Flachs und Wolle zu Fäden zu spinnen, machten sie sich, wie heutzutage noch die Bewohner einiger Küstengegenden von Amerika, ihre Netze von starkem Baum-Bast oder von Riemen aus den Fellen der Thiere.

Ein kluger Kopf band solche Fäden zu Maschen zusammen, und das Netzstricken war erfunden und verbreitete sich durch seine Nützlichkeit schnell weiter. Auch mochten an der See die Haare der Wallfisch-Barten und die Sehnen der Seehunde und anderer Thiere dazu dienlich sein, bis man die Fäden von Hanf und Flachs drehte und dazu verwendete.

Daß man schon gar frühe im Alterthume die Fischnetze kannte, finden wir in der Bibel bei dem Propheten Ezechiel im sechs und zwanzigsten Kapitel, im vierzehnten Vers und im vier und vierzigsten Kapitel, im zehnten Vers. Zur Zeit Christi kannte man sie überall; denn wir lesen, daß mehrere Jünger ihre Netze trockneten, als sie Jesus berief, und von dem Fischzuge Petri. Die Kunst, sie zu stricken, wurde durch Vervollkommnen des Verfahrens, sie zu knüpfen, erfunden. Man kannte sie schon bei den alten Griechen und Römern vor Christo.

Später strickte man Netze aus feiner Wolle, Baumwolle und Seidengarn, und verwendete sie zum Frauenputze. Die alte Limburger Chronik vermeldet aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert schon dergleichen Putz, und nennt ihn „die neuen Hauptfinster der Frauen.“ Wahrscheinlich trugen die Frauen sie als Schleier, und weil die Maschen viereckig waren, wie die Scheiben der Fenster, so nannte man sie „Hauptfenster“ oder „Finster,“ wie die Chronik schreibt.

Es ist eine Thatsache, daß die Völker, welche den älteren Theil unseres Welttheils, Europa's, bewohnten, zuerst daran dachten, ihre Beine zu bekleiden. Man trug in der ältesten Zeit längere Röcke von Thierfellen, dann von Geweben, und die Beine blieben bloß. Als man darauf kam, auch Beinkleider oder Hosen zu tragen, machte man sie so lang, daß sie die Stelle unserer Strümpfe und Socken vertraten, zumal man sich schon der Schuhe bediente. Erst im fünfzehnten Jahrhundert verfiel man darauf, die Bekleidung der Beine in zwei Hälften zu zertheilen, deren Einer bis zum Knie, der andre bis zum Fuße reichte. Die Letztern waren eine Art von Tuchgamaschen, wie wir sie auch wohl heute noch zum Warmhalten der Füße zu tragen pflegen, nur nicht so passend und künstlich zugeschnitten, wie heutzutage. Man nannte sie: Halbhose oder Hosenstrümpfe, wie denn in manchen Gegenden, z. B. am Rheine, die Strümpfe noch heute: „Hosen" genannt werden bei den ehrlichen Landleuten. Den Nutzen und die Annehmlichkeit einer wärmeren Fußbekleidung fand man bald; allein man fand auch, daß diese Halbhosen oder Hosenstrümpfe, dadurch, daß sie sich nicht enge an den Fuß anlegten, den Zweck nur unvollkommen erreichten und für das Auge wenig Schönes hatten, auch den Fuß unförmlich machten und verunstalteten. Man mochte also auf etwas Besseres sinnen, und fand im sechzehnten Jahrhundert durch die Erfindung des Strickens das Mittel dazu.

Obgleich in dem vom 16. August 1527 ausgestellten Stiftungsbriefe der alten französischen Strumpfstrickergilde auf den Ursprung der Kunst des Strickens in Schottland hingedeutet wird und in Frankreich die Sage sich erhalten hat, daß man seiner Zeit die ersten Strümpfe aus Schottland erhalten habe; obgleich ferner König Heinrich der Achte im Jahre 1530 die ersten Strümpfe aus Italien bekam, wie achtungswerthe und glaubwürdige Zeugen bewähren, so ist dennoch fast unumstößlich, daß die Erfindung des Strickens eine deutsche ist. Höchst wahrscheinlich läßt sich obiger Widerspruch einfach so lösen, daß aus Schottland nach Frankreich zuerst wollene, zu König Heinrich dem Achten von England aus Italien zuerst seidene Strümpfe kamen. Es ist kaum zu bezweifeln,

und glaubwürdige Zeugen sprechen dafür, daß an den Ufern der Nordsee, wo das Netzstricken in mächtigem Flore war, auch ein sinniger Kopf darauf kam, Strümpfe zu stricken, oder vielmehr die vom Netzstricken ganz verschiedene Kunst des Maschenstrickens ohne Kneten zu erfinden.

In Deutschland kommen die Strumpfstricker als eine Gilde oder Zunft schon gleichzeitig mit derselben Zunft in Frankreich und Schottland vor, ja selbst noch früher.

Das jetzt gewöhnliche „Rundherumstricken," wozu bekanntlich mehr Stricknadeln gehören, ist erst viel später, als das sogenannte offene oder Stricken eines Stückes, das man zusammennähte, erfunden worden. Man strickte nämlich gar lange Zeit nur mit zwei Nadeln. Der Strumpf wurde dann hinten zusammengenäht, und selbst, nachdem man das Rundherumstricken erfunden hatte, hielt man noch zum Scheine hinten das sogenannte „Nähtchen" bei, und thut es heute noch, und stellt also den Strumpf scheinbar so dar, wie man ihn früher nicht anders darstellen konnte, nämlich als „zugenäht." Dieses Nähtchen auf der hintern Seite ist freilich für Stricker und Strickerin äußerst bequem, um sich das „Abnehmen" und „Aufnehmen" der Maschen zu merken, und so scheint mehr die Bequemlichkeit der Grund des Beibehaltens dieser Naht zum Schein, als etwa die Erinnerung an einen alten Gebrauch beim Stricken.

Wenn man früher strickte, so wurde stets die Eine Nadel festgesteckt in der Seite. Das Stricken aus freier Hand ist erst vor etwa hundert Jahren aufgekommen.

So ist man auch in dieser Kunst, wie in jeder andern, vom Einfachen zum Künstlichern fortgeschritten. Leider aber hat uns die Geschichte den Namen Dessen, der das Stricken erdacht hat, nicht aufbewahrt, und er verdiente doch ebenso sehr in unserm Andenken fortzuleben, als hundert Andere, die Dinge erfanden, die nicht so zum Wohlbefinden und Wohlbehagen beitrugen, als unsre sich so erwärmend an Bein und Fuß anschmiegenden Strümpfe.

Daß die Kunst des Strumpfstrickens denkende Köpfe noch weiter führen mußte, ist begreiflich, nämlich zum Strumpfweben vermittelst eines Webestuhles. Wenn er auch von dem gewöhnlichen Tuchwebestuhl ganz abweicht, so hat doch dieser zunächst die Veranlassung dazu sicher gegeben.

Derselbe wurde zwischen 1564 und 1630, genau ist es nicht zu ermitteln, von einem Engländer, Namens William Lee aus Woodeorough bei Nottingham erfunden.

William Lee, so erzählen uns glaubwürdige Engländer, war der Sohn eines Hofmannes. Sein Vater scheint nicht ganz arm gewesen zu seyn, denn er wollte seinen Sohn auf der Universität Cambridge studiren lassen. Die Eltern starben jedoch während dieser Zeit, und er entschloß sich, auf den Hof zu ziehen und, wie sein Vater, Ackerbau und Viehzucht zu treiben.

Hier lernte er ein junges Mädchen kennen, dessen Umstände es darauf anwiesen, durch fleißiges Stricken seinen Unterhalt zu verdienen. Da nun das Mädchen sehr eifrig strickte, so sann der verliebte Bursch darauf, wie er eine Maschine zusammensetze, die beim Stricken die Menschenhand ganz ersetze. Engländer berichten, im Jahre 1589 sei es ihm endlich gelungen, einen Webestuhl herzustellen, den er denn dem Mädchen gegeben, und sie im Gebrauche desselben unterrichtet habe. Er heirathete nun seine Auserwählte und erkannte die Strumpfweberei, die soviel schneller das erreicht, was die Menschenhand thun muß, als ein Mittel reichlichen Erwerbs. Er unterrichtete auch einen jüngeren Bruder, Namens Jacob Lee, in dieser Kunst, und gründete alsdann in Calverton eine förmliche Strumpfwirkerei mit Lehrlingen und Gesellen. Es scheint, als ob Lee mit mancherlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt habe, als er seine Strumpfweberei in Calverton einrichtete, denn er kam bei der Königin Elisabeth um eine Unterstützung ein, die er jedoch nicht erhielt. Vielleicht war es auch der Brodneid der Strumpfstricker, der ihn quälte und ihn in seinem Gewerbe beeinträchtigte.

Höchst wahrscheinlich wandte sich der unternehmende Mann, der in seinem Vaterlande nicht den Vortheil von seiner kunstreichen Erfindung fand, den er suchte, an den König Heinrich den Vierten, von Frankreich, und dieser weise und große König, der kein Mittel verschmähte, Frankreichs Wohl zu fördern, lud ihn ein, nach Frankreich zu kommen, wo er in der Stadt Rouen in der Normandie mehrere Stühle errichtete und bald seinen Fleiß, wie seine Kunst gehörig anerkannt und belohnt sah.

Der Tod seines königlichen Beschützers bereitete ihm indessen große Nachtheile. Der Nachfolger des Königs ließ ihn ohne Unterstützung, und der Tod machte seinen Sorgen ein Ende. Nach seinem Tode begaben sich alle seine Gehülfen wieder nach England zurück.

Dennoch setzten die von Lee in der Kunst unterrichteten Franzosen in Rouen sein Werk fort, und von hier aus kam die Kunst nach dem Elsaß, dann in die Rheingegend, und so allmählich auch in das übrige Deutschland.

Am Meisten aber scheint die Strumpfwirkerei in Deutschland durch die aus Frankreich gewaltsam vertriebenen Protestanten nach dem Jahre 1685 verbreitet worden zu sein. Auch in Holland scheint es, als hätten die Strumpfweberstühle, die, ob sie gleich mit schwerem Gelde nach Venedig gebracht worden waren, in Italien kein Glück machten, wenig Erfolg gehabt.

Der Engländer Jones hatte im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts dort einige hingebracht und in Thätigkeit gesetzt; allein als Jones und alle seine Arbeiter an einer herrschenden, pestartigen Krankheit starben, ging der Erwerbszweig wieder zu Grunde, da sich Niemand fand, der die Stühle zu handhaben verstanden hätte. Erst nach dem Jahre 1685, als auch nach Holland aus Frankreich vertriebene Protestanten flohen, brachten diese die Strumpfwirkerei wieder in das Land, wo sie dann später mit Erfolg getrieben wurde.

---

11. Eine Anekdote.

Ein reicher Mann, der das Leben erstaunlich lieb hatte, und der daher ungemein ängstlich war und bei jedem Unwohlsein und selbst bei der kleinsten und unbedeutendsten Verletzung sterben zu müssen fürchtete, hatte das Mißgeschick, daß er sich beim Aussteigen aus seiner Kutsche leicht verletzte.

Als er das Blut fließen sah, schrie er wie besessen: Holt mir einen Wundarzt! Schnell! Schnell!

Ein Bedienter lief in größter Hast zu dem nächst

wohnenden Wundarzt, und drängt ihn so sehr, daß dieser wohl seine Instrumente mitnimmt, aber das nöthige Heftpflaster vergißt.

Als er nun zu dem Verwundeten kommt und sieht, daß es nur eine kleine, spottleichte Schramme war, schreit er: Johann! Johann! — Der Bediente stürzt athemlos herbei und fragt, was er solle?

Lauf, so schnell du kannst in meine Wohnung, sagt der Wundarzt und hole mir das Pflaster, das ich auf dem Tische habe liegen lassen! Der Bediente eilt weg, und todtbleich vor Angst fragt der Verwundete: Ach, liebster Doctor, ist denn die Wunde so gefährlich, daß der Bediente so eilen muß?

Ach nein, sagt darauf der Doctor ruhig, ich fand die Eile darum nöthig, weil sonst die Wunde hätte zuheilen können, ehe er wieder kommt!

12. Ein Räthsel.

Ich kenne ein Häuslein ohne Dach,
Ohne Fenster und Thür, ohne Wand, ohne Fach,
Ohne Feuer und Licht; doch wohnt Einer drinn',
Der arbeitet wacker, mit fröhlichem Sinn.
Er speiset gemäthlich, und ruhet sich aus.
Es stört ihn nicht, ruht oder rollet sein Haus.
So bleibet er drinn', bis sein Vorrath verzehrt;
O Unglück, die Mauer den Ausgang verwehrt!

Bleibt er in dem Hause, so endet die Noth
Der grausenhafteste Hungertod!
Da faßt ihn die Angst. Da wächst ihm der Muth,
Daß Tag und Nacht er nimmermehr ruht,
Bis daß er gebrochen die Thür durch die Wand!
Jetzt schweifet er lustig durch's weite Land.
Willst du, mein Errather, ins Haus? Sieh' dich vor!
Siehst du nicht die Thüre — so bist du ein Thor!

---

13. Altes Gold.

oder auch nicht.

Wenn die Leute so irgend eine Versäumniß, ein Vergessen mit dem Worte entschuldigen: Besser spät, als gar nicht, so laß ich mir's gefallen und denke, was dir wohl einmal passirt, kann auch deinem Menschenbruder begegnen, denn hier heißt's: Gleiche Brüder, gleiche Kappen; aber wenn diese Kappen Schalksnarrenkappen sind; wenn ein Geizhals aus dem mir schuldigen Gelde erst dreifache Zinsen zieht, ehe er mir's gibt, oder wenn der ehrliche Handthierungsmann, Gott weiß, wie lange auf die Bezahlung seiner Rechnung warten muß, und um die Kundschaft nicht zu beleidigen, nicht mahnen mag, und dann der reiche Schlemmer, wenn er die Rechnung endlich

bezahlt, noch sagt: Besser spät, als gar nicht, so kommt's Einem denn doch ein bischen über das Maaß. Noch ärger aber, wenn ein alter Sünder erst sich zur Buße neigt, wenn die Zeit da ist, wo er nicht mehr sündigen kann, und er dann, als wolle er mit dem Herrn im Himmel, dem Richter seiner Tage, sich so abfinden, damit er gnädig durchschlüpfe, spricht: Besser spät, als gar nicht, — dann wend' ich mich ab mit entschiedenem Unwillen oder besser, ich strafe ihn mit dem Donnerworte: „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" — Fast in dasselbe Gefach gehört das Faulenzersprüchwort: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Fang' du nur 'mal an aufzuschieben, 1) die Bezahlung deiner Schulden; 2) das Halten deines gegebenen Wortes; 3) die Erfüllung deiner Pflichten, — dann ist das Aufgehoben so gewiß hinterdrein, als hinter zwölf Uhr der Mittag. Mit dem Troste findet man dann den Fleiß, die Pflicht, das Gewissen ab und wird ein Bärenhäuter, ein Leichtfertiger, Bruder Liederlich und — ein Schuft und Schurke. Bergab geht schnell, — o gewiß — sehr schnell! Die Schlechtigkeit ist wie ein reißender Strom. Kommst du in ihr rechtes Fahrwasser, dann Adieu! Und in dies Fahrwasser leitet als sicherer Kahn das Wörtlein: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Man sollte allemal sagen: Es ist schon aufgehoben, weil der ernste Wille zur Ausführung fehlt. Du leichtsinniger Mensch, der du dies Sprüchlein im Munde führst, weißt du denn, ob du Morgen noch auf der Erde wandelst, daß du das Aufgehobene nachholen kannst? Weißt du nicht, daß jede Lebensstunde eine lange Zeit ist, in der du viel Gutes hättest thun können? Ist sie vorüber, so ist sie aufgehoben! Denkst du aber gar mit deiner sittlichen Besserung an dies Sprüchlein, dann, Freund, erinnere ich dich an ein Sprüchwerk, das ich mit dir in der Spinnstube von 1851 besprochen habe, welches lautet:

Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert!

14. War das etwa ein Zufall?

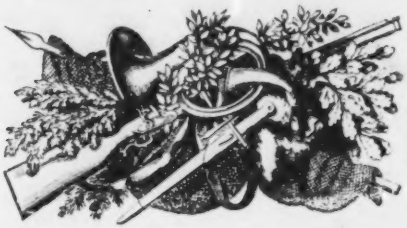

Geschieht etwas, was den Leuten über den Bereich ihrer Nase hinausgeht, oder wo sie mit ihren schneeblinden Augen nicht gleich den Zusammenhang erkennen, oder wo unerwartet sich etwas außerordentlich wendet, so sind sie auf der Stelle mit dem Wörtlein: „Zufall" bei der Hand. Aber was ist denn ein Zufall? Da liegt aber der Hund begraben! Das kann eigentlich Niemand sagen, weil's eben nichts ist. Ein rechter Christ wird kurzweg mit dem Herrn Jesus Christus antworten: Es fällt kein Sperling vom Dach ohne den Willen Gottes, und kein Haar von eurem Haupte ohne den Willen dessen, der sie Alle gezählt hat. Darin liegt aber der einfach klare Ausspruch: Es gibt keinen Zufall in der Welt, die der Wille Gottes regiert! So sprach einmal eines Abends in der Spinnstube der alte Schmiedjacob und fuhr dann fort: Das ist mein Glaube und daran hat mich wieder

einmal recht lebendig die Geschichte erinnert, die mir dieser Tage der Förster von Aschbach erzählt hat. Sie ist ihm selber passirt und hat einen so wesentlichen Einfluß auf ihn ausgeübt, daß er dadurch ein umgewandelter Mensch geworden ist.

Ich war, so erzählte mir der brave Förster, in meinen jungen Jahren ein wilder Geselle und dabei so heißblutig und hitzköpfig, daß mir der Topf, wie man sagt, gleich überlief, und war ich im Zorne, so wußte ich nicht, was ich that, wie dann das Wort Gottes vollkommen Recht hat, wenn es sagt: Der Zorn thut nicht, was vor Gott Recht sei. Da hab' ich manchen Streich gemacht, manches Wort gesprochen, was mir hintennach gar schwer auf der Seele lag und doch oft gar nicht wieder gut zu machen war.

Eines Tages saß ich in der Stadt im goldenen Pflug und hatte schon mehr getrunken, als ein vernünftiger Mensch trinken soll, da kam der Caspar von Tiefenthal herein, mit dem ich schon manchmal aneinander gewesen war, weil er wilddiebte und waldfrevelte ohne alle Rücksicht und Schonung. Der Kerl ist in aller Beziehung ein Hallunke gewesen und hatte die Drohung ausgesprochen, er werde mir einmal mit einem „runden, schweren Wort" guten Morgen sagen, das heißt in der Sprache der Wilddiebe: mir eine Kugel durchs Gehirn jagen. Ihr könnt Euch denken, daß mir gleich die Galle ins Blut stieg, als ich ihn sah!

Anfangs gab's Stichelworte. Die flogen wie Bolzen aus einem Blasrohre, hin und her, ritzten die Haut, aber verwundeten nicht; doch reizten sie den Zorn immer mehr, der bei mir ohnehin schon nahe am Oberstübchen war.

Eine Weile ging's so, dann kam's ärger und immer ärger bis es endlich zum wildesten Zanke sich steigerte, und der Kerl mich einen Schuft nannte.

Da war's bei mir aus. Ich faßte ihn bei der Gurgel und würde ihn ohne Zweifel erdrückt haben, wenn nicht andere Leute, die anwesend waren, uns auseinander gerissen hätten.

Ich raste wirklich gegen den Menschen, denn ich war mir keines Vergehens bewußt, das eine solche Beschimpfung

hätte rechtfertigen mögen. Meine Ehre, mein guter Name, selbst mein Brod stand auf dem Spiele, wenn ich es auf mir sitzen ließ.

Trotz dem, daß ich mehrmals die, die mich hielten, wegschleuderte, und mich auf den mich stets mehr reizenden Caspar stürzte, den vergeblich Andere ebenfalls zur Ruhe zu bringen strebten, kam ich doch nicht zu der Rache, nach der ich im Zustande des Rausches und der [illegible] Aufregung lechzte.

Endlich schafften sie den Caspar hinaus und bewegen mich nach Hause zu gehen.

Ich ging, aber kaum war ich draußen und überlegte den ganzen Hergang des Streites, den nach meiner Meinung Caspar angeregt hatte, so gehr auch wieder Zorn und Rachedurst in mir. Als ich in den Wald kam, fiel es mir ein, daß mein Todtfeind auch desselben Weges kommen müsse, und schnell sprang ich in ein Dickicht neben dem Wege, spannte meine mit einer Kugel geladene Flinte und harrte mit teuflischer Lust im Herzen des Menschen, um ihm, wie er sich ausgedrückt hatte, jetzt einen „guten Abend mit einem runden und schweren Worte" zu sagen.

Es war damals schon tief im Herbste und der Wald fing schon an sich zu färben. Der Nordwind pfiff mit fürchterlicher Schärfe durch den Buchenschlag daher, und trotz dem, daß ich warm und gut gekleidet war, kam ich mir vor, als wär' ich nackt und bloß der eisigen, scharfen Luft ausgesetzt.

Allmählich verfleg der unselige Weinrausch, aber ich stand, ohne mich zu rühren.

Vor mir war der Weg. Jenseit des Weges bog eine Waldwiese in das Dickicht des Schlags ein, um die herum das Holz sehr dicht stand.

Allmählich senkte sich die abendliche Ruhe auf den Wald.

Da kam ein Häslein und setzte sich gerade in die Mitte der kleinen Waldwiese und machte, wie wir Jäger zu sagen pflegen: „Männchen," das heißt, es setzte sich auf die Hinterläufe, leckte und spielte mit den Vorderläufen gar possierlich. Es war ein junges Thierchen, noch nicht ganz ein „Dreiläufer."

Ich muß Euch sagen, daß mich der Anblick der possigen Streiche des Häslein lachen machte. Ich vergaß ganz, warum ich hier stand. Das arglose Thierchen zu schießen, kam mir nicht im Entferntesten in den Sinn.

Plötzlich stürzt aus dem Dickicht hinter dem Häslein ein Fuchs heraus, faßt das Häslein im Genicke, daß ich's krachen hörte, blickte mich eine Secunde an und — war mit seiner Beute durch einen raschen Sprung meiner Kugel entgangen, die ihn so gewiß getroffen hätte, als er das Häslein gemordet hatte. Als ich nun mit meiner Flinte wieder von der Backe abwärts fuhr, war's plötzlich, als ob mir Jemand ins Ohr hineinspräche: Bist du nicht auch wie das gierige Raubthier, das hier seine Beute vor deinen Augen haschte? Machst du nicht auch blutgierig hier Jagd auf einen, der arglos und Nichts ahnend, wie dies Häslein, seiner Heimat zuwandert, wo ihn die Seinen erwarten? Das Raubthier ist deiner rächenden Kugel durch die Raschheit seiner Flucht entgangen; du aber entgehest nicht dem, der gesagt hat: Mein ist die Rache; ich will vergelten!

In dem Augenblicke war mir's, als werde mir eiskaltes Wasser über Kopf und Rücken gegossen. Mein Rausch war weg, mein Zorn verraucht. Mein Schuß flog in die Luft, das Gewehr hing schnell auf der Achsel und, wie von einem bösen Geiste verfolgt, flog ich in Eile der Heimat zu.

Ich war noch unverheirathet damals. Meine selige Mutter, eine fromme Frau, hielt mir Haus.

Sie kam mir so freundlich entgegen und sagte: Ach, mein Sohn, was hast du mir heute Sorge gemacht! Ich kann dir nicht sagen, was mich eine Angst überfiel. Es kam mir vor, als stünde dir ein entsetzliches Unglück bevor. Da hab' ich recht inbrünstig für dich gebetet. Wie dank' ich nun Gott, daß du, ohne Schaden genommen zu haben, wieder da bist!

Dies Wort meiner Mutter traf mich noch schwerer, als das, was ich auf der Waldwiese vor Augen hatte. Ich erkannte es wohl, daß mir ein entsetzliches Unglück bevor gestanden, ein Schaden an meiner Seele, der mich endlos elend gemacht haben würde.

Ich ging hinauf in mein Kämmerlein, und da ergriff mich das Alles so, daß ich bitterlich weinte, auf meine Kniee niedersank und Gott um Vergebung anflehte, aber auch ihm inbrünstig für die Rettung von einer schwarzen Unthat dankte.

Meine gute Mutter war mir nachgefolgt, weil sie meine große Bewegung bemerkt und gefürchtet hatte, es möge dennoch etwas Schlimmes geschehen sein.

Ich gestand ihr offen Alles ein und erzählte ihr auch das, was mir mit dem Fuchsen und dem Hasen begegnet war, und schloß mit den Worten: Ohne diesen glücklichen Zufall wär' ich ein Mörder geworden!

O mein Sohn, sagte die liebe Mutter, nenne nicht Zufall, was eine absichtliche Fügung der Gnade Gottes war! Der Herr wollte deine Seele retten. O verschließ der göttlichen Gnade dein Herz nicht. Der Herr hat dich mit dem Athem eines neuen Lebens angehaucht. Beginne es nun fortzufahren in seiner Furcht. Wache und bete, daß du nicht mehr in Anfechtung fallest. — Meide die Wege des Bösen und laß nicht mehr Macht dem Zorne. Gib ihm nicht mehr Raum in deiner Seele; er thut nie was vor Gott recht ist.

Das ging mir durch die Seele, wie ein zweischneidig Schwerdt.

Ich gelobte es meiner guten Mutter, ich gelobte es Gott, mich nie mehr zu betrinken; nie mehr meinem

Zorne ſolche Gewalt zu laſſen, und bat Gott täglich im Gebet um ſeinen rettenden, helfenden Beiſtand.

Ihm ſei Lob, Preis und Dank! Es iſt mir gelungen mit ſeiner Hülfe mein Gelübde zu halten.

Dem Caspar begegnete ich ſpäter im Holze. Ich erzählte ihm offen und ehrlich den ganzen Hergang, und bat ihn, mich nicht mehr zu reizen, ſeinen Groll gegen mich fahren und von dem Freveln zu laſſen. Ich verſprach, wenn er Holz brauche, es ihm anzuweiſen.

Dies offene, treugemeinte Wort, das er ruhig anhörte, machte auch auf dieſen nur verwilderten, nicht im Grunde der Seele ſchlechten Menſchen einen wohlthätigen Eindruck. Er folgte mir und Alles ging gut.

Darum ſoll mir Niemand, ſchloß der Förſter, von Zufällen reden. Das iſt Unſinn und ſogar eine Sünde. Gott lenket unſre Geſchicke. Wollten wir eben nur drauf merken, wenn er uns warnet, wir würden in gar vielen Fällen, ja in allen, vor dem bewahrt, was die Seele elend macht und uns um unſern Frieden bringt — und —

ſetzte ich damals und auch jetzt, wo ich Euch das wiedererzähle, hinzu — wir würden dankbarer gegen den Lenker unſrer Tage und vertrauensvoller gegen ſeine heilige Verſehung, die unſrer nie vergißt.

Probatum! ſagte der Gevatter. Behaltet's Alle wohl. Nun wollen wir ſchlafen gehen; vergeſſe aber Keiner ſein Abendgebet und das beſonders: „Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel!"

13. Habet ein Herz für die Brüder!

Wie Ihr wißt, liebe Leſer, habe ich es ſo in der Gewohnheit, Euch in der Spinnſtube dann und wann das Lebensbild eines edeln Mannes vor das Auge zu ſtellen, und ich wähle da gerne erle Deutſche, weil ich auch von ganzer Seele ein Deutſcher bin. Das thut aber hier gar nichts zur Sache. Trifft ſich's 'mal, daß meine Gedanken auf einen großen und edeln Mann fallen, der kein Deutſcher war, ſo bin ich auch ſo engherzig gar nicht, daß ich nicht auch eines ſolchen mit aller Liebe gedächte und von dem Euch erzählte. Man ſoll und muß das Gute anerkennen, wo man es findet; findet man's aber im Vaterland, in ſeinem eignen Volke, dann um ſo mehr und um ſo freudiger.

Der, von dem ich jetzt Euch erzählen will, hieß Johannes Daniel Falk und war zu Danzig in Preußen

im Jahre 1770 geboren. In einer goldenen oder silbernen Wiege, wie sie Anno 1811 die Stadt Paris dem damaligen Kaiser Napoleon verehrte, damit er seinen neugeborenen Sohn, der den Titel: „König von Rom“ mit auf die Welt brachte, hineinlege und selber schockele, wie unser Einer bei seinen Buben gethan hat, oder es thun lasse, hat der kleine Johannes nicht gelegen, und Schenkammen und Wartefrauen und dergleichen dienstbare Geister, deren Liebe schwer bezahlt werden muß, haben ihn nicht umgeben und gehätschelt, und als einen kleinen Engel gepriesen, der doch nur ein arm hülfloß Menschenkind war, wohl aber ein treues frommes Mutterherz. In einem Palast ist er auch nicht zur Welt gekommen, sondern im vierten Stockwerke, nicht weit vom Dach, in einem der alten hohen Häuser einer dunkeln Nebengasse, deren die uralte Handelsstadt Danzig noch heute nicht Wenige hat. Wie gesagt, Reichthum, Glanz, Ueberfluß umgab seine Wiege nicht, wohl aber Armuth und ein kümmerlich Wesen — denn sein Vater war ein armer Perückenmacher, und Ihr wißt schon, daß das Leute sind, die die Kahlköpfe mit sogenannten „Atzeln“ bedecken.

Heutzutage ist's nun noch schlimmer mit dieser Zunft, als damals; denn heutzutage tragen nur die, die alt sind und kahlköpfig und noch gern jung sein wollen, oder die, die es um der Gesundheit willen müssen, solche Perücken oder Atzeln, und wenn's auch an Kahlköpfen unter den Jungen und Alten nicht fehlt, so ist's doch ein Gewerbe, das selten den, der es treibt, absonderlich reich macht. Damals, als des Johannes Vater an den Köpfen der Leute herumhandthierte, war die Welt aus dem Fundamente verrückt. Wem auch der liebe Gott noch Haare gelassen, der ließ sie sich abrasiren und trug so eine Atzel auf dem Kopfe, die dazu noch, dick mit Puder bestreut, schneeweiß aussah! Hinten dran hing entweder ein Zopf, so lang, wie eine Elle, der aussah wie der kahle, lange und dicke Schwanz einer riesigen Ratte, oder ein schwarzseidener Sack mit einem breiten Bandschlupf, der auf dem Nacken lag. Eine schöne Sorte! Das war die goldene Zeit der Perückenmacher!

Aber als unser Freund Johannes das Licht der Welt

erblickte, war diese goldene Zeit schon mehr als dreiviertel vorüber. Die Leute trugen schon wieder das eigene Gewächs auf dem Schädel, ließen's aber hinten in einen langen Zopf wachsen, den obbemeldeten Rattenschwanz, und so lange er nicht zur gehörigen Länge ausgewachsen war, steckten sie die Haare in den obbemeldten Haarbeutel, streuten aber das schöne, weiße Stärkmehl, den Puder, noch immer fingerdick auf den Kopf, der erst, damit er liegen blieb, recht fett gemacht wurde. Auch eine feine Liebhaberei!

So war denn dazumal die Zunft der Perückenmacher schon sehr heruntergekommen, und es gab ihrer eine Menge. Daraus ist zu schließen, und auch völlig richtig, daß sie am Ueberflusse nicht laborirten, es sei denn an dem des Mangels.

Der Vater des Johannes war ein armer Mann, der sich plagen und Zöpfe wickeln und Köpfe pudern mußte, um das zu verdienen, was er zum täglichen Brod nöthig hatte, bracht's aber selten so weit.

Der Johannes war ein hübscher, netter Bub, und der Alte dachte: Das wird ein feiner Zopfwickeler werden, und führte ihn frühe dazu an, nahm ihn mit, auf daß er bald auch das Geschäft treiben und das Brod, das er aß, verdienen könne.

Dem armen Vater war das so übel nicht zu nehmen; aber dem Johannes gefiel es nicht im Geringsten; denn der liebe Gott hatte einen andern Beruf in seine Seele gelegt, und ihn dazu mit reichen Gaben ausgestattet, was aber der Vater nicht begreifen wollte.

Manche unter Euch, namentlich der Schmiedjacob und der Gevatter, erinnern sich auch noch, daß dazumal und noch viel später, die Eltern nicht von der wohlgesinnten Landesregierung angehalten wurden, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Wer wollte, der that's, und Eltern, die es erkannten, wie wohlthätig und wie sehr es ihre Pflicht sei, ihre Kinder zu guten und nützlichen Gliedern der großen Menschenfamilie zu bilden, thaten's aus eigenem Pflichtgefühl; aber es kostete Geld, und in der Stadt viel. Der gute alte Perückenmacher Falk meinte, wenn sein Johannes lesen, eine Rechnung für seine Kunden leserlich schreiben

nnd die Species rechnen könne, dann wisse er so viel, wie er selber. Da er nun damit durchgekommen, so werde das seinem Sohn auch gelingen. Ueberdieß habe er auch die Thaler nicht so daliegen, daß sie schimmelig würden, um sie, die er für Brod brauche, für überflüssig viel Schulunterricht auszugeben.

Mit dem Manne kann man deßwegen nicht mehr rechten über solche verkehrte Ansicht, weil er schon gar lange todt ist, und ich denke, die Mutter wird's wohl auch gethan haben, denn die erkannte es, wie sehr ihr lieber Sohn, bei seinen reichen Gaben, darnach verlangte. Sie hat's aber nicht weiter bringen können, da der Stein des Anstoßes das mangelnde Geld war, und leider der Junge Brod mußte verdienen helfen, wenn die Familie nicht hungern wollte. Ach, wie manchem braven Manne, der hernachmals durch eigenen Fleiß und Gottes Segen doch

noch weiter kam, als er damals mit Kummer dachte, iſt es nicht beſſer gegangen! —

In dem Johannes ſteckte aber etwas Anderes, als ein Perückenmacher, der mit Kamm, Scheere, Puderquaſte und Brenneiſen herumläuft. Ich denke, es geht ihm wie dem Würmlein in der Haſelnuß! Wenn's Zeit iſt, wird es ſich ſchon durch die dicke Schale herausbeißen!

Und dieſe Zeit kam, als er ſo ſeine zwölf bis dreizehn Jahre alt war. Dann und wann, wenn der nette Junge ſeine Arbeit an einer Axel oder einem Menſchenkopfe gut gemacht hatte, fiel hier ein Gröſchlein Trinkgeld und dort eins. Das ſparte er ſich ſorgfältig in ſeinem kleinen Geldbeutelchen und lief dann in die Leihbibliothek, das heißt zu den Leuten, die viele, ſchöne und gute (freilich heutzutage auch erſtaunlich viel ſchlechte, das Herz und die Seele verderbende) Bücher haben und ſie zum Leſen an andre Leute ausleihen, ſo den Tag für ein paar Kreuzer oder Pfennige, und holte ſich ein Buch. Nun ſtand es aber ſchlimm mit dem Leſen derſelben; nicht weil es der Johannes Falk nicht gekannt hätte, das ging ſchon, ſondern weil der Vater auf das Bücherleſen gar nichts hielt, deſto mehr aber auf das Arbeiten. War der Junge zu Hauſe, ſo mußte er an ſeinem Perückenſteck ſitzen und neue Axeln für Kahlköpfe machen oder alte repariren, einſchmieren und mit Puder beſtreuen und andre in ſein Handwerk einſchlagende Arbeiten thun, die ihm der Vater anwies.

Unter dieſen Büchern, nach denen er ein ſo ſehnliches Verlangen hatte, waren es beſonders die

Schriften des frommen Gellert, von dem schon mehrmals die Rede gewesen ist und die anderer Dichter. Was blieb da übrig? Die Wohnung der Eltern war enge. In einem besondern Stübchen konnte er nicht sitzen. Da, und das zeigt für den Eifer des Jungen, stellte er sich denn oft in rauher Winterszeit an einen jener Stöcke, an welchen eben die Laternen befestigt waren, welche die Straßen bei der Nacht zu erleuchten bestimmt waren, und las in seinen lieben Büchern.

Lange da zu stehen, war nicht möglich; denn die Kälte nöthigte schnell wieder in das Haus zu gehen. Es begreift sich leicht, daß bei der heftigen Lernbegierde des Jungen solches kurze Lesen nur das Verlangen darnach vermehrte, wie bei dem Hungrigen wenig Speise nur die Eßlust reizt. Es begreift sich ferner ebenso leicht, daß ihm die ekelige Arbeit zu Hause das Handwerk seines Vaters immer mehr verleidete und ihn mit der Lage, in welcher er sich befand, immer unzufriedener machte. Dieser Widerwille gegen das Handwerk steigerte sich bis zum völligen Abscheu, den zu überwinden er am Ende ganz unfähig war.

Da faßte der Knabe den verzweifelten Entschluß, das Vaterhaus heimlich zu verlassen und führte ihn aus. Er irrte einige Tage an der Meeresküste umher, bat jeden Schiffer ihn mitzunehmen, und war dann, als sie Alle ihm das weigerten, in der traurigen Lage, in das Vaterhaus zurückkehren zu müssen, wo er den härtesten Empfang fürchtete. Es ging indeß besser, als er dachte. Wohl mochte die Mutter dem Vater vorgestellt haben, wie er mit seinem Zwange zur Perückenmacherei den Knaben aufs Aeußerste gebracht habe, und das schien denn doch den Alten anderes Sinnes gemacht zu haben.

So gelangte denn endlich der Junge zu seines Herzenswunsches Erfüllung, er durfte das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchen. Freilich war er schon sechzehn Jahre alt, aber Fleiß und Ausdauer konnte noch Alles nachholen. Das geschah denn auch ehrlich und treu, und die bedeutenden Fortschritte, das ausgezeichnete Betragen erwarben ihm Freunde und Unterstützungen, daß er endlich nach Halle gehen und studiren konnte. Als er ausstudirt hatte, kehrte er jedoch nicht nach Danzig zurück, nahm auch kein Amt an, sondern ließ sich in Weimar nieder.

Hier begann die gemeinnützige, menschenfreundliche Thätigkeit des treuen Mannes sich bald zu zeigen.

Er hatte den Druck der Armuth getragen und kannte ihre Bitterkeit; darum hatte er jederzeit ein Herz voll theilnehmender Liebe für jede Noth, wo und wie sie sich zeigte.

Diese bewies er besonders im Jahre 1806, als die Franzosen in Weimar einrückten. Er war des Französischen mächtig und leistete dadurch, wie auch durch die Art und Weise, wie er, bei der Festigkeit seines Wesens, in die öffentlichen Angelegenheiten eingriff, nicht nur der Stadt Weimar, sondern dem ganzen Großherzogthume die größten Dienste.

Allgemeine Dankbarkeit war dafür sein Lohn; aber auch der Großherzog erwies sich erkenntlich, indem er ihn zum Legationsrath ernannte und ein Jahrgehalt anwies. Nun war er an Weimar gefesselt. Wo er durch Rath und That nützen konnte, da war er bei der Hand; aber als das Jahr 1813 kam mit seinen Drangsalen und das Lazarethfieber so schreckliche Verheerungen anrichtete; als eine große Anzahl Kinder Vater-, Mütter- und Brodlos wurden; als in der allgemeinen Noth Niemand sich der verlassenen Kinder annahm, da rief er sie in reicher christlicher Liebe zu sich und nahm sie in sein Haus auf, ernährte, pflegte und unterrichtete sie, — wurde mit Einem Wort ihr Vater. Um aber auch nachhaltig für sie, deren Zahl sich stets mehrte, sorgen zu können, was natürlich seine schwachen Mittel weit überstieg, gründete und stiftete er die Gesellschaft der Freunde in der Noth, die den Zweck hatte, sich der verwahrlosten, verwilderten Kinder anzunehmen, sie zu christlichen Menschen zu erziehen und dafür zu sorgen, daß sie, statt durch Bettelei zu Dieben und Räubern, durch Erlernung nützlicher Handwerke brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Diese Gesellschaft der Freunde in der Noth, deren Seele der edle Falk blieb, stiftete unglaublich viel Gutes in jener und in späterer Zeit. —

Bedenket einmal, welch ein Segen es ist, wenn solche elternlose oder von den schlechten Eltern gänzlich verwahrloste Kinder gut unterrichtet und nun fähig werden, durch ein gutes Handwerk ihr Brod zu verdienen und brave Bürger zu werden? Wären sie in der Wildheit und Zuchtlosigkeit aufgewachsen, hätten sie sich an ein herumschwei-

fendes Leben gewöhnt und dadurch an Laster und Schande, sie wären dann eine Zuchtruthe ihrer Mitmenschen und selber zeitlich und ewig elend geworden! Darum muß der Mann gesegnet werden, der ein Herz für diese unglücklichen Kinder hatte, und mit aufopfernder Nächstenliebe Alles willig aufbot und zum Opfer brachte, um sie zu retten.

Er hatte nun das Feld gefunden, wo er thätig zu sein berufen war, aber auch rastlos war sein Eifer. Er gab sich ganz und völlig dem Berufe hin, nützlich zu werden dem leidendsten Theile der Menschen. Durch seine rastlosen Bestrebungen kam eine Armenschule zu Stande, und der Großherzog, der ohnehin Falk's Unternehmungen mit liebender Theilnahme begleitete und sie werkthätig unterstützte, erhob endlich Falk's Anstalt zu einer öffentlichen Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, die den Namen „Falks-Institut" trug und noch heute trägt. Hier wirkte der fromme, treue Mann mit immer frischem Eifer und Geiste, bis ihn der Herr am 14. Februar 1826 zu sich nahm, als seinen frommen und getreuen Knecht. Sein Name aber stehet in Ehren in Weimar, im ganzen Land und weit über seine Grenzen hinaus. Und wie mögen ihn erst die fleißigen, rechtschaffenen Bürger und Handwerker in Ehren und Treuen halten, die er aus dem Sumpfe der Rohheit, Verwilderung und Entartung rettete!

Solch eine Wirksamkeit ist die herrlichste, denn sie trägt für das Reich Gottes und das Reich der Menschen die gesegnetsten und heilbringendsten Früchte!

Solch ein Mann verdient es, besonders jetzt, daß wir seiner in Liebe gedenken, wo durch die „innere Mission," das heißt durch die werkthätige Liebe zur Rettung der geistig und leiblich Armen, so Vieles gethan wird zur Rettung solcher verwahrloster Kinder. Zu diesem schönen Zwecke sind schon zusammengetreten und treten täglich mehr Vereine wahrhaft christlich gesinnter Männer zusammen, weil Vieler Mitwirken nothwendig ist. Laßt Euch doch ja die Unterstützung der Sache der innern Mission recht warm empfohlen sein! Es ist das Werk, wofür Falk bereits vor vielen Jahren thätig war, das Werk, das uns Alle zur Theilnahme rufen muß heute, wo so viel zu retten ist.

Wie reich iſt dein Schärflein, das du opferteſt, belohnt durch den erquickenden Gedanken: Das Wenige, was ich dazu ſteuerte, iſt ein Mittel geworden zur Rettung der verlaſſenen und dem Verderben preisgegebenen Kinder! — Außer dieſer menſchenfreundlichen Wirkſamkeit hat der wackere und edle Falk viele treffliche Bücher geſchrieben, und ſich auch dadurch einen wohlverdienten, ſehr guten Ruf erworben.

16. Ein Dampfſchiffsſtücklein.

In den zwei verletzten Jahrgängen der Spinnſtube hab' ich Euch einige Stücklein erzählt, die ſich zu unterſchiedlichen Malen auf den Dampfſchiffen auf dem Rheine zutrugen, und gewiß haben ſie Manchem Spaß gemacht. Auf ſo einem Dampfſchiffe, wo ſo viele und mancherlei Menſchen zuſammenkommen, gibt's denn auch natürlich manchen ſpaßhaften Auftritt.

Betrachtet man ſich die Leute auf dieſen Dampfſchiffen, ſo fallen Einem

sogleich die Engländer auf. In ihrem Hochmuth und in ihrer Anmaßung betragen sie sich oft grade so, als seien diese Schiffe nur für sie da, und als sei ehrliches, deutsches Geld nicht gerade soviel, als eben soviel englisches. Sie kümmern sich um die übrige Welt nicht, reden mit Niemand und laufen oft den ganzen Tag, wie toll, von einem Ende des Schiffes zum andern, zeichnen sich aber besonders dadurch aus, daß sie bei Tische, das heißt, beim Essen einen Faden spinnen, bei dem Einem Hören und Sehen vergeht, und sich dann wohl auch recht ungeberdig hinrekeln.

Da ist denn auch einmal so ein Engländer auf einem dieser Schiffe, der seinen unartigen Landsleuten gleicht, wie ein Tropfen Wassers dem andern. Er war sehr lang und dabei so dürr, daß er das Ansehen hatte, als ob man ein paar Bohnenstangen oben zusammengebunden und in menschliche Kleider gesteckt und einen Kopf und einen Hut drauf gesetzt hätte. Oben auf dem Verdecke war es kalt. Der Westwind pfiff scharf und es drohte Regen zu geben.

Fast alle Reisende zogen sich in das Innere des Schiffes, in die sogenannte Kajüte, zurück. Da nun viele Leute auf dem Schiffe waren, so mangelte es bald an Raum zum Sitzen. Mein dürrer, langer Engländer hatte sich aber auf die Bank gelegt und noch einen Stuhl vor sich hingestellt, auf dem er das ungeheuer große Blatt einer englischen Zeitung ausbreitete, in welcher er las, und so darin vertieft schien, daß er weder hörte, noch sah.

Schon jetzt war Mangel an Raum und viele Leute mußten stehen, während der Engländer den Platz von fünf Personen einnahm, wenn man den Stuhl dazu rechnet, auf dem seine Zeitung lag.

Nun begann es aber entsetzlich zu regnen. Die Leute, welche die Wärme und das Gedränge in der Kajüte nicht mochten, und deßwegen noch auf dem Verdecke geblieben waren, kamen nun nothgedrungen auch herunter und vermehrten natürlich das Gedränge noch in der engen Kajüte. —

Da besonders auch einige Frauen und Mädchen dabei waren, die nicht einmal sitzen konnten, so gab es bald ein allgemeines Murren über den ungezogenen Engländer. Dies halblaute Murren wurde lauter und manche Herren

äußerten sich derb und unwillig über solche Grobheit und Unart; aber mein Engländer thut, als ob er taub wäre, liest in seiner Zeitung und rührt sich nicht von seinem Platz.

Endlich tritt Einer zu ihm und sagt ihm auf französisch, er solle aufstehen und Platz machen für die Frauenzimmer.

Mein Engländer sieht ihn mit großen Augen an, hört auf das, was Jener sagt, aber rührt sich nicht und liest ruhig fort.

Da tritt Einer herzu, der eine kräftige Gestalt hat und sagt: Meine Herren, es scheint, der Mensch Beafsteak (was so viel heißt als: Rindfleischschnitte, die die Engländer gern essen und nach denen man sie wohl spottweise nennt) versteht weder Deutsch, noch Französisch, noch Höflichkeit. Ich will einmal Englisch mit ihm reden!

Nun tritt er an ihn heran, faßt den Engländer hinten beim Rockkragen und hebt ihn mit riesenhafter Stärke schwebend in die Höhe und stumpt ihn dann auf die Bank, daß er grade dasitzt, sieht ihn lachend an und sagt: Jess! (was auf englisch Ja! heißt).

Der Engländer, überrascht von der entsetzlichen Stärke des Mannes und von der derben, aber entschiedenen Art, wie ihm der das Kapitel von der Höflichkeit auslegt, guckt ihn ganz verdutzt an und sagt in seiner Verlegenheit, weil er nichts Anderes vorzubringen weiß, ebenfalls: Jess! — Und die ganze, große Gesellschaft bricht, überwältigt von dem komischen Anblick, in ein brausendes Gelächter aus.

Sehen Sie! ruft da der, der ihm den Text ausgelegt, Englisch versteht er! Nun aber, meine Damen, nehmen Sie gefälligst Platz! Diese lassen sich das natürlich nicht zweimal sagen, und der Engländer setzt sich nun ganz artig und ordentlich in die Ecke.

Merke: Es versteht ein Jeder seine Muttersprache am Besten, und eine gute Auslegung ist zu Zeiten viel werth.

17. Ein Räthſel.

Viel Blätter trag' ich und bin kein Baum,
Mir fehlen Stamm und Aeſte.
Ich wurz'le nicht in des Bodens Raum;
Das iſt das Beſte.
Nun kann ich dir folgen, wohin du gehſt.
Du hältſt die Blätter in Händen,
Und wie du ſie wendeſt und drehſt,
Werden ſie Nahrung dir ſpenden;
Nur Schatten nicht;
Denn je mehr Licht
Durch meine Blätter bricht,
Deſto freundlicher lächelt dein Angeſicht.

18. Der Versucher.

Eine Geschichte.

Wo der liebe Gott eine Kirche hat, da baut der Teufel gewiß ein Wirthshaus neben dran. Das sagt Eins unserer Sprüchwörter und trifft damit wieder einmal recht den Nagel auf den Kopf. Die folgende Geschichte beweist das auf eine ebenso betrübende, als schlagende Weise.

In dem Jahrgange 1850 der Spinnstube steht eine Geschichte, die wohl zeigt, wie viel Einer, wenn er redlich will, zum Besten seiner Mitmenschen und Nachbarn thun kann, und wie er im Stande ist, sie aus Tagedieben zu treuen, fleißigen Menschen zu machen. Leider wird diese Geschichte das Gegentheil lehren, und sie ist keine gemachte; sie ruht leider auf der Wirklichkeit, und darum möchte ich aus Schonung weder die Namen des Dorfes, noch der Leute nennen, um so mehr, als es dort seitdem sich um ein Erhebliches gebessert hat.

In einem Dorfe, nicht weit vom Rhein ab gelegen, war kein Wirthshaus. Wirklich? sagt Ihr. Ich sage: Ja, und gerade, das Ihr Euch darüber wundert, das beweist leider, daß fast überall der Teufel neben die Kirchen Gottes sein Wirthshaus gebaut hat.

Es war dort nicht nöthig. Eine Landstraße führte nicht durch das einsam im Walde liegende Dorf. Fremde kamen selten hin, und da noch des Apostels Wort galt: Herberget gerne, so fanden Spengler, Scheerenschleifer, auch wohl einmal ein Kleinkrämer, und ebenso arme Leute und Handwerksbursche, die sich dahin verirrten, gar gerne eine Herberge und Nachtlager, auch einen Platz und Theil

beim Essen um Gottes willen, das heißt auch: ohne Bezahlung, und aus Liebe und Menschenfreundlichkeit.

Die Männer und Bursche arbeiteten Abends, wie am Tage, und blieben daheim, oder gingen mit ihrer Arbeit in ein Nachbarhaus, in die Spinnstube.

Was arbeiteten sie denn im Winter? fragt vielleicht Mancher, der nicht weiß, was er thun soll, um die Zeit herum zu bringen.

Ei, darauf will ich gerne und genau antworten, weil ich das Dorf und die Leute aus der Nähe genau kennen gelernt habe. Erstlich strickten die Männer, Bursche und Buben, wie ich das da vorn beim Stricken und Weben schon erzählt habe, die Strümpfe für sich und die ganze Familie, so weit der Vorrath Wolle reichte, den sie sich im Herbst auf dem Jahrmarkte kauften, und damit hatten Manche den ganzen Winter zu thun, besonders Väter, die viele Kinder hatten und meist Mädchen, die alle spannen oder nähten. Andere schnitzten auf einer Schnitzbank Rechen, machten Dreschflegel, Heugabeln, Schippenstiele und solche landwirthschaftliche Geräthe, und was sie nicht für sich brauchten, das wurde verkauft. Noch Andere banden Kehrbesen aus Birkenreisig auf den Verkauf; wieder Andere machten aus Stroh Bienenkörbe, Backkörbe und große Kisten mit eben solchen Strohrollen und Weiden oder Schienen von Haselholz; wieder Andere flochten große und kleine, grobe und feine Körbe aus Weiden. Geschicktere, die man „Peßler" nannte, hatten Drechslerbänke und Hobelbänke, und machten allerlei nützliche Geräthe, selbst Eimer und kleine Tonnen und Bütten. Damit wurde sehr viel Geld im Winter verdient, und Mancher stand sich im Winter so gut, wie im Sommer. Mehrere verstanden auch aus den Blöcken der Eichenstämme Weinbergpfähle mit großem Geschicke zu reißen, und die verdienten unstreitig am Meisten. Da nun überdies die Leute sehr sparsam waren, ihr Brod selber backten und mit ihrem Fleiße wetteiferten, so stand das Dorf sehr gut, und war in mehr denn hundert Jahren kein Bettler darin gewesen.

Es war auch nicht groß, denn vierzig Häuser machten das ganze Dorf aus. Unter den ebenso betriebsamen, als eingezogenen Leuten herrschte Frieden und Eintracht. Selten

kam ein Prozeß vor das Gericht. Kamen Streitigkeiten vor, so legten sich die Nachbarn in der Regel darein und schlichteten sie. Zur Kirche mußten sie eine halbe Stunde weit gehen; aber sie waren die fleißigsten Kirchengänger in der Pfarrei, und die Sonn- und Festtage wurden stille und heilig gehalten, wie es Christenmenschen zukommt.

Wer das Dorf kannte, hatte seine Freude dran, und war einmal Einer in Geldverlegenheit, so lieh ihm Jeder in der Stadt mit Freuden, weil er nicht nur seine Zinsen auf die Stunde der Verfallzeit empfing, sondern weil auch gewiß alle Jahre ein Theil der Kapitalsumme abgetragen wurde.

So ging's Jahr aus, Jahr ein. Der Ackerbau blühte und die Viehzucht war berühmt. Die Metzger fanden mehr fettes Vieh in dem Dorf, als in den anderen mageres.

Dabei hielten sich die Leute von den unseligen neuen Moden. Sie trugen sich noch nach der ächten, alten Art wie ihre Väter: Lederbuchsen und blaue Tuchwämmser, und Sonntags Röcke nach dem alten Schnitt, und die Frauen machten's ebenso. Tüllhauben sah man nicht. Die Mädchen gingen bloßhaarig und die Frauen trugen Nebelkappen.

Einmal starb eine Familie aus, und da minderjährige Kinder da waren, so mußten Haus und Güter versteigert werden. Nun steigerte dies Haus ein junger Mann aus einem fremden Dorfe, der seines Zeichens ein Bäcker war.

Kaum war er eingezogen, so dachte er: Es ist hier kein Wirthshaus. Du mußt 'mal Etwas probiren!

Es war ein leichtfertiger Bursche, erfahren im Kartspiel und allen Dingen, die einen Menschen auf die Wege führen können, die ein ehrlicher Mann meidet.

In seinem Hause war kein Tanzboden, wie denn im ganzen Dorfe keiner war. Er ließ nun zwei ziemlich große Oberstuben zu Einer machen und neu dielen, daß man eben darin tanzen konnte, und eines schönen Morgens im November steckte ein grüner Tannenstrauß über der Hausthür und hing ein Brett darüber, auf dem stand auf schwarzem Grunde mit großen, weißen Buchstaben geschrieben: „Allhier guter Branntwein bei Johann Peter Bisser," so hieß er nämlich. Dabei lag er im Fenster und sagte zu den Vorübergehenden: Nun, Hanns, Peter, Jacob oder wie

ſie hießen, Ihr werdet mich doch auch einmal beſuchen? Ich muß in Eure Leimſiederei hier einmal ein ander Leben bringen, damit Ihr doch auch leben und Euer Leben genießen lernet, wie andere ehrliche Leute! Das gefiel Manchem wohl und er ſagte: Ja.

Samſtags war das geſchehen. Sonntags Morgens ſtanden gar prächtige Wecke auf einem neuen Brette vor dem Fenſter, die glänzten, daß man ſchon von ferne Luſt bekam, einen zu eſſen.

Nun ließen ſich Einige ſolche Wecke holen, um ſie in die Mittagsſuppe zu ſchneiden, Andere, um Abends Eierſchnitten zu backen, noch Andere, um ſie in den Kaffe zu tunken.

Es ſchmeckt gut, ſagten ſie, und koſtet ja nicht viel!

Sonntags Abends ſagte ein Trupp junger Burſche: Wir wollen einmal zu dem Bäcker gehen und majen.

Er war ungemein höflich. Sie ſetzten ſich an den Tiſch und er fragte: Iſt Euch ein Gläschen Branntwein gefällig?

Nun konnten ſie doch nicht anders — es koſtete auch nur ſechs Pfennige, und es war Anis drinn, und er war ſüß wie Zucker, und ſchmeckte erſtaunlich gut.

Aus Einem Gläschen wurden zwei, und nun plauderten ſie, und der Bäcker war eine erzluſtige Haut; wußte Stückchen zu erzählen, daß man ſich ſchier todtlachen mußte. Der Abend flog herum, und als der Wächter zehn Uhr blies, gingen ſie nach Hauſe und mußten ſich ſelber ſagen: ſo einen vergnügten Abend hatten ſie doch lange nicht gehabt.

Als ſie am Montag Abend in der Spinnſtube ſaßen und ſtrickten, wußten ſie gar nicht genug zu rühmen, wie gut der Schnapps des Bäckers ſei.

Ihr habt gut reden, sagten die Frauen. Wir wissen's aber doch nur vom Hörensagen. Seid so ehrlich und holt uns auch einmal.

Das war denn doch eine Ehrensache! Die Burschе legten zusammen, und es wurde ein Schoppen von dem süßen Schnapps geholt und getrunken, der Alt und Jung gar vortrefflich schmeckte.

Aber es fiel doch an den folgenden Wochentagen auf, daß bald dieser, bald jener fehlte, der sonst regelmäßig in der Spinnstube war. Kamen sie am folgenden Abend wieder und sie wurden gefragt, wo sie gewesen wären? so antworteten sie: In Bäckers; denn da kann man auch stricken und ist gute Gesellschaft da und ein Gläslein Kurzer. Am Sonntag Abend war des Bäckers Stube gepfropft voll. Er hatte die Hände voll zu thun; denn zu dem süßen Anisschnapps schmeckte auch ein frischer Weck vortrefflich. Es kostete gar wenig! So ein Gläschen Schnapps sechs Pfennige und ein Weck drei! Was war denn das, wenn man die ganze Woche gesessen und gearbeitet hatte? Es waren alte Leute da, die ganz bedenklich den Kopf schüttelten und meinten: Der Bäcker sei auch kein Segen für das Dorf; denn Gelegenheit mache Diebe!

Das waren aber so alte Knasterbärte, die an den uralten Schlendrian gewohnt waren und meinten, wenn einmal der Wagen aus dem tiefausgefahrenen Gleis gehe, so wäre nichts gewisser, als daß er gleich umfiele. Das war aber ja doch gar nicht nöthig!

Die alten Leute haben so ihre Grillen, die man ihnen lassen muß. Ob man sich dran stört, das ist ja eine andre Frage, und die Jugend kommt bekanntlich in unsrer Zeit viel gescheidter auf die Welt, als früher, ja, als selbst die alten Leute sind. Das Sprüchlein: Erfahrung geht vor Lehre, ist auch alt und darum soll man sich nicht drum kümmern. So dachten die gescheidten Burschе und gingen in Bäcker's und tranken da süßen Schnapps, der so wohlfeil und gut war.

Von da an wurde das Haus auch an den Wochentagen besucht. Wie es aber so geht in der Welt — man plaudert sich aus. Gelesen wurde beim Bäcker nicht.

So kam's denn wohl öfter, daß es so stille wurde,

daß man höchſtens hörte, wenn Einer mit dem Boden des leeren Glaſes auf den Tiſch klopfte und ſagte: Noch Eins!

Der Bäcker war begreiflicher Weiſe verpflichtet, für die angenehme Unterhaltung ſeiner Gäſte zu ſorgen. Das verſtand ſich von ſelbſt.

So kam er denn eines Abends und legte ein Spiel Karten auf den Tiſch und ſagte: Ich will Euch 'mal lehren, wie man ſich bei mir zu Hauſe die Zeit vertreibt! Da ſetzen ſich Zwei, Drei, Vier zuſammen und ſpielen irgend ein Kartenſpiel. Wer's verliert, zahlt ein Glas Schnapps und einen Weck oder — wenn ſie Leute ſind, die etwas gelten wollen, einen halben Scheppen Schnapps und vier Wecke. Was herauskommt, wird in der Geſellſchaft vertrunken und gegeſſen — oder — ſie ſetzen in ein Schüſſelchen, Jeder, der verliert, nämlich einen Groſchen. Wenn ſie nun bis zehn Uhr geſpielt haben, wird das, was verloren worden iſt, vergeſſen und vertrunken und Jeder hat etwas davon.

Das iſt prächtig! riefen gleich ein paar Burſche und ſetzten ſich an. Die Andern ſtellten ſich drum herum und ſahen dem Spiele zu.

Etwas Schöneres gab's nicht! Da plauderte man ſich doch nicht aus und mußte auch nicht die alten Geſchichten ewig anhören, die doch zuletzt gar erſtaunlich langweilig wurden.

Dieſe Unterhaltung gefiel ſo gut, daß ſchon in der folgenden Woche an den Werktagabenden Schnapps und Wecke herausgeſpielt wurden. Der Winter war ja auch lang, und man konnte noch ſtricken, flechten und poſſeln genug! Der Menſch will ja doch auch einmal ruhen und froh ſein! Lange trieben ſie's ſo; aber auf die Dauer wird Alles langweilig, wenn nicht Abwechſelung dabei iſt. Ein Gläschen Schnapps und vier Wecke war doch auch für vier Leute zu wenig! Man nahm einen halben Scheppen und daraus wurde ein ganzer.

Nun kamen die Burſche und jungen Männer manchmal nicht alleine heim. Es ſaß noch Einer im Kopf, und dem war Alles nicht recht. Zankte dann noch gar die Frau, ſo gab's Hader und ſelbſt Mißhandlungen. Zankten die Alten, ſo ging der Sohn brummig in die Kammer und

kam Morgens widerwillig heraus. Die Arbeit war keine Luſt mehr, ſondern eine Laſt, und die alten Leute, die doch hätten bedenken ſollen, daß ſie auch einmal jung waren, gönnten doch auch ihren Kindern gar keine Pläſir! Man meinte, ſie wären in ihrer Jugend lauter Heilige geweſen! Am Ende fand das Spielen um Schnapps und Becke keinen Beifall mehr. Das kennte ſich ja ein Jeder nach Belieben kaufen. Sie begannen um Geld zu ſpielen. Der Gewinn machte fröhlich, man trank Eins, noch Eins! Der Verluſt machte den Anderen ärgerlich, und der Aerger mußte vertrunken werden.

Hatte Einer einmal ſein Geld verloren, ſo rief ihn der Bäcker hinaus in die Backſtube und ſagte: Alterchen, du mußt fortſpielen; das Blättchen wendet ſich; du gewinnſt gewiß wieder, was du verlerſt. Sagte der Verlierende unmuthig: Ich habe kein Geld mehr! ſo war gleich der Bäcker bei der Hand und ſagte: Närrchen, das thut nichts! So lange ich habe, haſt du auch! Ich leihe dir, ſoviel du willſt. Kannſt mir's zu gelegener Zeit wieder geben und kein Menſch erfährt's! Da hieß es dann: So gebt mir 'mal einen Thaler!

Nun ging das Spiel friſch an.

Gewann er, ſo bekam's der Bäcker wieder; verler er, ſo lieh er noch einen Thaler.

Ehe es Oſtern war, kam der Bäcker nicht zu ſich ſelbſt. Sein Haus war Abends wie geſtopft. Manche gingen auch Morgens ſchon hin, ein Gläslein trinken. Andere ſaßen ſchon Mittags bei ihm. Es war faſt kein Haus, wo nicht Hader und Unfriede, Eheſtreit, ja ſelbſt Prügelei war; allein das Uebel war eingeriſſen und die Verſuchung zu groß. Es ſteckte ſchon ordentlich im Blute!

Die Spinnſtuben waren verödet. Nur Mädchen und Frauen und alte, ehrbare Männer ſaßen drin, und ſtatt freier Rede, ſtatt Vorleſens guter Bücher, hörte man Geſchichten von Hausſtreit und Zank; man erzählte, wie dort ein Sohn ſeinen Eltern die Frucht vom Speicher ſtahl und dem Bäcker um einen Spottpreis gab, damit er ſeine Spiel- und Trinkſchulden zahle; hier ein Mann das Geld zu ihm trug, womit das fällige Ziel eines erſteigerten Ackers hätte bezahlt werden ſollen, und dergleichen mehr. —

Manche junge Frau wiſchte heimlich eine Thräne weg; eine andre ſeufzte, und wieder andre fluchten dem Bäcker in wildem Haß und Zorn, und drohten ihm mit bitterer Rache!

Kurz, der Segen war aus dem Dorfe gewichen, aus den Häuſern, aus den Herzen!

Wenn's Sommer geweſen wäre, hätte auf dem Kirchwege Gras wachſen können; denn, wenn man die Samſtag-Nacht bis Ein Uhr — und ſo weit war's ſchon, daß um zehn Uhr Niemand ans Heimgehen dachte — beim Spiel und Branntweinglas geſeſſen hatte, ſo war's Sonntags Morgens doch zu früh Tag, wenn's auch erſt um halb acht helle wurde; dann war's doch erſchrecklich kalt; der Schnee nicht gebahnt; man hatte Kopfweh — kurz, es war Einem gar nicht drum, ſo früh ſchon über den Berg in die Kirche zu laufen. Die Kirche war ja auch kein Froſch; ſie hüpfte nicht weg! Wenn die Kinder ſagten: Mutter, warum betet der Vater nicht mehr Abends mit mir? ſo antwortete die arme Mutter mit einem tiefen Seufzer: Er iſt noch

draußen! Und fragten sie: Warum auch Morgens nicht mehr? so sagte sie schmerzvoll: Ich will's thun! Und that's auch, und der Mann schlief seinen Rausch von Gestern aus. Und fragten sie: Warum ist er nicht mehr so freundlich gegen uns, wie früher? So schwieg sie mit tiefem Weh im Herzen stille, oder belog gar die armen Kinder und sagte: Sie irrten sich! Und es war doch leider so! — Nun fehlte auch oft das Geld für Salz, Oel und dergleichen Dinge, die man kaufen mußte. Wenn der Steuererheber kam, war kein Geld da.

Ei, da wußte der Vater Rath! Der Bäcker hatte Geld wie Wasser. Der lieh ja das Spielgeld, warum nicht auch das für die Herrschaft?

Niemand fand sich besser dabei, als der Bäcker. Er wurde, so schien es wenigstens, ein reicher Mann und die Bauern arm.

Schon gegen Ostern mußte er ein neues Schuldbuch kaufen, denn das Alte war voll.

Die armen Frauen wußten's gar nicht, wie tief manche Männer da in der Tinte saßen!

Als das Frühjahr kam und die Arbeit, ließ es etwas nach. Der Bäcker sann auf Neues.

Neben seinem Hause lag sein Garten, der sich weit hinter die Scheuer zog. Ein Wirthshaus ohne Kegelbahn ist eine Lumperei, und ein Dorf ohne Tanzmusik alle vierzehn Tage oder vier Wochen, ist doch etwas Unerhörtes. Noch armseliger ist aber Eins, das nicht einmal eine Kirmes hat!

In diesem Winter war ja genug verdient worden. Er konnte etwas anwenden. Da ließ er denn das schöne Pflanzfeld stampfen, die Obstbäume weghauen und baute eine gar schöne, lange Kegelbahn, und überdeckte sie mit Ziegeln, daß sie hübsch trocken blieb, und baute unten ein Häuschen dran, worin Tische und Bänke standen, und das hübsch zu war, daß man die Vögel nicht von der Straße sah, die darin saßen.

Nun ging Sonntags, gleich nach Mittag, das Kegeln an und dauerte bis in die Nacht. Es wurde Einem warm dabei. Nun wurde auch getrunken.

In der Woche war freilich die Kegelbahn leer; aber

wenn's ein paar Tage regnete und man doch nicht ins Feld gehen oder fahren konnte, so war ja doch nichts Besseres zu thun, als auf die Kegelbahn zu gehen. Der Becker borgte auch guten Freunden das, was sie tranken — und gute Freunde waren — Alle, die nur kamen.

Für das junge Volk gabs erst am zweiten Ostertag und zweiten Pfingsttag Tanzmusik. Das söhnte die Mädchen

mit dem Bäcker aus. Sie meinten, seit der im Dorfe sei, werde man doch auch einmal seines Lebens froh.

Später hielt er alle drei Wochen Musik. Es kamen Fremde ins Dorf und es wurde alle Tage schöner.

Im Herbst mußte auch Kirchweih oder Kirmes sein. Alle Dörfer in der Runde hatten sie ja auch. Sollte das Dorf zurückbleiben?

Ein Kirmesbaum wurde gesetzt und drei Tage gejubelt und getanzt und gezecht.

Am Ende wurden die Alten und Weiber des Zankens und Scheltens müde. Sie konnten ja doch den Strom nicht dämmen. Sie schwiegen und Manche — machten's am Ende mit.

Als aber nun die Erndte eingethan war, rief der Bäcker heute Diesen, Morgen Jenen und sagte: Alterchen, wir wollen einmal rechnen. Es ist Zeit. Ich kann doch die Zinsen nicht verlieren und will doch auch leben und bezahlen. Nun wurde gerechnet, und mit Schrecken sahen sie, daß heute ein Groschen, und morgen Einer; dann ein Thaler; dann ein viertel — ein halber — ein ganzer Schoppen — am Ende ein Kapital machte.

Da sagte der Bäcker: Bring' mir Frucht! Arbeite mir dafür! Oder stell' mir eine Handschrift aus!

Der brachte Frucht, versteht sich, nicht um den Marktpreis, denn da wäre doch der Bäcker ein Narr gewesen;

dann forderte er sein baar ausgelegtes Geld und kaufte sie sich auf dem Markte.

Ein Anderer arbeitete ihm drei, vier, acht Tage und versäumte seine Arbeit. Der Dritte stellte eine Handschrift zu sechs Procent Zinsen aus. So war's gut.

Man hätte denken sollen, das hätte sie klug gemacht und das Sprüchlein hätte seine Anwendung gefunden: Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Aber abwärts rollt der Wagen leicht.

Es ist leider sehr schwer, eine üble Gewohnheit abzulegen, leicht eine sich anzugewöhnen. Das Spiel ist eine der heillosesten Gewohnheiten und reizt deßwegen so sehr, weil immer die Hoffnung des Gewinnes die Habsucht aufstachelt; aber es ist leichter noch, daß sich ein Spieler bessert, als ein Trinker. Da lockt immer der Reiz im Gaumen. Dabei macht der Branntwein den Menschen so sehr zu seinem Sclaven, daß er am Ende gar keine Willenskraft mehr hat, und um sein unseliges Gelüsten zu befriedigen, lügt, betrügt, stiehlt und raubt. Die Ehre ist fort; die Achtung verscherzt; die sittliche Würde und Selbstachtung dahin; die Gottlosigkeit eingekehrt; da ist nichts mehr zu verlieren, und gleichgültig gegen Gott, Gewissen und Pflicht, sinkt der Säufer von Staffel zu Staffel tiefer, bis kein Aufstehen mehr ist.

Nicht anders ist mit dem Herumludern und Faullenzen. Hat sich einmal Einer dem ergeben, so macht ein Kreuz über ihn. Er ist verloren!

Mit gar vielen Haushaltungen in dem unglücklichen Dorfe stand es schon so. Die Kinderzucht lag im Argen. Aus wohlgearteten Kindern waren zuchtlose, wilde Rangen geworden. Auch die Mütter waren tief gesunken. Unreinlichkeit, Gleichgültigkeit war eingerissen. Sie verkauften an sogenannte Kotzelweiber was auf und los zu bringen war und naschten auch. Trank der Mann Schnapps, so halfen sie ihm eben oder tranken dafür heimlich Kaffe.

Seit Menschengedenken war kein uneheliches Kind geboren worden; jetzt waren im dritten Jahre des grünenden Unkrauts — schon zwei im Dorfe! —

Eine Familie hatte schon ihr Gut versteigern müssen, um den Bäcker und andre Schuldner zu bezahlen. Die Kinder gingen — betteln.

Es war vorauszusehen, daß die Zahl sich bald mehren würde. Und sie mehrte sich wirklich!

Waren sie denn Alle so schlecht geworden? werdet Ihr fragen, liebe Leser!

Darauf antworte ich, wenn ich auch mit einem tiefen Seufzer des Mitleids auf die vielen Opfer des Trunkes, des Spieles, des Lasters hinblicke, doch mit Freuden: Nein! Manchem Manne hatte eine fromme, treue, verständige Frau bei Zeiten noch die Augen geöffnet und der Pfarrer hatte treulich geholfen; manchen Sohn hatte Vater und Mutter mit Hülfe des Seelsorgers gerettet. Ihr Wohlstand blühte und Gottes Segen ruhte auf ihnen, während Jene der Fluch des Verderbens belastete, und sie rettungslos dem Abgrunde zueilten, der sich gähnend vor ihren Füßen öffnete.

Doch der Bäcker ist wohl ein steinreicher Mann geworden? fragt Ihr mich.

Ich antworte: Kann der Fluch der Redlichen, kann der Fluch armer Mütter, tiefgebeugter Frauen, trostloser Eltern Segen bringen?

Legt die Hand auf das Herz und antwortet: Was sagt Euch das untrügliche Wort Gottes? —

Kann, so frage ich weiter, der, der das Verderben in so viele Herzen und Familien trug; der den Samen des Unkrautes mit teuflischer Berechnung *seines* Vortheils in den Waizen streute; der die Thränen und Seufzer so vieler Unglücklichen auf dem Gewissen hatte, glücklich geworden sein? —

Fragt Euer besseres Wissen und Gewissen, und antwortet:

O, ich weiß, was Ihr antworten *müsset*, und auch ich *muß* es, weil es wahr ist: Nein! Und abermals, Nein!

Konnt' es fehlen? —

Er arbeitete sauer Nichts mehr; denn er kartete mit den Gästen. Er mußte sie ja doch die Spiele lehren, die sie nicht verstanden! — Nun blieb hier ein Restchen; dort Eins. Aufheben konnte man's nicht. Es war nicht der Mühe werth. Da trank er's eben — seine Frau.

Karteten sie Schnapps heraus, so mußte er als Wirth mitkarten, also auch mittrinken.

Es ging ihm wie den Anderen. Es schmeckte gut und alle Tage besser. Er wurde ein Trinker und seine Frau eine Trinkerin. Sie war oft schon gegen Abend taumelig. Er Abends gewiß.

Wie's da in der Haushaltung ging, brauch' ich nicht zu sagen. Leider bleibt auch selten ein Laster alleine. — Der Bäckerin sagten die Leute nichts Gutes nach, und — sie legen nicht daran!

Sein Borgen und Leihen verwickelte ihn in Prozesse. Das fehlte noch! —

Unglück auf Unglück traf ihn. Die schlechte Frau starb frühe, denn solch ein Leben hält Niemand lange aus. Nun hauste er mit Mägden, die ihn betrogen, liederlich im liederlichen Hause wurden, und alle Tage ging's tiefer herab.

Den Branntwein, den er so reißend schnell verzapfte, hatte er alle gebergt, damit er Geld in der Hand behielt, und es so treiben konnte, wie ich's Euch beschrieben habe. Da lief, begreiflicher Weise, die Schuld auf. Der Branntweinbrenner in der Stadt, der ihm ihn geliefert, sah lange zu, weil er nirgends solchen Absatz hatte, und der Bäcker ja doch Haus und Güter besaß. Dann stand er mit braven Leuten aus dem Dorf in Bekanntschaft, daß er wohl den Werth des Hauses und der Güter kannte. Er gab ihm so lange, bis es so weit war, daß Haus und Gut noch eben zureichen mochte.

Da schellte eines Tages der Büttel im Dorf aus, daß Morgen des Bäckers Haus und Hof versteigert werde. Da steckten sie die Köpfe zusammen und sagten: Wie ist das möglich? —

Die Bessern sagten: Uns wunder's, daß es jetzt erst so kommt!

Der Notar kam an dem bestimmten Tag, und das Haus und die Güter kamen um ein Spottgeld weg.

Warum steigert Ihr's nicht? fragte man die wohlstehenden, braven Leute.

Wir mögen's nicht, sagten sie, denn es ruht der Fluch Gottes darauf.

Der Bäcker zog mit seinen Kindern in seine Heimat zurück. Dort ist er elendiglich an der Wassersucht gestorben, die meist die Schnapsbrüder mitnimmt. Die Kinder nahmen Verwandte, die sich ihrer erbarmten, sonst wären sie Bettler, Landstreicher, wer weiß, was noch sonst, geworden!

In des Bäckers Hause begann ein Anderer Wirthschaft zu treiben; aber es ging ihm nicht sonderlich. Er verstand's nicht, wie sein Vorgänger.

Die Saufbrüder blieben zwar so lange dem Hause treu, als es ging; aber es ging nicht lange. Armuth, Elend, Krankheit rafften sie hin oder es fehlte das, was der Wirth von seinen Gästen haben will, und Bettelbrod kaufte er ihnen nicht ab, wenn sie's auch hätten entbehren können. Das Dorf war herunter, war in seinen meisten Familien zerrüttet. Leider wuchs immer wieder eine Schaar nach, die es den Alten abjah, und ihre eigenen Familien waren die Pflanzschulen des Lasters geworden.

Wenn ich aber heute auf das Dorf hinblicke, — und ich habe sichere Nachrichten, — so wird mir's doch wieder Etwas leichter um das theilnehmende Herz.

Es geht Etwas besser, und vielleicht fügt's Gott, daß auch 'mal so ein Nachtwächter hinkommt wie der, von dem ich in der Spinnstube von Anno 1850 erzählt habe; aber er muß bald kommen! Es sieht noch immer so nicht aus, als ob zu Ostern 1853 der Auferstehungsmorgen eines neuen Lebens für das Dorf käme; denn noch ist der Schaden Joseph's nicht geheilt, und der rechte Balsam aus Gilead, das

Wort Gottes, wohnt noch nicht reichlich in allen Häusern. Es ziehen Mittwochs und Samstags noch zu viele Bettler aus dem Dorf in die Umgegend, und an anderen Tagen auch; das Gotteshaus liegt ihnen noch zu weit weg, und im Sommer ist's zu heiß und im Winter zu kalt, und im Herbst und Frühjahr ist der Weg zu schmutzig, der zum Hause des Friedens und der Anbetung führt; der Zwangsbote und der Gerichtsvollzieher kommt noch zu oft in das Dorf; die Kinder gehen noch baarfuß, unrein und lumpig umher; man hört, wenn man durchs Dorf geht, in den Häusern zanken und fluchen, aber zum Beten fehlet die Zeit; es ist die Viehbeerde noch so klein und so mager, es liegen noch zu viele Aecker wüste, und — der Schnappsbrenner in der Stadt kann noch immer sagen: Es sind gute Kunden!

Da wird Gott noch schwere Heimsuchung senden müssen, ehe es wieder wird, wie es einst war; aber seid ohne Sorgen! Der Herr kennt Zeit und Stunde! —

---

19. Altes Gold.

Es ist heutzutage so schwer durch die Welt zu kommen und sein Fortkommen darin zu finden! So hört man gar oft die Leute klagen. Ich sag', es ist reinweg gelogen!

Es ist heute noch so gut fortkommen (und wenn mir's um's spaßen wäre, würd' ich sagen: noch viel leichter als früher, denn es gibt ja die Eisenbahnen, wo man mit einem Frühstücke durch eine halbe Welt fährt!) wie früher auch! Aber es ist, wie das Sprüchwort sagt: Wie man sich stellt, so geht's Einem! Wer um Johanni Korn säet, hat wahrlich keine Hoffnung zur Erndte, und wer den Gaul beim Schwanz aufzäumt, wird nicht weit reiten. Fang's vernünftig an; setze es treu und ehrlich fort, und vergiß das: Gott walt's! nicht, so ist dein Fortkommen gewiß gesichert!

Bedenks, Freund, das Sprüchlein sagt: Wenn Gott vor Einem hergeht, so ist kein Riegel am Wege! Und das ist ja gewißlich wahr! Denn der ebnet die Wege, füllt die Abgründe aus und schiebt die Riegel weg! Weißt du aber auch, wie man's anfangen muß, daß Gott vor Einem hergeht? Du mußt ihn zuerst vor Augen haben, dann geht Er vor dir her, nämlich so: du mußt oft hinaufschauen und denken: An seinem Segen ist Alles gelegen, und zu ihm beten. Du mußt ihn im Herzen tragen; nämlich so, daß du dein Herz vom Bösen rein erhältst, und er es als einen heiligen Tempel finde, darinnen er wohnen mag; du mußt hinter ihm hergehen, ihm folgen, nämlich so, daß du seine Wege gehest, thuest, wie er's will, und es so machest, wie der, den er dir, mir, uns Allen gemacht hat zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung. Dann gehet Gott vor dir her und dein Fortkommen ist sicher, denn er schiebet die Riegel alle dir aus dem Weg, er ist deines Angesichts Hülfe und dein Theil.

Noch ein anderes, gar herrliches Sprüchwort sagt:

Thue Du nur das Deine
Gott thut sicherlich das Seine!

Siehst du aber, daran fehlt's meist, daß du das Deine thuest. Gott gab dir mancherlei Gaben; aber nicht dazu, daß du sie, wie im Gleichniß der untreue Knecht sein Pfund vergrabest, das heißt: unbenutzt ließest. Wende Verstand und Vernunft redlich an; rege deine Arme und Beine in nützlicher Thätigkeit; stehe nicht müßig am Markte und halte Maulaffen feil, die Niemand kaufen

mag: nein, thue das Deine gewiſſenhaft, ſo darfſt du zuverſichtlich darauf rechnen: Gott thut das Seine, und gibt dir Segen und Gedeihen. Schon unſre Urväter hatten das Sprüchlein: Gott verläßt einen ehrlichen Deutſchen nicht! Merk's: nicht, weil er ein Deutſcher, ſondern weil er ehrlich iſt. Und wenn's ein Franzoſe wär', es gälte auch ihm!

20. Ein Räthſel.

Hörſt du ihn im Grünen pfeifen,
O wie ſehr erfreut er dich!
Aber iſt er deine Plage —
O wie ſehr beklag' ich dich!
Lehrest ſelber du ihn ſchwatzen,
O wer lachte drüber nicht? —
Aber muß man ihn dir ſtechen —
Wünſch' ich dir von Herzen — Licht!

21. Treue.

Wenn Ihr da vornen das Bildchen anſchauet, ſo wißt Ihr vielleicht nicht, was es bedeuten ſoll. Will's Euch auslegen!

An einer Ritterburg (es iſt die Burg Trifels bei Anweiler in der Pfalz) ſitzt ein Pilger, ſo nennt man nämlich die, die eine Wallfahrt oder Bußfahrt unternehmen, der ein Saitenſpiel in ſeiner Hand hat, ſpielt und ſingt. Daß er an ſeinem Pilgerkragen vornen auf jeder Seite eine Meermuſchel feſtgenähet hat, die Kürbisflaſche und der Pilgerſtab neben ihm ruhet, das beweiſet, daß er über dem Meere war und eine Pilgerfahrt zu dem Grabe unſres Heilandes in Jeruſalem unternommen hatte, wie in früheren Jahrhunderten Viele thaten; aber unter dem Pilgerkleide ſieht man das geharniſchte Bein und auch das verborgene Schwert. Mit dem muß es etwas Abſonderliches ſein, und das iſt's auch, und ich will's Euch erzählen.

Richard, der erſte König von England, der wegen ſeiner Tapferkeit auch den Namen: Löwenherz trug, hatte ſich im Jahre 1189 mit dem Könige Philipp Auguſt von Frankreich verbunden, um mit einem Heere tapferer Ritter und Mannen nach dem gelobten Lande zu ziehen und das heilige Grab Jeſu Chriſt und die übrigen heiligen Stätten in Jeruſalem den Händen der Ungläubigen zu entreißen, die ſie durch ihre Frevel entheiligten. Auch der edle deutſche Kaiſer Friedrich, der Rothbart zubenannt, war den beiden Königen in gleicher Abſicht vorausgezogen, fand aber dort ſeinen Tod.

Die Könige erreichten das gelobte Land. Die Stadt Acre oder Ptolemais ſollte erſtürmt werden. Die Franzoſen, die Engländer und die Deutſchen, die noch dort waren, umſchloſſen die feſte Stadt. Die Deutſchen befehligte Herzog Leopold von Oeſterreich, die Engländer Richard Löwenherz, die Franzoſen ihr König Philipp Auguſt. Zwar erſtürmten ſie die Stadt, aber ſchon zerriß Uneinigkeit ihr gemeinſames Wirken und König Richard Löwenherz war es, der durch ſeinen Uebermuth und unbeugſamen Eigenſinn das Meiſte zu dieſer Uneinigkeit beitrug.

Bei der Eroberung der Stadt wollte Richard der Erſte ſein, aber dieß gelang deutſcher Tapferkeit. Leopold von Oeſterreich erſtürmte mit ſeinen deutſchen Rittern zuerſt die Mauer, und pflanzte ſeine ſieghafte Fahne darauf. Gleich nach ihm erſtieg ſie König Richard.

Rasender Zorn ergriff ihn, als er das Banner Leopold's auf der Mauer erblickte. Mit eigener Hand riß er es herunter, warf es zur Erde und zertrat es mit seinen Füßen.

Gerechter Grimm ergriff das Herz Leopold's von Oesterreich über solche Beleidigung. Wäre er stark genug gewesen, das traurige Schauspiel hätten die Heiden gehabt, daß die Christen sich unter einander bekämpften.

Mit solchem frevelnden Uebermuth und solcher Ungerechtigkeit vertrug sich Niemand. Der König von Frankreich trennte sich von Richard und kehrte mit seinen Rittern nach Frankreich zurück, und auch Leopold von Oesterreich zog nach der Heimat ab, während Richard noch kämpfend im gelobten Lande verweilte und noch manche Heldenthat ausführte. Endlich verließ auch Richard das gelobte Land, um schnell nach England zurückzukehren, wo seine Anwesenheit nothwendig war. Das Schiff aber, welches Richard mit einer Anzahl seiner Getreuen bestieg, litt in der Nähe der Küste von Europa viel von einem entsetzlichen Sturm, und er wurde endlich mit zwei getreuen Rittern an die Küste verschlagen.

Jetzt blieb ihm Nichts übrig, als Deutschland zu durchwandern und sich an der Küste von Frankreich nach England übersetzen zu lassen. Da fiel es ihm aber schwer auf das Herz, daß er jetzt anders nicht konnte, als durch das Land Herzog Leopold's von Oesterreich zu wandern, den er so bitter beleidigt, und der mit grimmigem Hasse gegen ihn im Herzen aus dem gelobten Lande geschieden war. Fiel er in seine Hand, darauf konnte er rechnen, so ging's ihm nicht gut. Da war aber Nichts zu ändern und es galt nur, wie sie mit List durchkämen, ohne erkannt zu werden.

Um dieß zu bewerkstelligen, kleideten er und die zwei Ritter sich in Pilgertracht und wanderten fürbaß.

König Richard war aber viel zu sehr gewohnt, seinen Einfällen freien Lauf zu lassen, als daß er nicht hätte entdeckt werden sollen. Die Demuth eines Pilgers konnte sein überprühiger Sinn nicht lange festhalten.

Ueberdies war auch durch andere Schiffe, die glücklich dem Sturm entronnen waren, die Kunde verbreitet und auch nach Wien zu Herzog Leopold gebracht worden, daß

Richard Schiffbruch gelitten, und wenn er lebend davon gekommen sein sollte, wohl die Reise durchs Land werde machen müssen.

Herzog Leopold war auch nicht der Mann, der einen Schimpf großmüthig und demüthig vergeben und vergessen sollte; kaum hatte er's erfahren, als er auch überall Spione aussandte, die den König ausfundschaften sollten.

Richard und seine zwei Ritter, deren Einer Fulk Dowley und der Andere Thomas Multen hieß, waren glücklich und unentdeckt bis in die Nähe von Wien gekommen. Hier gesellte sich ein Harfenspieler zu ihnen, der aber eben Einer von den Spionen des Herzogs Leopold war.

Der Harfner bot sich an, ihnen in einem Dorf außerhalb der Stadt Wien eine gute Herberge zu zeigen; führte sie in eine solche und, da er mit Grund vermuthete, wer die Fremden seien, schlich er sich heimlich weg und meldete es dem Herzog.

Ermüdet von der beschwerlichen Tageswanderung legten sich die Drei bald nieder, und fielen schnell in einen tiefen und gesunden Schlaf. Aber wie schrecklich war ihr Erwachen!

Das Haus wurde von Bewaffneten umstellt, die der Herzog Leopold anführte, und obwohl Richard mit seiner riesenhaften Körperkraft Einige niederschlug, so wurden sie doch übermannt, gefangen und auf Leopold's Befehl in den Kerker auf der Burg Türrenstein an der Donau gebracht.

Kaum hörte der Kaiser Heinrich, der Sechste, von Deutschland, der auch ein Rüpfchen mit Richard Löwenherz zu krachen hatte, daß ihn Herzog Leopold gefangen habe, als er ihm die Botschaft schickte: Einem Herzoge komme es nicht zu, einen König gefangen zu halten, das dürfe nur der Kaiser.

Leopold wehrte sich zwar, aber endlich, als ihm der Kaiser ein tüchtiges Lösegeld, nach der Sitte jener Zeit, gab, lieferte er ihn doch dem Kaiser aus.

Droben in der Pfalz, wo das Annweilerer Thal in die Ebene ausmündet, nahe bei dem Flecken Annweiler, erhebt sich ein mächtiger Berg, von dem man weit hinausschauet in das reich gesegnete Pfälzerland, stand damals, auf drei

Bergkuppen erbauet und darum Trifels (Dreifels) genannt, eine mächtige Reichsburg, die allein dem Kaiser unterthan war, und von einem Burggrafen in seinem Namen befehligt wurde.

Das war ein sicher Plätzchen da droben, und dorthin ließ der Kaiser seinen Feind bringen, und da saß er sicher und warm! —

Nun berichtet die Sage: Daß in England wohl des Königs Abreise aus Palästina, aber auch sein Schiffbruch bekannt geworden. Da man aber auch erfuhr, er habe sich gerettet, so blieb, da er dennoch nicht kam, kein Zweifel, daß er irgendwo gefangen gehalten werde. Da der unwürdige Bruder Richard's, der Prinz Johann, seinen Bruder für todt erklärend, sich die Krone von England angemaßt hatte, und Nichts that, um Richarden aufzufinden, so sandte Richard's Mutter, die Königin Eleonore, Abgesandte an alle Fürstenhöfe, um nach Richard zu forschen; als sie aber alle ohne Kunde heimkehrten, fiel die treue Mutter in tiefe Trauer.

Als König Richard noch in England war, hatte er von einem Sänger, Namens Blondel, das Saitenspiel erlernt, und diesen Blondel gar lieb gewonnen, weil er ein so treuer und biederer Mensch war. Blondel mußte den König überall begleiten, und manchmal sangen Beide gar inniglich zu dem Saitenspiele. Daher kam es denn auch, daß Blondel mit großer Liebe und unerschütterlicher Treue an dem Könige hing.

Jetzt, als alle Botschafter ohne Kunde von dem Könige heimkehrten, trat er zur königlichen Mutter und sagte: Laßt mich, hohe Frau, hinausziehen und ihn suchen! Gebt mir getreue Ritter mit, und ich gelobe Euch, ihn Euch zurückzubringen. Sein Plan aber war, nicht an den Höfen der Fürsten und Könige nach Richard zu forschen, sondern in und bei den Burgen, die einsam auf den Kuppen der Berge lagen.

Sie durchstreiften nun das Land dem Rhein entlang, denn sie waren in Holland gelandet; aber ihr Werk ging nur langsam. Blondel mußte seine fünfzig Gefährten immer zerstreuen und unter mancherlei Verkleidungen verbergen, sonst wäre er in Gefahr gekommen, einmal seinen geliebten

Herrn nicht zu finden, und dann selber aufgegriffen und festgesetzt zu werden.

Endlich betraten sie die Gestade des Rheins in der Pfalz. Dort hinten zog sich ein Kranz der Berge hin, und manch thurmreich Schloß blickte von der Höhe herab in das reich gesegnete Land; aber nirgends eine Spur von dem Gesuchten.

Als sie den festen, hohen Trifels erblickten, da war es Blondel in der Seele, als müsse dort sein königlicher Herr sitzen. Er wußte nicht warum; aber es war ihm so zu Muthe.

In den Wäldern und Dörfern ringsumher brachte er ohne Aufsehen seine Begleiter unter, und er schlich sich heran an die Burg, um sie, soviel er vermöchte, auszukundschaften. Die Festigkeit der Burg, die Tiefe der Gräben, die mächtigen Thürme — das Alles schien seine Vermuthung zu bestätigen. Aber jetzt zog er sich zurück in eine Hütte im Thal, wo er um eine Herberge, um Gottes willen, wie es Pilger-Brauch war, gebeten hatte.

Am andern Morgen durchstreifte er den Wald, um mit den Köhlern und anderen Bewohnern desselben näher in Verbindung zu treten.

Das gelang ihm um so leichter, als er das fromme Pilgerkleid trug, und viel wundersame Mähr aus fremdem Land erzählen, überdieß aber auch noch zu seiner Laute oder dem Saitenspiele gar schöne Lieder singen konnte. Unter denen, die er kennen lernte, war auch ein gar lieblich, still und sittig Mädchen. An diese wandte er sich und forschte, wer in der Burg wohl seyn möge und ob man hinein könne kommen? Darauf sagte das Mädchen, hineinzukommen sey unmöglich, denn der Burgvogt sei ein wilder, finsterer, strenger Mann und die Burg so fest! Wer aber drinnen sitze, das wisse Niemand, weil zur Nachtzeit oft Gefangene des Kaisers, dem die Burg gehöre, gebracht und wieder geholt würden. Einer sitze jetzt schon lange in der Burg, der singe gerade so schöne Lieder, wie er, aber auch in einer fremden Sprache; ja, Eine Weise kenne, sie genau, weil sie sie schon oft, wenn sie der schönen Stimme gelauscht, gehört habe. Es müsse die Weise zu einem Lieblingsliede des Gefangenen gehören.

Da durchzuckte hehe Freude die Seele Blondel's! Ist es vielleicht diese? fragte er das Mädchen und sang die Weise, die er selber zu einem Liede gemacht hatte, das König Richard gedichtet.

Ja, ja, das ist sie! rief freudig das Mädchen. Kennt Ihr den armen Gefangenen?

Rasch sagte Blondel und ergriff die Hand des Mädchens, das allein noch bei ihm geblieben war: Darf ich dir vertrauen, mein beldseliges Kind? Würst du mich nicht verrathen, wenn ich dir ein Geheimniß anvertraue, von dem meine Freiheit und mein Leben abhänget? Das Mädchen erschrack über diese Worte sehr; aber sie sah Blondel treuherzig an und sagte: Ihr könnet mir Euch ganz anvertrauen. Ich kann schweigen!

Da vertraute er ihr, der Gefangene sei ein vieledler König aus dem fernen England, den der Kaiser wider Alles, was recht und heilig sei, hier gefangen halte. Er sei aus dem fernen Lande gekommen, um ihn zu erkundschaften, und sei schon viele Monate durch das Land gezogen, bis er hierher gekommen. Hier aber habe ihm sein Herz gesagt, müsse er seinen geliebten König finden, der nun schon so lange unschuldig im Kerker schmachte. Nach dem, was sie ihm sage, sei kaum ein Zweifel, daß er seinen Aufenthalt entdeckt habe. Nun aber gälte es die Hauptprobe. Er wolle aber hoffen, sie werde ihm schon helfen, daß er zur Gewißheit komme.

Wie er das machen wolle, fragte das Mädchen.

Du führst mich an die Stelle, wo du des Gefangenen Gesang gehört, sagte er. Da singe ich ein Lied. Antwortet er darauf, so ist er's sicher.

O, nichts ist leichter, als das! rief das Mädchen aus. Sobald der Abend kommt, führ' ich Euch an die Stelle, wo er Euch und Ihr ihn singen hören könnet.

Blondel konnte den Abend kaum erwarten. Als er sich endlich über Berg und Thal verbreitet hatte, führte ihn das Mädchen an die ihr wohlbekannte Stelle. Blondel griff in die Saiten und sang den ersten Vers des dem Könige theuern Liedes. Kaum war er geendet und Blondel's Ohr gegen die Luke in der Mauer gelehnt, als des Königs ihm so wohlbekannte Stimme den zweiten Vers vernehmlich

zu ſingen begann. Jetzt war kein Zweifel und Blondel bebte vor Freude. Er ſang nun, zu dem Könige gewendet, wie er ihn überall geſucht habe und mit fünfzig Tapfern gekommen ſei, ihn zu befreien. Der König antwortete ebenſo freudig und Blondel entfernte ſich ſchnell, damit kein Aufſehen erregt werde.

Auf dem Rückwege erzählte ihm nun das Mädchen noch, ſie habe einen Bräutigam unter den Reiſigen im Schloſſe, der dem Vogte gar gram ſei, weil er ihn ſchon ſo oft gekränkt habe. Wenn ihr Blondel gelobe, ſie und ihn mit nach England zu nehmen und dort zu verſorgen unter dem Hofgeſinde des Königes, ſo wolle ſie ihn bewegen, das Unternehmen der Befreiung des Königes zu fördern. Das ſagte und ſchwur ihr Blondel zu, und geſtand ihr nun auch, daß er fünfzig tapfere, engliſche Streiter zur Hand habe. Nach kurzer Abrede entfernte ſich Blondel, und gab ſeinen Getreuen Nachricht von ſeiner Entdeckung und ſeinen Plänen. Auch das Mädchen war nicht träge, und ihr Bräutigam ließ ſich leicht bewegen, ſeine Hand zum Werke der Befreiung zu bieten, da er nun endlich Ausſicht hatte, mit ſeiner Braut vereint zu werden. Alles wurde verabredet, und an dem beſtimmten Abend ſchlichen die Engländer, Blondel an der Spitze, der ſein Pilgergewand abgelegt, in die Burg durch einen dem Reiſigen bekannten, unterirdiſchen Gang. Es waren tapfere Streiter in der Burg, aber der unerwartete, plötzliche Ueberfall im Innern der Burg ſelbſt, ließ die Engländer den Sieg erringen. Richard wurde befreit und ſank, dankerfüllt, in die Arme des treuen Blondel. Um aber ſicher zu ſein, ſchloſſen ſie die gefangenen Ritter in die Gefängniſſe ein; verſorgten ſie mit Lebensmitteln auf drei Wochen; ſchloſſen die Burg ab und eilten davon. Den Knappen aber und ſeine Braut nahmen ſie mit nach England.

Ungefährdet kamen ſie über des Reiches Grenze hinaus und erreichten, durch Frankreich reitend, glücklich England, wo Richard bald Herr ſeines unnatürlichen Bruders wurde und ſeinen Thron wieder beſtieg. Blondel aber blieb des Königs beſter Freund und der Reiſige vom Trifels ſtieg zu hohen Ehren.

Die Gefangenen in der eigenen Burg auf dem Trifels

machten ſich indeß nach wenigen Tagen aus ihren Gefängniſſen frei. Ehe aber der Vogt dem Könige nachſetzen konnte, war er ſchon in Frankreich.

Nun könntet Ihr, liebe Leſer, mich fragen, warum ich Euch dies Stücklein von dem treuen Blendel erzählt?

O, das hat auch ſeinen guten Grund!

Haben uns nicht die letzten Jahre gezeigt, wie ſo Viele die Treue verleugneten gegen ihre angeſtammten Fürſten und Herren? Haben wir nicht manch ſchnöden Undank erfahren von ſolchen, die ihre Fürſten mit Wohlthaten überſchüttet? Man hätte glauben mögen, die ſeien im Rechte, die da ſagten, die Treue ſei in den deutſchen Herzen geſtorben! O nein, das iſt ſie nicht! Das kann ſie nicht! Denn deutſche Treue iſt ein Fels, der nicht wankt. Der treuen Herzen ſind, gottlob, Viele im Lande. Denen zur Freude und den Andern zum beſchämenden Beiſpiele hab' ich das Geſchichtlein erzählt. Zu den Einen ſag' ich: Gott walt's! Und zu den Anderen: Gott beſſer's! Amen.

---

22. Einige Anekdoten.

Ein Bauersmann aus einer Gegend, wo wenig Wald iſt, kam in eine Apotheke. Der Apotheker hatte ſich ein Eichhörnchen verſchafft, das er in einen Trillerkäfig ſetzte, wo es denn den ganzen Tag im Triller lief. Als der gute, aber einfältige Bauersmann das ſchöne, ihm unbekannte Thierchen ſah, betrachtete er es mit großer Aufmerkſamkeit und fragte dann den Gehülfen: Was iſt das? —

Der Gehülfe, der ein Poſſenmacher war, ſagte: Es iſt unſer Lehrling.

Ei, was macht denn der in dem Dinge? fragte der Bauersmann weiter.

Wißt Ihr, ſagte der Schelm von Gehülfen, wir brauchen viel feine Apothekerpülverlein. Das iſt die Mühle, worauf ſie gemahlen werden, und der kleine Gehülfe mahlt ſie eben. Der Bauer glaubte das und ging fort. Das Eichhörnchen war aber ſo klug, daß es ſich ein Loch in den Käfig nagte und bei Zeiten durchging.

Der Apothekergehülfe kam auch fort und der Apotheker bekam einen Andern, der fuchsrothe Haare hatte. Da man nun damals noch Haarzöpfe trug, so hatte der Gehülfe auch einen solchen von ansehnlicher Länge im Nacken hängen.

Als nun nach einiger Zeit der Bauer wieder einmal in die Apotheke kam, steht er lange da, besieht den leeren Trillerkäfig und den rothen Gehülfen mit sichtbarem Erstaunen. Endlich fragt ihn der Gehülfe, warum er denn so in Erstaunen da stehe?

Da wundere sich Einer nicht! rief der Bauer; Euch kenn' ich auch noch recht gut; aber was habt Ihr Euch in der kurzen Zeit gestreckt! Wißt Ihr noch, wie Ihr da oben in dem Triller saßet, um Pulver zu mahlen? — Damals hattet Ihr das rothe Schwänzlein da hinten nicht umwickelt, und es stand Euch viel schöner!

* * *

Vor einem Landgerichte war ein Prozeß wegen einer argen Schlägerei anhängig, in dem ein Zimmermann ein sehr gewichtiges, den Urheber des Streites belastendes Zeugniß ablegen mußte. Als der Zimmermann sein Zeugniß abgelegt hatte und der Advokat des Beklagten sah, daß es für diesen schief stand, dachte er: Mache da durch eine Querfrage den Zimmermann irre — vielleicht widerruft er oder du kannst sein Zeugniß entkräften. Fragt ihn also: Meister, wie weit habt Ihr denn davon gestanden, daß Ihr Alles so genau wisset?

Fünf und achtzig Fuß, eilf und drei Viertel Zoll! sagte ruhig der Zimmermann.

Der Präsident, der fürchten mochte, das Publikum oder die Zuhörer (was auf Eins hinausläuft), möchte lachen, wollte ihm das verweisen und sagte: Wie mögt Ihr doch das so genau sagen? — Solche Späße passen hier nicht!

Verzeihen Sie, Herr Präsident, ich hab's genau ausgemessen, denn ich dachte, es könnte mich ein Narr darnach fragen, und dann wüßte ich ihm doch das Maul zu stopfen! sagte der Zimmermann und der Advokat mußt's einstecken!

---

23. Was Eifer und guter Wille fertig bringen kann.

Zu dem, was ich da in der Ueberschrift gesagt habe, muß ich gleich in der ersten Zeile noch etwas zufügen, nämlich die Worte: „Wenn Gott seinen Segen dazu gibt." Außerdem ist alles Ringen umsonst! Das erfuhr auch der gar wunderbar, von dem ich Euch jetzt erzählen will.

Joseph Fraunhofer wurde am 6. März 1787 zu Straubing, einer Stadt in Bayern, geboren. Sein Vater war ein Glaser seines Zeichens, und da der Glaser in Straubing viele waren, und die Leute vorsichtiger waren, als sie's manchmal in meinem Hause sind, so wurden die Glaser nicht gerade vom Verdienste fett, und unsres Joseph's Vater hätte manchmal, wie die Altbayern sagen: „a Bier trunk'n mit Brod a," wenn er die Kreuzer dazu gehabt hätte. Mit dem Schulunterrichte stand's damals in Bayern

auch noch nicht absonderlich, und obgleich Nürnberg auch bayerisch ist, so setzten die Nürnberger von ihren berühmten Trichtern im Lande doch nicht viele ab.

Der alte Meister Fraunhofer ging von dem Grundsatz aus: Viel Wissen mache Kopfweh. Daher schickte er seinen Sohn wohl in die Schule, bis er lesen konnte, ein Bißchen schreiben, aber übel genug, und soviel Rechnen, als er in der Zeit seines Schulbesuches lernen mochte. Kam er aus der Schule, so mußte er Blei ziehen, um die Scheiben an einander zu befestigen; den Diamant in die Hand nehmen und Glas schneiden lernen; zerbrochene Scheiben einsetzen und solche Dinge, die in des Vaters Handwerk einschlugen. Der Junge zeigte auch zu Allem Geschick, wozu ihn der Vater anhielt, aber es schien ihm doch besser, wenn er das Glasergeschäft auswärts erlerne.

Da hatte er denn in München einen guten Freund, der Glaser, Spiegelmacher und Glasschleifer zugleich war. Er ging also einmal zu dem und sagte zu ihm: Guter Freund, du erinnerst dich, daß wir mit einander auf der Wanderschaft waren und haben manchen Kreuzer zusammen herbei gefochten. Dir gings gut; du sitzest warm, aber ich friere im eignen Neste, wenn's kalt ist, weil ich in der Regel einen leeren Magen habe.

Da du nun mein guter Kamerad warst und ein tüchtig beschlagener Meister allhier bist, so wollt' ich dir mein Sepperl (wie sie dort den Namen Joseph verdreben) in die Lehr geben. Geld fürs Lehrgeld hab' ich nicht; ich denk' aber, der Junge könnt' für das Lehrgeld drei Jahre stehen!

Der Meister zu München war Einer, der das Gras wachsen sah und die Flöhe husten hörte, und der, wenn's sein Vortheil war, fünf für grad' nahm. Er dachte: das wär' so übel grade nicht, denn der Jung müßte mir arbeiten, daß es eine Art hätte.

Er erkundigte sich, ob er auch nicht auf den Kopf gefallen sei, und als der alte Fraunhofer seines Sepperl's Talente pries, sagte der Münchener Geizhals: Ja, und der Sepperl wanderte gen München. In dem Jungen regte sich aber schon früh ein mächtiger Trieb nach reicherem Wissen und Erkennen. Wenn sich auch in der neuen Werk-

ſtätte Vieles ergab, was er mit Freuden erlernte, ſo hatte er doch Wünſche, die noch drüber hinausgingen, beſonders hätte er gerne die Kunſt gründlicher erlernt und auch aus Büchern, wie man die Brillengläſer recht gut ſchleife und auch die Gläſer, die die Dinge ſo ſehr vergrößern und die für die Röhre, durch die man in die Ferne ſieht und die Sterne des Himmels beobachten kann, nämlich die Perſpective, wenn Ihr ſchon davon gehört habet. Nun hätte er gerne Abends noch geleſen, hätte ſich im Rechnen üben mögen und auch beſſer ſchreiben lernen; aber da ſtand ein Damm entgegen, der hieß Meiſter, und im Meiſter einer, der hieß Geiz.

Er wollte den Jungen in den ſechs Jahren, wo er ihn umſonſt lehrte und fütterte, auch benutzen. Darum hieß es: Arbeiten von Morgens früh bis in die ſpäte Nacht hinein. Nun war in München eine gar nützliche Anſtalt, die Sonn- und Feiertagsſchule, gegründet für Lehrlinge und Geſellen in den Handwerken und Künſten. Da lernten ſie das höhere Rechnen, laſen nützliche Bücher, machten ſchriftliche Aufſätze und lernten auch gut Zeichnen. Darnach verlangte ſein Herz; aber der Unhold von Meiſter nöthigte ihn, auch an den Sonn- und Feſttagen an der Werkbank zu ſtehen oder am Schleifrad. Er bewachte ihn, daß er ja nicht dazu komme, was ſeine Seele wünſchte.

Der junge Fraunhofer konnte wohl leiblich an die Werkbank gefeſſelt werden, aber nicht ſeine Gedanken. Er grübelte immer und ſann nach; rechnete für ſich, und da er oft zu Gott um Hülfe in ſeiner Noth rief, ſegnete Gott ſeinen Fleiß; aber es ſollte auch noch ein beſonderes Ereigniß eintreffen, das, wie es oft im Leben geht, ſcheinbar ein Unglück war, das aber gerade dem Geiſte Joſeph Fraunhofer's die rechte Thür öffnete.

Der Meiſter war ein ſo geldgieriger Menſch, daß er, obwohl er ein reicher Mann war, nicht einmal Etwas auf ſein Haus verwandte. Das war eine alte Spelunke, deren Alter kein Chriſtenmenſch in München kannte. Alle Mauern waren gewichen; kein Balke fügte. Kam man glücklich die Treppe hinauf und herunter, ohne Hals und Beine gebrochen zu haben, ſo mochte man Gott danken.

Die Nachbarn ſagten hundertmal zu dem Meiſter:

Laßt Euer Haus machen, ſonſt rumpelt's einmal, wenn der Tirolerwind bläſt, Euch über dem Kopfe zuſammen und reißt noch unſere mit zu Grunde!

Das muß ich denn doch beſſer verſtehen, ſagte der brummige Geizhals. Sorgt für Eure alten Scharteken! Mein Haus ſteht ſo feſt, wie der Großglockner! — Und das iſt ein Berg, vor dem unſer Einer Reſpect hat! —

Aber manchmal krachte und kieſelte es in dem alten Neſte, daß es dem Sepperl in ſeiner Kammer neben der Werkſtatt unter den Haaren grauſelte, und er dachte: Am Ende haben die Nachbarn doch noch Recht und der Unheld macht uns Alle elend!

Nun blies einmal wieder der Tirolerwind, wie die Nachbarn ſagten, als wollte er ganz München in die Iſar hineinblaſen, wenn's ginge. Mit jedem Augenblicke wurde er wilder und heulte in den Kaminen und Schornſteinen, wie All nichts Guts — da kracht's, kracht noch einmal, und des Meiſters Haus ſtürzt auf einen Haufen zuſammen!

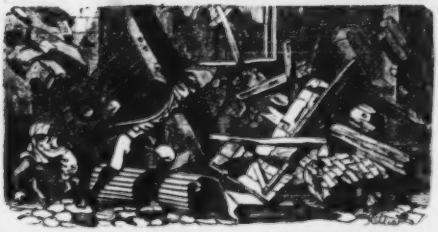

Das war ein Schrecken! Ganz München lief zusammen! Sind die Menſchen gerettet, die drinnen waren? fragten die Menſchenfreunde und darunter war auch ein trefflicher gelehrter Mann, der Utzſchneider hieß, und den die Freunde der Spinnſtube in München wohl kennen.

Es wurde weiter gefragt. Der Meiſter und die Seinen waren glücklich davon gekommen, aber den armen Sepperl hatte das einfallende Haus begraben.

Selbſt bis zum Könige war die erſchütternde Nachricht gedrungen von dem Unglücke des armen Jungen, dem jetzt Meiſter und Nachbarn die belebendſten Zeugniſſe gaben.

Viele Hände machen ſchnell ein Ende, ſagt das Sprüchwort. Jedermann griff an und dennoch dauerte es mehrere Stunden, bis man hoffen konnte, den, ohne Zweifel verſtümmelten Leichnam des Unglücklichen unter den Trümmern herauszuziehen.

Hier fand aber auch das andere Sprüchwort ſeine Bewährung: Wen Gott beſchützt, den mitten in Dornen kein Dörnlein ritzt. Das Auge da droben, das auf die Seinen auch in der Tiefe ſchauet, ſah ihn in ſeiner Grube, und der, deſſen Rechte uns am fernſten Meere hält, gebot einem Balken, das er ſich ſchützend über den armen verſchütteten Knaben legte, und ihn vor dem Erdrücktwerden beſchützte.

Bei dem hieß es recht:

„Aus tiefer Noth rief ich zu dir,
Ach, Herr, erhör' mein Flehen!"

Und wie's weiter in dem frommen Liede heißt, so geschah's — der Herr ließ ihn Hülfe sehen und errettete ihn vom Tode. Zur rechten Zeit kamen die rastlos Räumenden zur Stelle; denn keine Viertelstunde hätte er's mehr in dem erstickenden Staub ausgehalten.

Wunderbare Hülfe und Rettung Gottes! Unversehrt zogen sie ihn hervor, und reinigten und erquickten ihn.

Damals regierte in Bayern der edle König Max, ein rechter Menschenfreund. Er hatte sich von Stunde zu Stunde Bericht abstatten lassen und jetzt, als er vernahm, der arme Knabe sei gerettet, freute sich das Herz des milden Königs, und er befahl, den Verschütteten zu ihm zu bringen.

Hier unterredete sich der König liebreich mit ihm; ließ sich erzählen, wie das Alles gekommen sei und schenkte ihm dann achtzehn Dukaten in Geld, und entließ ihn mit der Versicherung, er werde auch ferner noch gerne für ihn sorgen.

So reich und glücklich zu werden, hatte der arme Junge nie zu hoffen gewagt. Er bewahrte sorgfältig seinen Schatz. Gott hatte nicht nur ihn gnädig mitten im Untergange geschützt; er hatte ihm nicht nur Mittel für seine so sehnsüchtig erwünschte Fortbildung gegeben; er wandte ihm auch noch ein Menschenherz zu, das sich seiner in Liebe und Treue annahm. Das war der Geheimerath Utzschneider, der sich mit dem Geretteten unterhalten, seine Gaben erkannt hatte, und nun ihm gute Bücher lieh, durch welche er die Gesetze der Kunst, Gläser für schwache, menschliche Augen und auch für solche Ferngläser zu schleifen lernen konnte, mit denen man auf den hohen Sternwarten die Gestirne des Himmels genau sehen und beobachten kann.

Nun war er mit Gottes wunderbarer Hülfe so weit gekommen, daß er in seinem Herzen Gott pries und lobte, daß er seine Wißbegierde befriedigen konnte und im Stande war, eine Glasschneidemaschine sich selber zu kaufen, an der er in freien Stunden seine Kunst üben wollte, aber da trat ihm wieder der Damm entgegen, den er schon einmal als unüberwindlich erkannt hatte.

Sein geiziger Meister hatte sich mittlerweile eine andre Wohnung gemiethet, in der die Kammer für Joseph mehr

einem Loch, als einer menſchlichen Wohnung glich. Sie hatte kein Fenſter! Wollte er Abends in ſeinen Büchern leſen, auch wenn er ſich ſelber das Oel kaufte, ſo litt es der Unhold nicht, weil er fürchten mochte, der eifrige Junge ſitze halbe, ja ganze Nächte über ſeinen Büchern, und habe dann am andern Tage keine friſche Kraft, um tüchtig für ihn zu arbeiten! Nur an den Sonn- und Feiertagen gelang es ihm jetzt dann und wann, die Feiertagsſchule zu beſuchen; aber an einen regelmäßigen Beſuch, an eine Benutzung ſeiner lieben Glasſchneidemaſchine war in dem dunkeln Loche, das er bewohnen mußte, nicht zu denken.

Daß unter ſolchen Umſtänden ſeine Seele nicht erlag, daß ſeine Lernbegierde nicht in der Verzweiflung zu Grunde ging, das zeigt für ihre Aechtheit, aber auch für die Kraft ſeiner Seele und ſeines Gottvertrauens.

Als er ſeinem wohlwollenden Gönner, dem Geheimenrath Utzſchneider, dieſe, ſeine große Noth klagte, rieth ihm dieſer Menſchenfreund, er ſolle bei dem Geize ſeines harten Meiſters einmal den Verſuch machen, ob er ihm nicht vielleicht die Zeit, die er noch zu ſitzen habe, was etwa ein halbes Jahr war, abkaufen könne.

Das war ein rechter Lichtſtrahl in die Finſterniß!

Joſeph lief heim und ſagte das ſeinem Meiſter. Als dieſer Geizhals von Geld hörte, das er bekommen könne, da lachte ſein Herz.

Sie wurden einig. Joſeph Fraunhofer zahlte, was der Geldgierige forderte und war frei!

Da mochte es ihm ſein, wie dem Vögelein, das aus der Freiheit gefangen und in einen Käfig geſetzt wird, wo es dazu noch ſchmale Koſt bekommt, wenn nun das Thürlein aufgeht und es nun wieder friſch und frei die Schwingen heben und hinfliegen kann auf den grünen Zweig, nach dem es ſich ſo lange vergeblich geſehnt, und ſich ſelber ſuchen kann die Körnlein und Beeren, die ihm am Beſten ſchmecken und gefallen!

Jetzt ging für ihn die glückliche Zeit an, wo er, wie die fleißige Biene, ſammeln konnte den Honig der Erkenntniß; aber da war auch dem Jünglinge kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß. Tag und Nacht lernte er in ſeinen Büchern, und die Kraft, die Gott in ſeine Seele gelegt,

die Gaben, mit denen ihn der Herr ausgestattet, die fingen nun an, sich zu zeigen. Treffliche Männer, die den Edelstein in ihm erkannt hatten, nahmen sich seiner an, halfen rüstig fort, und mit überraschender Schnelligkeit durchlief er die Bahnen des Erkennens; stieg hinab in die Tiefen des Wissens und klomm hinauf zu den Höhen, von wannen er hinausschaute in das weite Gebiet, das der Gott aller Gnade dem menschlichen Geist eröffnet hat.

So wurde der arme Glaserjunge ein Mann, den Hohe und Niedere hochachteten und ehrten; der Lebendigbegrabene war auferstanden zu einem neuen Leben und einer segensreichen Thätigkeit. Sein an wunderbaren Führungen reiches Leben zeichnete sich auch dadurch aus, daß Gott ihm treue und an Erkenntniß, wie an edler Menschenfreundlichkeit reiche Freunde schenkte, die ihm forthalfen. Unter diesen haben wir schon Utzschneider kennen gelernt; es muß aber auch noch Reichenbach genannt werden und der edle König Max, der das ihm einst gegebene königliche Wort getreulich erfüllte. —

Im Jahre 1806 wurde er durch Utzschneider und Reichenbach als Optiker, das heißt, als ein solcher angestellt, der sich besonders damit beschäftige, die Instrumente zu machen, die Gläser zu schleifen, welche dazu geeignet sind, denen zu dienen, welche die kleinsten Dinge oder die entferntesten, die das menschliche Auge in seiner natürlichen Beschränktheit nicht erreicht, beobachten wollen, um die menschliche Erkenntniß zu bereichern.

Da man nun für solche Instrumente, und die Kunst, sie zu machen, eine eigne Anstalt in dem ehemaligen Kloster Benediktbeuern gründen wollte, so wurde der talentvolle Fraunhofer dazu ausersehen, dieser Anstalt vorzustehen, und sie einzurichten und zu leiten. Hier war er recht an seiner Stelle und im rechten Fahrwasser für seinen Beruf. Er machte mehrere wichtige Erfindungen, die seinen Namen ehrenvoll bekannt machten; allein sein Ruf wurde besonders dadurch in der Welt verbreitet, daß er die vortrefflichsten und größten Ferngläser machte für die Beobachtung der Gestirne, die man kannte, und durch die die Kenntniß des gestirnten Himmels so sehr gefördert worden ist. Selbst für den Kaiser von Rußland machte er ein solches, das auf der Sternwarte in Dorpat steht und besonders werth

geachtet wird. Als die Anſtalt von Benediktbeuern nach München verlegt wurde, zog er mit dahin, und nun übertrug ihm der König, der mit ſeinem Geſchenke von achtzehn Ducaten ihm die Bahn gebrochen hatte, das Amt eines Conſervators, das heißt, oberſten Aufſehers aller der vielen, koſtbaren Inſtrumente, welche die Academie, das heißt, die königliche Anſtalt, welche den Beruf hat, das menſchliche Erkennen nach allen Seiten hin zu fördern, beſaß. Das war eine ebenſo ehrenvolle, als einträgliche Stellung.

Aber nur drei Jahre ſollte er ſie bekleiden, denn es gefiel dem Herrn, den verdienſtvollen Mann am 7. Juni 1826 im kräftigſten Mannesalter abzurufen.

Allgemein, wie ſein wohlverdienter Ruf war, wurde er auch betrauert. Sein König hatte ihn mit dem Verdienſtorden geſchmückt, und in ſeiner Vaterſtadt wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Dauernder aber iſt das, welches er ſich ſelbſt durch ſeine Werke und durch die vortrefflichen Schriften geſtiftet hat, die er hinterließ.

Blickt Ihr nun hin über das Leben dieſes ſeltenen Mannes, ſo ſeht Ihr das, was die heilige Schrift mit dem Worte ausdrückt: Hier iſt der Finger Gottes! Wie wunderbar hatte ihn Gott geführt und durch die Drangſale ſeiner Jugend geſtählt für ſeinen Beruf, zu dem er ihn auserkoren hatte.

Da lernt man vertrauen Dem, der Alles wohl zu machen weiß. Da ſtärkt man ſich in dem Glauben, den der fromme Paul Gerhard in den herrlichen Worten ausſpricht:

Weg hat er allerwegen,
An Mitteln fehl's ihm nicht;
Sein Gang iſt lauter Segen,
Sein Weg iſt lauter Licht.

Da merkt man aber auch, wie einem ehrlichen, feſten, auf Gott vertrauenden Willen das am Ende gelingen muß, was er mit ganzer Kraft ergreift. Kleinmuth bringt's nicht weit! Und wer bei den erſten Schwierigkeiten einer mühevollen Laufbahn ſchon die Flügel hängen läßt, der bleibt — auf dürrem Aſte ſitzen! Ihr Jungen, die Ihr das leſet, ſchreibt's Euch hinters Ohr! —

21. Das that eine muthige Frau.

Der Spinnſtubenſchreiber weiß recht gut, daß auch gar viele brave Frauen und Mädchen die Spinnſtube leſen oder verleſen hören. Wenn er da immer nur von Männern erzählte, ſo würden die ihm am Ende gram. Er hat ſelber eine Frau und weiß daher aus Erfahrung, daß man es, wenn es Einem gut gehen ſoll, mit den Frauen nicht verderben darf. Darum will er ihnen auch einmal etwas von einer heldenmüthigen Frau erzählen, die manchen Mann ſchamroth machen kann.

Abgeſehen davon, ſo hätten die Frauen und Mädchen in der Spinnſtube das Recht, zu fragen, wenn nämlich immer nur von Männern erzählt würde: Haben die denn den Muth, die Einſicht, den Edelſinn, den Glauben und die Treue allein in Pacht? Scherz bei Seite!

Gott behüte! Nein! an allem dem, und am Beſten und Edelſten in der Welt habt Ihr, lieben Frauen und Mädchen, Euern großen Antheil! Und wer weiß, wenn man alle die großen und edeln Handlungen wüßte, welche weibliche Demuth und Beſcheidenheit nicht an die große Glocke bringen läßt, ob nicht oft das Zünglein in der Wagſchale der Gerechtigkeit auf ihre Seite neigte? —

Diesmal iſt es eine muthvolle Förſtersfrau, von der ich Euch berichten will. Leider hat die Quelle, aus der ich ſchöpfe, ihren Namen nicht ausgeſchrieben, ſondern nur mit einem: P. bezeichnet, auch den Ort nicht genannt, wo ſie gewohnt. Vielleicht gibt es unter den Leſern der Spinnſtube Leute, die es genauer wiſſen, und die mögen es mir mittheilen, daß ich's nachträglich noch bekannt mache. Ich will's gerne thun, denn die Begebenheit iſt wahr und nicht erdichtet.

Förſter, die allein und ziemlich weit von den bewohnten Orten wohnen, ſind oftmals in Lagen, die nicht zu beneiden ſind. So ging's auch der jungen Frau des Förſters P.

In dem, eine kleine halbe Meile von dem Forſthauſe gelegenen Städtchen war Jahrmarkt, und der Förſter, welcher erſt vor acht Monaten ſich mit einem braven Mädchen aus dem Städtchen verheirathet hatte, wollte dorthin gehen, ohne daß ſeine Frau Luſt gehabt hätte, ihn zu begleiten. Er ging ſchon früh Morgens weg, weil er ſeinen Forſt begehen und vielleicht noch einen Marktbraten für ſeine Schwiegereltern, etwa ein Häslein, zu ſchießen gedachte. Er wollte bis Mittag wieder zu Hauſe ſein.

Als der Mittag kam und der Förſter ausblieb, wurde es der jungen Frau in dem einſamen Forſthauſe recht ungeheuer. Sie fühlte ſich unwohl und legte ſich, ihren Mann jede Minute erwartend, ein wenig mit den Kleidern in das Bett.

Kaum lag ſie da, als die Thüre draußen knarrte. Da iſt er! dachte ſie freudig; aber ſtatt ſeiner tritt ein fremder Mann, deſſen Ausſehen der Art war, daß er Furcht einflößen konnte, in die Stube. Er grüßte kurz und ſagte, der Förſter ſende ihn, um, da er einen ſehr guten Handel auf dem Jahrmarkte gemacht habe, aber nicht Geld genug bei ſich trage, die ihm noch gerade fehlenden fünfzehn Thaler bei ſeiner Frau zu holen.

Das ſind faule Fiſche! dachte die Förſterin und ſagte: Wenn Euch mein Mann das aufgetragen hätte, ſo würde er Euch ein paar Zeilen mitgegeben haben, denn ich kenne Euch ja gar nicht, und das muß mein Mann wiſſen!

Der hat zum Schreiben auf offenem Markte keine Zeit gehabt! ſagte trotzig der Menſch.

Ueberdies, ſagte die Förſterin, ſind meine Eltern und Verwandte dort, wo er Geld kriegen könnte, wenn er brauchte.

Als der Fremde dies hörte, ſagte er trotzig: Ich habe Ihrem Manne mein Wort gegeben, das Geld zu bringen, und wenn Sie es mir nicht gutwillig geben, ſo brauche ich Gewalt!

Jetzt erkannte die Frau klar, daß ſie es mit einem Räuber und Spitzbuben zu thun habe, der nur einen Vor-

wand anfänglich geltend gemacht hatte, jetzt aber sich zeigte, wie er war. Sie erkannte, daß List und Klugheit das einzige Mittel der Rettung sei. Daher sagte sie schnell besonnen: Ihr seht, daß ich hier liege, ohne mich rühren zu können, denn die Gicht hat mich ganz gelähmt. In der Tischschublade dort liegen die Schlüssel. Holt sie Euch selber. Der kleinste öffnet den Schrank, der hier in der Nebenkammer steht. In ihm findet Ihr ein Kästchen, worin das Geld ist. Bringt mir's heraus, daß ich Euch die fünfzehn Thaler abzähle.

Der Räuber dachte es mit einem rechten Gänschen zu thun zu haben, griff rasch nach der Schublade, faßte die dort liegenden Schlüssel und eilte in die Kammer.

Kaum war er drinnen, als sie mit Blitzesschnelle aufsprang, die Kammerthür ins Schloß riß und sie verschloß und den daran sich befindenden Riegel vorschob. Dann eilte sie hinaus, schloß die Hausthüre ab und schob auch hier die zwei starken Riegel vor. Darauf ging sie ruhig in die Stube zurück.

Der Räuber in der Kammer stand einen Augenblick außer aller Fassung da. Er war überlistet, das sah er ein, und seine Lage war allerdings bedenklich; denn die Försterwohnung war neu erbaut, Alles stark gemacht und die Kammer hatte nur Ein Fensterlein, das aber sechs Fuß vom Boden war. Zu entkommen war da nicht anders, als durch die Thüre. Er fluchte, tobte, raste, drohte mit Mord und Brand, aber als er endlich sah, daß Alles vergeblich sei, hielt er sich ruhig, weil er wußte, daß er nicht im Stiche gelassen werden würde.

Bald darauf klopfte es leise erst, dann stärker und heftiger an der Hausthür. Ihr Mann war das nicht, das erkannte die Försterin; darum hütete sie sich wohl, zu öffnen, sondern begab sich in das zweite Stockwerk, wo gerade über der Thüre sich die Vorrathskammer befand. Als sie das Fenster öffnete, sah sie ein viereckichtes Weib an der Thüre stehen, die mit wilden Worten und Geberden Einlaß begehrte, da sie, wie sie gewiß wisse, ihren Mann befreien müsse, der in dem Hause gefangen sei. Wenn sie nicht gutwillig öffne, so werde sie Gewalt gebrauchen, sagte das ungefüge Weib und zog bei diesen

Worten eine gewaltige Art unter ihrer Schürze heraus. Oeffne, rief ſie, ſonſt ſchlage ich die Thür ein und dann koſtet es dich aber auch das Leben!

Was ſollte das arme einſame Weib machen? Ein Nothgeſchrei half nichts, denn das nächſte Dorf lag viel zu weit von der Stelle weg, und ringsum ſchloß der dichteſte Hochwald die Förſterwohnung ein.

Da warf ſie ſich auf ihre Kniee und betete heiß und inbrünſtig um Rettung in dieſer großen Noth.

Die heftigſten Hiebe mit der Art gegen die Thür, riſſen ſie von den Knieen auf. Das raſende Weib drunten war daran, ihre Worte und Drohungen zu verwirklichen.

Was ſoll ich thun? fragte ſich die Frau in der größten Seelenangſt.

Da blickte ſie auf allerlei Geräthe, das hier herum ſtand und lag. Wirf es ihr auf den Kopf! dachte ſie, und gedacht, gethan; aber das Weib wich geſchickt jedem Wurfe aus, und ehe die Förſterin ſich zu einem neuen rüſtete, that ſie wieder Hiebe in die Thüre, daß das ganze Haus zitterte.

Jetzt ergriff die Förſterin ein ſcharfes Hackmeſſer und ſchleuderte es ſo geſchickt, daß ſie dem Weibe drunten eine Wunde in die rechte Wange und Schulter beibrachte, aus der das Blut hervorſtrömte.

Einen Augenblick erſchrack das Weib, und der Schmerz ließ ſie aufhören, aber dann ſprang ſie wieder mit der größten Wuth gegen die Thür und ſchwur, ſie wolle mit eignen Händen der Förſterin den Strick um den Hals legen und ſie hinter ihrer Thüre aufhangen.

Kalter Schauder durchrieſelte das geängſtete, junge Weib. In der Stube war nichts mehr, was ſie mit Erfolg hätte hinabſchleudern können. Sie eilte deßwegen hinab. Als ſie in den Hausgang kam, fielen die Hiebe des raſenden Weibes gehäuft auf die Thür und mit ſolchem Erfolge, daß die Thüre bereits zerſpalten war und nur noch der Eiſenbeſchlag und die Querleiſten einen wirkſamen Widerſtand zu leiſten fähig waren. In wenigen Minuten war die Thüre zertrümmert. Und was dann?

Es iſt eine jener ſeltſamen, ja wunderbaren Erſcheinungen, daß oft mit der Größe der Gefahr auch der Muth

in der Menſchenſeele wächſt. So war es hier bei einer ſchwachen, hülfloſen Frau, die ſich nie eine ähnliche Lage hätte träumen laſſen. Als die junge Frau in das Zimmer zurück trat, zeigte ſich ihr eine neue Gefahr. Der eingeſchloſſene Räuber, der ſich anfänglich in ſeine Lage gefügt zu haben ſchien, der aber nur auf die nahe Hülfe von Außen gewartet hatte, war durch die ſchreiende Stimme ſeines Weibes, durch die männlich kräftigen Schläge, die ſie mit der Axt gegen die Thüre führte, und die, dem Klange nach zu urtheilen, von Erfolg begleitet waren, aufs Neue ermuthigt worden, an der Kammerthüre ſeine Kraft zu verſuchen. Durch die kräftigen Tritte hatte er es bereits auch ſo weit gebracht, daß das Thürſchloß abgeſprengt war und nur noch der Riegel die Thüre hielt. Lange konnte auch er nicht mehr Widerſtand leiſten, und dann ſtand die unglückliche Frau zwiſchen beiden furchtbar erbitterten Menſchen, und ihr Loos war ſicher der martervollſte Tod.

Jetzt galt es, das Letzte zu wählen und Leben gegen Leben zu vertheidigen. An der Wand hing ihres Gatten

geladene Doppelflinte. Feſt entſchloſſen, Leben und Habe bis zum letzten Augenblicke muthig zu vertheidigen, riß ſie die Doppelflinte herab und eilte in die Hausflur, wo ſie ſich der Thüre gegenüber ſtellte, und die Hähne des Gewehres ruhig ſpannte und die Flinte anlegte, um zum Schuſſe bereit zu ſein.

Noch immer hackte das raſende Weib draußen an der ſich

zerſplitternden Thür. Eben führte ſie einen verzweifelten Hieb und ein großes Stück der Thüre brach durch, und das Weib machte Miene, ſich durchzudrängen.

Halt! rief die Förſterin. Thuſt du einen Schritt herein, ſo ſchieß ich dich nieder!

Wart', Racker, rief das vor Wuth ſchäumende Weib, ich will dir für das Schießen bald gethan haben, und drängte ſich gewaltſam durch die Oeffnung herein.

Da zielte die Förſterin, und die Kugel fuhr dem Weibe durch den Kopf, daß ſie lautlos vor die Thüre zurückſchlug.

Jetzt eilte die Förſterin in die Stube und ſtellte ſich mit geſpanntem Hahne der Kammerthüre gegenüber, die in dieſem Augenblick auf den letzten Tritt des Räubers aus den Angeln fuhr und ſchief gegen das davor ſtehende Bett fiel, ſo daß der Räuber in der Kammerthüre mußte ſtehen bleiben.

Zurück! rief die entſchloſſene Förſterin ihm zu. Thuſt du nur noch einen Schritt, ſo iſt die zweite Kugel in deiner Bruſt, wie die erſte dein Weib eben an der Thüre niedergeſtreckt hat.

Todtenbleich ſtarrte ſie der Räuber an. Iſt es wahr? fragte er.

Du haſt den Schuß gehört! ſagte die Förſterin, und die Axtſchläge ſind zu Ende, ihr Brüllen hat aufgehört. Willſt du mehr? —

Der Räuber ſtand wie angefeſſelt an der Stelle. Der Tod ſeines Weibes war gewiß, der ſeine ebenſo ſicher, wenn er ſich rührte. In dieſer Lage rathlos, rührte er ſich nicht von der Stelle, und die Förſterin ſtand feſt und richtig im Anſchlag. — In dieſem Augenblicke hörte man Jemand rufen und laufen. Ein Hund bellte — es war der Förſter, der ſich mit einigen Holzbauern eiligſt nahte.

Er hatte, heimkehrend, plötzlich eine unbeſchreibliche Unruhe bei dem Gedanken an ſeine Frau gefühlt, die er ſo allein gelaſſen hatte. Die Angſt wuchs, je mehr er ſich dem Theile des Waldes näherte, der ſein Forſthaus umgab. Jetzt war es ihm, als habe er einen dumpfen Schuß in der Richtung ſeines Hauſes gehört. Er eilte, ſo ſehr er konnte.

Wie er so dahin lief, sah er zwei Holzhauer, die aus dem Dorfe kamen, um an ihre Arbeit zu gehen.

Kommt mit! rief der Förster; in meinem Hause ist ein Unglück geschehen!

Sie folgten ihm. Schon an der Thüre, die zertrümmert war, und an der des Weibes Leichnam lag, erkannten sie die Wahrheit der schrecklichen Vermuthung des Försters. Um hereinzukommen, mußten sie die Thüre vollends einschlagen, denn die Försterin wich nicht von ihrem Posten.

Bald war das geschehen; aber mit welcher Angst riß der Forster die Stubenthür auf, und mit welcher Freude erblickte er noch lebend sein heldenmüthiges Weib!

Jetzt ließ sie ermattend die Arme sinken, und der Räuber war wenige Minuten später von den drei Männern gefesselt.

Einer lief ins Dorf zurück. Bald kamen die Leute, holten den Leichnam und den Räuber, um ihn nach der Stadt zu führen.

In Folge der richterlichen Untersuchung stellte es sich heraus, daß der Räuber und sein Weib zu den gefährlichsten Verbrechern gehörten, die, mehrerer Mordthaten bezüchtigt, aufs Eifrigste von der Polizei verfolgt wurden, denen es aber bis jetzt gelungen war, allen Nachforschungen zu entgehen.

Das ruchlose Weib des Räubers, noch wilder und grausamer wie er selbst, hatte seinen Lohn durch die Hand der wackern Frau gefunden, der Räuber fand ihn durch die Hand des Scharfrichters.

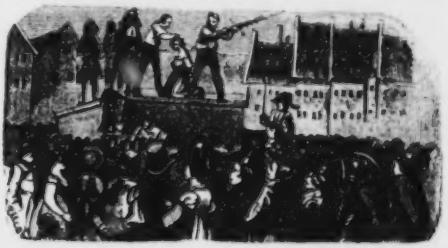

Die Angſt und entſetzliche Aufregung warf das junge Weib zwar auf das Krankenlager, aber bald vermochte ſie wieder ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Das Ereigniß bewirkte indeſſen, daß dem einſam wohnenden Förſter ein tüchtiger Jägerburſche beigegeben wurde, damit die Frau deſſelben nicht mehr allein in dem Forſthauſe zu ſein brauchte.

---

23. Eine Anekdote.

Ein Herr hatte einen Kutſcher, der ſich faſt alle Tage betrank. Nur die Treue und Ehrlichkeit des Menſchen und ſein oft treffender Witz ließ ſeinen Herrn nicht dazu kommen, ihn fortzuſchicken. Eines Tages begegnete er ſeinem Herrn gerade im Hofthor. Er ſchwankte wieder bedenklich, und der neue Rock, den er ihm vor Kurzem erſt hatte machen laſſen, war vornen voller Flecken.

Es iſt denn doch mit dir nicht mehr zu ertragen, Johann, ſagte der Herr unwillig. Faſt jeden Tag trunken; wo ſoll das am Ende hinaus? Ich werde dich doch fortſchicken müſſen! Sieh 'mal deinen neuen Rock, wie der befleckt iſt! —

Verzeihen Sie, ſagte der Kutſcher, es iſt doch ſo arg nicht mit mir, und dieſe Flecken kommen nicht vom Trinken! —

Woven denn? fragte der Herr, noch unwilliger über die Gegenrede.

Ach, gnädiger Herr, ſagte der Johann weinerlich, die Flecken kommen — vom Verſchütten!

---

26. Altes Gold.

In den Sprüchwörtern liegt ein wunderreicher Schatz von Weisheit und guten Ermahnungen und Lehren. Es ist die Weisheit unserer Vorfahren, die uns da entgegentritt. So mahnet Eins! Kehre vor deiner Thüre! Das ist eine rechte Hausfrauenlehre. Laß keine Unreinlichkeit vor deiner Thüre aufkommen, sonst wird sie dir auch ins Haus getragen. Liegt sie aber vor der Thüre, so ist sie gewiß auch inwendig, hinter derselben. Aber in dem Worte liegt, je nachdem man den Nachdruck legt, ein mehrfacher Sinn. Sagst du: Kehre vor deiner Thüre, so ist's eine Lehre der Reinlichkeit, dankenswerth und werth, daß du sie befolgst, liebe Hausfrau! Sagst du: Kehre vor deiner Thüre, so ist's schon etwas eindringlicher. Auch vor deiner Thüre sollst

du keinen Schmutz lassen, zu geschweigen, hinter derselben. Sagst du aber: Kehre vor deiner Thüre, so heißt's: Kümmere dich um andrer Leute Fehler nicht und bessere vielmehr deine eigenen. Und da ist es erst recht ein goldener Apfel in silberner Schale, und da gilt's nicht bloß der Hausfrau, sondern uns Allen, und erinnert an das Wort unseres Herrn, daß wir erst den Balken aus dem eignen Auge ziehen sollen, ehe wir auf des Bruders Splitter deuten. Mir will's vorkommen, als sollten wir das Sprüchwort in der dreifachen Betonung seiner Worte werth halten und befolgen. Der äußere Schmutz ist allemal ein Bruder des inwendigen und sein Verbote gewiß!

27. Ein Räthsel.

Der ist's, der nicht gefangen
Und auch kein Sclave ist;
Dich hat er mir gewonnen,
Die du mir stets die Liebste bist!

28. Die Geschwisterkinder.

Eine Geschichte.

I.

Was doch immer und ewig drüben in des alten Wilken's Hause ein Streit ist! sagte der Kaufmann Lorenz, ein getreuer Nachbar und guter Freund des alten Kanzellisten Wilken, mit betrübter Miene. Ich kenne die frommen, guten Alten so genau und weiß, wie schmerzlich ihnen das sein muß; aber wenn die zwei Burschen nicht getrennt werden, thut's wahrlich nicht gut!

Riekchen, seine Tochter, beugte tiefer das Angesicht zu der kleinen Schwester, die sie ankleidete, und seufzte tief. Sie hätte es jetzt um kein Gut der Erde haben mögen, daß der Vater in ihr glühendes Angesicht schaue. Ach, sie wußte ja leider, wo der Grund des steten Haders da drüben lag und konnte ihn doch nicht heben!

Da drüben wohnten nämlich die alten Wilken's, Leute, die im wohl begründeten Rufe strenger Rechtlichkeit, wahrer Frömmigkeit, aber auch dürftigen Einkommens standen. Der alte Mann war bei dem Gerichte Schreiber und hatte den alten Titel Kanzellist. Sein Einkommen reichte kaum hin, seine Familie zu ernähren, die aus ihm, seiner Frau und zwei Enkeln bestand, die die Großeltern erzogen hatten.

Nur zwei Kinder hatte ihnen Gott gegeben, die sie mit Treue und großen Opfern erzogen hatten, und beide waren gestorben. Der Sohn war Lehrer an der lateinischen Schule der Stadt gewesen und glücklich mit einer Verwandten des Kaufmannes Lorenz verheirathet, aber eine herrschende Krankheit hatte ihn und seine treffliche Frau in kurzer Zeit dahingerafft. Den Großeltern blieb der kleine Sohn, eine vierjährige Waise, als Erbe ihrer Liebe.

Die Tochter hatte gegen den Willen der Eltern einen Kaufmann geheirathet, der seines windigen und leichtfertigen Wesens wegen verachtet war, aber sich des Mädchens Liebe erschlichen hatte. Er errichtete sein Geschäft; allein bald zeigte er seine wahre Gesinnung; mißhandelte das arme Weib, weil sie ihm keine reiche Mitgift gebracht und seine Speculationen im Handel schief ausfielen. Den Eltern konnte die Arme ihr Leid nicht klagen, weil sie von der Verbindung abgerathen hatten. Sie trug es stille, bis das Herz brach, als ihr Gatte Bankerott machte. Er ging, da der Bankerott ein spitzbübischer war, heimlich durch nach England und von dort nach Amerika und war gänzlich verschollen; aber die armen Großeltern erbten außer Scham und schwerem Kummer den fünfjährigen Sohn der unglücklichen Tochter.

Beide Knaben, der Sohn des Sohnes hieß Fritz, der Sohn der Tochter Franz, erzogen die gebeugten Großeltern mit gleicher Sorgfalt und Liebe; aber bald zeigte sich in beiden Geschwisterkindern eine so grundverschiedene Natur und eine sich gegenseitig abstoßende Widerwilligkeit, daß sie eine Quelle tausendfacher Leiden für die guten alten Leute wurden.

Fritz war ein Knabe von reichen Anlagen und Gaben des Geistes und Herzens, aber hitzköpfig und feurig. Er war schön und sein Aussehen blühend und frisch, kräftig und fest seine Gestalt. Schon in dem Knaben war der sichere Blick anzuerkennen, und das Vermögen, jede Sache

an der rechten Seite anzufassen. Er machte in der lateinischen Schule ebenso reißende Fortschritte, wie er sie früher in der Elementarschule gemacht hatte, und zeichnete sich besonders in der französischen Sprache aus, die damals die größte Bedeutung hatte, da die Stadt auf dem linken Rheinufer lag, und die Franzosen dieß schöne deutsche Land vom Herzen des großen Vaterlandes abgerissen und es mit Frankreich verbunden hatten.

Der alte Wilken ging mit seinem lieben Herrn Nachbar Lorenz zu Rathe, was er aus Fritz machen solle, an dem besonders der Großeltern Herzen hingen, und der rieth, ihn Kaufmann werden zu lassen, und nahm ihn in die Lehre, und zwar auch, wie man sagt: „Um Gottes Willen" oder aus Freundschaft, was gleichbedeutend mit „umsonst" ist. Wohnung und Kost hatte er ohnehin drüben bei den Großeltern.

Franz war ein versteckter, tückischer, boshafter Bube, der seinem Vetter Fritz, wo er konnte, hinterrücks Eins versetzte, weil er ihn überall überflügelte, in der Schule und im Wohlwollen der Menschen. Auf ihm lag ohnehin der Fluch des schlechten Namens seines Vaters, und das ist ein entsetzliches Erbtheil für die Kinder. Sie leiden darunter, wenn auch tausendmal unschuldig. Es ist so Art der Welt! — Aber Franz that auch nichts, was dies Erbtheil hätte vergessen machen können.

Alle Tage kamen boshafte Streiche zu Tage. Alle Kinder seines Alters beklagten sich über ihn und über das Nachhalten seines Zorns und seines Hasses bis zur gelegenen Stunde, wo er sich rächen konnte.

Auch sein Aeußeres hatte nichts, was ihn angenehm hätte machen können. Dennoch wußte er, wo es galt, sich durch eine kriechende Schmeichelhaftigkeit beliebt zu machen.

Erst in den letzten Schuljahren arbeitete er aus Ehrgeiz sich Fritz nach.

Was aus ihm werden sollte, war des alten Wilken nicht geringe Sorge. Eines Tages ging er am Hause des Posthalters vorüber, der auch zugleich die Ausgabe der Briefe besorgte.

Der Posthalter hatte seinen Secretär verloren, der Soldat hatte werden müssen, und war nun in Verlegenheit, weil er eines guten Schreibers und Rechners bedurfte. Der Rector der lateinischen Schule, den er um Rath gefragt, hatte ihn auf Wilken's beide Enkel, besonders auf Fritz, aufmerksam gemacht.

Herr Kanzellist, rief der Posthalter aus dem Fenster, haben Sie nicht einen Augenblick für mich?

Der alte Wilken entblößte höflich sein schneeweißes Haupt und trat herein.

Da rückte denn der Posthalter mit der Bitte hervor, ihm den Fritz zum Schreiber zu geben; sagte ihm, daß er sogleich eine anständige Vergütung erhalte, zumal, wenn er im Hause des Großvaters schlafen und essen könne, und zeigte ihm noch größere Vortheile, in der Zukunft selbst ein sicheres Fortkommen im Postfache.

Wilken mußte ihm sagen, daß er in diesen Tagen Fritz in die Lehre zu Kaufmann Lorenz gethan habe; daß aber Franz dazu noch besser zu gebrauchen sein möchte, weil er eine weit schönere Hand, als Fritz schreibe und ein sehr guter Rechner sei.

Wenn auch der Junge dem Posthalter nicht gefiel, so biß er doch in den sauern Apfel, weil er eben keinen süßen hatte, und nahm ihn an. Ausgemacht wurde aber, daß der Lohn in des Großvaters Hand fließe und der Junge gar nichts davon wissen dürfe, weil es sonst Veranlassung zu bösen Wegen werden könne.

Als der Großvater heim kam und die Nachricht dem Franz mittheilte, hüpfte sein Herz vor Freude. Er wurde schon Schreiber und der verhaßte Fritz war Lehrjunge! Das kitzelte seinen Hochmuth. Der Großvater empfahl ihm, sich durch Fleiß, Treue und Zuvorkommenheit des Posthalters Zuneigung zu erwerben, und schon am andern Tage ging er hin, und nach einem Monat erklärte der Posthalter, er sei mit dem jungen Menschen vollkommen zufrieden.

Durch seine Augendienerei wußte er sich bei dem schwachen Manne so einzuschmeicheln, daß er ihn bei seinen Vorgesetzten dringendst empfahl und Franz die schönsten Aussichten für die Zukunft gewann.

Im Hause der Großeltern dauerte aber der Hader beider Enkel fort, selbst als sie zu reiferen Jahren gelangten. Außer der natürlichen Verschiedenheit ihrer Gemüthsart lag noch ein anderer Grund dieses Haders, dieser tiefgewurzelten Abneigung im Geheimen, und darum wußten nur Drei — Fritz, Franz und Rickchen.

Sie waren von frühester Jugend Gespielen, fast einzige Gespielen, denn sie waren ja Nachbarskinder, und in des Herrn Lorenz Hofe hinter dem Hause, in den Schuppen und Ueberdächern waren Spielplätze, wie sie die Welt nicht schöner hatte.

Aber schon in den Tagen der Kindheit entschied sich die Zukunft. Rickchen und Fritz waren Ein Herz und Eine Seele, und Franz war überall der neidische Spielbrecher, Störefried und Streithahn; dennoch spielten sie zusammen. Ueber nichts aber ärgerte sich Franz mehr, als über die Vertraulichkeit, Einigkeit und Liebe Rickchen's mit Fritz.

Was ein Törnchen werden will, das spitzt sich frühe, sagt das Sprüchwort, und das fand nun auch hier seine vollste Anwendung, theils auf die Gemüthsart des Franz, theils auf die Verbindung der Herzen Rickchen's und Fritz's; aber das war das Sonderbare, daß, je mehr sich Rickchen von Franz abwandte, deste mehr sein Herz zu ihr neigte.

Das blühendschöne Kind wurde eine überall bewunderte Jungfrau. Nicht bloß ihre Schönheit; ihre Sittsamkeit, Demuth, Häuslichkeit erwarben ihr Liebe und Werthschätzung.

Was im Herzen der Kinder als stiller Keim geschlummert hatte, das bildete sich in reiferen Jahren zu heißer und inniger Liebe aus.

Lorenz hatte nichts dagegen. Zwar sagte er nichts, aber er liebte Fritz wie seinen Sohn; lobte ihn nach Verdienst und stand mit den Großeltern seines zum Gehülfen aufgestiegenen Lehrlings in den vertrautesten Verhältnissen. Wenn auch Fritz kein Vermögen hat, sagte er zu sich, so hat er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke; versteht seine Kaufmannschaft wacker; kennt die Buchhaltung und Alles, was darauf einschlägt, und ist kein Spekulant, wie des Franz Vater war, sondern verständig und, wo es gilt, rasch und entschieden. Dabei ist sein Leben ohne Flecken, sein Herz treu und gut, und die Kinder haben sich von Kindesbeinen an lieb. Was sollt' ich da gegen die Verbindung haben? Wär' er nur aus dem Militärzuge! Liebster Gott, wie schlimm wäre es, wenn er sich dran spielte! Denn da kommt Keiner wieder, er sei denn zum völligen Krüppel gehauen oder geschossen.

Aus diesem Selbstgespräche des Kaufmannes Lorenz konnte man wohl merken, daß das schöne Rickchen nicht weit davon war, des Fritz Wilken's Braut zu sein. Jedermann wußte das auch; freute sich des bildschönen Paares und gönnte Fritz das Glück einer reichen Parthie, wie die Leute sagten.

Nur Einer gönnte ihm das schöne treffliche Mädchen nicht, weil er sie auch mit einer glühenden Leidenschaft liebte, und dieser Eine war Franz, der sich vom Militär, Gott weiß wie, durch des Posthalters Hülfe frei gemacht, und durch desselben Vermittelung, weil er ihn nicht missen konnte, zum wirklichen Postsecretär ernannt worden war.

Das war in der That für den jungen Mann ein großes unerwartetes Glück; allein das sollte bald noch größer werden. Man fand es für gut, in der Verwaltung die Briefpost von der Fahrpost zu trennen, und da Franz gut empfohlen war und seinen Dienst nicht nur gut verstand, sondern bisher auch treu und gut geführt hatte, so wurde er Postexpediter oder Verwalter der Briefpost, und erhielt damit eine Stellung, die eine kleine Familie, deren Ansprüche bescheiden waren, ernähren konnte.

Die Großeltern freuten sich darüber, obwohl Franz, seit er Postsecretär geworden war, die Großeltern selten besuchte, und daran nicht im Mindesten dachte, von seinem Gehalte ihre alten Tage zu verschönern. Er wohnte in einer gemietheten Stube und aß im Wirthshause.

Obgleich nun das die guten Alten tief kränkte, so konnten sie's ja doch nicht ändern.

Franzen's Anstellung erfolgte in dem Jahre, als Fritz, den er überall mied und, wo er mit ihm zusammentraf, höhnte und neckte, in den Zug kam, was damals so viel hieß, als militärpflichtig wurde, und das Loos ziehen mußte.

In den Herzen derer, die dies näher berührte, war große Bangigkeit vor diesem Zeitpunkt, und nicht umsonst; denn Fritzen's unglücklicherweise zitternde Hand zog eine Nummer aus dem Ersten Hundert, mußte also ohne Gnade und Barmherzigkeit marschiren.

Als er mit dieser Kunde, bleich und zitternd, vom Rathhause heimkam, war der Jammer der Großeltern dem Röschen's und ihres Vaters völlig gleich; aber Franz hatte Mühe, seine Freude zu verbergen. Die Tage, die Fritz noch im Kreise der Seinigen verweilte, flossen hin in der Gemeinschaft mit ihnen. Er wollte ja noch die Stunden auskaufen. Endlich schlug die schwere Stunde des Scheidens. Es war — hundert gegen Eins — die Scheidestunde für diese Welt!

O, da mag jedes gefühlvolle Herz unter den Lesern der Spinnstube es sich denken, wie es den Großeltern, die am Rande des Grabes standen; wie es Herrn Lorenz war, der so große Hoffnungen auf Fritz gesetzt; wie es endlich um Rickchen stand, die ihn so treu liebte. Alles, was sie sich geträumt hatten von ihrem nahen Glück, es war zertrümmert!

Fritz eilte endlich, sich losreißend, hinweg.

Schreibe oft! riefen sie Alle noch ihm nach und: Gott schütze und behüte dich!

Wie im Taumel eilte er hinweg. Die Trommel rasselte und die Rekruten marschirten ab. Thränende Augen sahen ihnen nach. Segenswünsche begleiteten sie. Nur Ein Auge sah mit Freude dem Zuge nach, und kein Segenswunsch stieg aus dem Herzen auf, zu dem es gehörte. —

Das Depot oder der Ort, wo die Rekruten des Regimentes, zu dem Fritz bestimmt worden war, ausgebildet und einexerzirt wurden, war Straßburg. Das Regiment aber stand in Spanien. Sobald sie also ausgebildet waren, kannten sie ihre Bestimmung. Es war der mörderische Vertilgungskampf in Spanien, der sie erwartete.

Ueber den beiden Familien lag eine tiefe Trauer.

Rickchen ging gar nicht mehr aus. Ihr einziger Gang war zu den betrübten Großeltern, und wenn sie dahin kam, mußte sie trösten, die doch des Trostes ebenso sehr bedurfte, als sie. Es war recht auffallend! Seit Fritz weg war, kam Franz wieder täglich zu den Großeltern, und was ihnen noch mehr auffiel, war das, daß er mit großer Liebe und Theilnahme von ihm redete, und meist die Briefe, die er schrieb, selber den guten Alten brachte; auch sich allemal mit großer Theilnahme nach ihm erkundigte.

Traf er Rickchen, so erwies er ihr große Aufmerksamkeit und verhehlte die Liebe gar nicht, die er zu ihr fühlte. Die Großeltern söhnten sich in ihrer Gutmüthigkeit und Arglosigkeit mit ihm aus. Rickchen sah tiefer und ihr Abscheu wuchs mit jedem Augenblick, indem sie die Absichten Franzen's mehr und mehr durchschaute.

So lange Fritz in Straßburg war, kamen seine Briefe regelmäßig an, und ihre Ankunft war ein Freudenfest; aber während des Marsches nach Spanien blieben sie aus und

auch später kamen sie selten. Als aber die Franzosen nach Portugal zogen, um den Engländern zu wehren, da blieben sie ganz aus.

Die Nachrichten aus dem Lande des Krieges waren überhaupt in eben dem Maaße selten und kümmerlich, in dem die Lage der Franzosen sich verschlimmerte, und die Siege der Spanier und Engländer, welche zusammen gegen die Franzosen stritten, erfolgreicher und häufiger wurden.

Herr Lorenz sah, wie der Schmerz sein schönes blühendes Kind verzehrte, wie er die alten Großeltern dem Grabe näher brachte. Er selbst litt dadurch doppelt.

War er todt oder gefangen? Das war die Frage; aber wer sollte Antwort geben?

Herr Lorenz schrieb an das Kriegsministerium nach Paris. Schnell kam die Antwort: Friedrich Wilken habe tapfer gestritten, habe sich das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde von Ciudad Rodrigo erworben; sei darauf seiner Tapferkeit und Fähigkeiten wegen zum Lieutenant, dann ebenso schnell von Stufe zu Stufe bis zum Hauptmanne gestiegen, sei aber, wie seine Kameraden berichteten, in dem ersten Treffen gegen die Engländer gefallen. Ein eigentlicher Todtenschein könne nicht gesendet werden, weil authentische Nachrichten fehlten und es auch noch möglich sey, daß der Schwerverwundete in die Hand der Feinde gefallen sei. Die Nachrichten seien jedoch der Art, daß auch dann an seiner Lebensrettung mit Grund gezweifelt werden müsse.

Als diese Nachricht eintraf, war das Maaß des Leidens voll. Röschen wandelte umher, wie ein Schatten, und die Großeltern wankten sichtlich dem Grabe zu. Selbst Herr Lorenz war tief gebeugt. Und doch sagte er oft: Warum beweinen wir ihn denn als todt, und es ist doch noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden?

Aber diese Rede wollte nirgends als Same der Hoffnung auf ein fruchtbar Erdreich fallen.

Auch Franz, der überhaupt sehr eingezogen und solid lebte, sich schon etwas Hübsches erspart hatte, wie die Leute sagten, nahm den, wie es schien, herzlichsten Antheil an dem Leide der beiden vereinigten Familien, und trauerte mit ihnen um Fritzen's Verlust, mit dem er in Unfrieden gelebt zu haben oft laut und aufrichtig bereute.

Die Menschenseele hat vor dem lieben Gott eine wunderbare Kraft erlangt, zu dulden und zu tragen. Wenn es auch scheint, das Leid und Weh zermalme sie, beuge sie in den Tod; sie trägt, duldet und hält selbst die morscheste Hütte des Leibes noch aufrecht.

Auch den tiefsten Schmerz überwanden die Großeltern und Rickchen. Allmählich machte er einer stillern Trauer Platz, durch die dann und wann ein Hoffnungsstrahl hindurchblitzte, aber dann auch schnell wieder erlosch.

Franz mußte übrigens wirklich sich ein Schönes erspart haben, denn er kaufte sich ein recht hübsch gelegenes Haus am Markte, und begann dort ganz unerwartet einen Glas- und Porzellanladen, der so reich ausgestattet war, daß er, bei verhältnißmäßig billigen Preisen, schnell den größten Zuspruch in der Stadt bekam.

Jetzt trat er aber auch mit den lang und mühsam verhehlten Absichten hervor. Er warb bei Lorenz um die Hand Rickchen's. Lorenz war nicht abgeneigt, in die Verbindung zu willigen, denn er hatte fünf Kinder, und, da seine Frau im Wochenbette mit dem jüngsten gestorben war, so zählte dies erst sieben Jahre. Drei Knaben waren zwischen den Mädchen, die theils in der Lehre waren, theils, wie der älteste, ausgelernt hatten, und nun bald ihn unterstützen konnten. An jungen Männern, die heirathen und eine Familie gründen konnten, war Mangel, denn die Schlachten Napoleon's rafften sie weg wie Schneeflecken. Er redete mit den Großeltern, und auch sie waren seiner Meinung. Aber als sie es Rickchen mittheilten, wies sie mit glühender Entrüstung und mit dem größten Widerwillen den Antrag hinweg. Nie, sagte sie, werde sie Fritz untreu werden, und wenn es Gottes Rathschluß so gefügt, daß er nicht mehr unter den Lebenden sei, so wolle sie ihr Leben unvermählt beschließen.

Keine Bitten, keine Vorstellungen vermochten den Entschluß wankend zu machen.

Franz nahm mit einem innern Grimme diese Entscheidung hin, der ihn nur mit Entsetzen ansehen ließ. Seine Liebe zu Rickchen wurde Haß, und er führte seitdem ein wahrhaft einsiedlerisches Leben, während sein Geschäft sich immer mehr erweiterte und einen Glanz entwickelte, der bei seiner ursprünglichen Armuth Manchem räthselhaft erschien.

II.

Mit dem Schicksale, das Fritz in Spanien getroffen, muß ich Euch, liebe Leser, jetzt auch bekannt machen.

Er war schon in Straßburg von Seiten seiner Fähigkeiten und insbesondere seiner genauen Kenntniß der französischen Sprache den Officieren seines Regimentes bekannt geworden, und da man ein solches Pfund nicht vergraben wollte, dort schon bis zum Wachtmeister befördert worden.

Kaum in Spanien angelangt, wurde er Lieutenant. Alle die Beschwerden des weiten Marsches von Straßburg durch ganz Frankreich, dann über das hohe Gebirge, welches Spanien von Frankreich trennt, hatte er mit Leichtigkeit ertragen, und ebenso leicht gewöhnte er sich an das Leben im spanischen Kriege. Da war es meist kein Kampf von großen Heeren gegen große Heere, sondern die Brigands, wie die Franzosen die Spanier nannten, fielen ihre Feinde, die Franzosen, bald von vornen, bald von hinten, bald von der Seite, bald bei Tage und bald bei der Nacht, in kleinen Trupps an, machten Gefangene und tödteten soviel Feinde, als sie konnten; nahmen ihnen bald die Nahrungsmittel, bald Pulverwagen und andere Kriegsbedürfnisse weg, und ließen sie gar nicht zur Ruhe kommen. Die Gebirge des Landes begünstigten diesen Rottenkrieg sehr, da sie den Spaniern bekannt, den Franzosen aber unbekannt waren. Da die Einwohner immer auf der Seite ihrer Guerilla's, was im Spanischen soviel als kleine Kriegerhaufen bedeutet, waren, und ihnen Alles verriethen, was sie wissen mußten, um den Franzosen zu schaden, so war der Krieg dort mit unermeßlichen Schwierigkeiten verknüpft und mit stündlich wechselnden Gefahren, die weniger Kriegskunst im Großen, als Muth und Umsicht, rasche Entschlossenheit und kaltblütige, schnelle Beurtheilung der augenblicklichen Lage erforderten.

Dafür war Fritz der rechte Mann, darum stieg er bald zum ersten Lieutenant, Adjutanten und dann zum Hauptmann auf, und erwarb sich wirklich das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde. Seine Tapferkeit war allgemein bekannt, und er, noch so jung, dennoch Einer der geehrtesten Officere.

Aber, möchtet Ihr fragen, warum schrieb er denn nicht heim, wo er doch wußte, wie lieb sie ihn hatten?

Wer aber sagt denn, daß er nicht geschrieben hätte? O, wie oft schrieb er! Wie sorgfältig sandte er seine Briefe nach Paris mit den Couvieren, die sein General, dem er lieb und werth war, absandte; aber es kam keiner an. — Es kam auch keine Antwort von seinen Lieben! —

Was sollte er also anders denken, als, sie sind Alle gestorben; denn das lag bei dem Alter seiner Großeltern und dem schweren Leid, das ihnen sein Wegzug bereitet, so nahe. Aber Rickchen, die treue Seele, die ihm noch vor der Abreise ewige Treue vor Gott zugeschworen, sollte sie ihren heiligen Schwur gebrochen haben? Nein, sagte er, das ist unmöglich! Was war da anders zu denken?

Einmal in seiner Seelenangst schrieb er an Franz. Und tief trauernd schrieb der ihm, die Großeltern seien dem Schmerz erlegen und Rickchen sei, weil kein einziger Brief von ihm gekommen sei, auch über ihr Leid nicht Herr geworden, es wohl aber über sie. Vor etwa zwei Monaten habe man sie begraben!

An wen sollte er nun schreiben? Wer nahm noch, außer Herrn Lorenz, Theil an ihm. Dem hatte gewiß Franz seinen Brief mitgetheilt, weil er ihn darum gebeten hatte, aber der ließ auch nichts von sich hören. Wie tief ihn solche Nachrichten beugten, läßt sich eher denken, als beschreiben. Nun stand er allein in der weiten Welt; hatte keine Seele mehr, die ihn liebte, als seine Soldaten. Das Leben hatte für ihn keinen Werth mehr, und er wünschte oft, daß eine spanische Kugel den Weg zu seinem Herzen finden möge. Blind stürzte er sich in die Gefahren. Wo es rechten wilden Kampf galt, da war er der Erste und Letzte im Kugelregen; aber droben über den Sternen wachte ein heiliges Auge über das unschuldige Opfer einer teuflischen Lüge und Bosheit.

Solche Tapferkeit, solche Todesverachtung mußte Anerkennung finden. Und als man ihn zu Hause als todt beweinte, war er der jüngste Obrist in der französischen Armee in Spanien, aber der hochgeachtetste, geworden.

Nach Portugal war er nie gekommen. —

Aber, wie war das möglich? fragt Ihr mit Recht; das französische Ministerium hatte es ja doch an Herrn Lorenz geschrieben?

Ja, wenn das Alles so wahr wäre!

Des Herrn Lorenz Brief war an das Ministerium nach Paris allerdings abgegangen. Auch kam ein Brief des Ministeriums zurück, der voll Lobes für den Obristen Wilken war und ganz genau nachwies, wo er mit seinem tapferen Regiment in Spanien stehe; aber der verworfene Mensch, der seinen Haß und sein Bestreben, Rickchen zur Frau zu bekommen, so weit trieb, daß er alle Briefe, die von Fritz kamen, und alle, die an ihn gesandt wurden, verbrannte, und die verworfenen Lügen an den Armen nach Spanien schrieb, um sein Herz auf den Tod zu treffen; der es schon lange verstand und trieb, das Heiligthum des Briefsiegels nicht mehr zu achten und daraus einen spitzbübischen Vortheil zog, ohne daß es Jemand ahnete, der löste auch mit seiner erworbenen Kunst das Siegel dieses Schreibens, nahm das ächte heraus und schob, da er die Kunst sich angeeignet hatte, fremde Handschriften betrügerisch nachzumachen, ein falsches unter! —

Entſetzlich! ruft Ihr aus, und habt Recht. Wenn Ihr aber ſaget: Warum riß nicht Gottes Gerechtigkeit den Schleier vom Angeſichte des Betrügers und Lügners, des Fälſchers und Schurken? ſo kann ich bloß antworten: Zeit und Stunde war noch nicht da! Aber glaubet darum nicht, daß der Arm des Herrn verkürzt ſei! —

Doch laſſet uns zu unſrer Geſchichte zurückkehren!

Mit wechſelndem Glücke wurde der Krieg in Spanien geführt. Die Engländer, die auch hier ihren Erbfeind, den Napoleon, aufſuchten, um ihn zu verderben, hatten ſich mit den Spaniern vereinigt und ſchlugen die Franzoſen überall, bis ſie endlich in der Schlacht von Vittoria ihre Macht völlig brachen.

Napoleon's Stern war im Untergehen. Sein Uebermuth hatte ihn dahin geführt, daß der Herr der Heerſchaaren in ſeinem heiligen Rathe ſprach: Bis hierher, und nicht weiter!.

Die Ruſſen hatten ſeine Macht gebrochen. Auf ihren weiten ſchrecklichen Schneefeldern hatte ihn Gott in ihre Hand gegeben; und was dort noch übrig blieb, das vollendeten unſre deutſchen Brüder bei Leipzig.

Am 1. Januar 1814 ging der tapfere Held Blücher bei Caub über den Rhein und drang in Frankreich ein. Es war mit Napoleon Matthäus am Letzten. Auch die Engländer drängten die Franzoſen immer weiter zurück. Sie waren zu ſchwach, Widerſtand zu leiſten, und Napoleon ließ ſie ohne Hülfe. Die Soldaten waren entmuthigt; die Offiziere im höchſten Grade zornig auf Napoleon, der ſie ſtecken ließ. Kein Sold wurde ausbezahlt; für die Verpflegung wurde ſchlecht geſorgt. Die Kriegscommiſſäre (Ihr wißt, Blücher nannte ſie: Kornwürmer!) ſteckten das Geld in die Säcke; für die Verwundeten wurde ſchlecht geſorgt, kurz, ein offenes Auge konnte es ohne Umſtände

und Schwierigkeiten erkennen, daß Napoleon's Reich in sich uneins war, und seiner endlichen Auflösung entgegen ging. —

Der tapfere Obrist Willen gehörte auch zu denen, die längst müde waren, dem Ehrgeize Napoleon's zu dienen, der nur Völker unterdrücken, seine Macht vergrößern und Kriege führen wollte.

Der Frieden, den endlich nothgedrungen Napoleon in Paris mit den Deutschen schloß, nachdem sie ihn bis in seine Hauptstadt und selbst draus hinaus gedrängt hatten, machte diesem Kriege ein Ende. Napoleon entsagte der Kaiserkrone und wurde nach der Insel Elba gebracht, und der rechtmäßige König, der nach England geflüchtet war, Ludwig der Achtzehnte, kehrte nach Paris zurück, und die leichtfertigen Franzosen, die kaum erst aufgehört hatten zu rufen: Es lebe Napoleon! schrieen sich jetzt heißer: Es lebe Ludwig der Achtzehnte! Unter diesem Volke, das jeder Wind wie eine Wetterfahne drehet, mochte Fritz nicht bleiben. Nachdem ihm sein rückständiger Sold ausbezahlt worden war, machte er sein hübsches Vermögen, das er sich erspart und bei einem guten Pariser Handelshause dargeliehen hatte, flüssig und nahm seinen Abschied, um nach Deutschland zurückzukehren, und wo die Gräber seiner Lieben waren, da wollte er leben und sterben. Vorher aber wollte er, da es nun Friede war, eine Reise nach England und Italien machen, um auch diese beiden merkwürdigen Länder der Welt zu sehen, seine Erkenntniß zu bereichern, und so die schweren Strapatzen des Krieges zu verschmerzen.

Den Plan hatte er sich gemacht, wenn er in seine Vaterstadt zurückgekehrt sein würde, sich ein kleines Landgut zu kaufen, und dann in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt, in der nun das Glück, das er gehofft, ihm nicht mehr blühen konnte, seine Tage zu beschließen.

Der Mensch denkt's, aber Gott lenkt's. Aus der Reise wurde nichts. Er, der in allen den Kämpfen unversehrt geblieben war, der nicht eine Stunde wußte, von der er sagen konnte, er sei krank in ihr gewesen, erkrankte jetzt in Paris so schwer, daß er wohl glaubte, sein letztes Stündlein wäre da; allein er sollte genesen und genas;

aber die Kräfte kehrten nur ſehr langſam wieder. Als er aber ſo allein da lag, nur gepflegt von ſeinem treuen Bedienten, einem ehrlichen Deutſchen, den er aus ſeinem Regimente ſich herausgeſucht, da ergriff ſeine Seele ein ſo mächtiges Heimweh nach Deutſchland, daß er die Stunde der Heimkehr kaum zu erwarten vermochte. Er ließ England und Italien liegen, und ſobald er nur wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er ohne Gefahr für ſeine Geſundheit die Reiſe antreten konnte, eilte er heim, obgleich es ſchon gegen den Herbſt ging.

III.

In Fritzen's Vaterſtadt hatte ſich in der letzten Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft erſtaunlich Vieles geändert. Es waren Ereigniſſe gekommen, an die kein Menſch gedacht hatte, und die betrafen Niemand anders, als Franz.

Ich hab' Euch erzählt, liebe Leſer, wie es ſeine ſchwarze Seele mit Grimm erfüllte, als Rickchen, in treuer Liebe zu ihrem verlorenen Fritz, ſeine Hand ausſchlug. Um den Grimm zu vergeſſen, wurde er ein Trinker. So eingezogen er früher gelebt hatte, ſo ausſchweifend und

lüderlich wurde er jetzt. Wer weiß, ob er nicht auch so die Verwürfe seines Gewissens betäuben wollte? Daß er sich so eingezogen gehalten, mochte hauptsächlich deßwegen sein, daß er dadurch sich einen guten Ruf sichern wollte, um seinem Zwecke, Rickchen zu bekommen, näher zu rücken.

Sein Handelsgeschäft, seine Briefpostverwaltung hatte er ganz mutterseelenallein versehen. Es schien, als wollte er Niemand in seine unsauberen Geschichten blicken lassen. Und daran that er insofern wohl, als sonst früher seine Verworfenheit an den Tag gekommen wäre.

Sein Geschäft mit feinem Porzellan und geschliffenem Glaswerke ging sehr gut. Er verschickte ganze Kisten in das Land hinein, und das fiel doch den Leuten am Ende auf, es kamen so wenig Waaren für ihn an!

Jeder in der Welt hat seine Feinde, auch der Beste, und der oft am meisten. Wie hätte sie Franz nicht haben sollen, der nicht eben so that, wie es in der Schrift steht: Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor. Je mehr er sich fühlte in seinem Wohlstande, deste unhöflicher, absteßender wurde er gegen die Leute. Er war ganz von seiner früheren Art abgegangen, wodurch er sich in das Wohlwollen der Leute, die er brauchen konnte, meistermäßig einzuschmeicheln wußte. Das kam aber Alles daher, daß er mißvergnügt war über Rickchen's Ausschlagung seiner Heirathsanträge, und weil er nachgerade selten nüchtern wurde.

Obiger Umstand mochte einen seiner erbittertsten Feinde veranlaßt haben, die Douanen, nämlich die alte abgeblasenen französischen Zollbeamten und Grenzwächter, darauf hinzuweisen. Diese Leute, die gar feine Nasen hatten, wenn sie einmal auf der Fährte waren, schnupperten nun um sein Haus, das hinten einen ziemlich geräumigen Hof und ein Ausgangsthürchen in ein abgelegenes enges Gäßchen hatte, herein, besonders Nachts.

Da fanden sie denn, daß einmal in einer einzigen Nacht zwölf Kistchen heimlich durch dies Hinterthürchen in seine Behausung waren gebracht worden.

Ehrlich liebt das Licht! sagt ein Sprüchwort; aber ein Anderes sagt auch: Im Dunkeln ist gut Munkeln!

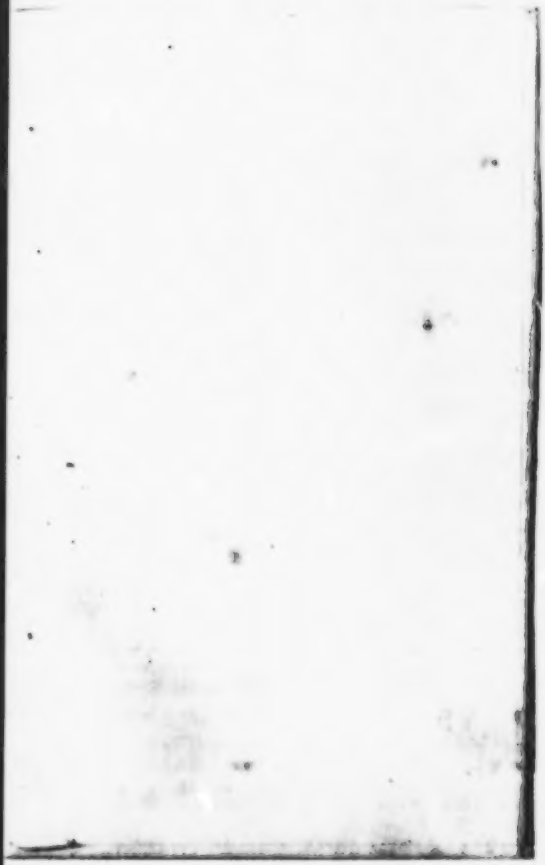

Dies Munkeln aber nannte man damals: Schmuggeln oder Schleichhandel treiben, und darauf standen schwere Strafen. Die, die ihn so belauscht hatten, zeigten es am gehörigen Orte an und Morgens frühe, als es Tag geworden war, umstellten auf einmal die Douanen sein Haus von allen Seiten, und ihre Oberbeamten drangen in das Haus ein und verlangten, daß er ihnen sein Magazin öffnen sollte.

Unter solchen Umständen war das Wehren und Ausreden, das Versichern und Schwerheißen am Ende.

Franz war bleich, wie ein Todter, vor Schrecken, aber das verschlimmerte nur den Verdacht der Beamten.

Was war zu thun? Er mußte öffnen.

Da standen denn die Kisten und Kasten mit geschmuggeltem böhmischen Glase von der kostbarsten und feinsten Sorte; da fanden sie eine Menge feines englisches Steingut; ja, was kein Mensch vermuthet hatte, sie entdeckten eine Menge von verbotenen Colonialwaaren, Säcke mit Kaffe, Zucker, Thee, feinem amerikanischen Tabak und große Vorräthe kostbarer englischer Seidenstoffe.

Daran hatte kein Mensch gedacht, daß er mit solchen Dingen Handel und noch gar durch das Gesetz verbotenen Schmuggelhandel triebe!

Das Nächste war, daß das Haus von unten bis oben durchsucht wurde und alle seine Papiere mit Beschlag belegt, sein Haus und Magazin versiegelt und bewacht, und er selbst in Haft genommen wurde.

Den Beamten fiel es sehr auf, daß er mehrmals versuchte, ein Packet Papiere auf die Seite zu schaffen, ja, daß er selbst den Versuch machte, sich durch die Flucht zu retten. Es war das Alles nun zu spät.

Die Beamten ernannten einen der rechtschaffensten Männer des Handelsstandes der Stadt, der auch zugleich im Handelsgerichte saß, zum Wächter des Hauses, und gaben ihm drei Zollbeamte bei zum Schutze und zur Mitaufsicht. Und dieser geachtete Mann war Niemand anders, als Herr Kaufmann Lorenz.

So ungern auch Herr Lorenz das Geschäft übernahm, so konnte und durfte er sich dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht entziehen.

Ihr mögt Euch denken, daß das ein großes Aufsehen in der Stadt machte, und daß nun Leute genug da waren, die das Alles hatten vorausgesehen. An solchen Hintennachpropheten fehlt's in solchen Fällen niemals, aber das war nicht das Schlimmste.

Seit einigen Jahren war es mehrmals vorgekommen, daß Briefe, mit denen bedeutende Geldsendungen waren abgesendet worden in der Ferne, entweder in der Stadt nicht angekommen waren, oder daß die Briefe zwar ankamen, die Nachrichten richtig enthielten, aber daß von Geld darin kein Wort gesagt, auch keins dabei war. Die Briefe waren nachgemacht auf eine höchst kunstvolle Art und steckten in dem Umschlag, der alle Postzeichen hatte, nur nicht die Bezeichnung des Geldes. Es waren Untersuchungen eingeleitet worden, allein Franz hatte so geschickt seine Maßregeln genommen, daß an ihn kein Mensch dachte, daß selbst die höheren Postbeamten, die ihn, als einen in seinem Amte so sorgfältigen und genauen Mann kannten, auch nicht im Entferntesten einen Verdacht auf ihn warfen.

Jetzt aber, wo der Betrug zu Tage trat, drangen die durch jene unterschlagenen Gelder Betroffenen auch aufs Neue auf eine Untersuchung.

Diese wurde dann sofort auch verfügt.

Herr Lorenz wohnte als Beauftragter des Handelsgerichtes der Untersuchung der Papiere bei, und siehe da, es fanden sich falsche Poststempel und ein ganzer Vorrath von Hilfsmitteln, wodurch der Verworfene jenen Raub begangen hatte, ja, um seine Schuld außer allem Zweifel zu setzen, so hatte er, nachlässiger geworden in der letzten Zeit, sogar die ächten Briefe nicht einmal vernichtet. Sie fanden sich vor und seine Schuld lag am Tage.

Als Herr Lorenz so Zeuge dieser Verworfenheit war, fuhr es wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Sollte dieser Mensch nicht die Briefe Fritzen's unterschlagen haben?

Er theilte diese Vermuthung dem untersuchenden Beamten mit; aber es fand sich nichts und der Strahl von Hoffnung erlosch wieder.

Als aber der Beamte ein geheimes Gefach des Schreibpultes mit Hilfe des Schreinermeisters, der es gemacht hatte; entdeckte, da zog er jenes Schreiben des Ministe-

riums von Paris hervor, das Franz unterschlagen und verfälscht hatte.

Als es Herr Lorenz las, wurde er schier ohnmächtig. Es hielt schwer, bis er sich erholte. Dann bat er, daß ihn der Beamte, da ohnehin Bücher und Anderes auf das Handelsgeschäft Bezügliche, auch die Zeugnisse der Geldunterschlagungen versiegelt werden und die Untersuchung an Ort und Stelle beendet war, entließe. Er eilte heim; aber er fand es für nothwendig, dennoch für's Erste zu schweigen. Nach Paris zu schreiben, war unter den Umständen kaum zulässig. Es war kurz vor Neujahr 1813. Man wußte schon, daß die Deutschen ihren Uebergang wohl in der Neujahrsnacht bewerkstelligen würden. Ueberall herrschte Verwirrung.

Er ging des Abends mit seiner Tochter und seinen noch unerwachsenen Kindern regelmäßig zu den hochbetagten Großeltern des verworfenen Franz.

Es läßt sich denken, daß, seit seine schändlichen Handlungen entdeckt waren, von Nichts die Rede war, als von diesen Ereignissen, die die Gemüthsruhe der beiden guten Alten so tief erschütterten.

Jeden Abend mußte Herr Lorenz, so weit es ihm die Pflicht gestattete, erzählen über die Ergebnisse des Tages. Als er nun heute auch der unterschlagenen Briefe gedachte, der nachgemachten Schriftzüge, der entwendeten Gelder, da rief plötzlich Rickchen aus: Ach, Vater, mich ergreift eine entsetzliche Angst! Wenn der Franz die Briefe unseres Fritz unterschlagen, die unsrigen nicht an ihn hätte gelangen lassen? Wenn er noch lebte? —

Rickchen heftete bei diesem Ausrufe ihre Blicke auf die seinen; die beiden Alten saßen zitternd und mit gefalteten Händen und starrten ihn an. — Herr Lorenz zitterte fast sichtbar und sagte endlich: Was du aussprichst, hab' ich auch in diesen Tagen wohl gedacht und, ob ich gleich keine Spur eines Briefes von ihm an uns oder von uns an ihn gefunden habe, so ist es doch so, wie du sagst. Vielleicht lebt er noch und wir können ihn wiederfinden.

Rickchen stieß einen gellenden Schrei aus und sank ohnmächtig in des Vaters Arme. Die beiden Alten zitterten

am ganzen Leib und heiße Thränen brachen aus ihren Augen.

Herr Lorenz aber betete leise: O Herr, laß diesen Kelch der Freude ohne Schaden an ihnen Allen vorübergehen! Er legte seine Tochter sanft auf den Sessel, in dem sie gesessen hatte, und eilte hinaus, um frisches Wasser zu holen, daß er sie dadurch wieder belebe.

Als er aber hereinkam, war sie bereits wieder zu sich gekommen. Sie saß da und starrte vor sich hin, die Hände krampfhaft vor der bebenden Brust gefaltet. —

Dann, als sie den Vater sah, brach sie in ein lautes Weinen aus und rief: O du guter, treuer Mensch, bist du denn ein Opfer der Bosheit geworden!

Es kostete den Vater viele Mühe, sie zu beruhigen, nur insoweit, daß er das Schreiben des Ministeriums Ihnen vorlesen konnte.

Fluchet dem Verworfenen nicht, sagte der edle Lorenz, er entgeht der strafenden Hand Gottes nicht, die einem Jeglichen vergilt nach seinem Thun; aber gebet nun auch nicht überschwänglichen Hoffnungen Raum! Das Schreiben ist nun zwei Jahre alt. Was kann Alles im Kriege sich in solch einer Zeit ereignen? Lebt er noch, so wird Gott ihn uns zuführen; aber wenn wir das mit einer Gewißheit annähmen, die das Gegentheil, nämlich seinen Tod, ganz zur Seite liegen ließe, so wäre der Schmerz nachher um so größer. Wir wollen Gott es anheimstellen, ihm vertrauen und zu ihm beten. Er wird's gewiß wohlmachen!

Diese weisen Worte des frommen Mannes wirkten wohlthätig und beruhigend in dem Sturme des Gefühles, der sie Alle ergriffen hatte.

Rickchen ruhte nicht; der Vater mußte mit Darlegung der Schurkerei an das Ministerium nach Paris schreiben. Er that's endlich, doch ohne alle Hoffnung des Erfolges.

Während der Zeit, wo eine Antwort einlaufen konnte, ging Rickchen wie Eine umher, die mit wachenden Augen träumt. Manchmal lächelte sie, wie eine Selige, und dann wieder flossen ihre Thränen stromweise. Des Vaters Herz bebte bei dem Gedanken, daß dieser Zustand nicht mehr lange andauern dürfe, ohne daß er zerrüttend auf Leib und Seele wirken müsse.

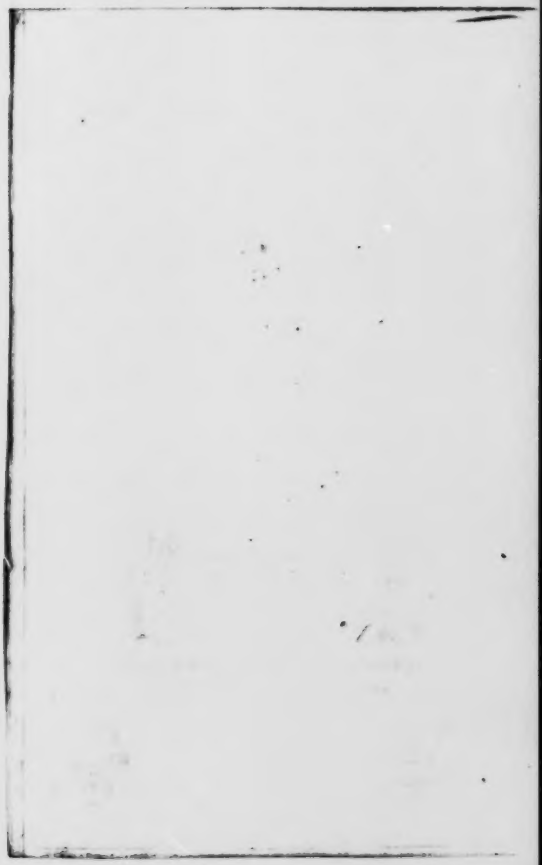

Da traf endlich ein Brief von Paris gegen alles Hoffen und Erwarten ein. Er riß ihn auf. Rickchen stand vor ihm und zitterte, daß sie sich anhalten mußte. Aber schon der Ausdruck seines Gesichtes zeigte ihr, daß er lebe, und sie sank auf ihre Kniee nieder und senkte das schöne Haupt betend auf ihre Brust, und dies Gebet gab ihr Kraft, nun auch die Freudenbotschaft zu vernehmen.

Das Schreiben sagte einfach, der Obrist Friedrich Wilken lebe noch, und stehe mit seinem Regimente noch in Spanien. Das Regiment war genau bezeichnet, nicht aber der Ort, wo es sich befand, ein Beweis, daß man in der Verwirrung des Augenblickes selber es in Paris nicht wissen mochte.

Unbeschreiblich war nun ihre Freude, ihr Glück; denn

nun durfte sie hoffen, daß Kunde von ihnen zu ihm gelange, daß sie ihn wiedersähe. Rickchen übernahm es, den Großeltern die frohe Nachricht beizubringen, und Herr Lorenz wollte dann mit dem Briefe selber später ihr nachfolgen.

Bei den hochbetagten Großeltern war das Gefühl schon stumpfer. Es gelang dem glücklichen Mädchen leichter, als sie es selbst erwartet hatte, sie ohne schwere Erschütterung mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen. Nun saßen sie bei einander und beriethen, und beschlossen dann, daß schon morgen sollte geschrieben werden. Dies geschah auch, aber der Brief kam niemals in Fritzen's Hände.

Bald traten die Ereignisse ein, die Napoleon's Herrschaft stürzten. Als es nun Friede wurde, als der Sommer kam und ging und dem kühleren Herbste Raum gab, und keine Nachricht von Fritz kam, da erging es Rickchen wie der Blume im Topfe, die des Wassers entbehrt. Sie senkte in stillem Schmerze das Haupt und sagte zu sich: Er ist dennoch gestorben!

IV.

Es war schon tief im October des Jahres 1814. Die Weinlese, ohnehin dürftig ausgefallen, war längst vorüber, als eines Tags ein dicht verschlossener Wagen an einem Gasthof anhielt, der nicht zu den ersten und vornehmsten gehörte.

Es stieg ein Herr heraus, dessen Ansehen, obwohl er bürgerliche Kleidung trug, dennoch etwas Militärisches an sich hatte. Er sah etwas bleich aus, obgleich seine Gesichtsfarbe stark gebräunt war.

Während der Herr in das leere Gastzimmer trat, bestellte der Diener, daß Feuer in den Ofen gemacht werde, weil der Herr auf seinem Zimmer speisen wolle.

Der Wirth vermuthete, der Fremde stehe mit dem Processe gegen den noch immer in Criminalhaft sitzenden Franz in Beziehung, und suchte den Bedienten darüber so um die Ecke herum auszuforschen, aber der gab Antworten, die auf alle mögliche Fragen paßten, nur nicht auf die, welche der neugierige Wirth ihm gestellt hatte.

Auch der Fremde blieb gemessen und ernst. Als der Diener zu seinem Herrn kam, trug er ihm auf, in den Laden des Herrn Lorenz zu gehen und Etwas bei ihm zu kaufen. Wenn er sich überzeugt habe, daß es Herr Lorenz sei, mit dem er rede, und er allein sei, so möge er ihm zuflüstern, er könne ihm Nachricht geben von Fritz Wilken, wenn er ihm folgen wolle. Alsdann solle er ihn so unbemerkt als möglich hierher bringen.

Unterdessen deckte der Wirth den Tisch und erzählte, offenbar, um seine Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, dem Gaste die Geschichte Franzen's; erst nur kurz, dann aber, als der Fremde eine so außerordentliche Theilnahme daran an den Tag legte, ganz und mit jener behaglichen Breite und Ausführlichkeit, wie das redselige Leute gerne zu thun pflegen.

Es schien dem Wirthe große Freude zu gewähren, als er sah, daß trotz aller Zurückhaltung dennoch seine Erzählung einen so mächtigen Eindruck machte.

Er pries sich im Stillen glücklich, doch auch einmal einen Mann im Hause zu haben, der zu dem berühmten Prozesse in irgend einer Verbindung stehe. Die Erzählung

endete erst, als das Essen schon aufgetragen war, und der Wirth entfernte sich erst, als der Herr ihm sagte, er pflege sich von seinem Bedienten bedienen zu lassen.

Endlich kam der. Er war lange herumgelaufen, ehe er das Haus fand; aber, sagte er, es war doch vergeblich, denn den Tabak reichte mir ein Frauenzimmer. Herr Obrist, rief er dann aus, die müßten Sie sehen! Wenn's eine Schönere in der Welt gibt, so dürfen Sie mich auf der Stelle fortjagen!

Der Löffel in des Obristen Hand drohte zu fallen, so war er von dem, was er bis jetzt gehört hatte, ergriffen. Er genoß nur wenig; dann ließ er den Wirth heraufrufen. Sie haben, sagte er zu ihm, in Ihrer Erzählung des Herrn Kaufmann Lorenz gedacht, lebt er noch?

Der Wirth sah ihn etwas verwundert an: Wie kommen Sie zu der Frage? sagte er. Der war seit Jahren nicht krank, und ist heute noch, gesund wie ein Fisch im Wasser, an mir vorübergegangen.

Nun, wenn Sie sich wundern, daß ich so fragte, so werden Sie sich doch nicht wundern, wenn ich frage, ob des Postexpeditors Großeltern noch leben?

Ja, das ist etwas Anderes, sagte der Wirth, denn die sind Beide tief in den Achtziger; aber sie sind noch munter und queck auf den Beinen. Noch am letzten Sonntage gingen Beide in die Kirche mit der schönen Fräulein Lorenz! Der alte Freund des Kanzellisten Wilken predigte, der alte Pastor Müller!

Mit der Nennung dieses Namens fiel ein Stein von der Seele des Obristen. Jetzt hatte er den Mann gefunden, der die Großeltern und Lorenz, vor Allem aber sein Rickchen auf seine Wiederkunft vorbereiten konnte. Der Bediente mußte ihm seinen weiten Mantel reichen, und, in diesen gehüllt, verließ der Obrist das Wirthshaus, wo der Wirth in großer Spannung zurückbleiben mußte, obwohl er gerne ein Bißchen spionirt hätte, wo der Fremde hingehe.

Fritz, so will ich wieder den Obristen nennen, ging in die Wohnung des Pastors Müller, den er auch zu Hause traf, obwohl der alte Mann im Begriffe stand, auszugehen.

Müller erkannte ihn nicht; aber wie erschrack freudig der alte Ehrenmann, als er sich nannte! Nun dämmerte ihm auch die Erinnerung wieder, und bald fand er sich

ganz wieder in seine Gesichtszüge. Auch der Pastor wollte ihm jetzt die Geschichte mit Franz erzählen, die Fritz schon kannte. Statt dessen berieth sich Fritz mit ihm über die Vorbereitung aller seiner Lieben auf sein unerwartetes Erscheinen, weil er davon die nachtheiligsten Folgen für die beiden Alten und Rickchen befürchtete. Es macht sich ganz besonders schön, Herr Obrist, sagte der Pastor, denn ich entsinne mich, daß heute Ihrer Großmutter drei und achtzigster Geburtstag ist. O, der Herr leget dem Alter des Gerechten viele Jahre zu!

Auch Fritz erinnerte sich jetzt dessen, und nachdem sie Alles verabredet, ging der alte Pastor zu den Großeltern. Er fand die guten Alten recht vergnügt, denn Rickchen hatte ihnen eben erzählt, sie habe geträumt, Fritz sei zurückgekommen, und ihre Hoffnung klammerte sich fest an diesen Strohhalm! Auf dem Tische stand ein herrlicher Strauß blühender Astern und später Rosen. Mit diesem Strauß und einem Kuchen hatte Rickchen die Großmutter angebunden, und bald darauf kam Herr Lorenz mit einigen Flaschen alten Weines.

Ja, sagte Müller, das beste Angebinde wäre freilich Ihr guter Fritz. Nun, wer weiß, vielleicht wird Rickchen's Traum noch wahr!

Das Mädchen zuckte in freudigem Schrecken zusammen. Sie blickte forschend in des Pastors Angesicht.

Plötzlich sprang sie auf und rief: Sie haben Thränen in den Augen, Herr Pastor! Sie wissen etwas!

Wohl weiß ich etwas, sagte gerührt der Pastor, das nämlich, daß Gott oft über unser Bitten und Verstehen an uns thut!

Jetzt blickte ihn auch Lorenz fragend an.

Ist es wahr, Herr Pastor, fragte der betroffen, wissen Sie etwas von Fritz.

Ja! sagte kaum seiner selber mächtig der alte Mann.

Da sprangen sie Alle von ihren Sitzen auf und umringten ihn und riefen: O reden Sie! Reden Sie!

Beruhigen Sie sich erst, sagte er. Was ich weiß, ist eine sichere Nachricht, daß er bald kommt!

Sie täuschen uns! rief Rickchen. Er ist hier! O mein Traum lügt nicht! mein Herz sagt mir's.

Nun ja denn, sagte der Pastor endlich, ja, er ist hier

und wartet nur, bis ich ihm hier die Stätte bereitet habe; aber ich sehe, er hätte einen Andern, als mich, schicken müssen, und er wischte sich die Thränen ab.

Wo ist er? rief Rickchen ganz außer sich.

Lieber Lorenz, sagte Pastor Müller, ich sehe, es ist für ihn und für Sie kein Warten mehr. Eilen Sie an den Schwanen. Dort ist er!

Der Pastor hatte kaum ausgeredet, da pochte es leise an der Thüre. Sie hörten's kaum. Und als Lorenz wegeilen wollte, da stand vor ihm die hohe Gestalt eines stattlichen Mannes, dessen Antlitz von der Sonne des Südens stark gebräunt war.

Fritz, mein Fritz! rief Rickchen, und lag an seiner Brust, und der starke Mann, der so oft dem Tod ins Angesicht gesehen in wilder Feldschlacht, ohne daß er bebte, zitterte jetzt so, daß er fast umgesunken wäre. —

Aber das überselige Mädchen zog ihn zu den Großeltern, und es war ein ergreifender Augenblick, als er seine Kniee beugte und die weinenden Alten ihre zitternden Hände segnend ihm auf das Haupt legten.

Und der Pastor sagte: Siehe dieser, mein Sohn, war todt und ist wieder lebendig geworden!

Das, was nun folgte, können Worte nicht gut beschreiben; aber Ihr, meine lieben Leser, Ihr fühlet's tief in Euren Herzen.

* * *

Die Ankunft des Todtgeglaubten erregte die ganze Stadt. Wer ihn gekannt, eilte herbei, ihn zu begrüßen, und freute sich, wie er so glückselig neben seiner, immer noch blühend schönen Braut saß und ihre Hand in der seinen hielt, als fürchte er, sie nochmals zu verlieren.

Am andern Tage sagte der Bediente: Herr Obrist, ich meine, mit dem Junggesellenstande wird's bald ein Ende haben! Ich will nur einstweilen Ihre Pistolen zurecht machen, um die Ehrenschüsse zu thun.

Das kannst du, sagte lachend der Obrist, aber erschrecke mir meine lieben Großeltern nicht!

Und wirklich, nach etwa vier Wochen traute der alte Pastor Müller das glückliche, vielgeprüfte und treu erfundene Paar.

Das Landgutkaufen gab Fritz fürs Erste auf, weil er die lieben Großeltern in ihrem häuslichen Wesen lassen wollte. Lorenz's Haus war geräumig genug für sie, und so konnte die junge Frau auch noch den Vater und die Großeltern pflegen. Als aber diese endlich ihr Auge sanft, wie der Gerechte stirbt, im Tode geschlossen hatten; als Lorenz sein Geschäft an seine zwei ältesten Söhne abgab, und dem Gatten seiner jüngsten Tochter, einem braven jungen Manne, das Haus des unglückseligen Franz gekauft hatte, wo er sich ebenfalls ein Geschäft in Glas und Porzellan errichtete, da kaufte der Obrist ein Landgut in der Nähe der Stadt, und sie zogen dahin, um in der Stille ihres Glückes froh zu werden, und Vater Lorenz beschloß seine Tage bei ihnen und wiegte ihre lieblichen Kinder auf seinen Knieen.

Von Franz aber muß ich berichten, daß, nachdem eine Menge Zeugen verhört worden waren, zu denen leider auch Lorenz und der Obrist gehörten, der langwierige Prozeß endlich entschieden wurde. Er bekam lebenslängliche Zuchthausstrafe. Stets war er während des Prozesses frech und schamlos gewesen; als er aber unter den Belastungszeugen Fritz Wilken, den stattlichen Obristen, erblickte, da zuckte er in sich zusammen, und es war von dem Augenblick an sein frecher Uebermuth gebrochen. Nur leise antwortete er auf die an ihn gestellten Fragen, und als nach dem Urtheilsspruche der edle Obrist zu ihm trat und ihm die Hand mit den Worten reichte: Möge dir Gott vergeben, wie ich dir vergebe, da fielen ein paar heiße Thränen auf die Hand des Ehrenmannes. Möchten es Thränen aufrichtiger Buße gewesen sein!

29. Altes = Gold.

Könnt' ich's, ich schriebe in jedem Hause, in das ein junges Ehepaar einzieht, wie einst an der Wand des Palastes das schreckliche Wort stand: Ich habe dich gewogen, aber zu leicht erfunden — nämlich mit Flammenschrift das Sprüchwort: Klein und rein! Was das sagen will, muß erst ausgelegt werden; denn es heißet nicht und soll nicht heißen: Wohnet in einem kleinen Häuschen, Stübchen, Kämmerchen — obgleich das auch sein Gutes und Gemüthliches hat, und auch nicht: — Haltet das aber fein sauber und reinlich — obwohl das viel, sehr viel ist, und eine Hausfrau, die es vergißt, leiblich und geistig untergeht, und ihres Hauses Verderben, ihres Ehestandes Unheil und sittliches Elend über ihre Kinder herbeiführt, dessen Ende sie gar nicht absehen kann, so heißt's doch das nicht und soll's nicht heißen; sondern sein Sinn ist: Bescheiden und anspruchlos (klein) und ohne Schulden (rein)! Das ist der Sinn, den wir dem Sprüchlein unterlegen, nicht wahr, liebe Freunde in der Spinnstube?

Da begreift sich's, warum ich das oben gesagt. Stünde das so mit Flammenschrift an ihres Hauses Wänden, dann dächten die jungen Eheleute nicht daran, sich kostbar einzurichten, und schweres, wahrhaft vergeudetes Geld in recht glänzende Möbel und tausendfache Dummheiten zu stecken,

bei denen ein ehrlicher Mann aus der alten Zeit fragt: Wozu wird denn das Dingelchen da verwendet? Und die junge Hausfrau es mit vielen Worten auslegen muß, und — es bleibt oft dann noch ein Kopfschütteln übrig, das auch nicht als Beifall auszulegen ist; dann würden nicht die jungen Eheleute in prunkenden Gemächern einander ansehen müssen, oft nach kurzer Zeit, und einander fragen mit dem Worte der Apostel: Woher nehmen wir Brod (in dieser glänzenden Wüste)? O, ihr lieben Leute, mit der schönen Einrichtung geht Hand in Hand die Kleidung, die Ansprüche an die Vergnügungen außer dem Hause, und an ein recht gutes Essen und Trinken im Hause. Im ABC folgt immer ein Buchstaben auf den andern, und auf das B (Verschwenden) allemal das W (Weh!). Nirgends ist mir das aber schwerer aufs Herz gefallen, als bei den jungen Kaufleuten, die so ihr Geschäft anfingen und sich verheiratheten. Nein, das übersteigt alle Vorstellung, welche Pracht der Einrichtung da herrscht! Dann folgt Kutsche und Pferde und dann der — Bankerott! Wer ist aber der, der die Zeche bezahlt? Das ist der, der geborgt hat, der Credit gab; also ehrliche Leute und Fabrikanten! Was that's? Einmal ist keinmal! sagt ein niederträchtiges Wort, das man oft im Munde des leichtfertigen Gesindels hört; denn es ist gewiß Einmal — und einmal das gute Gewissen, die Gnade Gottes, die Ehre und Achtung der Menschen und vor sich selbst verloren, das ist, bei meiner Seele! Einmal und hinlänglich genug, um elend zu werden für Zeit und Ewigkeit; aber, wie gesagt, das ist so das Wörtlein für solche Windbeutel. Sie fangen wieder an, treiben's wieder so und — abermals ein Purzelbaum! Am Ende sind's noch wohlstehende Leute, denn in alle den Bankerotten zieht die Frau ihr Vermögen vorn weg. Der Musje von Mann (?) hat nichts, und so steht's lang gut um sie — aber auch um die, die geborgt? — Nein! die sind drum und haben das Nachsehen. Auch eine Plaisir!

Wenn solche junge Leute dächten, wie klein ihre ehrlichen Eltern anfingen; wie sie das: Klein und rein sich in das Herz schrieben, Schulden wie das Feuer mieden, und darum zu etwas, und ehrlich und ohne Bankerott durch die Welt kamen, und ein gutes Gewissen, der Menschen

Achtung und ein fröhlich und selig Sterbestündlein sich sicherten, sie gingen in sich und hüteten sich vor den Strudeln, in denen so leicht ein Kahn untergeht, sammt denen, die darin sitzen.

Klein und rein bewahrt vor dem, was ein anderes Sprüchwort kurz und bündig sagt: Schuld ist Ungeduld. O, das ist auch so ein goldenes Haushaltungswort! Kaufe nichts ohne Geld, und hast du keins, so laß das Kaufen! denn das Sprüchwort sagt: Borgen macht Sorgen, denn der borgt, wie er's kriege, und dem, der's geborgt hat, wie er's bezahle.

Freilich solche Vögel, wie ich sie da vornen beim Stand und Namen nannte, machen sich über das Letzte keine Sorge. Die erste Schuld, das erste Borgen — Hausvater und Hausmutter und Ihr Alle, Junge und Alte — ist ein Fluch! — Es kann wohl Noth dazu zwingen — aber dann ist's auch eine andere Noth im Herzen, die zum Bezahlen treibt! Dennoch ist's ein Fluch für das Leben, denn Schuld ist Ungeduld und Borgen macht Sorgen! Mit der ersten Schuld kommt Unruhe, Angst, Unzufriedenheit in die Seele; Seufzer und Thränen begleiten sie. Ach, wenn das nur ist, dann ist schon der halbe Fluch weg; denn dann denkt man ans Tilgen. Ist sie dann weg und es ringt sich ein: Gottlob! aus der tiefsten Seele herauf, dann ist er ganz weg und es ist ein Segen dafür eingekehrt, der in dem Sprüchworte liegt: Ein gebranntes Kind scheuet das Feuer! Du bist dann auch so ein gebranntes Kind. Du hast der Schulden Ungeduld, des Borgens Sorgen kennen gelernt und denkst: Klein und rein, das ist die Weisheit und Kunst einer rechten Haushaltung, aber dazu gehört noch etwas Anderes, und das, so will mir's vorkommen, sei der Boden, aus dem das: Klein und rein hervorwachse. Kennt Ihr's? Schlaget einmal in Eurer Bibel auf: Buch Tobias, Kapitel 4, Vers 6. Da steht's zu lesen mit klaren Worten und ein Haushaltungsrecept, welches eine fromme, treue Mutter ihrer Tochter mitgeben sollte, das besser wäre, als glänzendes Geräthe.

Leset's einmal, Ihr jungen und alten Mütter, und wenn Ihr's könnet — strafet mich der Lügen; ich lasse mir's gerne gefallen!

30. Eine Anekdote.

Der Herzog von Orleans, der sehr liebenswürdige Sohn des letzten Königs von Frankreich, Louis Philipp, welcher auf eine so traurige Weise sein Leben verlor, kam einst auf einer Reise in Frankreich in ein kleines Städtchen um die Mittagszeit. Er ließ am ersten besten Wirthshause anhalten und sich, da er Hunger fühlte, eine Tasse Fleischbrühe geben.

Der Wirth dachte: Das ist das Erste und auch vielleicht das Letztemal, daß du einen Kronprinzen im Hause hast, der kann auch wie ein Kronprinz bezahlen!

Als der Adjutant nach der Zeche fragte, sagte der Wirth: Die Fleischbrühe kostet fünf hundert Franken!

Das ist ja unverschämt! rief der Adjutant.

Ich verkaufe sie nicht wohlfeiler, war des Wirthes Antwort.

Zornig über solche Grobheit, sagte er es dem Prinzen. Dieser lächelte und befahl den Maire (Bürgermeister) der Stadt herbeizurufen.

Als dieser kam, sagte der Prinz zu ihm: Ich will den Armen dieses Städtchens tausend Franken schenken unter Einer Bedingung!

Ich unterwerfe mich jeder Bedingung, die Eure königliche Hoheit aussprechen! sagte der Maire und verbeugte sich.

Gut, sprach der Prinz. Hier sind die tausend Franken in Geld. Die Bedingung ist, daß Sie eine Tasse Fleischbrühe dem Wirthe hier bezahlen, welche ich eben getrunken habe.

Der Maire nahm das Geld, dankte, und der Prinz fuhr fort.

Anfangs begriff der Maire die Geschichte nicht und lachte über den seltsamen Einfall des Prinzen; als er aber den Zusammenhang vernahm und das lange, essigsaure Gesicht des groben Wirthes sah, lachte er noch mehr, zahlte großmüthig einen Fränken für die Fleischbrühe, die sonst noch kaum einen halben kostete, und verwendete die 999 übrigen Franken für die Armen der Stadt, die es nun

erkannten, wie unwillkürlich und ohne Absicht ein grober Mensch zu ihrem Wohlthäter geworden war.

Wär' ich ein Wirth, ich würde mir das Exempel so anschreiben: Fleischbrühe ist Fleischbrühe, ob sie ein Kronprinz verzehrt oder mein Nachbar Gewürzkrämer — und nicht alle Vögel fängt man im Schlupf, die drauf herumhüpfen — endlich — Grobheit — ist keine Tugend, und alle drei Sätze sind richtig.

31. Ein Gedicht von Friedrich Rückert.

Alle Jahre hab' ich Euch bis jetzt, versteht sich mit des Dichters Erlaubniß, ein schönes Gedicht von Friedrich Rückert gebracht, und will das auch dieses Jahr nicht lassen. Da hab' ich Eins gewählt, welches der Dichter im Jahr 1817 machte, als die Frucht so entsetzlich theuer, der Hunger so groß und die reichen Bauern doch noch nicht zufrieden waren und meinten, sie müsse noch höher hinauf. Es ist überschrieben:

Hungerjahre.

Nr. 3.

Man hat mir einen Schwank gesagt,
Ich sag' ihn Euch, wenn's Euch behagt.

Zwei Bauern in der Schenke saßen,
Und wuch'risch ihren Schatz ermaßen,
Die Körnerfrucht in ihrer Scheuer;
Wiewohl das Korn schon wäre theuer,
Müßt es viel höher noch hinauf,
Bevor sie schritten zum Verkauf.
Da sprach der Eine im Verlauf:
Nicht eh'r verkauf' ich meinen Trödel,
Bis einen Gulden kost't ein Knödel!
Das hat der Wirth mit angehört;
Ob ihn der Wucher hat empört,
Oder hat ihn bloß der Schalk gestochen,
Genug, er hat es brav gerochen.
Denn, da sich eben die Gesellen
Thäten ein Mittagsmahl bestellen,
Ließ er, sie wacker zu bedienen,
Kochen zwei Dutzend Knödel ihnen,
Die gar so wohl bereitet schienen,
Daß die zwei Bauern, gar nicht stutzend,
Von Knödeln jeder fraß ein Dutzend.
Drauf nach dem Mahl, den Mund abputzend,
Sie nach der Zehrung fragen den Wirth.
Der sprach: Zwei Dutzend Knödel wird
Grad' vier und zwanzig Gulden machen!
Da wollten erst die Bauern lachen:
Ob denn ein Knödel ein'n Gulden kost'?
Sprach der Wirth aber gar getrost:
Ihr habet selber ja gesagt,
Daß es nicht anders Euch behagt'
Eh'r zu verkaufen Euern Trödel,
Bis einen Gulden kost' ein Knödel!
So mög't Ihr nun verkaufen getrost,
Weil der Knödel einen Gulden kost't!
Da schnitten's grämliche Gesichter,
Und appellirten an den Richter.
Der aber, zu gemeinem Frommen,
Verurtheilt' auch sie zu der Summen,
Und zu den Kosten obendrein!
Da mußten sie, um quitt zu sein,
Weil sie nicht hatten baare Gulden,
Um zu tilgen die Knödelschulden,
Vom aufgesparten Körnerhaufen
Ein' tüchtig Zahl und Maaß verkaufen,
So viel es eben kosten will.
Der Wirth strich ein die Gulden still,

Und sprach: Ihr könn't in Frieden geh'n,
Denn Euer Bill' ist heut' gescheh'n;
Doch — kehrt Ihr künftig bei mir ein,
Werden die Knödel wohlfeiler sein!

32. Noch ein Stücklein vom alten Fritz.

Ich weiß wohl, daß das Stücklein, das ich Euch da erzähle, vielleicht Vielen von Euch, liebe Leser, bekannt ist. Ob aber Allen? Das ist doch die Frage. Der Spinnstubenschreiber kann auch nicht Alles aus dem Aermel herausschütteln! Darum darf er auch 'mal ein alt Stücklein erzählen, wenn's gut ist. Der alte Fritz war ein Soldatenfreund, das wißt Ihr Alle, und seine Soldaten gingen mit Plaisir für ihn in die Schlacht und, wenn's sein mußte, in den Tod. Nun aber hatte er die seltsame Ansicht, deutsche Verse seien nicht sonderlich schön, und auf Dichter, mit Ausnahme des frommen Gellert, hielt er nicht viel.

Zufällig hörte er einmal, unter seinen Offizieren sei ein Dichter, und er sei zugleich ein tüchtiger Soldat.

Den möcht' ich doch auch 'mal kennen lernen, dachte der König und merkte sich den Namen und das Regiment.

Als er nun einmal wieder einen Theil seines Heeres musterte, sieht er das Regiment, in dem der Dichter Lieutenant sein sollte, sprengt auf den Obristen an, und sagt zu ihm: Er soll ja unter Seinen Offiziers einen haben, der Verse macht? Wie heißt der Offizier?

Majestät, sagt der Obrist, es ist der Lieutenant Fidebern, ein tapferer Offizier, der sich schon manchmal wacker hervorgethan hat.

So? sagte der König. Ruf' er mir ihn einmal herbei!

Der Lieutenant Fidebern trat vor und grüßte ehrfurchtsvoll den König; mochte aber in seinem Herzen denken: Was wird denn das absetzen? Bange war's ihm aber nicht, denn er hatte ein gutes Gewissen.

Der König sieht ihn lange, scharf und schweigend an, und sagt dann: Ich höre, Er kann Verse machen? —

Ja, Euer Majestät, antwortete ruhig der Lieutenant.

Nun, sagt der König, so mach' Er mir 'mal einen Vers!

Fidebern besinnt sich nicht lange und spricht:

Gott sprach in seinem Zorn,
Der Lieutenant Fidebern
Soll hier auf dieser Erden
Nie mehr, als Lieutenant werden!

Der König mußte unwillkürlich über den Einfall lachen. In eine heitere Laune versetzt, rief der König: Also er glaubt, der liebe Gott kümmere sich um meine Lieutenants? Ich will denn doch zeigen, daß ich meine Offiziers kann avanciren lassen. Ich ernenne Ihn zum Hauptmann. Mach' Er mir aber gleich einen Vers drauf!

Fidebern verbeugte sich dankend und sagte:

Der Zorn hat sich gewandt;
Capitän bin ich genannt;
Doch — hätt' ich Equipage *)
Hätt' ich auch mehr Courage!

*) Sprich Ekipasche und Kurasche. — Unter dem Wort Equipage versteht man bei den Offizieren die standesmäßige Ausrüstung.

Jetzt lachte der König noch mehr und sagte: die soll er auch noch haben; aber nun halt' Er mir mit seinen Versen das Maul! Er könnte mir, wenn das so fortginge, mehr aus der Staatskasse heraus verseln, als ich drinnen habe!

33. Ein Räthsel.

Wohl liegt's meist vor dem Hause,
Oft ist's auch selbst das Haus.
Seht Ihr es an dem Ende
Ist's mit der Türre aus.
Und wo der König wohnet,
Da wird's gehalten mit Saus und Braus!

34. Kindliche Treue.

Es ist eine der betrübendsten Erfahrungen, welche der Spinnstubenschreiber in seinem Leben hat machen müssen, wenn er sah, wie lieblos die Kinder oft gegen ihre alten Eltern verfahren, die sie doch, als sie kleine, arme, hilflose Geschöpfe waren, mit hingebender, aufopfernder Liebe hegten und pflegten; aber das Gebot, das die besondere Verheißung hat, wird leider gar zu häufig von denen übertreten, die doch den Namen des liebevollen Heilandes tragen, der unter

schauderhaften Todesqualen noch am Stamme des Kreuzes für die schmerzgebeugte Mutter ein Herz voll treuer Liebe hatte und zum Jünger Johannes sagte: Sei du nun ihr Sohn! Tröste du und versorge du nun die Mutter, durch deren Seele das geweissagte Schwerdt geht!

Lasset mich Euch, liebe Leser, eine Begebenheit erzählen, die zeigt, wie ein guter Sohn handeln muß!

Es war im Jahre 1797, als man in Prag, in Böhmen, ein großes Musikwerk aufführte, wobei theils gesungen, theils mit vielen Instrumenten eine gar schöne Musik gemacht wurde, und großen Theils von Leuten, die die Musik nur aus Liebhaberei und nicht als Broderwerb trieben. Der Zweck, wozu dies geschah, war ein edler; denn der Ertrag von dem, was die Zuhörer bezahlen mußten, war für die armen Invaliden des letzten Krieges bestimmt. Die Aufführung fand in dem großen Schauspielhause zu Prag Statt, und die Bewohner der Stadt Prag gaben zu so wohlthätigem Zwecke gerne das Ihrige, und eilten zu dem Schauspielhause, so lange noch irgend Raum darin war.

Die Einnahme war eine sehr bedeutende. Darauf hatte man denn auch gerechnet und angeordnet, daß am Schlusse ein Invalide auf der Schaubühne erscheinen sollte, in dessen Namen ein Student den wärmsten Dank aussprechen wollte.

Zu diesem Behufe wählte man einen jungen, schönen Mann, der in der Schlacht den Einen Fuß verloren hatte und recht geeignet war, das Mitgefühl der zahlreichen Zuhörer rege zu machen. Er hieß: Anton Weltschack.

Als die Aufführung des Musikstückes vorüber war, trat, an zwei Krücken mühsam gehend, der arme junge und schöne Invalide, geführt von dem Studenten, hervor.

Die Versammlung, ergriffen von der gehörten schönen Musik, wurde von dem Anblicke des jungen Invaliden tief erschüttert. Der Student sprach in schönen Worten den wärmsten Dank im Namen aller Invaliden aus, und seine Worte bewirkten, daß in Vieler Augen Thränen des tiefsten Mitleides standen. Diesen Augenblick benutzte der brave Gouverneur von Prag, der Graf von Wrabislaw, und rief

in die Versammlung hinein: Laßt uns für diesen Unglücklichen sammeln!

Er selbst stand auf, nahm seinen Hut und begann die Sammlung. Andere angesehene Männer thaten deßgleichen. Jeder gab, was er vermochte, und in kurzer Zeit war für den armen Anton Weltschak die Summe von hundert Gulden beisammen. Der edle Graf nahm das Geld in Verwahrung und überbrachte es selbst am anderen Tage dem überraschten Invaliden, der an eine so hohe Summe zu denken gar nicht gewagt hatte.

Die edlen Männer, welche die Sammlung gemacht hatten, befürchteten aber, der arme Invalide, der wohl nie so viel Geld in seinem Leben besessen hatte, möchte vielleicht nicht den rechten Gebrauch davon machen, und beschlossen, ihn recht sorgfältig im Auge zu behalten.

Wie beschämte sie aber der arme Invalide!

Kaum hatte er das Geld und die erste Freude, die erste, gewaltige Ueberraschung war vorüber, als er zu dem Kriegscommissär eilte, der auch an der Sammlung Theil genommen hatte, und ihm die ganze runde Summe überbrachte.

Was soll ich denn mit dem Gelde machen? fragte dieser den Invaliden.

Ach, Herr Kriegscommissär, sagte Anton Weltschak, ich wollte Sie um etwas bitten. Sehen Sie, ich bin nun bis an mein Ende vom Kaiser versorgt und habe zu leben; aber daheim habe ich einen alten Vater und eine alte Mutter, die in ihren alten Tagen Noth leiden, weil ich, ihr einziges Kind, sie nicht in ihrem hilflosen Alter unterstützen kann. Senden Sie ihnen das Geld. Es wird sie vor gänzlichem Mangel schützen, und ich kann doch so einen Theil meiner kindlichen Dankbarkeit abtragen, die ich Ihnen schuldig bin!

Tief gerührt von dem edlen Herzen des braven Sohnes erfüllte der Kriegscommissär seine Bitte, und freudig kehrte der Invalide in seine Kaserne zurück.

Durch den Kriegscommissär wurde diese schöne Handlung bald in ganz Prag bekannt, und fort und fort flossen Gaben in des guten Sohnes Hand, die er getreulich seinen armen alten Eltern überschickte, und dadurch ihre alten Tage vor Mangel schützte.

Wahrlich, da zieh' ich meinen Hut tief ab vor dieſem wackern Sohne, dem gewiß der Segen Gottes nicht gefehlt hat. Vielen aber ruf' ich zu — ſpiegelt Euch dran, und vergeſſet nicht, wenn es Euch wohl gehet, der Eltern, die Euch in Liebe gepflegt, als Ihr hülflos waret! Jetzt ſind ſie's. Sollen Sie von Euch nicht erndten, was ſie einſt in Liebe geſäet? Sollen ihre Thränen Euch vor Gott verklagen?

Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden! —

---

33. Kopfackelches.

Als in der Spinnſtube einmal die Rede davon war, wie wunderbar es ſich oft füge, daß verborgene Schurkereien und Spitzbubereien an den Tag kämen, ſagte der Schmiedjacob, das Allerverwunderlichſte dabei iſt und bleibt, daß der liebe Gott meiſt es ſo lenket, daß die Verbrecher ſelber manchmal mit, manchmal ohne ihren Willen ihre eigenen Ankläger werden müſſen. Mir fällt da eine Geſchichte ein, die ich vor mehr denn dreißig Jahren an der Moſel, wo ich auf meiner Wanderſchaft hinkam, erzählen gehört habe, und die ſich dort zugetragen hat im Jahre 1814.

Als die Deutſchen Anno 1814 über den Rhein gingen, um Frankreich für die vielen und ſchweren Sünden zu züchtigen, die ſeine Kinder in Deutſchland verübt, und den Napoleon zu ſtürzen, der ſo lange eine Zuchtruthe Deutſchlands, ja der halben Welt geweſen war, da waren auch die Ruſſen dabei.

Vor keinen Kriegsvölkern hatten aber die flüchtigen französischen Soldaten mehr Respect, als sie Anno 1813, nach der Schlacht bei Hanau, in so trostlosem Zustand auf das linke Rheinufer zurückkamen (der Spinnstubenschreiber hat's im Jahrgange 1846 der Spinnstube aus eigener Anschauung genau beschrieben), als vor den Kosacken mit ihren langen spitzen Lanzen und ihren kleinen, raschen zappeligen Gäulchen. Die hatten sie manchmal gegickst mit ihren Lanzen, und das war noch im frischen Gedächtniß. Man vergißt so einen Beweis von Liebe nicht so leicht! — Sie machten davon so gräuliche Erzählungen und Geschichten, daß die armen Leute auf dem linken Rheinufer nicht anders dachten, als wenn die kommen, so spießen sie uns dutzendweis in ihre Lanzen und braten uns wie Wachteln!

Dabei erzählten die Franzosen, die Kosacken ließen nichts liegen, als glühendes Eisen und Mühlsteine, und sie verstünden das Mausen besser, als alle Katzen in der Welt.

Ich will nun, fuhr der Schmiedjacob fort, gar kein Lobredner der Kosacken werden, denn wir haben sie hierzulande auch genauer kennen gelernt, als es uns lieb war, und vom Mitnehmen ist Keiner arm geworden; aber so schlimm, wie sie die Franzosen am Rheine machten, waren sie nicht.

Sie hielten sie dort für leibhaftige Teufel, und die Leute zitterten und bebten, wenn Einer das Wort: „Kosack" aussprach. In den Gegenden, wohin der Zug der Heere nach dem 1. Januar 1814 nicht kam, erzählten sich die Leute die allerentsetzlichsten Geschichten von den Kosacken. So war es insbesondere in der rauhen Eifel, wo man noch gar keine von den gefürchteten Russen gesehen hatte.

Die Heere waren schon in Frankreich, da geschah es wohl, wenn auch selten, daß noch Regimenter Reserve nachzogen.

Die hohe Eifel ist nun ein vom großen Verkehre der Welt so ziemlich abgeschnittenes, rauhes und armes Land.

Eines Tags, es war schon nahe am Herbste des Jahres 1814, kamen plötzlich drei Kosacken in ein Dorf tief in der Eifel gesprengt und riefen nichts als: „Wo Burgemeister? —

Es waren leibhaftige Kosacken, denn die Leute hatten hin und wieder in Trier welche gesehen, und die Andern wußten aus der Beschreibung, daß sie keine eigentliche Uniform anhaben, sondern Keiner wie der Andere gekleidet

ist, aber das wußten sie, daß sie weite Hosen und kurze runde Wämser haben, und kleine schwarze Kappen tragen, die aussehen, wie ein umgekehrter Wasserschepel; daß sie Mäntel von Hammelfellen tragen und greuliche, lange Bärte; daß sie kleine, quackelige Kerle sind, die, wie buckelig, auf den alten kleinen Gäulchen sitzen, kleine Säbel an der Seite, Pistolen in den Halftern und am Gürtel, und mächtig lange, spitze und scharfe Lanzen führen, womit sie die Leute nach Lust und Liebe gissen oder aufspießen, und eben in der Luft damit noch allerlei Kunststücke machen konnten. Und aufs Haar so sahen die drei Quartiermacher aus. Die meisten Leute, besonders Frauen, Mädchen und Kinder, liefen schreiend fort und versteckten sich eiligst; einige aber, die die Kosacken am Flitch erwischten, mußten ihnen das Haus des Schöffen zeigen, der schier des Todes war vor Schrecken, als er die greulichen Kosacken sah.

Er zog aber höflich sein Käppchen ab und kam ihnen entgegen mit gar tiefen Bücklingen und Kratzfüßen. Kosack! Kosack! sagte der Eine, der am meisten Deutsch parliren konnte.

Ja — ich — kenne die Herren Kosacken schon! stotterte der stoll der Schöffe — und da er wußte, daß sie absonderliche Freunde des Schnappses sind — so sagte er in aller größter Höflichkeit: Ist den Herren Kosacken Schnappe gefällig? Und seiner zitternden Frau rief er zu: Hol' geschwind einen Milchtopf voll, denn die haben weite Gurgeln! Der Schöffe war nämlich auch Wirth und verstand sich auf das Maaß.

Nicks Schnapps! rief der Kosack. Rasch, rasch, Quartier für tausig Kosack!

Ach, du gerechter Gott! rief der Schöffe, tausend Kosacken hierher! Die essen uns Alle im Frühstück auf! Ihre Gäule verzehren unser Bischen Heu und Streh, dann kann unser armes Vieh den Winter vom Winde leben, wenn's es fertig bringt!

Die umherstehenden Bauern entfärbten sich vor Schrecken und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen!

Der Kosack aber blieb wie der Kuckuck auf Einer Leier. Er stampfte mit dem Fuß und schlug an seinen Säbel, daß es greulich rasselte, und rief: Hurtik! rasch! Quartier für tausig Kosack mit Gaul und Offizier!

Die Beischöffen kamen gelaufen und immer mehr Bauern; aber Niemand wußte Rath. Aus den Dachluken und durch die Thürritzen lugten Weiber und Mädchen und zitterten wie Espenlaub im Winde vor den Kosacken, die grundhäßlich waren, und zitronengelb im Gesichte.

Ein Handelsjüdchen aus der Gegend, das dazu kam, hörte der Geschichte ruhig zu. Die Kosacken wurden ungeduldiger und wilder. Einer nahm eine Pistole und schüttete Pulver auf die Pfanne. —

Der Schöffe erschöpfte seine Beredsamkeit, um den Kosacken zu beweisen, daß so viel Raum gar nicht in dem Dorfe sei; aber die verstanden ihn nicht und die Sache stellte sich allgemach drohender und schlimmer. Die Kosacken verstanden keinen Spaß, das wußte man und sie blieben auf ihrer Kuckucksleier.

Da trat das Jüdchen vor und sagte leise zum Schöffen: Nu, Gotteswunder, Herr Schöffe, in Eurer Haut möcht' ich auch nicht stecken! Am End' ziehen sie sie Euch über die Ohren und Schöffe seid Ihr am Längsten gewesen. Es ist Kriegszeit, und das wilde Kriegsvolk ist Herr. Mai, wenn sie Euch die Haut abgezogen haben, dann kräht kein Hahn darnach. Soll ich Euch ä gute Rath gebe?

Ach, wenn du den weißt, rief der Schöffe, Mauschelche, wann ich der's vergesse, so soll —

Nur still, flüsterte der Jude. Ihr wißt, Unseräner kummet weit herum uf sei'm Handel, und hört dies und das. Ich hab' gehört, daß se ämol zu Kochem, drunt an der Mosel, auch so ä ganz Schwaderönche Kosacke kriege sollte. Was habe se gemacht? Se haben de Quartiermächer ä schön Stickelche Geld in die Hand gedrückt. Da sind se fortgeritte uf än anter Dorf. Nu, was fragt Ihr dernoch, wo sie einfalle, wann Ihr sie vom Hals habt? —

Mauschelche, rief der Schöffe, Gott soll dir's vergelten! Das ist ein prächtiger Rath! Aber wie kommt unser Einer ihnen bei?

Nicks mehr, wie das? lachte das Jüdchen. Ich will'n schun beikumme!

Der Schöffe berieth mit den Beischöffen und Bauern und sie fanden den Rath des ehrlichen Mauschelchen unübertrefflich. Er sagte zu Mauschel: Mach's fertig, Mauschelche, du sollst auch noch ein Trinkgeld, ein gut Zasseras kriegen!

Mauschel zog sein Käppchen ab und trat mit allerlei Verbeugungen zu dem Kosacken und sagte: Mai, Herr Kosack, Herr Offezier, wollt' ich sage, habe se än Einsehens! Das Dorf is arm und viel zu klein vor so viel Herren Kosacken mit ihre Gäulcher. Was liegt Ihne dran — nemme Se so ä Trinkgeldche und reite Se üf än ander Dorf. Es ist noch früh am Tag!

Dabei machte der Jud so mit dem Daumen und Zeigefinger, wie wenn man Geld zählt und sah den Kosacken zuckersüß an. Der Kosack verstand aber keinen Spaß, riß eine Pistole aus dem Gürtel und spannte den Hahn.

Der Jude faßte mit beiden Händen seine Ohren und that einen ganz verwunderlich flinken Sprung hinter die Bauern, die aber blitzschnell auseinander stoben und den Juden bloßstellten.

Au wai geschrie! Herr Kosack, Herr Offezier! schrie der Jude, ich hab' Fra und Kinnercher a ganz Dutzend! Erbarme Se sich! Excellenz, habe Se ein Einsehens! Der Kosack steckte die Pistole wieder ein. Und wieder nahte er sich ihm kriechend höflich und sagte: Ich redde ja nit vor mich, Herr Offezier! Ich bin nit von hier! aber die arme Leut' dauern mich. Thun Se ân Uebriges. Wie viel wollt Ihr gebe? fragte er halblaut den Schöffen.

Hundert Gulden! flüsterte der, denn darüber hatten sich die Bauern schon verständigt.

Nicks hundert, tausig Kosack! Quartier! rief der Kosacke, der das Wort Hundert gehört hatte und es mißverstand. Ein lautes Wehklagen der Bauern begleitete dies Wort.

Mai, Se habe's nit recht verstande, Excellenz, sagte der Jud, näher tretend, und machte wieder mit Daumen und Zeigefinger. Hundert Gulden Trinkgeld für Sie, wann Se sich aus'm Staub mache!

Jetzt schien erst der Kosacke den Juden zu verstehen. Er schüttelte den Kopf und sagte: Nicks Hundert, so viel Guld, so viel Kosack!

Au wai, schrie der Jude, er will tausend Gulde!

Ach, sagte mit Entsetzen der Schöffe, so viel haben wir nicht!

Der Jude hatte sich einmal der Sache angenommen und das versprochene Zasferas wollte er auch nicht dahinten lassen, daher ließ er sich nun auf ein förmliches Handeln ein, wobei Kosack und Jude sich an Zähigkeit überboten.

Nach einem Herumzackern von fast einer Stunde wurde endlich Manschelche und der Herr Kosack um fünf hundert Gulden einig. Sie wurden schnell zusammengelegt, den Kosacken übergeben, die nun auch sich den Schnapps schmecken ließen und dann in sausendem Galoppe davon jagten.

Die Bauern freuten sich unendlich, daß sie mit Hülfe des Juden die Kosacken sich vom Leibe geschafft und lachten ins Fäustchen, daß nun wahrscheinlich Eins der benachbarten Dörfer die Einquartirung der entsetzlichen Kosacken bekäme. Frauen und Mädchen krochen aus ihren Verstecken hervor, und die Muthigern unter ihnen, die sie heimlich anzusehen gewagt, machten nun ganz erstaunliche Schil-

derungen von ihnen. In Summa, es wurde an selbigem Abend in dem Dorfe mehr gelogen, als sonst in einem Vierteljahr.

Die Bauern aber gaben dem Judenmauschel eine Karolin Zasseras und blieben bis tief in die Nacht beim Schöffen sitzen, wo sie Moselwein oder Schnapps tranken, und es sehr verwunderlich fanden, daß die Kosacken nicht mehr dem Schnapps zugesprochen, da sie doch sonst keine Kostverächter sein sollten.

Am andern und in den folgenden Tagen hatten indessen die Bauern noch weit mehr Ursache zum Erstaunen; denn nirgends hatte man die drei Kosacken mehr erblickt. Kein Mensch wußte etwas von so viel Einquartirung; ja es zeigte sich bald genug, daß keine Kosackenseele um jene Zeit im ganzen Moselthale sich hatte spüren lassen. Es lag außer allem Zweifel, daß die Geschichte eine pfiffig angelegte Spitzbubengeschichte war, und es war damals Schaden, daß der Zundelfrieder, der rothe Dieter und der Heiner zu Bruchsal im Zuchthaus auf neue Spitzbubenstreiche studierten, denn dies Stücklein hätte ihnen alle Ehre gemacht.

Es konnte nicht fehlen, daß sowohl die Polizei, als auch die Gerichte von der Sache Kenntniß nehmen mußten.

Wochenlang wurden an Ort und Stelle Zeugen verhört, besonders das Manschelcke, das den Unterhändler gemacht. Er wurde sogar eingesteckt, da der Prokurator Lust gehabt hätte, drauf zu schwören, er müsse die Hand mit im Spiele gehabt haben; allein er wies sich aus, daß er an dem Tage mit dem Bruder des Schöffen einen Viehhandel gemacht und rein zufällig anwesend gewesen war. Auch hatten ihm die Bauern das Zasseras versprochen, er aber nichts gefordert. Er hatte die Spitzbuben so gut für leibhaftige Kosacken gehalten, wie die Bauern auch. Sie mußten ihn wieder laufen lassen, und die Geschichte wurde vielfach Veranlassung zur Neckerei, wenn sich die Bauern aus dem Dorfe irgendwo auf Märkten oder sonst sehen ließen.

Der Gevatter kratzte sich hinter den Ohren und sagte, das ist eine malefitzige Geschichte! Man sollte sagen, es käme Niemand auf so einen verwetterten Einfall. Wenn ich mir aber so die Sache zurechtlege, möcht' ich's auch

mit dem Prokurator halten. Das Mauschelche iſt mir verdächtig!

Da der Schmiedjacob hinausgegangen war, ſo gab's in der Spinnſtube eine lange Unterredung und es bildeten ſich Parteien für und gegen das Mauſchelchen, die ziemlich hitzig ſtritten.

Als der Schmiedjacob wieder hereinkam, rief der Nachbar Veit, der gegen den Gevatter ſtimmte. Macht fort, Schmiedjacobsvetter, und erzählt uns das Ende, denn, wenn ich der Worte gedenke, die Ihr ſo als eine Einleitung redetet, ſo iſt die Sache vor die rechte Schmiede gekommen!

Ich dachte, ſprach der Schmiedjacob, ich wollte Euch einmal den Prozeß ausfechten laſſen, ob nicht Einer von Euch, wenn wir nun auch Geſchwornengerichte kriegen, ſo ein feinnaſiger Staatsprokurator werden könnte. Der Alte lachte herzlich über die Hitze des Streites. Jede Partei wollte wiſſen, ob ſie Recht habe; aber Schmiedjacob ſagte: Wart's ab, ſagt der Jekuf! Und fuhr dann zu erzählen fort in aller Ruhe.

Es ging mit der Geſchichte, wie hundert andere. Einige Monate wird im Winter davon geplaudert, dann werden ſie vergeſſen. Auch die Gerichte ließen nach, zu forſchen. Nur dem Prokurator lag ſie wie ein Stein im Magen. Insbeſondere ließ er das Mauſchelche ſcharf beobachten, beſonders, ob er nicht ſeitdem mehr Geld habe; allein das arme Jüdchen blieb ein armes Jüdchen, und es wuchs Gras über die ganze Geſchichte mit Allem, was dazu gehörte. Selbſt die Bauern verſchmerzten ihr Geld.

Drei, vier, fünf Jahre gingen ins Land und Niemand gedachte mehr in irgend einer Weiſe der Koſacken und ihrer Prellerei in dem Eifeler Dorfe, da traf es ſich, daß in einem der größeren Flecken am Ufer der Moſel Krämer- und Viehmarkt war.

Ihr wißt Alle, daß, wo ſo ein Viehmarkt iſt, die Juden aus weiter Ferne zuſammenſtrömen, um ihre Händelchen zu machen.

Ich habe mich oftmals dran ergötzt, fuhr der Schmiedjacob fort, wenn ſo zwei oder drei Juden ſtreitig werden. Dieſe Wuth, dies Schreien, Verwünſchen und Spektakel-

machen, ohne daß doch Einer dem Andern ein Haar krümmt — es ist wirklich zum Todtlachen!

Auf jenem Jahrmarkte war auch des Schöffen Sohn aus dem Orte, wo die Prellerei vorgekommen war. Damals noch ein Bub, war er jetzt ein junger Mann, der unter den Preußen gedient hatte, und gewürfelt heimgekommen war.

Er hatte ein Paar junger Ochsen gekauft, saß nun in der Ecke am Ofen im Wirthshaus, da es im November und so naßkaltes Wetter war. Er wickelte sich aus seinem Papier eine Leberwurst und ein ordentlich Krüstchen Brod, und trank dazu einen guten Schoppen Moselwein, der ihm um so besser schmeckte, als er einen sehr guten Handel gemacht hatte.

Die Stelle, wo er saß, war hinter einem weitvorstehenden Kachelofen, wie man sie dort zu Lande überall hat, und man konnte ihn vornen in der Stube kaum sehen.

Die Wirthsstube war noch völlig leer, denn der Markt war noch erst recht im Werden.

Plötzlich geht die Thür auf und es kommen zwei Juden herein, die sich heftig zanken. Bald reden sie in ihrem kauderwelschen Judenhebräisch, bald deutsch. Man konnte aus den einzelnen Aeußerungen entnehmen, daß der Eine den Andern im wohlbegründeten Verdachte hatte, er wolle ihn bei einem gemeinsamen Handel stark übervortheilen.

Dem jungen Manne hinter den Ofen machte der Streit großes Vergnügen. Er konnte sie durch den Raum, der zwischen dem freistehenden Ofen und der Wand war, genau besehen.

Immer hitziger wurde der Streit der Juden.

Plötzlich rief der Eine: Du machst es immer so, Mordche. Mit der kann kan Mensch handele!

Was sagste? ruft grimmig der Andre und ballt seine Faust.

Nu — meinste, ich sollt mich fürchte? ruft der Erste. Hast du's nit ebeso gemacht, als mer in der Eifel „Kosackelches" gespielt habe? — He? Haste nit vun de fünfhundert Gulde, die de Bauern bezahlt habe, ver dich allän zwei Hundert genomme? —

Red'st du davun noch ä Wort, so dreh' ich der de Hals um! ruft jetzt mit fürchterlicher Wuth das Mordche.

Der junge Mensch, dem die Kosackengeschichte noch frisch im Andenken war, hört das Wort und steht schnell, aber so leise auf, daß es die streitenden Juden gar nicht hören, und schleicht zur Thüre, die in die Küche führt, hinaus. In der Küche steht der Wirth und holt sich ein Köhlchen auf seine Pfeife. Der junge Mensch fragt ihn, ob er die beiden Handelsjuden, die in der Stube stritten, kenne?

Gewiß, sagte der Wirth, und nannte Beide bei ihrem Namen, und auch ihren Wohnort. So klug war der Bursche schon, daß er über den Streit mit dem Wirthe lacht und ihm sagt, es mache ihm so viel Freude, die Juden streiten zu hören, der Wirth solle ihm den Gefallen thun und sie noch ein Bißchen hetzen und festhalten, er habe noch ein paar Bursche aus seinem Orte hier, die wolle er schnell herrufen, daß sie den Spaß mit genössen.

Der Wirth, der gleich auf ein paar zu verzapfende Schoppen ſpeculirte, lacht herzlich und verſpricht, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und geht in die Stube, wo er ſich in den Streit der ihm wohlbekannten Juden miſcht.

Der Burſche aber eilt zum Friedensrichter, der zum Glück ein Freund des Prokurators war, und ſeiner Zeit auch den Auftrag hatte, überall aufzupaſſen, und erzählt ihm ſchnell, was er gehört.

Vortrefflich! ruft der Friedensrichter. Nun haben wir ſie! Er läßt eiligſt die zwei im Orte ſtationirten Gensd'armen (ſprich: Schandarmen) holen und folgt dem Burſchen ins Wirthshaus, wo wirklich die beiden Juden noch immer hadern. Sie machen große Augen, als der Friedensrichter mit den beiden Polizeiſoldaten eintritt.

Herr Friedensrichter, ſagt der Burſche zu dem Richter, dieſe beiden Juden ſind die, welche Anno 1814 als Koſacken verkleidet in unſer Dorf kamen und unſre Gemeinde um fünf hundert Gulden preßten. Der hier hat noch ſeine Spießgeſellen um zwei Hundert von dem Sündengelde betrogen. Eben haben ſie es ſich hier einander vorgeworfen.

In dieſem Augenblicke warf ſich der, den der Andere Merdche genannt hatte, wie ein Tiger auf dieſen, und würde ihn erdroſſelt haben, wenn nicht die zwei Halteſte ihn ergriffen hätten. Siehſte, ſchrie er, du Hund, heſt uns verrathe und ins Unglück gebracht!

Beide wurden ſogleich geſchloſſen und ins Gefängniß abgeführt. Schon im erſten Verhöre geſtanden ſie Alles ein, und auch der dritte und — Mauſchelche wurden arretirt.

Gelt, ich hatte Recht? rief frohlockend der Gevatter. Die Anderen ſchwiegen.

Ja, Ihr hattet Recht, Gevatter, ſagte Schmiedjacob; die Sache ſtellte ſich ſo heraus. Die vier Juden waren bei einander, und der Merdche ſchlug vor, ſich als Koſacken zu verkleiden, Alles, Bärte, Lanzen, Piſtolen, Pferde, Nachts in einen unſern ihres Wohnortes ſich befindenden Hochwald zu bringen und von da aus den Ritt zu machen. Das Mauſchelche ſollte dann ſo zufällig dort ſein, und es ſo machen, wie er es wirklich ausgeführt. Alles wurde mit großer Klugheit vollbracht. Die Bärte kaufte Merdche bei einem verſoffenen Perückenmacher in Trier. Die Lanzen

laſſen, und er wäre unfehlbar dageweſen, wenn ich dieſe drei Kerle auf der Stelle abgeſchickt hätte! Aber wartet nur, wenn die Lieferung glücklich geſchehen iſt, dann will ich euch kuranzen!"

Er ergriff ſeinen Hut, um hinüber in die Villa zum Frühſtück zu gehen.

Auf dem Hüttenplatze begegnete er dem Werkführer.

„Halten Sie ein Auge auf den Schloſſer Schmidt," beſchied er dieſen, „das iſt ein Hetzer. Bei dem geringſten verdächtigen Vorkommnis machen Sie mir Meldung, daß der Kerl an die Luft geſetzt wird!"

Am Abend waren die Arbeiter wieder zu einer ſtürmiſchen Sitzung im Wirtshauſe verſammelt. Sie galt der Beratung über eine neue Zwangsmaßregel des Hüttenherrn. Heute nachmittag war ihnen nämlich angekündigt worden, daß auf dem Werke keine Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins mehr geduldet würden, da der Beſitzer ſich überzeugt habe, daß dort für die Bildung der Arbeiter nichts gethan werde, der Name vielmehr nur ein Aushängeſchild ſei, hinter dem ſich eine gefährliche ſocialdemokratiſche Hetzerei verberge.

Der Zorn über dieſe neue Bedrückung hatte einen großen Sturm entfacht, und lange dauerte es, bis einzelne Redner zum Wort kamen.

„Wer hat nun recht gehabt?" rief der ſtädtiſche Hetzer, der wieder erſchienen war, „da ſeht ihr, wohin eure lammsmäßige Unterwürfigkeit euch bringt. Wollt ihr noch weiter mit Füßen auf euch herumtrampeln laſſen? Und was ihr noch alles zu erwarten habt, das kann ſich auch der Vertrauensſeligſte aus der Antwort herausleſen, die der Schlotjunker heute morgen euren Abgeſandten gegeben hat. Darum jetzt oder nie gilt's, ihm die Zähne zu zeigen, jetzt muß er nachgeben, wo er euch nicht entbehren kann. Dazu ſeid ihr's nicht allein. Bei Brand, Hilgers und Weſtendorp haben wir die Genoſſen jetzt auch ſo weit, daß ſie nur auf das Zeichen zur Arbeitseinſtellung warten. Macht ihr den Anfang, dann folgen die andern den Tag drauf ſchon nach, und dann kann Berkendahl ſeine Leute auch nicht mehr halten, ſo daß das ganze Thal feiert. Dann haben wir

sie in Händen, die hochmütigen Prozen, und wollen sie schrauben, daß sie quitschen."

Heute abend hatten seine Worte besseren Erfolg. Auch Fritz, der noch viel zu ereat war über das Benehmen Gravenraths, erhob keine Einwendungen mehr, und der Beschluß ging fast einstimmig durch, daß übermorgen sämtliche Belegschaften die Arbeit niederlegen wollten.

Nach Schluß der Schicht erklärten die Arbeiter am folgenden Tage, daß sie von morgen an die Arbeit einstellten und nicht eher wieder anfahren würden, bis die Lohnherabsetzung und die anderen Zwangsmaßregeln aufgehoben seien.

„Da siehst du, welche Hallunken diese Arbeiter sind," sagte Otto Gravenrath am Abend zu seiner Mutter, nachdem er mit seinen Beamten eine lange Sitzung gehalten hatte, um über die ersten notwendigen Schritte zu beraten, „jetzt, wo sie wissen, daß sie mich klemmen können, weil die Lieferung nach Hamburg in vierzehn Tagen fertig sein soll, setzen sie mir die Pistole auf die Brust. Wenn's nach ihrem Willen ginge, erhielte ich allerdings einen Schlag, den ich noch jahrelang spüren würde. Aber sie haben die Rechnung doch ohne den Wirt gemacht. Eine Anzahl älterer Arbeiter hat sich bereit erklärt, weiter zu arbeiten, und haben wir ihnen darum auch bis auf weiteres den alten Lohn zugesagt. Ich brauche nun doch nicht stillzustellen. Von meinem Agenten hoffe ich in acht bis zehn Tagen die fehlenden Arbeitskräfte zu erhalten, und die Hamburger geben mir unter diesen Umständen wohl auch noch etwas Ausstand, so daß die ganze Krise ohne erheblichen Schaden vorübergehen wird."

Frau Gravenrath schüttelte mit bekümmerter Miene den Kopf:

„Ich fürchte, lieber Otto, du bist etwas zu streng vorgegangen. Ich glaube nicht, daß die Forderungen der Leute zu überspannt gewesen sind. Mit dem bisherigen Lohn war's schon schwer für eine Familie durchzukommen, wieviel mehr bei noch weiteren Abzügen."

„Liebe Mama," entgegnete Otto, „wenn man die Verhältnisse kennt, wie solche Arbeitseinstellungen entstehen, dann urteilt man anders. Der Anlaß dazu ist rein künst-

lich in die Arbeiter hineingetragen. Meinen Arbeitern wäre es nicht eingefallen, sich zu beklagen, wenn sie nicht aufgehetzt wären. Sie waren ganz zufrieden, bis der Hetzer, der Schmidt, aufs Werk kam, dem ich leider nicht genug auf die Finger sehen konnte, weil er kurz vor meiner Übung erst angenommen worden ist."

„Schmidt?" fragte Frau Gravenrath, „den kenne ich noch gar nicht. Woher ist er denn?"

„Was weiß ich," erwiderte ihr Sohn, „seines Namens läuft ja die Welt voll. Ich suchte durch die Zeitung einen tüchtigen Maschinenschlosser; da kam er eines Tages und stellte sich vor. Er hatte gute Zeugnisse und hat auch etwas gelernt, aber er ist ein Wolf in Schafskleidern gewesen, ein geheimer socialdemokratischer Agent, der mir meine Arbeiter verführt hat. Und er soll sich nicht unterstehen, mir noch einmal vor Augen zu kommen, sonst rechnen wir ab, daß er sein lebelang dran denken soll."

Frau Gravenrath warf einen besorgten Blick auf ihren Sohn, und eine bange Ahnung legte sich ihr aufs Herz. Der Name des jungen Mannes, auf den Otto einen so ganz besonderen Zorn hatte, war ja zwar so allgemein, daß er eigentlich keinen Anlaß zu Befürchtungen bestimmter Art geben konnte, aber doch war es ihr etwas unbehaglich zu Mute geworden, als sie ihn nennen hörte.

„Du wirst doch keine Gewaltthätigkeiten gegen den Mann erheben," versuchte sie zu scherzen, „solche Leute haben gewöhnlich derbe Fäuste. Wie sieht er denn eigentlich aus?"

„Darüber mache dir nur keine Sorgen," lachte er, „auf den Prügelfuß stelle ich mich mit meinen Arbeitern doch noch nicht, obwohl ich mich vor keinem fürchte, auch vor dem Schmidt nicht, wenn schon er ein großer, starker Kerl ist. Wie er sonst aussieht, kann ich dir nicht sagen, da ich die Kerle meist nur berußt und im Arbeitsgewande sehe. Wenn dich's aber interessiert, dann kannst du ja einmal auf dem Drostefelder Weg spazieren gehen, dort soll er in einem der letzten Häuschen mit seiner Mutter wohnen. Jetzt hat er ja Zeit und wird wohl immer gewaschen und in Sonntagskleidern herumgehen, daß du diesen Arbeiterhäuptling genau ansehen kannst."

Frau Gravenrath war in Schweigen versunken. Die Erwähnung der Mutter des Schlossers Schmidt hatte wieder neue Sorgen in ihr wachgerufen. Sie wollte auf alle Fälle in den nächsten Tagen einmal versuchen, die beiden zu Gesichte zu bekommen. Vielleicht quälte sie sich ja mit unnötigen Befürchtungen; wenn es aber die Witwe Schmidt war, zu der sie einst in so eigentümliche Beziehungen getreten war, dann mußte dieselbe mit ihrem Sohne schleunigst aus der Gegend verschwinden, und wenn es sie auch noch eine Summe Geldes kosten sollte. Denn von allen anderen unliebsamen Begegnungen und Entdeckungen abgesehen — welche furchtbaren Auftritte konnten unter den gegenwärtigen Umständen durch den Zorn der beiden jungen Männer gegeneinander entstehen!

VI.

Es waren unruhige, ungemütliche Tage, die durch die Arbeitseinstellung für die Bewohner des Dorfes, die Arbeiter, wie ihren Prinzipal, gekommen waren. Es war nur eine kleine Anzahl Arbeiter, die entgegen dem allgemeinen Beschlusse sich entschlossen hatten, weiter zu arbeiten, meistens ältere Leute, Familienväter, die aus Erfahrung wußten, daß die Nachteile einer Arbeitsniederlegung sich hauptsächlich auf seiten der Arbeiter fühlbar machten, weil sie es nicht so lange aushalten konnten als die Herren. Und daß die Arbeitseinstellung jetzt keine Vorteile bringen konnte, das war für den Verständigen unschwer einzusehen. Sie konnte für die Arbeiter nur ungünstig ausfallen und das Elend und die Unzufriedenheit vermehren. Das war freilich den socialdemokratischen Leitern gerade recht, die keine Zufriedenheit unter den Arbeitern wollten.

Die ganze Sache war zu hastig und unüberlegt ins Werk gesetzt worden. Ein allgemeiner Ausstand im ganzen Hüttenbezirk wäre ja nicht aussichtslos gewesen, aber davon war keine Rede. Bei Brand und Westendorf hatten die Arbeiter ja wohl auch an demselben Tage mit Einstellung gedroht, aber die Prinzipale hatten noch rechtzeitig eine Einigung zuwege gebracht, und so ging der Betrieb ungestört weiter. Auf dem großen Aktienwerk aber war's

gar nicht einmal zu dem Verſuche gekommen. Der Direktor Berkendahl hatte ſeine Leute immer menſchlich behandelt, ſie genoſſen den Vorteil ſo mancher wohlthätigen Einrichtungen, das Verhältnis zwiſchen dem Prinzipal und den Leuten war überhaupt ein ſo perſönliches, daß die Hetzer kein rechtes Feld für ihre Thätigkeit fanden.

So mußten die Gravenrathſchen Arbeiter die Sache allein durchfechten, und dazu reichten ihre Kräfte doch nicht aus. Die Parteikaſſe gab zwar in den erſten drei Tagen dem verheirateten Arbeiter noch 1 M. 50 Pf., aber dann nur 1 M., und dem unverheirateten entſprechend weniger. Wie lange aber dieſe kargen Zuſchüſſe noch anhalten würden, konnte niemand wiſſen — und was dann? Schon jetzt zeigte ſich die Not. Die Krämer, Bäcker und Metzger wollten nichts mehr borgen, die Frauen und Kinder jammerten und klagten, und die Männer trugen in ihrem Ingrimm die paar Groſchen noch in die Kneipe, wo ſie räſonnierten und Beſchlüſſe faßten, die niemand ausführen konnte. Die ganze Erbitterung aber wandte ſich gegen die Arbeiter, welche in der Arbeit geblieben waren. Sie waren die einzige Urſache, daß der Herr nicht nötig hatte, zu Kreuze zu kriechen, das verſicherten ihnen die Hetzer, die für ihre Partei den Weizen blühen ſahen, alle Tage. Und ſo kam es faſt täglich zu Streit und Prügelei zwiſchen den Feiernden und den Arbeitenden. In drohender Haltung zogen die feiernden Arbeiter truppweiſe bei Tag und bei Nacht durch das Dorf, und man konnte täglich auf einen gewaltſamen Ausbruch der erregten Gemüter gefaßt ſein.

Unter dieſen Umſtänden konnte auch Frau Gravenrath ihr Vorhaben, die Witwe Schmidt aufzuſuchen, nicht ausführen, zumal dies doch heimlich, ohne Vorwiſſen ihres Sohnes geſchehen mußte. Sie würde es trotzdem verſucht haben, wenn ſie nicht zufällig von Otto gehört hätte, daß dort das Hauptquartier der Aufſtändiſchen ſei, wo Tag und Nacht Arbeiterverſammlungen gehalten würden. Und zu ſich beſtellen konnte ſie die Frau auch nicht. Der würde es jedenfalls noch ſchwerer fallen, in das Herrenhaus zu gelangen, und wenn ſie kam, dann war's vielleicht eine ganz wildfremde Perſon, der ſie keinen triftigen Grund für die gewünſchte Unterredung angeben konnte. So mußte

sie die Hände rat- und thatlos in den Schoß und ihre Sorgen an Gottes Herz legen, daß er es doch machen möge, wie es für sie und ihren Sohn am besten sei.

Dieser befand sich auch nicht gerade in der besten Stimmung. Die Arbeitseinstellung war ihm zur allerungelegensten Zeit gekommen. Die große Lieferung pressierte, das Hamburger Haus machte Schwierigkeiten und wollte sich auf eine weitere Frist nur unter erheblichen Abzügen einlassen und ein empfindlicher Verlust schien unausbleiblich. Denn mit den wenigen Arbeitern, die geblieben waren, konnte das Werk nur gerade notdürftig in Gang erhalten werden, und sein Agent hatte ihm geschrieben, er werde ihm frühestens erst in vierzehn Tagen die verlangten fremden Arbeiter besorgen können. Dazu fehlte es ihm an Zerstreuung, seine Grillen zu vertreiben. Bei der drohenden Haltung der Arbeiter hatte seine Mutter ihn flehentlich gebeten, abends nicht mehr nach der Stadt in den Klub zu reiten, und er hatte ihr, wiewohl ungern, nachgegeben.

Es war ihm darum eine große Freude, als eines Nachmittags verschiedene seiner Freunde aus der Stadt zum Besuche kamen, um sich nach ihm umzusehen und ihn in der bedenklichen Zeit etwas aufzuheitern. Die muntere Gesellschaft ließ ihn empfinden, was ihm in den letzten Tagen gefehlt hatte, und als man ihm sein Fernbleiben vom Klub als übergroße Vorsicht auszulegen schien, stand sein Entschluß fest, heute mit ihnen zur Stadt zu fahren.

Frau Gravenrath bat ihn zwar aufs flehentlichste, es zu unterlassen, sie könne es nicht aushalten vor Angst, wenn sie ihn in dieser Zeit nachts unterwegs wisse. Aber er blieb bei seinem Vorhaben, er sei es seinem Rufe schuldig, daß er sich wieder einmal in der Stadt sehen lasse, seine Freunde zweifelten ohnedies schon seinen Mut an, das könne er nicht ertragen, und was sollten die aufsässigen Arbeiter von ihm denken? Wenn die merkten, daß man sich vor ihnen furchte, sei man ganz in ihre Hände gegeben, während man Hunderte von der Bande in Respekt halte durch rücksichtslosen Mut. Er kenne sie und wisse, aus was für einem Holze sie geschnitzt seien.

Der besorgten Mutter halfen darum alle ihre Bitten

und Einreden nichts, zumal die Herren aus der Stadt ſich ebenfalls auf die Seite ihres Sohnes ſtellten. Sie ſah, daß ſie nichts weiter ausrichten konnte und nahm Otto nur das Verſprechen ab, die Nacht in der Stadt zu bleiben. Das wurde ihr denn endlich auch zugeſtanden, und ſo fuhren die Herren in der Dämmerung miteinander ab.

Die Sonne war eben aufgegangen, als Ottos Wagen wieder in den Hof einfuhr. Dem Wunſche ſeiner Mutter gemäß war Otto in der Stadt geblieben, wenn er auch die Nacht anders zugebracht hatte, als dies die Meinung ſeiner Mutter geweſen war. Er hatte ſein Klubvergnügen über acht Tage entbehren müſſen, dafür wollte er ſich denn auch einmal entſchädigen. So war's eine lange Sitzung geworden, man hatte ſchließlich auch noch geſpielt und die körperliche Ermüdung durch Champagner verſcheucht, bis der grauende Tag die übernächtige Geſellſchaft zum Aufbruch mahnte.

Mit ſchwerem Kopfe warf ſich Otto in ſeinen Wagen. Seine Freunde hatten ihn vergeblich zu überreden geſucht, vorher ein paar Stunden zu ruhen. Ihm that eine durchſchwärmte Nacht nichts, ein kaltes Bad zu Hauſe brachte ſeine ſtahlkräftigen Nerven raſch wieder in die richtige Verfaſſung, und in der gegenwärtigen Zeit mußte er auf ſeinem Poſten ſein. Er durfte nicht ſchlafen, während ſeinem Werke die leitende Hand des Hauptes ſo nötig war.

So kam er zu Hauſe an, als dort noch alles ſchlief. Als er die Treppe hinauf nach ſeinem Zimmer ging, merkte er doch, daß er ſehr müde ſei, und der Anblick ſeines Bettes hätte ihn beinahe verlockt, ſich noch etwas niederzulegen. Aber nein, das ging nicht. In einer Stunde begann die Tagesſchicht, und da mußte er auf dem Platze ſein. Er wollte ſich nur einen Augenblick auf das Sopha ſetzen, und dann nach dem Badehaus gehen, deſſen Einrichtung es ihm erlaubte, ſich das gewünſchte Bad jederzeit ſelbſt zu verſchaffen. Aber kaum, daß er ſich geſetzt hatte, fielen ihm die Augen zu, und müde und ſchwer ſank ſein Kopf in das Polſter.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, als Otto Gravenrath ſeine überwachten Augen zum Schlummer ſchloß, erhob ſich

draußen in einem der letzten Häuser des Dorfes ein anderer junger Mann von seinem Lager.

„Der tausend ja! ich glaube gar, ich habe mich verschlafen," murmelte er überrascht, als er in die Sonne blickte, die hell durchs Fenster schien, und warf einen Blick auf seine Taschenuhr, „doch nein, ich habe noch bequem

Zeit, bis der Zug abgeht. Es wäre mir doch auch gar zu wunderbar gewesen, wenn die Mutter es mir dem Wecken verpaßt hätte."

Er hatte sich rasch angekleidet und ging hinunter in das Wohnzimmer, wo die Mutter grade den Kaffee zurecht machte.

„Also du willst wirklich heute nach E., Fritz?" fragte sie ihn, nachdem sie sich begrüßt hatten.

„Ja, Mutter, es muß etwas geſchehen," antwortete er, „die Geſchichte hier bin ich müde. Die Niederlegung der Arbeit iſt ohne allen Plan und darum auch ohne jeden Nutzen. Ich hab' mich von Anfang an mit allen Kräften dagegen geſträubt, aber es hat nichts geholfen. Du ſollſt ſehn, es läuft für die Arbeiter übel ab. Der Gewerke kann's eher aushalten, wie ſie, die jetzt ſchon keinen Biſſen Brot mehr haben. Wollen ſie nicht verhungern, dann müſſen ſie zu Kreuze kriechen, wenn's nicht ſchon zu ſpät iſt wegen der fremden Arbeiter, die in den nächſten Tagen kommen ſollen. Bei der ganzen Geſchichte profitiert niemand als die Socialdemokraten, denen bei der nächſten Reichstagswahl natürlich keine Stimme entgeht, und weiter hat's auch keinen Zweck."

„Wenn die Arbeit aber, wie du meinſt, in den nächſten Tagen wieder aufgenommen werden muß," entgegnete die Mutter, „dann haſt du doch eigentlich keinen Grund, fortzugehen, dann haſt du ja hier dein Brot ſo gut, wie anderswo. Und es würde mir doch gar zu leid thun, wenn wir wieder von hier fort müßten, wo es mir ſo gut gefällt."

„Mir aber gar nicht, liebe Mutter," verſetzte Fritz, „doch würde ich um deinetwillen nach meiner Liebhaberei nichts fragen und dir gern den Gefallen thun, wenn ich überhaupt hier wieder ankommen könnte. Aber, wenn der hochmütige Schlotjunker drunten auch alle wieder annimmt, mich nimmt er nicht wieder. Das hat er noch geſtern zu den paar Mann geſagt, die in der Arbeit geblieben ſind. Er wolle ſein Werk ſauber halten von allen Socialdemokraten und Volksverführern, deren Haupträdelsführer der Schmidt ſei."

„Ach, Fritz, du biſt auch damals gewiß zu heftig geweſen, wie du bei ihm warſt," meinte die Mutter in ängſtlichem Ton, „und deswegen hat er nun eine ſo ſchlimme Meinung von dir!"

„Das iſt ja wirklich ſchön," entgegnete der Sohn, während ihm die Röte in das Geſicht ſtieg, „dein eigen Fleiſch und Blut machſt du ſchlecht, damit nur ja den Protz und Blutſauger keine Schuld trifft. Ich begreife dich gar nicht, wie du dem noch das Wort reden kannſt,

der mir so deutlich seinen Haß gezeigt hat, welchen ich wahrhaftig durch nichts verdient habe. Siehst du, auch aus diesem Grunde ist's gut, wenn wir in eine andere Gegend kommen, wo uns die Gravenraths aus dem Gesicht sind und wir wieder so einig leben, wie früher. Doch ich muß aufbrechen, den Abend bei guter Zeit bin ich wieder da, denn ich hoffe in E. rasch wieder einen Platz zu bekommen. Na, denn Adieu! und laß dir die Zeit nicht zu lange werden."

Mit raschem Schritt ging er durch das Vorgärtchen, und wollte eben rechts den Weg nach dem kleinen Bahnhof abbiegen, als ihn ein Arbeiter anhielt, der rasch die Straße herabkam.

„Na Schmidt, wo soll's hin, hier hinaus?" fragte er.

„Nach der Bahn, ich hab' nicht mehr viel Zeit."

„Was? Du willst fort, wo heut' morgen der Spektakel auf dem Werk losgeht?"

„Was für ein Spektakel?" fragte Fritz erstaunt.

„Und du weißt wirklich von nichts?"

„Gar nichts weiß ich, ich bin in den letzten Tagen gar nicht mehr bei den Versammlungen gewesen, wo die Geschichte gegen meinen Rat so verfahren ist, daß sie kein Mensch mehr in Ordnung bringen kann. Was haben sie denn vor? Mach' rasch, ich muß fort."

„Was sie vorhaben?" sagte der andere, ein Mann gesetzten Alters, „dummes Zeug, wobei im Leben nichts herauskommen kann, aber ich will doch einmal hin und mir die Sache von weitem ansehen. Sie haben nämlich gestern abend beschlossen, heute früh vor der Schicht nach der Hütte zu ziehen und die untreuen Kameraden, die weiter arbeiten, nach Hause zu jagen, damit Gravenrath das Werk schließen und klein zugeben muß."

„O weh!" rief Frih, „die Thoren! Sind sie denn ganz verrückt? Bis jetzt ist alles gesetzlich verlaufen, und die Arbeiter haben eine gerechte Sache. Aber das ist ja Gewaltthat, und die setzt sie völlig ins Unrecht."

„Ja, und wenn dem Gravenrath bei der Gelegenheit an seinen Maschinen was passierte, damit er auch mit den fremden Arbeitern nicht gleich anfangen könnte, dann sollte

hatten sie selbst im Hause, da das die Bewaffnung des Anno 1814 dort eingerichteten Landsturmes war. Da sie alle Roßtäuscher waren, hatten sie die Pferde schnell bei der Hand. Die Mützen und Kleider wurden aus altem Trödel zusammengeflickt, und die alten Pistolen überall zusammengeschachert.

Als Alles vorhanden war, wurde ordentlich Probe gehalten, und dann das ganze Spitzbubenstückchen meisterhaft ausgeführt. Ein halbes Jahr saßen sie in Untersuchungshaft, und dann sind sie vor das Geschwornengericht gestellt worden, das sie zur Rückzahlung der fünf Hundert Gulden, in alle Kosten und zu zehn Jahren Zuchthausstrafe verurtheilte.

Das war vollkommen Recht, sagte der Gevatter.

Seht, schloß der Gevatter, hier liegt's wieder klar vor Euch da, wie Gott es leitet und fügt, daß solche Verbrecher meist ihre eigenen Ankläger werden. Er bringt auch das Verborgenste an den Tag, mag sich auch das Laster noch so sehr ins Dunkel hüllen! Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen! Die Schrift sagt: Bei Allem, was du thust, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Unrecht thun!

---

38. Mach's ebenso, wenn's die Rettung Anderer gilt!

Matthäus am zehnten, Vers 39, sagt der Herr: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden." Daran sollte Jedweder denken, wenn er einen Bruder in Gefahr sieht; denn rettet er ihn, so treibt ihn die ächte Liebe Christi, und verliert er das Leben darüber, so hat er das höhere gefunden!

Von solchen Gedanken war gewiß auch der Mann erfüllt, von dessen aufopfernder Heldthat ich hier zum Schlusse Euch erzählen will.

Zeitungen, die heutzutage so viel Unheil anrichten, weil sie die Köpfe der Leute verwirren, in der rechten Treue wankend machen und mit unseligem Geschwätze gar

er ſich nicht zu ſehr wundern, haben ein paar Hitzköpfe ganz laut geſagt," ſetzte der Arbeiter hinzu.

„Was? Auch das noch?" rief Fritz erſchrocken aus, „dann müſſen wir allerdings gleich hin und ſehen, daß wir das Schlimmſte verhüten."

Und raſch wandte er ſich nach der anderen Seite des Weges dem Hüttenwerk zu.

„Fritz!" rief ihm ſeine Mutter aus dem Fenſter nach, „wo läufſt du hin? Ich denke, du willſt nach der Bahn!"

„Ich muß raſch nach der Hütte, dort iſt ja rein der Teufel los!" antwortete er und war mit ſeinem Begleiter verſchwunden.

Schreckensbleich war die Witwe auf ihren Stuhl zurückgeſunken: das Schlimmſte, womit ſie im Wachen und Träumen ſich beſchäftigt hatte, war eingetreten, der Aufſtand war in hellen Flammen ausgebrochen und ihr Sohn und Otto Gravenrath ſtanden ſich als grimmige Feinde einander gegenüber. Verzweiflungsvoll rang ſie die Hände, ſie wollte beten und konnte doch nicht. All ihre Gedanken fluteten wild durcheinander, ſie ſah nur immer das *eine* vor Augen, wie die beiden ihre Hand gegeneinander erhoben und — ſie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Raſch ſprang ſie auf, warf ein Tuch um die Schultern und eilte ihrem Sohne nach, ſo ſchnell, wie ſie die Füße tragen wollten.

Otto Gravenrath lag in tiefem Schlafe, ſonſt hätte er hören müſſen, wie auf der Hütte der Tumult immer höher ſtieg. Als die Arbeiter zur Schicht antraten, fanden ſie die ganze Front des Werkes und das große Eingangsthor durch ihre feiernden Kameraden geſperrt, die ihnen kurzer Hand ankündigten, daß ſie von jetzt ab hier nicht mehr zu arbeiten hätten, bis der Gewerke auf ſämtliche Bedingungen, die ihm geſtellt waren, eingegangen ſei. Falls ſie ſich nicht fügen würden, werde man Gewalt anwenden.

Die anderen waren im erſten Augenblick wohl etwas verdutzt, aber dann regte ſich bei ihnen der Zorn über dieſe Drohung. Sie wollten doch ſehen, ob man wagen würde, ſie zu hindern, ihrem ehrlichen Verdienſte nachzugehen, man ſolle ihnen Raum geben, ſonſt würden ſie ſich ihn ſchon ſchaffen.

Und damit suchten sie sich Bahn nach dem Eingang zu erzwingen. Das aber war das Signal für ihre Gegner, über sie herzufallen und sie, weil sie in der Minderzahl waren, mit Schlägen zurückzutreiben.

In diesem Augenblicke erschien Fritz Schmidt auf dem Platze. Ohne viel Besinnen warf er sich zwischen die Kämpfenden und dem Ansehen, das er unter den Kameraden genoß, gelang es, wenigstens für den Augenblick Ruhe herzustellen. Ob sie denn ganz verblendet seien, daß sie so gar nicht an die Folgen ihres gegenwärtigen Auftretens dächten? fragte er sie. Was hätten sie denn gewonnen, wenn sie auch heute die paar ungetreuen Kameraden hinderten, anzufahren? Morgen schon könne der Gewerke eine Kompanie Soldaten zur Stelle haben, welche die Ordnung aufrecht erhielten und sie alle miteinander wegen Landfriedensbruches arretierten. Und dann seien sie doch ganz ruiniert. Er bitte und beschwöre sie darum, sie sollten ruhig nach Hause gehen, noch sei es Zeit, da ja der Gewerke noch von nichts wisse und die Geschichte noch vertuscht werden könne.

Fast schien es, als wenn die Leute Vernunft annehmen wollten. Ein großer Teil stand unschlüssig da, und wenn einer den Anfang gemacht hätte, würden sie alle nacheinander nach Hause gegangen sein. Aber ein wenn auch kleiner Teil war anderen Sinnes. Es waren meistens jüngere Arbeiter, die die Nacht durchschwärmt und den Kopf noch voll Branntwein hatten. Denen war schlecht Vernunft predigen.

„Was soll das dumme Geschwätz von Ruhe und Frieden halten? Wie weit man damit kommt, haben wir genug gesehen. Man muß dem Schlotbaron einmal die Zähne weisen! Er soll endlich einmal merken, daß mit Arbeiterfäusten nicht zu spaßen ist, eher giebt er doch nicht nach. Darum, fort mit den Hallunken, die ihre Kameraden im Stiche gelassen haben, und die schon in der Hütte sind, müssen auch noch heraus!“

So schrieen ein Dutzend heisere Stimmen durcheinander, und schon drängte ein Trupp nach dem Thore. Fritz war in der Erregung des Augenblickes auf einen Wagen gesprungen und suchte von dort aus sich vergebens Gehör zu

verſchaffen. Man hörte gar nicht mehr auf ihn, ſondern war ſchon am Thore und ſuchte es gewaltſam zu erbrechen, als auf einmal ſich die Lage änderte.

Die Thorflügel ſprangen von innen auf und in der Öffnung ſtand der junge Hüttenbeſitzer zornbleichen Angeſichtes, in jeder Hand einen Revolver.

Jäh aus dem Schlafe aufgeweckt durch den Werkmeiſter, der ihm atemlos die Kunde von dem Arbeiteraufſtande gebracht hatte, war er noch halb wie im Taumel aufgeſprungen, hatte zwei Revolver ergriffen und war durch den Garten nach dem Werk geſtürzt.

„Zurück!“ donnerte er die erſten an, die ihm Auge in Auge gegenüberſtanden und die durch ſein plötzliches Erſcheinen erſchreckt, ſcheu vor den Mündungen der Revolver zur Seite ſprangen.

„Was wollt ihr hier? Gewalt anwenden? Revolution? Den erſten, der noch einen Fußbreit näher kommt, ſchieße ich über den Haufen. Ha!“ rief er, indem er Fritz Schmidt erblickte, der ein paar Schritte vor ihm auf dem Wagen ſtand, „da ſteht ja der Anſtifter, der Führer der Mordbrenner und Banditen! 'Runter von dem Wagen! Hinaus! Wenn ich Sie in zwei Minuten noch vor mir ſehe, dann gnad' Ihnen Gott, dann ſind Sie ein toter Mann!“

Wie der Blitz war der Bedrohte vom Wagen, aber nicht, um in der Menge zu verſchwinden. Ehe ſich's der junge Gravenrath verſah, ſtand er vor ihm und die muskulöſe Schloſſerfauſt erhob ſich drohend vor ſeinen Augen.

„Was? Das iſt der Dank?“ ſchrie Fritz mit zornrotem Geſicht, „da will ich ſein Eigentum noch ſchützen vor den Leuten, die er zur Verzweiflung gebracht hat, und er heißt mich einen Banditen und Mordbrenner? Weg mit den Piſtolen, oder ich ſchlage Sie nieder wie einen tollen Hund!“

Otto war raſch einen Schritt zurückgetreten, aber nicht, um dem Angreifer zu weichen. Lautloſe Stille war ringsum eingetreten, auch die, welche vorhin noch am lauteſten getobt hatten, drängten ſcheu zurück. Jeder fühlte, daß die Sache zwiſchen dieſen beiden zur Entſcheidung kommen mußte.

„Noch einmal! zurück von meinem Eigentum!“ ſagte

Otto und ſah dem Arbeiter bleich, aber entſchloſſen in die Augen, „die erſte Bewegung vorwärts beantworte ich mit einer Kugel!“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! Halt! Halt!“

ſchrie eine weibliche Stimme, und eine Frau drängte ſich atemlos durch die Menge zu den beiden Streitenden hin.

Fritz fuhr erſchrocken zuſammen, es war ſeine Mutter. Unwillkürlich trat er einen Schritt vor, wie zu ihrem Schutze. In demſelben Augenblick erhob Gravenrath, der

die Bewegung mißverstand und glaubte, der Arbeiter wolle sich auf ihn stürzen, seinen Revolver —

„Otto, halt ein, halt ein! Es ist dein Bruder!“ schrie die Frau entsetzt und warf sich zwischen die beiden — da war der Schuß schon losgegangen und mit einem schmerzlichen Ächzen sank die Frau zu Boden.

„Mutter! meine arme Mutter!“ schrie Fritz heftig und warf sich über sie hin. Dann sprang er auf und schüttelte die Faust gegen den unglücklichen Schützen: „Mörder! das sollst du mir mit deinem Blut bezahlen!“

Der aber stand da, bleich und regungslos, der Revolver war seiner Hand entsunken, seine Augen starrten wie geistesabwesend auf den Körper zu seinen Füßen — was hatte er gethan? Und was hatte die Frau gerufen, das ihn wie ein Blitzstrahl getroffen, so daß seiner willenlosen Hand der unglückselige Schuß entfahren war?

Er sah gar nicht, wie sein Feind Miene machte, auf ihn loszustürzen, mit einem lauten Schrei sank er vor seinem Opfer nieder und suchte das Blut zu stillen, das aus einer Wunde an der Schulter hervorrieselte.

„Weg da!“ rief Fritz und suchte ihn an der Schulter bei Seite zu stoßen.

Da schlug die Verwundete die Augen auf, sie sah die beiden über sich gebeugt, ein friedliches Lächeln glitt über ihre Züge, sie faßte Ottos Hand: „Mein Kind, Gott sei Dank, daß ihr beide am Leben seid,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „und daß ich dich noch einmal vor meinem Ende sehen darf!“

„Was heißt das? Wer sind Sie? Welches geheimnisvolle Recht haben Sie an mich?“ stammelte Otto.

Da drängte sich, noch ehe sie antworten konnte, eine andere Gestalt zwischen ihn und die Verwundete. Es war Frau Gravenrath.

„O barmherziger Gott!“ rief sie und rang verzweiflungsvoll die Hände, als sie die Liegende erkannte, „so bin ich doch zu spät gekommen! Was hast du gethan, Otto? Es ist deine Mutter!“

Wie ins Herz getroffen fuhr Otto in die Höhe, starrte die beiden Frauen mit irrem Blicke an und sank dann mit einem lauten Aufschrei schwer zu Boden.

VII.

Hell und freundlich ſchien die Winterſonne in das behagliche Wohngemach der Frau Kommerzienrat Gravenrath, in dem ſie mit einer anderen Frau bei einer Handarbeit ſaß. Wir erkennen in der beſcheiden, aber mit einer gewiſſen Nettigkeit gekleideten Frau die Witwe Schmidt.

„Alſo heute will er wieder in das Geſchäft gehen?“ wendet ſie ſich an Frau Gravenrath.

„Ja, Gott ſei Dank, daß wir unſeren lieben Patienten wieder ſo weit haben,“ antwortete dieſe, „das hätten wir vor einem Vierteljahre nicht gehofft.“

„Ach ja, es war eine ſchreckliche Zeit,“ entgegnete die andere, und es überflog ſie noch in der Erinnerung daran wie ein Schauder, „die furchtbaren Selbſtanklagen, die der Arme in ſeinen Fieberträumen erhob, daß er ſeine Mutter gemordet habe! Und er kannte mich nicht und verſtand es nicht, wenn ich ihn tröſtete und ihm ſagte, daß meine Verwundung ja nur unbedeutend geweſen ſei und ich lebend und geſund an ſeinem Lager ſtehe! O, wie oft habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich damals mich nicht beſſer bezwungen und das Geheimnis gehütet habe! Es konnte doch gerade ſein Tod ſein!“

„Liebe Frau Schmidt,“ ſagte Frau Gravenrath, „Gott hat alles wohl gemacht. Wir haben alle keine Urſache zu klagen, ſondern nur zu danken, daß er das, was wir verfehlt haben, wieder zurecht gebracht hat. Wir hatten uns herausgenommen, und dieſer Vorwurf trifft hauptſächlich mich, ein Stückchen Vorſehung zu ſpielen und das Geſchick eines Menſchen nach unſerem Willen zu geſtalten. Es iſt uns aber gezeigt worden, daß wir das nicht verſtehen und nichts als lauter Verkehrtheiten dabei herauskommen. Wie hat's die ganze letzte Zeit wie ein Druck auf mir gelaſtet, ich hatte immer das Gefühl, daß ein ſchweres Unheil drohe, und ich mußte mir ſagen: du trägſt die Schuld, du haſt etwas angefangen, was du in ſeinem Fortgang nicht mehr in der Hand haſt. Jetzt aber, da die böſe Zeit mit Gottes Hilfe glücklich überſtanden iſt und ein gutes Ende gewonnen hat, iſt auch alle Angſt bei mir verſchwunden und ich

bin herzlich dankbar, daß ich mir wegen der Zukunft keine Sorgen mehr zu machen brauche."

„Wenn nur der arme Otto nicht ſo hart getroffen wäre," verſetzte die Mutter nach einer Weile in etwas gedrücktem Tone, „es iſt doch gar zu empfindlich für ihn, ſein ganzes Leben lang ſich für vornehmer Leute Kind ge-

halten zu haben und nun auf einmal erfahren zu müſſen, daß ſein Vater ein armer Arbeiter war."

„Aber, meine Liebe, wie dürfen Sie ſo reden!" hielt ihr Frau Gravenrath entgegen, „wenn dieſe Erfahrung für Otto die ſchwerſte iſt, dann ſind wir beide zu beklagen, daß wir einen ſolchen Sohn haben. Nein, ſo ſchmerzlich mir alle die Erlebniſſe der letzten Zeit waren, und ſo wenig

ich mich anfänglich hineinzuschicken wußte, so finde ich jetzt immer mehr in allem die weise, ordnende Hand Gottes. Otto war in Gefahr, in seinen Lebensanschauungen eine gar bedenkliche Richtung zu nehmen, seine Geringschätzung der arbeitenden Klasse nahm immer mehr zu, und sein ursprünglich so gutes Herz war in Gefahr, durch falschen Hochmut ganz vergiftet zu werden. Das hat mir oft schwere Sorgen gemacht. Denn ich hatte ihn doch erzogen, und meine Erziehung traf der Vorwurf für die Entwicklung, die er genommen hatte. So kann ich's nur als sehr heilsam für ihn erkennen, daß er nun erfahren hat, wie er aus keinem anderen Holze ist, als alle seine Arbeiter."

„Ach ja, das ist ja alles wohl richtig," seufzte die Mutter, „wenn es für den armen Jungen nur nicht gar zu viele Veränderungen mit sich brächte. Da steht er nun zwischen zwei Feuern, zwischen seinen bisherigen Freunden und den Arbeitern, und ich weiß nicht, wie er's beiden recht machen soll. Ich habe mir die Sache in den letzten Tagen oft durch den Kopf gehen lassen und bin zu dem Schlusse gekommen, daß es das Beste ist, wenn ich wenigstens wieder an einen anderen Ort ziehe. Er hat dann doch eher freie Hand, seine Freunde rechnen ihm seine Herkunft nicht so an, und wir können uns ja vielleicht doch alle Jahre einmal sehen."

„Nein, meine liebe Frau Schmidt," entgegnete ihr Frau Gravenrath mit entschiedenem Tone, „daraus kann ein- für allemal nichts werden. Das ist abgemacht, daß Sie für immer hier bleiben. Seine leibliche Mutter, die zum zweitenmal mit Schmerzen seine Mutter geworden ist, läßt er nun nicht wieder von sich. Und was sein Verhältnis zu der übrigen Welt anlangt, das lassen Sie ihn nur selbst in Ordnung bringen. Sie werden es heute noch erfahren, wie er das Herz auf dem rechten Fleck hat, und sich freuen, wie ich mich schon gefreut habe, daß wir ihn unseren Sohn nennen dürfen."

Der Eintritt Ottos unterbrach die Unterhaltung der beiden Frauen. Man sah ihm die dreimonatliche Krankheit, die dem erzählten Auftritte gefolgt war, wohl noch etwas an, aber sein ganzes Auftreten war männlicher und gereifter geworden. Der hochmütige Zug, der früher oft seine

wohlgebildeten Gesichtszüge entstellt hatte, war verschwunden und war einem ernsteren, aber gewinnenden Ausdruck gewichen. In herzlicher Weise begrüßte er die beiden Frauen und nahm dann neben ihnen Platz.

„Gott sei Dank! daß es heute wieder in die Arbeit geht," sagte er, „wie oft habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt. Wenn man gerne arbeiten möchte, aber nicht kann und darf, dann erkennt man erst, welch ein Segen in der Arbeit ruht, besonders wenn man so viel gut zu machen hat, wie ich. Das soll von heute an, will's Gott, doch ein anderes Leben werden!"

„Da sehen Sie, meine Liebe," sagte lächelnd Frau Gravenrath, „wie wenig Sie Ursache haben, ihn wegen der Wendung seines Lebens zu beklagen. Ich habe den Eindruck, daß er sich jetzt viel wohler fühlt, als früher. Deine Mutter nämlich, lieber Otto, hat sich Sorgen gemacht darüber, wie nun deine Stellung zu deinen früheren Freunden werden würde, und daß dir leicht große Unannehmlichkeiten aus dem Verhältnisse zu ihnen erwachsen könnten."

„Darüber sei nur ganz beruhigt, liebe Mutter," versetzte Otto und faßte ihre Hand, „die Freunde, die nicht verstehen wollen, daß meine Stellung zur Arbeiterfrage von nun an eine ganz andere sein muß und sich deswegen von mir zurückziehen, die lasse ich gern fahren. Wenn man mit seinem Gewissen im reinen ist, dann ist einem der Beifall der Menschen Nebensache. Und mit meinem Gewissen, wie mit meinem Gotte, bin ich während der stillen einsamen Stunden meines Krankenlagers völlig ins klare gekommen. Gottlob! Auch weiß ich soviel, daß mir die Billigung aller Verständigen und Wohlmeinenden nicht fehlen wird. Ich bin gestern zu Berkendahl gefahren und habe ihm meine Pläne für die Zukunft dargelegt. Er verkannte ja nicht, daß dieselben für die übrigen Gewerkschaften manche Unbequemlichkeiten mit sich bringen könnten, bestätigte mir aber auch, daß ich in meiner Lage nicht anders handeln könne und zu jeder Zeit auf seine Freundschaft zählen dürfe. Und die Freundschaft dieses einen Mannes ist mir mehr wert, als die aller früheren Champagnerfreunde zusammen. Doch nun muß ich aufbrechen,

die Leute werden wohl jetzt alle zur Stelle sein, und ich lade euch ein, mitzugehen, wenn auch du, liebe Mama," wandte er sich an Frau Gravenrath, „nichts hören wirst, was du nicht schon durch mich wußtest und was nicht deinen Beifall hätte."

Als die drei auf dem Hüttenplatz ankamen, war dort schon die ganze Arbeiterschaft versammelt. Es waren die alten Arbeiter des Werkes, auch sämtliche, die damals aus der Arbeit getreten waren. Nach dem überraschenden und erschütternden Ereignisse, durch welches der Aufstand in seinem Beginn erstickt wurde, war eine allgemeine Ernüchterung eingetreten. Alle waren still nach Hause gegangen, und als am nächsten Tage der Werkführer im Auftrage der Frau Gravenrath ankündigte, daß alle, die bereit seien, mit 5 % Abzug weiter zu arbeiten, sofort anfahren könnten und ihnen allgemeine Straflosigkeit zugesichert wurde, da hatte sich nicht ein einziger geweigert. Sie waren alle froh, daß sie mit einem blauen Auge über den aussichtslosen Ausstand hinwegkamen.

Heute war nun alles aufs höchste gespannt, was ihnen der Arbeitgeber noch mitzuteilen hatte. Es war der erste Tag, an dem sie ihn wieder auf dem Werk sahen und er persönlich wieder die Leitung desselben übernommen hatte. Wie würde er ihnen gegenübertreten und besonders denen, welche sich damals gegen ihn aufgelehnt hatten? Sie hatten wohl alle erfahren, welche wunderbare Wendung seine Lebensgeschichte genommen hatte, daß sein Vater ein geringer Arbeiter gewesen war, wie sie alle. Und wer ihm nach seiner Krankheit gelegentlich begegnet war, der erzählte auch den anderen, wie sein Benehmen gegen die Arbeiter ein ganz anderes geworden sei. Aber würde er auch so bleiben, wenn er sich wieder ganz der Alte fühlte? Würde er dann nicht versuchen, durch hochfahrendes Auftreten es vergessen zu machen, daß er von Hause aus nicht mehr war wie sie? Sie waren's ja nicht anders gewöhnt von den Aufsehern und Steigern, die aus ihrem Stande hervorgegangen waren. Die verfuhren in der Regel am gröbsten und hochmütigsten mit den Arbeitern. Und sollte er eine Ausnahme machen? Viel Gutes für den Arbeiter würde darum bei seiner Rede nicht herauskommen, meinten sie.

eſt den feſten Boden des Rechten, Wahren und Guten untergraben; haben dann ihr Gutes, wenn ſie es ſich angelegen ſein laſſen, edle Thaten, von denen ſonſt, außer denen, die etwa Zeugen ſind oder ganz in der Nähe wohnen, Niemand etwas hört, in einem weitern Kreiſe zu verbreiten ſuchen, und ſo etwas hinten anhängen, wie's der Herr hin und wieder gethan hat, nämlich ſo ein: Gehet hin und thuet desgleichen!

Thäten ſie das, wie wär's ſo heilbringend! —

Da liegt ein altes Zeitungsblatt vor mir, das ich ſeiner Zeit in eine Mappe legte. Es iſt vom November des Jahres 1825, und das iſt's, was mich zu der Erzählung einer That veranlaßt, die mit Grund und Recht uns vorgehalten wird als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel.

Das Blatt berichtet nämlich Folgendes:

In der Stadt Tangermünde ſteht eine herrliche Kirche, ein Denkmal des frommen Sinnes früherer Zeiten, die Stephanskirche. Sie iſt die höchſte Zierde der Stadt und der Stolz und die Freude derer, die darin ein- und ausgehen, anzubeten den Gott aller Gnade.

In dieſer Kirche pflegten die Lehrer des kirchlichen Sprengels Tangermünde bei ihren Conferenzen, oder zu deutſch: bei ihren Zuſammenkünften zu ihrer eigenen Fortbildung, die Uebungen in dem Choralgeſange, das heißt im Geſange der üblichen Kirchen- und Geſangbuchs-Melodien oder Singweiſen, zu halten; denn der Kirchengeſang muß auch geübt werden, wenn er nicht zu einem Schlendrian werden ſoll. Das dachten auch die Lehrer aus der Gegend von Tangermünde und ihre Vorgeſetzten. Daher waren ſie gerade am 1. November 1825 in der Stephanskirche zum letzten Mal in dieſem Jahre vereint und ſangen die herzerhebenden Weiſen vierſtimmig, daß es die Seele zum Himmel erhob.

Sie hörten daher nicht, daß, in ſo ſpäter Jahreszeit gewiß auch eine Seltenheit, ein Gewitter am Himmel aufgeſtiegen war, das ſchon donnerte und blitzte. Wie ein Gedanke ſo ſchnell trieb es ein gräulich brüllender Sturm über die Stadt, und Regen und Hagel, gepeitſcht von dem Sturme, ſchlug praſſelnd an Fenſter und Wände.

Plötzlich aber hören die Sänger vor Schrecken mitten

Inzwischen war Otto auf einen erhöhten Platz getreten und blickte ernsten Auges über die schweigende Versammlung.

„Lieben Freunde," begann er, „zum erstenmal nach langer Krankheit seht ihr mich wieder in eurer Mitte. Mancher wird mich äußerlich verändert finden, und es wird noch einige Zeit darüber hingehen, bis ich wieder der Alte bin. Aber ich hoffe, daß ihr mich auch innerlich verändert finden werdet und daß die Zeit nicht kommen wird, da ich wieder der Alte bin. Das ernste Ereignis in meinem Leben, dessen ihr alle Zeugen gewesen seid, hat mir eine ernste und heilsame Lehre gegeben. Was ich früher in meinem Hochmute immer verkannt habe, das hat mir Gott auf gar fühlbare, aber sehr segensreiche Weise klargemacht, daß ich nämlich von demselben Holze bin, wie ihr alle. Und das habe ich mir gelobt, nie zu vergessen — vergeßt ihr's auch nicht. Denkt stets daran, daß unsere Interessen dieselben sind. Nur an dem Blühen und Gedeihen unseres Werkes hier hängt euer und mein Bestehen.

Soll es aber auf der Höhe der Zeit bleiben und fähig, mit anderen Werken gleichen Schritt zu halten, dann muß unbedingt unter den bisherigen Bedingungen weiter gearbeitet werden. Daran festzuhalten bin ich auch den anderen Gewerkschaften schuldig. Aber ich vergesse auch nicht, daß ich eines Arbeiters Sohn bin und nicht weniger zu euch gehöre, als zu jenen. Daß ich das berücksichtige, erwartet ihr ohne Zweifel. Und ihr habt recht. Mir liegen dadurch ganz andere Pflichten ob, als den übrigen Gewerken. Ich darf es euch gegenüber nie vergessen, daß mich die Geburt auf eure Seite gestellt hat, zumal ich bisher eine Kluft zwischen mir und euch aufgerichtet hatte, wie keiner meiner früheren Standesgenossen. Was ich darum von jetzt ab zu thun beabsichtige — betrachtet es als eine Sühne für mein bisheriges Verhalten. Und fragen werdet ihr, was denn mein Vorhaben sei. Soll ich's machen wie die

ſogenannten Arbeiterfreunde, die euch gegen die Beſitzenden aufreizen, euch goldene Berge verſprechen, wenn die gegenwärtige Geſellſchaftsordnung von Grund aus umgeſtürzt ſei und die doch niemals halten können, was ſie verſprechen, ſondern euch nur elender und unzufriedener machen? Das iſt ja freilich der bequemſte Weg, volkstümlich zu werden, ohne ein Opfer zu bringen, ja ein Volksfreund zu heißen auf Koſten des armen Volkes, das von dieſen Freunden viel mehr ausgenutzt wird, als es jemals nur ein Arbeitgeber gethan hat. Nein, dazu ſchlägt mein Herz euch viel zu ehrlich entgegen, dazu fühle ich mich wirklich zu ſehr als euresgleichen, um auch nur den Verſuch ſolcher Täuſchung zu unternehmen. Was ich thun will, das ſoll auch wirklich euch eine fühlbare Verbeſſerung eurer Lage bringen. Und ich will es thun mit den Mitteln, die Gott mir gegeben hat. Darum ſchlage ich euch eine ehrliche Teilung vor. Wenn der Jahresabſchluß kommt, dann ſoll der Reingewinn nach Abzug aller Betriebskoſten und billiger Zinſen für das im Werk ſteckende Kapital zwiſchen der Gewerkſchaft und den Arbeitern geteilt werden, euch die eine, mir die andere Hälfte. So ſeid ihr denn alle in gewiſſem Sinne Mitaktionäre, und es liegt das Gedeihen des Werkes nicht weniger in eurem, als in meinem Intereſſe. Und damit auch jeglicher falſche Schein vermieden werde, ernennet aus eurer Mitte eine Kommiſſion von ſechs Vertrauensmännern, als deren einen ich meinen Bruder hier vorſchlage, welche jedesmal den Jahresabſchluß prüfen und dafür mitverantwortlich ſind, daß den Arbeitern ihr Gewinnanteil unverkürzt zufalle. Seid ihr nun mit meinen Vorſchlägen einverſtanden, ſo hebt zum Zeichen eurer Zuſtimmung die rechte Hand auf!"

Einen Augenblick ſtand die ganze Menge wie erſtarrt über dieſe ungeahnte Eröffnung, dann aber, als ihnen klar wurde, daß es dem Gewerken wirklich ernſt war mit ſeinem Anerbieten, flogen nicht bloß die Hände, ſondern die Mützen in die Höhe und ein hundertſtimmiges: „Hurra! Hoch der Herr Gravenrath!" ſchallte durch den Hof.

„Nicht ſo," wehrte Otto ab, „mein Verdienſt iſt es nicht, wenn ich dies Geſchenk euch bieten kann. Der erſte Dank gebührt dem, der in ernſter Heimſuchung meinen Sinn

gewandelt, der mir klar gemacht hat, daß ich als Arbeitersohn ein ganz anderes Maß von Pflichten euch gegenüber zu erfüllen habe, als die anderen Gewerke. Und wenn ihr einem Menſchen danken wollt, dann thut es der, welche mir die Mittel und die Vollmacht zur Ausführung meines Planes gegeben hat, eurer gütigen Brotherrin, meiner teuren Pflegemutter, der Frau Gravenrath. Und dankt ihr ſo, wie ſie es wünſcht, nicht mit tönenden Worten, ſondern durch die That, durch treue, unverdroſſene Pflichterfüllung. Das wollen wir uns gegenſeitig geloben, dann werden wir alle unſer Wohl aufs beſte bedenken. Vergeſſen wir, was hinter uns liegt, machen wir gut, was wir verſäumt haben! Und nun ein herzliches „Glückauf! mit Gott zur neuen Schicht!“

4. Rätſel.

Giebt ein lieber Freund mich dir,
Nimmſt du froh mich, giebſt mich wieder,
Weihſt dem Freunde, wenn er geht,
Durch mich wohl noch Abſchiedslieder.

Wenn ich aber hart und ſchwer
Mich dir lege auf das Herze,
Helfen dir nicht Freund und Lieder
Von dem ſtillen dumpfen Schmerze.

Dann heißt's: aufgeſchaut zu dem,
Der ſich liebreich wollt' bequemen,
Zu mir in der härt'ſten Form,
Um mich ganz von dir zu nehmen.

5. Ein anderes.

Wenn ich es bin, ſo furcht' ich mich nicht
Vor dem Stärkſten, der mir widerſteht.
Hab' ich's gethan, ſo bezweifle ich nicht,
Daß mit dem Werke es vorangeht.

Wem es gethan wird, der freuet sich nicht,
Wenn's auch zu seinem Besten geschieht.
Weil mit dem kindischen Sinne der Wicht
Noch keinen Nutzen davon für sich sieht.
Nun rate mich,
Oder schäme dich!

6. Anekdote.

Ein Bäuerlein und seine Ehehälfte kommen in eins der königlichen Schlösser, um sich auch einmal dessen Herrlichkeiten zu besehen.

Da es ein etwas trüber Tag war, so hatten sich beide mit Regenschirmen bewaffnet, die man aber mit vollem Fug und Recht hätte als Regendächer bezeichnen können, da sie ausgespannt einen Raum vor Nässe schützten, auf dem sich zwei große oder drei kleine Personen ganz wohl vor dem Regen bergen konnten.

Beim Betreten des Schlosses wurden ihnen wie gewöhnlich diese Regendächer abgefordert, damit sie bis zu ihrer Rückkehr aufbewahrt würden.

„Aber warum sollen wir sie denn nicht mitnehmen?" fragte das Bäuerlein.

„Nanu," antwortete der schalkige Kastellan, „weil es da drinnen nicht regnet."

„Ja so!" erwiderte der Bauer scheinbar ganz ernsthaft und gab die Schirme hin.

Nun wurde das Ehepaar aber auch angewiesen, Filzpantoffeln über die derben Nägelschuhe zu ziehen.

„Aha!" sagte da mit schlauem Lächeln der Bauer, „gelt, damit wir uns da drinnen die Schuhe nicht staubig machen?"

Guter Kastellan, das hattest du wohl nicht gedacht, daß dir das Bäuerlein im Foppen noch „über" wäre!

7. Aus einer Berliner Amtswoche.

Von Emil Frommel.

Er iſt doch etwas wert, ſo ein ſolider Berliner Ofen mit ſeinen langſam ſich erwärmenden Kacheln, die dann den Tag über die Wärme durchhalten, und doch viel beſſer als ein eiſerner Ofen, der wohl ſofort ſprüht, aber nach einer Stunde erkaltet.

Ich ſende dieſen Satz über Wärmeerzeugung voraus, weil er nur, wie alles Vergängliche, ein Gleichnis iſt. Es giebt nämlich Menſchen, die ſind ganz wie der beſagte eiſerne Ofen. Sie heizen morgens mit guten Vorſätzen ein und nehmen ſich vor, recht viel Geduld und Liebe dem lieben „Nebenmenſchen" entgegenzubringen. Aber wenn ſo eine oder zwei Stunden vorbei ſind, da iſt's auch drin meiſtens leer gebrannt. Sie ſind ſo verärgert durch Menſchen, oder durch fatale Briefe, die ſie bekommen, daß man's ſchon an dem „Herein" merkt, wie unroſig ihre Laune iſt.

Da ſchafft doch ſo ein richtiger Herzensofen, den man langſam in Glut bringt, Beſſeres. Die ſtille halbe Stunde vor Aufſtehn, das Einſaugen des „Morgenglanzes der Ewigkeit" giebt für den Tag einen hellen, lichten Schein, und wer mit ſeinem Gott zuvor geredet, kann dann auch mit Menſchen ſo reden, daß ihm die Geduld nicht ausgeht noch die Liebe, und der Ofen warm bleibt bis zum Abend.

Freilich braucht das jeder Menſch, er mag leben wo er will; aber der Berliner Menſch doch noch ein Stück mehr als ein anderer Sterblicher, und unter den Berliner Menſchenkindern braucht der, der viel mit Menſchen verkehren muß, noch mehr Luft und Wärme von oben als ein anderer. Und dazu gehört ein Berliner „Prediger", wie man ſie hier zu Lande leider Gottes heißt, als habe man nichts in der Welt zu thun, als zu „predigen". Und doch iſt dies das ſauerſte und ſchwerſte Stück nicht, denn Predigendürfen iſt eigentlich der hohe Feiertag im Amte, und wem's das nicht iſt, der hätte lieber was anders werden ſollen. Aber was ſonſt alles kommt und einen anpackt und anrennt im Tage, das erſchöpft oft das bißchen Geduld, von welcher der Menſch ohnehin nicht gar viel auf Lager hat. —

Also, es war an einem Dienstag vor etlichen fünf Jahren und war just ein Maientag. An diesen Maientagen pflegte es sonst „wunderschön" zu sein, darum man auch so schöne Lieder auf den Mai gemacht. Aber das ist jetzt alles anders geworden und man friert oft recht tüchtig und läuft in Pelzmänteln herum.

So war's auch da ein frischer kalter Morgen, als früh um halb neun sich ein Herr melden ließ. „Der Name thut nichts zur Sache," meinte er. Das klang nun schon etwas verdächtig, und mir stieg so eine dunkle Ahnung von „Sachen" auf, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit „Geld" haben. „Laß ihn herein," sagte ich dem biedern Burschen, einem braven Ostfriesen.

Der Mann, der nun eintrat, mochte in den sechzig stehen. Sein Haar war zurückgestrichen, das Gesicht glatt rasiert; eine gewisse Sorgfalt war an dem gekräuselten Hemde zu merken, aber es war alles so ein bißchen, als hätte es bessere Tage gesehen und nicht mehr maienfrisch. Mit einem etwas wohlwollenden Baß, der den Bruitton der Überzeugung nicht vermissen ließ, begann er: „Herr Hofprediger! Sie und ich — wir haben denselben hohen Beruf: Sie auf der Kanzel, ich auf der Bühne — ich bin nämlich Schauspieler." —

Im Augenblick durchzuckte mich ein unnennbares Etwas. Man kann sich doch so schwer los machen von alten eingesogenen vererbten Ideen; ich dachte an meine selige Mutter, in deren Augen die Schauspieler so gerade eben vor dem Scharfrichter oder Schinder kamen und von Rechts wegen in einer besondern Ecke des Kirchhofs liegen sollten. Und doch hatte ich viele treffliche Menschen unter ihnen kennen gelernt, daher ich mir die Gänsehaut hätte füglich ersparen können. — Das Kompliment, was er mir machte, indem er seinen und meinen Beruf zusammenstellte, erinnerte mich an Faust und auch an so manchen Pfarrer, der besser ein Komödiant geworden wäre. Ich sagte also eingehend auf seinen Satz: „Nun, Herr Kollege, setzen Sie sich." Wir waren noch nicht weit im Gespräch gekommen, als mir plötzlich der leuchtende Gedanke kam, ihn zu fragen: „Sie haben kein Geld, nicht wahr?" Dieser Gedanke leuchtete auch ihm ein, und er sagte in tiefem halb flüsterndem Tone: „Welch ahnungsvolles Gemüt!"

Ich mußte mir das Lachen verbeißen — und fuhr fort: „Aber warum kommen Sie denn zu mir? Sehen Sie, Ihre richtigen näheren Kollegen haben ja Geld wie Heu und ſpielen auch ſo ſchön großmütige und edeldenkende Menſchen, gehen Sie dahin, die werden gewiß Ihnen helfen!" — „Ach," entgegnete er „gewiß, Sie haben mich auch unterſtützt, aber — ſehen Sie: vor den Lampen die helle Tugend und hinter den Couliſſen das ſchwarze Laſter" — das iſt auch eine Erfahrung.

Mir blitzte plötzlich ein Gedanke auf und ich fragte ihn: „Nicht wahr, Sie ſind Theologe geweſen?" „Woher wiſſen Sie das," fuhr er ſchnell auf. „Nun, ich werde Ihnen noch mehr ſagen: Sie ſind ein Pfarrersſohn." — „Mein Gott," rief er, „wer hat Ihnen das geſagt?" und eine große Thräne rann aus ſeinem Auge. „Nun," ſagte ich — „es hat mir niemand das geſagt, aber ich habe gedacht: Sie kommen wieder und grüßen das Handwerk und denken an alte Tage."

Da wurde das alte Auge feucht und leuchtend zugleich, und als ich ihm ſagte: „Nun kommen Sie, erzählen Sie mir mal Ihre Naturgeſchichte," da fing er an und erzählte, wie er vor 40 Jahren in Halle ſtudiert und ein recht anmutiges dramatiſches Talent in einem Liebhabertheater entwickelt hatte, wo die beſten Familien mitſpielten. Da traf ihn mal der Schauſpieldirektor des halliſchen Theaters und machte ihm allerlei große und ſchöne Dinge vor, wie jammerſchade es eigentlich wäre, daß ſolch Talent von der Bühne ſchwinden ſollte — kurz zum Schmerz ſeines Vaters ging er mit der Truppe aus Halle und landete ſchließlich nach vielen Irrfahrten im Karltheater zu Wien.

Nun war er aber alt und krank. Seine faſt 90jährige Mutter lebte noch in Pommern, da wollte er hin und dort ſterben. Seine Papiere, wie ich nun ſah, waren alle in Ordnung, lange war er im Krankenhauſe in Prag gelegen, dann in Teplitz und ſo war er ſchließlich nach Berlin gekommen. Ich konnte ihm noch etliches ſagen und bat ihn, er möge jetzt noch die übrigen Brocken ſeiner Theologie zuſammennehmen, um die letzte große Reiſe anzutreten, da er ja wohl fühle, daß er nicht mehr allzuweit habe. Ich gab ihm, was ich hatte, damit er noch ein Stücklein weiter leben konnte, und wir ſchieden in Frieden und Liebe. Ich

werde seinen dankbaren Blick nie vergessen. Und eine Viertelstunde lang wollte mir das Bild nicht aus den Augen gehen und wäre noch länger geblieben, wenn es nicht wieder geklopft hätte.

Mein alter Kirchendiener, ein richtiger Berliner — oder wie er von sich sagt: „so Eener vun die alten Deutschen" trat ein. „Herr Hofprediger," meldete er, „da draußen steht Eener, det is Sie dat reene Objekt." Ich ahnte den tiefen Sinn dieses Worts. „Subjekt" war in seinen Augen schon was Arges, aber „Objekt" noch ein Klafter tiefer. Ach, ich kannte ihn schon — es war ein alter verabschiedeter Herr, der alle Vierteljahre antrat mit der klassischen Anrede: „Herr Hofprediger: Sie haben wenig Zeit — ich habe wenig Zeit — geben Sie mir einen Thaler!"

Geld hergeben müssen ist so viel als Zahnausreißen. Da ist's am besten, man läßt sich auf einen Ruck die Sache herausziehen; je länger man einen herumschleppt, desto weher thut's, und so auch hier — je längeres Reden und Wehren, je weher thut's. Also flugs heraus, um so mehr als ich wußte, daß er wirklich ein „Objekt" war großen, freilich auch verschuldeten Elends. —

Kaum war er fort, meldete sich ein Fräulein in etwas gereiften Jahren. „Bei Ihren vielen Beziehungen zu vornehmen Familien," begann sie, „wird es Ihnen leicht sein, mir eine Stelle als Stütze der Hausfrau zu verschaffen." Ich sah sie an und fragte, da ich doch einmal durch meinen alten Kirchendiener in die Grammatik gekommen — „meinen Sie aktiv oder passiv?" „Wie meinen Sie das, geehrter Herr," entgegnete sie. „Nun," ich denke, es giebt zweierlei Stützen: die einen stützen wirklich so eine arme geplagte Hausfrau, die andern aber muß man selber stützen, weil sie zart und krank sind und nicht viel leisten können. Verstehen Sie den Haushalt?" „Nein, damit habe ich mich noch nie befaßt." „Nun, vielleicht können Sie französisch oder englisch?" — „Nein, das habe ich nicht gelernt." „Ja, was können Sie denn?" Da lachte sie selbst und sagte: „Ja, eigentlich nichts, ich bin viel krank und sehr kurzsichtig, man könnte sagen halbblind." „Hören Sie, das ist aber schlimm für eine Stütze der Hausfrau." „Nun, ich möchte nur so mehr als

Familienglied aufgenommen sein, und da und dort kann man immer noch etwas thun. Ich beanspruche nichts als nur Kost und Logis, und habe auch etwas Vermögen." „Nun dann kann Ihnen geholfen werden, dann gehen Sie in das Stift, was nicht weit von uns, und lassen sich vormerken, dann sind Sie in gutem Hause und brauchen niemand zu stützen." Das leuchtete ihr auch ein, und ein Jahr darauf sah ich sie behaglich in ihrem Stübchen sitzen.

Nun war's mittlerweile 11 Uhr geworden, und die Konfirmandenstunde rief. Welch ein Unterschied dies junge werdende Volk mit allen rosigen Hoffnungen des Lebens gegenüber denen, die ich in den Frühstunden gesehen! Hier Menschenkinder, die mit vollen Segeln im Boot des Lebens fahren, dort das Wrack aus dem Schiffbruch. Was ließe sich aber von solchen 60—70 Kindern erzählen und sagen! Aus welchen Häusern kommen sie und welcher »spiritus familiaris« weht aus ihnen heraus! Wenn so z. B. ein Kind in einer Schule der Lehrerin den Entschuldigungszettel bringt wegen einer versäumten Stunde und auf dem Zettel steht folgendes: „Laut ‚Familiendrama' (!) konnte mein Kind die Schule nicht besuchen," das denke sich einer einmal aus, was das heißen soll!

Es ist eine böse Stunde für die Kinder so von 11—1! Der Magen knurrt, 3 oder 4 Stunden lang ist schon alles mögliche hinein in Kopf und Herz getrichtert — Geschichte, Chemie, Litteratur — und nun kommt in das müde Haupt die Religion! Aber es geht nun mal nicht anders — allmählich hebt sich das müde Auge wieder, und am Ende der Stunde ist wieder Leben da. Was wird aus ihnen werden, aus diesen Blumen und Blüten, wird kein Frost und Reif sie treffen? —

Nun aber zu Ende mit der Stunde, denn die Hochzeitwagen rollen schon an; um zwei Uhr ist Trauung und um vier Uhr wieder eine. Also schnell von der Kirche nach Hause und eine halbe Stunde überlegt, was dem Paare frommt. Es waren liebe junge Leute, die vor den Altar traten, hinter ihnen die Eltern beiderseits, einander früher schon bekannt und befreundet, und nun reichten sich ihre Kinder die Hände. Es war ein Maientag der Liebe und Freude. Hatten sie sich's doch

gerade ausgeheckt, daß es so schön sei im Mai zu heiraten wie ihre Eltern auch, als ob's nicht auch dadrin noch kalte Frosttage gäbe. Ich fuhr aus der Kirche als Eingeladener zum Hochzeitdiner im Kaiserhofe, um dort den ersten Toast zu halten und dann wieder abzufahren.

Toaste — ja die man *selber halten* und andere, die man *hören* muß! Man weiß manchmal nicht, welches die schlimmsten sind. Aber es ging diesmal noch gut ab.

Ich fuhr zurück — da lag eine Einladung auf sechs Uhr zum Diner bei dem damaligen Prinzen Wilhelm, unserem jetzigen in Ehrfurcht geliebten Kaiser. Also rasch den Frack und die weißen Handschuhe und den chapeau claque zurecht gelegt. Aber zuerst hinüber zur Trauung. Da war's anders als beim ersten Paare. Sie waren fast allein mit wenig Zeugen in der Kirche. Alles war ihnen weggestorben, keine segnenden Hände hinter ihnen, wohl aber von oben her. Die Braut war im schwarzen seidenen Kleid, da sie noch um die Mutter trauerte. Und doch war's Mai, als sie beide so herzlich in die große Kirche hinein sangen: „Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt". Da ist dann Hochzeittext, Thema und Teil gegeben, und jedes Wort schlägt an, wenn's nur aus dem Herzen kommt. Wie man den Leuten nichts schenken soll zur Hochzeit, womit sie nichts anfangen können, und was nur so ein Staubbehälter ist, oder so ein zerbrechliches Ding, wozu man aparte Dienstboten braucht, die die vortreffliche Eigenschaft haben, nichts zu zerschlagen — so soll man einem auch in der Hochzeitpredigt nichts sagen, womit man nichts anfangen kann, sondern den Leuten so eine Aussteuer mitgeben aus Gottes Wort, an der sie in bösen Tagen zehren können.

Ich konnte, da kein Hochzeitfest hinterher war, nach Hause, um dann dem Befehl ins Schloß nachzukommen.

Es wohnte Prinz Wilhelm in dem Flügel des Schlosses, in welchem er auch jetzt als Kaiser wohnt. Nur waren's damals alte ausgewohnte Gemächer, die man in ihrer jetzigen Gestalt nicht wieder erkennt. Kaum hatte ich die hohen Herrschaften begrüßt, als auch schon die muntere Schar der jungen Prinzen herein kam, ihre Eltern und die versammelten Gäste freundlich mit Handschlag begrüßend. Dann eilten sie zu „Onkel Heinrich" dem Seemann, an dem

in ihrem Gesang auf, denn ein Blitz erleuchtet entsetzlich die große weite Kirche, und ein Donnerschlag folgt im Nu so hellgellend, so hellklingend und rasselnd, daß unwillkührlich ein Jeder bebte und zitterte, und mehrere der Lehrer ausriefen: Das hat in die Kirche eingeschlagen!

Blitzesschnell erfüllte ein arger Schwefelgeruch und bald darauf auch qualmender Rauch die weiten Räume der schönen Kirche, und Angst und Entsetzen die Gemüther der Anwesenden und der Bewohner Tangermündes.

Schnell eilten die Lehrer heraus und ihr Ruf: Feuer! verbreitete sich mit seinem Schrecken schnell durch alle Straßen der Stadt.

Ein besonderes Glück war es, daß nicht ferne von der Kirche viele Arbeiter, Maurer und Zimmerleute, an einem neuen Schulhause beschäftigt waren. Die hatte man gleich bei der Hand.

Das Kirchengebäude wurde schnell untersucht. Da brannte nichts. Es ist auf dem Thurme! riefen viele Stimmen und rasch ging es die Stiegen hinan. Kaum eben angelangt, erschallte der Ruf: Feuer! Feuer!

Es war schrecklich! Der Sturm heulte in und um den Thurm, der sich in bedeutender Höhe in die Lüfte reckt. Kam da das Feuer zur vollen Gewalt, so war Thurm und Kirche ohne Rettung verloren — ja noch mehr — ein großer Theil der hier eng zusammengebauten alten Stadt war dann so gewiß ein Raub der Flammen, als zweimal zwei vier ist!

Es war während des Untersuchens der Kirche durch die Arbeiter und während des Hinaufsteigens auf den Thurm Zeit genug geboten, daß Hülfe aus der Stadt, Spritzen und Schläuche, namentlich aber die in solchen Fällen höchst nützlichen und wirksamen Handspritzen kennten herbeigebracht werden. Oben, nahe der Kuppel des Thurmes befand sich auch ein immer gefüllter Wasserbehälter, den der kluge und vorsichtige Baumeister des Thurmes zu möglichem Schutze seines schönen Bauwerks angelegt hatte.

Jetzt, wo ein Jeder fühlte, es gilt, unsere herrliche Kirche zu erhalten; es gilt, Hunderte von Familien der Nächstwohnenden vom Verderben zu retten, erfüllte ein frischer Muth die Männer Tangermündes, die herbeieilten

ſie flugs hinaufkrabbelten, als wäre er ſo eine Art Maſtbaum mit Takelwerk. Ja, Onkel Heinrich, der konnte alle drei halten auf den Schultern und auf dem Knie! Der jüngſte (damals vierte Prinz) ruhte noch auf dem Arm der Wärterin. Als er mich erblickte, rief er mit dem Finger deutend: „Mann!“ Ich war, ſcheint's, der einzige unter den Gäſten, der auf ihn einen Eindruck gemacht, und den er „als einen Mann“ bezeichnete. Das kam wohl daher, daß ich, gleichwie ſeine Wärterin, weißes Haar hatte — ich ſchien ihm alſo ſo eine Art masculinum zu jenem femininum zu ſein. Er verlangte herunter auf den Boden, ſtellte ſich ruhig vor mich hin, ließ ſich auch auf den Arm nehmen, was er ſich ſonſt verbat. Ich galt alſo wenigſtens in den Augen dieſes Kindes für ſozuſagen einen „Menſchen“. Wie wahr wieder unſers Schillers Wort: Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ſolch kindlich Gemüt! Dies Zeugnis aus Kindermund, dem „vogelſprachekundigen“, kam nun, wie der geneigte Leſer bald ſehen wird, gerade jetzt zur Stelle.

Denn ich mußte mich, was gegen alle Hof- und Kleiderordnung war, verabſchieden und bitten, mich entlaſſen zu wollen, da ich — einen Vortrag zum Beſten der Arbeiterkolonie — zu halten hatte. Abends halb acht! Ich Unglücklicher mit zwei Diners, zwei Hochzeiten und allem andern behaftet! Aber da waltet kein Erbarmen, wenn einmal die „Engel“ oder „Furien der Barmherzigkeit“ einen bitten. Wie ich zu dem Vortrage kam, kann der geneigte Leſer aus dem Daheim-Kalender 1889 (der doch ſo ein Vetter der „Spinnſtube“ iſt), erſehen. Dort ſteht „Diogenes oder über das Menſchenſuchen“ — ein altes Bild in neuer Beleuchtung.“ Wie wichtig alſo, daß der kleine Prinz mich für einen Menſchen erkannt! Daß aber der vor Monaten angenommene Vortrag gerade auf dieſen Tag fallen mußte, das war doch wirklich zum „Aus der Haut fahren“. Ich hatte in meinem beſten Frack den Vortrag zuſammengeknittert. Das Beſte fehlte eigentlich noch darin und ſollte noch den Nachmittag überdacht werden, aber weder die Herrſchaften noch die Brautleute hatten eine Ahnung, daß ich eigentlich mit der Laterne Menſchen und Gedanken ſuchte. Alſo hinaus durch den Tiergarten in die weiten Salons, die

bereits gefüllt waren und auf den Vortrag spannten. Es lief noch ziemlich gut ab, und ich kam bei dem Improvisieren mit dem blauen Auge davon.

Ich wollte nun fort — aber nein — unter keiner Bedingung. „Sie müssen erst mit uns zu Abend essen, alles ist fertig", bat die Hausfrau: Ha, dachte ich, — das ist nun mit meinem Mittagessen Nummer 4! Ein großer stattlicher Kalbsbraten, mit allen Finessen der Neuzeit bereitet, kam zum Vorschein mit Salaten und Kompotten — aber ich aß nur noch aus — „Nächstenliebe" — die Dame des Hauses nicht zu beleidigen. Es war gegen dreiviertelzehn, als ich aus dem belebten Kreise, in welchem unter andern die hochbegabte Fürstin Eleonore Reuß war, scheiden mußte — denn es war ja an diesem Abend in der Nähe des zoologischen Gartens — das silberne Jubiläum einer treuen „Stütze der Hausfrau", einer Französin, die alle Kinder des Hauses mit erzogen und als Freundin auf Händen getragen wurde.

Zu diesem Jubeltage mußte doch auch der Seelsorger des Hauses, der die Kinder zum Teil getraut, dem teuern Vater den letzten Segen gegeben, kommen, um ein Wort zu reden. Es war zehn Uhr vorüber, als ich ankam, und eben hatte man sich zu — Tisch gesetzt. Also Nr. 5 —! Aber ich weiß nicht, hatte mich der Kalbsbraten oder die Unterhaltung hungrig gemacht, ich konnte doch wieder aus „Nächstenliebe" etwas essen, um dann in längerer Rede die Jubilarin zu preisen. Hatten wir doch selbst ein so kostbares Erbstück im Hause einst gehabt, so daß ich ein bißchen aus Erfahrung sprechen konnte. Ja, was ist es doch um solch eine treue Seele, die alle Lücken ausfüllt und selbst keine — oft wenigstens — zurückläßt!

Spät um 12 Uhr wanderte ich durch den dunklen Tiergarten nach Hause. Der Tag war zu Ende. Freilich ist ja nicht jeder Tag so wie dieser, und manch einer möchte noch an ihm einen bescheidenen Zweifel hegen, ob er wirklich so aussah oder ob er nur so ein „Kalendertag" sei. Aber ich kann ihm Brief und Siegel geben, Trauregister und priesliche Einladung und was er mehr will. — Im Schlafe ging natürlich alles durcheinander: Schauspieler und Diogenes, das Prinzchen auf dem Arm und die Stütze der Hausfrau. Denn der Tag spiegelt sich

wieder in der Nacht, und die Nacht wirft manchmal ahnungsvoll schon den Schatten voraus in den kommenden Tag. Aber ein Wort tröstet: „Wie der Tag, so soll deine Kraft sein" — und ich lerne noch hinzu: „Wie der Tag, soll auch deine Liebe sein!" —

8.

Was mein lieber Freund Frommel da soeben (ich glaube, nicht ohne einen gelinden Stoßseufzer) aus seiner Amtserfahrung in Berlin geschildert hat, das hat mich unwillkürlich an ein Sprichwort erinnert, das ich ihm wie jedem vielbeschäftigten Menschen hier als brüderliche Warnung zurufen möchte, ohne daß er aber genötigt sein soll, außer dem Sprichworte selbst noch etwas anderes auf sich zu ziehen.

Mein Sprichwort lautet aber:

„Immer dran, immer dran,
Verderbt am Ende Roß und Mann."

Was der Wortlaut dieses Sprichwortes besagt, weiß jeder ordentliche Reiter recht gut. Wenn er deshalb eine längere Reise zu Pferde machen will, so gönnt er seinem

Roßlein, so bald es Zeichen von Ermüdung giebt, ein Ruheſtündchen und ein kräftiges Futter, wenn es zu haben iſt. Er ſelbſt hat dabei noch den Vorteil, daß er die ſteifgewordenen Beine wieder ein wenig regen, auch ſich ſelbſt einen friſchen Trunk und einen kräftigen Imbiß leiſten kann. Letzteres wird er ſich ſelbſt dann nicht verſagen, wenn er das bekannte Stahlroßlein reitet, das freilich für ſich ſelbſt keine Ruhe und keine Erholung bedarf, aber den Reiter deſto mehr eines häufigeren Ausruhens bedürftig macht.

Aber das Sprichwort da oben will nicht etwa bloß dem Reiter ſagen, was ihm und ſeinem Roßlein not thut; es hat, wie ſo ziemlich alle unſere guten deutſchen Sprichwörter einen allgemeineren Sinn und will überhaupt dem „Immer dran“ wehren, wo es ſich auch finden läßt, bei der Arbeit ſowohl wie auch bei dem Vergnügen.

Um von letzterem zuerſt ein Wörtlein zu reden, ſo iſt's ja allbekannt, wie diejenigen, welche immer nur dem Vergnügen nachjagen und jeden Tag für einen verlorenen anſehen, an dem ſie ſich nicht irgend ein Vergnügen bereiten konnten, ſehr bald dahin kommen, daß ihnen nichts mehr ein wirkliches Vergnügen gewährt, daß ihnen vielmehr ſo ziemlich alles, woran ſie ſich ſonſt ergötzen konnten, wahrhaft zum Ekel wird.

Das wäre nun freilich nichts Schlimmes für ſie, ſondern ein wahrer Segen, wenn ſie ſich nun ganz von ihrer Vergnügungsſucht und Vergnügungsjagd abwendeten und die Zeit, welche ſie ſonſt verſpielten, vertanzten und verpraßten, nun zu einer ordentlichen, ehrlichen Arbeit anwendeten, ſich nur je und dann zur Erholung von dieſer ein erlaubtes Vergnügen geſtattend. Aber bei wie wenigen iſt dies der Fall! Wie überlaſſen ſich ſolche Genußjäger, falls nicht die Not ſie zur Arbeit drängt, weil ſie ihr Vermögen verjubelt haben, viel lieber und häufiger jenem faulen Weltſchmerz und Lebensüberdruß, der in ſehr vielen Fällen damit endet, daß das Leben, welches nichts mehr zu genießen bietet, durch freventlichen Selbſtmord weggeworfen wird! Und dann iſt ja das Verderben da, von welchem das Sprichwort redet.

Aber auch da, wo es nicht zu einem ſolchen Ende mit Schrecken kommt, behält das Sprichwort doch recht, indem

das Ende der Vergnügungsjagd, in der Regel wenigstens, ein siecher Körper ist, um von der Seele gar nicht zu reden.

Wenn man so den jungen Damen, welche den ganzen Winter über von einer Gesellschaft zur andern, von einem Balle zum andern geflogen sind, etwa im Sommer in Bädern begegnet, was für Jammergestalten erblickt man da, denen das „Immer dran" nur allzu leserlich auf den wachsbleichen Gesichtern, in den matten Augen, in dem müden wankenden Gange als Siegel aufgeprägt ist! Wie „nervös" sind dann die bedauernswerten Opfer der Genußsucht, um aber doch, wenn sie sich ein wenig erholt haben, im kommenden Winter wiederum ein Leben zu führen, welches auch Nerven von Stahl und Eisen verderben müßte — und das so lange — als es geht, so lange, bis die jugendliche Kraft völlig dahingeschwunden ist.

Wie aber von den Vergnügungen, so gilt auch von der Arbeit unser Sprichwort im vollsten Maße, und zwar von der geistigen Arbeit so gut wie von der körperlichen.

Freilich von der körperlichen Arbeit sucht man ja heutzutage das „Immer dran" nach Kräften abzuschütteln; und wenn die Lohnarbeiter es durchsetzen sollten, daß sie für den erhöhten Lohn, den sie begehren, nur acht Stunden täglich zu arbeiten brauchen, so dürfen sie sich wahrlich über ein verderbliches Übermaß von Arbeit nicht beschweren. Denn dann heißt's ja für sie: ein Drittel des Tags für die Arbeit, ein Drittel für den Schlaf, und das letzte Drittel für die — — Erholung (oder sollten wir nicht richtiger sagen: für das Wirtshaus?). Wenn sie nur auch das sich klarmachen wollten, daß die geringere Arbeitszeit für höheren Lohn notwendig alle Preise in die Höhe treiben muß, auch für diejenigen Dinge, die sie selbst nicht entbehren können, und daß sie also nur eine allgemeine Entwertung des Geldes herbeiführen, unter der sie schließlich selbst nicht am wenigsten leiden.

Aber das ist ja richtig: ein Übermaß von körperlicher Arbeit verdirbt bald auch die rüstigste Kraft, besonders wenn die Arbeit auch an dem Tage fortgeht, der dem Körper die unbedingte nötige Ruhe und Erholung schaffen muß, am lieben Sonntage. Nicht anders ist es mit der Accordarbeit, bei welcher nur die Gewinnsucht aufgestachelt wird,

die dann dazu treibt, auch den letzten Rest von Kraft aufzuwenden bis zur völligen Erschöpfung derselben. Es ist gewiß ein durchaus wahres Sprichwort:

Arbeit im Accord
Ist des Leibes Mord.

Auch für die geistige Arbeit gilt unser Sprichwort mit unanfechtbarer Wahrheit. Diese wollen freilich die Herren Arbeiter von heute gar nicht als Arbeit gelten lassen, sondern meinen, zu ihren Genossen nur diejenigen zählen zu dürfen, welche mit der Hand arbeiten. Und wieviel schwerer und aufreibender ist doch die geistige Arbeit als die körperliche! Wie gilt von ihr noch in viel höherem Maße als von dieser unser Sprichwort vom „Immer dran!"

Denn wer körperlich tüchtig gearbeitet hat, wie süß ist für den die Nachtruhe! Wie schließen sich ihm die Augen zum erquickenden Schlafe, sobald die müden Glieder im Bette liegen! — Angestrengte geistige Arbeit aber scheucht ja den Schlaf von dem Abgearbeiteten fort und läßt ihn sich halbe Nächte lang schlaflos im Bette umwälzen.

Item, bei einer Überanstrengung der geistigen Kraft leidet aber nicht bloß der „Mann", sondern auch das „Roß", nämlich die Arbeit selbst. Denn ein abgearbeiteter Geist, dem keine Ruhe gegönnt wird, kann schließlich nichts Rechtes mehr zu stande bringen. Es kommt ja oft genug so, daß man das, was man am späten Abende, vielleicht tief in der Nacht, wenn der Geist ebensowohl ruhen sollte wie der Körper, geschrieben hat, am nächsten Morgen, wenn man es mit erfrischtem Geiste wieder durch*liest*, auch einfach durch*streicht*, weil man sich sagen muß, daß es nichts taugt!

Ein Mann, der sich beklagte, daß er für seine Arbeit gar nicht mit seiner Zeit auskomme und von früh morgens bis spät abends an seinem Arbeitstische sitzen müsse, wurde einmal gefragt: „Ja, lieber Freund, wann haben Sie denn da Zeit, *nichts zu thun*?" So sonderbar dies klingen mag, so richtig ist es doch. Man muß auch Zeit haben und sich Zeit dazu machen, nichts zu thun, und zwar nicht bloß zur Erholung und Stärkung der *geistigen* Kraft, sondern vielmehr zur Erhaltung und Förderung des *geist*-*lichen* Lebens. Wer sich nicht die „stillen Stunden" gönnt

und verſchafft, in denen er mit ſich ſelbſt, mit ſeinem Gewiſſen, mit ſeinem Gott und Heiland alleine iſt und Zwieſprache hält, in denen er ſeine Seele nährt mit dem Lebensbrote des Wortes Gottes und ihr durch Gebet den Lebensodem von oben zuführt, der wird in ſeinem geiſtlichen Leben nie vorankommen, ſondern immer weiter zurückgehen, und wird es bei ihm dann, weil er auf Erden das „Immer dran" zu ſeiner Loſung nahm, am Ende einmal droben heißen müſſen: „Nimmer dran", nämlich an dem hohen Ziele der himmliſchen Berufung.

9. Ein Kapitelchen vom Reiſen.

„Wenn jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen",

hat einſt Matthias Claudius geſungen. Schreiber dieſes hat aber ſchon manchmal in ſeinem ſtillen Sinn gedacht, der alte Wandsbecker Bote hätte auch etwas Geſcheiteres thun können, als dieſen Vers in die Welt zu ſchicken und dann das launige Gedicht folgen zu laſſen, welches ſo ziemlich jeder ſchon in ſeiner Jugend zu lernen kriegt, und um deswillen auch die genannten Anfangsworte in jedermanns Munde ſind.

Denn wie manchmal iſt dieſer Anfang des Gedichts vom Herrn Urian ihm ſchon zugerufen worden, wenn er abends müde und abgeſpannt von einer Reiſe heimkam und ſich am liebſten ſogleich in ſein Bett gelegt hätte, und er mußte ſich dann dem Herrn Claudius zu lieb wohl oder übel noch hinſetzen und erzählen, bis die Augen durchaus nicht mehr offen bleiben wollten, und er endlich mit einem kräftigen: „Nun iſt's aber genug!" die vielen Fragezeichen, die ihn noch bedrohten, in ein unwiderſprechliches Punktum veränderte!!

Wenn ich nun gleichwohl dieſes Wort des alten Claudius an die Spitze dieſes Kapitelchens vom Reiſen geſetzt habe, ſo darf der geneigte Leſer aber keineswegs befürchten, daß ich ihm jetzt hier einen Bericht obſtatten werde über

alle die Reisen, die ich in meinem Leben schon gethan habe und thun mußte.

Solch einen Bericht anzuhören, würde sich ja am Ende wohl für ihn lohnen, wenn ich etwa das „Deutschland draußen", von dem ich im vorigen Jahrgange der Spinnstube berichten durfte, mit selbsteigenen Augen gesehen hätte und davon recht Anziehendes und Merkwürdiges zu erzählen wüßte, oder auch wenn ich nur das „Deutschland daheim" und die angrenzenden Länder in größerem Maße, als es wirklich geschehen ist, bereist hätte.

Aber dazu ist es nie bei mir gekommen. Denn ich bin all mein Lebetage ein sitzsamer Mensch gewesen und würde mich, selbst als ich noch jung war, kaum zu größeren Reisen haben verstehen können, wenn mir dafür auch das nötige landesübliche Kleingeld zu Gebote gestanden hätte. Die große Reise nach Texas, die ich einmal als vierzehnjähriger Bursche mit meinem lieben Freunde Karl fest geplant hatte, ist glücklicherweise auch bloß auf meinem Stübchen in soundsoviel Dämmerstündchen zur Ausführung gekommen.

Will mich wegen dieser Reiseunlust jemand einen „Philister" schelten, so mag er dies Vergnügen haben. Ich meine aber, wer, wie ich, an den schönen Ufern des Mittelrheins das Licht der Welt erblickt und dort seine Kinderjahre verlebt hat; wer dann in der schönsten Gegend des Nahethals aufgewachsen ist; wer weiter in Bonn und in Heidelberg den Studien obgelegen hat; wer endlich die größte Zeit seines Lebens ganz in der Nähe des Rheines zubringen durfte, so daß er sich, so oft es ihn gelüstete, mit leichter Mühe und ohne große Kosten den Anblick des lieben Vaters Rhein und seiner Schönheiten verschaffen konnte: ich meine, der hätte wenigstens nicht nötig gehabt, noch viel zu reisen, um sich den Genuß von Naturschönheiten zu leisten.

Daß es deren noch größere, sehenswertere geben mag, als ich sie sehen durfte, will ich damit keineswegs leugnen. Ich möchte sonst Gefahr laufen, bei den Bewohnern der Reichshauptstadt anzustoßen, die es bekanntlich nirgends schöner finden, als im märkischen Sande, und selbst im schönen Rheinthale verächtlich die Nase rümpfen, weil sie dort so wenig von ihrer geliebten „Jejend" finden. Auch mit den lieben Leutchen in der schönen Schweiz könnte ich

es ſonſt am Ende verſchütten, wenn ich behaupten wollte, daß der Rhein irgendwo anders ſchöner ſei, als bei ihnen an ſeiner Wiege. Ich kenne freilich den guten Vater Rhein in ſeinem jugendlichen Alter gar nicht. Es iſt mir nie ſo gut geworden, ihn bis zu ſeinem Urſprunge verfolgen und dabei die Herrlichkeiten der Schweizerberge ſchauen zu können. Aber, um es ehrlich zu geſtehen, habe ich danach auch nie beſonders großes Verlangen gehabt. Denn da ich ſtark zum Schwindel geneigt bin, ſo waren es von jeher meine böſeſten Träume, wenn ich nachts im Bette Schweizerreiſen machte. Da finde ich mich plötzlich an einer Stelle, wo links ein fürchterlicher Abgrund heraufgähnt, rechts eine ſteile Felswand über mir hängt und nun, wie Schiller ſingt, „verſchwunden iſt der Pfad", auch das Umkehren nicht möglich iſt ohne augenſcheinliche Gefahr, in den Abgrund zu ſtürzen. Wahrhaft gruſelig!

Drum nichts für ungut, ihr lieben Schweizer, daß ich mich auch im wachen Zuſtande bezüglich eurer ſchönen Berge ſtets an das für Leute meiner Art ſehr beherzigenswerte Sprüchlein gehalten habe, das mir einmal ein dicker Herr empfohlen hat. Der hatte es auch mal mit einer Schweizerreiſe verſucht; aber weil ihm das Bergſteigen zu beſchwerlich war, hatte er ſich mit Hilfe einer Sänfte, worin er ſich tragen ließ, den Genuß einer ſchönen Ausſicht, die man ihm gerühmt hatte, verſchaffen wollen. Allein halbweges paſſierte ihm das Unglück, daß der Boden der Sänfte unter ſeinem Körpergewichte zerbrach und daß er nun den beſchwerlichen Rückweg zu Fuße machen mußte, an etwas bedenklichen Stellen von den Trägern, die jetzt Führer geworden waren, geleitet und ſie mit geſchloſſenen Augen paſſierend. Sein Sprüchlein lautete: „Lobe die Berge und — bleib' in der Ebene!"

Was aber die Leute angeht, die man draußen in der Fremde findet, ſo wird es mit ihnen im großen und ganzen ja wohl ſo ſein, wie der alte Claudius ſeinen Herrn Urian ſagen läßt, der das Ergebnis ſeiner großen und weiten Reiſen in die Worte zuſammenfaßt:

Und fand es überall — wie hier,
Fand überall 'nen Zparren,
Die Menſchen gerade ſo wie hier,
Auch ebenſolche — Narren.

Ist man aber erst zu dem Alter gelangt, in dem es einem nirgends so behaglich und gemütlich ist, als zwischen seinen vier Pfählen, in dem es einem nirgends so gut schmeckt, als am eigenen Tische, in dem man nirgends so gut schläft als im eigenen Bette: dann läßt man erst recht Stock und Hut an ihrem Platze und thut „das Daheimbleiben wählen".

Also keine Angst, lieber Leser, daß ich dich hier mit einem Berichte über meine Reisen langweilen wollte!

Nein, ich möchte nur deine Gedanken ein wenig darauf hinlenken, wie man sonst reiste und wie man heutzutage reist. Denn ich denke mir, es müßte dich doch, falls du schon ein langes Leben hinter dir hast, freuen, in deiner Erinnerung zurückzugreifen und dir Bilder aus der schönen Jugendzeit ins Gedächtnis zurückzurufen, wie es ja das höhere Alter so gern thut. Stehst du aber noch in jungen Jahren, so kann es dir doch nur etwas Angenehmes sein, zu hören, wie man vor Zeiten so viel übler daran war, als jetzt, wenn man reisen wollte oder mußte, und dir des „Fortschritts" bewußt zu werden, dessen du dich in der heutigen Zeit erfreuen darfst.

Und nun: wie reiste man *ehemals*?

In der Regel *auf Schusters Rappen*, wenn man nicht etwa zu den Hochmögenden gehörte, die sich's leisten konnten, einen vierbeinigen Rappen zu besteigen und auf diesem, gefolgt von einem Reitknechte und wohl gar noch von einem eigenen Packpferde, die schöne Welt zu durchstreifen. (NB. eine Art des Reisens, die einem reitkundigen und reitlustigen Menschen wohl noch heute anstehen könnte, wenn er das nötige Reisegeld in seinen Mantelsack packen könnte.)

Und gewiß, dieses Reisen auf Schusters Rappen, mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stocke in der Hand, das ist ja nach Nicht allein dasjenige, welches dem Reisenden wirklich den Gewinn bringt, den man so laut als die Frucht des Reisens preist, den Gewinn einer bereicherten Welt- und Menschenkenntnis.

Denn nur bei solchem Reisen lernte man in der That Land und Leute kennen.

Da fand man sich heute mit diesem Wandergesellen

mit Eimern voll Waſſers und mit Handſpritzen, aber auch mit den Werkzeugen, die hier im Nothfalle durch ſchnelles Zerſtören des Kleinen das Große retten helfen konnten. Jeder wollte es dem Andern zuvorthun, und einige ſelbſt wagten es muthig die ſchwanke Leiter zu beſteigen, die zur obern Kuppel des Thurmes führte, und doch raſte der Sturm, daß Jeder, der dies kühne Wagſtück unternahm, der größten Gefahr ausgeſetzt war, in die entſetzliche Tiefe des hohen Thurmes hinabgeſchleudert zu werden. —

Aber Gottes Hand ſchützte ſie!

Vermittelſt des im Waſſerbehälter der Kuppel befindlichen Waſſers und der Handſpritzen gelang es, des Feuers von innen Herr zu werden; aber außen, unter dem Schiefer, wohin man von innen gar nicht gelangen konnte, hatte das Feuer noch immer ſeinen Herd und konnte, angefacht vom wüthenden Sturm, im nächſten Augenblicke deſto wilder auflodern.

Unter den muthigen Männern, die hier mit Ausſetzung ihres Lebens für das Gemeinwohl thätig waren, zeichnete ſich ein Schuhmacher, Namens Schulze, aufs Lobenswürdigſte aus. Wo die Gefahr am Größten, die Arbeit am Schwerſten war, da arbeitete unverdroſſen der Ehrenmann und ſah nicht zurück. Er leuchtete Allen als Vorbild. Sein Muth, ſeine Thätigkeit begeiſterte Alle zu ſtets erneuerten Opfern.

Als aber jetzt Alle rathlos ſtanden, und Keiner wußte, wie man es anfangen ſolle, dem Feuer unter dem Schiefer, der glühend heiß war, beizukommen; wo es ein offenbares Hingeben des Lebens galt, wenn ſich Jemand zur höchſtangebrachten Luke hinaushängen wollte, um den Schiefer abzureißen und Waſſer aufzugießen, rief der edle Schuhmacher Schulze die Worte aus, die von einer ächten Bruderliebe Zeugniß geben: „Es iſt beſſer, daß Ein Menſch ſein Leben verliert, denn daß eine ganze Stadt unglücklich wird!“ Und mit dieſen Worten hängt er ſich ſo zu der Luke hinaus, daß es ein Wunder iſt, daß er nicht hinausſtürzt! Schnell halten ihn nun Andere an den Füßen. Es gelingt ihm, den glühend heißen Schiefer wegzureißen und Waſſer auf die glimmende Gluth zu ſchütten. Auf einer andern Stelle gelingt es

zuſammen, der die nämliche Straße zog, morgen wieder mit einem andern; heute mit einem fidelen Bruder Straubinger, morgen mit einem noch fideleren Bruder Studio (das waren ja vor Zeiten die Ritter von der Landſtraße), jetzt mit einem guten, ehrlichen Bäuerlein, das vom Markte

kam oder zu Markte zog, dann wieder mit einem windbeuteligen „Muſtereiter“, der zwar nur das Reiten auf Schuſters Rappen gelernt hatte oder vermochte, doch das Schwadronieren aus dem ff. übte.

Wenn einem der Wandergeſelle irgendwie gefiel, knüpfte man eine Unterhaltung mit ihm an und verkürzte ſich dadurch den We.., und war man dieſe Unterhaltung ſatt, ſo war's ein Leichtes, ſie loszuwerden. Man mußte ja

doch von Zeit zu Zeit einkehren, um den bellenden Magen zu befriedigen oder den eingeschluckten Staub mit einem frischen Trunke fortzuspülen. Damit wartete man jedoch nicht, bis man in eine Stadt kam und ein Gasthaus ersten Ranges traf, sondern begnügte sich gern mit einem nicht gar zu schmutzig aussehenden Dorfwirtshause. Hatte man

dort dem behäbigen Wirte oder der freundlichen Wirtin über das Woher? und Wohin? pflichtschuldigst Auskunft gegeben und den ärgsten Hunger und Durst gestillt, so ließ man sich in ein behagliches Gespräch ein, das einem oft tiefe Blicke eröffnete nicht bloß in Landesart und Landessitte, sondern auch in das Gemütsleben des Volkes.

Und welch eine Wonne, wenn man dann die müden Beine von sich strecken, etwa in einer schattigen Gartenlaube sich vollends abkühlen und zu einem kleinen erquickenden

Schläfchen die Augen schließen konnte! Was wirkliches körperliches Wohlbefinden ist, konnte man kaum besser als in dieser Weise kennen lernen.

Es war freilich, wenn man ein etwas weit entferntes Ziel hatte, nicht gerade besonders billig, dieses Reisen auf Schusters Rappen, selbst wenn man sich mit seinen Ansprüchen auf Kost und Logis möglichst einschränkte und die Gasthäuser der großen Städte vermied, deren Herren Wirte schon damals recht gut wußten, was ihnen zukam oder auch nicht. In diesen großen Gasthäusern wurde ohnehin der Reisende, welcher mit dem Ränzlein auf dem Rücken einkehrte, von den langbefrackten Kellnern immer etwas über die Achseln angesehen, wenigstens so lange bis es allgemein bekannt wurde, daß der Reisehandbuch-Bädeker stets in dieser Weise reiste und jedes Gasthaus, in welchem er von wegen seines Ränzleins nicht aufmerksam und freundlich genug bedient wurde, in seinem roten Buche schwarz anstrich. Denn von da an brachten die Wirte auch der Gasthäuser ersten Ranges ihren Herren Kellnern auch bezüglich der Fußreisenden die nötigen Mores bei. Das häufigere Einkehren, zu dem Müdigkeit, sowie Hunger und Durst zwangen, machte auch bei den niedrigeren Preisen der damaligen Zeit doch bald ein bedenkliches Loch in den Geldbeutel, falls man nicht mit Mundvorrat so reichlich versehen war, daß man bei ‚Mutter Grün' und ‚Schwester Quelle' seine Mittagsmahlzeit und sein Ruhestündchen halten konnte.

Unvergeßlich ist mir solch eine Reise auf Schusters Rappen, die ich einmal als zwölfjähriger Knabe machte.

Ich hatte aus dem Sommerhalbjahre ein leidlich gutes Zeugnis vom Gymnasium heimgebracht (was — nebenbei sei es zu meiner Schande gesagt — keineswegs jedesmal der Fall war) und erhielt nun ‚zum Lohne meiner Treue' die Erlaubnis, die Herbstferien bei Verwandten droben in der schönen bayerischen Pfalz zuzubringen, oder, um es richtiger zu bezeichnen: die Erlaubnis, diese Verwandten „glücklich" und das Elternhaus, das außer mir noch zwei ältere und drei jüngere Geschwister zu beherbergen hatte, — „nicht unglücklich" zu machen. Ich nahm die erteilte Erlaubnis mit einer sauer süßen Miene hin, da es mir etwas gegen den Strich ging, die schönen Zwetschenbäume

des Gemüsestücks jetzt im Stiche lassen zu sollen, wo sie die herrlichsten Früchte zum Genusse boten. Allein die Fülle der Trauben droben in der Pfalz hielten diesen doch die Wage.

Es waren bis zum Ziele der geplanten Reise zwei gute Tagemärsche von 6 bis 7 Stunden, zwischen die aber ein mehrtägiger Aufenthalt beim Großvater eingeschoben werden sollte.

Wenn sich nun etwa der geneigte Leser gemüßigt fühlen sollte, meine guten Eltern des Leichtsinns zu zeihen, weil sie einen zwölfjährigen Knaben allein und noch dazu auf ganz unbekannten Wegen eine solche Reise machen ließen, so muß ich vorerst bemerken, daß ich in diesem Alter schon ein ziemlich stämmiger Bursche war (eine Körpereigenschaft, die ich — nebenbei gesagt — noch heute nach 50 Jahren nicht verloren habe, ja die, nicht gerade zu meiner besonderen Freude, mit den zunehmenden Jahren immer mehr in das zunehmende Licht getreten ist) und daß ich mir die Butter nicht so leicht hätte vom Brote kratzen lassen. Sodann aber war die Welt damals noch nicht so verdorben wie heutzutage, wo man ja allerdings einiges Bedenken tragen müßte, einen zwölfjährigen Knaben mutterseelenallein eine große Fußreise machen zu lassen. Zum Beweise des letzteren diene folgendes:

Mit dem ungeheuren Vermögen von zwei ganzen Thalern im Beutelchen, das Ränzlein gespickt mit allerlei Eßbarem, womit Mütterchen jedes leere Plätzchen zwischen Wäsche und Kleidern ausgestopft hatte, mit einer tüchtigen Portion Zwetschen in der Tasche, zu denen ich mir selbst verholfen, trat ich wohlgemut meine Reise an, pfiff oder sang, wenn die Beine müde werden wollten, eine frische Melodie, nach deren Takt sich die Beine wieder leicht hoben, untersuchte in nicht allzu großen Zwischenräumen unter einem schattigen Baume mein Ränzlein nach seinen eßbaren Schätzen, wodurch es immer leichter wurde, und kam nach einem Marsche von 6 Stunden, für den allerdings der ganze Tag draufgegangen war, zwar müde aber glücklich und wohlbehalten beim Großvater an.

In der sorgsamen Pflege der guten alten Tante, welche das großväterliche Hauswesen führte, waren die Strapazen

des ersten Reisetages bald ausgeheilt, und da die guten Trauben droben in der Pfalz so verlockend winkten, so begab ich mich noch einen Tag früher, als ich anfänglich gewollt, auf die Weiterreise.

Mein Schatz von zwei Thalern war noch unangebrochen, da für den ersten Reisetag Mütterchens Vorräte trotz des häufigen Zuspruchs gereicht hatten, und nun wurde derselbe gar noch durch einen blanken Silbergulden vermehrt, den die großväterliche Mildthätigkeit spendete. Wer war reicher als ich?

War mir's da wohl zu verdenken, wenn ich meinerseits nach einem Marsche von vier Stunden an einem sommerlich warmen Herbstmorgen mich zu dem hohen Gedanken aufschwang, in Deidesheim in ein Wirtshaus einzukehren und mir ein warmes Mittagessen geben zu lassen? Meine Mittel erlaubten das ja.

Aber ein Mittagessen im Wirtshause ohne Wein? Das ging durchaus nicht. Und so bestellte ich mir denn frischweg auch einen Schoppen.

Unglücklicherweise wurde derselbe aber nach Pfälzer Sitte in einem großen Schoppenglase gebracht. Nun weiß ich wirklich nicht mehr, war es der große Durst, der mich dazu brachte, oder das Bestreben, mich in den Augen des Wirtes als einen „forschen Kerl" zu zeigen, aber ich that aus dem großen Glase auch einen großen Zug, der dasselbe fast bis zur Hälfte leerte. Köstlich geschmeckt hatte es; aber — über ein kleines wurde es mir etwas eigentümlich im Kopfe. Die Tische und Bänke in der Wirtsstube schienen mir nicht mehr ganz fest zu stehen, sondern eine bedenkliche Neigung zu einem kleinen Rundtanze zu haben, und so interessant es auch gewesen wäre, einem solchen zuzuschauen, die schwer und immer schwerer werdenden Augendeckel schienen das Zusehen wehren zu wollen. Woher das kam, war mir unbegreiflich; ich hatte etwas derart noch nicht erlebt.

Glücklicherweise brachte die freundliche Wirtin jetzt das Mittagessen, und die Tapferkeit, mit welcher ich gegen dasselbe zu Felde zog, schien den scheinen Feind, der schon Miene gemacht hatte, mir die Augendeckel ganz zu schließen, wieder aus dem Felde zu schlagen. Ich that der Kochkunst

der Wirtin alle Ehre an und trank dabei, allerdings in kleineren Zügen, meinen Schoppen leer. Der Wirt sollte doch nicht denken, ich könne nicht einmal einen Schoppen zwingen. Das wäre ja, zumal in der Pfalz, eine unauslöschliche Schande gewesen.

Nachdem die Zeche mit dem großväterlichen Silbergulden berichtigt war, von dem mich zu trennen und statt seiner ein paar abgegriffene Sechskreuzerstücke in den Beutel zu thun, mir allerdings bitter leid that, machte ich mich wieder auf den Weg, da der Himmel sich bewölkt hatte und, wie der Wirt meinte, gegen den Abend Regen erwarten ließ, auch die Hitze des Vormittags bedeutend abgenommen hatte.

Aber als ob der geheime Feind im Kopfe nur auf das Weitergehen gewartet hätte, fing er nun erst recht an zu rumoren. Jetzt schienen sogar die Bäume am Wege, die doch in der Erde festgewachsen waren, das Tanzbein schwingen zu wollen. Nur ein alter, weitästiger Nußbaum war solide genug, keine Tanzlust wahrnehmen zu lassen. Zu ihm flüchtete ich mich denn, da die Beine trotz der gehaltenen Ruhe nicht mehr recht voran wollten und sich alle paar Schritte kreuzten, legte mein Ränzlein neben mich, lehnte den Rücken gegen den dicken Stamm und schloß die Augen, um den tanzlustigen, fackeligen Bäumen bei ihrem tollen Treiben nicht länger zusehen zu müssen. — —

Das schmetternde Horn eines vorbeifahrenden Postillons schreckte mich plötzlich auf, sodaß ich verwundert um mich schaute und längere Zeit brauchte, um zu voller Klarheit über meine Lage zu kommen. Ein Blick auf meine Uhr, ein kürzlich erst empfangenes Geburtstagsgeschenk, zeigte mir zu meinem Schrecken, daß es schon drei Stunden nach Mittag sei, und daß ich jetzt tüchtig zuschreiten müsse, um vor dem Abend und vor dem drohenden Regen an mein Ziel zu kommen.

Aber, lieber Leser, ich *hatte* doch meine Uhr noch; ich *hatte* meine zwei Thaler und einige Sechser noch im Beutelchen; ich *hatte* auch mein Ränzlein noch ganz so, wie ich es abgelegt hatte, neben mir liegen.

Wäre das auch heutzutage wohl noch der Fall gewesen? Schwerlich, besonders unmittelbar neben einer Landstraße.

Damit wäre dann ja wohl der Beweis geliefert, daß zu jener Zeit, da ich auf die beſagte Fußreiſe geſchickt wurde, die Welt noch nicht ſo verdorben und ſchlecht war, wie heutzutage.

Und um das zu beweiſen, habe ich ja auch nur von jener erſten, großen, auf eigene Fauſt gemachten Reiſe ein wenig erzählt. Der geneigte Leſer darf alſo nicht auf mich ſchelten, daß ich mein Wort gebrochen habe, nichts

von meinen eigenen Reiſen erzählen zu wollen. Will's auch nicht wieder thun, als da, wo es etwa wieder zu einem Beweiſe nötig ſein ſollte. Drum nichts für ungut!

Für Leute, die ihre Beine nicht gerne anſtrengen wollten, gab es in meiner frühen Jugendzeit faſt keine Gelegenheit, auf eine bequemere Art zu reiſen, wenigſtens für diejenigen nicht, welche nicht in der angenehmen Lage waren, ſich mit eigenem Fuhrwerk fortzuhelfen. Dieſes aber auf größere Reiſen mitzunehmen, war immerhin ſehr

kostspielig, sogar wenn der Herr selbst den Kutscher machte. Und bequem war's für den Herrn dann auch nicht, bei der Ankunft in einem Orte immer zuerst für das Gespann sorgen zu müssen, damit dasselbe für die Weiterreise tüchtig bleibe.

Wer es freilich machen konnte wie die reichen Engländer, die nur ihre eigenen mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten für die Reise ausgestatteten Wagen mit herüberbrachten, zur Beförderung derselben aber von Station zu Station vorausbestellte Extrapostpferde nahmen, der hatte gut reisen. Zu solchem Reisen war indessen erst die Möglichkeit gegeben, als schon ein ordentliches Postwesen eingerichtet war, und auf jeder auch nur kleinen Poststation Pferde genug in des Posthalters Stalle standen, um auch solche außergewöhnliche Fahrten machen zu können.

Ach, und was für eine schöne Sache war es für die Buben, wenn so eine Extrapost angefahren kam! Was gab es da alles zu sehen für die das Posthaus umlagernde Schar! — Und welch eine goldene Zeit für die Posthalter, welch eine silberne für die Postillone, als solche Extraposten gefahren werden konnten! Die letzteren kamen freilich auch manchmal schimpfend und verdrießlich heimgeritten, wenn sie eine Extrapost etwa, viere lang, vom Sattel aus hatten fahren müssen, und das Trinkgeld war nicht so ausgefallen, wie es sich für solch eine anstrengende Leistung gebührt hätte. Aber im großen und ganzen standen sie sich doch gut bei solchen Fahrten und waren stets ärgerlich, wenn ihr Gespann für die Beförderung des regelmäßigen Postwagens daheimbleiben mußte.

Doch ich hätte beinahe eine bequeme Reisegelegenheit, wenigstens für kurze Strecken, vergessen, die doch gerne von jedem benutzt wurde, dem das Glück so günstig war, daß er sie fand. Das waren die heutzutage allerdings ein wenig verrufenen Retour-Kutschen, in welche deren Kutscher gegen ein anständiges, voraus zu entrichtendes Trinkgeld ebenso gern Fahrgäste aufnahmen, wie sie in der Regel erbarmungslos waren gegen die Fahrgäste, welche sich — ohne Trinkgeld — mit einem Sitze auf dem leeren Kofferbrette hinten begnügen wollten. Besonders rasch ging es zwar mit dieser Beförderung nicht, wenn der Kutscher

sein Trinkgeld in der Tasche hatte, — aber man fuhr doch. Wer freilich ein Pechvogel war, dem kamen die leeren Kutschen immer entgegen.

Nun sei aber auch deiner gedacht, du edles Post-Karriol, du Vorläufer der großen Postwagen überall da, wo sich diese wegen des geringen Personenverkehrs einstweilen noch nicht bezahlt gemacht haben würden! Und was für ein edles, kostbares Fuhrwerk warst du! Eine zweirädrige Karre mit einer Gabeldeichsel, in welcher ein magerer Gaul lief! Über der federlosen Achse war ein verschließbarer Kasten angebracht, der die Pakete und die Briefbeutel aufnahm, und über diesem Kasten ein Bocksitz, der außer dem Postillon noch einer Person Raum bot. Wer nun das Glück hatte, diesen Raum noch unbesetzt zu finden, durfte von dem Postillon gegen ein feststehendes Fahrgeld mitgenommen werden. Allein großes Glück fand er bei solcher Fahrt nicht. Denn da der Postillon in einer festgesetzten Zeit seine Station abfahren mußte und für jede Versäumnis bestraft wurde, so ging es auf den noch nicht landstraßenmäßig ausgebauten Wegen über Stock und Stein, so daß auch nach einer nur kurzen Fahrt die Rippen ein Liedchen zu singen wußten, das durchaus nicht lieblich klang. Es konnte sich nur derjenige zu dieser Fahrgelegenheit entschließen, der entweder sehr große Eile hatte, oder es mit dem bekannten Sprüchlein hielt: „Besser schlecht gefahren, als gut gegangen".

Hob sich der Verkehr in einer etwas abgelegenen Gegend, so kam wohl hier und da ein unternehmender Pferdebesitzer auf den schlauen Einfall, einen sogenannten „Ordinär-Wagen" in Betrieb zu setzen und denselben zwischen einzelnen bestimmten Orten regelmäßige Fahrten machen zu lassen. Das war denn gewöhnlich ein leichter Korbwagen mit einem auf eisernen Stangen ruhenden festen Verdeck und ringsum in Ringen gehenden, mit Ölfarbe gestrichenen Schutzdecken, welche bei schlechtem Wetter zugezogen werden konnten. Damit recht viele Personen mitfahren konnten, liefen zwei Sitzbanke von Holz auf beiden Seiten der Länge des Wagens nach, und hinten stieg man ein. Im Sommer bei gutem Wetter war das wohl ein ganz vergnügliches Fahren, wenn nämlich die Bänke nicht

allzu voll gepfropft waren und der Staub nicht allzu zudringlich wurde. Aber bei schlechtem Wetter, wenn der Sturm die zugezogenen Schutzdecken nicht in Ruhe ließ und durch ihre Zwischenräume den Regen hereinpeitschte, oder gar im Winter bei großer Kälte war es mit dem Vergnügen bei solcher Fahrt äußerst schwach bestellt, zumal da diese Ordinärwagen sich mit eiserner Beharrlichkeit an das bekannte Sprichwort zu halten pflegten: „Eile mit Weile".

Welch ein Fortschritt war es nun, wenn eine Gegend, die sich bisher mit Postkarriol und Ordinärwagen hatte behelfen müssen, zu einem wirklichen ordentlichen Postwagen kam!

Vorbedingung dafür war selbstredend immer der Bau einer vorschriftsmäßigen Landstraße, auf welche die Steuerzahler oft noch lange Jahre mit sauren Gesichtern hinsahen, von wegen der Umlagen, womit sie bezahlt werden mußte, wenn sie nicht eine wirkliche Staatsstraße war.

Aber welch eine Lust, nun in einem bequem gepolsterten, gut verschlossenen Wagen dahinfahren zu können, gezogen von vier Rossen, die, wenn sie auch nicht gerade von der edelsten Rasse waren, doch tüchtig mußten laufen und ziehen können, um den schweren Postwagen in der vorgeschriebenen Zeit zur nächsten Station zu bringen! Und schwer waren sie, diese Thurn- und Taxisschen roten Postwagen, die außer 6 Sitzplätzen im Wagen auch noch vorne unter dem Sitze des Postillons, der hoch oben thronte, eine besondere Abteilung mit 3 Sitzen hatten, das sogenannte „Kabriolett". Letzteres besaß den großen Vorzug, daß man durch die nach vorn gehenden Fenster über die Pferde weg die ganze Gegend betrachten konnte, und daß man darin, selbst wenn die Fenster geöffnet waren, lange nicht so sehr, wie im Wagen drinnen von dem Staube belästigt wurde, den die 16 Pferdehufe aufwirbelten. Denn dieser ballte sich erst unter dem Wagenkasten zu rechter Dichtigkeit zusammen und stieg dann erbarmungslos rechts und links in die Höhe, ein für die im Wagen Sitzenden sehr liebenswürdiger Reisebegleiter, dem man nur einigermaßen den Zutritt wehren konnte, wenn man die Wagenfenster dicht geschlossen hielt und im Sommer deshalb recht gemütlich warm hatte.

einem Zimmermanne mit seiner Axt das Verdwerk durch zu hacken und des Feuers Herr zu werden.

Nur mit der größten Mühe zog man den durch das Zuströmen des Blutes nach dem Kopfe fast betäubten Schuhmacher Schulze wieder herein.

Das Ziel so rühmlicher Anstrengungen war erreicht, und Gott hatte das Leben des treuen Schulze, das er so willig zum Opfer brachte, erhalten! Daß ihm Dank und Anerkennung wurde, wer möchte daran zweifeln? Aber in der Brust war gewiß der reichste Lohn, und in dem zu Anfang gesetzten Worte Christi seine Verheißung.

Ich setze Nichts mehr hinzu, als das: „Liebe Brüder, wenn Zeit und Stunde kommt, geht hin und thuet des Gleichen!“

Und so hab' ich denn den Schluß auch dieses Jahrganges mit Gottes Hülfe erreicht. Möge das, was er bringt, vielfach ein Saatkorn für das Heilige und Gute im Menschenherzen werden, wie ich's gewollt, als ich's niederschrieb. Doch, der Segen kommt von Oben!

Und so sei's Gott befohlen, und Ihr Alle, Ihr lieben treuen Freunde der Spinnstube und — der Spinnstubenschreiber dazu!

Mag man heutzutage dazu noch so spöttisch die Achseln zucken und noch so verächtlich dabei lächeln, ich sage es dennoch frank und frei: es war in diesen Postwagen ein schönes Reisen. Und wenn ich, wie noch kürzlich hier, so einen letzten Postillon zum letztenmal den Postwagen fahren sehe, weil sich nun eine Eisenbahn des Verkehrs bemächtigt hat, und höre ihn so herzbeweglich blasen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", so möchte ich viel lieber, er hätte, anstatt seinen Wagen mit Kränzen und seine Pferde mit Sträußen zu schmücken, an seinen Hut und an seine Peitsche einen Trauerflor geheftet. Denn daß mit den Postwagen auch ein gutes Stück Reisepoesie dahingeht in unserer ohnehin schon so poesielosen, so entsetzlich praktischen Zeit, das redet mir so leicht keiner aus.

Darf ich dir, lieber Leser (aber wieder nur zum Beweise, wie recht ich habe!) wieder ein wenig erzählen? Ich hoffe, du erlaubst es und wirst nicht böse.

Also: Meine erste Reise nach der Reichshauptstadt (die sich aber damals anno 1846 noch nichts davon träumen ließ, was einmal aus ihr werden würde), mußte ich noch bis Köthen mit der Post machen. Ob das gerade unumgänglich nötig war, kann ich bei meiner völligen Unbekanntschaft mit der Zeit der Entstehung der einzelnen Eisenbahnen nicht sagen. Es kann wohl sein, daß mein guter Vater eine so lange Eisenbahnfahrt für seinen lieben Ältesten fürchtete von wegen der haarsträubenden Gefahren, die dabei vorkommen könnten, und deshalb die ihm weniger gefahrvoll dünkende Postwagenfahrt zum großen Schaden seines Geldbeutels vorzog. Kurzum, die Postwagenfahrt war vorgeschrieben.

In Koblenz begann sie am Spätnachmittage eines wunderschönen milden Maitages. Die erste Station, auf welcher die Pferde gewechselt wurden, war Sayn. Dort war gerade Kirchweihe, die es mir möglich machte, während des Umspannens in den großen Saal des Posthalters, Herrn Hennig, einen Blick zu thun, worin ich vor kurzem von Bonn aus einen fröhlichen Kommers mitgemacht hatte.

Einem, der von der schönen rheinischen Universität nach derjenigen der Hauptstadt übersiedelte, auf der damals

von einem eigentlichen Studentenleben so gut wie nicht zu finden sein sollte, war es da wohl kaum zu verdenken, wenn ihm das: „O alte Burschenherrlichkeit" in den Sinn kam, und wenn die Gedanken, mit welchen er wieder in den Postwagen stieg, dessen einziger Insasse er jetzt wurde, eine etwas wehmütige Färbung hatten.

Nun ging es im prächtigsten Mondschein nach dem Westerwald hinauf. Da die langsam bergauf keuchenden Pferde wohl keine große Aufmerksamkeit von ihm erheischten, so holte jetzt der Postillon sein Horn hervor und fing an zu blasen. Und er blies gut, wie man es damals bei den Postillonen noch häufig hören konnte. Es waren freilich nur die alten, allbekannten Postillonsstückchen, die er blies: „Schier dreißig Jahre bist du alt", oder „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", oder „Siehst du drei Rosse vor dem Wagen" ꝛc. und zuletzt das den augenblicklichen Verhältnissen so ganz entsprechende „Guter Mond, du gehst so stille" ꝛc. — Aber wie schön klangen die reinen Töne durch die stille Nacht in dem Hochwalde, der zu beiden Seiten die Landstraße einfaßte! Wie ließen sich dabei die im Posthause zu Sayn empfangenen Eindrücke so träumerisch fortspinnen, bis endlich das wache Träumen in wirkliches überging!

Wäre wohl, so möchte ich jeden fragen, auch heutzutage etwas Ähnliches möglich, ja ist's auch nur als möglich zu denken beim Rasseln über die Schienen der Eisenbahn, beim Pusten und Stöhnen der Lokomotive, beim Stoßen der Wagen, bei den grellen Tönen der Lokomotivpfeife?

Ich will jedoch, meines Versprechens eingedenk, nichts weiter mehr von dieser Postwagenreise erzählen, als daß ich einen großen Teil des Weges einen prächtigen alten Postkondukteur hatte, mit dem ich mich mittels einiger gespendeten Cigarren (oder soll ich „Rauchrolle" sagen?) schnell angefreundet hatte und der mich dann zu sich in das Kabriolett nahm, wo er vorschriftsmäßig seinen Platz hatte, auch Sorge dafür trug, daß nur im äußersten Notfalle noch ein dritter Fahrgast zu uns kam. Der alte Mann erzählte prächtig teils von seinen Erlebnissen als ehemaliger Soldat, teils von seinen Abenteuern als Postkondukteur,

und wenn er des Erzählens, ich des Zuhörens müde war, ſo riskierten wir ein gemeinſchaftliches Schläfchen bis zur nächſten Station. Auch war der alte Mann begreiflicherweiſe mit der Gegend, welche wir durchfuhren, dem weſtfäliſchen Sauerlande, ſo wohl bekannt, daß mich ſelbſt Badeker nicht genauer darüber hätte belehren können. Leider mußte ich in Arolſen von dem freundlichen Alten Abſchied nehmen, da hier ein anderer Kondukteur an ſeine Stelle trat. Aber er hatte mich offenbar dem Kollegen gut empfohlen; denn auch dieſer erwies ſich ſehr freundlich gegen mich. Nur hatte er weit mehr Durſt als der alte Herr, und wußte ſehr genau, „wo man einen guten ſchenkte", weigerte ſich auch nie, mitzutrinken, wenn ich ihn einlud.

Item, ſo anſtrengend auch dieſe Reiſe war (ſie dauerte, wenn ich mich recht erinnere, zwei Tage und zwei Nächte), ſo denke ich doch noch heute mit Vergnügen an dieſelbe zurück.

Weniger ſchön, aber doch auch luſtig, war eine Reiſe, die ich von Eiſenach bis Frankfurt a. M. mit einem ſogenannten „Poſt-Omnibus" machte. Denn da kam es wohl vor, daß der Kutſcher ſtillhielt und ganz gemütlich zu uns ſagte: „Ja, meine Herren, wenn Sie nicht ausſteigen und ein bischen drücken helfen, dann kommen wir nicht dieſen Berg hinauf, meine Pferde packen es allein nicht." — Indeſſen, wir waren drei luſtige Studenten, die, wenn auch mit wenig Geld, ſo doch mit vieler Freude in die Ferien gingen, und machten uns durchaus nichts daraus, ein wenig drücken zu helfen. So kamen wir ſchließlich noch glücklich nach Frankfurt, nachdem wir zum Ergötzen der biedern Landleute, an denen der Omnibus vorüberfuhr, manch fröhliches Lied in die ſchöne Gegend hinausgeſungen hatten.

Der geneigte Leſer wird's nun wohl nicht mehr ſo ganz unbegreiflich finden, daß ich für das Reiſen mit dem Poſtwagen noch heute etwas übrig habe, und mich noch heute darüber freue, daß das Eiſenbähnchen, das wir jetzt auch hier haben (es iſt aber nur ein Klingelbähnchen und ein Sackbähnchen, das einſtweilen hier ſein Ende hat) noch nicht alle Poſtwagen außer Thätigkeit geſetzt hat. Wie von jeher, ſo iſt's mir noch heute eine wahre Erholung, wenn

ich nach einer längeren Eisenbahnfahrt und nach all' dem mit einer solchen verbundenen Hetzen und Jagen auf den Bahnhöfen, Rütteln und Rasseln und Pfeifen während der Fahrt abends in den gemütlichen gelben Kasten einsteige, in dem ich nichts Unangenehmes zu hören bekomme als ein paar falsche Töne des Posthorns, und der mich langsam aber sicher zu meiner Höhe hinauf befördert.

Betreffs der Sicherheit der Beförderung mit dem Postwagen will man freilich mit Hilfe der Statistik herausgebracht haben, daß dieselbe weit geringer sei, als bei der Beförderung mit der Eisenbahn, daß die Zahl der Unglücksfälle bei der Post weit größer sei im Verhältnis zur Zahl der beförderten Reisenden. Gegen solche unerbittliche Berechnungen ist ja nun nicht zu streiten. Allein daß die Unglücksfälle, welche bei der Post vorkommen, wenn sie auch der Zahl nach größer sein sollten, doch bezüglich der Folgen weniger gefährlich sind, als die auf den Eisenbahnen vorkommenden, dürfte wohl ebenfalls kaum zu bestreiten sein. Seitdem die Postwagen mehr und mehr auf die Aussterbeliste kommen, ist der Hafermut bei den Postpferden lange nicht mehr so groß, wie er ehedem wohl war, als sie den ganzen Verkehr besorgen und deshalb immer in gutem Stande sein mußten. Heutzutage sind in der Regel die armen Tiere froh, wenn sie mit Ach und Krach ihre Station abgelaufen haben, und denken nicht daran, unterwegs große Bocksprünge zu machen, die den Wagen in Gefahr bringen könnten. Giebt's aber einmal ein Abenteuer derart, daß nämlich der Wagen umfällt, weil der Postillon geschlafen hatte und plötzlich aufwachend den unrechten Zügel anzog und auf diese Weise in den Graben lenkte, dann giebt's für die Insassen des Wagens doch nur höchst selten mehr als zerschundene Gesichter und etwas gequetschte Gliedmaßen. Entsteht aber ein Unglücksfall auf der Eisenbahn, so kostet es nicht selten gebrochene und verstümmelte Glieder, ja das Leben.

Ja, ja, das *Eisenbahnfahren*! Das hat, wie alles in der Welt, gar sehr seine zwei Seiten, neben hellen Lichtseiten auch dunkle Schattenseiten.

Offenbar wird damit den Reisenden viel gute Zeit gespart, ein schöner Gewinn für den, der seine Zeit recht

anzuwenden und auszukaufen weiß, ein nur zweifelhafter für die vielen, welche mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen und sie nur totzuschlagen suchen.

Man kann auch bei der Benutzung der Eisenbahnen viel mehr von der Welt sehen als früher, und wohl auch mit geringeren Kosten.

Auch ist die Erleichterung des Verkehrs, welche sie schaffen, dem Austausch der Güter unter den Nationen sehr günstig, so daß z. B. eine wirkliche Hungersnot kaum mehr entstehen kann, wenn nicht allüberall eine gänzliche Mißernte eingetreten ist.

Das alles und noch manches andere, was unsere schnelllebige Zeit sehr hoch schätzt, sind unbestreitbare Lichtseiten der Eisenbahnen.

Aber wieviel Schatten ist doch auch daneben, wenn wir hier auch nur an das Reisen denken wollen!

Von den Gefahren, welchen man dabei macht- und hilflos ausgesetzt ist, wurde vorhin schon gesagt, daß sie sehr leicht ans Leben gehen, und ich meine, der kräftigste Beweis dafür wäre das Entstehen von Gesellschaften, welche Versicherungen gegen Lebensgefahr auf der Reise annehmen. Ich glaube mit voller Sicherheit sagen zu dürfen, daß derjenige nicht ganz bei der Wahrheit bleibt, der da sagt, es sei ihm ganz wohl und heimlich zu Mute, wenn er so mit einem Blitzuge durch Nacht und Nebel dahinrast. Was hilft denn aber die durch solche Schnelligkeit gewonnene Zeit, wenn man sie am Ende mit Gesundheit oder Leben bezahlen muß, und, wenn es gut geht, für ein paar gewonnene Stunden oder Tage wochen- und monatelang liegen muß und sich für teures Geld kurieren lassen darf, und noch dazu am Ende draußen in der Fremde?

Und dann, was bekommt man denn eigentlich beim Fahren mit der Eisenbahn von der Welt zu sehen? Höchstens die Stationsgebäude, an denen der Zug anhält. Alles andere fliegt ja so rasch an dem Auge vorüber, daß man von der herrlichsten Gegend, die man durchjagt, kaum den leisesten Eindruck zurückbehält. Die Stationsgebäude aber sehen sich, besonders auf derselben Bahnlinie, alle einander fast so ähnlich wie ein Ei dem andern. Höchstens an den Bahnhöfen der großen Städte, wie z. B. an dem neuen

Bahnhofe zu Frankfurt a. M., iſt etwas Bemerkenswertes zu ſehen.

Die Menſchenkenntnis aber, die man beim Reiſen mit der Eiſenbahn gewinnt, die iſt doch fürwahr entſetzlich gering und unbedeutend. Wie oft trifft man es denn, daß man mit einem Mitreiſenden, der einem zuſagt, lange genug zuſammenſitzt, um ein Geſpräch mit ihm anknüpfen zu können, welches über die gewöhnlichen alltäglichen Reiſeredensarten hinausgeht und ihm auch nur ein wenig „unter die Weſte zu kommen“? Geht es nicht vielmehr gewöhnlich ſo, wie es in dem bekannten Gedichte heißt:

Kaum trafen wir uns auf derſelben Station
Herzliebſter Prinz Alexander,
Da blies auch zur Abfahrt der Poſtillon
Und blies uns wieder auseinander,

nur daß man für den Poſtillon den Lokomotivführer ſetzen, das „blaſen“ in „pfeifen“ umändern muß?

Was man beim Reiſen mit der Eiſenbahn an Menſchenkenntnis gewinnt, das iſt höchſtens die Erkenntnis, daß die Menſchen alle Tage ſelbſtſüchtiger werden und weniger geneigt, einander förderlich und dienſtlich zu ſein. Ich nehme dabei jedoch den weiblichen Teil der Menſchenkinder gebührendermaßen aus. Denn in den Frauenabteilungen der Eiſenbahnwagen findet noch immer eine Mutter hilfreiche Hände, die ihr ein Kind vom Arme hereinnehmen, oder es ihr beim Ausſteigen heraushalten; es wird da auch nicht leicht gemurrt und geſchimpft, wenn ſolch ein kleines Würmlein einmal anfängt zu ſchreien. Bei den Männern aber, wie dünn ſind da ſolche geſät, die einem ein läſtiges Stück Handgepäck, das beim Ausſteigen hindert, abnehmen und nachlangen, ſelbſt wenn man ſich vorher mit ihnen unterhalten hatte! Wie gilt bei denen, auch wenn ſie keine Engländer ſind, im allgemeinen das bekannte Sprüchlein als Loſung:

„Beſcheidenheit iſt eine Zier,
Doch weiter kommt man ohne ihr!“

Und nun das Rütteln und Schütteln während der Fahrt, beſonders auf älteren, ſchon ſtark ausgefahrenen Strecken, oder auf ſolchen, die nur gebaut zu ſein ſcheinen, um den Herren Aktienbeſitzern eine möglichſt hohe Ver-

zinsung ihrer Kapitalien hereinzubringen! Nun, das entsetzliche Rasseln des Zuges durch Einschnitte oder Tunnels, bei welchem einem die Ohren wehe thun und jedes Gespräch unmöglich wird! Nun das Vorüberfausen an hohen Mauern oder an einem entgegenkommenden Zuge, wobei man die Augen schließen muß, wenn sie nicht schmerzen sollen! Nun das Umherfliegen der Rußteilchen und Aschenkörperchen, welche einen, falls der Zug gegen den Wind fährt, hindern, einmal die Nase durch das Fenster zu stecken, wenn man sie nicht in die Augen bekommen will! Nun das gellende, Mark und Bein durchdringende Pfeifen der Lokomotive, bei welchem wenigstens alle nervenschwachen Leute sich unwillkürlich die Ohren zuhalten! Wer dies alles schön und lieblich und so genußreich finden kann, daß ihm das Fahren auf der Eisenbahn Freude macht, dem gratuliere ich zu seinem guten Geschmack.

Ja, und wie kann's einem gehen, wenn man nicht vor Antritt der Fahrt mit einem Schnellzuge an das Sprüchlein gedacht hat: „Besser ein Stück Brot im Sack, als eine Feder auf dem Hut!" Man höre nur.

Will ich da im Herbst 1888 mit meinem lieben Schwiegersohne nach Kassel reisen. An der Hand des Fahrplans war die Reise genau und sorgfältig überlegt und so zweckmäßig eingerichtet, daß wir, nachdem wir schon früh morgens von Hause abgefahren waren, in Frankfurt a. M. einen zweistündigen Aufenthalt, und während desselben die Möglichkeit hatten, durch ein ordentliches Mittagessen unser Leibliches für die weitere Fahrt zu stärken. In Aussicht dessen hatten wir das „Stück Brot in dem Sack", welches wir nicht vergessen hatten, von Hause mitzunehmen, bis auf einige schwache Reste schonungslos verzehrt.

Als wir nun nach Frankfurt kamen, stand der Schnellzug noch da, auf den wir uns nicht geglaubt hatten einrichten zu dürfen, weil es nicht ganz sicher schien, ob wir ihn erreichen würden.

Wie aber Gelegenheit Diebe macht, so macht sie auch zuweilen — Thoren. Kurz entschlossen nahmen wir rasch Fahrscheine für den Schnellzug und ließen das geplante

Mittagessen schwimmen, da sich der Magen bei uns beiden für den Augenblick völlig befriedigt erklärte.

Nach einiger Zeit aber spürten wir doch da, wo der ungebärdige Bursche sitzt, „ein menschliches Rühren" und sehnten uns nach einer Station, auf der wir uns ein belegtes Brötchen oder zwei leisten könnten.

Aber hatte sich was!

„Eine Minute Aufenthalt!" hieß es überall, und weder „Bubenschenkel" noch „warme Würstchen", noch „Arrrromatik" wurden irgendwo feilgeboten, weil nicht einmal dafür Zeit gelassen wurde.

Kurzum, wir litten bei leidlich gefülltem Geldbeutel und bei der entschiedensten Lust, denselben eine Ausgabe zuzumuten, den klaren Hunger und Durst. Denn auch nicht einmal zu einem Glase Bier konnten wir uns verhelfen.

Ich meinerseits war dabei immer noch etwas besser daran, als mein armer Reisegeselle; denn ich konnte mir Hunger und Durst etwas verrauchen. Er aber rauchte nicht und wäre fast schwach gefallen, wenn er nicht zum Glücke noch ein halb zerdrücktes Ei in seiner Tasche entdeckt hätte.

Wer solch ein Reisen schön und erfreulich findet, mag es thun. Wir beide haben es nicht schön gefunden und erst hinterher uns darüber erfreut, daß wir der guten Tante Luise einen Appetit ins Haus brachten, der nicht von schlechten Eltern war.

Ob das Reisen mit der Eisenbahn zudem besonders billig ist? Nun ja, das eigentliche Fahrgeld ist ja wohl gegenüber dem, welches für die Post bezahlt werden muß, sehr gering und wird sogar ganz auffallend gering, wenn man 600 Kilometer oder mehr zu verfahren hat und schlau genug gewesen ist, sich ein kombiniertes Rundreisebillet, — doch halt! nein! — ein zusammengestelltes Rundreise-Fahrscheinheft herauszudifteln und zu besorgen.

Aber, aber die Gasthäuser!!! Ist's doch, als ob die Herren Gastwirte dächten, weil die Reisenden so schnell kommen und wieder gehen, müßten sie diese auch so schnell wie möglich rupfen. Und wie wohlwollend sorgen sie dafür, daß man, um im schnellen Weiterkommen nicht gehindert zu sein, auch recht schnell verzehrbare Portionen

bekommt, Beefsteaks etwa, die man ganz wohl als vorläufige Fleischproben ansehen kann, wie jener Reisende, der, als er das gebrachte Fleischstückchen verzehrt hatte, zu dem Kellner sagte: „So, nun bringen Sie mir von diesem Fleische ein Beefsteak!“ Und die Preise? Ja, wenn man die voraus wüßte, würde einem am Ende aller Appetit vergehen.

Da bekommt denn das Geldchen, welches man am Fahrscheine erspart hat, geradezu Flügel, und wenn man heimkommt, ist doch der Geldbeutel leer trotz der billigen Beförderung.

Doch genug von den Eisenbahnen und lieber noch ein wenig von einer unbedingt schöneren Art zu reisen, die ohnehin dem gebornen Rheinländer immer obenan stehen bleibt, und ohne Zweifel auch mit Recht: von dem Reisen zu Wasser.

Dabei darf man denn allerdings nicht gerade an das urweltliche Marktschiff denken, welches vor den Dampfschiffen das einzige Beförderungsmittel war für solche, die zu Wasser reisen wollten. Denn das mag wohl auch keine besonders angenehme Reisegelegenheit gewesen sein.

Durch eigene Erfahrung habe ich dasselbe zwar nicht mehr kennen gelernt, aber doch durch solche, die es noch benutzen mußten, genug davon gehört, um ein ungefähres Bild davon geben zu können.

Denke dir also, lieber Leser, ein leichtes, kleines Rheinschiff, in der Mitte mit einer Kajüte überbaut, auf deren beiden Langseiten Sitzbänke von Holz hinliefen und zu der von dem erhöhten Vorder- und Hinterteile des Schiffes einige Stufen hinabführten. Ein Mastbaum, welcher bei günstigem Winde mit einem großen Segel beschlagen werden konnte, trug in einer Rolle an seiner Spitze das am Hinterteile des Schiffes neben dem Steuerruder befestigte lange Zugtau, an dessen Ende dann der „Halfer“ seine zwei Pferde spannte, die auf dem am Rheinufer herlaufenden Leinpfade das Schiff gegen den Strom schleppten.

Daß es damit nicht überrasch ging, zumal da, wo eine starke Strömung zu überwinden war und die Pferde tüchtig ziehen mußten, läßt sich denken. Daß das Anhalten des Schiffes überall da, wo am Ufer Leute standen, die mitfahren wollten und das Schiff anriefen, und die dann

mit dem Schiffskahn hereingeholt werden mußten, die Schnelligkeit der Reise nicht erhöhte, bedarf keiner besonderen Versicherung. Daß das gelegentliche Auffahren des Schiffes bei niedrigem Wasserstande, wenn der Steuermann nicht gehörig aufgepaßt hatte, und dem seichten Ufer, von dem er sich ja nie weiter als nötig war, entfernen durfte, zu nahe gekommen war, den Mitreisenden, soweit sie dazu

fähig waren, die Nötigung auflegte, mit den langen schweren Hakenstangen Hilfe zu leisten, damit das Schiff wieder flott wurde, war nicht gerade als eine besondere Annehmlichkeit zu rechnen, wenn es auch dazu diente, die sträfliche Langeweile der Fahrt ein wenig zu unterbrechen. Daß überdies die Kajüte, in welcher von einer Verschiedenheit der Plätze keine Rede war, sondern Männlein und Fräulein, reich und arm, hoch und niedrig in echt demokratischer

Literarische Anzeigen.

In **Baumgärtner's Buchhandlung** zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Allgemeiner Hausarzt

für Stadt und Land.

Ein helfender Rathgeber in gesunden und kranken Tagen. Enthaltend die Regeln, wie man einen gesunden Körper bewahren, einen schwachen kräftigen, Krankheiten verbeugen, sie mildern und heben kann. Nebst einer gedrängten Anweisung, wie sich das Weib während der Schwangerschaft, Entbindung und im Wochenbette zu verhalten hat, und welche Pflege man dem Kinde während seiner ersten Tage und Jahre in Erkrankungsfällen angedeihen lassen muß. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage der Ssann'schen Diätetik für Landleute besorgt von Dr. V. Meyer. gr. 8. Preis 24 Ngr.

Haus- und Familien-Andachtsbuch.

Im Verlage von **J. G. Heyse** in Bremen erschien:

Vom Reich Gottes.

Betrachtungen nach der Schrift

mit denkenden Christen angestellt

von dem evangel. Bischof

Dr. Joh. Heinr. Bernh. Draeseke.

Neue wohlfeile Ausgabe.

3 Bände. Geh. früherer Preis 5 Athlr.,

Jetzt **nur 2 Athlr.**

In der **Ernst'schen Buchhandlung** in Quedlinburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Zur gesellschaftlichen Belustigung ist zu empfehlen:

Carlo Bosco,

das Ganze der Taschenspielerkunst,

oder **61** Wunder erregende Kunststücke durch die natürliche Zauberkunst, mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstücken u. s. w. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. — Vom Professor Kerndörfer.

Vierte Auflage.

Preis 20 Sgr. oder ***1 Fl. 12 Kr.***

Gleichheit und Brüderlichkeit, jedoch mit wenig Freiheit, zusammengepfercht wurden, ein nicht gerade gemütlicher Aufenthaltsort war, und daß man, bei gutem Wetter wenigstens, gerne den mancherlei Düften entfloh, die aus den Käsekörben der Marktweiber, aus den mit „Reiter A. B." gefüllten Tabakspfeifen der Männer aufstiegen, und sich nach oben begab, wird wohl männiglich gerne glauben.

Item, wenn man nicht die entschieden schneller fördernde Fußwanderung am schönen Rheinufer vorzog, entweder weil man zu einer solchen nicht mehr fähig, oder weil man mit nicht tragbarem Gepäcke behaftet war, so kam man doch auch mit dem Marktschiffe schließlich ans Ziel und hatte noch den großen Vorteil, daß man sich in der löblichen Tugend der Geduld üben konnte. Wer überdies den echten rheinischen „Uhz" (das harmlose gegenseitige Necken und Sichaufziehen) in seiner Naturwüchsigkeit und Derbheit kennen lernen wollte, der hatte, falls er die richtige Gesellschaft vorfand, auf dem Marktschiffe dazu die schönste Gelegenheit. Es geschah nicht selten, daß das Ufer widerhallte von dem schallenden Gelächter, welches ein derber Witz oder ein gelungener, den Gegner mundtot machender „Uhz" erregt hatte, und in welches Steuermann und Matrosen, die alle Gespräche mit anhörten, kräftig mit einstimmten.

Daß das Schifflein zu Thal etwas schneller seine Reise vollendete, besonders wenn ein günstiger Wind das Benutzen des Segels gestattete, soll zu seiner Ehre nicht verschwiegen sein.

Welch ein Fortschritt nun aber von diesem durch die Kraft wirklicher lebendiger Pferde geschleppten bis zu dem durch so und so viele mittels des Dampfes künstlich erzeugter Pferdekräfte beflügelten Schiffe! — Welch ein Aufruhr unter den Uferbewohnern, als das erste derartige Schiff („Rauchschiff" nannte es der Volksmund) majestätisch und stolz den Rhein herauf geschwommen kam, mit seinen Schaufelrädern die grünlichen Wellen peitschend, daß sie brandend an den Ufern wiederklatschten und alle anderen Fahrzeuge ins Schaukeln brachten! — Welch ein Aufruhr unter den „Halfern" besonders, die sich mit ihren edlen Rossen außer Brot gesetzt sahen, wenn diese Art der Schiff-

fahrt aufkam und geduldet wurde! — Welch ein Aufruhr auch unter den Schiffern, die jetzt selbst den Wind, der bisher ihre treibende Kraft gewesen war, wenn er günstig wehte, außer Dienst gesetzt sahen und sich sagen mußten, daß sie gegen derartige Schiffe, die keines Windes bedürften, mit ihren Segelschiffen nicht mehr aufkommen könnten! Welch ein Aufruhr endlich unter den Landbesitzern, deren Äcker oder Wiesen bis zum Rheinufer reichten und die es unausbleiblich kommen sahen, daß die anbrandenden Wellen, welche von diesen Schiffen erregt wurden, mit der Zeit ihre Besitztümer völlig wegreißen würden! — Kam es doch sogar vor, daß von den aus einem oder dem anderen Grunde erbitterten Uferbewohnern auf die verhaßten „Rauchschiffe“ geschossen wurde.

Aber was half aller Aufruhr? Die Dampfschiffe blieben und kamen in immer größerer Anzahl, nachdem sich zwei miteinander wetteifernde Dampfschiffahrtsgesellschaften gebildet hatten; sie blieben, selbst als die Eisenbahn auf dem einen Ufer gebaut war und sie an Schnelligkeit überflügelte; sie blieben, als auch drüben auf dem anderen Ufer eine zweite Eisenbahn ins Leben getreten war; sie blieben und vervollkommneten sich immer mehr, und zwar — wunders genug! — ohne daß die Halfer und Schiffer verhungerten, ohne daß Äcker und Wiesen ins Meer treiben gingen.

Und wie gut, daß sie blieben! Denn das wird wohl jedermann zugeben: ein angenehmeres und vergnüglicheres Reisen als das mit dem Dampfschiffe giebt es nicht.

Mit denen rast man nicht, wie mit der Eisenbahn, durch die herrlichste Gegend hindurch, ohne zu einem wirklichen Genießen ihrer Schönheiten zu kommen, sondern man hat, wenigstens bei der Bergfahrt, Muße genug, die schöne Natur zu bewundern und ihre Reize als bleibendes Gut der Erinnerung einzuprägen. Auf denen braucht man auch keinen Hunger und Durst zu leiden, sondern kann alles haben, was Mund und Magen begehrt, wenn man sich nur im Besitze des nötigen Kleingeldes befindet. Auf ihnen hat man auch nicht nötig, sich die Knochen krumm und steif zu sitzen, wie bei einer längeren Fahrt auf der Eisenbahn, oder meinetwegen auch im Postwagen, sondern ist

man des Sitzens auf einem der bequemen Klappstühle müde, die man sich hinstellen kann, wo man will, so macht man einen ausgiebigen Spaziergang auf dem langen Verdeck hin und her und verschafft so den Gliedern wieder die eingebüßte Frische und Gelenkigkeit. Auf ihnen ist man wiederum nicht wie auf der Eisenbahn oder im Postwagen zum engen Zusammensitzen mit unangenehmen Reisegefährten verurteilt, sondern man kann sich, wenn man überhaupt welche haben will, eine Gesellschaft nach Belieben wählen und sie auch wieder fahren lassen, sobald man merkt, daß man mit seiner Wahl hereingefallen ist.

Kurzum, es geht kein Reisen über das mit dem Dampfschiffe, zumal heutzutage, wo man sich nicht mehr bei eintretendem schlechten Wetter in eine enge dumpfe Kajüte flüchten muß, in welcher old-England stets mit beneidenswerter Unverfrorenheit die besten Plätze für sich zu sichern weiß, sondern wo man auf dem Verdecke große, helle, mit Glaswänden versehene Säle hat, aus denen man bequem, ohne von Wind und Wetter belästigt zu sein, die ganze Gegend übersehen kann.

Weil ich doch gerade von englischer Unverfrorenheit gesprochen habe, so erlaubt mir wohl der geneigte Leser, zu größerer Beleuchtung derselben hier ein kleines Anekdötchen einzureihen.

Da jagt einmal ein plötzlich eintretender Regen die ganze, ziemlich zahlreiche Schiffsgesellschaft in die nicht sehr große Kajüte hinunter. Ein dürrer, langbeiniger Engländer mit den prächtigsten Bartkoteletten (jedenfalls einer von der Sorte, die es liebt, auf dem Festlande den reichen Lord zu spielen, drüben in der Heimat aber Brot backt, schustert oder schneidert), hat sich seiner ganzen erklecklichen Länge nach auf den Diwan ausgestreckt und genießt die Schönheiten des Rheins aus seinem Murray. Er denkt nicht daran, als sich die Kajüte jählings füllt, so daß Kopf an Kopf sieht, seine stolzen Gliedmaßen auch nur ein wenig zusammenzuziehen, um anderen ehrlichen Leuten ein Sitzplätzchen zukommen zu lassen, sondern bleibt ruhig liegen, wie er liegt, hört mit leichtem Lächeln das Murren, das sich wider ihn erhebt, und starrt den finsteren Blicken, die sich auf ihn richten, mit unbeschreiblicher Frechheit entgegen.

Da drückt sich plötzlich ein hochgewachsener, dreischulteriger Herr durch die murrende Gesellschaft, faßt, ohne ein Wort zu reden, meinen Engländer unter die Arme, hebt ihn, als wäre er ein Federkissen, in die Höhe, stuppt ihn in sitzender Stellung ziemlich derb auf das Polster nieder, macht ihm dann eine höfliche Verbeugung und ruft ihm, indem er ihm verständnisinnig ins Angesicht schaut, das einzige englische Wort zu, über das er verfügen kann, nämlich ein lautes: „Yes!"

„Oh yes!" lautet die Antwort des verblüfften Engländers, der ein unauslöschliches Gelächter der ganzen Gesellschaft folgt. Denn das Gesicht, welches der Gemaßregelte dabei machte, mußte jeden, der es sah, zum Lachen reizen. Es zeigte ein Grinsen, wie man es wohl bei ganz kleinen Kindern wahrnimmt, wenn sie schlafen, und welches die glücklichen Eltern als das erste Lächeln des Lieblings mit Entzücken beobachten, während unsere alte Amme dann recht prosaisch wohl zwischen die Äußerungen des Entzückens hineinzurufen pflegte: „Ja wohl, es lacht wie die Pariser weinen."

Ja, ja, du liebe, lustige Dampfschiffahrt, wenn es von Bonn den Rhein heraufging zum fröhlichen Stiftungs-Kommerse, die Fahne mit den geliebten Farben am Maste flatternd, die schmetternden Trompeten der Ulanenmusik über die Wasser jauchzend, die lieben Genossen malerisch gruppiert auf den Warenballen, die auf dem Verdecke aufgestapelt lagen, hoch oben die Chargierten im Wichs mit den blanken Schlägern, das große Trinkhorn, gefüllt mit edlem Rebensafte, beständig kreisend, ein fröhliches Lied das andere jagend, nur unterbrochen durch eine launige Ansprache des redegewandten Fuchsmajors mit „dem rötlich strahlenden Gipfel" über das noch heute unvergessene Thema, daß doch der Student nicht etwa mit Kommersieren, sondern mit dem leidigen Schuldenbezahlen eigentlich das meiste Geld verplampere.

Bei der ungeheuren Heiterkeit, die diese Ansprache bei der ganzen lauschenden Schiffsgesellschaft erregte, vom Kapitän an bis hinunter zum Schiffsjungen, kam selbst old-England aus seiner Unnahbarkeit und Zugeknöpftheit hervor und konnte sein Wohlgefallen an dem munteren Treiben

nicht bergen. Ja selbst die blondlockigen Töchterlein ließen sich's ganz gutwillig gefallen, scharf beäugelt zu werden und hielten sogar die feurigen Blicke der „blauen Pilesche" tapfer aus.

Als aber mit einem Male ein reich bewimpelter Dampfer von oben entgegenkam, der die große preußische Flagge mit dem Adler hinten am Steuer trug zum Zeichen, daß ein Mitglied der Königsfamilie an Bord sei, und nun unter Begleitung der Musik das „Heil dir im Siegerkranz" rauschte, wie flogen da die Hüte von den englischen Köpfen! Wie strahlten da die Gesichter der englischen Schönen! Wie konnte man da selbst ein begeistertes „Ah, beautiful!" aus ihrer Mitte vernehmen! Und als bald darauf an einer Kahnstation zwei der Blondgelockten mit ihrem Vater das Schiff verließen, flog sogar von der einen derselben ein Kußhändchen aus dem Kahne herauf, das mit unendlichem Jubel in Empfang genommen und hundertfältig erwidert wurde, wenn es auch vielleicht (??) uns gar nicht hatte gelten sollen.

Nun, lieber Leser, sage an, kann es wohl ein schöneres Reisen geben als ein solches?

Und noch einmal: du liebe, lustige Dampfschiffahrt, als ich nach bestandenem zweiten Examen den Rhein herauf fuhr, um der besorgt harrenden Braut die erwünschte Nachricht zu bringen!

Man hatte uns in Koblenz drei Tage lang gequetscht wie Citronen (NB. es kamen aber nicht immer Tropfen!), und nun statt der immerhin etwas bangen Sorge, die wenigstens an den beiden ersten Tagen das Herz beschwert hatte, das stolze Bewußtsein, von allen weiteren Prüfungen völlig befreit zu sein, der fröhliche Mut, den die Gewißheit einer gesicherten Zukunft verlieh, die geheime Hoffnung, die liebe Braut nicht mehr allzulange warten lassen zu müssen! Wie fuhr's sich auch da an einem herrlichen Maitage so lustig den Rhein herauf!

Und als nun gar über ein Weilchen einer der Herren Examinatoren, der unbemerkt von mir aufs Schiff gekommen sein mußte, aus der Kajüte auftauchte und mich sofort in Beschlag nahm, wie hatte da die heilige Scheu ein Ende, mit der man noch vor drei Tagen zu dem gestrengen Herrn

aufgeschaut hatte! Mit welch ungeheurer Sicherheit ließ ich mich da in eine Unterhaltung mit dem als Examinator zwar etwas furchtbaren, als Mensch aber äußerst liebenswürdigen und munteren alten Herrn ein und vergaß dabei sogar, wie langsam die alte, lebensmüde „Prinzeß Marianne" den Rhein herauf kreuzte!

Und nun noch zum drittenmale: du liebe, lustige Dampfschiffahrt, als ich, freilich erst drei Jahre später, mit der jungen Gattin den Rhein herauf die Hochzeitsreise machte, und wir ganz hinten am Steuerruder ein einsames Eckchen gefunden hatten, wo wir ungestört die Herzensgefühle und die Zukunftsträume uns gegenseitig anvertrauen konnten!

Unbegreiflich nur, wie es einem alle Leute sofort ansahen, daß man zum erstenmal allein miteinander reist, wenn man sich auch noch so ernst und vernünftig zu betragen glaubt, und daß dann von allen Seiten lächelnde Blicke auf das die Einsamkeit suchende Pärchen hinübergleiten!

Du darfst mir's aber aufs Wort glauben, lieber Leser, daß dies wohl die allerschönste, lustigste Dampfschiffahrt war, wenn auch jedes von uns von dem herrlichen Rheingau nur das sah, was sich in den Augen des anderen davon abspiegelte.

Doch da hab' ich ja schon wieder von meinen eigenen Reisen geplaudert und wollte es doch nicht wieder thun. Verzeih' also noch einmal, lieber Leser, und zwar zum aller-, allerletztenmal, denn ich kann dir jetzt das unverbrüchliche Versprechen geben, daß ich von demjenigen Reisen, welches ich nun noch zum Schlusse mit ein paar Worten streifen will, auch nicht das allergeringste Eigene berichten werde. Und warum werde ich's nicht thun? Einfach deshalb, weil ich es nicht konnte, wenn ich auch wollte. Und weshalb kann ich's nicht? Einfach deshalb, weil 220 Pfund Leibesgewicht nicht mehr für das „Reitrad" passen.

Das ist ja aber das Allerneueste, daß man mit diesem Instrumente nicht etwa zu seinem bloßen Vergnügen umherfährt und sich in Wettbewerb einläßt mit anderen Reitradliebhabern, sondern daß man damit wirkliche Reisen macht, daß dadurch selbst Geschäftsreisende wieder zu Muster-

reitern werden und dieſen faſt verklungenen Titel wieder zum Leben erwecken.

Billig mag nun ja wohl im ganzen dieſes Reiſen ſein, wenn man erſt die nicht geringen Koſten verſchmerzt hat, welche die Anſchaffung eines Reitrades verurſacht. Denn

das ſtählerne Roßlein koſtet kein Futtergeld, nicht einmal ein Trinkgeld für den Stallknecht. Es wird auch ſeinerſeits nimmer müde, und wenn es ohne Aufenthalt und Ruhe vom Morgen bis zum Abend laufen ſoll.

Ob aber der Reiter nicht umſomehr verzehren muß, wenn er ſolch einen anhaltenden Ritt machen will?

Ein leichtes mühelofes Fortkommen wenigſtens findet man mit dem Reitrade ſicherlich nicht. So die ganze Zeit mit den Beinen zu ſtrampeln, und das beſonders kräftig, wo es ein wenig bergan geht, oder wo ein durchweichter Boden zu überwinden iſt; auch den Oberkörper in ſteter Bewegung zu erhalten, damit man das Gleichgewicht nicht verliert und ſamt dem Rößlein den Boden nicht küſſen muß; einen ſteilen Berg hinan oder über eine friſch mit Kleinſchlag beſchüttete Wegſtrecke das Rößlein vor ſich her zu drücken: ich denke mir, daß das alles gehörig müde macht und zum öfteren Einkehren nötigt, um Hunger und Durſt zu befriedigen und den abſtrapazierten Beinen die wohlverdiente Ruhe zu gönnen.

Daß das Reiſen mit dem Reitrad auch ein gefährliches iſt, wird niemand leugnen können, der einmal einen von dem hohen Zweirad herunterſauſen ſah, weil derſelbe einen im Wege liegenden Stein überſehen hatte. Das Zweirad mit den gleichhohen Rädern ſoll zwar weniger gefährlich ſein, aber die Möglichkeit, zu Falle zu kommen und ſich wenigſtens gehörig zu zerſchinden, iſt doch auch, wie man hört, bei dieſem keineswegs ausgeſchloſſen. Und was dann, wenn etwa im Winter, wo die zierlichen Stahlſtangen, aus denen das Reitrad zuſammengeſetzt iſt, durch die Kälte beſonders ſpröde geworden ſind, an der künſtlich zuſammengeſetzten Maſchine unterwegs etwas zerbricht, ſo daß das Reiten ein Ende hat und auch das Drücken nicht mehr gehen will? Dann darf wohl gar, wie es in dem Gedichte von den Schwabenſtreichen heißt, „der Reiter die Mähre tragen", und mag ſuchen, wie er zu dem nächſten Gaſthauſe kommt. Und findet er keinen Schmied oder Schloſſer, der imſtande iſt, den Schaden geſchwinde herzuſtellen, ſo iſt's mit dem Reiten ganz am Ende, und Rößlein wie Reiter müſſen mit der Eiſenbahn heimfahren, NB. wenn eine da iſt.

Ich bin gewiß, daß ſehr viele mir beiſtimmen, wenn ich ſage: ich danke für dieſe Reiſegelegenheit, und wenn es doch einmal Stahl und Eiſen ſein ſoll, das mich fortbringt, ſo mag es immerhin die Eiſenbahn ſein, welche die Beförderung übernimmt. Bei der hat man doch wenigſtens nicht nötig, ſolche turneriſche Kunſtſtücke zu machen, um

hineinzukommen, wie sie das Besteigen des Zweirads erforderlich macht, und wie sie sich einer nicht mehr leisten kann, der dem Turnen schon lange hat Valet sagen müssen.

Nachdem ich nun, lieber Leser, so lange mit dir über das Reisen geplaudert habe, so gestatte mir noch, dich zum Schlusse an die allerletzte Reise zu erinnern, die wir alle machen müssen, wir mögen wollen oder nicht. Du verstehst mich doch? Und da wollen wir denn beide, du und ich, recht bedenken, daß bei der kein Rennen und Laufen hilft, um durch sie an das erwünschte selige Ziel zu kommen, sondern allein Gottes Erbarmen und des Heilandes gnädige Durchhilfe, die man im rechten Glauben gesucht und gefunden hat. Und damit Gott befohlen, du und ich!

10. Altes Gold.

Das „Kapitelchen vom Reisen" da vorne hat mich an ein Sprichwort erinnert, das ich jetzt gerne hier folgen lasse, weil es mir ein wenig zur Rechtfertigung dienen kann gegenüber denen, die mich schelten oder verspotten möchten wegen meiner Reiseunlust, die ich vorhin so ehrlich eingestanden habe, und weil ich es in der That für das halte, was die Überschrift besagt, für altes Gold, das von alters her bis auf den heutigen Tag seinen Wert hat, und das sich alle diejenigen in den Herzbeutel stecken sollten, die da meinen, sie könnten nicht leben und bestehen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ein Reischen, jedenfalls aber alle Jahre einmal eine Reise machten. Mein Sprichwort lautet:

Draußen ist nicht gut hausen.

Dem tritt nun freilich sogleich ein anderes Sprichwort entgegen und ruft: „Draußen schmeckt auch das Brot gut". Und dem will ich ja auch als einer, der es mit den guten deutschen Sprichwörtern nicht verderben möchte, gerne sein Recht geben und es ihm nicht abstreiten, daß auch draußen in der Fremde das Brot gut schmeckt, sogar ein Stück trocken Brot, falls man weiter nichts dazu hat

und haben kann, nachdem man etwa schon einen tüchtigen Marsch gemacht und sich einen Appetit ergangen hat, der nicht wählerisch ist, erst recht aber das Brot, das man in weiterem Sinne an einer reichbesetzten Gasthaustafel findet, für sein gutes Geld nämlich.

Aber unser Sprichwort behält doch auch recht, ohne jenes andere irgendwie zu beeinträchtigen. Denn es behauptet ja nur, daß draußen nicht gut „hausen" sei. „Hausen" aber heißt ja noch bei allen ehrlichen Deutschen soviel als „haushalten", und zwar mit der Tugend, ohne welche jedes Haus schließlich zusammenbrechen muß, wenn ihm nicht etwa das Geld zum Fenster hinein regnet, nämlich mit der weisen Sparsamkeit, die ebenso fern ist von schnödem Geiz, als von üppiger Verschwendung.

In diesem Sinne aber zu hausen, wenn man statt im eigenen Hause draußen in der Fremde ist, das ist wahrlich nicht leicht, ja so gut wie unmöglich.

Ein paar Exempelchen zum Beweise.

Da meint man wohl, wenn man draußen übernachten muß, die weise, haushälterische Sparsamkeit gebiete es, daß man die großen Gasthäuser meide und lieber sich an einem Hause zweiten oder dritten Ranges genügen lasse. Aber siehe da, wenn dort bei der Abreise die Rechnung gemacht wird, dann wird man inne, daß man hier ebenso gut Kerzen, die man nicht gebrannt, und Bedienung, die man kaum in Anspruch genommen und gehabt hat, zu berappen hat, wie im größten Gasthause, und daß man nicht nur ebenso teuer wie in einem solchen gewohnt hat, sondern am Ende noch teurer und jedenfall ein gut Teil schlechter. 's ist ja auch begreiflich, daß ein Gastwirt, bei dem die reisenden Vöglein nur selten einfliegen und der deshalb auch nicht zu jeder Zeit gehörig auf solche eingerichtet ist, sich berechtigt hält, die besondere Mühe, die er durch den seltenen Besuch gehabt hat, sich auch besonders bezahlen zu lassen, und daß er den Grundsatz befolgt, die wenigen Vöglein, die ihm zufliegen, desto gründlicher zu rupfen, damit er im Winter, wenn vielleicht gar keine Vöglein bei ihm einfliegen wollen, doch einigermaßen warm haben kann.

Zur angenehmen Unterhaltung und zur Wiedererzählung ist die beliebte Schrift zu empfehlen:

☞ Fried. Rabener, Knallerbsen,

oder: Du sollst und mußt lachen.

☞ (256) interessante Anekdoten.

Für Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Gerichts-, militärische und fürstliche Personen. — Zur Heiterung auf **Reisen, Spaziergängen,** bei **Tafel** und in **Gesellschaften.**

Sechste! Auflage. — Preis **10** Sgr. oder **36** Kr.

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und bei Wiedererzählung ein baucherschütterndes Lachen veranlassen.

Als sehr brauchbar ist zu empfehlen:

☞ W. G. Campe, gemeinnütziger

Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens, mit Angabe der Titulaturen für alle Stände. 8. Brosch.

Zwölfte verbesserte Auflage.

Preis **14** Sgr. oder **54** Kr.

Dieser Briefsteller enthält **160 Briefmuster,** wie auch **12 Formulare** zu Kauf-, Mieth-, Pacht- und Lehrcontracten; Erbverträge, Testamente, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Anweisungen, Wechsel, Atteste.

Als ein schätzbares Buch ist Jedermann zu empfehlen:

☞ (Die **Sechste** verbesserte Auflage von)

500 der besten Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Mit einer Anweisung, wie man ein gesundes und langes Leben erhält, wie man einen schwachen Magen stärken kann, nebst Hufeland's Haus- u. Reiseapotheke. Brosch.

Preis 15 Sgr. oder 54 Kr.

In **J. D. Sauerländer's Verlag** in Frankfurt a/M. sind folgende empfehlenswerthe Werke erschienen:

Der Bau des menschlichen Körpers.

Ein Handbuch für Volksschullehrer,

von **Dr. J. B. v. Franque,**

Herzoglich Nassauischem Ober-Medicinalrathe.

Mit einem anatomischen Atlas von 17 Tafeln in gr. Folio.

Zweite Auflage. gr. 8. Rthlr. 2. 25 Sgr. fl. 4. 48 kr.

Da meint man auch wohl ganz sicher besser zu hausen, wenn man beim Aufenthalt in einer größeren Stadt, anstatt sich deren Sehenswürdigkeiten zeigen zu lassen, bei denen es überall Geld kostet, lieber vor die Thüre geht und sich die schöne Gegend betrachtet. Denn die schöne Aussicht, die man so sehr gerühmt bekommen hat, koste ja doch nichts, denkt man, und bereite am Ende noch größeren Genuß als das Anschauen von allerlei kaum sehenswerten Dingen. Aber siehe da, wenn man meint nur, die Augen aufthun zu dürfen, um sich diesen Genuß zu verschaffen, dann stößt man hier auf einen, der, sowie man ihm nahe kommt, eine verbeulte Trompete hervorholt und ihr ohrenzerreißende Töne entlockt, um einen das schöne Echo hören zu lassen, das sie widerhallen läßt; über ein kleines kommt man einem anderen nahe, der einen alten Muskedonner hervorholt, sowie er einen kommen sieht, und einen Schuß krachen läßt, indem er einen sehr eindringlich und freundlich auf den siebenfachen Widerhall des Schusses aufmerksam macht, den man aber mit aller Anstrengung des Gehörs höchstens zweimal gehört hat. — Und siehe, der Trompeter sowohl wie der Schütze halten, wenn man sich zum Weitergehen anschickt, die leere Hand hin und mahnen einen an ein kleines Trinkgeld für den Genuß, den sie einem verschafft haben. Will man aber ohne ein solches vorübergehen mit dem Bedeuten, man habe ja den gebotenen Genuß nicht verlangt, dann läuft man Gefahr, einen Schwall von Schimpfwörtern hinter sich her zu vernehmen, die man viel deutlicher hört, als das siebenfache Echo. Ja, wer kann sie alle aufzählen die Pfiffe und Kniffe, mit denen einem das Geld aus dem Beutel gelockt werden soll, gar nicht zu reden von den Bettlern, die den Weg fast zu jedem vielbesuchten Aussichtspunkte belagern und einem das Herz weich und den Beutel offen zu machen suchen, indem sie einem, wie mir's einmal auf dem Wege zum Niederwalddenkmal wirklich begegnet ist, mit den stets zur Verfügung stehenden Thränen versichern, sie seien arme Waisen, eine Versicherung, an deren Wahrheit man nicht im mindesten zweifelt und zweifeln kann, wenn man das verschrumpfte Gesicht ansieht und — die grauen Haare.

Oder man nimmt sich in der fremden Stadt eine

Droschke, wenn man jemand besuchen will, dessen Wohnung man wohl weiß, hat aber keine Ahnung davon, wo die Straße zu finden ist, in welcher die Wohnung liegt, mag auch nicht jeden Vorübergehenden anhalten und sich von ihm zurechtweisen lassen, hat auch, um gut zu hausen, sich die Ausgabe erspart, einen Stadtplan zu kaufen. Man steigt also beruhigt ein und läßt sich fahren. Aber siehe da, kaum ist man um die nächste Ecke gefahren, vielleicht noch keine zweihundert Schritte weit, da hält der Wagen, und man ist schon da, wohin man wollte. Dem Kutscher aber, der einen mit arger List anlächelt von wegen des verdutzten Gesichtes, das man aufgesetzt hat, muß man wohl oder übel gerade soviel bezahlen, als ob man eine halbe Stunde weit gefahren wäre.

Ja, nicht wahr, da spare und hause einer!

Item, es ist so, wie das Sprichwort meint. Wer gut hausen will, so daß ihm die drei Pfennige nie fehlen, für die ein ordentlicher Mensch stets sorgen soll, nämlich der Zehrpfennig und der Notpfennig und der Ehrpfennig, oder wer gar gut und sparsam hausen muß, weil es schon mit dem Zehrpfennig je und dann ein wenig hapern will, der hüte sich vor dem „draußen" und beherzige das andere Sprichwort, das eigentlich immer neben das unsere gesetzt werden müßte, und das jedem reiselustigen, aushäusigen Menschen warnend zuruft: „Ost oder West, daheim ist das Best!" Denn, so belehrt wohlmeinend wieder ein anderes Sprichwort, „Daheim gilt der Kreuzer einen Batzen", womit es ohne Zweifel sagen will, wofür man draußen einen Batzen, also 4 Kreuzer bezahlen müsse, das könne man daheim für einen einzigen Kreuzer haben, eine Rechnung, die jedoch nicht in allen Fällen stimmen möchte.

Der Unterschied zwischen „daheim" und „draußen" kann aber wohl in keinem Falle größer und schrecklicher erscheinen, als wenn man an das „daheim droben" denkt und an das „draußen", in welches man hinaus muß, wenn einem die Thüre zu diesem Daheim verschlossen bleibt.

Solltest du, lieber Leser, nicht sogleich verstehen, was ich damit meine, so nimm nur dein Neues Testament und lies, was im 25. Kapitel des Evangeliums Matthäi ge

ſchrieben ſteht, Vers 30 von dem „draußen“, Vers 34 von dem „daheim“. Lies dir's aber, wenn's nicht ſchon drinnen ſteht, recht ins Herz hinein; es wird dir gut thun.

11. Rätſel.

Bin ich auch ein köſtlich Gut
Kannſt du mich doch leicht gewinnen,
Wenn du nur beſitzſt den Mut,
Ohne lang' dich zu beſinnen,
Mich ein wenig zu verletzen,
Mir ein Zeichen wegzunehmen
Und ein andres dann zu ſetzen
An die Stelle. Doch bequemen
Mußt du dich dann weiter
Zu dem, was das neue Wort
Nennt; jedoch als ein geſcheiter
Wähler, der nicht gleich ſofort
Ohne Prüfung auch hineinſpringt
Sondern erſt will ſicher wiſſen,
Ob der Sprung ihm denn auch einbringt,
Was ich, eh' ich ward zerriſſen,

Nannte mit dem ersten Wort,
Ob denn Freude auch und Frieden,
Ob ein rechter Glückeshort
Dort ihm sicher sei beschieden.
Hast du dir das edle Gut,
Das das erste Wort that zeigen,
Durch das zweite Wort mit Mut
Und mit Gott gemacht zu eigen,
Dann bist du gesegnet für alle Zeit,
Gesegnet selbst für die Ewigkeit.

12. Noch eins.

Ich nenn' die Frucht dir eines Baumes,
Die dir im Garten jeder Sommer reift,
Nach der in heißen Tagen jeder
Besonders gerne in die Zweige greift.

Reiß'st du von der nun ab zwei Zeichen
Vom Kopfe eins und eines von dem Fuß,
So bleibet dir ein weich Gebilde,
Das Wärme dir im Winter geben muß.

Fährst du nun fort, auch dieses wieder
Zu kürzen um den Fuß wie um den Kopf,
So wirst du, wenn du bist, was bleibet,
Am jüngsten Tage sein ein armer Tropf.

Nun wiederhol' dasselbe grause
Zerstörungswerk zum drittenmal,
So bleibt dir nur ein einzig Zeichen
Als Rest von all der angethanen Qual.

13. Anekdote.

Herr X, der allgemein als Spaßvogel bekannt war, begegnet einem Freunde, welcher bei dem Falle eines großen Handelshauses um einen ansehnlichen Teil seines Vermögens

gekommen war, und infolgedessen sehr zurückgezogen lebte, sich sogar mit abgetragenen alten Kleidern behalf, obwohl er noch ein ganz schönes, für seine Verhältnisse mehr als ausreichendes Vermögen behalten hatte.

„Na, wie geht's, alter Freund?" fragt ihn Herr X. „Hast du deine Reise ins Ausland glücklich beendigt?"

„Meine Reise ins Ausland?" erwiderte der Gefragte voll Staunen: „Ich bin ja nicht einmal aus der Stadt hinausgekommen, geschweige denn ins Ausland. Wie kommst du nur zu solcher tollen Frage?"

„Ei nun," lautet die Antwort, „wir haben dich ja schon seit Monaten nicht mehr in der Gesellschaft gesehen, und überhaupt — — du siehst mir so „zurückgekommen" aus."

14. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.

An dieses Wort des Apostels Paulus (1 Tim. 6, 9) bin ich lebhaft erinnert worden durch eine Geschichte, die mir vor kurzem von einem Freunde der Spinnstube mitgeteilt wurde als eine, die sich in seiner Nähe wirklich zugetragen habe und die wohl geeignet sein dürfte, in der Spinnstube ein Plätzchen zu finden.

Ist's nun auch nicht gerade eine besonders interessante Geschichte, so kann sie doch wohl als eine sehr lehrreiche bezeichnet werden, besonders für die gegenwärtige Zeit, in welcher ja die Zahl derjenigen immer mehr wächst, die ohne ehrliche Arbeit reich werden und zu einem „menschenwürdigen Dasein" gelangen möchten, wie sie es nämlich verstehen zu dürfen glauben, d. h. zu einem Dasein mit möglichst wenig Arbeit und möglichst viel Genuß und Lust.

Der wohlwollende Spinnstubenfreund, dem hier um so mehr gedankt sein soll, da ich ihn persönlich gar nicht kenne, ist jedoch, wie er selbst eingesteht, nicht gerade ein Held mit der Feder und hat mir — hoffentlich ohne in dem Irrtum befangen zu sein, ich sei ein solcher Held —

das Vertrauen geschenkt, ich könne die Geschichte etwas besser zu Papier bringen, als er selbst, und mir dieselbe zu beliebigem Gebrauche überlassen. Nur dürfe ich, hielt er sich aus, weder den Namen des Ortes nennen, wo die Geschichte passiert, noch auch die Namen der Leute, denen sie begegnet sei und deren wirkliche Namen er geschrieben hatte; aber ein wenig aufputzen dürfe ich die Geschichte, so wie es sich eben für die Spinnstube schicke.

Und nun nach dieser Vorrede zu der Geschichte!

In R..... lebte ein Schuhmachermeister, den seine Handwerksgenossen spottweise den „Professor" nannten, weil er sich, wo er nur welche bekommen konnte, alle möglichen Zeitschriften zusammenschleppte, und dann über das Gelesene, aber nicht immer Verstandene, im Wirtshause Vorträge zu halten liebte. Mit seinen Handwerksgenossen gab er sich jedoch nicht gern ab, sondern hielt sich lieber zu jener Klasse von „Gebildeten", die ihre Bildung dadurch an den Tag zu legen suchen, daß sie über alles mögliche, am liebsten aber über Dinge, von denen sie nicht das mindeste verstehen, mit großer Sicherheit und im Brusttone vollkommensten Verständnisses — — schwatzen.

Meister Merkel — so wollen wir ihn nennen — war in seinem Handwerke keineswegs ungeschickt, und hätte die schöne Kundschaft, welche er sich erworben hatte, gewiß nicht verloren, wenn er nur nicht immer so frühe am Tage Feierabend gemacht, und die Arbeit hatte Arbeit sein lassen, um nur ja rechtzeitig zu seiner gebildeten Gesellschaft ins Wirtshaus zu kommen. Dadurch verlor er aber nach und nach seine guten Kunden und behielt nur diejenigen, welche auf das Fertigwerden der Arbeit geduldig warteten, weil sie im Sinne hatten, auch auf die Bezahlung warten zu lassen, am liebsten bis zu dem „Nimmerles Tag".

Kinder hatte zwar Meister Merkel nicht mehr, nachdem ihm die zwei einzigen, die er gehabt hatte, rasch nacheinander gestorben waren; aber nichtsdestoweniger befand er sich oft in arger Geldverlegenheit. Denn der Verkehr mit den Gebildeten kostete mehr Geld, als seine Schusterei neben dem, was für die Haushaltung nötig war, für Extraausgaben abwarf.

Wenn er dann so um die Stunde, zu der sich die

gebildete Gesellschaft im Löwen zu versammeln pflegte, mißmutig im Lehnstuhle saß (denn auf dem Dreibein bei der Arbeit duldete es ihn dann nicht mehr), weil er wegen Mangels an dem nötigen gemünzten Metall daheim bleiben mußte, dann versenkte er sich in allerlei Spekulationen, wie er wohl seinen traurigen Verhältnissen aufhelfen und in eine Lage kommen könne, die ihm erlaube, jeden Tag im Löwen seinen Schoppen zu trinken und es seinen gebildeten Genossen gleich zu thun. Aber er konnte, wie er auch nachsann, dazu keinen Weg finden.

Auf einem, den er schon seit einer Reihe von Jahren wandelte, war es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, zu dem erwünschten Ziele zu gelangen. Er hatte es nämlich mit der Lotterie versucht und schon manchen Thaler für Lose ausgegeben, aber nichts davongetragen, als die Genugthuung, daß einmal das Los, welches er gekauft hatte, nur um drei Ziffern von einem bedeutenden Treffer entfernt gewesen war. Selbst die bedeutungsvollsten Zahlen, die er sich selber erträumt hatte, weil er sich Tag und Nacht mit dem Gedanken an einen Lotteriegewinn beschäftigte, der ihm ein Faßchen voll goldener Füchse einbringen werde, oder die ihm seine Frau aus diesem oder jenem Vorkommnisse als glückbringende herleitete, hatten ihn bisher schnöde im Stich gelassen.

Als ein „Gebildeter" hielt nämlich Meister Merkel sehr wenig von dem Glauben des gemeinen Volkes. Er spottete zumal sehr gerne über Bileams Esel, von dem er freilich aus der Bibel selbst nichts wußte, da eine solche in seinem Besitze nicht zu finden war. Neuerdings ließ er freilich Bileams Esel ein wenig mehr in Ruhe, nachdem ihm einmal ein ernster Mann die Bemerkung gemacht hatte, dieser Esel sei bei weitem nicht der letzte Esel gewesen, der geredet habe, eine Bemerkung, deren beabsichtigte Anzüglichkeit ihm durch ein allgemeines Gelächter der Gesellschaft sehr deutlich gemacht worden war.

Aber je ungläubiger Meister Merkel in Sachen der Religion war, desto abergläubischer war er im Leben, und da ihm seine Frau in diesem Artikel völlig ebenbürtig war, so wurde das Bleigießen in der Neujahrsnacht und andere ähnliche Dinge nie vergessen, durch die man, wie beide

Gatten fest überzeugt waren, der Zukunft ihre Geheimnisse ablauschen könne.

Auf einmal schien es indessen, als ob das lange umsonst gesuchte Glück in das Schusterhaus seinen Einzug halten wolle. Eine alte Base von Frau Merkel war nämlich gestorben und hatte, obschon sie die Schustersleute kaum gekannt hatte, dieselben als entfernte Verwandte in ihrem letzten Willen mit baren fünfhundert Mark bedacht. Vor einigen Tagen war dieser Schatz ausgezahlt worden und lag nun wohlverwahrt im Wandschränkchen in einem ledernen Sacke, den Meister Merkel eigens dafür angefertigt, und den er ziemlich groß gemacht hatte in der Hoffnung, daß diesem ersten Glücksschlage noch weitere folgen würden.

Diese Hoffnung schien sich auch erfüllen zu wollen; denn heute war ein Viehhändler dagewesen, der Meister Merkel um den hohen Preis von zweihundert und fünfzig Mark seine Kuh abgekauft hatte.

Zum Besitze einer Kuh hatte er es nämlich in früheren, besseren Tagen gebracht; allein von Grundbesitz, auf welchen hin die Kuh hatte gehalten werden können, hatte er nur eine kleine trockene Wiese erschwingen können, welche zwar nahe bei seinem Hause lag, aber für eine Kuh höchstens das halbe Futter brachte. Die andere Hälfte des Futters mußte jährlich zugekauft werden. Wenn aber dazu das Geld mangelte, was häufig genug der Fall war, so verstand sich Frau Merkel sehr wohl darauf, den Wiesennachbarn, wie man wohl zu sagen pflegt, „die Perücken zu kämmen", oder, um ohne Bild zu reden: die Heuhaufen der Nachbarn in stiller Nachtstunde ein wenig zu verkleinern, indem sie mit dem Rechen an jedem eine Portion Heu für sich abstreifte und ihnen dann durch Auflockern des übrigen Heues wieder die frühere Höhe gab. Vor wenigen Wochen hatte sie das bisher unentdeckt und unbestraft gebliebene Kunststück wieder üben wollen, war aber dabei ertappt worden und hatte einen Schadenersatz bezahlen müssen, wenn sie nicht vor Gericht kommen wollte, der ihr die weitere Fortsetzung des Kunststücks entschieden verleiden mußte. Als nun heute der Viehhändler gekommen war und für die Kuh, die jetzt auf halbe Ration hätte gesetzt werden müssen, einen Preis geboten hatte, wie er nur jetzt möglich war,

weil eine Seuche gewaltig unter dem Rindvieh aufgeräumt hatte, da war man schnell handelseinig geworden, und die zweihundertfünfzig Mark lagen in lauter schönen, blanken Goldstücken bei der Erbschaft der Base im Lederfack.

Siebenhundertfünfzig Mark! Soviel Geld hatte Meister Merkel noch nie zusammen in seinem Staatsschatze gehabt. Was Wunder, daß ihn wie auch seine Frau die Frage bewegte, was nun mit dem Gelde anzufangen sei?

Diese Frage mit seiner teuern Ehehälfte recht sorgsam zu erwägen, ging der Meister sogar heute nicht aus, ins Wirtshaus nämlich — denn den Gang dorthin haben viele Leute einzig und allein im Sinne, wenn sie vom „Ausgehen" reden, als ob außer ihrem eigenen Hause und dem Wirtshause kein anderes Gebäude mehr vorhanden sei. Statt dessen wurde ein mächtiger Krug Bier ins Haus geholt, dem beide Ehegatten wacker zusprachen; Meister Merkel hüllte sich in eine Wolke von Tabaksdampf, und nun ging es ans Plänemachen.

Ans Bezahlen der Lederschulden, die noch bei mehreren Gerbern des Städtchens offen standen und wegen deren Meister Merkel in der letzten Zeit oft und dringlich gemahnt worden war, wurde jedoch nicht gedacht. Wer konnte auch an Schulden denken im Besitze eines so großen Vermögens!

Darin nun stimmten bei der jetzt folgenden Beratung beide Gatten überein, daß vor allen Dingen ein neues Lotterielos gekauft werden müsse, daß man sich aber jetzt nicht mehr wie bisher bloß mit einem Achtellose begnügen dürfe, sondern sogleich ein ganzes nehmen müsse. Denn nun, wo das Glück endlich einmal den Weg ins Haus gefunden habe, müsse man ihm auch Thür und Thor öffnen und Gelegenheit geben, sein volles Füllhorn auszuschütten.

Im übrigen aber gingen die Pläne und Wünsche der Ehegatten weit auseinander. Ein neuer, moderner Anzug für den Winter, wie für den Sommer, desgleichen für beide Jahreszeiten ein passender Überzieher, meinte Meister Merkel, sei durchaus nötig für ihn, damit er sich in der gebildeten Gesellschaft mit Ehren sehen lassen könne und der Schneidermeister Goldap nicht mehr über seinen etwas altmodisch

gewordenen Rock die Nase rümpfen dürfe, wie er es bisher so gern gethan habe.

Frau Merkel aber wollte durchaus, daß für das Wohn-, wie für das Schlafzimmer eine ganz neue Einrichtung beschafft würde, wie sie sich drüben die Kramersfrau vor kurzem zugelegt habe und nun gewaltig dick damit thue. Sie ließ sich von diesem schönen Gedanken auch gar nicht abbringen, obwohl ihr Meister Merkel auseinandersetzte, daß damit wohl der größte Teil des vorhandenen Reichtums draufgehen und für etwas anderes — er dachte dabei nicht bloß an die neuen Anzüge, sondern auch an die Schoppen im Löwen — wenig genug übrig bleiben werde.

Als das reichlich genossene Bier die Köpfe etwas erhitzt hatte, gab es zum Ende der Beratung einen tüchtigen Zank, bei welchem Meister Merkel schon nach seinem Knieriemen langte, um seiner Frau durch schlagende Beweise darzuthun, daß er recht habe, und nicht sie.

Da klopfte es draußen an der Hausthüre, und Meister Merkel, in der Meinung, es sei ein Kunde, der noch Arbeit bringen oder abholen wolle, erhob sich ärgerlich, um zu öffnen.

Aber es war kein Kunde, sondern vor ihm standen zwei wildfremde Menschen in blauen Kitteln, mit breitrandigen Hüten, jeder eine Ledertasche um die Schulter und einen derben Stock in der Hand.

Meister Merkel fuhr im ersten Augenblicke erschrocken zurück; denn er dachte sogleich an das viele Geld im Wandschränkchen und an die Möglichkeit, daß die beiden Männer Diebe sein könnten, die ihn bestehlen wollten.

Allein diese Furcht wich schnell, als der eine der beiden Männer mit tiefer, feierlicher Stimme ihn anredete: „Fürchtet Euch nicht! Wir sind gekommen, mit Euch über eine äußerst wichtige Angelegenheit zu verhandeln, und wenn Zeiten und Zeichen zusammentreffen, so ist Euch ein großes Glück beschieden."

Das zog bei dem Schuster, der so gerne dem Glücke alle Thüren und Thore aufthun wollte. Er lud nun die beiden Männer höflich ein, mit ihm in die Stube zu treten, aus welcher sich Frau Merkel von wegen des Knieriemens,

Deutsch-französisch-englisches phraseologisches

Handbuch

der

Handels-Correspondenz

und des

Geschäftsstyls.

Von

F. L. Rhode.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Cartonirt Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Wandervögelein

oder

Sammlung von Reiseliedern

nebst einem Anhange von

Morgen- und Abendliedern.

In vierstimmigen Tonweisen.

Dritte Auflage. 12. Preis 16 Sgr. oder 54 kr.

Wild's praktischer Rathgeber

für den Bürger und Landmann.

Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, der Oekonomie, des Luxus und des Handels. Aufs Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Dr. Delius. Sechste Auflage mit drei lithographirten Tafeln und fünf in den Text eingedruckten Figuren. Zwei Theile. 12. Geheftet 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr.

---

deſſen Bekanntſchaft zu erneuern ſie keine Luſt trug, in die Schlafkammer geflüchtet hatte.

Beide Männer nahmen auf Merkels Einladung würdevoll Platz. Hierauf zog der eine ein ſchwarzgebundenes und auch mit ſchwarzem Schnitte verſehenes Buch aus der Taſche, blätterte eine Weile darin und richtete dann an den Schuſter das Wort.

„Ihr ſeid der Schuhmachermeiſter Gabriel Merkel, geboren am Sankt Bartholomäustage 1827, einem der wichtigſten Lostage des ganzen neunzehnten Jahrhunderts?"

Daß er Gabriel Merkel heiße, konnte der Meiſter beſtätigen, auch glaubte er, daß das Geburtsjahr zutreffe. Aber über den Tag ſeiner Geburt wußte er nichts Genaues. Er fing jedoch an, vor dem Manne Reſpekt zu bekommen, der von ihm ſo genau wiſſe, was ihm ſelbſt nicht einmal bekannt war.

„Ihr hattet zwei Kinder," fuhr jener fort, „ein Mädchen und einen Knaben. Das Mädchen iſt vor ſechs Jahren am Scharlachfieber geſtorben, der Knabe bald darauf an der Halsbräune. Iſt's nicht ſo?"

Wieder mußte Meiſter Merkel bejahen, und ſeine Frau, die aus der Kammer gekommen war, weil ſie ſich jetzt vor dem Knieriemen ſicher fühlte, beſtätigte die Wahrheit ihrerſeits, indem ſie ſich mit dem Schürzenzipfel an den Augen wiſchte.

„Auch einen Vetter hattet Ihr, der vor zwei Jahren nach Amerika ausgewandert iſt?" ging das Fragen weiter.

„Ja, leider!" beſtätigte der Schuſter. „Er war ein liederlicher Finke, dem nichts anderes übrigblieb, als auszuwandern, da er ſonſt mit dem Gerichte zuſammengeraten wäre. Wenn er drüben nicht anders geworden iſt, als er hier war, dann hat man ihn ohne Zweifel ſchon gehenkt."

„Habt Ihr keine Nachricht darüber, wie und wo ſich Euer Vetter befindet?"

„Ei was!" rief Meiſter Merkel ärgerlich. „Ich habe mich nicht um ihn bekümmert, als er noch im Lande war; um ſo weniger ficht es mich an, was in Amerika aus ihm geworden iſt."

Der Sprecher ſah nun wieder in ſein ſchwarzes Buch, warf ſeinem Gefährten einen bedeutſamen Blick zu, den er

mit einem leisen Kopfnicken begleitete, und bat dann Meister Merkel:

„Laßt mich doch einmal für einen Augenblick Eure rechte Hand besehen."

Der Schuster hielt seine rechte Hand willig hin, und beide Männer schauten lange aufmerksam und stillschweigend in dieselbe hinein. Wenn sie etwas darin finden wollten, so war das nicht ganz leicht. Denn weil Meister Merkel heute nicht „ausgegangen" war, hatte er es auch nicht für nötig befunden, seine Hände zu waschen, obschon an ihnen eine gehörige Portion Schusterpech klebte.

Mit einemmal zog der Sprecher, nachdem er wieder in sein Buch geblickt hatte, einen kleinen, wie es schien, silbernen Maßstab hervor und maß mit demselben auf der schmutzigen Hand nach allen Seiten hin und her.

„Dieser Vetter," sagte er endlich, „muß vor seiner Abreise nach Amerika noch bei Euch gewesen sein."

„Bei mir?" fragte Merkel entrüstet. „Das hätte er nur wagen sollen; ich würde ihn sofort zum Hause hinausgeworfen haben!"

„Nun, wenn er nicht in Eurem Hause war, so muß er doch in Eurer Nähe gewesen sein. Die Linien da in Eurer Hand können nicht trügen und stimmen ganz mit dem überein, was mein Buch hier kündet. Laßt noch einmal sehen!"

Und wieder wurde gespäht und hin und her gemessen, so daß dem Schuster beinahe die Hand eingeschlafen wäre. Endlich hieß es:

„Es kann gar nicht anders sein. Hier ist der Punkt; das ist außer Zweifel."

„Aber," wandte sich der Sprecher nun an seinen Gefährten, der mit ihm die Hand beschaute, „was soll die Linie, die von dem Punkte weg auf diese andere Linie zuläuft?"

„Sonderbar!" war die Antwort. „Aber das muß doch herauszubringen sein."

Beide schauten nun, während der Schuster und seine Frau mit großen Augen und offenem Munde dastanden, wieder zusammen in das schwarze Buch und flüsterten leise miteinander.

Plötzlich leuchtete es in ihren Blicken auf, und der Sprecher fragte:

„Iſt dieſes Haus Euer einziges liegendes Beſitztum?“

„Eine kleine Wieſe haben wir noch,“ antwortete der Schuſter, „ein Stück des ehemaligen Stadtgrabens.“

„Aha!“ hieß es nun, „und dieſe Wieſe liegt ganz nahe hier bei Eurem Hauſe, iſt mit einer lebendigen Hecke eingefriedigt, und an einer Seite führt ein Weg entlang?“

„So iſt's!“ beſtätigte der Schuſter ganz ſtarr vor Staunen.

„Da haben wir's!“ rief der wunderbare Mann fröhlich. „Faſt hätte uns eine Kleinigkeit in Verwirrung gebracht. Aber nun iſt's klar, was für eine Bewandtnis es mit der zweiten Linie hat, die uns beinahe irre geführt hätte.“

Abermals ergriffen ſie Meiſter Merkels Hand, und der Sprecher ſagte triumphierend zu ſeinem Genoſſen:

„Siehſt du, die Linie hier führt von dem Punkte, der dies Haus bedeutet, zu dem zweiten Punkte, um den es ſich handelt, und der liegt hier.“

Damit deutete er mit ſeinem Maßſtabe auf einen Punkt ganz am Rande der Handfläche und maß dann noch einmal genau die Entfernung der beiden Punkte voneinander.

„So!“ ſagte er dann befriedigt, indem er den Maßſtab zuſammenlegte und das ſchwarze Buch in die Taſche ſchob. „Nun wiſſen wir für heute genug.“

„Aber was wiſit ihr denn?“ fragte der Schuſter begierig, als ſich die beiden anſtellten, als wollten ſie ſich entfernen.

„Wir wiſſen,“ hieß es feierlich, „daß in Eurer Wieſe ein Schatz verborgen liegt, den zu heben wir zu Euch gekommen ſind, und zwar ein Schatz, der mit Eurem ausgewanderten Vetter irgendwie in Verbindung ſteht. Das hat uns unſer Romanusbüchlein hier verkündet, und die Beobachtung der Linien in Eurer Hand hat es zweifellos beſtätigt. Es ſteht Euch alſo, wie ich ſchon ſagte, ein großes Glück bevor, wenn es uns gelingt, den Schatz zu heben.“

„Was iſt denn dazu nötig?“ fragte der Schuſter,

dessen Augen vor Verlangen zu glühen begannen. „Sollten wir nicht lieber sogleich ans Werk gehen, damit nicht etwa ein anderer den Schatz findet?“

„Das geht heute noch nicht!“ lautete die Antwort. „Es muß eine Neumondsnacht sein, in welcher das Werk begonnen wird, sonst kann es nicht gelingen. Der Neumond tritt aber erst morgen abend um 11 Uhr ein. Dann werden wir uns wieder bei Euch einfinden. Sorgt nur, daß Spaten und Hacke bereit stehen, wenn wir kommen. Sonst ist nichts nötig.“

„Die sind da!“ fiel eifrig Frau Merkel ein, deren Augen noch begieriger leuchteten, als die ihres Mannes, und die auch am liebsten das Werk sogleich auf der Stelle angegriffen gesehen hätte. „Wir könnten uns ja auch noch drüben bei den Nachbarn eine zweite Hacke leihen, damit zwei zugleich graben können.“

„Nur ja nicht!“ warnte scheinbar erschrocken der Sprecher. „Ihr könntet dadurch veranlaßt werden, etwas von unserem Vorhaben verlauten zu lassen, und das darf durchaus nicht geschehen. Wenn die Lage eines Schatzes entdeckt und festgestellt ist, wie wir's jetzt gethan haben, so muß von den Beteiligten das tiefste Stillschweigen beobachtet werden; sonst sinkt der Schatz klaftertief in die Erde. Also nur reinen Mund gehalten gegen jedermann, wer es auch sei! Auch darf keins von euch, ehe wir morgen kommen, die Wiese betreten, sonst geht es mit dem Schatze ebenso.“

Damit entfernten sich die beiden Wundermänner und ließen das Schusterehepaar in einer begreiflichen hohen Aufregung zurück. Der Streit von vorhin war total vergessen. Denn wenn das mit dem Schatze wirklich gelang, so waren ja sowohl für die neuen Anzüge, wie für die neue Einrichtung die Mittel in Hülle und Fülle vorhanden, ja es blieb noch genug übrig für wer weiß was für andere Wünsche.

Bei Meister Merkel wollten sich allerdings, als der Bierdunst völlig aus dem Kopfe verflogen war, allerlei Bedenken regen. Nicht das geringste darunter war das, daß die beiden Unbekannten für sich selber den Schatz erheben könnten, nachdem er thöricht genug gewesen war, sie aus

den Linien ſeiner Hand den Platz finden zu laſſen, wo der Schatz lag. Wenn er auch ſeine Wieſe nicht betreten durfte, ſo wollte er dieſelbe doch gut im Auge behalten. In der dunkeln Nacht ließ ſich wohl nichts machen ohne Laterne, und ließ ſich eine ſolche blicken, ſo konnte man ja ſofort einſchreiten. Sank der Schatz dann auch tiefer in die Erde, ſo blieb er doch wenigſtens in der Wieſe, auf ſeinem Eigentum.

Auch verurſachte ihm das Zweifel, daß der Schatz mit ſeinem liederlichen Vetter Zuſammenhang haben ſollte. Woher hätte dieſer zu einem Schatze kommen ſollen?

Gegen ſeine Frau äußerte jedoch Meiſter Merkel von dieſen Bedenken nichts. Es würde ihm das auch nichts geholfen haben; denn die war ſteif und feſt überzeugt, daß es mit den beiden Männern nach allen Seiten hin ſeine volle Richtigkeit habe und ſchwelgte ſchon in dem Gedanken an den bevorſtehenden Reichtum und ſeine Folgen.

Glücklicherweiſe konnte Meiſter Merkel durch ein Fenſter der Schlafkammer ſeine Wieſe überſehen und die Beobachtung derſelben ſchon jetzt ſogleich um ſo leichter beginnen, da er aus ſeinem Bette den Blick durchs Fenſter hatte. Daß kein Schlaf in ſeine Augen kam, läßt ſich denken, wenn er ſich auch ſchlafend ſtellte, um nicht durch die Reden ſeiner Frau, welche die Hoffnung nicht ſchlafen ließ, von ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Wieſe abgelenkt zu werden. Aber wie ſorgfältig er auch durchs Fenſter ſpähte, er konnte auch nicht den leiſeſten Schimmer einer Laterne entdecken. Als es ſchon gegen Morgen ging und ſeine Augen von dem angeſtrengten Schauen wehe thaten, überließ er ſich erſt dem Schlafe, obwohl auch jetzt noch nicht ohne jede Beſorgnis.

In Hangen und Bangen wurde der nächſte Tag hingebracht, und kaum war deſſen Abend da, als ſich auch Meiſter Merkel wieder auf ſeinen Beobachterpoſten begab. Während des Tages war er ruhig geweſen; denn die beiden fremden Männer konnten doch unmöglich am hellen Tage es wagen, auf ſeiner Wieſe zu graben. Aber auch der Abend ging ruhig herum, ohne daß irgend etwas von Laternenſchimmer wahrzunehmen geweſen war, bis die beſtimmte Stunde da war.

Kaum war der elfte Glockenschlag verhallt, da klopfte es an die Hausthüre, die von Meister Merkel sofort geöffnet wurde.

„Gott segne Euren Abend!“ grüßte der Sprecher von gestern ernst und feierlich. „Und nun vorwärts ans Werk! Wir haben die Sterne beobachtet und alles für unser Unternehmen günstig gefunden. Die Venus steht im Gürtel des Orion und die Plejaden in der Dimension des Sirius. Also rasch, damit die glückliche Stunde nicht vorübergeht! Ihr habt doch reinen Mund gehalten und die Wiese nicht betreten?“

„Gewiß! Gewiß!“ versicherten die Schustersleute, denen die feierliche Redeweise und insonderheit die nie gehörten Namen einen ungeheuren Respekt eingeflößt hatten (Frau Merkel murmelte sogar bei diesen Namen ein leises „Bitt' für uns!“ weil sie meinte, es seien Namen von Heiligen, die sie bis jetzt nie gehört habe) und die nun an dem Gelingen des Werkes nicht im mindesten mehr zweifelten.

Der Gefährte des Wundermanns zog eine Blendlaterne hervor, die mit blauem Glase versehen war, und befestigte darin eine Kerze von schwarzem Wachs, die er dann, ein paar unverständliche Worte murmelnd, anzündete. Hierauf zog er ein schwarzes Stäbchen hervor, welches sich bei genauerer Besichtigung als ein Fischbein vom Gestelle eines Regenschirms erwiesen haben würde. Meister Merkel mußte Hacke und Spaten auf die Schultern nehmen, und dann ging's durch die Hinterthüre des Hauses der Wiese zu in dem schwachen Schimmer der Blendlaterne, deren blaues Glas das Licht geheimnisvoll dämpfte.

Zum nicht geringen Erstaunen des Schusters ging der Sprecher voran, ohne nur nach dem Wege zu fragen, bog sogleich rechts um die Hausecke und maß von dieser aus die gestern abend aus den Linien der Hand festgestellte Entfernung des Punktes, wo der Schatz liegen sollte, in gerader Richtung auf die Wiese zu ab.

„Hier muß es sein!“ rief er halblaut. „Bruder Urban, laß einmal deine Wünschelrute reden!“

Bruder Urban nahm sein schwarzes Stäbchen, hielt es wagerecht über den Boden, indem er wieder Worte murmelte, welche die Schustersleute ebensowenig verstanden, wie

er selbst. Aber kaum hatte er das Stäbchen gefaßt, als sich auch die eine Spitze desselben senkte, und zwar gerade nach der Stelle hin, an welcher der Gefährte aufgehört hatte, zu messen.

„Richtig getroffen!“ sagte leise der Wundermann, „und nun ans Werk! Vor Mitternacht muß alles gethan sein.“

Kaum war dies Wort gefallen, da griff auch Meister Merkel, der bisher mit seinem Weibe ehrfurchtsvoll staunend dagestanden hatte, zu der Hacke und wollte anfangen, an der bezeichneten Stelle zu graben.

Aber ein gebieterisches „Halt!“ tönte ihm entgegen und ließ ihn erschrocken zurücktreten.

„Nicht Ihr selbst dürft graben,“ hieß es, „sonst senkt sich der Schatz unrettbar in die Tiefe. Ihr müßt ruhig stehen bleiben und dürft auch nicht ein Wörtchen reden, bis der Schatz gehoben ist.“

Damit nahm ihm der Wundermann auch schon die Hacke aus der Hand und begann mit Bruder Urban, welcher den Spaten genommen hatte, frisch drauf los zu graben. Daß es damit ganz leicht ging, obwohl die Wiese sehr trocken lag und überdies die Sonnenhitze den Boden völlig ausgedörrt hatte, fiel dem mit der höchsten Spannung harrenden Schuster ebensowenig auf, wie seiner Frau. Der düstere Schein, welcher durch die blauen Gläser der Laterne drang, ließ sie nicht merken, daß die obersten Rasenstücke lose nebeneinander lagen und der Boden darunter ganz locker war, als sei er erst vor kurzem durchwühlt worden.

Kaum fünf Minuten hatten die Grabenden gearbeitet, als die Hacke auf etwas Festes stieß, und ein Klang kam, als ob sie etwas Hohles getroffen habe.

Einen halb unterdrückten Freudenruf, den Frau Merkel ausstieß, beschwichtigte der Wundermann, indem er drohend gegen sie die Faust erhob.

Vorsichtig gruben nun die beiden weiter, und binnen kurzem hatten sie einen Kasten bloßgelegt, den sie mühsam aus dem Loche hoben und behutsam auf die Erde stellten mit der Mahnung an die Schusterleute, denselben mit keinem Finger anzurühren. Der Kasten war etwa drei Fuß lang, zwei Fuß breit und anderthalb Fuß hoch.

Nun wurde das Loch wieder zugeworfen, die Erde festgetreten und die Rasenstücke wieder aufgelegt. Sodann griffen die beiden Männer den Kasten an den daran befindlichen eisernen Griffen an und trugen ihn vorsichtig und mit feierlich langsamen Schritten in das Schusterhaus.

Nachdem Frau Merkel die Laden dicht verschlossen hatte, um neugierige Zuschauer abzuhalten, die etwa sehen wollten, ob Meister Merkel wirklich zu so später Stunde noch an der Arbeit sei, wurde der Kasten in die Wohnstube getragen, auf den Tisch gestellt, und die daran haftende Erde abgeputzt. Es war ein Kasten aus Eichenholz, ringsum mit stark verrostetem Eisen beschlagen, aber ohne einen dazu gehörigen Schlüssel.

Dieser letztere Umstand machte indessen durchaus keine Schwierigkeit. Denn nachdem der Wundermann, unverständliche Worte murmelnd, dreimal feierlich um den Tisch geschritten war, zog er seinen silberglänzenden Maßstab — er nannte ihn den Merkurstab — hervor, steckte ihn in das Schlüsselloch, und nun sprang plötzlich mit einem Krache der Deckel des Kastens auf.

Mit glühenden Blicken schauten die Schusterleute in denselben, der sich als bis obenan gefüllt erwies, und zwar, soweit man dies unter einem obenaufliegenden Papiere sehen konnte, mit lauter Rollen.

Jetzt forderte der Sprecher den Schuster auf, mit dem Daumen der rechten und mit dem kleinen Finger der linken Hand den Kasten zu berühren und feierlich zu erklären, daß er den Schatz heben wolle in dreimal drei Wochen, dreimal drei Tagen und dreimal drei Stunden, ohne vorher den Kasten zu öffnen.

Das that Meister Merkel, obwohl ihm bei dem dreimaligen Dreimaldrei ganz unheimlich zu Mute wurde.

Nachdem nun das obenaufliegende Papier weggezogen war, zeigten sich in der That lauter Rollen, teils in weißem, teils in rotem Papier.

„Rot ist Gold und weiß ist Silber," sagte der Wundermann; nach meiner Schätzung müssen es wenigstens hunderttausend Thaler sein."

„Und dieses ganze Geld soll mir gehören?" fragte der Schuster stammelnd.

„Ja, bis auf eine Kleinigkeit, die Ihr uns wohl gerne für die Anzeige und die Hebung des Schatzes nach Eurem Belieben abgeben werdet."

„Aber Ihr hättet ja das Ganze allein ausgraben und für Euch selbst behalten können; warum habt Ihr das nicht gethan und mir alles zugedacht?" fragte Meister Merkel und bewies dadurch, daß er durch den Anblick des vielen Geldes noch nicht ganz um den Verstand gekommen war.

Mit geheimnisvoll wichtiger Miene antwortete der Wundermann, der nicht auf solche Frage gefaßt sein mochte, nach einer kleinen Weile des Besinnens:

„Wir mußten Euch daran beteiligen. Denn einmal mußten wir aus den Linien Eurer Hand die Lage des Schatzes ermitteln; dann aber gedeihen auch gegrabene Schätze nur für den, auf dessen Grund und Boden sie gefunden werden. Für jeden andern verwandeln sie sich in Staub und Asche."

Das befriedigte Meister Merkel vollkommen.

„Aber was ist das?" rief plötzlich der Wundermann im Tone des höchsten Schreckens, als er das Papier entfaltet hatte, welches über die Rollen gedeckt gewesen war; „da sind ja drei rote Kreuze darauf!"

„Und was bedeuten denn die?" fragte ebenfalls erschrocken der Schuster.

„Daß es Blutgeld ist und ein Fluch darauf ruht, der erst gelöst werden muß, ehe das Geld angerührt werden darf, weil es sonst die Hände des Angreifenden verbrennt."

„Blutgeld?" fragte schaudernd der Schuster. „Und das sollte mit meinem Vetter in Verbindung stehen?"

„Wäre denn das so unmöglich? Ihr sagtet ja selbst gestern, daß der Vetter ausgewandert sei, um nicht mit dem Gerichte zusammenzugeraten."

„Aber doch wahrlich nicht wegen eines Mordes!" eiferte Merkel, der es als eine Beschimpfung ansah, daß er einen Mörder in seiner Verwandtschaft haben solle. „Er war ein liederlicher Kerl, der überall Schulden machte und sich auch etliche strafbare Prellereien erlaubt hatte, um Geld zu bekommen."

„Laßt mich einmal sehen," sagte der Wundermann, zog wieder sein Romanusbüchlein aus der Tasche, blätterte

eine Zeit lang darin und ſchien dann an einer Stelle eifrig zu leſen.

„Halt! Da haben wir's!“ rief er mit einemmal, und fragte dann:

„Iſt nicht kurz zuvor, ehe Euer leichtſinniger Vetter nach Amerika ging, hierherum ein Mord verübt worden an einer alten, ſteinreichen Frau, ein Raubmord, bei dem ihr ganzes Vermögen geſtohlen wurde?“

„Ja, ja,“ platzte Frau Merkel heraus, offenbar froh, auch einmal etwas ſagen zu können; „das war die alte Krempelowitwe drüben in Engweiler. Aber es kam heraus, daß es ein Soldat war, der ſie umgebracht hatte, und der wurde dann zur Strafe geköpft.“

Mitleidig lächelnd zuckte der Wundermann die Achſeln und ſagte dann in wegwerfendem Tone:

„Ja, ſo wißt Ihr es, ſo wiſſen es die Menſchen; aber dies Büchlein, das, wie Ihr ſchon erfahren habt, die verborgenſten Dinge ans Licht bringen kann, das weiß es anders und beſſer. Hier ſteht's klar und deutlich zu leſen, daß nicht jener Soldat, ſondern Euer Vetter der Mörder war. Wäret Ihr nur imſtande, die Schrift zu leſen, in welcher dies Büchlein geſchrieben iſt, ſo würde ich es Euch ſelbſt leſen laſſen.“

„Der Soldat hat freilich auch ſteif und feſt behauptet,“ ſagte Meiſter Merkel nachdenklich, „daß er unſchuldig ſei an dem Morde, und hat noch auf dem Schafott ſeine Unſchuld beteuert. Aber es hat ihm nichts geholfen; es waren zu viele Anzeichen da, die ihn als den Mörder erſcheinen ließen.“

„Seht Ihr wohl!“ rief triumphierend der Wundermann. „Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, es iſt ſo, wie ich geſagt habe. Euer Vetter hat den Mord begangen und das Geld geraubt. Er mochte wohl fürchten, wenn ſeine Prellereien vor Gericht kamen, ſo würde am Ende auch der Mord auf ihn herauskommen. Deshalb brachte er ſeine Perſon zu rechter Zeit in Sicherheit. Da er aber das viele Geld nicht wohl ohne Aufſehen mit ſich nehmen konnte, ſo vergrub er es lieber heimlich in Euer Wieſe, um nach einer Reihe von Jahren wiederzukommen, den

Die Goldberger'schen Ketten

können auf's Neue als das bewährteste Mittel zur gründlichen Abhülfe und Beseitigung **rheumatischer, gichtischer** und **nervöser** Leiden aller Art empfohlen angelegentlichst werden, und ist diese ihre heilkräftige Wirksamkeit **garantirt** durch

jahrelange Erfahrung und durch **fortwährende Beweise.**

Eine weitere Bürgschaft für die wahre Nützlichkeit der Goldberger'schen Ketten bietet nächst ihrer täglich wachsenden **Verbreitung** in fast allen Ländern der Welte die auszeichnende **Anerkennung,** welche sie von so vielen Seiten finden. Sie sind sie patronisiert von **Dr. Majestät** dem **Kaiser von Oesterreich,** concessionirt von den **Königl. Ministerien** der **Medicinal-Angelegenheiten** in **Preußen** und **Baiern,** geprüft von der **Medicinischen Facultät** in **Wien,** von den **Sanitäts-Behörden** der meisten Länder Europa's und von **vielen Hundert** geachteten Aerzten und Aerztinnen, und empfehlen von vielen tausend lebenden Zeugen in jedem Lande. Es constatirt dies allein der in meinen sämmtlichen Depots zur unentgeltlichen Durchsicht vorräthige **„Goldberger'sche dritte Jahresbericht"** (Berlin 1851. 16°. Bogen stark Lexikon-Format, in farbigem Umschlage geheftet) durch beigegebene, amtlich beglaubigte Atteste **1873,** nämlich **„Ein Tausend acht Hundert drei und siebenzig Heilungen,** welche in den speciell angegebenen Krankheitsfällen (**Gesichts-, Hals- und Zahnschmerzen, Kopf-, Hand-, Knie- und Fußgicht, Augenfluß, Ohrenstechen, Hartthörigkeit, Taubheit in den Ohren, Verrenkungen, Brust-, Rücken- und Lendenweh, Gliederreißen, Lähmungen, Herzklopfen, Schlaflosigkeit u. s. w.**) durch die Anwendung meiner Ketten erzielt worden sind. Diese Sammlung mit der als Einleitung die gehörige Richtung verbreitenden Abhandlung: „Die Heilmittel der Urgroßväter gegen rheumatische, gichtische und nervöse Uebel aller Art mit Beziehung auf die Goldberger'schen galvano-electrischen Ketten" vom Königl. Sanitäts-Rath Dr. Moritz Strahl verdient gewiß um so mehr die volle Aufmerksamkeit der Interessenten, als ihnen einerseits dadurch manche bedeutungsvolle Andeutung gegeben wird, sowie es ihnen aber andererseits auch eine treffende Grundlage gewähren muß, zu sehen, wie so Viele ihren Leidensgefährten von ihren oft jahrelangen Krankheiten durch dieses Mittel schnell und gänzlich genesen sind.

Goldberger's Ketten werden in ihrer ursprünglichen, bisher noch nicht übertroffenen Form und Zusammenstellung zu den bekannten festgestellten Fabrikpreisen in Stadt und Provinz gegen **veraltete** Uebel angewendet, à 2 u. 3 Thlr.; verkauft, so wurde jedoch hierdurch, ungeachtet der zahlreichen Nachbildungen und Verunstaltungen meiner Ketten nicht abgehalten sein, **Wiederholt** auf die **Verpackungsart** aufmerksam zu machen. Es kennzeichnet sich nämlich jede ächte Goldberger'sche Kette in einem länglichen Kästchen, dessen schwarze Glanzleere auf der Vorderseite meinen Namen **„J. T. Goldberger,"** und auf der Rückseite die **beiden** obenbezeichneten Warren, den k. k. österreichischen Adler und den Goldberger'schen Fabrikstempel, in Goldbruck trägt.

Gegen **Scheerkrampf, Zittern** und **Schwäche** in den Händen, wie auch zur Stärkung und Kräftigung der Finger- und Handmuskeln werden ferner seit Jahr und Tag als ihrem Zweck vollkommen entsprechend angewandt

Goldberger's thermo-electrische Fingerringe,

die in allen Größen vorräthig sind und beim Gebrauche keinerlei Unbequemlichkeit verursachen. — Gegen **Kopfleiden** aller Art werden auch

Goldberger's ächte Ohren-Magnete

als ein schnelles und wirkungsvolles Heilmittel mit vielem Nutzen gebraucht.

P.S. In jeder größeren Provinzial- und Hauptstadt befindet sich je eine, **nur eine,** durch die betreffenden Local-Blätter öffentlich bekannt gegebene Niederlage meiner ächten Erzeugnisse, man kann sich jedoch auch direct, unter Beifügung des Betrages, an das dieser Haupt-Per-Stück- und Versendungs-Comptoir meiner Fabrikate, Spandauerstraße Nr. 72 wenden, und werden derartige Aufträge prompt ausgeführt.

J. T. Goldberger in Berlin, vormals in Tarnowitz,

Kaiserl. Königl. Oesterr. privilegirte und Königl. Preußische und Königl. Bayerisch concessionirte Fabrik von electro-magnetischen Apparaten.

Schatz zu erheben und dann zu sagen, er sei in Amerika reich geworden, wie so viele."

„Aber wenn er nun wiederkäme und das Geld nicht mehr fände, hörte aber, daß wir so plötzlich reich geworden seien, dann könnten wir in schöne Verlegenheit kommen," bemerkte der Schuster ängstlich.

„Laßt noch einmal Eure Hand sehen!" erwiderte der Wundermann, und sagte dann, nachdem er die Hand sorgfältig besehen hatte:

„Macht Euch darüber keine Sorge: der Mörder kommt nicht wieder. Hier in Eurer Hand steht's geschrieben, daß er seine Strafe findet oder schon gefunden hat, und zwar drüben, jenseits des Weltmeeres. Seht Ihr, diese Linie in Eurer Hand, welche uns zum Schatze in Eurer Wiese hingezeigt hat, geht um Eure Hand herum auf die andere Seite derselben und verbindet sich hier mit drei anderen Linien, die wie ein Galgen aussehen. Die andere Seite der Hand bedeutet die andere Seite der Weltkugel. Dort findet der Mörder am Galgen seinen Lohn oder hat ihn schon gefunden. Verlaßt Euch fest darauf: zurück kommt er nicht mehr."

Das hörte Meister Merkel gern, wenn er sich auch nicht gerade geschmeichelt fühlte dadurch, daß er auf seiner Hand das Bild eines Galgens tragen solle.

„Aber was ist zu thun, daß der Fluch gelöst wird, der auf dem Blutgelde ruht, und daß man es ohne Gefahr anrühren kann?" fragte Frau Merkel besorgt.

„Den Fluch kann nur der Papst in Rom lösen," lautete die Antwort, „und wird es auch thun, wenn jemand dorthin pilgert und die Sache in der gehörigen Weise betreibt."

„Aber wie kann ich nach Rom pilgern?" sagte in weinerlichem Tone der Schuster. „Ich bin all meine Lebtage noch nicht viel gereist, wie sollte ich jetzt in meinen alten Tagen solch eine Reise fertig bringen? Und wie kann ich wissen, wie die Sache betrieben werden muß, wenn sie Erfolg haben soll?"

„Das ist äußerst einfach," belehrte der Wundermann. „Ich bin selbst schon einmal in einer ähnlichen Angelegenheit in Rom gewesen. Ihr pilgert nach Rom, sucht beim

Papſte in einer wichtigen Angelegenheit Audienz nach, die Euch gewiß bewilligt wird, wenn Ihr etwas daran wendet, ſeine Dienerſchaft Euch geneigt zu machen. Dann beichtet Ihr dem Papſte ſelbſt und fleht ihn an, er möge den Fluch aufheben, der auf dem Blutgelde liegt. Das wird er nicht verſagen, wenn Ihr gelobt, eine ewige Meſſe für die Seele der Ermordeten zu ſtiften, und wenn Ihr Euch durch eine nicht zu kleine Liebesgabe an ein Kloſter oder an eine fromme Stiftung, die er Euch bezeichnen wird, für die empfangene Gnade erkenntlich beweiſt."

Den Schuſter überlief ein Gruſeln, als er hörte, daß er dem Papſte ſelbſt beichten ſolle. Denn dann hätte er ihm ja auch beichten müſſen, wie oft er ſchon in ſeiner gebildeten Geſellſchaft ſich wie über alle Religion, ſo auch inſonderheit über den Papſt und ſeine ganze Klerifei in höhniſchen Redensarten ergangen habe, um den Ruhm eines aufgeklärten, liberalen Mannes zu erlangen. Und wenn er das beichtete, dann war ja doch hundert gegen eins zu wetten, daß ihm die Aufhebung des Fluchs verweigert würde, oder daß er ſie wenigſtens mit Aufopferung von dem größten Teile des Schatzes erkaufen mußte.

„Nein! Nein!" rief er in heller Angſt, „das kann ich nicht, das iſt ganz unmöglich für mich. Wenn das Geld nur auf dieſe Weiſe zu erlangen iſt, dann will ich es lieber wieder in die Erde vergraben und auf ſeinen Beſitz verzichten."

„Aber," fuhr er mutiger fort, als ob ihm plötzlich ein guter Gedanke durch das Gehirn geſchoſſen ſei, „könntet Ihr denn nicht für mich die Reiſe machen und die Sache betreiben, da Ihr ja, wie Ihr ſagt, ſchon einmal in Rom geweſen ſeid und am beſten wißt, wie es zu machen iſt? Ich wollte Euch ja Eure Koſten gerne erſetzen und auch Euren Anteil an dem Schatze ſo bemeſſen, daß Ihr zufrieden mit mir ſein würdet."

„Vielleicht ginge das," meinte der Wundermann, indem er nachdenklich die Finger an die Naſe legte und ſeinem Gefährten einen triumphierenden Blick zuwarf, den jedoch der Schuſter nicht bemerkte. „Aber," fuhr er fort und zog die Augenbrauen in die Höhe, „es iſt eine weite Reiſe, die, weil ſie in Pilgerweiſe, nämlich zu Fuß, zurückgelegt

werden muß, wohl ihre dreimal drei Wochen dauern kann, und billig ist sie auch nicht. Wenn ich alles zusammenrechne, die Reisekosten, die Stiftung der ewigen Messe, die Liebesgabe und alles, was drum und dran hängt, so dürften sich die Kosten auf mindestens 700 Mark belaufen. Das erste Mal habe ich noch mehr gebraucht; aber da war ich auch noch mit allem unbekannt. Jetzt könnte ich in vielen Stücken sparen. Aber soviel Geld besitzen wir alle beide nicht. Wenn Ihr es uns vorschießen könntet, so ließe sich wohl von der Sache reden."

An eine solche Wendung der Sache hatte Meister Merkel nicht im entferntesten gedacht, und es fuhr ihm wie ein kalter Wasserstrahl ins Genick, daß er das schöne Geld im Wandschränkchen hergeben sollte. Ehe er aber eine Antwort geben konnte, platzte seine Frau heraus:

„Ach, lieber Gabriel, dafür reichte ja gerade das Erbteil der Base und das Geld für die verkaufte Kuh. Beides können wir ja doch gern hergeben, wenn wir es durch den gelosten Schatz hundert- und tausendfach wiedererhalten."

Meister Merkel warf ihr einen grimmigen Blick zu, blieb aber seinerseits stille und schüttelte den Kopf.

„Also Ihr habt das Geld vorrätig, wollt es aber nicht dranwenden?" fragte der Wundermann.

Wieder keine Antwort.

„Nun," sagte da entschlossen der Frager zu seinem Gefährten, „ich denke, dann machen wir kurzen Prozeß, übergeben den Kasten mit all dem vielen Gelde der Obrigkeit und überlassen es dieser, die Verwandten der Ermordeten ausfindig zu machen. Die werden dann wohl klug genug sein, sich's etwas kosten zu lassen, um den Fluch zu lösen und in den Besitz des Geldes zu kommen. Denn es ist einmal nicht anders, wohin solch ein gehobener Schatz kommen soll, daher muß auch die Lösung kommen. Greif' also an, Bruder Urban!"

„Aber, Gabriel," zeterte Frau Merkel, als die beiden Männer nun wirklich den Kasten anfaßten, „willst du denn wirklich das bißchen Geld, das es uns kosten soll, höher achten, als den großen Reichtum, der damit zu gewinnen ist?"

Schon war der Kasten vom Tische gehoben, als Meister

Merkel endlich zum Entschlusse kam, der ihm sauer genug geworden war.

„Halt!“ rief er, „laßt den Kasten stehen, ich will Euch das Geld geben.“

Damit ging er zum Wandschränkchen, holte den Lederbeutel und zählte langsam, als ob ihm jedes Goldstück an den Fingern kleben bleibe, 700 Mark auf den Tisch.

„Das war Euer Glück, daß Ihr Euch besonnen habt!“ sagte nun der Wundermann, indem er die Goldstücke einstrich. „Nun will ich Euch aber auch sogleich sagen, wie Ihr Euch jetzt zu verhalten habt, damit alles zum guten Ende kommt. Denn wir werden uns schon morgen in aller Frühe auf den Weg machen. Wenn nur ein bißchen Mondschein wäre, gingen wir lieber auf der Stelle. Den Kasten stellt Ihr in Eure Schlafkammer unter das Bett, wohin wir ihn sogleich tragen werden. Hütet Euch aber wohl, ihn auch nur mit einem Finger anzurühren, bis der Fluch gelöst ist. Ich spreche mich von jeder Verantwortung frei, wenn Euch beim Anrühren des Kastens ein Unglück passieren sollte. Ebensowenig dürft Ihr gegen andere Leute etwas von dem Schatze verlauten lassen. Ihr werdet das ja wohl auch schon deshalb nicht thun, weil sonst Diebe nach dem Schatze Appetit bekommen könnten. Das Papier mit den drei roten Kreuzen nagelt Ihr an die Wand Eurer Schlafkammer gegenüber dem Fenster, so daß Ihr es immer im Auge habt. Werden die roten Kreuze blaß, so geht alles seinen richtigen Gang, und in dem Augenblicke, wenn der Papst die Lösung des Fluches ausspricht, werden sie kaum mehr erkennbar sein. Sind wir dann auch noch nicht zurück, so könnt Ihr getrost den Kasten öffnen und Euch in den Besitz seines Inhaltes setzen. Unsern gebührenden Anteil werden wir uns nach unserer Rückkehr ausbitten. Und nun angefaßt, Bruder Urban!“

Mit langsamen, feierlichen Schritten wurde der Kasten in die Schlafkammer getragen und bis hinten an die Wand unter das Bett geschoben. Für das Papier mit den roten Kreuzen wies der Wundermann den rechten Platz an.

„Und nun behüt' Euch Gott!“ verabschiedete er sich dann. „Auf ein fröhliches Wiedersehen in dreimal drei Wochen!“

Als die beiden zur Thüre hinaus waren, ſchaute ihnen Meiſter Merkel lange mit etwas bedenklicher Miene nach und ſchien zu überlegen, ob er nicht die Verſchwundenen mit ſeinem guten Gelde in der Taſche wieder zurückholen ſolle. Aber ſeine Frau riß ihn aus dieſem Überlegen heraus, indem ſie ihm um den Hals fiel und jubelnd ſagte:

„Ach, Gabriel, was ſind wir jetzt für glückliche Leute! Wer hätte gedacht, daß unſer Schickſal noch ſolch eine Wendung nehmen würde! Wie raſch werden die neun Wochen und neun Tage dahingegangen ſein! Und dann — — — O, ich kann das Glück kaum faſſen!“

Die neun Wochen und neun Tage gingen indeſſen den Schustersleuten doch nicht ſo raſch herum, wie die Frau gemeint hatte. Es kam ihnen vielmehr vor, als reiſten ſie mit der Schneckenpoſt. Und behaglich war es dem Ehegatten auch nicht während der langen Zeit.

Meiſter Merkel mußte ſich ſogar wieder tüchtig an die Arbeit ſetzen, wenn etwas auf den Tiſch kommen ſollte. Denn jetzt, wo die Kuh fort war, und alles, was die Haushaltung erforderte, für bares Geld gekauft werden mußte, bekamen die 50 Mark, die im Lederſäckchen zurückgeblieben waren, wahrhaft Flügel, und da Meiſter Merkel keinen beſonders großen Kredit hatte und die Leute ihm nichts borgen wollten, ſo mußte er, wenn er nicht neben und über ſeinem Schatze Hunger leiden wollte, tüchtig arbeiten. Er hatte zwar, um ſeinem Kredit ein wenig auf die Beine zu helfen, hier und da und dort unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geheimnisvolle Andeutungen gemacht von großem Reichtum, der ihm in der allernächſten Zeit zufallen würde; aber da er als einer bekannt war, der ſich gerne mit leeren Redensarten abgab, lachte man ihn einfach aus und nahm ſeine Andeutungen für bloßen Schwindel.

Selbſtverſtändlich wurden die roten Kreuze Tag für Tag genau beobachtet, und je mehr unter dem Einfluſſe des Sonnenlichts, dem das Papier einen großen Teil des Tages ausgeſetzt war, die rote Farbe verblaßte, deſto höher ſtieg die Hoffnung der Schustersleute, daß alles zum guten Ende kommen werde. Sie beklagten ſich nicht einmal über

das ärmliche Leben, das sie einstweilen führen mußten. Im Ausblicke auf die goldenen Tage, die bald kommen würden, ließ sich dasselbe ja leicht ertragen.

Endlich waren die neun Wochen herum. Aber von den Kompilaern ließ sich noch nichts sehen. Umsonst guckte Frau Merkel wohl hundertmal des Tages durchs Fenster; umsonst sprang sie jedesmal eiligst auf, wenn die Hausthüre ging. Es war dann höchstens ein hausierender Besenbinder, oder ein Büblein, das seine Schuhe zum Flicken brachte, aber keine Spur von den zwei Wundermännern.

Auch die roten Kreuze waren, wenn schon stark abgeblaßt, doch immer noch erkennbar, und war also die Losung des Fluchs in Rom noch nicht ausgesprochen.

Als aber auch die neun Tage und neun Stunden herum waren, ohne daß sich von den Wundermännern etwas hatte sehen lassen und ohne daß die roten Kreuze völlig verschwunden waren, da verstärkte sich bei Meister Merkel das geheime Mißbehagen, welches ihn nie ganz verlassen hatte, obschon er gegen seine Frau nichts davon merken ließ, zu dem immer dringender werdenden Verdachte, er könne am Ende heillos betrogen sein.

Dieser Verdacht ermutigte ihn denn auch, an die Öffnung des Kastens zu gehen, als die dreimal drei Wochen, dreimal drei Tage und dreimal drei Stunden ganz herum waren, nach deren Verlauf er gelobt hatte, den Schatz für sich zu heben.

Nicht ganz ohne Herzklopfen wurde der Kasten unter dem Bette hervorgeholt, wo er sich während der langen Zeit, die er nicht hatte berührt werden dürfen, mit einer erklecklichen Lage Staub bedeckt hatte. Da aber Meister Merkel nicht im Besitze eines Merkurstabes war, durch den sich der Deckel, den die beiden Wundermänner wieder ins Schloß gedrückt hatten, gleichsam von selbst geöffnet hätte, so nahm er einfach seinen Schusterhammer und sprengte damit den Deckel auf, was bei dem alten morschen Holze und dem verrosteten Eisenzeuge ohne große Mühe gethan war.

Da lagen denn richtig die Rollen noch in schönster Ordnung. Aber als Meister Merkel vorsichtig eine in die Hand nahm, kam sie ihm merkwürdig leicht vor. Rasch

riß er das Papier von der Rolle herunter, und was hielt er in der Hand? — Eine Hülse von Cichorienkaffee, ausgestopft mit Lehm, der beim Einstopfen jedenfalls feucht gewesen, jetzt aber völlig ausgetrocknet war.

Wie versteinert stand Meister Merkel da, als er seinen Verdacht in so niederschmetternder Weise gerechtfertigt fand.

Frau Merkel aber meinte: „Ach, wir hätten doch wohl den Kasten noch müssen unberührt lassen, bis die roten Kreuze ganz verschwunden gewesen wären. Jetzt ist am Ende durch unsere Voreiligkeit alles in Staub und Asche verwandelt worden. O weh, wenn es so wäre!"

„Jawohl, verwandelt!" höhnte Merkel mit furchtbarem Ingrimm. „Betrogen sind wir, schmählich betrogen. Nicht dieses Kastens, sondern unsers Wandschränkchens Inhalt hat sich so herrlich verwandelt!"

Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß die in rotes und weißes Papier gehüllten Lehmrollen nur obenüber lagen, aber unter ihnen nichts als loser, zu Staub eingetrockneter Lehm, in welchen nur ein paar dicke Steine eingebettet waren, um das Gewicht des Kastens zu vermehren.

Nun hätte aber einer das Zetergeschrei hören sollen, welches Frau Merkel erhob, als auch sie sich überzeugt sah, daß ihnen ein schnöder Betrug gespielt worden sei. Meister Merkel jedoch stand nach dem höhnenden Ausrufe in wortlosem Grimme da und fand nicht einmal zu einem der ihm sehr locker sitzenden Flüche die Stimme.

„Schweig stille mit deinem Geheul," fuhr er endlich seine jammernde Frau an, „daß nicht auch noch die Nachbarn unsere Schande hören! Es ist doch niemand als du schuld daran, daß wir um unsere schönen Goldstücke geprellt sind. Hättest du geschwiegen und nicht von dem Erbteile der Base geplappert, und daß wir das verlangte Geld im Hause hätten, dann wären die sauberen Vögel wohl mit ihrem kostbaren Kasten davongegangen."

„Ei, sieh' doch einmal," rief die Schustersfrau, indem sie sofort ihr Jammern einstellte und beide Arme kampfbereit in die Seite stemmte, „also ich soll jetzt alle Schuld tragen? Wer ist denn sogleich so eifrig auf die Sache eingegangen, als die beiden Spitzbuben kamen und ihren

Hokuspokus machten? Wer hat denn willig seine schmutzigen Hände hingehalten und andächtig auf das gehorcht, was die beiden Kerle aus denselben herauslesen wollten? Wer hat denn das Schränkchen aufgeschlossen und die schönen Goldstücke auf den Tisch gezählt? Ich doch nicht, sondern du selbst. Und nun willst du dich rein waschen und mir alle Schuld aufbürden!"

Hier mußte Frau Merkel innehalten; denn ihre Stimme überschlug sich. Meister Merkel aber, der aus langjähriger Erfahrung wußte, daß er bei einem Wortgefechte mit seiner Frau, zumal wenn diese in solchen Fistelstönen kreischte, wie eben, stets den kürzeren zog, erwiderte gar nichts, sondern machte nur eine nicht mißverständliche Bewegung zu seinem Schustertische hin, auf dem der Knieriemen lag. Das genügte, um die teure Ehehälfte zum Schweigen und zum eiligen Flüchten in die Schlafkammer zu bringen.

Der grimmige Schuster ließ aber jetzt seine ganze Wut an dem verhängnisvollen Koffer aus. Er nahm seinen Schusterhammer und führte damit so kräftige Schläge auf den Kasten, daß nicht bloß die Splitter des morschen Holzes, sondern Wolken von Lehmstaub in der ganzen Stube umherflogen.

Seine Schuld war es nicht, daß die Geschichte von der verunglückten Schatzgräberei offenkundig wurde. Aber Frau Merkel hatte unwiderstehlich das Bedürfnis empfunden, das beschwerte Herz in eine befreundete Seele auszuschütten. Und da dies gegen das Gelöbnis der tiefsten Verschwiegenheit geschehen war, so wußte schon in den nächsten Tagen die halbe, und einige Tage später die ganze Stadt, wie es den Schustersleuten ergangen war.

Einen nicht zu unterschätzenden Gewinn trug aber Meister Merkel doch aus der leidigen Geschichte davon, wenn er auch selbst durchaus nicht geneigt war, denselben als einen wirklichen Gewinn anzuerkennen. Er ging nämlich nicht mehr in den Löwen, auch wenn er einmal das Geld dafür hatte. Denn, was er bei gelegentlichen Begegnungen mit seinen Handwerksgenossen von diesen an Spott und Hohn aufgetischt bekam, das machte ihn durchaus nicht lüstern, sich das nämliche in vielleicht feinerer, aber

dafür desto spitzigerer Form vor der gebildeten Gesellschaft wiederholen zu lassen.

Er blieb also zu Hause, setzte sich wieder aufs Dreibein und schusterte fleißig. Darin fand er auch das wirksamste Mittel gegen die unlustige Stimmung, die ihn anfangs immer wieder befallen wollte, wenn die Stunde der gebildeten Gesellschaft im Löwen kam. Und weil ihm nun die Gelegenheit fehlte, die Vorträge zu halten, die ihm den Titel „Professor" eingetragen hatten, so unterließ er auch das Lesen der früher so geliebten Zeitschriften. Dadurch, sowie auch infolge des Mitleids, das manche mit dem Betrogenen hatten, kam wieder mehr und bessere Kundschaft für ihn, und es wurde ihm möglich, ohne Erbschaft, ohne Kuh und ohne Schatz für sich und seine Frau den nötigen Lebensunterhalt nicht bloß zu gewinnen, sondern auch allmählich in kleinen Pöstchen seine Lederschulden zu bezahlen. Brachten die Kunden nicht genug Arbeit, so verfertigte er Schuhe und Stiefel zum Verkauf, nachdem er wieder bei den Gerbern zu einigem Kredit gekommen war, und bezog mit der fertigen Ware die Jahrmarkte. Auf einem derselben in ziemlich weiter Entfernung glaubte er in der Gestalt eines Viehhändlers den Bruder Urban wiederzuerkennen, der also jedenfalls von Rom wieder glücklich zurückgekehrt sein mußte. Allein die Unmöglichkeit, seinen Stand mit den fertigen Schuhen allein stehen zu lassen, hinderte ihn an der Ausführung des sehr begreiflichen Wunsches, die Bekanntschaft mit dem Ehrenmanne wieder anzuknüpfen.

Für ein Lotterielos, zumal für ein ganzes, wie es vor der Schatzhebung von beiden Ehegatten in Aussicht genommen worden war, reichte der Verdienst nicht aus, und so hatte Meister Merkel auch noch den Gewinn, daß er sein sauer verdientes Geld nicht mehr zum Fenster hinauswarf.

Ob er auch von seinem Aberglauben gründlich geheilt war, darüber hat der gute Freund, dem ich die Geschichte in ihren Grundzügen verdanke, nichts geschrieben.

Ist aber, so möchte ich zum Schlusse fragen, der Umstand, daß im 19. Jahrhundert solch eine Geschichte sich wirklich ereignen konnte, nicht das beredteste Zeugnis dafür,

wie tief und fest noch immer der jämmerlichste Aberglaube in unserem armen deutschen Volke steckt, und wie wenig die fortgeschrittene Bildung, die man mit so vollen Backen preist, bis jetzt vermocht hat, diesen Krebsschaden zu heilen; wie nötig es also ist, das Licht der göttlichen Wahrheit, wie wir es in Gottes heiligem Worte besitzen, in die Finsternis des Aberglaubens und Unglaubens hineinleuchten zu lassen und es zu immer hellerer Flamme anzufachen, soweit dies uns Menschen gegeben ist?

Wenn aber unter denen, welche diese Geschichte lesen, da oder dort einer sein sollte, der sich auch von der Sucht nach Reichtum und Wohlleben, wie sie heutzutage im Schwange geht, Kopf und Herz hat einnehmen lassen, der lerne aus dieser Geschichte doch ja das Wort, das ihr am Kopfe steht, und lasse sich durch dasselbe von dieser bösen Sucht heilen, die, wie der Apostel Paulus weiter sagt, nicht bloß in solche Stricke fallen läßt, wie sie dem Meister Merkel gedreht wurden, und ihn fingen, sondern auch in viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis. Und wenn er sich zu dem 9. Verse im 6. Kapitel des ersten Timotheusbriefes auch noch den 6. und 7. und 8. recht ins Herz hineinliest, so wird es ihm sicherlich nicht schaden.

Wollte sich auch nur einer durch diese Geschichte zur Besinnung bringen und heilen lassen, so wird es nicht nur den guten Freund, von dem die Geschichte herstammt, von Herzen freuen, sondern auch den, der ihm seine Feder leihen mußte, um sie zu Papier zu bringen.

---

15. Rätsel.

Nun hör' einmal zu, was alles ich bin,
Und rate mich dann mit scharfem Sinn.

Ich bin vor allem ein Blumenfreund,
Der an keinem Blümchen vorüberzieht,
Ohn' daß er es sorgsam erforscht und prüft,
Und hinein selbst ins tiefste Herz ihm sieht.

W. O. von Horn

Ein Zuckerbäcker bin ich sodann,
An dem sich jedes Leckermaul freut,
Weil Süßigkeit über Süßigkeit
Er jedem zum leichten Genusse beut.

Daneben bin ich auch Musikus,
Und kann nicht anders, als überall
Musik zu machen auf Tritt und Schritt,
Ob's auch dem Hörer wenig gefall'.

Will man mich verjagen mit meiner Musik,
So werd' ich ein grimmiger Bösewicht,
Der aus beleidigtem Künstlerstolz
Ganz wild und schonungslos um sich sticht.

Doch was mir niemand absprechen wird,
Weil's jeder zweifellos von mir weiß,
Das ist die Tugend der Königstreu',
Das ist ein beharrlicher Arbeitsfleiß.

Dem Königsruf folg' ich ungesäumt,
Wenn er zu mir dringt mit dem leisesten Ton
Die Faulheit haff' ich bis in den Tod
Und geb' ihr den wohlverdienten Lohn.

Zwar lieb' ich sehr die Geselligkeit
Und vereine mich gern zu gemeinsamer That
Mit fleiß'gen Genossen, doch werd' ich nie
Ein böser Rebell und Socialdemokrat.

16. Ein zweites.

Lässest du mich, wie ich bin,
Lief'r ich dir 'nen leck'ren Braten;
Streichst ein Zeichen du mir fort,
Kannst du bei mir Öls entraten.

17. Anekdote.

In der guten alten Zeit, als man sich noch zu Fuße die schöne Welt besah, kommt ein Reisender bestaubt und erhitzt und gehörig müde um die Mittagszeit in ein sauber aussehendes Dorfwirtshaus, um sich durch ein tüchtiges Mittagsmahl zu stärken.

Er findet den Wirt mit Weib und Kind, Knecht und Magd am Mittagstische, auf dem nach ländlicher Sitte die große Suppenschüssel in der Mitte steht, daraus sich jeder Tischgenosse der Reihe nach in abgemessenem Tempo wahrhaft feierlich seinen Löffel vollschöpft.

„Kann ich etwas zum Mittagessen haben?" fragt der Gast.

„Ei ja, natürlich," entgegnet der Wirt freundlich, ohne sich jedoch im mindesten in dem wichtigen Geschäfte des Löffelns stören zu lassen und ohne aus seinem Tempo zu kommen, „setzet Euch nur mit an; das Margretle wird Euch sogleich einen Löffel bringen."

„Aber," sagte der Reisende, indem er etwas verblüfft dreinschaute, „ich bin nicht gewöhnt, mit einer ganzen Tischgesellschaft aus derselben Schüssel zu essen."

„Nicht?" fragte der Wirt. „Nun, dann setzt Euch nur dorthin und wartet ein bißchen; wir sind bald fertig und lassen Euch noch Euer Portiönle in der Schüssel."

Wir können leider nicht vermelden, ob der Reisende auf das zugesagte Portiönle gewartet, oder ob er es vorgezogen hat, seinen Wanderstab weiterzusetzen und erst nach der Stunde des Mittagessens in einem andern Wirtshause einzusprechen, möchten aber fast das letztere glauben.

18. Eine andere.

Frau B. wird von einer Freundin um ein Dienstmädchen befragt, welches früher in ihren Diensten gestanden habe.

„Es war ein gewandtes Mädchen, das nicht nur

kochen und putzen, sondern auch waschen und bügeln konnte," giebt Frau B. zur Antwort.

„Versteht sie aber auch das alles gut?" fragt die Freundin weiter.

„Ei gewiß," lautet die Antwort, „sie verstand sogar alles besser."

19. Altes Gold.

Rufe nicht „Juh!" bis du über den Graben bist! warnt die Weisheit auf der Gasse.

Und es ist dies in der That eine überaus heilsame und notwendige Warnung, die den, der auf sie hört, vor manchem Schaden bewahrt.

Wie viele Gräben giebt es doch im Leben, die man überspringen muß, wenn man in seinem Laufe nicht aufgehalten sein und das vorgesteckte Ziel erreichen will, die man auch nicht umgehen kann, selbst wenn man einen weiten Umweg nicht scheuen wollte!

So ist für den Handwerker die Lehrlingszeit ein Graben, über den er hinüber muß, wenn er einmal dazu kommen will, daß sein Handwerk einen goldenen Boden für ihn hat. Hoffentlich wird's auch noch allgemein dahin kommen, daß ihm, ehe er in die Meisterschaft hinüberspringen kann, noch ein zweiter Graben vor die Füße gelegt wird, den er nicht umgehen kann, nämlich die Meisterprüfung.

So sind für den, der sich dem Beamten- und Gelehrtenstande widmen will, die verschiedenen Prüfungen, die er machen muß, ehe er zu Amt und Würden kommt, ebenfalls solche unumgängliche Gräben, vor denen er nicht kopfscheu stehen bleiben darf, wenn er nicht zeitlebens der edlen Zunft der sogenannten „verdorbenen Genies" angehören will, aus der sich meistens die Winkeladvokaten oder Ferkelstecher rekrutieren. Ja, es sind das Gräben, die immer breiter und tiefer, immer schwieriger zum Überspringen werden gemacht werden, wenn der Zudrang zu der Beamtenlaufbahn trotz der wohlmeinenden Abmahnungen der Behörden in dem Maße fortwächst, wie er in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat.

So war's auch für unser deutsches Volk ein Graben, über den es hinüber mußte, als Anno 1870 der liebe Nachbar im Westen seinen Spaziergang nach Berlin machen und den Deutschen einmal zeigen wollte, wo eigentlich die richtige Grenze ihres Landes sei, auch ihnen bei dieser Gelegenheit einmal zur Bekanntschaft mit seinen liebenswürdigen „Turkos", „Spahis" und „Kabylen" zu verhelfen gedachte. Und gottlob! daß der zu überspringende Graben jenseits des Rheines blieb und nicht auf deutscher Erde gegraben wurde!

Wenn nun das Sprichwort sagt, man solle nicht den Freudenruf „Juh!" ausstoßen, bis man über dem Graben drüben sei, so meint es, man solle sich nicht das Überspringen eines Grabens von derart, wie etwa die eben genannten, zu leicht vorstellen, man solle sich nicht in stolzer Selbstüberhebung dünken lassen, man müsse unbedingt ganz leicht und glücklich hinüberkommen, und sich nicht schon im voraus des gelungenen Sprunges freuen, sondern man solle das frohlockende „Juh!" erst erschallen lassen, wenn man den Sprung gemacht hat und wohlbehalten drüben angekommen ist.

Denn wie wird sich das vorschnelle „Juh!" so hurtig in ein jammerliches „Au!" verwandeln, wenn die Kräfte zu dem vermeintlich so leichten Sprunge nicht gereicht haben und man nun in einem trockenen Graben auf der Nase liegt, oder in einem mit Wasser gefüllten auf Schlamm und Kot!

Wie manchem halbwüchsigen Buben, der in der schönen Zeit der unbeschränkten Gewerbefreiheit sich als Meister setzte, ohne auch nur den Sprung über eine volle, regelrechte Lehrlingszeit gemacht zu haben, geschweige denn über die Meisterprüfung, ist sein „Juh!", mit dem er in die Meisterschaft hineingesprungen war, schon gar bald in der Kehle stecken geblieben, wenn die Kunden, welche anfangs auf den Leim seiner großmäuligen Prahlereien gegangen waren, sich schnell wieder verzogen, weil sie nicht für Lehrlings- und Pfuscharbeit ihr gutes Geld wegwerfen wollten! Wie bald drängte ihm der bittere Mangel, den er nun mit seiner eiligst gegründeten Familie leiden mußte, manch klagendes „Au!" auf die Lippen!

Wie mancher, der in seiner hohen Meinung vom eigenen Wissen mit „Juh!“ ins Examen ging und sich schon, ehe dasselbe bestanden war, auf seine neuen Visitenkarten „Student“ oder „Referendar“, oder „Kandidat“ hatte drucken lassen, ist mit „Au!“ ganz dünne davongeschlichen, wenn's doch wider alles Erwarten im Examen schief gegangen war, weil die Examinatoren lauter Dinge hatten wissen wollen, die er nicht wußte, nach dem aber, was zu wissen ihn so stolz und mutig gemacht hatte, nicht einmal fragten! Wie hat er dann seine neuen Visitenkarten stille in das geheimste Schubfach seines Schrankes verbergen müssen, um nicht schließlich zum Schaden auch noch den Spott zu haben!

Ach und wie gut war es doch, daß unsere deutschen Heere Anno 70 nicht mit „Juh!“ in den Kampf gingen, sondern das voreilige Juhrufen den Herren Franzosen überließen, die es denn auch so ausgiebig besorgten, sich selbst aber mit ihrem frommen alten Kaiser zuerst vor Gott demütigten und sich das Wort sagen ließen: „Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn!“

Wer weiß, ob sie sonst so schnell über all die Gräben gekommen sein würden, welche ihnen die Franzosen gegraben hatten und fort und fort neu zu graben suchten, und ob das „Eilaut nach Paris“, welches in Gestalt von Kanonen aus Deutschland fortgeschickt wurde (wobei ja freilich schon ein leiser Juhruf anklingen wollte!) auch richtig an seinem Bestimmungsorte angekommen wäre?

Merke aber, lieber Leser: Wenn du glücklich über einen Graben gekommen bist, so darfst du wohl in deiner Herzensfreude „Juh!“ rufen, aber darfst nicht dieses „Juh!“ allein deiner Kraft und deiner Geschicklichkeit gelten lassen, sondern mußt das beste Teil davon hinaufdringen lassen zu dem, ohne den du nicht einmal einen Schritt machen, geschweige denn über einen Graben springen kannst, zu dem Herrn, deinem Gott. Soll über kurz oder lang auf dein „Juh!“ nicht ein klägliches „Au!“ folgen, weil du des Herrn vergaßest, und er dich deshalb daran erinnern muß, daß du ohne ihn nichts thun kannst, dann muß dein „Juh!“ jedesmal ausklingen in ein dankerfülltes: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.“

Möge Er, der treue Herr, nur auch dir, lieber Leſer, und mir in Gnaden helfen, daß wir einſt wohlbehalten und glücklich über den letzten und tiefſten Graben hinüberkommen, über den Graben, der Zeit und Ewigkeit voneinander ſcheidet, und dann das zeitliche „Juh!“ in ein ewiges „Hallelujah!“ umwandeln können.

Denkſt du denn aber auch an dieſen Graben und rüſteſt dich zum Sprunge?

Mit dieſer Frage laß mich ſchließen und mit dem herzlichen Wunſche, daß ihre rechte Beachtung uns alle führe zu einem ſeligen

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Im Verlage von **Stephan Geibel** in **Altenburg** (S.-A.) ist erschienen:

Volks- und Jugendbibliothek

von W. O. von Horn (W. Oertel):

Orkan auf Cuba. — **Erdbeben v. Lissabon.** — **Brand v. Moskau.** — **Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius.** — **Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** — **Ein Chindiansahrer.** — **Der Herr ist mein Schild.** — **Zwei Savoyardenbüblein.** — **Gottfr. Hollmann.** — **Die Boerenfamilie.** — **Strandläufer.** — **Vom Reisen, der seinen Onkel sucht.** — **D. d. Manne, der uns Amerika gewiesen.** — **Vergeltung.** — **Korsarenjagd.** — **Siberianger.** — **Leben d. Kurf. Dorothea v. d. Landgr. Elisabeth.** — **Die Gemsjäger.** — **Simon, Lebensgesch. eines Negersklaven.** — **Die Eroberung v. Algier.** — **Leben u. Thaten Ziethen's.** — **Vornund u. Mündel.** — **Die einer ein Malikolänger wurde.** — **Von einem, der das Glück gesucht.** — **Blücher's Schöpling.** — **Belagerung v. Wien.** — **Lohn einer guten That.** — **Chr. Fürchtg. Gellert.** — **Der alte Binde.** — **Vom trüben u. mutigen Seydlitz.** — **Der Mulatte.** — **Auf dem Mississippi.** — **K. Friedertet's Kriegsfahrten anno 1812 u. 1813.** — **J. Jak. Astor.** — **Der Engel der Gefangenen.** — **Der Schiffsjunge.** — **Diamantina.** — **Das Patengeschenk.** — **James Watt.** — **George Stephenson.** — **Der Gauch.** — **Der Weißkopf.** — **Der Domtabe.** — **Admiral de Ruiter.** — **H. Kunz Escher v. d. Lind.** — **Schloß-Rodbele.** — **Olaf Thorlacsen.** — **Hualma, die Peruanerin.** — **Die Silberflotte.** — **Zwei Ausdrücke des Besuns.** — **Während u. nach der Zerstörung v. Magdeburg.** — **Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht.** — **Benjamin Franklin.** — **Der Leibdusar.** — **Vier deutsche Heldinnen.** — **James Cook. Leben d. weitber. Seefahrers.** — **Deutsche Treue.** — **Eroberung v. Mexiko.** — **Was aus e. armen Hirtenbüblein werden kann.** — **Eroberung v. Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** — **Der alte Fritz.** — **Die letzte Opalwahl.** — **Gottes Finger.** — **Der Kammerjunker v. Tarik.** — **Saarbrück.** — **George Washington.** — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus d. Silberminen der Cordilleren de los Andes.** — **Der Overlevt.** — **Graf Auget de Montyon.** — **Ernst d. Fromme, Herzog v. Gotha.** — **Der Kaisernhdurtling.** — **Durch die Wüste.**

Fortsetzung von O. Schupp: **Entstehung des Klosters Arnstein.** — **Reichsfreiherr v. Stein.** — W. C. v. Horn. — **Die Pfarrfrau v. Hetrich.** — **Die beiden Freunde.** — **Luise, Königin von Preußen.** — **Der Pfarrer Plebanus v. Wiesbaden.** — **Feldmarschall Graf Neithardt v. Gneisenau.** — **Feurige Kohlen.** — **Im finsteren Thale.** — **Das Büchlein v. Vater Arndt.** — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** — **Der Stadtmeister Kilian Saarpfennig.** — **Brand um Brand.** — **Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurfürst.** — **Der Postraub in Murges.** — **Friedrich Wilhelm I., König v. Pr.** — **Im Eis.** — **Der Wollenbruch.** — **Wilhelm v. Oranien.** — **H. Oertel: Friedrich I., Barbarossa.** — **Karl der Große.** — **O. Schupp: Im Busche.** — **Unter den Fallschirmjägern.** — **Am Zambesi.** — **Der Herrenmäher.** — **Der blinde Zeuge.** — **H. Oertel: Kaiser Heinrich I.** — **Kaiser Otto d. Große.** — **O. Schupp: Die Eroberung v. Wiesbaden.** — **Der Tabunkschaf.** — **H. Oertel: Otto II.** — **Otto III.** — **O. Schupp: Der Kassendiebstahl.** — **Die Flüchtlinge im Steintal.** — **Die Meerlinse.** — **H. Oertel: Friedrich II.** — **Rudolf v. Habsburg.** — **O. Schupp: Der Fürst u. sein Hofprediger.** — **Armin Steinich Klettschmann: Ein getreuer Knecht.** — **O. Schupp: Der Standup.** — **H. Oertel: Karl Th. Körner.** — **Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst.** — **O. Schupp: Der Onkel in Batavia.** — **Dudo v. Rudolin.** — **A. Stein: Unter d. Zehrm d. Hochsen.** — **J. Bonnet: Ein armer Sklave.** — **H. Oertel: Hans Sachs.** — **O. Schupp: Die Ehre des Vaters.** — **Die Brüder.** — **J. Bonnet: Am doppelten Faden.** — **Des Feldherrers Wanderschaft.** — **H. Oertel: Georg v. Frundsberg.** — **O. Schupp: Auf d. Wachholder.** — **Josefs in Aegypten.** — **J. Bonnet: Der Einarm.** — **Die Geschwister.** — **H. Oertel: William Penn.** — **O. Schupp: Der Turmbau z. d. Heiligen.** — **Das verlorene Kind.** — **J. Bonnet: Der Zigeunerbub.** — **Der Amerikaner.** — **H. Oertel: Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.** — **O. Schupp: Die Alemannenkirche.** — **Die Rache ist mein.** — **J. Bonnet: Feldherrers Kriegsglück.** — **Der Reiskönig.** — **H. Oertel: William Wilberforce.** — **O. Schupp: Unter den Menschenfressern von Borneo.** — **Das Nationaldenkmal a. d. Niederwald.** — **J. Bonnet: Der Onkel v. Bezeq.** — **Der Gondolier v. Venedig.** — **O. Schupp: Theobald.** — **James Garfield.** — **J. Bonnet: Der Geusenpfennig.** — **Die Chinesenflotte.** — **O. Schupp: Vom Rhein zur Donau.** — **J. Bonnet: Aus dem Schiffbruch gerettet.** — **Wiedergefunden.** — **Sohn des Missionärs.** — **Schupp: Kaiser Wilhelm I.** — **Bonnet: Adlerzorn.** — **Voelbehens: Peter Hele.** — **In Schleswig.**

Obige Volks- u. Jugendbibliothek umfaßt 161 Bde. Jedes Bändchen enthält 4 Stahlstiche und kostet eleg. kartoniert mit illustriertem Umschlag 75 Pfennige, gebunden 1 Mark.

Durch die volkstümliche Sprache, den fesselnden Inhalt, die gediegene Ausstattung und den äußerst geringen Preis eignen sich die „Horn-Bändchen" zur Lektüre in allen Volkskreisen.

Unentbehrliche Hausmittel

sind die

Dr. Spranger'schen Magentropfen

helfen rasch bei **Magenkrampf, Leibschmerz, Kolik, Aufgetriebensein, Magensäure, Verschleimung, Hartleibigkeit, Appetitlosigkeit, Hämorrhoidalleiden.**

Preis Fl. 60 Pfg. Große Fl. (= 5 kleine à 60 Pfg.) à 2,50 Mark; sowie die

Dr. Spranger'sche Heilsalbe

bewährtes **Heil- und Zugpflaster**, zieht **alle Geschwüre**, ohne zu schneiden, fast schmerzlos auf, vorzüglich gegen **veraltete Beinschäden, Hautfluß, Brandwunden, erfrorene, aufgesprungene Hände, böse Finger, verhärtete Brust** 2c., große und schnelle Linderung verschaffend bei **Kreuzschmerzen, Reißen, Gicht** 2c. Zu haben in den meisten Apotheken, u. a.:

Cöln, Glockengasse 2 u. Ursulastraße 6.
Coblenz, Löhrgasse 2.
Düsseldorf, Communicationsstraße 8.
Ruhrort, Apoth. C. Maas.
Meiderich, Apotheke.
Viersen, Apotheken.
Mülheim a. Ruhr, Hirschapotheke.
Speyer, Einhornapotheke.
Frankfurt a. M., Adlerapotheke.
Homburg, Engelapotheke.
Stuttgart, Apotheke Zahn & Berger.
Cannstadt, Kronenapotheke.
Ulm, Rebtenapotheke.
Würzburg, Hof-, Engel- und Hirschapotheke.
Hamburg, Apotheke.
Altona, Elephantenapotheke.
Ottensen, Apotheke.
Kiel, Apotheken.
Flensburg, Apotheken.
Sonderburg, Apotheke.
Stettin, Apotheken.
Cöslin, Apotheken.
Stargard i. P., Apotheken.
Stralsund, Apotheken.
Bolgast, Apotheke.
Bergen a. Rügen, Apotheke.
Greifenhagen, Apotheke.
Liebstadt i. Pr., Apotheke.
Breslau, Adlerapoth., Ring 59.
Striegau, Apotheke.
Liegnitz, Apotheken.
Schweidnitz, Apotheken.
Neiße, Stadtapotheke.
Leobschütz, Apotheke.
Reichenbach, Apotheke.
Langenbielau, Apotheke.
Altenburg i. S., Apotheken.
Arnsburg, Apotheken.
Schmölln, Apotheken.
Hofle, Hofapotheke am Markt.
Eilenach, Apotheken.
Basel i. Schw., Elisabethstr. 18, Greifengasse 34 u. Barfüßerapotheke. (à 1 Fr.)

Richters Anker-Pain-Expeller

ist und bleibt das beste Mittel

gegen **Gicht, Rheumatismus, Gliederreißen, Nervenschmerzen u. s. w.** — Beweis: In vielen tausend Familien wird der Anker-Pain-Expeller seit **mehr als zwanzig Jahren** stets vorrätig gehalten, weil derselbe gleichzeitig das zuverlässigste Hausmittel bei Erkältungen ist. Die meisten Kranken, welche von einem marktschreierisch angekündigten neuen Mittel besseren Erfolg erwarteten, greifen wieder auf den altbewährten Anker-Pain-Expeller zurück, indem sie überzeugt aussprechen:

Es geht doch nichts übern Pain-Expeller!

Der außerordentlich billige Preis von 50 Pfg. und 1 Mk. die Flasche ermöglicht einem jeden die Anschaffung dieses vortrefflichen Hausmittels, welches in den meisten Apotheken vorrätig ist. **Wertloser Nachahmungen wegen** wolle man jedoch beim Einkauf recht vorsichtig sein und nur solche Flaschen annehmen, die mit der Fabrikmarke „Anker" versehen sind. Wer Näheres über die **selbst bei veralteten Leiden** erzielten günstigen Heilerfolge zu erfahren wünscht, der verlange mit Postkarte von der unterzeichneten Firma das Buch „Der Krankenfreund"; die Zusendung erfolgt kostenlos.

F. Ad. Richter & Cie.

Rudolstadt, Thüringen; **Nürnberg**; **Wien**, I. Rabensteig 4; **Olten**, Schweiz; **Rotterdam**; **London E. C.**; **New-York**.

Richters Anker-Steinbaukasten

sind das auf die Dauer **billigste Geschenk** deshalb, weil sie **viele Jahre halten**, stets vervollständigt und durch Ergänzungskasten vergrößert werden können. Dies ist bei keinem der **nachgeahmten** Steinbaukasten der Fall. Dieselben sind niemals ohne jeden künstlerischen Wert und mithin nur **gewöhnliches Spielzeug**. Darum sei man **beim Einkauf vorsichtig** und verlange in den Geschäften stets ausdrücklich: **„Richters Anker-Steinbaukasten"**. Man lasse sich unter keinerlei Vorwand eine Nachahmung aufschwatzen, sondern weise jeden Kasten **ohne** die Fabrikmarke „Anker" als **unecht** zurück, denn nicht auf die **Größe**, sondern auf den **inneren Wert** der Steinbaukasten kommt es an. Die **echten** Anker-Steinbaukasten sind zum Preise von 1 Mk. bis 10 Mk. und höher vorrätig in allen feineren Spielwaren-Geschäften der Welt. In Amerika und England verlange man: Richter's Anchor Boxes.

F. Ad. Richter & Cie.

Rudolstadt, Nürnberg, Wien, Olten, Rotterdam, London E. C., New-York, Sidney.

Bei Georg Reichardt Verlag in Leipzig erschien:

Zwanzig Anschauungsbilder

für den ersten Unterricht

in der biblischen Geschichte

nach den unterrichtlichen Angaben

von

Ludwig Wangemann.

Dritte Auflage.

In Mappe: koloriert 16 Mk.; unkoloriert 12 Mk.
Aufgezogen: „ 28 Mk.; „ 24 Mk.

Format: 56 zu 70 Ctm.

Abnehmer der ganzen Sammlung von 20 Blatt erhalten den Text (9 Bogen gr. 8°), eine **„Anweisung zur Benutzung der biblischen Anschauungsbilder"** aus der Feder des Schulrat **Wangemann** in Meißen **gratis.** (Ladenpreis 1 M. 60 Pf.)

Von vielen höchsten Schulbehörden warm empfohlen.

Illustrierte Prospekte gratis und franko.

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1853.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Achter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Sie faßte nun den Vater fest um den Leib und zog ihn mehr als er ging. (Seite 65.)

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1892.

Begründet

von

W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Siebenundvierzigſter Jahrgang.

Mit einem Titelbild und vielen Illuſtrationen von C. Herrlarth u. a.

Altenburg.
Verlag von Stephan Geibel.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Kalender für 1892.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.) 1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinstube von Anno 1890. (Mit Vignette.) 15
3. Im Schachtelhäuschen. Eine Geschichte von F. v. Ell . . . . (Mit 11 Abbildungen.) 19
4. Altes Gold 96
5. Rätsel. (Mit Vignette.) 99
6. Ein zweites 100
7. Anekdote 101
8. Eine andere 102
9. Muß oder Darf? (Eine Geschichte zu Ehren des ehrsamen Handwerkerstandes.) Mit 3 Abbildungen . . . 103
10. Altes Gold. (Mit Vignette.) 140
11. Rätsel 142
12. Ein zweites 143
13. Und noch eins 143
14. Anekdote 143
15. Noch eine 144
16. Kathrin vom Tannhof. (Erzählung aus dem Leben von B. Dahnow.) Mit 2 Abbildungen 144
17. Rätsel 181
18. Ein anderes 181
19. Anekdote 181
20. Altes Gold 182

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)
3-598-52099-9
FN. 09447/044

Kalender
für das Jahr 1892.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1892ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen, und beginnt am Freitag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1891 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Mittwoch, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1892 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1893 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten „byzantinischen Ära". Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7400stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1891sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5652stes Jahr mit dem 3. Oktober 1891. Es ist ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen. Am 22. September 1892 beginnt ihr 5653stes Jahr, welches ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen ist und mit dem 10. September 1893 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. das **Purimfest** am 13. März; 2. das **Passahfest**, welches am 12. April beginnt und am 19. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert; 3. das **Wochenfest** am 1. und 2. Juni; 4. das **Neujahrsfest** am 22. und 23. September; 5. das **Versöhnungsfest** am 1. Oktober; 6. das **Laubhütten-**

Oceans, in Australien, Asien, Europa und fast ganz Afrika mit Ausnahme des westlichen Teils Nordafrikas sichtbar sein. In unsern Gegenden geht der Mond erst nach Beginn der Finsternis auf. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt sie um 4,24 und endet um 5,54 Uhr.

Von den Jahreszeiten 1892.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März, morgens 4 Uhr.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 20. Juni mitternachts 12 Uhr.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wiederum den Äquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleichmacht, nämlich am 22. September nachmittags 3 Uhr.

Der **Winter** fällt ein mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittage den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember vormittags 9 Uhr.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.
1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.
9. März 1888: Tod Kaiser Wilhelms I.
18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.
15. Juni 1888: Tod Kaiser Friedrichs III.
18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.
3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.
18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.
2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)
18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

fest, am 6. Oktober beginnend und am 13. Oktober schließend: 7. das **Fest der Gesetzesfreude**, welches sogleich am 14. Oktober dem vorigen folgt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mahammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 7. August 1891 ihr 1308stes und am 26. Juli 1892 ihr 1310tes Jahr, beide sind Gemeinjahre von je 354 Tagen.

Das Jahr 1892 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1891ste
„ Christi Tode	„	1859 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1822 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	192 „
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	512te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	452ste
„ der Entdeckung Amerikas	„	400 „
„ Erfindung der Dampfmaschine	„	194 „
„ Erhebung des Königsreichs Preußen	„	191 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Kaiserreichs	„	21te
„ Kaiser Wilhelms II. Geburt	„	33ste
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	4te

Von den Finsternissen des Jahres 1892.

Im Jahre 1892 finden 2 **Sonnen-** und 2 **Mondfinsternisse** statt, von denen in unsern Gegenden die beiden letzteren sichtbar sein werden.

Die **erste Sonnenfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den Abendstunden des 26. April. Sie überstreicht den südöstlichen Teil des großen Oceans und kann als partielle Finsternis auf fast ganz Neu-Seeland und teilweise an der Westküste Südamerikas gesehen werden.

Die **erste Mondfinsternis** ist eine partielle und findet statt in der Nacht vom 11. zum 12. Mai. Sie wird im westlichen Australien, in der westlichen Hälfte Asiens, im indischen Ocean, in Europa, Afrika und Südamerika, sowie auf dem atlantischen Ocean zu sehen sein. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt sie um 9,43 und endet um 1,10 Uhr.

Die **zweite Sonnenfinsternis** erfolgt in den späten Nachmittags- und den Abendstunden des 29. Oktober und ist eine partielle. Ihre Sichtbarkeit erstreckt sich über den größten Teil Nord- und Mittel-Amerikas, mit Ausnahme der südwestlichen Küstengebiete, über den westlichen Teil der Nordküste Südamerikas und die nördliche Hälfte des atlantischen Oceans. Sie beginnt im nordwestlichen Britisch Amerika um 5,9 Uhr nachmittags mittlerer Berliner Zeit und endet um 9,51 Uhr abends im atlantischen Ocean, etwa 10 Grad nördlich von Cayenne.

Die **zweite Mondfinsternis** ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 4. November. Sie ist eine totale und hat eine Dauer von etwa 3¼ Stunden. Sie wird im größten Teil des großen

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

h. 1, 14: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Wochen-tage Datum.	Februar 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
ont.	1	Ignatius	7,45	4,44			8,30 a.	
en.	2	**Mariä Rein.** (Lichtmeß)	7,43	4,45			9,56	
itt.	3	Blasius	7,42	4,47	bei Tage		11,22	
nn.	4	Veronika	7,40	4,49			—	
eit.	5	Agathe	7,38	4,51			12,46	**) 11 Uhr n.**
nst.	6	Dorothea	7,36	4,53			2,11	erstes Viertel
Woche: Vom Unkraut unter dem Weizen: Matth. 13, 24—30. — Epistel: Kolosf. 3, 12—17.								
nnt.	7	**5. nach Epiph.** (Rembertus)	Ottfried, G. Wagner	7,35	4,55		3,34	
ont.	8	Anschar	Maria Andreä	7,33	4,57	bei Tage	4,50	
en.	9	Apollonia	Joh. Hooper	7,31	4,59		5,58	
itt.	10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,29	5,1		6,45	
nn.	11	Desiderius	Ph. v. Mornay	7,27	5,3		7,21	
eit.	12	Eulalia	Märt. d. Heil. Bücher	7,25	5,5		7,47	☽ 9 Uhr n.
nst.	13	Gisilebert	Chr. Fr. Schwartz	7,23	5,6	5,46a.		Vollmond
Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—10, 5.								
nnt.	14	**Septuages.** (Valentin)	Bruno v. Querfurt	7,21	5,8	6,59		
ont.	15	Faustin	Hugo v. St. Victor	7,19	5,10	8,8	bei Tage	
en.	16	Juliane	Didymus	7,17	5,12	9,18		
itt.	17	Benignus	Patr. Hamilton	7,15	5,14	10,27		
nn.	18	Simeon	Simeon, B. v. Jeruf.	7,13	5,16	11,37		
eit.	19	Leontius	Mesrob	7,11	5,18	—		
nst.	20	Eucherius	Kasp. Neumann.	7,9	5,20	12,48 m.		
Woche: Vom viererlei Acker: Lucä 8, 4—15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19—12, 9.								
nnt.	21	**Sexages.** (Felix P.)	Jesajas	7,7	5,22	2,1		**☾ 1 Uhr morgens**
ont.	22	Petri Stuhlf.	Meinrad v. Zollern	7,5	5,24	3,14	bei Tage	letztes Viertel
en.	23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	7,3	5,25	4,23		
itt.	24	**Schalttag**	Schalttag	7,1	5,27	5,23		
nn.	25	**(Matthias Ap.)**	Matthias Ap.	6,59	5,29	6,10		
eit.	26	Nestor	Berthold Haller	6,56	5,31	6,41		
nst.	27	Justus	Ruderikus	6,54	5,32	7,10		
Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Lucä 18, 31—43. — Epistel: 1 Korinth. 13, 1—13.								
nnt.	28	**Estomihi** (Romanus)	M. Butzer, J. Herm.	6,52	5,33	b. T.	6,0	**● 5 Uhr morgens**
ont.	29	Hektor	Joh. de Monte Corv.	6,50	5,35		7,50	Neumond

2. Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Sie
„Der Herr kennet die Seinen" — und „Es trete ab von der Ungerech
keit, wer den Namen Christi nennet."

Wochentage u. Datum.	Januar 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luck 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Freit. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,13	3,54	9,44	5,7	
Smst. 2	Odilo	Abel, Seth.	8,13	3,55	10,19	6,30	
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13—15. — Epistel: Tit. 3, 4—8.							
Sonnt. 3	**nach Neujahr** (Genovefa)	Henoch	8,12	3,56	10,48	7,56	
Mont. 4	Titus	Zacharias u. Elisab.	8,13	3,58	11,6	9,22	
Dien. 5	Eduard	Simeon u. Hannah	8,13	3,59	11,22	10,47	
Mitt. 6	(Heil. 3 Könige)	Epiphanias	8,12	4,0	11,36	—	
Donn. 7	Reinold	Widukind	8,12	4,1	11,51	12,11	☽ 2 N.
Freit. 8	Gudula	Severinus	8,11	4,3	12,7	morg.	erstes Vie
Smst. 9	Julian	Katharina Zell	8,11	4,4	12,26	2,58	
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luck 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1							
Sonnt. 10	**1. nach Epiph.** (Paul. Einsiedl.)	Paul v. Theben, Eins.	8,10	4,6	12,52	4,23	
Mont. 11	Hygin	Ernst der Bekenner	8,10	4,7	1,25	5,45	
Dien. 12	Ernst	Joh. Chastellain	8,9	4,9	2,10	6,59	
Mitt. 13	Hilarius	Hilarius B. v. Poitiers	8,8	4,10	3,9	8,0	
Donn. 14	Felix	Felix v. Nola.	8,7	4,12	4,19		☾ 4 N.
Freit. 15	Maurus	Johann v. Laski	8,7	4,13	5,34		morgen
Smst. 16	Marcellus	Georg Spalatin	8,6	4,15	6,49		Vollmo
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 17	**2. nach Epiph.** (Antonius)	Antonius	8,5	4,16	8,3		
Mont. 18	Priska	Math. Claudius	8,4	4,18	9,13	bei Tage	
	Krönungstag						
Dien. 19	Marius	Babylas, Elis. v. Dän.	8,3	4,20	10,22		
Mitt. 20	Fabian, Seb.	Fabian	8,1	4,22	11,31		
Donn. 21	Agnes	Agnes	8,0	4,23	—		
Freit. 22	Vincentius	Vincent v. Sarag.	7,59	4,25	12,40		☾ 5 N.
Smst. 23	Max. Verm.	Hans Sachs	7,58	4,27	m.		letztes Vie
5. Woche: Von dem Aussätzigen u. Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17							
Sonnt. 24	**3. nach Epiph.** (Timotheus)	Timotheus	7,57	4,29	3,5		
Mont. 25	(Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,55	4,31	4,20	bei Tage	
Dien. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,54	4,32	5,32		
Mitt. 27	Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,52	4,34	6,39		
	Kaisers Geburtstag						
Donn. 28	Karl d. Gr.	Karl der Große	7,51	4,36	7,35		
Freit. 29	Franz v. Sales	Samuel u. Hannah	7,50	4,38	8,16		● 6 N.
Smst. 30	Adelgunde	Bathilde	7,48	4,40	6,7	5,11 a.	Neumon
6. Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23—27. — Epistel: Röm. 13, 8—10.							
Sonnt. 31	**4. nach Epiph.** (Ludovika)	J. M. Mayfart	7,46	4,42	6,7	7,13	

Römer 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochentage Datum.	April 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit. 1	Hugo	Fritigil	5,38	6,32	bei Tage	—	
Smst. 2	Fr. v. Paula	Theodosia	5,35	6,33		12,27 m.	
5. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt. 3	5. Judica (Richard)	Gerh. Tersteegen	5,33	6,35		1,43	
Mont. 4	Isidorus	Ambrosius v. Mail.	5,31	6,37		2,48	☽ 7 Uhr vormitt. erstes Viert.
Dien. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,28	6,39		3,27	
Mitt. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,26	6,40		3,59	
Donn. 7	Hermann	Claus Peterson	5,24	6,42		4,21	
Freit. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,21	6,44		4,38	
Smst. 9	Max. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,19	6,45		4,52	
6. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.							
Sonnt. 10	6. Palmarum (Ezechiel)	Daniel	5,17	6,47		5,4	
Mont. 11	Leo d. Große	Ezechiel, Leo d. Gr.	5,14	6,49		5,18	
Dien. 12	Julius	Sabas, Gothe	5,12	6,51	7,13m.	5,26	☉ 7 U. v. Vollmond
Mitt. 13	Mar. v. C.	Justinus d. Märt.	5,10	6,52	8,24	5,38	
Donn. 14	Gründonnerst. (Tiburtius)	G. Fr. Händel	5,8	6,54	9,37		
Freit. 15	Karfreitag (Olympiades)	Simon Dach	5,5	6,56	10,51		
Smst. 16	Drogo	G. C. Riemer	5,3	6,58	—		
7. Woche: Von Christi Auferstehung: Matth 16, 1—8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6—8.							
Sonnt. 17	Heil. Osterfest (Rudolf)	Mappalicus	5,1	6,59	12,1		
Mont. 18	Ostermontag (Eleutherius)	Luther in Worms	4,59	7,1	1,7		
Dien. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	4,57	7,3	2,1		
Mitt. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	4,55	7,4	2,42		☾ 7 U. v. letztes Viertel
Donn. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,52	7,6	3,12	bei Tage	
Freit. 22	Soter, Cajus	Origenes	4,50	7,8	3,25		
Smst. 23	Georg	Adalbert v. Prag	4,48	7,10	4,10		
8. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.							
Sonnt. 24	1. Quasimodog. (Albert)	Wilfried	4,46	7,11	4,26		
Mont. 25	Markus, Ev.	Markus Ev.	4,44	7,13	4,40		● 11 Uhr abends Neumond
Dien. 26	Ferdinand	Bal. Trotzendorf	4,42	7,15	4,58		
Mitt. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,40	5,17	5,20	8,25m.	
Donn. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,38	7,18		9,58	
Freit. 29	Petrus M.	Fr. Wlh. d. Gr. v. Br.	4,36	7,20		11,22	
Smst. 30	Kath. v. Siena	Petrus Waldus	4,34	7,22		—	

Klagel. Jerem. 3, 22. 23: Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar a
sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morg
nen, und seine Treue ist groß.

Wochen-tage u. Datum.	Mai 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mond-phasen u.
19. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt.	1	2. Miser. Dom. (Phil., Jakobus)	Philippus, Jakobus	4,32	7,23		12,32 morg.	
Mont.	2	Athanasius	Athanasius	4,30	7,25	bei Tage	1,28	
Dien.	3	Kreuz Erf.	Monika	4,28	7,27		2,1	☽ 8 Uhr abends erstes Viert
Mitt.	4	Monika	Florian	4,26	7,29		2,27	
Donn.	5	Pius V.	Fr. d. Weise v. Sachs.	4,24	7,30		2,46	
Freit.	6	Joh. v. d. Pfort.	Joh. v. Damaskus	4,22	7,32		3,1	
Sonst.	7	Gottfried	Otto d. Große	4,20	7,34		3,13	
20. Woche: Jesus spricht: Über ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16–28. — Epistel: 1 Petri 2, 11–3							
Sonnt.	8	3. Jubilate (Stanislaus)	Stanislaus	4,18	7,35		3,24	
Mont.	9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,17	7,37	bei Tage	3,35	Sichtbare
Dien.	10	Gordian	Johann Heuglin	4,15	7,38		3,47	Mondfinst.
Mitt.	11	Beatrix	Johann Arndt	4,13	7,40		4,0	☽ 12 Uhr mittern. Vollmond
Donn.	12	Pflug Pankratius	Meletius der Große	4,12	7,42	8,390.	4,16	
Freit.	13	Servatius	N. 2. Gr. v. Zinsenb.	4,10	7,43	9,52	bei	
Sonst.	14	Christian	Pachomius	4,8	7,45	11,0	d.	
21. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jakobi 1, 17–21							
Sonnt.	15	4. Cantate (Sophie)	Moses	4,7	7,47	11,58		
Mont.	16	Joh. v. Nepom.	5 Stud. v. Lausanne	4,5	7,48	—		
Dien.	17	Jodokus	Valerius Herberger	4,4	7,50	12,44		
Mitt.	18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,2	7,51	1,16		
Donn.	19	Potentiana	Alkuin	4,1	7,53	1,41	bei Tage	
Freit.	20	Basilla	Gottfried Arnold	4,0	7,54	2,0		☾ 4 Uhr nachmitt. letztes Viert
Sonst.	21	Konstantin	Konstantin u. Helena	3,58	7,56	2,18		
22. Woche: Von der rechten Betekunft: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jakobi 1, 22–27.								
Sonnt.	22	5. Rogate (Julian)	Aug. Cazalla	3,57	7,57	2,39		
Mont.	23	Desiderius	Hieron. Savonarola	3,55	7,58	2, 6	bei Tage	
Dien.	24	Johann	Lanfrank	3,54	8,0	3,0		
Mitt.	25	Urbanus	Auguft. v. Canterburh	3,53	8,1	3,20		
Donn.	26	Himmelf. Chr. (Philipp Neri)	Beda d. Ehrwürdige	3,52	8,3	3,46	8,52	● 7 Uhr v. Neumond
Freit.	27	Luciana	Joh. Calvin	3,50	8,4	4,22	10,11	
Sonst.	28	Maximus	Joh. Eliot	3,49	8,5	b. T.	11,14	
23. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11								
Sonnt.	29	6. Exaudi (Felix)	Flavia Domitilla	3,48	8,6		11,59	
Mont.	30	Petronella	Hieronymus v. Prag	3,47	8,8	d. T.	—	
Dien.	31	Wilhelm	Joachim Neander	3,47	8,9		12,29 m.	

Lucä 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!

Wochentage u. Datum	Juni 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Mitt. 1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,46	8,10			12,51	
Donn. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,46	8,11			morg.	☽ 4 Uhr vormitt.
Freit. 3	Klotildis	Gottschalk	3,44	8,12			1,20	
Smst. 4	Florian	Quirinus	3,43	8,13			1,33	erstes Viertel
4. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23–31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1–13.								
Sonnt. 5	Heil. Pfingstf. (Bonifacius)	Bonifacius	3,42	8,14			1,44	
Mont. 6	Pfingstmontag (Norbert)	Norbert	3,42	8,15			1,54	
Dien. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,41	8,16			2,7	
Mitt. 8	Quatember (Medardus)	A. H. Francke	3,41	8,17	bei Tage		2,22	
Donn. 9	Felic u. Prim.	Kolumban	3,40	8,18			2,42	
Freit. 10	Mauritius	Barbarossa, Friedr. I.	3,40	8,19		8,50a	3,8	☉ 2 Uhr n.
Smst. 11	Barnabas	Barnabas	3,39	8,19		9,53	b. T.	Vollmond
5. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1–15. — Epistel: Röm. 11, 33–36.								
Sonnt. 12	Trinitatis (Basilides)	Renata v. Ferrara	3,39	8,20		10,43		
Mont. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,39	8,21		11,19		
Dien. 14	Basilius	Basilius der Große	3,39	8,21		11,45		
Mitt. 15	Vitus	K. H. v. Bogatzky	3,39	8,22		—		
Donn. 16	Fronleichnam (Benno)	Joh. Tauler	3,38	8,22		12,6		
Freit. 17	Adolf	Dioskorus	3,38	8,23	bei Tage	12,28	bei Tage	☾ 10 Uhr a.
Smst. 18	Marc u. Marc.	Luise Henr. v. Brand.	3,38	8,23		12,37		letztes Viertel
6. Woche: Vom reichen Manne: Lucä 16, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16–21.								
Sonnt. 19	1. n. Trinit. (Gerv., Protas.)	Paphnut., Ec. v. Nic.	3,38	8,23		12,50		
Mont. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,38	8,24		1,6		
Dien. 21	Albanus	Joh. Marteilhe	3,39	8,24		1,23		
Mitt. 22	Albinus	Raymund Lullus	3,39	8,24		1,45		Somm. Anf.
Donn. 23	Waltram	David Chyträus	3,39	8,24		2,15		
Freit. 24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,39	8,24		2,57	8,47a	● 3 Uhr n.
Smst. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Uberg.	3,40	8,24		3,56	9,51	Neumond
7. Woche: Vom großen Abendmahle: Lucä 14, 16–24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13–18.								
Sonnt. 26	2. n. Trinit. (Pelagius)	Jeremias	3,40	8,24			10,28	
Mont. 27	7 Schläfer	Joh. Val. Andreä	3,41	8,24			10,53	
Dien. 28	Irenäus	Irenäus	3,41	8,24			11,12	
Mitt. 29	Peter, Paul	Peter und Paul	3,42	8,24			11,27	
Donn. 30	Pauli Ged.	Aquilla u. Priscilla	3,42	8,24			11,38	

Psalm 104, 13. 14: Du feuchtest die Berge von oben her; du machest das Land voll Früchte: die du schaffest, du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest.

Wochentage u. Datum	Juli 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
Freit. 1	Rumold	H. Voes u. J. Eich	3,43	8,24		11,50	erstes Viertel
Smst. 2	**Mariä Heims.**	Mar. Heimsuchung	3,44	8,23		—	☽ 3 Uhr n.
28. Woche: Vom verlorenen Schafe: Lucä 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 3	**3. n. Trinit.** (Hyacinth)	Cornelius	3,44	8,23	bei Tage	12,2	
Mont. 4	Ulrich	Ulrich, B. v. Augsb.	3,45	8,23		12,13	
Dien. 5	Anselm	Nonio Paleario	3,46	8,22		12,28	
Mitt. 6	Jesajas	Johann Huß	3,47	8,21		12,46	
Donn. 7	Wilibald	Wilibald	3,48	8,21		1,9	
Freit. 8	Kilian	Kilian	3,49	8,20		1,42	
Smst. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	3,50	8,19	8,37o.	2,28	
29. Woche: Vom Splitter im Auge: Lucä 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt. 10	**4. n. Trinit.** (7 Brüder)	Wilhelm v. Oranien	3,51	8,19	9,19	3,30	♉ 3 Uhr morgens
						4,45	Vollmond
Mont. 11	Pius	Placidus	3,52	8,18	9,40		
Dien. 12	Nabor	Heinrich II.	3,53	8,17	10,11		
Mitt. 13	Margareta	Eugenius	3,54	8,16	10,28		
Donn. 14	Buonavent.	Buonaventura	3,56	8,15	10,44		
Freit. 15	(Apost. Teil.)	Grob. v. Jeruf. 1099	3,57	8,14	10,58	bei Tage	
Smst. 16	Skapulierfest	Answer.	3,59	8,13	11,13		
30. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Lucä 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt. 17	**5. n. Trinit.** (Alexius)	Sper. u. d. heil. Märt.	4,0	8,12	11,28		♌ 3 Uhr morgens
Mont. 18	Arnold	Joh. Fr. Starck	4,1	8,11	11,47		Letztes Viertel
Dien. 19	Vinc. v. Paula	Pamphilus v. Cäsar.	4,3	8,10	—		
Mitt. 20	Elias	Elias	4,4	8,8	12,12		
Donn. 21	Daniel	Eberhard im Bart	4,6	8,7	morg.	bei Tage	
Freit. 22	Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,7	8,6	1,41		Neumond
Smst. 23	Apollinaris	Sam. Tombrowsky	4,8	8,5	2,46	8,24o.	● 12 Uhr m.
31. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonnt. 24	**6. n. Trinit.** (Christine)	Joh. Geccard	4,10	8,3	4,1	8,54	
Mont. 25	Jakobus	Jakobus d. Ältere	4,11	8,2	5,23	9,10	
Dien. 26	Anna	Thomas v. Kempen	4,12	8,0		9,32	
Mitt. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,14	7,59		9,45	
Donn. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,16	7,57	bei Tage	9,57	
Freit. 29	Martha	Claus d. Heilige	4,17	7,56		10,8	
Smst. 30	Abdon	Wilh. Wilberforce	4,18	7,54		10,19	
32. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 31	**7. n. Trinit.** (Ign. v. Loyola)	Joh. Kasp. Schade	4,19	7,52	b. T.	10,32	☽ 9 Uhr a. erstes Viertel

Psalm 67, 7. 8: Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott! Es segne uns Gott und alle Welt fürchte ihn!

Wochentage u. Datum.	August 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond-	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Mont. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer M.	4,20	7,51			10,48	
Dien. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,22	7,49			11,8	
Mitt. 3	Stephan Erf.	Nicodemus	4,24	7,47	bei Tage		11,37	
Donn. 4	Dominikus	Wilhelm Thorp	4,26	7,45			—	
Freit. 5	Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,27	7,44			12,17	
Smst. 6	Beckl. Christi	Verklärung Christi	4,28	7,42			morg.	
13. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.								
Sonnt. 7	8. n. Trinit. (Gottschalk)	Nonna	4,30	7,40		7,42 a.	2,23	
Mont. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,32	7,38		8,15	3,45	☽ 1 Uhr nachmitt.
Dien. 9	Romanus	Clemens v. Alex.	4,33	7,36		8,34	5,12	Vollmond
Mitt. 10	Laurentius	Laurentius	4,35	7,34		8,50		
Donn. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,36	7,32		9,5	bei	
Freit. 12	Klara	Anselm v. Havelberg	4,38	7,30		9,19		
Smst. 13	Hippolyt	Paul Speratus	4,40	7,28		9,34	Nacht	
14. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.								
Sonnt. 14	9. n. Trinit. (Eusebius)	Leonhard Käser	4,41	7,26		9,53		
Mont. 15	Mar. Himmelf.	Johann d. Beständige	4,43	7,24		10,16		☾ 8 Uhr vormittags letztes Viertel
Dien. 16	Rochus	Isaak	4,45	7,22		10,48		
Mitt. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,46	7,20		11,35		
Donn. 18	Helena	Jovinianus	4,48	7,18		—	bei Tage	
Freit. 19	Sebald	Gerh. Groot	4,50	7,16		12,33		
Smst. 20	Bernhard	Bernhard v. Clairv.	4,52	7,14		1,45		
15. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41—49. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.								
Sonnt. 21	10. n. Trinit. (Anastasius)	Mission d. Br.-Unit.	4,53	7,12		3,4	7,20 a.	
Mont. 22	Timotheus	Symphorianus	4,56	7,10		4,24	7,37	● 12 Uhr mittags Neumond
Dien. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	4,57	7,7		5,41	7,51	
Mitt. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	4,58	7,5			8,3	
Donn. 25	Ludwig	Ludw. d. Heil. v. Frkr.	5,0	7,3		bei	8,14	
Freit. 26	Samuel	Ulfilas	5,2	7,1			8,25	
Smst. 27	Jos. Calas	Hugo Grotius	5,3	6,59		Nacht	8,37	
16. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.								
Sonnt. 28	11. n. Trinit. (Augustinus)	Augustinus	5,5	6,56			8,52	
Mont. 29	Joh. Enthaupt.	Zacchäus	5,7	6,54			9,10	
Dien. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,8	6,52			9,31	☽ 2 U. n. erstes Viertel
Mitt. 31	Paulinus	Aedan	5,10	6,50			10,5	

2. Korinth. 9, 10. 11: Der aber Samen reichet dem Säemann, der wird [s]
auch das Brot reichen zur Speise und wird vermehren euren Samen
und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit, daß ihr reich sei[d]
in allen Dingen.

Wochentage u. Datum.	September 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Donn. 1	Egidius	Marie, Martha, Laz.	5,12	7,47		10,50	
Freit. 2	Raphael	Tabea u. Lydia	5,13	6,45	bei Tage	12,0	
		Nationalfest					
Smst. 3	Manuetus	Hildegard	5,15	6,43		—	
37. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.							
Sonnt. 4	**12. n. Trinit.** (Rosalia)	Ida v. Herzfeld	5,17	6,40		1,17	
Mont. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,18	6,38	6,37a.	2,42	
Dien. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,20	6,36	6,54	4,10	☽ 10 Uhr abends Vollmond
Mitt. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,22	6,33	7,9	5,39	
Donn. 8	**Mariä Geburt**	Cordinian	5,23	6,31	7,24	bei Tage	
Freit. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,25	6,29	7,40		
Smst. 10	Nikolaus v. T.	Heinrich Müller	5,27	6,26	7,57		
38. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luc. 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
Sonnt. 11	**13. n. Trinit.** (Protus)	Johann Brenz	5,28	6,24	8,19		
Mont. 12	Winand	Philippine Graveron	5,30	6,22	8,48		
Dien. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,32	6,19	9,29		☾ 2 Uhr nachmittags letztes Viertel
Mitt. 14	**Kreuz. Erhöh.**	Cyprianus	5,33	6,17	10,26		
Donn. 15	Ludmilla	Dante Alighieri	5,35	6,15	11,34		
Freit. 16	Corn. u. Cypr.	Euphemia	5,37	6,12	—		
Smst. 17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10	12,50		
39. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
Sonnt. 18	**14. n. Trinit.** (Richard)	Titus	5,40	6,8	2,3	bei Nacht	
Mont. 19	Nikeia	A. G. Spangenberg	5,42	6,5	3,26		
Dien. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	4,40	6,11a.	Neumond
Mitt. 21	**Matth.**	Matthäus, Ap.	5,45	6,0	5,51	6,22	● 2 Uhr m.
Donn. 22	Moritz	Maurit. u. d. theb. Leg.	5,47	5,58		6,33	Herbst Anf.
Freit. 23	Thekla	Joachim v. Floris	5,48	5,56	bei Tage	6,44	
Smst. 24	Joh. Empf	Arqula v. Grumbach	5,50	5,53		6,57	
40. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 25	**15. n. Trinit.** (Kleophas)	Paul Rabaut Augsb. Religionsfr.	5,52	5,51		7,13	
Mont. 26	Cosm. u. Dam.	Lioba	5,54	5,48	bei Tage	7,34	
Dien. 27	Cyprianus	Joh. Jak. Moser	5,55	5,46		8,4	
Mitt. 28	Wenzeslaus	P. Flusteden u. A. Cl.	5,57	5,44		8,44	
Donn. 29	**Michaelis**	Michaelis	5,59	5,41		9,40	☽ 7 U. v.
Freit. 30	Hieronymus	Hieronymus	6,0	5,39		10,50	erstes Viertel

Psalm 50, 14: Opfre Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Wochentage u. Datum.	Oktober 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1		Remigius	6,2	5,37		—	
41. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.							
Sonnt. 2	16. n. Trinit. (Liebegar)	Christ. Schmid	6,4	5,34		12,10 morg.	
		Erntedankfest			bei Tage		
Mont. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,5	5,32		1,37	
Dien. 4	Franz	J. Wessel, J. Reuchlin	6,7	5,30		3,4	
Mitt. 5	Placidus	Chr. Fr. Richter	6,8	5,27		4,23	
Donn. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,9	5,25	5,43a.	6,3	☽ 7 Uhr vormittags
Freit. 7	Sergius	Phöbe u. E. Frey	6,12	5,24	6,0	7,34	Vollmond
Smst. 8	Brigitta	David Zeisberger	6,13	5,20	6 20	—	
42. Woche: Vom Wasserstüchtigen: Luc. 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.							
Sonnt. 9	17. n. Trinit. (Dionysius)	Robert Grosthead	6,15	5,18	6,47		
Mont. 10	Gereon	Justus Jonas	6,17	5,16	7,24	bei Tage	
Dien. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,18	5,14	8,15		
Mitt. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,20	5,11	9,22		☾ 11 Uhr abends
Donn. 13	Tilmann	Theodor Beza	6,22	5,9	10,38		letztes Viertel
Freit. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,24	5,7	11,57		
Smst. 15	Thereia	Hedwig	6,26	5,5	—		
43. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: Cor. 1, 4–9.							
Sonnt. 16	18. n. Trinit. (Gallus)	Gallus	6,27	5,3	1,15 morg.	bei Tage	
Mont. 17	Florentin	Aretas	6,29	5,0	2,29		
Dien. 18	Lukas, Ev.	Lukas, Ev.	6,31	4,58	3,41		
Mitt. 19	Ferdinand	Bruno v. Köln	6,33	4,56	4,51		
Donn. 20	Wendelin	Franz Lambert	6,35	4,54	6,2	4,53	● 7 Uhr abends
Freit. 21	Ursula	Phil. Nikolai	6,37	4,52	7,11	5,4 a.	Neumond
Smst. 22	Cordula	Lukas Kranach	6,39	4,51	b. T.	5,19	
		Kaiserin Geburtstag					
44. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.							
Sonnt. 23	19. n. Trinit. (Severin)	Heinrich Martyn	6,41	4,47		5,38	
Mont. 24	Evergistus	Westfäl. Fr. 1648.	6,43	4,45		6,4	
Dien. 25	Raphael	Johann Heß	6,45	4,43		6,40	
Mitt. 26	Amandus	Friedr III. v. d. Pfalz	6,46	4,41	bei Tage	7,20	
Donn. 27	Sabina	Frumentius	6,48	4,39		8,33	
Freit. 28	Simon, Juda	Simon u. Jud., App.	6,50	4,37		9,48	☽ 10 U. a.
Smst. 29	Narcissus	Alfred v. England	6,52	4,35		11,9	erstes Viertel
45. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.							
Sonnt. 30	20. n. Trinit. (Theonst)	Jakob Sturm	6,54	4,33	b. T.		
Mont. 31	Wolfgang	Luthers Thesen 1517.	6,56	4,31		morg.	

Hiob, 14, 1 u. 2: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume, und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht.

Wochentage u. Datum.	November 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
Dien. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,58	4,29		1,50	
Mitt. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,59	4,27	bei	morg.	
Donn. 3	Hubertus	Pirmin	7,1	4,25	d.	4,58	Vollmond
Freit. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	7,2	4,24		6,20	☽ 5 Uhr a
Smst. 5	Zacharias	Hans Egede	7,3	4,22	4,45	8,3	S. Mondt
46. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
Sonnt. 6	21. n. Trinit. (Leonhard)	Gust. Ad. v. Schw.	7,7	4,20	5,15		
		Reformationsfest					
Mont. 7	Engelbert	Willibrord	7,9	4,18	6,2	bei Tage	
Dien. 8	Gottfried	Willehad	7,10	4,17	7,5		
Mitt. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,12	4,15	8,21		
Donn. 10	Martin P.	M. Luther geb. 1483	7,14	4,13	9,42		
Freit. 11	Martin B.	Martin, B. v. Tours	7,16	4,12	11,1		☾ 3 Uhr n
Smst. 12	Kunibert	Arcadius	7,18	4,10	—		letztes Viert
47. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 13	22. n. Trinit. (Stanislaus K.)	Peter Mart. Vermili	7,20	4,9	12,17 morg.	bei Tage	
Mont. 14	Levinus	Rotker	7,21	4,7	1,30		
Dien. 15	Leopold	Johann Keppler	7,23	4,6	2,41		
Mitt. 16	Edmund	Kasp. Kreuziger	7,25	4,4	3,51		
Donn. 17	Gertrud	Bernward	7,27	4,3	5,2		
Freit. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,29	4,1	6,13		Neumond
Smst. 19	Elisabeth	Elisabeth v. Thür	7,30	4,0	7,28	3,44	● 2 Uhr n
48. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.							
Sonnt. 20	23. n. Trinit. (Simplicius)	Joh. Williams	7,32	3,59		4,1 a.	
		Totenfest.					
Mont. 21	Max. Opfer.	Columbanus	7,34	3,57		4,41	
Dien. 22	Cäcilia	Joh. Oekolampadius	7,36	3,56		5,26	
Mitt. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,37	3,55		6,24	
Donn. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,39	3,54		7,35	
Freit. 25	Katharina	Katharina	7,41	3,53		8,53	
Smst. 26	Konrad	Konrad	7,42	3,52		10,14	
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14							
Sonnt. 27	1. Advent (Balthildis)	Margar. Blaarer	7,44	3,51		11,26	☽ 11 Uhr vormitt.
Mont. 28	Günther	A. Rousset, M. Desub.	7,45	3,50		—	erstes Viert
Dien. 29	Saturnin	Noah	7,47	3,49		12,59	
Mitt. 30	Andreas	Andreas Ap.	7,48	3,49		morg.	

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Christum zum Troste!	1
2.	Auflösung der Räthsel in dem Jahrgange 1852 der Sinnstube. (Mit Vignette.)	3
3.	(Mit Vignette.)	4
4.	Die sich meinen, werfen sich mit Steinen. Eine Geschichte. (Mit vierzehn Vignetten.)	9
5.	Anekdoten	33
6.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	34
7.	Altes Geld. (Mit Vignette.)	35
8.	Thue Recht und scheue Niemand!	37
9.	Der Schatz. Eine Geschichte. (Mit fünf Vignetten.)	41
10.	Remming. Ein Spiegel für Eltern und Kinder. (Mit Vignette.)	51
11.	Ehrlichkeit — ein Capital. (Mit drei Vignetten.)	54
12.	Die Klüfferather und der Jude. (Mit zwei Vignetten.)	59
13.	Altes Geld. (Mit zwei Vignetten.)	65
14.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	67
15.	Wie einmal ein langer Streit geschlichtet wurde. (Mit Vignette.)	68
16.	Wie gewonnen, so zerronnen. (Mit zwei Vignetten.)	69
17.	Undank ist der Welt Lohn. (Mit zwei Vignetten.)	75
18.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	90
19.	Altes Geld. (Mit Vignette.)	91
20.	Ein Stücklein von dem Propste zu Hirzenach. (Mit zwei Vignetten.)	92

Timoth. 1. 15: Das ist gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Wochentage Datum.	Dezember 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
onn. 1	Eligius	Eligius v. Noyon	7,50	3,48	1,7	3,51	
eit. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,52	3,47	bei	5,24	
mšt. 3	Franz Xaver	J. A. Urlsperger	7,53	3,47	Tage	6,39	

1. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.

unl. 4	**2. Advent** (Barbara)	Gerh. Terbolt	7,54	3,46		8,32	☽ 3 Uhr morgens Vollmond
ont. 5	Crispine	Crispina	7,55	3,46	4,48 a.		
ien. 6	Nikolaus	Rich. Baxter	7,57	3,45	5,56		
itt. 7	Ambrosius	Paul Odontius	7,58	3,45	7,17		
onn. 8	**Maria Empf.**	M. Rinkard, Schmolck	7,59	3,44	8,41		
eit. 9	Leocadia	Berthold	8,0	3,44	10,2		
mšt. 10	Judith	Paul Eber	8,2	3,44	11,18		

2. Woche: Von Johannis Botschaft an Christum: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—5.

unl. 11	**3. Advent** (Damasus)	Heinr. v. Zütphen	8,3	3,44	—		☾ 3 Uhr morgens letztes Viertel
ont. 12	Epimachus	Vicelin	8,4	3,44	12,30.		
ien. 13	Lucia	F. Gellert, Fr. Hiller	8,5	3,44	morg.		
itt. 14	**Quatember** (Nicasius)	Israel	8,6	3,44	2,49		
onn. 15	Eusebius	Christiana	8,7	3,44	4,0		
eit. 16	Adelheid	Adelheid	8,8	3,44	5,13		
mšt. 17	Lazarus	Georg v. Brandenb.	8,8	3,45	6,29		

3. Woche: Von Johannis' Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.

unl. 18	**4. Advent** (Wunibald)	W. L. v. Seckendorf	8,9	3,44	7,38		
ont. 19	Julius	E. Aug. Wolterstorf	8,10	3,45	8,44	3,23	● 9 U. v. Neumond
ien. 20	Nemesius	Abraham u. Sarah	8,10	3,45		4,18a.	
itt. 21	**Thomas Ap.**	Thomas Ap.	8,11	3,45	bei Tage	5,26	Wint. Anf
onn. 22	Gregor v. Sp.	Matthesius	8,12	3,46		6,42	
eit. 23	Dagobert	Sturm, Abt v. Fulda	8,12	3,46		8,3	
mšt. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	8,12	3,47		9,24	

4. Woche: Von Christi Geburt: Luc. 2, 1—14. — Epistel: Tit. 2, 11—15.

unl. 25	**Heil. Christfest**	H. Christfest	8,13	3,48		10,46	
ont. 26	**Zweiter Christt.** (Stephanus)	Stephanus	8,13	3,48	bei Tage	—	☽ 10 Uhr abends erstes Viertel
ien. 27	**(Johannes Ev.)**	Johannes, Ev.	8,13	3,49		12,5	
itt. 28	Unsch. Kindl.	Unschuldige Kindlein	8,13	3,50		morg.	
onn. 29	Thomas B.	Ch., Herzog v. Württ.	8,13	3,51		2,55	
eit. 30	David	David u. Jonathan	8,13	3,52		4,26	
mšt. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,13	3,53		5,57	

Jahresschluß

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gebreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Winterfaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferfaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben: die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet: die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen: gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt: findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dann aufeinander gelegt werden: man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Winterfalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen: die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen: die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Januar warm,
Das Gott erbarm!
Auf Dreikönigstag (6) Sonnenschein
Verheißt dem Winzer guten Wein.

Nebel im Januar
Macht ein nasses Frühjahr.
Fabian, Sebastian (20)
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Februar.

Kurzer Hornung, sagt der Bauer,
Ist gewöhnlich ein Lauer.
Lichtmeß (2) im Klee,
Ostern im Schnee.

Wenn im Hornung die Mücken schwärmen,
Muß man im März die Ohren wärmen.

Tritt Matthias (25) stürmisch ein,
So wird's bis Ostern stürmisch sein.

März.

Märienstaub ist hochgeehrt,
Das Lot wohl einen Thaler wert.
Wie die 40 Ritter (10) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 40 Tage halten.

Zu Anfang oder End'
Der März sein Gift entsend't.
Mariä Verkündigung (25) hell und klar
Verkündet auch ein fruchtbar Jahr.

April.

April
Macht was er will.
Wenn April bläst in sein Horn,
So steht es gut um Heu und Korn.

Aprilen-Blut
Thut selten gut.
Aprilen Regen
Dem Bauer gelegen.

Mai.

Maimond kühl u. Brachmond naß,
Füllen Boden und auch Faß.

Nach Pankraz (12) und Servaz (13) kommt hintendran
Urbanus (25) gar oft noch als Grobian.

Maien-Thau macht grüne Au:
Maienfröste sind böse Gäste.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Juni.

Juni feucht und warm
Macht keinen Bauer arm.
Vor Johannistag (24)
Die Gerste niemand loben mag.
Peter und Paul (29)
Machen dem Korn die Wurzel faul.

Regnet's auf St. Barnabas (11),
So schwimmen die Trauben bis zum Faß.

Juli.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitze gegangen.

Regnet's auf St. Margareth (13)
Der Regen noch vier Wochen steht.

Donnert's häufig im Julius,
So giebt es noch manchen Regenguß.

Ist es hell auf Jakobstag (25),
Viel Früchte man erwarten mag.

August.

Wenn's im August aus Norden weht,
Beständiges Wetter vor dir steht.

Der Hitz' auf St. Dominikus (4)
Ein strenger Winter folgen muß.

Hundstage heiß,
Winter lang weiß.

Mariä Himmelfahrt (15) Sonnenschein
Verkündet einen guten Wein.

September.

Wie auf Egidi (1) das Wetter sich stellt,
Den ganzen Monat es noch so hält.

Wenn die Jungfrau Maria geboren ist (8),
So säe dein Korn! 's ist die rechte Frist.

Blühn die Disteln reich und voll,
Ein schöner Herbst dir auch blühen soll.

Sind auf Michaelis (29) die Vögel noch da,
So ist der Winter noch nicht sehr nah.

Oktober.

Wenn's im Oktober wetterleuchtet,
Viel Regen noch den Acker feuchtet.

Auf St. Gallus Tag (16)
Nichts mehr draußen bleiben mag.

Kommt früh die Feldmaus in's Dorf,
So sorge für Holz und Torf.

Auf Simon und Juda (28)
Ist schon oft der Winter da.

November.

Allweiber-Sommer thut nicht lang gut,
Und steht er auch in Allerheiligen (1) Hut.

Fällt der erste Schnee in 'n Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

St. Martin (11)
Macht Feuer im Kamin.

Sind Dächse und Vögel sehr fett,
So sorg' für ein warmes Bett.

Dezember.

Vielen Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

St. Lutzen (13)
Macht den Tag stutzen.

December kalt mit Schnee,
Giebt's Korn auf jeder Höh'.

Ist's um Weihnacht mild und naß,
Bleibt leer der Speicher und auch das Faß.

Mutmaßliche Witterung

nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar

fängt kalt an: den 8. Schnee, den 9. wieder kalt bis zum 15., da es gelinde schneit: dann Regen bis zum 23. und dann gelinde bis zu Ende.

Februar

fängt trübe an: den 5. schön, darauf unlustig: am 8. fällt große Kälte ein, die bis zum 14. anhält: besonders der 10. ist ein außerordentlich kalter Tag: am 14. warm mit Regen bis zum 27., von da bis zu Ende unlustig.

März

fängt kalt an und bleibt meistenteils kalt bis zum 22., von da bis zu Ende wechselnd, bald kalt, bald trüb mit Wind und Regen.

April

hat wie der März wechselndes Wetter bis zum 14: dann wird's schön bis zum 22., hierauf Regen, rauh und Reif mit Frost bis zum 30., da es schön wird.

Mai

fängt schön und warm an: den 7. Donner, nachmals Regen bis zum 17., da Wind und feines Wetter wechseln: den 15. rauh bis zum 29., da es schön warm wird und bleibt.

Juni

fängt warm und schön an bis zum 21., doch zuweilen Donner und Regen, vom 21. an täglich unlustig Wetter bis zum Ende.

Juli

anfänglich trüb, den 4. Reif und nachmittags Donner, darnach schön: den 11. wieder Regenwetter bis den 17., da schönes Heuwetter, darnach Regen bis zum 26., da 6 schöne Tage kommen: den 28. bis 30. Donner: den 31. schön.

August

fängt mit Regen an bis zum 9., der ein schöner Tag ist: darnach wieder Regen bis zum 20., dann schön und warm bis zum 25.: von da bis zum Ende Regen.

September

ist bis zum 10. schön, dann trüb, kühl und feucht bis zum 25., von da bis zu Ende wieder gutes Wetter.

Oktober

fängt schön an: am 8. Donner, Blitz, Guß, Regenwetter und unlustig bis zum 10.: von da schön bis zum 29., da es Eis giebt: den 30. Schnee, den 31. trüb.

November

fängt trüb und mit rauhen Winden an, den 6. bis 8. schön lustig, am 9. folgt kaltes Regenwetter ein bis zum 17.: am 18. Schnee bis zu Ende: die letzten Tage sind mehr kalt.

Dezember

fängt mit 2 kalten Tagen an: darauf Schnee: den 8. Regen: den 10. fängt es an zu frieren und sich aufzuhellen: vom 21. bis 25. unlustig: dann bis zu Ende kalt.

Die Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende. Bezeichnung für das Meter = m.

I. A. Längenmaße.

1 **Meter** (m) = $^{4}/_{15}$ Rute = $3^{1}/_{3}$ rheinl. Fuß = $1^{1}/_{2}$ Berl. Elle.
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^{2}/_{3}$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** (km) = $^{2}/_{15}$ preußische Meile.
$^{1}/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^{3}/_{4}$ Zoll.
$^{1}/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** (cm) = $^{3}/_{8}$ Zoll.
$^{1}/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** (mm) = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter (qm) = $^{1}/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** (a) = $7^{1}/_{20}$ □Ruten = $^{1}/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** (ha) = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Quadratkilometer** (qkm).
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter (cbm) = 32 Kubikfuß.
1 Kubikcentimeter (ccm) = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll.
1 Kubikmillimeter (cmm) = $^{3}/_{31}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^{9}/_{100}$ Kubikrute
1 Kubikmeter = $^{9}/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmeter = $^{3}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige (Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** (l) oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{1}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** (hl) = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{10}/_{16}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

Seite

21. Von den Uhren und wie sie in die Welt kamen. (Mit zwei Vignetten.) 96
22. Altes Geld. (Mit Vignette.) 107
23. Eine Anekdote 108
24. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 109
25. Der Menschenfreund im groben Rocke. (Mit zwei Vignetten.) 110
26. Das Haus gegenüber. Eine Geschichte des Schmiedjacob's. (Mit zwanzig Vignetten.) . . 118
27. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 162
28. Das heiß' ich: in der Frohnde essen! 163
29. Altes Geld. (Mit Vignette.) 168

Ende. (Mit zwei Vignetten.) 170

Literarische Anzeigen 172

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** (l) oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{3}/_{11}$ Ohm.

II. Gewicht.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Gramm (g) = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne (t) ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** (mg) = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

1) Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer,	„	: km
Centimeter,	„	: cm
Millimeter,	„	: mm

2) Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„	: hl
Liter,	„	: l
Kubikcentimeter,	„	: ccm
Kubikmillimeter,	„	: cmm

3) Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□Kilometer,	„	: qkm
□Centimeter,	„	: qcm
□Millimeter,	„	: qmm
Ar,	„	: a
Hektar,	„	: ha

4) Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„	: kg
Gramm,	„	: g
Milligramm,	„	: mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem

eignen. Für unzureichend frankierte Drucksachen hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portoteiles zu zahlen, wobei Bruchteile einer Mark nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abgerundet werden.

4) **Warenproben.** Gebühr für Warenproben bis 250 g ohne Unterschied der Entfernung und des Gewichts . . — 10

Die Warenproben müssen frankiert werden und dürfen in ihrer Ausdehnung 20 cm in der Länge, 10 cm in der Breite und 5 cm in der Höhe, Musterrollensendungen in Rollenform 30 cm in der Länge u. 15 cm im Durchmesser nicht überschreiten. Die Aufschrift muß den Vermerk „Proben" oder „Muster" enthalten. Die Verpackung kann in offenen Umschlägen, in Säckchen, Kästchen oder unter Band erfolgen.

5) **Lokal- und Lokal-Landbriefe** . . . . . — 05
unfrankiert . . . . — 10

6) **Pakete.** Gebühr für gewöhnl. Pakete bis 5 kg bis 10 Meil. — 25
„ „ „ „ unfrankiert . . . . — 35
„ „ „ „ über 10 Meilen . . — 50
„ „ „ „ unfrankiert . . . . — 60

Für jedes weitere kg oder den überschießenden Teil eines kg bis 10 Meilen (1. Zone) . . . — 05
10—20 Meilen (2. Zone) . . . . . — 10
20—50 „ (3. „) . . . . . — 20
50—100 „ (4. „) . . . . . — 30
100—150 „ (5. „) . . . . . — 40
über 150 „ (6. „) . . . . . — 50

Das Gewicht eines Pakets darf 50 kg nicht übersteigen. Jeder Paketsendung muß eine Postpaket-Adresse beigefügt sein. Der Abschnitt zur Postpaket-Adresse kann vom Absender zu Mitteilungen benutzt werden. Zu einer Begleitadresse dürfen nicht mehr als 3 Pakete gehören.

Bei **Wertpaketen** muß der Wert der Sendung auf der Begleitadresse und auf dem Paket selbst angegeben werden. Solche Wertpakete müssen mittels Siegellack und ordentlich erkennbarem Petschaft verschlossen sein. Pakete ohne Wertangabe brauchen nicht versiegelt zu werden. Bei Sperrgut wird das Porto um die Hälfte erhöht; als Sperrgut gelten alle Postsendungen, welche in irgend einer Dimension 1½ Meter überschreiten oder nach einer Dimension 1 Meter, nach einer anderen ½ Meter überschreiten und weniger als 10 kg wiegen, lebende Thiere und solche Sendungen, welche ihrer Beschaffenheit nach eine besonders sorgsame Behandlung erfordern.

Versicherungsgebühren siehe unter „Briefe".

7) **Postanweisungen.** Die Gebühr beträgt ohne Unterschied der Entfernung bis 100 Mark . . . . . — 20
über 100—200 Mark . . . . . — 30
über 200—400 Mark . . . . . — 40

Postanweisungen sind nur bis 400 Mark zulässig.

8) **Postnachnahmen.** Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühren zur Erhebung:

1) das Porto für Briefe und Pakete ohne Nachnahme.
Falls eine Wertangabe oder Einschreibung stattgefunden hat, tritt dem Porto die Versicherungs- bez. Einschreibgebühr hinzu.
2) eine Vorzeigegebühr von 10 Pfg.
3) die Gebühren für Übermittelung des eingezogenen Betrages an den Absender und zwar:
bis 5 Mark . . . . . — 10
über 5—100 Mark . . . . . — 20
„ 100—200 Mark . . . . . — 30
„ 200—400 Mark . . . . . — 40

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben.

Die Geldübermittelungsgebühr wird von dem eingezogenen Nachnahmebetrage einbehalten und in Freimarken auf der Nachnahme-Postanweisung verrechnet.

3) **Postaufträge (Postmandate).** Höchster Betrag 800 Mark.

Gebühr . . . . . — 30

Im Postauftrag muß Namen und Wohnort des Absenders, des zahlungspflichtigen und der einzuziehende Betrag angegeben sein, ferner muß demselben das einzulösende Papier (Wechsel, quittierte Rechnung ꝛc.) beigefügt sein. Einem Postauftrag können mehrere Wechsel oder Quittungen ꝛc. bis zum Gesamtbetrage von Mark 800.— zur Einziehung von demselben Zahlungspflichtigen beigefügt sein. Der Auftraggeber muß den Postauftrag nebst dessen Anlage unter verschlossenem Umschlage an die Postanstalt, welche den Betrag einziehen soll, eingeschrieben einsenden und zwar mit der Aufschrift „Postauftrag nach . . . ."

Die Einziehung des Betrages erfolgt gegen Vorzeigung des Postauftrags und Aushändigung der quittierten Rechnung (des quittierten Wechsels ꝛc.). Die Zahlung muß entweder sofort an den Postboten oder, wenn der Auftraggeber nicht die sofortige Rücksendung verlangt hat, binnen sieben Tagen bei der einziehenden Postanstalt bewirkt werden. Erfolgt die Zahlung innerhalb dieser Frist nicht, so wird der Postauftrag vor der Rücksendung nochmals zur Zahlung vorgezeigt. Hat der Adressat bereits bei der ersten Vorzeigung die Einlösung bestimmt verweigert, so unterbleibt die nochmalige Vorzeigung. Verlangt der Auftraggeber die umgehende Rücksendung nach einmaligem vergeblichen Vorzeigen, so hat er das durch den Vermerk „Sofort zurück" auf der Rückseite zu bezeichnen.

Der eingezogene Betrag wird, nach Abrechnung der Postanweisungsgebühr, dem Auftraggeber von der einziehenden Postanstalt mittels Postanweisung übersandt.

		ℳ ₰
Bestellgeld	für Postsendungen:	
	a) im Ortsorte für Postanweisungen oder Wertbriefe	— 05
	für gewöhnliche Pakete bis 5 kg	— 10
	„ „ „ über 5 kg . . .	— 15
	b) aufs Land für Postanweisungen, Wertbriefe und Pakete, letztere bis 2½ kg .	— 10
	Pakete im Gewichte von 2½–5 kg . .	— 20
Bestellgeld	für Eilbriefe, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	— 25
	aufs Land	
	a) bei Vorausbezahlung	— 60
	b) bei Nichtvorausbezahlung die wirklich erwachsenen Botenkosten.	
do.	für Zeitungen jährlich:	
	a) bei Zeitungen, welche wöchentlich einmal oder seltener bestellt werden	— 60
	b) welche zwei- oder dreimal wöchentlich bestellt werden	1 —
	c) welche mehrmals, aber nicht öfter als einmal täglich bestellt werden	1 60
	d) welche täglich mehrmals erscheinen, für jede tägliche Bestellung	1 —
	e) für die Amtlichen Verordnungsblätter .	— 60

2) Der Verkehr im Weltpostverein.

Zu dem Weltpostverein gehören:

1) sämtliche Staaten von Europa:

2) sämtliche Staaten und Inseln von **Amerika**:

3) von **Asien**: Aden, Afghanistan, Annam, asiatisches Rußland und asiatische Türkei, Ceylon, die Hauptorte von China, Britisch-Indien, Java, Kambodscha, Kaschmir, Kreta, Persien, Siam und Tonkin, sowie alle sonstigen Kolonieen von Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal und den Niederlanden.

4) von **Afrika**: Algerien, Ägypten mit Nubien und Sudan, Kamerun, Kongostaat, Liberia, Madagaskar, Marokko, Tunis und Tripolis, Zanzibar, ferner alle englischen, französischen, portugiesischen, spanischen, italienischen und deutschen Kolonieen resp. Schutzgebiete, jedoch nicht Oranje-Freistaat und Transvaal.

5) von **Australien**: Das deutsche Neu-Guinea-Schutzgebiet mit dem Bismarckarchipel, das deutsche Schutzgebiet der Marschall-Inseln, die französischen Kolonieen Neu-Kaledonien ꝛc., die niederländische Kolonie auf Neu-Guinea, die spanischen Kolonieen und Hawaii.

Die ermäßigte Taxe des Weltpostvereins von 20 Pf. für je 15 g findet auf Briefe nach den Hafenplätzen **Adelaide, Melbourne** und **Sydney** nur Anwendung, wenn sie als „**Schiffsbriefe über Bremen**“ bezeichnet und befördert werden.

Innerhalb des Umfanges des Weltpostvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g . .	—	20
für unfrankierte Briefe	—	40
für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr	—	20
2) **Karten** nur frankiert 10 Pf., mit Rückantwort . . .	—	20
(Bücherbeilagezettel genießen im Weltpostverkehr keine Portovergünstigung.)		
3) **Drucksachen** unter Kreuzband. Nur frankiert für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern darf Faktur beigefügt werden.)	—	05
4) **Warenproben;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber . . (bis 250 g zulässig.)	—	10
5) **Geschäftspapiere;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber (bis 2000 g zulässig.)	—	20
6) **Paketporti nach Europa** (erkl. Deutschland, Österreich Ungarn). Nachnahme bis 400 Mark zulässig. Gebühr ausschließlich Deutschland 2 Pf. pro Mark, nötigenfalls unter Aufrundung auf 5 Pf. aufwärts, mindestens aber 10 Pf.		
Belgien (bis 5 Kilo)	—	80
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1	80
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo) . . .	—	80
Frankreich (bis 3 Kilo)	—	80
Corsika, Hafenorte (bis 3 Kilo)	1	—
„ andere Orte (bis 3 Kilo)	1	20
Gibraltar (bis 1 Kilo) über Hamburg oder	1	80
„ über 1—3 Kilo) Bremen und England	2	80

	M	₰
Griechenland (bis 5 Kilo) über Triest	2	—
Großbritannien und Irland bis 1 Kilo über Ostende	1	30
über 1—3 Kilo über Ostende	1	70
über Hamburg oder Bremen bis 1 Kilo	1	—
„ „ „ „ über 1—3 Kilo	1	50
Italien (bis 3 Kilo) über Österreich, Schweiz oder Frankreich	1	40
Luxemburg (bis 5 Kilo)	—	70
Montenegro (bis 5 Kilo)	1	40
Niederlande (bis 5 Kilo)	—	80
Norwegen (bis 3 Kilo), über Dänemark und Schweden	1	60
(bis 5 Kilo über Jutland)	1	40
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1	—
Portugal (bis 3 Kilo)	1	80
Rumänien (bis 5 Kilo)	1	40
Schweden (bis 3 Kilo üb. Dänemark, Stralsund od. Lübeck)	1	60
Schweiz (bis 5 Kilo)	—	80
Serbien (bis 3 Kilo)	1	40
Spanien (bis 3 Kilo)	1	40
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo) über Triest	2	—
„ (Häfenorte, bis 5 Kilo) über Triest	2	—
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo) über Triest	2	—

7) Postanweisungsgebühren nach dem Auslande:

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens	
Argentinien (nur nach Buenos Aires, Cordoba, Rosario, Bella Vista, Goia)	100	Pesos	20	₰	40	₰
Belgien	500	Frks.	20	„	40	„
Bulgarien	500	„	20	„	40	„
Canada (einschl. Britisch Columbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz Edward-Inseln)	100	Doll.	20	„	40	„
Dänemark mit Island und den Farör-Inseln	360	Kron.	10	„	40	„
Dänische Antillen	360	„	20	„	40	„
Egypten	500	Frks.	20	„	40	„
Frankreich mit Algerien und Tanger (Marokko)	500	„	20	„	40	„
Großbritannien und Irland	210	Mark	20	„	40	„
Hawaii (Sandwichs-Inseln) bis San Francisko	100	Doll.	20	„	40	„
Japan (nur nach einigen Orten zulässig)	500	Frks.	20	„	40	„
Italien (auch San Marino, Susa, Tunis, La Goletta, Tripolis, Massaua und Assab)	500	„	20	„	40	„
Luxemburg (siehe Gebühren innerhalb des Deutschen Reiches)	400	Mark				

	Meinbetrag	Gebühr für je 20 M.	mindestens
Malta u. Gibraltar (bis London)	10 Pf. St.	20 ₰	40 ₰
Niederlande	250 fl. holl.	20 „	40 „
Niederländische Besitzungen in Ostindien	250 „ „	30 „	40 „
Norwegen	360 Kron.	20 „	40 „
Österreich-Ungarn	400 Mark	10 „	40 „
Orange-Freistaat	10 Pf. St.	20 „	40 „
Ostindien britisch (Vorder-Indien und brit. Birma)	20 Pf. St.	20 „	40 „
Portugal (mit Madeira u. Azoren)	90 Milreis	20 „	40 „
Rumänien	500 Frks.	20 „	40 „
Salvador	100 Pesos	20 „	40 „
Schweden	360 Kron.	20 „	40 „
Schweiz	500 Frks.	20 „	40 „
Togo-Gebiet (Kl. Popo und Lome)	400 Mark	10 „	40 „
Türkei (Konstantinopel)	400 Mark	10 „	40 „
„ (Adrianopel, Beirut, Philippopel, Salonich, Smyrna)	500 Frks.	20 „	40 „
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100 Doll.	20 „	40 „

Argentinien: 1 Peso Gold = 4,07 Mk.; Belgien: 100 Frks. = 81,00 Mk.; Bulgarien s. Belgien; Canada: 100 Doll. = 424 Mk.; Dänemark: 100 Kronen = 112,75 Mk.; Egypten, Frankreich, Japan, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei außer Konstantinopel s. Belgien; Hawaii s. Canada; Niederlande: 100 fl. = 169,50 Mk.; Norwegen und Schweden s. Dänemark; Ostindien: 10 Pfd. St. = 204,50 Mk.; Portugal: 1 Milreis = 4,55 Mk.; Salvador s. Argentinien; Vereinigte Staaten s. Canada.

8) Briefe mit Wertangabe nach dem Ausland:

	Meinbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Belgien	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 100 Mk.
Bulgarien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Dänemark nebst Island und den Färöer-Inseln	unbeschränkt	wie bei Belgien.	
Dänische Kolon. a) Westindien	unbeschränkt	do.	a) 10 Pf. f. je 100 Mk.
b) Grönland	5000 Mk. über Nenndorf, unbeschr. über Ittoki	do.	b) 28 Pf. f. je 100 Mk.
Egypten			28 Pf. für je 100 Mk.
Frankreich mit Algerien	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 100 Mk.
Franz. Kolonien nebst Annam und Tonkin	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Griechenland	unbeschränkt	1,00 Mk.	5 Pf. für je 300 Mk., mindestens 10 Pf., außerdem 10 Pf. Versicherung für je 300 Mk.
Großbritannien u. Irland	Briefe mit Wertangabe sind nicht zulässig.		
	20 Pf. f. je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.		
Italien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Luxemburg	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 100 Mk.

	Meistbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Montenegro	unbeschränkt	Taxe rc. bei den Postanstalten zu erfragen.	
Niederlande	8000 Mk.	wie bei Belgien.	
Norwegen	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 160 Mk.
Oesterreich-Ungarn		wie bei Deutschland.	
Portugal (mit Einschluß von Madeira u. d. Azoren)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 160 Mk.
Portugies. Kolon. (Zanzibar, San Thome, Loanda)	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Rumänien	unbeschränkt	Taxe rc. bei den Postanstalten zu erfragen.	
Rußland	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 160 Mk.
Salvador	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Schweden		wie nach Norwegen	
Schweiz	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 240 Mk.
Serbien	8000 Mk.	do	20 Pf. für je 160 Mk.
Spanien (einschließl. der Balearen und Canarischen Inseln)	8000 Mk.	do.	do.
Türkei durch Vermittelung österreichischer Postanstalten über Triest.	unbeschränkt	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Tunis (über Frankr.)	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.

3) Tarif für Telegramme nach dem In- und Ausland.

a. Nach dem Inlande (Deutschland einschl. Helgoland).

1) Als Mindestbetrag für ein Telegramm bis zu 10 Worten werden 50 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 5 Pf. mehr, so kostet ein Telegramm von 11 Worten $11 \times 5 = 55$ Pf.

2) Ein Wort darf nicht mehr als 15 Buchstaben enthalten, sonst gilt es für 2 Worte.

3) Die Adresse wird bei der Berechnung mitgezählt.

4) Nähere notwendige Bezeichnung des Bestimmungsortes wird nicht besonders gerechnet, so gelten z. B. für je 1 Wort: Altenburg (Sachsen), Freiburg (Breisgau).

5) Je 5 Zahlengruppen werden für ein Wort gerechnet, Interpunktionszeichen werden nicht berechnet. Fortlassung der Unterschrift ist gestattet.

6) Für dringende Telegramme (mit D zu bezeichnen), welche bei Bestellung und Beförderung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gewöhnlichen Telegrammes berechnet.

7) Für vorauszubezahlende Rückantwort-Telegramme (mit

R P vor der Adresse zu bezeichnen) wird eine Mindestgebühr von 50 Pfennigen (für 10 Worte) erhoben. Wird eine andere Wortzahl gewünscht, so ist sie mit anzugeben, z. B. R P 25.

8) Will der Aufgeber eines Telegrammes die Zeit wissen, zu welcher dasselbe dem Adressaten zugestellt wurde, so wird ihm dies gegen eine Erlegung von 50 Pfennigen unmittelbar nach der Bestellung telegraphiert. Auf dem Telegramm ist dies mit C R (Empfangsanzeige) zu bezeichnen.

9) Die Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Zustellung von Telegrammen an außerhalb des Ortsbestellbezirks aufhältliche Empfänger durch besondere Boten kann vom Aufgeber mit 40 Pfennigen vorausbezahlt werden. (X P = Eilbote bezahlt.)

10) Ist ein Telegramm unbestellbar, so wird die Aufgabestelle hiervon telegraphisch benachrichtigt. Diese übermittelt, sofern ihr der Aufgeber bekannt ist, die Unbestellbarkeitsmeldung an ihn gegen eine Gebühr von 30 Pf. Der Aufgeber kann die Adresse des als unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

11) Worttaxe im Stadtverkehr 3 Pf., Mindestgebühr 30 Pf.

12) Alle Bezeichnungen, wie D, R P, C R, X P werden in Klammern vor die Adresse gesetzt und mitgezählt.

b. Nach dem europäischen Ausland:

	Worttaxe in Pf.		Worttaxe in Pf.
Belgien	10	Montenegro	20
Bosnien und Herzegowina	20	Niederlande	10
Bulgarien	20	Norwegen	15
Dänemark	10	Österreich-Ungarn	10
Frankreich	15	Portugal	25
Gibraltar	25	Rumänien	20
Griechenland (Festland und Inseln)	30	Rußland (europ. und kaukas.)	25
Großbritannien und Irland	15*)	Schweden	15
Italien	15	Schweiz	10
Luxemburg	6	Serbien	20
Malta	40	Spanien	25
		Türkei (europ.)	45

Wegen der Gebühren für außereuropäische Telegramme wende man sich um Auskunft an die Telegraphenanstalt.

*) mindestens 80 Pf. (nach Großbritannien und Irland).

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, folgte seinem am 15. Juni 1888 verstorbenen Vater, Kaiser Friedrich III., vermählt am 27. Februar 1881 mit Auguste Victoria, geboren 22. Oktober 1858, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein. Söhne: 1. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, geb. 6. Mai 1882. 2. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883. 3. Adalbert, geb. 14. Juli 1884. 4. August Wilhelm, geb. 29. Januar 1887. 5. Oskar, geb. 27. Juli 1888. 6. Joachim, geb. 17. Dez. 1890.

Mutter des Kaisers: Victoria, Princeß Royal von Großbritannien, geb. 21. November 1840.

Geschwister des Kaisers: Prinzeß Charlotte, geboren 24. Juli 1860, vermählt am 18. Februar 1878 mit Bernhard, Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Prinz Heinrich, geboren 14. August 1862, vermählt seit 24. Mai 1888 mit Irene, Prinzessin von Hessen. Prinzeß Victoria, geb. 12. April 1866, verm. mit Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe. Prinzeß Sophie, geboren 14. Juni 1870, vermählt mit Konstantin, Kronprinz von Griechenland. Prinzeß Margarete, geboren 22. April 1872.

a. Anhalt.

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geb. 17. April 1838. Regiert seit 22. Mai 1871. Thronfolger: Friedrich, geboren 19. August 1856, vermählt mit Prinzessin Marie von Baden.

b. Baden.

Großherzog Friedrich, geboren 9. Sept. 1826, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinzessin von Preußen, Tochter des verstorbenen Kaisers Wilhelm I, geboren 3. Dezbr. 1838. Regiert seit 24. April 1852. Thronfolger: Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt mit Hilda, Tochter des Großherz. von Luxemburg.

c. Bayern.

König Otto I., geb. 27. April 1848. Regiert seit 13. Juni 1886. Prinzregent seit 10. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, vermählt am 15. April 1844 mit Erzherzogin Augusta von Österreich, verwitwet seit 26. April 1864. Ältester Sohn: Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt am 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este.

d. Braunschweig.

Regent: **Prinz Albrecht von Preußen,** geb. 8. Mai 1837; erwählt zum Regenten am 21. Oktober 1885; vermählt am 19. April 1873 mit Marie, Tochter des Herzogs von Sachsen-

1. Gott zum Gruße und den Herrn Christum zum Troste!

Ehe noch das Jahr begonnen hat, dem sie gilt, ist auch die Spinnstube wieder da, liebe Leser, und der gute Gott gebe es, daß sie Euch immer noch willkommen sei! Ihre Gesinnung hat sie nicht geändert, und könnt Ihr das von Euch sagen, so wollen wir wieder den alten Bund in Treuen erneuern unter dem Panier, das als Erstes Wort da oben zu lesen ist und, Gott walte! sagen aus Herzensgrund.

Dießmal muß ich zuerst von etwas reden, was Euch gleich beim ersten Blatte des Büchleins in die Augen fällt, von dem Bilde. Das soll der Spinnstubenschreiber selber sein, der dießmal seine alten Freunde, im Bilde wenigstens, besuchen möchte.

Wie ich dazu komme, muß ich wohl erörtern, und den bösen Mäulern, die mir gerne Eins anhängen möchten, gleich zu begegnen. Die könnten sagen: Es ist doch eine rechte Eitelkeit, daß der Spinnstubenschreiber sich abconterfeien und da vornen neben das Titelblatt gleich hinsetzen läßt, als wollt' er sagen: Seht Ihr's, so seh' ich aus.

Wer das Bild ansieht, weiß schnell, daß der, den es vorstellen soll, schon lange seine Milchzähne verloren hat; daß er kein junger Fant mehr ist; und wenn Einer das

Altenburg. Ältester Sohn: Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874.

e. Großherzogtum Hessen.

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837, regiert seit 13. Juni 1877. Vermählt am 1. Juli 1862 mit Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, verwitwet seit 14. Dezember 1878. Thronfolger: Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868.

f. Lippe-Detmold.

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824, regiert seit 8. Dezember 1875, vermählt am 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden.

g. Schaumburg-Lippe.

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817, regiert seit 21. November 1860, vermählt am 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg von Waldeck. Thronfolger: Erbprinz Georg, geb. 10. Oktober 1846, vermählt den 16. April 1882 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg.

h. Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, regiert seit 15. April 1883; vermählt am 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

i. Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, regiert seit 6. September 1860, vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs von Cambridge. Thronfolger: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt.

k. Oldenburg.

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, regiert seit 27. Febr. 1853, vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbgroßherzog August, geb. 16. November 1852, vermählt 18. Februar 1878 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

l. Preußen.

Siehe Deutsches Reich.

m. Reuß, ältere Linie. (Greiz.)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, regiert seit 8. November 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, seit 28. März 1867 selbständig, vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter

des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

n. Reuß, jüngere Linie. (Gera.)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, regiert seit 11. Juli 1867, vermählt am 6. Februar 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, verwitwet seit 10. Juli 1886. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858, vermählt am 11. November 1884 mit Prinzessin Elise von Hohenlohe-Langenburg.

o. Sachsen.

König Albert, geb. 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873, vermählt am 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des verstorbenen Prinzen Gustav von Wasa. Bruder: Prinz Georg, geb. 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, verwitwet seit 5. Febr. 1884. Ältester Sohn: Friedrich August, geb. 25. Mai 1865.

p. Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, regiert seit 3. August 1853, vermählt am 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, geb. 24. Juni 1824. Bruder: Prinz Moritz, geb. 24. Oktober 1829, vermählt den 15. Oktober 1862 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen. Sohn: Prinz Ernst, geb. 31. August 1871.

q. Sachsen-Koburg-Gotha.

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, regiert seit 29. Jan. 1844, vermählt am 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden. Thronerbe: Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. August 1844, vermählt am 23. Januar 1874 mit Großfürstin Maria von Rußland. Sohn: Prinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874.

r. Sachsen-Meiningen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, regiert seit 20. September 1866, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Prinzessin von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg geb. Franz. Thronfolger: Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt am 18. Februar 1878 mit Charlotte, Tochter des verstorbenen Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

s. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, regiert seit 8. Juli 1853, vermählt am 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande. Thronfolger: Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt am 26. August 1873 mit Pauline, Tochter des Prinzen

Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ältester Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

t. Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst Victor Günther, geb. 21. August 1852, regiert seit 15. Januar 1890. Unvermählt.

u. Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, regiert seit 17. Juli 1880, vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck.

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831, regiert seit 15. Mai 1845 unter Vormundschaft seiner Mutter, seit 17. August 1852 selbständig, vermählt am 26. September 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, verwitwet seit 29. Oktober 1888, wiedervermählt am 29. April 1891 mit Prinzessin Luise v. Schlesw.-Holst.-Sonderb.-Glücksb. Thronfolger: Erbprinz Friedrich, geb. 20. Januar 1865.

w. Württemberg.

König Karl I., geb. 6. März 1823, regiert seit 25. Juni 1864, vermählt am 13. Juli 1846 mit Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland. Thronfolger: Prinz Wilhelm, geb. 25. Februar 1848, vermählt am 15. Febr. 1877 mit Prinzessin Marie von Waldeck, verwitwet seit 30. April 1882, wieder vermählt am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

2. Belgien.

König Leopold II., geb. 9. April 1835, regiert seit 10. Dezember 1865, vermählt am 22. August 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette von Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Marie, Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Sohn: Prinz Albert, geb. 8. April 1875.

3. Brasilien.

Republik unter Präsidentschaft des Generals **de Fonseca**.

4. Bulgarien.

Fürst Ferdinand, Prinz von Koburg Gotha, geb. 26. Febr. 1861. (Von den Mächten nicht anerkannt.)

5. Dänemark.

König Christian IX., geb. 8. April 1818, regiert seit 15. November 1863, vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen Kassel. Thronfolger: Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt am 28. Juli 1869 mit Luise, Tochter des verstorbenen Königs Karl XV. von Schweden.

6. Frankreich.

Präsident: Marie François **Sadi Carnot,** geb. 11. August 1837, erwählt den 3. Dezember 1887.

7. Griechenland.

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845, regiert seit 6. Juni 1863, vermählt am 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Kronprinz Konstantin, geb. 2. August 1868, vermählt seit 27. Okt. 1889 mit Prinzessin Sophie von Preußen, zweiten Tochter des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich III.

8. Großbritannien und Irland.

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, vermählt am 10. Februar 1840 mit Albert, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, verwitwet seit 14. Dezember 1861. Thronfolger: Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

9. Italien.

König Humbert I., geb. 14. März 1844, regiert seit 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Thronfolger: Kronprinz Victor Emanuel, geb. 11. November 1869.

10. Liechtenstein.

Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, regiert seit 12. November 1858.

11. Luxemburg.

Großherzog Adolf, Herzog zu Nassau, geb. 24. Juli 1817, folgt dem Könige Wilhelm III. der Niederlande als Großherzog von Luxemburg am 23. Nov. 1890. Vermählt mit Adelheid, Prinzessin von Anhalt. Thronfolger: Wilhelm, geb. 22. April 1852.

12. Monaco.

Fürst Albert, geb. 13. November 1848, regiert seit 10. Sept. 1889, vermählt am 21. September 1869 mit Prinzessin Marie von Hamilton. Die Ehe wurde geschieden.

13. Montenegro.

Fürst Nicolaus I., geb. 7. Oktober 1841, regiert seit 14. August 1860, vermählt am 8. November 1860 mit Fürstin Milena, Tochter des Wojwoden Vucotitch. Thronfolger: Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

14. Niederlande.

Wilhelmine, geb. 31. August 1880, folgt ihrem Vater Wilhelm III. am 23. Nov. 1890. Mutter: Emma, Tochter des regier. Fürsten Georg von Waldeck, Königin-Regentin.

15. Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian Joseph in Bayern. Infolge des am 30. Januar 1889 erfolgten Todes des Kronprinzen Rudolf, vermählt mit Prinzessin Stephanie von Belgien, ist Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833. Ältester Sohn: Erzherzog Franz Ferdinand, geb. 18. Dez. 1863.

16. Portugal.

König Karl I., geb. 28. Septbr. 1863, regiert seit 19. Okt. 1889, vermählt am 22. Mai 1886 mit Prinzessin Amalia, Tochter des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, Grafen von Paris. Thronfolger: Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

17. Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839, zum Fürst gewählt durch Plebiscit am 20. April 1866, von den Mächten anerkannt am 24. Oktober 1866, zum König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied. Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. August 1865.

18. Rußland.

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845, regiert seit 13. März 1881, vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868.

19. Schweden und Norwegen.

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, regiert seit 18. September 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau. Thronfolger: Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20. September 1881 mit Victoria, Tochter des regier. Großherzogs Friedrich von Baden.

20. Serbien.

König Alexander, geb. 14. August 1876: infolge Thronentsagung seines Vaters Milan Obrenowitsch I. gelangte König Alexander am 6. März 1889 auf den serbischen Thron. Mutter des Königs: Natalie, Tochter des russischen Oberst Keschko.

21. Schweiz.

Derzeitiger Bundespräsident: Emil Welti. Vicepräsident: Walter Hauser.

22. Spanien.

Königin Maria Christine Henriette, geb. 21. Juli 1858, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich: Regentin seit 25. November 1885, seit dem Tode ihres Gemahls König Alfons XII. Beider Sohn: **König Alfons XIII.**, geb. 17. Mai 1886.

23. Türkei.

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842, regiert seit dem 31. August 1876, folgte in der Regierung seinem entthronten Bruder, Großsultan Mehemmed-Murad-Khan.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste.

„Versprechen macht Schulden." Dies Sprüchlein fiel mir zum Glücke ein, als ich daran ging, den lieben Lesern der Spinnstube den altgewohnten frommen Gruß da oben für den neuen Jahrgang 1892 zuzurufen, und was dieser neue Jahrgang zu bringen hat, mit ein paar ernsten Worten einzuleiten, wie sie zu dem Eingangsgruße passen.

Und ernste Worte sind ja wahrlich am Platze für die gegenwärtige Zeit, die bereits eine so ernste ist und droht, immer ernster zu werden, und ein Buch, welches den Namen eines Volksbuches verdienen will, kann und darf den Ernst der Zeit nicht unberücksichtigt lassen. Nun hatte sich mir zwar, als ich darüber nachdachte, was wohl die neue Spinnstube im Vorworte bringen müsse, ein Gegenstand aufgedrängt,

der zu den vielen „brennenden Fragen" zu rechnen ist, welche unsere Zeit so ernst und den nach der rechten, löschenden Antwort suchenden Herzen so heiß machen, und den ich darum zu Nutz und Frommen der Spinnstubenleser hier zu besprechen gedachte.

Allein zum Glücke erinnerte ich mich noch rechtzeitig daran, daß ich am Schlusse des vorjährigen Eingangswortes mit dem Versprechen aufgehört hatte, den Gegenstand, der da besprochen wurde, noch weiter zu besprechen, wenn es Gottes Gnade geben sollte, daß wieder ein neuer Jahrgang erscheinen könne. Und die Schuld, die ich mit diesem Versprechen auf mich geladen habe, will ich denn jetzt bezahlen, so gut ich kann. Mein Versprechen ging aber dahin, daß ich in diesem Jahre für die Armen ein Rezept verschreiben wolle aus dem großen heiligen Arzneibuche, der Bibel, wie im vorigen Jahrgange ein solches für die Reichen verschrieben worden war. Daß auch das nötig ist, wenn der klaffende Gegensatz zwischen arm und reich beseitigt und die weitgähnende Kluft zwischen den beiden mit diesem Gegensatze bezeichneten Volksklassen überbrückt und ausgefüllt werden soll, das wird niemand in Abrede stellen wollen. Denn wo solche Gegensätze sich herausbilden, da ist ja so gut wie immer auf beiden Seiten Schuld, und muß die heilende Arznei nach beiden Seiten hin ausgeteilt werden.

Von vorneherein will ich aber bemerken, daß ich für die Worte „arm" und „reich" durchaus keine bestimmte Grenze setze, an welcher der Reichtum aufhörte und die Armut anfinge, und daß der Gegensatz, welcher durch diese beiden Ausdrücke bezeichnet sein soll, allenfalls auch ausgedrückt sein würde durch die Worte „Arbeitnehmer" und „Arbeitgeber", oder auch durch die anderen: „Gehorchende" und „Befehlende", oder „Dienende" und „Bediente".

Wenn ich mich nun aber anschicke, auch für die „Armen" ein Rezept aus Gottes Wort zusammenzustellen und zu verschreiben, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich damit bei nicht wenigen unter denen, für welche das Rezept bestimmt sein soll, nur ein höhnisches Lächeln hervorrufen werde. Denn es ist ja leider so, daß Gottes Wort in

jenen Kreisen gar sehr in Mißachtung gekommen, oder sagen wir lieber: in Mißachtung gebracht worden ist. Kann's denn auch anders sein, wenn ihnen beständig vorgeredet wird, die Bibel enthalte nur Menschenwort, aber nicht Gottes Wort, und dies Menschenwort sei voll Lug und Trug, nur ausgesonnen zu dem Zwecke, die Menschen zu verdummen, die Armen und Geringen immer völliger in die Abhängigkeit von den Reichen und Hochgestellten hineinzutreiben und sie zu deren Sklaven zu machen? Kann's anders sein, wenn die höhnische Behauptung aufgestellt und unter den Armen als die wahre Weisheit verbreitet wird, in dem sogenannten Worte Gottes werde den Armen nur ein falscher Wechsel auf die Ewigkeit ausgestellt, damit sie auf zeitliches Glück und Wohlsein bereitwillig verzichteten und das den Reichen gutwillig überließen?

Vielleicht lernt aber doch der eine oder der andere, welcher bisher auf solche Reden gehört und deshalb einen Widerwillen, wo nicht gar einen förmlichen Haß gegen das heilige Bibelbuch gefaßt hat, etwas besser von diesem Buche denken und verwirft es nicht mehr so unbesehen und ohne weiteres wie bisher, wenn ihm gezeigt wird, wie die Bibel, und zwar die ganze Bibel Alten wie Neuen Testamentes sich gerade den Armen so freundlich und liebreich zuwendet und so kräftig und entschieden gerade ihre Sache führt.

So sei denn zu dem Ende an alle die Ordnungen und Veranstaltungen erinnert, welche das Gesetz Gottes im Alten Bunde den Israeliten zu gunsten der Armen gebot, wie z. B. an die, daß man bei der Getreideernte nicht die beim Binden der Garben liegengebliebenen Ähren nachlesen oder vergessene Garben nachholen solle, daß man ebensowenig beim Ernten des Obstes und der Trauben nachlesen, sondern das Zurückgebliebene für die Armen, die Witwen und Waisen insonderheit, draußen lassen solle (5. Mos. 24, 19—21); oder auch an die Anordnung, wonach alle sieben Jahre ein Erlaßjahr sein solle (5. Mos. 15, 1) und alle fünfzig Jahre ein Halljahr, worin jeder wieder zu seiner Habe kommen solle (3. Mos. 25, 10). Es sei weiter erinnert an so manches Wort des Alten

Testamentes, worin ausdrücklich gemahnt wird, daß man den Armen helfen solle, und Strafe gedroht denen, die dies nicht thun wollten, sondern im Gegenteile den Armen unterdrückten: „Du sollst das Recht des Armen nicht beugen in seiner Sache," heißt's 2. Mos. 23, 6. — „Schaffet Recht den Armen und den Waisen, und helfet den Elenden und Dürftigen zum Recht!" mahnt der heilige Sänger Assaph Psalm 82, 3. — Und wie ernst warnend ruft der fromme und weise König Salomo in seinen Sprichwörtern Kap. 21, 13: „Wer seine Ohren verstopfet vor dem Schreien des Armen, der wird auch rufen und nicht erhöret werden," nämlich von Gott dem Herrn. — Und wie verheißend spricht wieder derselbe weise König in seinen Sprichwörtern Kap. 19, 17: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten!"

Und nun gar das Neue Testament, über das ja der Herr Jesus gleichsam als Überschrift das Wort gesetzt hat: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt!"

Wie tritt da der Herr Jesus, der Mittler des Neuen Bundes, überall als der Freund der Armen und Elenden, der Mühseligen und Beladenen vor unsere Augen hin, so zwar, daß ihn sogar die Socialdemokraten als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen, obwohl sie alle die Mahnungen seines Evangeliums verwerfen und verlachen.

Wie war Er ja auch imstande, recht zu beurteilen, wie es den Armen zu Mute sei, und für sie ein barmherziger Hoherpriester zu sein voll Mitleid mit ihnen, da er ja selber sein Leben auf Erden in Armut und Niedrigkeit hingebracht hat und nicht einmal hatte, wohin er sein Haupt legen konnte! Wie hat Er's allezeit mit den Armen und Niedrigen gehalten als der Sanftmütige und von Herzen Demütige; hat aus ihren Kreisen vorzüglich seine Apostel gewählt; hat ihre geringen Gaben, weil sie wirkliche Opfer wären, wie das Scherflein der Witwe, höher geschätzt, als die großen Gaben der Reichen!

Wer das alles bedenkt, der wird gewiß nichts dagegen einwenden, sondern es nur billigen können, daß das Rezept, welches jetzt für die Armen verschrieben werden

ſchwarze Käppchen abheben könnte, ſo würde er finden, daß es für den blauen Nebel nicht da oben ſitzt, ſondern um die kahle Stelle zu bedecken, die, wenn ſie kleiner wäre, nicht ſo empfindlich die kältere Luft fühlen ließe. Ich hätte kaum nöthig zu ſagen: in den Jahren iſt man weit draußen über das, was Ihr dem armen Spinnſtubenſchreiber mit gerümpfter Naſe andichten möchtet.

Der wahre Grund iſt dieſer: Von nah und fern ſind gar viele Bitten gekommen, der Spinnſtubenſchreiber möge einmal ſein Conterfei in die Spinnſtube ſetzen laſſen, damit ihn ſeine guten Freunde auch ſehen. Dieſen zahlreichen Wünſchen hat nun der Mann, der die Spinnſtube druckt und in die Welt ſchickt, nicht ohne große Koſten, aber mit Freuden genügen wollen, und ſo iſt das Bild entſtanden und in die Spinnſtube gekommen.

Das iſt der einfache Hergang. Die, welche es verlangt haben, und ihrer ſind Viele, werden denn nun zufrieden ſein, und die Anderen müſſen ſich drein ergeben, wie ich auch.

Und ſo denket, ich grüßte Euch alle mit dem Gruße der chriſtlichen Liebe, mit dem ich dieß Vorwort eröffne, und der Gruß käme aus treuer Bruſt.

Was Euch die Spinnſtube dieſes Jahres zu dem Bilde bringt, wird, das hoff' ich, den früheren Jahrgängen nicht eben nachſtehen an Werth und Mannigfaltigkeit.

Mein alter Freund Schmiedjacob weiß eben noch gar viele Geſchichten zu erzählen, und wenn ihm einmal der Faden reißt, ſo tret' ich ſelber für ihn ein, daß er ſich beſinnen kann.

Altes Gold gibt's noch immer, und ich hab' auf meinem Lebenswege deſſen viel gefunden, aufgeleſen und aufgeſpart, um es euch zu bringen; daß Einem da auch Schlacken aufſtoßen, iſt natürlich; aber man ſoll ſie nicht wegſtoßen, und ich will's auch gar nicht, ſondern ſie betrachten und Anderen zeigen, daß es eben Schlacken ſind, damit ſie's nicht für Gold halten. Räthiel bring' ich auch wieder, wenn auch wenige, und einen Scherz in Ehren, der Einem ein herzliches Lachen auspreßt, ſoll Niemand wehren. Wohl dem, der das Weh der Zeit einen Augenblick vergeſſen kann!

soll, seine Mittel aus dem heiligen Bibelbuche entnimmt, und wird diese Mittel von vornherein für heilsam halten müssen, weil sie der Liebe ihren Ursprung verdanken, die den Armen gerne helfen will und allein recht zu helfen versteht.

Also noch einmal: „Recipe!“ zu deutsch: „Nimm's an und auf und zu Herzen!“

Erstes Mittel: Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht (Sprichw. Sal. 22, 2).

Gegen dieses Mittel könntest du nun freilich einwenden, daß es dem alten Testamente entnommen sei, und daß es doch wohl nur für die Juden ein „muß“ gewesen sein möchte, daß Reiche und Arme untereinander seien; daß sich aber dieses Mittel doch mit dem Christentume kaum vertrage, welches den Geist der Liebe und der Brüderlichkeit predige und alle Menschen als Brüder ansehen heiße; daß vielmehr gerade vom Standpunkte des Christentums die Forderung zu erheben sei, daß die Unterschiede zwischen arm und reich aufgehoben werden müßten, daß ebensowohl wie das Evangelium allen Menschen, sofern sie die gesetzten Bedingungen erfüllten, eine gleiche Berechtigung an den himmlischen Gütern zuspräche, auch allen ein gleiches Recht an den Gütern dieser Welt zustehen müsse.

Aber, lieber Freund, der du solche Einwendungen machen möchtest, hörst du denn nicht auch den Herrn Jesum, den liebevollen Menschenfreund, für den du ihn ja doch wohl gelten lässest, sagen (Matth. 26, 11): „Ihr habt allezeit Arme bei euch?“ Ist's nicht also auch nach seiner Meinung ein „muß“, daß Arme und Reiche untereinander sind, etwas, was immer sein und nie anders werden wird, und was deshalb als etwas von Gott Gewolltes und Geordnetes angesehen werden muß? Denn Er, der Herr, ist's ja, „der reich und arm machet“ (1. Samuel 2, 7).

Läge es allein an dem Menschen, ob er reich oder arm sein will, und nicht an dem Willen, an dem Wirken und Walten Gottes des Herrn, wie viele Arme würde es

dann wohl auf Erden geben? Gewiß außerordentlich wenige, am Ende wohl gar keine.

Fragst du aber, du Armer, warum denn du gerade arm bist, und andere dagegen, die es viel weniger als du verdienten, reich? — so kann dir darauf nur geantwortet werden: weil es eben Gott der Herr so will; weil Er, der dich kennt bis in deines Herzens Tiefen hinein, wohl weiß, daß du Reichtum nicht vertragen könntest, ohne an deiner Seele Schaden zu nehmen, daß aber gerade deine Armut dir das Seil werden könne, das dich hinzieht zu ihm, zu seiner Gemeinschaft, zum Suchen seines Heils. Darum sieh nur nicht auf andere, denen Gott der Herr statt der Armut, die er dir bestimmte, Reichtum gegeben hat, und neide sie nicht um ihres Reichtums willen, sondern laß dir zurufen, was dort im Gleichnisse der Herr des Weinbergs den murrenden Arbeitern zurechtweisend sagt: „Habe ich nicht Macht, zu thun, was ich will mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ (Matth. 20, 15.)

Und thut dir der Herr denn etwa Unrecht, wenn er dir nicht so reichlich austeilt wie anderen? Hast du denn verdient und verdienst du es, daß er dir nur etwas giebt, daß er dein Wirken und Arbeiten so segnet, daß du wenigstens dein Auskommen hast? Ist nicht alles, was er dir giebt, eine unverdiente Gnadengabe von ihm? — Oder glaubst du wirklich ein Recht darauf zu haben, daß dir Gott ebenso reichlich giebt wie anderen, daß überhaupt jeder Mensch, weil er eben Mensch ist, ein gleiches Recht an alle irdischen Güter habe wie alle anderen, und daß er, wenn ihm dieses Recht nicht im vollem Maße zu teil werde, zu den sogenannten „Enterbten“ zu zählen sei, welche die schlechte gesellschaftliche Ordnung um das Ihrige gebracht habe? — Das ist ja freilich das, was heutzutage als das rechte neue Evangelium und als die höchste Weisheit ausgegeben wird, was aber in Wirklichkeit nichts ist als eine heillose, ungeheure Lüge. — Wo ist dir denn ein Recht auf alle irdische Güter und Genüsse verbrieft und versiegelt? In Gottes Wort doch wenigstens mit keiner Silbe. Darin steht allerdings viel geschrieben von

einer Brüderlichkeit, die zwischen den Menschen herrschen solle, besonders zwischen den Christenmenschen, aber von einer Brüderlichkeit, durch welche nur die Unterschiede, welche Gottes Weisheit für die Einzelnen geordnet hat, ihrer Schärfe entkleidet werden sollen, soweit wenigstens, daß nicht der eine Hunger leidet, während der andere im Überflusse schwelgt, die aber keineswegs die Aufgabe hätte, dafür zu sorgen und dahin zu wirken, daß jeder ein gleiches Maß von irdischen Gütern besitze, wie der andere. Solche Brüderlichkeit herrschte ja gewiß in vollstem Maße in der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem, von der geschrieben steht (Apostelgesch. 2, 44. 45): „Alle aber, die gläubig waren geworden, waren bei einander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war." Und doch waren in dieser Gemeinde Arme, für die ja, um die Apostel von der Fürsorge für die Armen zu entlasten und ihnen die Möglichkeit zu geben, daß sie sich nur mit der geistlichen Pflege der Gemeindeglieder befaßten, eine besondere Armenpflege eingerichtet wurde. (Apostelgesch. 6, 1—6.) — Die brüderliche Liebe soll gleichsam die Schatzkammer bilden, aus welcher den Armen zufließt, was sie bedürfen, aber als Wohlthat und nicht als etwas, worauf sie ein Recht hätten, wofür sie nicht einmal zu danken brauchten.

Ist's aber, so muß man doch auch wohl fragen, ist es immer und in allen Fällen Gott der Herr, der die Armen arm macht? Geschieht's in allen Fällen nach seinem Willen, daß die Armen arm sind oder arm werden? Geschieht's nicht in sehr vielen Fällen nur unter seiner Zulassung, weil der Arme es selbst verschuldet, daß er arm ist und wird und bleibt?

Sieh doch den Faulen an, der die Hände nicht regen mag zu treuer, ehrlicher Arbeit, an die doch einmal Gott der Herr seinen Segen binden will, fällt er denn nicht mit vollem Fug und Recht unter das Gericht des Wortes: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen?" (2. Thessal. 3, 10.) Oder sieh den Genußsüchtigen an, der, um seinen fleischlichen Lüsten zu frönen, alles, was er hat oder er

wirbt, leichtsinnig verschwendet, geschieht ihm nicht sein volles Recht, wenn er hinterher darben muß und darf er sich beschweren, daß ihm Unrecht geschahe? — Oder, um etwas nicht zu übergehen, was mehr als alles die Armut erzeugt, sieh den Leichtsinnigen an, der als halbwüchsiger Bursche schon eine Familie gründet, ohne zu wissen, wie er sie ernähren möge, darf er sich wundern und beklagen, wenn er bald in Armut hineingerät und für sich und die Seinigen nicht einmal das tägliche Brot hat?

In allen diesen Fällen hat nicht der Herr den Armen gemacht, sondern er ist arm geworden durch seine eigene Schuld, weil er sich nicht in die heilige Ordnung Gottes fügen, die von Ihm geordneten Wege nicht gehen, sondern nur dem eigenen Gelüste folgen wollte.

Muß denn aber derjenige, welcher nach Gottes Fügung ohne eigenes Verschulden im Stande der Armut lebt, zeitlebens auch in diesem Stande bleiben, und kann es als eine Zuwiderhandlung gegen Gottes Willen angesehen werden, wenn er sich in bessere Vermögensverhältnisse aufzuschwingen sucht? Ganz gewiß nicht! — Wohl steht 1. Korinth. 7, 20 geschrieben: „Ein jeglicher bleibe in dem Berufe, darinnen er berufen ist" und weiter beispielsweise im folgenden Verse: „Bist du als ein Knecht berufen, sorge dir nicht," d. h. laß dich's nicht kümmern und füge dich ruhig in diesen Stand; aber es heißt dann auch sogleich weiter: „doch, kannst du frei werden, so brauche des viel lieber" und laß die Möglichkeit, die dir dafür gegeben wird, nicht unbenutzt. Demnach darf und soll auch der Arme sich bemühen und seine ganze Kraft daran setzen, sich aus seiner Armut emporzuarbeiten, natürlich aber nur auf ehrlichem, gottgeordnetem Wege, auf dem ihm ja auch allein die Hülfe und der Segen Gottes zu teil werden kann. Er soll sich schämen, von anderer Leute Tasche und Tische zu leben, sofern er die Kraft besitzt, sich durch eigene Arbeit das tägliche Brot zu erwerben.

Damit er aber nicht denke, es sei für ihn unmöglich, sich aus seiner Armut emporzuarbeiten, und darum auch nicht einmal zu einem Versuche sich aufraffe, sei ihm aus

Gottes Wort ein Weg gezeigt, auf dem es ihm gar wohl möglich werden kann, und sei ihm verschrieben als

Zweites Mittel: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. — Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns begnügen. (1. Timoth. 6, 6 und 8.)

Das ist freilich ein Mittel, über welches diejenigen die Stirn runzeln werden, welche bereits den Lehren socialdemokratischer Hetzer das Ohr geliehen und sich mit deren Grundsatz befreundet haben, daß Genügsamkeit und Zufriedenheit des Arbeiters, des Armen überhaupt, schlimmstes Laster sei.

Allein Gottes Wort fragt nach solchem Stirnrunzeln nicht und behauptet seinerseits als einen Grundsatz göttlicher Wahrheit und Weisheit, daß Genügsamkeit nicht nur kein verwerfliches Laster, nicht nur kein verderblicher Schaden, sondern im Gegenteil ein großer Gewinn sei, zumal wenn sie nicht die Frucht stumpfsinniger Ergebung in die Laune eines unwiderstehlichen Geschickes ist, wie Mohammeds Afterreligion eine solche Ergebung von ihren Gläubigen fordert, sondern wenn sie verbunden ist mit rechter Gottseligkeit und die Frucht gläubiger Hingabe an den Willen und das Walten eines weisen Gottes, eines liebevollen, himmlischen Vaters.

Wer es zu solcher Gottseligkeit gebracht hat, zu einem solchen nur in Gott seligen Sinne, der aus der rechten Erkenntnis Gottes und aus dem Glauben an seine ewige Liebe entspringt und zu kindlicher Dankbarkeit, zu kindlichem Gehorsam gegen den himmlischen Vater hintreibt, der kennt ja höhere und bessere Güter als die Güter dieser Welt, und läßt auf deren Gewinn sein Dichten und Trachten gerichtet sein; der rechnet sich nicht zu den „Enterbten", wenn ihm irdisches Gut nur spärlich zugemessen ist, sondern fühlt sich reich in der Gewißheit, daß ihm ein unvergängliches, unverwelkliches Erbteil im Himmel sicher ist und freut sich in tiefster Seele, daß ihm Gottes Wort auf dieses Erbteil einen Wechsel ausgestellt hat, der seiner Zeit unfehlbar eingelöst werden wird.

Sollte er sich da nicht begnügen, wenn er hier auf Erden auch nur das hat, was zur äußersten Notdurft gehört: Nahrung und Kleidung? Sollte er nicht Gott dem Herrn dafür danken müssen, daß er ihn durch solche arme geringe Lebenshaltung der großen Gefahr enthebt, welche der Apostel Paulus aus dem Reichtum und besonders aus der Sucht nach Reichtum herleitet, wenn er gleichsam zur Begründung unseres obigen Mittels, um dasselbe leichter einnehmbar zu machen, hinzufügt (1. Timoth. 6, 9): „Denn die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis?" Sollte er's nicht in der That für einen großen Gewinn halten, durch seine Genügsamkeit mit dem, was er empfangen hat, vor dieser großen Gefahr gesichert zu sein?

Freilich könnte aber einer sagen: „Nun ja, ich will mich ja gerne begnügen und gar nichts weiter verlangen, wenn ich Nahrung und Kleidung habe," er stellt dabei aber an das, was er zur Nahrung und Kleidung für notwendig erachtet, damit er ein „menschenwürdiges Dasein" habe, so übertriebene Ansprüche, und möchte es auf ein Maß hinauftreiben, bei dem es fast lächerlich wäre, noch von Genügsamkeit reden zu wollen.

Aber gerade die übertriebenen Ansprüche, die man hinsichtlich der Nahrung und Kleidung erhebt, gerade die Berechtigung, die man sich selbst beilegt, es in diesen beiden Stücken ebenso haben zu müssen wie die Reichen: die sind's ja, welche in unzähligen vielen Fällen die Armut erzeugen. Man verwendet eben, um die Ansprüche in dieser Hinsicht zu befriedigen, den Verdienst von der Arbeit, der bei wirklicher Genügsamkeit für Nahrung und Kleidung und wohl auch noch für etwas darüber hinaus völlig ausgereicht haben würde, für eingebildete Bedürfnisse, für durchaus überflüssige unnötige Dinge, und behält dann natürlich für die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse, für die Beschaffung des Notwendigen nichts mehr übrig.

Was ist denn die eigentliche Ursache der Arbeiterausstände, die jetzt so an der Tagesordnung sind und das

ganze gewerbliche Leben ſo gewaltig ſchädigen? Nichts anderes, als die immerfort wachſende Genußſucht, welche Geld für Dinge begehrt, an die ſonſt der Arbeiter nicht dachte und die er ohne jeden Schaden und ohne jede Traurigkeit entbehrte, die jetzt aber als durchaus notwendige und unentbehrliche Lebensbedürfniſſe angeſehen werden, ohne die es nicht möglich wäre, ein menſchenwürdiges Daſein zu führen.

Wohl ſchreibt der Apoſtel Paulus am Schluſſe des 13. Kapitels in ſeinem Briefe an die Römer, ſie ſollten des Leibes warten, auch dem ſein gebührendes Recht geben, aber er fügt auch ſogleich weiſe einſchränkend hinzu: „doch alſo, daß er nicht geil werde", und predigt alſo auch damit die Genügſamkeit in Bezug auf die leiblichen Bedürfniſſe.

Wird denn aber nicht auch durch die Ungenügſamkeit, die fleiſchliche Begehrlichkeit und Genußſucht, denen ſich der Arme überläßt, das beeinträchtigt und wohl gar ganz unmöglich gemacht, wodurch der Arme neben treuer, fleißiger Arbeit allein imſtande iſt, ſeine Arbeit zu verbeſſern, die weiſe Sparſamkeit, die, ſtatt aus der Hand in den Mund zu leben und den Arbeitsverdienſt ganz und gar dem Wohlleben zu opfern, daran denkt, daß auch einmal Zeiten kommen können, in denen Krankheit des Ernährers oder Arbeitsloſigkeit infolge von Geſchäftsſtockungen den Verdienſt ausbleiben laſſen, und in denen dann, wenn dafür nicht vorgeſorgt war, der Mangel, vielleicht ſogar der blaſſe Hunger durch alle Fenſter ins Haus hereinſchaut? Und wie empfiehlt doch der Herr Jeſus ſelbſt dieſe Sparſamkeit, indem er bei der Speiſung der viertauſend ſeinen Jüngern ausdrücklich befiehlt, ſie ſollten die übrigen Brocken ſammeln, daß nichts umkomme!

Möchten doch die Armen ſich recht ernſt die Frage ſtellen, ob denn der Menſch, wenn er alle ſeine Gelüſte befriedigen kann und thatſächlich befriedigt, wirklich glücklich iſt, glücklicher als der Arme, der ſich manches von dem verſagen muß, was ſich der Reiche leiſten kann und leiſtet, ob nicht gar häufig im Leben das Schriftwort (Sprichw. Sal. 13, 7) zur Wahrheit wird:

„Mancher ist arm bei großem Gut und mancher ist reich bei seiner Armut?"

Oder ist der nicht arm, der durch sein üppiges Leben, wozu ihm sein Reichtum die Mittel bot und die Versuchung bereitete, seine Gesundheit zu grunde gerichtet hat und vielleicht soweit heruntergekommen ist, daß er sich mit allem seinem Reichtum nicht einmal mehr eine gesunde frohe Stunde erkaufen kann? — Ist der nicht arm, der durch sein Jagen nach Lust und Genuß, wozu ihn sein Reichtum verführte, jeden Sinn verloren hat für höhere, edlere Güter und Genüsse als die irdischen, fleischlichen, und der nun, wenn er diese letzteren nicht mehr genießen kann oder sie bis zum Überdrusse und Ekel genossen hat, nun nichts mehr besitzt, woran er sich erfreuen kann, nichts mehr auf Erden und auch nichts mehr im Himmel, auf dessen Seligkeit zu hoffen ihm sein Gewissen verbietet, sein Unglaube wehrt?

Und umgekehrt: Ist der nicht reich bei seiner Armut, der durch einfaches, genügsames Leben, wie es ihm seine Armut vorschreibt, sich seine Gesundheit bewahrte, sowie auch die Fähigkeit, wirklich Genuß zu haben von dem, was ihm Gottes Güte von irdischem Glücke beschert und was, weil es nur selten an ihn kommt, doppelte Freude gewährt? — Ist der nicht reich bei seiner Armut, der durch genügsamen, gottseligen Sinn sich die Hoffnung bewahrte, die allein wahrhaft reich macht im Leben wie im Sterben, die Hoffnung auf das himmlische Erbe und die Herrlichkeit, die dort an den Gläubigen und Gottseligen nach den Leiden dieser Zeit soll offenbart werden? Gehört der nicht in Wahrheit zu den Armen, von denen der Apostel Paulus (2. Korinth. 6, 10) sagt, daß sie zwar arm seien, aber doch viele reich machen konnten, weil sie aus dem Brünnlein Gottes schöpfen können, das Wassers die Fülle hat, und daß sie nichts inne hätten und doch alles hätten, weil sie das besäßen, was mehr wert ist, als alles Irdische und Zeitliche.

Aber gerade um dieses alles umfassenden Reichtums willen, der den Armen zu teil werden kann und ihn dann hoch hinaushebt über den Reichen, der denselben nicht be-

sitzt, weil ihm sein irdischer Reichtum genug ist, möchte nun zu verschreiben sein als

Drittes Mittel: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. (Matth. 6, 33.)

Dieses Mittel paßt um so mehr zu dem zweiten, da unter dem „solches alles" eben das verstanden ist, was vorhin als das genannt war, woran man sich solle genügen lassen: Nahrung und Kleidung. Denn unmittelbar vorher hatte der göttliche Bergprediger davor gewarnt, daß sich ein Christ wegen Nahrung und Kleidung, wegen der notwendigsten Lebensbedürfnisse also, allzu große und ängstliche Sorgen mache, und ermahnt, sich die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde als Lehrmeister dienen zu lassen. „Solches alles," sagt dann der Herr Jesus, „wird euch zufallen, euch nicht fehlen, euch als eine Zulage beigegeben werden, wenn ihr nur am ersten trachtet nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, wenn ihr das eure erste und hauptsächlichste Sorge sein laßt, die Gerechtigkeit des Reiches Gottes zu erlangen."

Daß damit das Bemühen um Nahrung und Kleidung, das redliche, treue Arbeiten, um diese Bedürfnisse zu gewinnen, von dem Herrn Jesu nicht gewehrt und verboten werden soll als etwas, was sich für einen Christen nicht zieme; daß damit nicht dem Faulen das Wort geredet sein soll, der nach diesem Worte des Herrn annehmen möchte, Nahrung und Kleidung würden ihm, wie einst den Juden in der Wüste das Manna, vom Himmel herunter zufallen, auch wenn er keine Hand darum rege, sondern sich nur aufs Beten verlege: das versteht sich wohl von selber. Denn das Trachten nach dem Reiche Gottes, dem der Herr solche Verheißung wegen des Irdischen gegeben hat, das erfordert fürwahr mehr als bloße geistliche Übungen wie das Beten, es erfordert auch ein treues, gewissenhaftes Arbeiten mit den Gaben und Kräften, welche Gott verliehen hat, überhaupt Treue auch im irdischen Berufe. Des ist der Apostel Paulus ein lebendiger Zeuge, der bei

all seinem berufsmäßigen apostolischen Trachten, für andere wie für sich das Reich Gottes zu erlangen, ruhig nebenher Teppiche gewebt hat, um sich dadurch Nahrung und Kleidung zu erwerben und niemand beschwerlich fallen zu müssen. — Wenn es aber im Alten Testamente (Psalm 127, 3) heißt: „Es ist umsonst, daß ihr frühe aufsteht und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorge; denn seinen Freunden giebt er es schlafend," so ist bei diesem vielfach mißverstandenen und mißbrauchten Worte das in erster Linie zu beachten, daß „Freunde" Gottes die nimmer sein können, die nicht neben dem eifrigen Beten auch fleißig arbeiten und die ihnen verliehenen Gaben und Kräfte treulich anwenden.

Aber freilich am ersten soll man trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Wie bei dem zweiten Mittel das „gottselig sein" vor dem „sich begnügen" genannt ist, so heißt's auch hier, daß man am ersten trachten solle nach dem Reiche Gottes; daß man also dieses Trachten dem Trachten und Sichmühen um irdische Güter (das ja keineswegs getadelt und gewehrt wird!) voranstellen müsse.

Heißt das aber am ersten trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, wenn man, um nur ja keine Einbuße am Verdienst zu erleiden, auch den Sonntag, den Tag des Herrn, zum Arbeitstage macht und anstatt in die Kirche, in das Bethaus, vielmehr in die Fabrik, in die Arbeitsstube, an die Werkbank geht? — Heißt das am ersten trachten nach dem Reiche Gottes, wenn man, um nur ja keine Zeit für die Arbeit zu verlieren, den Tag beginnt ohne Gebet und Gottes Wort, ohne die gemeinschaftliche Morgenandacht in der Familie, durch welche die Arbeit erst die rechte Weihe und den rechten Gottessegen erhält?

O daß doch die Armen dies recht bedächten und nicht so schnell und leicht in das lästerliche Wort wenigstens mit ihren Gedanken einstimmten, welches man wohl hier und da aus dem Munde von Armen hören kann, daß nämlich arme Leute zum Frommsein keine Zeit hätten! Daß sie sich doch nicht durch religionslose und religionsfeindliche Hetzer und Maulhelden so leichtfertig das rauben ließen, was

Was ich sonst bringe, mögt Ihr selber suchen. Mög's nur gute Früchte tragen und Euch führen zu dem, der das A und das O, der Anfang und das Ende ist!

Und so sei denn der Gott der Liebe und des Friedens mit Euch Allen und mit mir!

---

2. Auflösung der Räthsel in dem Jahrgange 1852 der Spinnstube.

Das Erste ist die Bürste; das Zweite ist die Haselnuß mit dem Würmlein drinnen; das Dritte der Staar; da hab' ich an den Vogel und an die Augenkrankheit gedacht, die auch so heißt. Das Vierte ist der Freier. Ihr verstehet's schon! das Fünfte meint den Hof am Haus, am Mond und die Haushaltung der Fürsten, die man auch Hof nennt. An das einzeln liegende Hofgut und Haus hab' ich auch gedacht.

---

ihnen ihren oft so trüben und beschwerlichen Lebensweg kräftig erhellen und erleichtern kann, den fröhlichen Glauben an einen Gott, der sie mit väterlicher Liebe hegt und trägt, und an einen Heiland, der die Mühseligen und Beladenen erquicken will, sowie die fröhliche Hoffnung auf ein anderes Leben, in welchem sie nach den Leiden dieser Zeit eine ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit finden können, und endlich den ernsten Eifer, sich diese Herrlichkeit nicht entgehen zu lassen, sondern sie mit unablässigem, unermüdlichem Sehnen und Trachten zu suchen bei dem, der sie allein schenken kann, dem hochgelobten Herrn und Heilande Jesu Christo!

Damit denn Gott befohlen! Und nochmals, zum Schlusse wie zum Anfange dieses Vorwortes:

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum
Christum zum Troste!

---

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1891.

Fast noch jedesmal, wenn ich zu diesem Nr. 2 der Spinnstube die Feder ansetzte, ist mir der Gedanke gekommen, daß es doch im Grunde eigentlich bei den lieben Spinnstubenlesern sehr wenig geistige Kraft voraussetzen hieße, wenn immer und immer wieder diese bekannte Nr. 2 eingefügt würde, weil man den Zweifel ausspräche, sie wären imstande, selbst die Auflösung der Rätsel zu finden.

Und der Spinnstubenschreiber hat es sich doch von jeher beim Drechseln der Rätsel zur Aufgabe gemacht, das Raten derselben nicht allzusehr zu erschweren. Ärgert er sich doch selbst jedesmal, wenn ihm ein Rätsel aufstößt,

das er, wie er sich auch bemühen mag, doch nicht lösen kann, oder das doch wenigstens eine Anstrengung des Geistes erfordert, die schon mehr als eine wirkliche Arbeit angesehen werden muß, denn als eine Erholung und Unterhaltung, ja das ihn am Ende noch bis ins Bett hinein verfolgt und den Schlaf noch schwerer kommen läßt, als er ohnedies schon kommt.

Um nun den lieben Lesern den Ärger zu ersparen, der ihnen durch ein ungelöstes Rätsel hätte bereitet werden können, folgt jedesmal, wenn auch erst nach Jahresfrist, hier die Auflösung der vorjährigen Rätsel, die aber wohl bei den meisten Lesern nichts Neues zu melden hat.

Es ist ja mit dem Auflösen der Rätsel ein eigenes Ding. Manchmal denkt man schon beim Lesen der ersten Rätselworte die Lösung in Nr. Sicher zu haben. Allein, wenn man dann weiter liest, und die folgenden Worte wollen nicht mehr recht klappen mit dem, was man sich gleich anfangs gedacht, dann ist man leicht zu stolz, um das anfangs gedachte Wort wieder fahren zu lassen und auf ein anderes zu sinnen. Man klaubt und pfeffelt an den Rätselworten herum, ob man sie nicht doch noch mit dem gedachten Worte in Einklang bringen könne, und je mehr man sich auf dieses versteift, desto schwerer gelingt es, das richtige zu finden. Ist dir's vielleicht auch so gegangen bei einem der vorjährigen Rätsel, und die richtige Lösung, zu der alles stimmt, hat sich nicht finden wollen? Nun, dann hast du sie jetzt hier.

Das erste unter den sechs Rätseln des vorigen Jahrgangs, welches sich auf Seite 85 findet, hatte das Wort „Druck" im Sinne, und zwar zuerst den Hände-Druck, mit dem man liebe Freunde begrüßt, sodann den Schrift-Druck, durch den man seiner poetischen Ader, wenn man eine hat, Luft machen kann, damit ein hübsches Abschiedsgedicht für den scheidenden Freund herausspringt, das man ihm, wenn sich's nicht anders thun lassen will, in der Zeitung nachruft, endlich den Herzens-Druck, wie ihn Leiden und Trübsale, schwere Sorgen und Kümmernisse erzeugen, und wie ihn nur der vom Herzen wegnehmen kann, der selbst sich dem allerschwersten Drucke unterzogen hat,

dem Drucke unserer Sündenschuld, nämlich unser Herr und Heiland Jesus Christus.

Bei dem anderen Rätsel, das unter Nr. 5 auf derselben Seite 85 stand, lag das Wort „überlegen" zu Grunde, und zwar in den verschiedensten Bedeutungen. Wird es als Eigenschaftswort genommen, wo es soviel bedeutet als „stärker", dann braucht derjenige, welcher es ist, sich auch vor dem stärksten Feinde nicht zu fürchten, weil der ihm nichts anhaben kann. Wird aber das Rätselwort als Zeitwort gefaßt, wo es dann gleichbedeutend ist mit „besinnen" oder „erwägen", so braucht der, welcher es gethan, also überlegt hat, was er beginnen will, an dem Gelingen seines Werkes kaum zu zweifeln. Wem es aber gethan wird, NB. mit dem richtigen Handgriff über das Knie, damit er eine Tracht Prügel bekomme, der freut sich dessen gewiß nicht, so sehr es auch zu seinem Besten geschieht, um ihm nämlich für spätere Zeit einen erziehlichen Denkzettel zu geben.

Das dritte Rätsel unter Nr. 11 auf Seite 135 hatte das Wort „Heimat" im Sinne, aus dem, wenn du das „m" durch ein „r" ersetztest, das Wort „Heirat" wurde. Durch Heirat kann ja aber einer wohl eine Heimat gewinnen, und zwar eine glückliche, frieden- und freudenreiche Heimat, wenn er den gefährlichen Sprung aus dem ledigen in den ehelichen Stand nur nicht leichtsinnig und blindlings gethan hat, sondern erst nach reiflicher Prüfung und Erwägung auch vor seinem Gott.

Unter Nr. 12 folgte nun sogleich wieder ein Rätsel, bei welchem du nur an die „Pflaume" zu denken brauchtest, um sofort die volle Lösung zu haben. Denn nach Entfernung des „P" und des „e" blieb dir der „Flaum", der in der Bettdecke so gut warm giebt; und wieder nach Entfernung des „F" und des „m" blieb dir das Eigenschaftswort „lau", das dich leicht an das Wort in der Offenbarung Johannis (3, 16) erinnern konnte, worin der Herr zusagt, über den Lauen das furchtbare Urteil sprechen zu wollen: „Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde". — Schließlich aber, wenn auch das „l" und das „u" noch weggenommen war, blieb dir nichts als der Buchstabe „a".

Daß in dem Rätsel unter Nr. 15 auf Seite 162 die „Biene“ gemeint war, hat wohl jeder leicht erraten. Ist sie doch der Blumenfreund, der jedem Blümchen bis hinein in das Herz dringt, freilich mehr als Dieb denn als Freund, um ihm nämlich den Staub zu stehlen, der sich auf seinem Boden findet, und dann daraus als richtiger Zuckerbäcker den süßen Honig zu bereiten. Die Musik, welche die Biene macht, ihr Summen, wird wegen ihrer Eintönigkeit wenig geliebt. Will man aber den unliebsamen Musikanten fortscheuchen, dann ist er imstande und giebt einem seinen giftigen Stachel zu kosten, um sich für die Verachtung seiner Musik zu rächen. Wie groß die Königstreue bei der Biene ist, wie der ganze Bienenstaat der Königin folgt, wenn dieselbe ausfliegt und ihr leises Singen erklingen läßt, daß weiß jeder, der nur irgendwie mit den wundersamen Eigenheiten des Tierchens bekannt ist. Ebenso kennt jeder den sprichwörtlich gewordenen Fleiß der Arbeitsbienen, der sie vom Morgen bis zum Abende zum Sammeln des Blütenstaubes ausfliegen, ja denselben oft aus weiter Ferne herholen läßt, wenn die Blumen und Blüten in der Nähe keinen Ertrag mehr geben, der sie aber auch treibt, die faulen Drohnen zu töten, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt haben.

Das letzte Rätsel endlich auf Seite 163 unter Nr. 16 dachte an eine „Gans“, von der ja das bekannte Berliner Urteil lautet: „Eene jut jebratene Jans is eene jute Jabe Jottes“, aus der aber nach Entfernung des „n“ das „Gas“ wird, bei welchem man ja, wenn alles dafür eingerichtet ist, das Öl entbehren kann.

Siehst du also, wie leicht doch auch diese Rätsel im Grunde zu lösen waren? Drum nur Mut für die diesjährigen dahinten! Über Gebühr schwer wirst du sie gewiß nicht finden.

3. Im Schachtelhäuschen.

Eine Geschichte von F. v. Ell....

Da liegt es, das kleine, freundliche Häuschen, welches von den Badegästen mit diesem Namen bezeichnet wurde, traulich angeschmiegt an den Felsen, daran es gebaut ist, als wolle es bei diesem Schirm und Schutz suchen; da liegt es rein und sauber von unten an bis hinauf zu dem Oberstübchen, welches offenbar dem ursprünglich nur einstöckigen Häuschen noch nicht lange aufgebaut wurde.

Vor den Fenstern, deren Scheiben spiegelblank sind, stehen in Töpfen rote Geranien, bunte Nelken, Rosmarin; selbst ein Stock Monatrosen, bedeckt mit Blüten, leuchtet dem Beschauer freundlich entgegen. Vor dem Häuschen, welches etwas von der vorüberführenden Straße abliegt, befindet sich ein schmuckes Blumengärtchen, dem man es ansieht, daß es sich einer sorgfältigen, liebevollen Pflege erfreut; denn es ist nirgends ein Unkräutchen wahrzunehmen weder in den mit feinem Sande bestreuten Wegen, noch auf den Beeten, auf denen die mannigfaltigsten Blumen in üppiger Fülle prangen. Es ist freilich nicht sehr schwer, sie in solcher Üppigkeit zu erhalten; denn man braucht nur aus dem Vorgärtchen über die schmale Straße zu gehen,

dann steht man am Ufer der Neiße und kann den im Sonnenbrande welk gewordenen Blümlein das frische, erquickende Bergwasser zu gute kommen lassen.

Hinter dem Häuschen, wo das Gelände etwas ansteigt, ist ein kleiner Gemüsegarten mit einer dicht bewachsenen Laube, von der aus man in ein liebliches Landschaftsbild hineinschaut.

In dem langgestreckten Thale, das sich vor den Blicken öffnet, liegen malerisch zerstreut die großen und kleinen Häuser umher. Nach Süden dringt das Auge bis zu den fernen Glatzer Bergen, nach Westen haftet es an dem hohen Heidelberge und dem Habelschwerdter Gebirge.

Wer in der Geographie Deutschlands etwas besser beschlagen ist, als es bekanntlich die Herren Franzosen sind, dem brauchen wir nun nicht mehr zu sagen, wo er das Schachtelhäuschen zu suchen hat, in welches ihn unsere Geschichte einführen will. Er weiß, es muß in der Grafschaft Glatz liegen, jener Ecke im südwestlichen Teile der Provinz Schlesien, welche so scharf und spitz in das österreichische Gebiet, oder wie man dort wohl kurz sagt, in das „Reich" hineinreicht. Und wer die Provinz Schlesien genauer kennt, der muß wissen, daß der Ort, in welchem das von den Badegästen so genannte Schachtelhäuschen liegt, kein anderer sein kann als Bad Langenau.

Wir werfen nun einen Blick in das Schachtelhäuschen und machen die erfreuliche Wahrnehmung, daß dasselbe inwendig nicht weniger sauber und rein ist, als auswendig. Einen besonders heimlichen Eindruck macht das geräumige Wohnzimmer zu ebener Erde. Die schneeweiß gescheuerten Dielen des Fußbodens lachen uns ordentlich an, nicht minder die hellen Fenster, welche trotz der davor stehenden Blumenstöcke Licht genug hereindringen lassen auf den hohen Schneidertisch, der vor ihnen steht. Auf einem Topfbrett stehen neben dem Geschirr für den täglichen Gebrauch, das, soweit es von Zinn ist, wie Silber glänzt, die Staatstassen und auf einem andern in der Höhe angebrachten Brette sind zu beiden Seiten der großen Hausbibel allerlei zierliche Porzellanfigürchen aufgestellt. Ein grüner Kachelofen nimmt die den Fenstern gegenüberliegende Wand zum großen Teile ein; an der Ecke neben ihm steht ein hoch aufgetürmtes Federbett, überdeckt mit einer schnee-

weißen Decke. Ein kleiner Tisch und etliche einfache Holzstühle vervollständigen die Einrichtung des Zimmers. Daß dasselbe einen so wohnlichen und behaglichen Eindruck macht, liegt wohl auch daran, daß die weiß getünchten Wände einen nicht kahl und kalt ansehen, sondern daß sie außer dem kleinen Spiegel in schwarzem Rahmen, der zwischen den Fenstern hängt, auch mit einigen einfachen Bildern geziert sind, um deren Rahmen sich dicke Moskränze schlingen. Man sieht es überall, daß eine Hand hier waltet, welche es liebt und auch versteht, das bescheidene Heim zu schmücken, so gut es eben gehen will. — Was uns aber gewiß am meisten auffällt, das ist eine große schwere Harfe, welche da, wo der in das Zimmer einspringende Backofen eine Ecke bildet, ihren Platz hat und darauf hinweist, daß sich in dem einfachen Häuschen auch noch für anderes Zeit und Raum findet, als was die Arbeit für das tägliche Brot erfordert.

Warum aber hat das Häuschen, in welchem doch der Schneidertisch einen so großen Platz einnimmt, den Namen „Schachtelhäuschen"? Einfach deshalb, weil darin Schachteln angefertigt werden. Denn das ist die Arbeit, womit sich hier und in der ganzen Umgegend Frauen und Mädchen in den Stunden beschäftigen, welche ihnen von der häuslichen Arbeit nicht ausgefüllt werden. Aus der Fabrik in Habelschwerdt erhalten sie das zu feinen Spänen geschnittene Holz und verarbeiten dann dasselbe zu den verschiedenen Sorten von Schachteln, welche im Leben gebraucht werden. Ein großer Verdienst wird dabei freilich nicht gemacht; allein da über dieser Arbeit keine andere wichtigere versäumt wird, so ist ihr Ertrag für ärmere Familien ein immerhin schätzenswerter Beisprung.

In Wirklichkeit gab es also in Langenau viele Häuser und Häuschen, die den Namen „Schachtelhaus" oder „Schachtelhäuschen" verdient hätten. Wenn aber die Badegäste nur dem vorhin geschilderten Häuschen diesen Namen beilegten, so hatte das seinen Grund darin, daß sie für dasselbe wegen seiner schönen, malerischen Lage, wegen seiner Sauberkeit und wegen des herrlichen Blumenschmuckes, welcher es umgab, eine besondere Vorliebe hatten und gerne ihre Spaziergänge so einrichteten, daß sie an

demſelben vorbeikamen. Wenn aber gar Harfentöne aus dem Häuschen hervorklangen und den reinen, hellen Geſang einer jugendfriſchen Stimme begleiteten, dann traten ſie wohl auch in dasſelbe ein, um mit ſeinen Bewohnern Bekanntſchaft zu machen.

Das wollen denn auch wir jetzt thun, nachdem wir zuerſt mit dem Häuschen bekannt geworden ſind.

Da finden wir denn zunächſt den Hausherrn, Meiſter Schirmer, auf ſeinem Schneidertiſche eifrig am Nähen.

Er iſt ein älterer Mann, deſſen Haar bereits ſtark von Silberfäden durchzogen iſt. Aber wenn er nicht ſo gebückt über ſeiner Arbeit ſitzt, ſieht man es ihm noch heute an, daß er einſt ein ſtarker, rüſtiger Mann geweſen iſt, welcher die blaſſe Geſichtsfarbe und die etwas eingedrückte Bruſt nicht immer gehabt hat. Der ſtarke Schnurrbart und ſein ganzes Auftreten laſſen in ihm ſofort den alten Soldaten erkennen. Daß ihm auch die echt preußiſche Geſinnung, welche er aus dem Soldatenſtande mitgebracht hat, bis in ſein Alter geblieben iſt, dafür ſpricht deutlich der Umſtand, daß er „die aus dem Reich“, wie bei ihm die öſterreichiſchen Unterthanen heißen, durchaus nicht leiden mag. Ohne Zweifel hatte er mit denſelben üble Erfahrungen gemacht, wie denn die Bewohner der Grenze zwiſchen zwei Ländern häufig nicht von der beſten Sorte ſind. — Was aber Meiſter Schirmer in unſern Augen noch weit höher ſtellt als ſeine patriotiſche Geſinnung, das iſt ſeine aufrichtige

Frömmigkeit. Es kommt und geht in dem Schachtelhäuschen kein Tag, ohne daß Meister Schirmer die große Hausbibel herunterholt und einen Abschnitt aus derselben, sowie danach ein Gebet aus dem Starckebuch vorliest. Am Sonntage aber, der niemals durch Arbeit entweiht wird, wenn dieselbe auch noch so sehr drängt, sondern an welchem die Bewohner des Schachtelhäuschens regelmäßig ihren Kirchgang halten, da sitzt wohl Meister Schirmer, wenn das Wetter nicht dazu angethan ist, daß man draußen ein Kapitel in Gottes herrlicher Naturbibel lesen kann, den ganzen Nachmittag hinter seiner großen Bibel, die ihm einmal das liebste Buch ist. An vielen Stellen schlägt sich dieselbe fast von selber auf und offenbart die Kapitel, die Meister Schirmer am liebsten und am häufigsten liest. Die abgegriffenen Deckel zeugen deutlich dafür, daß das Buch nicht als ein unnützer Hausrat angesehen wird.

Wenn sich dann an solchen Sonntagen Meister Schirmer an Gottes Wort das Herz gestärkt und heilige Freude über die großen Thaten Gottes hineingelesen hat, dann ist es ihm die schönste Sonntagsfreude, wenn seine Frau zur Harfe greift und den Gesang eines Chorals begleitet, bei welchem die schöne klangvolle Stimme seiner Tochter wie Lerchengesang zum Himmel steigt.

Denn Frau und Tochter machen allein die Familie des Meister Schirmer aus, nachdem ihm ein hoffnungsvoller Knabe in der Neiße ertrunken ist.

Auch Frau Rosine Schirmer ist über die Jugendzeit schon ziemlich weit hinaus. Hat sie doch schon einen Ehestand von nahezu 25 Jahren hinter sich! Aber man sieht ihr nicht an, daß sie schon auf die Fünfzig losgeht; denn ihr Haar ist noch dunkel und voll, ihre Bewegungen sind noch rasch und lebhaft, und auch ihr Sinn ist noch so frisch und fröhlich, daß man sie auch ohne die Harfe bei ihren Hantierungen wohl mit heller Stimme singen hört. Daß sie mit außerordentlicher Liebe an ihrem einzigen Kinde, ihrer Martha, hängt, die von ihr die fröhliche, allezeit singelustige Art geerbt hat, ist begreiflich.

Und die blonde Martha verdient es auch, daß man sie lieb hat. Sie ist zwar nicht gerade schön und hat in ihrem frischen Gesichte nichts besonders Bemerkenswertes,

als ein paar prachtvoller, tiefblauer Augen, auf die man, je mehr man in sie hineinsieht, desto geneigter wird, das bekannte Sprüchlein anzuwenden: „Blaue Augen, Himmelsaugen.“ Aber sie ist von Kind auf ein frommes, fleißiges Mädchen gewesen, ihrem Gott und Heiland ebenso treu und gehorsam wie ihren lieben Eltern. Sie ist's vor allen, die dem Häuschen den Namen „Schachtelhäuschen“ zugezogen hat. Denn da die Mutter noch rüstig genug ist, das kleine Hauswesen und im Sommer auch noch das Gemüsegärtchen hinter dem Hause selbst zu besorgen, so ist die jetzt etwa 21jährige Martha eine fleißige Schachtelmacherin geworden, und es ist eine Lust zuzusehen, wie blitzschnell ihre gewandten Finger arbeiten. Martha ist auch der besondere Liebling der Badegäste, und die Porzellanfigürchen in der Wohnstube sind lauter kleine Andenken von solchen Badegästen, die gern im Schachtelhäuschen eingesprochen hatten, um entweder Martha bei ihrer Arbeit zuzuschauen, oder sich von ihr, wenn sie in ihrem Blumengärtchen beschäftigt war, ein paar Blumen auszubitten, wohl auch zuzuhören, wenn Gesang und Harfenklang aus dem Häuschen hervorschallte.

2.

Heute schien der stille Friede, der sonst in dem Schachtelhäuschen wohnte, aus demselben gewichen zu sein. Denn Meister Schirmer hatte die Stirne in krause Falten gezogen, und der Ton, in welchem er das Gespräch mit seiner Frau führte, war sehr verschieden von dem, in welchem er gewöhnlich mit ihr redete.

„Es ist einmal nichts,“ grollte er, „die Martha kriegt er nicht. Ich habe jetzt gerade genug an dem Windbeutel aus dem Reich, den ich lieber sogleich hätte zum Hause hinausjagen sollen, als daß ich ihm das Oberstübchen vermietete. Habe heute wieder vom Nachbar Knauer ein Liedchen über seinen Leichtsinn hören müssen, das mir jetzt noch übel in den Ohren klingt.“

„Nimm's nicht so scharf mit dem Franz, Vater,“ bat Frau Rosine, „bedenke, daß er als ein Waisenkind ohne rechte Erziehung aufgewachsen ist. Da ist's ja doch wahrlich nicht zum Verwundern, daß er einen leichteren Sinn hat, als gut ist.“

„Ach was!“ eiferte der Schneider, „das brauche ich

3.

Ihr ſeid's ſchon gewohnt, daß ich Euch, liebe Leſer, manche gute Bücher nenne, die Ihr in den Winterabenden verleſen könnet. Ich will's auch heuer nicht an mir fehlen laſſen. Da nenn' ich Euch denn eine Reihe vortrefflicher Büchlein, nämlich:

1) Kalendergeſchichten für das deutſche Volk. Hamburg 1850. Agentur des Rauhen Hauſes.

2) Folgende von dem lieben Paſtor **Ahlfeld** in Halle, jetzt in Leipzig. Sie ſind in Halle bei Mühlmann erſchienen:

a. Der Auszugsvater; **b.** der Verwalter und ſein Kind; **c.** das Knechtsjubiläum; **d.** das verachtete Kind; **e.** des Spielers Gang und Ende; **f.** Berend Stein, der Knechtepaſtor; **g.** Predigten über den chriſtlichen Hausſtand und **h.** Predigten über die evangeliſchen Perikopen (ſoll heißen: Evangelien).

Das Alles iſt köſtlich zu leſen und die beiden Predigtbücher ſind Euch gar nicht genug anzurühmen. Sie geben Gottes Wort rein, ſchlicht, einfach, friſch, warm, und wer ſie einmal geleſen hat, lieſt ſie, darauf wett' ich Alles, immer wieder mit reichem Segen. Der Ahlfeld verſteht's! —

3) Möcht' ich Euch empfehlen die nachfolgenden Schriftchen, die ebenfalls in Halle bei Mühlmann erſchienen ſind, die auch Einer geſchrieben hat, der's verſteht, ich meine den Guſtav Jahn.

a. Gott zeichnet die Sünder, eine Erzählung; **b.** die

gar nicht zu bedenken. Er ist doch wahrlich jetzt alt genug, um Vernunft anzunehmen und sich selbst zu sagen, daß in der Weise, wie er bisher gelebt hat, niemals etwas Ordentliches aus ihm werden kann."

„Aber warum denn nicht?" warf die Mutter ein. „Die Liebe hat schon andere umgewandelt, die viel leichtsinniger waren, als der Franz ist. Und lieb hat er die Martha von ganzem Herzen. Wenn er sie zur Frau hätte, würde er sich gewiß ändern."

„Und auf diese leere Hoffnung hin soll ich mein einziges Kind dem Leichtfuß geben?" fragte Meister Schirmer in tiefer Erregung. „Nie und nimmer! Es ist schlimm genug, daß er mit seinem Gefiedel und Gesinge dem Mädel den Kopf verdreht hat, daß ich's oft kaum wiedererkenne. Er bekommt aber die Martha nicht, wenn er nicht ansässig wird und sein ehrliches Handwerk wieder aufnimmt, mit dem er sich hier recht gut nähren könnte. Und er bekommt sie auch dann noch nicht, wenn er sich nach wie vor weigert, in die Kirche zu gehen, wie es einem rechtschaffenen Christenmenschen zukommt. Ich könnte es vor Gott und meinem Gewissen nicht verantworten, wenn ich unser gutes, frommes Kind an solch einen Heiden wegwerfen wollte."

„Er hat aber doch ein gutes Herz," wandte Frau Rosine schüchtern ein, da sie ihrem Manne nicht unrecht geben konnte. „Wer so die Musik liebt wie er und so aus vollem Herzen singen kann, der kann kein böser Mensch sein."

„Schwatz kein dummes Zeug, Frau!" fuhr Meister Schirmer ärgerlich auf. „Was nützt mir das gute Herz? Das haben so ziemlich alle leichtsinnigen Menschen und gehen dabei doch schließlich, oft an Leib und Seele, zu grunde. Ein fester Sinn, eine echte, aufrichtige Gottesfurcht, das ist die Hauptsache im Leben und der Grund, auf dem allein wahres Eheglück erwachsen kann. Kurz, er bekommt die Martha nicht, wenn er sich nicht gründlich ändern und anfangen will, wieder ehrlich zu arbeiten; er bekommt sie nicht, und wenn er spielte und sänge so schön wie die Engel im Himmel. Und damit basta!"

Frau Rosine wußte, daß hinter dem „basta!" jeder Versuch, den Gatten umzustimmen, vergeblich sei. Darum schwieg sie und seufzte nur tief auf, weil sie wußte, wie

tief und fest ihrer Martha die Liebe zu dem im Herzen saß, über den sich Meister Schirmer eben so ereifert hatte.

Lernen wir denselben nun auch näher kennen.

Franz Keller war drüben in Böhmen, nach Vater Schirmers Ausdruck also „im Reich", geboren in einem Städtchen nicht weit von Prag. Seine Eltern hatte er kaum gekannt, da beide starben, als er noch im ersten Kindesalter stand. Der Vormund, welcher ihm gesetzt war und das geringe Vermögen zu verwalten hatte, das ihm seine Eltern hinterlassen, bekümmerte sich nicht viel um ihn. Er hatte das Kind in einem nach seiner Meinung guten Hause untergebracht und glaubte, seine volle Schuldigkeit gethan zu haben, als er Franz, nachdem er der Schule entwachsen war, bei einem Schuster als Lehrling untergebracht hatte, damit er auch wie sein verstorbener Vater ein Schuster werde. Daß von dem Meister ständig Klagen einliefen über den flatterhaften, unruhigen Geist des Knaben und über Mangel an dem für die Schusterei so notwendigen Sitzfleisch, machte es für den Vormund fast zu einer erwünschten Botschaft, als ihm der Meister eines Tages meldete, Franz sei davongelaufen, und zwar mit einer Geige, die er sich vor kurzem mit erspartem Trinkgelde erstanden habe. Da der letzte Rest des von den Eltern ererbten kleinen Vermögens für Franzens Kleidung, sowie für das dem Meister vorausbezahlte Lehrgeld draufgegangen war, so forschte der saubere Vormund nicht weiter nach, wo Franz geblieben sei, sondern war im Grunde seines Herzens froh, ihn für immer los zu sein.

Mit seiner Geige, die er schon bei dem Pflegevater während der Schulzeit ziemlich fertig spielen gelernt hatte und auf der er sich bei einer wirklich hervorragenden Anlage zur Musik schnell sehr vervollkommnete, zog nun Franz als frischer, freier Spielmann durch die Welt. Er war ein auffallend schöner Bursche geworden, schlank und hoch gewachsen, mit lockigem, braunem Haar und einem Paar gleichfarbiger, blitzender Augen, aus denen ein heiterer Sinn und frischer, froher Lebensmut hervorleuchteten. Von diesen beiden Stücken besaß er jedoch eine etwas gar zu starke Portion, so daß er jeden Ernst des Lebens von sich ferne zu halten suchte und nur dem Augenblicke lebte, wie er es

gerade brachte. Ohne alle Charakterfestigkeit war er jedem Einflusse zugänglich, sei es zum Guten oder zum Bösen. Leicht und heftig aufbrausend, wenn er nicht sogleich seinen Willen haben sollte, war er bei anderer Gelegenheit auch wieder lenksam wie ein Kind und so gutmütig, daß er sich von jedem, der ihn von der rechten Seite zu fassen wußte, in der schnödesten Weise mißbrauchen ließ. War der Beutel voll, so wurde gut gelebt. Franz kargte alsdann nicht, teilte den Kameraden gerne mit von seinem Überfluß, und beschenkte auch die Armen, solange er etwas zu schenken hatte. War der Beutel leer, was kümmerte es den lustigen Gesellen? Er begnügte sich dann eine Zeit lang mit schmalen Bissen und wartete auf bessere Zeiten, wenn er nicht vorzog, solche an einem anderen Orte aufzusuchen. Gar zu viel brauchte er gerade nicht für sich; nur darauf hielt er immer etwas, daß er ordentlich gekleidet war und schmuck aussah. Befand er sich in lustiger Gesellschaft, so konnte er wohl dem Glase gehörig zusprechen, verschmähte auch Karten und Würfel nicht; aber im großen und ganzen konnte man ihm doch den Ruf eines nüchternen Menschen nicht vorenthalten.

Daß der ohne Elternliebe und ohne sorgfältige Elternzucht unter fremden Menschen Aufgewachsene für Religion und Kirche nichts übrig hatte, kann bei seinem leichtfertigen Wesen gewiß nicht wunder nehmen.

„Damit hat's gute Wege," meinte er leichtfertig, wenn man ihn deshalb zur Rede stellte. „Was soll ich mich hinter die finstern, dumpfen Kirchenmauern setzen, wenn draußen hell und fröhlich die liebe Sonne scheint? Was wird's den lieben Herrgott kümmern, ob der Franz Keller unter den andächtigen Betern sitzt oder nicht? Mein Herz wäre doch nicht dabei, so lange es noch so froh und stürmisch schlägt wie jetzt, will drum lieber warten, bis es zu größerer Ruhe gekommen ist und singe derweil draußen in der schönen Natur mein Morgenlied."

Dann schnippte er wohl mit den Fingern und schmetterte mit seiner wirklich prachtvollen Stimme:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch dort oben?
Wohl, den Meister will ich loben,
Solang' noch mein' Stimm' erschallt!"

ohne jedoch zu fragen und sich darum zu bekümmern, wer dieser Meister sei.

So war Franz Keller Jahr um Jahr durch das böhmische Land gewandert, überall gerne gesehen und gehört, nirgends lange verweilend, mit jedem hübschen Mädchen tändelnd, und von Tag zu Tag mehr Gefallen findend an solch leichtem, lustigem Musikantenleben. In diesem Frühjahre hatte er sich für die Badesaison in Langenau anwerben lassen und sich so seit langer Zeit zum erstenmal wieder zum längeren Aufenthalte an demselben Orte entschlossen. Es konnte jedoch zweifelhaft sein, ob er es wirklich den ganzen Sommer über ausgehalten und seinen Wandertrieb bezwungen haben würde, wenn er nicht hier in Langenau einen Magnet gefunden hätte, der ihn unwiderstehlich festhielt.

Dieser Magnet war die blonde Martha im Schachtelhäuschen.

Bei seinem Suchen nach einer Wohnung war er auch hierher gekommen und hatte Martha gerade unter ihren Blumen beschäftigt gefunden. Lange hatte er ihr vom Wege aus stille zugeschaut, wie sie so eifrig hantierte, bis er endlich mit der Frage herauskam:

„Kann man sich wohl hier für den Sommer einmieten, schöne Jungfer? Hier könnt's mir schon gefallen, so nahe am Wasser, ganz im Grünen drin und mit solch einem Wirtstöchterlein."

Hierauf hatte er, ohne erst auf eine Antwort zu warten, keck und laut angestimmt:

„Es zogen drei Burschе wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein.
Frau Wirtin, hat sie gut Bier und Wein?
Was macht ihr holdselig Töchterlein?"

Bei dem „holdseligen Töchterlein" aber hatte er Martha so schelmisch angeblickt, daß sie über und über rot wurde.

„Gelt," hatte er sodann zutraulich weiter gesprochen, „bei den zwei ersten, da war's keine echte rechte Lieb, sondern nur bei dem dritten. Denn wo die rechte Lieb

iſt, da muß es immer heißen (und wieder kam's glockenrein von ſeinen Lippen):

„Ich hab' dich geliebet, ich lieb' dich noch heut',
Ich werde dich lieben in Ewigkeit."

„Aber wie steht's mit der Wohnung?“ frug er dann das wiederum rot gewordene Mädchen, „kann ich die hier haben?“

„Da muß ich den Vater fragen,“ hatte Martha geantwortet und war ins Häuschen geeilt, wir glauben fest: jetzt schon mit dem Wunsche, der Vater möge ja sagen; denn die Stimme des hübschen Burschen hatte es ihr angethan.

Und Meister Schirmer hatte nicht nein gesagt. Denn das Oberstübchen stand gerade leer, und wenn auch die Schneiderei genug abwarf, daß die kleine Familie davon leben konnte, der Aufbau des Oberstübchens hatte doch mehr gekostet, als Vater Schirmer gerechnet hatte; es hatte müssen eine Summe Geldes geliehen werden, die von dem bloßen Handwerksverdienste nicht wohl abgetragen werden konnte, auf die aber nun die Miete abgetragen werden sollte.

3.

Hätte Meister Schirmer gewußt, daß der Mieter „aus dem Reiche“ sei, oder auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt, wes Geistes Kind derselbe war, er würde ihn sicher nicht ins Haus genommen haben. Aber Franz Keller hatte bei seinem beständigen Umherwandern eine Sprache reden gelernt, die eigentlich nach keiner bestimmten Gegend als seiner Heimat hinwies. Überdies enthielt er sich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit jetzt gänzlich des Wirtshausbesuchs und saß, wenn er abends frei war, so ruhig unten bei seinen Hausleuten und wußte mit denen so verständig sich zu unterhalten, daß die alten Leute ihre wahre Freude an ihm hatten. Als Meister Schirmer wieder einmal über die „aus dem Reiche“ polterte und Franz Keller lächelnd bemerkte: „Ei, das gilt denn alles auch mir; denn auch ich bin ein geborner Österreicher,“ — da hatte sich Meister Schirmer etwas verlogen sogar zu dem Zugeständnisse verstiegen:

„Na, es mag ja wohl auch Ausnahmen geben.“

Was Franz ganz besonders bei Frau Rosine empfahl, das war nicht nur sein schönes Geigenspiel, sondern auch seine wirklich prachtvolle Tenorstimme. Wie wurde jetzt

im Schachtelhäuschen muſiziert! Bald waren es Harfe und Geige, die in lieblichem Vereine erklangen; bald begleitete die Harfe zwei jugendliche Stimmen, die in ſchöner Harmonie die herrlichen Volkslieder ſangen.

Und Martha? — Ja, die war mit einemmal eine ſo ganz andere geworden als früher, daß ſich die Eltern nicht genug über ſie verwundern konnten. Das ſonſt ſo ſtille Mädchen, das am liebſten ſo ganz ruhig vor ſich hinlebte und, wenn ſie bei ihrem Schachtelmachen war, kaum ein paar Wörtchen redete: wie war es jetzt ſo heiter und lachte und ſcherzte mit Franz um die Wette, wenn er unten war! Wie hatten ihre ſonſt immer ſo ernſt dreinſchauenden Blauaugen jetzt einen ſo eigentümlichen Glanz und blickten oft wie verklärt ins Leere hinein, das ihr aber ſehr Liebliches und Erfreuliches zeigen mußte! Um's kurz zu ſagen: Martha hatte an den hübſchen Muſikanten ihr Herz verloren, ihr Herz, das bisher nur für die Liebe zu den Eltern Raum gehabt hatte, in dem aber nun mit ihrer unwiderſtehlichen Allgewalt die erſte jungfräuliche Liebe eingekehrt war. Ob es das geheimnisvolle Murmeln und Rauſchen der Reiße war, das ihr ſo ſüße Dinge von Liebe und Liebesglück ſchien erzählen zu wollen; ob es die blitzenden und ſprechenden braunen Augen waren, aus denen ſie dieſelben ſüßen Dinge las; ob es die zuſammen geſungenen Lieder waren, in welchen dieſe ſüßen Dinge auch in Worten und Tönen zum wirklichen Ausdruck kamen: kurz, Martha wußte ſelbſt nicht, was ihr Herz mit einemmal in ſo feſte und doch ſo beſeligende Feſſeln gelegt hatte, daß ſie kaum etwas anderes denken konnte als den ſchmucken Geiger und Sänger. Sie wußte auch nicht, wie es eigentlich zugegangen war, daß ſich Franz Keller plötzlich in der Laube des Gemüſegärtchens eingeſtellt hatte, als ſie an einem heißen Sonntag Nachmittage dorthin gegangen war, um ſich vor der Hitze zu ſchützen, und daß ſie mit einemmal an ſeiner Bruſt gelegen und Liebesworte und Küſſe mit ihm getauſcht hatte.

Was ſie ſelbſt aber kaum wußte, das wußte man ſchnell im Orte. Wo die Mädchen, welche zu ihrer Bekanntſchaft gehörten, zuſammenkamen, ſteckten ſie die Köpfe zuſammen und flüſterten ſich das Geheimnis zu: die ſtille

Martha im Schachtelhäuschen und der schöne lustige Musikant sind Liebesleute.

„Nein, daß er sich auch gerade die nimmt!“ sagte die hübsche Rosine aus der Schule. „Solch ein Prachtmensch und die Martha, die doch kein bißchen hübsch ist!“

„Wenn's noch die Liese aus der Mühle wäre!“ meinte Rosa Felden; „die paßte doch weit besser zu ihm.“

„Oder Knauers Johanne,“ warf Jakobine Berger ein, indem sie sich an die betreffende wandte, die dabei glutig rot anlief, „die hat doch gerade so dunkle, funkelnde Augen wie der Franz, aber die Martha? — — —“

„Ich glaube, die kann nicht einmal mit ihm tanzen,“ höhnte die lustige Gottliebe Hiller; „denn es wird wohl seinen guten Grund haben, daß sie sich niemals beim Tanze blicken läßt. Wie er auch nur auf die verfallen ist!“

„Sie wird's wohl danach angestellt haben,“ fiel Bertha Schur ein. „Bequem genug hat sie's ja gehabt, und wer sich so apart anstellt wie die Martha, bei dem ist's gewöhnlich so, wie's im Sprichwort heißt: Stille Wasser gründen tief.“

„Nun, sie kriegt jetzt doch wenigstens den Karl vom Heinrichshofe nicht, der schon so lange um sie herumschwänzelt,“ triumphierte Johanne Knauer, welche dem stillen Mädchen den reichen Bewerber nicht gönnte, „und das ist ihr recht. Gut dumm ist's von ihr, daß sie sich den entgehen läßt wegen des armen Schluckers von Spielmann.“

„Wäre froh genug die Johanne,“ flüsterte Bertha Schur ihrer Nachbarin ins Ohr, „wenn der arme Schlucker sie nur angesehen hätte!“

„'s ist doch der pure Neid, der aus euch spricht,“ lachte die Liese aus der Mühle, welche eben zu der Gesellschaft getreten war. „Laßt doch der Martha einstweilen ihren Schatz! Wer weiß, wie's noch endet.“

Wie die Altersgenossinnen, so schüttelten aber auch die älteren verständigen und ernsten Leute die Köpfe, wenn unter ihnen auf Martha Schirmer und ihren Spielmann die Rede kam. Man konnte die Eltern nicht begreifen, die ein Verhältnis ihres Kindes mit dem „windigen Spielmann“ offenbar duldeten. Man konnte ebensowenig die stille,

fromme Martha verstehen, daß sie sich an einen solchen Menschen wegwarf. Die es gut mit den Bewohnern des Schachtelhäuschens meinten, hofften, es werde nur eine Sommerliebschaft sein, und, wenn die Vögel fortzögen, würde wohl auch der lustige Musikant davonfliegen und die Martha sitzen lassen; ja, es könne kommen, daß er den Schneidersleuten nicht einmal die Miete bezahlte, und daß die Alten dann ebenso das Nachsehen hätten wie die Martha, der man aber dann nur gratulieren könne.

Die so redeten, wußten offenbar mehr von Franz Keller, als man im Schachtelhäuschen von ihm erfuhr, wußten, daß er keineswegs der stille, sittsame Mensch sei, als den ihn die Schneidersleute ansehen mußten, weil sie dessen Verhältnis mit ihrem einzigen Kinde duldeten. Und sie hätten ja geradezu blind sein müssen, wenn sie nicht gewußt hätten, wie es um die beiden stand. Denn die machten gar kein Hehl aus der Liebe, welche ihre Herzen erfaßt hatte, die selbst den bisher so flatterhaften Musikanten in Fesseln gelegt hatte, die er nicht zerreißen konnte und wollte.

Meister Schirmer widerstrebte es zwar von vornherein gewaltig, daß Martha nicht die Herrin auf dem Heinrichshofe werden wolle, dessen Besitzer ihr schon seit längerer Zeit nachging, und bei dem sie ohne Zweifel eine glückliche Frau geworden wäre. Aber Frau Rosine, welcher sich Franz Keller durch sein Geigenspiel und seinen Gesang in das musikliebende Herz eingenistet hatte, wußte so beweglich von der tiefen, heißen Liebe zu reden, welche Martha und Franz für einander hegten, und wie Martha um ihr Lebensglück betrogen sein würde, wenn sie ihren Franz nicht bekäme, daß Meister Schirmer, der in seiner Schneiderei besser Bescheid wußte, als in Sachen der Liebe, um so mehr klein beigab, da der lustige Musikant im ganzen auch ihm wohlgefiel.

Eins nur hatte er an ihm auszusetzen, daß er nämlich niemals in die Kirche ging und jedesmal, wenn der Sonntag kam, eine Ausrede zu finden wußte, womit er sich der Einladung zur Teilnahme an dem Kirchgange entzog. Anfangs nahm Meister Schirmer diese Ausreden für bare Münze. Als er aber bei einer gelegentlichen Erkundigung deshalb gehört hatte, daß die Proben der Badekapelle für

das nachmittägliche Konzert in den Kuranlagen, sowie die Übungen derselben keineswegs während der Zeit des Gottesdienstes, sondern weit später stattfänden, da fing Meister Schirmer an, bedenklich zu werden. Als er nun auch gegen Franz offen mit der Sprache herausging, und dieser aus seinen leichtfertigen Ansichten über Religion und Kirche kein Hehl machte, da kam der um sein einziges Kind besorgte Vater zu dem Entschlusse, den wir ihn vorhin gegen seine Frau aussprechen gehört haben, und den er mit seinem „basta!" besiegelte.

4.

Nun war der Sommer vorüber. Die Badegäste waren wie die Zugvögel schon zum allergrößten Teile aus Langenau fortgezogen. Auch die Badekapelle rüstete sich zum Abzuge, da der fallenden Blätter weit mehr waren als der Badegäste, die auf die Musik hörten. Sie löste sich wie gewöhnlich im Winter auf, um im nächsten Frühjahre beim Beginn der Badezeit wieder zusammenzutreten.

Was wollte Franz Keller? Ziehen oder bleiben? Und wenn er bleiben wollte, weshalb zögerte er dann zu reden, er, der doch sonst überall mit dem Worte so flink bei der Hand war?

Er war sich selbst noch nicht recht klar geworden, was werden sollte, und hatte sich mit seinem leichten Sinn bisher immer noch über diese Frage hinweggesetzt. Sich unnütze Sorgen zu machen, war ja überhaupt seine Sache nicht. Wenn ihm das Leben so lieblich lachte, wie jetzt hier im Schachtelhäuschen im täglichen Verkehre mit seiner blonden Martha, so genoß er es lieber in vollen Zügen, als daß er sich sein Glück durch Sorgen vergällen ließ.

Als aber der größte Teil der Musiker schon abgereist war, und Vater Schirmer schon mehrmals die Bemerkung hatte fallen lassen, ob sich wohl für den Winter wieder ein Mieter des Oberstübchens finden werde, da mußte Franz endlich reden.

Allein von Fortgehenwollen war bei ihm keine Rede, sondern er warb förmlich um die Hand Marthas, von der er, wie er sagte, sich nicht mehr trennen könne. Vater Schirmer nahm diesen Antrag ziemlich kaltblütig auf. Er

Geschichte vom stieren Otto; c. die Geschichte vom lahmen Fried; d. die Geschichte von dem brennenden Pudding. Ferner:

4) Ein Literatenleben von Marcard. Merkt, ein Literat ist ein Bücherschreiber und unter dem Gelichter ist auch Ungeziefer.

5) Vater, Sohn und Enkel, eine Dorfgeschichte von der Verfasserin der Martha, die Stiefmutter. — Da lernt Ihr auch einmal erkennen, wie eine treffliche Frau zu Euch redet. Vor der ziehet den Hut ab! Ich thue 's auch.

6) Und wenn Ihr das Christfest recht Euch und Euren Kindern und Enkeln feiern wollet, so leset die „Weihnachtspredigt für Kinder vom Generalsuperintendenten Möller" ihnen an dem hochheiligen Tage vor, und das „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" wird freudig aus Euren Herzen emporsteigen.

7) Bei dem Buchhändler Trewendt in Breslau ist eine Reihe von Büchlein herausgekommen, die alle anmuthig und lehrreich zu lesen sind. Meist sind mehrere Geschichten in Einem Bändchen. Ich will Euch einmal eine Reihe davon namhaft machen, und zwar zuerst die, welche Franz Hoffmann geschrieben hat. Da ist denn unter andern:

1) Der blinde Knabe. Der kleine Robinson. Ein Bändchen.
2) Der treue Wächter. Der Widerspenstige. Eins.
3) Du sollst nicht stehlen. Mehr und Weiser. Eins.
4) Der Henkeldukaten. Frisches Wagen. Der Schiffbruch. Eins.
5) Die Tulpenzwiebel. Liebe deinen Nächsten. Die Stiefmutter. Eins.

Die sind alle von Franz Hoffmann. An diese reihen sich:

8) Eine Sammlung Erzählungen von Julius Hoffmann, nämlich:

1) Haß und Liebe. Ein Bändchen.
2) Ich sehe dich schon. Eins.
3) Der zerbrochene Becher. Eins.

gab zwar Franz nicht geradezu eine abschlägliche Antwort, aber erklärte ihm ruhig und fest, daß er, wenn er die Martha zur Frau haben wolle, wieder zu seinem Schusterhandwerke zurückkehren und die Musik nur nebenbei betreiben dürfe, auch versprechen müsse, künftig wie ein rechtschaffener Christenmensch regelmäßig in die Kirche zu gehen; wolle er sich dazu entschließen und sich hier in Langenau als Schuster setzen, so habe er gegen die Heirat nichts einzuwenden.

„Versuch's ein Jahr lang allein," schloß Meister Schirmer, „zeigt es sich dann, daß du eine Frau ernähren kannst, so sollst du die Martha haben, und später, wenn wir Alten tot sind, zieht ihr dann hier ins Haus, welches dann mit Gottes Hilfe schuldenfrei sein wird."

In Franz fing es an zu kochen bei diesem Vorschlage, welcher so völlig außerhalb seines Gedankenkreises lag, und der, wenn er ihn hätte annehmen wollen, eine völlige Änderung seines bisherigen Lebens nötig gemacht haben würde. Unüberlegte Worte wie „Tyrannei", „Philisterei", „elendes Häuschen" wollten schon über seine Zunge gleiten; aber er bezwang sich noch und stieß nur durch die zusammengepreßten Zähne hervor:

„Das geht nicht! Das kann ich nicht! Wieder ein Schuster werden? Nein, das ertrüge ich nicht!"

„Thut mir leid," antwortete Vater Schirmer kühl, „dann bleibt die Martha, wo sie ist."

„Wollt Ihr mich und Euer Kind denn unglücklich machen?" fragte jetzt Franz sanfter, da er aus der gleichmütigen Antwort des Vaters ersah, daß sich derselbe durch heiße, heftige Worte nicht werde bewegen lassen. Und nun fing er an, in beweglichen Worten zu schildern, wie heiß und innig er die Martha lieb habe, und wie er gewiß alles thun werde, um sie glücklich zu machen.

„Wo keine Gottesfurcht wohnt, da wohnt auch kein Glück, und wer seinem Gotte nicht treu ist, bei dem kann auch auf keine Treue gegen Menschen mit Sicherheit gerechnet werden," sagte jetzt Vater Schirmer und schaute Franz scharf an, als wollte er ihm mit seinen Blicken ins Herz dringen.

Jetzt aber fuhr Franz auf, und die braunen Augen schienen Feuer zu sprühen.

„Wie durft Ihr es wagen, an meiner Treue gegen Martha zu zweifeln?“ rief er. „Weil ich kein Kirchenläufer bin und meine eigene Religion habe? Ei, ich habe schon manchen Kirchenläufer kennen gelernt, der, bei Licht besehen, keinen Schuß Pulver wert war. Meine Religion lautet: Thue recht und scheue niemand! Um derentwillen darf aber niemand meine Treue bezweifeln. Ein solches Leben, wie Ihr es hier führt, bin ich nicht gewöhnt; das würde mich zu Grunde richten. Ich ertrüge es nicht, ewig auf einer Stelle zu sitzen!“

„Thut mir leid,“ sagte Vater Schirmer wieder in voller Ruhe, „dann passen wir nicht zusammen, und die Martha bleibt, wo sie ist.“

„Ist das Euer letztes Wort?“ fragte Franz keuchend und vor Aufregung bebend.

„Mein letztes Wort!“ wiederholte Schirmer fest. „Vielleicht lernst du doch noch einmal in deinem Leben das Stillsitzen.“

„Nie! nie!“ rief Franz und stürmte wie ein Rasender davon.

Martha hatte mit begreiflicher Spannung das Ergebnis dieser Unterredung abgewartet, und auch nicht ohne geheime Angst. Wenn auch die Eltern bisher ihr Verhältnis zu Franz stillschweigend geduldet hatten, als sähen sie nicht, was sie doch sehen mußten, so hatte sich der Vater doch in der letzten Zeit mehrmals sehr ungünstig über Franz ausgesprochen und sein leichtfertiges Wesen getadelt, um das er sich mehr bekümmert haben mußte, als es den Anschein gehabt hatte.

Kaum war Franz aus dem Hause, so rief Meister Schirmer die Tochter herein, sowie auch seine Frau, die sich stillschweigend entfernt hatten, als Franz kam, der Martha seine Absicht mitgeteilt hatte, heute mit dem Vater reden zu wollen. Er teilte beiden die Unterredung mit, die er soeben mit Franz gehabt habe und sprach sich auch hier ebenso entschieden, wie er es bei Franz gethan, dahin aus, daß er nie seine Zustimmung zu einer Heirat geben werde, die zu keinem guten Ende führen könne. Denn bei einem so unstäten Wanderleben, wie es Franz führen wolle, könne unmöglich rechtes Familienglück gedeihen, und was

das Schlimmste sei, Gottesfurcht und Sittlichkeit müßten dabei unrettbar zu Grunde gehen.

Martha wollte bei dieser Eröffnung, die an eine mögliche Sinnesänderung des Vaters gar nicht denken ließ, fast das Herz zerspringen vor Weh, wenn sie sich auch sagen mußte, daß der Vater im Grunde recht habe und von seinem Standpunkte aus nicht wohl anders denken und handeln könne. Sie selbst hätte ja gerne alle Armut, alle Beschwerden und Mühseligkeiten eines Wanderlebens auf sich genommen, wenn sie nur dasselbe hätte mit Franz teilen können. Die Liebe, dachte sie, würde es ihr leicht machen, mit ihm und um seinetwillen auch das Schwerste zu tragen. Allein sie wagte es nicht, dem so entschieden ausgesprochenen Willen des Vaters gegenüber solche Gedanken laut werden zu lassen. Sie war zu sehr gewohnt, der Eltern Willen und Gebot heilig und unantastbar zu achten. Deshalb versuchte sie es auch gar nicht, die Mutter um ihre Fürsprache zu bitten zur Erlangung eines andern Spruches vom Vater, wenn sie auch glauben durfte, daß auf ihr Bitten die Mutter wenigstens versucht haben würde, den Vater umzustimmen.

Sie eilte hinaus in die Laube des Gemüsegartens, dort ihren ersten Schmerz auszuweinen. Hier an diesem traulichen Plätzchen, das der Herbst noch nicht ganz seiner dichten Blätterdecke hatte berauben können, hatte sie so oft mit Franz gesessen, und besonders in der letzten Zeit mit ihm wachend geträumt von der schönen Zukunft, welche sich ihnen aufthun würde, wenn sie als Mann und Frau vereint sein würden. Hier, wo die Hoffnung auf ein unaussprechliches Glück sich in ihr Herz eingenistet hatte, hier wollte sie nun auch mit heißen Thränen ihre Hoffnung begraben, da dieselbe an dem väterlichen Willen ein unübersteigliches Hindernis gefunden hatte. Sie hatte sich auf der Bank niedergelassen, die Arme auf den davorstehenden Tisch gebreitet und den Kopf darauf gelegt. So saß sie schluchzend und weinend in bitterem Schmerz.

„Martha!" rief es da plötzlich neben ihr, und als sie aufschaute, stand Franz vor ihr. Er war auf seinem Stübchen gewesen und hatte sie von dort aus in den Garten gehen sehen.

„Also du hast auch schon dein Teil und weißt, wie es mit uns werden soll?“ fragte Franz voll Bitterkeit.

„Ja, der Vater hat mir gesagt, was er auch dir gesagt hat,“ antwortete Martha, aufs neue in lautes Weinen ausbrechend.

„Und was hast du ihm geantwortet?“

„Ja, was sollte, was konnte ich ihm antworten?“ fragte das Mädchen verwundert aufschauend.

„Du hast also stille geschwiegen und dich stillschweigend unter seinen Willen gebeugt? Hast ihm nicht gesagt, daß du mich lieb habest und nie von mir lassen würdest, wie du mir's doch gelobt hast?“

„Nein, das habe ich nicht gesagt; denn Vater und Mutter wissen ja, daß ich dich lieb habe wie mein Leben. Aber wenn sie mir verbieten, dich zu heiraten, dann kann ich mich doch dagegen nicht auflehnen, dann muß ich doch gehorchen, auch wenn mir das Herz darüber brechen sollte.“

„O, du gehorsames Töchterlein!“ spottete Franz ingrimmig. „Doch es ist dir wohl gar nicht so herzbrecherig zu Mute, es ist dir wohl ganz recht, daß du dich hinter die Eltern verstecken kannst und mir nicht selber den Abschied zu geben brauchst. Der Karl vom Heinrichshofe ist ja freilich eine ganz andere Partie, als ich; der hat Haus und Hof und gefällt deshalb der Martha Schirmer besser.“

„Franz!“ rief Martha im Tone des bittersten Vorwurfs. „Siehe, wenn du so redest, dann gehe ich auf der Stelle weg; das ist doch wirklich zu arg!“

Damit stand sie laut weinend auf und wollte sich entfernen. Aber sie war noch nicht vor die Laube getreten, als Franz den Arm um sie schlang und sagte:

„Sei gut, mein Lieb! Nimm mir nicht übel, was ich gesagt habe. Du weißt ja, daß mein Blut heiß ist und daß man nicht alles, was ich in der Erregung rede, für wirklichen Ernst nehmen darf. Und das sollte mich nicht erregen, nicht im tiefsten Herzensgrund erschüttern, wenn mir kalt dahingesagt wird, ich müsse dich lassen, dich, ohne die ich nicht leben kann, und wenn dann auch du kein Wort des Trostes für mich hast?“

„Ach, Trost für dich?“ fragte Martha, indem sie sich an ihn schmiegte. „Hätte ich doch Trost für mich selber!

Mir will ja das Herz brechen bei dem Gedanken, daß ich dich verlieren soll!"

„Aber muß es denn sein?" fuhr sie fort und schaute Franz mit ihren blauen Augen an, als hätte sie all ihre reiche Liebe in diesen Blick legen wollen. „Muß es denn sein, mein Franz? Könntest du denn nicht Vaters Bedingung erfüllen? Dann stände ja unserem Glücke gar nichts im Wege."

„Also Schuster in Langenau werden und zeitlebens bleiben?" lachte Franz höhnisch auf. „O, das wäre in der That etwas für mich, aber dasselbe, was es für den Vogel ist, wenn man ihn in den Käfig sperrt, oder für das freie Tier des Waldes, wenn man es einfängt und in den Stall steckt. Nein, auf solch ein Glück müßte ich verzichten; ich würde es selbst an deiner Seite nicht ertragen."

„Ja, dann weiß ich nicht, wie zu helfen ist," klagte Martha; „dann werden wir voneinander lassen müssen; denn von seiner Bedingung, die er dir gestellt hat, geht der Vater nicht ab."

„Aber warum will er mich denn durchaus zum Schuster machen? Der Karl vom Heinrichshofe ist doch auch keiner vom Handwerk, weder ein Schneider noch ein Schuster, und doch mag ihn dein Vater so gerne leiden und nähme ihn lieber heute als morgen zum Schwiegersohne? Was hat er gegen mich? Verstehe ich etwa mein Fach nicht so gut wie einer? Kann ich nicht die Geige spielen so gut, daß mir jedermann gerne zuhört und daß mir der Direktor der Badekapelle schon wieder für nächsten Sommer das Anerbieten gemacht hat, ich solle wieder bei ihm eintreten? Was will denn der Alte mehr?"

„Red' nicht so, Franz," wehrte Martha, „ich kann's gar nicht leiden, daß du meinen Vater so kurzweg ‚den Alten' nennst; es klingt so respektlos. Was er gegen dich hat, weißt du nur zu gut."

„Doch nicht die alte Schrulle, daß er mich nicht leiden mag, weil ich kein geborner Preuße, sondern drüben aus dem Reiche bin?"

„Gewiß nicht, obschon ihm auch das nicht ganz recht ist, wie du weißt. Nein, er meint, du seiest für regelmäßige

ehrliche Arbeit verdorben, es ſei dir wenigſtens kein rechter Ernſt mit dem Arbeiten."

„Da mag er nicht ganz unrecht haben," ſagte Franz lächelnd; „aber verdiene ich denn nichts mit meinem Geigenſpiel? Hab' ich mir nicht ſchon manch ſchönes Silberſtücklein erfiedelt? Und heißt das nicht auch arbeiten, wenn man ſo eine ganze Nacht hindurch bis in den hellen Morgen hinein zum Tanze aufſpielt?"

„Weißt du was, Schatz," brach er dann nach kurzem Schweigen los und zog Martha enge an ſich. „Vertrau' dich mir an und komm' mit mir jetzt ſogleich! Du ſollſt's gewiß nicht zu bereuen haben. Dann ziehen wir miteinander durch die ſchöne Welt ſingend und ſpielend und uns liebend, und ſcheren uns den Kuckuck um das, was die Leute ſagen, deine Herren Eltern nicht ausgenommen!"

„Nein, Franz," ſagte Martha ernſt und machte ſich von ſeinem Arme los. „Das thue ich nie und nimmer. Du ſelbſt würdeſt mich nicht mehr lieb haben können, wenn ich ſo pflicht- und ehrvergeſſen handelte. Meine alten Eltern verlaſſen, die außer mir niemand mehr haben? In die Welt hineinlaufen, ohne nur von ihnen Abſchied zu nehmen? Nein, Franz, das kannſt du nicht von mir wollen!"

„Ja, ja, die Eltern ſind dir lieber als ich, das ſehe ich. Aber darf's denn ſo ſein? Du biſt ja doch ſo bewandert in der Bibel. Steht denn darin nicht auch das Wort: ‚Das Weib wird Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Manne folgen'? Muß dir dies Wort nicht gerade ſo heilig ſein, wie das Gebot: ‚Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren', hinter das du dich verſteckſt?"

„Laß lieber die Bibel aus dem Spiele, Franz," ſagte Martha ernſt. „Du kennſt ſie leider viel zu wenig, als daß du dich auf ſie berufen könnteſt."

„Nun, meinetwegen auch! Aber mein biſt du! Mir gehörſt du an durch das Recht der Liebe, einer Liebe, die doch hundertmal größer und heißer iſt als die deiner Eltern! Komm mit, Martha! Komm mit! Wenn du dich von mir losſagſt, dann werde ich grundſchlecht und du haſt die Schuld!"

„Franz! Franz! Schone mich!" flehte das gequälte

Mädchen. „Ich kann dir nicht folgen, wie du willſt. Ja, dein bin ich und dein bleibe ich! Ich will dir angehören

für Zeit und Ewigkeit! Das gelobe ich dir hier vor Gottes Angeſicht! Aber jetzt mit dir gehen, das kann ich nicht!"

„Und das ist dein letztes Wort?"

„Nein," rief Martha und schlang die Arme um seinen Hals und preßte einen heißen Kuß auf seine Lippen; „nein, noch eins: Behüt' dich Gott!"

Damit riß sie sich aus seinen Armen los, die sie umfangen hatten und eilte hinweg, ohne sich noch einmal umzusehen.

5.

Emsig wie sonst betrieb Martha ihre tägliche Arbeit. Unter ihren geschickten Fingern entstand mit fast unglaublicher Schnelligkeit eine Schachtel nach der andern. Sie saß auf dem eigens dazu angefertigten niedrigen Schemel, die Hülsen sowie die runden Böden und Deckel, welche für die runden kleinen Salbenschachteln nötig waren, und welche die Mutter mit einem scharfen, runden Eisen aus den dünnen Holzplättchen ausschlug, welche die Fabrik geliefert hatte, standen in zwei mächtigen Körben ihr zur Seite. Die Hülsen waren schon am Tage zuvor mit einer Mischung aus Kalkwasser und weichem Käse über lange Walzen zusammengeklebt und getrocknet worden. Heute galt es nun, in die schmäleren Hülsen die Böden, in die breiteren die Deckel einzukleben.

Es war eine recht eintönige, langweilige Arbeit, die sehr wenig Aufmerksamkeit erforderte und deshalb sehr viele Zeit zum Nachdenken ließ. Und Martha hatte viel zu denken. Einen weiten Weg nahmen ihre Gedanken zwar nicht; sie bewegten sich in einem Kreise, dessen Anfangs- wie Schlußpunkt — — der Franz war. Sie weinte nicht und klagte nicht; aber um den festgeschlossenen Mund lag der Zug tiefster Traurigkeit, die schönen blauen Augen schauten matt und trübe und sahen kaum einmal von der Arbeit auf. Vorbei war es mit der Fröhlichkeit, die sonst von früh bis spät das Schachtelhäuschen mit munterem Gesang durchtönt hatte. Wenn die Mutter einem Blicke der traurigen Augen begegnete, gab es ihr allemal einen Stich ins Herz, weil aus denselben ein bitteres Weh redete, welches doch die Lippen verschwiegen.

Frau Rosine seufzte dann wohl tief auf; aber helfen konnte sie ja nicht, und ihre einzige Hoffnung war, daß die Zeit lindernd und heilend wirken werde.

Es giebt jedoch Schmerzen, die keine Zeit zu lindern vermag, oder die gar durch sie Heilung finden könnten, und von dieser Art war das Herzweh Marthas. Daß sie so

wenig unter ihre Altersgenossinnen kam, war jetzt ein wahres Glück für sie. Sie entging dadurch mancher höhnischen, schadenfrohen Bemerkung, die den im Herzen sitzenden Stachel noch hätte verschärfen, vielleicht auch hier

und da einer freundlichen Äußerung des Mitleids, welche die Wunde des Herzens noch mehr hätte aufreißen müssen. Wie hatten die meisten gelacht und triumphiert, daß nun wahr geworden sei, was sie prophezeit, daß der schöne Schatz der Martha mit den Wandervögeln davongeflogen sei und sie habe sitzen lassen!

„Es wird ihm zu langweilig geworden sein, auf die Dauer so still dahinzuleben, wie es die Martha thut, die ja nicht einmal tanzen kann," höhnte Bertha Schur.

„Wäre ich's nur gewesen," meinte Johanna Knauer, „ich hätte den schmucken Burschen schon festhalten wollen, daß er nicht davongeflogen wäre."

Bei dem Karl vom Heinrichshofe wollte jedoch ihre Kunst, fest zu machen und fest zu halten, bis jetzt nicht recht gelingen, wie viele Mühe sie sich auch gab. Davon brachte die Liese aus der Mühle bei einem ihrer seltenen Besuche im Schachtelhäuschen Martha die Kunde, als sie sie alleine antraf.

„Du," sagte sie, „die Hanne will durchaus den Karl für sich kapern."

Gleichmütig und unbewegt hörte Martha diese Mitteilung an, als ob sie dieselbe nicht im mindesten etwas anginge; sie ließ sich nicht einmal in ihrer Arbeit stören, sondern warf eine fertige Schachtel nach der andern in den Korb.

„Ich glaube gar, du machst dir nicht einmal etwas daraus?" fragte Liese weiter, als Martha schwieg, „und du brauchst doch nur den Finger krumm zu machen zum Winken, so hast du den Karl wieder für dich. Der kann dich nicht vergessen."

„Ach was!" sagte Martha ruhig, „ich würde auf den Heinrichshof schlecht passen. Ich hab' all mein Lebtag' nur Schachteln gemacht und verstehe von der Landwirtschaft gar nichts. Mit mir würde der arme Karl schlecht genug fahren."

„Vom Musikmachen verstehst du wohl mehr?" wollte die Liese necken. Aber da traf sie aus den blauen Augen ein so tiefernster eigentümlicher Blick, daß ihr die Lust verging, mehr zu fragen, daß sie sich vielmehr bald entfernte.

4) Großvaters Liebling. Maria, das Blumenmädchen. Eins.

5) Capitän Tisdale. Eins.

9) Von Richard Baron, und zwar:

1) Geschichte eines jungen Malers. Ein Bändchen.

2) Der deutsche Knabe in Amerika. Hold' Else's Wunderaugen. Ein Bändchen.

10) Empfehl' ich Euch zwei Bändchen von dem ehrwürdigen und liebenswerthen Meister Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert in München:

Altes und Neues. Die sind in Leipzig bei Heinrich Reclam sen. in dritter Auflage erschienen. Das ist Kern und Mark, liebe Leser! Bei demselben ist ferner zu finden (und bei jedem Buchbinder zu bestellen):

11) Züge aus dem Leben der Christen der drei ersten Jahrhunderte, von Heinrich Schott.

12) Juwelen für gläubige Seelen, gefunden in den Werken von M. Christian Scriver. Barmen bei Langewiesche.

13) Beiträge zur Verhütung der Thierquälerei. Verlegt von Simion in Berlin.

14) Vielleicht ist unter meinen Lesern auch ein Blumenfreund oder eine rechte Blumengärtnerin, denen möchte ich denn empfohlen sein lassen dieß nützliche Büchlein: „Der praktische Blumengärtner. Vollständiges, alphabetisch geordnetes Handbuch der Blumenzucht in ihrem ganzen Umfange. Für Gärtner, Gartenfreunde und überhaupt für alle Diejenigen, welche die älteren und neuesten, schönsten und beliebtesten Zierpflanzen im Freien, in Gewächshäusern und in Zimmern auf die beste und leichteste Weise cultiviren wollen. Mit einem Blumengartenkalender ꝛc., von Heinrich Gruner. Mit Berücksichtigung der neuesten und erprobtesten Erfahrungen aufs Neue gänzlich umgearbeitet von Carl Friedrich Förster. Sechste vielfach vermehrte Auflage. Leipzig bei Jm. Traug. Wöller." (1 Thlr. 15 Ngr.)

15) Für solche unter meinen lieben Lesern, die einer lieben Tochter ein nützliches und gutes Buch zu Weihnachten schenken wollen, möchte ich nennen: Maria Werner,

Auch Mutter Roſine verſtummte ſtets wieder vor dieſem Blicke Marthas, wenn ſie anfangen wollte, mit ihr von Franz Keller zu reden. Ihre Hoffnung, daß die Zeit Marthas Schmerz lindern werde, wollte ſich nicht erfüllen, und das drückte ſie ſehr, da Martha ihres Herzens Freude war. Da war denn die Muſik im Schachtelhäuschen ſelbſtverſtändlich verſtummt. Die Harfe ſtand unberührt, und wenn Meiſter Schirmer am Sonntag Nachmittage bat: „Spiel' und ſing' uns etwas, Mädel!“ — dann bekam er zur Antwort:

„Laß mich, Vater, ich bitte dich! Ich mag außer in der Kirche nicht mehr ſingen hören, und ſelbſt ſingen kann ich um keinen Preis. Du weißt ja, warum?“

Eines Tages war Martha von ihren Eltern zur Großmutter nach Verlorenwaſſer geſchickt worden, als ihr die Müller-Lieſe nachkam, die ein Stück Weges mit ihr zuſammen gehen mußte.

„Du,“ redete ſie Martha an, „ich hab' etwas gehört von Franz Keller. Willſt du's wiſſen? Freilich etwas Gutes und Schönes iſt's nicht.“

Martha ſchrak zuſammen, als die Lieſe den Namen nannte, der ſchon ſeit vielen Monaten nicht mehr über ihre Lippen gekommen war. Aber bei den letzten Worten verwandelte ſich das glühende Rot, welches bei Nennung des Namens ihre Wangen bedeckt hatte, in eine tiefe Bläſſe.

„Es iſt ihm doch nichts zugeſtoßen?“ fragte ſie raſch und ängſtlich.

„O nein,“ antwortete Lieſe, „er iſt munter und wohlauf. Unſer Karl, der ſeit November in Berlin bei den Soldaten iſt, hat ihn dort getroffen. Es gefällt dem Karl ſehr gut in Berlin; es ſei ein ganz anderes Leben dort, ſchreibt er, als hier.“

Martha faßte die Sprecherin ungeduldig am Arme und fragte in gepreßtem Tone: „Aber der Franz? Was iſt's mit dem?“

„Was wird's weiter mit ihm ſein?“ lachte Lieſe, „er hat's halt gemacht, wie's im Sprichworte heißt: ‚ein ander Städtchen, ein ander Mädchen', und hat ſich dort einen flotten Schatz ausgeſucht.“

„Mußt dir's nicht zu Herzen nehmen,“ fuhr ſie dann

gutmütig fort, als sie sah, wie aus Marthas Gesicht jeder Blutstropfen gewichen zu sein schien, „er war nichts für dich, das beweist die schlechte, leichtsinnige Gesellschaft, in der ihn der Karl getroffen hat. Schlag' dir ihn aus dem Sinn: er ist's nicht wert, daß du dich um ihn grämst."

Als sie jedoch den verstörten Blick sah, mit dem Martha sie ansah, ohne ein Wort zu sprechen, da wurde es ihr ganz unheimlich, und es war ihr lieb, daß gerade jetzt ihr Weg nach einer andern Richtung abzweigte. Eiskalt war die Hand, die ihr Martha zum Abschiede bot, indem sie leise wie vor sich selbst hin sagte: „Und ich glaub's nicht! Ich glaube rein nichts davon!"

Aber kaum war ihr die Liese aus dem Gesichte, da ließ sich Martha an einer moosbewachsenen Stelle des Waldes, in dem sie sich gerade befand, nieder, schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Konnte sie doch hier, wo sie kein menschliches Auge sah, ungestört ihren Schmerz ausweinen und das gepreßte Herz ein wenig erleichtern.

„Kann's denn wahr sein?" sagte sie halblaut vor sich hin, als sich die Thränen allmählich stillten. „Kann's denn wahr sein? Der Franz untreu? Der Franz mich verraten? Der Franz in einer Gesellschaft, die selbst dem Müllerkarl, der sich doch stets am liebsten in recht leichtfertiger Gesellschaft befand, zu schlecht dünkte?"

Daß das letztere nicht so ganz unmöglich sei, mußte sich Martha, wenn auch mit Widerstreben, gestehen. Woher sollte der Franz, der von Gott und Gottes Wort nichts gehalten, der über die Kirche stets gespottet hatte, einen inneren Halt haben in den tausendfältigen Versuchungen der großen Stadt? Sie erinnerte sich jetzt wieder lebhaft, wie er ihr, wenn sie ihn gebeten hatte, doch mit zur Kirche zu gehen, lächelnd geantwortet hatte:

„Nein, lieb Herz, mute mir das nicht zu: es ist einmal meine Art nicht; bin nicht daran gewöhnt; und glaub's nur: man kommt auch ohne die Kirche durch die Welt. Dich will ich ja nicht vom Kirchgehen abhalten; geh' du nur, wenn du's für nötig und gut hältst. Bei euch Frauensleuten ist's etwas anderes: für uns Männer paßt sich heutzutage das Kirchenlaufen nicht mehr."

Und wenn sie ihm dann vorwurfsvoll geantwortet hatte: „Ach, Franz, rede doch nicht so! Sieh' doch den Vater an, wie gerne der in die Kirche geht und wie ungern er es sieht, daß du jede Einladung, mitzugehen, von dir abweisest," dann hatte er wohl mit den Achseln gezuckt und gemeint:

„Das ist noch so die alte Art; heutzutage ist man viel zu aufgeklärt, als daß man die noch mitmacht. Und meinst du denn, Schatz, ich habe gar keine Religion? Dann irrst du dich sehr. Hör' nur einmal, wie's mit meiner Religion steht!" — Und dann hatte er mit seiner schönen Stimme gesungen:

Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
Wie weit er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann!
Und sieh' der Sterne goldnen Schein
Gleich als viel tausend Fensterlein!
Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin und schaut heraus
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.

„Siehst du wohl? Just so denk' ich auch. Im Himmel wohnt der liebe Gott, und nicht hinter euren engen Kirchenmauern. Drum mach' kein bös Gesicht, Schatz, und laß mir meine Religion, wie ich dir die deine lasse."

Das alles kam Martha jetzt wieder in den Sinn. Aber auch der Erinnerung konnte sie sich nicht entschlagen, wie es Franz nach und nach gelungen war, ihre Bedenken zu überwinden und sie einzuschläfern. Als aber ihre Gedanken einmal auf diesen Weg gekommen waren, gingen sie auch tiefer ins eigene Herz hinein zu ernster Selbstprüfung.

Da kam es denn bei ihr zu erschreckender Klarheit, wie sehr auch ihre Seele sich losgelöst habe von dem Glaubensleben, welches das Glück und die Freude ihrer früheren Jahre gewesen war. Ihre Altersgenossinnen hatten sie wohl spottweise „die Heilige" genannt, weil sie regelmäßig in die Kirche gegangen war, aber sich stets von ihren leichtfertigen Vergnügungen ferne gehalten hatte. Nun ging sie zwar nach wie vor regelmäßig in die Kirche und

hielt sich jetzt, wo ihr Herz voll Kummer und Gram war, erst recht von allen weltlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten fern; aber wie stand es denn innerlich um sie? War sie denn in ihrem Herzen um ein Haar besser als die lustigen Kameradinnen, auf die sie oft schon bedauernd herabgesehen hatte? Hatte sie nicht einem Manne Macht über ihre Seele gegeben, von dem sie wußte, daß er dem Christenglauben wenn nicht feindlich, so doch fremd gegenüberstand? Allerdings hatte sie seiner Lockung widerstanden und war nicht mit ihm auf und davon gegangen, wie er es gefordert hatte. Aber war das ihr Verdienst? War es nicht die Gnade Gottes gewesen, die sie in jener versuchungsvollen Stunde bewahrt hatte, nicht die Nachwirkung der ernsten frommen Erziehung, welche ihr die Eltern gegeben? War es nicht ihr selbst unsäglich schwer geworden, Franz allein ziehen zu lassen, so daß nicht viel gefehlt hätte, sie wäre ihm gefolgt? Hatte sie sich denn nicht seither noch manchmal wild aufgebäumt gegen den Zwang der Verhältnisse und damit doch auch gegen ihren Gott, der sie in diese Verhältnisse gesetzt? War sie nicht träge und unlustig geworden zum Gebete? War nicht ihr Kirchgang oft genug ein bloß gewohnheitsmäßiger gewesen? Jemehr Martha diese Fragen im Herzen bewegte, desto tiefer fühlte sie sich niedergebeugt. Sie erkannte, daß sie Franz zum Götzen ihres Herzens hatte werden lassen, daß sie über dem Geschöpfe vielfach den Schöpfer vergessen und versäumt hatte. Das sollte, das mußte anders werden, wenn es nicht immer mehr mit ihrem inneren Leben bergab gehen sollte.

Sie kniete nieder und bekannte in heißem Gebete vor Gott ihre Verschuldung und rief ihn an um Vergebung und um Kraft zu einem neuen Leben in treuer Nachfolge des Heilandes. War Franz wirklich ihr untreu geworden, so wollte sie nun um so treuer sein in der Fürbitte für ihn, daß Gott der Herr ihn nicht ganz wolle untergehen lassen, wenn er für sie auch verloren sei, daß er mit seiner Gnadenhand ihn vor dem völligen Verderben retten wolle.

Durch das Gebet wunderbar gestärkt, setzte sie nun ihren Weg zur Großmutter fort. Sie mußte eilen, wenn sie vor Nacht wieder in Langenau sein wollte.

Die alte Frau Schirmer war eine hohe Siebzigerin mit ſchneeweißen Haaren und von ehrwürdigem Ausſehen.

Eine milde Freundlichkeit thronte auf ihrer Stirne und leuchtete aus ihren Augen wie köſtliches Abendrot. Sie

empfing Martha auf das liebevollſte, da ihr dieſelbe als einzige Enkelin ſehr ans Herz gewachſen war. Kaum hatte ſie aber das Mädchen näher angeſchaut und die Spuren der vorhin vergoſſenen Thränen wahrgenommen, als ſie verwundert ausrief:

„Aber wie ſiehſt du aus, Kind? Was iſt's? Was giebt's bei dir? Du haſt ja alle Farbe verloren und deine Augen ſind dick und rot vom Weinen?"

„Ach, liebe Großmutter," begann Martha, und die Thränen brachen ihr von neuem hervor, „es iſt wegen des Franz! Du weißt ja" — — —

Weiter kam ſie jedoch nicht; denn heftiges Schluchzen erſtickte ihre Stimme. Geduldig wartete die alte Frau, bis ſich Martha etwas beruhigt hatte, indem ſie mit ihren welken, runzligen Händen das ſchöne Blondhaar ſtreichelte.

„Und nun erzähle mir, was dir ſo ſchwer aufliegt," ſagte ſie, als Marthas Schluchzen in ein ſtilles Weinen übergegangen war, und zog die Enkelin zu ſich nieder.

Den Kopf an die Bruſt der Greiſin gelehnt, ſchüttete nun Martha ihr volles Herz aus, gab dem herben Leid, welches ſie bisher in ſich verſchloſſen gehalten hatte, um es gleichſam vor jedem fremden Auge zu hüten, Wort und Ausdruck. Sie hielt mit nichts zurück, auch nicht mit den Selbſtanklagen, die ihr vorhin im Walde durch die Seele gegangen waren. Wußte ſie doch, daß ſie auch hierin von der Großmutter verſtanden wurde.

Schweigend hörte dieſe alles an, ohne die Beichte der Enkelin irgendwie zu unterbrechen. Erſt als Martha ſchwieg, redete ſie, redete aus dem reichen Schatze ihrer Lebenserfahrung und ihres echt chriſtlichen Sinnes manch gutes, ernſtes Wort, das hier auf guten, wohl zubereiteten Boden fiel.

„Ja, liebe Martha," ſchloß ſie, „es geht im Leben nicht immer ſo, wie es das junge Herz begehrt. Auch ich habe, das glaube mir, vieles ertragen und durchmachen müſſen gleich dir, ja noch Schwereres als du. Auch ich habe meine erſte Liebe zu Grabe tragen müſſen und kann dir deshalb lebhaft nachfühlen, wie es dir zu Mute iſt."

„Und iſt dir nicht das Herz darüber gebrochen?" fragte Martha.

Die alte Frau lächelte in ihrer mild-freundlichen Weise und erwiderte:

„Mein Kind, die Menschenherzen brechen nicht so leicht. Das hat der Herr wohlweislich so eingerichtet. Denn wie oft muß Er uns zu heilsamer Züchtigung Weh und Kümmernisse widerfahren lassen, die uns das Herz aufs tiefste verwunden, aber doch nicht brechen können, sondern unter deren Druck wir sein müssen ‚als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet', wie der Apostel an die Korinther schreibt. Denn nicht zum Tode, sondern zum Leben sollen uns die Züchtigungen des Herrn führen. So sei denn nur getrost, liebes Kind; setze deine Hoffnung ganz auf den Herrn; sei stille und warte auf ihn! Wenn es sein heiliger Wille ist und euch beiden gut, so wird Er's schon hinauszuführen wissen, daß ihr zusammenkommt. Darfst freilich nichts ertrotzen wollen von Gott. Führt Er dich andere Wege, als du wünschest, so ergieb dich drein und sprich mit Eli: ‚Er ist der Herr, Er thue, was Ihm wohlgefällt!'"

„Großmutter," fiel Martha rasch ein, „nur in eins kann ich mich nicht finden, daß ich von dem Franz lassen soll. Ich habe ihm Treue gelobt in der bitteren Scheidestunde, einem andern werde ich nie und nimmer angehören."

„Das kann und wird auch niemand verlangen," sagte die Großmutter; „hat doch dein Vater auf den Gedanken verzichtet, der ihm so lieb geworden war, dich als Frau des Karl vom Heinrichshofe zu sehen. Da wird er dich gewiß nicht zwingen wollen, einen andern zu heiraten."

„Und für den Franz," sagte Martha, „will ich beten jeden Morgen und jeden Abend, daß der Herr schützend und bewahrend seine Hand über ihn halte und ihn, wenn auch vielleicht erst nach Jahren, zu mir zurückführe."

„Ja, ja," stimmte die Großmutter bei, „bete nur recht treulich für ihn; aber wenn du um seine Rückkehr zu dir beten willst, dann vergiß nur nicht, wie der Heiland in Gethsemane, hinzuzusetzen: ‚nicht wie ich will, sondern wie du willst, Vater!' — Und jetzt geh' mit Gott, Kind, sonst überfällt dich die Dunkelheit, ehe du heimkommst. Grüße deine Eltern und halt' du dich wacker! Komm auch bald wieder einmal zu der alten Großmutter!"

Still und in sich gekehrt trat Martha ihren Heimweg an. Sie fühlte sich durch die Worte der Großmutter zwar wunderbar getröstet und gestärkt, aber die traurigen Gedanken, welche die Müllerliese mit ihrem Berichte in ihr wachgerufen hatte, wollten doch nicht ganz von ihr weichen. Wenn sie sich auch noch so fest entschloß, für Franz treulich zu beten, so schlich sich doch immer wieder der Gedanke in ihr Herz, daß er vielleicht jetzt eben, wo sie so bitter um ihn litt, fröhlich an der Seite einer andern dahingehe und der dieselben zärtlichen Worte zuflüstere, die sie selbst einst aus seinem Munde hatte hören dürfen.

Sie war jetzt an die Lichtung des Waldes gekommen, wo das letzte Haus von Verlorenwasser in lauschigem Grün verborgen lag. Hier etwas abseits vom Wege stand ein großes marmornes Kreuz, welches ein früherer Besitzer des Hauses hatte errichten lassen. Da er keine Nachkommen besaß, und nicht wollte, daß mit seinem Tode sein Name völlig verklinge, war er auf den seltsamen, aber doch gar nicht üblen Gedanken gekommen, das Kreuz in der Nähe seines Gehöftes zu errichten mitten unter Bäumen, welche es umgaben, und von deren Grün es sich wirkungsvoll abhob. In goldenen Lettern hatte er den Spruch eingraben lassen aus dem 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes: „Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles." — Darunter war dann sein Name zu lesen: Andreas Vogel.

Martha war schon manchmal an diesem Kreuze vorbeigekommen, ohne auf den ihr wohlbekannten schönen Bibelspruch besonders zu achten. Heute aber drangen ihr die Worte desselben tief ins Herz; es kam ihr vor, als wären sie eigens für sie dahin gesetzt. Sie blieb wie gebannt stehen, und als weit und breit niemand zu sehen war, sank sie in die Kniee und betete, die thränengefüllten Augen fest auf die goldenen Buchstaben geheftet, daß der Herr doch auch ihr solche Liebe schenken möge, die alles vertragen, alles glauben, alles hoffen, alles dulden könne.

Und mit diesem Gebete kam Ruhe und Friede in das vorher so stürmisch bewegte junge Herz. Der Mond, welcher eben hinter dem Heidelberge aufging und seinen milden

Die Liebe glaubt alles,
sie hofft alles, sie duldet alles.
Andreas Vesel.

Schein über die ganze Gegend breitete, däuchte Martha eine Versicherung Gottes zu sein, daß ihr Gebet Erhörung finden werde.

6.

Jahr und Tag waren vergangen. Was Mutter Rosine gehofft hatte, war eingetroffen: die Zeit hatte lindernden Balsam auf die Herzenswunde Marthas gelegt. Vergessen hatte sie ihren Franz nicht, obwohl sein Name im Orte kaum mehr genannt wurde; noch viel weniger hatte sich ihre Liebe zu ihm vermindert. Aber sie sah nicht mehr so vergrämt aus wie die ersten Monate nach dem Scheiden des Geliebten. Sie hatte sich aus dem dumpfen Hinbrüten der ersten Zeit aufgerafft, sich nicht mehr so rückhaltlos ihren Gefühlen überlassen, sondern gegen sie angekämpft, wenn sie ihr Herz überwältigen wollten. Und der Herr, welcher es den Aufrichtigen gelingen läßt, hatte ihr als Segensfrucht ihres Gebetes und ihrer Fürbitte den stillen demütigen Sinn geschenkt, der sich ohne Murren seiner Führung überlassen konnte. Sie brachte es jetzt sogar wieder fertig, auf den Wunsch des Vaters ein Lied zur Harfe zu singen, wenn dasselbe auch nicht mehr so laut und jubelnd klang wie früher.

Der Karl vom Heinrichshofe hatte sich endlich den Künsten der Johanna Knauer gefangen gegeben, und diese trug deshalb vor ihren Altersgenossinnen den Kopf sehr hoch. Der Martha Schirmer gönnte sie jedoch kaum einen Blick. Es wurmte sie doch gar sehr, daß ihr jetziger Bräutigam nicht sogleich in ihre Netze gegangen war, sondern erst der stillen Martha den Vorzug gegeben hatte, wenn es ihr auch von vornherein mehr um das schöne Hofgut des Karl, als um seine Liebe zu thun gewesen war.

Bei einer Begegnung mit Martha sagte sie zu dieser — es war kurz vor dem angesetzten Hochzeitstage —: „Der Karl ist ausbündig froh, daß er mich noch bekommen hat. Das mit dir war doch auch nur so eine Verirrung bei ihm. Ihr beiden hättet nimmer zusammengepaßt. Zur Hochzeit einladen kann ich dich nicht gut, es möchte dir doch am Ende arg leid thun, wenn du den ehemaligen Freier mit einer andern vor dem Altare stehen säheſt und du hast selber noch keinen."

die mutterlose Jungfrau in ihrem Leben und ihrer Haushaltung. Ein unterhaltendes und wirthschaftliches Bildungsbuch für Frauen und Töchter. Von Charlotte Späth. Zweite Auflage. Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlagsbuchhandlung, 1851. Das ist nun freilich nicht gerade für meine lieben Landleute, aber die Städter, die die Spinnstube lesen, werden's mir Dank wissen, darauf hingewiesen werden zu sein. Von derselben sehr achtungswerthen Verfasserin verdient auch noch empfohlen zu werden:

16) Bilder aus dem Leben. Erzählungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Eine Festgabe von Charlotte Späth. Stuttgart, C. P. Scheitlin's Verlagsbuchhandlung. 1851.

17) Eigentlich muß ich die Nummer 17 mit einigem Bangen anheben. Hab' meiner Lebtage nicht gerne von mir selber geredet. Nun muß es aber doch sein. Nun denn: der W. O. von Horn hat in den letzten Jahren drucken lassen:

a. Gesammelte Erzählungen (aus früherer und neuerer Zeit). 6 Bände, bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main. 1850—1852.

b. Auch ein Menschenleben. Erzählung. Bei Heyder und Zimmer in Erlangen. 1851.

c. Lehrgeld oder Meister Conrad's Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selbst niedergeschrieben und herausgegeben von W. O. von Horn. Mit 8 Bildern. Essen bei G. D. Bädeker. 1851.

d. Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstand und für ihn erzählt von W. O. von Horn. Leipzig bei C. H. Reclam sen. 1851.

e. Für Eure Kinder. Blüthen und Früchte aus dem Garten des Lebens. Eine Reihe unterhaltender und belehrender Volkserzählungen von Friedr. Ahlfeld, W. O. von Horn, Wilhelm Müller u. A. Leipzig, Verlag von Im. Traug. Weller. Es können's auch Alte mit Nutzen lesen. Ihr seht aber gleich, daß ich da nicht allein gehe. Deste besser.

„Mach' dir um mich keine Sorge, Johanna," antwortete Martha ruhig, wie wehe ihr auch die giftigen Worte thaten, „ich mißgönne dir den Karl durchaus nicht, den ich ja selbst hätte haben können; zu eurer Hochzeit wäre ich doch nicht gekommen, wenn du mich auch eingeladen hättest."

Trotzdem daß Martha damit die volle Wahrheit gesagt hatte, daß sie der Johanna ihren Bräutigam nicht mißgönne, war es ihr doch etwas beklommen, als nach einigen Tagen der voll und schwer bepackte Wagen nach dem Heinrichshofe fuhr, der Johannas Ausstattung dorthin brachte. Zwei stolze Pferde, mit Bändern und Sträußen schön geputzt, zogen den Wagen, geführt von einem Kutscher, dessen Mütze ebenfalls mit einem Sträußchen, sowie mit fliegenden roten Bändern geziert war. Gar stattlich nahmen sich die hochgetürmten Betten aus in den schön bunt karrierten Überzügen kunstvoll nebeneinander geschichtet. Das gesamte Hausgerate war so aufgebaut, daß nicht leicht auch nur irgend ein Stück desselben den Blicken der Beschauer entging. Schrank und Kommode, sowie die Bettstellen befanden sich im hinteren Teile des Wagens, und rund um denselben herum hingen in Reihe und Glied die Stühle, auf jeder Seite sechs. Ganz vorne befand sich die schöne weiße Wasserstande, Kannen und Schäffer, dabei die wohlgepflegten Blumenstöcke, die in dortiger Gegend den Stolz jedes Mädchens ausmachen. Ganz oben aber, hoch über alles andere hinausragend, war das Spinnrad samt dem mit einem gewaltigen Strauße gezierten Rockenstabe befestigt, welches dort zu Lande noch nicht in den Ruhestand gesetzt ist, wie anderswo.

Martha hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie nicht auch gegangen wäre, den Brautwagen zu besehen, der mit seiner Ladung, von welcher jedes einzelne Stück von den Beschauern nach seinem Werte abgeschätzt wird, für den Reichtum der Braut den Maßstab abgiebt. Aber es wurde ihr, wie schon bemerkt, bei dem Anblick des Wagens ein wenig beklommen. Es war kein Neid darüber, daß nun eine andere in den Heinrichshof einziehen sollte, dessen Herrin sie hätte werden können, wenn sie gewollt hätte, es war vielmehr der leise Gedanke, der sich in ihrem Herzen

regte: „Ach, wer es doch auch so gut hätte und so reich wäre! Wenn das alles mein wäre, und ich dürfte es dem Franz einbringen, welch' eine Lust! Aber ach, wer weiß, ob er noch Verlangen trägt nach mir?“ — Da konnte sie es nicht hindern, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und damit niemand dieselben bemerke und sie so deute, als seien es Thränen der Reue darüber, daß sie nicht die Frau auf dem Heinrichshofe geworden sei, eilte sie rasch nach Hause.

„Schnell! Schnell, Martha!“ rief ihr die Mutter schon beim Eintreten entgegen, „wo bleibst du so lange? Ich habe mich zwar tüchtig gesputet; aber es sind noch zweihundert Schachteln für morgen fertig zu machen, damit die volle Zahl abgeliefert werden kann, und ich muß jetzt notwendig dem Vater bei der Schneiderei helfen.“

Rasch setzte sich Martha wieder an die Arbeit, die ihr viel leichter und flinker von der Hand ging als der Mutter. Aber es kamen ihr doch heute ganz absonderliche Gedanken über dieser Arbeit. Es sei doch, meinte sie bei sich, ein entsetzlich einförmiges Leben, jahraus, jahrein nichts anderes zu thun, als Schachteln zu machen ohne irgendwelche Abwechselung, ohne irgend eine Freude, wodurch die Arbeit versüßt und wieder zur Lust gemacht würde. Da hatten es doch andere Mädchen viel besser als sie. Sie konnte sich jedoch solchen Gedanken nicht lange überlassen; denn mit einemmal fing der Vater an:

„Heute zieht ja wohl die junge Frau auf den Heinrichshof? Na, ich will hoffen, daß der Karl seine Wahl nicht einmal zu bereuen hat. Ich für mein Teil hätte mir an seiner Stelle die Johanna nicht ausgewählt. Sie wäre mir für meinen Geschmack zu aushäusig gewesen.“

„Ja, Vater, sie hat ihm halt keine Ruhe gelassen,“ meinte Frau Schirmer, „er hat sich kaum zu helfen gewußt vor ihrem Gethue. Heiraten mußte er einmal, und da hat er denn die erste beste genommen, weil ihn die Martha durchaus nicht nehmen wollte.“

Letzteres sagte sie mit einem gewissen Stolze, und doch klang auch der Ärger über die Weigerung ihrer Tochter merklich hindurch.

„Ich glaube, die Johanna wäre vor Ärger und Neid

gestorben, wenn ich auf den Heinrichshof gegangen wäre," sagte Martha; „sie ist so schon giftig genug auf mich, weil mich der Karl gewollt hat, und dafür kann ich doch nichts."

Meister Schirmer sagte nichts, aber er seufzte tief und laut auf.

„Was ist dir, Vater?" fragte Martha, besorgt nach ihm hinsehend, „es fehlt dir doch nichts?"

„Nein! Nein!" entgegnete Meister Schirmer. „Ich kann's nur nicht gut verwinden, daß du um die gute Versorgung gekommen bist, Mädel. Hättest du auf unsern Rat gehört und den Karl genommen, wie ruhig könnte ich dann jetzt sein und brauchte nicht nachts stundenlang wach zu liegen vor lauter Sorgen um dich und die Mutter. Wenn ich nur wüßte, wie ich dir bald einen braven, rechtschaffenen Mann verschaffen könnte!"

„Aber, lieber Mann," warf Frau Schirmer ein, „ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst! Wenn die Martha noch bei uns bleiben will, dann laß sie doch, und mach' dir keine unnötige Sorge um ihre Zukunft. Meine selige Mutter hat immer gesagt: ‚Was kommen soll, das kommt.' Wir waren unser sechs Mädels, aber unser Vater hat sich kein graues Haar um unsere Verheiratung wachsen lassen, und wir haben doch alle sechs Männer bekommen, ich den allerbesten und bravsten. Und muß denn durchaus geheiratet sein? Kann sich ein Mädchen, wie die Martha, nicht auch ohne Mann durch die Welt helfen? Laß doch die unnützen Sorgen, Alter!"

Als Meister Schirmer nichts erwiderte, fuhr sie fort, als wollte sie ihm die Sorgen vom Herzen wegreden:

„Siehst du, Alter; es ist jetzt nicht mehr lange, dann feiern wir unsere silberne Hochzeit. Da wollen wir aber einmal recht vergnügt sein. Gelt, Martha? Wir backen Kuchen, holen die Großmutter und wer es sonst noch gut mit uns meint, und der liebe Gott wird uns dann einen recht schönen, frohen Tag schenken. Wenn der Tag nur ein Sonntag wäre! Dann gingen wir frühe alle zur Kirche und nachmittags — — — Aber du hörst mir wohl gar nicht zu, Vater, und wie siehst du so sonderbar aus?" schloß sie erschrocken.

Meister Schirmer hatte die große Hornbrille vorne auf die Nase gerückt und sah über dieselbe hinweg nach seiner Frau hin, die er durchdringend anschaute.

„Wenn zur silbernen Hochzeit nur noch der Bräutigam da ist!“ sagte er nun langsam und gedehnt.

„Aber, Mann, was sprichst du?“ rief Frau Rosine ängstlich; „wie kommst du auf solche unheimliche Gedanken?“

„Ich weiß sehr wohl, was ich rede,“ sagte Meister Schirmer. „Ich spüre es, daß es mit mir nicht mehr lange geht, und deshalb macht's mir Kummer und Sorge, daß ich euch unversorgt zurücklassen soll.“

„Aber lieber, lieber Vater!“ bat Martha, „mach' dir doch nicht so schwere Gedanken! Du bist ja doch, Gottlob, nicht krank; wer wird da denken, daß ihm das Sterben so nahe sei.“

„Ja, die Martha hat recht,“ fiel Frau Rosine ein, „wie kommst du nur auf einmal zu solchen Sterbensgedanken, wo dir doch gar nichts besonderes fehlt?“

„Ihr irrt euch beide,“ sagte Meister Schirmer ernst, „ich bin nicht gesund. Hier auf der Brust, da sitzt es. Von dem vielen Sitzen ist mir die Lunge krank geworden. Ich hätte so gerne noch unser Häuschen ganz schuldenfrei gemacht, damit Ihr ein sicheres Unterkommen habt, wenn ich tot bin; aber ich fühle nur zu gut, daß ich das nicht mehr fertig bringe, die dreihundert Thaler zu verdienen, die noch abzubezahlen sind. Wie sollt Ihr damit fertig werden mit dem Schachtelmachen? Tausend Stück Schachteln für 85 Pfennige, das reicht ja nicht einmal zum Lebensunterhalte für Euch, viel weniger könnt ihr dabei etwas von der Schuld abtragen. Ja, wenn die Martha den Karl geheiratet hätte!“

Frau Rosine weinte leise. Martha aber stand auf, trat zum Vater und legte ihm liebevoll den Arm um den Hals.

„Lieber Herzensvater!“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte vor Bewegung, „will's Gott, so bleibst du noch lange bei uns. Sollte es aber wirklich so kommen, wie du befürchtest, dann gräme dich doch unseretwegen nicht. Gott der Herr wird uns nicht verlassen. Das liebste Sprüchlein der Großmutter lautet: ‚Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut.‘ Daran wollen auch wir festhalten.“

„Bist mein liebes, frommes Kind, Martha," erwiderte der Vater ihren liebreichen Zuspruch; „hast dich allezeit brav gehalten und mir nur Freude gemacht. Das wolle Gott dir lohnen! Eins aber versprich mir jetzt: tritt in den Ehestand, sofern dein Herz nicht allzusehr dawider ist. Es ist besser für dich und die Mutter; denn alleinstehende Frauensleute sind doch gar zu verlassen und übel dran. Aber heirate nur ja einen Mann, der gottesfürchtig ist und rechtschaffen arbeiten kann und mag. Hörst du? Diese beiden Stücke müssen notwendig zusammen sein."

„Aber, lieber Vater," suchte Martha abzuwehren, „wer weiß, ob mich ein solcher begehrt? Ich bleibe doch lieber, wie ich bin."

Sie ging nach diesen Worten rasch an ihre Arbeit zurück; denn sie fühlte, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. Sie hatte ja zu deutlich herausgehört, auf wen die Worte des Vaters gemünzt waren, auf niemand anders als auf Franz Keller. Denn dem fehlten eben gerade die beiden Stücke, auf welche der Vater so großes Gewicht legte, und nicht mit Unrecht, nämlich Gottesfurcht und Arbeitslust. Dieser Mangel war ja die Klippe gewesen, woran ihr Lebensglück gescheitert war. Gesprochen wurde an diesem Abende nicht mehr viel im Schachtelhäuschen. Jeder seiner Bewohner hatte genug zu denken.

7.

Schon sechsunddreißig Stunden floß nun unaufhaltsam der Regen aus dem trüben, grauen Himmel, und noch immer wollte er nicht nachlassen. Noch immer jagten die schweren, dunklen Wolken, vom Sturme gepeitscht, dahin und ließen kaum das Tageslicht zur Geltung kommen, so daß es in den engen, niedrigen Stuben kaum möglich war, eine Arbeit zu verrichten, die, wie das Anfertigen von Schachteln, immerhin auch bei der größten Geübtheit einige Aufmerksamkeit erfordert.

Sorgenvoll schaute mancher in Langenau durch das Fenster hinaus in das gleichsam in Fäden vom Himmel fallende Naß. Denn man hatte die Aussaat bisher schon immer hinausschieben müssen, weil die Felder zu naß waren;

jetzt aber war erst recht noch nicht so bald an eine Bestellung der Äcker zu denken.

Der Heidelberg und der schwarze Berg waren nicht zu sehen. Graue, dichte, für den Blick undurchdringliche Nebelmassen verhüllten ihre Häupter. Auch die andere Bergkette, welche mit ihren Waldungen einen so einzig hübschen Hintergrund für Langenau bildet, war nicht zu erblicken. Auf der Straße draußen rührte sich nichts. Wer nicht unbedingt aus dem Hause mußte, blieb lieber im Trockenen; denn alle Wege waren aufgeweicht und in jeder Vertiefung derselben standen trübe Tümpel. Nur etliche Spatzen hupften mit nassem Gefieder umher als die Mutigen, die sich in keiner Lebenslage unterducken lassen. Sie fuhren zwar von Zeit zu Zeit mit dem Schnabel in das Federkleid und schüttelten sich, indem sie sich aufplusterten, aber trocken wurden sie dadurch nicht.

Die Neiße schwoll höher und höher an, und ihr sonst so sanftes, murmelndes Rauschen wurde mehr und mehr zu einem unheimlich drohenden Brausen. Trat sie über ihr Ufer, so war das Schachtelhäuschen, das ihr so nahe lag, besonders bedroht. Und schon stand sie so hoch, daß ein Übertreten nicht wohl ausbleiben konnte, wenn der Regen nicht bald aufhörte. Er schien aber noch durchaus nicht aufhören zu sollen, sondern fiel eher noch gleichmäßiger als vorher nieder, nachdem sich der Wind etwas gelegt hatte und die schweren Wolken nicht mehr so schnell dahingejagt wurden.

„Hilf, Himmel! Was soll das werden?“ rief Frau Rosine, als sie eine Weile durchs Fenster geschaut und wahrgenommen hatte, wie bereits das trübe Gewässer der Neiße anfing, die Straße vor dem Hause zu belecken. „Die Neiße fängt schon an überzutreten, und der Regen hört noch immer nicht auf! Was wird das für eine Nacht geben! Wenn nur das Wasser nicht bis zu uns herankommt!“

„Sei nur ruhig, Rosine,“ beschwichtigte Meister Schirmer, „es ist noch nie etwas Derartiges passiert, so lange es mir gedenkt, und das ist doch schon eine schöne Reihe von Jahren her. Nur mein seliger Großvater erzählte wohl, daß einmal — es war aber noch im vorigen

Jahrhundert — unsere Glatzer Neiße ebenso wild geworden sei wie die wütende Neiße. Damals habe sie ein Haus umgerissen, und es sei auch jemand dabei umgekommen."

„Aber, lieber Mann," erwiderte Frau Rosine ängstlich, „das erzählst du so ruhig, als ob's weiter gar nichts wäre? Wer weiß, ob es uns jetzt nicht ebenso ergeht? Was einmal geschehen ist, kann auch wieder geschehen."

„Ich will einmal selber sehen, wie's draußen steht; es ist schon zu dämmerig, als daß man durchs Fenster sehen könnte, ob das Wasser noch immer steigt," sagte Meister Schirmer und erhob sich.

„Nein, lieber Vater, das duld' ich nicht, daß du bei diesem Wetter hinausgehst," rief Martha, indem sie von ihrer Arbeit aufsprang, für welche sie sich schon das bescheidene Lämpchen angezündet hatte. „Du würdest deinen bösen Husten jedenfalls verschlimmern, wenn du dich naß regnen ließest oder dir auch nur nasse Füße holtest. Ich werde selbst gehen und drüben bei Nachbar Exner fragen, was er meint. Der ist ja auch ein alter, erfahrener Mann, der die Neiße kennt und weiß, was ihr zuzutrauen ist."

Und ohne die Erlaubnis des Vaters abzuwarten, schlug sie sich ein dickes Tuch um die blonden Zöpfe und war zur Thure hinaus, ehe sie jemand hindern konnte.

„'s ist doch ein braves Kind, die Martha!" sagte Vater Schirmer. „Wahr ist's, es hätte mir nicht gut gethan, naß zu werden. Mein Husten hat mich ohnehin heute schon arg gequält."

Als Martha nach kurzer Zeit wiederkehrte, war sie völlig durchnäßt.

„Der Nachbar meint," so berichtete sie, „es sähe wohl schlimm aus; aber wenn nur von oben herunter kein zu starker Zufluß käme, so hätte es für uns keine Gefahr, aber für den Honigbauern wär's bedenklich."

„Der liebe Gott behüte den wie uns in Gnaden!" rief die Mutter und legte wie zum Beten die Hände zusammen. „Ach," klagte sie dann weiter, „hätten wir nur nicht so nahe ans Wasser gebaut, wenn auch ein Stück vom Garten dabei verloren gegangen wäre! Aber wer hat an

etwas der Art gedacht und denken können, da seit hundert Jahren kein solches Unwetter mehr gewesen ist!"

„Ja, ja," sagte der Schneider, „unser Herrgott will es den losen Spöttern, die nicht mehr nach ihm fragen und nichts mehr von ihm wissen wollen, einmal wieder zeigen, daß Er noch da ist und im Regimente sitzt, und daß sie mit all ihrer vermeintlichen Klugheit zu schanden werden, wenn Er dräuet."

„O, laß uns ihn anrufen, daß er uns in Gnaden schütze!" rief Frau Rosine.

„Ja gewiß, das wollen wir!" stimmte Meister Schirmer bei. „Martha, zieh' dir erst eine trockene Jacke an und dann langst du mir die Bibel herunter. Wir wollen uns in unserer Verzagtheit aus Gottes Wort stärken."

Vater Schirmer brauchte in seiner Bibel nicht lange nach einem passenden Worte zu suchen. Er war dazu viel zu wohl darin bewandert. Er schlug den 93. Psalm auf, der ihm für die gegenwärtigen Umstände vortrefflich zu passen schien. Alle falteten die Hände und in feierlichem Tone las der Vater:

„Der Herr ist König und herrlich geschmückt und hat ein Reich angefangen, soweit die Welt ist, und zugerichtet, daß es bleiben soll.

„Von dem an stehet dein Stuhl fest; du bist ewig.

„Herr, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen.

„Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich; der Herr aber ist noch größer in der Höhe.

„Dein Wort ist eine rechte Lehre; Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses ewiglich."

Die beiden letzten Verse hatte Martha lesen müssen, da der Vater wieder einen Hustenanfall bekam, der ihn hinderte, fertig zu lesen. Und wie klang nun der schöne Satz: „Der Herr aber ist noch größer in der Höhe", von ihrer hellen, klangvollen Stimme gesprochen, fast wie eine von oben herkommende Verheißung!

„Was sind doch das für goldene Worte," sagte Meister Schirmer, als sich sein Husten beruhigt hatte. „Wohl allen,

die das von Herzen glauben: der Herr ist noch größer in der Höhe; ja, größer als der Helfer ist die Not ja nicht und kann auch nie und nimmer größer werden. Drum wollen auch wir ruhig sein und uns getrost in seine Hände befehlen."

In dieser Nacht kam wenig Schlaf in die Augen der Langenauer, die nahe an der Neiße wohnten. Die meisten legten sich nur in den Kleidern auf die Betten und horchten besorgt auf das immer lauter werdende Brausen des Flusses.

Auch Martha hatte so gethan, nachdem sich die Eltern im Oberstübchen zur Ruhe begeben hatten. Sie wollte durchaus wach bleiben, da sie trotz des göttlichen Wortes ihre Angst nicht los werden konnte und sogleich bei der Hand sein wollte, wenn wirkliche Gefahr einträte. Sie wachte auch lange Zeit, da sie mehrmals voll Entsetzen aufsprang, weil sie deutlich zu hören glaubte, wie die Wellen schon gegen das Haus schlügen. Das verscheuchte immer wieder den aufsteigenden Schlaf. Als sie sich aber jedesmal überzeugen konnte, daß sie von ihren erregten Sinnen getäuscht worden sei, wurde sie allmählich ruhiger. „Der Herr ist größer in der Höhe," sagte sie voll gläubiger Zuversicht, und wie sie sich nun wieder niedergelegt hatte, forderte die Natur ihr Recht; Martha schlief ein.

Mitternacht mochte vorüber sein, als sie plötzlich mit einem leisen Schrei erwachte. Sie hatte von Franz Keller geträumt, daß der sie auf seinen starken Armen durchs Wasser habe tragen wollen, aber mit einemmal sei er selbst von der Flut ins Wanken gebracht worden und habe sie ins Wasser fallen lassen. Sie horchte nun eine Weile auf das viel heftiger gewordene Rauschen und Gurgeln des Wassers, das sie jetzt aber ganz deutlich wider das Haus klatschen hörte.

Sie sprang vom Bette auf, um, wenn es möglich wäre, einen Blick durchs Fenster zu werfen; aber sowie sie mit den unbeschuhten Füßen auf den Boden trat, spürte sie, daß bereits Wasser in die Stube gedrungen sei. Die Neiße mußte, während sie geschlummert hatte, den befürchteten starken Zufluß von oben her erhalten haben, weit ausgetreten sein und schon von allen Seiten das Häuschen

umgeben. Einen Augenblick stand Martha wie erstarrt vor Schreck; dann suchte sie mit bebenden Händen nach Licht, schlüpfte in ihre Schuhe und eilte nach dem Oberstübchen hinauf.

„Schnell, schnell heraus!“ rief sie in verzweifeltem Tone, indem sie heftig wider die Thüre klopfte. „Vater! Mutter! Schnell heraus, es ist keine Zeit zu verlieren, das Wasser steht schon unten im Hause!“

„Barmherziger Gott!“ schrie Frau Rosine, „was soll aus uns werden? Unser liebes, liebes Häuschen geht gewiß zu Grunde und wohin sollen wir dann?“

„Zieht Euch nur schnell an!“ rief Martha draußen. „Wir wollen hinauf zur Frau Walzel, deren Haus liegt so hoch, daß das Wasser nicht dorthin kommt. Aber nur rasch, ehe das Wasser noch höher steigt.“

Als nach einigen Minuten die Eltern fertig waren und herunter kommend das Wasser schon im Hausgange knöchelhoch stehen fanden, brach Frau Rosine in einen gewaltigen Jammer aus, den indessen Martha schnell abschnitt, indem sie rief:

„Rasch, Mutter, zur Hinterthüre hinaus in den Garten! Bis dorthin kann das Wasser noch nicht gestiegen sein, und dann durch den Zaun hinüber zu Frau Walzel! Komm', lieber Vater, ich führe dich; es gilt nur die paar Schritte bis in den Garten durchs Wasser zu waten.“

Der plötzliche Schrecken hatte die ohnehin geschwächte Kraft des Meisters so mitgenommen, daß er kaum stehen konnte und sich mit beiden Händen am Treppengeländer halten mußte.

„Ich kann nicht fort,“ sagte er mit bebender Stimme. „Geht Ihr allein und rettet Euch! Will mich der liebe Gott hier sterben lassen, so geschehe Sein Wille! Geh', geh', Kind,“ drängte er, „geh' mit der Mutter, sonst ertrinken wir am Ende alle. Mich überlaßt meinem Schicksale.“

„Da sei Gott vor, daß wir dich verlassen sollten!“ rief Martha. „Nein, halte du dich nur recht fest an meinen Arm, so kommen wir mit Gottes Hilfe schon beide durch. Ich bin ja jung und so stark, daß es wohl für

Mein Vordermann ist ein Meister. Da reiben sich die Gesellen gerne bescheiden an.

Manche werden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und fragen: Wo sollen wir das Geld her kriegen für diese Bücher alle? Nun, Rom ist nicht an Einem Tage gebaut! Merkt's. Ich will Euch aber etwas im Vertrauen sagen: wollt' Einer sie alle kaufen, so wär's zu viel, obwohl manche sehr wohlfeil sind. Da denk' ich mir nun die Sache so. Es sind Euerer Zehn in der Spinnstube zusammen, Werktags bei der Arbeit und Sonntags, wie es Christenmenschen ziemt, ohne Arbeit. Da liest der Gevatter vor. Nun bringt Jedes von den Zehn alle Montag Abend drei Pfennige. Die sammelt und hebt der Gevatter auf, und siehe da, wenn die Spinnstube währt von October bis März, das sind sechs Monate, so habt Ihr zwei Thaler, dafür kauft Ihr Büchlein, so weit's reicht. Uebers Jahr macht Ihr's ebenso und am Ende habt Ihr eine schöne Sammlung Bücher, die Ihr auch einmal wieder lesen könnt. So kommt Ihr ohne große Opfer dazu. Probatum und Gott befohlen!

Eben als ich diese Blätter absenden wollte, wird mir von unbekannter Hand ein Büchlein zugesendet. Es heißt: Deutscher Volksspiegel. Neu aufpolirt und eingerahmt von Ez. T. Luchs, Inspector. Neues Volksbuch. Erstes Bändchen. Aschersleben. C. H. Häniche. 1851. Das ist ein Büchlein voll Saft und Kraft, voll Kern und Mark. Dem Verfasser reiche ich dankbar die Hand, und Euch, liebe Leser, empfehl' ich's aufs Beste. Nur um Eins bitt' ich den Verfasser, der ein so wackerer Mann ist, daß er die fremden Wörter abthue. Das ist das Einzige, was ich wünschte; sonst ist sein Buch köstlich!

---

uns beide reicht. Mutter, geh' du voran, wir kommen nach. Aber rasch, und keine Zeit mehr verloren! Das Wasser geht mir schon bis über die Knöchel!"

Sie faßte nun den Vater fest um den Leib und zog ihn mehr als er ging. Wohl gab's noch ein böses Stück Arbeit, bis der höher liegende Gemüsegarten erreicht war; denn hier im Höfchen reichte das Wasser schon fast bis an die Kniee und flutete stark. Aber mit Gottes Hilfe ging es. Bald war das Trockene erreicht, wohin wenigstens das Wasser der Neiße nicht reichte, und durch eine Lücke im Gartenzaun gelangten die Geretteten glücklich zu der befreundeten Nachbarin, die den Obdachlosen gerne Unterkunft gewährte und sogleich aufthun konnte, da sie gar nicht zu Bette gegangen war.

Gänzlich erschöpft sank Vater Schirmer sofort auf einen Stuhl nieder, und ein langanhaltender, erschütternder Husten brachte ihn so völlig herunter, daß er nur mit Hilfe seiner Frau und Marthas in die trockenen Kleider kam, welche die Hausbesitzerin von ihrem verstorbenen Manne rasch herbeigebracht hatte.

„Martha, sprich noch ein Vaterunser!" sagte er leise zu seiner Tochter. „Wir müssen dem Herrn danken; denn ohne seine Hilfe wären wir gewiß alle umgekommen. Ja, es bleibt ewig wahr: brausen die Wasserwogen noch so gräulich, der Herr ist noch größer in der Höhe!"

8.

Was aber war in all' der Zeit aus Franz Keller geworden?

Hatte er wirklich jener lieblichen Sommertage in Langenau ganz vergessen und gedachte der blonden Martha nicht mehr, welcher er doch so oft heiße, unveränderliche Liebe beteuert hatte?

Zu verwundern wäre es kaum gewesen; denn eine Liebe wie die seinige, eine bloß irdische Liebe, die auch nicht im mindesten in Gott gegründet ist, um die ist's ja immer ein armseliges, jämmerliches Ding. Sie ist wie ein Strohfeuer und lodert wohl rasch auf zu verzehrender Leidenschaft, aber wie ein Strohfeuer erlischt sie auch wieder,

wenn nicht ein Hauch der himmlischen Liebe in die glimmende Asche bläst und wenigstens einen Funken erhält, der nicht verglimmt.

Franz hatte gemeint, ohne das blonde Mädchen nicht leben zu können und suchte sie deshalb beim Abschiede zu bewegen, daß sie ihm ohne Wissen und gegen den Willen der Eltern, ja ohne Abschied von ihnen in sein bewegtes, ziellose Leben folge. Weil Martha dies nicht that und nicht alles aufgab und hintansetzte um seinetwillen, zweifelte er an ihrer Liebe und that sich ordentlich etwas zu gute darauf, daß seine Liebe doch viel stärker sei, als die ihre, da er nach nichts fragen wollte, als nach ihr, während sie so viel nach ihren Eltern und nach dem Urteile der Welt fragte. Wohl tönte ihm noch längere Zeit das „Behüt' dich Gott!" in den Ohren, welches ihr letztes Wort für ihn gewesen war; aber was fragte er nach ihrem Gott? Nein, jetzt wollte er sich von dem ganz abwenden, sei's auch nur aus Trotz gegen Martha. Denn er wußte ja wohl, daß ihr nichts weher thun würde, von ihm zu hören, als dieses, und wehe thun wollte er ihr, der Wankelmütigen, die ihn so leicht aufgegeben hatte. Sie sollte sich's selbst zuschreiben müssen, wenn er recht schlecht würde.

Und doch verfolgten ihn die sanften, blauen Augen überall hin; sie blickten ihn selbst im Traume so vorwurfsvoll und doch so unsäglich milde und bittend an, daß es ihm auf die Dauer unerträglich werden wollte. Das mußte ein Ende haben, wenn er wieder der alte lustige Gesell werden sollte, den jedermann gern hatte. Denn wenn er jetzt so finster vor sich hinstarrte, sowie ihn die Blicke der blauen Augen verfolgten, so fürchteten sich die Leute eher vor ihm und gingen ihm aus dem Wege. Drum nur fort aus den stillen, kleinen Dörfern, in denen es ihm aber freilich mit seinem Geigenspiel am meisten glückte, fort in das betäubende Leben und Treiben einer Großstadt, und in den Strudel der Lüste, in dem sich das Vergangene am ehesten vergaß!

Nach mancherlei Irrfahrten durch Böhmen und Sachsen, auf welchen es ihm besonders im Winter oft recht kümmerlich erging, hatte er endlich Berlin erreicht, und es war ihm auch bald gelungen, bei einer Musikbande, die in den

öffentlichen Gärten der Vororte spielte, eine feste Anstellung zu erlangen, welche ihm noch mehr als das unbedingt Nötige abwarf. Allein die blauen Augen waren ihm auch hierhin gefolgt, wie sie ihn denn oft genug, wenn es ihm auf dem Wege hierher schlecht erging, recht vorwurfsvoll angeschaut hatten, als hätten sie fragen wollen: was würde aus dir und mir geworden sein, wenn ich dir gefolgt wäre?

Um diese beständig mahnenden und beunruhigenden blauen Augen ganz und gar los zu werden, hängte sich Franz an eine schwarzäugige Dirne, die es allerdings verstand, ihm die Vergangenheit aus dem Gedächtnisse zu treiben und ihn so in den Taumel der Gegenwart fortzureißen, daß er gar nicht einmal recht zur Besinnung kommen konnte. Von einem Tanzboden ging es auf den andern, aus einer Lustbarkeit in die andere, und das in einer Gesellschaft, deren er sich sonst aufs tiefste geschämt haben würde, und auch jetzt noch schämte, als ihn der Müllerkarl von Langenau darin traf. Was Franz am Tage verdient hatte, das wurde in der Nacht verjubelt, und bald hatte er's so weit gebracht, daß er mit seiner Schwarzäugigen in dem Kreise, worin sie sich bewegten, den Ton angab und der erste war, wenn es ans Trinken und Spielen ging.

Da er nun selten ganz nüchtern zu seiner Kapelle kam, zuweilen wohl gar über dem Spielen einschlief, so jagte ihn der Leiter der Kapelle eines Tages knall und fall fort, und mit dem Verdienst hatte es vorläufig ein Ende. Es war auch äußerst zweifelhaft, ob sich für Franz bald wieder eine andere Anstellung finden würde, da ihm das Leben, welches er bisher geführt hatte, in unverkennbaren Zügen auf dem Gesichte geschrieben stand. Mit dem Aufhören des Verdienstes hatte aber auch die Liebe der Schwarzäugigen ein Ende. Sie war gegen Franz schon kälter und kälter geworden in eben dem Maße, wie der aufhörte, das schmucke Aussehen zu haben wie früher, in eben dem Maße, wie seine Kleider, zu deren Erneuerung ihm immer das Geld fehlte, schlechter und schäbiger wurden. Nun aber, wo Franz kein Geld mehr hatte, welches er mit ihr verjubeln konnte, sondern froh sein mußte, wenn er sich in den allergewöhnlichsten Lokalen das tägliche Brot

ereignen konnte, wandte sie sich ganz von ihm ab und hing sich an einen andern, dessen Aussehen und Verhältnisse sie mehr für sich erhoffen ließen.

Franz fühlte sich dadurch freilich sehr in seinem Stolze verletzt; aber es bekümmerte ihn doch nur sehr wenig. Sein Herz war ja bei dieser Verbindung in keiner Weise beteiligt gewesen, sondern nur seine Sinne. Wenn nur jetzt, wo es nicht mehr so wie bisher Tag und Nacht in einem unaufhörlichen Taumel fortging, sondern oft genug Stunden kamen, in denen er sich auf sich selbst besinnen mußte, nicht wieder die blauen Augen gekommen wären mit ihrem ernsten, vorwurfsvollen Blick! Aber durften sie ihm denn etwas vorwerfen? War er nicht das, was er jetzt war, durch die Schuld derjenigen geworden, deren ganze Gestalt ihm jetzt hinter den blauen Augen oft wieder ins Gedächtnis kam?

„Hah! Hah! Hah!" lachte er dann wohl höhnisch auf, wenn ihm solche Fragen kommen wollten, und sein Blick fiel dann etwa in den Spiegel, der ihm das aufgedunsene Gesicht mit den wässerigen Augen und dem verwilderten, struppigen Vollbart zeigte. „Hah! Hah! Hah! Das gäbe jetzt einen herrlichen Schatz für die blonde Martha, die heilige! Und was würde der Herr Schwiegervater erst für eine Freude haben, wenn er mich so sehen könnte! Er könnte dann am Ende sich wirklich einbilden, daß er wohl gethan habe, mir seine Tochter zu verweigern." — „Aber hatte er denn nicht in der That wohl daran gethan?" so fragten allmählich andere Gedanken bei ihm an. Hatte nicht auch Martha recht daran gethan, ihm nicht zu folgen? Wohin wäre sie denn mit ihm gekommen? Doch nur ins Elend.

Aber nein, so ging es dann wieder weiter fort mit den Gedanken, die sich untereinander entschuldigten und verklagten, nein, wäre sie bei ihm gewesen, dann wäre er nimmermehr soweit heruntergekommen; dann wäre er entschieden ein anderer geworden, dann hätte er sich am Ende gar noch bewegen lassen, ihr zu Liebe in die langweilige Kirche zu gehen. Nein, sie war doch an seinem Herunterkommen schuld; denn er hatte es ihr doch klar und bestimmt gesagt, daß er grundschlecht werden würde, wenn

sie nicht mit ihm ginge. Sie war aber dennoch nicht mit ihm gegangen, und da hatte sie doch offenbar alle Schuld.

Was sie jetzt wohl machen würde in ihrem Schachtelhäuschen? Seinetwegen hatte sie sich wohl längst getröstet und dachte nicht mehr an ihn? Am Ende war sie doch noch des Heinrichshöfers Frau geworden und saß jetzt recht im Fette, während er im Elende saß?

Wie kam es aber nur, daß bei dieser Vorstellung dem armen Vagabunden — denn so konnte man leider den Franz nur noch nennen — alles Blut so heiß zum Herzen stieg? Daß es ihm unerträglich dünkte, Martha als die Frau eines andern zu denken? Und doch konnte es ihm ja ganz und gar gleichgiltig sein; denn für ihn war und blieb sie doch verloren.

Solche und ähnliche Gedanken überkamen Franz jetzt öfter und öfter, und verfolgten ihn wahrhaft, wie er sie auch von sich abzuschütteln suchte. Jetzt, wo er kein Geld mehr hatte und sich mit seiner Geige kaum das verdienen konnte, was zur Fristung seines Lebens unbedingt nötig war, jetzt kamen für ihn manche Stunden des Alleinseins, in denen er solchen Fragen stillehalten mußte.

So kam er eines Tages aus einer Kellerwirtschaft, in welcher er für ein kärgliches, schlechtes Mittagessen zwei Stunden lang hatte spielen müssen, und in welcher ihm der schreckliche Gegensatz zwischen einst und jetzt recht lebendig zum Bewußtsein gekommen war.

Ganz in seine trüben Gedanken versunken ging er dahin, und achtete, als er die Straße überschreiten wollte, nicht genug auf einen in schnellster Fahrt daherkommenden Wagen. Ehe er sich's versah, ward er, weil der Kutscher wegen eines andern entgegenkommenden Wagens nicht genug hatte zur Seite lenken können, von den Rädern gestreift und zu Boden geschleudert. Die Geige, welche er unter dem Arme getragen hatte, war weit weggeflogen und krachend auf das Pflaster gestürzt.

„Aber, Mann, haben Sie denn keine Augen?" fuhr ihn ein Schutzmann an, welcher zugesehen hatte, wie er zu Falle gekommen war, und nun rasch herbeieilte, als der Umgeworfene liegen blieb. „Und warum stehen Sie

nicht auf? Sind wohl schon am hellen lichten Tage betrunken? Sehen wenigstens ganz danach aus!"

Damit faßte der Mann des Gesetzes Franz etwas unsanft am Arme und suchte ihn in die Höhe zu ziehen.

Aber das wollte nicht gehen. Franz war wie erstarrt von dem plötzlichen Schrecken und stöhnte nur heftig, als ihn der Schutzmann aufzurichten suchte. Er hatte offenbar ernstlichen Schaden genommen.

„So reden Sie doch, Mann!“ brummte der Schutzmann. „Haben Sie ernstlich Schaden genommen? Dann thut's mir leid, daß ich Sie eben so rauh angefaßt habe; ich glaubte, Sie seien aus Unachtsamkeit nur von den Rädern umgestoßen worden.“

Aber Franz redete nicht; er war wie betäubt. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten hatte sich schnell ein Häuflein Menschen gesammelt, die mit mehr Neugierde als Teilnahme den Daliegenden umstanden und Bemerkungen über ihn machten, welche von der anfänglichen Meinung des Schutzmanns nicht weit ablagen. Einer derselben hatte die Geige aufgehoben und herbeigebracht, aber nur in Stücken und mit zerbrochenem Bogen. Trotz der Aufforderung des Schutzmanns wollte niemand Hand anlegen, Franz aufheben zu helfen. Erst als ein zweiter Schutzmann herbeigekommen war, den der Haufen von Menschen aufmerksam gemacht hatte, gelang es, Franz aufzuheben. Als man ihn aber auf die Beine stellen wollte, ging das nicht. Er konnte nur auf ein Bein auftreten, das andere mußte zerbrochen sein; denn die Kleider ließen erkennen, daß ein Rad darüber gegangen war.

Eine leere Droschke, welche gerade vorüberfuhr, wurde angehalten, und Franz von den beiden Schutzmännern behutsam hineingeschafft. Aber wohin nun?

„Haben Sie Angehörige?“ fragte der Schutzmann Franz, der jetzt wieder zur Besinnung gekommen war durch die Schmerzen, welche ihm das Aufheben und das Tragen in den Wagen verursacht hatte.

Franz schüttelte mit dem Kopfe.

„Wo wohnen Sie denn?“

„Nirgends,“ lautete die Antwort.

„Dachte mir's doch sogleich,“ flüsterte der Frager seinem Gefährten leise zu. „Böse Sorte das! Macht nichts als Ungelegenheiten und Schreibereien! Ins Elisabeth-Krankenhaus!“ rief er dann dem Kutscher zu, „das ist am nächsten.“

Es war für Franz eine böse Fahrt über das stellenweise etwas holperige Pflaster, welche seine Schmerzen fast bis zum Unerträglichen steigerte. Er war wieder fast bewußtlos, als er im Krankenhause ankam, und ließ laut- und willenlos alles über sich ergehen. Erst als der Arzt an die Einrichtung des Beinbruchs ging, bei dessen Untersuchung es sich herausgestellt hatte, daß sowohl Schienbein wie Wadenbein zerbrochen seien, stöhnte und wimmerte er, ohne jedoch laut zu schreien.

„Der Bursche hat sich tapfer gehalten," meinte der Arzt nach der Operation zu der Diakonissin, welche derselben beigewohnt hatte; „er muß wirklich jämmerliche Schmerzen ausgestanden haben und hat doch nicht geschrieen, wie so viele. Das ist um so verwunderlicher, da er sehr nach Branntwein riecht und offenbar ein Trinker ist; denn bei einem solchen ist die Willenskraft in der Regel schon dahin, welche zum Verbeißen eines solchen Schmerzes nötig ist."

„Vielleicht ist er noch kein so weit heruntergekommener Trinker," meinte Schwester Magda, die Franz in ihrem Revier hatte, „vielleicht ist ihm noch zu helfen."

„Möglich," antwortete der Arzt, „aber nicht sehr wahrscheinlich; denn seine Kleider trugen schon zu deutlich die Spuren der Verkommenheit, als daß man sich große Hoffnung machen dürfte, ihm wieder zurecht zu helfen."

„Wer weiß, er ist vielleicht ohne seine Schuld ins Unglück gekommen, seine traurigen Augen scheinen dafür zu sprechen. Wie schön dann, wenn es möglich wäre, ihm nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich wieder zur Gesundheit zu verhelfen!"

„Versuchen Sie es in Gottes Namen, liebe Schwester!" sagte freundlich lächelnd der Arzt zu der schon in vielen schweren Krankheitsfällen von ihm erprobten und deshalb hochgeschätzten Pflegerin. „Wenn es irgend jemand fertig bringen kann, so sind Sie es. Ich will äußerlich das Meinige thun und bin gerne zu Ihren Diensten, wenn Sie meines Rates oder meiner Beihilfe bedürfen sollten."

9.

Schwester Magda hatte genügend Zeit, den Versuch zu machen. Denn es dauerte lange Wochen, bis die Gefahr

gänzlich vorüber war, die anfangs gedroht hatte, daß nämlich das Bein unterhalb des Kniees abgenommen werden müßte. Ohne die sorgfältige Pflege der Schwester und ohne die unausgesetzte Aufmerksamkeit, die sie ihrem Schützlinge zuwendete, wäre diese Gefahr wohl kaum vorübergegangen.

Franz wußte das; der Arzt hatte es ihm einmal ausdrücklich gesagt. Er fühlte deshalb für die freundliche Schwester eine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit, obwohl er sogleich anfangs am liebsten gestorben sein würde. Die linden, freundlich-ernsten Worte, in denen sie zu ihm sprach, hatten den Weg zu seinem Herzen gefunden. Hatte er sich zuerst, wenn die Schwester morgens und abends eine kurze Andacht mit ihren Kranken hielt, nach der Wand umgedreht und die Augen geschlossen, ohne die Hände zu falten, so wurde das allmählich anders, und nach einiger Zeit folgte er schon mit Aufmerksamkeit und gefalteten Händen den Worten des Gebetes, das die Schwester sprach, sowie auch des Bibelabschnittes, den sie vorlas. Schließlich sehnte er sogar die Stunde herbei, zu welcher die Andacht gewöhnlich stattfand, wenn er dies auch in keiner Weise merken ließ.

Besonderen Eindruck machte auf ihn die Geschichte vom verlorenen Sohne, die er gar nicht wieder los werden konnte, nachdem sie Schwester Magda feierlich vorgelesen hatte, und die er in seinen vielen einsamen Stunden recht im Herzen bewegen mußte. Da fiel es ihm dann wie Schuppen von den Augen, daß er erkannte, wie sehr er doch dem verlorenen Sohne gleiche, wie er auch bis auf die Träber heruntergekommen sei. Hätte er's nur auch so gut gehabt wie der verlorene Sohn, der doch sprechen konnte und auch darnach thun: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!" Aber wohin sollte er gehen, um aus seinem Elende herauszukommen? Er hatte ja niemand auf der ganzen weiten Gotteswelt, der ihn etwas anging, zu dem er hätte seine Zuflucht nehmen können. (An den Vater im Himmel dachte er einstweilen noch nicht.) — Aber hatte er denn wirklich niemand mehr, der ihm nahe stand?

Bei dieser Frage mußte er unwillkürlich an Langenau zurückdenken, an die glückliche Zeit, die er dort verlebt

hatte, an die Bewohner des Schachtelhäuschens, bei denen er es so gut hätte haben können, wenn er nur gewollt hätte. An Meister Schirmer hatte er freilich schon vorher manchmal gedacht in den langen Wochen, während deren er ganz still hatte liegen müssen, wie der nämlich zu ihm gesagt hatte: „vielleicht lernst du noch einmal das Stillsitzen.“ An die blonde Martha aber hatte er nicht gewagt zu denken, wenigstens nicht gewagt, anders zu denken als an einen verlorenen, durch eigene Schuld verlorenen Schatz, an dessen Wiedererlangung nicht zu denken sei. Denn jetzt waren ihm die Augen darüber aufgegangen, daß er es war, der sie verlassen, und daß nicht sie ihn verlassen und sich von ihm abgewendet habe. Und wenn er dann ansah, was seit der Trennung von ihr aus ihm geworden war, dann mußte ihm sein Gewissen sagen, daß er nicht mehr wert sei, um ein ehrbares Mädchen zu werben, am wenigsten um ein Mädchen wie Martha.

Aber, merkwürdig! Trotzdem kam ihm dann immer wieder das Wort in die Gedanken, welches Martha in der furchtbaren Trennungsstunde so feierlich gesprochen hatte: „Dein bin ich und dein bleibe ich; ich will dir angehören für Zeit und Ewigkeit.“ — Sollte sie diesem feierlichen Versprechen am Ende doch treu geblieben sein und mit Schmerzen vielleicht auf seine Rückkehr warten?

In solche Gedanken versunken, saß Franz eines Tages allein im Garten des Krankenhauses. Es war Winter gewesen, als ihn der Unfall traf, der ihn hierher brachte, und jetzt war's Frühling geworden, schöner, herrlicher Frühling mit linder Luft und goldenem Sonnenschein, mit schwellenden Knospen und jubilierenden Lerchen. Da hatte denn der Arzt verordnet, daß sich Franz recht viel im Freien aufhalten solle. Sein Bein war fast gänzlich geheilt und ließ beim Gehen kaum mehr eine kleine Schwäche verspüren. Er sollte vielleicht schon in der nächsten Woche entlassen werden. Da schlossen sich denn nun an die trüben Gedanken wegen der Martha und wegen seines verscherzten Lebensglückes die noch trüberen, was nun mit ihm werden solle, wenn er aus dem Krankenhause entlassen wurde. Das alte Leben wieder anfangen? Wieder der freie, lustige Spielmann werden, der er einst gewesen war?

4. Die sich meinen, werfen sich mit Steinen.

Eine Geschichte.

I.

An das Sprüchwort: „Die sich meinen, werfen sich mit Steinen“ oder an das Andere: „Was sich lieb hat, neckt sich gerne,“ bin ich einmal recht lebhaft erinnert worden, sagte der alte Schmiedjacob eines Abends. Ich war damals in der Pfalz als Geselle und hab's mit erlebt.

Die Pfälzer haben ein Sprüchlein, das heißt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalte!“ Und das Sprüchlein ist so recht bezeichnend für das lebenslustige Völkchen, welches das schöne, gesegnete Land bewohnt; aber zu meiner Zeit hatte es doch auch manche dunkle Flecken, und ich glaub', man hat die Fleckkugel noch nicht gefunden, sie alle auszumachen. Da ließe sich viel von reden. Ich will aber nur Eines jetzt gedenken. Mit dem Schulwesen stand's Anno 1780 und da herum nicht extra.

Der Herr Schulmeister in dem Dorfe, wo ich in Arbeit stand, meinte: Schreiben bräuchten die Mädchen nicht zu lernen, und wenn die Buben ihren Namen schreiben könnten, wär's eben auch grad genug.

Nun, der Mann war ein ehrsamer Leinenweber, und in der Schulstube stand sein Webstuhl, sein Bett, seine Kiste, und unter dem Bett der Rölle, darin sein einziges Kind schlief, die kleine Susel. Den übrigen Raum nahmen die Bänke ein, auf denen die Kinder saßen.

Das war aber nur im Winter; denn zur Sommerszeit fiel die Schule ganz aus, und dann war Raum genug für Meister Märten und seine Familie.

Nein, das konnte und wollte er nicht. Er hatte ja zu deutlich erfahren und zu schmecken bekommen, zu welchem Ende solch ein Spielmannsleben führe. Und daß bei seinem Falle seine Geige in Trümmer gegangen war, mußte ihm das nicht eine Mahnung sein, daß er zu dem alten Leben nicht mehr zurückkehren dürfe und könne?

Aber würde er es vermögen, sich aus dem alten Leben aufzuraffen und ein neues anzufangen? Würde er stark genug sein, dem Hang zum Trunke zu widerstehen, sich von den schlimmen Kameraden fern zu halten und ihre Versuchungen, die er voraussah, tapfer abzuweisen? War's nicht jedenfalls notwendig, daß er denselben ganz aus dem Wege ging und Berlin verließ, um anderswo ein ehrlich Stückchen Brot zu verdienen? Aber wo das? Wo?

„Nun, Keller, warum so nachdenklich und traurig?" hörte er da eine wohlbekannte Stimme freundlich fragen, die Stimme seiner lieben Pflegerin Magda. „Sind Sie denn gar nicht froh, daß Ihr Bein wieder so schön heil geworden ist, daß Sie nun bald wieder arbeiten können, wonach Sie sich doch gewiß sehnen? Ich meine doch, Sie hätten alle Ursache, froh zu sein und Gott zu danken."

Franz antwortete nicht auf diese teilnehmende, freundliche Frage; aber er warf der Schwester einen Blick zu, der seine Dankbarkeit für diese Frage deutlich genug bekundete, und dann löste sich aus seinen Augen eine Thräne los und rollte langsam in den nun wieder wohlgepflegten Bart.

Schwester Magda verstand sich auf die stille Sprache solcher Thränen zu gut, als daß sie sich nicht hätte zu Franz setzen und ihn teilnehmend und sanft fragen sollen:

„Was ist's, lieber Keller, was Ihnen das Herz so schwer macht? Wollen Sie mir nicht vertrauen, was Sie bedrückt? Vielleicht kann ich Ihnen helfen oder doch einen guten Rat geben. Es hat mir schon lange leid gethan, daß ich oft den schmerzlichen Ausdruck in Ihrem Gesichte sehen mußte; aber ich wollte mich nicht in Ihr Vertrauen eindrängen. Wollen Sie mir das nicht jetzt schenken? Ich habe eben gerade ein wenig freie Zeit, um Sie anzuhören."

Einen Augenblick zögerte Franz noch; dann aber konnte er der freundlichen Bitte nicht länger widerstehen und be-

richtete das Wichtigste aus seinem Leben. Während er aber über die letzten drei Jahre nur in Andeutungen sprach und es der Hörerin überließ, sich die nötigen Ergänzungen selbst zu machen, verweilte er mit besonderer Ausführlichkeit bei den Tagen von Langenau und schilderte die blonde Schachtelmacherin so eingehend, daß Schwester Magda merken mußte, wie es in seinem Herzen aussah.

„Sind Sie denn in der ganzen langen Zeit ohne jede Nachricht aus Langenau geblieben?" fragte sie, als Franz etwas innehielt.

„Wie hätte ich von dort etwas hören sollen?" lautete die Gegenfrage. „Ohne daß ich dorthin geschrieben hätte, würde ich keine Nachricht bekommen haben, und ich habe ja schon erzählt, wie ich alles versuchte, die Gedanken an Langenau aus dem Herzen zu verbannen. Wenn sie aber doch immer wieder in mir aufstiegen, mußte ich mir auch immer wieder sagen, daß ich durch mein gottloses Leben das Recht verloren habe, wieder mit der frommen Martha anzuknüpfen; ich wollte dies auch gar nicht, weil ich vor ihrer Frömmigkeit eine wahre Furcht hatte."

„Sie Armster!" sagte Schwester Magda im Tone des tiefsten Bedauerns, „haben Sie denn so ganz ohne Gott dahingelebt in der ganzen langen Zeit? Konnten Sie denn das aushalten?"

„Ja, leider konnte ich es," antwortete Franz tief aufseufzend; „aber ich kann es jetzt nicht mehr. Ich habe hier in diesem gesegneten Hause, und nicht am wenigsten durch Sie, liebe Schwester, gelernt, wie trostlos es ist, als ein verlorener Sohn umherzugehen und möchte mich nun auch ‚aufmachen und zu meinem Vater gehen'."

„Gottlob! Gottlob!" jubelte die fromme Schwester, „dann kann noch alles gut werden. Aber dann auch kein Aufschieben mehr! Ich werde Sie sogleich zum Herrn Pfarrer führen, der sich gewiß mit mir über Ihren Entschluß freuen wird. Der kann Ihnen besser als ich von der Barmherzigkeit des Vaters im Himmel und von der Liebe des Heilandes und Retters erzählen, der keinen, der zu ihm kommt, hinausstoßen will. Sie werden dann sehen, wie leicht und froh es Ihnen ums Herz wird!"

Damit griff sie ihn ohne weiteres bei der Hand und

zog ihn nach sich, da sie wußte, der Herr Vater sei auf seinem Zimmer.

„Hier hab' ich einen, Herr Pastor," so führte sie Franz ein, „der möchte sich aufmachen und zu seinem Vater gehen. Bitte, zeigen Sie ihm den Weg!"

Es folgte nun eine lange eingehende Unterredung, in deren Verlauf Franz ohne die Rücksichtnahme, die er vorher bei Schwester Magda hatte eintreten lassen und ohne alle Schonung seiner selbst seinen Lebensgang dem Geistlichen bloßlegte, so daß dieser die Überzeugung gewann, er habe einen vor sich, dem es mit seiner Reue und seinen guten Vorsätzen ein heiliger Ernst sei. Gerne willigte er deshalb in die Bitte, welche Franz am Schlusse der Unterredung schüchtern vorbrachte, daß ihm gestattet werden möge, am nächsten Sonntage mit zum heiligen Abendmahle zu gehen. Den guten Samen aber, welchen der Geistliche in das Herz des Reuigen gestreut hatte, pflegte Schwester Magda treulich in ihren Gesprächen mit Franz, zu denen sie jede Gelegenheit benutzte, welche ihr geboten wurde.

Ein tiefer Friede war nach der erhebenden Abendmahlsfeier über Franz gekommen. Er fühlte sich so froh und glücklich wie noch niemals in seinem Leben. Das rühmte er am Nachmittage mit leuchtenden Augen gegen Schwester Magda, welche sich im Garten zu ihm gesellt hatte.

„Und sind Sie denn wirklich ganz glücklich und froh?" fragte diese, ihm scharf in die Augen sehend. „Haben Sie wirklich gar nichts mehr, was Sie bedrückt?"

Bei dieser Frage schoß Franz das Blut verräterisch in die noch immer bleichen Wangen, und nur zögernd sagte er leise zu der treuen Pflegerin: „Ach ja, etwas drückt mich noch sehr; ich weiß nur nicht recht, ob es sich für den heutigen Tag paßt, daran zu denken und davon zu reden?"

„Ei, wenn es nichts Sündliches ist, sollten Sie doch wohl davon reden dürfen und könnten sich dann das Herz ganz frei machen."

„Es betrifft mein Verhältnis zu Martha Schirmer, von dem ich Ihnen ja erzählt habe," sagte Franz schüchtern. „Ich möchte wissen, wie es ihr geht. Ich habe bisher immer in dem Wahne gelebt, sie habe unrecht gegen mich gehandelt, indem sie mir nicht folgte. Jetzt habe ich aber einsehen gelernt, daß sie völlig richtig gehandelt hat, und daß alle Schuld an mir liegt."

„Nun, dann schreiben Sie ihr doch einmal und sprechen Sie sich offen und ehrlich gegen sie aus! Wie

Sie mir sie geschildert haben, glaube ich fest, daß sie Ihnen die Treue gehalten hat, welche sie Ihnen in der Scheidestunde gelobt hat, wie Sie mir erzählt haben."

„Ich an die Martha schreiben?" antwortete Franz, erschreckt auffahrend; „wie könnte ich das wagen? Nein, nein, liebe Schwester, dazu habe ich viel zu böse gelebt. Ein so reines, frommes Kind, wie die Martha, ist viel, viel zu gut für mich. Wenn sie mir auch die Treue gehalten und auf mein Zurückkommen gewartet haben sollte, ich habe das Glück, sie zu besitzen, durch meine Schlechtigkeit ein- für allemal verwirkt."

„Reden Sie doch nicht so, Keller," entgegnete die Schwester. „Wenn Ihnen Gott der Herr Ihr böses Leben vergeben hat und Sie das heute fühlen läßt, wie dürfen Sie dann an menschlicher Vergebung verzagen? Sind die Schirmerslente wirklich so, wie Sie sie geschildert haben, dann werden sie Ihre aufrichtige Reue gewiß nicht zurückstoßen und Ihnen gerne vergeben, was dahinten ist. Jedenfalls thut es die Martha, wenn sie wahre Liebe zu Ihnen gehabt hat; denn diese läßt sich nicht auslöschen wie ein Licht."

„Ei ja," sagte Franz, „die Martha mit ihrer Gutheit würde mir wohl vergeben und an die Echtheit meiner Reue glauben, aber ihr Vater ganz gewiß nicht. Der würde ‚dem aus dem Reich' nicht das Zutrauen schenken, daß es ihm mit seiner Reue Ernst sei. Er würde mich mit seinen scharfen Augen vom Kopfe bis zu den Füßen ansehen und mich fragen, womit ich beweisen könnte, daß ich ein anderer Mensch geworden sei?"

„Da hätte er freilich nicht so ganz unrecht," fiel die Schwester ein. „Aber wissen Sie was? Schaffen Sie ihm solche Beweise, bei welchen er nicht mehr zweifeln kann."

„Ja, wie kann ich das?" entgegnete Franz Keller schmerzlich.

„Nun allerdings heute und morgen können Sie es nicht; aber ich habe einen Plan für Sie, der Ihnen hoffentlich zusagt und den ich auch schon mit dem Herrn Pastor und mit dem Arzte besprochen habe, ja, zu dessen Ausführung auch bereits die ersten Schritte gethan sind.

Wenn Sie auf denselben eingehen, dann können Sie mit der Zeit den deutlichen Beweis Ihrer Besserung liefern!"

„Nun, und wohin geht dieser Plan?" fragte Franz gespannt.

„Sie sollen nach Wunscha in die Arbeiterkolonie gehen und dort so lange bleiben, bis es Ihnen mit Gottes Hilfe gelungen ist, die guten Vorsätze auch auszuführen, welche jetzt in Ihrem Herzen Platz gegriffen haben, bis Sie zu dem Beten, das Sie Gott der Herr durch die Not gelehrt hat, auch wieder arbeiten gelernt haben. Wollen Sie das?"

Damit reichte sie ihm die Hand hin zum Einschlagen. Und er? Mit hellem Aufleuchten der sonst immer so traurig blickenden Augen schlug er ein und rief fest und entschlossen:

„Ja, das will ich, und Gott wolle mir helfen, daß ich es kann!"

Die Thräne, welche ihm dabei in die Augen trat, gab Zeugnis davon, wie tief der so früh Verwaiste die gütige, liebevolle Fürsorge empfand, die ihm hier zu teil wurde, und war für Schwester Magda der reichste, schönste Lohn für alle ihre mit Franz Keller gehabte Mühe.

Und es geschah, wie es jetzt beschlossen war. Nach wenigen Tagen wurde Franz vom Arzte für arbeitsfähig erklärt und entlassen. Mit heißem Dank gegen die treue Pflegerin und den Pfarrer, der ihn auf den rechten Weg gewiesen hatte, schied er, von der Schwester außer ihren besten Segenswünschen noch mit dem Nötigsten versorgt. Sein Weg ging in die Arbeiterkolonie zu Wunscha.

10.

Weißt du, lieber Leser, was eine Arbeiterkolonie ist? Wenn nicht, so laß dir ein wenig davon erzählen.

Als gegen Ende der siebziger Jahre ermittelt worden war, daß sich fast 200 000 meistens in jugendlichem Alter stehende Bewohner Deutschlands arbeitslos und zum großen, vielleicht zum größten Teile auch arbeitsscheu auf den Landstraßen umhertrieben und sich vom Bettel ernährten, da regte sich in christlich gesinnten, von brüderlicher Liebe erfüllten Herzen der Gedanke, ob nicht diesen verkommenen

oder doch der Gefahr völligen Verkommens ausgesetzten Menschen wieder zurechtgeholfen werden könnte, ob es nicht möglich sei, sie durch den Einfluß eines geordneten arbeitsamen Lebens, der ihnen für längere Zeit gewährt würde, der menschlichen Gesellschaft als brauchbare Mitglieder wieder zu gewinnen.

In unserer Zeit ist man erfinderisch, allerlei christliche Liebeswerke auszusinnen und auch unermüdlich thätig, dieselben auszuführen, und so hatte denn die christliche Liebe auch bald einen Weg gefunden, darauf es möglich erschien, den vorhin erwähnten Gedanken zu verwirklichen. Man suchte die „Ritter der Landstraße", unter denen ja viele nicht sowohl aus Arbeitsscheu, sondern aus wirklichem Arbeitsmangel zum „Walzen und Fechten", d. h. zum Umhertreiben und zum Bettel gekommen waren, in Arbeiterkolonieen zu sammeln und so von der Landstraße fortzubringen. Die erste Kolonie dieser Art entstand im Jahre 1882 in Westfalen, Wilhelmsdorf genannt. Sie erwies sich aber schnell so segensreich und zweckentsprechend, als ein heilsames Mittel gegen die Vagabundennot, daß nach ihrem Vorbild und Muster bald in den verschiedensten Teilen Deutschlands ähnliche Veranstaltungen getroffen wurden.

Im Jahre 1884 wurde auch im lieben Schlesierlande eine Arbeiterkolonie eingerichtet, und zwar in Wunscha an der Kohlfurt-Falkenberger Bahn. Die Gegend dort gehört nicht gerade zu den schönen und fruchtbaren; aber eben deshalb waren größere Ländereien verhältnismäßig billig zu erwerben, und die Beschaffenheit des Bodens bot Gelegenheit zu einer mit der Zeit immerhin lohnenden Arbeit. Es giebt dort Gegenden, wo eine bis zu einem Meter mächtige Moorschicht sich findet, welche durch Überführung und Unterbringung von Sand in fruchtbares Ackerland umgewandelt werden kann. Ebensowohl ist Gelegenheit, geringes Wiesenland durch Umbau zu verbessern und ertragsfähiger zu machen.

Wir verzichten darauf, hier eine genaue Beschreibung der Kolonie zu geben mit allen den mannigfachen Gebäuden und Einrichtungen, welche sie besitzt. Es sei nur gesagt, daß dieselbe in der Regel gegen hundert Kolonisten aufnimmt, welchen für vier Monate Arbeit gegeben wird und die

dann mit einem Führungsattest entlassen werden, auf welches hin es ihnen wieder möglich wird, anderwärts Arbeit zu erhalten.

Jeder sich anmeldende Handwerksbursche erhält, nachdem er sein Wanderbuch oder seinen Paß abgegeben hat, seinen Aufnahmeschein, muß sich dann in einer praktisch eingerichteten Badezelle einer gründlichen Reinigung unterziehen und wird, wenn er verlumpt und zerrissen ankam, im Magazine von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet. Diese Kleidung verdient er durch seine Arbeit nachher ab.

Nun hat zwar die Kolonie auch eine Schusterei, Schneiderei und Tischlerei; aber die meiste Arbeit giebt's doch für die Kolonisten draußen im Freien. Und das ist keineswegs eine leichte Arbeit, sondern eine solche, bei der die Kräfte gehörig angestrengt werden müssen. Wer dabei auf die Dauer aushält, liefert damit den Beweis, daß er wirklich arbeiten will, und daß ihm deshalb zuzutrauen ist, er werde bei seiner Entlassung den Geschmack am Vagabundieren verloren, am Arbeiten aber wieder gewonnen haben, zu welch letzterem ihm dann auch nach Möglichkeit Gelegenheit nachgewiesen wird.

Viele jedoch halten auf die Dauer nicht aus. An das völlig ungebundene Leben und Treiben auf der Landstraße gewöhnt, ist es ihnen unerträglich, sich unter das feste Arbeitsjoch zu beugen, sich der steten Überwachung und der streng geregelten Tages- und Hausordnung zu unterwerfen und vor allem dem zur Leidenschaft gewordenen Branntweingenusse völlig zu entsagen, wie es strenge gefordert wird. Die aber, welche aushalten, segnen später den Zwang, ohne den sie wohl nie zu einem ordentlichen gesitteten Leben zurückgekehrt sein würden, sondern dem Elend der Landstraße verfallen geblieben wären.

Für unsern Franz Keller war's ein harter Anfang, wohl geeignet, ihn auf die Probe zu stellen, ob es ihm mit seiner Lebensänderung ein rechter Ernst sei. Er hatte sich wohl beim Hausvater als Schuster angemeldet, wurde auch anfangs, so lange sein Bein noch etwas von Schwäche sehen ließ, in der Schusterei beschäftigt, so daß er das beinahe vergessene Handwerk wieder aufs neue lernen und üben konnte. Aber auch er mußte dann mit hinaus auf

das Feld zu den Kulturverſuchen, welche die Hauptſeite der Arbeit bilden. Da kam es denn den Händen, die jahrelang nur den Geigenbogen geführt hatten, wohl hart an, ſo tüchtig mit anzugreifen, wie es gefordert wurde; allein es ging immer beſſer, je mehr ſich d ch den beſtändigen Aufenthalt in der freien Luft die Kräfte ſtählten und das durch die früheren Ausſchweifungen verdorbene Blut durch die regelmäßige, einfache, aber geſunde Beköſtigung wieder aufgefriſcht und verbeſſert wurde.

Allmählich kam Franz zu der Einſicht, daß die früher ſo verachtete, regelmäßige Arbeit doch ein Segen ſei, beſonders wenn er ſtaunend ſah, was hier in Wunſcha durch Geduld und Ausdauer bei der Arbeit ſchon geſchaffen worden war und noch täglich geſchaffen wurde. Die Arbeit wurde ihm aus einer Laſt zu einer Luſt, und wenn er einen Vergleich anſtellte, wie wohl ihm jetzt, wenn er ſich recht müde gearbeitet hatte, die Ruhe that, und wie trefflich ihm das Eſſen mundete gegen frühere Zeiten, dann ging ihm die volle Wahrheit des Sprüchleins auf: „Sich regen bringt Segen.“

Dieſer Segen prägte ſich auch in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung aus. Die lachenden, ſorgloſen Züge von ehemals waren ernſter und männlicher geworden in dem von Wind und Wetter gebräunten Geſichte, das von einem wohlgepflegten dunklen Vollbarte umrahmt war. Die ganze Geſtalt war kräftiger geworden und verriet einen Mann, der imſtande war, ſich auch der ſchwerſten, anſtrengendſten Arbeit zu unterziehen.

Dieſe mit ihm vorgegangene vorteilhafte Veränderung zog die Aufmerkſamkeit des Hausvaters auf Franz und bewirkte, daß ſich der ernſte, fromme Mann mehr um ihn bekümmerte, als um andere Koloniſten. Denn aus den nun nicht mehr traurigen Augen desſelben leuchtete ein Licht, das jedes Chriſtenauge zu deuten verſtand als das Licht eines rechten, vollen Herzensfriedens. Gerne machte ſich der Hausvater mit Franz zu ſchaffen und führte manches eingehende Geſpräch mit ihm, das ihn in ſeinem inneren Leben nicht wenig förderte. Aus dem ehemaligen leichtfertigen Spötter wurde je länger, je mehr ein aufrichtiger gläubiger Chriſt, der ſich zwar ſtets bewußt blieb, wie tief

er gefallen war, aber sich auch voll und ganz auf die erbarmende Gnade Gottes in Christo Jesu zu stützen vermochte.

Als die vier Monate ihrem Ende entgegengingen, welche vorschriftsmäßig jeder Kolonist nur bleiben darf, machte sich auch Franz darauf gefaßt, von Wunscha zu scheiden, das ihm jetzt in der That eine Heimat geworden war, wie er noch nie eine besessen hatte. Aber er konnte nur mit Schmerz an das Scheiden denken. Da war es ihm denn eine rechte Freude, daß ihm der Hausvater den Vorschlag machte, er möge noch länger bleiben, und zwar als Rottenführer, der nur die Arbeiter zu beaufsichtigen habe; er könne dann an Tagen, welche die Arbeit im Freien verböten, in der Schusterei arbeiten, um sich etwas nebenbei zu verdienen und sich zugleich in seinem Handwerke zu üben und zu vervollkommnen. Daß er dabei wohl mit, aber doch nicht ganz aus eigenem Antriebe handelte, sondern auf Bitten der Schwester Magda, die ihm verwandt war, wußte Franz nicht. Aber er nahm gerne den so günstigen und für ihn erwünschten Vorschlag an.

Denn vor einem Besuche in Langenau, an den zu denken er jetzt nicht mehr so weit abwies wie früher nur den Gedanken an einen Brief dorthin, hatte er doch noch immer ein geheimes Bangen, und hinaus in die versuchliche Welt wollte er einmal nicht mehr. Aber je mehr sich sein inneres Leben befestigte, je gewisser es ihm wurde, daß er für sein früheres gottloses Leben bei Gott Vergebung gefunden habe, desto mehr wuchs auch in ihm das Verlangen, zu erfahren, wie es in Langenau stehe, desto mächtiger wurde in ihm die sehnsüchtige Erinnerung an die blonde Martha. Der Hausvater aber, der durch Schwester Magda mit der Vorgeschichte des ihm Empfohlenen völlig vertraut war, wußte durch geschickte Bemerkungen und scheinbar ganz harmlose Andeutungen diese sehnsüchtige Erinnerung stets lebendig zu erhalten.

Was sollte er aber thun? Jetzt erst noch schreiben? Nein, selbst wollte er hingehen und Vater Schirmer durch sein persönliches Erscheinen davon überzeugen, daß „der aus dem Reich", obwohl er auf dem besten Wege

Die Schulbesoldung trug vierzig Gulden, die Wohnung und fürs Uhraufziehen und Stellen, so wie fürs Geläute und Vorsingen in der Kirche noch zwanzig Gulden ein. Die Kinder trugen das Holz scheitweise alle Tage herbei, und der Schulacker war nicht zu verachten.

Alle Jahr um Martinitag, der auf den eilften November fällt, wurde Märten frisch gedingt, und gab dann eine Maaß Branntwein zum Besten, wie auch der Hirte und Spießmann und Nachtwächter. Das war so Sitte.

Es war nicht die geringste Gefahr, daß Märten einmal nicht wäre wieder gedingt worden; denn die Bauern wußten, daß er von dem Herrn Inspecter alle Jahre auf dem Examen belobt wurde; sie wußten, daß er der Gescheidteste im Dorfe war; daß er singen konnte mit so mächtiger Stimme, daß die Fensterscheiben der Kirche klirrten und — daß es keiner wohlfeiler that.

Item, Märten konnt's auch thun für das Geld; an seinem Handwerke hinderte es ihn nicht und die Kinder sagten wacker ihren Katechismus und ihr Lied auf, während das Weberschifflein lustig im Zettel des Gewebes hin und her fuhr und das Blatt festschlug. Sie mußten freilich tüchtig dabei schreien; das hatte aber wieder sein Gutes, nämlich daß ihre Lunge sich recht weit ausdehnte und die Gewohnheit, laut zu reden, den tauben Leuten im Dorfe zu gut kam, auch wurden sie ausgehechte Sänger in der Kirche.

Märten war ein blutarmer Mann, der sich mit dem Schuldienst und seinem Handwerke kümmerlich ernährte. Seine brave Frau wusch den Bauerfrauen und Mädchen die Nebellappen, die man damals noch trug, und legte so zum ehrlichen Auskommen noch etwas Schenes bei.

Schulmeisters waren gar grundbrave Leute, treu und fromm. Im Hause war niemals Streit oder Hader. In Lieb' und Freundlichkeit, in Eintracht und Verträglichkeit lebten sie zusammen, und der Morgen- und Abendsegen begann und schloß, wie es bei rechten Christenmenschen sein soll, das Tagewerk. Die Bauern hatten sie auch alle lieb und gar Vieles floß in die Küche und den Keller, was der Mann nicht wußte, und das half und war nicht zu verschmähen, da es die nachbarliche Liebe gab.

dazu geweſen, doch kein Taugenichts geworden ſei, ſondern durch Gottes Gnade ein Menſch, welcher nun beten und arbeiten könne und dem er jetzt die blonde Martha getroſt anvertrauen dürfe, wenn — — ſie ihn noch mochte.

Dieſer letzte Gedanke machte ihm jetzt beſonders zu ſchaffen, und wurde ſo mächtig in ihm, daß er eines Tages zu dem Hausvater kam und um ſeine Entlaſſung bat. Er wollte und mußte ſich Gewißheit verſchaffen über das, was ſich ihm ſchwerer und immer ſchwerer aufs Herz legen wollte.

„Geh' mit Gott, mein Sohn!“ ſagte der Hausvater beim Abſchied. „Und wenn du jemals in deinem Leben Rat und Hilfe oder teilnehmenden Troſt bedarfſt, ſo wiſſe, daß dir hier in Wunſcha ein Herz ſchlägt, das dich lieb gewonnen hat. Damit du aber nicht arm und bloß von hier ſcheideſt, hat Schweſter Magda aus Berlin dieſes Päckchen geſchickt, deſſen Inhalt zuſammen mit dem, was du hier verdient haſt, wohl für dich ausreichen wird, bis du ein Unterkommen und Arbeit gefunden haſt. Kommſt du aber jemals in Not, ſo wende dich nur an mich; an Hilfe ſoll es dir dann nicht fehlen. Und nun lebe wohl! Gottes Segen ſei allewege mit dir!“

11.

Der Schneidermeiſter Schirmer von Langenau ruhte nun faſt ſchon drei Jahre im Grabe. Er hatte die Folgen jener nächtlichen Wanderung durch das Waſſer nicht mehr überwinden können. Sein Huſten war immer heftiger geworden, und ehe noch der Tag der Silberhochzeit da war, auf den ſich Frau Roſine ſo ſehr gefreut, hatte er die Augen geſchloſſen und war heimgegangen im Glauben an ſeinen Heiland und Erlöſer. Frau Roſine war troſtlos und konnte ſich zuerſt kaum in ihr Schickſal finden. Sie hatte ſo ganz für den Gatten gelebt und ſich von ihm leiten laſſen, daß ſie ſich jetzt ohne die gewohnte Stütze kaum zu raten und zu helfen wußte. Martha mußte für ſie denken und ſorgen, obwohl auch ihr Herz von bitterſtem Schmerze über den Verluſt des geliebten Vaters erfüllt war. Sie mußte ſich mit Gewalt aus ihrem Schmerze

aufraffen, um die Mutter aufzurichten, welche in großer Gefahr stand, vollständigem Trübsinn anheimzufallen.

„Ach, Martha," seufzte sie oft herzbrechend, nachdem sie lange wie geistesabwesend ins Leere gestarrt hatte, „wäre ich doch auch schon tot und beim Vater! Ohne ihn giebt's für mich kein Glück und keinen Rat mehr in der Welt!"

„Aber Mutter," entgegnete dann Martha wehmütig, „ich bin doch auch noch da; willst du mich denn ganz allein lassen? Und es ist doch noch einer da, der da gesagt hat: ‚Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch.' Sollten wir nicht dem vertrauen, daß er uns nicht verlassen und versäumen wird?"

„Ja, du bist ein gutes, frommes Kind," antwortete dann wohl Frau Schirmer, „aber es ist für mich gar zu schwer. Du kannst das nicht so verstehen, was es heißt, den Mann zu verlieren, der einem das ganze Leben hindurch das Liebste gewesen ist. Du bist noch jung und trägst nicht so schwer daran. Aber Witwenstand ist ein saurer Stand; das fühl' ich jetzt im tiefsten Herzensgrund."

Martha wischte sich verstohlen eine Thräne ab, sagte aber nichts mehr; denn der Mutter war in ihrem Schmerze nicht beizukommen. Und wie ungerecht machte sie dieser Schmerz! Hatte nicht auch sie, die Tochter, trotz ihrer Jugend ein Recht auf den bittersten Schmerz um den Vater? Wurden ihr nicht unwiderstehlich immer die Augen feucht, wenn ihr Blick auf den leeren Platz am Schneidertische fiel? Und dann dachte sie weiter:

„Hab' ich nicht auch einen gehabt, der mir das Liebste war auf der ganzen weiten Welt und hab' ihn doch auch verlieren müssen? Für mich ist ja der Franz so gut wie gestorben. Und bin ich nicht noch viel übler daran mit ihm, daß ich nicht einmal an sein Grab gehen und einen Kranz darauf legen kann, wie wir's doch für den Vater thun können?"

Es wurde von nun an im Schachtelhäuschen noch viel stiller als früher, wo doch die Kunden, welche zum Vater kamen, oder dieser selbst, wenn er etwa fertige Kleider ausgetragen hatte, stets allerlei Neuigkeiten ins Haus ge-

bracht hatten, die sonst den in stiller Zurückgezogenheit Lebenden nicht bekannt geworden wären.

Die Müllerliese, welche sonst wohl je und dann zu Martha gekommen war, hatte weitweg geheiratet, und so blieb für Martha nur die alte Großmutter in Verlorenwasser, um sich bei ihr dann und wann Trost zu holen in ihrem Leid, den freilich auch niemand besser und herzlicher geben konnte, als die alte Frau.

Martha mußte sich jedoch für die Besuche bei ihr die Zeit abstehlen, da es für sie nötig war, fleißig bei der Arbeit zu sein, wenn sie für die Mutter und sich das für ein knappes Durchkommen Nötige verdienen wollte.

Heute war Martha einmal wieder zur Großmutter gegangen, um bei ihr das übervolle Herz auszuschütten und Trost zu suchen.

„Großmutter," klagte sie, als die alte Frau sie geküßt und in die Arme gezogen hatte, „ich mußte einmal wieder zu dir kommen; ich halte es so fast nicht mehr aus daheim. Die Mutter spricht oft den ganzen Tag kaum ein Wort, und wenn ich dann so still dasitze und nachdenke, wie es geworden sein würde, wenn der Franz damals hier geblieben wäre — — —"

„Ach, Großmutter," fuhr sie dann aufschluchzend fort, „es ist ein Elend: ich möchte ihn wohl vergessen, aber ich kann es durchaus nicht."

„Weine dich nur recht aus, mein Kind!" sagte die alte Frau und zog Marthas Kopf an ihre Brust, „weine dich nur recht aus! Das macht das Herz leicht, aber vergiß auch den Spruch nicht: ‚Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn; Er wird's wohl machen'."

Martha schüttelte den Kopf, als könne sie das letztere nicht mehr hoffen.

„Nun ja, vielleicht nicht gerade so, wie du es meinst und wünschest," redete die Großmutter ein, „aber wohl machen wird Er's sicherlich nach Seiner Weisheit. Sei du nur stille und harre auf Ihn. Du bist jetzt unter der Wolke; aber zweifle nicht, die liebe Gottessonne wird auch dir wieder helle leuchten. Es ist ja begreiflich, daß deine Mutter so tief traurig ist; dein guter Vater hat's wohl verdient, daß um ihn getrauert wird. Allein sie wird sich

immer mehr in ihr Schicksal ergeben und dann auch lernen trauern als eine Fröhliche, die Gott zu ihrem Troste hat."

„Ja, Großmutter," klagte Martha weiter, „es ist auch noch anderes, was mir auf dem Herzen liegt, als bloß das Kreuz mit der Mutter. Wir kommen nicht durch. Unser Häuschen, das vom Wasser so sehr gelitten hatte, mußte notwendig repariert werden, und das Geld dazu mußten wir uns leihen. Außerdem haben wir auch von dem Bau des Oberstübchens her noch über zweihundert Thaler Schulden, welche der gute Vater nicht mehr abtragen konnte. Woher sollen nun für diese Schulden die Zinsen kommen? Ich sitze bis in die tiefe Nacht hinein und klebe mir an den Schachteln die Finger wund; Fleisch kaufen wir die ganze Woche nicht und sparen, wo wir nur können. Aber es will doch nicht gehen. Ach, und wenn ich das erleben sollte, daß wir aus unserem Häuschen heraus müßten, auf welches der Vater so große Stücke gehalten hat: ich könnte es nicht ertragen!"

„Das sieht freilich übel aus!" meinte die Großmutter. „Werdet ihr denn wegen der Zinsen gedrängt?"

„Ja wohl," antwortete Martha, „noch gestern war der Mann da, welcher das Geld für die Reparatur dargeliehen hat, und mahnte an die Zinsen, die schon seit acht Tagen fällig seien und in spätestens acht Tagen bezahlt sein müßten, wenn er nicht das Kapital kündigen solle. Und thut er das, so kommt unser liebes Häuschen unter den Hammer."

„Das verhüte Gott!" sagte die Großmutter. „Habt ihr denn gar niemand, der euch das Geld borgte, um die Zinsen zu bezahlen und dem Dränger auch das Kapital abzutragen?"

„Ich wüßt' schon einen," sagte Martha zögernd, „der hätte das Geld dafür und würde es auch geben, wenn ich ihn darum bäte; aber ich mag ihn am allerwenigsten ansprechen."

„Weiß schon, wen du meinst," erwiderte die Großmutter, „den Karl vom Heinrichshofe? Gelt?"

Martha nickte mit dem Kopfe, worauf die Großmutter fortfuhr: „Nun ja, zu dem kannst du freilich nicht gut selber gehen und ihn ansprechen. Aber könntet ihr ihm

denn nicht etwa durch einen dritten einen Wink geben laſſen, daß ihr in Not ſeid? Könnte ich nur hinüber nach Langenau, ich wollt's ſchon beſorgen! Aber ich kann ja leider nicht einmal das und noch weniger kann ich euch ſelber helfen. Doch kommt Zeit, kommt Rat. Wenn die Not am größten, iſt die Hilfe am nächſten. Wir wollen fleißig beten, dann wird der HErr ſchon einen Ausweg finden laſſen."

Der Ausweg war aber ſchon gefunden, die Hilfe bereits gekommen, ohne daß ſie es ahnten. Der Karl vom Heinrichshofe hatte Martha fortgehen geſehen und auch die Spuren davon wahrgenommen, daß ſie geweint habe. Er mußte auch wohl davon gehört haben, daß der ihm bekannte Gläubiger der beiden Frauen im Schachtelhäuschen geweſen ſei. Da war er dann zu Frau Schirmer gegangen und hatte ihr, als er ſie ausgefragt hatte, das Geld zur Bezahlung des Gläubigers zu einem viel niedrigeren Zinsfuße angeboten.

„Ich muß nur wünſchen," hatte er geſagt, „daß außer uns dreien niemand etwas davon erfährt." Dann war er weggegangen, um das Geld zu holen. Einen Schuldſchein darüber, den ihm Frau Schirmer ſogleich hatte ausſtellen wollen, hatte er zurückgewieſen.

Tiefgerührt empfing Martha bei ihrer Heimkehr dieſe erfreuliche Botſchaft. Sie war ihr eine Beſtätigung deſſen, was die Großmutter zu ihr geredet hatte und brachte ihr eine Glaubensſtärkung, wie ſie deren gerade jetzt ſo ſehr bedurfte. Gerne hätte ſie dem Karl vom Heinrichshofe auch ihrerſeits gedankt, wie es die Mutter ſogleich hatte thun können; allein der wich ihr ſichtlich aus, und in ſein Haus zu gehen, durfte Martha nicht wagen wegen der giftigen Worte, die ſie dann ſicher von Frau Johanna zu hören bekommen hätte. Sie mußte ſich darauf beſchränken, ihm bei gelegentlicher Begegnung mit den Blicken zu danken.

12.

Es war wieder einmal Frühling geworden, der fünfte, ſeitdem Franz Keller von Langenau geſchieden war.

Martha hatte bei der Großmutter eine Beſtellung zu

machen und war schon frühe am Morgen nach Verlorenwasser aufgebrochen, um zeitig wieder daheim sein zu können. Der prächtige Frühlingsmorgen hatte allen Druck von ihrem Herzen genommen und wieder einmal ein rechtes Frohgefühl in dasselbe einkehren lassen. Sie hatte wie gewöhnlich den Weg durch die Moorwiesen eingeschlagen; denn sie scheute den andern Weg durch die Kuranlagen, auf dem sie an der Stelle vorüber mußte, wo die Badekapelle ihren Platz hatte, und wo sie jedesmal an den erinnert wurde, der einst hier gesessen und mitgespielt, und dem sie dabei an manchem Sonntage zugehört und zugesehen hatte.

Der Tau glänzte wie lauter Diamanten an den Grashalmen; aus den Hecken, deren Knospen schon schwollen, stieg eine Lerche, ihr Morgenlied schmetternd, zur Sonne empor, die mit ihren Strahlen alles vergoldete und den glitzernden Tau allmählich von den Gräsern ableckte und in einen feinen, feuchten Dunst verwandelte: kurz überall, wohin das Auge schaute, Spuren der Allmacht und Güte Gottes! Da hob auch Martha an, leise vor sich hin zu singen:

„Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut,
Dem Vater aller Güte,
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Dem Gott, der mein Gemüte
Mit seinem reichen Trost erfüllt,
Dem Gott, der allen Jammer stillt!
Gebt unserm Gott die Ehre."

Ihre Stimme hatte sich dabei immer mehr erhoben, und sie hatte sich damit in der That den reichen Gottestrost ins Herz hineingesungen, so daß sie mit leuchtenden Augen bei der Großmutter ankam.

„Ei, ei, Kind, ist's auch bei dir Frühling geworden wie draußen?" fragte die Alte, sich herzlich darüber freuend, daß der kummervolle Zug um die Augen der Enkelin, den sie so manchmal mit Schmerz beobachtet hatte, gewichen war. „Du siehst ja heute aus, als wäre dir eine ganz besondere Freude zu teil geworden, oder als erwartetest du eine solche?"

„Nein, Großmutter, eine besondere Freude habe ich gerade nicht gehabt, wüßte auch nicht, was für eine ich zu

erwarten hätte. Aber ich habe mich draußen der Güte Gottes freuen gelernt, wie sie jetzt nach dem langen, traurigen Winter wieder überall zu Tage tritt, und das hat mich mit neuer, freudiger Hoffnung erfüllt, der Herr werde seine Güte auch uns zu teil werden lassen."

„Recht so, mein Kind!" entgegnete die Großmutter. „Immer nur die Augen hinauf zu den Bergen, von welchen die Hilfe kommt! Dorthin schaut man niemals vergeblich!"

Martha säumte sich heute nicht lange bei der Großmutter, und beeilte sich auch soviel wie möglich auf dem Heimwege, da die Mutter gewünscht hatte, die Antwort der Großmutter in Bezug auf die gemachte Bestellung bald zu haben.

Nur an dem Marmorkreuze konnte sie nicht vorbeigehen, an welchem sie einst in einer der schwersten Stunden ihres Lebens sich Ruhe und Frieden erbetet hatte. Sie blieb stehen und las wieder mit halblauter Stimme die goldenen Worte: „Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles." Sinnend blieb sie noch eine kleine Weile stehen und sagte dann, indem sie sich zum Fortgehen wandte, laut, als ob es aus dem tiefsten Herzen hervorgeholt wäre: „Ja, Amen!"

Da klang es plötzlich im Tone der tiefsten Erregung hinter ihr:

„Gilt das auch für mich, Martha?"

Und hinter einem der Baumstämme hervor, welche das Kreuz umstanden, trat der, dessen Bild tief und unauslöschlich in ihr Herz geprägt war, Franz Keller.

Einen Moment starrte Martha ihn an, als müsse sie sich erst besinnen, ob's denn auch wahr sei, daß er wiedergekommen, wirklich wahr? Dann eilte sie mit ausgebreiteten Armen zu ihm hin und sank mit dem Rufe: „Franz! Mein Franz!" laut schluchzend vor Freude an seine Brust.

Und vergessen war alles; vergessen das Leid und Weh von fünf langen Jahren; vergessen bei ihm der Vorsatz, womit er gekommen war: sich nämlich nur allmählich der Geliebten zu nahen, nachdem er zuvor vorsichtig erforscht habe, ob sie noch frei sei; vergessen der bange Zweifel,

ob er es auch wagen dürfe, um ſie zu werben, nachdem er ſo tief geſunken geweſen ſei; vergeſſen bei ihr, daß ſie

doch erſt prüfen müſſe, ob der Geliebte nun wirklich ein anderer geworden ſei, und ob ſie nicht gegen den Willen des verſtorbenen Vaters handle, wenn ſie ihn wähle;

vergeſſen die Vergangenheit, vergeſſen jeder Gedanke an die Zukunft in dem beglückenden Bewußtſein, ſich wiedergefunden zu haben und immer noch in Liebe miteinander verbunden zu ſein.

„Und du wendeſt dich wirklich nicht von mir, du liebe, gute Martha?“ fragte Franz, als der erſte Rauſch des ſprachloſen Entzückens vorüber war, und ſchaute der Geliebten, indem er ihren Kopf zurückbog, tief in die blauen Himmelsaugen, „du wendeſt dich nicht von mir, obſchon ich ſo lange nichts von mir habe hören laſſen, obſchon du nicht weißt, was inzwiſchen aus mir geworden iſt?“

„Ich weiß jetzt nur eins, Franz,“ antwortete Martha mit freudebebender Stimme, „daß ich dich wieder habe. Daß du wiedergekommen biſt, zeigt mir ja genug, daß du mich nicht vergeſſen haſt, ſo wenig wie ich das Verſprechen vergeſſen habe, welches ich dir in der Abſchiedsſtunde gab. Und daß du nicht mehr der alte biſt, das zeigen mir deine Augen, die jetzt ganz anders dreinſchauen als früher.“

„Ja, gottlob! ich bin ein anderer geworden,“ ſagte Franz ernſt. „Gottes Gnade und gute, fromme Menſchen als ihre Werkzeuge haben mich endlich auf den rechten Weg gebracht, nachdem ich lange, lange auf böſen Irrwegen gegangen war. Doch das will ich dir nachher alles erzählen und dich dann erſt fragen, ob du mich wieder annehmen willſt, oder ob du mich von dir ſtößeſt.“

Martha zeigte auf das Kreuz und ſagte mit einem Blicke voll unſäglicher Liebe zu ihm aufſchauend: „Die Liebe verträgt alles, ſie glaubt alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles!“

Und nun gingen ſie dahin Hand in Hand, bis ſie an ein Plätzchen gekommen waren, wo ſie den Blicken etwa Vorübergehender entzogen waren und ſich ruhig und ungeſtört beſprechen konnten. Hier legte Franz Keller ein rückhaltloſes offenes Bekenntnis von ſeiner Vergangenheit ab und fragte dann zögernd:

„Und dieſer Franz Keller, der ſo ſchlimme Wege gegangen iſt, darf der dich nun fragen, ob du ſein liebes, trautes Weib werden willſt?“

„Nur der Tod soll dich und mich scheiden," antwortete Martha feierlich ernst mit den Worten Ruths und schmiegte sich zärtlich an den Geliebten, der sie mit unaussprechlicher Freude ans Herz drückte.

Was sie nun weiter sprachen, davon hat nie jemand etwas erfahren, selbst die Großmutter nicht, die doch das ganze Vertrauen der Enkelin besaß. Es giebt eben Dinge, die gehören vor kein anderes Ohr. Nur die beiden, die sich fürs Leben einander zu eigen gelobten, die müssen sie für sich behalten als ein heiliges Eigentum.

„Bete und arbeite!" so schloß Franz endlich, „das soll fortan unser Wahlspruch sein und bleiben, nicht wahr, liebe Martha?"

„Und mit dem ersten wollen wir sogleich beginnen," rief Martha und sank auf die Kniee, um in wortlosem Gebete ihr dankerfülltes Herz auszuschütten, und Franz that dasselbe.

„O, daß doch der Vater das erlebt hätte, dich so neben mir knieen zu sehen!" rief Martha, als sie sich erhoben hatten. „Wie gerne würde er dich dann zum Sohne angenommen haben! Denn nicht sowohl dein Gewerbe war es, was ihn gegen dich einnahm, sondern deine religiöse Gleichgiltigkeit."

„Nun," sagte Franz mit seligem Lächeln, „ich bin ja jetzt mit Gottes Hilfe und durch des Heilandes Gnade wiederum ‚einer aus dem Reiche' geworden, aber aus dem Reiche, ‚da Fried' und Freude lacht', wie's im Liede heißt. Ich denke, daß ich als ein solcher vor seinen Augen Gnade finden würde, wenn er noch lebte."

„Und da er nicht mehr lebt, wird er vom Himmel herab segnend auf uns niederschauen, des bin ich gewiß!" erwiderte Martha mit freudiger Zuversicht. „Und nun komm' zur Mutter, daß wir uns ihren Segen holen."

Was machte aber Frau Schirmer für Augen, als sie das junge Paar glückstrahlend eintreten sah! Sie erkannte Franz auf den ersten Blick und rief:

„Ist's möglich? Der Franz! Der Franz!"

„Ja, liebe Mutter, er ist's wirklich und kommt, um

Als das Suſelchen heranwuchs, lernte es auch das Lappenmachen und Waſchen und die alte Mutter brauchte es nicht mehr. Das war recht gut, denn ſie ſah nicht mehr recht, ob ſie die Nebellappen zu ſehr oder zu wenig bläuete oder Krumpeln hineinbügelte.

Das war Märten's Herzeleid, daß ſeine liebe Frau blind zu werden in Gefahr ſtand. Die Sehkraft ihrer Augen nahm leider zuſehends ab und nach zweien Jahren blieb kaum noch ſoviel Schein, daß ſie ſpinnen konnte. Das ging aber auch, denn das Gefühl in den Fingerſpitzen that das Meiſte und den Rocken legte Suſel ihr an. Im Hauſe ging ſie übrigens bei Tag und Nacht, ohne zu ſtraucheln, umher, weil ſie jeden Raum genau kannte. Sie trug ihr großes Unglück mit wahrer Hiobsgeduld und Ergebung, und Mann und Tochter verdoppelten ſeit dieſem Unglücke ihre Liebe für die vortreffliche Frau und Mutter.

Selten kommt ein Unglück alleine, ſagt das Sprüch-

Euch um Euren mütterlichen Segen zu bitten, da wir beide einig geworden ſind, uns fürs Leben anzugehören."

„Aber Kinder!" rief Frau Roſine erſchreckt, „das wollte ja der Vater nimmer dulden; darf ich's denn da zufrieden ſein?"

Doch Martha wußte sie bald zu beruhigen mit der Versicherung, daß Franz den Wunsch des Vaters erfüllen und ein ehrsamer Schuhmacher werden wolle, und zwar hier in Langenau; daß er innerlich ganz anders geworden sei und daß nun alle Sorgen, die sie bisher mit der Mutter getragen habe, ein Ende haben würden. Denn Franz habe sichere Aussicht, von einem Freunde, den er gewonnen habe, so viel Geld zinslos vorgeschossen zu bekommen, daß das Häuschen von den hiesigen Schulden mit ihrer Zinsenlast ganz frei gemacht werden könne.

Da lebte Frau Schirmer ordentlich auf. So sollte ihr doch noch ein ruhiger, ungetrübter Lebensabend zu teil werden, und sie sollte sich nach dem freudlosen Leben der letzten Jahre im Glücke ihrer Kinder freuen dürfen! Sie breitete die Arme gegen Franz und Martha aus und zog sie beide an das Mutterherz, indem sie thränenden Auges sprach: „Gott segne euch für Zeit und Ewigkeit! Auch des Vaters Segen komme über euch!"

Und was geschah nun? Frau Rosine holte die Harfe hervor, die seit des Gatten Tode geruht hatte, und nachdem sie die Melodie angeschlagen, sangen Franz und Martha wie ehedem miteinander:

„Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren.
Kommet zu Hauf'! Psalter und Harfe, wacht auf,
Lasset den Lobgesang hören!"

Als aber Frau Rosine nach Jahr und Tag eine kleine Magda auf den Knieen schaukeln konnte, da wohnte wieder Freude und Jubel

im Schachtelhäuschen.

---

4. Altes Gold.

„Man ist nie weniger allein, denn allein,"

sagt eines unserer guten deutschen Sprichwörter. Auf den ersten Blick scheint dasselbe allerdings etwas Widersinniges zu sagen. Denn „Alleinsein" heißt doch nichts anderes,

als ohne die Gesellschaft anderer Menschen sein, habe ich aber solche in der That nicht um mich, dann scheint es doch ein Unsinn zu sein, wenn jemand von mir sagen, oder wenn ich selbst von mir behaupten wollte, ich sei doch nicht allein.

Und doch hat das Sprichwort in vollstem Maße recht, wenn man nur nicht gerade die Gesellschaft von Menschen als notwendiges Schutzmittel gegen das Alleinsein ansieht.

Denn einer ist's ja doch, der überall und zu jeder Zeit bei uns ist, der allgegenwärtige Gott. Wer in seinen stillen, einsamen Stunden an ihn gedenkt, zu ihm aufschaut, mit ihm sich betend unterhält, der wird sich dann gewiß nicht allein fühlen, sondern wird die Nähe Gottes zu spüren bekommen und mit dem Apostel bekennen dürfen: „Der Herr ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns."

Wohl ihm, wenn er dann nur die Nähe des Herrn als eine segnende und beglückende empfinden darf und nicht als eine strafende, erschreckende empfinden muß, weil sein Gewissen mit den Gedanken, die sich untereinander verklagen und entschuldigen, ihm bezeugt, daß der Herr unendlich viel bei ihm zu strafen habe.

Denn auch das Gewissen mit den Gedanken, die es aufstachelt, geht mit hinein in die Einsamkeit, und diese Gedanken bilden eine Gesellschaft, die man nicht los werden kann, so gerne man sie auch vielleicht los wäre. Ja, sie fordern jetzt, wo keine Menschen durch ihre Gespräche sie zerstreuen, so gebieterisch Gehör und klopfen so laut und kräftig an Ohr und Herz, daß unser Sprichwort in vollstem Maße als ein Wahrwort erkannt werden muß.

Solche Stunden des Alleinseins, das dennoch kein Alleinsein ist, sind etwa die stillen Nachtstunden, in denen der Schlaf nicht kommen will, oder die einsamen Stunden auf dem Krankenlager, in denen das körperliche Leiden, welches uns aufs Krankenbett gelegt hat, nicht heftig genug ist, um die Gedanken ganz an sich zu fesseln.

Welch ein köstliches Alleinsein ist's aber dann, wenn die Gedanken nun rückwärts gehen in die Vergangenheit und einem alle die zahllosen Wohlthaten und Segnungen vergegenwärtigen, die man schon aus Gottes Vaterhand empfangen hat; wenn man sich dann so recht von Herzen der segnenden Liebe Gottes erfreut und getrosten Mut für

die Zukunft schöpft aus dem Gnadenrufe, den man im Herzen vernimmt: „Fürchte dich nicht! Ich bin mit dir; weiche nicht; denn Ich bin dein Gott. Ich stärke dich, Ich helfe dir, Ich erhalte dich durch die rechte Hand Meiner Gerechtigkeit.“ Wenn dieses väterlich-freundliche „Fürchte dich nicht!“ auch die Stimme des Verklägers verstummen macht, der einem den schnöden Undank vorhalten will, mit dem man die reiche, segnende Liebe Gottes vergolten habe und dagegen den zuversichtlichen, tröstlichen Glauben im Herzen auflodern läßt als eine heilige Flamme des Herrn, der alle Furcht vor Strafe verbannt und frohlocken läßt mit dem Apostel: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn!“

Aber auch auf der andern Seite, welch ein schreckliches Alleinsein, wenn die rückwärts gehenden Gedanken an die zahllosen Sünden des Lebens erinnern, alle die Menschen, an denen man sich versündigt hat, vor die Augen des Geistes führen als eine fürchterliche Gesellschaft, der man standhalten muß und nicht entfliehen kann, und wenn dann dem geängsteten Herzen der Glaube fehlt, der getrost sprechen kann:

„Ob bei uns ist der Sünde viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;“

es fehlt auch dem trotzigen und verzagten Herzen der Mut, sich dem in die rettenden Arme zu legen, der da verheißen hat: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen,“ und der kraft seines Versöhnungsblutes mächtig ist, blutrote Sünden schneeweiß zu waschen und auch den schon halb verkohlten Brand noch aus dem Feuer des Verderbens zu reißen.

Wie sich aber auch je nach dem Herzensstande des Menschen die Stunden des Alleinseins gestalten mögen, ob zu köstlichen oder zu schrecklichen, sie sollen uns nach Gottes heiligem Willen gesegnete werden, und werden es auch sicherlich, wenn wir im ersten Falle uns desto inniger an den Herrn halten, und desto freudiger uns entschließen, ihm treu zu sein und auf seinen heiligen Wegen unsern

Wandel zu führen, wenn wir im letzten Falle aber wie der verlorene Sohn in uns ſchlagen, uns der Erkenntnis nicht verſchließen, wie arm und elend wir ſind mit unſerem ſchuldbeladenen, glaubensloſen Herzen, und dann das trotzige Herz durch die peinigende Sündenangſt überwinden laſſen, zu dem Sündentilger unſre Zuflucht zu nehmen und uns ihm in die Arme zu legen mit dem Notſchrei: „Herr, hilf mir, ich verderbe.“

Ringe nur jeder danach und bete darum, daß jedes Alleinſein auch für ihn ein köſtliches werden könne, weil er als ein Glied am Leibe des Herrn Jeſu in allen Lagen ſeines Lebens mit dem himmliſchen Haupte ſich getröſten darf: „Ich bin nicht allein, der Vater iſt bei mir!“

5. Rätſel.

Hab' ich ein „L“ zum Kopfe, ſo meidest du gern meine Stätte,
Wenn auch die Liebe es war, die mir die Hütte gebaut.
Aber wie weileſt als Chriſt du ſo gerne im Geiſt an der Stelle,
Wo ich mit „N“ an dem Kopf einſt dir den Retter erzog!

6. Ein zweites.

Ich kenne zwei Wandergesellen
Von ganz besonderer Art,
Für die ganze Zeit ihres Lebens
Fest zu einander gepaart.

Und doch sind sie äußerst verschieden;
Man kann es kaum versteh'n,
Wie sie, zwar schiedlich, doch friedlich
Stets miteinander umgeh'n.

Der eine ist lang und schmächtig,
Der andre jedoch nur klein.
Doch muß der Lange unstreitig
Der Stärk're von beiden sein.

Denn er ist dem Kleinen stets über,
Ja macht sich, ohn' daß dieser mukt,
Zum Zeitvertreib das Vergnügen,
Daß er stündlich ihn unter sich duckt.

Auch an Schnelligkeit ist er weit über
Dem kleineren Kumpan,
Und wandert, wenn dieser einmal,
Dann zwölfmal die nämliche Bahn.

's muß aber ein traurig Wandern
Für die beiden Gesellen sein;
Denn stets die nämlichen Wege
Gehn sie jahraus, jahrein,

Geh'n sie ohn' alle Ruhe
Bei Tage wie bei Nacht,
Gezwungen von dem Treiber,
Der sie zu Sklaven gemacht.

Doch wie die beiden so einig
Stets miteinander geh'n,
So bleiben sie gleichermaßen
Auch miteinander stehn.

Und wär's noch ein fröhlich Wandern
In Gottes schöner Natur!
Allein von Luft und Sonne
Für beide keine Spur!

Im tiefſten Dunkel gehen
Sie ſtille ihre Bahn,
Kein Lüftchen und kein Stäubchen
Darf ſich zu ihnen nah'n.

Kennſt du die beiden Geſellen?
Dann habe wohl auf ſie acht;
Ihr unermüdliches Wandern
Gar ernſte Gedanken macht.

Es heißt auch dich ſtill gehen
Den vorgeſchrieb'nen Weg,
Und eifrig ſorgen und ſchaffen,
Daß der rechte dir bleiben mög'!

7. Anekdote.

Bei einem Manöver paſſierte es einem jungen Lieutenant, daß er zum Präſidenten des Landgerichts ins Quartier kam, weil der Major, für den dieſes vornehme Quartier beſtimmt geweſen war, es vorzog, mit dem Herrn Lieutenant zu tauſchen, welcher bei einem lieben alten Jugendfreunde des Majors ſein Quartier erhalten hatte.

Der Präſident war ein ernſter, frommer Mann, der durch eine ſchwere Leidensſchule gegangen war und darin den Weg zu ſeinem Gotte und Heilande gefunden hatte.

Eines Abends hatte der Präſident eine kleine Geſellſchaft zu ſich gebeten, zu welcher natürlich auch der Herr Lieutenant geladen wurde. Ganz wie von ſelbſt wendete ſich das Tiſchgeſpräch auf religiöſe Fragen, und der Präſident ließ durch ſeine eifrige Beteiligung an dem Geſpräche deutlich erkennen, wie angenehm ihm dieſe Unterhaltung war.

Dem Herrn Lieutenant jedoch war es nicht recht behaglich, daß er bei dieſem Geſpräche mehr Zuhörer ſein

mußte als Mitsprecher, und er überlegte bei sich, wie er die Unterhaltung von dem ihm nicht sehr angenehmen Gebiete ablenken und dann auch seinerseits an dem Gespräche teilnehmen könne. Er entschließt sich endlich, einen Trinkspruch auf den Präsidenten auszubringen, wozu bisher noch niemand in der Gesellschaft Miene gemacht hatte, obwohl das Essen fast vorüber war. Aber der Trinkspruch durfte doch nicht auf einmal einen ganz andern, etwa scherzhaften Ton anschlagen, sondern mußte irgendwie zu dem ernsten Tischgespräche stimmen, das bisher geführt worden war, am besten wohl mit einem Bibelspruche gewürzt sein. Allein, woher den nehmen? Das Gedächtnis läßt den Herrn Lieutenant hier ganz im Stiche, alles Besinnen will nichts helfen. Endlich geht ihm ein Zucken der Freude über das Gesicht, das Rechte ist gefunden. Er steht auf, klingelt am Glase und ruft dann:

„Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'!
Es lebe der Herr Präsident!"

Ein wenig schalkhaft lächelnd steht, als das Hoch verklungen war, der Präsident auf und spricht:

„Ich danke bestens, Herr Lieutenant, für den schönen Trinkspruch. Erlauben Sie mir, denselben sogleich und zwar aus demselben Gesangbuchliede zu erwidern:

„Den Glauben mehr', stärk' den Verstand!
Es lebe der Herr Lieutenant!"

8. Eine andere.

Der Dorfschulze zu R... war ein auf sein hohes Amt sehr stolzer Herr und dünkte sich zweifellos der erste im Dorfe zu sein. Eifersüchtig im höchsten Grade war er jedoch auf den Pfarrer, einen alten, mit seiner Gemeinde völlig verwachsenen Mann, dem man von allen Seiten mit warmer, aufrichtiger Liebe anhing, weil er sich in bösen wie in guten Tagen als treuer Hirte bewährt hatte.

Eines Tages treffen beide, der Schulze wie der Pfarrer, bei einer Kindtaufsfeier zusammen. Der Schulze

war zuerſt gekommen, und man hatte ihm zu ſeiner großen Befriedigung ſogleich den Ehrenplatz eingeräumt, zumal da der alte Pfarrer ſeine Teilnahme an der Feier nicht feſt hatte zuſagen können.

Stolz ſaß der Schulte obenan, als der Pfarrer endlich doch erſchien und ſich, um keinen Aufruhr unter den Gäſten zu machen, ruhig auf dem erſten, beſten Stuhle niederließ.

„Willſt doch einmal ſehen, wem zuerſt der Kaffee eingeſchenkt wird!“ denkt der Beherrſcher des Dorfes bei ſich, und wie jubelt er im Herzen, als die Hausfrau zuerſt zu ihm kommt und ihm eingießt!

Aber wie verlängert ſich ſein Geſicht und wird blaß vor Ärger, als die Hausfrau von ihm weg zum Pfarrer geht und dem eingießt mit den leiſen, aber doch vernehmlichen Worten:

„Entſchuldigen Sie, Herr Paſtor, daß ich Ihnen nicht zuerſt eingeſchenkt habe; allein, es war noch etwas Kaffeeſatz oben an der Kanne, und den wollte ich Ihnen doch nicht in die Taſſe fließen laſſen.“

9. Muß oder Darf?

(Eine Geſchichte zu Ehren des ehrſamen Handwerkerſtandes.)

In dem Städtchen W..... wohnte ein verabſchiedeter „Kriegskommiſſär“. Ob derſelbe wirklich jemals etwas mit Krieg zu thun gehabt hatte, oder ob der ſchön klingende Titel nur ein ſolcher war, welcher dem Inhaber als Pflaſter zugeteilt wurde, als man für nötig fand, ihn wegen hervorragender amtlicher Tüchtigkeit kalt zu ſtellen, weiß ich nicht zu ſagen. Das letztere iſt aber das Wahrſcheinlichere. Denn der Herr Kriegskommiſſär hatte einem der kleinſten unter den vielen kleinen Vaterländern angehört, welche vor Zeiten die Frage berechtigt erſcheinen ließen: Wo iſt des Deutſchen Vaterland? — und wenn es dieſem Vaterländchen einmal eingefallen wäre, mit irgend einer andern gleichgeſtellten Groß-

macht einen freundnachbarlichen Krieg anzufangen, so würde man einen besonderen Kriegskommissär kaum nötig gehabt haben, um die 200 Mann auf die Beine zu bringen, die das vaterländische Heer bildeten.

Indessen konnte der Herr Kriegskommissär Lahusen in seinem Ruhestande ganz behaglich leben. Er hatte außer seinem gesetzlichen Ruhegehalte auch noch ziemlich belangreiche Zinsen zu verzehren, zu denen die zugehörigen Kapitalien, wie die böse Welt wissen wollte, nicht alle auf ganz gesetzlichem Wege zusammengekommen waren.

Er hätte sicher noch behaglicher leben können, wenn er noch seine Frau gehabt und sich nicht seine Wirtschaft hätte müssen von einer Haushälterin führen lassen. Denn diese wandelte auf denselben Wegen, auf denen ihr Herr seine Kapitalien gefunden haben sollte. Wo sie sich ein kleines Vorteilchen oder noch lieber einen tüchtigen Vorteil für die eigene Tasche verschaffen konnte, da ließ sie gewiß die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen. Vor etwaigen Entdeckungen war ihr dabei nicht bange, denn sie wußte wohl, daß sie ihrem Herrn unentbehrlich sei und daß derselbe nicht so leicht wagen würde, ihr den Laufpaß zu geben, wenn er auch einmal hinter ihre Schliche käme.

Das würde schon der liebe Alfred nicht geduldet haben, das einzige Kind des Kriegskommissärs, welches nach dem frühen Tode der Mutter ganz von der Haushälterin erzogen und in einer Weise verhätschelt worden war, die über alles Maß hinausging. Natürlich hing deshalb der Knabe, der seine Mutter kaum kennen gelernt hatte, sehr fest an der alten Lene, und hatte dieser wohl ohne Zweifel den Vorzug gegeben, wenn er zwischen ihr und dem Vater hätte wählen sollen.

Denn letzterer hatte sich um den Knaben, solange derselbe noch klein war, sehr wenig bekümmert und sich durch ihn und die Beschäftigung mit ihm in seiner wichtigsten, fast einzigen Tagesarbeit, dem Spaziergehen, nicht wollen hindern lassen. Als aber Alfred älter geworden und zu einem bildschönen Knaben herangewachsen war, da liebte es der eitle Vater, mit ihm Staat zu machen, wollte, daß Alfred ihn auf seinen Spaziergängen begleite und nahm ihn wohl auch mit in das Wirtshaus.

wort und es iſt leider nur zu wahr, hab's wenigſtens oft genug in der Welt erfahren.

Es war im Winter von 1780, als Märten einen Blutſturz bekam. Lieber Gott, er konnte ſich nicht ſchonen. Laut reden, das ſchwere Handwerk üben von Morgens früh bis Abends ſpät, das erträgt nicht jede Bruſt auf die Dauer, am wenigſten eine ſchwache, wie ſie der arme, ehrliche Märten hatte. Bis zum Frühjahre ging's noch mit ihm; aber es heißt: „Was der März nicht will, nimmt der April.“ Im April begruben ſie den guten Märten, und als das ſchöne, ſiebzehnjährige Suſelchen die arme blinde Wittib hinter dem Sarge herführte und aus den erloſchenen Augen die Thränenſtröme rannen, da weinten die Bauern mit ihr und das Mitleid zog in aller Herzen ein.

Abends verſammelte der Verſtand die Gemeinde unter der Linde.

Ihr habt alle heut' Mittag mit der armen Schulbaſe geweint, ſagte der Verſtand. Es war kein Wunder. Wer die arme, blinde Frau anſieht, muß ein Herzeleid fühlen. Für den Sommer kann ſie im Schulhaus wohnen, aber auf den Winter müſſen wir uns einen Schulmeiſter dingen, und da wird's denn mit der Wohnung ſcheu ausſehen. Ihr Männer, was meint Ihr, wenn wir's ſo machten, daß wir dem ſchönen und braven Suſelchen den Schuldienſt gäben, oder es doch ſo machten, daß, wer den Dienſt haben wollte, müßte das Mädchen heirathen. Es wär' dann verſorgt und die Schulbaſe mit.

Die Bauern pflegten ſonſt weitläufig ihre Sachen zu beſprechen, und waren ſo ein paar Krakehler da, die

Das war jedoch keineswegs nach Alfredchens Geschmack. Denn er hätte sich viel lieber mit den Nachbarsjungen auf der Straße umhergetrieben, und wenn er hungrig und durstig geworden war, durfte er gewiß sein, bei seiner Freundin Lene stets etwas Gutes zu finden, was ihm besser behagte, als der saure Wein, den er mit dem Vater im Wirtshause trinken sollte, und über den er stets arg den Mund verzog.

Der Herr Kriegskommissär hätte mit seinem Alfredchen auch gerne Staat machen mögen, als derselbe die Schule besuchen mußte. Aber damit wollte es durchaus nichts werden. Alfredchen war zwar keineswegs auf den Kopf gefallen und bezeugte das in überzeugender Weise dadurch, daß er bei allen Bubenstreichen, die ausgeheckt wurden, in der Regel der Erfinder, oder doch bei Ausführung derselben einer der Anführer war.

Aber zum Lernen fehlte ihm das nötige Sitzfleisch. Je mehr es zu den oberen Klassen hinaufging, desto weiter ging es mit Alfredchen auf den Schulbänken herunter, so daß er, wenn man unten anfing, einer der obersten Schüler war. Wurde er von einem der Lehrer wegen seiner Faulheit beim Vater angeklagt, so erklärte er rund heraus, er habe einmal keinen Spaß am Lernen. Der Herr Vater schwang sich dann aber höchstens zu der Gegenerklärung auf:

„Alfred, wenn's so fortgeht, dann mußt du Schuster werden."

Daß diese Drohung, so oft sie auch ausgesprochen wurde, auf Alfred besonderen Eindruck gemacht hätte und ihm ein Stachel zu größerem Fleiß geworden wäre, konnte man nicht behaupten. Jedenfalls war sie weniger wirksam, als ein guter, kräftig geschwungener Haselstock gewesen sein würde. Den zu gebrauchen, war aber der Herr Kriegskommissär viel zu friedlich gesinnt und auch viel zu modern, da er es, wie so viele, für menschenunwürdig hielt, ein Kind durch Schläge erziehen zu wollen. Hätte er aber dennoch den Stock gebrauchen wollen, so würde sich die Lene ohne Zweifel dazwischen geworfen haben, um ihr „Herzblättchen", ihr „Zuckerbübchen" vor dem barbarischen Vater an einen sichern Ort zu flüchten, und ihm dort statt der Schläge eine Portion Zuckerplätzchen zu verabreichen.

In derselben Schulklasse mit Alfred saß auch der Sohn

des Schuhmachermeisters Berthold, ein kräftiger, gesunder Knabe mit einem schwarzen Krauskopfe und einem Paar Augen, um die ihn ein Prinz hätte beneiden können. Wer es irgend verstand, den Empfehlungsbrief zu lesen, den Gott der Herr so manchem Menschenkinde als Reisepaß furs Leben ins Angesicht schreibt, der mußte es dem Peter Berthold auf den ersten Blick ansehen, daß drei Finger breit über der Nase alles in bester Ordnung sei. Man brauchte ihn in der Schule unter seinen Kameraden nicht weit zu suchen. Er saß in der Regel obenan, es sei denn, daß er einmal zur Strafe für einen Bubenstreich auf einen oder zwei Tage um einen oder zwei Plätze heruntergesetzt worden wäre.

Denn Peter war nichts weniger als ein Ofenhocker oder solch ein Musterknabe, der von Sittsamkeit und Ordentlichkeit trieft, sondern vielmehr ein frischer, kecker Bube, nie verlegen um einen jener Schelmenstreiche, welche beweisen, daß bei einem gesunden Knaben Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen.

In dieser Beziehung war er ein ganz ebenbürtiger Genosse von Kriegskommissärs Alfredchen, und wenn man die Kameraden gefragt hätte, wer von beiden die meisten lustigen Anschläge im Kopfe habe, würden sie kaum gewußt haben, wem sie den Vorzug geben sollten.

Allein war Peter mit Leib und Seele beim Spielen, so war er's nachher auch beim Lernen, was, wie bereits bemerkt, bei Alfred nicht der Fall war. Hatte er wegen eines herausgekommenen Schelmenstreichs ein paar Plätze herunterrücken müssen, so durfte man gewiß sein, ihn morgen oder übermorgen wieder oben zu finden. Sein Klassenlehrer pflegte wohl zu sagen, wenn er mit den Kollegen über seine Schüler sprach: „In meiner Klasse kommt zuerst der Peter Berthold, und dann lange nichts mehr und erst weit hintendrein der zweite." Er verglich ihn auch wohl scherzweise mit einem Korkpfropfen, der, wenn man ihn auch unters Wasser drücke, doch immer wieder obenauf käme.

Vater Berthold war in eben dem Maße, wie sein Peter beim Spielen und Lernen mit Leib und Seele war, auch seinerseits bei seinem Handwerke. Er pflegte wohl zu sagen, er würde, wenn er noch einmal auf die Welt käme und sich einen Beruf wählen dürfte, wieder nichts anderes

als Schuster werden. Er wußte aber auch, daß es einem Schuster nicht weniger als jedem anderen später sehr zu statten käme, wenn er in seiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt habe, und freute sich deshalb im stillen über den Fleiß und die guten Fortschritte seines Peter.

Wenn er denselben abends noch um zehn Uhr über seinen Büchern fand, so drohte er zwar manchmal:

„Ich werde noch den ganzen Bücherkram in den Ofen werfen! Marsch, ins Bett!“

Aber wenn Peter ein neues Buch nötig hatte und darüber nur ein Wörtchen hatte fallen lassen, so brummte er wohl zuerst über das Heidengeld, welches man jetzt für Schulbücher ausgeben müsse, marschierte aber bald darauf selbst in den Buchladen und kaufte das betreffende Buch, indem er würdevoll hinzufügte: „Für meinen Sohn Peter!“

So kam für Alfred und Peter das Ende des letzten Schuljahrs und mit ihm die öffentliche Prüfung.

Man hält heutzutage im allgemeinen nur sehr wenig von diesen öffentlichen Prüfungen, und sie sind, wo sie überhaupt noch abgehalten werden, nicht mehr entfernt das, was sie vor Zeiten allgemein waren.

Da kamen auf eine feierliche Einladung des Lehrers im Wochenblatte die Behörden und Honoratioren des Städtchens und nahmen in dem bekränzten Schulsale auf den für sie gestellten Stühlen Platz. Für die Eltern der Schüler, soviele ihrer kommen konnten und wollten, standen Bänke da. Alles war in festlicher Kleidung, und war der Herr Schulinspektor gekommen, dann ging es mit dem Prüfen los, daß es nur so rauchte. Fragen und Antworten drängten sich so, daß zuweilen die Antwort schon fiel, ehe die Frage noch recht gethan war; Rechenaufgaben mit drei- und vierstelligen Zahlen wurden im Kopfe gelöst, daß es eine Freude war, zu sehen, wie wenig die Schüler für dieselben ihre Denk- und Zählkraft anzustrengen nötig hatten, und doch im Augenblicke die richtige Lösung fanden.

Gegen das Ende der Prüfung, welches daraus zu erschließen war, daß der Herr Schulinspektor anfing, ein wenig zu gähnen oder mit dem Herrn Bürgermeister eine leise Unterhaltung anzuknüpfen, gingen die Blicke der Schüler, welche in der Nähe der Fenster saßen, auffallend

oft durch dieselben hinaus auf die Straße, ob nicht der Bäcker komme mit den Bretzeln, welche am Schlusse der Prüfung an die Schüler ausgeteilt wurden, und zwar mit solcher Weitherzigkeit, daß gar keine Rücksicht darauf genommen wurde, ob einer etwas gewußt hatte oder nicht.

War die Prüfung diejenige, welche das Schuljahr abschloß, und in welcher der älteste Jahrgang der Schüler entlassen wurde, so gab es, wenn der Schulinspektor, um militärisch zu reden, „das Ganze geblasen", das heißt, die Prüfung geschlossen hatte, wohl noch eine feierliche Abschiedsscene.

Der älteste Knabe, oder, wenn der nicht die nötige Kurasche hatte und ihm die nötige Redefertigkeit fehlte, das älteste Mädchen, hielt im Namen aller abgehenden Mitschüler eine wohleinstudierte Dankrede an den Lehrer. (Das fast regelmäßige Steckenbleiben wurde mit in den Kauf genommen als Folge der Rührung, welche den Redner oder die Rednerin überwältigte.)

Wenn sich nun auch der Lehrer pflichtschuldigst der Rührung über die Dankbarkeit der scheidenden Schüler überließ und Zähren anfing zu vergießen, die verzweifelte Ähnlichkeit haben mochten mit Thränen der Freude darüber, daß er nun diesen und jenen Schlingel los wurde, der ihn all die Jahre weidlich geärgert hatte, dann löste sich schließlich alles in allgemeines Weinen auf, wobei aber die Augen mehr oder weniger begehrlich nach den Körben mit den Bretzeln gerichtet waren.

Kurz, solch eine Schulprüfung alten Schlages war ein wirkliches Schulfest, und man kann kaum anders, als es bedauern, daß unsre nüchterne Zeit für solch ein Fest keinen Sinn mehr zu haben scheint.

Hatte der Lehrer seine Schuldigkeit gethan, so konnte man ihm ja an diesem seinem Ehrentage die Freude lassen, den wohlgezäumten Paradeschimmel ein wenig vorzureiten. Den Kenner täuschte er ja damit doch nicht und hatte das wohl auch nicht einmal im Sinn, da er wohl wußte, daß die Prüfung keine Revision sei.

Den Eltern, welche das ganze Jahr hindurch ihre liebe Not mit den Kindern gehabt hatten, sie zum Lernen anzuhalten, mußte es eine Freude sein, sich sagen zu dürfen,

daß auch sie zu dem glänzenden Ergebnis der Prüfung etwas beigetragen hätten, und sie mußten zugleich auch einen Stachel mit nach Hause nehmen, der sie trieb, auch über die jüngeren Kinder und ihr Lernen sorgfältig zu wachen und sie zum Fleiße anzuspornen.

Ob es bei der Prüfung, in welcher unsre beiden jungen Freunde, Alfred Lahusen und Peter Berthold, beweisen sollten, was sie in all den langen Jahren gelernt oder auch nicht gelernt hatten, gerade ebenso zuging, wie es vorhin zu schildern versucht wurde, das wissen wir nicht. Nur soviel können und wollen wir verraten, daß des Kriegskommissärs Alfred sich durch nichts bemerklich machte, als durch sein feines Aussehen in der dunkelblauen Sammetjacke, über welche ein großer, blütenweißer Hemdkragen weit übergeschlagen war, und durch sein fein frisiertes, von Pomade glänzendes Haar.

„Ein feines Bürschchen, der Alfred!" meinte die Frau des Bürgermeisters zu ihrer Nachbarin. „Aber viel gelernt zu haben scheint er nicht; sonst säße er nicht so weit unten. Auch habe ich bis jetzt noch nicht gehört, daß er eine Antwort gegeben hat."

„Ist denn das ein Wunder?" fragte die Nachbarin. „Wie kann der Bube etwas lernen, wenn ihn der Vater überall mit sich schleppt auf seine Spaziergänge und sogar in das Wirtshaus, und wenn sich dann Alfred nachher umhertreibt mit Kameraden, die ebenso ungern lernen wie er selbst, während fleißige Kinder an ihren Aufgaben sitzen?"

„Es wäre doch jammerschade, wenn aus dem prächtigen Buben nicht etwas Rechtes würde," sagte die Bürgermeistersfrau dagegen, „seine Mutter war eine adelige Dame, eine wirklich feine und hochgebildete Frau, von welcher er doch wohl als Erbteil noch etwas mehr mitbekommen haben wird, als die feine äußere Gestalt. Man sollte denken, das edle Blut, welches in seinen Adern fließt, könne sich auf die Dauer nicht bei ihm verleugnen."

„Wer weiß!" meinte die Nachbarin achselzuckend. „Jetzt augenblicklich steht er jedenfalls weit zurück hinter seinem Spielkameraden, dem Peter Berthold. Geben Sie nur einmal auf den recht acht . ."

Bei dem lohnte sich's aber auch wirklich, acht zu geben.

Denn er löſte nicht bloß die ſchwierigen Aufgaben, welche der Lehrer gab, mit Leichtigkeit und überraſchender Schnelligkeit, ſondern auch diejenigen, welche der Schulinſpektor aufgab, nachdem er auf Peter aufmerkſam geworden und zu ihm hingetreten war.

Auch in allen andern Fächern, worin geprüft wurde, war Peter ſtets bei der Hand und verriet in allen ſeinen Antworten ein ſo ſcharfes, ſelbſtändiges Denken, daß man ihm mit Freude zuhörte. Dazu waren die Schreib- und Zeichenhefte auf dem Nebentiſche, welche ſeinen Namen trugen, unſtreitig die ſauberſten und ſchönſten unter allen.

„Wem gehört der prächtige Junge?“ fragte der Schulinſpektor den Bürgermeiſter, als er wieder ſeinen Platz neben demſelben eingenommen hatte.

„Dem Schuhmachermeiſter Berthold,“ lautete die Antwort.

„Und was ſoll aus ihm werden?“

„Nun, ich weiß nichts anderes, als daß er ein Schuſter werden ſoll, wie ſein Vater, und daß er bisher ſchon in den Ferien beim Schuſtern geholfen hat.“

„Ein Schuſter?“ fragte ſtaunend und gedehnt der Schulinſpektor. „Ein ſo begabter Knabe ſoll Schuſter werden? Wahrſcheinlich ein Opfer des Eigenſinns oder plumper Handwerksbeſchränktheit des Vaters?“

„Letzteres doch wohl nicht,“ entgegnete der Bürgermeiſter; „denn Meiſter Berthold iſt nichts weniger als beſchränkt, wie ich wohl weiß, da er im Stadtrate ſitzt. Aber er iſt ein Handwerker, wie wir leider nicht mehr viele haben, einer, der auf ſein Handwerk ſtolz iſt, und ich glaube, daß er ſeinem Knaben dieſen Stolz auch ſchon eingepflanzt hat. Halten Sie den Peter doch einmal zurück, wenn die andern Kinder fortgegangen ſind, und fragen Sie ihn ſelbſt, was er werden will!“

Das that denn auch der Schulinſpektor und fragte Peter, nachdem er ihn wegen ſeiner guten Antworten belobt hatte:

„Und du willſt wirklich ein Schuſter werden?“

„Ja freilich,“ antwortete Peter friſch und fröhlich, und ſah den Frager ordentlich verwundert an, „mein Vater iſt ja auch einer.“

Die Entschiedenheit, mit welcher Peter diese Antwort gab, ließ den Schulinspektor abstehen von einem Versuche, den Knaben zu überreden, daß er doch sich zu einem anderen Berufe entschließen solle. Er mochte wohl denken: „Nun, wenn der auch nichts weiter wird als ein Schuster, so wird er jedenfalls ein tüchtiger Schuster, und solche hat die Welt auch nötig."

Die Frau Bürgermeister aber, die sehr viel auf edles Blut hielt, weil, wie sie bei jeder günstigen Gelegenheit zu bemerken nicht verfehlte, ihre Urgroßmutter auch von Adel, eine van Erden, gewesen war, rümpfte die Nase, als sie Peters Antwort hörte, und raunte ihrer Nachbarin zu:

„Das gemeine, bürgerliche Blut und Wesen verleugnet sich doch auch bei der glänzendsten Begabung nicht!"

Meister Berthold hatte zu seinem Bedauern diesmal der Prüfung nicht beiwohnen können, die er sonst selten versäumte. Aber er hörte sogleich von einem Bekannten, wie sich Peter ausgezeichnet habe, so daß der Schulinspektor auf ihn aufmerksam geworden sei und ihn gefragt habe, was er werden wolle.

„Nun, und was hat er geantwortet?" fragte schmunzelnd der Meister.

„Er wolle Schuster werden, wie auch sein Vater einer sei."

„Nun," sagte Meister Berthold gerührt und wischte sich, wie es schien, ein Stäubchen fort, welches ihm ins Auge gefahren war, „das soll er mit Gottes Hilfe auch werden und, will's Gott, ein besserer wie sein Vater."

Am Nachmittage des Prüfungstages aber packte Meister Berthold seine ganze Familie auf und führte sie in ein benachbartes Dorf, wo ein Vetter von ihm eine Wirtschaft hatte. Da ließ er denn den Vetter auftischen, was seine Wirtschaft vermochte, um, wie er sagte, den Eintritt seines Peter in die Schusterlaufbahn zu feiern, und wer ihn genauer beobachtete, mußte wahrnehmen, welche Vaterfreude sich in seinen Augen spiegelte, wenn er Peter mit seinen Geschwistern und den Kindern des Vetters sich umhertummeln sah.

Am andern Tage aber saß Peter neben dem Vater auf dem Dreibein und ließ sich in die tieferen Geheimnisse

des ehrsamen Schusterhandwerks einweihen, über dessen erste Anfangsgründe er bereits hinausgekommen war.

* * *

Wir machen jetzt über zwanzig Jahre hinweg einen Sprung und kehren nach diesem langen Zwischenraume wieder in dem Städtchen W..... ein.

Da hat sich freilich vieles verändert. Es ist ein ganz neuer Stadtteil entstanden, da ein gewaltiger Brand ein ganzes Viertel des Städtchens in Asche gelegt hatte.

Auch in den unversehrt gebliebenen Gassen ist's ganz anders geworden, als es ehedem war. Die altmodischen, mit den Giebeln an die Straße stoßenden, vielfach mit vorspringenden Erkern geziert gewesenen Häuser haben sich zum allergrößten Teile in ein neues Gewand gekleidet, wenigstens nach der Straße hin; denn hinter der Straßenfront steht oft genug noch ganz unverändert das alte Gebäude. Aus den kleinen Lädchen, die hinter einem gewöhnlichen Fenster die Schätze, welche in ihnen zu kaufen waren, den Blicken der Vorübergehenden mehr mahnend als lockend dargeboten hatten, waren stattliche Läden geworden mit Fenstern, so hoch wie das Stockwerk, und hinter den Spiegelscheiben dieser Fenster prangten in sorgfältiger Zusammenstellung die Schätze, die man jetzt hier kaufen konnte. Daß man, wenn man in solch einen Laden trat, die Regale an den Wänden verhältnismäßig leer fand, durfte einen nicht wundern, wenn man die Warenfülle im Schaufenster betrachtet hatte.

Wir bleiben vor solch einem Schaufenster stehen, hinter welchem das verschiedenartigste Schuhwerk zur Ansicht ausgestellt war.

Da stand neben den feinsten Atlasschuhen, die eine Prinzessin hätte tragen können, ein Paar feste, derbe Schuhe, wie sie der Jäger trägt, mit dicken Sohlen und um diese umgeschlagenen Nägeln; neben den Wasserstiefeln für die Schiffer und Fischer ein Paar feine, glanzlederne Stiefeletten, in denen man sich besehen konnte; neben Pantöffelchen von weichem Saffian ein Paar plumpe, rindslederne Bauernschuhe.

Und das alles war so gefällig geordnet um einige schöne Blattpflanzen, welche in der Mitte standen, daß man seine helle Freude daran haben konnte.

Was aber stand auf dem Schilde über der Hausthüre? Nicht etwa „Fußbekleidungsmagazin" oder gar

„Ledernes Fortschrittsatelier", sondern kurz und einfach: „Peter Berthold, Schuhmacher".

Das ist ein Name, der bekannt in unsre Ohren klingt, und so treten wir unter dem anspruchslosen Schilde in den Laden ein, um zu hören, ob der Inhaber desselben in der That derjenige ist, den sein Name uns vermuten läßt.

Wir merken aber sofort beim Eintritte, daß es hier nicht so ist, wie hinter so manchem anderen schön aufgeputzten Schaufenster, welches so ziemlich den ganzen Reichtum der vorhandenen Waren in sich birgt, sondern daß hinter den großen Spiegelscheiben in der That nur Proben stehen von dem, was die mit Glasfenstern versehenen Schränke aus Eichenholz in Menge enthalten, welche an den Wänden des Ladens umherstehen.

Sehen wir uns den Inhalt dieser Schränke näher an, so nehmen wir wahr, wie in denselben keineswegs alle Schuhsorten kunterbunt durcheinander stehen, sondern wie in ihnen die verschiedenen Arten von Fußbekleidung sinnig geordnet sind.

Hier ist ein Schrank, der lauter Kinderschuhe enthält, von den winzigen Erstlingsschuhen bis hinauf zum derben Knabenstiefel. Dort ist in einem anderen Schranke das Schuhwerk für das Mannesalter zusammengestellt vom feinen Lackstiefel bis zum dicksohligen, schwer benagelten Arbeitsschuh in allen möglichen Größen. Wieder ein anderer Schrank enthält nur Frauenschuhe in allen erdenkbaren Formen und Ausstattungen, ein anderer nur Schuhwerk für den Winter, alles pelzgefüttert oder doch pelzverbrämt. Ein anderer gar läßt Schuhe von den absonderlichsten Formen sehen, Bekleidungen für den verbildeten oder kranken Fuß, durch welche in der sinnreichsten Weise den Mängeln der Gehwerkzeuge Nachhilfe geleistet, den Schwächen derselben Bequemlichkeiten geboten wurden.

Über diesem letzten Schranke, der etwas niedriger war wie die andern, hängt ein Bild des menschlichen Fußes, aus welchem die ganze Bildung desselben mit sämtlichen Knochen und Muskeln ersehen werden konnte.

Es ist ein eigener Geist, der durch den scharfen Ledergeruch dieses Ladens hindurchweht. Und wer die beiden Bilder ansieht, welche sowohl über der Ladenthüre, wie

in alles ihr Mäulchen hingen und es beſſer wußten; aber heute redete Keiner drein. Es war allen aus dem Herzen geredet, was der Verſtand geſagt, und ſo bekam er denn Vollmacht, mit dem Herrn Inſpector zu reden. Er ging nun andern Tags in die Stadt, und da der Herr Inſpector damit einſtimmte, es in Kurpfalz auch ſo ein Herkommen in ähnlichen Fällen war, ſo ſtand nichts im Wege, und es war ſo gut wie abgemacht, da der Herr Inſpector es bei dem Kirchenrath in Heidelberg rund zu machen, feſt zugeſagt hatte und das Rundmachen verſtanden die Kurpfälzer Beamten. —

Im ganzen Dorfe freute man ſich, nur im Schulhauſe war Jemand, der heiße Thränen darüber vergoß, und das war Niemand anders, als die Suſel, Märten's nachgelaſſene Tochter; denn dem Mädchen ging's doch gegen das Herz, ſich ſo mit der Schule zu verſchachern. Hochmuth war's nicht, denn der hatte in der Seele des Mädchens nicht Raum; aber es ging gegen ihr Gefühl und, meiner Treu! ſie hatte Recht! daß es die Bauern gar ehrlich und treu meinten, erkannte ſie dankbar an, aber aufs Beſtimmteſte erklärte ſie, daß ſie um dieſen Preis keine Wohnung haben und lieber Tag und Nacht arbeiten wolle.

Das that ſie auch. Ihrem Verſtande leuchtete es aber ein, daß ſie noch ein Geſchäftchen mit verſehen könne, und ſie fiel auf das Tuchbleichen. Ihre Mutter hatte das früher, ſo lange ſie noch gut ſehen konnte, mit Erfolg betrieben. Sie konnte es ja auch, und das Kappenmachen und Waſchen dabei. Sie miethete ſich unter der Hand bei einer armen braven Wittwe für acht Gulden jährlich ein unter der Bedingung, daß ſie erſt im Herbſt einzöge. Nun ging ſie in die Stadt um nach Tuch zu fragen, und das liebliche, nette Mädchen bekam eine Menge Tuch weiß zu machen, und es war ihr von da an gar nicht mehr bange, daß ſie ſich und die Mutter ritterlich durchbrächte.

Die Bauern judizirten viel über Suſel's Widerwillen gegen die beabſichtigte Verſorgung, aber die Weiber und Mädchen gaben ihr durch die Bank Recht.

über der derselben gegenüberliegenden Thüre zum Wohnzimmer hängen, der muß erst recht den eigenartigen Geist herausfinden, welcher sich hier geltend macht. Die beiden Bilder stellen nämlich zwei berühmt gewordene Schuster dar, die dem ehrsamen Handwerke zu unvergänglicher Ehre und Zierde gereichen, nämlich den dichtenden Schuster von Nürnberg, Hans Sachs, und den schusternden Weltweisen aus Schlesien, Jakob Böhme.

Kurz, wohin man blickt, erstaunt man und bekommt Respekt vor dem ehrsamen Handwerk, das sich zu solcher Höhe aufschwingen konnte. Daß aber der Schuster hier, trotzdem daß er sich zu solcher Höhe emporgearbeitet hatte, dennoch bei seinem Leisten geblieben ist, das zeigt ein Blick durch das große halbrunde Fenster, welches die dem Schaufenster gegenüberliegende Wand fast ihrer ganzen Breite nach einnimmt.

Denn dort sieht man gegen ein Dutzend Gesellen und Lehrjungen, die emsig an der Arbeit sind, unter ihnen den Meister selbst, der wie alle die Arbeitsschürze trägt und nur von Zeit zu Zeit von seinem Dreibeine aufsteht, um die Arbeiten, besonders der jüngeren Gesellen und Lehrjungen, zu beaufsichtigen. Man kann also überzeugt sein, daß die Waren im Laden nicht Kaufwaren sind, von denen es heißt:

„Die Schuhe da sind zum Verkaufen,
Doch nicht, um drin umherzulaufen,"

sondern selbstgefertigte, von deren Güte und Haltbarkeit man sich bestens versichert halten darf.

Wie wir in den Laden treten, schallt aus der großen, geräumigen Arbeitsstube durch das Rundfenster ein frischer, fröhlicher Gesang hervor, und wären wir ein bißchen eher gekommen, so hätten wir gehört, wie es der Meister selbst war, der den Gesang anstimmte. Mit einiger Aufmerksamkeit verstehen wir auch die Worte des Liedes. Sie lauten:

Zieht die Drähte tüchtig an!
Feste Stiefel braucht der Mann,
Soll er schreiten ohne Wanken
Und im Sturme niemals schwanken,
Sicher seine Wege geh'n,
Fest auf eig'nen Füßen steh'n.

Für die Frauen nett und fein
Macht die Stiche voll und rein!
Treppen auf und ab zu laufen,
Die Minuten auszukaufen,
Wie's die rechte Hausfrau thut,
Muß der Schuh sein fest und gut.

Drückt dich irgendwo der Schuh,
Ei, so sieh genau doch zu,
Ob's der Schuster hat versehen,
Ob's nur liegt am eignen Gehen.
Unrecht ist es, schüttest du,
Was der Fuß fehlt, in die Schuh!

Kaum haben wir uns ein wenig umgesehen, so kommt, von der Schelle der Ladenthüre gerufen, eine junge Frau aus dem Wohnzimmer in den Laden und will nach unsern Wünschen fragen. Sie ist nett und sauber gekleidet, aber durchaus einfach und bürgerlich, ohne den geringsten Schmuck. Die große Latzschürze, welche sie vorgebunden hat, die etwas zurückgestreiften Ärmel des Kleides, die Röte der offenbar eben erst gewaschenen Hände: das alles läßt erkennen, daß sie aus der Küche von der Arbeit gekommen ist.

Und da mag's wohl für die Hausfrau Arbeit genug geben, wenn die ganze Schar der Arbeiter da drüben einen wohlbestellten Mittagstisch und für ihren durch fleißige Arbeit geschärften Hunger volle Befriedigung finden soll.

Aber obwohl von der Arbeit weggerufen, läßt die junge Frau nicht die Spur von Verdruß und Unfreundlichkeit in ihren Mienen gewahren, sondern fragt uns freundlich nach unsern Wünschen. Als wir ihr sagen, daß wir ihren Mann, Herrn Peter Berthold, zu sprechen wünschten, zieht sie dreimal an einer in die Werkstätte gehenden Klingel und entfernt sich dann wieder mit freundlichem Gruße, als der Herbeigerufene in den Laden getreten ist.

Da steht er denn vor uns, der leibhaftige Peter Berthold, den wir bei der Schulprüfung als vierzehnjährigen Jungen kennen gelernt haben. Der schwarze Krauskopf ist noch derselbe, auch die dunklen Augen leuchten noch im alten Glanze; aber im übrigen ist freilich aus dem frischen Buben ein blühender, kräftiger Mann geworden. Daß er in der Arbeitsschürze und mit den aufgekrempelten Hemdsärmeln in den Laden kommt, um den eingetretenen Kunden

zu Wunsch zu sein, die ihn selber sprechen wollen, ist der beste Beweis, daß er sich trotz des glänzenden Schuhladens seines Handwerks nicht schämt, sondern noch immer stolz darauf ist, wie er es vom Vater gelernt hat. Um etwaigem Naserümpfen vornehmer oder doch vornehm sein wollender Besucher vorzubeugen, die mit ihren zartbesaiteten Seelen und an feine Wohlgerüche gewöhnten Nasen an dem Pech- und Ledergeruche Anstoß nehmen könnten, läßt er gewöhnlich seine Frau den Laden besorgen und kommt selbst nur auf besonderen Wunsch, wo ihn dann jeder so nehmen muß, wie er gerade von der Arbeit herkommt.

Was uns der ehrsame Schustermeister auf unser Befragen von seinem Lebensgange freundlich berichtet, teilen wir dem geneigten Leser hier kurz mit.

Nachdem Peter bei seinem Vater gründlich das Handwerk gelernt hatte, war er auf ausdrückliches väterliches Verlangen drei Jahre gewandert. Denn Meister Berthold huldigte noch dem alten guten Grundsatze, daß ein junger Mann die Welt sehen und lernen müsse, sich in fremde Leute zu schicken und zu fügen, ehe er selbständig werde und sein eigenes Geschäft beginne. „Wer nicht hinauskommt, der kommt auch nicht heim," „Wer nicht gehorchen gelernt hat, der kann nachher nicht befehlen," „Wer nicht andrer Leute Brot gegessen hat, der weiß nicht zu schätzen, wie gut das eigene schmeckt" — das waren ein paar von den Kernsprüchen, die für Meister Berthold unabänderlich feststanden und von denen er nicht abging, so schwer es ihm auch im Grunde wurde, drei Jahre lang seinen Peter entbehren zu sollen, außer welchem er nur noch zwei ältere Töchter hatte.

Peters Wanderschaft ging aber nicht, wie bei dem bekannten „Peter in der Fremde" nur bis zum nächsten Kreuzwege, sondern so ziemlich durch ganz Deutschland, und überall, wo er einen tüchtigen Meister fand, bei welchem er hoffen konnte, noch etwas für sein Handwerk zu profitieren, nahm er für längere oder kürzere Zeit Arbeit.

Als er nach drei Jahren kerngesund an Leib und Seele nach W..... zurückkam, fand er seine gute Mutter zwar im Grabe, den Vater aber noch gesund und rüstig unter der treuen Pflege der beiden Schwestern. Welch eine

Luſt war es da für den alten Mann, zu ſehen, wie flink dem Sohne die Arbeit von der Hand ging, und wie fein und ſauber doch alles, was er aus der Hand legte, gearbeitet war! Er mußte geſtehen, daß zur Wahrheit geworden ſei, was er einſt geſagt hatte, nämlich, daß der Peter mit Gottes Hilfe ein beſſerer Schuſter werden ſolle, als er ſelber.

Peter büßte auch von der Geſchicklichkeit in ſeinem Handwerke nichts ein, als er ſeiner Militärpflicht genügen mußte. Denn ſobald er ausexerziert war und man die Erfahrung gemacht hatte, was für ein tüchtiger Arbeiter in ihm ſteckte, wurde er auf die Kammer befohlen, um dort auf ſeinem Handwerke ſtändig zu arbeiten, während er bisher nur gelegentlich zu ſolcher Arbeit herangezogen worden war. Wegen beſonders guter Führung wurde er vor Ablauf von drei Jahren nach Hauſe entlaſſen.

Nun konnte er ungehindert dem alten Vater unter die Arme greifen, und die ſchöne, gute Arbeit, welche er lieferte, brachte bald eine Kundſchaft, welche Vater und Sohn nicht mehr allein befriedigen konnten. Es mußten Geſellen angenommen werden. Aber Meiſter Berthold nahm deren nicht mehr als zwei, da er nach guter alter Sitte den Geſellen Koſt und Logis im eigenen Hauſe gab, ſolange aber die beiden Töchter noch im Vaterhauſe waren, für eine größere Zahl von Geſellen keinen Raum hatte, wenn er auch Arbeit genug für ſie gehabt hätte. So mußte er manchen Kunden abweiſen, da er von jeher den Grundſatz gehabt und befolgt hatte, keine Arbeit anzunehmen, welche er nicht gewiß war, zur feſtgeſetzten Zeit auch wirklich liefern zu können, und da es erſt recht feſtſtehendes Geſetz bei ihm war, daß am Sonntage nicht gearbeitet wurde, mochte die Arbeit drängen wie ſie wollte.

Vier Jahre lang konnte ſich der alte Meiſter Berthold noch des Aufblühens ſeines Geſchäftes erfreuen, wenn er auch zuletzt nicht mehr ſelbſt in demſelben mit arbeiten konnte. Auch erlebte er noch die Freude, ſeine beiden Töchter an brave Handwerker verheiraten zu können, ehe er ſich von ſeinem Peter mußte die Augen zudrücken laſſen.

Nun galt es für dieſen, der das väterliche Haus übernommen hatte, eine Frau zu ſuchen, welche für ihn paßte.

Er konnte sich erlauben, sich mit Sorgfalt eine solche auszuwählen, da sein Ruf ein so guter und sein Geschäft ein so blühendes und einträgliches war, daß er getrost überall, auch in den besseren Bürgershäusern anklopfen durfte. Er fand die Gesuchte in der Tochter eines Kaufmanns, die noch mit ihm in die Schule gegangen war, und mit welcher er schon damals besonders gerne gespielt hatte, da ihr elterliches Haus nicht weit von seinem Vaterhause entfernt war.

Sie konnte zwar weder französisch noch englisch plappern; auch hatte sie nicht gelernt, auf dem Klaviere umherzutappen, so daß die rechte Hand nicht wußte, was die linke that und umgekehrt; aber die Führung eines Hauswesens verstand sie aus dem Fundament, und hatte sich auch im väterlichen Laden eine große Geschäftsgewandtheit angeeignet, da sie als die älteste Tochter wacker hatte mithelfen müssen. Daß sie von ihrem Vater einiges Vermögen mitbekam, war für Peter nicht zu verachten. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, seinen Schwestern ihren Anteil an dem väterlichen Hause herauszuzahlen und sich also schuldenfrei zu machen. Aber mehr als ihr Vermögen zog Peter doch ihr frommer, fröhlicher Sinn an und ihr sittsames, häusliches Wesen.

Dadurch wurde die junge Frau eine Meisterin, wie jede sein sollte. Die Lehrjungen, die Peter Berthold nun annahm, wären für die Meisterin durchs Feuer gegangen; denn sie sorgte wie eine Mutter für sie. Die Gesellen aber hatten den tiefsten Respekt vor ihr, da sie ihnen gelegentlich mit der freundlichsten Miene von der Welt, aber in wohlverständlichem Deutsch die Leviten las, wenn sie etwas von ihnen erfuhr, was nicht taugte, und was sie, um ihrem Manne den Ärger zu ersparen, selbst ins reine zu bringen suchte. Selbst alte, weitgereiste Burschen rühmten, daß ihnen eine solche Meisterin noch nicht vorgekommen sei, und blieben, so lange sie bleiben konnten, fügten sich auch, um bleiben zu können, in die streng geregelte Hausordnung, die Meister Berthold für Werktag wie für Sonntag aufrecht erhielt.

Daß unter solchen Umständen der Wohlstand des Meisters rasch wuchs, daß sich der Kreis seiner Kunden fortwährend vermehrte, daß er, um die Arbeit bewältigen

zu können, einen Gesellen nach dem andern einstellen mußte, war nicht zu verwundern. Kamen aber einmal Zeiten, in welchen für die Kunden nicht genug zu thun war, um alle die angenommenen Gesellen genügend zu beschäftigen, so schickte Meister Berthold die überflüssigen Gesellen, wenn sie tüchtig und ordentlich waren, nicht einfach fort, sondern ließ Schuhwerk für den Verkauf arbeiten und füllte damit allmählich das kleine Zimmer nach der Straße, welches früher Wohnzimmer gewesen war.

Als sich aber das Geschäft immer mehr ausdehnte und beim Tode seines Schwiegervaters noch ein nicht unbeträchtliches Erbteil für seine Frau herauskam, da wurde das alte Haus, welches ohnehin sehr baufällig geworden war, niedergelegt und das neue erbaut, wie es sich jetzt mit seinem großen Schaufenster so stattlich den Blicken darstellte.

Peter war nicht gerne an diesen Neubau gegangen, da ihm die alten Räume, in denen er seine schöne Jugendzeit und nun die Zeit seines ersten Eheglücks verlebt hatte, sehr ans Herz gewachsen waren. Allein die Verhältnisse drängten mit allzugroßer Macht zur Vergrößerung der Räume, und Peter wußte nichts von dem Aberglauben, der da wähnt, wenn das Haus, in welchem sich dem Bewohner das Glück zugewandt habe, abgerissen würde, so wende auch das Glück den Rücken und zöge in das neue Haus nicht mit ein. Peter brauchte auch in der Folge diese Erfahrung nicht zu machen; das Glück begleitete ihn, und wenn an demselben etwas mangelte, so war es das, daß Peters Ehe kinderlos blieb. Wollte er deshalb einmal traurig werden, so zeigte seine Frau hinüber in die Arbeitsstube und fragte unter Thränen lächelnd: „Habe ich denn dort nicht Kinder genug?“

* * *

Meister Berthold war soeben von einem kleinen Mittagsschläfchen aufgestanden, welches er sich ausnahmsweise zu gute gethan hatte, weil er am vorigen Abende erst sehr spät von einer Geschäftsreise nach Hause gekommen war und doch am frühen Morgen schon wieder in der Werkstätte hatte anwesend sein müssen.

Da ging draußen die Ladenthüre, und da ſeine Frau nach dem Eſſen in Geſchäften ausgegangen war, ſo trat der Meiſter ſelbſt in den Laden, um nach dem Eingetretenen zu ſehen.

Da ſtand ein langer, magerer Menſch vor ihm, deſſen blaſſes Geſicht von einem dunkeln, ſtruppigen Barte umrahmt war und dadurch noch blaſſer erſchien, als es in Wirklichkeit war. Seine Kleidung war zwar von gutem Schnitte, aber ſehr abgetragen und fadenſcheinig, hing auch jetzt ziemlich loſe um die magere Geſtalt.

Meiſter Berthold ſah ſogleich, daß er hier keinen Kunden vor ſich habe, der ihm wolle Geld zu löſen geben, ſondern vielmehr einen, der Geld von ihm haben wolle. Er richtete aber gewohnheitsmäßig die Frage an ihn, ob er etwa ein Schuhmacher ſei und Arbeit ſuche.

„Wollte Gott, ich wäre einer!“ ſeufzte der Gefragte mit hohler Stimme; „ich bin aber gegenwärtig nichts anderes als ein armer Teufel.“

„Das iſt freilich verzweifelt wenig,“ meinte der Meiſter und griff ſchon in die Taſche nach einem Almoſen, um den Armen nicht lange warten zu laſſen.

Wie er ihm aber das Geld hinreichte und ihm dabei schärfer in die Augen sah, die ihn mit einem eigentümlichen Ausdrucke anblickten, da wollte es ihn bedünken, als seien ihm die Blicke dieser Augen nicht ganz fremd.

„Wie ist mir denn, guter Freund," fragte er, „haben wir uns im Leben nicht schon einmal gesehen?"

„Allerdings," antwortete der Blasse, „und zwar nicht bloß einmal, sondern schon sehr oft, wenn auch vor langer, langer Zeit."

„Ich weiß aber nicht, wohin ich Euch thun soll," antwortete Meister Berthold, indem er den Fremden nachdenklich ansah.

„Setzen Sie mich auf eine der untersten Bänke in der Klasse des alten Lehrers Bornemann; vielleicht entsinnen Sie sich dann eines gewissen Alfred Lahusen, dessen Vater als Kriegskommissär a. D. hier lebte."

„Lahusen! Lahusen!" wiederholte Peter, „ja, des Namens erinnere ich mich ganz gut, und auch auf das feine Alfredchen kann ich mich jetzt ganz genau besinnen, wie es im blauen Sammetjäckchen und dem großen, weißen Halskragen unter uns saß" — —

„Und nichts wußte," ergänzte Alfred.

„Nun ja," lächelte Peter, „auch dessen entsinne ich mich jetzt wieder ganz gut von der letzten Prüfung her. Na, wenn du der Alfred Lahusen bist, dann bist du ja mein alter Schul- und Spielkamerad, den ich nicht mit einem Almosen abfertigen werde, wie den ersten besten Fechtbruder. Komm' einmal mit mir hier herein!"

Damit reichte er Alfred die Hand und führte ihn in das Stübchen neben dem Laden. Er merkte aber schon an seinem Auftreten, daß ihm am meisten not that, was vorne im Laden zu finden war, ein Paar ordentliche Stiefel oder Schuhe. Denn sein Auftreten war so lind und leise, daß man schließen mußte, er wandle eigentlich auf den natürlichen Sohlen, die ihm der liebe Herrgott habe anwachsen lassen, und das Oberleder seiner Stiefeln sei nur ein eitler Schmuck der Füße.

Nachdem der Meister durch die Magd Brot und Käse hatte bringen lassen, sowie einen tüchtigen Krug Bier, hieß

er den alten Kameraden wacker zugreifen und damit vorlieb nehmen, bis der Kaffee gekocht ſei.

Das that denn auch Alfred, und zwar in einer Weiſe, die es deutlich verriet, daß für ihn ſeit der letzten ordentlichen Mahlzeit eine ziemlich geraume Zeit vergangen ſein müſſe.

Voll Rührung ſah ihm Meiſter Berthold zu und hieß ihn immer wieder zugreifen, wenn er aufhören wollte.

„Und nun erzähle mir, wie du in deine jetzige Lage gekommen biſt,“ ſagte er, als Alfred endlich nicht mehr weiter eſſen wollte. „Ich bin doch neugierig, deine Lebensſchickſale zu erfahren und muß ſie eigentlich auch kennen, da ich dir, wenn es möglich iſt, beſſer und gründlicher helfen möchte, als mit einem bloßen Almoſen.“

„Habe herzlichen Dank!“ antwortete Alfred, indem er dem Meiſter die Hand hinreichte und deſſen hineingelegte Rechte warm drückte. „Gewiß, du ſollſt alles erfahren, ohne Hehl und Rückhalt.

Aus der hieſigen Schule,“ begann er nunmehr, „brachte mich mein Vater in eine Anſtalt, worin junge Leute für den Kaufmannsſtand vorgebildet wurden; denn ich ſollte durchaus Kaufmann werden.

Das Schulgeld, welches dort vierteljährlich vorausbezahlt werden mußte, war an ſich hoch. Aber durch allerlei Nebenausgaben, welche zu beſtreiten waren, teils als Trinkgelder für das Dienſtperſonal, die dieſes jedoch nie bekam, teils für Ausflüge, welche mit den Schülern gemacht wurden, wobei dieſe aber doch für ſich ſelbſt bezahlen mußten, ſtieg das Koſtgeld reichlich auf das doppelte.

Obwohl mein Vater alles bezahlte, was gefordert wurde, konnte mich doch der Vorſteher und Leiter der Anſtalt nicht leiden, weil infolge des hohen Koſtgeldes mein Taſchengeld ziemlich knapp war; und als ich einmal zu einem Geburtstagsgeſchenke, welches ihm von ſeiten der Schüler gemacht werden ſollte, nichts beiſteuern konnte, weil mein Geld völlig alle war, kam der Vorſteher zu der Einſicht, daß ich wegen mangelnder Vorkenntniſſe für ſeine Anſtalt nicht paſſe. Nun war es ja richtig, daß es um meine Kenntniſſe recht traurig ausſah, weil ich in der Elementarſchule nichts hatte lernen wollen; allein es waren doch mehrere Schüler da, die noch

viel weniger wußten, als ich, an deren mangelhaften Kenntnissen der Herr Direktor jedoch keinen Anstoß nahm, weil ihre Börsen stets gut gespickt waren.

Mein Vater nahm mich nicht ungern von dieser Anstalt fort, da die Kosten in derselben in der That seine Kräfte überstiegen.

Ich wurde nun bei einem ehemaligen Klostergeistlichen untergebracht, der, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, seinem Kloster und dem geistlichen Stande überhaupt entlaufen war und sich nun damit beschäftigte, zurückgebliebene Knaben gegen ein billiges Pflegegeld tiefer in die Wissenschaften einzuführen. Nach seinen Aufrufen, die er in die Zeitungen einrücken ließ, hatte er unter Beihilfe eines studierten, aber nicht bis zur Prüfung gelangten Philologen und eines abgesetzten Elementarlehrers schon Wunder von Gelehrsamkeit aus seiner Anstalt entlassen.

Diese Anstalt befand sich auf einem Landgütchen, welches der Herr „Kanonikus“ (so ließ sich der Vorsteher nennen) von dem bankerott gewordenen Besitzer um eine geringe Summe erstanden hatte, ehe der Bankerott erklärt war, mit der Bedingung, daß er nach einer kleinen Anzahlung den Rest des Kaufpreises in beliebigen Terminen innerhalb zehn Jahre bezahlen könne.

Die Wohnung war etwas im Unstande, weil es dem ehemaligen Besitzer stets an dem nötigen Gelde für die Reparaturen gefehlt hatte; allein für die 6 bis 7 Knaben, welche der Herr Kanonikus für seine Anstalt zusammenzubringen gewußt hatte, war überflüssiger Raum vorhanden. Denn außer der alten Haushälterin, die mit zwei nicht viel jüngeren Basen dem Haushalte vorstand, wohnte im Hause nur noch ein Vetter des Kanonikus, welcher die Landwirtschaft besorgte, sowie der „Herr Doktor“, jener nicht zur Prüfung hindurchgedrungene Philologe, welcher sich mit dem Herrn Kanonikus und einem im nahen Dorfe lebenden, abgesetzten Elementarlehrer in unsern Unterricht teilte.

Allein was war das für ein Unterricht! Auf dem Stundenplan, welcher den Eltern vorgelegt wurde, wenn sie Kinder anmeldeten, standen zwar alle nur erdenklichen Wissenschaften verzeichnet, worin unterrichtet würde. Allein von den meisten derselben bekamen wir kaum etwas anderes

II.

Die Sufel wird nun wohl uns näher kommen, fuhr der Schmiedjacob fort. Ei, alle Blitz, ſie verdiente das auch. Ihr wißt, ich verſtehe mich nicht ſonderlich auf die Beſchreibung eines Mädchens, und ſah ſie darauf nicht an, denn ich hatte ja mein Theil ſchon im Stillen daheim; aber das kann ich doch ſagen, daß ich viel ſchönere mein Lebtag nicht geſehen habe. Man mußte ihr gut ſein, wenn man in das herzigtreue, blaue Auge ſah, das ſie ſo ſchalkig zukneipen konnte, und um den Mund war's immer, als wollte ſie lächeln, und dann gab's Grübchen in die roſigen Wangen. Dabei war ſie ſo gut wie der Tag, und nur Liebs und Guts ging ihr aus dem Munde. Schon als Kind ſoll Sufel ſo ſchön geweſen ſein. Ihren Wandel konnte nicht der leiſeſte Makel treffen.

Trotz alle dem hatte das Mädchen von Kindesbeinen an einen Feind, wenn man Einen ſo nennen kann, der ihr alle nur erdenkliche Schabernacke anthat, und das war eben des braven Ortsvorſtandes wilder Bub, der Ulrich hieß; auch ein ſchönes Stück von einem jungen Kerl, ſo alt etwa, wie die ſchöne Sufel. Der Ulrich war der ſchönſte Burſch im Dorf, aber ein Raufer und Krakehler, der mit aller Welt Händel anfing; alle Welt neckte, foppte und ärgerte, denn ſein Spaß war handfeſt und manchmal plump und dick. Kam wohl auch einmal an den Unrechten, der ihn dann abwalkte, daß es eine Art hatte; dann ſagte allemal ſein Vater: Wohl bekomm's! Laß die Leute in Ruhe! Das half aber in der Regel nichts.

Sein Muthwille kannte gar kein Maaß und keine Grenzen.

Sein Vater wohnte nahe an der Schule. So konnte es dann nicht fehlen, daß er mit Sufel manchmal ſpielte, und ſie ſpielte am Allerliebſten mit ihm; aber dann ſpielte er ihr gewiß allemal einen Schalksſtreich oder Poſſen. Hatten ſie zuſammen ein Häuschen gebaut, ſo ſchmiß er's ein; hatte ſie ſchöne Raßſteinchen geſucht, ſo warf er ſie in den Bach, und lachte recht, wenn ſie zankte und grollte. Ihre Puppe verſteckte er, daß ſie ſie oft weinend ſuchte und erſt nach vielen Thränen wieß er ihr den Schlupf-

zu hören, als ihre Namen, wie sie der Stundenplan aufwies; in den Fächern aber, in denen wirklich Unterricht erteilt wurde und erteilt werden konnte, kamen wir nicht über die Anfangsgründe hinaus.

Besonders kläglich war es um den Religionsunterricht bestellt, den der Herr Kanonikus dann und wann, aber nichts weniger als regelmäßig erteilte. Die Bibel war für ihn ein Buch, in dem manches fürs Leben Brauchbare, aber noch viel mehr stünde, was für die heutige Welt und Menschheit durchaus nicht mehr passe. Jesus Christus, lehrte er uns, sei ein frommer Mensch gewesen und habe viel Gutes gethan, vorausgesetzt, daß alles wahr sei, was man von ihm erzähle. Am häufigsten behandelte er den Jesus Sirach, aus dem er die, wie er meinte, für uns besonders dienlichen Sprüchlein aussuchte. Mit ganz besonderer Vorliebe trug er uns aber die Geschichte vom Propheten Daniel vor, wie der mit seinen Genossen bei Gemüse und Wasser besser gediehen sei, als die Knaben, die vom Tische des Königs Nebukadnezar herrlich gespeist worden seien.

Diese Geschichte wurde denn auch bei uns vortrefflich verwertet, indem wir fast durchgängig nur mit Mehlspeisen, Hülsenfrüchten und Kartoffeln genährt wurden, Fleisch aber in der Regel nur an den höchsten Festtagen zu sehen und zu schmecken bekamen.

Der Herr Kanonikus mußte wohl der Meinung sein, es beeinträchtige sein Ansehen, wenn er mit uns an demselben Tische äße. Er ließ für sich immer auf seiner sogenannten Studierstube decken und aß dort allein. Aber der liebliche Bratenduft, den wir fast täglich in die Nase bekamen, wenn wir an der Küche vorübergingen, belehrte uns, daß der Herr Kanonikus sich nicht von bloßem Gemüse nähre, und die große, versiegelte Flasche, die wir jeden Mittag in die Studierstube tragen sahen, sah gar nicht danach aus, als ob sie mit Wasser gefüllt wäre.

Daß unter diesen Umständen der Herr Kanonikus bei uns den Spottnamen „Nebukadnezar" erhielt, lag bei uns, die wir so oft mit der erwähnten Geschichte Daniels traktiert wurden, gewiß nicht fern.

Im ganzen war es aber ein vergnügliches Leben in

der Anſtalt. Mit dem Lernen wurden wir nicht ſehr geplagt; dagegen wurde uns vieles geboten, was uns bedeutend beſſer behagte, als das Lernen. Der Herr Kanonikus hatte zum Exempel die Jagd und die Fiſcherei in der ganzen Umgegend gepachtet, und ſah es ſehr gerne, wenn wir ihm bei der Beſchäftigung damit behilflich waren, wenn es auch zu der Zeit geſchah, in der wir hätten Unterricht haben ſollen. Zu allen häuslichen Arbeiten wurden wir freundlichſt eingeladen, oder auch von der bärbeißigen Haushälterin ohne alle Einladung angehalten. Wir durften Kartoffeln ſchälen, Gemüſe putzen, Waſſer in die Küche tragen, Holz ſpalten, und wer es gewagt hätte, ſich gegen dieſe Arbeiten zu wehren, der würde gar bald beim Eſſen üble Folgen ſeines Widerſtrebens zu ſpüren bekommen haben.

Auch in der Landwirtſchaft verwendete uns der Vetter ſehr gerne, beſonders in der Heu- und Getreideernte, ſowie beim Dreſchen, brummte aber immer ganz fürchterlich, wenn der Doktor die Ackerpferde beanſpruchte, um uns in der edlen Reitkunſt zu unterweiſen, wenn es auch der ausdrückliche Befehl des Herrn Kanonikus war, daß uns wenigſtens die Anfangsgründe dieſer Kunſt beigebracht würden, wenn die Pferde nicht für die Landwirtſchaft gebraucht wurden, ſondern müßig im Stalle ſtanden.

Ebenſo wie in der Reitkunſt hatte uns der Doktor auch in der Fechtkunſt zu unterrichten, obwohl die abſcheulichen Schmarren, die ſein ganzes Geſicht durchzogen und wie eine zerhackte Kotelette erſcheinen ließen, beredtes Zeugnis dafür gaben, daß es mit ſeiner Kunſt in dieſem Fache nicht beſonders weit her ſein müſſe.

Ein eigentümliches Feſt war es jedesmal, wenn große Wäſche gemacht wurde. Dabei mußten wir alle helfen, wurden aber dafür auch ziemlich reichlich mit Brot und Käſe und Bier bewirtet.

Zu Faſtnacht wurde im großen Saale ein Theater aufgeſchlagen und allerlei kleine, jedoch nicht beſonders gewählte Stücke aufgeführt, zu denen die Leute aus dem Dorfe eingeladen wurden und gegen ein mäßiges Eintrittsgeld Zutritt erhielten. Aus der Einnahme wurde dann nach der Aufführung jedesmal ein Punſch beſtritten, den der Doktor für uns in einer großen Suppenſchüſſel beſon-

ders bereitete, während er und der „Nebukadnezar", sowie auch der Vetter und der Lehrer a. D., wenn letztere zugegen waren, sich die Gläser aus einer kleineren Suppenschüssel füllten. Selbstverständlich fiel, während die Rollen für die Aufführungen einstudiert wurden, sowie wenn die Proben gehalten wurden, jeder Unterricht aus."

„Aber," fiel Meister Berthold hier ein, indem er die Hände zusammenschlug, „was sagten denn die Eltern zu solcher Wirtschaft, die ihnen doch unmöglich ganz verborgen bleiben konnte?"

„Nun," erwiderte der Erzähler, „wir von unserem Standpunkte aus hatten durchaus keine Ursache, Klage zu erheben bei den Eltern, weil uns solch ein Leben im großen und ganzen wohlgefiel und wir es uns nicht anders wünschen mochten. Aus den Berichten aber, welche der Kanonikus regelmäßig den Eltern abstattete, mußten diese schließen, daß ihre Söhnchen nirgends besser aufgehoben sein könnten, als bei diesem ehrenwerten Herrn, aus dessen Briefen die reinste väterliche Fürsorge für seine Zöglinge hervorklang.

Stellte sich's dann später heraus, daß die Herren Söhne nichts gelernt hatten als Dinge, die ihnen besser fremd geblieben wären, und es kamen dann von den Eltern Briefe, die der Herr Kanonikus durchaus keinen Grund hatte, hinter den Spiegel zu stecken, so erwiderte er dieselben, wenn er überhaupt darauf antwortete, wohl mit der nicht feinen Erklärung: „Für hundertzwanzig Thaler im Jahre kann ich aus dummen, ungezogenen Buben keine Gelehrten drechseln."

Im Dorfe aber duldete man den großen Unfug, den wir oftmals anstellten, und schloß dafür Augen und Ohren, weil Schuster und Schneider, Wirt und Krämer dabei ihren guten Verdienst hatten.

Drei Jahre brachte ich in der Anstalt zu, und ich kann wohl sagen, daß das die angenehmsten, lustigsten Jahre meines Lebens gewesen sind. Gelernt hatte ich zwar so gut wie nichts, und war nur ein guter Schütze geworden, da mich der Kanonikus auf seinen Jagdgängen am liebsten bei sich hatte, weil ich nie über Müdigkeit klagte und gleichen Schritt mit ihm halten konnte. Trotz der spärlichen Fleischnahrung war ich nämlich zu einem

kräftigen Burschen herangewachsen, zwar schlank von Wuchs, aber durch die reichliche Übung der Kräfte, die uns bei den landwirtschaftlichen Arbeiten zugemutet wurde, und durch das Umhertreiben in Feld und Wald stark an Knochen und Muskeln.

Ich wäre gerne noch länger in der Anstalt geblieben. Aber eines Tages brachte ein Brief des Gerichtes von W..... die Nachricht, daß mein Vater plötzlich gestorben sei, und zwar mit Hinterlassung nicht nur keines Vermögens, sondern einer nicht unbedeutenden Menge von Schulden, zu deren Bezahlung das vorhandene Inventar um so weniger ausreiche, da die alte Haushälterin, Magdalene Becker, vieles davon als ihr Eigentum in Anspruch nehme.

In der Hausordnung, welche auf einem wegen des daran klebenden Schmutzes kaum leserlichen Zettel im sogenannten Schulsale angeschlagen war, lautete eine Bestimmung dahin, daß alle für die Zöglinge ankommenden Briefe zuerst von dem Herrn Kanonikus erbrochen und gelesen würden. So kam es, daß dieser vor mir erfuhr, wie es um meine Vermögensverhältnisse stehe.

Da nun das bereits bezahlte Quartal gerade abgelaufen war, so entließ mich der Herr Kanonikus schon am nächsten Tage aus der Anstalt mit dem frommen Wunsche, daß mir der liebe Gott irgend eine Thüre aufthun möge. Aber mir solch eine Thüre wenigstens zu zeigen, fiel ihm nicht ein.

Wohin sollte ich mich nun wenden? Hierher zurückkehren wollte ich nicht. Als das Gericht die Todesnachricht absandte, stand das Begräbnis meines Vaters bereits vor der Thüre, so daß ich zu demselben nicht mehr heimkommen konnte, und die Mitteilung, daß die alte Lene so eigennützig für sich selbst gesorgt habe, hatte die Liebe zu derselben, die ohnehin wegen der langen Trennung stark erkaltet war, völlig ausgelöscht. Zu suchen hatte ich hier nichts mehr, drum lieber als hierher zurück, hinaus in die weite Welt!

Aber was anfangen? Die Zeit nahte heran, zu der ich mich zum Militärdienste stellen mußte; denn ich war eben achtzehn Jahre alt geworden. Sollte ich mich da nicht lieber jetzt schon freiwillig zum Dienste melden? Ich hatte

dann doch wenigſtens für den Augenblick ein Unterkommen, und bei meiner körperlichen Stärke war nicht daran zu denken, daß ich abgewieſen würde.

Der Doktor, der mich auch gut leiden konnte und mit dem ich mich beſprach, als ich meine Entlaſſung hatte, billigte dieſen Plan und gab mir ſogar zu dem geringen Taſchengelde, welches ich noch beſaß, aus ſeiner Taſche ein kleines Geldgeſchenk, damit ich die nächſte Garniſonſtadt erreichen könne.

Die paar Kameraden, welche mir das Geleite gaben, als ich am nächſten Morgen mit dem Ranzen, der alle meine Habſeligkeiten barg, auf dem Rücken davonzog, beneideten mich wahrhaft um meine Ausſicht, jetzt ſchon Soldat, und am Ende gar ein ſchmucker, flotter Huſar werden zu ſollen. Denn, wenn ich mich freiwillig ſtellte, konnte ich mir ja den Truppenteil wählen, bei dem ich dienen wollte. Aber ich kann nicht ſagen, daß ich mich ſelbſt für beſonders beneidenswert hielt. Der Doktor, welcher ſelbſt gedient hatte, war ehrlich genug geweſen, mir das Soldatenleben nicht mit den glänzenden Farben auszumalen, mit denen es die Jugend ſich ſo gerne ſelbſt ausmalt.

„Immer noch beſſer Soldat," hatte er jedoch geſchloſſen, „als ein Landſtreicher, der ſich durch die Welt betteln muß, weil er nichts hat und nichts kann."

Unter dieſen Umſtänden koſtete es keine große Mühe, die Gedanken über meine nächſte Zukunft auf andere Wege zu leiten. Das wurde aber in einem großen Dorfe verſucht, in welchem ich übernachten mußte, und in welchem ſich eine umherziehende Schauſpielertruppe aufhielt, um Vorſtellungen zu geben. Der Direktor derſelben wohnte in dem Wirtshauſe, in welches ich eingekehrt war, und in deſſen großem Tanzſaale auch die Aufführungen ſtattfanden. Der Mann mußte Gefallen an mir gefunden haben, als er mich in der Wirtsſtube traf. Er ſetzte ſich zu mir und hatte bald durch ſeine Fragen herausgebracht, wie es mit mir ſtand.

Die Ausführung des Planes, freiwillig zum Militär zu gehen, widerriet er mir auf das nachdrücklichſte, und machte mir von dem Loſe, das mir dort blühen würde,

eine ſo haarſträubende Schilderung, daß ich gerne von meinem Plane abſtand. Dagegen machte er mir vom Stande eines Schauſpielers eine ſo lockende Beſchreibung, daß ich annehmen mußte, es gebe keinen glücklicheren Menſchen, als einen umherziehenden Schauſpieler.

Als er aber hörte, daß ich mich ſelbſt ſchon, und zwar

mit großem Vergnügen, auf den Brettern verſucht habe, und als ich ſogar imſtande war, aus einem auch ihm bekannten Stücke, das wir zur letzten Faſtnacht beim Nebukadnezar aufgeführt hatten, meine Rolle noch ziemlich geläufig vorzudeklamieren, da ließ er mir keine Ruhe mit dem Vorſchlage, ich ſolle in ſeine Geſellſchaft eintreten, wenigſtens bis dahin, daß ich zum Militär müſſe.

Endlich ſchlug ich ein und wurde von der ganzen

Truppe freudig als Mitglied begrüßt, da dieselbe, wie ich hinterher erfuhr, nicht hätte weiter spielen können, wenn ich nicht die Lücke ausgefüllt hätte, welche durch das plötzliche Durchbrennen eines Pärchens entstanden war.

Meine schlanke Gestalt, meine volle, klangreiche Stimme, mein gutes Gedächtnis, sowie auch die Kunst, schlechte Witze zu reißen, die wir in der Anstalt reichlich und ungestört üben konnten, alles das ließ mich bald zu einem geschätzten Mitgliede der Gesellschaft werden, zumal, da ich mich gerne von dem Direktor unterweisen ließ. Der Beifall aber, den ich bei der ländlichen Bevölkerung und wohl auch in kleinen Städtchen durch mein Spiel oder auch vielleicht nur durch meine persönlichen Eigenschaften fand, bestärkte mich in der Ansicht, daß ich zum Schauspieler geboren und bereits ein vollendeter Künstler sei.

Manchmal ging es uns freilich recht kümmerlich und betrübt, so daß wir selbst mit dem Hunger nähere Bekanntschaft machten. Aber dann kamen auch wieder bessere Tage, an welchen es flotte Einnahmen gab und dann auch flott gelebt wurde. Denn zu sparen und für Notzeiten etwas zurückzulegen, war bei uns nicht Brauch. Diese flotten Zeiten kamen jedoch nur im Winter. Im Sommer dagegen, wenn die Landleute zu thun hatten und höchstens am Sonntage sich ins Theater locken ließen, mußte man sehen, wie man sich eben durchschlug. Die ganze Truppe löste sich dann bis zu einem bestimmten Termin im Herbst auf, an dem sie sich an einem verabredeten Orte wieder zusammenfand, wenn man nicht inzwischen anderswo untergekommen war.

Als ich mich zur Aushebung stellen mußte und zum Militärdienste tauglich erfunden wurde, hörte natürlich mein Verhältnis zu der Truppe auf. Ich mußte Soldat werden. Aber ein flotter Husar wurde ich nicht, sondern kam zur Infanterie, weil man wohl dachte, meine langen Beine eigneten sich mehr zum Marschieren, als zum Reiten. Es ging mir, wie es beim Militär jedem geht, der außer seiner Löhnung nichts auszugeben hat. Wenn ich nicht ein so guter Schütze geworden wäre und mich dadurch bei den Offizieren in besondere Gunst gesetzt hätte, wäre es mir schlecht genug ergangen in den drei Jahren, welche ich voll

aushalten mußte, weil ich mir durch ein paar leichtsinnige Streiche mehrmals Arrest zugezogen hatte.

Nach meiner Entlassung regte sich in mir wieder lebhaft die Lust zum Schauspielerstande und ergriff mich allmählich mit unwiderstehlicher Macht. Ich hielt mich, wie gesagt, für einen vollendeten Künstler und wußte überdies ja auch nicht, was ich anderes treiben sollte.

Ich meldete mich bei der Bühne einer größeren Provinzialhauptstadt, und mein empfehlendes Äußere, sowie die Keckheit, mit der ich im stolzen Bewußtsein meines Wertes auftrat, verschafften mir auch Aufnahme.

Allein wie bald sah ich selbst ein, daß hier mein Platz nicht sei, und daß ich mich nicht einmal mit dem unbedeutendsten Gliede der Gesellschaft messen könne, weil mir jede künstlerische Ausbildung abging! Hätte ich's aber auch nicht selbst eingesehen, so würde mir's zur Genüge die Behandlung gezeigt haben, welche ich erfuhr.

Daß ich nicht sofort geradezu fortgejagt wurde, hatte ich nur dem schriftlichen Kontrakte zu danken, den der Direktor mit mir gemacht hatte, weil mein selbstbewußtes Auftreten ihn hatte schließen lassen, daß ich wenigstens ein brauchbares Mitglied sein würde. Aber die Rollen, welche mir zugeteilt wurden, waren sämtlich so unbedeutende und untergeordnete, daß sie der erste beste von der Gasse hätte spielen können, und bei dem Gehalte, mit dem ich eingetreten war, für den mir aber eine baldige Aufbesserung von dem Direktor zugesagt worden war, blieb es unabänderlich.

Da hier mein Entschluß fest geworden war, die Bühne für immer zu verlassen, so hatte ich mich, noch ehe mein Kontrakt abgelaufen war, bei einer gräflichen Herrschaft, die einen Jägerburschen suchte, zu dieser Stelle gemeldet und erhielt sie auch, da mich mein Militärpaß als einen vorzüglichen Schützen bezeichnete.

Hätte ich nun nichts weiter zu thun gehabt, als Hasen und Hühner zu schießen oder auch Krammetsvögel in Schlingen zu fangen, so hätte ich meinen Posten ganz gut ausfüllen können; denn beim Nebukadnezar hatte ich das alles gründlich gelernt.

Allein hier sollte ich auch, obwohl ich nur als Jager-

burſche angenommen war, den Förſter ſpielen, die Pflege des Waldes beſorgen, Hauungs- und Kulturpläne aufſtellen, allerlei ſchwierige Berechnungen machen und wer weiß, was ſonſt noch alles.

Von alledem hatte ich jedoch nicht die blaſſe Vorſtellung und wurde deshalb, da man mich doch einmal für ein ganzes Jahr in Dienſt genommen hatte und mich vor Ablauf desſelben ohne meinen Willen nicht anders als mit dem ganzen Lohne fortſchicken konnte, zu allerlei niedrigen Dienſtleiſtungen angehalten, durch welche man mir ohne Zweifel den guten Willen machen wollte, aus freien Stücken den Dienſt zu verlaſſen.

Dies that ich aber dennoch nicht, ſondern hielt mein Jahr aus, weil ich eben nicht wußte, was ich anfangen ſollte. Beim Militär hätte man mich vielleicht wieder angenommen, wenn ich mich gemeldet hätte. Allein die ſtrenge Zucht und Ordnung, welcher ich mich dort hatte unterwerfen müſſen, war durchaus nicht nach meinem Geſchmack. Das zwang- und zügelloſe Schauſpielerleben hatte mich dagegen ſehr empfindlich gemacht.

Ich wurde nun Sommerkellner und im Winter Lohnbedienter und brachte damit ein paar Jahre meines Lebens kümmerlich hin.

Aber in einer Gartenwirtſchaft, worin ich als Kellner angenommen war und bis in die ſpäte Nacht hinein im Freien aufwarten mußte, zog ich mir eine ſchwere Krankheit zu, die mich in das ſtädtiſche Hoſpital brachte. Es war ein äußerſt heftiges Nervenfieber, welches zum Ausbruche kam und mich an den Rand des Grabes brachte.

Aber mit Gottes Hilfe genas ich wieder, kam jedoch nur ſehr langſam zu Kräften, ſo daß ich lange Zeit im Hoſpitale bleiben mußte, ehe ich als völlig geheilt und wieder arbeitsfähig entlaſſen werden konnte.

Allein dieſe Zeit wurde eine rechte Segenszeit für mich. Der Geiſtliche, dem die geiſtliche Pflege der Kranken anvertraut war, nahm ſich nämlich meiner mit beſonderer Teilnahme an und brachte es dadurch dahin, daß ich Vertrauen zu ihm faßte und ihm offen und rückhaltlos auf ſeinen Wunſch meinen ganzen bisherigen Lebensgang erzählte.

Da zeigte er mir denn in erschütternder Weise, wie sich meine weitere Zukunft gestalten werde und gestalten müsse, wenn ich mich jetzt nicht aufraffe und ein neues Leben anfange, daß ich dann als Verbrecher im Gefängnisse oder gar auf dem Schafott, oder aber als Landstreicher hinter einem Zaune sterben werde.

Er entsetzte sich wahrhaft über den Mangel an religiöser Erkenntnis, den er bei mir fand, und ließ sich's nicht verdrießen, mir vollständigen Religionsunterricht zu erteilen und mir zur Erkenntnis des Einen, was not ist, zu verhelfen. Als ich soweit war, daß ich entlassen werden konnte, versprach er, mir behilflich sein zu wollen, daß ich in eine Stellung käme, in der ich mich redlich ernähren könne, wenn's mir ein heiliger Ernst sei, ein neues Leben anzufangen und mit dem Leichtsinne der vergangenen Zeit ganz zu brechen.

Das konnte ich mit gutem Gewissen versichern; denn der hohe, heilige Ernst und doch die liebevolle Milde und Freundlichkeit, womit mich der treffliche Mann, dem ich's in der Ewigkeit noch danken will, unterwiesen hatte, war mir tief ins Herz gedrungen, und der Geist Gottes hatte sein Wort an meinem Herzen gesegnet.

Er verschaffte mir nun eine Stelle in einer chemischen Fabrik, deren oberster Leiter ein ihm befreundeter, christlich gesinnter Mann war.

Da hatte ich die Post zu besorgen, Briefe und Rechnungen abzuschreiben, die nötigen Gänge und Bestellungen zu machen und dafür zu sorgen, daß in der Fabrik alles auf seinem richtigen Platze zu finden war. Es waren lauter Arbeiten, die meinen noch schwachen Kräften angemessen waren. Ich merkte wohl, daß ich von dem Leiter der Fabrik sorgfältig im Auge behalten und überwacht wurde, und schloß daraus, daß ihn der Geistliche mit meinem früheren Leben bekannt gemacht habe. Allein da ich mich sehr zusammennahm, um alle meine Obliegenheiten sorgfältig zu erfüllen und zu keinem Tadel Anlaß gab, so wurde mir eine immer freundlichere Behandlung zu teil. Ich konnte jetzt nur wünschen, solange wie möglich in dieser Stellung zu bleiben. Mein Gehalt war zwar nicht besonders glänzend, aber reichte doch hin, daß ich mich nicht

winkel, wohin er ſie geſteckt. Ihre Blumen pflückte er meiſt ab, ehe ſie blühten. Stand ſie am Bache, ſo flog gewiß unvermerkt ein breiter Stein hinein, der ſie durchnäßte, indem er ſie mit Waſſer überſpritzte. Lag Schnee, ſo konnte ſie ſich Gott befehlen, wenn ſie hinaus trat, denn eine Wolke von Schneeballen verfolgte ſie. War eine Schleife auf dem Eis, ſo ſchliff er ihr gewiß in die Beine, daß ſie fiel. So war er wahrhaft ihr Störefried.

nur ordentlich nähren und kleiden, sondern auch noch einen kleinen Notpfennig für böse Tage zurücklegen konnte.

Indessen auch diese Stellung ging mir schon nach zwei Jahren wieder verloren. In nächster Nähe unsrer Fabrik war nämlich eine gleichartige neue errichtet worden, und zwar durch eine Genossenschaft, die über gewaltige Kapitalien verfügen konnte. Der Betrieb in der neuen Fabrik, welche auf das großartigste eingerichtet war, überstieg den unsrigen um mehr als das Dreifache. Die natürliche Folge war, daß die unsrige den Wettbewerb mit der neuen auf die Dauer nicht aushalten konnte, obschon sie einen alten treuen Kundenkreis hatte, und wenn kein vollständiger Bankerott ausbrechen sollte, ihren Betrieb einstellen, ihre Arbeiter entlassen mußte.

Da saß ich denn nun wiederum auf dem Trocknen. Ich durfte jedoch hoffen, bald wieder eine Stelle zu erhalten, da ich nun ein gutes Zeugnis in der Tasche hatte.

Allein das gute Zeugnis half mir nichts. Wo ich anklopfte, wurde ich nach meinem eigentlichen Gewerbe gefragt, und da ich ehrlicherweise nicht sagen konnte, daß ich irgend ein Gewerbe erlernt und betrieben habe, so sah man mich als einen Menschen an, der sich bisher ziellos in der Welt umhergetrieben habe und traute mir nicht. Man fertigte mich entweder ganz kurz ab oder bedauerte, daß ich mich zu spät gemeldet habe, daß die erledigte Stelle bereits besetzt sei.

Meine kleinen Ersparnisse waren bald verreist, so daß ich, um mich vor dem Hunger zu schützen, nach und nach meine besseren Kleidungsstücke verkaufen und endlich notgedrungen — — mich zum Fechten verstehen mußte.

Sollte es mit mir denn wirklich dahin kommen, wo mir der treue Hospitalgeistliche das Ziel meines früheren Lebens gezeigt hatte? Sollte ich im Elend verkommen, obwohl ich mir mit gutem Gewissen sagen durfte, daß ich mit Gottes Hilfe wirklich ein neuer Mensch geworden sei?

Wohl dachte ich daran, wieder zu dem lieben Geistlichen meine Zuflucht zu nehmen; allein als ich mich nach ihm erkundigte, hörte ich, daß er in weiter Ferne ein anderes Amt übernommen habe und für mich unerreichbar sei.

Wer kannte mich außer ihm, dem ich mich hätte anvertrauen können?

Da wendeten sich meine Gedanken hierher in die alte Heimat, in der ich freilich nicht mehr zu Hause bin. Ich dachte mir, daß sich hier doch wohl noch jemand finden würde, der sich meines Namens erinnerte und sich meiner annähme, wenn er mir auch nur als Tagelöhner mit Schippe und Karre Beschäftigung gäbe. Und so bin ich denn hier mit dem besten Willen, durch ehrliche Arbeit mein Brot zu verdienen, und weil mir das Schild draußen den Namen des ehemaligen Schul- und Spielgenossen ins Gedächtnis rief, so wagte ich es, zuerst hier anzuklopfen."

„Und sollst dich auch in dem alten Kameraden nicht getäuscht haben!" rief Meister Berthold, indem er Alfred die Hand mit einem Drucke reichte, der mehr versprach, als viele Worte.

* * *

Eben hatte Alfred seine Beichte beendigt, der Meister Berthold mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, da ging leise die Thüre auf und die Meisterin steckte den Kopf herein, weil sie draußen gehört hatte, daß jemand bei ihrem Manne sei.

„Na, nur herein, Frauchen!" rief ihr Peter zu; „da haben wir Besuch bekommen, den du dir einmal betrachten mußt, ob du ihn noch kennst."

Die Meisterin, welcher das schäbige Aussehen des Besuchers sogleich aufgefallen war, schaute demselben lange prüfend ins Gesicht, schüttelte dann aber den Kopf zum Zeichen, daß ihr keine Erinnerung auftauche.

„Und doch," sagte der Meister scherzend, „ist Lerchenfelds Mariechen mit dem da zusammen in die Schule gegangen, so gut wie mit ihrem jetzigen Hausthrannen!"

Wieder schaute die Meisterin den Gast an, aber ohne ihn zu erkennen.

„Glaub's wohl," sagte da in schmerzlichem Tone Alfred, „daß mich in meiner jetzigen Gestalt so leicht niemand wieder erkennt. Zwanzig Jahre und des Lebens Jammer und Not können wohl unkenntlich machen."

Die Wehmut, welche aus diesen Worten sprach, ging

der guten Frau ans Herz und ließ sie nun ihren Mann ernstlich bitten, daß er ihrem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe kommen möge.

„Nun, erinnerst du dich nicht des Namens Lahusen und eines Mitschülers, der diesen Namen trug und mit dem Vornamen Alfred hieß?"

„Der Sohn des Kriegskommissärs Lahusen, der so plötzlich starb?"

„Eben der," antwortete der Meister. „Er ist hierher in die alte Heimat gekommen, weil er hofft, hier ehrliche Arbeit zu finden, die er draußen in der Fremde vergebens gesucht, und eine feste Stellung, nachdem ihn das Schicksal gehörig in der Welt umhergeworfen hat. Da er vertrauensvoll zu mir gekommen ist, so möchte ich ihm gerne auf die Beine helfen, so gut ich kann, und frage dich hiermit, ob du mit von der Partie sein willst?"

„Peter," sagte die Meisterin ernst, „das fragst du doch wohl nicht im Ernste? Ich meine, du könntest doch wissen, daß ich noch niemals nein gesagt habe, wo es zu helfen galt, und ich sollte nun hier bei meinem alten Schulkameraden nein sagen?"

„Na, sei nicht böse, Kind!" sagte Peter. „Ich wußte ja wohl im voraus, daß du nicht nein sagen würdest; aber da Alfred wohl eine Zeit lang unser Gast wird sein müssen, so mußte ich dich doch fragen, ob dir die Sorge für ihn nicht zu schwer werde bei all der Arbeit, die du bereits auf dir hast?"

„Pah!" sagte die Meisterin lachend, „das wäre mir eine schöne Haushaltung, wo nicht, wenn fünfzehn Menschen die Füße unter den Tisch strecken, auch der sechzehnte noch satt würde. Mit der Wohnung wird sich freilich der Gast behelfen müssen, so gut es geht."

Damit reichte sie Alfred, in dessen Augen eine Thräne glänzte, die Hand, und der Bund war geschlossen.

„Nun sorge uns aber für eine Tasse Kaffee," sagte der Meister, „denn bis zum Abendessen ist es noch lange hin."

Als die Meisterin hinausgegangen war, wollte Alfred mit Danksagungen beginnen. Aber Peter wies diese zurück, indem er sagte:

„Laß das! Sowohl ich, wie meine Frau sind schon

lange darüber einig, daß wir unsern Dank für den Segen, den uns Gott über Bitten und Verstehen geschenkt hat, nicht bloß mit Gebetsworten, sondern auch mit der That abzustatten haben, und freuen uns jeder Gelegenheit, die uns dazu geschenkt wird. Kinder, für welche wir zu sorgen hätten, hat uns der liebe Gott nicht geschenkt. Da müssen wir denn an Fremden, die er uns zuschickt, unsre Dankbarkeit zur That werden lassen. — Laß uns also von etwas Notwendigerem reden. Du wirst zugeben, daß dein äußerer Mensch eines neuen Einbandes bedarf. Den ledernen Teil desselben werde ich selbst besorgen, für das übrige wird mein Nachbar, Meister Schorler, die Sorge übernehmen, den wir ein wenig über deine Lebensschicksale ins Vertrauen ziehen wollen, und du wirst auch wohl nichts dagegen haben, wenn ich morgen den Barbier kommen lasse, daß er dir ein wenig den Kopf zurecht setzt?"

„Nein, nein!" wehrte Alfred. „Das kann ich nicht annehmen, daß du dich meinetwegen auch noch in Kosten steckst. Meine Kleider sind doch noch nicht so schlecht, daß ich nicht darin arbeiten und mir das Geld für bessere erst verdienen könnte. Ein Paar ordentliche Schuhe werde ich allerdings von dir mit Dank annehmen."

„Papperlappapp!" sagte Peter. „Das muß ich besser verstehen, was dir hier not thut. Daß du entschlossen bist, wenn's nicht anders geht, auch mit Karre und Schippe dein Brot zu verdienen, ist ganz schön und ehrenwert. Aber du, der du an solche Arbeit gar nicht gewöhnt bist, wirst damit nicht viel herausschlagen. Ich hoffe, etwas zu finden, was besser für dich paßt. Dazu mußt du aber notwendig in anständiger Kleidung stecken und dich vor jedermann sehen lassen können. Wenn du zu stolz bist, von deinem alten Kameraden, der sich damit nicht wehe thut, die neuen Kleider, welche du bedarfst, als Geschenk anzunehmen, so kannst du mir ja das dafür ausgelegte Geld wieder zurückgeben, wenn du dazu imstande bist. Laß mich also nur machen, und mache du nicht viele Worte deshalb."

Bis Alfred in seinen neuen Kleidern steckte, ließ ihn Meister Berthold im Hause bleiben und suchte ihn, damit er nicht müßig zu gehen brauche, in allerlei Weise zu beschäftigen, besonders mit dem Ausschreiben von Rechnungen

aus den Büchern, eine Arbeit, die er selber am Sonntage nicht thun mochte, für die ihm aber in der Woche die gute Zeit zu schade war.

In dem neuen Anzuge aber und mit dem entwaldeten Gesichte nahm er Alfred mit zu einigen andern Bürgern, die seiner Zeit auch mit in die Schule gegangen waren, und die, weil Peter Berthold ihn einführte, Alfred freundlich entgegenkamen, ohne sich weiter nach seiner Vergangenheit zu erkundigen. Daß sein Lebenslos kein glänzendes gewesen sein könne, konnte ihnen kein Zweifel sein nach dem, was sie noch von seines Vaters Verhältnissen im Gedächtnisse behalten hatten, und sie fürchteten, ihm durch zudringliche Fragen wehe zu thun.

Meister Berthold saß, wie auch einst sein Vater, im Rate des Städtchens. Seine Geschäftstüchtigkeit und seine Rechtschaffenheit hatten ihm das Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger erworben. Er gehörte aber auch nicht zu den Mitgliedern des Stadtrats, die nur mit der großen Mehrheit ja und nein sagen, sondern sein Wort galt etwas.

So gelang es ihm denn nach einiger Zeit, während deren er Alfred stets in seinem Hause zu beschäftigen gewußt und dabei die Überzeugung gewonnen hatte, daß auch sein inwendiger Mensch wirklich einen neuen Einband erhalten habe, für denselben ein Pöstchen in der städtischen Verwaltung zu erwirken, das ihn zwar nur notdürftig nährte, aber ihm einen festen Boden unter die Füße gab, auf dem er sich weiter emporarbeiten konnte.

Alfred that dies auch redlich und brachte es durch Fleiß und Pünktlichkeit in kurzer Zeit dahin, daß ihm noch ein anderes städtisches Ämtchen anvertraut wurde, welches ihn in den Stand setzte, eine Familie zu gründen.

Der Schustersohn und der Sohn des Kriegskommissärs blieben sich fortan in der wärmsten Freundschaft verbunden, die sich auch auf die beiden Frauen übertrug. Als Alfreds erstes Söhnchen, der Pate von Meister Berthold, heranwuchs, sagte der Vater oftmals zu ihm:

„Peterchen, wenn du recht brav und fleißig bist, **dann darfst du einmal Schuster werden.**“

10.

Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht,

ſpricht die Weisheit auf der Gaſſe und will damit offenbar doch die Arbeit als etwas Gutes und Erſprießliches empfehlen. Denn bei einem Gewächſe, das mich durch ſeine ſüße Frucht erfreut, frage ich ja doch nichts nach ſeiner Wurzel, ob die einen bittern Geſchmack hat oder nicht, ſondern freue mich des Gewächſes und hege und pflege es um ſeiner Frucht willen.

Welches iſt aber die ſüße Frucht, welche die Arbeit bringt? Zunächſt doch ein ehrliches Auskommen, vorausgeſetzt, daß die Arbeit ſelbſt eine ehrliche war und auch in treuer, ehrlicher und gewiſſenhafter Weiſe gethan wurde. Wer freilich, wie ſo viele heutzutage, meint, auch ohne treue und ehrliche Arbeit ſein Auskommen haben zu müſſen, weil er ein Recht darauf habe, es ebenſogut im Leben zu bekommen, wie die Reichen, die ja auch nach ſeiner Meinung nichts oder doch nur ſehr wenig arbeiten und doch nicht bloß ihr Auskommen, ſondern ſogar Überfluß hätten; wer deshalb ſich aufs Faullenzen verlegt, oder doch nur ſo wenig wie möglich und das wenige ſo leichtfertig und

schlecht wie möglich arbeitet: der wird freilich von dieser süßen Frucht der Arbeit, einem ehrlichen Auskommen, wenig schmecken dürfen. Man wird ihn nirgends als Arbeiter haben wollen, und wo man ihn gehabt hat, wird man wegen seiner Untreue nichts mehr von ihm wissen wollen. Er wird schließlich erfahren müssen, wie trotz aller sozialdemokratischen Redensarten von einem Rechte auf Arbeit, das jeder Mensch habe und das jedem durch den Staat garantiert werden müsse, sowie von einem guten, reichlichen Verdienst, den jeder Arbeiter finden müsse, dennoch das alte Gotteswort sein Recht und seine Wahrheit behält: „Wer nicht arbeiten will (und zwar treu und fleißig, wie es Gott haben will), der soll auch nicht essen," ein Wort, bei dem man allerdings nicht bloß die Handarbeit, sondern auch die Kopfarbeit als Arbeit muß gelten lassen, und nicht meinen darf, es gegen die letztere ins Feld führen zu können.

Neben dem ehrlichen Auskommen ist aber eine weitere und gewiß nicht weniger süße Frucht treuer, ehrlicher Arbeit das gute Gewissen, das man bei solcher Arbeit haben kann gegenüber Gott und den Menschen, die innere Freudigkeit, ja das nicht unberechtigte Hochgefühl, welches der Gedanke erweckt, die Gaben und Kräfte, welche einem Gott der Herr gegeben hat, welcher Art sie auch seien, treulich angewendet und mit denselben nicht allein sich selbst, sondern auch seinen Mitmenschen Nutzen gebracht und gedient zu haben. — Was die Ruhe nach der Arbeit so süß macht, daß auch sie unter die süßen Früchte der Arbeit gerechnet werden darf, das ist nicht nur die wohlthuende Ausspannung der ermüdeten Glieder, das ist auch eben diese innere Freudigkeit, dieses erhebende Zeugnis eines guten Gewissens.

Die bittere Wurzel aber der Arbeit, welches soll die sein? In dem bildlichen Sinne, in welchem das Wort „Wurzel" doch hier gebraucht ist, kann man darunter nicht wohl die Mühe und Anstrengung verstehen, welche bei der Arbeit aufzuwenden ist, sondern nur das, woraus die Arbeit hervorwächst, wodurch sie, wie die Pflanze aus der Wurzel, mit zwingender Notwendigkeit hervorgetrieben wird. Dabei wird man dann aber nicht an das Pflichtgefühl denken dürfen, das zur Arbeit treibt, auch nicht an den Gehorsam

gegen Gottes heiligen Willen, der ja den Menschen zur Arbeit geschaffen und deshalb auch den ersten Menschen sogleich ihre Arbeit gegeben hat, daß sie nämlich den Garten Eden bauten und bewahrten. Denn dieses Pflichtgefühl, dieser Gehorsam gegen Gottes Willen, so schwer auch beides oft dem Menschen ankommt, können ja doch nicht wohl als eine bittere Wurzel bezeichnet werden.

Nein, mit der bittern Wurzel der Arbeit kann nicht wohl etwas anderes gemeint sein, als die Not. — Aber wo die auch die Wurzel der Arbeit gewesen ist, da wird es doch an der süßen Frucht, einem ehrlichen Auskommen, nicht fehlen, wenn unter dem Drucke der Not die ganze Arbeitskraft eingesetzt wird. Die süßeste Frucht aber wird es sein, wenn daraus die Freude an der Arbeit hervorwächst, welche der bitteren Wurzel nicht mehr gedenken läßt.

11. Rätsel.

Suche die richtigen Namen für nachbenannte Personen, Orte und Dinge, nämlich für:

1. Einen der großen Propheten des Alten Testaments,
2. eine holländische Universitätsstadt,
3. einen der größten Flüsse Deutschlands,
4. einen grausamen Kaiser im alten Rom,
5. den zweiten König im alten Rom,
6. eine Stadt an der Eider in Holstein,
7. einen gefährlichen Schneeball,
8. eine oldenburgische Stadt an der Weser,
9. den nördlichsten Teil der Mark Brandenburg,
10. die Hauptstadt des Königreichs Sachsen.

Stellst du nun die gefundenen Namen in der richtigen Reihenfolge untereinander, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und ihre Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein allgemein bekanntes, schönes Vermächtniswort aus dem Munde des einen von unsern jüngst verstorbenen Kaisern.

12. Ein zweites.

Ich bin ein wohlbekannter Berg
In Deutſchlands ſchönen Gauen,
Vom Aberglauben zuſammengebracht
Mit böſen Geiſtern und Frauen.

Doch wenn du mir den Kopf abſchneid'ſt,
So werd ich ein nützlich Geräte,
Daran ſich freuen zur Winterszeit
Die Lieſe und die Käte.

13. Und noch eins.

Mein Erſtes war unentbehrlich
Vor Zeiten für jedes Schiff,
Sollt' ſicher es vermeiden
So Strömung wie auch Riff,
Sollt' glücklich es vollenden
Die vorgeſetzte Fahrt
Und in den Hafen bringen,
Was in ſich es bewahrt!

* * *

Mein Zweites iſt der Kinder Luſt,
Wird mehr als alles von ihnen geliebt,
Wenn auch, falls drüber das Lernen litt Not,
Der Stock hinterher die Luſt wohl trübt.

* * *

Mein Ganzes wetteifert an Schnelligkeit
Mit dem Erſten. — Nun zeig' deine Findigkeit!

14. Anekdote.

Schuſterjunge (beim Bäcker ein ſoeben erkauftes Brot betrachtend und bedenklich in der Hand wiegend): „Aber, lieber Meeſter, det Brot is ja ville zu leicht."

Bäcker: „J, du dummer Junge, dann haſt du ja auch nicht ſo ſchwer daran zu tragen! Haſt ja doch ſchon deinen Korb voll!"

Schusterjunge: „Ja so!“

Nun holt der Junge sein Geldbeutelchen hervor, legt 30 Pfennige auf den Zahltisch und greift dann rasch nach der Thüre.

Bäcker: „Aber Junge, das ist ja viel zu wenig Geld!“

Schusterjunge (listig lachend): „Ihr Vorteil, lieber Meester, dann haben Sie och nich so lange dran zu zählen.“

Sprach's und verduftete.

15. Noch eine.

Draußen wie Drinnen.

„Nun seht mir doch einmal den faulen Kerl, den Maurer da draußen an!“ rief der erste Schreiber des Notars seinen Gefährten zu. „Macht sich der Kerl doch schon eine geschlagene halbe Stunde mit seiner Pfeife zu schaffen und hat während der ganzen Zeit noch keinen Hammer in die Hand genommen. Ich möchte wissen, wofür der seinen Lohn bekommt.“

* * *

„Nun steht der Schreiberknecht doch schon eine geschlagene halbe Stunde am Fenster und schaut mir zu, hat doch also in der ganzen Zeit noch keine Feder angerührt! Möcht' doch wissen, wofür der bezahlt wird!“

16. Kathrin vom Tannhof.

(Erzählung aus dem Leben von **B. Dahnow.**)

1. Und doch!

„Und es wird einmal nichts daraus!“ sagte eine Stimme hart und fest. „Und ich thu's doch!“ lautete ebenso hart und fest die Entgegnung, welche ein frisches, kräftiges Mädchen mit dunklem Haar und dunklen Augen gab, indem es trotzig in die Hände schlug und von dannen ging.

Aber boshaft war er nicht, und es war kurios, daß das Mädchen ihm, trotz aller dieser Quälereien nie ernstlich bös werden konnte; vielmehr suchte sie ihm ähnliche Streiche zu spielen.

Mit den Jahren wurde aber doch die Sache ernstlicher. Er tanzte nie mit ihr. Wohl neckte er sie 'mal dadurch, daß er sie zum Tanz aufforderte, aber regelmäßig ließ er sie sitzen. Es war ein kurioser Kautz. Nur mit den häßlichsten Mädchen tanzte er, mit denen sonst Niemand tanzte, aber einen Schatz hatte er nicht. Er räsonnirte oftmals über die Susel, daß es eine Schande war, und wenn es ihm einmal Jemand verwies, lachte er ihn aus.

War die Susel auf der Tuchbleiche, so war er gewiß auch da und machte ihr das Wasser trüb.

Manchmal wurde Susel recht zornig, aber dann wollte er sich todtlachen; sah er aber, daß sie weinte, so machte er sich schnell davon. Die Susel mied ihn wo sie konnte, aber es war kurios, wenn sie ihn heimlich sehen konnte, lugte sie gewiß durch eine Spalte.

Die offenbare Freundschaft der Zweie wurde am Ende Dorfgespräch und sein Vater nahm ihn mehrmals darüber vor. Was hat dir das arme, aber brave Mädchen gethan, daß du sie hänselst, ärgerst und quälst? fragte er ihn im strengen Ton; aber auf die Antwort konnte er bis Nimmerleestag warten. Streng untersagte er es ihm, sie zu beleidigen. Das dauerte kurze Zeit, so ging der alte Tanz wieder los. Es war, als ob es ihm angethan wäre. Man kennt's gar nicht begreifen. — Nur damals, als ihr Vater starb, hielt er sich stille. Er vermied es sogar, ihr zu begegnen. Doch auch das währte kein Jahr, so ging's wieder wie früher. Er nannte sie nur Päppchen, Äffchen, eitles Tingelchen, und wenn er an ihr vorüber ging, höhnte er über ihre Schönheit; nannte ihre blonden Haare fuchsigroth; ihre blauen Augen Katzenaugen und dergleichen mehr.

Es war damals das Brod theuer und Manchem wurde es schwer durchzukommen. Susel und ihre Mutter wohnten noch im Schulhause.

Da begegnete er ihr einst alleine. Guten Tag,

Finſter blickte der Tannhofbauer, Friedrich Volkmann, der Fortgehenden nach. Die buſchigen Augenbrauen waren drohend zuſammengezogen; wie Gewitterwolken lag es auf der breiten, hohen Stirne, von der das ſchon ergrauende Haar weit zurücktrat; die zuſammengekniffenen, dünnen Lippen und das ſtahlgraue Auge, ſie redeten von einem unbeugſamen Willen.

„Hah!“ ſagte er halblaut vor ſich hin, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, „faſt wollte mir das Herz weich werden, als ſie ſo flehentlich bat und an die ſelige Mutter erinnerte. Aber es iſt gut, daß ich feſt geblieben bin. Ich kann doch einmal nicht mit gutem Gewiſſen ja ſagen! es geriete nimmer zu ihrem Heile. 's iſt zwar ein ſchmucker Burſch, der Wilm Roller, und ich kann's ihr nicht verdenken, daß ſie ihn gern hat; aber ‚Art läßt nicht von Art‘ und ‚der Apfel fällt nicht weit vom Stamm‘. Hat der Vater ſein Gut umgebracht mit Praſſen, mag ich's nicht riskieren, dem Sohne eines ſolchen Vaters mein ſauer Erworbenes und Erſpartes hinzugeben, daß er es am Ende auch durchbringe, und mein Kind dann im Elend ſitze. Der Kathrin wird's Herz drum nicht brechen; ſchmucke Burſche giebt's noch mehr im Lande, auch ſolche, bei denen man ein ſo böſes Erbteil vom Vater her nicht zu befürchten hat. Und kurz und gut: es wird nichts daraus!“

Als wolle er den letzten Worten noch einen beſonderen Nachdruck geben, ſchlug er kräftig mit der Fauſt auf den Tiſch, langte dann nach ſeiner Mütze und ging feſten Schrittes hinaus, wo man bald vernahm, wie er den Knechten und Mägden mit kräftiger Stimme Befehle erteilte.

Derweilen hatte ſich droben am Waldesrain ein junges Paar zuſammengefunden. Es war ein ſchlank gewachſener Burſche mit lebhaften blauen Augen unter einer hübſch geformten Stirne, welche ein üppiges blondes Haar umgab. Ein keckes Schnurrbärtchen beſchattete die friſchen, roten Lippen, hinter denen, ſo oft ſich der Mund zum Sprechen oder Lachen aufthat, blendend weiße Zähne hervorblitzten. Die neben ihm ſtand, von ſeinem Arm umſchlungen, war dieſelbe, die wir vorhin ihr trotziges: „Und

ich thu's doch" hervorſtoßen hörten, des Tannhofbauern Tochter aus ſeiner erſten Ehe, die hübſche Kathrin. Der Trotz war noch nicht aus ihren Mienen gewichen, und obwohl ſie ſich gefreut hatte, daß der Wilm ſchon auf ihr Kommen gewartet, ſchaute ſie ihn doch nicht an, ſondern blickte mit geſenktem Kopfe auf den Boden, als wolle ſie die Stirne zum Kampfe bieten.

„Er will's nicht!" ſagte ſie heftig. „Er will's durchaus nicht! Brauchſt dir drum nicht die Mühe zu machen, daß du ihn noch einmal fragſt. Der ſtahlharte Kopf giebt nicht nach; das weißt du ja nur zu gut!"

„Ja, leider weiß ich's, daß er nicht will," ſagte der Burſche tief aufſeufzend. „Er hat's mir ja oft genug ſo deutlich zu verſtehen gegeben, daß ich's merken mußte. Es iſt die alte Feindſchaft zwiſchen ihm und meinem Vater, die ihn ſo ſehr gegen mich einnimmt. Und weil mein Vater die Karten und den Branntwein mehr liebte als gut war, meint er, es würde auch bei mir, dem Sohne, ebenſo gehen und ſieht mich ſchon jetzt ohne allen Grund als einen Lumpen an. Was haſt du ihm denn geantwortet, als er dich abwies?"

„Was ich ihm geantwortet habe?" gab Kathrin hart zurück und ſchaute den Burſchen mit ihren Glutaugen feſt an. „Denkſt du denn etwa, Wilm, daß ich ſo leicht locker ließe? Ich hab' ihm geantwortet, daß ich dich doch heiraten würde; und dabei bleib' ich auch."

„Hurra!" rief Wilm und warf vor Freude ſeine Mütze in die Luft. „Dann iſt alles gut; denn auch ich bleib' dabei, daß ich keine andere nehme als dich, mein Schatz. Wie könnt' ich auch?" ſagte er, indem er ihr zärtlich in die Augen ſah. Dann zog er ſie feſter an ſich und fragte leiſer: „Aber biſt denn auch du mir wirklich ſo recht von Herzen gut? Ich hab' früher immer gemeint, du ſeieſt dem Waldmüller gut, der ja auch ſo gern nach dir ſah. Er iſt zwar jetzt verheiratet und wiegt ſchon ſeinen erſten Buben auf den Knieen; aber der Gedanke, daß er dir noch gut ſein könne, oder daß du ihm noch gut wäreſt, könnte mich raſend machen."

„Unſinn!" rief ärgerlich Kathrin, der bei dieſen Worten eine helle Glut in die Wangen ſtieg, und machte

sich etwas unsanft von Wilm los. „Unsinn!“ wiederholte sie sich wegwendend, „wenn du mich noch öfter mit solch dummen Reden ärgern willst, dann sag's nur lieber sogleich; dann bin ich doch lieber dem Vater zu willen und heirate dich nicht.“

„Sei gut, Kathrin!“ bat Wilm; „es ist mir das nur so herausgefahren, weil ich dich so gar arg lieb habe, und manchmal mit Ernst daran denke, ob du es ebenso mit mir meinst, wie ich mit dir. Siehst du, Kathrin, wenn du mich immer so recht von Herzen lieb haben willst, dann soll dein Vater sehen, daß ich kein Lump bin, sondern brav und rechtschaffen, wie nur einer. Aber freilich, wenn du mich nicht mehr lieb hättest und mir untreu würdest, dann — —“

„Nun dann gehst du unter die Panduren und läßt dich tot schießen,“ lachte Kathrin etwas gezwungen und gab ihm einen leichten Schlag auf den Mund. „Was doch so ein verliebter Mensch für Albernheiten schwatzen kann!“

Dem Wilm gab's freilich bei diesen Worten, die ins Lächerliche zogen, was ihm so tief ernst gemeint war, einen leisen Stich ins Herz; aber der strahlende Blick, den ihm die schwarzen Augen zuwarfen, ließ keine unmutigen Gedanken weiter mehr aufkommen.

2. Hochzeitsglockenläuten.

Auf dem Kirchhofe von Welmersdorf war reges Leben. In Gruppen standen die Leute beieinander und unterredeten sich halblaut mit wichtiger Miene, während die Blicke fast bei jedem dritten Worte den Weg hinunterschweiften, der nach dem Tannhofe führte, als würde von dorther etwas ganz Besonderes erwartet. Was das sein möge, ließ der mit Blumen geschmückte Altar erraten, den man durch die geöffnete Kirchthüre erblickte, sowie das Geläute der Glocken, das vom Kirchturm herniederschallte und den Gottessegen über das zu erwartende Hochzeitspaar sollte herabflehen helfen. Die Leute draußen meinten indessen, heute klängen die Glocken nicht so hell und freudig wie sonst, als scheuten sie sich in etwa, den Gottessegen herab

zuſtehen auf ein Paar, dem der Elternſegen fehlte; denn wo letzterer fehle, meinte man, könne auch kein rechter Gottesſegen kommen.

Und jetzt kamen ſie vom Tannhofe daher. Vorne an ging der Hans, des Tannhofbauern Sohn aus zweiter Ehe, ein kluhender Knabe von 9 bis 10 Jahren; dann kamen

die beiden Brautleute, die Kathrin und der Wilm Roller, außerdem einige wenige Freunde und Freundinnen des Brautpaars, und hinten, ganz zuletzt, als gehöre er nicht dazu, der Tannhofbauer.

Die Kathrin sah in ihrem bräutlichen Schmucke hübsch und stattlich aus; allein den Hauptschmuck einer Braut vermißte man bei ihr: den stillen Ernst, wie er sich ziemt für einen so wichtigen Gang, der, wenn auch zu neuem Glücke, so doch auch zu neuen heiligen Pflichten führt, und das demütig gesenkte Haupt, das davon Zeugnis giebt, daß der Blick nach innen gerichtet ist. Die Kathrin trug stolz ihren Kopf in der Höhe und die schwarzen Augen schauten triumphierend um sich, als wollten sie sagen: Seht Ihr's? Ich hab's doch erreicht.

Auf dem Antlitz des Bräutigams lag mehr Ernst und ein offenbar tieferes Bewußtsein von der Wichtigkeit der gegenwärtigen Stunde. Das flüsterten sich auch die Zuschauer einander zu, bei denen der Roller-Wilm drüben aus Frohnsthal von jeher beliebter gewesen war, als die stolze Kathrin vom Tannhofe.

Der Tannhofbauer aber, dessen eigentlicher Platz nicht hinten, sondern vorne bei den Brautleuten gewesen wäre, schaute am ernstesten drein, und wie schwere Wetterwolken lag es auf seiner gerunzelten Stirn.

An der Kirchthüre nahm der alte würdige Seelsorger den Hochzeitszug in Empfang, mit wohlwollendem, aber ernstem Blicke das Brautpaar begrüßend. Er hatte die Kathrin getauft und konfirmiert; er hatte ihrer verstorbenen Mutter während ihrer letzten Lebens- und Leidenstage mit geistlichem Zuspruch treulich beigestanden, und über ihr Sterbebett und ihr Grab den Abschiedssegen gesprochen; er hatte dann später auch die zweite Ehe des Tannhofbauern eingesegnet; bei dem allen aber tiefe Blicke wie in die Verhältnisse so auch in die Herzen der Bewohner des Tannhofes gethan.

Väterlich ernst waren deshalb auch die Worte, mit denen er das junge Paar zusammengab und die eigentümlichen Umstände berührte, unter denen es zusammenkam, väterlich ernst die Mahnungen, die er den beiden mit auf den Lebensweg gab. Bei Wilm schienen dieselben

eine gute Stätte zu finden, er war offenbar tief bewegt durch sie. Auch die Kathrin schien sich bei einzelnen Stellen der Traurede ergriffen zu fühlen, aber bei ihr war das Ergriffensein wie ein Sprühregen zur Sommerszeit, der von dem heißen, staubigen Boden rasch aufgesogen wird. Als der Segen gesprochen war, da war's auch schon mit dem Ergriffensein zu Ende und halb ungeduldig hörte sie zu, als ihr alter Seelsorger ihr die Hand reichte und mit mildem Blicke und herzlichem Tone sagte:

„Kathrin, mein Kind, du und dein Mann, ihr habt euch eure Verbindung erkämpft gegen den Willen der Eltern. Laßt es nun euer ernstes Anliegen sein, durch Führung eurer Ehe in echt christlichem Sinn und Geist, sowie durch einen Wandel in Rechtschaffenheit und Gottesfurcht euch nachträglich noch den Elternsegen zu erringen, auf daß euch auch der Segen Gottes voll und ganz zu teil werden kann."

Was der treue Seelsorger bei diesen Worten aus Kathrins Augen als Antwort las, preßte ihm einen stillen Seufzer aus. Ein demütig-freudiges Gelöbnis war es sicherlich nicht.

Als der kleine Hochzeitszug wieder den Blicken der Zuschauer entschwunden war, wurde bei diesen laut, was man sich vorhin, als das Brautpaar zur Kirche ging, höchstens ganz leise zugeflüstert hatte.

„Fein sah sie aus, die Kathrin, das muß man ihr lassen," sagte die Frau Bäckermeister Kuhn, „sie war eine schöne, stattliche Braut."

„Ja," erwiderte die Lindenbäuerin, „aber gefallen hat sie mir darum doch nicht, nicht den zehnten Teil so gut wie ihre verstorbene Mutter, als die mit dem Tannhofbauer zur Kirche ging. Ich war damals zwar noch ein ganz junges Ding, das mit im Zuge ging, weil mich die Braut aus Schmalderf zur Hochzeit mitgebracht hatte; aber ich weiß noch heute, wie sittig und geschämig die Tina einherging, ganz anders wie heute ihre Tochter, die ja die Augen beständig in die Runde gehen ließ!"

„Das Mädel hat eben des Vaters Art an sich," sagte Frau Christine, des Schulzen Frau. „Habt ihr den

gesehen, wie er drein schaute? Wenn nur unter seinen Blicken die Kaffeemilch nicht sauer wird!"

„Huh!" lachte die schmucke Lore vom Altenhof, „wenn mein Vater solch ein Gesicht machen wollte zu meiner Hochzeit, ich glaube, ich weinte mir die Augen aus, oder sagte gar am Altare noch nein und ließe meinen Bräutigam laufen."

„Da denkt die Kathrin ganz anders," sagte die Kuhn wieder, „der war das Lachen näher als das Weinen, weil sie ihren Kopf durchgesetzt hat."

„Ob ihr denn der Wilm wirklich so ans Herz gewachsen ist?" fragte die Lore leise und mit halbem Lächeln.

„Wer weiß?" entgegnete Frau Christine sinnend. „Am Ende hat sie ihn nur gewählt aus Ärger darüber, daß der Waldmüller sie nicht genommen und sich so eine Feine aus der Stadt mitgebracht hat."

„Ei was!" fuhr der Lindenbauer dazwischen, der zu den Redenden getreten war, um seine Frau abzuholen, und die letzten Worte mit angehört hatte. „Ihr Frauensleute wittert doch bei jeder Liebesgeschichte etwas Geheimnisvolles. Der Wilm und die Kathrin sind sich halt gut, und da haben sie gebettelt und geschmeichelt, bis der Tannhofbauer, um nur Ruhe vor ihnen zu haben, endlich ja gesagt hat. Übrigens — unter uns gesagt! — ich möchte der Wilm nicht sein."

„Ja, ich kann's auch nicht begreifen," sagte seine Frau, „daß er so gar arg auf die Kathrin versessen ist."

„Vielleicht hat er das Geld des Tannhofbauern nicht weniger lieb, als seine Tochter," bemerkte die Frau des Schulzen.

„Was, Geld?" rief der Lindenbauer dagegen. „Der Volkmann wird wohl wenig genug herausrücken. Das läßt schon die Bäuerin nicht zu, die alles für ihren Hans behalten möchte. Hab' mit meinen eigenen Ohren gehört, wie der Volkmann gesagt hat, das Mädel bekäme nichts mit als das, was ihm als Erbteil von der verstorbenen Mutter zustehe; die hatte aber kein großes Vermögen gehabt. Dem Roller Wilm zu liebe giebt der Tannhofbauer auf keinen Fall das Geringste mehr heraus."

„Was hat er nur eigentlich gegen den?“ fragte die Lore. „Er ist doch ein so braver Bursche, den wir alle gern hatten, als er noch ganz hier in Welmersdorf war?“

„Das ist leicht zu verstehen,“ antwortete der Lindenbauer. „Der alte Roller, Wilms Vater, war ein Taugenichts, der nichts lieber that als trinken und spielen. Als er nun gar die Gastwirtschaft drüben in Frohnsdorf erbte und es so bequem bekam, den Branntwein stets im Hause zu haben, da vertrank er seine Gesundheit ganz und gar, so daß er nach kurzer Zeit starb. Hätte er länger gelebt, so würde wohl die Freude über die Erbschaft noch ein Ende mit Schrecken genommen haben. Der Wilm wird so noch zu thun haben, daß er die Wirtschaft flott erhält; denn er mußte ja doch, was von Vermögen noch da war, mit seinen älteren Geschwistern teilen.“

„Aber der Wilm ist doch bis jetzt immer brav und ordentlich gewesen,“ warf die Lore wieder ein, „da hat doch der Tannhofbauer keinen Grund, ihm gram zu sein?“

„Nun ja,“ meinte Frau Kuhn, „der Wilm ist wohl bis jetzt brav gewesen; aber das leidige Trinken erbt sich fast in der Regel fort, und da kann es einem Vater nicht verdacht werden, wenn er Bedenken trägt, seine Tochter dem Sohne eines Trinkers zur Frau zu geben. ’s ist ja ein wahrer Fluch, der an dem Branntwein klebt!“

„Außerdem,“ sagte die Lindenbäuerin, „hängt auch noch eine andere alte Geschichte daran. Der Roller hätte auch gerne die Tina, die verstorbene Tannhofbäuerin, gehabt, und als sie der Vollmann bekam, hat er gegen diesen böse Worte fallen lassen, für die dem Tannhofbauer heute das Gedächtnis noch nicht vergangen ist.“

Während auf dem Kirchhofe diese Reden gewechselt wurden, hatte der kleine Hochzeitszug den Tannhof erreicht und sich zum Mahle niedergesetzt, welches inzwischen von der Bäuerin bereit gemacht worden war. Aber während sonst bei Hochzeitsmahlen laute Fröhlichkeit herrscht, besonders unter den jungen Gästen, wollte es heute keinem von diesen gelingen, eine nur einigermaßen fröhliche Stimmung herbeizuführen. Es war wie Gewitterschwüle, die über der ganzen Gesellschaft lag und von den Stirnwolken des Brautvaters ausging. Kaum war das Essen

eingenommen, ſo rüſtete man ſich ſchon zum Abſchiede, auch das junge Paar.

Als Kathrin ſich kühl von der Stiefmutter verabſchiedet hatte, mit der ſie niemals beſonders gut übereingekommen war, trat ſie zum Vater, um auch von ihm Abſchied zu nehmen. Hart und kalt ſchauten ſie deſſen ſtahlgraue Augen an.

„Du haſt ja nun erreicht, was du gewollt," ſagte er finſter, „haſt deinen Willen dem meinigen entgegengeſetzt und auch durchgeſetzt; nun magſt du auch die Folgen tragen. Um der Leute willen und weil's der alte Herr Pfarrer durchaus ſo wollte, bin ich mit zur Kirche gegangen. Damit bin ich aber auch fertig. Kannſt nun ſehen, wie du ohne mich durchkommſt. Meine Tochter biſt du nicht mehr. Und merk's! Halt zuſammen, was du haſt! Meine Hand iſt nicht mehr offen für dich! — Sei glücklich, wenn du kannſt!" ſchloß er etwas weniger hart und finſter, indem er ſich wegwendete.

Hätte die Kathrin jetzt für ihren Vater ein freundliches Wort gehabt, eine leiſe Bitte um Verzeihung, ein weiches Erinnern an die tote Mutter, das unvergeſſene Weib ſeiner jugendfriſchen Liebe, es hätte ſich vielleicht noch alles zum Guten gewendet. Aber das erlöſende Wort blieb ungeſprochen. Trotzig warf Kathrin den Kopf zurück und ſchritt ohne einen Händedruck, ohne einen Abſchiedsblick für den Vater zur Thüre hinaus. Mit einem tiefen Seufzer ging ihr der Vater langſam nach. Draußen traf er auf Wilm, welcher den letzten Gäſten das Geleite gegeben hatte und eben dabei war, von der Bäuerin Abſchied zu nehmen, deren jüngſtes Kind, die 4jährige Liefe, ſich hinter ſie flüchtete, weil ſie vor dem fremden Schwager bange war.

Wilm wendete ſich ſogleich ſeinem Schwiegervater zu, bot ihm die Hand, die jedoch nicht angenommen wurde, und ſagte:

„Tannhofbauer, warum wollt Ihr mir nur ſo gram ſein? Glaubt's mir doch, daß es mein feſter, heiliger Vorſatz iſt, der Kathrin ein guter Mann zu ſein, und auch Euch keine Schande zu machen. Habt doch nur ein wenig Vertrauen zu mir!"

Der Alte hob das geſenkte Haupt auf und ſah den

Sprecher einen Augenblick ſo feſt und ſcharf an, als wollte er mit ſeinem Blicke ihm ins innerſte Herz dringen.

„Thu's!“ ſagte er dann kurz. „Führ deinen Vorſatz aus, ſo ſprechen wir uns vielleicht einmal wieder.“

Damit wendete er ſich ſchweren Schrittes wieder dem Hauſe zu, und Wilm bot ohne ein weiteres Wort ſeiner jungen Frau den Arm, um ſie hinüber in das nahe Frohnsthal, in die neue Heimat, zu führen.

3. Im „grünen Baum“.

Etliche Monate waren vergangen. Die junge Ehe ſchien eine vollkommen glückliche zu ſein und zu bleiben. Aus Wilms Augen leuchtete es ſo hell und ſonnig; er trieb ſein Tagewerk ſo friſch und fröhlich; ſein Frohſinn wirkte ſo anſteckend auf die Gäſte in ſeiner Wirtsſtube, daß Rollers „grüner Baum“ von Tag zu Tage lieber aufgeſucht wurde und die Wirtſchaft ſich zuſehends zu heben begann. Wenn die Gäſte an ihrem Wirte etwas zu tadeln hatten, ſo war es das, daß er ihnen bei einem Schnapſe nie Beſcheid thun wollte, und kein Glas mit Branntwein auch nur an die Lippen ſetzte. Er hütete ſich, dem Branntweinteufel, der ſeinen Vater ins Verderben geſtürzt hatte, auch nur den kleinen Finger zu reichen. War abends, wenn er bei ſeinen Gäſten ſaß und ſein Pfeifchen bei ihnen rauchte, vom Sprechen und Lachen die Kehle trocken geworden, ſo trank er wohl ein Glas Bier, aber nie einen Tropfen Schnaps. Ebenſowenig rührte er die Karten an, nicht einmal als Erſatzmann. Er that's nicht, mochte man auch noch ſo ſehr in ihn dringen.

Der Kathrin gefiel es auch ganz gut in dem neuen Berufe als Wirtin. Nur gefiel es ihrem Manne nicht, daß ſie, wenn ſie in der Wirtsſtube ſaß, die ſchwarzen Augen ſo keck umhergehen ließ und wenn ſich die Gäſte ihr gegenüber lockere Späße erlaubten, eher zu denſelben lächelte, als ſie ernſt zurückwies. Es gab dann jedesmal Wilm einen Stich ins Herz und er ſchaute ſein Weib fragend und vorwurfsvoll an. Aber, wenn ſie ihm dann einen ihrer ſtrahlenden Blicke zuwarf, ſo war alles vergeſſen und er ſchalt ſich wohl gar ſelbſt, daß er an ihr

Schulbase, ſagte er, und ſo nannte man die Schullehrerin im Dorf. Offenbar ſpielte er damit auf die Meinung der Bauern und ſeines Vaters hin, dem die Stelle zu geben, der Suſel heirathete. In ſeinem Tone lag bitterer Spott. Das Mädchen erröthete vor Zorn.

Haſt du gehört, Suſel, daß der rothe Lorenz, der die Säbelbeine hat und nur mit Einem Auge ſieht, ſich um den Dienſt bewirbt? Du läſt mich doch auch, wenn Du Hochzeit mit ihm hältſt? So ſprach er höhnend.

Das Mädchen zitterte vor Zorn und die Schmach preßte ihr helle Thränen aus. Sie blieb ſtehen und ſah ihn an.

Was hab' ich Dir gethan, Ulrich, ſagte ſie mit bebender Stimme, daß Dein Haß mich bis ins Grab verfolgt?

Willſt Du ſchon ſterben? fragte er. Vor der luſtigen Hochzeit mit Lorenz? —

Du bringſt mich noch unter die Erde! rief ſie weinend aus. Ich bin arm, aber deines Vaters Wohlthat mag ich nicht. Könnt' ich mich vor dir ſchützen, ich wollte hungern und darben. Du gönnſt mir keine Freude von

etwas Tadelnswertes gefunden habe. Lieber, als daß er ſie in der Wirtsſtube ſah, war es ihm, wenn ſie abends zu Freunden und Nachbarn „zum Lichten“ ging, und Kathrin verſtand ſich auch dazu ſehr gerne. Daß ſie am liebſten und am häufigſten zu der alten, ſchwerhörigen und ſchwachſichtigen Baſe Mörrick ging, die alleine in ihrem Häuschen ganz am Ende des Dorfes wohnte, war freilich für Wilm etwas verwunderlich, da er nicht begreifen konnte, wie ſich die lebhafte Kathrin in Geſellſchaft der alten, abgelebten Frau wohl fühlen könne; aber er ſchrieb es auf die Rechnung des guten Herzens ſeiner Frau, die mit der alten, einſamen Baſe Mitleid habe. Kehrte dann Kathrin eilig und mit glühenden Wangen heim, dann ſagte er wohl:

„Ei, wie du wieder glühſt! Die alte Baſe hatte es wohl wieder rechtſchaffen heiß in ihrem Stübchen?“

Dann lachte die Kathrin und ſagte: „Freilich, ſo alte Leute frieren immer, das weißt du ja.“

Aus Welmersdorf vom Tannhofe hörten und ſahen die jungen Leute nichts, ſo nahe ſie auch dabei waren. Wilm, dem durch ſein Glück das Herz weit und weich geworden war, hatte eines Tages geſagt:

„Komm, Kathrin, wir wollen einmal hinüber nach Welmersdorf. Wenn uns der Vater ſo unvermutet friſch und froh bei ſich eintreten ſieht, dann vergißt er vielleicht ſeinen Groll und nimmt uns freundlich auf. Er iſt doch einmal der Vater, und es wäre doch viel ſchöner, wir ſtänden gut mit ihm. Hab' ja zuerſt das Herz voll Zorn gegen ihn gehabt, weil er mir ſo bitter unrecht gethan hat; aber ſeitdem ich dich habe, iſt mir aller Zorn vergangen. Komm, Kathrin, laß uns gehen!“

Aber Kathrin hatte die Stirne kraus gezogen und geantwortet:

„Nein, Wilm, wo mir die Thüre gewieſen worden iſt, dahin gehe ich nicht wieder. Schlimm genug, daß das der leibliche Vater thun konnte! Willſt du denn dich ſelbſt und deine Frau der Gefahr ausſetzen, nochmals die Thüre gewieſen zu bekommen?“

Da hatte Wilm mit einem Seufzer ſtill geſchwiegen, und die Sache war abgethan.

Drüben im Tannhofe aber, da ſehnte ſich der alte

Volkmann im ſtillen nach ſeiner Tochter, wenn er's auch nicht einmal ſich ſelbſt eingeſtehen mochte. War ſie doch das Kind ſeiner lieben Tina, die er nimmer vergeſſen konnte! Er ſehnte ſich danach, daß die Kinder den erſten Schritt thäten, um eine Ausſöhnung herbeizuführen und hätte ihnen gewiß gerne die Hand entgegengeſtreckt. Allein ſelbſt den erſten Schritt thun? Dem Schwiegerſohne, von dem er nur Gutes hörte, ſagen: ich habe dir unrecht gethan? Er, Volkmann, der Tannhofbauer, ſich ſo erniedrigen? — Unmöglich! — Und ſtolz richtete er das Haupt auf und begrub die geheimen Sehnſuchtsgedanken wieder tief ins Herz. Er hatte in einer beſonders weichen Stunde von dieſen Gedanken einmal etwas gegen ſeine Frau fallen laſſen; aber die hatte ihm ſo ſpöttiſch darauf geantwortet und ſeinen Stolz ſo gewaltig aufgeſtachelt, daß er ſolche Gedanken immer tiefer und feſter in ſich vergrub.

Eines Abends war wieder luſtige Geſellſchaft im grünen Baum verſammelt. Kathrin war wieder ausgegangen und Wilm war eben von dem Küfer in den Keller gerufen worden.

„s' iſt doch ein ander Ding jetzt hier, als zu des alten Rollers Zeiten," meinte der Schmied Luttert, ein alter Stammgaſt des grünen Baums, und that behaglich einen kräftigen Zug. „Der Wilm verſteht ſein Geſchäft, das muß man ihm laſſen."

„Ja," pflichtete Schuſter Freilich bei, „er macht's nicht wie der Alte, der ſelber das gute trank und ſeinen Gäſten nur ſchales Bier und ſchlechten Schnaps vorſetzte. Ja, das muß wahr ſein, der Wilm iſt ein tüchtiger Wirt."

„Aber auch ein entſetzlich verliebter Burſche!" lachte der Jörg, der Sohn des Schulzen. „Schaut er nicht wie ein Tiger um ſich, wenn die Kathrin mit ihren Feueraugen einen andern anſieht und einmal mit ihm lacht?"

„Deshalb geht auch das Sprüchlein bei ihm in Erfüllung: die Liebe macht blind," ſagte Bauer Riſt mit gedämpfter Stimme. „Er hält ſeine Frau für eine weiße Taube, während doch halb Frohnsthal ſchon weiß, wie weit es damit her iſt."

„Soll's denn wirklich wahr ſein," fragte Freilich, „was man von der Kathrin und ihrem alten Schatz, dem

Waldmüller, munkelt, daß ſie bei der alten Mörrick, die nichts hört und nichts ſieht, abends zuſammenkommen?"

„Ob's wahr iſt?" ſagte Riſt. „Freilich iſt's wahr. Die Vögel pfeifen es ja faſt ſchon von den Dächern!"

„Welcher Halunke ſagt das?" donnerte es da von draußen herein, und im nächſten Augenblicke ſtand Wilm hochrot vor Zorn im Wirtszimmer. „Wer hat das eben geſagt und ſich unterſtanden, mein Weib ſo zu beſchimpfen?" ſchrie er die Gäſte an und hob drohend die Fauſt in die Höhe.

Wie vom Blitze getroffen, waren die Männer zuſammengefahren, als Wilms Stimme zum Fenſter herein donnerte, welches, wie ſie jetzt erſt bemerkten, halb offen ſtand und es dem draußen Vorbeigehenden möglich gemacht hatte, die Reden der Gäſte zu verſtehen.

„Wer hat das geſagt?" ſchrie Wilm noch einmal und packte Riſt bei den Schultern, „wenn ich nicht ſehr irre, ſo wart Ihr es!"

„Gemach, Wilm! Gemach!" mahnte Luttert mit ſeiner tiefen Baßſtimme, erhob ſich raſch und zog mit ſeiner derben Fauſt Wilm von Riſt fort. „Nicht ſo hitzig, Freund Wilm! Es war ja nicht ſo böſe gemeint! Wer wird alles gleich ſo ſcharf nehmen!"

„Nicht ſo böſe gemeint?" ſchrie Wilm. „Nicht ſo ſcharf nehmen? Soll ich mir's etwa ruhig und ſtillſchweigend gefallen laſſen, wenn mein Weib, meine Kathrin, die zehnmal mehr wert iſt, als Ihr alle miteinander, beſchimpft und verleumdet wird? Auf der Stelle nehmt Ihr zurück, was Ihr geſagt habt, oder — —" und drohend ſchüttelte er die Fauſt gegen Riſt.

„Ich kann nichts zurücknehmen," ſagte Riſt trotzig und feſt, „was wahr iſt, muß wahr bleiben."

Da holte Wilms Arm zum Schlage aus. Aber Luttert faßte ſchnell wieder den Arm und ſagte beſchwichtigend: „Mäßige dich, Wilm! Es thut mir in der Seele leid, daß du auf dieſe Weiſe erfährſt, was halb Frohnsthal ſchon weiß, wofür du ſelbſt aber völlig mit Blindheit geſchlagen zu ſein ſcheinſt."

Es lag etwas im Tone des Sprechers, was nicht ohne Eindruck auf Wilm blieb; er erwiderte nichts, ſchaute aber fragend zu Luttert auf.

„Warum," fuhr dieſer nun fort, „laßt du deine Frau ſo oft hinaus zur alten Mörrick gehen? Weißt du denn wirklich nicht, was ſie dorthin zieht? Wahrhaftig, es thut mir weh, daß ich, der ich dich von Jugend auf kenne, dir den Staar ſtechen muß. Es hat mir ſchon lange weh gethan, daß du ſo große Stücke auf die Kathrin hältſt und ſo ſtolz auf ſie biſt, wo ſie es doch ſo wenig verdient und dich — Gott ſei's geklagt! — ſo ſchnöde betrügt, indem ſie es mit dem — — Waldmüller hält, den ſie dort bei der Mörrick trifft."

Eine Weile ſtand Wilm wie erſtarrt bei dieſen Worten; dann aber drang es ihm wieder heiß zu Kopf und Herzen.

„Ihr lügt, Luttert! Ihr lügt! Sagt ſogleich, daß Ihr lügt!"

„Wollte Gott, es wäre wahr, daß ich lüge!" ſagte Luttert wehmütig.

„Beweiſe! Beweiſe!" ſtöhnte da Wilm. „Wer mir mein Weib, meine Kathrin, ſo angreift, der muß mir auch Beweiſe ſchaffen!"

„Nichts leichter als das!" miſchte ſich Aiſt wieder ein. „Geht nur hinaus zu Eurer Baſe; Ihr findet ſie dort wohl noch beiſammen."

„Ja, ja!" rief Wilm. „Ich will hin und ſelbſt ſehen! Aber Ihr alle müßt mit mir kommen, damit Ihr ſogleich auf der Stelle Abbitte thut, ihr und mir!"

„Gut, das wollen wir," ſagte Luttert, „aber nur unter der Bedingung, daß du keine Gewaltthat verübſt und ruhig bleibſt, was du auch ſiehſt!"

„Ja, ja," antwortete Wilm ſchnell, „das wird mir nicht ſchwer werden; ich verſpreche es. Aber nun kommt ſogleich mit!"

Mitleidig ſchauten die Männer auf ihren Wirt und folgten dem Voranſtürmenden. Bald war das Häuschen der Witwe Mörrick erreicht, durch deſſen Fenſter helles Licht hervorſchien, da ſie weder mit Läden noch mit Vorhängen verſehen waren. Leiſe näherten ſich die Männer dem alleinſtehenden, etwas abſeits gelegenen Häuschen, allen voran Wilm. Jetzt war er vor dem Fenſter und ſah hinein, ſah und ſah und konnte und wollte doch nicht

glauben, was ſeine Augen ſahen: Kathrin, ſeine Kathrin, das Weib ſeiner heißen, innigen Liebe, in traulichem Geſpräche und mit lachenden Mienen neben dem Waldmüller ſitzend.

Plötzlich ſanken ſeine Arme ſchlaff am Leibe nieder, kraftlos brach er in die Kniee und wie der Todesſchrei des verwundeten Hirſches klang der verzweiflungsvolle Ruf: „Kathrin! Meine Kathrin!“ Willenlos ließ er ſich von den Männern nach Hauſe führen.

„Gott helfe dir, Wilm!“ ſagte der gutherzige Schmied, als ſie dort angelangt waren, und ſtrich mit ſeiner ſchwieligen Hand Wilm, der auf einen Stuhl niedergeſunken war, über das lockige Haar. „Gott helfe dir!“ ſagte er noch einmal und konnte einer Thräne nicht wehren, die ſich in ſein Auge ſtahl, als er in das troſtloſe Antlitz da vor ſich ſchaute, das durch den furchtbar jähen Schrecken völlig entſtellt war. Dann entfernten ſich die Männer ſchweigend und ließen Wilm mit ſeinem Jammer allein.

Der aber raffte ſich plötzlich auf und ſtürzte zum Hauſe hinaus, hinaus in den düſtern Wald, der nicht weit vom „grünen Baum“ begann. Aber was flüſterten ihm die im Abendwinde rauſchenden Wipfel zu? Klang es nicht ganz deutlich zu ihm herunter: „Verloren, verloren all dein Glück!“? — Was ſagten ihm die Mondſtrahlen, welche durch die Blätter zitterten? Lachten ſie ihn nicht aus und riefen: „Narr du, der du an die Liebe und Treue deines Weibes geglaubt haſt!“? — Da wollte er nichts mehr hören und ſehen. Er warf ſich nieder auf den Boden und barg ſein Angeſicht im feuchten Mooſe. Aber auch da ſtieg es wie aus dem Boden zu ihm herauf: „Wilm! Wilm! was iſt aus deinem Glücke geworden? Es iſt begraben für immer!“

Da löſte ſich aber der Bann, der ihm wie Bergeslaſt auf dem Herzen gelegen hatte. Er fand Thränen und ſchluchzte, ſchluchzte wie ein Kind.

Spät in der Nacht erſt kam er heim und fand Kathrin noch wach und auf ihn wartend. Sie hatte zwar von Wilms Schrei nichts gehört und deshalb keine Ahnung von dem, was geſchehen war; aber eine ihr unbegreifliche Unruhe, welche durch das lange Ausbleiben ihres Mannes

noch erhöht wurde, ließ keinen Schlaf in ihre Augen kommen. Wie erschrak sie aber, als Wilm nun endlich kam und sie ihm in das völlig entstellte, geisterbleiche Gesicht sah!

„Wilm! Wilm!“ rief sie. „Wie siehst du aus? Was ist geschehen?“

Da zog sie Wilm, ohne ein Wort zu sagen, in die Schlafkammer und zwang die jetzt im Bewußtsein ihrer Schuld Erbebende zu reden, erzwang ein volles, rückhaltloses Bekenntnis, dem sich Kathrin durch Leugnen nicht mehr entziehen konnte.

Es war die alte Geschichte, die so oft neu wird, und wenn auch nicht das Herz, so doch das Lebensglück zweier Menschen schonungslos entzwei bricht. Sie hatten sich lieb gehabt, die Kathrin und der Waldmüller, und sich gegenseitig Treue gelobt, bevor der letztere in die Stadt mußte, wo er nach dem Willen seines Vaters einen größeren Mühlenbetrieb kennen lernen sollte, ehe er die väterliche Waldmühle übernahm. Dort im Saus und Braus des Stadtlebens, über dem täglichen Verkehr mit einer schönen Meisterstochter, vergaß er die Kathrin daheim und das ihr gegebene Wort. Und da die Rosa nicht bloß ein schönes, sondern auch ein reiches Mädchen war, weit reicher als die Kathrin je werden konnte, so freite er sie kurzweg und kehrte mit ihr als seiner Frau nach der Waldmühle zurück. — Da hätte denn die Kathrin in ihrem Schmerze und in ihrem gekränkten Stolze jeden genommen, der sie zum Weibe begehrte, um dem Waldmüller zu zeigen, daß sie sich aus ihm und seiner Heirat nicht das mindeste mache. Da nun der Wilm Roller ein überaus schmucker Bursche war und sie offenbar aufrichtig und innig lieb hatte, so gab sie ihm ihr Wort und heiratete ihn, ohne ihr Herz vorher sorgfältig zu Rate gezogen und geprüft zu haben. Bei einem Besuche, den sie der alten Base Mörrick machte, hatte sie dort den Waldmüller getroffen, den ein Geschäft hergeführt hatte, und dieses einmalige kurze Beisammensein hatte genügt, die alte Liebe in beiden hoch auflodern zu lassen, da sie beide in die geschlossene Ehe das Herz nicht mitgebracht hatten. Anstatt nun ihre Herzen in die rechte Zucht zu nehmen und sich zu fliehen, ließen sie ihrem

Gefühle Zaum und Zügel ſchießen und trafen ſich immer häufiger in dem einſam gelegenen Häuschen der alten, halb blinden und halb tauben Baſe.

Wilm hörte wortlos die Beichte ſeiner Frau an, die dieſer, nachdem der erſte Schrecken überwunden war, gar nicht beſonders ſchwer zu werden ſchien. Als ſie aber, anſtatt ihn um Verzeihung zu bitten und Beſſerung zu geloben, kalt und gefühllos ſagte: „Was kann ich dafür, daß ich den Waldmüller lieb habe und nicht dich?! Die Liebe läßt ſich nicht erzwingen und bezwingen!“ — da rang ſich ein gellender Verzweiflungsſchrei von Wilms Lippen los. Er ſtürzte zur Thüre hinaus in die Wirtsſtube, ſetzte eine Flaſche mit Branntwein an den Mund und trank und trank, bis er beſinnungslos zuſammenbrach und ein trügeriſch Vergeſſen ſeines Elendes fand.

Und das war der Anfang!

4. Von Stufe zu Stufe.

Ein ſchmaler, finſterer Gang, in dem man ſich durch neben- und übereinander geſtapelte leere Kiſten und Fäſſer mühſam hindurchwinden muß, führt zu einem rings mit Gebäuden umſchloſſenen Hof, wenn anders man einen Winkel, von dem aus man nur wie durch einen Spalt ein ſchmales Stückchen Himmel ſieht, mit dem Titel „Hof“ beehren darf. Eine ausgetretene, wackelige Holztreppe, deren Stufen der Reif eines kalten Novembermorgens ſo geglättet hat, daß der Hinaufſteigende in beſtändiger Gefahr ſchwebt, zu fallen, führt zu einem düſtern Hintergebäude hinauf, deſſen Erdgeſchoß nach vorne nur einen Lattenverſchlag hat und zum Aufbewahren von allerlei Gerümpel dient.

Durch eine Thüre, die ſich nur mit Mühe öffnen läßt, weil ſie loſe in ihren Bändern hängt, treten wir in ein kleines Stübchen, aus dem uns eine eiskalte, feuchte Luft entgegendringt; denn wie die ſchlecht ſchließende Thüre, ſo laſſen auch die zwei kleinen Fenſterchen mit ihren großenteils zerſprungenen Scheiben den ungewöhnlich frühen und ſtrengen Winter ungehindert hereindringen, und zum Dank für die gaſtliche Aufnahme hat er die zerbrochenen

Scheiben mit den schönsten Eisblumen geschmückt. Das wohl noch nicht lange angeheizte kleine Öfchen hat dieselben noch nicht vernichten gekonnt. Ein Tisch aus Tannenholz, der augenscheinlich schon lange Jahre gedient hat, drei wackelige Stühle mit aus Weiden geflochtenen Sitzen, eine Ofenbank, eine Kiste und zwei Betten, die aber kaum das allernotdürftigste Bettzeug enthalten: das ist das ganze Mobiliar des Stübchens. Dieses ist aber doch damit derart angefüllt, daß für die Bewohner sehr wenig freier Raum zur Bewegung bleibt.

In dem größeren der beiden Betten liegt ein Mann, dem die Fieberröte die eingefallenen Wangen färbt. Unruhig wirft er sich im Halbschlummer hin und her, aus welchen ihn aber ein böser trockener Husten in ziemlich kurzen Zwischenräumen immer wieder auffahren läßt. Auf der Ofenbank sitzt eine noch junge Frau, die Hände in den Schoß gelegt, die dunklen Augen starr hinaus ins Leere schauend. Mit Waschwasser und Kamm scheint sie sich heute noch nichts zu schaffen gemacht zu haben; denn das schwarze Haar hat sich aus den Flechten gelöst und hängt in Strähnen um das keineswegs saubere Gesicht. — Zu ihren Füßen spielt ein etwa 4jähriger Knabe vergnügt mit ein paar Holzklötzchen, unbekümmert um das Elend rings umher mit der glücklichen Genügsamkeit, welche so wenig bedarf, um inmitten der größten Not hellen Sonnenschein zu sehen.

Wieder einmal mußte der Mann im Bette husten und richtete sich dazu mühsam auf.

„Wo bleibt nur die Martha so lange mit der Arznei?“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Weiß nicht!“ antwortete die Frau gleichgiltig; „ich habe sie in die Apotheke geschickt, die Arznei für dich zu holen. Es hat ja aber auch damit keine große Eile; denn es ist doch die letzte, welche du bekommst. Die Wochen, in denen Doktor und Apotheker für dich aus der Krankenkasse bezahlt worden sind, gehen mit dem heutigen Tage zu Ende, und Geld haben wir keins, um weitere Arzneien selbst zu bezahlen.“

Der kranke Mann seufzte tief auf und fragte leise: „Kannst du denn gar keine Arbeit finden, Kathrin?“

„Wenn ich nur wüßte, wo ich noch ſuchen ſollte!“ lautete die Antwort. „Überall hab' ich vergeblich angeklopft. Die Frau, welche die Häkelarbeit zu vergeben hat, erteilte mir geſtern den Beſcheid, ich ſolle in der nächſten Woche wieder einmal anfragen, vielleicht könne ſie mir dann Arbeit zuweiſen. Aber bis dahin können wir verhungert ſein.“

Wiederum ließ ſich vom Bette her ein ſchwerer Seufzer hören. Dann kam zögernd, als werde es dem Kranken ſchwer, ſie zu thun, die Frage: „Haſt du denn an den Vater geſchrieben?“

„Freilich hab' ich! Schon vor acht Tagen! Aber wie ich voraus wußte, geholfen hat es nichts! Stein bleibt Stein.“

Ja „Stein bleibt Stein“ — das paßte auch auf Kathrin Roller. All' das Elend, das über ſie gekommen war, hatte bis jetzt nicht vermocht, ihr Herz weich zu machen. Es war in ihr der alte Trotz geblieben, die alte Unbeugſamkeit und Selbſtgerechtigkeit. Nicht ſie trug die Schuld, daß es ſo weit gekommen war, wie es jetzt ſtand; nein, der Wilm allein trug ſie, und der Vater hatte recht gehabt, daß er ihn nicht zum Schwiegerſohne haben wollte. Daß der Wilm bis zur Entdeckung ihrer Untreue ſich ſo wacker gehalten und keinen Branntwein angerührt hatte, das war vergeſſen; daß er auch nachher nicht ohne Kampf ſich der unheilvollen Macht des Branntweins überliefert, ſondern mit tauſend guten Vorſätzen dagegen gerungen hatte, deſſen wurde von Kathrin nicht gedacht.

Und doch war es ſo geweſen. Wilm war nur ganz allmählich in die Sklaverei des Branntweins verſunken; aber endlich hatte ihn derſelbe geknechtet. Er kannte ja den Stärkeren noch nicht, der allein zur Überwindung dieſes ſtarken Gewappneten helfen, zum Wollen auch das Vollbringen geben kann; alle ſeine guten Vorſätze aber fielen kraftlos dahin, ſobald ihn ein etwas freies Benehmen Kathrins gegen die Gäſte an ihre Untreue erinnerte. Und das kam häufig genug vor, da er jetzt Kathrin nicht mehr aus dem Hauſe ließ. Die alte heiße Liebe, die er noch immer zu ſeiner Frau hegte, ließ ihn dann jenes trügeriſche Vergeſſen, nach welchem doch das Erwachen um ſo bitterer

ist, im Branntweinglase suchen. — Seine Gäste brauchten jetzt nicht mehr darüber zu klagen, daß er ihnen keinen Bescheid thue; aber die es gut mit ihm meinten, freuten sich des nicht, sondern sahen ihm oft traurig zu, wenn er so Glas um Glas hinunterstürzte, besonders der derbe, aber treuherzige Schmied Luttert. Der redete auch wohl manch ernstes Wort mit Wilm und warnte ihn; aber es half nichts mehr. Und das Ende? — Der „grüne Baum" kam unter den Hammer, und schon nach wenigen Jahren sah sich jetzt Wilm genötigt, mit Kathrin und einem inzwischen geborenen Mädchen Frohnsthal zu verlassen.

Es gelang ihm, bei einer Herrschaft auf dem Lande eine Stelle als Kutscher zu erhalten. Noch einmal raffte er sich zusammen und enthielt sich des Branntweins eine Weile gänzlich. Aber da er bei seinen Fahrten notgedrungen häufig in die Wirtshäuser kam, fiel er allmählich wieder der für ihn zu mächtigen Versuchung zum Opfer. Es ging bei ihm jetzt, wie's im Evangelium heißt: Der ausgefahren gewesene böse Geist kehrte wieder bei ihm ein und brachte noch sieben andere Geister mit sich, ärger denn er selbst, und es ward mit Wilm ärger denn zuvor. Er vernachlässigte seinen Dienst und wurde entlassen. Er zog nun mit seiner Familie, die sich um den kleinen Franz vermehrt hatte, in die Stadt L . . ., wo er hoffen durfte, lohnende Arbeit zu finden. Denn er besaß Geschick zu jeglicher Arbeit und konnte sich auch in eine ihm bisher ganz fremde rasch einschießen. Er fand auch Arbeit und so reichlichen Verdienst, daß er mit den Seinen ganz gut hätte davon leben können, wenn nicht der leidige Branntwein zuviel davon verschlungen hätte. Dies, sowie der Umstand, daß bei Kathrin Unordentlichkeit und Unlust zur Arbeit von Tag zu Tage wuchsen und allmählich eine völlige Stumpfheit bei ihr herbeiführten, dazu wiederholte Krankheiten Wilms und der Kinder hatten die Familie dahin gebracht, wo wir sie finden: in diesen elenden Winkel, von allen Hilfsquellen entblößt, ohne Arbeit, Bettler die einst Wohlhabenden, ein Jammerbild der einst so kräftige, blühende Mann, die Kathrin vor der Zeit verfallen äußerlich wie innerlich! Gott erbarm's!

Jetzt ging die Thüre des Stübchens auf und ließ

Kindesbeinen an; du läßt mich jetzt, wo mich das Unglück drückt, nicht einmal friedlich meinen Weg gehen. Schäme dich, wenn du dich nicht vor Gott fürchtest. Du weißt nicht, wie weh es thut, verspottet zu werden, wenn man arm ist. Hättst du ein Christenherz, du gingest in dich und fürchtetest dich Sünde, ein armes verwaistes Mädchen, das seine alte blinde Mutter ernähren muß, zu plagen und zu stören!

So hatte sie nie mit ihm gesprochen. Er stand wie eine Bildsäule da. Sie aber würdigte ihn keines Blicks und ging weg. Schon am andern Tage zog sie aus dem Schulhaus in das Häuschen, wo sie sich die Unterstube, die Küche, das Ställchen und den übrigen Raum ihres kleinen Haushaltes gemiethet hatte.

Ulrich fühlte, daß das die Folge des gestrigen Auftrittes mit Susel war. Niemand wußte aber etwas davon.

Zu Martini kam der neue Schulmeister. Er war ein hübscher, braver, junger Mensch; die Stelle war verbessert worden, also, daß er kein Handwerk zu treiben nöthig hatte, was er auch gar nicht verstand.

Ulrich machte sich bald an ihn und sie wurden recht gute Freunde.

Nachdem der Schullehrer etwa zwei Monate im Dorfe war und sich viel Achtung und Liebe erworben hatte, auch manche Mutter ihn besonders freundlich einlud, sie einmal zu besuchen, weil sie eine hübsche, heirathsfähige Tochter hatte, warf er seine Augen auf die bildhübsche Susel und vertraute dem Ulrich, er wolle um sie werben.

Ihr? fragte Ulrich mit spöttischem Lachen. Gefällt Euch das Mädel mit seinen rothen Haaren und Katzenaugen? Bist du toll, Ulrich? fragte der Schullehrer. Die schönsten Flachshaare heißt du roth und die veilchenblauen Augen Katzenaugen? Bist du denn stockblind, daß du nicht siehst, daß Susel das schönste Mädchen im Dorf ist?

Bah! rief Ulrich, wem sie gefällt! Ich kann kein Mirakel an ihr finden! Dabei ist's ein eitles Ding, das sich einbildet, es sei hübsch und man müsse sich drein verlieben.

Die ganze Welt straft dich Lügen, Ulrich! rief

durch ihr Knarren den Kranken aus dem leichten Schlummer, in welchen er wieder gesunken war, erschreckt auffahren.

„Bist du's, Martha?"

„Ja, Vater," antwortete das etwa 7jährige Mädchen, „hier ist die Arzenei für dich! Der Apotheker hat aber dabei gesagt, die nächste müsse bezahlt werden."

Als sei letzteres etwas ganz Geringfügiges, wandte sich Martha ohne weiteres an die Mutter, gleichsam ganz hingenommen von einem neuen Gedanken.

„Gelt, Mutter, ich darf morgen mit Nachbars Liese in die Sonntagsschule gehen?"

„Geh, wohin du willst," sagte die Mutter gleichgiltig, „wenn du dich in deinen Lumpen Sonntags magst sehen lassen."

Traurig schaute die Kleine auf ihr fadenscheiniges, teilweise mit andersfarbigen Flicken besetztes Röckchen und auf ihr zerrissenes Schuhwerk. Aber nach kurzem Besinnen sagte sie zuversichtlich:

„Das schad't nicht. Die Liese hat gesagt, es dürfe jedes Kind kommen, wenn es auch nicht schön geputzt, sondern nur sauber gewaschen sei, und ihr „Fräulein" sei so gut; die würde mich gewiß nicht fortschicken wegen meiner Kleider. Ach, und sie könne so schön erzählen vom lieben Gott und dem Heilande, und würden so schöne Lieder gesungen, und zu Weihnachten gebe es auch einen Lichterbaum."

„Weiter nichts?" fragte Kathrin mit hartem Lachen. „Na, dann kannst du auch gerade so gut von dem guten Fräulein wegbleiben; denn vom Fragen und Beten und von einem Lichterbaum werden wir nicht satt."

„Laß sie doch gehen, Kathrin!" mischte sich Wilm hier ein. „Das Kind hat ja doch so wenig Freude, und" — fügte er leiser hinzu, „am Ende würde es auch uns nicht schaden, wenn wir durch das Kind wieder zum Beten gebracht würden."

„Was ist Beten?" fragte Martha, die mit dem scharfen Kinderohr des Vaters leise Worte doch verstanden hatte.

Wilm sann einen Augenblick nach; dann sagte er: „Komm' her zu mir! Ich weiß noch ein Gebetlein, das mich meine selige Mutter gelehrt hat, wie ich noch klein war; das will ich dich lehren."

Und der kranke Mann ſprach's langſam vor, und die Kleine nach, bis ſie es allein fertig brachte:

„O lieber Gott, ich bitte dich,
Ein frommes Kind laß werden mich!
Und wenn ich das nicht ſollte werden,
So nimm mich lieber von der Erden,
Und nimm mich in dein Himmelreich,
Mach' mich den lieben Engeln gleich!"

Wie wurde es dabei dem Wilm ſo eigen und ſo heiß ums Herz! Er hätte aufſchreien mögen aus innerem Jammer! Ach, was war aus ihm geworden, ſeit ihm die Mutter dieſes Gebetchen gelehrt und jeden Abend mit ihm gebetet hatte! Ach, hätte ihn doch Gott damals von der Erde genommen! Dann brauchte er ſich jetzt nicht mit einem Leben zu quälen, das doch in Wahrheit kein Leben war! Und nirgends Hilfe! Nirgends Rettung! Von Stufe zu Stufe hinab in den Abgrund!

5. Aufwärts!

Martha ging am Sonntage mit Nachbars Liese in die Sonntagsſchule, ſauber gewaſchen und glatt gekämmt. Und doch ſah ſie jämmerlich genug aus. Das dünne Röckchen war voll ſchadhafter Stellen; aus dem verwachſenen Jäckchen ſahen die mageren Ärmchen weit hervor; das Schürzchen war ſo verwaſchen, daß man nur noch einzelne Spuren von den Blumen ſah, mit denen es ſeiner Zeit bedruckt geweſen war; die krummgetretenen Schuhe ſahen recht alt und lebensmüde aus.

Die Kinder rümpften zum Teil die Naſen über den neuen Ankömmling. Allein die Liese war ein patziges kleines Ding, und ſchob und drückte ſo lange, bis ihr Schutzling neben ihr auf der Bank ſitzen konnte. Das „Fräulein" aber blickte die neue Schülerin ſo lieb und herzig an, daß dieſer das Herzchen warm wurde. Sie verſtand freilich nicht viel von dem, was geſungen und gebetet und geredet wurde. Denn vom lieben Gott und von dem Heilande hatte ſie bisher nur ſehr wenig gehört. Die Mutter hatte ſie wohl oft auf den Bettel, aber kaum oder nur ſehr unregelmäßig in die Schule geſchickt. Und daheim? Ach, da hatte Gott und der Heiland keinen Platz.

Aber es war doch wunderschön. Martha kam ganz glückselig heim und legte ganz stolz auf des Vaters Bett ein gedrucktes Blatt, welches ihr das „Fräulein" geschenkt hatte. Es war eine Predigt. Kathrin hatte sie nur angesehen und dann sogleich wieder zurückgegeben. Wilm aber nahm sie und fing an zu lesen. Die warmen, herzlichen Worte der Predigt griffen ihm ans Herz, daß es ihm um dasselbe so warm und weich wurde, wie lange nicht. Er las die Predigt wieder und wieder, bis er sie fast auswendig wußte.

Nun ging Martha mit ihrer Freundin Liese jeden Sonntag in die Sonntagsschule, brachte auch jedesmal eine Predigt mit heim, auf deren Kommen sich Wilm — kaum gestand er's sich selbst — schon im voraus freute. Wohl nahm auch Kathrin je und dann einmal die mitgebrachte Predigt in die Hand, wenn Wilm sie auf eine besonders schöne Stelle aufmerksam gemacht hatte; einmal kam es sogar beim Lesen wie ein Seufzer über ihre Lippen und zu einem heimlichen Kopfnicken, das wohl heißen sollte: möchte es doch bei uns auch so sein! Aber anders wurde es doch nicht. Kathrin gab sich gar keine Mühe, dazu etwas zu thun, daß es anders werde. Das Elend hatte sie, wie gesagt, stumpf und starr gemacht. Es war ja doch alles umsonst, meinte sie. Wozu sollte sie noch die Hände rühren, um die paar jämmerlichen Sachen, welche noch nicht ins Leihhaus gewandert waren, weil sie so gut wie nichts darauf erhalten hätte, sauber und ordentlich zu halten? Was nützte es auch, wenn sie hin und wieder ein paar Groschen mit Häkelarbeiten verdiente, dem einzigen, worin sie etwas leisten konnte? Ja, hätte sie als Mädchen ordentlich nähen gelernt, dann könnte sie wohl eher lohnende Arbeit und besseren Verdienst finden! Aber wer hatte je daran gedacht, daß sie, die Tochter des Tannhofbauern, so weit kommen könne, mit Nähen für fremde Leute ihr Brot verdienen zu müssen? Da lohnte sich's doch viel besser und brachte mehr ein, wenn die Kinder miteinander betteln gingen. Deshalb sich zu schämen, hatte die Kathrin bereits verlernt.

Es war acht Tage vor Weihnachten, da klopfte es an die Thüre von Rollers Stube, und auf den Hereinruf

traten zwei Damen ein, auf deren jüngere Martha sofort erfreut zusprang und ihr die Hand bot. Es war ihr liebes „Fräulein“ aus der Sonntagsschule. Freundlich begrüßte diese und ihre Begleiterin, ihre Mutter, die arme Familie, und auf ihre teilnahmvollen Erkundigungen hatten sie bald alle Not und alles Elend derselben erfahren. Was nicht erzählt wurde, entdeckte Frau von Belling mit ihrem Scharfsinn und ihrer Lebenserfahrung leicht auch ohne Bericht. Sie erkannte, daß hier schnelle und gründliche Hilfe not thue, wenn die Familie nicht ganz untergehen solle, und suchte diese mit liebevoller Weisheit und mit geschickter Hand zu leisten. Zunächst mußte für den Kranken reines und dauerhaftes Bettzeug beschafft werden und Sorge getragen, daß er wieder ärztliche Hilfe und Arzenei erhielt. Die Frau aber mußte aus ihrer Starrheit und Stumpfheit aufgerüttelt werden, daß sie wieder Hand anlegte, um an sich und um sich her Ordnung und Sauberkeit zu schaffen.

Und Gott segnete das Bemühen der beiden Helferinnen. Wie Kathrin ohne Hilfe und ohne Unterstützung mit Rat und That sich der Verzweiflung überlassen hatte, so ging es jetzt, wo ihr diese Unterstützung in der liebreichsten Weise geboten wurde, wie ein lichter Schein der Hoffnung durch ihr Herz, daß es noch einmal wieder besser werden könnte, und sie schämte sich vor den beiden Damen, dazu nicht auch das Ihrige beizutragen. Und als Weihnachten kam und nicht allein ein hübsches Lichterbäumchen brachte, sondern darunter auch gute, kräftige Anzüge für die beiden Kinder, sowie für den Kranken und sie selbst das Notwendigste, da bezwang die helfende Liebe Kathrins starres Herz. Es klang in demselben wie das Läuten von einer besseren Zukunft, und von der Gewißheit, von Gott noch nicht verlassen zu sein. Ohne Bedenken und Zaudern folgte nun Kathrin der freundlichen Bitte der beiden Helferinnen, daß sie doch mit Martha in die Kirche kommen möge, und die frohe Botschaft von der unbegreiflichen Liebe Gottes in Christo Jesu, die sie dort mit begeisterungsvoller Wärme verkündigen hörte, drang wie ein belebender und erwärmender Lichtstrahl in ihr bisher so umdüstertes Herz.

Und nun ging es vorwärts, aufwärts, sehr, sehr langsam zwar und mit viel Straucheln und Zurückfallen in die alten bösen Gewohnheiten; aber man merkte doch, daß es vorwärts ging, und die beiden liebreichen Helferinnen hatten, als sie das merkten, ihre heilige Freude daran, den so tief Gesunkenen wieder gänzlich auf- und zurechtzuhelfen. Sie verschafften Wilm, der sich ziemlich rasch von seiner Krankheit erholte, geeignete Arbeit, indem sie es ihm möglich machten, das Pantoffelmachen zu erlernen, bei dem auch die Kathrin mithelfen konnte, und mit den gefertigten Pantoffeln einen kleinen Handel zu beginnen.

Nach etlichen Monaten finden wir Rollers in einer anderen Wohnung, die zwar auch klein, aber hell, freundlich und gesund ist, und in die die liebe Sonne ungehindert hineinscheinen kann. Und sie mag ja wohl gerne hineinschauen, weil sie so lange auf den Fenstern dort verweilt; denn es ist hinter denselben jetzt alles anders, als vorher in dem kalten, dumpfen Stübchen der Hofwohnung. Es herrscht wieder Ordnung und Sauberkeit im Stübchen; es regen sich darin wieder fleißige Hände; aus den Augen der Bewohner leuchtet es wieder von frohem Mute; die arme Martha braucht nicht mehr betteln zu gehen und zu größerer Erregung des Mitleids das frierende und weinende Brüderchen mitzuschleppen, sondern besucht regelmäßig die Schule, und wenn sie heimkommt, erzählt sie so gerne den Eltern, was sie gelernt, und diese hören jetzt mit Lust oder doch ohne Unlust die schönen Sprüche und Liederverse an, die sie ihnen vorsagt.

Allerdings ist der Wilm nicht mit einemmal ein Heiliger geworden. Hat er Geld eingenommen, so zieht es ihn mit Macht ins Wirtshaus und ans Schnapsglas, und ach! wie oft noch ist diese Macht für ihn unwiderstehlich! Allein er kämpft wacker wider sie an und hat einsehen gelernt, nicht nur, daß die Sünde der Leute Verderben ist, sondern auch, daß es im Kampfe gegen sie nicht zum Siege kommt aus eigener Kraft, sondern daß ein Höherer mit seiner Kraft helfen muß. Frau von Belling hat als Hausrat für die neue Wohnung eine Bibel geschenkt, und die benutzt Wilm jetzt fleißig. Er sucht und findet darin den treuen Helfer, der sich ja dem Suchenden nimmer entzieht.

Und die Kathrin? Nun bei der iſt der mißmutige, gleichgiltige, ſtarre Ausdruck ihres Antlitzes geſchwunden; ſie iſt ordentlicher und reinlicher geworden, auch wirklich fleißig bei der Arbeit; das Elend hat ſie auch weicher gemacht; aber in einem und zwar dem notwendigſten Stücke iſt ſie leider noch die alte, von der das Wort gilt, das ſie ſelbſt über den Vater geſprochen: „Stein bleibt Stein". Der Fels der Selbſtgerechtigkeit in ihrem Herzen iſt noch nicht gebrochen und zerſprengt. Wilms Vergehen ſtehen vor ihren Augen im hellſten Licht und finden oft genug auch in ihrem Munde harte, ſchonungsloſe Erwähnung: aber die eigene Sünde will ſie nicht ins Licht vor Gottes Angeſicht bringen. Daß ſie es war, die zu Wilms Herunterkommen den Anſtoß gab; daß ſie alſo den allergrößten Teil der Schuld trug an dem Elende, das ſie hatten durchmachen müſſen: das wollte ſie nicht Wort haben und nicht einmal ſich ſelbſt zugeſtehen, ſo oft und ſo laut es ihr auch von ihrem Gewiſſen geſagt wurde.

Da war's denn auch vergeblich, daß Wilm ſie bat, noch einmal an den Vater zu ſchreiben und deſſen Verzeihung zu erbitten. Ihm war die Wahrheit des Schriftwortes aufgegangen, daß des Vaters Segen den Kindern Häuſer baue, und er ſehnte ſich nach Verſöhnung und nach Frieden mit dem Vater. Sie aber? Sie ſollte noch einmal ſchreiben, nachdem ihr dringlicher Notbrief unbeantwortet geblieben war? Sie ſollte ſich demütigen und ſchuldig bekennen? Nein, das ließ ihr ſtarrer Sinn noch nicht zu.

6. Im Tannhofe.

Wie eine dunkle Wolke lag es über dem Tannhofe in Welmersdorf. Nicht wie ſonſt herrſchte auf dem Hofe reges, geſchäftiges Leben; nicht wie ſonſt tönte Volkmanns Stimme laut und vernehmlich darüber hin befehlend, tadelnd, aufmunternd, wie es gerade nötig war; die Knechte und Mägde gingen leiſe einher, flüſterten höchſtens miteinander und ſchauten mit fragenden Blicken den Herrn an, auf deſſen Antlitz tiefe Kummerfalten lagerten, und der in ununterbrochenem Wechſel aus dem Hauſe herauskam und wieder in dasſelbe hineinging, ohne hier wie dort

lange zu verweilen. Sein bereits ergrautes Haar war in den letzten Tagen faſt ſchneeweiß geworden; die noch vor kurzem ſo mannhafte, kräftige Geſtalt war wie von einer ſchweren Laſt, die ſie zu tragen hatte, niedergebeugt.

Und es war eine ſchwere Laſt, die auf dem Tannhofbauer lag; denn drinnen in der Kammer ſaß die Bäuerin an dem Bette des Hans, des einzigen, heißgeliebten Sohnes, und lauſchte angſtvoll auf deſſen keuchenden, pfeifenden Atem und auf ſein Röcheln, welches ſchon faſt wie ein Todesröcheln klang. Die Diphtheritis, dieſe furchtbare Krankheit, hatte den blühenden Jüngling mit ihrer ganzen verderblichen Macht ergriffen, und ſeine kräftige Natur kämpfte mit dem grimmigen Feinde einen harten, ſchweren Kampf, für das zärtliche Vater- und Mutterherz faſt ebenſo hart und ſchwer wie für den Kämpfenden ſelbſt.

„So lange der Atem noch geht, iſt auch noch Hoffnung," hatte der Arzt vorhin geſagt, aber dabei mit bedenklicher Miene die Achſeln gezuckt. Volkmann und ſeine Frau wußten wohl, was dieſes Achſelzucken bedeute.

Nachdem die kleine Liese, die immer ein ſchwächliches Kind geweſen war, bald nach Kathrins Hochzeit einem ſchleichenden Fieber zum Opfer gefallen war, hing nicht nur die Bäuerin mit faſt abgöttiſcher Liebe an dem Hans, ihrem Einzigen, ſondern auch Volkmann hatte all' die Liebe, all' das warme Empfinden, deſſen er fähig war, auf dieſen Sohn und Erben gewendet, ſeit Kathrin ihn ſo gegen ſeinen Willen verlaſſen und das Band zwiſchen Kind und Vater in ihrer trotzigen Weiſe zerſchnitten hatte. Für ihn hatte er gearbeitet und geſorgt, auf ihn gehofft als auf die Stütze ſeines Alters. Und nun ſollte die Blüte geknickt werden, ehe ſie ſich noch voll entfaltet hatte? All' ihr Hoffen, allen ihren Stolz und ihre Freude ſollten die Eltern mit ihm zu Grabe tragen müſſen?

Wieder trat Volkmann in das Krankenzimmer, welches die Mutter für kurze Zeit hatte verlaſſen müſſen, um draußen etwas anzuordnen. Er ſank mehr als er ſich ſetzte auf den Stuhl am Bette und ſchaute in heißem Schmerz auf das fieberglühende Geſicht des Sohnes, hörte mit Entſetzen den immer kürzer und pfeifender werdenden Atem.

Da beugte ſich unwillkürlich das greiſe Haupt, die Augen hoben ſich gen Himmel, die Hände falteten ſich, wie ſie es

lange nicht gethan, und über die ſchmerzbebenden Lippen rang ſich ein inbrünſtiges: „Herr Gott, erbarme dich!“ Ob Er's hören und erhören würde? Halb zweifelnd, halb

hoffend heftete er den Blick wieder auf den Leidenden, da aber wich jede Hoffnung von ihm; denn er meinte ſchon auf dem Geſichte das unverkennbare Siegel wahrzunehmen, welches der nahende Tod für den Kundigen darauf drückt. Und jetzt fuhr mit einemmal der Kranke jäh empor, griff, gefoltert von der furchtbaren Angſt vor dem Erſticken, in die leere Luft hinaus, und wie hilfeflehend ſuchten die Augen den Vater und die Mutter, welche ſoeben wieder eingetreten war. Doch kaum hatte die Bäuerin den hilfeflehenden Blick geſehen und die furchtbare Atemnot, die ihn veranlaßte, da ſank ſie in namenloſem Schmerze am Bette nieder und barg das Geſicht in die Decke, als könne ſie, wie Hagar, „nicht ſehen des Knaben Sterben“. Plötzlich aber fuhr ſie wieder empor und rief mit verwirrtem Blicke:

„Meine Sünde, meine Sünde, die iſt an allem ſchuld.“

Staunend ſah ſie ihr Gatte an, zog ſie zu ſich empor und fragte leiſe: „Wie? Deine Sünde? Was ſoll das heißen? Was willſt du damit ſagen?“

„Ja,“ ſchluchzte die Frau, „erinnerſt du dich nicht, wie ich dich gegen die Kathrin, die doch auch dein leiblich Kind iſt, aufgeſtachelt habe, und wenn du weich werden wollteſt und von Verſöhnung nur etwas fallen ließeſt, immer wieder deinen Zorn angefacht habe? Ich that's um des Hans willen. Für ihn allein wollte ich alles haben: deine Liebe, dein Geld, deinen Hof; nun nimmt ihn mir Gott, um mich für meine Sünde zu ſtrafen!“

„So wir unſre Sünde bekennen,“ klang es da in feierlichem Tone hinter der Schluchzenden, „ſo iſt Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reiniget uns von aller Untugend.“

Betroffen wandten ſich die beiden Gatten um und ſahen ihren alten, in den letzten Jahren zwar ganz weiß gewordenen, aber noch mit faſt ungebrochener Kraft wirkenden Seelſorger hinter ſich ſtehen, an ſeiner Seite einen ebenfalls ſchon ergrauten, fremden Herrn mit ernſtem, klugem Geſicht.

„Zürnen Sie uns nicht,“ bat der alte Pfarrer, „daß wir unbemerkt von Ihnen hier eingetreten ſind und ohne unſern Willen gehört haben, was Sie ſprachen. Sie

haben unser leises Anklopfen wahrscheinlich überhört. Aber Ihnen, liebe Frau Volkmann, möchte ich noch einmal das schöne Verheißungswort ans Herz legen, welches ich Ihnen soeben zusprach. Seien Sie getrost und hoffen Sie! denn manchmal zeigt uns Gott, der Herr, nur, wie er strafen könne, wenn wir nicht Buße thun wollen, um dann, wenn wir Buße gethan haben, seine Gnadenhand wieder über uns auszurecken. Möge es auch hier bei Ihnen so gehen! Sehen Sie, ich dachte, unser Herr Doktor ist noch so gar jung und ohne Erfahrung, die doch für den Arzt, in schweren Fällen besonders, so wichtig ist. Da bin ich denn nach W. gefahren und habe meinen alten Freund, den Sanitätsrat Holwit, geholt, um nach unserm armen Hans zu sehen, und hier ist er; glücklicherweise konnte er sogleich mitkommen!"

Der Sanitätsrat hatte sogleich seinen Blick scharf beobachtend auf den Kranken gerichtet und trat jetzt, nachdem er die Eltern begrüßt hatte, an das Bett desselben heran. Nach kurzer Beobachtung sagte er schon:

„Mein Kollege hat recht; die Sache ist sehr ernst! Rettung ist nur von einem Mittel zu erwarten, das ist der Luftröhrenschnitt. Aber er muß auf der Stelle gemacht werden, sonst tritt in den nächsten Minuten der Tod durch Erstickung ein."

Damit hatte er schon, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, seine Instrumententasche hervorgeholt und die nötigen Werkzeuge zurechtgelegt. Der Kranke lag eben gerade, von dem vorhin stattgehabten Erstickungsanfalle erschöpft, ganz stille da. Der Sanitätsrat winkte den Pfarrer herbei, gab ihm leise seine Anweisungen, und ehe noch die Eltern recht zum Bewußtsein dessen kamen, was geschehen sollte, war der verhängnisvolle Schnitt gemacht und das Röhrchen in die Luftröhre eingebracht, welches dem Kranken wieder Luft zuführte und ihn von dem Erstickungstode rettete.

Mit Zittern und Zagen, aber auch mit Hoffen und Beten hatten die Eltern während der Operation dagestanden. Als sie nun aber hörten, wie viel leichter Hans atmete, da durchwallte ein heißes Glücks- und Dankgefühl ihre Herzen, dem Volkmann durch einen stummen Händedruck dem Arzte, wie dem Pfarrer gegenüber Ausdruck gab.

der junge Schullehrer. Das Mädchen iſt ſo ſittſam und ſtill, wie Eine, und ſo demüthig, wie ſie nur ſein kann.

Ihr habt wohl Luſt, die blinde Alte ins Haus zu kriegen, fuhr Ulrich fort? Die iſt Suſel's einziges Erbe. Sie iſt bettelarm!

Ich weiß noch mehr, ſagte der junge Mann; ſie darbt. In dieſer ſchweren Zeit kann ſie nicht ſoviel verdienen, um das Brod für ſich und ihre Mutter zu verdienen und den Hauszins dazu! Siehſt du, da hungert ſie, damit ihre Mutter zu eſſen habe und die arme Blinde ahnet's nicht. Das grade macht mir das Mädchen lieb und werth.

Glaubt's nicht, Herr Schulmeiſter, ſagte eifrig Ulrich. Das haben Euch Kuppelweiber aufgebunden, um Euch recht für ſie einzunehmen. So iſt ſie gar nicht. Sie verwendet lieber ihr Geld auf Staat. Wär' ich an Eurer Stelle, ſo nähm ich Knebel's Trine. Das iſt auch ein Mädchen, das Euch ſeine zwanzig Morgen Aecker und Wieſen mitbringt und eine Kuh. Dabei iſt die Trine ein bildhübſches Mädchen und kreuzbrav, und ihre Mutter gäb ſie Euch ſo gerne, als Euch das Mädchen ſelber nähme.

Er pries nun die Trine, daß man hätte meinen ſollen, er ſei ein Freiersmann, der's für Geld thue, und ſagte zuletzt, er wolle mit der Trine einmal reden und ihr die Zähne fühlen. Das verbat ſich der junge Schullehrer und ging kopfſchüttelnd heim. Als er ſich näher erkundigte, hörte er von der alten tiefen Abneigung Ulrich's gegen die Suſel.

Es war [illegible] nunmehr und nicht weit zur Erndte. Suſel ſaß allein auf der Bleiche bei ihrem Tuche dieſe Nacht in dem Bleichhäuschen und ihre alte Mutter war zur Ruhe gegangen, hatte aber das Fenſter der Stube, neben ihrer Kammer nur angelehnt. Nun war es ihr, als ſie eben am Einnſeln war, als höre ſie das Fenſter knarren.

Sie ſtand auf und leitete ſich an der Wand hin, um es zu ſchließen. Als ſie aber an das Fenſterbrett kam, lagen zwei derbe Brode da, wie ſie die Bauern zu backen pflegen, und in jedem Brode ſteckte eben, das fühlte ſie deutlich, ein Kronenthaler.

Die alte Frau fragte hinaus, ob Jemand da ſei, aber es erfolgte keine Antwort. Sie dankte Gott für die

Der Sanitätsrat gab, nachdem er alles Nötige gethan hatte, die erforderlichen Anweisungen und entfernte sich dann mit seinem Freunde, indem er versprach, in einigen Stunden wieder nachsehen zu wollen.

Und siehe, Gott der Herr hatte Erbarmen und segnete die Bemühungen des Arztes, der seinem Freunde zu liebe noch einen ganzen Tag in Welmersdorf blieb, um mit dem jungen Arzte, der die weitere Pflege des Kranken übernehmen mußte, wegen der nötigen Maßregeln zu verhandeln. Unter der sorgsamsten Pflege, welche ihm gewidmet wurde, genas Hans wieder, wenn auch noch längere Zeit eine große Schwäche bei ihm zurückblieb.

7. Versöhnt.

Wie leuchteten auf dem Tannhofe wieder die Gesichter, als volle Gewißheit vorhanden war, daß Hans gerettet wurde! Wie prägte sich auf den Gesichtern der Knechte, Mägde und Tagelöhner, ja der ganzen nachbarlichen Umgebung teilnehmende Freude aus! Denn Hans war allgemein beliebt.

Nur der Vater und die Mutter schienen nicht so ganz fröhlich zu sein, obwohl sie doch die meiste Ursache dazu hatten; sie gingen die ersten Tage nach der Operation beide ernst und schweigsam umher. Offenbar lag ihnen etwas auf dem Herzen, worüber zu sprechen keins anfangen wollte. Endlich faßte sich Frau Volkmann ein Herz und sagte zu ihrem Mann in schüchternem Tone:

„Friedrich, ich hab' gedacht, eb du nicht an die Kathrin schreiben möchtest? Nun uns der liebe Gott so gnädig gewesen ist und den Hans wieder geschenkt hat, mein' ich, wir müssen's ihm nicht bloß mit Worten danken, sondern auch mit der That, und zwar dadurch, daß wir gut zu machen suchen, was wir an der Kathrin verschuldet haben, du und ich."

„Lohn' dir's Gott, liebe Frau!" sagte freudig erregt der Tannhofbauer. „Mir hat's auch da drinnen keine Ruhe gelassen, seitdem du dich der Sünde an der Kathrin schuldig bekannt hast. Bin ich denn etwa unschuldig? Wäre es nicht vielleicht ganz anders gekommen, wenn ich damals

nicht so hart gegen die beiden gewesen wäre und nicht der Kathrin sogar das Kindesrecht aufgesagt und mich nicht von meinem alten Groll gegen die Rollers hätte übermannen lassen?"

„Ja," klagte sich die Bäuerin wieder an, „und der Brief, den die Kathrin aus ihrem Elende heraus geschrieben hat, und auf den du ihr, durch mich gereizt, nicht einmal eine Antwort gegeben hast! O Friedrich, schreib'! Schreib' sogleich, ich bitte dich!"

„Schreiben?" fragte Volkmann gedehnt, und seine Augen nahmen einen eigentümlichen Glanz an. „Nein, das wäre nicht ganz und nicht halb; ich mein' halt, ich muß selber hin, um Auge in Auge, Hand in Hand gut zu machen, was ich an meinem Kinde verschuldet. Der Hans ist ja jetzt außer Gefahr, da kann ich schon einmal einen Tag ohne Sorge und Angst fortgehen."

Die Bäuerin nickte ihm freundlich zu: „Ja, Friedrich, das ist das Rechte; aber fahr' bald; jede Stunde, die wir sie noch ohne Hilfe lassen, muß uns ja noch weiter auf der Seele brennen! Fahr' gleich morgen früh, und Gott geleite dich!"

Und so geschah's. Am andern Morgen schon saß der Tannhofbauer im Sonntagsrocke in seinem Wägelchen und ließ sich mit einem großen Korbe, den seine Frau mit allerlei Gutem und Nützlichem vollgepackt hatte für Küche und Keller, nach der nächsten Bahnstation fahren. Und wer saß an seiner Seite? Der gute, alte Pfarrer, der sich's in seiner Herzensfreude über das beschlossene Versöhnungswerk nicht wollte entgehen lassen, ein Gehilfe der Freude zu werden, welche die Versöhnung auf beiden Seiten hervorrufen würde.

Viel gesprochen wurde während der Fahrt nicht; aber desto mehr redeten ohne Zweifel die Herzen mit dem, der zu allem menschlichen Wollen und Vornehmen Ja und Amen sprechen muß, wenn's damit zum richtigen Vollbringen kommen soll.

In der elenden Wohnung, aus welcher Kathrin ihren Brief geschrieben, und die sie für ihre Adresse angegeben hatte, fanden sie, wie wir wissen, die Gesuchten nicht mehr. Aber wie krampfte es dem Vater das Herz zusammen, wie

hätte er laut aufschreien mögen vor Schmerz, als er in das jämmerliche Gelaß hineinblickte, das seiner Tochter, seiner Kathrin, und den Ihrigen zur Wohnung gedient hatte! Und wo und wie würde er sie jetzt finden? — Mit fieberhafter Hast, als müsse er all' die verlorenen Jahre einbringen an diesem einen Tage, drängte er vorwärts wieder und ruhte nicht eher, als bis mit Hilfe der Polizei die neue Wohnung seiner Kinder gefunden war. Und doch, als sie endlich erreicht war, wie zitterte da der sonst so starke und feste, ja wohl harte Mann! Wie blickten da die sonst so scharfen, stahlgrauen Augen durch eine verstohlene Thräne hindurch, gleichsam hilfesuchend, zu dem Pfarrer hin!

„Mut, mein Freund!" rief dieser, „Mut! Der Gott, welcher bis hierher geholfen hat, wird auch durchhelfen bis ans Ende!"

Sie traten nun in das bezeichnete Haus ein und fanden sogleich im Erdgeschoß eine Thüre, an welcher der Name Roller angeschrieben stand. Die Thüre war nur angelehnt, und durch den Spalt drang eine Kinderstimme, welche Volkmann noch zurückhielt, einzutreten.

„Gelt, Vater," sagte der kleine Franz, „wenn ich groß bin, darf ich auch einmal zu meinem Großvater gehen, wie Krauses Adolf?"

Des Vaters Antwort war nicht zu verstehen; er mochte überhaupt keine verständliche gegeben haben. Aber die Martha rief laut:

„Nee! Nee! Der mag uns nicht!"

„Gerade mag er uns!" behauptete Franz mit Entschiedenheit. „Nicht wahr, Vater, der Großvater mag uns wohl und wird uns viele Birnen und Äpfel geben, und reiten wird er mich lassen auf seinen wirklichen Pferden, und ein Schäfchen wird er mir schenken mit einem roten Bändchen um den Hals? Sollst sehen, Martha, er thut's!"

„Freilich wird er's thun, alles, alles das und noch viel mehr!" rief da der Tannhofbauer und stand mit einemmal — er wußte eigentlich nicht, wie er hineingekommen war — drinnen in der Stube bei seinen vor Staunen fast starren Kindern und Enkeln; hinter ihm aber tauchte das ehrwürdige Gesicht des alten Pfarrers auf. Wilm war im ersten Augenblicke von seinem Stuhle aufgesprungen,

als traue er seinen Ohren nicht; als er aber den Tannhofbauer wirklich vor sich sah, da sank er wieder auf seinen Stuhl zurück und bedeckte mit beiden Händen das in Scham erglühende Gesicht. Denn mit Bergesschwere fiel es ihm jetzt aufs Gewissen, wie schlecht er das Versprechen gehalten habe, das er am Hochzeitstage dem Schwiegervater gegeben hatte.

Kathrin, die am Ofen beschäftigt gewesen war, stand wie versteinert und regte sich nicht. Als sie aber sah, wie der Vater ihre Kinder zu sich zog, sie herzte und küßte, ihnen einen schönen Gruß von der Großmutter brachte und einen großen Pack Kuchen, den er dem Korbe entnommen und in die Tasche gesteckt hatte, in ihre verlangenden Hände legte; als sie hörte, wie weich und milde jetzt die Stimme klang, deren harte Abschiedsworte sie noch meinte in den Ohren tönen zu hören: da kam Leben in ihre starren Glieder. Dicke, heiße Thränen drängten sich in ihre Augen und rannen schwer über ihre Wangen nieder, der Fuß hob sich, um zu dem Vater hinzueilen, als dieser milde und weich zu reden begann:

„Kinder, ich hab' unrecht an euch gehandelt! Ich hätte dir glauben sollen, Wilm, als du versprachst, der Kathrin ein guter Mann werden zu wollen; ich hätte euch helfen müssen, brav und ordentlich zu bleiben. Statt dessen hab' ich euch von meiner Schwelle getrieben und nichts mehr nach euch gefragt, und hab' mein Herz verhärtet, selbst gegen eure Bitte aus dem Elend. Das alles war bitter unrecht von mir, das sehe ich jetzt ein, und darum bin ich gekommen, euch zu bitten, daß ihr dem alten Vater verzeiht und nicht mehr zürnt, der, soviel er kann, wieder gut machen will, was er gefehlt hat!"

Tief ergriffen, hob Wilm den Kopf in die Höhe und sagte mit zitternder Stimme:

„Ihr kommt zu mir, Tannhofbauer? Zu mir, nachdem ich Euer Kind ins Elend gestürzt? Zu mir, bei dem alles, was Ihr mir einst zugetraut und vorgeworfen, und wogegen ich mich so keck und trotzig verwahrt habe, nun doch so schlimm wie möglich zur Wahrheit geworden ist? Ihr, der Tannhofbauer, zu mir, dem armen, elenden Wilm Roller? Kommt nicht, um zu strafen, nicht um das Glück

Eures Kindes von mir zu fordern? Kommt, als ob Ihr unrecht gethan hättet und nicht wir?"

Kathrin aber hörte und hörte. War das ihr Vater, der Mann hart wie Stein, der zu ihr kam und um Verzeihung bat? Und Wilm, ihr Mann, bekannte auch nur sich schuldig und erwähnte mit keiner Silbe ihre Sünde, die doch die erste Veranlassung gewesen war, daß er sich dem Branntwein und der Sünde überließ, erwähnte deren nicht einmal zu seiner Entschuldigung? Das waren die Gedanken, welche sich in ihrem Kopfe jagten und ihn einnahmen mit unwiderstehlicher Macht. Und wie Lenzessturm und Lenzessonne oft wie im Nu des Winters Macht zerbricht, so zersprang jetzt mit einemmal die Eisrinde der Selbstgerechtigkeit, welche bisher um ihr Herz gelegen hatte. Die Augen waren ihr plötzlich helle darüber geöffnet, daß sie, sie allein sich die ganze Schuld beizumessen habe, sowohl ihrem Vater, wie ihrem Manne gegenüber. Laut aufschluchzend warf sie sich vor dem Vater nieder und rief fast schreiend:

„Nein! Nein! Keiner von euch beiden hat die Schuld! Ich nur, ich bin die Schuldige! Mit einer Lüge bin ich vor Gottes Altar getreten! Gottes heiliges Gebot habe ich schnöde übertreten! Gottes und der Eltern Segen habe ich verachtet! Ich hab' den Wilm dahin gebracht, wo er ist! Ohne meine Sünde wär' er brav und rechtschaffen geblieben! Glaub' mir's Vater, er hätte sein Versprechen gehalten, nur meine Schlechtigkeit hat ihn wortbrüchig gemacht!"

Da ging ein Leuchten über Wilms Angesicht, so hell und fröhlich, als wäre es nie durch Kummerfalten beeinträchtigt gewesen; all' die heiße Liebe zu seiner Kathrin, die ihm noch immer im Herzen wohnte und nur durch das Elend überschattet gewesen war, brach mit Macht hervor. Es kam aus tiefstem Herzensgrunde, als er leise und doch für Kathrin hörbar, vor sich hinsprach:

„So wahr mir Gott helfe, dies Wort will ich dir gedenken und lohnen, Kathrin!"

Der alte Pfarrer war bisher ein stummer Zeuge des ergreifenden Auftrittes gewesen; aber auch seine Augen leuchteten hell, als verspürte er etwas von jener Freude, mit

der ſich nach des Heilandes Wort die Engel im Himmel freuen ſollen über jeden Sünder, der Buße thut. Jetzt trat er vor und ſprach ernſt und feierlich:

„Wer ſeine Miſſethat leugnet, dem wird's nicht gelingen; wer ſie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen, ſo verheißt der Herr in ſeinem heiligen Worte, und ſo wird er auch an euch allen thun, da ihr eure Schuld freiwillig und von Herzen bekannt habt. Ihr, Tannhofbauer, habt ſchon Großes erlangt durch Gottes Barmherzigkeit, die Euch Euren Sohn wieder geſchenkt hat, und werdet noch Größeres erlangen, wenn Ihr nun durch die Verſöhnung mit Euren Kindern hier vollen Frieden gefunden habt und Euch an Euern Enkeln erfreuen könnt. — Euch, Wilm und Kathrin, iſt der Herr bisher nachgegangen mit dem Stab Wehe, daß er euch züchtige zu eurem Heile, und euch herumhole vom Wege des Verderbens. Aber wie das ſchon lauter Barmherzigkeit von ihm war, ſo werdet ihr noch größere Barmherzigkeit von ihm erlangen, wenn ihr fortan getreu auf ſeinen Wegen bleibt und von denſelben nicht mehr weichet. Wollt ihr das in dieſer ernſten Stunde eurem Gott und euch ſelbſt geloben? Wollt ihr, nachdem ihr zu eurem Schaden erfahren habt, daß es ohne Gottesſegen und Elternſegen kein wahres, dauerndes Glück giebt, beides fortan eifrig ſuchen und euch in rechter Demut erbitten?"

Da hoben Kathrin, die wieder aufgeſtanden war, und Wilm, der ihre Hand erfaßt hatte, die geſenkten Häupter auf; ihre Augen begegneten dem liebevoll fragenden Blicke des Pfarrers, ihre Hände legten ſich in ſeine ihnen entgegengeſtreckte, und wie aus einem Munde erklang es:

„Ja, wir wollen! Gott helfe uns!"

Da breitete der Tannhofbauer die Arme aus gegen ſeine Kinder, die ſich weinend in dieſelben ſchmiegten. Er aber blickte gen Himmel und ſagte laut und feierlich:

„Herr, ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thuſt!"

17. Rätſel.

Mit B muß ich dem Arzte dienen,
Doch dien' ich wieder auch zur Zier.
Mit L blüh' ich zur Luſt der Bienen,
Die mich umſchwärmen mit Begier.
Mit R dien' ich als ſich're Decke,
Geb' auch wohl wirkſame Arznei.
Mit W dien ich zu manchem Zwecke,
Heb' Laſten auf und bluh' dabei.
Rat' mich nur richtig ein einziges Mal,
So findeſt du alles ohne Qual.

18. Ein anderes.

Schreck oder Schmerz treibt aus der zweiten
Wohl die erſte laut hervor,
Falls die zweite nicht durch Leiden
Ihre Brauchbarkeit verlor.
Ward das Ganze armen Eltern
Als 'ne Gabe zugeteilt,
Wird ſie niemand drum beneiden,
Doch beklagen unverweilt.

19. Anekdote.

Das Rößlein des Herrn Tierarztes war krank geworden, und der alte Johann hatte den Auftrag erhalten, es recht ſorgfältig zu pflegen.

Nun giebt ihm ſein Herr ein Pulver, das er dem Pferde vermittels einer Blechröhre in den Hals blaſen ſoll.

Nein Johann geht ab, kommt aber über eine kleine Weile aus dem Stalle geſtürzt, hält ſich mit beiden Händen den Leib und ſchneidet die fürchterlichſten Grimaſſen.

„Nun, was ist los, Johann?“ ruft ihm sein Herr zu, der im Fenster lag. „Ist dir etwas passiert?“

„Ach, Herr Doktor,“ würgt Johann mit Mühe hervor, „der Gaul hat zuerst geblasen.“

20. Altes Gold.

Alte Leute sehen am besten in die Ferne.

Das ist nun freilich eine so bekannte Thatsache und eine so alltägliche Erfahrung, daß man kaum begreifen mag, wie der Satz, der diese Thatsache und Erfahrung ausspricht, als ein Sprichwort angesehen werden kann, noch viel weniger aber, wie dieser Satz zu der Ehre kommt, hier in der Spinnstube als „altes Gold“ aufgetischt zu werden.

Allein, wer die Art und Weise des deutschen Sprichworts kennt, nämlich unter der Hülle scheinbar ganz unbedeutender, oder doch wenigstens ganz Gewöhnliches und Allbekanntes berührender Worte tiefe, ernste Wahrheiten zu verstecken, der wird sich doch nicht so ohne weiteres darüber wundern und es fast unbegreiflich finden, daß er in den einfachen Worten da oben eine goldene Wahrheit finden soll, sogar eine alte, bewährte und deshalb heilsame Wahrheit, sondern wird sich das Sprüchlein erst einmal etwas genauer besehen und nach dieser Wahrheit suchen.

Und wenn er dann nur „die Ferne“ nicht in räumlichem Sinne faßt, sondern von der Zeit versteht, wie hat schon dann sogleich der Spruch eine andere Wahrheit als die, welche er auf den ersten Blick scheint aussprechen zu wollen, und welche jeder alt gewordene Mensch an sich erfährt und sich dadurch genötigt sieht, sich jetzt eine andere Brille zu kaufen, als er sie in jüngeren Jahren trug, oder, wenn er da noch keine hatte, sich eine Altersbrille anzuschaffen. Dann erinnert ihn ja das Sprichwort an die ebenfalls allbekannte und jedem alten Menschen sich aufdrängende Thatsache, daß man, je älter man wird, mit dem Geistesauge immer heller in die Vergangenheit zurück

schauen lernt, und daß dem Greise Erlebnisse aus seiner Kindheit, an die er bisher nicht im entferntesten mehr gedacht hatte, mit einemmal so klar und lebendig vor die Geistesaugen treten, als hätten sie sich erst ganz vor kurzem zugetragen, ja daß im höchsten Alter der Greis wieder ganz in das kindische Wesen zurückfallen kann.

Und das ist dann schon eine Wahrheit, die für alte Leute sehr heilsam werden kann, wenn sie nämlich dieses Geistig-kindisch-werden als ein mahnendes Gleichnis nehmen dafür, wie es im Alter besonders auch in geistlicher Beziehung mit dem Menschen werden soll, und an das Wort des Herrn Jesu denken, und sich's recht ins Herz hinein gesagt sein lassen (Matth. 18, 3): „Es sei denn, daß ihr umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Und wie wird diese heilsame Wahrheit noch verstärkt, wenn man unter der Hülle der Worte „am besten" die liebreiche Mahnung und den guten Rat entdeckt, die ans Herz legen wollen, daß man in den alten Tagen am besten thue, recht viel in die Ferne zu schauen, sowohl rückwärts als vorwärts; rückwärts, um sich zu vergegenwärtigen, wieviel Güte und Gnade, wieviel Barmherzigkeit und Langmut man doch in seinem langen Leben schon von Gott dem Herrn erfahren hat, und zwar ganz unverdienterweise, weil der helle, klare Blick in die rückwärts liegende Ferne auch zahllose Sünden erkennen läßt, durch die man nicht Gottes Güte, wohl aber seinen gerechten Zorn verdient hätte; vorwärts aber in eine noch viel weitere Zeitenferne, in die ganze unausdenkbare Ewigkeit, um das vom Worte und Geiste Gottes geschärfte Auge die ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit sehen zu lassen, die dem rechten, gläubigen Jünger Christi, dem rechten, geheiligten Gotteskinde nach den Leiden dieser Zeit droben in der himmlischen Heimat zu teil werden soll.

Und wie muß dann ja beides, der Blick in die rückwärts wie in die vorwärts liegende Ferne, für den Hochbetagten ein mächtiger Antrieb werden, die kurze Gnadenfrist, die ihm wohl nur noch gegeben ist, recht zu benutzen, die Barmherzigkeit Gottes in Christo Jesu, die ihm alle Sündenschuld seines langen Lebens vergeben soll, in

täglichem Flehen zu suchen, das Herz je länger, je mehr vom Irdischen loszureißen und es mit sehnlichem Verlangen auf das, was droben ist, zu richten, auf die zukünftige Herrlichkeit des Reiches Gottes, und alle Tage zu beten, daß des Herrn Gnade bescheren möge ein seliges

Verlag der Holzbuchdruckerei Stephan Gebel & Co. in Altenburg.

reiche Gabe und ſchloß das Fenſter. Schlafen konnte ſie aber nicht, da ſie ſich den Kopf zerbrach, von wem eine ſo reiche Unterſtützung kommen könne.

Draußen auf der Bleiche ſaß Sufel allein. Ihre guten Freundinnen waren, als es elf Uhr auf dem Kirchthurme geſchlagen hatte, heimgegangen.

Das Bleichhäuschen war eigentlich ein kleiner Schuppen, vornen offen, und nur gemacht, um als Obdach zu dienen, wenn es etwa regnen ſollte.

Um nicht einzuſchlafen, hatte das treufleißige Mädchen ſich an die Wand ein Licht, eine Hängeampel, befeſtigt und nähte wacker an einer neuen Nebelkappe.

Von Zeit zu Zeit warf ſie einen Blick über die langen weißen Streifen ihres Tuches, das ſelbſt in der großen Dunkelheit einer Regen drohenden Neumondnacht ſichtbar war. Sie ſummte leiſe das ſchöne fromme Lied: „Ach bleib' mit deiner Gnade u. ſ. w.“

Da ſchlug's Zwölf und es überlief ſie denn doch eine Gänſehaut, wenn ſie dachte, daß ſie ſo ganz allein war.

Cacao Riquet!

Cacao Riquet in löslicher Pulverform liefert ein ebenso **wohlschmeckendes wie nahrhaftes** Getränk, welches allen Anforderungen der **modernen** Hygiene genügt und für den Haushalt, für **Kinder** und **Kranke, Reconvalescenten,** Reisende etc. seiner grossen Vorzüge halber **unentbehrlich** ist. Ein Versuch genügt, um Cacao Riquet jedem Consumenten in kurzer Zeit lieb zu machen.

Ist vorzüglich aufgeschlossen (löslich)!

Ist leicht verdaulich!

Ist gut bekömmlich!

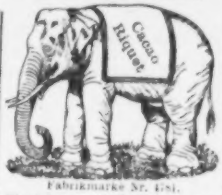

Ist dünnflüssig, also rein!

Ist von köstlichem Aroma!

Ist frei von Alkalien und Parfum!

Fabrikmarke Nr. 681.

Sorten und Preise:

Allerfeinster Cacao Riquet, blaues Etiquett	à	½ Pfd. 300 Pf.	¼ Pfd. 155 Pf.	⅛ Pfd.-Dosen 80 Pfennige.
Hochfeinster Cacao Riquet, goldenes Etiquett	à	½ Pfd. 275 Pf.	¼ Pfd. 140 Pf.	⅛ Pfd.-Dosen 75 Pfennige.

Fabrikanten:

Riquet & Co., gegründet 1745. Leipzig.

Thee Riquet!

Besonders empfohlen und nachgefragt sind:

Souchong-Thees	No.	I	Ib	II	III	IV	V	VI
	à ½ kg.	6	5	4	3	2½	2	1½ M.
Melange-Thees	No.	9	I	Ib	II	III	IV	
	à ½ kg.	9	6	5	4	3½	3 M.	
Congo-Thees	à ½ kg.	7,	6,	5,	4,	3½,	3,	2½, 2, 1½ M.

Importeure:

Riquet & Co., gegründet 1745. Leipzig.

Man fordere in unseren Niederlagen ausdrücklich Marke Riquet.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Für jede Haus-, Vereins- und Volks-bibliothek empfehlenswert:

Der

Hamburger Hausfreund.

Eine Sammlung volkstümlicher Erzählungen

von

Ahlfeld, E. Frommel, W. Walhusius, Armin Stein, Brennekam u. A.

Preis jedes Heftes 20 Pf.

1. Der Mutter Gebet. (E. Norden.)
2. Meister Lautenschläger. (J. Bey.)
3. Am Sonntage. (E. Kuhn.)
4. Heimgebracht.
5. Die Heimkehr.
6. Aus tiefer Not. (Armin Stein.)
7. Der Bajazzo u. seine Mutter. (E. Liljmann.)
8. Marie. Dorfgeschichte. (W. Rathusius.)
9. Mutterliebe. (E. Frommel.)
10. Des Orgelmanns Kind. (J. Bey.)
11. Die Macht der Liebe. (D. Löhe.)
12. Monika. Ein Lebensbild. (Fr. Ahlfeld.)
13. Martha, die Pflegemutter. (W. Rathusius.)
14. Der Schulze Gottfried.
15. Hans Nidderlein.
16. Friedrich d. Weise, Kurfürst von Sachsen.
17. Luise Scheppler, Oberlins Dienstmagd. (J. Bodemann.)
18. Joh. Heinrich Stoßmeister.
19. Die Bauernmagd. (J. Oldenberg.)
20. Die Waldenserkolonie in Calabrien.
21. Feurige Kohlen. (Arm. Stein.)
22. Im Pachtkammerlein. (Arm. Stein.)
23. Elisabeth Merz. Drei Tage a. d. Leben einer Näherin.
24. Ein Brand aus dem Feuer. (W. Meichner.)
25. Mutter Dorothea. (C. Brennekam.)
26. Heuer u. Anker. (C. Brennek.)
27. Drei Sylvesterabende. (L. Walther.)
28. Vater u. Sohn. (E. Norden.)
29. Scherenbrun u. Fleischneider.
30. Hans Unruh und Franz Wohlgemuth.
31. Der Köhlermeister Kilkolke. (Prohle.)
32. Aus einem Frauenleben.
33. Drei Märtyrer der evang. Kirche.
34. Aus einem Knabenleben.
35. E. Heideblume. (M. Barthens.)
36. Karte Jucht. (M. Barthens.)
37. Das Häuschen am Waldbach.
38. Jungen-Schranken. (Kuhn.)
39. Magdal. Lenzod: Mutterlr.
40. Des Greises Heimat.

Partiepreis für die ganze Sammlung von 40 Heften 6 Mark.

Preis jedes Heftes 20 Pf.

20 Exempl. 3 Mark. 50 Hefte — auch gemischt — 7 Mark.

Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung: „— Es sind gute, in durchlichtem Geiste geschriebene Erzählungen, die vom reiferen Alter an einem jeden unserer Leser willkommen sein werden. Zum Vorlesen in Handarbeits-, Vereins- und anderen Kreisen sind sie trefflich geeignet."

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **Bremen** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer:

Schnelldampfer.

Spree
Havel
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Eider
Fulda
Werra
Elbe
Preussen
Bayern
Sachsen
Kais. Wilh. II.
Neckar
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
Amerika
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronpr. Fr. Wilh.
Dresden
München

I. Von **Bremen** nach **New-York**
wöchentlich **2** bis **3 Mal**
mit den Schnelldampfern
„Spree", „Havel", „Lahn", „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Eider", „Fulda", „Werra", „Elbe".

II. Von **Bremen** nach **Baltimore**
jeden Donnerstag.

III. Von **Bremen** nach **Brasilien**
(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)
am 11. und 25. jedes Monats.

IV. Von **Bremen** nach **Montevideo** und **Buenos Ayres**
am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von **Bremen** nach **Ostasien**
(China und Japan)
alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von **Bremen** nach **Australien**
und den Samoa- und Tonga-Inseln
alle 4 Wochen Mittwochs.

Anfragen adressire man:

Dampfer:

Karlsruhe
Stuttgart
Gera
Weimar
Darmstadt
Oldenburg
Stettin
Lübeck
Danzig
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möve
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrwieder
Lloyd
Fulda II
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle.

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Verlag der
Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Seit 1850 erscheinen in monatlichen Nummern und auch gesammelt in Jahresbänden die

Geschichten und Bilder

zur

Förderung der inneren Mission,

begründet von

Dr. **Wichern** und Prediger **J. Oldenberg**,
fortgesetzt von Direktor **J. Wichern**.

Mit Illustrationen. **Preis jährlich 1 M. 20 Pf.**

Ein Volksblatt, das die Liebe zu den Werken der christlichen Barmherzigkeit zu pflanzen und zu pflegen sucht und das viel lange bei Jung und Alt als ein guter Freund sich bewährt hat. So oft er ins Haus tritt, bringt er Geschichten mit, die lehrreich zu lesen, und Bilder, die mit Vergnügen zu beschauen sind. Wer ein gutes und unterhaltendes Blatt, in seiner Bibliothek ein anregendes Buch haben will, das er am Familientische vorlesen, das er auch dem Nachbar geben und in der Gemeinde vertreiten kann und das manch fruchtbares Saatkorn in die Herzen streut, dem dürfen die Geschichten und Bilder mit gutem Recht empfohlen werden.

Von neuem bitten wir daher herzlich, **seine stille Arbeit in den Gemeinden und Sonntagsschulen zu Hilfe zu nehmen, denen es auf Wunsch in Partieen zu bedeutend ermäßigten Preisen geliefert wird.**

☞ Bei Bestellungen auf der Post gefälligst unter dem Titel: **„Geschichten und Bilder zur Förderung der inneren Mission"** (Preisliste Nr. 2403) zu verlangen.

Probenummern stehen gratis zur Verfügung.

G. Strübig's Verlag in Leipzig.

Emil Ohly's Sammlung von geistlichen Kasualreden,

enthaltend:

Band I. Grabreden (für seltenere Fälle) Mk. 4.—, II. Grabreden (für allgemeinere Fälle), Mk. 3.—, III. Traureden, Mk. 4.—, IV. Beicht- und Abendmahlsreden, Mk. 3.—, V. Taufreden, Mk. 2.50, VI. Reden an Kindergräbern I. Mk. 2.40, VII. Reden an Kindergräbern II. Mk. 2.50, VIII. Konfirmationsreden, Mk 4.—, IX. Synodalpredigten, X. Predigten bei Missionsfesten (ältere Mission), XI. Predigten am Buß- und Bettag, XII. Predigten am Erntedankfest, XIII. Predigten bei Missionsfesten (innere Mission), XIV. Predigten bei Amts-Antritt und -Abschied, XV. Predigten für seltenere Fälle (Taufe, Einführung, Eid ꝛc.), XVI. Predigten am Reformationsfest, XVII. Predigten am Totenfest, Band IX—XVII à Mk. 3.—, XVIII. Adventspredigten Mk 3.50, XIX. Passionspredigten Mk. 3.50, XXI. Gustav-Adolf-Fest-Predigten Mk. 3.50, XXII. Politische Predigten (Fürstliche Geburtstage, Sedan ꝛc.) Mk. 3.—.

Elegant gebunden Band V—VII à 50 Pfg., die übrigen à 75 Pfg. mehr.

Ausführliche Prospekte mit dem Verzeichnis von ca. 300 Mitarbeitern stehen zu Diensten.

Das Kirchenjahr. Drei Perikopenreihen (die altkirchlichen, die von Nitzsch ausgewählten und die Württembergischen) in Predigtentwürfen von Wilh. Wiener in Worms. I. Bd. Von Advent bis Trinitatis, ca. 15 Lieferungen à 40 Pfg. II. Bd. Trinitatiszeit, 10 Lieferungen à 40 Pfg.

Rektor Karl A. **Krüger's Märchen**

sind in drei Ausgaben erschienen.

Die ersten Autoritäten

auf litterarischem und pädagogischem Gebiet haben gerade diese Märchen als fast allein für die Jugend geeignet und besonders unterhaltend bezeichnet (wie ein beigefügter Prospekt darthut).

I. **Deutsche Volksmärchen.** Mit ca. 50 Illustrationen, 2 künstlerischen Farbendrucken und 2 farbigen Bildern, ca. 160 Seiten. Eleg. gebunden Mk. 1.50.

II. **Märchen aus der Heimat und Fremde.** Mit 50 Illustrationen, darunter 4 künstlerischen Farbendrucken. 240 Seiten. Eleg. gebunden Mk. 2.25.

III. **Märchenschatz für Schule und Haus,** enthaltend sämtliche Krüger'schen Märchen. Mit ca. 100 Illustrationen und 6 künstlerischen Farbendrucken, über 400 Seiten. Eleg. geb. Mk. 3.—.

Eine Zeitschrift
für das evangelische Deutschland und die Sache des Evang. Bundes.
Herausgegeben von **Dr. Richard Peltzer.**

Das **Protestantische Familienblatt** verdankt der Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und der Gediegenheit seines Inhalts seine Erfolge. Es bietet außer dem, was andere evangelische Blätter ähnlicher Art auch bringen, der protestantischen Familie in ansprechender Form das, was gerade in jetziger Zeit sie zu interessieren geeignet ist.

Jede Nummer des wöchentlich erscheinenden Blattes erhält eine **Erzählung** aus der Feder guter Autoren, eine kurze Ausführung über eine Frage des religiösen und sittlichen Lebens, **geschichtliche, kultur- und zeitgeschichtliche, biographische Aufsätze, Skizzen** jeglicher Art, eine **politische Rundschau** und eine reichhaltige Abteilung: **Allerlei Mitteilungen** aus der Zeitbewegung. Von hüben und drüben. Aus der Bücherwelt.

Der **Preis** ist trotz sehr schöner Ausstattung **nur 65 Pfg.** pro Vierteljahr.

Bestellungen nehmen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen.

Probenummern stehen jederzeit franko zu Diensten durch den Verleger **Carl Claſſen** in Stuttgart.

Dieses von dem beliebten Volksschriftsteller Pastor O. Brennekam herausgegebene illustrierte Familienblatt erfreut sich seines reichen und mannigfaltigen Inhalts wegen außerordentlicher Beliebtheit in den weitesten Kreisen. Interessante Erzählungen, gemeinverständlich geschriebene, belehrende Artikel aus allen Gebieten, Anekdoten und kleinere unterhaltende Mitteilungen aller Art, eine Wochenschau, Rätsel 2c., praktische Ratschläge für Gesundheitspflege, für Garten- und Landbau, Rezepte für Küche und Keller bieten dem Leser so viele Abwechslung und so reichen Nutzen, daß niemand das **Immergrün** unbefriedigt lassen wird.

Der **Preis** für 13 Wochennummern ist **nur 65 Pfg.** Bestellungen jederzeit durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Probenummern versendet franko der Verleger **Carl Claſſen** in Stuttgart.

Bei Georg Reichardt Verlag in Leipzig erschien:

Zwanzig Anschauungsbilder

für den ersten Unterricht

in der biblischen Geschichte

nach den unterrichtlichen Angaben

von

Ludwig Wangemann.

Dritte Auflage.

In Mappe: koloriert 16 Mk.; unkoloriert 12 Mk.
Aufgezogen: „ 28 Mk.: „ 24 Mk.

Format: 56 zu 70 Ctm.

Abnehmer der ganzen Sammlung von 20 Blatt erhalten den Text (9 Bogen gr. 8°), eine **„Anweisung zur Benutzung der biblischen Anschauungsbilder"** aus der Feder des Schulrat **Wangemann** in Meißen **gratis.** (Ladenpreis 1 Mk. 60 Pf.)

Von vielen höchsten Schulbehörden warm empfohlen.

Illustrierte Prospekte gratis und franko.

L. Einecke, Kupferschmiederei,

ALTENBURG,

fertigt als Specialität unter mehrjähriger Garantie für jede kleinere und grössere Landwirthschaft

Kartoffeldämpfer

anerkannt bester und bewährtester Construction.

Grösste Leistungsfähigkeit.

Macht sich durch seinen geringen Brennmaterialverbrauch in kurzer Zeit bezahlt.

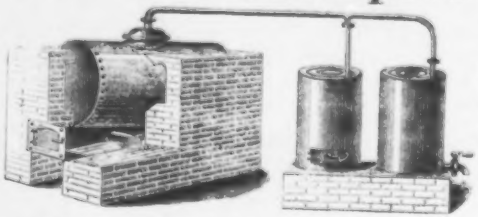

anerkannt bester und bewährtester Construction.

Dieser Apparat schliesst erfrorene Kartoffeln, Rüben etc. vollständig wieder auf und stellt solche zur nutzbringenden Verwendung wieder her. Arbeitet ganz gefahrlos.

Beste Referenzen. Prospecte gratis und franco.

Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg.

Christliche Kunstblätter.

Elf große Holzschnitte nach Gemälden berühmter Meister.

Ausgabe
auf festem Kupferdruckpapier.

1.	Die heilige Nacht (Correggio).	Größe: 73×55 cm, à M. 1.—
2.	Die Kreuzesabnahme (P. P. Rubens).	
3.	Das Abendmahl des Herrn (da Vinci).	
4.	Jairi Töchterlein (Schraudolph).	Größe: 55×40½ cm, à M. —.50.
5.	„Herr, bleibe bei uns" (Plockhorst).	
6.	Madonna della Sedia (Rafael).	
7.	Christus mit dem Zinsgroschen (Tizian).	Größe: 73×55 cm, à M. —.75.
8.	Ecce homo (Guido Reni).	
9.	Grablegung Christi (Bartolommeo).	
10.	„Herr, hilf mir" (Richter).	73×55 cm. M. 1.—.

Diese 10 Blätter zusammen nur M. 4.60.

Wer 6 Sammlungen auf einmal bezieht, erhält die 7. gratis.

Die Sixtinische Madonna. Gemälde von Rafael Sanzio. 73×55 cm. M. 1.—.

Zehn einzelne Bilder
Größe 73×55 cm nach Wahl für 8 M.
„ 55×40½ „ „ Wahl für 4 M.
Gute Verschlußtafeln zum Aufbewahren 75 Pf.

Noch besonders hervorgehoben sei die neue und durch das treffliche Blatt „Herr, hilf mir" ergänzte

Luxus-Ausgabe.

Sie ist ein **kostbares Geschenk** für jeden Freund christlicher Kunst, weil in ihr die edelsten Werke alter Meister in **würdiger und schöner Ausführung** zu bisher nicht dagewesenen Preisen geboten werden.

Luxus-Ausgabe
auf extrafeinem Kartonpapier.

1.	Die heilige Nacht (Correggio).	Größe: 73×55 cm, à M. 1.50.
2.	Die Kreuzesabnahme (P. P. Rubens).	
3.	Das Abendmahl des Herrn (da Vinci).	
4.	Jairi Töchterlein (Schraudolph).	Größe: 55×40½ cm, à M. —.75.
5.	„Herr, bleibe bei uns" (Plockhorst).	
6.	Madonna della Sedia (Rafael).	
7.	Christus mit dem Zinsgroschen (Tizian).	
8.	Ecce homo (Guido Reni).	
9.	Grablegung Christi (Bartolommeo).	
10.	„Herr, hilf mir" (Richter).	73×55 cm. M. 1.50.

Diese 10 Blätter zusammen nur M. 6.—.

Wer 6 Sammlungen auf einmal bezieht, erhält die 7. gratis.

Die Sixtinische Madonna. Gemälde von Rafael Sanzio. 73×55 cm. M. 1.50.

Zehn einzelne Bilder
Größe 73×55 cm nach Wahl für 12 M.
„ 55×40½ „ „ Wahl für 6 M.
Gute Verschlußtafeln zum Aufbewahren 75 Pf.

Sonntagsblatt für innere Mission: „Wir sind erstaunt über die Pracht dieser Bilder, deren innerer Wert ja längst anerkannt ist bei dem äußerst niedrigen Preis. —"

Hannoversche Post: „— Es ist staunenswert, daß für so geringen Preis so Vorzügliches geliefert werden kann." —

Zarte Haut!

Um der Gesicht-haut und Händen ein **blendend weißes** Aussehen von unvergleichlicher **Zartheit und Frische** zu verleihen und zu erhalten, benutze man nur die seit 35 Jahren berühmte

„Puttendörfer'sche Schwefelseife"

(à Pack mit 2 Stück 50 Pf. — 3 Pack nur Mk. 1.25). Nur diese ist von dem s. Z. berühmten Haut-Hygieniker Herrn **Doctor Alberti** als **einzig echte gegen rauhe und fleckige Haut, Pickeln, Sommersprossen** etc., sowie zur Erzielung eines **zarten jugendfrischen Teints** empfohlen. — Man hüte sich vor Fälschungen und Nachahmungen und verlange in allen deutschen Droguerien nur die echte **„Puttendörfer'sche"** Seife. Dieselbe ist auch direkt zu beziehen vom alleinigen Fabrikanten

F. W. Puttendörfer,

Hoflieferant

Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Carl von Preußen.

Berlin, Friedrichstr. 104a.

Fabrik feiner Seifen und Parfümerien. Im eigenen Verkaufsmagazin reichhaltigstes Lager aller Parfümerien und Toilettearticel. Special-Abteilung für feine Wiener und Offenbacher Lederwaren, Reise-Utensilien u. Geschenk-Artikel.

Postsendungen prompt!
Illustrirte Kataloge gratis und franko.

Empfehlenswerte Jugendschriften

aus dem Verlage von

Geibel & Brockhaus,

Leipzig, Dresdenerstraße 17.

☞ Alle Werke sind, wenn nicht Anderes dabei bemerkt ist, reich illustriert und elegant gebunden. ☜

Andrä, J. C., Heroen. Griechische Heldensagen. 5 M. 50 Pf.

Dahn, Felix und Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Illustrierte Prachtausgabe. 10 M.

— — Bildlose Ausgabe. 6 M.

Dütschke, Hans, Der Olymp. Göttersagen der Griechen und Römer. 3 M.

Müller, Wilh., Deutschlands Einigungskriege 1864—71. 6 M.

v. Brunecki, P., Klaus Erichsen, Prinz Heinrichs Schicksalsjunge. 5 M.

v. Brunecki, P., Fritz Ohlsen, Kaiser Wilhelms Unteroffizier. 5 M.

Elster, P., Walter Vernwards Afrikanische Reiseabenteuer. 4 M. 50 Pf.

Kell, R. K., Von der Schulbank nach Afrika. 4 M.

Kell, R. K., Quer durch China. 4 M.

Köppen, F. v., Deutsche Kaiserbilder. 5 M.

Lauckhard, Dr., Kleine Erzählungen. 2 M.

Schmidt, Ferd., Mit Schwert und Lanze. 4 M.

Weitbrecht, K., Simplizius Simplizissimus, der Jäger von Forst. 2 M. 50 Pf.

Grube, K. W., Tier- und Jagdgeschichten. 2 M. 80 Pf.

Köppen, F. v., Kämpfe und Helden. 2 M. 80 Pf.

Osterwald, Wilh., Sang und Sage. 2 M. 80 Pf.

Schmidt, Ferd., Die Nibelungen. Gudrun. 2 M. 80 Pf.

Deutsche Jugendbibliothek.

Herausgegeben von

Jul. Lohmeyer und Ferd. Schmidt.

Jedes Bändchen, illustriert, kostet geheftet 75 Pf., gebunden in Kattleinen 1 Mark; die Doppelbändchen 1 Mark 50 Pf., bez. 2 Mark.

☞ Bisher erschienen 75 Bände. ☜

Genaues Verzeichnis steht zu Diensten.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses
in Hamburg.

Weihnachtsglocken.

Lieder und Gesänge für gemischten Chor.

Herausgegeben von

Caroline Wichern.

24 Seiten. Partitur-Chor. 1 Mark 20 Pf. — 5 Expl. 4 Mark 50 Pf.

Alte u. neue Weihnachtslieder

für Schule und Haus.

(Noten und Text. — 60 Lieder.)

Gesammelt und zum Teil neu bearbeitet

von

Caroline Wichern.

Vierte Auflage. 48 Seiten. Preis 40 Pf.

Wohlfeile Ausgabe: 5 Exemplare 1 M. 20 Exemplare 3 M.
50 Exemplare 6 M.

Für große und kleine Leute, für kleine Musikanten und große Musici ist in diesen Büchlein gesorgt. Alle finden ihre Rechnung: vom einstimmigen Satz geht es bis zum vierstimmigen Chor für eine ordentliche Hausmusik. An die heiteren Kirchenlieder, darin die Kirche bekennt, lobt und preist, schließen sich die Engel- und Hirtengesänge; dann folgen Begrüßungslieder ans Christkind, die alten Kriegerlieder. Und damit nichts fehle, kommt auch „Knecht Ruprecht" und das „Morgen, Kinder, wird's was geben". Dann aber gehen die Lieder weiter in stillen Kreis der heiligen Nacht aber und schauen staunend durch den geöffneten Himmel ins Herz des Herrn und seine ewige Liebe. So bringt das Büchlein in steniger Ordnung das Beste aus den Weihnachtsliedern in gutem Druck und so wohlfeil, daß fürs jede Familie leicht in mehreren Exemplaren anschaffen kann.

Otto Ring's

„SYNDETIKON“

Flüssiger Universal-Leim

ist stets fertig zum Gebrauch.

klebt, leimt, kittet Alles

dauerhaft und unzerreissbar:

Modellirbogen, zerrissene Schulbücher und Mappen, Laubsäge-Arbeiten, abgebrochene Möbeltheile, zertrümmerte Spielsachen, zerschlagene Teller und Tassen, Lampenglocken, Vasen, Nippsachen, Elfenbeingegenstände, Alabasterschalen, Marmor- u. Gypsfiguren etc.

Warnung! Alle unter gleicher od. ähnlicher Marke und in ähnlicher Packung offerirten flüssigen Leime sind werthlose Nachahmungen unserer im Jahre 1880 in den Handel gebrachten Specialität „Syndetikon“.

Syndetikon ist zu haben in Flaschen nebenstehender Grösse mit Metallkapsel nebst Pinsel à 50 Pf. in den meisten Schreibmaterial-, Galanterie-, Kurz-, Spielwaaren- und Droguenhandlungen allerorts oder direct

4 Flaschen

für 2 Mark franco

innerhalb Deutschlands, nach Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland und die Schweiz durch

Otto Ring & Co.

Berlin W. 57,

Blumenthal-Strasse 17.

Hochfeine Harzer

Kanarien-vögel.

vielfach prämiirt,

in Preise von 6—20 Mark, empfiehlt

Ernst Hey, Altenburg,

Nordstrasse 8.

Edmund Paulus,

Ver. d. Instrumenten-Fabrik.

Markneukirchen

in Sachsen.

Streich-, Holz- u. Blech-Instrumente.

Harmonikas.

Preislisten auf Wunsch frei.

400

durch Jahre langen Gebrauch erprobte Katholische, Haus- und Heilmittel für Menschen und Vieh, sowie Fabrikations-Geheimnisse verschiedener Hauptartikel, enthält **Prischknecht's Schatzkästlein für den Bürger und Landmann.** Das billigste und nützlichste Geschenk für Jedermann. 8°. Elegant broschiert. Preis Mk. 1.50.

Verlagsanstalt Nedwig in Luzern (Schweiz).

Verlag von Stephan Seidel in Altenburg, S.-A.

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das deutsche Volk und die Jugend bearbeitet von

W. O. von Horn

(W. Corvin).

Dritte Auflage. Mit 4 Stahlstichen und 20 Holzschnitten. 20 Bogen.

Preis elegant gebunden nur M. 1.60.

Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.

Vom Kgl. Preuß. Kultus-Ministerium u. viel. Kgl. Regierungen empfohlen:

D. Rogge.

Das Buch von den preuß. Königen.

(König Friedrich I. bis König Wilhelm II., deutscher Kaiser.)

Mit 9 Original-Stahlstichen.

Lex.-8°. 350 Seiten. Preis M. 2.50, in Prachtband M. 3.60.

(Vortreffliches Geschenk für das Alter und die reifere Jugend.)

D. Rogge.

Christliche Charakterbilder a. d. Hause Hohenzollern.

240 Seiten.

Preis M. 4.25, geb. mit Zeichenschnitt M. 5.50, mit Goldschnitt M. 5.75.

Dr. Henne am Rhyn.

Die nationale Einigung der Deutschen, die Entwicklung und die Aufgaben des Reiches.

Inhalt: Wie ist das Deutsche Reich entstanden? Was haben die Deutschen ihrer Einigung zu verdanken? Was thut dem Deutschen Reiche not?

Lex.-8. Preis M. 1.50, eleg. geb. M. 2.25.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Der Küchenzettel.

100 praktische Anweisungen zur Bereitung schmackhafter, gewählter und doch wohlfeiler Kost, für den **bürgerlichen Mittagstisch** mit besonderer Rücksicht auf den **bescheidneren Haushalt.** Von **Hedwig Kaller.** 8°. Eleg. geb. 1 Mark. Jeder sparsamen Hausfrau gewiß eine willkommene Gabe.

J. Henderer's Verlag, Bern.

Im Verlage von **Richard Pranz** in **Augsburg** ist erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich B. J. Thiersch's Briefe an einen evangelischen Geistlichen.

Zum Besten seiner Amtsbrüder herausgegeben von **Friedrich Oehninger,** Pfarrer. Preis 1 M.

Gegen

Lungenleiden, Asthma u. Kehlkopf-Katarrhe,

besonders im Beginn der Krankheit, unübertroffenes Heilmittel die **Arminius-Quelle** im Bade **Lippspringe,** Eisenbahnstation **Paderborn.**

Gute, kurgemäße Unterkunft gewährt daselbst das

Kurhaus, Pensions-Hôtel I. Ranges.

Arminius-Brunnen wird auch nach Aussen versandt. — Näheres auf Anfragen sofort und frei durch die

Brunnen-Administration.

Schönes Confirmations-geschenk!

Eins ist noth!

Ev. Gebet-, Beicht- u. Communionbuch, insbesondere für Confirmanden; eine Wiegabe für's Leben von **W. Fischoff,** Pastor. 12°. 224 Seiten mit einem Stahlstich. Holzfreies Papier.

Ausg. A. Eleg. Lederband m. Rothschn. M. 1.20.
Ausg. B. Reicherer Einband m. Goldschn. M. 1.75.

Vorräthig zu Vorzugspreisen!

Würdig ausgestattet! Glänzend recensirt!

Vorräthig in allen Buchhandlungen, event. direct vom Verleger. Ansicht zu Diensten.

Freiburg i. Bd. **Hermann Heiber.**

Billiges Gebet- und Communionbuch!

Im Verlage von **Stephan Geibel** in **Altenburg** (S.-A.) ist erschienen:

Volks- und Jugendbibliothek

von W. O. von Horn (W. Oertel):

Orkan auf Cuba. — Erdbeben v. Lissabon. — Brand v. Moskau. — Feldmarschall Derfflinger. — Prinz Eugenius. — Feldmarschall Blücher. — Ein Kongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savoyardenbüblein. — Gottfr. Pollmann. — Die Boerenfamilie. — Strandläufer. — Vom Affen, der seinen Onkel sucht. — U. d. Wanne, der uns Amerika gewiesen. — Vergeltung. — Kartoffeljagd. — Oberförster. — Leben d. Kurf. Dorothea u. d. Landgr. Elisabeth. — Die Gemsjäger. — Simon, Lebensgesch. eines Negersklaven. — Die Eroberung v. Algier. — Leben u. Thaten Zieten's. — Vormund u. Mündel. — Wie einer ein Waldschlänger wurde. — Von einem, der das Glück gesucht. — Blücher's Schützling. — Belagerung v. Wien. — Lohn einer guten That. — Chr. Fürchteg. Gellert. — Der alte Linde. — Vom frischen u. muthigen Seydlitz. — Der Mulatte. — Aus dem Missisippi. — K. Friedrich's Kriegsfahrten anno 1812 u. 1813. — J. Jak. Astor. — Der Engel der Gefangenen. — Der Schiffsjunge. — Diamantina. — Das Patengeschenk. — James Watt. — George Stephenson. — Der Gaucho. — Der Weißkopf. — Der Domrabe. — Admiral de Ruiter. — H. Konr. Escher v. d. Lind. — Schloß Rodbale. — Otto Thorlacken. — Hualma, die Peruanerin. — Die Silberflotte. — Zwei Ausbrüche des Vesuvs. — Während u. nach der Zerstörung v. Magdeburg. — Franz Drake, der Mann, der und die Kartoffeln gebracht. — Benjamin Franklin. — Der Leibdiener. — Vier deutsche Heldinnen. — James Cook, Leben d. weltber. Seefahrers. — Deutsche Treue. — Eroberung v. Mexiko. — Was aus e. armen Hirtenbüblein werden kann. — Eroberung v. Konstantinopel. — Die Pelzjäger. — Die Kaiserin Maria Theresia. — Der alte Fritz. — Die letzte Ghazwah. — Gottes Finger. — Der Lumpensammler v. Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — Eine Meuterei im Stillen Meere. — Aus d. Silberminen der Cordillera de los Andes. — Der Oberseer. — Graf Auget de Montyon. — Ernst d. Fromme, Herzog v. Gotha. — Der Kassenhauptling. —

Durch die Hüter.

Fortsetzung von O. Schupp: Entstehung des Klosters Arnstein. — Reichsfreiherr v. Stein. — W. O. v. Horn. — Die Pfarrfrau v. Helfrich. — Die beiden Freunde. — Luise, Königin von Preußen. — Der Pfarrer Liedanus v. Nieblen. — Feldmarschall Graf Neithard v. Gneisenau. — Feurige Kohlen. — Im finstern Thale. — Das Büchlein v. Vater Arndt. — Der Feuermannssjunge im Kriege. — Der Stadtmeister Küllin Baarpfennig. — Brand um Brand. — Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurfürst. — Der Postraub im Bürges. — Friedrich Wilhelm I., König v. Pr. — Im Eise. — Der Volksentdruck. — Wilhelm von Oranien. — H. Oertel: Friedrich I., Barbarossa. — Karl der Große. — O. Schupp: Im Busche. — Unter den Falschmünzern. — Am Lambesi. — Der Heremmüller. — Der blinde Zeuge. — H. Oertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto d. Große. — O. Schupp: Die Eroberung v. Wiesbaden. — Der Tabaktstift. — H. Oertel: Otto II. — Otto III. — O. Schupp: Der Kassendiebstahl. — Die Flüchtlinge im Steinthal. — Die Merlins. — H. Oertel: Friedrich II. — Rudolf v. Habsburg. — O. Schupp: Der Fürst u. sein Hofprediger. — Arnim Stein (v. Nietschmann): Ein getreuer Knecht. — O. Schupp: Der Stanbuß. — H. Oertel: Karl IV. Körner. — Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. — O. Schupp: Der Onkel in Batavia. — Tudo v. Nüdelin. — K. Stein: Unter d. Schirm d. Höchsten. — J. Bonnet: Ein armer Tropf. — H. Oertel: Hans Sachs. — O. Schupp: Die Ehre des Vaters. — Die Brüder. — J. Bonnet: Am doppelten Faden. — Des Feldscherers Wanderschaft. — H. Oertel: Georg v. Frundsberg. — O. Schupp: Auf d. Wachtberg. — Joseph in Aegypten. — J. Bonnet: Der Einarm. — Die Geschwister. — H. Oertel: William Penn. — O. Schupp: Der Turmhan a. d. Heiligen. — Das verlorene Kind. — J. Bonnet: Der Zigeunerbub. — Der Amtsknecht. — H. Oertel: Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. — O. Schupp: Die Kiesenskirche. — Die Rache ist mein. — J. Bonnet: Feldscherers Kriegszug. — Der Kreisönig. — H. Oertel: William Silberforce. — O. Schupp: Unter den Menschenfressern von Borneo. — Das Nationaldenkmal a. d. Niederwald. — J. Bonnet: Der Onkel v. Java. — Der Gondolier v. Venedig. — O. Schupp: Theobald. — James Garfield. — J. Bonnet: Der Geulenpfennig. — Die Chinesenflotte. — O. Schupp: Vom Rhein zur Donau. — J. Bonnet: Aus dem Feindbruch gerettet. — Hiebergebrunden. — Sohn des Millionärs. — Schupp: Kaiser Wilhelm I. — Bonnet: Adjutantendienst. — Noelbechen: Peter Hole. — In Schleswig. Um Haaresbreite. — Graf Yorck von Wartenburg.

Obige Volks- und Jugendbibliothek umfaßt 163 Bände. Jedes Bändchen enthält 4 Stahlstiche und kostet elegant kartoniert mit illustriertem Umschlag 75 Pfennige, gebunden 1 Mark.

Durch die volkstümliche Sprache, den fesselnden Inhalt, die gediegene Ausstattung und den äußerst geringen Preis eignen sich die „Horn-Bändchen" zur Lektüre in allen Volksschulen.

1 Mark vierteljährlich

67 Pf. für den II. und III. Monat, 84 Pf. für den III. Monat eines jeden Kalenderquartals kostet die

Berliner Morgen-Zeitung

nebst „täglichem Familienblatt“ bei jedem Postamt oder Landbriefträger. Dass hier für wenig Geld — viel Gutes geliefert wird, beweisen ihre mehr als

100 Tausend Abonnenten.

Annoncen von grosser Wirksamkeit.

— Probenummern gratis. —

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Franz Kerndörfer.

Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt.

Von

W. O. von Horn

(W. Oertel).

Dritte, verbesserte Auflage.

Preis 1 Mark.

Theresienhof bei Goslar a. Harz.

Familien-Pensionat

in vorzüglicher Luft und Lage, das ganze Jahr hindurch von Damen und Herren besucht. Ausgezeichn. Sommerfrische. Näheres d. d. Besitzer, Pastor a. D. **O. Stutzer.**

Unter amtlichem Schutze.

Magen-Bitter.

Ein wohlschmeckendes unentbehrliches Hausmittel gegen Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit und Magenbeschwerden.

Zu haben in 1/1, 1/2 u. 1/4 Flaschen à 2.50, 1.50 u. 1 Mk. unter Nachnahme des Betrags und freier Emballage

In Süddeutschl. seit 25 Jahren als gutes Hausmittel verbreit. Magenbitter.

Von vorzüglicher Wirkung hat sich die Anwendung dieses **Magenbitters** in folgenden Fällen bewiesen:

1) Bei vorübergehenden Störungen im Magen, insbesondere bei durch Speise und Getränke verdorbenem Magen.

2) Bei Appetitlosigkeit. — Vor der Mahlzeit genommen, erregt er die Thätigkeit der Magenmuskeln in hohem Grade und befördert die Esslust.

3) Bei Mangel an Verdauung, Verdauungsschwäche überhaupt, deren Folgen sind: Schmerzen und Drücken im Magen nach eingenommener Mahlzeit, Magensäure, saures Aufstoßen, harte Leibesöffnung bis zur Verstopfung, übermäßige Gasentwicklung mit Aufstoßen verbunden.

4) Nach d. Mahlzeiten eingenommen befördert er d. Verdauung in hohem Maße.

Gebrauch: Nach Bedarf täglich 1—3 Likörgläschen voll zu nehmen.

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Lehrgeld

oder

Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- u. Meisterstande.

Von ihm selbst niedergeschrieben.

Herausgegeben von **W. O. von Horn** (W. Oertel).

Vierte, verbesserte Auflage.

Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 M. 50 Pf.

Ein ausgezeichnetes Volksbuch! Sollte in keiner Familienbibliothek fehlen!

Aus der Maje.

Erzählungen

von

W. O. von Horn

(W. Oertel).

Band I—IV broschiert à 1 M. 60 Pf., elegant gebunden à 2 M. 25 Pf., enthaltend die Erzählungen W. O. von Horn's aus der „Maje", dem längst vergriffenen, vortrefflichen Volksbuche.

Band V—VIII broschiert à 1 M. 60 Pf., elegant gebunden à 2 M. 25 Pf., enthaltend die Erzählungen anderer ausgezeichneter Volksschriftsteller aus der „Maje".

Alle 8 Bände broschiert 12.80, gebunden 18 Mark.

Der beste und daher billigste Lesestoff, der sich für die deutsche Familie denken läßt; **keine Volksbibliothek** sollte versäumen, sich die 8 Bände „Aus der Maje" anzuschaffen.

Friedel.

Eine Geschichte a. d. Volksleben

von

W. O. von Horn

(W. Oertel).

6. Aufl. Mit 5 Stahlstichen.

Preis geheftet 2 M., eleg. gebunden 3 M. 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. O. von Horn durch den Friedel.

Hand in Hand.

Eine Reihe Geschichten für reich und arm in jedem Stande

von

W. O. von Horn

Preis 1 M. 50 Pf.

Im Verlage von **Stephan Geibel** in **Altenburg** (S.-A.) ist erschienen und **durch alle Buchhandlungen**, sowie direkt vom Verleger zu beziehen:

Führer

durch das Gesetz, betr. die

Invaliditäts- und Altersversicherung

vom 22. Juni 1889

sowie

Anleitung für die Anwendung desselben.

Mit dem vollständigen Texte des Gesetzes und ausführlichem Sachregister.

Von

Herm. Gebhard-Bremerhaven und **Paul Geibel-Eisenach,**

ehemal. Mitgliedern des Reichstages.

Dritte Auflage.

15 Bogen gr. 8°. Beschnitten 1 M. 60 Pf.

Gebunden 2 M. 50 Pf.

Die Arbeiterfamilie

und

die gesetzliche Invaliditäts- und Altersversicherung.

Darstellung der Rechte und Pflichten,

welche sich aus dem Reichsgesetze vom 22. Juni 1889 ergeben.

Von

Herm. Gebhard-Bremerhaven und **Paul Geibel-Eisenach.**

Preis: 35 Pf., bei Franko-Zusendung 40 Pf.

100 Exemplare 30 Mark; 500 Exemplare 140 Mark; 1000 Exemplare 200 Mark; 5000 Exemplare 1000 Mark.

Von der „Arbeiterfamilie" wurden bis jetzt über **80 000** Exemplare abgesetzt.

Das Buch des deutschen Arbeiters.

Betrachtungen über Zeitfragen

von

Hans Fellen.

Elfte Auflage. Preis 60 Pf.

Der Absatz von 11 Auflagen überhebt die Verlagsbuchhandlung wohl jeder weiteren Anpreisung. Das Buch hat in allen Kreisen des deutschen Volkes großes Aufsehen erregt; mit wuchtigen Hieben zermalmt der Verfasser, selbst aus Arbeiterkreisen stammend, die Agitation der Socialdemokratie.

Jeder Hausfrau zum Versuch empfohlen.

Billig, gesund, leicht verdaulich.

DIE MANNHEIMER KOKOSNUSSBUTTER FABRIK
P. MÜLLER & SÖHNE MANNHEIM + BERLIN W.

99,979 Teile reines verwendbares Fett.

Grosse Ersparniss im Haushalt.

empfiehlt ihre sich

wirtschaftlich vorzüglich bewährende Kokosnussbutter

zu allen Zwecken in der Küche und Bäckerei verwendbar.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben von städtischen und staatlichen Anstalten sowie aus privaten Kreisen liegen vor.

Die **Müller'sche Kokosnussbutter** ist keine sog. „Kunstbutter", sondern ein **reines Naturprodukt**, dem die schädlichen ranzigen Stoffe vollständig entzogen sind. Es ist keineswegs eine neue Verfälschung, es ist vielmehr das **reinste und natürlichste Fett, das wir bis zur Stunde kennen.**

General-Consul Gerhard Rohlfs.
(Aufsatz im Aprilheft 1890 der „Esplorazione Commerciale".)

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Postsendungen von 4½ Ko. zu Mk. 6.30 franko nach allen deutschen Poststationen unter Nachnahme.

Postproben und Prospekte auf Verlangen unentgeltlich und franko.

Vor Nachahmungen wird gewarnt.

D. g. 64. Ab. 3

„Gnade, Gnade, Herr Offizier!“ wimmerte sie, „Gnade für meinen Mann.“

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1893.

Begründet

von

W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Achtundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Titelbild und Illustrationen von A. Starke in Weimar u. a.

Altenburg.

Verlag von Stephan Geibel.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1893.	
1.	**Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.)**	1
2.	**Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1892. (Mit Vignette.)**	11
3.	**Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. (Eine Erzählung aus der Zeit des französischen Krieges.) (Mit 10 Abb.)**	13
4.	**Altes Gold**	76
5.	**Rätsel. (Mit Vignette.)**	79
6.	**Noch eins**	80
7.	**Anekdoten aus Kindermund**	80
8.	**Ein hartes Herz. Dorfgeschichte von Armin Stein. (Mit 3 Abbildungen.)**	82
9.	**Rätsel**	111
10.	**Ein andres**	111
11.	Ein drittes	112
12.	Altes Gold	112
13.	Anekdote	115
14.	Eine zweite	115
15.	**Der reiche Großonkel. Eine heitere Geschichte von C. W. Müller. (Mit 5 Abbildungen.)**	116
16.	Rätsel	167
17.	Wie es in einem Diakonissenhause zugeht. Von v. H.	168
18.	Altes Gold	185

Kalender
für das Jahr 1893.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1893ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag, und beginnt am Sonntag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1892 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Freitag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1893 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1894 neuen Stils.

Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7401stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1892sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre auch seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5653stes Jahr mit dem 22. September 1892. Es ist ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen. Am 11. September 1893 beginnt ihr 5654stes Jahr, welches ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen ist und mit dem 30. September 1894 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. das **Purimfest** am 2. März; 2. das **Passahfest**, welches am 1. April beginnt und am 8. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert; 3. das **Wochenfest** am 21. und 22. Mai; 4. das **Neujahrsfest** am 11. und 12. September; 5. das **Versöhnungsfest** am 20. September; 6. das **Laubhütten-**

fest, am 25. September beginnend und am 2. Oktober endigend; 7. das **Fest der Gesetzestreue,** welches sich sogleich am 3. Oktbr. dem vorigen anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 26. Juli 1892 ihr 1310tes und am 15. Juli 1893 ihr 1311tes Jahr, ersteres ist ein Gemeinjahr von 354, letzteres ein Schaltjahr von 355 Tagen.

Das Jahr 1893 ist		
seit Christi Tode	das	1893te
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1823 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	193 „
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	513te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	438te
„ der Entdeckung Amerikas	„	401te
„ Erfindung der Dampfmaschine	„	195te
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	192 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Kaiserreichs	„	22 „
„ Kaiser Wilhelms II. Geburt	„	34 „
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	5te

Von den Finsternissen des Jahres 1893.

Es finden im Jahre 1893 nur zwei **Sonnenfinsternisse** statt, von denen die **erste** eine totale ist und sich in den Nachmittagsstunden des 16. April ereignet. Sie überstreicht nur die Südhälfte Europas und geht ihre nördliche Grenze in der Nähe der Städte Darmstadt, Bamberg, Pilsen vorüber. Die größte Verfinsterung, welche in Deutschland zu beobachten ist, beträgt jedoch kaum den vierzehnten Teil des Sonnendurchmessers.

Die **zweite** Sonnenfinsternis ist eine ringförmige und findet in den Abendstunden des 9. Oktober statt. Bei uns ist nichts von derselben zu sehen.

Von den Jahreszeiten 1893.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders eintritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März, 10 Uhr vormittags.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses eintritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni vormittags 6 Uhr.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wiederum den Äquator erreicht und zum zweitenmal

im Jahre Tag und Nacht gleichlang macht, nämlich am 22. September abends 9 Uhr.

Der Winter fällt ein mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittage den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember nachmittags 3 Uhr.

Vaterländiſche Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutſchen Kaiſer in Verſailles.
1. März 1871: Einzug der Deutſchen in Paris.
9. März 1888: Tod Kaiſer Wilhelms I.
18. April 1864: Erſtürmung der Düppeler Schanzen.
15. Juni 1888: Tod Kaiſer Friedrichs III.
18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.
3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.
18. Auguſt 1870: Schlacht bei Gravelotte.
2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfeſt.)
18. Oktober 1813: Völkerſchlacht bei Leipzig.

Psalm 37, 5: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn. Er wird's wohl machen.

Wochentage u. Datum	Januar 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luk 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Sonnt.	1 Neujahr	Immanuel	8,13	3,54	2,21	7,23	
Mont.	2 Odilo	Abel, Seth.	8,13	3,55	3,27	bei Tage	☽ 3 Uhr nachmitt. Vollmond
Dien.	3 Genovefa	Henoch	8,13	3,56	4,40		
Mitt.	4 Titus	Zacharias u. Elisab.	8,13	3,58	6,12		
Donn.	5 Eduard	Simeon u. Hannah	8,13	3,59	7,37		
Freit.	6 (Heil. 3 Könige)	Epiphanies	8,12	4,0	8,50		
Smst.	7 Reinold	Widukind	8,12	4,1	10,12		
2. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luk 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6.							
Sonnt.	8 1. nach Epiph. (Gudula)	Severinus	8,11	4,3	11,25		
Mont.	9 Julian	Katharina Zell	8,11	4,4		bei Tage	
Dien.	10 (Paul. Einsiedl.)	Paul v. Theben, Eins.	8,10	4,6	12,36		☾ 11 Uhr abends letztes Viertel
Mitt.	11 Hygin	Ernst der Bekenner	8,10	4,7	1,47		
Donn.	12 Ernst	Joh. Chastellain	8,9	4,9	2,59		
Freit.	13 Hilarius	Hilarius B. v. Poitiers	8,8	4,10	4,11		
Smst.	14 Felix	Felix v. Nola.	8,7	4,12	5,23		
3. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt.	15 2. nach Epiph. Maurus	Johann v. Lasti	8,7	4,13	6,31		
Mont.	16 Marcellus	Georg Spalatin	8,6	4,15	7,31	bei Tage	
Dien.	17 Antonius	Antonius	8,5	4,16			
Mitt.	18 Prisca	Math. Claudius	8,4	4,18			● 2 Uhr morgens Neumond
		Krönungstag					
Donn.	19 Marius	Bahnlas, Kirl. v. Dän.	8,3	4,20	4,29		
Freit.	20 Fabian, Seb.	Fabian	8,1	4,22	5,49		
Smst.	21 Agnes	Agnes	8,0	4,23	7,11		
4. Woche: Von dem Aussätzigen u. Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.							
Sonnt.	22 3. nach Epiph. (Vincentius)	Vincent. v. Saragoss.	7,59	4,25	9,54		
Mont	23 Max. Verm.	Hans Sachs	7,58	4,27		bei Tage	
Dien.	24 Timotheus	Timotheus	7,57	4,29	11,17		
Mitt.	25 (Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,55	4,31			
Donn.	26 Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,54	4,32	12,41		☽ 7 Uhr morgens erstes Viertel
Freit.	27 Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,53	4,34	2,7		
		Kaisers Geburtstag					
Smst.	28 Karl d. Gr.	Karl der Große	7,51	4,36	3,31		
5. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—10, 5.							
Sonnt.	29 Sexagesi. (Franz v. Sales)	Samuel u. Hanna	7,50	4,38	6,18		
Mont.	30 Adelgunde	Balthilde	7,48	4,40		bei	
Dien.	31 Ludovika	J. M. Manfart	7,46	4,42	7,16		

2. Korinth. 5, 10: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Wochentag u. Datum.	Februar 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Ignatius	Ignatius v. Ant.	7,45	4,54	5,8	bei Tage	☽ 3 Uhr morgens Vollmond
Donn. 2	Maria Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,43	4,55	6,31		
Freit. 3	Blasius	Ankchar	7,42	4,57	7,56		
Smst. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,40	4,59	9,5		
4. Woche: Vom vierterlei Acker: Luck 8, 4—15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19—12, 9.							
Sonnt. 5	Jesajas. (Agathe)	Phil. Jak. Spener	7,38	4,51	10,18	bei Tage	
Mont. 6	Dorothea	Amandus	7,36	4,53	11,30		
Dien. 7	Nembertus	Ottfried, G. Wagner	7,35	4,55	—		
Mitt. 8	Anschar	Maria Andreä	7,33	4,57	12,42		☾ 9 Uhr abends letztes Viertel
Donn. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,31	4,59	1,55		
Freit. 10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,29	5,1	3,7		
Smst. 11	Desiderius	Ph. v. Mornay	7,27	5,3	4,18		
5. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luck 18, 31—43. — Epistel: 1 Korinth. 13, 1—13.							
Sonnt. 12	Estomihi (Galatia)	Märt. d. Heil. Bücher	7,25	5,5	5,21	bei Tage	
Mont. 13	Gisebert	Chr. Fr. Schwarz	7,23	5,6	6,13		
Dien. 14	Fastnacht (Valentin)	Bruno v. Querfurt	7,21	5,8	6,52		
Mitt. 15	Aschermittw. (Faust)	Hugo v. St. Victor	7,19	5,10	bei Tage		
Donn. 16	Juliane	Didymus	7,17	5,12		4,52	● 5 Uhr nachmitt. Neumond
Freit. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,15	5,14		6,15	
Smst. 18	Simeon	Simeon, B. v. Jerus.	7,13	5,16		7,20	
Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1—10.							
Sonnt. 19	I. Invocavit (Irenäus)	Mesrob	7,11	5,18		9,3	
Mont. 20	Eucherius	Kasp. Neumann.	7,9	5,20		10,28	
Dien. 21	Felix B.	Jesajas	7,7	5,22		11,56	
Mitt. 22	Petri Stuhlf.	Meinrad v. Zollern	7,5	5,24		—	
Donn. 23	Serenus	Berth. Ziegenbalg	7,3	5,26		1,26	☽ 3 Uhr nachmittags erstes Viertel
Freit. 24	(Matthias Ap.)	Matthias	7,1	5,27		2,51	
Smst. 25	Mechtildis	Ruderikus	6,59	5,29		4,9	
Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 26	2. Reminiscere (Nestor)	Kasp. Olevianus	6,56	5,31	bei Tage	5,11	
Mont. 27	Justus	Berthold Haller	6,54	5,32		5,56	
Dien. 28	Romanus	Martin Butzer	6,53	5,33		6,27	

Da ſchien es ihr, als bewege ſich ihr Tuch und es war doch völlig windſtille. Sie ſah ſcharf dahin, wo ſie die Bewegung glaubte wahrgenommen zu haben.

War da nicht eine dunkle Geſtalt, die über das Tuch herankroch und ausſah wie ein Bär oder ein Währwolf? — Sie hatte manchmal gehört, es ſei auf der Bleiche nicht recht juſt, wie denn abergläubiſche Leute gar gerne den Kindern ihre dummen Geſpenſtermährchen erzählen und ihnen die abergläubiſche Furcht einimpfen, die dann leider im Fleiſche feſtſitzt, daß ſie oft ein recht vernünftiger Menſch nicht hinwegbringt und eine Gänſehaut über den Rücken ſpürt, wenn er in dunkler Nacht geht und es hinter ihm riſpelt. Alle die Geſchichten ihrer Kindheit tauchten jetzt in ihrer Seele auf und ſie betete laut: „Alle guten Geiſten loben ihren Meiſter!“ aber ihre vor Furcht zitternden Hände ließen die Arbeit fallen und ihre weit geöffneten Augen ſtarrten auf das ſich gegen ſie heranbewegende Unthier. Immer deutlicher ſah ſie's näher kommen. Jetzt hörte ſie's brummen, wie wenn ein Bär brummet, wie ſie einmal in der Stadt hatte nach einer Pfeife und Trommel einen tanzen ſehen.

Jetzt ſtieß ſie einen fürchterlich gellenden Schrei aus und floh, ſo ſchnell ſie konnte. Sie erreichte den breiten, vom Regen angeſchwellenen Bach. Immer das Ungeheuer hinter ſich wähnend, ſtürzte ſie ſich hinein um das jenſeitige Ufer zu erreichen; aber die Wellen riſſen ſie fort. Alle ihre Kraft bot ſie auf, den Wellen Widerſtand zu leiſten, aber erſt bei den erſten Häuſern des Dorfes gelang es ihr einen Weidenzweig zu erreichen, an dem ſie ſich hielt.

Jufel! Jufel! hörte ſie eine verzweifelnde Stimme durch die Nacht rufen, und es ſchien ihr, als ſei es Ulrich's Stimme. Sie war ſo matt, daß ſie ſich auf das Gras am Ufer legen mußte. Jetzt aber begann ſie ein ſo furchtbarer Froſt zu ſchütteln, daß ſie alle ihre Kräfte aufraffte, um ſich bis zu ihrer Wohnung hinzuſchleppen. Nach vieler Anſtrengung erreichte ſie die Gaſſe, wo ihre Wohnung lag. Hier fand ſie der Nachtwächter, dem ſie Alles erzählte, und ihn flehentlich bat, mit ein paar Männern nach ihrem Tuche zu ſehen, daß es nicht geſtohlen werde; ſie könne, ſagte ſie, nicht mehr zurück, weil ſie ſich

1. Petri 2, 21: Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen.

Wochentage u. Datum.	März 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1		Suidbert	6,50	5,36	4,7	6,48	
Donn. 2		Simplicius	6,47	5,38	5,27	7,4	☽ 5 Uhr
Freit. 3		Kunigunde	6,45	5,40	6,44	7,17	nachm.
Smst. 4		Kasimir	6,43	5,42	7,59	7,28	Vollmond
10. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luck 11, 14—28. — Epistel: Epheſ. 5, 1—9.							
Sonnt. 5	3. Oculi (Friedrich)	Thomas v. Aquino	6,41	5,44	9,12		
Mont. 6		Perpetua	Fridolin	6,38	5,46	10,24	bei Tage
Dien. 7		Thomas v. Aq.	Perpetua u. Felicitas	6,36	5,47	11,38	
Mitt. 8	Mittfasten (Joh. de Deo)	Philemon	6,34	5,49	—		
Donn. 9		Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,32	5,51	12,52	
Freit. 10		40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,29	5,53	2,6	☾ 6 U. a.
Smst. 11		Rosina	Asoph. Klopstock	6,27	5,55	3,9	letztes Viertel
11. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt. 12	4. Lätare (Gregor d. Gr.)	Gregor d. Gr.	6,24	5,59	4,0		
Mont. 13		Ernst	Thomas Cranmer	6,22	5,58	4,49	bei Tage
Dien. 14		Mathilde	Mathilde	6,20	6,0	5,32	
Mitt. 15		Longinus	Zacharias Ursinus	6,18	6,2	5,46	
Donn. 16		Heribert	Heribert	6,15	6,4	6,6	
Freit. 17		Gertrud	Patricius	6,13	6,5	6,19	
Smst. 18		Cyrillus	Alex. v. Jerusalem	6,11	6,7	—	6,39 ● 5 U. a. Neumond
12. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt. 19	5. Judica (Joseph)	Joseph	6,8	6,8		8,6	
Mont. 20		Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,11	bei Tage	9,36 Frühl. Anf.
Dien. 21		Oktavian	Benedict v. Nursia	6,3	6,12		11,7
Mitt. 22		Joachim	Nikol. v. d. Flüe	6,1	6,14		—
Donn. 23		Otto	Wolfgang v. Anhalt	5,59	6,16		12,38
Freit. 24		Gabriel	Veit Dietrich	5,56	6,18		2,0 ☽ 10 U. a.
Smst. 25	(Mariä Verk.)	Mariä Verkündigung	5,54	6,19		3,8	erstes Viertel
13. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.							
Sonnt. 26	6. Palmarum (Ludgerus)	Ernst der Fromme	5,52	6,21		3,58	
Mont. 27		Rupert	Rupert v. Worms	5,49	6,23		4,51
Dien. 28		Felix	Johann v. Goch	5,47	6,25		4,55
Mitt. 29		Eustasius	Florentin v. Trevirer	5,45	6,26		5,11
Donn. 30	Gründonnerst. (Quirinus)	Ludger	5,43	6,27	bei Tage	5,24	
Freit. 31	Karfreitag (Balbina)	Ph. d. Gr. v. Hessen	5,41	6,28		5,38	
			5,40	6,30			

2. Korinth. 5, 15: Christus ist darum für Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Wochentage u. Datum.	April 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Smst. 1	Hugo	Fritigil	5,58	6,32	6,55	5,46	☽ 8 Uhr V. Vollmond
4. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6—8.							
Sonnt. 2	Hril. Ostersest (Fr. v. Paula)	Theodosia	5,56	6,33	8,8		
Mont. 3	Ostermontag (Richard)	Gerh. Terstеegen	5,53	6,36	9,21	Tage	
Dien. 4	Isidorus	Ambrosius v. Mail.	5,51	6,37	10,36		
Mitt. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,48	6,39	11,49		
Donn. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,46	6,40	—	bei	
Freit. 7	Hermann	Claus Petersen	5,44	6,42	12,58		
Smst. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,41	6,44	1,58		
5. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.							
Sonnt. 9	1. Quasimodog. (Mar. Cleoph.)	Thomas v. Westen	5,39	6,46	2,47		☾ 12 Uhr mittags letztes Viertel
Mont. 10	Ezechiel	Daniel	5,37	6,47	3,22	Tage	
Dien. 11	Leo d. Große	Ezechiel, Leo d. Gr.	5,35	6,49	3,40		
Mitt. 12	Julius	Sabas, Gothe	5,32	6,51	4,0		
Donn. 13	Mar. v. C.	Justinus d. Märt.	5,30	6,52	4,24	bei	
Freit. 14	Tiburtius	G. Fr. Händel	5,0	6,54	4,55		
Smst. 15	Olympiades	Simon Tach	5,8	6,56	5,50		
6. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.							
Sonnt. 16	2. Miser. Dom. (Trogo)	G. C. Rieger	5,3	6,58	5,3	7,4	● 3 Uhr nachmitt. Neumond
Mont. 17	Rudolf	Nappalicus	5,1	6,59	5,10	8,21	
Dien. 18	Eleutherius	Luther in Worms	4,59	7,1		10,12	
Mitt. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	4,57	7,3	Tage	11,49	
Donn. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	4,55	7,4		—	
Freit. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,52	7,6	bei	1,0	
Smst. 22	Soter, Cajus	Origenes	4,50	7,8		1,57	
7. Woche: Jesus spricht: Über ein kleines rc.: Joh. 16, 16—28. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.							
Sonnt. 23	3. Jubilate (Georg)	Adalbert v. Prag	4,48	7,10		2,50	☽ 6 Uhr vormitt. erstes Viert.
Mont. 24	Albert	Wilfried	4,46	7,11		3,9	
Dien. 25	Markus, Ev.	Markus Ev.	4,44	7,13	Tage	3,29	
Mitt. 26	Ferdinand	Val. Trozendorf	4,42	7,15		3,54	
	Buß- und Bettag.				bei		
Donn. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,40	7,17		3,48	
Freit. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,38	7,18		3,56	
Smst. 29	Petrus M.	Fr. Wlh. d. Gr. v. Br.	4,36	7,20		4,6	
8. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jakobi 1, 17—21.							
Sonnt. 30	4. Cantate (Kath. v. Siena)	Petrus Waldus	4,34	7,22		4,17	☽ 12 U. n. Vollmond

Gal. 4, 6: Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater!

Wochentage u. Datum	Mai 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monden- Aufgang.	Monden- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Philipp, Jakob	Philippus, Jakobus	4,32	7,03	8,22	4,30	
Dien. 2	Athanasius	Athanasius	4,30	7,25	9,35		
Mitt. 3	Kreuz Erf.	Monika	4,28	7,27	10,46		
Donn. 4	Monika	Florian	4,26	7,29	11,50		
Freit. 5	Pius V.	Fr. d. Weise v. Sachs.	4,24	7,30	—	bei Tage	
Smst. 6	Joh. v. d. Pfort.	Joh. v. Damaskus	4,22	7,32	12,43		
19. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23—30. — Epistel: Jakobi 1, 22—27.							
Sonn. 7	5. Exaudi (Gottfried)	Otto d. Große	4,20	7,34	1,23		
Mont. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,18	7,35	1,51		
Dien. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,17	7,37	2,13		☾ 3 Uhr morgens letztes Viertel
Mitt. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,15	7,38	2,29		
Donn. 11	Himmelf. Chr.	Johann Arndt	4,13	7,40	2,43	bei Tage	
Freit. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,12	7,42	2,55		
Smst. 13	Servatius	N. v. Gr. v. Zinsend.	4,10	7,43	3,7		
20. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11.							
Sonn. 14	6. Exaudi (Christian)	Pachomius	4,9	7,45	3,22	b. N.	
Mont. 15	Sophie	Moses	4,7	7,47	3,39	7,34	● 12 Uhr mittern. Neumond
Dien. 16	Joh. v. Nepom.	5 Stud. v. Lausanne	4,5	7,48	4,2	9,11	
Mitt. 17	Jodokus	Valerius Herberger	4,4	7,50	4,37	10,38	
Donn. 18	Libortus	80 Märt. unter Valens	4,2	7,51	bei Nacht	11,49	
Freit. 19	Potentiana	Alkuin	4,1	7,53		—	
Smst. 20	Basilla	Gottfried Arnold	4,0	7,54		12,33	
21. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.							
Sonn. 21	Fril. Pfingstf. (Konstantin)	Konstantin u. Helena	3,58	7,56		1,4	
Mont. 22	Pfingstmontag (Julian)	Aug. Cazalla	3,57	7,57		1,27	☽ 4 Uhr nachm. erstes Viertel
Dien. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	3,55	7,58	bei Nacht	1,42	
Mitt. 24	Gualbert	Lanfrank	3,54	8,0		1,55	
Donn. 25	Urbanus	Augustin v. Canterbury	3,52	8,1		2,5	
Freit. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	3,52	8,2		2,15	
Smst. 27	Luciana	Joh. Calvin	3,50	8,4		2,26	
22. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonn. 28	Trinitatis (Maximus)	Joh. Eliot	3,49	8,5	b. N.	2,38	
Mont. 29	Felix	Flavia Domitilla	3,48	8,6	7,24	2,53	
Dien. 30	Petronella	Hieronymus v. Prag	3,47	8,8	8,36	3,12	○ 4 Uhr n. Vollmond
Mitt. 31	Wilhelm	Joachim Neander	3,47	8,9	9,43	3,40	

Psalm 104, 24: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte.

Wochentage Datum.	Juni 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	**Fronleichnam** (Simeon)	Joh. Fr. Oberlin	3,46	8,10	10,39		
Freit. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,45	8,11	11,23	bei Tage	
Smst. 3	Klotildis	Gottschalk	3,44	8,12	11,54		
8. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 4	**1. n. Trinit.** (Florian)	Quirinus	3,43	8,13	—		
Mont. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,43	8,14	12,17		
Dien. 6	Norbert	Norbert	3,42	8,15	12,35		
Mitt. 7	Medardus	Paul Gerhardt	3,41	8,16	12,50		
Donn. 8	Felic. u. Prim.	A. H. Francke	3,41	8,17	1,2	bei Tage	☾ 3 Uhr nachmitt.
Freit. 9	Maurittius	Kolumban	3,40	8,18	1,14		letztes Viertel
Smst. 10	Barnabas	Friedr. I., Barbarossa	3,40	8,19	1,26		
9. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt. 11	**2. n. Trinit.** (Robert)	Barnabas	3,39	8,19	1,41		
Mont. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,39	8,20	2,1		
Dien. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,39	8,21	2,29		
Mitt. 14	Basilius	Basilius der Große	3,39	8,21	3,10		● 7 Uhr vormitt.
Donn. 15	Vitus	K. H. v. Bogatzky	3,39	8,22	4,10		
Freit. 16	Benno	Joh. Tauler	3,38	8,22	bei Tage	11,3	Neumond
Smst. 17	Adolf	Dioskorus	3,38	8,23		11,29	
10. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 18	**3. n. Trinit.** (Marc. u. Marc.)	Luise, Henr. v. Braud	3,38	8,23		11,47	
Mont. 19	Gerv., Protas.	Paphnut., Gr. v. Nic.	3,38	8,23		12,0	
Dien. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,38	8,24	bei Tage	—	
Mitt. 21	Alban us	Joh. Marteilhe	3,39	8,24		12,12	☽ 4 Uhr m. erstes Viertel Comm. Anf.
Donn. 22	Albinus	Raymund Lullus	3,39	8,24		12,28	
Freit. 23	Walram	David Ghyträus	3,39	8,24		12,44	
Smst. 24	(Johannes d. T.)	Johannes d. Täufer	3,39	8,24		12,66	
11. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt. 25	**4. n. Trinit.** (Eligius)	Augsb. Konf.-Übergl.	3,40	8,24		1,0	
Mont. 26	Pelagius	Jeremias	3,40	8,24	bei Tage	1,18	
Dien. 27	Schläfer	Joh. Val. Andreä	3,41	8,24		1,42	
Mitt. 28	Irenäus	Irenäus	3,41	8,24	8,54	2,16	
Donn. 29	**Peter, Paul**	Peter und Paul	3,42	8,24	9,22	3,3	○ 7 Uhr v.
Freit. 30	Pauli Ged.	Aquilla u. Priscilla	3,42	8,24	9,58	4,3	Vollmond

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn unsern Gott fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt und uns die Ernte treulich und jährlich behütet!

Wochentage u. Datum	Juli 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Arnold	H. Vocs u. J. Esch	3,40	8,30	10,23	b. T.	
27. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonn. 2	5. n. Trinit. (Mar. Heims.)	Mar. Heimsuchung	3,41	8,29	10,41	bei Tage	
Mont. 3	Hyacinth	Cornelius	3,41	8,28	10,56		
Dien. 4	Ulrich	Ulrich, B. v. Augsb.	3,42	8,27	11,9		
Mitt. 5	Anselm	Anton. Paleario	3,43	8,27	11,22		
Donn. 6	Jesajas	Johann Huß	3,43	8,26	11,38		☾ 11 Uhr abends
Freit. 7	Willibald	Willibald	3,44	8,25	11,56		letztes Viertel
Smst. 8	Kilian	Kilian	3,45	8,25	—		
28. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonn. 9	6. n. Trinit. (Agilolf)	Ephräm d. Syrer	3,46	8,24	12,8	bei Tage	
Mont. 10	Brüder	Wilhelm v. Oranien	3,47	8,23	12,22		
Dien. 11	Pius	Placidus	3,48	8,22	12,39		
Mitt. 12	Nabor	Heinrich II.	3,48	8,21	1,49		
Donn. 13	Margareta	Eugenius	3,49	8,20	2,59	8,56	● 2 Uhr nachmitt.
Freit. 14	Buonavent.	Buonaventura	3,50	8,18	4,24	9,28	Neumond
Smst. 15	(Apost. Teil.)	Erob. v. Jerus. 1099	3,51	8,14	b. T.	9,50	
29. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1— — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonn. 16	7. n. Trinit. (Skapulierfest)	Answer.	3,52	8,13		10,6	
Mont. 17	Alexius	Spec. u. d. heil. Märt.	4,0	8,10	bei Tage	10,18	
Dien. 18	Vinc. v. Paula	Joh. Fr. Starck	4,1	8,11		10,28	
Mitt. 19	Elias	Pamphilus v. Cäsar.	4,2	8,10		10,40	
Donn. 20	Daniel	Elias	4,4	8,8		10,52	☽ 6 Uhr nachmitt.
Freit. 21	Mar. Magdal.	Eberhard im Bart	4,5	8,7		11,5	erstes Viertel
Smst. 22	Arnold	Maria Magdalena	4,7	8,6		11,22	
30. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.							
Sonn. 23	8. n. Trinit. (Apollinaris)	Sam. Tombrowsky	4,8	8,5	bei Tage	11,44	
Mont. 24	Christine	Joh. Gerard	4,10	8,3		—	
Dien. 25	Jakobus	Jakobus d. Ältere	4,11	8,2		12,14	
Mitt. 26	Anna	Thomas v. Kempen	4,12	8,0		12,37	
Donn. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,14	7,59	7,56	1,58	
Freit. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,16	7,57	8,21	3,1	☽ 9 Uhr
Smst. 29	Martha	Claus d. Heilige	4,17	7,56	8,48	4,10	Vollmond
31. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.							
Sonn. 30	9. n. Trinit. (Abdon)	Wilh. Wilberforce	4,18	7,54	9,4	b. T.	
Mont. 31	Ign. v. Loyola	Joh. Kasp. Schade	4,19	7,52	9,17		

Psalm 104, 27. 28: Es wartet alles auf dich, Herr, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget.

Wochentage Datum.	August 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
ien.	1 Petri Kettenf.	Makkabäer M.	4,20	7,31	9,29		
itt.	2 Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,22	7,29	9,41		
onn.	3 Stephan Erf.	Nicodemus	4,24	7,27	9,53		
reit.	4 Dominikus	Wilhelm Thorp	4,25	7,25	10,8	bei Tage	letztes Viertel
mst.	5 Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,27	7,24	10,27		☾ 5 Uhr v.

2. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luck 19, 41–48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1–11.

onnt.	6 10. n. Trinit. (Verkl. Christi)	Verklärung Christi	4,28	7,22	10,55		
Mont.	7 Gottschalk	Anna	4,30	7,20	11,37	Tage	
ien.	8 Cyriakus	Hormisdas	4,32	7,18	—		
itt.	9 Romanus	Clemens v. Alex.	4,33	7,16	12,26	bei	
onn.	10 Laurentius	Laurentius	4,35	7,14	1,34		
reit.	11 Hermann	Gregor v. Utrecht	4,36	7,12	3,22		● 10 Uhr v.
mst.	12 Klara	Anselm v. Havelberg	4,38	7,10	4,57	8,8	Neumond

3. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luck 18, 9–14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1–10.

onnt.	13 11. n. Trinit. (Hippolyt)	Paul Speratus	4,40	7,08		8,59	
Mon	14 Eusebius	Leonhard Käser	4,41	7,06	Tage	8,36	
ien.	15 Mar. Himmelf.	Johann d. Beständige	4,43	7,04		8,47	
itt.	16 Rochus	Isaak	4,45	7,02	bei	8,57	
onn.	17 Sibylla	Joh. Gerhard	4,46	7,00		9,8	
reit.	18 Helena	Jovinianus	4,48	7,58		9,24	erstes Viertel
mst.	19 Sebald	Gerh. Groot	4,50	7,56		9,45	☽ 11 Uhr v.

4. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31–37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4–9.

onnt.	20 12. n. Trinit. (Bernhard)	Bernhard v. Clairv.	4,52	7,54		10,12	
Mont	21 Anastasius	Mission d. Br.-Unit.	4,53	7,52	Tage	10,41	
ien.	22 Timotheus	Symphorianus	4,56	7,50	bei	11,16	
itt.	23 Zachäus	Kaspar v. Coligny	4,57	7,7		—	
onn.	24 Bartholomäus	Bartholomäus	4,58	7,5		12,48	
reit.	25 Ludwig	Ludw. d. Heil. v. Frkr.	5,0	7,3		2,0	
mst.	26 Samuel	Niklas	5,2	7,1	7,10	3,18	

5. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luck 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–22.

onnt.	27 13. n. Trinit. (Joh. Calas)	Hugo Grootius	5,3	6,59	7,25	4,39	☽ 10 Uhr vormittags Vollmond
Mont	28 Augustinus	Augustinus	5,5	6,56	7,37	Tage	
ien.	29 Joh. Enthaupt.	Zachäus	5,7	6,54	7,48		
itt.	30 Rosa	Claudius v. Turin	5,8	6,52	8,1	bei	
onn.	31 Paulinus	Medan	5,10	6,50	8,14		

2. Korinth. 9, 6: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Wochentage u. Datum.	September 1893.	Vorgeschlagener evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Frtt. 1	Egidius	Marie, Martha, Laz.	5,12	6,47	8,32	tief	
Smst. 2	Raphael	Tabea u. Lydia	5,13	6,45	8,51	ab	

Nationalfest

36. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.

Sonnt. 3	14. n. Trinit. (Manbertag)	Hildegard	5,15	6,43	9,37		☾ 11 Uhr vormittags letztes Viertel
Mont. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,17	6,40	10,25	tief	
Dien. 5	Herkulan	Johann Mollis	5,18	6,38	11,21		
Mitt. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,20	6,36	—		
Donn. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,22	6,33	12,20	ab	
Freit. 8	Mariä Geburt	Cordinian	5,23	6,31	2,26		
Smst. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,25	6,29	3,34	6,30	

37. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24–34. — Epistel: Galat. 5, 25–6, 10.

Sonnt. 10	15. n. Trinit. (Erntefest v. J.)	Heinrich Müller	5,27	6,26	5,17	6,42	● 8 Uhr vormittags Neumond
Mont. 11	Protus	Johann Bernh	5,28	6,24	6,36	6,52	
Dien. 12	Winand	Philippine Graberon	5,30	6,22		7,4	
Mitt. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,32	6,19		7,16	
Donn. 14	Kreuz-Erhöh.	Cyprianus	5,33	6,17	bei Tage	7,29	
Freit. 15	Ludmilla	Dante Alighieri	5,35	6,15		7,46	
Smst. 16	Corn. u. Cypr.	Euphemia	5,37	6,12		8,9	

38. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.

Sonnt. 17	16. n. Trinit. (Bußbettag)	Lambert	5,38	6,10		8,25	
Mont. 18	Richard	Titus	5,40	6,8		8,39	☽ 5 Uhr morgens erstes Viertel
Dien. 19	Nikleta	A. G. Spangenberg	5,42	6,5		10,26	
Mitt. 20	Eustachius (Bußtag)	Magdalena Luther	5,43	6,3		11,37	
Donn. 21	Matthäus Ev.	Matthäus, Ap.	5,45	6,0		—	
Freit. 22	Moritz	Maurit. u. d. theb. Leg.	5,47	5,58		12,51	Herbst Anf.
Smst. 23	Thekla	Joachim v. Floris	5,48	5,56		2,18	

39. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.

Sonnt. 24	17. n. Trinit. (Joh. Empf.)	Ursula v. Grumbach	5,50	5,53	5,44	3,50	
Mont. 25	Kleophas	Paul Rabaut	5,52	5,51	5,51	4,58	○ 9 Uhr abends Vollmond
Dien. 26	Cosm. u. Dam.	Lioba	5,54	5,48	6,1	6,21	
Mitt. 27	Cyprianus	Joh. Jak. Moser	5,55	5,46	6,20		
Donn. 28	Wenzeslaus	P. Flytteden u. A. Cl.	5,57	5,44	6,36	tief	
Freit. 29	Michaelis	Michaelis	5,59	5,41	6,59	ab	
Smst. 30	Hieronymus	Hieronymus	6,0	5,39	7,21		

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich; und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage Datum.	Oktober 1893. Verbesserter evangelischer Kalender.		Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: Petr. 1, 4–9.							
Sonnt.	1	18. n. Trinit. (Remigius) Erntedankfest	Remigius	6,2	5,37	8,18	☾ 4 Uhr nachmitt. letztes Viertel
Montt.	2	Liobegar	Christ. Schmid	6,4	5,36	9,00	
Dienn.	3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,5	5,35	10,40	
Mittt.	4	Franz	J. Wessel, J. Reuchlin	6,7	5,33	—	
Donn.	5	Placidus	Chr. Fr. Richter	6,8	5,31	12,6	
Freit.	6	Bruno	Heinrich Albert	6,9	5,30	1,35	
Samst.	7	Sergius	Thode u. E. Frey	6,11	5,28	2,56	
2. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.							
Sonnt.	8	19. n. Trinit. (Brigitta)	Tarod Zeisberger	6,13	5,26	4,17	
Montt.	9	Dionysius	Robert Grosthead	6,15	5,24	5,34	● 9 Uhr a. Neumond auf Sonnenaufg.
Dienn.	10	Gereon	Justus Jonas	6,17	5,22	6,50	
Mittt.	11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,18	5,21	8,1	
Donn.	12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,20	5,19	9,13	
Freit.	13	Tilmann	Theodor Beza	6,22	5,18	10,23	
Samst.	14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,24	5,17	11,30	
3. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.							
Sonnt.	15	20. n. Trinit. (Theresia)	Hedwig	6,26	5,15	7,10	
Montt.	16	Gallus	Gallus	6,27	5,13	8,11	
Dienn.	17	Florentin	Aretas	6,29	5,12	9,10	☽ 12 Uhr mittern. erstes Viertel
Mittt.	18	Lukas, Ev.	Lukas, Ev.	6,31	4,10	10,10	
Donn.	19	Ferdinand	Bruno v. Köln	6,33	4,58	11,10	
Freit.	20	Wendelin	Franz Lambert	6,35	4,56	—	
Samst.	21	Ursula	Phil. Nikolai	6,37	4,55	1,10	
4. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.							
Sonnt.	22	21. n. Trinit. (Cordula) Kaiserin Geburtstag	Lukas Kranach	6,39	4,51	2,20	
Montt.	23	Severin	Heinrich Martyn	6,41	4,47	3,32	
Dienn.	24	Evergistus	Westfäl. Fr. 1648.	6,43	4,45	4,46	○ 8 Uhr vormittags Vollmond
Mittt.	25	Raphael	Johann Heß	6,45	4,43	6,1	
Donn.	26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,46	4,41	—	
Freit.	27	Sabina	Frumentius	6,48	4,39	5,3	
Samst.	28	Simon, Jude	Simon u. Jud., App.	6,50	4,37	5,59	
5. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23–35. — Epistel: Philipp. 1, 3–11.							
Sonnt.	29	22. n. Trinit. (Narcissus)	Alfred d. England	6,52	4,35	6,52	
Montt.	30	Theonest	Jakob Sturm	6,54	4,33	7,44	letztes Viertel ☾ 12 U. mittern.
Dienn.	31	Wolfgang	Luthers Thesen 1517.	6,56	4,31	9,37	

1. Joh. 2, 17: Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Wochentage u. Datum	November 1900.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Mitt. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,58	4,29	11,23		
Donn. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,59	4,27	—	b. N.	
Freit. 3	Hubertus	Pirmin	7,1	4,26	12,48		
Smst. 4	6. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	7,3	4,24	2,4		

45. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — **Epistel:** Philipp. 3, 17—21.

Sonnt. 5	23. n. Trinit. (Zacharias)	Hans Egede	7,5	4,22	3,26		
	Reformationsfest					bei Tage	
Mont. 6	Leonhard	Gust. Ad. v. Schw.	7,7	4,20	4,34		
Dien. 7	Engelbert	Willibrord	7,8	4,18	5,50		
Mitt. 8	Gottfried	Willehad	7,10	4,17	7,6		☽ 2 Uhr nachmittags Neumond
Donn. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,12	4,15	8,22		
Freit. 10	Martin L.	M. Luther geb. 1483	7,14	4,13	N.	4,41	
Smst. 11	Martin B.	Martin, B. v. Tours	7,16	4,12	9,37	5,11	

46. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — **Epistel:** Kolos. 1, 9—14.

Sonnt. 12	24. n. Trinit. (Kunibert)	Arnadius	7,18	4,10		6,5	
Mont. 13	Stanislaus K.	Peter Mart. Vermili	7,20	4,9		7,5	
Dien. 14	Levinus	Notker	7,21	4,7		8,16	
Mitt. 15	Leopold	Johann Keppler	7,23	4,6	bei Tage	9,31	
Donn. 16	Edmund	Kasp. Kreuziger	7,25	4,4		10,47	
Freit. 17	Gertrud	Bernward	7,27	4,3		—	☽ 7 Uhr abends erstes Viertel
Smst. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,29	4,1		12,5	

47. Woche: Vom Gräuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — **Epistel:** 1. Thess. 4, 13—18.

Sonnt. 19	25. n. Trinit. (Elisabeth)	Elisabeth v. Thür.	7,30	4,0		1,24	
Mont. 20	Simplicius	Joh. Williams	7,32	3,59		2,46	
Dien. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,34	3,57	bei Tage	4,9	
Mitt. 22	Cäcilia	Joh. Oekolampadius	7,36	3,56		5,40	
Donn. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,37	3,55		7,15	○ 7 Uhr abends Vollmond
Freit. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,39	3,54	4,3	N.	
Smst. 25	Katharina	Katharina	7,41	3,53	4,55	b. T.	

48. Woche: Vom jüngsten Gericht: Matth. 25, 31—46. — **Epistel:** 2. Thess. 1, 3—10.

Sonnt. 26	26. n. Trinit. (Konrad)	Konrad	7,42	3,52	6,0		
	Totenfest.					bei Tage	
Mont. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,44	3,51	7,37		
Dien. 28	Günther	A. Rousset, M. Desub.	7,45	3,50	9,6		
Mitt. 29	Saturnin	Noah	7,47	3,49	10,32		☾ 10 U. letztes Viert
Donn. 30	Andreas	Andreas Ap.	7,48	3,48	11,54		

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentäge Datum	Dezember 1893.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
reit. 1	Eligius	Eligius v. Noyon	7,50	3,48	—	2	
mét. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,51	3,47	1,10m.	3	
Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14.							
nnt. 3	1. Advent (Franz Xaver)	J. A. Urlsperger	7,52	3,47	2,25	bei Tage	
ont. 4	Barbara	Gerh. Zerbolt	7,54	3,46	3,40		
en. 5	Crispine	Crispina	7,55	3,46	4,58		
itt. 6	Nikolaus	Rich. Baxter	7,57	3,45	6,10		
onn. 7	Ambrosius	Paul Odontius	7,58	3,45	7,24		
reit. 8	Maria Empf.	M. Rinkard, Schmolck	7,59	3,44	8,34		● 9 U. v.
mét. 9	Leocadia	Berthold	8,0	3,44	b. T.	4,0	Neumond
Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.							
nnt. 10	2. Advent (Judith)	Paul Eber	8,2	3,44		4,57	
ont. 11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	8,3	3,44		6,4	
en. 12	Epimachus	Vicelin	8,4	3,44		7,18	
itt. 13	Lucia	F. Gellert, Fr. Hiller	8,5	3,44	bei Tage	8,34	
onn. 14	Nicasius	Israel	8,6	3,44		9,48	
reit. 15	Eusebius	Christiana	8,7	3,44		11,4	erstes Viertel
mét. 16	Adelheid	Adelheid	8,8	3,44		—	☽ 11 Uhr v.
Woche: Von Johannis Botschaft an Christum: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—5.							
nnt. 17	3. Advent (Lazarus)	Georg v. Brandenb.	8,8	3,45		12,21	
ont. 18	Wunibald	B. L. v. Seckendorf	8,9	3,45		1,41	
en. 19	Julius	E. Aug. Woltersdorf	8,10	3,45		3,0	
itt. 20	Quatember (Remetius)	Abraham u. Sarah	8,10	3,45	Tage	4,25	
onn. 21	Thomas Ap.	Thomas Ap.	8,11	3,45	bei	6,10	Wint. Anf.
reit. 22	Gregor v. Sp.	Matthesius	8,12	3,46		7,40	
mét. 23	Dagobert	Sturm, Abt v. Fulda	8,13	3,46		8,58	☽ 5 Uhr m. Vollmond
Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.							
nnt. 24	4. Advent (Adam u. Eva)	Adam u. Eva	8,13	3,47	5,4		
ont. 25	Heil. Christfest	H. Christfest	8,14	3,	6,37	Tage	
en. 26	Zweiter Christt. (Stephanus)	Stephanus	8,15	3,48	8,8		
itt. 27	(Johannes Ev.)	Johannes, Ev.	8,15	3,48	9,36		
nn. 28	Unsch. Kindl.	Unschuldige Kindlein	8,15	3,50	10,51	bei	letztes Viertel
reit. 29	Thomas B.	Ch., Herzog v. Württ.	8,15	3,51	—		☾ 12 Uhr mittern.
mét. 30	David	David u. Jonathan	8,15	3,52	12,14		
Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33—40. — Epistel: Gal. 4, 1—7.							
nnt. 31	1. Weihnacht. (Sylvester)	Joh. Wiklef	8,15	3,53	1,29		

Jahresschluß

ins Bett legen müſſe. Und als ſie das geſagt, ſank ſie ohnmächtig zuſammen. Der ehrliche Nachtwächter lud das Mädchen auf ſeine Arme und trug ſie heim, wo ſie wieder zu ſich kam und ſich ſchnell ins Bett legte. Er ging heim, weckte ſeine Frau, daß ſie, da die alte blinde Frau es nicht konnte, dem guten Suſelchen einen Thee kochen, und dann kam er zu uns in die Schmiede. Es war, wie ich geſagt habe, kurz vor der Erndte und wir hatten ganz erſchrecklich viel zu thun. Da waren neue Erndtewagen zu beſchlagen, an andere Radreifen zu machen, Senſen zu dängeln und allerlei andere Arbeiten zu verrichten, und wir ſtanden ſchon ſeit drei Tagen um ein Uhr auf, um Alle zu befriedigen. Gar luſtig hämmerte mein Meiſter und ich am Ambos, als er bei uns eintrat.

Helf Gott! ſagte der Nachtwächter, und erzählte dann, als wir ihm gedankt, was dem Suſelchen begegnet ſei. Das iſt ein dummer Bubenſtreich, rief zornig der Meiſter. Dem guten Kinde kann er das Leben koſten. Geh' mit, Jacob, ſagte er, daß nicht noch das Uebel größer wird, und helfe wachen bis Tag bei dem Tuche. Als wir ſo dahin gingen, war es mir, als hörte ich einen Seufzer und es hatte Jemand neben der Schmiede geſtanden, da aber der Nachtwächter eilte, weil er Furcht wegen des Reichthums an Tuch auf der Bleiche hegte, ſo blieb mir nichts übrig, als ihm ſchnell zu folgen.

Wir fanden Alles in beſter Ordnung und ich wachte ruhig bei der Bleiche bis an den Tag, goß ſie dann durch und ging heim, als des Nachtwächters Frau kam, um für Suſel die Arbeit zu thun.

Gebt Acht, Jacob, ſagte ſie, das arme Kind ſtirbt! Sie liegt in einer Glühhitze und fabelt ganz entſetzlich. Ich wäre nicht von ihr gegangen, wenn nicht zwei Kamerädinnen von ihr mich abgelöſt hätten. Was haltet Ihr von dem Geſpenſt?

Dumme Rede! rief ich. Seht, dieſe Tabakspfeife iſt dem Geſpenſt entfallen! Ich zeigte ſie ihr, ſteckte ſie aber ſchnell wieder ein — denn ſie war die Pfeife Ulrich's.

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Aufahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereiniget und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben: die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet: die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen: gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stutzen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt: findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auseinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut rc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgarten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieseit!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Wenn Frost bis zum Januar nicht kommen will,
So kommt er sicher im März und April.

Dreikönigs-(6)Abend hell und klar
Verspricht ein gutes Weinjahr.

Bringt St. Vincenz (22) Sonnenschein,
Dann giebt's gut Korn und auch noch Wein.

Wenn im Januar tanzen die Mücken auf dem Mist,
Dann muß der Bauer schließen das Futter in die Kist'.

Februar.

Wenn's der Hornung gnädig macht,
So bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

St. Dorothee (6)
Thut's nicht ohne Schnee.

Nach Mattheis (24)
Geht kein Fuchs mehr übers Eis.

März.

Ist trocken und hell der März,
So freut sich des Bauern Herz.

Langer Schnee im März
Bricht dem Korn das Herz.

Ist's schön auf Mareien (25)
Wird's Obst wohl gedeihen.

April.

Lockt im April auch das Wetter heraus,
Laß doch den Regenschirm nicht zu Haus.

Ist Georgi (23) warm und schön,
So wirst du noch rauhes Wetter seh'n.

Dürren April
Der Bauer nicht will;
Aprilenregen
Der ist ihm gelegen.

Märzenschnee mist't,
Aprilenschnee frißt.

Mai.

Maimond kalt und windig
Macht die Scheuer voll und pfündig.

Giebt es am Heiligenkreuztag (3) Güsse,
So bleiben auch taub und leer die Nüsse.

Eh' Pankraz (12) und Servaz (13) vorbei,
Ist vor Frost nicht sicher der Mai.

Juni.

Junihitz' und Decemberkält'
Mit denen ist es gleich bestellt

Medardi (8) nur kein Regentag,
Sonst regnet's leicht noch vierzig Tag.

Wenn's im Juni aus Norden weht,
Das Korn zur Ernte trefflich steht.

Juli.

Regen auf Heimsuchungstag (2)
Zieht vier Regenwochen nach.

Wie die 7 Brüder (10) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch sieben Wochen lang halten.

Baut hoch die Ameis' im Juli ihr Haus,
So bleibt ein kalter Winter nicht aus.

August.

Der Hitze auf St. Dominikus (5)
Ein strenger Winter folgen muß.

Ist Lorenz (19) und Bartelme (24) schön und fein,
So darf sich der Winzer im voraus freu'n.

Will der August den Trauben nicht lachen,
So kann der September nicht viel mehr machen.

September.

Egidius (1) ist der rechte Mann,
Der dem ganzen Monat das Wetter zetat an.

Mariä Geburt (8)
Jagt die Schwalben furt.

Treffen die Strichvögel zeitig ein,
Wird früh und streng der Winter sein.

Oktober.

Wenn's im Oktober friert und schneit,
So bringt der Januar milde Zeit.

Hält der Oktober das Laub lang fest,
So sorge dir für ein warmes Nest.

Sucht die Feldmaus früh das Haus,
Bleibt der Winter nicht lang' aus.

November.

Ist's Martini (11) hell,
Kommt das Eis auch schnell.

St. Katharina (25) läßt stets dich seh'n,
Wie's im Hornung um's Wetter wird steh'n.

Langer Schnee
Bringt Frucht und Klee
Auf jeder Höh'.

Dezember.

Kommt in der ersten Adventswoch' Kält',
Noch ganze zehn Wochen sie dann hält.

Donnert's im Winterquartal,
Giebt's Eiszapfen ohne Zahl.

Wird's den unschuldigen Kindern (28) kalt,
So weicht der Frost auch nicht so bald.

Mutmaßliche Witterung

nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar

ist kalt bis zum 30., wo es windig und gelinde wird.

Februar

fängt trüb und gelinde an; vom 3. bis 6. trüb und kalt: den 8. schön; den 10. Regen; den 13. und 16. Schnee und danach große Kälte.

März

beginnt mit feuchtem Wetter: am 13., 14., 15. Sturm: den 18., 19., 20. Glatteis: den 22. warm, Regen: den 26. hellt es sich auf und wird schön warm, den letzten jedoch wieder kühl.

April

ist kalt und trocken bis zum 15.: am 16. tritt schädlicher Frost ein; aber vom 25. bis zu Ende ist es warm: am 28. Gewitter.

Mai

bringt schönes Wetter bis zum 6., wo es mehrere Tage windig und rauh wird: vom 8. bis 18. ist es sehr warm und dürre; aber am 28. tritt schöner, warmer Regen ein und fruchtbares Wetter.

Juni

fängt schön an: am 9. und 10. Regen, darauf folgt früh Nebel bis zum 13.: danach wieder schön Wetter bis zu Ende.

Juli

beginnt mit großer Hitze: am 5. Regen, der bis zum 19. währt; dann schön bis zu Ende.

August

fängt ebenfalls mit großer Hitze an: am 3. fällt Regenwetter ein bis zum 19., der ein schöner Tag ist: danach unstetes Wetter bis zu Ende.

September

hat anfangs bis zum 4. schön warmes Wetter und starken Regen: danach Donner, und hierauf wieder schön Wetter bis zum 20.: dann Regenwetter bis zum Ende.

Oktober

fängt mit Regen an bis zum 13., den 14. trüb und wieder Regen: den 15. und 16. schön bis zum 24., wo es regnet: danach wieder schön: vom 29. an Nebel und kühl.

November

fängt schön an, aber am 5. und 6. starker Wind, darauf 2 Tage Regen: dann schön bis zum 16., nur zuweilen nebelig: vom 17. an trüb und kalt bis zum 25.: danach Regen bis zu Ende.

Dezember

beginnt mit schönem Wetter, das bis zum 15. anhält: dann wird es ungestüm und kalt, gegen Ende Schnee und darauf sehr kalt.

Die Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende. Bezeichnung für das Meter = m.

I. A. Längenmaße.

1 **Meter** (m) = $^4/_{13}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle.
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** (km) = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** (cm) = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** (mm) = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter (qm) = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** (a) = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** (ha) = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Quadratkilometer** (qkm).
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 **Kubikmeter** (cbm) = 32 Kubikfuß.
1 **Kubikcentimeter** (ccm) = $^1/_{18}$ Kubikzoll.
1 **Kubikmillimeter** (cmm) = $^3/_{31}$ Kubikstr.
1 **Kubikmeter** = $^3/_{100}$ Kubikrute.
1 **Kubikmeter** = $^9/_{40}$ Schachtrute.
1 **Kubikmeter** = $^3/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das Liter (l) **oder die Kanne.**
1 Liter = $^7/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** (hl) = $1^1/_3$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^9/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^3/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** (l) oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{9}/_{11}$ Ohm.

II. Gewicht.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Gramm (g) = $^{9}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Last ist also = [illegible] Kilogramm.
1 Tonne (t) ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 **Pfund ist also** = 500 Gramm **oder** 50 **Neulot** (5 Neulot = 3 Attlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** (mg) = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

1) Längenmaße.

Meter, geschrieben:	m
Kilometer, „	: km
Centimeter, „	: cm
Millimeter, „	: mm

2) Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:	cbm
Hektoliter, „	: hl
Liter, „	: l
Kubikcentimeter, „	: ccm
Kubikmillimeter, „	: cmm

3) Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:	qm
□Kilometer, „	: qkm
□Centimeter, „	: qcm
□Millimeter, „	: qmm
Ar, „	: a
Hektar, „	: ha

4) Gewichte.

Tonne, geschrieben:	t
Kilogramm, „	: kg
Gramm, „	: g
Milligramm, „	: mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt, und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem

III.

Es war am Frühmorgen desselben Tags, als an das Haus des Doctors in der nahen Stadt heftig gepocht wurde. Der Arzt öffnete, und bleich und mit Schweiß bedeckt stürzte Ulrich herein.

Herr Doctor, rief er, macht Euch schnell auf die Socken, denn die Tochter unseres verstorbenen Schulmeisters ist sehr krank!

Was fehlt ihr denn? fragte der Doctor.

Jetzt konnte sich Ulrich nicht mehr halten. Er erzählte ihm, wie er das Mädchen habe necken wollen auf der Bleiche, und darum ein altes Wagentuch um sich gehängt habe und über das Tuch herangekrochen sei, damit sie ihn

kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber 68,453,274,83.

Post und Telegraph.

(Durchgesehen und berichtigt im Juni 1892 von einem Postbeamten.)

1) Die hauptsächlichsten Bestimmungen für den Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches (einschl. Helgoland)*).

		ℳ	₰
1) **Briefe.**	Die Gebühr für einen gewöhnlichen frankierten Brief bis 15 g	—	10
	für unfrankierte Briefe bis 15 g	—	20
	Für gewöhnliche frankierte Briefe über 15 g bis 250 g	—	20
	für unfrankierte Briefe über 15 g bis 250 g	—	30
	(Bei unzureichend frankierten Briefen wird ebenfalls ein Zuschlag von 10 Pfennigen erhoben!)		
do.	mit Wertangabe bis zu 10 Meilen frankiert	—	20
	unfrankiert	—	30
do.	auf alle weiteren Entfernungen frankiert	—	40
	unfrankiert	—	50
	Gebühr für „**einschreiben**“ auch für Kreuzbänder und Warenproben	—	20
	Gebühr für **Versicherung** ohne Unterschied der Entfernung für je 300 Mk. oder einen Teil von 300 Mk.	—	05
	mindestens aber	—	10
2) **Karten,**	einfache	—	05
do.	mit Rückantwort	—	10
do.	als Bücherbestellzettel	—	03
3) **Drucksachen.**	Gebühr für Drucksachen unter Kreuzband bis 50 g	—	03
do.	von über 50 g bis 100 g	—	05
do.	von über 100 g bis 250 g	—	10
do.	von über 250 g bis 500 g	—	20
do.	von über 500 g bis 1000 g	—	30

Büchern darf ausgefüllte Faktur, Korrekturbogen das Manuskript beigefügt werden. Als Drucksachen können alle durch Buchdruck, Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Litho- und Photographie vervielfältigten Gegenstände befördert werden, falls sie überhaupt nach Form und Beschaffenheit hierzu sich

*) Die unter 1, 2, 3 und 6 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Österreich-Ungarn.

eignen. Für unzureichend frankierte Drucksachen hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portobetrags zu zahlen, wobei Bruchteile einer Mark nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abgerundet werden.

4) **Warenproben.** Gebühr für Warenproben bis 250 g ohne Unterschied der Entfernung und des Gewichts . — 10

Die Warenproben müssen frankiert werden und dürfen in ihrer Ausdehnung 30 cm in der Länge, 20 cm in der Breite und 10 cm in der Höhe, Mustersendungen in Rollenform 30 cm in der Länge u. 15 cm im Durchmesser nicht überschreiten. Die Aufschrift muß den Vermerk „Proben" oder „Muster" enthalten. Die Verpackung kann in offenen Umschlägen, in Säckchen, Kästchen oder unter Band erfolgen.

5) **Lokal- und Lokal-Landbriefe** . . . . . — 05

unfrankiert . . . . — 10

6) **Pakete.** Gebühr für gewöhnl. Pakete bis 5 kg bis 10 Meil. — 25

" " " " unfrankiert . . . . — 35

" " " " über 10 Meilen . . — 50

" " " " unfrankiert . . . . — 60

Für jedes weitere kg oder den überschießenden Teil eines kg bis 10 Meilen (1. Zone) . . . — 05

10—20	Meilen	(2.	Zone)	— 10
20—50	"	(3.	")	— 20
50—100	"	(4.	")	— 30
100—150	"	(5.	")	— 40
über 150	"	(6.	")	— 50

(Für unfrankierte Pakete über 5 kg wird kein Zuschlag erhoben.)

Das Gewicht eines Pakets darf 50 kg nicht übersteigen. Jeder Paketsendung muß eine Postpaket-Adresse beigefügt sein. Der Abschnitt zur Postpaket-Adresse kann vom Absender in Mitteilungen benutzt werden. Zu einer Begleitadresse dürfen nicht mehr als 3 Pakete gehören.

Bei **Wertpaketen** muß der Wert der Sendung auf der Begleitadresse und auf dem Paket selbst angegeben werden. Solche Wertpakete müssen mittels Siegellack und ordentlich eingedrücktem Petschaft verschlossen sein. Pakete ohne Wertangabe brauchen nicht versiegelt zu werden. Bei Eilgut wird das Porto um die Hälfte erhöht; als Eilgut gelten alle Postsendungen, welche in irgend einer Dimension 1½ Meter überschreiten oder nach einer Dimension 1 Meter, nach einer anderen ½ Meter überbreiten und weniger als 10 kg wiegen, lebende Tiere und solche Sendungen, welche ihrer Beschaffenheit nach eine besonders sorgsame Behandlung erfordern.

Versicherungsgebühren siehe unter „Briefe".

7) **Postanweisungen.** Die Gebühr beträgt ohne Unterschied der Entfernung bis 100 Mark . . . . . — 20

über 100—200 Mark . . . . . — 30

über 200—400 Mark . . . . . — 40

Postanweisungen sind nur bis 400 Mark zulässig.

8) **Postnachnahmen.** Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühren zur Erhebung:

1) das Porto für Briefe und Pakete ohne Nachnahme.

Falls eine Wertangabe oder Einschreibung stattgefunden hat, tritt dem Porto die Versicherungs- bez. Einschreibgebühr hinzu.

2) eine Vorlegegebühr von 10 Pfg.

3) die Gebühren für Übermittelung des eingezogenen Betrages an den Absender und zwar:

bis 5 Mark . . . . . — 10

über 5—100 Mark . . . . . — 20

" 100—200 Mark . . . . . — 30

" 200—500 Mark . . . . . — 40

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben.

Die Geldübermittelungsgebühr wird von dem eingezogenen Nachnahmebetrage einbehalten und in Freimarken auf der Nachnahme-Postanweisung verrechnet.

2) **Postaufträge (Postmandate).** Höchster Betrag 800 Mark.

Gebühr . . . . . — 30

Im Postauftrag muß Namen und Wohnort des Abienders, des Zahlungspflichtigen und der einzuziehende Betrag angegeben sein, ferner muß demselben das einzulösende Papier (Wechsel, quittierte Rechnung 2c.) beigefügt sein. Einem Postauftrag können mehrere Wechsel oder Quittungen 2c. bis zum Gesamtbetrage von Mark 800.— zur Einziehung von demselben Zahlungspflichtigen beigefügt sein. Der Auftraggeber muß den Postauftrag nebst dessen Anlage unter verschlossenem Umschlage an die Postanstalt, welche den Betrag einziehen soll, eingeschrieben einsenden und zwar mit der Aufschrift „Postauftrag nach . . . .“

Die Einziehung des Betrages erfolgt gegen Vorzeigung des Postauftrages und Aushändigung der quittierten Rechnung (des quittierten Wechsels 2c.). Die Zahlung muß entweder sofort an den Postboten oder, wenn der Auftraggeber nicht die sofortige Rücksendung verlangt hat, binnen sieben Tagen bei der einziehenden Postanstalt bewirkt werden. Erfolgt die Zahlung innerhalb dieser Frist nicht, so wird der Postauftrag vor der Rücksendung noch mals zur Zahlung vorgezeigt. Hat der Adressat bereits bei der ersten Vorzeigung die Einlösung bestimmt verweigert, so unterbleibt die nochmalige Vorzeigung. Verlangt der Auftraggeber die umgehende Rücksendung nach einmaligem vergeblichen Vorzeigen, so hat er das durch den Vermerk „Sofort zurück“ auf der Rückseite zu bezeichnen.

Der eingezogene Betrag wird, nach Abrechnung der Postanweisungsgebühr, dem Auftraggeber von der einziehenden Postanstalt mittels Postanweisung übersandt.

		ℳ	₰
Bestellgeld	für Postsendungen:		
	a) im Postorte für Postanweisungen . . .	—	05
	für Wertbriefe bis 1500 Mk.	—	05
	„ „ „ 3000 „	—	10
	für gewöhnliche Pakete bis 5 kg	—	10
	„ „ „ über 5 kg . . .	—	15
	Gehören 2 oder 3 Pakete zu einer Begleitadresse, so kostet das schwerste Paket die ordnungsmäßige Bestellgebühr, jedes weitere Paket aber nur 5 Pf.		
	b) auf's Land für Postanweisungen, Wertbriefe und Pakete, letztere bis $2^1/_2$ kg .	—	10
	Pakete im Gewichte von $2^1/_2$—5 kg . .	—	20
Bestellgeld	für Eilbriefe, gewöhnliche und eingeschriebene, sowie für Postanweisungen und Wertbriefe durch Eilboten, im Ort	—	25
	für Eilpakete, jedes Paket	—	40
	auf's Land		
	a) bei Vorausbezahlung		
	für Briefsendungen	—	60
	„ Paketsendungen	—	90
	b) bei Nichtvorausbezahlung die wirklich erwachsenen Botenkosten.		
bs.	für Zeitungen jährlich:		
	bei Zeitungen, welche wöchentlich einmal oder seltener bestellt werden	—	60
	b) welche zwei- oder dreimal wöchentlich bestellt werden.	1	—

	ℳ ₰
c) welche mehrmals, aber nicht öfter als einmal täglich bestellt werden	1 60
d) welche täglich mehrmals erscheinen, für jede tägliche Bestellung	1 —
e) für die Amtlichen Verordnungsblätter .	— 60

2) Der Verkehr im Weltpostverein.

Zu dem Weltpostverein gehören:

1) **sämtliche Staaten von Europa**;
2) sämtliche Staaten, Inseln u. s. w. von Amerika:
3) von Asien: sämtliche Staaten, Inseln und Kolonieen:
4) von Afrika: Algerien, Ägypten mit Nubien und Sudan, Deutsch-Südwest-Afrika, Kamerun, Kongostaat, Liberia, Madagaskar, Marokko, Togogebiet, Tunis und Tripolis, Zanzibar, ferner alle englischen, französischen, portugiesischen, spanischen, italienischen und deutschen Kolonieen resp. Schutzgebiete, jedoch nicht Oranje-Freistaat und Transvaal.
5) von Australien: West- und Südaustralien, Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland, Tasmania (Vandiemensland) und Neu-Seeland. Das deutsche Neu-Guinea-Schutzgebiet mit dem Bismarckarchipel, das deutsche Schutzgebiet der Marschall-Inseln, die französischen Kolonieen Neu-Kaledonien ꝛc., die niederländische Kolonie auf Neu-Guinea, die spanischen Kolonieen und Hawaii.

Die ermäßigte Taxe des Weltpostvereins von 20 Pf. für je 15 g findet auch auf Schiffsbriefe über alle deutsche Hafenplätze Anwendung, wenn sie als „Schiffsbriefe" bezeichnet und befördert werden.

Innerhalb des Umfanges des Weltpostvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:	ℳ ₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g . .	— 20
für unfrankierte Briefe	— 40
für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	— 20
Rückscheingebühr	— 20
2) **Karten** nur frankiert 10 Pf., mit Rückantwort . . .	— 20
(Postverwaltungen genießen im Weltpostverkehr keine Portovergünstigung.)	
3) **Drucksachen** unter Kreuzband. Nur frankiert für je 50 g	— 05
(bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Skizzen darf Zeichnung beigefügt werden.)	
4) **Warenproben:** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber . .	— 10
(bis 250 g zulässig.)	
5) **Geschäftspapiere:** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber	— 20
(bis 2000 g zulässig.)	
6) **Paketporto nach Europa** (exkl. Deutschland, Österreich-Ungarn). Nachnahme bis 400 Mark zulässig. Gebühr ausschließlich Deutschland 2 Pf. pro Mark, nötigenfalls unter Abrundung auf 5 Pf. aufwärts, mindestens aber 10 Pf.	
Belgien (bis 5 Kilo)	— 80
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1 80

	ℳ	₰
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo)	—	80
Frankreich (bis 3 Kilo)	—	80
Corsika, Hafenorte (bis 3 Kilo)	1	—
„ andere Orte (bis 3 Kilo)	1	20
Gibraltar (bis 1 Kilo) über Hamburg oder	1	80
„ über 1—3 Kilo über Bremen und England	2	80
Griechenland (bis 5 Kilo) über Triest	2	—
Großbritannien und Irland bis 1 Kilo über Ostende	1	30
über 1—3 Kilo über Ostende	1	70
über Hamburg oder Bremen bis 1 Kilo	1	—
„ „ „ über 1—3 Kilo	1	50
Italien (bis 3 Kilo) über Österreich, Schweiz oder Frankreich	1	40
Luxemburg (bis 5 Kilo)	—	70
Montenegro (bis 5 Kilo)	1	40
Niederlande (bis 5 Kilo)	—	80
Norwegen (bis 3 Kilo), über Dänemark und Schweden	1	60
(bis 5 Kilo über Jütland)	1	40
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1	—
Portugal (bis 3 Kilo)	1	80
Rumänien (bis 5 Kilo)	1	40
Schweden bis 3 Kilo üb. Dänemark, Stralsund od. Lübeck)	1	60
Schweiz (bis 5 Kilo)	—	80
Serbien (bis 3 Kilo)	1	40
Spanien (bis 3 Kilo)	1	40
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo) über Triest	2	—
„ (Hafenorte, bis 5 Kilo) über Triest	2	—
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo) über Triest	2	—

Wegen der Gebühren und Versendungsbedingungen für Pakete nach Ländern außerhalb Europas wende man sich an die Postanstalt.

7) Postanweisungsgebühren nach dem Ausland:

	Mindestbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens	
Argentinien (nur nach Buenos Aires, Cordoba, Rosario, Bella Vista, Gota)	100	Pesos	20	₰	40	₰
Belgien	500	Frks.	20	„	40	„
Bulgarien	500	„	20	„	40	„
Canada (einschl. Britisch Columbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz Edward-Inseln)	100	Doll.	20	„	40	„
Chile (nur nach einigen Orten)	100	Pesos	20	„	40	„
China (Shanghai, deutsche Postagentur	400	Mark	10	„	40	„
Dänemark mit Island und den Faröer-Inseln	360	Kron.	10	„	40	„
Dänische Antillen	360	„	20	„	40	„
Egypten	500	Frks.	20	„	40	„

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens
Frankreich mit Algerien und Tanger (Marokko)	500	Frks.	20	Frks.	40 „
Großbritannien und Irland	210	Mark	20	„	40 „
Hawaii (Sandwichs-Inseln) bis San Francisko	100	Doll.	20	„	40 „
Ab San Francisko wird von der Postverwaltung der Vereinigten Staaten von Amerika eine weitere Gebühr von ¾ % des Betrags zu Lasten des Empfängers berechnet.					
Japan (nur nach einigen Orten zulässig)	500	Frks.	20	„	40 „
Italien (auch San Marino, Susa, Tunis, La Goletta, Tripolis, Massaua und Assab)	500	„	20	„	40 „
Luxemburg (siehe Gebühren innerhalb des Deutschen Reiches)	400	Mark			
Malta u. Gibraltar (bis London)	10	Pf. St.	20	„	40 „
Niederlande	250	Fl. holl.	20	„	40 „
Niederländische Besitzungen in Ostindien	250	„ „	30	„	40 „
Norwegen	360	Kron.	20	„	40 „
Österreich-Ungarn	400	Mark	10	„	40 „
Orange-Freistaat	10	Pf. St.	20	„	40 „
Ostindien britisch (Vorder-Indien und brit. Birma)	20	Pf. St.	20	„	40 „
Portugal (mit Madeira u. Azoren)	90	Milreis	20	„	40 „
Rumänien	500	Frks.	20	„	40 „
Salvador	100	Pesos	20	„	40 „
Schweden	360	Kron.	20	„	40 „
Schweiz	500	Frks.	20	„	40 „
Togo-Gebiet (Bl. Popo und Lome)	400	Mark	10	„	40 „
Türkei (Konstantinopel)	400	Mark	10	„	40 „
„ (Adrianopel, Beirut, Philippopel, Salonich, Smyrna)	500	Frks.	20	„	40 „
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100	Doll.	20	„	40 „

Argentinien: 1 Peso Gold = 4,07 M.; Belgien: 100 Frks. = 81,00 M.; Bulgarien s. Belgien; Canada: 100 Doll. = 421 M.; Dänemark: 100 Kronen = 112,7 M.; Ägypten, Frankreich, Japan, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei außer Konstantinopel s. Belgien; Hawaii s. Canada; Niederlande: 100 Fl. = 169,50 M.; Norwegen und Schweden s. Dänemark; Orangefreistaat: 1 Pfd. St. = 204,50 M.; Portugal: 1 Milreis = 4,55 M.; Salvador s. Argentinien; Vereinigte Staaten s. Canada.

8) **Briefe mit Wertangabe nach dem Ausland:**

	Meistbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Argentinien	8000 M.	20 Pf. für je 10 M. (mindestens 20 Pf. Gesamtgebühr)	10 Pf. für je 100 M.
Belgien	8000 M.	20	5 Pf. für je 100 M.
Bulgarien	8000 M.	20	20 Pf. für je 100 M.

	Meistbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
China.			
a) Shanghai . .	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	28 Pf. für je 160 Mk.
b) Kalgan, Peking, Tientsin, Urga	unbeschränkt	do.	8 Pf. für je 160 Mk.
Dänemark nebst Island und den Faröer-Inseln	unbeschränkt	wie bei Belgien.	
Dänische Kolon.			
a) Westindien .	unbeschränkt	do.	a) 16 Pf. f. je 160 Mk.
b) Grönland .			b) 28 Pf. f. je 160 Mk.
Egypten	8000 Mk. über Neapel, do. unbedeut. über Triest		28 Pf. für je 160 Mk.
Frankreich mit Algerien	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 160 Mk.
Franz. Kolonieen nebst Annam und Tonkin	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Griechenland . .	unbeschränkt	1,60 Mk.	5 Pf. für je 300 Mk., mindestens 10 Pf., außerdem für Seeversicherung 40 Pf. für je 200 Mk.
Großbritannien u. Irland	Briefe mit Wertangabe sind nicht zulässig. 20 Pf. f. je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.		
Italien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 160 Mk.
Kamerun	8000 Mk.	do.	16 Pf. für je 160 Mk.
Luxemburg . . .	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 160 Mk.
Montenegro . . .	unbeschränkt	Tage rc. bei den Postanstalten zu erfragen.	
Niederlande . . .	8000 Mk.	wie bei Belgien.	
Norwegen	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb. wie bei Deutschland.	20 Pf. für je 160 Mk.
Österreich-Ungarn			
Portugal . . . . (mit Einschluß von Madeira u. d. Azoren)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 160 Mk.
Portugiesisch. Kolon. (Santiago, San Thomé, Loanda)	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Rumänien	unbeschränkt	Tage rc. bei den Postanstalten zu erfragen.	
Rußland	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 160 Mk.
Salvador	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Schweden		wie nach Norwegen	
Schweiz	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 240 Mk.
Serbien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 160 Mk.
Spanien . . . . (einschließl. der Balearen und Canarischen Inseln)	8000 Mk.	do.	do.
Türkei	a) unbeschränkt	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
durch Vermittelung österreichischer Postanstalten über Triest.	b) do.	1 Mk. 60 Pf., unfr. 10 Pf. mehr.	Versicherungsgeb. wie bei Griechenland
Tunis a) (über Frankr.)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	28 Pf. für je 160 Mk.
b) (über Italien)	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 160 Mk.

3) Briefsendungen nach und aus den Ländern, welche noch nicht zum Weltpostverein gehören (Ausland).

Unzureichend frankierte Briefe werden, soweit Frankozwang besteht, nicht abgesandt, dergleichen Sendungen vom Auslande werden wie unfrankierte Briefe behandelt. Postkarten bleiben ausgeschlossen.

Gebühr für frankierte Briefe für je 15 g . . . . . 40 ₰
„ unfrankierte Briefe für je 15 g . . . . 80 „
„ Drucksachen 50 g . . . . . 10 „
(bis 2 kg zulässig)
„ Warenproben für je 50 g . . . . . 10 „
mindestens jedoch . . . . 20 „
„ Geschäftspapiere für je 50 g . . . . . 10 „
mindestens jedoch . . . . 40 „
(bis 2 kg zulässig.)

Einschreibsendungen außer dem Porto 20 Pfg. Einschreibgebühr für jede Sendung.

Zum Weltpostverein gehören noch nicht:

a) in Afrika:

Ascension (Einschreibsendungen unzulässig, Frankozwang) und St. Helena.
Capland, Betschuanaland und Natal.
Oranje-Freistaat, Südafrikanische Republik (Transvaal).

b) in Australien:

Die Tonga-Inseln und die übrigen Australischen Inselgruppen, soweit sie nicht zum Weltpostverein gehören. (Siehe unter Weltpostverein 5.)

4) Tarif für Telegramme nach dem In- und Ausland.

a. Nach dem Inlande (Deutschland einschl. Helgoland).

1) Als Mindestbetrag für ein Telegramm bis zu 10 Worten werden 50 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 5 Pf. mehr, so kostet ein Telegramm von 11 Worten 11 × 5 = 55 Pf.

2) Ein Wort darf nicht mehr als 15 Buchstaben enthalten, sonst gilt es für 2 Worte.

3) Die Adresse wird bei der Berechnung mitgezählt.

4) Nähere notwendige Bezeichnung des Bestimmungsortes wird nicht besonders gerechnet, so gelten z. B. für je 1 Wort: Altenburg (Sachsen), Freiburg (Breisgau).

5) Je 5 Zahlengruppen werden für ein Wort gerechnet, Interpunktionszeichen werden nicht berechnet. Fortlassung der Unterschrift ist gestattet.

6) Für dringende Telegramme (mit D zu bezeichnen), welche bei Bestellung und Beförderung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gewöhnlichen Telegrammes berechnet.

7) Für vorauszubezahlende Rückantwort-Telegramme (mit R P vor der Adresse zu bezeichnen) wird eine Mindestgebühr von 50 Pfennigen (für 10 Worte) erhoben. Wird eine andere Wortzahl gewünscht, so ist sie mit anzugeben, z. B. R P 25.

8) Will der Aufgeber eines Telegrammes die Zeit wissen, zu welcher dasselbe dem Adressaten zugestellt wurde, so wird ihm dies gegen eine Erlegung von 50 Pfennigen unmittelbar nach der Bestellung telegraphiert. Auf dem Telegramm ist dies mit C R (Empfangsanzeige) zu bezeichnen.

9) Die Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Zustellung von Telegrammen an außerhalb des Ortsbestellbezirks aufhältliche Empfänger durch besondere Boten kann vom Aufgeber mit 40 Pfennigen vorausbezahlt werden. (X P = Eilbote bezahlt.)

10) Ist ein Telegramm unbestellbar, so wird die Aufgabestelle hiervon telegraphisch benachrichtigt. Diese übermittelt, sofern ihr der Aufgeber bekannt ist, die Unbestellbarkeitsmeldung an ihn unentgeltlich. Der Aufgeber kann die Adresse des als unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

11) Worttaxe im Stadtverkehr 3 Pf., Mindestgebühr 30 Pf.

12) Alle Bezeichnungen, wie D, R P, C R, X P werden in Klammern vor die Adresse gesetzt und mitgezählt.

b. Nach dem europäischen Ausland:

	Worttaxe in Pf.		Worttaxe in Pf.
Belgien	10	Montenegro	20
Bosnien und Herzegowina	20	Niederlande	10
Bulgarien	20	Norwegen	15
Dänemark	10	Österreich-Ungarn	5
Frankreich	12	Portugal	20
Gibraltar	25	Rumänien	20
Griechenland (Festland und Inseln)	30	Rußland (europ. und kaukas.)	20
Großbritannien und Irland	15*)	Schweden	15
Italien	15	Schweiz	10
Luxemburg	5	Serbien	20
Malta	40	Spanien	20
		Türkei (europ.)	45

Wegen der Gebühren für außereuropäische Telegramme wende man sich um Auskunft an die Telegraphenanstalt.

*) mindestens 80 Pf. (nach Großbritannien und Irland).

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, folgte seinem am 15. Juni 1888 verstorbenen Vater, Kaiser **Friedrich III.**, vermählt am 27. Februar 1881 mit **Auguste Victoria**, geboren 22. Oktober 1858, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein. Söhne: 1. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, geb. 6. Mai 1882. 2. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883. 3. Adalbert, geb. 14. Juli 1884. 4. August Wilhelm, geb. 29. Januar 1887. 5. Oskar, geb. 27. Juli 1888. 6. Joachim, geb. 17. Dez. 1890.

Mutter des Kaisers: Victoria, Princeß Royal von Großbritannien, geb. 21. November 1840.

Geschwister des Kaisers: Princeß Charlotte, geboren 24. Juli 1860, vermählt am 18. Februar 1878 mit Bernhard, Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Prinz Heinrich, geboren 14. August 1862, vermählt seit 24. Mai 1888 mit Irene, Prinzessin von Hessen. Princeß Victoria, geb. 12. April 1866, verm. mit Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe. Princeß Sophie, geboren 14. Juni 1870, vermählt mit Konstantin, Kronprinz von Griechenland. Princeß Margarete, geboren 22. April 1872.

a. Anhalt.

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geb. 17. April 1838. Regiert seit 22. Mai 1871. Thronfolger: Friedrich, geboren 19. August 1856, vermählt mit Prinzessin Marie von Baden.

b. Baden.

Großherzog Friedrich, geboren 9. Sept. 1826, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinzessin von Preußen, Tochter des verstorbenen Kaisers Wilhelm I., geboren 3. Dezbr. 1838. Regiert seit 24. April 1852. Thronfolger: Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt mit Hilda, Tochter des Großherz. von Luxemburg.

c. Bayern.

König Otto I., geb. 27. April 1848. Regiert seit 13. Juni 1886. Prinzregent seit 10. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, vermählt am 15. April 1844 mit Erzherzogin Augusta von Österreich, verwitwet seit 26. April 1864. Ältester Sohn: Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt am 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este.

d. Braunschweig.

Regent: **Prinz Albrecht von Preußen**, geb. 8. Mai 1837; erwählt zum Regenten am 21. Oktober 1885; vermählt am 19. April 1873 mit Marie, Tochter des Herzogs von Sachsen-

habe sehen und merken sollen; er habe nicht im Entferntesten daran gedacht, daß die Sache so werden könne; auch habe er, als Susel fortgelaufen sei, das Tuch abgeworfen und ihr beim Namen zugerufen; das habe aber Alles nichts mehr gefruchtet; das Mädchen sei ins Wasser gesprungen, aber doch nicht ertrunken; indessen liege sie nun im wilden Fabeln und sei todtkrank; ihn habe ihn denn die Angst hierher getrieben; die Susel sei zwar arm, aber er, der Ulrich, werde ihm Alles bezahlen, wie auch Alles, was die Apotheke koste; der Doctor müsse ihm aber sein Wort darauf geben, daß kein Mensch erfahre, wer ihn bestellt und wer ihn bezahle; er müsse überdieß jeden Tag an Susel's Bett kommen und — setzte er mit Thränen in den Augen hinzu — sich alle Mühe anthun, das Leben des Mädchens zu retten.

Das versprach der Doctor und machte sich stehenden Fußes fort zu der kranken Susel.

Nun ging Ulrich, der als einziger Sohn des reichsten Bauers im Dorfe bekannt war, in die Apotheke, und machte auch dort Alles fest und richtig, und dann erst kehrte er nach Hause zurück.

Der Doctor fand das Mädchen in der wildesten Fieberglut. Er ordnete sorgsam Alles an, was nöthig war, und tröstete die trostlose blinde Mutter.

Als der Doctor auf dem Heimweg in den Wald kam, trat ihm der Ulrich entgegen und fragte mit wankender Stimme: Wie ist's?

Schlimm, sagte der Doctor und hielt ihm nun eine Strafpredigt wie ein Pfarrer.

Der Ulrich war sonst ein wilder Bursche, der zu einer andern Zeit ohne Zweifel den Doctor beim Schläfrich gefaßt und abgewalkt hätte; jetzt nahm er's reumüthig hin und fragte: Wird Susel sterben?

Der Doctor sagte: Das wolle Gott verhüten, aber er könne nichts sagen. Das stehe in Gottes Hand. So viel wisse er, daß sie ein Nervenfieber kriegen werde, und das sei eine Krankheit, die leichter zum Tod, als zum Leben ausschlage.

Da hat der Ulrich verzweifelnd sein Haar gerauft und der Doctor hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

Altenburg. Ältester Sohn: Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874.

e. Großherzogtum Heſſen.

Großherzog Ernſt Ludwig, geb. 25. November 1868, regiert ſeit 13. März 1892.

f. Lippe-Detmold.

Fürſt Woldemar, geb. 18. April 1824, regiert ſeit 8. Dezember 1875, vermählt am 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verſtorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden.

g. Schaumburg-Lippe.

Fürſt Adolf, geb. 1. Auguſt 1817, regiert ſeit 21. November 1860, vermählt am 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Georg von Waldeck. Thronfolger: Erbprinz Georg, geb. 10. Oktober 1846, vermählt den 16. April 1882 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Moritz von Sachſen-Altenburg.

h. Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, regiert ſeit 15. April 1883; vermählt am 24. Januar 1879 mit Anaſtaſia, Tochter des Großfürſten Michael Nikolajewitſch von Rußland. Thronfolger: Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

i. Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, regiert ſeit 6. September 1860, vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguſte, Tochter des verſtorbenen Herzogs von Cambridge. Thronfolger: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Eliſabeth, Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt.

k. Oldenburg.

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, regiert ſeit 27. Febr. 1853, vermählt am 10. Februar 1852 mit Eliſabeth, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg. Thronfolger: Erbgroßherzog Auguſt, geb. 16. November 1852, vermählt 18. Februar 1878 mit Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

l. Preußen.

Siehe Deutſches Reich.

m. Reuß, ältere Linie. (Greiz.)

Fürſt Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, regiert ſeit 8. November 1859 unter mütterlicher Vormundſchaft, ſeit 28. März 1867 ſelbſtändig, vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des Fürſten Adolf zu Schaumburg-Lippe, verwitwet ſeit 29. Sept. 1891. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

n. Reuß, jüngere Linie. (Gera.)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, regiert seit 11. Juli 1867, vermählt am 6. Februar 1858 mit **Agnes**, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, verwitwet seit 10. Juli 1886. Thronfolger: Erbprinz **Heinrich XXVII.**, geb. 10. November 1858, vermählt am 11. November 1884 mit Prinzessin Elise von Hohenlohe-Langenburg.

o. Sachsen.

König Albert, geb. 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873, vermählt am 18. Juni 1853 mit **Karoline**, Tochter des verstorbenen Prinzen Gustav von Wasa. Bruder: Prinz Georg, geb. 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, verwitwet seit 5. Febr. 1884. Ältester Sohn: Friedrich August, geb. 25. Mai 1865, vermählt mit Luise, Tochter des Großherzogs Ferdinando Toskana.

p. Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, regiert seit 3. August 1853, vermählt am 28. April 1853 mit **Agnes**, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, geb. 24. Juni 1824. Bruder: Prinz Moritz, geb. 24. Oktober 1829, vermählt den 15. Oktober 1862 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen. Sohn: Prinz Ernst, geb. 31. August 1871.

q. Sachsen-Koburg-Gotha.

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, regiert seit 29. Jan. 1844, vermählt am 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden. Thronerbe: Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. August 1844, vermählt am 23. Januar 1874 mit Großfürstin Maria von Rußland. Sohn: Prinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874.

r. Sachsen-Meiningen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, regiert seit 20. September 1866, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Prinzessin von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg geb. Franz. Thronfolger: Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt am 18. Februar 1878 mit Charlotte, Tochter des verstorbenen Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

s. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, regiert seit 8. Juli 1853, vermählt am 8. Oktober 1842 mit **Sophie**, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande. Thronfolger: Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt am 26. August 1873 mit Pauline, Tochter des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ältester Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

i. Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst Victor Günther, geb. 21. August 1852, regiert seit 15. Januar 1890. Vermählt am 10. Dez. 1891 mit Anna, Tochter des Prinzen Georg von Schönburg-Waldenburg.

u. Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, regiert seit 17. Juli 1880, vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck.

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831, regiert seit 15. Mai 1845, vermählt am 26. September 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, verwitwet seit 29. Oktober 1888, wiedervermählt am 29. April 1891 mit Prinzessin Luise von Schleswig-Holst.-Sonderb.-Glücksb. Thronfolger: Erbprinz Friedrich, geb. 20. Januar 1865.

w. Württemberg.

König Wilhelm II., geb. 25. Februar 1848, vermählt am 15. Febr. 1877 mit Prinzessin Marie von Waldeck, verwitwet seit 30. April 1882, wieder vermählt am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

2. Belgien.

König Leopold II., geb. 9. April 1835, regiert seit 10. Dezember 1865, vermählt am 22. August 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette von Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Marie, Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Sohn: Prinz Albert, geb. 8. April 1875.

3. Bulgarien.

Fürst Ferdinand, Prinz von Koburg-Gotha, geb. 26. Febr. 1861. (Von den Mächten nicht anerkannt.)

4. Dänemark.

König Christian IX., geb. 8. April 1818, regiert seit 15. November 1863, vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Thronfolger: Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt am 28. Juli 1869 mit Luise, Tochter des verstorbenen Königs Karl XV. von Schweden.

5. Frankreich.

Präsident: Marie François **Sadi Carnot,** geb. 11. August 1837, erwählt den 3. Dezember 1887.

6. Griechenland.

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845, regiert seit 6. Juni 1863, vermählt am 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter

des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Kronprinz Konstantin, geb. 2. August 1868, vermählt seit 27. Okt. 1889 mit Prinzessin Sophie von Preußen, zweiten Tochter des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich III.

7. Großbritannien und Irland.

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, vermählt am 10. Februar 1840 mit Albert, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, verwitwet seit 14. Dezember 1861. Thronfolger: Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

8. Italien.

König Humbert I., geb. 14. März 1844, regiert seit 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Thronfolger: Kronprinz Victor Emanuel, geb. 11. November 1869.

9. Liechtenstein.

Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, regiert seit 12. November 1858.

10. Luxemburg.

Großherzog Adolf, Herzog zu Nassau, geb. 24. Juli 1817, folgt dem Könige Wilhelm III. der Niederlande als Großherzog von Luxemburg am 23. Nov. 1890. Vermählt mit Adelheid, Prinzessin von Anhalt. Thronfolger: Wilhelm, geb. 22. April 1852.

11. Monaco.

Fürst Albert, geb. 13. November 1848, regiert seit 10. Sept. 1889, vermählt am 30. Okt. 1869 mit Alice, verwitw. Herzogin von Richelieu, geb. Heine.

12. Montenegro.

Fürst Nicolaus I., geb. 7. Oktober 1841, regiert seit 14. August 1860, vermählt am 8. November 1860 mit Fürstin Milena, Tochter des Wojwoden Vucotitsch. Thronfolger: Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

13. Niederlande.

Wilhelmine, geb. 31. August 1880, folgt ihrem Vater Wilhelm III. am 23. Nov. 1890. Mutter: Emma, Tochter des regier. Fürsten Georg von Waldeck, Königin-Regentin.

14. Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian Joseph in Bayern. Intolge des am 30. Januar 1889 erfolgten Todes des Kronprinzen Rudolf, vermählt mit Prinzessin Stephanie von Belgien, ist Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833, Bruder des Kaisers Franz Ferdinand, geb. 18. Dez. 1863.

15. Portugal.

König Karl I., geb. 28. Septbr. 1863, regiert seit 19. Okt. 1889, vermählt am 22. Mai 1886 mit Prinzessin Amalia, Tochter des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, Grafen von Paris. Thronfolger: Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

16. Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839, zum Fürst gewählt durch Plebiscit am 20. April 1866, von den Mächten anerkannt am 24. Oktober 1866, zum König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied. Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. August 1865.

17. Rußland.

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845, regiert seit 13. März 1881, vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868.

18. Schweden und Norwegen.

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, regiert seit 18. September 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau. Thronfolger: Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20. September 1881 mit Victoria, Tochter des regier. Großherzogs Friedrich von Baden.

19. Serbien.

König Alexander, geb. 14. August 1876; infolge Thronentsagung seines Vaters Milan Obrenowitsch I. gelangte König Alexander am 6. März 1889 auf den serbischen Thron. Mutter des Königs: Natalie, Tochter des russischen Oberst Keschko.

20. Schweiz.

Derzeitiger Bundespräsident: Emil Welti. Vicepräsident: Walter Hauser.

21. Spanien.

Königin Maria Christine Henriette, geb. 21. Juli 1858, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich: Regentin seit 25. November 1885, seit dem Tode ihres Gemahls König Alfons XII. Beider Sohn: **König Alfons XIII.,** geb. 17. Mai 1886.

22. Türkei.

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842, regiert seit dem 31. August 1876, folgte in der Regierung seinem entthronten Bruder, Großsultan Mehemmed-Murad-Khan.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Trost!

Wieder einmal darf ich die freundlichen Leser der Spinnstube mit diesem althergebrachten Wunsche begrüßen, nachdem mir Gottes Gnade vergönnt hat, diesen neuen Jahrgang zu ihnen ausgehen zu lassen. —

Wie oft das noch wird geschehen können? Wer mag's wissen. Die 65 Jahre, die der Herausgeber als eine täglich schwerer werdende Last zu spüren beginnt, würden ja schon allein genugsam daran mahnen, daß es nicht mehr oft wird geschehen können. Allein auch das muß daran mahnen, daß die Zahl der alten Spinnstubenfreunde mehr und mehr durch den Tod verringert wird, und neue nicht in genügender Menge in die Lücken treten, weil eine Fülle gleichartiger Büchlein während der letzten Jahrzehnte ins

Leben getreten ist, deren jedes seinen Leserkreis sucht und findet.

Je näher sich mir aber der Gedanke legt, daß die Lebenszeit der Spinnstube, die ja schon nahezu ein halbes Jahrhundert lang ununterbrochen ausgehen durfte, ihrem Ende zugeht, desto mehr wird es mir zur Herzenssache, so oft ich es noch darf, hier an dieser Stelle ein ernstes, warmes Wort der Mahnung und der Warnung zu reden, desto inniger und eindringlicher möchte ich den alten Gruß da oben in die Herzen der Leser hineinrufen.

Denn wer sich gern durch ihn grüßen läßt; wer das, was er wünscht, zu Herzen nimmt und für sich sucht, der hat den rechten Anker für die tobenden Stürme, die heutzutage unser Volksleben aufwühlen, für die tosenden Wellen, die auch das Lebensschifflein des Einzelnen nicht mehr ganz ruhig und unbehelligt seinen Lauf fortsetzen lassen.

Und wer will absehen, wann diese Stürme sich legen, diese Wogen sich glätten? Wer müßte nicht vielmehr befürchten, daß sie sich in noch höherem Maße entfesseln könnten? Und die menschlichen Mittel, die in so reicher Zahl und in so verschiedenartiger Form versucht werden, um den tobenden Stürmen und tosenden Wellen wenigstens einen kräftigen Damm entgegenzubauen, wenn sie sich nicht wollen beruhigen lassen, was haben sie bis jetzt geholfen? Das tägliche Anwachsen der Socialdemokratie, ihr immer keckeres Auftreten, ihr immer rückhaltloseres Offenbaren der verderblichen Ziele, die sie sich setzt, und dann die tief zu beklagende Erscheinung, daß bei der letzten preußischen Volkszählung so viele sich ganz offen als „Konfessionslose", als „Religionslose", ja geradezu als „Atheisten" oder Gottesleugner zu erkennen gegeben haben; das alles zusammen giebt auf solche Frage eine gar klägliche Antwort.

Da müßte ja mit bangster Sorge in die Zukunft blicken, wer sich nicht von Gott dem Herrn grüßen und zurufen läßt: Nur nicht verzagt! Ich bin auch noch da und werde zu meiner Zeit dem drohenden Sturm das Machtwort zurufen: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Ich bin auch noch da und werde zu meiner Zeit fragen:

Wie lange soll meine Ehre geschändet werden? und dann mit Macht zeigen, daß ich meine Ehre keinen andern geben will, noch meinen Ruhm den Götzen.

Da müßte ja jeder zaghaft werden, ob sein eigenes Lebensschifflein durch all die tobenden Stürme und tosenden Wellen in den ersehnten Ruhehafen werde einlaufen können, der nicht den Herrn Jesum Christum zum Troste hat und es ihm zutraut, daß er auch noch heute den Wind und das Meer bedrohen kann, daß es ganz stille wird, und daß es, wo er nur am Steuer sitzt, durch alles Ungestüm hindurch eine sichere Fahrt giebt. Darum wohl dem, der sich mit festem, unerschütterlichem Glauben an das schöne Liedeswort hält:

Gott will machen, daß die Sachen
Gehen, wie es heilsam ist.
Laß die Wellen um dich schwellen,
Wenn du nur bei Jesu bist!

Ich habe nun schon im Vorworte zu der vorigjährigen Spinnstube verraten, daß ich damals etwas auf dem Herzen gehabt habe, was ich gern auch recht vielen anderen ans Herz hätte legen mögen, und zwar als eine „brennende Frage", die sich alle recht müßten ins Herz hineinbrennen lassen. Aber damals galt es, eine alte Schuld zu bezahlen, und ich mußte einstweilen die brennende Frage auf dem eigenen Herzen behalten. So soll sie denn jetzt hier zum Ausdruck kommen, zumal da sie inzwischen noch brennender geworden ist und noch viel dringender die rechte Antwort erheischt bei allen, die es mit sich selbst, die es aber auch mit unserem lieben deutschen Volke wohl meinen.

Und die Frage lautet: Wie steht es um das Familienleben im deutschen Volk?

Daß diese Frage in der That eine brennende ist, wird niemand leugnen können, der die Ziele der Socialdemokratie, wie sie neuerdings immer offener und rückhaltloser bloßgelegt werden, auch nur einigermaßen kennt und weiß, mit welcher Rührigkeit dieselbe ihre Grundsätze und Lehren zu verbreiten und auch in das kleinste Dörfchen hineinzutragen sich bemüht, ja sogar für dieselben schon in den

Herzen der Kinder Boden zu gewinnen sucht durch eigens für die Kinderwelt zurechtgemachte Bücher.

Nach ihren Lehren soll es in dem Zukunftsstaate, von dem sie träumt, gar kein Familienleben mehr geben; mit der „Familienduselei", wie man sich wohl ausdrückt, soll ganz und gründlich gebrochen werden.

Die Ehe soll aufhören; Mann und Weib sollen sich ganz nach Belieben ohne jede Förmlichkeit zusammenthun, und wenn sie einander überdrüssig geworden sind, ebenso ganz nach Belieben wieder auseinanderlaufen können.

Den Eltern sollen ihre Kinder genommen und auf Staatskosten in öffentlichen Anstalten erzogen werden.

Kranke sollen nicht mehr von den eigenen Angehörigen liebevoll gepflegt, sondern in Krankenhäusern untergebracht werden und dort die nötige Pflege finden.

Die Hausfrau soll nicht mehr mit Kochen belästigt sein, um ungestört an der Arbeit bleiben zu können, die ihr wie allen andern vom Staate zugewiesen wird. In öffentlichen staatlichen Speiseanstalten soll jedermann seine Nahrung erhalten.

Dies nur ein paar flüchtige Züge, die aber wohl für jeden Urteilsfähigen hinreichen werden, um sich ein Bild davon zu entwerfen, wie schön es in dem socialdemokratischen Zukunftsstaate werden, welch eine Fülle von Glückseligkeit darin zu finden sein wird!!

Daß dieses Bild schon bald seine Verwirklichung finden wird, damit hat es, gottlob! einstweilen noch gute Wege. Ehe es zu Stand und Wesen kommen kann, müßte es erst den Herren Socialdemokraten gelungen sein, die Vater- und Mutterliebe aus den Herzen herauszureißen, was aber doch auch wohl für sie, die sich vermessen, alles zu können, eine unlösbare Aufgabe sein dürfte.

Aber gilt es nicht solchen Grundsätzen und Lehren gegenüber, daß alle, welche mit denselben nichts zu schaffen haben wollen, auf die Pflege des Familienlebens, ohne das doch irdisches Glück überhaupt nicht gedacht werden kann, (NB. die Herren Junggesellen wollen das einem alten Ehemann zu gute halten) recht Bedacht nehmen und dasselbe recht zu begründen suchen als die feste Burg, an

Wir hatten an dem Tag Eisen zu bestellen, und da der Meister sich die Hand verbellt hatte, so mußte ich, ob ich gleich die Nacht gewacht hatte, nach der Stadt, um es zu kaufen. Ich war bei Zeit nach dem Frühstücke weggegangen, und als ich in den Wald kam und die Sonne so gräulich brannte, dacht' ich: Leg' dich ein Bischen ins Grüne und ruhe dich aus; kannst doch noch Alles besorgen. Gedacht, gethan!

Ich lag aber noch nicht lange, so sah ich den Ulrich daher kommen. Er war todtbleich und so verstört, daß man ihn fast nicht mehr kannte. Die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen, und oft blieb er stehen, faltete seine Hände und betete.

Ich hatte mir vorgenommen, ihm einmal den Text aus dem Ff zu lesen; aber, als ich das sah, ging mir's doch ans Herz, und ich dachte: Laß ihn; er hat jetzt Reue und Qual genug im Gewissen! Und ich ließ ihn gehen und betete still für des Mädchens Genesung.

Ihr könnt Euch nun Alle denken, sprach, nach einer kurzen Unterbrechung der Schmiedjacob weiter, was diese Geschichte für ein Aufsehen im Dorfe machte; denn erstlich nahm Jedermann den größten Antheil an dem lieben Mädchen; sodann waren die Abergläubischen nun voller Geschichten, wie sie das Ungeheuer so und so auf der Bleiche gesehen; die Sufel müsse nicht gebetet haben, sonst sei's gewiß von ihr gewichen; die Superklugen tadelten das Mädchen, daß es so allein draußen geblieben sei in der dunkeln Nacht, die allezeit keines Menschen Freund sei. Solches Gerede ärgerte des Nachtwächters Frau, die keinen Aberglauben hatte. Sie sagte: Geht nur zu des Schmiedhannes Gesell, dem Jacob, der wird Euch sagen, was es für ein Gespenst sei; denn er hat seine Tabakspfeife auf dem weißen Tuche gefunden und ist durch den Sudersack noch ein Flecken in das feine Gespinnst der Frau Bürgermeisterin gekommen, der mir noch Arbeit machen wird, ehe er ausgeht.

Jetzt nahm das Gerede eine andere Wendung. Man bestürmte mich mit Fragen, und weil ich es für eine Pflicht hielt, dem dummen Aberglauben entgegenzutreten, so zeigte ich ihnen die Pfeife, und Alle riefen: Das ist

der sich die Herren Socialdemokraten die harten Köpfe widerrennen müssen? Gilt es da nicht, daß sich jeder Einzelne recht aufs Herz und Gewissen die Frage nimmt: Wie steht es denn mit meinem Familienleben? Ist das etwa schon solch eine feste Burg?

Und wenn heutzutage soviel über Verrohung und Verwilderung der Jugend geklagt wird, und auch mit Recht zu klagen ist; wenn die Zahl der jugendlichen Verbrecher in den Gefängnissen immer höher anschwillt; wenn die Socialdemokratie gerade unter der halbwüchsigen Jugend die größte Zahl ihrer willigen, weil noch nicht urteilsfähigen, Anhänger und Radau-Macher findet: sollte das wohl einen andern Grund haben, als den, daß das Familienleben, und zwar das rechte, christliche Familienleben, bei unserem deutschen Volke im Niedergange ist?

Sollte es da nicht ein Wort zu seiner Zeit sein, wenn einmal auf Mißstände hingewiesen wird, durch welche es dazu kommen konnte, ja kommen mußte, und ein ernstes Wort der Mahnung und der Warnung in unser Volk hineinzurufen? Sollte das nicht geradezu Pflicht sein für ein Buch, das sich wie die Spinnstube ein „Volksbuch" nennt und sich von jeher bemüht hat, dem lieben deutschen Volke nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen?

So sei es denn dieses Vorwortes Aufgabe, auf einzelne Mißstände und Schäden hinzuweisen, an denen unser Volksleben krankt, und durch die gerade das Familienleben mehr und mehr untergraben wird. Sollte dabei dieses und jenes zur Sprache kommen, was dem einen oder andern nicht gerade gefällt, was ihm vielleicht gar ärgerlich ist, so möge es der Betroffene dem alten Spinnstubenschreiber zu gute halten, aber nicht versäumen, genau darauf zu achten, ob nicht tief drinnen in seinem Inneren eine Stimme laut wird, die ihm zuruft: der Spinnstubenschreiber hat doch recht!

Da komme ich denn zunächst auf das Kapitel des Wirtshauslebens und stehe nicht an, dasselbe als einen der Schäden zu bezeichnen, der an dem Niedergange des Familienlebens wesentlich schuld ist.

Der geneigte Leser muß aber nicht meinen, als wolle ich jeden Besuch des Wirtshauses verurteilen. Das hieße

„das Kind mit dem Bade ausschütten". Nein, ich kann es recht gut sehen, daß einer auch einmal ein Schöpplein trinkt, etwa im Wirtshause am Samstag-Abende (wo es doch in der Regel wegen des Hausputzes daheim nicht besonders gemütlich ist), nachdem er die Woche über treu und fleißig seinem Berufe gelebt hat, oder auch am Sonntag-Nachmittage etwa in einer Gartenwirtschaft, nachdem er redlich am Morgen seinen Gottesdienst besucht hat, in welch letzterem Falle es freilich am schönsten ist, wenn er, soweit es möglich ist, Weib und Kind dorthin mitnimmt und sie an seiner Erholung und Erfrischung teilnehmen läßt.

Aber das ist ja auch noch lange kein Wirtshaus*leben* in dem Sinne, wie ich vorhin das Wort gemeint habe. Darunter verstehe ich etwas ganz anderes.

Ein Wirtshaus*leben* nenne ich es, wenn der Mann schon morgens um zehn oder elf Uhr keine Ruhe mehr bei seiner Arbeit hat, welcher Art dieselbe auch sei, sondern Handwerkszeug oder Feder hinwirft, die Arbeit Arbeit sein läßt und zum Frühschoppen eilt, und zwar Tag für Tag, den Gott an den Himmel kommen läßt; wenn er dann nach dem Feierabende, der ihm nicht früh genug kommen will, sich daheim nur solange aufhält, als nötig ist, um die Kleider zu wechseln und schnell etwas zu essen, dann aber wieder, so eilig wie möglich, nach dem Wirtshause steuert, und zwar wiederum Tag für Tag, den Gott an den Himmel kommen läßt; wenn er gar im Wirtshause sein Stammseidel und seine Stammpfeife hat und eine Ehre darin sucht, seinen Platz am Stammtische nicht leer bleiben zu lassen und die hohe Würde eines Stammgastes dadurch zu verdienen, daß er immer einer der letzten ist, die das Wirtshaus verlassen.

Ich frage einfach: Ist da, wo der Mann solch ein Wirtshausleben führt, ein Familienleben möglich?

Es mag ja damit allenfalls noch gehen, wenn der Mann seine Arbeit im eigenen Hause hat. Da kann doch seine Frau noch einmal ein vertrautes Wort mit ihm reden, indem sie ihn bei seiner Arbeit aufsucht und ist nicht genötigt, über Tische, wenn die Kinder dabei sind, ihm alles zu sagen, was sie etwa auf dem Herzen hat und was doch

in hundert Fällen nicht vor die Ohren der Kinder gehört. Da sind die Kinder doch in seinem Gesichts- oder Hörkreise, und er kann nötigenfalls einmal sein väterliches Ansehen bei ihnen geltend machen.

Aber wie nun, wenn den Mann seine Berufsarbeit aus dem Hause herausführt? Wie nun, wenn er nicht einmal zum Mittagessen nach Hause kommt, sondern sich das Essen muß bringen lassen? Seine Kinder haben ihn vielleicht am Morgen nicht gesehen, weil er schon vor ihrem Erwachen an seine Arbeit mußte; sie sehen ihn den ganzen Tag über nicht; sie sehen ihn höchstens am Abende auf ein paar Minuten, während er sich für das Wirtshaus fertig macht. Und wenn dann die Mutter noch unverständig genug ist, ihren Mann zum Büttel aufzurufen, der ehe er wieder fortgeht, die während des Tages begangenen Unarten der Kinder hurtig abstrafen soll, woher soll da die Liebe der Kinder zu dem Vater kommen?

Und wenn sich nun die Frau den ganzen Tag über mit dem Haushalte und den Kindern abgequält hat, und soll dann auch noch die Abende, besonders die langen Winterabende, allein zu Hause sitzen: wer will's ihr verdenken, wenn sie schnell solchen Lebens überdrüssig wird, ob es ihr auch an nichts gebricht, weil der Verdienst des Mannes reichlich fließt? Wer will's ihr so sehr verargen, wenn sie endlich, nachdem sie lange Zeit treulich ihre Pflicht gethan hat, auch aushäusig wird und draußen außer dem Hause die nötige Erholung und Erfrischung sucht, die ihr das eigene Haus nicht gewährt; wenn sie ihr Haus im Stiche läßt und Freundinnen und Nachbarinnen aufsucht, um sich bei denen über das auszusprechen, worüber sie mit ihrem Manne sich auszusprechen wegen dessen beständiger Abwesenheit keine Gelegenheit findet?

Wo bleibt da dann aber das Familienleben? Wo bleibt da die Kindererziehung? Darf man sich da wundern, wenn die Kinder sich lieber auf der Gasse in der schlechtesten Gesellschaft umhertreiben, als zu Hause bleiben, wo sie nichts für sich finden, da der Vater kaum nach ihnen fragt, und die Mutter, wenn sie nicht die Besorgung des Haushaltes an das Haus fesselt und ihre ganze Zeit in Anspruch nimmt, auch mehr draußen ist, als daheim? —

Darf man sich da wundern oder gar noch klagen über Verrohung und Verwilderung der Jugend, als liege die gleichsam in der Luft und sei lediglich die Folge des bösen, verderbten Zeitgeistes, während man doch selbst daran schuld ist, daß es die Kinder an guter Sitte und an Liebe zu den Eltern so gar sehr fehlen lassen? An die Fälle, die in großen und selbst auch in kleinen Städten nicht selten sind, daß Mann und Frau miteinander ins Wirtshaus gehen, mag ich gar nicht denken!

Darf's aber so sein? darf's so bleiben? Nein, in seinem Hause, im Kreise seiner Familie soll der Hausvater nach der Tages Last und Hitze seine Erholung und Erfrischung suchen. Dort soll er am Abende zu finden sein, wenn er den ganzen Tag über bei der Arbeit, in seinem Geschäfte, auf seiner Schreibstube sich geplagt hat. Und wenn es nur die Frau versteht und sich's angelegen sein läßt, ihm sein Daheim recht lieb und traulich zu machen, so wird er dort auch nach dem mühevollsten Tagewerke Erholung und Freudigkeit zu neuer Arbeit gewinnen, wenn er die, für welche er sich plagt, um sich sieht und in ihrer Liebe für seine Mühe den schönsten, den beglückendsten Lohn einerntet.

Aber es giebt auch noch einen andern Schaden für das Familienleben, der heutigestags ganz besonders um sich wuchert und sehr oft die Ursache zu dem beklagenswerten Wirtshausleben wird, das ist das Vereinsleben.

Auch hier sei jedoch sogleich von vornherein gesagt, daß mir nichts weniger einfällt, als alles Vereinswesen in Bausch und Bogen zu verurteilen. Im Gegenteile, heutigestags, wo ja so ziemlich alles im großen Maßstabe betrieben wird, und wo die stille ruhige Arbeit des Einzelnen mehr und mehr im Großbetriebe unterzugehen droht; heutigestags, wo nach allen Seiten hin Aufgaben erwachsen, die der Einzelne nicht bewältigen kann: da ist's ja vielfach unumgänglich notwendig, daß man sich zu gemeinsamem Wirken zusammenschließt und Vereine bildet.

Aber, daß nun für alles Mögliche und Unmögliche Vereine gegründet werden, wobei es gar keines Zusammenwirkens mit vielen bedarf, wo auch der Einzelne, wenn er

nur das Herz auf dem rechten Flecke hat, mit seiner Kraft ausreicht; daß besonders soviel Vereine gegründet werden, die ohne jedes höhere Ziel, ohne jede Rücksicht auf das Wohl des Ganzen im Grunde nur dem Vergnügen des Einzelnen dienen und das fördern wollen, ohne doch wirklich etwas anderes zu fördern als ein selbstsüchtiges, liebloses Sichabschließen gegen alle, die dem Vereine nicht angehören: das ist doch ein Übermaß, dem wohl niemand wird das Wort reden wollen. Man versteht es vielmehr, wenn schon der Vorschlag gemacht, hier und da auch wohl schon wirklich ausgeführt worden ist, einen Antivereins-Verein zu gründen, dessen Mitglieder sich verpflichten, keinem Vereine mehr beizutreten, und der eingerissenen Vereinswut (so kann man ja wohl sagen) mit allen Kräften entgegenzuarbeiten.

Muß nicht aber auch solch ein Vereinsleben, bei dem ein Mann Mitglied so und so vieler Vereine ist und sich verpflichtet fühlt, den Versammlungen derselben (in der Regel im Wirtshause!) regelmäßig beizuwohnen und seine ganze freie Zeit dafür zu opfern; bei dem auch wohl die Frau noch etlichen Vereinen angehört und sich den regelmäßigen Besuch ihrer Versammlungen zur heiligen Pflicht macht: muß nicht auch solch ein Vereinsleben dazu beitragen, daß das Familienleben Not leidet, die Familienbande gelockert werden? Der erste und nächste Verein, dem Mann und Frau anzugehören haben, und in dem es für beide die höchsten Aufgaben, die heiligsten Pflichten giebt, das ist doch unstreitig die Familie. Wer diesen Verein anderen zuliebe vernachlässigt, der fällt unter das Gericht des Apostelwortes: „Wer die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget (und zwar nicht bloß mit Nahrung und Kleidung, sondern mit allem, was sie bedürfen, wenn sie recht gedeihen sollen), der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide." Ach, und wie vielfach wird doch ein recht ausgedehntes Vereinsleben als ein Zeugnis für rechte Gläubigkeit und wahres Christentum angesehen und ausgegeben!

Und nun noch Eins, und zwar das Wichtigste!

Ein rechtes Familienleben, bei dem alle Glieder der Familie durch herzinnige, hingebende Liebe verbunden sind,

bei dem zwischen den Ehegatten selbst, sowie zwischen Eltern und Kindern (ich scheue mich nicht, auch die Dienstboten mit einzuschließen) das rechte, für das äußere wie für das innere Leben jedes Familienliedes förderliche Verhältnis besteht, das kann nur allein da erwachsen, wo die Religion sein Grund und Boden ist, wo im Hause christliche Zucht und christliche Sitte walten, wo das schöne Liedeswort zur Wahrheit geworden ist:

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ;
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo alle Herzen dir entgegenschlagen,
Und aller Augen freudig auf dich seh'n;
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen,
Und alle deines Winks gewärtig stehn!

Und was meinst du, lieber Hausvater? Wird es nicht um dein Haus, um dein Familienleben gar herrlich stehen, wenn du dir angelegen sein lässest, soviel in deinen Kräften steht, dein Haus zu einem solchen Hause zu machen? Werden deine Kinder, deine Dienstboten nicht mit einer ganz anderen Ehrfurcht auf dich blicken, wenn du sie täglich um dich sammelst zu gemeinsamem Gebet und Anhören des göttlichen Wortes, und zwar nicht etwa bloß äußerer Form wegen, sondern in einer Weise, der man es anfühlt, daß es dir selbst ein heiliger Ernst damit ist? Vergiebst du dir nicht selbst deine höchste Würde, wenn du es versäumst und dich davor scheust, des Hauses Priester zu sein? Wird, wenn du das zu sein dich nicht schämst, nicht in deinem Hause die Liebe erblühen müssen, die, weil sie in der Liebe zu dem Herrn Jesu den gemeinsamen Mittel- und Einigungspunkt hat, als das Band der Vollkommenheit alle Hausgenossen umschlingt?

Mit diesen Fragen laß mich schließen und dir wie allen Lesern dieser Zeilen noch einmal zurufen:

Gott zum Gruß und den Herrn Jesum
Christum zum Trost!

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1892.

Auch diesmal möchte ich den Lesern der Spinnstube den Verdruß ersparen, den es ihnen bereiten müßte, wenn sie den Jahrgang 1892 einmal wieder in die Hand nehmen würden und vor einem ungelösten Rätsel stehen müßten, da sie doch aus Erfahrung wissen, wie leicht die Rätsel in der Spinnstube zu lösen sind. Drum folge auch hier wieder die Auflösung der vorigjährigen Rätsel. Da stand zuerst auf Seite 99 als fünfte Nummer der Spinnstube ein kleines Rätsel, das jeder sofort erraten mußte, dem es sein christlicher Glaube sagen konnte, daß es nur einen giebt, welcher als der Retter bezeichnet werden kann, weil er für jeden Rettung hat, der gerettet sein will, und weil es keine Not giebt, aus welcher er nicht retten könnte, und daß dieser eine der Herr Jesus ist. Wollte er dann aber nur daran gedenken, daß es das verachtete Städtchen Nazareth war, in dem dieser Retter erzogen wurde, so hatte er, indem er das N am Kopfe mit einem L vertauschte, sofort das Lazareth, in dem man ja weder selbst gern liegt, um sich von einer Krankheit heilen zu lassen, noch auch gerne hineingeht, wenn man auch wohl nirgends ein so schönes Exempel der opferfreudigen dienenden Liebe zu sehen bekommt als bei den Diakonissen, die darin walten.

Unter Nummer 6 folgte dann sogleich auf Seite 100 ein weiteres längeres Rätsel, das aber nicht um ein Haar schwerer zu lösen war, als das erste. Du durftest nur an die beiden Uhrzeiger denken, die ruhelos miteinander wandern, wenn die Uhr aufgezogen und alles bei ihr in Ordnung ist, die aber auch miteinander stille stehn, wenn das Werk abgelaufen oder irgend etwas an demselben in

Unordnung iſt. Daß der große Zeiger, der die Minuten angiebt, in jeder Stunde einmal genau über den kleinen zu ſtehen kommt, der die Stunden zeigt, ihn alſo unterduckt; daß der kleine nur einmal das Zifferblatt durchläuft, während der große es zwölfmal thun muß: das weiß jeder, der eine Uhr hat und verſteht. Möchten nur auch jedem über dem Rätſel die ernſten Gedanken gekommen ſein, die es zum Schluſſe andeutete, die ernſten Gedanken an die Flüchtigkeit der Zeit, welche die beiden Wandergeſellen recht lebhaft vor Augen ſtellen, und an die Notwendigkeit, immer auf dem rechten Weg zu bleiben, wenn man ſeine Zeit als Gnadenzeit, die für den Himmel tüchtig machen ſoll, recht anwenden will.

Auf Seite 142 fandeſt du dann unter Nummer 11 ein Rätſel, das ſchwerer ausſah, als es war und ſich ganz leicht löſte, wenn du nur erſt für die zehn genannten Perſonen, Orte und Dinge die richtigen Namen gefunden hätteſt, nämlich: 1. Daniel, 2. Leiden, 3. Elbe, 4. Nero, 5. Numa, 6. Rendsburg, 7. Lawine, 8. Elsfleth, 9. Uckermark, 10. Dresden. Wenn du nun dieſe Namen ſo ordneteſt, wie ſie ſtehen mußten, ſo ergaben ihre Anfangsbuchſtaben von oben nach unten geleſen zuſammen die beiden Worte „Lern dulden“, die Endbuchſtaben von unten nach oben geleſen, die Worte „Ohne Klagen“, welche mit den erſten zuſammen das ſchöne Vermächtniswort bilden, das Kaiſer Friedrich III. ſeinem Sohne hinterließ.

Die folgende Seite 143 brachte dann zwei Rätſelchen, von denen das erſte den „Brocken“ meinte, den bekannten Berg im Harz, auf dem der Aberglaube die ſogenannten Hexen ihre nächtlichen Zuſammenkünfte mit dem Teufel halten läßt, und aus dem durch Wegnahme des Anfangsbuchſtabens B der „Rocken“ wird, von dem die Spinnerin den Hanf oder Flachs abſpinnt.

Das zweite ſogleich folgende hatte das „Windſpiel“ im Auge, eine Hunderaſſe, die ſich durch ſo große Schnelligkeit auszeichnet, daß man von den zu ihr gehörigen Tieren faſt ſagen kann, ſie liefen wie der Wind. Das andere ergab ſich, wenn du das Ganze erraten hatteſt, ganz von ſelbſt.

Die beiden kleinen Rätſel endlich auf Seite 181 unter

Nummer 17 und 18 haben gewiß nicht viel Kopfbrechens gemacht. Bei dem ersten durftest du dich nur daran erinnern, daß die Bienen die Blüten der Linde sehr lieben. Die Binde, welche der Arzt zum Verbande nötig hat, aber auch (recht überflüssig!) zur Zierde um den Hals gelegt wird; die Rinde, welche dem Baum und Strauch als schützende Decke dient, aber von manchem Baume auch als Heilmittel gebraucht wird; die Winde endlich als Geräte zum Heben schwerer Lasten, sowie auch als Blume: das alles kam dann wie gerufen.

Der „Schreihals" aber, den das letzte Rätsel meinte, ist für Eltern, die einen solchen unter ihren Kindern haben, gewiß keine beneidenswerte Gabe.

---

3. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

(Eine Erzählung aus der Zeit des französischen Krieges.)

I.

In einem wunderbar schönen Thälchen, das einem Nebenflüßchen des Rheins einen munteren Bach zuführt, lag vor etwa 30 Jahren ein stattliches Hofgut. Die Gebäude desselben lagen unter hochgipfeligen Bäumen halbversteckt, so daß man erst, wenn man ganz in die Nähe gekommen war, sehen konnte, wie umfangreich und von welch solider Bauart sie waren.

An das zweistöckige, massiv aus Bruchsteinen aufgeführte Wohnhaus schlossen sich zu beiden Seiten langgestreckte Scheunen mit hohen Einfahrtsthoren an, welche es

möglich machten, nach jeder Seite hin ins freie Feld zu kommen. Der Rückseite des Wohnhauses gegenüber standen die hohen, ebenfalls wie das Wohnhaus aus Bruchsteinen erbauten Ställe mit angrenzenden niedrigeren Schuppen, durch welche der weite Hofraum vollständig abgeschlossen wurde. Neben der Hintertreppe des Wohnhauses plätscherte, beschattet von einem weitastigen Birnbaume, ein Laufbrunnen, der durch eine Wasserleitung aus dem naheliegenden quellenreichen Berge gespeist wurde und dem Hofe köstliches krystallhelles Wasser in reicher Fülle spendete.

Heutzutage würde der Besitzer eines solchen Anwesens ohne Zweifel den vornehm klingenden Titel „Gutsbesitzer" führen, besonders wenn ihm so weitläufige Äcker und Wiesen gehörten, wie sie hier, wo das oben sehr enge Thälchen sich etwas erweiterte, um den Hof herumlagen und sich noch ziemlich weit thalaufwärts erstreckten. Aber der alte Bode wollte einmal nichts anderes sein als ein „Bauer" und konnte ordentlich ärgerlich werden, wenn er sich in amtlichen Listen als „Gutsbesitzer" oder „Hofmann" aufgeführt fand.

Er war überhaupt ein Mann von altem Schrot und Korn, wie man wohl zu sagen pflegt, der es trotz seines Reichtums und trotz einer guten Schulbildung, die er in seiner Jugend empfangen hatte, nicht unter seiner Würde hielt, bei allen Feldarbeiten selbst mit zuzugreifen, solange und soweit er sich dazu imstande fühlte.

Damit reichte es freilich zu der Zeit, in welcher unsre Geschichte beginnt, nicht mehr so weit wie früher. Denn bei einem Manne, der seine Kräfte nie weichlich geschont hatte, mußten sich die 63 Jahre, die Bode jetzt zählte, schon recht bemerklich machen, zumal nach einer so schweren Jugendzeit, wie er sie durchgemacht hatte. Denn er war als ein kräftiger 18jähriger Bursche nicht dahintengeblieben, als es galt, den französischen Dränger Deutschlands zu vertreiben und das Vaterland von seinen schmählichen Fesseln zu befreien. Er hatte sich voll glühender Begeisterung in die Reihen der Kämpfer gestellt und die Freiheitskriege mit durchkämpft.

War er auch nur mit leichten Wunden davongekommen, für die ihm das eiserne Kreuz, welches er sich erworben

Ulrich's Pfeife! Der hat die arme Susel von Kindesbeinen an verfolgt, und hat ihr auch hier wieder den Schabernack angethan. Es ist doch eine ewige Schmach und Schande!

Bald war das Dorf voll und seinem Vater konnte es auch nicht unbekannt bleiben. Da gab's denn ein Donnerwetter mit Blitz und Hagel im Hause; denn der Alte hielt etwas auf Ehre und Zucht, und das Unrecht, das sein Sohn begangen, drückte ihn ebenso schwer, als die Schmach, die er seinem guten Namen dadurch zugefügt.

Ulrich trug Alles mit innerer Zerknirschung und Stille. Er ließ sich fast nicht mehr vor den Leuten sehen und war wie ein gescheuchtes Huhn. Jeden Morgen aber ging er stille durchs Dorf nach dem Wald, um dem Doctor aufzupassen. Das sah selten Jemand; ich aber wußte es und ging ihm eines Sonntags frühe dahin nach.

Vorher aber muß ich sagen, wie es mit dem lieben Mädchen ging. Fast eine volle Woche lag sie in den wildesten Fieberanfällen. Sie raste völlig und wollte stets fort aus dem Bett und Hause, weil das Ungeheuer, wie sie ausrief, sie verfolgte. Endlich aber gelang es dem Doctor, zu bewirken, daß das Fieber nachließ. Sie war aber unendlich matt und, da jede Nacht und auch am Tage die Leute bei ihr wachten, so hörte sie denn nun auch, daß es wieder Ulrich gewesen sei, der sie so geängstigt habe. Nun erinnerte sie sich des Rufes ihres Namens auch wieder ganz genau und die Sache wurde ihr klar. Sie sagte nichts über Ulrich, als: Gott verzeih es ihm! — Ihre alte Mutter aber weinte heiße Thränen, daß Ulrich ihr gutes Kind so hasse. Ueber ihr Tuch war sie wohl beruhigt, aber die Kosten des Doctors und der Apotheke quälten sie, bis ihr der Doctor sagte, das sei schon Alles richtig und bezahlt. Als sie aber nun in ihn drang, zu sagen, wer es denn bezahle? lächelte der Doctor und sagte, sie solle sich fürs Erste darüber keine Sorgen machen; er werde es ihr zu seiner Zeit schon sagen.

Nun war die Hoffnung der Genesung ziemlich sicher, und das ganze Dorf freute sich dessen. Da Susel bald wieder etwas essen durfte, so kochten ihr die Weiber die allerbesten Süppchen, die sie nur kochen konnten.

hatte, als ein mehr denn genügendes Pflaster erschien, so kamen doch mit den höheren Jahren allerlei Nachwehen, an denen jedenfalls die Kriegsstrapazen der Jugendzeit nicht geringen Anteil hatten. Peinigende Gichtschmerzen stellten sich bei der leisesten Erkältung ein und wollten immer weniger den Badekuren weichen, denen er sich mehrmals in dem nicht weit entfernten Badeorte unterzog. Wenn ihn jedoch die böse Gicht in Ruhe ließ, ging er noch hoch aufgerichtet einher und sah mit dem dichten Schnurrbarte, den er trug, ganz so aus, als könne und wolle er nicht vergessen, daß er einst für das Vaterland die Waffen getragen hatte.

Bode hatte indessen aus dem Kriege, den er mitgemacht, noch etwas viel Besseres mitgebracht als das eiserne Kreuz und den kriegerischen Schnurrbart, etwas, was ihn auch die Altersgebrechen ruhig und geduldig ertragen ließ, nämlich einen ernsten, frommen Sinn, wie ihn so viele aus dem heiligen Kampfe fürs Vaterland mitbrachten und zeitlebens sich bewahrten.

Gebet und Gottes Wort hatten in seiner Hausordnung ihre feste Stelle, und selbst in der drängendsten Arbeitszeit ließ er sich's nicht nehmen, am Morgen wie am Abende alle Glieder des Hauses um sich zu sammeln und als ein rechter Hauspriester eine kurze Andacht mit ihnen zu halten.

Dieser fromme Sinn ließ ihn auch in Demut sich beugen unter das schwere Kreuz, welches ihm dadurch auferlegt wurde, daß seine Frau, deren zarte Natur den Anstrengungen, welche die Landwirtschaft mit sich brachte, nicht recht gewachsen war, ihm schon nach wenigen glücklichen Ehejahren durch den Tod entrissen wurde, ohne ihm ein liebes Kind zu hinterlassen, das seinem warmen, liebevollen Herzen für den schweren Verlust einen Ersatz hätte bieten können. Er übertrug nun seine Liebe auf sein Gesinde, das er sich immer aus den Besten auswählen konnte, weil es weit und breit bekannt war, daß er wahrhaft väterlich für es sorgte, wenn es treu und gewissenhaft seine Pflicht that. Eine treue Haushälterin, welche schon seine Frau als Magd mitgebracht hatte, besorgte das Hauswesen zu seiner vollen Zufriedenheit und pflegte ihn

ſelber auf das ſorgfältigſte, wenn er ſeinen böſen Umſtand hatte.

Heute ging Bode ganz gegen ſeine Gewohnheit unruhig im Hauſe hin und her, trat alle paar Minuten vor die Hausthüre und ſchaute, die Augen mit der Hand beſchattend, auf den Weg hin, welcher von der Landſtraße, die drunten neben dem Flüßchen herlief, hier heraufführte. Er erwartete ſeine beiden Neffen, denen er ſchon am frühen Morgen einen Wagen, der ſie abholen ſollte, entgegen geſchickt hatte.

Sie waren die Söhne ſeines einzigen Bruders, der in der nicht weit entfernten Garniſonſtadt eine Lehrerſtelle bekleidet hatte, aber vor kurzem ſeiner ſchon früher verſtorbenen Frau im Tode gefolgt war. Es war Bode zu ſeiner tiefſten Betrübnis nicht möglich geweſen, ſich an dem Begräbniſſe des Bruders zu beteiligen und die beiden nun gänzlich verwaiſten Neffen ſogleich in ſein Haus zu holen, denn ein böſer Gichtanfall hatte ihn ans Bett gefeſſelt. Aber er hatte einen herzlichen, liebevollen Brief geſchrieben und die beiden Neffen in ſein Haus eingeladen, da ſie nun ſeine Kinder ſeien.

„Wo ſie nur ſo lange bleiben, Lene?“, ſagte er mehrmals zu der alten Haushälterin, die über ſeine Unruhe heimlich lächeln mußte.

„Nur Geduld, Herr!“ antwortete Lene. „Sie werden ſchon noch kommen. Es iſt ja erſt vier Uhr, und der Peter müßte ſeinen armen Pferden gar keine Ruhe gegönnt haben und im Galopp zurückgefahren ſein, wenn ſie ſchon da ſein ſollten. Bedenkt, Herr, es ſind vier gute Stunden bis dahin, wo er die jungen Herren abholen ſollte.“

„Das iſt freilich wahr,“ ſtimmte Bode zu, „aber ich vergehe faſt vor Verlangen, die armen Jungen, die jetzt außer mir niemand mehr haben, zu ſehen und ihnen den Troſt zu geben, daß ſie nun an mir einen Vater haben ſollen.“

„Wenn's ihnen nur auch hier gefällt!“ warf Lene ein, „die jungen Herren ſind an das Stadtleben gewöhnt, und da könnte es ihnen hier auf die Dauer doch recht einſam und langweilig werden.“

„Ja, an die Stille und Einſamkeit werden ſie ſich

wohl erst gewöhnen müssen," sagte Bode etwas kleinlaut. „Aber ich denke, wir wollen's ihnen hier schon so machen, daß es ihnen gefallen soll. Hast du denn auch dafür gesorgt, daß ihr Zimmer recht freundlich ist, und daß nichts zu ihrem Empfange fehlt?"

„Ohne Sorge, Herr!" antwortete Lene, „das Zimmer ist so hergerichtet, daß es einem Grafen darin gefallen könnte. Das Kaffeewasser kocht, und der Teig für die Waffeln ist bereit. Sowie der Wagen kommt, soll's ans Backen gehen, damit die Waffeln hübsch warm auf den Tisch kommen. Die sind ja eine Liebhaberei von den beiden jungen Herren, wie ich von ihrem letzten Besuche her noch weiß. Die sollen ihnen schmecken!"

„Ich will doch selbst noch einmal hinaufgehen und sehen, ob sich nicht irgendwie in dem Zimmer noch eine Verschönerung oder eine größere Bequemlichkeit anbringen läßt," sagte Bode. „Man sieht auch von droben weiter hinunter auf den Weg, den sie kommen müssen."

Lene sah ihm lächelnd nach und sprach dann leise vor sich hin: „Er ist doch eine gute, treue Seele, das muß wahr sein! Wenn er nur die Bürschchen nicht verzieht und verwöhnt, daß sie ihm am Ende über den Kopf wachsen und Herzeleid bereiten! Von dem Franz fürchte ich das zwar nicht; der ist ebenso weich und gutmütig wie sein Onkel. Aber dem Hermann traue ich nicht so ganz. Der ist in allem so kurz angebunden und hat ein Paar so feuriger Augen im Kopfe, daß man darauf schwören möchte, er könne recht böse werden. Doch der liebe Gott wird ja den guten Herrn davor behüten, daß ihm seine Gutthat mit Undank belohnt wird."

Über eine Weile kam Bode eilends die Treppe herunter und rief durch die geöffnete Thür in die Stube: „Sie kommen, Lene! Jetzt rasch in die Küche, und alles gut besorgt!"

Dann eilte er in den Hof, öffnete nach der Seite hin, von welcher der Wagen herkam, das Scheunenthor, durch welches man in den Hof einfahren mußte und stellte sich erwartungsvoll in den Weg, indem er schon von weitem seine Mütze grüßend schwenkte. Die dampfenden, schweißtriefenden Pferde, die jetzt den Wagen herbeibrachten, be-

wiesen, daß Peter etwas geahnt haben mußte von der Ungeduld seines Herrn, und deshalb rasch zugefahren war.

„Grüß' Gott! Grüß' Gott!" rief Bode den Absteigenden herzlich entgegen, und bald lagen der eine wie der andere an der Brust des guten Onkels, der sie mit Thränen in den Augen an sich drückte, ohne vor Rührung ein anderes Wort als den Gruß sprechen zu können.

Auch die beiden jungen Leute waren tief gerührt und fingen an, laut zu weinen, als sie die Thränen in den Augen des Onkels sahen. Der Verlust, den sie erlitten, mochte sich jetzt noch einmal bei ihnen geltend machen, und zwar nun erst in seiner ganzen Schwere, wo es nicht mehr, wie bei der Beerdigung des Vaters, nur fremde oder doch ferner stehende Menschen waren, die mit ihnen trauerten, sondern wo einer mit ihnen weinte, von dessen liebevollster Teilnahme sie auf das innigste überzeugt sein durften, weil sie wußten, wie treu und innig er an dem heimgegangenen Bruder gehangen hatte.

So standen sie ein paar Minuten, wortlos sich umschlungen haltend, und brachten der Erinnerung an den teuern Entschlafenen ein Thränenopfer, zu dem auch die alte Lene sich nicht enthalten konnte, ihren Beitrag zu liefern, als sie durch das Küchenfenster der rührenden Empfangsscene zuschaute.

Bode ermannte sich zuerst wieder und sagte mit leise bebender Stimme:

„Kommt nun, meine Kinder, daß ihr euch drinnen von der langen Fahrt erquickt und stärkt! Denn, nicht wahr, ihr nehmt mich doch als Vater an und betrachtet mein Haus jetzt als euer Vaterhaus?"

Da schmiegten sich beide noch enger an seine Brust und schauten zu ihm auf mit Blicken, die ein deutlicheres Ja sprachen, als es der Mund hätte sprechen können.

Von der alten Lene, die ihnen bis an die Treppe entgegengegangen war, mit thränenden Augen und mit einem stummen Händedrucke begrüßt, traten sie nun an den Armen des Onkels in das Haus und wurden von diesem mit einem warmen, herzlichen „Gott segne euren Eingang!" in das Wohnzimmer geführt, wo Lene inzwischen bereits den Kaffeetisch zurecht gemacht hatte.

Wir laſſen ſie nun an den köſtlichen Waffeln ihren Appetit ſtillen und betrachten ſie uns unterdeſſen etwas näher.

Es waren zwei friſche, geſunde und kräftige Geſtalten, bei denen man kaum einen Altersunterſchied wahrnahm. Zwar zählte der jüngere Franz drei Lebensjahre weniger als Hermann, der eben achtzehn Jahre alt geworden war; aber während dieſer, das Ebenbild ſeiner verſtorbenen Mutter, ſchlank und nur von mittlerer Größe war, hatte Franz von dem Vater die kräftige, breitſchulterige Natur geerbt, welche die echte Bode-Art war und ſich auch noch an dem alten Onkel erkennen ließ. Im übrigen waren jedoch die beiden ſehr verſchieden. Bei dem Jüngeren ſaß über den breiten Schultern ein blonder Krauskopf mit ſanft blickenden blauen Augen, während Hermanns Augen tiefſchwarz waren, und bei ihm ein Paar feuriger Augen über der etwas gebogenen Naſe unter kühn geſchwungenen ſchwarzen Brauen hervorleuchtete. Beide hatten das Gymnaſium ihrer Vaterſtadt beſucht, jedoch mit ſehr verſchiedenem Erfolg. Während Hermann regelmäßig von einer Klaſſe zur anderen aufrückte und es jetzt ſo weit gebracht hatte, daß ihm das Zeugnis der Reife für den einjährigen Militärdienſt erteilt werden konnte, war dagegen Franz, obwohl er es an Fleiß nicht fehlen ließ, doch nur langſam vorangekommen und hatte es nicht über die drei unterſten Klaſſen der Schule hinausgebracht. Dagegen war er dem älteren Bruder bedeutend überlegen an praktiſcher Geſchicklichkeit und an Tüchtigkeit für die Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens. Nichtsdeſtoweniger aber hingen die beiden Brüder mit warmer Liebe aneinander, die nach dem Tode des Vaters womöglich noch zugenommen hatte.

Als trotz des dringenden Nötigens der alten Lene die Waffeln keinen Abgang mehr finden wollten, die ſie in einer neuen Auflage warm hereinbrachte, ſagte Bode:

„Kommt, laßt uns jetzt ein wenig hinausgehen; die friſche Luft wird uns allen wohlthun, und ihr werdet das Bedürfnis haben, nach der langen Fahrt eure Glieder ein wenig zu recken.“

„Ach ja, Onkel,“ ſagte Franz, „es war wohl eine lange Fahrt, aber doch eine ſchöne. Deine Füchſe liefen

so lustig, daß Peter seine Peitsche stecken lassen konnte, und je näher es hierher ging, desto schärfer griffen sie aus. Das sind ein paar prächtige Tiere."

„So, gefallen sie dir wirklich?" fragte der Onkel ihn wohlgefällig ansehend. „Nun, ich denke, du sollst sie noch näher kennen lernen, wenn du selbst einmal die Zügel führen darfst. Oder hast du daran jetzt keinen Spaß mehr, wie in den letzten Ferien, wo du immer selbst fahren wolltest?"

„Nein, nein, Onkel, der Spaß daran ist mir durchaus nicht vergangen, und ich bin jetzt auch wohl stark genug, selbst die Zügel zu führen. Nicht wahr, du erlaubst mir es jetzt?"

„Nun, wir wollen sehen," antwortete Bode schmunzelnd, „es wird ja wohl gehen, wenn der Peter bei dir ist."

Als am Abend die drei zusammensaßen, mußten die Neffen zunächst die näheren Umstände von der Krankheit und dem Tode des Vaters berichten, der unerwartet, aber nicht ohne daß der Kranke sein Herannahen gefühlt hatte, eingetreten war. Mit Thränen in den Augen hörte Bode zu und beklagte es einmal über das andremal, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, dem geliebten Bruder die Augen zuzudrücken, oder doch die letzte Ehre zu erweisen.

„Hat er denn gar nichts über eure Zukunft bestimmt?" fragte er.

„Doch!" erwiderte Hermann. „Als er fühlte, daß sein Ende nahe sei, sagte er zu mir, wir sollten uns nur an dich wenden, du würdest gewiß väterlich für uns sorgen. Es hätte darum deiner freundlichen Einladung gar nicht bedurft; wir wären doch zu dir gekommen. Franz meinte freilich anfangs, wir sollten bleiben, bis du kommen und alles ordnen könntest, was nötig wäre. Aber obschon unsere Hausleute sehr gütig gegen uns waren, und auch der Direktor dafür sorgen half, daß es uns an nichts fehlte, so wurde es uns doch bald in den öden Räumen unserer Wohnung so einsam, daß wir es nicht länger aushalten konnten und deiner freundlichen Einladung folgten. Auf dem Gymnasium können wir ja doch nicht länger bleiben."

„Aber warum denn nicht?" entgegnete der Onkel.

„Meint ihr denn, es wäre mir zuviel, euch weiter die Schule besuchen zu lassen, wenn ihr das wünscht?

„Nein, Onkel, wir sind überzeugt, daß es dir nicht zuviel sein würde. Aber keiner von uns wünscht, noch weiter das Gymnasium zu besuchen. Franz fällt es ein-

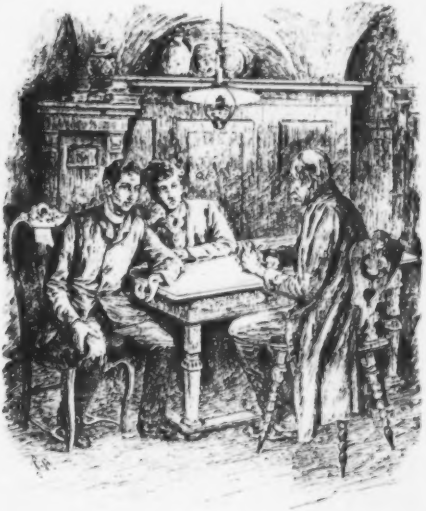

mal schwer, auf demselben voranzukommen, und ich bin ja so weit, wie ich zu sein brauche, wenn ich werden darf, was ich gerne werden möchte.'

„Nun, und was ist das? Nur frisch heraus damit!"

„Frei herausgesagt, Onkel, ich möchte gern Soldat werden. An diesem Berufe hängt einmal mein Herz von

Kindesbeinen an, und der Vater hat sich auch damit einverstanden erklärt, als ich ihm das auf seine Frage, was ich werden wolle, sagte."

„So, so!" erwiderte Bode. „Nun, wenn dein guter Vater damit einverstanden war, und du so große Lust dazu hast, so will ich dir nicht zuwider sein, wenn ich auch aus eigener Erfahrung weiß, daß der Soldatenstand keineswegs so glänzend ist, wie er sich äußerlich und in Friedenszeiten ansieht. Wie gedenkst du denn aber, dabei deinen Sack anzuhängen?"

„Ich möchte sobald wie möglich als Freiwilliger eintreten, wie ich es nach meinem Zeugnisse kann, und dann, wenn ich mein Jahr abgedient habe, auf Beförderung weiter dienen."

„Wirst du aber auch kräftig genug sein, jetzt schon die Strapazen des Dienstes ohne Schaden für deine Gesundheit zu ertragen?"

„Sicherlich, Onkel! Wenn ich auch nicht so kräftig gebaut bin wie Franz, so bin ich doch kräftiger, als es den Anschein hat. Ich habe fleißig geturnt und dabei meine Kräfte geübt."

„Nun, Franz, und du? Willst du am Ende auch Soldat werden, weil es auch dir das zweierlei Tuch angethan hat?"

„Nein, Onkel," antwortete Franz schüchtern. „Ehrlich gestanden, bleibe ich am liebsten hier bei dir, um die Landwirtschaft zu erlernen, mit der man ja überall in der Welt durchkommt. Ich habe an nichts größere Freude, und wenn du mich bei dir behalten wolltest, würdest du erfahren, daß ich alle meine Kräfte anstrengen wollte, um einmal ein tüchtiger Bauer zu werden. Dafür habe ich auf der Schule wohl genug gelernt, wenn ich auch zu einem Gelehrten nicht tauge. Der Vater hätte wohl gerne gehabt, daß ich wie er, Lehrer würde; aber ich würde doch wohl als solcher kaum etwas Rechtes werden. Das hat denn auch der Vater zuletzt eingesehen und seinen Wunsch aufgegeben. Gelt, Onkelchen, ich darf bei dir bleiben?"

Damit schmiegte er sich an den Onkel an, der ihn mit strahlenden Augen an sich drückte.

„Na," sagte er, „wir wollen heute abend noch nichts

Bestimmtes beschließen. Ich denke aber, daß eure beiderseitigen Wünsche erfüllt werden können. Vorerst bleibt ihr einmal ein paar Wochen hier und laßt euch die Schulluft aus dem Leibe wehen; das weitere wird sich finden. Du, Hermann, könntest ja doch frühestens erst am 1. Oktober eintreten, und du, Franz, kannst erst einmal die Mühen und Beschwerden der Erntezeit schmecken und probieren, ob dir dabei nicht die Lust zur Landwirtschaft vergeht."

„Diese Probe kannst du sparen, Onkelchen," sagte Franz wohlgemut. „Wenn die den Ausschlag geben soll, so bin ich jetzt schon ein Bauer und werde schon gleich morgen mit angreifen und helfen, wo ich kann."

„Nun wir werden ja sehen," antwortete Bode lächelnd und führte nun die Brüder in das für sie bereitete Zimmer.

Und es kam so, wie sie gewünscht hatten.

Hermann trat im Herbste als Freiwilliger in ein Infanterie-Regiment ein, und kam dann, nachdem er sein Jahr abgedient hatte, in eine Kadettenschule, wozu ihm seine Vorgesetzten, zu deren voller Zufriedenheit er sich geführt hatte, gern behülflich waren. Da er die Schlußprüfung in derselben als einer der ersten bestanden hatte, wurde er nach einiger Zeit auf die Kriegsschule kommandiert und nach wenigen Jahren war er Offizier geworden. Kam er einmal in Urlaub auf den Bodenhof, so freute sich der Onkel des schmucken Soldaten, dessen schlanke Gestalt die knappe Uniform so prächtig kleidete, und dem der schwarze Schnurrbart ein so kriegerisches Aussehen verlieh. Kam der Urlaub aber nach einem Manöver, so wurde dieses so genau wie möglich durchgesprochen, und der alte Kämpfer aus den Freiheitskriegen wurde dabei wieder ordentlich jung und redete sich oft in ein Feuer hinein, zu dem die grauen Haare sehr wenig passen wollten. Was Hermann zu seinem Unterhalte als Zulage bedurfte, wurde ihm von dem Onkel freigebig gewährt, wenn es auch das, was das kleine von dem Onkel verwaltete Vermögen an Zinsen abwarf, weit überstieg.

Franz blieb auf dem Bodenhofe, der diesen Namen allgemein führte, weil seit Menschengedenken alle seine Be-

sitzer den Namen „Bode" getragen hatten. Er widmete sich mit allem Eifer der Landwirtschaft; keine Arbeit war ihm zuviel, keine Mühe zu groß; überall wollte er voran sein. Nachdem er noch ein Jahr lang auf den ausdrücklichen Wunsch des Onkels eine gute Ackerbauschule besucht hatte, war er so weit, daß er diesem eine wirkliche Stütze werden konnte, wie sie ihm immer nötiger wurde. Denn sein Gichtleiden fesselte ihn häufig an das Zimmer oder gar an das Bett.

Leider nahm dasselbe noch mehr zu, als Franz seiner Militärpflicht genügen mußte, und nun die ganze Last der Landwirtschaft wieder auf seine alten Schultern gelegt war. Franz fand nach seiner Entlassung, die ihm auf eine Reklamation des Onkels hin schon nach zwei Dienstjahren gewährt wurde, in diesem einen völlig gebeugten Greis vor, der sich oft nur mit Hülfe des Stockes bewegen konnte.

II.

Wir verlassen nun für eine Zeit lang den Bodenhof und lenken im Geiste unsre Schritte nach dem nur ein paar Stunden entfernten Badeorte.

Dort wohnte schon seit einer Reihe von Jahren ein alter Herr, der französischen Sprachunterricht erteilte, aber offenbar mehr aus Liebhaberei am Unterrichten, als aus Not, um seinen Lebensunterhalt damit zu gewinnen. Denn er besaß ein eigenes, hübsch eingerichtetes Haus, dessen verfügbare Räume er während der Kurzeit an Badegäste vermietete. Besonders für die das Bad besuchenden Franzosen war das Haus des Herrn Ermler eine beliebte und gesuchte Wohnung, da sie sich mit den Hausleuten in ihrer Landessprache unterhalten konnten. Denn Frau Ermler war eine geborne Französin. Überdies verstand sie es mit ihrer Gewandtheit und mit ihren echt französischen Manieren, ihren Landsleuten den Aufenthalt in ihrem Hause besonders angenehm zu machen. Jetzt ruhte sie aber schon mehrere Jahre im Grabe und hatte ihrem Mann nur eine Tochter hinterlassen, mit welcher er allein hauste.

Der fünfzehnjährigen Amelie sah man es sofort an,

So ſtand's, als ich den Ulrich an jenem Sonntagmorgen im Walde traf. Es war etwa zehn Uhr und der Doctor war ſchon wieder zurückgeritten.

Ulrich's Geſicht glänzte vor Freude.

Du biſt ja wieder froh? ſagte ich, als ich ihm ſeine Pfeife darbot, die ich bis jetzt noch immer behalten hatte.

Er ſchlug die Augen nieder und ſagte: Ach, Jacob, ſollte ich nicht froh ſein, Suſel wird ja nicht ſterben! —

Aber, wie war's ſo nahe, Ulrich! ſagte ich. Wenn ſie geſtorben wäre? Was dann?

Ich wäre verzweifelt! rief er aus. Nach einer Weile faßte er meine Hand, ſah mir tief in die Augen und ſagte: Jacob, du haſt es immer ehrlich mit mir gemeint, dir will ich's ſagen: Du weißt nicht, wie lieb ich das Mädchen habe! Ich ſah ihn erſtaunt an. Biſt du toll, Ulrich, rief ich. Du hätteſt das Suſelchen lieb, und haſt ſie wahrhaft verfolgt von Kindesbeinen an, wie die Leute ſagen? —

Er zog mich in den Schatten einer uralten Eiche. Es iſt ſo heimlich und ſtill hier, ſagte er, und es hört uns Niemand, als der liebe Gott, und der weiß Alles. Dir aber will ich's beichten.

Jacob, ſagte er, ich bin immer ein abſonderlicher und widerborſtiger Bub geweſen, voller Muthwillen und Schalksſtreichen, aber bös war ich nie. Ich ſchämte mich aber, ordentlich zu ſein, und wenn mich Einer gelobt hätte, ich wäre raſend geworden vor Zorn. So hab' ich alle Welt geneckt, gefoppt und geneckt. Seit mir's gedenkt, hab' ich aber Schulmeiſters Suſel lieb gehabt. Das ihr aber zu ſagen oder es ſie merken zu laſſen, wär' mir Gift und

daß französisches Blut in ihren Adern floß. Schon ihr Äußeres ließ es erkennen. Da war nichts von dem blonden Haar und den blauen Augen, die man gewöhnlich als die Eigenart des deutschen Volkes angiebt und ansieht; nein, glänzend schwarze Augen schauten aus dem feingeschnittenen Gesichtchen hervor und blitzten wahrhaft den an, der hineinblickte. Dunkelbraunes Haar umwallte kurzgeschnitten und gelockt, wie es auch die Mutter stets getragen hatte, den feingeformten Kopf, und der schmale Goldreif, der es aus dem Gesichte zurückhalten sollte, konnte es nicht hindern, in üppiger Fülle über die Schultern zu fallen, so oft der Kopf nach vorn gebeugt wurde. Mit einer heftigen Bewegung des Kopfes wurde es dann aber jedesmal wieder zurückgeworfen.

Auch der leichte, tänzelnde Schritt, mit dem Amelie stets dahin ging, sowie die Zierlichkeit und Geschmeidigkeit der ganzen Gestalt hatten etwas Fremdartiges, wodurch Amelie von allen ihren Altersgenossinnen sehr abstach, und was ihr bei diesen den Namen „Französchen" eintrug. Sie verdiente freilich diesen Namen auch deswegen, weil sie das Französische ebenso gut, vielleicht noch besser sprach, als ihre deutsche Muttersprache. Denn die verstorbene Mutter, die der deutschen Sprache nie völlig mächtig hatte werden können, war nicht davon abzubringen gewesen, mit der Tochter stets französisch zu sprechen, und der stete Verkehr mit den im Hause einkehrenden französischen Badegästen, die sich mit dem schönen, lebhaften Kinde gerne abgaben, hatte Amelie auch nach dem Tode der Mutter die Sprache derselben nicht vergessen und verlernen lassen. Vater Ermler jedoch ärgerte sich darüber, daß man seine Tochter „Französchen" getauft hatte; denn er war trotz der französischen Gattin und trotz des steten Verkehrs mit Franzosen in seinem Denken und Fühlen ein guter Deutscher geblieben und wollte auch sein einziges Kind als eine Deutsche erziehen.

Es ging aber bei dieser Erziehung keineswegs so, wie man hätte vermuten mögen, daß nämlich der Vater das einzige Kind, das Vermächtnis seiner lieben Frau, verhätschelt und ihm allen Willen gelassen hätte. Im Gegenteile war Ermler, selbst ein ernster, gehaltener Mann,

auch bei der Erziehung seiner Tochter ernst und streng. Er mochte einsehen, daß deren leichtlebige Natur, die sie nach jeder Vergnügung haschen ließ, eines festen, strammen Zügels bedurfte, wenn sie in den Schranken der Zucht und der Ehrbarkeit bleiben sollte.

Je älter Amelie wurde, desto öfter versuchte sie zwar, sich gegen solche strenge Zucht aufzubäumen, aber der Vater ließ sich dadurch nicht irre machen und setzte jedem solchen Versuche kräftigen Widerstand entgegen. Von dem, was einer so strengen Zucht, zumal bei einem Mädchen, notwendig zu Grunde liegen muß, wenn sie nicht verbittern und das Gegenteil von dem wirken soll, was sie beabsichtigt, von einem ernsten, religiösen Sinne, der bei der Zucht die Vermahnung zum Herrn nicht vergißt, hatte Herr Ermler freilich keine Ahnung. Er war selbst unter der straffen Zucht eines ernsten Vaters aufgewachsen, der jedoch von Religion nicht viel hielt, und meinte nun auch bei der Erziehung seines Kindes das Richtige zu treffen, wenn er ganz der väterlichen Weise folgte. Er war ja auch mit seiner verstorbenen Frau ohne Religion ausgekommen und hatte mit ihr eine äußerlich recht glückliche Ehe geführt, wie sollte ihm da der Gedanke kommen, daß es zur rechten Erziehung eines Kindes, besonders eines Mädchens, unbedingt nötig sei, dessen religiöses Gefühl zu wecken und den guten Samen des Wortes Gottes in das jugendliche Herz auszustreuen! Aber freilich, wenn er dies auch wirklich versucht und fertig hätte bringen können, so würde er bei Amelie keinen besonders geeigneten Boden dafür gefunden haben. Der leichte, zu Genußsucht neigende Sinn, den Amelie als mütterliches Erbteil empfangen hatte, konnte an den ernsten Forderungen des Wortes Gottes kein Wohlgefallen haben, sondern mußte dieselben als eine drückende Fessel empfinden, die man sich, wenn man das schöne Leben recht genießen wolle, gar nicht dürfe anlegen lassen. Wie sehr auch der treue Geistliche, der sie zur Konfirmation vorbereitete, sich um Amelie bemühte, deren reiche Geistesgaben er wohl erkannte, er brachte es nicht fertig, sie zu ernster, treuer Anwendung ihrer Gaben zu bewegen. Ihr unruhiger, beweglicher Geist lockte sie stets zu anderem, als zu dem, was sie sollte, und eine flüchtige Rührung,

die aber schon im nächsten Augenblicke wieder in ein fröhliches Lachen umschlagen konnte, war alles, was die eindringlichsten Warnungen und Ermahnungen des Geistlichen hervorzurufen vermochten.

Amelie war nun achtzehn Jahre alt geworden, und hatte sich zu einer wirklich blendenden Schönheit entwickelt. Leider wußte sie das auch selber nur zu gut. Denn, wenn es ihr auch der Spiegel nicht alle Tage gesagt hätte, so würden sie die Schmeicheleien, welche sie von den Sommergästen des Hauses zu hören bekam, mehr als genügend darüber belehrt haben. Dabei leitete sie aber den väterlichen Haushalt, in dem sie frühzeitig anpacken gelernt hatte, mit Fleiß und Umsicht und verstand es wohl ebenso gut, wie früher ihre Mutter, den im Hause wohnenden Kurgästen den Aufenthalt so angenehm zu machen, daß sie stets mit Bedauern schieden und gern wiederkamen.

Herr Ermler, dessen Vermögensverhältnisse dabei erfreulich gediehen, wußte die häuslichen Tugenden seiner Tochter wohl zu würdigen und glaubte nun zum Danke für ihren Eifer allmählich von der früher geübten strengen Zucht ein wenig nachlassen zu können. Die Lobsprüche, die man Amelie von allen Seiten spendete, bewirkten noch mehr als die eigene Einsicht in ihre Tüchtigkeit, daß das väterliche Reglment milder und milder wurde. Was er ihr früher strenge versagt hatte, gestattete er nun eins nach dem andern, und bald hatte Amelie keine Ursache mehr, bittere Thränen darüber zu vergießen, daß sie sich von dem muntern Leben und Treiben ihrer Altersgenossinnen durch die Strenge des Vaters ausgeschlossen sah. Sie machte sich auch die nun gewonnene größere Freiheit in vollem Maße zu nutze mit der Selbständigkeit, an die sie sich hatte gewöhnen müssen.

Da geschah es in einem Sommer, währenddessen das Bad besonders zahlreich von Franzosen besucht war, daß diese eine französische Schauspielertruppe heranzogen und für eine Reihe von Vorstellungen gewannen. Das wirklich feine, künstlerische Spiel derselben zog außer den Franzosen, die selbstredend in jeder Vorstellung Mann für Mann erschienen, auch andere Badegäste an, die des Französischen mächtig genug waren, dem Spiele folgen zu können. Ja,

es fanden sich auch solche ein, die sich bloß an dem künstlerischen Spiele der Darsteller ergötzen wollten, wenn sie auch die Worte des gegebenen Stückes nicht völlig verstanden. Besonders waren es jüngere Damen, die mit Vorliebe die Vorstellungen besuchten. Einzelne unter denselben mochten ja dabei die Absicht haben, zu beweisen, daß sie des Französischen mächtig seien, also zu der Klasse der Gebildeten gehörten; allein die große Mehrzahl kam doch wohl mehr deshalb, weil der sogenannte „Heldenspieler" in der Truppe ein junger Mann von wirklich außergewöhnlicher Schönheit war, die noch mehr als sein feuriges Spiel für ihn einnahm und die Mädchenherzen rascher schlagen machte.

Daß Herr Ermler, der selbst, so oft es ihm möglich war, das Theater besuchte, auch seiner Tochter die Erlaubnis dazu nicht versagte, verstand sich jetzt von selbst. Er würde sie nicht versagt haben, auch wenn nur sie selbst darum gebeten hätte. Da aber auch die französischen Hausgenossen ihn mit ihren Bitten bestürmten, so hielt er um so weniger mit der Erlaubnis zurück.

Schon bei der allerersten Vorstellung, der Amelie beiwohnte, machte der junge schöne Cornand — so hieß der Heldenspieler — einen tiefen Eindruck auf ihr leicht entzündliches Herz. Derselbe wuchs mit jeder weiteren Vorstellung, die sie besuchen durfte, in reißendem Maße und gestaltete sich zu einer leidenschaftlichen Liebe, als Cornand, der Einladung ihrer Hausgenossen entsprechend, öfters in ihr Haus kam und sie Gelegenheit fand, ihn persönlich kennen zu lernen. Auch Cornand fand schnell Wohlgefallen an dem schönen, jugendfrischen, lebhaften Mädchen, das sich wenig Mühe gab, seine Zuneigung zu verhehlen und mit dem er sich so gut unterhalten konnte, ohne daß er nötig hatte, wie bei den meisten anderen jungen Mädchen, mit denen er in Berührung kam, sich der deutschen Sprache zu bedienen, die er allerdings ganz geläufig sprach, aber doch nicht so gern wie seine Muttersprache.

Auch bei ihm wuchs von Tag zu Tage das Wohlgefallen an Amelie je mehr er ihre ganze Art und Weise kennen lernte, die seiner heimatlichen völlig entsprach, und aus dem bloßen Wohlgefallen wurde auch bei ihm eine

Liebe, die sein feuriges, leidenschaftliches Herz völlig entzündete. Bei einem ländlichen Feste, das Ermlers Gäste veranstalteten und an dem auf ihr Drängen auch Ermler mit seiner Tochter teilnehmen mußte, zu dem aber auch Cornand eine Einladung empfangen hatte, kam es zur Aussprache zwischen den beiden Liebenden, und Amelie schwelgte nun in Glückseligkeit.

Aber ihrem Vater war es nicht entgangen, daß Amelie eine Zeit lang mit Cornand allein gewesen war, und ihr roter Kopf, ihre strahlenden Augen, die stets Cornand suchten, zeigten ihm, daß etwas zwischen den beiden vorgegangen war. Da es ihm aber durchaus nicht paßte, einen Schauspieler, noch dazu einen Franzosen, zum Schwiegersohne zu bekommen, so hatte er nun auf seine Tochter ein scharfes Auge und suchte jedes Zusammentreffen derselben mit Cornand soviel wie möglich zu verhindern, ohne daß er jedoch ein verweisendes Wort sprach, welches hätte verraten können, was er dachte. Allein ganz konnte er es doch nicht verhüten, daß die beiden zusammenkamen, da einer der Hausgäste sich sehr enge an Cornand angeschlossen hatte und ihn oft zu sich einlud.

Da loderte denn die Liebe der beiden um so höher auf, je seltener ihnen die Gelegenheit zu teil wurde, sich auch mit Worten zu sagen, was ihre Blicke dem argwöhnischen Auge des Vaters nur zu deutlich aussprachen. Mit der Findigkeit der Liebe hatten sie es bald herausbekommen, daß der Vater geflissentlich ein Zusammenkommen oder gar ein Gespräch unter vier Augen zu hindern suchte, und auch dieser stillschweigende Widerstand des Vaters trug nur dazu bei, daß die Herzen sich immer mehr entflammten.

Als die Kurzeit sich ihrem Ende nahte, und die Schauspielertruppe sich zum Abzuge rüstete, wußte die schlaue Amelie eine Gelegenheit herbeizuführen, die es ihr möglich machte, mit dem Geliebten zusammenzukommen und sich von ihm zu verabschieden. Wie wurde sie aber da von Cornand bestürmt, daß sie die Einwilligung des Vaters erbitten, wenn dieselbe aber verweigert würde, mit ihm davongehen solle, um in Frankreich dann seine Frau zu werden! Allein beides glaubte Amelie abweisen zu müssen,

da das erſte, wie ſie ihren Vater kannte, völlig vergeblich erſchien, und da ſie doch zu viel deutſches Blut in ihren Adern und zu viel Liebe zu ihrem Vater im Herzen hatte, um ihn heimlich zu verlaſſen. Vergebens drang Cornand immer ſtürmiſcher auf ſie ein mit ſeinen Bitten und Be-

ſchwörungen; ſie blieb ſtandhaft, wie auch ihr Herz dabei blutete, die Bitten des Geliebten nicht erfüllen zu können. Es kam nur zu einem Gelöbnis unverbrüchlicher Liebe und zu einem thränenreichen Abſchiede.

„Ich laſſe nicht von dir; ich komme wieder und hole dich mir, und wenn auch alle Mächte der Welt ſich da-

gegen stemmten!" Das waren Cornands letzten Worte, als sich Amelie schluchzend aus seinen Armen löste.

Niemand war froher wie Ermler, als die Schauspielertruppe glücklich abgezogen war. Er sah wohl Amelies verweinte Augen; aber er that, als sähe er sie nicht, und glaubte damit auch jetzt das Beste zu thun. Es schien ihm hinreichend, um Amelies Liebe zu ersticken, daß er scheinbar ganz harmlos erzählte, wie Cornand ein leichtsinniger Patron gewesen sei, der allen Mädchen mehr oder weniger den Hof gemacht und dazu auch noch beträchtliche Schulden hinterlassen habe. Wenn nun Amelie auch das letzte nicht für unmöglich hielt, so glaubte sie doch das erste keineswegs und durchschaute wohl die Absicht, in welcher ihr der Vater das mitgeteilt hatte. Die glühenden Worte, mit denen Cornand ihr seine Liebe beteuert hatte, waren ihr noch zu frisch und zu fest im Gedächtnisse, als daß sie jene Beschuldigung hätte für wahr halten können.

Mit der Zeit mußte sie freilich lernen, an der Wahrheit und Aufrichtigkeit der Gefühle Cornands etwas zweifelhaft zu werden, als er weder selbst wiederkam, wie er so fest versprochen hatte, noch auch etwas von sich hören ließ.

Amelie hatte mit Sicherheit erwartet, daß die Truppe im nächsten Sommer wieder ihre Vorstellungen aufnehmen würde, da sie so großen Beifall geerntet hatte. Cornand hatte dies wenigstens mit voller Sicherheit in Aussicht gestellt, und damit auch wohl seine zahlreichen Gläubiger beschwichtigt, daß sie ihn ruhig hatten ziehen lassen. Allein der nächste Sommer kam und ging, ohne daß die gehegte Erwartung in Erfüllung ging. Als aber auch der zweite Sommer die Truppe nicht wieder herbeiführte, von Cornand auch kein Lebenszeichen kam, da mußte sich Amelie mit dem Gedanken abfinden lernen, daß ihr Verhältnis zu Cornand nichts als ein schöner Traum gewesen sei. Allzu schwer wurde ihr das auch nicht. Ihr leicht entzündliches Herz, auf welches hauptsächlich Cornands Schönheit und feine Manieren den tiefen Eindruck gemacht hatten, konnte leicht wieder kalt werden und vergessen, wenn dieser Eindruck nicht fortwährend neu belebt wurde.

Überdies traten jetzt zwei Umstände ein, die wohl ge-

eignet waren, ihren Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben und die getäuschte Hoffnung in den Hintergrund ihres Herzens zurückzudrängen.

Ihr Vater hatte sich nämlich während der letzten Kurzeit, die ihm wieder das Haus voll Gäste gebracht hatte, zu sehr angestrengt und fing nun infolge eines Herzleidens, an dem er schon länger litt, in einer Weise zu kränkeln an, die bei seinen schon hohen Jahren Schlimmes befürchten ließ. Amelie aber hatte ihren Vater, so strenge er sie auch in ihrer frühen Jugend erzogen hatte, aufrichtig lieb, und die Sorge um ihn nahm ihre Gedanken sehr lebhaft in Anspruch, wenn auch der Arzt auf das bestimmteste erklärt hatte, daß einstweilen zu ernster Besorgnis kein Grund vorhanden sei. Der Gedanke, ganz allein, ohne alle Verwandte in der Welt zu stehen, wenn ihr Vater die Augen schlösse, legte sich ihr schwer aufs Herz jetzt, wo sie von Cornand nichts mehr hörte und die Hoffnung, ihn wiederzusehen, fast gänzlich aufgegeben hatte. Dadurch wurde ein Ernst bei ihr hervorgerufen, den sonst niemand an ihr gekannt hatte.

Gerade dieser Ernst aber war es, der nun Amelie einen Freier zuführte, welcher ihr sicherlich ferne geblieben sein würde, wenn sie noch die lebenslustige, dahintänzelnde Franzosennatur so wie früher zur Schau getragen hätte.

Dieser Freier war unser Franz Bode vom Bodenhofe.

Schon lange hatte ihm der alte Onkel angelegen, er möge sich doch nach einer Frau umsehen, da er sich immer mehr einer sorgsamen weiblichen Pflege bedürftig fühlte, wie sie ihm seine verstorbene Frau geleistet hatte, wie sie ihm aber die alte Lene nicht mehr angedeihen lassen konnte, da sie selbst jetzt öfters krank wurde, und statt ihren Herrn pflegen zu können, selber der Pflege bedurft hätte.

Franz hatte bisher stets die Bitten des Onkels mit der Entschuldigung abgewiesen, er hätte noch kein weibliches Wesen gefunden, das er hätte als Frau heimführen mögen.

Da traf er eines Tages in einem befreundeten Hause der Stadt mit Amelie zusammen und konnte sich sogleich

eines mächtigen Eindrucks nicht erwehren, den das schöne, jetzt so stille und ernste Mädchen auf ihn machte. Die Erkundigungen, die er nun über die neue, ihm so wohlgefällige Bekanntschaft einzog, fielen alle zu Amelies Gunsten aus. Besonders wurde von ihr der Fleiß wie auch die Umsicht gerühmt, mit der sie das im Sommer oft so geräuschvolle und arbeitsreiche Hauswesen führe, und doch noch Zeit und Kraft zu finden wisse, um den leidenden Vater liebreich und sorgsam zu pflegen.

„Jetzt habe ich die gefunden, die ich zur Frau nehmen möchte und gebrauchen kann!" rief er, als er abends nach Hause kam, in gehobener Stimmung dem Alten zu. „Wenn die mich mag, so soll bald dein Wunsch, eine junge Frau im Hause zu haben, erfüllt sein!"

Nun schilderte er dem Onkel Amelie und berichtete, was er über sie und ihre Verhältnisse erkundet hatte.

„Wird sie aber auch, wenn sie wirklich so ist, wie du sie schilderst, den alten Vater verlassen wollen?" warf Bode ein.

„Auch das habe ich mir schon unterwegs zurecht gelegt," antwortete Franz wohlgemut. „Wenn sie mich nehmen will, so ist diese Schwierigkeit nicht schwer zu lösen. Ihr Vater kann ja dann sein Haus in der Stadt verkaufen und mit seiner Tochter hierher ziehen. Platz haben wir ja genug. Du hast dann Gesellschaft, wenn du so alleine zu Hause bist, und Amalie kann euch beide dann zugleich verpflegen."

„Das ginge allerdings," meinte Bode, der mit Freude sah, wie der Neffe, der bisher dem weiblichen Geschlechte gegenüber so kalt und teilnahmlos geblieben war, sich nun mit einemmal in dieser Beziehung so vollständig geändert hatte und mit Feuer den Gedanken ergriff, das Mädchen heimzuführen, das es ihm angethan hatte.

„Es käme nun nur darauf an," fuhr Bode fort, „daß du die Neigung des Mädchens zu gewinnen suchst. Laß dich deshalb von Freund Schubert, in dessen Hause du sie kennen gelernt hast, und der demnach mit ihrem Vater bekannt sein muß, bei diesem einführen und versuche dein Glück."

Das ließ sich Franz nicht zweimal sagen. Schon nach

wenigen Tagen fand er sich wieder auf dem Wege nach der Stadt, das Herz voll schöner Zukunftsträume. Dort teilte er dem alten Freunde seines Onkels seine Absichten mit und dieser, der mit Ermler in freundschaftlicher Beziehung stand, willfahrte gern seinem Wunsche, ihn bei diesem einzuführen, wollte aber vorher mit demselben ein vertrauliches Wörtchen sprechen.

Ermler, der schon manchmal mit Sorgen daran gedacht hatte, wie es mit Amelie werden würde, wenn er, wie es bei seinem Leiden so leicht geschehen konnte, einmal plötzlich die Augen schlösse, nahm die Eröffnungen seines Freundes Schubert mit Freuden auf und empfing Franz, den dieser nun herbeiholte, auf das freundlichste. Schien doch bei Franz, der, wie ihm Schubert versichert hatte, nach dem Tode des Onkels der Erbe des Bodenhofes werden würde, und über den Schubert nach allen Seiten hin nur Rühmliches zu sagen wußte, die Zukunft seines Kindes in einer Weise gesichert, daß er unbesorgt um dasselbe aus der Welt gehen konnte.

Amelie, die sogleich die Absicht erriet, in welcher Schubert nach seinem vorhergegangenen Besuche Franz ins Haus brachte und welche sie unschwer aus den leuchtenden Blicken herauslesen konnte, mit denen Franz sie anschaute und jeden ihrer Schritte verfolgte, zeigte sich aber viel weniger freundlich gegen den mutmaßlichen Freier, als ihr Vater. Sie machte sich soviel wie möglich draußen zu schaffen, solange der Besuch dauerte, und wenn sie ins Zimmer kam, zeigten ihre Mienen eine völlige Gleichgültigkeit. Es mochte sie ärgern, daß der junge Mann, der ihr an und für sich gar nicht übel gefiel, sogleich seine Absichten so unverkennbar an den Tag legte, obwohl er sie erst ein einziges Mal gesehen und gesprochen hatte. Wie eifrig hatte doch dagegen Cornand erst um ihre Liebe geworben!

Als sie am Abende von ihrem Vater wegen ihres Benehmens zur Rede gestellt und getadelt wurde; als der ihr eröffnete, was sie doch schon wußte, daß Franz gesonnen sei, um ihre Hand anzuhalten, daß sie ihn aber nun am Ende durch ihr Benehmen abgeschreckt habe, wieder zu kommen, oder ihn doch sicherlich abschrecken würde,

Pepperment gewesen. Damit sie es nie merke, mußte ich ihr alle Schabernacke anthun, und je lieber ich sie hatte, desto ärger mußt' ich's machen. Es trieb mich unwiderstehlich dazu, ich kennt's nicht beherrschen. Sie sollt's halt nie merken, und doch hätt' ich's ihr so gerne gesagt. Und als der Schulmeister Miene machte, sie zu freien, da bin ich schier gestorben, und an jenem Abend hab' ich sie erschrecken wollen; aber da hätt's sie wissen müssen, wie's um mich stand, und ich hätt's ihr gesagt, wär' der dumme Spaß nicht so übel ausgeschlagen!

Mir kam über eine so absonderliche Lieb schier das Lachen an, wenn's möglich gewesen wäre, denn der Ulrich war gar zu betrübt.

Und wird sie gesund, fuhr er fort, so wirbt der Schulmeister um sie; denn er hat sie lieb, und dann bin ich der Aermste auf der Welt, wenn sie ihn nimmt. Mir bleibt dann nichts übrig, als unter die Kaiserlichen zu gehen!

Wenn das aber so ist, sagte ich, ei, so sag's ihr doch!

Ich kann nicht, sagte er fast weinend.

Ulrich, sagt' ich, Du bist ihr Abbitte schuldig, denn du hast dich schwer an ihr versündigt. Geh' hin und sag's ihr, und, wer weiß, wie's wird!

Er sah mich lange sinnend an, dann sagte er: Ja, du hast Recht, ich seh's wohl ein, und ich will mich selbst überwinden.

Aber dein Vater? fragte ich. Er ist der Reichste im Dorf und Susel die Aermste, und du bist sein einziger Sohn?

Dafür laß mich sorgen, sagte er darauf und wir schieden.

IV.

Es war an einem schönen Sonntagmorgen, acht Tage später. Die Glocken hatten ausgeklungen und in der Kirche erschallte schon der Lobgesang der Gemeinde. Susel befand sich wohl, wenn auch schwach. Die blinde Mutter trieb's, aus des Herzensgrunde Gott in seinem Tempel für des theuren Kindes Rettung zu danken. Nachbars

wenn sie künftig nicht freundlicher wäre: da wollte sich in Amelie der Mädchenstolz umsomehr aufbäumen, als sie den Worten des Vaters entnehmen mußte, daß derselbe schon jetzt bei dem ersten Besuche für den doch noch ganz unbekannten Freier sehr eingenommen sei.

„Aber wir kennen ja den Menschen gar nicht!" ereiferte sie sich. „Ich habe ihn nur ein einziges Mal bei Schuberts gesehen und kaum zehn Worte mit ihm gesprochen. Soll ich ihm denn da mit offenen Armen entgegenlaufen, sobald er ins Haus tritt und es für gut findet, mich mit seiner Aufmerksamkeit zu beehren?"

„Das mutet dir niemand zu," antwortete ruhig der Vater. „Aber daß du dich kaum im Zimmer sehen ließest, solange er da war, und dir immer draußen zu schaffen machtest, ja selbst Freund Schubert kurz ablaufen ließest, wenn er dich anredete und ins Gespräch zu ziehen suchte, das war unartig von dir. Wer weiß, ob er jetzt noch einmal wiederkommt."

„Dann kann er ja bleiben, wo er ist!" stieß Amelie, über den Tadel erzürnt, hervor. „Ich habe ihn nicht kommen und nicht gehen geheißen. Was mich an ihm ärgerte, waren die siegesgewissen Blicke, mit denen er mich ansah, als ob er gar kein Nein von mir zu befürchten habe."

„Und würdest du Nein sagen, wenn er wiederkäme und wirklich um deine Hand anhielte?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete Amelie. „Große Lust habe ich wenigstens nicht, Ja zu sagen."

„Amelie!" sagte da Ermler mit bewegter Stimme. „Hast du denn auch schon einmal an die Möglichkeit gedacht, daß ich schnell von dir genommen würde, wie es bei meinem Leiden leicht geschehen kann? Hast du schon einmal bedacht, wie es dir sein wird, wenn du so ganz allein ohne alle Verwandte dastehst? Ich will dir jetzt sagen, daß ich wohl gemerkt habe, wie du dich dem windbeuteligen Schauspieler zuneigtest, und daß ich, wie es dir auch wohl nicht entgangen sein wird, alles aufgeboten habe, dich von ihm fern zu halten. Glaubst du denn aber noch immer, daß der es ernstlich mit dir

gemeint hat, nachdem er länger als zwei Jahre nicht das mindeste von sich hat hören lassen?"

Amelie schwieg errötend still.

„Und wenn er wiederkäme," fuhr der Vater fort, „meinst du denn, ich würde jemals meine Zustimmung dazu geben, daß er dich heiratet? Ich kenne diese Sorte Menschen und ihr Leben und Treiben zu genau, als daß ich dich einem so ungewissen, leichtfertigen Vagabundenleben hingeben würde, wie es diese nirgends fest angestellten Schauspieler führen und wie es ihr Geschäft mit sich bringt. Schlage dir also nur ja jeden Gedanken an Cornand aus dem Kopfe und denke daran, daß ich nicht ruhig sterben könnte, wenn ich dich nicht in der sicheren Obhut eines ehrlichen Mannes wüßte."

Amelies leicht bewegliches Herz wurde durch den ernsten, wehmütigen Ton, mit dem der Vater diese Worte sprach, und der ihnen jeden verletzenden Stachel benahm, tief ergriffen. An die Möglichkeit, daß ihr Vater schnell und plötzlich sterben könnte, hatte sie in der That nur wenig gedacht, und fühlte sie jetzt mit furchtbarer Schwere auf ihr Herz fallen. Sie sprang auf, fiel dem Vater weinend um den Hals und versprach, wenn Franz Bode wiederkäme, freundlicher gegen ihn sein zu wollen.

Und Franz kam wieder. War aber schon der erste Eindruck, den er von Amelie empfangen hatte, ein überwältigend günstiger gewesen, so wuchs sein Wohlgefallen an ihr noch mehr, als er bei seinen wiederholten Besuchen Gelegenheit fand, sie in ihrem häuslichen Treiben zu beobachten und dabei die Gewißheit gewann, daß sie auch für sein künftiges Hauswesen, wo er es auch einmal gründen werde, eine ganz passende Frau sei. Die Sorgfalt, welche sie ihrem leidenden Vater zuwandte, nahm ihn noch mehr für sie ein als ein sicheres Zeichen von einem guten Herzen, und machte ihn gewiß, daß sie auch dem alten Onkel einen schönen Lebensabend bereiten werde, solange sie auf dem Bodenhofe bei ihm weilten.

Als er endlich, durch Amelies freundlicheres Benehmen kühn gemacht, ihr seine Liebe gestand und um ihre Hand bat, erhielt er zwar nicht sogleich ein rundes Ja, aber doch auch keine geradezu abschlägige Antwort. Sie wolle

ihn doch erst noch ein wenig näher kennen lernen, meinte sie, ehe sie einen solchen für das ganze Leben entscheiden-

den Schritt thue, und müsse sich die Sache noch ein wenig überlegen.

Als sie jedoch seine Einladung nicht ausschlug, sie möge doch einmal mit ihrem Vater nach dem Bodenhofe

kommen, wohin er sie selbst mit dem Wagen abholen wolle, durfte Franz wohl hoffen, daß ihre Überlegung nicht zu seinen Ungunsten ausfallen werde.

An dem Geburtstage des Onkels, zu dessen Feier auch Hermann gekommen war, holte denn Franz die Erwählte mit ihrem Vater ab und fuhr sie in dem neu lackierten Wagen stolz nach dem Bodenhofe.

Die alte Lene hatte in Bezug auf Essen und Trinken ihr Möglichstes geleistet, und schnell war die Gesellschaft in der heitersten Stimmung. Die beiden Alten fanden sogleich Gefallen aneinander. Bode hatte zwar die stille Befürchtung gehegt, Ermler werde als Lehrer der französischen Sprache und als Hauswirt für französische Kurgäste auch mehr oder weniger französisch gesinnt sein; aber als sich diese Befürchtung im Laufe des Gesprächs als durchaus unbegründet erwies, fand er schnell sein Gefallen an dem im Alter ihm fast gleichstehenden Manne. Amelie war sehr vergnügt und lebhaft. Man konnte jedoch ein wenig im Zweifel darüber sein, ob der Anblick des so schön gelegenen reichen Gutes Ursache ihrer lebhaften Freude war, oder die Aufmerksamkeit, welche der schöne Offizier der zukünftigen Schwägerin widmete.

Als nun am Nachmittage Onkel Bode im Namen seines Neffen förmlich für diesen um Amelies Hand bat, gab diese, wenn auch noch etwas zögernd, ihr Jawort, und die Gläser erklangen lustig auf das Wohl des Brautpaares.

Nur die alte Lene schüttelte etwas besorgt den Kopf und murmelte in sich hinein: „Wenn's nur gut thut! Sie ist mir für meinen Geschmack etwas zu fackelig!"

III.

Der arme Franz sollte aber seinen Brautstand nicht lange ungestört genießen. Denn urplötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Höhe, kam die französische Kriegserklärung und bald hinterher Ordre für Franz, sich binnen drei Tagen bei seinem Regimente zu stellen.

Das war besonders auch für den alten Bode ein harter Schlag, wenn auch in einzelnen Stunden der alte Soldaten-

geist in ihm erwachte und ihn mit heimlichem Neide daran denken ließ, daß nun die beiden Neffen, wie einst er selbst, in den heiligen Kampf gegen den französischen „Erbfeind" (wie er mit Vorliebe die französische Nation titulierte) ziehen dürften. Der Gedanke, jetzt mitten in der Erntezeit selbst wieder in den Riß treten und die Verwaltung des Gutes allein übernehmen zu müssen, fiel ihm doch wie eine Centnerlast aufs Herz, wenn er ihm auch Franz gegenüber mit keiner Silbe Ausdruck gab, sondern die ernsten Besorgnisse, die dieser seinerseits äußerte, mit scherzenden Worten zu verscheuchen bemüht war.

„Siehst du denn nicht," sagte er wohl, „daß ich ordentlich wieder jung geworden bin, seitdem ich weiß, daß es noch einmal, und hoffentlich zum letztenmal, wider den bösen Nachbarn, den alten Erbfeind geht? Fast hätte ich Lust, mit euch beiden zu ziehen und aus der Nähe wenigstens zuzusehen, wie ihr den Windbeuteln auf die diebischen Finger klopft, die sie wieder nach unserem schönen Rhein ausstrecken möchten. Nur keine Sorgen um meinetwegen! Du wirst sehen, daß der alte Soldat, wenn auch seine Knochen etwas mürbe und brüchig geworden sind, doch noch seinen Mann steht. Einem unabweisbaren „Muß" gegenüber wächst auch dem Schwachen die Kraft, und Gott der Herr wird mich ja nicht verlassen. Ihm will ich vertrauen."

Franz drang jedoch darauf, daß sofort noch ein tüchtiger Oberknecht eingestellt werde, der wenigstens bei den Feldarbeiten seine Stelle vertreten könne, und Bode willigte denn auch ohne Widerrede darin ein.

Daß Franz nicht weniger als um den alten Onkel auch um Amelie und ihren Vater besorgt war, ist leicht zu denken. Hatte doch Hermann, der sofort als der Krieg erklärt, und Kaiser Wilhelm von Ems abgereist war, zu einem kurzen Abschiede von dem Onkel Urlaub genommen hatte, gegen ihn geäußert, in Offizierskreisen spräche man ganz bestimmt davon, daß die Franzosen in ein paar Tagen am Rhein sein würden, und daß es ziemlich sicher sei, das deutsche Heer werde sich erst auf dem rechten Rheinufer sammeln! Wie leicht konnte es da geschehen, daß die Feinde auch den Bodenhof fanden, wie versteckt

er auch lag! Und was sollte aus Amelie und ihrem Vater werden, wenn sie schutzlos den rohen Horden der Turkos und Zuaven preisgegeben wären?

Auch diese Befürchtungen, mit denen er gegen den Onkel nicht zurückhielt, wußte der alte Mann in etwas zu beschwichtigen.

„Laß dir auch darum nicht bange sein," sagte er liebevoll. „Was ich dir bisher noch nicht gesagt habe, will ich dir jetzt sagen. Ich habe dich, da ich ja keine andern Verwandten mehr habe, als dich und Hermann, zum Erben des Bodenhofes eingesetzt mit der Bedingung, daß du an deinen Bruder die Hälfte des Wertes, den der Bodenhof hat, in Geld herausbezahlst, und bis du das kannst, ohne daß der Hof Not leidet, mit drei Prozent verzinsest."

„Onkel, guter Onkel!" rief Franz tiefbewegt und fiel dem Greise um den Hals. „Das ist zuviel Güte! Womit hätte ich das verdient?"

„Laß das jetzt," fuhr Bode fort, indem er den Neffen, der ihm so lieb geworden war, an die Brust drückte, „und höre weiter. Mein Testament liegt bei dem Notar Kohlmann in der Stadt wohlverwahrt, und für den Fall, daß ich sterben sollte, ehe ihr zurückgekehrt seid, ist der Notar beauftragt, für einen tüchtigen Verwalter zu sorgen, der die Wirtschaft fortführt. Was hindert dich nun, daß du bei demselben Notar Amelie und ihrem Vater das Recht zuschreiben läßt, hier auf dem Hofe bis zu deiner Rückkehr Wohnung zu nehmen, und daß du ihnen so einen Wohnsitz sicherst, der ihnen, auch wenn die Feinde wirklich bis an den Rhein lämen, einen besseren Schutz bietet als die offene Stadt, weil er so versteckt von der Heerstraße abliegt? Solange ich lebe, habe ich dann an deinem Schwiegervater einen angenehmen Gesellschafter und an deiner Braut eine liebevolle Pflegerin."

„Ja, das ist ein guter Gedanke," rief Franz erleichtert, „und am besten würde es sein, wenn beide sogleich hierher zögen. Für sein Haus hat ja mein Schwiegervater, wie er sagte, einen annehmbaren Käufer, der zu jeder Stunde bereit ist, den Kauf abzuschließen. Ich will den letzten Tag morgen dazu anwenden, alles das, wo

möglich, in Ordnung zu bringen und beim Notar das Nötige zu betreiben."

Und so geschah es. Der Notar hatte Franz geraten, er möge sich doch noch heute mit Amelie trauen lassen, wie es gestern in zwei Fällen ohne Anstand erlaubt und gemacht worden sei; dann hätte seine Frau ohne einen besonderen Akt von selbst den Sitz im Bodenhofe.

Allein so gern auch Franz dazu bereit war, und so fest er auch auf die Zustimmung des Onkels rechnen durfte, Amelie wollte durchaus nichts davon hören, daß sie sich so in aller Stille solle trauen lassen, und wußte eine ganze Reihe von Gründen beizubringen, aus denen es ganz unmöglich sei. Sie willigte auch nur höchst ungern in den schnellen Verkauf des väterlichen Hauses, wenn sie sich auch dem Wunsche ihres Bräutigams fügte, daß sie je eher je besser mit ihrem Vater auf den Bodenhof ziehen möchte. Sie schien ihrerseits vor den Franzosen sehr wenig Furcht zu haben. Der Verkauf des Hauses wurde aber doch abgeschlossen, und Franz machte sich am Abende sorgenfreier auf den Heimweg, als er den Herweg gemacht hatte.

Der Abschied von Amelie war kälter ausgefallen, als es Franz für möglich gehalten hätte, da er so leicht ein Abschied fürs Leben werden konnte; Amelie war durch die Zumutung, sich so schnell und formlos trauen zu lassen, etwas gekränkt worden, und Franz war ebenfalls wegen ihrer entschiedenen Weigerung, auf seinen Vorschlag einzugehen, nicht in der besten Stimmung.

„Wirst du mir auch treu bleiben und meiner in Liebe gedenken, wenn ich den Tod auf dem Schlachtfelde finden sollte?" hatte Franz gefragt und dabei liebevoll den Arm um Amelie geschlungen, als es zum Abschiednehmen ging.

„Ei," hatte sie da in etwas spöttischem Tone gesagt, indem sie sich seinen Armen entzog, „wer wird denn so zaghaft sein und gleich an den Tod denken! Eine jede Kugel trifft ja nicht, und du wirst sehen, daß deine Furcht ohne Grund ist, daß wir uns wiedersehen."

Und als Franz nun wiederum fragte: „Wirst du

mir auch treu bleiben?“ hatte ſie in einem Tone, dem man offenbare Gereiztheit anmerkte, geantwortet:

„Wie kannſt du nur ſo fragen? Wir ſind ja verlobt.“

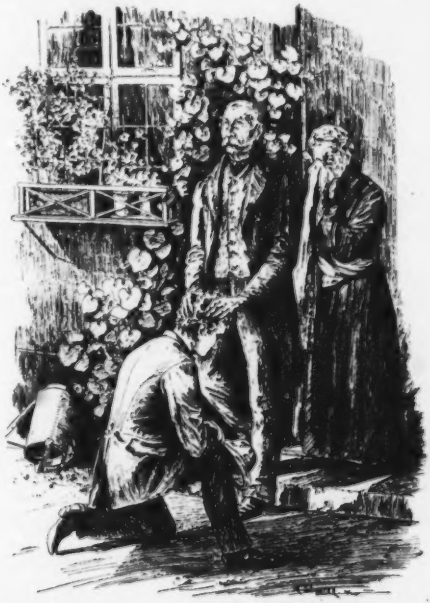

Nun noch eine Umarmung und ein Kuß; dann war der Abſchied vorbei.

Der Abſchied vom Onkel am andern Morgen war ein ungleich zärtlicherer. Dem alten Manne liefen noch

reichlicher, als es bei der Verabschiedung von Hermann geschehen war, die hellen Thränen über die gefurchten Wangen, als Franz schluchzend an seinem Halse hing. Und als er vor ihm niederkniete, um sich segnen zu lassen, versagte Bode die Stimme. Er legte dem Knieenden nur beide Hände aufs Haupt und schaute betend gen Himmel. Gesprochen wurde nichts weiter; aber als Peter draußen mit der Peitsche klatschte zum Zeichen, daß er bereit und daß es zur Abfahrt Zeit sei, da gab es noch eine schier unauflösliche Umarmung, aus welcher der alte Mann endlich den Neffen sanft fortdrücken mußte. Beide ahnten wohl, daß es ein Abschied fürs Leben sei.

Wir folgen nun den beiden Brüdern, denen das glückliche Los fiel, daß sie, wenn auch bei verschiedenen Kompanien, so doch bei dem nämlichen Regimente eingestellt wurden und deshalb nicht nötig hatten, Abschied voneinander zu nehmen. Sie gingen mit frohem Kampfesmut den kommenden Ereignissen entgegen, da sie durch das Zaudern der Franzosen der Besorgnis enthoben wurden, dieselben würden in raschem Fluge bis an den Rhein vordringen, ehe das deutsche Heer vollständig mobil gemacht wäre und ihnen entgegentreten könnte. Gefahr für die Ihrigen war deshalb nicht mehr zu befürchten, besonders nachdem sich Alldeutschland einmütig gegen den Feind erhoben hatte, der mit so beispielloser Rücksichtslosigkeit und Keckheit die Schrecken des Krieges heraufbeschworen hatte. Das „Eilgut nach Paris", welches fast an allen Eisenbahnwagen angeschrieben stand, welche zu militärischen Transporten gebraucht wurden, war die richtige Antwort auf das französische Geheul: „A Berlin! à Berlin!" und gab Zeugnis von der mutigen, siegesfrohen Stimmung, welche die Herzen der deutschen Soldaten erfüllte.

In der Schlacht am Spicherer Berge, welche das Regiment der beiden Brüder mit geschlagen hatte, war weder Hermann noch Franz verwundet worden, was letzterer sogleich am Abende des Schlachttages nach Hause meldete. Die antwortende Karte, welche nach einigen Tagen von Onkel Bode einging, brachte die Nachricht, daß Amelie mit ihrem Vater bereits auf den Bodenhof

übergesiedelt sei, daß aber der Umzug dem alten Manne so zugesetzt habe, daß er nun krank liege. Trotzdem aber schloß die Karte mit glückwünschenden Worten, denen man abfühlte, daß sie dem alten Freiheitskämpfer tief aus dem Herzen gekommen seien, und mit dem frommen Wunsche: „Behüte Euch Gott auch fernerhin!“ Daß Amelie keinen Gruß geschrieben hatte, war wohl dem zuzuschreiben, daß ihr die Pflege des erkrankten Vaters keine Zeit dazu ließ.

Bei Gravelotte, wo wiederum beide Brüder im Feuer standen, ging es jedoch nicht so glatt ab, wie bei Spichern. Franz bekam eine Kugel in den rechten Unterarm, die zwar nur eine Fleischwunde verursachte, aber ihn doch eine Zeitlang hinderte, Dienst zu thun. Hermann, der seinen Bruder sogleich nach der Schlacht vermißt hatte, aber ihn erst am nächsten Tage unter den Händen der Ärzte fand, glaubte davon nach Hause Meldung machen zu müssen. Allein Franz hielt ihn davon ab, um nicht übertriebene Besorgnisse rege zu machen. Er wollte warten, bis er eigenhändig schreiben und dadurch jede Besorgnis zerstreuen könne.

Ehe er aber noch dazu imstande war, kam an Hermann ein Brief des alten Onkels mit folgendem Inhalte:

„Lieber Hermann! Unter der Annahme, daß Offiziersbriefe rascher und sicherer befördert werden als gewöhnliche Soldatenbriefe, richte ich diese Zeilen an Dich. Dieselben sollen Dich zunächst auf das dringendste um Nachricht bitten, wie es Euch beiden geht. Daß eine solche nach der Schlacht bei Gravelotte, die soviel gutes deutsches Blut gekostet haben soll, noch nicht gekommen ist, während doch Franz gleich nach der Schlacht bei Spichern geschrieben hat, macht mich besorgt um Euer Wohlergehen. Ich bitte also um sofortige Nachricht, wenn auch nur auf einer Karte mit Bleistift.

„Leider habe ich Euch von hier nichts Gutes zu melden. Amelies Vater ist nämlich nach nur sechstägigem Unwohlsein am Herzschlage plötzlich gestorben und vorgestern beerdigt worden. Amelie ist trostlos, und so wacker sie sich auch in den ersten Tagen neben der Pflege ihres Vaters des Hauswesens angenommen hatte,

Gretchen, ein Kind von neun Jahren, ſollte bei Suſel bleiben. Als es läutete und die Mutter, geführt von Gretchen's Mutter, zur Kirche gegangen war, wollte die fromme Suſel beten. Sie ſchickte das Kind heim, und als es nun ſo ſtille um ſie war und nur die Töne der Orgel von der Kirche fernher klangen, faltete ſie die weißen zarten Hände und betete leiſe ſo gläubig, dankbar und innig, wie ſie lange nicht gebetet hatte; aber die Erregung des Gebetes mußte ſie angegriffen haben. Sie hatte ja auch — um Vergebung und Beruhigung für Ulrich gebetet, der ſo menſchenſcheu geworden ſein ſollte. Sie ſank zurück und ſchlummerte ein.

Da öffnete ſich leiſe die Thür und Ulrich ſchlich herein. Er ſah ſie ſchlafen und ſchlich ſich ans Bett. An ihrem Auge hing noch eine Thräne. Das ergriff ihn ſo mächtig, daß er in ein faſt lautes Weinen ausbrach.

Suſel erwachte. Sie erſchrack zwar, als ſie die Geſtalt eines Mannes ſah; aber ſie erkannte ihn ſchnell. Sie richtete ſich auf und zog mit ihrer ſchwachen Hand die ſeine mit dem Tuche vom Auge weg. Er ſah ſie an, und, lächelnd wie ein vergebender, tröſtender Engel, blickte ihn das Mädchen an und ſagte: Ulrich, weine doch nicht! Ich habe Dir ja Alles vergeben!

so wenig macht sie sich jetzt damit zu schaffen, sodaß es übel gehen würde, wenn nicht Lene wieder ganz auf dem Platze wäre. Amelie sitzt fast den ganzen Tag auf ihrem Zimmer und weint und grübelt; höchstens beim Essen bekomme ich sie zu sehen. Da sie leider für den rechten Trost aus Gottes Wort nicht viel Sinn zu haben scheint, so ist nichts anderes zu thun, als daß man sie still ihren Schmerz ausweinen läßt; bei dem leichten Sinn, den sie hat, wird sie wohl bald über denselben hinwegkommen.

„Der Käufer ihres väterlichen Hauses hat ihr das Anerbieten gemacht, daß er den ganzen Kaufpreis auf einmal bezahlen wolle bei Bewilligung eines entsprechenden Zinsennachlasses, und ich habe ihr geraten, auf das Anerbieten einzugehen, wenn ich auch nicht weiß, wo und wie das Geld in diesen unruhigen Zeiten sicher anzulegen ist. Einstweilen hat es Amelie selbst in Verwahr genommen.

„Der neue Oberknecht ist schlecht ausgefallen. Ich habe ihn schon nach acht Tagen wieder fortschicken müssen, da ich ihn bei einer Unredlichkeit ertappte, die für die Folge noch Schlimmeres befürchten lassen mußte. Ich werde aber in diesen Tagen einen sehr gut empfohlenen Verwalter bekommen, der mir die Last abnimmt, die ich in den letzten Tagen allein tragen mußte, und die mir doch anfängt, zu schwer zu werden. Er ist auch Soldat gewesen und nur deshalb nicht eingezogen worden, weil er die vordersten Glieder an drei Fingern der rechten Hand in einer Maschine verloren hat. Das hindert ihn aber nur beim Schreiben, sonst kann er alle Arbeiten verrichten. Er scheint ein stiller, frommer Mensch zu sein und hat mir sehr wohlgefallen, als er sich mir vorstellte.

„In der Hoffnung, bald gute Nachrichten von Euch zu erhalten, rufe ich Euch aus betendem Herzen zu: ‚Behüt' Euch Gott!' und aus dem alten Soldatenherzen heraus, das über die Siege der deutschen Waffen jubelt: ‚Mit Gott für König und Vaterland!'

In herzlicher Liebe

Euer alter Onkel Bode."

Hermann beantwortete diesen Brief sofort und zeigte schonend die Verwundung an, die Franz empfangen habe und die der Grund gewesen sei, warum nicht sogleich am Abende des Schlachttages oder doch am folgenden Tage Nachricht gegeben worden sei. Auch Franz ließ es sich nicht nehmen trotz der Schmerzen, die er darüber ausstand, ein paar Zeilen an Amelie zu schreiben, worin er sie mit liebevollen Worten über den Verlust des Vaters tröstete und sie seiner unwandelbaren Liebe und Treue versicherte.

Es würde uns hier zu weit führen, die beiden Brüder während des ganzen Feldzuges zu begleiten. Nur soviel sei gesagt, daß beide in allen Gefechten und Schlachten, die sie mitmachten, unverletzt blieben, daß Franz zum Unteroffizier aufstieg und daß sich Hermann bei Sedan das eiserne Kreuz errang, weil er bei einem Ansturm der Franzosen auf eine preußische Batterie, die er mit seiner Kompanie decken mußte, Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte.

Daß sie bei dem unaufhaltsamen Siegeslaufe durch das nördliche Frankreich, bei dem steten Wechsel der Marsch- und Standquartiere keine Nachricht aus der Heimat erhielten, beunruhigte sie anfangs wenig, da die Postbeförderung naturgemäß nur eine sehr mangelhafte sein konnte, und da es überdies oft genug vorkam, daß die Beförderer der Feldpost durch das erbitterte Volk abgefangen und getötet wurden, wenn sie nicht hinreichende Bedeckung hatten. Als jedoch alle Briefe und Karten, die sie nach Hause schrieben, unbeantwortet blieben, bemächtigte sich ihrer eine große Unruhe. So oft sie zusammenkamen, besprachen sie die Möglichkeiten, welche zur Erklärung des Schweigens dienen konnten, ohne jedoch dadurch mehr Beruhigung zu gewinnen. Franz trug besonders schwer an dieser Unruhe, da er sich das Schweigen Amelies durchaus nicht erklären konnte, an die er doch jedesmal seine Zeilen richtete. Alle Briefe konnten doch unmöglich verloren gehen; denn die Kameraden empfingen doch die ihrigen, wenn auch sehr unregelmäßig.

Endlich traf doch ein Brief an Franz ein; aber er war weder von Amelie noch von Onkel Bode; denn die

Adreſſe zeigte eine ganz fremde Handſchrift. Eine Reihe von Bemerkungen auf der Rückſeite des Umſchlags bewies, daß der Brief bei einer ganzen Menge von Infanterieregimentern des deutſchen Heeres umhergelaufen war, ehe er glücklich bei ſeinem Adreſſaten anlangte. „Adreſſat nicht im Regiment", „Adreſſat nicht aufzufinden", hieß es wenigſtens zehnmal, und die Erklärung für die Irrfahrten des Briefes ergab ſich ſofort, als Franz noch einmal die Adreſſe genauer anſah und fand, daß die Nummer ſeines Regiments mit ſo eigentümlichen, undeutlichen Ziffern geſchrieben war, daß man daraus ganz wohl verſchiedene Zahlen herauslesen konnte.

Wie erſchrak er aber, als er den Brief erbrach, deſſen Datum ganze vier Wochen zurückwies, und die Anrede las: „Sehr geehrter Herr!", am Schluſſe aber die Unterſchrift des Notars fand, bei dem der Onkel ſein Teſtament niedergelegt, und der auch den Akt wegen Amelies gemacht hatte! Wie erſchrak er aber erſt, als er nun den Brief durchlas, deſſen Inhalt lautete:

„Soeben kommt der Verwalter vom Bodenhofe und bringt mir die ſchmerzliche Nachricht, daß Ihr Onkel, Herr Bode, geſtern morgen plötzlich geſtorben ſei. Da er ſelbſt wegen ſeiner verkrüppelten Finger nicht gut ſchreiben kann, bat er mich, Ihnen die traurige Mitteilung zu machen, eine Bitte, die ich hiermit unter Bezeugung meiner herzlichſten Teilnahme erfülle.

Da ich den Inhalt des von Ihrem Herrn Onkel gemachten und bei mir niedergelegten Teſtamentes kenne und von Ihrem Herrn Onkel ſelbſt erfahren habe, daß auch Sie denſelben kennen, ſo werde ich ſofort beim Gerichte die Verſiegelung des Zimmers und der Papiere des Verſtorbenen beantragen, ſowie auch das, daß dem bisherigen Verwalter, auf deſſen Treue und Redlichkeit man ſeit vertrauen kann, ſein Amt bis zu Ihrer hoffentlich bald und glücklich erfolgenden Rückkehr belaſſen werde. Sollten Sie gegenteilige Anordnungen getroffen ſehen wollen, ſo bitte ich ergebenſt um umgehende Antwort.

In betreff des Begräbniſſes Ihres Herrn Onkels, den ich ſehr hochgeſchätzt habe, werde ich mir in der

Voraussetzung, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben, erlauben, alles Nötige anzuordnen.

Inzwischen verbleibe ich mit vollkommener Hochachtung Ihr ganz ergebener

Kohlmann, Notar."

Franz war wie vom Blitze getroffen, als er dies gelesen hatte. Der gute Onkel so plötzlich heimgegangen und wieder weder von Amelie, noch über dieselbe auch nur eine Silbe!

Er eilte mit dem Briefe zu Hermann, der nicht weniger wie er selbst durch diese Botschaft erschüttert wurde. Daß von Amelie auch während der ganzen langen Zeit, die der Brief des Notars gebraucht hatte, um anzukommen, keine einzige Zeile gekommen war, blieb für beide ein unlösbares Rätsel, das begreiflicherweise besonders schwer auf dem Herzen des armen Franz lastete. Er schrieb ohne Zögern einen Brief an den Notar, um von diesem Auskunft zu erbitten.

Allein ehe eine Antwort desselben eintraf und eintreffen konnte, empfing das Regiment plötzlich Befehl, der deutschen Grenze näher zu rücken. Die Hoffnung, so eher die Antwort des Notars erhalten zu können, ließ beide Brüder diesen Befehl mit Freuden begrüßen.

Eines Tages wurde Franz beordert, eine Patrouille von sechs Mann zu führen, welche die Wahrheit des Gerüchtes erforschen sollte, daß sich nicht weit weg eine große Bande von Franctireurs gezeigt habe. Der Weg war genau vorgeschrieben, und es hätte kaum des ausdrücklichen Befehls bedurft, daß die Patrouille die äußerste Vorsicht zu beobachten habe; denn, was das Schicksal derer sei, die den Franctireurs in die Hände fielen, wußten alle Soldaten nur zu gut.

Allein auf das Zurückkommen der Patrouille wartete man vergebens. Es war gegen Mittag gewesen, als sie abrückte, und sie hätte, auch wenn sie noch so langsam und vorsichtig vorgegangen wäre, am Abende wieder mit ihrer Meldung da sein müssen. Allein der Abend kam, die Nacht verging, ohne daß auch nur ein Mann zurückgekehrt wäre. Und doch war der Unteroffizier Bode als ein äußerst vorsichtiger und schlauer Patrouillenführer be-

kannt, der schon wiederholt ähnliche Aufträge, wie der jetzige, mit bewundernswerter Umsicht und jedesmal mit günstigem Erfolge ausgeführt hatte. Auch waren die sechs Mann, die man ihm selbst überlassen hatte, sich auszuwählen, die tüchtigsten und besten in der ganzen Kompanie. — Es konnte darum gar nicht anders sein, sie mußten in die Hände der Franctireurs gefallen sein, und zwar durch einen jene Hinterhalte, den die ortskundigen Feinde so leicht legen konnten, vor denen auch die größte Vorsicht nicht schützen, in denen auch die größte Tapferkeit nichts nützen konnte gegen die Übermacht der verborgenen Feinde.

Hermann, dessen Kompanie ganz in der Nähe von der lag, zu der Franz gehörte, hatte von dem Auftrage, den dieser ausführen sollte, vernommen, den Bruder vor seinem Abmarsche noch einmal aufgesucht und ihn zu der äußersten Vorsicht ermahnt. Er bekam keinen geringen Schrecken, als er sich am Abende nach Franz erkundigte und hörte, daß er mit seinen Mannschaften noch nicht zurückgekommen sei. Als aber auch am andern Morgen noch keinerlei Kunde über die Patrouille eingegangen war, befahl der Oberst, dem man Meldung gemacht hatte, daß eine ganze Kompanie zum Suchen der Verlorenen ausrücken solle, weil man nun Ursache hatte, das Gerücht vom Vorhandensein einer Franctireurbande für richtig zu halten. Gern gestattete der Oberst, daß Hermanns Kompanie den Befehl ausführe, und daß Hermann dieselbe führe, da der Hauptmann erkrankt war und Hermann als ältester Lieutenant denselben zu vertreten hatte.

Kaum war der Befehl gegeben, so rückte auch Hermann ab, da wie er selbst, auch alle Soldaten um die zu suchenden Kameraden aufs höchste besorgt waren und sich in aller Eile fertig gemacht hatten.

Aber wie sorgfältig und genau auch der ganze Weg, den die Patrouille genommen haben mußte, abgesucht wurde, es zeigte sich nicht die geringste Spur von derselben. Nach etwa zwei Stunden traf man ein größeres Dorf an, und obschon kaum anzunehmen war, daß die Patrouille bis hierher vorgegangen sein sollte, wurde dasselbe doch Haus für Haus, jedesmal vom Keller bis

zum Speicher, durchsucht. Allein man entdeckte nicht das Geringste, was irgendwie hätte auf die Spur der Verlorenen leiten können. Auffallend war nur, daß sich in dem Dorfe kein einziges männliches Wesen vorfand, von dem man eine Feindseligkeit hätte erwarten können. Nur ein paar altersschwache Greise waren anwesend, sonst lauter Frauen und Kinder. Von den „Prussiens" wollte niemand etwas gesehen haben, und Hermanns Frage, wo denn die Männer des Dorfes steckten, wurde überall mit finsteren Mienen dahin beantwortet, daß sie selbst das am besten wissen müßten; sie seien tot geschossen.

Hermann konnte sich schwer zur Umkehr entschließen, ohne auch nur die geringste Spur gefunden zu haben. Er rückte deshalb immer weiter vor, jedoch ganz langsam und mit der größten Vorsicht, da ihm das Fehlen aller Männer in dem eben verlassenen Dorfe sehr verdächtig war und ihn an einen plötzlichen Überfall denken lassen mußte. Etwa eine halbe Stunde weiter lag in einem kleinen Thale ein Gebüsch, mit höheren einzeln stehenden Bäumen untermischt. Es konnte kaum eine geeignetere Stelle für einen Hinterhalt gefunden werden, da man das Wäldchen erst erblickte, wenn man ganz nahe an dasselbe herangekommen war. Mit allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln ging die Kompanie näher heran, bis man von oben ziemlich deutlich sehen konnte, daß wenigstens keine größere Menge Menschen in dem Gebüsch verborgen sein könne. Beim Absuchen desselben wurden zwar in dem abgefallenen Laube viele Fußspuren sichtbar, aber sonst nichts Verdächtiges gefunden. Die harte Chaussee, die an dem Wäldchen vorbeiführte, von der aber ein kürzlich gefallener Platzregen allen Staub weggeschwemmt hatte, machte ein Verfolgen der Fußspuren unmöglich.

Es ging schon gegen Abend, als Hermann mit seiner Kompanie wieder in das Dorf zurückkam, das er so genau hatte durchsuchen lassen, ohne etwas anderes zu finden, als die finsteren Gesichter der Greise und Frauen. Aber es war ihm, als ob ihn eine geheime Macht hier festhielte, und da ihm für seine Rückkehr zum Regimente keine Zeit vorgeschrieben war, seine Leute auch zu müde waren, um noch einen Nachtmarsch von mehreren Stunden

zu machen, nachdem sie den ganzen Tag auf den Beinen gewesen waren und kaum etwas Rechtes gegessen hatten, so entschloß er sich, die Nacht in dem Dorfe zuzubringen. Ohnehin waren seine Leute, wenn die nötige Wachsamkeit beobachtet wurde und keine Vorsichtsmaßregel unterblieb, hier in den Häusern des Dorfes vor einem etwaigen Überfalle sicherer, als wenn sie in der Nacht marschiert wären.

Wie unlieb den Dorfbewohnern das Bleiben der verhaßten Feinde war, konnte man nur zu gut merken. Selbst gegen reichliche Bezahlung wollten die finster dreinschauenden Frauen keine Lebensmittel herausgeben, sondern behaupteten steif und fest, daß die „Prussiens" bereits früher alles aufgezehrt und weggenommen hätten, so daß sie selbst bitteren Mangel leiden müßten. Als sie jedoch den Befehl hörten, den Hermann absichtlich in französischer Sprache und mit lauter Stimme ausgab, daß sich nämlich seine Leute selbst etwas zum Essen suchen sollten, und als sie nun sahen, wie dieselben anfingen, in die Häuser einzudringen und allenfalls verschlossene Thüren mit den Gewehrkolben zu behandeln, da bekam die Furcht vor gewaltsamer Plünderung die Oberhand, und nach einiger Zeit brachte man gezwungen freiwillig so viele Lebensmittel herbei, als nötig waren, und gab sie lieber gegen die zugesagte Bezahlung ab, als daß man sie ohne Bezahlung sich wegnehmen ließ.

Hermann richtete für die Nacht eine so starke Wache ein, daß fortwährend Patrouillen das Dorf umkreisen konnten, um jede Annäherung der Männer, die, wie er nicht zweifelte, in der Nähe waren, zu verhindern. Auch im Dorfe selbst mußte scharfe Wache gehalten werden. Auch ließ er seine Soldaten nicht vereinzelt Quartier in den Häusern nehmen, sondern legte sie in größeren Partien zusammen in die Scheunen des Dorfes, vor deren jede ein Posten gestellt wurde. Er selbst blieb mit zwanzig Mann in einer Scheune, die am äußersten Ende des Dorfes lag, während der andere Lieutenant mit ebensoviel Leuten in einer Scheune am entgegengesetzten Ende sein Quartier nahm.

IV.

Es mochte gegen zwei Uhr in der Nacht sein. Der Mond, der bis dahin die Gegend erhellt hatte, war untergegangen, und eine nur durch den Sternenschimmer etwas gemäßigte Finsternis eingetreten, als der Posten, der vor Hermanns Scheune stand, Stimmen zu hören glaubte, die aus dem Boden unter seinen Füßen hervorzukommen schienen. Er lauschte und lauschte, vernahm aber wieder eine Weile nichts und glaubte schon sich getäuscht zu haben. Als er sich aber, um ganz sicher zu gehen, niederlegte, das Ohr am Boden, da vernahm er ganz deutlich drunten unter der Erde wieder menschliche Stimmen.

Sollten das am Ende die verlorenen Kameraden sein, die hier eingesperrt waren?

Der Gedanke durchzuckte ihn wie ein Blitz, und nachdem er vorsichtig umhergeblickt und gelauscht hatte, ob nichts Verdächtiges wahrzunehmen sei, eilte er um die Scheune herum nach der Thüre, die in der entgegengesetzten Giebelwand angebracht war, um Hermann zu wecken.

Den hatte aber die Angst um den geliebten Bruder und innere Unruhe nicht zum Einschlafen kommen lassen, und kaum sah er in der leise geöffneten Thüre der Scheune die sich vom Sternenhimmel abhebende Gestalt, als er aufsprang und mit dem Degen in der Faust nach der Thüre stürzte, in der Meinung, es sei ein Feind, der heranschleiche.

„Herr Lieutenant," rief es ihm aber da halblaut entgegen, „kommen Sie doch einmal heraus!"

„Nun, was hast du?" fragte er den Soldaten. „Warum bist du nicht hinten auf dem Posten geblieben, den ich dir angewiesen hatte?"

„Ja, kommen Sie nur einmal mit und hören Sie selbst, was ich gehört habe. Da drunten unter der Erde befinden sich Menschen. Ich habe ganz deutlich Stimmen gehört, als ich das Ohr an die Erde legte."

„Du wirst wachend geträumt haben," erwiderte Hermann. „Woher sollte hier neben der Scheune ein Keller

kommen? Ich habe ſelbſt die ganze Umgebung des Gebäudes auf das genaueſte unterſucht und nichts gemerkt, was auf das Vorhandenſein eines Kellers hätte ſchließen

laſſen. Auch drinnen in der Scheune iſt nichts zu ſehen geweſen als die nackten Wände, und das Stroh, worauf die Kameraden liegen, mußten ſie ſich ja ſelbſt aus der

Höhe herunter werfen, die unten liegenden paar Halme genügten nicht."

„Aber kommen der Herr Lieutenant doch nur mit und hören selbst. Ich habe mich ganz gewiß nicht getäuscht. Schon eine ganze Stunde lang horche ich und habe immer wieder die unterirdischen Stimmen gehört, wenn es auch inzwischen eine Zeitlang still geblieben war."

„Könnten das nicht am Ende unsere Kameraden sein, die man dort eingesperrt hat?" fügte er dann leise und zaghaft hinzu, da er sich kaum getraute, diese Meinung auszusprechen.

„Gut, ich will selbst hören," antwortete Hermann. „Sieh du dich nur fleißig um und halte für alle Fälle dein Gewehr parat! Wer kann wissen, was die Halunken vorhaben, und ob sie nicht plötzlich irgendwo aus der Erde hervorkommen. Daß da drunten die verlorenen Kameraden stecken, ist kaum zu glauben; denn wenn die, wie fast zu befürchten ist, wirklich in die Hände der Spitzbuben gefallen sind, so sind sie wohl kaum mehr am Leben. Komm nun," fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „und zeige mir die Stelle, wo du die Stimmen gehört haben willst."

Als die Stelle erreicht war, welche der Posten bezeichnete, legte sich Hermann nieder und horchte und horchte angestrengt. Eine Weile blieb alles still, aber plötzlich wurden wieder Stimmen in der Tiefe deutlich hörbar.

„Du hast recht!" rief Hermann halblaut und sprang in die Höhe. „Da muß sogleich untersucht werden, was das ist. Dahinter könnte eine Teufelei stecken, die uns Verderben droht. Habe nur gut acht hier draußen und gieb sogleich einen Schuß ab, wenn sich irgend etwas Verdächtiges zeigt; ich will drinnen die Schlafenden wecken."

„Horch!" rief er plötzlich lauschend. „Hat sich nicht da hinten etwas geregt?"

Kaum war das ausgesprochen, als sich in einiger Entfernung eine menschliche Gestalt vom Boden erhob und in langen Sätzen das Weite suchte.

„Schieß zu! Schieß zu!" rief Hermann, „den Kerl müssen wir haben!"

Der Schuß donnerte in die Nacht und mußte ge-

Er hatte ihre Hand erfaßt und — zog sie ihn oder that's sein Gefühl —? — er kniete an ihrem Bett und weinte laut. Das ergriff sie mächtig, und sie mußte mit ihm weinen und ihn trösten, und eh' sie sich's versah, lehnte ihre Wange an der seinen.

Hast Du mir vergeben? flüsterte er.

Sie bejahte stumm.

Susel, wenn du wüßtest, wie lieb ich dich habe, und gehabt habe allezeit? — sagte er leise.

Du? fragte sie.

Ach, Susel, sagte er wieder, ich bin ein andrer Mensch geworden in der Angst um dich und in den Verwürfen meines Gewissens. Ich hätte dir's nicht sagen können, daß ich dich mehr liebe als mein Leben; aber siehst du, Gott hat mir das Herz umgewendet. Alle Wildheit ist fort, ich bin zahm geworden wie ein Lamm, in den schrecklichen vierzehn Tagen, wo ich jede Nacht um deine Fenster schlich und auf meinen Knieen zu Gott gebetet habe, daß er dich mir erhalte, mir, denn ohne dich kann ich nicht leben. Ach, Susel, sprich, hast du ein Bißchen Lieb für mich in deinem Herzen? Willst du mein Weib werden, willst du? —

Da verbarg Susel ihr Antlitz und weinte laut. Und als er mehr in sie drang, da sagte sie Ja, und gestand's ihm, daß sie ihn ja immer lieb gehabt.

Und immer noch kniete er vor dem Bett und wußt's nicht, als die Thüre aufging und die blinde Mutter herein trat. Bis zur Thüre hatte sie die Nachbarin geführt. Suselchen, du weinst ja wieder? fragte die Mutter. Ach, thue es doch nicht. Der Doctor will's ja nicht haben!

Sie antwortete nicht. Das Gehör der Blinden war ungemein scharf. Sie hörte, daß noch Jemand da war.

Wer ist bei dir? fragte sie und leitete sich zum Bett. Jetzt fühlte ihre tastende Hand auf Ulrich's Kopf.

Ach, Gott! rief sie, wer kniet denn hier?

Ulrich, antwortete Susel.

So? sagte die Mutter, die das Leid, das er ihr zugefügt, nicht verwinden konnte; hat ihn sein Gewissen hierher geführt?

Ja, Mutter, sagte Ulrich.

troffen haben; denn als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war von dem Flüchtigen nichts mehr zu sehen, obwohl sich, da der Boden etwas anstieg, seine Gestalt von dem gestirnten Himmel hätte abheben müssen, wenn er noch auf den Beinen gewesen wäre.

Der Schuß hatte die Schlafenden drinnen aufgeschreckt und sogleich herbeigezogen, sodaß Hermann ohne Gefahr mit mehreren nach der Stelle hineilen konnte, wo der Flüchtige niedergesunken sein mußte. Bald war derselbe auch aufgefunden und gefangen genommen, obwohl er sich mit einem langen dolchartigen Messer gewaltig zu wehren versuchte. Er konnte aber nicht aufstehen, die Kugel mußte ihm das Bein zerschmettert haben.

Noch ehe man aber mit dem Aufrichten des Gefallenen zu stande gekommen war, blitzte plötzlich ein heller Feuerschein auf, und eine feurige Lohe stieg aus dem Scheunendach in die Höhe.

„Das ist dein Werk, du Hund!" rief Hermann dem Gefangenen zu, als er in dem Feuerschein bemerkte, wie ein boshaftes Lächeln über dessen Züge glitt, obwohl er, von zwei Soldaten geschleppt, in seinem zerschossenen Beine große Schmerzen haben mußte, wie ein unterdrücktes Wimmern verriet.

„Ihr anderen schnell in die Scheune!" befahl nun Hermann. „Sucht, wenn es noch möglich ist, das Feuer zu löschen, damit wir den Halunken ihren Spaß verderben. Jedenfalls aber zuerst Waffen und Gepäck aus der Scheune heraus!"

Schon nahte Hülfe. Der Schuß hatte überall die Schläfer geweckt, noch ehe das Signalhorn des Trompeters, den Hermann bei sich hatte, seine schmetternden Töne erschallen ließ. Da die Scheune, in welcher Hermann lag, für die Hälfte der Kompanie zum Sammelplatze bestimmt war für den Fall, daß es Alarm gäbe, so standen die Mannschaften, als Hermann mit dem Gefangenen bei der brennenden Scheune ankam, schon gesammelt und warteten seiner Befehle.

Da das Feuer nicht so rasch um sich griff, wie Hermann anfangs befürchtet hatte, wohl deshalb, weil das Stroh unter dem Dache von dem Platzregen der letzten

Tage durchnäßt war, ſo befahl Hermann, daß man verſuchen ſolle, ſoviel wie möglich von demſelben aus der

Höhe herunterzuholen und alles Brennbare herauszuſchaffen.

Mit Blitzesschnelle wurde dieser Befehl ausgeführt, da am Tennengebälk eine Leiter zum Aufsteigen befestigt war, und bald hatte das Feuer wenig Nahrung mehr als an den Dachsparren, die dort, wo das Feuer angelegt worden war, schon ins Brennen geraten waren. Bei völliger Windstille konnte es geschehen, daß sie das Feuer nicht weiter leiteten, sondern in sich verkohlten.

Beim Herausschaffen des schon brennenden Lagerstrohes und eines Haufens Reisig, der in einer hinteren Ecke der Tenne saß, entdeckte man eine Fallthüre, die unter dem Reisig verborgen war, und machte sogleich Meldung davon, da das von dem Posten entdeckte unterirdische Geheimnis bereits in Umlauf gekommen war, und alle auf das höchste interessierte.

„Aha!" rief Hermann, halb hoffend, halb fürchtend, „da werden wir ja dahinter kommen, was da drunten unter der Erde verborgen ist. Aber wehe ihnen, wenn es Franzosen sind, die ohne Zweifel dann einen Schurkenstreich gegen uns vorhatten!"

Als er bei diesen Worten auf den Gefangenen blickte, der etwas abseits unter der Bewachung eines Soldaten lag, und dem der Feuerschein gerade auf das Gesicht fiel, glaubte er wieder jenes boshafte Lächeln bei ihm wahrzunehmen, das zu sagen schien: sucht nur, Franzosen werdet ihr nicht finden. Dadurch bekam bei ihm die Hoffnung einige Nahrung, daß am Ende doch die Vermutung des Postens richtig sein, daß man die gefangenen Soldaten dort im Keller eingesperrt haben könne. Mit fieberhaftem Eifer ging er nun ans Werk, ließ die brennenden Sparrenstücke, die in die Tenne herabgefallen waren, wegräumen, obwohl noch immer glühende Kohlen niederfielen und die Mannschaften zu verbrennen drohten. Diese achteten das aber selbst für nichts, und es bedurfte keines einzigen Befehlswortes ihres Offiziers, um sie in den Funkenregen hineinzutreiben. Der Posten hatte seinen Kameraden das, was er seinem Vorgesetzten nur zaghaft ausgesprochen hatte, als seine feste Überzeugung mitgeteilt, und die wurde sogleich von allen geteilt. Mit völliger Rücksichtslosigkeit gegen alle Gefahr gingen sie an das Fortschaffen all des brennbaren und brennenden Zeugs, welches den

Zugang zu der aufgefundenen Fallthüre noch versperrte: Dieselbe bestand aus dicken, eichenen Bohlen, die noch kaum angesengt waren, obwohl glühender Schutt darauf gelegen hatte. Allein sie widerstand allen Versuchen, sie aufzuheben; sie war verschlossen, und weder Säbel noch Bajonett waren imstande, das Schloß zu sprengen.

„Einen Schuß ins Schlüsselloch!" kommandierte Hermann, „das ist der beste Hauptschlüssel!"

Und wirklich, als der Schuß gefallen war und das Schloß zertrümmert hatte, ließ sich die schwere Thüre, wenn auch mit Mühe, aufheben. Sie führte zu einer Treppe, die mit acht bis zehn Stufen in eine von Rauch erfüllte Tiefe ging.

„Vorsicht! Vorsicht!" rief Hermann, als ein beherzter Bursche sich anschicken wollte, mit einem brennenden Holzstücke in die dunkle Tiefe hinabzusteigen. Als derselbe aber einen Augenblick gelauscht hatte, rief er plötzlich jubelnd: „Sie sind's! Sie sind's, unsere Kameraden! Eben habe ich deutlich den Ruf gehört: „Hierher! Hülfe! Hülfe!"

Nun war bei Hermann kein Haltens mehr. Mit ein paar weiten Sätzen war er an der Thüre, stieß den Soldaten, der eben hinabsteigen wollte, zurück, riß ihm das brennende Scheit aus der Hand und stieg zuerst die Stufen hinunter. Er mußte aber wieder zurück, da die Tiefe noch zu voll von Rauch war, um darin atmen zu können. Die wärmere Luft in der vom Brand erhitzten Scheune ließ jedoch schnell den kälteren Rauch aufsteigen, und als das soweit geschehen war, daß man in den schmalen Gang sehen konnte, zu dem die Treppe führte, stieg Hermann wieder hinunter und rief laut: „Franz! Franz! seid ihr's wirklich?"

„Ja, ja!" lautete die dumpfe, aber vernehmliche Antwort. „Helft uns nur, wir ersticken sonst!"

Trotz des stechenden Rauches schritt nun Hermann kühn weiter, nachdem er statt des verlöschenden Holzstückes ein Zündhölzchen angestrichen hatte. Nach wenigen Schritten stand er vor einer zweiten Thüre, vor die ein schwerer Riegel geschoben war. Rasch schob ihn Hermann zurück, und nun stürzten ihm aus der geöffneten Thüre die Ge-

fangenen entgegen, voran Franz, den er ſofort faßte und nach der Treppe zog, wo der Rauch ſich jetzt ſchon faſt ganz verzogen hatte. Hintennach drängten die ſechs Soldaten.

„Das war Hülfe in der Not!“ keuchte Franz, als ihn Hermann vor ſich die Treppe hinaufſchob. „Noch ein paar Minuten und ihr hättet nur unſere Leichen gefunden.“

Die friſche Nachtluft, ſowie ein Trunk aus den von allen Seiten zugereichten Feldflaſchen brachte die Geretteten bald wieder völlig zu ſich, und nun erzählte Franz:

„Wir ſtanden, als wir geſtern hierher gekommen waren, ohne etwas von Franctireurs geſpürt zu haben, ſchon im Begriffe, wieder umzukehren, als ich wahrnahm, daß das hier aufſteigende Feld ſich etwas weiterhin wieder ſenkte. Ich hielt es für gut, noch ein wenig weiter zu gehen, und entdeckte ein Wäldchen, welches ich nicht ununterſucht laſſen wollte, da das Dorf hier wie ausgeſtorben war. Vorſichtig, die Gewehre geſenkt und ſchußfertig gingen wir vor; aber kaum hatten wir das Gebüſch betreten, da regte es ſich in demſelben, und wir ſahen uns plötzlich von einer ganzen Bande umringt, die wie aus der Erde gewachſen zu ſein ſchien.

„‚Die Gewehre nieder, oder ihr ſeid alle des Todes!‘“ ſchrie uns in gutem Deutſch ein langer Kerl mit einem Schnurrbarte an, der offenbar die Bande anführte. Nichtsdeſtoweniger gaben wir unſere Schüſſe ab und legten etliche der Halunken ins Laub. Aber ehe wir noch eine zweite Patrone einſchieben konnten, waren wir umringt, niedergeworfen und gefeſſelt, und mit den Kolben unſerer eigenen Gewehre wurden wir hierher ins Dorf getrieben. Wir erwarteten nichts anderes, als daß wir ſofort niedergeſchoſſen oder in einer andern Weiſe getötet würden, und machten uns auf unſer letztes Stündlein gefaßt.

„Aber wir mußten ſehen, wie der Anführer der Bande mit dem Kopfe ſchüttelte und höhniſch grinſte, als die andern tobend auf ihn eindrangen und offenbar unſern ſofortigen Tod verlangten. Nachdem er ſie mit einigen Worten über ſeinen Plan verſtändigt hatte, gaben ſich die Tobenden zufrieden und klatſchten ihm Beifall.

„Und was geſchah nun? Man nahm uns Waffen, Torniſter, Brotbeutel und Feldflaſchen ab, drängte uns durch die Fallthüre in den unterirdiſchen Raum, in den auch nicht ein Schimmer von Licht drang und der nicht einmal groß genug war, daß wir uns niederlegen konnten, und verſchloß die beiden Thüren. Als weder geſtern abend noch heute morgen jemand kam, um uns etwas zum Eſſen zu bringen, wußten wir unſer Schickſal: man wollte uns verhungern laſſen. Daß man von ſeiten des Regiments Nachforſchungen über unſern Verbleib anſtellen würde, konnten wir uns wohl denken; aber wer ſollte uns

da unten in dem verborgenen Raume finden, auch nur suchen? Die Fallthüre wurde jedenfalls so verdeckt, daß sie niemand sehen konnte. Heute abend hörten wir zwar ein dumpfes Geräusch, aber wie konnten wir ahnen, daß dasselbe von euch herrührte? Erst die langsamen, regelmäßigen Schritte, die wir über uns hörten, erweckten uns wieder einige Hoffnung; denn das konnten nur Schritte eines Wachtpostens sein, der hin und her ging. Wir strengten uns nun mit aller Kraft, die wir noch hatten, an, laut zu sprechen, in der Hoffnung, daß man ebenso gut, wie wir hier unten die Schritte vernahmen, droben auch unser Sprechen hören werde. Laut schreien wollten wir nicht, um nicht den Feinden, falls die Tritte von ihnen herrührten, dadurch eine Freude zu bereiten. Erst der Schuß, dessen Knall zu uns drang, belebte in uns die Hoffnung, daß Freunde in der Nähe sein möchten. Jetzt fingen wir an zu schreien so laut wir konnten, aber das plötzlich über uns entstehende Getümmel mußte unsere Hülferufe ersticken. Wir konnten auch bald gar nicht mehr schreien; denn zu allen Ritzen der Thüre drang mit einemmal Rauch herein, der uns fast den Atem benahm. Gottlob! daß ihr noch zu rechter Zeit kamt! Ein paar Minuten später, und wir waren alle erstickt."

„Ja, gottlob, daß wir euch wieder haben!" rief Hermann und umarmte stürmisch den Erzähler. „Wie froh bin ich jetzt und wie dankbar gegen Gott, daß er mir gestern abend das unabweisbare Gefühl in die Seele legte, ich müsse die Nacht hier bleiben! Ohnedies hätten wir uns am Ende doch noch in der Nacht auf den Heimweg gemacht. Es war mir aber zu Mute, als ob mich tausend Bande hier festhielten."

Die Geretteten, die seit dem Mittage des vorigen Tages nichts mehr genossen hatten, wurden nun mit Speise und Trank erquickt, und dann gedachte Hermann wieder seines Gefangenen. Derselbe lag etwas abseits, von einem Soldaten bewacht, und die Hände mit Stricken umwunden, obwohl er nicht imstande war, mit seinem zerschossenen Beine zu entfliehen.

„Bringt einmal den Burschen herbei," rief Hermann,

„daß wir ihn bei dem schönen Lichte betrachten, das er uns angezündet hat!“

„Das ist er! das ist er!“ rief Franz, sowie die Züge des Herbeigeschleppten im Feuerscheine zu erkennen waren. „Das ist der Anführer der Bande, der uns den schönen Tod des Verhungerns wollte sterben lassen!“

„Und der euch ersticken wollte, als er befürchtete, daß wir euch entdecken könnten,“ fiel Hermann ein. „Jetzt ist mir klar, warum er die Scheune ansteckte, da er doch nicht glauben konnte, daß uns das Feuer schaden würde. Na, es ist gut, daß uns das Bürschchen in die Hände gefallen ist, wir wollen schon mit ihm abrechnen.“

Er redete nun den Gefangenen französisch an; aber sogleich rief Franz:

„Nicht französisch! Nicht französisch! Der Kerl spricht deutsch so gut wie wir.“

Allein so wenig in deutscher wie in französischer Sprache erfolgte eine Antwort auf die Fragen, die Hermann stellte. Nur die feindseligen, boshaften Blicke, mit denen der Gefangene um sich schaute, redeten eine Sprache, die nicht zu mißdeuten war.

„Was fangen wir aber mit dem Burschen an?“ fragte Hermann leise den Bruder. „Mitnehmen können wir ihn doch nicht, dazu hat ihn Sponheimers Kugel zu gut getroffen, und ich möchte ihn doch auch nicht, obwohl er es reichlich verdient hat, ohne weiteres auf eigene Verantwortung erschießen lassen.“

„Ist denn außer dir kein Offizier da?“ fragte Franz.

„Doch, Lieutenant von Alsberg, der am andern Ende des Dorfes liegt.“

„Nun, so laß doch den herbeiholen und haltet ein ordentliches Standgericht ab; dann bist du ja aller eigenen Verantwortung ledig. Aber Pulver und Blei sind zu gut für den Unmenschen; er muß aufgehenkt werden.“

In diesem Augenblicke erschien eine Ordonnanz mit der Meldung, der Schuß, sowie das Signalhorn und der Feuerschein habe auch drunten alles aufgeschreckt, und der Herr Lieutenant von Alsberg lasse fragen, was er thun solle.

„Lieutenant von Alsberg möge die Güte haben, selbst

hierher zu kommen," erwiderte Hermann, „solle aber erst eine starke Patrouille vorschicken, um zu erkunden, ob auf seiner Seite alles ruhig sei."

Dieselbe Anordnung traf auch Hermann. Aber schon nach kurzer Zeit kam seine Patrouille mit der Meldung zurück, daß man einen großen Haufen Leute gesehen habe, der aber bei ihrem Herannahen sogleich wieder verschwunden sei.

Bei dieser Meldung erhob der Gefangene ein wenig den Kopf. Er hatte sie offenbar verstanden, und es mochte sich etwas von Hoffnung auf Befreiung in ihm regen. Ein Kolbenstoß des bewachenden Soldaten verwies ihn jedoch sogleich wieder zum Stilleliegen.

Hermann hatte auf die Meldung hin zwar seine Leute geordnet und sich zum Gefechte bereit machen lassen, allein es blieb alles ruhig, da die inzwischen angebrochene Morgendämmerung ein heimliches Heranschleichen der Feinde, worauf es ohne Zweifel abgesehen war, unmöglich machte.

Als Lieutenant von Alsberg erschienen und mit dem Thatbestande bekannt gemacht worden war, teilte er die Meinung von Franz, daß man über den Gefangenen schnell ein Standgericht abhalten solle, so gut es eben ginge. Unter möglichster Beobachtung der vorgeschriebenen Formen trat dasselbe zusammen, und sein einstimmiges Urteil war: Tod durch den Strang.

Als hierauf dem Gefangenen das Urteil verkündigt, und er ermahnt wurde, sich auf sein letztes Stündlein vorzubereiten, bat er flehentlich, und zwar in gutem Deutsch, daß man seine Frau herbeiholen möge, damit er Abschied von ihr nehmen könne, und bezeichnete das Haus, in dem man sie finden werde. Hermann glaubte, diese Bitte nicht abschlagen zu dürfen, obwohl er in den finstern Mienen seiner Soldaten den Wunsch zu lesen meinte, daß sie nicht gewährt werden möchte.

Nach einiger Zeit stürzte ein junges Weib herbei, in deutscher Sprache laut schreiend: „Wo ist er? Wo ist er? Wo ist mein Mann, mein armer Cornand?" Als sie den gefesselten Gefangenen am Boden liegen sah, warf sie sich jammernd neben ihm nieder und legte den Kopf an seine Brust.

„Und sie wollen dich töten?“ rief sie dann plötzlich auffahrend. „Nein, nein, das ist unmöglich! Das kann und darf nicht sein! Was sollte ich ohne dich anfangen?“

Dann sprang sie auf und fiel vor Hermann, der in der Nähe stand und bewegt dem traurigen Auftritte zuschaute, auf die Kniee.

„Gnade! Gnade, Herr Offizier!“ wimmerte sie. „Gnade für meinen Mann! Um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie ihn nicht töten! Haben Sie Erbarmen mit einer Landsmännin!“

Franz hatte es schon beim ersten Laut der Stimme heiß durchzuckt. War das nicht Amelies Stimme? War diese Gestalt nicht Amelies Gestalt? Aber wie sollte das möglich sein? Zitternd trat er näher heran; aber kaum hatte er die Knieende genauer betrachtet, und als sie um Gewährung ihrer Bitte flehend zu Hermann emporschaute, ihre Züge gesehen, die jetzt in der Morgenhelle deutlich zu erkennen waren, als sich ein furchtbarer Schrei aus seiner Brust losrang.

„Amelie! Amelie!“ das waren die einzigen Worte, die er hervorbrachte. Dann taumelte er und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht sein Nebenmann mit den Armen aufgefangen hätte.

Hermann stand starr vor Schrecken. Aber ehe er Zeit hatte, die Knieende näher anzusehen, sprang diese, wie von einer Feder emporgeschnellt auf, beugte sich noch einmal über den Gefangenen, ihm einen Kuß auf die Lippen drückend, und flog dann wie vom Sturme gejagt davon.

Franz kam bald wieder zu sich, nachdem man ihn mit Wein angewaschen hatte, aber er war nicht imstande aufzustehen. Die neue furchtbare Erschütterung, nachdem er eben erst im Keller Todesangst ausgestanden hatte, war selbst für seine jugendliche Kraft zuviel. Hermann ließ ihn sanft hinlegen und kniete neben ihm nieder.

„Wo ist sie hin?“ fragte Franz matt und kaum hörbar den Bruder, der ihm etwas Wein zu trinken nötigte. „Wo ist Amelie?“

„Aber wie wäre es möglich, daß sie es war?“ suchte Hermann zu beruhigen. „Gewiß hat dich nur eine flüchtige Ähnlichkeit getäuscht.“

„Nein! Nein! Nein!“ antwortete Franz auffahrend. „Es war ihre Stimme, es war ihre Gestalt, es war ihr Lockenkopf, es war sogar dasselbe Kleid, welches sie beim Abschiednehmen anhatte! Nein, nein, ich täusche mich nicht!“

Aufs neue verschleierte sich nach diesen hastig hervorgestoßenen Worten sein Auge, und kraftlos sank der Kopf auf den gerollten Mantel zurück, den ihm Hermann als Kopfpfühl untergelegt hatte.

Jetzt stand Hermann auf und trat zu dem Gefangenen hin.

„Wie heißt deine Frau?“ fragte er; „aber lüge nicht, damit du nicht mit einer Lüge auf den Lippen vor deinen himmlischen Richter trittst!“

Ein höhnisches Grinsen flog über die vom Schmerze verzerrten Züge des Gefragten und in gutem Deutsch antwortete er:

„Sie hieß früher Amelie Ermler; aber jetzt heißt sie Amelie Cornand, und ich bin ihr Mann.“

„Das wirst du bald nicht mehr sein,“ sagte Hermann, in dem jetzt ein grimmiger Zorn aufwallte gegen den Elenden, der seinem armen Bruder die Braut geraubt und ihn um sein Lebensglück betrogen hatte.

Ein Wink für die bereits dazu kommandierten Soldaten, und der Verurteilte wurde weggeführt, um seine Strafe zu empfangen.

„Laß sie suchen,“ bat nun Franz, der wieder soweit zu sich gekommen war, daß er die Antwort des Gefangenen gehört hatte, mit sterbensmatter Stimme den Bruder. „Ich wußte ja, daß sie es war; aber ich möchte sie doch noch einmal sehen und wo möglich erfahren, wie das Schreckliche geschehen konnte.“

Gern erfüllte Hermann diese Bitte und ging selbst mit ein paar Soldaten nach dem Hause, aus welchem Amelie geholt worden und in das sie auch wieder zurückgeeilt war. Aber wie sorgfältig dasselbe auch in allen Ecken und Winkeln durchsucht wurde, man fand die Gesuchte nicht. Aber die offen stehende Hinterthüre, durch die man zu einem kleinen Weiher gelangte, ließ vermuten, wohin die Verzweifelnde gestürzt war. Ein Tuch,

das man auf dem Weiher schwimmen sah, ließ darüber keinen Zweifel. Zum Suchen nach dem Leichnam war keine Zeit mehr; denn der Rückmarsch konnte jetzt, wo der volle Tag angebrochen war, nicht mehr länger verschoben werden.

„Sie steht vor ihrem Richter droben, den sie selbst gesucht hat," antwortete Hermann mit einer Thräne im Auge auf die ängstlich fragenden Blicke des Bruders. Laß sie! Sie war deiner nicht wert."

Mit zurück zu marschieren, fand Franz nicht die Kraft. Es wurde deshalb eine Tragbahre hergerichtet, auf welcher er von seinen Kameraden getragen wurde. Hermann blieb an seiner Seite. Hinter den Abmarschierenden aber lohten aus mehreren Scheunen des verräterischen Dorfes die Flammen auf, welche die Wut der Soldaten ohne Befehl entzündet hatte.

*

V.

Franz Bode mußte nach seiner Heimkehr ins Lazarett gebracht werden; denn ein furchtbares Fieber schüttelte ihn. Als der Arzt von Hermann die Umstände erfuhr, welche seine Erkrankung herbeigeführt hatten, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Die körperliche und seelische Erschütterung," meinte er, „wäre auch für einen Riesen an Kraft zuviel gewesen. Gebe Gott, daß wir ihn wieder zurecht bringen!"

Aber es dauerte wochenlang, bis der Arzt an Hermann, der mit dem Regimente hatte weiter marschieren müssen, die Meldung gelangen lassen konnte, daß der Bruder jetzt außer Gefahr sei und mit dem nächsten Krankenzuge in die Heimat befördert werden würde, da er zu elend sei, um weiter zu dienen, und da man ihn auch nicht von Lazarett zu Lazarett mitschleppen könne.

Mit dem Rechte des Erzählers kommen wir aber der Heimkehr des Genesenden zuvor und berichten, was sich nach der Entfernung der beiden Brüder auf dem Bodenhofe ereignete.

Schon aus dem Briefe des alten Bode haben wir gehört, daß Amelie über den schnellen Tod ihres Vaters

völlig troſtlos war. Fehlte es ihr doch an dem rechten Troſte, der allein in ſolcher Lage das Herz aufrichten und ſtark machen kann, auch den ſchwerſten Verluſt mit Ergebung zu tragen, an dem rechten Chriſtentroſte! Sie ließ es ſich nicht nehmen, daß allein der Umzug nach dem Bodenhofe den ſchnellen Tod des Vaters verurſacht habe, obwohl Ermler ſchon in den letzten Tagen vor dem Umzuge ſich recht krank und elend gefühlt und wohl nur deshalb den Umzug ſo raſch betrieben hatte, weil er für den Fall ſeines Todes Amelie unter männlicher Obhut in Sicherheit wiſſen wollte.

Je mehr ſie ſich von den häuslichen Geſchäften zurückzog, je mehr ſie weinend und grübelnd einſam in ihrem Zimmer ſaß, deſto mehr befeſtigte ſich ihre Anſicht, daß ohne den Umzug ihr Vater noch länger gelebt haben würde. Daß ihr der Bodenhof dadurch nicht beſonders lieb wurde, läßt ſich denken, zumal da ſie in manchen Zweigen der auf die Landwirtſchaft gegründeten und berechneten Haushaltung durchaus unerfahren war, ſo gut ſie ſich auch darauf verſtehen mochte, einen ſtädtiſchen Haushalt zu führen. Manche Arbeiten, welche die Landwirtſchaft für die Leiterin des Hausweſens mit ſich bringt, waren ihr geradezu widerlich. Dazu kam, daß auch die religiöſen Geſpräche, die der gutmütige Vater Bode auf die Bahn zu bringen ſuchte, um ſie in ihrem Schmerze mit dem rechten Troſte zu tröſten, durchaus nicht nach ihrem Sinne waren und ſie eher abſtießen als tröſteten, ſo daß ſie ſich gerade vor ihnen oft auf ihr Zimmer flüchtete.

So kam es, daß ihr ſchon nach kurzer Zeit der Aufenthalt auf dem Bodenhofe verleidet war, und daß ſie ſich nach einer Veränderung ihrer Lage ſehnte. Aber woher ſollte die kommen? Geld hatte ſie zwar, da ſie die ganze Summe für das verkaufte Haus an ſich genommen hatte. Allein wie konnte ſie in einer Zeit, wo alle Verkehrsmittel durch die Kriegstransporte in Anſpruch genommen waren, wo für gewöhnliche Reiſende kaum an eine Beförderung zu denken war, daran denken, allein eine Reiſe zu machen und ſich ſo in ihrem einſamen, freudloſen Leben Zerſtreuung und Abwechſelung

zu verschaffen? Solche Gedanken waren es, die sie noch mehr beschäftigten und zum Nachgrübeln brachten, als, wie Bode meinte, der Gedanke an den Vater und der Schmerz über dessen Verlust.

Da stellte sich eines Tages Cornand auf dem Bodenhofe ein, der sie in ihrem Wohnorte aufgesucht und dort ihren jetzigen Aufenthalt erfahren hatte. Die Schauspielertruppe, bei welcher er bisher beschäftigt gewesen war, und die in einer Stadt des nördlichen Deutschlands ihre Vorstellungen gegeben hatte, war auseinander gegangen, weil die eingetretenen kriegerischen Verhältnisse sie nötigten, vor fast leeren Bänken zu spielen und ohnehin mehrere ihrer männlichen Mitglieder zum Heere einberufen worden waren. Als geborener Franzose blieb Cornand davon zwar befreit, aber daß man ihn als Franzosen nicht mit besonders günstigen Blicken ansah, konnte er bald merken und entschloß sich deshalb kurz, in die französische Heimat zurückzukehren. Ehe er dies aber that, wollte er sich doch noch einmal nach Amelie erkundigen, und als er hörte, daß ihr Vater gestorben sei, da wachte der Gedanke in ihm auf, daß sie sich jetzt vielleicht entschließen werde, ihm in seine Heimat zu folgen. Den Versuch, sie dazu zu bereden, wollte er wenigstens machen.

So kam er auf den Bodenhof und traf es dort für seinen Plan so günstig, daß Vater Bode zu Bette lag und den Empfang des fremden Besuches Amelie überlassen mußte, nach welcher derselbe auch gefragt hatte.

Wer beschreibt deren Erstaunen, als sie sich plötzlich dem alten Geliebten gegenüber sah, dessen männliche Schönheit eher zu- als abgenommen hatte! Wer hätte es von ihrem leichten Sinne anders erwarten können, als daß sie in dessen Arme flog, als er ihr die seinen feurigen Blickes entgegenbreitete! Die alte leidenschaftliche Liebe wachte mit einemmal wieder auf, und vergessen war der Bräutigam, vergessen der verstorbene Vater, vergessen der alte gute Mann, der jetzt gerade einer sorgsamen Pflege so bedürftig gewesen wäre, vergessen auch der Umstand, daß Cornand in der ganzen langen Zeit nichts von sich hatte hören lassen.

„Siehst du, daß ich Wort halte!“ flüsterte ihr Cor-

nand zu, als ſie mit dem Kopfe an ſeiner Bruſt lag. „Ich habe dir beim Abſchiede geſagt, daß ich nicht von dir laſſen, daß ich wiederkommen würde, dich mir zu holen. Nun bin ich da und halte dich in meinen Armen, und nichts ſoll uns wieder auseinander reißen.“

„Aber ich bin ja Braut,“ entgegnete Amelie dumpf und wollte ſich aus ſeinen Armen winden. „Du haſt mich an deinem Wiederkommen verzweifeln laſſen, und da habe ich endlich dem Drängen meines Vaters nachgegeben und mich einem andern verlobt.“

„Und liebſt du den?“ fragte Cornand, ſie feſthaltend.

„Nein!“ antwortete Amelie hart und feſt. „Ich habe mich nur dem Willen meines Vaters gefügt, aber von wirklicher Liebe habe ich nie etwas für den aufgedrungenen Bräutigam empfunden. So zärtlich auch ſeine Briefe lauteten, die er mir bis jetzt aus dem Kriege geſchrieben hat, ich konnte mich noch nicht überwinden, auf einen einzigen zu antworten.“

„Alſo noch gar ein Feind, der mein ſchönes Vaterland unglücklich machen und verwüſten hilft? Und deſſen Braut willſt du ſein, du, an die ich ſtets gedacht, die ich ſtets im Herzen getragen habe, wenn ich auch nicht ſchrieb, weil ich fürchtete, dein Vater könne dann von unſerem Verhältniſſe Kenntnis erlangen?“

„Alſo das war der Grund, warum du nicht ſchriebſt?“ fragte Amelie, indem ſie den Kopf erhob und ihn mit leuchtenden Blicken anſah, „und du haſt mich immer lieb gehabt und an mich ebenſo treu gedacht, wie ich an dich?“

„Es war ja mein ſchönſter, mein ſüßeſter Zukunftstraum, mit dir vereint zu werden und mit dir in meine Heimat zurückzukehren,“ antwortete Cornand und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Nun, dann fahre hin, Brautſchaft!“ rief Amelie entſchloſſen, „dann bin ich dein und folge dir, wohin du mich führſt. Hier bei dem alten, kranken Manne, in der leidigen Bauernwirtſchaft, von allem Umgang und Verkehr völlig abgeſchnitten, halte ich es ohnehin nicht länger aus. Und wer weiß, ob nicht eine franzöſiſche Kugel mich ſchon zur Witwe gemacht hat, ehe ich Frau war? Schon ſeit längerer Zeit iſt kein Liebesbrief mehr gekommen.“

„Und wann willst du mir folgen?“ fragte Cornand, sie stürmisch an sich ziehend.

„Je eher, je lieber! An Mitteln fehlt es mir nicht; denn ich habe den ganzen Kaufpreis für mein elterliches Haus glücklicherweise noch in Händen. Nur fort von hier! Nur fort, ehe der alte Mann wieder aus dem Bette ist und uns am Ende einen Strich durch unsere Rechnung macht!“

Mit welchem inneren Jubel vernahm dies Cornand, besonders das, daß Amelie so viel Geld in Händen habe! So ließ sich ja alles auf das leichteste ins Werk setzen, und er konnte sich eine Zukunft gründen, wie er sie ja ohnedies wohl nie erreicht haben würde. Seine Kunst hatte er doch demnächst an den Nagel hängen wollen, da sie ihm in der letzten Zeit nur zu einem recht ärmlichen Leben die Mittel geliefert hatte und ihn im Augenblicke völlig im Stiche ließ.

„Nun, denn,“ sagte er, „so sei es denn schon morgen. Denn wenn wir nach Frankreich wollen, so müssen wir eilen. Es bleibt uns schon jetzt nur die Möglichkeit, durch Belgien meine Heimat zu erreichen. So packe denn deine notwendigsten Kleider in ein Bündel und stecke dein Geld zu dir. Das Bündel wirf heute abend, wenn alles schläft, zum Fenster heraus. Du kannst ja zwei Lichter an das Fenster deines Zimmers stellen, damit ich sehe, wo dasselbe ist. Ich werde mich so lange in der Nähe aufhalten und das Bündel mitnehmen. Morgen gegen Abend machst du dann einen Spaziergang das Thal herunter, bis du den Wagen triffst, mit dem ich komme und auf dich warten werde.“

„Amelie sagte ohne alles Bedenken zu, und Cornand entfernte sich, indem er sich in Gegenwart der alten Lene, die sie im Hausflure trafen, in der förmlichsten Weise von Amelie verabschiedete.

„Wer war der schöne, feine Herr?“ fragte Lene, als Cornand draußen war.

„Ein Bekannter aus früherer Zeit,“ antwortete Amelie ein wenig verlegen, „der früher einmal bei uns gewohnt hat, und auf der Durchreise den Vater besuchen wollte. Er hat, als er nach uns fragte, gehört, daß wir

hierher gezogen seien, man hatte ihm aber nicht gesagt, daß der Vater schon gestorben sei. Sage das doch auch dem Onkel, damit er sich wegen des Besuchs keine Gedanken macht. Ich kann selbst nicht mehr zu ihm gehen; denn ich muß auf mein Zimmer gehen, weil ich furchtbare Kopfschmerzen habe. Die Erinnerung an die alte Zeit hat mich allzusehr angegriffen. Sieh nur, wie mein Kopf glüht!"

„Ja, das ist wahr," sagte arglos Lene, „der glüht ja wie lauter Feuer. Soll ich vielleicht ein heißes Fußbad bereiten? Das ist ein probates Hausmittel, um den Blutandrang vom Kopfe abzuziehen."

„Nein, nein!" entgegnete Amelie. „Das ist nicht nötig. Wenn ich nur Ruhe habe, so wird's bis morgen wieder gut sein. Ich will mich zu Bette legen und werde deshalb zum Nachtessen nicht herunterkommen. Sage dem Onkel, ich ließe ihm gute Nacht sagen und angenehme Ruhe wünschen."

„Will's ausrichten," sagte Lene, „und wünsche gute Besserung für das Kopfweh."

Als der Verwalter am Abende nach Hause kam, fragte er, was denn das für ein feiner Herr sei, der Besuch gemacht habe, und Lene gab ihm die Erklärung, die sie selbst von Amelie erhalten und auch ganz harmlos hingenommen hatte.

„Ei," meinte der Verwalter, „dem muß es aber sehr gut hier gefallen; denn als ich eben vom Rübenfelde heraufkam, sah ich ihn noch ganz langsam, als ob er gar keine Eile habe, umherspazieren und den Hof von allen Seiten betrachten. Und wenn er noch in die Stadt zurück will, hat er doch noch einen tüchtigen Spaziergang vor sich."

„Nun," sagte Lene, „es wird ihm gehen wie allen fremden Leuten, die zum erstenmal auf den Bodenhof kommen. Er wird finden, daß es ein Hofgut ist, wie man weit und breit kein schöneres antrifft."

Als Lene am andern Morgen an Amelies Thüre kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fand sie dieselbe verschlossen. Auf ihre Frage gab ihr Amelie zur Antwort, daß das Kopfweh noch nicht besser sei, und daß sie noch im Bette bleiben wolle, auch kein Frühstück

begehre. Wenn es gegen Mittag besser sei, werde sie zu Tische kommen.

Aber erst ziemlich spät am Nachmittag kam sie herunter, und zwar zum Ausgehen angekleidet.

„Ich muß durchaus ein wenig in die Luft gehen," sagte sie zu Lene. „Das Liegen im Bette hat mir nicht geholfen; im Gegenteile, mein Kopfweh ist davon noch ärger geworden. Wie geht es dem Onkel?"

„Etwas besser heute," lautete die Antwort. „Er hofft, daß er morgen wieder einmal aufstehen kann."

„Nun, hoffentlich ist es auch bei mir morgen besser," sagte Amelie. „Ich will mir nur ein Butterbrot mitnehmen, und dann meine Kopfschmerzen verlaufen."

Aber auch die Luft mußte das Kopfweh nicht haben vertreiben können, denn es wurde Abend, und Amelie war noch nicht zurück. Selbst die Nacht brach herein, ohne daß sie wiedergekommen wäre.

Lene wurde nun besorgt und meldete es ihrem Herrn.

„Sieh doch einmal auf ihrem Zimmer nach!" befahl dieser. „Vielleicht ist sie zurückgekommen, ohne daß du sie gesehen hast und sitzt oben in der Dunkelheit."

Aber nach wenigen Minuten kehrte Lene ganz bestürzt zurück und meldete: „Sie ist nicht oben; aber ihr Kleiderschrank steht offen, und ihre besten Kleider sind nicht mehr da. Auch das Schränkchen, in dem sie ihr Geld hatte, und das sie immer wohl verschlossen hält, ist offen, und das Kästchen, worin sie das Geld verwahrte, steht unverschlossen auf dem Tisch und ist leer."

„Wie? Was?" rief Bode erschrocken. „Da muß ich doch selber einmal nachsehen."

„Aber, lieber Herr," warnte Lene, „Sie werden doch jetzt am Abende nicht aufstehen wollen? Es ist recht kühl, und Sie könnten sich leicht wieder arg erkälten."

„Ach was!" sagte Bode. „Es war mir ja heute ziemlich wohl, und ich muß doch sehen, wie es sich verhält. Geh nur, ich werde sogleich nachkommen; denn wenn es sich wirklich so verhält, wie du sagst, so ist mir das höchst verdächtig."

Aber es war so, wie Lene berichtet hatte, und Bode konnte sich nun nicht mehr dem Verdachte verschließen,

daß Amelie freiwillig das Haus verlassen habe, um nicht mehr zurückzukehren. Er gedachte des mürrischen, verschlossenen Wesens, das sie seit dem Tode ihres Vaters angenommen, und das er lediglich dem Schmerze um dessen Verlust zugeschrieben hatte. Er dachte daran, wie sie sich immer mehr von den häuslichen Geschäften zurückgezogen hatte, die ihr doch anfangs so lieb gewesen waren, und wie oft ihm Lene geklagt hatte, daß sie nur das, was sie nicht wohl umgehen könne, unwillig und widerstrebend thue. Er wußte ja auch, daß das viele Geld in ihrem Besitze war und mußte gerade aus dessen Mitnahme schließen, daß sie nicht gesonnen sei, wiederzukommen.

Von diesen auf ihn einstürmenden Gedanken war der alte Mann wie betaubt und mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, um nicht umzusinken. Er sammelte sich jedoch bald wieder und befahl dem Verwalter, mit allen Knechten in der Richtung, welche Amelie nach Aussage der alten Lene für ihren vorgeblichen Spaziergang gewählt hatte, nach ihr zu suchen, wenn auch inzwischen die Nacht völlig hereingebrochen war.

Obwohl Lene in ihn drang, er möge sich doch wieder zu Bette legen, blieb er doch in den Kleidern, bis die Ausgeschickten zurückkamen und die Meldung brachten, die sie von heimkehrenden Landleuten empfangen hatten, daß eine Kutsche, worin ein Herr und eine Dame gesessen hätten, nahe bei der Stadt im schärfsten Trabe an ihnen vorübergefahren sei. Jetzt war kein Zweifel mehr: Amelie war ohne jeden Abschied heimlich entflohen, und zwar, wie sich fast mit Sicherheit annehmen ließ, mit dem Herrn, der sie gestern besucht hatte.

Wie das den alten Mann niederbeugte, der ohnehin in der letzten Zeit sehr schwach geworden war und seinen häufig wiederkehrenden Krankheitsanfällen immer geringere Widerstandskraft entgegenzusetzen vermochte! Und siehe, kaum hatte ihn der Verwalter in sein Zimmer zurückgebracht und ihm ins Bett geholfen, da stellte sich ein furchtbarer Schüttelfrost bei ihm ein, auf den bald ein Fieber folgte, so heftig, daß es alsbald den Geist des Kranken umnachtete.

„Wo steckt nur der Franz? Der Franz muß kommen?"

So redete er fortwährend irre und ſchrie endlich bei der immer ſteigenden Glühhitze anhaltend: „Franz! Franz! Schnell herbei, Franz!“

Und ehe noch der Arzt da war, nach dem der Verwalter ſofort einen reitenden Boten fortgejagt hatte, machte ein Schlag dem Leben des alten Mannes ein Ende.

Das alles erfuhr Franz Bode, als er endlich, nach-

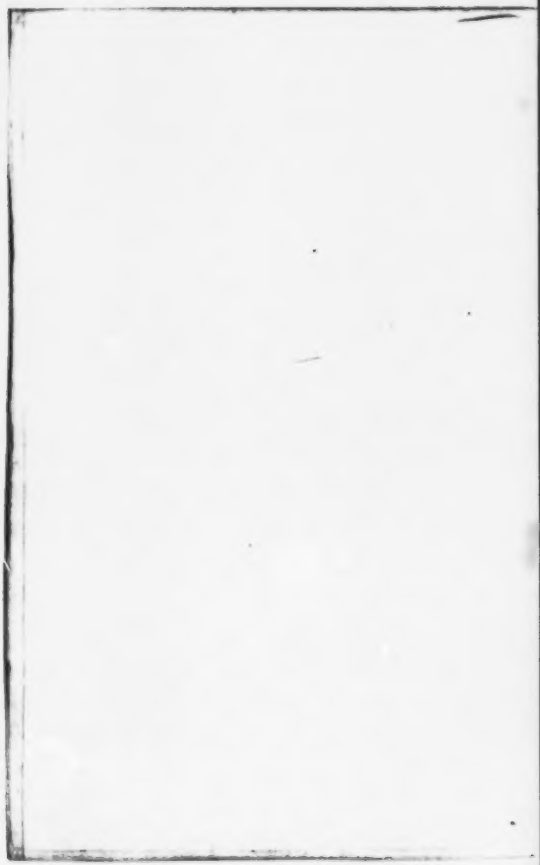

dem er noch in einigen Reservelazaretten längere oder kürzere Zeit hatte Station machen müssen, auf dem Bodenhofe anlangte. Er hörte es von der alten Lene und von dem Verwalter, der auf Anordnung des Gerichts in seiner Stellung geblieben war. Aber sie teilten es ihm nur auf sein ausdrückliches, dringendes Verlangen mit, als sie bemerkten, wie furchtbar ihn schon die ersten, oberflächlichen Mitteilungen angriffen.

Erklärt war ihm ja nun vieles von dem, was ihm bisher unerklärlich gewesen war. Nur das eine war ihm noch ein Rätsel, wie Amelie gerade an den Franzosen gekommen war, der sie entführt hatte. Aber auch dieses Rätsel wurde ihm durch den Notar gelöst, der Franz wenige Tage nach seiner Rückkehr, von der er gehört hatte, besuchte, um Rechenschaft über die Anordnungen zu geben, die er für den Bodenhof in Abwesenheit seines Besitzers getroffen hatte. Er wußte von Amelies Flucht, die schnell in der Stadt ruchbar geworden war, und erfüllte gern die Bitte, sich zu erkundigen, ob Amelie vor ihrer Verlobung etwa mit einem anderen Manne ein Liebesverhältnis gehabt habe. Das Ergebnis dieser Erkundigungen war denn, daß sie allerdings vor mehreren Jahren in dem Geruch gestanden habe, mit einem französischen Schauspieler ein kleines Verhältnis unterhalten zu haben, der dann aber nach seinem Weggange nichts mehr von sich habe hören lassen. Mehrere Leute wollten denselben aber vor einiger Zeit wieder in der Stadt gesehen haben.

Erklärt war nun auch für Franz der kühle Abschied, mit dem ihn Amelie entlassen hatte, als er ins Feld zog, und der ihm damals so weh gethan hatte. Es wurde ihm jetzt klar, daß Amelie keine wirkliche Liebe zu ihm gehabt, sondern wohl nur dem Drängen ihres Vaters nachgegeben habe, als sie sich mit ihm verlobte. War dies nun auch in seinen Augen eine Art von Entschuldigung für Amelie und ihre Untreue, so wurde doch sein eigener Schmerz dadurch nicht geringer. Er hatte die ganze volle erste Liebe seines unverdorbenen Herzens dem Mädchen zugewandt und konnte deshalb die erfahrene Täuschung nur sehr schwer überwinden. Glücklicherweise

war der Verwalter nicht nur ein überaus treuer und zuverlässiger, sondern auch ein gebildeter Mann, dessen Gesellschaft ihm die langen Winterabende erträglicher machte, als sie ihm gewesen wären, wenn er mit seinen trüben Gedanken und schmerzlichen Erinnerungen ganz auf sich selbst angewiesen gewesen wäre.

Als der Krieg beendet und der Friede geschlossen war, kehrte auch Hermann zurück. Aber er brachte ein lahmes Bein mit, das ihm in einem der letzten Gefechte eine französische Kugel verursacht hatte, und mußte darum auf eine Fortsetzung seiner militärischen Laufbahn verzichten. Gerne ging er auf den Wunsch des Bruders ein, er möge auf dem Bodenhofe bleiben und ihm bei der Verwaltung des Gutes behülflich sein. Franz war gewiß, mit dieser Einrichtung den Absichten des guten Onkels zu entsprechen, und beide Brüder lebten fortan in herzlicher Eintracht zusammen zur großen Freude der alten Lene, die bis zu ihrem bald eintretenden Tode auf dem Bodenhofe blieb.

Wohl wäre es gut gewesen, wenn nach ihrem Hinscheiden eine tüchtige Hausfrau auf den Bodenhof gekommen wäre. Aber keiner der Brüder dachte daran, sich zu verheiraten. Die schreckliche Erfahrung, welche Franz hatte machen müssen, hatte beiden jeden Gedanken daran verleidet.

---

4. Altes Gold.

„Wer nicht angespannt hat, dem kann man nicht vorspannen"

sagt eins unserer sinnigen Sprichwörter und trifft damit wieder nach allen Seiten hin so recht den Nagel auf den Kopf.

Denn wer einmal den Sprichwörtern hinter ihre Schliche gekommen ist und einsehen gelernt hat, daß sie viel mehr meinen, als ihre auf den ersten Blick so unscheinbaren Worte vermuten lassen, der weiß auch von vornherein, daß das unsrige da oben keine Fuhrmanns-Weisheit an den Mann bringen will, wie sie jeder Pferdeknecht

besitzt, sondern daß es auf Verhältnisse hinzielt, die mit den Worten gar nichts gemein zu haben scheinen.

Sollte es z. B. nicht im allgemeinen die Faullenzer im Auge haben, die andere Leute für sich möchten arbeiten lassen, ohne selbst die Hände zu regen, die ihre eigene Kraft nicht im mindesten anspannen, nicht einmal an die Deichsel ihres Lebenswagens herangehen, geschweige daran ziehen wollen, sondern ruhig meinen, warten zu dürfen, bis andere ihnen ihre Kraft und ihre Arbeit herleihen. Ihnen kann man ja nun freilich vorspannen, aber wer es thut, der ist ein Thor und handelt gegen das Wort der Schrift: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen."

Unser Sprichwort hat aber offenbar die besonderen Fälle im Auge, in denen der Fuhrmann doch nur Vorspann nötig hat, sei es, daß er zu schwer für seine Pferde aufgeladen hat und nun etwa einen steilen Berg hinauf nicht mehr weiter kann, sei es, daß er sich im Schmutz oder Schnee festgefahren hat, sodaß seine Pferde den Wagen nicht mehr allein von der Stelle bringen. Da geht dann der Fuhrmann nach Vorspann suchen. Wollte er dann aber seine eigenen Pferde von der Deichsel losmachen und die fremden voran an dieselbe hängen, so würde der Wagen wohl kaum vom Flecke kommen, wenn auch der Vorspanner thöricht genug wäre, seine Pferde dazu herzugeben und wenn auch diese noch so stark wären. Denn je weiter die Pferde von der Last entfernt sind, welche sie ziehen sollen, desto schwerer wird dieselbe für sie. Wo aber gar der Wagen im Kote feststeckt, da kommt er nimmer heraus, wenn nicht die Deichsel von den an sie gespannten Pferden regiert wird, sondern bald nach rechts, bald nach links schlägt, je nachdem das eine oder das andere Vorderrad in Bewegung kommt, während das andere in seinem Kotloche fest bleibt.

Merke: Hast du zu schwer geladen, etwa dadurch, daß du deine Sache sogleich zu großartig anfingst und dich in Schulden steckest, die dich nun nicht vorankommen lassen, weil die zu zahlenden Zinsen allen Verdienst aufzehren, spanne nur erst selbst an, indem du das großartige Wesen aufgiebst und dich hübsch sparsam einrichtest. Suche den

Leuten die Gewißheit zu geben, daß es dir ein wirklicher Ernst damit ist, von dem hohen Pferde, das du anfangs bestiegen hattest, wieder herabzusteigen, dann wirst du auch Leute finden, die dir vorspannen und dir aus deinen Verlegenheiten heraushelfen, weil sie nun wieder das Vertrauen zu dir fassen, das du durch dein großartiges Wesen verscherzt hattest. Vorher, ehe du selbst angespannt und dich bemüht hattest, den steilen Schuldenberg zu überwinden, konnten sie es nicht haben, jetzt werden sie es wieder gewinnen und dich nicht stecken lassen.

Oder: Bist du vielleicht ganz ohne eigenes Verschulden in Not und Bedrängnis geraten und bedarfst fremder Hülfe, um dich wieder herauszureißen, man wird dir dieselbe nicht leisten können, wenn du statt selbst alle deine Kraft mit anzuspannen, nur trostlos jammerst und klagst, aber nicht selbst überlegst und es dann auch denen, die dir helfen wollen, sagst, wo die Hülfe, die dir geleistet werden soll, einzusetzen hat.

Auch für den lieben Handwerkerstand enthält, meine ich, unser Sprichwort eine beherzigenswerte goldene Wahrheit. Ich denke dabei an die vielen, die sich selbst den Meistertitel beilegen und sich als Meister niederlassen, ohne ihr Handwerk so recht aus dem Fundamente gelernt zu haben. Von denen gilt ja das Wort: sie haben nicht angespannt. Wenn die nun eine Zeitlang mit ihrer Pfuscharbeit die Leute betrogen haben und ihre Kundschaft sich deshalb verzieht und die zu früh und zu leichtsinnig gegründete Familie kommt in Not: dann finden sich vielleicht wohlthätige Menschen, die für den Augenblick der eingerissenen Not beispringen. Aber „vorspannen" und helfen, daß Kundschaft und Verdienst sich wieder einstellen, das können sie nicht, weil sie den Pfuscher nicht zum Meister machen können.

Item, es gilt aber auch in allen andern Ständen und Berufsarten für die, welche in der Jugend nichts hatten lernen wollen und dann nachher auch im Leben nichts leisten können. Denen ist auch nicht zu helfen, und sie müssen sich, wenn es überhaupt noch möglich ist, wohl oder übel dazu bequemen, im Alter nachzulernen, was sie in der Jugend zu lernen versäumten, sie müssen „an-

ſpannen", damit man ihnen vorſpannen kann. Wollte man die Herren Socialdemokraten darauf anſehen, wieviele unter ihnen ſo in der Jugend angeſpannt hatten oder nicht, man würde wohl bei nicht wenigen finden, daß ſie es nicht gethan haben, und wollen jetzt vom Staate, wie ſie ſich ihn träumen, vorgeſpannt haben, damit ihr Lebenswagen luſtig dahinrollen könne.

Merke: Spanne bei Zeiten an, und zwar die Pferde nicht hinter, ſondern vor den Wagen, dann wirſt du ohne anderen Vorſpann als den, welchen der liebe Gott uns allen überall leiſten muß, vorankommen, und wenn du einmal menſchlichen Vorſpann nötig haſt, wird er dir nicht fehlen.

5. Rätſel.

Ich bin, vom Indiſchen Meere beſpült,
An des fernen Arabiens Küſte.
Dem Handel dien' ich, doch rings um mich her
Iſt alles nur traurige Wüſte.

Nun ſetze zum Kopf ein Zeichen mir vor,
So ſiehſt du die Wüſte verſchwunden,
Und herrlich prangt um mich her die Natur
Wie ſie ſchöner nicht leicht wird gefunden.

Mit anderem Zeichen am Kopf werd' ich
Zum dünnen, unscheinbaren Dinge,
Das niemand jedoch entbehren kann,
Der Höchste nicht, nicht der Geringe.

Und wieder mit anderem Zeichen am Kopf
Mußt du mich suchen und nützen,
Wenn etwas du brauchst; doch werd' ich dich auch
Vor Sonne und Wetter beschützen.

Mit nochmals anderem Zeichen am Kopf
Wirst nie du mich lieben lernen,
Und wo ich mich bilde, dich stets bemühn,
Mich bald und schnell zu entfernen.

Nun setze ein anderes Zeichen zuletzt
Noch einmal mir an die Spitze,
Dann werd' ich ein Teil deines Leibes gar.
Nun rat' mich mit deinem Witze!

6. Noch eins.

Vor dem Ganzen mußt du eilen
Zu der Ersten, wenn du nicht
Vor derselben sollst verweilen
Mit verdrießlichem Gesicht.

Denn der Ersten wehrt die Zweite
Dir zu Willen noch zu sein,
Wenn das Ganze sie auch beide
Friedlich machen im Verein.

7. Anekdoten aus Kindermund.

Annchen ist von ihrem Vater in eine Gartenwirtschaft mitgenommen worden, geputzt in ihr neues, helles Kleid. Der Vater hat ihr eine Tasse Kaffee geben lassen; aber unvorsichtig und hastig, wie sie ist, schüttet sie sich dieselbe über das neue Kleid.

„Aber, Änchen, was wird die Mutter sagen?!“ zürnte der Vater.

„Sie wird dich tüchtig auszanken,“ entgegnet Änchen ruhig.

„Mich?“ fragt erstaunt der Vater. „Aber ich habe dir doch den Kaffee nicht übergeschüttet, sondern du selbst?“

„Ja,“ antwortete Änchen, „aber sie wird dich zanken, daß du nicht besser auf mich achtgegeben hast.“

„Ach, wenn doch das Christkindchen schon dagewesen wäre!“ seufzt Fritz im Tone des höchsten Unbehagens und schiebt das Buch beiseite, das ihm die Mutter zum Bilderbesehen gegeben hat.

„Na, nur hübsch Geduld, Fritz!“ tröstet die Mutter, „das Christkindchen wird dir auch gewiß etwas recht Schönes bringen, weil du schon ein paar Tage so brav gewesen und bei dem schlechten Wetter hübsch zu Hause geblieben bist.“

„Ich wollte aber, es wäre schon dagewesen!“ fährt Fritz fort und stampft dabei mißmutig mit dem Fuße auf.

„Aber warum hast du's denn so gar eilig, daß du nicht noch die paar Tage warten willst?“

„Ja,“ erklärt Fritz, „dann brauchte ich auch nicht mehr brav zu sein.“

Der Lehrer hat in der Rechenstunde folgende Aufgaben gegeben: Wieviel Zinsen tragen 15 Mark, wenn sie auf sechs Wochen zu 2½ Prozent ausgeliehen werden?

Während die anderen Schüler den Kopf anstrengen, um die Aufgabe zu lösen, sieht der Veitel zum Fenster hinaus und bekümmert sich offenbar nicht im geringsten um die Aufgabe, er, der fixeste und sicherste Kopfrechner.

„Nun, Veitel, warum rechnest du nicht mit, sondern gaffst durchs Fenster?“ fragt der Lehrer.

„Herr Lehrer,“ lautet in wegwerfendem Tone die Antwort, „15 Mark auf sechs Wochen zu 2½ Perzent, das is kai Geschäft.“

---

8. Ein hartes Herz.

Dorfgeschichte von **Armin Stein.**

Erstes Kapitel.

Klein nur war's, das Dörflein Laningen. Es zählte im ganzen nur sechzehn Feuerstätten. Der Schulmeister hatte nicht viel über zwanzig Kinder in der Schule und darum ein schmales Bareinkommen, war auch auf das Reihum-Essen angewiesen und mußte es sich bei besonderer Ungunst des Schicksals gefallen lassen, daß er in der Woche siebenmal hintereinander gelbe Erbsen mit Pökelfleisch vorgesetzt bekam. Verlor sich auch selten einmal ein Balsamträger oder Bückingshändler nach dem winzigen Ort, da man ihn nicht für voll ansah und die Abschwenkung von der Heerstraße nicht für lohnend hielt.

So klein aber das Dorf war, so schmuck war es, so freundlich lag es da im grünen Thalgrund und den Berg hinauf. Von dem Gipfel der Höhe schaute das kleine uralte Kirchlein herab auf die Häuser, wie der Hirt auf seine Herde. An das Gotteshaus lehnte sich die Schule — einen Pfarrer gab's im Orte nicht, der wohnte eine gute Stunde weit ab im Mutterdorf.

In halber Höhe des sanft ansteigenden breiten Rückens lag ein stattlicher Hof, der gehörte dem sogenannten Bergbauer, und rings herum wohnten in ihren Hütten die dazu gehörigen Dreschersamilien, noch etwas weiter bergab lag die Dorfschmiede und ein Kuhbauerngehöft.

Die übrigen Häuser des Dorfes befanden sich unten in der Thalebene zu beiden Seiten des Baches, welcher sich in vielfachen Krümmungen zwischen ihnen dahin wand, im Hochsommer manchmal dem Verlechzen nahe, im Frühjahr aber beim Auftauen oft von bösartigem Charakter, denn da bekam er reichliche Speisung von den Bergen.

Das Wasser war mächtig genug, eine Mühle zu treiben. Sie lag am Eingang der Ortschaft; ein stattliches Gebäu, eine Zierde des Dorfs. Das eigentliche Mühlgebäude war

vor einem Jahr von Grund aus neu gebaut, und auf dem Dach des eben gerichteten Wohnhauses waren die Zimmerleute beschäftigt, einen Tannenbaum an dem obersten Giebelsparren zu befestigen, zum Zeichen, daß ihre Arbeit beendet sei und der Richtschmaus angehen könne.

„Helf Gott, Kilian!“ rief ein des Wegs daherkommender Bauer dem ältesten der Werkleute zu. „Laßt euch den Braten gut schmecken!“

Der Angeredete verzog den Mund. „Riechen thut's noch nicht danach, und wir werden uns diesmal wohl das Maul wischen.“

„So?“ fragte der Bauer. „Ja, freilich, der Müller schaut jetzund immer drein, als wollte er sich mit der ganzen Welt prügeln. Adjes, Kilian!“

„Adjes, Leberecht!“

Drinnen in der Feise, der kleinen Mühlstube, in welcher sich während des Baues die Bewohnerschaft des Mühlgehöfts zusammenquetschen mußte, saß der Wassermüller Zacharias Kohleis an dem Eichentisch und wühlte in dem vor ihm liegenden Haufen von Papieren.

Es war ein kräftiger, breitschultriger Mann in der Mitte der dreißig. Pechschwarzes Haar umrahmte ein nicht unschönes Gesicht mit einem Paar schwarzer, glühender Augen. Eine besondere Zierde desselben war der wohlgepflegte Schnurrbart, an den Enden in der Regel sorgfältig gedreht; den übrigen üppigen Bartwuchs beseitigte das täglich in Bewegung gesetzte Schermesser. Verriet sich hier schon des Mannes Eitelkeit, so kam diese auch zum Vorschein in seiner Kleidung. Selbst bei der Arbeit trug er sich apart, und heute, wo er aus der Stadt zurückgekehrt war, machte er den Eindruck eines vollendeten Stutzers, weshalb er denn auch im ganzen Dorfe der „Baron“ hieß.

Heute war der Müller in der übelsten Laune. Die Stirn war in tiefe Falten gelegt, der Schnurrbart hing auf der einen Seite zerzaust hernieder und die Lippen preßten sich fest aufeinander. Was ihm die Stimmung verdorben hatte, das waren die Baurechnungen, denn was er bisher hatte zahlen müssen, das ging schon weit über den Anschlag, und was war noch alles zu erwarten!

Indem klopfte es und herein trat Meister Zabel, der Zimmerer.

„Guten Tag, Gevatter! Da komme ich wohl gerade recht? Ihr seid, wie ich sehe, einmal beim Zusammenaddieren, so nehmet das hier noch dazu — es ist dann ein Bezahlen.“

Damit überreichte er ihm eine Rechnung.

Des Müllers Gesicht verfinsterte sich noch mehr, und unter dem Schnurrbart murmelte ein vierschrötiger Fluch. „Es ist doch gerade, um aus der Haut zu fahren! Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Hätt' ich doch die Hand von der Sache gelassen!“

„Na, na,“ beschwichtigte der Zimmermeister, „wer so steht wie Ihr, des Bergbauern Eidam — — —“

„Redet Ihr auch das dumme Zeug?“ fuhr der Müller auf. „Thut doch nicht, als wüßtet Ihr nicht, wie mich der Alte hinters Licht geführt hat. Er ist ein Hallunke, so weit er warm ist.“

„Der Bergbauer?“ fragte der Meister mit der Gebärde des Erstaunens. „Von der Seite kenne ich ihn ja noch gar nicht.“

„Ich will ihn Euch kennen lehren,“ versetzte der Müller. „Wieviel meint Ihr, daß er seiner Tochter mitgegeben?“

„Na, fünf Tausend!“ sagte der Meister. „Das weiß ja jedes Kind.“

„So, weiß es das?“ höhnte Kohleis. „Ich weiß nichts davon. Tausend Thaler habe ich zu sehen bekommen; die andern vier Tausend hat der alte Filz im Kasten behalten, um sicher zu gehen. Seiner Tochter hätte es ja auch so gehen können wie meiner ersten Frau, die kinderlos hinstarb, dann hätte er das Vermögen hinterher geworfen gehabt. Seine Befürchtung ist nun auch eingetroffen: mein zweites Weib ist mir auch wieder gestorben; aber unglücklicherweise ist ein Kind da, und darüber ist der Alte wild. Ich habe nun das Geld für das Kind gefordert — was hat er gesagt? ‚Laß es nur bei mir stehen, Zacharias‘, hat er gesagt; ‚wenn ich tot bin, kriegst du's mit Zins auf Zins.‘“

„Na also!“ fiel der Meister ein. „Was wollt Ihr mehr? Das Geld ist Euch doch unverloren!“

Nenn' mich nicht Mutter, rief die Blinde, der du mein armes Kind verfolgst und es an den Rand des Grabes gebracht haſt! —

Ach, Mutter, flüſterte Suſel, ſeid ihm nicht böſe; er hat mich ja immer lieb gehabt.

Eine ſchöne Liebe! rief die ſtets aufgeregter werdende Blinde. Eine ſchöne Liebe, die dir Werke des Haſſes thut.

Und doch Liebe, ſagte Ulrich. — Mutter, Suſel hat mir das Jawort gegeben, weil ſie mich lieb hat. Ich ſchwör's Euch, und Gott iſt Zeuge, ich habe nur ſie lieb gehabt; aber Gott der Herr hat mich umgewandelt. Sie will mein Weib werden und Ihr ſollt keinen beſſern, treuern Sohn auf Erden finden, als mich.

Die Blinde taſtete nach ihres Kindes Hand. Suſel, ſagte ſie, lügt er auch nicht? —

Mutter, ſagte das Mädchen, er hat's ja vor Gott geſchworen, glaubt ihm doch!

Und du willſt ihn nehmen? fragte ſie.

Ja, Mutter! ſagte Suſel.

Ach, was will ich arme Frau machen, ſagte ſie. Ich kann ja nicht ſehen, wie es ſteht; will gegen dein Glück nicht ſein. Aber, Ulrich, Ulrich, du haſt viel gut zu machen!

Ich will's, und mein ganzes Leben ſoll's beweiſen, daß ich will, ſo wahr mir Gott der Herr helfe!

Amen; ſagte die Blinde und legte ihre ſegnende Hand auf die Häupter ihrer Kinder.

Jetzt ſprang Ulrich auf und eilte hinweg.

Sein Vater ſaß an der Bibel und las, als er herein trat, ſo haſtig, wie ſonſt.

Seit Suſel's Krankheit war ſeine Mutter alle Tage zu ihr gegangen, und der Alte war ſtets begierig bis ſie wiederkam. Er ſah mit Freuden die völlige Aenderung in Ulrich's Weſen. Er war ſtille, ſanft und ruhig geworden. Dennoch hatte es

Der Müller verzog bitter das Gesicht. „Das heißt, zwanzig Jahre warten, ehe ich's in die Hände kriege, denn der Alte hat eine eiserne Natur. In zwanzig Jahren aber kann ich zwanzigmal zu Grunde gegangen sein. In der Hoffnung auf die Mitgift meiner Frau habe ich den Bau angefangen — nun sitze ich in Schulden bis über die Ohren und muß eine Hypothek nach der andern aufnehmen. Ich sage Euch, Gevatter, ich kann kaum noch Atem holen, aber der Alte da oben auf dem Berge sitzt ganz ruhig in seinem Stuhl und zählt seine Thaler."

„Ihr habt Euch in die Hitze geredet," unterbrach der Meister Zabel den Müller, „da schwätzet Ihr dummes Zeug. Ich behaupte, Ihr braucht auf des Bergbauern Tod nicht zu warten, Eure Mühle kann schon ein paar Hypotheken vertragen. Möchte wohl wissen, was Ihr jährlich zurücklegt! In drei, vier Jahren seid Ihr wieder heraus."

„Seid Ihr so klug?" eiferte Kohleis. „Ihr werdet ja sehen, wie lange Ihr auf Eure Rechnung werdet warten müssen. — Und nun thut mir den Gefallen und laßt mich jetzt in Ruhe — Ihr seid mir gerade zur unrechten Stunde über den Hals gekommen."

Meister Zabel hielt es für das Geratenste, sich zurückzuziehen, doch that er es nicht, ohne zuvor seine Rechnung auf dem Tisch niedergelegt zu haben.

Zacharias Kohleis der Wassermüller hatte, wie man im Orte sagte, mit seinen Weibsen kein Glück gehabt. Er war zweimal verheiratet gewesen. Die erste Frau, von deren Vater er eine ansehnliche Mitgift zu erwarten gehabt hätte, war bei dem Hochzeitsschmaus plötzlich in Krämpfe gefallen: ein verschluckter Pflaumenkern war ihr in den Blinddarm geraten, und am andern Morgen war sie eine Leiche. Die zweite Frau, des Bergbauern Tochter, hatte ihm nach einem Jahr ein Kindlein geschenkt, war aber dabei selbst ums Leben gekommen. Wäre sie am Leben geblieben, der Vater hätte sich vielleicht noch bewegen lassen, die in Aussicht gestellten viertausend Thaler herauszurücken; nun aber fühlte er dazu keine Veranlassung und setzte dem stürmischen Drängen des Schwiegersohnes eine eherne Ruhe entgegen. Und das umsomehr, als er sah, wie der Hang zum Großthun und zum Leicht-

sinn, der schon von jeher in dem Müller gelegen, immer mehr wuchs und ihn von einer Tollheit in die andere jagte.

Kohleis warf nun auf den nach seiner Meinung herzlosen und stinkend-geizigen Bergbauern einen tödlichen Haß. Er konnte ihn nicht mehr ersehen, und als er ihm einmal auf einsamem Pfad begegnete, da kam's zu einem wilden Wortgefecht, ja es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Eidam dem Schwiegervater an den Hals gegangen.

So war denn zwischen den beiden Männern aller Verkehr zerschnitten. Begegneten sie sich auf dem Dorf, so wich einer dem andern aus, und in der Schenke desgleichen, so daß eines Abends der Hufschmied die Bemerkung machte: „Der Bergbauer und der Wassermüller sind wie Sonne und Mond: wenn der eine kommt, dann geht der andere."

Zweites Kapitel.

Auf dem Hof des Bergbauerngutes, da, wo die Scheune sich im rechten Winkel mit dem Kuhstall traf, stand eine alte Linde. Ihre Äste machten sich so breit, daß die äußersten Spitzen ein Fenster berührten, welches über dem Stall befindlich war. Hier lag das Auszüglerstüblein, welches schon seit einem halben Jahrhundert die abgelebten Besitzer des Hofes in seinen stillen Frieden aufgenommen hatte.

Es war eng und niedrig, aber über die Maßen traulich und behaglich. Aus dem dunklen Hintergrunde leuchteten die hellbunten Gardinen des Himmelbetts, und in der Nische zwischen Wand und Kachelofen stand der alte, krummbeinige, mit schwarzem Leder bezogene Lehnstuhl, der schon die Vorväter bei Freud und Leid mit offenen Armen umfangen hatte.

Der enge Raum wurde von vier Geschöpfen bewohnt: dem alten Bergbauer, einem Pudel, einem Kater und einem Star. Dem Greis waren diese Tiere Tröster in seiner Einsamkeit. Da die Menschen ihm in seinem Leben so viel Verdruß und Herzeleid eingeführt hatten, so hatte er sich an das Tierreich gewendet und sich da Kameraden gesucht. Die waren ihm gut, die thaten ihm nichts zu Leide,

im Gegenteil, sie bemühten sich, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben und ihm gefällig zu sein. Der Pudel machte auf Verlangen allerlei possierliche Kunststückchen, der Star pfiff: „So leben wir“ und der Kater ließ es sich nicht nehmen, des Nachts zu den Füßen seines Herrn zu liegen und ihm die Sohlen zu wärmen „gegen die Gicht“.

Er hatte viel durchmachen müssen in seinem Leben, der alte Samuel Hecht: erst mit seiner Frau, die er acht ganze Jahre lang krank gehabt hatte. Dann war er selber zum Liegen gekommen, da er einmal von der Emportenne herabgestürzt war und sich den rechten Unterschenkel gebrochen hatte. Weiter war ihm dann sein ältester Sohn, der sein Liebling war, ein Bursch mit einem schmucken Apfelgesicht und anschlägigen Kopf, im dreiundzwanzigsten Lebensjahr eines jähen Todes gestorben, und der jüngere hatte das Gut übernehmen müssen, der ebenso einfältig war als der andere gescheit, und ebenso querköpfig als der andere liebenswürdig. Derselbe hatte bereits seinen sechsundzwanzigsten Geburtstag gefeiert, aber ans Heiraten dachte er trotz der unermüdlichen Bitten und Mahnungen des Vaters noch nimmer. Und um nun das Elend voll zu machen, hatte der alte Bergbauer zuletzt auch noch der einzigen Tochter ins Grab sehen müssen und dazu den Ärger zu tragen, daß sein Eidam, der Wassermüller, ihm von wegen der Mitgift spinnefeind geworden war.

Unter solchen Schicksalsschlägen war er mürbe geworden und hatte sich aufs Altenteil zurückgezogen, um den Rest seiner Tage in stiller Beschaulichkeit zu verbringen. Die ganze Woche freute er sich auf den Sonntag, da konnte er zur Kirche gehen und sich an Gottes Wort erquicken. Sonst ging er wenig aus: ins Feld hinein und zu dem alten Schulmeister, seinem langjährigen Freunde, zu Zeiten auch in die Dorfschenke, wenn er hoffen konnte, seinen Eidam dort nicht zu treffen.

Er saß, die Hände auf dem Schoß gefaltet, in seinem Armstuhl und war eingeschlafen. Zu seinen Füßen schmarchte der Pudel mit dem Kater um die Wette, während der Starmatz, in tiefe Betrachtungen versunken, in dem Filzschuh des Alten seine Niederlassung genommen hatte.

Draußen tobte der Novemberwind und zauste der Linde

die Zweige, trieb auch schwere Regentropfen, mit Schnee gemischt, gegen die Scheiben und verführte ein schreckliches Geheul. Trotzdem klopfte es an die Thür, und der Schulmeister trat in die Stube.

Es that ihm leid, den Alten im Schlummer gestört zu haben, aber der Erwachte bewillkommnete ihn mit großer Herzlichkeit, indem er meinte, er wäre nur eingeschlafen, weil er nichts Besseres vorzunehmen gehabt hätte.

Der Bergbauer ging nach dem Uhrgehäuse und langte dem Freund eine lange Pfeife heraus, die er ihm mit

Knaster stopfte. Bald waren die beiden Männer in Dampf gehüllt, daß sie sich noch kaum erkennen konnten, aber um so besser ging das Geplauder.

„Gestern," sagte der Schulmeister nach einer Weile, „sah ich den lahmen Schneider Sengst aus Allmerstedt, der das Bügeleisen in die Ecke geschoben und sich aufs Freiwerben gelegt hat, unter meinem Fenster vorbeihumpeln. Da dachte ich flugs: Sollte der vom Bergbauernhof kommen?"

„Jawohl," nickte der Bergbauer, „dagewesen ist er und seinen Schnaps hat er auch gekriegt, aber weiter nichts. Mit dem Christoph ist ja einmal nichts aufzustellen. Ich hab mich nun darein ergeben, daß ich's nicht mehr erlebe, eine Schwiegertochter auf dem Hof zu sehen. Es ist ein Elend! Die alte Katharine thut ja ihre Schuldigkeit, aber sie ist doch immer nur eine Magd, und unsereins möchte doch einen Menschen um sich haben, mit dem man einmal ein vernünftiges Wort sprechen und gegen den man sein Herz ausschütten kann. Könnt's mir glauben, Schulmeister, wenn man immer so allein für sich ist, da trocknet einem inwendig die Seele zusammen. Sehet dort den alten Geranium im Fenster, der den Tod im Leibe hat: just so ist's mit mir. Das kleine Lenchen, mein Enkelkind, ist noch meine einzige Freude. Die Kindsmagd ißt für ihr Leben gern Bratäpfel und weiß, daß bei mir immer welche in der Ofenröhre liegen, da kommt sie öfter mit dem Kind den Berg herauf, und ich schäkere dann ein Stündchen mit dem lieben kleinen Ding, das ganz die Augen seiner Mutter hat. Da wird mir's dann immer wohl und weh zugleich. Du lieber Gott, wie wenig ist mir doch geblieben von dem, das einst mein eigen war!"

„Wenn doch der Kohleis," fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er sich die erloschene Pfeife wieder angezündet hatte, „ein vernünftiger Mensch wäre, daß man mit ihm in Frieden leben könnte! Daß er solchen mordsmäßigen Haß auf mich geworfen, als wäre ich sein Feind, das frißt mir das Herz ab. Aber sagt selber, konnte ich anders handeln, als ich gehandelt habe? Ich bin überzeugt, es wäre sein Unglück gewesen, wenn er die Mitgift seiner Frau gleich ganz und voll in die Hände bekommen hätte. Das

hätte den Hochhinaus und Thunichtgut noch vollends toll gemacht. Jetzt klagt und seufzt er unter der Last der Schulden, die er auf dem Buckel hat, aber er sollte sich doch sagen, daß das Schuldenmachen seine eigene Schuld ist. Überdem meine ich: so ein bißchen Sorge ist ihm gut, wie einem wilden Hengst der Kappzaum: sie duckt ihn und verleidet ihm die dummen Streiche. — Was, schimpfen thut er auf mich? O, bedanken sollt er sich bei mir, daß ich ihm das Geld verwahre. Meinen Tod wünscht er herbei? O, je länger ich lebe, desto besser für ihn, denn ich lege Zins auf Zins, und da wächst das Kapital, wie Kartoffeln in der Kleestoppel. Aber der Narr sieht das nicht ein, er kann die Zeit nicht erwarten, bis man mich aus der Welt läutet."

Der Schulmeister saß, nachdem der Bauer geendet, nachdenklich da, hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und gab keinen Ton von sich.

„Was habt Ihr?" fragte der Bergbauer.

„Ich sinne darüber nach," versetzte langsam der Schulmeister, „wie es zwischen Euch und Eurem Eidam wieder Frieden werden kann."

Der Bergbauer hob schnell den Arm. „O, wenn Ihr das fertig kriegtet, in Gold faßte ich Euch."

Der Schulmeister schüttelte lächelnd den Kopf. „So meine ich's nicht, als könnte ich der Friedensengel sein. Was bin ich denn in den Augen des Müllers? Der Mann taxiert ja jeden Menschen nur nach dem, was er hat. Wie er voriges Jahr geschlachtet hat, da hat er zu dem Schlächter gesagt: ‚Macht dem armen Schulmeister die Wurst ein bißchen länger!' Nein, ich wollte Euch nur einen Rat geben, wie Ihr es anzufangen habt, ihm den starren Sinn zu brechen."

„Habt Ihr einen Rat?" fragte der Bauer begierig.

Der Schulmeister erwiderte: „Ich sage Euch nichts Neues, ich verschreibe Euch das uralte Rezept: Liebet eure Feinde! Die Liebe überwindet alles, sie ist stärker als der Haß. Versucht's damit, Bergbauer!"

Der Angeredete legte die Hand auf die Brust. „Gott ist mein Zeuge, mir liegt es fern, dem Widersacher Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn mir die Galle

in die Leber läuft, gleich bitt' ich den Herrgott, er solle mich still machen und sanft, daß ich nicht wieder schelte, wie ich gescholten werde."

„Ich weiß, ich weiß," bestätigte der Schulmeister, indem er dem Freunde die Hand auf den Arm legte. „Aber ich meine, bei dem harten Herzen des Müllers reicht das nicht aus. Bei dem muß es dicker kommen, wenn's ihm an die Nieren gehen soll. Ihr müßt von der Verteidigung zum Angriff übergehen: Ihr müßt ihm einheizen, Ihr müßt feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln."

„Hm!" brummte der Bergbauer, indem er die Stirn mit der Hand bedeckte. „Auch das will ich gerne thun, wenn sich nur Gelegenheit bietet."

„Suchet sie, so werdet Ihr sie finden," versetzte der Schulmeister, und der Bergbauer reichte ihm die Hand, als wollte er sagen: „Ja, ich will thun, was menschenmöglich ist."

Drittes Kapitel.

Auf dem Bergbauernhof gab's zu Beginn der Adventszeit viel zu thun: die winterliche Ruhe, welche da der Landmann genießt, ward unterbrochen durch die Pflicht, die Speise- und Rauchkammer mit Fleischware zu füllen.

Aus dem Kuhstall wurde die schwarzbunte Schecke gezogen, welche schon längere Zeit auf der Mast gestanden hatte, die mußte nun ihr junges Leben lassen. Das gleiche Schicksal traf vier Schweine.

Schon in aller Frühe wurde das Werk begonnen: das Henkergeschäft wurde bei der Laterne abgemacht. Als es an der Turmuhr neun schlug, war das Wellfleisch im Kessel schon gar, und die Katharine deckte in der großen Stube den Tisch zum Frühstück. Die Leute, welche beim Schlachten beschäftigt waren, ließen sich das Wellfleisch und das Sauerkraut wohl schmecken, sprachen auch, zu besserer Verdauung, dem Nordhäuser tapfer zu.

Der alte Bergbauer, welcher mit am Tisch saß, beauftragte Karoline, die Großmagd, eine Portion des delikaten Fleisches nebst einer halben Niere und der nötigen Zuthat von Sauerkraut nach der Wassermühle zu tragen.

Christoph, der junge Bergbauer der die Bestellung vernommen hatte, riß die Augen weit auf. „Was sagt Ihr, Vater? Dem Kohleis wollt Ihr was schicken? Ist Euch der Nordhäuser schon zu Kopf gegangen?“

Dem Alten war es unangenehm, daß die Angelegenheit vor den Ohren der anderen zur Sprache kam, und winkte schnell ab: er hätte das nur so hingesagt, ohne sich was Rechtes dabei zu denken. Am Abend aber, als die Würste fertig waren, packte er von dem ihm zustehenden Teile eine Rotwurst, eine Leberwurst, eine Schwartenwurst und zwei Bratwürste in einen Korb und gab diese dem Hofjungen mit der Weisung, ihn in der Wassermühle abzugeben.

Mit der Empfindung innerer Befriedigung ließ er sich in seinen Lehnstuhl nieder. Der gute Rat des Schulmeisters hatte ihm immer vor Augen gestanden — nun war er froh, eine Gelegenheit zur Vergeltung des Bösen mit Gutem gefunden zu haben. Mochte auch die Gabe an sich von geringem Wert sein, er hoffte doch, der Empfänger werde die Gesinnung erkennen, mit welcher dieselbe gespendet worden sei, und einen Stoß gegen das Herz bekommen.

Eine Viertelstunde hatte er, den Kater auf dem Schoße streichelnd, still dagesessen, da kam der Hofjunge wieder in Sicht und brachte mit dem Korb die Botschaft: „Der Müller Kohleis läßt Euch ein schönes Kompliment bestellen und sagen, seine drei Schweine im Stall lieferten ihm Würste genug.“

„Was?“ rief der Alte verdutzt und sprang aus seinem Stuhl empor, um den Korb zu heben. Wahrhaftig, der Korb war noch voll, die Gabe war schnöde zurückgewiesen!

Durch die Seele des Greises ging ein tiefes Wehgefühl. Er fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen und stöhnte dumpf.

„Ich hab's mir bald gedacht,“ meinte der Hofjunge, „und Ihr hättet es nicht thun sollen.“

„Ach, geh deiner Wege, dummer Junge,“ schalt der Alte. „Was verstehst du denn von der Sache?“

Als der Bursch hinweg war, fiel der Bergbauer wieder in seinen Stuhl. Die Thränen traten ihm in die Augen, die Hände ballten sich auf den Knieen, und der Pudel,

welcher an ihm in die Höhe sprang, bekam einen unsanften Stoß, daß er winselnd unter das Bett kroch.

Der Müller hatte ihm durch seine groben, grimmigen und bissigen Worte schon manchen Stoß ins Herz gegeben, aber so weh hatte ihm noch keiner gethan. Unsägliche Bitterkeit durchzog die Seele des sonst so gelassenen, gutmütigen Mannes und nahm ihn so dahin, daß er die ganze Nacht kein Auge schloß.

Am andern Morgen wollte er zum Schulmeister hinauf und dem seine Not klagen, doch besann er sich eines anderen und hängte die Pelzmütze wieder an den Nagel. Was ihn zurückhielt, war ein Wort, welches vom Hof her in sein Ohr klang. „Auf einen Hieb fällt kein Baum," bemerkte der Dreschet Amelang gegen den Großknecht, mit welchem er beschäftigt war, einen mächtigen Eichkloß zu spalten.

Dieses Wort machte ihn nachdenklich. Er bezog's auf sich und nahm's für eine Predigt, welche ihm der Herrgott halten wollte.

„Sein Herz ist hart wie der Eichkloß," murmelte er vor sich hin. „Es wäre zuviel verlangt, wenn's auf den ersten Stoß weich werden sollte. Aber wart, Zacharias, Ruhe laß ich dir nicht, es kommen noch mehr Stöße!"

Und nun saß er viel in seinem Stuhl und ließ sich allerlei Gedanken durch den Kopf gehen, bis er endlich einen gefunden hatte, den er festhielt.

Er glaubte es an allen vier Zipfeln zu haben. „Von vorn ist dir nicht beizukommen, Zacharias, so will ich von hinten herum kommen. Auf den Sack schlägt man und den Esel meint man."

Noch an demselben Tag zog er sich die neue, wildhautene Hose und den langen, blauen Rock an, hängte den großen Mantel mit dem siebenstockigen Kragen um, nahm die alte, weitläufige Jagdtasche über die Schulter und stiefelte nach der Stadt.

Es war schon Nacht geworden, als er zurückkehrte, bepackt wie ein Kamel.

Als am andern Tag der Alt-Eisen-Kaspar aus der Stadt mit Christbäumen ins Dorf kam, erschien unter den Käufern auch der alte Bergbauer und erstand eine niedliche kleine Tanne.

„Erbarm's Gott, Samuel," rief ihm der Hopfenbauer zu, „willst du dir auf deine alten Tage noch einen Christbaum anputzen?"

„Warum denn nicht?" lachte der Angeredete. „Die alten Leute werden wieder Kinder."

Etliche Tage später kam der Christabend.

Der Bergbauer langte aus der Truhe ein weißes Linnen und deckte es auf den Tisch, dann holte er den Weihnachtsbaum, den er mit Äpfeln und Nüssen behängt und mit Lichtern geschmückt hatte. Danach ging er wieder nach der Truhe und brachte zum Vorschein, was er in der Stadt eingekauft: ein Mützchen von schneeweißer Wolle, ein hellblaues wollenes Jäckchen, eine Puppe, ein Schäfchen und noch etliches anderes niedliches Spielzeug. Und wie er nun alles aufgebaut hatte, stellte er sich mit gefalteten Händen davor und war wirklich ein Kind geworden, so freute er sich.

Dann that er das Fenster auf und schaute über den Hof hinweg nach der Thür. Es war schneehell, und außerdem stand der halbe Mond mit den blinkenden Sternen am Himmel; da konnte man alles deutlich erkennen.

Nach einer guten Weile knarrte die Hofthür. Der Alte steckte den Kopf weit zum Fenster hinaus und schaute gierig nach der Thür hin, dann sprang er eilfertig zurück und steckte die Kerzen des Christbäumleins an.

Er war kaum mit seiner Arbeit fertig, da stampfte sich jemand draußen den Schnee von den Schuhen, und herein trat Lotte, die Kindsmagd aus der Wassermühle, mit dem Lenchen, das sie im Mantel trug. Er hatte sie um diese Stunde zu sich bestellt.

Dem Alten kamen die Thränen in die Augen, wie das Kind laut aufjauchzte und mit den Händchen nach dem Lichterbaum angelte und dann die dargereichte Puppe an sich drückte, wie eine Mutter ihr Kind. Der Großvater nahm die Kleine auf seine Arme und lief mit ihr in der Stube herum und lachte und weinte in einem Atem. Und die Lotte stand dabei mit offenem Mund und wunderte sich, wo der alte Mann alle die Schmeichelnamen her wußte.

Das war ein schöner, seliger Weihnachtsabend, den der

dem Vater Sorge gemacht, daß er ſo trübſinnig herum ſchlich. Als er das eines Abends ſeiner Frau geſagt, hatte die geantwortet: Er hat die Suſel lieb, Vater, glaub' mir's. Du wirſt ſehen, wenn das Mädel ſterben ſollte, ſind wir unglückliche Eltern! Er iſt immer ein abſonderlicher Bub geweſen, aber ich hab' das längſt erkannt.

Wollt' er ſie heirathen, ich gäb' meinen Segen, ſagte der Alte; denn ich will dir's nur ſagen, das Suſelchen hat Alles bei mir gewonnen, ſeit es nicht im Schulhaus blieb. Anfangs hat mich's erſchrecklich geärgert, weil ich's ſo gut meinte; aber hintennach haſt du mir den Staar geſtechen, und nun ſah ich's ein. Es hatte Recht! Zudem iſt es ein Muſter von einem Mädchen. Es hat zwar nichts, aber wir haben ja mehr, als genug. Und wer gegen die eigene Mutter ſo gut iſt, iſt's auch gegen die Schwiegereltern.

Freilich! ſagte die Frau.

Auch machte er ſo alle ſeine Schuld gut, verſetzte der Alte.

Aber ſeine Frau war ſchon eingeduſelt und er machte es bald gerade ſo.

Nun? fragte er, als, wie geſagt, der Ulrich ſo hereinſtürmte; fängſt du die alte Leier wieder an?

Nein, Vater, ſagte er freudig, das hat Alles ein Ende. Die Bubenſtreiche ſind aus. Seit vierzehn Tagen iſt's anders geworden. Drum komme ich, es Euch zu ſagen. Ich will ein Mann werden!

Es iſt einmal Zeit! ſagte ruhig der Vater.

Aber ich will heirathen! ſagte Ulrich drauf.

Auch gut; erwiederte der Vater.

Habt Ihr nichts dagegen, wenn ich — die Suſel heirathe? fragte er mit hochrothen Wangen.

Jetzt ſah ihn der Vater betroffen an. Alſo hat doch deine Mutter Recht! — Nun, in Gottes Namen!

Amen! ſprach die Mutter, die eintretend das Letzte gehört hatte.

Was ich noch zu ſagen habe, iſt kurz, bemerkte der Schmiedjacob. Suſelchen genas ſchnell und im Herbſte war fröhliche Hochzeit. Was ich ſpäter erfuhr, beſtätigte

Greis beging; er hatte ſeit langen Jahren keinen ſolchen erlebt.

Als die Lotte mit dem Kinde hinweg war, ward's ihm in der Stube zu eng. Er begab ſich hinüber zu dem Sohn, der eben die Mütze aufgeſetzt hatte, um in die Schenke zu gehen.

„Was? Heute abend willſt du in die Schenke, Chriſtoph?"

fragte er befremdet. „Daraus wird nichts! Wir zwei beide bleiben hier, und einen Punſch kann ja die Katharine auch brauen, da brauchen wir den Lammwirt nicht dazu."

Der Chriſtoph fügte ſich diesmal alſobald, was ſonſt ſeine Sache nicht gerade war, und der redſelige Alte ſchwätzte aus dem Hundertſten ins Tauſendſte, daß dem Chriſtoph die Zeit nimmer lang ward.

„Bring mir noch ein Gläschen, Katharine," rief er nach einer Weile. „Dein Punsch schmeckt gut. Da hast du wohl was Besonderes dran?"

„Das ich nicht wüßte," versetzte die alte Magd. „Ich habe ihn aus derselben Flasche."

„Hm!" brummte der Alte, „aber er schmeckt besser wie sonst."

Diese Nacht hat der alte Bergbauer geschlafen wie ein Dachs. Am andern Morgen aber fühlte er eine starke Beklemmung ums Herz herum. War's der Punsch? Ach nein, er hatte ja nur vier Gläser getrunken, und der alte Samuel fürchtete sich, wenn's darauf ankam, vor achten nicht.

Zu wiederholten Malen ging er vor das Thor und spähte durch das Schneetreiben hinunter nach der Mühle. Er fürchtete, die Lotte käme den Berg herauf und brächte die Christgeschenke wieder.

Sie kam nicht, und erleichterten Herzens ging der Alte in die Kirche. Man sang das Lied:

Fröhlich soll mein Herze springen,
Zu der Zeit,
Da vor Freud
Alle Engel singen.

Und den alten Bergbauer hörte man durch alle hindurch.

Am Abend wußte er Bescheid, wie seine Weihnachtsgabe aufgenommen worden sei: der Müller hatte erst eine Weile geflucht und gewettert, dann aber auf das Zureden seiner Schwester sich allmählich beruhigt und dem Kinde, an dem sein ganzes Herz hing, die Freude gegönnt.

Der Alte war mit dem Erfolg zufrieden. Der zweite Stoß hat schon besser getroffen, dachte er; vielleicht fällt der Baum beim dritten Hieb.

Viertes Kapitel.

Schier ein Jahr war verstrichen, aber zum dritten Hieb hatte sich für den Bergbauer keine Gelegenheit gefunden.

Es war wieder Herbst geworden. Die Feldfrüchte waren alle herein, und die Weidmänner sahen nach ihren Gewehren.

Der Müller Zacharias Kohleis suchte das seine auch hervor und ließ sich aus der Stadt den nötigen Pulver- und Bleivorrat kommen.

Er war ein gewaltiger Jäger; zehn Meilen in der Runde kam ihm keiner gleich, und sie nannten ihn alle den Nimrod. Er war auch stolz auf diesen Namen und auf die edle Kunst, die ihm schon viele Ehre eingetragen hatte. War er doch seit Jahren unter den Auserwählten, die von dem benachbarten Edelmanne zur Jagd geladen wurden, und sein Selbstgefühl war durch diese hohe Bevorzugung noch mächtig geschwollen. Gar zu gern sprach er in der Schenke von seinen Nimrodsthaten, wobei sich ihm in seinem Eifer die Grenze zwischen Wahrheit und Unwahrheit regelmäßig verwischte. Die Bauern wußten das recht gut, aber sie hörten ihm doch gern zu, denn er konnte erzählen wie ein Kalender, und der Abend war herum, man wußte nicht wie.

Nicht so erbaut von dieser seiner Liebhaberei war seine Schwester, Frau Susanne, welche nach dem Tode ihres Mannes dem verwitweten Bruder das Hauswesen führte. Und sie hatte zu ihrem Unwillen nicht bloß einen Grund, sondern zwei.

Zum ersten sah sie ein, daß bei der Trägheit und Unehrlichkeit des Knappen die häufige Abwesenheit des Meisters bedenklich werden mußte. Zum andern aber hatte sie munkeln hören, daß die Jagden immer noch ein heimliches Nachspiel hätten, welches hinter verschlossenen Thüren vor sich ginge, damit der Gendarm nichts davon wittern möchte.

So oft daher der Bruder die Flinte über die Schulter nahm, ging ihr die gute Laune aus, und sie wurde um so verdrießlicher, wenn sie merkte, daß sich der Nimrod aus ihren Vermahnungen ganz und gar nichts machte.

Zu Anfang November kam wieder einmal die Einladung zur Treibjagd bei dem Edelmann. Kohleis steckte sich die Jagdtasche voll Pulver und Blei und die Rocktasche voll Gold und Silber.

Zur Füllung der letzteren hatte ihm Moses, der Jude, helfen müssen, denn in seiner eigenen Kasse sah es aus, wie in einer Regimentstrommel. Er hatte bei den vor-

hergehenden Jagden Unglück über Unglück im Spiel gehabt, nun setzte er seine Hoffnung auf den Abend bei dem Edelmann.

Auf dem Felde bei dem Treiben hatte er unerhörtes Glück: seinem Rohr erlag der größte Teil der Hasen, ja unter seiner Jagdbeute befand sich sogar ein Fuchs, und bei dem folgenden Jagdschmaus wurde ihm eine Schmeichelei nach der andern gesagt.

Es ist aber eine alte Geschichte, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Sterblichen zu teil wird, und daß das dicke Ende nachkommt. Hatten am Tage die Hasen unter seinem Rohr bluten müssen, so kam jetzt am Spieltisch das Schicksal des Blutens an seinen Beutel. Er konnte es anfangen, wie er wollte, eine Karte verlor nach der andern, und als man endlich gegen Mitternacht aufstand, da war er um schier hundert Thaler ärmer.

Er war kreidebleich geworden und taumelte nach Hause wie ein Verzweifelnder. Er fing an, die Spielschulden zusammenzurechnen, die er in diesem Jahre schon gemacht, aber er hörte bald wieder auf, er mochte die Summe nicht wissen.

Hätte der alte Bergbauer die Verwünschungen gehört, die sein lieber Schwiegersohn gegen ihn ausstieß in dieser Nacht, es wäre ihm himmelangst geworden. Sein Groll und Haß gegen den Alten hatte sich zur Wut gesteigert. Hätte er ihn jetzt vor sich gehabt, es wäre schlimm ausgelaufen. Ihn allein klagte er an als den Urheber seines Unglücks. Daß der Filz ihm sein Recht vorenthielt, das war in seinen Augen ein Verbrechen.

Sein Ingrimm mehrte sich noch, als er einige Zeit später hinter die Veruntreuungen seines Knappen kam und den Bösewicht auf Knall und Fall fortjagen mußte.

Es war mit ihm nicht mehr auszuhalten, alles wich ihm aus dem Weg, und seine Schwester dachte ernstlich darüber nach, ob sie ihm nicht den Stuhl vor die Thür setzen sollte. In der Schenke ward er auch nicht viel mehr sichtbar, man sah ihn viel im einsamen Felde herumstreichen.

Was er da suchte?

Die Leute, die recht gut wußten, wie es mit ihm stand,

schüttelten die Köpfe und meinten, mit dem Müller werde es einmal kein natürliches Ende nehmen. —

Wieder einmal saß der Schulmeister bei seinem Freund, dem alten Bergbauer.

„Ich muß Euch etwas erzählen," fing er an, nachdem er Platz genommen, „so schwer es mir auch wird. Gestern abend komme ich durch den Busch, da tritt mir ein Mensch entgegen, den ich an der Stimme als den Müller Kohleis erkenne. ‚Ach, Ihr seid es, Schulmeister?' sagte er. ‚Gut, daß ich Euch treffe. Habe schon immer zu Euch kommen wollen. Ihr seid ein verständiger Mann und habt mit meinem Schwiegervater eine starke Freundschaft, auf Euch hört er eher als auf irgend einen andern. Wenn Ihr ihm den Kopf zurechtsetztet, daß er ein Einsehen bekäme von wegen des Geldes, das er mir schuldet, Ihr solltet es nicht umsonst gethan haben.'"

„Das läßt sich gut an," fiel der Bergbauer ein.

„Ich antwortete ihm," fuhr der Schulmeister fort, „er wäre doch längst mündig, er brauchte keinen Vormund mehr — warum er denn seine Sache nicht selbst anbrächte? Da ließ er einen vierschrötigen Fluch und meinte, das wäre verlorene Mühe, der Alte hätte nun einmal einen Haß auf ihn. Ich suchte ihm das auszureden und ihn zu überzeugen, daß das gerade Gegenteil der Fall wäre, daß der Bergbauer es nur gut mit ihm vorhabe, wenn er ihm das Geld verwahre. Da hättet Ihr ihn sehen sollen, wie wild er wurde. Ich dachte, er wollte mir an den Kragen. Ich aber blieb merkwürdigerweise ganz ruhig und sagte, indem ich mich dumm stellte, als wüßte ich nicht, wie es mit ihm stünde: ‚Was kann Euch denn an den paar Tausend Thalern gelegen sein? Der Wassermüller Kohleis in Laningen steht doch wohl auf seinen eigenen Füßen!' Da schwieg der Müller eine Weile, wahrscheinlich überlegte er, ob diese meine Rede im Spott oder im Ernst gemeint sei; dann fuhr er wütend auf: ‚Wollt Ihr mich noch foppen? Ihr wißt so gut wie andere Leute, daß ich Schulden habe, und daran ist nur der alte Geizhals auf dem Bergbauernhof schuld; denn hätte er mir gegenüber seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, ich wäre jetzt ein gemachter Mann!'"

„— Oder auch nicht!“ platzte ich heraus. „Wer weiß, wo das Geld jetzt wäre, das der alte Bergbauer fürsorglich für Euch verwahrt?“ Jetzt kam der böse Geist wieder über den Müller. Er faßte mich am Rock und schüttelte mich: ‚Wäret Ihr nicht der Schulmeister, ich drehte Euch das Genick um!‘ — Damit machte er kurz kehrt und ging mit großen Schritten von dannen. Ich rate Euch, Bergbauer, seid auf Eurer Hut! Wenn er Euch einmal im einsamen Felde ohne Zeugen begegnete, ich glaube, es passierte ein Unglück. Und weiter rate ich Euch: Stehet fest und lasset Euch nicht bewegen, ihm jetzt etwas zu geben; es wäre für ihn Gift, Ihr würdet ihn nur in seinem Sündenleben bestärken. Er muß auslöffeln, was er sich eingebrockt hat.“

Der Bergbauer war in tiefes Nachdenken versunken und schwieg eine lange Zeit, dann richtete er sich empor und sagte: „Er ist selbst schuld an seinem Elend, das ist gewiß — so könnte man nun sagen: Es geschieht ihm ganz recht. Dennoch regt sich's in mir wie Mitleid. Er sitzt doch eben nun einmal in der Patsche, und wer weiß, was er noch thut, wenn ihm die Verzweiflung den Kopf noch ganz verdreht. Wenn er jetzt zu mir käme und thäte Abbitte und versprächе mir mit Mund und Hand, daß er ein anderer Mensch werden wolle, ich bin gewiß, ich vergäße alles und gäbe ihm so viel, daß er die Ellenbogen wieder frei kriegte.“

„Ja, wenn er so käme,“ versetzte der Schulmeister, „dann würde ich Euch auch raten: greift ihm unter die Arme. Na, und vielleicht erfüllt sich auch Eure Hoffnung noch. Der Herrgott sitzt ja im Regiment, und der hat schon härtere Herzen gebrochen als diesen Wassermüller.“

„Da habt Ihr recht, Schulmeister,“ meinte der Bergbauer. „Und ich will fortan dem lieben Herrgott noch viel mehr in den Ohren liegen, daß er mit seiner gewaltigen Hand möchte dreingreifen und dem Müller den Kopf zurechtrücken.“

Der Schulmeister nickte ihm zu. „Thuet das, und ich will Euch helfen.“

Fünftes Kapitel.

Der Winter war vergangen, der Frühling auch, und der Sommer fing an, die Früchte in dem Garten zu kochen.

Hinter der Scheune des Bergbauernhofs ſtand ein Muskatellerbaum, der hatte es mit dem Reifen ſeiner Birnen immer ſehr eilig, denn er ſtand ſchön in der Prellſonne. Der Baum war aber ſehr hoch, und die Früchte zu pflücken verurſachte viel Mühe.

Der alte Bergbauer kam eines Morgens mit einer langen Leiter daher gekeucht, er wollte ſich einen Zeitvertreib machen und einen Korb voll Birnen abnehmen.

Mit Hülfe eines Knechts wurde die Leiter aufgerichtet, und der Alte ſtieg die Sproſſen hinauf. Er hatte aber kaum mit der Arbeit begonnen, da vernahm man im Haus einen kurzen, ſchrillen Schrei, und die Herbeieilenden fanden den alten Mann am Boden liegen. Er hatte die Augen geſchloſſen und ſah aus wie tot.

Man hob ihn mit aller Behutſamkeit auf und brachte ihn in ſeine Stube.

Der Sohn ſchirrte eilig die Kaleſche an und jagte nach der Stadt zum Arzt.

Es dauerte lange, ehe er wiederkehrte. Inzwiſchen war der Verunglückte unter den Reibungen mit kaltem Waſſer erwacht und klagte über Schmerzen im rechten Bein und in der Weiche.

Der Arzt entdeckte einen Bruch des Schenkels an derſelben Stelle, wo er ſchon einmal gebrochen war, und eine Verſtauchung der Rippen. Er legte nun den nötigen Verband an und gab ſonſt noch ſeine Verhaltungsmaßregeln, verſprach dann auch, am andern Morgen wieder zur Stelle zu ſein.

Bald ſtellte ſich das Fieber ein, und es folgte eine ſchlimme Nacht. Der junge Bauer wich nicht von dem Bett des Vaters, man hätte das gar nicht in ihm geſucht, daß er ſo zartfühlend ſein und mit der rauhen Hand ſo ſanft zufaſſen konnte. Es gab im Hof und Feld genug zu thun, aber er arbeitete für drei, um die dadurch erſparte Zeit dem Vater zu widmen.

Und die Pflege that demselben not, denn der Zustand verschlimmerte sich bald, das Fieber stieg, und der Kranke fing an zu phantasieren. Der junge Bauer konnte es nicht mehr allein machen, er mußte Hülfe haben, denn der Rasende wollte immer und immer aus dem Bett und besaß Riesenkräfte. Manche Nacht mußten drei Mann wachen.

Der Schulmeister kam auch, so oft es sein Amt erlaubte. Seine Gegenwart that dem Kranken ganz besonders wohl, denn der milde Ton seiner Rede und die Liebe, welche aus ihm sprach, wirkte stillend und tröstend auf sein Gemüt.

Auch die unvernünftige Kreatur bereitete ihm in seiner Not eine sanfte Erquickung. Es war, als ob's die Tiere fühlten, und rührend war's, wie sie an ihrem Herrn hingen. Der Kater wollte sich nimmer von dem Fußende des Bettes treiben lassen, und der Pudel, der den Kater um solchen Vorzug beneidete, leckte dem Kranken einmal über das andere die Hand, während der Star traurig und stumm in seiner Ecke saß und keine Nahrung zu sich nehmen wollte, da die gewohnte Hand ihm nicht mehr das Futter darbot.

Nach neun Tagen ließen endlich die Fieber nach, und der Arzt erklärte sich zufrieden.

In der That ging es auch nun langsam wieder aufwärts: die gute Natur des Greises war stark genug, die Gefahr zu überstehen. Der Kranke war in der besten Stimmung, und als er eines Tages einen Scherz des Schulmeisters herzlich belachte, da klang es von der Ofenecke her: „So leben wir, so leben wir."

Es kam nun auch aus dem Dorf einer nach dem andern, den Patienten zu besuchen, und es trat jetzt erst recht zu Tage, wie viel Liebe er im Orte hatte. Man kam auch meist nicht mit leeren Händen: der eine brachte einen Blumenstrauß, der andere ein Körbchen mit Erdbeeren, ein dritter ein Fläschchen Wein, und was es sonst sein mochte, so daß der Kranke eines Tages gegen den Schulmeister äußerte: „Die Leute bedauern mich alle, aber eigentlich bin ich zu beneiden: so gut wie alleweil hab' ich's all mein Lebtag nicht gehabt. Ich werde ja ordentlich verhätschelt und verwöhnt."

„Einer nur macht mir Kummer," setzte er nach einer Weile hinzu: „alle sind gekommen, nur einer nicht, und auf den hatte ich am meisten gerechnet. Ach, auch jetzt noch ist das harte Herz nicht weich geworden."

Der Schulmeister strich dem neben ihm stehenden Pudel nachdenklich das Fell und ließ einen leisen Seufzer hören. Er verstand den Alten wohl, und auch er hatte täglich aus seinem Fenster nach der Wassermühle Ausschau gehalten in der Erwartung, den Müller den Berg heraufkommen zu sehen.

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Wenn er nicht kommt, dann straft er sich nur selbst: er bringt sich noch um den letzten Rest von Achtung und um noch etwas anderes, denn ich kann mir denken: wenn er käme und gut zu Euch wäre, der Lohn würde ihm nicht fehlen."

Der Kranke nickte langsam und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Noch an demselben Tage begab sich der Schulmeister nach der Wassermühle. Zum Glück traf er den Müller allein.

„Guten Abend, Kohleis!"

„Schönen Dank! Was verschafft mir die Ehre?"

„Ich möchte ein Wort im Vertrauen mit Euch reden, droben liegt Euer Schwiegervater krank. Alle Leute haben ihn in seiner Trübsal besucht, nur Ihr nicht."

„Ist's denn mit der Trübsal so sehr schlimm."

„Sein Leben hing an einem Haar."

„Hm! Um ihn zerreißen sich alle, aber nach mir fragt keiner."

„Nach Euch? Fehlt Euch denn was?"

„Bah! Meint Ihr, es gäbe weiter keine Not als Krankheit? Ich sage Euch, ich bin schlimmer dran als einer, der das Bein gebrochen hat. Ich habe mit mir selbst genug zu thun, ich kann mich nicht um andere bekümmern. Zudem habe ich auch nicht eine Minute Zeit. Der Knappe ist mir schon wieder davongelaufen, und ich habe alles allein auf dem Halse."

Das letztere war ja richtig, aber warum war der Knappe davongelaufen? Weil überhaupt keiner mehr bei ihm aus-

hielt. Wie ein böser Geist wütete er in der Mühle herum, da machten die Gehilfen alle flugs kehrt.

Der Schulmeister sah, daß sein Gang umsonst gewesen war, und sagte: „Nehmt's nicht übel, Kohleis, daß ich Eure knappe Zeit auch noch in Anspruch genommen habe. Es war aber gut gemeint. Adjes!"

„Adjes!" erwiderte der Müller kurz und ließ den Unbequemen gehen. Dann besann er sich noch, riß die Thür auf und fragte hinter dem Schulmeister drein: „Er sieht ja wohl bald wieder auf?"

„Ja, Gott sei Dank," rief's zurück. „Ich denke, in drei, vier Tagen kann er das Bett verlassen."

Der Davongehende sah den Blick nicht, der ihm folgte, er hörte nicht mehr, wie der Müller zwischen den Zähnen murmelte: „Unkraut vergeht nicht." Wenn er dem Müller die Kunde gebracht hätte: Euer Schwiegervater ist seinem Leiden erlegen, er würde wohl einen andern Empfang gehabt haben.

Sechstes Kapitel.

Der Winter brach diesmal sehr frühzeitig herein und trat gleich von vornherein mit barbarischer Strenge auf. Erst fror zu Anfang November der Erdboden knüppelhart, dann kam eine ungeheure Schneeladung herunter, daß die Bäume unter der Last brachen und der Verkehr von Dorf zu Dorf lahm gelegt ward. Nun hielt die Kälte an bis gegen Weihnachten, dann ging mit einemmal der Wind von Nordost nach Süd herum, und die laue Luft begann begierig an dem Schnee zu zehren. Von den Dächern lief's in Strömen, die Bäume und Sträucher atmeten auf und richteten sich aus ihrer gebeugten Stellung wieder in die Höhe.

Der Müller Kohleis hatte eine notwendige Reise vor, wagte sich aber bei dem Tauwetter nicht aus dem Haus. Da sank das Thermometer wieder bis nahe an den Gefrierpunkt, und nun machte er sich eiligst davon, indem er hinterließ, er werde in drei Tagen zurück sein.

Kaum aber war er einen halben Tag hinweg, so hob das Tauen von neuem an und zwar mit noch größerem

die Meinung von Ulrich's Mutter. Es gab keine beſſere Tochter, Schwiegertochter und Ehefrau als Suſel. Sie ſchaltete und waltete in Frieden, Liebe und Segen und Ulrich war der glücklichſte Ehemann. Der junge Schullehrer heirathete die Trine, aber ſie war keine Suſel.

---

5. Anekdoten.

Ein Fremder kam nach Wien und wurde dort in mehreren Familien eingeführt, die ihn ſehr freundlich aufnahmen. Als er längere Zeit ſchon dort geweſen war, erkundigte ſich einmal der Graf R. nach ſeiner Familie. Der Fremde nannte zweie ſeiner Brüder, die verheirathet ſeien, aber keine Kinder hätten. Das iſt doch ganz kurios, ſagte der Graf; hat denn vielleicht Ihr Herr Vater und ihre Frau Mutter halters auch keine Kinder gehabt?

In ein Gaſthaus zu Mainz traten zur Zeit des Nachteſſens zwei Offiziere, ein Preuße und ein Oeſterreicher. Beide, die ſich genauer kannten, ſetzten ſich zuſammen und

Nachdruck als zuvor. Mit Besorgnis sahen diejenigen Einwohner von Laningen, deren Häuser tief gelegen waren, den Schnee zusammensinken. Das Eis des Baches barst, und nun stieg das Wasser mit aller Gewalt; an manchen Stellen schwappte es schon über.

Nun durfte man nicht länger zögern, zu retten, was lebendig war und ertrinken konnte, denn wenn erst das Wasser aus den Bergen dazu kam, dann war's zu spät.

In zitternder Hast war man geschäftig, das Vieh aus den Ställen zu ziehen und den Berg hinan zu treiben, um es dort unter Dach und Fach zu bringen. Mit den Pferden hatte man keine Not: die an den Zügel gewöhnten Tiere folgten willig dem Führer. Mit den Kühen ging's auch noch einigermaßen, um so größere Not und Mühe aber verursachten die Schweine und Schafe, die Gänse und Hühner. Bald gab's ein wildes Durcheinander, die Leute fanden sich selbst nicht mehr heraus. Alles drängte nach den beiden hochgelegenen Bauernhöfen und der Schmiede, und bald war dort alles überfüllt. Auch der Schulmeister nahm ein Schwein und eine Gais in seinen Stall und entschloß sich, da sich die unvernünftigen Kreaturen nicht miteinander vertrugen, die Sau zu sich in die Stube zu nehmen. Da das Tier aber auch mit ihm keine Kameradschaft halten mochte, so blieb ihm nichts übrig, als sich auf den Hausboden zu betten und dem Gast die Wohnstube zu räumen.

Am größten war die Gefahr in der Mühle. Das Wasser stand schon bis zur Schwelle der Hausflur, und wer zur Thür heraus wollte, mußte durch die Flut waten.

Alles war hier in kopfloser Verwirrung. Frau Susanne hatte weiter keine Hülfe als den Mühlburschen und die Magd — der Meister war ja noch nicht zurück, und man wartete seiner mit stetig steigender Angst.

Dem Burschen war's mit Hülfe der Magd gelungen, die beiden Kühe aus dem Stall zu ziehen und die Höhe hinan zu treiben — wohin? Bei dem Kossaten war alles voll, bei dem Schmied desgleichen — also zum Bergbauer, das war ja auch des Wassermüllers Schwiegervater. Auch hier war schon aller Raum besetzt, aber der alte Bergbauer

wußte Rat: er räumte flugs den Holzstall auf und machte für die beiden Tiere notdürftig Platz.

Frau Susanne hatte sich der Gänse erbarmt und wußte ihrem Leibe keinen Rat, da die dummen Tiere immer wieder in den Stall zurückwollten. Mit den Hühnern war es ihr besser geglückt: die hatte sie in zwei große Körbe gesteckt und wartete nun des Burschen und der Magd, welche die schweren Behältnisse auf den Heuboden hinaufschleppen sollten.

Endlich kam der Müller, und Susanne schrie ihm entgegen: „Um Gotteswillen, Zacharias, warum so spät?"

Er antwortete nicht — er sah, wo es not that und ergriff mit Hülfe des Burschen einen der Körbe, um die Last die Leiter hinan auf den Heuboden zu schaffen. Das war ein saures Stück Arbeit und den beiden Männern ward es heiß, zumal auch die eingepferchten Tiere in ihrem Gewahrsam einen Höllenlärm verführten, daß man sein eigenes Wort nicht hörte.

Kaum hatten die beiden ihre Arbeit begonnen, da ertönte aus dem Hause ein schrecklicher Schrei.

„Herr Gott, das Kind!" kreischte Frau Susanna. „Zacharias, Zacharias, laß alles stehen und liegen — das Lenchen!"

In der besinnungslosen Aufregung hatte sie an das Würmlein gar nicht gedacht.

„Zacharias — Gottfried!" rief sie, und der Angstschweiß stand ihr in großen Tropfen auf der Stirn, aber es hörte niemand. Der Gottfried war auf halber Leiterhöhe geglitten und der Korb mit ihm herabgefallen, da mußte der Aufstieg zum zweitenmal geschehen.

Frau Susanne eilt nach dem Haus. Sie rafft die Kleider hoch und watet durch die Fluten — da kommt ihr der alte Bergbauer entgegen, das Lenchen auf den zitternden Armen.

Wie ein Engel im Himmel erschien er ihr, und er war auch einer im Helfen, von dem lieben Herrgott in der rechten Stunde und Minute gesandt.

„Bei einem Haar war es zu spät!" keuchte der alte Mann. „Ach, Gott sei Dank, Gott sei tausend Dank!"

Susanna wollte stürmisch das Kind an sich reißen, der

Bergbauer aber wehrte ihr: „Ihr habt anderes zu thun, und wo soll denn das Kind auch bleiben?“

Und damit enteilte er, so schnell ihn seine nassen Füße tragen wollten, den Berg hinauf. —

„Nun rasch den andern Korb!“ rief's hinten im Hof. Der Müller war mit dem Burschen wieder in Sicht gekommen und eben dabei, die zweite Hälfte der Hühner zu retten.

„Das Lenchen!“ schrie ihm die Schwester leichenblaß entgegen, „ach, du barmherziger Gott!“

„Wo ist das Kind?“ brüllte der Müller, und die plötzliche Angst trieb ihm die Haare zu Berge.

Da sank Susanna zusammen, und der Bruder kam eben noch zur rechten Zeit, sie in seinen Armen aufzufangen. Es war zu viel gewesen, der Schrecken und die Gemütserregung hatten sie übermannt.

„Gottfried, schnell, schnell, halte sie!“ schrie der Müller dem Burschen zu. Der kam herbeigestürzt und nahm die Ohnmächtige in seine Arme, während der Müller durch das Wasser watete, auf das Haus zu. Die Flut war schon so hoch gestiegen, daß er bis an die Knie waten mußte.

Eben will er in die Thür eintreten, da kommt Frau Susanna wieder zu sich. Sie sieht den Bruder und begreift sogleich, was er denkt und thun will. Da schreit sie ihm zu: „Zurück, Zacharias — sie ist ja schon gerettet!“

„Was sagst du?“ stößt der Müller hervor. „Wer hat sie gerettet?“

„Ein Engel Gottes.“

„Wie meinst du das?“

„Es kam einer in der höchsten Not, den hat uns Gott gesendet.“

„Wer?“

„Der alte Bergbauer.“

Da schrak der Müller zusammen, und es entfuhr ihm ein Ton, der nicht aufs Papier zu bringen ist. Eine ganze Weile stand er da im Wasser, er vermochte sich nicht vom Fleck zu rühren, bis er der Schwester Zuruf vernahm: „Was stehst du noch? Geh doch hinauf, — die beiden Kühe sind auch schon oben. Geh doch und sieh, ob für

uns auf dem Bergbauernhof noch Quartier ist für die Nacht."

Jetzt kam der Müller wieder zu sich. „Mein Kind," rief er jammervoll, „o laß alles zu Grunde gehen — mein Kind, mein Lenchen!"

Damit stürzte er davon, dem Bergbauernhof zu.

„Wo ist's?" fragte er den Schwager Christoph, mit dem er in der Thür zusammenstieß.

„Beim Vater," antwortete dieser und zeigte nach der Auszüglerstube.

Wieder ging's dem Müller wie ein Schüttelfrost durch die Glieder, und abermals fühlte er's in seinen Füßen wie Lähmung. Aber die Angst um sein Kind war mächtiger als die Scheu, vor den hinzutreten, vor dem er sich nun schämen und verklagen mußte.

Wenige Minuten später trat er über die Schwelle des Stübleins. Da saß der Alte an dem Himmelbett, in welchem wohl eingehüllt das Kindlein mit geschlossenen Augen lag.

„Vater!" rief der Müller, und mit diesem Wort, das er seit Jahren nicht mehr gesprochen, barst in ihm das Eis — das harte Herz war gebrochen.

„Sei getrost, Zacharias!" versetzte der Alte mild, indem er sich vom Stuhl erhob. „Es schläft und der Schlaf wird ihm gut thun nach der Angst."

Jetzt warf sich der Vater über das Kind und rief zärtlich seinen Namen, so zärtlich, daß der Alte sich des Todes verwunderte: er hatte nicht gedacht, daß das harte Herz so sanfter Regungen noch fähig sei.

Und das Kind schlug die Augen auf und sagte: „Vater — hu, kalt!"

„Friert's dich, mein Lenchen?" fragte der Vater schnell.

Das Kind schüttelte den Kopf. „Nein, jetzt nicht mehr. In Großvaters Bett ist's schön warm. Aber das Wasser — hu!"

Jetzt wendete sich der Müller zu dem Alten herum und suchte nach seiner Hand, ohne die Augen vom Boden zu erheben. „Vater, ich bin's nicht wert — ich bin — ich habe — könnt Ihr mir vergeben?"

Der Alte drückte die dargebotene Hand. „Ach, wenn du wüßtest, wie lange ich darauf gewartet habe! Warum hast du mich das nicht schon eher gefragt? Nun aber danke ich dem lieben Herrgott, daß er sich dazwischen gelegt und die Wasserwogen zu seinen Dienern gemacht hat! Ach, Zacharias, es hat erst hart kommen müssen, ehe du — — —."

„Hört auf, Vater!" fiel der Müller ein. „Nur ein Wort sagt mir, daß ich ruhig werde: Vergeben, vergessen!"

„Vergeben, vergessen!" wiederholte der Alte feierlich.

Da brachen dem Müller die Thränen aus den Augen. Er weinte wie ein Kind, und der Bergbauer wischte sich auch mit dem Rockärmel über das Gesicht.

Dann fing der Müller wieder an: „Ich war ein Thor, ich war ein Narr — mehr noch: ich war ein Bösewicht und Lasterknecht, aber wenn Ihr mir sagt: Vergeben, vergessen, dann sollt Ihr sehen, ich mache einen Strich durch meine Vergangenheit und fange von vorn an!"

„Das walte Gott!" rief der Bergbauer und die beiden

Männer schüttelten sich noch einmal ernst die Hände, während der Pudel an ihnen in die Höhe sprang, als wollte er sich mit freuen und seinen Segen dazu geben.

Ein halbes Jahr war vergangen. An einem schönen, warmen Sommerabend saß der alte Bergbauer mit seinem Freunde, dem Schulmeister, zusammen unter der Linde.

Zu ihren Füßen spielte das Lenchen im Sand.

„Das liebe Kind!“ sagte der Schulmeister. „Wie ein Engel schaut es einen mit seinen großen blauen Augen an.“

„Ja,“ versetzte der Bergbauer, „wie ein Engel Gottes däucht's mir immer, wenn ich's ansehe. Dieses Kind ist der Friedensbringer gewesen zwischen mir und meinem Tochtermann. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie ein Wunder ist's vor meinen Augen. Ihr habt recht gehabt, Schulmeister: der Herrgott kann auch das härteste Herz brechen und es ganz und gar umkneten. Wie der Kohleis mir die Hand bot und Buße that, da dachte ich: du willst's abwarten, ob's ihm Ernst ist. Jetzt weiß ich, daß es ihm von Herzen gekommen ist, und alle Welt sieht's mit Augen. Man kennt den Müller gar nicht mehr: das Alte ist vergangen, seht, es ist alles neu geworden, wie's in der Bibel steht. All das böse Unkraut ist in ihm verwelkt: sein Hochmut ist gebrochen, seine bösen Leidenschaften sind verglüht, er ist jetzt so still und bescheiden und freundlich geworden, daß man nur gern mit ihm umgeht. Und da ich ihn nun ausgeprobt habe, so habe ich ihm denn auch unter die Arme gegriffen und ihm die Last seiner Schulden abgenommen, daß er nur erst wieder Luft kriegt. Ich wollte ihm das ganze Geld herauszahlen, aber er hat selber abgewehrt: ‚Nein, behaltet es, Vater,‘ hat er gesagt, ‚jetzt brauche ich's ja nicht mehr, und bei Euch ist's gut aufgehoben.‘ — Sehet da, Schulmeister, wie schön rot der Himmel ist! Ach, auch mir ist noch ein schönes Abendrot heraufgezogen, ich bin immer so still vergnügt, wie ich all mein Lebtag nicht gewesen bin. Und nun soll mir einmal einer sagen, daß der Herrgott keine Wunder mehr thut!“

„Ja wohl,“ versetzte der Schulmeister kopfnickend, „und glücklich der, der dabei sein Handlanger sein darf.“

---

9. Rätſel.

Meine erſte nennt dir eine Laſt,
Die hart und ſchwer ſich trägt,
Wenn du durch eigne Schuld ſie haſt
Dir ſelber aufgelegt.

Doch hat ſie dir dein Gott beſtimmt,
So wird ſie dir werden leicht,
Weil Er mit trägt und ſie von dir nimmt,
Hat ſie zum Heil dir gereicht.

Meine zweite mußt du jederzeit
Genau dir wohl beſeh'n,
Willſt du ohn' alle Fährlichkeit
Auch in der Fremde gehn.

Und haſt du ſie nur recht gewählt,
Ob ſie dir auch nicht gefiel,
So wirſt du, ohne daß dir's fehlt,
Auch kommen an das Ziel.

Mein Ganzes iſt eine ſchlimme Stell',
Wo leicht du läufſt Gefahr,
Zu irren. Drum bedenk' dich ſchnell
Und nimm dein Beſtes wahr!

---

10. Ein andres.

Nichts, was auf Erden hier iſt, kann meines Beſitzes ſich rühmen,
Selbſt auch die Erde wird ſich meiner nicht immer erfreun.
Und doch mußt du, Hausvater, mich notwendig erringen,
Wenn nicht dein Haushalt dir kläglich zu Grunde ſoll geh'n.

---

11. Ein drittes.

Sind auch nur drei einfache Zeichen
Mein eigen,
So hab' ich doch gewalt'ge Kraft;
Den heftigsten Streit zu bezwingen,
Muß mir gelingen
Wenn gar nichts anderes Frieden schafft.

Doch viel Kummer, viel Angst und Schmerz
Trifft dein Herz,
Wird mir ein Zeichen zugesellt
Am Kopf, und werd ich also vermehrt
Dir bescheert
Von dem, der alles regiert in der Welt.

Setz nun noch ein Zeichen vor mich hin
Mit klugem Sinn,
Der dich das Rechte finden läßt,
So bin ich das, was zu jeder Frist
Dir nötig ist,
Wenn kalt dir der Wind um die Ohren bläst.

---

12. Altes Gold.

Der Gutgenug hat sein Lebtag nichts getaugt.

Das ist ein hartes Urteil, welches das Sprichwort fällt, zumal wenn es, wie es scheinen könnte, einen bereits Verstorbenen dabei im Auge hat, bei dem es doch, um seinesgleichen nicht zu verunehren, des Sprüchleins von Rechts wegen gedenken müßte: Von den Toten soll man nur Gutes reden.

Aber erstlich meint es unter dem Herrn „Gutgenug" gar keinen bestimmten Menschen, der etwa diesen absonderlichen Namen geführt hätte, sondern es meint eine ganze Gattung von Menschen, wie es auch bei dem „Fangvielan" der Fall gewesen ist, dessen Bekanntschaft die Leser seiner Zeit gemacht haben.

Und da diese Gattung niemals ausstirbt, solange nicht die edlen Tugenden der Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit und Trägheit unter dem Menschengeschlechte gänzlich ausgestorben sind, so kann man dem Sprichwort auch den Vorwurf nicht machen, daß es nicht säuberlich genug mit den Toten fahre.

Wer gehört aber zu der Gattung der „Gutgenuge"? Antwort: Jeder, der das, was er zu thun hat, nur oberflächlich und fahrlässig verrichtet, und dann, wenn er sein Werk anschaut und sich selbst sagen muß, daß es nicht viel taugt, und noch viel zu wünschen läßt, es doch aus der Hand legt mit dem Worte oder auch nur mit dem Gedanken: es ist gut genug.

So ist der Handwerker ein Gutgenug, der seine Arbeit nicht ordentlich nach den Regeln des Handwerks macht, sondern pfuscht, wo er es meint thun zu können ohne Gefahr, daß man seine Pfuscherei sogleich wahrnimmt, ein Schreiner z. B., der den Schiebkasten zu einem Tische, anstatt ihn ordentlich zusammenzuzinken und zu leimen, mit Drahtstiften zusammennagelt, oder ein Schneider, der da, wo er Seide zum Nähen nehmen müßte, mit glänzendem Rollengarn näht, das zwar anfangs wie Seide aussieht, aber nach kurzer Zeit grau wird, oder auch ein Polsterer, der statt des Roßhaars, das er nehmen soll, halb Seegras in die Matratze thut, sodaß sie nach kurzer Zeit wie ein Brett zusammengelegen ist, — alle mit dem Gedanken: es ist gut genug.

Daß es heutzutage um den Handwerkerstand so übel steht, kommt nicht zum wenigsten davon her, daß es gerade in diesem Stande so viele Gutgenuge giebt, denen alle Handwerksehre abgeht, und daß die Zahl derer immer kleiner zu werden scheint, die gesinnt sind, wie mein alter Schlosser F. — Der sollte mir ein Schräubchen machen, mit dem ich es sehr eilig hatte und das an eine ganz verborgene Stelle kommen sollte, wo es niemand gesehen hätte. Aber wiewohl ich selbst zu ihm in seine Werkstatt ging, um das Schräubchen zu holen, gab er es doch nicht eher heraus, als bis er Kopf und Mutter glatt gefeilt hatte, und setzte all meinem Drängen das unabänderliche Wort entgegen: „Ungefeilt geht nichts aus meiner Werkstatt."

Item, es giebt aber nicht etwa bloß im Handwerkerstande solche Gutgenuge, sondern sie finden sich in allen Ständen, und je höher hinauf es geht, je wichtiger und folgenschwerer die Arbeit ist, welche verrichtet werden muß, desto schlimmer, ja wohl gar gefährlicher werden sie durch ihren Grundsatz: es ist gut genug.

Daß die Gutgenuge nichts taugen, wird wohl niemand bestreiten. Aber hat denn das Sprichwort recht, wenn es sagt: der Gutgenug hat sein Lebtag nichts getaugt? Ganz gewiß. Denn solche leichtsinnige, fahrlässige Art, die kommt nicht leicht so von ungefähr einem Menschen angeflogen, sie wird ihm in der Regel anerzogen und stammt gewöhnlich schon aus der Jugendzeit her. Ein Lehrling z. B., der bei einem strengen, sorgfältig arbeitenden Meister seine Lehre durchgemacht hat und von Anfang an dazu angehalten worden ist, genau und sorgfältig zu arbeiten, der wird nicht leicht ein Gutgenug werden, ebensowenig ein Schüler, der von Jugend auf von seinen Eltern wie von seinen Lehrern genötigt worden ist, seine Schularbeiten mit möglichster Sorgfalt und Sauberkeit zu machen, und der, wenn er sie einmal in einer unbewachten Stunde faul und lotterig gemacht hatte, gewiß sein durfte, daß er sie noch einmal machen oder zur Strafe nachsitzen müsse.

Weißt du aber, wann und wo die Gutgenuge am allerwenigsten taugen? Wenn sie ihr schönes Sprüchlein auch bei ihrem eigenen inwendigen Menschen meinen zur Anwendung bringen und zum Grundsatze machen zu dürfen, wenn einer z. B. sich gut genug dünkt, falls er sonntäglich in die Kirche geht, aber nichts davon hören will, wenn ihm in der Kirche gepredigt wird: „Jaget nach der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn sehen.“ Einem solchen wird gewiß meist das Urteil lauten müssen: der Gutgenug hat sein Lebtag nichts getaugt; er taugt auch für die Ewigkeit nichts.

Merk's, lieber Christenmensch, und besinne dich, ob du nicht auch am Ende bisher, wenn auch nicht in Bezug auf deine irdische Berufsarbeit, so doch in Bezug auf die Arbeit an deiner Seele, ein „Gutgenug“ gewesen bist, und wenn du es warst, so schlage dir auf Philipper 3, 12, da

ließen ſich das Verzeichniß der Speiſen geben, die man haben konnte.

Ich werde Fiſch nehmen, ſagte der Preuße.

I denk', i will an Stückel Rindsbroten eſſen! bemerkte der Oeſterreicher.

Als der Aufwärter beiden ihre Speiſen gebracht hatte, ſagte der Preuße: Bringen Sie mir einen Schoppen Niersteiner, denn der Fiſch will ja doch ſchwimmen.

Gewiß! ſagte der Oeſterreicher und wendete ſich dann an den Aufwärter und ſagte zu ihm: Bringen's mir a en Schöppel Niersteiner; denn ſchauen's, der Ochs will a ſaufen!

---

6. Ein Räthſel.

Iſt's am Kopf, iſt's ſchlimm beim Regen,
Der vom trüben Himmel fällt;
Iſt's am Fuß, iſt's ſchlimm auf Wegen,
Wenn ſie ſteinig, naß das Feld;
Iſt's im Beutel und im Kaſten,
Schützt's vor Hungern und vor Faſten;
Schützt auch vor den andern beiden;
Und hilft ab der Armuth Leiden,
Brauchſt du es, wie's Gott gefällt!

---

kannſt du es lernen, wie der bisherige Gutgenug fortan denken und ſprechen und thun muß, wenn ſein Ende gut genug werden ſoll.

13. Anekdote.

Man hat den Schmuhl, der ſich in der Schenke etwas mauſig gemacht hatte, vor die Thüre gebracht, aber etwas unſanft, ſodaß er in den Straßenkot gefallen iſt.

Wie er ſich eben erheben will, kommt ſein Freund Itzig vorbei und fragt lachend: „Nu, Schmuhl, was haſt de? Was hawwe ſe mit der gemacht? Hawwe ſe dich henausgeſchmiſſe?“

„Nu, ich hab' doch e wenig an die Luft gehn wolle;“ antwortet Schmuhl, „es hätt' mer aber nit grad ſo geeilt dermit.“

14. Eine zweite.

Doktor B. hätte ſehr gern die Tochter des reichen, jedoch ſehr ſparſamen Kaufmanns M. zur Frau gehabt, wagte aber nicht, um dieſelbe anzuhalten, da er ſich noch keiner ſehr großen Praxis zu erfreuen hatte.

Da wird die von ihm Begehrte krank, und Doktor B. wird zu ihrem Arzte berufen, weil der alte Hausarzt vor kurzem geſtorben war. Die Krankheit iſt nicht gerade gefährlich, aber eine ſolche, die eine langwierige Behandlung erfordert. Während derſelben gelingt es dem Doktor, die Zuneigung ſeiner Patientin zu gewinnen, und ſie erlaubt ihm, mit ihrem Vater zu ſprechen. Um deſſen Gunſt zu gewinnen, macht er die geforderte Rechnung nur ſehr klein, und wagt es bald darauf, bei Herrn M. um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten. Aber wie hatte er ſich verrechnet!

„Nein, Herr Doktor,“ bekommt er zur Antwort. „Ihnen kann ich meine Tochter nicht geben. Sie können ja noch nicht einmal eine ordentliche Rechnung machen.“

15. Der reiche Großonkel.

Eine heitere Geschichte von **C. W. Müller.**

Wir saßen unserer viere behaglich zusammen in dem wohldurchwärmten Zimmer des einen, des erst kürzlich nach unserem Städtchen versetzten Amtsrichters. Als alte Studien- und Jugendfreunde hatten wir uns ganz zufällig bei ihm getroffen und ihm nicht weiter widersprochen, als er uns einlud, unser Wiedersehen mit einer guten Havanna und einem Glas Rheinwein bei ihm zu feiern. Wie natürlich, drehte sich unsere Unterhaltung um gemeinsame Jugenderinnerungen und die alten Bekannten, die meist in der Welt umher zerstreut waren und über die nur dann und wann einmal spärliche Kunde zu einem gedrungen war. Am unterrichtetsten zeigte sich noch der Amtsrichter, der als Assessor ein Wanderleben durch einen beträchtlichen Teil der Monarchie geführt hatte, und dem dabei mancher alte Knabe aufgestoßen war, der uns in unserem kleinen Erdenwinkel schon als verschollen galt.

„So traf ich auch vor zwei Jahren," erzählte er unter anderem, „als ich in Cassel am Oberlandesgericht arbeitete, den euch gewiß allen noch in lebendiger Erinnerung stehenden K. wieder. Hat er auch nicht zu unseren näheren Bekannten gehört, so ist er doch für jeden, der seiner Zeit in M. studierte, eine sehr interessante Persönlichkeit gewesen, und ihr erinnert euch seiner gewiß!"

„Natürlich, der Gorilla!" rief Freund Keller aus, „so hieß er ja bei Studenten und Bürgern wegen seines üppigen Haar- und Bartwuchses und des langen Düffelrockes, den er im Sommer wie im Winter trug."

„Ganz richtig! Er war aber den meisten Studierenden hauptsächlich deshalb wohl bekannt, weil er eine beispiellose Unverfrorenheit besaß, mit der er sich nicht scheute, ihre Börse auch bei der alleroberflächlichsten Bekanntschaft in Anspruch zu nehmen. Zwar muß man das wieder anerkennen, daß er sich immer nur kleinere Beträge

entlieh, die ihm auch von irgend leistungsfähigen Genossen in den meisten Fällen nicht verweigert wurden, weil es eben stadtbekannt war, daß er gar nichts von Hause hatte, und weil man seine Kunst, sich durchzuschlagen, allgemein bewunderte."

„Ja, ja, davon weiß ich auch ein Lied zu singen," warf der Forstassessor Berneck ein, „der Gorilla hat mich einmal in eine Verlegenheit gebracht, die ich zeitlebens nicht vergessen werde."

„Das ist noch mehr Leuten passiert," lachte der Amtsrichter, „auch mir ging's in Cassel ähnlich. Ich gehe nämlich eines Tages von der Sitzung nach Hause, als mich auf einmal ein unbekanntes Menschenkind mit lauter, stürmischer Begrüßung auf offener Straße anfällt. Als ich die üblichen Redensarten mache: ‚Ich weiß wirklich nicht, mit wem ich die Ehre habe u. s. w.,' unterbricht er mich: ‚Was? Sie kennen den K. nicht mehr? Alten Bekannten von M. her!' Da erkannte ich ihn, konnte aber nicht umhin, ihm mein Erstaunen über seine vorteilhafte Veränderung auszudrücken. Und in der That, er sah wirklich ganz menschlich aus, man konnte ganz gut sich anstandslos mit ihm auf der Straße sehen lassen. Wir waren nun noch keine zwei Minuten nebeneinander gegangen, als er auch schon in bekannter Weise anfing: ‚Sie werden entschuldigen, Verehrtester, wenn ich Sie um einen großen Gefallen bitte.' Unwillkürlich fuhr meine Hand in die Tasche nach dem Portemonnaie, er wehrte aber sofort ab und fuhr fort: ‚Was denken Sie, bester Freund? Sehe ich so aus, als wenn ich einen Pump bei Ihnen anlegen wollte? Nein, was ich auf dem Herzen habe, ist nur etwas, was der Freund vom Freunde sich wohl erbitten darf, eine Ehre, die Sie mir erzeigen sollen, aber kein Opfer an Geld und Gut.' Und was meint ihr, zu welcher Ehre er mich ausersehen hatte? Zu keiner geringeren, als sein Brautführer zu werden. Ihr könnt euch denken, daß ich mich sträubte, bis an die äußerste Grenze der Höflichkeit. Aber ihr kennt auch die zwingende Gewalt, die er im Bitten besaß."

„Weiß Gott, die hatte er," seufzte der Forstassessor, „davon will ich euch nachher auch ein Probchen mitteilen."

„Kurzum," fuhr der Amtsrichter fort, „er hatte meine Zusage, ehe ich mir über die Tragweite derselben klar geworden war. Aber was konnte ich schließlich auch anderes thun? Nichts weniger als sein Lebensglück machte er von meiner Einwilligung abhängig, gerade als wenn ich nicht Brautführer, sondern eher die Braut spielen sollte. Sein zukünftiger Schwiegervater, erklärte er mir, sei ein pensionierter kurfürstlicher Hofbeamter — Lakai, wie ich später hörte — und habe einen großen Standesdünkel. Wenn ihm deswegen auch ein Studierter als Schwiegersohn schließlich genüge, so hege er doch den dunkeln Argwohn, daß der glückliche Bräutigam von keiner besonders noblen Familie sei. Und wenn er auch schließlich seine Standesvorurteile dem Glück seiner Tochter zum Opfer bringen wolle, zumal deren zukünftiger wohlbestallter und wissenschaftlicher Lehrer an einer höheren Töchterschule im Osten der Monarchie geworden sei — denkt euch den Gorilla als höheren Töchterlehrer! —"

„Na, er wird seine Berufung wohl gerade dem Umstande zu verdanken haben, daß er der Gorilla war, der Direktor ist jedenfalls ein vorsichtiger Mann gewesen," schaltete einer der Zuhörer ein.

„— so sei doch da noch ein reicher unverheirateter Onkel, der umsomehr auf Familie sehe und der warm gehalten werden müsse, da man bei den schlechten Aussichten der Lehrer unbedingt auf sein Vermögen rechnen müsse."

„O, der Unglückliche heiratet auch noch einen reichen Erbonkel mit, aber das ist das wohlverdiente Geschick, das ihn trifft," rief der Forstassessor in komischem Bedauern aus.

„Was hast du denn alles für dunkle Beziehungen zu dem Fall Gorilla?" fragte der Amtsrichter, „nach deinen Ausrufungen zu schließen, scheint dir ja sein Schicksal in ganz besonderer Weise nahe zu gehen!"

„Nachher," lachte dieser, „erzähle nur weiter!"

„Nun, da ist nicht viel mehr zu erzählen. Ich sollte also die mangelnde Familie vorstellen, und da pumpte er mich für den Hochzeitstag als Vetter. Da mir die Sache viel Scherz machte, ging ich darauf ein, und ich verlebte auch einen kostbaren Tag. Die Gesellschaft bot viel Stoff zur Erheiterung, und nicht am wenigsten der Onkel, den

ich dann auch dem Gorilla zulieb so beehrte, daß dieser mir nachher glückstrahlend offenbarte, der Onkel habe geäußert, ich sei ein ganz gebildeter Mann, und die Familie des Bräutigams sei doch besser, als er geglaubt habe. Diese Gunstbezeugung des Onkels erfüllte den guten Gorilla mit solchen Hoffnungen, daß er fröhlich und zukunftssicher des andern Tages die Reise mit seiner jungen Frau nach dem Osten antrat."

„Und möge ihn ein günstiges Geschick noch möglichst lange vor allen Enttäuschungen bewahren," setzte der Forstmann hinzu, „und an ihm das Üble nicht heimsuchen, das er mir, der ich mich in dieser Lage befand, einst zufügte. Doch er war ja nur ein Glied in der Schicksalskette, die ich von Jugend an mit mir herumzuschleppen hatte, und darum soll ihm verziehen sein."

„Das ist ja das Allerneueste," riefen wir überrascht wie aus einem Munde, „daß du ein Stiefkind des Schicksals gewesen sein willst, ein Mensch, wie du, in guten Verhältnissen, dem alles bis jetzt nach Wunsch gegangen ist! —"

„Man preise niemanden glücklich, bei dem man nicht auch die geheimste Herzensfalte kennt," wehrte der Freund lachend ab. „Ich habe mehr zu tragen gehabt, als ihr in euren kühnsten Träumen euch nur denken könnt; mir war eine Mitgabe für das Leben bestimmt, die ich für eine der verhängnisvollsten halte, die es giebt, nämlich ein reicher Großonkel!"

Schallendes Gelächter antwortete dieser im Tone vollster Überzeugung abgegebenen Erklärung.

„Ja, lacht ihr nur," versetzte er, „ihr wißt nicht, was das heißt. Der reiche Großonkel war thatsächlich der düstere Schatten, der auf meinem Leben von Kind an lag, ein Schatten, der von Jahr zu Jahr dunkler und schwerer wurde, bis er endlich dem noch mächtigeren Schattenkönig weichen mußte und ich mich endlich des Sonnenlichtes freuen durfte, wie andere Sterbliche auch. Durch die Mitteilungen von Freund Amtsrichter über den Gorilla ist der Schatten wieder heraufbeschworen worden, wenn auch, gottlob! jetzt ohne Macht, mein Leben zu beeinflussen, und so will ich euch gern die nähere Erklärung geben,

warum der ſchwerſte Druck meiner Jugend der war, daß ich einen reichen Großonkel hatte."

Unſer freundlicher Wirt goß jetzt erſt noch die Gläſer voll und reichte die Cigarren herum. Nachdem Freund Berneck ſich eine friſche Havanna angezündet und ſeine Kehle geglättet hatte, ſchickte er ſich an, uns das Rätſel ſeines Lebens zu löſen.

„Wie ihr wißt," begann er, „habe ich meinen Vater ſchon frühe verloren. Derſelbe war Pfarrer auf einer ziemlich niedrig beſoldeten Stelle und hinterließ ſeine Frau mit ihren zwei Söhnen in recht beſcheidenen Verhältniſſen. Die Penſion war kaum nennenswert, und wenn auch ein wenig Vermögen da war, ſo reichten doch die Zinſen bei weitem nicht hin, um auch den kleinſten Haushalt damit zu beſtreiten. Meine gute Mutter mag darum bei dem plötzlichen Tod meines Vaters recht ſorgenvoll in die Zukunft geblickt haben, wovon wir beiden Jungen natürlich damals keine Ahnung hatten. Und die Leute glaubten das ebenſo wenig als wir. Denn wenn auch ſonſt eine arme Pfarrerswitwe wenigſtens ſoweit ein Gegenſtand des Mitleides für die fühlende Menſchheit iſt, daß man ihre äußere Lage bedauert, ſo hieß es hier allgemein, und wir kleinen Jungen haben das gar manchmal gehört: ‚O, die ſind nicht weiter ſchlimm daran, die haben ja den reichen Großonkel!' So wurde dieſer reiche Großonkel, ein Bruder unſeres Großvaters, den wir noch nie geſehen hatten, allmählich in unſerer Phantaſie der Goldonkel aus Amerika, der, wie wir hofften, eines Tages in einer goldenen Kutſche ankommen und uns in das Schlaraffenland führen werde.

Vorläufig kam er allerdings noch nicht. Der Tod des Vaters war ihm zwar ſogleich angezeigt worden, er hatte aber weiter keine Antwort darauf gegeben. Und wenn wir unſere Mutter fragten, wann er denn endlich kommen werde, dann lächelte ſie nur ſchmerzlich, ohne uns weitere Auskunft zu geben. Sie mochte ihn wohl kennen und wiſſen, warum er ſo beharrlich ſchwieg. So rüſteten wir uns denn, unſer trautes Pfarrhaus zu verlaſſen und in die nächſte Stadt zu ziehen, wo ein Gymnaſium war und wo unſere Mutter neben unſerer eigenen ſparſamen Aus-

bildung auch hoffte, durch Halten von Kostgängern noch einen Zuschuß zu unserem Unterhalt zu verdienen.

Da auf einmal kommt eines Tages ein Brief an von dem sagenhaften Großonkel, worin er schreibt, er habe bisher noch keine Zeit gefunden, die traurige Nachricht zu beantworten, er wolle aber jetzt das Versäumte nachholen und frage darum an, welche Pläne die Frau Nichte für die Zukunft gefaßt habe. Für den Fall sie noch nichts Bestimmtes im Auge habe, biete er ihr sein Haus zum dauernden Aufenthalt an. Er werde dann, wenn sie damit einverstanden sei, demnächst kommen und alles weitere mit ihr verabreden.

Unsere gute Mutter war ganz starr vor freudiger Überraschung. Ein solches Übermaß von Güte hatte sie augenscheinlich gar nicht erwartet. Sie weinte vor Freuden und sagte zu uns, die wir mit Triumphgeschrei in der Stube umhersprangen, daß wir doch wegen des Onkels recht behalten hatten: „Kinder, das könnt ihr dem Onkel nie vergelten, was er jetzt an euch thut. Vergeßt nie, daß ihr ihm lebenslang dafür Dankbarkeit schuldig seid." Wir waren in unserer Freude zu allem bereit und zählten die Tage, die uns noch von dem ersehnten Besuche trennten.

Inzwischen verkürzten wir uns die Zeit mit dem Ausmalen all der Schätze, die der gute Onkel mitbringen werde. Nach langem Wählen entschied ich mich für eine Armbrust, nach der damals mein ganzes Sehnen stand, und eine große Tüte Zuckerzeug, während mein Bruder, der immer mehr für das Solide war, darauf hoffte, daß der Onkel ihm einen großen Beutel Geld mitbringen werde, dann könne man sich kaufen, was man wolle.

Endlich kam der große, langersehnte Tag. Wir beide wurden schon früh in unsere besten Kleider gesteckt und lauerten vom frühen Morgen an auf der Landstraße, die sich vor dem Pfarrhause herzog, auf die goldene Kutsche des Onkels. Aber Stunde um Stunde verging und sie kam nicht, und wir mußten endlich in das Haus zum Mittagessen. Während wir nun da saßen und in dem Festessen, das zu Ehren des Onkels angerichtet, aber durch sein langes Ausbleiben fast schon verdorben war, schwelgten, ging draußen die Hausthür und ein schwerer Schritt

tappte im Hausflur. Ich, als der nächste an der Thüre, sprang auf und sah hinaus. Draußen stand ein ältlicher Mann in halb bäuerischem, ziemlich abgetragenem Anzug,

einen Knotenstock in der Hand und einen Ranzen über den Schultern, der mich unter buschigen Brauen mit unfreundlichem Blicke musterte.

„Mama, ein alter Handwerksbursche!“ meldete ich, indem ich in der halboffenen Thüre stehen blieb.

„Wahrhaftig, ein schöner Empfang!“ antwortete der alte Bursche mit grimmigem Lachen, indem er mich zur Seite schob und über die Schwelle trat, „Sie scheinen ja recht nette, liebe Kinder zu haben, Frau Richte!“

„Ach Gott, der Onkel,“ rief unsere Mutter, während sie schreckensbleich aufsprang, „verzeihen Sie, lieber Onkel, die unpassende, kindische Äußerung, aber der unerwartete Eintritt, der dunkle Hausflur —“

„Schon gut, schon gut,“ brummte der Onkel und warf seinen Ranzen auf einen Stuhl, „ich merke schon, nette Kindererziehung! werden noch in Schutz genommen, wenn sie gegen den alten Onkel ungezogen sind! Nun, es ist ja meine Sorge nicht, was aus ihnen wird, Sie haben ja ganz freie Hand, mit ihnen anzufangen, was Ihnen beliebt. Der Onkel ist bisher allein fertig geworden, er wird's auch für die Zukunft fertig bringen.“

Unsere arme Mama war in der peinlichsten Verlegenheit. Während ich mich vorsichtig in der Nähe der Thür hielt, weil ich dem unheimlichen Knotenstock nicht traute, den der Onkel immer noch in der Hand hielt, und mein Bruder hinter seinem Rücken leise den Ranzen auf das Gewicht prüfte und ihn enttäuscht wieder hinlegte, suchte die gute Mama auf alle erdenkliche Weise den Erzürnten zu beruhigen. Es gelang ihr auch endlich, ihn an den Tisch zu nötigen, mit vielen Entschuldigungen, daß das Essen durch das lange Stehen leider nicht mehr so gut sei, als sie für einen solchen Gast wünschen möchte.

„Na, das muß ich sagen,“ brummte der Alte, während er sich von ihr die besten Bissen vorlegen ließ, „Sie leben nicht schlecht, so einen Braten! Müssen in guten Verhältnissen sein, daß Sie das können; ich hab's nie gekonnt.“

Die arme Frau, die es dem alten Brummbär auf keine Weise recht machen konnte, bemühte sich, ihm zu erklären, daß alle diese Umstände nur seinetwegen gemacht seien, und gab uns mit den Augen einen Wink, uns zu entfernen, weil sie annehmen mochte, daß durch unsere

Entfernung sich die Stimmung des Onkels verbessern würde.

Draußen tauschten wir beide nun unsere Eindrücke über den Onkel aus. Sie waren nicht die erfreulichsten, und unsere Hoffnungen auf die geträumten Gastgeschenke waren bis auf den Gefrierpunkt gesunken. Unsere Erörterungen nahmen einen sehr lebhaften Charakter an, und beinahe wären wir uns ernstlich in die Haare geraten, weil mein Bruder sich zu der Behauptung verstieg, ich sei schuld daran, wenn der Onkel uns nichts gebe, weil ich ihn einen alten Handwerksburschen gescholten habe. Doch sah er, ehe wir handgemein wurden, noch die Ungerechtigkeit seiner Anklage ein, da ich ihn darauf hinwies, wie er ja den Ranzen des Onkels in der Hand gewogen und zu leicht befunden habe. So gingen wir in ziemlich gedrückter Stimmung und ehrbarer Haltung im Garten auf und ab, und sprachen unsere Meinung über die Zukunft gegeneinander aus, die uns nicht sehr rosig erscheinen wollte.

Zum Kaffee wurden wir wieder hereingerufen. Der Onkel saß auf dem Sofa und schien nach dem guten Mittagessen in etwas besserer Stimmung zu sein.

„Das sind also Ihre beiden Jungen?“ sagte er, und versuchte, eine onkelmäßige Miene aufzusetzen, „gebt mir einmal die Hand! So! Kein schlechter Knochenbau! Und auch gut genug gefüttert! Nun, bei dem Onkel sollt ihr auch keinen Hunger leiden.“

Wir setzten uns still und brav hin und bemühten uns, den Eindruck wohlerzogener Kinder zu machen. Der Onkel schien auch leidlich zufrieden mit uns zu sein, denn als wir wieder aufstanden, gab er mir einen leichten Schlag auf den Rücken und sagte grimmig lächelnd: „Kleiner Schwerenöter!“

Obwohl ich fühlte, daß das eine Gunstbezeugung sein sollte, erhöhte diese Äußerung doch nicht meine Hochachtung von dem Onkel, denn uns war immer gesagt worden, daß Fluchen ein Zeichen von Roheit sei; und obwohl ich mich hütete, meine Meinung offen zu äußern, konnte ich doch nicht umhin, draußen meinem Bruder

7. Altes Gold.

Wenn ein Bübchen confirmirt ist, so heißt's: Es muß ein Handwerk lernen; denn Handwerk hat goldenen Boden. Das ist gewiß löblich, wenn Eltern gewissenhaft für ihrer Kinder Zukunft sorgen; wenn sie aber das Sprüchwort: Handwerk hat goldenen Boden, so gemeinhin verstehen, als ernähre das Handwerk seinen Mann und bringe tüchtig Geld ein, so ist das zwar wahr und richtig, wenn's nämlich geht, der Meister fleißig, sparsam und ordentlich ist, und der Segen Gottes vornehmlich dazu kommt, an dem Alles gelegen ist; aber ich meine das anders und damit zeige ich auf den ächten und rechten goldenen Boden des Sprüchworts. Die Furcht Gottes, sagt die heilige Schrift, ist aller Weisheit Anfang. Ist sie aber auch jeder Haushaltung, jedes Tagewerks Anfang, so ist erst recht der Segen Gottes da. Der goldene Boden des Handwerks ist Gottesfurcht und Frömmigkeit. Steht's auf dem Boden, so ist's ein goldenes Handwerk und ernährt nicht nur seinen Mann, und Weib und Kind dazu, reichlich, sondern es nährt auch ihre Seelen zum ewigen Leben mit dem Brote des Lebens und dem erquickenden Wasser des Lebens, nach dessen Genusse Niemand mehr dürstet. Da kommt der Segen Gottes in reichlichem Verdienst, in Zufriedenheit, in Freude an den wohlerzogenen Kindern und im Wachsen des häuslichen Wohlstandes. So hatte das Handwerk vor

gegenüber die Vermutung auszusprechen, der Onkel scheine ein ungebildeter Mensch zu sein.

Dieser mein Verdacht wurde uns zur Gewißheit, als wir gegen Abend, da der Onkel mit unserer Mutter einen Spaziergang durch den Garten machte, nicht mehr dem Trieb widerstehen konnten, den alten Jagdranzen einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. Denn wir hatten uns noch immer halb in der Hoffnung gewiegt, der Onkel wolle uns nur meiner unbedachten Äußerung wegen auf die Probe stellen, und werde doch schließlich noch uns mit einigen passenden Geschenken erfreuen. Aber wer kann unsere Enttäuschung beschreiben, als wir außer ein paar Strümpfen, einer Nachtmütze, einem Stück groben Bauernbrotes und einem kleinen Branntweinfläschchen nichts in der Ledertasche fanden.

Der Onkel sei nichts, als ein ganz gemeiner Kerl, erklärte mein Bruder entrüstet, welche Behauptung auch mir, abgesehen von der Enttäuschung, die er uns bereitet hatte, angesichts des Schnapsfläschchens unbestritten erschien, da unsere Mutter uns einmal gesagt hatte, als ein Betrunkener am Hause vorbeiwankte, Schnapstrinken sei ein Zeichen von Gemeinheit. Wir waren darum auch geneigt, anzunehmen, der Onkel sei betrunken gewesen, als er heute mittag so grob zum Hause hereingekommen war, ohne daß wir dies jedoch als Milderungsgrund für sein Benehmen gelten lassen wollten.

Am anderen Morgen reiste er zu unserer großen Freude wieder ab, und wir führten einen Siegestanz in unserem Hofe auf, als er uns außer Gesichtsweite war, ohne zu ahnen, daß wir uns nur über eine Galgenfrist freuten.

Mit der Mutter hatte er nämlich alles Nötige abgesprochen, und nach drei Wochen wurden unsere Sachen, soweit sie nicht als entbehrlich verkauft worden waren, in einen großen Möbelwagen geladen, wir setzten uns in eine Kutsche, die uns nach der einige Stunden entfernten Bahnstation bringen sollte, und fuhren mit geteilten Gefühlen unserem neuen Wohnort zu.

Dieser war ein größeres Bauerngut, das der Onkel bewirtschaftete, und das uns mit seinem schmutzigen Hofe

und dem niedrigen, ziemlich verwahrlost aussehenden Wohnhause keinen besonders einladenden Eindruck machte. Der Onkel empfing uns freundlicher, als wir ihm zugetraut hatten, aber trotzdem gelang es ihm nicht, uns mit unserem Schicksal zu versöhnen. Denn die ganze bäurische Einrichtung des Hauses gefiel uns sehr wenig, und wir fürchteten, manche liebgewordene Gewohnheit entbehren zu müssen. Doch lebten wir uns leidlich rasch ein, wie das ja trotz gänzlich veränderter Verhältnisse im Kindesalter stets geschieht. Nur das wollte uns schlecht gefallen, daß der Onkel gar nichts vom Spielen hielt, und uns, soviel er konnte, zu landwirtschaftlichen Arbeiten heranzog. Doch machte uns auch hier die Not erfinderisch, so daß wir mit der Zeit uns gar manchen lästigen Beschäftigungen auf schlaue Weise zu entziehen wußten.

Wirklich zu beklagen war nur unsere gute Mutter, für deren besonders traurige Lage ich natürlich erst viel später ein Verständnis bekommen habe. Sie war nichts anderes, als die Wirtschafterin des Onkels, die vom grauenden Morgen bis zur späten Nacht sich ohne Dank für ihn plagen mußte. Daß er uns nicht lediglich aus verwandtschaftlichen Gefühlen eine Unterkunft in seinem Hause angeboten hatte, das dämmerte uns Jungen auch damals schon auf. Ich will ja nicht in Abrede stellen, daß er nach dem Tode unseres Vaters, des einzigen Sohnes seines älteren Bruders, die Verpflichtung gefühlt hatte, etwas für uns zu thun. Aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß er sich doch nur sehr schwer und in sehr beschränktem Maße dazu entschlossen haben würde, wenn nicht sein Vorteil ein gewichtiges Wort zu unseren Gunsten in die Wagschale gelegt hätte. Er war Junggeselle, und hatte sich immer mit fremden Leuten behelfen müssen. Da er geizig war, verdingten sich natürlich nicht die besten zu ihm, und besonders hatte er seine Not mit den Wirtschafterinnen. Die etwas getaugt hätten, behauptete er, hätten ihn immer heiraten wollen, und die ihn damit in Ruhe gelassen hätten, seien entweder Schlampen oder Spitzbübinnen gewesen, die gemeinsam mit dem Dienstpersonal ihn bestohlen hätten, wo sie nur konnten. So konnte er schließlich niemanden mehr bekommen, der ihm die Haus-

haltung führte. Gerade in diese Zeit fiel nun der Tod unseres Vaters, und ihm kam der Gedanke, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Wenn er uns zu sich nahm, dann konnte er sein Gewissen beruhigen im Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, die ihn auch in den Augen der Leute als Wohlthäter erscheinen ließ, und hatte dabei eine zuverlässige Wirtschafterin gewonnen, die ihn keinen Pfennig kostete. Denn damit glaubte er unsere Mutter reichlich bezahlt, daß er uns freie Station gewährte. Was unsere gute Mutter aber, eine feingebildete Frau, in diesem Verhältnis, bei dem ungebildeten Verwandten, litt, das habe ich erst viel später verstehen können. Wenn sie trotzdem bis zu ihrem Tode mit großer Treue bei ihm aushielt, so hatte dies einerseits seinen Grund darin, daß sie ihre einmal gegebene Zusage auch unter allen Umständen halten wollte, und andererseits betrachtete sie ihre Stellung als ein Opfer für uns, deren Zukunft sie dadurch günstiger zu gestalten glaubte. Ich vermute aber, wenn sie gewußt hätte, welche verhängnisvolle Bedeutung nicht bloß für ihr, sondern auch für unser Leben der „reiche Großonkel" haben würde, so würde sie sich doch gefragt haben, ob der Gewinn auch ein solches Opfer wert sei.

Über meine Knabenjahre kann ich kurz hinweggehen, da unser Leben auf dem Hofe des Großonkels in dem kleinen Dorfe natürlich sehr einförmig verlief. Als wir konfirmiert waren, kamen wir beide auf das Gymnasium, was allerdings auch nicht ohne einen kleinen Kampf mit dem Onkel ablief. Er hatte schon immer darüber gebrummt, daß unsere Mutter uns bei dem Pfarrer des Ortes Privatstunden in Latein und Französisch geben ließ, da er nicht wisse, wozu diese Dummheiten dienen sollten. Als nun nach unserer Konfirmation die Mutter ihm mitteilte, daß sie beschlossen habe, uns auf das Gymnasium gehen zu lassen, da brach das Unwetter los. Das sei nun der Dank dafür, daß er's mit uns so gut vorgehabt habe. Wir hätten uns in ein gemachtes Bett legen können, er habe beabsichtigt, uns zu tüchtigen Bauern zu erziehen und uns seinen Hof zu hinterlassen — ob das nicht gut

genug für uns wäre und ob wir noch die paar Groschen, die wir hätten, zu verstudieren brauchten?

Aber unsere Mutter blieb hier fest, selbst angesichts eines möglichen großen Verlustes für uns, und obwohl sie, wenn wir auf eine auswärtige Schule kamen, auch das bißchen Sonnenschein noch missen mußte, das unsere Gegenwart ihrem bedauernswerten Dasein spendete. Aber wir sollten nicht länger als notwendig unter dem Jammer leiden, in den sie sich unsertwillen begeben hatte. Und schließlich gab der Onkel auch unter viel Knurren und Räsonnieren nach, indem er sich tröstete, wie der Fuchs bei den Trauben, die ihm zu hoch hingen. Der Kleine, womit er mich meinte, sei allerdings, wenn er die Sache bei Licht betrachte, für einen Bauern zu dumm, der könne keinen Ochsen von einem Rind und kein Heu von Grummet unterscheiden, zum Studieren möge sein Verstand aber am Ende noch langen. Und der Große, wenn er auch gescheiter sei und seinen Vorteil schon recht gut in acht zu nehmen wisse, sei ein zu eitles Herrchen, der sich die Nase zuhalte, wenn er am Schweinestall vorbeigehe und auf den Zehen über die Jauchenpfützen hinübertänzele. Zu einem Bauer gehöre Genie, und wer das nicht habe, bleibe besser davon.

So kamen wir denn auf das Gymnasium, und dort fing schon unser Leiden durch den reichen Großonkel an. Wir mußten uns recht einschränken, da unsere Mutter alle Ausgaben für uns von unserem kleinen Vermögen bestreiten mußte. Der Onkel gab uns weiter nichts, als am Schlusse der Ferien jedesmal einen Thaler, in so viele Ermahnungen und Erinnerungen an unsere Armut eingewickelt, daß wir ihm denselben gerne geschenkt hätten. Aber das glaubte uns natürlich niemand auf dem Gymnasium. Es war ja bekannt, daß wir den reichen Großonkel hatten, und so hielten unsere Kameraden uns einfach für schäbige Gesellen, das Schlimmste, was wir in ihren Augen sein konnten.

Mein Bruder blieb nur so lange auf der Schule, bis er die Reife zum Einjährigen hatte und folgte dann seiner Neigung zum Kaufmannsstande. Ich hingegen wollte studieren, und zwar war mir's selbstverständlich, daß ich

wurde, was mein Vater auch gewesen war. Das war ja auch der Lieblingswunsch meiner guten Mutter. Leider sollte sie es aber nicht mehr erleben. Sie starb an einer Lungenentzündung ganz plötzlich in meinem letzten Schulsemester. Und als ich dann zu Ostern abging und meinem Onkel erklärte, ich wolle Theologie studieren, da wollte er geradezu aus dem Häuschen kommen. Ich solle mich das nicht unterstehen, fuhr er mich an, sonst seien wir für immer geschiedene Leute. An dem Tage, wo ich mich als Theologe einschreiben lasse, werde er sich den Amtsrichter bestellen und mich enterben. Alles könne ich werden, nur kein Pfaffe. Ich war ganz sprachlos über diesen Zornesausbruch. Daß er ein alter Heide war, der nie in die Kirche ging, außer am Karfreitag, das wußte ich freilich, aber den Grund seines Hasses gegen den ehrenwerten geistlichen Stand habe ich erst später erfahren. Als junger Mensch hatte er nämlich ein Mädchen geliebt, die Tochter eines Ökonomen aus der Nachbarschaft, aber sie hatte ihn ausgeschlagen und einem Pfarrer die Hand gereicht. Er war nun fest überzeugt, daß ihm nur durch niedrige Ränke seines Nebenbuhlers die Braut, wie er sie schon in Gedanken genannt hatte, geraubt worden sei, obwohl ich mir gar nicht denken konnte, daß ein junges Mädchen, vor die Wahl zwischen dem Onkel und einem beliebigen andern gestellt, einen Augenblick hätte unschlüssig sein sollen, welchem der Vorzug zu geben sei. Aber er, der von seiner werten Person nicht gering dachte, war darin anderer Meinung, und hatte einen glühenden Haß auf das ganze weibliche Geschlecht nicht bloß, sondern auch auf den ganzen geistlichen Stand geworfen. Aus diesem Grunde hatte er sich auch um meinen seligen Vater nie gekümmert und ihn seit dessen Universitätsjahren nicht mehr gesehen.

Ich war nun in großem Zweifel, was ich thun sollte. Ich wußte, daß es der Lieblingswunsch meiner seligen Mutter war, die ich über alles verehrt hatte, und ich selbst hatte nie anders gedacht, als daß ich Pfarrer werden würde. Aber zugleich hatte die Selige uns auch vor ihrem Ende ermahnt, den Onkel, als den einzigen nahen Verwandten, in Ehren zu halten und ihm zu gehorchen. Ich hatte aber niemanden,

der mir in diesem schwierigen Fall einen Rat hätte geben können. Mein Bruder, der schon eine ganz hübsche Stellung hatte, und den ich bei einem Besuche einmal darüber fragte, gab mir zur Antwort, ich solle doch kein Narr sein und auf meinem Plan bestehen. Ihm könne es schon recht sein, wenn der Onkel sein Testament abändere, aber ich thue ihm doch zu leid, wenn ich bei der Erbschaft daneben fallen solle. Nun habe ich mich mit dem Alten schon so lange plagen müssen, daß es doch eine wahre Schande sein würde, wenn ich schließlich mit leerer Hand abziehen müsse. Ich solle nur ruhig etwas anderes studieren, das werde ja wohl auf eins herauskommen. Obwohl ich nun durch seine Gründe nicht überzeugt war und mir besonders der Gedanke etwas Niederdrückendes hatte, um des leidigen Mammons willen mich zu einer anderen Laufbahn zwingen zu lassen, so war ich doch noch zu unselbständig, um nicht schließlich dem Onkel nachzugeben. Ich eröffnete ihm darum nach einiger Bedenkzeit, wenn ich nicht Pfarrer werden dürfe, dann wolle ich Forstwissenschaft studieren. Dagegen wollte er denn auch nichts einwenden, weil er, wie er sagte, keinen Förster kenne, der ein Mucker sei.

So machte ich denn meine Eleven- und akademische Zeit durch, und nachdem ich als Referendar in üblicher Weise in den verschiedensten Provinzen herumgeworfen worden war, wurde ich endlich Forstassessor und bekam die Revierförsterstelle zu B. Es war auch Zeit, daß ich eine Stellung mit einem festen Gehalt erhielt, denn mein geringes Vermögen war fast bis auf den letzten Heller verbraucht. Der Onkel war, wie ich ihm zum Lobe nachsagen muß, ein durchaus pünktlicher und umsichtiger Vormund gewesen, und seiner musterhaften Verwaltung unseres kleinen Vermögens war es zu danken, daß meine bescheidenen Mittel so lange vorgehalten hatten. Aber freilich, er hatte auch nur gethan, was er zu leisten schuldig war, und aus seinen eigenen Mitteln hatte er keinen Pfennig zugeschossen. Er glaubte schon damit ein übriges gethan zu haben, daß er mir während der Ferien kostenfreien Aufenthalt in seinem Hause gewährte.

Nun war ich endlich selbständig, und ich empfand

kein geringes Behagen in dem Gedanken, daß nun meine Zukunft auch ohne den Onkel sichergestellt sei. Meine erste Stelle war auch gar nicht übel. Das Forsthaus lag am Saume meines Reviers, einen guten Büchsenschuß von einem großen Dorfe entfernt. Dort war ein ganz gutes Gasthaus, wo ich mittags und auch meistens abends aß; für meine sonstigen häuslichen Bedürfnisse sorgte eine Frau aus dem Dorfe, und ich hatte die berechtigte Hoffnung, von meinem Gehalt in jedem Jahre noch etwas zurücklegen zu können. Das wäre auch unter allen Umständen so geworden, wenn ich nicht den reichen Großonkel gehabt hätte.

Ich sitze eines Tages in dem stillen Frieden meiner umbuschten Wohnung, als mein Hühnerhund laut wird und ich gleich darauf einen schweren Tritt auf das Haus zu kommen höre. Ehe ich noch aufstehen und nachsehen konnte, wer da ankomme, geht die Thür auf und der Onkel tritt herein. „Guten Tag, mein Junge," begrüßt er mich mit großer Freundlichkeit, „ich muß doch einmal sehen, wo du wohnst und wie dir's geht."

Wenn ich auch etwas überrascht war über diesen unerwarteten Besuch, so freute ich mich doch aufrichtig. War er doch der einzige, nähere Verwandte, den ich außer meinem Bruder besaß, und seine zur Schau getragene verwandtschaftliche Liebe war mir, weil ungewohnt, um so wohlthuender. Auch hatte ich jetzt, wo ich auf eignen Füßen stand, nicht mehr das beklemmende Gefühl der Abhängigkeit ihm gegenüber, was mir sonst seine Nähe immer etwas unbehaglich gemacht hatte. Es schien ihm auch recht gut bei mir zu gefallen, denn er blieb beinahe eine Woche da und wußte nicht genug zu rühmen, wie schön und angenehm ich wohne. Als er wieder fortging, begleitete ich ihn nach der ungefähr eine Stunde entfernten Bahnstation, wurde aber dann unterwegs durch eine Eröffnung seinerseits überrascht, die mir schon in die Glieder fiel. Es habe ihm bei mir so gut gefallen, sagte er, daß er beschlossen habe, den Rest seiner Tage bei mir zuzubringen. Er werde alt, und die Arbeit auf seinem Hofe werde ihm doch zu viel. Wenn man schon in den siebzigen drin sei, dann habe man's auch verdient, daß man sich zur Ruhe

setze. Gegenwärtig biete sich ihm eine gute Gelegenheit, seinen Hof zu verkaufen, und da wolle er sich auch nicht länger besinnen und sein ganzes Vermögen zu Geld machen und dann zu mir ziehen.

Ich war ganz sprachlos über die Aussicht, die meinen stillen Frieden zu zerstören drohte. Natürlich bezahle er für sich, setzte er darum noch hinzu, als er meine Überraschung sah, die er nur dem Geldpunkt zuschrieb.

Was sollte ich machen? Abweisen konnte ich ihn nicht, so schmerzlich mir die Auszeichnung war, die er mir zugedacht hatte. Denn wenn er mich auch über den Kostenpunkt beruhigte, so gab es doch außerdem noch manche andere Bedenken. Nicht nur, daß es mit meiner Unabhängigkeit aus war, ich sah auch voraus, daß der sonderbare Onkel mir alle möglichen Verlegenheiten bereiten würde. Ich hatte ziemlich lebhaften Verkehr mit den gebildeten Familien der Umgegend, und es war mir nicht zweifelhaft, daß des Onkels ganze Art mir manche Verdrießlichkeiten schaffen würde. Er war ja durchaus nicht ohne Bildung, hatte eine höhere Schule und eine landwirtschaftliche Akademie besucht, aber er suchte etwas darin, jeglichen Bildungsfirnis zu verleugnen. Und das berührte gerade bei ihm so unangenehm, daß er geflissentlich zeigen wollte, daß ein reicher Mann, wie er, keine Rücksichten auf die Leute zu nehmen brauche. Er durfte sich seiner Meinung nach ungeschliffen benehmen, und die Leute mußten doch den Hut vor ihm abziehen.

Das alles wußte ich, aber ich durfte dennoch nicht für die zugedachte Ehre danken. Er hatte doch in gewisser Beziehung Vaterstelle an mir vertreten, ich war ihm doch manchen Dank schuldig, in den Augen der Welt dankte ich ihm alles, sodaß ich als die schwärzeste Seele erschienen wäre, wenn ich ihm den Stuhl vor die Thür hätte setzen wollen.

„Ich fürchte nur, daß es dir bei mir zu einsam werden wird, wo du deine gewohnte Beschäftigung vermissen und auch sonst wenig Abwechselung finden wirst," wagte ich schüchtern zu bemerken, „es ist alles hier gar ländlich; wenn ich in der Stadt wohnte, würde es jedenfalls vergnüglicher für dich sein."

Damit suchte ich in der zartesten Weise darauf anzuspielen, daß er bei meinem Bruder Ernst, der sich seit ein paar Jahren in Köln etabliert und verheiratet hatte, besser aufgehoben sein möchte. Aber es war verlorene Liebesmühe.

„Bleib mir mit der Stadt vom Leibe," rief er, „die hab' ich satt gekriegt, bis an den Hals, als ich zu Ostern einmal ein paar Tage bei Ernst war. In dem Trubel, wo man fortwährend gestoßen und auf die Füße getreten wird, wo man immer fürchten muß, wenn man um eine Ecke geht, überfahren oder über den Haufen gerannt zu werden, da möchte ich nicht abgemalt sein! Nein, ich komme zu dir, alter Junge, hier gefällt mir's. Und Bekannte und Unterhaltung werd' ich schon finden, dafür laß mich nur sorgen! Ich bin keiner von denen, die der Gesellschaft aus dem Weg gehen, ich kann mich allenthalben sehen lassen und finde auch allenthalben bald angenehme Bekanntschaft."

Ja, das wußte ich leider nur zu gut, daß er niemandem aus dem Wege ging, und deswegen sah ich mit ernster Sorge all den beschämenden Auftritten entgegen, die mir bei seiner ganzen Art unausbleiblich schienen. Aber ich konnte sie nicht verhindern, ich mußte das Opfer auf mich nehmen, das freilich nicht das einzige sein sollte, was ich dem reichen Großonkel zu bringen hatte.

Als die Ernte vorüber war, kam er an, und er benahm sich im Anfang so nett, war so anspruchslos und mit allem zufrieden, daß ich ihm im Herzen schon Abbitte zu thun geneigt war, weil ich ihn mit so wenig verwandtschaftlichen Gefühlen empfangen hatte. Aber bald kam doch seine eigentliche Natur wieder zum Vorschein, indem er langsam anfing, über das und jenes seine Unzufriedenheit zu äußern.

Ich hatte, wie schon gesagt, im Wirtshause einen ganz guten Tisch, an dem auch natürlich der Onkel teilnahm. Zu meiner Freude bemerkte ich, daß er den aufgetragenen Gerichten auch stets alle Ehre anthat mit einem für seine Jahre bewundernswürdigen Appetit. Um so mehr mußte es mich wunder nehmen, als er im Widerspruch zu seinen Leistungen nach einiger Zeit gar nicht

mehr zufrieden war und alles zu bekritteln hatte. Es war dies um so auffallender, als gegenüber seiner bisherigen einfachen Lebensweise unsere Mahlzeiten geradezu schwelgerisch genannt werden mußten. Und das fortwährende Nörgeln verleidete mir auch fast meine bisherigen Tafelfreuden, wenn er bei jedem Gericht ausrechnete, wieviel die Wirtin

wieder daran verdiene, und er nachher jedesmal brummend über die hohe Zeche seinen Geldbeutel zog. Daß er aber mit seinem Räsonnieren einen bestimmten Plan verfolgte, ahnte ich in meiner Arglosigkeit noch nicht. Bald aber sollte sich mir der Grund seiner Unzufriedenheit in seiner ganzen Ausdehnung enthüllen.

Eines Abends saßen wir noch in meinem Zimmer

Zeiten einen goldenen Boden, und der biedere, ehrenwerthe Handwerkerſtand war der frömmſte, geachtetſte, war der rechte und ächte Kern der Gemeinde und des Volkes.

Ob's gleich auch heute noch Viele gibt, die dieſen goldenen Boden des Handwerks kennen, ſchätzen und ehren, ſo ſieht's doch bei vielen Andern deſto ſchlimmer aus. Die haben aus der Fremde mit heimgebracht: Erſtlich Liederlichkeit, — gehen ins Wirthshaus, ſpielen, rauchen Cigarren und ſpielen den Herrn, als wär's juſt recht ſo; zweitens: Faulheit; ſie meinen, das liebe Nichtsthun ſei ein gar ſchön Geſchäft — aber der Bettelſack kommt über Kurz oder Lang, aber ſicher; drittens: Gottesvergeſſenheit; in die Kirche gehen ſie nicht; den Sonntag heiligen ſie nicht; beten können und wollen ſie nicht; in der Bibel und im Geſangbuche leſen ſie nicht, wohl aber in der Zeitung; viertens — das Theilen! Da liegt's! Sie haben ſo franzöſiſche Nichtsnutzigkeit im Kopf, und meinen, der liebe Gott habe Unrecht, wenn er ſagt: Reiche und Arme müſſen unter einander ſein; denn der Herr hat ſie Alle gemacht; ſie meinen, die Armen müßten einmal mit den Reichen theilen, und vergeſſen, daß das fluchwürdiger Diebſtahl und Sünde wäre, da der Herr Jedem gab, was ihm gut iſt, und Einer dem Andern dienen ſoll mit der Gabe, die er empfangen hat; wie auch, daß Gottes zehntes Gebot ſagt: Laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Guts. Wenn ſo der Boden des lieben Handwerks beſtellt iſt, ſo mach' ich ein Kreuz darüber und wende mich ab, denn da iſt der Boden ſumpfig und nur Peſtdünſte können in die Werkſtatt dringen, die vollends den letzten Reſt der Geſundheit zerſtören. Da muß das Elend folgen, das ſo viele Handwerker heimſucht. Kommt dann noch die herrſchende Narrenkrankheit, ich meine den Freiheitsſchwindel von Anno 1848 und 1849, hinzu, dann iſt's vollends mit dem goldenen Boden am ſchnellen Ende und am hoffnungsreichen Anfang des Elends. Dann wird's erſt wieder gut, wenn jener goldene Boden des Handwerks, chriſtliche Frömmigkeit, Gottesfurcht, Sonntagsheiligung, Morgen- und Abendgebet und treuer gottvertrauender Fleiß zurückkehrt. Herr, hilf, daß er komme!

bei einander und er hatte sich eben seine Pfeife bei mir frisch gestopft, weil er, wie gewöhnlich, vergessen hatte, sich Tabak zu kaufen, als er den Boden bei mir genügend vorbereitet glauben mochte, um für seine schwarzen Pläne ein Entgegenkommen bei mir zu finden.

„Meinst du nicht auch, Fritz," fing er an, „daß deine Wirtsleute uns eigentlich unverschämt übers Ohr hauen? Wenn ich bedenke, was wir bezahlen müssen und wie wenig dafür geleistet wird, dann will mir's immer weniger dort gefallen."

„Oh, das kann ich nicht gerade finden," gab ich innerlich ärgerlich über das immerwährende Gemäkel zur Antwort, „ich bin bisher ganz zufrieden mit ihnen gewesen und habe mir selbst gratuliert, daß ich in einem Dorfe einen solchen Tisch gefunden habe."

„Ach nun ja, wie du's verstehst," brummte er unzufrieden, das Essen an sich ist ja nicht übel, aber der Preis dafür ist zu hoch. Glaub' mir, ich kenne das Leben besser wie du. Wenn ich bedenke, daß sie außer dem Fleisch alles selbst ziehen, und mir berechne, wie hoch sich so ein Mittagsessen stellt, dann ist sicher, daß sie die Hälfte des Kostgeldes als Profit in die Tasche stecken."

„Nun, so schlimm wird's ja nicht sein," entgegnete ich, indem ich das unerquickliche Thema zu beseitigen wünschte, „sie können's doch auch nicht umsonst geben und müssen etwas für ihre Mühe haben."

„Selbstverständlich!" versetzte er hartnäckig, „aber doch nicht fünfzig Prozent. Das ist zu viel! Und ich sehe nicht ein, daß wir die Dummen spielen und ihnen das viele Geld hinwerfen sollen, was wir selbst verdienen können."

Ich mußte laut lachen über die verlockende Aussicht, die mir der Onkel zu eröffnen schien. „Dann willst du wohl selbst kochen, Onkel?" rief ich, „denn mich kannst du doch nicht dazu anstellen, wo ich den ganzen Tag im Revier bin."

„Als wenn's sonst keine andern Wege gäbe," brummte er ärgerlich über meine Heiterkeit, „aber so seid ihr jungen Leute, gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet! Ich bin länger auf der Welt wie du, ich bin der Bruder deines Großvaters, und ich muß mich darum wundern, daß dir meine Worte lächerlich vorkommen!"

„Nun Onkel, so war's nicht gemeint, nimm's nicht übel; es kam mir nur zu komisch vor, daß du selbst kochen wolltest," begütigte ich; denn ich sah, wie er aufstand und Miene machte, das Zimmer zu verlassen. Hätte ich freilich gewußt, welcher schwarze Plan in seiner Seele gereift war, dann hätte ich ihn nicht aufgehalten, eingedenk der Wahrheit, daß der erste Verdruß besser ist, als der letzte.

„Und wenn's auch so wäre, wüßte ich nicht, was darüber zu lachen wäre, so gut wie die drunten im Wirtshaus verstehe ich auch noch zu kochen," murrte er, doch schon halb besänftigt. „Aber dazu habe ich doch in meinen alten Tagen keine Lust mehr. Nein, ich habe einen andern Plan. Wie wär's, wenn wir uns eine Haushälterin nähmen?" platzte er heraus.

„Das ist doch nicht dein Ernst, Onkel?" rief ich ganz verdutzt.

„Warum nicht?" fragte er, „das ist das einzig Vernünftige. Denn erstens haben wir den Profit selbst, den jetzt andere Leute machen; dann weiter bekommen wir alles von ihr besorgt, Waschen und Flicken und Aufwartung, wofür wir jetzt schweres Geld bezahlen müssen, und endlich haben wir alles bequem im Hause und brauchen nicht immer den weiten Weg ins Dorf zu machen, der für mich alten Mann besonders abends sehr lästig ist."

Dann geh' doch hin, wo du das bequemer hast, ich habe dich ja nicht hierher genötigt, hatte ich schon auf der Zunge. Ich unterdrückte jedoch diese unehrerbietige Äußerung und sagte nur: „Glaubst du denn, Onkel, wir bekämen ein dafür passendes Frauenzimmer umsonst? Soviel ich darüber gehört habe, verlangt eine solche ein sehr anständiges Gehalt. Und da möchte uns unser Haushalt am Ende doch bedeutend teurer zu stehen kommen, als unter den gegenwärtigen Verhältnissen."

„Da sieht man wieder, wie du gar nicht rechnen kannst," versetzte er. „Natürlich würde ich dir Kostgeld bezahlen, und da müßte es merkwürdig zugehen, wenn du davon nicht nur die Person bezahlen, sondern auch noch die Auslagen für den Tisch bestreiten könntest. So hätten wir zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, ich hätte meine Bequemlichkeit und du den Profit. Denn du weißt

noch gar nicht, wie billig man leben kann, wenn man alles aus erster Hand kauft."

In der Weise redete er noch ungefähr eine halbe Stunde auf mich ein, bis er mich mürbe genug glaubte und sein Schlafzimmer aufsuchte. Ich aber saß noch lange da, und während er jedenfalls im Traume seine verderblichen Pläne weiterspann, gingen mir seine Worte noch lange im Kopfe herum, und die Ahnung eines kommenden Unheils legte sich mir schwer auf das Herz. Denn ich fühlte schon jetzt, wie er trotz meines Widerstrebens doch schließlich seinen Kopf durchsetzen werde.

Wie konnte es auch anders kommen? Wenn einem wochenlang Tag für Tag zu allen Mahlzeiten dieselben Klagen vorgesetzt werden, daß man schließlich nur mit Widerstreben an den Tisch geht, dann muß auch der härteste Stein erweichen. Wenn ich mit ihm leben wollte, dann blieb mir nichts anderes übrig, als endlich nachzugeben, da ich ihm doch nicht den Stuhl vor die Thür setzen konnte. Und so hatte er mich gegen Weihnachten so weit, daß ich zu allem bereit war. Ich sah ja voraus, daß das neue häusliche Verhältnis nicht bloß manche Störungen für mich im Gefolge haben, sondern daß auch mein Haushalt mir teurer zu stehen kommen würde als bisher. Doch glaubte ich wegen des letzteren Punktes beruhigt sein zu können, da der Onkel so große Versprechungen gemacht hatte.

Eine Haushälterin war rasch gefunden. Kaum war das Gesuch um eine solche in unserer Provinzialzeitung erschienen, als die Meldungen packweise einliefen. Nun war guter Rat teuer, und selbst der Onkel kam in Verlegenheit. Endlich entschlossen wir uns, ein lediges Frauenzimmer in gesetzten Jahren, die Tochter eines Bahnbeamten aus der Kreisstadt zu wählen, die mir von dortigen Bekannten empfohlen worden war.

Nun, sie machte sich auch ganz gut, und wir waren wirklich besser aufgehoben, als im Wirtshaus. Nur kratzte ich mich bedenklich hinter den Ohren, als am Monatsschluß nicht unbeträchtliche Rechnungen einliefen, und ich hatte ihr doch, wie ich meinte, ein auskömmliches Haushaltungsgeld gegeben. Das war aber nicht schlimm, hier mußte der Onkel aushelfen. Er war ja noch sein ganzes Kostgeld

schuldig. Zwar hatte ich ihn, so schlau ich es auch anfing, nicht dazu bringen können, vorher etwas Bestimmtes auszumachen, ich rechnete aber, wenn auch nicht auf seine Großmut, so doch auf seine praktische Erfahrung in solchen Dingen.

Am letzten Januar kam er dann auch an.

„Nun will ich doch meine Schuld abtragen," sagte er, „ich wollte im voraus nichts ausmachen, weil ich doch keine Katze im Sacke kaufen konnte. Erst mußte ich doch sehen, wie sich dein Haushalt machte. Nun, ich bin im allgemeinen zufrieden und will darum auch ein übriges thun. Du wirst gewiß nicht über mich klagen können, wenn ich dir sage, daß ich beschlossen habe, dir pro Tag 1 Mark zu vergüten. Macht also für den Januar einunddreißig Mark, ein schönes Stück Geld, wobei du dir ins Fäustchen lachen kannst."

Mir war es wahrhaftig nicht zum Lachen über diese Eröffnung. Bei allen bescheidenen Ansprüchen, die ich an den Onkel zu stellen gewohnt war, übertraf denn doch dieses Anerbieten noch meine schlimmsten Befürchtungen. Wohin sollte ich kommen unter diesen Verhältnissen? Mir fing an, vor der Zukunft zu grauen.

„Aber Onkel," äußerte ich zaghaft, „ist das wirklich dein Ernst? Soviel ich bis jetzt berechnen kann, ist mir's unmöglich, damit den Haushalt in der bisherigen Weise zu führen."

„Was? Du willst wohl den leiblichen Bruder deines Großvaters behandeln, wie die Beutelschneider drunten im Wirtshaus?" fragte er entrüstet, „ist das der Dank für all das Gute, was du bei mir genossen hast die langen Jahre hindurch? Habe ich dir jemals eine Rechnung vorgelegt für das, was du bei mir verzehrt hast? Habe ich als Vormund mir je mehr erstatten lassen, als die baren Auslagen? He?"

Ich würgte den Brocken hinunter, den ich ihm doch nicht in gleicher Weise wieder zurückgeben konnte, und sagte so freundlich, als mir möglich war:

„Du mußt nur bedenken, lieber Onkel, daß ich bei einer Einnahme von 600 Thalern keine weiten Sprünge machen kann." —

„Wer hat mir soviel gegeben, als ich so alt war, wie du?“ fuhr er dazwischen.

„Ganz richtig,“ gab ich bereitwillig zu, „aber ich bitte dich, meine Auslagen zu berücksichtigen. Die Haushälterin bekommt 180 Mark Gehalt, und während ich bisher mit einer Monatsbedienung auskam, muß ich diese unserer Dame noch dazu halten. Das macht zusammen schon 250 Mark. Und nun kommen die Auslagen für den Haushalt dazu, die in diesem Monat weit mehr ausgemacht haben, als ich sonst für mich an Kostgeld zu bezahlen hatte. Wenn das so weiter geht, kostet mich der Haushalt das doppelte, wie bisher, und ich sehe voraus, daß ich trotz deiner Vergütung mit meinem Gehalt nicht reichen werde. Du siehst also, daß es nicht Habsucht ist, wenn mir dein Angebot etwas gering vorkommt.“

„Hm, hm!“ räusperte er sich etwas unbehaglich, „natürlich, wie du das rechnest, scheint's, als wenn du recht hättest, aber ich weiß doch besser, was das Leben kostet. Man muß sich nur einzurichten wissen, das fehlt dir noch. Wenn man auf dem Lande lebt, muß man sich alle Vorteile zu nutze machen. Bis jetzt hast du alles bar kaufen müssen, deswegen kommt dir der Haushalt so kostspielig vor. Das machen wir aber künftig anders. Vom nächsten Frühjahr nehmen wir einen Teil deines Dienstlandes in eigene Benutzung und ziehen uns Kartoffeln und Gemüse selber. Dann halten wir uns Hühner, die kosten dich fast gar nichts. Die bekommen den Abfall aus der Küche und gehen in die Wiesen, das giebt die besten Eier. Und dann müssen wir selbst uns ein Schwein schlachten, darin steckt ein Hauptvorteil.“

„Aber Onkel, auch das noch!“ rief ich entsetzt, „soviel Geld auf einmal auszugeben!“

„Dummes Zeug!“ versetzte er ärgerlich, „da sieht man, was du von der Haushaltung verstehst. Natürlich ist das eine einmalige größere Ausgabe — ich meine für dieses Jahr, im nächsten Winter mästen wir selbst — aber berechne dir doch, was dabei herausspringt! 55 Pfennig mußt du dem Metzger für das Pfund Schweinefleisch bezahlen, 80 Pfennige für Schmalz und Speck! Ich aber kaufe dir das schönste Schwein, das Pfund zu 48 Pfennig,

Speck und alles mit eingerechnet. Und da wirst du selbst herausrechnen können, wie viel billiger du dabei wegkommst."

Mir wirbelte der Kopf über diesen neuen Haushaltungsplan, aber der Alte ließ nicht locker, bis er endlich eine halbe Zusage von mir hatte.

„Du sollst sehen, alter Junge," sagte er befriedigt und klopfte mir auf die Schulter, „wie profitlich das ist. Da laß mich nur machen, das ist ganz mein Fall! Ich weiß schon so ein halb Dutzend fette Schweine im Dorf, unter denen ich das passendste auswählen werde. Und daß ich billig kaufe, darauf kannst du dich verlassen, mir macht beim Handel keiner so leicht etwas vor."

Mein Sträuben wurde immer schwächer, zumal ich wirklich dachte, auf diese Weise etwas zu sparen. Am anderen Morgen, gleich nach dem Kaffee, zog der Onkel schon aus auf den Handel, und als er zum Mittagessen kam, war ich der glückliche Besitzer eines fetten Schweines.

Den andern Tag schon wurde geschlachtet.

„Wir müssen auch eine kleine Metzelsuppe veranstalten," sagte der Onkel, der den ganzen Tag auf den Beinen war und jedermann, der bei der Schlachterei thätig war, besonders aber den Metzger, mit seinen Ratschlägen ärgerte, „du wirst nichts dagegen haben, daß ich auf den Abend, wie's Brauch ist, eine kleine Gesellschaft eingeladen habe."

Und er nannte mir zwei meiner Förster, einen Wegeaufseher und einen Krämer aus dem Dorfe, die bis jetzt seinen Hauptumgang gebildet hatten. Ich mußte es natürlich zufrieden sein.

Die Geladenen fanden sich am Abend ein, der Bauer, dem das Schwein gehört hatte, mit seinen zwei Söhnen ebenfalls, sodaß wir eine stattliche Tafelrunde hatten. Und was konnten die Gäste leisten! Ich sagte mir mit einem stillen Seufzer, daß der ganze Profit von diesem einen Abend verschlungen wurde. Dazu war das Fäßchen Bier, das ich für diese Feier angeschafft hatte, bald leer. Denn meine Förster, wenn sie auch anfangs aus Respekt sich gemäßigt hatten, legten bei steigendem Wohlbehagen ihren Gefühlen immer weniger Zwang an. Als kein Bier mehr da war, dachte ich, jetzt werde doch die Gesellschaft auf-

brechen. Aber der Onkel flüsterte mir ins Ohr, so laut, daß es alle hören konnten:

„Du wirst dich doch nicht lumpen lassen? Wir haben ja noch den Wein im Keller!

Wir, das heißt „ich", hatten allerdings noch Wein, und ich mußte Ehren und Schande halber noch ein halbes Dutzend Flaschen springen lassen. Meine Gesellschaft wurde natürlich immer heiterer, die Förster fingen an zu singen, und die anderen, wie auch der Onkel im dröhnendsten Schusterbaß, stimmten mit ein. Und schließlich kam's noch beinahe zu einer Schlägerei. Der Krämer, der ein Schöngeist war und in seiner guten Stube einen alten Klimperkasten stehen hatte, auf dem er Sonntags abends seinen Gefühlen Ausdruck gab, hatte einem Förster die Beleidigung in das Gesicht geschleudert, er habe kein musikalisches Gehör und habe den ganzen Gesang verdorben. Der Angegriffene ließ das nicht auf sich sitzen und gab dem anderen zurück, er verstehe von Musik soviel wie ein Trampeltier. Daran knüpfte sich dann eine sehr lebhafte Erörterung über den beiderseitigen Bildungsstand, in deren Verlauf der Förster behauptete, Krämer könne jeder Schafskopf sein, worauf der Krämer in höchster Entrüstung die Äußerung that, jeder Tagedieb, der zum Sergeanten noch zu dumm sei, könne Förster werden. Dieser edle Wettstreit machte nun dem Onkel ein unbeschreibliches Vergnügen. Er ging von einem zum anderen und versicherte jeden, das brauche er sich nicht gefallen zu lassen. Und sie beabsichtigten gerade beide, thätlich einander zu beweisen, wer von ihnen der Gebildetere sei, als ich dazwischen sprang und den Förster energisch in seine Schranken verwies. Das half denn auch glücklicherweise. Die Förster hatten doch das undeutliche Gefühl, sich nicht ganz passend benommen zu haben, und brachen bald auf, worauf dann die anderen Gäste folgten. Der Onkel rief ihnen noch die Treppe hinunter nach, sie sollten doch ja bald wieder kommen, und kehrte dann sehr vergnügt ins Zimmer zurück.

„Das war ein fideler Abend, mein Junge," versicherte er mir, „ganz kostbare Kerle! Du hättest nur den Spaß nicht verderben sollen, so eine kleine Hauerei wäre ganz

niedlich gewesen. Ich war begierig, zu sehen, wer wohl der Stärkste von ihnen gewesen wäre."

Ich wandte mich wortlos nach dem Fenster, das ich

öffnete, um den Tabaks- und Schlachtedunst hinauszulassen. Ich war innerlich zu ergrimmt, sowohl über den widerwärtigen Auftritt, als über die Rolle, die der Onkel dabei gespielt hatte.

„Nun, mein Junge, jetzt wollen wir erst noch Kasse machen," sagte er, als ich keine Antwort gab, „es ist mir lieber so und auch dir wird's angenehmer sein, wenn du dein Geld gleich kriegst."

Ich drehte mich erstaunt um. Was war denn das für eine sonderbare Anwandlung von Großmut bei dem Alten, daß er sein Teil an der Extraausgabe beitragen wollte? Sollte er vielleicht infolge der genossenen Getränke in eine liebenswürdige Schenklaune gekommen sein, die morgen am Tage jedenfalls wieder verflogen war? Eine solche seltene Gelegenheit war ich nicht willens, mir entgehen zu lassen, und ich entgegnete bereitwillig:

„Gewiß, lieber Onkel, ganz, wie du willst."

„Ich will dich jetzt jeden Abend, ehe ich zu Bett gehe, bezahlen," sagte er, das ist für beide Teile besser; du hast gleich dein Geld und brauchst mir nicht zu borgen, und ich schlafe noch einmal so gut, wenn ich mir abends sagen kann: Jetzt bist du keinem Menschen einen Pfennig schuldig." Und damit zog er seinen Beutel und legte eine Mark auf den Tisch.

Die Enttäuschung war zu groß, als daß ich in Worten sie hätte ausdrücken können. Ich war ja wahrlich nie durch seine Freigebigkeit verwöhnt worden, aber hier dies ging doch über alles Erlebte hinaus. Er wartete auch eine Antwort meinerseits gar nicht ab, er wußte, daß er bei mir durch Überraschungen am sichersten siegte. Darum nickte er mir mit der harmlosesten Onkelmiene freundlich zu und ging mit kurzem Gutenachtgruße in seine Stube. Ich aber ging in großer Entrüstung über alles, was ich heute erlebt hatte, noch lange auf und ab, ohne daß ich jedoch ahnte, wie hinter dem neuen Zahlungsmodus auch wieder eine neue Tücke lauerte.

In der ersten Woche nach dem Schlachten konnte der Onkel, so oft wir am Essen saßen, mir es nicht genug anrühmen, welche kluge Idee er mir doch angegeben habe. In der zweiten Woche jedoch schon fing die alte Nörgelei wieder an.

„Ich meine, zwei- bis dreimal die Woche „Schweinernes" und fast jeden Abend Wurst, das wäre doch ein bißchen viel, ich kann das viele fette Zeug nicht mehr ver-

tragen," murrte er eines Mittags, als wir vor den herrlichsten Schweinsohren saßen.

„Aber Onkel, du hast ja doch die ganze Sache angegeben," entgegnete ich etwas ärgerlich.

„Doch nicht, damit wir von da ab nichts wie Schweinefleisch essen," „brummte er mißvergnügt „dafür bezahl' ich doch mein Geld nicht."

„Man kann's aber doch nicht aufheben bis in den Sommer," wagte das Fräulein zu entgegnen.

„So? Sie auch noch?" fuhr er sie an, „nun, ich brauche ja gar nichts zu essen!" Und er warf Messer und Gabel hin und stand auf.

„Nun, Fräulein, dann lassen Sie es von jetzt ab bei einem Mal die Woche mit dem Schweinefleisch bewenden," sagte ich, um die unerquickliche Scene zu beendigen.

Aber der Onkel ging trotzdem ärgerlich zur Thür hinaus. Den Abend aß er im Wirtshaus.

Ich hatte nun gute Lust, ihn ruhig seines Weges gehen zu lassen, da seine Gegenwart zu meinem Wohlbefinden wahrlich nichts beitrug. Aber ich dachte doch wieder: wenn er auch ein borstiger Kauz ist, er hat doch Vaterstelle an dir vertreten, und du mußt einlenken. Ich war darum trotzdem freundlich gegen ihn, und er hatte auch die Gnade, des anderen Tages wieder an unseren Mahlzeiten teilzunehmen. Am folgenden Morgen aber erschien er zu meinem großen Staunen beim Kaffee im Reisekostüm. Nun, jetzt ist doch dem Faß der Boden ausgeschlagen, dachte ich, jetzt zieht er ab.

„Ich muß auf ein paar Tage verreisen," sagte er, „ich habe in meiner Heimat noch Geschäfte." Ich wünschte ihm von Herzen noch glückliche Reise und verzichtete gern auf baldiges Wiedersehen.

Aber nach vier Tagen kam er wieder, er mochte doch seine Gründe haben, sich bei mir einen Unterschlupf offen zu halten. Von da an war er viel unterwegs. Er hatte in der Nachbarschaft unter den Honorationen zweiten Ranges sich in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes bei mir eine ganze Menge Freunde verschafft, bei denen er als reicher Mann in bestem Ansehen stand. Hier „onkelte" er sich denn tagsüber durch, spielte mit ihnen Solo und brachte

8. Thue Recht und ſcheue Niemand!

In den Jahren 1814 und 1815, als die Deutſchen die Franzoſen mit blutigen Köpfen heimgeſchickt, und ihnen zum Schluſſe noch einen Beſuch in Paris gemacht, der ihnen unangenehm war und dem Napoleon ſeinen Kaiſerthron koſtete, verwaltete die nachmals preußiſchen Rheinlande der Generalgouverneur Sack mit faſt königlicher Gewalt. Der alte Sack war ein Ehrenmann von der Sohle bis zum Scheitel. Er war ein Schleſier, aber nicht aus feiner ſchleſiſcher Leinwand verfertigt, vielmehr von derbem Faden aus der Spinnſtube des alten Miniſters von Stein, der auch nicht ſuperfein, aber durch und durch in der Wolle gefärbt war, wie der alte Sack auch.

Sack war auch keiner von den bodenloſen leeren Säcken, die der Napoleon von Paris an den Rhein ſchickte, damit ſie die Rheinländer füllten mit ihrem ehrlichen Gelde, wenn's möglich wäre, ſie voll zu machen; ſondern war von ſo eiſenfeſter Ehrlichkeit, daß an ihm auch nicht der Schein des Unrechts haftete. Er hat viel Gutes im Rheinlande geſtiftet, und es wäre ein rechtes Glück geweſen, wenn er länger dageblieben wäre, denn er verſtand's, die Tenne vom Staub, Unrath und Spinngeweben zu ſäubern.

Wenn ich Euch, lieben Bürgern und Bauern, Männern, Frauen, Jünglingen, Jungfrauen, Kindern, Knechten und Mägden, mitunter ſo ein Spiegelein hinhalte, damit Ihr hineinſchauet, ſo denk' ich, da doch die Spinnſtube auch manchem Beamten in die Hand kommt, es wird nichts ſchaden, wenn ich den Beamten auch einmal einen Spiegel vorhalte, zumal mir das ſchändliche Sprüchwort wie ein Stein im Magen liegt: Wer gut ſchmiert, der gut fährt. Dazu iſt mir der alte Sack wie gemacht. Vorerſt aber will ich Euch eben nur noch eine kurze Nachricht von ſeinem Herkommen geben.

Doctor (das iſt ein Ehrentitel, den auch gelehrte [manchmal auch —] Leute kriegen, erwerben [und kaufen!], die keine Ärzte ſind) Johann Auguſt Sack war zu Cleve am Niederrhein geboren Anno 1764. Er hatte tüchtig ſtudirt und trug darum den Ehrentitel Doctor mit Fug,

jeden Abend noch bares Geld mit nach Hause. Für jeden Tag aber, den er außer dem Hause war, zog er mir natürlich das Kostgeld ab. So hatte ich Monate, in denen er im ganzen 10—12 Mark bezahlt hatte, und dazu nun den ganzen, kostspieligen Haushaltungsapparat, für den ich aufkommen mußte! Dabei glaubten denn alle Leute, wunder wie glücklich ich sein müsse, weil ich den reichen Großonkel bei mir habe, und ich that manchmal verzweifelt die Augen zu vor dem unausbleiblichen Fehlbetrag, mit dem meine Rechnung notwendig schließen mußte.

Dazu machte der Onkel mir auch sonst in jeder Weise Scherereien. Nicht nur, daß er, wenn er sich von mir beleidigt glaubte, Förster, Holzhauer und alle möglichen Leute, die nur irgendwie mit der Forstverwaltung zu thun hatten, gegen mich aufhetzte, sondern er bemühte sich auch redlich, mir mein einziges Lebensglück, dessen ich mich noch erfreute, zu verbittern.

In einem Pfarrhause der Nachbarschaft hatte ich meine gegenwärtige teure Lebensgefährtin gefunden, und ich war so glücklich, als nur ein Bräutigam sein kann, wenn ich auch vorläufig nur noch ein „heimlicher" war, da wegen Trauer in der Familie die Verlobung noch nicht veröffentlicht werden sollte. Aber außer diesem vorübergehenden Anstand lagen sonstige Hindernisse nicht vor. Die Eltern waren damit einverstanden, da ich allgemein im Rufe eines soliden jungen Mannes stand und außerdem, wie der Vater hinzugesetzt hatte, als er mir sagte, daß er nicht in der Lage sei, seiner Tochter außer der Ausstattung viel mitzugeben: ich doch den reichen Großonkel habe. Also auch bis in den stillen Frieden meines Liebesglücks drang dieses Gespenst! Und wenn's nur dabei geblieben wäre!

Ich hatte meiner Verlobung bisher vor dem Onkel nicht Erwähnung gethan, in der thörichten Hoffnung, sie werde ihm verschwiegen bleiben, weil ich die Gewißheit hatte, daß er zur Erhöhung meiner Bräutigamsfreude nicht beitragen werde. Auch schämte ich mich, offen gestanden, etwas, den Onkel, wie dann doch nicht zu umgehen war, dort einzuführen, da er, wie ich fürchtete, bei einer solchen Gelegenheit irgend etwas anstellen möchte. Aber wo ist

jemals eine Verlobung, und wenn sie noch so heimlich war, verschwiegen geblieben? Dem Onkel blieb sie auch nicht verborgen, so heimlich ich meine Besuche bei der Braut auch einrichtete und sie gewöhnlich auf die Zeit verlegte, wo er abwesend war. Dafür sorgten schon die mancherlei Freunde, die er sich in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins erworben hatte. Und so überraschte er mich eines Abends mit der Frage, warum ich wohl soviel in dem Pfarrhause zu W. verkehre? Als ich eine ausweichende Antwort gab, brach das Wetter los. Ob er das wohl um mich verdient habe, daß er erst von anderen Leuten meine Verlobung erfahren müsse? Und nun noch gar die Rücksichtslosigkeit, mir meine Frau aus einem Pfarrhause nehmen zu wollen, da ich doch wisse, wie feind er allem Pfaffenkram sei, er wisse aber auch, was er thun werde u. s. w.

Ich ließ ihn ruhig austoben und erklärte ihm dann ganz entschieden, daß er ja Macht habe zu thun, was er wolle, ich aber in diesem Falle auch. Daß ich ihm bisher keine Mitteilung über diese Angelegenheit gemacht habe, beruhe darin, weil die Verlobung ja noch gar nicht veröffentlicht sei und ich außerdem seinen Haß gegen alles, was mit der Geistlichkeit zusammenhänge, kenne. Im übrigen könne er versichert sein, daß keinerlei Drohungen seinerseits imstande seien, mich das gegebene Wort brechen zu lassen. Schließlich müsse ich mir entschieden alles Schimpfen über den ehrenwerten Pfarrstand verbitten, nicht bloß um meiner Braut willen, sondern weil ich nicht dulden könne, daß auch damit der Name meines eigenen Vaters noch im Grabe beleidigt werde.

So entschieden hatte ich noch nie mit ihm geredet. Er sah mich auch ganz verdutzt an und ging dann, ohne ein Wort zu erwidern, auf sein Zimmer. Besonders der letzte Hinweis in meiner Entgegnung hatte ihn doch stutzig gemacht. Am andern Morgen machte er wieder einen seiner gewöhnlichen Ausflüge, von dem er nach zwei Tagen zurückkehrte, und zwar in augenscheinlich besserer Stimmung.

Ich war froh, daß er seinen Groll auf der Reise gelassen hatte, und bemühte mich, ihm zu zeigen, daß ich den kleinen Zwist vergessen habe. Ja, ich ging soweit in meiner versöhnlichen Stimmung, daß ich ihm vorschlug, ihn meiner

Braut und ihrer Familie vorzustellen, was er auch bereitwillig annahm.

So zogen wir denn am Nachmittag einträchtig aus zur Brautvisite, und unterwegs erfuhr ich denn auch, aus welchem Grunde er sich mit der Thatsache meiner Verlobung so rasch ausgesöhnt hatte. Er hatte bei seinen Freunden in der Umgegend Erkundigungen über die Vermögensverhältnisse der Familie eingezogen und Befriedigendes erfahren. In der Meinung der Bauern war ihr Pfarrer ein reicher Mann. Die Stelle war ganz einträglich, sodaß die beiden Söhne studieren konnten und die Familie trotzdem ohne sichtbare Einschränkungen lebte. Das machte Eindruck auf den Onkel, und ich ließ ihn bei seiner Meinung, weil ich nun nach seiner ganzen Art die Hoffnung hatte, daß er sich befleißigen werde, der Familie die gebührende Rücksicht zu erzeigen.

„Du bist doch gescheiter, wie ich dir zugetraut hätte," sagte er am Schlusse seiner Mitteilungen befriedigt, „ich dachte nicht anders, als ich zuerst hörte, daß du mit dem Pfarrtöchterchen ein Verhältnis hättest: das ist wieder sein bekannter Leichtsinn! Hier ist nichts und da ist nichts, und doch soll geheiratet werden. Natürlich rechnet man auf den Onkel. Aber ich habe nichts übrig, habe mein bißchen Geld selbst zu brauchen, denn man weiß nicht, wie lange man noch lebt. Deswegen wurde ich ärgerlich, denn ich kann's nicht leiden, wenn man auf meinen Tod spekuliert. Aber wie ich gehört habe, kann der Alte drüben was Tüchtiges zuschießen, deswegen mögt ihr auch meinetwegen heiraten."

Ich antwortete nur mit einem leisen Seufzer, denn ich dachte an meine durch den Onkel so zerrütteten Verhältnisse und wie der Vater meiner Braut für unsere zukünftige Einrichtung gerade auf den verhängnisvollen Onkel so zuversichtlich rechnete. Doch suchte ich mir die trüben Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, da wir jetzt vor dem Pfarrhause standen und ich mit einigem Bangen an des Onkels Auftreten darin dachte.

Doch ging alles viel besser, als ich gedacht hatte. Meine Braut und ihre Angehörigen waren natürlich von der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit, und das kitzelte

den alten Burschen ungemein. Er konnte sich ja auch ganz leidlich benehmen, wenn er wollte, und das that er hier. Er holte seine ganze etwas rostige Höflichkeit gegen das schöne Geschlecht hervor, behandelte meinen zukünftigen Schwiegervater mit allem gebührenden Respekt und sah mit seinem frischgestärkten Vorhemd und seinem glattgescheitelten Haar fast ehrwürdig aus.

Ich schwamm in einem Meer von Wonne, als ich sah, wie man gegenseitig voneinander befriedigt war, und als der Onkel mir in einem Augenblick des Alleinseins versicherte, es seien famose Leute, und besonders meine Zukünftige gefalle ihm ausnehmend, da sie so fix und gesund sei und er an ihren Händen gesehen habe, daß sie auch tüchtig angreife, da wäre ich ihm beinahe um den Hals gefallen und hätte ihm alles Unrecht, daß ich ihm so oft in Gedanken gethan, abgebeten.

Nach dem Kaffee wurden Cigarren gereicht, die Damen gingen ab und zu, und die beiden alten Herren gaben sich dran, politisch zu kannegießern. Mir fing es an, etwas unbehaglich zu werden, da ich des Onkels verbohrte Ansichten auf diesem Gebiete kannte, aber es ging doch besser, als ich fürchtete, da sie beide Lobredner der alten Zeit waren und darum sich in ihren Ansichten über die neue Zeit vielfach begegneten. Da mußte meinen Schwiegervater das Unglück reiten, daß er auch auf das religiöse Gebiet kam und über die zunehmende Entkirchlichung klagte und überhaupt den Grund alles Unheils darin fand, daß das Ansehen der Kirche immer mehr schwinde. Er mochte den Onkel, mit dem er bisher so trefflich harmoniert hatte, auch hierin für einen Gesinnungsgenossen halten, denn da wir zu einem anderen Kirchspiel gehörten, konnte er ja nicht wissen, daß dieser ein alter Heide war. Und ich hatte ihn auch nicht weiter darüber aufgeklärt, da ich keinen Anlaß gehabt hatte, den religiösen Standpunkt meines Onkels zu berühren. Aber nun war das gute Wetter alle, die Friedenspfeife fiel in Stücke, dem Onkel war das rote Tuch vorgehalten, und er polterte nun ohne Rücksicht und Schonung los. Die Kirche und die ganze Klerisei habe noch niemals auf Erden etwas Gutes gestiftet, alles Unheil komme von der Muckerei her und das sei das Beste

an der ganzen neuen Zeit, daß man den Pfarrern (mich wunderte nur, daß er nicht Pfaffen ſagte) etwas die Nägel geſchnitten habe. Jedenfalls befinde man ſich jetzt viel beſſer, wo ein jeder leben und glauben könne, wie es nach ſeinem Geſchmack ſei und man mit den alten Judengeſchichten in der Bibel den Leuten nicht mehr bange machen könne.

Ich war in Verzweiflung und ſuchte vergeblich den alten Polterer zu beſchwichtigen. Er hörte auf nichts mehr und war nicht eher ruhig, als bis er ſeine ganze Weisheit an den Mann gebracht hatte. Mein zukünftiger Schwiegervater war zum Glück ein gelaſſener Mann, er ließ ſeinen Widerpart ruhig austoben, ſodaß der alte Burſche es nicht bis zum Äußerſten trieb und ſich immerhin noch verhältnismäßig anſtändiger Ausdrücke bediente. Als er aber endlich ſchwieg, um ſich auszuruhen, bemerkte der gute Pfarrer ganz gelaſſen:

„Daß Sie mit ſolchen Anſichten leidlich behaglich leben können, mag ja möglich ſein, aber werden Sie damit auch ſelig ſterben können, Herr Berneck?“

Da war der Topf plötzlich wieder zum Sieden gebracht. Denn vom Sterben wollte der Onkel nichts hören. Er ſtieß ſeinen Stuhl zurück, öffnete den Mund, als wenn er dem Fragenden eine recht grobe Entgegnung an den Kopf werfen wollte, beſann ſich aber zum Glück noch, ergriff Hut und Stock und ſagte:

„Danke beſtens für die gehabte Mühe, ſoll nicht mehr vorkommen! Sehr angenehm geweſen, Ihre werte Bekanntſchaft gemacht zu haben, bedaure, ſie jetzt nicht weiter fortſetzen zu können. Bitte, mich den Damen zu empfehlen! Adieu!“

Und fort war er. Ich drückte raſch meinem zukünftigen Schwiegervater die Hand, ſagte ihm: „ich werde morgen wiederkommen und hoffe dann, den Zwieſpalt ausgleichen zu können,“ und folgte dem unglückſeligen Onkel, ohne meine Braut noch einmal geſehen zu haben. Denn ich ſchämte mich zu ſehr.

Der Onkel war in ſeinem Zorn ſo gelaufen, daß ich ihn erſt vor dem Dorfe einholte.

„Was? Dieſer Pfaffe!“ pruſtete er mich an, „was

hat er mir vom Sterben zu reden? Das werde ich auch noch ohne ihn fertig bringen. Denkt wohl, er könne noch mit zur Leiche gehen? Wollen sehen, wer dem anderen ins Grab guckt. Aber ich merke schon, es wird auf meinen Tod gerechnet. Ho! ho! teilt nur nicht das Fell, ehe der Bär liegt. Ihr könntet euch verrechnen! Noch lebe ich, und ich weiß auch, was ich thue, daß von meinem Geld kein Pfennig in die Finger dieser schwarzen Sippschaft kommt."

„Ich muß mir vor allem äusbitten, Onkel," sagte ich und nahm mich gewaltsam zusammen, „daß, wenn noch ein Wort über diesen Gegenstand zwischen uns gewechselt werden soll, du dich in angemessenen Ausdrücken über meine Braut und ihre Familie bewegst."

„Also ich soll auch noch unterthänigst für die Ehre danken, daß man mich als Erbonkel in diese edle Familie aufnehmen will?" bemerkte er giftig, „nun, dann laß dir sagen, mein lieber Neffe, daß mit meinem Willen aus der Heirat nichts wird, und daß, wenn du sie dennoch heiratest, ihr von mir nie einen Pfennig bekommt."

Nun stieg mir aber auch das Blut zu Kopf.

„Darüber bitte ich dich, dir fürs erste gar keine Gedanken zu machen, was ich nach diesem empörenden Auftritt vorhabe," versetzte ich. „Soviel ist sicher, daß ich niemals mehr meine Braut oder ein Glied ihrer Familie mit dir unter demselben Dache zusammenbringen werde. Im übrigen aber bin ich mein freier Herr und bedarf, gottlob! deiner Einwilligung nicht zu meiner Heirat. Ich heirate, wen und wann ich will, und am allerwenigsten können mich darin deine Drohungen irre machen."

Damit ließ ich ihn stehen und ging mit starkem Schritt nach Hause.

Den nächsten Tag ging ich hinüber zu meiner Braut. Sie empfing mich in gedrückter Stimmung und mit verweinten Augen. Die Eltern waren sehr gemessen, und besonders die Mutter konnte ihre Entrüstung kaum bemeistern. Ich suchte den Eindruck der peinlichen Scene von gestern möglichst zu verwischen und versicherte sie, daß ich selbstverständlich ganz auf ihrer Seite stehe und des Onkels Taktlosigkeit aufs schärfste verurteile. Aber die Mutter, eine

Regierungsratstochter, erklärte mir, daß nie davon die Rede sein könne, daß sie ihr Kind in ein Haus ziehen lasse, in den dieser gottlose Barbar wohne. Kaum, daß ich die Vergünstigung erlangte, nach wie vor meine Besuche fortsetzen zu dürfen, und nur das konnte mich einigermaßen trösten, daß meine Emmy mir beim Abschied versicherte, daß sie trotzdem die meine bleibe und warten werde, bis die Verhältnisse wieder günstiger seien.

Den Onkel traf ich zu Hause nicht mehr an. Er hatte wieder eine seiner gewöhnlichen Touren in die Umgegend gemacht, wie immer nach solchen Auftritten, und ich wußte, daß er erst nach einigen Tagen wieder zurückkehren werde. Inzwischen überlegte ich, was nun geschehen solle. Daß es so nicht mehr weitergehen konnte, war mir klar; wie aber eine Änderung des unerträglichen Zustandes ohne einen völligen Bruch herbeigeführt werden könnte, das sah ich allerdings auch nicht ab. Da trat ein Ereignis ein, das diese Änderung herbeiführte, und zwar war unser lieber Gorilla derjenige, welcher sie zuwege brachte.

Ich war eines Abends aus dem Revier gekommen und trat noch, ehe ich nach Hause ging, bei dem jungen Doktor ein, den wir seit einiger Zeit im Dorfe hatten. Der Onkel war tags zuvor wieder eingerückt, und mich zog's darum gar nicht nach Hause. Wie ich in das Zimmer trete, sitzt da auf dem Sopha ein fremder Herr, der, wie er mich sieht, aufspringt, mir ohne weiteres um den Hals fällt und mir versichert, wie ungemein er sich freue, mich zu sehen.

Ich stand ganz verblüfft da, weil ich mich beim besten Willen nicht darauf besinnen konnte, wer dieser zärtliche Freund sein sollte, der mich trotz meines Sträubens gar nicht aus seiner Umarmung loslassen wollte. Ich stammelte die üblichen Entschuldigungen:

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, wie geht es Ihnen? Aber mein Gedächtnis ist mir im Augenblick untreu, dürfte ich Sie bitten, mir Ihren Namen zu nennen?"

„Das ist köstlich," rief der Fremde, während der Doktor ein sehr belustigtes Gesicht machte, „kennt er mich gar nicht mehr! Alter Freund, wissen Sie denn nicht mehr? Ich bin ja der K., jetzt Dr. K., denken Sie doch

an M., als Sie die grüne Jacke trugen, wie manches Glas Bier haben wir da zusammen getrunken!"

„Was? der Go—, der K.," verbesserte ich mich rasch, „Sie hätte ich freilich nicht mehr erkannt, Sie haben sich ganz außerordentlich verändert," und allerdings, er sah aus, wie ein vornehmer Herr, woraus ich den Schluß zog, daß sich seine äußere Lage sehr verbessert haben mußte. Denn, wenn ich ihn auch, während ich in M. mein Jahr bei den Jägern abdiente, nur sehr oberflächlich gekannt hatte, indem er nur einen kleinen Pump von ein paar Thalern bei mir angelegt hatte, so erinnerte ich mich doch sehr wohl der stadtbekannten Thatsache, daß er ohne Frage der ärmste Schlucker auf der ganzen Universität war. Daß er sich nun jetzt offenbar in besseren Verhältnissen befand, freute mich aufrichtig, und ich drückte ihm meine Befriedigung aus, daß ich ihn so wohl aussehend fände.

„Nun ja," sagte er leichthin, „es hat sich bei mir gemacht. Das Studium liegt glücklich hinter mir und ich benutze ein paar freie Tage, um einige gute Freunde aufzusuchen."

„So? Dann kennen Sie unsern Doktor wohl schon länger?" fragte ich.

„Den Herrn hier? Nein! Ich habe erst heute die Ehre gehabt," versetzte er, „mein Besuch galt vielmehr Ihnen, werter Freund. Ich kam vor einer Stunde an und sprach im Forsthaus vor, traf aber nur Ihren Onkel, beiläufig gesagt, ein scharmanter alter Herr, der mir sagte, Sie seien noch nicht aus dem Revier zurück, ich würde Sie aber vielleicht bei dem Herrn Doktor hier finden. Bei dieser Gelegenheit habe ich die Bekanntschaft des Herrn Doktor gemacht, der so liebenswürdig war, mich zum Bleiben zu nötigen."

Mir war bei diesen Eröffnungen des Gorilla immer unbehaglicher zu Mute geworden. Ein Vorgefühl kommenden Unheils, das um so unheimlicher war, je unbestimmter es vor mir stand, ergriff mich, der kalte Schweiß brach mir aus und ich griff unwillkürlich nach der Wasserflasche auf dem Tisch, mir ein Glas Wasser einzuschenken.

„Sind Sie nicht recht bei Troste?" rief der Doktor

und griff nach der Bierflasche, „glauben Sie, ich warte meinen Gästen mit Wasser auf?“

Ich lehnte jedoch dankend ab und stand eilig auf. Mir war's nicht nach einer gemütlichen Kneiperei zu Mute.

„Wollen wir nach Hause gehen?“ fragte der Gorilla mit der harmlosesten Miene, „nun, ich bin jederzeit bereit, verfügen Sie nur ganz über mich!“

„Ich darf Sie freilich nicht länger aufhalten,“ sagte der Doktor mit boshaftem Spott, „ich begreife, daß zwei Freunde, die sich solange nicht gesehen haben, das Bedürfnis nach einem Stündchen ungestörten Beisammenseins empfinden.“

Ich hatte ein Gefühl, als wenn ich dem herzlosen Spötter die Bierflasche an den Kopf werfen müßte, verbiß

aber meinen Ingrimm und ging ohne ein Wort zur Thür hinaus. Der Gorilla folgte mir nach höflicher Entschuldigung gegen den Doktor auf dem Fuße.

Draußen blieb ich stehen und faßte ihn am Arme.

„Ehe wir einen Schritt weiter gehen, fordere ich Sie auf, mir zu sagen, was Sie zu diesem auffallenden Besuche bei mir veranlaßt!"

„Aber ich begreife Sie nicht, alter Freund," entgegnete der Angeredete und setzte ein erstauntes Gesicht auf, „wie Sie zu dieser Frage kommen, und in so aufgeregtem Tone! Was ist denn natürlicher, als daß man zu Zeiten einmal das Verlangen hat, einen guten Freund zu begrüßen?"

„Machen Sie keine Flausen," versetzte ich ärgerlich, „Sie wissen so gut wie ich, daß unsere Bekanntschaft eine viel zu oberflächliche war, als daß man nicht andere als rein freundschaftliche Absichten bei einem solchen Besuche vermuten müßte. Deswegen sagen Sie mir rund heraus, was Sie zu mir führt, ich gehe sonst mit Ihnen keinen Schritt weiter!"

„Nun, dazu wäre doch immer noch Zeit gewesen, bis wir zu Hause waren," sagte er und gab sich Mühe, den Gekränkten zu spielen. „Ich habe Ihnen stets ein sehr freundliches Andenken bewahrt und bedauere lebhaft, daß meine Gefühle von Ihnen so wenig erwidert werden. Ich war in dem Glauben, an Ihnen einen wahren Freund zu besitzen, und wer scheut eine Reise, wenn er einem solchen das Herz ausschütten das Bedürfnis hat?"

„Hatten Sie keine nähere Gelegenheit, dies Bedürfnis zu befriedigen?" fragte ich ärgerlich, „doch nun meinetwegen, da Sie einmal hier sind, so schießen Sie los, damit die Tierquälerei aufhört!"

„Nun, wie Sie wollen," antwortete er kalt, „obwohl mir Ihr Zimmer ein geeigneterer Ort schiene, als die Landstraße. Also, ich stehe jetzt endlich am Schlusse meiner akademischen Laufbahn. Wie Sie sich vielleicht noch erinnern, ist meine lange Studienzeit nicht durch überflüssigen Mammon verursacht worden, sondern durch das Gegenteil. Ich habe reichlich gerade soviel Semester als Hauslehrer und dergleichen zugebracht, als ich auf der Universität war. Nun endlich hat doch meine Ausdauer gesiegt, ich stehe

Recht und Ehren, bekleidete mehrere hohe Staatsämter und kam dann als Generalgouverneur an den Rhein. Hier gewann er bald volles Zutrauen durch seine strenge Gerechtigkeit und dennoch wieder Milde, wo es Noth war. Vertraut mit den Sitten, Gewohnheiten und Wünschen der Rheinländer und mit dem landesväterlichen Herzen Friederich Wilhelm's III., wußte er Manches auszugleichen, zu erzielen, was das Land an den neuen Herrn festband, dem er in guten wie in bösen Tagen ein wandelloß treuer Diener gewesen war.

Sack hatte bald darauf, nachdem er in Aachen sein Amt angetreten hatte, den dortigen Einwohner R. (ich schreibe den Namen nicht aus, weil die Familie noch lebt), dem von den Franzosen himmelschreiendes Unrecht angethan worden war, in sein Recht wieder eingesetzt, und so dem Ehrenmanne sein wider Recht und aus purer Spitzbuberei entzogenes Einkommen zurückgegeben.

R. war ein rechtschaffener Mann, der von seinem reichlichen Einkommen gar viel Gutes that, und seinen Reichthum so gebrauchte, wie man eben wünschen möchte, daß es alle Reichen thäten. Gern hätte er Sack seinen Dank thatsächlich zu erkennen gegeben, wenn er nur gewußt hätte, wie er das anfangen solle; denn der Alte war bärbeißig und würde Alles mit derben Worten zurückgewiesen haben. So blieb dem guten R. nichts übrig, als den rechtschaffenen Sack in sein stilles Morgen- und Abendgebet einzuschließen.

Da waren die Herren, die man von Paris an den Rhein gesandt hatte, andere Vögel. Die waren niemals blöd im Nehmen, und war's etwa Einer im Geben, so waren sie so gefällig, ihm unter der Hand den rechten Weg zu ihrem Geldbeutel zu zeigen, und gaben's durch die dritte oder vierte Hand deutlich zu verstehen, wenn es nicht etwa durch die erste oder zweite geschah, daß solche Blödigkeit nicht gut und ihnen sehr unangenehm sei. Und hintennach führten sie doch die Leute erst recht an der Nase und am Narrenseil herum.

Unter uns gesagt, über das Letzte hab' ich mich allemal geärgert: denn Einer, der schmiert, ist so schlecht und ein ebenso großer Spitzbube, als Einer, der sich schmieren läßt, und wenn so Einer gehänselt oder gar gerupft und

gegenwärtig im Staatsexamen, nachdem ich vor wenigen Wochen meinen Doktor gemacht habe. Die Zukunft steht mir offen, eine sichere Stelle habe ich schon in Aussicht und es mangelt nur noch eine Kleinigkeit, daß ich auf alle Zeiten versorgt bin. Daß ich's kurz mache: um die Kosten meiner Dissertation und des Staatsexamens zu bezahlen, bedarf ich nur noch der Kleinigkeit von 600 Mark. Und deswegen bin ich gekommen, um Sie zu bitten, mir diesen kleinen Posten auf ein Jährchen oder zwei zu pumpen."

Mir war's, als wenn der Blitz neben mir einschlüge. Das mir, dem seine eigenen Geldverlegenheiten den Schlaf brachen?

„Sind Sie bei Sinnen, Herr?" fuhr ich ihn entrüstet an, „das sprechen Sie mit einem Gleichmut aus, als wenn Sie mich um ein Schwefelholz bäten. Wie in aller Welt kommen Sie dazu, mir eine solche Zumutung zu machen?"

„Weil Sie den reichen Großonkel haben," entgegnete er mit fester Stimme.

Ich stieß ein lautes Lachen aus; das fehlte noch, um die spöttische Laune des Schicksals auf den Gipfel zu bringen.

„Unglücklicher, wissen Sie, was das heißt?" rief ich ihm zu, „Sie können den ganzen Onkel bekommen, wenn Sie mich mit Ihren 600 Mark in Ruhe lassen."

„Wie dürfen Sie so unehrerbietig reden?" tadelte er mich mit sanftem Ton, „solch ein prächtiger, alter Herr, dem es jedenfalls Vergnügen macht, Ihnen die Kleinigkeit zu geben."

„Bitte, dann versuchen Sie es doch selbst bei ihm," entgegnete ich ärgerlich, „wegen meiner dürfen Sie noch eine Null anhängen bei Ihrer Forderung, ich bin gern bereit, die Summe dereinst an meinem Erbteil schwinden zu lassen, für den Fall er Ihnen das Geld giebt."

„Sie scherzen, werter Freund," versetzte er wehmütig, „wie käme ich dazu, einen ganz wildfremden Herrn anzuborgen? Die Sache ist aber nicht scherzhafter Natur. Es handelt sich um Leben und Zukunft eines Menschen. Verstehen Sie mich recht? Auf Sie habe ich meine ganze Hoffnung gesetzt, weil ich weiß, daß es Ihnen eine Kleinig-

keit ist, mir zu helfen und ich Sie auch als einen noblen Mann kenne. Sollte ich mich allerdings in Ihnen getäuscht haben, dann freilich bleibt mir nichts anderes übrig, als mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen."

„Dummer Schnack! Das kennt man," fuhr ich hart heraus, „mit solchen albernen Drohungen bleiben Sie mir vom Leibe. Damit können Sie bei mir nicht ankommen, zumal ich nicht in der Lage bin, Ihnen sechs Mark zu pumpen, geschweige gar sechshundert."

„Diese Ihre Äußerung ist mir sehr betrübend," entgegnete er, „sie beweist mir wieder aufs neue, wie nichts das Menschenherz, und wenn's von Natur das edelste wäre, so sehr verhärtet, wie der leidige Mammon. Wie haben Sie sich so traurig verändert, seit wir uns das letzte Mal sahen. Aber ich kann's immer noch nicht glauben, ich baue auf den edlen Kern, der in Ihnen lebt, und ich werde nicht eher wieder scheiden, als bis ich Sie Ihrem besseren Selbst wieder zurückgegeben habe."

„Bitte, bitte," wehrte ich entsetzt ab, „zu freundlich von Ihnen. Ich fühle gar kein Bedürfnis, in diesem Punkt anders zu werden. Verwenden Sie Ihre kostbare Zeit besser, indem Sie morgen wieder nach M. gehen und Ihr Examen beendigen. Falls es Ihnen an Reisegeld fehlt, bin ich gern erbötig, dafür aufzukommen."

„Was denken Sie von mir?" fragte er würdevoll, „bin ich ein Handwerksbursche, der Sie um einen Zehrpfennig angesprochen hat? Habe ich etwas anderes gethan, als was die größten Männer gethan haben, daß Sie in augenblicklicher Verlegenheit einen leistungsfähigen Freund um ein Darlehen ansprechen? Will ich denn von Ihnen etwas geschenkt haben? Wie können Sie mir mit solchem beleidigenden Anerbieten kommen?"

„Ha, ha! nun muß ich mir auch noch Grobheiten dazu sagen lassen," lachte ich ärgerlich heraus, „das wird ja immer schöner."

„Wenn ich Sie gekränkt haben sollte, dann bedauere ich das lebhaft," sagte er im trübseligsten Tone, „aber Sie müssen bedenken, daß man auch seinen Stolz hat und daß das Unglück doppelt empfindlich macht. Und ich stehe gegenwärtig so, daß, wenn Sie mich allen Ernstes abweisen,

mir thatſächlich nichts anderes übrig bleibt, als mein Leben auf irgend eine Weiſe zu enden. Und wollen Sie wirklich dieſe Verantwortung auf ſich laden? Ich bitte, verſetzen Sie ſich doch etwas in meine Lage! Lange Jahre hindurch habe ich mich durchgehungert, durchgeſchunden," —

„Und durchgepumpt!" ſetzte ich hinzu.

„Nun meinetwegen auch das," fuhr er fort; à propos, Sie bekommen ja auch noch zehn Thaler von mir von M. her, die bezahle ich Ihnen mit den zweihundert zurück — und nun, nach jahrelangem Elend bin ich endlich ſo weit, zu einem menſchenwürdigen Daſein zu kommen, das Glück lächelt mir freundlich zu, ich habe die Leiter faſt ganz erklommen, nur eine, die letzte Sproſſe fehlt noch, um das Gewand der günſtigen Göttin zu ergreifen — und da wollen Sie mir die kleine Hülfe verſagen, um dieſen letzten Schritt zu thun? Begreifen Sie nicht, daß die entſetzliche Ausſicht, ſo nahe am Ziel wieder hinabgeſchleudert zu werden in alle Elendstiefen, vielleicht für immer, einen Menſchen zur Verzweiflung bringen muß, daß ihm der Tod nur das kleinere Übel erſcheint? Und wollen Sie mit dieſem Fluch beladen durch das Leben gehen, einen Menſchen in den Tod gejagt zu haben, den Sie mit leichter Mühe retten konnten?"

„Schweigen Sie, ſchweigen Sie," rief ich ihm zu, „mir iſt gar nicht ſchauſpieleriſch zu Mute!"

„Mir auch nicht," entgegnete er mit hohler Stimme, „iſt das Ihr letztes Wort, dann bleibt freilich nichts anderes übrig, als Ihnen hier ein Lebewohl für immer zu ſagen, und es Ihnen zu überlaſſen, ſich morgen zu überzeugen, daß ich keine leeren Drohungen ausgeſprochen habe."

„Nun werden Sie nicht allzu ernſthaft," ſagte ich in ſcherzhaftem Tone, obwohl mir die Sache anfing, ungemütlich zu werden, „kommen Sie denn erſt einmal herein und ſeien Sie für die Nacht mein Gaſt, morgen wollen wir weiter darüber reden."

Wir ſtanden ſchon eine ganze Weile vor meiner Wohnung, und ich fürchtete alle Augenblicke, daß der Onkel ein Fenſter öffnen und Zeuge unſerer Unterredung werden könne. Ich drängte ihn deswegen einzutreten und hoffte, des andern Morgens ihn mit guter Manier los zu werden.

Der Onkel und er begrüßten sich mit großer Auszeichnung und ich baute darauf im stillen schon die Hoffnung, ich könnte den lästigen Bittsteller auf den Onkel abschieben. Nach dem Abendessen, an dem sich übrigens der Gorilla mit einem Eifer beteiligte, der mir seine selbstmörderischen Absichten sehr zweifelhaft erscheinen ließ, äußerte der Onkel den Wunsch nach einem kleinen Geldskat zu dreien. Der Gorilla erklärte mit Vergnügen sich dazu bereit, ich wollte kein Spielverderber sein, und so saßen wir bald fest dahinter. Wir spielten nur um den halben Pfennig, denn höher ging der Onkel nicht, und dabei mauerte er als vorsichtiger Mann noch, wo's irgend ging. Aber der Gorilla war ihm im Mauern über, woraus ich schloß, daß er sich auf Spekulation bei dem Spiele beteiligt hatte. Diese Fähigkeit aber, die höchstens durch einen „Grand mit verschiedenen" zu erschüttern war, regte den Onkel so auf, daß er seine sonstige Vorsicht immer mehr vergaß, immer hitziger wurde und nach Verlauf von zwei Stunden, wo er die Karten ärgerlich hinwarf, ungefähr zwei Mark an den Gorilla verloren hatte.

„So ein Maurer," sagte er giftig, als ich den Gast ins Fremdenzimmer geleitet hatte, „und ich hielt ihn für einen anständigen Kerl! Hier hast du auch deine Mark für heute. Drei Mark den Abend ausgegeben, und ich frage mich umsonst, wofür?" brummte er noch im Weggehen, als er sein Zimmer aufsuchte.

Ich aber stand und blickte noch lange sinnend auf die Mark, den täglichen Beweis von des Onkels Freigebigkeit. Und damit verlangte der Gorilla, daß ich sein Lebensschifflein flott machen sollte? Nun, ich hoffte, ihn morgen von meinem Unvermögen zu überzeugen. Mit dieser Hoffnung legte ich mich nieder, mußte aber, ehe ich die Decke über die Ohren zog, noch einmal herzlich lachen, indem ich daran dachte, wie der Onkel von dem Gorilla geleimt worden war und ich doch nicht allein unter diesem teuren Gast zu leiden hatte.

Wenn ich jedoch gehofft hatte, des anderen Tages wieder meinen Dränger los zu werden, so hatte ich mich schwer getäuscht. Alle meine Beredsamkeit, mit der ich mich mühte, den Gorilla von der Unmöglichkeit meiner Hülfeleistung zu überzeugen, erwies sich als machtlos gegen-

über seiner geradezu großartigen rednerischen Begabung, die es ihm möglich machte, alle Register zu ziehen, um je nach Bedürfnis zu rühren oder zu schrecken. Und wenn ich in der Verzweiflung zum letzten Mittel griff und ihn durch Grobheit einzuschüchtern suchte, dann zog ich erst recht den kürzeren, da er allen solchen Versuchen gegenüber eine eiserne Stirn zeigte. Sein stets wiederkehrender Schluß war und blieb: „Sie können mir helfen und müssen helfen, denn Sie haben den reichen Onkel. Von Ihnen wird dereinst meine Seele gefordert werden, wenn ich in der Verzweiflung Hand an mich lege. Und das schwöre ich Ihnen zu; nur, wenn Sie mir helfen, geht mein Weg nach M. zurück, andernfalls in den Tod."

So brachte ich drei Tage in immer ohnmächtigerem Ringen mit ihm zu, Appetit und Schlaf schwand zusehends bei mir, der Gorilla lastete wie ein Alp Tag und Nacht auf mir, selbst der Onkel ging ihm scheu aus dem Wege und weigerte sich ängstlich, noch einen Stat mit ihm zu riskieren. Nur er, der Urheber all dieses Unglücks, der verzweifelte Todeskandidat, aß und trank, als wenn er mich aushungern wollte und schlief so friedlich wie ein neugeborenes Kind.

Endlich, am vierten Tage, war ich ganz mürbe und entzwei. Die wahrhaft unheimliche Zähigkeit meines Gastes hatte mich überwunden, mein Wille war gebrochen und ich war zu allem bereit. Denn ich fühlte, daß ich dieses Leben auf die Dauer nicht aushalten konnte, ich mußte Ruhe haben, und wenn's auch nur sein konnte um hohen Preis. So gab ich mich denn mit ihm ans Unterhandeln, und das wenigstens brachte ich fertig, daß er endlich auf die Hälfte heruntering. Denn darin blieb ich fest: entweder die Hälfte oder keinen Pfennig! Und als er sah, daß es mir ernst war, da gab er nach, und ich konnte wieder ruhig schlafen.

Des andern Tages zogen wir selbander nach der Stadt, das Geld zu holen. Es war mir ein saurer Gang, aber es mußte gethan werden. Denn woher sollte ich die Summe nehmen? Aus meinen Mitteln konnte ich's nicht, die reichten ja nicht einmal aus, meine kostspielige Haushaltung zu bestreiten. Den Onkel darum anzugehen, war platterdings unmöglich, der Doktor hätte es wohl gekonnt

und auch gethan, aber ich fürchtete zu sehr seinen Spott, ich mochte in seinen Augen doch nicht der Dumme sein. So blieb nur die Volksbank in der Stadt. Dort hatte es ja weiter keine Schwierigkeiten, der Direktor kannte mich, ein Bürge war rasch gefunden, denn ich hatte ja den reichen Onkel, und so war mein Jahresbudget im Handumdrehen mit dreihundert Mark mehr belastet. Aber doch fiel mir ein Stein vom Herzen, als endlich der Gorilla mit seinem Billet im Zuge saß.

Dieses Ereignis aber hatte einen Entschluß in mir gezeitigt, den ich nun nicht säumte, ohne weiteres auszuführen. Der Onkel mußte jetzt fort, unter allen Umständen, sonst war ich in Jahresfrist ruiniert und die Leute wiesen mit Fingern auf mich als einen Schuldenmacher und Bankrottierer. Denn dank dem reichen Onkel, war ich soweit, daß ich nicht nur in Gefahr war, die allernotwendigsten Geldmittel, sondern auch meinen guten Namen zu verlieren. Alle Bettler von nah und fern waren durch ihn, wie die Motten vom Lichte, herbeigezogen, und während er grundsätzlich kein Almosen gab, mußte ich immer die Hand im Beutel halten, und doch hörte ich manches Mal, wenn ein Armer, besonders aus meines Schwiegervaters Kirchspiel, fortging, das Murren: „Ist das auch erlaubt, nur einen Groschen, wenn man einen so reichen Onkel hat?“ Und nun gar erst die Kollektanten für alle möglichen milden Zwecke! Die überschwemmten mich förmlich, seit ich in Beziehung zu dem Pfarrhause in W. getreten war. Und doch konnte ich es ihnen nie recht machen, obwohl ich weit über meine Mittel gab. Hatte doch einer, dem ich einen Thaler gegeben hatte, im Dorfe offen geäußert, der Pfarrer in W. thue ihm leid, daß er einen solchen Schwiegersohn bekomme, der trotz des reichen Onkels so karg sei. Nicht am wenigsten aber litt mein Haushalt unter dem reichen Onkel. Meiner Haushälterin konnte ich ja allerdings nicht vorwerfen, daß sie untreu war, aber sie war in ihren Ausgaben doch sehr sorglos. Was that's denn auch? Ich hatte ja den reichen Onkel. Das hörte ich selbst einmal aus ihrem Munde, als ich ungesehen ein Gespräch belauschte, das sie mit einer armen Frau aus dem Dorfe hatte. Es war mir schon länger aufgefallen, daß niemals

Reste auf unserem Tische erschienen, und ich hatte das Fräulein im Verdachte heimlicher Schwelgerei. Eines Tages nun stand ich an meinem Fenster, als sie unter der Hausthür mit einer armen Frau redete. Dieser packte sie einen ganzen Korb voll Eßwaren, so daß diese selbst meinte, es möchte doch zuviel sein. „Ach, lassen Sie nur," antwortete das Fräulein, „das macht dem Herrn Forstassessor nichts aus, er hat ja den reichen Onkel!" Ich war aufs tiefste ergrimmt über diese Verschleuderung meines Eigentums, wie über den unabsichtlichen Hohn auf meine Armut. Aber was konnte ich machen? Ich mußte schweigen, wenn ich nicht noch mehr als Geizhals verschrieen sein wollte.

Alle diese und ähnliche Vorkommnisse hatten es mir schon länger zur Gewißheit gemacht, daß meine häuslichen Verhältnisse auf die Dauer unhaltbar seien, bis endlich das Erlebnis mit dem Gorilla mich zur Entscheidung drängte. In jenen schlaflosen Nächten, die er mir verursacht hatte, war der Entschluß zur Reife gediehen. Ich setzte mich hin und schrieb einen langen Brief an meinen Bruder, in dem ich ihm meine ganze traurige Lage, in die mich der Onkel gebracht hatte, schilderte. Es sei seine Pflicht, mir hier beizustehen, da ich ein Opfer der Familie sei, die nur aus uns beiden bestehe. Ich habe nun den Onkel ertragen bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit, nun müsse er auch einmal ein Opfer bringen. Der Onkel befinde sich allerdings bei mir so wohl, daß er aus sich keine Lust haben werde, ihn einmal auf längere Zeit mit seinem Besuch zu erfreuen. Aber er wisse doch auch, wie leicht der Onkel durch eine wohlangebrachte Schmeichelei zu gewinnen sei. Er solle ihm doch darum aus beiderseitigem Interesse einen liebenswürdigen Brief schreiben, sich darin beklagen, daß er ihn so vernachlässige und, wie es scheine, alle seine Liebe auf mich übertragen habe, und ihn dringend bitten, doch auf einige Zeit auch einmal bei ihm seinen Aufenthalt zu nehmen.

Es dauerte vielleicht acht Tage, als der Onkel eines Mittags bei Tisch anfing:

„Da habe ich heute von Ernst einen Brief bekommen, worin er mich bittet, ihn doch einmal zu besuchen. Ich

mache mir zwar nicht so viel draus, in Köln zu wohnen, denn hier gefällt mir's in jeder Beziehung besser. Aber bei Lichte betrachtet, hat er so unrecht nicht, er hat doch gerade so viel Anspruch auf mich wie du, und es ist nicht recht, daß du ganz allein den Nutzen von mir hast. Deswegen muß ich doch wohl einmal einige Zeit hin."

Mein Herz frohlockte, und ich hätte am liebsten einen Triumphgesang angestimmt. Aber ich mäßigte mich weislich, gab leise meiner Betrübnis Ausdruck, daß er mich verlassen wolle, fand es jedoch ganz in der Ordnung, da mir der Gedanke peinlich sei, daß Ernst sich vielleicht durch mich in Schatten gestellt glaube.

Und so zog der Onkel ab, und mit ihm entließ ich die Haushälterin, und richtete mich wieder ganz auf dem früheren Junggesellenfuße ein. Ich aß mit dem Doktor vergnügt im Wirtshause, besuchte fleißig meine Braut, freute mich über die zunehmende Besserung meiner finanziellen Verhältnisse, und fühlte mich so wohl, als ob's gar keinen reichen Onkel mehr gäbe. Nur von Zeit zu Zeit wurde ich an ihn erinnert, wenn ein Brief meines Bruders kam, worin er sich bitter über ihn beklagte, daß er gar zu geizig sei und sich gegen seine Frau ungeschliffen betrage, weswegen er mir ihn bald wieder zuschicken werde. Ich erklärte ihm jedoch entschieden, davon könne erst die Rede sein, wenn er ihn so lange ertragen habe, wie ich.

Da kam eines Tages wieder ein Brief von ihm an, der mich in eigentümlicher Weise überraschte und die verschiedensten Gefühle in mir wachrief. Er teilte mir darin mit, daß der Onkel gestorben sei, ganz plötzlich, an einem Herzschlage. Es überkam mich wie ein Gefühl der Erleichterung, als ich das las und doch wieder wie ein Vorwurf, daß ich mich mehr erleichtert als beschwert durch seinen Tod fühlte. Es that mir leid, daß ich mit so unfreundlichen Gedanken mich seiner entledigt hatte; seine unangenehmen Seiten traten in den Schatten zurück, ich sah in ihm nur noch den väterlichen Verwandten, der doch auch manche Mühe mit mir gehabt hatte, und ich wünschte fast, daß er noch lebte.

Mit solchen Gedanken reiste ich nach Köln und ging in aufrichtiger Teilnahme hinter seinem Sarge her. Als ich nach

der Beerdigung mit meinem Bruder zusammensaß, sagte dieser: „Wie wird's jetzt wohl mit seinem Nachlaß werden?"

„Schäme dich," antwortete ich ihm, „er ist kaum kalt, und du fängst schon davon an. Übrigens ist das auch keine verwickelte Sache, wir sind die beiden einzigen Erben und teilen brüderlich. Das wird ja weiter keine Schwierigkeiten geben."

„Hm!" sagte mein Bruder, „das ist durchaus nicht so einfach, es ist alles unter Siegel gelegt; er hat ein Testament gemacht, das liegt bei dem Notar U. und soll den Tag nach seiner Beerdigung eröffnet werden. Und das ist mir verdächtig, du sollst sehen, er hat uns noch einen Streich gespielt!"

„Rede doch nicht so," tadelte ich meinen Bruder, „er war gar nicht so schlimm, wie du ihn machst, und wir wollen jetzt nur das Beste von ihm denken, wo er tot ist. Er hat wohl seinen Tod vorausgeahnt, daß er sich den Notar rufen ließ?"

„I, bewahre!" entgegnete Ernst, „er wollte noch mindestens zehn Jahre leben. Daß er das Testament gemacht hat, muß irgend einen anderen Haken haben. Ich weiß nur, daß er eines Tages wie ein angeschossener Eber im Hause herumtobte und sich dann den Notar holen ließ. Er schloß sich mit ihm in sein Zimmer ein, und was die beiden dort zusammengebraut haben, das hat niemand erfahren. Nun, morgen werden wir's ja hören; viel Gutes trau' ich ihm nicht zu."

Im Laufe des Nachmittags kam an jeden von uns eine briefliche Mitteilung des Notars U., worin er uns bat, den andern Morgen um zehn Uhr ihn in seinem Bureau zu beehren, da er uns mit dem letzten Willen des Verstorbenen bekannt zu machen habe.

Wir stellten uns pünktlich ein; der Notar, ein verbindlicher Herr, war ganz allein in seinem Bureau. Er lud uns zum Sitzen ein und entnahm dann seinem feuerfesten Schranke ein versiegeltes Couvert, bat uns, die Siegel zu prüfen, und eröffnete es dann langsam und feierlich. In kühlem, geschäftsmäßigem Tone las er uns vor, wie der Verstorbene zu Protokoll erklärte, daß er ursprünglich nicht anders gedacht habe, als sein Vermögen

zu gleichen Teilen seinen beiden Neffen, als den einzigen näheren Verwandten, zu hinterlassen. Zum Glück sei er noch dahinter gekommen, wie der eine derselben einen Schurkenstreich an ihm verübt habe. Er habe zufällig in der Wohnung seines Neffen Ernst Berneck einen Brief gefunden, von dessen Bruder Fritz geschrieben, worin dieser ihn als einen wahren Wüterich und Leuteplager geschildert und seinen Bruder gebeten habe, ihn unter der Maske verwandtschaftlicher Liebe zu sich einzuladen, damit er ihn los werde. Dieser Streich habe ihn aufs tiefste empört, zumal er gerade an diesem Neffen besonders viel gethan habe. Da derselbe nun überhaupt ihm öfters in unziemlicher Weise gesagt habe, daß er nach seinem Gelde nichts frage, auch sich gegen seinen Willen mit einem Frauenzimmer verlobt habe, in deren Familie er jedenfalls die Heuchelei erst noch recht gelernt habe, so sei es nur recht und billig, wenn er von dem Vermögen des schmählich hintergangenen Onkels keinen Pfennig erbe. Seinen Neffen Ernst müsse er zwar auch tadeln, daß er sich zum Handlanger seines Bruders gemacht habe, anstatt ihm offen den Verrat zu enthüllen, doch rechne er ihm zu Gunsten an, daß er, obwohl sein Bruder Fritz den Onkel so schwarz geschildert hätte, ihm doch eine so freundliche Aufnahme in seinem Haus bereitet habe. Außerdem habe er auch die Hoffnung, daß er das hinterlassene Vermögen nicht, wie sein Bruder Fritz, verschwenden, sondern vermehren werde. Darum ernenne er ihn zum alleinigen Erben seiner ganzen Nachlassenschaft, bestehend in ꝛc. Und nun folgte die einzelne Aufzählung der Vermögensteile, die eine noch viel größere Summe darstellten, als ich jemals geglaubt hatte.

Der Notar hatte seine Vorlesung beendet, und ich saß da, als wenn der Himmel über mir eingestürzt wäre. Also das war das Ende der Geschichte von dem reichen Onkel! Da stand ich mit einem Buckel von Schulden, die ich ihm verdankte, und er hinterließ mir keinen roten Pfennig, sie zu bezahlen! Ich ergriff meinen Hut und ging nach der Thüre.

„Na, was nun?“ fragte mein Bruder und lächelte verschmitzt.

„Was nun?“ fragte ich zurück, „ich gehe nach Hause und wünsche dir viel Glück und Segen zu deinem Erbteil!“

betrogen wird, ſo geſchieht ihm ja doch nur ſein vollſtes Recht.

Zum großen Leid aller braven Rheinländer wurde ſchon im Frühling 1816 der edle Gouverneur Sack abgerufen und nach Stettin verſetzt. Das war eine allgemeine Trauerbotſchaft. Sie traf Jeden; denn ein braver Oberbeamter iſt allen zum Heil und Segen.

Als Sack im Begriffe ſtand, abzureiſen, dachte der dankbare R.: Jetzt iſt es Zeit! Jetzt geht's! Nun trittſt du mit ihm aus aller Verbindung. Er kann dir nichts mehr nützen und du kannſt deine Dankbarkeit ihm an den Tag legen, ohne daß es den Anſchein hat, als wollteſt du es aus Eigennutz thun. Send' ihm jetzt ein werthvolles Andenken!

Der R. war auch ein ſeltener Vogel. Die Dankbarkeit drückt die meiſten Leute nicht, wie ihn, und am wenigſten laboriren die Reichen an dieſer herrlichen Tugend.

R. ſagte ſein Vorhaben dem Manne, von dem der Zinnſtubenſchreiber dieſe Geſchichte hat, und der den alten Sack auch gut kannte. Der meinte aber mit bedenklichem Kopfſchütteln, das ſei ein gar ſittlich Exempel; er möge es nicht ausrechnen, da Einem das Facit gar unangenehm bekommen könne; Sack verſtehe in dem Artikel keinen Spaß!

R. ließ ſich nicht irre machen, weil ihn ſein Herz drängte, dem edeln Generalgouverneur ſeine Dankbarkeit zu bezeugen. Er machte daher den Prozeß kurz, nahm ein erkleckliches Säcklein voll Thaler; reiſte nach Lüttich, ohne daß Jemand wußte, wohin er gehe, und kauft dort eine Kiſte voll köſtlichen Silbergeräthes von hohem Werth und ſeltener Schönheit, und ſendet die, ohne Namen ab und legt ein Briefchen dazu, das ein Anderer ſchreiben mußte, worin er ſagt: Einer, der ihm (Sack nämlich) ſein ganzes Glück verdanke, bitte ihn (Sack), das beifolgende Andenken als Zeichen ſeiner unbegrenzten Dankbarkeit anzunehmen.

Die Kiſte geht mit der Poſt ab, kommt richtig in Aachen an und wird in Sack's Wohnung getragen. Was der aber für Augen macht! Er lauft im Zimmer auf und ab, reibt ſich die Stirne; ſinnt, woher das kommen könne, kommt aber nicht ans Land. Seine Verlegenheit war groß, unangenehm und wuchs mit jedem Augenblick. Er

Damit ging ich hinaus. Der Notar kam mir noch nach und wollte mir erklären, daß ich das Teſtament anfechten könne; ich warf ihm aber nur einen entrüſteten

Blick zu und ſtürmte nach dem Bahnhofe. Ein Zug lief gleich ein, und nach wenigen Minuten dampfte ich meiner Heimat zu, ein geſchlagener und betrogener Menſch. Ade nun Braut und Ehealück! Denn bis ich Oberförſter wurde, konnten wir beide alt und grau werden.

Am Bahnhof meiner Heimatstation stand der Doktor. „Na, Sie glücklicher Krösus, sind Sie wieder da?“ rief er mir zu, „haben Sie denn den Mammon gleich mitgebracht oder müssen Sie erst Vorspann requirieren?“

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ fuhr ich ihn an und stürmte an ihm vorbei nach Hause.

Dort schloß ich mich gleich ein, ich konnte heute niemand mehr sehen. Meine Entrüstung und mein Schmerz waren zu groß. Der Verlust meines Erbes an sich war mir Nebensache, aber daß ich durch denselben um mein Lebensglück betrogen war, daß ich nun als ehrlicher Mann meiner Braut ihr Wort zurückgeben mußte, daß ich außerdem solche Erfahrungen mit meinem einzigen Bruder gemacht hatte, die mich auf immer von ihm schieden, das war mehr, als ich glaubte ertragen zu können. Denn daß er an dem Testamente nicht unbeteiligt war, das wollte mir ganz sicher erscheinen. Jetzt fiel mir so mancher Zug aus seinem Leben ein, durch den er sich als herzloser Geldmensch bewiesen hatte, jetzt dachte ich wieder an sein verschmitztes Lächeln bei der Testamentseröffnung, und ich malte mir in meiner Einsamkeit sein Bild immer schwärzer aus.

Nach einer sehr schlechten Nacht erhob ich mich, um in mein Revier zu gehen, und dort in der unschuldigen Natur auf andere Gedanken zu kommen. Gegen Mittag kam ich wieder nach Hause und überlegte erst lange, ob ich in mein Kosthaus gehen und mich dort den anzüglichen Reden des Doktors aussetzen, oder mir lieber das Essen holen lassen sollte. Während ich noch darüber mit mir zu Rate ging, kam der Postbote und brachte mir einen Brief. Er war von meinem Bruder. Meine erste Regung war, ihn ungelesen ins Feuer zu werfen, doch besann ich mich eines Besseren. Man soll ja niemand ungehört verurteilen. Aber wie wuchs mein Erstaunen mit jeder weiteren Zeile, die ich las, wie schämte ich mich all meiner schwarzen Gedanken! Mein Bruder schrieb nämlich ungefähr folgendes: „Durch Deine plötzliche, planlose Abreise war es mir leider nicht möglich, mit Dir über den Inhalt des Testamentes zu reden. Hoffentlich hältst Du mich nicht für einen Erbschleicher, denn Du kannst durch das Testament nicht mehr

überraſcht geweſen ſein als ich. Selbſtverſtändlich iſt für mich nicht verpflichtend, was der ſelige Onkel in ſeiner liebenswürdigen Laune verfügt hat. Ich kann mit meinem Erbe machen, was ich will. Und das iſt weiter keine Frage, daß wir uns in die Hinterlaſſenſchaft brüderlich teilen, da ihr Erwerb uns beiden auch gleich ſauer geworden iſt. Das konnte ich Dir aber auf dem Bureau des Rechtsanwalts nicht ſagen, da es nicht an die Öffentlichkeit, wenigſtens hier in Köln nicht, kommen ſoll. Denn was ſollte man von einem Geſchäftsmanne halten, der hunderttauſend Mark ſo leichtherzig verſchenkt wie ein Butterbrot? Mein ganzer Kredit würde hin ſein, während er ſo um das Zehnfache ſteigt. Das wollte ich Dir geſtern in Ruhe auslegen, aber als ich nach Hauſe kam, warſt Du mit Deinem tollen Kopf ſchon über alle Berge. Deswegen komme, ſobald als möglich, daß wir das Geſchäft ins reine bringen."

Ihr könnt euch denken, mit welchen Gefühlen ich nun zum Mittagstiſch und gleich darauf zu meiner Braut ging. So hatte ja alles, dank der echt brüderlichen Geſinnung meines Bruders, noch ein gutes Ende genommen, und der drückende Alp meines Lebens war für immer verſchwunden. Vor Freude nahm ich, als ich wieder nach Hauſe kam, den Schuldſchein des Gorilla und zerriß ihn in kleine Stücke; ich ſchrieb ihm aber wohlweislich nichts davon, um ihn nicht in Verſuchung zu führen. Nun hat er ja ſelbſt einen Erbonkel, der Arme, ein klarer Beweis wieder, daß jemand, womit er ſündigt, auch geſtraft wird. Und wenn er nur halb die Angſt und Not mit ihm hat, die er mir damals wegen des reichen Onkels verurſachte, dann bin ich mehr als genügend an ihm gerächt."

16. Rätſel.

Meine beiden erſten finden
Überall ſich in der Welt,
Doch man wird ſie nirgends lieben,
Wie es iſt um ſie beſtellt.

Ob ſie äußerlich nur bringen
Haut und Kleidern viel Verdruß,
Ob man ſie als böſe Gäſte
Gar im Herzen haben muß:

Ob ſie liſtig ſich verſtecken
Hinter ſüßem Wohlgeruch,
Ob ſie frei und keck ſich zeigen
Als der Sünde herber Fluch.

Meine beiden letzten ſind'ſt du
Selten nur in dieſer Welt,
Wen'gen ſind ſie hier beſchieden,
Droben jeder ſie erhält,

Der den heißen Kampf nicht ſcheute
Hier im ird'ſchen Pilgerland,
Den der Weg nicht konnte ſchrecken,
Wenn er drauf die erſten fand.

Kennſt du den, der voller Gnade,
Einſt zur Welt hernieder kam,
Und zum Heil der ſünd'gen Menſchen
Still das Ganze auf ſich nahm?

Willſt die zweiten du erringen,
Mußt du gläubig zu ihm geh'n.
Er nur kann dir dazu helfen,
Will dir gern zur Seite ſteh'n.

---

17. Wie es in einem Diakoniſſenhauſe zugeht.

Von einer, die es ſelbſt erlebt hat.

Wohl die meiſten unſerer Leſer kennen ſie, die freundlichen Geſtalten der „Schweſtern", in ihrem ſchwarzen Kleide und weißen Häubchen, und manch einer nickt wohl, wenn er dieſe Zeilen zu Geſicht bekommt: „Ja, ohne die Schweſter ſtünd's anders bei

uns!" und dann denkt er dieser oder jener Zeit, wo die Schwester in bangen Krankheitstagen und -Nächten an seinem oder seiner Lieben Bett gesessen und gewacht hat, oder er denkt an Zeiten anderer Not, die sie mit treuer Liebe zu lindern bestrebt war. Und wer ihre Liebe und Fürsorge nicht selbst erfahren, der hat doch, sei es nun in der Stadt oder draußen auf dem Lande, zuweilen eine „Schwester" gehen sehen und ist vielleicht gar einen Augenblick stehen geblieben, um ihr nachzuschauen. Die wenigsten aber haben wohl schon einen Blick in das Heim einer solchen Schwester gethan, in ihr „Mutterhaus", das große Diakonissen- und Krankenhaus, in dem sie ihre Ausbildung erhalten, wo sie nun ihre irdische Heimat hat unter den Augen ihrer Frau Oberin, die sie „Mutter" nennen darf, im Verein mit all den andern Schwestern. Ich habe ein halbes Jahr in einem solchen Diakonissenhause zugebracht, um etwas Krankenpflege dort zu lernen, und in meinem ganzen Leben giebt es keine Zeit, an die ich so gern und so oft zurückdenke, wie an diese sechs Monate. Aus dem reichen Schatze der Erinnerungen an jene Zeiten habe ich heute einiges hervorgeholt und will versuchen, den lieben Spinnstubenlesern zu erzählen, wie es an diesem und jenem Tage in einem Diakonissenhause zugeht.

1. Ein Werktag im Diakonissenhause.

Es ist 5 Uhr morgens; die große Stadt scheint noch zu schlafen, auf den Straßen ist noch alles still. Auch im Diakonissenhause hört man noch kein Geräusch; die Kranken, die es können, schlafen noch fest, und die andern begrüßen erleichterten Herzens das Morgengrauen, das Ende der langen, bangen Nacht. In jedem Stockwerk schreitet die Schwester, welche den Nachtdienst hat, rasch über den Korridor nach dem Teil des Gebäudes, in dem die Schlafzimmer der Schwestern sich befinden, und mit lautem „Guten Morgen!" öffnet sie eine Thür nach der andern, um sie ebenso schnell wieder zu schließen und weiterzugehen. In den Schlafzimmern wird es nun lebendig, rasch kleiden die Schwestern sich an, machen ihre Betten und bringen ihr Zimmer in Ordnung, fegen es

aus und wischen den Fußboden naß auf. Um $^3/_4$6 Uhr muß das alles fertig sein, dann ertönt ein lautes Glockenzeichen, und daraufhin hält jede Schwester still ihr Morgengebet. Um 6 Uhr ertönt die Glocke von neuem, sämtliche Schlafzimmerthüren öffnen sich, und die Schwestern begeben sich hinunter in den großen Eßsaal zum Morgenkaffee. Dort stehen auf langen Tischen große Kannen mit Kaffee und Milch, daneben einfache weiße Tassen und große Teller mit Bergen von Weißbrot. Nachdem die Frau Oberin, die trotz ihres hohen Alters stets zu dieser frühen Kaffeestunde erscheint, ein Tischgebet gesprochen, setzt man sich, und schweigend und eilig wird der Kaffee eingenommen. Die Frau Oberin liest dann noch die für diesen Tag bestimmten Bibelsprüche, und dann schwirrt alles auseinander, vor allen Dingen in die Krankensäle. Dort dürfen die Schwestern sich aber jetzt nur wenige Minuten aufhalten, nur Arznei eingeben und einige Handreichungen thun, denn gleich ertönt Glockenläuten, das zur Morgenandacht in die Kirche ruft. Etwa zwanzig Minuten vor 7 Uhr ist dieselbe beendet, und nun geht jede an ihre Arbeit. Der größte Teil der Schwestern verfügt sich natürlich zu den Kranken, und auch hier wird der Tag mit einer kurzen Morgenandacht begonnen. Dann aber fängt eine tüchtige Arbeit an. Diejenigen Kranken, die aufstehen dürfen, haben sich schon gewaschen, und den andern Wasser hingereicht, und wer zu schwach ist, um sich selbst versorgen zu können, wird jetzt von der Schwester gewaschen. Diese hat für jeden ein freundliches Wort — freut sich hier, wo jemand gut geschlafen, tröstet dort, wo das Gegenteil der Fall war, ohne darüber die Arbeit zu vergessen, denn tummeln muß sie sich, um zur rechten Zeit fertig zu werden in dem großen Saal mit neun oder zehn Kranken. Zunächst holt sie den Kaffee und verteilt das erste Frühstück, und dann werden die Betten in Angriff genommen, wobei eine zweite Schwester hilft. Nach dem Bettmachen wird der große Saal ausgefegt, sehr gründlich naß aufgewischt und überhaupt alles aufs genaueste gereinigt; zwischendurch müssen auch die Kranken immer mit versorgt werden, Arznei gereicht, Umschläge erneuert, Eisbeutel frisch gefüllt werden u. s. w. — bis um 9 Uhr, wo

der Saal fertig und sauber sein muß. Bei den Kindern giebt's natürlich besonders viel zu thun am Morgen: da müssen die Kleinen gebadet und die andern gewaschen werden, die Milchflaschen gereinigt, und die kleine Gesellschaft gefüttert werden — da kann's nicht immer bis um 9 Uhr fertig sein. —

Unterdessen ist man in den andern Teilen des Hauses auch nicht müßig. Die beiden Küchenschwestern sind mit ihren verschiedenen Hausmädchen schon längst in aller Arbeit, kochen Fleischbrühe, Mehlsuppe und Eier für das zweite Frühstück, machen zahllose Butterbrote und große Mengen kalten Fleisches zurecht, denn punkt neun Uhr erschallt die Glocke wieder, und dann muß all das in die obern Stockwerke hinaufwandern. In der Nähstube ist man sehr fleißig; Tag für Tag regen sich dort unter der Aufsicht und Mithülfe mehrerer Schwestern viele geschäftige Hände, um all die Hemden, Jacken und Kleider für die Kranken, alle Bettwäsche und Handtücher, alles Tisch- und Küchenzeug, das im Hause gebraucht wird (und was wird davon nicht alles in einem Hause gebraucht, das täglich etwa 250 Personen beherbergt!), anzufertigen und zu ergänzen. Auch alle Wäsche für die Schwestern, sowie ihre Kleider, Schürzen und Mützen werden dort gemacht. In der Flickstube herrscht derselbe Fleiß, denn zu flicken giebt's immer in solch großem Haushalt. — Aus dem hohen Schornstein dort hinten im Garten steigt eine Rauchwolke: es ist Montag, da ist eine Schwester mit mehreren Hausmädchen in der Dampfwaschküche thätig. Die nächsten Tage sind dem Legen, Rollen und Plätten gewidmet — Donnerstag muß die Wäsche beseitigt sein, denn Freitag und Sonnabend sind die Mädchen beim Reinemachen beschäftigt.

Doch wir wandern ins Haus zurück und schauen da gleich einmal zur Schwester Pförtnerin hinein, die ihre dicht neben dem Hauseingang gelegene Zelle auch schon am frühen Morgen blitzeblank und sauber gemacht hat. Bei ihr sind die Hände nicht so sehr beschäftigt, als der Kopf, der gar manchen Auftrag entgegenzunehmen hat, und die Beine. Ich möchte wohl mal die Schritte zählen, die sie im Lauf des Tages macht — es würde gewiß eine recht

hohe Zahl herauskommen! Eben ist sie oben im dritten Stockwerk gesehen worden, und jetzt läuft sie schon wieder durch den Garten nach der Baracke, wo die Wundkranken liegen, oder hinüber nach der Wohnung des Herrn Pastor. Jeden Kranken, der Aufnahme begehrt, hat sie anzumelden und muß da die Frau Oberin oder deren Vertretung oft im ganzen Hause suchen, — jeden Besuch hat sie zu geleiten, jeden Auftrag — sei er nun für Kranke oder für Gesunde — zu übermitteln. Neben ihrer Zelle befindet sich das Bureau, wo zwei Schwestern die vielen Schreibereien besorgen, die in solch einer Anstalt nötig sind.

Jene Thür dort am Ende des Korridors führt in die Apotheke, wo eine ältere Schwester des verantwortungsvollen Amtes waltet, all die Rezepte, die für beinah 200 Kranke gebraucht werden, zu bereiten und ferner dafür zu sorgen, daß alle Vorräte an Arzneimitteln u. s. w. zu rechter Zeit ergänzt und erneuert werden, die Thür aber, an der wir soeben vorbeikamen, führt ins Operationszimmer.

Da schaudert wohl mancher entsetzt zurück und erklärt, um keinen Preis dort hineinsehen zu wollen, und doch sieht's gar nicht unheimlich aus in dem großen, hellen Raum, sondern recht sauber und ordentlich. Vielleicht überläuft auch manchen eine Gänsehaut beim Anblick des großen Schrankes dort an der Wand, hinter dessen Glasthüren man eine Unzahl blinkender stählerner Instrumente sehen kann — aber es ist nicht so schlimm wie es aussieht: diejenigen, die mit diesen Instrumenten Bekanntschaft machen müssen, fühlen ja doch meist nichts davon, denn dafür giebt es eben, gottlob! das Chloroform. Da liegt der Mensch still und steif da, wie tot, und fühlt nichts von dem, was mit ihm vorgenommen wird. Auch hier ist eine Schwester beschäftigt, alles in der größten Ordnung und Sauberkeit zu erhalten und den Ärzten behilflich zu sein bei ihrer Arbeit. Jetzt hat sie gerade zu thun, denn um $^1/_2$10 Uhr beginnen die Operationen, und dazu muß sie alles vorbereiten. Oft giebt's viele Operationen an einem Vormittag, so daß die Arbeit dort stundenlang dauert, und da sind natürlich außer den Ärzten immer noch mehrere Schwestern zur Hülfe dabei. Dem Operationszimmer gegenüber liegen die Räume der Poliklinik. Jeden Tag von 11 Uhr an bis gegen eins werden dort nämlich arme

Leute unentgeltlich ärztlich untersucht und behandelt, und diese segensreiche Einrichtung wird alljährlich von Tausenden benutzt. Oft ist es so voll dort im Vorzimmer, daß man sich kaum durchdrängen kann.

Unterdessen geht die andere Arbeit im Hause ihren Gang. Die bei den Kranken beschäftigten Schwestern erwarten jetzt die Ärzte, mit denen sie von Bett zu Bett gehen, Bericht erstattend und Verhaltungsmaßregeln entgegennehmend. Außerdem ist die Morgenarbeit noch nicht beendet, sondern, nachdem die Schwestern ihr zweites Frühstück verzehrt, kommen die äußern Raumlichkeiten, die Kabusen u. s. w. an die Reihe, denn bis jetzt haben sie ja nur im Saal und bei den Kranken zu thun gehabt. Nirgends wohl wird so gründlich rein gemacht wie im Diakonissenhause, und manche liebe Leserin, die sich bisher für sehr ordentlich und sauber gehalten hat, würde staunend den Kopf schütteln über diesen Aufwand von Wasser, Seife und Soda. Besonders in den letzten Tagen der Woche wird auf diesem Gebiet ganz Hervorragendes geleistet. Da werden z. B. die Leisten, die auf dem Fußboden an den Wänden entlanglaufen, mit der nassen Bürste abgebürstet und mit dem Scheuertuch nachgetrocknet, es wird alles ab- und ausgeseift, was Seife vertragen kann — Tische, Schränke, Thüren, alle Bretter, Regale u. s. w. Außerdem wird das Zinnzeug in der Kabuse und sämtliche Löffel, Messer und Gabeln für die Kranken blitzeblank gescheuert, und alle messingenen Thürgriffe, Ofenthüren, Gas- und Wasserleitungshähne besonders blank geputzt als würdige Vorbereitung für den Sonntag. Bei aller Art Arbeit aber müssen vor allen Dingen die Kranken zu ihrem Recht kommen, so daß die Arbeit oft unterbrochen werden muß. Von 11—12 Uhr haben dann die Probeschwestern — das sind die jungen, neu eingetretenen Schwestern, die vorläufig nur probeweise im Hause sind — Religionsunterricht beim Herrn Pastor, und diese Stunden lieben sie sehr. Um 12 Uhr klingelt es wieder zum Mittagessen für die Kranken. Nun müssen die Schwestern sich aber gehörig tummeln, denn jetzt heißt es nicht nur die Kranken mit Essen zu versorgen, wobei die ganz Elenden und Schwachen oft gefüttert werden müssen, sondern es muß auch das ganze

Eßgeschirr wieder abgewaschen und in den dazu bestimmten Schrank eingeräumt werden. Um 1 Uhr muß das alles fertig sein, denn da klingelt es zum Essen für die Schwestern. Diese aus Suppe, Fleisch und Gemüse bestehende Hauptmahlzeit dauert 20—25 Minuten, und die Zeit bis um 2 Uhr dürfen die Schwestern dann ihrer Erholung widmen, das ist ihre Freizeit. Da macht gewiß manch eine große Augen, und manch einer dazu, denn eine halbe Stunde Freizeit am Tage dünkt ihnen gar wenig, aber trotzdem kann ich ihnen allen versichern, daß ich noch an keinem andern Orte der Welt soviel fröhliche Angesichte — dauernd fröhlich nämlich, nicht bloß stundenweise — gesehen habe wie gerade im Diakonissenhause. Denn es liegt eben in dieser fortgesetzten, den ganzen Menschen so völlig in Anspruch nehmenden Arbeit ein großer Segen, und vielleicht am segensreichsten wirkt der Umstand, daß, so verschiedenartig auch die Arbeit im Krankenhause ist, keine sich ihre Beschäftigung wählen darf, sondern jede bedingungslos dorthin geht, wohin die Frau Oberin sie schickt, damit sie dort ihr Bestes thue. Es heißt auch hier:

Was dein Tag auch bringen möge,
Thu' es stets im rechten Geist,
Einerlei, auf welchem Wege
Dich der Herr zu gehen heißt.

Wo du dienst, ist Seine Sache,
Sein ist beides, Ort und Zeit,
Wie du dienst, das ist die Frage,
Die dir nützt zur Seligkeit.

Thu' getreulich nur, was heute
Er dir aufgetragen hat,
Denke sorgend nicht ins Weite,
Für das Morgen schafft Er Rat.

Wirke treu nur an der Stelle,
Wo Er selbst dich hingestellt;
Alles andre Ihm befehle,
Daß Er's mach', wie's Ihm gefällt.

Harre still bis zu dem Tage,
Da der Meister rufet dich —
Doch begehrt Er dein, dann sage:
„Herr, hier bin ich, sende mich." —

hatte gar keine Ruhe mehr. Wer konnte das gesendet haben? Eine Weile hatte selbst die Stadt Lüttich zu seinem Amtsbezirke gehört; aber er konnte, soviel er sich auch den Kopf zerbrach, Niemanden dort finden, der das hätte sollen gethan haben. Er entsann sich aber auch keines Menschen, der in Wahrheit sagen könnte, er verdanke ihm sein ganzes Glück.

Sack hatte den Lohn der Welt zu oft und zu reichlich geerndtet, und der, der seiner Dankbarkeit einen solchen Ausdruck gab, mußte sehr reich sein und zu der Rasse der gewöhnlichen Menschen nicht gehören.

Nach langem Sinnen kommt er endlich plötzlich auf den reichen und braven R. Er kennt R's tüchtigen Sinn, seine Freigebigkeit, seinen großen Reichthum.

Aha! ruft er aus, nun hab' ich's getroffen! Der R. ist's, und sonst kein Mensch!

Er läßt R. sogleich zu sich rufen.

Dem ist's bei selbigem Gange nicht gewesen, wie dem Pfaff am Ostertag, wie das Sprüchwort sagt. Sein Herz schlug Generalmarsch in der Brust, als er in das Zimmer des Generalgouverneurs trat. Noch betroffener und verlegener wurde er, als richtig da die bewußte Kiste stand, die er von Lüttich abgesendet und sehr wohl kannte.

Wie Butter in der Sonne stand der R. da, als nun Sack auf ihn zutritt und ihn mit den hellblauen Augen ansieht, die durch Reck und Kamisol gehen, und auf die Kiste deutend, rund und bestimmt zu ihm sagt: Sie haben mir diese Kiste von Lüttich geschickt! R. wollte läugnen, aber das ging diesen hellen durchdringenden Augen gegenüber nicht an. Die schnitten schnurstracks alle Winkelzüge und Ausflüchte ab.

Er mußte am Ende bekennen und that es in einer Weise, die Sack zu entwaffnen und zur Annahme zu bewegen hoffen ließe. —

Sack ließ ihn ruhig ausreden, und als er endlich fertig war, faßte Sack sanft seine Hand, führte ihn vor den großen Spiegel, der an der Wand hing und hauchte dawider.

Sehen Sie, lieber R., sagte er, das Gewissen und der Ruf des Beamten ist wie dieser Spiegel. Es darf auch beides nicht durch den leisesten Hauch getrübt werden.

Um 2 Uhr gehen die Schwestern wieder an ihre Arbeit. Die Kranken müssen wieder Arznei bekommen und was sie sonst brauchen, jetzt kann auch manches noch gethan werden, wozu am Vormittag keine Zeit war: Fenster werden geputzt, Wäsche ausgewaschen, Briefe für die Kranken geschrieben u. dgl. m. Auch viele von den Verordnungen, die der Arzt für die Kranken gemacht hat, werden jetzt ausgeführt: es wird gebadet, elektrisiert, eingerieben, verbunden — kurz die Zeit ist ganz und gar ausgefüllt. Um 3 Uhr wird der Nachmittag durch den Kaffee für die Kranken, und um 4 Uhr durch den für die Schwestern unterbrochen. Während der Mahlzeiten bleibt in jedem Stockwerk eine Schwester zurück, die deshalb vorher hat essen müssen, um die Kranken zu versorgen. Gegen Abend kommen die Ärzte auch noch mal, um zu verbinden und die Verordnungen für die Nacht zu geben. Zwischen 5 und 6 Uhr halten die Schwestern in den Krankensälen noch eine kurze Abendandacht, und um ½7 Uhr kommt das Abendbrot für die Kranken. Nun ist noch vielerlei für die Nacht zurechtzumachen — die Kranken müssen bequem gebettet sein, sie müssen alles haben, was sie während der Nacht brauchen, auch alles, was die Nachtschwester etwa nötig haben könnte, muß vorhanden sein, und für den Morgen muß auch schon vorgesorgt werden — kurz, das Glockenzeichen, das die Schwestern um 7 Uhr zum Abendbrot ruft, kommt den meisten stets recht ungelegen. An das Abendbrot schließt sich gleich die Abendandacht, und dann werden in den Krankensälen all die Arbeiten beendet, die der Ruf zum Abendbrot unterbrochen hat. Um 8 Uhr sollen eigentlich die Schwestern fertig sein, aber oft dauert es länger, besonders in den Sälen, wo Schwerkranke liegen, die viel Pflege brauchen. Auch im Operationszimmer unten ist oft noch lange Licht — dort kann man sich an keine Stunde binden, denn in großen Städten werden nur allzuoft Verunglückte in die Krankenhäuser gebracht — Überfahrene, oder solche, die bei ihrer Arbeit zu Schaden gekommen sind, und gar des Nachts — da wird manches blutende Opfer böser Raufereien stöhnend ins Operationszimmer getragen. Und die Schwestern, mögen sie sich noch so müde

gearbeitet haben am Tage, sind dennoch auch in der Nacht in solchen Fällen pünktlich und unverdrossen auf ihrem Posten.

Von 8 Uhr an senkt sich Stille auf das weite Haus, in dem am Tage solch bienenhaftes Treiben geherrscht. Nur die Nachtschwestern, die am Tage schlafen durften, gehen lautlos durch die Säle und über die Korridore. Die andern Schwestern sitzen in dem großen Saal, im Sommer auch im Garten zusammen, öfters giebt auch der Pastor oder der Arzt ihnen eine Unterrichtsstunde. Nach 9 Uhr erlischt in den Schwesternzimmern ein Licht nach dem andern, und die Augen schließen sich zu tiefem, erquickendem Schlafe.

2. Sonntag im Diakonissenhause.

Wohl nirgends anders giebt es so schöne Sonntage wie im Diakonissenhause. Gleich leuchtenden Marksteinen stehen sie dort auf dem Wege des Lebens, und man freut sich von einem zum andern. Der Sonntag beginnt eigentlich schon am Samstagabend. Da läuten um 8 Uhr die Glocken zur Vesper, und mit einem freudigen Gefühl betreten die Schwestern die schöne Kirche in dem Gedanken, die saure Wochenarbeit hinter sich und den schönen Sonntag vor sich zu haben. Am nächsten Morgen dürfen sie eine Viertelstunde länger schlafen, denn heute ist Sonntag, heute brauchen sie ihr Zimmer nur zu fegen, nicht aufzuwischen. Im Waschhaus, in der Näh- und Flickstube rührt sich heute keine Hand, auch im Operationszimmer und in der Apotheke wird nur das Allernötigste gethan. Die Schwestern, die infolgedessen frei sind, werden nun in die Krankensäle verteilt, damit dort die Arbeit schneller von statten geht. Dieselbe wird übrigens auch dort auf das Nötigste beschränkt — Sonntags darf etwas oberflächlich reingemacht werden, unbeschadet der bestehenden Ordnung. Um ½9 Uhr kommt heute auch schon das Krankenfrühstück, und dann verschwindet eine Schwester nach der andern, um alsbald in blendend weißer Sonntagsmütze und schwarzem Kirchenkleid wieder zu erscheinen. ¼10 Uhr läutet es zur Kirche, und bald dringen die

Orgelklänge bis hinein in die Krankensäle, wo manch bekümmertes Herz sich an ihnen erbaut. Eine Schwester ist Organist, eine andere Küster. Die Schwestern sitzen rechts auf den vordersten Bänken, hinter ihnen die Hausmädchen, und dann diejenigen weiblichen Kranken, denen der Arzt den Kirchgang erlaubt hat; rechts oben auf der Empore sitzen die männlichen Kranken. Die linke Seite der Kirche bleibt frei für Leute aus der Stadt, die gern diese schönen Gottesdienste besuchen. Eine Anzahl Schwestern bilden den Chor und singen „wie die Engel" — wie manche behaupten. Der alte silberhaarige Herr Pastor spricht zu seiner Gemeinde wie ein Vater zu seinen Kindern, und die Schwestern wissen sich nichts Lieberes als diese geweihten Stunden, wo er ihnen Gottes Wort auslegt. Gegen 11 Uhr ist der Gottesdienst zu Ende, die Schwestern kehren zu ihren Kranken zurück und treffen die Vorbereitungen für das Mittagbrot, das heute schon ½12 Uhr erscheint. Sie selbst essen ½1 Uhr und haben infolgedessen heute länger frei als sonst, denn die Arbeit beginnt wie gewöhnlich um 2 Uhr wieder. Je näher indessen die dritte Stunde rückt, desto lebendiger wird es unten auf der Straße, und zuletzt steht eine dichte Menge vor dem Gitterthor, des Glockenzeichens harrend, das ihnen den Eintritt gestattet.

Von 3 bis 4 Uhr ist nämlich „Besuchsstunde", wo die Kranken ihre Angehörigen sehen dürfen. Auch Mittwochs um dieselbe Zeit genießen sie diese Freude, doch ist natürlich Sonntags der Andrang am stärksten. Da giebt's manch frohen Blick, aber auch manch weinendes Auge, je nachdem das Befinden der lieben Kranken sich gebessert oder verschlechtert hat — schier herzbrechendes Leid bekommt man da oft zu sehen, doch auch glückliche, dankerfüllte Gesichter, wo Gott Gnade gegeben hat zur Genesung. Wie das kribbelt in den Sälen! An manchem Bett stehen die Besucher dichtgedrängt, ein halb Dutzend und mehr zu gleicher Zeit — wieder andere haben niemand, der zu ihnen kommt, sind vielleicht fremd in der großen Stadt, und sehen mit traurigen Blicken zu den bevorzugteren Leidensgefährten hinüber. Fast jeder Be-

sucher bringt ein Päckchen mit, das irgend eine Leckerei oder Erfrischung enthält, und oft muß die Schwester ein wachsames Auge haben, damit die Kranken nichts zugesteckt bekommen, was ihnen schaden könnte. Im Sommer entfaltet sich während und nach der Besuchsstunde ein reicher Blumenflor, sodaß die Schwester oft in Verlegenheit kommt, wie sie Gläser genug beschaffen soll, um all diese duftenden Spenden ins Wasser zu stellen. Um 4 Uhr verkündet der laute Glockenton das Ende der für viele nur zu kurzen Stunde. Da giebt's manchen langen, innigen Abschied, und öfters muß die Schwester mahnen: „Die Besuchsstunde ist zu Ende."

Sobald die Besucher das Haus verlassen haben, gehen die Schwestern hinunter zum Kaffee. Nach ihrer Rückkehr zu den Kranken wird die Thür jedes Saales geschlossen, und jede Schwester liest ihren Kranken eine kurze Predigt vor. Später ertönt auch wohl häufig vom Korridor her Gesang, dann bitten die Kranken:

„Ach, Schwester, die Thür aufmachen!" und gern wird es gewährt.

Der Schwesternchor ist's, der sich auf dem Korridor versammelt hat und zur Freude von Gesunden und Kranken seine lieblichen Lieder erklingen läßt.

Das Abendbrot für die Kranken kommt heute schon um 6, und um $^1/_2$7 Uhr das für die Schwestern, das nur eine Viertelstunde in Anspruch nehmen darf. $^3/_4$7 Uhr läutet es nämlich zum erstenmal für den um 7 Uhr beginnenden Abendgottesdienst, und alles eilt, sich kirchenfertig zu machen. Der Abendgottesdienst dauert von 7 bis 8 Uhr, und dann kehren die Schwestern noch einmal zu den Kranken zurück, um ihre Vorbereitungen für die Nacht zu treffen. So wird es denn am Sonntagabend etwas später als sonst, aber oft bleibt doch noch ein halbes Stündchen, das die Schwestern in der großen Studierstube, oder im Garten des Herrn Pastor zubringen können als schönen Schluß des schönen Sonntages. Und wenn sie heut abend sich zur Ruhe niederlegen, dann denken sie fröhlich: „Über acht Tage giebt's wieder einen Sonntag."

3. Weihnachten im Diakonissenhause.

Frohe, sel'ge Weihnachtszeit,
Frühlingszeit im Reich der Gnade —

mit diesen Worten beginnt ein köstliches Adventslied, das ich zum erstenmal im Diakonissenhause hörte, wo es an jedem Adventssonntag nach Tisch und nach dem Abendgottesdienst in der Kirche gesungen wurde. „Singen" — das schien überhaupt eine der Hauptbeschäftigungen in jener Zeit für Gesunde und Kranke zu sein. Nie vorher und nie nachher habe ich soviel sangesfrohe und sangeslustige Leute bei einander gesehen. Wie schön war's an den Nachmittagen der Adventssonntage, wenn der Schwesternchor sich auf dem Korridor aufstellte und Advents- und Weihnachtslieder sang, wenn die Thüren der Krankensäle geöffnet wurden, damit die Kranken größere Freude an dem Gesang haben möchten. Ein Stockwerk höher, auf der Männerstation, versammelten sich dann wohl auch einige Sänger unter den Kranken, resp. Genesenden an der Treppe und vermischten ihre Stimmen mit denen der Schwestern.

Nach Dunkelwerden wurden dann die Adventsrosen angezündet. Ein jeder Saal besaß eine solche große Rose aus Seidenpapier, hinter der sich ein oben offener Pappkasten mit einem Lichte darin befand, und wenn dies Licht angezündet war, dann leuchtete die Rose in roter Farbenpracht. Die Gasflamme im Saal wurde dann herabgeschraubt, und die Kranken sangen: „Es ist ein' Ros' entsprungen" und andere Lieder. Von der Männerstation her ertönte schon am frühen Morgen Gesang. Während des Reinmachens der Säle wanderten diejenigen Kranken, deren Zustand dies gestattete, auf dem Korridor hin und her, und dabei wurden auch häufig Advents- und Weihnachtslieder gesungen. Unten im großen Eßsaal der Schwestern stand vom ersten Adventssonntag an der Adventsbaum. Am ersten Sonntag brannte an diesem Baum ein einziges Licht, und er trug ein Kärtchen mit der ersten Verheißung: 1 Mos. 3, 15. Am Montag darauf brannten zwei Lichter, und ein zweites Kärtchen mit der zweiten Verheißung hing an dem Baum, und so ging es fort bis zum heiligen Abend, wo der Baum voller Lichter und Kärtchen war.

Die für jeden Tag bestimmte Verheißung wurde immer nach Tisch im Chorus gesprochen, und die betreffende Stelle tags zuvor beim Mittagessen angegeben, damit sie auswendig gelernt werden konnte.

Doch mit dem Singen und Sprüchelernen allein war's nicht gethan in der Adventszeit — es entfaltete sich im Gegenteil eine bienenhafte Thätigkeit, und zwar nicht nur unter den Pflegenden, sondern auch unter den Gepflegten. Die Krankensäle bekamen plötzlich ein ganz anderes Aussehen: da erblickte man buntes Seidenpapier in allen Farben, Silber- und Goldpapier, Draht, Wachs, Pappe — und der allzeit vielbenutzte Besen mußte noch häufiger als sonst in Thätigkeit gesetzt werden, um die Spuren dieses Fleißes vom Fußboden zu vertilgen. Die weiblichen Kranken beschäftigten sich hauptsächlich mit der Anfertigung von Rosen aus Seidenpapier, und gab es da mehrere, die eine geradezu überraschende Fertigkeit darin erlangt hatten. Dieselben hatten wirklich alle Hände voll zu thun, um den an sie gelangenden Bestellungen zu genügen, denn da die Schwestern meist nicht die Zeit hatten, sich ihren Christbaumschmuck selbst zu verfertigen, so baten sie diese Künstlerinnen um ihre Hülfe. Bei den Männern wurden Lilien fabriziert aus weißem Glanzpapier, mit Staubfäden aus goldenem Lametta, die sich in dem dunkeln Tannengrün besonders schön ausnahmen. Manche schnitten auch Sterne aus Pappe und beklebten dieselben mit Staniol, vergoldeten Nüsse u. s. w. Sechs Tage vor dem Feste begannen die vorstehenden Schwestern mit dem Krippenbau. Es gab vier Krippen im Haus: eine für die Männer, eine für die Frauen, eine für die Kinder, und eine für die Baracke im Garten, wo die Wundkranken lagen. Diese Krippen sind wahre kleine Kunstwerke. Im Hintergrunde, meist etwas erhöht, steht der Stall mit den Figuren des Jesuskindes in der Krippe, der Maria und des Josef — den Vordergrund aber bilden die reizendsten Miniaturgartenanlagen, die man sehen kann. Aus Moos gebildete Rasenstücke, durchschnitten von schmalen Sandwegen, bepflanzt mit kleinen Bäumchen, ein kleiner Teich, gebildet durch eine Spiegelscherbe, bunte Vögel in den Tannenzweigen, die das Ganze umrahmen, der Krippe zueilende Hirten mit ihren Herden,

Engel, die über dem Stalle schweben — so zeigte sich das mühsame Werk am heiligen Abend den entzückten Blicken.

Acht Tage vor dem Fest kamen die Tannenbäume an — achtzig Stück — und nachdem sie an die verschiedenen Stationen verteilt waren, begann die eigentliche Weihnachtsarbeit der Schwestern. Jede freie Viertelstunde, die am Tage erübrigt werden konnte, wurde zur Schmückung der Bäume verwendet, und eine suchte die andere an Geschmack und Sinnigkeit darin zu übertreffen. Die sonst so strenge Hausordnung erlitt einen argen Stoß in jenen Tagen, denn zu ganz ungewöhnlich später Stunde konnte man die Schwestern noch an ihren Bäumen arbeiten sehen. Und wie heiter und fröhlich ging es zu bei dieser schönsten Arbeit des ganzen Jahres! Der Hauptschmuck der Bäume bestand in den schon erwähnten Rosen und Lilien, in Gold- und Silbersternen, Spruchkarten und Lametta. Etwas einfaches Zuckerwerk war gestattet, für die Kinderabteilung sogar geboten; Äpfel und Nüsse wurden den Schwestern geliefert. Auch privatim war man sehr thätig in der Adventszeit: Besorgungen wurden gemacht, Kisten gepackt und abgeschickt u. s. w. Acht Tage vor dem Fest wurde bei Tisch verkündigt, daß nun keine Postpakete mehr ausgeliefert würden an die Schwestern, sondern alles für den heiligen Abend aufgehoben; wer noch Sendungen von Kaufleuten oder dgl. erwarte, möge dies der Pfortenschwester sagen. —

So kam der heilige Abend heran. Um 2 Uhr wurden die Christbäume in die verschiedenen Säle gebracht und auf die weiß gedeckten Tische gestellt. Mit einem lauten Ah! der Bewunderung begrüßten die Kranken dieselben — es gab wohl wenige unter ihnen, die in ihrem Leben schon einmal solch großen, schöngeschmückten Weihnachtsbaum gesehen hatten. Die Schwestern wurden dann zur Frau Oberin gerufen, um die Gaben des Hauses für die Kranken in Empfang zu nehmen. Jeder Kranke erhielt eine Portion Äpfel, Nüsse und Pfeffernüsse, einen großen Pfefferkuchen, ein Neues Testament und einen Holzschnitt des Richterschen Bildes „Die heilige Nacht" mit dem Liede „Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Diese Sachen wurden auf weiße tiefe Schüsseln verteilt und letz

tere unter den Baum gestellt. Um 4 Uhr begannen die Bescherungen. Die Baracke mit den Wundkranken machte den Anfang; dann kamen die Frauen, die Männer und zuletzt die Kinder an die Reihe. Von Saal zu Saal ging der Zug: voran die Frau Oberin mit dem Hülfsprediger, dann die Familien der beiden Geistlichen, die Ärzte, verschiedene Freunde des Hauses, die Schwestern — soweit sie abkömmlich waren — und die Hausmädchen. In jedem Saal wurde erst ein Weihnachtslied gesungen, dann hielt der Geistliche eine Ansprache, und darauf wurden die Gaben verteilt. Unvergeßlich wird mir der Anblick der Kranken sein, wie sie so mit gefalteten Händen in ihren Betten lagen, einige mit leuchtenden Augen auf den strahlenden Baum blickend, andere, denen die hellen Thränen über die Backen liefen. Besonders ergreifend war die Feier im Brustkrankensaal — da gab's viele nasse Augen — bei den Kindern desto mehr strahlende. Der prächtige große Baum, die schöne Krippe, die vielen Spielsachen — das war ja für die meisten unter den armen kleinen Dulderu etwas ganz Ungewohntes, Überwältigendes.

Um 6 Uhr begann die Christvesper. Wie schön sah die Kapelle aus im weihnachtlichen Schmuck! Rechts und links vom Altar stand je ein mächtiger Tannenbaum, mit vielen Lichtern geschmückt, und etwas seitwärts ein wunderschönes, großes Transparent, die heilige Familie darstellend. Der Gottesdienst selbst bestand aus einer reichen Liturgie und einer kurzen Ansprache des Hauptpastors. Nach dem Segen wurde das Gas der beiden großen Kronleuchter ausgedreht, nur der Kandelaber oben an der Orgel blieb brennen; in dieser Dämmerung erstrahlte das schöne Transparent in wunderbarem Glanze, und wie Engelstimmen erklang vom Chor herab der Gesang der Schwestern:

„Frohe, sel'ge Weihnachtszeit,
Frühlingszeit im Reich der Gnade!"

Es war wirklich Weihnacht — die geweihte Nacht! — Nach der Kirche eilte jede wieder zu ihren Kranken, um dort nach dem Rechten zu sehen, aber bald rief die Glocke alle wieder hinunter in den großen Saal zur Schwesternbescherung. Dort erstrahlte ein Meer von

Licht, und der Saal selbst bot einen entzückenden Anblick. Seine Decke wird von zwei Reihen eisernen Säulen getragen, und an jeder dieser Säulen lehnte ein geschmückter Tannenbaum. Am obern Ende des Saales, zwischen den beiden Säulenreihen, befanden sich, von Tannengrün umgeben, zwei Transparente, und zwischen ihnen, von silbernen Lamettafäden ganz umsponnen, die lebensgroße, aus buntem Papiermaché hergestellte Figur des Christkindes. Das Ganze war so sinnig und schön hergerichtet, wie eben nur Schwesternhände es vermögen. Hinter den Säulen, an den beiden Längsseiten des Saales, stand je eine lange Tafel mit Geschenken. Zettel bezeichneten den Platz einer jeden, wir stellten uns danach auf, sangen das Lied „Dies ist die Nacht, da mir erschienen," und dann hielt der Hauptpastor eine Ansprache. Nach derselben begann die Bewegung, begann die Besichtigung der Geschenke. Das Anziehendste aber war unstreitig der große Berg von Postpaketen in der Mitte des Saales, aus dem nun jede sich ihr Teil heraussuchte, und alsbald begann ein eifriges Auspacken der verschiedenen Herrlichkeiten. Darüber verklang die zum Abendbrot rufende Glocke fast ungehört — es war das einzige Mal im Jahre, wo die Schwestern unpünktlich sein durften und keiner Entschuldigung deswegen bedurften. Es gab nichts weiter als unser gewöhnliches für den Sonnabend bestimmtes Essen: Mehlsuppe, Brot, Butter und Kartoffeln, und die Schwester, die an dem Tisch, wo die „Lehrlinge" saßen, den Vorsitz führte, meinte lächelnd: „Solch einfaches Mahl haben Sie wohl noch an keinem Christabend gehalten? Draußen geht's heute üppiger zu."

Ich glaube aber, unsere strahlenden Augen sagten ihr besser noch als unsere Lippen, daß wir nicht getauscht hätten mit aller Lust und Freude da draußen. In mein Herz wenigstens war auch nicht der Schatten eines Heimwehgedankens gefallen, wohl aber habe ich mich ein Jahr später in der Heimat heiß gesehnt nach jenem strahlendsten, schönsten Christfest meines Lebens.

* * *

Strahlend ſchön habe ich dieſe Chriſtnacht genannt, denn ſo lebt ſie in meiner Erinnerung — aber doch möchte ich heute noch von einer andern Chriſtnacht ſprechen, die Menſchenaugen zwar dunkel und troſtlos erſcheinen mag, in die aber auch der Stern von Bethlehem ſein mildes, verſöhnendes Licht hat hineinleuchten laſſen.

4. Chriſtnacht.

Die Glocken läuten das Chriſtfeſt ein,
Es hallen die Klänge im Winde —
Ich ſitze im einſamen Kämmerlein
Bei meinem ſterbenden Kinde.
Wie geht ſein Atem ſo bang, ſo jach,
Wie glüht ſeine Wange im Fieber! —
Der Todesengel ſchwebt durch das Gemach ....
O weiche, ach, geh uns vorüber!

Von drüben ſtrahlt lichter Weihnachtsglanz
Hinaus in das nächtliche Dunkel,
Als ſollte der ewigen Sterne Kranz
Erbleichen vor ſolchem Gefunkel.
Es ſtöhnet mein Kind in angſtvoller Pein
Mit ſchmerzverzog'nen Geberden —
Die Glocken läuten das Chriſtfeſt ein,
Sie jauchzen: „Freude auf Erden!“

Vater im Himmel, erbarme dich,
Nur dieſe Trübſal nicht ſende!
Hier lieg' ich im Staub, ach, erhöre mich,
Das drohende Unheil wende!
Den Kelch, den mir darreichet Deine Hand,
Ich kann, ach, ich kann ihn nicht trinken!
O führe hindurch mich zum rettenden Strand,
Sonſt muß in der Flut ich verſinken.

Die Glocken läuten das Chriſtfeſt ein —
Wie hell doch die Töne erklingen —
Derweil hier im flackernden Lampenſchein
Mein Kind mit dem Tode muß ringen.
Ich liege in heißem Gebet auf den Knie'n
Mit flehend erhobenen Händen —
Heut nacht der Welt ja das Leben erſchien,
Und hier ſoll ein Leben ſich enden?!

Der Schein eines Verdachtes ist schon Verderben. Für die Gesinnung, für den guten Willen, danke ich Ihnen; aber die Kiste werden Sie noch heute von hier abholen lassen. Wollen Sie, fügte er mit sehr weichem, wohlwollendem Tone hinzu, mein Andenken ehren, so verwenden Sie, da Sie ein reicher Mann sind, einen Theil des Werthes zu wohlthätigen Zwecken.

N. tief gerührt und erschüttert von der edlen Gesinnung des Generalgouverneurs, zog seine Hand an seine Lippen und es fielen ein paar heiße Thränen darauf.

N. hat, das verbürgt mein treuer Gewährsmann, die Bitte des edeln Sack gewissenhaft erfüllt; denn er war ohnehin ein Wohlthäter der Armen und Nothleidenden.

Und nun, meine lieben Freunde, was sagt Ihr dazu? Hut ab! vor dem Ehrenmanne, der nun schon lange ruht von seinem Tagewerk; aber das Andenken des Gerechten bleibe in Segen!

Ihr Herren Beamten aber, weß Standes und Berufs Ihr sein möget, nehmt ein Exempel dran!

9. Der Schatz.

Eine Geschichte.

Der alte Schmiedjacob nahm eines Abends wieder das Wort und sagte: Wahr bleibt wahr! Reiche Erbschaften sind selten ein Segen. Wenn's auch eine üble Täuschung ist, wenn so eine Erbschaft just vor der Nase weggeknappt wird, ein Segen ist's doch oft für den, der sie verliert. Seiner Zeit hab' ich so etwas erlebt, das ich Euch 'mal erzählen will. In Ludwigsburg, im schönen Schwabenlande, lebte in meinen jungen Lebensjahren ein reicher Wittwer, der hatte Geld

Wie war mein Kind noch ſo hoffnungsvoll
In ſeliger Weihnachtsfreude!
Ach, daß die Weihnachtsglocke nun ſoll
Ihm werden zum Grabgeläute! — —
Doch weiß ich, o Herr, denn, ob Du es nicht ſchufſt
Zu Leiden und maßloſem Wehe?! . . . . .
Ich will es nicht halten, wenn Du es rufſt —
Dein Wille, o Vater, geſchehe.

Du haſt es gegeben, Du nimmſt es zurück,
Ich geb' es in Deine Hände. —
Mein ſüßes Kind, nur ein einziger Blick,
Ein letzter — eh' alles zu Ende!
Da fliegt übers Antlitz ein fahler Schein,
Starr ſehen die Augen nach oben . . . . . .
Die Glocken läuten das Chriſtfeſt ein —
Mein Kind, das feiert es droben.

v. H.

18. Altes Gold.

Sackleinen kann man auch weiß bleichen,

ſagt die Weisheit auf der Gaſſe und verbindet mit dieſen Worten wieder einen tiefen, beherzigenswerten Sinn, der hier auch ohne beſondere Mühe herauszufinden iſt.

Zu Sackleinen nimmt man bekanntlich das gröbſte Garn, das durch Spinnen des ſogenannten Abwergs erzielt wird, und da die Säcke oft nicht beſonders ſaubere Dinge aufnehmen müſſen, auch oft an Orte geſtellt werden, wo ſie leicht ſchmutzig werden, ſo läßt man ſich für ſie an ungebleichter grauer Leinwand genügen. Man ſieht es nicht einmal gern, wenn ſie durch häufiges Waſchen von ſelbſt eine hellere Farbe bekommen, bei der man leichter als bei der dunklen den Schmutz ſieht.

Will man aber das grobe Sackleinen zu andern Zwecken verwenden, für die man es lieber weiß hat als grau, und geht nun ans Bleichen, dann ſtellt ſich heraus, daß es damit lange nicht ſo ſchnell geht wie bei feinerer Leinwand, weil die dicken groben Fäden des Gewebes den

Einwirkungen des Sonnenlichts einen dauerhafteren Widerstand entgegenſetzen. Allein mit der nötigen Geduld und Ausdauer bringt man endlich auch Sackleinen weiß.

Und das iſt die ganze Weisheit des Sprichworts? fragt vielleicht der geneigte Leſer, und ich antworte: Ja, wenn du dich die Mühe verdrießen läſſeſt, ein wenig darüber nachzudenken, was wohl die einfachen Worte bedeuten möchten, wofür das grobe graue Sackleinen als Exempel könnte gebraucht werden.

Da denke denn einmal an das Kapitel der Kindererziehung, ob dir in Bezug darauf das Sprichwort nicht vielleicht etwas zu ſagen weiß, was dir zu einem rechten Troſt für dein ſorgenvolles Vater- und Mutterherz werden, aber dir auch zu heilſamer Mahnung gereichen könnte.

Du haſt vielleicht unter deinen Kindern einen geſunden, kräftigen Burſchen, der mit dem groben Sackleinen wohl zu vergleichen wäre, beſonders wenn er als Gegenſtücke recht feinangelegte, zartbeſaitete Schweſtern hat. Er hat einen harten Kopf, den er überall durchſetzen will; er gebärdet ſich ſogar den älteren Schweſtern gegenüber ſchon frühe als „Herr der Schöpfung“ und läßt ſie, wenn ſie ihm nicht den Willen thun, ohne Umſtände ſeine groben Fäuſte ſpüren. Er bringt von der Gaſſe, wo er am liebſten weilt, recht kräftige Unarten, recht grobe Manieren heim, durch die er oft ſchon ein richtiges Schreckenskind geworden iſt, wenn er ſie etwa in Gegenwart von ſeinem Beſuch ohne Bedenken losließ. Und bekanntlich ſind ſolche Stricke in der Regel am unholdigſten, wenn Beſuch da iſt, und ſie für den Augenblick wenigſtens keine Strafe zu fürchten haben.

Da willſt du denn vielleicht ſchon den Mut verlieren und machſt dir ſchwere Sorge, was aus dem ungeſchlachten Burſchen einmal werden ſoll, der ſo ganz aus der Art geſchlagen zu ſein ſcheint. Aber nur nicht ängſtlich! Man kann auch Sackleinen weiß bleichen.

Freilich darf dann vor allem die ungebrannte Aſche nicht fehlen (du verſtehſt das doch?), die du vielleicht bisher nicht in der erforderlichen Menge angewendet haſt, oder zu der du erſt zu ſpät gegriffen hatteſt. Die iſt aber hier ſo nötig, wie bei dem wirklichen Sackleinen die gebrannte Aſche.

Wer nur ein bißchen vom Tuchbleichen versteht, der weiß aber auch, daß das Tuch nur von Zeit zu Zeit, dann aber jedesmal tüchtig, in die Aschenlauge gesteckt werden darf, daß dann aber das Tuch auch fleißig mit reinem Wasser begossen werden muß, wenn es nicht böse Flecken bekommen soll, die schwer wieder wegzuschaffen sind.

Darum bei der Erziehung solch eines sackleinenen Burschen nur nicht gemeint, die ungebrannte Asche, der Stock, müsse allein alles fertig bringen! Wird der allein gebraucht, so hinterläßt er nicht nur auf der Haut blaue und braune Flecken, sondern, was viel schlimmer ist, auch böse Flecken in dem Gemüte, die schwer wieder fortzuschaffen sind, nämlich sklavische Furcht vor dem stockschwingenden Vater (auch Mutter?), die schließlich die kindliche Liebe, das kindliche Vertrauen völlig untergräbt, oder gar zur Unwahrheit und Heuchelei verführt.

Nein, soll das Tuch schön bleichen, so muß es auch, wie gesagt, fleißig begossen werden, und zwar mit reinem, klarem Wasser. Und was ist dies Wasser bei der Erziehung? Es ist die Liebe, die unverdrossene, unermüdliche Liebe, wie ihrer allein das Elternherz fähig ist; es ist die Liebe, die, wie Luther so schön sagt, neben die Rute auch den Apfel zu legen weiß, die Liebe, die es auch an guten, freundlichen Worten nicht fehlen läßt und die Anerkennung nicht versagt, wenn einmal der Thunichtgut brav gewesen ist und Lob verdient hat; es ist die Liebe, die das Kind auch aus der Züchtigung herausfühlen muß.

Was aber zum Tuchbleichen vor allem unentbehrlich ist, das ist die liebe Gottessonne, die ihre Strahlen auf das Tuch fallen läßt. Ohne die wird auch das Sackleinen nicht weiß, und wenn es auch noch so oft in die Aschenlauge gesteckt, noch so fleißig begossen wird.

Das mußt du wohl merken auch für deinen Thunichtgut. Dem muß auch von oben her geholfen werden, und deshalb darfst du es nicht versäumen, ihn fleißig dem allmächtigen Bleicher droben im Gebete ans Herz zu legen, der, wie er blutrote Sünden weiß waschen kann, so auch imstande, und zwar allein imstande ist, alle bösen Flecke, alle graue Farbe aus einem Kindesherzen wegzuschaffen

und das helle, leuchtende Bild eines Gotteskindes hineinzuprägen.

Aber ebensowenig darfst du es daran fehlen lassen, die Strahlen der göttlichen Gnadensonne in das Herz deines Kindes hineinzuleiten und das Licht des Lebens, das uns im Worte Gottes geschenkt ist, über dasselbe leuchten zu lassen. Man sagt ja wohl nicht unrichtig: du mußt mehr zu Gott über deine Kinder reden, als zu deinen Kindern über Gott; aber das letztere Reden darf doch auch nicht ganz fehlen, und wird nirgends fehlen können, wo christliche Eltern sich bewußt bleiben, daß der Herr einst die Seelen ihrer Kinder von ihnen fordern wird.

Laß dir also nur die eben gezeigten Bleichregeln recht am Herzen liegen und verfahre darnach ohne schwachmütige Sanftmut, aber auch ohne verbitternde Härte, mit viel treuem Gebet, aber auch mit ernstem Eifer für das Seelenheil deines Kindes. Dann wirst du, wenn Gott Gnade giebt, auch an deinem Kinde die Wahrheit unseres Sprichworts erkennen, und es kann mit der Zeit aus dem groben Sackleinen recht weiße, Gott und den Menschen wohlgefällige Leinwand werden, wie sie zu den weißen Kleidern paßt, die Gott einst den Seinen anlegen will.

Aber wie steht's bei dir selbst? Graues Sackleinen oder weiße feine Leinwand, was von den beiden bist du jetzt, und als was kannst du geachtet sein in Gottes Augen?

Merke: Er kann und will auch dich bleichen, wenn du dich nur Ihm voll und ganz in die Hände giebst, und wird auch dich, wenn du dich von Ihm hast bleichen lassen, rein und unsträflich bewahren bis ans

Ende.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

„Am Straßenherd neben einem Feigenbaum kauert der Mildeter Karrner . . ."

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1894.

Begründet
von
W. H. von Horn
(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Neunundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Titelbild und Illustrationen
von A. Starcke in Weimar u. a.

Altenburg.
Verlag von Stephan Geibel.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Kalender für 1894.	Seite
1.	Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Trost! (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1893. (Mit Vignette.)	13
3.	Schwerer Kampf. Ein Zeitbild aus den Tagen Luthers von W. Roeldechen. (Mit 8 Abbildungen.)	15
4.	Altes Gold	62
5.	Anekdote	65
6.	Rätsel. (Mit Vignette.)	66
7.	Ein zweites	67
8.	Die Annebar. Eine Geschichte aus der Rhön. (Mit 6 Abbildungen.)	67
9.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	106
10.	Rätsel	109
11.	Noch eins	110
12.	Allerlei gesellschaftlicher Unfug	110
13.	Anekdote	126
14.	Eine andere	126
15.	Federzeichnungen aus dem französischen Kriege. (Mit 11 Abbildungen.)	127
16.	Rätsel. (Mit Vignette.)	163
17.	Ein anderes	164

Kalender
für das Jahr 1894.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1894ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag, und beginnt am Montag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1893 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonnabend, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1894 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1895 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7402tes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1893sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich aber unserer Jahreszahl, rechnen jedoch sonst noch nach dem alten julianischen Kalender.

Die **Juden** zählen auch ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5654tes Jahr mit dem 11. September 1893. Es ist ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen. Am 1. Oktober 1894 beginnt ihr 5655tes Jahr, welches ein abgekürztes Gemeinjahr von 353 Tagen ist und mit dem 18. September 1895 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. das **Purimfest** am 22. März; 2. das **Passahfest**, welches am 21. April beginnt und am 28. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert; 3. das **Wochenfest** am 10. und 11. Juni; 4. das **Neujahrsfest** am 1. und 2. Oktober; 5. das **Versöhnungsfest** am 10. Oktober; 6. das **Laubhütten-**

wie Heu, und da er nur Geldgeschäfte machte, so ging's ihm niemals aus. Er lebte übrigen Standes und hatte zu Ulm einen Bruder, der, wie unser alter Pfarrer zu sagen pflegte, ein gedrehter Vocativus war. Das Arbeiten machte ihm zu viel Mühe, und das liebe Nichtsthun war sein Element. Er dachte: Was brauch' ich für mein Gottfriedchen zu sparen, der erbt seinen Onkel Bastel zu Ludwigsburg, und der ist grausam reich. Das Gottfriedchen war sein Sohn und ein Ulmer Stadtkind, lästig, hochmüthig, patzig und, wenn er etwas Gutes aß, meinte er, etwas Schlechtes könne er dazu nicht trinken, sintemalen er ja der Universalerbe des Onkels Bastel zu Ludwigsburg sei. Er hatte das so oft von seinem geschiedten Vater gehört, daß er es auswendig konnte. Wenn's nun auch 'mal im Geldbeutel unsauber und fahlmäuserig ausschaute, so machte er sich darüber weder Kummer, noch Brast. Es gab ja in der guten Stadt Ulm Juden, getaufte und ungetaufte, die Geld schossen auf Zinsen, deren pro cento ich gar nicht sagen mag, und das Alles auf die bildschöne Erbschaft in Ludwigsburg.

Der Onkel Bastel hatte übrigens ein zähes Leben, und die guten Wünsche des lieben jungen Vetters zu Ulm wirkten das Gegentheil, sie dienten zur Erhaltung seines Lebens.

Es geht so in der Welt, sagte, sich selber unterbrechend, Schmierjacob. Meiner Seel', es ist, als ob die Grabeswünsche zu Lebensstützen würden, und es ist recht gut, daß man Niemand todt wünschen und todt beten kann. Gerade so viel, als solche böse Wünsche ausmachen, setzt der liebe Gott dem Leben Derer zu, deren Ende gewünscht wird.

Der Ulmer Bruder starb und der Ludwigsburger lebte und zog Zinsen ein, und der junge Vetter dachte: Es dauert doch bedenklich lange mit der schönen Erbschaft! Ich wollt', der Onkel Bastel gäb' mir's, dann möcht' er der ewige Jud' werden, nämlich der Zweite, und fiel' dann dem Ersten doch auch die Zeit nicht zu lang, weil er Gesellschaft hätte.

Der Onkel Bastel aber gab nichts heraus; denn er war aus zähem Leder gemacht, wie der Vetter zu Ulm

fest, am 15. Oktober beginnend und am 22. Oktober endend; 7. das **Fest der Gesetzesfreude,** das sich sogleich am 23. Oktober dem vorigen anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 15. Juli 1893 ihr 1311tes und am 5. Juli 1894 ihr 1312tes Jahr, ersteres ist ein Schaltjahr von 355, letzteres ein Gemeinjahr von 354 Tagen.

Das Jahr 1894 ist

seit Christi Tode	das	1861ste
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1824 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	194 „
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	514te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	454te
„ der Entdeckung Amerikas	„	402te
„ Erfindung der Dampfmaschine	„	196ste
„ Erhebung Preußens zum Königreiche	„	193 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Kaiserreichs	„	23 „
„ **Kaiser Wilhelms II. Geburt**	„	35 „
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	6te

Von den Jahreszeiten 1894.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders eintritt, den Aquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März, um 4 Uhr nachmittags.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses eintritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni mittags 12 Uhr.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wiederum den Aquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 23. September morgens 2 Uhr.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittage den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember abends 9 Uhr.

Von den Finsternissen des Jahres 1894.

Im Jahre 1894 finden 2 Sonnen- und 2 Mondfinsternisse statt, von denen aber in unsern Gegenden nur die zweite Mondfinsternis, und auch diese nur teilweise, sichtbar sein wird.

Die **erste Mondfinsternis** ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 21. März und kann an der Westküste Nordamerikas, in Australien und Asien gesehen werden.

Die **erste Sonnenfinsternis** ist eine ringförmige und findet in den Morgenstunden des 6. April statt. Sie wird nur in Dekan, an der nordöstlichen Küste von Vorderindien, im östlichen Tibet, in der östlichen Mongolei und in Ostsibirien zu sehen sein.

Die **zweite Mondfinsternis** findet in den Morgenstunden des 15. September statt und ist eine partielle. Sie dauert 1 Stunde 52 Minuten; doch geht in unseren Gegenden der Mond vor dem Ende der Finsternis unter. Sie ist sichtbar in dem größeren westlichen Teil Europas, im westlichen Afrika und Amerika. Sie **beginnt für unsere Gegenden bald nach 4 Uhr morgens.**

Die **zweite Sonnenfinsternis** ereignet sich in den Vormittagsstunden des 29. September und ist eine totale und wird als totale nur in Ostafrika sichtbar sein, übersieht aber die ganze östliche Hälfte von Afrika, Arabien und den südlichen Teil von Vorderindien, die südliche Hälfte Australiens und Neuseelands, sowie den indischen Ocean bis zum Südpol.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.
1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.
9. März 1888: Tod Kaiser Wilhelms I.
18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.
15. Juni 1888: Tod Kaiser Friedrichs III.
18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.
3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.
18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.
2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)
18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Kolosf. 3, 17: Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch ihn!

Wochentage u. Datum	Januar 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Monds- Aufgang	Monds- Untergang	Mondphasen u.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luca 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Mont. 1	Neujahr	Immanuel	8,13	3,54	2,44		
Dien. 2	Odilo	Abel, Seth.	8,13	3,55	3,58		
Mitt. 3	Genovefa	Henoch	8,13	3,56	5,11	bei Tage	
Donn. 4	Titus	Zacharias u. Elisab.	8,13	3,56	6,25		
Freit. 5	Eduard	Simeon u. Hannah	8,12	3,57	7,34		
Smst. 6	(heil. 3 Könige)	Epiphanias	8,12	3,0			
2. Woche: Jesus lehret, 12 Jahre alt, im Tempel: Luca 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6							
Sonnt. 7	1. nach Epiph. (Reinold)	Widukind	8,11	4,1			● 1 Uhr morgens Neumond
Mont. 8	Gudula	Severinus	8,11	4,2		5,7	
Dien. 9	Julian	Katharina Zell	8,10	4,4	bei Tage	6,23	
Mitt. 10	(Paul. Einsiedl.)	Paul v. Theben, Eins.	8,10	4,6		7,39	
Donn. 11	Hygin	Ernst der Bekenner	8,9	4,7		8,54	
Freit. 12	Ernst	Joh. Chastellain	8,8	4,9		10,10	
Smst. 13	Hilarius	Hilarius B. v. Poitiers	8,7	4,10		11,28	
3. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 14	2. nach Epiph. (Felix)	Felix v. Nola.	8,7	4,12		Morg.	
Mont. 15	Maurus	Johann v. Laski	8,6	4,13		12,44	◑ 1 Uhr morgens erstes Viertel
Dien. 16	Marcellus	Georg Spalatin	8,5	4,15		2,9	
Mitt. 17	Antonius	Antonius	8,4	4,16		3,33	
Donn. 18	Prisca	Math. Claudius	8,3	4,18	bei Tage	5,0	
		Krönungstag					
Freit. 19	Marius	Babylas, Elis. v. Dän.	8,1	4,20		6,31	
Smst. 20	Fabian, Seb.	Fabian	8,0	4,22		7,37	
4. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—10, 5							
Sonnt. 21	Septuages. (Agnes)	Agnes	7,59	4,23			○ 4 Uhr nachmitt. Vollmond
Mont. 22	Vincentius	Vincent. v. Saragoss.	7,58	4,25	5,13		
Dien. 23	Max. Verm.	Hans Sachs	7,57	4,27	7,5	bei Tage	
Mitt. 24	Timotheus	Timotheus	7,55	4,29	8,32		
Donn. 25	(Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,54	4,31	10,51		
Freit. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,51	4,32	11,12		
Smst. 27	Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,51	4,34			
	Kaisers und	Königs Geburtstag					
5. Woche: Vom vierertei Acker: Luca 8, 4—15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19—12, 9							
Sonnt. 28	Sexages. (Karl d. Gr.)	Karl der Große	7,50	4,38	12,29		☾ 6 Uhr abends letztes Viertel
Mont. 29	Franz v. Sales	Samuel u. Hanna	7,48	4,38	1,41		
Dien. 30	Adelgunde	Bathilde	7,47	4,40	3,1		
Mitt. 31	Ludovika	J. M. Mayfart	7,46	4,42	4,18		

2 Korinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Wochentage u. Datum.	Februar 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Donn. 1	Ignatius	Ignatius v. Ant.	7,43	4,44	5,22		
Freit 2	Mariä Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,42	4,45	6,19		
Sonnt. 3	Blasius	Anschar	7,42	4 47	7,4	Tage	
6. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31–43. — Epistel: 1 Korinth 13, 1–13.							
Sonnt. 4	Glomihi (Veronika)	Rhabanus Maurus	7,40	4,49	7,55	bei	
Mont. 5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,38	4,51	7,55		● 11 Uhr abends Neumond
Dien. 6	Fastnacht (Dorothea)	Amandus	7,36	4,53		5,27	
Mitt. 7	Aschermittw. (Rembertus)	Ottfried, G. Wagner	7,34	4,55	Tage	6,44	
Donn. 8	Anschar	Maria Andreä	7,33	4,57	bei	8,0	
Freit. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,31	4,59		9,16	
Sonst. 10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,29	5,1		10,34	
7. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1–10.							
Sonnt. 11	1. Invocavit (Desiderius)	Ph. v. Mornay	7,27	5,3		11,55	
Mont. 12	Eulalia	Märt. d. Heil. Bücher	7,25	5,5		Morg.	
Dien. 13	Gislebert	Chr. Fr. Schwartz	7,23	5,8	Tage	1,20	☽ 12 Uhr mittags erstes Viertel
Mitt. 14	Valentin	Bruno v. Querfurt	7,21	5,8		2,48	
Donn. 15	Faustus	Hugo v. St. Victor	7,19	5,10	bei	4,19	
Freit. 16	Juliane	Didymus	7,17	5,12		5,28	
Sonst. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,16	5,14		6,16	
8. Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21–28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1–7.							
Sonnt. 18	2. Reminiscere (Simeon)	Simeon, B. v. Jerus.	7,13	5,16		6,57	
Mont. 19	Leontius	Medrob	7,11	5,18	4,28		
Dien. 20	Eucherius	Kalv. Neumann.	7,9	5,20	5,58		
Mitt. 21	Felix B.	Jesajas	7,7	5,22	7,28		
Donn. 22	Petri Stuhlf.	Meinrad v. Zollern	7,5	5,24	8,46		○ 3 Uhr morgens Vollmond
Freit. 23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	7,3	5,26	10,0		
Sonst. 24	Matthias Ap.	Matthias	7,1	5,27	11,28		
9. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14–28. — Epistel: Ephes. 5, 1–9.							
Sonnt. 25	3. Oculi (Mechtildis)	Ruderikus	6,59	5,29	Morg.		
Mont. 26	Nestor	Kasp. Olevianus	6,58	5,31	12,44		
Dien. 27	Justus	Berthold Haller	6,54	5,32	2,0		
Mitt. 28	Mittfasten (Romanus)	Martin Bucer	6,52	5,34	3,12		◐ 1 Uhr nachmittags letztes Viertel

Röm. 4, 25: Christus ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket.

Wochentage u. Datum.	März 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Suidbert	Suidbert	6,50	5,56	1,11	ab	
Freit. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,47	5,58	2,2	2	
Smst. 3	Kunigunde	Joh. Fr. d. Großm	6,45	5,59	2,52	tief	
10. Woche: Jesus Christ, gest. Mann: Joh. 6, 1–15. — Epistel: Galat. 1, 11–19.							
Sonnt. 4	4. Lätare (Gaudete)	Georg Gallus	6,43	5,57	3,41		
Mont. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,41	5,11	4,—	der	
Dien. 6	Perpetua	Fridolin	6,38	5,46	4,36		
Mitt. 7	Thomas v. Aq.	Perpetua u. Felicitas	6,36	5,47	5,—	5,04	☾ 3 Uhr nachmittags
Donn. 8	Joh. de Deo	Philemon	6,34	5,49	tief	6,2	Neumond
Freit. 9	Franziska	Cyrill u. Methodius	6,31	5,51	5,—	8,21	
Smst. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,29	5,53		10,43	
11. Woche: Von Christi Versuchung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.							
Sonnt. 11	5. Judica (Nonna)	Aloysius Gonzaga	6,27	5,55		11,8	
Mont. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,56	5,—	Morg.	
Dien. 13	Ernst	Thomas Cranmer	6,22	5,58	tief	12,36	
Mitt. 14	Mathilde	Mathilde	6,20	6,—	5,—	2,1	☽ 7 U. a.
Donn. 15	Longinus	Zacharias Ursinus	6,18	6,2	der	3,18	erstes Viertel
Freit. 16	Heribert	Heribert	6,16	6,4	5,—	4,30	
Smst. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,5		5,39	
12. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 3, 8–14.							
Sonnt. 18	6. Palmarum (Cyrillus)	Alex. v. Jerusalem	6,11	6,7		6,48	
Mont. 19	Joseph	Joseph	6,8	6,9	tief	7,59	
Dien. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,11	5,—	9,10	Frühl. Anf.
Mitt. 21	Octavian	Benedikt v. Nursia	6,4	6,13	6,—	10,20	☿ 3 Uhr nachm.
Donn. 22	Gründonnerst. (Joachim)	Nikol. v. d. Flüe	6,1	6,14	7,—	der Tage	Vollmond
Freit. 23	Karfreitag (Otto)	Wolfgang v. Anhalt	5,59	6,16	8,—	der	
Smst. 24	Gabriel	Veit Dietrich	5,56	6,18	10,—	der	
13. Woche: Von Christi Auferstehung: Marc. 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.							
Sonnt. 25	Fest. Oberlek (Maria Verk.)	Maria Verkündigung	5,54	6,20	11,—		
Mont. 26	Ostermontag (Ludgerus)	Ernst der Fromme	5,52	6,21	Morg.	der Tage	
Dien. 27	Rupert	Rupert v. Worms	5,49	6,23	12,—	tief	
Mitt. 28	Felix	Johann v. Goch	5,47	6,25	2,—		
Donn. 29	Gallatus	Florentin v. Teventer	5,45	6,26	2,52	der	☾ 9 Uhr vormittags
Freit. 30	Quirinus	Ludger	5,43	6,27	3,—		letztes Viertel
Smst. 31	Balbina	Ph. d. Gr. v. Hessen	5,41	6,29	1,—		

Epheſ. 4, 23. 24: Erneuert euch aber im Geiſte eures Gemütes und ziehet den neuen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Wochentage u. Datum.	April 1894.	Verbeſſerter evangeliſcher Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
14. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—23. — Epiſtel: 1 Joh. 5, 4—10.							
Sonnt.	1	**Quasimodog.** (Quasi	Fruitgirl	5,35	6,32	4,21	
Mont.	2	Fr. v. Paula	Theodoſia	5,33	6,33	4,43	bei Tage
Dien.	3	Richard	Gerh. Terſteegen	5,31	6,34	4,56	
Mitt.	4	Iſidorus	Ambroſius v. Mail.	5,29	6,35	5,7	
Donn.	5	Vinc. Ferrer	Chriſt. Scriver	5,28	6,36	5,18	
Freit.	6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,26	6,38	5,28	7,— ● 5 U. m.
Sonnt.	7	Hermann	Claus Peterſon	5,24	6,39		8,40 Neumond
15. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epiſtel: 1 Petri 2, 21—25.							
Sonnt.	8	**2. Miſer. Dom.** (Misericordias	Martin Ehemnitz	5,21	6,41		10,44
Mont.	9	Mar. Cleoph.	Thomas v. Weſten	5,19	6,42	bei Tage	11,48
Dien.	10	Ezechiel	Daniel	5,17	6,43		Morg.
Mitt.	11	Leo d. Große	Ezechiel, Leo d. Gr.	5,14	6,45		1,7
Donn.	12	Julius	Sabas, Gothe	5,12	6,46		2,10
Freit.	13	Mar. v. C.	Juſtinus d. Märt.	5,10	6,48		3,14 ☽ 1 U. m.
Sonnt.	14	Tiburtius	M. Fr. Handel	5,8	6,49		4,20 erſtes Viert.
16. Woche: Jeſus ſpricht: Über ein kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—22. — Epiſtel: 1 Petri 5, 11—20.							
Sonnt.	15	**3. Jubilate** (Olympiades	Simon Tach	5,6	6,50	bei Tage	5,21
Mont	16	Drogo	M. G. Rieger	5,3	6,52		1,0
Dien.	17	Rudolf	Mappalicus	5,1	6,53		4,12
Mitt.	18	Eleutherius	Luther in Worms	4,59	7,1		1,23
Donn.	19	Timotheus	Phil. Melanchthon	4,57	7,3		1,35
Freit.	20	Viktor	Joh. Bugenhagen	4,55	7,4	7,51	1,47 ○ 1 U. m.
Sonnt.	21	Anſelm	Anſelm v. Canterb.	4,52	7,6	9,17	Vollmond
17. Woche: Von Chriſti Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epiſtel: Jakobi 1, 17—21.							
Sonnt.	22	**4. Cantate** (Voter, Comm	Eugenius	4,50	7,8	10,—	
Mont	23	Georg	Adalbert v. Prag	4,48	7,10	11,43	bei Tage
Dien.	24	Albert	Wilfried	4,46	7,11	Morg.	
Mitt.	25	**Markus, Ev.**	Markus Ev.	4,44	7,13	2,41	
Donn.	26	Ferdinand	Bal. Trependorf	4,42	7,15	1,52	
Freit.	27	Anaſtaſius	Otto Gatelin	4,40	7,17	2,3	
Sonnt.	28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,38	7,18	2,20	☾ 4 U. m. letztes Viertel
18. Woche: Von der rechten Betekunſt: Joh. 16, 23—30. — Epiſtel: Jakobi 1, 22—27.							
Sonnt.	29	**5. Exaudi** (Petrus ꝛc.	Fr. Wilh. d. Gr. v. Br.	4,36	7,20	2,40	
Mont	30	Kath. v. Siena	Petrus Waldus	4,34	7,22	3,2	

Röm. 8, 9: Ihr seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet; wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wochentage u. Datum	Mai 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	**Philipp, Jakob**	Philippus, Jakobus	4,32	7,25	3,14	bei Tage	
Mitt. 2	Athanasius	Athanasius	4,30	7,26	3,25		
Donn. 3	**Himmelf. Chr.** Kreuz Erf.	Monika	4,28	7,27	3,40		
Freit. 4	Monika	Florian	4,26	7,29	3,48		
Smst. 5	Pius V.	Fr. d. Weise v. Sachs.	4,24	7,30	4,2	7,51	● 1 U. v. Neumond
19. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.							
Sonnt. 6	**h. Exaudi** (Joh. d. h. Pf.)	Joh. v. Damaskus	4,22	7,32	4,23	9,23	
Mont. 7	Gottfried	Otto d. Große	4,20	7,34	4,53	10,50	
Dien. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,18	7,35		Morg.	
Mitt. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,17	7,37	bei Tage	12,3	
Donn. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,15	7,38		12,54	
Freit. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,13	7,40		1,48	
Smst. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,12	7,42	bei	1,51	☽ 7 U. v. erstes Viertel
20. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23–31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1–13.							
Sonnt. 13	**Heil. Pfingstf.** (Servatius)	M. L. Gr. v. Finsend.	4,10	7,43		2,1	
Mont. 14	**Pfingstmontag** (Christian)	Pachomius	4,8	7,45	Tage	2,21	
Dien. 15	Sophie	Moses	4,7	7,47		2,42	
Mitt. 16	**Quatember** (Joh. v. Nep.)	5 Stud. v. Lausanne	4,5	7,48	bei	2,43	
Donn. 17	Jodokus	Valerius Herberger	4,4	7,50		2,54	
Freit. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,2	7,51		3,8	
Smst. 19	Potentiana	Athan	4,1	7,53	8,17	3,26	○ 6 Uhr v. Vollmond
21. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1–15. — Epistel: Röm. 11, 33–36.							
Sonnt. 20	**Trinitatis** (Basilla)	Gottfried Arnold	4,0	7,54	8,52	3,44	
Mont. 21	Konstantin	Konstantin u. Helena	3,58	7,56	10,21	4,17	
Dien. 22	Julian	Aug. Gazalla	3,57	7,57	11,29		
Mitt. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	3,56	7,58	Morg.		
Donn. 24	**Fronleichnam** (Johanna)	Lantrant	3,54	8,0	12,7	bei Nacht	
Freit. 25	Urbanus	Anzust v. Canterbury	3,53	8,1	12,48		
Smst. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	3,52	8,2	12,53		
22. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16–21.							
Sonnt. 27	1. n. Trinit. (Maximus)	Joh. Calvin	3,50	8,4	1,0		☾ 9 Uhr abends letztes Viertel
Mont. 28	Maximus	Joh. Eliot	3,49	8,5	1,30	bei Nacht	
Dien. 29	Felix	Flavia Domitilla	3,48	8,6	1,51		
Mitt. 30	Petronella	Hieronymus v. Prag	3,47	8,8	1,41		
Donn. 31	Wilhelm	Joachim Neander	3,46	8,9	1,52		

Psalm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn trauet!

Wochentage u. Datum.	Juni 1894.	Vierbellerier evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen rc.
Freit.	1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,48	8,16	2,8	b. T.
Smst.	2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,48	8,17	2,28	

23. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16–24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13–18.

Sonnt.	3	2. n. Trinit. (Clotildis)	Gottschalk	3,44	8,18	2,47	8,21	● 12 Uhr mittern. Neumond
Mont.	4	Florian	Quirinus	3,43	8,18	3,28	9,47	
Dien.	5	Bonifacius	Bonifacius	3,42	8,18	4,22	10,44	
Mitt.	6	Norbert	Norbert	3,41	8,18		11,37	
Donn.	7	Medardus	Paul Gerhardt	3,41	8,19		11,54	
Freit.	8	Felic. u. Prim.	A. H. Francke	3,40	8,17	b.	Morg.	
Smst.	9	Mauritius	Kolumban	3,40	8,19		12,1	

24. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1–10. — Epistel: 1 Petri 5, 6–11.

Sonnt.	10	3. n. Trinit. (Barnabas)	Friedr. I., Barbarossa	3,40	8,19		12,21	☽ 2 Uhr n. ersten Viertel
Mont.	11	Basilides	Barnabas	3,39	8,19		12,40	
Dien.	12	Ant. v. Padua	Renata v. Ferrara	3,39	8,20		12,51	
Mitt.	13	Basilius	Isaak le Febvre	3,39	8,21		1,0	
Donn.	14	Vitus	Basilius der Große	3,39	8,21		1,14	
Freit.	15	Benno	N. H. v. Bogatzky	3,39	8,22		1,29	
Smst.	16	Robert	Joh. Tauler	3,38	8,22		1,50	

25. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.

Sonnt.	17	4. n. Trinit. (Adolf)	Tiosforus	3,38	8,22		2,17	
Mont.	18	Marc. u. Marc.	Luise, Henr. v. Brand	3,38	8,23		2,50	☽ 8 Uhr a. Vollmond
Dien.	19	Gerv., Protas.	Paphnut., Gr. v. Nic.	3,38	8,23		3,28	
Mitt.	20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,38	8,24		4,20	
Donn.	21	Albanus	Joh. Martellhe	3,38	8,24		10,50	Somm.-Anf.
Freit.	22	Albinus	Raymund Lullus	3,39	8,24		11,14	
Smst.	23	Waltram	David Ghyträus	3,39	8,24		11,37	

26. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.

Sonnt.	24	5. n. Trinit. (Johannes d. T.)	Johannes d. Täufer	3,39	8,24		11,31	
Mont.	25	Glycius	Augsb. Konf.-Übergl.	3,40	8,24		11,48	
Dien.	26	Pelagius	Jeremias	3,40	8,24		11,56	☾ 11 Uhr vormittags letztes Viertel
Mitt.	27	Schläfer	Joh. Val. Andreä	3,41	8,24		Morg.	
Donn.	28	Irenäus	Irenäus	3,41	8,24		12,10	
Freit.	29	Peter, Paul	Peter und Paul	3,42	8,24		12,26	
Smst.	30	Pauli Ged.	Aquilla u. Priscilla	3,42	8,24		12,45	

Psalm 104, 13. 14: Du, Herr, tränkest die Berge von oben her, du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutze der Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest.

Wochentage u. Datum.	Juli 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
27. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. – Epistel: Röm. 6, 3–11.							
Sonnt.	5 6. n. Trinit. (Mauvold)	H. Pius v. u. J. Gich	3,42	8,21	1,11	7,16	
Mont.	6 Mar. Heimsuch.	Mar. Heimsuchung	3,44	8,21	2,6	8,27	
Dien.	7 Hyacinth	Cornelius	3,44	8,20	3,6	9,10	● 7 Uhr vormittags
Mitt.	8 Ulrich	Ulrich, B. v. Augsb.	3,45	8,20	4,6	9,53	Neumond
Donn.	9 Anselm	Nonie Palearia	3,46	8,20	früh	10,36	
Freit.	10 Jesajas	Johann Huß	3,47	8,20	5,6	10,13	
Smst.	11 Willibald	Wilibald	3,48	8,20	6,6	10,49	
28. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Marci 6, 1–9. – Epistel: Röm. 6, 19–23.							
Sonnt.	12 7. n. Trinit. (Milian)	Milian	3,49	8,20		10,58	
Mont.	13 Anatol	Ephräm d. Syrer	3,50	8,19	7,6	11,4	☽ 11 Uhr abends
Dien.	14 7 Brüder	Wilhelm v. Oranien	3,51	8,18	viel	11,22	erstes Viertel
Mitt.	15 Pius	Placidus	3,52	8,18	8,6	11,38	
Donn.	16 Rabor	Heinrich II.	3,53	8,17	bei	11,58	
Freit.	17 Margareta	Eugenius	3,54	8,16		Morg.	
Smst.	14 Buonavent.	Buonaventura	3,55	8,15		12,18	
29. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15–23. – Epistel: Röm. 8, 12–17.							
Sonnt.	19 8. n. Trinit. (Apost. Teil.)	Frob. v. Jerus. 1029	3,57	8,14		12,34	
Mont.	16 Skapulierfest	Answer.	3,59	8,13	8,6	1,41	
Dien.	17 Alexius	Sper. u. d. heil. Märt.	4,0	8,12	8,39	2,41	○ 11 Uhr abends
Mitt.	18 Vinc. v. Paula	Joh. Fr. Starck	4,1	8,11	9,3	3,31	Vollmond
Donn.	19 Elias	Pamphilus v. Cäsar.	4,2	8,10	9,21	bei	
Freit.	20 Daniel	Elias	4,4	8,8	9,34		
Smst.	21 Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,5	8,7	9,45	5	
30. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luca 16, 1–9. – Epistel: 1. Korinth. 10, 6–13.							
Sonnt.	22 9. n. Trinit. (Arnold)	Eberhard im Bart	4,7	8,6	9,55		
Mont.	23 Apollinaris	Sam. Tombrowsky	4,9	8,5	10,5		
Dien.	24 Christine	Joh. Gerard	4,10	8,4	10,16		
Mitt.	25 Jakobus	Jakobus d. Ältere	4,11	8,2	10,29		
Donn.	26 Anna	Thomas v. Kempen	4,12	8,1	10,44		☾ 10 Uhr abends
Freit.	27 Pantaleon	Raymund Palmarius	4,14	7,59	11,10		letztes Viertel
Smst.	28 Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,15	7,57	11,47		
31. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luca 19, 41–47. – Epistel: 1. Korinth. 12, 1–11.							
Sonnt.	29 10. n. Trinit. (Martha)	Olaus d. Heilige	4,17	7,56	Morg.		
Mont.	30 Abdon	Wilh. Wilberforce	4,18	7,54	12,19	bei	
Dien.	31 Ign. v. Loyola	Joh. Kasp. Schade	4,19	7,52	2,1	5	

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unsern Gott, fürchten, der Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt, und die Ernte treulich und jährlich behütet.

Wochentage u. Datum.	August 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen rc.
Mitt. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer M.	4,20	7,51	3,33	8,17	◌ 1 Uhr nachmitt. Neumond
Donn. 2	Portiunc.	Märtyrer unter Nero	4,22	7,49		8,56	
Freit. 3	Stephan Erf.	Nicodemus	4,24	7,47	b.	9,37	
Smst. 4	Dominikus	Wilhelm Thorp	4,26	7,46		9,4	

12. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9–14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1–10.

Sonnt. 5	11. n. Trinit. (Mar. Schnee)	Evang. Salzburger	4,27	7,44	bei Tage	9,16	
Mont. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,28	7,42		9,37	
Dien. 7	Gotthalt	Donna	4,30	7,40		9,59	
Mitt. 8	Cyriakus	Hermisdas	4,31	7,38		10,28	☽ 11 Uhr v. erstes Viertel
Donn. 9	Romanus	Klemens v. Alex.	4,33	7,36		10,51	
Freit. 10	Laurentius	Laurentius	4,35	7,34		10,58	
Smst. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,36	7,32		11,56	

31 Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31–37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4–9.

Sonnt. 12	12. n. Trinit. (Klara)	Anselm v. Havelberg	4,38	7,30	bei Tage	Morg.	
Mont. 13	Hippolyt	Paul Speratus	4,40	7,28		12,33	
Dien. 14	Eusebius	Leonhard Käser	4,41	7,26		1,40	
Mitt. 15	Mar. Himmelf.	Johann d. Beständige	4,43	7,24		2,53	
Donn. 16	Rochus	Isaak	4,45	7,22		4,8	◌ 2 Uhr nachmittags Vollmond
Freit. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,46	7,20		7,51	
Smst. 18	Helena	Jovinianus	4,48	7,18	b. T.	8,1	

32. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luc. 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–22.

Sonnt. 19	13. n. Trinit. (Gerhard)	Gerh. Groot	4,50	7,16	8,14		
Mont. 20	Bernhard	Bernhard v. Clairv.	4,52	7,14	8,51	Tage	
Dien. 21	Anastasius	Mission d. Br. Unit.	4,54	7,12	9,36		
Mitt. 22	Timotheus	Symphorianus	4,56	7,10	10,31		
Donn. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	4,57	7,8	11,33	bei	
Freit. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	4,59	7,6	Morg. 12,42		◌ 7 Uhr v. letztes Viertel
Smst. 25	Ludwig	Ludw. d. Heil. v. Frkr.	5,0	7,3	1,55		

33. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.

Sonnt. 26	14. n. Trinit. (Samuel)	Nikolaus	5,2	7,1	11,35		
Mont. 27	Jos. Calas.	Hugo Grotius	5,3	6,59	Morg.	Tage	
Dien. 28	Augustinus	Augustinus	5,5	6,56	12,50		
Mitt. 29	Joh. Enthaupt.	Zachäus	5,7	6,54	2,33	der	
Donn. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,9	6,52	4,0		● 9 Uhr a. Neumond
Freit. 31	Paulinus	Rebau	5,10	6,50	5,40		

sagte. Nun, sein Vater hatte ihm eben doch noch genug gelassen, um hier und dort ein Pflästerlein auf die klaffende Wunde seiner Schulden zu legen, und behielt auch noch etwas zum Leben ohne Arbeit, auf etwa zwei, drei Jahre, wenn's verhielt! —?— Er besuchte dann und wann seinen Onkel Bastel in Lieb' und Zärtlichkeit; aber er kam leer zurück, wie ein Geldbeutel von der Messe.

Es war so zur Zeit, als die Franzosen kamen, und der Onkel Bastel hatte eine gräuliche Furcht vor den „Grundelchen," wie man hier zu Lande das Gesindel nannte, das Anno 1792 die langen Finger aus Frankreich brachte.

Mit einem Male kam ein Brief von Ludwigsburg, darinnen stand: Der Onkel Bastel sei sehr krank, und der Vetter solle sich tummeln, weil er noch mit ihm reden wolle.

Der las den Brief kaum, so lief er schon zur Post in Ulm und bald flog eine Kutsche mit zwei guten Pferden mit ihm zum Thore hinaus.

Der Vetter gab Trinkgelder, daß d... Postknechten das Herz im Leibe lachte, und die Pferde liefen, daß das Wasser von ihnen rann, und doch rief er alle fünf Minuten: Fahr' zu!

Endlich kam er in Ludwigsburg an, aber — den Onkel Bastel hatte der Schlag gerührt. Er konnte nur undeutlich reden. Er reichte mit der noch brauchbaren Rechten dem Vetter das Testament, das ihn zum Alleinerben einsetzte, und sagte: Ich — ha — ha — hab' mein Ge — Geld all' ver — gr — gra — graben im — — Da traf ihn abermals der Schlag und der Tod legte sein unauflösliches Siegel auf seine Zunge — er war todt.

Im — Keller! dachte der Vetter. Werd's schon finden! Der Oheim Bastel wurde begraben. Der Vetter fand ungefähr zweitausend Gulden noch im Pult. Damit bezahlte er seine Ulmer Schulden und zog wohlgemuth nach Ludwigsburg in Oheim Bastel's Haus.

Das Schuldbuch wird ja da sein! dachte er. Als er aber die Papiere durchmusterte, fand er keine Handschrift, kein Schuldbuch. Das war ärgerlich! Wahrscheinlich hatte der Oheim Bastel Alles in eine eiserne Kiste gethan und im Keller vergraben! Also, Vetterlein, grabe! Er that's;

1 Korinth. 3, 7: So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt.

Wochentage u. Datum.	September 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Egidius	Maria, Martha, Laz.	5,12	6,42	7,22	7,22	
36. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24–34 — Epistel: Galat. 5, 25 — 6, 10.							
Sonnt. 2	**15. n. Trinit.** (Raphael)	Laba u. Lydia	5,14	6,40		8,14	
		Nationalfest					
Mont. 3	Manuetus	Hildegard	5,15	6,38	bei Tage	7,06	
Dien. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,17	6,36		8,?	
Mitt. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,18	6,34		8,22	
Donn. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,20	6,32		8,??	
Freit. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,??	6,30		9,??	☽ 2 Uhr n.
Smst. 8	**Mariä Geburt**	Corbinian	5,23	6,??		10,??	erstes Viertel
37. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.							
Sonnt. 9	**16. n. Trinit.** (Audomar)	Ludwig Paschalt	5,??	6,??		11,??	
Mont. 10	Nikolaus v. T.	Heinrich Müller	5,??	6,??	bei Tage	Mond.	
Dien. 11	Protus	Johann Brenz	5,??	6,??		12,??	
Mitt. 12	Minaud	Philippine Graveron	5,??	6,??		1,??	
Donn. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,??	6,??		3,??	
Freit. 14	**Kreuz-Erhöh.**	Cyprianus	5,??	6,??		4,??	
							2 Uhr n. Mondf.
Smst. 15	Ludmilla	Dante Alighieri	5,??	6,??	6,??	5,??	☾ 5 U. n. Vollmond
38. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.							
Sonnt. 16	**17. n. Trinit.** (Corn. u. Cypr.)	Euphemia	5,??	6,??		6,??	
Mont. 17	Lambertus	Lambert	5,??	6,??	bei Tage	6,44	
Dien. 18	Richard	Titus	5,??	6,??		6,??	
Mitt. 19	**Quatember** (Nikleia)	A. G. Spangenberg	5,??	6,??		7,??	
Donn. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,??	6,??		7,43	
Freit. 21	**Matthäus Ev.**	Matthäus, Ap.	5,??	6,??		8,??	letztes Viertel
Smst. 22	Moritz	Maurit. u. d. Theb. Leg.	5,??	6,??		9,??	☽ 1 U. n.
39. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: 1 Cor. 1, 1–9.							
Sonnt. 23	**18. n. Trinit.** (Thekla)	Joachim v. Floris	5,??	5,??		10,??	Herbst Anf.
Mont. 24	Joh. Empf.	Argula v. Grumbach	5,??	5,??	morg		
Dien. 25	Kleophas	Paul Rabaut	5,??	5,??		12,0	
Mitt. 26	Cosm. u. Dam.	Lioba	5,??	5,??	bei Tage	1,??	
Donn. 27	Cyprianus	Joh. Jak. Moser	5,??	5,??		3,?	
Freit. 28	Wenzeslaus	P. Flysteden u. A. Gl.	5,??	5,??		4,??	● 7 U. v.
Smst. 29	**Michaelis**	Michaelis	6,??	5,??		6,?	Neumond
40. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.							
Sonnt. 30	**19. n. Trinit.** (Hieronymus)	Hieronymus	6,?	5,??			

Erntedankfest

Psalm 50, 14: Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.

Wochentage u. Datum.	Oktober 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Remigius	Remigius	6,3	5,37	bei Tage	6,6	
Dien. 2	Liodegar	Christ. Schmid	6,4	5,34		6,31	
Mitt. 3	Gwald	Die beiden Gwalde	6,5	5,32		6,49	
Donn. 4	Franz	J. Wessel, J. Reuchlin	6,7	5,30		7,24	
Freit. 5	Placidus	Chr. Fr. Richter	6,8	5,27		8,11	erstes Viertel
Smst. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,9	5,25		9,12	☽ 8 U. a.

41. Woche. Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.

Sonn. 7	20. n. Trinit. (Sergius)	Phöbe u. G. Frey	6,12	5,24	bei Tage	10,29	
Mont. 8	Brigitta	David Zeisberger	6,13	5,20		11,34	
Dien. 9	Dionysius	Robert Grosthead	6,15	5,18		morg.	
Mitt. 10	Gereon	Justus Jonas	6,17	5,16		12,31	
Donn. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,18	5,14		1,0	
Freit. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,20	5,11		3,19	
Smst. 13	Lilmann	Theodor Beza	6,22	5,9		4,34	

42. Woche: Von des Königlichen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.

Sonn. 14	21. n. Trinit. (Caligtus)	Nikolaus Ridley	6,24	5,7	bei Tage	5,51	○ 8 Uhr abends Vollmond
Mont. 15	Thekla	Hedwig	6,26	5,5		6,4	
Dien. 16	Gallus	Gallus	6,27	5,3		6,23	
Mitt. 17	Florentin	Aretas	6,29	5,0		6,47	
Donn. 18	Lukas, Ev.	Lukas, Ev.	6,31	4,58		6,28	
Freit. 19	Ferdinand	Bruno v. Köln	6,33	4,56		7,14	
Smst. 20	Wendelin	Franz Lambert	6,35	4,54		8,26	

43. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.

Sonn. 21	22. n. Trinit. (Ursula)	Phil. Nikolai	6,37	4,52	bei Tage	9,50	
Mont. 22	Cordula	Lukas Kranach	6,39	4,51		11,19	
	Kaiserin Geburtstag						
Dien. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,41	4,47		morg.	
Mitt. 24	Evergistus	Westfäl. Fr. 1648.	6,43	4,45		12,49	☾ 3 Uhr morgens letztes Viertel
Donn. 25	Raphael	Johann Heß	6,45	4,43		2,16	
Freit. 26	Amandus	Friedr. III v. d. Pfalz	6,46	4,41		3,33	
Smst. 27	Sabina	Frumentius	6,48	4,39		4,52	

44. Woche. Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.

Sonn. 28	23. n. Trinit. Simon, Jud.	Simon u. Jud., App.	6,50	4,37	bei Tage	6,0	● 7 Uhr abends Neumond
Mont. 29	Narcissus	Alfred v. England	6,52	4,35			
Dien. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,54	4,33			
Mitt. 31	Wolfgang	Luthers Thesen 1517.	6,56	4,31			

Hebr. 13, 14: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.

Wochentage u. Datum	November 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,58	4,29	früh	6,2	
Freit. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,59	4,27	5	6,58	
Smst. 3	Hubertus	Pirmin	7,1	4,26	5	8,6	

45. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Kolos. 1, 9—14

Sonnt. 4	24. n. Trinit. (St. Borromäus)	Joh. Albr. Bengel	7,3	4,24		9,18	
		Reformationsfest					
Mont. 5	Zacharias	Hans Egede	7,4	4,22		10,32	☽ 4 Uhr nachm.
Dien. 6	Leonhard	Gust. Ad. v. Schw.	7,5	4,20	bei Tage	11,46	letztes Viertel
Mitt. 7	Engelbert	Willibrord	7,6	4,18		morg.	
Donn. 8	Gottfried	Willehad	7,8	4,17		1,0	
Freit. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,9	4,15		2,13	
Smst. 10	Martin B.	M. Luther geb. 1483	7,10	4,13		3,28	

46. Woche: Vom Greuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thess. 4, 13—18

Sonnt. 11	25. n. Trinit. (Martin B.)	Martin, B. v. Tours	7,11	4,12		4,40	
Mont. 12	Kunibert	Arcadius	7,13	4,10	bei	6,8	
Dien. 13	Stanislaus K.	Peter Mart. Vermili	7,14	4,8		7,36	☉ 9 Uhr vormitt.
Mitt. 14	Levinus	Notker	7,15	4,7		8,59	Vollmond
Donn. 15	Leopold	Johann Keppler	7,16	4,5	Tage	10,17	
Freit. 16	Edmund	Kasp. Kreuziger	7,18	4,4		11,31	
Smst. 17	Gertrud	Bernward	7,19	4,2	bei	morg.	

47. Woche: Vom jüngsten Gericht: Matth. 24, 29—36. — Epistel: 2 Thess. 1, 3—10.

Sonnt. 18	26. n. Trinit. (Maximus)	Gregor d. Erleuchter	7,20	4,1		0,2	
Mont. 19	Elisabeth	Elisabeth v. Thür.	7,20	4,0		12,54	
Dien. 20	Simplicius	Joh. Williams	7,22	3,58		morg.	☾ 3 Uhr morgens letztes Viertel
Mitt. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,24	3,57		1,2	
		Buß- u. Bettag					
Donn. 22	Cäcilia	Joh. Ökolampadius	7,25	3,56		1,58	
Freit. 23	Klemens	Klemens v. Rom	7,27	3,55		2,46	
Smst. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,28	3,54		3,28	

48. Woche: Von den zehn Jungfrauen: Matth. 25, 1—13. — Epistel: 2 Petter 3, 3—14.

Sonnt. 25	27. n. Trinit. (Katharina)	Katharina	7,31	3,53		4,20	
		Totenfest.					
Mont. 26	Konrad	Konrad	7,32	3,52		6,14	
Dien. 27	Wilhelmis	Margar. Blaarer	7,34	3,51	bei Tage	8,10	● 10 Uhr vormitt. Neumond
Mitt. 28	Günther	A. Roussel, M. Tesub.	7,35	3,50		11,56	
Donn. 29	Saturnin	Noah	7,37	3,49		1,41	
Freit. 30	Andreas	Andreas Ap.	7,38	3,49		2,20	

1. Timoth. 1, 15: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Wochentag u. Datum.	Dezember 1894.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Sntt. 1		Eligius	Eligius v. Noyon	7,50	3,48	7,2	
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.							
Sonnt. 2	1. Advent	(Bibiana)	Joh. Ruysbroek	7,51	3,47	8,16	
Mont. 3		Franz Xaver	J. N. Urlsperger	7,52	3,47	9,20	
Dien. 4		Barbara	Gerh. Terbolt	7,54	3,46	10,41	
Mitt. 5		Crispine	Crispina	7,55	3,46	11,59	☽ 1 Uhr nachm.
Donn. 6		Nikolaus	Rich. Baxter	7,57	3,46	morg.	erstes Viertel
Freit. 7		Ambrosius	Paul Odontius	7,58	3,45	1,0	
Smst. 8		Maria Empf.	M. Minkard, Schmolck	8,00	3,44	2,20	
50. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luk. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
Sonnt. 9	2. Advent	(Leocadia)	Berthold	8,0	3,44	3,40	
Mont. 10		Judith	Paul Eber	8,2	3,44	5,1	
Dien. 11		Damasus	Heinr. v. Zütphen	8,3	3,44	6,33	
Mitt. 12		Epimachus	Vicelin	8,4	3,44	8,0	
Donn. 13		Lucia	F. Gellert, Fr. Hiller	8,5	3,44	3,54	☉ 9 Uhr abends
Freit. 14		Nicasius	Israel	8,6	3,44	5,14	
Smst. 15		Eusebius	Christiana	8,7	3,44	6,40	Vollmond
51. Woche: Von Johannis Botschaft an Christum: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1–5.							
Sonnt. 16	3. Advent	(Adelheid)	Adelheid	8,8	3,44	8,19	
Mont. 17		Lazarus	Georg v. Brandenb.	8,9	3,45	9,48	
Dien. 18		Wunibald	B. L. v. Seckendorf	8,10	3,45	11,14	
Mitt. 19		Quatember (Quäm)	G. Aug. Wollersdorf	8,10	3,46	morg.	
Donn. 20		Nemesius	Abraham u. Sarah	8,11	3,46	12,36	letztes Viertel ☾ 12 U. m.
Freit. 21		Thomas Ap.	Thomas Ap.	8,12	3,46	1,56	Wint. Anf.
Smst. 22		Gregor v. Sp.	Matthesius	8,12	3,46	3,17	
52. Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
Sonnt. 23	4. Advent	(Tagebert)	Sturm, Abt v. Fulda	8,12	3,46	1,18	
Mont. 24		Adam u. Eva	Adam u. Eva	8,12	3,47	5,42	
Dien. 25		Heil. Christfest	H. Christfest	8,12	3,47	7,12	
Mitt. 26		Zweiter Christt. (Stephanus)	Stephanus	8,13	3,48		
Donn. 27		Johannes Ev.	Johannes, Ev.	8,13	3,49		○ 3 Uhr morgens
Freit. 28		Unsch. Kindl.	Unschuldige Kindlein	8,13	3,50	4,28	
Smst. 29		Thomas B.	Hz. Herzog v. Württ.	8,13	3,51	6,1	Neumond
53. Woche: Von Simeon und Hanna: Luk. 2, 33–40. — Epistel: Gal. 4, 1–7.							
Sonnt. 30	n. Weihnacht.	(Tawid)	David u. Jonathan	8,13	3,52	7,15	
Mont. 31		Sylvester	Joh. Rittel	8,13	3,53	8,28	

Jahreschluß

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben: die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesäet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet: die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen: gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt: findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden: man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht. Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Ackern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur Heu am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man mähe aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Obstgärten wird die Rasenmarke abgestochen.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieseſt!

Auf die Acker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Kompostthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Viel Sturm und Regen zeigt es an,
Wenn der Januar zu donnern begann.

Januar warm,
Daß Gott erbarm'!

Ist der Januar gelind,
Lenz und Sommer fruchtbar sind.

Februar.

Wenn Lichtmeß (2.) scheint die Sonne heiß,
Kommt hinterher viel Schnee und Eis.

Tritt Matthias (24.) stürmisch ein,
So wird's bis Ostern Winter sein.

Ist's Petri Stuhlfeier (22.) kalt,
Behält der Winter seine Gewalt.

März.

Märzgewitter zeigen an,
Daß großer Wind bald nahet heran.

Wenn der März ist hell und trocken,
Giebt's für den Bauer fette Brocken.

Wie die 40 Ritter (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 40 Tage halten.

April.

Naßer April
Bringt des Segens viel.

Ein Wind, der von Ostern bis Pfingsten regiert,
Im ganzen Jahre sich selten verliert.

Schaut der Karfreitag trübe d'rein,
Wird hell der Oster-Sonnenschein.

Mai.

Trockener Mai
Bringt Dürre herbei.

Nach Pankraz (12.) und Servaz (13.) kommt hinten dran
Urbanus (25.) sehr oft noch als Grobian.

Den Mai muß man nehmen, wann er sich stellt ein
Und sollte es auch Februar erst sein.

Juni.

Ist der Juni kalt und naß,
So hat der Bauer wenig Spaß.

Regnet's auf St. Barnabas (11.),
So schwimmen die Trauben bis zum Faß.

Ruft nach Johanni (24.) der Kuckuk noch lang,
Wird's dem Bauer um seine Ernte bang.

Juli.

Türmt sich die Ameis' im Juli den Haufen,
So mußt du viel Holz für den Winter kaufen.

Ist es hell auf Jakobstag (25.),
Viel Früchte man erwarten mag.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitz' erst gegangen.

August.

Ist's in den ersten Wochen heiß,
So bleibt der Winter lange weiß.

Der Tau ist dem August so nütz,
Als jedermann das liebe Brot.

Wie sich Bartholomäus (24.) hält,
So ist der ganze Herbst bestellt.

September.

Schön Wetter noch für vier Wochen
Hat ein heller Egidi (1.) stets versprochen.

Wenn Matthäus (21.) weint statt lacht,
Er aus dem Weine Essig macht.

Weht's auf Michali (29.) aus Nord und Ost,
Wird hart der Winter und stark der Frost.

aber er grub den Keller drei Schuh tief um. Das war eine schwere, sauere Arbeit — und doch umsonst; denn da war nichts zu finden.

Im — Stalle! dachte der Peter und brach das Pflaster auf und grub wieder drei Schuh tief, und visitirte mit einem Hebeeisen; aber auch da war nichts. Es wurde ihm bedenklich.

Im — Garten! dachte er. Da liegt's gewiß! Es war im Frühling. Selber graben mochte er nicht mehr. Er sagte daher: Ich will den Garten anders anlegen und junge Bäume setzen! Nahm daher drei starke Leute und ließ rotten. Tag und täglich war er dabei und wich keine Minute von den Leuten. Die rotteten vier Schuh tief. Sie schüttelten die Köpfe, weil alle der feine gute Boden in die Erde und der rauhe steinige herauskam; aber sie dachten: Wir machen's, wie er's haben will. Er bezahlt uns ja. Was liegt uns dran. Wir haben ihn gewarnt; er will's aber absolut so haben, und jedem Narren gefällt seine Kappe. Acht Tage rotteten sie sorglich; da war der Garten fertig — aber Nichts hinten und Nichts vorn! Kein Schatz war drin. Der Gärtner legte den Garten an, setzte die jungen Bäume. Er machte es gar schön, aber der Ulmer lachte nicht und sah mürrisch drein. Er konnte nicht mehr schlafen und das gute Essen im goldenen Stern und der köstlichste Muskatäpfler schmeckte ihm nicht mehr.

Im — Im —? Wo mag's doch sein? fragte er alle Tage und fand's nicht.

Er ließ die Platten der Hausflur aufbrechen und alle Böden der Zimmer. Nirgends fand er eine Spur.

Da dachte er: Du mußt 'mal die guten Freunde und Nachbarn fragen; denn im Hause war nun kein Winkel mehr, wo er hätte suchen können.

Oktober.

Wenn's im Oktober wetterleuchtet,
Viel Regen noch den Acker feuchtet.

Entlauben sich die Bäume leicht,
So denk', daß bald die Wärme weicht.

Simon Juda (28.)
Ist der Winter nah.

November.

Aller Heiligen (1.) Sommer,
Aller Seelen (2.) Winter.

Ist es auf Martini (11.) trüb,
Wird der Winter lind und lieb.
Giebt es aber Sonnenschein,
So tritt ein kalter Winter ein.

Andreas- (30.) Schnee
Thut den Saaten weh.

Dezember.

Vielen Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

Sankt Lutzen (13.)
Macht den Tag stutzen.

Weihnacht im Klee,
Ostern im Schnee.

Mutmaßliche Witterung

nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Hat bis zum 11. große Kälte; vom 12. bis 18. trübe und gelind; aber vom 19. an wird es wieder hell und kalt bis zum 24., wo Regen eintritt bis zum Ende.

Februar.

Am 1. Wind, auf den am 2. und 3. Regen folgt: vom 4. bis 10. trübe und windig; am 14. Schnee, danach wieder windiges, trübes und regnerisches Wetter bis zum 20.; von da bis zu Ende schönes Wetter.

März.

Hat anfangs rauhes und kaltes Wetter: danach vom 6. bis 9. warm: am 11. Regen: am 14. bis 16. schön: von da an alle Morgen kalt und rauh mit Sturm bis zum 29., wo regnerisches Wetter eintritt.

April.

Bis zum 13. windig, trübe und viel Regen: vom 14. bis 20. kalt: nach ein paar schönen Tagen vom 26. an bis zu Ende Regen.

Mai.

Fängt warm an und steigert sich die Wärme bis zum 19., wo ein kalter Regen eintritt, der am 24. Eis bringt: nach ein paar trüben Tagen am 28. und 29. wieder kalt, aber die beiden letzten Tage warm.

Juni.

Fängt ebenfalls warm an: am 4. und 5. trübe und nebelig: am 7. Regen, danach warm bis zum 27., wo Regen eintritt, auf den am 30. eine kalte Nacht folgt.

Juli.

Hat am 1. Nebel: vom 3. bis 6. Regen: vom 7. bis 13. windig: dann schön bis zu Ende.

August.

Bis zum 3. warm: dann kalt mit Reif am 10: den 13. und 14. Regen: den 15. und 16. schön: darauf große Hitze bis zum 22., der mehrere Regentage bringt: vom 27. schön bis zu Ende.

September.

Ist bis zum 6. warm: aber am 8. und 9. trüb und kalt bis zum 13., wo wieder schönes Wetter eintritt bis zum 21.: danach trübes und regnerisches Wetter bis zu Ende.

Oktober.

Bleibt unbeständig bis zum 14.: danach wird's kalt, besonders am 25. und 26. ein wenig Regen, dann wieder kalt und rauh bis zum 31., wo es wieder regnet.

November.

Der Regen hält an bis zum 9.: am 15. und 16. wiederum Regen: den 23. hell und kalt: am 28. wintert es zu.

Dezember.

Am 1. kalt bis zum 4., wo Schnee fällt, der aber schon am 5. wieder mit großem Wasser abgeht: vom 10. bis 14. Regen und trübe: am 21. Schnee und dann bis zum Ende ziemlich kalt.

Die Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende. Bezeichnung für das Meter = m.

I. A. Längenmaße.

1 **Meter** (m) = $^4/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle.
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** (km) = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** (cm) = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** (mm) = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter (qm) = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** (a) = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** (ha) = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Quadratkilometer** (qkm).
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaße.

1 Kubikmeter (cbm) = 32 Kubikfuß.
1 Kubikcentimeter (ccm) = $^1/_{16}$ Kubikzoll.
1 Kubikmillimeter (cmm) = $^3/_{31}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^3/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikmeter = $^9/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmeter = $^3/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** (l) oder die **Kanne**.
1 Liter = $^7/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** (hl) = $1^4/_5$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^5/_{11}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^5/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** (l) oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{3}/_{11}$ Ohm.

II. Gewicht.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** (kg) = **2** Pfund.
1 Gramm (g) = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne (t) ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** (mg) = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

1) Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer,	„	: km
Centimeter,	„	: cm
Millimeter,	„	: mm

2) Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„	: **hl**
Liter,	„	: **l**
Kubikcentimeter,	„	: ccm
Kubikmillimeter,	„	: cmm

3) Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□**Kilometer,**	„	: qkm
□**Centimeter,**	„	: qcm
□Millimeter,	„	: qmm
Ar,	„	: a
Hektar,	„	: ha

4) Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„	: **kg**
Gramm,	„	: **g**
Milligramm,	„	: mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt, und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also **nicht** 16,18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber 68,453,274,83.

Post und Telegraph.

(Durchgesehen und berichtigt im Juni 1893 von einem Postbeamten.)

1) Die hauptsächlichsten Bestimmungen für den Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches (einschl. Helgoland)*).

		ℳ ₰
1) **Briefe.**	Die Gebühr für einen gewöhnlichen frankierten Brief bis 15 g	— 10
	für unfrankierte Briefe bis 15 g	— 20
	für gewöhnliche frankierte Briefe über 15 g bis 250 g	— 20
	für unfrankierte Briefe über 15 g bis 250 g	— 30
	(Bei unzureichend frankierten Briefen wird ebenfalls ein Zuschlag von 10 Pfennigen erhoben.)	
do.	mit Wertangabe bis zu 10 Meilen frankiert	— 20
	unfrankiert	— 30
do.	auf alle weiteren Entfernungen frankiert	— 40
	unfrankiert	— 50
	Gebühr für **„einschreiben"** auch für Kreuzbänder und Warenproben	— 20
	Gebühr für **Versicherung** ohne Unterschied der Entfernung für je 300 Mk. oder einen Teil von 300 Mk.	— 05
	mindestens aber	— 10
2) **Karten,**	einfache	— 05
do.	mit Rückantwort	— 10
do.	als Bücherbestellzettel	— 03
	(Unfrankierte Postkarten werden wie unfrankierte Briefe behandelt; Gebühr Betrag des fehlenden Portoteiles unter Abrundung der Pfennige auf 5 Pf. aufwärts zu zahlen.)	
3) **Drucksachen.**	Gebühr für Drucksachen unter Kreuzband bis 50 g	— 03
do.	von über 50 g bis 100 g	— 05
do.	von über 100 g bis 250 g	— 10
do.	von über 250 g bis 500 g	— 20
do.	von über 500 g bis 1000 g	— 30

Büchern darf ausgefüllte Faktur, Korrekturbogen das Manuskript beigefügt werden. Als Drucksachen können alle durch Buchdruck, Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Litho- und Photographie vervielfältigten Gegenstände befördert werden, falls sie überhaupt nach Form und Beschaffenheit hierzu sich eignen. Für unzureichend frankierte Drucksachen hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portoteiles zu zahlen, wobei Bruchteile einer Mark nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abgerundet werden.

4) **Warenproben.**	Gebühr für Warenproben bis 250 g ohne Unterschied der Entfernung und des Gewichts	— 10

*) Die unter 1, 2, 3, 4 und 6 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Österreich-Ungarn.

Die Warenproben müssen frankiert werden und dürfen in ihrer Ausdehnung 30 cm in der Länge, 20 cm in der Breite und 10 cm in der Höhe, Musterſendungen in Rollenform 30 cm in der Länge und 15 cm im Durchmesser nicht überschreiten. Die Aufschrift muß den Vermerk „Proben" oder „Muster" enthalten. Die Verpackung kann in offenen Umschlägen, in Säckchen, Kästchen oder unter Band erfolgen. Für unzureichend frankierte Warenproben hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portoteiles unter Abrundung der Pfennige auf 5 Pf. aufwärts zu zahlen.

	ℳ	₰
5) **Lokal- und Lokal-Landbriefe**	—	05
unfrankiert	—	10
6) **Packete.** Gebühr f. gewöhnl. Packete bis 5 kg bis 10 Meil.	—	25
„ „ „ „ unfrankiert	—	35
„ „ „ „ über 10 Meilen	—	50
„ „ „ „ unfrankiert	—	60
Für jedes weitere kg oder den überschießenden Teil eines kg bis 10 Meilen (1. Zone)	—	05
10—20 Meilen (2. Zone)	—	10
20—50 „ (3. „)	—	20
50—100 „ (4. „)	—	30
100—150 „ (5. „)	—	40
über 150 „ (6. „)	—	50

(Für unfrankierte Packete über 5 kg wird kein Zuschlag erhoben.)

Das Gewicht eines Packets darf 50 kg nicht übersteigen. Jeder Packetsendung muß eine Postpacket-Adresse beigefügt sein. Der Abschnitt zur Postpacket-Adresse kann vom Absender zu Mitteilungen benutzt werden. Zu einer Begleitadresse dürfen nicht mehr als 5 Packete gehören.

Bei **Wertpacketen** muß der Wert der Sendung auf der Begleitadresse und auf dem Packet selbst angegeben werden. Solche Wertpackete müssen mittels Siegellack und ordentlich erkennbarem Petschaft verschlossen sein. Packete **ohne** Wertangabe brauchen nicht versiegelt zu werden. Bei **Sperrgut** wird das Porto um die Hälfte erhöht; als Sperrgut gelten alle Postsendungen, welche in irgend einer Dimension 1½ Meter überschreiten oder nach einer Dimension 1 Meter, nach einer anderen ½ Meter überschreiten und weniger als 10 kg wiegen, lebende Tiere und solche Sendungen, welche laut Beschaffenheit nach eine besondere sorgsame Behandlung erfordern.

Versicherungsgebühren siehe unter **„Briefe"**.

7) **Postanweisungen.** Die Gebühr beträgt ohne Unterschied der Entfernung bis 100 Mark	—	20
über 100—200 Mark	—	30
über 200—400 Mark	—	40

Postanweisungen sind nur bis 400 Mark zulässig.

8) **Postnachnahmen.** Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühren zur Erhebung:

1. das Porto für Briefe und Packete ohne Nachnahme.
   Falls eine Wertangabe oder Einschreibung stattgefunden hat, tritt dem Porto die Versicherungs- bez. Einschreibgebühr hinzu.
2. eine Vorzeigegebühr von 10 Pfg.
3. die Gebühren für Übermittelung des eingezogenen Betrages an den Absender und zwar:

bis 5 Mark	—	10
über 5—100 Mark	—	20
„ 100—200 Mark	—	30
„ 200—400 Mark	—	40

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben. Die Geldübermittelungsgebühr wird von dem eingezogenen Nachnahmebetrage einbehalten und in Freimarken auf der Nachnahme-Postanweisung verrechnet.

9) **Postaufträge (Postmandate).** Höchster Betrag 800 Mark.
Gebühr . . . . . — 30

Im Postauftrag muß Namen und Wohnort des Absenders, des Zahlungspflichtigen und der einzuziehende Betrag angegeben sein, ferner muß derselben das einzuziehende Papier (Wechsel, quittierte Rechnung 2c.) beigefügt sein. Einem Postauftrag können mehrere Wechsel oder Quittungen 2c. bis zum Gesamtbetrage von Mark 800.— zur Einziehung von demselben Zahlungspflichtigen beigefügt sein. Der Auftraggeber muß den Postauftrag nebst dessen Anlage unter verschlossenem Umschlage an die Postanstalt, welche den Betrag einziehen soll, eingeschrieben einsenden und zwar mit der Aufschrift „Postauftrag nach . . . .“

Die Einziehung des Betrages erfolgt gegen Vorzeigung des Postauftrags und Aushändigung der quittierten Rechnung (des quittierten Wechsels 2c.). Die Zahlung muß entweder sofort an den Postboten oder, wenn der Auftraggeber nicht die sofortige Rücksendung verlangt hat, binnen sieben Tagen bei der einziehenden Postanstalt bewirkt werden. Erfolgt die Zahlung innerhalb dieser Frist nicht, so wird der Postauftrag vor der Rücksendung nochmals zur Zahlung vorgelegt. Hat der Adressat bereits bei der ersten Vorzeigung die Einlösung bestimmt verweigert, so unterbleibt die nochmalige Vorzeigung. Verlangt der Auftraggeber die umgehende Rücksendung nach einmaligem vergeblichen Vorzeigen, so hat er das durch den Vermerk „Sofort zurück“ auf der Rückseite zu bezeichnen.

Der eingezogene Betrag wird, nach Abrechnung der Postanweisungsgebühr, dem Auftraggeber von der einziehenden Postanstalt mittels Postanweisung übersandt.

Bestellgeld für Postsendungen:

	ℳ	₰
a) im Postorte für Postanweisungen . . .	—	05
für Wertbriefe bis 1500 Mk.	—	05
„ „ „ 3000 „	—	10
für gewöhnliche Packete bis 5 kg . . .	—	10
„ „ „ über 5 kg . . .	—	15

Gehören 2 oder 3 Packete zu einer Begleitadresse, so kostet das schwerste Packet die ordnungsmäßige Bestellgebühr, jedes weitere Packet aber nur 5 Pf.

b) aufs Land für Postanweisungen, Wertbriefe und Packete, letztere bis 2½ kg .	—	10
Packete im Gewichte von 2½—5 kg . .	—	20

Bestellgeld für Eilbriefe, gewöhnliche und eingeschriebene, sowie für Postanweisungen und Wertbriefe durch Eilboten, im Ort . . . . — 25
für Eilpackete, jedes Packet . . . . . — 40
aufs Land
a) bei Vorausbezahlung
für Briefsendungen . . . . . — 60
„ Packetsendungen . . . . . — 90
b) bei Nichtvorausbezahlung die wirklich erwachsenen Botenkosten.

do. für Zeitungen jährlich:
a) bei Zeitungen, welche wöchentlich einmal oder seltener bestellt werden . . . . . — 60

b) welche zwei- oder dreimal wöchentlich bestellt werden . . . . . 1 —
c) welche mehrmals, aber nicht öfter als einmal täglich bestellt werden 1 60
d) welche täglich mehrmals erscheinen, für jede tägliche Bestellung . . . . . 1 —
e) für die Amtlichen Verordnungsblätter . — 60

2) Briefsendungen nach und aus den Ländern, welche noch nicht zum Weltpostverein gehören (Ausland).

Weltpostvereins-Taxe.

Gebühr für frankierte Briefe für je 15 g . . . . . 20 ₰
„ unfrankierte Briefe für je 15 g . . . . 40 „
„ Karten . . . . . 10 „
„ „ mit Rückantwort . . . . . 20 „
(Karten mit Rückantwort nach St. Helena sind nicht zulässig.)
„ Drucksachen 50 g . . . . . 5 „
(bis 2 kg zulässig.)
„ Warenproben für je 50 g . . . . . 5 „
mindestens jedoch . . . . 10 „
„ Geschäftspapiere für je 50 g . . . . . 5 „
mindestens jedoch . . . . 20 „
(bis 2 kg zulässig.)

Einschreibsendungen außer dem Porto 20 Pfg. Einschreibgebühr für jede Sendung.

Bei ungenügender Frankierung werden sowohl im Vereinsverkehr, als auch im Verkehr mit dem Vereinsauslande gewöhnliche Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere im Bestimmungsgebiet zu Lasten der Empfänger mit dem doppelten Betrage des fehlenden Portoteiles taxiert, und zwar die Briefe mit der Maßgabe, daß der nachzutaxierende Betrag niemals das für eine völlig unfrankierte Sendung zu erhebende Porto überschreiten darf.

Unfrankierte Briefe und Postkarten gelangen zur Beförderung. Die unfrankierten Postkarten unterliegen der Taxe für unfrankierte Briefe. Dagegen werden unfrankierte Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere nicht befördert.

Hierher gehören außer einigen Ländern und Inseln in Asien, Afrika und Australien ohne eigenes, geordnetes Postwesen:

a) in Afrika:

1. Ascension (Einschreibung gilt nur bis zum Ausschiffungshafen), 2. Betschuanaland, 3. Capland, 4. Oranje-Freistaat, 5. St. Helena.

b) in Australien:

Die Cook- und Tonga-Inseln, die Insel Norfolk und einige Australischen Inselgruppen, welche noch nicht zum Weltpostverein gehören.

3) Der Verkehr im Weltpostverein.

Zu dem Weltpostverein gehören alle übrigen, oben unter 2) (Ausland) nicht aufgeführten außerdeutschen Länder und Inseln.

Die ermäßigte Taxe des Weltpostvereins von 20 Pf. für je 15 g findet auch auf Schiffsbriefe über alle deutsche Hafenplätze Anwendung, wenn sie als „Schiffsbriefe" bezeichnet und befördert werden.

Innerhalb des Umfanges des Weltpostvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben: ℳ ₰

1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g . . — 20
für unfrankierte Briefe . . . . . — 40
für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto . . . . . — 20
Rückscheingebühr . . . . . — 20

2) **Karten** nur frankiert 10 Pf., mit Rückantwort . . . — 20
(Bücherbestellzettel genießen im Weltpostverkehr keine Portovergünstigung.)

3) **Drucksachen** unter Kreuzband. Nur frankiert für je 50 g — 05
(bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern darf Faktur beigefügt werden.)

4) **Warenproben;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber . . — 10
(bis 250 g zulässig.)

5) **Geschäftspapiere;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber — 20
(bis 2000 g zulässig.)

Nachnahmen sind zulässig auf sämtliche eingeschriebene Briefpostgegenstände (Briefe, Karten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere) im Verkehr mit Belgien, Chile, Dänemark, den dänischen Antillen, Italien, Luxemburg, Norwegen, Österreich-Ungarn, Rumänien, Schweden und der Schweiz. Für die Übersendung der Gegenstände wird nur das tarifmäßige Porto für Einschreibbriefsendungen nach Maßgabe des Gewichts erhoben. Der eingezogene Betrag wird dem Absender nach Abzug einer Einziehungsgebühr von 10 Pf. und der tarifmäßigen Postanweisungsgebühr mittels Postanweisung überlandt.

6) **Paketporto nach Europa** (exkl. Deutschland, Österreich-Ungarn). Nachnahme bis 400 Mark zulässig. Gebühr ausschließlich Deutschland 1 Pf. pro Mark, nötigenfalls unter Abrundung auf 5 Pf. aufwärts, mindestens aber 20 Pf. (nach Österreich-Ungarn mindestens 10 Pf.).

	ℳ	₰
Belgien (bis 5 Kilo)	80	—
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1	80
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo)	—	80
Frankreich (bis 5 Kilo)	—	80
Corsika (bis 5 Kilo)	1	20
Gibraltar (bis 1 Kilo) über Hamburg oder	1	80
„ (über 1—3 Kilo) Bremen und England	2	80
Griechenland (bis 5 Kilo) über Triest	2	—
Großbritannien und Irland		
bis 1 Kilo über Ostende	1	30
über 1—3 Kilo „ „ „	1	70
über Hamburg oder Bremen bis 1 Kilo	1	—
„ „ „ „ über 1—3 Kilo	1	50

Italien (bis 3 Kilo) über Österreich, Schweiz oder Frankreich	1 40
Luxemburg (bis 5 Kilo)	— 70
Montenegro (bis 5 Kilo)	1 40
Niederlande (bis 5 Kilo)	— 80
Norwegen (bis 5 Kilo), über Dänemark und Schweden	1 60
(bis 5 Kilo über Jütland)	1 40
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1 —
Portugal (bis 3 Kilo)	1 80
Rumänien (bis 5 Kilo)	1 40
Schweden (bis 3 Kilo üb. Dänemark, Stralsund od. Lübeck)	1 60
Schweiz (bis 5 Kilo)	— 80
Serbien (bis 3 Kilo)	1 40
Spanien (bis 3 Kilo)	1 40
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Hafenorte, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo) über Triest	2 —

Wegen der Gebühren und Versendungsbedingungen für Packete nach Ländern außerhalb Europas wende man sich an die Postanstalt.

7) Postanweisungsgebühren nach dem Auslande:

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens
Argentinien (nur nach Buenos Aires, Cordoba, Rosario, Bella Vista, Goia)	100	Pesos	20	₰	— ₰
Belgien	500	Frks.	20	„	— „
Britische Besitzung bez. **Britische Postanstalten in außereuropäischen** Ländern, einschl. Gibraltar und Malta (bis London)	10	Pfd. St.	20	„	— „
Bulgarien	500	Frks.	20	„	— „
Canada einschl. Britisch-Columbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland **und Prinz Edward-Inseln)**	100	Doll.	20	„	— „
Chile (nur nach einigen Orten)	100	Pesos	20	„	— „
China (Shanghai und Tientsin, deutsche Postagenturen	400	Mark	10	„	20 „
Dänemark mit Island und den Färöer-Inseln	360	Kron.	10	„	20 „
Dänische Antillen	360	„	20	„	— „
Egypten	500	Frks.	20	„	— „
Frankreich mit Algerien und Tanger (Marokko) und Zanzibar	500	Frks.	20	„	— „
Großbritannien und Irland	210	Mark	20	„	— „
Hawaii (Sandwichs-Inseln) bis San Francisko	100	Doll.	20	„	— „

Ab San Francisko wird von der Postverwaltung der Vereinigten Staaten von Amerika eine weitere Gebühr von $^1/_2$ % des Betrags zu Lasten des Empfängers berechnet.

Die wußten so viel, wie ich's hätte wissen können, der ich den Onkel Bastel gar nicht kannte, sagte Schmiedjacob.

Da kam eine schwere Betrübniß über den Bruder Liederlich; denn er sah ein, daß nun das Lotterleben ein Ende hatte. Er war vier und zwanzig Jahre alt und hatte die Kaufmannschaft schlecht genug erlernt.

Unter den Schuldnern seines Onkels waren ehrliche Leute, die kamen und zahlten Zinsen. Die Faulen kannte er nicht. Von Manchen brachte er's, so hinten herum, heraus, daß sie ihm schuldeten, und er war klug genug, es sie nicht merken zu lassen, daß er unsicher war.

Er zog manche Schulden ein, machte mit andern dadurch ab, daß er nachließ. Das Schlimmste aber war, daß er einmal im Trunke, Sonntags im Stern, seinem Unmuthe Luft machte. Nun kam die ganze Geschichte heraus, und die, die wußten, wie die Pferde im Stalle standen, schwiegen stockmäuschenstille.

Von dem guten Leben aber abzulassen, hielt schwer. Er hatte es zu lange getrieben. Stellenweise hielt er sich zurück; aber nicht alle Tage, und so ging's denn rückwärts, wie der Krebs geht, und das Geldchen nahm zusehends ab.

Was war zu thun?

Er vermiethete sein Haus und Garten, hielt sich ein Stübchen, und da die Noth den Brodkorb hochgehängt hatte, so lernte er arbeiten. Er hatte Kräfte.

Er ging zu einem Kaufmann und wurde Gehülfe im Laden und auf der Schreibstube.

Der Kaufmann hielt strenge auf Ordnung. Das war viel werth, sehr viel. Nun mußte sich der junge Mann daran gewöhnen. Der Lohn war karg; doch kannte er mit dem Ertrage seiner Hausmiethe auskommen; denn der Kaufmann sagte: Sparen Sie fein, lieber Lambert, denn Sie sind übel angekommen mit der Erbschaft, wer weiß, wo der alte Mann seine Sachen verscharrt hat. Sie müssen sich nun selbst Ihr Brod verdienen, und das schmeckt allezeit am Besten.

Der Einfluß des braven Mannes war ungemein segensreich auf den jungen Lambert. Er wurde fleißig, haushälterisch und ordentlich.

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 Pf.		mindestens
Japan (nur nach einigen Orten zulässig)	500	Frks.	20	₰	— ₰
Italien (auch San Marino, Sufa, Tunis, La Goletta, Tripolis, Massaua und Assab)	500	„	20	„	— „
Kamerun-Gebiet	400	Mark	10	„	20 „
Luxemburg (siehe Gebühren innerhalb des Deutschen Reiches)	400	„	—	„	— „
Niederlande	250	Fl. holl.	20	„	— „
Niederländische Kolonieen	250	„ „	20	„	— „
Norwegen	360	Kron.	20	„	— „
Österreich-Ungarn	400	Mark	10	„	20 „
Orange-Freistaat (bis London)	10	Pfd. St.	20	„	— „
Ostindien britisch (Vorder-Indien und brit. Birma)	20	Pfd. St.	20	„	— „
Portugal (mit Madeira u. Azoren)	90	Milreis	20	„	— „
Rumänien	500	Frks.	20	„	— „
Salvador	100	Pesos	20	„	— „
Schweden	360	Kron.	20	„	— „
Schweiz	500	Frks.	20	„	— „
Togo-Gebiet (Kl. Popo und Lome)	400	Mark	10	„	20 „
Türkei (Konstantinopel)	400	Mark	10	„	20 „
„ (Adrianopel, Beirut, Philippopel, Salonich, Smyrna)	500	Frks.	20	„	— „
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100	Doll.	20	„	— „

Argentinien: 1 Peso Gold = 4,07 Mk.; Belgien: 100 Frks. = 81,20 Mk.; Bulgarien s. Belgien; Canada: 100 Doll. = 424 Mk.; Dänemark: 100 Kronen = 112,75 Mk.; Egypten, Frankreich, Japan, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei (außer Konstantinopel) s. Belgien; Hawaii s. Canada; Niederlande: 100 Fl. = 169,50 Mk.; Norwegen und Schweden s. Dänemark; Ostindien: 10 Pfd. St. = 204,50 Mk.; Portugal: 1 Milreis = 4,55 Mk.; Salvador s. Argentinien; Vereinigte Staaten s. Canada.

8) Briefe und Kästchen*) mit Wertangabe nach dem Auslande:

Nach und von:	Meistbetrag	Porto für Briefe mit Wertangabe	Porto für Kästchen mit Wertangabe	Versicherungsgebühr
Argentinien	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	1 Mk. 60 Pf.	10 Pf. f. je 240 Mk.
Belgien	8000 Mk.	do.	—	5 Pf. f. je 240 Mk.
Bulgarien	8000 Mk.	do.	1 Mk. 60 Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.

*) Schmucksachen und kostbare Gegenstände enthaltende Kästchen mit Wertangabe sind bis zum Gewicht von 1 kg nach den aus vorstehender Tabelle ersichtlichen Ländern zulässig. Die Schmucksachen müssen in Holzkästchen verpackt sein, welche 30 cm in der Länge, 10 cm in der Breite und 10 cm in der Höhe nicht überschreiten. Briefe oder die Eigenschaft einer Korrespondenz besitzende Angaben, im Umlauf befindliche Münzen, Banknoten und Dokumente dürfen in die Wertkästchen nicht aufgenommen werden. Den Kästchen mit Wertangabe sind keine Begleitadressen, sondern nur die erforderliche Stückzahl von Zollinhaltserklärungen beizufügen. Nachnahmen bis 400 Mk. sind bei Wertbriefen und Wertkästchen zugelassen im Verkehr mit Belgien, Dänemark, den dänischen Kolonieen, Egypten, Italien, Luxemburg, Norwegen, Österreich-Ungarn, Rumänien, Schweden und der Schweiz.

Nach und von:	Meistbetrag	Porto für Briefe	Porto für Päckchen mit Wertangabe	Versicherungsgebühr
China.				
a. Shanghai .	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einfuhrbegeb.	2 Mk. 40 Pf.	28 Pf. f. je 240 Mk.
b. Kalgan, Peking, Tientsin, Urga	unbeschr.	do.	—	8 Pf. f. je 240 Mk.
Dänemark nebst Island und den Färöer-Inseln	unbeschr.	wie bei Belgien		
Deutsche Kolon.				
a. Westindien .	8000 Mk.	do.	—	16 Pf. f. je 240 Mk.
b. Grönland .				28 Pf. f. je 240 Mk.
Ägypten.				
a. (über Neapel) .	8000 Mk.	do.	2 Mk. — Pf. ab. Österreich	28 Pf. f. je 240 Mk.
b. (über Triest) .	unbeschr.	do.	2 Mk. 40 Pf. d. d. Schweiz	
Frankreich mit Algerien . . .	8000 Mk.	do.	— Mk. 80 Pf.	8 Pf. f. je 240 Mk.
Französ. Kolonieen nebst Annam und Tonkin . . .	8000 Mk.	do.	2 Mk. — Pf.	28 Pf. f. je 240 Mk.
Griechenland .	unbeschr.	1 Mk. 60 Pf.	—	5 Pf. f. je 300 Pf., mindest. 10 Pf., außerdem f. Seeversicherung 40 Pf. f. je 200 Mk.
Großbritannien und Irland . .	Briefe mit Wertangabe sind nicht zulässig. 20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einfuhrbegeb.			
Italien	8000 Mk.	do.	1 Mk. 20 Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.
Kamerun . . .	8000 Mk.	do.	1 Mk. 60 Pf.	16 Pf. f. je 240 Mk.
Luxemburg . .	8000 Mk.	do.	— Mk. 60 Pf.	8 Pf. f. je 240 Mk.
Montenegro . .	unbeschr.	Taxe ꝛc. bei den Postanstalten zu erfragen.		
Niederlande . .	8000 Mk.	wie bei Belgien.		
Norwegen . . .	unbeschr.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einfuhrbegeb.	—	20 Pf. f. je 240 Mk.
Österreich-Ungarn . . .	wie bei Deutschland.			
Portugal . . . (m. Einschluß v. Madeira u. d. Azoren)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einfuhrbegeb.	2 Mk. — Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.
Portug. Kolon. (Zanzibar, Tan Thomé, Loanda)	8000 Mk.	do.	—	28 Pf. f. je 240 Mk.
Rumänien . . .	8000 Mk.	do.	1 Mk. 20 Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.
Rußland . . .	unbeschr.	do.	—	8 Pf. f. je 240 Mk.
Salvador . . .	8000 Mk.	do.	—	28 Pf. f. je 240 Mk.
Schweden . . .	wie nach Norwegen			
Schweiz	unbeschr.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einfuhrbegeb.	— Mk. 80 Pf.	8 Pf. f. je 240 Mk.
Serbien. . . .	8000 Mk.	do.	—	20 Pf. f. je 240 Mk.
Spanien . . . (einschließl. d. Balearen u. Canarischen Inseln)	8000 Mk.	do.	—	20 Pf. f. je 240 Mk.
Türkei . . . . a. durch Vermittelung österreichischer Postanstalten üb. Triest.	unbeschr.	do.	2 Mk. — Pf. über Triest	28 Pf. f. je 240 Mk. wie bei entferntere Länd
	b. unbeschr.	1 Mk. 60 Pf., unfr. 10 Pf. mehr.	2 Mk. — Pf.	
Tunis.				
a. (über Frankreich)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einfuhrbegeb.	2 Mk. — Pf. ital. Postanst.	28 Pf. f. je 240 Mk.
b. (über Italien)	8000 Mk.	do.	2 Mk. 40 Pf. tun. Postanst.	28 Pf. f. je 240 Mk.

4) Tarif für Telegramme nach dem In- und Ausland.

a. Nach dem Inlande (Deutschland einschl. Helgoland).

1) Als Mindestbetrag für ein Telegramm bis zu 10 Worten werden 50 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 5 Pf. mehr, so kostet ein Telegramm von 11 Worten 11 × 5 = 55 Pf.

2) Ein Wort darf nicht mehr als 15 Buchstaben enthalten, sonst gilt es für 2 Worte.

3) Die Adresse wird bei der Berechnung mitgezählt.

4) Nähere notwendige Bezeichnung des Bestimmungsortes wird nicht besonders gerechnet, so gelten z. B. für je 1 Wort: Altenburg (Sachsen), Freiburg (Breisgau).

5) Je 5 Zahlengruppen werden für ein Wort gerechnet, Interpunktionszeichen werden nicht berechnet. Fortlassung der Unterschrift ist gestattet.

6) Für dringende Telegramme (mit D zu bezeichnen), welche bei Bestellung und Beförderung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gewöhnlichen Telegrammes berechnet.

7) Für vorauszubezahlende Rückantwort-Telegramme (mit R P vor der Adresse zu bezeichnen) wird eine Mindestgebühr von 50 Pfennigen (für 10 Worte) erhoben. Wird eine andere Wortzahl gewünscht, so ist sie mit anzugeben, z. B. R P 25.

8) Will der Aufgeber eines Telegrammes die Zeit wissen, zu welcher dasselbe dem Adressaten zugestellt wurde, so wird ihm dies gegen eine Erlegung von 50 Pfennigen unmittelbar nach der Bestellung telegraphiert. Auf dem Telegramm ist dies mit C R (Empfangsanzeige) zu bezeichnen.

9) Die Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Zustellung von Telegrammen an außerhalb des Ortsbestellbezirks aufhältliche Empfänger durch besondere Boten kann vom Aufgeber mit 40 Pfennigen vorausbezahlt werden. (X P = Eilbote bezahlt.)

10) Ist ein Telegramm unbestellbar, so wird die Aufgabestelle hiervon telegraphisch benachrichtigt. Diese übermittelt, sofern ihr der Aufgeber bekannt ist, die Unbestellbarkeitsmeldung an ihn unentgeltlich. Der Aufgeber kann die Adresse des als unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

11) Worttaxe im Stadtverkehr 3 Pf., Mindestgebühr 30 Pf.

12) Alle Bezeichnungen, wie D, R P, C R, X P werden in Klammern vor die Adresse gesetzt und mitgezählt.

b. Nach dem europäischen Ausland:

	Worttaxe in Pf.		Worttaxe in Pf.
Belgien	10	Frankreich	12
Bosnien und Herzegowina	20	Gibraltar	25
Bulgarien	20	Griechenland (Festland und	
Dänemark	10	Inseln)	30

	Wortsatz in Pf.		Wortsatz in Pf.
Großbritannien und Irland	15*)	Portugal	20
Italien	15	Rumänien	20
Luxemburg	5	Rußland (europ. und kaukas.)	20
Malta	40	Schweden	15
Montenegro	20	Schweiz	10
Niederlande	10	Serbien	20
Norwegen	15	Spanien	20
Österreich-Ungarn	5	Türkei (europ.)	45

Wegen der Gebühren für außereuropäische Telegramme wende man sich um Auskunft an die Telegraphenanstalt.

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, folgte seinem am 15. Juni 1888 verstorbenen Vater, Kaiser Friedrich III., vermählt am 27. Februar 1881 mit Auguste Victoria, geboren 22. Oktober 1858, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, geb. 6. Mai 1882. 2. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883. 3. Adalbert, geb. 14. Juli 1884. 4. August Wilhelm, geb. 29. Januar 1887. 5. Oskar, geb. 27. Juli 1888. 6. Joachim, geb. 17. Dez. 1890. 7. Victoria Luise, geb. 13. Septbr. 1892.

Mutter des Kaisers: Victoria, Princeß Royal von Großbritannien, geb. 21. November 1840.

Geschwister des Kaisers: Princeß Charlotte, geboren 24. Juli 1860, vermählt am 18. Februar 1878 mit Bernhard, Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Prinz Heinrich, geboren 14. August 1862, vermählt seit 24. Mai 1888 mit Irene, Prinzessin von Hessen. Princeß Victoria, geb. 12. April 1866, verm. mit Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe. Princeß Sophie, geboren 14. Juni 1870, vermählt mit Konstantin, Kronprinz von Griechenland. Princeß Margarete, geboren 22. April 1872, vermählt mit Prinz Friedrich Karl von Hessen.

a. Anhalt.

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geb. 17. April 1858. Regiert seit 22. Mai 1871. Thronfolger: Friedrich, geboren 19. August 1856, vermählt mit Prinzessin Marie von Baden.

b. Baden.

Großherzog Friedrich, geboren 9. Sept. 1826, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinzessin von Preußen, Tochter des

*) mindestens 80 Pf. nach Großbritannien und Irland.

verstorbenen Kaisers Wilhelm I., geboren 3. Dezbr. 1838. Regiert seit 24. April 1852. Thronfolger: Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt mit Hilda, Tochter des Großherz. von Luxemburg.

c. Bayern.

König Otto I., geb. 27. April 1848. Regiert seit 13. Juni 1886. Prinzregent seit 10. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, vermählt am 15. April 1844 mit Erzherzogin Augusta von Österreich, verwitwet seit 26. April 1864. Ältester Sohn: Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt am 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este.

d. Braunschweig.

Regent: **Prinz Albrecht von Preußen,** geb. 8. Mai 1837; erwählt zum Regenten am 21. Oktober 1885; vermählt am 19. April 1873 mit Marie, Tochter des Herzogs von Sachsen-Altenburg. Ältester Sohn: Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874.

e. Großherzogtum Hessen.

Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868, regiert seit 13. März 1892.

f. Lippe-Detmold.

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824, regiert seit 8. Dezember 1875, vermählt am 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden.

g. Schaumburg-Lippe.

Fürst Georg, geb. 10. Oktober 1846, regiert seit 8. Mai 1893, vermählt am 16. April 1882 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbprinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883.

h. Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, regiert seit 15. April 1883; vermählt am 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

i. Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, regiert seit 6. September 1860, vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs von Cambridge. Thronfolger: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt.

k. Oldenburg.

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, regiert seit 27. Febr. 1853, vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorb. Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbgroßherzog August, geb. 16. November 1852, vermählt 18. Februar 1878 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

l. Preußen.

Siehe Deutsches Reich.

m. Reuß, ältere Linie. (Greiz.)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, regiert seit 8. November 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, seit 28. März 1867 selbständig, vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe, verwitwet seit 29. Sept. 1891. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

n. Reuß, jüngere Linie. (Gera.)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, regiert seit 11. Juli 1867, vermählt am 6. Februar 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, verwitwet seit 10. Juli 1886. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858, vermählt am 11. November 1884 mit Prinzessin Elise von Hohenlohe-Langenburg.

o. Sachsen.

König Albert, geb. 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873, vermählt am 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des verstorbenen Prinzen Gustav von Wasa. Bruder: Prinz Georg, geb. 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, verwitwet seit 5. Febr. 1884. Ältester Sohn: Friedrich August, geb. 25. Mai 1865, vermählt mit Luise, Tochter des Großherzogs Ferdinand v. Toskana.

p. Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, regiert seit 3. August 1853, vermählt am 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, geb. 24. Juni 1824. Bruder: Prinz Moritz, geb. 24. Oktober 1829, vermählt den 15. Oktober 1862 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen. Sohn: Prinz Ernst, geb. 31. August 1871.

q. Sachsen-Koburg-Gotha.

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, regiert seit 29. Jan. 1844, vermählt am 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden. Thronerbe: Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. August 1844, vermählt am 23. Januar 1874 mit Großfürstin Maria von Rußland. Sohn: Prinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874.

r. Sachsen-Meiningen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, regiert seit 20. September 1866, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Prinzessin von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg geb. Franz. Thronfolger: Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt am 18. Februar 1878 mit Charlotte, Tochter des verstorbenen Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

s. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, regiert seit 8. Juli 1853, vermählt am 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande. Thronfolger: Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt am 26. August 1873 mit Pauline, Tochter des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ältester Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

t. Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst Günther Victor, geb. 21. August 1852, regiert seit 15. Januar 1890. Vermählt am 10. Dez. 1891 mit Anna, Tochter des Prinzen Georg von Schönburg-Waldenburg.

u. Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, regiert seit 17. Juli 1880, vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck.

Fürst Friedrich, geb. 20. Januar 1865, regiert seit 12. Mai 1893.

w. Württemberg.

König Wilhelm II., geb. 25. Februar 1848, vermählt am 15. Febr. 1877 mit Prinzessin Marie von Waldeck, vermitwet seit 30. April 1882, wieder vermählt am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

2. Belgien.

König Leopold II., geb. 9. April 1835, regiert seit 10. Dezember 1865, vermählt am 22. August 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette von Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Marie, Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Sohn: **Prinz Albert,** geb. 8. April 1875.

3. Bulgarien.

Fürst Ferdinand, Prinz von Koburg-Gotha, geb. 26. Febr. 1861. (Von den Mächten nicht anerkannt.) Vermählt am 19. April 1893 mit Prinzessin Marie Luise von Bourbon, Tochter des Herzogs Robert von Bourbon.

4. Dänemark.

König Christian IX., geb. 8. April 1818, regiert seit 15. November 1863, vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Thronfolger: **Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt am** 28. Juli 1869 mit Luise, Tochter des verstorbenen Königs Karl XV. von Schweden.

5. Frankreich.

Präsident: Marie François **Sadi Carnot,** geb. 11. August 1837, erwählt den 3. Dezember 1887.

6. Griechenland.

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845, regiert seit 6. Juni 1863, vermählt am 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Kronprinz Konstantin, geb. 2. August 1868, vermählt seit 27. Okt. 1889 mit Prinzessin Sophie von Preußen, zweiten Tochter des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich III.

7. Großbritannien und Irland.

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, vermählt am 10. Februar 1840 mit Albert, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, verwitwet seit 14. Dezember 1861. Thronfolger: Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

8. Italien.

König Humbert I., geb. 14. März 1844, regiert seit 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Thronfolger: Kronprinz Victor Emanuel, geb. 11. November 1869.

9. Liechtenstein.

Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, regiert seit 12. November 1858.

10. Luxemburg.

Großherzog Adolf, Herzog zu Nassau, geb. 24. Juli 1817, folgt dem Könige Wilhelm III. der Niederlande als Großherzog von Luxemburg am 23. Nov. 1890. Vermählt mit Adelheid, Prinzessin von Anhalt. Thronfolger: Wilhelm, geb. 22. April 1852.

11. Monaco.

Fürst Albert, geb. 13. November 1848, regiert seit 10. Sept. 1889, vermählt am 30. Okt. 1889 mit Alice, verwitw. Herzogin von Richelieu, geb. Heine.

12. Montenegro.

Fürst Nicolaus I., geb. 7. Oktober 1841, regiert seit 14. August 1860, vermählt am 8. November 1860 mit Fürstin Milena, Tochter des Wojwoden Vucotitch. Thronfolger: Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

13. Niederlande.

Wilhelmine, geb. 31. August 1880, folgt ihrem Vater Wilhelm III. am 23. Nov. 1890. Mutter: Emma, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg von Waldeck, Königin-Regentin.

14. Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian Joseph in Bayern. Infolge des am 30. Januar 1889 erfolgten Todes des Kronprinzen Rudolf, vermählt mit Prinzessin Stephanie von Bel-

gien, ist Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833. Ältester Sohn: Erzherzog Franz Ferdinand, geb. 18. Dez. 1863.

15. Portugal.

König Karl I., geb. 28. Septbr. 1863, regiert seit 19. Okt. 1889, vermählt am 22. Mai 1886 mit Prinzessin Amalia, Tochter des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, Grafen von Paris. Thronfolger: Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

16. Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839, zum Fürst gewählt durch Plebiscit am 20. April 1866, von den Mächten anerkannt am 24. Oktober 1866, zum König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied. Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. August 1865, vermählt am 10. Januar 1893 mit Prinzeß Maria, Tochter des Herzogs von Edinburg.

17. Rußland.

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845, regiert seit 13. März 1881, vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868.

18. Schweden und Norwegen.

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, regiert seit 18. September 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau. Thronfolger: Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20. September 1881 mit Victoria, Tochter des regier. Großherzogs Friedrich von Baden.

19. Serbien.

König Alexander, geb. 14. August 1876; infolge Thronentsagung seines Vaters Milan Obrenowitsch I. gelangte König Alexander am 6. März 1889 auf den serbischen Thron. Mutter des Königs: Natalie, Tochter des russischen Oberst Keschko.

20. Schweiz.

Derzeitiger Bundespräsident: Dr. Karl Schenk, Vicepräsident: Oberst Emil Frei.

21. Spanien.

Königin Maria Christine Henriette, geb. 21. Juli 1858, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich; Regentin seit 25. November 1885, seit dem Tode ihres Gemahls König Alfons XII. **Leider Sohn: König Alfons XIII.,** geb. 17. Mai 1886.

22. Türkei.

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842, regiert seit dem 31. August 1876, folgte in der Regierung seinem entthronten Bruder, Großsultan Mehemmed-Murad-Khan.

1. Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Trost!

Es ist alter Spinnstubenbrauch, daß unter diesem frommen Gruße ein ernstes Wort an die Leser gerichtet wird.

Und so ziemt es sich ja für ein Büchlein, das auf seinem Titelblatte den Anspruch erhebt, als ein „Volksbuch" angesehen zu werden. Denn ein Volksbuch soll auch dem Volke irgendwie dienen. Es soll ihm nicht bloß Unterhaltung bieten, wie man sie wohl für müßige Stunden liebt, darin sich Leib und Geist nach treuer, gewissenhafter Arbeit erholen und erfrischen sollen, sondern es soll auch den Lesern etwas bringen, was sie zum Nachdenken anregt und ihre Gedanken auf Fragen richtet, über die recht nachzudenken für die einzelnen wie für die Gesamtheit von Wichtigkeit und Bedeutung ist, und bei denen die rechte

Der Kaufmann hatte seine Freude an ihm und seine älteste Tochter, ein liebes, braves Mädchen, auch, und Lamberten gefiel sie sehr wohl; aber der Kaufmann hatte eilf Kinder. Das gab schmale Güter und zu theilen war nicht viel.

Dennoch hatten sich die Zweie lieb und Lambert meinte: Wir fangen's klein an und halten gut Haus, so wird's uns doch gelingen, und das liebe Mädchen meinte: An Gottes Segen sei ja doch allein Alles gelegen, und um den wollten sie alle Tage beten und fleißig arbeiten und gottesfürchtig leben, so komme er doch gewiß.

Das sagten sie denn auch dem Vater, und der war ihrer Meinung, segnete sie, und sie wurden ein Paar.

Die junge Frau nahm mit dem Erdgeschoß des Hauses vorlieb und eben hielten sie Miethsleute.

Lambert richtete sich einen Spezereiladen ein, und da das Haus Onkel Basiel's ungemein gut am Markte lag, er und seine Frau für und freundlich waren, gute Waare und ehrlich Maaß und Gewicht hielten, so bekamen sie viele Kundschaft, und dem Vater, der meist Bandelz und Eisen führte, auch eiserne Fabrikarbeit, thaten sie gar keinen Abbruch und ihr Geschäft ging herrlich.

Siehst du, sagte die junge Frau, als nach Ablauf eines Jahres sich ein schöner Profit herausstellte, unser Gebet trägt Früchte! Der Segen Gottes kommt!

Antwort, wenn sie gefunden ist, nur dazu dienen kann, das Volkswohl zu fördern.

Natürlich kann ein Büchlein wie die Spinnstube sich nicht herausnehmen wollen, derartige Fragen in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Bedeutung zu besprechen, oder gar eine maßgebend sein sollende Antwort darauf zu geben. Dazu würde ja nicht einmal der Raum ausreichen, den das Vorwort für sich in Anspruch nehmen kann. Noch viel weniger aber bildet sich der, welcher das Vorwort schreibt, ein, auf alle Fragen, die er zur Besprechung bringt, eine maßgebende Antwort geben zu können. Er möchte, wie gesagt, nur zu weiterem Nachdenken anregen und es Besseren überlassen, die rechte Antwort zu suchen und zu finden.

Die Frage, welche diesmal zur Besprechung gebracht werden soll, ist ohne Zweifel eine überaus wichtige, für die heutige Zeit geradezu brennende. Sie wird zwar von denen, die sich nicht gern viel Kopfbrechens machen, als eine überflüssige entschieden abgewiesen, aber dafür von andern desto eifriger und entschiedener in den Vordergrund gestellt. Und sollte sie etwa im Sinne der letzteren gelöst und entschieden werden, sollten deren Grundsätze und Anschauungen zur allgemeinen Geltung kommen, so würde es nicht ausbleiben können, daß die ganze jetzt bestehende gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf gestellt würde, wie es ja die Herren Socialdemokraten erstreben. Aber eben deshalb ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß über die in Rede kommende Frage in ruhiger, klarer Erwägung aller Umstände, ohne Überstürzung, aber auch ohne kalte, träge Abweisung nachgedacht und für sie eine Antwort gesucht wird. Die nachfolgenden Worte möchten dazu eine kleine Anregung geben.

Worum es sich handelt, ist die Frage: wie soll das weibliche Geschlecht im öffentlichen Leben gestellt, näher: wie soll demselben Gelegenheit geschafft werden, die Anlagen und Kräfte, die ihm von Gott verliehen sind, zu geeigneter Verwendung zu bringen, um sich nötigenfalls eine unabhängige, selbständige Stellung im Leben zu erringen.

Wenn man diese Frage kurzweg als die Frauen-

frage bezeichnet, so ist diese Bezeichnung verkehrt, sofern man unter der Frau nur die verheiratete Frau versteht. Denn für diese besteht die Frage kaum, insofern die verheiratete Frau eine in der Regel gesicherte Lebensstellung besitzt und in der Leitung ihres Hauswesens, in der Erziehung ihrer Kinder ein Arbeitsfeld hat, auf dem sie ihre Gaben und Kräfte in der für sie geeignetsten Weise anwenden kann. Es handelt sich bei der in Rede stehenden Frage um diejenigen erwachsenen Personen weiblichen Geschlechts, denen die Aussicht verschlossen ist, in die Ehe zu treten, und für die deshalb die Notwendigkeit vorliegt, sich eine selbständige Lebensstellung zu erringen, in der ihre Zukunft gesichert sei.

Ob es deren viele giebt, so viele, daß es nötig erscheinen kann, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und ihr Los in ernste Erwägung zu ziehen?

Man höre die unerbittliche Sprache der Statistik. Die berichten uns in den statistischen Jahrbüchern für das Deutsche Reich vom Jahre 1892, daß allein in Deutschland nach der Volkszählung von 1890 die Zahl der weiblichen Personen die der männlichen um 296 806, also rund um eine Million überstieg. Allerdings stellte sich bei den Geburten in diesem Jahre die Ziffer in etwa zu Gunsten des männlichen Geschlechts, sodaß auf 100 Mädchen 106 Knaben kamen. Aber da im allgemeinen in den ersten Lebensjahren die Sterblichkeit bei den Knaben größer ist als bei den Mädchen, so verschwand der Unterschied schon auf der Altersstufe von 10 bis 15 Jahren, wo beide Geschlechter fast die gleiche Ziffer aufwiesen. Vom 15. Lebensjahre stieg die Zahl für das weibliche Geschlecht so, daß sie bis zum 30. Lebensjahre, also für die Jahre, in denen gewöhnlich zur Ehe geschritten wird, die für das männliche Geschlecht um 3,4 Prozent übertraf und auf den höchsten Altersstufen auf 100 Männer 125 Frauen kamen. Bei der Annahme, daß alle Männer in die Ehe treten würden, müßten von 1000 Frauen 34 ehelos bleiben. Wie wenig aber diese Voraussetzung zutrifft, ist nur zu bekannt. Es wird deshalb von einzelnen die Zahl der Mädchen, die nicht zur Ehe gelangen, zumal in den oberen Klassen der Gesellschaft (in den unteren werden ja nur zu schnell und

zu leicht Ehen geschlossen) auf 25 Prozent berechnet, also auf ein volles Viertel ihrer Zahl.

Man mag nun den Grund, warum viele Männer nicht in die Ehe treten, suchen, wo man will, in den gesteigerten Lebensansprüchen, die der Mann für Weib und Kinder mit seinem Erwerb nicht zu befriedigen vermag, oder in der geringen Anzahl einfach und häuslich erzogener Mädchen, mit denen es ein Mann wagen kann, in die Ehe zu treten: die Thatsache bleibt, daß eine große Anzahl weiblicher Personen keine Aussicht hat, in die Ehe zu treten.

Das ist ja nun freilich nicht unter allen Umständen ein Unglück für sie. Denn die Ehe bietet ja keineswegs an und für sich eine Bürgschaft für wirkliches Lebensglück, zumal da nicht, wo sie nur zum Zwecke der Versorgung von dem weiblichen Teile eingegangen wurde, ohne daß auch die einfachsten Bedingungen vorhanden gewesen wären, unter denen Lebens- und Familienglück erwachsen kann. Aber es drängt sich doch unabweisbar die Frage auf: was soll aus den ehelos bleibenden Mädchen werden? wie wird sich ihre Zukunft gestalten?

Wo die Vermögensverhältnisse derart sind, daß dadurch ihre Zukunft gesichert ist, daß sie von ihren Zinsen unabhängig und sorgenlos leben können, da hat's ja keine Not.

Aber wie viele Väter, besonders in den mittleren und oberen Gesellschaftskreisen, sind denn heutzutage in der Lage, ein Vermögen anzusammeln, das auch die Zukunft der Töchter sicher stellt?

Für die Söhne wird in der Regel gesorgt, und alle irgend verfügbare Mittel werden zu ihrer Ausbildung für einen bestimmten Lebensberuf aufgewendet. Es wird ihnen auch wohl die Pflicht auferlegt und scharf aufs Gewissen gebunden, nach dem Tode der Eltern für die Schwestern zu sorgen, auf deren Kosten sie ihre Lebensstellung errungen haben. Aber wie geht's nun in der Regel? Haben die Söhne erst ihre feste, gesicherte Lebensstellung, die ihnen gestattet, in die Ehe zu treten, so schließen sie auch in der Regel eine solche, und dann verblaßt bei ihnen immer mehr die übernommene Pflicht, für die Schwestern zu sorgen, gegenüber der vermeintlich weit näher liegenden Pflicht, für

die eigene Familie zu sorgen. Die Schwestern müssen, wenn sie nicht allenfalls Anlage und Geschick haben, nützliche und angenehme „Familientanten" zu werden, im besten Falle bei dem Bruder und der vielleicht ganz anders gearteten Schwägerin ein Gnadenbrot essen, das sie wohl oft genug Ursache finden, mit bittern Thränen zu benetzen.

Wo aber keine Brüder vorhanden sind, die sich der Schwestern annehmen könnten und wohl auch wirklich annähmen, wo es den Eltern bei einem knappen, eben zum Leben hinreichenden Erwerb oder Gehalt nicht möglich war, etwas Vermögen zu sammeln: was soll da nach dem Tode der Eltern aus dem unverheirateten Mädchen werden?

Man sagt wohl kurz und kalt: nun, sie mögen arbeiten, wie es Hunderttausende ihres Geschlechts von Kind auf thun müssen, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Aber können sie das alle ohne weiteres, wenn sie es auch gerne thäten?

Die Töchter aus der Klasse der Lohnarbeiter haben in dieser Hinsicht einen entschiedenen Vorteil vor denen aus den mittleren und höheren Ständen. Sie sind von Kind auf an körperliche Arbeit gewöhnt und dazu angeleitet, müssen meistens, sobald sie der Schule entlassen sind, nicht wenige schon vorher, mit Vater und Mutter in die Arbeit hinein und verdienen helfen.

Aber wie verhält es sich mit den Töchtern aus den mittleren und höheren Gesellschaftskreisen, z. B. der Beamten, Offiziere u. s. w.

Die Eltern rechneten wohl darauf, daß sie sich einmal verheiraten würden, und war die Mutter eine verständige Frau, so hielt sie darauf, daß die Töchter die gewöhnlichen häuslichen und wirtschaftlichen Arbeiten erlernten.

Selten aber geschieht dies in dem Maße, daß die Mädchen nach dem Tode der Eltern nun eine Stelle als Haushalterin, Wirtschafterin, Stütze der Hausfrau ausfüllen und damit ihren Lebensunterhalt verdienen könnten, während doch gerade für derartige Stellen fortwährend geeignete Personen gesucht werden.

Wo unverständige Mutter es aber bei ihren Töchtern an dieser häuslichen Ausbildung fehlen ließen und sich damit begnügten, daß dieselben, nachdem sie in einer höheren

Töchterschule ein paar Brocken Französisch und Englisch gelernt hatten, in der Regel ohne daß eine gründliche Elementarschulbildung vorhergegangen war, nun nichts thaten als häkeln und sticken und sich putzen, um schließlich einen verblendeten Mann für sich zu gewinnen: was dann, wenn nun die Eltern sterben, kein Vermögen vorhanden und die Aussicht, in die Ehe zu treten, völlig verschwunden ist? Die Mädchen sollen nun arbeiten, und wollen es auch vielleicht ganz gerne thun, aber sie verstehen rein nichts, womit sie ihr Brot verdienen könnten.

Aber auch, wenn die Eltern am Leben bleiben, mit den zunehmenden Jahren der Tochter aber die Aussicht auf Versorgung durch eine Heirat immer mehr abnimmt. Was dann? Es wird dann wohl bei der Tochter irgend ein Talent gesucht, durch das sie sich einmal eine selbständige Stellung schaffen könnte, ein Talent etwa für Musik oder Malerei, und in vielen Fällen wird von den suchenden Eltern auch solch ein Talent ans Licht gezogen. Nun soll das ausgebildet werden, aber in möglichst kurzer Zeit und mit möglichst geringen Kosten. Was dabei herauskommt, läßt sich leicht denken, jedenfalls nicht die Fähigkeit, mit dem Erlernten sich selbst zu helfen, wenn die Eltern die Augen schließen.

Wem wären sie nicht schon vorgekommen, solche unglückliche Personen, die sich schließlich als Musiklehrerinnen in einem kleinen Städtchen niederließen, wo für sie keine Konkurrenz zu befürchten war, falls sie überhaupt die Erlaubnis erhielten, Musikunterricht zu erteilen, oder die mit ihrer Malkunst es im besten Falle zur Musterzeichnerin in einem Stickereigeschäft brachten, oder auch die für die schriftstellerischen Arbeiten, die ihnen Brot geben sollten, bei allen erdenklichen Zeitschriften, bei allen Verlegern gleichsam hausieren gingen, ohne sie verwerten zu können: die aber samt und sonders am Hungertuche nagten, nur mit milden Gaben, die ihnen aus Barmherzigkeit im stillen zugetragen wurden, ein kärgliches Leben fristeten, und denen keine andere Aussicht blieb, als einmal in einem Krankenhause elend und verlassen zu sterben!

Aus dem Gesagten geht wohl schon zur Genüge hervor, daß es bei der in Rede stehenden Frage nicht bloß um

das Auffinden von Thätigkeiten und Berufsarten sich handelt, in denen weibliche Personen, die darauf angewiesen sind, sich selbst zu ernähren, Gelegenheit und Möglichkeit dazu finden, sondern daß es sich ebensowohl, ja wohl noch in höherem Maße darum handelt, bei der Erziehung und Vorbildung der Mädchen das Richtige zu treffen.

Was den ersten Punkt angeht, so ist dabei vor allem das Vorurteil zu bekämpfen und zu überwinden, welches vielfach, man kann fast sagen: allgemein, in den höheren Ständen herrscht, als ob ehrliche Arbeit eine Schande sei, und als ob es für die Töchter höherer Stände etwas Ungeziemendes und Unschickliches wäre, aus ihrer Arbeit einen Erwerb zu ziehen.

Man verzeiht es einem Mädchen aus diesen Ständen schon schwer, wenn sie den Beruf einer Lehrerin oder Erzieherin ergreift und aus demselben ein Einkommen bezieht. Man beugt sich aber doch schließlich darunter, wenn die Lehrerin wirklich etwas Tüchtiges gelernt hat, und in dem Kreise, dem sie von Geburt angehört, durch ihre Kenntnisse eine hervorragende Rolle spielt. Man beugt sich dann aber keineswegs vor dem immerhin scheel angesehenen Berufe, sondern, vielleicht mit heimlichem Widerstreben, vor ihrer persönlichen Tüchtigkeit.

Man verzeiht es auch am Ende, wenn ein Mädchen aus den höheren Ständen den Beruf einer Diakonisse ergreift, wie es ja öfters geschieht. Denn das ist ein Beruf, aus dem kein unmittelbarer Erwerb gezogen wird, der überdies mit dem Strahlenglanze der Selbstverleugnung, des Edelmuts, der Wohlthatigkeit umgeben ist, also etwas Nobeles an sich hat.

Aber daß ein Mädchen aus diesen Ständen das einzige, was es vielleicht ordentlich gelernt und geübt hat, nämlich schöne Handarbeiten zu machen, feine Stickereien auszuführen, dazu verwendet, sich selbst etwas zu verdienen, womit es seine Kleidung bestreiten konne, oder die knappen Einkünfte der Familie zu erhöhen: das wird als nicht standesgemäß angesehen. Wenn man auch vielleicht ahnt, daß es die schönen, kostbaren Stickereien, mit denen man es stets beschäftigt findet, nicht für sich selbst, sondern für ein Stickereigeschäft anfertigt, das dafür bezahlt, man läßt davon doch nichts merken, beglückwünscht wohl gar die

Stickerin, daß sie Zeit habe, so schöne Arbeiten zu machen. Im vertrauten Kreise aber rümpft man die Nase darüber und widmet der fleißigen, liebevollen Tochter statt der Anerkennung, die ihr gebührte, ein halb verächtliches Lächeln.

Dieses jämmerliche Vorurteil, das eine ehrliche, angemessene Erwerbsthätigkeit mit einem Makel behaftet, muß vor allen Dingen gebrochen und überwunden werden, wenn die Frauenfrage (wir wollen einmal diesen gebräuchlich gewordenen Ausdruck annehmen), die ja gerade in den höheren Ständen eine besonders brennende ist, irgendwie zu einer befriedigenden Lösung kommen soll. Wer an diesem Vorurteil aber krampfhaft festhalten will, der muß es sich denn auch gefallen lassen, daß er daheim im engen Kreise der Familie entbehrt und wohl gar darbt, um nach außen den Schein einer standesgemäßen Lebensweise aufrecht erhalten zu können, und daß er die Augen schließen muß, mit der sorgenvollen Frage auf dem Herzen: was wird nun aus meinen armen Töchtern werden?

Es soll hier darauf verzichtet werden, Berufsarten zu nennen, die dem weiblichen Geschlechte angemessen sind. Man hat ja für dasselbe schon eine Reihe von Berufsarten, die ihm bisher verschlossen waren, zugänglich zu machen angefangen; aber es fehlt noch an den nötigen Erfahrungen, um ein endgültiges Urteil in dieser Hinsicht fällen zu können, besonders darüber, welche Berufsarten auf die Dauer der weiblichen Leistungsfähigkeit angemessen sind.

Als eine unbedingt geeignete kann wohl jetzt schon der Beruf der Diakonisse oder Krankenpflegerin gelten, während der am häufigsten erwählte Beruf der Lehrerin der weiblichen Natur weit weniger angemessen sein dürfte. Wer je die geistigen Eigentümlichkeiten und die körperlichen Zustände beobachtet hat, die sich wenigstens sehr oft bei älteren Lehrerinnen herausbilden, die lange Jahre ihrem Berufe obgelegen haben, wird dem gewiß beistimmen. Ausnahmen giebt es natürlich wie überall, so auch hier.

Aber Kranke zu pflegen mit der linden Hand und dem linden Wort, wie sie männlichen Krankenpflegern nur höchst selten zu Gebote stehen, mit der ausdauernden Geduld und der unermüdlichen Sorgfalt, wie sie die Mutter am Krankenbette des Kindes als „berechtigte Eigentümlichkeit" des Weibes offenbart, mit jener Zähigkeit und Widerstands-

fähigkeit gegen Strapatzen, die das sogenannte „starke Geschlecht" nicht kennt: welch ein schöner, edler und auch lohnender Beruf ist das! Ist's auch kein klingender Lohn, den er einbringt, ich meine, in den fröhlichen, friedlichen Gesichtern der meisten Diakonissen stünde deutlich zu lesen von einem Lohne, der köstlicher ist als Silber und Gold. Und doch, wie müssen fast alle Diakonissenhäuser klagen über Mangel an weiblichen Personen, die sich diesem schönen Berufe widmen wollen! Und wie mancher arme verlassene Kranke würde eine Pflegerin segnen, die sich seiner annimmt, wenn sie auch das Diakonissenhäubchen nicht trägt! Gelegenheit aber, ohne große Kosten die Krankenpflege zu erlernen, auch ohne Eintritt in den Diakonissenstand, wird ja heutzutage allenthalben reichlich geboten.

Ob sich auch der eigentliche ärztliche Beruf für das weibliche Geschlecht eigne, ist eine Frage, die noch der endlichen Entscheidung harrt, auf die auch die richtige Antwort erst aus längerer Erfahrung heraus zu geben sein wird. Daß in vielen Fällen dem weiblichen Geschlechte weibliche Ärzte sehr erwünscht sein würden, ist wohl keine Frage. Aber ob die unerläßliche, langwierige Vorbereitung für den ärztlichen Beruf der weiblichen Natur angemessen ist, ob sie nicht das weibliche Zartgefühl in bedauerlichem Maße beeinträchtigen und die Zahl jener Zerrbilder des weiblichen Geschlechts vermehren würde, für welche der Name „Mannweib" am Platze ist, das ist eine Frage, die man wohl aufzuwerfen berechtigt ist.

Keineswegs soll aber damit die Befähigung des weiblichen Geschlechts zu den gelehrten Berufsarten überhaupt in Abrede gestellt werden. Es wird hier nur dasselbe gelten wie bei dem männlichen Geschlechte, daß nämlich zu diesen Berufsarten, wenn darin etwas Tüchtiges geleistet werden soll, eine natürliche Begabung erforderlich ist, die weder jeder noch jede besitzt.

Und nun ein paar Worte über die Vorbereitung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts.

Daß diese eine ganz andere werden muß, als sie heutzutage gewöhnlich ist, wenn die Frauenfrage aufhören soll, eine brennende zu sein, unterliegt wohl keinem Zweifel. Denn wie steht es heutzutage mit der weiblichen Ausbildung?

Fangen wir bei der Klasse der Lohnarbeiter an. Da

muß das Mädchen oft, wenn es noch nicht einmal der Schule entwachsen ist, schon mit hinein in die Arbeit, muß verdienen helfen, damit die Familie bestehen kann.

Ist die Arbeit Haus- und Feldarbeit, so kann es sich darin eine Tüchtigkeit erwerben, die ihm, auch wenn es nicht zur Heirat kommt, die Aussicht und die Möglichkeit gewährt, sich mit seiner Arbeit selbständig durchs Leben zu bringen, und wenn es sich verheiratet, wird es imstande sein, ein kleines Hauswesen ordentlich zu führen.

Ist die Arbeit aber Fabrikarbeit, so lernt es höchstens den Gegenstand ordentlich herstellen, der ihm bei der Arbeitsteilung, die in den Fabriken stattfindet, zur Arbeit zugewiesen wird, mit dessen Anfertigung es aber sein Brot nicht verdienen kann, wenn es die Fabrik verläßt oder verlassen muß. Die häuslichen Arbeiten bleiben ihm fremd, weil es vom Morgen bis zum Abend in der Fabrik sein muß, und, wenn es dazu kommt, in die Ehe zu treten, hat es nicht die entfernteste Vorstellung davon, wie man einen geordneten Haushalt führt. Die einfachsten Speisen zu kochen, versteht es nicht; vom Nähen und Flicken hat es keinen Begriff, und die fast unausbleibliche Folge ist, daß das Hauswesen, dem es vorstehen soll, zu Grunde geht, wenn auch der Mann einen regelmäßigen guten Verdienst hat. Das immer mehr in Unordnung, Schmutz und Lumperei verlotternde Hauswesen treibt den Mann ins Wirtshaus, wo er seinen Verdienst ganz oder doch großenteils vertrinkt — und das Elend ist da.

Findet aber solch ein Fabrikmädchen keine Gelegenheit, sich zu verheiraten, und steht am Ende beim Tode der Eltern ganz allein und auf sich selbst angewiesen da, ohne eine andere Arbeit zu verstehen, als die in der Fabrik gelernte und geübte, was wird aus ihm werden, wenn die Fabrik verzieht und schlechte Zeitverhältnisse es anderswo die Arbeit nicht finden lassen, die es versteht? Ist's dann zu verwundern, wenn es Hunger und Verzweiflung der Schande in die Arme treiben?

Wenn hier und da wohlwollende Fabrikherren die Einrichtung getroffen haben, daß die Mädchen, welche sie beschäftigen, auch in den häuslichen Arbeiten unterwiesen werden und an solcher Unterweisung teilnehmen müssen, wenn sie nicht entlassen werden wollen, so sollte man

meinen, wäre damit der Weg gezeigt, der auch von seiten der Gesetzgebung eingeschlagen werden müßte, um die Töchter der Arbeiter fähig zu machen, daß sie auch durch andere als die erlernte Fabrikarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen und sich mit Ehren durch die Welt bringen können.

Und wie steht's weiter mit der Vorbildung der Mädchen aus den mittleren und höheren Ständen?

Am besten jedenfalls in den mittleren Ständen, wo die Mutter selbst das Hauswesen besorgt und die Töchter schon frühzeitig zur Arbeit in allen Zweigen desselben herangezieht und tüchtig darin unterweist. Denn solche Mädchen finden nach dem Tode der Eltern leicht Stellen als Wirtschafterinnen und Haushälterinnen, und können sich, wenn sie treu und fleißig sind, eine gesicherte, ja sogar angenehme Lebensstellung gewinnen, auch wenn sie nicht zur Ehe kommen. Man braucht nur einen Blick zu thun in den Anzeigeteil der Zeitungen, um zu erkennen, wie gesucht derartig ausgebildete Mädchen sind, und welche Löhne ihnen geboten werden.

Wie es in den höheren Ständen mit der Ausbildung der Töchter geht, wie da in der Regel am schlechtesten dafür gesorgt wird, daß die Mädchen, wenn die Eltern ohne Hinterlassung von Vermögen sterben, imstande seien, eine selbständige Lebensstellung zu gewinnen und einen lohnenden Erwerb zu finden, der sie vor Mangel und Not schützt, ist oben bereits angedeutet worden.

Wie soll aber geholfen werden?

Ich meine, das erste und Notwendigste wäre, die Töchter aus allen Gesellschaftskreisen so zu erziehen und vorzubereiten, daß sie zu dem Berufe tüchtig werden, den Gott der Herr dem Weibe als seinen eigensten gegeben hat, zu dem Berufe, Gattin und Mutter zu werden. Dazu bedarf es aber keiner besonderen Ausbildung in allerlei Wissenschaften und Künsten, die doch gewöhnlich sehr schnell vergessen und vernachlässigt werden, wenn jener eigenste Beruf des Weibes erreicht wird; dazu bedarf es vor allem einer tüchtigen häuslichen Erziehung, die es von Kind auf begreiflich macht, daß Arbeit keine Schande, sondern eine Ehre ist.

Unter einer häuslichen Erziehung darf aber nicht bloß eine solche verstanden werden, die zur Verrichtung aller häuslichen Arbeiten tüchtig macht, sondern auch eine ein-

Sie blieben ihren Grundsätzen unwandelbar treu. Der Sonntag war heilig, der Werktag fleißig. Gebet und Arbeit theilte sich, und mit Freuden begann das Tagewerk nach dem Morgensegen, und mit Freuden schloß es der Abendsegen. Jedermann freute sich des braven jungen Mannes, und die Ulmer meinten: Der junge Lambert müsse sich gehäutelt haben wie die Blindschleichen, denn es sei der Ulmer Sausewind nicht mehr! Ja, ja, den hatte getäuschte Hoffnung gebessert! —

Er war reich geworden durch eine Erbschaft, die er nicht gemacht hatte.

An die Erbschaft aber wurde in Lambert's Hause gar nicht mehr gedacht. Kam auch einmal die Rede drauf, und wollte Lambert grübeln und sich kränken, so sagte seine heitere Frau lachend: Wer wird so thörichten Einbildungen nachhängen? Sie war einmal nicht für dich, und das war dir recht gut. Du wärst ein Bruder Leichtfuß geblieben, wie du warst, und wer weiß, wie du drum gekommen wärst? Und mich, deine liebe Frau, hättest du nicht gekriegt; arbeiten, sparsam und gottesfürchtig sein, hättest du nicht gelernt; Achtung and Werthschätzung, wie du sie jetzt hast, hättest du nicht errungen; ein treuer Hausvater und lieber Mann, wie du bist, wärst du nicht geworden, und ein Glück, wie uns Gott beschert hat, wäre mir und dir nicht geworden. Drum sei stille und zufrieden und danke mit mir Gott, daß es so ist, wie es ist, und die Erbschaft laß ruhen! Er mußte lächeln, aber er fühlte tief, wie richtig das war, was sie sagte. Und der Gedanke flog vorüber, wie ein Sommerwölkchen vor der Sonne.

Als nun im dritten Jahre ihrer glücklichen Ehe der liebe Gott ihnen ein Knäblein gab, gar lieblich anzusehen, da fand die junge Frau denn doch, daß ihre Behausung enge sei, und der Wunsch nach größerem Raum stieg in ihr auf.

Neben der Küche war eine Vorrathskammer, die sie, da die Küche sehr groß war, eigentlich gar nicht brauchte, und standen meist Packkörbe und Fässer drin, womit Waaren gekommen waren. Bräch' man die dicke alte Mauer weg, so gab das einen Alkoven, wie man ihn besser und schöner nicht wünschen konnte.

fache, die den Sinn der Töchter sich nicht lediglich auf Putz und Tand und Vergnügungen richten läßt, und dadurch jenen verderblichen Äußerlichkeitsgeist zeitigt, der, wie das Sprichwort sagt, die Hausfrau zur „Ausfrau" macht, sondern die da gewöhnt, sich überflüssige und unnötige Dinge zu versagen und in den Lebensansprüchen mäßig und bescheiden zu bleiben.

Ist mit solcher Erziehung ein guter Grund gelegt, auf dem natürlich auch weiter gebaut werden muß, dann mag das heranwachsende Töchterlein, wenn es die Mittel erlauben, auch noch in allerlei schönen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; ja es mag, wenn sich bei ihm von selbst und ungesucht ein hervorragendes Talent entwickelt, dieses gepflegt und gefördert werden, damit es nötigenfalls später zu einer selbständigen Lebensstellung verhelfen kann.

Aber die einfache häusliche Erziehung ist und bleibt die Hauptsache. Es wäre wahrlich auch für die Töchter aus den höchsten Ständen, wenn auch die Zukunft für sie völlig gesichert erscheint, kein Schaden, wenn ihnen eine solche Erziehung und Vorbildung zu teil würde. Ist auch kein Gedanke daran, daß sie einmal bei der Führung des Hauswesens selbst Hand anlegen müßten, stehen ihnen auch Dienstboten in Hülle und Fülle zu Gebote, die für sie die Arbeit thun: die Leitung und Regierung eines größeren Hauswesens, die ihnen vielleicht einmal zufällt, macht es doch auch für sie höchst wünschenswert, daß sie etwas vom Hauswesen verstehen, wenn auch nur, um sich nicht durch verkehrtes Anordnen und Befehlen vor den Dienstboten lächerlich zu machen.

Wenn allen Mädchen eine derartige Erziehung und Vorbildung zu teil würde; wenn an der Stelle der ausschließlichen Pensionserziehung, die ja doch in den meisten Fällen nichts weiter ist, als eine oberflächliche Dressur für das gesellschaftliche Leben, eine solide, einfache häusliche Erziehung träte, dann würden gewiß nicht soviele Männer ehelos bleiben, und es würde nicht so leicht vorkommen, daß einer auf die Frage, warum er denn nicht heirate, da er doch ganz gut eine Frau ernähren könne, die Antwort gäbe: „Ja ernähren könnte ich am Ende drei Frauen statt einer, aber kleiden nicht eine einzige."

Eins aber dürfte bei der Erziehung der Mädchen nie aus den Augen gelassen werden, daß nämlich bei dem Weibe das Gefühl vorherrscht, daß eine richtige weibliche Erziehung deshalb sich ganz vorzüglich die Bildung des Gefühlslebens angelegen sein lassen muß. Was ist aber mehr geeignet, das Gefühl zu bilden und zu veredeln und die herzgewinnende „edle Weiblichkeit" anzueignen, als die Religion? Ruht die ganze Erziehung auf diesem ewigen Grunde, dann sichert sie am besten die Zukunft. Mag es dann im Leben kommen, wie es will, das Herz besitzt den festen Halt, die innere Ruhe und Sicherheit, die in trüben Tagen nicht verzagen, im Glücke und Wohlleben nicht übermütig werden und verderben läßt. Deshalb schließe ich auch diese Worte wieder mit dem Rufe:

Gott zum Gruß und den Herrn Jesum
Christum zum Trost!

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1893.

Es soll auch diesmal von dem alten Spinnstubenbrauch nicht abgewichen werden, daß jeder neue Jahrgang die Auflösung der Rätsel aus dem vorjährigen bringt. Wer für dieselben eine Lösung gefunden hat, freut sich doch gewiß, wenn er schwarz auf weiß vor sich sieht, daß es die richtige gewesen ist, und wer etwa vor einem Rätsel wie vor einem verschlossenen Schranke hat stehen bleiben müssen, der freut sich ebenfalls, wenn ihm nun der Schlüssel in die Hand gegeben wird, der den verschlossenen Schrank aufmacht, und wundert sich vielleicht darüber, wie leicht und mühelos das jetzt geht.

Der vorige Jahrgang der Spinnstube brachte 6 Rätsel, davon das erste auf Seite 79 und 80. Aber wenn auch über dasselbe das Eichhörnchen gesetzt ist, das an einer harten Nuß knabbert, eine wirklich harte Nuß war dies

Rätsel noch nicht. Man mußte, um es lösen zu können, freilich nicht ganz unbewandert in der Geographie sein und wissen, daß an der Südküste Arabiens, die vom indischen Meere bespült wird, die Stadt Aden liegt, eine für den Handel und für die Schiffahrt wichtige Stadt, bei der alle Schiffe, die nach Ostasien oder nach Australien fahren, anlegen, um Kohlen und Lebensmittel einzuladen, deren Umgebung aber eine wahre Wüste ist. Hattest du aber erst dieses Wort, dann ergab sich alles weitere ohne große Mühe. Setztest du ein B vor Aden, so bekommst du die durch ihre herrliche Lage besonders berühmte Badestadt Baden. Durch Vorsetzung von einem F entstand der Faden, ohne den man weder Königsgewänder noch Bettlerkleider nähen kann. Wiederum durch Vorsetzung von L kam der Laden heraus, worin man kauft und womit man die Fenster schützt. Dann kommen durch Vorsetzung von M die abscheulichen Maden zum Vorschein, und endlich durch ein vorgesetztes W die Waden am Beine.

Das zweite Rätselchen auf Seite 80 hatte das zusammengesetzte Wort „Thorschluß" im Sinne und bedarf, wenn man nur dies Wort weiß, keiner näheren Erklärung.

Bei dem dritten Rätsel auf Seite 111 war an das Wort Kreuzweg gedacht und zunächst ins Auge gefaßt, daß sich ja kein Kreuz schwerer trägt als das, welches man sich durch eigene Schuld aufgeladen hat, weil einem da der treue Gott nicht tragen hilft wie bei dem, das er dem Menschen zu seinem Heile auferlegt hat. Den Weg aber, den man zu gehen hat, muß man sich stets wohl besehen, wenn man nicht darauf stolpern und fallen will, auch in der Fremde recht oft nach dem rechten Wege fragen, wenn man an sein Ziel kommen will. Was es aber für ein fatales Ding um einen Kreuzweg ist, an dem kein Wegweiser steht, das hat wohl jeder schon erfahren.

Das vierte Rätselchen auf Seite 111 unter Nr. 10 meinte das Wort Bestand in der doppelten Bedeutung, die es hat. Denn es bedeutet ja einmal soviel als Dauer, etwa in dem Sprüchlein: Auf Erden hat nichts Bestand. Es bedeutet dann aber auch den Rest in der Kasse, der übrig geblieben ist, nachdem alle Ausgaben bestritten, alle

Schulden bezahlt waren, und der, wo richtig gewirtschaftet und nicht aus der Hand in den Mund gelebt wird, übrig bleiben muß als ein Notpfennig für böse Zeiten.

Nun folgte sogleich auf Seite 112 ein Rätsel, welches von dem Grundworte Eid ausging, der ja nach der Schrift ein Ende macht alles Haders. Aus dem Eid wurde dann durch ein vorgesetztes L das Leid, und wenn diesem noch ein K vorgesetzt wurde, so ergab sich das Kleid.

Daß das letzte Rätsel unter Nr. 16 auf Seite 167 und 168 die Dornenkrone meinte, war aus der vorletzten Strophe leicht zu erraten. Daß es auch Dornen im Herzen giebt, die unsäglich viel empfindlicher werden als die, welche bloß die Haut ritzen und die Kleider zerreißen, weiß der geneigte Leser vielleicht aus eigener Erfahrung. Hoffentlich weiß er aber auch das, daß der Mann mit der Dornenkrone auch diese Dornen aus dem Herzen herausreißen und die dadurch entstandenen Wunden zu heilen vermag.

3. Schwerer Kampf.

Ein Zeitbild aus den Tagen Luthers von W. Noeldechen.

Die Hochsommersonne des Jahres 1521 meinte es schier zu gut im thüringischen Lande, seit Wochen war kein Regen auf und um den Rennsteig gefallen. Die Tannen und Fichten wollten fast für Dürre die Nadeln, welche sie über Winter wahren sollten, fallen lassen, die dunkelgrünen Laubkronen der Buchen und Eichen schauten matt und stumpf drein, das Unterholz erschien wie mit Mehlstaub überzogen, und auf den Wegen, auf Heerstraßen wie Waldpfaden wirbelte eine Staubwolke empor, wo nur ein Wagen rollte, oder ein Menschenfuß auftrat. In der Gegend, wo die Nesse in die Werra mündet, führte ein Waldweg, auf beiden Seiten durch seichte, rasenbewachsene und heuer ganz trockne Gräben eingefaßt, in der Richtung von Norden nach Süden durch herrschaftlichen Forst, der zum Gebiet von Eisenach und der Wartburg gehörte. Dort schritten um Mittagszeit

zwei Wandersleute mit tüchtigen, von der Haselstaude geschnittenen Stecken einher. Der rüstige Mann, in besten Jahren der Kraft mochte ein Förster oder Jäger sein; darauf ließ seine graugrüne Kleidung schließen, auch hing ein Feuerrohr über seiner Schulter und an seinem Ledergurt ein breites Hiftmesser, auf dem Rücken trug er einen halbgefüllten Rucksack. Das Weib an seiner Seite, vielleicht zehn Jahre jünger, trottete ohne scheinbare Anstrengung in gleichem Schritte neben ihm, denn sie war mit keinerlei Bürde belastet. Allgemach machten aber Sonne und Staub ihre Rechte geltend, der Mann hielt an, trocknete mit einem blauweißem Sacktuche von Linnen den Schweiß vom Gesichte und sagte, zu seiner Gefährtin gewendet, mit freundlichem Tone: „'s macht doch müde genug, Marthe, meinst nicht, daß wir ruhen und eine Stärkung und Verlöschung uns gönnen?" Die andere hatte schon ihm Beifall nickend den Rucksack von seinem Rücken gezogen, sprang damit in den Graben und hockte am Bord desselben nieder. Drauf nestelte sie den Knoten des Kopftuches am Halse auf und warf es wie eine Tischdecke über den staubigen Rasen. Wie sie aus dem Ledersäcklein Brot und ein wenig kaltes Fleisch, auch ein Fläschchen Kirschgeist hervorzog, fielen ihre braunen Haarflechten bei dem emsigen Thun vom Kopfe, und der Mann blickte freudig auf ihre flinken Hände. „Sitze zu mir nieder, Fritz, und fange getrost an, hast auf der ganzen Wegstrecke das schwerere Teil mit dem Feuerrohr und dem Zwerchsack dazu." — „Habe auch andere Ganghölzer am Rumpfe, denn du," meinte der Jäger, indem er beim Niedersitzen den Gewehrriemen lüpfte und das Messer lockerte. „Ei du!" lachte die kleine Frau, „ich bin doch auch kein zimperlich Herrschaftsfräulein, das nur im Sattel weiterkommt." Und sie huben fröhlich an zu essen. Da knackte es im Unterholz, daß der Mann aufsprang und nach seiner Schußwaffe griff. Schien jedoch keinerlei Besorgnis vonnöten. Denn der das Buschwerk zur Seite jetzt teilte und zu den beiden auf den Waldweg trat, sah wie ein Friedfertiger aus. Selbiger war von mittelgroßer Figur, kräftig gebaut, und aus seinem freundlichen Angesicht leuchtete ein Paar großer, blauer Augen. Seine Kleidung ließ etwa auf einen herrschaftlichen Weidmann schließen, seine Rechte führte

einen Spieß, der indessen meistens zum Stecken gedient haben mochte, denn die Spitze war blank, ohne Blut und Rost. „Grüß Gott, ihr Leute!“ sprach der Ankömmling,

„lasset euch in der Mahlzeit nicht beirren! Bin ein friedlicher Waldgänger, der unversehens ein Stück vom Wege abgekommen. Keine Furcht!“ Der andere antwortete: „Furcht ist einem echten Manne und dem Jäger vollends

fremd, habe auch keinerlei Ursache dazu, denn ich gehe nicht auf ungerechtem Steg. Mein Feuerrohr trage ich als Weidmann und ziele nicht nach unerlaubtem, fremdem Wilde, bin hier einfach ein Wandersmann." „Glaub's Euch gern, wollte Euch auch schlechterdings nicht in ein Examen nehmen." „Hättet Ihr zu scharfen Fragen gutes Recht? Seid Ihr der Forstwart hiesigen Platzes? Freilich seht Ihr nicht so recht nach einem wirklichen Jäger aus, und daß ein Förster im eignen Revier unversehens, wie Ihr von Euch sagt, vom Wege abkäme, wäre eine schnurrige Art. Steht vielleicht der herrschaftliche Herr Amtmann vor mir." „Nichts von alledem, Mann! Wollt Ihr eine Anrede wissen, so nennt mich kurzweg Junker Jürgen, wie sie's auf der Burg, wo ich zu Gast bin, auch thun. Bin vor kurzem viel durch die Welt gezogen und habe allerlei Fährnisse, davon ich nicht mit eins berichten kann, bestanden; habe aber zu Gott nicht Not, mich ihrer zu schämen." „Will's meinen, Herr! Ihr seht nimmer nach bösem Gewissen aus. Neugierde druckt mich nicht herb. Wenn Ihr verlaufen und wegmüde seid, wird Euch eine kleine Atzung wohlthun. Möget Ihr mithalten? Der Zwerchsack reicht für drei, birgt er auch keine Leckerbissen." „Nehme ein Stück Brot und einen Trunk mit Dank." „Das ist mein Ehegespons, Herr, und Marthe ihr Name, so! nun wollen wir beginnen oder fortfahren!" Und nun begannen die drei ihren einfachen Schmaus, im Walde am Grabenbord gesessen. Da sie sich gesättigt und auch den Kirschgeist geprüft, schlug der Jägersmann die Hände zusammen und rief fröhlich: „Juchhei! es lebe der Wald und seine Leute!" Junker Jürgen erwiderte wohlgemut: „Ist ein guter Tag für mich, da mich freundwillige Menschen unterm blauen Himmel zu Gaste bitten. Kann ich nun auch meiner Wirte Namen wissen, daß ich mich richtig bedanke? Und mögt Ihr mir von Eurer Fahrt Bescheid sagen?" „Gern, 's ist kurz geschehen. Heiße Fritz Kniebusch und bin Förster beim Grafen Waldenfels auf Burg Hanstein. Die liegt dicht am kurmainzischen Eichsfeld unfern der Werra, wenn Ihr's nicht kennt. Unsere Forsten sind etwas heruntergekommen, und ich soll zum Grafen Wilhelm von Henneberg nach Schleusingen gehn, seine frischen Aufforstungen zu besehen und zum Frühjahr

gute Saat zu bestellen. Da habt Ihr's.“ „Und Eure Frau Eheliebste — Marthe denke ich, nanntet Ihr sie — geleitet Euch auf dem beschwerlichen Weg? Das nenne ich einen gar wackren Haushalt. Seid Ihr erst frisch in die Ehe getreten?“ „Nicht doch! Haben schon fünf Jahr miteinander gewirtschaftet; aber, derweil uns Kindersegen bis auf den Tag nicht beschert ist, versäumt die Marthe nichts daheim. Meinen Hund Hektor habe ich bei einem Waldläufer untergebracht; schickt sich nicht, daß man durch fremder Herren Holz auch den Jagdhund bei sich führt. Nun die Marthe hängt, Gott sei Dank! an mir wie die Klette am Boden — brauchst nicht purpurfarb zu werden und die Augen niederzuschlagen, 's sieht einer Frau allezeit gut an — besser, als ewige Widerhaarigkeit, freilich — freilich — ja so — —“ Der gesprächige Förster hielt inne, und ein Schatten rechter Trauer flog über sein Gesicht, während er, aus tiefer Brust seufzend, Atem holte und sich dann ein wenig räusperte. Der Junker schwieg fein, gedachte aber wohl bei sich: „Aha! Da ist eine Stelle, wo die beiden der Schuh drückt.“ Marthe legte die Hand auf ihres Mannes Arm, schauete ihm recht flehentlich und treuherzig in die Augen und sagte: „Laß das, Fritz! Verdirb den schönen Tag und die frohe Tagfahrt nicht!“ Der Fremde machte ein verdutztes Gesicht, da er nicht wußte, wie zu raten oder zu helfen sein möchte, und so ward eine recht verdrießliche Stille bei den drei noch eben erst so fröhlichen Menschen. „Ei was!“ hub endlich der Forstmann an und strich mit der Hand über die Stirn, „einem Fremden, der so gute blaue Augen hat, kann man am ehesten einmal das Herz ausschütten.“ — „Aber Fritz!“ wehrte die Frau. „Gieb dich nur, Marthe! Bringt ja nicht dir noch mir Unehre. Wisset! Den einzigen Mißklang in unser gutes Ehelied hat der vertrackte Augustinermönch aus Wittenberg gebracht. Ich bin nämlich noch schlicht und recht altgläubig, denke auch, mein Herr Graf, der noch härter und strenger urteilt als ich, hätte mich längst aus dem Forsthaus und aus dem Holze dazu gejagt, wär's anders. Marthe dachte noch, als wir freieten, wie ich: vor zwei Jahren hat's so um Johanni herum der Abtrünnige ihr angethan.“ „Oho! Halt, mein lieber Waldwirt!“ fiel dem heftigen Sprecher

der Junker jetzt in die Rede. „Solches vernehme ich ungern, denn der Wittenberger ist durch Wort und Schrift ein gar guter Freund von mir, und ich möchte ihn nicht zu Unrecht verunglimpfen lassen.“ „Da hast du, Fritz,“ mischte die Frau sich ein, „die Folge von deiner Hitze; kränkst unsern Gast. Warum bleibst du nicht bei unsrer Reiseverabredung, zu schweigen?“ „Das Eis ist einmal gebrochen, nun gilt kein Schweigen und Vertuschen, der Herr Junker meint seinen Freund falsch von mir geschmähet, so muß ich sprechen. Ihr, Herr, möget meinethalb ohne Beschwer dem Augustinermönch anhangen, Ihr nanntet Euch viel durch die Welt verschlagen, steht also allein für Euch, da mag jeder seinen Glauben mit sich abmachen. Aber wenn Mönchsgezänk den Familienfrieden schädigt oder bedroht, so wird's zur Ungebühr. Punktum!“ „So ich Euch rechte Antwort geben soll, müßte ich wissen, wie Eures Weibes Wandlung geschehen ist.“ „Bald gesagt! Erstens ist die Marthe eine Landsmännin von dem Luther; obgleich vier Jahre jünger denn er, ein Eislebener Kind. Aber damit hat's nichts zu thun, wie sie spricht. Vor zwei Jahren erkrankte die Großmutter in Wittenberg, da pilgerte die Marthe hin — wollte, sie wäre in meinem Forsthause geblieben — nun, dort hat sie ihn predigen hören, und nun war's mit ihrer Rechtgläubigkeit zu Ende. Hat den Pfaffen, ihren Landsmann, nicht einmal erblickt, sondern scheu hinter dem Kirchenpfeiler gesessen. 's ist schier unglaublich!“ „Fritz!“ hub die Frau an, „nun gönne mir auch ein paar Worte! Herr! Ich habe den Luther predigen hören, und es ist mir an und in das Herz gegangen. Seine Rede war ein gewaltiger und lieblicher Strom. Leider habe ich diesen meinen herzlieben Fritz nicht überzeugen und auf meine Seite bringen können. Heftige Worte verzeihe ich ihm gern, denn ich kenne sein Inwendiges. Ich aber kann nicht anders, kann schwarz nicht weiß nennen. So! nun wißt Ihr alles. 's ist bisweilen mir traurig, aber nicht zum Herzbrechen.“ „Beim Himmel, nein! Frau Marthe! Da habt Ihr recht, gar nicht zum Herzbrechen! Wann zwei gute Menschen, zumal zwei Eheleute, verschiedener Meinung sind, sollen sie nicht gleich an der Zukunft zweifeln. Bei alledem freuet es mich von Herzen, daß Ihr, tapfere

Frau, für den Luther, meinen Freund, einſteht. Freilich, freilich: Ehezwiſt böſer Zwiſt! He, Jägersmann, ſprecht einmal friſch von der Leber weg! Was habt Ihr eigentlich gegen den Auguſtiner? Seid ja ein gradherziger Menſch! Gefallen Euch denn die andern Pfaffen und Mönchlein beſſer? Behagt Euch ihr viel wüſtes Treiben und der Ablaßkram?" „Will's nicht behaupten, Herr Junker, mag ſchon manches häßlich und vernutzt bei den Geſchorenen ſein, aber was ficht es mich an? War kein ſchlimmer Böſewicht mein lebelang, bin meiſt zufrieden durch die Welt gelaufen. Habe ich dermalen — es iſt nicht oft geweſen — über den Durſt getrunken, etwas zu viel geflucht, ſo habe ich's in der Beichte wett gemacht." „Hm! Solches klingt wohl leidlich, iſt aber nicht das Rechte! In einer Herzensnot müßtet Ihr ſchon andern Ankersgrund haben." „Muß es erwarten, Herr! Iſt auch ein Aber dabei. Mein Herr Graf jagte mich wohl Knall und Fall aus dem Dienſte." „Wäret Ihr guten und fröhlichen Mutes von anderem Glauben, von der neuen Lehre Eurer Frau beſeelt, ſo traue ich Euch Jägersmann Stärke genug zu, einem Herrn aufzuſagen und einen andern zu ſuchen, oder getroſt in die Welt zu ziehen. Aber freilich, ſobald es Euch nicht rechter Ernſt iſt, thut Ihr beſſer, zu bleiben, wo Ihr ſeid, und nicht mit eitel Mundwerk einen Wandel zu treffen." „Siehſt du, Martha," ſagte der Jäger und ſchlug beteuernd mit der Rechten in die Linke, „der Herr Junker iſt mein Mann, ſchlicht und recht. Und das eine wird er mir — ich komme drauf wegen unſeres Ehe- und Familienlebens — von ſeinem Freunde Luther auch ungeben: um ſeines Vaters willen hat der Auguſtiner nicht gut gethan, denn der alte Bergmann hat ſich arg gegrämt und ſich ſeines Sohnes nicht gefreut." „Oho!" rief da der Junker und ſprang vom Raſen auf, „jetzt gilt es, meinem Freunde die Ehre zu retten. Ihr habt da einen rechten Fehlſchuß gethan, mein lieber Weidmann. Herb genug hat des Vaters Unzufriedenheit dem Luther das Herz gedrückt, nicht trutzig noch leichtfertig iſt er über des Vaters Kummer hinweggeſprungen, aber die innere Stimme: ‚Du mußt vorwärts', hat ihn nicht ruhen und raſten laſſen. Und er hat neben ſeinen andern Nöten gerungen und gebetet, daß ſich des Vaters

Der Vater wurde zu Rathe gezogen und meinte auch, der Anschlag sei sehr gut. So wurde denn der Maurer herbeigerufen und begann die Mauer abzubrechen.

Die klingt merkwürdig hohl, Frau Lambert, sagte der alte Meister. Sollte nicht da ein heimlich Gemach dahinter stecken. Wäger! ich glaub's! —

Sagt meinem Manne nichts, sagte vor Freude zitternd die Frau, und wenn Ihr's abbrechen könnt, ehe er von Stuttgart zurückkommt, so sollt Ihr ein schön Trinkgeld von mir kriegen.

Da pickelte der Alte wacker, und bald war ein Loch drin, und richtig! es war so.

Niemand ahnete, daß eine dünne Brandmauer in der Stube und eine dünne Brandmauer in der Küche stand, und zwischen beiden das Ofenrohr durchlief in den Rauchfang. Der Raum war etwa drei Schuhe breit und im Stalle konnte man durch ein Gesach hinein. Als sie es aufbrachen, stand ein schwerer eiserner Kasten da, den der ehrliche Maurermeister herausschaffte.

Da ist die Erbschaft! sagte er fröhlich.

Die junge Frau ließ ihren Vater rufen und nun wurde der Kasten in das Zimmer geschafft und geöffnet. Da standen Säcke drin und ganze Mappen mit Papieren

Herz ihm wieder zuwende; solches ist ihm denn auch mit Gottes Hilfe gelungen. So Euch seine Gegner von einem heurigen Familienzerwürfnis vorerzählen, ist's Lügenwerk und böser Wille. Das dürft Ihr glauben." „Siehst du, Fritz, es wendet sich alles zum Guten bei meinem Landsmann aus Eisleben." „Nun, Freund Förster, versucht es in Eurem Hauswesen einmal mit der Lutherschen Art! Keine Hitze, keinen Unmut! Vertraut der Zeit und dem Herrgott! Da kann sich vieles ebnen. Vor allem seid Eurem Weibe gütig gesinnt und bleibet es." Damit streckte der Junker dem Jäger recht gutherzig und zutraulich die Hand entgegen, und Frau Marthe mahnte freudig: „Schlag ein, Fritz!" „Schon recht, Marthe! schon recht, Herr! Doch eins müßt Ihr noch wissen, denn selbiges ist jetzt meine Hauptbeschwer. Bin eben ein Mann, der vom grünen Wald her ein frisches, fröhliches Leben gewohnt ist. Wenn wir früher einmal mit unsern verschiedenen Meinungen aufeinander platzten, und die Marthe widersprach rechtschaffen, meinetwegen auch hartköpfig — gut! Wir wurden bald wieder einig, und die Sonne ist nicht über unserem Zorn untergegangen. Aber jetzt? Gott erbarm's! Sie ist wehleidig und kopfhängerisch geworden, habe sie schon deshalb nicht allein zu Hause lassen mögen. Und warum? Wieder wegen des Wittenbergers, weil er seit Worms wie vom Erdboden verschwunden ist. Das ist mir gar arg und unerträglich." „Ei, Frau Marthe, ist dem also, wie Euer Ehewirt spricht?" Tief auf seufzete die Frau und sprach mit leisem Kopfnicken und niedergeschlagenen Augen: „Der Fritz lügt nimmer. Mein Herz ist centnerschwer, es wird mit der neuen Lehre bald zu Ende gehen, weil der Luther aus der Welt ist." „Ei oho! So wird's nicht liebe Frau! Kleinmütig und unnütz verzagt seid Ihr. Und von dem Augustiner habt Ihr viel zu hohe Meinung; nicht auf seine Person allein darf seine Lehre gebaut sein, sie wäre keinen Pfifferling wert. Nennt er sie Gottes Wort, muß sie ohne ihn Bestand haben. Aber tröstet Euch auch um ihn! Warum soll er nicht leben? Vielleicht ist sein zeitweilig Verschwinden nützlich und not." „Brav! Siehst du, Marthe, der Herr Junker weiß das mit festern Worten auszudrücken, was ich selbst dir vorgehalten.

Freilich bleibt's mir dunkel, denn verkrochen hat sich der Wittenberger nicht. Wer so vor Kaiser und Reich gestanden, duckt und zuckt nicht feige zurück. Hat mir am besten gefallen von dem Abtrünnigen, obgleich mit einem Widerruf viel Wirren beendet wäre. Ein ganzer Mann muß er sein." „Ihr seid ein seltsam Menschenkind, Förster, lobt und scheltet meinen Freund Luther in einem Atemzuge fast." „Nur gerecht, Herr!" „Genug für jetzt und heute von ihm! Die Sonne ist schon über die Höhe, man erwartet mich wohl auf der Burg, und ich möchte keine Ungelegenheit bereiten. Könnt Ihr mir vielleicht die Richtung angeben?" „Gewiß! Wenn Ihr ein Halbstündchen rückwärts, wo wir kamen, ausschreitet, seht Ihr sie durch eine Waldschneise zur Rechten." „Habt Dank für die Auskunft, beide Dank für gutes Mahl und gute Worte! Und mit Eurem verschiedenen Stand zur neuen Lehre versucht's mit meinem Mahnwort! Nicht heftig und jähzornig! Fein geduldig zu einander, Eurem Herrn unterthan! Haltet dabei die Augen offen und prüfet ehrlich! Gott befohlen miteinander!" Ein doppelter Händedruck, und der Junker schritt seines Weges. Eine Weile schauten die beiden hinterdrein, dann legte Fritz Kniebusch die Hand an die Stirn und sagte: „Ich denke mich nicht zu irren, Marthe! Weißt du, wer mit uns redete? Das ist der Ritter von Hutten gewesen, des Wittenbergers Freund." „Mag schon sein, Fritz; mir hat er das Herz erwärmt, wollen ihm folgen! Komm! Wir müssen aufbrechen." — — — —

Im Hause des Grafen Heribert Waldenfels, der mit seiner Frau Judith und zwei erwachsenen Söhnen, Kurt und Severin, auf Schloß Hanstein, unfern der Werra, in Niederhessen wohnte, fehlte es an Eintracht und Familienfrieden. Und daß es früher viel besser darum gestanden hatte, verbitterte den Burgherrn noch mehr. Er galt mit Recht für adelsstolz und herbe, war aber auch gegen sich selbst hart und nicht ungerecht gegen seine Leute. Da seine einst reichen Ahnen sorglos Hab und Gut verschwendet, mußte er karg wirtschaften, hatte aber dafür auch Burg und Anwesen wieder in guten Stand gebracht. Alles im Herrenhause war gediegen, wennaleich einfach hergerichtet, die Schloßkapelle allein prangte in reicherem Schmuck, denn der alte Graf war streng altgläubig. Er haßte die neue

Lehre und tadelte den Kaiser Karl darüber, daß er dem Luther zu Worms keinen Scheiterhaufen bereitet, um dem ketzerischen Aufruhr, den ungerechten Neuerungen den Garaus zu machen. Diese seine Starrheit gab den Grund zu allem gegenwärtigen Mißbehagen in der Familie und zu einem andern Zerwürfnis, welches dem Grafen ebenso ans Herz ging. Sein Nachbar und bester Jugendfreund, der Ritter Wendelin von Eichenau, mit dem er Schulter an Schulter aufgewachsen war, lebte nach dem Tode seiner Frau mit seiner einzigen Tochter Christine kaum eine Stunde weit entfernt auf Schloß Arnstein. Kurt und Christine waren, von den beiden eng befreundeten Vätern von Kindesbeinen an für einander bestimmt, fröhlich herangewachsen und kamen dem Plane der Eltern insoweit bestens entgegen, als sie einander herzlich liebten. Aber die neue, dem alten Heribert aufs tiefste verhaßte Lehre von Wittenberg fuhr wie ein Wetterstrahl in den Frieden der beiden Familien. Christine hing mit fester, schwärmerischer Seele an Luthers Sätzen, ihr zärtlicher Vater, in diesem Punkte freilich nicht so stark und entschlossen wie die Tochter, legte ihr nichts in den Weg und folgte ihr langsam, zögernd. Das war und blieb dem alten Grafen Waldenfels ein Dorn im Auge. Eine Ketzerin mochte er nicht Schwiegertochter nennen. Und wie stand der blauäugige Kurt zu der Sache? Er war eine frische, gutmütige Natur, ohne Falsch im Herzen, ein fröhlicher, wie es seine jungen Jahre mit sich brachten, leichtlebiger Junker. Die Schäden der alten Kirche hatten ihn nicht berührt, er wußte an der alten Lehre aus freien Stücken nichts auszusetzen. Als ihm Christine allerlei klar legte, fand er wohl guten Grund in ihren Worten und pflichtete ihr und der neuen Lehre in vielen Stücken bei. Aber er nahm's vorerst nicht schwer. Bald mußte der frohgemute Junker wahrnehmen, daß sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammenzog. Der Vater verlangte von seinem Erben unbedingtes Ausharren beim alten, Christine von ihrem künftigen Gatten ebenso bestimmt Übertritt zu Luthers Bekenntnis. Den allmählich zwischen Vater und Sohn klaffenden Riß beobachtete mit eigennützigem Interesse Kurts jüngerer Bruder Severin. Trotz seiner Jugend ein Neidhart und Ränkeschmied, schielte er

nach dem Erbe des Erstgebornen. Vielleicht konnte er, wenn auch ein kaiserlicher Brief dazu nötig war, einst Schloßherr von Hanstein werden, falls der Riß sich erweiterte, der Bruder fest an Christinen hing und deshalb vom Vater enterbt wurde. Er spielte den streng Altgläubigen, obgleich's ihm mit der Religion weniger ernst war, denn dem munteren Kurt. Es hatte schon heftige Auftritte auf Hanstein gegeben, die kaum durch Frau Juditha besänftigende Worte beschworen werden konnten. Graf Heribert, dem sein ritterlicher, stattlicher Erstgeborner bisher fast immer näher am Herzen gelegen, schwankte bereits hin und wider, ob er nicht ernstlich Kurts Recht der Erstgeburt bedrohen solle. Kurt war der ausgesprochene Liebling aller Bediensteten von der Burg, der Förster Kniebusch nannte ihn nur „seinen Junker", während Severin allgemein „unser kleiner Schwarzer" seiner dunkleren Hautfarbe und der schwarzen Haare wegen hieß. —

Im kleinen Forsthause unweit des Schlosses Hanstein ging es still und friedlich her bei Fritz Kniebusch und seiner Frau Marthe. Längst wußten sie, daß ihr Gast im thüringischen Walde nicht der Ritter von Hutten, sondern der Dr. Luther selbst gewesen, denn der Junker Jürgen war in heiligem Zorne von der Wartburg gen Wittenberg gefahren, dem Treiben Karlstadts und seiner bilderstürmenden Genossen ein Ende zu machen. Der Förster gedachte gar nicht ungern der Begegnung und der Worte des Mönches, der Mensch Luther war ihm näher gerückt, auch hatte er mancherlei auf seiner Ehefrau Betrieb gelesen, darin er dem Abtrünnigen beipflichtete. Von einem Übertritt seinerseits verlautete nichts, er hätte es schon um seines Herrn willen kaum gethan; aber der Hausfriede erschien wie durch Luthers Vermahnung gewahrt und befestigt. Wie die beiden eines Abends behaglich plaudernd bei einander saßen, kam der junge Graf Kurt förmlich hereingestürmt. Er zog mit hastigem Gruß das Barett von der mißmutig gefalteten Stirn und hub an: „Guten Abend, Frau Marthe, guten Abend Kniebusch! Weißt du nicht irgend einen guten Zwölfender, der den Anstand lohnt?" „Weiß ihn schon, mein lieber Junker; aber mit Verlaub, Ihr seht gerade nicht weidmännisch drein, dazu gehört ein fröhlich Gesicht

und sichere Ruhe vor allem. Und daran gebricht es Euch augenscheinlich.“ „Kennst ja das alte Lied und Leid. Ich will mir eben die Grillen und Sorgen verjagen und bin drum zu dir just gekommen. Habe heute wieder einen besonders bösen Tag gehabt, erst malt mir in Arnstein die Christine die Hölle aus, darin der Papst thront, dann spricht mir zu Hause der Vater auch von derselben Hölle, die aber vom Dr. Luther beherrscht wird. Ich werde schier zerschroten zwischen den harten Steinen. Und mein Vater war heute rein fuchswild, der Sache müßte endlich ein Ende werden; er sprach von Enterben, von einem Brief an den Kaiser, daß mir zuletzt schwindlig vor Augen ward. Ich komme mir in dem Wirbel oft wie der einzige vernünftige, friedfertige Mensch vor. Mögen doch die Pfäfflein ihr Gezänk miteinander ausmachen! Der streitbare Luther gefällt mir ganz wohl, aber ich habe vom Papst auch noch nichts zu leiden gehabt. Ich will als Junker frisch leben und pirschen, später, will's Gott, als Schloßherr gern meine Pflicht thun, was kümmert mich der Hader?“ „Ihr nehmt es mit dem rechten Glauben zu leicht, Herr Junker!“ sagte Frau Marthe. „Doch nicht, Frau Försterin! Ich frage Euch, warum soll es denn mit mir und der Christine durchaus nicht angehen, wie bei Euch? Ist doch bekannt genug, daß Ihr beide auch zu verschiedenen Fahnen schwört. Und hier ist immer Sonnenschein.“ „Schon recht, Herr Junker,“ meinte Marthe, „aber“ — — „Aber? Meint Ihr, ich tauge weniger als Euer Fritz, oder die Christine sei nicht ebenso gut, als Ihr?“ „Wie Ihr gleich hitzköpfig seid! Wir stellen gebührlich die Herrschaften über uns, aber glaubt, daß es auch unter diesem Dache harte Kämpfe gegeben hat.“ „Das soll wahr sein, junger Herr,“ hub der Förster an, „und wollet nicht vergessen, daß bei Euch die Frage noch anders sich stellt. Der Mann soll zwar des Weibes Haupt sein, aber Eheleute sind doch eher gleichberechtigt. Kinder, und wenn sie auch die Kinderschuhe zertreten haben, sind dem Vater Gehorsam und Ehrerbietung schuldig, solange er nicht Schlechtes verlangt.“ „Gut, Kniebusch! Aber mit bloßer Lehre komme ich nicht vorwärts. Was thun und beginnen? Soll ich dem Vatererbe entsagen? Denn von der Christine kann und mag ich nicht

laſſen!“ „Bei Leibe nicht, liebſter Junker, Ihr ſollt einmal unſer Herr werden, es nützt auch ſchlichtes Entſagen Euch nicht, denn der Herr Graf weigerte Euch doch den

Vaterſegen zur Ehe! — Nun! Ruhe, beſter Herr! Zeit gewinnen! Ihr ſeid ja, gottlob! zum Abwarten noch jung genug, und das Fräulein auf Arnſtein dazu.“ „Es geht aber wirklich nicht mehr mit dem ewigen Hader und Streit,

Kniebusch! Täglich frische Reibereien. 's ist zum Davonlaufen.“ „Davonlaufen?!“ brummte der Förster, „Hm, hm! So mein' ich's nicht, wie Ihr, aber wißt, an Ähnliches habe ich schon für Euch gedacht seit Eurer letzten herben Klage. Nicht davongehen wie ein Dieb aus der bestohlenen Kammer, aber — reisen, die Welt sehen — das ließe sich hören.“ „Reisen — die Welt sehen!“ kam es wie Echo von des Junkers Lippen. Das Wort fiel gleich einem lichten Funken in seine Seele und erhellte sie aus finstrem Unmut; bald stand er bei seiner eigentümlich lebhaften Gemütsart für den Gedanken in Feuer und Flammen. Und er schlug wie im Jubel die Hände zusammen und rief: „Getroffen, Friedrich Kniebusch! Hast's getroffen! Bist ein Prachtstück von einem Jäger, Schulmeister und Berater zugleich; — Reisen! das löst alles Übel, und mein Vater wird es mir nicht versagen.“ „Schauet fein zu, wie es auf Erden hergeht! Denket der alten und neuen Lehre nach und haltet die Augen offen in Wittenberg und Dresden, in Mainz, vielleicht in Rom selbst! Könnt uns mancherlei mitbringen und erzählen!“ „Will's beherzigen. Frau Marthe, Ihr habt nicht nur einen braven, auch einen grundgescheiten Mann. Aber nun gebt ihn frei, jetzt bin ich frischen Mutes und ein rechter Jäger. Komm, Kniebusch! wollen nun fein geduldig auf dem Anstand stehen!“ Und sie zogen in den Forst.

Anderntags war es dem Junker Kurt nicht schwer gefallen, vom Vater die Einwilligung zu einer längeren Reise zu erlangen. Freilich hatte der alte Graf augenblicklich noch nicht daran gedacht. Doch galt seit alters her ein Zug an die größeren und kleineren Höfe der deutschen Herrscher, dazu eine Reise nach Frankreich und Italien für den rechten Schlußstein einer adligen Erziehung. Auch war der Vater, welcher den Erstgebotenen ja von Herzen liebte, im Innersten zu dieser Lösung aller Streitigkeit, wenn's auch zunächst nur einen längeren Aufschub galt, wahrhaft froh. Was konnte ein Jahr für Wandlungen bringen! Und auf Burg Arnstein waren Christine, Kurts Anverlobte, so schwer es ihr fallen mochte, und ihr Vater mit der Entscheidung für die nächste Zeit von Herzens Grund einverstanden. Auch sie hofften, freilich in anderm

Er fuhr fort: „Darin muß ich dir allerdings recht geben, an Entschlossenheit und Thatkraft mangelt es bei Kurt, ich könnte ihm davon abgeben.“ „Du?“ fragte Christine erstaunt. „Ja, ich!“ „Nun, ich will mich nicht mit dir streiten, Severin. Aber du wirst mir schon erlauben, daß ich bei meiner Ansicht über deine Glaubensart verharre. Du nimmst es sicher mit der alten Lehre auch nicht allzu herb und ernsthaft.“ „Richtig und falsch zugleich ist, was du von mir sagst. Ich wahre gewissenhaft den Schein, daß ich streng altgläubig wäre. Das ist mir genug. Für die Bauern haben wir den alten Glauben, die alten Satzungen not, damit wir sie in Zaum und Zügel behalten, der Edelmann genügt seiner Pflicht, wenn er öffentlich äußerlich mitmacht. Ich halte mich streng an Rosenkranz und Messe, mache zur Not das Fasten mit, im übrigen mögen die Heiligen und Nothelfer für mich einstehen und ihre Schuldigkeit thun.“ „Mir graut vor dir und deinem Glauben. So fester stehe ich zu meinem Luther, der alles Äußere Machwerk für nichtig erklärt. Und solche frevlen Grundsätze nennst du Energie und brüstest dich damit deinem Bruder gegenüber? Beim lieben Herrgott! Da ist mir Kurts Leichtsinn und sein Flattergeist tausendfach mehr wert, er verdreht die Augen nicht, hängt das Mäntelchen nicht nach dem Winde und fragt nicht, ob die Leute sein Thun sehen, oder nicht.“ „Deine Mißachtung kränkt mich nicht, denn sie ist ungerecht in meinen Augen. Meine Entschlossenheit hat ein anderes Ziel, und das ist eines rechten Edelmannes würdig. Ich trachte nach Macht über die Menschen, und darum thue ich, was, solche zu erlangen, notwendig ist.“ „Gott sei Dank! Kurt und ich, wir haben ein ander Ziel! Oft genug ist davon zwischen uns gesprochen. Er will später auf Hanstein und Arnstein ein echter Vater seiner Hörigen sein, ein milder guter Herr, wie es von den Patriarchen erzählt wird. Fern sei Gewalt wie Heuchelei!“ Häßlich, fast höhnisch zuckte es einen Augenblick um Severins Mund, ohne daß es Christine bemerkte. Aber sofort nahm er sein Gesicht in Zucht und erwiderte: „Mag auch ein Plan sein, wenn auch nicht nach meinem Geschmack! Doch du nanntest neben Arnstein auch unser Hanstein. Ihr werdet hübsch warten müssen, meines

Vaters altkatholischer Kopf ist nicht minder hart als der deinige.“ „Ich weiß es,“ seufzte Christine, „wir müssen uns in Geduld fügen, denn ich verzweifle fast daran, daß sich dein starrer Vater überzeugen läßt.“ „Überreden? Nein! Aber — nun — vielleicht — Thaten sprechen bisweilen deutlicher als Worte. Freilich, es gehört Mut dazu, 's ist nicht gefahrlos —.“ „Sprich verständlich, Severin, ich dächte, Mut hätte der Kurt vielleicht mehr, denn du.“ „Man kann ja Väter zum Nachgeben zwingen.“ Christine lachte: „Kann sie in Ketten legen und in den Turm sperren.“ „Das nicht, aber etwas anderes meine ich. Du müßtest natürlich einverstanden sein und helfen. Kurt folgt deinem Worte.“ „Heraus mit der Sprache!“ „Gut! Ich denke, deine Nerven vertragen es. Drum sage ich einfach: Entführen, Durchgehen, heimliche Ehe! In vollendete Thatsachen müssen auch harte Väterköpfe sich schicken.“ „Pfui, Severin! Schmach und Schande über deine Lippen! Bin ich eine Abenteuerin? Soll ich Zucht und Sitte mit Füßen treten? Soll ich meines Vaters graues Haupt, unsere Familie beschimpfen? Wider Gottes Gebot mich auflehnen? Pfui!“ „Wie das nun wieder prasselt! Genau wie der Kurt — keine Energie, keine rechte offene Ehrlichkeit! Ihr versichert euch immer, die Liebe zu einander wäre euer Höchstes, und es ist einfach nicht wahr. Da kommt erst die Religion, dann der Vater, der Name, schließlich auch vorher Zucht und Sitte — geht mir mit euren Redensarten!“ Sinnend blickte Christine dem Verfucher scharf ins Auge, er hielt ihren Blick trotzig aus, als sie entgegnete: „Das wäre auch wohl für dich gut, Severin, wenn Kurt mich entführte, der Vater enterbte ihn, und du wärest sein Nachfolger?“ „Das ist gegen das Gesetz.“ „Du weißt wie ich, daß der Kaiser davon lösen kann. So stark ist deine brüderliche Liebe wohl nicht, daß du auf Hanstein verzichtetest.“ „Ich trachte nicht nach seinem Erbe, aber selbst, wenn er es verlöre, hättet ihr an Arnstein genug.“ „Hast du mit Kurt darüber geredet?“ „Keine Silbe, er müßte dergleichen aus deinem Munde vernehmen, damit —“ „Genug, mein sauberer Severin! Dein schöner Plan wird zu Brei. Selbst meinem Bräutigam werfe ich mich nicht an den Kopf.

lagen dabei. Der Maurer, der ein armer, aber redlicher und verschwiegener Mann war, bekam gleich eine so reiche Gabe, daß er geborgen war und die größte Verschwiegenheit gelobte.

Im Hause aber war große Herrlichkeit.

Abends kam Lambert von Stuttgart froh und vergnügt zurück.

Seine Frau bemeisterte ihre Freude und sagte: Hast du dein Geschäft abgethan und wie ist's ausgefallen?

Gottlob! über Erwarten gut, sagte er. Ich kann Gott nicht genug danken, fuhr er fort; denn ich könnte für Tausende Waaren kriegen ohne Geld, so sicher ist mein Credit und so gut unser Ruf.

Siehst du, wir brauchten die Erbschaft deines guten Onkels Bastel gar nicht, um unser gutes Auskommen zu haben! sagte sie.

Wie kommst du doch heute auf die Erbschaft? fragte der Mann nicht ohne Erstaunen, da du doch sonst nie davon redest und nicht willst, daß ich davon rede?

Nun lächelte die Frau und sagte: Ich hatte letzte Nacht so einen tollen Traum! —

Ah was! rief Lambert, laß mir die Träume vom Leibe!

Wenn er aber wahr geworden wäre? sagte sie. —

Mach' keine Possen, Kind, versetzte der Mann.

Und wir haben sie! rief da die Frau und faßte seine Hand und zog ihn ins andere Zimmer.

Sieh hier unseres Kindes reiches Erbe! rief sie und zeigte ihm den Reichthum. Und er war groß.

Da stand er wie eine Bildsäule — starrte seine Frau und den Kasten an; fühlte dann die Geldsäcke, öffnete sie und sah das Gold und Silber blinken, und fiel dann seiner Frau um den Hals und sagte: Dir, du gute Seele, war er beschert, mir nicht!

Gott hat's wohlgemacht! rief die Frau und beide sanken auf die Knie und ihr Mund und Herz flossen über von Dank und Preis.

So fand sie der Vater.

Recht so, Kinder, sagte er mit einer Thräne der Freude im Auge. Es ist Gottes Gabe, die er Euch erst

Merke dir, ich liebe deinen Bruder so fest und treu, daß ich lange Jahre auf ihn warten kann, ich könnte ihm gar auch entsagen und würde nie eines andern Weib werden.

Aber jetzt geh augenblicklich von hinnen, denn du bist ein Böser. Ich werde, solange du still dich hältst, schweigen, um nicht Bruderhaß zu säen. Geh, Versucher!" Streng, befehlend hob sie den Arm und deutete nach der Laube

Ausgang. Sie war aufgestanden und sah in ihrem Zorne wunderschön aus. Heiß und begehrlich flammte es in dem Gescholtenen auf, er starrte sie mit weit geöffneten Augen an, daß bei dem Edelfräulein die Zornes- der Schamröte wich. Sie wendete sich ab. Er aber lenkte heuchlerisch ein, schlug die Augen nieder und bat um Friede und Vergebung. „Verzeih mir, Christine," stammelte er demütig, „vielleicht lernst du mich besser erkennen und beurteilen. Harte Zeiten fordern harte Menschen. Brauchst du mich einmal, so rufe mich! Daß ich offenherzig bin, wirst du bemerkt haben. Noch einmal: Verzeihe!" Doch sie kehrte sich nicht ihm zu, winkte nur mit der Hand und sprach: „Ich will's zu vergessen suchen — geh!" Er warf noch einen Blick auf die schöne Gestalt und schritt hastig von dannen. —

Der junge Graf Kurt von Waldenfels war länger denn Jahr und Tag fern vom Vaterhause, er machte seine große Reise durch Deutschland, dessen verschiedene Residenzstädte er, mit väterlichen Empfehlungsbriefen ausgestattet, aufsuchte. An den einzelnen Höfen bildete dazumal den Brennpunkt aller andern die einzige oberste Frage, wie sich der Herrscher und in zweiter Linie das Volk desselben zu der neuen wittenbergischen Lehre stelle. In Kassel, wo Kurt des Vaters Landes- und Lehnsherrn aufsuchte, neigte Philipp der Großmütige, obgleich er eben gegen Franz von Sickingen gekämpft hatte, sich zum lutherischen Glauben; entschiedener noch stand man zu Wittenberg und Torgau, wo die Ernestinische Linie der Wettiner Sachsenfürsten Hof hielt, auf der Seite des kühnen Mönches. Kurt hörte in der Elbstadt den gewaltigen deutschen Mann, welcher dem allmächtigen Papst furchtlos entgegentrat, predigen, und der Eindruck seiner Worte auf den ehrlichen, jungen Grafen, der bisher wenig tief mit des Glaubens Fragen sich beschäftigt hatte, war überwältigend. Der Mönch, den er persönlich kennen zu lernen nicht Gelegenheit fand — er unterließ solches vielleicht auch um seines Vaters willen — hatte sein Herz bezwungen. Trotzdem vermied er, des alten Grafen Weisungen folgend, auch die Höfe nicht, wo man bekanntermeise dem Luther und seiner Lehre streng abhold war. Er lernte in Dresden den herben, altgläubigen Herzog

Georg den Bärtigen kennen und mußte diesem harten Herrn trotz dessen religiöser Unduldsamkeit um seiner sonstigen fürstlichen Tugenden willen volle Achtung zollen. Denn in Dresden galt gute Zucht und Sitte, seine Sparsamkeit und ehrbares Wesen. Böse dagegen, recht übel weltlich, oft zügellos und sittenlos kam dem jungen Reisenden das Leben in Mainz vor am Hofe des Erzbischofes Albrecht, welcher zugleich Herr des der väterlichen Burg benachbarten Eichsfeldes war. Das schlimmste Bild von dem Treiben der Altgläubigen, von der katholischen Geistlichkeit, empfing Kurt, als er nach Übersteigung der Alpen Italien sah, in Rom anlangte. Wahrlich, der Luther hatte wahr gesprochen: die Stadt des heiligen Vaters war eine recht unheilige und glich einem häßlichen Sumpfe. Offen berichtete Kurt an den Vater wie an Christine von seiner Reise Gang, von seinen Erlebnissen und Anschauungen. Er verhehlte dem alten Grafen nicht, welchen tiefen Eindruck Luther auf ihn ausgeübt, wie arg ihm das Treiben des mainzischen, noch mehr des römischen Klerus erschienen sei. Von einem offenen Übertreten zur neuen Lehre meldete er nichts, und dies stimmte mit der Wahrheit überein. Kurts ganzes Wesen — darüber jauchzete Christine in ihrem Herzen — hatte sich während der Reisezeit vertieft, sein Charakter, ohne an Frische und Lebenslust einzubüßen, an Festigkeit und Ernst gewonnen. Vorher kannte er neben der herzlichen Liebe zu seiner einstigen Jugendgespielin als Lebensfreuden zumeist das edle Weidwerk und rühriges Üben in ritterlichen Künsten mit Schwert und Lanze, jetzt hielt er Umschau im Vaterlande, kümmerte sich um die Weltlage, lernte an andern sich selbst prüfen und also erziehen. Neben der religiösen Frage fesselte besonders die Lage der Bauern, die beginnende aufrührerische Bewegung derselben den jungen dereinstigen Schloßherrn. Und wie er besonders im südlichen Deutschland das schnöde, willkürliche, oft unverantwortliche Regiment der Herrischen, des Adels wie der hohen Pfaffen, kennen lernte, stieg wie im verklärten Lichte das Bild seines alten Vaters vor ihm auf. Denn Herr Heribert stand wohl unverbrüchlich fest und stolz auf seinem geschichtlichen, ererbten Rechte, bewies sich aber sonst, wie es jetzt dem Sohne in der Erinnerung

doppelt auffiel, als ein rechtlicher, wohlwollender Herr seiner Hörigen. Und so lernte Kurt trotz der starr abweichenden Ansichten über Luther den Vater, welchen er bisher kindlich geliebt hatte, als Mann mit vollem Verständnis achten und ehren, derweil dieser ein anderer war, als die süddeutschen, übermütigen Herrischen. Das ward auch in seinen Briefen kund, und der Alte, so übel ihm auch die Hinneigung zu dem Wittenberger behagte, freuete sich in gutem, väterlichem Stolze über seinen verständigen, lieben Jungen. Christine blickte getrosten Herzens in die Zukunft und hoffte das Beste, ihr Kurt war ein tüchtiger Mann geworden: das andere mochte der Herrgott richten und besorgen. Ingrimmig allein schauete der Bruder Severin, dem der alte Graf sowohl Kurts Briefe mitteilte, als auch sein Wohlgefallen über Kurts mannhafte Art und Weise aussprach, auf diese Entwickelung. Aber der schleichende Wolf wußte die Krallen zu verbergen, sowohl vor Christine, als vor dem Vater. Seit dem mißlungenen Versuche und Zwiegespräche im Arnsteiner Garten suchte er die Braut des Bruders in Vertrauensseligkeit einzulullen, indem er widerwilligen Herzens Kurts Loblied sang. Doch Christine blieb auf der Hut und mochte nie wieder rechtes Vertrauen zu ihm fassen. Auch bei dem alten Grafen hütete sich Severin sorgfältig, mit offenen Worten oder Verdächtigungen vorzugehen. Aber hier hatte er zwei leichte Angriffspunkte für seine bösen Pläne. Zunächst versuchte er, des Vaters Haß gegen alles Wittenbergische immer von neuem zu schüren, damit sich zwischen Kurt und dem alten Grafen diese Kluft nicht schließe. Dazu kamen die tollen Wirren, welche gerade jetzt die beiden Geistlichen, Thomas Münzer und Pfeifer, in der benachbarten freien Reichsstadt Mühlhausen anstifteten. All das wüste Treiben in dem städtischen Regiment stellten, wie damals viele Altgläubige, verkehrt und Severin auf Luthers Rechnung, der alte Graf that solches in gutem Glauben, Severin in der Berechnung, daß es in seine Pläne passe. Denn er vermeinte, Kurt möchte wohl bei seiner Heimkehr, weil er freimütig von der unglücklichen Lage der süddeutschen Bauern geschrieben, auch dem Unwesen der Mühlhausenschen sich annehmen. Weiter, immer weiter griffen die Unruhen der freien Reichsstadt

um sich, toller wurden die Brandreden Thomas Münzers, der das Gottesreich auf Erden errichten wollte. Auch die Umgegend begann unter dem Drucke der Aufrührerischen arg zu leiden. In Hanstein gab es trotz des Grafen milden Regimentes allmählich unzufriedene Leute. Wenn man dem gemeinen Bauer, dem Hörigen alle Tage ins Ohr zischelte, daß er in schnödester Zwingherrschaft stehe, die ein Ende haben müsse, so erblickte er zuletzt auch in einem guten und gerechten Herrn einen unerträglichen Tyrannen. Nicht einmal freien Glauben — so hieß es — wolle der harte Hansteiner seinen Leuten lassen. Daß letztere Klage hauptsächlich nur ein nichtsnutziger Vorwand der Unzufriedenen war, zeigte allerdings ein einziger Blick auf das benachbarte Arnstein. Hier begünstigte der Ritter Wendelin von Eichenau und seine Tochter Christine nach besten Kräften das Luthertum, aber die Zahl der Mißvergnügten und Mürrischen war nicht geringer. Die gemeinsame Sache und Gefahr hatte die beiden alten Freunde mehrfach zu Besprechungen zusammengeführt, man beriet und gelobte gegenseitigen Schutz, aber die alte Wärme und Freundschaft wollte nicht wieder aufkommen, der Name Luther gab oft zu frischem Hader Anlaß, und Severin sorgte dafür, daß dieser Anlaß nie fehlte.

Um diese Zeit kehrte Kurt unvermutet von seiner großen Reise zurück. Hatte die Gefahr, in welcher er die väterliche Burg wähnte, seine Heimkehr beschleunigt? Er war über Mühlhausen gekommen und konnte als Augenzeuge von dem Münzerschen Getreibe Bericht erstatten. Es gab eine ehrliche Aussprache zwischen dem Vater und dem heimgekehrten Sohne. So abfällig sich auch Kurt über die Gewaltthaten des süddeutschen Adels und der dortigen Geistlichkeit aussprach, ebenso energisch verurteilte er die Greuel und den widerlichen Unfug der mühlhausenschen Lügenpropheten und ihres Anhanges. Mochte der alte Rat der freien Reichsstadt auch in zöpfischer Art am Hergebrachten hangen — nur wilde Begehrlichkeit und Zügellosigkeit der Unterthanen, welche von jenen Schreiern verführt wurden, hatten das tolle Unwesen, wie es Kurt ansah, zu stande gebracht. Nur darüber blieb er verschiedener Meinung mit dem Vater, daß der Luther der Urgrund

dieſer Wirren ſein ſollte. So wollte es denn, obgleich Graf Heribert das gefeſtigte Weſen, wie die Ehrlichkeit Kurts vollkommen anerkannte zu keiner rechten vollen Wärme zwiſchen Vater und Sohn kommen. Hatte auch

der Heimgekehrte in jeder Weiſe ſich des Vaters Willen gefügt und erklärt, daß er der Zukunft getroſt vertraue, worauf wartete er? Auf des eigenen Vaters Tod? Trauriger Gedanke! — — —

Ein ruhiger Spätherbstabend hüllte Schloß Hanstein und seine Umgebung in Grau, da schritt ein einsamer Wandersmann, der alte Graf, in tiefem Sinnen und Grübeln, von der Burgpforte dem nahen Walde zu. Er war noch nicht tief in das Gehölz gedrungen, als ihn ein einsamer Lichtschein daran erinnerte, daß er sich in der Nähe des Forsthäuschens befand. Der helle Schimmer dünkte ihn wie ein Magnet, der ihn anzog, und er folgte diesem Gefühle. Vor der Stubenthür angekommen, hörte er die Stimme der Försterstrau, welche offenbar ihrem Manne vorlas. Leise war der Graf ins offene Häuschen getreten, daß selbst der alte Jagdhund da drinnen am Ofen sich nicht gerührt hatte. Jetzt aber bellte derselbe auf, Graf Heribert pochte und trat mit freundlichem Abendgruß ein. Da sah er ein friedliches Bild vor Augen. Das Ehepaar saß am schlichten Eichentisch bei einander, Fritz Kniebusch putzte ein Feuerrohr, Marthe las eben in einem Buche, welches sie bei des Herrn Eintritt etwas hastig in des Tisches Schublade barg. Der Förster ging dem Eintretenden, nachdem er das Gewehr bei Seite gestellt, entgegen, machte eine ehrerbietige Verbeugung und sprach: „Grüß Gott, gnädigster Herr Graf!“ Frau Marthe trat mit einem zierlichen Knix herzu und sagte gleichfalls: „Grüß Gott! 's ist lange her, daß der gnädige Herr unserm Häuschen die Ehre eines Besuches zuletzt geschenkt.“ Still nickte Herr Heribert, und Fritz Kniebusch fuhr fort: „Wollet Ihr uns mit einer kleinen Ausruhe erfreuen? Es ist kühl draußen — darf die Frau Försterin Euer Gnaden mit einer Schale Würzebier aufwarten? Es thut ihr darin keine Hausfrau zuvor.“ „Ja, Försterin! bereite uns einen erwärmenden Trank, kann's gebrauchen.“ Wie die Frau in die Küche gegangen war, setzte sich der Graf auf den von ihr verlassenen Stuhl und winkte dem Förster, seinen alten Platz am Tische wieder einzunehmen. Fritz Kniebusch schauete den ihm gegenübersitzenden Herrn mit langen, prüfenden Blicken schweigend an, daß dieser bald halb lachend ausrief: „Ei, Kniebusch, was starrst du mich an wie eine Geistererscheinung?“ „Nichts für ungut, mein gnädigster Herr! aber Euer Gesicht gefällt mir nicht. Ihr seht krank aus und solltet einen Arzt befragen.“ „Rede

mir nicht von den Quacksalbern, Förster! Können mir nicht helfen. Hast aber recht gesehen, mir ist wahrhaftig nicht wohl zu Mut. 's sitzt aber tiefer, tief in der Seele. Ach!" „Darf ich wissen, gnädigster Herr, was Euch am Herzen druckt?" „Was? Hunderterlei! Frag lieber: was nicht! Da ist zuerst die verrückte Bauernwirtschaft, die mir das Leben verbittert, habe mein Lebtag meine Leute nicht geschunden — und nun steckt das Gift sie doch an." „Ei ja, freilich, Herr Graf! Aber Not hat's doch damit noch nimmer. Wer soll sich auf Burg Hanstein vor einer Handvoll unzufriedener, unvernünftiger Bauernlümmel fürchten?! Und mein Herr — fürchten? Nimmermehr!" „Ist mehr Ärger als Furcht dabei, Kniebusch — 's ist auch nicht die Hauptsache — Ich — ja — nun — offen heraus! Ich habe in meinem eignen Hause keine rechte Freude." „Bei Kraut und Lot, Herr! Wie ist das möglich? Wie soll Euer Dienstmann solches verstehn und begreifen? Ist unser Kurt — wollte sagen, unser lieber junger Herr — nicht eben justement wohlbehalten heimgekehrt? Und wie ist er heimgekehrt!" Des Försters Augen leuchteten förmlich auf in freudigem Stolze, und er fuhr fort: „Breitschultrig, stattlich, sicher, gereift und dabei ganz das alte herzliebe Menschenkind! Das muß doch eines Vaters Herz jubeln machen." „Ja ja! Schon wahr! Aber es giebt noch andere Erwägungen. Zum Beispiel will mir scheinen, daß die Brüder gar nicht richtig zusammenpassen und stimmen. Weiß ja nichts von Streit und Hader bei ihnen, aber es fehlt an rechter brüderlicher Herzlichkeit." „Beim Himmel! Ohne meines Herrn jüngerem Sohne zu nahe treten zu wollen, mein lieber Junker Kurt kann unmöglich daran schuld sein." „Und dann die Christine mit ihrem Starrkopf und der neuen Lehre!" „Hm, hm!" murmelte der Förster. Der Graf sah seinem Dienstmann, welcher ruhig den Blick aushielt, scharf in die Augen, schnippte dann mit Daumen und Mittelfinger seiner Rechten, als ob ihm eben ein Gedanke käme, und sagte: „Was brummst du da in den Bart, Förster? Komm einmal ehrlich jetzt auf meine Frage mit der Sprache heraus! Wie steht es hier bei dir mit dem Hausfrieden?" „Wie meint das mein Herr?" „Mußt es doch nach meinen

letzten Worten selbst herausfühlen. Wie verträgst du dich mit deiner Frau bei eurem verschiedenen Glauben? Wie steht neue und alte Lehre zu einander? Offen heraus, Kniebusch! Ich habe da vorhin gesehen, wie Frau Marthe ein Büchlein vor mir versteckte, daraus ich sie vor der Thür vorlesen hörte." „Bei Treu und Glauben! Es ist mit unserer Verträglichkeit besser geworden von Jahr zu Jahr. Die Marthe ist eine Perle von Frau. Steht fest auf ihrer Lehre wie auf einem Fels, begehrt aber nicht auf, sondern bleibt fein demütig. Mit mir ist eine leise Wandlung vorgegangen, seit ich im eisenachschen Walde dem Manne von Wittenberg selbst begegnet bin. Erzählte Euch, Herr, ja damals von dem Zusammentreffen. Habe eine verträglichere Art angenommen. Und das Buch? Ihr habt recht gesehen, es ist ein verbotenes Stück, das neue Testament in Luthers Übersetzung. Aber ich höre der Marthe nicht ungern zu, 's ist so hübsch, das man alles selbst versteht, und in dem Buche ist gar mancherlei, was mir gut zu beherzigen scheint." „Möchtest wohl schier selbst übertreten, Kniebusch?" „Würde selbigen Schritt niemals ohne meines Herrn ausdrückliche Billigung unternehmen. Gehorsam gegen Euch hat mir der Junker von der Wartburg selbst zur Pflicht gemacht. Und so bete ich denn meinen Rosenkranz und höre die Messe. Thue ich mit dem Hören des Lutherschen Buches eine Sünde, so wird es dafür wohl noch Absolution geben." „Hallo, Förster Kniebusch! Ich kenne dich nicht wieder, Mann! Bist so lau, so halb und halb geworden, wie früher nicht deine Art war. Und dazu bist du ein richtiger Narr. Willst dich dafür absolvieren lassen, daß du ein Lutherisch Buch lasest und weißt doch, daß der Wittenberger von der Absolution nichts wissen will? He! Ist das nicht Widerspruch und Unsinn?" „Meine Frau, Herr, die mich ganz auf ihrer Seite haben möchte, spricht bisweilen ähnlich. Mit dem Widerspruch mag's schon sein Recht haben. Aber seht, ich meine, solche Widersprüche giebt's in jedem Menschen nicht einen, sondern ein Dutzend. Der Luther ist sicher nicht frei davon. Schilt bei dem heurigen Zwiste auf die Herrschaften und die Bauern abwechselnd und mag oft schwer bei sich die rechte Grenzscheide finden. Ist gewiß für ihn eine saure Arbeit.

Denket an mich selbst! Nichts ist mir lieber als ein glattes flinkes Reh oder ein schmuckes Schmaltier im Walde, und doch schieße ich sie tot. Wie hege ich meine alten Eichen und Buchen! Und doch lasse ich sie zur rechten Zeit abschlagen. Und Ihr selbst, Herr? Kommt Eure Klage nicht auf einen Widerspruch hinaus? Ihr achtet und liebt unsern prächtigen Junker Kurt und mißtraut ihm dabei." „Bist eine brave Haut, Kniebusch, und dein Sinnieren ist schließlich nicht so thörichtes Zeug. Mit dem Kurt hast du es getroffen, ich finde mich um ihn mit mir selbst kaum zurecht. Will er mir die Erlaubnis, die Christine zu freien, langsam abtrotzen, mich mürbe machen? Meint er es ehrlich, wenn er's mit dem Luther hält und wider die mühlhausenschen Lügner sich ereifert? Das hängt doch beides zusammen. Wenn ich nur mir Hülfe wüßte, Klarheit hätte! Ein anderer mag draus klug werden." „Ehrlich meint es mein Junker, Herr Graf! Sicher! — Hm, hm! — Entschuldigt, wenn ich wieder brumme! Ich wollte! — ja, beim Himmel! ich wollte, Ihr hättet Anno 21, wie ich, den Luther im Wartburgwalde sprechen hören. Der versteht es, das Herz zu öffnen. Und ein Aufrührer ist er wahrhaftig nicht, redet zur Ordnung, vermahnt zur Pflicht und will nicht kopfüber vom rechten Wege abtreiben. Wenn der Junker mit Euch, Herr, und Ihr mit ihm in der Klemme sitzet, der Luther, glaube ich fast, schaffte Rat. Würde dem Herrn Kurt schon den Kopf richtig rücken, sollte es irgendwo fehlen." „Könnte mir, wenn es so ist, wie du sagst — und ich habe dich bisher nicht als Lügner befunden, Kniebusch — schon recht und genehm sein. Ich schlüge die Christine und ihren Vater dazu mit ihren eigensten Waffen. Aber — 's bleibt unthunlich — Ketzerei — innerer Widerspruch!" „Wie ich's mit dem Widerspruch halte, wißt Ihr, gnadigster Herr. Freilich, freilich! Ihr selbst müßt es am besten wissen und entscheiden. Zu überlegen wäre es am Ende dennoch! Müßtet selbst hin, ein anderer kann solches nicht auf die Schultern nehmen. Vielleicht — inkognito, wie man das so heißt —" „Still Forster! Ich höre deine Marthe kommen. Nichts davon vor ihr! Vielleicht überlege ich's wirklich!" — — Die Försterin trat ein mit dampfender Kanne, daraus ein kräftiger Würze-

darreichte, als ihr deren würdig geworden waret. Er sei gelobt! Aber bleibt, wie Ihr seid, zufrieden mit dem, was Ihr habt und wendet den Reichthum an, daß ein Segen darauf ruhen bleibt.

Das gelobten sie und hielten's treu.

Zwar zog Lambert die treulosen Schuldner zur Rechenschaft, und das war Recht und Pflicht; aber er blieb ein bescheidener, fleißiger, gottesfürchtiger Mann, und wurde ein Wohlthäter der Armen aus Herzensgrund, und der Segen blieb seiner Familie und das Erbe war nun erst in die rechten Hände gekommen. Sehet, schloß der Schmied Jacob, der Segen Gottes kommt erst, wenn wir auf *seinen* Wegen gehen, und die sind allemal: Bescheidenheit, Demuth, Treue, Fleiß und Gottesfurcht, und dann bleibt er uns niemals aus — und dazu sag' ich, was im Katechismus steht: Das ist gewißlich wahr!

geruch stieg. Sie schenkte ein, und Graf Heribert ließ es sich trefflich munden. Man trank und plauderte, es ward ein fröhliches, harmloses Gespinst gewebt, wie ein solches zwischen einem guten Herrn und ehrlicher Dienerschaft allzeit gedeihen kann. Spät erhub sich der Schloßherr, reichte seiner Wirtin die Hand und schied mit den Worten: „Dein Gebräude, Frau Försterin, und deines Mannes Rede haben mir wohlgethan. Seid bedankt und Gott befohlen!“ Leichter, als er gekommen, trat er den Heimweg an, die finstern Falten seiner Stirn waren geglättet, hinter der Stirn keimte ihm ein neuer Gedanke.

Ein stürmischer Frühjahrsmorgen des Jahres 1525. In der Elbstadt Wittenberg wehete ein steifer Wind vom Strome her und kämpfte gegen den grauen Nebel, den die Nacht zusammengebraut, ein recht unwirtliches Geheul zog durch die Gassen, über die bereiften Dächer. Aus der Herberge zum güldenen Hufeisen, darin sie genächtigt, machten sich zwei Männer auf den Weg nach Doktor Luthers Wohnung, Graf Kurt und sein Vater Heribert, bei welchem letztern die Worte seines Försters fruchtbaren Boden gefunden hatten. Der Mann, um deswillen sie die Reise angetreten, stand um diese frühe Morgenstunde am Fenster seiner Arbeitsstube, welche im ersten Geschoß des ihm zur Wohnung geschenkten weiland Augustinerklosters gelegen war, und schauete dem Treiben des Wetters zu. Hinter ihm auf breitem Eichentische lagen neben vielen Büchern und dem nötigen Schreibzeuge zwei gesonderte schriftliche Arbeiten, deren einzelne Bogen aufeinander geschichtet waren. Denn der Luther feilte und besserte um diese Zeit gerade noch fleißig an der Bibelübersetzung, zum andern beschäftigte ihn die Schrift wider die aufrührerischen Bauern. Bei dem Sturme hatte der breite Kachelofen ein wenig geraucht und die Stube mit häßlichem Qualm gefüllt, daß der Doktor den einen mit Butzenscheiben gefaßten Fensterflügel öffnete, um frische Luft einzulassen. Scharf und kalt zog es durch die Öffnung, so daß er den warmen, schwarzen Rock fester über der Brust zusammenziehen mußte. „Man muß von zween Übeln das kleinere wählen,“ sprach er zu sich selbst, „oder einen guten Mittelweg suchen, ein wenig frieren ist besser, denn

erſticken." Dann, das Wetter beſchauend, fuhr er halblaut fort: „Wie das fegt und wirbelt! Iſt aber ein gutes, nützliches Treiben, der Sturm wird uns das Frühjahr mit

ſeinem friſchen Leben bringen. Biſt ja ſelbſt ſo eine Art Wirbelwind, Martine! Der Winter, die rechte Erſtarrung iſt das heurige Papſttum, und du mußt darüber hinfegen, daran rütteln und ſchütteln, daß die Eisſchollen brechen.

Gottes Gnadensonne wird schon den Sommer bringen." Da erblickte er durch das offene Fenster zwei Männer, welche durch den langen Klosterhof auf seine Wohnung zuschritten. „Die beiden sehen auch aus wie Winter und Frühling," hub er nach kurzer Betrachtung der Ankömmlinge wieder an, „alt und jung, mögen wohl Vater und Sohn sein. Fröhliches bringen sie nicht, das steht auf ihren Gesichtern geschrieben. 's wird wieder eine schwere Herzensnot sein, die sie herführt. Bin's schon gewohnt. Aber nicht darum die Ohren hängen lassen, Martine! Bist nicht zu deiner Bequemlichkeit und Ergötzlichkeit in die Welt gesetzt. Und helfen können ist das schönste Genügen, vielleicht das Gott am meisten wohlgefällige Ding auf Erden. Wird sich auch mit der andern Tagesarbeit vertragen. Mit den Bauern will ich heute nachmittag und abend abrechnen, und mit dem römischen Papst ziehen wir ein andermal zu Felde." Damit trat er zurück und schloß das Fenster.

Sein Besuch war derweil schon in den Thorweg getreten, Luther vernahm auf der Treppe das Geräusch von Tritten, und nach Anpochen und Hereinruf erschienen die beiden Grafen Waldenfels im Zimmer. Man bot sich grüßend die Tageszeit, und Luther hieß seine Gäste, sich setzen. Freudig erregt schauete Kurt in das Angesicht des Doktors, in die festen, markigen Züge, darin doch ein Hauch echten Wohlwollens nicht fehlte, in die großen, blauen Augen, so lichtvoll und warm zugleich. Auch Graf Heribert konnte sich kaum des Zaubers erwehren, welcher von diesem Manne ausging, es wollte ihm schon anfangs warm ums Herz werden, aber er meisterte sich, da er durchaus kühl bleiben wollte, und begann mit herber, fast harter Stimme: „Um Irrungen zu meiden, Herr Dr. Luther, komme ich gleich offenen Visieres. Ich bin fest altgläubig und allen Neuerungen abhold. Will also gleich zum Eingang fragen, ob Ihr mit solchen Leuten eine Unterredung führen möget?" „Euer Ton, Herr," antwortete der Wirt, „klingt rauher in meinem Ohre, als der Inhalt Eurer Worte. Der Luther hat Gegnerschaft genug und ist derselben nicht ungewohnt. Und solche, die mich aufsuchen, sind just meine übelsten Widersacher gewiß nicht, denn sie müssen schon einiges

Vertrauen zu mir haben und einen Anknüpfungspunkt dazu." „Beides in Richtigkeit, Herr Luther! Und solchen Anknüpfungspunkt bildet für uns der Förster — — meines — meines Bruders, Namens Fritz Kniebusch. Weiß nicht, ob Ihr Euch seiner noch erinnert. Er hat Euch getroffen im Wartburgwalde, da er mit seinem Weibe nach Schleusingen zog." „Ei ja doch! Das war ein treuherziger Mann, und seine Hausehre eine liebe, schmucke Frau." „Wird dem Kniebusch lieb sein, solches Urtel von Euch zu hören. Paßt auch mir gut in mein Anliegen. Ihr erinnert Euch, daß er altgläubig ist, und seine Frau Euren Sätzen anhängt." „Weiß wohl, 's war damals wenigstens so, wie Ihr sagt. Ich will verhoffen, daß kein Ärgernis und ehelicher Unfrieden drum zwischen den beiden steht." „Keinerlei! Sie haben Eure Vermahnung zum Frieden fest zu Herzen genommen. Gerade wegen der Försterseleute ist mir der Gedanke gekommen, Euch aufzusuchen. Seht, Herr Doktor, Ihr sollt diesem jungen Menschen, meinem — — Neffen den Kopf zurechtsetzen. Sein Vater — — — mein Bruder, ist ein alter Murrkopf, ein Brummbär und Eisenfresser, streng altgläubig; dieser, sein Sohn, ist, wie die Jugend, leicht zu den Neuerungen geneigt. Der Riß wäre am Ende nicht so schlimm und tief. Aber der Junge ist der Erstgeborne, der Lehnserbe, und dann kommt noch eine anverlobte Liebste dazu, ein Edelfräulein, von dem man sonst ehrlichermaßen nur das Beste rühmen kann. Selbige hängt eisenfest an Eurer neuen Lehre. Nun steht die Sache so: Der Alte liebt diesen Junker — brauchst nicht zu erröten, Kurt! Ich sage, nur was not ist — und der Junge liebt auch seinen Vater und ehrt ihn — — Aber, aber! Der eine Punkt! Dieser ist der Erstgeborne, des Vaters Nachfolger in der Burgherrschaft, und der Alte will — offen gesagt — nicht, daß später ein Ketzer in seinem Erblehn sitze. Trotz aller Unruhe, die Ihr in der Welt gestiftet habt, hat man Euch mir als einen billigen Mann dargestellt. Ich möchte, daß Ihr ihm selbst saget, wie denn doch das vierte Gebot allen Euren Lehren vorangeht." „Das ist ein wunderlicher Handel, Herr Gast, Ihr stellet mir da ein absonderlich Ansinnen. Ich, der Luther, soll einen Anhänger vom lutherschen Wahne heilen, ich

soll jemand vor dem schützen, was ich für das Allerbeste halte. Freilich kommt Ihr mit dem vierten Gebot, aber einmal klagt Ihr ja nicht über unkindliches Gebaren Eures — Begleiters, und dann könnt Ihr auch ein Schriftwort lesen: ‚Ihr Eltern, reizet eure Kinder nicht zum Zorn'. Ehe wir jedoch an den weitern Kern unserer Besprechung gehen, noch eines! Ihr sprachet von Eurem offenen Visier, wisset denn, daß Ihr ein doppeltes Visier habt, das eine ist zurückgeschlagen, Ihr habt Euch offen altgläubig genannt, das andere sitzet noch vor Eurem Gesichte gleich einer Maske, welche allerdings leicht zu durchschauen ist." „Wie meint Ihr das?" „Nun, ihr beide seid Vater und Sohn!" Erstaunt blickte der alte Graf in des Doktors Gesicht, fuhr aber dann schnell gefaßt fort: „Woraus wollt Ihr solches schließen, Herr Luther, doch nicht aus der Familienähnlichkeit, welche auch bei entfernteren Verwandten sich findet?" „Nicht doch, Herr Gast! Mein Beweis bringt für Euch ein gut' Zeugnis bei. Ihr könnt recht schlecht und schwerfällig nur lügen. Jedesmal habt Ihr bei den Worten Oheim und Neffe mit der Zunge angestoßen und etwas gestottert. Dazu habt Ihr Euren vermeintlichen Bruder einen Brummkopf oder wer weiß wie gescholten. Das thut kein Edelmann, kein rechter Mann und für einen solchen will ich meinen Gast halten." „Gerade heraus, Ihr habt's getroffen, herunter mit dem zweiten Visier! Ja, ich bin Graf Heribert Waldenfels, dieses Junkers Vater. Und nun! Was sagt Ihr zu unserem Handel?" „Ei, lieber Herr, das geht nicht so mit einem Abdrücken, wie beim Feuerrohr. Bin ja sonst auch dafür, daß man nicht hinterm Berge hält, und einen rechten Geradaus nennen mich sogar meine Gegner. Aber es giebt nun auf Erden zwischen Schwarz und Weiß doch auch die graue Farbe, ich habe schon oft im Leben die goldene Mittelstraße für gut gefunden, und just für euch beide wird ein Mittelweg zu suchen sein. Freilich würde Euer mühlhausenscher Nachbar, der Prophet Thomas Münzer, mich wieder den Dr. Leisetritt schelten." — „Über den wilden Mann von Mühlhausen möchte ich später gleichfalls Euer Urtel vernehmen, Herr Luther." „Es soll an offener Antwort nicht fehlen. Jetzt aber verstattet erst, daß ich

zu unserem nächsten Zwecke mit Euch und später mit dem Junker ein klein Examen anstelle. Also zunächst mit Euch, dem Vater! Habet Ihr gegen die Anverlobte Eures Sohnes mit Ausnahme ihrer Anhänglichkeit an die neue, an meine Lehre irgend etwas einzuwenden?" „Nicht das mindeste! Sie ist sonst ein liebes, vortreffliches Edelfräulein, Tochter meines ältesten Freundes und Genossen, der leider betreffs der Religion auch der Tochter gefolgt ist. Die beiden sind von uns schon für einander bestimmt, da sie noch in Kinderschuhen liefen. Ihre Herzen hatten sich zu unserer Freude gefunden —" „Nun überleget einmal, Herr Graf! Ihr sagtet, das Fräulein steht felsenfest auf ihrem Glauben. Würde es Eure Achtung vor ihr mehren — falls nämlich Euer Sohn und Euer Wunsch nicht mit im Spiele wären — wenn dieselbe gleich einer Wetterfahne bei ihrem Glauben befunden würde?" „Habe darüber noch nicht nachgedacht, Herr Doktor." „Versäumet es nicht! Und bedenket auch, ob Ihr es bei diesem Eurem Sohne gut, schön und ritterlich fändet, wenn er gleich einem zitternden Schilfrohre hin- und herschwankte, wenn er mit seinem Glauben wie ein Kind mit einer Handvoll Nüsse spielte und ein Stück gegen das andere lustig austauschte. Doch zum andern! Saget mir ehrlich: Ist der Grund Eures Widerstandes der, daß Ihr vermeint, Euer Sohn fahre an Leib und Seele besser beim alten Glauben? Oder aber — Ihr nanntet Euch selbst einen alten Eisenkopf — möget Ihr nur trutzig ohne weitere Forschung und Gedanken auf Eurem Willen und den alten Satzungen bestehen?" „Ihr setzet mir Euer Wort gleich einem spitzen Schwerte auf die Brust. Allerdings gedenke ich, meines Sohnes Bestes im Auge zu haben, will aber nicht leugnen, daß ein derbes Stück Eigensinn bei mir mit im Spiele sein mag." „Fraget Euch ehrlichst, Herr Graf, welche Schale bei Euch schwerer wiegen mag! Und nun zuletzt, denn darauf muß es ja hinauskommen: Prüfet doch einmal selbst, was Ihr meine, die ketzerische Lehre nennt." „Darf es ja nicht, die Kirche verbietet selbiges." „Ei ja — das ist freilich die einfachste und dabei verschmitzteste, römische Beweisführung." „Hat Rom nicht mit seiner Lehre das ehrwürdige Alter gegen Euch voraus?" „Ihr meint, das

Jüngere soll gegen das Ältere kein Recht haben, das wäre für Gedanken ein seltsam Erstgeburtsgesetz. Ich bin überhaupt nicht begeistert für das einfache Erstgeburtsrecht bei Erbe und Besitz, die Würdigkeit sollte eher entscheiden oder sonst eine gute Teilung stattfinden. Doch seid unbesorgt, solches sind wirklich Welthändel, die mich nicht kümmern, und ich streite nicht dagegen. Nur beim Glauben rufe ich immer wieder unentwegt: Prüfet, prüfet!" „Und wenn jedweder nur seinen Grübeleien folgte, wohin kämen wir, Herr Doktor? Wollt Ihr ohne jeden Eckstein und Grundpfeiler ein festes Haus erbauen?" „Gott behüte mich vor solchem thörichten Thun und Frevel, ich gelangte bald zu dem schrecklichen Münzer. Der Grundstein ist da, das Bibelwort ist das sicherste Fundament; darauf baue der Mensch, daran prüfe er. Also habe ich geredet zu Worms vor Kaiser und Reich, also rede ich noch heute zu Euch und jedermann." „Erlaubt Herr Doktor! Ihr seid ein gelahrter Mann, ich bin ein schlichter Rittersmann, ein Haudegen —" „Thut nichts! Das Evangelium ist nicht minder schlicht, denn Ihr." „Es wäre zu überlegen, aber das fordert Zeit, und ich möchte heute hier bei Euch mit meinem Jungen vorwärts kommen." „Recht so! Immer auch ein praktisch gutes Ziel vor Augen behalten! Also darum nun mit Euch, lieber junger Herr, ins Examen! An Eurem Herzen zerrt ein mehreres nach rechts und links, vor- und rückwärts, Ihr seid mit Eurem Sinnen in eine Sackgasse geraten, daraus Ihr schwer herausmöget. Ihr liebet dreierlei: Eurer Väter Burg und Stammsitz und deren künftigen Besitz, sodann oder auch vorher Euren Vater und ein gutes, liebes Fräulein. Zwischen den dreien stehet nun die arme, neue Lehre, das Evangelium. Nicht meine Person ist's, welche sich etwa in Euren Streit schiebe, ich bin durchaus Nebensache, bin gleich einer Drommete, daraus der notwendige Ton herfürgehen muß. In dem Evangelio ist zweierlei zu finden. Ihr leset: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen, und von dem Manne selbst gilt ein Gleiches oder Ähnliches. Aber ebenso fest gilt das vierte Gebot; wahrlich des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Ehre Vater und Mutter! Das ist das erste Gebot, das Verheißung hat! Damit

wir uns zwischen diesen beiden Felsen glücklich den Weg freimachen, muß ich Euch, lieber Junker, etwas schärfer ansehen. Hat Euch Eures Herzens Beschwer an der alten Lehre irre gemacht, oder seid Ihr so nebenwegs durch Eure Versprochene auf das Evangelium aufmerksam gemacht?"

„Es ist, ehrlich gesagt, das letztere der Fall, Herr Luther."

„Ist an sich keinerlei Tadel dabei. Unser Herrgott hat allerlei Wege, kann wohl einen Menschen durch sein Gespons zum Heile führen. Aber das sage ich Euch ein für allemal: Zur Nebensache ist das Evangelium zu groß. Merket also! Wollet Ihr nur um Eurer Braut willen zur neuen Lehre stehen, so ist Eure Sache ein eitel Narrenwerk, es lohnet sich beim Himmel nicht darum, daß Ihr Euch mit dem vierten Gebote eine Minute beschwertet durch seine Mißachtung. Erblicket Ihr aber einen Wink, eine Fügung des Himmels in Eurer Umkehr durch das geliebte Fräulein, und stehet Ihr nunmehr aus innerster Kraft und Überzeugung zur neuen Lehre, so muß ein anderes Mittel helfen." „Ich gedenke fest und ehrlich bei Eurer Lehre zu verbleiben, Herr Luther, weil ich nach eigner Prüfung glaube, sie als eine gute und wahrhaftige erkannt zu haben. Meines Vaters Abneigung gegen dieselbe ist mir in meiner Lage doppelte Bekümmernis." „Das nenne ich ein schlichtes, rechtschaffenes Wort, lieber Junker! Fahret also fort, und mit Eures Herzens Bedrängnis vertrauet auf Gott, auf die Zeit! Ihr seufzet? Ei, freilich ist Geduld der Jugend ein bittres Kraut, doch ich muß Euch selbiges verordnen. So wenig der Luther eine Sache sonst auf die lange Bank schieben mag, hier ist's das einzig Richtige. Vertrauet mir darin einmal, wie in dem übrigen! Sehet doch, welchen großen Umschwung die Zeit bei Eurem liebwerten Vater geschaffen hat! Er ist kaum so starr, denn früher; er kommt selbst mit Euch zu mir. Ist das nicht ein Großes? Gelieht's Gott, prüfet er unsere Sache jetzt wohl einmal selber, und was dann wird, wollen wir Gott anheimstellen. Noch kann ja Friede und Einvernehmen nicht ganz reif zwischen euch sein. Eins aber" — und hier wendete sich der Luther wieder zu dem alten Grafen — „ein gemeinsames Ziel, eine gemeinsame Arbeit kann und will ich euch, Vater und Sohn, vor Augen stellen. Es

ist jetzt keine Zeit des Grübelns und Sinnens in unserem Lande, sondern des Dreinschlagens. Und ihr beide Herren seid Ritterslente. Lasset alles andere dahinten, reichet euch die Hände, rüstet und schlaget wider die mörderischen, aufrührerischen Bauern! Denn mit der Rotte muß ein Ende werden, soll nicht alles zu Grunde gehen." „Daran wird es bei uns nicht fehlen, Herr Doktor," sprach der Graf Heribert, „doch erlaubet mir eine offene Frage! Haltet Ihr Euch und Eure Lehre für ganz unschuldig an diesen tollen und blutigen Wirrsalen." „Ja, und dreimal ja! Bei unseres Herrgottes Thron! Ich predigte nimmer solchen Aufruhr und geißele ihn. Nur Böswilligkeit meiner Gegner kann mich also übel beleumden. Ist in der Bauern Köpfe eine solche Begriffsverwirrung, daß sie mich an ihrer Seite oder gar Spitze wähnen, so will ich meinen Mund öffnen und ihnen sagen, was nicht lieblich zu hören sein wird." „Aber einen Anstoß haben sie aus Euren Worten gefunden," wendete der alte Graf ein. „Gefunden? Nein! Vielleicht genommen. Und selbst, wenn auch — das Vöglein, welches die Schneelawine scharrt, ist nicht für die Lawine verantwortlich. Ohne Eis und Schneemassen keine Lawine! Und — solches habe ich sonder Scheu ausgesprochen — der Herrischen Hartherzigkeit und liebloses Wesen sind die Eismassen gewesen, und die tolle Begehrlichkeit, die Zügellosigkeit der Bauern sind als Schneelast hinzugekommen. Itzt aber, wo die greuliche Lawine der wütigen Bauernschaft im Rollen ist, heißt es nicht fein wägen, wo ein Körnlein Schuld mehr oder weniger zu finden sei, sondern helfen und mit allen Trutz- und Schutzwaffen wehren. Die Bauern vernichten jegliche Wohlfahrt und bringen Tod, ich aber predige das Leben. Darum ist grimme Feindschaft gesetzet zwischen ihnen und mir. Und so ich als Lohn für unsere Unterredung erhoffen darf, daß ich zwei Paare wackerer Arme wider die Münzersche Teufelsbande geworben, will ich's für schönen Gewinn erachten und Gott danken." „Des seid gewiß, Herr Luther!" riefen Vater und Sohn und reichten einander die Hände. Strahlenden Auges legte auch der Wirt seine Hand als dritter dazu und sprach mit wohlwollendem Lächeln: „Brav, brav! Und mit dem andern, das euch eigentlich herführte? — Seid nicht un-

zufrieden mit dem Doktor Leisetritt, der zur Geduld mahnt! Kann euch nur wiederholen, was ich dem Förster Kniebusch und der Frau Marthe auf den Weg gab; denn die Wahr-

heit ist ein schlicht einfach Ding und verträgt gern eine Wiederholung. Liebet, ertraget euch! Meidet jeden Spott und Verbitterung! Disputiert auch nicht scharf hin und her, solches gehöret mehr vor die Gelehrten, nicht in die

10. Romming.

Ein Spiegel für Eltern und Kinder.

Das Sprüchwort: Jung gewohnt, Alt gethan, sollte alle Tage den Eltern und den Kindern zugerufen werden, damit sie eben alle Tage daran gedächten, nämlich die Eltern, daß sie bei ihren Kindern mit strenger Zucht und Vermahnung zum Herrn alle Tage die Ausbrüche der Wildheit, Rohheit, Unordnung und Unbarmherzigkeit unterdrückten, und den Kindern, daß sie inne würden, wie doch so leicht eine üble und sündhafte Angewöhnung sich in ihrer Seele einnistet, und dann nicht nur für das ganze Leben sich befestigt, zum sittlichen Verderben derselben, sondern auch mit den Jahren noch wächst und immer mehr die ganze Seele einnimmt und beherrscht. O, wie viel Unheil gehet hervor aus der Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit der Eltern gegen ihre Kinder! Wie Mancher ist dadurch auf die Wege des Verderbens gerathen und als Verbrecher unter dem Beile des Henkers gestorben oder hat in Ketten und Banden ein Leben geführt, das unendlich schlimmer war, als der Tod, oder ist in eine Tiefe des Jammers und des Elends gerathen, die uns mit Schrecken und Entsetzen erfüllt.

Ich will Euch da eine Geschichte zur Warnung erzählen, und Gott bitten, daß ich sie nicht umsonst möge erzählt haben!

Romming hieß der unglückselige Mensch, von dem ich reden will. Er war der Sohn eines Bierbrauers im nördlichen Deutschland. Seine Eltern begingen die schwere Sünde, ihn aufwachsen zu lassen, wie einen wilden Wurzeltrieb. Sie kümmerten sich wenig darum, ob sein Herz fromm und gut werde; ob er zu Gott bete; ob er die Kirche besuche. Nur darauf hielten sie, daß er in die Schule gehe. Damit aber war's ihnen genug, daß er mit seinen Büchern fortgehe. Ob er auch wirklich in die Schule gehe, etwas Rechtes lerne, darnach fragten sie gar nicht. So kam's denn gar häufig, daß er neben die Schule ging, in Wald und Hecken herumstreifte und dort die Nester

Familie. Also treffet ihr einst schon zusammen." Der alte Graf Heribert, dem sein Sohn und der Wirt bald folgten, war aufgestanden; er verabschiedete sich mit herzlichem Worte also: „Ich muß Euch danken, Herr Luther, und thue es nicht nur aus Höflichkeit, sondern recht warmen Herzens. Ihr habt eine gute Weise, mit Menschen zu sprechen, und waret mir ganz anders geschildert von dem Kaplan". „Will's gern glauben, ist mir dergleichen mehrfach zu Ohren gekommen." „Ihr werdet von mir keine plötzliche Bekehrung oder schnellen Übertritt erwarten trotz Eurer Worte, ich bin bedächtigen Alters." „Meine Worte sollen nicht überreden, meine Sache muß überzeugen!" „Habe ich im Sinne meiner Kirche unrecht gethan, sollte man mir die Absolution verweigern — nun, es wäre mir nicht angenehm, aber ich muß es ertragen." „Herr! Nicht ich, aber der lebendige, allmächtige Gott spricht Euch frei! Gehet in seinem Frieden!" So endete Luthers Zwiesprache mit den beiden Grafen Waldenfels.

Ein altes Sprichwort sagt, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sei; es werden mit dem Spruche die Schwächlinge gegeißelt, welche nimmer zur Ausführung ihrer guten Vorsätze kommen. Aber das eigentliche Höllenpflaster ist noch anders beschaffen, steiler und abschüssiger führt der Weg zum Abgrund, wenn zügellose Begierden, Neid und Bosheit seine lasterhafte Grundlage bilden. Severin von Waldenfels war und wurde mehr und mehr ein grundverderbtes Menschenkind. Neid gegen den erstgebornen Bruder, wilde Gier nach Macht und Besitz bildeten die bösen Triebfedern seines Wollens. Vergebens hatte er versucht, durch die Glaubensverschiedenheit den Haß zwischen Kurt und dem Vater zur hellen Flamme zu schüren und den letzteren damit zu veranlassen, daß er mit kaiserlicher Genehmigung die Erbfolge zu seinen, des Altgläubigen, Gunsten ändere; vergebens versucht, den Bruder durch Christine zu dem thörichten Schritte der Flucht zu verleiten, welche das Zerwürfnis besiegeln sollte. Auch die lange Abwesenheit Kurts brachte für seine Pläne kein günstigeres Fahrwasser. Nach der Heimkehr des Bruders, den er als einziges Hindernis bei seinem ehrgeizigen, unehrlichen Streben bereits vollständig haßte, ließ er keine

Gelegenheit unbenutzt, in vorsichtiger Weise zwischen Vater und Bruder eine Kluft zu befestigen, sie womöglich zu erweitern. Vergebens! Und nun diese Fahrt nach Wittenberg! Severin spürte, daß eine vollständige Versöhnung der beiden in nächster Zeit erfolgen würde. Aber darum sollte er das nichtswürdige Ziel aus den Augen lassen? Nimmermehr! Will ihn der Vater nicht enterben — nun — man hat Beispiele, daß Menschen auch in der Blüte der Jahre dahingerafft werden, man kann dem Schicksale nachhelfen . . . Brudermord! das klingt freilich entsetzlich; Kain, der seinen Bruder Abel schlug, ist mit des Herrgottes schwerstem Fluch beladen, von Land zu Land geirrt, bis er verdarb. Aber wenn man solche schreckhaften Bilder mit starren Augen länger sich vorführt, verlieren sie wohl an Furchtbarkeit, und der Herrensitz von Hanstein ist eine Reihe schlafloser Nächte wert. Mit Gespenstern und Schemen und Gewissensbissen wird ein Severin sich abfinden. Kann ihm nicht seine alte Kirche auch dafür Absolution erteilen? Doch nein! Er wird sich lieber keinem Pfaffen anvertrauen, der könnte das Beichtgeheimnis doch für zu schwer halten und es brechen; zudem glaubt der Severin selbst nur mit dem Munde, keineswegs mit wahrer Seele an die Wirkung des Loossprechens. — Wie soll er's anfangen? Er kann dem Bruder nicht den Degen durch Brust oder Rücken stoßen, Gift ist eine unsichere Geschichte, erregt auch wohl Aufsehen und verlangt Helfershelfer. — Da! das Geschick scheint ihm einen Wink zu geben, die Trommel wird gerührt, alle Ritterschaft in Hessen und Sachsen rüstet auf der Fürsten Wort, auf Luthers Hülferuf zum Entscheidungskampf wider die mörderischen Bauern. Schloß Hanstein und das benachbarte Arnstein bleiben nicht zurück, Severin wird mit dem Vater und Kurt unter den Streitern sein. Im Schlachtgetümmel kann der Bruder fallen, es kann da auch — wenn die dummen Bauern es nicht schaffen — eine Kugel von rechts oder links oder von hinten geflogen kommen; wer soll's nachher untersuchen? Ein Irrtum, ein Unglück! Freilich aus Severins eignem Feuerrohr darf die Kugel nicht stammen, das wäre mehr denn verdächtig, er muß also einen Genossen zur Schandthat werben. Er kennt einen verwegenen, verlorenen Burschen, der wohl für eine Handvoll Dukaten

vor Menschenblut nicht zurückscheuen wird. Ein Wilderer ist es, berüchtigt genug in der Umgegend, der Todfeind des Försters Kniebusch, Namens Karrner. Der Mann war vor Jahren Forstwart des Schloßherrn in Arnstein gewesen und wegen Trunksucht und Untreue seines Amtes verlustig gegangen. Man erzählte, daß er als junger Jägerbursche sich um die Gunst der damals noch unverheirateten Marthe beworben habe und von ihr abgewiesen sei. Sicher war, daß er später einmal der jungen Försterfrau sich mit schnöden Anträgen genähert hatte. Die ehrliche, brave Marthe wußte sich des Buben zu erwehren und spie ihm ins Angesicht. Ihrem Manne berichtete sie erst nach einer Woche von der Sache, damit derselbe nicht im Jähzorn an dem Frevler blutige Rache nähme. Fritz gelobte seiner Frau nach vielen Bitten, sich nicht an dem Elenden zu rächen, aber er haßte seit jener Zeit keinen Menschen so bitter, als den Karrner. Wehe ihm, wenn er einmal auf verbotenen Wegen vor des Försters Rohr kam!

Gegenwärtig wohnte der übel beleumdete Mann auf einem benachbarten Dorfe als ein Tagelöhner, aber man wußte, daß er in dunklen Nächten an heimlichen Stellen des Forstes auch oft genug sein Feuerrohr knallen ließ. Schlau und verschlagen war er allen Nachstellungen des Fritz Kniebusch bisher entgangen. Das schien ein Mann, für die finstern Pläne Severins wie geschaffen; der Junker suchte und traf ihn eines Abends in seiner dürftigen Hütte. Severin ging dem Heruntergekommenen gegenüber frech auf sein Ziel los, und der scheußliche, ekle Handel kam zu stande. Wohl gab die Handvoll Goldstücke zuletzt den Ausschlag und half über alle Bedenken hinweg, aber es mußten erst manche Fragen erörtert, allerlei Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Karrner war eben drauf und dran gewesen, selbst zum Bauernheere unter Münzer zu stoßen, das tolle Treiben paßte zu seiner Art nach jeder Richtung. Und nun sollte er sich, um den Grafen Kurt sicher meucheln zu können, bei den Herrischen, beim alten Grafen Heribert anwerben lassen? Würde dieser, der des Wilderers Vorgeschichte kannte, ihn überhaupt annehmen? Würden nicht der Ritter Wendelin von Eichenau und der einfältige Förster Fritz Kniebusch gegen ihn sprechen?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL.(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09449/046

Severin versprach, bei seinem Vater diese Bedenken zu beseitigen.

Dann kam noch eine nichtswürdige Bedingung. — „Zug um Zug! Herr Graf!“ hatte Karrner gesprochen,

ich soll Euch befreien von Eurem Bruder, der Euch vom Erbe der väterlichen Burg abhält, gut! Aber einen Gegendienst verlange ich außer Eurer Goldrolle, auch der Förster

Kniebusch verläßt nicht lebend das Schlachtfeld! Kann ich nicht an ihn — und das wird schwer sein, denn er mißtraut mir — so fällt er zufällig durch einen unglücklichen Schuß von Eurer Hand! Das ist's allein, was meinen Mund nachher für immer versiegelt. Also Tod um Tod! Daß ich eine sichere Hand am Feuerrohr habe, ist bekannt. Vielleicht habe ich bei der Witwe Marthe mehr Glück. Der blutige Vertrag ward, nachdem noch einzelne Sonderumstände besprochen, abgeschlossen; der entartete Junker ritt heim. Und es glückte ihm, bei seinem Vater, dem alten, jetzt ganz kampfesmutigen Grafen Heribert, die Aufnahme des Karrner in die Hansteinsche Gefolgeschaft zu erwirken. Nicht nur der Schloßherr, sogar der vollkommen harmlose Kurt, das arme umstellte Opfer des Verrats, beide ließen sich trotz Kniebuschs Warnungen von dem verschlagenen Severin bethören. Man dürfe es in so harten und dringlichen Zeiten mit der Vergangenheit eines brauchbaren Landsknechtes, der das Gewehr gut zu gebrauchen verstände, nicht so genau nehmen; die Ausrottung der wütigen Bauern gehe allen andern Bedenken voran.

Zu Luthers Weckruf, der alle Fürsten, Ritter und gute deutschen Männer, wider die gottlosen, räuberischen Bauern die Waffen zu ergreifen, aufforderte, kam bei den sächsischen Fürsten und dem Landgrafen von Hessen die gerechte Besorgnis um Land und Leute. Denn das wilde unbändige Treiben der Mühlhausenschen Propheten, Münzer und Pfeifer, sowie ihres Anhanges begann ansteckend auf weitere Umkreise zu wirken. Die verbündeten Herrscher warben Söldner, boten die lehnspflichtige Ritterschaft auf und zogen, gut gerüstet und zu entscheidendem Kampfe entschlossen, den Aufständischen entgegen. Am Fuße des alten Kyffhäuserberges bei der Stadt Frankenhausen ist es im Mai des Jahres 1525 zu der Entscheidungsschlacht gekommen. Die beiden alten Waffengefährten, Graf Heribert Waldenfels und der Ritter Wendelin von Eichenau, führten vereinigt einen stattlichen Haufen ins Feld, gut gewappnete Reiter und einen Troß Fußvolkes, der meist mit Piken, zum Teil mit Feuerrohren bewehrt war. Die jungen Grafen Kurt und Severin ritten mit dem Vater, mit dem Fußvolk zogen Fritz Kniebusch und der Wilderer Karrner. Die

trotzigen Bauern, denen der halbtolle Münzer einen sichern, großen Sieg prophetisch verkündet hatte, lagerten zu zahlreichen Schwärmen in der Ebene und hatten eine Art von Wagenburg um ihre gesamten Haufen geschlagen. Schon der erste Ansturm der Verbündeten zeigte, daß der Prophet von Mühlhausen wohl ein Poltergeist, aber nichts weniger als ein Heerführer, oder auch nur ein persönlich tapferer Streiter war. In einer Viertelstunde ist der lockere Ring der Wagenburg gesprengt, nach kurzem, mörderischem Handgemenge wendet der größte Teil der Bauernhaufen den Rücken und sucht in die nahe Stadt zu entkommen, Thomas Münzer flieht unter den ersten gleich einem Feiglinge und sucht sich in einem dunklen Dachstübchen ein schützendes Versteck. Die Schlacht ist bald entschieden, das Verhängnis der Bauern besiegelt, aber nicht alle von ihnen gleichen dem feigen Führer. Wie der erste Schrecken überwunden ist, schließt sich ein trotziger Bauerntrupp fest zusammen, entschlossen, wenigstens männlich zu sterben und das Leben teuer zu verkaufen. Graf Heribert sieht den Haufen sich zusammenziehen, und gegen ihn führt er kampflustig seine Leute. Der frische Wagemut hat ihn kaum hinter sich blicken lassen und zu weit vorangeführt, die Seinen sind ein wenig zurückgeblieben, er ist plötzlich von einer Bauernrotte umzingelt. Aber er zagt nicht, sein gutes Roß ist noch unverletzt, wie er selbst, sein breites Schlachtschwert schafft ihm rechts und links Luft, seine Leute müssen ihm bald Hülfe bringen. Kurt sieht kaum des Vaters Bedrängnis, als er sein Pferd spornt und mit hoch erhobenem Schwert und lautem Ruf ihm nachsprengt. Geharnischte Reiter folgen dem Rufe, Fußvolk trabt rüstig ihnen nach. Severin hat den Bruder nicht aus den Augen verloren, auch er muß dem Vater nacheilen. Aber dort in dem Gewühl, in dem blutigen Handgemenge wähnt er die schwarze Stunde gekommen, die den verhaßten Erstgebornen aus der Welt schafft, damit er selbst dessen Platz gewinne. Der gedungene Meuchelmörder ist nicht weit von ihm, Severin weist mit der Hand nach vorn und ruft ihm nur das eine Wort ‚Jetzt!' zu. Fritz Kniebusch, der dem Karrner nie getraut und sich heute an seine Fersen geheftet hat, vernimmt zugleich den Zuruf, und, wenn er ihn auch

nicht deuten kann, er wird jetzt doppelt auf der Hut sein und den unsichern Mann nicht aus dem Auge lassen. Durch das scharfe Anreiten von Kurt und seinen gewappneten Genossen ist die Gefahr für den alten Grafen bald geschwunden, er ist aus dem Gewühl herausgehauen, auch die trotzigsten der Bauern verzweifeln und beginnen, auf Rettung durch Flucht zu sinnen. Die Leute von Hanstein lassen ihre ermüdeten Rosse verschnaufen. — Da — ist's ein höllisches Trugbild, das Fritz Kniebusch vor seinen Augen erblickt? Am Grabenbord neben einem Erlenstrauch kauert der Wilderer Karrner, sein erhobenes Gewehr ist nach der Gruppe von dem alten Grafen und seinen Söhnen gerichtet, Fritz Kniebusch urteilt als Jäger, daß sich der Lauf nach dem Haupte seines lieben Junkers Kurt streckt. Eiskalt durchrieselt es den Getreuen einen Augenblick, aber dann ist das Grauen abgeschüttelt. Die Büchse kann er nicht mehr schußfertig machen. — Ein wilder, weiter Sprung — das Hiftmesser aus der Scheide — ein fester Stoß — der Schuß kracht — durch die Schulter tief in die Brust getroffen sinkt Karrner mit lautem Fluche auf den Rasen. — Auch da drüben, wo die Herrischen zu Pferde halten, ertönt ein fluchartiger Weheschrei, auch da drüben stürzt ein geharnischter Reiter aus dem Sattel auf den bald blutüberströmten Erdboden. Aber nicht Kurt ist der Getroffene, sondern der treulose Bruder Severin selbst; die Kugel hat durch den Angriff des Försters auf den Wilderer eine Ablenkung erhalten, und der Brudermörder, welcher gerade den linken Arm nach oben ein wenig lüftete, ist durch die Achselhöhle hindurch mitten ins Herz geschossen. Nur der eine Schrei — und er liegt tot zu den Füßen des Rosses. Die Seinen springen ab und umstehen ihn klagend; niemand ahnt, welch eine furchtbare, gerechte Strafe den Unseligen ereilt hat. Ein verirrter Schuß — das war alles, der Tote hatte vordem richtig gerechnet, wem sollte dabei etwas Sonderliches auffallen? —

— — — Neben dem sterbenden Wilderer, aus dessen Munde ein Blutstrom rann, kniete der Förster und herrschte ihn an: „Meuchelmörder, bekenne! Wem galt die Kugel?" Der aber richtete sich ein wenig auf, starrte mit gläsernen Augen hinüber nach der Gruppe der Reiter und that leise

röchelnd nur die Gegenfrage: „Wer iſt da drüben gefallen?“ „Der junge Graf Severin, ſoviel ich ſah, aber auf ihn war deine That nicht gemünzt!“ Da lachte der Sterbende

mit letzter Kraft gräßlich auf und ſtammelte dann: „Nein! bei der Hölle, nein! Seinem Bruder galt's! Für ihn gab mir der Severin Blutgeld. — Der Ältere ſollte ihm den Platz zur Schloßherrſchaft räumen — hahaha! — Und

nun sind wir beide Taugenichtse auf einmal hin — zwei dumme Krammetsvögel in einer einzigen, der eignen Schlinge gefangen —". „Schändlicher Meuchler, tückischer Bube!" „Spare deine dummen Worte, Kniebusch! Sei zufrieden, daß du davonkommst — der Severin — sollte mir gleichen Dienst bei dir thun — damit ich an die Marthe käme — hahaha! — nun mache ich mit dem Knochenmann Hochzeit — O! — wie es in der Brust brennt — hast gut zugestoßen, Förster — und in meinen Taschen brennen die Dukaten, der Mordpreis. — Nimm sie, Kniebusch, sie sind dein — brauchst keine Messe für mich lesen zu lassen — bin doch des Teufels, komme ohne Fegefeuer schnurstracks ins höllische Feuer! Hui! Wie es brennt! — Gieb's den Armen! — Nein — wirf es in die Werra — die höllischen Dukaten zischen. — Haha!" Karrner sank zurück und war tot.

Tage sind vergangen. Der Krieg ist aus, Thomas Münzer ist hingerichtet. Severin war gestern feierlich beigesetzt in der Kapelle von Hanstein, eingesenkt in die Gruft seiner Ahnen. Beim Abenddämmern sitzt der alte Graf Heribert ganz allein im kleinen Erkerstübchen des Schlosses. Kurt und Frau Judith sind nach Arnstein hinüber, der Alte will heute allein sein, will klagen und weinen um seinen gefallenen Sohn. Da trat zu dem grübelnden Herrn ein Diener und meldete, daß der Förster in einer dringlichen Sache vorgelassen zu werden begehre. Graf Heribert winkte stumm, den Angekommenen einzulassen, und bald trat Fritz Kniebusch ängstlich, fast verstörten Gesichtes zu dem Einsamen, daß dieser, verwundert über das ungewohnte Gebaren seines Dienstmannes, ihm zurief: „Was ist dir, Kniebusch? Ist neues Unglück wider mein Haupt im Anzug?" „Nein, lieber Herr! aber sind wir hier vor fremden Ohren sicher?" „Durchaus sicher! Doch was hast du so Geheimnisvolles?" „Niemand als Ihr darf's erfahren — Ja — wie sag' ich's? — der junge Herr Graf Severin ruht in der Gruft —" „Du nennst meinen Gram, Förster Kniebusch, willst du grausam in deines Herrn frisch blutender Wunde wühlen?" „Ich muß, Herr! Muß Euren Heißen Schmerz vielleicht mehren — vielleicht auch mindern, denn schlimmeres Unheil hat unser Herrgott im Himmel verhütet

der armen Vögel zerstörte, die Jungen grausam mordete, Käfer fing, ihnen Flügel und Beine ausriß und sie dann jämmerlich sterben ließ; daß er Würmer in Stücke hackte, Vögel lebendig annagelte und so sterben ließ vor Hunger, Durst und Schmerzen, und dergleichen Schandthaten mehr, die es klar an den Tag legten, wie grausam und verwildert sein Herz war.

Solche Thierquälerei übte er alle Tage. Er konnte kein Thier sehen, ohne darnach zu werfen. Ueber Hunde und Katzen goß oft der Unmensch siedendes Wasser, und jemehr die gequälten Geschöpfe jammerten, desto mehr lachte der Unmensch.

Zu spät erst wollten seine Eltern, als sie seiner Gottlosigkeit inne wurden, auf ihn einwirken. Der Unhold ließ es nicht mehr; und was er an Thieren geübt, das that er auch an Menschen. Als Jüngling wurde er ein Händel- und Streitsucher, ein Erzraufer und Schläger. Zwar wurde er mehrmals für schwere Mißhandlungen, die er Andern beibrachte, gerichtlich gestraft; aber das hielt ihn nicht ab, wieder, sobald sich Gelegenheit darbot, dasselbe zu thun. Selbst seine alten Eltern wagten es nicht, etwas gegen seinen Willen zu sagen oder zu thun, weil sie eben fürchten mußten, daß er das fünfte Gebot auf frevelhafte Weise verletze.

Einst geschah es, daß er im Brauhause beim Maischen seine Mütze in die Bierbütte fallen ließ, die voll siedender Maische war. Er wollte sie wieder erhaschen, allein — er verlor das Gleichgewicht und stürzte in die kochende Maische; doch behielt er noch so viel Geistes-

— unser Kurt" — — Graf Heribert sprang auf und sprach fliegenden Atems: „Kurt? — Unglücksrabe! Was ist mit ihm?" „Herr, er ist gesund, gottlob! gerettet!" „Gerettet, sagst du, also doch in Gefahr gewesen?" Der Schloßherr hatte sich wieder gesetzt und schlug ungeduldig mit den Händen auf die Lehnen des Sessels, indem er fortfuhr: „Nun endlich heraus mit der Sprache!" „Nun denn, Herr," der Förster trat dicht zum Grafen und sprach halblaut, doch deutlich zu ihm: „Kurz und bündig, es hilft nichts: Euer Sohn Severin hat in der Schlacht seinen Bruder Kurt von hinten durch den Wilderer Karrner ermorden lassen wollen, um Erbe der Herrschaft zu werden." Da schnellte zum andernmal der alte Graf empor, packte mit beiden Händen seinen Dienstmann an der Brust und schüttelte ihn furchtbar, indem er mit heiserer, gedämpfter Stimme ihm zurief: „Mensch! bist du wahnsinnig, oder willst du mich wahnsinnig machen?" Fritz Kniebusch hielt dem traurigen Sturme lautlos schweigend stand; allmählich begannen die Arme und Hände des Herrn zu zittern und fielen dann schlaff hernieder. „Sprich!" stöhnte der Graf mühsam. Der Förster berichtete kurz, was er auf dem Schlachtfelde erlebt und von dem sterbenden Meuchelmörder vernommen hatte. Starr sah ihn der Graf an und fragte: „Kannst du das bei deiner Seele Seligkeit auf Kreuz und Hostie beschwören?" „Ich kann und will es, Herr! will dazu beschwören, daß ich selbst des Sterbenden Worte für volle Wahrheit halte." Der unglückliche Vater sank in den Sessel zurück, bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Ein herzzerbrechend Stöhnen kam aus tiefster Brust, und heiße Thränen rannen zwischen den Fingern zur Erde. Nach einer Weile ließ er die Hände hernieder und begann wieder zu dem Förster: „Hast du von der Geschichte verlauten lassen, Fritz Kniebusch?" „Kein Wort ist über meine Lippen gekommen, aber Ihr mußtet es wissen! Mir allein war die Sache zu schwer!" „Du hast wie ein rechtschaffener Diener gehandelt, ich danke dir. Das Geheimnis bleibt bei uns, geht mit uns zu Grabe." „Ich schweige."

Grübelnd starrte Herr Heribert mehrere Minuten lang vor sich hin, dann hub er plötzlich bittern Tones an:

„Ob die Pfaffen unserer Kirche, welche alles vermag, auch für ihn, für diesen zweiten Kain, Absolution haben? Er hat sich immer streng zu ihnen gehalten und viel mit seiner Altgläubigkeit geprahlt!" Der Förster zuckte die Achseln. „Fritz Kniebusch! Rüste dich zu morgen für eine gemeinsame Tagfahrt! Du allein sollst mich begleiten! Ich will nach Wittenberg reiten und mein Leid dem Luther klagen. Wenn irgend ein Mensch auf der weiten Gotteswelt, muß der Mann zu trösten und aufzurichten verstehen. Ich will mir ein Bibelbuch von ihm erbitten und darin zu lesen beginnen. Das Burgregiment mag der Kurt übernehmen. Ist das Trauerjahr um — denn um der Familienehre willen müssen wir es auch für den Entarteten innehalten — wird der junge Schloßherr die Christine freien, der Augustiner soll sie einsegnen und des Himmels Gnade auf die Ehe herabflehen. Dann, denke ich, sind wir im ruhigen Hafen. Von Wittenberg führt kein Weg nimmer nach Rom zurück."

4. Altes Gold.

Ungeschliffen schneidet nicht

sagt eins unserer guten alten Sprichwörter und spricht damit eine Wahrheit aus, die nach verschiedenen Seiten hin gilt und der Beherzigung wert ist.

Den auf der Hand liegenden Wortsinn versteht jeder, der einmal mit einem stumpfen, ungeschliffenen Messer hantieren, etwa bei Tische recht zerkochtes oder zerbratenes Fleisch schneiden oder auch seinem Bublein beim Spaziergange einen Stock schneiden sollte und daran denkt, wie er mit dem stumpfen Messer sägen und geigen mußte und doch weder ordentliche Fleischstücke, noch den Stock von dem Busche oder Baum herunter bekam.

Aber das Sprichwort hat auch noch einen tiefer gehenden Sinn. Man redet nicht bloß von ungeschliffenen Messern oder Werkzeugen, sondern auch in bildlicher Redeweise von ungeschliffenen Worten, von einem ungeschliffenen Benehmen und denkt dabei an grobe rohe Worte und an ein unartiges unhöfliches Benehmen. Ist aber auch darauf

das Sprichwort da oben anzuwenden? Ganz gewiß, wenn man nur ins Auge faßt, daß ein Messer oder ein Werkzeug, das nicht schneidet, eben seinen Zweck nicht erfüllt, nichts taugt und dem, der sich seiner bedient, nur Ärger und Verdruß bereitet.

Trifft das nicht aber auch völlig zu für rohe, grobe Worte? Ärgern die nicht den, an welchen sie gerichtet werden, von vornherein und machen ihn unwillig, noch mehr sich sagen zu lassen? Und wenn einer mit seinen Worten etwas erreichen will, wird er dann, wenn er grobe Worte braucht, nicht ganz und gar seinen Zweck verfehlen und es zu seinem Schaden erfahren müssen, daß nur ein gutes, ein freundliches und höfliches Wort auch eine gute Statt findet? Wird er also mit seinen ungeschliffenen Worten nicht auch sich selber Ärger und Verdruß bereiten, wenn auch nur den, daß sich jedermann unwillig von ihm abwendet und nichts mit ihm zu thun haben will?

Was aber von ungeschliffenen Worten gilt, das gilt ebensowohl von einem ungeschliffenen, unartigen und unhöflichen Benehmen, wenn dabei auch gar keine ungeschliffenen Worte gesprochen werden. Es kann sich freilich auch unter dem glattesten, höflichsten Benehmen viel innere Ungeschliffenheit verborgen halten; aber dieselbe offenbart sich doch nicht sofort und stößt die Leute nicht sogleich von vornherein vor den Kopf, sondern man entdeckt sie erst allmählich und hütet sich dann wohlweislich vor solch einem innerlich rohen, ungeschliffenen Menschen.

Wer besorgt aber bei uns Menschenkindern das Schleifen, das wir ja alle mehr oder weniger nötig haben?

Das thut in erster Linie eine sorgfältige gute Erziehung, die schon bei dem kleinen Kind jedes rohe Wort, jedes unartige Benehmen rügt und straft. Aber man meine nur ja nicht, das sei die beste und richtigste Erziehung, wenn man sein Kind stets unter den Augen behält und ihm jeden Umgang mit andern Kindern wehrt aus Furcht, es könne von dem leicht Unarten und Roheiten lernen. Diese Furcht ist ja gewiß völlig begründet. Aber wo die häusliche Erziehung die rechte ist, wo gegen jede sich hervorwagende Unart oder Roheit sofort mit Ernst eingeschritten wird, anstatt daß man darüber lächelt oder gar

lacht, wenn das Kind etwa einmal ein rohes Wort gebraucht, das es von anderen Kindern gehört hat und dessen wahren Sinn es wohl nicht einmal versteht: da hat es mit solchen auf der Straße oder in der öffentlichen Schule gelernten Unarten keine große Not. Sie werden mit dem Kinde nicht auf-, nicht in dasselbe hineinwachsen können. Aber die Ecken und Kanten, die von Natur wie jeder Mensch so auch das Kind schon an sich hat, sie schleifen sich nirgends leichter und schneller ab als im Verkehr mit anderen Kindern. Ein eigensinniges Bürschchen z. B., das überall den eigenen Kopf meint durchsetzen zu müssen, wird durch nichts schneller und leichter von seinem Eigensinn kuriert, als wenn ihm seine Spielkameraden draußen einmal durch eine gesunde Tracht Prügel klar gemacht haben, daß man im Leben lernen muß, sich in andere Menschen zu schicken. Solch eine Tracht Prügel von den Kameraden wirkt viel mehr als die ernstesten, langatmigsten Ermahnungen der Eltern, viel mehr sogar als die elterliche Rute. Jene beklagenswerten „Einspänner", welche durch übertriebene Sorgsamkeit der Eltern vom Umgange mit anderen Kindern abgeschlossen werden, ihren ersten Unterricht nicht in der Schule, sondern im Hause erhalten, werden in der Regel auch einseitige Menschen, es sei denn, daß das Vaterhaus eine größere Anzahl von Kindern besitzt, die dann das Geschäft des Abschleifens gegenseitig aneinander besorgen.

Wenn aber zartbesaitete Elternherzen sich großen Kummer darüber machen möchten, daß unter den Geschwistern keine Einigkeit herrsche, daß sie sich den ganzen Tag über untereinander streiten, auch wohl gelegentlich einmal einander prügeln, so ist das ganz gewiß ein völlig unnötiger Kummer. Denn wie es auf dem Schleifsteine auch wohl Funken giebt, wenn harter Stahl geschliffen werden soll, so kann es auch bei dem gegenseitigen Abschleifen unter den Geschwistern nicht immer glatt abgehen. Ja die Erfahrung lehrt, daß sich Geschwister, die sich in der Kindheit gar nicht miteinander vertragen konnten, im späteren Leben wohl am liebsten haben.

Wo aber eine gute Erziehung durch Eltern oder auch durch Geschwister gefehlt hat, da muß nachher das Leben die Arbeit des Abschleifens besorgen, und thut es auch

gründlich. Und wenn erst so ein recht harter Stein im Leben reichlich hat erfahren müssen, daß „Ungeschliffen nicht schneidet", d. h. daß man mit einem ungeschliffenen Benehmen in der Welt nicht durchkommt, dann wird er sich endlich dazu bequemen, sich schleifen zu lassen, und es kann dann bei ihm zuletzt noch ein wirklicher Edelstein herauskommen, besonders wenn der schleifen hilft, der für das harte Menschenherz die besten Schleifsteine besitzt und sie auch zu rechter Zeit anzuwenden weiß. Du weißt doch, lieber Leser, wen ich meine?

5. Anekdote,

aber keine zum Lachen.

Wir saßen im engsten Freundeskreise zusammen, mit einer einzigen Ausnahme lauter Universitätsfreunde und Verbindungsbrüder. Bringt da der Hausherr unter den Trinkgläsern auch einen schönen Mettlacher Bierkrug herbei, den er vor kurzem als Geburtstagsgeschenk erhalten hatte, der aber noch nicht gebraucht worden war. Nun sollte er bei dieser schönen Gelegenheit eingeweiht werden.

„Timur, eine Standrede!" hieß es da von allen Seiten zu einem der Freunde, von dem alle wußten, daß er sich auf derartige Standreden meisterhaft verstand.

Der bedenkt sich eine Weile, dann steht er auf und sagt: „Ich hab's. Eine Rede in drei Teilen!

Erster Teil:

Keinen Durst ohne Zug!

Zweiter Teil:

Keinen Zug ohne Durst!

Dritter Teil:

Zu jedem Zug und Durst ein Freundeskreis wie heute!

Ein einstimmiges Bravo! erfolgte, und der Hausherr sprach sich sogleich dahin aus, diese Rede dürfe der Welt nicht verloren gehen, er werde sie auf die Innenseite des Deckels an dem Bierkruge schreiben und einbrennen lassen.

Das ist denn auch wirklich geschehen. Aber der Krug mit dem Deckel zugleich ging den Weg alles Porzellans: er ging in Scherben.

Auch der, der die Rede gehalten, ist bald darauf heimgegangen, von uns allen tief betrauert. Damit nun die Rede der Welt nicht verloren gehe — es wäre schade drum — soll sie hier in der Spinnstube einen Platz finden. Vielleicht gefällt sie diesem oder jenem Leser ebensogut, wie sie uns, den ersten Hörern, gefallen hat, und er entschließt sich dazu, wenn er einen geeigneten Bierkrug besitzt, sie auch auf die Innenseite des Deckels einbrennen zu lassen, damit er sie vor Augen habe, so oft er einen Trunk thut. Er müßte dann nur beim dritten Teil der Rede eine kleine Abänderung machen lassen und zwar etwa in der Form: „Zu jedem Zug und Durst ein trauter Freundeskreis!“

Wenn er dabei den Auftrag giebt, für den zweiten Teil der Rede etwas größere Buchstaben zu wählen und denselben dadurch besonders hervorzuheben, so wird das dem Bierkrug nicht schaden, aber auch ihm selbst nicht(!).

6. Rätsel.

Mich hat ein Sänger vor alter Zeit
In guten und bösen Tagen
Zum Himmel gesendet voll Freudigkeit,
Vor Gottes Thron zu tragen

Bald Lob und Dank, bald Ehre und Preis,
Bald heißes brünstiges Flehen
Um Gnade und Schutz für die Lebensweis',
Daß sie zum Himmel mög' gehen.

Schneid'st du mir aber ab den Kopf,
Dann mußt du mich finden im Wasser,
Aus dem man holt mich armen Tropf
Zum Mahl für den reichen Prasser.

Und muß ich mich dann ohne Gnad'
Noch einmal enthaupten sehen,
Dann mußt du mich suchen auf steilem Pfad
Hoch droben auf Bergeshöhen.

---

7. Ein zweites.

Setz' einem weiblichen Namen am Anfang wie auch am Ende
Nur ein Zeichen noch zu (aber die rechten erwähl!)
Dann steht vor dir der Mann, der einst zum Propheten mußt werden
Über den Retter der Welt, ohne daß er es gewollt.

---

8. Die Annebar.

Eine Geschichte aus der Rhön.

Wo sich die Vorberge der Rhön mit ihren wilden Basaltfeldern, ihren rauschenden Buchenwäldern und ihren langgestreckten, üppig grünen Triften und Huten erheben, liegt, in einen freundlichen Thalkessel eingebettet, der Flecken — m —. Freundlich lachen die schmucken „Hüüsche" dem Wanderer entgegen, wenn er die dichtbelaubten Kastanienalleen, die vor dem Orte rechts und links die Straßen säumen, durchschritten hat und sich ihm der Blick in die Gassen des Ortes öffnet. Freundlicher aber noch grüßt von einer kleinen Anhöhe das Kirchlein hernieder,

als ob es einladen wollte, doch zu ihm emporzusteigen. Und es lohnt sich, solcher Einladung Folge zu geben. Trotz seines schmucklosen Gewandes ist das Kirchlein gar lieb und traut, und es ist nicht zu verwundern, wenn noch heute, so oft die Glocken klingen, die Andächtigen in Scharen herbeiströmen, die geweihte Schwelle zu überschreiten. Was aber dem Kirchlein seinen besonderen Reiz verleiht, das ist der Friedhof, der ihm zur Seite liegt. Zwar hat er keine prunkenden Denkmäler aufzuweisen, denn die meisten Kreuze sind schlicht und einfach aus Holz gezimmert, aber die Gräber sind wohlgepflegt, schmucken Beetlein gleich, und reden eine gar beredte Sprache von der Liebe, die nimmer aufhört, die über das Grab hinausreicht und in die Ewigkeit hinein. Und als ob solche Predigt noch nicht genug die Herzen erhöbe, da grüßen von links und rechts die waldumrauschten Berge herein, die zum lichten Himmel emporragen und, wie mit ihrem jungen Grün an den erinnern, der aus dem Tode Leben schafft, so mit ihren, vor tausend Jahrtausenden einst aus Feuersglut emporgestiegenen Felsenmassen an den gemahnen, der da war, ehe die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden.

So kommt es, daß mancher Wanderer, der seine Straße vorüberzieht, auf flüchtige Minuten seine Wegfahrt unterbricht und in dem Friedhof Einkehr hält.

Zu ihnen zählte wohl auch der stille, ernste, weißgelockte Mann, der eines Tages, da die Sonne schon tief im Abend stand, dort langsamen Schrittes durch die kiesbestreuten Wege schritt. Sein Gewand war bestaubt. Seine Tracht verriet den Fremdling. Weit herab, fast bis an die Knöchel, reichte ihm der lange, blaue, mit blanken Knöpfen besetzte Rock. An den Füßen trug er nägelbeschlagene Schnallenschuhe. Von dem runden, breitkrämpigen Filzhute flatterten ringsum lange, schwarze Bänder nieder.

Aber nein! Den Fremden mochte eine andere Ursache nach dem Friedhofe geführt haben. Schon etlichemal war er die Wege durchhin gegangen. Jetzt hemmte er seinen

Schritt und blickte wie ſuchend um ſich. Dann ſchritt er quer durch die Gräber und blieb vor einem ſchmalen Hügel ſtehen, auf dem ſich ein ſchlichtes Holzkreuz aus der friſch aufgeworfenen Erde hob.

Der Mann nahm ſeinen Hut vom Kopfe, faltete die Hände und ließ ſein thränenfeuchtes Auge auf der In-

schrift ruhen, die mit gelben Buchstaben auf dem schwarzen Kreuze stand:

Anna Barbara Arnoldi
geſt. 6. Mai 18 . .
2. Moſ. 20, 12.

Dann kniete er nieder . . .

Nach einer langen Weile stand er auf und schritt durch den Friedhof nach der unweit der Kirche gelegenen Pfarre hin.

Als er dort eingetreten war und mit freundlichem Gruß sein: „Guten Abend, Herr Pfarr!“ gesprochen, entgegnete der also Angeredete, der den Fremden einen Augenblick forschend angesehen hatte, „Ihr seid gewiß der Hannhei! Seid mir von Herzen willkommen!“

„Ja wohl, Herr Pfarr, der Hannhei vom Bühelhof!“

„Ihr wollt das Grab der Annebar besuchen?“

„War eben schon dort bei ihr!“

„Nun, sie läßt Euch noch einmal herzlich grüßen. Auf ihrem Sterbebette habe ich ihr versprechen müssen, Euch ihren Tod zu melden und, wenn Ihr kämet, Euch ihren letzten Gruß getreulich auszurichten und Euch zu sagen, daß sie in treuer Liebe Eurer allezeit gedacht habe und hoffe, dort oben einmal ewig mit Euch vereint zu sein!“

„Das ist auch meine Zuversicht!“

Nun saßen die beiden Männer nieder. Hannhei aber hub an: „Herr Pfarr! Was steht denn 2. Moses 20, 12?“

Der Pfarrer aber sprach: „Das war der Leichentext, Hannhei!“

Dann nahm er die Bibel, schlug die Stelle auf und legte sie vor Hannhei hin. Der las: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe . . .“ Darauf blickte er feuchten Auges auf und sprach: „Das Wort war gut gewählt, Herr Pfarr! Ihr ganzes Leben war nur eine Erfüllung dieses Gebotes! Ihr kennt ja selbst ihre Geschichte!“

„Sie hat mir manches aus ihrem Leben mitgeteilt. Aber von sich selber sprach sie immer doch nur wenig. So habe ich aus ihrem Munde von Euch mehr gehört,

gegenwart und Kraft, daß er sich mit den Händen an dem Rande der Bütte festhalten konnte. Auf seinen jammervollen Hilferuf wurde er zwar herausgezogen; aber seine Beine waren bis über die Kniee herauf der Art verbrannt, daß die schnell herbeigerufenen Ärzte einmüthig erklärten, wenn nicht schnell beide Beine abgenommen würden, müsse er elendiglich sterben.

Unbeschreiblich waren dabei seine Schmerzen. Weithin hallte sein Klagegeschrei. Die Abnahme der Beine ging indeß glücklich vorüber; aber Remming war nun der unglücklichste Mensch. Nur auf einem kleinen Wagen, darauf er festgeschnallt wurde, konnte er sich kümmerlich fortbewegen, und Treppen auf oder ab mußte er stets getragen werden. Dabei litt er, als er selbst die qualvolle Heilung überstanden, stets, und besonders wenn sich die Witterung änderte, entsetzliche Schmerzen. Da fielen ihm denn alle die Sünden, alle die Qualen ein, die er den Geschöpfen Gottes zugefügt.

Jetzt fühl' ich an mir selbst, rief er oft verzweifelnd aus, die vollste Qual, die ich den armen Thieren grausam bereitet habe! Wär' ich ein Dieb, ein Ehrenschänder oder irgend ein anderer Verbrecher, ich könnte jetzt meine Verbrechen wieder gut machen, indem ich Alles erstattete; aber nun muß ich als gerechte und wohlverdiente Strafe Gottes an meinem eignen Leib erleiden, was die armen Geschöpfe erduldeten, die ich ohne Barmherzigkeit gequält habe und kann's nicht wieder gut machen. Ach, wo soll ich Ruhe finden in meinem Gewissen, das mir alle Tage meine Sünden und Gräuel vorhält? O Gott, o Gott, erbarme dich meiner, der ich doch ohne Erbarmen war!

So jammerte er und fand keinen Frieden. Jedem erzählte er seine Versündigungen, und bat ihn um Gotteswillen, ein warnend Beispiel an ihm zu nehmen. Waren es Väter oder Mütter, so redete er ihnen ins Gewissen, auf ihre Kinder zu achten; aber bekam er Kinder zu Gesichte, so rief er sie zu sich, warnte, bat und beschwor sie, schonend gegen die armen Thiere zu sein und nicht des Spruches aus dem Worte Gottes zu vergessen: daß der Gerechte sich auch der Thiere

als von ihr selber. Wollt Ihr mir nicht einmal von der Annebar erzählen?"

„Von Herzen gern!"

Was mir nun der Hannhei erzählte und was ich von der Annebar selbst gehört habe, das ist in den folgenden Zeilen niedergeschrieben.

1.

Die Annebar stammte aus dem kleinen Häuschen, das draußen am Ende des Fleckens lag, da, wo die Fahrstraße bergan zu steigen und sich in den angrenzenden Wald zu verlieren beginnt.

Das Häuschen bestand nur aus einer Stube und einem Kämmerlein zu ebener Erde. Dahinter war ein kleiner Stall. Die Mauern waren aus Holz und Lehm. Das Dach aber war mit Stroh gedeckt. Arm und dürftig sah das Häuschen aus. War doch der Vater der Annebar, der Friedernst, eigentlich Friedrich Ernst Arnoldi geheißen, ein armer Tagelöhner, der den Lebensunterhalt für sich und sein Töchterlein mit seiner Hände Arbeit verdiente. Der war kärglich genug. War für die Nahrung gesorgt, waren die Steuern bezahlt, war der Annebar einmal ein neues Röckchen oder ein Paar Schuhe beschafft und das Handwerkszeug wieder in Stand gesetzt, so blieb für den Friedernst kaum etwas übrig, geschweige für sein Häuschen. So trugen der Friedernst seine alte Jacke, die vielfach mit bunten Flicken und Lappen besetzt war, das Häuschen aber sein Strohdach, das sich nicht weniger buntscheckig ausnahm, von einem Jahre zu dem anderen weiter.

Aber schmuck und sauber sah trotz alledem das kleine Häuschen aus. Da hing am Dache kein Strohhalm länger, als der andere, hervor. Die Lehmwände aber waren, so vielfach sie auch ausgebessert waren, sorgfältig abgeputzt und auch das kleinste Ritzchen mit Lehm oder Mörtel ausgelegt. Maurer und Zimmerleute brauchte dazu der Friedernst nicht. Das machte er alles selber, wenn er am Feierabend nach Hause kam. Die niedrigen Fenster waren blink und blank. Dahinter hervor aber lugten frische Blümlein, ein buntes Allerlei. Das war Annebars Ver-

dienst, die, weil ihre Mutter bald gestorben, frühzeitig auf sich selbst angewiesen war. Schon da sie noch zur Schule ging, hatte sie den kleinen Haushalt besorgen, fegen und scheuern, die Gaisen füttern und melken und dem Vater die Mittagssuppe kochen müssen. Es ging ihr aber alles flink von der Hand, obgleich sie eine Anleitung zu alledem nicht gehabt hatte. Es mochte ihr das von der Mutter her im Blute liegen. So hatte sie auch von der Mutter den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit geerbt, wie die Liebe zu den Blumen. Keine größere Freude gab es für sie, als wenn ein neues Stöckchen im Fenster prangte. Wenn aber eine Knospe im lichten Sonnenschein aufgesprungen war, konnte sie kaum die Zeit erwarten, bis der Vater nach Hause kam, dem die Pracht und Herrlichkeit zu zeigen. Hatte sie doch einmal sogar, als sie aus der Schule nach Hause gekommen war und ihr Röslein inzwischen aufgebrochen war, schnell die Bücher auf den Tisch gelegt und war in heißem Sonnenbrand hinaus aufs Feld geeilt, wo sie den Vater wußte. Als der aber ihr, schier erschrocken, in das erhitzte Gesichtchen gesehen, hatte sie ihn mit ihren Ärmchen jubelnd umschlungen: „Mi Röserche blütt! Mi Röserche blütt!"

Seitdem waren Jahre vergangen. Die Annebar war herangewachsen und ein hübsches „Mähche" geworden. Das braune Haar war zu einem vielgeschlungenen Zopfe aufgewunden. Die Scheitel schmiegten sich glatt an die hohe Stirn. Darunter lagen ein Paar rehbraune Augen, die fröhlich und wohlgemut in die Welt hinausschauten. Die Züge ihres Gesichtes waren zwar etwas derb, und besonders der Mund zeigte kräftige Linien, aber über das Ganze lag eine Frische und Anmut ausgebreitet, die jeden Blick mit Wohlgefallen auf der schlanken Gestalt ruhen ließ. So sah denn mancher Bursche der Annebar, wenn sie ihm begegnete, leuchtenden Auges ins Angesicht und, war sie an ihm vorüber, wie lange hinterdrein! Die Annebar aber hatte keine Zeit, darauf zu achten. Sie hatte vom frühen Morgen bis zum späten Abend alle Hände voll zu thun und mußte die Stunden ausnützen, wenn alle Arbeit am Abend beendet sein sollte. Lange bevor die Sonne sich erhob, war sie daran, ihren kleinen Haushalt zu besorgen.

Hatte sie alles fein säuberlich gefegt, auch die Gaisen getränkt und Futter aufgeschüttet, so ging sie dann mit dem Vater auf den Tagelohn.

Sie arbeiteten beide bei dem einen Herrn, einem reichen Bauer, der auf der anderen Seite der Gasse ihnen gerade gegenüber wohnte und ein stattliches Gehöft besaß, das stattlichste im ganzen Orte. Die Dächer waren mit Schiefer gedeckt, die Wände weiß getüncht, die Fenster und Balken des Fachwerkes braun gestrichen. Die Thorfahrt war hoch gewölbt, der Hof gepflastert. Dem Wohnhaus gegenüber lagen die Stallungen, in denen mehr als ein Dutzend Rinder und etliche Pferde standen. Auf der der Thorfahrt gegenüber gelegenen Seite schloß eine große, neugebaute Scheuer, hinter der sich ein großer Obstgarten weithinaus bis an die Felder zog, den Hofraum ab. Das alles und noch viele Acker fruchtbaren Landes und saftiger Wiesen gehörte dem Kaspar Schlotmann, gewöhnlich nur der reiche Käß genannt. Die Annebar aber nannte den Bauer, wenn sie einmal daheim mit ihrem Vater bei ihrem dürftigen Abendbrote auf ihn zu reden kam, immer nur den armen Käß. „Möcht' doch nimmer mit dem tauschen, Väterche! Dem fehlt, und wenn er alles hat, das Beste in der Welt, ein friedsames und ein fröhliches Gemüt!"

Und die Annebar hatte recht. Der reiche Käß war ein armer Mann. Sein Weib war ihm frühzeitig gestorben; die Barlies, sein einziges Töchterlein aber, kaum aus der Schule entlassen, an einer verzehrenden Krankheit der Mutter im Tode nachgefolgt. Seine eigene Mutter aber, die alte Evelies, Barlieschens Elternmutter, war seit Jahren an dem „Gegicht" leidend und lag meistenteils von großen Schmerzen gefoltert in dem Bette. Das Schlimmste aber war, daß der Käß um des vielen Hauskreuzes willen, anstatt es in Demut zu tragen und es sich zur Besserung dienen zu lassen, verbissen und verbittert wurde, weil ihm keine Freude vergönnt war, auch anderen keine Freude gönnte, sich immer öfter von seinem zornigen Gemüt zu allerhand Ungutem hinreißen ließ, um dann nur noch unzufriedener den Grimm, den er gegen sich selbst im Herzen trug, an anderen Unschuldigen auszulassen. Er war dann

nicht nur hart gegen Arme, ungerecht gegen sein Gesinde, er hatte auch schon mehrmals seine alte Mutter mit schnöden Worten mißhandelt und selbst gotteslästerliche Reden nicht gescheut.

So kam es, daß ein Gesinde nur selten lange Zeit bei dem reichen Käß aushielt. Nur der Friedernst und die Annebar waren, obgleich fast alljährlich die Knechte, Mägde und Tagelöhner wechselten, bei ihm in der Arbeit verblieben.

Daran war allein die alte Evelies schuld. Die wußte, wie treu und ehrlich es der Friedernst meinte und wie sanft und gut die Annebar war. Darum hatte sie nicht nur die Annebar seit dem Tode des Barlieschen als ihre Pflegerin angenommen, sie hatte auch mehr als einmal diese unter Thränen gebeten, wenn auch der Käß hart und unfreundlich sei, doch ihr zu Liebe nicht aus der Arbeit fortzugehen und auch dem Vater, dem Friedernst, zuzureden, daß er den Käß nicht im Stiche lasse. Sie wisse nicht, was werden sollte, wenn eitel fremde Leute in dem Hofe wären.

So waren der Friedernst und die Annebar mit der Zeit mit dem Haushalt des reichen Käß auf das innigste verwachsen. Und wenn einmal jemand dem Bauer mit einer anderen Meinung entgegenzutreten wagen durfte, so war es der Friedernst und die Annebar. Besonders letztere, die eine Freundin und Gespielin des Barlieschen gewesen war und in ihrem Äußeren gar sehr an die Frühverstorbene erinnerte, hatte schon mehr als einmal durch ein sanftes Wort oder eine freundlich-ernste Mahnung den Zorn des Bauern gewendet und den arg gefährdeten Frieden glücklich erhalten.

Aber das gelang mit der Zeit immer seltener und wurde des Scheltens und wüsten Lärmens in dem Bauernhofe immer mehr, weil sich der reiche Käß, der von jeher dem Branntwein fleißig zuzusprechen liebte, dem Trunke immer mehr ergab.

Da gab es denn manchmal finstere Gesichter und verweinte Augen unter den Knechten und Mägden, während die alte Evelies droben in ihrem Stübchen die Hände faltete und ein Gebet um das andere mit tiefem Seufzen

zum Himmel emporſchickte, daß Gott den Sinn ihres unglücklichen Sohnes wenden und ſeine Hand von dem thörichten, verblendeten Manne nicht abziehen wolle.

So war einmal wieder die Zeit der Ernte herangekommen. In langen Breiten lagen Roggen und Gerſte friſch gemäht auf den Äckern. Die Sonne hatte ſeit Tagen glühend ihre Strahlen herniedergeſchickt, und die Frucht war ſchnell getrocknet. Heute ſollten die erſten Garben eingeheimſt werden.

Schon mit dem früheſten Morgen waren die Schnitter hinausgeeilt und ſeit Stunden mit dem Aufbinden des Getreides beſchäftigt. Nun ſollte der Knecht mit dem Wagen hinaus aufs Feld. Schon waren die Pferde angeſchirrt und ſtampften ungeduldig das Pflaſter mit ihren Hufen. Eben trat Annebar aus dem Hauſe; ſie trug einen großen Korb in der Hand, darin befand ſich das Frühſtück für die Arbeiter, das mit hinausgenommen werden ſollte. Da that es einen Blitz, und der rollende Donner brach ſich, laut wiederhallend, an den hohen Bergen, über die unerwartet das Wetter heraufgezogen war. Schon fielen auch einzelne ſchwere Tropfen, und ehe nur Annebar an dem Wagen angelangt war, den Korb hinaufzuheben, ſtürzte der Regen in Strömen herab.

Da trat der Bauer hochroten Angeſichts aus der Thüre und ſchrie zornigen Blickes über den Hof hinüber: „Ihr Lotterbande! Das habt ihr von eurem Herumlungern auf dem Hofe! Wenn euch doch das Donnerwetter in den Boden ſchlüge!“

Und wieder zuckte ein Blitz und wieder folgte krachend der Donner nach.

Jetzt that ſich über dem Bauer klirrend ein Fenſter auf und die Stimme der alten Evelies erklang über ihm: „Käß! Käß! Wenn dich der Herr Gott bei dem Worte nähme! O, der böſen, ſündigen Worte! Weißt du denn gar nicht —“

Der Bauer aber fiel der alten Mutter in die Rede: „Schweigt, Alte! Könnt auch was Beſſeres thun, als da zum Fenſter hinaus predigen! Das faulenzt aber alles, Ihr und die!“

Die Annebar hatte, als der Regen zu fallen begann, sich alsbald wieder dem Hause zugewandt. Nun war es ja mit dem Ernten für heute vorbei. Die Arbeiter mußten in der nächsten Viertelstunde vom Felde kommen und sollten dann drinnen in der Stube das Frühstück bereitet finden. Schweigend schritt sie mit ihrer Last über den Hof, unbekümmert um die rohen Schelt- und Schimpfworte aus dem Munde des Bauern. Als aber der die alte Evelies so hart anfuhr und das arme, alte, kranke Weib so lieblos höhnte, da stellte sie, in der Thüre angekommen, ihren Korb zu den Füßen des Bauern nieder und sprach mit betrübtem Angesicht und in ernstem Tone: „Bauer, was Ihr mir Ungutes anthut, das will ich alles geduldig über mich ergehen lassen, aber daß Ihr Eure alte Mutter so schimpfiert, das ertrag' ich nicht. Habt Ihr denn das vierte Gebot so ganz vergessen: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden?"

Einen Augenblick schien es, als ob den Bauer eine bessere Regung überkäme. Er senkte erblassend, schuldbewußt, den Blick zu Boden. Da führte der Knecht die Pferde, die er wieder abgeschirrt hatte, nicht weit von ihm vorüber nach dem Stalle hin, und eine tiefe Röte schoß dem Bauer in das Angesicht. Sollte er sich denn vor dem Knechte von der Dirne zurechtweisen lassen? Der war erst wenige Tage in seinem Dienst und mußte wissen, wer Herr auf dem Hofe war. Darum hob der Bauer zornglühend an: „Du fürwitzige Dirne du! Was willst? Brauch dich und deine Weisheit nicht! Ich brauch' dich überhaupt nicht! Kannst hingehen, wo du hergekommen bist!"

Als aber Annebar bei solchen Worten sich mit einem schmerzlichen Blick in das Angesicht des Bauern niederbückte und stillschweigend ihren Korb aufhob, um den in das Haus zu tragen, stürzte der Bauer, den dieser Blick tiefer noch als ihre Worte getroffen hatte, auf sie zu, entriß ihr den Korb, daß Gläser und Schüsseln auf das Pflaster schlugen und zerbrachen und rief ihr mit vor Wut bebender Stimme zu: „Hast nicht gehört? Gleich machst, daß du fortkommst! Und deinen Alten nimmst auch mit! Daß mir keines von euch beiden wieder in die Arbeit kommt!"

Und der Bauer gab der Annebar einen Stoß, daß sie etliche Schritte weit hinein in den Hof taumelte.

Nun schritt sie, Thränen im Angesicht, dem Hofthor zu. Der Bauer aber trat in das Haus zurück.

Als die Annebar am Stalle vorübergina, kam ihr der Knecht entgegen. Der gab ihr die Hand und sprach: „Annebar, laß dich's nicht grämen! Das war brav von dir!"

In der Stube stand der Bauer hoch aufgerichtet an dem Tische und stürzte ein frisches Glas Branntwein hinunter, den Ärger hinunterzuspülen, wie er sich selber sagte.

Im Oberstock aber saß die alte Evelies mit gefalteten Händen, auf die heiße Thränen niederrannen.

2.

Der Friedernst und seine Annebar hatten bereits am andern Tage ein anderweites Unterkommen gefunden. Der Friedernst war vom Förster, der gern schon lange den braven und fleißigen Mann in seinen Diensten gesehen hätte, als Waldarbeiter und Holzaufseher angestellt worden. Die Annebar aber hatte bei einem anderen Bauer „den Schniet" angenommen, d. h. sich bei ihm für die Dauer der Ernte in Arbeit verdungen. Nur hatte sie sich vorbehalten, der alten Evelies auch ferner aufwarten zu dürfen, die kaum, daß Annebar durch Käß vom Hofe gejagt worden war, zu ihr geschickt und sie inständig gebeten hatte, die kleinen Dienstleistungen, deren sie bedürfe, ihr auch fernerhin besorgen zu wollen. In ihrem Auszugsstüblein habe der Käß nichts zu befehlen und werde sie wohl auch unangefochten lassen.

So war es auch geschehen. Die Annebar war, nach wie vor, in dem Schlotmannschen Hause ein- und ausgegangen und hatte sich sorglich, wie ehedem, der alten Evelies angenommen. Dabei war sie fast täglich dem Käß begegnet. Der hatte sie wohl anfangs kaum beachtet, mit der Zeit aber hatte er doch weniger finster dreingeschaut. Freilich ein Wort hatte er ihr nicht vergönnt, ob er gleich längst sein Unrecht eingesehen hatte und die fleißige und flinke Annebar gar schmerzlich in seinem Haushalt vermißte. Das kümmerte aber die Annebar gar wenig. Fand sie doch sonst der freundlichen Blicke genug im Haus. Sie waren der heiteren und dienstwilligen Dirne alle gut. Die alte Evelies strömte von herzlicher Dankbarkeit gegen sie über, und der Knecht, der Hannhei, that ihr jeden Gefallen, den er ihr an den Augen absehen konnte. Er wollte ihr in der That beweisen, daß er auf ihrer Seite stand und

die teilnehmenden und anerkennenden Worte, die er jüngst zu ihr gesprochen hatte, ihm aus dem Herzen gekommen waren. Er hätte gern schon lang' einmal ihr das alles sagen mögen, aber wenn er die Annebar sah, so hatte jedesmal sie und er es gar eilig mit der Zeit und dann wußte er auch nicht, wie er die Worte setzen sollte. Hatte er es sich auch schon gar manchmal überlegt, wie er wohl sagen könnte, wenn ihm das Mädchen gegenüberstand und er ihr in ihre braunen Augen sah, da hatte er es jedesmal vergessen und spürte nur, wie ihm das Herz laut und heftig pochte. Dann nahm er wohl, ohne daß er ein Wort dazu sagte, ihr den Eimer aus der Hand, mit dem sie gerade zum Brunnen gehen wollte und brachte ihr den gefüllt bis zum Rande wieder, oder er trug, wenn er ihr auf dem Wege zur Holzkammer begegnete, den schweren Korb, hoch mit Holz beladen, die steile Treppe hinan. Einmal hatte er ihr aber auch, weil er erfahren hatte, wie sehr sie die Blumen liebe, einen duftenden Lackstock gebracht. Den hatte er ihr zum Fenster des kleinen Häuschens hinein gereicht: „Da, Annebar!" und war, ehe sie ihm hatte danken können, wieder fortgeeilt.

So war der Winter hingegangen und es wieder Frühling geworden. Die Buchen standen in jungem Grün. Die Buschröschen und Maienglöckchen wiegten sich im Winde, der leise über sie dahinstrich. Auf den Wiesen schwebten bunte Schmetterlinge um die tausend und abertausend süß duftenden, goldenen Blumen, die aussahen, als wären unzählige Sterne in den smaragdenen Teppich, der sich im Thale breitete, eingewebt. Die Lerchen stiegen trillernd in die Lüfte, und wolkenlos schaute der Himmel auf all das fröhliche Leben nieder.

Hannhei war droben auf dem Berge am Waldessaum und schritt, mit „Hott!" und „Hüh!" seine Pferde lenkend, hinter dem Ackerpflug einher.

Als es drunten im Dorfe die neunte Stunde schlug, schirrte er seine Pferde ab, trieb sie in den kühlen Waldschatten und setzte sich am Wege nieder. Nun holte er aus der Tasche seiner Jacke, die er ausgezogen und neben sich gelegt hatte, sein Frühstück hervor.

Da trat aus dem Walde die Annebar heraus, die mit dem früheſten Morgen ausgegangen war, allerhand nützliche Kräuter zu ſuchen, und eben im Begriff war, mit ihrem wohlgefüllten Korb thalabwärts zu ſchreiten. Sie nickte dem Hannhei freundlich zu, der ſie einlud, ein wenig im Schatten mit zu raſten.

„Haſt recht," entgegnete ſie, „kann ein wenig erſt verſchnaufen, ehe ich den ſteilen Weg herniederſteige. 's iſt auch gar ſo ſchön hier oben, viel ſchöner, wie drunten in dem Thale!"

„Schau', Annebar, mir geht es juſt gerade ſo. 's gefällt mir auch. Und weißt, warum? Ich mein', wenn ich da herunter ſchau', auf die Häuschen im Grünen und die blühenden Bäume in den Gärten und höre den Wald über mir brauſen, ich ſei daheim!"

„So iſt es bei euch auch ſo ſchön? Wo biſt du denn eigentlich daheim, Hannhei?"

„Drunten im Heſſenlande!"

„Iſt das weit von uns?"

Und nun gab ein Wort das andere und dem Hannhei war heute gar nicht ängſtlich um das Herz, und er erzählte der Annebar von ſeiner Heimat drunten im Heſſenlande, und weiter, wie ſein Vater vor Jahren ſchon dort geſtorben ſei. Die Mutter aber habe, da er ſelbſt noch gar zu jung geweſen, um Haus und Hof übernehmen zu können, zum andernmal gefreit. Als nun die Geſchwiſter mählich herangewachſen und Vater und Mutter der Hülfe genug gehabt, ſei er hinausgezogen, ſich in der Fremde ſein Brot zu ſuchen. Er gedenke aber, nicht allezeit als Knecht zu dienen. Schon habe er ſich ein Sümmchen zuſammengeſpart und trage ſich mit dem Gedanken, ſich irgendwo ein Häuschen anzukaufen, „wo es mir gefällt!" ſchloß Hannhei ſeine Rede.

„Wo's dir gefällt? Und wo iſt das, Hannhei? Nicht bei uns?" fragte Annebar. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie zu der Frage kam.

„Ja freilich, gefällt's mir hier zu Lande!"

„Das wollt' ich auch meinen, Hannhei!" entgegnete freudigen Stolzes Annebar. „Schau nur einmal hinaus in dieſe Pracht! So ſchön kann es auf der ganzen Erde

erbarme. Er stellte dann sein Elend als verdiente Strafe Gottes dar.

Da ist denn gewiß sein Wort ein Saatkorn des Guten geworden. Möge es auch diese Erzählung seines Schicksals werden!

---

11. Ehrlichkeit — ein Capital.

Von allen Geschichten und Anekdoten, die ich in die Spinnstube bringe, sind mir die am liebsten, von denen ich mit Gewißheit sagen kann, sie sind da und da leibhaftig geschehen, und wenn ich auch die Namen dazu nennen darf. Dieß ist mir zwar bei der nachfolgenden Geschichte nur in Beziehung auf den Ort möglich, denn die beiden Namen, die hier mit Ehren zu nennen wären, hat mein Gewährsmann verschwiegen, und dieser ist die in Elberfeld und Barmen erscheinende Rheinisch-Westphälische Zeitung, die ich Euch, liebe Leser, recht warm empfehlen möchte, da sie eine sehr gute und sehr wohlfeile ist. Nun denn zur Geschichte.

Da drunten in Solingen, wo die guten Messer, Scheeren und Säbelklingen gemacht werden, die die wackeren Preußen tüchtig probirt haben, und keunte auf Jeder eingegraben stehen: probatum, da sind nicht alle Leute Waffenschmiede und Eisen- und Stahlarbeiter, sondern es gibt auch arme Leute, die Boten gehen. Da ist denn auch einmal so ein blutarmer Mann auf der Kölner Landstraße gewandert, expreß, und hatte ein Briefchen in der Tasche oder zwei — ich weiß nicht genau, — die er bestellen sollte. War ein tüchtiger Aufgänger und ging seines Weges stracks fort. Dabei hatte er aber doch Zeit darüber nachzudenken, wie Anne 1847 das Brod so theuer sei, und daheim ein Nestlein voll Kinder nach diesem Artikel mehr fragten, als die Schwertfeger nach den Solinger Klingen, und wie er wohl eine tüchtige Solinger Messerklinge habe, aber nicht alle Tage Brod, das er damit umschneiden könne an die hungernden Würmlein. Ja, dazumal ist manch' Vater und Mutter

nicht wieder ſein! Die Wieſen und die Felder und die grünen Bäume und die hohen Berge und der blaue Himmel über dem allen, da möcht' einem gleich das Herz aufjubeln vor lauter Luſt und Freude!"

„Das iſt es aber nicht allein, warum mir's ſo gefällt —"

„So? Nicht allein? Was haſt denn noch?" Und Annebar ſah den Hannhei neugierig fragend an.

Der aber wandte ſich ihr mit einemmal voll zu und ſagte, indem er ihr mit innigem Blicke bittend in das Auge ſah: „Annebar, weißt du das nicht?"

Da fuhr es der Annebar wie ein freudiger Schrecken in das Herz und ſie wußte auf einmal, warum ſie vor Luſt und Freude hätte laut aufjubeln mögen, und daß es nur deswegen ſo ſchön da oben war, wie nirgend ſonſten in der Welt, weil der Hannhei bei ihr ſaß. Reden aber konnte ſie nicht vor all der Seligkeit, die ſie mit einemmal überkam.

Da nahm ſie der Hannhei bei der Hand und ſagte noch einmal in innigem Tone: „Annebar, weißt du das nicht?"

Jetzt ſah er den Strahl des Glückes, der in ihrem Auge leuchtete, und jubelnd rief er, mit Ungeſtüm die Annebar umarmend: „Du weißt es, Annebar, du weißt's!"

„Ja, Hannhei!" ſagte die Annebar. Und ſie ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken und ſank an ſeine Bruſt.

Als Annebar nach Hauſe gekommen war und ihre Kräuter auf dem Boden zu trocknen aufgehängt hatte, ging ſie in das Stüblein, nahm den Lackſtock, der eben wieder in voller Blüte ſtand, auf den Arm und ſchritt dem Friedhof zu.

Dort ſtellte ſie den Stock auf das Grab ihrer Mutter und ſprach, indem ſie um die anderen Blumen her, die ſchon auf dem Grabe ſtanden, den Boden lockerte und ebnete: „Der iſt vom Hannhei, Mutterche, daß du's nur weißt! Und mir iſt ſo fröhlich im Gemüt, daß ich meine, das iſt die alte Annebar ſchon gar nicht mehr. Aber freilich bin ich's, deine Annebar, die dich um deinen

Segen bittet, Mütterche! Freuſt dich doch mit mir in deinem Himmel droben!"

Und ſie hob die Augen in die Höhe und ſah gen Himmel. Da gewahrte ſie eine Lerche, die mit kräftigem

Flügelſchlag und fröhlichem Liede über ihr in die Lüfte ſtieg und rief ihr zu: „Grüß mir den Hannhei droben am Walde, wenn du ihn ſiehſt!"

Von dem Tage an war der Hannhei ernstlich darauf bedacht, daß er sich in — m — ein Häuschen erwerben möchte. Wo sich Gelegenheit zu einem Kaufe bot, war er jedesmal einer der ersten, der sich nach dem Preis befragte. Es war aber sein Bemühen allezeit umsonst.

So waren Monde schon verstrichen, und Hannhei stand der Verwirklichung seiner Hoffnungen noch gerade so fern, wie erst. Schon fing er an, ungeduldig zu werden. Die Annebar aber tröstete ihn und sprach: „Sei nicht so ungefüg, Hannhei! Was lange währt, wird gut. So sparst du noch ein paar Thaler mehr, und ich spar' noch einige Groschen mit dazu, und dann haben wir den Anfang desto leichter!"

Da brachte eines Tages der Postbote dem Hannhei einen Brief.

Als der Hannhei das Schreiben gelesen hatte, lag es lange Zeit wie tiefe Trauer auf seinem Angesicht. Dann aber strich er sich die Falten von der Stirn, und er fing an, fröhlicher drein zu schauen.

Am Abend traf er sich mit der Annebar am Gartenzaun, wo sich die beiden, war die Arbeit des Tages glücklich beendet, öfter fanden. Er zog das Schreiben aus der Tasche und sagte: „Annebar, da ist wichtige Botschaft gekommen!"

Nun erzählte er, was in dem Briefe stand. Sein Stiefvater war eines jähen Todes verstorben. Seine Mutter bat ihn, sogleich heimzukommen und die Führung der Wirtschaft zu übernehmen, weil sie, wie einst beim Tode ihres ersten Mannes mit ihren ersten Kindern, so jetzt mit ihren Kindern zweiter Ehe hülf- und ratlos dastehe. Fremden Leuten Haus und Hof anzuvertrauen, sei nicht rätlich, das Gütchen zu verkaufen aber ganz unmöglich, da der Bühelhof, so gar weit abgelegen, keinen Käufer finden oder nur mit großen Verlusten an den Mann zu bringen sein würde. Die ersten Geschwister Hannheis hätten alle schon ihren eigenen Herd. Er allein sei noch ledig. So möge er sich denn seiner armen, bedrängten Mutter erbarmen und ihre inständige Bitte erfüllen.

Als Hannhei schwieg, fragte Annebar, die über diese Botschaft nicht wenig erschrocken war: „Und was denkst zu thun, Hannhei?"

„Ich mein', daß ich der Mutter helfen soll!"

„Hannhei, das mein' ich auch. 's wär freilich schön gewesen, wenn du hier hättest unterkommen können. Weißt, dem Jörg sein Häusche, das hat mir schon lange in die Augen gestochen. Und der will's auch verkaufen und wird nicht gar so unmenschlich viel fordern, daß wir's erschwingen können. Und das hübsche Gärtche dran! . . Aber, was schwätz ich denn! Das ist vorbei. Hannhei, du darfst deine Mutter nicht im Stiche lassen!"

„Wie mich das freut, Annebar, daß du auch so denkst! Schau', 's ist mir auch nicht leicht geworden, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich von hier fort soll. Ich hatte mir die Zukunft gar schön ausgemalt. Aber weißt, das vierte Gebot! Ich mein', ich könnt' keine geruhige Stunde mehr haben, wann ich denken müßt', daheim sitzt die Mutter in Not und Sorgen. Und weißt, Annebar, wann ich nun den Hof ganz übernehmen könnt'! Dann könnten wir am Ende doch noch freien, und du wirst Bäuerin auf dem Bühelhof!"

„Das wird schon alles werden, Hannhei, wie Gott, der Herr, es will. Und wenn du sein Gebot erfüllst, so wird er auch schon das andere wahr machen, ‚auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden.'"

„Nun denn, in Gottes Namen, Annebar! Ich sage meinem Herrn noch heute auf, und morgen geh' ich aus dem Dienst. Aber nun komm'!" Und Hannhei nahm die Annebar bei der Hand.

„Wohin willst denn noch so eilig, Hannhei?"

„Komm nur mit! Zu deinem Vater will ich. Oder meinst, ich gehe fort, ohne daß ich mich mit dir versprochen hab'! So kömmst du mir nicht davon!"

Mit glücklichem Lachen warf sich Annebar in Hannheis Arme. Dann schritten sie miteinander dem kleinen Häuschen am Ende des Dorfes zu.

3.

Monate waren seitdem vergangen. Es war Herbst geworden. Da war ein Brief vom Bühelhof angekommen, der in dem kleinen Häuschen, draußen am Bergeshang,

helle Freude hervorgerufen hatte. Der Hannhei schrieb, daß er mit seiner Mutter und dem Vormund seiner Geschwister übereingekommen sei, gegen eine bestimmte Summe, die er als Pacht entrichte, von Ostern kommenden Jahres ab Haus und Hof zu übernehmen. Schon in den nächsten Tagen werde die Sache gerichtlich abgemacht. Die Annebar möge nun den Winter über fleißig nähen und spinnen. Er gedenke, so Gott, der Herr, es wolle, wenn der Frühling wieder seinen Einzug halte, die Annebar als sein junges Weib nach dem Bühelhofe heimzuholen.

Die Annebar war ihrem Vater vor Freude um den Hals gefallen. Der aber hatte fast wehmütig dreingeschaut.

Schon hatte Annebar die Frage auf den Lippen, was ihn bekümmere, da war es ihr auf einmal selber klar geworden. Sie hatte um ihres Glückes willen nur an sich gedacht, nicht an den Vater. Was sollte denn aus dem werden, wenn sie von dannen zog? Sollte der dann in seinen alten Tagen allein hier zurückbleiben? Unter fremden Leuten? Und wer sollte ihm den kleinen Haushalt führen? Nein, das ging nicht! Zog sie von dannen, der Vater mußte mit ihr ziehen. Und sie strich ihm die rauhen Wangen und sprach: „Und du gehst mit deiner Annebar! Der Hannhei nimmt dich mit Freuden auf! Nicht wahr, Väterche?"

„'s wird mir, sollt's so werden, sauer genug ankommen, von der Rhön zu scheiden. Ich kann es mir auch noch gar nicht denken. Und doch, was sollt' ich hier allein?"

„Dort sind auch Berge und Wälder und liebliche Thäler, wie bei uns. Der Hannhei hat es mir erzählt, damals. — Wenn er da oben von dem Berg herniederschaue, meint' er, das sei, als wäre er in seiner Heimat, Vater!"

„Ja, die Heimat, Annebar! An die hat ihn doch nur das alles erinnert und wie er niedersah, hat er die zu sehen vermeint. 's ist eben die Heimat jedem das schönste und das liebste Stückchen Erde!"

Und indem der Friedernst an das Fenster trat und hinaussah nach dem Walde, sprach er: „Ich mein', so

stolz können nirgend die Berge in die Lüfte ragen, so traut nirgend die Buchen rauschen, so fröhlich nirgend die Quellen springen, als in der Rhön!"

Der Friedernst seufzte tief auf und strich sich mit der schwieligen Hand über das Gesicht; dann wandte er sich um und sprach: „Nun, will mich der Hannhei haben, so geh' ich mit. Aber, wenn ich einmal sterbe, Annebar, so will ich nur in unseren Bergen begraben sein!"

Am anderen Tage schon schrieb Annebar fröhlichen Herzens dem Hannhei wieder, daß sie ihm zu seinem Beginnen Glück und Segen wünsche. Er solle nur im Frühling kommen und sie holen. Aber den Friedernst, ihren Vater, bringe sie mit nach dem Bühelhof. Was jedoch das Nähen und Spinnen anlange, so läge die Brautwäsche längst schon in der Lade bereit und, wenn es darauf ankomme, so könne die Hochzeit schon morgen sein. „Grüß' dich Gott, mein lieber Bub'!" schloß sie den Brief. „Auf ein frohes und ein glückliches Wiedersehen! Deine Annebar."

Arme Annebar! Das war der letzte Brief, den du in deinem Leben fröhlichen Herzens schreiben solltest. Hat dir bei den letzten Worten nicht die Hand gezittert? Hat es nicht wie Seufzen und wie Klagen dich umklungen? Ist es nicht wie ein trüber Schleier dir am Auge vorübergezogen?

Nichts von alledem! Die Annebar machte ihr Brieflein glückfrohen Herzens zu und trug es glückfrohen Herzens nach der Post. Wolkenlos, wie der blaue Himmel über ihr, lagen vor ihrem Blick die kommenden Tage.

Und wieder waren Monate vergangen. Der Winter, der hart und streng viele Wochen über Berg und Thal gestanden hatte, war schon im Weichen begriffen. Er hatte sich aus den Niederungen auf die Höhen der Berge und in den dichten Wald zurückgezogen und sich hinter den mächtigen Schneewällen verschanzt, die der Sturm dort zusammengetragen hatte.

Wie er aber aus dem Thale zurückgewichen war, waren die Menschen ihm auf dem Fuße nachgefolgt, und es hatte angefangen, in dem Wald lebendig zu werden. Sägen knarrten, und wuchtige Axtschläge erschallten nah und fern, und unter ihnen sanken die mächtigen Baumriesen,

die manches Geschlecht hatten an sich vorüberziehen sehen und manchem gewaltigen Sturm kühnlich Trotz geboten, dahin.

Friedernst war bald da, bald dort zu sehen. Er hatte die Arbeiten zu überwachen, die Bäume, welche gefällt werden sollten, anzuweisen und die Plätze zu bestimmen, wo dann die mächtigen Kronen in großen Haufen zusammengeschnitten und die umfangreichen Stämme zu Klaftern gespalten werden sollten.

So war er auch eines Morgens mit seinen Holzknechten zu Hause aufgebrochen. Feucht schnob der Wind über die schneebedeckten Häupter der Berge und trieb leichte Nebel vor sich her, die im Thale und an den Berghängen aufstiegen, nah und fern. Mühsam war die Wanderung bergauf gewesen. Endlich war man auf der Höhe angelangt. Rüstig ging es alsbald an die Arbeit, als eben die Morgensonne mit ihren ersten Strahlen die Spitzen der Berge traf, daß sie wie lauter Gold und Silber herniederschimmerten.

Friedernst schaute leuchtenden Blickes zu ihnen empor. Je höher die Sonne stieg, desto deutlicher hoben sie sich in scharfen Umrissen von dem purpurroten Morgenhimmel ab. Die Nebel, die sie umlagert hatten, senkten sich tiefer und tiefer in das Thal hinab und wallten und wogten da unten wie ein wildes Meer. Hier und da aber rissen die feuchten Schleier auseinander. Dann that sich plötzlich der Blick auf hinab in die Welt, die auf dem Grunde dieses Meeres ruhte, da ein Stück blinkender Strom, dort ein Stück Landstraße, auf der fröhliche Menschen einherzogen, und dort wieder einige Häuser, von der Kirche und dem Turme überragt. Aber schon in der nächsten Minute war alles wieder unter den flutenden Nebeln begraben, nur, daß sich dasselbe Spiel an einer anderen Stelle in stetem Wechsel wiederholte.

Da, auf einmal sprang der Wind um. Nun fing es in dem Nebelmeer zu branden und zu kochen an. Höher schlugen seine Wellen empor und stiegen auf in riesenhaft dräuender Gestalt, und es kam herangewallt langsam, unheilschwanger. Die Sonne verlor ihren Schein. Baum und Strauch verschwanden ringsumher. Umsonst, daß das

ſuchende Auge um ſich ſpähte. Wohin es blickte, nur ein matter Dämmer . .

Friedernſt kannte die Gefahren wohl, die ſolche Nebel mit ſich bringen. Manchem einſamen Wanderer, der über die endloſen Huten auf unbekanntem Wege ſchritt, haben ſie ſchon zum Verderben gereicht, daß er von ſteilem Felſen abſtürzte oder in trügeriſchem Moor verſank. Aber auch den Holzknechten ſind ſie ſchon verhängnisvoll geworden, weil ſie das Auge täuſchen und es hindern, die Richtung genau abzuwägen, die der fallende Baum zu nehmen im Begriffe iſt.

Friedernſt ſchritt darum eilig nach der Seite hin, von wo eben noch die hellen Axtſchläge zu ihm herübergeklungen waren, und rief mit lauter Stimme in den Wald hinein. Aber der raſende Sturm, der ſich erhoben hatte, hinderte die Holzknechte, ſeinen Ruf zu hören, während Friedernſt nicht zu erkennen vermochte, daß er bereits in dem Bereiche eines fallenden Baumes ſtand. Plötzlich ein Krachen und Praſſeln über ihm und um ihn her und, von wuchtigem Schlage getroffen, ſank er unter dem rauſchenden Gezweige einer mächtigen Buche nieder.

Die Holzknechte legten, als der Baum gefallen war, ihre Äxte auf die Seite und bargen ſich vor dem Toben des Sturmes in einem nahegelegenen Dickicht. Erſt, als der Sturm ausgetobt und ſich der Nebel etwas gelichtet hatte, kehrten ſie zu ihrer Arbeit zurück und ſahen nun mit Schrecken, was geſchehen war.

Friedernſt, der, aus tiefer Ohnmacht erwacht, über heftige Schmerzen in beiden Beinen klagte, und nicht imſtande war, ſich zu rühren, wurde auf einer ſchnell gefertigten Trage zu Thal geſchafft.

Zum Tod erſchreckt ſah Annebar den traurigen Zug von weitem nahen und ſtürzte thränenüberſtrömten Angeſichts den Männern entgegen.

Als der Doktor kam, fand ſich, daß dem Friedernſt das eine Bein gebrochen und das andere aus der Kugel gerenkt war . . .

Schon waren ſechs Wochen ſeit dem Unglückstag verfloſſen. Dem Friedernſt war der letzte Verband abgenommen worden. In Kiſſen eingebettet ſaß er zum erſtenmal wieder

auf dem Sorgenſtuhl. Aber er ſah bleich und elend aus, und ein Zittern machte ihm die Glieder ſchlagen. Das ſei die Schwäche, hatte der Doktor beruhigend der abgehärmten

Annebar und dem düſter dreinblickenden Friedernſt geſagt, der noch immer über heftige Schmerzen klagte.

Aber die Schwäche wollte nimmer weichen. Trotz aller Pflege, die die Annebar ihrem armen Vater unermüdet an-

gedeihen ließ, die Kräfte des Kranken hoben sich nicht und das Schlagen der Glieder wurde immer heftiger. Da gestand endlich der Doktor der Annebar, die draußen vor der Thür in ihn gedrungen war, ihr zu sagen, wie es mit dem Vater stünde, daß der Friedernst, weil ihm der furchtbare Schlag die Nerven gequetscht und teilweise zerrissen habe, nimmer wieder gesunden und sein ganzes Leben lang siech und elend bleiben würde.

Etliche Tage später trat fröhlichen Angesichts der Hannhei über die Schwelle.

Wie erschrak er, als er das gramerfüllte Auge der Annebar, als er die Leidensgestalt des Friedernst sah! Ach, er hatte sich ein Wiedersehen so ganz anders vorgestellt. Hatte er auch durch die Annebar von dem Unglücksfall gehört, der ihren Vater betroffen hatte, er hatte der sicheren Hoffnung gelebt, bei seinem Kommen einen Genesenen zu finden.

Aber Hannhei ließ den Mut nicht sinken. „Annebar," sagte er, während er mit ihr an dem Rain entlang ging, der sich von dem Häuschen an nach dem Walde zog, „nur getrost! Das wird mit Gottes Hülfe schon besser werden!"

„Nein, Hannhei!" schluchzte sie. „Du weißt das Schlimmste noch nicht einmal."

Und nun berichtete sie, was ihr der Doktor gesagt hatte.

„Das ist ja traurig, Annebar! Aber wir müssen die schwere Prüfung in Geduld ertragen. So lieb mir die Hülfe des Vaters in Haus und Hof gewesen wäre, er soll mir auch in seinem Unglück lieb und willkommen sein. Wir wollen ihn auf dem Bühelhof treulich zusammen pflegen, und die Mutter wird uns dabei helfen. Es wird so gut sein, wenn die schwere Pflege nicht allein auf deinen Schultern ruht. Bist ja ganz abgehärmt und elend worden, arme Annebar!"

Annebar lächelte wehmütig. „Das mit mir wird gar bald wieder anders sein. Wie gerne hab' ich alles gethan und wollte gerne noch gar viel mehr thun, wenn der Vater davon genesen möchte!"

herz ſchwer geweſen vom Leid, und wurde auf die Bitte: Gib uns heute unſer täglich Brod! ein rechter Nachdruck gelegt, und ein Seufzer trug ſie gen Himmel. So ging's auch dem Solinger Boten auf der Kölner Landſtraße. Er betete auch dieſe Bitte jetzt aus tiefſtem Herzensgrund und dachte dabei an Weib und Kind und an den eignen Magen, der gewaltig bellte, weil er erſtaunlich leer war.

Sieh' 'mal da! ſagte er plötzlich, bückte ſich und hob von der ſtaubigen Straße ein Päcklein in blauem Umſchlag auf, das nicht einmal verſiegelt war, und ſtand darauf geſchrieben: Ein Hundert Thaler in Kaſſenanweiſungen, das iſt, in Papiergeld, was aber bekanntlich ſoviel gilt, als harte Thaler.

Da durchzuckte im erſten Augenblicke den Boten eine gewaltige Freude, und er dachte: Wenn die Noth am Größten, iſt die Hilfe am Nächſten! — Aber im nächſten Augenblicke faltete der arme Mann ſeine Hände und betete laut: Führe uns nicht in Verſuchung! — Er ſtand eine

Weile ſtill und dachte: Der, der's verloren hat, braucht's auch. Ich wollt', ich könnt's ihm wiedergeben!

Solche Gedanken hört immer Einer, der nichts Gutes vegißt, das iſt der Herr im Himmel, der wohl weiß, wie er's lenken ſoll.

Der Bote ſieht ſich überall um, aber es iſt Niemand da, den er fragen könnte, ob er etwas verloren? — Er war aber noch nicht weit fortgegangen, da kam Einer hinter ihm hergeſtiefelt, daß man hätte meinen ſollen, er ſei auch ein Solinger Bote und ginge erpreß. Als er zu

Hannhei aber antwortete: „Mehr können wir nicht thun, als unsere Pflicht. Das andere steht in Gottes Hand!"

Nun hob er an, mit Annebar zu beraten, wie sie die Übersiedelung nach dem Bühelhof am besten bewerkstelligen könnten und wie dort alles einzurichten wäre, und es flog bei solchen Gesprächen, die eine freundliche Zukunft vor ihren Blicken enthüllten, zum erstenmal nach langer Zeit wieder ein Strahl heller Freude über Annebars Gesicht.

Sie waren dabei wieder nach dem Häuschen zurückgekehrt, als gerade der Doktor des Wegs einher und auf sie zugeschritten kam. Hannhei fing sogleich an, ihm zu erzählen, was sie willens seien zu thun, und bat um freundlichen Rat, wie sie den Vater wohl am besten nach dem Bühelhofe bringen könnten.

Da schaute der alte Doktor teilnehmenden Blickes erst den Hannhei, dann die Annebar an. Darauf sprach er: „Kinder, da ist jeder gute Rat umsonst. Den Friedernst könnt ihr überhaupt nicht von hinnen schaffen. Solche Reise wär' sein sicherer Tod!"

Da deckte eine fahle Bläße Hannheis und Annebars Gesicht. Der Schrecken lähmte ihre Zunge so, daß sie nicht einmal den freundlichen Gruß zu erwidern vermochten, mit dem der alte Doktor von ihnen ging. Sie standen sich auch noch eine ganze Weile sprachlos einander gegenüber, als der alte Doktor längst um die nächste Ecke verschwunden war. Der Schlag, der mit einemmal alle ihre Hoffnungen zu nichte gemacht, hatte sie zu jäh, zu unerwartet getroffen. Und es gab keine, keine Hoffnung mehr. Einem jeden von ihnen war das sofort klar gewesen. Annebar wußte, daß der Hannhei um seiner Mutter willen auf dem Bühelhofe bleiben mußte, um als Sohn seiner Pflicht, der er, der Stimme seines Herzens gehorchend, freudig nachgekommen war, auch fernerhin genug zu thun; und Hannhei wußte, daß Annebar ihren Vater nie in seiner Not verlassen, oder ihn etwa, um ihm selbst als Gattin nach dem Bühelhof zu folgen, in fremde Pflege geben würde. Und beide wußten, daß der andere damit das Rechte that und gar nicht anders hätte handeln dürfen.

So war aber auch kein Wort darüber zu verlieren. Es wäre ja doch mit allen Worten die Sache selber un-

verändert geblieben. Und mit Klagen hätten ſie nur jedes ſich und dem anderen das Herz noch ſchwerer gemacht, als es ſo ſchon war. Es mußte eben das Unvermeidliche getragen werden, und wenn das Herz gleich darüber brechen wollte. War es doch von Gott geſchickt, von ihm, der wohl eine Laſt auflegt, aber ſie auch tragen hilft; und was ſie thaten, nur eine Erfüllung ſeines heiligen Gebotes, das er jedem Menſchenkinde tief hinein in das Herz geſchrieben hat.

Und er half ihnen ſchon tragen, was er ihnen auferlegt hatte, in eben dieſem Bewußtſein tragen, das ſie beide deſto klarer, deſto lebendiger, deſto beglückender überkam, je deutlicher ſie die Größe des Opfers erkannten, das von ihnen gefordert ward.

Endlich brach Hannhei das Schweigen, indem er ſprach: „Annebar, laß uns zum Vater gehen!“

Nun traten ſie in das Haus, und Hannhei ſagte dem Friedernſt Lebewohl, ihn Gottes Schutz befehlend.

Draußen vor der Thür aber erfaßte er Annebars Hand, ſah ihr lange mit innigen Blicken in die feuchten Augen und ſprach: „So behüt' dich Gott, Annebar!“

„Behüt' dich Gott, Hannhei!“

Sie ſah dem Davonſchreitenden lange nach, auch als er längſt ſchon ihren Augen entſchwunden war. Dann wandte ſie ſich nach der Thüre, indem ſie noch einmal, die Hand aufs Herz gepreßt, mit zitternden Lippen ſprach: „Behüt' dich Gott!“

4.

Nun kamen trübe und ſchwere Zeiten für die Annebar. Täglich und ſtündlich mußte ſie um den Kranken ſein, der ſich oft unter unſäglichen Schmerzen wand und mit der Zeit, hülflos wie ein Kind geworden, zu allem und jedem des Beiſtandes ſeiner treuen Pflegerin bedurfte. Tag und Nacht war die Annebar um ihn beſchäftigt, die nur dann einmal auf kurze Zeit von ſeinem Lager wich, wenn es galt, die nötigen Gänge für den kleinen Haushalt zu beſorgen, Waſſer herbeizutragen, oder Futter für die Geißen zu holen, oder nach neuem Verdienſt ſich umzuthun. Denn mit ihrer Händearbeit mußte die Annebar den Lebens-

unterhalt für sich beschaffen und den Vater. Weil sie aber dabei nicht das Haus verlassen konnte, so nähte sie und strickte sie für die Leute oder spann zur Winterszeit, hundertmal des Tages von ihrer Arbeit aufspringend, um dem Vater die Fliegen zu scheuchen oder die Kissen zu glätten oder die trocknen Lippen mit einem Trunke frischen Wassers zu netzen oder den Wärmstein ihm an die Füße zu legen, weil ihn immer fror, oder sonst eine Handreichung dem Bemitleidenswerten zu thun. Wanderten doch immer ihre Blicke von ihrer Arbeit hinüber zu dem Kranken, dem sie, noch ehe er den Mund zu einer Bitte öffnete, jeden Wunsch an den Augen abzulesen wohl verstand. Und sie war immer gleich freundlich, gleich sanft und gut, gleich teilnehmend und hülfbereit, früh und spät, immer nur bedacht, daß es dem Vater an nichts fehlen möchte, und gern entbehrend, wenn sie ihn nur nicht entbehren sah.

Freilich mußte sie, um das tägliche Brot zu haben, oft die halben Nächte mit zu Hülfe nehmen — aber, was schadete das! Sie hätte ja so nicht ruhig schlafen können. Blieb sie wach, so konnte sie den Vater pflegen und zugleich dabei verdienen. Wohl bat der Friedernst, daß sie sich schonen, daß sie sich Ruhe gönnen möchte. Sie wußte aber seine bange Sorge jedesmal mit fröhlichem Blick und Wort zu scheuchen und mühte sich weiter Tag um Tag, Woche um Woche, Mond um Mond, ob ihre Wangen blichen, ihre Augen zu schmerzen und ihre Hände zu zittern begannen, daß sie oft die Augen schließen und die Arbeit wieder niederlegen mußte. Hülfe, die ihr öfter von anderen teilnehmend angeboten wurde, lehnte sie mit herzlichem Dankesworte ab. Gott sei Dank, sie habe ja zwei gesunde Arme und könne selber schaffen, was sie brauche. Die Pflege des Vaters gebühre ihr, der Tochter, zuerst und ihr allein, weil ja doch niemand, so wie sie, es wisse, welches die mancherlei Anliegen und Bedürfnisse seien, die der arme Kranke habe. So hatte sie auch eine nicht unbeträchtliche Summe, die ihr der Hannhei einmal geschickt, dem zurückgegeben. Sie wisse seine Teilnahme und liebevolle Fürsorge gar wohl zu schätzen, hatte sie ihm geantwortet, und habe dieser Beweis seines treuen Gedenkens ihr gar wohl gethan, aber, wie sie glaube, ihrer Pflicht nur dann

voll und ganz genug gethan zu haben, wenn sie selbst ihre ganze Kraft einsetze, so wisse sie auch, mit welchen Sorgen er selbst zu kämpfen habe, und erachte es für ein schweres Unrecht, wenn sie seine Hülfe in Anspruch nehmen wolle, ohne ihrer zu bedürfen.

Annebar überschätzte aber ihre Kraft. Die unablässige Pflege, die der Zustand ihres unglücklichen Vaters erforderte, die tiefe, gemütliche Erregung, in der sie um des jammervollen Anblickes, der sich ihr täglich und stündlich bot, sich fortwährend befand, das drückende Bewußtsein bei all ihrer hingebenden Liebe doch nicht imstande zu sein, dem armen Vater auch nur ein klein wenig seine Leiden zu mindern oder zu erleichtern, vor allem aber die unausgesetzte Sorge um das tägliche Brot und die fortgesetzte, anstrengende Arbeit zehrten ihr an Leib und Seele.

Es währte lange, bis sie selber das inne ward. Als sie es aber inne geworden war, war es bereits zu spät. Sie fühlte ihre Rüstigkeit immer mehr schwinden und konnte oft nur mit der größten Überwindung mühsam ihre häuslichen Geschäfte verrichten. Die Glieder versagten ihr zuweilen ihren Dienst, und über ihre brennenden Augen legte es sich wie ein trüber Schatten.

Da saß sie dann wohl manchmal in tiefem Sinnen an dem Fenster und schaute seufzend in den grünen Wald hinaus und fragend zum lichten Himmel empor, der sich über ihm wölbte. Warum hatte denn das alles so kommen müssen? Warum war ihr Vater so elend geworden, und sie selber mit? Sie hatte, ihrer Kindespflicht zu genügen, auf das Glück verzichtet, das ihr so freundlich gewinkt und gern und freudig alles, auch das Schwerste auf sich genommen — war das der Lohn ihrer Liebe und Treue? Wo blieb die Verheißung, auf die sie einst selbst den Hannhei in entscheidungsvoller Stunde hingewiesen hatte, „auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden?"

Es währte doch solche Anfechtung immer nur eine kurze Weile. Wie draußen, wenn einmal dunkle Wolken das freundliche Angesicht der Sonne verhüllen, daß sich finstere Schatten auf Berg und Thal niedersenken, dann aber die Sonne siegreich durch das Dunkel bricht und nun ringsumher alles in goldenem Sonnenglanze um so heller

und schöner aufleuchtet, so war es in dem Herzen der Annebar. Nach solchen trüben Stunden sah sie jedesmal nur um so fröhlicher und getroster hinaus in kommende Tage und zurück auf vergangenes Leid, der unwandelbaren Liebe des himmlischen Vaters und seiner treuen, väterlichen Fürsorge unerschütterlich gewiß, über allen Kummer, alle Trübsal, alles Leid hoch emporgehoben in dem beglückenden Bewußtsein, wie der Stimme des eigenen Herzens, so seinem heiligen Willen nachgethan zu haben, in sich eine Ruhe, einen Frieden, eine Seligkeit, die sie um keine Freude und kein Glück dieser Welt hätte missen mögen.

Da schlug endlich nach Jahren schweren Leidens dem Friedernst die Stunde der Erlösung.

Bereits mehrere Wochen hatte er sich schwächer, denn sonst, gefühlt, und mehrmals geäußert, daß wohl sein Ende nicht mehr fern sei. Eines Abends, als eben die Sonne im Untergehen begriffen war, bat er die Annebar, daß sie das Fenster öffnen möge. Dann rief er sie zu sich an sein Bett. Er sah ihr mit innigem Dankesblicke lange in die Augen. Dann sprach er mit matter Stimme: „Annebar, ich spür' es, wie der Herr Gott kommt."

Annebar wollte ihn eben mit freundlichem Wort beruhigen, da nahm sie wahr, wie sein Atem anfing, schwerer zu gehen und seine Augen einen besonderen Glanz gewannen.

„Ach, Vater, nein!" sprach sie mit schmerzerfüllter Stimme.

Friedernst aber antwortete langsam und sich zuweilen unterbrechend: „Schau' hinaus, Annebar! Die Sonne neigt sich, und es kommt die Nacht, mit ihr Ruhe für die Muden. So neigt sich auch mein Tag seinem Ende zu. Ach, wie freue ich mich auf die Ruhe, die meiner wartet!"

Annebar sank an dem Bette nieder.

„Gute Nacht, Annebar, und Gottes Segen über dich, du liebes, gutes, treues Kind!"

Da hob ein tiefer Seufzer Friedernsts Brust, und seine Augen brachen.

Als die Sonne das kleine Stüblein mit ihren letzten Strahlen traf, da beleuchtete sie das blasse Antlitz eines Toten. Friedernst hatte die Ruhe gefunden, nach der ihn so manchmal sehnsüchtigen Herzens verlangt hatte.

Annebar trauerte in aufrichtigem Schmerze um den lieben Vater und weinte ihm heiße Thränen nach. So ſehr ſie ihm die Erlöſung von ſeinen ſchweren Leiden gönnte,

die Lücke, die der Tod geriſſen hatte, war gar zu groß. Seit Jahren hatte ſich all ihr Denken und Thun ausſchließlich um die Sorge für den lieben Vater bewegt. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend war keine Stunde, keine

Minute gekommen, die sie nicht darüber befunden hatte. Und nun war ihr der Gegenstand ihrer treuen Sorge mit einemmal genommen! Da wollte ihr alles um sie her so öd, so leer und ihr eigenes Dasein unnütz und zwecklos scheinen.

So trug sie schwer, unsäglich schwer an dem Verlust, der sie betroffen hatte, so wohl ihr auch die Teilnahme that, die ihr von allen Seiten in reichem Maße erwiesen wurde. Und sie kamen alle, arm und reich, um der Annebar die Hand zu drücken oder ihr ein freundliches Wort des Trostes zu sagen, hatte doch, als das schwere Unglück einst über den Friedernst hereingebrochen war, ihr jeder tiefes und inniges Mitleiden entgegengebracht. Und das hatte sich in all der langen Zeit nicht gemindert, im Gegenteil. Es war zugleich mit der Achtung, mit der alle zu der braven, opferfreudigen Annebar mit ihrem Herzen voll treuer Kindesliebe aufblickten, nur gestiegen.

Die Annebar aber war für jeden warmen Händedruck, für jedes Wort freundlicher Teilnahme und der Anerkennung, die dem toten Vater wurde, von Herzen dankbar. Nur wenn jemand von ihrer treuen Pflege und ihrer selbstverleugnenden Hingabe zu reden anhob oder gar seinem Bedauern Ausdruck gab, daß sie soviel um des siechen Vaters willen habe leiden müssen, brach sie das Gespräch schnell ab.

Als aber ein alter Schulkamerad ihres Vaters, der nicht nur um des Handwerkes willen, das er trieb, sondern auch um seines rauhen und derben Wesens willen, im ganzen Orte nur der Grobschmied hieß, ihr entgegentrat und sagte: „Annebar, es thut mir leid deine Betrübnis. Aber an Friedernst seiner Stelle hätt' ich mich schon eher fortgemacht. Der hat sich und dir zur Last gelebt. Kannst froh sein, daß es alle ist!" da war sie ihm zürnend in das Wort gefallen: „Schweigt mit Eurer rohen Rede! Zur Last gelebt, mir? Bei Gott im Himmel, nicht einen Augenblick! Und freuen soll ich mich? Ich wäre mit Freuden für den Vater gestorben, wenn es hätt' sein können!" Und sie war fortgegangen und hatte den Grobschmied stehen lassen, der ganz verwundert dreinschaute und vor sich hin sagte: „Nun möcht' ich nur wissen, was die

Dirne so verschnupft hat. 's ist doch die pure Wahrheit, was ich sag'!"

Annebar aber war schmerzlich bewegt nach Haus geeilt. Die Worte des Grobschmieds hatten ihr Herz tief getroffen, um so tiefer, als sie Gefühle und Gedanken, die sie längst begraben und vergessen gewähnt, aufs neue in ihr wachgerufen hatten. Es war ihr mit einemmal wieder lebendig zum Bewußtsein gekommen, daß ihr Leben ohne das Unglück ihres armen Vaters wohl eine ganz andere Richtung genommen haben würde. Dann schaltete und waltete sie vielleicht als Bäuerin auf dem Bühelhof, froh und glücklich an Hannheis Seite, und der Vater freute sich mit ihnen am Glücke seiner Kinder.

Annebar seufzte tief auf: „Vorbei! Vorbei!" Denn, wenn nun auch der Hannhei kommen wollte und sie holen, — jetzt konnte sie ihm nicht mehr folgen. Was sollte denn der mit einem kranken und halb blinden Weibe machen! Mit ihrem gebrochenen Körper wäre sie dem geliebten Manne eine Last geworden und hätte ihm anstatt Glück und Freude nur Not und Sorge in das Haus gebracht. O, sie hatte sich das schon lange gesagt und hatte sich auch längst zu Ruhe und Frieden hindurchgekämpft und sich daran gewöhnt, daß der Abschied, den sie einst von Hannhei genommen, ein Abschied für immer, ein Abschied für das Leben gewesen sei. Nun hatten die Worte des Grobschmieds sie in den alten Widerstreit und Unfrieden hineingerissen, und ihr Herz war tiefer und stürmischer als je bewegt, ihr Herz, das noch einmal seinen Anteil an dem Glücke und den Freuden dieser Welt verlangte, und als es erkannte, daß sich solch Verlangen nimmer erfüllen lassen würde, anhob zu trauern und zu klagen, daß ihr die Thränen in die Augen schossen.

Da sprang die Annebar aber mit einemmal auf und sagte laut zu sich selber: „Schäme dich, Annebar, daß du weinen kannst! Ist denn das die rechte Liebe? Und wo sind denn dein Glaube und dein Vertrauen hingekommen?" Und sie faltete die Hände und sah zum lichten Himmel auf. Und wie sich ihre Lippen im Gebete bewegten, da versiegten ihre Thränen und Friede ward in ihrem Herzen.

Als ſie noch ſo daſtand, vernahm ſie plötzlich einen wohlbekannten Schritt draußen vor der Thüre. Gleich darauf trat Hannhei ein. Wohl gab es ihr einen Stich ins Herz, und es zog ihr eine tiefe Bläſſe über das Geſicht, als ſie vernahm, daß er es war. Sie erwiderte aber mit freundlichem Blicke ſeinen Gruß und reichte ihm die Hand zu herzlichem Willkommen.

„Annebar," hob Hannhei an, „das iſt ein trauriges Wiederſehen, trauriger noch, als unſer letztes war! Aber wohl ihm, dem guten Vater, daß ihn der liebe Gott von ſeinen ſchweren Leiden gnädig erlöſt hat! Mag er ſanft ruhen in der Erde!"

„Ja, er hat viel gelitten. Nun iſt er dorthin gegangen, wo ſich aller Schmerz in Freude kehrt!"

„Wie gerne wär' ich gekommen, ihm die letzte Ehre zu erweiſen! Annebar, warum haſt du mir nicht geſchrieben? Erſt durch andere habe ich erfahren, daß dein Vater geſtorben ſei. Da hab' ich mich aber auch gleich zu dir aufgemacht. Arme Annebar! Nun hat aber auch alles Leid ein Ende! Daheim iſt ſchon alles bereit und wartet auf dein Kommen!"

Annebar ſchwieg einen Augenblick. Dann hob ſie, ihr Auge mit einem innigen und doch tief wehmutigen Blicke auf Hannhei gerichtet, an: „Warum ich dir vom Tode des Vaters nichts geſchrieben habe? Weil ich dir und mir dieſe Stunde gerne erſparen, weil ich's an dem einen Abſchied, den wir genommen, genug ſein laſſen wollte."

„Annebar, was ſprichſt du da? Ich verſtehe deine Worte nicht!" entgegnete Hannhei erſchrocken.

„Hannhei," erwiderte Annebar, „ſetz' dich hin und hör' mir zu!"

Und nun erzählte ſie ihm, wie ſie ſich ſchon ſeit langer Zeit krank und elend fühle, daß ſchon die geringſte Anſtrengung ihr eine ſchwere Arbeit dünke. Vor allem aber wären ihre Augen ſo ſchwach geworden, daß ſie ſchon lange nicht mehr zu nähen im ſtande ſei und die Gegenſtände ſelbſt auf eine kurze Entfernung nur in unklaren Umriſſen wahrzunehmen vermöge. Wie ein Schleier breite es ſich vor ihren Augen. Und hätte ſie ihn vorhin nicht ſchon am

Schritt und an der Stimme erkannt, sie hätte wohl nicht gewußt, wer in das Stüblein eingetreten sei.

„Das ist kein Wunder, Annebar," entgegnete ihr Hannhei mit herzlichem Worte, „daß du so elend geworden bist. Aber nur guten Mut! Wir wollen dich schon pflegen und du sollst auf dem Bühelhof bald die alte, muntere Annebar wieder geworden sein. Gleich heute noch lauf' ich zu dem Doktor, der muß dir was verschreiben. Und deine Augen —"

„Mein lieber Hannhei," fiel ihm die Annebar ins Wort, „den Doktor hab' ich schon befragt. Der hat mir aber schlechten Trost gegeben. Wenn auch mein ander Leiden sich mit der Zeit wieder bessern könne, die Augen seien hin, hat er gesagt, die könne alle Kunst und alle Pflege nicht mehr retten."

„Annebar —"

„Und weißt du, Hannhei, da hab' ich mir gedacht, daß ich dir auf dem Bühelhofe doch nichts nützen könne. Darum geb' ich dir dein Wort zurück und —"

„Nein, Annebar, das kann und darf nicht sein!" unterbrach sie Hannhei in tiefer Bewegung. „Und giebst du mir auch mein Wort zurück, ich halt' mein Wort und gehe heute noch zu dem Pfarr und bestell' das Aufgebot!"

Und Hannhei sprang auf und griff nach seiner Mütze. Annebar aber nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sanfter Gewalt wieder nieder an ihre Seite.

„Hannhei," sprach sie, „bleib' und hör', was ich dir noch sagen möchte. Schau', mach' dir doch alles einmal richtig klar! Denke dir nur, daß du, der rüstige frische Mann, an ein solch bresthaft Weib gebunden bist. Anstatt daß sie dir im Hof und Feld thatkräftig Handreichung thut, anstatt daß ihre Augen überall Umschau halten in Küch' und Keller, anstatt daß sie früh die erste und am Abend die letzte das Haus bestellt, sitzt sie drin in der Stube und bedarf selbst der Hülfe. Statt daß die Mutter einen Beistand hat, wird der eine neue Last und Sorge aufgeladen. Und wenn du am Mittag und am Abend nach Hause kommst und im Frieden deines Hauses Ruhe und Erholung suchst, hörst du nur Seufzer und Klagen um dich her und mit der Ruhe und Erholung ist's vorbei. Und dabei geht,

dem Boten kam, war's ein wohlgekleideter Herr, dem man's eben ansah, es fehle nicht das Brot für seine Kinder, wenn er noch deren hatte.

Guten Morgen! sagt er zu dem Boten. Habt Ihr nichts gefunden?

Was habt Ihr denn verloren? fragte der Bote, um Gewißheit zu erhalten, ob er denn auch der Rechte sei.

Ein Päcklein in blaues Papier geschlagen, unversiegelt, und steht darauf geschrieben: Ein Hundert Thaler in Kassenanweisungen, und drinnen in dem Papier liegen zwanzig Fünfthalerstücke, sagte der Fremde.

Seht 'mal zu, ob es das ist, sprach der Bote, und reichte dem Fremden das unverletzte, unverkürzte Päcklein.

Mit freudigem Erstaunen sieht der Herr das Päcklein und den Boten an, greift dann rasch hinein, nimmt ein Fünfthalerstück und drückt's in des Boten Hand. Der will's wohl anfänglich nicht nehmen, am Ende aber läßt er sich denn doch überreden, und nimmt's mit vielem Danke.

Der Fremde meint, er müsse danken, läßt sich des Boten Namen sagen, drückt ihm dankbar die Hand und geht.

Finden, finden, wiedergeben! hat meine selige Mutter, Gott ehre sie! immer zu mir gesagt, sprach nun der glückliche Bote zu sich, und es ist wahr: es ist so gut, als

so viel du dich auch selber mühst und plagst, die Wirtschaft hinter sich, denn wo Hand und Auge der Hausfrau fehlen, fehlt das beste!"

Annebar hielt inne und sah Hannhei an, der kummervollen Angesichts vor sich hinblickend, ohne zu antworten, heftig mit dem Kopfe schüttelte. Dann fuhr sie fort: „Und wenn du das alles nicht Wort haben willst, meinst du denn, daß ich dabei selber glücklich wäre? Pflichten übernehmen mit dem Bewußtsein, sie nicht erfüllen zu können, das ist Unrecht, das ist Sünde. Und das würde mir immer wie eine schwere Last auf dem Herzen liegen und mir, und wenn du mich auf den Händen tragen wolltest, und ich nie eine Falte des Unmuts auf deiner Stirne erblicken würde, und alles einen glücklichen Fortgang nähme, den Frieden meines Herzens rauben. Mein friedlos Gemüt aber das würde nur wieder in dein eigen Herz seine dunklen Schatten werfen. Hannhei, ich gebe dir dein Wort zurück, und wenn du's nicht gelten lassen willst, so — so — nehme ich das meinige zurück! —"

„Annebar," fuhr da Hannhei auf. „Was thust du, Annebar!"

„Nur meine Pflicht, Hannhei! Du bist frei! Gott mag geben, daß du noch glücklich wirst, wie du's verdienest!"

Nun aber hob Hannhei an und suchte Annebar zu widerlegen und wußte jedem ihrer Gründe einen anderen entgegenzuhalten, viel gewichtigeren, wie er selber meinte, daß, als er endlich der Annebar mit tiefer Bewegung seine Hand entgegenstreckte und sagte: „Und nun, Annebar, in Gottes Namen, komm!" er gewiß war, ihre Bedenken beseitigt und ihren Widerstand überwunden zu haben.

Annebar legte zwar ihre Hand in die, welche Hannhei ihr darbot, aber sagte, indem sie ihm mit einem innigen Blicke in die Augen sah: „Hannhei, nein! Du wirst, wenn du auch jetzt für den Augenblick anders denkst, noch erkennen, daß ich mit meiner Weigerung das Rechte getroffen habe."

Als aber Hannhei sich mit schmerzlicher Bewegung im Angesichte abwandte, fuhr sie fort: „Hannhei, laß uns gute Freunde bleiben und gewähre mir den Trost, zu

wiſſen, daß du in der Ferne meiner freundlich gedenkeſt, wie ich nimmer vergeſſen werde, wie glücklich mich deine Liebe gemacht hat!“

Da ſchlug der Hannhei beide Hände vor ſein Angeſicht und beugte es tief bis auf die Kniee nieder. Kein Wort kam über ſeine Lippen. Seine Bruſt nur atmete tief und ſchwer.

Endlich stand er auf, trat vor Annebar hin und sprach mit tiefbewegter Stimme: „Und ist das dein letztes Wort, Annebar?"

„Ja, Hannhei!"

„So denn noch einmal, behüt' dich Gott, Annebar!" Die aber legte beide Hände auf seine Schultern, sah ihn mit einem langen und tiefen Blicke an und sprach: „Behüt' dich Gott!"

Der Hannhei war schon weit in den rauschenden Wald hineingeschritten. Nun stand er droben auf der Höhe und schaute noch einmal in das Thal hinab, eine lange, lange Zeit. Eine Thräne lief ihm die Wange herab, als er sich endlich zum Gehen wandte.

Drunten aber in dem kleinen Häuschen lag die Annebar noch immer auf ihren Knieen. Als sie sich erhob, da waren wohl die Spuren der heißen Thränen, die sie geweint hatte, noch deutlich in ihrem Angesicht wahrzunehmen, aber ihre Augen ließen erkennen, daß sie ihren Frieden wiedergefunden hatte.

5.

Seit dem Tode Friedernsts war die Annebar, die während der Krankheit ihres Vaters nur ab und zu einmal dort vorgesprochen hatte, täglich wieder bei der alten Evelies ein- und ausgegangen. Es war der alten Frau eine Wohlthat gewesen, ihre Annebar wieder um sich zu sehen. Aber auch die Annebar fand eine gewisse Befriedigung darin, jemand zu haben, dem sie ihre Sorge widmen konnte. Und wie schnell verstrich die Zeit, wenn die beiden Frauen bei einander waren! Die Annebar mußte von dem Friedernst, seinen letzten Tagen, seinem Sterben und seinem Begräbnis erzählen, und die Evelies hatte so viel zu berichten, was sich inzwischen in ihrem Hause zugetragen hatte. Der Käß war, seitdem das Gegicht sich auch bei ihm eingestellt und er schon mehrmals wochenlang hart darnieder gelegen hatte, hülflos auf die Hülfe anderer angewiesen, viel zugänglicher und freundlicher geworden. Man hörte ihn nur noch selten schelten und fluchen, und dem Branntwein hatte er, weil der

Doktor ihm den streng verboten hatte, ganz entsagt. „So will es scheinen," hatte die Evelies gemeint, „als ob mein Lebensabend doch noch sich einem freundlichen Ende zuneigen sollte. Nur ist es, wenn du nicht bei mir bist, immer gar öd und einsam um mich her. Wie wär' es denn, Annebar, wenn du zu mir zögest und ganz bei mir wohnen thätest?'

Die Annebar hatte sich aber nicht dazu entschließen können, das kleine Häuschen zu verlassen. „Ich will gern den ganzen Tag bei Euch sein und Euch Gesellschaft leisten, Evelies," hatte sie zur Antwort gegeben, „aber in meinem Häuschen laßt mich wohnen bleiben. Da hab' ich so viel Leid und Freud' erlebt, daß ich mich nimmer von ihm trennen mag."

So war es denn auch geworden. Die Annebar blieb in ihrem Häuschen an dem Berge, war aber vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei der Evelies. Wenn aber der Käß, einmal von seinem Leiden heimgesucht, auf dem Schmerzenslager lag, da schaute sie öfters auch nach ihm, hatte doch der Käß lang' schon ihr mit freundlichem Worte das Unrecht, das er ihr einst gethan, abgebeten und sie um ihre Hülfe angesprochen. „Die Annebar," sagte er, „hat so eine Art, daß, wenn sie nur eintritt und mit ihrer sanften Stimme zu reden anfängt, einem schon wohl ums Herze wird."

Da war es plötzlich mit der alten Evelies zu End' gegangen. Eine Herzlähmung hatte in wenigen Minuten ihren Tod herbeigeführt.

Das war ein neuer, schwerer Schlag für die arme Annebar, in der das neue Leid die Erinnerung an vergangenes lebendig wach rief. Auch die Sorge um das tägliche Brot trat wiederum an sie heran, doppelt ernst und schwer, weil sich ihr Augenleiden noch verschlimmert hatte und sie fast ganz erblindet war.

Da ward ihr mit einemmal alle Sorge vom Herzen genommen. Sie erhielt ein großes Schreiben aus dem Amte. In dem wurde ihr mitgeteilt, daß die in dem Herrn entschlafene Eva Elisabeth Schlotmann in — m — testamentarisch festgesetzt habe, daß ihr Sohn, Kaspar Schlotmann, gehalten sei, der Jungfrau Anna Barbara

Arnoldi für ihre, seit Jahren treu geleisteten Dienste bis an ihr Lebensende jährlich eine nicht unbeträchtliche Summe auszuzahlen, „damit die genannte Anna Barbara Arnoldi in ihrem Alter eines geruhigen und sorgenlosen Lebens sich erfreue."

Die Annebar war in ihrem bescheidenen und demütigen Sinn erst zwar gewillt, das Vermächtnis nicht anzunehmen, als aber der Käß zu ihr sagte: „Nun weißt, Annebar, da machen wir es so: wie um die Mutter selig, so kümmerst du dich, soweit du kannst, nun um meinen Haushalt und um mich, wenn ich einmal krank darniederliege und ich übernehme dafür, für dich zu sorgen!" da ging sie nach etlichen Bedenken darauf ein.

Nun vergingen Monate und Jahre in gleichförmigem Wechsel. Die Annebar hatte sich von ihrer Schwäche erholt, aber sie war ganz erblindet. Täglich war sie in Käßens Hause, von allen seinen Bewohnern geachtet und geliebt. Dort saß sie in dem hohen Lehnstuhl, in dem sonst die Evelies gesessen hatte, und erteilte freundlichen Rat oder ernste Mahnung oder milden Trost, je nachdem man dessen bedurfte. Und auch andere kamen, sich an ihrem freundlichen Worte zu laben, alt und jung. Wie sie den Kindern schöne Märchen und Geschichten zu erzählen verstand, so wußte sie die Jugend mit guten Lehren Gottes Wege zu weisen. Wo aber ein sorgenschweres und kummerbeladenes Gemüt sie suchte, da flossen ihr Worte der Erquickung in so reicher Fülle von den Lippen, daß keines ungetröstet von dannen ging. Die Annebar war jedem freund. Darum brachte ihr aber auch jedes von seiner Freude wieder seinen Teil. Und sie konnte sich über alles, auch das Geringste und Unscheinbarste mit jedermann von Herzen freuen, nur daß dadurch seine Freude größer ward und etwas von dem Sonnenschein, der auf Annebars Angesichte lag, auf seinem Angesicht sich wiederspiegelte. Die größte Freude aber war es für die Annebar, als einmal Botschaft vom Bühelhofe kam und sie inne wurde, daß sich auch der Hannhei zum rechten Frieden hindurchgekämpft hatte und dort alles unter Gottes Segen einen glücklichen Fortgang nahm.

Wieder waren Jahre vergangen. Die Annebar war schon hochbetagt. Da war sie endlich nach nur kurzem Krankenlager einmal sanft und selig eingeschlafen.

So hatte die Verheißung des vierten Gebotes hier wie dort noch in reichem Maße ihre Erfüllung gefunden.

Etliche Jahre waren vergangen, seitdem der Hannhei bei mir gewesen war. Er war unverheiratet geblieben. Alle Jahre am 6. Mai kam er und besuchte das Grab der Annebar. Dann hielt er auch jedesmal wieder Einkehr auf der Pfarre.

Einmal aber kam er nicht. Acht Tage später aber traf ein Brief, mit ungelenker Hand geschrieben, von dem Bühelhofe ein. Darin meldete ein Bruder Hannheis, der Hannhei sei gestorben. Er habe ihm aufgetragen, mich zu grüßen und mir zu sagen: Der Hannhei sei zu seiner Annebar gegangen.

9.

Abwärts rollt der Wagen leicht.

Das weiß jeder Fuhrmann und spürt jedes Pferd, das an den Wagen gespannt ist. Ja, wenn es steil ab-

wärts geht, rollt der Wagen zu leicht, und wenn der Fuhrmann seine Pferde schonen will, muß er die Räder bremsen. Denn das gewaltsame Aufhalten des Wagens bergab ist für die Pferde viel schwerer und anstrengender, als das Ziehen einer schweren Last bergauf.

Der geneigte Leser kann sich aber wohl denken, daß ihm solche wohlfeile Fuhrmannsweisheit hier nicht als altes Gold aufgetischt werden soll, sondern daß in den einfachen, ganz selbstverständlichen Worten des Sprichworts eine tiefere Wahrheit verborgen sein werde, die erst gesucht werden müsse, aber wohl wert sei, wenn man sie gefunden hat, ins Herz geschrieben zu werden.

Suchen wir also dieser Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Wie man von dem gewöhnlichen Wege, auf dem man fährt, reitet, geht, sagt, daß er aufwärts geht, wenn er auf eine Höhe hinauf, abwärts aber, wenn er in ein Thal hinunterführt, so sagt man bildlich auch von dem Lebenswege des Menschen, er gehe aufwärts oder abwärts, und zwar in verschiedenem Sinne.

Aufwärts geht der Lebensweg einmal in der Jugendzeit, wo die Kräfte wachsen und zunehmen, bis man auf der Höhe des Lebens steht, darauf das Zunehmen der Kräfte ein Ende hat, und von der darum das bekannte Altersprüchlein sagt: „50 Jahre Stillstand." Diese Jugendzeit ist denn auch diejenige Zeit, in der der Lebenswagen nicht leicht rollt, sondern wo daran tüchtig gezogen, d. h. wo tüchtig gearbeitet werden muß, bis man den Berg ersteigen, d. h. eine gesicherte Lebensstellung errungen hat. Es ist freilich schon sehr spät, wenn man eine solche erst mit 50 Jahren erlangt und es trifft ja wohl im allgemeinen das Sprüchlein zu: „Wer mit 20 Jahren nichts kann, mit 30 Jahren nichts ist und mit 40 Jahren nichts hat, aus dem wird all seine Lebtage nicht viel."

Aber das ist wohl keine Frage, daß, wie es vom 50. Jahre mit der Kraft abwärts zu gehen anfängt (wenn man auch eine eigentliche Abnahme der Kraft vorerst noch kaum spürt), so auch der Lebenswagen abwärts geht und deshalb leichter dahinrollt. Man hat dann seine Erfah-

rungen gesammelt, die einem die Berufsarbeit erleichtern, man hat sich in derselben geübt, so daß einem Arbeiten, die früher sehr schwer fielen, jetzt weit weniger Mühe verursachen. Das Sprüchwort würde aber auch die volle Wahrheit sagen, wenn es behauptete, abwärts rolle der Wagen (der Lebenswagen nämlich) schnell. Denn sind einmal die 50er Jahre da, dann scheinen die weiteren Jahre wahrhaft Flügel zu haben, so schnell gehen sie einem herum, und während es im Liede von dem Jünglinge heißt: „Ihm dehnt sich die kurze Zeit aus zur langen Ewigkeit", heißt es mit voller Wahrheit dann weiter: „Aber schaut der Greis zurück, dünkt sie ihm ein Augenblick." — Je inhaltsvoller mit den zunehmenden Jahren das Leben wird, je mehr sich der Kreis der Pflichten und Sorgen, die sich dem Alternden aufs Herz legen, erweitert (NB die Sorge um ein seliges Ende muß dabei die erste Stelle einnehmen), desto weniger will die Zeit ausreichen, alle diese Pflichten und Sorgen zu bewältigen, desto schneller scheint sie dahinzueilen.

Man redet aber auch noch in einem anderen Sinne vom Aufwärts- oder Abwärtsgehen des Lebensweges, je nachdem der schmale oder der breite Weg eingeschlagen wird, von dem der Herr Jesus in der Bergpredigt redete. Auf dem schmalen Wege geht es beständig aufwärts dem hohen Ziele der himmlischen Berufung immer näher zu; auf dem breiten Wege aber geht es beständig abwärts dem zeitlichen und ewigen Verderben zu. Und wie schnell rollt da der Wagen! Wie rasch geht es da vorwärts von einer Sünde zur andern! Wie schwindet da immer mehr die Kraft, der Versuchung zum Bösen Widerstand zu thun, wie schwindet da immer mehr auch der Wille dazu! Wie geht es da bei dem Menschen, der diesen Weg eingeschlagen hat und sich von demselben nicht abbringen läßt, wie bei dem Steine, der den Berg hinabrollt! Anfangs rollt derselbe ja langsam, so daß man ihn noch aufhalten kann; bald aber geht's in Sprüngen, die immer weiter, immer höher werden, so daß an ein Aufhalten nicht mehr zu denken ist.

Merke: wenn du auf dem Wege bist und bleibst, der aufwärts führt, dann wird es dir zwar Mühe kosten, deinen

Wagen vorwärts zu bringen und mit ihm vorwärts zu kommen; aber es wird dir, wenn Gott Gnade zu deiner Reise giebt, und du dich keine Mühe verdrießen läſſeſt, doch endlich gelingen, an das erſehnte Ziel zu gelangen. — Betrittſt du aber den Weg, der abwärts führt, und auf den dich die vielen, die darauf wandeln, mit allen erdenklichen Verſuchungen herüberzulocken und darauf feſtzuhalten bemüht ſind, dann rollt dein Lebenswagen wohl anfangs leicht und luſtig dahin, und du läſſeſt dich wohl gar dünken, das gute Teil erwählt zu haben. Aber kaum merklich für dich ſelbſt wird ſein Rollen ſchneller und immer ſchneller, und wenn es dir dann bei der ſchnellen Fahrt doch anfängt, ſchwindelig zu werden, und du einhalten möchteſt, dann merkſt du bald, daß du das mit eigener Kraft nicht mehr kannſt. Iſt es dir aber nur ein rechter Ernſt mit dem Einhalten, dann ſuche nur eiligſt mit bußfertigem Rufen nach ihm, der auch den abwärts rollenden Wagen noch aufhalten, umkehren und auf den aufwärts führenden Weg bringen kann, der auch den halbverkohlten Brand noch aus dem Feuer zu reißen vermag, das ihn verzehren würde. Du kennſt ihn doch?

10. Rätſel.

Ich werd' in der Schule ſchon beigebracht
Und eingeübt den Kleinen,
Und wer in mir gute Fortſchritte macht,
Wird's ſpäter fürwahr nicht beweinen.

Mich ſucht mit Fleiß der gelehrte Mann
Und läßt ſich's nicht verdrießen,
Wo er weiß, daß er mich finden kann,
Selbſt uralten Staub zu genießen.

Dem Wucherer mach' ich die größte Freud'
Weil ich ihm berechne die Sorgen,
Wie er ſein Geld mit Sicherheit
An andre möge verborgen.

Doch in meiner allerſchlimmſten Geſtalt
Bin ich ausgetilgt für jeden,
Der im Glauben ſucht einen feſten Halt
Bei dem, der am Kreuz uns vertreten.

11. Noch eins.

Was ich mit **u** beſage,
Das wirſt du dann wohl ſein
Wenn alle deine Wünſche
Und Werke dir gedeih'n.

Was ich mit **ü** dann werde,
Hältſt du dir gerne fern;
Doch mußt du's auf dich nehmen,
Wenn's Pflicht iſt vor dem Herrn.

Du darfſt's mit **i** nicht werden,
Dich zu entzieh'n der Pflicht,
Sonſt wirſt du nicht beſtehen
Vor Gottes Angeſicht.

12. Allerlei geſellſchaftlicher Unfug.

Faſt hätte ich geſchrieben: allerlei geſellſchaftliche „Dummheiten" in der Erinnerung an ein köſtliches, überaus leſenswertes Büchlein, das den Titel hat: „Allerlei Sprachdummheiten."

Aber was die nachfolgenden Zeilen bringen wollen, geht doch vielfach über das Kapitel der Dummheiten hinaus und verdient mit einem noch derberen Namen bezeichnet zu werden. Überdies laſſen ſich die Leute nicht gerne von „Dummheiten" ſagen, die ſie machten, ſondern ſind gegen das Anſinnen von Dummheiten faſt ebenſo empfindlich, wie der Bruder Studio, der da meint, einen „dummen Jungen" durchaus nicht auf ſich ſitzen laſſen zu dürfen, ſondern ihn abwiſchen zu müſſen mit dem Blute deſſen, der ihm den

dummen Jungen aufgebrummt hat. Ist der ihm in der Führung des Schlägers über, dann kann's ihm freilich geraten, daß er zu seinem „dummen Jungen" noch einen gehörigen „Schmiß" abkriegt, mit dessen Blut er dann den dummen Jungen übertünchen kann.

Wenn ich mir nun vorgenommen habe, ein paar Worte über allerlei gesellschaftlichen „Unfug" zu sagen, so weiß ich recht gut, daß ich mich damit auf ein etwas bedenkliches Gebiet wage, auf dem man leicht ein vornehmes Naserümpfen, ein höhnisches Lächeln, vielleicht auch den Vorwurf einernten kann, man sei ein „Kanadier", der „Europens übertünchte Höflichkeit" entweder gar nicht kenne, oder ihr doch nicht den gebührenden Wert beilege. Denn „Unfug" zu nennen, was die Gesellschaft (wer macht die aus?) einmal als Fug und Recht und gute Sitte angenommen hat, was vielleicht schon seit Jahrhunderten als Fug und Recht und gute Sitte gilt, das ist ja in den Augen vieler geradezu ein Verbrechen.

Aber sei's drum! Zum Glücke brauche ich ja etwaiges Naserümpfen und Hohnlächeln nicht zu sehen, auch alle die schönen Titel, die man mir beilegen möchte, nicht zu hören, und ich kriege noch etwas vom Herzen herunter, was mir schon manchmal Ärger und Verdruß bereitete, wenn ich's sah und hörte, oder mich gar gezwungen sah, es der guten Sitte wegen selbst mitzumachen.

Ich fange mit dem an, was man ebensowohl als einen Unfug, als auch als eine Dummheit ansehen kann, nämlich mit unserer gebräuchlichen Art zu grüßen.

Da zieht man vor dem Begegnenden eiligst den Hut oder die Mütze vom Kopfe und meint wunder, wie höflich man sich bezeugt habe. — Ja, diese Art zu grüßen hat sich so fest bei uns eingebürgert, daß man einen jeden, der sie nicht mitmacht, wenn er einem Bekannten oder gar einem Vorgesetzten begegnet, kurzweg mit dem Titel „Flegel" beehrt; daß man, um sie schon den Kindern recht einzuschärfen, einen Jungen, der beim Grüßen die Mütze nicht abnimmt, wohl spöttisch fragt, ob er etwa ein Vöglein unter der Mütze habe, das fortfliegen könnte; ja daß man sie schon dem Sprichworte aufgebürdet hat und es sagen

läßt: „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze Land."

Da möchte ich denn zunächst einmal die Frage stellen: wenn es die Höflichkeit erfordert, beim Grüßen das Haupt zu entblößen, warum sind denn die Frauen, von dieser Art zu grüßen, entbunden?

Daß es für sie schwer, ja wohl gar unmöglich sein würde, bei jeder Begegnung das Hutband zu lösen, kann noch nicht als Grund gelten. Ihre Kopfbedeckung könnte ja ganz wohl so eingerichtet werden, daß sie ebenso leicht wie der Hut oder die Mütze des Mannes abzunehmen wäre. Die Herrscherin „Mode" könnte ja auch bei einer solchen Kopfbedeckung völlig zu ihrem Rechte (?) kommen, und es ist anzunehmen, daß sie schnell eine weibliche Kopfbedeckung erfunden haben würde, die weit eher den Namen eines „Hutes" (kommt doch wohl von „hüten"?) verdiente, als die umgestülpten Vogelnester oder Kohlblätter, welche sich die jetzt, wo ich das schreibe, gangbare Mode erwählt hat.

Wir leben auch nicht im Morgenlande, wo die uralte Sitte erheischt, daß die Frau nicht nur stets den Kopf bedeckt hält, sondern daß sie auch noch das Gesicht bis auf die Augen mit einem dichten, undurchsichtigen Schleier verhüllt. Gegen letztere Sitte würden sich unsere lieben Frauen auch wohl sehr ernstlich verwahren, obschon sie dabei lange nicht soviel Ungemach zu erdulden haben würden, wie die armen Morgenländerinnen, denen es doch wohl in ihrem heißen Klima unter den dichten Schleiern barbarisch heiß werden muß.

Wer aber gar als Grund dafür, daß die Frau bedeckten Hauptes bleiben, der Mann aber sein Haupt entblößen müsse, das geltend machen wollte, was der Apostel Paulus 1. Korinth. 11 schreibt, der würde ganz außer acht lassen müssen, daß der Apostel hier nur die gottesdienstlichen Versammlungen im Auge hatte, und außerdem auch wohl nicht umhin konnte, der morgenländischen Anschauung Rechnung zu tragen, die bei der Frau das Entblößen des Hauptes überhaupt als ein Zeichen von Schamlosigkeit betrachtet.

Also noch einmal die Frage: warum müssen nur die Männer beim Grüßen das Haupt entblößen, warum soll

es aber den Frauen gestattet sein, es bei einer leichten Verbeugung bewenden zu lassen, oder, wenn sie guten Bekannten begegnen, höchstens noch ein Nicken mit dem Kopfe hinzuzufügen? Einen triftigen Grund dafür weiß ich wenigstens nicht zu finden.

Die verehrten Frauen dürfen mir aber wegen dieser Frage nicht böse werden und meinen, ich wollte ihnen ihr gutes altes Recht absprechen und ihnen zumuten, daß auch sie so gut wie die Männer beim Grüßen das Haupt entblößen. Im Gegenteile, ich möchte ihnen ihre Art zu grüßen nicht nur ungestört lassen, sondern dieselbe auch für die Männer zu erobern suchen.

Frage man sich noch einmal ernstlich selbst, ob es nicht in der That eine Dummheit ist, das Entblößen des Hauptes als Gruß zu gebrauchen? Es mag ja damit allenfalls noch angehen, wenn es schönes, warmes Wetter ist, bei dem man gerne einmal den Kopf entblößt, oder wenn man sein volles natürliches Haar noch auf dem Kopfe hat. (NB. ich habe es, gottlob! noch, wenn es auch weiß ist!) — Aber wie dann, wenn es regnet oder schneit, oder eine arimmige Kälte ist? Da hilft ja alles nicht, der Hut muß doch herunter, und wenn man sich auch warm gegangen hatte und Gefahr liefe, sich einen tüchtigen Schnupfen einzuhandeln. Und falls gar unter dem Hute eine gehörige Glatze sitzt, auf die der kalte Regen oder Schnee erbarmungslos herabriefelt, wenn der Hut abgenommen wird und vielleicht gar eine Zeit lang in der Hand behalten werden muß, weil ein Höherstehender einen gestellt hat, bei dem die schuldige (?) Ehrfurcht gebietet, ihn barhäuptig anzuhören? Pfrrr! — Von der Gefahr, daß beim Hutabnehmen eine locker sitzende Perücke, welche die Glatze mitleidig bedecken sollte, am Hute hängen bleiben könnte, will ich gar nicht einmal reden.

Und wie schnell werden die Hüte durch das beständige Abnehmen verschlissen! Zu welch mißgestalteten, zerknitterten Ungetümen werden die praktischen, schönen weichen Filzhüte dadurch, daß sie abgenommen werden müssen und nicht ruhig ihren Platz auf dem Kopfe behalten dürfen!

Auf die Gefahr hin, es mit den Hutmachern gründlich zu verderben, möchte ich darum sagen: Fort mit dem Grüßen

durch Entblößen des Kopfes! Denn das gehört ohne Zweifel und Widerrede in das Kapitel der eingerosteten Dummheiten in unserem gesellschaftlichen Verkehr. Wie schwer solche Dummheiten, und insonderheit diese, auszurotten sind, dafür giebt der schon vor Jahren einmal aufgetauchte „Nichthutabnehmungsverein" Zeugnis, der, soviel mir bekannt ist, wieder eines schnellen Todes verblich oder doch keine irgend nennenswerte Verbreitung gefunden hat. In unsern Tagen, wo ja das Vereinswesen so mächtig blüht und fast zu einer Vereinswut geworden ist, würde ein solcher Verein, für den man ja leicht einen etwas kürzeren Namen erfinden könnte, wohl ein besseres Schicksal haben.

Aber was an die Stelle des Hutabnehmens setzen?

Nun, warum nicht den militärischen Gruß durch Anlegen von zwei Fingern oder der ganzen Hand an die ruhig sitzenbleibende Kopfbedeckung, wozu noch begegnenden Damen gegenüber eine zierliche Verbeugung kommen könnte? Dabei ließe sich ebensoviel, ja vielleicht noch mehr Anmut und Zierlichkeit entfalten, als bei dem Hutabnehmen, dem manche einen so unnachahmlichen Schwung zu geben verstehen, und — — es würde sicherlich bei dem männlichen Geschlechte viel weniger „Verschnupftsein" vorkommen als jetzt und daraus auch dem weiblichen Geschlechte kein geringer Vorteil erwachsen (!!).

Der Soldat nimmt nur beim Gottesdienste den Helm ab, und wenn es abends beim Zapfenstreiche zum Gebete abschlägt. Sonst behält er Helm wie Mütze auf dem Kopfe, sogar wenn er, um eine Meldung zu machen, zum Vorgesetzten ins Zimmer tritt.

Der Morgenländer grüßt auf der Straße, soviel mir bekannt ist, durch Kreuzen der Arme auf der Brust und eine Verbeugung; seinen Turban aber oder auch sein Fez dabei abzunehmen, fällt ihm nicht ein, sogar vor dem Großherrn nicht. Wäre — nebenbei gesagt — auch ein sehr beschwerliches Geschäft für ihn, wohl noch beschwerlicher als das Abnehmen des Huts für die Frauen. Warum haben denn wir Abendländer allein uns die „übertünchte Höflichkeit" angewöhnt, beim Grüßen das Haupt zu entblößen, warum insonderheit wir Deutsche? Unsere Urahnen haben doch ganz gewiß, wenn sie sich grüßen wollten, die

Tierfelle nicht heruntergezogen, die sie als Kopfbedeckung überhängen hatten und waren doch ohne Zweifel auch leidlich höfliche Leute, die nicht ganz ohne Gruß aneinander vorübergingen.

Drum fort mit dem Sprichworte: „Mit dem Hut in der Hand, kommt man durchs ganze Land", das ja ohnehin viel zu weit geht, wenn es haben will, daß man den Hut lieber gar nicht auf den Kopf thun soll! Lieber das neue Sprichwort gebildet: „Hut auf dem Haupt, ist beim Grüßen erlaubt!"

Und wenn etliche tonangebende gesellschaftliche Größen sich dazu vereinigten, diesem neuen Sprichworte zur Anerkennung zu verhelfen und es fertig brächten, mit oder ohne „Nichthutabnehmungsverein", sie würden sich gewiß großen Dank verdienen. Die unbeweglichen Hüte könnten ja eine ganz eigentümliche Form bekommen, der es jeder sogleich von weitem ansieht, daß er den Kopf, den ein solcher Hut bedeckt, nicht bloß zu sehen bekommt, die auch den Träger vor dem Vorwurfe der „Flegelei" bewahren würde. Item, die Herren Hutmacher würden dann, wenn eine solche neue Hutmode aufkäme, auch nicht mehr böse auf mich sein wegen meines Vorschlags, wenigstens im Anfang nicht.

Wir sind aber mit dem Grüßen noch nicht fertig, sondern wollen auch ein wenig auf die Worte achten, die beim Grüßen gewechselt werden.

Da kann man sich denn wohl das einfache „guten Tag!" „guten Abend", „gute Nacht" ruhig gefallen lassen; das hat einen guten Sinn. Aber bleibt's dabei? Mit nichten. Da schwirrt es vielmehr, besonders bei Leuten, die recht fein sein wollen, hinüber und herüber: „Empfehle mich Ihnen" oder „Ihr Diener" oder wohl gar „Gehorsamster Diener". Aber in den allermeisten Fällen sind das ja doch pure Unwahrheiten! Es liegt einem durchaus nichts daran, bei dem Begegnenden „empfohlen" zu sein, man ist wohl gar froh, wenn man mit ihm so wenig wie möglich zu thun bekommt. Und was würde der „gehorsamste Diener" wohl für ein langes Gesicht machen, wenn der Begrüßte ihn beim Wort halten und ihm auch nur den kleinsten Dienst zumuten wollte! Er würde es ohne Zweifel machen wie der Chinese, der dem besuchenden Gaste sein

ganzes Haus, alles, was er hat, zur Verfügung stellt, aber wütend wird und den Gast wohl als einen ausgehecken Grobian an die Luft setzt, wenn derselbe Miene machen sollte, auch nur das Geringste von dem Angebotenen anzunehmen.

Und das à Dieu beim Abschiednehmen, gewöhnlicher im deutschen Munde „Adje" oder gar „Adjes"! Sollten wir uns nicht als Deutsche schämen, diese französischen Worte in Gebrauch zu nehmen? Sie sind ja an sich ganz schön und sinnig; denn sie heißen bekanntlich soviel als „mit Gott". Aber wozu das französisch sagen, auch in dem günstigen Falle, daß man dabei wirklich an Gott denkt und den Abschiednehmenden dem Schutze und Geleite Gottes empfehlen will, ein Fall, der aber gewiß nur höchst selten eintritt? Warum nicht lieber allgemein den schönen sinnigen Gruß in Gebrauch nehmen, der in Süddeutschland üblich ist, dem Kommenden ein „Grüß' Gott", dem Gehenden ein „Behüt' Gott"? Das ist ebenso schnell gesagt als „Adieu", und ist gutes, ehrliches Deutsch.

Wie schön sagt von diesem Gruße Julius Sturm:

„Gott grüße dich!" Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
„Gott grüße dich!" Kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.
„Gott grüße dich!" Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
Soviel wie ein Gebet.

Daß die Spinnstube diesem Gruße, den sie nun schon bald ein halbes Jahrhundert lang mit jedem neuen Jahrgange ihren Lesern zuruft, das Wort redet, wird man wohl begreiflich finden.

Vom Grüßen beim Begegnen mit andern möchte ich nun übergehen zu dem Grüßen und Abschiednehmen beim Briefschreiben oder deutlicher: zu den Anreden und Schlußworten, die in den Briefen gebräuchlich sind. Wieviel gesellschaftlicher Unfug wird auch damit getrieben!

Wie oft ist der „liebe Freund", an den der Brief gerichtet wird, in der That weit davon entfernt, diesen Ehrennamen zu verdienen, oder auch davon, ihn gerne zu

hören! Wie oft iſt der „liebe Freund“ einem ein ganz gleichgültiger Menſch, dem der Freundestitel nur gegeben wird, weil man aus rein äußerlichen Gründen, vielleicht nur um des lieben Vorteils willen mit ihm in näherer Verbindung bleiben möchte! Wie oft iſt der „geehrte Herr“, an den der Brief unter dieſer Aufſchrift gerichtet wird, nichts weniger als ein ſolcher, für den man wirklich Ehrfurcht empfindet, ja nichts weniger als einer, der es verdient, geehrt zu werden. Und wie ſonderbar nimmt ſich der „geehrte Herr“ an der Spitze des Briefes aus, wenn der nachfolgende Inhalt des Briefes durchaus kein ehrender iſt, ſondern ein verunehrender, wenn ſich etwa grobe Vorwürfe darin finden, ſeien ſie auch in die feinſten Worte gekleidet, die ihre Spitzen verdecken ſollen, oder wenn der Inhalt des Briefes am Ende nur die Mahnung an eine Geldſchuld iſt und dem Empfänger ſtillſchweigend die keineswegs ehrenvolle Bezeichnung eines ſäumigen Zahlers beilegt!

Warum nicht lieber in allen ſolchen Fällen einfach den kaufmänniſchen Gebrauch befolgen, der ſtatt einer Anrede einfach die Adreſſe des Empfängers an die Spitze des Briefes ſtellen läßt?

Sehr ſonderbar nimmt es ſich auch aus, wenn Geiſtliche, unter dem ja der „Brudername“ üblich iſt und auch ſeinen guten Sinn hat oder doch haben ſollte, an den „Herrn Bruder“ ſchreiben, ohne daran zu denken, daß doch eigentlich der Brudername den „Herrn“ ausſchließt. Brauche man doch da, wo man wegen mangelnder perſönlicher Bekanntſchaft den „Herrn“ nicht weglaſſen zu dürfen meint, lieber auch den „Bruder“ nicht, oder ſage wenigſtens „Amtsbruder“, bei dem dann das „Herr“ ſchon weniger ſonderbar klingt.

Und nun erſt die Unterſchriften der Briefe! Da verſichert man wohl einen ſeiner „vollkommenſten Hochachtung“, den man kaum kennt, von dem man nicht weiß, ob er auch nur ein Fünkchen von Hochachtung verdient, geſchweige denn die „vollkommenſte“. Da unterſchreibt man ſich wohl als der „Ergebene“, oder „ganz Ergebene“ oder, um ja nichts zu verſäumen, als der „ganz Ergebenſte“ und weiß doch von Ergebenheit nichts.

Wozu aber diese lügenhaften Redensarten, die einem freilich so zur Gewohnheit werden können und so unwillkürlich in die Feder fließen, daß man sich einer Unwahrhaftigkeit nicht im entferntesten bewußt wird?

Setze man doch, wo es zu einem „herzlichen" oder auch nur „freundlichen Gruße" nicht langen will, einfach seinen Namen unter den Brief, wie es ja in allen amtlichen Schreiben üblich ist, ohne jede weitere Beifügung! Schreibe man doch anstatt „ergebenst" zum Beispiel „dienstergebenst", wo das erstere eine Unwahrheit sein würde, besonders wenn man im Briefe einen Dienst für sich erbeten hat und sich dann durch solche Unterschrift zu Gegendiensten bereit erklärt! In wieviel hundert Fällen mag es vorkommen, daß der Empfänger des Briefes selbst nicht an die geschriebene „Freundschaft und Ergebenheit" glaubt, und sich nur ärgert, wenn sie ihm da auf dem Papiere, schwarz auf Weiß, entgegengebracht wird, während er sie doch im Leben noch nie erfahren hat, auch wohl kaum mit derselben etwas anzufangen wüßte!

Überschwengliche Redensarten, hinter denen nichts ist, und von denen man weiß, daß nichts dahinter ist, entehren den Schreiber und rufen im günstigsten Falle ein ungläubiges Lächeln, nicht selten aber ein unwilliges Kopfschütteln bei dem Empfänger hervor. Wozu das?

Und wie gebietet es die „gute Sitte" zu machen, wenn einem jemand uneingeladen seinen Besuch ankündigt, etwa mit der Redensart: „Ich werde mir nächstens die Freiheit nehmen, oder die Ehre geben, Sie zu besuchen?" Da muß man doch, wenn man höflich sein und nicht als „Kanadier" angesehen werden will, notwendig erwidern: „Es wird mir sehr angenehm sein" oder: „Es wird mir eine große Freude", wohl gar: „eine große Ehre sein". — Und doch denkt man dabei vielleicht in seinem stillen Sinn: Bliebest du doch, wo du bist, und raubtest mir durch deinen Besuch meine gute Zeit nicht! Denn man empfindet auch keine Spur von Freude über den angekündigten Besuch, sieht man solchen auch durchaus als keine Ehre an. Man sagt also mit kaltem Blute eine entschiedene Unwahrheit. Würde man nicht, um der Wahrheit ihr Recht zu lassen und ihr die Ehre zu geben, viel besser sagen: „Thun Sie

das", falls man die herausgeforderte Einladung nicht ganz meint umgehen zu dürfen, oder einfach: „Ich werde Sie erwarten?"

Und nun zu den Besuchen selbst.

Da möchte ich in erster Linie die Frage aufwerfen: Ist's denn zur guten Sitte durchaus erforderlich, daß man jeden Besuch mit einem Gegenbesuch erwidert?

Macht da jemand seinen Antrittsbesuch, der mir auf den ersten Blick gründlich mißfällt, so daß ich von vornherein mir sage: Diese Bekanntschaft wirst du gewiß nicht pflegen; oder es kommt einer, dem ein übler Ruf schon vorangegangen ist und gegen den ich schon vor seinem Besuche einen Widerwillen im Herzen empfand, den vielleicht sein Besuch nur noch erhöhte; oder es läuft mir einer ins Haus, von dem ich weiß, daß nur geschäftliche Rücksichten ihn zu seinem Besuche veranlassen, und daß er sich, wenn diese Rücksichten nicht vorhanden wären, wohl kaum um mich kümmern würde: muß ich denn da notwendig Hut, Frack und weiße Binde anlegen und mich besonders mit dem kläglichen mittelsten Kleidungsstücke behaften, um in aller Form den Besuch zu erwidern mit der festen Absicht im Herzen, mich dann nicht mehr im geringsten um den Besuchten zu bekümmern? Wäre es nicht viel offener und ehrlicher, man schenkte sich den Gegenbesuch und bewiese damit thatsächlich, daß man auf jeden Verkehr mit dem unliebsamen Besucher verzichte? Man würde dadurch allerdings wohl kaum dem Ehrentitel eines „Flegels" entgehen, aber man würde doch der Wahrheit die Ehre geben und sich von einer sehr lästigen, leeren Form losmachen.

Ach, und erst die Besuche, die bloß durch Visitenkarte gemacht werden! Man läßt (NB. wenn man eine hat) seine Equipage anspannen oder nimmt wenigstens eine Droschke erster Güte, wirft sich vielleicht nicht einmal in den Besuchsanzug, nimmt aber eine Portion Visitenkarten mit, fährt an den Häusern derer, die man besuchen will oder soll oder muß, vor, bleibt aber selbst ganz gemütlich im Wagen sitzen und läßt durch den wirklichen Diener oder durch den angenommenen Lohndiener seine Karte abgeben — — und siehe da, der Besuch ist in bester Form gemacht! Man fährt so hintereinander an zehn oder zwanzig Häusern

vor und ſtattet in dieſer äußerſt bequemen Weiſe binnen kurzer Zeit ſeine ſchuldigen (?) Beſuche ab, etwa am Neujahrstage. Iſt denn das nicht ein geſellſchaftlicher Unfug ſo groß, wie es einen giebt?

Ja. Der Neujahrstag! Zu wieviel geſellſchaftlichem Unfug giebt der außerdem noch Veranlaſſung!

Da kauft man ſich eine Portion Karten, auf denen gedruckt zu leſen ſteht: „Herzlicher Glückwunſch!“, legt jeder eine Viſitenkarte bei, ſteckt beides in einen hübſchen Umſchlag und ſchickt dann den Bedienten oder auch das Dienſtmädchen aus, dieſe Briefchen an ihre Adreſſe zu beſorgen. Wenn man dabei einmal im Zuge iſt, kommt es einem auch gar nicht darauf an, ein paar Karten auch an ſolche auf die Reiſe zu ſchicken, mit denen man kaum Verkehr unterhält und denen gegenüber nicht einmal „herzliche“ viel weniger die „herzlichſten“ Glückwünſche auch nur einen Schatten von Wahrheit haben.

Thut man dann aber den Leuten, die man mit ſolchen Karten bedenkt, wirklich einen Gefallen damit und macht ihnen eine Freude? Vielen, ja wohl den meiſten gewiß nicht! Denn man nötigt ſie nur, nun auch ſolche Karten zum Gegengruße zu ſchicken und hat ihnen wohl dadurch, daß man ihnen zuvorgekommen iſt, ſtatt Freude nur Ärger bereitet. Wie oft mag auch dabei gedacht werden: Der oder jener hätte ſich das auch wohl erſparen können, da wenigſtens, wo man von wegen der Herzlichkeit der Glückwünſche ſeine ſtillen Bedenken hat!

Und iſt's denn wirklich höflich, den Leuten ſolche Karten durch einen dienſtbaren Geiſt oder auch durch die Poſt ins Haus zu ſchicken, zumal, wenn man nicht einmal die Adreſſe auf den Umſchlägen mit eigener Hand geſchrieben hat, ſondern hat es etwa durch ſeinen Sekretär oder durch eines ſeiner Kinder beſorgen laſſen? Iſt's da nicht viel höflicher, wenn man ſich die Mühe giebt, auf eine Viſitenkarte oder in die Ferne auf eine gewöhnliche Poſtkarte mit eigener Hand einen Glückwunſch zu ſchreiben, wo man ſich zu einem ſolchen wirklich gedrungen fühlt, aber einen perſönlichen Beſuch nicht machen will oder kann?

Die Verfertiger der Neujahrsglückwunſchkarten werden mir freilich wegen ſolchen Vorſchlags wenig Dank wiſſen;

denn es ſoll mit ſolchen Karten, die mit jedem Jahre feiner und koſtbarer zu werden anfangen, ein recht einträgliches Geſchäft gemacht werden. Aber wenn es ſoweit kommt, daß die „gute Sitte" das Verſenden der Karten zur unabweislichen Pflicht macht (ſollte es nicht bereits ſo weit gekommen ſein?), dann iſt doch wieder ein Bedürfnis geſchaffen, das am Neujahrstage, der ohnehin dem Geldbeutel ziemlich ſtarke Zumutungen macht, demſelben eine neue Bürde auflegt. Wem es aber keine Bürde iſt, ſolche Karten anzuſchaffen, der thäte doch wahrlich beſſer, das Geld, welches er für ſolche leere Höflichkeitsformen wegwirft, zu Neujahr einer armen Familie zuzuwenden und ſich von der einen wirklich „herzlichen" Dank und Segenswunſch zu gewinnen.

Man denke doch auch noch der armen Briefträger, die, nachdem ſie kaum ihren ſauren Weihnachtsdienſt hinter ſich haben, nun ſogleich wieder mit den unzähligen Neujahrskarten abgehetzt werden!

Und nun noch ein paar Wörtchen über die Geſellſchaften!

Da möchte ich denn freilich lieber, als die ſelbſt zu ſagen, meinem lieben Freunde Frommel das Wort geben, der in der „Neuen Chriſtoterpe vom Jahre 1883" (NB. einem alljährlich erſcheinenden, äußerſt empfehlenswerten Büchlein, das in jeder gebildeten Familie einen Platz unter dem Chriſtbaume verdient) einen höchſt leſenswerten Aufſatz über „Geſellſchaften und Geſelligkeit" veröffentlicht hat. Denn ſchöner, beſſer und geiſtreicher als er dort mit ſeinem köſtlichen humorvollen Ernſte geſagt hat, was zu ſagen iſt, bringt's kaum ein anderer fertig.

Aber einmal gilt es ja mit Recht nicht für anſtändig, andern ehrlichen Leuten zu ſtehlen, was ſie geſchrieben haben, wenn man auch die viel geübte Kunſt verſtehen ſollte, die geſtohlenen Gedanken in etwas andere Form zu faſſen und dadurch nur mit dem Ärmel den Strafrichter zu ſtreifen, vor den auch ſolcher Diebſtahl gebracht werden kann, und auch unter Freunden hat das Sprüchlein ſeine Gültigkeit: „Gevatter hin. Gevatter her! Bleib mir von meinem Kirſchenbaum!"

Dann aber faßt jener Aufſatz auch weſentlich großſtädtiſche Verhältniſſe ins Auge, wie ſie z. B. in der großen

Kaiserstadt an der Spree dem Verfasser beständig vor Augen sind.

Die Spinnstube hat aber wohl keine oder doch nur sehr wenige Leser in den Gesellschaftskreisen, deren Angehörige sich abends bis nach Mitternacht wohl durch drei oder vier Abendgesellschaften, ich möchte fast sagen: hindurchpeitschen, wo dann einer am andern Morgen, anstatt sich erfrischt und zur neuen Tagesarbeit aufgelegt zu fühlen, sich vielmehr, wie Frommel in einem treffenden Bilde sagt, wie ein halbtoter Frosch vorkommt, der erst wieder durch den galvanischen Strom neuer Vergnügungen und an- und aufregender Unterhaltungen zum vollen Leben gebracht werden muß.

Aber auch in denjenigen Gesellschaftskreisen, in welchen es solche Gesellschaftsfrösche nicht giebt, in welchen man sich höchstens doch mit einer einzigen Abendgesellschaft begnügt, wie viel gesellschaftlicher Unfug auch bei diesen Gesellschaften! Wie wenig wirklich Erholung und Erfrischung bietende Geselligkeit!

Da erlauben es die Mittel nicht wohl, daß in einem Hause öfters kleinere Gesellschaften veranstaltet werden, die man bequem in seinen Räumen unterbringen kann. Denn man sieht eine feine Bewirtung der Geladenen als die Hauptsache an, die man sich um der Ehre des Hauses willen leisten müsse, und eine solche öfters zu veranstalten, würde das Wirtschaftsgeld der Hausfrau über Gebühr in Anspruch nehmen. Darum sucht man alle gesellschaftlichen Verpflichtungen, die man zu haben glaubt, mit einem Schlage von sich abzuschieben.

Aber dazu will der Raum nicht reichen. Die sogen. „gute Stube", oder, wo es feiner hergeht: der „Salon" (ein guter Freund von mir pflegt dieses Gelaß den „Götzentempel" zu nenen), ist zu klein, alle Gäste zu fassen, die geladen werden müssen, wenn sich niemand zurückgesetzt und beleidigt fühlen soll. Was geschieht? Flugs werden die nebenanliegenden Zimmer zur Vergrößerung des Raumes für die Gesellschaft bestimmt und werden rücksichtslos ausgeräumt, wenn es auch das Familienwohnzimmer und die Arbeitsstube des Hausvaters wäre. Die überflüssigen Möbel, die man doch nicht zu weit aus der Hand stellen

will, wandern in die Schlafſtuben, in die auch die armen Kinder verbannt werden und zuſehen mögen, wie ſie darin einen, wo nicht gar zwei Tage zurecht kommen. Denn bis zum Geſellſchaftstage ſelbſt kann ja das Räumen unmöglich aufgeſchoben werden. Auch der Mann mag zuſehen, wo er ein Plätzchen für ſeine Arbeit findet, falls er nicht etwa ein ſo „guter Mann" iſt, daß er ſeine eigene Arbeit ganz ruhen und ſich für die folgenden Tage zur angenehmen Nachfeier aufhäufen läßt, um der lieben Gattin beim Umſtülpen des ganzen Hausweſens behülflich zu ſein, oder doch die Oberaufſicht zu führen.

Glaubt man den nötigen Raum für die Geſellſchaft freigemacht zu haben, ſo fehlt es nun an Tiſchen und Stühlen, an Tellern und anderem Geſchirr, an Meſſern und Gabeln, Löffeln und Löffelchen. Denn man iſt ja doch auf ſolche Menſchenanſammlungen, wie jetzt eine ſtattfinden ſoll, nicht eingerichtet. Da wird denn bei guten Freunden, aber natürlich nur ſolchen, die auch ſchon geladen ſind oder jedenfalls geladen werden, geborgt, und die armen Dienſtboten müſſen ſich faſt die Beine ablaufen, bis endlich alles Nötige vorhanden iſt. Oder in größeren Städten entleiht man gegen angemeſſene oder unangemeſſene Vergütung das Fehlende in Läden, die damit verſehen ſind und auch recht gerne herleihen. Denn in der Regel fügt es das Unglück ſo, daß, wenn etwas zerbrochen wird, es jedenfalls etwas von dem Geliehenen iſt, das mit einem recht netten Preis dem Händler vergütet werden muß, oder aber, wenn es guten Freunden gehörte, Schand' und Ehren halber erſetzt werden muß, falls es ſich überhaupt ſo erſetzen läßt, daß es zu dem nicht Zerbrochenen paßt. Und welch ein Lamento ſowohl bei dem Darleiher wie bei dem Entleiher, wenn es mit der größten Mühe und für das teuerſte Geld nicht möglich iſt, das Dutzend eigentümlich geformter Weingläſer, oder das Dutzend gemalter Teller wieder voll zu machen!

Welch ſchwerer Sorgenſtein liegt aber, wenn endlich die Tiſche geſtellt und gedeckt ſind, der armen Hausfrau erſt mit der Küche auf dem Herzen! Sie nimmt ſich, wenn ſie es dazu hat, wohl eine beſondere Köchin für das Geſellſchaftsmahl und muß bei ihren gelegentlichen Beſuchen

in der Küche, die ihr nur möglich sind, ruhig mit ansehen, wie erbarmungslos die fremde Person über ihren Buttertöpfen her ist und wohl gar, wenn das Herdfeuer nicht recht brennen will, je und dann ein tüchtiges Stück Butter auf die Kohlen wirft. Sie darf natürlich nichts dagegen sagen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, daß die Köchin, die ohnehin die Hausfrau nicht gerne in der Küche sieht, verdrießlich wird und ihr absichtlich dieses oder jenes Gericht verdirbt, am Ende gar das Hauptstück der Mahlzeit, den Braten, anbrennen läßt zur unsterblichen Schande für das Haus.

Doch genug von den Vorbereitungen, bei denen wir den günstigsten Fall annehmen wollen, daß alles gut geht und sich nach den Wünschen der armen, gehetzten Hausfrau fügt, daß die Speisen alle geraten sind und nicht das mindeste vom Geschirr in Scherben geht.

Aber nun die Gesellschaft selbst! Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die alle hier zusammen kommen sollen! Leute, die sich nicht im entferntesten einander kennen, die sich wohl spinnefeind sind und kaum einander grüßen, sie müssen, damit es in einem Schlage abgeht, oder auch damit keiner sich beleidigt fühlt, weil er nicht geladen wurde, notwendig in die etwas engen Räume zusammengepfercht werden.

Man hat zwar eine Tischordnung herausgeklügelt und mit viel sorgsamem Überlegen die Plätze so verteilt, daß möglichst nur Bekannte zusammenzusitzen kommen. Aber bei den verschiedenartigen Leuten, die zusammensitzen sollen, läßt es sich auch bei der sorgsamsten Überlegung und beim besten Willen nicht ganz vermeiden, daß auch solche zu Tischnachbarn werden, die sich am liebsten einer dem andern auf den Rücken sähen.

Und da sollte es dann zu einer gemütlichen Unterhaltung kommen können, die ja doch auch des glänzendsten Gastmahls beste Würze ist? Da sollte es zu humorvollen Tischreden kommen können, die man doch nur unter lauter guten Bekannten und Freunden loslassen kann? Da sollte es zu etwas anderem kommen können, als zu einem Kritisieren der Toiletten, das man sich heimlich zuflüstert, oder gar zu anzüglichen Bemerkungen, durch die man den oder

jenen der Geladenen, mit dem man nicht gut steht, ärgern oder blamieren zu können glaubt? Da sollte es nicht zu jenen bekannten Pausen kommen müssen, in denen alles Gespräch stockt, und nur die Teller, die Löffel, die Messer und Gabeln das Wort haben?

In Summa, da sollte man nicht vollauf begreifen können, wenn Freund Frommel so eine arme, todmüde Gastgeberin, nachdem sich die Gesellschaft verzogen hat und sie mit dem Gatten allein ist, diesem um den Hals fallen und rufen läßt: „Gottlob, daß wir uns wieder haben und wieder wir selbst sein können!"? Da sollte es jemand tadeln können, wenn man von solchen oder ähnlichen Gesellschaften den Ausdruck „gesellschaftlicher Unfug" braucht?

Ist es denn nicht in der That ein Unfug, solche (man verzeihe das derbe Wort!) „Generalabfütterungen" zu veranstalten? Ist es nicht ein Unfug, eine Anzahl Leute, ohne jede Rücksicht darauf, wie sie zu einander stehen, für eine Reihe von Stunden zusammenzuzwingen? Ist das nicht viel eher wie eine gesellschaftliche Höflichkeit, vielmehr das Gegenteil, sagen wir es geradezu heraus: eine gesellschaftliche Roheit, die dem Gastgeber zur Last gelegt werden muß?

Warum denn nicht lieber je und dann zu einem einfachen Mahle, das der Hausfrau keine besondere Mühe und Sorge, auch keine übermäßigen Kosten bereitet, für das sie die nötigen Räume und auch genug eigenes Geschirr besitzt, einen kleineren Kreis von Leuten laden, von denen man weiß, daß sie sich gegenseitig kennen und gerne haben, unter denen eine gemütliche zwanglose Unterhaltung aufkommen kann, die auch nicht, die Frauen in großer Toilette, die Männer im Frack, weißer Binde und Klapphut zusammenkommen, sondern im einfachen Besuchskleide und im Gehrock? Solche kleinere einfache Gesellschaften, bei denen nicht das Essen und Trinken die Hauptsache ist, sondern ein freundschaftlicher Verkehr, eine anregende, erfrischende Unterhaltung, die würden gewiß auch in der Mehrzahl nicht mehr Kosten verursachen, als so eine einzige große (diesmal will ich sagen:) Generalgesellschaft.

Und, was nicht zu übersehen ist, von solchen kleineren Gesellschaften würden auch die Gastgeber selbst etwas Anderes und Besseres haben, als Sorge und Unruhe und Unbe-

quemlichkeit, und brauchten nicht, wenn die Gäste fort sind, erleichtert aufzuatmen und zu rufen: „Gottlob, daß der Zauber vorbei ist! Gottlob, daß wir uns wieder haben!“

Es könnte mich nun noch gelüsten, auch den „Kaffeegesellschaften“ der Frauen ein Wörtchen zu widmen. Aber ich will das lieber unterlassen. Ich fürchte, daß ich mir schon etwas zu sehr den Mund verbrannt habe.

Ob's etwas nützt? Ob's da oder dort einschlägt? Ich möchte es von Herzen wünschen, wage es aber kaum zu hoffen und will zum Schlusse nur sagen: Nichts für ungut! Es war wenigstens gut gemeint.

13. Anekdote.

Ein Bergsteiger in der Schweiz — ob's ein Engländer war, weiß ich nicht — ging im Schweiße seines Angesichts neben dem gemieteten Esel her, hinter dem der Eseltreiber mit listigem Lächeln folgte.

„Aber warum gehen Sie denn und reiten nicht?“ fragte ein Begegnender, der mit dem dicken Schweißtriefenden Mitleid hatte.

„Der Esel ist störrisch und geht nicht.“

„Aber er geht ja, wie ich sehe, ganz geduldig?“

„Ja, aber nur, wenn ich nicht darauf sitze, sondern neben ihm hergehe.“

„Na, das ist doch seltsam. Wie kommt denn das?“

„Ja, sehen Sie, der Treiber behauptet, der Esel sei nur zweispännig gewöhnt.“

14. Eine andere.

„Herr Doktor,“ fragt eine junge Frau ihren Arzt, „ist denn bei mir die Schwindsucht wirklich schon ausgebildet?“

„Nein, gnädige Frau,“ lautet die Antwort, „vorläufig nur erst eingebildet.“

15. Federzeichnungen aus dem französischen Kriege.

Die Zeit des großen glorreichen Krieges gegen die Franzosen in den Jahren 1870 und 1871 liegt nun schon so weit hinter uns, daß die Erinnerung an denselben wenigstens bei denen, welche jene Zeit noch nicht mit vollem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit durchlebt haben, mehr und mehr zu verblassen beginnt. Da darf es denn die Spinnstube wohl wagen, diese Erinnerung etwas aufzufrischen und zu dem Zwecke Auszüge aus einem Buche zu bringen, welches demnächst bei dem Herrn Verleger der Spinnstube erscheinen soll.*)

Es soll damit keine ausführliche Geschichte des Krieges gegeben werden, sondern nur einzelne Erlebnisse eines, der den Krieg als sogenannter „Feldzugs-Freiwilliger" aus vaterländischer Begeisterung mitgemacht hat, und zwar, nach seinem eigenen Wunsche, als gemeiner Musketier. In Paris als Geschäftsmann ansässig, verließ Herr Zeitz sofort nach der Kriegserklärung Frankreich und fand endlich nach vielen Schwierigkeiten, weil er nie Soldat gewesen war, im 32. Inf.-Reg. Aufnahme, das am Tage seines Eintritts schon ins Feld rücken mußte. Obwohl nicht militärisch ausgebildet, machte Herr Zeitz bei der 22., der sogenannten „Kilometer-Division" über 20 Gefechte und Schlachten mit solcher Anerkennung mit, daß ihm das eiserne Kreuz verliehen wurde, während er jede Beförderung zu einer höheren militärischen Stellung ausschlug und bei seinem einmal gefaßten Entschlusse blieb, den Krieg mit der Muskete in der Hand mitzumachen.

Der frische Humor, mit dem Herr Zeitz seine „Kriegserinnerungen" für den engeren Kreis seiner Verwandten und Freunde aufgezeichnet hat, wird gewiß die Leser der

*) Zeitz, Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870/71. Siehe Anzeigenteil!

Spinnstube erfreuen und sie vielleicht wünschen lassen, das ganze Buch sich zu beschaffen, aus dem hier nur zusammenhangslos einzelne Abschnitte folgen sollen:

Eine französische Division hatte Origny gestürmt, eine frische Division stürzte sich jetzt auf Villejouan. Waren deutscherseits in Origny vielleicht 300 Gewehre zur Stelle gewesen, so hatten wir in der Schützenlinie von Villejouan höchstens noch 200 Mann verfüglich. Eine ganze französische Division wirft sich auf diese zweihundert 32er! Ruhig standen letztere auf ihren Posten. Da tauchen im grauen Morgennebel dichte Massen des Feindes vor ihnen auf. In tiefen Linien, in engen, von geschlossenen Reserven gefolgten Reihen, Schulter an Schulter, die Offiziere hoch zu Roß vor der Front, in großem Bogen uns umfassend, rücken die Franzosen auf Villejouan vor. Langsam, wie zögernd, als bedürften die Truppen des Zurufs der Offiziere, schreiten sie näher.

In unserer Schützenkette stand Lieutenant v. G., die helle Freude in Auge und Miene. Bald mußte es zum Kampf kommen! „Sergeant E.," fragt er den neben ihm stehenden Unteroffizier, „wie schätzen Sie die Entfernung?" „400 Schritt, Herr Lieutenant!" „Nicht schießen!" befiehlt von G. Still stehen die Preußen, kein Mann regt sich. Die Franzosen in dichten Mengen kommen näher. „En avant! en avant!"

Ruhe bei den Zweiunddreißigern. „Welche Entfernung?" fragt wieder v. G. „300 Schritt, Herr Lieutenant!" „Nicht schießen!" befiehlt dieser. „Feuer!" kommandieren die französischen Offiziere. Und aus tausend Gewehren schlägt uns der Eisenhagel entgegen. Die Kugeln schwirren so dicht um die Ohren, wie wohl kaum in einem andern Gefecht des ganzen Feldzuges. Die Franzosen rücken feuernd näher. „Welche Entfernung?" fragt v. G. „Kernschuß, Herr Lieutenant, 250 Schritt!" „Nicht schießen!" befiehlt v. G. Wildes Feuer senden die Franzosen. Eisige Ruhe bei den Preußen. Die Musketiere sehen nur nach dem Degen ihres Offiziers, er wird das Zeichen zum Angriff geben. Schreckt die Franzosen diese Ruhe mehr als unsere Geschosse? Immer zaghafter wird ihr

Vorgehen. Sie ſehen unſere Helme, ſie ſehen uns, das Gewehr im Arm. Sie ſchießen wie wütend. Nichts regt ſich bei uns. „En avant, en avant!“ kommandieren die franzöſiſchen Offiziere, „Feuer! Feuer! mes enfants!“

hören wir ſie rufen. Der Eiſenhagel wird immer gewaltiger. Doch eiſige Ruhe bei den Preußen. Feſt in der Hand des Offiziers ſtehen die 32er. „Welche Entfernung?“ fragt v. G. „200 Schritt, Herr Lieutenant!“

„Nicht schießen!“ befiehlt er. „En avant, vive la France!“ So erklingt der Ruf der Franzosen durch das Gewehrfeuer hindurch.

Totenstille in unsern Reihen.

Schritt für Schritt nahen die Franzosen, wir glauben, schon in das Weiße der Augen ihnen blicken zu können, sie umspannen uns nach Tausenden, ein kühner Anlauf und sie sind mitten unter uns.

„Nicht schießen!“ befiehlt v. G. Regungslos stehen die Musketiere. — Endlich: „100 Schritt Entfernung, legt an, Feuer!“

Wie das in die Reihen der Franzosen schlägt! Es waren alte Feldsoldaten, die dort in Villejouan standen. Sie kannten ihre Waffe, kein Mann schoß ohne Ziel, es waren nur noch 40 Patronen für das Gewehr bereit, keine durfte verloren gehen. Wie stürzen die Franzosen über einander. Wie lichten sich ihre Reihen. Wie sie fallen, wie sie zurückschrecken! Wie eine Barrikade türmen sich die Toten vor ihnen auf. Betäubt halten sie. — „En avant, en avant, vive la France!“ rufen die Offiziere. Und Mann neben Mann fällt in den französischen Gliedern.

Jetzt muß es zum Kampf mit den blanken Waffen kommen, kaum 30 Schritte trennen die Gegner. Jede preußische Kugel trifft, die Franzosen sind trotz des Zurufs ihrer Offiziere nicht mehr von der Stelle zu bringen.

Unser verwundbarer Punkt war die Dorfstraße. Sie war nicht besetzt, sie wurde nur von links und rechts unter Feuer gehalten. Das erkennt ein französischer Major. Er ist bis in die Schützenkette vorgeritten. Den Degen schwingend, durch Zurufe sie anspornend, gelingt es ihm, einige hundert Mann um sich zu sammeln. Er sprengt den Seinen voraus. Mit dem Säbel nach der offenen Dorfstraße zeigend, leitet er den Angriff. Die Leute folgen.

Sekunden entscheiden über unser Schicksal. „Z., den Offizier!“ ruft der einige Schritte hinter mir stehende Lieutenant v. G. mir zu. Ich lege an, der Schuß fällt, durch die Brust geschossen stürzt der Franzose vom Pferd. Des Führers beraubt, stutzen seine Leute. Sie halten. Jetzt werfen sie sich platt auf den Boden und feuern so weiter.

gestehen, wenn man gefundenes Gut behält, und weiß, wer's verloren hat. Die hundert Thaler hätten mir auf der Seele gebrannt, aber die fünf, die mir der Ehrenmann geschenkt hat, sind ein rechter Segen, und wie froh will ich Gott danken, wenn ich nun davon doch mehr als eine Woche Brod habe mit meinem Weib und meinen Kindern. Der heut' gesorgt hat, wird auch weiter sorgen, Halleluja!

Jetzt hob sich sein Fuß federleicht; selbst der hungrige Magen bellte nicht mehr so eigensinnig, und bei Zeit kam der Bote am Orte seiner Bestimmung an. Dort setzten ihm die Leute ein gut Käs- und Brod vor und einen Schoppen Bier, und der gute Solinger schlug, wie man zu sagen pflegt, eine wahre Tragenerklinge, das heißt, er spann einen Faden, daß man hätte ein Segeltuch daraus weben können. Der Rückweg wurde ihm noch leichter, denn er hatte einen guten Botenlohn und die fünf Thaler extra. Als er zu Solingen eintrat und links bei den ersten Häusern den bekannten Bäckerladen sah mit dem köstlich duftenden Brode, ließ er sich für seinen Botenlohn gleich zwei Laibe geben und eilte heim.

Da war ein Jubel unter den Kindern! Es war heut' Halbfasten mitten im Sommer gewesen, wenn's auch im Kalender weit früher im Jahr angeschrieben steht; aber der Vater sagte: Erst Gott danken, dann essen! Und das jüngste Kind hob an: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne uns, was du uns beschecret hast! Und als sie das Alle fromm mitgebetet hatten, schnitt der Vater vor und es schmeckte königlich.

Während des Essens erzählte er ihnen seine Geschichte mit den hundert Thalern, und ermahnte sie, ehrlich allerwegen zu sein, und legte die fünf Thaler auf den Tisch. Seht, sagte er lachend, ich habe die hundert Thaler an den Herrn ausgeliehn, und er hat mir die Zinsen gleich für ein Jahr vorausbezahlt.

Die fromme Mutter faltete die Hände, sah gen Himmel, bewegte leise die Lippen und redete mit dem Herrn droben; dann sagte sie: Ja, liebe Kinder, Ehrlichkeit ist ein Capital, das Zinsen trägt auf Erden und im Himmel! Und darauf drückte sie ihres Mannes Hand

Nun mehren sich ihre Verluste aber um so gewaltiger. 30, 40 Schritte vor uns liegen die Rothosen. Das Ziel ist nicht mehr zu fehlen. Ein französisches Gewehr nach dem andern senkt sich, durch Kopf oder Brust getroffen neigt sein Schütze sich zur Erde.

Und doch scheint unser Schicksal besiegelt. „Patronen! Wer hat Patronen?“ So ruft es bang durch die Reihen. „Ich habe mich verschossen, hast du noch Patronen?“ „Nur noch eine Handvoll. Hier, ich will teilen, schieß gut, es sind die letzten!“

Was dann, wenn sie verschossen? Wie halten wir Stand gegen die Tausende?

Da erschallt urplötzlich ein kräftiges Hurra. Lieutenant v. G. hat es zuerst ausgestoßen. „Hurra! Hurra!“ ertönt es sofort von allen Seiten. „Hurra!“ Das heißt „vorwärts“. „Hurra!“ Das heißt: Nieder mit dem Feind! „Hurra! Hurra!“ Ist keine Patrone mehr im Lauf, dann zum Angriff mit der blanken Waffe! „Hurra! Hurra!“ Und von Mann zu Mann pflanzt sich weiter der Ruf. Die ganze Schützenlinie stößt den Kriegsschrei aus. Sie haben fast keine Patronen mehr, doch unbesiegt sind die Leute, sie springen auf, heben die Gewehre hoch in die Luft: „Hurra! Hurra!“ rufen sie leuchtenden Auges den Franzosen entgegen.

Oft im Gefecht haben wir die eigentümliche Wirkung des deutschen „Hurra“ erprobt. Es war immer, als führe der Schrei dem Feind durch Mark und Bein. Bei uns fachte er Begeisterung an, dort verbreitete er Furcht und Schrecken. Und auch an diesem Morgen übte der Hurraruf seine Wunderkraft aus. „Hurra! Hurra!“ riefen, durch den Kampf erregt, die Gewehre gegen sie schwingend, die Musketiere den wenige Schritte vor ihnen liegenden Franzosen zu.

Da packte Furcht den Franzmann. Wie auf Kommando springt die ganze Linie auf. Sie zaudern. Jetzt wenden sie sich. Und nun stürzt alles in wilder Flucht nach Origny zurück.

„Hurra! Hurra!“ Der Sieg ist unser! Es wurde Zeit. Wenige Minuten noch und nichts hätte uns gerettet. Es war inzwischen heller Tag geworden. Wie

ein gewaltiger Bienenschwarm zog der Feind nach Origny zurück. Unser Hurra begleitete den fliehenden Gegner. Jetzt erst sahen wir seine ganze Stärke. Diese gewaltigen Massen, welche da vor uns zurückfluteten, hatten wir, das kleine Häuflein, niedergerungen! Es war ein schöner Morgen!

Noch am Abend des 10. Dezember traten wir den Marsch nach Beaumont an. Auf engen Feldwegen gingen wir dahin. Ein schlechter Marsch bei hereinbrechender Nacht. Bald waren wir in eine lange Kette aufgelöst. Da kam ein Reiter auf uns zu. „Ist das meine arme

erste Kompagnie?" hörten wir eine wohlbekannte Stimme fragen. Die Schicksale der drei Kompagnieen waren natürlich dem Regiment längst bekannt geworden. Wie immer, hatte sich die Mär unterwegs verschlimmert. „Von den drei Kompagnieen sind nur einzelne übrig geblieben!" war im Regiment verbreitet worden.

Unser hochverehrter Hauptmann W., Chef der ersten Kompagnie, welcher damals ein Bataillon führte, war es, der, tief besorgt um die Seinen, der Kompagnie in der Nacht entgegenritt. „Ist das meine arme erste Kompagnie?" hatte er mit Thränen in der Stimme dem ersten Häuflein, welches ihm nahe kam, zugerufen. „Wir sind auch noch hier!" erschallte es von uns her. Bald umstanden alle ihren geliebten Führer. Nach jedem Einzelnen fragte er. „Hier, Herr Hauptmann, hier!" wurde freudig entgegnet. Doch die erhoffte Antwort blieb auch aus.

Jedem Einzelnen reichte der Hauptmann die Hand, für jeden Einzelnen hatte er ein freundliches Wort des Willkommens. Es war, als begrüße der Vater seine teuren Familienangehörigen. Eng umringten wir ihn, oft stockte seine Stimme, Thränen mochten über das wettergebräunte Antlitz fließen. Nun standen sie alle um ihn, die Soldaten seiner 1. Kompagnie; das Häuflein hatte sich vergrößert, doch groß war es immerhin nicht geworden. Hauptmann W. wurde schon immer von seiner Kompagnie hochverehrt; im Abenddunkel vor Beaumont schlang sich ein enges Band der Liebe um Offizier und Soldat.

Bald darauf rückten wir in Beaumont ein. „Quartiere!" war die Losung. Ja, Quartiere! Haus für Haus war mit Verwundeten belegt, Franzosen und Deutsche jammerten in bunten Reihen, das ganze Dorf war ein Lazarett.

„Essen! nach dem langen Fasten!" „Unter Dach und Fach! bei der kalten Winternacht!" Das waren unsere Wünsche. Es blieben fromme Wünsche. Nur einzelne fanden Unterkommen, die meisten mußten zwischen Haufern und Scheunen, in den Höfen biwakieren.

Ich suchte mit den Offizieren der Kompagnie nach Quartier. Wir wanderten durch das ganze Dorf. Alles

belegt, überall Verwundete! In einem der letzten Häuschen hatten die Offiziere einer anderen Kompagnie Unterschlupf gefunden; sie lagerten auf dem blanken Fußboden; dort wurde uns etwas Platz eingeräumt. In der engen Bauernstube lag Mann neben Mann, sogar der Hausplatz war dicht belegt. Wir waren müde, bald schnarchten wir friedlich. Das heißt friedlich? Darüber ließe sich streiten. Es giebt ja Menschen, die haben die Trompeten von Jericho in der Nase. Wir lagen so eng aneinander, daß jede Bewegung dem Nachbar verderblich wurde. Vor meinem Gesicht schwirrten ein paar mächtige Fußspitzen herum. So wie sie sich streckten, hatte ich sie in der Nase. Ich kauerte mich soviel als möglich zusammen, nach unten zu trat ich aber wieder einem anderen auf den Kopf. Es hatte dort eben alles seine Grenzen. Wiederholt brachten mich die ominösen Fußspitzen zum Niesen. — Ich war wieder eingeschlafen, da — die Fußspitzen mußten einen wilden Traum gehabt haben — da warfen sie sich heftig nach der andern Seite. Nun gaukelten mir ein paar Absätze vor den Augen herum, und an den Absätzen hingen ein Paar mächtige Sporen. Jetzt setzten diese zur Attacke ein —! Mit einem grimmen Fluch fuhr ich in die Höhe, fast hätten mir die Sporen die Nase gespalten. Es schmerzte jämmerlich, racheschnaubend war ich aufgesprungen, racheschnaubend sah ich mich im Zimmer um. Alle lagen im tiefen Schlaf, alle schnarchten fröhlich weiter, finstere Nacht bedeckte den Raum, die Atmosphäre war dumpf, sehr dumpf. Ich tröstete mich, meine Rachegedanken schwanden; hier mußte vieles ungerochen bleiben.

Ich rieb mir die Nase. Unwillkürlich sah ich durch das Fenster hinaus auf den Hof. Es war ein kleines Anwesen, nur ein schmaler Raum zog sich vor demselben hin. Dort saßen Musketiere um kleine Feuer. Emsig bemühten sie sich, dieselben zu unterhalten. Auch keine schöne Nacht für sie!

Was war nun aber das dort? Da saß ja, in der hintersten Ecke des Hofes, neben der Dungstätte, ein Bauer, ein gebrechlicher Greis, an einem solchen Wachtfeuer. Ein kleiner Bursche von vielleicht 10—12 Jahren unterhielt es unermüdlich. Wie kam der Mann dahin?

Was that der Alte in der kalten Winternacht in dem Hof? War das vielleicht der Beſitzer unſeres Häuschens?

Ich weiß nicht, ob es nur mir ſo im Leben ergeht, oder ob auch andere Ähnliches fühlen. Das Große, Schreckliche ertrage ich oftmals kaltblütig und ruhig, und Kleines, Unſcheinliches berührt mich dann tief. Wenn das Glas voll iſt, macht es ein Tropfen überlaufen. Kommt es vielleicht daher?

Am Tage ſtanden wir in der Schlacht, zwiſchen Rauch und Trümmern, zwiſchen Blut und Entſetzen, in den

Nächten lagen wir im eiſigkalten Biwak. Hart gegen uns ſelbſt, hart gegen den Feind, ſo lange er die Waffen führte, das war die Loſung. Niemand klagte, das alles ſchien ganz natürlich. Wir waren Soldaten, wir waren im Kriege. Das war eben der Krieg, ſo mußte er ſein. Das war ganz in Ordnung. Wer wollte darüber erſtaunt ſein?

Und nun ſaß da draußen ein Bauer auf dem Hof, in kalter Winternacht, Sturm und Wetter preisgegeben, an der Schwelle ſeines eigenen Hauſes und doch ohne das

geringste Obdach. Das ganze Grausen des Krieges stand mir bei diesem Anblick mit einemmale grell vor Augen. Ich war erschüttert. War das wohl Schwäche von mir? Ich mußte mit dem Bauer sprechen. Ich kroch über die Schläfer hinweg, mit vieler Mühe allerdings und manchen harten Zuruf mit auf den Weg nehmend. Zunächst redete ich draußen auf dem Hofe unsere Leute an. Dann beobachtete ich den alten Bauer mit dem munteren Knaben. Großvater und Enkel. Und wie besorgt war der Kleine. Fortwährend schleppte er Holzstücke herbei, gern gaben ihm die Soldaten davon ab. Immer von neuem fragte der Junge teilnehmend: „Friert es dich noch, Großvater?" Gebeugten Hauptes saß der alte Mann da. Ich redete ihn an: „Warum die Nacht hier, mein Freund? Sind Sie nicht der Eigentümer des Hauses?" „Warum die Nacht hier?" antwortete er. „Haben doch die Ihrigen alle Plätze genommen! Wo soll ich hin? So sitze ich hier in der langen kalten Winternacht vor der Thüre meines eigenen Hauses, ohne Obdach, ohne Schutz. O, der Krieg, Monsieur, der jammervolle Krieg!"

Ja, der Krieg. „Hinaus, Bauer!" hatte man ihm im Zimmer gesagt. Der Bauer wird schon Unterkommen finden.

„Hinaus, Bauer!" rief man ihm in der Scheune zu. Der Kerl kann ja in seinem Zimmer bleiben. Der Sohn des alten Bauers war zu einer Militärfuhre gepreßt, die Frauen entflohen, er war allein mit seinem Enkelkinde geblieben. Ja, der Krieg ist hart. „Hinaus, Bauer, hinaus auf die Dungstätte, in die kalte Nacht! Kein Eckchen mehr für dich am eigenen Herd! Hinaus mit dir, hinaus! Du bist vogelfrei, wir sind jetzt die Herren hier! Hungere, friere und sieh zu, wie dein Brot uns schmeckt, dein Feuer uns wärmt. Hinaus, Bauer! Hinaus! und danke deinem Schöpfer, daß man dir noch das Leben läßt!" Ja, der Krieg ist hart.

Am Morgen des sogenannten Ruhetages hielten wir neben der kombinierten Batterie mit den groben Artilleristen in Rendez-vous-Stellung hinter Cernay. Da, wie aus der Pistole geschossen, kam querfeldein der dicke P. auf uns zu.

Und wie unternehmend sah er aus! Die eine Hand stolz auf dem Degen, den Helm ganz herausfordernd auf dem rechten Ohr, mit glücklichem Lächeln auf seinem zufriedenen, menschenfreundlichen Antlitz, so trat er an. „P.! P.!" rief es von allen Seiten. „Wiedergefunden! Gott sei Dank! Lieber, alter Kamerad, seien Sie viel tausend Mal gegrüßt!" Er wurde fast erdrückt durch unsere Umarmungen. Alle freuten sich herzlich. „Ja, aber, wo —?" Nun erzählte P. Seine Geschichte wurde schön und immer schöner, sie endete großartig. Er erntete einen wahren Beifallssturm. Diese Geschichte mußte weiter erzählt werden! So erfuhr sie die Kompagnie, dann das Bataillon, das ganze Regiment, die umstehenden Regimenter. Artillerie-Offiziere kamen: „Wo ist der Mann von Villejouan? Bitte, erzählen Sie!" Dann sprengten Husaren, Dragoner herbei: „Die Geschichte von Villejouan, bitte, Herr Kamerad!" P. erzählte von früh bis gegen Abend, er konnte aber lange nicht alle Neugierigen zufrieden stellen. P. war der Held des Tages, die ganze Division war seines Ruhmes voll.

Seine Erzählung lautete ungefähr folgendermaßen: Er hatte seinen Teil der Mauer von Villejouan — es mag nicht der dünnste gewesen sein — stramm verteidigt. Darauf kam der Befehl zum Rückzug. P. folgte diesem Befehl. Da hörte er die Stimmen der Franzosen in kurzer Entfernung hinter sich, und da schossen auch diese unvorsichtigen Menschen schon auf uns los. P. kam an das letzte Haus des Dorfes. Rechts davon sammelte sich die Kompagnie. Vor ihm lag die weite, schußlose Ebene und hinter ihm kamen die bösen Franzosen mit den vielen geladenen Gewehren. Über diese Ebene mußte man also unter dem Feuer des Feindes hinüber laufen! Das wäre nun alles ganz gut gewesen, hätte P. nicht eben immer Pech gehabt im Gefecht. So war ihm wieder gerade an dem Morgen ein Fußleiden angeflogen, er konnte sich kaum bewegen. Er, der dicke P., sollte sich nun langsam, wenige Schritte vor den mordlustigen Franzmännern, über die freie Ebene, seine ganze Schußfläche rücksichtslos preisgebend, dahin bewegen? Das wäre der reine Selbstmord gewesen. So beschloß P., sich und seine Kraft dem Vaterlande zu erhalten. Er ließ uns daher über das freie

Feld laufen; er selbst betrat das letzte Haus des Dorfes. Es war ein gewöhnliches Bauernhaus. Sollte er es in der Eile in eine Festung umwandeln und gegen den Feind halten? Das ging nicht. So suchte er nach bombensicheren Räumen. Da war eine Kellertreppe, mutig stieg er sie hinab. Im Keller lagen mehrere Weinfässer; schneidig besetzte er das größte, und zwar von der Rückseite, um es besser verteidigen zu können. Dort saß nun P. hinter dem Faß, in dem Keller, im letzten Haus an der Straße, am Morgen des 10. Dezember. Es war der einzige Preuße, der Villejouan noch besetzt hielt.

Die Franzosen waren inzwischen in die Lisière des Dorfes getreten und schossen hinter uns drein. Wir waren endlich außer Schußweite gekommen und jammerten bei der Windmühle um den dicken P. Die Franzosen ihrerseits gaben jetzt das Schießen auf und fingen an, die Häuser abzusuchen. Sie hatten Hunger und Durst, tout comme chez nous. Ein Trupp Franzosen betraten das Haus mit dem Keller, mit dem Faß und mit dem dicken P. Er hörte unten im Keller, wie sie oben in den Zimmern alles auskramten und durcheinander warfen. Sie „rollten" auf Rechnung der Preußen. Jetzt entdeckten sie auch den Kellereingang. Wild schreiend stürzten sie hinunter.

P. hatte mehrere Jahre in Paris gelebt, er sprach französisch wie Wasser, er verstand jedes Wort. Ehe wir am Abend des 9. Dezember Villejouan gestürmt, lagen Franzosen da. Diese Herren hatten schon ganz gründlich aufgeräumt; wir fanden den Ort hohl, wie eine aus-

genommene Taube. Trotzdem ſchimpften jetzt die Franzoſen über uns. Wir waren es natürlich, die Villejouan geplündert. „Die Preußen haben alles geholt, dieſe elenden Brigands!“ hörte P. ſie rufen. „Vielleicht haben ſie den Keller nicht gefunden und den Wein dort gelaſſen?“ meinten andere. Die Franzoſen eilten die Treppe hinunter. Sie kamen an das erſte Faß. Poch! Poch! Leer —! „Dieſe elenden Preußen!“ An das zweite Faß. Poch!

Poch! „Das auch leer und das wieder! O, dieſe Prussiens!“ Nun blieb nur noch das eine Faß, das große Faß, das Faß des dicken P.

Jetzt kam der psychologische Moment für unseren Freund. Sollte er mit dem Degen hervorstürzen und unter den Franzosen wüten, wie weiland Simson mit dem Eselskinnbacken unter den Philistern? Grausamkeit lag nie im Charakter unseres P. Sollte er sich hinter dem Faß noch dünner machen? Das war nicht möglich. So erhob er sich denn mutig hinter dem Faß, trat energisch vor und redete die Franzosen sehr sanft also an: „Bon jour, Messieurs! Es ist vergeblich, Kinder der großen Nation, eurem Löwenmute und eurem gallischen Ungestüm länger zu widerstehen. So ist denn auch mein Widerstand gebrochen. Hier habt ihr mein Schwert, kraftlos entsinkt es bei eurem Anblick meinen Händen. Hier habt ihr auch mich, nehmt mich gütig auf und behandelt mich schonend, s'il vous plait!" Einen gefangenen Offizier! Das kam den Franzosen nicht alle Tage vor. Im Triumph wurde P. abgeführt und einigen französischen Offizieren übergeben. Freundlich behandelten unseren P. die französischen Soldaten und noch freundlicher die Offiziere. Sie entschuldigten sich höflich bei unserem P., daß er nicht sogleich aus der Feuerlinie abgeführt werden könnte. „O, bitte, bitte," antwortete ebenso höflich der dicke P. und blieb so bei den Offizieren. Gemeinsam sahen sie sich die Gegend an und betrachteten namentlich die Windmühle von Villechaumont.

Dort fuhr eben die bayrische Batterie auf und sandte ihre Granaten nach der seitwärts Villejouan postierten französischen Artillerielinie. Inzwischen waren wir ebenfalls nach der Windmühle gekommen.

Als die Bayern erfahren hatten, daß Villejouan von den Franzosen genommen sei, hatte der Batteriechef seinem Unteroffizier die Geschichte mit den Tressen erzählt. Letzterer suchte denn auch sofort, hineinleuchtender Weise, mit seinen Granaten die Lisière des Dorfes Villejouan ab, fing dabei mit dem Scheunenthor an, neben welchem „so ein weißes Häuserl" stand. Die Franzosen zeigten überall eine gewisse Mißachtung vor den deutschen Granaten, sie wendeten ihnen immer sofort den Rücken zu. So erzählte denn auch P., daß die Franzosen sich in wilder Flucht zurückgezogen hätten, als die ersten Granaten in die Häuser

und sah ihn an mit einem seligen Lächeln, und das waren auch wieder Zinsen von dem Capitale seiner Ehrlichkeit.

Das Hungerleiden endete mit der gesegneten Erndte dieses Jahrs, und die hungerbleichen Gesichter bekamen wieder Farbe und Leben.

Auch unser Bote lebte wieder ordentlich auf, und pries Gott, den Herrn, für die fünf Thaler, die ihm recht durchgeholfen hatten.

Nach und nach aber vergaß er die Geschichte fast wieder. So kam Weihnachten.

Am Morgen des ersten Festtags, als die Familie aus der Kirche kam und die Kinder sich ihres Christbäumleins und ihrer Lebkuchen freuten, da schritt mit seinen langen Beinen der Postbote ins Haus.

Der muß im Irrthume sein, sagte die Frau. Wir kriegen keine Briefe! Aber der Postbote war nicht im Irrthume. Der Brief lautete auf den Boten ganz richtig, war franke und es lagen fünf Thaler drein.

Da machten sie großmächtige Augen und wußten nicht, was sie sagen sollten, und der Vater las die Adresse noch ein Mal und meinte, es müsse ein Irrthum sein; aber es war richtig sein Vor- und Zuname, und er erbrach ihn zitternd und es fiel ein Fünfthalerstück heraus, und stand also dabei geschrieben:

„Da Ihr mir auf der Kölner Landstraße, dann und dann, Ein Hundert Thaler geliehen habet, nämlich, ich hatte sie verloren, und Ihr hattet sie gefunden und gabt sie mir wieder, so will ich hierbei dankbar die Zinsen abtragen, wie es recht und billig ist. Wendet sie gut an und lebet Eure Kinder ehrlich fein, wie Ihr, so wird's an den Zinsen eines solchen gottgefälligen Capitals niemals fehlen! Gott befohlen und glückselige Feiertage!"

Das war das Briefchen, und sonst mir nichts dir nichts, kein Ort, kein Datum, kein Name!

Da stimmte der Vater freudig an: Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren! Und Alle, Frau und Kinder, stimmten ein in das herrliche Loblied. Der Vater aber nahm die fünf Thaler und bezahlte sie auf den Hausrath, und sein Herz jubilirte in seiner Brust, und die Mutter sagte, selig lachend: Sehn Ihr's, die Ehrlich-

einschlugen. Der Rand des Dorfes wurde von ihnen geräumt.

P.s französische Offiziere mit vielleicht 50 Mann zogen sich gleichfalls nach der Mitte des Ortes und dort in einen seitwärts der Straße gelegenen Hof zurück. Da besetzten sie schneidig eine Scheune, welche vorzügliche Deckung bot. Sie machten es sich bequem. Zum besseren Lagern ließen sich die Offiziere Strohbunde herbeibringen. Auch P. erhielt einen solchen. So saßen die Offiziere, einer mit zwei Säbeln, P. ohne Säbel, die Unteroffiziere und Soldaten gemütlich dort in der Scheune, malerisch auf Strohbündel dahingegossen. Die Franzosen fragten P. nach seiner Heimat. „Ich bin Frankfurter Kind," antwortete P. mit dem ganzen Stolz, welchen der frühzeitige Genuß des Apfelweins giebt. „Frankfurter!" riefen erfreut die Franzosen, „dann sind Sie ja ein Muß-Preuße, kein véritable Prussien! O, dann stehen Sie uns viel näher!" Freundschaftlich reichten sie ihm die Hände und trieben allerlei Scherz.

Inzwischen waren auf deutscher Seite die Hanseaten herbeigeeilt. Sie erhielten den Befehl, Villejouan zu stürmen. Unter dem Schutze der bayrischen Artillerie pürschten sie sich heran. Plötzlich, den Feind vollkommen überraschend, dringen sie in die Straßen —. Mitten in der lebhaftesten Unterhaltung hörten die Franzosen mit einemmale, hörte auch P. draußen auf den Straßen des Ortes den deutschen Hurraruf. „Hurra! Hurra!" „Hurra? Was ist das?" P., die Franzosen sprangen auf. Sie liefen nach dem Hof, sie sahen nach der Straße. Pickelhaube an Pickelhaube stürmte durch das Dorf. „Hurra! Hurra!"

Im Straßengefecht trieben die Deutschen die Franzosen vor sich her und stöberten sie aus Häusern und Gehöften heraus. Immer weiter drang das Schießen, immer weiter drang der Hurraruf. Villejouan war wieder in deutschen Händen! Die Situation war klar, die Preußen Sieger, die Franzosen in Villejouan nun die Gefangenen. P., immer noch ohne Säbel und die französischen Offiziere mit den Säbeln sahen sich einander an. „Meine Herren," sagte da P., unser P., indem er sich einem Leuen gleich emporreckte, „meine Herren, ich glaube, ohne Ihnen jedoch

nahe treten zu wollen, das Dorf ist wieder in deutschen Händen. Jetzt kam der psychologische Moment für die Franzosen. „A la guerre, comme à la guerre," antworteten die Offiziere, „das Dorf ist wieder in deutschen Händen." „Meine Herren," fuhr nun P. fort, den sanftesten Ton seiner weichen Stimme anschlagend, „meine Herren, darf ich Sie jetzt vielleicht wieder um meinen Säbel bitten?"

„A la guerre, comme à la guerre," antworteten die Offiziere und gaben unserm P. den Säbel zurück. P. umgürtete sich stolz mit ihm. „Meine Herren," sprach jetzt weiter unser P., „darf ich, aber — ganz ohne Rancune, Messieurs —, darf ich Sie jetzt vielleicht auch um Ihre Säbel bitten?" „A la guerre, comme à la guerre," antworteten die Offiziere, schnallten ihre Säbel ab und übergaben sie dem dicken P., unserm P.! „Und ihr, Soldaten des schönen Frankreichs, die ihr bis zum letzten Blutstropfen heldenmütig für das Vaterland gekämpft, die ihr aber einsehen werdet, daß jeder weitere Widerstand vergeblich, wollt ihr, — falls euch das nicht beleidigt, — die Güte haben, eure Waffen wegzuwerfen?" So redete nunmehr P., unser P., die Unteroffiziere und Soldaten mit der ihm eigenen Milde an. „A la guerre, comme à la guerre," murmelten die

Unteroffiziere und Soldaten und warfen ihre Gewehre weit von ſich weg. Nun zog P. ſein treues Schwert. „Meſſieurs!“ rief er den Franzoſen zu, „darf ich bitten? Antreten! Sie ſind jetzt meine Gefangenen! Vorwärts! Marſch! S'il vous plaît!“

So zog P., in der Rechten ſein treues Schwert Durenda ſchwingend, in der Linken die franzöſiſchen Säbel haltend, nach ſich 3 Offiziere und 50 Mann als Gefangene führend, hinaus auf die Straße, hin zu den ſtaunenden Hanſeaten. Er, der einzige 32er, hatte mitten in dem wilden Straßenkampfe 3 Offiziere und 50 Mann zu Boden geſchmettert und zu Gefangenen gemacht. Bewundernd umſtanden ihn die Männer aus Bremen, Hamburg und Lübeck, ehrfurchtsvoll blickten ſie auf den Helden, ſie trauten Augen und Ohren kaum, ſie ſprachen beinahe hochdeutſch. P. fühlte, daß er ein ganzes Regiment zu vertreten habe; er ließ ſich huldigen. Freund P. blieb die Nacht bei den Hanſeaten, welche ihn mit Aufmerkſamkeiten überſchütteten. Am nächſten Morgen, nachdem ihm die Männer aus Bremen, Hamburg und Lübeck nochmals anerkennend ſeine Heldenfauſt geſchüttelt, brach er zu den 32ern auf. Hinter Cernay traf er das Regiment: dort feierte er weitere Triumphe.

Weihnachten in Châteauneuf.

Weihnachten! Wie friedlich iſt das Weihnachtsfeſt, wie feierlich wird es, dieſes Feſt der Feſte, bei uns im lieben Vaterlande begangen! Ruhe und Frieden verheißt es. Ein wunderbarer Zauber hängt für uns Deutſche mit ihm zuſammen. Klein und groß empfangt es jubelnd. Das glückliche Lachen der Kinder trägt Wonne von Haus zu Haus, bis zum ſpäteſten Alter ruft es in ſeinem Lichterglanze die holde, ſorgenloſe Jugendzeit zurück. Wie wird es erſehnt, das zauberiſche Chriſtkindchen. Erſt wurden die Wochen, dann die Tage, ſchließlich die Stunden gezählt, bis es einzog in ſeinem Strahlenglanze, bis es Freude brachte bis in die kleinſte Hütte.

Friede auf Erden! So hieß es sonst. Anders gestaltete auch das die rauhe Hand des Krieges. Der Krieg kennt keinen Tag der Ruhe und Milde. Da giebt es nur Tage des Zornes. „Hinaus in den winterlichen Feldzug, auf gegen den Feind!“ Das bescherte uns das Christkindchen. Es war ein kalter Tag, eisiger Ostwind pfiff uns um die Ohren. In diesem Wintersturm rückten wir nach dem Städtchen Châteauneuf vor. Dort fanden wir wieder direkte Fühlung mit dem Feind. Es schoß auf Vorposten. Und doch wollten sich die Leute das Weihnachtsfest nicht nehmen lassen. Bei dem Marsch durch den Wald von Châteauneuf sprang bald einer links und dann einer rechts über den Graben, hackte rasch mit dem Seitengewehr ein Bäumchen ab, packte es auf den Tornister: „Wir müssen Weihnachten feiern!“ rief er den Kameraden zu. Bald trug jeder sein Bäumchen mit sich. Wie Lichter beschaffen, wo sie anzünden, fragten wir nicht. Die Bäumchen waren da und: „Weihnachten feiern wir!“ Das stand fest. Abends in Châteauneuf brannte fast in jedem Hause ein Bäumchen.

Oft während des Feldzugs zog ich bei den Quartieren das große Los. Diesmal war es anders. Zu einem rechten Weihnachtsfest bin ich nicht gekommen. Ich lag

mit Lieutenant R. in einer Apotheke. Der erste Eindruck hier war außerordentlich öde und traurig. Die Pisangs blieben unsichtbar, zu „Rasse-Passé“ hatten wir am Weihnachtsabend nicht Lust; so gingen wir nach dem nächsten Café und nahmen dort das Abendbrot. Nach kurzer Zeit trafen Bekannte, denen es ebenfalls unheimlich im Quartier geworden, mit uns zusammen. „Wir müssen einen Weihnachtsbaum haben!“ hieß es bald. Er wurde auch beschafft, geschmückt und die Lichter angezündet. Es fehlte aber die rechte Stimmung. Um uns herum saßen die Pisangs mit verdutzten und verbissenen Gesichtern; das französische Café paßte so gar nicht für den deutschen Weihnachtsabend. „Wie ganz anders ist das doch in der Heimat!“ rief denn auch bald einer nach dem andern schwermütig aus. Wir gingen in ziemlich gedrückter Stimmung nach unseren Quartieren zurück.

Die Offiziere veranstalteten später ein besonderes Weihnachtsfest. Die Regimentsgeschichte berichtet hierüber folgendes: „Tüchtig durchfroren trafen wir, das 1. und 2. Bataillon, am 24. Dezember, nachmittags 2 Uhr, in dem Städtchen Châteauneuf ein. Es blieb auch an diesem Tage dafür gesorgt, daß wir den Ernst des Krieges nicht aus dem Auge verloren. Der Wald von Châteauneuf und die Straße von Digny mußte fleißig abpatrouilliert werden, dort traten die Franctireurs mit außerordentlicher Keckheit auf. Am 2. Weihnachtstage feierten wir in Châteauneuf im kameradschaftlichen Kreise unser Christfest. Natürlich fehlte der strahlende Weihnachtsbaum nicht; mit seinem Glanze, der da „Friede auf Erden“ verheißt, leuchtete er uns freundlich an diesem Abend, ein Stück deutscher Heimat, deutschen Familien- und Gemütslebens mitten im Kriege, mitten im Feindesland. Unser Oberst v. Förster, der gerade heute wieder bei uns eingetroffen war und das Kommando des Regiments übernommen hatte, gedachte in seinem Toaste mit ein paar zum Herzen dringenden Worten unserer Lieben daheim — in manchem Auge mochte eine stille Thräne zerdrückt werden. Der deutsche Krieger verleugnet nimmer, und wär' es im eben verhallenden Donner der Schlacht, seine stille Liebe fürs Daheim, und er ist darum wahrlich kein schlechterer Soldat, wenn er

auch den Krieg nicht gewerbsmäßig betreibt, wie ein fahrender Landsknecht.

Auch unsere Leute hatten sich in diesen Tagen ihren Weihnachtsbaum geschmückt, so gut es gehen wollte; der Wald von Châteauneuf lieferte ja Christbäume genug, und zudem waren gerade in diesen Tagen Sendungen aus der Heimat eingetroffen, so daß es auch an Geschenken und Überraschungen nicht fehlte.

Die Franzosen schauten halb verwundert auf dieses Treiben der nordischen Barbaren, zumal sie selber trotz ihres „Noël" kaum eine Ahnung von diesem Zauber deutscher Weihnachtspoesie haben."

Das war unsere Weihnachtsfeier im Feld.

Des Nachmittags 2 Uhr waren wir am 24. Dezember in Châteauneuf eingerückt. Hart gefroren wie die Eiszapfen. „In die Quartiere!" Die 1. Kompagnie lag am Marktplatze; ich hatte Unterkunft für den Kompagnieführer, Lieutenant R., und mich zu suchen. Mitten am Platze neben der Mairie lag eine Apotheke. Ich bin im großen Ganzen kein rechter Freund von Apotheken. Es riecht dort so kompliziert, und ich liebe die frische Luft. Jene Apotheke hatte nun aber so etwas Appetitliches, Vertrauenerweckendes; ich griff zu.

Nachdem die Kompagnie gut untergebracht, betrat ich mit Lieutenant R. unseren Pflastertempel. Dort empfing uns ein Provisor. Derselbe duftete nach allen Wohlgerüchen Arabiens und machte Bücklinge wie ein Tanzmeister. Sowie man ihn nur ansah, klappte er zusammen wie ein Taschenmesser. Sein Prinzipal, „son patron", wie er ihn nannte, wäre bei der Frau Apotheker Mutter, berichtete er. Diese Dame hätte ebenfalls Einquartierung, und da müßte „Monsieur le patron" nach dem Rechten sehen. Seine Prinzipalin, „Madame la patronne", hielt es für unpassend, sich den Preußen ohne ehemännliche Assistenz zu zeigen; so hätte er die Ehre, uns zu führen. Der Provisor duftete voraus. Eine Treppe hoch fanden wir zunächst einen geräumigen Vorsaal. Auf dem standen alle möglichen Möbel bunt durcheinander. „Monsieur le patron" hatte unser Zimmer ausräumen lassen, nur die

Betten waren übrig geblieben. Ob der Mann wohl glaubte, daß wir auch die Tiſche und Stühle „rollten“ und in den Torniſtern mitſchleppten? „Ich mag mich heute am Weihnachtstag nicht ärgern,“ meinte Lieutenant R., „ſonſt führe dem Kerl ein Donnerwetter auf den Pelz!“

Auf dem Vorplatz hing auch eine ganze Reihe von in Eſſig und Oel gemalter Menſchen. Es mußte Eſſig dabei ſein, ſie machten alle ſo ſaure Geſichter. „Die Vorfahren von

„Monsieur le patron“!“ meinte mit großer Geſte der ſüß duftende Proviſor. „Sie führten ſämtlich die „pharmacie“ hier in Châteauneuf.“ Alſo lauter tote Apotheker.

Nun betraten wir unſer Zimmer; da ſah es aus wie in einer Todzelle. Vier kahle Wände, zwei Betten, ſonſt Luft. Und kalt, unbehaglich kalt. In den oberen Räumen würden die Kamine nur ſehr ſelten geheizt, meinte der Proviſor, indem er in einen rechten Winkel zuſammenklappte.

Ungemütliche Wirtschaft! Diesmal hatte mich die Einquartierungsnase vollständig im Stich gelassen. „Ich will sehen, daß ich ein besseres Quartier finde," sagte ich zu Lieutenant R. „Thun Sie das!" antwortete dieser. „Das ist ja ein abscheuliches Loch. Ich erwarte das Nähere drüben im Café!"

Ich ging auf die Suche. Zunächst wanderte ich zu Fähnrich v. K. und Vizefeldwebel Sch. Sie mußten, nach dem, was ich beim Einquartieren gesehen, in einem sehr warmen Neste liegen. So war es auch. Ich fand sie am behaglichen Kaminfeuer bei der nützlichen Beschäftigung, einigen Pullen Rotspohn die Hälfte zu brechen. „Guten Tag, meine Herren! Wie sind Sie mit dem Quartier zufrieden?" „Famos, großartig! Alles vorzüglich. Und unser Diener! Den sollten Sie einmal sehen!" Es war das Absteigequartier eines reichen Schloßbesitzers der Umgebung. Die Herren klingelten. Der „großartige" Diener, ein tadellos gekleideter älterer Herr trat ein. Mit großer Würde ließ er sich herab, nach unseren Wünschen zu fragen. Alle derartigen Leute wurden im Feldzuge „Intendanten" genannt. Der besseren Verpflegung halber. „Monsieur l'Intendant," redete ich denn auch diesen „Monsieur", nach seiner Herrschaft fragend, an. „Monsieur l'Intendant!" Malvolio stellte sich in Positur. „Sie haben recht, mein Herr," gab er zur Antwort, „ich bin in der That der Intendant des Herrn Marquis, aber nicht hier dieses kleinen Absteigequartiers nur, nein, auch draußen des großen Schlosses. Sage ich Intendant, nun, so konnte ich auch" — bescheiden schlug Malvolio die Augen zu Boden — „mich Freund, Jugendfreund des Herrn Marquis nennen. Ich wurde mit ihm erzogen." Die Herren bestellten einige weitere Flaschen Wein, der Jugendfreund des Marquis konnte gehen, er hatte einstweilen genug gelogen. Der Wein war vorzüglich. „Nun, meine Herren, darf ich wohl den Zweck meines Kommens erklären." Doch kaum hatte ich damit angefangen, so verlängerten sich die Gesichter zusehends, das Quartier wurde mit einemmal — doch nur sehr bescheiden. — So war das immer. Die Feldzugsquartiere verderben den Charakter. Renommiert wurde ja hinterher mit jeder nur irgendwie erträglichen

Unterkunft, geteilt wurde sie jedoch bloß dann, wenn es durchaus nicht mehr anders gehen wollte. Wer gut lag, wollte sich den Genuß nicht schmälern lassen. Der kommende Tag konnte ja wieder des Elends genug bringen. So winkten denn die beiden Herren ganz entschieden ab. Der Kompagnieführer finde überall gute Unterkunft und brauche hier nicht zu stören. Sollte ich den Herren die Freude verderben? Ich zog weiter. Doch überall dasselbe Bild. „Wir liegen sehr gut, indes, wie lange ist uns das nicht vorgekommen! Sie dagegen finden immer wieder besseres Quartier. Der Kompagnieführer wird sich schon anderswo behelfen können." So saßen wir denn fest in der Apotheke. Ich ging nach dem Café, berichtete; Lieutenant R. tröstete sich schließlich, wir nahmen, wie oben schon mitgeteilt, unser Abendbrot in dem Café ein, entzündeten dann einen Weihnachtsbaum, wanderten jedoch bald in sehr melancholischer Stimmung nach unserem Pflastertempel zurück. Das Beste im Feldzuge war der Schlaf. Der war stets großartig. Bald ließ er uns auch an diesem Abend die Unvollkommenheiten des irdischen Lebens vergessen.

Am anderen Morgen mußten zunächst die Burschen antreten. Aus dem Möbelmagazin des Vorsaales wurden Tische und Stühle requiriert und damit die Zimmer einigermaßen in stand gesetzt, dann große Feuer in den Kaminen entzündet und das erste Frühstück befohlen. Wir nahmen es auf dem Zimmer ein; der viel duftende Provisor sollte uns nicht schon am frühen Morgen wieder in die Nase fahren. Dann kam Dienst. Gegen Mittag, zur Zeit des zweiten französischen Frühstücks, kehrten wir zurück. Der Provisor lauerte schon. „Sagen Sie doch dem Kerl," meinte R., „daß er sich die Haare wäscht und einen anderen Rock anzieht, wenn er mit uns reden will." Der Herr Provisor machte ein sehr verblüfftes Gesicht, als ich ihm dies getreulich übersetzte, duftete jedoch von da an viel weniger.

Nun meldete der Herr Provisor: „Monsieur le patron" und „Madame la patronne" hätten uns schon gestern abend zum Diner erwartet; sie ließen jetzt zum Frühstück bitten. Probieren geht über Studieren. Wir machten Toilette. Der Lieutenant kleidete sich um, bei mir

bestand sie darin, daß der Bursche mit der gefüllten Wichsbürste einmal über die großen Kommißstiefel fuhr. Wir wurden nach dem Speisezimmer geführt. Dort stand „Mousieur le patron", ein noch ganz junger Mann von schlanker, eleganter Gestalt. Er empfing uns mit vornehmer, herablassender Miene, von der höchsten Höhe seiner „großen Nation" herab. Er hatte sich offenbar vorgenommen, uns schon durch sein erstes Auftreten gewaltig zu imponieren. Das gelang ihm denn auch vollständig. „Was macht denn der Kerl für ein dummes Gesicht?" meinte R., welcher zwar kein Wort französisch sprach, sich dafür jedoch um so deutlicher in der deutschen Sprache auszudrücken pflegte.

R.s Aufmerksamkeit blieb indes nicht lange bei dem „patron", die Thüre öffnete sich, und herein trat „Madame la patronne". Eine allerliebste, reizende junge Französin. „Donnerwetter, famoses Quartier!" murmelte R. Meine Einquartierungsnase setzte sich einen rauf. R. hatte von nun an nur noch Augen für die schöne Apothekerin, alle Imponierungsversuche ihres Gatten gingen spurlos an ihm vorüber.

Es wurde zu Tisch gebeten. R. wollte der Dame den Arm reichen, doch der Herr Apotheker be-

ken ist ein Capital, und der liebe Herrgott sendet die Zinsen richtig, entweder in seinem Segen äußerlich, oder innerlich im Herzen, oder meist in beider Weise; drum, Ihr Kinder, schreibt Euch das Verslein in die Seele:

„Ub' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!"

Seitdem aber ist alle Weihnachten das Brieflein und die fünf Thaler richtig angekommen, und das hat allemal ein schönes Stück Hauszins herunter gemacht, und sie haben nicht vergessen, Gott zu danken und ihrem unbekannten Wohlthäter, und ich wollt' wetten, daß dem die Zinsen auch Zinsen trugen in seinem edlen Herzen und in seinem Geschäfte — denn über solche Capitalien und Zinsen führet der Herr im Himmel das Hauptbuch!

---

12. Die Klüfferather und der Jude.

Wenn auch in der Spinnstube kein Christenmensch weiß, wer die Klüfferather sind, so hat das gar nichts auf sich; denn meine alten Freunde wissen, daß ich sie nicht lange im Dunkeln lasse, falls ich selber darüber vollkommen im Klaren bin, und das bin ich diesmal haarklein.

Bei Salm, im Kreise Daun, in der Eifel entspringt ein Bach, der die Salm, aber auch wohl darum, weil er bei dem Dorfe Klüfferath in die Mosel fällt, der Klüfferather Bach heißt. Da ist's denn schon ganz genau gesagt, wo das Dorf Klüfferath zu suchen ist, nämlich im schönen Moselland, im Regierungsbezirke Trier.

Wie gesagt, die Salm ist ein Bach, dem man's just nicht im Zimmer gar nicht ansieht, wie ungeschlacht und wild er im Winter oder Frühling werden kann; bedenkt man aber, daß die Eifel ein gebirgiges, rauhes Hochland ist, das den Ardennen die Nachbarhand bietet, so zweifelt kein Mensch daran, daß da ungeheure Schneemassen fallen, die sich mächtig auftürmen. Weht dann im Frühling ein lauer Südwind; schmilzt die liebe Sonne

fahl sich selbst. Wir saßen an einem runden Tisch. Ich fange natürlich mit der Dame an. Sie saß also oben, rechts neben ihr der Lieutenant, dann kam der Provisor, neben diesem nahm ich Platz, zwischen mir und der Frau Apothekerin „Monsieur le patron“. Der „patron“ schien strenges Regiment zu führen. Nur im energischsten Kommandoton gab er seine Befehle; der Provisor fuhr ordentlich an die Hosennähte, wenn ihn der „patron“ anredete. Ganz militärisch. Der „patron“ liebte überhaupt, wenigstens in der Unterhaltung, das Soldatische. Er sprach nur von Schlachten und Gefechten, welche er natürlich sämtlich für die französischen Waffen gewann. Wir armen Teufel von Deutschen erhielten die gräßlichsten Schläge. Bewundernd sah dann nach jeder gewonnenen Bataille die dankbare Gattin an ihrem großen Manne empor. Ganz in Begeisterung geriet der Provisor. Nur R. fragte mürrisch: „Was will denn der Kerl eigentlich?“ „Der Kerl ist verrückt,“ meinte er, nachdem ich den Fall übersetzt. Ein freundlicher Blick der Frau Apothekerin beruhigte ihn jedoch sofort immer wieder.

„Sie werden sich wundern,“ so sprach der Apotheker mit erhobener Stimme, seine Worte mit ebenso eleganter als energischer Handbewegung begleitend, „Sie werden sich wundern, meine Herren, daß ich, ein Mann im besten Soldatenalter, gerade gewachsen, wie zum Militär geschaffen, hier sitze am warmen Kamin, anstatt draußen bei den Meinigen im Felde zu stehen und den Degen zu führen.“ Bewundernd sah nach diesen Worten die Dame wieder nach ihrem Helden. „Was renommiert denn der Kerl schon wieder?“ fragte ärgerlich der Lieutenant. Der Provisor rollte inzwischen wild die Augen und rief ein Mal über das andere in heller Begeisterung: „O, er ist Patriot, Monsieur le patron. O, welcher Patriot, mein Herr, welcher Patriot, mon patron!“

Die Bewunderung hätte ich nun dem guten Provisor gern verziehen, nur besaß er auch noch die höchst unangenehme Gewohnheit, mir zur Bekräftigung bei jedem „Patrioten“ unter dem Tisch einen Rippenstoß zu versetzen. Das war sehr lästig.

„Ja, meine Herren," fuhr der Apotheker groß fort, „ich bin mir dieser Pflicht auch wohl bewußt gewesen. Doch, ich hatte nicht nur Pflichten gegen mein Vaterland, ich hatte auch Pflichten gegen meine Vaterstadt, in welcher ich die wichtigsten öffentlichen Ämter bekleide. Durfte ich Châteauneuf gerade in den Tagen der Gefahr verlassen, und konnte ich mein junges, geliebtes Weib schutzlos preisgeben zur Zeit der feindlichen Invasion?" N. schien ausnahmsweise einen Satz zu verstehen. Er nickte dem Apotheker ganz vergnügt zu, als wollte er sagen: „O, ja wohl! Warum denn nicht? Das hätten Sie ganz gut probieren können."

„Und dann ist ja Frankreich noch lange nicht geschlagen, der Krieg nicht beendet," faselte der Apotheker weiter. „Noch sind seine Kräfte nicht aufgebraucht, unsere Armeen haben sich ja nur zurückgezogen. Mit erneuter Wucht werden sie bald wieder zum Angriff vorgehen, und sollte das Vaterland dann auch mich noch rufen, nun, so wird es mich ebenfalls in den Reihen der französischen Kämpfer finden!" Es überlief mich eiskalt bei dem Gedanken. Mit gewaltigem Pathos hatte der kühne Apotheker diese Phrase hinausgeschmettert, bewundernd sah denn auch die liebende Gattin wieder auf ihren Helden. Der Provisor geriet ganz in Extase. „Welcher Patriot, meine Herren! O, welcher Patriot, mon patron!" Zwei „Patrioten", zwei Rippenstöße. Ich war somit der einzige, auf welchen die Châteauneufer Vaterlandsbegeisterung wirklich Eindruck machte; Opfertiere haben mir nun aber niemals imponiert. Oberhalb des Tisches warf mir der Apotheker die „Patrioten" an den Kopf und unter dem Tische versetzte mir der Provisor Rippenstöße. Das Essen war zwar gut, ohne Massage wäre es mir aber lieber gewesen. So hielt ich denn nach dem nächsten „Patrioten" dem Provisor unter dem Tisch die Gabel an der Stelle entgegen, nach welcher er zu knuffen pflegte. Nachdem sich der Herr Provisor einmal kräftig angespießt hatte — worüber ich ihm natürlich die höflichsten Entschuldigungen sagte —, versetzte er mir auch nur noch „Patrioten", die Rippenstöße stellte er ein. Das war erträglicher.

Da wurde unſer Mahl jäh unterbrochen! Zunächſt jedoch eine kurze Beſchreibung der Räume, in welchen wir uns befanden. Das Eßzimmer lag zu ebener Erde, es war durch einen breiten Gang mit der Apotheke verbunden.

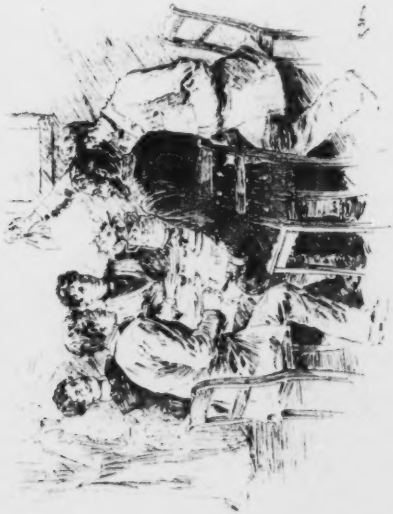

Dieſer Gang war ſowohl nach der Apotheke, als nach dem Eßzimmer zu durch eine Glasthüre abgeſchloſſen. Da klingelte es in der Apotheke. Ein Feldherrenblick des „Patrioten“ kommandierte den Gehülfen auf ſeinen Poſten.

Letzterer verschwand durch die beiden Glasthüren, doch nur, um im nächsten Augenblick, ein Bild des Schreckens und der Angst, zitternd zurückzukehren. „Soldaten! Preußen!“ rief er, sich angstvoll krümmend.

Da traf ihn ein zweiter, noch größerer Blick des Patrons. „Was!“ fuhr dieser hoheitsvoll auf. „Was, Sie, ein Franzose, fürchten sich vor den Preußen? Soll ich vielleicht selbst gehen, um diese Prussiens zu bedienen?“ Der Provisor klappte ganz in sich zusammen, hülfesuchend blickte er nach mir hin, doch, bezwungen von dem Blick des großen „Patrioten“, zog er zitternd und bebend von dannen. Ich erklärte R. den Vorfall. Er lachte hell auf. Sein Lachen schnitt mir tief in die Seele, im Interesse unserer weiteren Verpflegung. „Der Kerl wird ja immer verrückter und die Geschichte lustiger,“ meinte vergnügt der Lieutenant, „nur muß der Apotheker nicht so frech werden, sonst —.“ Dabei sah er diesen mit einem sehr bedeutungsvollen Blicke an, der sich jedoch bald wieder vor den schönen Augen der Apothekerin, welche sich bittend auf ihn richteten, senkte.

Ich sah mir immer gerne im Leben die Sachen näher an. So folgte ich dem Provisor bis zur zweiten Glasthüre. Die „Soldaten“ waren zwei Ulanen-Rittmeister. Ulanen-Rittmeister und Musketier! Hm, hm! Meine gedeckte Stellung hinter der Glasthüre erschien mir der Situation sehr angemessen. Die beiden Rittmeister kauften ein, Opiumtropfen u. dergl., überreichten dann als Zahlung einen preußischen Zehnthaler-Schein. Der Provisor drehte ihn hin und her, die beiden Rittmeister fingen an, unruhig zu werden. „Wenn Sie kein Kleingeld zum Wechseln haben, beschaffen Sie welches und rasch, wir haben keine Zeit!“ Der Provisor schlich nach dem Eßzimmer zurück. Ich folgte dahin. „Ich soll auf diesen Schein herausgeben,“ meinte er ängstlich, den preußischen Papierthaler seinem Patron überreichend. Nun traf ihn aus dem Feldherrenauge des patriotischen Patrons ein dritter Blick, der strafendste von allen. „Was,“ donnerte ihn dieser an, „was, auch das noch? Erinnern Sie sich nicht meines Befehls? Habe ich nicht auf das strengste verboten, preußisches Geld anzunehmen? Mein französisches Haus

soll nicht durch dasselbe befleckt werden. Gehen Sie zurück und sagen Sie dies den Prussiens. Haben Sie kein französisches Geld, mögen sie das, was sie entnommen, als Geschenk von mir betrachten!" „Was bedeutet das alles?" fragte Lieutenant R. Ich teilte ihm das Nötige mit. „Lassen wir zunächst die beiden Rittmeister zu Gericht sitzen," meinte er. Sehr scheu und ängstlich kroch der Provisor durch die beiden Glasthüren wieder nach seinem Pflasteridyll. Ich folgte von neuem bis an die zweite Thür. Der Gehülfe stammelte den Befehl seines hohen Vorgesetzten, doch kaum hatte er das Wort „schenken" dabei über die Lippen, so fuhr ihm auch wie Sturmeswehen eine so mächtige Ohrfeige mitten in das Gesicht, wie ich sie großartiger kaum je gesehen habe. Donner und Blitz war ein Schlag. „Verdammter Schlingel!" rief der schlagfertige Rittmeister. Heftig fluchend gingen die beiden Offiziere ab. Laut heulend sprang der Provisor nach dem Eßzimmer zurück. „Oh, Monsieur le patron," schrie er unter Wehrufen und Zähneklappern, „o, welche Ohrfeige! O, Monsieur, welche Ohrfeige!" Dabei drehte er sich fortwährend im Kreise herum, die getränkte Wange emsig reibend. Alle fünf Finger waren auf derselben eingegraben. Der Rittmeister war verheiratet; der Ehering stand deutlich auf der mit Purpur übergossenen Backe.

Bleichen Angesichts sah die Frau Apothekerin nach uns hin, dem großen Patrioten blieb für den Augenblick die Renommage im Halse stecken. Der mutwillige R. brach dagegen in unbändiges Gelächter aus. „Famos! Eine herrliche Ohrfeige!" Mir schnitt dieses Lachen noch tiefer in die Seele, als das erste. Drüben im Café war die Verpflegung so mager!

Es entstand eine längere Pause. Das Frühstück war jedoch noch nicht zu Ende, die Dienerin brachte eine neue Schüssel. „Nun schmeckt es noch einmal so gut!" meinte R. und aß fröhlich weiter. Ich schloß mich kräftig an, die Apothekerfamilie griff dagegen nur recht zaghaft zu; die Unterhaltung wollte gar nicht wieder in Fluß kommen. Die Frau Apothekerin warf immer nur ängstliche Blicke nach der Glasthüre, der Patron vergaß vollständig den Patrioten; der Provisor stürzte sich zwar auch wieder

mutig auf den neuen Gang, murmelte aber immer wieder von neuem, sich die Wange reibend und schmerzvoll stöhnend, so zwischen zwei Bissen: „Welche Ohrfeige, meine Herren, o, welche Ohrfeige!“

Da klingelte es wieder in der Apotheke. Ein Blick des Patrons, der Provisor, wenn auch zaghafter denn je, verschwand. Mit verstörter Miene kam er jedoch im nächsten Augenblick zurück. „Dieselben!“ rief er entsetzt und zitternd aus. Alles Zureden, alles Befehlen blieb jetzt umsonst, der Provisor war nicht mehr hinaus zu bringen. „Dann muß ich selbst gehen,“ meinte groß der Apotheker. „Ich will bald mit diesen „Leuten“ fertig werden!“ Erhobenen Hauptes schritt er durch die beiden Thüren.

Der Heldenapotheker war in die Offizin getreten, hinter den Ladentisch. Wir alle folgten bis an die zweite Glasthüre, von den verschiedensten Gefühlen bewegt. Die Hausfrau besorgt um den teuren Gatten, ich in ruhiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, der Gehülfe mit Gedanken, welche sich bald offenbaren sollten, während der Lieutenant unverhohlen seiner Empfindung durch die Worte Ausdruck gab: „Schade, daß der Kerl nicht schon das erste Mal gegangen ist. Man sollte eigentlich, bei Gott, die Ohrfeige an dem Burschen nachholen.“

Die beiden Ulanen-Rittmeister waren in Begleitung des Maire zurückgekommen. Sie hatten zunächst auf der Mairie wechseln wollen. Doch der vorsichtige Maire hatte versichert, daß auf dem Rathause auch nicht ein einziger Sou mehr zu finden sei. Nun hatten die Rittmeister den Maire selbst mitgenommen, damit er bezeuge, daß das preußische Geld dem französischen an Wert gleichstehe. Der Maire bat den Apotheker auf das dringendste, doch Vernunft anzunehmen. Alles vergebens. — Die beiden Rittmeister waren in ziemlicher Erregung. „Ich will kein Geschenk von Ihnen,“ sagte einer der Herren. „Ich verlange, daß Sie Bezahlung nehmen.“ Der Apotheker fand nun doch nicht den Mut, den Grund seiner Weigerung anzugeben. Er zog den Kassaschrank auf. Es waren nur wenige Sous darin. „Sie sehen, meine Herren,“ antwortete er, „daß es mir selbst an einzelnem Gelde fehlt.

Es ist nicht böse Absicht, ich kann mit dem besten Willen nicht wechseln." „Gut," meinte der Rittmeister. „In diesem Falle haben Sie einen Bon in Zahlung anzunehmen." „Ich will keinen Bon," antwortete trotzig der Apotheker. Der Rittmeister sah ihn scharf an. „Sie nehmen einen Bon!" Der Offizier riß ein Blatt aus seinem Notizbuche. „Hier ist der Bon!" Der Apotheker beschaute ihn von allen Seiten.

Der Maire, dem die Situation nicht zu behagen schien, war schon vorher verschwunden, die beiden Rittmeister standen bereits auf der Schwelle, da wendete sich der Apotheker nach der Glasthüre, hinter welcher er seine Gattin vermutete, und mit stolz leuchtendem Blick, als gälte es eine Schlacht zu gewinnen — zerriß er den Bon. Das sah noch der Rittmeister mit der schlagfertigen Hand. Mit einem Sprung war er wieder in der Apotheke und vor dem großen Patrioten. Ein Schlag von links nach rechts, daß unser großmäuliger Apotheker seitwärts schwankte, ein zweiter, noch mächtigerer Hieb von rechts nach links und — weg war der große Patriot. Er fuhr erst mit dem Kopf in die hinter ihm stehenden Regale, dann sank er wie eine geknickte Lilie zu Boden. Ein Pomadetopf nach dem anderen folgte, bald bedeckten diese vollständig seinen Heldenleib.

„Warte, Kerl, ich will dich lehren, mit meiner Unterschrift umzugehen!“ Die beiden Offiziere gingen; diesmal, um nicht wiederzukehren. Laut schreiend stürzte nun die arme Frau in die Apotheke, um ihren teuren Gatten aus den Porzellantrümmern hervorzugraben. Und der Gehülfe? Nun trat die ganze Liebe und Hingebung hervor, welche er zu seinem gestrengen Herrn fühlte. Übertriebene Strenge giebt zwar auch Gehorsam, doch nie Anhänglichkeit. Vergessen war die Ohrfeige, der Schmerz; mit wahrem Freudengeheul rief der Provisor hinten im Eßzimmer ein Mal über das andere aus: „Der „patron“ hat zwei! Il en a deux, le patron, il en a deux!“ *) Fröhlich stimmte R. in das Hohngelächter ein. „Gott sei Dank, daß der Kerl endlich seine Ohrfeigen weg hat; verdient waren sie längst.“ Nur die junge Frau war zu bedauern. Aus Rücksicht auf sie gingen wir denn auch sofort nach unserem Zimmer, verbrachten später den Abend im Café. Es mußte der Dame peinlich sein, uns, den Zeugen der jämmerlichen Niederlage ihres großsprecherischen Mannes, wieder zu begegnen. Der „Patriot“ selbst hatte die Strafe ja reichlich verdient. Hochmut kommt vor dem Fall.

Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als uns am nächsten Morgen durch den Provisor von neuem eine Einladung zum Frühstück wurde. Wir traten an. Die Frau sah etwas bleich aus. Sie schlug die Augen zu Boden, als wir eintraten. — Die Frauen sind in Frankreich gewöhnlich mehr wert, als die Männer. Diese Erfahrung macht man dort jeden Tag. — Groß, aufgeblasen wie nur je zuvor, stand denn auch der Apotheker da. Er schaukelte sich von neuem auf dem höchsten Aste seiner „großen Nation“, während ihm Bescheidenheit doch so gut gestanden hätte. Der Gehülfe, ein heilloser Jesuiter, stöhnte vor Beileidsschmerzen, als in der späteren Unterhaltung der — Unglücksfall erwähnt wurde, welcher den Apotheker durch deutschen Barbarismus betroffen.

Der „Patron“ begann die Unterhaltung. Ich übersetzte sie, Satz für Satz, dem Lieutenant. — „Sie waren

*) Er hat zwei, der Patron, er hat zwei

sicher erstaunt, meine Herren," begann der Apotheker, „daß ich gestern den „Soldaten", der mich hier in meinem Hause, vor den Augen meiner Frau mißhandelte, nicht getötet habe!" R. lachte hell auf. Ich hatte Mühe, mich zu halten. Unbekümmert um die Unterbrechung fuhr der Apotheker mit erhobener Stimme fort: „Wenn ich den „Soldaten", der gestern seine rohe Hand nach mir ausstreckte, nicht sofort niederschlug, wenn ich mich bezwang" — R. schüttelte sich im Lachkrampf —, „so können Sie sich denken, welche Überwindung mich das kostete" — wir sahen uns bei dieser Kraftleistung verblüfft an. Gestern unter den Pomadetöpfen und heute! Großartig. „Doch," fuhr er fort, „ich mußte mich bezwingen; als Gatte, als Bürger von Châteauneuf und als Franzose! Hätte ich ihn getötet, so brachte ich Unglück über mein geliebtes Weib, über meine Vaterstadt und über Frankreich, denn, welche Repressalien hätten diese Prussiens ausgeübt! Ich mußte mich auch bezwingen als Mann," fuhr immer größer der Apotheker fort. „Ich mußte als Mann das Rachegefühl, das mich beherrschte, zurückdrängen, ich mußte die Rache verschieben auf spätere Zeiten, und die Rache, meine Herren, ich werde sie haben!" Triumphierend hielt er dabei einen Papierstreifen in die Höhe. Es war ein Stück von dem Bon. „Sehen Sie," so fuhr der Heldenapotheker fort, „hier habe ich den Namen des Barbaren! Nach Beendigung des Feldzuges werde ich nach Deutschland reisen, ihn aufsuchen und — töten!" Der arme Rittmeister! Groß saß der Apotheker da. Bewundernd blickte die liebende Gattin an ihm empor und — der Provisor? „O, meine Herren," rief dieser — ich fuhr mit der Gabel unter den Tisch —, „er ist Patriot, der Patron! O, welcher Patriot!" R. und ich sahen uns erst staunend an. Dann brachen wir aber doch in gewaltiges Lachen aus. Das war zu viel. Wir baten die Dame wegen des Lachens um Verzeihung, der Vorfall wäre aber zu eigentümlich gewesen. Den Apotheker ließen wir von nun an schwatzen, soviel er wollte; das war ja der reine Komiker. Vergnügt aßen und tranken wir weiter, beim Frühstück und bei dem späteren Diner; vergnügt verbrachten wir die fernere Zeit unseres Aufenthaltes bei dem Apotheker

von Châteauneuf. Es geht eben doch nichts über das fidele Frankreich. Anfangs bedauerten wir noch im stillen die Frau Apothekerin. Sie hätte, nach unserer Auffassung, einen Gatten verdient, der etwas mehr Mann war. Doch in solchen Dingen muß man vorsichtig sein, vielleicht war die Frau Apothekerin auch schon mit diesem zufrieden. Hoffen wir das Beste!

Die Frau Apotheker-Mutter hatte eine Besitzung am Ausgange der Stadt. Dort lag der Train. Train, nun, davon habe ich schon erzählt; Train ist beim Einquartieren auch kein Genuß. Am bequemsten ist und bleibt im allgemeinen immer noch die Infanterie. Der Train war denn auch wieder einmal außerordentlich lebendig. Es ging etwas drunter und drüber. Um Hülfe bittend, schickte die Frau Apotheker-Mutter nach ihrem Sohne in der Stadt. Vorsicht steht jedoch selbst dem größten Helden gut! Der Herr Apotheker hatte schon vorher unangenehme Erfahrungen mit dem Train gemacht, die Ulanen-Rittmeister konnten ihn von der Milde des Krieges auch nicht überzeugen; so bat er mich dringend, für ihn zu gehen. Bei seinem lebhaften französischen Temperament, meinte er, könnte es leicht zu den heftigsten Scenen kommen. Träten ihm die Soldaten barsch entgegen, wüßte er nicht, was er in seiner Erregung thun würde. Das wußte ich nun ganz genau. Er wäre ausgerissen.

Ich ging an seiner Stelle. Der Herr Provisor geleitete mich, doch nur bis an die Thüre. Als er den Lärm im Hause hörte, war er nicht mehr zu halten. Im Marsch, Marsch ging er nach der Stadt zurück. In dem Hause schrie und tobte es wild. Soldaten, Dienstboten rannten durcheinander.

Bald klärte sich die Sache für mich. Die Herren „Trenger" hatten sich nur ganz einfach, aber regelrecht und gründlich, geholzt. Die unvermeidlichen Scherben bezahlten dabei natürlich die Einwohner. Einer der Unteroffiziere war ein sehr ruhiger und besonnener Mann. Mit dessen Hülfe gelang es mir, die Ordnung wieder herzustellen, dabei auch einige Mißverständnisse zwischen Soldaten und Einwohnern auszugleichen. Die Frau Apotheker-Mutter war

warm oder fällt gar ein lauer Regen, dann speist der abgehende Schnee die nach der Mosel und dem Rhein abfließenden Bäche und Flüßchen in solchem Maaße, daß sie fürchterlich werden, und oft sehr großes Unglück anrichten, und das Werk der fleißigen Menschenhand, das vieler Jahre zu seinem Werden bedurfte, in einem Nu zerstören.

Gerade so ist es mit der friedlichen Salm, die durch ein tiefes und sehr enges Felsenthal der Mosel zufließt. Geht der Eisschnee ab, so ist's mit dem Frieden am Ende und die schönen Forellen mögen sich schnell in ihre Höhlen machen, und die Krebse in die übrigen, sonst können sie eine Reise in die Mosel, den Rhein und, je nach Belieben, ins Meer machen, ohne daß es etwas kostet, als etwa das Leben.

Den Leuten, die am Ufer hin wohnen, kann's aber ebenso gehen, wenn sie nicht bei Zeiten sich retten, und das, was ihnen lieb und werth ist. Allermeist kommt in solchen Zeiten das Dorf Klüserath ins Gedränge, denn da ist die Wassermasse der Salm dann am größten und wildesten.

So gerade war's Anno 1784 am 28. Februar. Der 1784er Winter hatte seine besondre Plaisir am Schnee, und gab dessen, nebst ansehnlicher Kälte, der Erde mehr, als ihren Bewohnern lieb war. Da läßt sich's denken (mir zwar gedenkt's aus dem einfachen Grunde nicht, weil ich noch nicht auf der Welt war), daß, als das Thauwetter mit Macht kam, auch die Salm anschwoll und ihre gelben Wellen schäumend daher wälzte. Und so war's auch; und wer's sah, dem stiegen die Haare zu Berge, wenn er deren noch hatte, und es wurde ihm mit Recht bänglich ums Herz. Das Wasser ist ein rechter Segen Gottes; aber wenn es wild wird, kann's eine Geißel Gottes werden, die ordentlich züchtigt, und ist ihm nicht zu entlaufen, wie etwa dem Feuer.

Die Salm war weit über ihre Ufer getreten und hoch angeschwollen, und brüllte, als wolle sie Alles verschlingen, was ihr begegnete.

Da möchte man fragen: Ihr Klüserather, die Ihr den Schneefall kanntet, habt Ihr in der Zeit gesorgt für die kommende Noth? Leider lautet die Antwort: Nein!

außerordentlich dankbar, als endlich wieder Ruhe und Frieden eintrat. Sie versprach Verpflegung, soviel man wünschte, nur sollten die Soldaten Ordnung halten. Das erklärte ich den „Trengern". Anfangs waren sie dickköpfig, doch endlich ließen sie sich finden, und auch diese Sache löste sich zu allgemeiner Zufriedenheit. Nachdem der Zwist beigelegt, bat mich die Frau des Hauses, noch einen Augenblick zu verweilen und ein Glas Wein anzunehmen. Wir waren schon einmal in Châteauneuf gewesen, am Tage von Digny, am 18. November. Die Hausfrau erzählte mir jetzt unter anderem von der damaligen Einquartierung. „Welcher Unterschied!" meinte sie. „Damals wohnte ein „grand chef" bei mir, ein „duc de Saxe", ein sehr vornehmer Herr." Sie sprach mit förmlicher Begeisterung von dem wohlwollenden Herrn, welcher soviel Rücksicht genommen und ihr nicht die geringste Last verursacht hätte. Dabei blickte auch der Stolz hindurch, daß ihrem Hause die Ehre solcher Einquartierung zu teil geworden.

Während unseres Aufenthaltes in Châteauneuf vom 24. bis zum 27. Dezember konnte auch wieder einmal Gottesdienst abgehalten werden. Es wurde mir der Auftrag, dem Geistlichen des Ortes anzuzeigen, daß er für die betreffenden Stunden die Kirche frei zu halten habe. Der Herr sträubte sich mit aller Macht. Ich mußte ihm immer und immer wieder versichern, daß wir dort zum Gebet zusammentreten wollten, daß es durchaus nicht auf Schändung seiner Kirche abgesehen wäre. Der Gottesdiener konnte gar nicht begreifen, daß wir Deutschen ebenfalls den Drang fühlten, unsere Stimmen in gemeinsamer Feier zum Himmel zu erheben. Sein Widerstand war in Güte nicht zu brechen. So erklärte ich ihm schließlich: „Morgen vormittag 11 Uhr treten wir zum Kirchgange an, da ist das Gotteshaus frei zu stellen, Punktum!"

Mein Dienst führte mich schon vor Beginn des Gottesdienstes in die Kirche. Dort stand der französische Geistliche mit einigen Kirchendienern. Als die Kompagnieen eintraten, wich er nur schrittweise zurück, flüchtete endlich in das Allerheiligste. Ich hatte ihm vorher versprechen müssen, daß dorthin Prussiens nicht folgen würden. Ich

nahm in seiner Nähe Stellung und konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen Blick nach ihm zu werfen. Alle meine Versicherungen waren umsonst gewesen; auch die Mitteilung, daß unser Regiment zum guten Teile aus katholischen Mannschaften gebildet sei, hatte nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Mit verbissenen Mienen stand er dort. Der Mann der christlichen Nächstenliebe sah während des ganzen Gottesdienstes nur im wildesten Zorn auf die betenden Preußen hin.

Dem erhaltenen Befehle folgend, hatte ich als der letzte die Kirche zu verlassen, um allenfallsige Wünsche des Geistlichen entgegenzunehmen. Als die Truppen die Kirche räumten, folgte ihnen der Geistliche von Schritt zu Schritt mit einer Miene, als erobere er das Gotteshaus gleichsam aus den Händen der fremden Barbaren; dabei ließ er die von uns benutzten Räume mit Weihwasser besprengen, um die „Befleckung" sofort wieder abzuwaschen. Der heilige Mann Gottes schimpfte dabei in so derben, weltlichen Ausdrücken über die „verfluchten Prussiens", daß schroffer und unchristlicher dies zu thun ganz unmöglich gewesen wäre. Ich war empört über den rohen Menschen und sah mich veranlaßt, ihm auf das energischste entgegenzutreten. Hätte er nicht geschwiegen, würde ich ihn vom Fleck weg arretiert haben, mochte daraus entstehen, was da wollte.

Kaum hatten die Truppen das Gotteshaus verlassen, so strömten Bürger und Bürgerinnen von allen Seiten herbei. Das letzte Wort des deutschen Geistlichen war kaum verklungen, da begann sein französischer, christlicher Bruder, nach seiner Art Gottesdienst abzuhalten. Ich blieb während desselben in der Kirche. Mit feindlichen Blicken zwar betrachteten mich die Einwohner; ein Kirchendiener sagte mir in leicht verständlicher Absicht, daß die Deutschen gegangen seien. „Ich bleibe!" entgegnete ich dem Manne und in einer Weise, welche alles weitere abschnitt.

Der deutsche Geistliche hatte dem Allmächtigen gedankt, daß er die Gefahr von unserem Vaterlande abgewendet, und hatte um seinen weiteren Schutz gebeten. Nun bestieg sein französischer Bruder die Kanzel. Von derselben Stelle

aus bestürmte jetzt dieser den allgerechten Gott mit seinem heißesten Flehen, diese preußischen Barbaren, welche soeben noch seinen geweihten Tempel geschändet, von der Erde hinwegzufegen, sie auszurotten mit Pech und Schwefel und endlich wieder sein geliebtes, heiliges, ihm allein ergebenes Frankreich in seinen allmächtigen Schutz zu nehmen. Sehr nachdenklich verließ ich die Kirche.

16. Rätsel.

Ich rufe voll treuer Mutterlieb'
Die Kindlein, um sie zu wahren,
Wenn in den Lüften ein frecher Dieb
Sie bedroht mit argen Gefahren.

Doch wenn du mir das Herz nimmst heraus
Und hineinstellst ein anderes Zeichen,
Dann ist's bei mir mit der Liebe aus,
Sie ist mir dann nicht mehr eigen.

Ich rufe dann auch wohl mit lautem Mund,
Der sich so leicht nicht läßt wehren;
Doch mach' ich eine Liebe nur kund,
Die segnen will, die auf mich hören.

17. Ein anderes.

Mein Erſtes kannſt du nicht entbehren,
Du mußt es haben Tag und Nacht.
Fehlt's dir daran, dann wird ſich mehren
Dein Leid, bis dir's den Tod gebracht.

Mein Zweites kannſt du dann nur lieben,
Wenn du hier willſt recht hoch hinaus.
Du brauchſt es nur, wenn du von Dieben
Nicht ſicher biſt in deinem Haus.

Soll dich Enttäuſchung nicht betrüben,
So laß das Ganze dir nicht nah'n,
Und ſorg' nur, daß du ſicher drüben
Kannſt Gottes Herrlichkeit empfah'n.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1895.

Begründet

von

W. H. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Fünfzigster Jahrgang.

Mit einem Titelbild und Illustrationen
von H. Starcke in Weimar.

Altenburg.
Verlag von Stephan Geibel.

Alle Rechte vorbehalten

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1895.	
1.	Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Trost! (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1894. (Mit Vignette.)	6
3.	Harte Buße. Eine Erzählung aus dem Leben. (Mit 6 Abbildungen im Text und 1 Titelbild.)	9
4.	Altes Gold	64
5.	Anekdote	66
6.	Eine zweite	67
7.	Aus den Erlebnissen eines jungen sumatranischen Missionars. (Mit 4 Abbildungen.)	67
8.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	103
9.	Anekdote	105
10.	Eine zweite	106
11.	Noch eine	107
12.	Aus der Heimat. Drei Erzählungen von Wilhelm Frenkel. (Mit 6 Abbildungen.)	107
13.	Schlußwort	176

Kalender
für das Jahr 1895.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1895ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag, und beginnt am Dienstag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1894 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonntag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1895 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1896 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7403tes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1894sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ebenfalls ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5655stes Jahr mit dem 1. Oktober 1894. Es ist ein abgekürztes Gemeinjahr von 353 Tagen. Am 19. September 1895 beginnt ihr 5656stes Jahr, welches ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen ist und mit dem 7. September 1896 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. das **Purimfest** am 10. März; 2. das **Passahfest**, welches am 9. April beginnt und am 16. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert; 3. das **Wochenfest** am 29. und 30. Mai; 4. das **Neujahrsfest** am 19. und 20. September; 5. das **Versöhnungsfest** am 28. September; 6. das **Laubhütten-**

fest, am 8. Oktober beginnend und am 10. Oktober endend; 7. das **Fest der Gesetzesfreude**, das sich sogleich am 11. Oktober dem vorigen anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 5. Juli 1894 ihr 1312tes und am 24. Juni 1895 ihr 1313tes Jahr; beide sind Gemeinjahre von 354 Tagen.

Das Jahr 1895 ist

seit Christi Tode	das	1862ste
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1823 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	195 „
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	514te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	455te
„ der Entdeckung Amerikas	„	403te
„ Erfindung der Dampfmaschine	„	197te
„ Erhebung Preußens zum Königreiche		194 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Kaiserreichs		24 „
„ Kaiser Wilhelms II. Geburt		36 „
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	7te

Von den Jahreszeiten 1895.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders eintritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März, um 10 Uhr abends.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses eintritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni 6 Uhr nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wiederum den Äquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 23. September 8 Uhr vormittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittage den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 22. Dezember 3 Uhr morgens.

Von den Finsternissen des Jahres 1895.

Im Jahre 1895 finden 3 Sonnen- und 2 Mondfinsternisse statt. In unsern Gegenden werden indessen nur die beiden Mondfinsternisse und von diesen die zweite auch nur teilweise sichtbar sein.

Die **erste Mondfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den Morgenstunden des 11. März. Sie beginnt um 2,54 und endet um 6,25 Uhr M. E. Z.: die totale Finsternis dauert von 3,51 bis 5,27 Uhr M. E. Z. Für die östlich der Linie Rügen-

So ist der Mensch! Er denkt in Bezug auf drohende äußerliche Gefahr: Es ist noch Zeit, und kommt dann regelmäßig ins Gedränge, und geht oft drinnen unter. Ist's etwa mit Tod und Gericht anders? Da denkt er auch: Es ist noch lange hin Zeit, mich zu bessern! Aber das Wort Gottes sagt ihm: Der Herr und sein Gericht komme unerwartet und überraschend, wie ein Dieb in der Nacht, und es könne vor Abend leicht noch anders werden. Denkt an die thörichten Jungfrauen — und an die Klüsserather! Da könnet Ihr auch noch etwas für die Ewigkeit lernen, wenn's auch hier nur äußerlich entgegen tritt.

Das Dorf hat etwa achthundert Seelen, und die Häuser sind auch nicht so gebaut, daß sie einer so gewaltigen Fluth und ihrer Wucht zu widerstehen im Stande wären. Das Wasser kam wie ein Blitz so schnell, und mit solcher Macht und Gewalt, daß den armen Leuten nichts übrig blieb, als Alles preis zu geben, und nur ihre Kinder, Weiber und das eigne Leben zu retten. Das arme Vieh banden sie schnell los und überließen es dem eignen Triebe, sich zu retten.

In der Hoffnung, daß sich die Fluth bald wieder verlaufen würde, flohen vierzig Menschen von allen Altersklassen und Geschlechtern in ein ziemlich hochgelegenes Haus. Da hielten sie sich sicher und blickten getrost in die wildtobende Fluth, die Bäume, Sträucher und Steine von ansehnlicher Schwere rauschend daherwälzte.

Anfangs waren sie guter Dinge in ihrem Zufluchtsort; aber bald kehrte denn doch Angst und Sorge in ihre Herzen ein, denn das Wasser stieg von Minute zu Minute; die Wellen wurden wilder und gingen höher mit ihren weißen Schaumkämmen; der ganze Strom wendete sich gegen das gebrechliche Haus, wo die vierzig, jetzt laut aufjammernden Menschen saßen, und brach sich wild an den Fachwänden und Balken.

Lange konnte solchem Andrange das Haus, ohnehin alt und wackelig, nicht widerstehen, und dann begrub die wilde Fluth vierzig Menschenleben!

Sie ringen jetzt die Hände! Ihr Jammergeschrei ist herzzerreißend — denn das Haus kracht in seinem Gebälke

walde-Schweidnitz gelegenen Orte geht der Mond bereits vor dem Ende der Finsternis unter.

Die **erste Sonnenfinsternis**, eine partielle, ereignet sich in den Mittagsstunden des 26. März. Sie beginnt um 9,39 Uhr vormittags M. E. Z. mitten im Atlantischen Ocean, berührt die Nordostspitze Nordamerikas, die Nordwestspitzen Spaniens und Frankreichs, überstreicht Großbritannien und Irland, die Westküste Skandinaviens, Island und Grönland und endet in der Nähe des Nordpols um 12,40 Uhr nachmittags.

Die **zweite Sonnenfinsternis**, ebenfalls eine partielle, findet in den ersten Nachmittagsstunden des 20. August statt und ist nur für das östliche Rußland und Mittelasien sichtbar.

Die **zweite Mondfinsternis** findet in den Vormittagsstunden des 4. September statt und ist eine totale. Sie beginnt um 5 Uhr morgens und endet um 8,54 morgens. Sie wird in der westlichen Hälfte Europas und Afrikas zu sehen sein. Die Totalität beginnt in ganz Deutschland erst nach dem Untergange des Mondes um 6,6 Uhr morgens.

Die **dritte Sonnenfinsternis** ist eine partielle und ereignet sich in den Abendstunden des 18. September. Für unsre Gegenden ist sie nicht sichtbar.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

9. März 1888: Tod Kaiser Wilhelms I.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

15. Juni 1888: Tod Kaiser Friedrichs III.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

2. Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes besteht und hat dieses Siegel: „Der Herr kennet die Seinen", und: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit wer den Namen Christi nennet."

Wochentage u. Datum	Januar 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luca 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Dien. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,1	4,6		9,30	
Mitt. 2	Abel, Seth	Abel, Seth.	8,1	4,7		10,50	
Donn. 3	Enoch	Henoch	8,1	4,8	bei Tage	morg.	
Freit. 4	Elias	Zacharias u. Elisab.	8,0	4,9		12,2	☽ 9 U. u
Smst. 5	Simeon	Simeon u. Hannah	8,0	4,10		1,17	erstes Viertel
2. Woche: Von Christi Flucht nach Aegypten: Matth. 2, 13—15. — Epistel: Tit. 3, 4—8.							
Sonnt. 6	**nach Neujahr.** Heil. 3 Könige	Epiphanias	8,0	4,12		2,36	
Mont. 7	Julian	Widukind	7,59	4,13	bei Tage	4,0	
Dien. 8	Erhard	Severinus	7,59	4,15		5,20	
Mitt. 9	Beatus	Katharina Zell	7,58	4,16		6,49	
Donn. 10	Paulus Eins.	Paul v. Theben, Eins.	7,58	4,17		7,56	
Freit. 11	Hygin	Ernst der Bekenner	7,57	4,19		8,44	☽ 8 U. m
Smst. 12	Reinhold	Joh. Chastellain	7,57	4,20		5,46	Vollmond
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luca 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6.							
Sonnt. 13	**1. nach Epiph.** (Hilarius)	Hilarius	7,56	4,21		7,22	
Mont. 14	Felix	Felix v. Nola.	7,56	4,22		8,53	
Dien. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,56	4,23		10,20	
Mitt. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,55	4,25		11,44	
Donn. 17	Antonius	Antonius	7,54	4,27		morg.	☾ 12 U. m
Freit. 18	Prisca	Matth. Claudius	7,53	4,29	bei Tage	1,9	nächstes letztes Viertel
	Krönungstag						
Smst. 19	Sarah	Babulas, Elis. v. Tün.	7,53	4,30		2,21	
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 20	**2. nach Epiph.** (Fab., Sebast.)	Fabian, Seb.	7,52	4,31		3,41	
Mont. 21	Agnes	Agnes	7,51	4,33		5,4	
Dien. 22	Vincentius	Vincent. v. Sarag.	7,50	4,35		6,11	
Mitt. 23	Emerentiana	Hans Sachs	7,49	4,36		7,5	
Donn. 24	Timotheus	Timotheus	7,47	4,38		7,45	
Freit. 25	**Pauli Bekehr.**	Pauli Bekehrung	7,46	4,40		8,19	● 10 U. a
Smst. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,45	4,41		5,3	Neumond
5. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.							
Sonnt. 27	**3. n. Epiph.** (Joh. Chrysost.)	Joh. Chrysostomus	7,44	4,43		6,17	
	Kaisers und Königs Geburtstag						
Mont. 28	Karl	Karl der Große	7,43	4,44	bei Tage	7,28	
Dien. 29	Valerius	Samuel u. Hanna	7,42	4,46		8,35	
Mitt. 30	Adelgunde	Bathilde	7,40	4,48		9,49	
Donn. 31	Vigilius	J. M. Mayfart	7,39	4,49		11,9	

Joh. 1. 14: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes, voller Gnade und Wahrheit.

Bauernregeln u. Volksm.	Februar 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen u.
Fritt. 1	Brigitte	Ignatius Bek	7,36	4,50		morg.	
Samst. 2	Maria Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,35	4,51		12,19	

6. Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23–27. — **Epistel:** Röm. 12, 8–16.

Sonnt. 3	4. n. Epiphan. Blasius	Anschar	7,33	4,52		1,39	☽ 1 Uhr morgens erstes Viertel
Mont. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,32	4,55		3,1	
Dien. 5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,31	4,57		4,22	
Mitt. 6	Dorothea	Amandus	7,29	4,59		5,36	
Donn. 7	Richard	Ottfried, G. Wagner	7,27	5,0		6,52	
Fritt. 8	Salomon	Maria Andreä	7,25	5,2		7,32	
Samst. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,24	5,4		7,57	☽ 6 U. abd. Vollmond

7. Woche: Von den Arbeitern im Weinberg: Matth. 20, 1–16. — **Epistel:** 1. Korinth. 9, 24–10, 5.

Sonnt. 10	Septuagesima (Scholastika)	Fr. Chr. Oetinger	7,22	5,6	6,17		
Mont. 11	Euphrosyne	Ph. v. Mornay	7,20	5,7	7,50		
Dien. 12	Eulalia	Mart. d. Heil. Bücher	7,21	5,9	9,18		
Mitt. 13	Benignus	Chr. Fr. Schwarz	7,19	5,10	10,44		
Donn. 14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,17	5,12	morg.		
Fritt. 15	Faustinus	Hugo v. St. Victor	7,15	5,14	12,9		
Samst. 16	Juliane	Didymus	7,13	5,16	1,32		☾ 2 Uhr nachmittags letztes Viertel

8. Woche: Vom viererlei Acker: Luck 8, 4–15. — **Epistel:** 2. Korinth. 11, 19–12, 9.

Sonnt. 17	Sexagesima (Constantia)	Patr. Hamilton	7,12	5,18	2,58		
Mont. 18	Concordia	Simeon	7,10	5,19	4,8		
Dien. 19	Susanna	Meerob	7,8	5,21	5,4		
Mitt. 20	Eucherius	Kasp. Neumann.	7,6	5,23	5,47		
Donn. 21	Eleonora	Jesajas	7,4	5,25	6,27		
Fritt. 22	Petri Stuhlf.	Meinrad v. Zollern	7,3	5,26	6,59		
Samst. 23	Reinhard	Barth. Ziegenbalg	7,1	5,27	6,56		

9. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luck 18, 31–43. — **Epistel:** 1. Korinth. 13, 1–13.

Sonnt. 24	Estomihi (Matthäus Ap.)	Matthias	6,58	5,29			☽ 6 Uhr abends Neumond
Mont. 25	Victorinus	Berthold Haller	6,56	5,31		6,29	
Dien. 26	Fastnacht Reiter	Ruderikus	6,54	5,33		7,40	
Mitt. 27	Aschermittw. (Leander)	Martin Butzer	6,53	5,35		8,50	
Donn. 28	Justus	Joh. de Monte Corvino	6,51	5,36		10,7	

1. Petri 1, 18. 19: Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von eurem eitlen Wandel nach väterlicher Weise sondern mit dem teuern Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

Wochentage u. Datum.	März 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Freit. 1	Albinus	Suidbert	6,47	5,30		11,26	
Smst. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,31		morg	
10 Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2. Korinth. 6, 1—10.							
Sonnt. 3	1. Invocavit (Kunigunde)	Joh. Fr. d. Großm.	6,43	5,33		12,44	
Mont. 4	Adrianus	Georg Calixt	6,40	5,35		2,6	☽ 2 Uhr nachm.
Dien. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,37		3,21	erstes Viertel
Mitt. 6	Gustember (Fridolin)	Fridolin	6,36	5,38		4,33	
Donn. 7	Felicitas	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,40		5,7	
Freit. 8	Philemon	Philemon	6,32	5,41		5,38	
Smst. 9	40 Ritter	Cyrill u. Methodius	6,30	5,43		6,0	
11. Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1. Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 10	2. Reminiscere (Henriette)	40 Märt. in Sebaste	6,28	5,45		6,16	
Mont. 11	Rosina	Klopstock	6,26	5,46			
Dien. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,47		8,11	☉ 5 Uhr morgens Vollmond
Mitt. 13	Ernst	Thomas Cranmer	6,22	5,48		9,40	
Donn. 14	Zacharias	Mathilde	6,19	6,1		11,7	Sichtbare Mondfinst.
Freit. 15	Christoph	Zacharias Ursinus	6,17	6,2		morg	
Smst. 16	Cyriacus	Heribert	6,15	6,4		12,33	
12. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnt. 17	3. Oculi (Gertrud)	Patricius	6,13	6,5		1,50	
Mont. 18	Anselmus	Alexander, B.	6,11	6,7		2,56	letztes Viertel
Dien. 19	Joseph	Joseph	6,9	6,9		3,46	☾ 6 Uhr vormittags
Mitt. 20	Mittfasten (Hubert)	Ambrosius v. Siena	6,8	6,10		4,21	Frühl. Anf.
Donn. 21	Benediktus	Benedikt v. Nursia	6,6	6,12		4,45	
Freit. 22	Casimir	Nikol. v. d. Flue	6,4	6,14		5,3	
Smst. 23	Eberhard	Wolfgang v. Anhalt	6,2	6,15		5,17	
13. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt. 24	4. Lätare (Gabriel)	Veit Dietrich	6,0	6,16		5,28	
Mont. 25	(Maria Verk.)	Mariä Verkündigung	5,59	6,18		5,37	
Dien. 26	Emanuel	Ernst der Fromme	5,58	6,20		5,46	● 11 Uhr vormittags Neumond
Mitt. 27	Rupert	Rupert v. Worms	5,55	6,21		5,54	
Donn. 28	Malchus	Johann v. Goch	5,49	6,23		7,58	
Freit. 29	Eustasius	Florentin v. Deventer	5,47	6,24		9,13	
Smst. 30	Guido	Ludger	5,45	6,26		10,34	
14. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt. 31	5. Judica (Amos)	Philipp d. Großm.	6,42	6,27		11,55 morg.	

Röm. 14, 9. Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochentage u. Datum.	April 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont.	1 Theodora	Fruttgil	5,40	6,28		1,18	
Dien.	2 Theodosia	Theodosia	5,38	6,31	bei Tage	2,16	☽ 10 Uhr abends erstes Viert.
Mitt.	3 Christian	Gerh. Terstegen	5,36	6,33		3,8	
Donn.	4 Ambrosius	Ambrosius v. Mail.	5,34	6,33		3,40	
Freit.	5 Maximus	Christ. Scriver	5,32	6,35		4,3	
Smst.	6 Irenäus	Albrecht Dürer	5,29	6,37		4,22	

15. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.

Sonn.	7 **6. Palmarum** (Festum)	Claus Peterson	5,29	6,39	♌	4,35	
Mont.	8 Tiberius	Martin Chemnitz	5,27	6,40		4,48	
Dien.	9 Vogtelaus	Thomas v. Weston	5,25	6,41		4,59	☽ 3 Uhr nachmittags Vollmond
Mitt.	10 Daniel	Daniel	5,23	6,43		5,13	
Donn.	11 **Gründonnerst.** (Julius)	Ezechiel, Leo d. Gr.	5,21	6,45	10,2	bei Tage	
Freit.	12 **Karfreitag** (Gustorgius)	Sabas, Gothe	5,19	6,46	11,27		
Smst.	13 Justinus	Justinus d. Märt.	5,17	6,48	morg		

16. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1. Korinth. 5, 6–8.

Sonn.	14 **heil. Ostersest** (Tiburtius)	G. Fr. Händel	5,14	6,49	12,41		
Mont.	15 **Ostermontag** (Olympiades)	Simon Tach	5,13	6,51	1,50	bei Tage	
Dien.	16 Caritius	G. G. Rieger	5,11	6,52	2,59		☾ 12 Uhr nachts letztes Viertel
Mitt.	17 Rudolf	Mappalicus	5,9	6,54	3,48		
Donn.	18 **Valerian**	**Luther in Worms**	5,7	6,56	3,9		
Freit.	19 **Hermogenes**	**Phil. Melanchthon**	5,5	6,57	3,36		
Smst.	20 Sulpitius	Joh. Bugenhagen	5,3	6,58	3,10		

17. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–29. — Epistel: 1. Joh. 5, 4–10.

Sonn.	21 **1. Quasimodog.** (Adelar)	Anselm v. Canterb.	5,1	7,0	3,55	bei Tage	
Mont.	22 Soter u. Cajus	Origenes	4,59	7,2	4,5		
Dien.	23 Georg	Adalbert v. Prag	4,57	7,4	4,19		
Mitt.	24 Albert	Wilfried	4,55	7,5	4,36		
Donn.	25 **Markus, Ev.**	Markus, Ev.	4,53	7,6	4,57	5,17	● 2 Uhr morgens Neumond
Freit.	26 Cletus	Bal. Trotzendorf	4,51	7,8	♎	9,38	
Smst.	27 Anastasius	Otto Gatelin	4,50	7,9		11,0	

18. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1. Petri 2, 21–25.

Sonn.	28 **2. Miser. Dom.** (Vitalis)	Friedr. Myconius	4,49	7,11	♏	morg	
Mont.	29 Sibylla	Fr. Wilhelm d. Gr.	4,46	7,13		12,10	
Dien.	30 Eutropius	Petrus Waldus	4,45	7,14		1,0	

Jerem. 3, 22 u. 23: Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, und seine Treue ist groß.

Wochentage u. Datum	Mai 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Philipp, Jakob	Philippus, Jakobus	4,40	7,15	bei Tage	1,42	
Donn. 2	Sigismund	Athanasius d. Gr.	4,38	7,17		2,9	☽ 5 Uhr
Freit. 3	Kreuz Erfind.	Monika	4,36	7,18		2,27	vormittags
Smst. 4	Florian	Florian	4,34	7,20		2,42	erstes Viertel

19. Woche: Jesus spricht: Über ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—23. — Epistel: 1. Petri 2, 11—20

Sonnt. 5	3. Jubilate (Gotthard)	Fr. d. Weise v. Sachs.	4,32	7,21	bis	2,54	
Mont. 6	Dietrich	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22		3,6	
Dien. 7	Gottfried	Otto d. Große	4,30	7,24		3,19	
Mitt. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26	7,33	3,33	
Donn. 9	Hiob	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	9,0	3,53	☉ 1 Uhr
Freit. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,29	10,20		morgens
Smst. 11	Mamertus	Johann Arndt	4,23	7,31	11,25		Vollmond

20. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jakobi 1, 17—21

Sonnt. 12	4. Cantate (Pankratius)	Meletius der Große	4,22	7,32	morg.		
Mont. 13	Servatius	N. L. Gr. v. Zinsend.	4,20	7,33	12,14	bei Tage	
Dien. 14	Christian	Pachomius	4,18	7,35	12,48		
Mitt. 15	Sophie	Moses	4,17	7,36	1,11		
Donn. 16	Peregrinus	5 Stud. v. Lausanne	4,15	7,38	1,29		
Freit. 17	Jodokus	Valerius Herberger	4,14	7,39	1,42		☾ 7 Uhr
Smst. 18	Erich	80 Märt. unter Valens	4,13	7,40	1,52		nachmittags
							letztes Viertel

21. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23—30. — Epistel: Jakobi 1, 22—27.

Sonnt. 19	5. Rogate (Potentiana)	Alkuin v. Tours	4,12	7,41	2,2		
Mont. 20	Anastasius	Gottfried Arnold	4,11	7,43	2,12	bei Tage	
Dien. 21	Prudens	Konstantin u. Helena	4,9	7,44	2,22		
Mitt. 22	Helena	Aug. Cazalla	4,8	7,46	2,36		
Donn. 23	Himmelf. Chr. (Desiderius)	Hieron. Savonarola	4,6	7,47	2,52		
Freit. 24	Esther	Lanfrank	4,5	7,49	3,15	8,42	● 2 U. nachm.
Smst. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	4,4	7,50	3,48	9,58	Neumond

22. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1. Petri 4, 8—11

Sonnt. 26	6. Exaudi (Eduard)	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51	bei Tage	10,50	
Mont. 27	Ludolph	Joh. Calvin	4,2	7,52		11,42	
Dien. 28	Wilhelm	Joh. Eliot	4,1	7,53		morg.	
Mitt. 29	Maximin	Flavia Domitilla	4,0	7,54		12,18	
Donn. 30	Wigand	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55		12,38	
Freit. 31	Petronilla	Joachim Neander	3,58	7,57		12,49	☽ 10 U. v.
							erstes Viertel

Luca 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!

Wochentage u. Datum.	Juni 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1		Nicodemus	Joh. Fr. Oberlin	3,57	7,58	b. T.	1,2	
12. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.							
Sonn. 2	Heil. Pfingstf. (Marcellin.)	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59	bei Tage	1,13	
Mont. 3	Pfingstmontag (Erasmus)	Gottschalk	3,56	8,0		1,26	
Dien. 4	Carpasius	Quirinus	3,55	8,1		1,39	
Mitt. 5	Quatember (Bonifacius)	Bonifacius	3,55	8,1		1,57	
Donn. 6	Benignus	Norbert	3,54	8,2		2,20	
Freit. 7	Lucretia	Paul Gerhard	3,54	8,3	9,10	2,52	☽ 12 U. m.
Smst. 8	Medardus	A. H. Francke	3,53	8,4	10,6	3,37	Vollmond
13. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonn. 9	Trinitatis (Primus)	Kolumba	3,53	8,5	10,46	bei Tage	
Mont. 10	Onuphrius	Friedr. I., Barbarossa	3,52	8,6	11,13		
Dien. 11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6	11,33		
Mitt. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,52	8,7	11,48		
Donn. 13	Fronleichnam (Tobias)	Isaak le Febvre	3,51	8,8	11,59		
Freit. 14	Elisäus	Basilius der Große	3,51	8,8	morg.		letztes Viertel
Smst. 15	Vitus	K. H. v. Bogatzky	3,51	8,9	12,8		☾ 12 U. m.
25. Woche: Vom reichen Manne: Luca 16, 19—31. — Epistel: 1. Joh. 4, 16—21.							
Sonn. 16	1. n. Trinit. (Justina)	Joh. Tauler	3,51	8,9	12,19	bei Tage	
Mont. 17	Volckmar	Dioskorus	3,51	8,10	12,29		
Dien. 18	Arnolph	Luise Henr. v. Brand	3,51	8,10	12,40		
Mitt. 19	Gerv., Protas.	Paphnut., Cc. v. Nic.	3,51	8,11	12,54		
Donn. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	1,14		
Freit. 21	Albanus	Joh. Martelthe	3,51	8,11	1,43		Somm. Anf.
Smst. 22	Achatius	Raymund Lullus	3,51	8,12	2,25	8,49	● 11 U. a. Neumond
26. Woche: Vom großen Abendmahle: Luca 14, 16—24. — Epistel: 1. Joh. 3, 13—18.							
Sonn. 23	2. n. Trinit. (Basilius)	David Chyträus	3,51	8,12	3,27	9,37	
Mont. 24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,51	8,12	bei Tage	10,13	
Dien. 25	Glogius	Augsb. Kont.-Alberg	3,52	8,12		10,37	
Mitt. 26	Jeremias	Jeremias	3,52	8,12		10,55	
Donn. 27	Schläfer	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12		11,9	
Freit. 28	Leo II. P.	Irenäus	3,53	8,12		11,21	erstes Viertel
Smst. 29	Peter, Paul	Peter und Paul	3,53	8,12		11,33	☽ 3 U. nchm.
7. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luca 15, 1—10. — Epistel: 1. Petri 5, 6—11.							
Sonn. 30	3. n. Trinit. (Paul. Ged.)	Aquila u. Priscilla	3,54	8,11		11,46	

Psalm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn trauet!

Wochentage u. Datum.	Juli 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Mont.	1	Theobald	3,55	8,11		m. n.	
Dien.	2	Mar. Heimsuch.	3,56	8,11		12,2	
Mitt.	3	Cornelius	3,56	8,10		12,32	
Donn.	4	Ulrich	3,57	8,10	bei Tage	12,51	
Freit.	5	Anselmus	3,58	8,9		1,31	
Smst.	6	Jesajas	3,59	8,9	8,45	2,25	☽ 12 U. abd. Vollmond

28. Woche: Vom Splitter im Auge: Luca 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.

Sonnt.	7	4. n. Trinit. (Willibald)	Willibald	4,0	8,8	9,10	3,32
Mont.	8	Kilian	Kilian	4,1	8,8	9,37	
Dien.	9	7 Brüder	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7	9,54	
Mitt.	10	Pius	Wilhelm v. Oranien	4,3	8,6	10,7	
Donn.	11	Heinrich	Placidus	4,3	8,6	10,17	bei Tage
Freit.	12	Margarethe	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5	10,26	
Smst.	13	Cyrillus	Eugenius	4,5	8,5	10,36	

29. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luca 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.

Sonnt.	14	5. n. Trinit. (Bonaventura)	Bonaventura	4,6	8,4	10,46	
Mont.	15	(Apost. Teil.)	Erob. v. Jeruf. 1099	4,8	8,3	10,58	☾ 4 Uhr morgens letztes Viertel
Dien.	16	Ruth	Answer.	4,9	8,2	11,15	
Mitt.	17	Alexius	Sper. u. d. heil. Märt.	4,10	8,1	11,39	
Donn.	18	Rosina	Joh. Fr. Starck	4,11	8,0	morg.	bei Tage
Freit.	19	Rufina	Pamphilus v. Cäsar.	4,12	7,59	12,13	
Smst.	20	Elias	Elias	4,13	7,58	1,8	

30. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.

Sonnt.	21	6. n. Trinit. (Praxedes)	Eberhard im Bart	4,14	7,57	2,17	8,9
Mont.	22	Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,16	7,56	3,40	8,39 ● 6 Uhr vormittags Neumond
Dien.	23	Apollinaris	Sam. Dombrowsky	4,17	7,54		8,59
Mitt.	24	Christine	Joh. Eccard	4,19	7,53		9,15
Donn.	25	Jakobus	Jakobus d. Ältere	4,20	7,51	b. N.	9,28
Freit.	26	Anna	Thomas v. Kempen	4,21	7,50		9,40
Smst.	27	Martha	Raymund Palmarius	4,22	7,49		9,52

31 Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1–9. — Epistel: Röm. 6, 19–23.

Sonnt.	28	7. n. Trinit. (Pantaleon)	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48		10,8 ☽ 9 Uhr abends erstes Viertel
Mont.	29	Beatrix	Olaus d. Heilige	4,25	7,46		10,28
Dien.	30	Abdon	Wilh. Wilberforce	4,26	7,45	b. N.	10,53
Mitt.	31	Germanus	Joh. Kasp. Schade	4,28	7,43		11,29

Psalm 67, 7 u. 8: Das Land giebt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott! Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn.

Wochentage u. Datum.	**August** 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Donn. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer	4,29	7,42		morg.	
Freit. 2	Gustav	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	bei	12,18	
Sonst. 3	August	Nicodemus	4,32	7,39	Tage	1,21	

12. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.

Sonnt. 4	8. n. Trinit. (Dominicus)	Wilhelm Thorp	4,33	7,37	7,44	2,33	
Mont. 5	Oswald	Evang. Salzburger	4,35	7,36	8,1	3,48	☽ 3 Uhr nachmittags
Dien. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	8,14		Vollmond
Mitt. 7	Donatus	Nonna	4,38	7,32	8,24	bei	
Donn. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,39	7,31	8,34		
Freit. 9	Romanus	Klemens v. Alex.	4,40	7,29	8,43	bis	
Sonst. 10	Laurentius	Laurentius	4,42	7,27	8,53		

13. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1. Korinth. 10, 6—13.

Sonnt. 11	9. n. Trinit. (Hermann)	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	9,5		
Mont. 12	Klara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	9,19		
Dien. 13	Hippolytus	Paul Speratus	4,47	7,21	9,39		☾ 6 Uhr nachmittags
Mitt. 14	Eusebius	Leonhard Käser	4,48	7,20	10,7	bei	letztes Viertel
Donn. 15	Mar. Himmelf.	Johann d. Beständige	4,49	7,18	10,48		
Freit. 16	Isaak	Isaak	4,51	7,16	11,40		
Sonst. 17	Willibald	Joh. Gerhard	4,53	7,14	morg.		

14. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41—48. — Epistel: 1. Korinth. 12, 1—11.

Sonnt. 18	10. n. Trinit. (Agapetus)	Jovinianus	4,54	7,12	1,10	bei	
Mont. 19	Sebald	Gerh. Groot	4,55	7,11	2,12	bis	Unsichtbare Sonnenf.
Dien. 20	Bernhard	Bernhard v. Clairv.	4,57	7,9	4,19	7,19	● 2 Uhr
Mitt. 21	Hartwig	Mission d. Br. Unit.	4,59	7,7		7,33	nachmitt.
Donn. 22	Philibert	Symphorianus	5,0	7,4	bei	7,46	Neumond
Freit. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,2	7,2	Tage	8,0	
Sonst. 24	Bartholomäus	Bartholomäus, Ap.	5,3	7,0		8,14	

15. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9—14. — Epistel: 1. Korinth. 15, 1—10.

Sonnt. 25	11. n. Trinit. (Ludwig)	Ludw. d. Heil.	5,4	6,59		8,31	
Mont. 26	Samuel	Ulfilas	5,6	6,57		8,53	
Dien. 27	Gebhard	Hugo Grotius	5,7	6,55	Tage	9,27	☽ 7 Uhr
Mitt. 28	Augustinus	Augustinus	5,8	6,53		10,13	vormittags
Donn. 29	Joh. Enthaupt.	Zachäus	5,11	6,51	bei	11,12	erstes Viertel
Freit. 30	Benjamin	Claudius v. Turin	5,12	6,49		morg.	
Sonst. 31	Paulinus	Aedan	5,13	6,47		12,22	

2. Korinth. 9, 10 u. 11: Der Samen reicht dem Säemann, wird ja auch das Brot reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit, daß ihr reich seid in allen Dingen.

Wochentage u. Datum.	September 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Monddaten ꝛc.
36. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31–37 — Epistel: 2. Korinth. 3, 4–9.							
Sonnt.	1	**12. n. Trinit.** (Egidius)	5,15	6,41		1,36	
Mont.	2	Absalon	Tabea u. Lydia	5,16	6,42	bei Tage	2,51	
		Nationalfest					
Dien.	3	Manuetus	Hildegard	5,18	6,40		4,4	Stellv. Mond
Mitt.	4	Moses	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38	6,44	5,16	☽ 7 Uhr vormittags
Donn.	5	Herkules	Johann Mollio	5,21	6,36	6,55		
Freit.	6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34	7,2	bei Nacht	
Smst.	7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31	7,13		Vollmond
37. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luca 10, 23–37 — Epistel: Galat. 3, 15–22.							
Sonnt.	8	**13. n. Trinit.** (Mariä Geburt)	Gordinian	5,25	6,29	7,26		
Mont.	9	Bruno	Ludwig Paschali	5,27	6,27	7,43		
Dien.	10	Sosthenes	Heinrich Müller	5,28	6,25	8,7		
Mitt.	11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23	8,43		
Donn.	12	Syrus	Philippine Graveron	5,31	6,21	9,24		☾ 6 Uhr vormittags letztes Viertel
Freit.	13	Amatus	Wilhelm Farel	5,33	6,19	10,43	bei Tage	
Smst.	14	Kreuz. Erhöh.	Cyprianus v. Carth.	5,34	6,16	morg.		
38. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luca 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.							
Sonnt.	15	**14. n. Trinit.** (Nicomedes)	Dante Alighieri	5,36	6,14	12,9		
Mont.	16	Euphemia	Euphemia	5,37	6,12	1,41		
Dien.	17	Lambertus	Lambert v. Tongern	5,38	6,10	3,16		Unsichtb. Sonnenf.
Mitt.	18	Eustander (Titus)	Titus	5,40	6,7	4,49	bei Tage	● 10 Uhr abends Neumond
Donn.	19	Januarius	A. G. Spangenberg	5,42	6,5	6,4		
Freit.	20	Fausta	Magdalena Luther	5,43	6,3	6,18	bei Nacht	
Smst.	21	**Matthäus, Ev.**	Matthäus, Ap.	5,44	6,1	6,35		
39. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24–34 — Epistel: Galat. 5, 25–6, 10.							
Sonnt.	22	**15. n. Trinit.** (Moritz)	Maurit. u. d. theb. Leg.	5,46	5,59		6,56	
Mont.	23	Hoseas	Joachim v. Floris	5,47	5,57		7,20	Herbst Anf.
Dien.	24	Joh. Empf.	Argula v. Grumbach	5,49	5,54		8,7	
Mitt.	25	Kleophas	Paul Rabaut	5,51	5,52		9,2	
Donn.	26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50	bei Tage	10,10	☽ 7 U. abd. erstes Viert.
Freit.	27	Cosm. u. Dam.	Joh. Jak. Moser	5,54	5,47		11,24	
Smst.	28	Wenzeslaus	P. Flysteden u. A. Gl.	5,55	5,45		morg.	
40. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luca 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.							
Sonnt.	29	**16. n. Trinit.** (Michaelis)	Michaelis	5,57	5,43		12,39	
Mont.	30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	bei Nacht	1,52	

unter den Stößen der Fluth. Bald muß es sinken. O weh!

Auf einer erhöhten Stelle, die völlig sicher war, standen eine große Zahl Einwohner, und es war gar nicht weit von dem Hause, wo das Jammergeschrei mit jedem Augenblicke größer wurde; aber Alle hatten nur Wehklagen; Keiner Muth, Umsicht, Aufopferungsfähigkeit, für die Rettung der Unglücklichen das eigne Leben einzusetzen.

Unter der Menge stand auch ein Jude aus Thessalonich, Moses Gamperich, dem die Lage der Verzweifelnden durch das menschenliebende Herz ging, und dem es weder an Umsicht, noch an Muth und Aufopferungsfähigkeit gebrach.

Mit dem Jammern, rief er plötzlich aus, werden sie

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage u. Datum.	Oktober 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,39		3,5	
Mitt. 2	Volkrad	Christ. Schmid	6,2	5,37	bei	4,15	
Donn. 3	Jairus	Die beiden Ewalde	6,3	5,35	d.	5,28	☽ 12 Uhr
Freit. 4	Franz	J. Wessel, J. Reuchlin	6,4	5,33			nachts
Smst. 5	Placidus	Chr. Fr. Richter	6,6	5,30	5,38		Vollmond

41. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luck 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.

Sonn. 6	17. n. Trinit. (Fides)	Albert Heinrich	6,8	5,28	5,51		
		Erntedankfest				bei Tage	
Mont. 7	Amalia	Elis. Frey, Phöbe	6,9	5,26	6,13		
Dien. 8	Pelagia	David Zeisberger	6,11	5,24	6,44		
Mitt. 9	Dionysius	Robert Grosthead	6,13	5,22	7,28		
Donn. 10	Gideon	Justus Jonas	6,15	5,20	8,20		letztes Viertel
Freit. 11	Burchard	Ulrich Zwingli	6,16	5,18	9,46		☾ 3 Uhr
Smst. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,16	11,18		nachmittags

42. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1. Kor. 1, 4—9.

Sonn. 13	18. n. Trinit. (Koloman)	Theodor Beza	6,20	5,12	morg.		
Mont. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,22	5,11	12,46	bei Tage	
Dien. 15	Hedwig	Hedwig	6,23	5,9	2,16		
Mitt. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7	3,45		
Donn. 17	Florentin	Aretas	6,25	5,5	5,16		
Freit. 18	Lukas, Ev.	Lukas, Ev.	6,27	5,3			● 7 U. vorm.
Smst. 19	Ferdinand	Bruno v. Köln	6,29	5,1		4,56	Neumond

43. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.

Sonn. 20	19. n. Trinit. (Wendelin)	Franz Lambert	6,31	4,59		5,23	
Mont 21	Ursula	Phil. Nikolai	6,32	4,57		5,59	
Dien. 22	Gordula	Lukas Kranach	6,33	4,55	bei Tage	6,51	
	Katharina v. Königin Geburtstag						
Mitt. 23	Severinus	Heinrich Martyn	6,35	4,53		7,55	
Donn. 24	Salome	Westfäl. Fr. 1648.	6,37	4,51		9,0	erstes Viertel
Freit. 25	Crispinus	Johann Heß	6,39	4,49		10,25	☽ 12 Uhr
Smst. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47		11,39	mittags

44. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.

Sonn. 27	20. n. Trinit. (Sabina)	Frumentius	6,41	4,46		morg.	
Mont. 28	Simon, Jude	Simon u. Jud., App.	6,43	4,44	bei Tage	12,51	
Dien. 29	Engelhard	Alfred v. England	6,45	4,42		2,2	
Mitt. 30	Hartmann	Jakob Sturm	6,47	4,40		3,12	
Donn. 31	Wolfgang	Luthers Thesen 1517.	6,49	4,38		4,22	

1. Joh. 2, 17: Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Wochentage u. Datum	November 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Freit. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,50	4,37	b. T.	5,35	Vollmond
Smst. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,52	4,35		6,50	11. nachm.

45. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.

Sonn. 3	21. n. Trinit. (Gottlieb)	Pirmin	6,51	4,33			
		Reformationsfest					
Mont. 4	Charlotte	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,31	4,48	bei Tage	
Dien. 5	Blandine	Hans Egede	6,57	4,30	5,27		
Mitt. 6	Leonhard	Gust. Ad. v. Schw.	6,58	4,29	6,24		
Donn. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,27	7,37		
Freit. 8	Gottfried	Willehad v. Bremen	7,2	4,25	9,1		letztes Viertel
Smst. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24	10,28		☾ 12 Uhr nachts

46. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23–35. — Epistel: Philipp. 1, 3–11.

Sonn. 10	22. n. Trinit. (Probus)	M. Luther geb. 1483	7,5	4,22	11,56		
Mont. 11	Martin, B.	Martin, B. v. Tours	7,7	4,21	morg.	bei Tage	
Dien. 12	Jonas	Arcadius	7,8	4,20	1,22		
Mitt. 13	Briccius	Peter Mart. Vermili	7,10	4,18	2,49		
Donn. 14	Levinus	Notker	7,12	4,17	4,17		
Freit. 15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15	5,47		Neumond
Smst. 16	Ottomar	Kasp. Kreuziger	7,15	4,14	7,17		● 6 Uhr abends

47. Woche: Vom Einsgroschen: Matth. 22, 15–22. — Epistel: Philipp. 3, 17–21.

Sonn. 17	23. n. Trinit. (Hugo)	Bernward	7,17	4,13			
Mont. 18	Gelasius	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12		4,38	
Dien. 19	Elisabeth	Elisabeth v. Thür.	7,20	4,11		5,38	
Mitt. 20	Amos	Joh. Williams	7,21	4,10		6,49	
		Buß- u. Bettag					
Donn. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,23	4,8		8,8	
Freit. 22	Alphonsus	Joh. Ökolampadius	7,25	4,7		9,22	
Smst. 23	Klemens	Klemens v. Rom	7,26	4,6		10,36	

48. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18–26. — Epistel: Kolos. 1, 9–14.

Sonn. 24	24. n. Trinit. (Chrysogonus)	Joh. Knox	7,27	4,6		11,47	☽ 8 Uhr morgens erstes Viertel
		Totenfest.					
Mont. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,5		morg.	
Dien. 26	Konrad	Konrad v. Konstanz	7,30	4,4		12,37	
Mitt. 27	Otto	Margar. Blaarer	7,32	4,3		2,1	
Donn. 28	Günther	A. Rousset, M. Delub.	7,34	4,2		3,17	
Freit. 29	Eberhard	Noah	7,35	4,1		4,31	
Smst. 30	Andreas	Andreas Ap.	7,37	4,0		5,49	

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Jahres-Tages-Datum.	Dezember 1895.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.							
Sonnt. 1	**1. Advent** (Arnold)	Eligius v. Noyon	7,34	4,0	bei	7,8	
Mont. 2	Candidus	Joh. Runsbroek	7,35	4,0	Tage		☽ 8 Uhr morgens Vollmond
Dien. 3	Cassian	J. A. Urlsperger	7,40	3,59		4,16	
Mitt. 4	Barbara	Gerh. Zerbolt v. B.	7,41	3,59		5,26	
Donn. 5	Abigail	Crispina	7,43	3,58		6,48	
Freit. 6	Nikolaus	Rich. Baxter	7,44	3,58		8,16	
Sonnt. 7	Agathon	Paul Odontius	7,46	3,57		9,44	
50. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
Sonnt. 8	**2. Advent** (Mariä Empf.)	M. Rinkard. Schmolck	7,47	3,57	11,10		
Mont. 9	Joachim	Berthold	7,48	3,56	morg.		☾ 8 Uhr morgens letztes Viertel
Dien. 10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56	12,34		
Mitt. 11	Damasus	Heinr. v. Jütphen	7,50	3,56	1,59		
Donn. 12	Epimachus	Vicelin	7,51	3,56	3,26		
Freit. 13	Lucia	F. Gellert, Fr. Hiller	7,52	3,57	4,53		
Sonnt. 14	Nicasius	Israel	7,52	3,57	6,20		
51. Woche: Von Johannis Botschaft an Christum: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1. Korinth. 4, 1–5.							
Sonnt. 15	**3. Advent** (Johanna)	Christiana	7,53	3,57	7,42		
Mont. 16	Ananias	Adelheid	7,54	3,57			☽ 7 Uhr morgens Neumond
Dien. 17	Lazarus	Georg v. Brandenb.	7,55	3,57		4,28	
Mitt. 18	**Quatember** (Christoph)	V. L. v. Seckendorf	7,56	3,58		5,44	
Donn. 19	Abraham	E. Aug. Wollersdorf	7,56	3,58		7,2	
Freit. 20	Ammon	Abraham u. Sarah	7,57	3,58		8,18	
Sonnt. 21	**Thomas Ap.**	Thomas, Ap.	7,58	3,59		9,31	
52. Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
Sonnt. 22	**4. Advent** (Beata)	Matthesius	7,58	3,59		10,41	Wint. Anf.
Mont. 23	Dagobert	Sturm, Abt v. Fulda	7,58	4,0		11,50	
Dien. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0		morg.	☽ 6 Uhr morgens erstes Viertel
Mitt. 25	**Heil. Christfest**	H. Christfest	7,59	4,1		12,56	
Donn. 26	**Stephanus**	2. Christtag	7,59	4,1		2,11	
Freit. 27	**Johannes, Ev.**	Johannes, Ev.	8,0	4,2		3,26	
Sonnt. 28	Unsch. Kindl.	Unschuldige Kindlein	8,0	4,3		4,45	
53. Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33–40. — Epistel: Gal. 4, 1–7.							
Sonnt. 29	**n. Weihnacht.** (Jonathan)	Gh., Herzog v. Württ.	8,0	4,4		6,1	
Mont. 30	David	David u. Jonathan	8,0	4,5		7,17	
Dien. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,5		8,18	☽ 9 U. abd. Vollmond
		Jahresschluß.					

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haushalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereiniget.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt: besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlammt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben: die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet: die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen: gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten und, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt: findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben bestet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghol̈z und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen: die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen: die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche: ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Ist der Januar gelind,
Lenz und Sommer fruchtbar sind.

Nebel im Monat Januar
Bringen ein nasses Frühjahr.

Fabian, Sebastian (20.)
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Februar.

Lichtmeß (2.) im Klee,
Ostern im Schnee.

Nach St. Mattheis (24.)
Geht kein Fuchs mehr übers Eis.

Wärmt die Katz' im Februar
Sich den Pelz im Sonnenschein,
Wird im März sie — glaubt's fürwahr! —
Gerne hinterm Ofen sein.

März.

Trockene Fasten
Füllen die Kasten.

Auf Märzen-Regen
Folgt kein Sommersegen.

Werden nach Fastnacht die Eiszapfen lang,
So ist's dem Bauer um den Flachs nicht bang.

April.

Aprilenwetter und Herrengunst,
Darauf zu bauen ist umsunst.

St. Georg (23.) und St. Marx (25.)
Droben viel Arg's.

Wenn die Krähʼ auf Markustag (25.)
Im Korne sich verstecken mag,
Dann giebt's fürwahr
Ein gutes Jahr.

Mai.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Will der Mai ein Gärtner sein,
So trägt er nicht in die Scheunen ein.

Pankraz (12.) und Servaz (13.) sind zwei böse Brüder,
Was der Lenz schon gebracht hat, verderben sie wieder.

Juni.

Juni-Hitz' und Dezember-Kält',
Mit beiden ist es gleich bestellt.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er wohl das ganze Jahr.

St. Barnabas (11.) hat das beste Gras:
Wohl dem, der da nicht die Sense vergaß!

Juli.

Margarethen- (13.) Regen
Wird erst nach 4 Wochen sich legen.

Donnert's oft im Julius,
Giebt's nachher manchen Regenguß.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll es sich 7 Wochen noch halten.

August.

Wenn's im August aus Norden weht,
Beständiges Wetter in Aussicht steht.

Mariä Himmelfahrt (15.) Sonnenschein
Bedeutet einen guten Wein.

Will der August dem Winter nicht lachen,
So kann der September nicht viel mehr machen.

September.

Wie auf Ägidi (1.) das Wetter trifft ein,
So wird es noch ganze 4 Wochen sein.

Wenn Maria, die Jungfrau, geboren ist (8.),
So säe dein Korn; 's ist die rechte Frist.

Sind auf Michaelis (29.) die Vögel noch da,
So ist der Winter noch nicht sehr nah.

Oktober.

Gallus (16.)
Schafft heim alles.

Fällt der erste Schnee in'n Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

Behält im Oktober der Baum lang' die Blätter,
So rechne auf strenges Winterwetter.

November.

St. Martinus (11.) bringt die Kält'
Und nimmt dem Bauer ab sein Geld.

Dem heiligen Clemens (23.) traue nicht,
Denn selten zeigt er ein mildes Gesicht.

Im November Wässerung
Ist der Wiesen Besserung.
Wässerst du aber im März und im Mai,
So hast du wohl Wiesen, aber kein Heu.

Dezember.

Dezember kalt mit Schnee
Bringt Korn auf jeder Höh'.

Donner im Winterquartal
Bringt Eiszapfen ohne Zahl.

Haben's die unschuldigen Kindlein (28.) kalt,
So weicht der Frost noch nicht so bald.

Mutmaßliche Witterung

nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Bis zum 11. kalt, vom 12. bis 18. trübe und gelind, am 19. kalt, danach hell und kalt bis zum 24., wo es zu regnen beginnt, am 27. mit einem Guß, dann bis zu Ende still.

Februar.

Den 1. Wind, 2. und 3. Regen, vom 5. bis 10. trübe und Wind, den 12. grausamer Wind, den 14. Schnee: den 15. und 16. Wind und Regen bis zum 19., vom 20. an bis zum Ende gar schön.

nicht gerettet, und wenn wir länger zaudern, sind sie ohnehin Alle Kinder des Todes! Auf, folgt mir, Ihr Männer und Burschen! Mit Gottes Gnade und Hilfe retten wir sie, ehe das morsche Haus bricht!

Das Wort des braven Kindes Israels traf Alle wie ein Blitz, der durch die Seele fuhr. Ohne weiter ein Wort zu reden, eilt der brave Mensch die Anhöhe hinab und schreitet durch die tobende Fluth. Es gelingt ihm, das Haus zu erreichen. Ohne zu säumen, ergreift er dort eine junge Frau und trägt sie zur Anhöhe, wo er sie kaum niedergesetzt, als er schon wieder den Rückweg zu dem Hause des Jammers antritt. Dieß Beispiel wirkt so gewaltig, daß in demselben Augenblick alle Männer und Burschen in dem Haufen die Höhe hinabgleiten und in das Wasser waten. Sie erreichen das Haus und Jeder ergreift Einen oder Eine der Bedrohten und trägt sie ans Ufer; aber das können sie sich nicht verhehlen, daß mit jedem Augenblicke der Gang gefährlicher wird, weil der Boden aufgeweicht, der Tritt unsicher und die drängende Gewalt der Fluth immer heftiger wird. Das Haus aber kracht immer drohender, das Jammergeschrei wird herzzerreißender! — Die Gefahr für die Retter wie für die zu Rettenden wird mit jedem Augenblick augenscheinlicher! —

Vorwärts! ruft der brave Jude, und zum dritten Male schreitet er durch die wachsende Fluth, und Alle mit ihm. Auch jetzt gelingt der Rettungsgang — aber es ist kaum ein vierter möglich. — Aber — dort jammern noch Einige! Verzweifelnder wird ihr Hilferuf! Die Retter zaudern! — Sie vermögen's kaum mehr. Es ist dem reißenden Strome kein Widerstand mehr zu leisten. —

Sollen die dort umkommen? Soll unser Werk nur ein halbes sein? ruft Moses Gumperich aus. Soll ihr

März.

Den 1. bis 5. rauh und kalt, vom 6. bis 9. warm, den 11. Regen, vom 14. bis 16. schön, vom 17. an alle Morgen kalt und rauh, am 30. Schnee.

April.

Bis zum 4. sehr kalt, am 5. schön hell und warm, den 7. und 8. trüb und Regen, vom 12. bis 17. wieder sehr kalt, hell und windig: am 19. ziemlich Regen, dann aber wieder bis zum 22. sehr rauh und kalt, am 23. warm und schwül, 24. und 25. trüb, warm, Regen und Sonnenschein, den 26., 27., 28. schön und schwül, 29. Regen, danach schön und warm.

Mai.

Den 3. früh kalt, sonst schön, den 4. Donner und Platzregen, den 5. unstät und kühl, den 6. früh großer Reif, den Tag hell und kühl, vom 7. bis 26. nachts kühl, den 27. rauhe Luft, den 28., 29., 30. trüb und Regen, den 31. starker, schädlicher Reif, abends Regen.

Juni.

Vom 2. bis 4. kalt und rauh, am 3. sehr kalter Regen, den 7., 8., 9. aber warmer Regen mit Sonnenschein, den 26. Regen, den 28. herrlich schön Wetter, den 30. trüb.

Juli.

Den 2. trüb und rauh, den 3. Regen, vom 4. bis 8. große Hitze und schön, den 10. nachts Ungewitter und schwere Platzregen, den 11. starker Regen, vom 12. bis 18. große Hitze, langer, starker Regen bis zu Ende.

August.

Vom 1. bis 4. trüb mit wenig Regen, den 6. herrlich schön Wetter, aber die Nacht kühl, den 7. Platzregen und Donner, den 8. ziemlich schön, vom 9. bis 14. tagitch Regen, den 17. schön, den 18. groß Unwetter mit Donner, Sturmwind und Platzregen. Das Getreide auf dem Felde wächst aus.

September.

Vom 2. bis 5. windig und frühe etwas fröstlich, den 6. Regen, warm und Donner, den 8. Regen, den 11. Gewölk ohne Regen, den 13. und 14. Reif und kleine Nachtfröste, den 15. hell und warm, den 16. und 17. wolkig ohne Frost, den 18. früh Nebel, dabei kalt wie im Winter und Sturmwind, danach bis zum Ende ziemlicher Frost.

Oktober.

Vom 2. bis 9. Regen mit Sturmwind, den 10. und 11. hell, vom 12. bis 22. Regen und Gewölk, den 24., 25., 26. Nebel und unstätes Regenwetter, den 29., 30., 31. Nebel und ziemlicher Frost.

November.

Den 2. und 3. sehr hell und klar, 4. und 5. Regen, 6. bis 8. fein Wetter, den 9. bis 12. Regen, den 13., 14., 15. Regen und kleine

Güsse, den 16. bis 20. täglich mit Regen vermischt, 23., 24. kalt, 25. Regen, 26. ein schöner lustiger Herbsttag, den 26. tags schön, nachts Regen, 29. hell, 30. wmoig.

Dezember.

Den 5. Regen und Schnee, hellt sich aber dann auf, den 8. den ganzen Tag Regen, den 9. warm und trüb, den 10. starker Regen, 11. schön, 12. wolkig, 13. starker Regenguß, vom 14. bis 18. trüb, den 20. hell und Eis, den 30. hell, still, kalt ohne Schnee, den 31. früh Nebel, danach trüb.

Die Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende. Bezeichnung für das Meter = m.

I. A. Längenmaße.

1 **Meter** (m) = $^4/_{13}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle.
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** (km) = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Dezimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** (cm) = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** (mm) = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter (qm) = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** (a) = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** (ha) = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Quadratkilometer** (qkm).
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaße.

1 **Kubikmeter** (cbm) = 32 **Kubikfuß**.
1 Kubikcentimeter (ccm) = $^1/_{10}$ Kubikzoll.
1 Kubikmillimeter (cmm) = $^1/_{31}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^2/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikmeter = $^9/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmeter = $^3/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** (l) oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.

100 Liter sind ein **Hektoliter** (hl) = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also

50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{16}$ Metzen.

10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** (l) oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.

$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**

100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.

10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{9}/_{11}$ Ohm.

II. Gewicht.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.

1 Gramm (g) = $^{2}/_{5}$ Quentchen.

10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.

100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.

1000 Gramm sind ein **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.

1 Last ist also = 2000 Kilogramm.

1 Tonne (t) ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.

1 Centner ist also = 50 Kilo.

1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).

$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**

$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.

$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** (mg) = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

1) Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer,	„	: **km**
Centimeter,	„	: **cm**
Millimeter,	„	: mm

2) Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„	: **hl**
Liter,	„	: **l**
Kubikcentimeter,	„	: ccm
Kubikmillimeter,	„	: cmm

3) Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□Kilometer,	„	: qkm
□Centimeter,	„	: qcm
□Millimeter,	„	: qmm
Ar,	„	: a
Hektar,	„	: ha

4) Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„	: kg
Gramm,	„	: g
Milligramm,	„	: mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt, und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen

haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber 68,453,274,83.

Post und Telegraph.

1) Die hauptsächlichsten Bestimmungen für den Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches (einschl. Helgoland).*)

		ℳ ₰
1) **Briefe.**	Die Gebühr für einen gewöhnlichen frankierten Brief bis 15 g	— 10
	für unfrankierte Briefe bis 15 g	— 20
	für gewöhnliche frankierte Briefe über 15 g bis 250 g	— 20
	für unfrankierte Briefe über 15 g bis 250 g	— 30
	(Bei ungenügend frankierten Briefen wird ebenfalls ein Zuschlag von 10 Pfennigen erhoben.)	
do.	mit Wertangabe bis zu 10 Meilen frankiert	— 20
	unfrankiert	— 30
do.	auf alle weiteren Entfernungen frankiert	— 40
	unfrankiert	— 50
	Gebühr für „**eingeschrieben**“ auch für Kreuzbänder und Warenproben	— 20
	Gebühr für **Versicherung** ohne Unterschied der Entfernung für je 300 Mk. oder einen Teil von 300 Mk.	— 05
	mindestens aber	— 10
2) **Karten,**	einfache	— 05
do.	mit Rückantwort	— 10
do.	als Bücherbestellzettel	— 03
	(Unfrankierte Postkarten werden wie unfrankierte Briefe behandelt; Gebühr 20 Pf. Für ungenügend frankierte Postkarten hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portoteiles unter Abrundung der Pfennige auf 5 Pf. aufwärts zu zahlen.)	
3) **Drucksachen.**	Gebühr für Drucksachen unter Kreuzband bis 50 g	— 03
do.	von über 50 g bis 100 g	— 05
do.	von über 100 g bis 250 g	— 10
do.	von über 250 g bis 500 g	— 20
do.	von über 500 g bis 1000 g	— 30
	Büchern darf ausgefüllte Faktur, Korrekturbogen das Manuskript beigefügt werden. Als Drucksachen können alle durch Buchdruck, Autographie, Stahl-	

*) Die unter 1, 2, 3, 4 und 6 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Österreich-Ungarn.

tich. Holzschnitt, Litho- und Photographie vervielfältigten Gegenstände befördert werden, falls sie überhaupt nach Form und Beschaffenheit hierzu sich eignen. Für unzureichend frankierte Drucksachen hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portoteiles zu zahlen, wobei Bruchteile einer Mark nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abgerundet werden.

4) **Warenproben.** Gebühr für Warenproben bis 250 g ohne Unterschied der Entfernung und des Gewichts . — 10

Die Warenproben müssen frankiert werden und dürfen in ihrer Ausdehnung 30 cm in der Länge, 20 cm in der Breite und 10 cm in der Höhe, Mustersendungen in Rollenform 50 cm in der Länge und 15 cm im Durchmesser nicht überschreiten. Die Aufschrift muß den Vermerk „Proben" oder „Muster" enthalten. Die Verpackung kann in offenen Umschlägen, in Säckchen, Kästchen oder unter Band erfolgen. Für unzureichend frankierte Warenproben hat der Empfänger den doppelten Betrag des fehlenden Portoteiles unter Abrundung der Pfennige auf 5 Pf. aufwärts zu zahlen.

5) **Lokal- und Lokal-Landbriefe** . . . . . — 05
unfrankiert . . . . — 10

6) **Packete.** Gebühr f. gewöhnl. Packete bis 5 kg bis 10 Meil. — 25
„ „ „ „ unfrankiert . . . . — 35
„ „ „ „ über 10 Meilen . . — 50
„ „ „ „ unfrankiert . . . . — 60

Für jedes weitere kg oder den überschießenden Teil eines kg bis 10 Meilen (1. Zone) . . . — 05
10—20 Meilen (2. Zone) . . . . . — 10
20—50 „ (3. „) . . . . . — 20
50—100 „ (4. „) . . . . . — 30
100—150 „ (5. „) . . . . . — 40
über 150 „ (6. „) . . . . . — 50

(Für unfrankierte Packete über 5 kg wird kein Zuschlag erhoben.)

Das Gewicht eines Packets darf 50 kg nicht übersteigen. Jeder Packetsendung muß eine Postpacket-Adresse beigefügt sein. Der Abschnitt zur Postpacket-Adresse kann vom Absender zu Mitteilungen benutzt werden. Zu einer Begleitadresse dürfen nicht mehr als 3 Packete gehören.

Bei **Wertpacketen** muß der Wert der Sendung auf der Begleitadresse und auf dem Packet selbst angegeben werden. Solche Wertpackete müssen mittels Siegellack und ordentlich erkennbarem Petschaft verschlossen sein. Packete ohne Wertangabe brauchen nicht versiegelt zu werden. Bei Sperrgut wird das Porto um die Hälfte erhöht; als Sperrgut gelten alle Postsendungen, welche in irgend einer Dimension 1½ Meter überschreiten oder nach einer Dimension 1 Meter, nach einer anderen ½ Meter überschreiten und weniger als 10 kg wiegen, lebende Tiere und solche Sendungen, welche ihrer Beschaffenheit nach eine besondere sorgsame Behandlung erfordern.

Versicherungsgebühren siehe unter „Briefe".

7) **Postanweisungen.** Die Gebühr beträgt ohne Unterschied der Entfernung bis 100 Mark . . . . . — 20
über 100—200 Mark . . . . . — 30
über 200—400 Mark . . . . . — 40

Postanweisungen sind nur bis 400 Mark zulässig.

8) **Postnachnahmen.** Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühren zur Erhebung:

1) das Porto für Briefe und Packete ohne Nachnahme.
Falls eine Wertangabe oder Einschreibung stattgefunden hat, tritt dem Porto die Versicherungs- bez. Einschreibgebühr hinzu.

2. eine Vorzeigegebühr von 10 Pfg.

3) die Gebühren für Übermittelung des eingezogenen Betrages an den Absender, und zwar:

bis 5 Mark	— 10
über 5—100 Mark	— 20
„ 100—200 Mark	— 30
„ 200—400 „	— 40

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben.

Die Geldübermittelungsgebühr wird von dem eingezogenen Nachnahmebetrage einbehalten und in Freimarken auf der Nachnahme-Postanweisung verrechnet.

9) **Postaufträge (Postmandate).** Höchster Betrag 800 Mark.

Gebühr . . . . . — 30

Im Postauftrag muß Namen und Wohnort des Absenders, des Zahlungspflichtigen und der einzuziehende Betrag angegeben sein, ferner muß demselben das einzuziehende Papier (Wechsel, quittierte Rechnung rc.) beigefügt sein. Einem Postauftrag können mehrere Wechsel oder Quittungen rc. bis zum Gesamtbetrage von 800 Mark rc. zur Einziehung von demselben Zahlungspflichtigen beigefügt sein. Der Auftraggeber muß den Postauftrag nebst seiner Anlage unter verschlossenem Umschlage an die Postanstalt, welche den Betrag einziehen soll, eingeschrieben einsenden, und zwar mit der Aufschrift „Postauftrag nach . . . .“

Die Einziehung des Betrages erfolgt gegen Vorzeigung des Postauftrags und Aushändigung der quittierten Rechnung (des quittierten Wechsels rc.). Die Zahlung muß entweder sofort an den Postboten oder, wenn der Auftraggeber nicht die sofortige Rücksendung verlangt hat, binnen sieben Tagen bei der einziehenden Postanstalt bewirkt werden. Erfolgt die Zahlung innerhalb dieser Frist nicht, so wird der Postauftrag vor der Rücksendung nochmals zur Zahlung vorgezeigt. Hat der Adressat bereits bei der ersten Vorzeigung die Einlösung bestimmt verweigert, so unterbleibt die nochmalige Vorzeigung. Verlangt der Auftraggeber die sofortige Rücksendung nach einmaliger vergeblicher Vorzeigen, so hat er das durch den Vermerk „Sofort zurück“ auf der Rückseite zu bezeichnen.

Der eingezogene Betrag wird, nach Abrechnung der Postanweisungsgebühr, dem Auftraggeber von der einziehenden Postanstalt mittels Postanweisung übersandt.

		ℳ ₰
Bestellgeld	für Postsendungen:	
	a) im Postorte für Postanweisungen . . .	— 05
	für Wertbriefe bis 1500 Mk.	— 05
	„ „ „ 3000 „	— 10
	für gewöhnliche Packete bis 5 kg	— 10
	„ „ „ über 5 kg . . .	— 15
	Gehören 2 oder 3 Packete zu einer Begleitadresse, so kostet das schwerste Packet die ordnungsmäßige Bestellgebühr, jedes weitere Packet aber nur 5 Pf.	
	b) aufs Land für Postanweisungen, Wertbriefe und Packete, letztere bis 2½ kg .	— 10
	Packete im Gewichte von 2½—5 kg . .	— 20
Bestellgeld	für Eilbriefe, gewöhnliche und eingeschriebene, sowie für Postanweisungen und Wertbriefe durch Eilboten, im Ort	— 25
	für Eilpackete, jedes Packet.	— 40
	aufs Land	
	a) bei Vorausbezahlung	
	für Briefsendungen	— 60
	„ Packetsendungen	— 90
	b) bei Nichtvorausbezahlung die wirklich erwachsenen Botenkosten.	

Bestellgeld für Zeitungen jährlich:

a) bei Zeitungen, welche wöchentlich einmal oder seltener bestellt werden	— 60
b) welche zwei- oder dreimal wöchentlich bestellt werden	1 —
c) welche mehrmals, aber nicht öfter als einmal täglich bestellt werden	1 60
d) welche täglich mehrmals erscheinen, für jede tägliche Bestellung	1 —
e) für die Amtlichen Verordnungsblätter .	— 60

2) Briefsendungen nach und aus den Ländern, welche noch nicht zum Weltpostverein gehören (Rusland).

Weltpostvereins-Taxe.

Gebühr für frankierte Briefe für je 15 g . . . . . 20 ₰
„ unfrankierte Briefe für je 15 g . . . . 40 „
„ Drucksachen 50 g . . . . . 5 „
(bis 2 kg zulässig.)
„ Warenproben für je 50 g . . . . . 5 „
mindestens jedoch . . . . 10 „
„ Geschäftspapiere für je 50 g . . . . . 5 „
mindestens jedoch . . . . 20 „
(bis 2 kg zulässig.)

Einschreibsendungen außer dem Porto 20 Pfg. Einschreibgebühr für jede Sendung.

Bei ungenügender Frankierung werden sowohl im Vereinsverkehr, als auch im Verkehr mit dem Vereinsauslande gewöhnliche Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere im Bestimmungsgebiet in Höhe der Einfachen mit dem doppelten Betrage des fehlenden Portobetrages taxiert, und zwar die Briefe mit der Maßgabe, daß der nachzutaxierende Betrag niemals höher sein darf, als der bei voller unfrankierter Sendung zu erhebende Porto übersteigen darf.

Unfrankierte Briefe und Postkarten gelangen zur Beförderung. Die unfrankierten Postkarten unterliegen der Taxe für unfrankierte Briefe. Dagegen werden unfrankierte Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere nicht befördert.

Hierher gehören außer einigen Ländern und Inseln in Asien, Afrika und Australien ohne eigenes, geordnetes Postwesen:

a) in Afrika:

1. Abessinien, 2. Ascension, 3. Betschuanaland, 4. Capland, 5. Madagaskar, 6. Marokko, 7. Oranje-Freistaat, 8. St. Helena.

b) in Asien:

Afghanistan, Arabien, Belutschistan, China, Kaschmir, Korea, Sarawak, Tibet.

c) in Australien:

Die Cook- und Tonga-Inseln, die Insel Norfolk und einige Australischen Inselgruppen, welche noch nicht zum Weltpostverein gehören.

3) Der Verkehr im Weltpostverein.

Zu dem Weltpostverein gehören alle übrigen, oben unter 2) (Ausland) nicht aufgeführten außerdeutschen Länder und Inseln.

Die ermäßigte Taxe des Weltpostvereins von 20 Pf. für je 15 g findet auch auf Schiffsbriefe über alle deutsche Hafenplätze Anwendung, wenn sie als „Schiffsbriefe" bezeichnet und befördert werden.

Innerhalb des Umfanges des Weltpostvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben: ℳ ₰

1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g . . — 20
für unfrankierte Briefe . . . . . — 40
für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto . . . . . — 20
Rückscheingebühr . . . . . — 20

2) **Karten** nur frankiert 10 Pf., mit Rückantwort . . . — 20
(Bücherbestellzettel genießen im Weltpostverkehr keine Portovergünstigung.)

3) **Drucksachen** unter Kreuzband. Nur frankiert für je 50 g — 05
(bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern darf Faktur beigefügt werden.)

4) **Warenproben;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber . . — 10
(bis 250 g zulässig.)

5) **Geschäftspapiere;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber — 20
(bis 2000 g zulässig.)

Nachnahmen sind zulässig auf sämtliche eingeschriebene Briefpostgegenstände (Briefe, Karten, Drucksachen, Warenproben und Geschäftspapiere) im Verkehr mit Belgien, Chile, Dänemark, den dänischen Antillen, Italien, Luxemburg, Norwegen, Österreich-Ungarn, Rumänien, Schweden und der Schweiz. Für die Übersendung der Gegenstände wird nur das tarifmäßige Porto für Einschreibesendungen nach Maßgabe des Gewichts erhoben. Der eingezogene Betrag wird dem Absender nach Abzug einer Einziehungsgebühr von 30 Pf. und der tarifmäßigen Postanweisungsgebühr mittels Postanweisung übersandt.

6) **Packetporti nach Europa** (exklus. Deutschland, Österreich-Ungarn). Nachnahme bis 400 Mark zulässig. Gebühr ausschließlich Deutschland 1 Pf. pro Mark, nötigenfalls unter Abrundung auf 5 Pf. aufwärts, mindestens aber 20 Pf. (nach Österreich-Ungarn mindestens 10 Pf.).

	ℳ ₰
Belgien (bis 5 Kilo)	— 80
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1 80
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo)	— 80
Frankreich (bis 5 Kilo)	— 80
Corsika (bis 5 Kilo)	1 20
Deutsch-Ostafrika (bis 5 Kilo) über Hamburg	3 20
„ „ („ 3 „) über Italien	3 20
Griechenland (bis 5 Kilo) über Triest	2 —
Großbritannien und Irland bis 1 Kilo } über Ostende	1 30
über 1—3 Kilo } über Ostende	1 70
über Hamburg oder Bremen bis 1 Kilo	1 —
„ „ „ „ über 1—3 Kilo	1 50

Italien (bis 3 Kilo) über Österreich, Schweiz oder Frankreich	1 40
Luxemburg (bis 5 Kilo)	— 70
Montenegro (bis 5 Kilo)	1 40
Niederlande (bis 5 Kilo)	— 80
Norwegen (bis 5 Kilo), über Dänemark und Schweden	1 60
(bis 5 Kilo über Jütland)	1 40
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1 —
Portugal (bis 3 Kilo)	1 80
Rumänien (bis 5 Kilo)	1 40
Schweden (bis 3 Kilo über Dänemark, Stralsund oder Lübeck)	1 60
Schweiz (bis 5 Kilo)	— 80
Serbien (bis 3 Kilo)	1 40
Spanien (bis 3 Kilo)	1 40
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Hafenorte, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo) über Triest	2 —

Wegen der Gebühren und Versendungsbedingungen für Packete nach Ländern außerhalb Europas wende man sich an die Postanstalt.

7) Postanweisungsgebühren nach dem Ausland:

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens	
Argentinien (nur nach Buenos Aires, Cordoba, Rosario, Bella Vista, Goia)	100	Pesos	20	₰	—	₰
Belgien	500	Frks.	20	„	—	„
Britische Besitzung bei Britische Postanstalten in außereuropäischen Ländern, einschl. Gibraltar und Malta (bis London)	10	Pfd. St.	20	„	—	„
Bulgarien	500	Frks.	20	„	—	„
Canada (einschl. Britisch-Columbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz Edward-Inseln)	100	Doll.	20	„	—	„
Chile (nur nach einigen Orten)	100	Pesos	20	„	—	„
China (Shanghai und Tientsin, deutsche Postagenturen	400	Mark	10	„	20	„
Dänemark mit Island und den Faroer-Inseln	360	Kron.	10	„	20	„
	360	„	20	„	—	„
Dänische Antillen	500	Frks.	20	„	—	„
Egypten	500	Frks.	20	„	—	„
Frankreich mit Algerien und Tanger (Marokko) und Zanzibar	500	Frks.	20	„	—	„
Großbritannien und Irland	210	Mark	20	„	—	„
Hawaii (Sandwichs-Inseln) bis San Francisko	100	Doll.	20	„	—	„
Japan (nur nach einigen Orten zulässig)	500	Frks.	20	„	—	„

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens	
Italien (auch San Marino, Sua, Tunis, La Goletta, Tripolis, Massaua und Assab)	500	Frks.	20	₰	—	₰
Kamerun-Gebiet	400	Mark	10	„	20	„
Luxemburg (siehe Gebühren innerhalb des Deutschen Reiches)	400	„	—	„	—	„
Niederlande	250	Fl. holl.	20	„	—	„
Niederländische Kolonieen	250	„ „	20	„	—	„
Norwegen	360	Kron.	20	„	—	„
Österreich Ungarn	400	Mark	10	„	20	„
Orange-Freistaat (bis London)	10	Pfd. St.	20	„	—	„
Ostindien britisch (Vorder-Indien und brit. Birma)	20	Pfd. St.	20	„	—	„
Portugal (mit Madeira u. Azoren)	90	Milreis	20	„	—	„
Rumänien	500	Frks.	20	„	—	„
Salvador	100	Pesos	20	„	—	„
Schweden	360	Kron.	20	„	—	„
Schweiz	500	Frks.	20	„	—	„
Togo-Gebiet (M. Popo und Lome)	400	Mark	10	„	20	„
Türkei (Konstantinopel)	400	Mark	10	„	20	„
„ (Adrianopel, Beirut, Philippopel, Salonich, Smyrna)	500	Frks.	20	„	—	„
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100	Doll.	20	„	—	„

Argentinien: 1 Peso Gold = 4,07 Mk.; Belgien: 100 Frks. = 81,20 Mk.; Bulgarien s. Belgien; Canada: 100 Doll. = 424 Mk.; Dänemark: 100 Kronen = 112,75 Mk.; Egypten, Frankreich, Japan, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei außer Konstantinopel s. Belgien; Hawaii s. Canada; Niederlande: 100 Fl. = 169,50 Mk.; Norwegen und Schweden s. Dänemark; Ostindien: 10 Pfd. St. = 204,50 Mk.; Portugal: 1 Milreis = 4,55 Mk.; Salvador s. Argentinien; Vereinigte Staaten s. Canada.

8) Briefe und Kästchen*) mit Wertangabe nach dem Auslande:

Nach und von:	Meistbetrag	Porto für Briefe mit Wertangabe	Porto für Kästchen mit Wertangabe	Versicherungsgebühr
Argentinien	800 Mk.	20 Pf. für je 15 Gr. außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	1 Mk. 60 Pf.	10 Pf. f. je 240 Mk.
Belgien	800 Mk.	do.	—	8 Pf. f. je 240 Mk.
Bulgarien	800 Mk.	do.	1 Mk. 60 Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.

*) Schmucksachen und kostbare Gegenstände enthaltende Kästchen mit Wertangabe sind bis zum Gewicht von 1 kg nach den aus vorstehender Tabelle ersichtlichen Ländern zulässig. Die Schmucksachen müssen in Holzkästchen verpackt sein, welche 30 cm in der Länge, 10 cm in der Breite und 10 cm in der Höhe nicht überschreiten. Briefe oder die Eigenschaft einer Korrespondenz besitzende Angaben, im Umlauf befindliche Münzen, Banknoten und Dokumente dürfen in die Wertkästchen nicht aufgenommen werden. Den Kästchen mit Wertangabe sind keine Begleitadressen, sondern nur die erforderliche Stückzahl von Zollinhaltserklärungen beizufügen. Nachnahmen bis 400 Mk. sind bei Wertbriefen und Wertkästchen zugelassen im Verkehr mit Belgien, Dänemark, den dänischen Kolonieen, Egypten, Italien, Luxemburg, Norwegen, Österreich-Ungarn, Rumänien, Schweden und der Schweiz.

Tod auf unserm Gewissen brennen? Gott lebt noch! Der uns bis jetzt half, hilft auch noch einmal! Auf mit Gott!

Das Wort schlägt auch dieses Mal ein und durch. Der brave Jude ist wieder der Erste voran.

Mit riesenhafter Anstrengung, und sich an den Händen haltend, damit sie gemeinsam stärkern Widerstand leisten, erreichen sie endlich das wankende Haus und — retten auch die Letzten; aber kaum haben sie die Höhe erreicht, so schlägt, vom Winde gepeitscht, eine mächtige Sturzwelle wider das Haus. Es kracht, wankt, und stürzt dann, auseinanderbrechend, in die tobende Fluth, die Dach, Wände, Giebel in ihrer Wuth mit sich fortreißt, und in ihrem tiefen Schooße begräbt.

Jetzt aber sinken, überwältigt von der Macht des gewaltigen Eindrucks, Alle auf ihre Kniee nieder, erheben Herzen, Augen, Hände zu dem Gott aller Gnade, und Christ und Jude preist den Herrn.

Groß und herzlich war der Dank der Geretteten und ihrer Familien gegen ihre Retter, besonders gegen den wackern Moses Gumperich, dem sie, nächst Gott, ihre Rettung verdankten; aber auch die Gemeinde Klüsserath hat sich ein Denkmal der Ehre gesetzt durch die Art und Weise, wie sie den edlen Juden auszeichnete.

Moses Gumperich wurde mit seiner Familie von allen Abgaben befreit, und allgemeine Liebe und Achtung wurde ihm, wohlverdient, weit und breit bewiesen. Noch heute leben seine Nachkommen in Klüsserath in allgemeiner Achtung und, da die Steuerfreiheit später nicht mehr durchzusetzen war, so that die Gemeinde, was sie vermochte. Diese Nachkommen beziehen noch heute als dankbares Anerkenntniß der ehrenthat ihres Vaters und Großvaters, auch wohl Urgroßvaters, die Gemeindenutzungen um die Hälfte der Taxe, welche alle übrigen Einwohner dafür bezahlen müssen. Der Name: Moses Gumperich wird dort nicht vergessen, und der Spinnstubenschreiber, der von Herzen sich jeder menschlichedelen Gesinnung und That freut, will ihn auch im weitern Kreise bekannt machen, daß das Gedächtniß dieses Gerechten in Segen bleibe.

Heute oder Morgen, mein lieber Leser, kannst du

Nach und von:	Meistbetrag	Porto für Briefe mit Wertangabe	Porto für Kästchen mit Wertangabe	Versicherungsgebühr
China.				
a) Shanghai .	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	2 Mk. 40 Pf.	28 Pf. f. je 240 Mk.
b) Kalgan, Peking, Tientsin, Urga	unbeschr.	do.	—	8 Pf. f. je 240 Mk.
Dänemark nebst Island und den Farder-Inseln	unbeschr.	wie bei Belgien		
Dänische Kolon.				
a) Westindien .	8000 Mk.	do.	—	16 Pf. f. je 240 Mk.
b) Grönland .				28 Pf. f. je 240 Mk.
Ägypten.			2 Mk. — Pf. üb. Österreich	
a) (über Neapel) .	8000 Mk.	do.		28 Pf. f. je 240 Mk.
b) (über Triest) .	unbeschr.	do.	2 Mk. 40 Pf. d. d. Schweiz	
Frankreich mit Algerien . . .	8000 Mk.	do.	— Mk. 80 Pf.	8 Pf. f. je 240 Mk.
Franz. Kolonien nebst Annam und Tonkin	8000 Mk.	do.	2 Mk. — Pf.	28 Pf. f. je 240 Mk.
Griechenland . .	Taxe bei den Postanstalten zu erfragen.			
Großbritannien und Irland . .	Briefe mit Wertangabe sind nicht zulässig. 20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.			
Italien	8000 Mk.	do.	1 Mk. 20 Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.
Kamerun . . .	8000 Mk.	do.	1 Mk. 60 Pf.	16 Pf. f. je 240 Mk.
Luxemburg . . .	8000 Mk.	do.	— Mk. 60 Pf.	8 Pf. f. je 240 Mk.
Montenegro . .	unbeschr.	Taxe ꝛc. bei den Postanstalten zu erfragen.		
Niederlande . .	8000 Mk.	wie bei Belgien.		
Norwegen . . .	unbeschr.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	—	20 Pf. f. je 240 Mk.
Österreich-Ungarn . . .		wie bei Deutschland.		
Portugal . . . (m. Einschluß v. Madeira u. d. Azoren)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	2 Mk. — Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.
Portug. Kolon. (Santiago, San Thomé, Loanda)	8000 Mk.	do.	—	28 Pf. f. je 240 Mk.
Rumänien . . .	8000 Mk.	do.	1 Mk. 20 Pf.	20 Pf. f. je 240 Mk.
Rußland . . .	unbeschr.	do.	—	8 Pf. f. je 240 Mk.
Salvador . . .	8000 Mk.	do.	—	28 Pf. f. je 240 Mk.
Schweden . . .		wie nach Norwegen		
Schweiz	unbeschr.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	— Mk. 80 Pf.	8 Pf. f. je 240 Mk.
Serbien	8000 Mk.	do.	—	20 Pf. f. je 240 Mk.
Spanien (einschließl. d. Balearen u. Canarischen Inseln)	8000 Mk.	do.	—	20 Pf. f. je 240 Mk.
Türkei	a) unbeschr.	do.	2 Mk. — Pf.	28 Pf. f. je 240 Mk.
durch Vermittelung österreichischer Postanstalten üb. Triest.	b) unbeschr.	1 Mk. 60 Pf., unfr. 10 Pf. mehr.	über Triest 2 Mk. — Pf.	wie bei Griechenland
Tunis.				
a) (über Frankreich)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 g, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	2 Mk. — Pf. ital. Postanst. 2 Mk. 40 Pf.	28 Pf. f. je 240 Mk.
b) (über Italien)	8000 Mk.	do.	tun. Postanst.	28 Pf. f. je 240 Mk.

4) Tarif für Telegramme nach dem In- und Ausland.

a. Nach dem Inlande (Deutschland einschl. Helgoland).

1) Als Mindestbetrag für ein Telegramm bis zu 10 Worten werden 50 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 5 Pf. mehr, so kostet ein Telegramm von 11 Worten 11 × 5 = 55 Pf.

2) Ein Wort darf nicht mehr als 15 Buchstaben enthalten, sonst gilt es für 2 Worte.

3) Die Adresse wird bei der Berechnung mitgezählt.

4) Nähere notwendige Bezeichnung des Bestimmungsortes wird nicht besonders gerechnet, so gelten z. B. für je 1 Wort: Altenburg (Sachsen), Freiburg (Breisgau).

5) Je 5 Zahlengruppen werden für ein Wort gerechnet, Interpunktionszeichen werden nicht berechnet. Fortlassung der Unterschrift ist gestattet.

6) Für dringende Telegramme (mit D zu bezeichnen), welche bei Bestellung und Beförderung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gewöhnlichen Telegrammes berechnet.

7) Für vorauszubezahlende Rückantwort-Telegramme (mit R P vor der Adresse zu bezeichnen) wird eine Mindestgebühr von 50 Pfennigen (für 10 Worte) erhoben. Wird eine andere Wortzahl gewünscht, so ist sie mit anzugeben, z. B. R P 25.

8) Will der Aufgeber eines Telegrammes die Zeit wissen, zu welcher dasselbe dem Adressaten zugestellt wurde, so wird ihm dies gegen eine Erlegung von 50 Pfennigen unmittelbar nach der Bestellung telegraphiert. Auf dem Telegramm ist dies mit C R (Empfangsanzeige) zu bezeichnen.

9) Die Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Zustellung von Telegrammen an außerhalb des Ortsbestellbezirks aufhältliche Empfänger durch besondere Boten kann vom Aufgeber mit 40 Pfennigen vorausbezahlt werden. (X P = Eilbote bezahlt.)

10) Ist ein Telegramm unbestellbar, so wird die Aufgabestelle hiervon telegraphisch benachrichtigt. Diese übermittelt, sofern ihr der Aufgeber bekannt ist, die Unbestellbarkeitsmeldung an ihn unentgeltlich. Der Aufgeber kann die Adresse des als unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

11) Worttaxe im Stadtverkehr 3 Pf., Mindestgebühr 30 Pf.

12) Alle Bezeichnungen, wie D, R P, C R, X P werden in Klammern vor die Adresse gesetzt und mitgezählt.

b. Nach dem europäischen Ausland:

	Worttaxe in Pf.		Worttaxe in Pf.
Belgien	10	Frankreich	12
Bosnien und Herzegowina	20	Gibraltar	25
Bulgarien	20	Griechenland (Festland und	
Dänemark	10	Inseln)	30

	Wortsatz in Pf.		Wortsatz in Pf.
Großbritannien und Irland	15*)	Portugal	20
Italien	15	Rumänien	20
Luxemburg	5	Rußland (europ. und kaukas.)	20
Malta	40	Schweden	15
Montenegro	20	Schweiz	10
Niederlande	10	Serbien	20
Norwegen	15	Spanien	20
Österreich-Ungarn	5	Türkei (europ.)	45

Wegen der Gebühren für außereuropäische Telegramme wende man sich um Auskunft an die Telegraphenanstalt

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, folgte seinem am 15. Juni 1888 verstorbenen Vater, Kaiser Friedrich III., vermählt am 27. Februar 1881 mit Auguste Victoria, geboren 22. Oktober 1858, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein. Kinder: 1. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, geb. 6. Mai 1882. 2. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883. 3. Adalbert, geb. 14. Juli 1884. 4. August Wilhelm, geb. 29. Januar 1887. 5. Oskar, geb. 27. Juli 1888. 6. Joachim, geb. 17. Dez. 1890. 7. Victoria Luise, geb. 13. Septbr. 1892.

Mutter des Kaisers: Victoria, Princeß Royal von Großbritannien, geb. 21. November 1840.

Geschwister des Kaisers: Princeß Charlotte, geboren 24. Juli 1860, vermählt am 18. Februar 1878 mit Bernhard, Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Prinz Heinrich, geboren 14. August 1862, vermählt seit 24. Mai 1888 mit Irene, Prinzessin von Hessen. Princeß Victoria, geb. 12. April 1866, verm. mit Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe. Princeß Sophie, geboren 14. Juni 1870, vermählt mit Konstantin, Kronprinz von Griechenland. Princeß Margarete, geboren 22. April 1872, vermählt mit Prinz Friedrich Karl von Hessen.

a. Anhalt.

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geb. 17. April 1838. Regiert seit 22. Mai 1871. Thronfolger: Friedrich, geboren 19. August 1856, vermählt mit Prinzessin Marie von Baden.

b. Baden.

Großherzog Friedrich, geboren 9. Sept. 1826, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinzessin von Preußen, Tochter des

*) mindestens 80 Pf. (nach Großbritannien und Irland).

verstorbenen Kaisers Wilhelm I., geboren 3. Dezbr. 1838. Regiert seit 24. April 1852. Thronfolger: Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt mit Hilda, Tochter des Großherz. von Luxemburg.

c. Bayern.

König Otto I., geb. 27. April 1848. Regiert seit 13. Juni 1886. Prinzregent seit 10. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, vermählt am 15. April 1844 mit Erzherzogin Augusta von Österreich, verwitwet seit 26. April 1864. Ältester Sohn: Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt am 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este.

d. Braunschweig.

Regent: **Prinz Albrecht von Preußen,** geb. 8. Mai 1837; erwählt zum Regenten am 21. Oktober 1885; vermählt am 19. April 1873 mit Marie, Tochter des Herzogs von Sachsen-Altenburg. Ältester Sohn: Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874.

e. Großherzogtum Hessen.

Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868, regiert seit 13. März 1892, vermählt am 19. April 1894 mit Victoria Melita, Tochter des Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha.

f. Lippe-Detmold.

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824, regiert seit 8. Dezember 1875, vermählt am 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden.

g. Schaumburg-Lippe.

Fürst Georg, geb. 10. Oktober 1846, regiert seit 8. Mai 1893, vermählt am 16. April 1882 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbprinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883.

h. Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, regiert seit 15. April 1883; vermählt am 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

i. Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, regiert seit 6. September 1860, vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs von Cambridge. Thronfolger: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt.

k. Oldenburg.

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, regiert seit 27. Febr. 1853, vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des

verstorb. Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbgroßherzog August, geb. 16. November 1852, vermählt 18. Februar 1878 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

l. Preußen.

Siehe Deutsches Reich.

m. Reuß, ältere Linie. (Greiz.)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, regiert seit 28. März 1867 vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe, verwitwet seit 29. Sept. 1891. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

n. Reuß, jüngere Linie. (Gera.)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, regiert seit 11. Juli 1867, vermählt am 6. Februar 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, verwitwet seit 10. Juli 1886. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858, vermählt am 11. November 1884 mit Prinzessin Elise von Hohenlohe-Langenburg.

o. Sachsen.

König Albert, geb. 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873, vermählt am 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des verstorbenen Prinzen Gustav von Wasa. Bruder: Prinz Georg, geb. 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, verwitwet seit 5. Febr. 1884. Ältester Sohn: Friedrich August, geb. 25. Mai 1865, vermählt mit Luise, Tochter des Großherzogs Ferdinand v. Toskana.

p. Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, regiert seit 3. August 1853, vermählt am 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, geb. 24. Juni 1824. Bruder: Prinz Moritz, geb. 24. Oktober 1829, vermählt den 15. Oktober 1862 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen. Sohn: Prinz Ernst, geb. 31. August 1871.

q. Sachsen-Koburg-Gotha.

Herzog Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. August 1844, vermählt am 23. Januar 1874 mit Großfürstin Maria von Rußland. Thronfolger: Prinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874.

r. Sachsen-Meiningen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, regiert seit 20. September 1866, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Prinzessin von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg geb. Franz. Thronfolger: Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt am 18. Februar 1878 mit Charlotte, Tochter des verstorbenen Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

s. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, regiert seit 8. Juli 1853, vermählt am 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande. Thronfolger: Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt am 26. August 1873 mit Pauline, Tochter des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ältester Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

t. Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst Günther Victor, geb. 21. August 1852, regiert seit 15. Januar 1890. Vermählt am 10. Dez. 1891 mit Anna, Tochter des Prinzen Georg von Schönburg-Waldenburg.

u. Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, regiert seit 17. Juli 1880, vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck.

Fürst Friedrich, geb. 20. Januar 1865, regiert seit 12. Mai 1893.

w. Württemberg.

König Wilhelm II., geb. 25. Februar 1848, vermählt am 15. Febr. 1877 mit Prinzessin Marie von Waldeck, verwitwet seit 30. April 1882, wieder vermählt am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

2. Belgien.

König Leopold II., geb. 9. April 1835, regiert seit 10. Dezember 1865 vermählt am 22. August 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette von Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Marie, Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Sohn: Prinz Albert, geb. 8. April 1875.

3. Bulgarien.

Fürst Ferdinand, Prinz von Koburg-Gotha, geb. 26. Febr. 1861. (Von den Mächten nicht anerkannt.) Vermählt am 19. April 1893 mit Prinzessin Marie Luise von Bourbon, Tochter des Herzogs Robert von Bourbon.

4. Dänemark.

König Christian IX., geb. 8. April 1818, regiert seit 15. November 1863, vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Thronfolger: Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt am 28. Juli 1869 mit Luise, Tochter des verstorbenen Königs Karl XV. von Schweden.

5. Frankreich.

Präsident: **Casimir Perier,** geb. in Paris den 8. Novbr. 1847, erwählt den 27. Juni 1894.

6. Griechenland.

König Georg I., geb. 24. December 1845, regiert seit 6. Juni 1863, vermählt am 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Kronprinz Konstantin, geb. 2. August 1868, vermählt seit 27. Okt. 1889 mit Prinzessin Sophie von Preußen, zweiten Tochter des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich III.

7. Großbritannien und Irland.

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, vermählt am 10. Februar 1840 mit Albert, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, verwitwet seit 14. December 1861. Thronfolger: Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

8. Italien.

König Humbert I., geb. 14. März 1844, regiert seit 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Thronfolger: Kronprinz Victor Emanuel, geb. 11. November 1869.

9. Liechtenstein.

Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, regiert seit 12. November 1858.

10. Luxemburg.

Großherzog Adolf, Herzog zu Nassau, geb. 24. Juli 1817, folgt dem Könige Wilhelm III. der Niederlande als Großherzog von Luxemburg am 23. Nov. 1890. Vermählt mit Adelheid, Prinzessin von Anhalt. Thronfolger: Wilhelm, geb. 22. April 1852.

11. Monaco.

Fürst Albert, geb. 13. November 1848, regiert seit 10. Sept. 1889, vermählt am 30. Okt. 1889 mit Alice, verwitw. Herzogin von Richelieu, geb. Heine.

12. Montenegro.

Fürst Nicolaus I., geb. 7. Oktober 1841, regiert seit 14. August 1860, vermählt am 8. November 1860 mit Fürstin Milena, Tochter des Wojwoden Vucotitch. Thronfolger: Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

13. Niederlande.

Wilhelmine, geb. 31. August 1880, folgt ihrem Vater Wilhelm III. am 23. Nov. 1890. Mutter: Emma, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg von Waldeck, Königin-Regentin.

14. Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. December 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian Joseph in Bayern. Infolge des am 30. Januar 1889 erfolgten Todes des Kronprinzen Rudolf, vermählt mit Prinzessin Stephanie von Bel-

gien, ist Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833. Altester Sohn: Erzherzog Franz Ferdinand, geb. 18. Dez. 1863.

15. Portugal.

König Karl I., geb. 28. Septbr. 1863, regiert seit 19. Okt. 1889, vermählt am 22. Mai 1886 mit Prinzessin Amalia, Tochter des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans, Grafen von Paris. Thronfolger: Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

16. Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839, zum Fürst gewählt durch Plebiscit am 20. April 1866, von den Mächten anerkannt am 24. Oktober 1866, zum König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied. Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. August 1865, vermählt am 10. Januar 1893 mit Prinzeß Maria, Tochter des Herzogs von Edinburg.

17. Rußland.

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845, regiert seit 13. März 1881, vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868, verlobt am 20. April 1894 mit Alice, Schwester des Großherzogs von Hessen.

18. Schweden und Norwegen.

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, regiert seit 18. September 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau. Thronfolger: Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20. September 1881 mit Victoria, Tochter des regier. Großherzogs Friedrich von Baden.

19. Serbien.

König Alexander, geb. 14. August 1876; infolge Thronentsagung seines Vaters Milan Obrenowitsch I. gelangte König Alexander am 6. März 1889 auf den serbischen Thron. Mutter des Königs: Natalie, Tochter des russischen Oberst Keschko.

20. Schweiz.

Derzeitiger Bundespräsident: Oberst Emil Frei, Vicepräsident: Jos. Zemp.

21. Spanien.

Königin Maria Christine Henriette, geb. 21. Juli 1858, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich: Regentin seit 25. November 1885, seit dem Tode ihres Gemahls König Alfons XII. Beider Sohn: **König Alfons XIII.**, geb. 17. Mai 1886.

22. Türkei.

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842, regiert seit dem 31. August 1876, folgte in der Regierung seinem entthronten Bruder, Großsultan Mehemmed-Murad-Khan.

1. Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Noch einmal, und zwar zum letztenmal, grüße ich die lieben Leser der Spinnstube mit diesem schönen altgewohnten Gruße, der nun schon ein ganzes halbes Jahrhundert jedesmal die Spinnstube eröffnet.

Was ein alter Römer gesagt hat: „Auch die Büchlein haben ihre Schicksale", das kann man ganz wohl so umändern: „Auch die Büchlein haben ihre Zeit" wie alles auf dieser vergänglichen Welt.

49 Jahre lang durfte die Spinnstube ununterbrochen alle Jahre erscheinen; selbst das Jahr des Aufruhrs und der Erregung, selbst die Jahre voll Kriegsgeschrei und wirklichem Krieg, in denen man lieber die Zeitungen las als ein anderes Buch, und in denen von seiten des Verlegers eine tüchtige Portion gutes Mutes dazu gehörte,

ein Buch dieser Art zu verlegen, konnten ihr Erscheinen nicht hindern. Sie suchte und fand ihren Weg in die deutschen Familien diesseits und jenseits des Weltmeers.

Als nun der Begründer der Spinnstube, der sie 25 Jahre lang selbst ganz schrieb, dessen Namen sie deshalb stets auf ihrem Titelblatte fortgeführt hat, gestorben und fast keine Aussicht auf eine Fortsetzung der Spinnstube vorhanden war, da kamen an den Verleger wie an die Familie des Verstorbenen von vielen Seiten Anfragen, ob es denn nun mit der Spinnstube ganz am Ende sein werde, und dringende Wünsche, daß sie fortgesetzt werden möge. Dies allein gab mir, dem Sohne des Begründers, Mut und Freudigkeit, eine Fortsetzung zu versuchen, wie sehr ich mir auch bewußt war, die reichen Gaben nicht zu besitzen, durch die sich der Begründer der Spinnstube ein warmes Plätzchen in den Herzen des deutschen Volkes zu erringen vermochte, und wie klar es mir auch von vornherein vor Augen stand, daß ich aus einem Spinnstubenschreiber nur ein Herausgeber des Büchleins werden könne, der sich wesentlich auf fremde Hilfe verlassen müsse. Diese Hilfe ist mir denn auch nicht ausgeblieben, und es gelang mir unter Gottes gnädigem Beistande, die Spinnstube noch ein zweites Vierteljahrhundert am Leben zu erhalten, wie der gegenwärtige 50. Jahrgang beweist.

„Aber warum soll sie denn gerade jetzt ein Ende haben, wo man doch so ernstlich bestrebt ist, die verderbliche, aller Sitte und Religion Hohn sprechende, das Volksleben vergiftende Schundlitteratur, die sich immermehr breit macht und auf den Hintertreppen in alle Häuser zu dringen weiß, dadurch zu verdrängen, daß man dem deutschen Volke für sein Lesebedürfnis gesunde, auf sittlichem und christlichem Boden stehende Bücher und Zeitschriften darbietet, wie sich die Spinnstube bemüht hat, ein Büchlein zu sein?" So fragt vielleicht der eine oder andere, und ich möchte diese Frage nicht ohne Antwort lassen. Es soll aber eine offene, ehrliche Antwort werden, die mich hoffentlich in den Augen derer, auf deren Meinung ich etwas gebe, vor dem Verdachte bewahrt, zu einer so ungelegenen Zeit willkürlich „die Flinte ins Korn geworfen" und mich den Bestrebungen, dem deutschen Volke gesunden

einmal in eine ähnliche Lage kommen. Denk dann an deine Bruderpflicht, an den helfenden Herrn im Himmel und an den Moses Gumperich von Klüsserath und gehe hin und thue desgleichen!

---

13. Altes Gold.

Man braucht des alten Goldes gar viel in der Haushaltung, und ich wollt' wünschen, manche Hausfrau beachtete die kleinen Stücklein, die ich ihr hier darbiete.

und heilsamen Lesestoff darzubieten, ohne Not versagt zu haben.

Diese Antwort muß einfach lauten: die Zahl der Leser der Spinnstube hat sich nachgerade in einem Maße vermindert, daß das Büchlein nur mit ansehnlichen Opfern des Herrn Verlegers bisher am Leben erhalten werden konnte, und daß es sich darum als eine Notwendigkeit erweist, mit dem 50., dem Jubiläumsjahrgange, den Abschluß zu machen.

Was an solcher Abnahme der Leserzahl schuld ist, wage ich nicht zu entscheiden. Ob die Schuld daran liegt, daß der Inhalt der Spinnstube überhaupt geringwertiger geworden ist: oder ob sie dadurch, daß sie in den letzten Jahren das eigentlich Christliche mehr als früher zu betonen gesucht hat, nur noch in engern Kreisen Eingang fand; oder ob nur der Umstand, daß eine Menge gleichartiger und gleichgerichteter Kalender und Zeitschriften in die Schranken getreten ist, die Spinnstube keine neuen Freunde gewinnen ließ, nachdem ihre alten Freunde großenteils bereits hinübergegangen sind: darüber mag die öffentliche Meinung urteilen, sofern sie es überhaupt der Mühe wert findet, ein Urteil abzugeben.

Genug, mit diesem 50. Jahrgange wird die Spinnstube vom Schauplatze abtreten und den vielen jüngern Genossen den Platz räumen, nachdem sie ein wenig geholfen hat, ihnen die Bahn zu eröffnen. Böse wird ja wohl niemand darüber sein, zumal die nicht, die wie weiland die Athener (Apostelgesch. 17, 21) auf nichts anderes gerichtet sind, denn etwas Neues zu hören, und die deshalb stets das Neue dem Alten vorziehen.

Da nun dieses Vorwort zugleich ein Abschiedswort an die lieben Leser sein soll, so will ich nicht versäumen, das zu thun, was jeder anständige Gast thut, wenn er aus einem Hause, worin es ihm wohl gewesen ist, scheidet, nämlich zu danken für freundliche Aufnahme und Behandlung.

Aber wenn es ans Danken gehen soll, so muß in erster Linie immer der Dank nach oben gehen. So will ich es denn auch zu allererst meinem treuen, gnädigen Gott danken, daß er mir 25 Jahre lang die Kraft gegeben hat,

neben einer großen, oft fast erdrückenden Berufsarbeit noch die Herausgabe der Spinnstube zu besorgen. Daß ich dazu bis vor kurzem noch die späten Abend, ja die stillen Nachtstunden verwenden konnte, ohne an meiner Gesundheit Schaden zu erleiden, muß aber den Dank noch wärmer machen. Jetzt freilich, wo 67 Jahre hinter mir liegen, will es zu solcher Nachtarbeit nicht mehr reichen, und es würde dies an und für sich schon ein völlig ausreichender Grund für mich sein, von einer weiteren Fortsetzung der Spinnstube abzustehen, wenn sie auch eine genügende Anzahl von Lesern und Käufern hätte.

Nächst Gott dem Herrn soll aber hier auch den freundlichen Mitarbeitern Dank gesagt sein, die es mir möglich machten, die Spinnstube so lange Jahre herauszugeben. Von mehreren unter ihnen weiß ich, daß auch sie sich von ihrer schweren Berufsarbeit die Zeit gleichsam herauspressen mußten, um eine Geschichte für die Spinnstube zu schreiben, und daß sie dies nur der Beharrlichkeit zuliebe thaten, mit der ich immer wieder bitten kam. Ihnen sei deshalb ganz besonderer Dank gesagt. — Wo ich aber für die Spinnstube **angebotene** Beiträge ablehnen mußte, weil sie mir nicht passend erschienen zu dem Sinn und Geist, in dem ich die Spinnstube zu halten bemüht war, dahin möchte ich die aufrichtige Bitte richten, mir deshalb nicht gram zu sein und zu bedenken, daß man in einem Büchlein, vor das man seinen ehrlichen Namen setzt, auch der Öffentlichkeit gegenüber für alles verantwortlich ist, was man aufnimmt. Habe ohnehin wiederholt erleben müssen, daß mir über etwas, was in der Spinnstube stand, einmal sogar über eine ganz harmlose Anekdote, die ich aufgenommen hatte, Vorwürfe gemacht wurden, und zwar in letzterem Falle von zarter Damenhand.

Endlich aber sage ich auch allen lieben Lesern der Spinnstube warmen Dank, besonders denen, die ihr stets treu geblieben sind und sich nicht durch die oben beklagte Lust nach Neuem bestimmen ließen, der alten Hausfreundin den Abschied zu geben. Weiß ich doch von solchen, die sämtliche Jahrgänge der Spinnstube in ihrem Besitze haben! Ich bin nun zwar weit entfernt davon, solche Treue dem inneren Werte alles dessen zuzuschreiben, was die Spinn-

ſtube brachte: kann es doch kaum anders ſein, als daß bei einem jährlich erſcheinenden Büchlein, an dem mehrere mitarbeiten, auch einmal etwas mit unterläuft, was man lieber nicht aufgenommen hätte, wenn man — etwas Beſſeres zu bieten gehabt hätte.

Aber das treue Feſthalten an der Spinnſtube iſt mir um ſo wertvoller und dankenswerter, wenn es dadurch veranlaßt war, daß man dem Sinn und Geiſte, der in der Spinnſtube wehte, Anerkennung und Beifall zollte und dem zuliebe auch Schwächeres mit in den Kauf nahm. Den Sinn und Geiſt aber, den der Begründer der Spinnſtube dem Büchlein aufgeprägt hatte, und der dahin ging, chriſtliches Weſen und Leben zu wecken, beſonders bei ſolchen, die ſich ihm mehr oder weniger entfremdet hatten, und bei denen ein ſüßlicher Traktatenton keinen Anklang und Eingang gefunden haben würde, ſondern nur ein Ton anklingen konnte, der, ohne gerade in beſonderem Maße chriſtlich zu klingen, doch ein chriſtlicher war: dieſen Sinn und Geiſt auch in ihrem zweiten Vierteljahrhundert der Spinnſtube zu erhalten, war mein unausgeſetztes redliches Bemühen. Das „Gott zum Gruß und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſt!“ ſollte nicht bloß Spitzmarke und Aushängeſchild ſein, ſondern bald mehr, bald weniger herbar durch das ganze Büchlein hindurchklingen. Ob es mir damit ſtets gelungen iſt, überlaſſe ich gerne dem Urteile anderer und nehme für mich nur in Anſpruch, es ehrlich und redlich gewollt zu haben.

Wenn ich nun ſchließlich einen Rückblick thue auf das, was die vielen Jahrgänge der Spinnſtube in ihren Vorworten gebracht haben, in denen ja immer ernſte Fragen zur Beſprechung kamen, ſo will ich nur von ganzem Herzen wünſchen, daß Gott der Herr, was Gutes darin war, an den Herzen der Leſer möge geſegnet haben und wirkſam werden laſſen, was aber etwa Verkehrtes darin war, gnädig überſehen und vergeben wolle in Anbetracht des treuen guten Willens, an dem es nie fehlte, dem lieben deutſchen Volke auf den rechten Weg zu verhelfen und für die Schäden und Gebrechen ſeines Lebens das rechte Heilmittel anzuraten.

Mit diesem Wunsche im tiefsten Herzensgrunde rufe ich denn noch einmal wie zum Anfange, so auch zum Schluß:

Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Troste in alle Ewigkeit!

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1894.

Das erste Rätsel in der Spinnstube von 1894 auf Seite 66 hat gewiß jeder Leser leicht erraten (und dabei hoffentlich den bösen Druckfehler selbst verbessert, der im 7. Verse stehen geblieben ist, nämlich statt Lebensweis': Lebensreis'). Denn daß mit dem „ungeköpften" Rätselworte der „Psalm" gemeint war, mußte jedem sofort einleuchten, der die köstlichen Psalmlieder im Alten Testamente mit ihrem reichen Inhalte nur im entferntesten kennt. War aber dies Wort richtig gefunden, so ergab sich alles übrige von selbst, nämlich der „Salm", dieser köstliche und auch kostbare Fisch, und dann die „Alm", wie man ja in der Schweiz die in das Felsgebirge eingestreuten saftigen Wiesenstücke nennt, die des Schweizers größter Reichtum sind.

Das sogleich folgende kleine Rätselchen unter Nr. 7 erforderte auch einige Bibelkenntnis; sonst konnte man den weiblichen Namen unmöglich herausbekommen, und ebensowenig den Mann, den das Rätsel meinte. Wer aber aus der biblischen Geschichte wußte, daß einst ein „Gamaliel" im hohen Rate der Juden in Bezug auf den Herrn Jesum und sein Werk das prophetische Wort gesprochen hat: „Ist sein Werk aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten" — der hatte ohne Mühe den Mann und auch den weiblichen Namen „Amalie".

Nun folgten wieder zwei Rätsel auf Seite 109 und 110 unmittelbar aufeinander.

Das erste unter Nr. 10 hatte die „Handschrift" im Sinne in den verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes, nämlich die Handschrift, die das Kind in der Schule lernt und fleißig einüben muß, wenn es später so will schreiben können, daß ein ehrlicher Mensch das Geschriebene auch lesen kann, und die ja, wenn sie wirklich schön und leserlich ist, für das spätere Fortkommen in der Welt von großem Nutzen werden kann; sodann die Handschriften von alten Büchern, die der Gelehrte so wertvoll erachtet, um den ursprünglichen richtigen Wortlaut festzustellen, wie ihn die Verfasser geschrieben haben, und die er darum gerne in dem Staub der Bücherſammlungen sucht; weiter die Handschrift, die sich der Geldverleiher geben läßt, wenn er jemand etwas borgt, und die der richtige Wucherer als Mittel zu gebrauchen weiß, den Schuldner tüchtig zu zwacken und aus seinen Nöten und Verlegenheiten hundertfachen oder auch höheren Gewinn zu ziehen (NB. auch hier ist ein böser Druckfehler stehen geblieben, nämlich im zweiten Verse der dritten Strophe, wo es statt „berechne" heißen muß „breche"); endlich aber die Handschrift, von der Kolosſ. 2, 14 geschrieben steht, daß sie der Herr Jesus am Kreuze ausgetilgt habe, die Handschrift, mit der im Buche Gottes unsere Sünden verzeichnet stehen, und die anklagend wider uns zeugen muß am jüngsten Gerichte, wenn wir es nicht durch rechten lebendigen Glauben an den Herrn Jesum und sein teures Erlösungsblut erlangt haben, daß sie durchgestrichen und ausgelöscht ist. Laß mich dich dabei fragen, lieber Leser, ob du das schon erlangt hast und das Zeugnis des heiligen Geistes dafür in deinem Herzen besitzest?

Das folgende Rätsel unter Nr. 11 meinte die Eigenschaftswörter „lustig", „lästig", „listig" und hat ohne Zweifel niemand Kopfbrechen gemacht.

Es folgten dann zum Schlusse noch zwei Rätsel auf Seite 163 und 164. Das erste unter Nr. 16 dachte an die „Glucke", wie man wenigstens am Rheine von dem Tone, den sie hören läßt, die Henne nennt, die ihre Küchlein ausgebrütet hat und diese nun, wenn sie sie spazieren

führt, so sorglich vor dem gefährlichen Habicht oder auch der bösen Katze schützt, daß sie der Herr Jesus zum Gleichnisbilde gewählt hat, um damit seine treue, schützende Liebe zu den Menschen darzustellen. Wurde nun der „Glucke" das Herz, nämlich der Buchstabe „u" herausgenommen und durch ein „o" ersetzt, so ergab sich die „Glocke", die zwar selbst von Liebe nichts weiß, aber zu der segnenden Liebe ruft, die im Hause Gottes verkündigt wird, zu der Liebe Gottes in Christo Jesu.

Das letzte Rätsel endlich unter Nr. 17 hatte das zusammengesetzte Wort „Luftschloß" im Sinne und wollte zum guten Schlusse davor warnen, sich sogenannte „Luftschlösser" zu bauen, d. h. sich in seinen Gedanken eine liebliche, herrliche Zukunft auszumalen, die kommen könnte, in Wirklichkeit aber doch nicht kommt, ja wohl gar nicht kommen kann, weil die Erwartungen und Hoffnungen für die Zukunft über alles Maß hinausgehen. Viel klüger und heilsamer ist es für den Christenmenschen, wenn er, anstatt mit solchen leeren, nichtigen Träumen seine gute Zeit zu verderben, zu dem Schlosse seine Zuflucht nimmt, von dem Sprüche Salom. 18, 10 geschrieben steht. Lies einmal dort nach!

Damit wären denn die Rätsel des vorigen Jahrgangs gelöst für die, welche allenfalls die richtige Lösung nicht selbst gefunden haben sollten.

Daß die diesjährige Spinnstube keine Rätsel bringt, hat seinen guten Grund darin, daß sie keinen ihrer lieben Leser dem Ärger aussetzen möchte, für ein Rätsel, das er nicht selbst lösen kann, keine Auflösung mehr zu finden, daß sie keinen mit dem Gefühle des Unbefriedigtseins von sich scheiden sehen möchte. Wollte ich aber zu jedem Rätsel sogleich auch die Auflösung hinzufügen, so wäre es eben kein Rätsel mehr, auch wenn die Auflösung verkehrt gedruckt würde, so daß man sie mit umgekehrtem Buche lesen müßte.

Zum Schlusse aber für alle lieben Leser, wie für mich selber nur noch den betenden Wunsch, daß die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" für uns keine ungelöste Rätselfrage bleiben möge, sondern daß wir alle dafür die rechte Lösung und Antwort suchen und finden möchten, wie sie geschrieben steht Apostelgeschichte 16, 31! Helf's Gott!

3. Harte Buße.

Eine Erzählung aus dem Leben.

1.

Der Steiger Werneck war in A.... ein angesehener Mann. Denn die Bewohner des Dorfes waren zum großen Teile Bergleute; und wer nur irgendwie mit bergmännischen Verhältnissen bekannt ist, der weiß auch, wie sehr die Bergleute von dem Steiger, ihrem nächsten Vorgesetzten, abhängig sind, und welchen Einfluß dieser auf ihr Wohl oder Wehe ausüben kann, je nachdem er ihnen freundlich oder unfreundlich gesinnt ist.

Werneck gehörte jedoch nicht zu denjenigen seiner Berufsgenossen, die mit den ihnen Untergebenen nach Gunst oder Ungunst verfahren, sondern sein schlimmster Feind mußte ihm lassen, daß er gerecht war und jeden Untergebenen behandelte, wie er es verdiente. Und an Feinden fehlte es ihm nicht, weil er sehr streng war und nicht die kleinste Ungehörigkeit in der Grube ohne Tadel und Strafe hingehen ließ.

Was sein Ansehen unter den Bergleuten noch erhöhte, war der Umstand, daß er bei den höheren Vorgesetzten in großer Gunst stand, und daß sein Wort bei ihnen etwas galt. Man kannte ihn eben als einen durchaus pflichttreuen, gewissenhaften Beamten, schätzte ihn aber auch wegen

einer höheren Bildung, die er vor vielen seinesgleichen voraus hatte, und die ihn zu mancher Arbeit befähigte, zu der man einen Steiger gewöhnlichen Schlages nicht hätte gebrauchen können.

Wernecks Vater, ein geborener Böhme, hatte nämlich schon vor ihm auf einer benachbarten Grube das Amt des Fahrsteigers bekleidet. Er stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie, die aber durch allerlei Unglücksfälle so heruntergekommen war, daß Nepomuk Werneck (so hieß des Steigers Vater) den Beruf eines Bergmanns ergreifen mußte. Weil er sich aber schämte, in der Heimat, wo man ihn und seine Familienverhältnisse kannte, als gewöhnlicher Bergmann zu arbeiten, so wanderte er aus, und es gelang ihm, auf der großen Kohlengrube, die in der Nähe von A.... betrieben wurde, angelegt zu werden und sich nach wenigen Jahren zum Steiger und dann zum Fahrsteiger emporzuarbeiten.

Werneck war ein tüchtiger Violinspieler, wie man denn ja sprichwörtlich von den Böhmen sagt, daß sie schon mit einer Geige geboren würden, und daß schon ihr kindliches Schreien etwas Melodisches an sich habe. Durch sein Violinspiel, sowie durch sein feineres Benehmen, welches er aus dem elterlichen Hause mitgebracht hatte, hatte er die Liebe eines reichen Mädchens gewonnen, der einzigen Tochter eines Hofbesitzers, die ihm ihre Hand reichte und ihm sogleich ein ziemliches Barvermögen zubrachte. Um nicht zu weit von der Grube entfernt wohnen zu müssen, baute er sich in A.... ein hübsches Häuschen und erwarb allmählich ein kleines Gut, das seine Frau so verständig und erfolgreich bewirtschaftete, daß es so ziemlich einbrachte, was die kleine Haushaltung erforderte. Infolgedessen konnte Werneck einen großen Teil seines Gehaltes auf Zinsen ausleihen und wurde nach und nach ein wohlhabender Mann, der selbst seinen Vorgesetzten gelegentlich aus einer Geldverlegenheit helfen konnte und half, wodurch er sich dieselben verpflichtete.

Das nährte aber bei ihm eine Untugend, die ihm noch von Hause aus im Herzen steckte, nämlich einen gewaltigen Hochmut.

Er konnte es nicht vergeſſen, daß er als Kind im Elternhauſe beſſere Verhältniſſe kennen gelernt hatte, und weil er nun, wie er ſich einredete, durch eigene Kraft wieder emporgekommen war, achtete er ſich den höheren Beamten völlig ebenbürtig und hielt ſich von den niederen Grubenarbeitern, die ihm im Range gleichſtanden, geſtiſſentlich fern. Wegen ſeines Geigenſpiels wurde er zuweilen, wenigſtens von denjenigen höheren Beamten, die Geldverpflichtungen gegen ihn hatten, eingeladen, und das beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Hochmute und ließ ihn ſich noch mehr gegen ſeine Standesgenoſſen abſchließen. Und doch war ja für ihn die Möglichkeit ausgeſchloſſen, zu einer höheren Stufe in der bergmänniſchen Laufbahn aufzuſteigen, als er ſie jetzt inne hatte, weil ihm die dazu erforderliche fachmänniſche Vorbildung abging.

Das veranlaßte ihn denn, ſeinem Sohne Joſeph, der ſein einziges Kind war und blieb, eine Ausbildung geben zu laſſen, die ihn befähigen würde, einmal weiter voranzukommen, als es ihm ſelbſt möglich war.

Die Mittel dazu beſaß er ja, und die geiſtige Begabung ſeines heranwachſenden Sohnes ſchien auch kein Hindernis in den Weg zu legen. Wenigſtens rühmte der Lehrer des Dorfes, bei dem Joſeph den erſten Unterricht empfing, dem Vater, ſo oft er es hören wollte, die Anlagen und Fähigkeiten ſeines Söhnchens.

Daß Joſephchen dies nicht ſelten mit eigenen Ohren hörte, diente dazu, auch in ihm ſchon frühe einen Hochmut zu wecken, der dem väterlichen einmal ſchien nicht nachſtehen zu wollen. Solange er die Dorfſchule beſuchte, wurde ihm freilich der Hochmut oft genug durch die Fäuſte ſeiner Kameraden ausgetrieben; aber als er die Bergſchule in der Kreisſtadt beſuchte und nur in den Ferien nach Hauſe kam, hatte dieſe heilſame Zucht ein Ende, da er ſich jetzt zu gut hielt, mit ſeinen früheren Kameraden zu verkehren.

Die verſtändige Mutter ſchüttelte wohl oft den Kopf, wenn Joſeph die Aufforderung, zu ſeinen alten Kameraden zu gehen, mit der Gegenrede abwies, das ſchicke ſich jetzt nicht mehr für ihn. Aber dem Vater gefiel das um ſo mehr, und er beſtärkte Joſeph noch in ſeiner Meinung.

Die Lehrer an der Bergschule hatten jedoch von Joseph keine besonders hohe Meinung. Sie erkannten zwar auch an, daß er ein begabter Junge sei; aber sie hatten an ihm auszusetzen, daß er von seinen Gaben nicht den rechten Gebrauch mache, daß er unaufmerksam, träge und nachlässig sei. Der Grund davon lag in der Musik.

Sowie Joseph imstande war, eine Geige zu halten, erteilte ihm der Vater selbst den ersten Unterricht in der Musik und verstand es, für dieselbe schon in dem Kinde eine warme Liebe zu erwecken. In der Kreisstadt aber ließ er ihn durch einen tüchtigen Lehrer weiter unterrichten, und wenn dann Joseph auch ein sehr mäßiges Zeugnis von seinen Lehrern an der Bergschule mit nach Hause brachte,

Aufgepaßt! Trocken Brod macht Backen roth, sagte meine selige Mutter, wenn ich als naschiger Bub etwas darauf oder dazu haben wollte, etwa Honig oder Butter oder Käse. Ich aß es nun mit Behagen. Drang ich stärker in sie, so sagte sie: Wer zwei Häuser hat, darf etwas zum Brod essen; wart' alle noch so lange, bis du die hast, dann darfst du's, und ich aß mein Brod trocken mit Behagen. Merk's! Man kann gar leicht die Kinder zu Schleckermäulern machen und die thörichte Mutterliebe thut's wohl gerne; aber sie bleiben's dann ihr Lebetag, und davon kommt dann später ein reicher Strom des Jammers in die Familie, die sie einmal gründen sollen. Die Narren, die Geld machen wollen, jagen nicht allein das Geld zum Schornsteine hinaus! Meiner Treu! Mit dem Rauch, darauf die köstlichen Bißchen gekocht, gesotten und gebacken werden, fliegt noch weit mehr hinaus. Darum haltet meiner Mutter Sprüchwörter im Sinne. Sie sind ächtes, altes Geld und in Eurer Haushaltung wird Manches gespart, was einmal als Nothpfennig dient; aber noch Eins! Sind Eure Kinder an trocken Brod gewöhnt, so schmeckt's herrlich, da ja der Hunger nicht allein ein guter Koch, sondern auch ein Erzzuckerbäcker ist. Sie gewöhnen sich an Einfachheit der Bedürfnisse, an Zufriedenheit mit Wenigem und an Unabhängigkeit von den armseligen Naschereien, Putzereien und Eitelkeiten. Und das ist ein Lebensgewinn, dessen Werth höher ist, als reiche Capitalien, die Ihr ihnen etwa hinterlasset. Sie sind dann auf einem Karren nicht zu lang und auf einem Wagen nicht zu kurz, das will sagen: sie passen in alle Schuhe — und Lebensverhältnisse.

Vorgeschnitten Brod erhöht des Hungers Noth. Das ist auch so ein goldenes Sprüchlein, das besonders auf deine Knechte und Mägde paßt, Hausmutter. Wer arbeitet, will und soll auch essen. Kargt's und geizt's da, o weh dann! Unlust ist das Erste; Schnaufen ist das Zweite! Und es folgt noch drei und — vielmehr. Schneid' kein Scheibchen Brod vor. Laß deine Leute essen. Sie werden eher satt; denn meinen sie, du seheſt aufs Essen, so ist ihr Hunger nie am Ende, denn die Begierde speist ihn!

aber bewies, daß er im Geigen Fortſchritte gemacht habe, ſo wurde das geringe Zeugnis überſehen und, wie gewöhnlich, von dem Vater wie von dem Sohne der Ungerechtigkeit und Parteilichkeit der Lehrer angeſchrieben.

Kurz, als Joſeph die Prüfung machen ſollte, die für ihn die höhere bergmänniſche Laufbahn aufſchließen mußte, fiel er glänzend durch, und vor dieſe Laufbahn war nun ein Riegel vorgeſchoben.

Die Mutter erlebte dieſe Demütigung nicht mehr, die ſie wohl manchmal auf Grund der ſchlechten Zeugniſſe Joſephs ihrem Manne vorausgeſagt hatte, ohne jedoch bei ihm dafür Gehör zu finden. Sie ſtarb, ehe es zur Prüfung gekommen war.

Den Vater wurmte es zwar ſehr, daß nun ſeine hochfliegenden Pläne für Joſeph durchkreuzt waren, aber er tröſtete ſich damit, daß Joſeph ja gar nicht nötig habe, Bergmann zu werden, daß er ja doch einmal das Hofgut ſeines Großvaters von mütterlicher Seite erben werde und dann als Hofbeſitzer doch ein gemachter Mann ſei.

Mit dieſem Plane aber kam er bei Joſeph übel an, dem er, wie die Liebe zur Muſik, ſo auch die Liebe zum Bergmannsſtande von Jugend auf eingeimpft hatte.

„Was?“ erwiderte Joſeph, ſo oft der Vater davon anfing, daß er nun zum Großvater gehen müſſe, um die Landwirtſchaft zu erlernen, „was? Ich ſoll hinter dem Pflug herlaufen und Miſt laden und all die häßlichen, ſchmutzigen Bauernarbeiten thun, vor denen ich von Kind auf einen Abſcheu hatte, den ich auch der Mutter zuliebe nicht überwinden konnte? Nein, daraus kann nichts werden! Das thue ich nie und nimmermehr! Ich will werden, was du biſt, und nichts anderes: ein Bergmann!“

„Ja,“ entgegnete dann wohl ärgerlich der Vater, „dann lerneſt du auch auf der Schule fleißiger ſein ſollen. Jetzt kannſt du's allerhöchſtens bis zum Oberſteiger bringen, und als ſolcher bleibſt du all dein Lebtage ein abhängiger Mann, der ſich von den höheren Beamteten muß kommandieren und hudeln laſſen, während du als Gutsbeſitzer ein freier, unabhängiger Mann ſein würdeſt, der ſeinem eigenen Kopfe folgen kann.“

„Mag alles sein," antwortete Joseph fest und bestimmt, „aber ich werde einmal kein Bauer; ich werde Bergmann und sonst nichts!"

Der Vater kannte seinen Joseph zu gut, um nicht zu wissen, daß solch einer entschiedenen Willenserklärung gegenüber alles weitere Zureden überflüssig sei. Auch stimmte Josephs Lust zum Bergmannsstande zu sehr mit seiner eigenen Vorliebe für diesen Stand überein, als daß er sich hätte bewogen fühlen können, dieser Lust mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Als nun gar eines Tages die Nachricht kam, der Großvater sei plötzlich gestorben, und als sich dann bei der Ordnung seiner Angelegenheiten und seines Nachlasses herausstellte, daß das Gut zu sehr mit Schulden belastet sei, als daß Werneck dieselben von seinem eigenen Vermögen hätte bezahlen und das Gut freimachen können, daß dasselbe vielmehr unter den Hammer kommen müsse: da war alles Abraten des Vaters vom Bergmannsstande zu Ende. Joseph behielt seinen Willen.

Er mußte freilich von der Pike auf dienen und die schwere Lehrzeit des Bergmanns ganz und voll durchmachen; aber da er zu einem kräftigen Burschen herangewachsen war, so trug er alle Strapazen mit Leichtigkeit. Auch mochten dieselben dem Sohne des angesehenen Fahrsteigers wohl nicht in ihrer ganzen Schwere zugeteilt werden, sondern es mochte ihm von seiten seiner Schichtgenossen manche Erleichterung zu teil werden.

Er war zwar bei seinen Kameraden keineswegs besonders beliebt, weil er es liebte, ihnen gegenüber den Hochmütigen zu spielen und den ehemaligen Bergschüler heraushängen zu lassen; aber die Rücksicht auf den Vater ließ sie das hochmütige Benehmen stillschweigend hinnehmen, wenn sie ihn auch hinter seinem Rücken als den „durchgefallenen Bergrat" verspotteten.

Da Joseph wegen eines Herzfehlers, der bei der Musterung gefunden worden war, nicht zum Militärdienste genommen wurde, so konnte er ohne Unterbrechung die verschiedenen Stufen der niederen bergmännischen Laufbahn durchmachen und hatte es bereits bis zum Vollhäuer gebracht, als ihm plötzlich sein Vater entrissen wurde. Der-

ſelbe war nach einem Grubenunglücke, welches ſchlagende Wetter verurſacht hatten, zu frühe eingefahren, um nach den Verunglückten zu ſehen und, nachdem er ſchon durch die Gaſe halb betäubt war, durch nachſtürzendes Geſtein zerſchmettert worden.

2.

Joſeph Werneck brauchte nach dem Tode ſeines Vaters wegen ſeiner Zukunft nicht beſorgt zu ſein, auch wenn es ihm allenfalls wegen des ſchrecklichen Endes, das ſein Vater genommen hatte, leid geworden wäre, bei einem Berufe zu bleiben, der mit ſo tauſendfältigen Gefahren für Leib und Leben verbunden iſt.

Bei der Verſteigerung des großväterlichen Gutes war, nachdem alle Schulden gedeckt waren, ein immerhin noch hübſches Sümmchen übrig geblieben, das ſein Vater ſogleich zinsbar angelegt hatte. Mit den Zinſen, die dieſes abwarf, und mit denen, welche die vom Vater ſchon früher angelegten kleinen Kapitälchen eintrugen, konnte er das Gütchen, welches ſeine Eltern erworben hatten, wenn er wollte, ſo vergrößern, daß die Bewirtſchaftung desſelben ihm den nötigen Lebensunterhalt ſogar reichlich gewährt haben würde. Er hätte nicht einmal nötig gehabt, in den für ihn ſo ſauren Apfel zu beißen und ſich ſelbſt der Landwirtſchaft anzunehmen.

Denn ein alter treuer Knecht und eine noch ältere Magd, die ſeiner Mutter vom väterlichen Gute in den Eheſtand gefolgt waren und die ganzen langen Jahre über bei ſeinen Eltern treu ausgehalten hatten, dachten jetzt erſt recht nicht daran, ihren Dienſt zu verlaſſen. Sie hatten Joſeph auf den Armen getragen und aufwachſen ſehen, die alte Grete hatte ſogar nach dem Tode der Mutter vollſtändig deren Stelle bei ihm vertreten: wie hätten ihn die beiden Getreuen jetzt, wo er allein ſtand, verlaſſen können? Da der alte Jakob ſeit dem Tode der Mutter ſchon den ganzen Ackerbau allein und ſelbſtändig beſorgt hatte, weil Werneck nicht das mindeſte davon verſtand und auch keine Luſt bezeugte, etwas zu lernen, ſo konnte das ja einſtweilen ruhig ſo fortgehen, ſolange es wenigſtens Joſeph nicht einfiel, das Gütchen mit ſeinem Gelde zu vergrößern

und so dem alten Knechte eine zu schwere Last aufzubürden.

Dazu hatte aber Joseph einstweilen wenigstens durchaus keine Lust. Denn die Landwirtschaft war einmal nicht nach seinem Sinne; er hing mit ganzer Seele an seinem Bergmannsberufe und dachte nicht im entferntesten daran, denselben aufzugeben.

Er stand jetzt in seinem 24. Lebensjahre und war ein tüchtiger Bergmann geworden, den das, was auf der Bergschule von bergmännischen Kenntnissen ohne allzugroße Mühe an ihm hängen geblieben war, doch sehr gefördert und ihm über seine Kameraden ein geistiges Übergewicht verschafft hatte. Das wußten auch seine Vorgesetzten wohl und beförderten ihn deshalb, wohl nicht ohne Rücksicht auf seinen im Berufe verunglückten Vater, einzelne auch vielleicht aus Rücksicht darauf, daß sie von seinem Vater her noch Geldverpflichtungen gegen ihn hatten, bald nach des Vaters Tode zum Steiger.

Diese schnelle Beförderung aber, zu der manche ältere Bergleute scheel genug sahen, weil sie allen Grund gehabt hätten, die Stelle des Steigers für sich zu erwarten, weckte wieder in hohem Maße bei Joseph den Hochmut auf, den er bisher, wo er nur als Gleicher unter seinen Kameraden gestanden, nicht besonders hatte geltend machen können. Nun war er aber ihr Vorgesetzter, und alsbald fing auch der böse Herzensgast wieder an, sich recht deutlich bemerkbar zu machen.

Er hob jeden andern Verkehr als den dienstlichen mit seinen bisherigen Genossen auf und spielte den Vorgesetzten in so auffallender Weise, daß man heimlich über ihn lachte und hinter seinem Rücken ihn jetzt erst recht verspottete.

Anderes als höchstens Spott verdiente er aber auch nicht. Denn so streng er auch im Dienste war und so unnachsichtig gegen jede Ungebühr, so gerecht war er doch auch. Wer seine Pflicht so ganz und gewissenhaft that, wie er selbst sie zu thun sich bemühte, der durfte sich seines Wohlwollens versichert halten.

Die Vorgesetzten erkannten bald, daß sie mit seiner Beförderung zum Steiger einen glücklichen Griff gethan hatten, und daß die höheren Kenntnisse, die er sich er-

worben, ihn mehr als jeden andern zu diesem Posten befähigten. Als es sich darum handelte, ganz in der Nähe von A.... einen neuen Stollen einzutreiben, übertrugen sie ihm, da ein anderer älterer Steiger nicht so nahe wohnte, die Leitung der dazu erforderlichen Arbeiten.

Das war aber wieder neue Nahrung für Josephs Hochmut, und den ließ er jetzt in noch höherem Maße an den Tag treten. Überall forderte er für sich den ersten Platz, und wo ihm dieser etwa durch einen älteren Steiger streitig gemacht wurde, da blieb er künftig weg. Ins Wirtshaus, wohin er sonst wohl einmal gegangen war, ging er jetzt nicht mehr, weil er sich da zu seinen Untergebenen hätte setzen müssen, sondern suchte seine ganze Unterhaltung und Erholung bei seiner lieben Geige, die er so meisterhaft spielte, daß man wohl draußen auf der Gasse stehen blieb und ihm fast bis zum letzten Striche zuhörte.

Aber die Begünstigung, die er von seiten seiner Vorgesetzten erfuhr, diente zu seinem Unglück. Er bildete sich allmählich ein, daß er denselben unentbehrlich sei, und erlaubte sich darum ihnen gegenüber Reden, die ihm nicht geziemten, erlaubte sich sogar, nicht nur ihren Anordnungen zu widersprechen, sondern auch dieselben einfach unausgeführt zu lassen und nach seiner eigenen Ansicht zu verfahren.

Mehrmals kam er mit einer ernsten Warnung davon, aber als dies nicht mehr half und er immer trotziger und eigenmächtiger zu werden anfing, wurde er endlich abgelegt und seine Stelle einem andern übertragen. Vielleicht hätte eine demütige Bitte um Verzeihung und das Versprechen, sich bessern zu wollen, hingereicht, um diese Maßregel rückgängig zu machen; aber dazu verstand sich der Hochmütige nicht, obwohl es ihm selbst von seinen Vorgesetzten, die ihn nur ungern aus dem Dienste verloren, durch dritte Hand nahegelegt wurde.

Bernek beantwortete vielmehr seine Entlassung damit, daß er allen Beamten, von denen er noch Schuldscheine in Händen hatte über Beträge, die ihnen sein verstorbener Vater geliehen hatte, die Schuld kündigte und sogar einen von ihnen, der nicht sogleich nach Ablauf der im Schuld-

ſcheine feſtgeſetzten Kündigungsfriſt bezahlte, beim Gericht belangte.

Damit war ſelbſtverſtändlich jede Brücke abgebrochen, auf welcher wieder eine Rückkehr zum Bergmannsſtande möglich geweſen wäre, und Werneck mußte ſich mit dem ihm wenig zuſagenden Gedanken abfinden, nun doch ein Bauer zu werden und die Landwirtſchaft zu betreiben.

Aber dann wollte er wenigſtens kein kleines Bäuerchen ſein, ſondern ſogleich die Sache ins Große treiben. Wo nur irgend ein guter Acker oder eine fette Wieſe zur Verſteigerung kam, erwarb er dieſelbe auch, weil er das Geld dazu hatte, ſtets der Letztbietende zu bleiben. Daß man ihm, als es einmal bekannt war, daß er nicht leicht ein gutes Ackerſtück fahren laſſe, den Steigpreis abſichtlich hinauftrieb, achtete er weiter nicht. Er wollte eben zeigen, daß er das Geld dazu habe, auch einen zu hohen Steigpreis zu bezahlen.

Ja, als durch den plötzlichen Tod eines Dorfbewohners, der Waiſen aus zwei verſchiedenen Ehen hinterließ, deſſen ganzes Gut verſteigert werden wußte, da bot zwar Werneck nicht auf die einzeln zur Verſteigerung kommenden Acker mit, aber als nachher das Gut im ganzen zur Verſteigerung angeſetzt wurde, weil die einzelnen Parzellen nicht recht an den Wert gekommen waren, erwarb er dasſelbe als ſein Eigentum.

Er war jetzt unſtreitig der begüterſte Bauer in ganz A...., wenn ihm auch ſein Gut ſchweres Geld gekoſtet und die väterlichen Erſparniſſe faſt aufgezehrt hatte. Aber nun war es auch aus damit, daß die beiden alten getreuen Dienſtboten den ganzen Ackerbau allein beſtritten, wie ſie es bisher gethan hatten und hatten thun können. Es mußte dem alten Jakob ein jüngerer Knecht an die Seite geſtellt werden, und als gar die alte Grete, nachdem ſie die ihr auferlegte Laſt eine Zeit lang getragen hatte, darunter zuſammenbrach und ſich aufs Krankenbett legen mußte, von dem ſie nach der Meinung des Arztes ſich nicht wieder erheben würde, und die Magd, die ihr zur Seite geſtellt worden war, ſich als unfähig erwies, das Hausweſen zu leiten, da ſah ſich Werneck genötigt, ans Heiraten zu denken.

Er hatte bisher, so oft ihn die alte Grete auch dazu mahnte, sich noch nicht dazu verstehen wollen, eine Frau zu nehmen. Denn ein gewöhnliches Bauernmädchen zu heiraten, wie es sich für sein großes Gut gepaßt hätte, war er zu hochmütig und doch auch wieder zu klug, um nicht einzusehen, daß er eine Städterin, die von der Landwirtschaft nichts oder doch nur wenig verstand, nicht brauchen könne.

Da kam mit einem Male auf das etwa eine Stunde von A.... entfernte, mitten im Walde gelegene Forsthaus ein neuer Revierförster, der ebenso wie Werneck ein großer Musikfreund und besonders ein tüchtiger Klavierspieler war. Kaum hatte derselbe von Wernecks Geigenspiel etwas vernommen, als er sich auch in A.... einfand und Werneck besuchte. Da sich beide gegenseitig gefielen, so wurde alsbald verabredet, daß sie je und dann zusammen musizieren wollten. Aus dem „je und dann" wurde aber schnell ein „oft", für Wernecks Ökonomie ein „zu oft". Denn der alte Jakob war nicht imstande, außer der Arbeit, die er daheim zu verrichten hatte, auch noch dem Knecht draußen nachzugehen und ihn zu beaufsichtigen, und da derselbe noch zu jung war, um überall selbst das Rechte zu finden und zu thun, auch nicht an einem Übermaß von Fleiß litt, so ging es eben, wie es konnte, aber nicht immer, wie es sollte. Es fehlte zu oft das Auge des Herrn, der seine Gänge nach dem Forsthause immer häufiger werden ließ.

Was ihn aber dorthin zog, war nicht allein die Musik. Der Revierförster hatte eine Tochter, die an dem häufigen Kommen Wernecks schließlich noch mehr Ursache war als die Musik. Marie war ein hübsches, blühendes Mädchen, das Werneck schon beim ersten Besuche überaus wohlgefallen hatte. Dieses Wohlgefallen steigerte sich aber immer mehr, als er wahrnahm, mit welcher Umsicht und mit welchem Fleiße Marie das väterliche Hauswesen führte, dem schon seit längerer Zeit die Hausfrau fehlte, und wie mütterlich sie sich der jüngeren Geschwister annahm.

Marie hatte es bald weg, daß Werneck nicht nur der Musik wegen so häufig kam. Die freudigen Blicke, mit denen er sie stets bei seinem Kommen begrüßte, die unverwandte Aufmerksamkeit, die er ihr widmete, wenn sie

ſo flink und doch ſo ruhig und geräuſchlos ihre häuslichen Geſchäfte verrichtete und für die Geſchwiſter ſorgte, die

häufigen Fehler, die er beim Zuſammenſpielen mit dem Vater machte, wenn ſie im Zimmer war, weil ſeine Augen anſtatt auf die Noten, auf ſie hinſahen, ſo daß der Vater

oft ordentlich ärgerlich wurde und zur Aufmerksamkeit mahnen mußte: das alles war für den weiblichen Scharfblick genug, um sich über die wahren Absichten Wernecks klar zu werden.

Und da Werneck ein schöner, stattlicher Mann geworden war, sich auch so zu benehmen wußte, wie es ein gewöhnlicher Bauer nicht gekonnt hätte, so neigte sich ihr Herz allmählich ihm zu, und sie gab ihm gerne das Jawort, als er sie einmal allein traf und sie fragte, ob sie sich entschließen könne, seine Frau zu werden.

Der Vater, dem wohl auch Wernecks Absichten nicht verborgen geblieben waren, der aber nicht gerne daran denken mochte, Marie schon jetzt von sich zu lassen, weil die nächstfolgende Tochter noch etwas zu jung war, um an ihre Stelle treten zu können, that, als merke er nichts von Wernecks Plänen. Aber als derselbe endlich mit einer förmlichen Werbung um Mariens Hand vor ihn trat und ihn um seine Einwilligung bat zu dem Bunde, den er mit Marie geschlossen habe, mochte er doch nicht Nein sagen. Die gesicherte Lebensstellung, welche seine Tochter bei dem wohlhabenden Manne fand, die Nähe des Orts, der Mariens Heimat werden sollte, der Ruf eines stillen, häuslichen Mannes, der Werneck von allen, die ihn kannten, gezollt wurde: das alles bewog ihn, auch seinerseits dem Freier das Jawort zu geben, der ihm durch seine Liebe zur Musik längst lieb und wert geworden war.

Daß man Werneck hier und da wegen seines Hochmuts tadelte und denselben auch als Grund seines zurückgezogenen Lebens angab, glaubte er, nicht hoch anschlagen zu sollen, da ihm selbst gegenüber bei Werneck noch nie etwas von Hochmut zu Tage getreten war, am wenigsten etwas von Hochmut auf seinen Reichtum. Er hielt den gegen Werneck erhobenen Vorwurf des Hochmuts einfach für eine Ausgeburt des Neides von seiten solcher, die nicht so gut gestellt waren wie sein Schwiegersohn. In dieser seiner guten Meinung von Werneck wurde er noch dadurch bestärkt, daß dieser den ausdrücklichen Wunsch aussprach, die Hochzeit möge in aller Stille auf dem Forsthause gefeiert werden.

Er würde freilich etwas anderer Meinung geworden sein, wenn er dem Bräutigam hätte ins Herz sehen können. Denn dann hätte er gefunden, daß dessen Wunsch nur darin seinen Grund hatte, daß er von seinen Mitbürgern in A.... niemand zur Hochzeit einladen wollte, von den Bergbeamten aber, die er wohl gerne als Hochzeitsgäste gehabt hätte, niemand einladen konnte, weil keiner von ihnen eine Einladung angenommen haben würde.

3.

Die Wahl, welche Werneck für seine Ehe getroffen hatte, erschien nach allen Seiten hin als eine vortreffliche.

Außer einer ganz einfachen Ausstattung brachte ihm die junge Frau zwar kein Vermögen zu; aber sie erwies sich als eine tüchtige Hausfrau, die wohl imstande war, die Leitung einer so großen Landwirtschaft zu führen, wie sie ihr jetzt unter die Hände kam. An ihrem Manne hatte sie dabei keine große Hilfe. Kaum daß derselbe sich dazu bequemte, den beiden Knechten nachzusehen, die jetzt hatten eingestellt werden müssen, weil der alte Jakob nur noch daheim in den Ställen sich beschäftigen und da die Aufsicht führen konnte. Aber selbst gehörig mit einzugreifen fiel ihm nicht ein. Seinen Widerwillen gegen die gewöhnlichen ländlichen Arbeiten, die ja freilich nicht immer die angenehmsten sind, konnte er auch jetzt nicht überwinden und überließ dieselben ganz den Knechten, während er selbst eigentlich nur auf den Feldern spazieren ging.

Anfangs machte ihm seine Frau wohl deshalb leise Vorstellungen, die er zuerst scherzend, je länger, je mehr aber schroff, ja selbst grob zurückwies. Auch ihr Vater, bei dem Marie deshalb Klage geführt hatte, versuchte vergeblich, in Güte eine Änderung Wernecks herbeizuführen.

„Wozu habe ich denn meinen Reichtum," sagte er, „wenn ich mich schinden und plagen soll wie andere arme Bauern? Ich will meines Lebens auch froh werden und mich nicht vor der Zeit durch Arbeiten und Schaffen ruinieren."

Desto fleißiger nahm sich aber nun seine Frau der Sache an und hatte sich bald unter dem Beirate des alten

Das aber ist auch nicht zu vergessen: **Vergessen Brod macht darben.** Du lieber Gott, das vergessene Brod ist das Brod, das man **vor dem Bezahlen** schon gegessen hat, also gebergtes Brod. Eßschulden sind in aller Welt die schlimmsten, weil **man nichts mehr** davon und dafür aufzuweisen hat. Gewiß **macht** also vergegessenes Brod darben, denn es stürzt in Schulden und Noth, die allemal folgen. Darum halt' zu Rath und hüte dich vor Eßschuld, Hausmutter! O, es gibt viele Hausfrauen, die borgen beim Metzger und Bäcker, und Gott weiß, wo noch sonst; aber das Geld hängen sie in Flitterstaat an ihren Leib. Armer Mann! Arme Kinder! Arme Mutter, von der man fast sagen möchte, es wär' ihr auch besser, wenn sie einen Mühlstein am Halse hätte und läge im tiefsten Meere! Sie ist ein Judas an ihrem Gatten, an ihren Kindern, an sich selbst! Aufgepaßt, ihr Hausmütter! Seht 'mal nach, ob der Spiegel nicht Euer Bild zurück wirft?

---

11. Ein Räthsel.

Still senkt man's in die Tiefe,
Und zieht es rasch heraus;
Und was sich ließ verlocken,
Muß dienen nun zum Schmaus.
Und just dasselbe ächzet,
Wird's mit der Thür gedreht,

erfahrenen und goldtreuen Jakob so in die ländlichen Geschäfte eingeschossen, daß sie auch ohne ihren Mann fertig werden, die nötigen Anordnungen treffen und Gesinde und Tagelöhner anweisen und überwachen konnte. Ja, sie hielt sich nicht zu gut, selbst mit anzupacken, wenn es galt, und dem Gesinde das Vorbild eines unermüdlichen Fleißes zu geben. Wenn sie sich dabei der stillen Hoffnung hingab, ihr gutes Beispiel werde nicht ohne Einwirkung auf Werneck bleiben und ihn auch zum Mitarbeiten bewegen, so täuschte sie sich darin sehr. Ihr Mann hatte höchstens ein Wort des Lobes über ihren Fleiß; aber dies Lob wurde in einem Tone gespendet, der mehr nach Hohn klang als nach Aufrichtigkeit.

Nichtsdestoweniger hatte Werneck seine Frau wirklich lieb, da sie überaus gutmütig war und, nachdem sie ihre Vorstellungen als fruchtlose eingestellt hatte, nur Ruhe und Frieden im Hause zu erhalten suchte. Ihre Gutmütigkeit trat besonders hervor in ihrem Verhalten gegen die beiden alten Dienstboten. Sie pflegte trotz der vielen Arbeit, die auf ihren Schultern lag, die alte Grete auf das liebreichste, bis dieselbe ihrer Krankheit erlag, und wie oft nahm sie dem alten Jakob, wenn sie sah, wie sauer ihm die Arbeit wurde, ein gut Stück davon selber ab!

Da Werneck sein Hauswesen so gut versorgt wußte, ging er häufig in die Kreisstadt, besonders nachdem sein Schwiegervater in eine ziemlich entfernte Gegend versetzt worden war. Da liebte er es denn sehr, den reichen Gutsbesitzer zu spielen, und vergaß auch gegen die, welche ihm diesen Titel gaben, seinen Hochmut so weit, daß er sich mit ihnen zusammensetzte und sie traktierte, auch wenn sie ganz geringe Leute waren.

Seine Gänge nach der Stadt wurden noch häufiger, nachdem er von dem Leiter des städtischen Musikvereins, der davon erfahren hatte, daß er ein tüchtiger Violinspieler sei, eingeladen worden war, sich an dem Vereine zu beteiligen, und diese Einladung auch angenommen hatte. Und wie er erst in einem Konzerte, welches der Verein gab, ein Solo auf der Geige vorgetragen und großen Beifall damit geerntet hatte, wurde er Feuer und Flamme für den Verein und brachte auch daheim in noch höherem

Maße, als er es bisher schon gethan hatte, seine Zeit mit dem Geigenspiele hin. Man gab ihm deshalb im Dorfe den Spitznamen „Geigenbauer" und prophezeite ihm allgemein trotz seines Reichtums kein gutes Ende.

Allein das böse Ende kam doch nicht, wenigstens nicht so bald und nicht in der Weise, wie man sich's gedacht hatte. Die Tüchtigkeit der jungen Frau, die Umsicht, mit der sie alles anzuordnen verstand, der Eifer, mit dem sie selbst überall angriff und durch den sie auch das Gesinde zum Fleiße anspornte, die wahrhaft mütterliche Fürsorge, die sie bei all ihrer Entschiedenheit den Dienstboten widmete und durch die sie wirklich gute und brauchbare Dienstboten stets längere Zeit zu halten wußte: dies alles wirkte zusammen, die Wirtschaft aufrecht zu erhalten, ja voranzubringen, so wenig sich auch ihr Mann darum bekümmerte.

Die Anhänglichkeit und Treue der Dienstboten bewährte sich besonders, als im dritten Jahre ihrer Ehe ein Töchterchen geboren wurde, und Frau Verneck viele Wochen lang nicht zum Rechten sehen konnte, weil sie längere Zeit leidend blieb. Es ging trotzdem alles seinen richtigen Gang, zumal da sich Werneck nun doch herbeiließ, sich der Wirtschaft etwas mehr anzunehmen und seine Gänge nach der Stadt zu beschränken.

Zu solcher Änderung trug aber bei ihm noch mehr als die Rücksicht auf seine nur langsam sich erholende Frau das kleine Evchen bei. An dem hübschen Kinde, das ganz die Züge der schönen Mutter trug, hatte der Vater eine außerordentliche Freude, die mit der fortschreitenden Entwickelung des Kindes noch zunahm. Er hatte zwar gewünscht, daß sein erstgeborenes Kind ein Sohn sein möge; aber das kleine muntere Mädchen, das ihn mit seinen hellen schwarzen Augen so herzig ansah und anlachte, ja das wohl mitten im Weinen plötzlich stille wurde, wenn er zur Geige griff und zu spielen begann, gewann ihm von Tag zu Tage mehr das Herz ab.

So oft er von einem Gange ins Feld nach Hause kam, ging seine erste Frage nach dem Kinde, und oft genug küßte er es dann aus dem tiefsten Schlafe wach und nahm es, wenn es ihn anlachte, auf seine Arme.

Seine kluge Frau verstand es, die Liebe zu dem Kinde recht zu nähren, und erreichte es dadurch, daß Werneck kaum mehr daran dachte, bloß zu seinem Vergnügen nach der Stadt zu gehen. Und als nun auch der alte Jakob, der bisher immer noch, soviel er konnte, thätig gewesen war, mit Tod abging, da mußte sich Werneck sagen, daß es jetzt seiner Frau nicht mehr möglich sei, sowohl die Leitung der Wirtschaft ganz zu übernehmen, als auch seinem lieben Töchterchen die nötige Sorgfalt zuzuwenden. Er nahm sich deshalb jetzt der Wirtschaft mit größerem Ernst und Eifer an, und als eine vorzügliche Ernte eintrat, schien er sogar wirkliche Lust zur Landwirtschaft zu bekommen und griff auch selbst mit an, wo es erforderlich schien.

So blieb der Untergang, den man für seine Landwirtschaft prophezeit hatte, nicht nur aus, sondern sein Wohlstand nahm eher zu als ab. Aber mit dem wachsenden Wohlstande wuchs auch seine Liebe zu Geld und Gut. Der Hochmut und der Ehrgeiz, davon er früher ganz erfüllt war, gingen mehr und mehr in Habgier und Geldgeiz über, ohne doch selber dabei ganz unterzugehen. Er lieh seine Ersparnisse am liebsten in kleinen Beträgen an geringe Leute aus und sicherte sich für allenfallsige zweifelhafte Rückzahlung durch hohe Zinsen, die er sofort, wenn sie fällig waren, mit rücksichtsloser Härte eintrieb.

Im Laufe der Jahre schenkte ihm seine Frau noch zwei Kinder, und zwar zwei Söhne, die aber beide schon nach kurzer Zeit wieder starben. Die Geburt des zweiten war mit der Gesundheit der Mutter erkauft. Sie kränkelte seitdem beständig, und es bildete sich bei ihr ein Zehrfieber aus, das kurz nach dem Tode des zweiten Knaben auch ihrem Leben ein Ende machte.

Werneck betrauerte sie tief. Er hatte auch dazu mehr Ursache, als er selbst ahnte und wußte. Denn Frau Werneck war der gute Engel des Hauses gewesen und hatte oft genug von demselben den Fluch abgewendet durch die Wohlthaten und Hilfeleistungen, die sie insgeheim den Armen spendete, die ihres Mannes schonungslose Härte zu erfahren bekamen.

Als Werneck mit dem nun 15jährigen Evchen von der Beerdigung seiner Frau nach Hause kam, schloß er das Mädchen unter heißen Thränen in die Arme und rief:

„Nun habe ich niemand mehr als dich, Evchen! Nun wollen wir zwei aber auch treu zusammenstehen und uns recht lieb haben!"

Bitterlich weinend schmiegte sich Evchen an des Vaters Brust. Sie hatte die Erfahrung machen müssen, daß die zärtliche Liebe, die ihr Werneck anfangs hatte zu teil werden lassen, kälter geworden war, als die beiden Brüderchen kamen, und sich mehr denen zugewendet hatte. Deshalb that ihr jetzt das Wort des Vaters äußerst wohl, und sie gab demselben durch wiederholtes Nicken mit dem Kopfe schluchzend ihre Zustimmung.

Was Evchen schon in der Wiege versprochen hatte, das war im Laufe der Zeit glänzend in Erfüllung gegangen. Sie war ein bildschönes Mädchen geworden, das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter. Letzteres mochte hauptsächlich dazu beitragen, daß ihr der Vater nun die ganze volle Liebe zuwandte, deren er fähig war, wenn auch der Stolz dabei etwas mitspielen mochte, Vater eines Kindes zu sein, dessen Schönheit ihm oft genug von solchen, die seine Schwäche kannten oder Gründe hatten, sich ihn geneigt zu erhalten, laut und begeistert gerühmt wurde.

Aber es konnte Evchen auch mit vollem Rechte ein noch höherer und besserer Ruhm beigelegt werden, als der, daß sie schön sei; sie durfte auch gerühmt werden als ein stilles, sittiges, fleißiges Mädchen. Sie war ebenso wie äußerlich auch innerlich nach ihrer Mutter geartet, weil sie sich gerade in den Jahren, darin sich die Eigenart des Menschen gewöhnlich herausbildet, um so enger und inniger an die Mutter angeschlossen hatte, je mehr sie zu fühlen bekam, daß die Liebe des Vaters zu ihr erkalte. So war sie an dem Vorbilde der Mutter herangewachsen und hatte von ihr gelernt, die Hände zu rühren zu fleißiger Arbeit, aber auch sie aufzuthun zu mildherzigen Gaben an Arme und Notleidende.

Wäre es anders nicht gegangen, so wäre sie wohl jetzt schon mit Unterstützung einer tüchtigen Magd imstande gewesen, das ausgedehnte Hauswesen zu leiten. Aber das

wollte ihr Vater nicht. Sein Evchen sollte nicht, wie er sich ausdrückte, verbauern im bloßen Verkehr mit Gesinde und Tagelöhnern und im Arbeiten für das Haus und den Ackerbau. Sie sollte etwas mehr werden als ein gewöhnliches Bauernmädchen, das nur für einen Bauer einst als Frau paßte.

Wie sehr sich auch Evchen dagegen sträuben mochte, wie sehr sie auch unter hellen Thränen den Vater bat, er möge sie doch bei sich behalten, Werneck that es nicht anders, sie müsse wenigstens zwei Jahre lang die höhere Töchterschule in der Kreisstadt besuchen, und es blieb Evchen nichts übrig, sie mußte sich endlich in den unbeugsamen Willen des Vaters fügen. Mit schwerem Gelde verschaffte ihr der nun das Unterkommen in einer gebildeten Familie, in der sie auch in gesellschaftlicher Beziehung etwas profitieren und die rauhe, derbe Bauernart etwas abschleifen konnte.

Er selbst nahm sich eine arme kinderlose Witwe ins Haus, die das Hauswesen zu seiner Zufriedenheit verwaltete, und da er sich jetzt daran gewöhnt hatte, mit Eifer und Ernst sich um den Ackerbau zu bekümmern, und deshalb auch etwas davon gelernt hatte, so ging alles gut. Nur die Armen und Notleidenden bekamen es zu spüren, daß es jetzt im Werneckschen Hause anders geworden war, als früher, und daß nun die linden Hände und die guten Herzen ganz fehlten, denen sie früher so manche stille Wohlthat zu danken hatten.

Werneck fiel immer mehr in die Stricke des Geizes und der Habsucht, die sein Herz verhärteten nicht nur für jede Regung des Mitleids, sondern sogar gegen die sänftigende Musik. Er saß jetzt lieber, als daß er zur Geige griff, an seinem Pulte und berechnete seine Zinsen; der Klang des Geldes, das er zählen konnte, war ihm die schönste und liebste Musik.

4.

Für Evchen hatte der zweijährige Aufenthalt in der Stadt nicht die üblen Folgen, die sich so oft bei Mädchen aus ländlichen und bäuerlichen Verhältnissen einstellen, wenn sie in städtische verpflanzt werden.

Wenn auch ihr Vater, der ihr gegenüber keinen Geiz zu kennen schien, bereit war, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und ihr ein reichliches Taschengeld aussetzte, sie verfiel weder in Putzsucht noch in Vergnügungssucht. Sie fand freilich auch in der Familie, bei der sie untergebracht war, und die eine wirklich gebildete war, weder zu der einen noch zu der anderen irgendwelche Anregung oder gar Förderung.

Sie blieb das stille, einfache, fleißige Mädchen, als welches sie in die Stadt gekommen war, und bewies dies thatsächlich dadurch, daß sie nach ihrer Rückkehr ins Vaterhaus sofort wieder frisch im Hauswesen mit angriff, mehr als es der etwas selbständig gewordenen Haushälterin lieb war.

Werneck wandte dagegen auch seinerseits nichts ein, da er sich bei der kindlichen Liebe, mit der Evchen für ihn sorgte und alle seine Wünsche zu befriedigen, ja zu erraten wußte, ehe sie ausgesprochen waren, bedeutend wohler fühlte, als bei der Behandlung der fremden Person, die er sich bisher hatte müssen gefallen lassen. Allein das wollte er durchaus nicht dulden, daß sich Evchen auch an Feldarbeiten beteiligte, so gerne sie das auch gethan hätte.

Der einzige im Dorfe, mit dem Werneck von jeher einen etwas näheren Verkehr unterhalten hatte, war der alte Lindner, ein in den Ruhestand getretener Bergmann, der sich neben ihm ein kleines Häuschen erbaut hatte, worin er, da seine Frau schon längst verstorben war, mit seinem einzigen Sohne Konrad zusammen hauste. Er besaß außer seinem Ruhegehalte nur ein oder zwei Äckerchen, die er mit Konrad selbst bebaute, und dieser ging, wenn er für sich selbst nichts zu thun hatte, in den Tagelohn.

Was Werneck zu dem alten Lindner hinführte, war der Umstand, daß dieser es verstand, den Nachbar bei seiner schwachen Seite zu fassen, ihm so recht nach dem Munde zu reden und seinem Hochmute zu schmeicheln. Es vergingen wenig Tage, an denen Werneck nicht dem alten Manne Gelegenheit gab, diese nicht gerade schöne Kunst an ihm zu üben.

Konrad Lindner hätte gerne den väterlichen Beruf ergriffen und wäre Bergmann geworden. Aber davon

wollte sein Vater durchaus nichts hören, obschon Werneck mit seiner unerloschenen Liebe zum Bergmannsstande dem Alten manchmal zuredete, in den Wunsch Konrads zu willigen. Lindner kannte zu gut aus langjähriger Erfahrung die Schattenseiten des Bergmannsstandes, besonders die täglichen Gefahren für die Grubenarbeiter, als daß er's übers Herz hätte bringen können, seinen lieben Konrad dieser Gefahr preiszugeben. Er spürte auch an seinem eigenen Leibe zu sehr, wie aufreibend und gesundheitsgefährlich die Arbeit in der Grube sei, und wie sie vor der Zeit alt mache, als daß er Konrad, der ja seine einzige Stütze war, und den er kaum entbehren konnte, hatte gestatten sollen, diese Arbeit zum Lebensberuf zu wählen.

Konrad war ein braver Sohn, der ohne allzu großes Widerstreben seine eigenen Wünsche hinter die väterlichen zurückstellte. Er taglöhnerte also im Sommer bei den Bauern des Dorfes, und da er treu, anstellig und fleißig war, fehlte es ihm nie an Arbeit. Im Winter flocht er Körbe und Bienenstöcke und lieferte durch seine Arbeit einen schönen Beitrag zum Ruhegehalte des Vaters, so daß beide, wenn auch kein reichliches, so doch ein völlig genügendes Einkommen hatten.

Konrad war von Kind auf Evchens Gespiele gewesen, obwohl er zwei Jahre älter war als sie. Werneck hatte es nicht gelitten, daß Evchen mit anderen Kindern des Dorfes viel Umgang habe; aber mit Konrad machte er eine Ausnahme. Evchen durfte nicht nur nach Belieben ins Nachbarhaus gehen, sondern auch Konrad zum gemeinschaftlichen Spiele herüberbringen; denn auch die Mutter hatte gegen den stillen, braven Knaben nichts einzuwenden, wenn sie auch die Zuneigung ihres Mannes gegen den Vater desselben durchaus nicht teilte.

War es da zu verwundern, daß sich die beiden Kinder enge aneinander schlossen, da Konrad auch seinerseits den Umgang mit den Dorfbuben sehr beschränkte, um Evchen seine Zeit widmen zu können?

Als aber Evchen so schön und lieblich unter seinen Augen heranwuchs, und auch er sich jeden Tag mehr zu einem hübschen, kräftigen Burschen entwickelte, der jetzt schon in Wernecks Wirtschaft allerlei Dienste leisten konnte und den

größten Teil des Tages drüben war, darf es da wundernehmen, daß der Anſchluß der beiden Nachbarskinder aneinander immer inniger wurde, und daß ihre Gefühle füreinander immer mehr das Kindliche abſtreiften und ernſter wurden?

Ja, als Evchen wie eine herrlich erblühte Roſe aus der Stadt zurückkehrte und alsbald wieder ganz in dem früheren Tone mit Konrad verkehrte, nicht aber, wie dieſer befürchtet hatte, als ein Stadtdämchen ſich von ihm zurückhielt, war es da zu verwundern, daß Konrad eines Tages, als er mit Evchen allein war, ihr ſeine Liebe geſtand und das gleiche Geſtändnis von ihr eintauſchte?

Hätte Evchen noch eine Mutter gehabt, ſo würde die es wohl ſchnell herausgehabt haben, wie es zwiſchen ihr und Konrad ſtand, würde bald dahinter gekommen ſein, warum Konrad für kleine Dienſtleiſtungen in Wernecks Wirtſchaft durchaus keine Bezahlung annehmen wollte, weil ihm das Zuſammenſein mit Evchen Lohn genug war. Aber Werneck ließ ſich von dem Verhältniſſe, welches zwiſchen Konrad und ſeiner Tochter beſtand, auch nicht im entfernteſten etwas träumen. Wie hätte er auch auf den Gedanken kommen können, daß der Burſche, der gelegentlich bei ihm taglöhnerte, es wage, ſeine Augen zu ſeiner Tochter zu erheben, zu dem reichſten Mädchen des Dorfes? Eher hätte er an des Himmels Einfall gedacht. Gingen ja doch ſeine Zukunftspläne für Evchen gar hoch hinaus! Einem Bauern, und wäre er auch noch ſo reich, ſollte ſie die Hand nicht reichen, ſondern nur einem Beamten, und womöglich einem recht hochſtehenden und angeſehenen. Er wollte das viele Geld, welches Evchens Aufenthalt in der Stadt gekoſtet hatte, und das ihm doch manchmal, wenn er es auszahlen mußte, etwas ans geizige Herz gegriffen haben mochte, nicht umſonſt ausgegeben haben.

Er hatte das hier und da öffentlich ausgeſprochen, und da man ſeinen Hochmut kannte, zweifelte niemand daran, daß er es auch werde wahr zu machen ſuchen, daß er wenigſtens einem Bauernburſchen keinesfalls die Hand ſeiner Tochter geben werde. Mancher brave Burſche des Dorfes, dem das ſchöne reiche Mädchen wohlgefiel, ließ ſich dadurch abhalten, um Evchen zu werben.

So ſehr dies auch nach Evchens Sinn war, da ſie einmal ihrem Konrad Treue gelobt hatte, ſo wenig ſagte es dem Hochmute ihres Vaters zu, der ſich gedacht haben mochte, die Bewerber um Evchens Hand würden ſich zu Dutzenden einſtellen, nachdem ſie in das heiratsfähige Alter getreten war, und er werde dann nichts zu thun haben, als Körbe auszuteilen. Ein junger Kaufmann aus der Kreisſtadt, der Evchen während ihres dortigen Aufenthalts kennen gelernt hatte, kam wohl, um ihre Hand anzuhalten, wurde aber von Werneck abgewieſen, weil er nur erſt ein kleines, unbedeutendes Geſchäftchen hatte, das den hohen Plänen, die Werneck für ſeine Tochter hatte, durchaus nicht entſprach.

Da kam ein neuer Revierförſter in das Forſthaus, aus dem ſich Werneck ſeine Frau geholt hatte, mit dem er aber, ſeitdem ſein Schwiegervater verſetzt war, weil ihm deſſen Nachfolger nicht gefiel, gar keine Verbindung mehr gehabt hatte.

Der neue Revierförſter war ein junger ſtattlicher Mann, dem man jedoch leicht von ſeinem Geſichte ableſen konnte, daß er bisher nicht das ordentlichſte Leben geführt habe. Man munkelte auch von ihm, daß er zur Strafe hierher verſetzt worden ſei, weil er in ſeiner früheren Stellung einen armen Mann, den er über dem Leſen von dürrem Holze im Walde betraf, und der durch eine grobe Antwort ſeinen Jähzorn reizte, ohne weiteres niedergeſchoſſen habe. Daß er gegen arme Leute roh und unbarmherzig ſei, daß er nichts lieber thue, als im Wirtshaus ſitzen, ſaufen und Karten ſpielen, das war der ſchöne Ruhm, den er ſich bald in der Umgegend erworben hatte, und der auch zu Wernecks Ohren kam.

Aber Dormann — ſo hieß der Revierförſter — war ein gewandter, glattzüngiger Menſch, der es ſehr wohl verſtand, ſeine wahre Natur zu verhüllen, und der, wenn er es darauf anlegen wollte, ſehr liebenswürdig ſein konnte. Er hatte ſchnell von dem ſchönen, reichen Mädchen in ſeiner Nähe Wind und beeilte ſich, bei Werneck Beſuch zu machen. Daß derſelbe der Schwiegerſohn eines ſeiner Vorgänger ſei, gab einen willkommenen Erklärungsgrund für dieſen Beſuch, der dadurch etwas Auffallendes hatte, daß er der einzige blieb, den Dormann in A.... machte.

Fühlte sich Werneck schon hierdurch geschmeichelt, so wurde er erst recht durch das gewandte, liebenswürdige Benehmen des Besuchers für diesen eingenommen. Die Einladung, seinen Besuch öfters zu wiederholen, ließ sich Dormann nicht zweimal sagen, da ihm Evchen auf den ersten Blick schon sehr wohlgefallen hatte, obwohl sie sich gegen ihn eher unfreundlich als freundlich gezeigt hatte. Denn auch sie kannte schon den üblen Ruf, in dem er stand, und richtete darnach ihr Benehmen ein. Er kam öfter und immer öfter zum Besuch, und bald ging das Gerede im Dorf, er komme nur wegen Evchen, die er zur Frau haben wolle.

Niemand war trauriger über dieses Gerede als der arme Konrad Lindner, der wohl merken konnte, daß Werneck das Kommen des Försters gerne sah, weil er sich auch von der dringendsten Arbeit entfernte, sobald ihm Dormanns Besuch gemeldet wurde. Er mußte Gewißheit darüber haben, wie Evchen über den Förster dachte, und verabredete mit ihr, als er wieder einmal zur Arbeit bei Werneck war, eine abendliche Zusammenkunft an dem Gartenzaune, der die beiden Nachbargärten trennte.

Unglücklicherweise kam gerade an diesem Abende auch Dormann wieder zu Besuch, und als er sich nach Evchen erkundigte, ging Werneck, der im Hause vergeblich nach ihr gerufen hatte, in den Garten, wohin, wie er von der Magd hörte, Evchen gegangen sei. Dort fand er sie bei Konrad und sah, wie dieser über den Zaun sehr eifrig mit Evchen sprach und deren Hände in den seinigen hielt.

So sehr auch der Zorn über diese Wahrnehmung augenblicklich in ihm aufbrausen wollte, bezwang er denselben doch für jetzt, that, als habe er Konrad gar nicht gesehen, da sich derselbe, sowie er die nahenden Schritte vernahm, sogleich hinter dem Zaun niedergeduckt hatte, und hieß Evchen hereinkommen. Daß sie Dormann kaum ansah und jedem Versuche auswich, den er machte, sie in das Gespräch zu ziehen, steigerte noch den Zorn, der in Wernecks Brust kochte und es ihm unmöglich machte, gegen den Besucher so freundlich und gesprächig zu sein, wie sonst.

Infolgedessen entfernte sich Dormann bald. Aber nun brach der unterdrückte Zorn Wernecks mit einem Male über das nichtsahnende Mädchen los.

Wenn Einer langsam öffnet,
Und zu dem Hausherrn geht.
Laß du dich nicht verlocken,
Bist auch kein Fischlein du!
Sei mit dem Oel nicht geizig,
Hast vor dem Aechzen Ruh'!

15. Wie einmal ein langer Streit geschlichtet wurde.

Als ich noch auf der Universität war (hat mir ein guter Freund erzählt), da wohnten mir gegenüber zwei Studenten, die alle beide Nasen hatten, daß man meinte, es wären ihrer fünf von ordentlicher Größe zusammenaddirt und die Summa der Fünf von ordentlichem Maaße, das sei so Eine von den Zweien. Sie hatten sie! da war nichts zu ändern! Nun neckten sie sich und stritten immer, wer von Beiden die Größeste habe. Das geschah besonders Mittags nach Tisch, wo wir und noch fünf Andere, die rechts und links neben uns wohnten, im Fenster lagen, eine Pfeife rauchten und kurzweilten. Wart' ich krieg' Euch! sagte Einer der Fünfe zu sich, und bestellt einen Holzfuhrmann, der ihm einen Stecken Holz fahren soll, um die Zeit, wo wir so unser Plauderstündchen im Fenster hielten, und sagt ihm: Wenn Ihr die zwei Langnasen ordentlich uzt, so gibt's für ein Schöpplein extra.

Die Heidelberger Holzfuhrleute, Holzhacker und Consorten sind nicht auf die Nase gefallen. Der nickt und sagt: Ich denk', das Schöpplein entgeht mir nicht!

Mittags liegen wir richtig wieder im Fenster und der Schalk hetzt sie wieder an einander, daß sie lachend streiten: Wer von ihnen die größeste Nase habe; da kommt langsam der Scherger mit dem Holz. Er thut,

„Was haſt du mit dem Bettelbuben drüben für eine Gemeinſchaft," fuhr er das erſchreckte Mädchen an, „daß du dich nicht ſchämſt, abends mit ihm zuſammenzukommen? Oder meinſt du, ich hätte nicht geſehen, wie er ſo zärtlich deine Hände hielt und ſo eifrig mit dir ſprach, weil er

ſich bei meinem Kommen ſogleich hinter den Zaun duckte? Heraus mit der Sprache!" ſchrie er, als Evchen nicht ſogleich antwortete.

Dieſe, die ihren Vater noch nie in ſolchem Tone zu ſich reden gehört hatte, zitterte wohl am ganzen Leibe, aber ſie erkannte auch, daß jetzt der Augenblick gekommen

sei, der über ihr Verhältnis zu Konrad entscheiden müsse. Das machte ihr Mut, dem Vater in das ternsprühende Auge zu sehen und ruhig aber entschieden zu sagen:

„Konrad und ich haben uns lieb."

„So, ihr habt euch lieb," entgegnete Werneck, und sein Zorn schien sich plötzlich in ätzenden Hohn verwandelt zu haben, „ihr habt euch lieb und wollt euch natürlich heiraten?"

„Davon war noch keine Rede zwischen uns," antwortete Evchen errötend, „aber ich wüßte niemand, dessen Frau ich einmal lieber würde, als die seine."

„Ei, das paßt ja auch vortrefflich zusammen," höhnte Werneck wieder, „des reichsten Mannes Kind und ein Bettelbube!"

„Konrad hat noch nie gebettelt," sagte Evchen entrüstet, „und wird's auch niemals thun. Daß er nicht reich ist, macht ihm keine Schande."

„Schweig stille, ungeratenes Kind!" donnerte aber jetzt Werneck im grimmigsten Zorne, „und laß dir sagen: lieber gehe ich selbst betteln, als daß ich dich dem Buben gebe und ihn zum reichen Manne mache. Von heute ab darf er keinen Fuß mehr über meine Schwelle setzen, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß ich ihn niederschieße. Und wenn ich dich noch einmal in seiner Gesellschaft sehe oder höre, daß du mit ihm gesprochen hast, dann gnade dir Gott! Du heiratest den Revierförster, wenn er um dich anhält, ohne Widerrede! Punktum!"

Evchen wußte aus Erfahrung, daß nach dem „Punktum!" nicht mehr weiter mit ihrem Vater zu reden war, und eilte schluchzend hinauf in ihr Kämmerchen. Während sie dort durch Weinen das gepreßte Herz zu erleichtern suchte und zuletzt in frommem Gebete Trost suchte, hörte sie, wie der Vater drunten noch lange mit dröhnenden Schritten umherging, ehe er sich zur Ruhe legte. Ob er sie fand? Sie wenigstens fand sie nicht. Der furchtbare Gedanke, von Konrad für immer getrennt sein zu sollen, der noch furchtbarere, die Frau Dormanns werden zu sollen, den sie ebenso sehr verabscheute, wie sie Konrad liebte, hielt sie noch lange wach, nachdem alles im Hause endlich ruhig geworden war.

Eben wollte sie sich auskleiden und ihr Lager suchen, als ein Steinchen wider ihr Kammerfenster flog. Da dieses nach dem Garten ging, wohin das Schlafzimmer ihres Vaters kein Fenster hatte, so öffnete sie leise ihr Fenster, da sie ahnte, daß das Steinchen von Konrad gekommen sei, der sie sprechen wolle.

Und richtig, drunten stand er, war, als sie öffnete, wie der Blitz den Baum hinaufgeklettert, dessen Zweige bis zu Evchens Fenster reichten, und fragte nun leise:

„Was hat's heute abend bei euch gegeben, Evchen? Dein Vater schrie ja, daß wir es drüben hören konnten."

„Ach, Konrad, mit uns ist es aus!" antwortete Evchen ebenso leise, und die wieder hervorquellenden Thränen erstickten ihr fast die Stimme. „Der Vater hat dich im Garten bei mir gesehen, und als er mich deshalb zur Rede stellte und ich ihm gestand, daß wir uns lieb hätten, wurde er schrecklich zornig und drohte, daß er dich über den Haufen schießen werde, wenn du noch einmal den Fuß über unsere Schwelle setztest. Und ich soll den Förster heiraten, wenn er um mich anhält! O Gott! O Gott!"

Zu längerem Zwiegespräch blieb keine Zeit, da Evchen hörte, wie drunten im Schlafzimmer ihres Vaters, das gerade unter dem ihrigen lag, ein Stuhl umfiel, als sei der Vater plötzlich aus dem Bette gesprungen. Wie leicht konnte eines seiner Fenster offen gestanden haben, so daß er das leise Gespräch doch vernommen hatte und nun kam, nachzusehen.

„Schnell fort!" rief sie Konrad zu und schloß geräuschlos ihr Fenster, während Konrad wie der Blitz an dem Baume niederrutschte und über den Zaun sprang.

Und Evchen hatte sich nicht getäuscht. Sie hörte, wie der Vater drunten aus seinem Zimmer trat, leise zur Hinterthür schlich, dieselbe geräuschlos öffnete und in den Garten kam. Die Flinte, die sie in seiner Hand sah, als er unter ihr Fenster kam, sagte ihr, was geschehen sein würde, wenn er Konrad getroffen hätte. Der aber war, ohne von Werneck gesehen zu werden, in sein Haus gekommen, und als Werneck Evchens Fenster dunkel und geschlossen sah, ging er brummend ins Haus zurück. Evchen wußte aber jetzt, daß er, wenn sich's träfe, mit seiner Drohung gegen Konrad furchtbaren Ernst machen werde.

5.

Es war, als ob Dormann das Wort Wernecks an Evchen mit eigenen Ohren gehört hätte: „Du heiratest den Revierförster, wenn er um dich anhält, ohne Widerrede."

Denn es waren erst drei Tage verflossen, die für Evchen sehr traurige gewesen waren, weil der Vater in seinem Zorne verblieb und kaum mit ihr redete, da stellte sich Dormann wieder ein mit einer förmlichen Werbung um Evchens Hand.

Werneck gab auch sogleich sein Jawort. Als aber Evchen herbeigerufen wurde, um auch ihre Zustimmung zu erklären, und die siegesgewissen Blicke Dormanns sah, da antwortete sie mit einem runden Nein und erklärte fest und ruhig, sie werde niemals freiwillig Dormann ihre Hand reichen.

„Nun, das wird sich ja finden!" sagte der Vater scheinbar ruhig, aber an den schwellenden Zornesadern konnte man merken, wie es in ihm kochte.

„Haben Sie nur keine Sorge," tröstete er, nachdem Evchen wieder hinausgegangen war, Dormann, der wegen der runden und entschiedenen Absage Evchens doch sehr verblüfft war. „Haben Sie nur keine Sorge, das sind Weiberlaunen, und ich werde ihr schon den Kopf zurechtsetzen. Einstweilen haben Sie mein entschiedenes Jawort, und ich gedenke, dasselbe auch zur Erfüllung bringen zu können."

„Aber wenn Ihre Tochter schon einem anderen ihr Herz geschenkt hätte?" wandte Dormann ein. „Ich habe etwas davon läuten hören, daß sie sehr an dem Sohne Ihres Nachbarn, dem Konrad Lindner hänge?"

„Pah! Kindereien!" rief Werneck. „Und wenn es mehr darum wäre, meinen Sie denn, ich würde mein Kind einem Taglöhner zur Frau geben? Da kennen Sie mich doch schlecht. Eher wollte ich selbst taglöhnern, ja betteln gehen. Kommen Sie nur nach ein paar Wochen wieder, dann werden Sie, denke ich, von meinem Töchterlein eine andere Antwort bekommen. Mein Wort haben und behalten Sie."

Nach Dormanns Entfernung mußte Evchen wieder herbeikommen, und nun entlud sich über sie des Vaters

Zorn in einem Maße, daß jede Spur von Vaterliebe aus seinem Herzen ausgetilgt zu sein schien.

Vergebens machte Evchen den üblen Ruf geltend, in dem Dormann stehe, vergebens bat sie und flehte sogar auf den Knien den Vater unter strömenden Thränen an, er möge sie nicht zu einer Ehe zwingen, an die sie nur mit Schrecken denken könne; vergebens versicherte sie, auf Konrad verzichten zu wollen, wenn es nicht anders sein könne: Werneck blieb hart wie Stein.

„Du heiratest den Revierförster! Das ist eine abgemachte Sache, und damit Punktum!"

Mit diesem Worte ging er zur Thüre hinaus und ließ das laut aufschluchzende Mädchen allein.

Und wie wurde sich erst Evchen bekummert haben, wenn sie gewußt hätte, was druben im Nachbarhause vorging!

Dort saß Konrad am Krankenbette des Vaters und mußte nach der Aussage des schnell herbeigerufenen Arztes stundlich dessen Tod erwarten. Ein Schlaganfall hatte den alten, abgelebten Mann ganz plötzlich getroffen und ihm nicht nur die Glieder gelähmt, sondern auch das Bewußtsein geraubt.

Davon erfuhr indessen Evchen nichts, da sie der strenge Befehl des Vaters auf ihr Kämmerchen gewiesen hatte, aber nicht auf ihr früheres, sondern auf ein anderes, das er für sie bestimmt hatte, weil es kein Fenster nach dem Nachbargarten hatte, und ein Verkehr mit Konrad, wenn auch nur mit den Augen oder durch Zeichen, von dort aus unmöglich war. Dort, meinte er, könne sie reiflich über Dormanns Werbung nachdenken und werde dann hoffentlich auf andere Gedanken kommen, wie sie sich für ein gutes, gehorsames Kind ziemten. Er selbst wich aber nicht aus dem Hause und lauerte, ob nicht Konrad doch versuchen werde, mit Evchen irgendwie zu verkehren. Aber er lauerte umsonst. Konrad ließ sich nicht blicken, und spät am Abend brachte die Magd die Nachricht mit, Konrads Vater sei eben gestorben.

Wie tief die Erbitterung Wernecks gegen den armen Konrad war, weil derselbe die Schuld daran trug, daß das Verhältnis zu seinem Kinde ein solches geworden war, das

ihm doch allmählich schwer und drückend aufs Herz fiel, bewies er dadurch, daß er auf die Nachricht von Lindners Tode hin weder selbst hinüber in das Nachbarhaus ging, wo er doch so manche Stunde im besten Einvernehmen mit dem Verstorbenen geplaudert hatte, noch auch duldete, daß eine Magd hinüberging, dem armen Konrad zu helfen. Evchen aber, die von der Magd auch über den Tod Lindners benachrichtigt worden war, durfte gar nicht daran denken, den Vater um die Erlaubnis zu bitten, daß sie hinübergehen dürfe, so sehr sie auch das trauernde Herz zu dem nun ganz verlassenen Konrad hinzog. — Ja selbst bei der Beerdigung des Verstorbenen beteiligte sich Werneck nicht, obschon er dadurch einer alten geheiligten Dorfsitte geradezu ins Angesicht schlug. Was lag ihm daran, daß die Leute im Dorfe heillos über ihn räsonnierten! Dormann sollte sehen, daß jede Gemeinschaft mit dem Nachbarhause abgebrochen sei, und daß er in der That von Konrad als seinem Nebenbuhler bei Evchen nichts mehr zu befürchten habe.

Bald verbreitete sich im Dorfe das Gerücht und fand auch zu Wernecks Ohren seinen Weg, daß Konrad beabsichtige, sein Häuschen und die paar Läppchen Land, die er nun als sein Erbe besaß, zu versteigern und dann freiwillig beim Militär einzutreten, zu dem er als einzige Stütze und als Ernährer seines alten Vaters bisher nicht war herangezogen worden. Man erzählte sogar, er wolle auch, wenn seine Dienstzeit vorüber sei, beim Militär bleiben. Das war für Werneck eine erwünschte Botschaft. Denn nun durfte er hoffen, daß sich Evchen gutlich seinen Wünschen fügen und den starren Widerstand aufgeben werde, den sie ihm noch immer entgegensetzte, so oft er auf Dormanns Werbung die Rede brachte.

Ohnehin war dadurch, daß Dormann zu einer mehrwöchentlichen militärischen Übung einberufen worden war, Zeit gewonnen, um Evchens Widerstand zu brechen, der jetzt in Konrad keine Nahrung mehr finden konnte, sobald derselbe Soldat geworden war. Daß bis dahin keine Annäherung zwischen Konrad und Evchen stattfinden könne, dafür sorgte er, indem er das Mädchen auf Schritt und Tritt bewachte und sie fast im Hause gefangen hielt.

Wie das Gerücht verkündigt hatte, so geschah es. Konrads Häuschen und Äckerchen wurden versteigert, und er selbst rüstete sich, zum Militär abzugehen, wofür ihm von dem Regimente, bei dem er sich zum freiwilligen Eintritte gemeldet hatte, schon ein bestimmter Zeitpunkt festgesetzt war.

Zwei Tage vor Konrads Abgang kehrte Dormann nach Hause zurück und hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich Evchens Entscheidung zu holen.

Aber wieder wehrte sich das Mädchen mit aller Macht, Ja zu sagen, und wagte es in ihrer Verzweiflung sogar, Dormann ins Gesicht zu sagen, in welchem Rufe er stehe.

„Einen Spieler und Säufer heirate ich nicht!" rief sie aus und stürzte aus dem Zimmer.

Dormann wollte nun auch aufstehen und fortgehen, weil er meinte, wenn er bei Evchen so übel angeschrieben sei, wolle er doch lieber auf ihre Hand verzichten.

Aber Werneck ließ ihn nicht gehen, sondern gab ihm die Versicherung, daß er seinerseits nicht das mindeste glaube von all der üblen Nachrede, die man ihm gemacht habe. Ja, er machte ihm so weitgehende Versprechungen für den Fall, daß er sein Schwiegersohn würde, daß sich Dormann gerne halten ließ und nun mit Werneck feste Verabredungen für seine Heirat traf.

Über diesem Zwiegespräch verging eine ziemlich geraume Zeit, ohne daß Werneck Evchen beobachten konnte. Diese benutzte Evchen, um eiligst in das Nachbarhaus hinüberzuschlüpfen, um von Konrad Abschied zu nehmen, der, wie sie von der Magd gehört hatte, noch heute abend fortgehen wolle, um Soldat zu werden.

Der Abschied war aber etwas weniger kurz geworden, als Evchen beabsichtigt hatte, obwohl Konrad schon zum Fortgehen gerüstet im Hausflur stand. Sie hatten sich ja so viel zu sagen und zu klagen.

Evchen kam gerade mit rot verweinten Augen zur Hausthüre herein, als Dormann die Zimmerthüre aufmachte, um fortzugehen. Sie schlüpfte war an ihm vorbei die Treppe hinauf in ihr Kämmerchen, aber er hatte genug gesehen, um zu wissen, wo sie gewesen sei, während er mit Werneck verhandelt hatte.

Als er auf die Straße kam, ſah er Konrad mit dem Torniſter auf dem Rücken dahingehen, ſah auch, wie er ſich

immer und immer wieder umdrehte, als könne er ſeine Blicke nicht losreißen von der Stätte, wo er ſein Liebſtes zurücklaſſen mußte.

Raſch ging er noch einmal in das Haus zurück, öffnete die Zimmerthüre halb und rief Werneck zu:

„Eben iſt Evchens Schatz fortgewandert, hoffentlich auf Nimmerwiederſehen!“

Dann ging er eiligen Schrittes von dannen.

Für Evchen kamen nun Tage, die noch ſchlimmer wurden, als ſchon die früheren geweſen waren. Unaufhörlich beſtürmte ſie der Vater mit der Vorſtellung, daß ja Konrad nun doch für ſie verloren ſei, und ließ ſich zuletzt, als Evchen dennoch bei ihrer Weigerung, Dormann zu heiraten, verblieb, durch den überſtrömenden Zorn zu thatſächlichen Mißhandlungen ſeines Kindes hinreißen.

Und bei dem einen Male blieb es nicht. Es war, als ob in Wernecks Herzen niemals etwas von Liebe zu Evchen gewohnt habe. Die reiche Vaterliebe, mit welcher er ſein ſchönes Kind ſchon bei der Geburt begrüßt und umfaßt hatte, die auch noch einmal ſo heiß und innig emporgelodert war, als er nach dem Verluſt ſeiner beiden Knaben und ſeines Weibes ſo einſam mit Evchen daſtand und ſo beweglich um ihre treue Kindesliebe bat, ſchien ganz und gar vergeſſen und ausgelöſcht.

Er ſah nicht, oder mochte wenigſtens nicht ſehen, wie die ehedem ſo roſigen Wangen Evchens erblichen waren, wie das friſche, muntere Weſen, das ſie ſonſt an ſich gehabt hatte, und das der Sonnenſchein ſeines Hauſes geweſen war, ſich in ein müdes Umherſchleichen verwandelt hatte, wie die klaren, freundlichen Augen, die ſonſt ſo fröhlich in die Welt geſchaut hatten, nun vom Weinen gerötet und faſt beſtändig von Thränen umſchleiert waren. Der Hochmut, der ihn von Jugend auf umſtrickt gehalten hatte, und dem in ſpäteren Jahren durch ſeinen Geiz und ſeine Geldgierde ſtets neue Nahrung zugeführt worden war, wurde durch Evchens Widerſtreben, deſſen er ſich nie und nimmer von ſeinem Kinde verſehen hatte, auf den höchſten Gipfel getrieben.

Sollte er, der ſich bisher vor niemand gebeugt hatte, ſich nun vor dem Willen ſeines eigenen Kindes beugen? Sollte er, der bisher immer ſeine Pläne durchzuſetzen vermocht hatte, ſich nun durch das Widerſtreben eines Mädchens von einem Plane abbringen laſſen, der ihm ſofort

in die Augen geleuchtet hatte, als sich Dormann um die Hand seines Kindes bemühte, und der so ganz und gar seinem hochmütigen Sinne entsprach?

Je mehr er sich solchen Erwägungen überließ, desto mehr schwanden auch bei ihm die Bedenken, die doch je und dann bei ihm auftauchen wollten, wenn er an den üblen Ruf dachte, in welchem Dormann stand, und der, wie er gut genug wußte, durchaus nicht unbegründet war.

„Ist er erst einmal verheiratet," dachte er, „und sitzt nicht mehr so einsam auf seinem Forsthause, dann wird er auch das lockere Leben lassen und froh sein, wenn er die Erholung von den Strapazen seines Berufs, die er jetzt notgedrungen im Wirtshause suchen muß, im eigenen Hause und im Schoße seiner Familie finden kann. Und wenn irgend jemand ihn zurechtbringen und ihm eine angenehme Häuslichkeit schaffen kann, so ist es Evchen mit ihrem sanften, stillen und doch so entschiedenen Wesen, das sie von ihrer guten Mutter geerbt hat."

Mit diesen und ähnlichen Gedanken wußte er die Bedenken wegen Dormann niederzuschlagen und ließ dieselben auch nicht wieder aufkommen, wenn er unter der Hand vernahm, daß Dormann wieder eine ganze Nacht im Wirtshause beim Kartenspiele zugebracht habe.

Nach einem furchtbaren Auftritte, der durch eine drängende Nachfrage Dormanns herbeigeführt worden war, und bei dem Werneck sein armes Kind wieder in der schonungslosesten Weise mißhandelt hatte, schien endlich Evchens Widerstand gebrochen, und sie gab unter strömenden Thränen dem Vater ihre Einwilligung in die Heirat mit Dormann kund.

Was ihr aber Antrieb gab, sich diesen schweren Entschluß abzuringen, das war nicht allein die Härte des Vaters gegen sie, die ihr je länger je mehr unerträglich wurde, sondern auch noch ein besonderer Umstand, der freilich auch etwas unsäglich Schmerzliches für sie hatte.

Etwa acht Tage, nachdem Konrad aus dem Dorfe fortgegangen war, kam nämlich von dem Regimente, bei dem er hatte eintreten sollen und wollen, an den Vorsteher des Dorfes die amtliche Anfrage, wo denn der Konrad Lindner bleibe, der sich zum freiwilligen Dienste

als sähe und hörte er nichts, bis er nahe genug war, da thut er, als fahre er vor Schrecken zurück, starrt die oben an und ruft: Was zum Kuckuck, was ist denn das? Sonst ist Ein Schlagbaum für den Fuhrmann ein Aerger und Quäler — und da sind zwei neben einander? Ist das ein neu Gesetz, Ihr Herren? Doch seid so gut und sagt dem Pflastergeldertheber, er soll sie aufziehen, daß ich durch kann! — Da hätt' ein Christenmensch das Gelächter hören sollen! die Zweie aber sagten zu einander: Brüderchen, nun ist das Urtheil gefällt. Wir wollen uns in Eintracht vertragen.

16. Wie gewonnen, so zerronnen.

Juchhe! Herr Nachbar, rief der Wollspinner Peter D..... in der guten Stadt Neuwied, als er in die Werkstatt des alten Kinzing stürzte, Juchhe! Ich habe das

gemeldet habe, aber zu dem bestimmten Termine nicht erschienen sei, und zugleich der Auftrag, sofort seinetwegen zu berichten.

Wer beschreibt das Erstaunen der Dorfbewohner, von denen mehrere trotz der abendlichen Dunkelheit Konrad mit einem Tornister auf dem Rücken hatten fortgehen sehen und ihm noch ein Lebewohl zugerufen hatten!

Es wurde sofort der Polizei in der Stadt von dem Falle Nachricht gegeben, und diese stellte im weiten Umkreise Nachforschungen über den Verbleib des Vermißten an. Es wurden polizeiliche Aufrufe in die Zeitungen eingerückt; es wurde selbst ein Steckbrief gegen den Konrad Lindner erlassen, damit auch in weiteren Kreisen die Polizei nach ihm forsche. Aber Woche nach Woche verging, ohne daß auch nur eine Spur gefunden wurde, der man hätte nachgehen können.

Was lag da näher, als der Gedanke, der auch sogleich wegen seiner Wahrscheinlichkeit allgemein aufgegriffen wurde, daß Konrad sich selbst das Leben genommen habe, und daß seine Leiche wohl bald von dem nahen Flusse werde ausgeworfen werden?

Kannte man doch genugsam die Stellung, die Werneck zu Konrad eingenommen hatte, und um derentwillen er sogar der Beerdigung des alten Lindner fern geblieben war. Und den Grund davon hatte man auch bald herausgebracht und für die Richtigkeit desselben in dem kummervollen Aussehen des armen Evchens die unzweifelhafte Bestätigung gefunden. Kurz, es stand bald in der öffentlichen Meinung so gut wie fest, daß Konrad aus Kummer selbst den Tod gesucht habe, und daß sein Weggang zum Militär nur einen Grund für seine plötzliche Entfernung habe abgeben sollen.

Wohl sträubte sich Evchens liebendes Herz eine Zeit lang gegen diese Meinung, die ihr Vater ihr mit wahrem Behagen aufzudrängen suchte, obwohl man ihm im Dorfe wegen der Härte, mit der er Konrad aus seinem Hause fortgestoßen hatte, die größte Schuld an dessen Tode beimaß. Ihm selbst kam freilich kein Gedanke daran, und es wagte auch niemand, es ihm ins Gesicht zu sagen, weil man seinen Jähzorn kannte.

Endlich mußte dann auch Evchen an die Wahrheit dessen glauben, was ihr doch so schwer und bitter zu glauben war, und nun wurde es ihr nicht mehr so schwer, den Wünschen des Vaters Gehör zu geben und sich dadurch weitere Mißhandlungen zu ersparen.

Wohl stellte sich nun Dormann an, als widerstrebe es ihm, ein Mädchen zu heiraten, das ihm nur unter strömenden Thränen das Jawort gab und dann sofort wieder wegeilte. Aber er that dies nur, um Werneck zu bewegen, daß er nun auch die weitgehenden Versprechungen halte, die er ihm gegeben hatte, um ihn als Schwiegersohn festzuhalten. Er konnte sich leicht denken, daß es Wernecks Hochmut nicht dulden werde, daß die Heirat jetzt noch zurückginge, und daß er, um das zu verhindern, selbst die größten Opfer bringen werde.

Er erreichte denn auch seinen Zweck im weitesten Umfange. Werneck verschrieb ihm in einem von dem Notar aufgenommenen Eheakte all sein Hab und Gut zu erb und eigen, ja er ging sogar so weit, daß er sich selbst für seine alten Tage nichts Bestimmtes ausbedingte, nicht einmal den Sitz im Hause. Die Freude über den angesehenen Schwiegersohn, sowie die feierlichen Versprechungen, die dieser mündlich gab, ließen ihn, der doch sonst so klug war und so gut sein eigenes Interesse zu wahren verstand, jede Vorsicht vergessen.

6.

Werneck ließ es sich nicht nehmen, so sehr auch Evchen abzuwehren suchte, eine Hochzeit auszurichten, wie sie seit Menschengedenken im Dorfe kaum vorgekommen war. Es wurden Vorbereitungen dafür getroffen, die fast annehmen ließen, daß aus dem geizigen, habsüchtigen Hochzeitsvater mit einem Male ein Verschwender geworden sei.

Wer aber Evchen sah, wie sie totenbleich und mit rot geweinten Augen zum Traualtare wankte, kam wohl auf andere Gedanken über die flotte Hochzeit, die Werneck durchaus haben wollte.

„Er will sein Gewissen betäuben," sagte man, „daß es ihm keine Vorwürfe machen kann, weil er sein Kind ins Unglück stürzt."

. . . . bis seine Frau geradezu zusammenbrach und auch er selbst taumelnd zu Boden sank. (Seite 45.)

Ob man damit das Rechte traf?

Vier ganze Tage dauerte die Hochzeit. Werneck hatte freilich seinerseits nicht viele Gäste dazu herbeibringen können. Die meisten Einladungen, die er dazu ergehen ließ, darunter als erste die der Familie, in welcher Evchen während ihres Aufenthalts in der Kreisstadt gewesen war, blieben entweder ganz ohne Antwort oder erhielten eine abschlägige.

Dafür hatte Dormann außer den guten Freunden, die er gewonnen hatte, seine Berufsgenossen aus der ganzen Umgegend eingeladen, und für diese lag kein Grund vor, der flotten Hochzeit im Hause des reichen Mannes auszuweichen und eine abschlägige Antwort zu geben.

Am ausgelassensten und lustigsten war Dormann selbst, ja seine Lustigkeit hatte ordentlich etwas Unheimliches an sich. Um seine junge Frau, die stumm und blaß neben ihm saß, bekümmerte er sich sehr wenig, sprach aber desto eifriger der Flasche zu, so daß sich bald die Anzeichen der Trunkenheit bei ihm bemerklich machten.

„Schwiegervater," rief er plötzlich, „spielt uns eins auf, ich möchte gerne tanzen!"

Und als Werneck, wenn auch widerstrebend, seinem Wunsche willfahrte, faßte er plötzlich Evchen und fing an, nicht zu tanzen, sondern zu rasen, bis seine Frau geradezu zusammenbrach und auch er selbst taumelnd zu Boden sank.

Dieser Auftritt, der von der halbtrunkenen Gesellschaft jubelnd belacht wurde, zog aber von Wernecks Augen den ersten Schleier weg. Als er Evchen laut schluchzend aufstehen und in ihr Kämmerchen eilen sah, kam ihm unabweisbar der Gedanke, daß er doch wohl sein Kind, sein einziges Kind, durch diese erzwungene Heirat ins Unglück gestürzt habe. Das lange genug übertäubte Gewissen fing an, sich mit Macht in ihm zu regen, und als er nach Beendigung der Festlichkeiten, bei denen Dormann fast nicht nüchtern geworden war, Evchen mit ihrem Manne nach dem Forsthause ziehen ließ, gab es einen Abschied, der auch für ihn nicht viel weniger schwer und bitter wurde, als für sein armes Kind, das alles Frühere vergessen zu haben schien und schluchzend an seinem Halse hing.

Es wurde Werneck nur zu bald klar, wie richtig die öffentliche Meinung über seinen Schwiegersohn geurteilt hatte, und wie thöricht er gewesen war, sich gänzlich über dieselbe hinwegzusetzen und sie in den Wind zu schlagen.

War Dormann schon früher liederlich und verschwenderisch gewesen, jetzt wurde er es erst recht. Es verging kaum ein Tag, ohne daß er in einem Dorfe, das seinem Forsthause etwas näher lag, als A....., und worin mehrere Wirtshäuser waren, die Abende und oft genug die halben Nächte im Wirtshause zubrachte und fast regelmäßig trunken heimkam. Wagte es Evchen, ihm deshalb auch nur die leisesten Vorwürfe zu machen, oder machte sie ihm nur am nächsten Morgen ein unfreundliches, mürrisches Gesicht, so brauste er furchtbar auf, brauchte gegen sie die gemeinsten, rohesten Schimpfworte und vergriff sich selbst auch thätlich an ihr, wenn sie nicht stillschweigend alles über sich ergehen ließ.

Bald war ihm der Wirtshausbesuch am Abend nicht mehr genug, sondern er war schon morgens hinter dem Glase zu finden und stärkte sich für die schwere Arbeit, die Flinte ein oder zwei Stunden im Walde spazieren zu tragen. Ja, wie oft kam er gar nicht in den Wald, auch wenn er sich zum Begehen desselben gerüstet hatte, sondern blieb unterwegs im Wirtshause hängen, wenn er dort schon Gesellschaft vorfand.

Werneck hatte ihm am Hochzeitstage ein nicht unbedeutendes Sümmchen in barem Gelde übergeben, das er nötig haben wollte, um einige Schulden aus früherer Zeit zu tilgen und seinen Ehestand ohne Schulden beginnen zu können. Werneck hatte sich dabei sogar im stillen über den soliden Sinn seines Schwiegersohnes gefreut, der sich, wie er meinte, darin kundgab, und den üblen Ruf, in dem derselbe stand, zum mindesten für stark übertrieben halten zu dürfen geglaubt.

Aber anstatt die Schulden zu bezahlen, deren er nicht nur einige, sondern außerordentlich viele hatte, ließ Dormann all das empfangene Geld im Wirtshause draufgehen und beschwichtigte dadurch seine Gläubiger also, daß sie dachten, an einem Schuldner, der imstande war, so mit dem Gelde um sich zu werfen, wie es Dormann that,

könne unmöglich etwas verloren gehen, und nicht allein das Mahnen an Bezahlung unterließen, sondern auch munter weiter borgten. Wußte doch jedermann, daß Werneck ein reicher Mann sei, und daß Dormann einmal seinen ganzen Reichtum erben müsse. Es mochte sich dabei freilich jeder für den einzigen Gläubiger halten, der so spekulierte.

Und wäre es mit Dormann noch beim bloßen Trinken geblieben! Aber Evchen hatte mit dem Vorwurfe, den sie ihm ins Gesicht geschleudert hatte, daß er nicht nur ein Säufer, sondern auch ein Spieler sei, vollständig das Richtige getroffen. Er konnte bis zum hellen Morgen beim Kartenspiel sitzen bleiben und fand dafür in einem der Wirte und in ein paar liederlichen jungen Bergleuten, die sich an ihn herandrängten, stets willige Genossen. Da er in der Regel bald betrunken war, konnte er auf das Spiel nicht achtgeben, auch nicht merken, daß ihn seine Genossen auf das schmählichste betrogen. Er verlor fast immer und suchte dann durch immer höhere Einsätze den Verlust wieder einzubringen, was aber nie gelingen wollte.

Wenn ihm ein wohlmeinender Mensch, und zwar ein solcher, gegen den er nicht grob zu werden wagte, deshalb ernstliche Vorstellungen machte und ihn warnen wollte, so rief er wohl:

„Pah, der Alte hat ja Geld, und alles ist ja mein! Warum sollte ich mir das viele Geld, was ich einmal bekomme, nicht zu nutze machen, solange ich jung bin und Vergnügen davon habe?“

Bei Werneck fand er zwar übles Gehör, als er schon nach kurzer Zeit wieder neues Geld von ihm begehrte. Seine Forderung wurde rundweg abgeschlagen und mit bittern Vorwürfen beantwortet wegen seines liederlichen Lebens und wegen der schlechten Behandlung, die er seiner Frau zu teil werden lasse.

Aber was bekam Werneck darauf zu hören?

„Alter Geizhals,“ brach Dormann los, „willst du dich mausig machen? Nimm dich in acht, sonst stopfe ich dir den Mund! Du kannst froh sein, daß du bei mir das zimperliche Ding, welches es nicht sehen kann, wenn sich sein Mann durch einen frischen Trunk von seinen Strapazen erholt, an den Mann gebracht hast. Dein Geld kannst du

meinetwegen einstweilen behalten, ich brauche es nicht. Es giebt andere Leute, die mir gerne borgen, was ich brauche."

Natürlich konnte Dormanns Leben und Treiben auf die Dauer seinen Vorgesetzten nicht unbekannt bleiben. Er hatte sich durch sein grobes, rohes Benehmen, durch seine Rücksichtslosigkeit besonders gegen geringe Leute so viele Feinde gemacht, daß Anklagen nicht ausbleiben konnten. Es war ihm aber bis jetzt immer geglückt, durch sein aalglattes Wesen sich aus allen Verlegenheiten, die man ihm zu bereiten gesucht hatte, herauszuwinden und die Anklagen wider ihn als leere Verleumdungen hinzustellen, die bloß durch seinen Eifer und seine Strenge im Dienste veranlaßt seien. Es war dies möglich, weil Dormanns Revier ziemlich weit von der Oberförsterei entfernt war, und weil der Oberförster, ein schon bejahrter Mann, das abgelegene Revier nur selten selbst besuchte.

Aber der Forstinspektor war ein junger, thätiger und dabei äußerst strenger Mann. Kaum hatte derselbe von Dormanns ausschweifendem Leben Wind bekommen, da war er auch zur Stelle, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Da stellte es sich denn heraus, daß nicht nur die beim Oberförster angebrachten Klagen nichts weniger als Verleumdungen gewesen waren, sondern daß sie auf voller Wahrheit beruhten, nein, es kam auch eine ganze Anzahl fauler Händel und offenbarer Unterschleife an den Tag, durch die sich Dormann Geld zu machen gewußt hatte.

Das Ende war, daß er von dem Forstinspektor ohne weiteres aus dem Dienste entlassen und ihm auch jede Aussicht auf Wiederanstellung im Forstfache genommen wurde.

Das war für Wernecks Hochmut ein furchtbarer Schlag. Aber was blieb ihm übrig, als nun Dormann mit seiner Frau zu sich ins Haus zu nehmen? Und nun erst, wo er tagtäglich Zeuge sein mußte, wie roh und gemein Evchen von ihrem Manne behandelt wurde, kam er zur vollen klaren Erkenntnis, wie elend sein armes Kind durch die von seinem Hochmute erzwungene Heirat geworden sei.

Und ging es ihm selbst besser wie seinem Kinde? Durchaus nicht.

Die Zumutung Wernecks, daß sich sein Schwiegersohn jetzt an den Feldarbeiten beteiligen müsse, wies dieser hohnlachend zurück.

„Meint Ihr, ich sollte mich schinden und plagen wie ein armes Bäuerchen?“ rief er. „Fällt mir gar nicht ein. Dafür seid Ihr da, Herr Schwiegervater. Hat man mich zum Nichtsthun gezwungen dadurch, daß man mich absetzte, so will ich mich diesem Zwange auch fügen und Euch die Ehre zukommen lassen, mich und Euer liebes Töchterchen zu ernähren. Das Geld dafür ist ja vorhanden, und Euer Fleiß soll es, denke ich, noch mehren!“

Da wollte denn Werneck aufbrausen und mit Hinausjagen aus dem Hause drohen, da er keine Lust habe, einen Tagedieb zu ernähren.

Aber was kam nun?

„Ei, Herr Schwiegervater, Ihr habt wohl schon vergessen, daß alles, was Ihr habt, auch dieses Haus, mir gehört? Seid froh, wenn ich Euch nicht aus dem Hause jage, was ich thun kann, wann ich will. Oder meint Ihr, ich hätte das Papierchen, was der Notar gemacht hat, verloren? O nein, das ist gut aufgehoben, und ich kann zu jeder Zeit davon Gebrauch machen. Darum thut Euch selbst den Gefallen und seid mäuschenstille und laßt es Euch nie wieder beikommen, mir mit Hinausjagen zu drohen.“

Werneck wurde bei diesen Worten bleich wie der Tod. Aber was konnte er erwidern? Hatte er sich nicht mit dem Akte, durch den er sich, von seinem Hochmute geleitet, diesen lieben Schwiegersohn gleichsam erkauft hatte, ganz und gar in dessen Hände gegeben?

Und wäre es nur dabei geblieben, daß Dormann jeder Arbeit aus dem Wege ging und lieber die entsetzlichste Langeweile litt, als daß er irgendwo angriff!

Aber es dauerte nicht lange, da war ihm doch das ewige Faullenzen zuwider. Er sehnte sich nach seinem früheren Leben, nach seinen Zauf- und Spielgenossen, mit denen er sich die Langeweile vertreiben konnte. Aber ohne Geld ging das nicht. Denn sich nun ohne Geld dort sehen zu lassen, wo er vordem seine Gelage gehalten und mit dem Gelde um sich geworfen hatte, als wären die Thaler nur taube Nüsse, das widerstrebte doch seinem Hochmute.

Überdies hatte ihn der Wirt, bei dem er tief in der Kreide saß, bereits einmal mahnen lassen, daß er seine Schuld bezahlen möge, da er auf den Tod des reichen Herrn Schwiegervaters nicht warten könne. Von Weiterborgen war also bei dem keine Rede mehr.

Da hieß es denn: „Schwiegervater, ich muß Geld haben. Rückt einmal heraus mit den schimmeligen Thalern, die ja doch alle meine sind!"

Wollte sich dann Werneck weigern, so hob Dormann nur drohend den Finger in die Höhe und rief: „Alterchen, nehmt Euch in acht!" Was blieb da Werneck anderes übrig, als ihm Geld zu geben, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß Dormann seine Drohung, ihn aus dem Hause jagen zu wollen, zur Ausführung brachte? Was blieb ihm anderes übrig, wenn er nicht die Ursache werden wollte, daß der rohe Mensch sein armes, sichtlich hinwelkendes Kind mißhandelte?

Und solche Forderungen Dormanns kamen immer häufiger und gingen auf immer höhere Beträge, als es ihm gelungen war, in der Stadt, wohin er jetzt häufig ging, einen Kreis neuer Genossen um sich zu sammeln, die gleichen Schlages mit ihm waren.

Werneck, der keine Widerrede mehr wagte, sondern sich höchstens zu einem zornigen Brummen verstieg, mußte, um Dormann zu befriedigen, bald hier bald da eins der ausgeliehenen Kapitälchen eintreiben, da seine Ackerwirtschaft das nicht abwarf, was Dormann verbrauchte.

Das ging ihm denn zunächst arg an das geizige Herz, aber bald ging es auch in das innerste Herz hinein, wenn er an die Zukunft dachte, die ihm und seinem armen Kinde drohte. Gottes Mühlen fingen an zu mahlen.

7.

Um diese Zeit wurde von der Bergbehörde der Beschluß gefaßt, in dem ehemaligen Reviere Dormanns einen neuen Stollen anzulegen. Die Forstbehörde gab dazu um so lieber ihre Zustimmung, da die Stelle, wo der Stollen eingetrieben werden sollte, nur sehr wenig einbrachte. Sie war durchaus felsig, und es wuchsen nur vereinzelte Bäume

große Loos in der Lotterie gewonnen, und das ist ein Wort! Nun will ich mir aber auch gute Tage machen. Mit der Arbeit hat's ein End'. Hab' auch lang genug Wolle gesponnen und meinen Buckel gekrümmt!

Der alte Kinzing war (jetzt sind's etwa hundert Jahre her), aus dem Schwarzwalde nach Neuwied eingewandert, wo damals, unter dem Schutze des weisen Fürsten Johann Friedlich Alexander viel Freiheit, besonders in der Ausübung der Religion herrschte, die man sonst leider nicht überall so fand, auch der Gewerbfleiß unterstützt und gehoben wurde, was die Stadt schnell zum Aufblühen brachte. Seines Handwerks ein Mühlarzt, hatte der alte Kinzing, wie viele Schwarzwälder, nebenbei hölzerne Uhren gemacht, und es hierin, wie auch in seiner aus sich selbst erlernten Kunst, Claviere zu machen, zu einer, damals seltenen Meisterschaft gebracht. Seine Hausuhren werden noch jetzt in Neuwied und da herum in besonderen Ehren gehalten, und ihres sicheren Ganges wegen, gerne gekauft. Besonders geschickt war er im Verfertigen der sogenannten Spieluhren, das heißt, solcher Uhren, die vermittelst einer bei dem Werk angebrachten Orgel schöne Stücklein spielen, wenn die Uhr die Stunde schlägt. Diese lieferte er meist einem damals in Neuwied wohnenden, weit und breit berühmten Kunstschreiner Namens Röntgen, der sie kunstreich in seine Prachtmöbeln einfügte, und diese zu hohen Preisen verkaufte; wie er denn unter Andern ein Schreibepult an die Kaiserin Catharina die Zweite von Rußland für achtzig Tausend Rubel verkaufte. Das ist ein Wort, und Mancher könnte meinen, es wäre geschehen wo der Bach brannte und mit Stroh gelöscht wurde; aber es ist eine Thatsache, und sind noch Leute genug in Neuwied, die es bestätigen können.

Wie trefflich Kinzing's Uhren waren, geht auch daraus hervor, daß er eine an den König Friedrich Wilhelm den Zweiten von Preußen verkaufte, für sechzehn Hundert Thaler, dazu aber auch der geschickte Röntgen das Gehäuse gemacht hatte.

Der alte Kinzing, ein schlichter, frommer Mann, welcher in der Mennonitengemeinde zu Neuwied das Amt eines Predigers bekleidete, war durch Fleiß, Sparsam-

dort. Darum wurde sie auch nur höchst selten von den Förstern besucht. Auch bei dem Volke stand sie in üblem Geruch, weil vor langen Jahren dort einmal ein Mord verübt worden war, und der Aberglaube das Gerücht verbreitet hatte, der Geist des Mörders gehe dort um.

Aber was zeigte sich, als man an das Aufräumen der Stelle ging, wohin das Mundloch des Stollens kommen sollte?

Unter einem schweren Steine, den man wegschaffen mußte, kam ein Tornister zum Vorschein, der sich, weil er von dem Stein bedeckt und vor Regen und Schnee geschützt gewesen war, ganz gut erhalten hatte. Und als man weiter nachforschte und das vermoderte Laub ein wenig fortgeschafft hatte, kam ein Leichnam zum Vorschein, der aber schon so sehr in Verwesung übergegangen war, daß man nicht mehr erkennen konnte, wem er angehört habe. Nur das war zu erkennen, daß ihm der Schädel eingeschlagen worden war. Beim weiteren Durchstöbern des Laubes fand sich auch ein Beil, mit dem der Mord verübt worden sein mußte, da sein Rücken genau in das Loch des Schädels paßte.

Sogleich wurde das Gericht herbeigeholt und dann aus dem Inhalte des Tornisters festgestellt, daß der Ermordete kein anderer gewesen sei, als der verschwundene Konrad Lindner aus A....

Aber wer war der Mörder?

Daß der erste Verdacht auf Dormann fallen mußte, war vollkommen begreiflich. Man wußte ja, daß derselbe ein grimmiger Feind des sonst bei allen Leuten wohlgelittenen Konrad Lindner gewesen sei, und da man auch seine Bosheit und seinen Jähzorn kannte, traute man ihm die Mordthat ohne Bedenken zu.

So schritt denn das Gericht zur Verhaftung Dormanns, und als das Beil als das Eigentum Wernecks erkannt wurde, das nach den Aussagen der Werneckschen Dienstboten stets in der Küche neben dem Herde gelegen habe, plötzlich aber verschwunden gewesen sei, wurde auch Werneck in Haft genommen. Er hatte seine Drohung gegen Evchen, Konrad totschießen zu wollen, wenn er noch einmal seine Schwelle betrete, so laut hinausgeschrieen, daß

man ſie draußen auf der Gaſſe gehört hatte. Dieſe Drohung, welche ſich im Dorfe umhergeſchwatzt hatte und nun auch dem Gerichte zugetragen wurde, mußte gegen Werneck ſchwer ins Gewicht fallen und gab dem Verdachte Grund, daß der Haß gegen Konrad Werneck verleitet haben könne, mit Dormann gemeinſame Sache zu machen, um den beiden gleich Verhaßten aus der Welt zu ſchaffen.

War Werneck ſchon wegen des Benehmens Dormanns gegen ſein armes Kind, wie auch gegen ihn ſelbſt ein gebrochener Mann geworden, der allen früheren Hochmut abgelegt zu haben ſchien und oft genug mit hellen Thränen in den Augen geſehen wurde, ſo wurde er durch ſeine Verhaftung und die Schmach, die dadurch auf ihn fiel, geradezu innerlich geknickt. Er erwies ſich bei den Verhören, die mit ihm angeſtellt wurden, ſo demütig und kleinlaut, daß ihn die, welche in ihm den früheren hochmütigen Werneck ſuchten, kaum mehr wieder erkannten, ja daß ſelbſt die Richter Mitleid mit ihm hatten, zumal, da es ihm alsbald gelang, den Beweis zu erbringen, daß er an dem Abend, da Konrad aus dem Dorfe ging und ohne Zweifel auch ermordet worden war, gar nicht aus ſeinem Hauſe gekommen ſei.

Man würde ihn daraufhin wohl ohne weiteres freigelaſſen haben, wenn er nicht ſelbſt hätte anerkennen müſſen, daß das Beil, mit welchem die Mordthat verübt worden war, ſein Küchenbeil ſei, und wenn er auch nur im entfernteſten anzugeben gewußt hätte, wie dasſelbe in die Hände des Mörders gekommen ſein könne. Da er ſeinerſeits Dormann nicht zutraute, daß er die Mordthat verübt habe, ſo fiel ihm auch nicht ein, irgend welches Gewicht darauf zu legen, daß Dormann, nachdem er ſich bereits verabſchiedet hatte, noch einmal auf eine Minute wiederkehrte, um die Nachricht zu bringen, daß Konrad eben fortgewandert ſei, und wie er bei dieſer Gelegenheit das Beil mitgenommen haben könne, das zur Zerkleinerung des Holzes immer offen neben dem Küchenherde lag.

Dormann leugnete natürlich auf das entſchiedenſte, daß er die Mordthat verübt habe. Er war der feſten Überzeugung, daß ihn bei der abendlichen Dunkelheit niemand geſehen habe könne, wie er mit eiligen Schritten

den Weg einſchlug, den Konrad gegangen war, und der auch bis zu einer ziemlich weit vom Dorfe entfernten Stelle, wo er ſich gabelte, derjenige war, der zu ſeinem Forſthauſe führte.

Aber er war dennoch geſehen worden, und zwar, wie ſich der Zeuge, der ihn geſehen hatte, deutlich erinnern wollte, mit einem Geräte in der Hand, das ganz wohl hätte ein Beil ſein können.

Da nun auch das ganze Benehmen Dormanns vor dem Gerichte, ſein freches, trotziges Weſen, ſowie die rückſichtsloſe Weiſe, mit der er ſich ohne jegliches Schamgefühl über ſein Verhältnis zu ſeinem Schwiegervater wie zu ſeiner Frau ausließ, eine tiefe Erbitterung bei ſeinen Richtern erregte, ſo wurde er in ſtrenge, ſchwere Haft genommen, die ſeinen durch Ausſchweifungen aller Art zerrütteten Körper völlig herunterbrachte.

Da entſchloß er ſich denn endlich, weil er dies Leben nicht länger ertragen könne, zu einem vollen Geſtändniſſe ſeiner Schuld, und das Urteil, welches die Geſchworenen über ihn fällten, lautete, da ihm keinerlei mildernde Umſtände zugebilligt werden konnten, auf Todesſtrafe.

Daß ein Gnadengeſuch für ihn eingereicht würde, wollte er nicht haben, ſondern forderte ſelbſt ſeinen Tod, der ihm auch durch das Beil des Scharfrichters zu teil wurde.

Werneck war ſelbſtverſtändlich ſofort, nachdem Dormann ſein Geſtändnis abgelegt hatte, völlig freigeſprochen und aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden.

Aber wie fand er es zu Hauſe?

Kaum war Dormanns und Wernecks Verhaftung bekannt geworden, als auch von allen Seiten die Gläubiger Dormanns herbeikamen mit Forderungen, deren Höhe kaum glaublich erſcheinen mußte, wenn ſie nicht alle hätten mit unanfechtbaren Schuldſcheinen Dormanns belegt werden können. Evchen berief ſich zwar darauf, daß ſie ohne ihren Mann und ihren Vater nicht bezahlen könne, aber da man kaum glaubte, daß einer von ihnen wiederkehren würde, oder doch wenigſtens eine langjährige Gefängnisſtrafe für ſie vorausſah, deren Ablauf die Gläubiger nicht erſt abwarten mochten, ſo kam ein wahrer Platzregen von gericht-

lichen Klagen über Evchen. War sie doch großjährig und die einzige Erbin ihres Vaters. Sie wurde denn auch verurteilt, Zahlung zu leisten. Aber die wenigen ausstehenden Kapitale, die von Dormanns Verschwendung übrig geblieben waren, reichten dazu bei weitem nicht aus, obschon sie sofort nach Vernecks Büchern gekündigt und eingetrieben wurden. Evchen konnte nichts dagegen machen, daß auch Haus und Hof und Gut unter den Hammer kamen, da Kinder nicht vorhanden waren. Nachdem alle Gläubiger befriedigt waren, blieb für Evchen nur sehr wenig übrig, und es war eine wahre Wohlthat für sie, daß ihr der Ansteigerer des Hauses gestattete, noch ein halbes Jahr im Hause wohnen zu bleiben; sie hätte ja sonst nicht gewußt, wohin.

Evchen litt unter diesen Verhältnissen unsäglich, viel schwerer noch, als sie bisher unter der rauhen, rohen Behandlung ihres Mannes gelitten hatte. Der Geliebte ihres Herzens, den sie noch nicht hatte vergessen können, und dessen Bild jetzt wieder frisch und lebendig vor ihre Seele treten mußte, schmählich ermordet! Der Vater und der Gatte unter dem Verdacht des Mordes im Gefängnis! Haus und Hof, Hab und Gut bis auf einen geringen Betrag, von dem nicht zu leben war, verloren! Am Ende wohl noch bittere Armut in Aussicht!

Das hätte auch ein stärkeres Gemüt als das ihrige außer Fassung bringen und mit dem tiefsten, trostlosesten Schmerz erfüllen müssen. Sie suchte diesen Schmerz wohl dadurch zu betäuben, daß sie dem neuen Hausherrn eine treue Arbeiterin wurde und sich auch den schwersten Arbeiten willig unterzog; aber man sah ihr an, wie schwer ihr die Arbeit fiel, und wie sie sich von Tag zu Tage mehr nur mühsam dazu schleppte. Die Last auf ihrem Herzen drückte auch den Körper nieder, und in kurzer Zeit war sie nur noch ein Schatten dessen, was sie ehedem gewesen war.

So traf es Werneck, als er endlich nach monatelanger Haft nach Hause kam. Wer beschreibt sein Entsetzen, sich so mit einem Male aus der stolzen Höhe, darauf er einst gestanden, in Schande, Armut und Elend herabgestürzt zu sehen! Was ihm aber noch tiefer als dies in die Seele einschnitt, war der Anblick seines Kindes, das er zwar

ſchon als eine dahinwelkende Pflanze hatte verlaſſen müſſen, das aber jetzt unverkennbar mit eiligen Schritten dem Tode entgegenging. Hinter den ſtillen Gefängnismauern hatte ihm Gott der Herr ſchon die Augen darüber aufgehen laſſen, wie unverantwortlich er an ſeinem Evchen gehandelt habe, und eine tiefe, ſchmerzliche Reue war über ihn gekommen. Er nahm ſich feſt vor, an ſeinem Kinde ſoviel als möglich wieder gut zu machen, was er gefehlt hatte, es durch doppelte Liebe, die er ihm widmete, ſeine unväterliche Härte vergeſſen zu machen. Und nun? Die Mittel, ihr das Leben leicht und angenehm zu machen, fort! Ihr Lebensglück völlig zerſtört! Ihre Jugendkraft verzehrt! Ihr Leben nur noch an einem ſchwachen Faden!

Wie eine verzehrende Flamme loderte da die Reue in ihm auf. Und weil er leider Den nicht kannte, oder ſich doch nie bisher um ihn gekümmert hatte, der jede wahre Reue annimmt und ſich ihrer freut und den lindernden Balſam ſeiner Gnade und ſeines Friedens in das wunde Herz gießt, das zu ihm ſeine Zuflucht nimmt, ſo wurde ſeine Reue eine verzweiflungsvolle. Er wollte ſich die Haare ausraufen, ſich ſelber ein Leids anthun, um mit einem Male den Jammer und die Schande loszuwerden, und Evchen hatte unſägliche Mühe, ihn nur einigermaßen zu beruhigen. Sie konnte dies nur durch die unzähligemal wiederholte Verſicherung, daß ſie gegen ihn keinen Groll im Herzen hege, daß ſie alles Vergangene vergeſſen wolle.

Zum Glücke war Konrads Häuschen noch unbewohnt, da der Anſteigerer desſelben es völlig umbauen wollte, aber bis jetzt noch nicht dazu gekommen war. Dorthin zog nun Werneck mit ſeiner Tochter, welche das neue Heim mit bitteren Thränen betrat. Durch Arbeiten im Tagelohne wollte Werneck ſich und ſeinem Kinde den nötigen Lebensunterhalt erwerben, und weil er ein ſo ganz anderer geworden war, und man Mitleid mit ihm und ſeiner Tochter hatte, fehlte es auch nicht an Leuten, die ihm Arbeit verſprachen, als er ſie demütig und mit Thränen im Auge darum bat.

Lange aber hatte er nicht mehr nötig, ein ſolches Leben zu führen.

Als sich die Nachricht verbreitete und auch zu Evchens Ohren kam, daß Dormann zum Tode verurteilt sei und hingerichtet werden würde, brach Evchen unter der Last ihres Elends zusammen. Sie mußte im Bette bleiben, und da Werneck sie nicht verlassen konnte, um dem Tagelohn nachzugehen, wäre wohl Mangel und Hunger bei ihnen eingekehrt, wenn nicht mitleidige Menschen, denen der furchtbare Sturz Wernecks ans Herz griff, und die sich besonders der armen kranken Frau erbarmten, sich ihrer angenommen und sie unterstützt hätten.

Wie oft dachte jetzt Werneck mit nagender Reue an das frühere harte Wort: „Lieber wollte ich selbst taglohnern und betteln gehen, als daß ich mein Kind einem Lumpen gäbe!“ Wie tief fühlte er es als eine gerechte, wohlverdiente Strafe Gottes für seinen Hochmut, wenn er jetzt genötigt war, von anderen Leuten Wohlthaten anzunehmen!

Evchen stand nicht wieder von ihrem Lager auf. Wenige Tage vor dem zur Hinrichtung Dormanns festgesetzten Termine, den man ihr jedoch verheimlicht hatte, schloß sie die Augen, nachdem sie von ihrem trostlosen Vater, der sich laut anklagte, ihr Mörder zu sein, rührenden Abschied genommen und ihm versichert hatte, daß sie ihm völlig verziehen habe, daß sie mit voller Kindesliebe zu ihm hinübergehe.

Zwei Tage nach der Beerdigung war Werneck verschwunden, und niemand hatte eine Ahnung, wohin er sich gewendet haben möchte.

8.

In N...heim war morgen Kirchweihe und deshalb reges Leben. Die Maurer und Tüncher liefen umher, die letzte Hand an die frisch gestrichenen Häuser und Zimmer zu legen, daß sie morgen im schönsten Schmucke daständen. Drinnen in den Häusern wurde geputzt und gescheuert, damit ja alles sauber und blitzblank sei, wenn die Kirchweihgäste kämen. Im Gemeinde-Backhause drängten sich Frauen und Mädchen und trugen die duftenden Kuchen aus demselben heraus, während die Burschen, die sich in der Nähe des Backhauses versammelt hatten, die hübschen

Kuchenträgerinnen in übermütiger Weise foppten und neckten. Sie hatten ſchon vor dem Wirtshauſe den mit bunten Bändern und allerlei Flitter geſchmückten Kirchweihbaum, eine hohe, ſchlanke Tanne, die bis auf eine kleine Krone entäſtet war, in der Erde feſtgemacht und nun das ihrige für das Feſt gethan.

In der Thüre des Wirtshauſes ſtand der Wirt mit ſeinem Sohne, und beide ſchauten ſpähend die Dorfſtraße hinauf.

„Wo nur der Spiel-Joſeph heute bleibt?“ meinte der Wirtsſohn. „Er hat doch wohl nicht vergeſſen, daß morgen unſere Kirchweihe iſt, da er noch regelmäßig jedes Jahr ſich zu derſelben eingeſtellt hat. Es wäre doch jammerſchade, wenn er nicht käme; denn ohne ihn iſt die Kirchweihe nicht halb ſo ſchön und ſo luſtig, als wenn er da iſt und zum Tanze aufſpielt und nebenbei ſeine Schnurren losläßt.“

„Na,“ meinte der Wirt, „wart's nur ab; er wird ſchon noch kommen. Es würde mir ſelbſt etwas fehlen, wenn er nicht käme, ſo habe ich mich an den alten Schnurranten gewöhnt.“

„Woher er nur alle die Schnurren und Späße hat, von denen er ſo voll ſteckt, und die er mit einem ſo feierlichen Ernſte losläßt, daß man über ihn ſelbſt faſt noch mehr lachen muß, als über ſeine Späße?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Wirt, „aber ich habe ſchon manchmal ſo meine eigenen Gedanken gehabt, wenn ich ihm zuſah und zuhörte. Es wollte mir dann vorkommen, als ſitze der Ernſt bei ihm tiefer als bloß in ſeinen Mienen. Manchmal zuckt es über ſein Geſicht, als ob er die Thränen verbeißen müſſe, wenn auch ſein Mund die ſchnurrigſten Dinge vorbringt.“

„O, geht doch!“ rief der Sohn. „Der und wirklicher Ernſt! Das ſind zwei Dinge, die ſich durchaus nicht miteinander vereinigen laſſen. Und Thränen gar? Ja, anderen kann er wohl mit ſeinen Späßen Thränen in die Augen jagen vom Lachen; aber woher ſollten bei ihm, dem Luſtigſten unter den Luſtigen, Thränen kommen?“

„Wer weiß?“ meinte der Wirt. „Es ſteht nicht jedem auf dem Geſichte geſchrieben, wie es ihm ums Herz iſt. Doch ſiehſt du, da kommt er ja!“

Und richtig, er kam die Dorfstraße herunter, der Spiel-Joseph, wie man ihn allgemein nannte, und wie er sich auch am liebsten nennen hörte, weil man dann nicht nötig hatte, nach seinem Familiennamen zu fragen, den er nie sagen wollte.

Er war noch immer eine stattliche Gestalt, wenn auch sein Haar schon völlig ergraut war. Man konnte ihn höchstens für einen starken Fünfziger halten. Zwar war sein Gesicht von tiefen Furchen durchzogen; aber die blitzenden Augen, die unter buschigen Augenbrauen hervorleuchteten, ließen diese Furchen nicht als solche erscheinen, die das Alter eingegraben habe. Ein langes dunkles Kamisol umschloß den mageren Körper; aber daß dasselbe ursprünglich aus dunklem Tuche gemacht worden war, konnte man nur aus einzelnen Stellen desselben schließen. Denn Flicken von allen Farben waren da, wo das ursprüngliche Tuch nicht mehr hatte halten wollen, aufgesetzt, jedoch mit Stichen, denen man es von ferne ansah, daß sie nicht von einer kundigen Frauenhand herrührten, so lang und unregelmäßig waren sie. Ein langer Lederfad, der oben offen war, hing an seiner Seite und barg die Geige, mit der er sich seinen Lebensunterhalt gewann; auf dem Rücken aber trug er einen Sack aus grünem Zeuge, der das wenige von Wäsche und Kleidern enthielt, was er außer dem, was er am Leibe trug, sein nannte.

„Na, da seid Ihr ja endlich, Joseph!“ rief ihm der Wirt freundlich entgegen. „Seid willkommen! Der Peter meinte schon, Ihr kämet diesmal nicht zu unserer Kirchweihe, und dann sei sie doch nicht halb so schön und so lustig, als wenn Ihr dabei seid. So wie Ihr kann doch einmal kein anderer die Geige spielen und dem Jungvolke die Füße in Bewegung setzen.“

„Wäre auch beinahe diesmal nicht gekommen,“ antwortete der Geigen- oder Spiel-Joseph, als er heran war und die beiden begrüßt hatte. „Es hat mir Mühe genug gekostet, den Weg hierher zu machen.“

„Ei, warum denn? Ihr waret doch das letzte Mal noch so gut zu Fuß?“

„Ich habe drei Monate lang zu S..... im Krankenhause gelegen und bin noch so matt, daß mir das Gehen

sehr sauer wurde. Ich glaube, es geht mit mir bald zu Ende."

„Na, na, Joseph, nur nicht solch schwarze Gedanken!" rief der lustige Peter. „Sonst seht Ihr morgen aus, als wäre Euch die Petersilie verhagelt, und niemand erkennt den alten lustigen Joseph in Euch wieder. Und alle Burschen haben sich doch schon so auf Euer Kommen gefreut!"

„Kommt herein, Joseph," sagte der Wirt. „Ihr seid müde und hungrig, und dann kommen solche schwarze Sterbensgedanken leicht. Stärkt Euch gehörig und legt Euch dann aufs Ohr, so seid Ihr morgen wieder der Alte. Euer Stübchen ist schon zurecht gemacht, da wir Euch sicher erwarteten."

Jetzt nahte eine Anzahl Burschen, die den Spiel-Joseph hatten kommen sehen und nun dem Wirtshause zueilten in der Hoffnung, durch ihn einen lustigen Vorabend zur Kirchweihe zu bekommen, wenn er in gewohnter Weise seine Späße machen würde.

Aber Joseph, der sie herankommen sah, bat den Wirt, ihn sogleich auf sein Stübchen gehen zu lassen, er sei gar zu müde, und Hunger habe er keinen. Nur ruhen müsse er, wenn er morgen wieder frisch sein solle.

Zur Ruhe schien der Spiel-Joseph aber doch nicht zu kommen. Denn nach etwa einer Stunde, als schon die Nacht hereingebrochen war, drangen aus seinem Stübchen plötzlich die Töne seiner Geige hervor, aber nicht, wie gewöhnlich, in lauten, lustigen Weisen, sondern leise und schwermütig wie herzergreifende Klagen. Endlich gingen sie in eine ernste, getragene Melodie über, die fast wie ein Choral klang, und erstarben dann ganz ohne den kräftigen Strich über alle Saiten, mit welchem sonst gewöhnlich das Spiel schloß.

„Wie schön habt Ihr aber gestern abend noch gespielt!" sagte der Wirt zu Joseph, als derselbe ziemlich spät am andern Morgen herunterkam. „So habe ich Euch noch nie spielen gehört. In der Wirtsstube, wo die Burschen saßen, mußte die Thüre aufgemacht werden, und man hörte kaum einen Laut, solange Ihr spieltet. Und sonst sind doch die Kerle an diesem Abend voll Lustigkeit und Übermut. Alle hätten gerne noch weiter zugehört."

„Ja, ja, so gelingt es mir auch nicht immer zu spielen wie gestern abend," antwortete Joseph, und wieder zog das eigentümliche Zucken über sein Gesicht, von dem der Wirt zu seinem Sohne geredet hatte.

Die rechte Kirchweihlust begann erst am Nachmittage, als die Burschе ihre Mädchen mit Musik abgeholt hatten und nun in langer Reihe mit ihnen nach dem Tanzsaale zogen, der etwas abseits von dem Wirtshause besonders gebaut war und, wenn er nicht zum Tanze benutzt wurde, zum Aufheben von Stroh und Heu diente.

Dort sollte nun der Hauptspaß vor sich gehen: das Austanzen des Kirchweih-Hammels, der, mit bunten Bändern geziert, an dem Kirchweih-Baume festgebunden war. Der Preis für denselben war durch vorher verkaufte Lose zusammengebracht worden, und nun sollte es sich entscheiden, wer unter den Losbesitzern der glückliche Gewinner des Hammels werden würde.

Zu dem Ende war neben der Bühne für die Musikanten eine kleine offene Laterne aufgehängt, worin ein Talglicht brannte. In dieses war ein doppelter Faden hineingezogen, an dem unten ein Fläschchen mit Wasser hing. Auf einem Stuhle daneben stand ein Burschе, der in einem alten Hute die Losnummern hatte und, so oft ein Paar an ihm vorübertanzte, mit lauter Stimme die Nummer eines dem Hute entnommenen Loses ausrief. Diejenige Nummer, bei welcher das Fläschchen auf die Erde fiel, weil das herabgebrannte Licht den Faden, woran es hing, durchgebrannt hatte, gewann den Hammel.

Der Tanz begann, und Joseph strich seine Geige so laut und kräftig, daß man ihren Ton selbst durch die schreienden Klarinetten und schmetternden Hörner deutlich hindurchhörte. Voll gespannter Erwartung schaute alles nach dem brennenden Lichte und seinem allmählichen Abnehmen.

Da plötzlich gab es einen ohrenzerreißenden Strich über Josephs Geige, so daß alle Augen voll Staunen auf ihn hinschauten. Einzelne meinten, es sei dies nur eine von seinen gewohnten Schnurren, wodurch er die Tänzer foppen wollte; aber siehe da, die Geige entsank seiner Hand, und er selbst stürzte ohnmächtig zusammen.

keit und Rechtschaffenheit ein wohlhabender Mann geworden, der aber in demüthiger Bescheidenheit und Beschränktheit zufrieden und glücklich war. Er schüttelte bedenklich den Kopf mit dem schneeweißen Haar über die tollen Sprünge des freudentrunkenen Wollspinners, welcher mit seiner Hände Arbeit bisher kümmerlich seine zahlreiche Familie ernährt, und in manchen Nöthen Rath und Unterstützung bei dem wohlthätigen Nachbar Kinzing sich geholt hatte.

Nun, nun, Pitter, sagte Kinzing mit wohlwollendem Ernst, ich freue mich mit Euch über Euer Glück und will's Euch von Herzen gönnen, daß Ihr's Euch ein Bischen bequemer macht, als bisher; aber hört, Pitter, Euer ehrlich Handwerk müßt Ihr nicht aufgeben. Müßiggang ist aller Laster Anfang, und in der Bibel steht, daß man beten und arbeiten solle, und der Apostel Paulus sagt: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen! Deßhalb folgt meinem guten Rath, Nachbar!

Ei was, schrie der Wollspinner, wozu noch arbeiten? Denkt Euch, zehntausend Gulden! Da müßt mir doch mehr denn Eine Ziegel gerutscht sein, was so viel heißt, als: Da müßt ich ein Extranarr sein! Nein! Noch heute zerschmeiß ich mein Spinnrad in tausend Stücke, zünde ein Freudenfeuer damit an, bei dem meine Frau einen Kaffe kochen muß, den unser Fürst nicht besser trinkt. Kommt, Herr Nachbar, und trinkt ein Täßchen mit!

Danke! erwiederte Kinzing trocken, und da er sah, daß das Glück den Wollspinner toll und kopfscheu vor der Arbeit gemacht hatte, so fuhr er fort: Nun, wie Ihr wollt, Pitter, des Menschen Wille ist sein Himmelreich — kann aber auch seine Hölle werden. Aber, wißt Ihr was? — Ich habe Euch, seit ich Euer Nachbar bin, schon manchen Gefallen gethan, thuet mir auch einmal einen, und zerschlagt Euer Spinnrad nicht, sondern schenkt mir's.

Ei, von Herzen gern und den Haspel dazu, rief der Wollspinner; aber sagt mir nur, was wollt Ihr damit machen? Ihr wollt doch nicht Wollspinner werden?

Das grade nicht, Pitter, versetzte Kinzing; aber, wer weiß, wozu es sich einmal gebrauchen läßt.

Der überglückliche Wollspinner D..... trug nun sein gesammtes Handwerkszeug zum Nachbar Uhrmacher,

Schnell hoben ihn ein paar Männer auf und trugen ihn hinüber in sein Stübchen, während nach einer nur kurzen Unterbrechung der Tanz fortgesetzt wurde, bis das Fläschchen gefallen und das Gewinnlos entschieden war.

Langsam nur kam der Ohnmächtige wieder zu sich, und als man ihn fragte, ob nach dem Arzte geschickt werden sollte, schüttelte er mit schmerzlichem Lächeln den Kopf und sagte:

„Mir kann kein Arzt helfen. Schickt lieber zu dem Pfarrer und bittet ihn, daß er zu mir kommen möge."

„Nun, so schlimm wird's doch nicht sein," tröstete der Wirt, der gekommen war, nach Joseph zu sehen, „daß Ihr den Pfarrer nötig hättet. Ich meine, es wäre doch besser, wir schickten nach dem Arzte, wenn Ihr Euch so schlecht fühlt."

„Nein! Nein!" sagte Joseph, „der Pfarrer ist mir nötiger und lieber."

Der Pfarrer folgte denn auch sogleich dem zu ihm gesandten Boten nach und setzte sich an Josephs Bett, nachdem die übrigen sich entfernt hatten.

„Herr Pfarrer," begann Joseph, als er sich durch ein Glas Wein etwas gestärkt hatte, „nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie als ein Fremder habe zu mir bitten lassen. Ich kann aber heute nicht anders, als mein Herz ausschütten, wenn es nicht zerspringen soll. Wollen Sie mich geduldig anhören, wenn ich erzähle, was ich seit langen Jahren schon getragen habe als eine schwere, schwere Last, die mir aber gerade heute doch allzu schwer geworden ist?"

„Gern!" sagte der Pfarrer, „das ist ja meine Amtspflicht, und es sollte mich freuen, wenn Euch dadurch das Herz leichter wird."

Nun fing Joseph an zu erzählen, und was er erzählte, war, wie der freundliche Leser schon vermutet haben wird, dasselbe, was voran in den ersten Kapiteln erzählt ist. Der Spiel-Joseph war niemand anders als — — Werneck selbst.

„Aber, Mann," sagte der Pfarrer erstaunt und ergriffen von dem, was er gehört hatte, „wie konntet Ihr mit einem solchen Weh im Herzen den Kirchweih-Geiger

und — nehmt mir's nicht übel! — den Spaßmacher für das Jungvolk machen, und das lange Jahre hindurch?"

Werneck lächelte schmerzlich bei dieser verwunderten Frage und antwortete dann:

„Ja, Herr Pfarrer, die Geige mußte mir mein Stückchen Brot verdienen helfen, nachdem ich alles verloren hatte und ein armer, obdachloser, verlassener Mann geworden war. Daß ich aber, wie Sie richtig sagen, den Spaßmacher für die Lustigen spielte, das sollte meine — Buße sein, die ich mir selbst auferlegt hatte, meine Buße für die Härte und Lieblosigkeit, womit ich mein eigenes, mein einziges Kind ins Elend, ja in den Tod getrieben habe. Glauben Sie mir: wenn ich meine lustigen Stücklein und meine Tänze heruntergeigte, dann gab mir jeder Ton gleichsam einen Stich ins Herz, und je lauter das Lachen erschallte über meine Schwänke und Späße, die ich der Jugend vormachte, desto tiefer grub sich der Stachel der Reue in meine Seele, wenn ich an das Weinen meines armen Kindes dachte, gegen das ich so hart war. — Aber den Frieden, den ich mir durch diese schwere Buße zu erringen suchte, habe ich dennoch nicht gefunden."

„Ja, lieber Mann," sagte der tief gerührte Pfarrer, „den müßt Ihr freilich wo anders suchen als in einer solchen selbst auferlegten eigentümlichen Buße. Den kann Euch nur Der geben, der da gesagt hat: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; Ihr wißt doch, wen ich meine?"

„Ja wohl, Herr Pfarrer, recht gut, wenn ich's auch die längste Zeit meines Lebens nicht gewußt oder doch nicht darauf geachtet habe. Ihr Amtsbruder in S....., wo ich lange im Krankenhause lag, hat mir die Augen geöffnet, auch über die Nutzlosigkeit meiner Buße. Ich hatte auch fest vor, mein bisheriges Leben ganz aufzugeben und die paar Tage, die ich noch zu leben habe, zum Suchen meines lange vergessenen und verachteten Heilandes zu benutzen. Ich bin auf dem Heimwege nach A..., wo ich neben meiner Frau und meinem Evchen ein Plätzchen zur letzten Ruhe zu finden hoffen darf. Ich wäre auch heute nicht hier, wenn ich nicht gestern abend zu müde gewesen wäre, um

weiter zu kommen. Heute sollte es ganz gewiß das letzte Mal sein, daß ich meine Geige in den Dienst der Lust stellte."

„Aber was hat Euch denn mit einem Male so überkommen, daß Ihr ohnmächtig geworden seid?"

„Auch das will ich Ihnen sagen, Herr Pfarrer, und Sie werden es verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß heute der Jahrestag ist, an dem mein armes Evchen Hochzeit hatte und durch meine Schuld in ihr Elend ging. Da

tanzte plötzlich ein Mädchen an mir vorüber, das gerade so aussah, wie mein schönes, einst so fröhliches Kind, und da packte es mich mit furchtbarer Gewalt, ich konnte die Geige nicht mehr halten und verlor die Besinnung."

Der Pfarrer konnte seine Erschütterung über die ergreifende Beichte Werneks nicht verbergen, und was er nun aus dem Schatze des heiligen Gotteswortes ihm sagte, das schöpfte er aus dem Grunde seines tiefbewegten Herzens und endete mit einem warmen herzlichen Gebete.

„Haben Sie herzlichen, innigen Dank, Herr Pfarrer, für Ihre tröstlichen Worte," sagte Werned. „Ich werde

sie nie vergessen, und sie werden mir ja helfen, den wahren Frieden zu suchen und zu finden. Gedenken Sie meiner in Ihrem Gebet."

Am andern Morgen wanderte der Spiel-Joseph weiter, wie ihn auch der Wirt bitten mochte, er solle noch einen Tag bleiben und sich noch besser erholen.

„Ich kann nicht länger bleiben," war die Antwort, womit das wohlgemeinte Anerbieten des Wirtes dankend abgelehnt wurde, „ich fühle es, meine Zeit ist um, und ich möchte gerne mein Plätzchen da haben, wo die Meinigen ruhen. Habt nochmals Dank für alle Eure Freundlichkeit und denkt zuweilen an den armen Spiel-Joseph, den Lustigen und doch — so Kummerbeladenen! Lebt wohl!"

Es war etwa acht Tage später, da hörten die Bewohner von A.... mitten in der Nacht die Töne einer Geige, die vom Kirchhofe her zu kommen schienen und bald wild und stürmisch herüberklangen, bald aber wieder so weich und zart, daß man meinen konnte, es sei Himmelsmusik. Es war etwas Gespenstisches in den mitternächtlichen Klängen, so daß niemand wagte, nach dem Kirchhofe zu gehen und nachzusehen.

Als man aber am andern Morgen hinausging, fand man einen Toten auf einem Grabe liegen. Wenn es auch schwer war, ihn an seinen Zügen wieder zu erkennen, so wußte man doch schnell, wer es war. Das wunderbare Geigenspiel und Eychens Grab, auf dem der Tote lag, zeigten zu deutlich, daß es der lange verschollene, fast schon vergessene Werneck sei.

4. Altes Gold.

Besser Scheu,
Denn Reu'.

An dies Sprichwort bin ich durch die Geschichte da vorne erinnert worden, und da dasselbe zweifellos unter die Sprichwörter zu rechnen ist, für welche die Überschrift „Altes Gold" am Platze ist, so soll es der Geschichte sogleich nachfolgen.

Was unter der Scheu zu verstehen ist, die besser denn Reue sei, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Es ist die Scheu vor allem, was stets die Reue im Gefolge hat, wenigstens bei dem, der Gottes Gebot hochhält und gegen die Stimme seines Gewissens noch nicht taub geworden ist, die Scheu also vor allem Unrechten und Bösen.

Hätte der Werneck davorne diese Scheu im Herzen gehabt, dann hätte er nicht das große Unrecht begangen, sein armes Kind aus purem Hochmute zu einer Ehe zu zwingen, von der er sich doch selbst sagen mußte, daß sie nicht zu seinem Glücke führen könne. Die Reue, die bei ihm hintennach kam, als nichts mehr zu ändern war, hätte ihn dann nicht in die harte Buße hineingetrieben, die er sich selbst meinte auferlegen zu müssen, und die ihm doch keinen Frieden bringen konnte, weil sie ihn nicht hintrieb zu dem Friedefürsten, dem Herrn Jesu.

Wer aber meinte, das Sprichwort da oben wolle überhaupt von Reue nichts wissen da, wo die Scheu vor dem Bösen gefehlt hat, und eine Sünde geschehen ist, der würde ihm groß Unrecht thun. Es sagt ja nur, es sei besser, sich vor der Sünde zu scheuen und sie deshalb zu meiden, weil keine, auch noch so tiefe Reue Geschehenes wieder gut zu machen imstande ist, sondern nur dazu helfen kann, daß man für dasselbe bei Gott dem Herrn Vergebung findet und dessen durch das Zeugnis des heiligen Geistes im Herzen gewiß wird.

Aber freilich muß dann auch die Reue die rechte sein, von der der Apostel Paulus 2. Korinth. 7, 10 redet, jene göttliche Traurigkeit, die sich die Sünde leid sein läßt um Gottes willen, weil der dadurch gekränkt und betrübt worden ist, und die deshalb auch alsbald zu Gott hintreibt, bei ihm Gnade und Vergebung zu suchen, nicht aber die falsche weltliche Traurigkeit, bei der man sich die Sünde, ohne an Gott auch nur zu denken, allein um seiner selbst willen leid sein läßt, weil sie einen in Schande und Unehre, oder in Schaden und Strafe gebracht hat, oder zu bringen droht.

Wo es bei dieser letzteren Reue und Traurigkeit bleibt, wo sich dieselbe nicht durch das Gewissen zu der göttlichen Traurigkeit entwickeln läßt, da wird ein anderes Sprich-

wort wahr, das da sagt: „Es giebt viel Büßer, aber wenig Lasser", das will sagen, wenige, die sich durch Reue und Buße treiben lassen, die Sünde nicht wieder zu thun, gegen sie zu kämpfen, sie zu lassen. Denn, bleibt die gefürchtete Strafe aus, um derentwillen das Herz Reue gefühlt hat, kommt die Sünde vielleicht gar nicht an den Tag und hat also gar keine üblen Folgen für den Thäter, so kommt bei der nächsten Versuchung zu derselben Sünde sehr leicht bei ihm der Gedanke: Einmal ist's gut gegangen, so wird's ja wohl auch jetzt wieder gut gehen, wenn ich's zum zweitenmal thue. Dann wird aber aus dem Büßer kein Lasser, sondern es nistet sich, besonders wenn es auch das zweite Mal gut, d. i. ohne üble Folgen abgeht, die verderbliche Sicherheit im Herzen ein, die auf der schiefen Ebene der Sünde immer weiter abwärts gleiten läßt, bis das Apostelwort zur Wahrheit wird: „Die Traurigkeit der Welt wirket den Tod", zunächst den geistlichen Tod, der von Buße und Reue, von Hassen und Lassen der Sünde nichts mehr hören will und dadurch unrettbar zum ewigen Tode führt, wenn nicht die Gnadenhand des Herrn den schon halb verkohlten Brand aus dem Feuer des Verderbens herausreißt.

Drum scheue dich vor der Sünde, daß du sie nicht thust! das ist jedenfalls, wie das Sprichwort sagt, das Allerbeste. Hast du dich aber in einer schwachen Stunde doch von ihr überwältigen lassen, so bereue sie von ganzem Herzen und suche mit heißem Flehen die Gnade deines Gottes und Heilandes. Die wird dir helfen, daß du aus einem Büßer auch ein Lasser wirst, und dann wird sich bei dir erfüllen, was geschrieben steht Sprichw. Salom. 28, 13. Schlage dir das Sprüchlein auf und lies es dir recht ins Herz hinein.

---

5. Anekdote.

Fritz soll an die Eltern schreiben, die beide im Bade sind, an die Mutter aber, deren Geburtstag bevorsteht, einen besonderen Brief.

Er beginnt denselben: „Liebe Muter!"

„Aber, das iſt ja falſch, Fritz!“ ſagt die ältere Schweſter, die ſein Schreiben überwacht. „Mutter wird mit zwei „t“ geſchrieben.“

Ärgerlich über den Fehler ſtickt Fritz noch ein „t“ ein, durch das aber nun die ſchöne Schrift, deren er ſich befleißigt hat, gar nicht mehr ſchön ausſieht, vollendet dann aber glücklich den auf der Schiefertafel vorgeſchriebenen Geburtstagsbrief ohne weitere Fehler.

Nun geht's an den Brief für den Vater. Aber obwohl auf der Tafel der „Vater“ richtig mit einem „t“ vorgeſchrieben iſt, ſchreibt Fritz friſch: „Lieber Vatter!“

„Aber, Fritz, das iſt ja nun wieder falſch,“ verbeſſert die Schweſter, „Vater wird, wie's auch auf der Tafel ſteht, mit nur einem „t“ geſchrieben.“

„Schweig' mir ſtille!“ ruft Fritz im Tone der Entrüſtung. „Wenn die Mutter zwei „t“ gekriegt hat, dann kriegt der Vater erſt recht zwei.“

6. Eine zweite.

In der Schule wird von dem Nutzen des Pferdes geſprochen. Nachdem verſchiedene Dienſte, für die das Pferd nutzbar gemacht werden kann, genannt ſind (ein Metzgersſohn hatte geſagt: „man kann auch Wurſt davon machen“), fragt der Lehrer: „Nun, wer kann mir denn noch einen Nutzen des Pferdes nennen?“ — Keine Antwort.

Da hebt Klein-Aaronchen den Finger und ruft, ohne zur Antwort aufgefordert zu ſein, mit vergnügt leuchtenden Blicken:

„Herr Lährer, mer kann auch damit handeln!“

7. Aus den Erlebniſſen eines jungen ſumatraniſchen Miſſionars.

Am 6. Oktober 1892 verließ ein holländiſches Schiff, der „Prinz Alexander“, ein Koloß von 200 Schritt Länge, in Regen und Nebel den Hafen von Amſterdam, um die weite Reiſe nach Holländiſch-Indien anzutreten.

Unter seinen Passagieren befand sich eine aus 15 Personen, Männlein und Weiblein, bestehende Reisegesellschaft, die aus dem Missionshause von Barmen kam, eine ganze Familie aus lauter Missionsleuten, die das Schiff nach Sumatra, Nias und Borneo bringen sollte, damit sie unter den heidnischen Bewohnern dieser Inseln das Christentum ausbreiteten. Einige der Reisenden waren ältere Missionare, die nach einem längeren Urlaub in der Heimat zum zweitenmal auf ihr Arbeitsgebiet gingen, andere junge Brüder, die erst frisch in den Missionsdienst eintraten; auch Frauen und Bräute von Missionaren waren dabei.

Unter den jungen Missionaren waren zwei Kandidaten des Predigtamts, beide bestimmt, unter den Bata auf Sumatra Boten des Evangeliums zu werden, unter welchem **Volke die Rheinische Mission schon seit einigen dreißig Jahren, und zwar mit großem Erfolge, thätig ist. Auf** 18 Haupt- und 54 Nebenstationen sind bereits gegen 30 000 Batachristen in geordnete Gemeinden gesammelt. 24 Missionaren stehen schon 14 eingeborne Pastoren und 104 eingeborne Lehrer helfend zur Seite, und 300 Älteste sorgen wacker nicht bloß dafür, daß in den Gemeinden alles ordentlich und ehrbarlich zugehe, sondern auch, daß immer mehr heidnische Bata den Gemeinden sich anschließen.

Unsre beiden Kandidaten hatten aber von der Missionsleitung die Erlaubnis erhalten, über die bisherigen Grenzen des Batakschen Missionsgebiets hinauszugehen und unter der noch ganz heidnischen und zum Teil auch recht wilden Bevölkerung, die im Norden desselben wohnt, neue Missionsstationen anzulegen. Dem einen der beiden ist dies durch Gottes ganz besonders freundliche Leitung auch schon gelungen. Er hat auf einer stattlichen, von gefürchteten Seeräubern bewohnten Insel, welche Samosir heißt und in dem großen Tobasee liegt, bis zu welchem die Mission zur Zeit vorgedrungen ist, festen Fuß gefaßt und die Freude erlebt, daß ihm zu den dortigen Heiden eine weite Thür aufgethan ist. Er heißt Johannes Warneck und ist aus Rothenschirmbach, das nahe bei Eisleben liegt. Von diesem jungen Missionar wollen wir uns nun etwas erzählen lassen, und zwar aus den Briefen, die er an seine Eltern geschrieben hat.

1. Die Seereise.

Southampton, den 10. Oktober 1892.

Wider Erwarten haben wir hier angelegt. Die Fahrt war sehr stürmisch. Kaum hatten wir die offene See erreicht, da ging ein lustiger Tanz los. Eins nach dem andern von unsrer Reisegesellschaft legte sich, oder machte plötzlich über die Brüstung des Schiffs eine Verbeugung. Nur wenige blieben von der Seekrankheit verschont, ich unter ihnen. Wir bedienten unsere Kranken ritterlich, konnten uns aber manchmal des Lachens nicht enthalten. Die Nacht war so so. Ich mußte erst allerlei Turnversuche machen, ehe ich glücklich in meine Koje hineinkriechen konnte. Am Sonntag Morgen war es ein bißchen stiller, und wir improvisierten einen Gottesdienst auf dem Verdeck. Am Abend klärte sich sogar der Himmel, der Mond ging wunderbar schön über dem Meere auf, und wir sangen in einer geschützten Ecke ein Lied nach dem andern. Gespenstig düster präsentierte sich die Insel Wight, an der wir vorbeifuhren.

Heute haben wir nun Southampton angefahren. Auf dem Schiff macht das Aus- und Einladen großen Spektakel.

Prinz Alexander, den 11. Oktober.

Nachdem das Schiff unendlich viel Fracht in seinen schier unergründlichen Bauch aufgenommen hatte, ging's heute nachmittag 3 Uhr bei herrlichem Wetter weiter. Eine reizende Ausfahrt: Himmel und Meer klar blau; unzählige Segelboote, auch Dampfer und selbst ein Kriegsschiff begegneten uns; unser Koloß zieht dahin wie ein Schwan; kaum konnte man sich vorstellen, daß das dieselbe See war, die uns vor 2 Tagen so arg geschüttelt hatte. Am Abend speisten wir wieder alle zusammen. Für alle Fälle wollte jeder etwas Solides im Magen haben. Mit jeder Minute geht's nunmehr nach Süden, und wie freuen wir uns auf die Wärme! In den Kojenbetten ist's ziemlich kalt.

Die Gesellschaft, mit der wir in der zweiten Klasse zusammenfahren, ist etwas zweifelhafter Natur, das Personal aber, namentlich der Administrator, sehr freundlich gegen uns. Die erste Klasse ist freilich viel gemütlicher, aber auch viel teurer. Immerhin ist's komfortabel genug

und das Essen ausgezeichnet: 12 Uhr 2 warme Gänge, 3 Uhr Thee, 6 Uhr 3 warme Gänge, Früchte, Brot, Speise, 8 Uhr wieder Thee. Wir haben einen Tisch für uns und geben den guten Ton an. Skizzenbuch und Tagebuch wird fleißig benutzt. Auch die eigentliche Arbeit beginnt jetzt.

13. October.

Köstlich ist's, am Bugspriet zu stehen und zu sehen, wie der Kiel die Wellen durchschneidet, wie sie Kämme bilden und dahinschäumen, dann mit dem Schiff um die Wette eilen, überholt werden und in sich zusammenstürzen, als ob ihre Kraft erschöpft wäre. Einige große Fische machen sich das Vergnügen, vor und neben dem Kiel herzuschwimmen, die Holländer nennen sie de boer met zijne varken; sie sind wohl $1\frac{1}{2}$ Meter lang, braun und weiß. Sie spielen mit dem Schiff und schwimmen mit rasender Geschwindigkeit vor dem Kiel her, als wollten sie sagen: wir können's doch noch besser, als du mit deinem Dampfe. Gestern abend war, um das Maß des Schönen voll zu machen, prachtvolles Meerleuchten. Sämtliche Wellenkämme glühten wie Phosphor durch die schwarze Nacht; das Wasser am Kiel schäumte in hellen Funkengarben auseinander. Weithin leuchtete der blendende Glanz. Dazwischen unzählige einzelne Funken, strahlend wie Sterne, die vom Himmel gefallen sind. Ab und zu stob eine Herde kleiner oder großer Fische auseinander, und jeder zog einen langen, feurigen Schweif hinter sich her wie einen glänzenden Kometen. Wie freundlich, daß uns der liebe Gott so viel Schönes auch auf dem Wasser sehen läßt! Freilich, der Wind bläst wieder sehr frisch, aber ich fühle mich gesund auch bei dieser bewegten See. Auf Deck ist ein reges Leben. Ein Schmied, ein Zimmermann und ein Segeltuchmacher haben ihre Werkstatt aufgeschlagen, dazu ist das Ganze ein großer Trockenplatz für frisch gewaschene Wäsche, und die Soldaten sitzen singend und spielend umher. Auch wir 15 singen viel, und dann sammeln sich die Soldaten, die Matrosen und viele Reisende um uns. Es ist so köstlich, auf hoher See zu singen: Befiehl du deine Wege u. s. w. — Wir sind jetzt in der Gegend vom Kap Finisterre; an das Schütteln gewöhnt man sich. Das Leben

der's auf seinem Speicher aufbewahrte, und D..... wanderte ins Wirthshaus, wo er von nun an fast Tag und Nacht zu finden war. Um nicht allein zu sein, was ihm langweilig vorkam, pflegte er einen langen Hängel lockerer Zeisige frei zu halten, die sich's gefallen ließen, und in Floribus mit dem lustigen Wollspinner lebten, jubilirten und hasselirten, daß es eine Art hatte.

Dieß faule, üppige Schlaraffenleben gefiel dem Wollspinner über die Maßen wohl und auch seinen Gesellen; allein da sie nichts thaten und keine zehntausend Gulden gewonnen hatten, wie der Wollspinner, so mußten ihre Frauen und Kinder darben, und das ging doch nicht; denn ohne Arbeit, hieß es, kein Verdienst, und ohne Verdienst kein Brod! Wollte nun der Wollspinner seine lieben Gesellen bei sich halten, so mußte er ihnen den Tagelohn zum Freihalten bezahlen, den sie sonst würden verdient haben.

Auf ein paar Batzen mehr oder weniger kam's ihm bei seinem Reichthum auch gar nicht an, und so ging's denn lustig fort — wie lange? — Das wird sich zeigen!

Ich brauche dir, lieber Leser, nicht zu sagen, daß ein solches Leben viel Geld kostete; ebenso wenig, daß außer den bezahlten Zechbrüdern hin und wieder ein guter Freund sich fand, der mit trank, mit spielte und durch betrügerisches Spiel dem fast immer trunkenen Wollspinner den Geldbeutel leichter machte; endlich auch das nicht, daß Andre kamen und sich Geld bei ihm liehen aufs Nichtmehrwiedergeben; Anschläge machten, die er ausführte und meist neben dran kam.

Wenn aber von einem Haufen nur weggenommen wird und nichts hinzu kommt, so wird er allmählig kleiner. Da ist das Facit leicht herausgerechnet — sein Geldbeutel bekam die galoppirende Schwindsucht! —

Die Frau machte es zu Hause nicht besser. Sie that nichts mehr; hatte alle Tage Kaffeeschwestern bei sich, trac-

ist einförmig und doch nicht langweilig. Es wird gelesen, gelernt, geschrieben, und ihr könnt an meinen Buchstaben sehen, wie es immer von rechts nach links und zurück geht. Aber das Meer ist zu schön und das Ausgucken zu verführerisch.

14. Oktober.

Wir fahren jetzt längs der portugiesischen Küste bei herrlichem Wetter. Inmitten des fröhlichen Lebens an Bord wurde heute nachmittag einer der bedienenden Malaienjungen, der an Lungenentzündung gestorben war, ins nasse Grab versenkt, ohne Sang und Klang, ohne Gebet; es war ein wehmütiger Anblick. Der arme Junge! Er war jedenfalls ein Heide oder Mohammedaner. Auf dem Schiffe nahm man keine Notiz davon. — Es wimmelt hier von kleinen und großen Schiffen; der Anblick des Landes, aber noch mehr der des hell leuchtenden Sternenhimmels ist bezaubernd. Und wie gerne gehen dann die Gedanken zu der fernen Heimat!

16. Oktober.

Den heutigen Sonntag haben wir mit einem Gottesdienst im Eßsaal gefeiert. Beinahe alle Passagiere der zweiten Klasse und ein Teil der Matrosen nahmen an ihm teil. Leider wurde den Soldaten die Teilnahme nicht gestattet. Ich blies einige Choräle in die frische Morgenluft; das klang so köstlich, so heimatlich. — Gestern abend sahen wir Trafalgar und die Felsengebirge Afrikas, aber an Gibraltar kamen wir bei Nacht vorbei. Das Mittelländische Meer empfing uns freundlich, und heute morgen präsentierte sich die Sierra Nevada mit einigen Schneebergen. Nachmittags, als wir zwischen Spanien und den Pityusen dahinfuhren, umwollte sich der Himmel, und das Schaukeln ging wieder lustig an. Es wird wohl Sturm werden; ich fürchte mich aber nicht vor dem wilden Gesellen. Meine Gedanken waren viel daheim in dem trauten Dorfkirchlein!

17. Oktober.

Es hat sich richtig eine „steife Brise" aufgemacht, die unser Schiff mächtig umherwirft. Die Seekrankheit hat alle gepackt, auch meinen Kameraden Bruch. Er ist ganz apathisch und spricht nur vom Sterben. Ich bin von

unserer Gesellschaft der einzige Gesunde und der allgemeine Krankenwärter. Die Wellen schlagen über Bord und überschwemmen das Vorderdeck. Von den Passagieren wird einer nach dem andern bleich, und die Verbeugungen über den Schiffsrand nehmen kein Ende, für den Gesunden ein drolliger Anblick. — Die Matrosen und Soldaten sind ein rohes Geschlecht, aber sehr dankbar, wenn wir uns ihrer freundlich annehmen. Die übrige Schiffsgesellschaft ist uns allerdings wenig sympathisch; aber sie sind alle doch artig gegen uns.

18. Oktober.

Im Golf von Lyon gab's wieder einen tüchtigen Tanz; doch hat mich auch diesmal die Seekrankheit nicht gepackt. — Die Südküste Frankreichs gewährt einen lieblichen Anblick; hinter ihr und rechts von ihr werden sogar Ausläufer von Alpen mit einzelnen glänzenden Schneebergen sichtbar. — Heute morgen hatten Bruch und ich ein eingehendes Gespräch mit einigen Menschen, die sich als Soldaten für Niederländisch Indien hatten anwerben lassen; einer, ein Katholik, erzählte eine traurige Geschichte. Seine Mutter hatte nicht zugeben wollen, daß er ein evangelisches Mädchen heirate; darüber hätten sie sich verunreinigt. Er habe ihr wiederholt die Hand zur Versöhnung geboten, aber sie habe ihn von sich gestoßen, und aus Rache habe er sich anwerben lassen. Wir redeten ihm recht ins Gewissen. Auch ein anderer war unter die holländischen Soldaten gegangen, weil er sich mit seiner Mutter gezankt hatte. Leichtsinnige Menschen! Doch wollen sie „nicht ohne Religion" sein und ließen sich etwas sagen.

19. und 20. Oktober.

Glücklich in Genua gelandet; aber wir dürfen nicht an Land der Quarantäne wegen. (Es war die Cholerazeit!) Der Hafen ist wunderschön. Die Stadt präsentiert sich herrlich; das Wasser spiegelt in lichtem Grün alle kleinen und großen Boote ab, die über seine klare Fläche fliegen — und doch ist es hart, das schöne Italien nicht betreten zu dürfen. Immerhin ist nach dem Sturme die Ruhe wohlthuend. Gestern abend bot die Stadt, die in Hufeisenform an den Berg angebaut ist, als sie mit ihrem Lichtermeere im Hafen sich spiegelte, das Bild einer unbeschreiblich schönen Illumination.

22. Oktober, angesichts des Ätna.

Mit der Hoffnung auf eine genußreiche Fahrt sind wir wieder reingefallen. Wir bekamen einen Sturm, wie wir ihn noch nicht gehabt. Ich war wieder der einzige Gesunde, hatte aber Mühe, mich auf den Beinen zu halten. Die Nacht war eine schreckliche. Das Deck wurde von den Wellen überschwemmt; das Schiff krachte in allen Fugen, und in seinem Bettkasten wurde man willenlos von einer Seite auf die andere geschleudert. An Schlaf war dabei nicht zu denken. Als wir uns der Straße von Messina näherten, wurde es ein wenig stiller. Gesehen haben wir natürlich von den Herrlichkeiten der westitalienischen Küste nichts. Aber Sizilien machte diesen Verlust gut. Kostbar war die Fahrt durch die Enge von Messina. Links Italien mit hohen schönen Gebirgen, Städtchen, grünenden Gärten und Weinbergen; rechts die schöne Küste Siziliens. Dann tauchte Messina auf und gegenüber das alte Regium mit den Erinnerungen an die Römer und St. Paulus. Und die Luft war so lind. Endlich auch der imposante Kegel des Ätna, in Wolken und Rauch gehüllt, dann wieder ganz frei. Wie ein Riese erhebt er sich über die anderen Berge; aber es ist noch zu hell, um von dem Feuerschein etwas zu sehen.

Wir sind nun 14 Tage an Bord und können singen: „Hab' manchen Sturm erlebt". Nun laßt sich's freundlicher an. Manchmal will ein Heimweh durch die Seele ziehen, doch blicke ich fröhlich in die Zukunft. Was unsere Arbeit da draußen am meisten hindern wird, davon haben wir schon auf dem Schiffe einen Vorschmack. Es ist das wüste, zuchtlose Leben der Europaer. Vielleicht ist es ein Glück, daß wir nicht alles verstehen, was sie singen und sagen.

23. Oktober.

Wieder Gottesdienst gehalten, diesmal aber auf Deck. Auch die Soldaten waren da. Und Ihr gedenkt daheim jetzt auch des Pilgers, der in die Ferne zieht. Wie ist es so köstlich, sich von so vielen Gebeten getragen zu wissen! — Die Seeleute sind recht dankbar, daß wir uns ihrer annehmen. Die Leute haben es wirklich schwer: 3½ Monate auf der Reise; dann ein paar Wochen in Amster-

dann, auch meist auf dem Schiff! Und die meisten haben Weib und Kind! Wo bleibt da das Familienleben? Für ihren inneren Menschen wird ganz und gar nichts gethan, so daß die armen Leute gänzlich verkommen müssen. Und noch trauriger steht es um die Kolonialsoldaten. — Ich studiere jetzt fleißig; daneben aber erquickt mich immer wieder das viel schöne Meer und der leuchtende Sternenhimmel. Und wie großartig ist der Sturm! Wenn sich das Schiff bäumt wie ein wildes, scheugewordenes Roß, machtlos gegen die Riesenwellen, und doch sie überwindend!

25. Oktober.

Nachgerade fängt es an, tüchtig warm zu werden. Einige haben schon ihre indische Tracht, ihre Kabajas, hervorgeholt, und die Damen den Sarong, einen unschönen, gerade herabfallenden, bunten Rock von sehr leichtem Stoff. Unbeschreiblich köstlich sind die Abende, die wir natürlich immer auf Deck zubringen. Gestern spiegelte sich der Mond ganz rein im Meere, und die vom Schiffe aufgewühlten Wellen phosphoreszierten in gelbgrünem Lichte. Auch sahen wir in weiter blauer Ferne einige Höhenzüge von Kreta. Noch diese Nacht sollen wir nach Port Said kommen. Hoffentlich dürfen wir an Land. Schon bald nach 5 Uhr taucht die Sonne in feuriger Glut ins Meer. Das ist ein unbeschreiblich herrlicher Anblick, wenn das Wasser wie mit flüssigem Golde bedeckt ist, und Luft und Meer in den glühendsten Farben strahlen. Zu den verschiedenen Tageszeiten und je nach dem Wetter leuchtet das Meer in allen erdenklichen Farben, vom Lichtgrün bis zum Schwarzblau und Rosarot, ja Purpurrot. O wie das das Auge entzückt! Und gar, wenn der Mond drein scheint und langsam in die Fluten eintaucht! — Sonst giebt's auf dem Schiffe mancherlei zu lernen, auch Geduld, und man muß als Christ mancherlei tragen. Aber Gott ist uns fühlbar nahe, auch unter diesem gottlosen Geschlecht. Wir sind ja auch hier um Seinetwillen, und das macht immer wieder zuversichtlich und freudig. Ziehen wir doch hinaus zu einem herrlichen apostolischen Beruf.

Rotes Meer. 27. Oktober.

Endlich ist Ruhe und Ordnung auf dem Schiffe wieder hergestellt, der Kohlenruß abgescheuert, die Planen

zum Schutz gegen die Sonne wieder ausgespannt und das Schiff in flotter Fahrt. Der gestrige Tag in Port Said war der interessanteste, von neuen Eindrücken vollste unserer bisherigen Reise. Früh 5 Uhr legten wir vor Port Said an, sofort umschwärmt von unzähligen Booten mit schreienden braunen und schwarzen Gestalten. Alle wollten die Ehre haben, uns an Land zu rudern. Aber erst mußte der Arzt kommen und uns für cholerafrei erklären. Glücklicherweise war das eine kurze und leere Ceremonie. Wir vertrauten uns also den braunen Gesellen an und betraten bald Afrikas Boden. Solch ein buntes, zugleich anziehendes und abstoßendes Bild hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Alles lebt nur von Handel und Bettel. Europäer und Araber reißen sich um die Fremden, aber nur, um Geld aus ihnen herauszupressen, sie ziehen einen in die Bazare, preisen ihre Waren an, schreien holländisch, deutsch, englisch, französisch, alles durcheinander und sind unbeschreiblich zudringlich. Eselsjungen, kleine braune Menschenkinder in buntester Tracht, schrieen, daß uns die Ohren gellten: „gut Esel, Bismarck-Esel! Berliner Esel!" Dann drängten sich Schuhputzer heran, und ehe man sich's versah, hatten sie sich über unsere Stiefel hergemacht. Orangen-, Citronen-, Apfelsinenhändler erdrückten uns fast; Limonadenverkäufer priesen ihren Trank in wenig appetitlichen Schläuchen an; Schacherer mit Korallen, Schmucksachen, Büchern, Cigarren, Blumen und hundert anderen Dingen hefteten sich an unsere Fersen, und das alles unter einem ohrenbetäubenden Geschrei. Dazwischen wandelten ehrwürdige Mohammedaner in langen schwarzen oder weißen Talaren, türkische Beamte in weißen Kleidern und rotem Fez, Polizisten, verschleierte Frauen, halbnackte Kinder, zerlumpte Bettler: kurz eine sehr gemischte Gesellschaft. Und um das Bild lustig zu machen, jagte ein wild gewordener Esel durch die Menge, auf dem sich ein steifer Engländer mit seinem Hut und Schirm krampfhaft festhielt. Die grellsten Farben sind vertreten: der Himmel tiefblau, die Häuser brennend weiß, die Menschen weiß, braun, schwarz, die Trachten rot, blau, grün, gelb; dazu die ganze Stadt voll Laden, die zur Hälfte auf der Straße etabliert sind und die unglaublichsten Dinge bergen. Nur ein paar Bäume,

sonst alles kahler Sand, kein Pflaster, wenig Schatten, glühende Hitze, betäubender Lärm, brennender Durst und — lauter abgefeimte Spitzbuben! Die Mundart, die man spricht, ist ein Gemisch aus allen Sprachen. Um uns verständlich zu machen, redeten wir immer in der Sprache, aus der uns gerade die Worte einfielen. Man wurde von all dem Getummel ganz verwirrt und war froh, als man das Schiff wieder unter den Füßen hatte. Aber auch da gab's noch viel zu sehen, zunächst die Schwimmer- und Taucherkünste der braunen Jungen. Sie machten sich ganz prächtig in ihrem Adamskostüm: „Een dübbelki! Een dübbelki!" schrie ein Dutzend der bronzefarbigen Bengel aus dem Wasser heraus. Und flog dann ein dubbeltje (15 Pf.) ins Wasser, so tauchte wie auf Kommando die ganze wilde Jagd unter, und nach wenigen Momenten hielt einer triumphierend das kleine Silberstück in der Hand und steckte es sodann in den Mund. Gewandte Kerlchen! Einer schwamm sogar unter dem Schiff durch, ein sehr schwieriges und gefährliches Kunststück. Dann kam ein arabischer, phantastisch gekleideter Zauberkünstler auf Deck, der ganz unheimliche Kunststücke vornahm, und Händler mit Früchten u. s. w. Unterdes hatten einige hundert arabische Arbeiter Kohlen geladen, so daß das ganze Schiff mit einer dicken Lage Kohlenstaub überzogen war und die gesamte Mannschaft aussah wie Mohren.

Nachmittag endlich ging's in den Kanal hinein. Der ist nun mehr interessant als schön, ein schmaler Wasserstreif, hüben und drüben ein Wall gelben Sandes und dahinter Wüste, Wüste, Wüste, hier und da ein Wärterhäuschen, je und je eine Palme, ab und zu ein paar Lasten tragende Kamele mit schreienden Arabern, dazu eine sengende Sonne! Oft begegneten uns Schiffe, so daß wir halbe Stunden lang an einer Ausweichestelle still liegen mußten. Die Durchfahrt dauerte 19 Stunden, nachts bei elektrischem Lichte. Früh 8 Uhr kamen wir nach Suez, einem öden Neste in nackter Wüste. Nach kurzem Aufenthalte ging's dann hinaus ins „rote" Meer, so genannt wegen der roten Berge auf beiden Seiten, vielleicht auch, weil man hier rot vor Hitze wird. Ja, von dieser Hitze macht man sich keine Vorstellung. In den unteren Schiffs-

räumen iſt ſie unerträglich, ſelbſt oben iſt's kaum zum Aushalten.

28. Oktober.

Das reine ruſſiſche Schwitzbad! Welche Erquickung, ſich mit Waſſer überſchütten zu laſſen! Die Badekammer iſt immer beſetzt. Aber zauberhaft ſchön war es geſtern abend, als der Mond aufging, der übrigens hier nicht ſenkrecht, ſondern wagrecht ſteht wie ein ſchwimmender Kahn. Wir ſahen kein Land, und das rote Meer kann recht unruhig ſein. Welche Erinnerungen gehen einem hier durch die Seele angeſichts des Sinai! Da belebt ſich die kahle Wüſte mit alten ehrwürdigen Geſtalten.

29. Oktober.

Eben paſſieren wir den Wendekreis und ſind nunmehr offiziell in den Tropen. Wir fühlen das aber von ſelbſt, ohne daß man es uns ſchwarz auf weiß giebt. Das Sichgenieren hört in dieſem Backofen auf. Wir haben es uns ſehr leicht gemacht; ſelbſt die Nächte ſind qualvoll, da ſie keine Spur von Abkühlung bringen.

30. Oktober.

Der vierte Sonntag an Bord. Wiederum Gottesdienſt auf Deck, der trotz der Hitze gut beſucht war. Geſtern ſahen wir die erſten fliegenden Fiſche, kleine Kerlchen, die rudelweiſe über das Waſſer hinſchwirrten, um dann ſpurlos zu verſchwinden. Der geſtrige Sonnenuntergang war wieder überaus farbenprächtig und die darauf folgende Mondſcheinnacht unvergleichlich ſchön. Unſer Schiff hat für die Durchfahrt durch den Suezkanal 17 000 M. bezahlt; täglich konſumiert es 30 000 Kilo Kohlen; es hat für die Reiſe mitgenommen 80 000 Liter Waſſer, das aber in Genua und Port Said noch ergänzt wurde, und 3000 Liter Maſchinenöl! Da könnt ihr ſehen, was ſolch ein Koloß braucht. Was die Geſellſchaft darauf angeht, ſo ſind alle Menſchenklaſſen und Berufsarten darin vertreten, die geſellſchaftlichen Unterſchiede ſo klaffend wie irgendwo in der Welt; wirklich eine Welt im kleinen. Arme und Reiche, Gebildete und Ungebildete, Beamte und Handwerker, Erwachſene und Kinder, Geſunde und Kranke, Fromme und Gotteslaſterer — alles durcheinander.

Noch immer sind wir im roten Meer; ich hätte mir dasselbe doch nicht so lang gedacht. Hier und da kommen wir an kleinen Inseln vorbei, so gestern an den sogenannten „12 Aposteln", Felskegeln ohne Vegetation.

Im Indischen Ozean, 2. November.

Gestern früh sind wir endlich in Aden angekommen, nachdem wir die nicht ungefährliche Straße Bab el Mandeb passiert. Zum zweitenmal wurde der unersättliche Bauch des Meerungetums mit Steinkohlen angefüllt. Unter viel Geschrei schleppten die fast nackten schwarzen Gestalten Sack auf Sack herbei. Glücklicherweise war der Wind so freundlich, diesmal allen Staub nach der ersten Klasse zu blasen. Die Glut war zu versengend und der Aufenthalt zu kurz, so daß wir den geplanten Abstecher aufs Land aufgaben. Wir erlebten hier dasselbe Bild wie in Port Said. In winzig kleinen ausgehöhlten Baumstamm Kanoes schwärmten ganze Scharen von Händlern und Tauchern umher; ununterbrochen schrieen die letzteren: „À la mer, à la mer! Ioh, ioh", damit man kleine Silbermünzen ins Wasser werfe. Einige hatten ihre wie Wolle gekräuselten Haare mit Okererde eingerieben und zusammengedreht, daß ihnen die gelbe Brühe über Gesicht und Nacken herunterlief. — Aden selbst präsentierte sich in der Mittagsglut furchtbar öde, kahl, sonnverbrannt; kein grünes Blatt. Die Kasernen in den Felsen schmorten förmlich in der Sonne, und mit Grausen dachte ich daran, wie schrecklich es für einen Europäer sein müsse, hier sein Leben zuzubringen. Wie froh waren wir, als endlich der Anker gelichtet wurde. Da, o weh! brach an der Dampfmaschine, die ihn in die Höhe wand, eine Drehscheibe entzwei, und wir mußten noch bis Abend liegen. Endlich sind wir im Indischen Ozean, der uns mit einem frischen Winde begrüßte.

6. November.

Sturm und Regen, so daß wir keinen Gottesdienst halten konnten. Jetzt fängt die Seereise doch an, etwas langweilig zu werden. Tag für Tag nur Himmel und Wasser, und ein Tag gleicht dem andern. Die Abendstunden sind am gemütlichsten, zumal gestern waren sie es, wo wir das seltene Schauspiel einer totalen Mondfinsternis

mitten auf dem Indischen Ozean hatten. Wir singen viel und studieren fleißig. Gott sei Dank, daß es hier nicht mehr so heiß ist wie im Roten Meer!

8. November.

Jetzt nimmt die tropische Regenzeit ihren Anfang. Früh ist es schwül mit stechender Sonne, am Nachmittage giebt's dann ein Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen und Sturm. Abends klart sich der Himmel wieder auf, und es wird wieder heiß. So geht's Tag für Tag. Das Wetterleuchten am Abend ist so stark, daß oft der ganze Himmel ein Feuermeer zu sein scheint; und dabei ist's so schwül, daß man trotz der leichtesten Kleidung in Schweiß gebadet ist.

10. November.

An Ceylon sind wir leider in einer Entfernung von 7 Meilen vorbeigefahren. Ich strengte meine Geruchsnerven an, aber von den berühmten Zimmtdüften war nichts zu riechen. Die Hitze ist noch sehr schlimm; der Regen peitscht uns ins Gesicht, und der Wind treibt sein Schaukelspiel mit uns. Gott sei Dank! in wenigen Tagen werden wir in Padang sein. Wie sehne ich mich nach dem Ende dieser langen Reise und nach dem Anfange meiner Missionsarbeit! Heil dem Tage, an dem ich den ersten Nagel zu meiner eigenen Station einschlagen werde!

2. Ankunft auf Sumatra.

Padang, den 15. November.

So sitzen wir nun in Bruder Dernkats Garten unter Palmen inmitten der berauschenden tropischen Schönheit, voll Dank gegen Gott, der uns bis hierher freundlich geleitet. Doch ich will eins nach dem andern erzählen.

Vorgestern hatten wir früh noch einen erbaulichen Gottesdienst, zu dem auch einmal einige aus der ersten Klasse erschienen waren. Aber nachmittags ging's wild her. Wir passierten nämlich die Linie, und da muß nach altem Seemannsbrauch jeder, der das zum erstenmal thut, gründlich getauft werden. Es gab ein allgemeines Schwemmbad mit Spritzen Wassers. Wir Jüngelingen kamen noch verhältnismäßig gut weg, besonders unsere Damen, aber

gehörig naß bin ich doch geworden. Überall lauerten Leute verborgen mit Eimern voll Wasser, und ehe man sich's versah, schwubb! hatte man einen über den Kopf. Ich ertrug's mit Würde und Humor und kam so am besten weg. — Gestern tauchte endlich nach fünfwöchentlicher Fahrt die neue Heimat vor unsern Augen auf, und es wurde mir sehr feierlich zu Mute. Gott segne unsern Eingang! Um sie uns lieb zu machen, zeigte sich uns diese Heimat in entzückender Schönheit. Noch nie habe ich so Schönes ge-

Kirche in Sumatra nach einem Aquarell des Verfassers.

sehen wie gestern und heute. Nur erwarte nicht eine Naturschilderung: denn diese tropische Pracht der Palmen, Pisangs, Ananas, Brotbäume und vieler anderer, mir auch noch dem Namen nach unbekannter Gewächse läßt sich nicht beschreiben, man muß sie sehen. — Es wurde dunkel, bis es zur Landung kam, und wir mußten die Nacht über noch an Bord bleiben. Eine Stunde vor Padang hat man jetzt einen bequemen Hafen angelegt, und unser Schiff war eins der ersten, das ihn benutzte. Da gab es wieder ein buntes, fremdartiges, anziehendes Bild oder vielmehr eine Menge von Bildern, die das Auge bei der größten An-

strengung kaum erfassen konnte. Niasser, Malaien, Javanesen, Chinesen, Europäer und Halbeuropäer lärmten und schwärmten durcheinander, alles grell beleuchtet von Petroleumfackeln. Alles wieder bunt und phantastisch, aber nicht ohne Geschmack. Ich hatte meine Freude an den braunen Burschen mit den kurzen, sackartigen Hosen und den anmutig geschlungenen Überwürfen, wie sie so gravitatisch einherstolzierten. Wir blieben fast die ganze Nacht auf Deck; denn bei diesem Lärm und bei unserer eigenen Aufregung war doch an Schlaf nicht zu denken.

Früh kam dann Br. Dornfeld (der in Padang stationierte Missionar), uns abzuholen. Mit der Eisenbahn ging's nach der Stadt, wohl auf Jahre hinaus das letzte Mal, daß wir mit dem Dampfroß fuhren. Die Fahrt ging zwischen Palmen durch dichte Wälder und Reisfelder, die eben, ganz unter Wasser stehend, gepflügt wurden, und an Dörfern vorbei, die wie Märchen in diese tropische Zauberwelt hineingesetzt waren. Und nun erst Padang selbst! Jedes Haus liegt inmitten eines von Palmen überragten Gartens. Und das sind andere Palmen als in unsern Gewächshäusern! Die Häuser sind sehr luftig auf Pfeilern erbaut, hinten wie vorn mit einer großen Veranda. In Dornfelds Hause gibt es nicht ein einziges Glasfenster, da die Fenster doch immer offen sind und man nach jedem Luftzug hascht. Auf inländischem Wagen, mit kleinen windschnellen Sumatra-Pferdchen bespannt, durchflogen wir die Stadt, wie berauscht von der neuen Welt. Nach unserer Ankunft hielten wir eine gemeinsame Andacht, Gott dankend, daß er uns soweit glücklich gebracht, und seiner Gnade uns weiter empfehlend.

16. November.

Es wird mir schwer, inmitten all der neuen Eindrücke, die hier auf mich einstürmen, einen geordneten Brief zu schreiben. Heute früh waren wir auf dem Markte, zu dem die Eingeborenen von nah und fern mit ihren Waren kommen. Da waren alle Arten Früchte, auch Tabak, Kleiderstoffe, Geschirr, Hühner, Eier, chinesische Zächelchen. O, diese Pracht der Früchte: Kokosnüsse, Bananen, Ananas, Citronen, Baumfrüchte, Feigen, Zuckerrohr und noch viele andere! Die Käufer und Verkäufer bestanden hauptsäch-

lich aus Malaien und Chinesen. Es ging alles ziemlich ruhig und anständig zu. Dann machte ich einen längeren Spaziergang durch die Stadt und schwelgte im Anblick dieser malerischen Pracht. Die Straßen sind breit und sauber; man wandert unangegriffen wie in einem großen Garten. Die Kehrseite ist freilich erschlaffende Hitze. Auch haben uns in der ersten Nacht auf Indiens Boden die Moskitos übel zugerichtet; mein armer Leib war über und über wund. — Wir müssen nun ganze acht Tage hier liegen, bis unser Schiff nach Siboga geht (das ist der weiter nordwestlich gelegene Hafen Sumatras, von wo aus die Landreise in das Batalland angetreten wird). Das ist auch ganz schön so, zumal wir in dem gastlichen Hause des lieben Bruder Dornfaat sehr gut aufgehoben sind und hier täglich viel Neues sehen und lernen. Br. Dornfaat hat hier eine schwierige Arbeit, zunächst unter den vielen Niassern (von der kleinen Insel Nias nordwestlich von Sumatra, wo die Rheinische Mission auch thätig ist); aber die Arbeit an den Holländern, zumal an den holländischen Soldaten, macht ihm die meiste Mühe. Gleich neben seinem Hause steht ein großer Saal zu Versammlungen für die Soldaten, denen er sich jeden Abend widmet. Die Holländer führen hier ein hohes, sittenloses Leben; die Kolonialgeistlichen scheinen keine besonders tüchtigen zu sein, ihre Kirchen sind fast ganz leer. Da will ich doch lieber zu den armen Heiden ....

Padang, den 20. November.

Heute früh hatten wir niassischen Gottesdienst. Etwa 30 Männer waren da und sehr andächtig. Die Turbane wurden abgelegt und uns feierlich die Hand gedrückt mit dem indischen Gruß „Tabe“! Von der Predigt verstand ich natürlich kein Wort. Die Niasser sind meist nur kurze Zeit hier, als Diener bei Europäern angestellt und darum oft am Besuche des Gottesdienstes gehindert. Die Holländer kümmern sich meist nicht um den christlichen Sonntag, dagegen wird von ihnen der mohammedanische Freitag respektiert. Die niassische Christengemeinde ist klein, etwa 50 Personen, und wechselt beständig. Den Holländern gegenüber hat Br. Dornfaat einen schweren Stand, auch ist es nur ein kleiner Teil der Soldaten, der sich zu seinen Ver-

ſammlungen hält. Dennoch ſteht er in großem Anſehen. Wie grauenhaft die ſittlichen Zuſtände unter den hieſigen Hollandern und zumal unter den Kolonialſoldaten ſind, das darf ich hier nicht ſchildern. Scham und Anſtand kennen ſie nicht.

Das Leben iſt hier ſehr teuer. Man kann zwar alles haben, aber nur für ſchweres Geld. Eine Kleinigkeit, die an meinem Horn zu machen war, koſtete mich 5½ Mk. Für das Ausziehen eines Zahnes bezahlt man 20 Gulden (34 Mk.). Ich bin jetzt ganz indiſch gekleidet; dieſe Tracht iſt zwar nicht ſchön, aber ſehr praktiſch. Ohne Kragen, ohne Strümpfe, ohne Hoſenträger trägt man nur eine leicht umgebundene dünne Hoſe und eine ebenſo dünne weiße Jacke, die Füße ſind in leichte Strohpantoffeln geſteckt. Anfangs war es mir greulich, aber es iſt geradezu unvermeidlich; denn es iſt hier ſehr heiß, und ich vergieße bei Tag wie bei Nacht manchen Schweißtropfen. An die fremde Umgebung, die ich gern durchſtreife, habe ich mich ſchon ziemlich gewöhnt, freue mich aber ſehr, endlich zu meinen Batakkern zu kommen. Ein paar malaiſche Brocken habe ich ſchon aufgefangen, von meinem bißchen Bataſch kann ich aber unter dieſen anders redenden Menſchen keinen Gebrauch machen.

Sibogа, den 25. November.

So ſind wir denn geſtern glücklich auch in Sibogа gelandet. Am 22. früh 9 Uhr fuhren wir mit dem ziemlich kleinen Küſtendampfer von Padang ab. Hier mußten wir erſter Klaſſe reiſen zuſammen mit einigen Offiziersfamilien; die übrige Geſellſchaft beſtand aus Inländern, die ſich ſelbſt beköſtigen, und aus Chineſen, unter denen es ſehr laut zuging. Bald ging die Seekrankheit los; das gab ein unheimliches Bild. Am zweiten Tage wurde ich auch einmal bleich, doch kam es nicht zum äußerſten. Die Tapanuli-Bai, in der wir vor Anker gingen, iſt wieder unbeſchreiblich ſchön und hinter ihr mein Reiſeziel, das Bataland mit ſeinen hohen Bergen, die freilich teilweiſe in Wolkenſchleier gehüllt waren. Br. Schrey (der in Sibogа ſtationierte rheiniſche Miſſionar) kam mit zwei Bräutigams an Bord, und als ſich die Schauer der erſten Begrüßung gelegt hatten, ruderten wir per Boot ans Land.

Eine Menge Bataker war hier, uns abzuholen. Ich machte gleich einige Sprachversuche, die zu meiner Freude auch leidlich glückten. Nur das Verstehen hatte seine Schwierigkeiten. Es wird mir nicht schwer werden, diese Leutchen lieb zu gewinnen. Durch Palmen führte unser Weg an dem heidnischen und mohammedanischen Dorfe vorbei zur Station. Bald tauchte das traute Kirchlein auf, ein einfaches Holzgebäude mit kleinem Turm, hinter dem die einfache Missionswohnung liegt, ein Holzhäuschen mit Strohdach. Sehr liebenswürdig wurden wir empfangen; aber es war doch eng in dem Hüttchen, und ich schlief auf der Erde, d. h. auf verschiedenen Wolldecken, eine Vorübung für spätere, gewiß noch primitivere Nachtlager. Unter den Batakern, die uns den ganzen Tag umlagerten, waren auch einige berühmte Häuptlinge, die sich durch auffallenden Kopfputz und ungeheure goldne Ringe in den Ohren auszeichneten. Die Bata sind zwar nicht schön, aber haben etwas Intelligentes in ihren braunen Gesichtern und lachen gern. Bald ging's an den Pferdehandel. Einige Händler aus Toba führten uns ihre kleinen munteren Pferdchen vor. Das größte suchte sich Bruch aus, weil er so lange Beine hat. Man zahlt für ein gutes Pferd 230 bis 350 Mk. Der Handel erforderte lange Zeit; denn wie alle Orientalen schlagen auch die Bata viel vor, bis man sich endlich auf ein Gebot einigt. Wir bleiben einige Tage hier. Das Auspacken und Umpacken für den Transport über die Berge erfordert viel Arbeit.

Um die Station herum liegt das Christendorf, viel sauberer als das heidnische; die Christen sind auch viel besser gekleidet als die Heiden. Dasselbe ist's auch hier sehr heiß, so daß man nicht ohne Not das Haus verläßt. Ich spitze tüchtig die Ohren, um das Batasche zu verstehen, und das Notizbuch kommt mir nicht aus der Hand. Ich wundere mich selber, daß ich mich mit den Leuten von Silindung so leidlich verständigen kann. Freilich, oft muß ich sagen: „ich verstehe nicht", aber die guten Leute geben sich dann alle Mühe, mich zu erleuchten. Auch einen Diener habe ich schon angenommen, Sidjari, der mein Pferd besorgen und mir überhaupt zur Hand gehen soll. Er stammt aus Silindung und ist hoffentlich ein brauchbarer

Mensch. Wie freue ich mich, daß es nun bald an die Arbeit geht!

Siboga, den 27. November.

Heute feierten wir den ersten Sonntag unter den Bata und sind voll Lob und Dank über alles, was wir gesehen und gehört haben. Schon lange, ehe der Gottesdienst begann, war der Kirchplatz voll Menschen, Männer, Frauen und Kinder, alle nett gekleidet und uns freundlich begrüßend. Der Gottesdienst verlief ähnlich wie daheim. Einiges verstand ich. Das Glaubensbekenntnis wurde stehend von der ganzen Gemeinde gesprochen. Der Gesang war frisch und munter, nur furchtbar laut. Sie wollten aber nach Kräften ihr Bestes thun. Die kleine Holzkirche war ziemlich voll, an 300 mochten da sein. Die kleinen Kinder, welche die Mütter bei sich hatten, schrieen freilich bisweilen, und dann wurde ihr Durst ganz ungeniert gestillt. Doch waren alle Leute sehr andächtig, so daß ich mich wahrhaft erbaut fühlte. Ein eingeborner Pastor und Lehrer sind hier stationiert. Nachmittags war Singstunde, abends hielt der eingeborne Pastor mit den Ältesten eine Beratung. Wie freuten sie sich, als ich mich auf die Veranda stellte und ein Lied nach dem andern blies!

Über das gottlose Treiben der Holländer hat auch Br. Schrey viel zu klagen. Heute früh noch passierte es, daß ein holländischer Offizier, der hinauf nach Toba geht, wütend zu Schrey gestürmt kam, er solle seine Kulis ziehen lassen. Die batakschen Häuptlinge haben nämlich ein Gesetz gemacht, welches die Sonntagsarbeit bei Strafe verbietet. Die holländischen Herren reisen nun gerade gern Sonntags, man sagt, um die Christen zu ärgern. So wollte auch unser Offizier die Bata zwingen, am Sonntage seine Sachen zu tragen. Nun ist Br. Schrey hier zum Wächter über das Sonntagsgesetz gesetzt und erlaubt das den Trägern nicht.

„Geben Sie meine Leute los!“ schrie der Offizier.

„Ich darf nicht, die Leute sollen ihre Ruhe haben.“

„Aber ich brauche sie.“

„Und ich gebe ihnen die Erlaubnis nicht.“

„Ich werde Sie beim Kriegsministerium verklagen.“

„Thun Sie das.“

Der Herr entgegnete: „Was schert mich das Christentum! Was schert mich der Sonntag!“ und reiste doch. Nun wird ihn Br. Schrey verklagen, und bei der Regierung bekommt er doch recht. Aber es ist ein Skandal, wie sich diese Kolonialherren betragen. Auf dem Schiff hatte dieser Marsſohn eine jammervolle Figur gespielt, als er die Seekrankheit hatte!

3. Ein Ritt durch den sumatranischen Urwald.

Pea Radja, den 1. Dezember.

Am 29. November früh 7 Uhr brach eine große Kavalkade, bestehend aus 8 Missionaren, Missionarsfrauen und Bräuten, 8 Pferden, 2 Sänften und etwa 30 Trägern und Knechten, von Siboga auf. Lustig griffen die kleinen, munteren Pferdchen aus. Sofort begann die große Steigung auf steinigem Pfade, der nach europäischen Begriffen kaum den Namen eines Fußweges verdiente. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Vorsicht marschierten die feurigen Pferde hart an schroffen Abhängen entlang auf schmalem Pfade; links hohe Felswand, rechts unheimlich tiefe, steil abfallende Abgründe. Noch einmal eröffnete sich uns von der Höhe ein köstlicher Rückblick auf das Meer, dann nahm uns der Urwald auf, dessen Baumriesen Roß und Reiter wenigstens etwas vor den sengenden Sonnenstrahlen schirmten. Uns Anfängern war die Reiterei an den Abhangen entlang einigermaßen beängstigend, aber die Pferde gehen an den gefährlichen Stellen sicherer als der Mensch. Ein Fehltritt hätte Roß und Mann in die Tiefe geschleudert. „Halt, absteigen!“ rief plötzlich Br. Jung, der an der Spitze ritt; ein Stück des Weges war eingerutscht, direkt in den Abgrund hinein, und dieser Weg war kein Weg mehr. Grausig schön brauste unten ein schäumender Gebirgsbach. Vorsichtig die Pferde am Zügel führend mußten wir am Berge entlang kriechen, dicht angelehnt an die Wand — eine fatale Lage. Bald hieß es wieder: halt! — ein Baumstamm war quer über den Saumpfad gefallen. Während die Pferde ungeduldig scharrten und dicht am Rande der Tiefe umhertänzelten, wurde er mit

nicht geringer Kraftanſtrengung beſeitigt. Auf der Höhe angelangt nach 1½ſtündigem Reiten wurde der Weg beſſer, die Tiefe war nicht mehr ſo ſchauerlich. Der Urwald ward dichter und entfaltete ſeine verſchwenderiſch üppige Pracht vor uns. Uralte, rieſenhohe Bäume warfen kühlen Schatten auf uns; Hunderte und Tauſende mächtiger Schlingpflanzen bildeten ein undurchdringliches Gewirr; herrliche baumhohe Farnkräuter ſtrebten palmenartig in die Höhe; hier und da eröffnete ſich ein köſtlicher Blick auf rieſige Waldthäler, hohe Bergkegel, üppig grüne Flußthäler. Alles lebt im Tropenwalde: unzählige Käfer ſummen und ſchnarren, daß es klingt wie tönende Metallplatten; Tauſende von Heimchen und Grillen geben Freikonzert, in das auch Vögel mit einzuſtimmen ſuchen. Das Herz ging mir auf in dieſer herrlichen Pracht, und wir ſangen ein Lied nach dem andern zur Ehre des Schöpfers. Auch an ſchönen, farbenprächtigen Blumen fehlte es nicht. Der Weg iſt viel begangen. Unzählige Kulis begegneten uns, die Laſten nach Siboga oder von Siboga trugen, unter ihnen nicht wenige Chriſten, die an ihrem freundlichen Gruße: „tabe tuani“ und an ihren Geſichtern leicht kenntlich waren. Die Pferdchen gehen ausgezeichnet, an ſchwierigen Stellen, beſonders bergab, ſehr vorſichtig, bergan meiſt in vollem Trab oder Galopp, ohne zu ermüden.

Nach dreiſtündigem Ritt wurde an einer Quelle kurze Raſt gehalten. Wir ſtiegen ab, tränkten die Pferde und uns ſelbſt und frühſtückten vom mitgenommenen Butterbrot; auch kalter Kaffee, den wir in Feldflaſchen bei uns trugen, erwies ſich als gut gegen den Durſt. Bald aber ging's wieder bergauf, bergab. Die Roßlein ſind eiferſüchtig und wetteifern, welches am ſchnellſten läuft. Ich kam den andern um eine gute Strecke voraus und genoß den Urwald in vollen Zügen. Hier aber thaten ſich neue Schwierigkeiten auf. Denn iſt ein Fluß, wenn eine ſichere Brücke hinüberführt, „doch furchtbar wird die Himmelskraft, wenn ſie der Feſſel ſich entrafft, einhertritt auf der eignen Spur, die freie Tochter der Natur“. Sehr viel Waſſer kreuzte unſern Weg, brauſende Gebirgsbäche, das Leiden der Reiſenden im Batalande. Im günſtigſten

Fälle liegen ein paar Balken darüber, auf welche Bretter von beſorganiſierregender Dünnleibigkeit und unheimlicher Glatte gelegt ſind, darauf die unbeſchlagenen Hufe der Pferde leicht ausgleiten. Wo der Weg gut iſt, wird auch ein Geländer an und ein Schutzdach über der Brücke angebracht. Von den dünnen Brettern hat manches ein zweckwidriges Loch, manches iſt morſch, und manches ſieht man, das überhaupt nicht da iſt. Da hält man denn die Zügel ſtramm und macht das liebe Herz gefaßt auf alles. Ich atmete jedesmal auf, wenn eine ſolche ſogenannte Brücke glücklich hinter mir lag. Unſer Weg, der nun ſteil bergab führte, brachte uns an einen großen Fluß in wunderſchönem Thale. Eine ſchmale Hängebrücke, deren Seile aber ſchon von Eiſen waren, bog ſich darüber. Auch ſie war reichlich mit Löchern geziert, durch die man den Fluß dahinſchäumen ſah. Wir ſteigen alſo wieder ab und führen die Gäule vorſichtig am Zaum hinüber, während die ganze Brücke ſchwankt. Drüben wurde im Schatten des Urwaldes geraſtet, die keuchenden Pferde graſten, und wir ſuchten zuſammen, was noch Eßbares in unſern Taſchen zu finden war. Das war ganz romantiſch, und wir waren fidel, als gälte es ein Vergnügungspicknick. Die Leute badeten unterdes im Fluß, und die Träger, die oft mit uns zuſammen getrabt hatten, ruhten aus. Es iſt erſtaunlich, was dieſe Leute tragen; Laſten von 30—40 Kilo werden auf der Schulter tagelang geſchleppt, dazu gehen ſie in der denkbar ſchnellſten Gangart, und man ſieht nicht, daß ſie ſchwitzen.

Aber nicht lange blühte uns die herzſtärkende Raſt. Wieder ging es durch Urwälder, Reisfelder, Waſſer, an Abhängen entlang, manchmal durch ein Dörflein mit neugierigen Menſchen, Hunden, ſchwarzen Schweinen und ſchlammliebenden Rindern von unheimlicher Größe, die bisweilen wild werden und dann für den Reiter ſehr gefährlich ſind. Einmal noch kam unſer Zug an einen größeren, zum Glück nicht tiefen Fluß. Wir ſtiegen ab, ließen die Pferde durchführen und balancierten über zwei einzelne Baumſtämme, die als Brücke dienten, hinüber. Manchmal ſoll es ſchlimmer ſein: dann müſſen die Pferde durchſchwimmen, und die Menſchen müſſen ſehen, wie ſie hinüber

kommen. Wir haben es immerhin noch gut getroffen. Ferner Donner grollte, die zwei jungen Damen verſchwanden in den „Sänften“, die aber alles eher ſind, als ſanft. Wir ſetzten uns mit Aufbietung der letzten Kräfte in Trab und Galopp und jagten gegen 2 Uhr nachmittags, als eben die erſten Regentropfen niederklatſchten, den Berg hinan, wo die von der Regierung errichtete Ruheſtätte auf der Mitte des Weges nach Silindung liegt.

Nach 7—8ſtündigem Ritt hatten wir genug für dieſen Tag. Alle Knochen im Leibe ließen ſich ſchmerzlich fühlen. Das Paſſantenhaus iſt ein primitives, aus Holz gezimmertes Gebäude, hat 2 Betten, einige Stühle und wackelige Tiſche, 1 Waſchbecken, kein Handtuch, 1/2 Dutzend Teller, 4 Taſſen, 1 Senftopf und einen Waſſerkrug. Über alle dieſe Güter iſt ein Verwalter geſetzt, der den Fremden Reis kocht, ein Huhn bratet und viel Trinkgeld abverlangt. Da richteten wir uns ein, ſo gut es ging, aßen alles, was da war, pflegten unſeren zerſchlagenen Leichnam, kochten Kaffee, der wie eine dampfende Bowle in einer Schüſſel aufgetragen und mit dem Holzlöffel geſchöpft wurde. Auch waren nur 3 Meſſer vorhanden, die umſchichtig gebraucht wurden. Abends war es ähnlich frugal, vielleicht noch frugaler. Die Damen durften in den Betten ſchlafen. Wir legten unſre Pferdedecken, die vom Schweiß der Pferde noch naß waren, auf die Holzdielen, breiteten darauf unſere Wolldecken, die Sättel dienten als Kopfkiſſen und die Mäntel als Decken. Selbſt der liebliche Duft der Pferdedecken und Sättel und das harte Lager hielten uns nicht ab, ausgezeichnet zu ſchlafen. Vor 4 Uhr waren wir aber ſchon wieder auf den Beinen. Das eine Waſchbecken ging von Hand zu Hand, Taſchentücher dienten zum Abtrocknen; wir tranken Kaffee, hielten kurze Andacht, ſattelten die Pferde und warteten das erſte Grauen des Morgens ab. Das gab einen herrlichen Ritt durch den morgenfriſchen Wald.

Die Scenerie war ähnlich wie tags zuvor; nur daß durch den ſtarken, nächtlichen Regen die Wege zum Teil grundlos geworden waren. Die armen Pferde ſanken zuweilen faſt bis zum Bauche in den Schlamm, ſo daß wir, um ſie zu erleichtern, abſtiegen und neben ihnen wateten. Da ſahen wir lecker aus! Der Schmutz ſpritzte bis an

den Hals; der ganze Anzug mußte gründlich gewaschen werden. Nach 3stündigem Ritt wieder kurze Ruhepause, die wir benutzten, um mit vereinten Kräften die letzten Krümchen Brot zusammenzusuchen. Besonders beim Traberreiten fühlte man die Leere des Magens höchst schmerzlich. Der Knecht, den mir Br. Metzler (der Stationsvorsteher von Pea Radja) mit einem Pferde entgegengeschickt hatte, barg ähnliche Gefühle in seiner Brust. Mate ahu (ich bin hungrig) sagte er zu mir und zog dabei den Leib zusammen, als stünde er unaeheure Qualen aus. Ich gab ihm etwas Geld, das freilich seinen Hunger hier im Urwalde nicht stillen konnte, das ihn aber doch sichtlich aufrichtete. Eine unserer Damen flog auf einmal in vollem Galopp in stolzem Bogen vom Rosse, daß es schrecklich anzusehen war, glücklicherweise ohne sich zu schaden. Von 10 Uhr ab ging's beständig bergab.

Endlich gegen elf that sich ein wunderschönes Panorama auf. Ein Fluß, der in mächtigem Falle in Thal stürzt, bildet eine tiefe Schlucht, durch die man wie durch einen Rahmen in das Thal von Silindung hinabschaut. Wir standen hoch oben, unter uns, von hohen blauen Bergen eingerahmt, streckt sich das prächtige Hochgebirgsthal, prangend im glänzenden Gelbgrün der frischen Reisfelder, zwischen ihnen zahllose, von Baumgruppen schön eingerahmte Dörflein; ein lieblicher Fluß schlängelt sich zwischendurch, von dem aus die wasserdurstigen Reisfelder, terrassenförmig angelegt, befeuchtet werden. Da liegt links Pea Radja; auf der Anhöhe der Station sind schon die Christen versammelt, und der Posaunenchor sendet uns einen fröhlichen Gruß herüber. Geradeaus Simoranakir und Huta Barat, rechts das Filial Benua Rea und weiter zur Seite Pansur na Pitu, kaum hinter Bäumen sichtbar. Vorsichtig klettern unsere Pferde den steilen Weg zur Thalsohle hinab. „Tabe tuani!" schallt es von allen Seiten. Im Galopp reiten wir hinauf zur Station, wo viele Batachristen uns begrüßen und Geschwister Metzler, Meerwaldt, Puse, Eulemann, Kessel uns freundlich bewillkommnen. Bald gingen wir in die dicht am Hause liegende Kirche Deutsche und Batas, und dankten Gott für seine gnädige Führung mit Gebet und Gesang. Die Leute freuten sich

Ach Gott, hebt der Wollspinner stotternd vor Verlegenheit an, wie soll's gehen, Herr Kinzing? Ihr wißt's ja! Hätt' ich Eurem guten Rathe gefolgt! Aber nun ist's zu spät. Mein Geld ist fort und die Noth ist da. Was ich sagen wollte — habt Ihr — mein Spinnrad und meinen Haspel noch? Ach, gebt mir's um Gottewillen wieder! Es ist meine einzige Zuflucht, wenn ich nicht mit Frau und Kindern Hungers sterben soll!

Seht Ihr's, Vitter, sagte Kinzing; ich hab' mir das damals gleich so gedacht, wie es mit Euch gehen und kommen würde. Wie gewonnen, so zerronnen. Mancher setzt Hab' und Gut, Seel' und Seligkeit daran, aus dem Glückstopf des Teufels das große Loos zu erhaschen, und er bedenkt nicht, daß vielleicht der Gewinn gerade sein größtes Unglück ist. Euch war nicht zu rathen, darum auch nicht zu helfen. Aber fasset Muth! Gott ist dem wahrhaft reuigen Sünder gnädig, und die wahrhaftig göttliche Traurigkeit ist der Weg zum Leben. Euer Handwerkszeug steht wohlbehalten auf meinem Speicher. Holt's Euch herunter und arbeitet und betet fleißig, so kann's Euch noch gut gehen, und, setzte er mit seiner herzgewinnenden Gutmüthigkeit hinzu, da habt Ihr einen Vorschuß. Taler kauft Euch Wolle, und, wenn's Noth ist, Brod. Dabei machte er seine Komödschublade auf und reichte ihm Geld und schloß mit den Worten: Vergesset nicht, was Gott zu Abraham sagte: Wandle vor mir und sei fromm! Das Geld könnt Ihr mir nach und nach wieder geben, dann's Euch nicht weh' thut.

Weinend drückte der Wollspinner dem ehrwürdigen Greise die Hand, gelobte Besserung und hielt Wort.

Er holte sein Spinnrad, spann wieder fleißig, und seine Frau wandte sich, durch die Noth gebeugt, auch wieder zu Zucht, Frömmigkeit und Ordnung.

Das frühere Leben lag, wie ein wüster Traum hinter ihm, und wenn er und seine Frau dessen gedachten, galten die schweren Seufzer nicht dem Wohlleben, sondern dem sündhaften Thun. Die Achtung, die Beide ganz verloren hatten, gewannen sie wieder, ihre Kinder erzogen sie gottesfürchtig, und es ging ihnen ziemlich gut bis zu ihr Ende.

sichtlich über unser Kommen. Sie bliesen uns noch viele Lieder, u. a.: „Deutschland, Deutschland über alles ꝛc.", „Es braust ein Ruf ꝛc." Früher pflegten sie sehr zutreffend zu blasen: „Steil und dornig ist der Pfad ꝛc." Der ganze Stationsplatz war voll Männer und Kinder; die Häuptlinge standen auf der Veranda und schüttelten uns die Hände. Aber Hunger und Müdigkeit machten sich bald geltend. Wir waren von 5 bis 12 Uhr geritten, und das ist kein Scherz für einen, der's noch nicht gewohnt ist. Vom Hause haben wir eine entzückende Aussicht auf das Thal, das an deutsche Gebirgslandschaften erinnert. Klima und Luft sind hier trefflich.

3. Dezember.

Im Hause Br. Metzlers fühlen wir uns sehr wohl. Er nimmt sich Bruchs und meiner treulich an. So besuchten wir dieser Tage mit ihm seine Filialen und die dortigen Schulen. Es ist eine helle Lust, den fröhlichen Batajungens ins frische Gesicht zu sehen und ihrem Gesange zuzuhören. Silindung ist ein ganz christliches Thal, wo christliche Sitte und das Gesetz Gottes eine Macht sind. Br. Metzler ist mehr Oberhirte seiner großen Gemeinde; zwei Panditas (ordinierte, eingeborne Pastoren) und eine Menge Lehrer arbeiten unter ihm. Vor 25 Jahren haben sie hier Missionar Nommensen noch fressen wollen; jetzt ist alles sicher, ja der Tuan überall willkommen. Wir ritten gestern an dem Marktplatz vorbei, wo sie seiner Zeit (1868) Br. Nommensen opfern wollten, als er unter sie ging und ihnen eine gewaltige Rede hielt. Auch Huta Dame ist hier dicht bei, die erste Station, die er mit seinen Christen anlegte. Weiter besuchten wir den Mann, der im Anfang allein den Mut hatte, ihn zu beherbergen; wir stiegen auf steiler Leiter in das dunkle Haus, das nur aus einem Zimmer besteht. Es war so recht das Urbild eines alten Batahauses, mit geschweiften Giebeln, hoch, schmutzig, eng, dunkel. Ein Herd, d. h. 3 Steine mit einem Topf darauf, steht im Hintergrunde und verräuchert den fensterlosen Raum, der nach unsern Begriffen höchst ungemütlich ist. Es dauert lange, bis das Auge in der Dunkelheit überhaupt etwas sehen kann. Jedes Dorf ist eine Festung

mit Wall und Graben, in der Mitte eine Straße, rechts und links die Häuser, was sich alles sehr malerisch macht. Das Thal ist ein blühender Garten Gottes. — Heute früh machten wir einen herrlichen Ritt am Flusse entlang nach der Filiale Penua Rea. Buchstäblich alle 5 Minuten ein Dorf. Die Leutlein sind jetzt fleißig am Reisbauen und Jäten. Alle Feldarbeit verrichten die Frauen, während die Männer die Kinder warten und die Küche versehen.

Gestern abend kam auch der Mann auf die Station, der s. Z. dem Missionar Nommensen Gift gegeben hat. Jetzt ist er ein tüchtiger Christ; einer seiner Söhne hat es sogar zum Pandita gebracht. Es ist hier eine großartige Umwälzung vor sich gegangen. Ich habe hier wirklich mehr das Gefühl, unter Christen zu sein als in Deutschland. Die Aeltesten, Lehrer und Prediger warten mit heiligem Ernst ihres Amts und arbeiten sichtlich im Segen. Auch äußerlich blüht das ganze Thal auf, der Wohlstand hebt sich, seit die Leute ungehindert durch die steten Fehden ihrer Arbeit nachgehen können. Es giebt eine ganze Zahl reicher Leute hier. Die ersten Eindrücke, die wir empfangen haben, sind überraschend günstig. Sehr solid ist hier gearbeitet worden, auch unter vielen Leiden. Beinahe zu allem Guten hat Nommensen den Grund gelegt. Alle geben ihm ohne Neid die Palme. In solche Arbeit eintreten zu dürfen ist eine Freude und Gnade Gottes. Wir besuchten auch den christlichen Oberhäuptling von Silindung, Obadja, einen mächtigen Mann, der auch eine starke Stütze der christlichen Gemeinde und die rechte Hand Metzlers ist. Er erzählte uns von Toba und Samosir, wo er gewesen ist. Einmal hat er den Brüdern Johannsen, Heine und Mohri, als sie die erste Untersuchungsreise hinauf machten, durch seine Entschiedenheit das Leben gerettet. „Erst über meine Leiche," sagte er, als man den gefangenen Missionaren ans Leben wollte. Br. Metzler muß freilich im Gespräch noch vieles dolmetschen, das Ohr muß sich erst öffnen. Der Mann freute sich aber kindlich, wenn wir etwas auf batasch sagten. Er gleicht in seinem Wesen außerordentlich einem handfesten deutschen Bauern.

4. Dezember.

Einen schönen Sonntag durften wir heute hier mitfeiern. Die große Kirche war (nachdem schon früh um 7 Uhr für die Nächstwohnenden durch einen Ältesten eine Morgenandacht gehalten worden war) gedrängt voll. Wohl über 1000 Männer, Frauen und Kinder lauschten andächtig dem Worte Gottes. Der Gesang ist kräftig und hier viel melodischer und gemäßigter als bei den Schreiern von Siboga. Der Posaunenchor leitete den Gesang, in der That so gut nur ein Posaunenchor blasen kann. Auch der das Harmonium spielende Lehrer machte seine Sache ausgezeichnet. Zunächst hielt Br. Metzler die Liturgie, bei der wieder Glaubensbekenntnis und Vaterunser zusammen gesprochen wurden. Dann hielt der Älteste eine Ansprache, von der ich aber wenig verstand. Desto verständlicher war mir Br. Metzlers Predigt, der über den dritten Advent, Jesu Wiederkunft, sprach. Die Leute waren aufmerksam und beim Gebet so andächtig, daß ich mich dadurch geradezu erbaut fühlte. Nur eins ist hier zu Lande recht störend, und zwar besonders in einer so großen Kirche, daß nämlich alle Frauen ihre kleinen Kinder und Säuglinge mitbringen, die sich oft recht bemerklich machen. Mehr als einmal muß solch eine glückliche Mutter ihren hoffnungsvollen Stammhalter hinausbringen. Im übrigen aber ist der Gottesdienst dem unsrigen völlig ähnlich. Hier ist nicht mehr Heidenpredigt am Platze; denn hier hat man es offenbar mit einer richtigen christlichen Gemeinde zu thun, die treuer ist in der Erfüllung ihrer Pflichten als viele heimatliche Gemeinden. Auf den Lehrern und Ältesten ruht eine verantwortungsvolle Arbeit; sie müssen mit unterweisen, bereiten zum Taufunterricht vor, predigen auch, schlichten Streitigkeiten und werden in allen schwierigen Fällen versammelt, um gemeinsam zu beraten. Br. Metzler ist Sonntags oft auf den Filialen (seine ganze Parochie zählt ca. 5000 Christen). Dann predigt hier der Pandita, oder, wenn auch dieser auswärts beschäftigt ist, einer der Lehrer, mit deren Predigtthätigkeit Bruder Metzler sehr zufrieden ist. Es sind zum Teil ganz prächtige Leute. Unter Mittag ist Taufunterricht, dann die Kindertaufen, um 3 Uhr Sonntagsschule und dann noch Singstunde; es wird hier riesig viel gesungen und gern gesungen.

Nachdem wir hier das Thal gründlich studiert, wollen wir nach dem Süden gehen, um alles kennen zu lernen. So wird es noch einige Zeit dauern, bis ich an den See komme. Hier giebt's viel zu lernen; man möchte sich vier Ohren und Augen wünschen, um alles geboria in sich aufnehmen zu können. Freuet Euch mit mir, daß mir mein Los so gefallen ist aufs liebliche.

Nach einem einwöchentlichen Aufenthalte in Pea Radja traten die beiden Kandidaten eine mehrmonatliche Rundreise durch das von der Rheinischen Mission bereits besetzte Gebiet an, um nicht nur die auf denselben arbeitenden Missionare, sondern auch Land und Leute kennen zu lernen und dabei tüchtig die Sprache zu studieren. Leider können wir sie nicht auf dieser ganzen Reise begleiten, soviel Neues und Interessantes sie auch auf derselben erlebten. Wiederholt bestiegen sie hohe Berge, auf die es ohne Weg und Steg im Schweiße des Angesichts hinauf ging und von denen sie dann das schöne Land wie eine bunte Landkarte weit überschauten. Dann ging's wieder auf schwankenden Hängebrücken über brausende Gebirgsbäche. Einmal bestand die Brücke nur aus zwei von Schlingpflanzen (Rotang) hergestellten Seilen, auf denen man laufen mußte, und zwei anderen, die darüber ausgespannt waren, an denen man sich anhielt, eine Passage, die förmliche Seiltänzerkünste erforderte. Auch an schlammigen Partieen fehlte es nicht, und jeder der beiden Reiter genoß das Vergnügen, von seinem Pferdchen einmal in den Brei abgesetzt zu werden. Zum Glücke fielen sie wenigstens weich. Die Hauptsache blieb aber immer der Verkehr mit den Menschen, vornehmlich mit den Eingeborenen. Die Bata wurden nicht müde, die jungen Lehrer zu fragen: „Leben deine Eltern? Wieviel hast du Geschwister? Wie heißt dein Heimatsort? Hast du euren Kaiser gesehen? Wieviel hat er Söhne? Wie lange warst du in der Schule?" — (Einer fiel beinahe auf den Rücken, als er die Antwort erhielt: Ich war beinahe 20 Jahre lang in der Schule. „Da wirst du Gott gedankt haben, als es vorbei war," bemerkte er darauf treffend.) „Bist du verheiratet? Hast du

eine Flinte? Hat deine Pfeife einen Genossen?" Letztere Frage eine feine Form zu bitten, daß ihm die Pfeife geschenkt werde.

Auf den einzelnen Stationen wurde ein längerer Aufenthalt genommen, um die gemeindlichen Zustände kennen zu lernen; das Lehrerseminar, die Gottesdienste, die Singstunden wurden besucht, Weihnachten und Neujahr mit den Leuten gefeiert. Erquicklich war der Verkehr mit den Brüdern, die die jungen Mitarbeiter überall gastlich aufnahmen und miteinander weteiferten, ihnen über alles jeden gewünschten Aufschluß zu erteilen.

Missionar Warneck hatte es sich gewünscht, auf der großen Insel Samosir im Tobasee mitten unter der dortigen, noch ganz heidnischen Bevölkerung sein Arbeitsfeld angewiesen zu erhalten. Der Vorsitzende der Batamission Nommensen ging um so lieber auf diesen Wunsch ein, als die Leute von Samosir schon seit einiger Zeit um einen Lehrer gebeten hatten. Da Warnecks Kamerad Bruch das ihm zugedachte Gebiet im Osten des Sees noch nicht beziehen konnte, so begannen sie zu zweien die Ansiedlung auf der Tobainsel. Ehe es jedoch so weit kam, mußte eine Untersuchungsreise nach derselben unternommen werden. Wir lassen den jungen Mann nun wieder selbst erzählen.

4. Auf Samosir. Eigene Arbeitsanfänge.

Balige, den 27. März 1893.

Am 22. März traten wir, ihrer sieben, unter Führung von Br. Nommensen die längst geplante Reise nach Samosir an. Drei große batasche Boote lagen am Strand bereit, als wir in der Morgenfrühe uns dort versammelten. Viele Älteste und Häuptlinge aus Balige schlossen sich uns an. Unter einem Bataboot denkt euch einen sehr großen, etwa $1^1/_2$ Meter dicken, ausgehöhlten Baumstamm, lang und schmal, aber schnell dahinfliegend, wenn viele kräftige Hände die Ruder im Takt eintauchen. Man muß freilich darin sehr still sitzen, denn die geringste Bewegung bringt das Fahrzeug in ein höchst bedenkliches Schwanken. Vorder- und Hinterteil sind mit Schnitzwerk, Malereien

und Roßschweifen geschmückt. Auf den Boden gekauert sitzen je 2 Ruderer nebeneinander, die Ruder sind kurz und laufen nicht in Riemen oder Dollen wie bei uns. Wir erhielten nur ein schmales Brettchen als Sitz angewiesen, kaum eine Handbreit über dem nassen Schiffsboden. Nun hieß es stundenlang in kauernder Stellung ganz still sitzen, gerade keine beneidenswerte Situation. Die Ruderer fingen bald an, ihre eigentümlichen Weisen zu singen, nachdem das Boot mit einem vielstimmigen le—le—le—le—le—le in See gestoßen worden war. Einer fängt an und erzählt singend in kurzen Strophen, die andern wiederholen im Chor

Schauplätze aus der Umgegend von Mallage.

Tuch aus Sumatra.

den Refrain. Dazwiſchen wird mit den Rudern im Takt auf den Bootsrand geſchlagen. Pfeilſchnell fliegt das Boot dahin über die tiefe, bald blaue, bald grüne Flut. Allmählich rollte ſich das Bild unſerer Inſel auf. Hinter einem ſchmalen Rande ſteigt das Gebirge gleich hoch auf, an vielen Stellen zerklüftet. Die Inſel iſt ziemlich groß; man kann allein ihre Südſeite nicht an einem Tage abſchreiten. Der See iſt hier ſehr breit. Wir ruderten etwa 4 Stunden, bis wir gegen Mittag am ſandigen Strande anlegten. Das Dorf, in das uns einer der

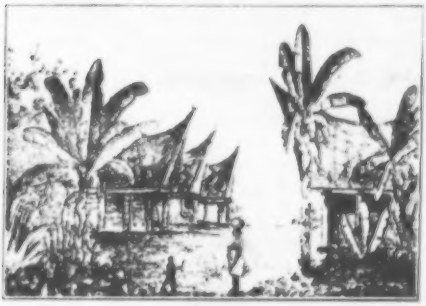

Dorf am Tobaſee. (Nach einem Aquarell des Verfaſſers.)

Häuptlinge durch fruchtbare Reisfelder führte, war mit einer hohen, dicken Erdmauer umgeben, die mit Bambus dicht bepflanzt war. Ein ſchmaler, niedriger Eingang, der leicht verrammelt werden kann, bringt uns durch den 3 Meter dicken Erdwall in das Innere. In jedem der wenigen großen Häuſer wohnen mehrere Familien, in dem ſchönſten der Häuptling. Es hat ein ſteiles geſchweiftes Dach, das vorn ſchön bemalt und mit Schnitzwerk verſehen iſt. Unter dem erſten Stockwerk, zu dem man auf einer Leiter hinaufſteigt, hauſen nachts Schweine, Rinder und Pferde, und im Dorfe treibt ſich eine Herde Hunde

herum, die abends einen wahren Höllenlärm macht. Vor den Häusern sitzen die Frauen und weben bunte Kleider mit viel Geschick und Geduld, oder sie stehen vor einem großen Troge und stampfen Reis. Die glücklichen Kinder genießen die unbeschränkteste Freiheit.

Wir als vornehme Gäste bekamen als Hotel den größten der drei stattlichen Sopos (Gemeindehäuser) angewiesen. Die offenen Wände waren mit Matten verhängt, auch den Fußboden hatte man mit Matten belegt. Leider war die Decke so niedrig, daß wir in unserem Salon nicht einmal aufrecht stehen konnten. Wir setzten uns deshalb bald auf Reissäcke, bald auf den Boden und nahmen der Abwechselung wegen noch manch andere mögliche und unmögliche Sitzung oder Liegung ein; denn Stühle, Bänke und dergl. waren unsern Gastfreunden noch unbekannte Dinge. Natürlich waren wir beständig von vielen Neugierigen umlagert, die beharrlich aushielten, bis wir uns schlafen legten. Auf den ersten Blick war ersichtlich, daß unser Landungsort nicht zur Stationsanlage geeignet war; dennoch wäre es eine Beleidigung des betreffenden Häuptlings gewesen, hätten wir nicht bei ihm übernachtet. Da wir außer einer Tasse Kaffee den ganzen Tag nichts genossen hatten, war es Musik in unsern Ohren, als wir gegen Abend hörten, daß man ein Schweinchen schlachtete. Schnell wurde noch ein erquickendes Bad im nahen See genommen; dann ging's zum „lecker bereiteten Mahle". Messer, Gabeln, Löffel gab es nicht. Wir aßen also ganz batasch: auf dem Boden sitzend, in der linken Hand den Teller mit dem trocken gekochten Reis und einigen Stücken Fleisch, mit der rechten den Reis zusammenballend und in den Mund praktizierend, eine Kunst, die mir nicht sofort geriet. Da man vorher und nachher die Hände wäscht, so ist diese Art zu essen ganz anständig. Es schmeckte uns auch prächtig, und das war die Hauptsache.

Nach dem Essen wurde ein trübes Lämpchen gebracht, dessen Schein eine bunte Versammlung beleuchtete. Wir sangen den Leuten etwas vor, und sie hörten mit weit geöffnetem Munde zu. Dann wurde ihnen Gottes Wort gesagt und über unser Kommen verhandelt. Wir thaten

von diesem Herumbocken alle Knochen im Leibe weh, und ich wußte schließlich nicht mehr, wohin ich meine Beine thun sollte. Da war ich denn sehr froh, als man uns endlich allein ließ. Die Schlafstätte machte sich jeder, so gut er konnte, mit den Strohmatten zurecht, die wir mitgebracht hatten. Br. Pilgram und ich schliefen sogar in Hängematten, die wir sehr kunstvoll befestigt hatten. Ich schlief darin recht gut, aber der arme Br. Pilgram wurde sehr unsanft in seinem Schlafe gestört durch einen Ziegenbock, der von außen heraufgeklommen sein mußte und trotz aller Scheuchversuche an der Matte schnupperte und knupperte.

Am frühen Morgen wieder ein erfrischendes Bad, Andacht und Stärkung durch Kaffee; dann zogen wir weiter zu neuen Thaten. Der Häuptling, zu dem wir nun kamen, ein wohlbeleibter Herr, wollte uns durchaus zur Nacht behalten, obwohl es erst früh 8 Uhr war; aber wir mochten doch nicht hier den ganzen Tag vertrödeln. Nach stundenlangem Aufenthalt und freundlicher Bewirtung versprachen wir, daß ein Teil von uns abends wiederkommen und seine Gäste sein sollten, dann brachen wir auf und gelangten in eine Landschaft, die uns sofort anmutete. Sie schien fruchtbar und gut bevölkert, hatte Wasser und Brennholz, der Reis stand in Blüte, und die Luft war frisch und rein, kurz es hieß: hier laßt uns die Station anlegen. Wir wurden auch mit den Häuptlingen handelseinig. Sie schenkten uns ein Gebiet von 200 Schritt im Geviert, verpflichteten sich, um das Grundstück einen Wall und Graben zu machen und wünschten, daß wir sobald als möglich kämen. Wie freute sich meine Seele, daß nun der Vogel sein Nest gefunden hatte! Ich hoffe, daß das günstig gelegene Naingaolan der Mittelpunkt eines großen Arbeitsgebiets werden wird. Etwas einsam wird's wohl werden, aber das thut nichts; mancher Missionar hat's noch einsamer. Die Leute waren höflich und gefällig und freuten sich, daß sie einen Lehrer haben sollten.

Gerade vor der zukünftigen Station liegt ein großer Marktplatz; da saßen eine Menge Menschen, welche kauften und verkauften: Reis, Mais, Indigo, Petroleum, Tabak u. s. w.; im Hintergrunde Gruppen spielender Männer; denn das Spiel ist leider ein böse Leidenschaft der Bata.

Der alte Kinzing freute sich der Umwandlung im Nachbarshause und half mit Rath und That, und als er endlich starb, segnete der Wollspinner sein Andenken, wie es viele in Neuwied thaten, und — bis heute ist das Andenken des Gerechten im Segen. —

Der treue Freund, der mir diese Geschichte mittheilte, ist ein Neuwieder Kind, und hörte sie von seinem sehr ehrenwerthen Vater, der den alten Kinzing noch wohl gekannt hat und ein Zeuge der Begebenheit war.

Was sie uns lehrt, liebe Leser, hab' ich nicht nöthig besonders zu sagen. Es spricht sich klar genug aus. Nur das Eine möcht' ich wünschen, daß ihr sie nicht bloß zur Unterhaltung leset, sondern dabei denkt, daß Gott uns in solchen Schicksalen einen Spiegel vorhält!

---

17. Undank ist der Welt Lohn.

Unter allen Sprüchwörtern hat mich allemal das sehr schmerzlich berührt, welches ich über diese Geschichte habe schreiben müssen. Ich wette drauf, der Gevatter weiß, warum. Ei, weil ich's erfahren habe! Da will ich nicht auskramen von Dem und Jenem, dem ich half aus seiner Verlegenheit, und der hernachmals mir mit bitterm Undank, Rohheit und Feindseligkeit vergelten hat. Wer weiß, ob nicht diese Zeilen Dem oder Jenem unter die Augen kommen und er erinnert wird an das, was ich gesagt. Gott walt's! aber meinetwegen sag' ich das nicht. Ich hab's längst vergeben, und damit hat's ein Ende. Du, mein lieber Leser, wirst wohl sagen: Mir ging's nicht besser! Glaub's wohl; wollen uns aber dadurch nicht abhalten lassen vom Gutesthun. Den Undank der Welt hat aber auf eine recht schnöde Weise der nordamerikanische Schiffscapitän Barnard erfahren, von dem ich Euch jetzt einmal erzählen will.

In kalten Zeiten hat das schöne Pelzwerk, welches die jagdbaren Thiere der nördlichen Länder vom lieben Gott zum erwärmenden Kleide in ihrer entsetzlich kalten Heimath gekriegt haben, den Menschen auch angestanden,

In den christlichen Landschaften ist es geradezu verboten, und mit Gottes Hilfe wird es auch hier überwunden werden.

Wir bestiegen nun ein Boot, um der Küste entlang das Land weiter zu besehen. Aber diese Wasserfahrt war ein Vergnügen eigener Art. Erst dauerte es wieder lange, bis sich Ruderer fanden, die Sonne versandte glühenden Brand, und in dem Boote kauerten wir wie Hühner auf einer Stange, die zwischen die Wände des Boots eine Hand breit über dem Boden eingeklemmt war. Die Lage war peinvoll, und schon nach einer Viertelstunde meinte ich, ich könnte nicht mehr. Ich mußte aber können. Das Boot war voll Menschen und schwankte bedenklich. Über zwei Stunden dauerte diese Vergnügungsfahrt. Ein Häuptling begleitete uns, der früher ein gefürchteter Seeräuber gewesen war, sich aber jetzt sehr um unsere Gunst bewarb. Ich werde wohl noch viel mit ihm zu thun haben. Übrigens war er höflich und voll Würde.

Abends gingen wir unserem Versprechen gemäß zu dem Ompu Lallal, um unserer vier bei ihm zu übernachten. Um ein kleines Lichtlein saßen wir mit einer Menge Leute und sagten ihnen Gottes Wort. Der Häuptling, ein feister, freundlicher Mann, der einiges Interesse zeigte, führte auf ihrer Seite das Wort. Er erzählte, daß er im Begriffe stehe, noch eine zweite Frau zu nehmen, erklärte aber, nachdem er gehört hatte, daß er es nicht thun dürfe, wenn er „lernen" wolle, seiner neben ihm stehenden Frau: „Nun sei ruhig, Mütterchen, ich thue es nicht." Darob freute sie sich sehr und brachte uns zum Dank einen Korb mit Pisang. Ich befreundete mich mit dem niedlichen Söhnchen des Häuptlings, was ihm sehr wohl gefiel. „Er soll bald zu dir kommen, lernen und dein Freund werden," sagte der Alte.

Der Reihe nach hielten wir nun alle Ansprachen, zuletzt auch ich, so gut es ging. Ich drückte ihnen meine Freude aus über ihre Willigkeit, mich aufzunehmen, und sagte ihnen, was ich bei ihnen wollte. Auf jede Ansprache antwortete einer von ihnen mit freundlichen Worten. Wie freute sich mein Herz über unsern guten Anfang. Auch vom Spiel wurde geredet, und der Häuptling gab zu, daß es

unrecht sei. Unter den Anwesenden erregte mein größtes Interesse ein Mann, der uns schon in Baliga besucht und seine Geschichte erzählt hatte. Er ist bereits durch die Predigt der eingebornen Evangelisten aufgeweckt worden, führt ein Gebetsleben und hat um seines christlichen Bekenntnisses willen Spott ertragen. Es kam auch sonst schwere Trübsal über ihn. Seine Frau und ein Kind starben ihm, und sein Haus brannte ab. Aber er blieb fest im Glauben und hielt an am Gebet. Dieser Mann, an dem die vorlaufende Gnade schon so sichtlich gearbeitet hat, kann vielleicht bald getauft werden. — Wir saßen bis 11 Uhr, sangen dann noch ein Abendlied und schliefen dann einen gesunden Schlaf, von unsern treuen Begleitern umlagert.

Der Morgen vereinigte uns wieder mit den andern Genossen, und obgleich unsere Aufgabe gelöst war, besuchten wir doch noch einige Dörfer. Bei einem der Häuptlinge, einem imponierenden Manne mit einer wirklichen Herrschermiene, mußten wir bleiben, stundenlang auf einem niedrigen Reisfacke sitzend, und Zeugen sein, wie uns zu Ehren ein stattliches Rind geschlachtet wurde. Beim Verteilen des Fleisches giebt's leicht Streit, weil jeder genau nach Stand und Rang bekommen muß, was ihm gebührt. Auch in einem andern Dorfe, das einer Festung auf einem hohen Berggipfel glich, wurden wir sehr freundlich aufgenommen. — Nommensen mußte dem Häuptlinge seine Brille leihen, die er dann während der ganzen Zeit nicht von der Nase ließ. Er trägt den schönen Namen Ompu Langangana. In den stundenlangen Verhandlungen habe ich Dr. Nommensen bewundert. Mit unendlicher Geduld hört er alles an, spricht selbst sehr wenig, dann aber immer so, daß es trifft. Die Bata sind schlaue Kunden, aber Nommensen ist ihnen über. Er ist der bei weitem angesehenste Mann im Lande, und darum war es mir so wertvoll, daß er selbst mitgegangen war und den Stationsplatz ausgesucht hatte. Am Abend gab es wieder viel Parlamentierens. Eine Zeitlang belustigten sich die Leute damit, sich unsere Namen einzuprägen, und zwar thaten sie das so laut, als das Zeug nur herhielt. Mit meinem Namen ging's ziemlich gut, die andern wurden meist umgebildet. So sagten sie statt

„Bruch“ immer „Burul“. Das heißt aber in ihrer Sprache ſoviel als: alt, verſchliſſen, wodurch Bruch nicht gerade erbaut wurde. Statt „Pilgram“ ſagten ſie „Pelegram“, ſtatt „Schütz“ „Zuß“, ſtatt „Steinſiel“, „Sitangſi“. — Unſre Nachtruhe wurde leider durch eine Herde Hunde grauſam geſtört. Früh um 3 Uhr waren wir daher ſchon wieder auf den Beinen, und um 6 Uhr war es glücklich ſo weit, daß wir abfahren konnten.

Und nun ſchenke Gott zum guten Anfang einen guten Fortgang, eine gute Mitte und ein gutes Ende! Es iſt ja Seine Sache, in der wir ſtehen.

8.

Draußen hundert Augen, daheim ein Maulwurf.

So ſagt eins unſerer Sprichwörter, will aber gewiß damit nicht ſagen, wie es ſein ſoll, ſondern im Gegenteile zeigen, wie es nicht ſein ſoll und doch ſo vielfach iſt.

Daß es ein altes Sprichwort iſt, geht deutlich daraus hervor, daß es noch in der Meinung befangen iſt, der Maulwurf ſei blind, während die Naturwiſſenſchaft längſt

festgestellt hat, daß der nächtliche Geselle (der sich in Feld und Wiesen durch Vertilgung schädlicher Insekten so nützlich erweist, daß man nicht verstehen kann, wie es hier und da noch besondere Maulwurfsfänger giebt, die ihm nachstellen, der aber freilich im Garten, wo er zwar auch seinen Nutzen bringt, großes Aergernis erregen kann, wenn er etwa in einem frisch bepflanzten Beete seine Erdhaufen aufwirft), keineswegs blind ist, sondern zwar kleine, aber mit großem Sehvermögen begabte Augen hat, die jedoch durch besondere Muskeln hervorgetrieben, aber auch so zurückgezogen werden können, daß man sie unter der dichten Behaarung des Pelzes kaum wahrnehmen kann.

Daß unser Sprichwort aber auch wirkliches Gold ist und wohl beherzigt zu werden verdient, unterliegt für den, der es recht versteht, keinem Zweifel.

Wie manchen Eltern wäre zum Beispiel seine Beherzigung sehr nötig, die draußen, d. i. außer ihrem Hause, hundert Augen zu haben scheinen, um an fremden Kindern auch die kleinste Unart oder Untugend wahrzunehmen, und dann mit ihrem Tadel nicht zurückhalten, die aber für die eigenen Kinder mit völliger Blindheit geschlagen zu sein scheinen, an denen nicht die kleinste Unart sehen, oder wenn sie sie sehen, wohl gar sie andern Leuten gegenüber rühmen als Beweise von Willenskraft, Charakterstärke, Entschiedenheit und, wer weiß, von wieviel andern Tugenden noch. Wäre es denen nicht überaus heilsam in ihrem eigenen Interesse, wie in dem ihrer Kinder, wenn sie sich in unserm Sprichworte spiegelten?

Da ist weiter so manche Hausfrau, die hundert Augen zu haben scheint für die Mängel und Gebrechen in der Haushaltung anderer Frauen und es über alles liebt, die entdeckten Mängel bei guten Freundinnen recht herauszustreichen, und achselzuckend darüber die Nase rümpft, aber für die eigene Haushaltung, für deren Schwächen und Mängel doch andere Frauen sehr gute Augen haben, völlig blind ist und sich dünken läßt, daß es in keinem Hause so wohl bestellt, so tadellos sei wie in dem ihrigen!

Und ist es denn anders bei vielen, die sich selbst für rechte, wahre Christen halten und auf solchen Ruhm einen vollgültigen Anspruch zu haben wähnen? Wie sorgfältig

und genau, als hätten sie hundert Augen, beobachten sie das Leben und Treiben ihrer Mitmenschen, besonders derjenigen, die nach ihrer Meinung noch keine rechten Christen seien, wissen an ihnen überall etwas auszusetzen und richten dann schonungs- und lieblos auch über das Kleinste und Unbedeutendste; aber daß in ihrem eigenen Herzen sich der schlimmste Feind alles wahren Christentums eingenistet hat, der geistliche Hochmut, dafür haben sie keine Augen, keinen Schatten von Erkenntnis.

Wäre es da nicht viel besser, wenn in allen genannten Fällen, besonders in dem letzten, das Sprichwort umgekehrt würde, so daß es lautete: Draußen ein Maulwurf, der für fremde Fehler nur kleine Augen hat und dieselben wohl ganz zurückzieht, daheim aber, für die eigenen Kinder, für das eigene Hauswesen, insbesondere für das eigene Herz tausend Augen.

Wieviel weniger liebloses Richten und Urteilen, das die Herzen oft so völlig auseinanderreißt, würde dann vorkommen, wieviel weniger Zank und Streit und Neid! Dagegen aber eine wieviel bessere Kinderzucht (wie sie heutzutage so nötig wäre), ein wieviel schöneres Familienleben, ein wieviel eifrigeres Jagen nach der Heiligung für den Einzelnen!

Weißt du aber, wer die hundert Augen für das Daheim gibt? Das kann nur der heilige Gottesgeist, indem er alle Hüllen des Hochmuts und der Selbstgerechtigkeit herunterreißt und in alle Winkel des Herzens das Licht des heiligen Gotteswortes hineinleuchten läßt. Der allein kann die Augensalbe schenken, von der Offenb. Joh. 3, 18 die Rede ist, und die dort den Leuten von Laodicea angeraten wird, die auch von sich sagten: „Ich bin reich und habe gar satt und darf nichts", aber gar nicht wußten, daß sie seien „elend und jämmerlich, arm, blind und bloß". Steht's auch vielleicht so noch bei dir, lieber Leser?

9. Anekdote.

Ein hungriger Gast verarbeitete sich mit wahrer Todesverachtung an einem Beefsteak, das ihm vorgesetzt worden war, das aber sowohl hinsichtlich seiner Größe, wie auch

hinsichtlich der Zartheit und Schmackhaftigkeit seines Fleisches sehr viel zu wünschen übrig ließ.

„Nun, wie finden Sie das Beefsteak?“ fragte schmunzelnd der Wirt. „Nicht wahr, mein Koch versteht sich darauf, ein tadelloses Beefsteak herzustellen?“

„Ich finde es etwas zu klein für sein Alter,“ lautete die lakonische Antwort.

10. Eine zweite.

Der reiche Tannhäuser war ein Schlaumeier erster Güte, bei dem das bekannte Wort zur Wahrheit geworden war: „Für Jürgen ist mir gar nicht bange, der kommt durch seine Dummheit fort!“

Eines Tages bekam er infolge einer starken Erkältung heftige Gliederschmerzen und ließ sich, da er für sein liebes Leben sehr besorgt war, den besten Arzt aus der Stadt holen. Er konnte sich das ja leisten. Der Arzt kommt, erklärt seine Schmerzen für rheumatische, die eigentlich nur durch Wärme geheilt werden könnten, verschreibt aber doch dem Ängstlichen ein Rezept.

Vergebens sieht er sich aber nach Streusand um, die Schrift damit zu trocknen und vor dem Verwischwerden zu bewahren. Da macht er denn aus der Not eine Tugend, zieht sein Messer heraus und kratzt von der Kalktünche an der Wand ein wenig auf das Papier, das er nun dem Patienten darreicht mit den Worten: „So, das nehmen Sie dreimal täglich ein, dann werden wohl Ihre Schmerzen etwas nachlassen. In ein paar Tagen werde ich wieder einmal nach Ihnen sehen.“

Nach acht Tagen kommt der Arzt wieder.

„Nun, wie geht's?“ fragt er.

„Ach, Herr Doktor, es ist noch gar nicht besser geworden, und ich habe doch genau gethan, was Sie verordnet haben. Sehen Sie nur dorthin!“

Damit zeigte er auf eine ziemlich große Stelle an der Wand, von der die Tünche abgekratzt war.

11. Noch eine.

Der Hauslehrer hält mit seinen 5 Zöglingen Rechenstunde und giebt ihnen folgende Aufgabe zum Kopfrechnen: „Wenn ich euch 60 Kirschen gäbe und 40 Pflaumen und 20 Birnen, was bekäme dann jedes von euch?"

Einige geben sich eifrig ans Rechnen. Alfredchen aber, der gewitzteste unter ihnen, antwortet rasch:

„Herr Kandidat, dann bekäme jedes von uns Bauchweh."

12. Aus der Heimat.

Drei Erzählungen von **Wilh. Frenkel** in Neunhofen*).

I.

Die Eiche.

Da, wo die Orla, ungefähr in der Mitte ihres kurzen Laufes, aus enger Schlucht hervortritt, um, von hochwipfeligen Bäumen umsäumt, an blumigen Wiesen und wogenden Saatfeldern vorüberzueilen, die in buntem Wechsel die Breite des Thales füllen, liegt unweit des Trombergs — eine heilige Stätte aus heidnischer Zeit, einst dem Gotte Thor geweiht — ein schmuckes Dörflein. Freundlich grüßen die weißen Giebel, grüßen die breitästigen Wipfel fruchttragender Bäume, grüßt, sie alle überragend, der mit goldenem Knopf und stattlicher Wetterfahne geschmückte Turm den Wanderer, der die Straße vorüberzieht.

Vielleicht bist auch du schon einmal diese Straße gezogen. Lohnt sich doch die Wanderung durch das freundliche, zur Rechten und Linken von waldumrauschten Höhen umkränzte Thal. Nicht nur, daß sich das Auge an manch lieblichem Bilde laben kann — du atmest eine Leib und Seele auf gleiche Weise erquickende Luft. Hier findest du

*) Verfasser der in der Lobker Spinnstube erschienenen Erzählung „Die Annebar".

noch glückliche und zufriedene Menschen, schlicht und einfach in ihrem Wesen, aber ein treuer und biederer Schlag.

Bist du aber die Straße gezogen, dann ist gewiß deinem Blicke *eines* nicht entgangen: die alte, ehrwürdige Eiche, die am Eingange des Dörfleins, auf steilansteigendem Rande, ihr knorriges Gast hoch in die Lüfte reckt. Schon von weitem ist sie sichtbar, wie das Rauschen ihrer dicht belaubten Krone fernhin zu vernehmen ist. Der grüne Rasen unter dem breiten Blätterdache ladet freundlich ein zur Rast.

Ich habe sie manchmal dort gesucht, in früher Kindheit schon, und ich gehe noch heute nicht dort vorüber, ohne, sei es auch nur einen flüchtigen Augenblick, im Schatten des Baumes zu weilen. Die alte Eiche hat es mir angethan. **Was mag die wohl zu erzählen haben!**

Ich habe umsonst gesucht, Gewisses zu erfahren. Da hat mir die alte Eiche einmal, als ich träumend in ihrem Schatten lag, was ich zu wissen begehrte, selbst erzählt.

1.

Vor etlichen hundert Jahren gehörten die stolzen Schlösser, die auf der nördlichen Seite des Orlathales, unfern dem Waldessaume, auf sanftansteigender Höhe lagen, dem edlen Geschlechte derer von Brandenstein. Die Besitzer, die meist unter fremden Herren Dienste thaten, wohnten aber nicht auf ihren Höfen, sondern hatten diese an Verwalter ausgegeben. Diesen waren auch die herrschaftlichen Gebäude zur Wohnung überwiesen. Nur das dem Walde zunächst gelegene Haus war der Herrschaft vorbehalten, falls sie einmal Verlangen tragen sollte, zur heißen Sommerszeit ländliche Einsamkeit und frische Waldluft zu genießen. Das Haus stand jedoch nicht leer. Zu der Zeit, da sich das zutrug, was unsere Geschichte berichtet, wohnte ein alter Oheim der damaligen Besitzer, Joachim von Brandenstein, darin. Seine Neffen hatten ihm, nachdem er durch ein widriges Geschick seines Vermögens verlustig gegangen war, auf ihrem Landgute bereitwillig ein Unterkommen gewährt und ihm, um ihn das Drückende seiner Lage nicht empfinden zu lassen, die Oberaufsicht über ihre Besitzungen übertragen.

Joachim von Brandenſtein mochte damals kaum ſechzig Jahre zählen. Er war aber vor der Zeit gealtert und zum öfteren krank. Er hatte ſich erſt ſpät vermählt. Seine Ehe war nur von kurzer Dauer geweſen. Wenige Jahre, nachdem ihm ein Töchterlein geboren worden, war Suſanna, ſeine Gemahlin, geſtorben. Mechthilde aber, ſein Töchterlein, war fröhlich emporgediehen und zu einer lieblichen Maid herangeblüht. Sie war der Liebling aller, während ihr Vater, um ſeines unwirſchen und grilligen Weſens willen, das, je öfter er ſich auf das Kranken- und Schmerzenslager geworfen ſah, deſto ſchärfer hervortrat, nur wenige Freunde unter ſeinen Untergebenen hatte. Zudem war „der alte Jochem", wie er in der ganzen Gegend hieß, von jähzorniger Gemütsart. Mancher ſeiner Knechte wußte ein Liedlein davon zu ſingen.

Nur einem gegenüber war Joachim von ſtets ſich gleich bleibender Freundlichkeit. Das war Roderich, dem die Aufſicht über die weitausgedehnten Brandenſteiniſchen Waldungen übertragen war. Joachim ſelbſt hatte ſich, als der alte Waldwart mit Tode abgegangen war, für Roderich, der dem Alten ſchon geraume Zeit als Gehülfe zur Seite geſtanden hatte, verwendet. Roderich zeigte ſich aber auch des ihm geſchenkten Vertrauens würdig. Mit gewiſſenhafter Treue wartete er ſeines Amtes, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend darauf bedacht, wie er ſeiner Pflicht genügen möge.

So fand ihn auch der erſte Tag des Weinmonats noch zu ſpäter Stunde im grünen Walde. Schon breitete ſich die Abenddämmerung über die feuchten, vielverſchlungenen Pfade, die er rüſtigen Fußes dahinſchritt, um noch vor Einbruch der Nacht den Herrenhof zu erreichen.

Da ließ ihn ein leiſes Knurren Burrs, ſeines treuen Jagdhundes, den eilenden Schritt hemmen. Er faßte den Jagdſpieß, den er in der Hand hielt, feſter. Auch ließ er die Armbruſt von der Achſel, über die er ſie an breitem Bande trug, in die Linke niedergleiten, ſie nötigenfalls ſchußbereit zu haben. Bei den unſicheren Zeitläuften, fahrendes Geſindel und fremdes Kriegsvolk gab's zu Haufen, war ſolche Vorſicht wohl angebracht.

Nun horchte er in den Wald hinein. Tiefe Stille. Plötzlich aber war es ihm, als ob er Stimmen in der Ferne höre, ja es hatte ihm faſt wie ein Hilferuf klingen wollen.

Roderich bog alsbald vom Pfade ab und ſchritt durch den Hochwald der Richtung zu, von woher die Laute zu ihm gedrungen waren.

Er hatte ſich nicht getäuſcht. Immer deutlicher vernahm er die Stimmen. Jetzt konnte er ſie auch ſchon unterſcheiden. Es war die flehentliche Stimme eines Mädchens, der das ſpöttiſche Lachen eines Mannes antwortete.

Roderich brach mit ſchnellen Sätzen durch das ſchmale Dickicht, das ihm noch den freien Ausblick hemmte, und ſtand nun draußen auf freier Waldwieſe.

Da ſah er, wie ſich ein Mädchen hilflos in den Armen eines ſtarken Mannes wand. Ein ledig Roß weidete auf dem grünen Raſen.

Sogleich erhob Roderich drohend ſeine Stimme: „Laßt ab von Eurem Beginnen, oder bei Gott, Ihr ſollt meine Fäuſte ſpüren!“

Erſchrocken ließ der Mann das Mädchen fahren. Dieſes raffte ſchnell ein Bündel, das ihm entfallen war, vom Boden auf und eilte flüchtigen Fußes von dannen.

Der Mann aber wandte ſich trotzig dem nahenden Jäger zu und ſprach: „Was geht es Euch an, was ich thue!“

„Was es mich angeht?“ antwortete Roderich. „Das iſt mein Wald —“

„Euer Wald?“ höhnte der andere dagegen. „Ich denke, das iſt Brandenſteiniſches Gut!“

„Ja wohl, und eben deswegen mein Wald, meiner Aufſicht unterſtellt, Junker!“ erwiderte Roderich, der, indem er näher getreten war, in dem ihm nun Gegenüberſtehenden den Junker Erich von Altenberge erkannt hatte.

Der Junker fuhr zuſammen. Es war ihm offenbar ſehr unerwünſcht, daß er ſich erkannt ſah und er hielt es für gut, andere Saiten aufzuziehen. Er ſagte darum lachend zu Roderich: „Da habt Ihr freilich ein Recht, hier auf Ordnung zu ſehen! Meine aber, daß Ihr mir den kleinen Scherz zu gute haltet!“

die bekanntlich solchen Pelz nicht haben. Sie haben denn da Jagd auf diese schönen Pelzthiere gemacht auf allerlei listige Weise. Die schönen und feinen Pelze werden aber um theures Geld an die Reichen verkauft, theils zur Abwehr gegen die Kälte, theils zum Staate. Für unsereins sind sie nicht, es müßte denn sein, daß sie der Kappenmacher an eine warme Winterkappe setzt, welche zu kaufen uns die Noth zwänge, weil die alte nicht mehr verhält — und dann sind's kleine Stücklein und kosten so arg viel nicht, und er läßt auch mit sich handeln. —

Nun gibt's dieser schönen Pelzthiere gar Viele in den kalten Gegenden Nordamerikas und da ziehen die Pelzjäger durch die Einöden und bringen ihre Waare, wenn sie etwas zusammen haben, zu den Kaufleuten; diese verkaufen sie weiter, und am Ende werden ganze Schiffsladungen voll in die großen Handelsstädte Amerikas gebracht oder auch nach Europa, und ist mancher Pelzhändler steinreich geworden, wie unser Landsmann Aster, von dem ich Euch einmal (will's Gott!) erzähle.

So ist denn auch im Januar des Jahres 1814 ein amerikanischer Schiffscapitän, Namens Barnard, mit einem Seeschiffe kleinerer Gattung auf den Pelzhandel ausgefahren. Da aber seine Schiffsladung noch nicht voll war, so legte er bei Neu-Island sich vor Anker, um die Ladung voll zu machen. Da hatte er nun den rechten Fleck gewählt; denn dort in dem wilden, kalten, eis- und schneebedeckten Lande, wo selten Jäger hinkamen, gab's schwarze und weiße Bären, schwarze und weiße Füchse, Zobel, Seehunde, Ottern, und wie diese kostbaren Pelzthiere alle heißen, in Hülle und Fülle. Da gingen denn Capitän und Matrosen, die nicht zum Dienste beim Schiffe nöthig waren, auf die Pelzjagd, und sie fiel so reichlich aus, daß bald die Ladung voll war und Barnard an die Abfahrt denken konnte. War aber auch keine Extrapläsir in der greulichen Kälte in den Eis- und Schneewüsteneien umher zu ziehen! Allemal Abends gingen die [illegible] aufs Schiff, wärmten, stärkten und erquickten sich wieder für die kommenden Mühen und Entbehrungen des folgenden Tages.

Eines Morgens, als der Capitän mit seinen Leuten wieder ans Land gehen wollte, um zu jagen, erstaunten

„Scherz?“ entgegnete Roderich mit verhaltenem Grimme. „Das ſind ſchlechte Scherze! Oder meint Ihr,

daß Mechthilde von Brandenſtein Euch dieſen Scherz auch zu gute halten werde, Junker?“

Da brauste der Junker auf: „Unverschämter!“ und trat raschen Schrittes und mit drohender Miene auf Roderich zu. Aber schon hatte sich Burr auf den Junker gestürzt, der, über den unerwarteten Angriff erschrocken, zu Falle kam.

Mit fletschenden Zähnen stand der Hund dem Junker auf der Brust.

„Zurück, Burr!“ rief Roderich, und der Hund folgte gehorsam dem Rufe seines Herrn.

Der Junker erhob sich bleichen Angesichts aus dem feuchten Grase.

Roderich aber sprach: „Merkt es Euch, Junker, und laßt die Mägdlein in meinem Revier fernerhin in Frieden! Es möchte Euch denn sonst ein andermal übler bekommen!“

Mit diesen Worten pfiff er seinem Hunde, kehrte dem Junker den Rücken und ging, ohne ihn eines Grußes zu würdigen, in den Wald zurück.

Der Junker ballte zähneknirschend hinter dem Davonschreitenden seine Fäuste. Dann bestieg er mit lautem Fluch sein Roß und drückte ihm zornig die Sporen in die Flanken, daß es in langen Sätzen davonjagte.

2.

Der Mond stand schon hell am nächtigen Himmel, als Roderich aus dem Walde auf das freie Feld hinaustrat.

Es war ein freundliches Bild, das sich seinem Blicke darbot.

Zu seiner Rechten breite Flächen fruchtbaren Landes, die sich in weitem Bogen am Saume des Waldes hinzogen; zur Linken aber Baum an Baum, sanft sich neigende Wiesenflächen und blinkende Weiher. Hinter diesen erhob sich, ein mächtiges Geviert, aus dem ein schlanker Turm emporragte, das Herrenhaus derer von Brandenstein. Das Ganze säumte der jenseits des Orlathales gelegene Höhenzug, dessen waldige Berge sich vom hellen Nachthimmel in scharfen Umrissen abhoben.

Roderich hatte schon manchmal an dem lieblichen Bild sein Auge geweidet. Diesmal aber sah er nichts von all der Herrlichkeit. Seine Gedanken weilten noch immer bei dem Geschehnis droben in dem Walde.

Das hatte ihn im innersten Gemüt erregt; je länger er sich auf seinem Wege damit beschäftigt hatte, desto mehr. Was Wunder! An einem wehrlosen Mädchen sich vergreifen, pfui! Das war eine eines ritterlichen Mannes unwürdige That! Er verachtete deswegen den Junker, verachtete ihn vom Grunde seines Herzens.

Roderich verstand doch sein Herz selbst nicht recht.

Was er empfand, war nicht sowohl Verachtung, als vielmehr eine tiefe Abneigung gegen den Junker, die dem Hasse ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Und die trug er nicht erst seit heute in seinem Herzen. Die war ihn schon damals überkommen, als er dem Junker zum erstenmal begegnet war. Das war vor etlichen Monaten gewesen. Der Junker hatte mit Mechthilde unter den rauschenden Eichenbäumen im Garten gesessen und ihr just, als Roderich dort vorüberging, mit süßen Worten eine Rose gereicht, die er kurz vorher, neben Mechthild einherschreitend, gebrochen hatte.

Roderich gedachte eben jetzt wieder dieser Stunde. Und mit einem Male — wie es kam, er hätte es nicht zu sagen vermocht; es war wohl das Rauschen der Bäume gewesen, das vom Garten des Herrenhofes zu ihm herüberklang, was sie wach gerufen hatte! — ward die Erinnerung an längst vergangene Zeiten in ihm lebendig.

Dort unter den rauschenden Bäumen hatte er einst gestanden, keuchend unter schwerer Last. Er hielt die kleine Mechthild in seinen Armen, die er eben den Fluten des Weihers entrissen hatte. Er sah es wieder vor sich, das bleiche Gesichtchen, über das das blonde Haar in feuchten Strähnen hing, empfand sie wieder, die Seelenangst, die ihm damals fast den Atem raubte, weil er meinte, daß das junge Leben bereits entflohen sei. Aber er fühlte auch die selige Freude wieder, die sein Herz erfüllte, als sie endlich die blauen Augen wieder aufschlug und weinend mit ihren Ärmchen seinen Hals umschlang.

Und wie hatte sich dann sein Schicksal so wunderbar gewendet! Das arme Hirtenbüblein war von dem Tage an der treue Gefährte des Herrenkindes geworden ... Dort unter den rauschenden Bäumen — welch glückliche Stunden, welch glückliche Jahre hatten sie miteinander verlebt!

Wie oft sich dort in heiterem Spiel getummelt! Er meinte, noch die schlanke Mädchengestalt zu sehen, wie sie flink, sich vor seinen spähenden Augen zu bergen, von Baum zu Baum huschte, oder im Wettlauf über die grüne Rasenfläche flog, und meinte noch die jubelnde Kinderstimme zu hören, wenn sie als erste am Ziele angekommen, oder ihr beim Ballspiel ein glücklicher Wurf gelungen war.

Ein glückliches Lächeln glitt über Roderichs Gesicht. Nur einen Augenblick — und ein wehmütiger Zug trat auf ihm hervor. Die Erinnerung hatte ihn weiter geführt.

Dort unter den rauschenden Baumen war es auch gewesen, wo ihm Mechthild thränenden Auges Lebewohl gesagt hatte, als sie am Ende der fröhlichen Kinderzeit von der Heimat schied, um in der Ferne bei den Verwandten eine neue Heimat zu finden. Ihr Abschiedsgruß klang ihm noch im Ohr: „Lebe wohl, Roderich, und vergiß die Mechthild nicht!"

O, er hatte sie nicht vergessen! Unter den Mühen und Arbeiten, die ihm die Jahre der Jugend in beschwerlichem Dienste brachten und ihn den Ernst des Lebens lehrten, war ihm ihr Bild eine liebe, freundliche Erinnerung geblieben, ein heiterer Sonnenblick aus vergangenen, schönen Tagen, um so freundlicher und lieblicher — er fühlte das eben wieder klar und deutlich! — je mehr ihm zum Bewußtsein gekommen war, wie groß die Kluft, die den armen Knecht von der Herrentochter schied, und je weniger er geglaubt hatte, daß er sie je wieder von Angesicht zu Angesicht sehen würde.

Es hatte sich anders gefügt, wider alles Erwarten. Zuletzt, als er den Herrenhof hatte verlassen wollen, um anderwärts ein Unterkommen zu suchen, war er dem alten Waldwart als Gehülfe beigegeben worden und damit zugleich entschieden, daß er für immer auf dem Herrenhofe bleiben würde . . Und kurze Zeit danach war Mechthilde um der wankenden Gesundheit ihres Vaters willen zurückgekehrt.

Die Erinnerung daran trat Roderich in aller Lebendigkeit wieder vor die Seele.

Dort unter den rauschenden Baumen war er ihr zum erstenmal wieder begegnet. Er hatte sie sogleich erkannt.

Es war die Mechthild von ehedem: dieſelbe ſchlanke Geſtalt und dieſelbe Anmut der Bewegung, es waren dieſelben blonden Flechten, die ſie trug, und dieſelben blauen Augen, die ſo lieb und freundlich blicken konnten. Nur war ſie zur ſtattlichen Jungfrau emporgeblüht, und ein unbeſchreiblicher Zauber über die ganze Erſcheinung ausgebreitet. Er war ſcheu zurückgetreten und hatte ſie ehrfurchtsvoll gegrüßt. Mechthild aber war überraſcht ſtehen geblieben, hatte ihn einen Augenblick fragend angeſchaut, war dann ſchnell und freudig auf ihn zugeſchritten und hatte ihm mit den Worten die Hand gereicht: „Roderich, Gott grüße dich! Wie freue ich mich, dich wiederzuſehen!“ Es war ihm heiß ins Angeſicht geſchlagen, und das Herz hatte ihm laut gepocht, als er ihr zur Antwort hatte geben wollen: „Der Herrgott ſegne Euren Eingang, edle Jungfrau!“ Er hatte aber nicht reden können, ſondern ihr nur einen Augenblick in das Auge geſehen und ſich dann zum andernmal vor ihr verneigt . .

War es der weite Weg, den Roderich ſchnellen Schrittes zurückgelegt hatte, oder der warme Luftzug, der, gerade aus dem Wald zu Thale ſtreichend, ihn umwehte, daß es den Jäger in demſelben Augenblick wieder heiß überlief? Er lupfte ſeinen Hut, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und blieb eine Weile ſinnend ſtehen.

Dann ſchritt er wieder vorwärts, und auch ſeine Gedanken trugen ihn weiter.

Nun waren ſchöne, freundliche Tage für ihn gekommen. Wie wußte die junge Herrin bei aller Würde und Hoheit, die ſie umgab, ihm ſo liebreich zu begegnen! Es war ihm eine Freude, ihr zu dienen. Ihre Bitten waren ihm Befehle. Er aber gab ſich Mühe, ihre Wünſche ihr am Auge abzuleſen . . Und wie dankbar war ſie auch für den geringſten Dienſt! Manch freundlich Wort, manch freundliche Gabe war dafür lautredendes Zeugnis.

Wie von ſelbſt glitt ihm die Armbruſt von der Schulter in die Hand. Das Band, an dem die Armbruſt hing, war ein Geſchenk von ihr. Sie hatte es unter altem Waffenwerk gefunden und ihm das ſeltene Stück gegeben „als Lohn ſeiner Mühen“, als er ſie in der Aus-

übung des edlen Weidwerks unterrichtet, sie gelehrt hatte, das Schlagneß stellen und mit dem Falken jagen . . .

Und er gedachte der Tage, da er neben ihr durch den taufrischen Wald geschritten war. Er sah sie spannender Erwartung voll am Vogelherde sitzen, sah sie auf flinkem Rosse der Bahn des Falken folgen, der sich vor ihr in die Lüfte erhob, und meinte, ihren Jubelruf wieder zu hören, wenn dieser siegreich auf seine Beute niederschoß.

Und das gemahnte ihn wieder längst vergangener Tage . .

Das war noch immer dieselbe silberhelle Stimme, wie sie damals unter den rauschenden Bäumen im Garten erklungen war . .

Und sie rauschten eben wieder laut und vernehmlich über seinem Haupte.

Verwundert schaute Roderich auf.

Er hatte in Gedanken verloren den Weg nach dem Garten eingeschlagen und stand mitten unter den breitästigen Eichenbäumen.

Er setzte sich auf die steinerne Bank, die sie umschatteten, nieder und stützte mit der Hand sein Haupt.

Der Mond hatte seine Bahn längst geneigt, als sich Roderich erhob und der Thüre zuschritt, die das Gehöfte von dem Garten trennte. Er trat durch sie ein. Schwer fiel hinter ihm die Thüre in das Schloß.

3.

Fast zu derselben Stunde kam der Junker auf seinem Herrensitze Altenberge an.

Dieser lag unweit der Saale, da wo sich der festen Leuchtenburg gegenüber ein schmales Thal aufwärts nach den gegen Abend sich erstreckenden Höhen zog.

Der Junker war scharf geritten. In seinem Unmut hatte er dem Rosse immer aufs neue die Sporen gegeben, so daß dieses im Zügel schäumte, als er vor dem Thore hielt.

Das Thor selbst war noch verschlossen, obgleich die Knechte, sowie sie den Hufschlag in der Ferne vernommen hatten, sofort herbeigeeilt waren, die schweren Riegel zurückzuschieben.

Als das Thor in den Angeln knarrte, schalt der Junker mit lauter, zorniger Stimme die Knechte um ihres Säumens willen, daß sie scheu vor ihm zurückwichen. Der Junker aber erzürnte sich darüber noch mehr. Er ritt stracks auf den nächsten der Knechte zu und schlug ihm scheltend und fluchend die Peitsche um den Kopf. Der andere hatte sich schnell aus dem Staube gemacht, als er im lichten Mondenschein das grimmige Gesicht des Junkers erblickt hatte. Er hatte vorausgesehen, was sich begeben würde. Erst als der Junker abgesessen und in der Hausthüre verschwunden war, kam er wieder zum Vorschein.

„Friedhart," rief er dem anderen zu, der sich ächzend die wunde Stirn rieb, „da hat es irgendwo geblitzt und bei uns hat es eingeschlagen!"

Als dieser aber eine Antwort schuldig blieb und jener hinzutretend sah, daß Friedharts Stirne blutete, sprach er: „Nichts für ungut, Friedhart! Hab' gemeint, du seiest besser davon gekommen. 's ist halt ein wüster Mensch!"

Das war er auch, der Junker Erich von Altenberge. Nicht nur unter seinem Gesinde, in der ganzen Umgebung war er als solcher bekannt. Die abenteuerlichsten Dinge wurden ihm nachgesagt; darunter deren genug, die sich mit der Ehre eines Sprossen aus edlem Geschlechte nicht wohl vereinbaren ließen. Er hieß denn auch allgemein nur „der wilde" oder auch um seines roten Haares willen „der rote Junker".

Trotzdem fehlte es dem Junker nicht an Freunden, weil er reich mit irdischen Gütern gesegnet war und daheim, wie draußen in lustiger Gesellschaft gerne etwas drauf gehen ließ. Von den meisten der ritterlichen Familien freilich war er gemieden. Zu, sie hätten wohl am liebsten den Verkehr mit ihm ganz abgebrochen, wenn sie nicht die Rücksicht auf seine alte, hochbetagte Mutter, die mit dem Sohne vereinsamt auf Altenberge lebte, davon abgehalten hätte. Man mochte der ehrwürdigen Greisin das Herzeleid gern ersparen. Sie trug dessen so schon genug und trug um so schwerer daran, als sie, je länger, je mehr an Einfluß auf ihren Sohn verloren hatte und nur ein Ende mit Schrecken vor Augen sah. Eine Hoffnung nur, eine ein-

sige war es, an die sie sich klammerte. Vielleicht fügte es Gott, daß ihr Sohn einmal eine Gattin fand, die ihn auf bessere Bahnen leitete. Und es verging kein Tag, an dem sie nicht Gott in inbrünstigem Gebete darum anflehte hätte.

Hatte Gott ihr Gebet erhört? Eines Tages drang das Gerücht in ihr stilles Gemach, der Junker gehe auf Freiersfüßen.

Frau Osbertha schüttelte ungläubig den Kopf dazu. Das Gerücht war aber wohl begründet.

Der Junker hatte bei einem Feste auf einem der benachbarten Edelhöfe Mechthilde von Brandenstein gesehen und war sogleich in heftiger Liebe zu ihr entbrannt. Diese nahm sein ganzes Herz bald so ein, daß er allen Ernstes daran dachte, die Brandenstein als sein Ehegemahl heimzuführen.

Er machte sich darum eines Tages auf, in dem Herrenhofe derer von Brandenstein vorzusprechen.

Der Empfang, der ihm zu teil ward, war aber so kühl und frostig, daß er bald einsah, er werde besondere Wege einschlagen müssen, wenn er an das Ziel seiner Wünsche kommen wollte.

Darum begehrte er, als er kurze Zeit darauf wieder einmal zum Herrenhof geritten war, von Joachim von Brandenstein eine Unterredung unter vier Augen, teilte diesem rückhaltlos mit, was ihn herführe, und bat ihn, falls ihm seine Werbung genehm sei, um gütige Förderung seiner Absichten, damit es ihm gelinge, die Neigung Mechthildes zu gewinnen.

Joachim von Brandenstein war für den Augenblick über das, was er zu hören bekam, auf das tiefste betroffen. War auch die Aussicht, Mechthilde als Herrin auf Altenberge zu sehen, eine gar verlockende, so kannte er doch den Junker und dessen Ruf zu gut, als daß ihm nicht ernste Bedenken aufgestiegen wären. Erich von Altenberge, der wilde Junker, und seine Mechthilde — er hätte sich nie träumen lassen, daß das einmal ein Paar werden sollte!

Er räusperte sich deswegen verlegen mehreremal, wiegte seinen Kopf hin und her und sagte dann: „Junker, die Sache will reiflich erwogen sein."

Dann hob er aber, plötzlich zu einem Entschlusse gekommen, an: „Junker, ein offenes Wort! Euer Ruf ist nicht darnach, daß ich ohne weiteres meine Mechthilde Euch zusagen möchte. Ihr müßtet denn andere Sitten annehmen, als bisher —"

„Ihr habt nur allzurecht, Herr!" fiel ihm dieser in die Rede. „Ich bin mir dessen selber gar wohl bewußt. Aber es ist mein ernster Wille, ein anderes Leben zu beginnen!"

Joachim schaute den Junker zweifelnd an. Dann sprach er: „Wenn Eure guten Vorsätze wirklich Wahrheit werden und es Euch gelingt, Mechthildens Gunst zu erwerben, so könnte ich vielleicht Eurer Bitte Gewährung zusagen!"

Der Junker war, mit dem Ergebnis dieser Unterredung wohl zufrieden, vergnügt von dannen geritten, hatte aber auf dem Heimwege erfahren, wie es nicht so leicht ist, alten Gewohnheiten mit einem Male zu entsagen. Auf eben diesem Heimritt hatte er die Begegnung mit dem Jäger droben im Walde gehabt.

War auch seine Liebe zu Mechthilde ernst und tief, und es die erste Frucht dieser Liebe, daß ihm die Augen über sich selbst aufgegangen waren, zur heiligenden Macht, die ihn vom Grund aus einen neuen Menschen hatte werden lassen, war sie noch nicht geworden.

Immerhin machte er sich Vorwürfe über das Geschehene, nur daß dabei mehr die Befürchtung in den Vordergrund trat, Mechthilde möchte davon hören und daraus ihm selbst bleibender Nachteil erwachsen, gleichwie sich sein Zorn nicht in erster Linie gegen sich selbst, sondern gegen den Jäger richtete, dem er seine Anmaßung heimzuzahlen sich gelobt hatte. Wie geträflich hatten doch die Worte des Jägers geklungen! Wie verächtlich hatte dieser ihn angesehen! War das nicht derselbe Blick gewesen, dem er bei dem ersten Zusammentreffen mit diesem Menschen, unter den Eichen im Brandensteinischen Garten, begegnet war?

Und die Faust des Junkers ballte sich, als ihm dabei die Gestalt des Jägers vor das geistige Auge trat, diese stolze, kraftvolle Gestalt mit dem männlich schönen An-

geſicht und den Augen, die ſo kühn und trotzig blicken konnten, und ihm zugleich die Erinnerung daran auftauchte, mit welchem Wohlgefallen Mechthildes Blick auf dem Jäger geruht und wie freundlich ſie damals ſeinen Gruß erwidert hatte.

Das Beſte war gewiß, wenn er nicht lange ſäumte, ſondern das Ziel, das er in das Auge gefaßt hatte, ſo ſchnell als möglich zu erreichen ſuchte.

So ſattelte er bereits wenige Tage ſpäter abermals ſein Roß und ſchlug den Weg zum Brandenſteiniſchen Herrenhofe ein.

Joachim von Brandenſtein nahm ihn freundlicher auf, als das letzte Mal. Nur Mechthilde war zurückhaltend wie zuvor, ob er ſich gleich eifrig bemühte, ſich von der vorteilhafteſten Seite zu zeigen. Er gab ſorgfältig acht darauf, daß ſeinen Lippen kein unbedachtes Wort, das mit rauhem Klange Mechthildes Ohr hätte beleidigen können, entſchlüpfte, und erwies ſich ihr dienſtfertig, wo ſich nur eine Gelegenheit dazu bot. Den Vater des Edelfräuleins aber wußte er durch friſche, lebendige Schilderung manch ritterlicher That auf ſeinen Jagd- und Streifzügen dergeſtalt zu unterhalten, daß dieſer den Worten des Junkers mit ſichtlichem Wohlgefallen lauſchte.

„Hab' einſt auch," ſprach er, als der Junker eben ein luſtiges Stück beendet hatte, „das edle Weidwerk zünftig ausgeübt! Jetzt iſt das für mich vorbei. Habe den Wald ſchon lange nicht mehr geſehen. Aber ich freue mich jedesmal, wenn ich höre, wie es draußen ausſchaut, und beneide Mechthilde, ſo oft ſie hinausreitet in den Forſt."

„So liebt Ihr auch den Wald und das Weidwerk, edles Fräulein?" wandte ſich der Junker fragend an Mechthilde.

„Ich reite faſt täglich in den Wald!" gab dieſe zur Antwort.

„Und ich bin Urſache," fiel ihr der Junker haſtig in das Wort, „daß Ihr heute dieſes Vergnügens entbehren mußt. Verzeihet! Das ſoll nicht ſein! — Herr, erlaubt, daß Eure Tochter auch heute ihren gewohnten Ritt thue, und wollet mir geſtatten, daß ich ſie dabei begleite!"

sie nicht wenig, daß sie am Ufer des unwirthbaren, menschenleeren Landes Leute erblickten, die sich sehr beeilten, der Stelle nahe zu kommen, wo das Schiff lag. Man sah von ferne, daß ihnen das Mühe kostete, und daß sie sehr abgemattet waren.

Der Capitän vermuthete ganz richtig, daß es wohl müßten Leute sein, die, durch Schiffbruch hier herum verunglückt, mit Noth dieß trostlose Land erreicht hatten.

Obgleich nun schon die Menschenliebe hinreicht, solchen Unglücklichen alle Hülfe zu leisten, so sind dazu die Seeleute um so mehr geneigt, da sie es wissen, daß heute oder morgen ihnen eine ähnliche Gefahr drohen könnte. Die Schiffsmannschaft war darum auch gleich bei der Hand, die Boote auszusetzen und ans Land zu rudern, um mit den armen Schiffbrüchigen in Verkehr zu kommen. Der Capitän, dem es an Lebensmitteln nicht fehlte, nahm sogleich allerlei Erquickungen mit, besonders, da er deutlich auch mehrere Frauen und Kinder darunter bemerkte. Das war eine Freude, als sie landeten!

Es waren dreißig Personen, die allerdings durch Schiffbruch an diese Insel waren geworfen worden. Sie gehörten zu einem englischen Schiffe, das aber im Sturm untergegangen war. Seit einigen Wochen hatten sie nun schon mit Noth und Kälte, mit Mangel und Entbehrung gekämpft, und waren so am Rande der Verzweiflung, da alle Lebensmittel, Obdach und Schutz vor der grimmigen Kälte ihnen mangelten. Sie wären, da sie keine Schießgewehre hatten, dem Hungertode sicher nicht entgangen, vor dem sie Gottes Gnade bis jetzt sichtbarlich bewahrt hatte. Man kann sich ihre Freude denken, als sie das Schiff erblickten, zu dem zu gelangen sie die letzten Kräfte aufgeboten hatten.

Als freilich die Engländer hörten, daß die, die sie retten sollten, Amerikaner seien, zogen sie saure Gesichter, denn England und Amerika lagen im Kriege, und wenn der amerikanische Capitän wollte, so waren sie alle Kriegsgefangene. Das Loos eines Kriegsgefangenen ist aber jederzeit ein hartes. Sie flehten daher den Capitän de- und wehmüthig an, er möge sie doch nicht als Kriegsgefangene in sein Vaterland führen, sondern sie in einem

Mechthilde wehrte zwar ab und wußte manchen Grund anzuführen, der gerade heute sie behindere, an dem Ritte teilzunehmen, aber Joachim, der sich gern dem Junker für seine Unterhaltung dankbar erweisen wollte, redete ihr selber zu und wußte jeden ihrer Gründe zu widerlegen.

Da sagte sie endlich: „Ich thu' nach Eurem Wunsche, Vater!"

Nicht lange darauf ritten der Junker und Mechthilde miteinander in den grünen Wald hinaus.

Zu derselben Stunde war Roderich im Wald damit beschäftigt, den Schaden, den ein gewaltiger Sturm in der vergangenen Nacht angerichtet hatte, abzuwägen. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er nicht gewahrte, wie ein Mädchen des Weges daher kam, sich dann durch die wirr durcheinander liegenden Stämme hindurchwand und gerade auf ihn zuschritt. Erst die Anrede des Mädchens: „Jager, ich wollt' Euch danken!" ließ ihn aufschauen.

Es war die Hirtenliese aus dem Dorfe, die vor ihm stand, so genannt, weil sie mit ihrer alten Mutter im Hirtenhause wohnte. Die sammelte im Frühjahr und im Sommer heilsame Gräser und Blüten, im Herbste Nüsse und Wurzeln im Walde, von dem kärglichen Erlöse sich und die kranke Mutter zu ernähren. Ihr Gewand war ärmlich, Flick an Flick an dem Rock und Spenzer. Aber sauber und ordentlich sah das Mädchen aus, wie das grobe Linnen, das unter dem kurzen Ärmel in weitem Bausch hervorquell, von untadeliger Weiße war. Braune Locken fielen ihr in den Nacken hinab und ringelten sich um ihre von einem bunten Kopftuch halbverdeckte Stirne, aus der ein Paar rehbraune, schwermütig blickende Augen sahen.

Sie hielt die Augen gesenkt, und es lief ihr eine tiefe Röte über das Gesicht, als Roderich sie überrascht ansah und sie fragte: „Du hast mir zu danken, Liese, und wofür?"

Da ward die Glut auf ihren Wangen noch tiefer, als sie antwortete: „Für Eure Hülfe droben in dem Walde. Der rote Junker —"

„So, das warst du?" fiel ihr Roderich ins Wort. „Hatte dich nicht erkannt, so flink warst du davon ge-

ſprungen". Dann aber fragte er, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben: „Du warſt wohl Wurzeln zu ſammeln droben im Wald geweſen? Was macht denn dein Mutterle?"

Da ſchoſſen dem Mädchen die Thränen in die Augen.

„Geht's ihr nicht gut?" fragte Roderich teilnahmvoll.

Die Liese ſchüttelte ſchluchzend mit dem Kopfe. „Wenn Ihr net ſo gut wäret gegen die arme Liese und mich die Nüſſe ſammeln ließet im Forſte und die Wurzeln ſuchen, daß ich manchmal ein Biſſele Fleiſch und Wein meinem Mutterl kaufen könnt', war's wohl ſchon gar lang aus mit ihr!"

„Nun, weine nicht! Der liebe Gott hat ja ſchon aus größerer Not geholfen!"

„Ja, das is wahr! Wie hab' ich neulich zu ihm gerufen, daß er mir Hilfe ſchicken thät. Und da kamt Ihr! Und net wahr, Jager —"

Liese hielt ſtockend inne.

„Was denn Liese?"

„Ihr — Ihr denkt alleweil net ſchlecht von mir? Das könnt' ich net ertragen!"

„Schlecht von dir? Nein, Liese. Ich weiß, daß du eine brave Dirne biſt. Gott lohn' es dir, was du an deinem armen Mutterl thuſt!"

Da brach ein heller Strahl der Liese aus den feuchten Augen. Sie ergriff haſtig Roderichs Hand und ſprach: „Ich dank' Euch, Jager!"

Und ſchon eilte ſie ſchnellen Schritts von dannen.

Roderich ſchaute ihr einen Augenblick nach, dann nahm er die unterbrochene Arbeit wieder auf.

Der Junker und Mechthilde waren inzwiſchen auf dem breiten Fahrweg, der in weitem Bogen herauf auf die Höhe führte, tiefer in den Wald geritten. Einer kurzen Wendung des Weges folgend ſahen ſie ſich aber plötzlich durch übereinandergeſtürzte Stämme aufgehalten.

„Das hat der geſtrige Sturm gethan. Hier kommen wir nicht weiter. Laßt uns wieder heimwärts reiten!" hob Mechthilde an, froh, einen Grund zur Umkehr gefunden zu haben.

Der Junker aber griff Mechthilde in die Zügel und hielt ihr Roß, das sie schon zu wenden im Begriffe war, an. Er hatte durch eine Lichtung in dem tief herabhängenden Gezweige Roderich und die Hirtenliese gesehen, wie sie scheinbar in traulichem Gespräche bei einander standen.

„Schaut einmal dahin!“ sprach er mit gedämpfter Stimme. „Ist das nicht Euer Jäger? Der hat sich wohl mit seinem Liebchen ein Stelldichein gegeben!“

Mechthildes Augen folgten der Richtung, nach der der Junker hinzeigte.

Es flog ihr wie ein Schatten über das Gesicht, als sie entgegnete: „Ihr irrt wohl, Junker! Das ist die Hirtenliese aus dem Dorfe!“

Der Junker hatte die flüchtige Verwandlung in Mechthildens Zügen wohl bemerkt. Sollte denn das Edelfräulein von dem Geschehnis droben in dem Walde Kenntnis haben? Er mußte sich darüber Gewißheit zu verschaffen suchen.

So begann er: „Die Hirtenliese? Und meint Ihr, daß sie der Jäger deswegen nicht zu seiner Liebsten haben möchte? Was fragt die Liebe nach Stand und Rang! Und eine schmucke Dirne ist sie. Ich sah sie jüngst schon einmal droben im Walde bei dem Jäger stehen, als ich in der Abenddämmerung heimwärts ritt!“

Der Schatten auf Mechthildes Angesicht kehrte wieder und vertiefte sich.

Als sie aber unbefangen zur Antwort gab: „Und wenn's so wäre, was kümmert es Euch! Laßt uns heimreiten!“ da war der Junker gewiß, daß er ohne Sorge sein durfte.

Er nutzte aber die Gelegenheit, die sich ihm bot, seinem Groll gegen den Jäger Luft zu machen, indem er, einer etwaigen Anklage des Jägers im voraus zu begegnen, berichtete, wie der Jäger wahrscheinlich darüber, daß er ihn bei seinem Stelldichein gestört habe, sehr erzürnt gewesen sei. Dieser habe ihm, da er vom rechten Wege abgekommen, um freundliche Auskunft gebeten habe, barsch und anmaßend geantwortet, wie es sich für einen Knecht einem ritterlichen Manne gegenüber nicht gezieme.

Der Junker hatte sich aber verrechnet, wenn er ge
glaubt h·tte, dem Jäger damit in Mechthildes Augen zu

schaden. Diese nahm mutig Roderichs Partei, den sie besser kenne, als das dem Junker nach so flüchtiger Begegnung

möglich sei. Der sei gar bescheiden und vergesse nie, was er sich und anderen schuldig sei.

Dann fuhr sie fort: „Freilich hat er auch einen gewissen Stolz, den ich aber als vollkommen berechtigt anerkenne. Nicht Stand und Beruf, sondern die Treue, mit der einer seines Berufes wartet, und der Adel der Gesinnung bestimmen den Wert des Menschen!"

Der Junker biß sich auf die Lippen. „Ihr thut Eurem Knechte große Ehre an," antwortete er, verdrossen über die ihm gewordene Zurechtweisung und sein eigenes Ungeschick, in spöttischem Tone.

„Nicht mehr, als er verdient!" entgegnete Mechthilde und fügte durch den spöttischen Ton des Junkers gereizt hinzu: „Wäre er von edlem Geschlecht, er würde manchem ritterlichen Manne den Rang streitig machen."

Mit diesen Worten trieb sie ihr Roß zu schnellerer Gangart an.

Der Junker folgte ihr schweigend.

4.

Als sich die Sonne dem Untergange zuneigte, lenkte Roderich seine Schritte heimwärts.

Er ging in tiefen Gedanken seines Wegs. Die Begegnung mit der Hirtenliese hatte die Erinnerung an das jüngst Erlebte in ihm aufgefrischt. Zudem hatte er von einem der Waldknechte gehört, daß der rote Junker und das Edelfräulein wieder miteinander durch den Wald geritten waren.

Er hatte geglaubt, daß sich der Junker sobald nicht wieder auf dem Edelhofe blicken lassen werde. Nun war er doch wieder gekommen und Mechthilde noch arglos wie zuvor. Wie gerne hätte er sie gewarnt! Aber das war ja gar nicht möglich! Wie hätte er ihr die volle Wahrheit sagen können! Und was nützte es, wenn er ihrem Vater das Geschehene berichtete! Der kannte ja den Junker zur Genüge. Und der duldete ihn trotzdem in Mechthildes Nähe, ja er begünstigte ihn offenbar.

Roderich ließ sich auf einem Baumstumpf nieder und brütete finsteren Gesichtes vor sich hin.

Da ward er durch ein: „Grüß dich Gott, Jäger!“ aus seinen Gedanken aufgeschreckt. Petronella war es, die ihn so grüßte, eine schlanke, jugendliche Dirne von sechzehn Jahren, eine der Mägde vom Herrenhofe, von dem gesamten Ingesinde kurzweg nur die Welsche genannt. Ein fahrendes Weib, das aus Welschland zu sein vorgegeben und auf dem Herrenhofe, wo sie Aufnahme gefunden hatte, verstorben war, war ihre Mutter. Nella, wie sie sich selber nannte, damals erst wenige Jahre alt, war auf dem Herrenhof geblieben und that, nun herangewachsen, dort mit anderen in Haus und Hof, in Küche und Keller, und sie war gar flinken und gewandten Wesens, Dienste.

Das scharfgeschnittene Gesicht, ihr rabenschwarzes Haar und ihre schwarzen, feurigen Augen bezeugten ihre Abstammung.

Sie hatte sich ein rotes Tuch um den Kopf geschlungen. Um ihren Hals lief eine bunte Kette, die ihr tief auf das Mieder niederhing.

„Gruß dich Gott, Jäger!“ sprach sie noch einmal lachend. „Hab' schon gemeint, daß du überhaupt nicht mehr hörst, so hast du dagesessen.“

Und sie machte Roderich, indem sie traurig ihren Kopf hängen ließ, seine Haltung nach. Dann aber trat sie auf ihn zu, legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und fragte in teilnehmendem Tone: „Was hast denn, Jäger? Kenn' dich fast nimmer! Seit etlichen Wochen bist wie verwandelt.“

Ehe ihr aber Roderich antworten konnte, hatte sie sich auf einem Steine zu seinen Füßen niedergelassen und plauderte in schnell hervorsprudelnden Worten weiter: „Weißt, das thut mir leid! Alle haben die kleine, schwarze Nella gestoßen und geschlagen, gehöhnt und gescholten. Du allein bist alleweil gut zu mir gewesen. Drum hasse ich alle. Nur dich hab' ich gern. Aber Jäger, du mußt nun auch wieder freundlich und fröhlich sein!“

Und Nella sprang auf, stellte sich mit eingestemmten Armen vor Roderich hin und sah ihm wieder lachend ins Gesicht, daß hinter den roten Lippen die weißen Perlzähnchen zum Vorschein kamen.

Roderich überblickte die jugendliche Gestalt vor sich, die eben anhob, sich nach einer lustigen Melodie, die sie vor sich hinträllerte, geschmeidig in den Hüften zu wiegen. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. Aber es war doch ein Zug der Wehmut, der sich um seinen Mund legte, als er entgegnete: „Habe Dank, Nella, für deine Teilnahme. Sie hat auch schon geholfen, sieh, ich lache ja schon wieder!"

Da schwand mit einem Schlage das fröhliche Lachen aus Nellas Gesicht, und sie sprach in tieftraurigem Tone: „Nein, nicht so! Das Lachen thut mir weh. Das sieht aus, als ob dahinter eitel Thränen wären!"

Und es traten ihr dabei selbst Thränen in die Augen.

Roderich schüttelte nur den Kopf. Antworten mochte er nicht. Er hätte ja Nella eine Lüge sagen müssen. Ja, so war es, wie das Mädchen sagte! Was war das doch für eine wunderbare Stimmung, die ihn überkommen war! Es waren wohl Nellas Thränen, die ihn so weich machten. Und er entgegnete, der Stimmung Herr zu werden, in abweisendem Tone: „Laß mich, Nella!"

Da trat Nella dicht vor ihn hin und sprach, ihm tief in die Augen sehend, mit schmeichelnder Stimme: „Roderich, stoße Nella, die dir helfen will, nicht von dir! Laß mich deinen Kummer teilen!"

Roderich aber antwortete, härter noch, als zuvor: „Laß mich, Kind! Das verstehst du nicht!"

Da trat Nella einen Schritt zurück. Ihre Lippen zuckten. Fahle Blässe bedeckte ihr Gesicht. Dann begann sie in leidenschaftlichem Tone: „Du irrst, Jäger! Ich bin kein Kind mehr! O, ich verstehe dich und dein Herz nur allzugut. Meine Augen sind dir lange nachgefolgt und haben gesehen, was mir tiefes Weh bereitet. Du liebst das Edelfräulein, die Mechthilde! Und du verzehrst dich um sie in stillem Gram, weil du weißt, daß sie nie dein eigen werden kann. Und die arme Nella, die dich lieb hat, soweit sie zurückdenken kann, die siehst du nicht, die stoßest du von dir, die trittst du mit Füßen! Freilich, was ist so eine arme Dirne, wie ich bin, einem Edelfräulein gegenüber! O, wäre sie nie wiedergekommen,

die blonde Hexe! Sie hat mir dein Herz gestohlen. Ich fluche dem Tage, der sie geboren, ich fluche ihr selbst!"

Roderich hatte erst voll Verwunderung, dann voll Schrecken den leidenschaftlichen Worten Nellas zugehört, unfähig ein Wort zu reden. Jetzt sprang er auf, faßte mit starkem Griffe Nella an der Hand und sprach mit vor tiefer Erregung bebender Stimme: „Unglückselige, halt ein!"

Nella aber entwand sich seiner Hand und floh waldein.

Roderich that einige schnelle Schritte vorwärts, als ob er ihr folgen wollte. Dann blieb er stehen. Sein Atem flog, seine Pulse klopften, eine tiefe Blässe bedeckte sein Angesicht. Er griff sich mit der Hand an die Stirne, und es war ihm, als ob ihm der Boden unter den Füßen wankte.

Nellas Worte hatten ihm den Schleier von den Augen gerissen. Er war mit einem Male sehend geworden . . .

Nella aber eilte flüchtigen Fußes vorwärts, weiter, immer weiter.

Endlich, tief in der Einsamkeit des Waldes, sank sie erschöpft nieder in das feuchte Moos.

Es kümmerte sie nicht, daß die Sonne hinter die Berge gesunken war, daß die roten Abendwolken mehr und mehr verblaßten und es um sie her bereits zu dämmern begann. Sie vergrub ihr Angesicht in beiden Händen und ihr Schmerz löste sich in heißen Thränen.

So verging eine geraume Zeit.

Da thaten sich nicht weit von ihr die Zweige eines Buschwerks auseinander und der Kopf eines alten Weibes kam zum Vorschein, das die Weinende neugierig eine Zeit lang betrachtete. Endlich trat das Weib vorsichtig aus dem Buschwerk hervor, winkte hinter sich und trat dann auf Nella zu.

Diese sah und hörte nicht, was sich um sie her begab. Sie nahm auch nicht wahr, daß das Laub hinter dem Buschwerk unter leisen Tritten raschelte und etliche dunkle Gestalten hinter den Bäumen verschwanden. Sie schrak erst auf, als das alte Weib, dicht vor ihr stehend, anhob: „Was weinst du, Töchterchen?"

„Alle guten Geiſter —“ fuhr Nella in die Höhe. Die Alte aber ſprach: „Fürchte dich nicht! Ich ging, heilſame Kräuter ſuchen, in dem Walde, da hört' ich ſchluchzen und dachte, ob ich einem armen Menſchenkinde helfen könnte. Weiß der Mittel viele für allerlei Gebrechen!“

Nella blickte ſcheu dem alten Weibe ins Geſicht. Das Weib aber nahm Nellas Hand: „Laß ſehen, Töchterchen!“

Kaum hatte ſie flüchtig einen Blick darauf gethan, ſo ſprach ſie: „So jung und ſchön, und ſo unglücklich ſchon! Aus deiner Hand hab' ich geleſen, daß er dir untreu geworden iſt, den du liebſt. Und die, um die er dich verlaſſen hat, lebt nicht fern von dir!“

Nella nickte, während ein tiefer Seufzer ihre junge Bruſt hob.

„Seufze nicht, mein Töchterchen!“ fuhr die Alte fort. „Ich will dir helfen. Mein Alraunmännchen hat ſchon manches Wunder vollbracht. Das gewinnt dir auch ſein Herz wieder. In der Vollmondnacht,“ und die Alte dämpfte ihre Stimme zu einem geheimnisvollen Flüſtern, „unter dem Fenſter vergraben und den Zauberſpruch dazu!“

Nella überkam ein leiſes Grauen vor der Alten. Und doch regte ſich zugleich in ihrem Herzen eine Ahnung kommenden ſeligen Glückes. Wenn ſie die Liebe Roderichs gewann! . . .

„In drei Tagen,“ ſprach die Alte weiter, „füllt ſich der Mond. Da öffneſt du mir zu mitternächtiger Stunde — du biſt doch von dem Edelhofe? — die Pforte in den Hof —“

„Nein, nein!“ ſprach Nella haſtig. „Das kann ich nicht. Die Pforte iſt geſchloſſen und darf nicht geöffnet werden. Das hat der Herr ſtreng anbefohlen!“

„Du mußt mir öffnen! Anders hilft der Zauber nicht!“

„Muß es ſein?“

„Ja! Sonſt iſt er dir für alle Zeit verloren!“

„So kommt! Ich werde Euch an der Pforte erwarten!“

Aber kaum hatte Nella das Wort geſagt, da reute es ſie auch ſchon. Es legte ſich ihr plötzlich wie ein Alp aufs

Herr. Sie blickte angstvoll in der Richtung nach dem Herrenhause hin, als ob sie wußte nicht, woher, ihm und ihr selbst ein Unheil drohe.

„Nein, nein! Ich kann es nicht!“ sprach sie zu der Alten.

Als sie sich aber umkehrte, war die bereits verschwunden. Aus der Ferne nur vernahm sie eine hohle Stimme: „In drei Tagen! In der Vollmondnacht!“

Es kam Nella ein Grausen an, daß ihr die Zähne schlugen. Sie wandte sich und lief, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, nach dem Edelhof zurück.

Als sie über das Gehöfte schritt, sah sie nach den Gemächern hinüber, in denen der Herr mit seiner Tochter wohnte.

In dem einen der Fenster lehnte eine schlanke Gestalt und sah in die Nacht hinaus.

Nella wußte, wer es war, und zornig ballte sie ihre kleine Faust.

Mechthilde aber trat in demselben Augenblick vom Fenster zurück. Sie sprach dabei leise vor sich hin: „Wäre er doch als ein Edelmann geboren!“

5.

Roderich hatte die ganze Nacht durchwacht. Die tiefe Erregung, die sich seiner bemächtigt hatte, hatte ihn den Schlaf nicht finden lassen. Schon graute der Morgen, und noch immer wollte das stürmische Herz nicht ruhiger schlagen. Da griff er zur Armbrust und wanderte in den Wald hinaus. Vielleicht, daß er draußen unter den rauschenden Zweigen fand, was er in dem engen Gemache vergeblich gesucht hatte.

Der Wind brauste durch die Wipfel. Schwere Wolken zogen am Himmel hin. Er hörte und sah's nicht, wie er es nicht sah, wenn da und dort ein schlankes Reh, bei der Äsung aufgescheucht, flüchtigen Fußes durch die Büsche eilte.

Burr, der neben seinem Herrn hertrottete, sah mehr als einmal zu ihm verwundert auf. Er blieb jedesmal, wenn er Witterung hatte, erhobenen Kopfes stehen, sprung-

südamerikanischen Hafen, der mit dem Kriege nichts zu schaffen habe, ans Land setzen.

Capitän Barnard war ein ebenso gottesfürchtiger, als milder und menschenfreundlicher Mann. Das Elend, was er hier vor seinen Augen sah, bewegte sein Herz gar gewaltig. Er kannte wohl das Schicksal der Kriegsgefangenen, und die Bitten der Unglücklichen erweichten sein Herz in dem Grade, daß er ihnen sein heiliges Wort darauf gab, sie in einem südamerikanischen Hafen auszusetzen, wie sie es wünschten. Das wäre nun schon Alles ganz gut gewesen und hätte ihm eben auch nicht viel Mühe gemacht; aber es trat ein anderer Umstand ein, der nicht so leicht zu überwinden war. Sein Schiff war sehr klein. Jeder Winkel war zur Pelzladung benutzt. Wo sollte er die dreißig Menschen alle unterbringen? Das war Eine Frage, die ihm wie Blei auf dem Herzen lag; die Andere aber war nicht leichter: Für *seine* Mannschaft hatte er Lebensmittel genug, aber nicht für einen unerwarteten Zuwachs von dreißig ausgehungerten Mägen. Wie stand's da mit den Lebensmitteln? — Das war keine Kleinigkeit, und es mag dem Capitän zur See, wo man nichts kaufen kann, noch schlimmer zu Muthe gewesen sein, als der Gevatterin, wenn sie auf ein paar Monate dreißig Mann Soldaten ins Quartier bekäme, und sie hätte sich nur vorgesehen für den Gevatter, sie und das Jacobchen.

Die rechte Liebe verzagt aber nicht, sie hofft Alles.

Der Capitän brachte einmal die Schiffbrüchigen an Bord seines Schiffes, und dann sagte er zu vieren unter seinen Matrosen, die tüchtige Schützen waren: Nehmt Flinten, Pulver, Blei und Lebensmittel für ein paar Tage und laßt uns ans Land gehen. Auf der Insel sind wilde Schweine in Menge, und feiste Bären, und Bärenfleisch schmeckt wie Rindfleisch. Wir müssen für die dreißig Esser Lebensmittel haben, sonst ist unser Verrath bald zu Ende, und das Hungerleiden haben wir dann wohlfeil! Die wenigen Matrosen, die auf dem Schiffe blieben, erhielten den Befehl, die Gäste wacker zu pflegen, und [illegible]ch, weil er sich einer gottgefälligen That bewußt war, ließ der Capitän mit seinen Gefährten vom Schiffe ab.

Frischen Muthes voll, begaben sich die Jäger ins

bereit. Aber es klang keine Sehne, ſchwirrte kein Bolzen, und ſtürzte kein Wild, zum Tod getroffen, mit jähem Satz zu Boden. So blieb er an der Seite ſeines Herrn. Nur ein kurzes, unwilliges Knurren ließ er hören, ſo oft ein Wild vorüberhuſchte.

Roderich aber ſtieg von Thal zu Berg, von Berg zu Thal. Erſt als die Sonne hoch am Mittag ſtand, wandte er ſich, heimzukehren.

Er hatte gefunden, was er ſuchte. Freilich hatte es ihn einen ſchweren Kampf gekoſtet. Er war entſchloſſen, ſobald als möglich den Herrenhof zu verlaſſen.

Zu Hauſe angekommen, begann er ſogleich die Ausführung ſeines Entſchluſſes vorzubereiten. Er ſchloß das Spind auf, in welchem ſich die dickleibigen Rechnungsbücher befanden, und hob an zu rechnen und einzutragen, was noch einzutragen nötig war.

Dann ging er wieder hinaus in den Wald, den Arbeitern, die da und dort beſchäftigt waren, Weiſung zu erteilen, daß die begonnenen Arbeiten ſchnell beendet würden. Er wollte alles in guter Ordnung hinterlaſſen, wenn er von dannen ging.

So war der dritte Tag herangekommen und alles wohl beſtellt.

Roderich machte ſich noch einmal auf hinaus in den Wald. Er wollte zum letztenmal die wohlbekannten Wege durchwandern, zum letztenmal manche, ihm vor anderen lieb gewordene Stätte aufſuchen. Dann gedachte er vor ſeinen Herrn zu treten und ſeinen Abſchied von ihm zu fordern.

Als er auf dem Heimweg begriffen war, hörte er ſchon von weitem die ſcharfe Stimme des Junkers, der wieder auf dem Herrenhofe eingetroffen war, und ſah bald darauf auf breitem Waldwege ihn und Mechthilde zu ſeiner Seite geritten kommen. Es wollte ihm dunken, als läge ein herber Zug um ihren Mund und als ſähe der Junker auch nicht gerade fröhlich drein.

Er wich zur Seite und barg ſich in dem Dickicht, das den Weg zur Linken ſäumte.

Da hörte er, wie Mechthilde zu dem Junker ſagte: „Wenn Ihr wollt, daß ich weiter mit Euch reite, ſo erſpart Euch ſolche Worte!“

Sie gab ihrem Roß die Peitsche. Es griff schnell aus, scheute plötzlich und überschlug sich mit der Reiterin.

Roderich brach mit einem Schreckensrufe aus dem Dickicht hervor und eilte zu der Unglücksstelle.

Dort war der Junker schon abgesessen und um die Gestürzte bemüht. Das ledige Roß hatte sich bereits wieder aufgerichtet und war davongesprengt.

Mechthilde lag leblos mit blutender Stirne auf dem Rasen.

Roderich eilte sofort in das Dickicht zurück. Aus einem Quell, der dort aus felsigem Grunde hervorbrach, brachte er in seinem Hute frisches Wasser. Damit wusch er Mechthilde die blutende Stirn und netzte ihr das bleiche Angesicht.

Der Junker maß Roderich mit feindseligen Blicken, doch ließ er ihn gewähren. Er war im Grunde froh, daß Hilfe gekommen war.

Es war aber alles Bemühen Roderichs umsonst. Er war schon etlichemal mit seinem Hute hin und her geeilt — Mechthilde blieb in tiefer Ohnmacht liegen.

Da sprach der Junker: „Ich will zurück zum Hofe reiten und Hilfe holen. Auch wenn das Edelfräulein wieder zur Besinnung kommt, wird sie den weiten Weg zum Hofe doch nicht zu Fuße zurücklegen können!"

Und schon hatte er sein Roß bestiegen und sprengte davon.

Roderich eilte abermals zum Quell und begann, zurückgekehrt, von neuem der Ohnmächtigen die Stirn zu kühlen.

Da überkam ihn plötzlich ein jäher Schrecken. War ihr etwa das Leben entflohen?

Und er beugte sich über die regungslos Daliegende hin und rief in namenloser Angst ihren Namen: „Mechthilde! liebe, liebe Mechthilde!"

Da hob ein tiefer Atemzug ihre Brust, und sie schlug die Augen auf.

Als sie das Angesicht Roderichs über sich gebeugt sah, flog ein selig Lächeln über ihr Gesicht, und ein Blick traf Roderichs Augen, der den starken Mann bis hinein in das innerste Herz erbeben machte. Ein Jubelruf brach

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09450/047

über seine Lippen und — er wußte nicht, wie es geschah, ein seliges Glück, ein namenloser Schmerz zugleich ließen

ihn alles um sich her vergessen — er beugte sich nieder und preßte in langem, heißem Kusse seine Lippen auf Mechthildes Mund.

Als er wieder aufblickte, sah er den Junker auf sich zugeritten kommen. Der war unterwegs etlichen Knechten mit einem leeren Gespann begegnet. Von diesen hatte er Hilfe verlangt und war sogleich wieder umgekehrt. So war er von dem, was sich eben zwischen Roderich und Mechthilde begeben hatte, Zeuge geworden.

Roderich erhob sich. Der Junker aber wandte hohnlachend sein Roß, gab den Knechten, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, Befehl, das Edelfräulein auf dem Wagen heimzufahren, und ritt davon.

Mechthilde stand mit Roderichs Hilfe auf und verband sich mit ihrem Schleier selbst die Wunde, deren Blut bereits zum Stillstand gekommen war. Dann bestieg sie, nach einem vergeblichen Versuche, an Roderichs Arm zu gehen, den Wagen, auf dem die Knechte einen Platz von grünen Zweigen hergerichtet hatten.

Nun setzte sich der Wagen langsam in Bewegung. Roderich schritt nebenher.

Mit sorgenvollen Augen, die doch zugleich in wunderbarem Glanze leuchteten, blickte er immer und immer wieder zu Mechthilde hin.

Diese verstand seine stumme Frage und sprach, indem sie ihm mit dankbaren Blicken die Hand vom Wagen reichte: „Sorge dich nicht, Roderich! Der Sturz hat mir nichts geschadet. Es ist wohl mehr der Schreck gewesen, der mich in die Ohnmacht warf. Die kleine Wunde spür' ich kaum!"

Als sie auf dem Herrenhofe angekommen waren, konnte Mechthilde ohne fremde Hilfe vom Wagen herabsteigen. Darauf begab sie sich, nachdem sie ihren Vater begrüßt, der sie schwerer Sorge voll erwartet hatte, in ihr Gemach.

Roderich ging nach seiner Wohnung.

Kaum aber war er da eingetreten, so ward ihm der Befehl überbracht, in das Herrenhaus zu kommen, da der Herr nach ihm verlange.

Roderich leistete diesem Befehle ohne Zögern Folge.

Als er das Gemach Joachims von Brandenstein betrat, standen dieser und der Junker an dem Tische in lautem, eifrigem Gespräch. Beide wandten aber dem Eintretenden

sogleich ihre Angesichter zu. Auf dem des Junkers lag Hohn und Schadenfreude deutlich ausgesprochen. Das Joachims war vor Zorn gerötet.

„Komm hierher!“ herrschte er Roderich an.

Dieser gehorchte dem Befehl und hob an: „Herr, vergönnt mir —“

„Schweig!“ fiel ihm Joachim ins Wort. „Du hast mir auf das zu antworten, was ich frage. Du hast, wie mir eben der Junker hier berichtet hat, die Frechheit gehabt, draußen im Walde dem Edelfräulein einen Kuß zu geben?“

„Herr, wollt mich hören!“ antwortete Roderich mit bebender Stimme.

„Antworte mir auf meine Frage! Hast du Mechthild geküßt?“

„Ja, Herr!“

Da ergriff Joachim einen Ziemer, der neben ihm auf dem Tische lag, und schlug mit wuchtigem Hiebe Roderich über den Kopf, daß dieser taumelte.

Der Junker aber schrie: „So ist's recht, Herr! Die Peitsche dem elenden Hund von einem Knechte!“

Joachim holte zum zweiten Schlage aus. Roderich aber erfaßte seine Hand mit starkem Arm und rief: „Haltet ein, Herr, oder ich vergesse mich!“

Als aber der Junker herzusprang, Joachim zu helfen, riß Roderich den Ziemer an sich und trat drohend mit erhobener Rechten den beiden gegenüber. „Den ersten, der mich anrührt, schlag ich zu Boden!“

Da wichen Joachim und der Junker zurück.

Roderich warf nun den Ziemer auf die Erde und sprach mit edlem Stolze: „Ja, Herr! Ich hab's gethan! Ich liebe Eure Tochter, liebe sie seit Jahren schon. Aber erst seit etlichen Tagen bin ich mir's bewußt geworden. Ich war deswegen schon entschlossen, von Euch meinen Abschied zu fordern und fort, in die weite Welt zu gehen. Den Grund dafür hätte niemand je erfahren. Es ist anders gekommen. Meine Liebe war stärker, als mein Wollen. Hab' ich gefehlt, so wollet mir verzeihen, wie ich Euch, um des Guten willen, das Ihr mir erwiesen, die Schmach verzeihe, die Ihr mir eben angethan habt! Ich gehe, Herr! Gott sei mit Euch!“

Und Roderich wandte sich und schritt stolz erhobenen Hauptes durch die Thür.

Im Vorgemach nahm er die Armbrust auf, die er dort bei seinem Eintritt niedergelegt hatte, und warf sie über die Schulter. So wanderte er zum Thor hinaus . . .

Nicht lange darnach that sich die Thüre zum Herrengemache auf und Mechthilde trat mit bestürztem Angesichte ein. Sie schritt, ohne den Junker zu beachten, auf ihren Vater zu und sprach: „Vater, ist's wahr, was mir eben eine der Mägde erzählte, daß Ihr mit Roderich —"

„Nenne ihn nicht Roderich, den unverschämten Knecht!"

Mechthilde aber fuhr, ohne sich durch des Vaters Worte beirren zu lassen, fort: „Daß Ihr mit Roderich einen Wortwechsel gehabt habt und er von Euch seines Dienstes entlassen worden ist?"

„Nicht nur entlassen hab' ich ihn, zu allen Teufeln hab' ich ihn gejagt —"

„Und mit dem Ziemer," fiel der Junker höhnend ein, „hat er seinen Lohn erhalten!"

„Und warum, Vater?" frug Mechthilde mit bebenden Lippen.

„Warum?" lachte dieser bitter auf. „Nun, Junker, dann erzählt einmal dem Edelfräulein, was Ihr im Wald gesehen habt!"

Mechthilde aber antwortete mit klarer, fester Stimme: „Was Euch der Junker berichtet hat, weiß ich nicht. Aber, das weiß ich, daß Roderich mich liebt und daß ich ihn wiederliebe!"

6.

Der Junker hatte kurz darauf den Herrenhof verlassen. Als er sein Roß bestiegen hatte, war er damit unter Mechthildes Fenster geritten und hatte mit lauter Stimme hinaufgerufen: „Grüßt mir den Roderich, edles Fräulein!" Dann war er hohnlachend mit verhängtem Zügel davongesprengt.

Auf dem Herrenhof war es still geworden. Knechte und Mägde huschten scheu aneinander vorüber. Wo sie aber flüchtig ein paar Worte miteinander wechselten, da geschah es im Flüstertone. Alle wußten, daß sich im

Herrenhause Besonderes zugetragen habe; keines aber wußte recht, was es gewesen war. Die wunderbarsten Gerüchte liefen von Mund zu Mund, denen niemand Glauben schenkte, die aber um so geflissentlicher weiter erzählt wurden. Der Junker sei mit Roderich draußen im Walde um des Fräuleins willen in Streit geraten. Das Fräulein sei dazwischen getreten. Dabei habe sie ein Schlag von des Junkers Faust getroffen, daß sie besinnungslos niedergestürzt sei. Nun sei der Jäger seines Dienstes entlassen, aber auch der Junker sei auf und davon gegangen.

Es lag wie drohendes Unheil über dem Herrenhofe, als ob sich noch ein anderes und Schlimmeres begeben müsse.

Aber es geschah nichts.

Die Sonne ging zur Rüste. Der Abend senkte sich auf das Thal nieder. Der Mond stieg leuchtend über die Berge, höher und höher.

Die Lichter waren im Herrenhofe ringsum, eines nach dem anderen, erloschen.

Nur in Mechthildes Gemach hatte länger noch ein einsames Licht gebrannt. Dann war auch das erlöscht.

Tiefer Friede lag über Feld und Flur und dem Herrenhofe mitten darinnen, samt allen seinen Bewohnern.

Nein. Einem Herzen war der Friede nicht gekommen. Nella lag mit offenen Augen, die ihr von den vielen Thränen, die sie geweint hatte, brannten, auf ihrer Lagerstatt. Schwere Seufzer hoben ihre junge Brust. Sie hatte gehört, was sich begeben hatte und wußte, daß Roderich gegangen war auf Nimmerwiedersehen.

Nun brauchte sie keinen Zauber mehr ... Die Alte draußen im Walde konnte ihr Alraunmännchen für sich behalten und seine Kraft an anderen erproben ...

„Es ist ja auch gut so!" sprach sie vor sich hin. Sie war trotz der lockenden Verheißung, die ihr gewinkt hatte, fest entschlossen gewesen, der Alten die Thüre nicht aufzuthun.

Plötzlich sprang Nella von ihrem Bette auf. Wenn das Alraunmännchen imstande war, das Herz eines ungetreuen Buhlen seinem Liebchen wieder zu gewinnen, vielleicht übte es seine Macht auch in die Ferne aus und

vermochte, Roderich wieder nach dem Herrenhof zurückzuführen! . .

In lauten Schlägen pochte ihr das Herz, das, eben noch so troſt- und hoffnungslos, wieder neue Hoffnung ſchöpfte.

Aber die Pforte? Nun, ſie brauchte ſie ja der Alten nicht gleich aufzuthun. Sie wollte erſt die Alte um ihre Meinung fragen. Aber dann war auch keine Zeit zu verlieren. Sie ſah empor zum Monde. Mitternacht konnte nicht mehr ferne ſein.

Leiſe ſchlich Nella die Treppe hinunter und nach der Pforte in der Mauer. Dort hauchte ſie ſich im Schatten des dicken Pfeilers nieder und wartete, daß die Alte kommen möchte.

Jetzt horchte ſie auf. Es war ihr, als ob ſie in der Ferne Stimmen vernommen hätte. Fröſtelnd lief es ihr durch die Glieder.

Ringsum tiefe Stille. Sie hatte ſich geirrt.

Da raſchelte es draußen vor der Mauer in dem gefallenen Laube.

Sie ſchrak zuſammen.

Jetzt ſuchte eine Hand taſtend nach dem Schloſſe. Und nun ein leiſes Klopfen.

„Seid Ihr es, Frau?“ fragte Nella in gedämpftem Tone.

„Ja, mein Töchterchen! Biſt du allein, daß uns niemand ſtört?“

„Ganz alleine!“

„So öffne, daß ich die Zauberwurzel lege.“

„Ach, das iſt alles wohl vergeblich! Mein Liebſter iſt heut davon gegangen in die weite Welt!“

„Vergeblich? O du Thörin! Dann zeigt der Zauber erſt recht ſeine heilſame, wunderbare Kraft!“

„So meint Ihr, daß er mir den Liebſten wieder bringt?“

„Ja! Aber eile! Wenn die Mitternacht vorüber, iſt's zu ſpät!“

Da klirrte der Riegel an der Pforte. Vorſichtig öffnete Nella die Thüre.

Plötzlich wurde die Thüre mit Gewalt aufgeſtoßen, daß Nella zu Boden geriſſen wurde.

Ehe sie sich von ihrem Schrecken erholen und wieder aufrichten konnte, war ihr ein Tuch in den Mund gestopft und sie an Händen und Füßen gefesselt. Sie sah, wie ein Haufe wilder Gestalten an ihr vorübereilte und hörte, wie das alte Weib zu ihr im Fortgehen in spöttischem Tone sagte: „Jetzt gehe ich den Zauber legen!"

Bald darauf vernahm Nella leises Fensterklirren — erschreckte Hilferufe. Ein Schuß hallte durch die Stille der Nacht.

Nella war der Verzweiflung nahe. Sie wollte schreien, aber kein Ton kam aus ihrer Kehle. Sie zerrte an ihren Fesseln — umsonst war ihr Bemühen.

Sie wälzte sich ächzend und stöhnend auf dem Boden hin und her.

Da stieß sie mit ihrem Gesichte an einen Haken in der Mauer, der sich tief in ihre Wange bohrte. Sie hätte, wenn sie es vermocht hätte, vor wildem Schmerz laut aufschreien mögen. Nun lag sie, jede, auch die geringste Bewegung steigerte ihren Schmerz ins Unerträgliche, minutenlang ruhig da.

Da kam ihr ein rettender Gedanke.

Sie riß mit starkem Rucke ihre Wange von dem Haken los, und suchte das Tuch in ihrem Munde an denselben heranzubringen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang ihr das auch. Der Haken haftete in dem Tuche. Sie bog den Kopf zurück, und das Tuch zog sich aus ihrem Munde.

Nun gab sie sich Mühe, mit ihren Zähnen die Stricke zu lösen, mit denen ihre Hände gebunden waren. Auch das gelang.

Bald war sie auch der Fesseln an ihren Füßen ledig.

Sie sprang auf.

Einen Augenblick schwankte sie, was thun. Dann eilte sie in die Küche. Dort riß sie ein glimmendes Stück Holz vom Herde. Damit eilte sie fort.

Draußen vor der Mauer war ein hoher Strohhaufen aufgebaut. Dahinein warf sie das Holz, das sich währenddem zu heller Flamme entzündet hatte.

Im Nu loderte der Haufe, eine mächtige Feuersäule, auf.

Nella atmete erleichtert auf. Nun mußte Hilfe kommen!

Sie wollte eben in den Hof zurückeilen — da kam ihr einer der fremden Männer entgegengestürzt: „Du warst es, verfluchte Katze!" Und er stieß ihr ein Messer in die Brust, daß sie lautlos zusammenbrach.

Das Feuer trieb die räuberischen Gesellen aus dem Hause, ehe sie ihren Raub vollendet hatten. Fluchend und scheltend wollten sie mit ihrer Beute, die sie in der Eile zusammengerafft hatten, von dannen ziehen. Da rief das alte Weib in den Haufen hinein: „Nehmt die Jungfer mit! Die bringt uns vielleicht noch ein schönes Lösegeld!"

Johlender Beifall lohnte den Vorschlag.

Wenige Minuten später zog die Bande, Mechthilde gefesselt in ihrer Mitte, durch das Thor in die Nacht hinaus.

7.

Roderich war, als er den Herrenhof verlassen hatte, rüstig zugeschritten. Er gedachte, da bereits der Abend nahte, die Hütte noch zu erreichen, die er sich tief im Walde erbaut hatte, um da nächtigen zu können, wenn ihn einmal der Dienst weiter hinweg von dem Herrenhofe führte oder wenn er im Frühling auszog, den balzenden Auerhahn zu jagen.

Als er aber den Wald erreicht hatte, anderte er seinen Plan.

Es wurde ihm doch schwer, aus der alten, lieben Heimat zu scheiden. Er mußte sie erst noch einmal in vollem Sonnenglanze sehen, ehe er ihr für immer den Rücken kehrte. Und er warf sich nieder in das Moos, da dem Morgen entgegenzuwarten.

Der Schlaf floh sein Auge. Sein Gemüt war ihm von den Erlebnissen des Tags noch zu sehr bewegt.

Stunde auf Stunde verrann.

Plötzlich sprang er auf. War das nicht ein Feuerschein, der durch die Bäume leuchtete? Und war das nicht in der Richtung, in der der Herrenhof lag?

Roderich eilte in schnellem Laufe durch den Wald. Wenige Minuten, und er hatte seinen Saum erreicht. Da sah er die helle Flamme lohend gen Himmel schlagen.

Er ſtürmte vorwärts, Burr mit weiten Sätzen ihm voraus.

An dem noch immer hell brennenden Strohhaufen fand Roderich die tote Petronella. Das Meſſer ſteckte ihr noch in der Bruſt.

Nun überkam ihn eine namenloſe, entſetzliche Angſt. Er ſtürzte nach dem Herrenhauſe. An der Schwelle lag ein toter Knecht. Von der Stirne perlten aus einem kleinen, runden Loche wenige Tropfen roten Blutes.

„Mechthilde! Mechthilde!“ gellte Roderichs Ruf durch das Haus.

Keine Antwort.

„Mechthilde! Mechthilde!“

Roderich riß eine Thüre nach der andern auf. Überall Spuren der Verwüſtung, nirgends eine Menſchenſeele.

In ſeinem Schlafgemach fand er Joachim von Brandenſtein in ſeinem Bette.

„Wo iſt Mechthilde? Was iſt geſchehen?“ rief er ihn an. Aber der alte Mann vermochte nur unverſtändliche Töne hervorzubringen. Der Schrecken hatte ihn der Sprache beraubt.

Roderich ſtürmte weiter. Endlich fand er drüben im Geſindehaus die Knechte an Händen und Füßen gebunden vor. Von ihnen hörte er, was ſich begeben hatte. Von Mechthilde konnte ihm aber keiner Nachricht geben.

Roderich befreite die Knechte von ihren Feſſeln und hieß ſogleich alle ſich bewaffnen, die Verfolgung der Flüchtigen, die gewiß Mechthilde mit ſich genommen hatten, aufzunehmen.

Wenige Minuten ſpäter eilte der kleine Haufe, Roderich mit ſeinem treuen Burr voran, durch das Thor.

„Burr, ſuche Mechthilde!“ rief Roderich dem Hunde zu. Und als habe er ſeinen Herrn verſtanden, ſtieß dieſer ein kurzes freudiges Gebell aus, ſuchte eine Zeitlang mit der Naſe auf dem Boden in weitem Kreiſe die Umgebung des Thores ab, dann bog er mit lautem Bellen zur Linken ab und ſprang in langen Sätzen davon.

Da kam keuchend eine Geſtalt querfeldein auf die Männer zugeeilt. Es war die Hirtenliese. „Jager,“ rief ſie ſchon von weitem, „da hinab ſind ſie — ich habe ſie

gesehen — wilde Männer, zehne, zwölfe! — Und die Mechthild haben sie gefangen. Ich habe die Bauern zu Hilfe gerufen — da, hinter mir kommen sie!"

„So wollen wir warten, bis sie kommen. Sind die Räuber in die Schlucht hinab, so können sie uns nicht entgehen!"

Schon ließen sich die Stimmen nahender Männer hören. Bauern waren es mit Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet. Auch etliche Spieße ragten aus ihrer Mitte. Roderich gab einige kurze Befehle. Er teilte den Haufen, um die Feinde von zwei Seiten zu fassen und desto sicherer ihrer Herr zu werden. Nun ging es vorwärts in schnellem Laufe.

Die Hirtentiefe war stehen geblieben. Als die Männer ihr aber aus dem Gesicht entschwunden waren, sank sie mitten auf dem offenen Felde in die Kniee, hob die gefalteten Hände zum nächtigen Himmel empor und betete: „Herr Gott im Himmel, schütze ihn!"

Dann sprang sie auf und eilte flüchtigen Fußes den Männern nach.

Roderich hatte den kürzeren Weg erwählt. Unmittelbar vor dem Dorfe stieß er auf die Räuber.

An einem hohen Rande hatten sie Halt gemacht. Mechthilde hatte das Bellen Burrs gehört. Sie wußte, daß Hilfe kam, und weigerte sich, weiter zu gehen.

„Vorwärts!" hörte Roderich eine rohe Stimme. „Verfluchte Dirne!" rief ein anderer. „Stecht sie doch übern Haufen!"

„Haltet ein!" schrie ein dritter wiederum dazwischen. „Dann wäre es mit unserem Lösegeld vorbei!"

Unter diesem Wortwechsel hatten sie Roderichs Nahen nicht bemerkt, der plötzlich mitten unter sie brach. Der, der Mechthilde führte, sank sogleich unter seinen Streichen nieder. Einem zweiten fuhr Burr wütend an die Kehle. Das räuberische Gesindel war im ersten Schrecken auseinandergestoben.

Die wilden Gesellen sammelten sich aber sogleich wieder und nahmen, zumal sie die geringe Zahl ihrer Verfolger sahen, alsbald den Kampf auf.

Da kam von der anderen Seite der zweite Haufe, der schon von weitem den Waffenlärm gehört hatte, in eiligem Laufe angestürmt.

Die von zwei Seiten Angegriffenen stutzten einen Augenblick, dann wandten sie sich zur Flucht. Ein altes Weib suchte Mechthilde mit sich fortzureißen. Roderich schlug sie mit wuchtigem Schlag zu Boden. Aber schon stürzte sich ein wilder, rotbärtiger Geselle mit gezücktem Dolche auf Mechthilde: „So sollst du, verfluchte Dirne, wenigstens deinen Lohn haben."

Roderich sah es, warf sich schützend zwischen Mechthilde und den Anstürmenden.

Ein Stoß — ein Schrei — und Roderich sank zu Boden.

Bauern und Knechte machten sich zur Verfolgung der Fliehenden auf. Sie kehrten aber bald zurück. Jene waren in alle Winde zerstoben.

Die Zurückkehrenden fanden Roderich auf den grünen Rasen am Rand gebettet, bleichen Angesichts. Mechthilde kniete weinend neben ihm.

Tiefbewegt standen die Männer um sie her. Da rief Roderich mit leiser Stimme: „Mechthilde!"

Sie neigte sein Ohr an seinen Mund.

„Mechthild!" sprach Roderich, und sein Atem ging schwer. „Ich muß sterben. — Aber ich sterbe — gern. Ich sterb' — für dich, — die ich geliebt habe — bis — in den Tod!"

Schluchzend schlang Mechthilde ihren Arm um den geliebten Mann: „Mein Roderich!"

Als Mechthilde ihr Angesicht erhob, war Roderichs Leben bereits entflohen.

Da neigte sie sich wieder nieder, nahm das Haupt des lieben Toten in ihre beiden Hände, und ihre Lippen suchten die seinen in einem letzten Kusse.

Ihr zur Seite aber kniete die Hirtentiefe. Heiße Thränen perlten ihr von den Wangen. Niemand sah es, wie sie, ehe sie aufstand, sich niederbeugte und die erkaltende Hand des Toten an ihre Lippen drückte.

Am anderen Tage ward Roderich auf dem Friedhofe feierlich beigesetzt.

Joachim von Brandenstein ließ ihm ein kostbares Denkmal errichten. Mechthilde aber pflanzte an der Stelle,

wo Roderich in ihren Armen gestorben war, eine Eiche. Sie wußte es, das war sein Lieblingsbaum gewesen!

Das Denkmal iſt längſt zerfallen. Niemand kennt das Grab, auf dem es einſt geſtanden hat. Aber die Eiche, von Mechthildes Hand gepflanzt, ſteht noch heute, Jahrhunderte alt und doch jugendfriſch.

Die jungen Burſchen und Mädchen, deren Herzen ſich in Liebe gefunden haben, weilen gern unter ihrer breitwipfeligen Krone und hören dem Rauſchen ihrer Blätter zu. Es iſt, als ob ſie wüßten, wie ſie erzählen von treuer Liebe bis zum Tode.

II.

Der Dürrbach.

Es war ein kleines, aber gar freundliches Thal, in welchem die Bachmühle lag. Links und rechts zogen ſich ſanft anſteigende Höhen hin, die fruchtbare Felder und ſaftige Wieſen einſchloſſen. Weiter aufwärts aber rückten die Höhen näher zuſammen und fielen ſteiler ab. An die Stelle des lauſchigen Buſchwerkes, das die Gelände in buntem Wechſel bekleidete, traten ſchlanke Kiefern und Tannen. Aber ſie wichen vom Thal immer mehr zurück, das, je mehr es ſich verengte, deſto felſichter wurde, um endlich in einer ſchmalen Schlucht auszulaufen, die von einer hohen Felswand abgeſchloſſen wurde.

Dort entſprangen aus felſichtem Grunde drei ſtarke Quellen. Dieſe vereinigten ſich ſchon nach kurzem Laufe und bildeten einen Bach, der in mancherlei Windungen das Thal durchzog und der an ihm gelegenen Mühle den Namen gegeben hatte.

Es waren aber wunderbare Quellen, die ſich in der ganzen Gegend eines beſonderen Rufes erfreuten. So ſtark ſie ſtrömten, zu Zeiten blieb ihr Waſſer plötzlich aus. Das währte zuweilen nur etliche Stunden. Es waren aber auch ſchon Tage darüber hingegangen, bis ſie wieder zu fließen angefangen hatten.

So waren ſie wieder einmal zu heißer Sommerszeit verſiegt. Diesmal aber hatte die Bachmühle länger als je zuvor ſtill geſtanden. Acht Tage waren bereits ins

Land gegangen, und noch immer waren die Wasser nicht zurückgekehrt.

Da machte sich der Bachmüller auf, nahm Spitzhacke und Schaufel auf die Schulter und wanderte thalaufwärts. Vielleicht, daß sich mancherlei Gestein von der Felswand abgelöst und im Herabstürzen den Quellenmund verstopft hatte.

Es war ein heißer Weg das enge Thal entlang. Endlich stand er oben in der Schlucht in tiefem Schatten. Er wischte sich mit dem Sacktuch den Schweiß von der Stirne; dann streifte er die Ärmel auf und ging an die Arbeit.

Die war aber schwerer, als er sich gedacht hatte.

Zuerst stieß er auf leichtes Geröll, das, hatte er einige Schaufeln voll davon ausgeworfen, immer wieder nachstürzte. Dann traf er auf starke Platten, die übereinander lagen. Und es hatte in der That den Anschein, als ob diese nicht lang erst eingesunken wären. Die schweren Platten leisteten aber Hacke und Schaufel Widerstand, daß der Müller endlich nach fruchtlosem Bemühen die Arbeit aufgab, um sie, mit besseren Werkzeugen ausgerüstet, des anderen Tages wieder aufzunehmen.

Am anderen Morgen war er denn auch mit Tagesgrauen wieder zur Stelle und begann die Arbeit aufs neue.

Die mußte aber heute noch saurer sein, als gestern. Der Müller hielt zum öfteren an, fuhr sich mit der Hand durch das Haar, wischte sich die Stirne und that das Hemd, das ihm lose um die Brust hing, weit auseinander, als ob ihm selbst das leichte Gewebe zur Last würde. Zuweilen stützte er sich auch auf den eisernen Hebel, den er in der Hand hielt, sah sinnend vor sich nieder und seufzte tief auf.

Es mochten schon etliche Stunden vergangen sein. Der Müller war eben im Begriff, ein wenig von der harten Arbeit auszuruhen, als er hinter sich eine Stimme hörte: „Willst du haben, mußt du graben! Guten Morgen, Bachmüller!“

Erschrocken fuhr der Müller in die Höhe. Sein Herz pochte, daß er es in den Schläfen fühlte.

Als er sich umwandte, um zu sehen, woher die Stimme gekommen war, stand der alte, ehrwürdige Pfarrherr des

nahen Dorfes hinter Lihm, der eine Morgenwanderung in den grünen Wald gemacht hatte und durch die auf das

harte Geſtein geführten und weithin dröhnenden Schläge herbeigelockt worden war.

„Guten Morgen, Bachmüller!“ grüßte er noch einmal freundlich. „Hab' dich, wie ich sehe, erschreckt. Das thut mir leid!“

„Guten Morgen, Herr Pfarr'!“ erwiderte der Angeredete, und seine Stimme bebte leise, als er fortfuhr: „Freilich bin ich erschrocken, als ich so unversehens hinter mir die Stimme hörte, und — und —“

Der Pfarrherr war näher getreten und hatte einen prüfenden Blick auf die Arbeit des Müllers gethan.

„Du magst da an der rechten Stelle sein, Bachmüller! Das ist die Hauptquelle, und es kann geraten, daß du, wenn du erst die Platten beseitigt hast, die sich übereinander geschoben haben, das Wasser findest. 's ist aber doch ein merkwürdig Ding um diese Quellen!“

„Ja, Herr Pfarr', ein merkwürdig Ding!“ Und der Bachmüller sah starren Blickes vor sich hin und wiederholte: „Ein merkwürdig Ding!“

Dann begann er: „Herr Pfarr —“ hielt aber stockend in seiner Rede inne. Es war, als ob er mit einem Entschlusse kämpfte.

„Was denn, Bachmüller?“ fragte der alte Pfarrherr freundlich und strich sich die weißen Locken zurück, die ihm, als er seinen Hut abgenommen hatte, über die Schläfe gefallen waren.

„Herr Pfarr', ich habe die vergangene Nacht einen Traum gehabt. Gebt Ihr was auf Träume?“

„Erzähle mir erst deinen Traum, dann will ich dir auf deine Frage Antwort geben!“

„Ich wollte so ein wenig ruhen. Wenn Ihr Euch mit niederlassen wollt, will ich ihn Euch erzählen!“

Nun setzten sich die beiden Männer auf dem Felsen, der an einer Stelle ein wenig vorsprang und so eine natürliche Bank bildete, miteinander nieder, und der Müller begann:

„Ihr wißt, Herr Pfarr', daß der Bach schon eine ganze Woche trocken steht. Das war mir in den ersten Tagen eine besondere Sorge nicht. Es ist ja schon manchmal so gewesen. Wie aber der fünfte und der sechste Morgen kam, und das Wasser blieb noch immer aus, da ging mir die Sache doch im Kopf herum. Ich bin des Tags wohl

zehnmal hinausgelaufen an die Krümme, von wo aus man den Lauf des Baches weit hinauf verfolgen kann und dachte alle Augenblicke, jetzt müßte das Waſſer kommen. Aber ich wartete umſonſt. Etliche Bauern, die ihr Korn zum Mahlen angefahren hatten, fuhren wieder fort. Sie brauchten Mehl zum Brote und konnten nicht länger warten. Meine Frau fing an zu jammern, was aus uns werden ſollte, wenn das Waſſer ganz weg bliebe. Und mir ſelber war bang zu Mut geworden. Ich legte mich mit ſchweren Gedanken am Abend in das Bett. Nun träumte mir: Ich ſtand hier in der Schlucht und ſuchte nach den Quellen. Lange ſchon, aber vergeblich hatte ich gearbeitet. Ich fand das Waſſer nicht, ſo tief ich mich auch ſchon in den Felſen hineingearbeitet hatte. Da, als ich mutlos meine Hacke ſinken ließ, hörte ich eine Stimme hinter mir: „Willſt du haben, mußt du graben!“

Der Bachmüller hielt inne und wiſchte ſich den Schweiß ab, der ihm in dicken Tropfen auf der Stirne ſtand.

Der alte Pfarrherr aber nahm lächelnd das Wort. „Nun, Bachmüller, das ſcheint mir ein Gutes zu bedeuten. Folge meinen Worten und deinem Traume, und du wirſt finden, was du ſuchſt!“

Der Bachmüller blickte aber ernſt vor ſich hin und ſagte: „Mein Traum iſt noch nicht zu Ende! Ich fragte drauf: „Wo, wo ſoll ich graben?“ Und die Stimme antwortete: „In deinem Herzen, Bachmüller!“

Da war auch der alte Pfarrherr ernſt geworden.

Er ſchwieg eine Weile.

Dann legte er dem Bachmüller die Hand auf die Schulter, ſah ihm voll ins Auge und ſprach: „Bachmüller, das iſt allerdings ein ſonderlicher Traum! Weiß du, was das für eine Stimme war?“

Der Bachmüller ſah ihn fragend an.

„Das iſt die Stimme deines Gewiſſens, die in dir geredet hat. Das war der Herr Gott ſelber, der dich in ihr ſuchte! Willſt du haben, daß ſich Gottes Segen wieder zu dir kehre, daß ſich die Quelle des Wohlſtandes, die jetzt verſiegt iſt, wieder erſchließt, ſo grabe den Quell des Guten in deinem Herzen auf!“

Der Bachmüller ſchlug den Blick zu Boden.

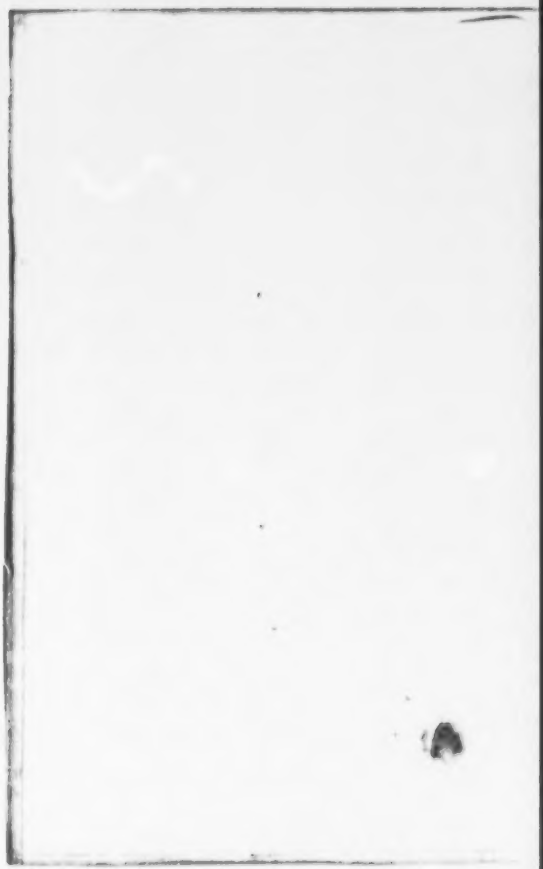

Der Pfarrherr fuhr freundlich ernsten Tones fort: „Bachmüller, es hat mir schon lang' am Herzen gelegen, einmal mit dir ein Wort zu reden. Habe mit deinem Vater selig, meinem alten Freunde, gar manchmal unter der Linde vor der Mühle gesessen. Das letzte Mal im Sommer, als du aus der Lehre wieder heimgekommen warst. Da haben wir auch von dir geredet, und dein Vater sagte: „Der Ernst macht mir schwere Sorge. Der hat ein gut Gemüt, aber ein schwaches Herz. Wenn in dem nur das Gute Oberwasser behält!" — Es hat das nicht behalten. Unter allerhand Unguten liegt es verschüttet und begraben, wie der Quell da drüben unter den Felsen, die ihn bedecken. Hast vergessen, Ernst, was im Gebote steht von des Nächsten Gut und Nahrung! Hast vergessen, daß es ein schönes Ding ist, wenn Mann und Weib sich miteinander wohl begehen! Hast vergessen, daß Wohlthun und Mitteilen dem Herrn ein gefälliges Opfer ist. Nun hat er seine Hand von dir gezogen!"

„Ihr mögt recht haben," entgegnete der Bachmüller, und es klang fast etwas wie Trotz aus seinen Worten. „Aber sind denn das so schwere Sünden, daß mich Gott deswegen vor anderen strafen muß? Es giebt Leute, die sich noch ganz andere Dinge vorzuwerfen haben, und die —"

„Ernst!" fiel ihm der alte Pfarrherr in die Rede, „willst du denn unter dich blicken und nicht lieber über dich? Und willst du mit dem Herr Gott rechten um deswillen, was er thut? Den Hoffärtigen widersteht er!"

„Ich bin nicht hoffärtig — ich sehe ja meine Fehler ein!"

„Aber bist weit davon entfernt, sie zu bereuen! Sonst würdest du die Prüfung, die dir Gott sendet, als eine wohlverdiente hinnehmen und dich durch sie zur Buße führen lassen!"

Der Bachmüller schwieg.

Als aber der alte Pfarrherr ihn ansah und wahrnahm, wie sich über die Augen des Müllers ein feuchter Glanz breitete, stand er auf, reichte ihm die Hand und sprach: „Gehab dich wohl, Bachmüller! Und vergiß nicht: „Willst du haben, mußt du graben!"

Der alte Pfarrherr ging langsamen Schrittes von dannen.

Der Bachmüller aber ſaß noch lange auf der felſichten Bank in tiefes Sinnen verloren.

Die Worte, die er eben vernommen hatte, hatten ſein Herz getroffen, umſomehr, als ähnliche Gedanken in ihm ſelber bereits laut geworden waren. Er hatte ſie aber gefliſſentlich zurückgedrängt und hatte ſie nicht hören wollen. Sie waren aber immer wiedergekehrt und hatten ihn ſogar dazu gedrängt, dem alten Pfarrherrn ſeinen Traum zu erzählen. Nun hatte er, was er nicht hatte hören wollen, nur noch viel klarer und beſtimmter, als er es in ſich vernommen hatte, von den Lippen des alten Mannes hören müſſen. Er hatte noch einmal ſich dagegen geſträubt. Es war der letzte ſchwache und ein vergeblicher Verſuch geweſen, gegen die Wahrheit anzukämpfen. Er fühlte ſich beſiegt und beugte ſich ihrer Macht . . Er faltete ſeine Hände und ſuchte zum erſtenmal wieder ſeit langer Zeit den im Gebete, den er ſo lange ganz vergeſſen hatte, an deſſen Segen aber — wie fühlte er das eben lebendig! — alles gelegen iſt.

Hierauf ging er erleichterten Herzens an ſeine Arbeit und wandte, nachdem er ſein Tagewerk gethan hatte, fröhlich ſeine Schritte heimwärts.

Als der Bachmüller am andern Morgen in früher Stunde erwachte, ſchoß der Regen in Strömen von den Dächern. Rauſchen und Brauſen erfüllte die Lüfte, und der Donner hallte von den Bergen wieder.

Plötzlich richtete ſich der Bachmüller in ſeinem Bette lauſchend in die Höhe. Es war ihm, als habe er durch das Toſen des Sturmes hindurch noch ein anderes Brauſen vernommen, das, ihm ſonſt ſo wohlbekannt, tagelang um ihn her verſtummt geweſen war. Er horchte noch einmal auf. Dann war er mit einem Sprunge aus dem Bette und am Fenſter. Das riß er auf. Ein Freudenruf entrang ſich ſeinen Lippen. Er ſah, wie ſich in hohem Bogen das Waſſer auf das Mühlrad ſtürzte.

Der Bachmüller legte die Hände ineinander. „Gott ſei Dank!“

Dann ging er an den Tiſch, nahm aus dem Kaſten, den er aufzog, ein Stück Kreide, ging zur Thür und ſchrieb mit feſter Hand über den Sims, der ſich breit über dieſe hinzog: „Willſt du haben, mußt du graben!“

„So!“ sagte er darnach vor sich hin. „Das will ich alle Morgen lesen und täglich mich dieses Tages und meiner guten Vorsätze erinnern!“

Nun ging er hinunter in die Mühle. Der Knappe war daselbst bereits eifrig an der Arbeit. Der Müller bot ihm freundlich guten Morgen. Darüber aber war der Knappe so verwundert, daß ihm das „Hab' Dank!“ in der Kehle stecken blieb. Das war ihm die vielen Jahre, die er in der Mühle Knappendienste that, noch nicht widerfahren.

Seine Verwunderung wurde aber noch größer, als ihn der Müller ob seines Fleißes lobte und mit herzlichen Dankesworten ermahnte, in der Treue, die er ihm bisher erwiesen, auch fernerhin zu beharren.

Als aber bald darauf der Müller mit dem Beile in der Hand kam und das verborgene Fach hinter dem Mehlkasten entfernte, dahinein ungesehen ein Teil des Mehles aus dem Beutel fiel, da sah er den Müller schier erschrocken an, weil er fürchtete, es sei im Kopfe des Müllers nicht mehr ganz richtig. Der freundliche und klare Blick des Müllers beruhigte ihn aber. Er schüttelte aber etlichemal seinen Kopf. Die ganze Sache war ihm unerklärlich.

Inzwischen hatte sich das Wetter draußen abgetobt. Die schwarzen Wolken waren verschwunden, und heller Sonnenschein lag auf Berg und Thal.

Der Mittag nahte, und es rief die Müllerin zum Essen. Es war, als ob auch in das kleine Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war und das, weil es sich zu ebener Erde befand, von dem Lindenbaume vor dem Fenster überschattet, das kühlste, aber auch dunkelste Gelaß im Hause war, der helle Sonnenschein seinen Weg gefunden hätte.

Das Angesicht der Müllerin, das sonst eitel Sorge und Kümmernis gezeigt hatte, schaute freundlich drein, und die Kinder, die sich sonst so scheu und furchtsam gebärdet hatten, lachten laut und fröhlich auf, daß der weiße Spitz, der in der Ecke am Ofen von seinem beschwerlichen Nachtdienst ausruhte, den Kopf erhob und freudig bellend herbeigesprungen kam.

Die Schüssel dampfte auf dem Tische.

Als aber der kleine sechsjährige Ernst mit dem Löffel zufuhr, weil ihn hungerte, da wehrte ihm der Vater, nahm die mehlbestäubte Mütze von dem Kopf und sprach: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns beschweret hast!"

Verwundert sah der Knabe seinen Vater an. „Wird denn zu Hause auch gebetet? Heute macht's der Vater wie der Herr Lehrer in der Schule!"

Dem Bachmüller lief eine leise Röte über das Gesicht. Die Müllerin aber nahm ihm die Antwort ab und sprach: „Wir wollen nun alle Mittag beten und dem lieben Gott für seine Gaben danken!"

Es war ein neuer und guter Geist seitdem in die Bachmühle eingezogen, der nicht nur Glück und Zufriedenheit dem Hause und seinen Bewohnern brachte, sondern auch noch andre Früchte trug.

In der ganzen Gegend wurde es bald bekannt, daß man so gut und reichlich wie in der Bachmühle nirgend sonst gemahlen bekam. Die Mahlgeschäfte mehrten sich von Woche zu Woche. Die Mühle klapperte Tag und Nacht. Bald konnte der eine Mahlgang nicht mehr die Arbeit bewältigen. Es mußte ein zweiter, bald auch ein dritter eingerichtet werden. Und immer hatte der Bachmüller vollauf zu thun. Sein Lob war in aller Munde. Besonders aber waren es die Armen, die ihn rühmten. Gar mancher war mit vollerem Sacke von der Mühle wieder heimgefahren, als er zur Mühle gekommen war. Wenn aber einer Hilfe bedurfte und nirgends fand, in der Bachmühle wurde sie ihm ganz gewiß.

Der Wohlstand des Bachmüllers mehrte sich zusehends. Es währte nicht lange, da standen ein Paar Pferde in dem Stalle. Ein Jahr darauf waren es zwei Paar geworden. Der Müller kaufte einen Acker um den andern an, erweiterte seine Mühle abermals und galt bald in der ganzen Gegend für einen reichen Mann.

Es war aber die vermehrte Sorge um den irdischen Besitz nicht von Segen für den Müller. Die Arbeit drängte oft so, daß dieser schon etlichemal früh eilfertig von seinem Lager aufgestanden war und um der Eile

willen, die ihn trieb, seiner alten Gewohnheit untreu geworden war, den Spruch über der Kammerthüre laut abzulesen. Nach der angestrengten Arbeit des Tages über sehnte er sich dann nach Erholung. Er suchte und fand sie erst im Kreise seiner Familie; dann, als er nicht mehr so ängstlich zu rechnen brauchte, auch im nahen Orte in dem Kruge, und es war schon zum öfteren geschehen, daß er erst in später Nacht heimgekehrt war. War er dann am andern Morgen später als gewöhnlich aufgestanden und eiliger noch als sonst an die Arbeit gegangen, so hatte er erst recht nicht des Spruches über der Kammerthür gedacht.

Zuerst war ihm solches Vergessen jedesmal schwer aufs Herz gefallen. Als es sich aber einigemal und dann öfter wiederholte, fing er an, darüber gleichgültiger zu denken, und es währte nicht allzulange, da dachte er schon gar nicht mehr daran, daß etwas über der Thüre geschrieben stand und ging durch sie aus und ein, wie er früher durch sie auch aus- und eingegangen war. Er wurde auch durch nichts an die Vergangenheit erinnert. Der Bach, der sonst alle Jahre ein-, ja selbst mehreremal ausgeblieben war, lief in unverminderter Stärke, ohne Unterbrechung nun schon jahrelang. Die Bloßlegung des Quellenmundes hatte jedenfalls das ihrige gethan! Niemand, am allerwenigsten der Müller, dachte daran, daß die Quellen wieder einmal ihren Dienst versagen könnten. Die früheren Nöte waren vergessen. Mit ihnen zugleich aber traten auch in dem Herzen des Bachmüllers die guten Vorsätze in den Hintergrund, die jene Nöte einst gezeitigt hatten.

Wieder waren etliche Jahre vergangen, da kam der Bachmühle ein großer Fest- und Freudentag. Die Müllerin war — ihr Jüngstes mochte zehn Jahre zählen — eines Knäbleins genesen, und der Bachmüller gedachte, eine große Kindtaufe auszurichten. Ehedem waren solche Tage still und einfach begangen worden. Bachmüllers waren arm gewesen. Der reiche Bachmüller aber konnte schon das Haus voll Gäste laden.

So waren ihrer eine stattliche Anzahl gebeten und wurden allerhand Vorbereitungen für eine glänzende Bewirtung getroffen.

Als der Müller in die Mühle ging, Mehl für die Kindtaufskuchen herbeizuholen, nahm er wahr, daß das Mehl eines armen Bäuerleins, der am Morgen seinen Sack voll Weizen zur Mühle gebracht hatte, viel schöner und weißer war, als das seine, das er in der Mehlkammer gefaßt hatte und in der Butte vorübertrug. Der Müller trat an den Mahlgang heran und ließ das Mehl durch seine Finger gleiten. Das mußte freilich noch viel schönere Kuchen geben, als sie die Müllerin von dem eigenen Mehle backen konnte! Wie schade, daß er das nicht haben konnte! . .

Aber warum denn nicht? . .

Das Bäuerlein war fortgegangen und hatte ihm das Mahlen überlassen. Er brauchte ja nur das Mehl zu tauschen, und sein Wunsch war erfüllt! . . Er konnte dem Bäuerlein anderes Mehl geben! Das war ja auch schön und gut! Und er konnte ihm mehr geben, als dieses aus dem eignen Weizen gewinnen würde. So war der kleine Unterschied voll ausgeglichen.

Gedacht, gethan!

Als der Müller seiner Frau das Mehl brachte, sagte diese: „Nun seh' mal einer das schöne Mehl! Da hast du nun dir doch recht unnötig Sorge gemacht, daß das Mehl aus unsrem Weizen um des bißchen Nußes willen zu schwarz werden möchte! Wie gut hat's der liebe Gott mit uns gemacht!"

Der Müller nickte nur. Es war ihm plötzlich ein Husten angekommen, als ob ihm etwas in der Kehle sitze. Er ging schnell hinaus, denn das Herz pochte ihm laut, daß er meinte, seine Frau müsse das Pochen hören.

Der Tag der Kindtaufe kam. Die Gäste waren fröhlich bei einander und ließen sich Essen und Trinken schmecken. Sie lobten den freundlichen Wirt und priesen die geschickte Hausfrau, die alles so trefflich zuzurüsten verstanden hatte. Sonderlich dem wohlgeratenen Kuchen ward alle Ehre angethan. Dem Bachmüller aber schmeckte, wie scherzend der Volksmund sagt, kein kalter Bissen warm. Von dem Kuchen rührte er kein Stückchen an.

Die Gäste waren längst aus dem gastlichen Hause geschieden. Der Mond stand schon hoch am Himmel. Der Bachmüller aber lag noch schlaflos in seinem Bette.

Da fiel sein Blick von ungefähr auf die Kammerthüre. Er konnte im hellen Mondschein deutlich lesen, was dort geschrieben stand.

Der Müller schreckte zusammen . . Thorheit! Warum sich denn mit Vorwürfen quälen! Warum sich unnötige Gedanken machen! Was war denn Unrechtes an dem, was er gethan hatte! . . Er legte sich um und druckte den Kopf in die weichen Kissen. Er konnte aber doch nicht hindern, daß es ihm in den Ohren klang, als wenn draußen der Bach ihm zurausche: „Sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten! Sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten!"

Endlich war er doch dem Einschlafen nahe. Die Töne verklangen. Er hörte nichts mehr rauschen . .

Da fuhr er jäh in die Höhe. Er eilte an das Fenster . .

Sein Schrecken war umsonst gewesen. Die Wasser schossen noch in hohem Bogen über das Mühlrad.

Der Müller legte sich wieder nieder.

Bald darauf war er eingeschlafen. Aber es mußte ihn ein schwerer Traum ängstigen. Er stöhnte mehreremals laut im Schlafe auf . .

Als der Bachmüller am andern Morgen in der Mühle an seiner gewohnten Arbeit stand, lächelte er im stillen über sich selbst. Doch ward er eine geheime Sorge tagelang nicht los.

Da aber alles seinen gleichmäßigen Gang weiter ging, ward er endlich der Sorge ledig.

Freilich — dieselbe Sorge kehrte bald darauf einmal wieder.

Der Bachmüller hatte eine Ladung Mehl zur Stadt geschickt, und weil an einem der Säcke etwas fehlte, den Sack mit Mehl gefüllt, das ihm nicht gehörte. Er hatte darauf wieder ein paar unruhige Nächte. Am Morgen streifte er jedesmal mit scheuem Blick die Thür. Er ging auch einige Tage lang öfter hinaus an den Bach, als das sonst seine Gewohnheit war, und blickte prüfend den Lauf des Baches entlang.

Der Müller ward aber diesmal seine Sorge eher los. Er hatte im Kruge frohe Gesellschaft angetroffen und dort

bis spät in die Nacht hinein geweilt. Darauf hatte er einen langen und gesunden Schlaf gethan, und alles war vergessen.

Das Mittel schien ihm gut zu sein. Je öfter er, wie von unsichtbarer Macht dazu getrieben, von dem nahm, was nicht sein eigen war, desto öfter und länger suchte er Zerstreuung und Betäubung im Verkehren in dem Kruge, wo der reiche Bachmüller ein gern gesehener Gast war, dem alle mit Zuvorkommenheit begegneten.

Trotzdem mußte der Bachmüller schlaflos manche Nacht durchwachen, und Freude und Friede wichen immer mehr aus seinem Herzen. Er ärgerte sich über sich selbst. Anfangs darüber, daß er nicht imstande war, der Versuchung, die ihn immer und immer wieder reizte, zu widerstehen, so oft er sich auch vornahm, der guten Vorsätze eingedenk zu bleiben; und dann später darüber, daß er nicht die „dummen Gedanken" los werden konnte, die ihn quälten und gerade dann ihn quälten, wenn er einmal Zerstreuung suchte und mit frohen Menschen froh zu sein begehrte.

Und nun nahm er auch an anderen Ärger. Ein Blick, ein Wort konnten ihn verdrießen. Niemand konnte es ihm mehr recht machen. Erst sprachen das seine vorwurfsvollen Blicke und unfreundliche Miene aus, bald lieh er auch seinem Unmut Worte. Und es währte nicht lange, da gab es Schelten und Thränen in der Bachmühle, und der guten und freundlichen Tage wurden immer weniger.

Die Müllerin trug darüber schweres Leid. Das ließ sich an, als ob es gerade wieder so werden wollte, wie es früher gewesen war. Nein, es war schon so und schlimmer noch! Denn jetzt hatte nicht nur sie darunter zu leiden, sondern die Kinder litten mit, alle, das Jüngste am meisten, dessen junges Leben noch so viel Sonnenschein bedurfte.

Da faßte sie sich einmal ein Herz. Es war Sonntag früh. Der Müller, ehedem ein regelmäßiger Gast im Gotteshaus, ging nur noch selten zur Kirche. So saß er auch jetzt draußen vor der Thüre unter der Linde, während sich die Müllerin mit ihren Kindern zum Kirchgang rüstete.

Sie trat auf den Müller zu: „Ernst, willst du nicht einmal mit zur Kirche?"

Der Müller that, als habe er die Frage nicht gehört. Da traten die Kinder im Sonntagsstaat aus der Thüre und sahen hinüber zu Vater und zu Mutter, ob die mit ihnen gehen möchten.

Die Müllerin wandte sich und sprach: „Geht nur einstweilen hin. Ich komme mit dem Vater nach!"

Als die Kinder um die Hausecke verschwunden waren, hob sie noch einmal an: „Ernst, willst du —"

Der Müller aber fiel ihr in das Wort: „So, da meinst du wohl, mich damit zwingen zu können, daß du zu den Kindern sprichst: Ich komme mit dem Vater nach! Nun gerade nicht! Geh nur allein!"

„Ernst," bat die Müllerin, „komm' mit! Setze deinem Herrgott nicht so den Stuhl vor die Thüre. — Weißt du nicht, was neulich der Pfarrer in der Kirche sagte —"

„Eben darum geh' ich nicht! Denkst etwa, ich habe nicht herausgemerkt, daß er mich gemeint hat? 's fehlte nur noch, daß er sagte: „Das ist der Bachmüller, von dem ich predige!"

„Nein, Ernst! 's konnte sich jeder etwas aus der Predigt nehmen. Wenn du dich aber getroffen gefühlt hast, so ist's ja recht gewesen —"

„So?" brauste der Bachmüller auf, „'s ist dir recht, wenn dein Mann vor der ganzen Gemeinde gescholten wird und sich jeder freut: „Heut ist aber dem Bachmüller einmal die Wahrheit gezeigt worden!" Pfui Teufel, schäm' dich! Das hätt' ich nicht von dir gedacht!"

„Ernst! — Ernst!" rief die Müllerin schmerzlich aus, und es traten ihr die Thränen in die Augen.

„Geht das Geflenne wieder los?" höhnte der Bachmüller. „Nun mach' aber, daß du fortkommst, oder —"

Die Müllerin schluckte tapfer die Thränen hinunter, trat näher an ihren Mann heran und sprach: „Komm, Ernst! Laß mich nicht allein gehen! Was sollen denn die Kinder denken —"

„Laß sie denken, was sie wollen!"

Da legte die Müllerin ihre beiden Hände auf den Arm ihres Mannes und sah ihn bittend an. Der aber schüttelte mit kräftigem Ruck ihre Hände ab und stieß sie, indem

er jäh aufſtand, von ſich, daß ſie taumelte und zu Boden ſtürzte.

Der Bachmüller ging, ohne ſich umzuſehen, in die Mühle.

Die Müllerin aber erhob ſich ſchweigend, reinigte ihr Gewand von Staub und Schmutz und folgte ihren Kindern nach.

Da erhoben die Glocken ihre Stimme. Freundlich zogen ihre Klänge durch das Thal. Sie drangen auch hinauf zur Mühle an dem Bache. Und der Bachmüller hörte ſie. „Komm mit! Komm mit!“ ſo ſchienen ſie ihn zu rufen.

Der böſe Geiſt aber hatte von ſeinem Herzen Beſitz genommen. Er ſtand auf und ſchloß die Fenſter.

Die Glocken hörte er nicht mehr. Aber das: „Komm mit! Komm mit!“ vernahm er immer noch.

Er trat hinaus, wo das Waſſer über das Mühlrad ſtürzte. Aber die Stimme in ihm klang lauter noch als das Brauſen des Waſſers: „Komm mit! Komm mit!“

Darüber erzürnte er ſich. Er ſprang hin an den Schutz und zog ihn hoch, daß ſich das Waſſer mit Rauſchen und Brauſen auf die Schaufeln des Rads ergoß, das ſich erſt langſam, dann ſchneller und immer ſchneller drehte. In wenig Augenblicken war das ganze Mühlwerk im Getriebe.

Nun galt es, treppauf, treppab zu ſpringen, um die Mahlgänge zu bedienen. Der Müller hatte alle Hände voll zu thun.

Als er eben einmal wieder von oben nach unten kam, um die vollen Butten zu holen, die er in die Käſten ſchüttete, ſtand an der Thür ein altes gebrechliches Mütterlein, das ſich zitternd auf einen Stock ſtützte und um eine Gabe bat.

Der Müller trat auf dieſes zu und herrſchte es mit den Worten an: „Geh, Alte, hier wird nichts gegeben!“

Da ging ein ſchmerzlicher Zug über das Geſicht der Alten, und ſie ſprach: „Das ſeh' ich wohl! Nicht einmal unſerem Herrgott die Ehre an ſeinem Tage!“

Darüber ergrimmte der Müller. Er nahm die Alte am Arme und ſchleuderte ſie zur Thür hinaus, die er hinter ſich verſchloß.

Innere der Insel Neu-Island. Ihre Jagd war sehr glücklich. Eine Menge Wildschweine und Bären hatten sie erlegt und schleppten ihre Beute an sichere Plätze, von wo sie mit Hilfe der geretteten Engländer, nachdem sie abgestreift und ausgeweidet wäre, zu Schiffe gebracht werden sollte.

Recht fröhlichen Herzens kehrten die fünf Jäger gegen Abend des zweiten Tages ihrer Jagd an das Ufer, welches man, wenn es hoch und felsig ist, Küste nennt, um in ihrem Boote nach dem Schiffe zurückzufahren.

Wer möchte aber ihren Schrecken schildern, als sie weit und breit nichts mehr von ihrem Schiffe sahen? —

Trostlos liefen sie auf die höheren Stellen der Küste, um weiter hin über die Fläche des Meeres zu schauen, aber nirgends war das Schiff zu erblicken. Ebenso vergeblich war das Ersteigen eines nahen Berges. Es hatte ein günstiger Landwind die Segel geschwellt. Das Schiff war und blieb verschwunden, und die fünf Unglücksgenossen waren auf einer wüsten Insel ausgesetzt, wo Eis und Schnee, grimmige Kälte und wilde Thiere sie umgaben, und sehr selten ein Schiff landete, das sie etwa erlösen möchte aus ihrer Noth.

Dieß Unglück war aber so gekommen, wie es leider der unglückliche Capitän vermuthete.

Als die geretteten Engländer an Bord kamen, wurden sie mit aller Liebe erwärmt, gepflegt, genährt, und bald fühlten sie sich wieder völlig wohl. Man hätte nun denken sollen, daß das heilige Gefühl der Dankbarkeit hätte ihre Herzen für den edeln Capitän und die Mannschaft erfüllen müssen, die sie so bereitwillig und mit so großer Hingabe und Aufopferung an und aufgenommen hatten; allein diese wackeren Männer sollten hier die bitterste Erfahrung machen, die nämlich, daß Undank der Welt Lohn ist.

Kaum sahen die Engländer, daß der edle Capitän Barnard mit seinen vier Begleitern am Ufer verschwunden war, und sie durch ihre Zahl auf dem Schiffe die Ueberhand über die geringe Zahl der anwesenden amerikanischen Matrosen hatten, als in Einem derselben zwei unselige Leidenschaften rege wurden — Habsucht und Mißtrauen. Er traute nämlich dem edlen Capitän Barnard nicht zu, daß er sein gegebenes männliches Wort halten, und sie

Als die Müllerin mit ihren Kindern von der Kirche nach Hause zurückkehrte, fanden sie unweit der Mühle ein armes, altes Weib, das mitten im Wege lag. Als sie näher traten, sahen sie, daß die arme Frau gestorben war. Es hatte wohl ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende gemacht! Oder war sie so unglücklich gefallen, daß sie tot geblieben war? Wer mochte es sagen!

Der Abend brachte ein schweres Gewitter. Die Blitze zuckten, mit fahlem Schein das Dunkel der Nacht erhellend. Der Donner hallte dröhnend von den Bergen wieder. Da plötzlich ein Krachen, als ob die Erde bersten wollte! Dann tiefe Stille. Die Macht des Wetters war gebrochen.

Als der Bachmüller am andern Morgen aus unruhigem Schlaf erwachte, richtete er sich in seinem Bette lauschend auf. Fahle Blässe bedeckte sein Angesicht.

Er trat an das Fenster. Das Bett des Bachs stand leer. Die Quellen waren über Nacht versiegt.

Als der Bachmüller mit seinen Knechten in die Schlucht hinaufgestiegen war, aus der vordem die Quellen brachen, fanden sie die ganze Felswand eingestürzt. Turmhoch ragten die Blöcke empor, darunter die Quellen verschüttet lagen.

Der Bachmüller lachte grell auf. Dann fing er an zu schaufeln und zu graben. Umsonst daß man ihn davon abzuhalten suchte. Erst am späten Abend ging er heim. Mit dem frühesten Morgen fing er die Arbeit wieder an. Und so that er täglich: monate-, jahrelang. Sein Haar war verwildert, sein Blick ging irr. Seine Lippen aber waren in fortwährender Bewegung. Es waren aber immer nur dieselben Worte, die sie wiederholten: „Willst du haben, mußt du graben! Willst du haben, mußt du graben!"

Die Bachmühle ist längst zerfallen. Niemand kann die Stelle bezeichnen, wo sie einst gelegen war. Die Quellen sind noch immer versiegt. Das Bett des Baches liegt heute noch trocken da, wie vor Jahrhunderten schon. Es ist als „der Dürrbach" weit und breit bekannt.

III.

Der „alte Anrees“ und sein Gänsert.

Vom Dorfe her bewegte sich nach dem auf freundlicher Anhöhe gelegenen Friedhof ein Leichenzug.

Voran gingen paarweise, mit den aufgeschlagenen Gesangbüchern in der Hand, Knaben und Mädchen, ihnen zur Seite der Lehrer, der mit lauter Stimme den Gesang der Kinder leitete. Dann folgte der Pfarrer, unmittelbar dem Sarge vorauf schreitend. Hinter dem schlichten Sarge aber, der von sechs Männern getragen wurde, zogen eine Anzahl Männer und Frauen einher in bäuerlicher Tracht.

Wir standen, ein Haufe kleiner Buben, seitwärts am Wege und sahen zu. Ein Begräbnis ist ja auf dem Dorfe immer ein Ereignis, das, wie es die Alten an die Fenster und vor die Thüren lockt, so auch auf die Jugend eine besondere Anziehungskraft ausübt.

Diesmal aber hatten wir noch zahlreicher als sonst dem Zuge vom Sterbehaus an bis hinaus vors Dorf das Geleite gegeben.

Das hatte seinen guten Grund.

Michels Karl trug heute zum erstenmal das Kruzifix mit dem langwehenden schwarzen Florband und schritt im Vollbewußtsein seiner neuen Würde gar gravitätisch an der Spitze des Zuges, daß wir ihn beifällig anstaunten, ja sogar im stillen, und nicht nur ein klein wenig, beneideten.

Mehr aber noch als Michels Karl hatte der, der den Schluß des ganzen Zuges bildete, die Kinderschar herbeigelockt. Das war ein alter Gänsert, der schwerfällig, mit herabhängenden Flügeln, hinter den letzten Leidtragenden einherwackelte.

Es mochte dieser sonderbare Umstand auch dem fremden Herrn auffallen, der gerade die Straße daherkam. Er blieb stehen und wandte sich, als der Zug vorüber war, an den Größten von uns mit der Frage: „Wer wird denn da begraben?“

Der Angeredete antwortete mit zuversichtlicher Miene: „Der alte Anrees!“

Der Fremde, der wohl nicht verstand, daß das „der alte Andreas" bedeuten sollte, fragte weiter: „Wer ist denn das: der alte Anrees?"

Der Gefragte sah den Herrn verwundert an, dann verlegen zu uns herüber, kaute einen Augenblick an seinen Fingernägeln und sagte dann: „Das is der alte Anrees!"

Was hätte er denn auch anderes antworten sollen! Wir hätten alle nicht anders antworten können!

Der Fremde lächelte und ging weiter.

Wir kicherten leise vor uns hin. Was war denn das für ein sonderbarer Mann, daß er nicht einmal den „alten Anrees" kannte! Und wir hatten den alle so gut gekannt.

Ich sehe ihn, obgleich seitdem manches Jahrzehnt vergangen ist, noch heute lebendig vor mir: die kurze, gedrungene Gestalt, mit dem von unzähligen Falten durchfurchten Angesicht, mit dem spärlichen Haar, mit den gutmütigen Augen, die doch so ernst, ja traurig blickten. Ich sehe ihn noch daherkommen in dem kurzen Schafspelz, der unüberzogen doch durch langjährigen Gebrauch eine Farbe angenommen hatte, als sei er mit dem schönsten dunklen Stoffe überkleidet, auf dem Kopfe die runde Pelzmütze, die Anrees jahraus und -ein, Sommer wie Winter trug, in der Hand die lange Pike als Zeichen seiner Würde — Anrees war nämlich dazumal Nachtwächter und Gemeindediener — und neben ihm den alten Gänsert, seinen „Hans", wie er ihn selber nannte.

Der war unzertrennlich von dem Alten. Er lief neben ihm her vom frühen Morgen bis zum späten Abend, treu wie ein Hund.

Es war ein merkwürdiges Tier, das auch mehr Verstand als sonst seinesgleichen zu besitzen schien und sich offenbar eines gewissen Ansehens unter der Gänseschar des Dorfes erfreute.

Kam der alte Anrees mit seinem Gänsert und stellte sich am Rand des Dorfteiches breitspurig auf, eine Bekanntmachung des Schulzen auszurufen, so erhob sich ringsum ein lautes Geschrei sämtlicher Gänse, die sich auf dem Teiche und vor den benachbarten Gehöften befanden. Sie mochten wohl damit Hans, der würdevoll neben seinem Herrn stand, begrüßen. Hob nun der alte Anrees an mit

Sprechen, ſo geſchah es gewöhnlich, daß man vor dem Gelärm ſeine Worte gar nicht verſtehen konnte. Er unter-

brach ſich dann wohl zuweilen mitten in ſeiner Rede: „Die hieſigen Nachbarn“ — „ihr verdammten Racker!“

— „werden hiermit eingeladen“ — „Scht! Haltet's Maul!“ — „sich heute abend sieben Uhr zu einer Gemeindeversammlung“ — „Ist das ein Getöbse!“ — „einzufinden!“

Aber alle seine Bemühungen fruchteten nichts. Wenn aber Hans sich auf den Füßen hob, mit den Flügeln schlug und ein kurzes, verwarnendes Geschrei ertönen ließ, ward ringsum augenblicklich Stille.

Dann sah der alte Anrees seinen Hans, der sich an ihn schmiegte, zärtlich an und strich ihm liebkosend über Kopf und Hals.

Diese innige Freundschaft hat ihre besondere Geschichte.

Anrees stammte aus dem Dorfe, wo Vater und Mutter arme Tagelöhner gewesen waren. Sie waren früh gestorben. **Anrees wurde auf Kosten der Gemeinde erzogen.**

Als er die Schule hinter sich hatte, mußte er in Dienste gehen. Er ward in einem entfernten Dorfe Knecht bei einem Bauer. Dort blieb er nahezu zwanzig Jahre. Darauf kehrte er in die Heimat zurück und fand ein Unterkommen als Knecht in demselben Bauernhofe, in welchem einst sein Vater in Arbeit gestanden hatte.

Er diente seinem neuen Herrn mit dem gleichen Fleiße und der gleichen Treue wie dem alten.

Anrees war aber nicht nur treu und fleißig, sondern auch von großer Genügsamkeit und Sparsamkeit. Während es sich andere seinesgleichen an Sonn und Festtagen im Wirtshaus wohl sein ließen und sich für die mühevollen Wochentage oftmals allzureichlich in allerhand Genüssen entschädigten, hielt er das Seine weise zusammen.

So kam es, daß sich Anrees im Laufe der Jahre etliche hundert Thaler erspart hatte.

Er gedachte nun, als das vierte Hundert nahezu voll war, daran, sich ein Häuschen zu kaufen und „sich annersch zu verännern“, d. h. sich zu verheiraten, in dem eigenen Haus auch den eigenen Herd zu gründen.

Aber das ging nicht so schnell, wie er sich das geträumt hatte.

Ein Häuschen hätte er wohl bald haben können, denn es standen damals gerade etliche zum Verkaufe — aber

eine Frau war nicht so leicht zu finden. Ein armer Knecht, noch dazu in Anrees' Jahren, der inzwischen in die Vierzig hineingekommen war, war nicht gerade ein begehrter Freiersmann. Auf der anderen Seite war aber auch Anrees zu vorsichtig, um gleich die erste beste zu nehmen, die er vielleicht hätte haben können.

So verging Monat um Monat. Es war Sommer geworden und Herbst und Anrees war gerade noch so weit, wie zum Beginne des Jahres.

Da zog er eines Tages hinaus auf den Acker. Gedankenvoll schritt er hinter seinem Gespann einher. Er hatte dabei nicht bemerkt, daß er der Gänseherde nachgekommen war, die auf die Weide getrieben wurde. Erst als die Anneliese, die junge Gänsehirtin, ihm „Guten Morgen, Anrees!" zurief, wachte er aus seinen Gedanken auf.

Er nickte der Anneliese freundlich zu. Dabei sah er, daß eine tiefe Trauer auf ihrem Gesichte lag. Er wollte sich mit einer teilnehmenden Frage an sie wenden. Anneliese sprang aber in demselben Augenblicke auf die Seite, ihre Gänse, die einem Haferfelde am Wege zusteuerten, zurückzutreiben.

Als ihr das gelungen war, war Anrees mit seinem Gespann schon weit voraus, und bald war die Anneliese samt ihrer Herde in dem dichten Nebel, der sich über dem Thale lagerte, seinen Blicken entschwunden.

Am Acker angekommen, hob Anrees eifrig seine Arbeit an.

Er zog Furche um Furche, den Blick unverwandt auf seinen Pflug gerichtet, auf die brechenden Schollen und das dampfende Erdreich. Und doch sah er von alledem nichts. Es stand ihm immer das betrübte Gesicht der Anneliese vor dem Auge, und es dauerte ihn, daß sie so traurig gewesen war und er sie nicht nach ihrem Kummer hätte fragen können.

Da rissen vor den warmen Strahlen der höher und höher gestiegenen Sonne die Nebel auseinander. Klar lag vor seinen Blicken das freundliche Thal, der blinkende Fluß, der sich durch grüne Wiesen wand, dahinter, aus buntem Blätterschmuck hervorlugend, die Häuser des Dorfes. Auf der Trift aber, unmittelbar zu seinen Füßen, nur

durch ein schmales Birkenwäldchen von ihm getrennt, weidete die Gänseherde. Am Rand des Wäldchens saß die Anneliese.

Anrees schirrte, als die Frühstücksstunde gekommen war, seine Pferde ab, trieb sie in das schattige Wäldchen, wo er sie an einen Baum festband, und schritt nun auf die Anneliese zu.

Die saß, den Kopf auf die Hände gestützt, da und kehrte ihm den Rücken zu. So hatte sie sein Kommen nicht gehört. Als Anrees nun plötzlich neben ihr stand, blickte sie erschrocken auf.

Da sah Anrees in ein Gesicht voll Thränen.

„Anneliese," sagte er teilnehmend, „was hast du, daß du weinst?"

„Meine Mutter ist nächten krank geworden und ist so schlecht. Ich wollt' derwegen heute nicht austreiben, aber der Schulze meinte, das wär' mein Dienst, ich müßte mit den Gänsen auf die Weide!"

„Nun liegt deine Mutter allein daheim?"

Anneliese nickte.

Anrees aber sagte: „Möcht'st nicht mal heimspringen, Anneliese, und nach ihr sehen? Ich paß derweilen auf deine Gänse auf. Bis ich mit meinem Frühstück fertig bin, bist du lange wieder da!"

„Ja, Anrees, wenn du das wolltest!" Und sie sah Anrees mit dankbarem Blicke an, daß dem ganz warm ums Herze wurde.

„Ja, freilich!" sagte er. „Spring nur zu!"

Anneliese wandte sich zum Gehen.

Da kam ein Gänsepaar herbeigestürzt und eilte der Davonschreitenden mit schlagenden Flügeln nach.

Anneliese blieb stehen und rief: „Hans! Grete! Ich komme gleich wieder. Bleibt bei dem Anrees da!"

Und sie nahm links und rechts eine Gans unter den Arm, trug sie zu Anrees hin und sprach mit freudigem Stolze: „Das sind meine Gänse! Schau, wie die zahm und zutulich sind!"

Die beiden Gänse schnatterten die Anneliese an, als ob sie verständen, was die gesagt hatte, und blieben ruhig zu Anrees' Füßen sitzen, als sie flüchtigen Fußes von dannen eilte.

Anrees sah der Anneliese nach, so lange er sie mit seinen Blicken verfolgen konnte, dann wandte er seine Aufmerksamkeit den beiden Gänsen zu, die ihn erst neugierig mit halb zur Seite gewendeten Köpfen angesehen, dann aber sich erhoben hatten und sich nun in eifrigem Geschnatter miteinander unterhielten.

„Hans! Grete!" rief Anrees. „Da!" und er reichte, indem er sich neben ihnen am Rande niederließ, einer jeden von seinem Brote.

Damit war die Freundschaft besiegelt. Die Gänse schmiegten sich an ihn und ließen sich von ihm streicheln und liebkosen, wie sie es von der Anneliese gewohnt waren.

Als Anneliese zurückkam und das sah, sagte sie: „Das ist ein merkwürdig Ding! Hans und Grete lassen sich sonst von niemand anfassen, als von mir. Die müssen merken, daß du gut zu mir bist. Danke schön, Anrees, für deinen Dienst!"

Der aber antwortete: „Ist gern geschehen, Anneliese! Was macht denn deine Mutter?"

„Nicht gut! Hab ihr mal frischen Born geholt. Sie hat so grausamen Durst!"

Anrees ging nun zurück zu seinen Pferden, und bald darauf klang sein „Hott!" und „Hüh!" zu der Anneliese herüber, die auf der Trift umherging und die dort zerstreut liegenden Federn zu einem Bündel zusammenlas.

Zuweilen hielt sie inne. Sie bog dann jedesmal den Arm schützend über ihre Augen, damit sie nicht die Sonne blendete, und sah zu der Höhe empor, wo der Anrees hinter seinem Pfluge schritt.

Am anderen Morgen kam Anrees mit seinem Frühstück wieder zu der Anneliese und hielt wieder bei den Gänsen Wache, während diese nach dem Dorfe eilte.

So begab es sich etliche Tage nacheinander. Anneliese war aber jeden Morgen trauriger. Ihre Mutter war kränker geworden. Am achten Tage war diese tot.

Am Tage nach dem Begräbnis, es war ein Sonntag, kniete Anneliese in dem kleinen niederen Stübchen, das sie mit ihrer Mutter bewohnt hatte, thränenden Auges vor der offenen Lade, die die wenigen Habseligkeiten der Verstorbenen enthielt, etwas Wäsche und etliche abgetragene

Kleider. Den Sonntagsstaat und das beste Hemd hatte die Tote in den Sarg bekommen.

Obenauf auf den Kleidungsstücken lagen ein Gesangbuch und die Bibel.

Die nahm die Anneliese in die Hand und schlug sie auf.

Da stand auf dem ersten Blatt in großen, ungelenken Zügen geschrieben: Luise Emilie Müller, konfirmiert Palmsonntag 18 . . Verheiratet mit Ferdinand Meinhardt 26. August 18 . . Darunter stand: Gustav Theodor und zuletzt ihr eigener Name.

Hinter dem Namen von Vater und Bruder waren auch die Sterbetage angegeben . .

Anneliese blickte über das Blatt hinweg und sinnend vor sich hin . . .

Nun war auch die Mutter tot und sie allein noch übrig, allein in der weiten, weiten Welt! Keine Seele, die sich um sie kümmerte! . . Nein doch! Einer, ein einziger hatte sich ihrer freundlich angenommen. Das war der Anrees gewesen. Der hatte ihr in den schweren Tagen, die hinter ihr lagen, mit Rat und That zur Seite gestanden, sie zu trösten gesucht und ihr zugesagt, daß er sie nicht verlassen würde. Und es hatten ihr seine Worte so wohlgethan! Es war ihr in seiner Nähe so ruhig und so friedlich um das Herz geworden . . .

Da that sich die Thüre auf, und Anrees trat herein. Er sah in dem Sonntagsrocke mit blanken Knöpfen, der bunten Weste und dem schwarzen Halstuche, über das sich der weiße Hemdenkragen legte, gar stattlich aus.

Anneliese erhob sich und ging ihm entgegen. „Sei willkommen, Anrees! Ich hatte gerade an dich gedacht!"

Da hielt sie plötzlich inne. Es klopfte ihr das Herz.

„An mich gedacht! Das freut mich, Anneliese. Und was hast du denn gedacht?"

Der Anneliese klopfte das Herz noch mehr. Sie wußte selber nicht, warum. Es war doch nichts Unrechtes bei dem, was ihr durch die Gedanken gegangen war.

Sie sah Anrees offen an, aber es stieg ihr doch warm ins Gesicht, als sie sagte: „Daß du so gut zu mir bist!"

Da leuchtete es in Anrees' Augen auf. Er nahm die Anneliese bei der Hand und sagte: „Hast's nicht gemerkt, Anneliese, warum ich's bin?"

Anneliese sah ihn einen Augenblick fragend an. Dann überkam sie es plötzlich wie ein freudiger Schrecken. Ihr Herz klopfte noch stärker als vorhin, daß sie gar nicht reden konnte.

„Anneliese," fragte Anrees noch einmal, indem er ihr tief in die Augen blickte, „Anneliese, hast du es nicht gemerkt?"

Die Anneliese aber sagte mit leiser Stimme: „Ja, jetzt weiß ich's, Anrees!"

„Und bist du mir auch ein bissele gut?"

Da traten der Anneliese die Thränen in die Augen.

Anrees aber sprach: „Anneliese, sag nur ein einziges Wörtle!"

„Ja, Anrees!"

Da nahm Anrees ihre beiden Hände in die seinen und sprach: „Anneliese, so froh ist mir noch gar nicht um das Herz gewesen, wie mir heute ist!"

Acht Tage später war die Anneliese bei dem reichen Müllernickel als Magd in Dienste getreten. Anrees war zwar anfangs nicht damit einverstanden gewesen. Der hatte gemeint, er wolle nun gleich sein Geld auf der Sparkasse erheben und ein Häuschen kaufen. Dann sollte Hochzeit sein. Anneliese hatte aber dem widersprochen. Wenn sie auch von den seit Jahren gesammelten Federn ein paar Betten gestopft habe, die auf dem Boden hingen, und in der Lade etwas Leinentuch bereit liege und ihr auch nach Bezahlung der Begräbniskosten etliche Groschen von ihrem mühsam Ersparten übrig blieben, gar so armselig dürfe der neue Haushalt doch nicht begonnen werden. Sie wolle sich noch einige Thaler verdienen, damit sie davon einigen Hausrat kaufen könne und so auch etwas in die Wirtschaft mit einbringe.

Anrees hatte ihr, so wenig das auch mit seinen Wünschen stimmte, Recht geben müssen. Nur war es ihm nicht lieb, daß Anneliese gerade zu Müllernickels kam. Die zahlten zwar guten Lohn, aber es war dort auch der Arbeit viel, und die Bäuerin stand im ganzen Dorfe in keinem guten Rufe.

in einem nicht am Kriege betheiligten Hafen ans Land setzen würde, vielmehr glaubte er, daß er sie alle betrügen und als Gefangene nach den Vereinigten Staaten bringen würde; seraun sah er die reiche Ladung des Schiffs, und der Teufel fuhr in seine Seele. Die paar Matrosen, dachte er, bezwingen wir leicht; dann lichten wir die Anker, segeln nach Rio Janeiro in Brasilien, verkaufen unser Pelzwerk gut, und kehren dann nach England zurück.

Der teuflische Plan des Nichtswürdigen wurde schnell in seinem Kopfe reif. Er theilte ihn seinen Genossen mit, und leider war kein Mensch unter ihnen, der sein Gewissen befragt, an Gott und seine gerechte Vergeltung menschlicher Schandthaten gedacht hatte. Alle wurden schnell einig und gingen eben so schnell ans Werk.

Es war natürlich, daß die wenigen amerikanischen Matrosen der Ueberzahl der Engländer unterlagen. Sie wurden gebunden und in den Schiffsraum gebracht. Die Engländer, alle geübte Seeleute, ließen nun die Segel los, lichteten die Anker und erwählten den Anstifter der ruchlosen Meuterei zum Capitän. Ein günstiger Wind, Brise genannt, wehte vom Lande her, und vielleicht hatten Barnard und seine Gefährten noch kein Thier zur Nahrung der Undankbaren erlegt, da segelte ihr Schiff schon mit aller Macht günstiger Luftströmung aus dem Hafen Neu-Irlands hinaus, ins offene Meer hinein, wo es bald verschwunden war.

Ruhige Ueberlegung ließ den Capitän Barnard bald diesen Zusammenhang erkennen. Er theilte ihn seinen Gefährten mit, und diese, die ganz rath- und trostlos waren, überhäuften ihn nun mit den wüthendsten Verwürfen, indem sie ihm und seiner unzeitigen Menschenliebe, aber auch seiner Unvorsichtigkeit alle Schuld ihres Unglücks beimaßen.

Barnard fühlte leider das ganze Gewicht der Wahrheit des letzten Vorwurfs, denn er machte ihn sich selber; was aber das Schlimmste war, ihn drückte die schwere Verantwortung über den Verlust des Schiffes, das nicht sein war, und der Gedanke an den Verlust an Hab' und Gut, den ihm die Verräther zugefügt, und denen, die ihn ausgesandt. Solche Vorwürfe kennten eben nur die Bitter-

Sie war einſt von ihren Eltern gezwungen worden, den Müllernickel zu heiraten, trotzdem daß ſie einen anderen liebte. Das hatte ihr Herz verbittert, ſie neidiſch und mißgünſtig gemacht, daß ſie, aller Welt gram, beſonders ihr Geſinde oft hart und ungerecht behandelte.

Anneliese hatte aber gemeint, ein Jahr ſei es ſchon auszuhalten.

So war ſie denn bei Müllernickels eingezogen. Faſt aber hätte ſie gleich an demſelben Tage ihren Dienſt wieder verlaſſen.

Als der Mietvertrag feſtgeſetzt wurde, hatte ſie ſich ausbedungen, daß Hans und Grete, ihre beiden Gänſe, die ſie nicht von ſich laſſen wollte, auf dem Hofe eingethan und mit den andren Gänſen gefüttert werden ſollten. Als ſie aber mit ihren beiden Gänſen angekommen war und die Bäuerin geſehen hatte, mit welcher Liebe Anneliese an den Tieren hing, war der gleich die Galle übergelaufen, und ſie hatte das Mädchen angeſchrieen: „Mach', daß du wieder fortkommſt mit deinem Viehzeug. Hab' Gänſe genug und brauche ihrer nicht noch drei!"

Der Bauer hatte aber die Sache wieder ins Gleiche gebracht, und Anneliese war geblieben.

Das Jahr war herumgegangen. Anrees hatte ſein Häuschen bereits bezogen. Das Aufgebot war auch ſchon geſchehen. In wenig Tagen ſollte die Hochzeit ſein. Schon ſchickte ſich Anneliese an, ihren Dienſt zu verlaſſen, als ihr noch an einem der letzten Tage von der Bäuerin der Auftrag gegeben wurde, Kammern und Stuben im oberen Stock zu fegen.

Anneliese folgte gehorſam dem Befehle, und bald war die Arbeit, die ihr heute doppelt flink von den Händen ging, gethan.

Sie trat an das Fenſter und ſah aufs Dorf hinaus. An dem kleinen Häuschen, das drüben auf der Höhe zwiſchen den Bäumen ſo freundlich hervorlugte, blieb ihr Blick hängen. Dort wohnte Anrees! Das war ihr Häuschen, in das ſie in wenig Tagen verziehen ſollte als junge Frau!

Da fiel etwas mit hellem Klang zu Boden. Sie bückte ſich darnach. Es war ein goldner Ring. Den hatte

sie schon oft an der Hand der Bäuerin gesehen. Die Bäuerin hatte ihn achtlos auf dem Fensterstocke liegen lassen.

Anneliese besah den Ring genauer. Es war der Trauring der Bäuerin.

Anneliesens Augen leuchteten. Sie würde ja nun auch bald den Ehering am Finger tragen. War er auch nur aus Tomback, er stand ihr gewiß gut zur Hand . . Wie sich das nur ausnehmen mußte! . .

Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen. Sie schob den Ring an ihren Finger.

Plötzlich hörte sie hinter sich die Thüre gehen. Erschrocken fuhr sie mit der Hand in ihre Tasche, daß niemand den Ring an ihrem Finger sehen sollte.

Sie wandte sich nach der Thüre, aber es war niemand da.

Da zog sie den Ring vom Finger ab, aber ihre Hände zitterten. Der Ring entfiel ihr, schlug auf dem Fensterbrette auf und sprang durch das offene Fenster auf die Gasse.

Anneliese, die einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Ring zu erhaschen, hörte ihn zwar auf einem Stein anklingen, aber zu sehen vermochte sie nichts von ihm, soweit sie sich auch aus dem Fenster bog.

Nun eilte sie hinunter auf die Gasse. Aber sie fand nichts. Ob sie jedes Hälmchen, jedes Blättchen an der Mauer, jedes Steinchen auf dem Wege umwendete, der Ring war und blieb verschwunden.

Mit verweinten Augen ging sie zu der Bäuerin, ihr das Geschehene mitzuteilen. Die hob an zu schelten und zu wettern und wußte mit dem Hinweis, daß der Verlust des Eheringes schweres Unglück bedeute, auch den sonst so gutmütigen Bauern so gegen Anneliese aufzubringen, daß diese noch desselben Tages ihres Dienstes entlassen wurde.

Der Wert des Ringes wurde ihr am Lohne abgezogen.

Etliche Tage darauf fand die Hochzeit von Anrees und Anneliese statt.

Die Feier vollzog sich ohne Sang und Klang. Außer dem Pfarrer und dem Lehrer, sowie einigen neugierigen Buben und Mädchen war niemand in der Kirche gewesen.

So zogen auch Anrees und Anneliese nach der Trauung still nach ihrem Häuschen. Dahin hatte die Anneliese schon tags vorher ihre paar Habseligkeiten gebracht. Einen Tisch und etliche Stühle, auch eine hölzerne Ruhebank hatte der Tischler erst am Morgen des Hochzeitstages dort abgeladen.

Die Dielen waren blank gescheuert. Die Fenster blitzten hell. So sah die kleine Stube, als das junge Ehepaar eintrat, ganz traulich und einladend aus.

Anneliese machte sich sofort darüber, ein linnen Tuch auf den Tisch zu breiten und trug den Kaffee auf, den sie vorher gekocht und in der Ofenröhre warm gehalten hatte. Etliche Semmeln und Kuchenschnitte, die sie am Tage vorher aus der Stadt geholt hatte, vervollständigten das bescheidene Mahl.

Nun ließen sich beide Essen und Trinken schmecken. Sie sprachen nicht viel miteinander. Aber wie sie sich eines das andere ansahen und dabei jedesmal ein zufriedenes Lächeln über das Gesicht des Anrees flog und jedesmal Anneliese ohne besonderen Grund auflachte, da konnte man es merken, das waren zwei glückliche Menschenkinder.

Einmal sagte Anrees: „'s ist doch schade, daß wir so allein sind und nicht ein paar Gäste bei uns haben!"

Da stand die Anneliese auf und ging hinaus.

Einige Minuten später machte sie die Thüre auf und herein wackelten Hans und Grete, jedes ein rotes Bändchen um den weißen Hals. Hinterdrein kam die Anneliese und sagte lachend: „Da sind auch Hochzeitsgäste, Anrees!"

Anrees lachte auch und sagte: „So müssen die auch von unserem Hochzeitsschmause haben!"

Und sie fütterten beide die Gänse mit den Brocken, die übrig geblieben waren.

Es waren seitdem gerade acht Tage vergangen, da kam am frühen Morgen der Amtsdiener aus der Stadt und brachte für Anneliese eine Ladung vor das Amt.

Anneliese erschrak. „Ich? Was soll ich in dem Amte?"

„Ich weiß es nicht!" gab ihr der Mann zur Antwort. „Das werdet Ihr dort schon erfahren!"

Anneliese war ganz blaß geworden und sagte zu ihrem Manne, als der Diener wieder fortgegangen war:

„Paß auf, Anrees, das iſt noch von wegen dem Ringe! Was ſie nur aber von mir wollen? Anrees, mir iſt ſo angſt!“

Anrees ſuchte Anneliese zu beruhigen, ob ihn gleich ſelber eine heimliche Sorge überkam.

Als der feſtgeſetzte Tag gekommen war, ging er auf Anneliesens Bitten mit zur Stadt und in das Amt.

Dort wurde aber Anneliese allein vor den Richter geführt.

Es dauerte lange, bis ſie zu Anrees zurückkehrte. Endlich kam ſie, ſchluchzend, mit thränenüberſtrömtem Angeſicht.

Nur mühſam konnte der tieferſchrockene Anrees aus ihr herausbringen, was geſchehen war.

Anneliese war von dem Richter aufgefordert worden, den Hergang mit dem Ringe zu erzählen. Das hatte ſie gethan, aber, was ſie auch der Bäurin verſchwiegen hatte, nicht erwähnt, daß ſie den Ring an ihren Finger geſteckt hatte. Als ſie der Richter darnach gefragt hatte, hatte ſie es abgeleugnet, weil ſie ſich zu bekennen ſchämte, was ſie damals bewogen hatte, den Ring ſich anzuſtecken. Da hatte ihr der Richter mit ernſten Worten vorgehalten, daß ſie ihn belogen habe. Die eine der Mägde, die gerade zu der Thür herein geſehen, habe deutlich es bemerkt, daß ſie den Ring am Finger gehabt und ihn in ihrer Taſche verborgen habe.

Anneliese hatte nun zwar eingeſtanden, daß ſie den Ring angeſteckt hatte und hocherrötend auch erzählt, warum ſie das gethan habe, der Richter aber hatte ihr keinen Glauben geſchenkt, ſondern ihr auf den Kopf zu ſchuld gegeben, daß ſie den Ring geſtohlen habe.

„Nun ſoll ich hier im Gefängnis bleiben, und du ſollſt mit dem Diener nach Hauſe gehen. Sie wollen bei uns Hausſuchung thun!“ ſchloß Anneliese ſchluchzend ihren Bericht.

Anrees ſuchte Anneliese zu beſchwichtigen. Aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Laut jammernd wurde endlich Anneliese fortgeführt.

Die Hausſuchung hatte nichts ergeben. Anrees hoffte nun, daß Anneliese aus der Haft entlaſſen würde. Aber

sie kam nicht. Statt ihrer kam am anderen Tage ein Bote mit der Nachricht, daß Anneliese schwer erkrankt sei.

Anrees eilte in die Stadt. Anneliese war von einem hitzigen Nervenfieber befallen, das die heftige Gemütserregung hervorgerufen hatte.

In ihren Fieberphantasieen strich sie mit der Hand immer und immer wieder über ihren Finger. „Thut doch den Ring herunter!" rief sie. „Ich hab' ihn nicht! Diebin! Diebin! Ich bin es nicht! Hans, Grete, sucht — sucht!"

Am vierten Tage war Anneliese tot.

Anrees holte die Leiche in der Stadt und ließ sie auf dem Friedhof des Heimatdorfes begraben.

Er trug still und ruhig seinen Schmerz. Lachen hat ihn seitdem niemand wieder sehen.

Täglich ging er auf den Friedhof, Annelieses Grab zu besuchen und zu pflegen. Hans und Grete begleiteten ihn dabei, bis eines Tages Grete von einem scheu gewordenen Pferde getreten ward und starb.

War nach Annelieses Tod Anrees' Anhänglichkeit an die beiden Tiere größer noch geworden, als sie früher schon gewesen, so schien es nun, als ob Anrees und Hans nur noch für einander lebten. Hans folgte Anrees auf Schritt und Tritt. Anrees aber pflegte seinen Hans mit wahrhaft rührender Sorge. Alles teilte er mit ihm, sogar die Wohnung, seine Stube. Da saßen sich die beiden stundenlang einander gegenüber und unterhielten sich miteinander. Denn nicht nur, daß Anrees zu Hans redete, es war, als ob das Tier jedes seiner Worte wohl verstünde.

„Wo ist denn unsere arme Anneliese, Hans?"

Hans hob den Kopf und sah sich suchend um.

„Tot ist sie und begraben!"

Hans senkte traurig Kopf und Flügel.

„Wollen wir 'naus zur Anneliese?"

Und Hans eilte freudig zu der Thüre.

Saßen sie draußen zusammen am Grabe, so legte Hans dem Anrees seinen Kopf auf die Kniee und sah ihn traurig an. Wenn der aber herben Tones anhob: „Hans, zur Diebin haben sie die Anneliese gemacht!" da fuhr dem Hans ein zorniges Zischen aus dem lang vorgestreckten Hals, und er schlug unwillig mit den Flügeln.

So waren Jahre hingegangen. Anrees und sein Hans waren miteinander alt geworden.

Da ging Anrees, er war damals schon Gemeindediener, einmal mit seinem Hans durchs Dorf. Ihr Weg führte sie an Müllernickels Haus vorüber.

Anrees blieb vor dem Thore stehen. Es mochten ihm ernste Gedanken durch die Seele ziehen. Hans hielt neben Anrees Wacht. Als der aber noch immer stehen blieb, da mochte es doch dem Hans zu lange währen. Er ging zur Seite und schnatterte in der kleinen sumpfigen Gosse, die vom Gehöfte abwärts nach dem Bache lief.

Plötzlich ließ er ein ängstliches Pfeifen hören, würgte und schlug mit den Flügeln.

Anrees eilte herzu. Hans hatte wohl etwas verschluckt, was ihm im Schlunde stecken geblieben war.

Anrees riß ihm den Schnabel auf und fuhr ihm mit dem Finger in den Hals. Dort spürte er auch etwas Hartes. Nach einigen Augenblicken gelang es ihm, es hervorzuziehen.

Er sah es an — ein Freudenschrei! Triumphierend zeigte er's den Männern und Frauen, den Buben und Mädchen, die sich schnell um Anrees und seinen Hans gesammelt hatten. Es war ein Ring, ein goldner Ring.

Da eilte Anrees, so schnell ihn seine zitternden Kniee tragen wollten, in den Bauernhof, den er seit Annelieses Tod noch nicht wieder betreten hatte. Ihm nach drängte die Schar neugieriger Menschen.

Kurze Zeit darauf erschienen der Bauer und die Bäuerin in der Hausthüre, hinterdrein Anrees, der mit vor Erregung zitternder Stimme die Bäuerin anredete: „Nun sagt es, Bäuerin, den Leuten selber, daß die Anneliese keine Diebin war!"

Und die Bäuerin that mit thränenden Augen, wie ihr geheißen war. Sie hatte in dem Ring den seit Jahren vermißten Ehering wieder erkannt.

Anrees aber eilte auf seinen Hans zu: „Hans! Hans! Das hast du brav gemacht! Die Anneliese hat ihren guten Namen wieder! Hans, mein Hans!"

Und Hans stieß ein Freudengeschrei aus und schlug laut mit den Flügeln. Anrees ging mit schwankenden

Schritten heim, Hans vor ihm her. Die Menge folgte ihm in freudiger Teilnahme bis vor das kleine Häuschen auf der Höhe.

Wenige Wochen später war der alte Anrees tot. Ein Schlagfluß hatte ihm ein schnelles und sanftes Ende bereitet.

Hans ging, wie er seinen Anrees mit zu Grabe geleitet hatte, alle Tage den ihm bekannten Weg nach dem Friedhofe.

Eines Tages kehrte er nicht zurück. Man fand ihn verendet auf dem Grabe des alten Anrees.

---

13. Schlußwort.

So soll's denn nun ans Abschiednehmen gehn!

Nach dem, was ich bereits im Vorworte gesagt, kann aber der Abschied ein kurzer sein, wie denn auch in der Regel ein kurzer Abschied der beste ist.

So will ich denn diesen letzten Abschied anschließen an das bekannte Liedeswort:

Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!

erlaube mir aber dabei das „Menschen" in „Christen" umzuändern und also zu sagen:

Wenn Christen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!

Ein Wiedersehen mit den Geistesaugen in der Spinnstube ist ja nun freilich ausgeschlossen. Mit den Leibesaugen aber habe ich nur einen ganz kleinen Bruchteil des Leserkreises der Spinnstube gesehen und kennen gelernt, und ist deshalb ein solches Wiedersehen ebenfalls ausgeschlossen, weil unmöglich.

Aber der Christ weiß ja von einem andern Wiedersehen, bei dem auch die, welche sich auf Erden niemals gesehen haben, sich doch zusammenfinden werden als die Unbekannten und doch bekannt, wenn sie nur vorher von dem als die Seinen anerkannt und angenommen worden

ſind, der da geſagt hat: „Ich erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen und gebe ihnen das ewige Leben,“ von dem hochgelobten Gottesſohn, dem Herrn und Heilande Jeſu Chriſto.

Und was für ein ſeliges Bekanntwerden und Wiederſehen wird das ſein, wenn (Offenb. Joh. Kap. 7) aus allen Heiden und Völkern und Sprachen die große unzählige Schar derer, die ihre Kleider gewaſchen und helle gemacht haben im Blute des Lammes, vor deſſen Stuhl ſtehen und ihn preiſen mit großer Stimme und die ſelige Erfahrung machen dürfen in alle Ewigkeit, daß das Lamm ſie weidet und leitet zu den lebendigen Waſſerbrunnen, und daß Gott alle Thränen abwiſcht von ihren Augen!

Im Blicke auf dieſes Bekanntwerden und Wiederſehen rufe ich beim Auseinandergehen aus der Geiſtesgemeinſchaft, in der ich bisher mit ihnen geſtanden, allen Leſern der Spinnſtube von ganzem Herzen zu:

„Auf Wiederſehen droben!“

Möge die Gnade des Herrn uns allen dazu verhelfen durch ein in Chriſto ſeliges

Ende!

Bei Georg Reichardt Verlag in Leipzig erschien:

Zwanzig Anschauungsbilder

für den ersten Unterricht

in der biblischen Geschichte

nach den unterrichtlichen Angaben

von

Ludwig Wangemann.

Vierte Auflage.

In Mappe: koloriert 16 Mk. unkoloriert 12 Mk.
Aufgezogen: „ 28 M.; „ 24 Mk.
Format: 56 zu 70 Ctm.

Abnehmer der ganzen Sammlung von 20 Blatt erhalten den Text (9 Bogen gr. 8°), eine **„Anweisung zur Benutzung der biblischen Anschauungsbilder"** aus der Feder des Schulrat **Wangemann** in Meißen **gratis.** (Ladenpreis 1 Mk. 60 Pf.)

Von vielen höchsten Schulbehörden warm empfohlen.

Illustrierte Prospekte gratis und franko.

keit und Trostlosigkeit seiner Lage erhöhen. Seiner Umsicht und Beredsamkeit gelang es übrigens doch, seine vier Unglücksgefährten davon zu überzeugen, daß mit solchen Quälereien nichts gebessert werde; daß vielmehr ihre Lage der Art sei, daß sie ihre ganze Seelenkraft erheische. Das erkannten sie denn auch, und nun schritt man zur ernsten Berathung, wie ihrer trostlosen Lage abzuhelfen oder doch eine freundlichere Seite abzugewinnen sei; denn an eine baldige Erlösung konnten sie nicht denken, da sie wußten, wie selten Schiffe hier vor Anker gingen.

Sie konnten es sich nicht lange verhehlen, daß sie sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage befänden. Was sie besaßen, war ihre Kleidung, ihre Gewehre; ein zum Glücke ziemlich ansehnlicher Vorrath von Pulver und Blei; etwas Mundvorrath und ein altes Netz, welches sich in ihrem Boote zufällig fand. Das war ihr ganzes Besitzthum, das Boot mit eingeschlossen, das aber die hohe See nicht halten konnte, also keine Hoffnung der Selbstrettung ließ. Die ruchlosen Verräther hatten, ob sie gleich den ganzen Jammer eines Aufenthalts auf der Insel kannten, nicht einmal so viel Barmherzigkeit an ihren Wohlthätern geübt, daß sie ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse an das Land gesetzt hätten. Die Unglücklichen wußten, wie viele gefährliche Feinde sie an den vielen Bären auf der Insel hatten. Zum großen Glücke war des Capitäns trefflicher Hund bei ihnen, der ihnen gute Dienste leisten konnte. Ein rechter Segen war es für die Verlassenen, daß die Insel Holz hatte. Vermittelst eines Beils, welches der eine der Matrosen zu sich gesteckt hatte, und ihrer starken Messer, fällten sie Baumstämme und machten sich eine Hütte, worin sie sich Feuer anmachen und ihr Fleisch braten, räuchern und trocknen konnten. Die Felle der Bären, die sie für Schiffsproviant erlegt hatten, wurden nun am Feuer getrocknet; ebenso Moos, das sie an den Baumstämmen, an Felsen und unter dem hohen Schnee hervorsuchten. Daraus bereiteten sie sich Lager. Als dieß große Gut errungen war, beschlossen sie, mit dem Netze Fische zu fangen und den Versuch zu machen, mit Hilfe ihres guten Hundes wilde Schweine zu jagen, ohne ihren Vorrath an Pulver und Blei zu verringern

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Durch jede Buchhandlung sowie vom Verleger direkt ist zu beziehen die zweite Auflage von:

Preis des Heftes: 50 Pfennige.

Komplett gebunden in Leinwand 11 Mark.

In Halbfranzband M. 12.—.

Die zweite Auflage

beginnt soeben

in Lieferungen à 50 Pfg.

zu erscheinen.

Der Verfasser, Herr Brauereibesitzer **Karl Zeitz** in **Meiningen**, welcher den ganzen Feldzug als „**Gemeiner**“ **mitmachte und mit** demselben mit dem eisernen Kreuze geschmückt zurückkehrte, war von 1884—1890 Mitglied des Reichstages und ist

Ehren-Vorsitzender des Süd-Thüringer Kriegerbundes.

Ich bitte, die nebenstehende

II

Das Werk erscheint in 19 Lieferungen à 50 Pfg. Vollständig in Leinwand gebunden mit 28 Bogen in 19 Heften mit 20 Illustrationen und einer Übersichtskarte. Komplett geb. in ganz Leinw. M. 11.—, in Halbfranzbd. M. 12.—

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Von den Hunderten von nur günstigsten, ja teilweise geradezu enthusiastischen Urteilen über das auf der nebenstehenden Seite angezeigte, in meinem Verlage erschienene Werk

Zeitz, Kriegserinnerungen,

führe ich nur folgende an:

Berliner Fremdenblatt v. 30. Dezbr. 1893: . . . Das ist einmal ein Buch, an dem man sich wahrhaft erfreuen kann, das Erwachsene wie die reifere Jugend in hohem Grade befriedigen muß, zugleich aber auch anregend und veredelnd wirken wird. Über den deutsch-französischen Krieg giebt es viele, auch anfangreiche Werke, welche die Erlebnisse im Felde erzählen, keines aber kann sich mit diesen „Kriegserinnerungen" messen. Die Freuden und Leiden des Soldaten sind so anschaulich, so trefflich und mit so warmer Empfindung geschildert, daß man der Erzählung mit steigendem Interesse folgen muß und fortwährend in fieberhafter Spannung erhalten bleibt, bis die letzte Seite erreicht ist und man das Buch mit großer Befriedigung fortlegt, um sich gelegentlich wieder daran zu erfreuen und zu ergötzen. . . .

Gymnasialdirektor Dr. Wehrmann, Pyritz: . . . Ich kann es mir nicht versagen, der verehrl. Verlagsbuchhandlung meinen wärmsten Dank für die Herausgabe dieses ganz köstlichen Buches zu sagen. Ich habe mich von diesen „Kriegserinnerungen", die mit so edlem Patriotismus, so wahrer Begeisterung und so lebendiger Frische geschrieben sind, gar nicht losreißen können. . . . Sehr erfreut, daß unsere Schülerbibliothek um ein solches Buch bereichert ist, wünsche ich demselben die weiteste Verbreitung und werde gern bei jeder Gelegenheit dasselbe warm empfehlen. . . .

Fränkische Nachrichten (Erlangen) v. 14. Dezbr. 1893: . . . Wir empfehlen das Buch namentlich den Eltern, die ihren heranwachsenden Knaben ein gutes Buch auf den Tisch legen wollen. Was die Jugend so stark an die berüchtigten Indianer-Romane fesselt: die bewegte, rasch fortschreitende Handlung, bieten die „Kriegserinnerungen" in ebenso reichem Maße; aber statt die Phantasie des jungen Lesers zu vergiften, wie oft jene, bereichern sie sein Wissen in der heimischen Geschichte und erregen Liebe und Begeisterung für sein Vaterland. Er wird sie, wenn er andere Bücher seiner Jugendzeit längst in den Winkel geworfen, auch in späteren Jahren gerne wieder lesen. . . .

Allgemeine Schweizer Zeitung v. 16. März 1894: (Am Schluß eines dysolligen Feuilletons über die „Kriegserinnerungen":) . . . Das Urteil kann nach all dem Gesagten nur rückhaltslos lobend ausfallen. Niemanden, wir bemerken es ausdrücklich, auch keinen Schweizer, wird es reuen, diese trefflichen Erinnerungen zur Hand genommen zu haben. Sie sind schon ein vorzügliches Unterhaltungsbuch. Wer aber tiefer gräbt, wird darin manches finden, was ihm Auffallendes aus dem großen Kriege erklärt u. s. w. . . .

Schweizerische Monatsschrift für Offiziere, Februar 1894: . . . Die Feldbriefe von Rindfleisch und die „Kriegserinnerungen" von Karl Zeitz sind die besten uns bekannten Quellen, die uns Auskunft geben über das, was sich 1870/71 in den Reihen der Soldaten zugetragen hat. Es steckt ein Stück Völkerpsychologie in diesen Darstellungen. . . . Kurz, wer wissen will, wie es draußen Soldaten im Kriege zu Mute ist, der lese Rindfleischs Feldbriefe und Karl Zeitz' Kriegserinnerungen. . . .

Das Buch ist durch jede Buchhandlung, sowie vom Verleger direkt zu beziehen.

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Seite zu beachten! ☜

III

Norddeutscher Lloyd, Bremen.

Schnelldampfer- und Dampfer-Verkehr

zwischen **BREMEN** und

Nordamerika (**Newyork** und **Baltimore** mit Eisenbahnanschlüssen nach dem Innern), **Südamerika** (**Brasilien** — Bahia, Rio de Janeiro, Santos und **La Plata-Staaten** — Montevideo, Buenos Aires), **Ostasien** (**China** — Hongkong, Shanghai und **Japan** — Yokohama, Hiogo, Nagasaki), **Neu Guinea, Australien** (Adelaide, Melbourne, Sydney), **Belgien** (Antwerpen), **England** (Southampton, London, Hull), **Spanien** (Coruña, Vigo), **Portugal** (Oporto, Lissabon), **Italien** (Genua, Neapel, Palermo), **Aegypten** (Port Said, Suez), **Ostindien** (Colombo, Singapore), ausserdem zwischen **Genua** und **Newyork** (Schnelldampfer) und zwischen **Neapel** und **Newyork** (Postdampfer).

Bremen-Newyork.	Schnelldampfer: Schnellste Reise, zweimal wöchentlich.
Bremen-Newyork.	Postdampfer und Rolanddampfer: Bequemste und angenehmste Reise. Reisende III. Classe erhalten Platz im Hauptdeck. Abfahrten laut Fahrplan.
Bremen-Baltimore.	Postdampfer und Rolanddampfer: Angenehmste und direkteste Verbindung nach dem Innern der Vereinigten Staaten. Reisende III. Classe haben die grösste Bequemlichkeit an Bord dieser durchweg neuen Dampfer. Abfahrten wöchentlich und laut Fahrplan.
Bremen-La Plata.	Neue elegante Postdampfer alle zwei Wochen, Sonnabends.
Bremen-Brasilien.	Beförderung laut Fahrplan.
Bremen-Ostasien.	Beförderung alle vier Wochen, Mittwochs, abwechselnd, mit den prachtvollen Reichspostdampfern Prinzregent Luitpold, Prinz Heinrich, Bayern, Sachsen, Preussen u. s. w.
Bremen-Australien.	

In allen Räumen der Schnelldampfer, Reichspost-Dampfer und sämmtlicher neueren Dampfer elektrisches Licht. Musik an Bord.

Auskunft durch den

Norddeutschen Lloyd, Bremen, Papenstr. 5,

oder *dessen concessionirte Vertreter.*

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Aus der Maje.

Erzählungen von W. P. von Horn (W. Bertel).

8 Bände, geheftet à M. 1.60 = M. 12.80,
dauerhaft gebunden à M. 2.25 = M. 18.—.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Inhalt der 8 Bände:

Band I: W. O. von Horn, Der Eingang des Rheins Anno 1730. — Aus dem Spessart. — Ein Stücklein aus einer trüben Zeit. — Eine Ostenderin. — Eine unsichtbare Macht. — Die Dorf-Waise. — Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, spricht der Herr.

Band II: W. O. von Horn, Der Lindenbaum vor dem elterlichen Hause. — Die Speiunke. — Der Witwe Heimkehr. — Die Stadtmühle und die Wolkenbrüche. — Ich will vergelten, spricht der Herr. — Das heimatliche Gebetläuten. — Ein Abenteuer auf der Wanderschaft. — Seemannsgeschichten. — Nach der Pest.

Band III: W. O. von Horn, Der Finger Gottes. — Aus'm Wörth. — Eine Wette und ihre Folgen. — Vor, während und nach dem Übergang Blüchers am 1. Januar 1814 bei Caub. — Erzählungen auf dem Verdeck.

Band IV: W. O. von Horn, Zwei Hochzeiten an einem Tage. — Schongeklagt, das Tbilipowa-Mädchen. — Das Fünfundbreißigguldenlos. — Ein schauerliches Rätsel. — Die Silbermine Salzedo. — Rennell Engelberger. — Eine schreckliche Verwechslung. — Mutterliebe. — Die Geschichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Pfiffikus war. — Zwei edle Jüdinnen. — Eine Scene aus dem Ostender Badeleben. — Don Carlos. — Die Trauerkunde. — Ein Bild aus dem Volksleben.

Band V: Sand-Willem. — P. Stein, Der Geister-Heiner. — W. Hofmann, Der Fabrikteufel. — C. H. Otto, Die Walomühle. — Dr. Meyer-Merian, Das Gleichgewicht und die Polizei in der Natur.

Band VI: Der Türtenhof oder Hans von Brandenstein. — P. Stein, Der Köhler-Lorenz. — C. H. Otto, Schwarzenstein. — C. H. Otto, Das Fräulein und seine Nachbarn. — M. Gärtner, Durch Nacht zum Licht. — M. G . . . r, Dunkle Zeiten aus dem Leben einer kleinen deutschen Stadt. — P. Stein, Der Segen eines guten Herzens. — W. Hofmann, Jagderlebnisse daheim. — A. H. Snell, Die Ehen der Vögel.

Band VII: Die Hämelschen Kinder von Raabe (Corvinus). — Armes Leut von Otto. — Pflanzenwanderung von Dr. Meyer-Merian. — Der Untergang in der Natur von Dr. Meyer-Merian. — Nikol. Jedermanns Zug ins Gelobland Amerika von W. Hofmann. — Eine That ohne Zeugen von Otto. — Der alte Regenschirm oder die Brüder von Gustav Nieritz.

Band VIII: Die bleiche Marianne von Paul Stein. — Aus dem Tagesleben einer alten Stadt von Dr. Meyer-Merian. — Aus dem Kriegsleben von W. Hofmann. — Der Kaiserspaß von Gustav Nieritz. — Nachtleben in der Natur von Dr. Meyer-Merian. — Meine Nachbarin von C. H. Otto.

Die von W. O. von Horn begründete „Maje" ist längst vergriffen und auch antiquarisch nicht mehr zu haben. Die Verlagshandlung glaubt, mit der Herausgabe der besten Beiträge aus der „Maje" dem deutschen Volke einen Dienst erwiesen zu haben, denn die Sammlung bietet für wenig Geld eine Fülle herzerquickender und anregender Unterhaltung. Es giebt keinen besseren Leseschatz für die deutsche Familie.

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.

Richters Anker-Pain-Expeller

ist und bleibt das beste Mittel

gegen **Gicht, Rheumatismus, Gliederreißen, Nervenschmerzen usw.** – Beweis: In vielen tausend Familien wird der Anker-Pain-Expeller seit **einem Vierteljahrhundert** stets vorrätig gehalten, weil er gleichzeitig das unentbehrlichste Hausmittel bei Erkältungen ist. Die meisten Kranken, die von einem marktschreierisch angekündigten neuen Mittel besseren Erfolg erwarteten, greifen wieder auf den altbewährten Anker-Pain-Expeller zurück, indem sie überzeugt aussprechen:

Es geht doch nichts übern Pain-Expeller!

Der außerordentlich billige Preis von 50 Pf. und 1 Mk. die Flasche ermöglicht einem jeden die Anschaffung dieses vortrefflichen Hausmittels, das in den meisten Apotheken vorrätig ist. **Wertloser Nachahmungen** wegen wolle man jedoch beim Einkauf **recht vorsichtig sein und nur** solche Flaschen annehmen, die mit der Fabrikmarke **„Anker"** versehen sind. Wer Näheres über die selbst **bei veralteten Leiden** erzielten günstigen Heilerfolge zu erfahren wünscht, der verlange mit Postkarte von der unterzeichneten Firma das Buch **„Der Krankenfreund"**; die Zusendung erfolgt **kostenlos**

F. Ad. Richter & Cie.

Rudolstadt, Thüringen; **Nürnberg**; **Olten**, Schweiz; **Rotterdam**; **London**; **E. C. New-York.**

Richters Anker-Steinbaukasten

sind nicht nur das **anerkannt beste** und **gediegenste Geschenk** für Kinder über drei Jahren, sondern zugleich auch das auf die Dauer **billigste**, denn deren farbige Steine sind fast unverwüstlich. Die meisten andern Spiele sind gewöhnlich schon nach einigen Wochen unbrauchbar, die **echten Anker-Steinbaukasten** dagegen gewähren den Kindern **viele Jahre** hindurch **angenehme** und **belehrende** Beschäftigung. Ja, sie werden durch den Hinzukauf von **Ergänzungskasten sogar** mit jedem **Jahre wertvoller.** Die

sind das

einzige Spielzeug, das nach und nach vergrößert und vervollkommnet **werden** kann. Durch die äußerst sinnreichen Ergänzungs-Ordnungen kann die **Ausgabe** für einen **großen Kasten auf mehrere Jahre verteilt werden**, so daß auch weniger bemittelte Eltern einen solchen für ihre Kinder anzuschaffen vermögen. Es dürfen deshalb Richters Anker-Steinbaukasten mit vollem Recht als **das beste** und

billigste Geschenk für Kinder

bezeichnet werden. Noch nie zuvor ist ein Spiel- und Beschäftigungsmittel **so einstimmig günstig** von Hoch und Niedrig beurteilt worden, wie die **echten Anker-Steinbaukasten.** Einige dieser günstigen Urteile sind in der neuen reichillustrierten Preisliste abgedruckt worden, die sich jeder von **F. Ad. Richter & Cie.** in Rudolstadt, Thür., Nürnberg, Wien, Olten, Rotterdam, **London E.C. oder New-York, 17 Warren-Street kommen lassen sollte**, die Zusendung erfolgt franko. Um keine **wertlose Nachahmung** zu erhalten, verlange man gefl. beim Einkauf ausdrücklich: Richters Anker-Steinbaukasten und weise jeden Kasten **ohne** die Fabrikmarke **„Anker" als unecht zurück.** Die echten Richterschen Steinbaukasten sind zum Preise von 1—10 Mark und höher vorrätig in allen feineren **Spielwaren-Handlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Friedel.

Eine Geſchichte aus dem Volksleben

von

W. H. von Horn.

(W. Oertel.)

Sechſte, neu durchgeſehene Auflage.

Mit 5 Stahlſtichen.

Geheftet Preis 2 M. Eleg. gebunden 3 M. 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. O. von Horn durch den Friedel. Dieſes beſte Volksbuch, innig und populär, iſt ſowohl allen Familien, in denen reine Erzählungen geſucht werden, als allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Hand in Hand.

Eine Reihe von Geſchichten für Reich und Arm in jedem Stande.

Von

W. H. von Horn.

Mit Illuſtrationen von Rothbarth.

Dritte Auflage.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung, ſowie direkt vom Verleger zu beziehen.

Verlag des Art. Institut Orell Füssli in Zürich.

Stickerei-Buchstaben. Ausg. in 1 Hefte für Schulen, Dessinateure, Stickerinnen. Von *Ed. Boos-Jegher.* Preis 3 M.

* * * Der Verfasser verbindet mit feinem, künstlerischen Sinne **die Praxis.** **Deutsche Hausfrauenzeitung.**

Stickerei-Monogramme für Schulen, Dessinateure, Stickerinnen etc. Von *Ed. Boos-Jegher.* Heft 1—6 à M. 2.50, cpt. geb. 16 M.

* * * Vorliegendes Werk will eine Lücke auf dem Gebiete der Monogrammwerke ausfüllen, indem es vor allem auf den praktischen Gebrauch zu Zwecken der Stickerei eingerichtet ist. Die Buchstaben sind klar zu erkennen. Eine kurze präzise Einleitung gibt über einiges Technische genügende Auskunft.
Ostdeutsches Kunstgewerbeblatt, Breslau.

Neues Stickerei-Monogramm von *Emil Franke.* 312 Monogramme von AA—ZZ (5 cm hoch). Preis M. 3.80.

307 Holzschrift-Monogramme von *Emil Franke.* 21 Tafeln in Farbendruck. Mit 1 Beilage: *Die Warzelschrift.* Preis 2 M.

* * * Diese Monogramme sind ausserordentlich vielseitig verwendbar in Weissstickerei wie in Buntstickerei.

Rondo-Monogramm für Stickereizwecke von *Emil Franke.* 624 Monogramme in 2 verschied. Grössen nebst 2 Blatt Initialen. 2 M.

Das neue Monogramm, enthält 360 neueste Monogramme von *Emil Franke.* In elegantem Umschlag. Preis 2 M.

* * * Welche Schwierigkeiten macht es nicht mitunter, ein passendes geschmackvolles Monogramm zu wählen; in diesem Heft wird man für wenig Geld dieser Mühe enthoben.

298 Monogramm-Vorlagen zur Feinstickerei. Von *Emil Franke.* 30 Blatt. Preis 3 M.

Deutsche Renaissance-Initialen für Gold-, Bunt- und Weissstickerei. Von *Emil Franke.* 24 Blatt. Preis M. 2.60.

Das neue Universal-Monogramm. 3 Hefte à 112 und 122 Monogramme. Von *Emil Franke.* Preis M. 4.40.

Zeichenunterricht durch mich selbst und andere. Von *C. Fenner.* Preis M. 2.40.

Graberg, Fr., **Die Erziehung in Schule und Werkstätte** im Zusammenhange mit der Geschichte der Arbeit. M. 1.60.

Hygienische Gymnastik für die weibliche Jugend während des schulpflichtigen Alters. Eltern und Lehrern gewidmet. Von *G. Kaller.* Mit 30 in den Text gedruckten Abbild. Preis 1 M.

Wanderungen durch das heilige Land. Von Prof. Dr. *K. Furrer,* Pfarrer an St. Peter in Zürich. Ein Prachtband mit 62 Illustr. und 3 Karten. Preis 10 M.

Der Gemüsebau im Garten und im freien Felde. Mit 72 Illustrationen. Von *F. Anderegg.* 2. verb. Aufl. Preis M. 2.50.

Landwirthschaftliche Buchhaltung. In leichtfasslichen Vorlagen an einem ganzjährigen Betrieb mit Eingangs- u. Schlussinventar, praktisch dargestellt von *M. Baumeitburg.* Preis M. 1.20.

Ferner empfehlen wir unsere Kollektion

Europäische Wanderbilder,

von welcher bereits 230 Nummern erschienen sind.

Preis pro Nummer 50 Pfg.

Diese Bücher sind in allen Buchhandlungen vorrätig und werden auf Verlangen gern zur Einsicht gesandt.

Im Verlage von **Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.**, ist erschienen:

Erzählungen
aus dem Volksbuche: Die Spinnstube.

Band I/II.

Enthaltend die Erzählungen der Jahrgänge der Spinnstube 1877—1880.

Preis geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80.

Inhalt: Im Feuer vergoldet. Nach einer Mitteilung von A. Kandler. Der Lindenhof. Eine Dorfgeschichte von Armin Stein. Nummer 70000. Eine Geschichte von Fr. Kück. Der schwarze Peter. Eine Erzählung von Armin Stein. Der Familienschatz. Nach einer Mitteilung von A. Carolis. Deutsche Treue von Emil Frommel. Auf abschüssiger Bahn. Eine Dorfgeschichte von Armin Stein. Hausteufelchen von Otto Brennekam. Klosterdärbel. Nach einer Mitteilung von Aud. Scipio.

Band III.

Enthaltend die Erzählungen der Jahrgänge 1881—1883.

Preis geheftet M. 1.20, gebunden M. 2.—.

Inhalt: Zu spät. Eine Musikantengeschichte von Armin Stein. Hausteufelchen von Otto Brennekam. Hüben und drüben. Eine Erzählung von L. W. Das Testament des alten Herrn. Eine Erzählung von J. Bonnet. Feurige Kohlen. Eine Erzählung. Drei Trotzbauern. Jüngster von A. Friedrich. Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land. Eine Erzählung von E. Frommel. Glück um Glück. Eine Erzählung von J. Bonnet.

Band IV.

Enthaltend die Erzählungen der Jahrgänge 1884—1886.

Preis geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80.

Inhalt: Die Kartenschlägerin. Erzählung von J. Bonnet. Durchs Wasser gelöscht. Erzählung von C. W. Müller. Treue um Treue. Nach einer Mitteilung von A. Carolis. In tiefer Not. Erzählung von J. Bonnet. Wie einem der Teufel gezeigt wurde. — Wie man's treibt, so geht es. Nach einer Mitteilung von A. Carolis. An der Grenze. Erzählung von J. Bonnet.

Band V.

Enthaltend die Erzählungen der Jahrgänge 1887—1889.

Preis geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80.

Inhalt: Der Zahnempfindliche. Eine Geschichte aus den Tauern von F. K. Freund Wiesner. Eine Erzählung von C. W. Müller. Gefunden und doch verloren. Eine Geschichte aus dem Leben. Der Freund ohne Aber. — Ein wirksamer Blitzschlag. Eine Geschichte aus dem Leben. Lieschen. Eine Geschichte aus dem Volksleben. Der heimliche Schatz.

Jeder Band ist einzeln käuflich und bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

Diese Ausgabe ist jedem Liebhaber guter billiger Lektüre ganz besonders zu empfehlen.

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.

Eberswalde bei Berlin.

Badeort.

Unterrichts- und Wirtschaftsinstitut und Kochschule für Töchter guter Familien. Vorzügl. Körperpflege, gesell. Familienleben. Engl. u. Französ. im Hause.

Preis 700 M. jährlich.

Frau M. Laucke, Vorsteherin.

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das deutsche Volk und die Jugend bearbeitet von

P. H. von Horn

(W. Oertel).

Dritte Auflage. Mit 4 Stahlstichen und 15 Holzschnitten. 20 Bogen.

Preis elegant gebunden nur M. 1.60.

Viel Geld

ersparen Sie, wenn Sie Ihren **Musikwaaren aller Art** direkt beziehen von **Wilhelm Herwig** in Markneukirchen i. S., Nr. 261. Preislisten sende ich umsonst und portofrei. I. ents. Streich-, Blas- u. Schlaginstrumente. II. ents. Harmonikas und Spielwerke. Versandt unter Garantie.

Vier Auflagen seit 1885!

Verlag von v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Soeben erschienen in **fünfter,** um ein humoristisches Kapitel vermehrter Auflage:

Lebensskizzen

aus ernsten und heiteren Tagen,

erzählend gezeichnet

von

Johannes Renatus,

Verfasser des „Allerlei aus d'r Oberlausitz".

2 Bände. 27 Druckbogen.

Geheftet 3 M., in einem eleg. Orig.-Glanzleinenband 4 M.

Dieses reizende, von goldenem Humor durchsetzte Buch, das einzige Seitenstück zu Reuter's Stromtid, empfiehlt sich als echt deutsches gutes Haus- und Geschenkbuch. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Amtlich empfohlen vom k. sächs. Cultusministerium für Volksbibliotheken. — **Der kritische Büchersaal:** „Ein prächtiges Buch". — **Norddeutsche Allgemeine:** „gute Unterhaltungslektüre". — **Hermsdorfer:** „echtes und warmes Leben". — **Leipz. Zeitung:** „wahrhaft wohlthuend, herzerquickend, erheiternd."

Vier Auflagen seit 1885!

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.

Das Feenreich der Wissenschaft.

Zehn Vorträge von Arabella B. Buckley.

Übersetzt von E. Kirchner.

Mit über 70 Illustrationen.

Eleg. geb. Preis 4 Mark 50 Pf.

Das englische Original erschien in mehr als 25 Auflagen, der beste Beweis für die Vortrefflichkeit und — — Notwendigkeit des Buchs! Denn in der That ist es um die notwendigsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse unserer Jugend noch schlecht bestellt. Das Buckley'sche Buch giebt in anziehendster, niemals pedantischer und lehrhafter Form Aufklärung und regt die Jugend beiderlei Geschlechts zum Nachdenken an.

Bilder

aus dem Tier- und Pflanzenreiche.

Für Schule und Haus bearbeitet

von

Dr. W. Breslich, Oberlehrer am Luisenstädt. Realgymn. in Berlin. und **Dr. O. Koepert,** Oberlehrer am Herzogl. Realgymn. in Altenburg.

Heft 1: **Säugetiere.**

Brosch. 2 Mark 60 Pf., eleg. geb. 3 Mark 40 Pf.

Heft 2: **Vögel, Reptilien, Amphibien, Fische.**

Brosch. 3 Mark, eleg. geb. 3 Mark 80 Pf.

Beide Hefte in 1 Band gebunden 6 Mark 60 Pf.

Heft 3: **Niedere Tiere,** erscheint im Herbste 1894.

Heft 4: **Bilder aus dem Pflanzenleben,** erscheint Ostern 1895.

Von den vielen durchaus nur günstigen Urteilen eins:

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 44. 13. April 1893.

„. . . . Das Buch kann nur aufs Wärmste empfohlen werden. Lehrern sowohl wie Schülerbibliotheken, ebenso auch den Eltern, die ihren Kindern mit Vergnügen ein Buch in die Hand geben werden, welches ebenso unmittelbar in einem Unterrichtsfach zu fördern vermag, als es objektiv anregt.

Ausführliche Prospekte liefert der Verleger sowie jede Buchhandlung gratis und franko.

Wenn dieß auch mühsam war, so gelang es ihnen am Ende doch. So war nun fürs Erste der Hunger nicht zu fürchten; den Durst löschte der Schnee; vor der Witterung schützte, so gut es sich thun ließ, die Hütte. Sie hätten nun mit Gebet und Gottvertrauen die Stunde erwarten sollen, in der es Gott gefiele, ihnen Rettung zu senden; allein so gut stand's nicht bei ihnen.

Die vier Matrosen waren rohe, im Seeleben verwilderte, gottlose Menschen. Kein tröstendes oder ermahnendes Wort des wahrhaft gottesfürchtigen Capitäns Barnard gewann Eingang in ihre Herzen. Sie murrten und haderten mit Gott, und noch mehr überhäuften sie den Capitän mit Flüchen und Schmähungen, weil sie ihn als die Ursache ihres Elends ansahen. Sie versanken dadurch immermehr in Stumpfheit und Muthlosigkeit. Und was sollte der Capitän ihnen entgegnen? Was hätte es helfen können? Alle seine Worte kamen leer zu ihm zurück. So duldete er still und ergeben das Unvermeidliche und empfahl sich der Gnade Gottes, und die fluchenden Genossen seiner vergebenden und verschonenden Milde. Ihr Unmuth wuchs, statt sich zu legen, mit jedem Tag. Endlich beschlossen sie, dem trostlosen Zustand ein Ende zu machen und den Capitän zu verlassen. Sie wollten mit dem Boote von dannen fahren, in der Hoffnung, ein Schiff zu finden oder eine bewohnte Stätte zu erreichen. Dieß verheimlichten sie aber sorgfältig vor dem Capitän.

Es ist halt mit dem Menschen, wenn er sich dem Bösen einmal zuneigt, wie mit dem abwärts rollenden Stein. Immer größer werden seine Schwingungen, je näher er dem Abgrunde kommt, und immer rascher geht's ihm zu. Die Bande des Gehorsams, der Achtung und Ehrfurcht, welche die vier Matrosen an ihren Capitän geknüpft hatten, waren längst zerrissen. Sie sahen ihn an und behandelten ihn als ihres Gleichen. Nicht einmal seine höheren Kenntnisse machten Eindruck auf sie. Seine Vorschläge fanden kein Gehör mehr, ja sie waren es müde, von ihm ermahnt zu werden, und vollends, daß er sie auf Gottes Gnade, auf die Wege seiner Vorsehung hinwies und sie aufforderte, stille zu dulden und im Gebete nicht zu ermüden.

G. Strübig Verlag in Leipzig.

Bestempfohlenes, würdiges, elegantes **Weihnachts- und Hochzeitsgeschenk.**

In des Lebens Feierstunden.

Eine Festgabe in Poesie und Prosa von **Dr. Heinrich Rocholl**, Hannover.

Mit Vollbildern in Stich und Photographie und über 200 Textillustrationen, Verzierungen ꝛc.

Hochelegant in stilvollem Einband mit Goldschnitt nur M. 4.—. Vereinigt mit einem Pilgerbuch in ganz Maroquin M. 10.—.

Von demselben Verfasser erschien kürzlich:

Mein Heim, mein Glück!

Illustriert, ferner eleg. geb. nur M. 1.—.

Ein herzerquickendes, allerliebstes Geschenk für jeden Erwachsenen.

P. Arndt:
Die Bibel ein Volksbuch.

Lic. Dr. Gelderblom:
Die Begeisterung.

Je 80 Pf. in eleg. Ausstattung mit Goldschnitt, hochinteressant und warm empfohlen.

Die Märchen von **Carl R. Krüger**, Rektor, sind als die besten nach gediegenem Inhalt, nach Ausstattung und Billigkeit von ersten Autoritäten anerkannt:

Deutsche Volksmärchen mit über 50 Text-Illustr. erster Künstler und 6 Vollbildern in Bunt- und Tondruck. 2. Aufl. eleg. geb. M. 1.40.

Märchen (neue) aus der Heimat und Fremde. Mit vielen bunten und schwarzen Illustrationen. 4. Aufl. eleg. geb. M. 2.25.

Märchenschatz. Mit mehr als 100 Text-Illustr. und 6 Buntbildern (über 400 S.). M. 3.—.

v. Specht, Erzählungen für kleine Knaben und Mädchen. Mit großem Druck, reich illustriert, bunt und schwarz. 3. Aufl. eleg. geb. M. 1.75.

H. Borenwell, Spiel- und Beschäftigungsbuch für Kinder bis 10 Jahre. eleg. geb. M. 1.50.

Emil Ohly's

Sammlung von geistlichen Kasualreden

(redigiert von **Wilh. Thiel**, ev. Pfarrer)

enthaltend:

Tauf-, Konfirmations-, Beicht-, Trau-, Grabreden (2 Bde.), Kinderleichenreden (2 Bde.), Synodalpredigten, Predigten bei Missionsfesten, 2 Bde. (äussere und innere Mission), Predigten am Buss- und Bettag, am Erntedankfest, bei Amts-Antritt und Abschied, für seltenere Fälle (Weihe, Einführung, Eid etc.), am Reformationsfest, am Totenfest, Adventspredigten mit Anhang: Weihnachtspredigten, Passionspredigten mit Anhang: Osterpredigten (2 Bde.), Gustav-Adolf-Predigten, Politische Predigten (Kaisergeburts-, Sedantagsetc. Predigten), Sylvester- und Neujahrspredigten.

Prospekte mit dem Verzeichnis von über **300 Mitarbeitern gratis.**

Preis ca. M. 3.— pro Band. Elegante Einbände 50 u. 75 Pf.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mk.) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital.

Hierüber gewünschte Auskunft ertheilt und versendet auch Drucksachen

Die Direktion der Kaiser Wilhelms-Spende,
Berlin W., Mauerstrasse 85.

G. A. BALTZER,

Weingrosshandlung und Thee-Import,
Frankfurt a. Oder.

Bei allgemein anerkannter, gewissenhaftester, sorgfältigster Bedienung empfehle angelegentlich mein **reichhaltiges Wein- u. Thee-Lager.**

Königsmosel (sehr beliebte Marke)	à	60 Pf.	per ¼ Liter excl. Glas
Niersteiner (Rheinwein)	„	100 „	
Rüdesheimer Bischofsberg	„	175 „	
Médoc St. Julien	„	100 „	
Château Pontet Canet	„	150 „	

sowie andere beliebte Marken in Flaschen oder Fässern.

— **Ungarweine, Portweine, Marsala, Cognac etc.** —
Preislisten franco per Post.

Schmücket Euere Wohnräume

mit

Fra Angelico's 12 musicirenden Goldgrund-Engeln à Mk. 3.—,
Mel. da Forli's Mandolinen-Engel } à Mk. 3.60,
Mel. da Forli's Trommel-Engel }
G. Romano's Musentanz auf Goldgrund à Mk. 3.—.

Farbenholzschnitte von Knöfler in Wien.
Zu beziehen durch die meisten Buch-, Kunst- u. Musikhandlungen.
Verlag von **Julius Schmidt** in **Florenz.**
Illustrirter Catalog gratis.

Butter. 9 Pfd. netto franko Nachn. **Honig.**

Süssrahmbutter M. 7.—. **Bienenhonig** M. 5.—. **Gänsefedern,** schneeweiss, staubfrei, doppelt gereinigt, geschlissen per Pfd. M. 2.50, dieselben ungeschlissen per Pfd. M. 1.70.

Ernst Rosen, Tluste (Oesterreich).

Nur 1 Mark vierteljährlich

kostet bei allen Postanstalten oder Landbriefträgern die täglich in 8 gr. Folio-Seiten erscheinende, reichhaltige

Berliner

Morgen-Zeitung

nebst **„Tägl. Familienblatt"** mit fesselnden Erzählungen. Diese **allgemein beliebte** Zeitung hat jetzt (Mitte März 1894) *132,000 Abonnenten*, die noch **keine andere deutsche** Zeitung **je erlangt** hat. Der **beste Beweis**, daß sie **wenig Geld — viel Gutes** geliefert wird. — Probe-Nummern **gratis** und **franco.**

Bestes

Putzmittel der Welt!

Diese **Universal-Metall-Putz-Pomade** ist **von uns zuerst** im Jahre 1876 eingeführt und das Fabrikzeichen „Helm" durch gesetzliche Eintragung zur **Schutzmarke** gekennzeichnet worden. Alle **ähnlich aussehenden** Erzeugnisse sind deshalb **Nachahmungen unseres unübertroffenen** Putzmittels.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Hans Felsen, Buch des deutschen Arbeiters. 11. Aufl. Preis 60 Pf., bei Bezug von 50 Expl. à 50 Pf.

Ein hochinteressantes, gutes Buch. 60 Auflagen in einem Jahre! Der Verfasser, selbst aus Arbeiterkreisen stammend, wirft der Socialdemokratie den Fehdehandschuh hin und führt gewaltige Keulenschläge gegen die Hetzer und Agitatoren.

Durch jede Buchhandlung, sowie vom Verleger direkt zu beziehen.

Sinniger Schmuck für evangel. Christen.

Zu Konfirmations- und Jubiläumsgaben etc.

Künstlerische Nachbildung von **Dr. M. Luthers Trauring** feuervergoldet Mk. 7.50, gab. vergoldet Mk. 5.50, echt goldene ca. Mk. 30.—, Mk. 20.— und Mk. 15.— in allen Weiten. **Luther-Becher** Mk. 5.—, 6.—, 7.—. Beschr. frco.

Neu! **Metallbilder** in herrlicher Plastik. — Dr. M. Luther — Philipp Melanchthon als Pendants, 21 cm Durchmesser, vernickelt, mit zweifarbiger Einlage: Mk. 3.—, 31 cm Durchmesser: Mk. 6.— per Stück excl. Porto. Abbildungen franco. **Essbestecke** aus massivem Silber, Neusilber stark versilbert und Prima Neusilber billigst. Musterblätter franco.

Carl Rocks, Gold- und Silberwarenfabrik, Lutherstadt Eisleben.

Im Verlage von **Stephan Seibel** in **Altenburg** (S.-A.) ist erschienen:

Volks- und Jugendbibliothek

von **W. O. von Horn** (W. Oertel):

Orkan auf Cuba. — Erdbeben v. Lissabon. — Brand v. Moskau. — Feldmarschall Derfflinger. — Prinz Eugenius. — Feldmarschall Blücher. — Ein Kongo-Neger. — Ein Ostindienfahrer. — Der Herr ist mein Schild. — Zwei Savoyardenbüblein. — Gottfr. Baltmann. — Die Boerenfamilie. — Strandläufer. — Vom Aetna, der seinen Onkel sucht. — **H. v. d. Manne**, der uns Amerika gewiesen. — Herzeltung. — Korsarenjagd. — Bibertänger. — **Leben d. Kurf. Dorothea u. d. Landgr. Elisabeth.** — Die Gemsjäger. — **Simon. Lebensgesch. eines Negersklaven.** — Die Eroberung v. Algier. — Leben u. Thaten Ziethen's. — **Dortmund u. Mündel.** — **Wie einer ein Waldschlänger wurde.** — **Von einem, der das Glück gesucht.** — **Blücher's Schüler.** — **Belagerung v. Wien.** — Lohn einer guten That. — Chr. Fürchtegott Gellert. — Der alte Linde. — Vom frischen u. muthigen Seydlitz. — Der Mulatte. — Auf dem Mississippi. — **K. Friedrich's Kriegsfahrten anno 1812 u. 1813.** — J. Jak. Ahor. — **Der Engel der Gefangenen.** — Der Schiffsjunge. — **Diamantina.** — **Das Patengeschenk.** — **James Watt.** — George Stephenson. — Der Gauner. — Der Weißkopf. — **Der Domrabe.** — **Admiral de Ruiter.** — H. Konr. Escher v. d. Linth. — **Schloß-Rabbeke.** — **Diaz Thorlachsen.** — **Hualma, die Peruanerin.** — Die Silberflotte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuvs.** — **Während u. nach der Zerstörung v. Magdeburg.** — Franz Trake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht. — Benjamin Franklin. — Der Leibhusar. — Vier deutsche Heldinnen. — James Cook. Leben d. weitber. Seefahrers. — Deutsche Treue. — Eroberung v. Mexiko. — **Was aus e. armen Hirtenbüblein werden kann.** — Eroberung v. Konstantinopel. — Die Pelzjäger. — **Die Kaiserin Maria Theresia.** — Der alte Fritz. — Die letzte Shawah. — Gottes Finger. — Der Lumpensammler v. Paris. — Scharnhorst. — George Washington. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus d. Silberminen der Cordillero de los Andes.** — **Der Doverfeer.** — **Graf Auget de Montron.** — **Ernst d. Fromme, Herzog v. Gotha.** — **Der Kaffernhäuptling.** — Durch die Wüste.

Fortsetzung von C. Schupp: Entstehung des Klosters Kruftein. — **Reichstreiber v. Stein.** — **W. O. v. Horn:** Die Pfarrfrau v. Hestrid. — Die beiden Freunde. — Luise, Königin von Preußen. — Der Pfarrer Plebanus v. Miechlen. — Feldmarschall Graf Neithardt v. Gneisenau. — Feurige Kohlen. — Im finsteren Thale. — Das Büchlein v. Vater Arndt. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** — Der Städtemeister Kilin Baarpfennig. — **Brand um Brand.** — Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurfürst. — Der Postraub in Kürzes. — **Friedrich Wilhelm I., König v. Pr.** — Im Eise. — Der Wolfenbruch. — Wilhelm von Oranien. — **H. Oertel: Friedrich I., Barbarossa.** — Karl der Große. — **C. Schupp: Im Busche.** — **Unter den Falschmünzern.** — Am Zambesi. — Der Herenmüller. — **Der blinde Zeuge.** — H. Oertel: Kaiser Heinrich I. — Kaiser Otto d. Große. — C. Schupp: Die Eroberung v. Mexiko. — Der Zahnarzt. — H. Oertel: Otto II. — Otto III. — C. Schupp: Der Kaffernhäuptling. — Die Klausklinge im Steinthal. — Die Meerlinse. — H. Oertel: Friedrich II. — Rudolf v. Habsburg. — C. Schupp: Der Jäger u. sein Hofherdiger. — **Arnim Stein** (v. Kleistschamm): Ein getreuer Knecht. — C. Schupp: Der Stumme. — H. Oertel: Karl Th. Körner. — Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. — C. Schupp: **Der Onkel in Batavia.** — Tudo v. Rudelin. — A. Stein: Unter d. Schirm d. Hochsten. — **J. Bonnet: Ein armer Slovak.** — H. Oertel: **Hans Sachs.** — **O. Schupp: Die Ehre des Vaters.** — **Die Brüder.** — J. Bonnet: **Am doppelten Faden.** — **Des Feldscherers Wanderschaft.** — H. Oertel: Georg v. Frundsberg. — C. Schupp: Rud v. Hochholden. — Joseph in Aegypten. — J. Bonnet: Der Schwarm. — Die Geschwister. — H. Oertel: William Penn. — C. Schupp: Der Turmwan u. d. Hilligen. — Das verlorene Kind. — J. Bonnet: Der Eigennutzhund. — Der Amerikaner. — H. Oertel: Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. — C. Schupp: Die klementliche. — Die Rabe im Heim. — J. Bonnet: Feldscherers Kriegsglück. — Der Reiskönig. — H. Oertel: William Wilberforce. — C. Schupp: Unter den Menschenfressern von Borneo. — Das Nationaldenkmal a. d. Niederwald. — J. Bonnet: Der Onkel in Peneu. — Der Gondelier v. Venedig. — C. Schupp: Theobald. — James Garfield. — J. Bonnet: Der Gemsenkönig. — Die Chinesenflotte. — O. Schupp: Vom Rhein zur Donau. — J. Bonnet: Aus dem Schiffbruch gerettet. — Niedergesunken. — Lohn des Millionärs. — Schupp: Kaiser Wilhelm I. — Bonnet: Adlerhorst. — Neidebeben: Peter Heie. — Im Schlewig. — Am Bauerbrette. — Gegen Ruhr von Hartenberg. — Heinrich v. d. Winterfeldt. — Neidebeben: Strauß und schlau erobert. — Martin Behaim. — Schwarz u. Weiß. — Frenkel: Herzogin Annemarie und der Taubdoctor von Tonnau. — Heinrich Jacob Keith. — Neidebeben: Der Wahrheit die Ehre. (Jedes Jahr erscheinen weitere Bändchen.)

Obige Volks- u. Jugendbibliothek umfaßt 170 Bde. Jedes Bändchen enthält 4 Abbildungen und kostet eleg. kartoniert mit illustriertem Umschlag 75 Pfg., gebunden 1 Mark, elegant in rot Kaliko gebunden 1 Mark.

Durch die volkstümliche Sprache, den fesselnden Inhalt, die gediegene Ausstattung und den äußerst geringen Preis eignen sich die „Horn-Bändchen" zur Lektüre in allen Volkskreisen.

Durch jede Buchhandlung, sowie vom Verleger direkt zu beziehen.

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und begutachtete

Elsengallus- (Normal-) Tinten Klasse I. u. II.

Von **unübertroffener Güte** und **billig**, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Jede Füllung trägt das Etikett mit der **staatlichen Prüfung.**

Fabrik Dresden, gegründet 1826.

Zu haben in den meisten Papier-, Schreibwaaren- etc. Handlungen, sonst direkt.

Gesetzlich geschützt.

Hienfong-Essenz

ist ein seit Jahrhunderten geschätztes chinesisches **Hausmittel gegen alle Schmerzen**, besonders gegen **Nervenkrampf, Kolik, Blähungen, Leibschmerzen** und **Verdauungsschwäche**, gegen Ohrenzwang, trockenen Husten, Kopfschmerzen, **Rheumatismus** und Diphtheritis.

Angefertigt wird die Essenz in der fürstl. priv. Apotheke von **Fr. QUANDER** in **Königsee** in **Thüringen.**

Warnung.

Schutzmarke.

Jede Flasche und Etiquette muss obiges Cliché und die nebenstehende Schutzmarke tragen. Andere Essenzen weise man als gefälscht zurück.

In der Apotheke zu haben à 0,70 M. u. 1,50 M. per Flasche. Wenn nicht am Platze vorräthig, **wende man sich direkt an den Anfertigor.**

Verlag von

Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Im Herbste dieses Jahres erscheint:

Fünf Monate vor Paris.

Erinnerungen eines Fünfzigers

von

C. T. Wernersdorf.

14 Bogen gr. 8°.

Preis elegant gebunden M. 3.—.

Auch diese Erinnerungen eines Mitkämpfers aus Deutschlands glorreicher Zeit dürften ein allgemeines Interesse beanspruchen und bilden für Jung und Alt ein schönes, dabei äußerst billiges Festgeschenk, umsomehr, als es der Verfasser versteht, seine Erinnerungen in äußerst fesselnder und anziehender Form wiederzugeben.

Durch jede Buchhandlung, sowie vom Verleger direkt zu beziehen.

Verlag von Stephan Geibel,

Altenburg, S.-A.

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg, S.-A.

Lehrgeld

oder

Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande.

Von ihm selber niedergeschrieben.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

(W. Gertel.)

Vierte verbesserte Auflage.

Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Johannes Scherer oder Tonsor,

der Wanderpfarrer der Unterpfalz.

Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641

von

W. O. von Horn.

Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Durch jede Buchhandlung, sowie direkt vom Verleger zu beziehen.

und seit über 14 Jahren das von den Aerzten und dem Publikum aller Länder anerkannt **beste, billigste** und **verträglichste**

Blutreinigungs- und Abführmittel.

Erhältlich à Schachtel Mk. 1.— in den Apotheken und muß jede Schachtel die nebenstehende Etikette, ein weißes Kreuz in rothem Felde tragen.

Verlag von Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.

Waldvöglein.

Eine Erzählung für Mädchen von 14 Jahren an.

Von

H. v. Riebellschütz.

Mit 4 Vollbildern von O. Herrfurth-Weimar.

Elegant gebunden. Preis 3 Mark.

Ein reizendes Buch für junge Mädchen, die ernstere Lektüre nicht scheuen; **kein seichter Roman**, sondern eine von wahrer Religiosität und tiefem sittlichen Ernst durchwehte, dabei doch sehr anregend geschriebene Erzählung.

Im Herbste dieses Jahres wird erscheinen:

Das

Waldhaus am Strande.

Eine Erzählung für die Jugend vom 9ten Jahre ab.

Von

W. Egbert.

Mit 4 Vollbildern von O. Herrfurth-Weimar.

Elegant gebunden. Preis 3 Mark.

Diese reizende Erzählung der längst beliebten Verfasserin bildet für Knaben und Mädchen ein gleich schönes, dabei billiges Geschenkbuch. Großes Interesse wird es namentlich bei dem Teil der deutschen Jugend finden, der seine Ferien am Strande der Ostsee verbringen durfte. Spannender Inhalt und reizende Schilderungen des Lebens am Ostseestrande werden das Buch bald zu einer Lieblingslektüre der Jugend machen!

Durch jede Buchhandlung, sowie vom Verleger direkt zu beziehen.

Die Verfahmte

Des alten
Schmidtjakob's
Geschichten.

Wenn wir nur dieser Predigt entgehen, sagten sie zu einander, so haben wir viel gewonnen! So weit alle kann's mit dem Menschen kommen, daß das Wort göttlichen Trostes, göttlicher Mahnung eine Last, ein Ekel wird! Da schaudert es Einem! —

Sie warteten nun einen Tag ab, wo Barnard allein auf die Jagd gegangen war — denn sie waren zu träge, es zu thun — und nun bestrichen sie das Brot und schlichen von dannen. Der wackere Barnard ahnete das nicht im Mindesten. Darum war er aber auch ganz außer sich, als er die Hütte leer und das Brot nicht mehr fand. Es war ihm keine Minute ein Zweifel, daß sie ihn verlassen, daß er in dieser Einöde nun der Einzige sei. Die klaren Thränen rannen über des starken Mannes kummerbleiche Wangen. Er faltete seine Hände und blickte gen Himmel, wo das Aeußerste flammte, indem er sprach: Wenn mich auch Alle verlassen, du, Herr, bleibst meines Herzens Trost und mein Theil! Das war freilich der beste Freund, der ihm blieb, und den der Mensch nie vergeblich sucht; aber Gott hat gesagt: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und in diesem Wort ist es ausgedrückt, daß uns Gott, der Herr, ein Bedürfniß des Umgangs mit anderen Menschen in die Seele gelegt hat, dessen wir uns nicht gut entschlagen können. Das fühlte wohl auch Capitän Barnard.

Wenn er so allein beim knisternden Feuer seines Herdes saß, den einige aufeinandergelegte Steine bildeten, so erfüllte kein Wunsch seine Seele lebhafter, als der, daß doch seine Unglücksgefährten zurückkehren möchten; gerne wolle er ja ihre harten Vorwürfe anhören und Geduld haben mit ihrer Rohheit. Man kann es wohl mit Gewißheit annehmen, daß es wahr ist, was Capitän Barnard selber sagt, nämlich, daß wenn er seinen treuen Hund nicht gehabt hätte, er völlig am Heimweh in Grunde gegangen wäre. Dieß treue Thier, das zu seinen Füßen lag und ihn so verständig und theilnehmend ansah, war sein Umgang. Mit ihm sprach er, wenn es ihn auch ganz und gar nicht verstand. Und wie unaussprechlich wichtig war das treue Thier ihm jetzt, da leider sein Pulvervorrath mehr und mehr ausging und die Stunde nahe

Des alten Schmiedjakob's Geschichten

von

W. O. von Horn.

(Verfasser der Spinnstube.)

Mit vielen neuen Illustrationen

von

Professor L. Richter.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1852.

134. J

Horn
D. alten
Schmiedjak.
Geschichten

30 BS dür

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
I. Aus der Schmiede	1
II. Die Auswanderer nach Amerika. Eine Geſchichte.	32
III. So geht's noch immer in der Welt zu. Eine Geſchichte	113
IV. Ein Vater und ſein Kind. Eine Geſchichte .	137
V. Wie ſie es einmal einem Geizhalſe gemacht haben	157
VI. Wohlthun trägt Zinſen. Eine Geſchichte . .	167
VII. Der Geburtstag im Forſthauſe. Eine Geſchichte.	198
VIII. Wittingten, Wittington, dreimal Bürgermeiſter von London! Eine alte Geſchichte, neu erzählt	219

Des alten Schmiedjakob's Geschichten.

I.

Aus der Schmiede.

Seh' ich mir da vornen das Bildchen an, wo der Schmied mit seinem Stelzfuße sitzt und am Ambos arbeitet, und die zwei hübschen Mädchen an der Fensterwand lehnen (siehe das Titelkupfer), so ist mir's, als stünd' ich dabei und hörte den alten Schmiedjacob reden, und der Maler ist ein Schelm erster Art; denn er hat sie getroffen, alle Drei, wie sie leiben und leben. Die beiden Mädchen sind Niemand anders, als Schulzen Kathrinchen und Nachbar Veit's Lieschen, und das runde mit dem schelmischen Lächeln ist das Kathrinchen.

Wer das Bildchen ansieht, wird gleich sagen: der Schmiedjacob redet mit ihnen vom Heirathen, denn da lachen die Mädchen allemal mit dem ganzen Gesichte, weil sie nichts lieber hören.

Von dem Schmiedjacob muß ich Euch zuerst etwas sagen, sonst kennet Ihr ihn nicht, und seine Geschichten sind Euch weniger wichtig. Das weiß ich selber ganz genau! — Kennt man den, von dem etwas erzählt wird, so ist's noch einmal so schön.

Schon die Kleidung wird Euch sagen, daß sie alle Drei in der gesegneten Wetterau zu Hause sind, und wer sie kennt, weiß auch auf der Stelle, das reiche, schöne Dorf, wo sie her sind, und ich kenne alle Drei recht gut, und der Schmiedjacob ist mein guter Freund.

Dazumal, als der Erbfeind von Deutschland, der Napoleon, mit den deutschen Landen und ihren rechtmäßigen, angestammten Fürsten wirthschaftete, als wär' er ein Herr der Welt und hätte Keinen über sich, der in den Schnee von Rußland und in die Flammen von Moskau schreiben könne: „Bis hierher und nicht weiter!" — Dazumal mußten die ehrlichen Hessen, die rechte, deutsche Männer und unsere lieben Brüder sind, so gut wie die braven Deutschen am Rhein, in Bayern und in Würtemberg, sich von ihm auf die Schlachtbank führen lassen, die er bald hier, bald da aufrichtete in heillosem Kriege. Dazumal, wie gesagt, ist auch der Schmiedjacob vom Herzen seiner alten, trauernden Eltern und seiner lieben Braut weggerissen worden, und hat müssen Gewehr und Tornister nehmen und dem rasselnden Felle folgen. Wohin? Ach, du lieber Gott, das ist schwer zu sagen, und man könnte antworten: Von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, und löge nicht. Er machte die Feldzüge in Oesterreich und Preußen, zuletzt in Spanien mit, und ließ seinen rechten Fuß dort begraben, hielt ihm auch, wie er selber erzählte, eine erbauliche Leichenrede, und sein Kamerad und er schossen ins Grab, daß die militärische Ehre nicht fehle, dem abhanden gekommenen Stücke vom Menschen. Wie es ihm erging in fremden Landen, und hernachmals in der Heimat, das mag er Euch später einmal erzählen,

und an Spaß soll's wohl dabei nicht fehlen. Jetzt ist er ein Wittwer. Sein Sohn ist in der Fremde, und kein Mensch weiß wo, und das ist sein Herzeleid.

Veit's Lieschen war des Schmiedjacob's Philipp sein Schatz, und harrte mit Sehnsucht der Rückkehr desselben. Sie behandelte den alten Schmiedjacob wie ihren eigenen Vater. Sie führte seine kleine Haushaltung neben der ihrer Eltern, und das brachte sie ohne Nachtheil für diese fertig. Eine Stunde früher aufgestanden, eine später schlafen gegangen, sagte sie, das macht Alles aus.

Was wäre aber auch ohne sie aus dem alten Schmiedjacob geworden? Er wäre in Unordnung ganz verkommen; weil er Niemand hatte, und sich selber doch die Leinwand nicht waschen und bleichen konnte. Und das Wenige, was er verdiente, das brauchte er zum Leben. Gekocht hätte er sich sicherlich das ganze Jahr nichts. In Spanien, pflegte er zu sagen, hätte ich gerne Ungekochtes gegessen; da hab' ich gelernt, vorlieb nehmen. In der Schmiede hab' ich Feuer. Ich brate mir meine Kartoffeln darin, und damit Hollah. Die heilige Schrift legt auf das „Sichgenügenlassen und gottselig sein," einen hohen Werth.

Ja, sagte des Veit's Lieschen drauf, das konntet Ihr, da Ihr noch ein junger Bursche waret; aber jetzt lautet's so: 50 und 10 ist 60; da müßt Ihr ordentliche Nahrung haben. Mir macht's ja nichts, und was man gerne thut, das fällt Einem nicht schwer.

Dann sah sie der Alte an, und mit einer Thräne im Auge sagte er: Es ist schade, daß unser Herr in der Geschichte vom Samariter im Evangelium nicht von einem Weibsbilde die schöne That erzählt, ich würde sagen, du

wärst die rechte Samariterin. Doch hat uns das Evangelium von Zweien erzählt, und die stecken Beide in dir, nämlich die gute, fleißige Martha und die fromme, sinnige Maria. Nun, wenn's dir einmal übel in der Welt ginge, so ging's mit rechten Dingen nicht zu. Dafür ist aber gesorgt; denn der alte Gott in Israel lebt noch, der einem Jeglichen vergilt nach seinem Thun.

Ach, seid doch stille, sagte dann das gute Mädchen vor Scham glühend, und eilte hinaus.

Dann sah der Schmiedjacob nach oben, und seine Lippen bewegten sich leise, und wer in dem Herzen hätte lesen können, wie das nur allein der liebe Gott kann, der würde gefunden haben, daß er um Gottes reichen Segen für das liebe Kind bat, und um die Rückkehr seines Sohnes, daß sie sein glückliches Weib werde; denn das war's, was an Lieschen's Seele nagte, wie an der des alten Schmiedjacob's selbst. — Item — heute kam Schulzen Kathrinchen, um sich eine Sichel dengeln zu lassen. Da wurde denn weidlich geschwatzt; denn das Kathrinchen hatte einen Schatz, der ein leichtfertiger Vogel war, und die Alten sahen's ungern. Da sagte der Schmiedjacob: „Hör' mal, Kind, ich habe mehr erlebt als du, und will dir eine Geschichte erzählen, daraus kannst du so gut etwas lernen, als aus deinem Katechismus."

Nun erzählte er denn die folgende Geschichte, welche die Mädchen andächtig anhörten.

Nicht weit von den gesegneten Ufern des Rheins am Fuße des hochaufstrebenden Gebirges, liegt ein kleines Dorf, um dessen Häuser sich ein wahrer Wald von Obstbäumen erhebt, während die Rebe an den Bergen herr-

war, wo der letzte Schuß für seinen Unterhalt verknallte. Dann war der Hund allein das Mittel, sein Leben zu fristen.

So war der entsetzlich lange nördliche Winter dem Capitän langsam und unter schweren Bekümmernissen hingegangen. Die Einsamkeit war das Schwerste, was er zu überwinden hatte. Jetzt begann schnell die kurze, warme Jahreszeit. Unglaublich rasch verschwand Eis und Schnee, und ein frisches, schnell aufsprießendes Grün schmückte die Insel. Da kann's nicht fehlen, daß auch im armen Menschenherzen neue Hoffnungen aufwachen. Der Capitän hatte gelernt, auf sich selber Acht zu geben, und das zeigte ihm, wie nöthig eine recht frische Thätigkeit sei, damit er nicht einer Schwermuth anheim falle, die seine Kräfte zu lähmen vollkommen geeignet war. Er raffte sich selbst auf, um dem nahenden, innerlichen Feind entgegen zu treten. Bald ging er ans Meer, um an einer wohlgeeigneten Stelle der Küste sein Netz in die Fluth zu senken; bald trocknete er seine Robbenfelle, die er im Winter abgestreift hatte, und suchte sie durch Reiben gelehm zu machen; bald ging er mit dem treuen Hund auf die Jagd; bald stieg er auf die Berge und Vorgebirge der Insel, von wo aus man weit hinaus auf das blaue Meer sehen konnte. Da gab es denn oft schnell auftauchende, aber auch schnell versinkende Hoffnungen, wenn irgend eine Wolke ihm ein Segel zu sein schien und er die Stunde der Erlösung nahe glaubte. Tiefer gebeugt, kehrte er dann in die einsame Hütte zurück, um über der Menschen Undank, den er doppelt und leider so bitter erfahren hatte, zu trauern, aber auch wieder im Gebete, diesem stillen Reden der Seele mit Gott, Kräftigung zu finden. Über sich selbst und sein Leben nachzudenken, hatte er Zeit genug, und die Buße, die den Menschen zwar tief demüthigt, aber eben dadurch wieder höher emporhebt und Gott näher bringt, machte recht in seiner Seele Kraft und Wirksamkeit gewinnen zu seinem wahren Heile.

Was uns ein Unglück scheint, wird eben oft ein rechtes Glück dadurch, daß es Alles, was die Welt gibt, in seiner Nichtigkeit erscheinen läßt, während es uns zu höherer Einsicht, zu richtigerer Selbsterkenntniß und wahrer

lichen Wein bringt. Wer das Dorf einmal zur Blüthezeit gesehen, oder zur Johanniszeit dort war, wo die Rebe blüht und der herrliche Duft überall die Luft erfüllt, der muß bekennen, daß es ein Dörflein ist, das der liebe Gott recht gesegnet hat. Wenn's eben nur auch die Menschen zur Zeit der fröhlichen Ernte oder Weinlese allemal erkenneten!

In Mitten des Dorfes, wo auf dem freien Platze die uralte Linde steht, wo sich die Gemeinde versammelt, da standen nahe bei einander die beiden schönsten und größten Häuser des Dorfs, und in den Häusern wohnten dicke Bauern, Ihr Mädchen wisset, was das heißt: die schönsten Aecker, Weinberge und Wiesen gehörten dem Adam Wagner und dem Franz Kilb. Beide Familien hätten recht einig sein können; aber zwei harte Steine mahlen nicht gut. Guten Morgen, guten Tag und guten Abend, — das war Alles, was sie miteinander redeten von jeher. Keiner lieh etwas bei dem andern; Keiner suchte bei dem andern Rath; kurz es war, wie der Nachbar Veit sagt: sie ließen nichts bei einander arbeiten. Das, was sie schied, war der Reichthum; denn bei dem sitzt alle Tag der Teufel zu Gaste. Als des Kilb brave Frau starb, wurd's noch strenger. Die Weiber hatten gut mit einander gestanden. Jetzt durften die Kinder nicht mehr mit einander spielen. Dies Verbot ging ihnen an die Seele. Denn sie hatten sich lieb. Des Wagner's Ammichen und des Kilb's Fritz waren ja mit einander aufgewachsen.

Leider aber war der Fritz ein verwöhnter, wilder Bub. Warf er den Leuten die Fenster ein, so sagte der Alte: Ich habe Geld; und ließ sie wieder machen. Stellte

er einen argen Schelmenſtreich an, ſo ſagte er: Nun, Schlafhauben taugen nichts. Es ſind Buben! Hielt ihm der alte, brave Lehrer eine Strafpredigt, oder maß ihm das Lineal an, ſo ſchimpfte der Vater über den Lehrer vor dem Fritz, — und das iſt erſt die rechte Höhe! Kennt's fehlen, daß er mißrieth? Niemand ſtand ſchlimmer, als das gute Ammichen. Konnte er ihm einen Streich ſpielen, ſo that er's. Pflanzte ſie Blumen, ſo riß er ſie aus. Bleichte ſie Wäſche im Grasgarten, ſo warf er ihr Erde darauf. Wuſch ſie am Bächlein, ſo machte er's trübe. Und ſtellte ſie ihn einmal zur Rede, ſo lief er lachend davon. Und doch war ſein Gemüthe nicht böſe. – Ammichen ſchalt ihn wohl einmal tüchtig aus, oder ſtellte ihm ſein abſcheuliches Betragen vor; dann weinte er, und gelobte, es nie wieder zu thun; aber in der nächſten Stunde ſpielte er ihr gewiß ſchon wieder einen Schabernack, — und doch hatte er ſie lieb, — die ſich meinen, werfen ſich mit Steinen!

Ob ihm darüber das Mädchen abhold war? Nein, ſag' ich. Sie hatte ihn vielmehr recht lieb. Gelt, Kathrinchen, du weißt auch etwas davon zu ſagen? He!

Das Kathrinchen wurde blutroth, und der Schmiedjacob fuhr fort:

Aus dem wilden Buben wurde nach und nach ein wilder Burſche, und aus dem ſanften Ammichen eine ſittige, fleißige Jungfrau. Da kam eine herrſchende Krankheit ins Land. Es war Anno 1814. Die Leute ſtarben hin, wie Schneeflocken, und ſiehe da, der alte Wagner ſtarb und auch der alte Kilb. Im Dorfe war faſt keine Haushaltung, die nicht Trauer hatte, und der

Kirchhof war schier zu klein, die Gräber alle zu fassen. Es war eine harte und schlimme Zeit, und der Krieg hatte sich an den Rhein gewälzt, und der Napoleon pfiff auf dem letzten Loche, — bis er endlich auch auf dem ausgepfiffen hatte, nämlich bei Waterloo.

Um den Fritz bekümmerte sich eigentlich Niemand, als im Stillen das gutherzige Ammichen, das ihn so lieb hatte und jetzt viel lieber, als da sie noch ein Kind war. Verwandte hatte er nicht mehr, außer dem Vormann, der seiner Mutter Bruder war. Er hatte es viel schlimmer, als sie; denn Ammichen besaß doch noch ihre gute Mutter. Fritz stand allein in der Welt; denn der Vormann war ein Erzdummkopf, und die Leute hießen ihn nur den Simpel.

Was wird doch der Fritz anfangen? dachte sie. Wer wird ihm rathen? Wer ihn warnen? Wer ihm die Weiberarbeit thun?

Einmal steht sie in der Dämmerung am Röhrbrunnen, wo die Mädchen standen, um Wasser zu schöpfen, und eine auf die andere warten mußte. Sagt des Schneiderpeter's Liese: „Habt ihr auch schon gehört, daß der Fritz seine eigene Haushaltung anfangen und eine Magd dingen will?“

„Ei, du lieber Gott,“ rief die dicke Bärbel, „das wird eine rechte Wirthschaft werden! Der heirathete doch rechter. Da dingte er sich eine Haushälterin auf das lange Jahr.“

„Was soll er denn machen, wenn er nun bei das Volk muß?“ fragte des Rathdieners Grethe. „Das wird ihm im Garten wachsen; denn es ist ein Kerl, der Flügelmann werden muß, so groß und hübsch ist er.“

Da meinte des Schulzen Käthe: ihr Vater, der doch das Alles am beſten wiſſe und verſtehe im Dorfe, habe ihm gerathen, er ſolle Haus und Hof verpachten.

„Was wird er dafür bekommen?“ rief lachend Schneiderpeter's Liese aus. „Heirathen wär' das Beste!“

„Da könnte dein Vater helfen, Käthe,“ sprach die dicke Bärbel; „denn der weiß Alles rund zu machen, was viereckig iſt, darum iſt er auch Schultheiß.“

„Wie ſo?“ fragte Käthe erröthend.

„Ei, er könnte dich und Fritz zuſammenkuppeln. Du laufſt ihm ja doch zu Gefallen und leckſt ihn, wie ein Lockvogel den wilden.“ Darauf nimmt ſie ihre Bütte auf den Kopf und geht. Die Käthe ſchimpfirt ſie aus, aber die Bärbel fügt's nicht an.

Ammichen war ſtille dageſtanden; aber ſie hatte genug gehört.

Die Liese ſagte: „Der Fritz iſt ein mordleichtſinniger Kerl. Er ſitzt doch an einem Stück in des Schulzen Haus, trinkt und kartet, und traktirt Jeden, der Luſt hat. Um ſeine Aecker kümmert er ſich nicht. Der Simpel iſt aber gar kein Simpel, wenn es auf ſeinen eigenen Vortheil ankommt. Er ſchafft ihm Geld von dem Mauſchel von Ebsweiler, und der nimmt Zinſen, daß Einem die Zähne ſtumpf werden, und der Simpel hat auch ſein Zählgeld und Zaſſeres, wie der Jud ſagt. Der wird bald fertig ſein.“

Die Käthe ſagte: „Du räſonnirſt über ihn. Was iſt's dann, wenn er einmal trinkt? Thun das Andere nicht? Und was das mit dem Gelde betrifft, ſo iſt's nur halb wahr; denn mein Vater ſchießt ihm meiſt das Spielgeld und anders vor.“

Darauf ſchwiegen die Mädchen und gingen. Ammichen hatte mit angſtvoll klopfendem Herzen mehr gehört, als ſie hören wollte. Sie nahm ihr Waſſer und ging, und wer

die Thränen gesehen hätte, die über ihre Wangen rannen, der hätte glauben mögen, die Wasserbütte ränne in ihren Bodenfugen.

Ach, hätte sie ihn doch einmal sprechen können! Aber sie sah ihn nicht, und er mied sichtbarlich jede Gelegenheit, mit ihr zusammen zu treffen. Als sie gegen das Haus kam, hörte sie ein Halloh und Johlen darin, als wär's morgen Kirchweih, und doch war ihm erst der Vater gestorben. Sie stellte ihr Wasser ab und ging, da es nun

dunkel geworden war, gegen die Fenſter hin und ſah in Fritzen's Stube. Da ſaßen ſechs Burſche bei ihm, grundliederliches Geſindel, die um den Tiſch herum ſich gelagert hatten, karteten und aus einem Maaßkrug ohne Glas den Wein tranken. Sie ging noch betrübter heim.

Abends kamen die Nachbarn in ihr Haus, um da zu arbeiten. Da wurde dann, wie es ſo zu gehen pflegt, das ganze Dorf durchgehechelt, und endlich kam denn der Nachbar Konrad auch auf den Fritz zu reden. Da hörte denn Ammichen, daß Alles, was die Mädchen am Brunnen geſagt, wahr ſei. Da Fritz ohne Zweifel Soldat werden müſſe und noch nicht volljährig ſei, ſo habe ihm das Gericht einen Curator geſtellt. „Wen meint Ihr?“ fragte Konrad. „Niemand anders, als Bormann's Simpel. Das iſt mir ein Curator! Aber,“ fuhr er fort, „der Simpel iſt doch geſcheidter, als ich und Alle gedacht. Der weiß, wo ſein Vortheil anhebt. Vorgeſtern kam der Mauſchel und bringt ihm ein Paar Ochſen. Daß der Simpel auf dem allerletzten Loche pfeift, weiß die Welt. Will ihm der Mauſchel nicht borgen. Item, der Fritz ſpricht gut für zweihundertſechzig Gulden, und bezahlt ſie auch ſo gewiß, als der Himmel über uns blau iſt.“

„Ei,“ ſagte Ammichen's Mutter, „iſt denn das Vieh ſo theuer?“

„Preſt die Mahlzeit!“ ruft Konrad aus. „Der Jud hängt's dem Simpel ſo auf, und der Fritz bezahlt's ja, und wenn geborgt wird, koſtet's doppelt.“

Ammichen ſeufzte.

„Ach,“ fuhr der Konrad fort, „der Fritz wird ſchon fertig mit ſeinem Vermögen, an dem der Alte ſo lange

gespart und geknausert hat. Der Simpel ist dem Schmuhl von Steinbach, dem reichen Jud, ein tüchtig Capitälchen schuldig. Sitzt der Fritz eben bei dem Simpel und berathschlagt mit ihm, woher er Geld bekäme, da tritt der Schmuhl herein, sagt: „Gut'n Tag," und setzt sich auf die Ofenbank; drauf sagt er: „Mei Vormann, wie steht's? Siebenhundert Gulden bist du mir schuldig und die Zinsen von drei Jahr. Wenn du meinst, daß ich länger Geduld hätt', als bis der Schabbes herum ist, so bist du, was dich die Leut' nennen, ein Simpel. Du wirst gestülpt." — Da heult seine Frau, und die Margreth, und die Buben, daß es ein Jammer ist. Der Fritz hat ein gutes Herz. „Hilf mir, Fritz," ruft der Vormann, „du kannst helfen und mich retten!"

„Hörst du, Schmuhl," sagte er zu dem Jud, „ich will Bürg' werden, wenn du mir zweihundert Gulden baar leihst."

„Nu," ruft der Jud, und kratzt sich hinterm Ohr, „ich hab kein' zweihundert Kreuzer; aber sag', Fritz, wie viel Procentcher zahlst du? Ich lehn's dann beim Mauschel."

„Das gilt mir gleich," sagt der Fritz. „Wie viel willst du?"

„Wann du's bis zu Martini wieder bezahlst, gibst du bloß zehn Procentcher!" ruft der Jud, — und der leichtsinnige Bub gibt ihm eine Handschrift und unterschreibt als Bürg' und Zähler dem Simpel seine Hypothek, und der hat keinen Ziegel mehr auf dem Dach, der sein eigen ist. Kann's denn anders sein," fährt der Konrad fort: „Wenn der Simpel in die Stadt geht, was er alle

Freitag thut, ſo kommt er zurück mit dem Zwergſack, der ſo voll iſt, daß er drunter keucht, und da iſt Kaffee drinn und Zucker, grünes Fleiſch und derlei Zeug. So fang's in dieſer Zeit ein Bauer an, dann wird er bald ausgebauert haben! Dazu backt die Margreth alle Sonntag ihren dicken Milchkuchen, und dann leben ſie in Floribus. Da frag' noch Einer, woher der Simpel die Schulden hat. Wenn's Einer ſo durchſetzen könnte, ſo wären wir Alle Eſel, daß wir arbeiteten, und uns plagten, und uns behülfen, und dürres Schweinefleiſch und Karteffelſuppe äßen. Der Fritz wird ein Lump, und weiß nicht, wie."

Ammichen wurde roth und weiß vor Scham und Wehmuth. Ach, wie ſollte ſie es anfangen, daß ſie ihn ſpräche? Zu ihm gehen? Das ging nicht! Ihn hereinrufen? Das ging auch nicht. Und er kam faſt nicht mehr heim. Bormann's Margreth beſorgte ſein Vieh und ſein Haus, und, Gott weiß, wie ſie's trieb!

Kaum acht Tage ſpäter war die Ziehung in der Stadt. Jeden Abend ſaßen die Burſche, welche zu looſen hatten, in Schulzen zuſammen und ſpielten und tranken. Die Käthe ſaß beim Fritz, und ihre ſchwarzen Augen blitzten ihm in die ſeinigen hinein wie brennendes Feuer. Sie war hübſch, hatte rothe Wangen und ſchwarzes Haar. Dabei war ſie nicht blöde. — Der Schulz war dem Fritz ſehr freundlich. So ging's ganze Nächte durch, und Morgens war des Fritz Geldbeutel leer und ſein Kopf voll, und er lag auf des Schulzen Ofenbank, ſtatt in ſeinem Bett. Warnte ihn Jemand, ſo lachte er ihn aus, oder wies ihn ſchnurrig ab. Morgens kochte die Käthe Kaffee, und ſein Kopf wurde wieder klar. Als die Ziehung

nahte, ſteckte ſie ihm den Lorbeerſtrauß an die Mütze, von dem die rothen und blauen Bänder flatterten, und als er ſie küßte, ſagte er: „Schulzenwetter, gebt mir die Käthe zur Frau!“

„Topp!“ rief der Schulz, und legte die Hände zuſammen, und der Handſtreich war fertig.

Als das Ammichen hörte, ſchloß ſie ſich in ihr Kämmerlein und weinte heiße Thränen; denn ſie hatte den Fritz im treuen Herzen lieb ſeit ihren Kinderjahren, und

Lebensänderung führt. Oft hat es Capitän Barnard bekannt, daß diese peinvollen Stunden des Alleinseins ihm für seine Seele Stunden des wahren Heiles gewesen seien. Gott weiß am Besten, was uns Menschen frommet! —

Den Capitän Barnard erwartete gerade in dieser Zeit eine recht große Ueberraschung. Dieß nöthigt mich aber, Euch, liebe Leser, zu den vier Matrosen zu führen, die den Capitän so verrätherisch verlassen hatten.

Mit ihrem Boote und den Vorräthen an Pulver, Blei und Lebensmitteln waren sie denn hinausgesegelt und hatten auf einer kleinen, in ansehnlicher Entfernung von Neu-Island liegenden Insel, Anker geworfen. Sie waren nun freilich des Capitäns „Predigten," wie sie sagten, los, aber auch seine Erfahrung, Umsicht und Weisheit, die für sie gesorgt hatte, wenn sie in träger, unmuthiger Schlaffheit hinlebten. Jetzt mußten sie für sich selber Sorgfalt üben und ihren Lebensunterhalt bestreiten. Nur zu bald sahen sie ein, daß ihnen die höhere Einsicht abging, die sie bis jetzt geleitet hatte. Sie mußten sich aufmachen und wirken. Das war ihnen nun freilich ganz gut; allein bald sahen sie ein, daß auf der kleinen Insel nicht soviel jagdbares Gethier sei, wie auf Neu-Island; Trotz aller Mühe und Anstrengung gewannen sie nicht, was sie bedurften. Noth und Mangel riß bei ihnen ein und in Folge dessen, Krankheiten. So kam Ein Ungemach nach dem Andern als Strafe ihrer Verschuldung über sie. Nun wären sie gerne zu ihrem verlassenen Capitän zurückgekehrt, wenn sie gekennt hätten. Zudem war das Meer so stürmisch, daß sie sich mit ihrem Boote ihm nicht anvertrauen konnten. Sobald aber ihre Krankheitsleiden sich gemildert hatten und das Meer ruhiger war, beeilten sie sich, zu ihm wieder zurückzukehren.

Als nun eines Abends der Capitän, eben recht müde von der Jagd zurückgekehrt, vor der Thüre seiner Hütte saß, und der treue Hund zu seinen Füßen sich schmiegte, sprang dieser plötzlich auf und gab Laut. Der Capitän fuhr aus seinem tiefen, schwermüthigen Sinnen auf und sah vier Männer langsam auf die Hütte zuwanken. Er erkannte seine Unglücksgefährten im ersten Augenblicke gar nicht, so waren sie durch Krankheit und Mangel entstellt.

— alte Liebe roſtet nicht. Sie ſah's gar nicht, wie der Förſter und der Schullehrer faſt die Fenſterſcheiben durchſahen, wenn ſie an ihrem Hauſe vorbei gingen und die Burſche ihr zu Gefallen liefen. Sie hatte nur den Fritz lieb, und der machte es nun ſo, und verlobte ſich mit der Käthe, die ſo leichtfertig war, wie kein Mädchen im Dorfe, daher denn auch keine mit ihr gehen mochte.

Am Morgen nach jener raſchen Verlobung rollte der Wagen durchs Dorf, auf welchem die Burſche ſaßen, die heute in der Stadt loofen ſollten, und der Schulz ſaß bei ihnen; denn er dachte den Fritz mit Geld los zu machen, wenn er ſich dran ſpielte. Sie ſangen luſtige Soldatenlieder und johlten überlaut. Auf den Mützen prangten die Lorbeerſträuße, und wie bang auch manches Herz unter der Weſte ſchlug, es ſah's ihnen Niemand an. Allen that's der Fritz zuvor, und kein Menſch hätte geſehen, daß er Trauer hätte, wenn er nicht den Flor am Arme gehabt, der aber gar übel zu dem Singen ſtand. Als der Wagen ſich Ammichen's Haus näherte, wurde aber der Fritz plötzlich ſtill und ernſt. Er ſah nach einem Fenſterlein hinauf; aber der beigezogene Laden ließ es nicht zu, daß er das thränenvolle Auge dahinter hätte ſehen können.

In der Stadt ging's luſtig zu. Aus einem Wirthshaus zogen ſie zum andern. Der Fritz hielt alle ſeine Kameraden frei. Er taumelte in den Ziehungsſaal, und als er eine niedere Nummer gezogen, und als gut einem Grenadier-Regimente zugeſchrieben war, wurde er plötzlich nüchtern und ging ſtille hinaus, als ob ihn ein Hund gebiſſen hätte. Noch hatte er Hoffnung. Er dachte, der Schulz würde ihn ſchon frei machen; aber als er wieder

zu ihm kam, zuckte er die Achseln und sagte: „Fritz, es ist Alles umsonst, und es wird nun, da du sechs Jahre stehen mußt, auch mit der Käthe nichts sein; denn die kann nicht auf dich warten, wenn sie eine bessere Gelegenheit findet.“

Das ergrimmte den Fritz. Er trank in den Zorn und kam Abends toll und voll heim, zerschlug in des Schulzen Haus Alles, was ihm in die Hand kam, und stieß die Käthe von sich. Daraus gab's einen Proceß, und er mußte dem Schulzen Alles bezahlen, wie auch, was er ihm schuldig war, und — der Schmuhl lieh das Geld dazu.

Nun blieben die Rekruten noch etwa drei Wochen daheim, und dann hieß es: Marsch, in die Stadt! unters Gewehr!

„Liebster Gott, Ihr Mädchen,“ sagte der alte Schmierjacob, „wenn's noch gewesen wäre, wie in meinen Soldatenjahren, wo man entweder gar nicht heim kam, oder als Krüppel, wie ich, da hätt' ich mir's gefallen lassen, daß sie geweint hätten, aber jetzt ist's pure Lumperei, purer Kamaschendienst. In der Garnison putzen sie das Lederwerk, exerciren ein Bischen, stehen Schildwache und dann ist die Herrlichkeit aus, und Pulver riechen sie nicht.“

Der Fritz war eine Zeitlang recht niedergeschlagen; endlich gewann sein Leichtsinn wieder die Oberhand, und nun ging er jeden Tag in des Schulzen Haus, und betrank sich, spielte und trieb's so toll, als möglich, sah aber die Käthe nicht mehr an, sondern höhnte sie nur, wo er konnte, und es schien, als habe sich seine schnellerwachte Zuneigung ebenso schnell in Haß verwandelt.

Wäre der Schulz ein ehrlicher Mann gewesen, ſo hätte er ihn gewarnt; aber dem war's ums Geld zu thun. Sein Vortheil kam zuerſt in Betracht, und dann — ſonſt nichts mehr.

Ammichen brannte das Herz, wenn ſie ſo Abends all die Geſchichten anhören mußte. Hätte ſie ihn nur einmal ſprechen können!

Eines Tages ſchien es, als habe es Gott ſo gefügt, daß er ihr gar nicht entgehen könne. Sie ſaß im Garten hinter dem Hauſe, wo der Weg vorüber führt, der aus der Bannmühle kommt.

Fritz war in der Mühle geweſen und kam jetzt eben zurück. Er mochte wohl nicht gedacht haben, daß Ammichen im Garten ſäße, als er den Weg an ihm vorüber einſchlug; denn er fürchtete und ſchämte ſich ordentlich vor ihr, und ſie war doch ſo gut. Es war Sonntag Mittag. Sie hatte das Wort des Herrn geleſen, daß die Kranken des Arztes bedürfen, nicht aber die Geſunden. Da dachte ſie: „Ach, wenn er doch jetzt käme. Das Herz war ihr ſo voll, ſo warm, und ſie fühlte ſich ſo recht in der Stimmung, zu ihm zu reden.

Da kam er und ſah ſie, wie ſie da ſaß und die Bibel in ihrer Hand hielt und las. Sie ſah ihn noch nicht. — Er ſtand ſtille, und der Anblick des engelſchönen, guten Mädchens bewegte ſein Herz.

Jetzt blickte ſie auf, und ſah ihn.

Sie ſtand auf, und ging auf ihn zu.

„Ach, Fritz," ſagte ſie, „wie lange habe ich kein Wort mit dir wechſeln können. Warum fliehſt du mich? Niemand meint es beſſer, treuer mit dir, als ich, und doch

biſt du ſtets in Schulzen, die's mit dir bös meinen.“ Er ſah lange vor Scham unter ſich.

„Ach, Ammichen,“ ſagte er endlich, „ich weiß es wohl, aber die Geſellſchaft lockt mich an.“

„Und noch etwas, Fritz,“ fuhr ſie fort, „ſag's nur, — das Spiel und das Trinken! Siehſt du denn ehrliche, brave Leute dort, wie den Förſter, den Schullehrer, den“ — und ſie nannte Viele. „Die meiden das Haus wie die Peſt. Warum du nicht?“

Das Wort weckte böſes Blut in Fritz. „Bleib' mir mit den Scheinheiligen vom Leibe. Ich bin nun einmal ſo!“ ſagte er faſt trotzig.

„Lieber Fritz,“ ſagte ſie und legte ihre Hand auf ſeinen Arm, „hadre nicht. Ich meine es ja ſo gut, wie's Niemand hier mit dir meint; aber ſag', wohin ſoll das Leben führen? Wohin ſoll's mit dir kommen? Schon haſt du allen Reſpect verloren. Hab' und Gut geht fort. Was ſoll's im Alter werden? Werde doch wieder brav, daß dich die Leute achten und du für dein eigenes Wohl ſorgſt. Und deine Seele, Fritz! Ach, deine gute Mutter, was wird ſie Kummer im Himmel um dich haben, den ſie untergehen ſieht!“

Der Fritz dachte: Biſt du denn der Betſchweſter Rechenſchaft ſchuldig? Da hob er frech den Kopf in die Höhe und ſagte höhniſch: „Du eigneſt dich prächtig zur Frau Schulmeiſterin. Soll ich dir ihn freien? Mich laß in Ruhe. Ich bin jung, und will mein Leben genießen. Darüber, was ich thue, bin ich dir keine Verantwortung ſchuldig. Ich hoffe, daß ich an deiner Thüre kein Brod

ſoll betteln müſſen. Und die Käthe wird doch noch meine Frau, weißt du's!"

Mit jedem Worte war er kecker geworden. Endlich drehte er dem Mädchen den Rücken, und ging pfeifend von dannen.

Ammichen ſah ihm mit einer heißen Thräne im Auge nach. Sie fühlte tief die Kränkung; ſie fühlte noch tiefer, daß er nicht mehr zu retten ſei.

Er ging ſchnurſtracks in Schulzen, und erzählte Alles, und die Sippſchaft lachte aus vollem Halſe. Die Käthe that wieder abſonderlich freundlich mit ihm, daß er wieder ganz in ihr Netz gerieth. Der Schulz ſchien auch ſein raſches Auflöſen der Verlobung zu bereuen, da ſeine Hoffnung auf den Förſter zu Nichts geworden war. Nun wurde der Handſtreich erneuert, und Käthe war des Fritz Braut, und am nächſten Sonntag rief ſie der Pfarrer aus. Nun war's feſt, und Ammichen, die in manchem Geſichte Spott las, ging auf einige Zeit zu ihrer Mutter Schweſter, die ſechs Stunden weit wegwohnte.

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange; denn der Fritz mußte zum Regiment gleich nach der Ernte. Alles, was er auf ſeinem Felde geerntet hatte, ſein Heu, ſein Vieh, in Summa, Schiff und Geſchirr, ließ er auf baar Geld verſteigern und Haus und Aecker verpachten. Ihr könnt Euch denken, daß Alles um ein Spottgeld wegkam; aber es reichte fürs Erſte hin, und Fritz zog ab.

In der erſten Zeit war die Käthe traurig, oder ſtellte ſich doch ſo, als wär' ſie's; aber bald ging's wieder im alten Gleiſe fort. Sie lachte mit allen Burſchen und war noch dreiſter, als ſonſt. Sie ſaß ganze Nächte bei ihnen am Trink- und Spieltiſch, und da könnt Ihr denken, daß da Mancherlei geredet wurde, was ein ſittiges Mädchen nicht hören ſoll und mag. Ihr guter Ruf ging vollends fort. Der Fritz hörte das recht gut; ſchlug aus den Eiſen, ſchrieb derbe Briefe, und ein Wort gab das andere; — kurz, ehe ein Jahr verging, war Alles zum zweiten Mal ab, und die Käthe heirathete einen Schweinhändler aus dem Hinterlande, der oft ins Dorf kam und

junge Schweine verkaufte oder ausborgte, — und die Leute redeten nichts Gutes. — Was der Fritz that? — Er ſchlug ſich's aus dem Kopf, und konnt's um ſo leichter als er ſie niemals ſo recht aus Herzensgrunde lieb gehabt hatte. Er dachte jetzt nach, und fand, wie unrecht er am Ammichen gehandelt hatte; er fühlte, daß er Ammichen lieb habe, aber doch ganz anders, als die Käthe.

Wär' er nur ordentlich geweſen! Das Kommißbrod iſt hart und rauh; — das ſchmeckte meinem Fritzchen nicht. Die Suppe, welche ſich die Compagnie in ihren Abtheilungen kochte, war ihm auch nicht recht, und Fleiſch gab's wenig. Geld? — lieber Gott, die Löhnung iſt gar geringe. Da ging's an den eigenen Beutel. Der war bald leer; denn ein Unterreffizier merkte, wie viel Uhr es bei dem Fritz war, ſagte zu ihm: „Du kannſt für ein Billiges beſſere Koſt bei mir haben!“ Er zapfte auch Bier, Schnapps und Wein ſo in der Stille. Das ſtand dem Fritzchen an. Er aß alſo bei dem Herrn Corporal. Nach dem Eſſen, wenn es der Dienſt zuließ, wurde ein wenig gekartet zwiſchen Fritz, dem Corporal und ſeiner Frau. Fritz gewann tüchtig anfangs; als er aber eben recht hitzig gemacht war, wandte ſich das Blättchen, und er verlor zehnmal ſo viel. Von Zeit zu Zeit gewann er auch wieder; allein er ſah's erſt an ſeinem Geld und deſſen raſcher Abnahme, wie viel er verlor.

Der Corporal lieh ihm ſo viel er wollte.

Mit dem Spielen Mittags und Abends war er nicht zufrieden; er ſpielte auch in den Wirthshäuſern und gerieth bald in Schuld und Ungeduld.

Um die Schulden zu decken verſteigerte er zwei Aecker.

Nachbar Konrad ſteigerte ſie.

Als der Notar fragte: Wie er hieße? ſagte er, daß er nicht für ſich, ſondern für Wagner's Ammichen geſteigert habe.

Die Leute ſahen ſich an und flüſterten, aber — es war ſo, und wer Geld hat, kann ja damit machen was er will.

Als der Simpel ſah, daß bei dem Ammichen etwas zu machen ſei, kam er bald wieder und trug ihr eine Wieſe zum Verkauf an, und das ſtille Ammichen kaufte ſie. Nach Verlauf von dreien Jahren hatte ſie faſt die Hälfte des Gutes an ſich gebracht, das der Fritz beſaß.

Als der Jud das merkte, wurde es ihm bang um ſein Darlehen an den Fritz, und dem Mauſchel wegen der Bürgſchaft, und dem Schulzen wegen der Sauffſchulden des Fritz in ſeinem Buche, die nicht klein waren, und deren Betrag der Fritz zwar allemal unterſchrieben, aber niemals addirt hatte in ſeinem Leichtſinne.

Der Schulz, der Schmuhl und der Mauſchel fingen auf einmal alle drei an vor Gericht zu klagen, der den Vormann, den Simpel, die Andern den Fritz.

Kaum war's ruchbar, daß der Vormann verklagt ſei, ſo kamen aus allen Ecken die Gläubiger, — kurz, Hab und Gut ging drauf, und da es nicht ausreichte, mußte der Bürge, der Fritz nämlich, dran glauben. Ja, ja, das Gutſprechen für Andere, das hat ſchon Manchen arm gemacht.

Natürlicher Weiſe hatte der Fritz kein Geld; alſo ging's ans Verſteigern, und da keine weite Ziele geſetzt wurden, kam Alles wohlfeil weg.

Wer meint Ihr, wer Alles an ſich ſteigerte? Niemand anders als Ammichen!

Zwar blieb ihm noch genug, um als armes Bäuerchen zu leben, wenigſtens dachten die Leute ſo; allein es lautete anders, weil der Corporal eine gewaltige Rechnung machte. Die zog ein Gutes wieder weg, und als Fritz nahe am Ziele ſeiner ſechs Dienſtjahre ſtand, beſaß er noch zwei Kartoffeläcker und eine Wieſe für einen Wagen Heu. Die Weinberge, auch ſonſt Alles war weg.

Ich möchte nur wiſſen, ſprach der Konrad Abends einmal, was der Bub nun machen will, wenn er heimkommt. Haus und Gut iſt fort, und wenn er noch ſo einen Schrecken vor der Arbeit hat, wie früher, muß er hungern wie ein Bär.

Ammichen weinte manchmal um ihn. Ihre Mutter ſtrafte ſie darüber: allein es blieb dabei; ſie wollte von keiner Verbindung etwas wiſſen, gab dem Förſter und Lehrer einen Korb; ſchlug andere Heirathsanträge aus und lebte ganz zurückgezogen.

Endlich kam der Fritz vom Regiment, und es war eine betrübende Thatſache, daß er noch verſunkener zurückkam, als er weggegangen war. So lange er noch etwas Geld hatte, lag er in des Schulzen Haus, und es ſchien, als ob er gar nicht daran dächte, was ihm in dieſem Hauſe geſchehen war. Er ſchämte ſich auch nicht vor den Leuten. Nur Ammichen wich er aus, wo er konnte. Ammichen blieb ſich gleich. Sie ſah ihn oft wehmüthig an, glaubte aber immer noch an den guten Kern in ſeiner Seele und hoffte, wenn die Schule der rechten Züchtigung käme und er recht arbeiten müſſe, würde er auf beſſere Wege kommen.

Der Simpel, der gar nichts mehr hatte, war Kuhhirte geworden, und wohnte im Hirtenhäuschen am Ende des Dorfes. Bei ihm wohnte auch Fritz, und mußte auf Stroh schlafen und gequellte Kartoffeln essen. Nach und nach fing er an zu arbeiten. Was er aber am Tage verdiente, das ging Abends in Schulzen wieder den alten, bekannten Weg.

Eines Abends kommt der Nachbar Konrad und erzählt, daß Fritz krank sei und in Bormann's auf dem Stroh liege. Es sei, sagte er, ein wahres Elend; indessen kümmere sich Niemand um den liederlichen Finken und Jedermann sage: er müsse büßen für sein früheres Leben.

Niemand sah, wie Ammichen erblaßte, als sie das hörte.

Andern Tages kam der Doctor aus der Stadt in das Dorf, besuchte den Fritz und verschrieb Medizin.

Wer hat den geschickt? fragten die Leute. Wer wird die Medizin bezahlen? Das Räthsel löste sich schnell.

Ammichen ließ in dem Hause, das Fritzen's Vaterhaus war, ein gutes Bett aufstellen, ließ das nöthige Geräthe in die Stube bringen, und am Abend wurde Fritz, weil er noch etwas gehen konnte, herunter geführt, denn der Doctor hatte gesagt, in dem Hirtenhause müsse er ganz verkommen.

Die Leute steckten die Köpfe zusammen; aber das kümmerte Ammichen nicht. Sie selbst und der Konrad, dem sie's bezahlte, pflegten ihn, und alle Tage kam der Doctor; aber die Krankheit stieg. Wilde Fieberträume hatte er; sprach laut; klagte sich selbst an als den Urheber seines Elends und rief immer: Nur Eine kann mich retten!

Freudig eilte er den Ankömmlingen entgegen, weil er Erlösung erwartete; aber nicht minder freundlich empfing er sie, als er jene Hoffnung schwinden sah, und seine Leidensgenossen in so trostlosem Zustand erkannte.

Sie nahten sich ihm in tiefer Zerknirschung und flehten ihn reuevoll um Vergebung an. Sie gelobten, von nun an sich so zu betragen, daß er mit ihnen zufrieden zu sein Ursache haben werde.

In seiner Seele hocherfreut, nahm er sie mit aller Milde und Schonung auf, versorgte sie mit Lebensmitteln und behandelte sie wie seine Kinder.

Alles ging nun auch ganz gut. Der vergrößerte Haushalt forderte aber auch größere Thätigkeit und Sorgfalt. Die Hütte mußte wohnlicher hergestellt, für den bald nahenden Winter dauernder und schützender hergerichtet werden; Fleisch mußte an der Sonne getrocknet und Fische gesalzt und auch getrocknet, als Wintervorrath bereitet werden. Der Capitän erkannte, daß tüchtige Arbeit vor Meutereien schütze. Es ließ darum Holzvorräthe aufschichten und überhaupt Alles thun, um dem schnell hereinbrechenden Winter so zu begegnen, daß sie ihn weniger zu fürchten hätten.

Der Doctor war ein kreuzbraver Mann, der Alles aufbot, was in seiner Kunst und in seinen Kräften stand, ihn zu retten, und die sorgsamste Pflege bot Ammichen auf. Nach mancher Woche banger Sorge brach sich die Krankheit. Täglich sah Ammichen nach ihm und der Konrad durfte nicht von ihm weichen. Endlich war er außer Gefahr und langsam begann seine Genesung.

Kam Ammichen zu ihm, so begleitete er sie mit seinen Blicken, wohin sie sich bewegte. Man mochte es ihm ansehen, daß und wie ihm das Herz bewegt war, obwohl er nicht reden konnte, wozu er zu schwach war. Als er wieder aus dem Bette war und überhaupt kräftiger wurde, kam Ammichen seltener. Ging während dieser Zeit die Thür auf, so sah er mit aller Anstrengung dahin, weil er meinte, er sähe sie kommen. Und kam sie dann wirklich, so leuchtete sein Angesicht, und man konnte das Bestreben wahrnehmen, ihr danken zu wollen. Sie ließ es sich angelegen sein, mit ihm zu beten, ihm aus der heiligen Schrift vorzulesen, und dies Alles wirkte so mächtig auf sein Gemüth, daß Ammichen das Beste hoffte.

Wie gesagt, sie hielt es später nicht mehr für passend, so häufig bei ihm zu sein, um nicht den Leuten noch mehr im Munde herum zu gehen. Das that ihm leid; aber er sagte nichts.

Als er so weit war, daß er wieder an einem Stock ausgehen konnte, war sein erster Gang zu ihr.

Als sie ihn kommen sah, zitterte sie und wußte doch nicht warum, ob's Freude sei oder Furcht.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie, und seine

Thränen rannen in Strömen. Sein Herz strömte über im heißesten Danke für sie, die ihn gerettet hatte.

Sie aber wies den Dank ab und sagte: „Das hat der Herr gethan, dem danke, Fritz, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Vor Allem, lieber Fritz gelt, das versprichst du mir, statteſt du Gott deinen Dank dadurch ab, daß du nicht mehr in dein früheres Leben und Thun zurückfällſt?“

„Ach, Ammichen,“ sagte er, „ich bin aus einem recht wüſten Traum aufgewacht; aber ich gleiche noch der ſchwachen Rebe. Ich muß eine ſtarke Stütze haben, ſonſt falle ich wieder zurück. Werde du meine Stütze! Ich will dir folgen wie ein gutes Kind ſeiner Mutter.“

Sie reichte ihm ihre Hand und gelobte ihm wie eine treue Schweſter beizuſtehen; „aber,“ ſagte ſie, „aus Bormann's mußt du weg; arbeitſam und thätig mußt du werden; denn Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank. Schulzen Haus mußt du meiden, und überhaupt das Trinken und Spielen und deine böſe Geſellſchaft. Du magſt hier in deinem elterlichen Hauſe wohnen und es wird Alles gut gehen.“

Er verſprach Alles.

Verſprechen iſt noch nicht Handeln! werdet Ihr ſagen, und vielleicht ſeid Ihr geneigt, an der Dauer ſeiner Geſinnung zu zweifeln. Nun, der Erfolg wird's lehren.

Die Genesung ging schnell vor sich. Er war täglich, ja stündlich, in Ammichen's Hause. Mußte sie und ihre Mutter abwesend sein, so behütete er das Haus, fütterte das Vieh und that Arbeiten, die seine Kräfte zu thun erlaubten. Dabei war er stets ernst. Kamen seine früheren Genossen, so ließ er sie schnell laufen und gab ihnen fast gar kein Gehör.

Ammichen war gar zu glücklich. Sie blühte wieder wie eine Rose, und alles Weh, das ihr die frühere Zeit gebracht, war vergessen. Fritz betrachtete sie mit Ehrfurcht und Liebe; aber wie sehr auch sein Herz sich zu ihr neigte, er blieb ihr doch ferne, und hatte den Muth nicht, ihr zu sagen, wie lieb er sie habe. Das Ammichen merkte aber doch, wie viel Uhr es sei, — denn die Mädchen sind schlau, wie Ihr wißt, und es freute sie gar sehr. Sie verschloß aber das in ihre Seele so tief hinein, daß der Fritz meinte, sie habe Alles, was sie für ihn gethan habe, nur aus Barmherzigkeit gethan, und so eigentlich lieb habe sie ihn nicht mehr, seit er so undankbar gewesen.

Nachdem seine Gesundheit und Kraft ganz zurückgekehrt war, verdingte er sich zu ihr als Knecht. Es war im Dorfe kein Knecht so treu wie er, keiner so fleißig wie er.

Der Konrad sagte: „Laßt sehen! Der Wolf verliert die Haare — aber die Raupen *) nicht. Ich schwöre nicht drauf, daß er nicht wieder hinten ausschlägt. **)

*) Böse Tücken.

**) In seine alten Fehler zurückfällt.

Hab's mehr erlebt! Laßt 'mal die Kirchweih kommen!" Aber die Kirchweih kam, und Fritz blieb zu Hause, wie Ammichen auch. Abends saß Ammichen im Garten alleine, gerade an der Stelle, wo er ihr einst so wehe gethan hatte. Da trat Fritz leise zu ihr und setzte sich neben sie.

Er fing von dem damaligen Zusammentreffen zu reden an und bat sie, es ihm doch zu vergeben. „Du hast mich zu einem andern Menschen gemacht," sagte er. „Dir dank' ich Alles. Ach, Ammichen, nur Eins fehlt. Du könntest mich auch zum glücklichsten Menschen machen!"

Sie sah ihn lächelnd an.

Da faßte er ihre Hand und sagte: „Lieb Ammichen, werde meine Frau!" Mit der heimlichen Liebe ist's ein schlimm Ding. Sie bricht, eh' man sich's versieht, in lichten Flammen heraus. So war's auch bei dem guten Ammichen. Kurz zu sagen: eine halbe Stunde später

kam die Mutter, zu ſehen, wo Ammichen bliebe, und ſiehe da, ſie ſaßen Arm in Arm bei einander und koſten, und ſagten der Mutter, ſie ſeien Braut und Bräutigam.

Obwohl die Mutter nicht Nein ſagte, ſo war ſie doch keineswegs froh über dieſe Verbindung. Sie fürchtete, der Fritz ſpiele den Gebeſſerten, bis er das Vögelein in der Schlinge habe, und werde dann, wenn er im Beſitze des Reichthums ſei, ein noch weit ſchlimmeres Leben beginnen, als er früher geführt habe. Es traute ihm halt Niemand, und man ſieht hier recht genau, daß wer einmal Wälſchen heißt, ſicherlich zu dem Namen Wolf kommt, ohne ihn wieder zu verlieren; indeſſen ſchwieg ſie, und äußerte nur das: „Wenn doch auch ja der Fritz ſich ordentlich betrüge!“

„Ihr ſollt's erleben!“ rief er freudig aus, und Alles war gut.

Nur der Konrad zuckte die Achſeln und ſagte: „Ammichen, Ammichen, wenn's gut geht, will ich's leben!“

Ammichen ſagte: „Laßt mich nur ſorgen!“

Sie wurden kopulirt, und der Fritz war der reichſte Bauer im Dorfe; denn er hatte faſt ſein ganzes Gut wieder und das Ammichen's dazu.

Die Bauern ſagten: „Wart' einmal! Der wird nun aufs alte Lied wieder kommen!“

Aber Fritz kam nicht drauf, und ſie verrechneten ſich alle.

„Kamen denn gar keine Rückfälle?“ fragte das Lieschen.

„Wie hat's denn das Ammichen gemacht?“ fragte mit glühenden Wangen des Schulzen Kathrinchen.

„Ich will's nicht leugnen," sagte der Schmiedjacob, „daß es für den Fritz noch Leckfallen gab; aber das Ammichen fesselte ihn an das Haus. Sie war eine stets heitre, nie keifende, reinliche und thätige Frau; scherzte und neckte mit ihrem lieben Manne; that ihm Alles zu Gefallen, was sie konnte, und rief seinen Rath bei allen Dingen an, auch wo sie ihn nicht brauchte; erzählte ihm dies und das, und ließ sich von ihm erzählen; rief ihn Sonntags stets zum frommen Kirchgang auf; las mit ihm in Gotteswort und machte, daß er als Hausvater das Gebet las, Morgens und Abends. Kam er von der Arbeit, so lief sie ihm liebkosend entgegen; ging er, so entließ sie ihn mit freundlichem Blick und Wort. Abends wurde die Arbeit für den morgenden Tag besprochen und berathen, oder es kamen die guten Nachbarn zu ihnen, und in der Spinnstube im Winter las man gute Bücher vor. So dachte Fritz an kein Ausgehen. Wollte er einmal einen Schoppen trinken, so holte er ihn aus dem eignen Keller, und seine holdselige Frau trank wohl 'mal ein Schlückchen mit. Kein Mensch aber sah den Fritz trunken. Mußte er einmal auf den Fruchtmarkt in die Stadt, so hatte Ammichen auch Geschäfte in der Stadt und ging dann jedesmal mit, so daß Fritz es am Ende nicht anders wußte, ja keine Lust dazu hatte, wenn sie nicht mitging. — So hat sie's gemacht, Kathrinchen, und der Fritz ist ein ebenso ehrbarer als christlicher Mann geworden, sein Wohlstand wuchs unter Gottes Segen, und als sie erst mit Kindern gesegnet wurden, dachte vollends der glückliche Vater nicht mehr daran, seine Freude außer dem Hause zu suchen, und das kann ich sagen: ich hab' niemals in meinem

Leben eine glücklichere Familie gesehen, als die Ammichen's und ihres braven Fritz."

Plaudere mir Einer, was er will; ich bleibe dabei, eine brave Frau macht auch einen braven Mann; aber wenn die immer zankt und keift; wenn sie unordentlich und unrein ist; wenn sie gegen ihren Mann stets liebles und unfreundlich ist, — dann verleidet sie ihm das Haus, und er fällt wieder in die Sünden und Fehler seiner Jugend; aber umgekehrt wird er dem Hause, dem rechten Leben, dem Reiche Gottes gewonnen.

„Merk dir's, Kathrinchen," sagte der Schmiedjacob, „du hast's auch nöthig; denn an deinem Valtin hast du etwas zu bessern. Geb's Gott, daß es dir, wie dem Ammichen, gelingt!"

II.

Die Auswanderer nach Amerika.

Eine Geſchichte.

1.

Einen Topf haben, und Nichts darin; einen Geldbeutel haben, und kein Geld; das ſind gewiß ſchlimme Geſchichten; aber es iſt noch nicht ſo ſchlimm, als eine Mühle haben und kein Waſſer, es müßte denn eine Wind- oder Dampfmühle ſein; aber die hatte der Müller, von dem ich erzählen will, nicht, ſondern eine kleine Mühle,

deren unterschlägiges Rad das Wasser eines Gießbächleins trieb, nämlich, wenn Wasser drinnen war. Das fehlte aber regelmäßig im Sommer und im Winter; denn in Ersterem trocknete es aus, und in Letzterem fror's zu, und da war's Mahlen am Ende. Wär' ich ein Gatzvogel, so würde ich sagen, es hätten sechs rührhaftige Seelen so viel Thränen weinen können, als Wasser in dem Bächlein gewesen, und dem, der die Mühle dahin gebaut, habe es im Oberstübchen gerappelt; allein das wäre ein schlechter Witz, und lieber mach' ich gar keinen. Die Mühle stand da, und so hatte sie ihr Recht. — Wie dem sei, der Müller mußte klaufen — und da stand's noch schlimm genug. Was aber das Allerschlimmste war, das war dieses, daß, wenn das Mahlen aufhörte, auch das Meltern ein Ende hatte, das Meltern aber ist der Profit. Daß ich den Ort nicht nenne und auch des Müllers Namen nicht, von dem ich erzählen will, das hat, wie der Gevatter auf der Stelle weg hat, seinen Grund darin, daß ich keine Geschichte erzähle, die da geschehen ist, wo der Bach gebrannt hat und ist mit Stroh gelöscht worden, sondern eine, die gewiß wahr ist, und den Müller hab' ich selber gekannt, und ihm Alles gesagt und hernachmals: Willkomm!

Er war ein ehrlicher Müller, und das will etwas sagen, denn, wenn sie meltern, muß die Ehrlichkeit mästen damit sie das Maaß nicht sieht. Er melterte ehrlich. Hätte er Wasser gehabt, die ganze Umgegend hätte bei ihm mahlen lassen. Da stack aber der Hase im Pfeffer. Vier Monate im Sommer kein Wasser und drei im Winter — da konnte schon der jüngste Bub ausrechnen, daß das

sieben Zwölftel waren vom Jahre, denn er hatte schon die Bruchrechnung in der Schule gelernt. Außer diesem, dem Jacöbchen, hatte der Müller noch zwei Buben, davon der Eine, der Lips, sechzehn und der Kurt fünfzehn Jahre alt waren, und ein Mädchen von neunzehn Jahren, das Lieschen, von dem alle Buben im Pfarrdorfe sagten, seine Augen seien so blau, wie die Veilchen am Bach, die Backen so roth, wie die Röslein am Strauch, die Lippen so frisch, wie die Kirschen am Baum, und der längste und glänzendste Hunsrücker Flachs halte den Vergleich mit Lieschen's Haaren nicht aus. Ich kann das bestätigen, denn ich hab's oftmals gesehen, und ich kann noch mehr sagen, daß nämlich das Lieschen ein gar sittiges, braves, fleißiges Mädchen war. Der Müller und seine Frau waren gesegnete Leute, denn sie hatten prächtige Kinder, gesunde Kinder und brave Kinder; auch fehlte es ihnen sonst nicht, denn sie hatten sich etwas erspart und ihr Gut war schuldenfrei, wenn auch nicht die Mühle.

Fehlte auch sieben Monate das Wasser, so konnte der Müller doch leben. Drei Kühe und ein Paar Ochsen standen im Stalle, dazu ein Sackesel fürs Fruchtholen und Mehlwegtragen, und Futter war genug da. Er baute sein Gut mit seinen Kindern, wie auch seine Weinberge, und löste manchen harten Laubthaler. Er war auch schon ein guter Mann, mit dem es sich leben ließ, wenn nur zwei Dinge nicht gewesen. Das war einmal zuerst, daß er immer Recht hatte, und auf seinen neun Augen hielt. Und wenn ihn Einer oder seine Frau wollte anderer Meinung machen, so hielt er die Seine erst recht fest; und das Andere war der schlimme Umstand, daß er Anno 1841

Man sollte nun wohl denken, die Erfahrung sei für diese Menschen eine so nachdrücklich einwirkende Lehrerin gewesen, daß sie in ihre früheren Fehler gar nicht mehr hätten zurück sinken können; aber leider mußte Barnard die tiefschmerzende Erfahrung machen, wie leicht rohe Gemüther das vergessen, was sie ihrem Wohlthäter schuldig sind. Bald fing bei den Matrosen der Unmuth über die vielen und schweren Arbeiten wieder an, Raum zu gewinnen. Sie murrten und klagten über seine steten Zumuthungen, die doch nur ihr eignes Wohl forderten. Erst heimlich genährt, brach der Unwille endlich laut hervor, und mit ihm Trotz und Ungehorsam. Ja, Einer, der wildeste und roheste Mensch von allen Vieren, schlug sogar seinen Kameraden vor, den Capitän todt zu schlagen, um seiner los zu werden.

Dieser wahrhaft teuflische Vorschlag traf die drei mit murrenden Matrosen denn doch wie ein Blitz, und riß sie zu besseren Gedanken empor. Nicht nur, daß sie ihn mit einem entschiedenen Unwillen verwarfen, sie eilten auch zu Capitän Barnard, um ihm die schändliche Absicht des Matrosen anzuzeigen, und zu verlangen, daß er, theils um ihn unschädlich zu machen, theils um ihn wohlverdient zu strafen, auf eine der nahen wüsten Inseln ausgesetzt werde.

Der Capitän erkannte die Nothwendigkeit strenger Maßregeln und ließ ihn binden. Er wurde in das Boot, und nach einer wüsten Insel gebracht, jedoch ihm dabei angekündigt, daß er wöchentlich mit Lebensmitteln versorgt werden solle.

Diese Strafe hob des Capitäns Macht und Ansehen nicht nur, sondern sie wirkte auch wohlthätig auf den ruchlosen Menschen. Die unsäglichen Qualen des völligen Alleinseins wirkten so erschütternd und durchgreifend, daß er zerknirscht um Vergebung flehte und Besserung gelobte. Schon nach einem Monat seiner Verbannung kehrte er zurück, und gab nun keinerlei Veranlassung zur Unzufriedenheit mehr, wie denn die Eintracht nun keine Störung mehr erlitt.

Zwei volle Jahre hatten sie nun alle Leiden und Entbehrungen getragen. Der Winter kam mit allen seinen

ein Fieber bekam, das in der Gegend stark herrschte. Ich meine nicht das kalte oder heiße Fieber, das die Doctoren etwa heilen, wenn sie's fertig bringen, sondern das Auswanderungsfieber — und dafür gibt's nur Ein Recept, das nämlich, daß man sie ziehen läßt. Ich hab' dazumal an dem Müller viel Worte verschwendet und hätt's besser nicht gethan, denn er wurde nur hartnäckiger dadurch. Selbst die Thränen seiner Frau und Kinder rieselten ganz umsonst über die Backen — indeß — Weiber sind wetterwend'sch. Das kam so an ihn, nämlich das besagte Fieber.

Am zweiten Ostertage, Mittags, saß der Müller am frischgeölten Kirschbaumholztisch und seine Frau und Kinder drum herum. In der Stube war es sonnig und hell; denn die Müllerin und ihr Lieschen ließen keine Spinnweben die Fenster zubauen, wie das wohl Andre thun; in der Stube war's nett und rein — denn Beide liebten den Schmutz nicht, wie manche Andre, sondern hielten Alles rein, und wer mit dem weißen Hemdärmel über ein Geräthe fuhr, brauchte nicht zu fürchten, daß er ihn sich am Staub unrein mache, und das heißt etwas in einer Mühle, wo's das ganze Jahr staubt und am zweiten Ostertag auch. Vor ihm lag die große Baseler Bibel mit den schönen Bildern, und er las die Geschichte von des Herrn Auferstehung im Evangelio. Eben war er an den Jüngern, die nach Emaus gingen, als der Spitz wie ein Rasender zu bellen anfing, und der bellte niemals toll in den Tag hinein, wie andre dumme Hunde.

„Geh' Lips," sagte der Müller, „und sieh 'mal zu, wer da ist." Gewöhnt an einen Gehorsam, wie er bei wohlgezogenen Kindern sein soll, sprang der kräftige Bub auf

und ging raſch hinaus, und bald darauf trat ein Bauer herein. Es war der Gevatter Gottfried aus dem Dorfe, der nach Amerika zog, und ſein Behüt' Euch Gott! und Adjes ſagen wollte.

Gut'n Tag! hieß es jetzt und: Setz' dich, Gottfried! der that's, und der Müller las in Andacht ſein Kapitel aus; dann ſchloß er die Bibel, krappte ſie zu und legte ſie auf das Brett über dem Fenſter, und nun ging's an's Diskuriren; denn der Gottfried war Einer von denen, die das Gras wachſen ſehen und ſagen den Flöhen Proſit! wenn ſie nießen.

„Wie geht's, Cumpeer?" ſprach der Müller.

„Wie ſoll's gehen?" gegenredete Gottfried. „Morgen ziehen wir fort, und da will ich dir und deinen Leuten Adjes ſagen.

„Alſo doch!“ dehnte der Müller, der dicke Stücke auf den Gottfried hielt, von wegen der Klugheit deſſelben.

„Freilich, Cumpeer!“ erwiederte Gottfried. „Was ſoll ich hier thun. Da heißt's: Geld! und wieder: Geld! Und woher nehmen und nicht ſtehlen? Hat Unſereiner ein wenig Geld, da kommt der Steuerheber. Da heißt's: für die Steuer ſoviel, für die ſoviel. Man kann ja die Namen der Steuern gar nicht mehr alle behalten. Will man ſich einen Morgen Feld ſteigern — ſo ſteigert ihn der oder der Reiche, und ein armer Mann bekommt nichts mehr. Die Schulſteuer, die Kirchenſteuer, kurz — man wird ein Narr mit all' dem Bezahlen und ein Bettler dazu.“

Der Müller lachte. „Du ſchöpfſt das Fett all von der Suppe, Gottfried!“ ſagte er. „Du biſt doch bei meiner Treu! noch keine gerupfte Gans! Haſt du, wie andere Leute auch, einmal kein Geld, nun ſo haſt du Wein im Keller, Vieh im Stall und Credit.“

„Du liebe Zeit,“ ſagte Gottfried, „was hilft mir der Wein im Keller? Niemand kauft ihn. Was helfen Euch die Ochſen im Stall, ich brauche ſie und an's Verkaufen kann ich nicht denken. Und Credit? Weißt du nicht, daß der des Bauers dickſter Feind iſt. Wer ſich einmal dem zuwendet, der kann ſein Teſtament machen; denn er kriegt Schuld und Ungeduld. Alle ſieben Jahre ein Weinjahr. Die Fäſſer ſind theuer; die Pfähle koſten Geld. Ich hab' nicht für's ganze Jahr Brod. Ich, meine Frau und die fünf Kinder wollen eſſen, gekleidet ſein und ſie werden alle Jahre größer. Da rechne einmal, was das am Ende gibt? Dann darf man nur einmal mit dem Vieh unglücklich ſein, wie mein Nachbar Joſt oder mit den Juden

handeln, dann hat man die letzte Oelung und zur Zwangsversteigerung ist nicht weit.“ „Du machst's dann doch zu arg!“ rief der Müller aus. „Nun, Cumpeer,“ widersprach der Gottfried. „Ich hab's wohl überlegt. Nun zieh' ich nach Amerika, in das Land der Freiheit. Da quält mich kein Steuerbote; meine Buben brauchen nicht Soldat zu werden, und was ich erwerbe, ist mein. Frohnden plagen mich nicht. Ich hab' mein Gut versteigert; dafür löse ich zwölfhundert Gulden, nachdem ich das Steigprotocoll verhandelt habe. Für mein Haus hab' ich achthundert Gulden eingenommen. Dafür kauf' ich mir in Amerika zwanzigmal so viel, als ich hier gehabt habe.“

„Aber die Kosten der Reise für sieben Köpfe!“ warf der Müller ein.

„Sind alle veraccordirt und das ist schon abgezogen, denn ich habe ja Wein und Vieh verkauft, Schiff und Geschirr, Möbel und dergleichen. Das macht die Reise frei bis an Ort und Stelle und tilgt die Plackschulden.“

„Du stellst dir übrigens goldene Berge vor. Gib Acht, Gottfried, gib Acht, daß dir nicht Felsen geliefert werden!“ — „Ei, wer wird so bangherzig sein. Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“ lachte Gottfried. „Zu verlieren ist Nichts!“

„Das laß ich mir gefallen,“ sprach der Müller, „wenn es sich um ein Händelchen, um einen Kauf und dergleichen dreht; aber das ist ein Anderes — Heimath und Vaterland verlassen!“

„Wenn mir's aber in der Heimath übel geht?“ fragte Gottfried.

„Darüber kannst du doch gewiß nicht klagen!“ warf

ihm der Müller hin. „Du versündigst dich. Bleib' im Land und nähre dich redlich," sagt die Bibel."

„Ganz richtig — aber setze hinzu: wenn du kannst. Und geht das nicht, so heißt's: Streck' dich nach deiner Decke, was wieder so viel sagen will als: hungere!"

„Pfui, Gottfried," rief der Müller aus, „du bist undankbar. Gehungert hast du noch nicht, und wirst's auch nicht!"

„Hör' mich einmal an, Cumpeer," sprach Gottfried, „ich will dir's vorrechnen und zwar an dir und deiner Haushaltung so sonnenklar, daß du mir Recht geben mußt. Gib Acht: Du bist ein behaltener Mann, das wird Niemand leugnen. Du hast ein ehrlich Auskommen, hast vier und zwanzig Morgen gutes Feld, sechs Morgen Wiesen und einen Morgen Weinberg, dazu die Mühle. Nun wächst dein Lieschen heran und deine drei Buben. Zwei werden Soldat und müssen ihre sechs Jahre dienen. Da magst du dich tüchtig abplagen, hältst Taglöhner und gibst viel Geld aus. Unter der Hand kommt deinem Lieschen (ja werde du nur roth!) ein braver Freiersmann, und es heirathet; die Buben kommen endlich heim, sind alt und wollen heirathen, thun's auch, weil's ihr Vater auch einmal so gemacht hat. Nun theilst du. Jedem gibst du sechs Morgen Ackerland, anderthalb Morgen Wiesen und ein Viertel Wingert. Nun werden aus Einer wohlbestellten Haushaltung drei arme, aus Einem Bauer drei Bäuerchen, die zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel haben. Dir bleibt, weil das Jacöbchen eben noch klein ist, das übrige Viertel und die Mühle, die dich allein nicht nährt und du bist das vierte Bäuerchen. Kommt's

anders und du denkst an dich und hältst dir einen Aufenthalt fürs Alter, so kriegen sie noch weniger, und wenn das Jacöbchen einmal heirathet, so bist du im Alter ein Müllerchen, und ein armes dazu. Sag' an, ob das nicht wahr ist? Deine Kinder müssen ringen und sich placken durch die Welt. Wer kann, frage ich weiter, wenn kein Sterben kommt, daß die Menschen hinfallen wie Schneeflocken, wer kann sich ein Häuslein bauen? Das Holz ist unerschwinglich theuer, und das Tannen-Rheinholz kann ein Armer ja nicht mehr kaufen. Nun sag' mir, wenn deine Kinder nicht ein Häuschen erheirathen, was soll's mit Ihnen geben? Wer ist noch im Stande, sich Güter anzuschaffen? Sie sind so theuer, daß ein junger Mann in Schulden geräth, wenn er sich auch nur das ganz Unentbehrliche selber ziehen will. Wer aber mit Schulden anfängt in dieser Zeit, der kann das Kreuz über sich machen, denn so gewiß, als zweimal Zwei Vier ist, begleiten sie ihn wie sein Schatten bis ans Grab, und die Kinder erben sie noch, wenn nicht ein Reicher ohne Erbarmen, dem er schuldet, ihm subhastiren läßt, und ihn von Haus und Hof jagt. Als die Franzosen kamen, haben alle Lehens- und Zinsgüter aufgehört. Glaub's mir, Cumpeer, in zwanzig Jahren gibt's wieder nur Pächter hier herum und das Gut ist in der Hand Weniger. Gott soll mich behüten, daß ich hier bleibe! Ich habe fünf Kinder und nicht halb so viel, wie du. Was soll aus denen werden? Nein! Zu mir spricht in mir eine Stimme: „Zieh aus deinem Vaterland und aus deiner Heimat und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Lies nach, so stehet geschrieben im ersten

Buche Mosis, Kapitel 12, Vers 1. Ich gehe, weil ich muß, weil ich das Elend meiner Kinder vorausſehe und ſie vor ſolchem ſchützen will. Gott wird mir beiſtehen."

Vielleicht wäre dieſe Unterredung noch weiter gegangen, wenn nicht Gottfried's Frau und Kinder gekommen wären, und des Müllers Pathe darunter, der eine Pathenflaſche, das heißt ein Pathengeſchenk zu erwarten hatte; denn der Müller hatte ihm eine ſilberne Uhr gekauft als dauerndes Andenken an ſeinen Pathen.

Nachdem denn Alle noch beſchenkt waren mit Reiſevorräthen, beſonders dürrem Gemüſe, drückt man ſich die Hand. Die Frauen weinten und unter vielen Segenswünſchen ſchieden ſie. Gottfried ſchüttelte dem Müller die Hand und ſagte: „Komm bald nach. Es iſt das Beſte für dich!"

Und ſo trennten ſie ſich von einander und der nächſte Morgen führte die Auswanderer dem Rheine zu, wo ein Schiff ſie aufnahm und nach Antwerpen trug.

2.

Wenn ein Funken ins Streh fährt, ſo zündet er, aber er ſchlägt nicht gleich in heller Flamme auf, ſondern gluthet erſt noch einige Zeit; dann aber bricht mit Einem Male die Flamme aus, leckt gierig am Gebälk und legt das Gebäude in Aſche.

So iſt's auch im Gemüthe des Menſchen. Oft wird ihm von einem Anderen ein Gedanke in die Seele hineingeworfen, der dann ſogleich andere weckt, Entſchlüſſe erzeugt, und wenn ſie eine Weile in dem Herzen ſind

bewegt worden, werden sie fest und wanken dann nicht mehr, bis sie ausgeführt werden. Das nennt mein Gevatter einen Floh ins Ohr setzen, und er hat nicht Unrecht damit. Der Gottfried hatte dem Müller auch so einen Floh ins Ohr gesetzt, der nun alle Zeit juckte und biß.

Als Gottfried's fort waren, saßen Müller's wieder stille zusammen, so stille, daß es, wie mein Gevatter sagt, gut Hafer säen gewesen wäre. Die Mutter und Lieschen trockneten leise einander Thränen, das Jacobchen lehnte sich an der Mutter Schooß und bat leise: „Mütterchen flenne doch nicht!“

Die beiden ältesten Buben sahen vor sich nieder und der Müller blies dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife, wie er allemal that, wenn er bedeutende Gedanken im Herzen bewegte.

„Ach,“ sagte endlich die Mutter, „es ist doch ein harter Entschluß, die Heimat und das Vaterhaus zu verlassen und einer Zukunft entgegen zu gehen, die so schlimm ist.“

„Warum denn so schlimm, Mutter?“ fragte Lieschen. „Ja, du lieber Gott,“ sagte die Mutter, „sie haben doch die Seereise zu machen — denk' nur einmal!“ „Gewiß,“ sagte einfallend Lips, „da fahren sie, wie der Lehrer gesagt hat, sechs Wochen auf dem großen Wasser, wenn's gut ginge, und sähen da meist nichts als Himmel und Wasser.“ Die Müllerin schüttelte sich. „Herr, behüte uns!“ rief sie aus. „Ich zittere schon, wenn ich über den Rhein fahre.“

„Ei, Mutter,“ fuhr Lips fort, „so schlimm ist's doch nicht, denn das Schiff ist gar groß. Wenn's keinen Sturm gibt, ist's eine Plasir.“

„Sei mir mit deiner Plärr ſtille, Kind!“ erwiederte die Mutter. „Mir geht's wie den Juden: das Waſſer hat keine Balken! Fahr' ich nur über den Rhein, ſo meine ich, ich verſänke ſchon und zittere wie das Laub der Silberpappel am Mühlenteich. Und ſo ein Sturm auf dem Meere! Hier tobt er ſchon ſo arg. Ich hab' einmal den Rhein im Sturme geſehen. Was ſchlug der Wellen, du, meine Zeit! Da fuhr ein Nachen mit einem Segel drauf herum; der legte ſich manchmal ganz auf die Seite, ſtand hoch auf einer weißſchäumenden Welle und ſank dann wieder hinab, daß man ihn kaum mehr ſah.“ „Ging er unter, Mutter?“ fragte Lips.

„Nein, Kind, nein;“ erzählte die Mutter weiter, „er kam glücklich ans Ufer, denn ich ſtand dabei, als er anlegte.“ „Seht,“ nahm nun der Sohn wieder das Wort, „ſo iſt's auch auf dem Meer, aber viel ärger, denn da gibt's ungeheuere Wellen, wie Berge; da wird das Schiff hinauf gehoben und hinab geſtürzt.“

„Und geht nicht unter?“ fragte Lieschen zitternd.

„Wenn ſie alle untergingen,“ lachte Lips, „ſo würde Niemand mehr fahren. Es iſt nur ſchlimm, weil Alle, die es nicht gewohnt ſind, ſeekrank werden; aber das geht auch vorüber und darnach iſt Alles gut.“

„Wenn aber Eins krank wird, ſo anders, ſowie hier auch?“ fragte Lieschen.

„Auf jedem Schiffe, ſagte der Lehrer,“ fuhr Lips fort, „iſt eine kleine Apotheke. Sie kriegen da ſo gut ihre Arznei, wie hier auch.“

„Und wenn Eins ſtirbt? — Wohin begraben ſie's dann, und iſt auch kein Pfarrer da, der die Leichenpredigt hält?“

„Da wird," belehrte Lips, „der Verſtorbene auf ein Brett gebunden und Alle, die im Schiffe ſind, ſtellen ſich drum herum. Der Capitän oder ein Lieutenant betet ein Todtengebet, vielleicht ſingen ſie auch: „Begrabt den Leib in ſeine Gruft!" u. ſ. w.; — dann gibt Einer dem Brett einen Stumper und es fährt hinunter in die See." — „Ach, du Gott!" riefen zu gleicher Zeit Lieschen und die Mutter im bleichen Schrecken aus, ſchlugen die Hände zuſammen und ſagten halblaut: „die armen Gottfried's!" „Ei, müſſen die denn auf der See ſterben?" fragte Lips und lächelte. „Reicht denn des lieben Gottes Arm nicht bis ans äußerſte Meer, wo er uns halten will?" „Du haſt Recht, Lips," ſagte die Mutter, und freute ſich des Wiſſens ihres Sohnes.

Aber Lieschen meinte, „da fräßen ja die Fiſche den Todten."

„Ei, wie dumm, Lieschen!" ſprach Kurt, der jüngere Bruder. „Iſt das etwas mehr, als daß ihn im Grabe die Würmer freſſen? Er fühlt hier Nichts davon und dort auch Nichts, und ich meine, es wäre am Ende ganz Einerlei, wer's thut, wenn's einmal geſchieht, ob Fiſche oder Würmer" „Mutter," ſagte Jacöbchen, der zugehört hatte, „ich will nicht von den Fiſchen und nicht von den Würmern gefreſſen werden!"

Ueber Kurt's Geſicht flog ein Lachen dabei; aber er hielt es zurück, weil Alle zu ernſt geſtimmt waren.

„Lips," fragte Lieschen, „wo fahren dann die Schiffe an?" „Am Lande!" ſagte der Bruder und Alle lachten; nur Lieschen wurde ärgerlich und erröthete. „Das weiß ich auch," ſagte ſie. „Du brauchſt mich nicht zu hänſeln!"

Schrecken wieder, und das grüne Leben draußen erstarb unter Eis und Schnee. Alle Hoffnungen waren vereitelt und zunichte geworden. Jetzt bemächtigte sich allmählich Aller eine Niedergeschlagenheit und Trostlosigkeit, die keiner Hoffnung mehr in den Herzen Raum ließ. Selbst der so muthige und beharrliche Capitän Barnard fühlte, wie seine geistigen und leiblichen Kräfte im Kampfe mit diesen fortdauernden Gefahren und Mühseligkeiten erlagen.

Lange ertrugen sie das harte Loos nicht mehr, und diesem Elend als Opfer zu erliegen, stand als klare Aussicht vor ihren Seelen.

Jetzt gelang es den Worten des Capitäns, Eingang in die harten Gemüther zu finden. Sie waren innerlich geknickt und gebrochen. Sie verachteten nun seine Predigt, wie sie spottend und höhnend seine Zusprache genannt, nicht mehr. Sie begannen an Gott, Gericht und Ewigkeit zu denken, und das Gebet war ihr Labial, das der Capitän ihnen versprach.

Gottes Wege sind wunderbar, liebe Leser! Er beugt des Menschen trotzig stolzen Uebermuth durch Leid und Trübsal, aber er beugt und erhöht, er schlägt, aber er heilt auch wieder; das geht trostreich auch aus dieser Geschichte schwerer Leiden hervor.

Eines Morgens rief einer der Matrosen, der zuerst vor die Hütte getreten war, mit freudeklingender Stimme: Ein Segel!

Diesesmal war's keine Täuschung. Schnell errichteten sie lange Stangen auf den höchsten Punkten in ihrer Nähe, befestigten Bärenfelle als Flaggen daran, und hatten die unaussprechliche Freude, daß ein Kanonenschuß vom Schiffe aus ihnen kund gab, daß man dort ihre Nothzeichen gesehen hatte.

Zitternd an allen Gliedern vor beängstigender und doch hoffnungsvoller Erwartung, sahen sie endlich ein Boot aussetzen und auf sie zurudern, und in weniger denn einer Stunde war das Boot, reichlich mit Fellen und Fleisch beladen, an Bord des Schiffes mit ihnen angelangt.

Es war ein englisches Schiff. Wunderbar, daß das Volk, dessen verrätherische Glieder sie ins Elend gestürzt, auch wieder das Werkzeug ihrer Rettung wurde! Wie

„Was kann ich dir denn nun mehr darüber sagen?“ sprach Lips. „Da sind der Hafenstädte gar viele. Gottfried's landen in New-Orleans, und fahren dann noch etliche hundert Meilen auf einem Dampfschiff ins Land, bis sie nach der kleinen Stadt Rome kommen. Dort lassen sie sich nieder, der Staat heißt: Indiana.“

„Sie haben ja aber kein Haus?“ fragte Lieschen. „Ei nun, so bauen sie Eins, oder kaufen sich Eins;“ war des Lips Antwort. „Und das geht spottleicht. Ihr wißt ja, Mutter, wie ich dem Jacobchen den Meisenkarren gemacht habe von Holder, wo Ein Stäbchen über das Andere gelegt. Gerade so bauen sie in Amerika die Häuser von Baumstämmen. Dabei hilft Einer dem Andern und in acht Tagen ist das Haus fertig. Die Zwischenräume der Baumstämme werden mit Lehm verschmiert und es soll sich darin prächtig wohnen.“

„Du liebe Zeit!“ sprach verwunderungsvoll die Mutter, „da mögen auch die Stuben so schön nicht sein wie unsere da.“

„Ei,“ fuhr Lips fort, „nach ein paar Jährchen baut man sich ein ordentliches, wie sie hier sind. Landsart, Landsitte! Man gewöhnt sich an Alles. Ich ginge gleich mit.“ „Ich auch;“ sagte Kurt. Lieschen seufzte tief.

Der Vater hatte während der ganzen Unterredung geschwiegen. Was ihm Gottfried gesagt, lag wie ein Stein auf seinem Herzen. Jetzt ging er ebenso stille hinaus und schritt gedankenvoll die Höhe hinauf, wo er Alles übersehen konnte, was an Feldgütern sein eigen war, denn es lag fast Alles um die Mühle herum.

Wäre der Müller ein Mann gewesen, der mit den Gedanken rasch bei der Hand gewesen wäre, so hätte er leicht den Gottfried widerlegen können; denn als er seine Haushaltung anfing, war er auch nicht reicher, als Gottfried seine Kinder geschildert hatte, und bei Fleiß, Redlichkeit und Gottessegen hatte er sich jedes Jahr etwas angeschafft und war ein wohlhabender Mann geworden. So konnten's seine Kinder auch machen, und sie würden auch zu etwas gekommen sein, denn sie waren gut erzogen; allein der Müller besaß eben kein erstaunliches Judicium, wie man sagt. Er war, wie mein Gevatter sich ausdrückt, nicht Schuld am Krieg und auch nicht daran, daß die Frösche keine Schwänze haben. Daran sind aber gar viele Leute nicht Schuld, und sind doch noch recht verständige Leute. So war's wohl auch bei dem Müller; aber ihn drückten zwei Dinge. Im letzten Jahre hatte er am Mühlchen bauen und ein neues Rad machen müssen. Dazu lag das Geld eben nicht in der Kiste. So kam's, daß er fünfhundert Gulden lehnen mußte, und der Kaufmann in der Stadt, obwohl er ein Christ war, schämte sich nicht vor Gott, ihm acht Procent abzunehmen. Es war eine Sünde und Schande, aber der Müller brauchte das Geld, denn die Mühle wäre eingefallen — und er mußte es geben. Der Mann hatte niemals Schulden gehabt. Diese drückte ihm, obwohl es Niemand wußte, schier das Herz ab, weil eben keine nahe Aussicht war, sie zu tilgen. Die Kinder wuchsen heran und alle Tage kostete die Haushaltung mehr. Zwei Jahre schon war der Wein nicht gerathen und das Frühjahr ließ sich wieder schlecht an. Woher sollte er nun das Geld nehmen, um die Schuld zu

bezahlen? — Das war das Eine; das Andere war noch ſchwerer für ihn.

Mit ſeinem Lieschen, das, wie geſagt, die Krone der ganzen Gemeinde war, machte er ſich ſo ſeine Pläne. Der Schöffe im Dorf, er hieß Kilian, war der reichſte Bauer auf weit und breit, ein ſchwerer, dicker Bauer, wie man dort herum zu ſagen pflegte. Der hatte einen Sohn, ſeinen einzigen, der ein ganz braver Burſche war — aber ſeine Haare waren ſo brennroth, daß ſie Nachts hätten leuchten können; ſein Geſicht war getiegert mit Sommerflecken oder Leberflecken, wie ein Vogelei. Dabei ſahen ſeine Augen in die Gerſtenflur, das heißt: Eins ſah rechts über die Naſe weg, das andre links, und wen er anſah, wußte es nicht. Nun iſt es jedermänniglich bekannt, daß das Alles ihn dem Mädchen nicht ſonderlich empfahl. Dem hätte er mögen ſein Lieschen geben; aber du lieber Gott, das ſchüttelte ſich, wenn es ihn ſah. Und der arme Kerl war verliebt wie ein Eichhörnchen in das bildhübſche Mädchen.

Da nun ſeine Mutter, die rothe Margreth, von der er die Haare, die Sommerflecken und die ſchielenden Augen geerbt, geſtorben war und eine Frau im Hauſe Noth that, kam einmal der Schöffe zu dem Müller, hatte ſeinen

Sonntagsrock an und ſagte: Guten Tag, Müller, und ſo und ſo; ſprach vom Wetter, den Aeckern, Weinbergen und Wieſen, und kam endlich auf ſeinen Sohn und das Lieschen zu reden und meinte, die könnten ein Paar werden. So hartköpfig der Müller auch ſein mochte, damit wollte er doch ſein Gewiſſen nicht beſchweren, daß er ſein Kind zu einer Heirath zwänge und es zeitlebens unglücklich machte. Da hatte der Mann gewiß Recht; denn es gibt keinen größeren Jammer, als wenn zwei Menſchen zuſammengekuppelt werden, die ſich nicht leiden können. Das gibt ein Leben wie Hunde und Katzen, und es liegt dann der Fluch Gottes darauf. Verdammt ſoll darum das Kuppeln ſein! da werden zwei Ehen verderben und die dritte taugt nichts. Der Jammer zehrt am Herzen; die Kinderzucht iſt dahin und es geht ein Strom des Verderbens aus ſolch einer Ehe, die ſich durch viele Geſchlechter hindurch zieht. Wie oft hab' ich's erlebt, daß ein Mann ein Säufer wurde und im Wirthshauſe lag, weil er daheim keine Freude hatte und das ſchöne Familienleben zerrüttet war. So geht's aber immer, wenn die Eltern die Aecker erſt verheirathen und darnach die Kinder! Die Ehen müſſen im Himmel geſchloſſen ſein, wenn ſie das Leben zum Himmel machen ſollen. Es müſſen die Leute ſich recht lieb haben, dann hat ſie auch wohl der liebe Gott für einander beſtimmt. Freilich iſt auch manchmal die Liebe blind. Da ſollten denn die Eltern gute Augen haben, und bei Zeiten das Waſſer abgraben, daß es keinen Schaden thut. Ich habe, um das hier noch zu ſagen, einen alten Soldaten gekannt, der dreimal verheirathet geweſen. Der agte: die Erſte hatte mir Gott gegeben; da war ich ein

glücklicher Mann. Die Zweite gaben mir die Menschen. Mit der fing mein Elend an. Die Dritte gab mir, Gott verzeih' mir's, der böse Feind, die hackte mir das Mus auf dem Kopfe. Was er damit sagen wollte, liegt so auf der flachen Hand, daß ich Nichts hinzusetze.

Um wieder auf unsern Müller zu kommen, so wollte er sein Lieschen niemals zwingen. Seine eigene Ehe war auch eine im Himmel geschlossene, so sollte es auch die seines Kindes sein; aber — es menschelt halt überall — des Schöffen Kilian's Reichthum war auch eine Sache, die nicht zu verachten war, und er und sein Sohn waren brave Leute.

Nach einigem Besinnen sagte er zum alten Kilian: „Herr Schöffe, ich danke Euch für Eure gute Meinung von meinem Lieschen. Sie ist auch nicht auf die Unrechte gefallen; aber so werth Ihr mir seid, ich will doch erst 'mal das Lieschen auslunken; denn die muß mit Eurem Sohne leben und nicht ich. Hat sie Nichts dagegen und kann Euren Sohn leiden, so bin ich ganz für die Sache und will mit Freuden Euer Mitschwiegervater werden."

„Seit wann," fragte der Kilian, „seid Ihr denn geworden wie die Stadtleute? Wer wird da lang fragen? Die Lieb' kommt mit der Ehe. Ich und meine Frau selig, wir hatten uns auch nicht groß lieb, ja, wir hatten, Jedes nämlich, andere Schätze. Das that ein Bischen leid; aber das verging bald, und wir haben herrlich zusammen gelebt."

„Das mag auch einmal glücken, Herr Schöffe; aber ich will Euch an den Ruppel und seine Frau erinnern, daß sich Gott erbarme! Da ist ein Katzengebiß alle Tage,

ein Zanken, Fluchen und Schimpfen, daß Einem die Haut ſchaudert. Das iſt auch ſo eine zwiſchen den Vätern abgemachte Ehe, ſo ein Seelenverkauf. Wie oft haben die ſchon Beide ihren Eltern im Grabe geflucht. Davor behüt' mich der liebe Gott!"

Der Schöffe konnte darauf Nichts ſagen. Es mochten ihm auch noch ſo hin und wieder Ehen einfallen, wo es ebenſo war — kurz — er ſchwieg und ſagte dann noch: „So lunkt denn das Mädchen aus und ſagt mir Beſcheid;" aber er war ein ſtolzer Mann und konnte die Sache nicht recht verwinden, ging fort und ließ den Müller ſtehen. Dem grübelte die Sache. Je mehr er daran dachte, deſto lieber hätte er die Heirath geſehen. Sie war ohne Zweifel

die beſte, welche Lieschen im Dorfe machen konnte. Der Schöffe hatte das ſchönſte Gut, das ſchönſte Haus und auch baar Geld, und nur den Einen Erben!

Er ging zu ſeiner Frau und ſagte ihr von dem Antrage. Die erſchrack heftig.

„Ach Gott!“ ſagte ſie, „du wirſt doch nicht unſer ſchönes Kind an den häßlichen Menſchen verſchachern wollen?“

„Verſchachern wollen? Wer ſagt denn das? Ich will ja nur wiſſen, ob das Mädchen keinen Widerwillen und Abſcheu gegen ihn hat. Bedenk' einmal dieſe Heirath! Lieschen wird eine beſſere Gelegenheit niemals wieder finden, ſie mag warten, ſo lange ſie will.“

„Ich glaube, ſie wartet lieber bis an den jüngſten Tag.“ „Das weißt du ja aber doch nicht und ſetzeſt es nur voraus. Das iſt aber Nichts weiter, als die Rechnung vor dem Wirthe machen,“ ſagte der Müller.

„Wie kann ſie den Menſchen lieb haben?“ ſpottete die Mutter. „Iſt er nicht eine Spatzenſcheuche?“

„Die Liebe iſt ein kurios Ding, Frau. Ich habe geſehen, daß ſie ſolche Dinge überſah, als da rothe Haare, Sommerflecken und ſchielende Augen ſind. Iſt er nicht brav? Frage das Mädchen; aber ſprich nicht ſo toll in den Tag hinein, wie du es eben gethan, ſonſt iſt die Geſchichte von vornherein verdorben.“ Die Mutter verſprach's und hielt ihr Wort; aber die Antwort war, wie ſie ſie erwartet hatte. Lieschen konnte den Burſchen nicht haben — weil — ein Andrer ihr lieb war. Davon ſagte ſie nun freilich Nichts und die Eltern wußten's auch weiter nicht, aber es war ſo.

Der Müller gab sich drein, obwohl mit großer Ueberwindung und nach vielen Bemühungen, und von dem Tag an hatte er einen erbitterten Feind an dem Schöffen, der ihn überall zwickte.

Wie aber Lieschen einem Buben Raum in ihrem Herzen gegeben hatte, das war so gekommen. Obgleich man eigentlich nicht sagen kann, wo die Liebe beginnt und wie sie eben beginnt, so gibt's wohl doch so einzelne Malzeichen auf ihrem Wege, bei denen man merken kann, wie sie geworden ist und wo ihr Anfang sein möchte.

Daß Müllers Lieschen weit und breit das schönste und lieblichste, aber auch das sittigste Mädchen war, wußten zwar Alle, die sie kannten, aber Niemand wußte das besser, als der arme Paul, der Sohn einer blutarmen Wittwe, deren Hüttchen am Eingange des Dorfes lag, wenn man von der Mühle hereinkam. Paul war ein hübscher Bursche, eine kräftige, frische Gestalt, dabei bescheiden, treu und fleißig, und was mehr werth war als das Alles, er erfüllte seine Kindespflicht gegen die alte Mutter mit einer rührenden Treue und Hingebung. Was er verdiente, gab er der Mutter. Ihr Wunsch war ihm Befehl, und er würde um keinen Preis etwas gethan haben ohne Vorwissen und Rath der Mutter.

Wenn Lieschen zur Kirche ging, stand Paul gewiß am Fensterlein und sah sie mit seinem treuen, blauen Auge gar freundlich an und die Liebe sprach aus jedem Blicke. Das Mädchen hatte auch scharfe Augen und sah diese heimliche Zuneigung, die der Arme nicht auszusprechen wagte, und in ihrem Herzen weckte das ein gleiches Gefühl. Keiner der vielen Bewerber war ihr so werth, wie der

Paul, und Paul war ein ſchöner Junge dazu. Man weiß, wie Mädchen ſind.

Beim Kirchweihtanze ſtand Paul von Ferne, folgte ihr mit den freundlichen Augen, aber tanzte nicht. Sie mußte ihm einmal zulächeln, ſie konnte ſich's nicht verſagen, und dachte: er wird ja einmal mit dir tanzen! aber Paul wagte es nicht. Endlich ſtand ſie einmal mit ihrem Tänzer vor ihm. Da ſah ſie ſich um und ſagte: „Paul, du tanzeſt ja nicht?“

„Könnt' ich mit dir tanzen,“ ſagte er erröthend, „ſo wollt' ich's gerne thun; aber dazu komme ich nicht; lieber tanz' ich gar nicht.“

Auch ſie wurde roth; aber ſie ſagte zu ihm: „So komm' bei dem nächſten Ländler!“ Sie nickte ihm zu und ſchwebte wieder dahin.

Paul's Herz pochte heftig. Er wußte nicht, wie ihm zu Muthe war; als aber der Tanz wieder begann, holte er Lieschen und Beide tanzten ſo ſchön, daß die Frauen ſagten: „Schade, daß der Paul ſo arm iſt; das wär' ein Paar, wie es die Tauben nicht ſchöner zuſammentrügen!“

Beim Tanze gibt auch ein Wort das Andre. Paul hatte vor ſeinem Fenſter immer ſo ſchöne Winterlevkojenſtöcke ſtehen, die blühten im brennenden Roth und hauchten gar würzigen Duft aus.

„Was haſt du doch ſchöne Blumen!“ ſprach Lieschen.

„Gefallen ſie dir, Lieschen?“ fragte er.

„Gewiß!“ war ihre Antwort.

Am andern Morgen ſtanden die herrlichſten Stöcke auf der Fenſterbank an dem Fenſter, wo Lieschen ſchlief, und als Antwort trug ſie am nächſten Sonntag die ſchönſte

Blüthe vor der Bruſt, und als Paul wieder am Fenſterlein lehnte, lächelte ſie und nickte ihm ihren Dank zu.

Von da an begann ihr Einverſtändniß, das eben, je verſchwiegener es war, deſto tiefer wurzelte; denn es iſt ein altes wahres Sprüchelchen, daß kein Feuer ſtärker brennt, als heimliche Liebe, die Niemand kennt.

Mit dem „Niemand kennt“ geht's aber nur eine Weile; denn die Leute haben auch Augen und Ohren, und bald flüſterte man davon hier und dort.

Als nun das Mädchen den rothen Sohn des alten Kilian ausſchlug, fragte ſie die Mutter: Ob ſie einen heimlichen Schatz habe? und das Kind hatte kein Geheimniß

ſtaunten aber die Engländer über das Ausſehen dieſer verwilderten, in Bären- und Robbenfelle gekleideten Unglücklichen!

Tief empört, hörte der Capitän die Erzählung des wackern Barnard, von der Undankbarkeit und Treuloſigkeit ſeiner eigenen Landsleute. Alles wurde nun auf dem Schiff aufgeboten, die Unglücklichen für ihre langen Leiden und Entbehrungen ſchadlos zu halten. Jeder wetteiferte mit dem Andern, ihnen irgend eine Gefälligkeit, einen Dienſt zu leiſten.

Bald waren ſie wieder in menſchlichem Anſehen hergeſtellt. Ihre Bärte waren weg; ihre Haare geſchnitten und warme, gute Kleidung umfing die Leiber. Vorzüglich wohl that ihnen aber der Empfang von Hemden, und dann die geſunde Nahrung.

Schon am andern Tage, nachdem der Capitän ihren großen Reichthum an edlem Pelzwerk eingeladen, ließ er das Schiff wenden und ſteuerte nach einer der erſten Hafenſtädte der vereinigten Staaten Nordamerikas.

Als ſie glücklich gelandet waren, ſtellte ſich aber der engliſche Capitän damit nicht zufrieden. Er nahm die Ausſagen der fünf Unglücklichen zu Protokoll, und brachte ſo die Kunde des ſchändlichſten Verbrechens nach England.

Der Gerechtigkeit Englands gelang es, faſt Alle, mit wenigen Ausnahmen derer, die geſtorben waren, zu finden, welche ſo ſchnöde die Menſchenfreundlichkeit des Capitäns Barnard belohnt hatten. Sie wurden zur wohlverdienten Strafe gezogen, und, da ſie mitunter bemittelt waren, ſo empfing der Capitän und die, welche ihn zum Pelzhandel ausgerüſtet, zum großen Theile den Verluſt, welcher ihnen aus dem geraubten Schiffe und ſeiner koſtbaren Ladung erwachſen war, wieder erſetzt.

Gottes Wege ſind wunderbar, ſage ich noch einmal, und ſetze hinzu: — und gerecht! Hier traf der Arm der Gerechtigkeit die Verworfenen, und die Erbarmung Gottes rettete die ſchuldlos Leidenden, nachdem die helfende, weckende Gnade inwendig zu ihrem Heile gewirkt. Blick hinauf, mein lieber Leſer, und lerne glauben, hoffen, anbeten!

Was aus den vier Matroſen geworden, weiß ich nicht; aber ich hoffe, daß ſie die Wege treulich innehielten,

vor der guten Mutter und sagt's ihr. Was die Mütter wissen, das erfahren gleich die Väter; es ist so in der Welt, und es ist recht so.

Der stolze Müller aber donnerte und blitzte, und es gab Thränenströme, die das Mühlrad hätten treiben können, aber kein Ja für den Rothen und wärmere Liebe für den Armen, dem nur die Armuth im Wege stand, wofür er ja doch Nichts konnte.

Das lag nun dem Müller am Herzen, als er über Gottfried's Reden nachdachte. Die Verheirathung seines Kindes war der einzige Punkt, wo er nachgab. Er selbst sollte einst von seinem Vater zu einer Heirath gezwungen werden und that's nicht, und damals hatte er geschworen, wenn ihm einst Gott Kinder geben wollte, so sollte niemals Eins derselben gezwungen werden zu einer Heirath.

Ueber das Amerikagehen sprach er nicht; aber es lag in seiner Seele ein Dorn, der immer mehr stach; ein Dorn, den er nicht herausziehen konnte. Ueberdieß hing Lieschen an dem armen Paul mit treuer Seele und er sah ein, nur durch einen Wegzug konnte er der Schmach entgehen, einen der ärmsten Bursche des Dorfes zum Schwiegersohne zu bekommen.

3.

Des Müllers sonst so heitere Natur war wie umgewandelt. Stille und in sich gekehrt ging er dahin. Oft sah man ihn dastehen und ins Blaue hineinschauen. Man sah es klar, daß ihn wichtige Dinge inwendig beschäftigten und quälten.

Vergebens bemühten sich Frau und Kinder, ihn aufzuheitern. Er blieb sich gleich. Hart war er nicht gegen sie; aber augenscheinlich zurückgezogen und zurückhaltend und kalt.

Als der Sommer kam und die größere Arbeit, wurde er allerdings wieder freundlicher und dem Leben mehr zugewendet; aber ganz wie er gewesen, wurde er nicht mehr. Ihn drückte die Schuld, die Feindschaft des Schöffen und das Amerikagehen, drei harte Nüsse!

Es war ein heißer Sommer in selbigem Jahre. Wenn nun in den Gebirgen Gewitter kommen, so sind sie ungeheuer heftig, und nicht selten entladen sie die größten Regenströme, die dann oft verheerend für die Gegend werden.

Im Juli kam auch nach einem gluthigen Mittage gegen Abend ein Gewitter, das sich zwischen die Hochgipfel hineinklemmte und nicht wich. Der Donner rollte schauerlich in den Bergen, besonders um die Mühle. Der Müller nahm das Habermännchen *) und betete inbrünstig mit seiner Familie, daß der Herr ihnen gnade, wo die wilden Elemente sie umgaben und ihnen Schaden und Verderben drohten.

Das Wetter wurde immer schlimmer. Blitz auf Blitz zischte durch die Luft wie feurige Schlangen. Der Donner brüllte gräulicher und krachte so hellklingend und gellend, daß man meinte, alle Minute werde es einschlagen; aber noch war das Wettergewölke nicht über der Stelle, wo die

*) Ein bekanntes altes Gebetbuch von Habermann, das seines kleinen Formats wegen so heißt.

Mühle im engen Thale lag. Der Müller hatte die Hand an ſeinem Pulſe liegen, um die Zwiſchenräume zwiſchen Blitz und Donner zu berechnen. Es kam immer näher und es wurde in dem Thal immer dunkler, daher die Blitze um ſo fürchterlicher waren.

Plötzlich brach der Regen los; aber das war kein Regen, es war ein Wolkenbruch. Das Waſſer goß vom Himmel. In wenig Minuten ſchoß der Bach wie ein Strom daher.

Des Müllers Ställe lagen tiefer als das Haus. Zum Glücke dachte er ſchnell daran, ſprang hinaus und machte das Vieh los, das ſchon im Waſſer ſtand bis an die Bruſt. Die Thiere ſuchten, getrieben von Todesangſt, in der Flucht ihre Rettung; allein der Müller kam kaum mehr in ſeine Wohnung, ſo hoch war das Waſſer geſtiegen, und immer noch ſtrömte es vom Himmel herab und immer ſtieg die tobende Fluth.

„Herr, ſei uns gnädig!“ flehten Müllers wie aus einem Munde.

„Wir müſſen uns retten!“ rief der Müller, „ſonſt ertrinken wir oder die Mühle begräbt uns unter ihren Trümmern!“

Er faßte das Jacöbchen und watete bis an die Achſeln durch die Fluth; denn drüben ſtand ein Holzſchuppen auf felſiger Höhe. Dort war allein noch Sicherheit. Als er das Kind niedergeſetzt, kehrte er zurück, die Andern zu geleiten, aber das Waſſer warf ihn an der Thüre um und riß ihn fort.

Der Müller wär' verloren geweſen, wenn nicht zwei ſtarke Arme ihn ergriffen hätten. Es war der Mahlknecht,

der ihn ſinken ſah und ihm nachſprang; allein drinnen ſchrien ſie um Hilfe, denn die Mühle krachte. Der Mahlknecht riß ſeinen Herrn empor und zog ihn auf das trockne Ufer.

In dieſem Augenblicke erſchien Paul auf der Brücke und wadete durch gegen die Mühle.

Er hatte die Noth geahnet und jetzt vernahm er den Wehruf in der Mühle.

„Dorthin!“ rief er dem Mahlknecht zu, und Beide gelangten glücklich in das Haus.

Lieschen ſtürzte Paul entgegen. „Ach,“ rief ſie, „dich ſendet Gott, du lieber Paul!“ Und er faßte ſie mit ſeiner rieſigen Kraft und trug ſie zum Schuppen; kehrte zurück und rettete die Mutter, während der Mahlknecht die Zehne herausleitete und zog.

Alle dankten dem Herrn für ihre Rettung. Auch der Müller erholte ſich wieder und es ſchien nun, als habe der Zorn der Elemente ausgetobt. Der Regen wurde ſanfter und hörte endlich ganz auf; allein es wurde Morgen, ehe ſich das Waſſer ganz verlaufen hatte.

Jetzt erwies ſich denn auch die Verheerung. Schlamm und Geſtein deckte weithin Wieſen und Fluren. Die Weinberge waren theilweiſe in das Thal herabgeſchwemmt. Weiter oben ſtanden die Weinſtöcke ganz von der Erde entblößt. Der Mühlenteich war an den meiſten Stellen ganz zerſtört. Die Mühle ſelbſt, obwohl erſt durchgreifend reparirt, hatte außerordentlich Noth gelitten, und das Rad ſtand ganz verſchüttet von Erde und Geſtein.

Als der Müller den Schaden überſah, ſchlug er die Hände zuſammen und rief: „Ich bin ruinirt!“

Paul erfaßte ſeine Hand. „Vertraut auf Gott,“ ſagte er mit tiefem Gefühl, „und der Schaden wird ſich auch wieder ausheilen laſſen.“

Der Müller dankte ihm kühl für ſeinen Beiſtand und beachtete ihn überhaupt wenig. Sein Schmerz war groß; er ſah ſeiner Hoffnungen Grab vor ſich, den Triumph ſeines Feindes Kilian, neue Schulden — er ſah die Liebe

Lieschen's und des armen Paul. Das war zuviel für die Kraft des Mannes, es traten Thränen in seine Augen. Er wandte sich ab und sagte leise: „O wär' ich in Amerika!" Es war das erste Mal, daß sich das, was stille in seiner Brust gelegen, in Einem Worte kund gegeben. Niemand hatte es gehört als die Müllerin. Sie trat zu ihm und sagte: „Mann, hast du nicht gehört, was Paul gesagt, der deinem Kind und mir das Leben gerettet hat?"

„Sei mir still von dem;" sprach höchst unmuthig der Müller. „Du siehst doch, der kommt nur, um sich wegen Lieschen's einzuschmeicheln."

„Du bist doch sehr hart," warf ihm die Frau vor. „Statt daß du dem armen braven Jungen danken solltest, denkst du Schlimmes von ihm."

Der Müller mochte die Wahrheit dieses Wortes fühlen; aber als er sich umsah, Versäumtes nachzuholen, sah er noch in Lieschen's schmerzlich weinendes Auge, aber den Paul fand er nicht mehr, er war ganz stille weggeschlichen, trug aber den reichen Schatz im Herzen, zwei theure Leben, und darunter das theuerste für ihn, vom augenscheinlichen Tode gerettet zu haben, ein Lohn, der ihn über den Undank des Müllers emporhob und tröstete. Hatten ja doch Lieschen und ihre Mutter weinend ihrer Dankbarkeit Worte gegeben — und das war's, was ihn beglückte. Auf der Mutter Herz hatte aber doch das Wort: „Wär' ich in Amerika!" eine schwerere Last des Kummers gewälzt, als das Unglück dieses Tages. Dies Wort hatte ihr das Räthsel gelöst über die traurige Veränderung in dem Betragen ihres Mannes seit Ostern,

seit Gottfried's Wegzug. Jetzt wußte sie, worüber er so nachgrübelte; aber sie sah auch ein neues, größeres Unheil über die Familie hereinbrechen, als das war, welches das schwere Gewitter dieses Abends hervorgebracht. Eine traurige Nacht floß hin, eine Nacht, die vieler Seufzer und Thränen Zeuge war.

Früh weckte der Vater zur Arbeit. Das Vieh war schon am Abend wieder heimgekehrt, aber im Schuppen untergebracht worden. Am Morgen ließen sie es wieder im Walde weiden, der am Berge jenseit des Mühlbaches hinzog.

Sie reinigten die Ställe zuerst, um nur die Thiere unterzubringen, und als dies gelungen war, gingen sie an das Befreien des Rades vom Schutte. Jetzt aber sah der Müller viele Leute aus dem Dorfe kommen mit Hacken und Schippen, die ihm beistanden. Bald war das Rad frei; aber der ganze Mühlteich war zugelegt mit Massen von Kies und Gestein. Viele Hände machen schnell ein Ende, hieß es hier. Mit großem Eifer arbeiteten die Nachbarn und mit ebenso großer Freudigkeit. Auch Paul war darunter, und seinem Antriebe war großen Theiles die Hilfe zuzuschreiben. Es währte nur wenige Tage und die Spuren des schrecklichen Wolkenbruches waren selbst auf des Müllers Aeckern und Wiesen vertilgt. Das Wasser floß wieder in die verschüttet gewesene Klause, und aus dieser durch den Dielencanal auf das Rad. Die Mühle klapperte wieder in ihrer eintönigen Weise und Alles schien in Ordnung; nur die zerrütteten Weinberge forderten Arbeit und große Kosten, und die Mühle selbst mußte abermals durch Maurer und Zimmerleute reparirt werden.

Der Müller lieh aufs Neue Geld und mußte noch einmal leihen, ehe der letzte Ueberrest des Unglückes gänzlich hinweggetilgt war.

Die Schuldenlast stieg dadurch sehr beängstigend. Sie hatte jetzt die Höhe von tausend Gulden erreicht und ein neues Unglück drohte.

Eines Tages traten in des Müllers Stube ganz unvermuthet der Bürgermeister, der Schöffe, ein Feldmesser und der Amtsdiener.

Der Müller fuhr mit Entsetzen empor, denn in dem hämischen Gesichte Kilian's las er einen Bubenstreich, der ihm sollte gespielt werden.

„Es ist angezeigt worden," hob der Bürgermeister an, „daß Ihr bei Herstellung Eures Mühlenteiches weit über Eure Grenzen gegangen seid. Schon seit Jahren ist der Teich immer erweitert worden auf Unkosten der Gemeinde. Ihr habt ihn mit Erlen und Pappeln besetzt, und alle diese Bäume sollen, nach Ausweis der Satzsteine, auf dem Gemeindeeigenthum stehen. Wir sind deßwegen hierher gesendet vom Landrath, um die Sachlage zu untersuchen auf Kosten des Theiles, der Unrecht hat. Kommt nun mit uns an Ort und Stelle."

Der Müller mußte folgen.

„Ich kenne die Grenzen nicht," sagte er. „Wie der Teich jetzt ist, so hab' ich ihn als Kind gekannt und als Mann von meinem Vater selig ererbt."

Niemand antwortete. Der Bürgermeister zog eine alte Flurkarte hervor und zeigte den zwei Frohnd-Arbeitern, welche hier gewartet hatten, die Stelle an, wo ein Stein stehen müsse.

Man grub lange nach, fand aber keinen Stein.

Ebenso war es an vier anderen Stellen, wo nach des Bürgermeisters Aussage Steine gestanden haben sollten.

Der Müller war betroffen; indessen war er sich bewußt, nie einen Grenzstein gesehen zu haben. Um so tiefer verletzte es ihn daher, als der Bürgermeister zornig ausrief:

„Da liegt es klar, daß Ihr die Malsteine zu Eurem Vortheil ausgerissen habet, um Euch am Eigenthume der Gemeinde zu bereichern.“

Mochte der Müller sagen, was er wollte, der Bürgermeister, der überhaupt ein Unhold war, und den, welchen er einmal haßte, drückte, wo er nur irgend konnte, ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern erklärte ihm ohne Weiteres, er werde ihm nochmals eine Commission senden und dann gerichtlich belangen. Er sagte ihm harte, verletzende Worte, denn er war ihm schon lange her nicht hold. Der Schöffe sprach kein Wort; aber auf seinem Gesichte lag die teuflische Freude seiner gelungenen Rache.

Sie entfernten sich und ließen den Müller in tiefer Trauer zurück; denn nun stand ihm das Schwerste bevor, was es für ihn geben konnte, ein Proceß. Nie war er in seinem Leben vor Gerichte gewesen; nie hatte er irgendwie mit Jemanden Hader gehabt. Er mochte es sich zum Ruhme nachreden, daß er weder in eigener, noch als Zeuge in fremder Sache vor Gerichte gestanden.

Das wurmte und nagte an seinem Herzen. „Wär' ich doch in Amerika bei Gottfried!“ seufzte abermals der Müller und dieses Mal laut vor Frau und Kindern, „dann wäre ich doch auch dieses Kreuzes völlig überhoben!“

Mit einem Wunſche kommt man nicht nach Amerika und auch nicht aus einem Proceß, in den man, wenn auch unſchuldig, iſt verwickelt worden.

Der Müller mußte anhalten und empfing richtig ſeine Ladung.

Er konnte zwar den Reinigungseid leiſten, daß er die Steine nicht entfernt, von deren Vorhandenſein er wirklich Nichts wußte, aber er wurde, nachdem der Teich abgemeſſen worden, verurtheilt, ihn zu verengern; alle die ſchönen, alten Erlen und Pappelbäume, welche ihm durch ihren Holzabfall ſoviel Nutzen gebracht, verlor er, da ſie der Gemeinde zugeſprochen worden, und die Hälfte der Koſten mußte er tragen. Zwar wollte ſein Advocat, der gerne das Schäflein noch beſſer ſcheeren wollte, ihn zur Appellation bereden; allein Frau und Kinder hingen ſich an ihn und baten, das Unrecht über ſich ergehen zu laſſen, welches ſie Alle unendlich tief ſchmerzte.

Hatten nun ſchon Gottfried's Worte den zündenden Funken in des Müllers Seele geworfen; hatte Lieschen's höchlichſt mißbilligte Neigung, Kilian's überall neckende und ärgernde Feindſchaft dieſen Funken angefacht, ſo war das Waſſerunglück und dieſer feindſelige Proceß mit ſeinen Verluſten recht geeignet, ihn zur Flamme werden zu laſſen.

Der Müller war einmal auf einem unſeligen Irrwege. Die Schulden hätte er bei einem geſegneten Weinjahre, bei Fleiß und Sparſamkeit trotz ihrer Höhe wieder getilgt, und durch den Anzug jungen Viehes, durch die emſige und ſorgfältige Tuchbleiche, welche Lieschen und ſeine Frau beſorgten, ſicherlich in einer kurzen Reihe von Jahren getilgt. Das Unglück, welches Gott über ihn hatte kommen

auf die sie Gott geführt. Von Capitän Barnard aber kann ich Euch sagen, daß er wieder rüstig auf das Steuerbord seines Schiffes trat und noch manchmal mit seinem Kiel die Wogen des Meeres durchfurchte, und daß er die traurige Lehre, die er empfangen hatte, nicht so auf sich wirken ließ, daß er weniger mitleidig, menschenfreundlich und hülfreich geworden wäre.

Ist auch Undank der Welt Lohn, wir wollen, wenn wir's auch wieder erfahren, dennoch uns nur von dem Worte der heiligen Schrift leiten lassen: „Lasset uns Gutes thun ohne müde zu werden, denn alsdann werden wir auch einst ernten ohne Aufhören!“

18. Ein Räthsel.

Hast Sechse richtig du gezählet,
Und stellt, auch nur noch Eins sich dar,
So darfst du fest dich drauf verlassen,
Daß ich es ohne Zweifel war.
Willst du die Früchte, die du erntest,
Von jedem Unrath haben rein,
So mag es nur durch meine Hilfe
Dir zu erreichen möglich sein.
Hast mich als Eine du im Hause
Und setzst das Wörtlein „böse“ zu,
Dann, Armer, muß ich dich beklagen —
Dann ist's geschehn um deine Ruh'!

laſſen, mußte er in Ruhe und Demuth als gläubiger Chriſt hinnehmen und tragen, und ebenſo das Unrecht, welches ihm Kilian anthat, die Rache aber hätte er Dem heimgeben ſollen, der da ſprach: Wem iſt die Rache, ich will vergelten, ſpricht der Herr. Soviel ihm auch ſeine Frau das Alles vorſtellte, worin ihr der fromme Geiſtliche des Dorfes recht zu Hilfe kam, es half Alles nichts. Der Widerwille gegen Vaterland und Heimat gewann in ſeiner Seele immer mehr Raum und der Plan, auszuwandern, reifte bei ihm mehr und mehr, und gewann durch vielſeitiges Erwägen ſtets mehr Rundung und Feſtigkeit.

4.

Einem herrlichen Sommer war ein geſegneter Herbſt gefolgt, ein Herbſt, wie ſeit Anno 1834 keiner mehr geweſen war. Wer kennt nicht den herrlichen 1842r, der über ſo manchen Kopf den vollſtändigen Sieg errang, alſo, daß er die Erde gar zu genau beſah, auch wohl unwillkürlich küßte. Der Gevatter, der gern Witze reißt, die freilich nicht allemal gut ſind, ſagte darum: „Der 1842r hat einen Erdgeſchmack.“ Mancher, der allein ausging, kam zu Zweien wieder heim, und der Zweite war der Herr über den Erſten.

Es wuchs nicht grade erſtaunlich viel, aber er war erſtaunlich gut.

Der Müller hatte als ein verſtändiger Winzer ſeine Erde wieder an die Stöcke geſchafft. Freilich koſtete das viel; aber die Weinberge waren doch zum größeren Theil wieder gerettet und er ſelber mußte eingeſtehen, der Herr hatte

Großes an ihm gethan, denn er machte seine drei Fuder Wein und hatte sich keinen Tropfen geschätzt.

Da sieht man, wie das Leichtverzweifeln eine rechte Sünde ist. Der Herr kann aus Wenig Viel machen und sein Arm ist nicht verkürzt.

Die Müllerin versäumte es auch nicht, ihm das recht nachdrücklich ans Herz zu legen, denn sie war eine gottesfürchtige Frau. So verhärtet war nun auch seine Seele nicht, daß er nicht die Wahrheit dessen gefühlt hätte, was die gute Frau sagte; nahm auch dankbarlich die Gaben Gottes, und wurde wieder recht fröhlich, als die drei Fässer gefüllt waren, und gleich darauf ein Kaufmann kam und sie ihm für 800 Gulden zusammen abkaufte.

Als er das Geld empfangen, zahlte er es auf der Stelle auf seine Tausend Gulden Schulden und athmete freier. Und als er aus der Stadt heraus war, zog er seine Mütze ab und dankte Gott für seinen Segen.

Da hätte ich nun drauf schwören wollen, das Auswanderungsfieber wäre völlig geheilt; aber dann hätte ich bloß bewiesen, daß ich meinen Müller schlecht gekannt. Das ist eine erschreckliche Geschichte mit diesem Fieber! Die Aerzte sagen, es gäbe aber schleichende Fieber und die seien bös kuriren, weil sie so tief unter der Haut sitzen. Du liebe Zeit! Das Auswanderungsfieber sitzt noch tiefer, das hat seinen Wohnsitz im Kopf und im Herzen. Da seh' Einer hinein! Die Hausgenossen hätten auch drauf schwören mögen, es käme nun die alte Ratte nicht mehr hervor; aber sie hatte einen langen Schwanz, der sich nicht gut entfernen ließ.

Der Müller war fröhlicher, das ist wahr — aber in

ſeiner Seele lag immer noch der alte Plan. Der Gottfried war davon allein die Urſache. Alle der Herbſtſegen, das reichliche Mahlen im Herbſte war nur für den Müller eine Beſtärkung in ſeinem Plan. Es ging ja jetzt um ſo beſſer, und er behielt ja Geld die Hüll' und Fülle, um in Amerika ein kleines deutſches Fürſtenthum ſich zu kaufen. Sah er hinaus und ſah den alten Kilian die Erlen und Pappeln fällen, die nun verſteigert wurden; ſo gab ihm das einen Stich ins Herz. Sah er ſein liebliches Lieschen mit dem armen Paul lächeln oder liebäugeln, ſo gab ihm dies einen zweiten Stich ins Herz und er ſagte: „Ich muß fort. Mein armes Kind ſoll nicht im Elende ſitzen. Ich müßte ja alle Tage roth vor Scham werden, wenn ich an Paul's Hüttchen vorübergehe, und ſähe mein Kind heraus-gucken und: Guten Tag, Vater! ſagen. — Nein, ſo etwas ſoll mir doch nicht begegnen und dem Kilian Gelegenheit zu Spott und Hohn geben!“ — Solcherlei Reden führte der Müller, wenn er ganz allein war; denn bei den Seinen mochte er's doch nicht laut werden laſſen. Er hoffte gegen Oſtern auf etwas Anderes.

Als nämlich der Gottfried abreiſte, ſagte er zu ihm: „Höre, Gottfried, ich will dir etwas im Vertrauen ſagen, du haſt mir das Herz ſchwer gemacht und ich hätte nicht übel Luſt, dir zu folgen. Wenn du einmal glücklich dort biſt, ſo ſchreib mir ehrlich, wie du es gefunden haſt. Und verhält es ſich gut, ſo will ich dir ſchon ſchreiben. Du machſt mir dann ein Plätzchen aus, wo ich gut wohnen kann und ich komme zu dir.“

Das hatte Niemand gehört und der Gottfried hielt auch den Schnabel fein ſauber.

Von denen, die früher aus selbiger Gegend nach Amerika gegangen waren, kamen nun wohl Briefe daselbst an, die Gottfried's und seiner Genossen glückliche Ankunft meldeten. Sie wußten alle des Lebens kein Ende und am Ohio lag ohne Widerrede das verlorene Paradies. Sie nahmen alle die Backen voll und die Leute glaubten's schnurstracks, obwohl sonnenklar neun Zehntheile die abscheulichste Windbeutelei und Lüge enthielten. Es läßt sich begreifen, daß alle diese mit blauer Tinte geschriebenen Briefe, die wahrhaftige Urias-Briefe waren, auch in der Mühle gelesen wurden; aber was sich schwer begreifen läßt, war das, daß die Müllerin ganz unvermerkt, und sie wußte selbst nicht wie, für Amerika eingenommen wurde, wie ihr Mann; aber sie verschleß das auch in ihre Brust, daß das Fieber sie auch zu ergreifen angefangen hatte. Sie war auf die amerikanischen Briefe so erpicht, wie nur Einer. Wenn denn einer in einer Runde von zehn Stunden ankam, so ging er so lange in den Spinnstuben und Häusern herum, bis man ihn nicht mehr lesen konnte. Dann fand sich Einer, der ihn abschrieb für die heilsbegierigen Seelen, die in Amerika allein das Heil finden zu können glaubten. Der Müller freute sich ungemein, als er sich sagen durfte, seine Frau laborire auch am Amerikafieber; aber er schwieg weislich und dachte: Sie wird schon zu seiner Zeit zu reden anfangen; laß nur erst den Gottfried schreiben.

Der Winter ging stille herum und die Osterzeit kam, die einst so unselige Frucht in die Mühle gebracht, und eines Tages kam der Amtsbote und brachte einen Brief an den Müller, der war aus Amerika, denn er war mit

blauer Tinte geſchrieben und koſtete netto einen Gulden und vierzig Kreuzer.

Niemals hat der Müller lieber das Poſtgeld bezahlt, als dießmal. Er hat vor Eifer gezittert, als er ihn endlich erbrach. Da ſtand denn zuerſt das Datum: „Rome, Perry County, State of Indiana" und war geſchrieben im October des vorigen Jahres.

„Hm!" brummte der Müller, „das iſt doch entſetzlich weit, wenn der Brief ſo lange lauft!"

„Nun," verſetzte ſeine Frau, „er wird unterwegs liegen geblieben ſein, wie das hier zu Land auch paſſirt."

„Gott zum Gruß, herzliebſter Cumpeer!" las der Müller, „ich will Euch zu wiſſen thun, daß ich glücklich hier angekommen bin, wie mir's ergangen und wie es um mich ſteht in dieſem Lande der Freiheit." „Aha," ſagte der Müller, „jetzt kommt's. Das letzte Wörtlein zeigt's, daß er zufrieden iſt."

„Lies doch nur weiter," trieb ſeine Frau und ſah über ſeine Achſel in den Brief.

„Ich bin," las er nun, „ich bin von M. bis Antwerpen auf dem Dampfboote gefahren wie ein Kurfürst, und es ist gegangen wie gepfiffen. Als ich mit meinen Leuten ankam, war grade ein gekupfertes Schiff da, das nach Neu-Orleans absegeln wollte. Da hab' ich denn einen guten Accord gemacht und hab' mich eingeschifft. Himmel, Cumpeer, was sind das Schiffe! Eure ganze Mühle geht in die Kajüte hinein! In unserm Walde steht kein Baum so hoch, wie der kleinste Mast drauf. Da wurde uns denn unser Logis angewiesen. Das war unter dem Deck, verdammt eng und dunkel, hatte auch wenig Luft, und da viele Auswanderer aus Schwaben und aus der Schweiz auf dem Schiffe waren, so roch es schlimm. Alles ging gut, sag' ich, aber am andern Tag, als das Schiff absegelte — Cumpeer, von der Geschichte könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen!"

„Nun kriegt er die Seekrankheit," sagte der Müller. „Freilich, es stirbt Keiner dran; aber es ist doch eine Pein ohne Ende und Maaß."

„Was ist's denn weiter? Vater," fragte Kurt wegwerfend.

„Wart's nur ab," versetzte der Vater, „er wird's ja beschreiben." Und er las weiter:

„Da hat denn das Schiff angefangen zu tanzen und ist Alles zu unterst, zu oberst gegangen oder wir, ich weiß das nicht — und mußte Alles auf verkehrtem Wege hinaus, was im Leibe war. Ich dachte, Lunge und Leber, Herz und Nieren gingen mit. Was das Allerärgerlichste war, die Matrosen lachten wie verrückt und sagten auf Englisch: Als noch einmal! Wehr dich, Alter! Und dergleichen

mehr. Aergerte man ſich, ſo ging's immer wieder von Neuem los und man meint grade, man müſſe ſchnurſtracks den Geiſt aufgeben. Wär' das Ding ſo einmal geweſen, ſo wär's geſund und man ſparte ſich ein Brechmittel in der Apotheke zu kaufen, fegte auch einmal den alten Kochtopf, den Magen, aus; aber es dauert unverſchämt lang. Ich hab's grade ſieben Tage gehabt. Aber darnach hätt'ſt du mich ſollen einhauen ſehen! Das war über das Bohnenlied! Mich haben nur die armen Kinder gedauert und dein Pathe wäre beinahe draufgegangen. Doch der liebe Gott hat geholfen!

„Die Seereiſe war übrigens glücklich. Denke dir, in ſieben Wochen keinen Sturm und faſt allzeit guten Wind! Auch iſt keins geſtorben im Schiff und hat keine Krankheit geherrſcht. Sind wir denn endlich in Neu-Orleans angekommen. Da war's aber heiß und hab' ich da die erſten Schwarzen und Rothen geſehen. Schöne Schätzchen! meiner Treu! Sag' dem Lieschen, wenn's ſo Einen ſähe, verging ihm das Heirathen für immer. Die Leute ſagten, das gelbe Fieber ſei da, wir ſollten uns fertmachen. Ich hab's nicht geſehen; aber es ſoll eine arge Krankheit ſein, weil die Leute ſo gelb werden wie eine Gelbrübe oder Möhre und, ixperlix, ſind ſie todt. Da dacht ich: Gottfried putz die Platt! Und ging in den Hafen; fand auch glücklicher Weiſe ein Dampfſchiff, das den Fluß hinauffuhr, der vier I in ſeinem wälſchen Namen hat, hab ihn heute noch nicht behalten können. Das war eine lange Fahrt. Ich will lieber dreimal per See fahren, wenn's ſo geht, wie bei uns, als einmal ſo einen Fluß hinauf, und das iſt ein Fluß! Da iſt der Rhein ein Krebsbächelchen dagegen.

Hätteſt du nur etwas hinter deinem Mühlrade von dem Waſſer, was der zuviel hat!“

Der Müller ſeufzte tief auf und las dann weiter: „Endlich ſind wir denn in Neme angekommen. Da dacht ich, wirſt du eine rechte Stadt finden. Ja, proſt Neujahr! Ein Neſt von Blockhäuſern, die gar weit auseinander liegen, ſieht man vom Landungsplatz aus. Ich ſagte dennoch Gottlob! als ich endlich das Land betrat. Du kannſt mir's gar nicht glauben, wie freundlich die herausgegangenen Landsleute mich aufnahmen. Nun hatte ich aber kein Haus und kein Land. Gleich waren Mäkler da, amerikaniſche Galgenvögel, die Einen rupfen, daß keine Feder übrig bleibt. Die Landsleute ſagten auf Deutſch zu mir: „Hüte dich vor dieſen Finken!“ Nun war's genug. Mich kriegten ſie nicht in ihr Netz. Wir mußten uns in ein Wirthshaus einquartiren; aber ſchon am dritten Tage ritt ich mit einem braven deutſchen Manne nach einer Farm, die eine halbe Stunde weg lag. Du ſiehſt, daß ich nun ſchon reite. Das koſtet hier Nichts. Der A. von N., den du auch kennſt, lieh mir ſein Pferd. Er iſt ein Bäcker hier. Unter einer Farm verſteht man aber ein Landgut mit einem Hauſe, Scheuer, Stallung, Schiff und Geſchirr, ſammt dem Vieh. Wir ritten durch ein ſchönes Land, wo klares, das heißt, angebautes Land mit Wald und Weideplätzen wechſelte. Von ſolch einem Walde haben wir gar keinen Begriff, Cumpeer, weil's ſo keinen in Europa gibt. Das ſind Stämme von entſetzlicher Dicke und Höhe und von ganz anderm Holz als bei Euch zu Land, obwohl es auch Eichen und Buchen gibt. Unſer Weg führte uns endlich in ein Thal, das ſich nach dem

Fluſſe zieht und von einem recht anſehnlichen Bache durchfloſſen iſt, der Fiſche die Fülle hat. Es war ein prächtiges Thal, die Berge ſind nicht hoch, aber alle mit Wald bedeckt. Da muß Wein wachſen, daß es eine Art hat. Grade neben dem Fluſſe liegt die Farm. Mir wurde es doch ein Bischen krabelich, als ich auch nur ein Blockhaus ſah und alle andere Gebäude auch ſo gemacht, wie daheim die Buben die Meiſenkarren machen; aber es waren fünf Gebäude. Ein Garten lag dabei, etwa ſo groß, wie der unſers Pfarrers; ein Brunnen, der gutes Waſſer hat, und etwa hundert und zwanzig Morgen Land, davon ſind fünfzig klar und eingeſäet und eingepflanzt; aber das Uebrige iſt Wald. Man braucht das Land gar nicht zu beſſern und das Vieh weidet im Wald. Obſtbäume ſtehen auch da herum und im Garten ſtehen Traubenſtöcke. Hühner, Enten, Gänſe, Tauben, zehn Stück Vieh, zwei Pferde und elf Schweine — das Alles wurde verkauft für — nun rath einmal?! — Ich will Dir's ſagen, daß ich's angekauft habe, und da Du weißt, was ich mitnahm, noch fünfzig Gulden übrig habe. Nun denkt einmal!

„Da wohne ich denn nun und ſitze im Ueberfluß. Ich rotte jetzt Land zum Weinberg an, und bin ſeelenvergnügt. Hier gibt man keine Steuern, kein Lump von Steuerbote kommt, Einen zu plagen, kein Bürgermeiſter hunzt Einen aus und drückt, wenn man ihm einmal aufs Krähenauge trat. Ich könnte Dir einen Brief voll Ruhmes ſchreiben, aber ich mag nicht. Nun, Cumpeer, komm' bald nach. Eine halbe Stunde von mir liegt eine Farm für Dich, da kannſt Du eine Mühle bauen ſo groß, wie Du willſt. Die Farm iſt noch größer, wie meine; Du bringſt auch mehr

Geld mit. Da können wir zuſammen glücklich leben und der Kilian quält dich nicht mehr. Es iſt nun auch manches Schlimme hier, davon aber will ich Dir ein andermal ſchreiben. Grüße mir alle gute Freunde und Bekannte. Einen ſchönen Gruß von meiner Frau.

Arnold Gottfried."

„Nachſchrift. Wenn Du kommen willſt, ſo verſieh dich gut mit Schuh und Stiefeln: bring' Dir eine gute Doppelflinte mit, denn hier iſt freie Jagd; auch Aexte, Beile, Senſen, Schippen, Hürſte und Eiſen-Schneidegeſchirre bring' Dir mit. Das koſtet heilloſes Geld hier. Plagen muß man ſich und Arbeit darf man nicht ſcheuen; dann haben's aber auch die Kinder gut. Aeſes! Rundherum liegt Congreßland!"

„Da!" ſagte der Müller. „Nun wüßten wir Beſcheid über Amerika und wie's dort iſt; ob wir aber um Vieles geſcheidter ſind, bezweifle ich recht ſehr; denn was er lobt, hat auch Tadel, und den will er ein andermal ſchreiben. Warum thut er's denn nicht heute ſchon? der Narr!"

Das ſagte aber der Müller nicht etwa, weil es ſeine Meinung ſo geweſen wäre, ſondern um die Meinung ſeiner Frau und Kinder zu hören. Er wollte ſie auslunken.

Die Mutter ſagte: „In der Schrift ſteht: „Woren das Herz voll iſt, davon gehet der Mund über!" Man ſieht, es geht ihm erſchrecklich gut. Da lobt er und preiſt er eben aus Herzensgrund. Für das wenige Kapital, was er hineinbrachte, hat er denn doch ein Gut, wie er es hier niemals bekommen hätte. Was mag aber das letzte Wort bedeuten? Ich verſteh's nicht!"

„Ich will's Euch ſagen, Mutter," hob Lips an. „Als

19. Altes Gold.

Ein Sprüchwort sagt: „Wer da weiß, wo die Feldhühner laufen, der kriegt sie, sagte der Jäger, und legte das Netz auf dem Dach aus.“ Der Pfiffikus fing sie gewiß! Das Sprüchlein ist herrlich; man meint, es rede von dem Bauer, der im Wirthshaus sitzt, von dem Handwerker, der spazieren geht; von der Hausfrau, die dreimal des Tages Kaffe trinkt und gewobene Strümpfe trägt; die fangen die Hühner auch! Meint man aber nicht heut zu Tage seien viel Tausende bei dem Feldhühnerfänger in die Schule gegangen? Fangen's wenigstens so pfiffig an, wie der; reiten in der Jugend und gehn im Alter zu Fuße; spielen in jungen Tagen den Herrn Windbeutel und darben im Alter; rasseln mit dem Geld im Sacke und haben keins im Schränklein; putzen sich köstlich und haben zerrissene Hemden an; können häkeln und sticken, aber keine Suppe kochen; reden von Allem und wissen Nichts; wollen Meister sein und waren weder Junge noch Geselle, und — ich könnte das noch durch Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung durchführen in viel schönen Exempeln; aber — aber — es ist so in unserer Zeit. Das Aechte, Tüchtige, Rechte will man nicht mehr, vor Allem aber Meister werden, ohne zu lernen. Drum legen sie auch die Netze aufs Hausdach, wenn sie Feldhühner fangen wollen, und die Eier neben das Nest! Gott besser's!

der Congreß zu Waſhington den Wilden das Indiana-Gebiet abkaufte, war Alles Congreßland. Der Congreß, das iſt die Landesregierung. Die verkauft nun das Land wieder an einzelne Anſiedler oder auch Gemeinden oder auch Händler, die es im Kleinen wieder verkaufen."

„Das wäre alſo Land, das man kaufen könnte?"

„Freilich, Mutter, wenn man Geld hat!" —

„Dummer Bub!" ſagte die Mutter ärgerlich. „Das brauchſt du mir nicht zu ſagen."

„Was muß da eine Jagd ſein, Lips!" rief Kurt aus.

„Das glaub' ich; nicht wie hier, wo es im Wochenblatt ſteht, wenn Einer einmal einen Haſen ſieht, und ein Reh iſt ſo rar, wie Einer, der im Mäßigkeitsverein iſt." „Von Kirche und Schule ſchrieb er nicht;" ſagte bedenklich die Mutter und ſah ihren Mann an.

„Das wird eben zu dem Schlimmen gehören, daß die dort fehlen!" ſagte der.

„Das wär' doch ſchlimm für unſer Jacöbchen?" ſagte die Mutter.

„Wollt Ihr denn hinziehen?" fragten beide Buben zugleich, denen noch das im Gedächtniß lag, was der Gottfried heute vor einem Jahre geſagt hatte. Das Soldatwerden gefiel ihnen nicht und das Mannſtellen gefiel dem Vater nicht.

In dem Lande war nämlich der Satz nicht geltend, wie er es ſollte überall in Deutſchland ſein, daß ein Jeder ohne Ausnahme Soldat ſein muß, etwa wie in Preußen, drei Jahre im Heer und dann in der Landwehr. Das iſt nämlich das Rechte meines Dafürhaltens; denn das Vaterland geht Jedem ans Herz, und ſoll es lieb und werth

halten über Alles; daher auch für es ſtreiten, wenn's gilt, gegen die Erbfeinde rechts und links, ich meine die Franzoſen und die Ruſſen, und wer es ſonſt wagen möchte, mit den Deutſchen anzubinden. Aber iſt das nicht eine Schande, daß ſich die Reichen loskaufen und bloß die Armen dienen müſſen? Iſt es recht, daß man für Geld ſich einen Mann einſtellen kann? Wer ſich als Soldat verkauft, taugt nichts. Und wenn's nun Krieg gibt, ſo können die am beſten laufen. Denn wofür ſtreiten ſie? Für ihr Vaterland? Du lieber Gott! die haben keins. Für ihren König? Pah, was fragen die darnach, wer ihr König iſt? Für ihre heimiſche Sitte, Religion, Herd und Familie? Viel Schüſſe Pulver geb' ich dafür nicht bei dieſen Kerlen. Mir kommt's gar unrecht vor, wenn wir Deutſche nicht Alle für Einen und Einer für Alle ſtehen wollen! Wir ſind ein tüchtig Volk, aber es iſt grade ſo, als ob wir uns ſchämten, es zu ſein. Pfui!

Doch zurückzukommen auf unſern Müller, dem das Mannſtellen nicht gefiel, ſo muß ich bemerken, daß das Geld koſtete; denn man zahlte für Jeden, der Soldat werden ſollte, eine tüchtige Summe, ſo war er frei und ein armer Teufel mußte für ihn dran.

Der Müller ſchwieg mäuschenſtille, auch das arme Lieschen ſchwieg ſtille und zupfte am Schurzbändel. Gewiß dachte ſie an ihren Paul, von dem ſie dann für immer geſchieden wäre, wenn's nach Amerika ginge. — Sie ſah aber die Mutter von der Seite an und flüſterte leiſe: „Ihr werdet doch nicht?“

„Warum nicht, Kind?“ fragte ſie. „Denkſt du nicht mehr an das, was damals der Gottfried ſagte?“

„Ach, Mutter, das iſt nicht ſo," ſagte das liebliche Mädchen. „Ihr habt auch klein angefangen und ſeid durch Fleiß und Gottes Segen zu etwas gekommen. Warum ſollten wir das nicht auch können?" „Da ſpricht ſich das Mädel einmal aus," rief der Vater und wurde krebsroth im Geſichte. „Gelt, dir ſteckt der Bettelbube, der Paul, in der Naſe, an den du dich gehängt haſt? Bilde dir nicht ein, daß ich meine Einwilligung jemals gebe. Als du den rothen Kilian nicht wollteſt, zwang ich dich nicht; aber jeden Andern hätt' ich gerne als Schwiegerſohn geſehen, nur nicht den, deſſen Vater Hirte war. Schande ſollſt du mir nicht machen. So ſag' ich's euch denn, wir ziehen nach Amerika, ehe der Herbſt kommt, oder ſollt's nicht gehen, heute über ein Jahr.

Er ſtand auf und ſchritt hinaus. Die Buben ſahen ſich frohlockend an; die Mutter ſchwankte zwiſchen Furcht und Freude; aber der tiefe Schmerz hatte Lieschen bleich gemacht wie ein Bild des Todes. Ihre Thränen rannen ſtromweiſe; aber ihre bebende Lippe war ſtumm und das Auge ſah hilfeſuchend und wehklagend zur Mutter auf, die leider keinen Troſt für ſie hatte.

Jetzt war es ausgeſprochen, was längſt in des Müllers Seele feſtſtand, und nun hatte er's auch nicht länger geheim zu halten. Es war eine Nachricht für Viele, die ſie nicht glauben wollten und konnten. Von allen Seiten beſtürmte man ihn. Seine Frau, die jetzt erſt, wo es Ernſt wurde, lebhaft erſchrack, weinte täglich. Dem Müller machte Jedermann die eindringlichſten Vorſtellungen; aber das war Waſſer in den Rhein getragen oder vielmehr Oel in die Flamme. Es beſtärkte ihn nur noch mehr in ſeinem Plane, wie ich das bereits erzählt habe.

Er hätte ohne Rückſicht auf die Thränen ſeiner Frau, auf das blutende Herz ſeines Kindes ſchon jetzt die Heimat verlaſſen, wenn er einen Käufer für die Mühle gehabt hätte. Das ging aber ſo ſchnell nicht. Die mußte erſt zum Verkauf oder zur Verſteigerung ausgeſchrieben werden. Indeſſen rüſtete der Müller doch Alles trotz der Bitten ſeiner Frau und Lieschen's, trotz der Vorſtellungen ſeiner wohlmeinenden Freunde und die Seinen mußten ſich drein ergeben.

3.

Während ſich dies Alles in der Mühle zutrug, war auch in Paul's Hauſe Sorge und Kummer eingekehrt. Seine alte Mutter war ſchwer erkrankt, und Tag und Nacht ſaß der gute Sohn an ihrem Bette, ſie zu pflegen.

Manchmal ſah er früher Lieschen Abends unter den Weiden bei der Mühle einen Augenblick. Nun konnte er nicht hin, und als ſie am Sonntage nach Oſtern vorüberging, begegnete ſein kummervolles Auge dem noch kummervollern des Mädchens.

„Was war das?“ fragte er ſich; aber eine Antwort hatte er nicht.

Am Abend bat er eine entfernte Verwandte, bei der Mutter zu bleiben und er eilte das Thal hinauf zur Mühle.

Da ſtand ſchon die ſchlanke Geſtalt und harrte ſeiner. Weinend fiel ſie ihm um den Hals und lange währte es, bis er eine Antwort auf ſeine ſtürmiſchen Fragen erhielt.

Wie erſchrack er, als ſie ſagte, ihr Vater ziehe nach Amerika! Paul war klug genug, einzuſehen, warum das geſchah. Er wußte ja mehr als jeder Andre, wie ihn der Müller verachte. So kam zum Schmerz um den drohenden Verluſt der theuern Mutter auch der noch, daß ihm das theuerſte Gut entriſſen zu werden drohte. Eine Werbung bei dem Müller wäre eine unbegreifliche Thorheit geweſen,

die selbst Lieschen abrieth. Es blieb Nichts übrig, als — Scheiden für diese Welt, wenn nicht Paul nachkommen konnte. Und das war unmöglich. Auf dem Häuschen und den paar Feldstücken ruhten schwere Schulden. Würde das Alles versteigert, so blieb nicht soviel übrig, die Reisekosten zu bestreiten.

Da flog ein Gedanke durch des Jünglings Kopf. Sollte seine Mutter sterben, so stellte er sich als Einsieder. Hundert Gulden gewann er gewiß dafür bei einem Reichen in der Stadt. So bekam er Geld und konnte Lieschen folgen, wenn auch erst nach sechs Jahren. Er schwieg darüber gegen sie und unter schwerem Weh trennten sie sich.

Leider hatte Paul bald seine betagte Mutter zu beweinen. Sie war in ihrem ganzen Leben nie krank gewesen, und bei solchen Leuten nimmt gewöhnlich die erste Krankheit auch ein tödtliches Ausgehen und Ende.

Hoffnung war keine da, sein Lieschen zum Weibe zu kriegen, so ließ er denn sein Hüttchen versteigern, zahlte seine Schulden und trat als Soldat in das Heer für einen reichen Stadtherrn, ehe noch der Müller seine Mühle versteigert hatte. Das Scheiden war schwer und that unendlich weh; aber er hatte doch noch eine Hoffnung — nach wenigen Jahren kam er nach, und dann fügte es doch noch vielleicht der Himmel, daß er sein Lieschen bekam. Die Jugend hofft auch dann noch, wenn der letzte Schimmer noch sichtbar ist. Wer möchte ihr nicht dies Vorrecht gönnen? Ist man einmal alt und hat viele Erfahrungen gemacht, so weiß man auch, wie viel die Hoffnungen werth sind. Sechs Jahre dachten sich Beide so kurz, als seien's

ſechs Wochen. Treue hatten ſie ſich gelobt und zwei Herzen wie dieſe, die brachen ſie nicht, gewiß nicht; aber was lag Alles dazwiſchen?

Dem Müller wurde das Herz leicht, als der Paul fort war; vielleicht hätte er ſich jetzt noch dazu verſtanden, da zu bleiben; aber nun war's eine Ehrenſache für ihn, zu gehen, weil er's geſagt hatte und ſchon Schritte geſchehen waren; auch ſagte jetzt Niemand mehr etwas zu ihm. Item, der Notar hatte Alles wohl beſorgt und die Verſteigerung der Mühle ging vor ſich. Der Müller hielt ſich's aus, bis nächſten Juni noch wohnen zu können. So wurde es richtig. Ein junger Müller kaufte die Mühle; aber bei weitem nicht ſo theuer, als der Verkäufer gemeint. Die Aecker und Wieſen gingen wohl beſſer ab, da er recht lange Termine zur Bezahlung geſetzt, und Schiff und Geſchirr kam gut an den Mann.

Damit war's aber nun noch nicht fertig, die Groſſe, das heißt, das Verſteigerungsprotocoll mußte nun auch verhandelt werden, damit der Müller baares Geld in die Finger bekam. Da mußte er dann überall herumlaufen bei beſchnittenen und unbeſchnittenen Juden, das heißt, bei Chriſten, die nicht beſſer als Juden ſind und aus dem Schachern ein Geſchäft machen. Endlich fand er Einen, der ihm mit einem Nachlaß von acht Procent das Geld ſchoß. So bekam er für hundert Gulden zwei und neunzig. Das war ſchon ein ſchöner Verluſt bei ſechstauſend Gulden, und das Jacöbchen rechnete aus, wie viel das war; aber es mußte ſein und der Müller meinte in ſeiner Herzensfreude, es ſei wenig. Bis zur Abreiſe mußte auch aus der Schnur gezehrt werden und Vieles wurde zur Reiſe

angeſchafft, verpackt und verwahrt, als Zwieback, dürre Früchte, Eiſenwerk und dergleichen. Mehl und Fleiſch hatten ſie in Ueberfluß. Nun wurden nah und fern die Reiſegefährten aufgeſucht, getrunken, gezecht, was ſonſt der Müller nie gethan, und das zehrte am Kapitale mächtig.

Eines Sonntags kam ein Mann in die Mühle, der ſich für einen Agenten ausgab. Es war nämlich Einer, der mit den Auswanderern Accorde abſchloß für die Reiſe bis an die See und auch bis nach Amerika, und war aus der Stadt, wo die Auswanderer eben auf die Rheindampfboote gingen.

Der Menſch konnte reden wie ein Buch; erzählte, wie die Geſellſchaft, welche ihn geſendet, mit den Seeſchiffern in Verbindung ſtehe; lauter neue gekupferte Schiffe in ihrem Dienſte habe; lauter Schnellſegler, die vor dem Winde hinflögen wie ein Gedanke; ſie verſorge die Auswanderer am beſten und verproviantire ſie am Freigebigſten. Das Maul ging wie ein Brummtopf. Er forderte bis Neu-Orleans für den Kopf nicht einmal ſehr viel Geld und für das Jacöbchen die Hälfte vom Preiſe der Erwachſenen.

Der Menſch wußte mit ſeiner fertigen Zunge die Leute nach ſeiner Herzensluſt einzuthun und der Müller ſchloß den Accord bis Neu-Orleans ab, zahlte ihm auch abſchläglich auf den Kopf zwanzig Gulden, um ſicher zu ſein, und dachte: „Nun iſt Alles abgemacht!“

So kam denn der Juni herbei und Alles war beendet, ſelbſt früher, als es der Müller geglaubt hatte.

Aber die ſchwerſten Stunden kamen nun erſt, die des Scheidens aus den Räumen der Wohnung, wo er geboren und erzogen war, wo er die ſchönſten Jahre ſeines Lebens,

die glücklichſten, verlebt; wo ſich an jeden Winkel eine theure Erinnerung in Freude oder Leid an Vater, Mutter, Gattin und Kinder band. — Aus der Mühle zu gehen, koſtete ihn einen ſchweren Kampf. Weinend verließen ſie die Schwelle und gingen den Weg zum Dorfe, wo die Wagen hielten. Und Lieschen's Herz brach ſchier, als ſie an dem Hüttchen vorübergehen mußte, wo Paul gelebt hatte, wo ſie ſo gerne Armuth und Noth mit ihm getheilt hätte. Hier kamen noch die Leute aus dem Dorf und ſagten ihr: „Behüt' Euch Gott!“ Selbſt Kilian kam; aber nicht um einen verſöhnlichen Abſchied zu nehmen, ſondern um den Müller noch einmal zu kränken, denn der ſchmähliche Bösfeind ſagte zu ihm: „Da er eine Papiermühle anlegen wolle, ſo ſolle ihm doch der Müller Lumpen aus Amerika beſorgen.“ Darauf wandte er ſich lachend um und ging weg.

Das war das letzte Bittere, was den Müller hier traf. Die Peitſchen knallten und die Wagen flogen dahin. Je weiter ſie ſich entfernten, deſto heiterer und freier wurde das Herz. Im nächſten Städtchen kamen die Genoſſen des Zugs aus anderen Dörfern der Nähe und Ferne. Man begrüßte und ermuthigte ſich gegenſeitig und die Reiſe ging weiter.

Am andern Morgen, nachdem ſie die Nacht hindurch gefahren waren, erreichten ſie den Beſtimmungsort.

Da ſah man ſchon zahlreiche Gruppen von Auswanderern lagern mit ihren Kiſten und Kaſten, welche die Ankommenden erwarteten, um nun gemeinſchaftlich die Reiſe anzutreten.

Als der Müller zu dem Agenten kam, um die

accordirte Summe zu zahlen, erſtaunte er nicht wenig, als dieſer auf den Kopf fünf Gulden weiter forderte, indem er ſagte, die Preiſe der Fracht und Lebensmittel ſeien in Holland aufgeſchlagen und dergleichen. Obwohl der Müller die Prellerei einſah, ſo war er ſowohl, als ſeine Genoſſen außer Stande, etwas zu thun, um ihr zu begegnen; denn als ſie mit dem Gerichte drohten, lachte der Agent und fragte, ob ſie ſich dann überzeugt hätten, daß der, mit dem ſie accordirt hätten, eine Vollmacht von ihm gehabt habe?

Bei ſolcher Schlechtigkeit war Nichts weiter zu machen, als zu zahlen, wenn nicht das bereits bezahlte Geld auch ſollte verloren und die Reiſe zweifelhaft ſein.

Was des Müllers Seele mit ſchweren Sorgen quälte, war das Erkranken ſeiner Frau. Schon in den letzten Tagen ihres Aufenthalts in der Mühle hatte ſie eine große Schwere und viel Schmerzen in den Gliedern, klagte über Kopfweh und Uebligkeiten. Das nahm auf der Reiſe zu, und raſch und heftig entwickelte ſich eine Krankheit, die ein Arzt auf dem Dampfboot ohne Umſchweife für ein Nervenfieber erklärte.

Als ſie Koblenz erreichten, erklärte der Capitän des Dampfbootes dem ohnehin ſchwerbelaſteten Müller, er könne die Kranke nicht länger auf dem Schiffe dulden. Jetzt begann erſt recht ſein Kreuz. Er mußte die Reiſegenoſſen ziehen laſſen und ſich in Koblenz einmiethen, um ſeine Frau zu verpflegen. Tiefes Leid legte ſich auf die Herzen Aller. Tag und Nacht kam der Müller nicht vom Bette ſeiner lieben Frau, und Lieschen wetteiferte mit dem Vater in aufopfernder Pflege. Der Krankheit widerſtand

20. Ein Stücklein von dem Propste zu Hirzenach.

Der letzte Propst der reichen Abtei Hirzenach, bei Sanct Goar am Rhein, ein Herr von Quadt, war ein gar heiterer und lebensfreher Mann. Er sah gerne Gäste bei sich und gab dann von Herzen gerne, was Küche und Keller vermochten. Besonders sah er am Feste des Kirchenpatrons gerne viele Freunde und gute Bekannte um sich, und pflegte sie dann durch allerlei feine Kunststücke nach Tisch zu unterhalten. Er war ein Meister in solchen Künsten, von denen die Kunststückmacher sagen: Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Dazu hatte er allerlei künstliches Geräthe. So besaß er einen meissingenen Krahnen, der hinten zu war und den vornen ein Hahn abschloß, wie andere Krahnen auch. In den verschlossenen Raum des Krahnens pflegte er nun Wein zu gießen, wo denn mehrere Gläser voll Platz hatten. Damit hat er am Patronstage im Jahre 1782 einen Spaß gemacht, der leider fast übel ausgeschlagen wäre, und der das Stücklein hier erzählt, hat's von seinem Vater selig, der selbst dabei war und es nie ohne herzliches Lachen erzählt hat, zumal es ein lustig Ende nahm.

Kamen an dem Tage viele Geladene zu dem gastfreien Herrn Propst, und waren alle guter Dinge. War auch der Kapuzinerguardian von Bornhofen dabei (das Bornhofen liegt schief gegen Hirzenach über, auf dem rechten Rheinufer, und ist jetzt Nassauisch), ein dicker Herr, der stark schnupfte, nicht wenig aß und viel trank, dessen Bäuchlein darum auch weit verstand, und etwas spitzgewölbig war.

Während der Tafel, die sich von den köstlichsten Gerichten bog, fastete der gute Pater Guardian auch nicht, und da des köstlichsten Weins eine Menge da war, so sog der gute Pater Guardian wie ein Blutegel, bis er einen Kopf hatte, wie Zinnober, und sich fast nicht mehr wenden und drehen konnte; doch war er bei vollem Verstande, sintemalen er gut geaicht war und etwas vertragen konnte, was nicht Jedweder ihm gleich zu thun im Stande war.

zwar die gute Natur der Müllerin, aber die Krankheit zog ſich in die Länge und ſelbſt, als ſie auf dem Wege der Wiedergeneſung war, wollten lange die Kräfte nicht wiederkehren, welche nöthig waren, um nun nach Antwerpen zu eilen. Und da drängten ſich dann die beängſtigenden Fragen: „Waren die Reiſegefährten noch da? Ereilten ſie ſie noch? Fanden ſie ein Schiff?“ Der Müller empfing wohl den Rath, nach Amſterdam zu gehen; allein ſein Eigenſinn ließ es ſich nicht nehmen, nach Antwerpen zu gehen, obwohl, was ihm kein Zweifel mehr war, alles Geld verloren war, was er für die Ueberfahrt bereits bezahlt hätte.

Er hätte ſich die Haare ausreißen mögen; aber er hätte es damit doch nicht geändert — und er hatte ja ſein liebes Weib noch und auch noch Geld, und durfte hoffen, mehr nach Amerika zu bringen, als Gottfried hingebracht. Die Familie war indeſſen doch gebeugt, und der Müller ſelbſt war demüthiger geworden. Schon war der halbe Juni herum, als ſie endlich aufbrechen konnten. Langſam ging die Reiſe von Statten.

Als ſie Antwerpen erreichten — war das Schiff mit den Auswanderern bereits ſeit achtzehn Tagen in See geſtochen, und jetzt erſt begann ſich das Kreuz zu häufen für den Müller; denn es war auf Monate hinaus keine Ausſicht, daß ein Schiff nach Amerika abginge. Es ſtellte ſich nun klar, daß er das Geld umſonſt bezahlt und die Agenten lachten ihn weidlich aus, als er von Rückgabe ſprach. Es blieb Nichts übrig, als abermals ſich einzumiethen in der theuern Seeſtadt.

Jetzt erſt kehrte tiefe Niedergeſchlagenheit bei dem

Müller ein. Wie das Alles enden sollte, sah er nicht ein, denn jeder Tag zehrte an seinem Geld. Um nicht müßig zu sein, suchte er mit Lips und Kurt Arbeit im Hafen; allein sie waren der Arbeiten nicht kundig und verdienten daher nur sehr wenig.

Zwei Monate waren abermals hingegangen. Da rieth man ihm, mit einem Schiffe nach Hamburg zu gehen, wo fast alle drei Wochen Schiffsgelegenheit nach Amerika sei. Wollte er vor Winter noch hin, sollte nicht alle Habe aufgezehrt werden, so mußte er diesen Plan erfassen und eine sich darbietende Gelegenheit ergreifen.

Sie schifften sich dann guten Muths ein. Aller Jammer, den Gottfried beschrieben, suchte sie heim und zum ersten Mal in dem Leide der Seekrankheit; beim Rückblick auf die Verluste seiner Habe seufzte der Müller tief und sagte zu sich: „Wäre ich doch im Lande geblieben und hätte mich ehrlich ernährt!“

Lieschen allein blieb verschont von der schlimmen Krankheit; aber sie saß da und blickte mit den roth-geweinten Augen durch die Luke nach der schwindenden Küste — und dem Müller fielen die Thränen des Mädchens wie Tropfen siedenden Bleies auf das Herz, und er dachte: „Hätte ich doch meinen Stolz gebeugt! Paul war arm, aber brav. Sie hätten ja in der Mühle bei mir wohnen können! Hätte ich Ihnen gegeben, was ich nun schon verloren habe, so wären sie wohlbestellte Bauersleute geworden!“

Das Alles aber war nun zu spät und nicht mehr zu ändern; aber der Reue kann man auch nicht sagen: „Geh' ein Haus weiter!“ oder wie die Reichen zu den armen

Bettlern ſagen: „Geh' in Gottes Namen!“ Wo die ſitzt, da ſitzt ſie feſt und iſt wie der Wurm im Wandgetäfel, der nimmer aufhört zu nagen. Und der Müller hat ſie noch dazu theuer erkauft. Mancher kriegt ſie wohlfeiler. —

Die Reiſe ging auch nicht gut. Das Schiff war ein altes, mürbes Gebäude, dem es ſeit 1804 gedachte und war immer in See geweſen; hatte manchen Puff erfahren von Sturm und Wetter. Da wollen die Planken nicht mehr recht halten und die Rippen ächzen wie ein Schwerkranker. Ueberdies war es unvernünftig beladen. Gab's keinen Sturm, ſo ging's ſchon gut; aber die Herbſtzeit nahte und da meldet ſich der Winter allemal mit tüchtigem Schnaufen, ſagen die Seeleute, und meinen damit nichts Anderes, als die vorherrſchenden Stürme der Tag und Nachtgleiche, die alle Jahre zweimal kommt, im September nämlich und im März. Zudem hat die Nordſee ihre Mucken durch das ganze Jahr. Das Schiff hatte faſt immer Gegenwind. Als nun die Seekrankheit ausgetobt hatte, ſaßen unſere Müllersleute oft recht trübſelig auf dem Verdeck und das Jacöbchen ſagte: „Vater, ich bin das Waſſer ſatt; wir wollen wieder ans Land und heim in die Mühle!“ So ein Kindeswort ſchlägt oft tiefer hinein in die Bruſt, als ein Blitz in die Erde. Und wahrlich, der Müller empfand das jetzt; aber er ſchwieg und ſeufzte; die Mutter aber und Lieschen weinten, und die Mutter drückte den Buben ans Herz und bat ihn, geduldig abzuwarten; ſie würden bald landen.

Mit dem Baldlanden hatte es aber nun auch eine eigene trübe Bewandtniß. Es war in einer Nacht, wo Alle ruhig in ihren Hängmatten ſchliefen, als ein mächtig

Brauſen und ein kläglich Aechzen der Schiffsplanken den Müller weckte. Es that Schläge gegen die Wände des Schiffs, als ſollte das Alles in Trümmer geſchlagen werden.

Ein Nordweſtſturm mit kaltem Regen hatte ſich erhoben. Er raſſelte in dem Tackelwerk, als wolle er's kapores machen, wie der Gevatter zu ſagen pflegt; er pfiff durch das Tauwerk in einer Melodie, welche Angſt und Bangigkeit in die Seele jagte; er ſchmiß die Sturzwellen gegen das Schiff, daß man meinte: es mache jetzt ſein Teſtament. Das Schiff wurde umher geworfen, daß Alles, was im Rumpfe ſtand, über einander rumpelte. Mit Entſetzen erwachte nun des Müllers Familie und es begann ein gar arges Wehklagen. Das Jacöbchen wollte ans Land, und die Anderen hätten's wohl auch gewollt, wenn es nur gegangen wäre.

Der Müller ſtieg heraus und wollte aufs Verdeck; aber ein donnernder Zuruf ſcheuchte ihn wieder in die Tiefe hinab.

Die Lage der armen Leute war erſchrecklich; denn der Sturm wuchs von Minute zu Minute an Heftigkeit. Am Abend hatte der Capitän geſagt, ſie ſeien nicht mehr weit von Cuxhafen. Die Nacht war ſtockfinſter und die Gefahr wuchs mit jedem Windſtoße, beſonders bei der ſchlechten Beſchaffenheit des Schiffes.

Die Auswanderer dachten ſchon verloren zu ſein, als der Maſt brach und gekappt, das heißt, abgehauen und über Bord geworfen werden mußte.

Es ſollte indeſſen nicht mehr lange zweifelhaft bleiben, daß das Schiff ſeinem Untergange nahe war. Ein entſetzlicher Stoß, der das Schiff zittern machte und es auf die Seite legte, war das Zeichen der Scheiterung. Das

Waſſer drang mit furchtbarer Schnelle in den Rumpf. Die Angſt hatte nach und nach die unglücklichen ſechs Menſchen im Rumpfe des an ſich kleinen Schiffes ganz betäubt. Sie waren gewiſſermaßen gleichgiltig geworden gegen Alles, was kommen konnte; als aber das Verderben ſo raſch, ſo unerwartet ſchnell und mit ſo bedrohlicher Gewalt herantrat, ergriff ſie doch der Schrecken des Todes mit aller Gewalt.

„Herauf!“ donnerte es jetzt durch die Verdeckthüre. Auf der Treppe ſaßen ſie zuſammengekauert. So ſchnell als möglich ſtiegen ſie auf das Verdeck. Die zwei Boote waren ausgeſetzt. Man beſtieg ſie. Die Taue wurden gekappt und die Wellen warfen die kleinen Fahrzeuge wie Nußſchalen herum.

Bald verhüllte die Nacht den Schiffskörper. Nur der weiße Schaum der Wellen war ſichtbar, die wie die Ungeheuer der Tiefe heran tobten. Alle ſchloſſen ſich eng aneinander und beteten mit Inbrunſt. Niemand jammerte über die verlorene Habe. Die Rettung des Lebens war das Nächſte, was die Seele beſchäftigte.

Es war ein Gottesglück, daß der Tag nahe war. Mit den erſten Strahlen des Tags im Oſten legte ſich der Sturm, nicht aber das zürnende Brauſen des empörten Meeres. Der ganze furchtbare Anblick trat nun allmählich vor das geängſtete Gemüth, denn dem Auge bot ſich ein unbeſchreibliches Schauſpiel. Wie Berge wälzten ſich die Wogen daher, hoben die Boote auf ihre Spitzen und ſtürzten ſie im nächſten Augenblicke hinab in einen Abgrund, der das Haar ſträuben machte, um ſie wenige Minuten ſpäter wieder zu gleicher Höhe zu erheben.

Als der entsetzliche Schauplatz von der Sonne nun endlich ganz erhellt wurde, suchte der Capitän, der im Boote der Auswanderer war, das Wrack, das heißt, das gescheiterte Schiff; aber man sah nirgends eine Spur. Die Wogen hatten es in den unergründlichen Schooß der Tiefe hinabgeworfen und mit ihm die letzten Mittel der Armen, ein Dasein zu fristen, dem eine Hoffnung nach der andern schwand. Die Küste war nicht weit, und gegen Mittag nahten Lootsenboote, das heißt Boote, in welchen sich Leute befanden, welche, kunstgeübt, die Schiffe in den Hafen zu steuern pflegen. Sie hatten wohl geschlossen, daß der Sturm Unglück gebracht und stachen in See, um Verunglückte zu retten. Glücklich kamen die Schiffbrüchigen in Cuxhafen an, aber erst da, als sie durchnäßt und starr von Kälte am Ufer des Hafens standen und mitleidige Menschen sie mit sich in ihre Wohnungen zogen, trat die ganze Macht ihres Elendes vor die trostlosen Seelen.

6.

Acht Tage ſpäter ſehen wir ein wanderndes Häuflein in der Nähe des Thores der mächtigen Stadt Hamburg. Voraus ſchreitet mit geſenktem, kummerbleichem Haupt ein

Mann in den Vierzigen, aber die Haare ſind ſchneeweiß. Das Auge ſieht nur an den Boden. Die ſonſt kräftig ausſehende Geſtalt iſt gebrochen, geknickt, gebeugt, als gehöre ſie einem Greiſe von ſiebzig Jahren. Fragt Ihr mich: „Wer iſt das?“ ſo antworte ich Euch mit bewegtem Herzen: „Es iſt der Müller!“ — Ihr ſchlagt vielleicht mit Entſetzen die Hände zuſammen und ſagt: „Es iſt nicht möglich! Der hatte ja, als er wegzog, noch kaſtanienbraunes, glänzendes Haar und der dort hat ſchneeweißes! Der ging ja ſo ſtracks wie eine Tanne, und dieſer ſchreitet dahin wie ein Greis! Der ſah ja vertrauensvoll in die

Welt hinaus, und in dieſem Auge iſt alle Hoffnung zu Grabe gegangen und der träumeriſche Blick ſucht — ein Grab; der hob ſtolz die Stirn empor — und dieſer ſenkt das Haupt wie Einer, dem das Herz gebrochen iſt?“ —

O Ihr lieben Leſer, glaubt mir's doch: Es iſt der Müller! Aber habt Ihr nie gehört, daß eine entſetzliche Todesangſt das Haar in wenig Stunden bleichen kann? Es iſt eine Wahrheit, und kommt wohl öfters im Leben vor. Ich hab's ſelbſt erlebt, zweimal in meiner eigenen Familie, daß große Seelenangſt das Haar frühzeitig in dem Lebensalter und in Zeit weniger Stunden gebleicht hat. Habt Ihr noch nicht erlebt, daß wenige Stunden eines entſetzlichen Geſchickes mit ſeinen erſchütternden Felzen einen kräftigen Menſchen gänzlich zerrütteten? Den freben Muth für immer brachen? Daß das Herabgeſtürztwerden vom Gipfel ſchöner Hoffnungen in die Tiefe hoffnungsleſen Jammers den inwendigen Menſchen völlig umwandelte? O du lieber Gott, wie oft geſchieht das! Und denkt Euch den Müller? Er hat Alles daheim verlaſſen und ſchöne Hoffnungen einer glücklichen Zukunft heben die Bruſt. Er verließ die Heimat als ein reicher Mann — und nun? Wohin ſollte er, als wieder in die Heimat? Und wie kam er zurück? Als Bettler, als Lump, wie der alte Kilian prophetiſch gehöhnt. All ſeine Habe liegt in der treuloſen Nordſee. Er hat Nichts mehr, als die Kleidung! — Wie? frag' ich: „Er hat Nichts mehr?“ — Hat er nicht noch ſeinen Gott droben im Himmel, der nur den Hoffärtigen widerſteht, aber den Demüthigen Gnade gibt? Hat er nicht noch ſeinen Heiland Jeſus Chriſtus, der den bitteren Kelch leerte, zu dem er flehen kann, der allenthalben iſt

verſucht werden, und bei den Seinen bleibt bis ans Ende der Welt? Doch ich muß Euch einen Blick in die Seele des Müllers thun laſſen! Er war wohl ein religiöſer Mann, der in der Bibel las, der betete, der in die Kirche ging; aber der völlig hingebende, gottvertrauende, ſelige Glaube war nicht in ſeiner Seele. Die Welt hatte da ihre Wohnſtätte und der Müller meinte, ſeine Klugheit thue auch Etwas und recht viel. An ſeine Schuld und Sünde dachte er ſelten. Als aber die Nordſee Alles verſchlungen hatte, worauf der Weltmenſch baut, und er in Cuxhafen ans Ufer trat und die mitleidigen Menſchen ſich ihm nahten, da war unter ihnen ein Greis in ſilberweißem Haar, der faßte des Müllers Hand und ſagte: „Freund! Hiob hatte noch mehr verloren als Ihr, denn Ihr habt Eure lieben Kinder noch Alle und ſeid geſund, und er ſagte doch: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelebt!“ Auf zu Gott das Herz! Der Glaube an die allwaltende, ewige Liebe, die auch um unſretwillen des Eingeborenen Sohnes nicht verſchont hat, ſondern ihn für uns dahingegeben, iſt der rechte Stecken und Stab für die Seele. Tragt die Führung Gottes ſtille und richtet den Blick nach Innen. Da iſt gewiß Vieles zu verbeſſern. Dahin will Euch der Herr weiſen; aber der ſo tief demüthiget, der erhebt auch wieder; der da ſchlägt, heilet auch!“

Da iſt's dem Müller geweſen, als ob eine Stimme vom Himmel ſpräche, als ob der Mann in die geheimen Falten ſeines Herzens geſchaut habe, und es iſt ihm leicht geworden. Hernach hat er mit ſeinen Leuten acht Tage im Hauſe dieſes Mannes gelebt, und es iſt ihm eine neue

Morgenröthe aufgegangen, ihm und seinen Leuten Allen. Das war ein Aufgang aus der Höhe, und die acht Tage waren Ostertage eines neuen Lebens.

Wenn er so stille, so gesenkten Hauptes dahingeht, so hält er wohl Einkehr in sich, und solche Einkehr weist allemal den Weg zum Himmel. Sein Stolz war gebrochen, Ihm war nun die Einkehr in tiefer Armuth kein Schrecken mehr. Er hatte sich unter die starke Hand Gottes gebeugt, warum sollte er sich vor den Menschen nicht demüthigen? Er dachte an seinen Herrn, der schuldlos Schmach und Verachtung getragen, und er sollte sie nicht tragen von dem alten Kilian, wo er sie doch verdient durch seinen Hochmuth? —

Hinter dem Müller gingen zwei Frauengestalten, und führten ein Bübchen. Das war die Müllerin und Lieschen, die das Jacöbchen führten. Sie sahen Beide bleich. Die frischen Rosen der Jugend auf Lieschen's lieblichem Gesichte waren wohl etwas geblichen; aber ihr Auge sah so gottergeben in die Welt, wie das ihrer Mutter, und man sah, sie bebten nicht vor der langen Wanderschaft, die sie recht lebendig daran erinnerte, daß wir Gäste und Pilgrime sind in dieser Welt und keine bleibende Stätte haben. Hinter diesen wanderten die jugendlich kräftigen Gestalten der beiden Buben, welche Bündel trugen, worinnen die Gaben der Liebe wohlthätiger Leute aus Cuxhafen waren. Sie plauderten leise davon, wie sie nun für ihre Eltern und Geschwister daheim arbeiten wollten, und an solchem Gerede hatte der, der in die Herzen sieht, seine rechte Freude.

So waren sie denn ans Thor gekommen, wo Einer

Der Herr Propst, der des guten Pater Guardians Kraft und Talent oft und vielfach erprobt hatte, legte ihm immerzu vor, und trank ihm wacker zu. Man konnte es ihm ansehen, daß er seine Extrafreude daran hatte, daß ihm die braune Kutte immer enger wurde. Man mocht's ihm auch unschwer ansehen, daß ihm der Schalk schon im Nacken saß, und daß es hintennach mit dem Herrn Guardian von Bornhofen etwas zur allgemeinen Ergötzlichkeit geben würde.

Kaum war abgegessen, als die Gäste den muntern Herrn Propst baten, er möge doch von seinen schönen Kunststücklein einige zum Besten geben. Da war er denn gleich bei der Hand und ergötzte die Gesellschaft aufs Weidlichste und Mannichfaltigste. Der Guardian, der noch nicht oft diese Kunststücke gesehen, weil er eben noch nicht lange zu Bornhofen war, staunte ihn an, und da der Propst sagte, er habe allerlei geheime Mittel und Künste, um den Gästen den Wein, den sie ihm getrunken, wieder abzuzapfen, damit er doch nicht gar zu sehr Noth leide, so wurde es ihm, da er wußte, was er eingesogen, ganz bedenklich und bänglich zu Muthe.

So zum Beispiel, fuhr der Propst in angenommenem Ernste fort, besitze er einen wunderbaren Krahnen, den ein uralter Zauberer gemacht habe. Den setze er den Leuten an den Bauch, schlage ganz sachte vornen dawieder, und alsbald gehe er ohne Schmerzen ein. Sobald er den Hahn drehe, so fließe sonnenklar der getrunkene Wein wieder ab, und vermittelst eines geheimen Spruches, den er von dem Zauberer geerbt, heile er blitzschnell das Löchlein wieder, daß auch keine Spur mehr zu sehen sei.

Der Guardian horchte aufmerksam und sagte dann kopfschüttelnd, das sei doch ein Bißchen stark unglaublich.

Das greift mich an der Ehre an, sagte der Propst; will ich sie retten, so muß ich gerade bei Ihnen, Herr Bruder Guardian, mein Kunststück machen. Ueberdieß ist's schon der Mühe werth, und mocht' ich meinen feinen Wein auch nicht so, mir Nichts, dir Nichts, über den Rhein getragen haben.

Unter schalkigem Lachen eilte er hinaus. Dem Pater Guardian, der heute schon Dinge gesehen hatte, die nach

ſtand, der das Recht hat, zu fragen: Woher? und Wohin? und Wer ſeid Ihr?

Heutzutage tragen die Zeitungen die Ereigniſſe blitzſchnell weit herum. Das Unglück auf der Höhe von Cuxhafen war bereits längſt bekannt. Ein recht beweglicher Zeitungsartikel hatte auch das harte Loos der Auswanderer-Familie geſchildert. Und als nun der Müller ſeinen ehrlichen Namen nannte, und das Woher und Wohin kund that, da kannte der Thorſchreiber ſchnell ſeinen Namen und ſprach freundlich mit ihm.

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte er noch einmal, und meinte damit nicht, ob er in die Heimat wolle, ſondern wo er in Hamburg zu bleiben gedenke?

„Ei,“ ſagte der Müller, „da hat mir ein guter Freund in Cuxhafen einen Brief gegeben an den Paſtor ſo und ſo“ — und er hielt ihm die Adreſſe hin.

„Ach,“ ſagte der Thorſchreiber, „kommt ein Bischen herein in meine Stube, der Abend iſt da, ich will Euch ſelber führen, denn derſelbige Paſtor wohnt bei Sanct Nicolai und da iſt weit hin.“

Das nahm der Müller gerne an, denn er und die Seinen waren müde. Nach einer halben Stunde, in welcher der Thorſchreiber dem Müller all ſein Herzeleid abgefragt, kam ſein Sohn und übernahm ſeinen Poſten. Der Alte aber wurde der Führer der armen heimkehrenden Auswanderer zu dem Paſtor an der Sanct Nicolaikirche, die aber abgebrannt war in dem großem Unglück der Stadt und hieß halt die Stelle noch: „Bei Sanct Nicolai.“

Bei ſelbigem Manne Gottes war ihr Brief kein Uriasbrief, ſondern ein Schlüſſel, der die Pforte des Herzens

aufmachte. Er wollte ſie auch Alle beherbergen, was aber der ehrliche Thorſchreiber nicht that, denn er wollte auch ſeinen Theil haben. So blieb denn die Mutter, das Jacöbchen und das Lieschen in dem Hauſe des Paſtors und die drei Mannsleute ſind mit dem Thorſchreiber gegangen.

Und als ſie am andern Morgen wollten mit den ſchweren Herzen und leichten Bündeln weiter ziehen, da ſagte der Paſtor und der Thorſchreiber, welche heimlich miteinander getutſchelt hatten: „Das geht nicht! Ihr müſſet hier ausruhen.“

Der Müller meinte, das ſei nicht nöthig, ſie wollten kleine Tagreiſen machen und der Winter ſei nahe, der Weg aber ganz erſchrecklich weit; allein es half ihn dermalen Nichts, er mußte bleiben bei den freundlichen Menſchen, die auch erfahren hatten, was es heißt: Hab' und Gut im Zorne der Elemente verlieren, denn das grauſame Feuer hatte ja kurz erſt die Stadt verheert, und lagen noch die Trümmer an vielen Stellen, und Sanct Nicolai war auch nur eine geweſene Kirche, und der Müller dachte dabei an ſich; denn er war ja auch ein geweſener Müller.

Die zwei Hamburger hatten aber ihre Pläne ſo im Stillen. Die wollten bei reichen Freunden ſammeln für die Armen und meinten, die Hamburger könnten da als ein Stücklein Zinſen zahlen von dem großen Kapitale Dankbarkeit, was ſie dem lieben Deutſchland ſchuldig ſeien. Hatten auch gar nicht Unrecht, und die Zinſen waren niemals beſſer angewendet, als bei Müllers.

So mußten ſie denn drei Tage bleiben und beſahen

ſich die Stadt recht nach allen Seiten, das Alte, was die Flamme verſchont und das Neue, was wiederum aufgebaut worden war und wo die fleißigen Hände ſich rührten.

Dem Müller fuhr da wohl der Gedanke durch den Kopf, hier zu bleiben und tüchtig zu handlangern mit ſeinen Buben, die ja auch kräftige Kerle waren; allein die Mutter und das Lieschen baten ſo flehentlich, daß er's aufgab. Zu anderer Zeit würde er nur noch feſter dadurch in ſeinem Plane geworden ſein; aber der Eigenſinn war auch gebrochen mit dem Hochmuth in der Schule des Herrn. Er war auch viel liebreicher gegen Frau und Kinder geworden, als er das früher geweſen — und ſie dankten Gott dafür; denn das Lieschen hatte ſeit der Geſchichte mit dem Paul nicht viel freundliche Mienen im Vatergeſichte geſehen, und nicht viel freundliche Worte aus ſeinem Munde gehört.

Als ſie denn doch endlich nicht länger meinten den guten Leuten zur Laſt fallen zu dürfen, rückten die Beiden heraus mit dem, was ſie erzielt, und legten ein ganzes Hundert Gulden in des Müllers Hand und viel Segenswünſche dazu.

Da ſind ihm die Augen übergegangen und hat geweint wie ein Kind, und die Hände gedrückt den braven Männern, und ſie geſegnet. Und ſo ſind ſie hinausgewandert aus dem Thore der Stadt und haben die Wanderſchaft begonnen mit neuem Muth und neuem Gottvertrauen; denn ſie ſahen, daß ſie der Herr nicht verlaſſen und die Worte des Greiſes von Cuxhafen klangen immer noch in den Ohren und im Herzen des Müllers und ſeiner Leute, und konnten

sie gar nicht vergessen, was auch recht gut war, denn die Reise war gar schwer und weit. Der liebe Gott behütete sie auch, daß keins von ihnen erkrankte und das Wetter gut war.

Ueberall fanden sie milde Herzen, wo sie rasteten, und die Erzählung ihres Unglückes gewannen ihnen Aller aufrichtige Theilnahme.

Und wenn sie beschenkt worden und sie eine freie Herberge hier und dort fanden, pflegte die Müllerin zu ihren Kindern zu sagen: „Es bleibt doch ewig wahr, was der Herr sagt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie sollen Barmherzigkeit empfangen; denn niemals hab' ich von unserer Thür einen Armen ohne Gabe gehen lassen; niemals hab' ich einen weggewiesen, wenn er um eine Herberge bat. Das gibt uns der Herr mit reichen Zinsen wieder, und ich weiß auch jetzt recht gut, wie es dem Armen ist, wenn er einen fröhlichen, freundlichen Geber findet, der's ihm aus treuem Herzen reicht."

Aber Bettler sind deßwegen Müller's doch nicht gewesen, haben nirgends die Leute angesprochen um eine Gabe, sondern sie haben's ihnen freiwillig gegeben, wenn sie von ihrem Schicksal erzählten und haben sie umsonst geherbergt, selbst in Wirthshäusern, wo man doch sonst jedem Vogel, der sich auf das Dach setzt, wenigstens Eine Feder aus dem Schwanze reißt, ehe er fortfliegt, wenn man ihn nicht tüchtig rupft. Sie erfuhren, was man überhaupt erst in trüben Schicksalstagen erfährt, daß die Menschen bei Weitem so herzlos und kalt nicht sind, wie sie scheinen, und daß ein reicher Schatz von jener Liebe, von der der Apostel Paulus, 1. Korinther im 13. Kapitel,

ſo begeiſtert redet, noch in den deutſchen Herzen lebt, beſonders gegen die deutſchen Brüder und Schweſtern.

Ihre Reiſe aber war eine gar mühſame Wanderſchaft. Am Schlimmſten waren ſie daran mit dem Jacöbchen, denn das Büblein wurde gar ſchnell müde; da mußten ſie ihn denn tragen der Reihe nach — und dafür war der Bub ſchon ein Bischen groß und ſehr ſchwer. Oft gab es, wenn die Orte weit auseinander lagen, gar weite Tagreiſen. Das ſtete Andenken aber, daß jeder Schritt der lieben Heimat näher führe, hob leichter den Fuß, ließ weniger die Ermüdung fühlen.

Sie hatten ſich auch ſchon ihren Plan gemacht. Im Pfarrdorfe ſtand ein Häuslein leer, das wollten ſie kaufen oder miethen. Im Herbſte konnten Alle tüchtig taglöhnern, und im Winter wollte der Vater und Lips und Kurt um die Beſtgarbe dreſchen. So verdienten ſie ihr Brod, und die Mutter und Lieschen konnten ſpinnen. Vielleicht konnte auch der Vater oder Einer der Buben in der Mühle Mahlknecht werden.

„Der gute Gott, der uns bis hierher ſo gnädig führte, wird uns ja nicht hungern laſſen!“ ſagten ſie Alle, „und arbeiten wollen wir gerne. Wenn's uns denn auch einmal ein wenig kratzig geht, ſo wollen wir's ſtille tragen und ja nicht murren, unſern frühern Wohlſtand vergeſſen und denken: wir ſeien allezeit arm geweſen.“

So ſuchten ſie ſich ihre Umſtände zurecht zu legen und ihnen die möglichſt beſte Seite abzugewinnen. Und das war weiſe. Thäten wir das immer und in allen Lebenswegen, ſo würden wir nicht ſo leicht wetterwendiſch und brummig, wenn's eben nicht alle Tage Sonntag iſt,

was es nicht ſein kann und nicht ſein ſoll, weil's uns durchaus ungut wäre.

Je näher ſie der Heimat kamen, je fröhlicher die Herzen wurden, wie groß auch der Unterſchied zwiſchen Wegzug und Rückkehr war. Abſonderlich pochte das Herz Lieschen's, denn nun war kein Abſtand mehr zwiſchen dem lieben Paul und ihr; nun ſtand kein Hochmuth des Vaters, keine Abneigung mehr zwiſchen ihm und dem Vater. Ach, wie that es ihr ſo wohl, wenn jetzt dann und wann der Vater den Namen Paul's mit Wohlwollen nannte. Es ſchien ihr, als dämmere da ein helles Morgenroth herauf für ihren Paul und ſie.

7.

Es iſt mir noch ſo erinnerlich, als wär's geſtern geweſen, daß an einem Sonntage Nachmittag eines meiner Kinder hereintrat und ausrief: „Väterchen, etwas ganz Funkelnagelneues! Müllers kommen wieder!"

„Sei doch kein Geck!" ſagte ich kopfſchüttelnd. „Wie ſoll das zugehen? Die ſind jetzt längſt in Neu-Orleans!" — „Nein, nein," ſagte mein Sohn, „der Berthel iſt in der Stadt geweſen und hat ſie ſelber geſehen und geſprochen." „Rufet mir einmal den Berthel," ſagte ich, höchſt begierig, etwas Beſtimmtes über dieſe ſeltſame, mir ganz unglaublich ſcheinende Nachricht zu vernehmen.

Berthel, ein alter, verſtändiger und wahrheitliebender Mann, trat einige Zeit nachher ein, ſetzte ſich und erzählte mir, er ſei geſtern in der Stadt geweſen, und wie er ſo dageſtanden am Fenſter des Uhrmachers Fiedel ſeien Wan-

derer müde und ſtaubbedeckt vorübergegangen. Plötzlich ſei ein Mann auf ihn zugekommen, habe ihm die Hand gereicht und geſagt: „Willkomm, Berthel!“ Der Mann aber ſei Niemand Anderes geweſen, als der Müller. Er habe ſich von ſeinem Erſtaunen und Erſchrecken gar nicht erholen können. Darauf ſeien auch die Müllerin, das Lieschen und die Buben gekommen, und hätten ihm die Hand gereicht. Nun ſeien ſie zuſammen in das Haus eines Vetters des Müllers gegangen, und dort habe der Müller erzählt, wie er erſtlich ſei betrogen worden; wie darauf ſeine Frau in Koblenz erkrankt ſei und er alle ſchon bezahlten Reiſekoſten verloren habe; wie er in Antwerpen gelegen und endlich auf der Reiſe nach Hamburg Schiffbruch gelitten, Alles verloren und nur das Leben gerettet habe. Da ſei ihm denn nichts Anderes übrig geblieben, als heimzukehren als bettelarmer Mann.

Der Berthel weinte wie ein Kind und ich will's nicht verhehlen, daß ich und alle meine Hausgenoſſen, die ſich um den Erzählenden geſammelt hatten, ebenfalls Thränen des herzlichſten Mitleides vergoſſen.

Da trat der alte Kilian herein. „Habt Ihr ſchon gehört,“ fragte er, „was dem armen Müller begegnet iſt?“

Ich dachte ſchon in des alten Unholdes Geſichte die hölliſche Schadenfreude zu leſen und den Triumph des Haſſes; aber ich hatte mich Gottlob geirrt. Der Menſch war beſſer, als er ſich gewöhnlich gab.

Als ich ihm ſeine Frage bejahte und er unſere Mitleidsthränen ſah, hielt er die ſeinigen auch nicht zurück.

„Das Unglück der Familie geht mir ans Herz,“ ſagte er. „Ich hab' ihm Uebles zugefügt; aber Gott ſoll mich

ſtrafen, wenn ich's nicht hunderttauſendmal bereuet habe und vollſtändig wieder gut machen will. Laſſet uns einmal berathſchlagen, was wir für ihn thun können!"

Ich drückte dem alten Manne die Hand, bat ihm im Stillen das harte Urtheil ab, das ich über ihn gefällt, und belobte ſeine uneigennützige Handlungsweiſe. Darauf ſetzten wir uns zum Rathe.

Da kam denn zunächſt eine Wohnung zur Sprache. Leider war im ganzen Dorfe keine frei, als das Hüttchen Paul's. Ich kann nicht ſagen, wie mir's durchs Herz fuhr, als der Berthel dies vorbrachte. Ich dachte mir des Müllers Hochmuth gegen den armen Paul und nun dieſer Wechſel des Schickſals, daß er, der ſtolze Mann, herabgeſtürzt von der Höhe ſeines Glücks, in dies Hüttchen ziehen ſollte. Es war indeß nicht zu ändern. Der Winter nahte und ein anderes Haus war nicht zu haben.

„So wollen wir's in Gottes Namen miethen, Herr Schöffe," ſagte ich.

„Miethen?" fragte der erſtaunt. „Nein, das iſt meine Meinung nicht. Der Paul hat, als er Soldat wurde, mir ſeine hundert Gulden Einſtandsgeld gegeben, daß ich es ihm ausleihen ſoll. Ich hab' Niemand gefunden. Das Hüttchen ſoll zweihundert Gulden koſten ſammt dem Gärtchen dran. Ich denke, ich kaufe es, ehe der reiche Lotz, dem es gehört, erfährt, für wen es iſt. Der Müller mag dem Paul die Zinſen zahlen."

„Aber die anderen hundert Gulden?" fragte ich.

„Die leihe ich dem Müller," ſagte Kilian.

„Gott ſegne Euch dafür!" rief ich aus, und Kilian lief davon.

Es war noch lange nicht Abend, als er wieder kam und den Lotz mitbrachte. Ich schrieb den Kaufact, und in meiner Stube wurde das Geld blank in hartem Geld ausbezahlt. Der Kilian raſtete nicht, er lief wieder weg und eine Viertelſtunde ſpäter läutete die Glocke zur Gemeinde, die ſich unter der Linde verſammelte.

Hier ſprach er die Gemeinde um eine Liebesſteuer für die verunglückte Familie an, und Jedermann war bereit, Kartoffeln, Frucht, Stroh und Heu zu liefern, auch dürres Gemüſe, als Erbſen, Linſen und Bohnen. Am andern Morgen regte ſich Alles fröhlich im Dorfe. Der Pfarrer ging mit gutem Beiſpiel voran und bald war der Keller reichlich verſorgt und auf dem Speicher lag auch Frucht für die erſten Monate und länger ausreichend. Holz wurde auch geſpendet. Kurz und gut, die Müllers hatten einen Anfang, der nicht zu verachten war. Ein armer Maurer weißte ihm ſogar unentgeldlich die Stube. Am darauf-folgenden Mittwoch kamen die Verunglückten an. Das ganze Dorf war verſammelt. Der Eindruck war großartig. Laut weinend drückten die Bauern ihre Hände.

„Ach," ſagte der Müller, „ich bin nicht arm! Gott hat mir ja Herzen zugewendet, deren Liebe ein reiches Kapital iſt! Gelobt ſei ſein herrlicher Name!"

Tief rührte ihn Kilian's Umwandlung, dessen Sohn nun glücklich an ein armes Mädchen verheirathet war.

Als man ihm sagte, daß er mit seiner Familie in Paul's Häuschen wohnen würde, daß man es für ihn erkauft habe, faltete er seine Hände und dankte Gott und denen, die so für ihn gesorgt. Als er aber vernahm, wie Kilian gehandelt, fiel er ihm weinend um den Hals.

Auf Lieschen's Wangen trat eine Röthe, die aus dem Herzen kam und ihr Auge leuchtete vor innerer Wonne. „Was wird mein Paul sagen?“ dachte sie und ein freudiger Schauer durchzitterte sie.

Die ganze Gemeinde begleitete sie in das Häuschen, das so wohnlich und gemüthlich war, und die Frauen trugen Mehl, Eier, Butter, Brod, Gemüse, kurz alle nächsten Bedürfnisse des Lebens zusammen, daß die Haushaltung gleich in einer gewissen Ordnung war. Bei dem Töpfer im Orte kaufte Lieschen die nöthigen Geschirre; Anderes lieh man gerne dar, und so saßen sie Gott preisend am eigenen Tische wieder, denn es war ein Auffchlagetisch an der Wand befestigt, damit das Stübchen nicht allzusehr verengert würde.

Abends kam der Müller mit Kilian und anderen Bauern zu mir. Da ging's denn an das Erzählen. Bei der Müllerin und Lieschen saßen die Frauen und Mädchen, und die Buben waren bei ihrem Altersgelichter und überall wurde erzählt, gefragt, und die Thränen der Theilnahme fehlten nirgends.

Bei mir wurde berathen, ob der Müller das schöne Geschenk der Hamburger Freunde in der Noth zur Hälfte auf Kilian's Darlehen zahlen sollte.

seiner Meinung kaum mit rechten Dingen zugehen konnten, wurde es ganz unbehaglich und ängstlich; doch nahm er sich zusammen und hielt sich.

Wenige Minuten später kam der Propst zurück und hielt einen hellglänzenden Krahnen in seiner Hand, den er nun, indem er das zugeschlossene Ende in der Hand behielt, und das Vordertheil des Krahnens wohlweislich in die Höhe hielt, der Gesellschaft zeigte, und auch den Hahn herauszog und hin- und herdrehte. Zuletzt setzte er ihn selbst an den Mund, und that, als ob er hindurch bliese.

Darauf ließ er acht bis zehn leere Flaschen holen, stellte sie auf den Tisch, bat den Nebenmann des Guardians, sobald er den Hahn umdrehe, die leere Flasche, und so fort eine nach der andern, unter den Krahnen zu halten, bis sie alle voll seien. Dann trat er rasch zum Guardian, stieß ihm den Krahnen tüchtig wieder den Bauch und rief dem Nebenmanne zu: Halten sie unter!

Und siehe da! die goldne Fluth des Weines floß, hell und klar wie die Sonne, aus dem Krahnen heraus.

Als der Krahnen leer war, sah der Propst den Guardian an und sagte: Glauben Sie nun, und ist's mit der kleinen Probe genug, oder soll ich fortfahren?

Aber wie erschrack er, als er wahrnahm, wie der

Kilian widerſprach heftig. „Müller,“ ſagte er, „Ihr habt gar viel in Eure Haushaltung zu kaufen. Es fehlen Euch ja die Betten und das Weißzeug! Haltet Euer Geld und kauft Euch dafür das Nöthigſte. Auf Stroh liegt ſich's hart, wenn man ſich müde gearbeitet hat, und im Winter thut's gar nicht.“

Das leuchtete Allen ein, und ſo geſchah's denn auch. Bald war eine arme Bauernhaushaltung hergeſtellt, und jetzt zeigte es ſich, daß man keine Unwürdige unterſtützt hatte. Müllers Mannsleute arbeiteten wie die Feinde. Jedermann wollte ſie in den Taglohn nehmen. Der Vater half gegen ſchönen Lohn in der Mühle. Keine Arbeit war ihnen zu grob und zu ſchwer. Die Mutter und das Lieschen ſchafften auch ebenſo fleißig. Die Mutter ſpann Tag und Nacht, Lieschen ging in den Taglohn und die Nachbarinnen halfen redlich mit ihren Liebesgaben. Bald gackerten Hühner im Stall, und eine Geis mäckerte darin und ein Schwein grunzte. Der Müller aber ſagte: „Sind wir nicht glücklicher als jemals früher? Gottes Wege gehen durch Nacht zum Licht. Ihm ſei die Ehre!“

„Und Paul?“ fragt mich vielleicht der geneigte Leſer. Darauf ſoll auch eine Antwort werden.

Der iſt ein guter Soldat geworden, ein ſauberer und ordentlicher dazu, daß ihn die Offiziere und ſeine Kameraden lieb hatten. Ein Leid hat ihm am Herzen genagt, das war des Lieschen's Wegzug. Daher iſt er dann allezeit ſtille und in ſich gekehrt geweſen. Das war aber auch wieder der Grund, daß ein Hauptmann, der ein gar reicher Graf war, ihn als Burſchen annahm, das heißt, als Diener, und hat ihm monatlich zwei Gulden gegeben. Die ließ der ſparſame Paul immer bei ſeinem Herrn ſtehen.

Dieſer lockte ihm denn auch ſeine Geſchichte heraus und hörte ſie mit großer Theilnahme an. Als er vernahm, daß Paul für hundert Gulden eingeſtanden ſei, um nach Amerika dem Lieschen nachgehen zu können, rührte das den guten Grafen ſehr, und er ſagte ſich im Stillen, er wolle ihm auch einen Beiſprung thun zu dieſer Reiſe und legte ihm monatlich das Doppelte zurück, ohne daß der Paul es wußte. Da iſt ihm denn einmal durch einen Rekruten die Nachricht von des Müllers Rückkehr zugekommen; hat's aber nicht glauben wollen; ſetzt ſich darum hin und ſchreibt an den Pfarrer und fragt: ob ſich Alles ſo verhalte, wie es der Rekrut erzählt, ſintemal es grade wie ein Mährlein klinge. Der Pfarrer bringt den Brief dem Müller, und der ſchreibt auf der Stelle an Paul und ſagt zum erröthenden Lieschen, ob's nicht auch ein Brieflein beilegen wolle? Das Lieschen läßt ſich' das nicht zweimal ſagen, ſetzt ſich gleich hin und ſchreibt ihm Alles, wie es ſich zugetragen, und am Schluſſe ſchreibt's ſo: „Nun wirſt du mich blutarmes Kind aber wohl nicht mehr wollen, da wir dir ſogar hundert Gulden ſchuldig ſind? Und ich hab' dich doch noch ſo lieb, wie vor einem halben Jahre.“

Da hat der Paul keine Ruhe mehr gehabt in der Hauptſtadt, iſt zu ſeinem Herrn Hauptmann getreten und hat ihm Alles offenbart ohne Rückhalt; ja hat ihm ſogar die Briefe zu leſen gegeben.

Der Hauptmann hat gelächelt, als er die Briefe geleſen, aber die Augen ſind ihm feucht geweſen und er hat zu dem Paul geſagt: „Gelt, nun wirſt du einen vierzehntägigen Urlaub haben wollen?“

Der Paul iſt roth geworden wie Zinober, was eine

recht rothe Farbe iſt, und ſagt: „Ja — wenn's — der Herr Hauptmann gnädigſt geſtatten!“

„Dann raff' dich und geh!“ ſagte der Hauptmann.

Aber da hätte einmal ein Chriſtenmenſch den Paul ſehen ſollen! Das ging wie Pulver. In weniger als zehn Minuten kam er fix und fertig, um ſeinen Urlaubspaß zu holen und Adjes zu ſagen.

„Du haſt aber Eile!“ lachte der Hauptmann; „indeſſen,“ ſagte er weiter, „geht das doch ſo raſch nicht. Sag 'mal, iſt dein Lieschen hübſch?“

„Herr Hauptmann,“ rief Paul, „wie ein Engel! Milch und Blut!“

„Was hat ſie denn für Augen und Haare?“ fragte er weiter.

„Augen wie Veilchen, gnädiger Herr, und Haare wie Flachs, auch ſo glänzend!“

„Iſt ſie groß?“

„Sie hat ſo aller Weiber Größe! Gewachſen iſt ſie wie eine Tanne.“

„Da denke ich,“ fuhr der Hauptmann fort, „wird ihr Blau ſchön zu Geſichte ſtehen. Komm!“

Der Paul ſah verblüfft ſeinen Herrn an und meinte, er habe ihn bloß genarrt, aber der führt ihn in einen Kaufladen; fragt, wieviel ein Mädchen von ſiebzehn Jahren etwa Kattun zu einem Kleide brauche, und ſucht eine Pracht von blauem Kattun aus, zahlt, läßt abſchneiden und einwickeln und gibt's dann dem Paul in den Torniſter.

Der weiß nicht, was das bedeuten ſoll; aber jetzt ſagt der wackere Hauptmann, indem er ihm den Urlaubspaß reicht: „Geh' hin in Gottesnamen und bring' deinem

Lieschen dies neue Kleid von mir mit. Das ſag' ich dir aber, du mußt mir als Bräutigam zurückkommen, ſonſt will ich dich nicht mehr haben." Das macht den Paul wohl herzlich froh und dankbar, aber das Letzte will ihm nicht zu Kopf.

„Gnädiger Herr," ſagte er, „wenn aber der Müller nicht wollte? — Und Sie wollten mich auch nicht?" — „Narr," lachte der Hauptmann, „geh' nur! Es wird ſich Alles machen. Sei du nur nicht ſo mädchenhaft einfältig und rede friſch von der Leber weg."

Paul lief fort. Die zwanzig Stunden legte er in Windeseile zurück. Er wurde gar nicht müde. Es war aber ſchon dunkel, als er ins Dorf kam. Er ſteuerte mit klopfendem Herzen dem lieben Häuschen zu, das er hatte veräußern müſſen. Es war Licht darin und er ſah zum Fenſterlein hinein.

Und was ſah er da? Lieschen ſaß am Spinnrad

Und alle Rosen der Gesundheit blühten auf ihrem Gesichtchen, und sie war ganz gewiß schöner geworden. Wie schlug sein Herz!

Er klopfte leise ans Fensterlein. Lieschen sprang auf, um herauszusehen.

Da faßte er sie und küßte sie, und am Kuß erkannte sie ihn und rief in freudigem Schrecken: „Paul!“

Wer's weiß, wie's da ist, wenn sich nach langer Trennung Zweie wiedersehen, die sich so lieb haben, wie Paul und Lieschen, dem brauch' ich's nicht weiter zu beschreiben. Aber als er hineintrat und die Armuth sah, an die sein Lieschen nie gewohnt gewesen war, wollte ihm das Herz brechen.

Bald kam der Müller und seine Frau und auch die Söhne. Alle nahmen ihn mit Liebe auf und der Müller bat ihn um Vergebung wegen seines Stolzes recht beweglich.

„Gott hat mich in die Schule genommen,“ sagte er, „und seitdem ist es mir erst recht wohl um das Herz geworden. Ich war nie glücklicher.“

Paul theilte nun ihre Arbeit und die vierzehn Tage strichen schnell herum.

Sein liebes Lieschen war gar glücklich mit dem schönen Kleid; aber der Müller meinte, es sei doch für ihre jetzige Lage zu kostbar.

„Sie mag es noch ein paar Jahre aufheben,“ sagte lächelnd die Mutter.

Lieschen erröthete.

„Bis wann denn?“ fragte Paul.

„Nun,“ sagte die Mutter, „bis sie deine Frau wird, wenn du sie noch willst?“

Da umſchlang ſie Paul und faßte der Mutter Hand. „Gebt Ihr mir ſie denn?“ fragte er mit Herzpochen. Die Mutter nickte, und als der Vater kam und hörte, wie es ſtand, legte er ihre Hände in einander und ſegnete ſie, und es gab wohl kaum glücklichere Menſchen auf Erden.

Paul kehrte als Bräutigam in die Garniſon zurück und ſeufzte nur über die fünf langen Dienſtjahre, die noch vor ihm lagen. Der Hauptmann aber lächelte freundlich und ſagte: „Geduld überwindet Alles!“

Er war aber Einer der beſten Menſchen von der Welt, denn da er die Geſchichte Paul's kannte und der junge Menſch mit aller Offenheit ihm Alles erzählt hatte, ſo kannte er ſein ganzes Herz.

So wußte er es denn dahin zu bringen, daß Paul zur Reſerve kam und nach einem Jahr entlaſſen wurde.

Er kehrte ganz unerwartet heim. Wie war die Freude und Herrlichkeit ſo groß!

Es währte nicht lange, ſo war Paul und Lieschen ein glückliches Ehepaar und das, was Paul erſpart, was der edle Hauptmann ihm gab, reichte zur dürftigen Haushaltung hin.

Eintracht, Frömmigkeit und Fleiß blieben fortan die Hausgenoſſen der ganzen Familie, und ihre Sparſamkeit brachte es dahin, daß ſie ſich nach wenigen Jahren ein großes Haus bauen konnten, bei deſſen Baue die Einwohner des Dorfes getreulich halfen.

Den früheren Wohlſtand erreichten ſie nicht wieder, aber es ging ihnen gut, denn ſie waren zufrieden.

* * *

Aber, liebe Leſer, lernet hierbei, wie unſelig es iſt, wenn man ohne Prüfung handelt; lernet die goldene Regel: „Bleibe im Land und nähre dich redlich;“ und die: „Laß dich vom Hochmuth nicht ſtacheln. Es iſt dem Herrn ein Kleines, den Reichen arm zu machen.“

Was der Müller in der harten Schule des Unglückes lernte, das könnt Ihr Alle näher und wohlfeiler haben, denn es faßt's das kurze Wort, welches der Herr zu Araham ſagte: „Wandle vor mir und ſei fromm;“ denn das bewahrt vor Thorheit und leichtſinnigen Streichen, vor Hochmuth und Uebermuth, und es bleibt ewig wahr, was der treffliche Geſangbuchsdichter Gellert ſagt:

„Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt!
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder Stand hat ſeine Laſt!“

Es iſt ſo ſchön und ſo gut im lieben deutſchen Vaterlande. Warum ſeid Ihr nicht zufrieden Ihr Leute? Ihr murret gegen die Einrichtungen, die Abgaben und Gott weiß was noch mehr; murret gegen Euch ſelbſt, gegen Eure Ausartung, Euer Abweichen von der alten Einfachheit in Lebensweiſe, Kleidung und Sitte.

Darin liegt das Unglück. Ihr wollt hinaus aus Eurem Stande, höher hinauf. Da ſeht Ihr nur ſeine Laſt, nicht aber ſeinen Frieden. Dann werdet Ihr unzufrieden. Es iſt noch immer Raum und Verdienſt da, wollten nur die Leute nicht, daß ihnen die gebratenen Tauben in das Maul flögen!

„Thun sie das in Amerika?“ O du lieber Himmel! da muß man auch arbeiten wie hier, aber noch mehr entbehren. Nicht Allen geht's wie unserm Müller; aber ob es denen besser geht, die glücklich hinüberkommen? Ich kann Euch versichern, daß ein späterer Brief von Gottfried ganz anders lautete, als der erste, und daß er dem Müller ehrlich gestand, daß, wenn er's noch einmal zu thun hätte, er daheim bliebe.

Das war ein ehrlich Geständniß. Darum trauet den Briefen nicht, die mit blauer Tinte geschrieben sind, besonders wenn sie schnell kommen. Viele schämen sich, zu gestehen, daß es sie reuet. Da lügen sie sich und Anderen etwas vor. So viel ist mir zur Gewißheit geworden: „Ueberall ist's gut sein, wo der Mensch etwas taugt!“

III.

So geht's noch immer in der Welt zu.

Eine Geſchichte.

In der Gegend unſeres lieben Vaterlandes, von der ich Euch jetzt eine Geſchichte erzählen will, grenzen mehrere kleine Staaten an einander und an einen großen. Sie iſt waldreich, wieſenreich, fruchtreich und hat einen recht tüchtigen Bauernſtand. An den Abhang eines Hügels, auf dem, weithinausſchauend in das ſchöne Land, die Kirche ſteht, lehnt ſich ein ſchönes Dorf, umgeben von Aeckern und Wieſen. Weiter gegen Morgen hin erheben ſich Berge, die ein dunkler Wald bedeckt, wo das gehegte Wild des Fürſten von N. einen recht lieblichen Aufenthalt und Schutz hat, denn der Wald iſt eine Domäne.

In dieſem Dorfe, welches ich nicht nennen will, weil ich nicht gerne Jemand wehe thun möchte, wohnte ein reicher junger Bauer, Namens Roos. Sein Haus war das ſchönſte im Dorfe. Groß, wohleingerichtet und tüchtig gebaut war's, von ſeinem Vater hatte er es ererbt und mit ihm dreißig Morgen Aecker und Wieſen. Ein weiter Hof zog ſich hinter dem Hauſe hin. Rechts ſtand die Scheune mit der verdeckten Thorfahrt. Links die Küh- und Pferdeſtälle, Holzſchuppen und Schweineſtälle ſchloſſen das große

Viereck ab, und zwischen durch führte eine Lattenthüre in den geräumigen Garten, an dem der fischreiche Bach vorüberfloß. Roos war sechs und zwanzig Jahre alt gewesen, als er heirathete. Er war ein hübscher Bursche gewesen und der Schöffe hatte ein Töchterchen, wie Milch und Blut, auch ein einzig Töchterchen, aber sehr wohl gerathen. Käthe war die Blume des Dorfs, ein so liebliches Wesen, daß sie Jeden für sich einnahm, der sie sah. War's nun kein Wunder, daß sie dem jungen Manne gefiel, so ist's noch weniger zu verwundern, daß er ihr gefiel, denn ein schönerer Bube war nicht im Dorfe. Beide wurden ein glückliches Paar, und bald reihte sich ein Häuflein blühender Kinder um sie, und Käthe war eine ebenso treue Mutter als fleißige Hausfrau. Sie hatte auch ihre zwanzig Morgen Aecker und Wiesen in die Ehe gebracht. So war Roos der reichste Bauer des Dorfs, und als Käthen's Vater starb, wurde er Schöffe, wenn er auch noch jung war.

Für den jungen Roos, dessen Wohlstand bei gehöriger Thätigkeit gedeihen mußte, gab es jetzt aber vier gefährliche Klippen. Die erste war das Schöffewerden, die zweite die Doppelflinte von Käthen's Vater, die dritte das Wirthshaus und die vierte ein Jude, der im Dorfe wohnte und mit Pferden und Rindvieh handelte.

Ich will kein Hehl haben, daß in jener Gegend auch das preußische Gebiet angrenzte und gerade das schöne Dorf, wo Roos wohnte, preußisch war. Da ist nun die Einrichtung, daß jedes Dorf seinen Schöffen hat, welchen die Bürger wählen auf drei Jahre. Alle Dörfer, welche um die Stadt herumliegen, bilden mit dieser die Bürger-

Guardian todtbleich da saß und dann, ohnmächtig vor Schrecken, vom Stuhle sank? —

Das bodenlose Gelächter der Gäste verstummte schnell, und alle liefen dem Guardian zu Hilfe. Der Propst aber erschrack auf den Tod, weil einen so wohlgenährten geistlichen Herrn leichtlich der Schlag hätte rühren können.

So schlimm war's nun eben nicht, aber es währte doch geraume Zeit, bis sie ihn wieder zu sich brachten.

Der gute Herr von Umdt bereute seinen zu weit getriebenen Spaß, und bat den Guardian herzlich um Verzeihung; zeigte ihm nun auch die auf ein solches Scherzstücklein berechnete Einrichtung des Krahnens, doch der Guardian wurde von dem unerschöpflichen Gelächter der Gäste der Art unangenehm berührt, daß er schnell aufbrach und an den Rhein eilte, um sich in seinem

Kloster von den Strapatzen und dem Herzeleid dieses Tages zu erholen. Man mochte es seinem zornrothen Gesicht ansehen, daß er den Propst heute Abend schwerlich in sein Gebet einschloß. Kam auch niemals mehr zu ihm gen Hirzenach, so trug er ihm den Schalksstreich nach.

meiſterei. Der Bürgermeiſter wohnt meiſt in der Stadt oder in dem Städtchen. Alle Schöffen mit dem Bürgermeiſter und ſeinem Stadtrath aber machen den Schöffenrath aus. Wenn nun dieſer Schöffenrath ſeine berathende Sitzung hat, müſſen die Schöffen in die Stadt. Daß es dann ſich nicht anders machen läßt, als daß man in ein Wirthshaus geht, Morgens einen Schnapps, Mittags ein Mittageſſen einnimmt und ein Schöpplein Wein oder zwei trinkt, liegt auf der flachen Hand. Die Bauern am Rheine ſagen — und die Erfahrung iſt die Quelle des Sprüchleins: „Wer ein Lump werden ſoll, wird erſt Schöffe.“

Dieſe Satzungen und ihre Ausgaben hätten es nun alleine nicht gethan; aber da wurde im Dorfe kein Händelchen gemacht, es mußte beim Schöffen ſein. Alle Paar Tage lief der Schöffe in die Stadt, blieb bis Abends aus. Das koſtet Geld. Die Ehre thut auch viel; denn hier ruft Einer aus dem Wirthshaus: „Heda, Herr Schöffe!“ Und dort Einer, kurz, es geht den Schöffen faſt durchweg ſo, wie das rheiniſche Sprüchlein ſagt, zumal wenn ſie, wie Roos, Pläſir an dem Leben und Nichtsthun haben.

Roos ſcheint das Sprüchlein nicht gekannt zu haben. Es that ihm gar wohl, wenn die Leute, ſelbſt ſeine Kameraden, die mit ihm die Schule beſucht, ſagten: „Guten Tag, Herr Schöffe!“ und zogen die Mütze dabei ab. Alle Wetter! Da denkt man gleich: „Paſſ' auf, Alter, du biſt Etwas,“ — und eh' man ſich's verſieht, iſt man ſtuggs Etwas, nämlich ein Hochmuthspinſel.

Meiner Treu! der Roos, ſo verſtändig er ſonſt war, wurde auch einer. Er trug nun ſein Kamiſol nicht mehr,

ſondern ließ ſich einen Ueberrock machen, der lang herabhing und von feinem, glänzendem, blauem Tuche war. Die verſtändige Käthe ſagte dazu Nichts; denn ein Schöffe muß einen langen Rock haben, und er ſtand ihrem lieben Manne wirklich ſo ſchön, daß ſie ihre Freude dran hatte. Der Rock hätte Nichts gethan; aber wenn Roos in die Stadt zum Schöffenrath ging, blieb er allemal einen Tag aus. Da ackerte der Knecht, was er wollte; denn Käthe hatte ſechs kleine Kinder, und da iſt manches Loch zu flicken, Strümpflein zu ſtricken und Hemdlein zu waſchen, und die Magd hatte für das Vieh und ſein Futter vollauf zu thun. So kam es denn, daß oft die ſchönſten Tage zur Saat verſäumt, die Kartoffeln naß geſetzt oder gezagt wurden — in Summa, daß es um des Herrn Schöffen Feldbau ſchlecht ſtand, während er, ſo lange er ſchlechthin Heinrich Roos hieß, zum beſten im Dorfe gehörte. Man konnte das nie beſſer merken, als wenn die Frucht auf dem Speicher lag; denn die Haufen waren kleiner, das Stroh war nicht mehr ſo hoch — kurz der Ertrag wurde viel ſchlechter.

Das hätte ſich nachholen laſſen; denn drei Jahre ſind keine Ewigkeit, und der Erwählte kann ſagen: „Ihr Bürger, ich danke Euch für Euer Zutrauen, wählt aber einen Andern.“ — Als aber die drei Jahre ihrem Ende nahten, wurde Roos viel freundlicher gegen die Leute als früher. Das kam daher, daß er wieder gerne gewählt worden wäre, denn die Ehre! die Ehre! —

Als der Bürgermeiſter kam, um die Wahl zu vollziehen, faßte Käthe ihres Heinrich's Hand, ſah ihn mit den treuen, blauen Taubenaugen an und ſagte: „Lieber

Heinrich, nimm's nicht wieder an, es iſt unſer Verderben. Der Ackerbau geht zu Grunde, und von was dann leben? Und das In die Stadt gehen koſtet Geld und macht den Knecht zum Herrn, und der Hausvater iſt nicht bei Frau und Kindern.“ Er lächelte, ſtreichelte ihr die friſchblühende Wange und ſagte: „Du machſt aber auch Alles ärger, als es im Grund iſt.“

Sie zerdrückte eine Thräne und Heinrich ging — und — kam als neugewählter Schöffe vom Rathhaus zurück.

Käthe weinte, weil ſie fühlte, es ſei ihr Unglück; aber Heinrich tröſtete ſie, verſprach Alles, liebkoſte ihr ſo herzig, daß ſie wieder heiter wurde, und ſich vornahm, ſo viel als möglich ſich des Ackerbaues anzunehmen. Gute Vorſätze ſind noch nicht gute Thaten, das wiſſen wir Alle recht gut, und es iſt ſchlimm, daß ſie es nicht gleich ſind.

Käthe wollte wohl alle Tage, wenn Roos abweſend war, nachſehen, aber da war zu milchen, zu rahmen, Butter zu leiern, zu flicken, zu ſtopfen — und Gott weiß, was Alles zu thun — und es wurde Abend drüber, und wenn ſie des Knechtes Peitſche vor der Thorfahrt klatſchen hörte, gedachte ſie lebhaft daran, daß ſie hatte wollen nachſehen, was er gethan. Sie war dann wohl unzufrieden; aber ſie trug das Bewußtſein in ſich, daß ſie nicht gefaullenzt und mußte ſich tröſten mit dem gewiß guten Willen.

Roos wollte auch allemal nach der Schöffenrathsſitzung heimgehen, das Mittageſſen ſparen und die Schöpplein Wein; aber da lachten die anderen Herren Schöffen und er blieb. „Einem Luſtigen iſt gut aufſpielen,“ ſagt das Sprüchwort, und das iſt wahr. Roos wurde nach und nach leichtſinnig, das Herr-Spielen gefiel ihm. Aus einem

Schoppen wurden zwei, drei, vier — und er kam regelmäßig gar heiter heim, brachte den Kindern was mit, herzte ſie und ſeine liebe Käthe, und die gute Seele vergaß den Grund der Heiterkeit des Gatten und dachte entſchuldigend, der Mann muß auch einmal einen Schoppen trinken; dafür iſt er Mann.

Die Liebe entſchuldigt Alles — aber der Ackerbau ging zurück und das ſich Liebhaben füllt die Speicher nicht.

Nach und nach gewöhnte ſich Roos an die Feiertage, die alle Woche faſt zweimal, ja noch mehr kamen; gewöhnte ſich an die nicht edle Kunſt des Nichtsthuns, die ſich ſo ſchnell lernt, und in der man es gar ſchnell zur Meiſterſchaft bringt; gewöhnte ſich an das Schöpplеintrinken und an die Geſellſchaft. Zu Hauſe fing er an ſich zu langweilen.

Bis jetzt war er wohl Sonntags Mittags auf des Bäckers Kegelbahn gegangen; jetzt ging er, beſonders im Winter, alle Tage zu ihm hin; zuletzt ſaß er alle Abende im Wirthshaus und oft genug auch Mittags.

Die arme Käthe ſparte; er verthat's; die arme Käthe trauerte tief und aufrichtig; aber Roos gewöhnte ſich an dies Weinen und verwies es ihr ſogar mitunter. So nahte ſich des Hauſes Elend mit Macht — nämlich der Unfriede, der verzehrt, während der Friede ernährt.

Das waren zwei Klippen, die er nicht umſchiffte. Ebenſo wenig ging's mit der dritten.

Ich habe geſagt, das ſei ein Jude geweſen.

Verkennt mich nicht, liebe Leſer. Ich gehöre nicht zu denen, die Alles über Einen Kamm ſcheeren.

Gerne will ich am Iſraeliten das Gute anerkennen,

und wer die fünfzigste Geschichte im Jahrgange 1846 meiner Spinnstube gelesen hat, der wird mich schwerlich mehr für einen Judenfeind halten. Ein Judenfeind ist unchristlich, und Gott wolle mich behüten vor solchem Unrecht. So wenig ich aber Schwarz Weiß nennen kann, und so wenig ich etwas Schlechtes an einem Christen lobe, so wenig hab' ich auch Lust, es an einem Juden zu preisen. Der Mauschel, welcher drei Häuser von dem Herrn Schöffen wohnte, war ein Spitzbube erster Klasse. Nun wißt Ihr Alle, wie es die Racker von Handelsjuden machen, wie sie schmußen und so lange schmußen, bis sie den Bauer am Kripo haben. Dann Arje! Der Herr Schöffe war Mauschels Mann; denn der Jude hatte weg, daß er das Gelobtwerden liebte.

„Gott behüt'," sagte er, wenn er die alte Pelzmütze tief abzog, „ein Mann, wie unser Herr Schöffe, ist nicht mehr im Reich. Könnt', meine Schumme, Regierungsrath werden. Regiert das Dorf, daß es eine Art hat, und das heißt etwas."

Der Schöffe dachte: „Der erkennt's doch, was sie an dir haben," und lächelte.

„Aber ein Mann wie Sie sind, Herr Schöffe," fuhr er fort, „der erste Mann im Dorf, nu, was sag' ich, der erste Mann weit und breit, sollt' bessere Gäul' im Stalle haben! Ist doch, meine Schumme, der Braun scheel und der Bläß sieht mit dem einen Aug' Nichts, was auf Eins herauskommt."

„Sie sind noch gut;" sagte Rees.

„Gut? Wie laaf' ich uf! gut?" rief Mauschel. „Wann die gut sind, dann is mei Fraa jung, und die is acht und sechzig Jahre alt! Für einen Mann wie Sie!

O weih geſchriee! Wann ich Herr Schöffe wär', wann ich der erſte Mann im Dorf wär', ich müßt' zwei Gäul' haben, die zu einander paſſe thäte. Da hatt' ich alleweil zwa, no, ich ſag', ſchöner trage ſie die Taube nicht zuſammen, und der Fürſt von N. hat ſie in ſei'm Marſtall gehabt. Braun wie Kaſtanje und jedes hat ä Bläßche, als ob's gemacht wär' mit einem Zirkel. Welle Sie ſe emol ſehe? — Sehe koſt kein Geld, Herr Schöffe. Nu, ich bring' ſe!" Roos erkannte, daß der Jude eigentlich nicht ganz Unrecht habe. Er führte die Pferde nun ſchon acht Jahre und ſie paßten allerdings zu einander, wie eine Fauſt auf ein Auge.

„Meinetwegen!" ſagte er, „Mauſchel, bring' ſie einmal; aber das ſag' ich dir gleich, Geld hab' ich jetzt nicht."

„Mei," rief der Jude. „Hab' ich darnach gefragt? Haben Sie nicht Credit wie ein Kurfürſt?"

Nun wißt Ihr aus Erfahrung, lieben Leute, daß, wenn ſo ein Schacherer Einen einmal am kleinen Finger hat, ſo iſt man auch ganz fein.

Es war am andern Tage kaum hell, ſo wieherte es ſchon vor des Schöffen Fenſter. Er ſtand eilig auf.

„Was gibt's denn?" fragte Käthe.

„Der Mauſchel hat zwei Staatsgäule," ſagte Roos, „und die Unſrigen, Käthchen, ſind beide blind. Halt' ich ſie noch drei Jahre, ſo kriegt ſie der Schinder, und Alles iſt fort."

„Ach, Heinrich," ſagte das liebe Weib, „bedenke doch, daß wir kein Geld haben! Laß es doch jetzt. Sie dienen uns noch lange."

„Das verſtehſt du nicht," ſagte ärgerlich der Mann. „Kümmere dich um die Kühe. Die Pferde ſind des Mannes Sache." Er ſtand auf und ging hinaus.

Käthe war an dieſen Ton noch nicht gewöhnt, obwohl ſie ihn oft hörte. Sie weinte bittere Thränen, aber Roos handelte die Gäule, weil ſie wunderſchön waren. Er ſagte ſeiner Frau nicht, daß er acht Karolin aufgab und ſeine Gäule dazu.

Da er kein Geld hatte, ſo wurde bis Martini geborgt. Nun freute ſich freilich Käthe ſelbſt, als ſie die ſchönen Thiere ſah, die glänzten, wie Spiegel. Sie wurden ange-

spannt; da die Thiere aber tüchtig arbeiten mußten, und an solche Arbeit nicht gewöhnt waren, sondern an das Laufen bei einer Chaise, so hatten sie alle Schlag etwas an sich. Bald Strengel, bald waren sie lahm. Zudem war der Eine davon ein Krippenbisser und ein arger Schmisser, bei dem man Gefahr lief für seine gesunden Beine.

Als das Jahr um war, zeigte es sich, daß sie schlechter waren als die vertauschten — und die acht Karolin waren auch noch nicht bezahlt, denn der Schöffe mußte hinter seiner Käthe dreißig Thaler Spielschulden bezahlen.

„Was?“ fragt Ihr, „Spielschulden?“ Freilich! Wenn er so Abends im Wirthshause saß und Andere ein Spielchen machten, so ein Solochen oder Zwickchen, und die Leute Haufen Geld gewannen, juckt's ihn. Sich etwas zu versagen, hatte er nicht gelernt, denn seine Mutter war so gut wie seine Käthe, und ein einzig Bübchen wird verhätschelt, wenigstens unter zehn neunmal.

Da ließ er sich denn ins Spielen ein, und es bildete sich so ein Spielklübbchen, das saß alle Abende zusammen. Nun kam's wohl, daß der Schöffe nicht bei Geld war. Der Bäcker, der auch Wirth war, hatte Kreide und schrieb die Scheppen auf und gab das Spielgeld, daß es die Frau nicht merkte. Mit der Kreide macht man dicke Striche. Ich will grade nicht gesagt haben, daß der Bäcker zuviel aufschrieb; da aber Spiel- und Trinkschulden keine Zinsen tragen, so schlug er die gleich zu. Wieviel Procent er zuschlug, weiß ich nicht; als aber Martini kam, machte es Summa Summarum dreißig Thaler. Als die Frucht, der Kohl und das Obst verkauft waren, mußte

dort gedeckt werden, daß es Käthe nicht erfuhr. Für das übrige Geld war auch Rath; denn es koſtete Leder für Schuhe, Tuch für Kleider und dergleichen. Ganz durfte man ſich auch nicht austhun — kurz, Mauſchel blieb im Reſt und rechnete Zinſen nach ſeiner Art.

Käthen's Thränen rannen. Sie bat um Gotteswillen, er möge das Schöffenamt abgeben und das Trinken und Wirthshausgehen laſſen. Er aber wies ſie hart ab und redete einen ganzen Tag Nichts mit ihr; ſtieß die Kinder von ſich und ging — ins Wirthshaus.

Der Knecht ſagte um Oſtern: „Herr, die Gäule ſind keinen Schuß Pulver werth. Mit den Mähren kann ich die Saat nicht beſtellen, denn alle Tage iſt einer marode.“ Das hatte leider Roos auch ſchon geſehen. Drauf begegnet er dem Mauſchel.

„Spitzbube,“ ſagte er zu ihm, „du haſt mich mit den Gäulen betrogen!“

„Hätt' ich ſie gemacht,“ ſagte der Jude, „hätt' ich ſie nach Wunſch gemacht. Mei, wer ſteckt drin? 'Ich kaaf die Gäul' uf gut Glück, und ſo verkaaf ich ſie aach. Aber man kann aach ein Stück Vieh ſchinden, daß es drauf geht. Euer Knecht, Herr Schöffe, taugt nichts. Ihr ſelber fahrt zu raſch. So fürſtliche Thiere ſind das nicht gewöhnt!“

„Ei, mußt du mir denn ſolche aufhängen?“ zürnte der Schöffe.

„Nu, was thu' ich dodermit,“ ſagte Mauſchel. „Seid Ihr dann ä Kind? Habt Ihr ſe nit gekaaft mit offene Auge, ehrlich und rechtlich? Nu, mer welle gute Freund bleibe; ich bring' ä Paar Andre.“

Richtig; noch nicht drei Tage ſpäter kommt Mauſchel

mit zwei prächtigen Kehlfüchsen. Das waren Ackergäule, derbe, kräftige Thiere, sechsjährig, wie der Jude sagte, was soviel hieß, als daß sie zwölfmal die Kornsaat bestellt.

Auf den ersten Blick gefielen sie Roos. Käthe sah sehr traurig durch das Fenster. Die Röthe ihrer Wangen war verschwunden. Das frische, volle Gesicht der kräftigen Frau war eingefallen und bleich. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und die ganze Gestalt zeigte etwas in sich Zusammengesunkenes. Ach, Nichts auf Erden macht den Menschen älter, als Kummer, der am Herzen nagt!

Der Handel wurde ohne Schwierigkeiten fertig; abermals acht Karolin, auf Martini zahlbar — der Gevatter rechnet da in der Stille so: acht und acht macht sechzehn. Und wieviel Zinsen? Nun, das wird sich im letzten Sacke finden, pflegt man zu sagen. Und das fand sich auch allerdings.

Als der Martini kam, sagte Mauschel: „Herr Schöffe, acht Karolin auf zwei Jahr und eine Karolin Zinsen, und die neuen acht und eine halbe Zinsen macht netto: siebzehn und eine halbe Karolin. Ich bin ä Handelsmann und brauch' mei Geld."

Da zog Roos zum ersten Mal eine traurige Miene, denn da reichte sein Fruchtverkauf nicht hin.

„Mei," sagt Mauschel, „was quält Ihr Euch? Da habt Ihr den Acker am Kirchhof, gebt mir den, so ist Alles gut."

Was sollte er machen? Der Jude drohte mit einer Klage, und das wär' ein Schimpf gewesen. So blieb Nichts übrig, als dem Juden den Besten seiner Aecker hinzugeben.

So leid nun dem guten Propste dieser Ausgang auch war, so konnte er sich doch nicht halten, in das allgemeine Gelächter seiner munteren Gäste einzustimmen.

21. Von den Uhren und wie sie in die Welt kamen.

Heutzutage gibt es nur selten einen Jungburschi, der nicht seine silberne Sack- oder Taschenuhr trägt, und kaum ein Haus, wo nicht wenigstens an der Stubenwand eine Schwarzwälder Holzuhr hängt und pickt und die Stunden zeigt, manchmal ist auch ein Kuckuck oben dran, der alle Stunden durchs ganze Jahr fein: Kuckuck ruft, während der lebendige schon um Johannistag müde ist und mäuschenstille schweigt.

Nun, die Uhren sind heutzutage spottbillig, und wenn's auch gerade nicht nöthig wäre, daß jeder Bub eine Uhr hätte, da die Väter ohne Uhren gar ehrliche, brave und zufriedene Leute waren, so ist denn doch eine Stubenuhr nöthig, damit man sich darnach richten könne.

Glaubt ihr aber, liebe Leser, das sei immer, auch in den ältesten Zeiten, so gewesen, so schießet ihr in dem Punkte richtig — neben die Scheibe.

Laßt uns 'mal nachsehen, wie das war.

Auf eine nothwendige Zeiteintheilung machte schon der liebe Gott aufmerksam, denn wir lesen im 1. Buche Mosis, im 1. Kapitel, im 5. Verse, daß Gott das Licht: Tag, und die Finsterniß: Nacht nannte, und daß aus Abend und Morgen der Erste Tag wurde; in demselben Buche Mosis, im 2. Kapitel, im 3. Verse lesen wir, daß Gott den siebenten Tag heiligte zu einem Ruhe- Bet- Danktage, zu einem Tage der Anbetung und Selbstheiligung weihte für alle Zeiten. (Merk's für deinen christlichen Sonntag!)

So waren die Menschen auf die Nothwendigkeit hin-

Das war A gesagt. Und wer einmal A sagt, ist ohne große Schwierigkeit beim B und so weiter. „Aber wie stand's denn mit der vierten Klippe?“ fragt Ihr.

Lieber Gott! Da stand's auch schlimm. Der Roos hatte von seinem Schwiegervater eine Doppelflinte geerbt. Sollte er die verrosten lassen?

Schon im ersten Jahre seiner Verheirathung, als die Hasenjagd auf war, sagte der Jagdpächter, auch so Einer, der bereits den Strick des Juden und des Bäckers am Halse hatte, und der des Roos Gevatter oder, wie man hier sagte: Cumpeer war, zu dem Roos:

„Heinrich, du hast da das Prachtgewehr und schießt Nichts. Die Jagd kostet uns zu Viert zwanzig Thaler. Das macht auf den Mann fünf. Die schieß ich mir heraus wie Dampf und noch einen und den andern Braten in die Pfanne extra. Träteſt du bei, so machte es auf den Kopf nur vier. Was meinst du?“

„Ich nehme Part!“ sagte Roos voll Freuden.

Käthe hatte dagegen Nichts; denn ihr Vater ging selten hinaus. Sie dachte, Heinrich wird's auch so machen.

Ich hab' aber erfahren an vielen Beispielen, daß, wenn ein Bauersmann auf die Jagd geht, er sein eigenes Wohl mausetodt schießt. Es geht so in der Welt, daß Einem leicht Etwas zu einer Leidenschaft wird, Tabakrauchen, Wirthshausgehen, Branntweintrinken, Kartspielen und so weiter; aber Nichts wird's leichter, als die Jagd. Da ist nicht Rast, nicht Ruhe, und wenn's so kalt ist, daß Stein und Bein zusammenfriert, es muß auf die Jagd gegangen sein; und wenn Alles daheim zu Grunde geht, es muß sein. Dazu kommt auch noch ein Hund, für den

man ein Schwein fettmachen könnte, und der Nichts nützt.

Der Lehrer, bei dem ich in die Schule ging, war ein alter Mann, aber die Jagd saß ihm in den Knochen wie Pech. War die Schule aus, heida! so ging's gleich hinaus auf die Flur, und wehe dem Dreiläufer, der in den Bereich seines Muskedonners kam, er mußte dem frischen Klee Valet sagen.

Einmal sangen wir grade ein geistlich Lied in der Schule. Da kläffte eine Bracke. Das Schulhaus lag nämlich am Ende des Dorfes. „Halt!" rief der Lehrer. Wir meinten, wir hätten falsch gesungen; aber der alte Mann horchte lange mit angehaltenem Athem, und als ein Schuß fiel, rief er: „Patsch Dich! Der ist mir auch wieder durchgepfiffen!" Wir lachten Alle und mit dem geistlichen Liede war's aus.

Ich erzähle das, um zu beweisen, wie groß die Gewalt der Jagdlust über einen sonst so sehr pflichttreuen Mann, denn das mußte Jeder dem Lehrer zugestehen, war.

Anfangs ging Roos dann und wann mit. Als er aber den ersten Hasen geschossen, war's, wie wenn ihn ein böser Geist besessen hätte. Er war nicht mehr zu halten.

Käthe tröstete sich mit dem Gedanken: „Besser auf der Jagd, als im Wirthshaus;" allein wenn er durchnäßt und durchfroren heimkam, mußte er doch noch in das Wirthshaus und das Spiel blieb nicht aus.

So stand's mit Roos, als zum dritten Male die Schöffen neu gewählt wurden. Dieses Mal fiel er durch. Das war ein Herzstoß, der tief ins Leben hineintraf.

Mißvergnügt mit aller Welt wurde nun Roos ein Säufer, ein Spieler vollends und die Jagd that auch das Ihre.

Ein Unglück nach dem andern traf ihn mit ſeinen Pferden. Mißwachs kam über die Gegend. Schulden auf Schulden häuften ſich, und im Hauſe, wo der Friede und das Glück gewohnt, waltete Hader und Jammer, und die guten Engel wichen.

Man ſagt ſprüchwörtlich: „Alle ſieben Jahre ändert ſich die halbe Welt.“ Wahrlich, es iſt etwas Wahres daran, und das Dorf, in dem Roos wohnte, iſt ein ſchlagender Beweis dafür. Ich will Euch das Bild deſſelben nach ſieben Jahren und des Zuſtandes in Roos' Familie ausmalen nach der ſtrengſten Wahrheit und Wirklichkeit. Ihr kennt das ſchöne Haus, das ſchönſte des Dorfes, das er bewohnte. Betrachtet es ſieben Jahre ſpäter! Aus dem Fenſter blickt das braungelbe Geſicht des Juden Mauſchel.

Fragt Ihr: „Wem gehört dies Haus?“ ſo antwortet er Euch: „Mei, wem ſoll's gehöre? Wem word's gehöre? Mir gehört's.“

„Wie haſt du's denn bekommen, Mauſchel?“ fragt Ihr weiter.

Er ſagt: „Ich hab's ehrlich getauſcht, als der Roos, der Hochmuthsnarr, der Kartſpieler, der Säufer, der Wilddieb hat müſſe verſteigern laſſe ſein Gut und all ſeine Habe.“

„Der Wilddieb?“ fragt Ihr erſtaunt.

„Ja, leider.“ Doch laßt es mich Euch erzählen.

Wenn ein Stein den Berg herabrollt, ſo iſt er

anfänglich noch aufzuhalten; aber wenn er mehr nach des Thales tiefem Grunde ſchießt, iſt es ein thöricht Bemühen; dann jagt er in immer höheren Sätzen, mit immer größerer Wucht der Tiefe zu, bis er endlich im tiefen Abgrunde liegen bleibt.

Ach, das iſt ein Bild des Menſchen, der die Bahn des Guten verlaſſen hat. Anfänglich konnte er ſich wohl noch beſſern; aber wenn einmal die Sünde zur Gewohnheit geworden, wenn das Laſter ihn ergriffen hat, ſo iſt er, wie der Heiland ſagt: „Der Sünde Knecht,“ und die läßt ihn nicht mehr los aus ihren ehernen Banden. Roos war vom Hochmuthe beſeſſen. Als er die Ehre des Schöffenamtes verloren, ſah er ſich von Jedermann verachtet, und ſo verlor er den letzten Reſt der Achtung vor ſich ſelbſt; wurde ein Unhold in ſeinem Hauſe, und um ſich die nagenden Grillen zu vertreiben, kam er faſt nicht mehr aus dem Wirthshauſe. Zum Weintrinken fehlte bald das Geld. Der gottverdammte Schnapps war wohlfeiler und that's auch. So fiel er dem Branntwein anheim, und wüſtes, rohes, gefühlloſes Weſen nahm ſeine Seele ein. Die Schulden wuchſen ihm über das Haupt.

Er mußte den größten Theil ſeines Gutes verſteigern, was ihm blieb, mußte er nach wenigen Jahren auch preisgeben.

Noch wäre vielleicht Rettung geweſen, hätte er ſeinem guten Engel, den ihm Gott in ſeinem Weibe gegeben hatte, gefolgt; allein umſonſt verſchwendete ſie Bitten, Flehen, Thränen. Sie erndtete rohe Mißhandlungen. Der Segen Gottes wich von ihm. Die Mißernten ſtürzten ihn vollends in Schulden und Noth, und die Armuth kam ſchnell.

Der Jude Mauſchel, der an ſeinem Verderben ſein ſchlimmes Theil hatte, lieh ihm Geld und ſo lange, bis er ihm das Haus abtauſchte. Roos bekam nun noch Geld heraus; aber das hielt leider nicht lange aus. Er ſaß im Wirthshaus, und Frau und Kinder aßen Kartoffeln ohne Salz. Kam er wankend heim, ſo durfte ſich Niemand regen, ſonſt mißhandelte er ſie. Die Frau mit den kleinen Kindern quälte ſich ehrlich. Was half's aber? Er hatte eine Scheu vor aller Arbeit.

Eins nur trieb er mit glühendem Eifer — die Jagd; aber das Geld für den Pachtantheil konnte er nicht mehr erſchwingen. Es blieb alſo Nichts übrig als zu wildern, oder mit anderen Worten: auf dem Grenzgebiete die Hirſche und Rehe, welche die Landesherren hegten, wegzuſchießen und zu verkaufen. Dieſes unehrliche Gewerbe, was doch ein Diebſtahl iſt, ſetzte er mit Eifer fort, und in der Stadt kauften ihm die Wirthe das Wild um ſo lieber ab, als er einen bedeutenden Theil des Werthes wieder bei ihnen in Wein vertrank. Es mußte in dieſer Weiſe immer mehr abwärts mit ihm gehen, und bald kam es dahin, daß er das vertauſchte Haus des Juden wieder vertauſchte gegen eine Hütte, worin bis jetzt der ärmſte Mann des Dorfes gewohnt hatte, den Fleiß, Sparſamkeit und Redlichkeit zu einem wohlhabenden Manne gemacht hatten. Alle dieſe Wechſel in ſeinem äußeren Leben machten keinen Eindruck auf ihn, den der Branntwein gefühllos und ehrlos und gegen die Seinigen völlig liebloſ gemacht hatte.

Wie es um die Frau und die Kinder ſtand? — Das begriffe ſich leicht, wenn das Sprüchwort immer wahr wäre, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“ Hier

fiel er zum Glücke sehr weit vom Stamme, weil im Mutterherzen ein reicher Schatz christlichen Glaubens wohnte, der Geduld wirket und Liebe.

Der Vater hatte sich ja schon lange losgesagt von seinen armen Kindern. Die Mutter wurde ihnen nun Alles. Sie lehrte sie Gott fürchten, fromm beten, recht thun und die Menschen lieben. Des Vaters Beispiel wirkte so Abscheu erregend, daß die Kinder alle die Wege frühe scheu verschmähen lernten, die er ging. Sie wuchsen trotz Armuth und Mangel, der sie jetzt zu drücken begann, da alles Gut in fremde Hände übergegangen war, fröhlich heran und suchten durch Taglohn der Mutter Schicksal zu erleichtern.

Ach, die blühende Frau war alt geworden vor den Jahren. Wie ging sie so gebeugt einher. Wie lag des Kummers ganze, schwere Last auf ihren Zügen, die so bleich und verfallen waren. Mit welch tiefem Weh sah sie die völlige Versunkenheit ihres Gatten, den sie so treu geliebt, den sie so liebevoll gewarnt hatte, und das Hingehen ihres schönen Erbes, ihres reichen Gutes. Jedermann beklagte sie.

Das Maaß ihres Elendes sollte jedoch noch nicht voll sein.

Die Spuren der Wilddieberei waren in dem Grenzwalde des Fürsten von N. der Art, daß die Wachsamkeit der Forstbeamten verdoppelt wurde. Sie hatten durch sorgfältige Erkundigungen den nur allzugegründeten Verdacht auf den liederlichen Roos geworfen. Zwar war die schöne Doppelflinte seines Schwiegervaters längst nicht mehr in seinem Besitze; doch die leichte Jagdflinte, die er dagegen eingetauscht, diente seinem Zweck ebenso gut, denn sie schoß die Kugeln vortrefflich. Mancher Hirsch und

manches Reh war als Beute ſchon gefallen. Wieder war die Hochwildjagd aufgethan und der Oberförſter des Fürſten nebſt einem tüchtigen Jägerburſchen verſteckten ſich im Dickicht, wo das Wild zu wechſeln pflegte.

Kaum lagen ſie eine halbe Stunde nach dem Aufgange des Mondes in dem Gebüſch, als ſie eine Geſtalt heranſchleichen ſahen und deutlich den Roos erkannten, wie er, das Gewehr im Arme, heranſchlich und lauerte.

Der Oberförſter war ein äußerſt lebhafter und hitziger Mann. Als er den berüchtigten Wilddieb, der ihn ſo oft geärgert, ſich jetzt ſo nahe ſah, konnte er ſich nicht mehr halten; er ſprang aus dem Gebüſch hervor, dem Wilddiebe den Weg nach dem Dorf abſchneidend.

Mit aufflammendem Auge erkannte Roos augenblicklich ſeine Lage; denn an Kräften war ihm der rieſenhaft große Oberförſter ſo ſehr überlegen, daß er mit ihm keinen Kampf wagen durfte. Daß noch Einer daſtand, ein recht eckiger und breitkantiger Jägerburſche, und zwar hinter ſeinem Rücken, das wußte er nicht.

„Vogel friß oder ſtirb!“ dachte der Verworfene und rief dem Oberförſter zu: „Geht aus dem Weg — oder“ — und in dem Augenblicke lag das Gewehr am Backen und es blitzte und krachte.

Daß aber des Wilddiebes Kugel an dem linken Ohre des Oberförſters vorüberpfiff, kam daher, daß der Jägerburſche das Gewehr wegſchlug und den Roos am Krips faßte. Zwar wollte der gänzlich verſunkene Menſch noch mit ſeinem Knicker den Burſchen niederſtoßen; der aber traf ihm die Hand mit ſolcher Kraft, daß der Knicker mit der Spitze tief in die Erde fuhr.

Das Alles war das Werk weniger Minuten, ja fast nur eines einzigen Augenblickes.

Der Jägerbursche führte sogleich mit einer seiner drei Pfund schweren Fäuste einen neuen Hieb, der diesmal des Roos Kopf traf, und mit solcher Wucht traf, daß er zusammenfiel wie ein Ulmer Schlecker, was bekanntlich ein Messer ohne Rückfeder ist, das, ungehalten von der Hand, sogleich zufällt. Darauf hat der Jägerbursche etliche Jochriemen herausgezogen und hat den Wilddieb dermaßen gebunden, daß er nach Gott schrie. Nun mußte er vor ihnen hertrollen, und manchen Fußtritt des Jägerburschen empfing er ganz franco und als Winnkauf in den unangenehmen Handel.

Er bekam einstweilen Quartier im Hundestalle des Oberförsters, bis ihn das Nische Gericht in Empfang nahm und ihn, mit Handschellen versehen, in das sichere Gewahrsam brachte.

Da der Roos ein preußischer Unterthan war, mußte dem nächsten preußischen Justizamte Kenntniß gegeben werden. Darauf ist er ausgeliefert worden und in Haft gekommen, bis der Proceß vor den nächsten Assisen abgeurtheilt und er mit zehn Jahren Zuchthausstrafe nach Werden kam.

Für herabgekommene und entartete Menschen ist Haft etwas Vortreffliches, und war es auch für Roos; denn erstlich mußte er arbeiten, was er seit dem gesegneten Schöffenamte nicht mehr lieb hatte, und zweitens ist da ein Geistlicher, der so einem pflichtvergessenen Menschen das Gewissen wecken kann. Arbeit und Gotteswort mit einander verbunden, sind zwei Dinge, die den Menschen allemal an den vier Klippen vorbeiführen, an denen der

Roos die Kehr nicht finden konnte, nämlich am Hochmuth, am Wirthshaus, an der Jagd und am unnützen Handel und leichtsinnigen Treiben. Da saß er nun an dem Orte, wo der Verbrecher Zeit zum Nachdenken hat. Der Pfarrer kannte seinen Lebenslauf aus den Gerichtsacten ganz genau und fußte darauf.

Roos war anfänglich verstockt gegen das freundliche, wohlwollende Wort des Geistlichen; als dieser ihn aber an seine Familie erinnerte, die er so unglücklich gemacht, da hatte er den Punkt gefunden, wo er ihn fassen konnte, denn bei der Erinnerung an sie traten ihm Thränen in die Augen. Dem durchdringenden Blicke des seelenkundigen Mannes war das nicht entgangen und hieran knüpfte er nun seine Unterredung mit ihm, malte ihm das zufriedene Glück aus, das ihn hätte erfreuen können, wenn er nicht abgeirrt wäre vom Pfade des Guten; zeigte ihm seine Versündigung an seinem lieben Weib und seinen Kinderchen — und ging dann weg, ihn sich allein überlassend und dem heiligen Walten des göttlichen Geistes. Das Gemüth des Roos war so in seiner innersten Tiefe noch nicht verdorben, daß nicht noch eine bessere Regung übrig geblieben wäre. Das Wort des Pfarrers traf dies Gefühl und weckte es völlig auf. In seiner Einsamkeit trat Vergangenheit und Gegenwart vor seine Seele. Wie er das geworden, was er nun war, ist ihm klar geworden, und ein Strom von Thränen entquoll seinen Augen. Das hatte der Pfarrer erwartet. Als er wieder zu ihm kam, fand er einen reuigen Sünder. Dem fortgesetzten Umgange des Pfarrers gelang es, seine Seele zu retten; aber der von Branntwein zerrüttete Leib fiel, als dieser jetzt fehlte und auch die gewohnte freie Bewegung, in einen leidenden

Zuſtand. Er arbeitete zwar fleißig, allein bald zeigten die geſchwollenen Füße, das gelbwerdende Weiß im Auge, das ſehr erſchwerte Athmen, daß die Bruſtwaſſerſucht bei ihm ſich raſch bildete und ebenſo raſch fortſchritt. Vergebens wirkten ärztliche Mittel dem zerſtörenden Uebel entgegen. Er erlag ſchnell der Krankheit, aber er ſtarb mit tiefer Reue und mit der feſten Hoffnung auf die erbarmende Gnade des Herrn. Wie es der armen Frau und den Kindern erging, möchtet Ihr wiſſen, liebe Freunde. Gerne will ich Euch das auch noch kurz erzählen.

Mit Verwünſchungen war Roos an jenem Morgen aus dem Hauſe gegangen.

Käthe aber war auf ihre Kniee niedergeſunken und hatte gebetet um Hilfe und Beſſerung des Unverbeſſerlichen, an dem all ihr Bemühen fruchtlos geblieben war.

Der Herr hatte ihr Gebet erhört; nur auf eine Weiſe, wie ſie es nicht erwartete. Wenn aber die Wege Gottes auch nicht die Wege des kurzſichtigen Menſchen ſind, ſo ſind ſie doch herrlich, und er führet Alles herrlich hinaus.

Die Nachricht von dem Ereigniß im Walde kam vergrößert zu ihrem Ohr. Er ſolle den Oberförſter erſchoſſen haben, hörte ſie. Da ſank das arme Weib nieder in der allerherbſten Noth; denn nun ſtarb er ja als ein Verbrecher auf dem Richtplatz und der Name war gebrandmarkt für ihre Kinder. War ſie auch oder glaubte ſie auch auf Alles, was Schlimmes kommen könnte, gefaßt zu ſein, ſo fand ſie jetzt, daß es Dinge im Leben gebe, die dennoch alle Ergebung und alle Faſſung über den Haufen werfen können, wenigſtens auf kurze Zeit, und zwar durch die entſetzliche Ueberraſchung des Ungewöhnlichen und Erſchrecklichen. Zum Glücke milderte doch die

gewiesen, die Zeiteintheilung Gottes zu beachten, und sie thaten es auch; aber sie wurden frühe schon durch ihr eigenes Bedürfniß angeregt, den Tag und die Nacht noch in kleinere Theile zu theilen.

So finden wir's frühe bei den Völkern des Alterthums. Die Juden theilten die Nacht in vier Nachtwachen, nämlich von Abends 6 Uhr bis 9 die erste, von 9 bis 12 die zweite, von 12 bis 3 die dritte, von 3 bis 6 die vierte, und den Tag theilten sie in Stunden, die sie von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends zählten, und sich dabei wahrscheinlich nach der Sonne richteten. Man hatte nämlich leicht bemerken können, daß durch den Stand der Sonne, oder, um es richtiger zu sagen, durch die Stellung unserer kleinen Erde zu dem ungeheuer großen Weltkörper der Sonne, der Schatten aufrechtstehender Dinge sich veränderte, um Mittag am Kürzesten, Morgens und Abends am Längsten war.

Nachdenkende, gescheidte Männer gründeten auf diese Wahrnehmung die scharfe Bezeichnung und Abgrenzung der Tageseintheilung in Stunden.

Man glaubt, daß das in dem alten Egypten zuerst geschehen sei, wo sie viele hohe und gradaufrechtstehende Steinsäulen hatten, die man mit dem fremden Namen: Obelisken benennt. Wenn es da Einem einmal einfiele, von dem längsten Schatten des Morgens bis zu dem kürzesten des Mittags, und wieder von diesem bis zu dem längsten Schatten beim Sonnenuntergang einen, wenn auch weiten Halbkreis zu ziehen, und diesen Halbkreis in gleiche Theile zu theilen, so hatte er schnurstracks eine Sonnenuhr.

Da meint wohl der Gevatter, wer darauf gekommen sei, der sei nicht auf die Nase gefallen gewesen. Glaub' das auch; aber wir wissen auch recht gut, daß in Egypten sehr gescheidte Leute lebten, und da ist es denn am Ende noch keine Hexerei, auf so einen verständigen Gedanken zu verfallen. Von dieser ersten Grundlage war's denn auch nicht mehr so schwer, diese sehr große Sonnenuhr kleiner herzustellen, was denn dem bürgerlichen Leben jedenfalls sehr heilsam und ersprießlich war.

In den Sonnenuhren haben wir jedenfalls die erste Grundlage aller unserer Uhren zu suchen. Aufmerksame

endlich eintreffende Wahrheit das Harte einigermaßen. Wenigstens lag doch jetzt nicht ein Mord auf seiner Seele und nicht die Schmach auf seiner Familie. Freilich beugte sie die Thatsache des versuchten Mordes nicht minder; aber es war ihr doch nicht so entsetzlich, als die vollendete Thatsache würde gewesen sein.

Die Folgen jener That waren schwer für sie, aber sie betete innig für ihn, den sie ja noch immer lieb hatte, und hoffte vom Gefängnisse Gutes. Und als die Kunde kam, wie er mit Reue auf sein früheres Leben zurückblicke, wie er sie Alle um Vergebung bitte und um ihre Fürbitte; wie er ein neues inneres Leben beginne, da erhob sich ihre Seele wieder und eine innige Heiterkeit warf ihren Glanz auf ihr Wesen und Leben. Sie lebte neu auf. Freilich schmetterte sie sein Tod wieder nieder, da sie ihm die letzten Augenblicke nicht hatte versüßen können; aber die selige Gewißheit, daß er in dem Herrn gestorben, goß reichen Trost in ihre Seele.

Jetzt, wo der Unhold den Verdienst nicht mehr vertrank und verspielte, wich der drückende Mangel; und ihre zusammenwirkende Thätigkeit, ihr zusammenhaltender Fleiß mit Sparsamkeit im Bunde, die allgemeine Achtung, welche ihnen die Herzen zuwandte, begründeten bald ein besseres Auskommen und nach einigen Jahren einen wachsenden Wohlstand. Obwohl wenig Vermögen da war, so warben doch brave und wohlstehende Jünglinge um Käthen's wohlgeartete und bildhübsche Töchter; ihre beiden Söhne lernten Handwerke und wurden brave Männer, und wie es oft am Abend nach einem regnerisch-stürmischen Tag ist, daß die Abendsonne noch einmal, wie ein Friedensgruß von Oben, auf die aufathmende Erde blickt, ehe sie hinabsinkt,

ſo ſchien die Sonne des Glückes, nach herbem und verbittertem Lebenstag, auf Käthen herab. Sie ſah ihrer Kinder Glück und pries Gottes erbarmende Gnade. Ihre Kinder trugen die treffliche Mutter, wie man zu ſagen pflegt, auf ihren Händen; erfüllten ihr jeden Wunſch und machten ihr das Leben ſo ſchön, wie es kaum in den erſten Tagen ihres ehelichen Lebens geweſen war.

Sie erreichte kein hohes Alter. Der Wurm des Schmerzes hatte ſich zu tief in ihr Inneres hineingefreſſen, als daß nicht die Hütte, die es umſchloß, hätte morſch und baufällig werden ſollen.

Als aber endlich die Stunde nahte, da kam Freude in ihre Seele. Sie ließ ja die theuren Kinder zufrieden hier zurück; ſie war am Ziel ihrer dornenreichen Bahn, und jenſeits hoffte ſie ja den Gatten wieder zu ſehen, gereinigt von den Schlacken ſeines ſündigen Lebens.

Sie ſtarb den Tod des Gerechten!

die Köpfe nicht und wartet's fein ab. Der Spinnstubenschreiber will Euch heute eine Geschichte vorlesen lassen, die er, wenn er zu wählen gehabt hätte, lieber hätte verschweigen mögen; aber wer kann gegen die Wahrheit? Item, es liegt auch eben Vieles drin, was Manchen und Manche ins eigne Herz hineinweiset und ihm einen Spiegel vorhält, darinnen das eigne Bild zu schauen ist, so oder so, und noch Etwas, das nach Oben hindeutet, wo Einer wohnt, der gesagt hat: „Mein ist die Rache; ich will vergelten!“

„Nun, Gevatter, leset nur!“

„In einem Landstädtchen meines Heimatlandes lebte ein armes Mädchen, das frühe seine Eltern verloren hatte. Wohlwollende Menschen nahmen sich des Mädchens an und ließen es im Nähen und Kleidermachen unterrichten, als es der Schule entwachsen und confirmirt war. Gretchen begriff das herrlich, und war ihres Fleißes, ihrer Geschicklichkeit und ihres sittsamen Betragens wegen in allen Familien der Stadt beliebt, und hatte soviel Verdienst, daß sie hätte einen Mann ernähren können, wenn es nicht eine Schande wäre, daß sich ein Mann wollte von seiner Frau ernähren lassen! Dabei war Gretchen schön, wie eine aufblühende Rose, und gar manches reiche Mädchen hätte gerne ihr das liebliche Gesichtchen, die himmelblauen Augen, das reiche

blonde Haar abgetauſcht, wenn's eben gegangen wäre. Nun, ſie hätte auch den Tauſch mit dem Herzen riskiren können, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie etwas dabei verlöre!

Nur Eins war, was ſtillen, braven Leuten nicht gefiel: das Mädchen wurde eitel. Sie ſah, daß ſie den Burſchen gefiel, ja, daß mancher junge Herr ſie durch die Brille (die ſie oft bei ſehr guten Augen tragen, weil's Mode iſt) mit Wohlgefallen betrachtete und ihr über die Maßen freundlich war, — und das verrückte ihr den Kopf ein Bischen. Das iſt immer gefährlich für junge, hübſche Mädchen. Sie meinen gleich, ſie wären etwas Extra's. Unter den Vielen, die dem hübſchen Gretchen zu Gefallen gingen, war auch mancher brave Menſch, mit dem ſie gewiß glücklich geworden wäre; aber es wollte ihr Keiner ſo recht gefallen; es war halt der Rechte noch nicht.

Wahrlich, es iſt verwunderlich, wie thöricht oft das Menſchen- oder, daß ich's bei'm rechten Namen nenne, das Mädchenherz iſt! Eine treue, ehrliche Seele läßt es laufen, weil vielleicht das Geſicht nicht ſo hübſch iſt, als das eines Bruder-Leichtfuß; weil er nicht ſo keck iſt, wie Jener, oder etwa nicht ſo leicht tanzt und den Windbeutel macht. Da heißt's gleich: „Es iſt ein Tapps, ein Tölpel, ein Simpel!“

Es geht leider ſo in der Welt, und auch Gretchen ſtieß manchen wackern Menſchen von ſich und legte ihm einen jener drei Ehrennamen bei, und — gab ihm ein tiefes Weh mit auf den traurigen Lebenspfad, den ſie ihm und er ihr gar freundlich hätte machen können, bis zu jenem Feierabend, wo uns das Veſperglöcklein zum letzten

Male läutet. Von Einem weiß ich's gewiß, es war der brave Schneider Andres.

Endlich kam der Rechte.

Aus der Fremde kam ein Wagner heim, der Jacob Leidig, der sollte sogar Kutschen machen können und entsetzlich geschickt sein. Er hatte im Städtchen Haus und Hof; wollte sich jetzt eine Frau suchen und sich setzen. Er war ein Staatsbursch, das ist wahr; groß, gut gewachsen, und trug einen Backenbart um das Kinn herum und einen Schnurrbart, so war keiner mehr in der Stadt. Gekleidet ging er wie ein Prinz, rappelte mit dem Geld in der Tasche, und hatte Manieren, so fein wie ein Franzos, das heißt recht glatt und einschmeichelnd, und konnte reden wie ein Buch, — aber es war Nichts dahinter, als ein Bruder-Liederlich. Wer konnt's ihm ansehen? — Er hielt sich so anständig; ging in die Kirche; kartete nicht und trank nicht über Gebühr, und kam nicht einmal alle Sonntag auf das Schießhaus tanzen. Kam er aber, so tanzte er noch schöner, als der verrückte Tanzmeister, der vor etwa sieben Jahren einmal im Schwunge ging, der die Kinder tanzen und französisch lehrte, den Leuten die Krähenaugen schnitt und mit Sympathie die Warzen vertrieb. Der war auch etwas Extra's gewesen, — und den übertraf Leidig's Jacob, das sagten alle Mädchen. Ja, hätte der tanzen gelehrt, sie hätten Alle noch einmal bei ihm gelernt.

Als ihn Gretchen am Sonntag Nachmittag, wo sie mit dem jungen Spengler und seiner Frau, die eine gute Kamerädin von ihr war, nach dem Schießhause gegangen war, zum ersten Male sah, pochte ihr das Herz, als wollte es aus der Brust herausspringen.

„Aus dem iſt Etwas geworden!“ dachte ſie, und die junge Spenglersfrau ſagte: „Gretchen, haſt du Leidig's Jacob ſchon geſehen? Weißt du's noch, es war immer ſo ein ſtruppiger, ruppiger Bub; aber jetzt, — ſieh' ihn nur einmal an! das wär' was für dich! Man ſieht's Einem doch gleich an, wer in Frankfurt war und auch ein Bischen in Paris.“

Das Gretchen wurde roth und unterdrückte einen Seufzer, der etwa ſoviel ſagen wollte: Ja, der wird ſich viel um dich bekümmern! Sie tanzte darauf mit dem Schneider Andres, der ſie ſo lieb hatte, den ſie aber nicht leiden konnte.

Die Spenglersfrau ſagte: „Wie ſie wieder dahinſchwebt! Schade, wenn ſie noch der ſimpelige Schneider kriegen ſollte!“

Als der Leidig das Gretchen tanzen ſah, was machte der Augen! „Iſt das Mädchen von hier?“ fragte er einen guten Freund.

Der erwiederte: „Kennſt du denn Amberger's Gretchen nicht mehr?“

„Das muß ich ſagen!“ rief der Jacob Leidig aus, „ſo etwas Hübſches hätte ich hier nicht geſucht! die tanzt ja wie eine Pariſerin und ſo hübſch, wie dort keine!“

„Gelt!“ ſagte der gute Freund, der das Compliment für ſeine gute Vaterſtadt überhörte, ſich aber freute, daß doch der Jacob einmal etwas in der Stadt fand, was ihm gefiel; denn er tadelte Alles und pflegte zu ſagen: „Wer in Frankfurt und Paris gelebt habe, der langweile ſich erſchrecklich in ſo einem Neſte, wie ſeine Vaterſtadt, und es ſei doch auch Alles hier gar zu armſelig.

Als nun das Gretchen wieder bei ihrer Kamerädin saß, trat er vor sie hin, machte einen modischen Kratzfuß wie ein preußischer Fähnrich, und sagte sehr zierlich in Redensarten: „Kann ich die Ehre haben, den nächsten Walzer mit Ihnen zu tanzen?“

Das Gretchen wurde roth wie eine Essigrose, verneigte sich und lispelte: „Recht gerne!“ und daran hatte sie gar nicht gelogen.

„Der hat Manieren, Lebensart und Contuiten!“ sagte die junge Spenglersfrau, „das muß man sagen. Ein galanter Mensch. Man sieht's Einem doch gleich an, wenn man in Frankfurt und ein wenig in Paris war!“

Das ärgerte ihren Mann, einen grundbraven Spengler, der sich herrlich ernährte, der aber nicht in Frankfurt und in Paris gewesen war. Was er dachte, konnte er nicht gut verschlucken, zumal, wenn es etwas Aergerliches war; darum sagte er etwas bissig zu seiner Frau: „Gelt, so ein Windlips gefiele dir auch besser, als ein ehrlicher Mann. Es ist schade, daß du nicht mehr ledig bist.“

Die junge Frau ließ das Mäulchen hängen und dachte: „Wärst du in Frankfurt gewesen, wie ich, so wärst du höflicher und artiger gegen deine hübsche Frau.“

Die Musik begann. Der Wagner holte Gretchen und die Beiden tanzten gar zu schön.

Alles rief: „Solo!“

Aller Augen folgten dem schönen Paare.

Jacob tanzte fortab nur mit Gretchen.

Die Spenglerin hätte auch gerne getanzt; aber ihr Mann war beleidigt, gekränkt, und ließ sie sitzen. Endlich sah sie ein, sie müsse wieder gutes Wetter machen. Das

verſtand ſie noch beſſer wie ein Kalendermacher. Sie begann mit ihrem Manne wieder freundlich zu flüſtern, und als die Muſikanten ihre Geigen zum nächſten Schottiſchen ſtimmten, war der Himmel wieder ſo weit klar, daß ſie zum Tanz antraten.

Als ſie um acht Uhr nach Hauſe gingen und Leidig Gretchen begleitete, ſagte er ihr ſo viele Schmeicheleien, daß dem Mädchen ſchier der Kopf ſchwindelte. Er beſchwerte ſich gar ſehr über die Ehrbarkeit ſeiner Vaterſtadt, die ſo frühe heimzugehen nöthige, da die rechte Pläſir erſt angehe, wenn es nicht mehr ſo gedrängt voll ſei. Uebrigens, ſetzte er hinzu, ſei nun ſein Vergnügen aus, da ſie nicht mehr da ſei. Er wolle auch nach Hauſe gehen. Er ging auch nach der Spitalsgaſſe, wo ſein Haus lag; aber als er um eine Ecke bog, wo ihn Gretchen nicht mehr ſehen konnte, ging's linksum nach dem Schießhauſe.

Am andern Morgen ſchlief Jacob Leidig noch recht tief, da ſaß die junge Spenglersfrau ſchon bei Gretchen, um den geſtrigen Tag und ſeine Freuden zu beſprechen. Da fiel denn das Lob Leidig's nicht dünne aus, und ſie plauderte dem Mädchen den Jacob noch vollends in den Kopf und in das Herz hinein.

Schon nach vierzehn Tagen hieß es in der ganzen Stadt: „Amberger's Gretchen und Leidig's Jacob ſind Brautleute.“

„Das glückliche Gretchen!“ ſagten die ſeufzenden Mädchen und die Spenglersfrau.

„Das arme Gretchen!“ ſagten die Leute, die tiefer ſahen und beſſer prüften; denn die merkten an den Federn, was der Jacob für ein Vogel war. Ein Handwerksmann,

der den ganzen Tag mit gewichsten Stiefeln und im Sonntagsrock umhergeht, iſt nicht eben der Art, daß man viel Vertrauen auf ſeinen Fleiß und ſeine Sparſamkeit ſetzen kann.

Ob Gretchen gewarnt wurde? — Ich weiß es nicht gerade, aber ich glaube es doch; es iſt indeſſen, wenn einmal eine Sache ſo weit iſt, mit den Warnungen, wie gar oft mit gutem Rath; er kommt entweder ungelegen, oder zu ſpät. Kurzum, ſie wurden ein Paar.

Nachdem ſie getraut waren, hat ſich der Jacob ſeine Werkſtatt eingerichtet — um — Nichts zu arbeiten. Er hatte eine erſtaunlich große Liebhaberei am Langſchlafen und Spazierengehen. Während Gretchen in den Häuſern der Kunden fleißig nähete und Wunders dachte, wie wacker der Jacob daheim arbeite, ſaß er im Wirthshaus und lebte herrlich und in Freuden. Bald merkte Gretchen, daß er lieber die ganze Woche blau machte, als bloß den Montag.

Gretchen konnte doch dazu nicht ſchweigen. Sie machte ihrem Manne Vorſtellungen, aber der ſagte: „Er ſei nicht heimgekommen, um ſich hier krumm zu arbeiten und dergleichen.“ Das war der erſte Windſtoß, der in das eheliche Glück fuhr. Bald folgte ein Sturm, und von da an ſtürmte es täglich; denn Jacob Leidig wollte gut eſſen, tüchtig trinken und Nichts arbeiten. Nun mußte das arme Gretchen Spiel- und Trinkſchulden bezahlen, und über kurz oder lang kommt einmal der Jude Aaron, als Leidig nicht zu Hauſe war, und forderte die Zinſen von ſeinem Darlehen.

Gretchen erſchrack auf den Tod.

Bauersleute wissen ja heute noch, ohne eine Uhr, nach dem Stande der Sonne ziemlich genau anzugeben, wie viel Uhr es ist, und das kommt ja auch nur aus der Beobachtung, daß, wenn es auf der Uhr so und so viel Uhr war, die Sonne an dieser oder an jener Stelle stand. Die Kunst, Sonnenuhren zu machen, erfordert gewisse Kenntnisse, und nicht ein Jeder kann's und bringt's fertig; aber diejenigen, welche sich damit beschäftigten, brachten es so weit, feststehende und bewegliche Sonnenuhren, mehr oder weniger künstliche, zu machen. Heut zu Tage kauft man sie für wenige Kreuzer in einem Holzkästchen, wo unten eine Magnetnadel ist, und den Zeiger bildet ein seidener Faden. Man kann sie in die Westentasche stecken. Andere hat man, die bilden einen Messingring, auf dessen inwendiger Seite die Stundenzahlen stehen, und vornen ist ein kleines Löchlein, durch welches der Sonnenstrahl einfällt und die Stunde zeigt.

Schon 580 Jahre vor Christi Geburt kannte man die Sonnenuhren in Griechenland, wohin sie aus dem Morgenlande sollen gebracht worden sein. Später wurden sie vervollkommnet, und der berühmte Papst Sylvester II. hat im zehnten Jahrhundert die kleinen tragbaren magnetischen Sonnenuhren erdacht, und der um das Jahr 1489 geborne, gelehrte Sebastian Münster aus Ingelheim bei Bingen, der nachmals Professor in Heidelberg wurde, schrieb zuerst in Deutschland eine gründliche Anweisung, Sonnenuhren zu machen, und machte sie durch den Druck bekannt.

„Wofür denn?“ fragte ſie.

„Mei,“ ſprach der Jude, „ſtell' ſie ſich nicht kurios. Sie weiß doch, daß ich ein Hypothekchen habe?“

„Hypothek!“ ſeufzte die arme Frau mit Entſetzen. „Was hat er denn verlegt?“

„Gott's Wunder!“ ſagte der Jude, „was wird er verlegt haben? Haus und Hof und die paar Aecker! Hab' ich ihm doch zwölfhundert Gulden drauf geſchoſſen, als er nach Paris ging. Paris iſt ein heiß Pflaſter und der Staat koſtet auch Geld. Spazierengehen zahlt keine Zinſen.“

Ein Thränenſtrom perlte über die todtbleichen Wangen der armen Frau, und ſie lief zur Spenglerin.

Die rief ihrem Mann, erzählte ihm die Geſchichte und ſagte: „Fritz, wer hätte das gedacht?“

„Nun, nun,“ ſagte der Spengler, „der hat Manieren, Lebensart und Conduiten; man ſieht's doch einem Menſchen gleich an, wenn er in Frankfurt und auch ein Bischen in Paris war.“

Die Frau wurde roth, ſah beſchämt unter ſich und verſchluckte die bittere Pille. Das arme Gretchen ſchlich weinend hinaus.

Was es da für Auftritte gab, läßt ſich wohl denken. Der Jude ließ Haus und Hof verſteigern, und nun zogen ſie in die Miethe; aber Leidig blieb ſich gleich. Vier Kinderchen flehten endlich um Brod, und die arme Mutter mußte ſie und den Mann ernähren. Viele bemitleideten ſie und thaten ihr Gutes, aber es half nicht; denn der verworfene Menſch brachte Alles durch. Fluchen und Schwören, Hader und Zwietracht, zuletzt ſelbſt rohe Mißs-

handlungen, wenn Gretchen nicht genug verdiente, das war das tägliche Brod, und aller Segen wich von ihnen.

An einem frühen Morgen hieß es: „Jacob Leidig iſt fort!“ Es war richtig. Weib und Kind hatte der Gottvergeſſene verlaſſen. Was aber das Schlimmſte war — Gretchen hatte ſich einen Sparpfennig heimlich zurückgelegt, um die Miethe zu bezahlen, den hatte Jacob vom älteſten Kind ausgekundſchaftet. Die Thüre war erbrochen; die Kiſte erbrochen und der Sparpfennig auch noch geſtohlen! Wer es gethan? O, dieſe Frage konnte man ſparen.

Von Jacob Leidig hörte man nichts mehr.

So gottvergeſſen von ſeiner Seite das Verlaſſen ſeines Weibes und ſeiner Kinder war, ſo hielt man es doch für ein Glück für Gretchen und ihre Kinder. Sie wurde mildthätig unterſtützt. Sie arbeitete nur fleißiger, und es wäre Alles gut gegangen, wenn nur das Gebückſitzen Gretchen's Bruſt nicht heillos geſchadet hätte. Den Kummer und die durchwachten, durcharbeiteten und durchweinten Nächte konnte Jedermann auf den bleichen Wangen, in den matten, lebloſen Augen leſen. Das Elend und der Jammer machen frühe alt; aber das trockene Hüſteln der armen Frau war das Bedenkliche. Gewaltſam hielt ſie ſich aufrecht. Die Mutterliebe iſt eine Macht, die Alles beſiegt — nur den Tod nicht. Der hatte ſich ein warmes Neſtchen in Gretchen's Bruſt bereitet, und daraus trieb ihn auch der Doctor nicht mit all ſeinen Pillen und Tränklein.

Als endlich die Blätter fielen, da war der Weg zum Grabe für Gretchen nicht mehr weit; aber ach, wie weit war der Weg zur Ruhe! Wer ſorgte für die armen

Kinder? Dieſe Sorge quälte die arme Mutter unendlich, und ihre Sorgen ſchüttete ſie in das Herz der Frau des Spenglers aus, die kinderlos war.

Da kam eines Tages der Spengler und ſagte: „Gretchen, ich habe keine Kinder, und meine Frau hat gebolfen an deinem Unglücke, freilich wohl nicht mit Abſicht und Willen; — aber — Ich nehme das kleine Lieschen zu mir an Kindes Statt, und will's erziehen, daß es nicht —“ Er ſchwieg; denn er ſah eben mit Erſchrecken ein, daß er in Gefahr war, mit einem harten Worte Gretchen unendlich wehe zu thun. Er verſchluckte es und ſagte: „Kurzum, Gretchen, ich will es gottesfürchtig erziehen und für es ſorgen wie ein Vater für ſein Kind.“

Und als noch der Spengler daſtand, klopfte es ſchüchtern und leiſe an die Thür, und es trat der Schneider Andres ein, der ein gebackener Mann war, und arbeitete mit ſechs Geſellen, war ehrenhaft und redlich.

Als er Gretchen ſah, übermannte ihn ſein Gefühl, und ein Thränenſtrom entſtürzte ſeinen Augen. Ach, es war Einer, der ſie treu geliebt, und war ledig geblieben!

Ueber die Todesbläſſe Gretchen's flog eine Röthe, als er eintrat. Auch ſie weinte. Als aber Andres ruhiger geworden, ſagte er: „Gretchen, ich habe Niemand in der Welt, der mich lieb hat, gib mir Eins deiner Kinder! Ich will es lieb haben, wie —“ faſt hätte er geſagt: wie ſeine Mutter. Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Ich will es gut erziehen und es ſoll mein Erbe ſein, wenn ich einſt einſam ſterbe!“

Gretchen faltete ihre Hände und ſah betend nach

eben, und ich weiß nicht, ob sie allein Gott dankte, oder ob sie auch dabei sagte: „Vergib mir, Herr, daß ich dieses Herz von mir stieß!“

Wem hätte sie besser ihr Kind geben können, als dem grundbraven Manne? Zwei waren wohl verwahrt. Der Aelteste war Auslaufer bei einem Kaufmann und der Zweitälteste bei einem weitläufigen Vetter in Mainz, der ihn das Sattlerhandwerk lehrte, und das hat auch seinen goldenen Boden.

Nun war ja so ziemlich gesorgt für die Kinder, und das Mutterherz war etwas erleichtert. Als der Novemberwind über die Stoppeln pfiff, da brach das betrogene Herz, und die Spenglersfrau drückte ihr weinend die Augen zu. Sie war kaum dreißig Jahre alt, als sie starb. Ihr letztes Gebet war für ihre Kinder und für die Besserung ihres Mannes.

Allgemeine Theilnahme bewiesen ihr die Bewohner der Stadt. Jedermann sagte: „Sie ist eine brave Frau gewesen und eine rechte Kreuzschwester!“ Die Eitelkeit ihrer Jugend, die sie in das tiefe Weh gestürzt, erwähnte jetzt Niemand mehr, obwohl Jeder daran dachte. Es wäre ja auch zu spät gewesen!

Drei ihrer Kinder geriethen recht gut; nur der Aelteste der Knaben hatte ein störriges, hartes Gemüth, und die Leute sagten: „Das ist doch der leibhaftige Jacob Leidig! Er sieht aus wie sein Vater, und ist wie der!“ — Und doch war er anders; denn Geiz war des Jacob Leidig Fehler nicht, wohl aber der seines Sohnes, der ebenso hieß. Erst war er Auslaufer bei dem Kaufmanne; dann wurde er Lehrling und zuletzt Ladendiener. Da war er

aber auch wie Pulver. Dem Einen wog er Salz; dem Andern gab er Geld heraus und die Dritte fragte er: „Nun, schönes Kind, was beliebt?“ — Und das Alles ging in Einem Zuge. Der Kaufmann mußte selbst sagen, daß er nie einen so gewandten Menschen gehabt und daß sein Geschäft nie so im Flor gewesen wie jetzt. Uebrigens wußte das Bürschchen auch, was er werth war; forderte immer höheren Lohn, bis ihn endlich der Kaufmann laufen ließ und sagte: „Man kann selbst Butter zu theuer bezahlen, und die ist lauter Fett.“

Nach einer Reihe von Jahren kam übrigens Jacob Leidig, der Jüngere, heim, kaufte sich ein Haus, richtete einen flotten Spezereiladen ein und schrieb mit halbellenlangen Messingbuchstaben daran: „Spezerei-Waaren-Handlung von Jacob Leidig.“ Er hatte viel Zulauf wegen seiner Manier und Art; aber beliebt war er nicht; denn der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Kam ein Armer, so stieß er ihn von seiner Thüre, schimpfte und zankte wie ein Rohrspatz, und — Niemand hatte ihn lieb.

Die beiden Mädchen verheiratheten sich an brave Männer und der andere Sohn setzte sich als Sattler in Worms und wurde auch ein behaltener Mann.

Ob sie ihrer armen Mutter gedachten? Wer kann's wissen? Den Vater hielten sie und alle Welt für todt, weil man nichts von ihm hörte; aber der war nicht todt!

Er war wieder nach Frankreich gegangen und hatte dort — arbeiten gelernt. Ja, ja, — es ist eine kuriose Geschichte, daß der leere Beutel einen leeren Magen nach

ſich zieht, und daß der Magen vernünftigen, wie unvernünftigen Vorſtellungen gar kein Gehör gibt. Er nimmt keine Räſon an. Jacob Leidig war damals noch jung, als er ſein armes Weib verließ und ſeine armen Kinder. Wie ſchön hätte ſich der Menſch ernähren können in ſeiner Vaterſtadt! Eigentlich zu ſagen, ſchämte er ſich, ordentlich zu werden in ſeiner Vaterſtadt. So ſeltſam das klingt, ſo wahr iſt es. Da liegt eben Eins von den vielen Räthſeln des menſchlichen Herzens, das ſchon der Prophet des alten Teſtaments ein trotzig und verzagt Ding nennt.

Zu Paris lernte er arbeiten, weil die Noth ſchlimmer hinter dem leichten Geſindel aufkehrt, als die Polizei. Freilich wurde er nicht ſo fleißig wie zu Hauſe ſeine arme Frau, die ſich tort arbeitete; aber er brauchte es auch nicht; denn er verdiente viel und hatte nur für Einen Mund zu ſorgen. Seinem alten Weſen blieb er indeſſen treu, und ans Sparen dachte er nicht. Für die Kranken, dachte er, ſind ja die Hoſpitäler da. Darum ließ er ſich's gut ſein, lebte, ſo weit es ging, herrlich und in Freuden, und plagte ſich nicht mit Gedanken an Weib und Kinder. Gretchen ſorgte ja für die und ſich ſelber!

So trieb's denn der Gewiſſenloſe Jahr aus, Jahr ein; aber allgemach wurde er alt. Mit dem Alter aber kommt auch das Weh, die blöden Augen, die matten Hände und Arme, — und wer nicht frühe geſorgt hat, dem wird's freilich im Alter gehen, wie Jacob Leidig. Der Fabrikherr nämlich, bei dem er arbeitete, merkte, daß es bei ihm nicht mehr mit der Arbeit gehen wollte. Er ging von dem Grundſatz aus, daß die Barmherzigkeit ein Artikel iſt, bei dem im Handel nichts zu profitiren iſt. Er gab daher

dem Jacob Leidig eines Samstags Abends seinen Lohn und damit: Gott befohlen! — Und das nicht einmal, sondern er sagte ihm mit dürren Worten, daß er ihn nun nicht mehr brauchen könne.

Das war eine Musik, die klang nicht lieblich. Leidig dachte: Willst du mich nicht mehr, so will mich ein Anderer. Was scheer' ich mich drum! — Aber mit dem Finden des Andern, der ihn wollte, hatte es so seine Flausen. Er fand ihn — nicht. Das Wochengeld ging fort. Es war Winter und kalt; der Magen leer.

Das Betteln ist eine Kunst, bei der man schnell zum Meister wird. Leidig legte sich auf dies Geschäft; allein in der großen Stadt sind der Bettler viele und der Gebenden wenige. Am Abend hatte er nur einige Pfennige zu einer Schlafstelle, aber zum Essen nichts, und am andern Tage faßte ihn die Polizei und steckte ihn ein. Da hatte er wohl eine Zeitlang freie Kost und Wohnung, aber nicht zum Besten. Als er wieder frei war, verließ er Paris und zog als Vagabund durchs Land. Das wäre so leidlich gegangen, wenn er nicht krank geworden wäre. Ein arger Husten riß bei ihm ein. Der war eine Folge des Branntweintrinkens. Man nahm ihn in ein Hospital; allein der Husten wurde immer schlimmer. Seine Brust war ruinirt und ein Blutsturz erfolgte. Nach langer Zeit schien er auf dem Wege der Genesung; aber da kam etwas Anderes. Auf dem Krankenbett erwachte das Gewissen des Versteckten. Da dachte er an sein Haus in der Hospitalgasse seiner Vaterstadt, und wie er Hab' und Gut durch die Gurgel hatte rollen lassen; da dachte er an das gute Weib, dessen Leben er elend gemacht; an

seine verlassenen Kinder; an die Pflicht, die er, Gottes Gebot zuwider, versäumt; an das pflichtvergessene Leben, das er geführt, — kurz — sein schändliches Thun stand vor seiner Seele, und es brannte in ihm eine Flamme, die seine Thränen nicht löschen konnten. Er wälzte sich Tag und Nacht auf seinem Bett und ächzte, und klagte sich selber furchtbar an.

Die Wärter sagten zu dem Doctor: „Gebt ihm doch Arznei!“ Der Doctor aber sagte: „Ruft ihm den Pfarrer. Er hat ein Seelenfieber, gegen das kann ich kein Recept verschreiben. Da helfen nur des Pfarrers Pillen, die man aber nicht mit dem Mund ißt. In seiner Brust,“ schloß der Doctor, „ist Einer wach geworden, der im Dienste dessen steht, der da sagt: „Irret Euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten.““

Der Pfarrer kam, und sie ließen ihn lange mit ihm allein. Als er endlich wegging, fanden die Wärter den Leidig, wie er auf seinem Angesichte lag und bittere Thränen weinte. Sie ließen ihn ruhig gehen. Gegen Mittag des andern Tages stand er auf, zog seine zerlumpten Kleider an, bedankte sich und ging fort. Sie sahen ihm mitleidig nach, und als der Pfarrer kam und nochmals nach ihm fragte, und er hörte, daß er fort sei, sagte er: „Ja, ja, den treibt's von Ort zu Ort, ohne Rast. Gott gebe, daß er die Heimat finde!“

Und die Wächter wußten nicht, ob der Pfarrer von der Heimat hier *unten*, oder von der *droben* sprach. — Vielleicht von beiden, denk' ich; doch — wer weiß es?

Der Pfarrer hatte recht. Es zog den Leidig fort mit

einer unwiderſtehlichen Gewalt. Er fühlte, daß er zum Grabe nicht mehr weit habe. Er wollte die Verzebung ſeines betrogenen Weibes, ſeiner verlaſſenen Kinder ſuchen und dann ſterben.

Bettelnd zog er von Ort zu Ort, und gerne gaben die Leute dem Manne, der ein Bild des Jammers und Elendes war, und den man gar nicht zu fragen brauchte: Wohin? weil Alles hindeutete auf das enge, ſtille Haus, darin auch ein Welteroberer Raum genug hat.

Mancher, der ihm ſeinen Kreuzer oder ein Stück Brodes gab, ſagte: „Der hat auch nicht mehr weit!“ aber er hatte noch recht weit, und die Kräfte ſchwanden je mehr und mehr; der Athem fehlte, und oft ſtand er lange da, weil er vor dem krampfhaften Huſten nicht weiter konnte.

Wie es im Innern ausſah, läßt ſich denken. Der troſtloſe, verzweifelnde Blick, die Seufzer, — o, die ſagten mehr, als es Worte würden gethan haben. — Und — das, was der Seele allein Troſt und Frieden gibt, das fehlte ihm. — Er konnte nicht beten. Er wagte es nicht, weil ſeine Seele zu ſchwer belaſtet war, — und — weil leider ihm das Beſte fehlte — der Glaube.

Je näher er aber der Vaterſtadt kam, deſto banger wurde ihm. Sein Herz pochte faſt hörbar und ſeine Glieder zitterten. „Leben ſie noch?“ fragte er ſich, und wenn er die Möglichkeit dachte, daß Gretchen todt ſein könnte, ſchüttelte es ihn wie Fieberfroſt.

Endlich glänzte der wohlbekannte Kirchthurm mit ſeinem vergoldeten Kreuz in dem Strahle der untergehenden Sonne, und das Veſperglöcklein hallte ſo hell und

eigenthümlich mahnend zu ihm herüber. Ach, da that sich vor ihm auf der Abgrund seiner Verworfenheit und seine Seele wollte vergehen.

Die Arbeiter gingen fröhlich heim. „Ach," sagte er, „die erwartet Liebe und Freundlichkeit; aber mich?"

Niemand achtete auf den wankenden Bettler. Niemand kannte ihn. Er fühlte mit jedem Schritte seine Kräfte mehr herabsinken. Nur mit großer Anstrengung wankte er weiter. Da kam er an das schwarze Thor des Kirchhofs. — Es war offen und Leidig war es, als zöge ihn eine unbekannte Hand hinein, und dennoch zitterte er, als er über die Schwelle trat. Zwischen den Reihen der Gräber schwankte er hin. Da fiel sein Auge auf ein eingesunkenes Grab. Er las die verblaßte Inschrift: „Margarethe Leidig, geborne Amberger;" und mit einem Schrei der Verzweiflung sank er am Grabe zusammen.

Der Todtengräber, der eben auch einem Heimgegangenen das kühle Bettlein machte, hörte den entsetzlichen Schrei, der Mark und Bein durchdrang, richtete sich auf und sah den umgesunkenen Bettler. Er eilte zu ihm hin, und da er einen Krug mit Wasser bei sich hatte, wusch er den Armen an, daß er wieder zu sich kam.

Aber wie erschrack der Todtengräber, als ihn der Bettler mit dem starren Blick ansieht und fragt: „Wie lange ruht die schon?"

„Ich weiß nicht genau," antwortetete der Todtengräber, „aber es ist schon viele, viele Jahre her, und der Unmensch, der Leidig, der sie ins Elend gestürzt, war noch nicht lange fort, da hat sie Gott erlöst."

„Der Unmensch bin ich! ich! ich!" rief der Leidig

Das Alles ist schon recht gut mit den Sonnenuhren, sagt der Gevatter, und an meinem Hause hat mir der Herr Schulmeister, der's versteht, auch eine gemacht; aber wenn die Sonne nicht scheint, ist's alle, und im October, November und December, wo oft tagelang der Himmel seinen grauen Wolken-, Duft- und Nebelmantel nicht ablegt, und an den vielen Tagen, wo's in Einem Stück und Zug fortregnet, da läßt Einen die Sonnenuhr im Stich, und der Oesterreicher, der an solchen Tagen eine Laterne davorhing, ist auch kein Professor geworden.

Das ist vollkommen wahr, und der Gevatter ist, meiner Sechs! nicht der Erste, der das wahrgenommen hat. Diese Bemerkung ist eben so alt, als die Sonnenuhren selbst. Deßwegen kam man auch schon frühe im Alterthume darauf, Wasseruhren und Sanduhren zu machen; aber dazu war wieder die Sonnenuhr nöthig, um den Zeitraum einer Stunde haarscharf und genau zu wissen. Die ersten und einfachsten Wasser- und Sanduhren waren Gläser, die oben breit, unten trichterartig schmal zusammen liefen. Beide Gläser berührten sich mit dem schmalen Theile, und ein so enges Löchlein verband sie, daß eben nur Ein Tropfen Wassers und Ein Körnlein trockenen Sandes hindurchrinnen konnte. Nun maß man genau, was in Einer Stunde durchlief, und that das hinein und schloß das Glas fest. War nun eine Stunde um, das heißt, war alles Wasser oder aller Sand aus dem oberen Glastrichter in den unteren gelaufen, so drehte man schnell den vollen Trichter oben hin, und der Ablauf, der die Stunde maß, begann von Neuem. Man findet noch häufig solche Sanduhren auf den Kanzeln, um die allzu redseligen geistlichen Herren daran zu erinnern, daß auch die Predigt ihr Zeitmaaß habe.

Wie unvollkommen diese Uhren waren, zeigt sich einfach, denn vergaß man einmal umzudrehen, so war's mit der Stundenerkennung aus. Freilich vervollkommneten kluge Köpfe besonders die Wasseruhren, und benutzten dazu die Triebkraft des Wassers und selbst fein ausgedachtes und künstlich ausgeführtes Räderwerk, das nun gar kunstreiche Wirkungen hervorbrachte. So erzählt uns die Chronik, daß Kaiser Carl, der wegen seiner Weisheit der Große

darauf; wälzte ſich auf der Erde und ſchlug an ſeine Bruſt, daß dem Todtengräber ein Entſetzen ankam.

„Ihr wäret der Jacob Leidig?“ fragte er endlich.

„Ja, ich bin ihr Mörder!“ rief der Leidig aus, und rauſte ſich die wenigen grauen Haare aus. „O, nehmet Eure Hacke,“ ſchrie er dann, „und ſchlagt mich todt!“ Und wieder ſchlug er an ſeine Bruſt, daß es klang, als ſchlage er wider eine leere Tonne. — Da kam der Huſten mit entſetzlicher Gewalt.

Dem Todtengräber grauſet's.

Er nahm ihn am Arm und zog ihn von der Erde weg und zum Kirchhofe hinaus, um ihn zu ſeinem Sohne, dem Spezereihändler, zu bringen.

Immer heftiger huſtete der Arme, und es drang Blut aus ſeinem Mund. Er ließ ſich willenlos von dem Todtengräber fortziehen.

Jetzt hatten ſie das Thor erreicht. Ein Haufen Neugieriger folgte. Nahe dem Thore ſtand des Spezereihändlers ſtattliches Haus, und er lehnte in ſeiner Thür im damaſtenen Schlafrocke, ſchmauchte ſeine Pfeife und ſah hinaus, als wolle er Jedermann fragen: „Wer kann's beſſer als ich?“

„Herr Leidig,“ ſagte der Todtengräber, der nur mit großer Anſtrengung den todtkranken Mann noch halten konnte, „hier bring' ich Euch Euren Vater; erbarmet Euch doch ſeiner!“

„Was?“ ſchrie der, „meinen Vater? — Ich habe keinen Vater mehr! Fort mit dem Vagabunden, daß er mir mein Haus nicht beſudelt!“

Und er stieß den Todtengräber zurück, daß er taumelte. Der Kranke fiel aus seinen Armen auf die weißen Stufen des Hauses. Ein Blutstrom entquoll seinem Mund, und unter den Flüchen seines Kindes hauchte der Vater seine Seele aus.

Macht das Buch zu, Gevatter, es ist genug für heute!

V.

Wie ſie es einmal einem Geizhalſe gemacht haben.

Alle Welt weiß es, daß ein Geizhals allerwegen gezupft und gerupft wird, wie es nur möglich iſt, und ſo es vollbracht iſt, lacht alle Welt ins Fäuſtchen. Ob's recht? Nun, der Geiz iſt vor allen Dingen nicht recht, und wenn das Rupfen und Zupfen nicht aus ſträflicher Abſicht geſchieht und dabei komiſch iſt, wie's Anno 1841 dem alten Rumpler paſſirt iſt, ſo mag man aus Herzensgrund einmal darüber lachen, wie mir's ſelber paſſirt iſt, daß ich nicht habe widerſtehen können, wenn auch das Recht in Frage ſteht.

Der alte Rumpler und ſeine Frau waren der Geiz und die Habſucht ſelber. Sie hatten keine Kinder und ſcharrten doch zuſammen, als könnten ſie's mitnehmen, wenn ſie der Welt Valet ſagen müßten, und als gält's droben vor dem Richter ſoviel, als ein echter, rechter Glaube, — den ſie nicht hatten. Der alte Rumpler pflegte zu ſagen: „Jedes Vöglein, das über mein Haus fliegt, muß mir eine Feder als Weggeld geben.“ Daher rupfte er die Fremden, die in ſeinem Wirthshaus einkehrten, daß es eine Art hatte; nahm Zinſen, daß ein Schacherjude roth dabei geworden wäre; lieh den armen Leuten auf Pfänder, die er nicht mehr zurückgab, — kurz, er war ein Blutſauger und Schröpfer aus dem FF. Er hatte, und

seine Frau von ihrer Seite auch, eine Menge bitterarmer, darbender Verwandten; aber so reich sie auch mit Kindlein gesegnet waren, vom Herrn Vetter Rumpler bekamen sie noch keinen halben Kreuzer. „Plagt Euch!“ sagte er; „ich hab's auch thun müssen!“ Die plagten sich ja; aber wenn das Kinderhäuflein wimmelt wie ein Haufen Ameisen, da steckt man bei allen Plagen nichts auf, und man kommt höchstens auf einen dürren Zweig, aber nicht auf einen grünen. So kam's denn, daß Niemand den Rumpler lieb hatte, und seine armen Verwandten am wenigsten.

Kommt einmal ein Badegast aus dem nahen Heilbade zu dem Rumpler, um sich zu erfrischen. Der Rumpler setzt ihm einen Schoppen vor, sagt: „Prosit!“ und: „Es ist Rüdesheimer,“ und geht.

Ha! dachte der Badegast, den willst du dir Mal schmecken lassen! Schenkt sich ein und trinkt. „Brrrrr!“ ruft er voll Entsetzen aus, „das ist ja ein Darmzerreißer!“ — denn er war sauer wie Essig und herbe wie Gerberlohe. Da er den Darmzerreißer nicht trinken kann, läßt er sich Kaffee machen; aber das war erst eine Brühe; lauter Cichorie und Neuwieder Surrogat und getrocknete gelbe Rüben, daß er's nicht trinken konnte und davon eine Kolik kriegt; — er nimmt Hut und Stock, und fordert die Rechnung; muß einen preußischen Thaler zahlen und denkt: Du kriegst mich auch nicht wieder!

Der Badegast hätte das wohl vergessen; aber er hatte sich den Magen so abscheulich zugerichtet, daß ihn der Badedoctor gar nicht wieder in die Reihe bringen konnte.

Als der Doctor den Grund hört, sagt er: „Wart, dem Geizhals wollen wir einen Streich spielen, daß er lange daran denken soll!“

Der Doctor war ein Erzgaudieb; so Einer, der seine Herzensfreude daran hat, einem miserabeln Menschen einen Denkzettel anzuhängen, und hintennach zu lachen.

Was der und der Badegast ausgeheckt, wird der Erfolg lehren.

Etwa acht Tage darauf kommt der Badegast in prächtiger Kleidung zum alten Rumpler geritten, steigt von dem stattlichen Roß und grüßt *vornehm*, das heißt — *kaum*. Der Rumpler macht Knixe bis zur Erde und sagt: „Excellenz verzeihen, daß ich Sie neulich, als ich die Ehre hatte, nicht standesmäßig behandelt, wußte aber nicht — daß Sie — — und so weiter."

„Schon gut;" erwiedert der Badegast, indem er sich nachlässig setzt: „ich war neulich bei Ihnen und habe das Ihrer königlichen Hoheit, dem Prinzen von M** erzählt, welcher, wie Sie wissen, im Bad ist, und Höchstdessen Hofmarschall ich zu sein die Ehre habe. Auf meine Empfehlung will der Prinz nächsten Sonntag mit seinem Gefolge, etwa vierzig Personen, bei Ihnen speisen."

Der Rumpler war außer sich. Das gab einen Fang, wie er ihn seiner Lebtage nicht gemacht! Ha! dachte er, dem will ich eine Rechnung machen, daß ich mehr in einem Tage verdiene, als mit dem gewöhnlichen Menschenpack in einem Jahre!

Nun wartet er dem Hofmarschalle mit kostbarem Wein auf, den er auch hatte, und erkundigte sich, was für Speisen und Leckereien nöthig wären. Das Alles gibt der Hofmarschall aufs Genaueste an, und es waren, bei meiner Treu! nicht die Wohlfeilsten, die er auf den Allerhöchsten Küchenzettel setzt. Dem alten Rumpler schwindelt's als einmal; denn da gibt's Namen von Speisen, die er

seiner Lebtage noch nicht gehört hatte. Blieb nichts übrig, als daß er sich mußte einen der geschicktesten Köche kommen lassen für schweres Geld. Als der Koch kommt und den Küchenzettel sieht, sagt er zum Rumpler: „Da können Sie einmal Ihren verschimmelten Thalern Flügel geben; denn diese Kostbarkeiten kosten schauderhaftes Geld!“

„Thut nichts,“ sagte der Rumpler drauf, „Sie führen nur genaue Rechnung. Das Andre wird sich finden — im letzten Sack.“

So geht nun der Koch in die nächste Stadt und schafft in Eile an, was sich nicht wehrt, und des Rumpler's Thaler fliegen lustig wie Spreu im Winde.

Das Herz hätte ihm geblutet, da wollte ich drauf gewettet haben, als er so die gutverwahrten Thaler mußte aus dem engen Raume der Rollen herausrücken lassen, wenn er nicht vorausgesehen hätte, daß er's zehnfach wiederbekäme. Lustiger hatten ihn die Leute noch nicht gesehen, seit's ihnen gedachte.

Endlich kam der Koch mit leerem Beutel und vollen Säcken, und nun ging das Hacken, Pretzeln und Handthieren an, daß der Rumpler an *zwei* Augen zu wenig hatte zum Sehen, und an *einer* Nase zu wenig, um die Wohlgerüche einzuathmen, die der Koch in Strömen losließ. Er stellte mancherlei stille Betrachtungen über dies und das an, über das Sattwerden, Sichgenügenlassen und das Magenverderben u. s. w., meinte aber am Ende, das ginge ihn Nichts an, und setzte seine Auslagen auf, die ein schönes Sümmchen erreichten, und der Koch hatte sich wohl auch nicht vergessen beim Einkaufen.

Nun wurde die große Oberstube geputzt und gefegt, die sie den „Saal“ nannten, was ihr auch lange nicht

paſſirt war; es wurden Verhänge an die Fenſter gemacht, was die auch noch nicht erlebt, und nun ſtellte der Koch die Tafeln. Wer war aber in größerer Noth, als der Herr Rumpler? denn, wo ſollte er ſilberne Löffel herbekommen für vierzig Perſonen? Er hatte keine, weil er meinte: aus Zinn ſchmecke die Suppe ebenſo gut; aber, wenn das auch vollkommen richtig war, ſo war doch zwiſchen dem Rumpler und dem Prinzen ein Unterſchied. Und in dem Bade wimmelte es von Prinzen, die alle mitkamen, ſich ein Bene anzuthun.

Da wurde denn geliehen hier und dort, und Samſtags kam der Herr Hofmarſchall noch einmal und ſah ſich Alles an; war auch mit Allem zufrieden, und zeigte dem Herrn Rumpler eine Karte, unterzeichnet von dem Prinzen, und ſagte: „Es wäre möglich, daß der Prinz nicht ſelber kommen könnte, weil er an einem Schnupfen und Nothlauf laborirte, und da könnte ich, ſetzte er hinzu, der ich um ſeine Perſon ſein muß, wohl auch nicht da ſein. Sie richten ſich aber ſtreng nach des Prinzen Willen. Genau um zwölf Uhr richten Sie an, laſſen aber Niemand zur Tafel, als wer Ihnen dieſe Karte vorlegt. Auch wenn um zwölf Uhr der Prinz nicht da iſt, wird geſpeiſt. Er kommt dann zum Kaffee.“ Darauf reitet er fort, und der Herr Rumpler denkt: Es iſt doch eine ganz wunderliche Geſchichte mit den Herrenleuten! Aber — was liegt mir dran? Ich kriege das ſchöne Stück Geld, und jedem Narren gefällt ſeine Kappe! Wer kann's ändern?

Die ganze Samſtag Nacht war an kein Schlafen zu denken. Morgens, als es zur Kirche läutet, kommt ſein Vetter, der arme Maurer, mit Frau und ſieben Kindern, ſagt guten Morgen und ſetzt ſich.

„Vetter!“ ruft der Rumpler im höchſten Zorn aus, „wie mögt Ihr heute zwei Stunden weit herkommen mit alle dem Kindergezappel? Hat Euch ein böſer Geiſt reziert? Ihr wißt, daß ich alle Tage auf Euren Beſuch gerne verzichte; heute aber ſcheert Euch, denn ich kann Euch nicht brauchen, da ein Heer von Prinzen zu mir kommt!“

Der Maurer ſagt: „Nichts für ungut, Herr Vetter! aber Ihr habt uns ja eingeladen. Hier iſt Euer Brief.“

Der Rumpler ſtand da wie Lot's Weib, die zu einer Salzſäule wurde, nimmt den Brief, und ſieht mit Schrecken, daß da ſeine Hand meiſterhaft nachgemacht iſt, und ſteht zu leſen, daß er ſeinen Geiz ablegen und treu gegen arme Verwandte werden wolle, da er ſie Alle zu ſich wolle zu Gaſt laden und wolle ſie einmal ſpeiſen, wie's eben ſteht.

Jetzt fangt es dem Rumpler an ſchwindelig zu werden. „Das hat ein Spitzbube gethan," ſchreit er, „der mich zu Grunde richten will!" Rennt in der Stube herum wie beſeſſen. Darauf reicht ihm der Maurer auch die Karte des Prinzen. Er betrachtet ſie ſtumm. Wer löſt das Räthſel? „Herr Koch," ruft er, „gehen Sie einmal her; Sie ſind ſchlitzöhrig!"

Als er ihm die Geſchichte erzählt, ſagt dieſer: „Alterniren Sie ſich nicht, Herr Rumpler; ſolche große Potentaten und Kriegsheiden haben ganz abſonderliche Streiche im Kopf. Seien Sie ohne Sorgen! Was liegt Ihnen dran, wen der Prinz zu Gaſte lädt? — Er bezahlt, und das iſt die Hauptſache." Gleich darauf kommt ein Wagen an; darauf ſitzen: der Schneider Jeſt mit ſechs Kindern und ſeiner Frau, und der Taglöhner Michel mit ebenſo vielen nebſt Frau, alle ſo arm, wie Kirchenmäuſe, und ſeine nächſten Verwandten, — und gleich nach ihnen der arme Flurſchütz aus dem nächſten Dorfe mit neun Kindern, deren Zehen und Ellenbogen recht neugierig aus den Schuhen und den Aermeln herausgucken. Alle hatten gleichlautende Briefe und Karten.

Manchmal wird's dem Rumpler ganz enge, daß er ſchier keine Luft kriegt; aber der Herr Koch kennt ja die

wunderlichen Heilizen, dieſe Kriegshelden und hohen Potentaten; was war weiter zu thun?

Schlag Zwölf ſetzt ſich die Sippſchaft an den prachtvollen Tiſch, und nun hätte ein Chriſtenmenſch dieſe Arbeit ſehen ſollen! Die hauen ein, wie Blücher's Huſaren auf die Franzoſen! Die Schüſſeln waren leer, wie geblaſen. Schon beim dritten Gange, wie der Koch ſprach, lüfteten ſie die Wämſer und Weſten, und der koſtbare Wein, den der Herr Hofmarſchall probirt und gut gefunden hatte, verſchwand aus den Flaſchen wie ein Waſſertropfen auf einem heißen Ofen.

Endlich war abgeſpeiſt, und die liebe Jugend zerarbeitete ſich noch an dem Nachtiſch, daß der Schweiß von dem Angeſichte rann, da fährt ein Wagen vor.

„Der Prinz! der Prinz!“ ruft Rumpler und ſtürzt hinab. Als er aber an den Wagen kommt, iſt es der Badearzt, der ſagt: „Herr Rumpler, laſſet meinem Gaul etwas Heu geben, ich muß aufs nächſte Dorf zu einem Kranken.“ „Ach, Herr!“ ruft, aus tiefſter Bruſt ſeufzend, der Wirth, „haben Sie den Prinzen von M** nicht auf dem Wege geſehen?“ „Woher ſoll denn der kommen?“ fragt verwundert der Doctor, und macht ein Geſicht, als wiſſe er von Nichts.

„Ach, du mein Troſt!“ ruft der Rumpler, „aus dem Bade! Er hat ja das Gaſtmahl hier beſtellt! Es muß ein kurioſer Herr ſein, denn — er hat alle meine Verwandte, lauter verfluchtes Bettelvolk, das auf meinen Tod ſchnappt, wie die Spinne auf eine Mücke, zu Gaſt geladen, und die verzehren auf des Prinzen Befehl das königliche Mahl, daß ihnen der Schweiß ausbricht.“

heißt, im Jahre 807 von dem Beherrscher (oder wie er landesüblich heißt: Schah) von Persien eine Uhr zum Geschenk erhalten habe, an der kleine Glöcklein die Stunden schlügen, und aus fensterartigen Oeffnungen kleine Reiter heraus kämen und wieder verschwänden, wenn die Stunde schlüge. Und dieß damals vielbewunderte und auch bewunderungswürdige Werk war eine Wasseruhr, wie uns der Geschichtschreiber Eginhard berichtet, das also statt von Feder und Kette, wie unsere Taschenuhren, oder von Pendel und Gewicht, wie unsere Hänge- oder Stehuhren — von Wasser getrieben wurde.

Erst im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also vor mehr denn sechshalbhundert Jahren fingen Mönche, die in ihren Klöstern die freien Stunden, welche ihnen Andacht und Gebet ließen, zu künstlichen Arbeiten anwendeten, an, künstliche Räderwerke zusammen zu setzen, welche die Stundenzahl durch Hammerschläge auf eine Glocke anzeigten. Seit jener Zeit nämlich, heißt es auch in den Chroniken: „die Uhr hat *geschlagen*," einen Ausdruck, den man früher noch gar nicht gebrauchte, also die Sache, die er bezeichnet, noch gar nicht kannte. Fast um dieselbe Zeit hat man auch die Zifferblätter erdacht, denn es wird ebenso des „Stundenweisers" und „Zeigers" gedacht.

Genaue Nachrichten und Beschreibungen hat man freilich davon und darüber nicht. Ein Name wird genannt, nämlich der des Abtes Wilhelm aus dem reichen und angesehenen Kloster Hirschau und dabei bemerkt: er habe ein sehr künstliches Uhrenwerk erfunden. Er starb am Ende des eilften Jahrhunderts.

Im dreizehnten Jahrhundert kommt uns eine Nachricht zu, die auf das Morgenland hinweist, als auf das Land, wo man die Uhren mit Gewichten und Räderwerken erfunden habe: denn der Sultan Salaheddin oder, wie man den Namen auch schreibt: Saladin, schenkte dem deutschen Kaiser Friedrich, dem Zweiten dieses Namens, ein kunstvolles Uhrwerk, das nicht nur die Stunden zeigte, sondern auch die Stellung der Sonne, den Lauf des Mondes und der Monatsviertel Eintritt, und endlich den Lauf der Planeten.

Man hat hierauf die Vermuthung gegründet, daß die

„Seid Ihr verrückt?“ fragte lachend der Arzt. „Welcher Schalk hat Euch denn aufgebunden, daß ein Prinz von M** im Bade sei? Seit zwanzig Jahren ist keiner dagewesen. Es sind lauter kerngesunde Herren diese Prinzen von M**.“

„Wa — was?“ fragte der Rumpler und steht mit offenem Maule da. Endlich sagte er: „Des Herrn Hofmarschalls Excellenz ist ja selber dagewesen!“

„Was Excellenz!“ lachte der Arzt. „Wie hieß denn der?“

„Ich weiß es nicht!“ bekannte kleinlaut der Wirth, und der Schelm von Doctor lacht, daß er platzen will.

„In Summa, mein lieber Rumpler, diesmal hat Euch Einer geprellt, der wohl wußte, wie knickig Ihr gegen Eure armen Vettern und Basen seid, und hat diesen einen guten Tag gemacht.“

Drauf gab er ihm die sechs Kreuzer für das Heu und fuhr lachend fort.

Und der Rumpler? fragt Ihr, liebe Leser. Nun, der stand da wie versteinert. Als ihm aber endlich der ganze Schalksstreich einleuchtete, und er sah, wie er sich selber in die Geschichte hineingeritten, da raufte er seine Haare; sprang wie ein Rasender in den Saal und jagte fluchend seine Vettern und Basen mit sammt der dickgegessenen Nachkommenschaft zum Tempel hinaus, und fing, als Alles leer war, Hader mit seiner Frau und dem Koch an. Der aber verstand keinen Spaß, verklagte ihn noch extra, und er mußte, benebst den Kosten, ihn theuer bezahlen.

Die Bauern aber und die Städter lachten sich halbtodt, und wer zum Rumpler kam und fragte: „Wie sich

der Herr Hofmarschall oder der Prinz befinde," dem warf er an den Kopf, was er in den Händen hatte; denn sein Verlust war groß, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Der Badegast war aber abgereist, daß ihn der Rumpler nicht mehr sah, und der Doctor hielt wohlweislich seinen Mund, — nur mir hat er's erzählt, und ich Euch, aber — Ihr dürft's nicht weiter sagen!

VI.

Wohlthun trägt Zinsen.

Eine Geſchichte.

Es gedenkt in Preußen noch gar Vielen, daß das Jahr 1806 ein rechtes Unglücksjahr für das Land war, und das übrige Deutſchland hatte auch ein Liedlein davon zu ſingen, deſſen Weiſe nicht ſchön klang.

Nach der unglückſeligen Schlacht bei Jena waren viele Preußen von den Franzoſen gefangen genommen worden; die wurden nun nach Niederwesel geſchleppt, dort zu lernen, was es heißt, franzöſiſcher Kriegsgefangener zu ſein. Als ſie hinunterzogen am Rheine, da ſahen ſie ganz reputirlich aus; als ſie aber nach einem Jahre heimkehrten — Gott erbarme ſich! — da hatte ihr Elend einen ſo hohen Grad erreicht, daß ich mich nicht getraue, es Euch, liebe Leſer, zu ſchildern; denn mein Wort würde die Wirklichkeit doch nicht erreichen.

Ich kannte da am Unterrhein eine Pfarrersfamilie, gut, fromm und offenen Herzens, die hatte recht inniges Mitleid mit den armen Preußen, welche durch das Städtchen zogen, wie alle andere Einwohner auch, die in Summa die Franzoſen nicht lieb hatten. Sie wurden geſpeiſt und getränkt, und mancher Franc glitt in eine

preußiſche Hand und ſie wehrten ſich nicht, obwohl das Geld franzöſiſch war.

Eines Abends ſaß einſt die Pfarrfamilie ſo recht gemüthlich bei einander, der Vater im Lehnſtuhle, die Mutter, zwei Töchter und ein Knabe um ihn herum, und ſprachen über das Elend der armen Gefangenen, deren etwa ſieben Hundert heute im Städtchen raſteten, um Morgen weiter zu ziehen. Plötzlich klopfte es leiſe an die Thüre.

Auf das „Herein!“ des Pfarrers trat ein junger, bildſchöner Mann herein, der die Uniform eines Lieutenants trug, und zwar eines preußiſchen.

„Sind Sie der Herr Prediger?“ fragte er in dem Dialekte der Berliner.

Der alte Pfarrer bejahte freundlich ſeine Frage und ſprach die ſeinige aus: „Was er von ihm wünſche?“

„Mein Herr Obriſt,“ ſagte der junge Mann, „läßt Sie um eine Unterredung bitten.“

„Wann denn?“ fragte der Pfarrer.

„Jetzt gleich, wenn es Ihnen beliebig wäre. Ich will Sie geleiten, wenn Sie den Wunſch des Herrn Obriſten erfüllen wollten.“

Der Pfarrer zog nur einen anſtändigen Rock an, nahm Hut und Steck und folgte dem jungen Manne, der ihn in einen Gaſthof geleitete und ihn an der Thüre des Obriſten verließ.

Der Pfarrer fand einen hochbetagten Mann, der, wie es ſchien, an mehreren Wunden litt. Er lag auf einem Sopha und hatte den Arm in der Binde.

Nach den höflichſten Begrüßungen ſagte der Obriſt:

„Herr Prediger, ich hätte wohl als Gefangener zu Ihnen kommen müssen, allein ich bin bleſſirt und Sie werden es vergeben, daß ich Sie habe zu mir bitten laſſen. Was ich mit Ihnen zu reden habe, iſt eine Herzensſache, die mich ſchwer drückt. Wollen und können Sie meine Geſchichte anhören?“

Der Geiſtliche ſetzte ſich und der Obriſt begann: „Ich bin ein alter Junggeſelle, Herr Prediger; aber mein verſtorbener Bruder hat mir eine Waiſe hinterlaſſen, die mir lieb iſt, wie es nur ein eignes Kind ſein könnte. Mein und ihr Namen iſt von H..... Mit mir ſtirbt mein Namen aus und es fallen anſehnliche, uralte Lehensgüter meiner Familie an den Staat zurück. Ich fühle, daß ich der Schmach erliege, die ich dulde, und daß mein Grab wohl in Niederweſel, wenn nicht noch dieſſeit dieſer Stadt ſein wird. Das Loos meiner Nichte wäre entſetzlich in dieſem Falle!“

„Iſt ſie denn bei Ihnen?“ fragte der Pfarrer. „Sie werden mich tadeln, wenn ich Ihnen dieſe Frage bejahe,“ fuhr der alte Obriſt fort; „aber das kam ſo. Ich ließ Auguſten, ſo heißt meine Nichte, in einer braven Familie in Berlin erziehen und dachte, als der unſelige Krieg ausbrach, an nichts Anderes, als ſie dort zu laſſen in ſicherer Obhut. Mir, Gott weiß es, hat eine Ahnung deſſen in der Seele gelegen, was erfolgt iſt. Dieſe trüben Ausſichten in die Zukunft ließ ich einſt in Gegenwart des neunzehnjährigen Mädchens laut werden und mein Wort fiel wie ein zündender Funken in ihre Seele. Es wurde ihr als eine heilige Pflicht klar, mir zu folgen. Hätte ich das ahnen können, ich würde mit harten Worten ſie zurück-

gewieſen haben; aber ſie hütete ſich, mir auch nur ein Wörtchen davon merken zu laſſen. Unſere Stunde ſchlug. Wir mußten abziehen. Alle waren ſiegesſicher und übermüthig; mir lag's ſchwer auf dem Herzen, denn man ſoll keinen Feind geringe achten, und er wird erſt recht gefährlich, wenn man ihn verachtet. Ich nahm mit trüben Gedanken Abſchied von Auguſten, für die ich geſorgt, der ich, auf die Gnade meines Königs rechnend, alle meine Lehensgüter vermacht. Die Acten trug ich bei mir und mein alter treuer Diener allein wußte darum. Wir rückten aus.

„Auguſte war ſo gefaßt beim Abſchiede, daß es mir räthſelhaft war; aber das Räthſel ſollte ſich, als wir zwei Tagmärſche von Berlin entfernt waren, löſen. Als ich am Abend dieſes Tags in meinem Quartiere ſaß, ſprang ein junger, allerliebſter Cadett herein und fiel mir um den Hals. — Es war Auguſte.

„Als ich mich von meiner Ueberraſchung erholt, und nun zürnend ihr ihre Thorheit vorhielt, flehte ſie auf ihren Knieen, ſie bei mir zu behalten. Sie würde lieber ſterben, als mich verlaſſen, ſagte ſie. Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? Die Liebe des Kindes rührte mich. Ich war ſchwach genug, ſie bei mir zu behalten. Aber ich ſah bald ein, daß nicht alle ihre Liebe kindlicher Natur war und mir galt. In meinem Regimente diente der Sohn eines alten Freundes als Lieutenant, der war ihr auch an die Seele gewachſen und mehr als der alte Onkel. Sie hat nun alle Leiden dieſes unſeligen Feldzuges mit getragen. Ich fühle das Ende meiner Tage nahen und ſehe das entſetzliche Loos vor mir, das Mädchen allein, hilflos, unter den

traurigſten Umſtänden, ja Gefahren zurücklaſſen zu müſſen. Da dachte ich denn daran, das raſch zu thun, was ihr Ruf heiſcht, und was ihr einen natürlichen Schützer geben kann, ſie mit dem Lieutenant von W. trauen zu laſſen, der Sie hierher gerufen hat. Wollen Sie die Bitte eines alten, dem Grabe nahen Mannes erfüllen, eine Bitte, an deren Gewährung die Ruhe ſeiner Seele hängt?"

Der Pfarrer erſchrack nicht wenig über den Antrag; denn dem ſtanden kirchliche Beſtimmungen und geſetzliche entgegen; denn zuerſt mußte nach kirchlicher Ordnung das Paar dreimal ausgerufen ſein, und nach dem franzöſiſchen Geſetze mußte die Civilehe vorhergehen, deren Formalitäten eine Menge jetzt nicht beizubringende Papiere erheiſchten und auch dreimaligen öffentlichen Aufruf. Der Obriſt gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ihm der alte Pfarrer dies Alles mittheilte und ihm dabei ſagte, er riskire ſein Amt, wenn er anders handle.

Die an Verzweiflung grenzende Lage des Obriſten ging dem Pfarrer zu Herzen, und nach langem Hin- und Herreden wurden mehrere Offiziere gerufen, eine Darſtellung des Falles niedergeſchrieben, unterzeichnet, das tiefſte Schweigen gelobt, und nun entſchloß ſich endlich der Pfarrer den ſtürmiſchen Bitten des Greiſes nachzugeben. Das Paar, begleitet von zwei Stabsoffizieren als Zeugen, kam um Mitternacht in das Pfarrhaus und der Pfarrer traute es, ohne daß irgend Jemand es ahnete oder erfahren hätte. Ein Act wurde über die vollzogene Trauung aufgeſetzt und am Morgen zogen die Gefangenen von dannen. Die das Gemüth des Pfarrers oftmals heimſuchende Angſt verſchwand nach und nach, und das

seltsame Ereigniß, verdrängt durch rasch wechselnde Erscheinungen, wie sie jene Tage brachten, trat bald in den Hintergrund und wurde vergessen wie die armen Kriegsgefangenen in Niederwesel, deren Loos leider traurig genug war.

Es mochte gerade ein Jahr später sein, als die Pfarrfamilie wieder ihr gemüthliches Dämmerstündchen hielt, da klopfte es leise an.

Die Tochter holte schnell ein Licht, und den Blicken der Familie bot sich eine in Lumpen gehüllte, männliche Gestalt dar. Auf den noch jugendlichen Gesichtszügen hatte das Elend all seinen Jammer in so leserlicher Schrift geschrieben, daß sie Jeder schnell lesen konnte und verstand.

In sich zusammengezogen stand der Mann da und drehte in der Hand seinen alten Hut. Man sah es ihm deutlich an, er schämte sich, sein Elend den Blicken der Familie preiszugeben.

Der Pfarrer sah ihn scharf an. Es lag etwas Edles in diesen Zügen trotz des Elendes. Das war nicht das Aussehen, nicht die Haltung, nicht die Art eines Vagabunden, wie sie so häufig an der Rheinstraße die Leute plagten. Auch meinte der Pfarrer etwas Bekanntes in dem Gesichte zu finden. Alle diese Bemerkungen wurden in einem Augenblick und stille gemacht.

Als nun der Mann nicht redete, trat der Pfarrer auf ihn zu und sagte: „Fassen Sie doch Muth und reden Sie, womit kann ich Ihnen dienen?“

Als er aber diese Frage im Nähertreten that, sah er dicke Thränen aus den Augen des Mannes zur Erde fallen und das weiche Herz war augenblicklich gewonnen.

„Faſſen Sie ſich;“ ſagte er ſehr milde; „Sie ſind in Noth. Wie kann ich helfen?“

Dieſe Worte, ihr Ton, die ganze Art des Pfarrers machten einen Eindruck auf den Unglücklichen, wie wenn ein warmer Sonnenſtrahl auf die von Eis und Schnee bedeckte Erde fällt. Wie dann dort das Eis und der Schnee ſchmilzt, ſo ſchmolz hier die Eisrinde, die der Kummer um ein Menſchenherz gelegt hatte.

„Ach, Gott,“ hob der Arme an, „das iſt ja ſeit langer Zeit das erſte Wort der Liebe! Laſſen Sie mir nur einen Augenblick zur Sammlung!“ Er trocknete ſeine Thränen und begann dann dieſe Worte zu ſprechen, die jedoch oftmals von Thränen unterbrochen wurden:

„Sie kennen mich nicht mehr, Herr Prediger, und mein jetziges Elend iſt freilich nicht geeignet, mich Ihnen ins Andenken zu rufen. Ich bin jener Lieutenant, den Sie vor einem Jahre trauten.“

„Allmächtiger Gott!“ rief der Pfarrer aus. „Iſt es möglich? Wo iſt der Obriſt und wo Ihre Frau?“

„Gönnen Sie mir Ruhe,“ ſagte der junge Mann, und ich will Ihnen Alles erzählen.“ Er mußte ſich niederſetzen.

„Der Obriſt fühlte ſein Ende nahen, darum drang er auf unſere Trauung. Schon in Koblenz mußte er ſich niederlegen. Er litt lange und ſchwer an der langſam ſich entwickelnden Bruſtwaſſerſucht und ſtarb endlich in unſeren Armen in jener Stadt.“

„Haben Sie die Papiere gerettet?“ fragte der Pfarrer.

„Ja,“ fuhr der junge Mann fort. „Sie ſind unſere letzte Hoffnung. Wir wurden, nachdem er beerdigt worden war, nach Weſel gebracht, wo ein reiches Maaß des

Elendes uns zu Theil wurde, ein Maaß, von dem ich ſchweigen muß. Sehen Sie mich an, und Sie bedürfen keiner Worte weiter.

„Ein Jahr haben wir gerungen mit Allem, was ſchrecklich genannt werden kann, mit Krankheit, Blöße und Mangel, mit dem Hunger, Herr Prediger! Und hätten nicht die gutherzigen Bewohner der Stadt uns unterſtützt, wir wären, wie ſo viele arme Soldaten, das Opfer dieſes Elendes geworden. Jetzt, nach einem Jahre, werden wir endlich frei und müſſen fort, aber unter welchen Umſtänden? Entblößt von Allem, was eine ſo weite Reiſe bis Berlin möglich macht, mußten wir ſie antreten und — meine Gattin war ihrer Entbindung nahe. Machen Sie ſich nun eine Vorſtellung von unſerer Lage! Bis hierher haben wir uns geſchleppt und vor etwa vier Stunden iſt meine Auguſte eines Knäbleins geneſen.“

„Wo? wo?“ fragte die Pfarrerin, die in innigem Mitleide jedes Wort von des Mannes Lippen weglas.

„Im Hoſpitale!“ ſagte der Mann mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes.

Ein allgemeiner Ausruf des Schreckens erſchallte im Zimmer, denn das Hoſpital war ein altes Häuschen, das nur zwei Räume hatte. Zu ebener Erde war ein kleiner Vorplatz, der zugleich Küche war, und ein Gemach, das einem Keller glich, das mit Steinen geplättet war und nicht einmal einen Ofen hatte. Im zweiten Geſchoſſe wohnte ein uralter blinder Mann mit ſeiner lahmen Tochter, welche die Gemeinde erhielt. Da nun dieß Stübchen auch nicht Raum hatte, ſo blieb wohl für die Wöchnerin nur das kalte finſtere Loch übrig.

Sarazenen, deren Kaiser Salaheddin war, die Uhren erfunden hätten; durch die Kreuzzüge aber, wo viel Tausende Deutscher, Italiener, Franzosen und Engländer nach dem gelobten Lande zogen, um das heilige Grab Christi und die heilige Stadt von der Gewalt der Ungläubigen zu befreien, und wo auch eine Menge Mönche, das heißt, Klostergeistliche, mitzogen, hätten diese die künstlichen Werke und ihre Einrichtung kennen gelernt, die sie später in der Einsamkeit ihrer Klöster nachgeahmt hätten.

Hierüber völlig ins Klare zu kommen ist kaum mehr möglich, weil ganz genaue Nachrichten fehlen und Vermuthungen keine Gewißheit geben.

Im vierzehnten Jahrhundert wird ganz ausdrücklich der Schlaguhren, als einer schon bekannten Sache, Erwähnung gethan, die unsern Uhren nahe standen, und es ist besonders ein italienischer Dichter, welcher Dante heißt, der ihrer ausdrücklich gedenkt.

Richard, Abt von Sanct Albans in England, soll 1326 eine Uhr verfertigt haben, deren man bis dahin keine kannte. Sie zeigte nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, sondern sogar den Zeitpunkt, in welchem die wunderbare Bewegung des Meeres, das Zurücktreten und Wiederkommen des Meerwassers, welches man Ebbe und Fluth nennt, genau an.

Hatte man solche Uhren in den Klöstern, Schlössern und Häusern, so mußte man wohl auch auf den Gedanken kommen, ein solches Werk für Alle, die Eine Stadt bewohnten, nützlich und nutzbar zu machen. Dazu aber eigneten sich vorzüglich die großen Thürme, wo man die Glocken hängen hatte, deren Klang die Stundenschläge weithin hörbar machen konnten.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Thurmuhren in Gebrauch, und sehr wahrscheinlich ist es der Deutsche, Jacob Dandl, welcher in der italienischen Stadt Padua die erste Thurmuhr verfertigt hat. Ein andrer Deutscher, Heinrich von Wyck, erbaute für Carl den Fünften, König von Frankreich, eine berühmte Thurmuhr, die noch im Jahre 1737 zu sehen war.

Kam man vom Kleinen auf das Große, nämlich von der Hausuhr auf die Thurmuhr, so ging man denselben

„Und ihr Lager?“ fragte die Pfarrerin.

„Streh!“ ſprach unter rinnenden Thränen der Arme.

„Gerechter Gott!“ rief die Frau, „da muß geholfen werden!“ Sie eilte hinaus und ehe noch der Gatte zurück war, war die Pfarrerin im Hoſpital. Ein alter Schreiner in der Nähe ſchlug eine Bettſtelle auf. Ein Bett wurde gebracht und die Wöchnerin lag in einem reinlichen Bette mit ihrem Kind und eine warme Suppe erquickte ſie.

Während dieß mit aller Eile und Sorgfalt des Mitleids geſchah, ſaß noch der Gatte beim Pfarrer.

„Ich wollte Sie bitten, Herr Prediger,“ ſagte er, „meinem Kinde die heilige Taufe zu ertheilen.“

„Sehr gerne,“ ſprach der Pfarrer. „Wann wünſchen Sie es?“

„Wenn es Ihnen beliebt.“

„Haben Sie aber auch Pathen? Die kirchliche Ordnung fordert zweie,“ ſagte der Prediger.

„Pathen?“ rief der junge Mann mit Schrecken aus; „ach, daran hat ja meine Seele noch nicht gedacht! Wer wird mir Pathe ſein wollen hier, wo mich Niemand kennt, in meinem Elende? Großer Gott, wer wird meinem armen Kinde Pathe ſein?“

„Wir!“ riefen da plötzlich drei Stimmen zugleich aus, und der Pfarrer ſah mit Wohlgefallen auf ſeine drei Kinder, die ſich an ihn heraudrängten und riefen: „Nicht wahr, Väterchen, wir?“ —

Dem unglücklichen Vater ſtürzten abermals Thränen aus den Augen. Er faltete ſeine Hände und ſagte: „Gott, ich danke dir, daß du mich zu ſolchen Menſchen geführt haſt!“

Der Pfarrer ſagte darauf: „Nun gut, wenn Herr von W. Euch zu Pathen will, ſo mögt Ihr's ſein.“

Der Arme dankte innigſt und nahm's mit Freuden an.

„Wie wollen Sie Ihren Sohn geheißen haben?“ fragte der Pfarrer weiter.

„Wenn ich meine lieben Pathen nicht kränke,“ antwortete dieſer, „ſo wünſchte ich die Namen: Friedrich Wilhelm, ſo hieß unſer trefflicher Oheim.“

„Das macht ſich ja über Erwarten,“ rief der Pfarrer aus; „denn mein kleiner Sohn heißt Fritz, meine Aelteſte Wilhelmine und die zweite Louiſe. Da mögen Sie dann den Namen Ludwig noch mithinzunehmen.“

Der Pfarrer ließ nun Wein bringen und Speiſen, und der Arme erquickte ſich.

„Ach,“ rief er plötzlich, „ich vergeſſe ja meine arme Auguſte ganz!“

„Für ſie iſt auch geſorgt,“ ſagte freundlich der Pfarrer. „Meine Frau iſt bei ihr. Seien Sie da unbeſorgt. Die weiß Rath und Hilfe in ſolchen Fällen, und hier iſt ihr Herz im Spiele. Sie können ruhig ſein.“

Nachdem ſich der Lieutenant erholt, ging er unter tauſendfachem Dank, und kurz nachher kam die Pfarrerin zurück und warf ſich mit gerungenen Händen auf einen Stuhl.

„Nein!“ rief ſie aus, „ſolchen Jammer hab' ich nie für möglich gehalten! Denke dir, da liegt die arme, von Hunger und Elend abgemagerte Mutter mit ihrem Säugling auf Streh, auf platter Erde. Die Tochter des blinden Jobſt hat ihr einige Diele auf das Steinpflaſter gelegt, und darauf einen alten Biberreck ihres Vaters gebreitet.

Dann lag dick Stroh und darüber einige alte Hemden. Mit einem Soldatenmantel iſt ſie bedeckt und darüber hat das arme Mädchen ihre Bettdecke gebreitet. Denke dir dies Lager! Denke dir die Frau aus dem vornehmen Stand und Wöchnerin dazu.“

Den Pfarrer überlief es eiskalt.

„Was haſt du denn gethan, Mutter?“ fragte er.

„Ei, was meineſt du? Ich habe mir den alten Sturz rufen laſſen, habe die Bettlade, die auf dem Speicher ſtand, hintragen und aufſchlagen laſſen, und ihr eins unſerer Betten zurecht gemacht Da ruht ſie drin. Es iſt ein Wunder, daß die arme Frau nicht ſtarb!“

„Brav, Mutter, brav!“ ſagte der Pfarrer.

„Ei, was brav!“ ſagte die lebhafte Frau, „das verſteht ſich ja von ſelbſt. Aber in dem Loche darf ſie nicht bleiben. Ich bin gleich von da zu Ruffel's gelaufen, und habe dort mit der guten Ruffel Suppe gekocht, und wir Beide haben's ihr gebracht. Ach, du hätteſt die ſelige Freude ſehen ſollen!“

„Brav! Mutter, ſehr brav!“ ſprach der Pfarrer.

„Stille doch!“ rief die Pfarrerin dagegen. „Hör' weiter. Du kennſt das gute Herz der Frau Ruffel. Der Anblick und die Erzählung der Frau hat ſie bis zu Thränen erſchüttert. Wir gingen zuſammen weg. Als wir in ihr Haus kamen, ſchickte ſie ſogleich zu dem Doctor, weil wir Beide wegen der armen Frau beſorgt waren.

„Nun wurde Rath gehalten. Wir gingen noch zu mehreren Frauen. Ich erzählte überall die Geſchichte.“ —

„Halt, Mutter,“ rief der Pfarrer voll Angſt. „Du haſt doch Nichts von der Copulation geſagt?“

„Nun,“ ſagte die Pfarrerin ärgerlich, „halt' mich doch nicht für ſo dumm! — Du kannſt aber gar nicht glauben, wie meine Erzählung wirkte. Jede der Frauen war zu Allem bereit, was ich und Frau Ruffel thun würden.

„Da haben wir dann gleich uns die Hebamme rufen laſſen, die, wie du weißt, viel Raum im Hauſe hat, weil ihre Miethleute ausgezogen ſind.

„Wir haben die Wohnung auf unbeſtimmte Zeit wochenweiſe gemiethet und ſobald der Docter es für rathſam hält, laſſen wir ſie dorthin bringen. Morgen wird in der Stadt collectirt, Weißzeug, Kinderzeug und Kleidungsſtücke für Mann und Weib.“

„Brav! Aber Mutter, weißt du auch, daß wir eine Gevatterſchaft haben?“

„Wir?“ fragte ſie erſtaunt. „Wen denn?“

Jetzt erzählte ihr der Pfarrer das Vorgefallene und ſie zog mit mütterlicher Freude ihre Kinder in ihre Arme und rief freudig aus: „Das war ſehr brav!“

Die Nachricht deſſen, was am Abend vorher geſchehen, verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch das Städtchen. Man ſprach in jedem Hauſe von den armen Kriegsgefangenen und ihrem Mißgeſchick, und die Pforten aller Herzen waren offen, als die Pfarrerin und ihre Freundin bittend in die Häuſer traten. Ueber alles Erwarten reich waren die Gaben. Eins überbot das Andere. Mehrere reiche Juden und ihre Frauen zeichneten ſich beſonders aus, und als ein Verſorgungsausſchuß unter den Frauen gebildet wurde, fiel mit Recht das Loos auf eine wackere

Jüdin, um mit der Pfarrerin und Frau Ruffel dieſes ſchönen Berufes zu warten. Bettwerk, Leinwand, Kleider, Alles floß zuſammen, und es war gewiß kein Kind, ſelbſt in der bemittelten Bürgerklaſſe des Städtchens, ſo reich mit Häubchen, Kleidchen und Windeln verſehen, als das arme Kind des Lieutenants von W.

Es fehlte ihnen nun an nichts mehr. Bald wurde die Wöchnerin in die geſunde Wohnung gebracht, und die guten Bewohner des Städtchens hatten die Freude, bald die Spuren des Elends von den Geſichtern der Eltern ſchwinden und das Knäblein fröhlich gedeihen zu ſehen. Wer aber könnte den Dank ſchildern, welchen die Unglücklichen zollten!

Die Taufe war bis zu dieſem Zeitpunkte verſchoben worden. Sie war ein Feſt für die Bewohner alle. Die Kirche faßte die Theilnehmer kaum und Viele beneideten die Pathen um die Pathenſchaft. Die Taufgeſchenke waren reichlich. Sie floſſen aus Händen, die ſonſt des Gebens ſich entwöhnt hatten, und ſelbſt Menſchen, deren Geiz ſprüchwörtlich geworden war, ſchienen umgewandelt und wollten nicht zurückbleiben, wo Armuth und Reichthum die Opfer der Liebe darbrachten auf dem Altare der Barmherzigkeit.

Es iſt in der That ſeltſam, wie manchmal auf eine raſche und kaum erklärliche Weiſe eine Begeiſterung die Leute aller Stände für einen beſondern Zweck ergreift und dann auch wohlthätig wirkt. Ich habe das oft erlebt, aber das, was das gedachte Städtchen damals aufwies, war in ſeiner Art dort kaum noch vorgekommen. Die Pfarrersfamilie ging in aufopfernder Liebe Allen voran,

und ich darf wohl ſagen, ſie übertraf ſie Alle, obwohl kein reiches Maaß irdiſcher Güter ihr zugefallen war.

Mehrere Monate blieben die Kriegsgefangenen in dem Städtchen, und als endlich die Jahreszeit an die Abreiſe mahnte, zogen ſie, reich beſchenkt, unter den tiefgefühlteſten Dankesbezeugungen der fernen Heimath zu.

Man ſagt, es wächſt am Ende Gras über Alles, und es iſt wahr. So lange Zeit auch das Loos der Familie der Gegenſtand des Geſpräches wurde und blieb, ſo verdrängten doch andere Ereigniſſe das Andenken daran, und man vergaß die Begebenheit, zumal man nichts mehr von der Familie erfuhr. Einige Briefe kamen, die alle voll Dankesäußerungen waren, dann blieben ſie aus.

Wer kennt nicht die Ereigniſſe, die zwiſchen 1807 und 1815 liegen? Krieg! war der Ruf, der überall zu hören war. Krieg! der kummervolle Seufzer des Mutterherzens; Krieg der Schrecken der Väter und der Jünglinge. Wer dem Rufe zu des Kaiſers Fahnen folgen mußte, ſagte den Seinigen ein Lebewohl für die Welt. Keiner kam anders zurück, denn als Krüppel, lahm, einarmig, einbeinig und der Art, wo's ihm vielleicht beſſer geweſen, die Kugel hätte ein Stockwerk höher eingeſchlagen, da nämlich, wo die Unruhe in der Menſchenuhr ſitzt, ich meine, ins Herz hinein. Da wäre doch wenigſtens das Sprüchwort nicht wahr geworden: „Ein junger Soldat — ein alter Bettler.“

Ihr, die Ihr Euch jener traurigen Tage erinnert, wo gutes deutſches Blut dem Würger mußte hingeopfert werden, Ihr könnet den Jüngern erzählen von alle dem Jammer, und manches hochbetagte Mütterchen wiſcht vielleicht eine heiße Thräne weg, die einem Sohne gilt, den

ſie nicht vergeſſen kann, und deſſen Gebeine vielleicht Spaniens glühende Sonne bleicht oder Rußlands Schnee deckt.

Es war eben im Jahre 1812, als Napoleon mit der Armee nach Rußland über die Mainzer Brücke zog, wie Ihr in der Spinnſtube von 1846, Seite 20 und ff. leſen könnet, als denn auch ein junges deutſches Blut mithinüberzog, das mit trübem Blick in die dahinrollenden Fluthen des Rheines ſah und ſtill im Herzen ſprach: „Grüß' mir die Lieben am Niederrhein, Vater, Mutter und Schweſtern; ich ſeh' ſie nimmermehr!“ Und dabei wollte es ihm im Auge feucht werden; aber das Bürſchchen hat's zerdrückt und iſt fortmarſchirt in Reih' und Glied durch die gaffende, ſtaunende Menge.

Wißt Ihr auch wer das war? — Ich will's Euch eben ſagen, weil Ihr daran gewiß nicht denkt. Wenn Ihr Euch erinnert des Knaben, der des armen kriegsgefangenen Lieutenants Kindchen über die Taufe hob in dem Städtchen dort unten am Unterrheine, ſo erinnert Ihr Euch auch, daß er damals in ſein dreizehntes Jahr ging. Nun ging er ins neunzehnte und war Soldat. Sie hatten ihn nicht weggeriſſen vom Vater- und Mutterherzen, ſondern er war freiwillig gegangen; denn er war ein Taugenichts geworden in der Lehre zu Köln, der ſeinen armen Eltern mehr Herzeleid gemacht hatte, als Ihr Euch denken könnet.

Ach, ſo ein ungerathener Sohn macht den Eltern das Herz ſchwer, daß es oft zerſpringen möchte in ſeinem Weh, und der Tod lieber wäre, als das verarmte Leben.

Der Fritz war da in böſe Geſellſchaft gerathen, ſo in die Sippſchaft loſer, reicher Kaufmannsbuben, trieb's wie die, aber hatte ihr Geld nicht, weil der arme Vater ſelber

nicht viel hatte. Da war denn das ſchlimme Ende vom Liede, daß er lieh und Schulden machte wie ein Erbprinz.

Das konnte freilich lange nicht verborgen bleiben. Scham und Reue trieben ihn von Köln fort in die Welt. Was wollte der ſiebzehnjährige Burſche treiben? Er hatte kaum die Kaufmannſchaft ausgelernt!

Denkt er: ich gehe nach Frankreich; war freilich damals leider ſchon am Rheine drin, er meinte aber das rechte, wälſche. Dort, dachte er, wo ſo viele mit Deutſchland Handel treiben, können ſie dich brauchen, weil du deutſch biſt und franzöſiſch kannſt wie Waſſer. Geſagt, gethan. Mein Fritz geht durch und kommt mit Ach und Weh nach Paris. Dort geht aber das Hungern erſt recht an — und Pfarrers Fritz muß betteln. In dem Hunger- und Bettelbrod iſt erſtaunlich viel Sauerteig — aber das Allerſauerſte iſt, daß man es nicht hat und in Paris nicht kriegt ohne Geld.

Fritz hatte ſich hier und dort angeboten in Kaufhäuſern, allein ſeine Kleider waren abgeriſſen, ſeine Stiefel ließen bedenkliche Oeffnungen am Oberleder ſehen, und die Sohle ſperrte den Mund auf, als ſei ſie ſo hungrig wie Fritz ſelber, und ſtreckte die Brandſohle als eine arge Zunge heraus. Da hatte Niemand Luſt ihn zu nehmen, und die von Elend eingefallenen Wangen wurden auch noch ſchlimm verſtanden.

Fritz ſchauderte, als ſo ein Tag nach dem andern kam und ſein Magen alle Tage früher ankündigte: Es iſt Mittag; aber keine Küche für ihn dampfte. Das heißt man auf deutſch: Sein Glück probiren. Der Fritz hatte ſatt an der Probe, aber auch ſeinen jugendlich heftigen

Magen ſatt zu machen, gelang ihm nicht. Als er nun ſo unter dem Portale der Kirche Saint Germain l'Auxerrois ausgeſchlafen hatte oder nicht, denn es war ſchon recht kühl geworden des Morgens, und Steine in Paris ſind ſo hart wie am Niederrheine, ſtand er auf und wanderte voll Verzweiflung auf den Pont neuf zu. Das iſt eine große, mächtige Brücke über die Seine, welche durch Paris fließt, und ſah da hinab mit ſo ſtarren, erſchreckenden Blicken, daß es einem bange werden konnte, er wollte etwas thun, wovor das Herz jedes guten Chriſtenmenſchen zurückſchaudert. — Doch nein; Fritz war nur leichtſinnig geweſen, und der Leichtſinn hatte ihn zu all den unſeligen Streichen in Köln und zu dem noch unſeligern geführt, nach Paris durchzubrennen, ſtatt reuevoll zum Vater zu gehen und zu ſagen: „Vater, ich habe geſündigt im Himmel und vor dir" — und dann ſich zu beſſern aus dem Grunde; dazu war der Fink wohl zu ſtolz, zu eitel — er ſchämte ſich. „Nun," ſagte ihm jetzt ſein Gewiſſen, „Bübchen, ſchäme dich auch nicht zu hungern."

Der Scham war er durchgegangen. Gehe Einer dem Hunger durch!

Solcherlei recht gute Gedanken ſandte ihm der liebe Gott ins Herz, und Vater und Mutter und die lieben guten Schweſtern traten jetzt auch vor ſeine Seele im Bild und in Gedanken nämlich, und das wandte ihm das Herz in der Bruſt und preßte ihm heiße Thränen aus. Er ſaß dazumal auf einem Abweisſtein auf der Brücke Pont neuf und es war Morgens fünf Uhr, wo die Leute in Paris kaum ſchlafen gegangen ſind.

Wie er ſo daſitzt im tiefen reuevollen Herzweh, kommt

ein Soldat von der nächſten Hauptwache und hat ein friſches Brod, das noch dampfte. Der Geruch traf da eine Naſe, die es faſt vergeſſen hatte, wie friſches Brod roch. Alle Lebensgeiſter, aber auch alle Hungergeiſter wurden da in ihm wach, und er ſtürzte vor dem Soldaten nieder und ſagte auf deutſch: „Gib mir Brod, daß ich nicht vor Hunger ſterbe! Ach, nur einen Biſſen!“

Betroffen blieb der Soldat ſtehen und ſah das arme, junge Blut an, das da vor ihm auf den Knieen lag und die hohlen Augen ſo flehend auf ihn richtete. Es war auch ein Deutſcher aus Fankel an der Moſel, wo der ſauere Wein wächſt, den ſie Pfalzvergifter heißen.

Die Moſeler ſind herzgute Leute und der Bruder Fankeler war auch keiner von denen, die einen Kieſelſtein

Weg zurück und fing auch, wenn freilich wohl viel später an, den Gedanken an kleine, tragbare Uhren auszuführen.

Peter Hele in Nürnberg erfand die Sackuhren. Sie waren freilich noch ziemlich dick und groß, und daß man sie: „Stunden-Eier“ nannte, läßt den Schluß zu, daß sie dem Ei in seiner Form glichen. Sie waren noch sehr unvollkommen; allein der Weg war gebahnt, und nun erfand Dieser und Jener eine Vervollkommnung und Vereinfachung des Werkes, daß es immer brauchbarer wurde. Eine wesentliche Verbesserung erfand ein gewisser Huygens, nämlich die Unruhe in der Uhr. Dieser lebte um das Jahr 1676.

Die Engländer verbesserten die Sackuhren sehr. Sie haben auch die Repetiruhren erfunden, nämlich die Sackuhren, welche, wenn man an einer Feder drückt, die Stunden laut nachschlagen. Ein gewisser Barlow machte 1676 eine solche Uhr für den König Carl den Zweiten, von England.

Wie sehr die Uhren aber jetzt vervollkommnet sind, geht daraus hervor, daß man sie so klein macht, daß sie an Versteknadeln und an Ringen angebracht werden. Das ist freilich Künstelei und viel mögen solche Uehrlein nicht vertragen. Eine andre Verbesserung ist die, daß man Edelsteine durchbohrt und einsetzt, darin die Rädlein und ihre Wellbäumlein laufen, damit sie sich eben nicht auslaufen durchs heftige Reiben.

Außerordentlich viele und künstliche Uhren werden in Neuschatel und Genf in der Schweiz gemacht, von wo sie zu Tausenden in die Welt ausgeführt werden. In den Thälern Choux-de-fonds und Val de Travers im Kanton Neuschatel oder Neuenburg in der Schweiz arbeiten Mädchen, Frauen, Kinder und Greise an der Fabrikation der Taschenuhren und verdienen sich durch ihre Kunst, die sehr hoch ist, ihr täglich Brod, das an den Felsen ihrer Berge nicht wächst. Sie machen sie dort so klein und flach wie Preußische Thaler und man nennt sie Cylinderuhren.

Noch merkwürdiger ist aber die Kunst und Betriebsamkeit der armen Bewohner des Schwarzwaldes. Sie schnitzen seit vielen, vielen Jahren Holzuhren und tragen

haben, wo Anderen das Herz liegt; mochte auch ein Liedchen vom Hungern zu ſingen wiſſen — kurz, er riß einen ordentlichen Lappen Kruſte und Krumme ab und ſagte: „Da, Landsmann, labe dich!“

Wenn die Kunſtſtückmacher ſagen: „Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei,“ ſo haben ſie gewiß recht; aber der Fankeler meinte, da müſſe es doch nicht ganz richtig ſein; denn wenn er aus dem Compagnie-Keſſel die Suppe aß, die aus folgenden Bruchtheilen ein Ganzes bildete: $^1/_4$ Erbſen, $^1/_8$ Bohnen, $^1/_8$ Fleiſch und $^5/_8$ Waſſer — macht netto $^8/_8$ oder ein Ganzes — da war er auch fix wie ſo Einer, der ſagt: „Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei;“ aber der Burſche da vor ihm verſtand's noch beſſer. Der Lappen Kruſte mitſammt der Krumme war weg wie der Blitz.

„Ach Gott, Landsmann,“ ſagte der Fritz, „erbarme dich und gib mir noch ein wenig. Seit drei Tagen aß ich nichts!“

Du armer Teufel! dachte der gute Fankeler und riß abermals Eins herunter. Das ging den Weg alles Brodes ebenſo ſchnell.

„Wo biſt du her?“ fragt nun der Fankeler, und der Fritz beichtet ihm haarklein und ſchämt ſich gar nicht mehr, ſeine miſerabeln Streiche zu erzählen.

Der Fankeler ſagt: „Hör' mal, zum Heimgehn iſt's zu ſpät, denn du haſt keine Schuhe mehr und man ſieht die Zehen ohne Brille. Das Hungerleiden iſt ein Geſchäft, in dem man am erſten Tage ſchon Meiſter wird, und es fehlt nicht an Arbeit und Gelegenheit, aber das Bankerutt-machen iſt da, ehe man ſich umſieht. Da wüßt' ich dir einen guten Rath.“

„O, sag ihm!“ rief der Fritz, der so arm war, daß er nicht einmal mehr einen guten Rath für sich hatte.

„Siehst du,“ hob der Landsmann aus dem guten Fankel an, „der Kaiser Napoleon versteht sich drauf, daß es der Leute auf Erden nicht zu Viele gibt. Er führt sie nach Spanien, wo die Brigands, wie sie die armen Spanier heißen, die sich ihrer braunen Haut wehren, verzweifelt gut schießen. Da gibt's Lücken in die Regimenter und ich meine, du könntest schon so eine Lücke ausfüllen —“

„Du meinst, ich sollte Soldat werden?“

„Ja freilich,“ versetzte der Fankeler, „da kriegst du Kleider, Brod und Arbeit und hast den Trost, daß doch nicht alle Kugeln treffen.“

Wie auch der Moseler die Sache auffassen und darstellen mochte in seiner Art, der Fritz ergriff sie wie seinen letzten Hoffnungsanker.

„Was soll ich denn machen,“ rief er aus: „daß ich Soldat werde?“

„Ei, komm nur mit auf unsere Wache, da ist ein Capitän und der wird schon Rath wissen.“

Trabte denn der arme Fritz mit dem Fankeler zu der Wache, die nicht weit weg war, und der Fankeler meldet die Sache dem Hauptmann. Der kommt heraus und besieht sich seinen Burschen.

Hm! denkt er, der ist gewachsen wie eine Tanne und hat eine breite Brust, und wenn einmal eine ordentliche Uniform an ihm hängt oder er drinnen steckt und die hohlen Backen voll sind, wird er ein hübscher Soldat. Fragt ihn: „Hast du keinen Fehler?“

Fritz verneint; aber der Fankeler sagt: „Herr Hauptmann, einen weiß ich; er schluckt wie ein Bär!“

Der Hauptmann kannte seinen Fankeler und lachte, indem er sagte: „Siehst du nicht, daß er wahrhaftig nicht am Ueberflusse laborirt?“

„Meine Seel', nicht!“ rief der Fankeler. „Er hat große Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens, denn seit drei Tagen hat er probirt, ob er nicht könne Speis' und Trank sich abgewöhnen und hat's nicht fertig gebracht, weis aber jetzt, wie es dem Juden am langen Tag ist, und dreie sind viel länger als einer!“

„Was?“ rief der mitleidige Hauptmann. „Ist das wahr?“

Der arme Junge nickte wehmüthig.

„Gieb ihm dein Brod!“ rief der Hauptmann; „hier hast du Geld! Hole Speise, wo du sie kriegst.“

Da lief der Fankeler in stiller Herzenslust hinweg. Der Hauptmann aber nahm den Fritz mit in die Wache und fing an, ihn zu examiniren über Woher und Wohin! Das Elend hatte dem Fritz die Zunge gelöst, und er redete ohne Hehl, wie das Alles gekommen. Der Offizier aber sah tief in sein Herz hinein und erkannte den guten Kern in ihm, der noch nicht angefressen war von dem Gifte der Sünde, obwohl es in Köln nicht mehr weit davon war, daß es nicht mehr hätte ausbleiben können.

Während die Zweie so redeten von dem, was nicht hätte geschehen sollen, kam der ehrliche Fankeler wieder mit allerlei Eßwaaren, die er für des Hauptmanns Geld, Gott weiß wo, zusammengetrommelt hatte.

„Nun möget Ihr selber sehen, Herr Hauptmann,“ sagt er, „was der da spinnen kann.“

Ich meine aber, der Fritz spann! Man hätte glauben

sollen, sein Magen sei eine Tonne, welcher man den Boden eingestoßen.

Als er endlich fertig war, sagte der Hauptmann: „Nun leg dich dort auf die Pritsche und schlaf 'mal aus.“ Das that denn der Gesättigte auch und schlief ohne Unterbrechung seine vollen achtzehn Stunden.

Der Hauptmann und der Fankeler waren unterdeß abgelöst worden; allein der Offizier der Wache wußte Bescheid und war freundlich gegen den Freiwilligen. Kurzum, drei Tage später war mein Fritz auf dem Wege nach Boulogne-sur-mer, wo das Depot des Regiments war, zu dem man ihn getheilt, und ein Jahr später begegnen wir ihm auf der Brücke von Mainz, wo er dem Rheine seine Grüße mitgibt. Ich weiß nicht, ob der Bote sie ausgerichtet hat, so viel weiß ich aber, daß Fritz Briefe heimgeschrieben hatte und der armen Eltern Herz wenigstens um soviel leichter war, daß sie wußten, ihr Sohn lebe noch und sei Soldat; aber soviel schwerer, als sie ebenfalls wußten, nun stehe es um das Wiedersehen in dieser Welt über Gebühr bedenklich, und hielten an am Gebet für ihn und an der schönsten Hoffnung des Christenherzens, nämlich an der des sichern Wiedersehens bei dem Herrn.

Ich will Euch, liebe Leser, nicht die Geschichte dieses letzten Feldzugs Napoleon's über den Rhein erzählen, obwohl vielleicht Mancher sie gerne lesen möchte, sondern will Euch nur sagen, daß das schöne Heer nach Kampf und Entbehrung endlich nach Moskau kam und der Napoleon nun glaubte, er fände hier eine schöne Rast bis Ostern hin und auch Lebensmittel genug, daß er dann im nächsten

Frühjahre recht hinter die Russen könnte und dann noch weiter: allein was machte er für Augen, als er eine fast leere Stadt fand? Wie schlug ihm das Herz, als er erfuhr, daß die Stadt an hundert Orten brenne und die Feuermassen sich daherwälzten mit ihrem gluthigen Athem und ihrem erstickenden Rauch, als am Ende die Flamme auch den alten Palast der Kaiser von Rußland ergriff, wo er selber wohnte, den Kremlin?

Gott allein weiß, was er damals dachte; aber ob es doch fröhliche Gedanken waren, möchte ich bezweifeln, denn mit dem sichern Winterquartier stand's schief und der russische Winter war auch da, und der spaßt nicht. Da blieb nichts übrig, als das alte Krebsmanöver, dessen Feldgeschrei: „Zurück!" heißt.

Napoleon zog sich mit der Armee zurück und die Kosacken und der Frost gaben ihm das Geleite, daß sich Gott erbarm! Fritz war mit in Moskau gewesen. Es war ein Glück für ihn, daß er das Hungerleiden in Paris gelernt, denn das kam ihm nun zu Statten. Er wußte wie's that. Die armen Soldaten hungerten fürchterlich. Das Elend, die Kälte und die Lanzen der Kosacken lichteten die Reihen auf eine schauderhafte Weise. An der schrecklichen Berezyna fanden Tausende ihren Tod. Die Uebrigen schleppten den siechen, wundenmatten Körper bis Wilna. Unter ihnen war Fritz; aber er war nur noch ein Gerippe, aus dessen hohlen Augen abermals Hunger und Tod auf eine gräßliche Weise hervorblickte. Zwar ging's von nun an einigermaßen besser; aber kämpfend mußten sie sich zurückziehen.

Durch alle die mörderischen Schlachten, in denen der

alte Blücher die Franzoſen ſo furchtbar traf, kam Fritz glücklich hindurch, ſelbſt, was faſt wie ein Mährchen klingt, allein nichtsdeſtoweniger wahr iſt, ohne irgend eine Wunde.

So glücklich ſollte er jedoch nicht davon kommen.

In der Schlacht von Möckern ſtand das Regiment, in welchem es Fritz bis zum Quartiermeiſter gebracht hatte, einer preußiſchen Batterie ausgeſetzt, die ſo unverſchämt feuerte und zielte, daß Schlag für Schlag ganze Glieder und Reihen niederſtürzten. Und immer wollte der Befehl nicht kommen, ſie zu nehmen.

„Sollen wir uns hier zuſammenſchießen laſſen?“ rief der Obriſt. „Wir greifen auf unſere Fauſt an und nehmen ſie.“ In dem Augenblicke ſprengte ein Adjutant heran, der endlich den ſo ſehnlichſt erwünſchten Befehl brachte.

Das ſchon ſehr gelichtete Regiment griff mit Wuth die Batterie an, allein die heftigen Kartätſchen-Lagen ſchmetterten wieder ganze Reihen nieder und das Regiment wich zurück.

Zum zweiten Male ſtürmten die Tapferen, aber derſelbe Empfang wurde ihnen zu Theil. Ueber die Hälfte des Regiments war theils todt, theils ſchwer verwundet. Der Obriſt wüthete. Zum dritten Male führte er ſie zum Kampf und wieder trug die Batterie Tod und Verderben in die Reihen. Da hatte der Obriſt ſelbſt ausgekämpft und die noch übrig gebliebenen Soldaten und Offiziere ſuchten ihre heile Haut durch die Flucht zu retten.

Alle dieſe Ereigniſſe waren ſich in ſehr kurzer Zeit gefolgt. Die Franzoſen flohen und die Leute der preußiſchen Batterie gönnten ſich einige wohlverdiente Ruhe.

Zur Seite des Standortes des Regiments, das die

Batterie hatte stürmen wollen, zog sich ein Busch hin, der indeß weniger groß als dicht war. Dorthin krochen eine Anzahl Blessirte, um mehr Schutz zu finden. Unter ihnen war auch Fritz. Er war am Arm und an der Hüfte schwer verwundet und stöhnte gewaltig.

Der preußische Hauptmann, welcher die Batterie commandirte, war ein Menschenfreund. Ihn jammerten die Unglücklichen, deren Wehgeschrei man deutlich vernahm. Da sich das Schlachtgewühl weit weggezogen, auch der Sieg der Preußen entschieden war, blieb dem edelmüthigen Manne nach Versorgung seiner wenigen Verwundeten soviel Zeit mit seinen Chirurgen dorthin zu eilen, wo die Noth Hilfe heischte.

Bereits waren viele verstorben, als sie sich dem Busche nahten, die noch lebten, schöpften Hoffnung.

Sechszehn Franzosen lagen da. Der Erste, welcher hervorgezogen wurde, war Fritz. Der Hauptmann sah ihm in das Gesicht, und es war ihm, als spräche ihn aus diesen Zügen eine theuere Erinnerung an. Er wurde noch betroffener, als der Jüngling deutsch zu reden begann; jedoch unterdrückte er jede weitere Frage, bis Fritz verbunden war. Nun ließ er ihn hinter die Batterie bringen und sicher und gut in einen leeren Proviantwagen betten.

Die Verwundeten wurden noch am Abend in das Lazareth gebracht; Fritz blieb bei dem Hauptmanne, weil der geschickte Chirurg erklärt hatte, er werde durch den Transport in das Lazareth zu sehr leiden. War auch seine Wunde nicht gefährlich, so forderte sie doch sorgfältige ärztliche Behandlung.

Am Abend, als Alles so schaurig stille auf dem

Schlachtfelde war, wo der Tod eine solche reiche Ernte gehalten, trat der Hauptmann zu Fritz und fragte:

„Wo sind Sie zu Hause, junger Mann?“

Fritz nahm keinen Anstand, den Ort seiner Geburt zu nennen.

Hätte er in des Hauptmanns Gesicht sehen können, so würde er den mächtigen Eindruck wahrgenommen haben, den die Nennung des Ortsnamens auf diesen machte. Noch größer aber wurde dieser Eindruck, als er nun auch seinen Geschlechtsnamen und Taufnamen nannte, und mit der ihm eigenen Offenheit seine Geschichte erzählte.

„Da muß ich Sie wohl einmal an Etwas erinnern, dessen Sie sich vielleicht noch entsinnen, denn Ihr Namen ruft es mir recht lebendig ins Andenken,“ sagte der Hauptmann.

„Einer meiner Freunde hatte das Unglück bei Jena in französische Gefangenschaft zu gerathen. Er wurde nach Niederwesel transportirt und in dem Städtchen, das Sie nennen, traute ihn der Prediger.“

„O gewiß,“ rief Fritz, „es war der Lieutenant von W. Mein Vater traute das wackere Paar. Lebt der wackere Mann noch?“

„O ja,“ sagte der Hauptmann. „Ein Jahr drauf“ —

„Ich entsinne mich aufs Lebhafteste dessen, was Sie sagen wollen,“ fiel ihm Fritz in die Rede und erzählte nun die Geschichte der Taufe.

Jetzt konnte sich der Hauptmann nicht mehr halten. Er fiel seinem Gefangenen um den Hals und rief: „Ich bin ja der Lieutenant von W., dem Ihr trefflichen Menschen so viel Gutes erwiesen. Gott sei gepriesen, daß ich

Sie fand. Nun kann ich doch einen Theil meiner großen Schuld abtragen!“

Ihr mögt Euch wohl, liebe Leſer, des jungen Menſchen Ueberraſchung denken, als ihm der Hauptmann dies ſagte.

Der edle Mann that nun Alles für ihn, was er nur vermochte. Er brachte ihn in ein fliegendes Feldlazareth, deſſen dirigirenden Arzt er kannte, und beſuchte ihn, ſo oft er es vermochte. Alles, was Dankbarkeit vermag, geſchah für ihn. Seine Lage war beneidenswerth im Vergleiche mit anderen Gefangenen und Verwundeten. Endlich war er geneſen und ſollte nun auf ein Gefangendepot gebracht werden.

Am Abend vor der Abreiſe erſchien Hauptmann von W. bei Fritz, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein über die Pflicht jedes Deutſchen für ſein Vaterland zu kämpfen, und das Reſultat war, daß Fritz in die Reihen ſeiner deutſchen Brüder eintrat und Hauptmann von W. brachte es dahin, daß er als Lieutenant in ſeine Batterie kam. Er bildete ihn zum Artilleriſten aus und hatte die Freude, ſeine Mühe durch die fortſchreitende Tüchtigkeit ſeines Zöglings belohnt zu ſehen.

Beide waren wie Vater und Sohn, unzertrennlich vereint. Beide gingen unverſehrt durch alle die Kämpfe dieſes mörderiſchen Krieges. Beide ritten als Sieger in Paris ein, als das ſtolze Babel gefallen war.

Fritz führte den Hauptmann an die Stelle auf dem Pont neuf, wo ihm der ehrliche Fankeler das Brod gegeben und hier ſagte der Hauptmann: „Sehen Sie, junger Freund, Wohlthun trägt reichliche Zinſen. Ich danke

Gott, daß auch ich Ihnen mein Theilchen Zinsen auf das Kapital habe abzahlen können, das ich Ihrer Familie schulde.“

Fritz umarmte den edlen Mann. Auch in Frankreich blieben sie ungetrennt, kehrten vereint an den Rhein zurück, wohin sie ihr Herz zog.

Zwar hatte Fritz oft heim geschrieben, seit die Deutschen über den Rhein gegangen waren, allein es war des Hauptmanns ausdrücklicher Wunsch, daß er seiner nie gedenke. Die Eltern wußten wohl von seinem väterlichen Freund und seiner wohlthätigen Wirksamkeit für ihn; aber er nannte einen andern Namen, weil es der Hauptmann so wollte.

Ein Schreiben bereitete Eltern und Geschwister auf die Ankunft des Sohnes vor. Beide Töchter waren an wackere Kaufleute in einer nahen Handelsstadt verheirathet und kamen zu dem ehrwürdigen Elternpaar um die Zeit, in welche Fritz seine muthmaßliche Ankunft gesetzt. Alle seine Lumpenstreiche in Köln waren vergeben und vergessen. Er hatte die Schuld abgewaschen mit seinem Blute für das Vaterland.

Sehnsüchtig sahen die Eltern seiner Ankunft entgegen. Recht fröhlich saß der Familienkreis eines Mittags zusammen beim dampfenden Kaffee. Sie redeten von dem lieben Sohn, als zwei Offiziere in Mänteln sich dem Hause näherten. Niemand hatte sie bemerkt. Jetzt klopfte es an und — Fritz stand vor seinen Eltern. Male Einer die selige Luft und Freude des Wiedersehens. Jedes Wort bleibt matt und ausdruckslos gegen das überströmende Gefühl.

sie in der Welt herum zum Verkaufe. Doch machen sie auch Räderwerke von Kupfer und Messing. Da sie sehr wohlfeil sind, so hat Jedermann solche Uhren lieb; allein sie machen auch sehr künstliche Uhren. Von der Kuckucksuhr hab' ich geredet; aber es gibt auch welche, die bei jeder Stunde ein Lied oder sonst schönes Musikstücklein spielen und allerlei andre Arten von belustigenden Künsteleien, die daran angebracht sind.

Das Land ist rauh, waldig und felsig, und die armen Schwarzwälder würden übel daran sein, wenn sie nicht damit etwas verdienen könnten. Sie machen aber auch ein Uhrenspiel, daß Einem der Verstand fast stille steht. Nicht nur daß sie über ganz Europa hin ihre Uhren tragen, ganze Seeschiffladungen, deren Raum viel hundert Tausende faßt, gehen davon nach Amerika.

Seht, so ist aus der einfachen Sonnenuhr diese jetzt so künstliche Einrichtung der Uhren geworden.

Ich kann aber diese Nachricht von den Uhren nicht schließen, ohne noch zweier Uhren zu gedenken, die zu den künstlichsten gehören, die ich jemals gesehen und von denen ich gehört habe.

Die Eine steht in Mainz und ist das Werk eines Geistlichen. Die Uhr ist ungemein kunstreich; zeigt, was andere Uhren auch zeigen, aber drüber hinaus auf, irre ich nicht, fast hundert Jahre, die Verhältnisse der Sonne und des Mondes, die Finsternisse an beiden auf Stunde, Minute und Secunde; die Feste, namentlich die beweglichen, nämlich die, welche, wie Ostern ꝛc., nicht auf denselbigen Tag fallen, und hat an ihrer Rückseite eine Vorrichtung, woran man aufs Allerbestimmteste sehen kann, wenn etwas im Werke nicht in Ordnung ist, und wo es ist. Dabei ist das Merkwürdige, daß dieses so kunstreich zusammengesetzte Werk so leise geht, daß Ihr Euer Ohr daran legen könnt, ohne ein Knäckern, und überhaupt einen Ton zu hören, der auf ein ineinandergreifendes Räderwerk und eine Perpendikelschwingung schließen ließe. Die Uhr steht im Schlosse zu Mainz und es ist der Mühe werth, daß Ihr, wenn Ihr 'mal nach Mainz kommt, sie Euch für ein kleines Trinkgeld zeigen lasset. Da überdieß in dem Schlosse noch, außer der Uhr, viel Herrliches zu sehen

Als er aber den Mantel ablegte ſah der Vater mit Freudenthränen das eiſerne Kreuz, den ſchönſten und edelſten Orden, den Deutſchland je auf der Bruſt ſeiner Söhne erblickte, und die Uniform eines Premier-Lieutenants.

In der Freude hatte man den andern Offizier nicht beachtet, der ſtille in einer Ecke ſtand und eine Thräne im Auge zerdrückte, deren ſich auch ein Krieger nicht zu ſchämen hat.

Fritz ſelbſt gedachte zuerſt an ihn.

„Vergeben Sie, Freund, daß ich Sie vergaß!“ Er ſagte dieß und faßte ihn bei der Hand, ihn ſeinen Eltern und Schweſtern als den vorſtellend, dem er ſein Glück verdanke.

Der alte Vater maß, nachdem er den Ehrenmann begrüßt und ſeinem Dankgefühle Worte gegeben, dieß Geſicht mit ſeltſamer Neugierde, nicht minder die drei Frauen.

„Ihr Lieben betrachtet ja meinen trefflichen Hauptmann, als ſuchtet Ihr einen alten Bekannten an ihm wieder zu finden;“ rief lachend Fritz.

„Wahrlich, ſo iſt es,“ ſagten alle Viere, wie mit Einem Munde. „Es iſt uns, als hätten wir ihn ſchon geſehen.“ Der Hauptmann ſchwieg. Eine mächtige Rührung durchzuckte ſeine Seele.

„Wüßtet Ihr, daß ich Euch mit ſeinem Namen auf ſein Verlangen habe belügen müſſen,“ fuhr Fritz fort, „und ſagte ich ſeinen wahren Namen, ſo würden manche Zweifel ſich löſen.“

„Wie?“ ſagte der alte Pfarrer, „Sie heißen anders, als uns Fritz geſchrieben?“

„Vergeben Sie,“ ſprach nun der Hauptmann, ſeine Hand faſſend. „Erinnern Sie ſich noch des armen, kriegsgefangenen Lieutenants von W., dem Sie ſo viel Gutes thaten?“ —

„O, lebt er noch?“ fragten Alle.

„Er ſteht vor Ihnen!“ ſagte der Hauptmann, und ſeine Stimme zitterte ſehr.

Da ſchlang der alte Pfarrer ſeine Arme um ihn und drückte ihn an ſeine Bruſt. „Seien Sie mir zwiefach geſegnet,“ ſagte er mit tiefem Gefühle. „Nun kenn' ich die Quelle ſo vieler Liebe für mein Kind.“

Der Hauptmann erzählte nun ſeine Geſchicke. Er war damals glücklich nach Berlin gekommen mit Gattin und Kind. Des Königs Gnade ließ alle Lehensgüter des verſtorbenen verdienſtvollen Obriſten auf ihn übergehen unter der Bedingung, daß er den Namen ſeiner Gattin dem Seinen beifüge. Das geſchah und die kleine Familie lebte ſtill und zufrieden auf einem Gut in der Uckermark, bis des Königs Aufruf: „An mein Volk!“ in Hütten wie in Schlöſſern einſchlug und das Gefühl des Volksthumes weckte. Alles griff zu den Waffen und von W. führte dem König eine Compagnie zu, deren Hauptmann er wurde. Da aber ſeine mathematiſche Bildung ihn vorzugsweiſe zum Artilleriſten berief, ſo erhielt er eine Batterie, als deren Commandeur er ſich das eiſerne Kreuz erwarb. Das Weitere erzählte nun Fritz, wie ich es Euch bereits erzählt habe.

Da war denn im Pfarrhauſe große Herrlichkeit, aber dabei konnte es nicht bleiben. Der Hauptmann wollte alle ſeine früheren Wohlthäter, die noch am Leben waren,

wiederſehen, ihnen danken und die Grüße ſeiner lieben Auguſte bringen.

Das machte großes Aufſehen im Städtchen, aber ein recht freudiges, und mancher Familie, die ſeitdem arm geworden war — denn das ſteigt und fällt ja im Menſchenleben — konnte der reiche Gutsbeſitzer wiederum eine Bürde abnehmen und that's auch. Ich weiß deren Drei. Der einen Familie kaufte er eine Milchkuh, denn die ihre war gefallen; einer zweiten zahlte er das Lehrgeld für ihren jüngſten Sohn, und einer dritten aber tilgte er eine Schuld, ob welcher ſie bereits vor dem Friedensgerichte zur Ausſpändung verurtheilt war. Wie glücklich ihn das machte, iſt kaum zu ſagen. Ueberall lud man ihn ein und kein Haus verſchmähte er. Man ſah es ihm an, wie froh und glücklich er war. Die Gräber derer unter ſeinen Wohlthätern, welche vollendet hatten, beſuchte er oft mit tiefem Gefühl.

Endlich rief Beide die Pflicht zu ihrer Batterie. Wenn auch der Abſchied ſchmerzlich war, ſo wußten ja die Eltern ihren Sohn geborgen. Mit ihren Segenswünſchen ſchieden die Beiden, um im Jahre 1815, als Napoleon noch einmal einen Verſuch, ſeine Macht wieder zu erlangen, machte, und ihr Beruf ſie an den Rhein führte, die Geliebten wieder zu ſehen, ehe ſie der Herr abrief aus ihrem ſtillen Wirkungskreis.

VII.

Der Geburtstag im Forſthauſe.

Eine Geſchichte.

Es gibt auch noch im November ſchöne Tage und die Leute ſagen: „Das iſt der alten Weiber Sommer.“ Das Jahr 1819 aber hatte es an ſich, daß es wohl ausſah, als ſollte es keinen Winter geben; denn im November war's noch wärmer und ſchöner, als Anno 1817 im Auguſt. Aus dieſem November erinnere ich mich einer Begebenheit, die ich Euch, liebe Leſer, erzählen will, und ich hoffe, Ihr wißt mir's Dank, denn ſie zeigt, wie Gottes Gnade die Seinen wunderbarlich führt und tiefes Leid in ſelige Freude verwandelt.

Es war am 11 November 1819. Die Sonne ſchien noch recht lieblich auf einen Felſen, um den herum alte Eichen ſtanden. Der Felſen war ganz mit Epheu umrankt, der ſeine ſchönen ſchwarzen Beeren in Büſcheln trug. An dem Felſen ging der Weg vorüber, der nach dem netten Forſthauſe führte, wo damals der Forſtmeiſter Werner wohnte.

Oben auf der platten Höhe des Felſens ſaßen zwei Knaben, kräftige blühende Buben, der Eine von neun, der Andere von etwa elf Jahren. Beide arbeiteten an einem Epheukranz und plauderten dabei miteinander.

„Es iſt doch recht dumm," ſagte der Eine, „daß des Vaters Geburtstag nicht in den Mai fällt. Da fänden wir überall die herrlichſten Blumen und wir könnten Malchen's Garten auch recht ausplündern."

„Ja freilich," ſagte Ernſt, der Aeltere, „dann gäb's einen Kranz, daß es eine Art hätte, und der gefiele dem Vater gewiß auch beſſer."

„Das will ich doch nicht ſagen," bemerkte Fritz, der Jüngere von Beiden, „der iſt ihm doch auch lieb. Was mich ärgert, iſt, daß wir nicht mehr haben; aber die Mutter ſagte, kaufen dürften wir nichts aus unſerer Sparbüchſe, weil alle Kinder etwas Selbſtgemachtes dem Vater ſchenkten."

„Aber die Mutter hat doch den neuen Hirſchfänger mit dem vergoldeten Griffe nicht ſelber gemacht," ſagte Ernſt.

„Das iſt auch die Mutter!" verſetzte Fritz mit Nachdruck; „die hat keine Zeit, Etwas zu machen, denn ſeit vier Wochen kocht ſie ja immer, und die Mädchen ſitzen droben heimlich bei einander und tuſcheln. Was ſie nur machen?" —

„He! weißt Du das nicht?" lachte Ernſt. „Ich weiß Alles. Hab's ihnen abgeluxt, aber nichts geſagt, denn das darf man nicht, ſonſt verdirbt man ihnen die Freude."

„O, ſag' mir's!" bat Fritz.

„Willſt du auch ſtill ſchweigen?" fragte Ernſt.

„Ach, gewiß!" gelobte Fritz.

„Gib denn Acht,“ hob Ernſt mit wichtiger Miene an. „Du weißt, wie der Vater voriges Jahr ſo traurig war, als ihm der ſchöne Holzkopf zerbrach, auf dem die Hirſchjagd geſchnitzt war. Ich glaube, er ſtammte vom Großvater. Da hat ihm der Arnold einen aus Ahornmaſſer geſchnitzt, gerade wie der war, aber viel ſchöner und auch größer. Hei, den ſollteſt du ſehen! Die Hirſche leben. Die Aeſte der Tannen hört man ordentlich krachen, die ſie im Durchjagen zerbrechen. Und Hunde ſind dabei, man meint auch, man müſſe ſie bellen hören, Hühnerhunde, Bracken, Dächſel — und dahinter ſteht der alte Förſter, die Büchſe am Backen. Pfuff! da geht's los!“

Fritz hatte ſehr andächtig zugehört. Seine Augen glänzten vor Luſt.

„Ei, das muß ja eine helle Pracht ſein!“ rief er voll Verwunderung aus. „Was wird da der Vater ſagen? Ich wollt', ich könnt' auch ſo ſchnitzen wie der gute Arnold! — Was haben denn die Mädchen?“

„Rath' 'mal! — Unſer Malchen hat dem Vater zu dem neuen Hirſchfänger ein Bandelier in Gold geſtickt, das ſollteſt du ſehen. Himmel! das blinkt!“

„Und Roſa?“ fragte Fritz weiter.

„Ja, die hat erſt etwas Schönes gemacht, eine grüne Pferdedecke mit den prächtigſten Eichelgewinden — gerade als lebten ſie. Und in den Ecken iſt des Vaters Namenszug in Gold geſtickt.“

„Da kommen wir ſchön an mit unſerm armen Geſchenke,“ ſeufzte Fritz.

„Sei nur ruhig,“ ſagte Ernſt tröſtend. „Die Mutter muß es doch beſſer wiſſen. Sie hat's uns angegeben. Ich

hab' noch was vergeſſen," fuhr Ernſt fort. „Der Arnold hat den ſchönen Kopf auch mit Silber beſchlagen laſſen, und auf dem Deckel ruht ein Hirſch. 'S iſt dir eine wahre Pracht. Ich glaub' das Malchen hat's beſorgt, denn der Arnold küßte ſie aus Dankbarkeit."

„Ja ſchön!" rief Fritz, „das thut er alle Tage, wenn ſie allein ſind, und die beſorgt doch nicht alle Tage ſo einen Beſchlag an einen Pfeifenkopf."

Während die Knaben ſich ſo angelegentlich unterhielten, hatte ihre Arbeit geruht. Der Abend nahte und es wurde kühler im Schatten der Bäume. Sie hatten auch nicht bemerkt, daß Jemand von der Landſtraße in den Weg zum Forſthaus eingebogen und hinter ſie hingetreten war.

Ein junger Mann war die Straße hergekommen. Seine Kleidung war dürftig und abgetragen. An zwei Salbenden trug er ein Bündel auf dem Rücken, woran er nicht schwer zu tragen hatte. Eine grüne Mütze deckte den Kopf, um den ein ungemein starkes braunes Haar lang herabhing. Ein sehr verwilderter Bart bedeckte das halbe Gesicht. Ueber die rechte Wange zog sich eine ziemlich breite Narbe. Auf seinen Dornenstock gestützt stand er da und hörte mit sichtbarer Bewegung dem kindlichen Geplauder der beiden Knaben zu.

Eine Bewegung verrieth jetzt seine Anwesenheit. Als ihn die beiden Knaben ansichtig wurden, sprangen sie erschrocken auf.

Der Fremde beruhigte sie bald. Er erzählte, daß er zu Herrn Arnold, dem Actuare des Forstmeisters, welle, dem er Nachrichten aus der Heimath bringe.

„Ei, so komm," rief Fritz, „ich will dich zu ihm führen."

„Dann wird ja Euer Kranz nicht fertig," warf der Fremde ein. Er bat sie fortzufahren, und bot ihnen seine Hilfe an, da er keine Eile habe.

Die Knaben nahmen das gerne an, und durch seine gewandte Hand wurde das Werk kindlicher Liebe nicht nur gefördert, sondern es gewann zu der Buben Freude bedeutend an Dauerhaftigkeit und Schönheit.

„Ihr seid wohl beide des Oberförsters Werner Söhne?" fragte der Fremde, als die Arbeit zu Dritt begonnen hatte.

„Ei," fiel ihm Ernst in die Rede, „der Vater ist ja vor einem Jahre Forstmeister geworden!"

„Das wußte ich nicht," ſagte der Fremde.

„Warſt du denn ſchon in unſerm Hauſe?" fragte Fritz.

„Früher wohl," ſagte der Fremde. „Du heißt ja Fritz?"

„Richtig," entgegnete der Genannte; „aber ich kenne dich nicht mehr."

„Kann ſein," war die Antwort des Fremden. „Wieviel Kinder waren Euerer doch damals? — Ihr zwei, die beiden Mädchen — und ein größerer Bruder. Nicht wahr? Aber ich meine, Eine von den Mädchen hätte Roſa geheißen?"

„Richtig, unſere ſtille, liebe, traurige Roſa!" fiel Fritz ein und der Bruder Carl.

„Wo iſt denn der?"

„Ach," ſagte Ernſt traurig, „der iſt wohl todt. Er iſt im Krieg in Rußland geweſen. Darum weint auch die gute Roſa ſo ſehr, denn die hatte ihn ſo lieb. Du ſollteſt einmal ſehen, wenn ſein Namen genannt wird, wie da auch gleich die Mutter weint. Der Vater fährt dann immer mit der Hand über die Augen und geht hinaus."

Der Fremde mußte heftig huſten, zog ſein Taſchentuch heraus, um ſich die Augen zu trocknen, denn von dem ſtarken Huſten waren ſie ihm übergegangen.

Als er wieder zu den Knaben kam, fragte er: „Was iſt denn der Arnold eigentlich? Habt Ihr ihn auch lieb?"

„Er iſt Actuar beim Vater," ſagte Ernſt, „und er hat ihn gar lieb, weil er ein guter Freund vom Bruder Carl geweſen iſt. Wir haben ihn auch Alle lieb und unſer Malchen beſonders."

So ernſt auch das Geſicht des Fremden und ſo weh-

müthig ſeine Stimmung war, ſo fuhr doch, als Ernſt das Letzte ſagte, ein Lächeln darüber hin, und er mochte wohl denken, daß ſo kleine Augen oft weit ſchärfer ſehen, als andere.

Der Kranz war nun fertig geworden, aber auch das Tageslicht ſeinem völligen Untergang in die Nacht ſehr nahe. Es entſtand für die Knaben eine neue Unannehmlichkeit. Sie konnten den Kranz nicht wohl tragen, weil er nun über ihr Erwarten groß und reich geworden war.

„Wie bringen wir ihn nun fort?“ fragte Fritz.

„Ich werde Euch tragen helfen,“ ſagte der Fremde, „ſonſt zerreißt er Euch am Ende, und alle Eure Mühe und Freude iſt hin. Was wollt Ihr denn damit machen?“

„Um des Vaters Bild wollen wir ihn hängen!“ ſagten ſie Beide fröhlich.

„Vielleicht,“ ſprach der Fremde, „gönnen mir deine Eltern ein Nachtlager. Nach der Stadt ſind's zwei Stunden und ich bin müde. Mit Herrn Arnold muß ich reden.“

„O gerne, gerne!“ rief Fritz. „Ueberdies haſt du es ja auch ganz ehrlich verdient, denn ohne dich wäre unſer Kranz noch nicht fertig.“

Unter dieſen und anderen Geſprächen gingen ſie dem Forſthauſe zu. Als ſie in deſſen unmittelbare Nähe gekommen waren, ſprach Ernſt leiſe: „Hier müſſen wir bleiben. Ich rufe Arnold, der muß ihn hineintragen, daß es der Vater nicht merkt.“ Sie ließen dem Fremden den Kranz und liefen Beide davon.

Als ſie weg waren und das gemüthliche Haus unter den uralten Linden ihm wieder vor den Blicken lag — da ergriff den Fremden eine Macht, die ihn überwältigte. Er

ist, so geht's in Einem hin und Ihr könnet das dann auch bewundern. —

Die andre Uhr, von der ich reden will, ist die im Münster zu Straßburg.

Schon im Jahre 1352 wurde im Münster eine merkwürdige Uhr begonnen und zwei Jahre später vollendet. Sie war eine Zierde des schönen Gotteshauses. Da waren auch alle die Dinge angebracht, wie an der Mainzer Uhr; jedoch noch besonders zu bemerken, daß eben an derselben die Gestalt der heiligen Jungfrau Maria zu sehen war, jedesmal um die Mittagsstunde kamen neben heraus die heiligen drei Könige und verbeugten sich vor der heiligen Jungfrau. Zu gleicher Zeit schwang ein künstlicher Hahn die Flügel und krähete laut, und ein schönes Glockenspiel ließ sich hören. Wer sie verfertigt, ist unbekannt.

War diese Uhr zerbrochen oder unbrauchbar geworden, es ist unbekannt; allein im Jahre 1547 wurde eine neue begonnen, wozu Michael Heer, Nicolaus Bruckner und der Professor Christian Herlin ihre Kunst verwendeten. Die unglückseligen Ereignisse jener Zeit aber gestatteten die Vollendung nicht. Erst 1570 schritt der Zeisling und Nachfolger Herlin's, Conrad Dasypodius auf Dringen des Magistrats dazu, das Werk zu vollenden. Mit Hilfe andrer kunstreicher Männer wurde das Uhrwerk 1574 fertig. Mehrmals wurde die Uhr ausgebessert, aber um 1789 stand sie still, und Niemand wagte sich daran.

Sie wurde zu den sieben Wunderwerken Deutschlands gezählt. Es würde mich zu weit führen, sie Euch ganz genau zu beschreiben, weil ich der, seit 1838 bis 1842 erbauten neuen Uhr gedenken will, die unstreitig die merkwürdigste der jetzt vorhandenen Uhren ist. Vor Allem aber muß ich den Namen des Mannes nennen, der dieß kunstreiche Werk vollendet hat. Er heißt: Schwilgue und ist ein Straßburger.

Das Werk zeigt:

1) Eine sehr vollkommene Uhr, deren Ganzes auch äußerlich sehr schön gearbeitet ist.

2) Eine Himmelskugel, die sich dreht und die merkwürdigen Erscheinungen am Himmelsgewölbe vor das

faltete ſeine Hände und betete leiſe: „Sie leben noch, ſie lieben mich noch, Herr, wie dank ich dir! Wie preis ich deine Liebe, die mich dieſe Stunde erleben ließ! O laß mich glücklich werden an ihrem Herzen, daß ich vergeſſe das Leid vergangener Tage!“ — Es zitterte ihm Hand und Stimme und das Auge ſah nichts mehr. Bebend ſchlich er nun zur Hainbuchenwand, die den Garten umſchloß. Ja, da war die Laube noch, die er einſt mit jungen Hainbuchen geſetzt und mit ſorglicher Pflege zur Kuppel gewölbt hatte. Da konnte er beim matten Lichte noch die Raſenbank ſehen, die er einſt in einer Mondſcheinnacht gefertigt hatte, weil am Abend vorher der Vater den Wunſch geäußert, hier eine zu haben. Da ging noch im Gehege ſeine Lilly, das zahme ſchlanke Reh! Aber da drinnen im Hauſe ſchlugen die Herzen mit Luſt; denn morgen war des Vaters Geburtstag, des Hauſes Feſt- und Ehrentag. Und er kam und brachte ſich ſelbſt, den verloren geglaubten, tiefbetrauerten Sohn, den man unter Rußlands Schneefeldern begraben glaubte.

Bald darauf trat aus der Hofthür ein junger ſtattlicher Mann dem Fremden entgegen.

Der geneigte Leſer wird nun ſchon wiſſen, wen er in dem Fremden zu vermuthen hat. Ich bin auch gar nicht der Meinung das länger zurückzuhalten, daß es Carl, der älteſte Sohn des Forſtmeiſters Werner war, der mit den Franzoſen nach Rußland hatte ziehen müſſen, dort verwundet und gefangen wurde und nach Sibirien wandern mußte. Er war endlich frei geworden, bettelte ſich durch, weil er anders nicht konnte, und kam nun nach raſtloſem Wandern an, denn er kannte ja das Familienfeſt, das

morgen ſein ſollte, und ſein Herz bebte vor Luſt. Karl war ein feſter, ſtarker Menſch. Seine Schickſale hatten ihn vollends Selbſtbeherrſchung gelehrt. Auch jetzt mußte er ſich wohl zuſammennehmen, denn der Jugendfreund trat vor ihn und ſagte: „Die beiden Knaben haben mir geſagt, Ihr kämet aus meiner Heimath? Iſt dem ſo? Was bringt Ihr Gutes?“

„Dieſe Täuſchung war wohl dem Jugendfreund erlaubt,“ ſagte der Fremde. „Arnold, kennſt du mich nicht mehr?“

„Großer Gott,“ rief der junge Forſtmann, „irre ich nicht, ſo iſt das Carl's Stimme! Stehen die Todten auf?“

„Nein,“ ſagte Carl, „die Lebenden kehren heim!“

Da lagen ſie ſich in den Armen und herzten ſich nach langer Trennung wieder. Solch ein Willkomm, nachdem man nur an einen dort oben noch gedacht hat, iſt allemal herzergreifend. Die Freude der beiden Jugendfreunde war auch ſehr groß, darum war ſie auch ſtille und ohne Worte, und es dauerte lange, bis ſie wieder reden konnten.

„Ach, komm' nun ſchnell zu deinen Lieben, die dich täglich als todt beweinen,“ rief Arnold.

„Nein,“ ſagte Carl, „ich will mir die Freude nicht rauben laſſen, morgen dem Vater mich ſelber wieder zu geben; denn ich bin Tag und Nacht gewandert, um zu ſeinem Geburtstage hier zu ſein, der von jeher einer der ſchönſten Tage in unſerem Familienleben geweſen iſt.“

„Aber,“ fragte Arnold, „wirſt du Kraft genug haben, die Eltern zu ſehen, ohne daß dein Herz dich an das Ihre reißt? Wirſt du den Geſchwiſtern gegenüber ſtehen können und — Roſa?“ —

„Ich hoffe es," ſagte feſt der junge Mann, — „und ſie erkennen mich nicht. Der Bart, den ich ſo wild als möglich wachſen ließ, das Haar, das mir ſo lang um den Kopf hängt wie die Mähne eines Koſackenpferdes, die Narbe hier — mein Arnold, ſie erkennen mich nicht. Und ich habe mich den kleinen Brüdern gegenüber gehalten, denen ich an ihrem Kranze half und ſie ausfragte. — Nein, Arnold, es wird gehen, es muß gehen. Glaube mir, ich habe in der Schule, die ich durchlief, mich beherrſchen gelernt!"

Beide wurden nun darin einig, daß Arnold den Kranz hineintragen ſollte und Carl in das Zimmer treten müßte, wo die Jägerburſche ſich aufhielten, das neben dem Wohnzimmer lag.

Er trat hochklopfenden Herzens über die Schwelle des Hauſes, das Alles umſchloß, was er Liebes auf Erden hatte. Da kam ihm zuerſt die Mutter entgegen mit einem Licht in der Hand. Es drückte ihm beinahe das Herz ab; aber er nahm alle ſeine Kraft zuſammen, um ſich zu halten. Ach, ſie war ja noch ganz ſo, wie er ſie verlaſſen, die liebe, freundliche Mutter.

Arnold trat gerade aus dem Zimmer.

„Ich höre von den Knaben, daß Sie einen Boten aus der Heimath erhalten haben," ſagte ſie zu ihm. „Wahrſcheinlich iſt es dieſer junge Mann?"

Arnold bejahte in größter Verlegenheit.

Die Mutter hieß nun freundlich den unbekannten Sohn eintreten in die Stube, und bald brachte ſie Speiſe und Trank mit der herzgewinnenden Freundlichkeit.

Arnold kam noch einmal. „Halte dich mannhaft," ſagte er, „es wird noch Stürme für dein Herz geben."

Indeſſen traten die beiden Jägerburſche herein, und bald waren ſie beim edeln Waidwerk im lebhafteſten Geſpräche.

Carl ſaß jetzt der Thüre gegenüber, die in die Wohnſtube der Familie führte. Ein die halbe Thüre einnehmendes Fenſter ließ ihn Blicke hinüberthun.

Am Ofen im wohlbekannten Lehnſtuhle ſaß der alte Forſtmeiſter, noch rüſtig, aber das Haar war weiß geworden. Er ſchmauchte behaglich ſeine Pfeife. Neben ihm ſaß Malchen, Carl's Schweſter, aufgeblüht wie eine junge Roſe. Er hätte ſie nicht mehr erkannt. Das liebliche Mädchen las beim Scheine der Lampe die Zeitung vor.

Jetzt trat Arnold herein.

„Ei, guten Abend!“ rief ihm der Alte entgegen. „Wo ſtecken Sie denn? Haben gewiß Briefe geleſen aus der Heimath? Setzen Sie ſich. Wo iſt denn Ihre Pfeife?“

Fritz ſprang, ſie zu holen.

„Wie iſt's mit der Jagd gegangen?“

„Ich habe einen Bock mitgebracht. Die Burſchen weiden ihn eben aus.“

„Schön,“ ſagte der Alte; „aber haben Sie gute Kunde von den Ihrigen?“

„Danke ſehr!“ ſprach Arnold. „Alles iſt munter und grüßt“ — aber die Lüge wollte doch nicht recht rutſchen und er wurde roth, daß es Carl durch das Fenſter wahrnehmen konnte.

„Was iſt denn das für ein Burſche, der Ihnen die Briefe gebracht?“

„Ja, lieber Gott,“ ſagte Arnold, „er war früher bei meinem Vater Jägerburſch, ein braver Kerl; aber die Franzoſen ſchleppten ihn mit nach Rußland; er wurde

gefangen genommen, nach Sibirien transportirt und kam vor etwa vier Wochen zurück. Nun sendet ihn der Vater hierher mit der Bitte, wenn Sie ihn brauchen könnten, ihn zu behalten."

Der Forstmeister hatte einigemal geseufzt. „Nun," sagte er, „wir wollen sehen. Morgen will ich ihm die Zähne fühlen, und wenn er nicht links manset, so kann er bleiben, wenn anders der Kerl nicht in Rußland ein Branntweintrinker wurde."

Indeß schwieg er und man sah, trübe Erinnerungen wurden in ihm wach. Jetzt trat Rosa herein. Carl fuhr auf und seine Augen ruhten mit einem tiefen Ausdruck auf dem schönen Mädchen, das er so lieb hatte.

„Warum so still heute, Herr Forstmeister?" fragte theilnehmend Arnolt.

„Ach," sagte er, „der Umstand mit dem Burschen da bewegt mir das Herz. Der kommt wieder, aber mein Kind, mein Carl, bleibt aus, ist todt!"

Die Lippen des Mannes zuckten. Rosa weinte heftig. Der Forstmeister zog die schöne Bruderstochter an sein Herz. „Vergib Röschen," sagte er, „daß ich deine Wunden aufriß; aber auch die meinen bluten wieder." Sie weinte auf des Oheims Schulter; auch Malchen weinte heftig.

Dem da drüben in der Stube, der durchs Fenster sah, wollte das Herz bersten. Es kostete ihn eine fast übermenschliche Kraft, sich zurückzuhalten. Der Forstmeister stand auf und trat in das Zimmer, wo Carl war.

„Wo ist denn der wandernde Bursche?" fragte er.

„Hier, Herr Forstmeister!" sagte Carl und trat militärisch an.

Der Alte beſah ihn. „Nun,“ ſagte er, „Freund, du ſiehſt eben nicht ſonderlich aus, wenn man auf die Federn ſieht. Wie ſteht's mit dem Schuſſe?“

„Ich ſchieße Ihnen auf dreißig Gänge einen Sechſer aus den Fingern heraus.“

„Du verſtehſt Jägerlatein wie ein Alter,“ lachte der Forſtmeiſter. „Warſt du lange in Rußland?“

„Leider ſeit 1813.“

„Warum kamſt du nicht früher?“

„Liebſter Gott,“ ſprach der Menſch, „wie viele ſind noch heute drinnen! Man will ſie gerne behalten, um das Land zu cultiviren.“

„Noch Viele, ſagſt du?“ fragte der Forſtmeiſter, und ſein Herz pochte heftiger.

„Jagſt du allein aus Rußland?“ fragte er weiter, und ſeine Stimme zeigte durch ihr leiſes Wanken, wie ihn der Gedanke erſchütterte, ſein Carl könne noch leben.

„O nein,“ fuhr Carl fort, „wir waren zu Zwölfen. Auch aus dieſer Gegend war Einer bei uns, der Sohn eines Oberförſters —“

„Menſch!“ rief der Alte, „alles Unheil der Erde auf dein Haupt, wenn du lügſt! — Aber Gottes reichſter Segen über dich, wenn es wahr iſt. — Wie hieß er?“

Carl war bleich geworden wie der Tod; denn alle Glieder der Familie hatten ſich herzugedrängt, Aller Augen ruhten auf ihm. Aber dennoch ahnete Keins, wer er ſei, ſo hatte ſein Ausſehen, ſein Bart, ſein wildes langes Haar, ſeine Narbe ihn entſtellt. Auch wußte er ſeine Stimme ſo ſehr zu verſtellen, daß ſie der wahren nicht glich. Arnold zitterte. Carl mußte ſich ſammeln.

„Herr Forſtmeiſter,“ ſagte er, „was könnte mich bewegen, Sie zu täuſchen?“

„Wie hieß er?“ fragte abermals heftig der Forſtmeiſter.

„Ich glaube, er hieß Werner.“

Der alte Mann taumelte wider die Wand und rief: „Heiliger Gott, mein Carl, mein Carl!“ Seine Kniee wankten. Alle, gleich ihm erregt, umfangen ihn und der Tumult geſtattete Carl unbemerkt zu bleiben und ſich wieder zu faſſen.

„Weg! weg!“ rief der Forſtmeiſter. „Laßt mich! Die Freude wird mich nicht tödten!“

„Wo haſt du ihn verlaſſen? Sag's, o ſag's, und ich will dich lieben wie mein Kind.“ So rief der erſchütterte Mann, und die Mutter ſtand mit gefalteten Händen und betete leiſe, und die Thränen rannen ſtromweiſe. Roſa lehnte an ihrer Seite und Malchen auf der andern.

„Bei Dreißigacker hab' ich ihn verlaſſen. Er war entblößt von Allem und wollte bei alten Freunden ſich Mittel zur Weiterreiſe holen.“

Nach einigen Minuten des tiefſten Schweigens fuhr der Forſtmeiſter mit der Hand über die Augen und ſagte: „Er kann es nicht ſein; er wäre ſchon hier.“

Jetzt fragte die Mutter ihn aus. Er mußte Carl beſchreiben, und that's mit einer Sicherheit und Genauigkeit, daß kein Zweifel blieb.

Der Jubel wuchs mit jeder Secunde, ebenſo die Gefahr für Carl, erkannt zu werden. Er ſollte mit zu Tiſche ſein; aber er lehnte es ab, weil er zu ſehr ermüdet ſei.

„Gib ihm Wein, Mutter; den beſten, den wir haben,“

rief der Vater. „Er muß bei uns bleiben und erzählen. Er iſt uns ja ein Bote des Glückes geworden!“

Carl aber lehnte Alles ab und bat, ſich zur Ruhe begeben zu dürfen. Unter dieſem Vorwand entfernte er ſich.

Aber in der Familie war ein Freudenfeſt. Er fand keinen Schlaf, ſo wenig als die Glücklichen drunten in der warmen Stube. O wie viele Gebete des Dankes und des Flehens ſtiegen empor zum Himmel! Furcht und Hoffnung bewegten alle Herzen.

Arnold ſuchte ihn auf.

„Freund,“ rief er aus, „ſolche Stärke iſt fabelhaft!“

„Mußte ich nicht?“ fragte Carl. „Hätte ſie nicht die Freude ſtören können? O wie iſt es mir ſo ſchwer geworden! Denke dir, vor Vater, Mutter, Geſchwiſtern und —“

„Vor deiner Roſa!“ fiel Arnold ein, „die dich im treuen Herzen trägt?“

„Ruhig jetzt,“ ſprach Carl. „Kann Einer der Jägerburſchen mir das Haar zurechtſchneiden?“

„Gewiß,“ rief Arnold und eilte, Einen zu rufen, dem er die Kunſt zutrauen konnte.

Er kam und das Haar fiel. Er ſchnitt es nach Carl's Angabe, wie er es ſonſt zu tragen pflegte. Arnold blieb bei ihm.

Als das Haar geſchnitten war, erſtaunte er. „Welche Veränderung!“ rief er aus. „Es iſt unglaublich. Schen jetzt, ehe noch dein entſetzlicher Bart geſchoren iſt, muß dich wieder erkennen, wer dich nur einmal ſah.“

Als aber nun auch der Bart wegraſirt war bis auf das kleine Stutzbärtchen auf der Oberlippe, da war eine ſo auffallende Veränderung mit Carl vorgegangen, daß Arnold ihm um den Hals fiel.

Die Jägerburſche wurden jetzt in das Geheimniß gezogen. Arnold holte reine Wäſche, holte, da er mit Carl von einer Größe war, ſeine beſte Uniform und legte ſie hin. Die vier Hörner wurden zurecht gelegt und nun ſchieden die glücklichen Freunde, um etwas Schlaf zu genießen.

Als der Tag graute, war Carl wach. Er kleidete ſich an und weckte die Jägerburſche, und dieſe Arnold. Alle ſchlichen hinab unter des Forſtmeiſters Fenſter.

Hier begann Carl, der Meiſter auf dem Horne war, die Melodie des Lieblingsliedes ſeines Vaters: „Friſch auf zum fröhlichen Jagen“ zu blaſen, und nun fielen die drei Anderen ein und die ſchöne Melodie jubelte auf.

Der Forſtmeiſter erwachte beim erſten Tone Carl's. „Großer Gott!“ rief er aus, „was ſind das für Töne? Mutter, haſt du's gehört? So blies Carl. Wer iſt der Vierte?“

„Ach,“ ſagte die Mutter, „du biſt ſo aufgeregt und deine Einbildungskraft iſt ſo thätig. Es war unſer Arnold und der Vierte iſt der fremde Jägerburſche, denn ich ſah ſie noch geſtern Abend die vier Hörner hinaufholen.“

Der Forſtmeiſter ſtand auf, um am Fenſter für den ſchönen Waidmannsgruß zu danken, aber ſie waren ſchon weg, und er legte ſich noch einmal nieder; aber die Mutter ſtand auf, denn es war ja ſo Vieles noch zu beſchicken und zu ordnen zum Geburtstagfeſte.

Auch die Mädchen waren ſchon auf. Nun ging's denn ans Ordnen der Geſchenke. Um des Vaters Bild wurde von Arnold und Ruchen der Kranz befeſtigt.

„Wie habt Ihr ſchön geblaſen!“ flüſterte ſie dem geliebten Manne zu. Und er lächelte und ſagte leiſe: „Der Gruß galt unſerm Vater.“ Das Mädchen erröthete

und schwieg, und die Arbeit ging rüstig fort. Malchen selbst brach die schönsten Blüthen von ihren Heliothropen, Monatrosen und Hyacinthen, die sie sorglich am Doppelfenster gezogen, und steckte sie hier und dort in den Epheukranz, was den beiden Knaben, die auch schon da waren, nicht geringe Freude machte. Jetzt breitete Rosa, auf deren Wangen heute seit langer Zeit sich eine frische Röthe zeigte, von der Arnold sagte, es sei das Morgenroth des Wiedersehens, ihre schön gestickte Pferdedecke über der Commode aus. Die Mutter legte den neuen, reichverzierten Hirschfänger darauf, Malchen brachte das prächtige Bandelier, das sie gestickt, und Arnold seine Pfeife, die gestopft war mit duftigem Knaster. Eine jede Gabe wurde gepriesen nach Verdienst; als aber Arnold die Pfeife hinlegte, brach ein Ach der Verwunderung aus Aller Munde, denn die Schnitzarbeit war so meisterhaft wie die Zeichnung.

Die Mutter nahm sie in die Hand und besah sie mit leuchtenden Augen; denn sie kannte ihres Gatten Liebhaberei und besonders sein Leid, als ihm der Kopf zerbrach, der ihm hier in erneuerter und schöner Gestalt gegeben werden sollte.

„Kinder," sagte sie, „wir sind Alle überboten. Seht diese Schönheit und diesen Fleiß. So ganz dem zerbrochenen ähnlich und doch so viel schöner. Liebster Arnold," sagte sie, seine Hand fassend, „Sie bereiten da dem Vater eine unaussprechliche Freude. Nehmen Sie meinen innigsten Dank vorweg."

Es war ein schöner Anblick für den, der mit bebendem Herzen hinter dem Fensterchen des Nebenzimmers hervorsah. Die Knaben besahen Alles mit großer Neugierde. Rosa lehnte an der Wand. Ihre Gedanken begleiteten

Auge des Beschauers führt. Gerade hinter der Himmelskugel ist

3) ein Kalender angebracht, nämlich: ein sogenannter ewiger, der die Monate, das Datum, die Sonntagsbuchstaben, die Namen der Kalenderheiligen, wie auch alle beweglichen Feste angibt. Er zeigt genau die Schaltjahre, wie die gemeinen Jahre.

4) Bei dem Kalender findet sich die genaue Angabe des Auf- und Niederganges der Sonne, der Lauf des Mondes um die Erde, die Mondsviertel und die Zeit ihres Eintritts, endlich die genaue Angabe der Sonnen- und Mondsfinsternisse. Dabei zeigt er alle die feinen Punkte, welche zur Berechnung und Herstellung eines Kalenders nöthig sind. Jedesmal den 31. December um Mitternacht wechselt das Alles für das neue Jahr mit Einem Male.

5) Ueber dem Kalender befinden sich die Sinnbilder der Wochentage durch einzelne Figuren dargestellt, welche am Tage, für den sie bezeichnend sind, hervortreten und am folgenden Tage dem ihm entsprechenden Platz machen.

6) Darüber ist eine Gallerie, zu deren Seiten zwei Löwen stehen, wo sich das Zifferblatt der mittleren Zeit befindet. Bei dieser Gallerie, zur Seite des Zifferblattes, befinden sich einige Engel. Einer hält einen Herrscherstab, der Andere ein Glöckchen, auf welches der Erstere die Viertelstunden schlägt. Ein anderer Engel hält eine Sanduhr, gefüllt mit rothem Sande, die er genau alle Stunden wendet und so den Ablauf der Stunde zeigt.

7) Ueber dieser Gallerie ist der Lauf der Planeten aufs Genaueste dargestellt mit ihrer Umlaufszeit. Darüber zeigt sich der Wechsel der Mondsviertel, genau an einer sich drehenden Mondskugel dargestellt. Herrliche Gemälde und sinnreiche Inschriften sind bei dieser Darstellung angebracht.

8) Jetzt folgen äußerst kunstreiche, bewegliche Figuren. Zuerst erscheint der Tod und die vier Lebensalter: Kindheit, Jünglingsalter, Mannesalter, Greisenalter, welche die Viertel und die Stunden schlagen. Zuerst kommt das Kind und schlägt das erste, dann der Jüngling, der das zweite, der Mann, der das dritte, der Greis, der das vierte Viertel schlägt. Der Tod schlägt aus. — Durch

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09451/048

den Geliebten auf ſeinem Wege zur Heimath. Wonne und Schmerz lag in ihren Blicken. Der Mutter Antlitz glänzte in ſeliger Freude, indem ſie die Geſchenke muſterte, die die Liebe bot.

An Arnold's Arm lehnte Malchen und die Blicke, welche ſie wechſelten, mochten beweiſen, wie gut ſie ſich ſeien.

O wie pochte Carl's Herz. Wie hätte er mögen hinüberſtürmen und ſie Alle an ſein Herz preſſen; doch er durfte ja noch nicht. Die Stunde war ja noch nicht da.

„Kommt, Kinder," ſagte nun die Mutter, als Alles geordnet war, „der Vater wird aufſtehen. Malchen und Röschen macht den Kaffee. Ich bin nun begierig," ſagte ſie, „ob er nicht brummt, denn ich habe ihm die Staatsuniform ans Bett gelegt."

Sie gingen nun Alle hinweg.

Der Alte war ſchon aufgeſtanden. Er hatte ohne ein Wort die Staatsuniform angelegt. Er ſah's kaum, daß ſie es war; denn ſeine Seele war bei Carl, dem Sohne, den er wieder bekommen ſollte. So rauh auch die Außenſeite des alten Werner war, ſo tief war ſein Gefühl. Seine Seele umfaßte ſeine Kinder mit unendlicher Liebe. Und Carl war ein ſo hoffnungsvoller Jüngling geweſen. Sein Verluſt hatte ihn tief gebeugt. Und jetzt fiel ein Strahl von Hoffnung in ſeine Seele. Er ſollte ihn wieder haben. So tief ſein Gefühl war, ſo innig war ſein frommer Glaube. Heute hatte er wärmer und inniger als je gebetet.

Seine Seele war klar und ruhig geworden; aber die Hoffnung war feſter. Noch dann und wann ſtieg ein Zweifel auf. Er wollte den Menſchen heute noch einmal ſcharf aufs Korn nehmen; aber der war ja ſo wildfremd. Er wollte in des Forſtmeiſters Dienſte treten. Da hätte

sich ja früher oder später seine Lüge kund geben müssen. Die Zweifel schwanden wieder, und heiterer als je trat er aus seinem Schlafgemach in das Wohnzimmer, wo sie Alle standen. Er war überrascht. Alle bestürmten ihn mit ihren Glückwünschen und mit ihren Gaben.

Nun mußte er besehen. Wie freute er sich, wie dankte er so gerührt. Wie innig drückte er Arnold an sein Herz.

„Kinder," sagte er, „es ist heute ein Tag der Freude, wie ich selten einen erlebt. Gott, ich danke dir!

„Du hast mich sehr lieb, mehr, als ich verdiene! du gibst mir die Hoffnung, den Verlornen wiederzusehen, den Vielbeklagten; du gabst mir liebe, gute Kinder, alle sind gesund; erhieltest mir mein theures Weib." — Seine Stimme wankte. Alle standen da mit gefalteten Händen und beteten mit ihm.

Die Mutter sank weinend an sein Herz.

Nach einer stummen Pause sagte der Vater: „Ach, daß er jetzt bei uns wäre!"

„Er ist da!" rief Arnold und öffnete die Thüre.

Alle wandten sich um — und aus dem Zimmer trat — Carl und flog an des Vaters Brust.

Einen Augenblick stand der Alte wie versteinert, dann drückte er den ihn umschlingenden sanft von sich, drehte ihn gegen das Licht — sah ihm ins Angesicht und riß ihn dann mit dem Ausrufe: „Ja, er ist's!" an seine Brust.

Alle Andere standen wie vom Donner gerührt.

Die Mutter sah ihn starr an, ohne sich bewegen zu können. Rosa sank in den Stuhl zurück — Malchen und die Knaben drängten sich an ihn.

Jetzt sank er in der Mutter Arme — dann eilte er zu seiner Rosa — zuletzt zu Malchen und den Brüdern.

„Etsch!“ rief Fritz, „wir haben ihn doch zuerst gesehen und er hat uns den Kranz machen und tragen geholfen; aber so wie jetzt sah er nicht aus!“

Nachdem die Ueberraschung und der erste Sturm der Freude vorüber war, zog ihn der Vater neben sich nieder.

„Sag' an, Kind, wo kommst du heute schon her? — doch“ — er fuhr rasch herum zu Arnold, „wo ist der fremde Bursche, der uns vorbereitete?“

„Hier!“ sagte Arnold, auf Carl deutend.

„Wie,“ rief der Vater aus, „du warst's selbst? Wie blind waren wir! Und du Mutter und du Rosa, Ihr habt ihn nicht erkannt! Na, das muß ich sagen; aber mein Sohn, du sahst auch abscheulich aus! Wer hätte das geahnet?

„Ihr Schelmen! — Ach, Carl, als du heute früh Solo bliesest, da ging mir der Ton durch die Seele. Ich kannte ihn.“

„Aber wie hast du's selber ausgehalten?“ fragte die Mutter.

„O Mutter, wie schwer wurde mir's! Und doch mußte ich, wenn ich nicht am Ende die Freude in Leid verwandeln wollte.“

Rosa stand neben ihm. Die Augen voll heller Thränen und doch so selig froh.

„Aber du hast da eine garstige Schmarre, Kind,“ sagte der Vater. „Wo erhieltst du die? Doch halt! Ich will erst einmal sehen, ob dir die Narbe etwas geschadet hat.“

Er stand auf, nahm Rosa's Hand und legte sie in die seines Sohnes.

„Röschen,“ sagte er, „hast du nichts dagegen, wenn ich deine Hand in die dieses narbigen Soldaten für immer

lege? Du kannst ohne Sorge sein, wenn er als Jäger nicht mehr bestehen kann, so verdient er sein Brod als Schauspieler, denn dazu hat er, wie du gesehen haben wirst, außerordentliche Anlagen."

Das Mädchen erglühte und wurde bleich. Sie lehnte sich an des Oheims Brust und lispelte leise: „Lieber Oheim!" —

„Soll eigentlich heißen: Lieber Carl!" verbesserte der Forstmeister. „Halt ihn fest, Kind, sonst lauft er dir noch einmal weg." Er legte die Glückliche an Carl's Brust, der sie an sein Herz preßte.

„Gott segne Euch!" sprachen die Eltern.

„Damit aber die Hochzeit die Alten nicht durch eine baldige Wiederholung zu viel koste," fuhr der Forstmeister fort, „so denke ich, wir feiern gleich zweie." Er trat zu Arnold und Malchen, und sagte lächelnd:

„Wie steht's? Habt Ihr Euch immer noch lieb!"

„Ja, ja!" rief Arnold, und Malchen senkte erröthend das Köpfchen.

Auch ihre Hände fügte er in einander mit seinem Segen.

Dann zog er seine Frau an seine Brust. „Mutter," sagte er, „sieh doch, wie glücklich die Kinder sind!"

„Und wir!" sagte die Mutter.

Und gewiß waren sie Alle glücklich.

„Aber unsern Kranz siehst du gar nicht!" schmolten die Kleinen.

Da lobte ihn der Vater freudig und herzte sie, und auch sie waren glücklich und zufrieden.

VIII.

Wittington, Wittington, dreimal Bürgermeiſter von London!

Eine alte Geſchichte, neu erzählt.

Die Geſchichte, welche ich Euch, liebe Leſer, eben erzählen will, iſt keine von denen, die geſchehen ſind, wo der Bach gebrannt hat und iſt mit Stroh gelöſcht worden, wie man ſpottweiſe bei mir zu Hauſe zu ſagen pflegt, wenn Einem Jemand etwas aufhängt, ſondern es iſt eine wahre Geſchichte, die ſich in London, der Hauptſtadt von England, etwa vor dreihundert Jahren, und nicht einmal ſo lange, zugetragen hat. Das Sprüchlein, welches ich über dieſe Geſchichte ſetzte, hat das Andenken daran erhalten, und wenn Einer von Euch einmal nach London käme und es ausſpräche, der würde gleich von den Engländern gefragt werden: Wie? weißt du auch die Geſchichte von Richard Wittington? Meine Mutter ſelig hat ſie mir vielmals erzählt, und ſie ſteht noch vor meiner Seele, als wär's geſtern geweſen, daß ich ſie aus dem lieben Munde hörte — und doch — erinnern mich meine ergrauenden Haare daran, daß das ſchon gar lange her iſt. —

Wie geſagt, in London kann man das Sprüchlein der Ueberſchrift hören, ſo oft man will, und man wendet's

allemal an, wenn ein blutarmer Mensch durch Fleiß, Treue und Gottes-Segen sich emporarbeitet. Der Bürgermeister von London, sie nennen ihn „Mayor," ist aber auch etwas Rechtes; denn das London ist ein Städtchen, das anderthalb Meilen lang und fast eine Meile breit ist; das achttausend einhundert und ein und neunzig Straßen, hundert freie Plätze von großer Ausdehnung, zweimal hundert und fünfzigtausend Häuser und zwei Millionen Einwohner hat. Da heißt's etwas, Bürgermeister sein! Wer sich da zurecht finden will, wenn er sich irre gegangen hat, der lernt suchen! —

In solch einer ungeheuern Stadt wohnt denn auch neben dem Glücke viel Menschenelend; neben dem Ueberflusse viel Mangel; neben dem Reichthume viele Armuth, und es geht da, wie überall, der Zehnte weiß nicht, wie der Elfte lebt.

Dazumal, vor etwa dreihundert Jahren nämlich, standen am Strand, einer der herrlichsten und größten Straßen der Stadt, noch nicht lauter Paläste, wo der Reichthum auf seinen Lorbeern (oder auch nicht) ausruht wie heutzutage, sondern man sah noch gar viele Hütten dort stehen, wo arme Schiffer oder Matrosen wohnten, zum Theil in der Miethe.

In solch eine Hütte mögt ihr mir im Geiste folgen. Kleine Fenster mit blinden Scheiben lassen nicht viel Licht in das kleine Stübchen, dessen Wände vom Steinkohlenrauche recht dunkel gefärbt sind. Ein alter Tisch, zwei Stühle und ein Bett füllen das Stübchen schier aus. In dem Stübchen aber ist's reinlich und sauber. Kein Stäubchen ist auf dem alten und dürftigen Geräthe zu sehen.

Das Strohbett ist mit einem weißen Leintuche überdeckt; aber in ihm liegt eine Kranke. Der Ausdruck des Gesichtes, das schon fast gebrochene Auge, sagt es, daß ihre Minuten gezählt sind. Neben dem Bette sitzt ein neunjähriger Knabe, der die Hände gefaltet hat. Die Lippen bewegen sich leise, und die Augen, aus denen eine Thräne die andere jagt, sind nach Oben gerichtet, wo das betende Herz den rechten Helfer sucht und findet.

Jetzt richtet sich die Kranke ein wenig auf. Sie sucht ihr Kind, und als sie es gefunden, hebt sie die Hand auf den lockigen Kopf des Knaben. Er sinkt auf seine Kniee. Die Hand der Mutter ruht lange auf seinem Haupte. Sie betet und segnet ihr Kind! Dann sagt sie: „Richard, mein

liebes Kind — hab' Gott vor Augen und im Herzen — und — deiner Mutter Segen — bringt dir Gottes Segen!" Darauf sinkt sie zurück und in einem tiefen Seufzer haucht sie ihre Seele aus. —

Der Knabe ahnet's nicht. Lange kniet er betend vor

dem Bette, bis die Hand auf seinem Haupte so gar schwer wird. — Er will sie leise weglegen, — da fühlt er, daß sie starr und kalt ist. Er springt mit Entsetzen auf. Er sieht das gebrochene Auge — und die schreckliche Gewißheit drängt sich seiner Seele auf, daß die Mutter todt ist.

Ein gellender, fürchterlicher Schrei drängt sich aus seiner belasteten Brust hervor, — und er ringt trostlos die Hände. Den Schrei hat eine arme Frau gehört, die in demselben Häuschen in der Miethe wohnt, wie Richard's Mutter auch. Sie eilt herein, drückt der Verstorbenen die Augen zu, und zieht den jammernden Knaben in ihr Stübchen, wo ihre sieben Kinder ihn mitleidsvoll betrachten.

O, die Armuth hat treuere Freunde als der Reichthum! Die Nachbarin hatte Richard's leidende Mutter treu gepflegt und jetzt nahm sie, die selber darbte, die elternlose Waise mitleidsvoll in ihren Familienkreis auf. —

Du lieber Gott, eine Waise ist ein armes Kind, und wenn's noch so reich ist; denn die Elternliebe fehlt, und die kann man nicht kaufen, und wenn man Millionen dafür geben wollte. Waisenkinder sind überall arme Kinder; aber wenn sie Niemanden haben, der sich ihrer annimmt und annehmen kann, und dazu noch bittere Armuth kommt, dann steht's vollends sehr schlimm um sie, besonders in einer so großen Stadt.

Seht, lieben Freunde, in Eurer kleinen Stadt oder in Eurem Dorfe nimmt Jedermann an dem Geschicke solcher Kinder Antheil; denn Jedermann kennt sie und ihre Lage, — aber in so einer Stadt, wie London — du lieber Gott! — da fragt Keins nach dem Andern; da kennen sich die Genossen eines und desselben Hauses oft nicht einmal!

Es war daher eine recht wohlthätige Schickung Gottes, daß die arme Nachbarin Richard's Mutter kannte und an dem unglücklichen Knaben warmen, christlichen Antheil nahm, und auch, so viel sie konnte, Handreichung that.

Auf die Kosten der Bestattung der Wittwe Wittington ging Richard's ganze Habe, und als er mit blutendem Herzen und rollenden Thränen von dem Gottesacker wieder in das Stübchen der Nachbarin trat, war er wie das Vögelein unter dem Himmel, — er wußte nicht, was er am andern Tag essen sollte, noch wo er sein Haupt hinlegen könne. Für heute nährte ihn ein Stücklein Brods und ein Trunk Wassers, womit auch seine Freunde zufrieden waren, und er schlief auf dem Strohe mit ihnen — oder vielmehr er schlief nicht, denn seine Thränen rannen leise die ganze Nacht hindurch und erst gegen Morgen schlief er ein.

Morgens sagte die Nachbarin mit schwerem Herzen: „Lieber Richard, was denkst du denn anzufangen? Du weißt, mein Mann ist draußen auf der See und ich muß zusehen, wie ich es anfange, daß ich und meine sieben armen Würmchen nicht Hungers sterben. Dich ernähren kann ich nicht; aber eine Schlafstätte sollst du immer hier finden und Rath und Trost, so viel du bedarfst."

Der Knabe zerdrückte eine Thräne mit dem Finger und sagte kleinlaut: „Ach, das weiß ich wohl, und ich danke Euch für die Schlafstelle, und will sie wohl benutzen; aber, was ich anfangen soll, weiß ich nicht."

Die gutmüthige Frau sah ihn mitleidsvoll an. „Sieh 'mal zu," sagte sie, „du bist ein starker Bube, vielleicht können sie dich in einer Fabrik brauchen."

das kunstreich eingerichtete Räderwerk erscheinen diese Gestalten nur am Tage, Nachts ruhen sie. Ueber diesen Gestalten erscheint das Bild unseres Heilandes, der die Hand zum Segnen erhebt. Schlag zwölf Uhr Mittags kommen zur Seite die zwölf Apostel heraus und geben an dem Herrn vorüber, indem sie sich gegen ihn wenden und in Ehrfurcht das Haupt gegen ihn neigen.

9) Während die zwölf Apostel vorübergehen, läßt der auf dem Thürmchen stehende Hahn sein lautes Krähen vernehmen, und schwingt die Flügel, bewegt Kopf und Schweif und seine Brust bläht sich auf und krähet dreimal, an den Hahnenschrei erinnernd, der das Gewissen Petri weckte.

Diese Uhr, die auf ungeheueren Berechnungen beruht, wird von einem Räderwerk in Bewegung gesetzt, das zu den kunstreichsten gehört. Johann Baptist Schwilgue aus Straßburg, ist der Meister, der sie neu gemacht hat. Tausende von Menschen kommen von Nah und Fern, um sie zu betrachten, und jeden Mittag, um zwölf Uhr, kann man darauf rechnen, in dem gewaltigen Gotteshause ganze Menschenhaufen vor der Uhr zu sehen, welche des merkwürdigen Stundenschlages harren. Kommt einmal Einer von Euch gen Straßburg, der alten deutschen Stadt, die uns die Franzosen, sammt dem schönen deutschen Lande, dem Elsaß und Lothringen, geraubt haben (Gott sei's geklagt!), so versäumt's nicht, das herrliche Bauwerk zur Ehre Gottes, das Münster und seinen prachtvollen Thurm, aber dann auch ja nicht, diese bewundernswürdige Uhr zu sehen. Nur ein Straßburger kann's alle Tage sehen und wird's doch nicht müde.

Bedenkt aber das Eine dabei — daß der Tod die Stunde ausschlägt, auch 'mal für Euch, und legt die Hand aufs Herz mit dem Zöllnergebete: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“

„Muß man da nicht betteln?“ fragte der arme Waise, denn er wußte nicht, was eine Fabrik war, und hatte vor dem Betteln einen tiefen, gründlichen Abscheu.

„Gott behüte,“ sagte die Frau; „man arbeitet und kriegt an jedem Abend einen ehrlichen Taglohn, wenn man treu gearbeitet hat.“

Das war eine recht frohe Botschaft für Richard. Ungesäumt machte er sich auf den Weg, Fabriken aufzusuchen.

Richard war, wie gesagt, neun Jahre alt; aber er war nicht klein und nicht schwächlich für sein Alter, obwohl sein Angesicht bleich und sein Auge matt war. Ach, er hatte Bettelbrod gegessen, und das schmeckt bitter. Sein Vater, auch ein Matrose, war schon vor fünf Jahren in der Themse ertrunken. Die Wittwe ernährte sich mit Waschen und Nähen für Matrosen; aber, als sie erkrankte, hörte der Verdienst auf und Richard mußte betteln für seine arme Mutter und sich. Das war schwer für ihn; denn gar oft wurde er mit harten Worten abgewiesen, und diese drangen ihm tief in die Seele. Mit neuem Muthe trat er auf die Straße; denn er war noch einmal in die leere Wohnstube getreten, hatte dort, wo der guten Mutter Bett gestanden, sich niedergeworfen und aus dem Grunde seiner Seele gebetet um Beistand und Hülfe von Oben, wo Der wohnt, der ein Vater ist über Alles, was da Kind heißet auf Erden.

Es war eben ein gar herrlicher Junitag und die Sonne strahlte hell und warm vom blauen Himmel auf die Erde. In den Straßen drängten sich die eilfertigen, thätigen Menschen. Keiner beachtete den stillen Knaben in seinem ärmlichen, aber reinlichen und geflickten Kleid. Er

wagte es lange Zeit nicht, Jemand anzureden und nach einer Fabrik zu fragen, und sah nach den Schildern an den Häusern. Endlich mußte er sich bequemen und that eine schüchterne Frage an einen armen Mann, der an einer Ecke saß und die Vorübergehenden um ein Almosen ansprach.

Der wies ihm eine Fabrik, und rasch lief er darauf zu, zog die Klingel und brachte bei dem öffnenden Diener seine Bitte an. Dieser sah ihn an, lachte ihm ins Gesicht und sagte höhnisch: „Dich kleinen Knirps können wir nicht brauchen!“ Darauf schlug er ihm die Thüre vor der Nase zu und ließ ihn stehen.

Richard stand eine Weile rathlos und trostlos auf der Schwelle des Hauses. Es drängte ein Seufzer den andern, und er meinte, es sei eine Centnerlast auf seine Seele gefallen.

Plötzlich fiel sein Blick auf den bettelnden Greis, der ihm mit der Hand winkte.

Die Theilnahme des armen Mannes that dem hülflosen Knaben wohl. Er ging langsam zu ihm hin.

„Ist's nichts da?“ fragte der Greis.

Richard erzählte ihm, was ihm begegnet war.

„Sei nicht muthlos, Kind,“ sagte der Arme. „Hier in London sind viel Hunderte solcher Fabriken.“ Er bezeichnete ihm nun deren eine ansehnliche Zahl, und voll Dankes für den Greis ging er weiter auf dem unsichern Wege, Brod zu suchen; aber es schien, als sei dieser Tag ein Unglückstag für ihn. Nirgends fand er Unterkunft. Bald sagten sie ihm, sie könnten keine Kinder brauchen; bald, sie hätten Arbeiter genug; bald, er sei noch viel zu jung und zu schwach für ihre Arbeit. Er hätte hungrig müssen an den Strand zurückkehren zu seinen treuen Freunden, wenn nicht ein barmherziger Fabrikherr, der ihn freilich nicht brauchen konnte, ihm ein Stück Geldes gegeben hätte. Dafür kaufte er sich Nahrung und hielt noch übrig seine geringen Bedürfnisse morgen zu befriedigen. Dennoch ging er schweren Herzens dem Häuslein zu, in dem seine liebe Mutter gestorben, und das ganze Gewicht seines Schicksals, die Last des Gedankens, daß er doch so ganz allein sei auf Erden, drückte ihn fast zu Boden.

Freundlich nahmen ihn die sieben Kinder und ihre arme Mutter auf. Er mußte ihnen die Ereignisse des Tags erzählen, und die gute Nachbarin theilte auch ihm die Freude mit, daß sie Nachrichten von ihrem Mann erhalten, und er ihr auch Geld geschickt habe.

Früh am andern Morgen trat Richard seine Wanderung wieder an. Dieses Mal führte ihn sein Weg in die Nähe des berühmten Hyde-Parks, eines großen Lustortes

der Londoner, wo herrlicher Baumschatten jeden Ruhesuchenden erquickt. Es war noch frühe. Die reichen Leute in der großen Stadt, die aus der Nacht Tag machen, in der Art nämlich, daß sie bis an den Morgen aufbleiben und sich erlustigen, schliefen noch alle, obwohl es schon halb zehn Uhr war, und die Sonne schon recht heiß brannte, als er in der Nähe des duftigen Baumschattens ankam. Ein doppeltes Bedürfniß lockte ihn in das tiefe Dunkel des Gebüsches, das der Ruhe und des Gebetes.

Richard war gewöhnt, keinen Abend sich niederzulegen, keinen Morgen aufzustehen, ohne Gebet zu Gott dem Herrn; und heute hatten die fröhlichen Kinder der armen Frau einmal die frohe Aussicht, sich weidlich satt essen zu können gehabt; da waren sie so frühe fröhlich und munter, und so ausgelassen in ihrer Lust, daß Richard, der recht müde von seinem Wandern gewesen war, frühe geweckt wurde, und nicht mehr zu der Ruhe des Gebetes kam. Er ging daher von dem betretenen Weg in das Gebüsch hinein, und an einer Stelle, wo sein scharfes Lauschen keinen Ton entdecken konnte, der die Nähe irgend eines lebenden Wesens hätte mögen verrathen, warf er sich nieder und betete und schüttete sein Herz aus vor dem Herrn. Zuerst betete er leise; als aber mehr und mehr seine Seele auf der Himmelsleiter des Gebets emporstieg, wurde sein Gebet unbewußt laut und lauter. So flehte er um Hilfe, um Beistand, und bat den Herrn, er möge ihm doch Arbeit senden, daß er nicht betteln müsse; und nun wollte er sich in das Gras niederlegen, um zu schlafen, weil er eben nicht ausgeschlafen hatte, und bald schlossen sich die müden Augen, und die Vergessenheit seines Jammers wurde ihm

zu Theil, und der Traum führte das arme Kindesherz wieder zu der Zeit zurück, wo die liebende Mutter noch lebte und mit größter Zärtlichkeit für es sorgte. Der arme Knabe ahnete nicht, daß die Hilfe des Herrn, die Frucht des frommen Muttersegens ihm so nahe war. Wie der Herr einst aussandte seine Engel, seine Befehle sichtbarlich bei den Menschenkindern auszurichten: so sendet er heutzutage gute Menschen aus zu seinem Dienst, und wohl dem, der es fühlet, er sei ausgesandt, zu thun, was Gottes Liebe will — und auch dem, dem ein so von Gott gesandter Helfer nahet in schwerer Stunde!

Hört nur, wie freundlich der Herr dem Waisen war!

Damals lebte in der City, das heißt, in der Altstadt von London, ein reicher Kaufmann, der ein Schiff auf dem Meere gehen hatte, das ihm die Schätze der fremden Länder brachte, und wor ein gar wunderlicher Heiliger der, wie man bei uns sagt. Wer ihn so sah in seinem schlichten Anzuge, der meinte, es sei ein ehrlicher Gevatter Schneider oder Schuster, aber nimmer, daß er ein so reicher Mann sei. Sein Ansehen war unfreundlich; und wer ihn in seinem kurz abgebrochenen Reden hörte, wie er so brummig schien, — der würde gedacht haben, daß der auch nur lachen könne, wenn ein Anderer den Hals breche; aber dem war nicht so. Unter der scheinbar rauhen Schale steckte ein herrlicher Kern, ein frommes, treues, liebevolles Herz, das für wahre Armuth stets eine volle Hand zum Geben hatte, allein unnachsichtlich strenge gegen solche war, die aus Faulheit bettelten.

Herr Wood war, wie gesagt, einer der reichsten Kaufleute der Stadt London; denn sein Seehandel und seine

Fabrik blühte, und Alles, was er unternahm, glückte. In seinem Hause ging Alles so stille her, als sei kein Mensch darin, und doch wimmelte es von Menschen; man hörte kein hartes Wort, außer von Herrn Wood, wenn er faule Leute zankte; man vernahm keinen Fluch von den vielen Arbeitern; aber ich hätt's auch Keinem rathen mögen, so gottesvergessen zu sein und zu fluchen! Auf der Stelle würde er ihn fortgejagt haben. Morgens betete Herr Wood vor der Arbeit mit allen seinen Arbeitern den Morgensegen und am Feierabend das Abendgebet. Dafür gingen aber auch seine Arbeiter alle an den Wirthshäusern vorbei nach ihren Wohnungen und schliefen noch einmal so gut, weil sie wußten, daß Gottes Engel über ihrem Bett unsichtbar Wache hielten. Das ist ein Segen! Am Sonntage durfte bei ihm Niemand arbeiten; aber er zahlte doch den Arbeitern den Lohn; denn er sagte: „Ihr wollt ja doch am Sonntag auch mit Euren Kindern essen!" Daß er dafür Leute hatte, die für ihn durch's Feuer gegangen wären; daß sie mit unwandelbarer Treue auf seinen Vortheil bedacht waren, das brauch' ich nicht erst zu sagen; denn Jeder kann das aus seinem kleinen Finger saugen. Seine Frau war frühe gestorben, und obwohl er noch ein junger Mann war, so sagte er doch: „Meine kleine, liebe Jenny," so hieß seine Tochter, die auch sein einziges Kind war, „soll keine Stiefmutter haben; denn eine rechte kann sie doch nicht wieder bekommen."

Dieser Herr Wood pflegte alltäglich, wenn er durch seine Fabrik gegangen war und mit seinen Arbeitern freundlich und ernst geplaudert hatte, einen Spaziergang nach dem Hyde-Park zu machen, welcher nicht sehr weit von seinen Fabrikgebäuden entfernt lag.

Auch heute war er, ſeiner alten Gewohnheit treu, in den Park (ſo nennt man eine künſtliche Waldanlage) gegangen und hatte ſich, da es ſehr warm war, eine der dunkelſten Schattenſtellen geſucht, um dort auszuruhen und über ſeine Angelegenheiten nachzudenken, den Segen Gottes zu preiſen und den Entſchluß in ſich zu erneuern, Gutes zu thun und nicht müde zu werden.

Dieſer Mann nach dem Herzen Gottes war auch dieſen Morgen ſtille auf einer Bank im dichten Schatten der Bäume und Gebüſche in ſeinen ſtillen Betrachtungen verſunken, als der kleine Richard Wittington ganz nahe bei ihm betete und dann in den tiefen Schlaf der Geſundheit und des guten Gewiſſens ſank.

Wer sich nun von Euch diesen Mann denkt, wie er da in der Nähe des armen Knaben sitzt und jedes seiner Worte, jeden seiner Seufzer hört, der denkt gewiß in der Stille seines Herzens: der ist auch nicht von Ungefähr so hierher gekommen, sondern Der, Der die Haare unseres Hauptes gezählt und die Geschicke der Menschen lenkt, hat ihn hergeführt. Und wer so denkt, ist just ganz meiner Meinung!

Als Herr Wood es so im Laube rispeln hörte, dachte er: Vielleicht hat wieder einmal das Laster hier sich eine heimliche Stätte gesucht, weil es das Licht scheuen muß; aber, als er des Kindes Gebet hörte, da pochte ihm das Herz, und er dankte Gott, der ihm wieder einmal eine Gelegenheit gegeben hatte, Gutes zu thun.

Er wartete noch etwas, aber als er um die Hecke bog und den Knaben so fest und gut schlafen sah, konnte er's nicht über sich gewinnen, den armen Schläfer zu wecken. Er setzte sich wieder ruhig auf seine Bank und sann nach, was er mit dem Knaben machen wolle.

Eine gute Stunde war vorüber, da stand endlich Herr Wood auf, machte ein Gesicht wie der weltbekannte Pfalzvergifter, und trat zu Richard und rüttelte ihn.

Der Knabe fuhr erschrocken auf und starrte den unfreundlichen Mann an, der im aschgrauen Rock, alten Hut und mit dem langen spanischen Rohr in der Hand vor ihm stand.

„Pfui der Schande," hob Herr Wood mürrisch und sauertöpfig an, „du schläfst hier in den besten Tagesstunden, und Hunderte braver Kinder deines Alters arbeiten für ihr täglich Brod, oder sitzen in der Schule und lernen fleißig. Schämst du dich nicht?"

Dem armen Richard, der heftig erſchrocken war, traten Thränen in die Augen. Er ſah mit treuherzigem Weſen den zürnenden Mann an, zerdrückte ſeine alte Mütze und

ſagte: „Ach, Herr, ich bin geſtern in vielen Fabriken geweſen und habe Arbeit begehrt, aber ſie haben mich abgewieſen. Vor Weinen habe ich nicht geſchlafen, und als ich hierher kam, übermannte mich die Ermüdung von geſtern her.“

„Du wollteſt arbeiten!“ fuhr in gleichem Tone Herr Wood fort, „was verſtehſt du denn?“

Eine Gluth der Scham ſtieg in Richard's Antlitz. Was konnte er dem ſtrengen Frager antworten, als — „ich verſtehe noch nichts.“

Der Alte weidete sich an dem Anblicke; denn er sah, wie die Scham mit der Ehrlichkeit rang in des Kindes Seele.

„Ich weiß wohl," sagte Richard stotternd, „daß ich noch nichts verstehe und kann; aber ich wollt's ja lernen, und Lohn verlangte ich ja nicht — nur Brod und einen Winkel zum Schlafen. Ach, Herr, hungern thut so weh! Habt Ihr's auch schon versucht?" — Herr Wood lächelte.

„Du kannst doch lesen, rechnen und schreiben?" fragte Herr Wood weiter; aber seine Stimme wurde weicher, sein Gesicht freundlicher.

Noch größere Schamröthe bedeckte Richard's Gesicht. Mit tiefem Schmerze sagte er endlich: „Leider muß ich fast mit Nein antworten!"

„Und bist so groß und alt schon!" rief Herr Wood aus.

„Ach, lieber Herr," sagte der Knabe, „was mich meine Mutter lehren konnte, das weiß ich, mehr nicht. Meine liebe, gute Mutter hätte mich gerne in die Kirchspielsschule geschickt, aber sie konnte das Schulgeld nicht aufbringen."

„So?" dehnte Herr Wood. „Wer war denn deine Mutter?"

„Ach, eine fromme, treue, gute Mutter war sie, und Wittwe dazu, seit mein armer Vater in der Themse ertrank. Sie wusch und flickte für die Seeleute, und ernährte sich ehrlich; aber durch das Wasser zog sie sich eine Krankheit zu und starb."

Bei diesen Worten brach das verhaltene Weinen hervor mit seiner ganzen Macht und Gewalt.

Herr Wood wurde überwältigt von seinem Herzen.

22. Altes Gold.

Es iſt gewiß kein größerer Jammer, als wenn's von einer Haushaltung heißt: Von Hand zu Mund! Wenn nichts weiter haben gebracht wird, als was mit dem Munde verzehrt wird, was ſoll's da im Alter werden? Was zu der Zeit, wenn Krankheit den Einen oder Andern im Hauſe heimſucht? Und aus bleibt die nicht! Was ſoll's werden, wenn die Kinderzahl wächſt? Wenn ſie etwas lernen ſollen? Wenn die Schuhe und Kleider zerriſſen ſind? Gleichwohl gibt es Menſchen, die, obwohl es bei ihnen ſo geht, doch nicht laſſen von ihrem Thun und Treiben; doch nicht arbeiten und ſich beſchränken im Wohlleben und Kleiderpracht. Das iſt ſo das leichtfertige Treiben dieſer Zeit; daher mehren ſich die Bettler alle Tage.

„Aus der Hand in den Mund,
Gibt ſchlechten Haushalt kund,"

ſagt darum die Weisheit auf der Gaſſe, das Sprüchwort, und es lügt wahrlich nicht. Dagegen ſtellt ſich nun das körnige Sprüchlein:

„Einem fleißigen Hamſter ſchadet der Winter nicht."

Warum? Ei, weil er im Sommer in ſeinen Backentaſchen die Frucht in ſeinen Bau trägt, wie die Biene den Honig in ihre Waben. Lerne du von dem, Hausvater und Haus-

Der rauhe Ton, den er prüfend angenommen, verwandelte sich in einen recht liebreichen. Er faßte des Knaben Hand und sagte: „Sei ruhig, mein Kind! Gott, zu dem du gebetet hast, hat dir Hilfe gesendet durch mich. Wenn du treu, fleißig und ehrlich bist, so soll's dir nicht mangeln an Brod, an Arbeit, aber auch nicht an guter Lehre. Komm' mit mir!"

Richard wischte seine Thränen aus den Augen und sah verwundert den Mann an, der erst so rauh und hart, und jetzt so mildreich und freundlich war.

Herr Wood lächelte ihm freundlich zu und sagte: „Willst du, so schlage ein, und unser Handel ist fertig. Ich habe dich nur einmal prüfen wollen, darum redete ich dich hart an. Sieh', unser Einer wird von bösen Buben und Galgenstricken, wie sie hundertweise auf den Gassen von London umherlaufen, gar oft betrogen, und da will man keine Katze im Sacke kaufen."

Richard schlug getrost ein und sagte: „Ich will Alles thun, was ich kann, und will durch Fleiß, Treue, Ehrlichkeit und Dankbarkeit gewiß zu vergelten suchen, was Ihr Gutes an mir armen Waisenkinde thut."

Darauf folgte er Herrn Wood, und unterwegs setzte derselbe seine Unterredung mit Richard fort und freute sich sehr, daß er ein so offenes und treues Herz hatte. Alle seine Antworten bewiesen aber auch dem welterfahrenen Manne, daß der Knabe bei dem offenen, guten Herzen auch einen offenen Kopf, das heißt, klaren Verstand und Urtheilskraft habe, und als sie endlich sein Wohnhaus in der Altstadt erreichten, war sein Plan für Richard gefaßt.

Kaum in das Haus eingetreten, rief Herr Wood seinem

alten, treuen Leibdiener Cliffort, und befahl ihm, den Knaben reini[illegible]t und neu kleiden zu laſſen.

Das Anſchaffen von Kleidungsſtücken macht in London nicht halb ſo viel Arbeit als hier zu Lande, wo man ſich das Zeug kaufen muß und Gott danken kann, wenn man nicht noch dazu betrogen wird; wo man ſich's dann beim Schneider anmeſſen läßt und warten muß, bis das „Morgen" kommt, wo er's verſprochen hat, und froh ſein kann, wenn er's dann endlich nicht verpfuſcht hat, und es eher dem Großvater paßt, als uns. Da ſind ganz vortreffliche Kleiderläden, wo man Alles vom Hemde bis zum Hute fix und fertig bekommen kann, nämlich für gutes Geld. Da geht man dann hinein, wählt, probirt an, accordirt, — bezahlt, und geht ganz anders hinaus, als man herein gekommen, nämlich etwas leichter im Geldbeutel und ſtattlich gekleidet. So machte es denn auch der alte Cliffort mit Richard, und nach einer halben Stunde trat der Knabe in Herrn Wood's Gemach, um ſich zu bedanken, und Herr Wood kannte ihn kaum wieder, ſo ganz anders ſah er nun aus gegen ſeinen früheren Zuſtand.

„So iſt's recht," rief er freundlich aus, als er den ſchmucken Burſchen ſah, gab ihm gute Lehren und führte ihn dann in das Zimmer, wo die ſechsjährige Jenny ſpielte.

Kaum ſah das Kind den Knaben, als es auf ihn zulief, ihn bei der Hand nahm und alle ſeine Spielſachen zeigte. Das ſchnell gefaßte Zutrauen des Kindes zu Richard gefiel dem Vater ſo wohl, daß er dem Knaben aufgab, auf Schritt und Tritt das Kind zu begleiten, daß es keinen Schaden nähme.

Mittlerweile aber ließ er geſchickte Lehrer zu ſich rufen, welche Richard Unterricht geben ſollten. Dies geſchah, und Wood ſah, wie kein Körnlein ſeiner gottgefälligen Saat verloren ging. Richard's Fleiß überſtieg Herrn Wood's Erwartung, und die Erfolge befriedigten ihn in hohem Grad. Alles, was der Knabe anfaßte, das gedieh. Seine Fortſchritte wurden täglich größer und erfolgreicher, und die Lehrer wußten ihn nicht genug zu loben.

In ſeinen freien Stunden war er bei Jenny, oder ergriff jede ſchickliche Gelegenheit, Allen im Hauſe zu dienen und gefällig zu ſein. So kam es denn, daß er nicht bloß ſeinen Herrn und deſſen Kind zu Freunden hatte, ſondern auch die zahlreiche Dienerſchaft des Hauſes. Das kam, wie geſagt, daher, daß er ſich ein Sprüchlein ins Herz ſchrieb, welches einer unſerer trefflichſten deutſchen Dichter in ſeiner gar ſchönen Weiſe ſo ausdrückt:

„Du haſt zwei Ohren und einen Mund. Willſt du's beklagen?
Gar Vieles ſollſt du hören, und wenig drauf ſagen!
Du haſt zwei Augen und einen Mund. Mach' dir's zu eigen:
Gar Manches ſollſt du ſehen — und Manches verſchweigen!
Du haſt zwei Hände und einen Mund. Lern' es ermeſſen!
Zwei ſind zur Arbeit da, einer zum Eſſen!"

Das iſt, bei meiner Treu! ein goldenes Sprüchlein und werth, daß Alt und Jung, Mann und Frau, Knecht und Magd es ſich ins Gedächtniß faſſe, wie es Richard Wittington that.

Die kleine Jenny hatte Richard vorzüglich lieb. Wohin ſie ging, da mußte er bei ihr ſein. Niemand war

im Stande, sie so zufrieden zu halten wie er, und wenn er bei ihr war, so verlangte sie nicht nach ihrem Vater, was sonst diesen gar oft in seinen Geschäften störte.

Mancher wäre übermüthig und faul geworden in dem guten Leben; denn das gute Leben ist weit schwerer zu ertragen, als die Noth, und sind gar Viele, die es überhaupt gar nicht vertragen können. Das mein' ich so: in den guten Tagen liegt gar viel Verführung und Versuchung. Da wird Mancher neben den guten Weg geleitet und wird leichtsinnig, liederlich und faul. Es ist aber auch ein Probstück, vor dem ich Respect habe, wenn Einer im guten Leben bescheiden, treu und fleißig bleibt. Der Richard Wittington hielt sein Wort, das er im Hyde-Park dem Herrn Wood gegeben, und bestand die Probe meisterlich. Nach Jahresfrist war er Herrn Wood ganz unentbehrlich; die kleine Jenny hing mit ganzer Seele an ihm, und alle Leute im Hause hatten ihn herzlich lieb, und noch mehr als früher.

Seine Fortschritte im Erlernen dessen, was ein Christenmensch nöthig hat, waren außerordentlich. Er hätte können Lehrer werden — und wurde es auch so unter der Hand; denn was er erlernt hatte, das brachte er spielend der kleinen Jenny bei, und als Herr Wood zufällig einmal dahinter kam, da lächelte er so vor sich hin und sagte zu sich selbst: „Mit dem Jungen ist ein Segen in mein Haus gekommen; denn Jenny's Eigensinn und Unart hat er besiegt, und nun unterrichtet er sie noch dazu!“

Was der Herr Wood aber da zu sich selbst gesagt hatte, das war auch eine gründliche Wahrheit. Die kleine

Jenny war durch ihre Wärterin sehr verzogen worden, weil diese dem Kind allen Willen that. Seit aber Richard um das Kind war, wußte er ihm alle diese üblen Gewohnheiten abzugewöhnen, und die Wärterin war verständig genug, einzusehen, wie vortrefflich des Knaben Weise war, um von ihm zu lernen.

Wie aber auch sein Herz gut und fromm war, mag eine Thatsache lehren, die später auf eine ganz merkwürdige Weise einen großmächtigen Einfluß auf Richard's Leben gewann.

Ihr wißt Alle aus Erfahrung, daß in Räumen und Orten, wo mancherlei Stoffe aufgehäuft sind, sich Ratten und Mäuse genug einfinden. In einem Hause, wie das des Herrn Wood, war das in noch erhöhetem Maaße der Fall; denn in seinen weiten Magazinen lagen die Erzeugnisse fremder Welttheile aufgeschichtet. Da machten denn Ratten und Mäuse oft ganz erstaunliche Verheerungen, und es wurde nothwendig, alle Mittel anzuwenden, das Ungeziefer zu vertilgen. Was man aber auch that, es schien, als helfe es gar nichts. So kam denn Herr Wood auf den Gedanken, mehrere Katzen anzuwenden, und diesen gelang es, dem Unwesen zu steuern.

Eine dieſer Katzen warf eine ungewöhnlich große Anzahl Junge. Der alte Clifford brachte eines Tages Richard einen Korb mit dem Auftrage, die jammernden Thierchen in der Themſe zu ertränken. Dieſer Grauſamkeit widerſtrebte ſein Herz, und ſchnell reifte ſein Entſchluß, die Thierchen zu retten. Ohne aber Clifford etwas zu ſagen, ging er mit dem Korbe weg. Statt ſie aber zu ertränken, ging er auf ſeinem Weg in die Häuſer und bot ſeine Kätzchen zum Geſchenk an, und es gelang ihm, Alle bis auf Eins unterzubringen. Und als er für das Eine keinen Herrn fand, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Geht dir's nicht mit dem Thierchen, wie es dir ſelber einſt ging? Und hat nicht Herr Wood Barmherzigkeit an dir geübt? Sollteſt du ſie nicht an dem armen Thierchen üben?“

Nun nahm er's und verbarg's an ſeiner Bruſt, und kehrte heim, trug's in ſein Kämmerlein und zog's ſorgſam auf.

Das war eine Geſinnung, wie ſie gewiß Gott gefällt; denn der Herr ſagt: „Der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes.“ Gewiß, liebe Leſer, Ihr fühlet es Alle, wie vortrefflich ſich hier Richard's Herz erwies; aber ich möchte Euch ſagen: Was hindert's, daß Eure Kinder nicht auch ſo denken? — ? — Meiner Treu! ein gutes Beiſpiel fruchtet mehr, als ein Sack voll Worte. In Aſien lebt ein heidniſches Volk, die Hindu, die tödten kein Thier, weil ſie ſagen: Sie hätten kein Recht dazu; die aber auch keins mißhandeln. O, ihr Chriſten, wie beſchämen Euch dieſe Heiden in der Schonung gegen die Creatur! Wie oft ſeid ihr hart und grauſam gegen ſie. Sehe nur einmal Einer die Behandlung des armen Zugviehes, wenn es angeſpannt iſt! Wahrlich, das Herz blutet, wenn man's

mit anſehen muß. Die Qual, welche ihr der armen Creatur anthut, ſchreit zum Himmel um Rache. Seid barmherzig, ihr Menſchen!

Der gute Richard ernährte heimlich ſein Thierchen und gewann es gar lieb. Er meinte, Niemand wiſſe es; aber Herr Wood war dahinter gekommen und hatte von Clifford Alles erfahren. Das hatte ihm in ſeinem Herzen wohlgethan, und er gewann ſeinen Richard noch lieber dadurch.

Richard wurde nun allmählich den gewöhnlichen Dienſten des Hauſes entzogen und in der Schreibſtube des Herrn Wood beſchäftigt. Seine Anſtelligkeit und Gelehrigkeit machten ihn da bald ebenſo brauchbar, wie im Hauſe. Seine Handſchrift war ungemein ſauber und ſchön; er rechnete mit ziemlicher Fertigkeit. So konnte ihn Herr Wood ſehr gut gebrauchen und war bald im Stand, ihn zu wichtigeren Dienſten zu verwenden. Ueberall erwies er ſich gleich treu, und wäre er nicht noch ſo jung geweſen, Herr Wood hätte ihm die allerwichtigſten Aufträge ohne alle Sorge übertragen.

In Jenny's Geſellſchaft war er jetzt ſeltener. Nur an den Sonn- und Feſttagen geſchah dies, weil alsdann Herr Wood mit Jenny und Richard auf ſein Landgut fuhr, und im Freien mit den Kindern die nicht vom Gottesdienſt in Anſpruch genommenen Stunden zubrachte. Das waren Stunden des heiterſten Spiels und der ungetrübteſten Jugendfreude; Stunden, auf die ſie ſich die ganze Woche freuten, ſo lange die ſchöne Jahreszeit währte; Stunden, welche die Herzen der Kinder in zutraulicher Liebe recht eng mit einander verbanden.

Indessen sollte das nicht mehr lange so bleiben. Sie wuchsen Beide heran; Richard ward ein bildhübscher Junge und die kleine Jenny erblühte wie eine junge Rose. Herr Wood brachte sie auf einige Jahre zu seiner entfernt wohnenden Schwester zu ihrer weitern Ausbildung, und Richard wurde mehr und mehr in die Handelsgeschäfte hineingezogen und leistete seinem Wohlthäter die treuesten Dienste. Sieben Jahre war er nun schon im Hause des Herrn Wood und niemals hatte der Mann Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein. Jeden Wunsch las er in seiner Seele, und ehe ihn Herr Wood ausgesprochen, eilte schon Richard ihn zu erfüllen. Wurden auch alle Dienenden im Hause gar menschenfreundlich behandelt, so empfing doch Richard noch mehr Freundlichkeit von Herrn Wood als alle Anderen.

Eines Tages war Richard nach vieler Arbeit erst spät zu Tische gekommen, denn er mußte noch Geschäfte abthun, welche die Abfahrt eines Kauffahrteischiffes des Herrn Wood unerläßlich forderten. Bei diesem saß noch der Buchhalter und Herr Multon, der Befehlshaber des Kauffahrteischiffes und Wood's Schwager. Die Herren waren gar guter Dinge; denn der kostbare Wein, welchen der reiche Herr Wood zum Besten gab, war ganz geeignet, die Seele fröhlich zu machen. Gar manches Gläslein war schon auf die glückliche Reise des Handelsschiffes geleert worden, als Herr Wood Richard den Auftrag gab, alle seine Diener, Knechte und Mägde, herein zu rufen. Dem Buchhalter aber sagte er, er solle sein Buch herbeiholen.

Als nun Alle da waren, begann er heitern Sinnes sie anzureden: „Ihr wißt," sagte er, „daß mein Schwager

eine weite Seereise antritt, und wenn uns Gott Segen gibt, mit Vortheil von seiner Reise heimkehrt. An den Handelsvortheilen sollt Ihr Alle Theil nehmen, indem Ihr Eure Ersparnisse in den Handel legen könnet. Was habt Ihr Euch nun erspart?"

Da begann denn der Buchhalter und nannte die Summe, die er einlegen wolle, und ein Jedes nannte den Betrag seiner Ersparnisse. Der Buchhalter schrieb Alles getreulich in sein Buch, und Jedes brachte seine Summe oder sein Sümmchen, je nachdem es getreulich mit dem Seinen haushalten hatte.

Richard stand stille in einer Ecke, und ein Seufzer drängte sich aus seiner Brust hervor. Er hätte wohl auch gerne etwas eingelegt, — aber er hatte nichts. Als Alle wieder weg waren, wandte sich Herr Wood an ihn mit den Worten: „Alle haben gespart, nur du nicht, Richard; und doch hast du auch manche Gabe von mir empfangen. Was hast du denn mit deinem Gelde gemacht?"

Er runzelte dabei wieder seine Stirne und sah ihn scharf an.

Auf Richard's Wangen stieg eine tiefe Schamröthe. „Ich habe es nicht weggeworfen, auch nicht verthan;" sagte er stotternd.

„Das steht mir zu glauben und nicht zu glauben frei!" warf ihm Herr Wood hin.

„Ach, glaubt mir doch, theurer Wohlthäter!" bat Richard. Aber Herr Wood verlangte nun immer strenger Rechenschaft, bis endlich Richard bekannte, er habe es der armen Familie gegeben, die, obwohl selbst blutarm, sich seiner erbarmt, als er nach dem Tode seiner Mutter hilflos gewesen.

„Ach, zürnet mir nicht, theurer Herr;“ ſchloß er ſeine Rede, „ich hatte kein Bedürfniß; denn Nahrung und Kleidung hatte ich ja im Ueberfluſſe durch Eure Güte. Sollte ich denn Geld ſammeln und jene Armen darben laſſen, die einſt ihr hartes Brod mit mir getheilt? Wäre ich ſo vieler Wohlthaten würdig geweſen, wenn ich nicht freudig dieſe Schuld der Dankbarkeit abgetragen hätte?“

Da ſprang Herr Wood auf und zog Richard an ſeine Bruſt. „Ich wußte es ja, mein guter Richard,“ rief er aus, „ich wußte es ja; denn der alte, ehrliche Clifford hier hat mir ja Alles geſagt, aber ich wollte es nur von dir ſelber hören. Gott ſegne dich, mein Sohn! Du haſt deine Sparpfennige auch in einen Handel gelegt, über den aber der Herr droben im Himmel Buch führet, und viel genauer als mein alter Buchhalter hier!“

Der Capitän Multon ſah mit Rührung und Wohlwollen auf den Jüngling, der ſo edel dachte und handelte, und fragte dann: „Haſt du denn gar nichts, mein Sohn?“ „Eins nenne ich mein,“ ſagte Richard, „aber das könnet Ihr nicht brauchen, Herr Capitän.“

„Was iſt's denn, lieber Richard?“ fragte er weiter. „Wer weiß, ob es nicht geeignet iſt, mir viele Dienſte zu thun?“

„Ach,“ ſagte Richard verlegen, „es iſt — eine Katze!“ „Ja, ja,“ ſagte Herr Wood zu Multon, „dieſer Katze hat er das Leben erhalten, weil er ſie nicht tödten konnte!“

Multon ſann einen Augenblick, dann ſagte er: „Ich nehme deine Katze; denn durch die Waaren kommen allerdings oft Ratten und Mäuſe in unſere Schiffe, und wir können dieſe nagenden Gäſte um ſo weniger brauchen, als

mutter: Sparet in der Jugend, so darbt Ihr nicht im Alter; sparet in der Zeit, so habt Ihr's in der Noth. Ein **Nothpfennig** ist besser, als ein **Lust**thaler. Daran reihet sich das Andere: Schwielen an den Händen ist besser, als goldene Ringe an den Fingern. Die Schwielen kommen nicht vom Spielen, sondern vom Arbeiten, und die goldenen Ringlein sind ein Zierathwerk, das Geld kostet, und kein's einbringt.

Eine alte Großmutter sagte einmal zu ihrem Enkel, der aufs Freien ausging: Wenn dir ein Mädchen wohl gefällt, so frage nicht: Was hast du im Vermögen? sondern laß dir 'mal ihre Hand geben. Fühlst du so ein sammetweiches Katzenpfötchen, so geh' schnell fort; denn wenn die dir Tausende einbringt, so mußt du sie auch wieder für die Arbeit ausgeben, die du von fremden Leuten in deinem Hause mußt verrichten lassen; denn das Dingelchen kann nicht und hat's noch nicht gethan, also auch nicht gelernt. Willst du etwas aufs Tabulettchen setzen, so kauf dir hölzerne Männlein, die essen und trinken und zugen sich nicht. Eine Frau ist zu schwer und zu kostspielig dazu. Findest du aber, daß das Mädchen eine harte schwielige Hand hat, so wirb um sie, und wenn sie arm wäre wie weiland der alte Hiob. Die macht das leere Haus voll — jene das volle leer!

Hatte die alte Frau Unrecht? Schwielen an den Händen sind mehr Ehre, als goldene Ringlein an den Fingern!

---

23. Eine Anekdote.

Der alte Kurfürst von Hessen, der Großvater des jetzigen, kam im Jahr 1814 in das Land Schaumburg. An der Grenze wurde er unter einem Ehrenbogen feierlich empfangen. Der Amtmann wollte eine Rede halten, und es war zufällig die Erste in seinem Leben, und seine Herzensangst nicht geringe. Er begann stotternd: „Nach sieben traurigen Jahren —" Da blieb er stecken. Der Kurfürst wollte ihm auf die Beine helfen und sagte: „Ja

wir nicht immer Ueberfluß an Lebensmitteln haben, und sie uns außerdem an manchen Waaren sehr bedeutenden Schaden zufügen. Damit du aber von deinem Kapital Zinsen ziehen kannst, mußt du den Werth selbst bestimmen."

„Ja," lächelte Richard, „Zinsen wird mein Kapital wohl tragen, denn das gute Thier wird Euch auf der Reise mit Jungen beschenken. Haltet es nur gut und nehmt's in Gottes Namen mit." Darauf sprang er weg, holte seine Katze und übergab sie dem Bedienten des Capitäns, der sie auf seines Herrn Befehl sogleich auf das Schiff bringen mußte.

Dieser versprach nun Richard, ihm die Dienste der Katze reichlich zu vergelten, wenn er wieder heimkehren würde. Bald darauf bekam der Capitän die Botschaft, daß günstiger Wind eingetreten sei, und, da alle Geschäfte beendet waren, schied er, um sich sogleich an Bord seines Schiffes zu begeben.

Wir wollen nun einstweilen den Capitän Multon seine weite Reise nach Indien antreten lassen, bis wir Zeit finden, uns nach ihm umzusehen.

Die Handelsgeschäfte des Herrn Wood gingen ihren ruhigen, geordneten Gang fort, wie immer, und Richard bewies die größte Thätigkeit im Geschäft, und eine Umsicht, welche seinem Alter nicht zuzutrauen gewesen wäre.

Zwei Jahre gingen ohne wichtige Ereignisse hin. Gar oft erzählte Herr Wood in den Abendstunden, in welchen ihm Richard vorzulesen pflegte, von Jenny und ihren Tugenden, welche seine Schwester in jedem Briefe pries. Diese Nachrichten waren Freudenbotschaften für Richard; denn wachend und im Traume stand das liebliche Bild

Jenny's vor seiner Seele, und seine Gedanken waren immer bei ihr, wenn nicht die heilige Berufspflicht ihn zwang, sie dem Vortheile seines Herrn zuzuwenden. Sie wiederzusehen, war sein innigster Wunsch; aber dazu war fürs Erste keine Hoffnung, da der Vater sie bis zu ihrer vollendeten Ausbildung in dem Hause seiner vortrefflichen Schwester lassen wollte, da gerade in diesen Jahren dem Mädchen die Erziehung durch eine so mütterlich für sie sorgende Frau unentbehrlich war, wenn sie einst ihrem häuslichen Berufe genügen sollte.

Als aber die zwei Jahre um waren, und auch das dritte seinem Ende zueilte, und von Capitän Multon keine Nachricht, auch er selbst nicht kam, da begann es dem Herrn Wood bange zu werden; denn in jenem Schiffe lag ein ungeheurer Werth, und, wäre es zu Grunde gegangen, so würde unstreitig die Hälfte des Vermögens des Herrn Wood verloren gewesen sein.

Kein Wunder, daß er oft lange in tiefen Gedanken da saß! Schwamm ja doch sein Gut auf dem unsichern, treulosen Meere. Konnte ja doch ein Sturm das Schiff zerschellen und in den Abgrund schleudern, und Alles, Alles war hin mit der Welle, die es bedeckte!

Herr Wood ging hundertmal an den Strand und forschte bei ankommenden Schiffen aus Indien; aber was er vernahm, war nichts weiter, als daß vor achtzehn Monaten Capitän Multon mit reicher Ladung von Calcutta abgesegelt sei, Niemand aber seitdem etwas von ihm gehört noch gesehen habe.

In wahrer Seelenangst ging endlich auch das dritte Jahr herum, und alle Nachforschungen, welche Herr Wood

bis Indien anstellte, blieben erfolglos. Da war denn das Schicksal entschieden. Das Schiff war mit Allem, was es in sich schloß, zu Grunde gegangen. Herr Wood trauerte um seinen Verlust, doch mehr noch um die Menschen, die dabei ihr Leben eingebüßt hatten; aber er war Christ und trug das Schicksal geduldig. Eine nothwendige Folge war übrigens, daß Herr Wood der Dienerschaft mit ehrlichen Zinsen die Einlagen zurückzahlte, welche sie gemacht, da er die treuen Diener nicht konnte leiden lassen, obwohl er selbst keine Schuld an dem Unglücke hatte, das ihn selber viel härter traf als sie.

Ein Mann, wie Herr Wood, dachte aber nun auch daran, durch neue Unternehmungen den erlittenen, schweren Verlust zu decken; allein er mußte die betrübende Erfahrung machen, daß sie ihm nach der Reihe unglücklich ausfielen. Das brachte neue Verluste, forderte neue, schmerzliche Opfer. Richard sah mit Betrübniß, wie die Freudigkeit seiner Seele gestört war. Seine Stirne lag fortwährend in tiefen Falten, und selten sah man ihn lächeln. Alle im Hause litten, weil sie ihn liebten und ihn leiden sahen.

Richard konnte diesen Zustand nicht ertragen. Er dachte sich, daß, wenn Jenny wiederkehren würde, ihre Freundlichkeit den Vater wohl erheitern könnte. Da war er auf dem rechten Weg, und dieser Weg stimmte, ohne daß er es wußte, mit den Herzenswünschen des Herrn Wood völlig überein; nur nahm er Anstand, Jenny ihrer Erzieherin zu nehmen, da er wußte, daß das, was sie bei ihrer vortrefflichen Tante lernte, sie einst fähig machte, eine tüchtige Hausfrau zu werden.

Richard konnte es endlich nicht mehr über sein Herz bringen, länger zu zögern. Er schrieb hinter seines Herrn Rücken an dessen Schwester; stellte das dar, was sich ereignet hatte, und wie die Verluste eine unglückliche Stimmung des Mannes hervorriefen, dem er in Liebe so treu und innig zugethan sei. Er glaube, daß auch schon ein Besuch die wohlthätigsten Folgen haben werde. Einige Tage später, als Herr Wood eben auf sein Landgut gefahren war, kam ein Wagen angefahren. Richard eilte hinaus, um die ankommenden Gäste zu begrüßen. Sein Herz klopfte stürmisch, denn es ahnete ihm, es sei Jenny. Und wirklich war sie es.

Als er den Schlag des Reisewagens öffnete, sprang sie zuerst heraus.

Fast hätte er sie nicht mehr gekannt, so hatte sie sich verändert. Aus dem schönen Kinde war eine blühende Jungfrau geworden, geschmückt mit allen Vorzügen der Jugend und mit den viel herrlicheren der Unschuld und Reinheit der Seele, und dieß sprach sich in ihren Zügen aufs Bestimmteste aus. Wie aber Richard überrascht, erröthend und die Augen niederschlagend, in Schüchternheit vor ihr stand, so auch sie nicht minder vor ihm; denn auch Richard war ja nicht mehr der Knabe, wie sie ihn verlassen. Hoch aufgeschossen, kräftig und von der einnehmendsten Gesichtsbildung, war der Jüngling selbst unter den Jünglingen seines Alters der schönste, und die Demuth und Bescheidenheit, das sanfte, liebreiche Wesen, welches auf den ersten Blick in ihm sich erkennen ließ, gewann ihm alsobald jedes Herz. Auch Jenny erröthete und schlug das schöne Auge nieder, nachdem ein flüchtiger Blick ihr

die vortheilhafte Veränderung der Jahre, die sie, von ihm getrennt, verlebt, hatte erkennen lassen. Sie sammelte sich zuerst und reichte ihm ihre Hand, die er leise berührte.

„Willkommen, lieber Richard," sagte sie mit dem liebreichen Ton ihrer wohllautenden Stimme.

Er verbeugte sich tief und berührte leise ihre Hand; aber sogleich rief sie aus: „Wo ist mein guter Vater?"

Richard sprach sein Bedauern aus, daß er heute Morgen auf das Landgut gefahren sei, setzte aber hinzu: „Er wolle sogleich hinausreiten und ihn holen."

„Wissen Sie was," sagte sie nach einigem Besinnen, „wir ruhen uns etwas aus und fahren dann zu ihm."

Die Tante stimmte dem bei und Jenny ließ nicht nach mit Bitten, bis Richard sich auch der Gesellschaft anschloß. Gegen Abend fuhren sie hinaus.

Das Landgut war nicht groß und auch nicht ferne von der Stadt. Ein niedliches Landhaus stand in Mitten eines Gartens von mäßiger Größe, und etwa dreißig Morgen Aecker und Wiesen lagen drum herum, alle von einer Hagedornhecke eingeschlossen, wie das von jeher in England Sitte war.

Hier fanden sie Herrn Wood in einer Laube. Er saß in tiefem Sinnen da und hörte nicht, daß sich Jemand nahte, bis Richard vor ihm stand, der ihn vorbereiten sollte. Er fuhr auf. „Was gibt's, Richard?" fragte er erschrocken.

Richard berichtete zuerst, wie es zu Hause stand. Als er aber nichts Wichtiges berichten konnte, fragte mit vorwurfsvollem Tone Herr Wood: „Warum verläßt du Alles, und kommst hierher?"

„Ich habe liebe Gäste begleitet," sagte lächelnd Richard. Der Alte sah ihn fragend an; aber in diesem Augenblicke flog auch Jenny schon an des Vaters Hals.

Das war eine große Freude nach so vielen unerfreulichen Ereignissen, als nun sein Kind und die theure Schwester vor ihm standen!

Richard zog sich zurück. Es schien ihm, als Fremden, unbescheiden, bei diesem Erguße der Herzen zu sein. Als aber die ersten Augenblicke der höchsten Lust des Wiedersehens vorüber waren, da bemerkte Herr Wood, daß er fehle. Er rief nach ihm, aber er war nicht in der Nähe.

„Ich will ihn suchen," sagte Jenny und hüpfte hinweg.

In dem Garten war eine Stelle, welche stets das Lieblingsplätzchen Jenny's gewesen war. Dort nämlich sprudelte am Fuß einer alten, weit ihre Aeste ausbreitenden Trauerweide ein schöner Quell hervor, dessen ziemlich bedeutender Abfluß einen Weiher füllte, auf dem schöne Enten umher schwammen. Unter der Trauerweide hatte Richard in früheren Jahren eine Bank aus übereinandergelegten Stücken Rasen gemacht. Hier hatten sie die Enten gefüttert und die Fische im kleinen Weiher; hier hatten sie manche Stunde gespielt.

Es war wohl seltsam, daß ihr das Herz sagte: Dort findest du ihn. Und wirklich, dort saß er allein und in Gedanken, welche ihm fast Thränen in die Augen brachten. Heute nämlich, als er vor Jenny stand, fühlte er zum ersten Male, wie unaussprechlich lieb er sie habe; aber auch heute war es ihm recht klar geworden, daß er, der arme Jüngling, der Sohn einer Matrosenwittwe, seine Blicke nicht erheben dürfe zu der reichen, schönen Tochter

des Kaufherrn Wood. Hier hatte er um Kraft gebetet, sein Herz beherrschen zu können. Das hatte seine Seele mit einer tiefen, schmerzlichen Wehmuth erfüllt.

Jenny sah ihn von ferne schon. Die Abendsonne fiel gerade auf die Stelle, wo er saß. Sie stand lange und betrachtete ihn, wie er so männlich und so schön geworden. Und hatte nicht sein Vater ihm eben wieder eine Lobrede gehalten, wie kaum die Vaterliebe dem eigenen, wohlgerathenen Sohn eine hätte halten können. Ihre Jugendzeit, die Tage ihrer Kindheit, die er bewacht und verschönert hatte, alle die mannigfaltigen guten Einflüsse, welche er auf sie gehabt, welche sie jetzt erst recht einsehen und begreifen konnte — standen vor ihrer Seele, und das heftig schlagende Herz sagte ihr, daß sie nur diesen und diesen allein und für immer lieben könne. Nach diesem Bekenntniß konnte sie nicht sogleich zu ihm gehen; aber nachdem sie wieder ruhig geworden war, trat sie aus dem Baumgange hervor und rief seinen Namen. Er sprang auf und eilte auf sie zu. „Kann ich Ihnen dienen?“ fragte er mit Ehrerbietung.

„Nein, nein, lieber Richard,“ sagte sie erröthend über die demüthige Art seines Verhaltens, „der Vater verlangt nach Ihnen.“

Er eilte rasch der Laube zu und fragte, was der Herr befehle?

Wood zog ihn aber an seine Brust, voll Dankes, daß er so liebevoll gegen ihn gehandelt, und sagte zu seiner Schwester: „Sieh, Gott hat mir zwar einen sehr großen Theil meiner Habe durch seinen Rathschluß genommen, aber hier habe ich einen großen Schatz. Und wenn er

mir Alles nähme, Richard würde mich nicht darben lassen!"

„Ach," sagte Richard, „möge Gott sie bewahren vor solchem Geschick; aber wäre es so von Gott beschlossen, noch inniger und herzlicher würde ich ihm für meine Kräfte und meine Gesundheit danken, wenn ich so einen kleinen Theil meiner großen Schuld an meinen edlen Wohlthäter abzahlen könnte. Nichts sollte mir zu schwer sein und keine Arbeit zu hart, und wenn ich Tag und Nacht mich plagen müßte."

Das Wort kam aus der Seele Tiefen, das fühlten Alle, die es hörten; denn Richard sprach es mit so innigem Gefühle, mit so kräftigem Willen, daß Niemand zweifeln konnte, er werde es gewiß thun, wenn Zeit und Umstände es forderten.

Jenny, die Tante und Wood hatten Thränen in den Augen, als das Richard so tief bewegt aussprach, und alle Drei drückten schweigend seine Hand.

Noch am Abend fuhren sie zurück, weil Herr Wood nicht mit dem treuen Richard zugleich das Haus eine Nacht verlassen wollte.

Sie kamen spät in London an, und da die beiden Reisenden sehr ermüdet waren, so begaben sie sich früher als sonst zur Ruhe, und gegen Mitternacht schlief Alles im tiefsten Frieden, nur Richard nicht. Es war so Vieles, was ihn heute bewegt hatte, daß er den Schlaf nicht finden konnte. Sein Licht erlosch endlich, und er saß noch in seinen Kleidern auf seinem Bett. Das Kämmerlein, in welchem er wohnte und schlief, lag gegen der Fabrik über, und nur der Hof trennte ihn davon. Das Wohngebäude

stieß oben unmittelbar an den Theil der Fabrik, wo die Färberei lag und wo so mancher brennbare Stoff niedergelegt war.

Plötzlich wurde sein Kämmerlein taghell erleuchtet von Außen her.

Richard sprang voll Entsetzen auf und riß sein Fenster auf; aber welch ein Anblick stellte sich ihm dar!

Das ganze Fabrikgebäude stand fast gleichzeitig in Flammen, und jener Theil zuerst und am heftigsten, welcher an das schöne Wohnhaus grenzte und die Färberei enthielt.

Richard schrie nach Hilfe und verließ dann eiligst das Gebäude, um Wood's Familie zu wecken.

Durch jene brennbaren Stoffe genährt, gewann das Feuer eine Gewalt und Ausdehnung, daß nach wenigen Minuten auch das Wohnhaus ergriffen war.

Blitzschnell füllte sich Hof und Straße mit Menschen. Ebenso schnell wurde gelöscht; allein es war, als ob das in das Feuer gegossene Wasser Oel wäre. Immer gieriger, immer gewaltiger wurde die Flamme.

Händeringend sah Herr Wood das sich rasch verbreitende Feuer, das nun schon das Wohnhaus ergriffen hatte, und im Innern zu verzehren anfing.

Da rief plötzlich Herr Wood verzweifelnd aus: „Wo ist meine Schwester und mein Kind?"

Erst jetzt wurde man gewahr, daß Jenny sich zum Fenster herauslehnte und um Hilfe flehte.

Ermüdet von der Reise lagen sie in tiefem Schlaf, als das Feuer ausbrach, und so hatte das plötzliche Ausbrechen des Feuers Alle betäubt, Niemand dachte an sie, die oben im dritten Stockwerke wohnten und schliefen.

Keine Leiter reichte da hinauf.

Während man mehrere an einander zu binden bemüht war, schrie Herr Wood: „Rettet sie! Um Gottes willen, rettet sie!“ Richard, der bemüht gewesen war, die Kasse seines Herrn zu retten, hörte diesen Ruf nicht sobald, als ihm der Gedanke auf das Herz fiel, Jenny könnte den entsetzlichen Flammentod sterben. Rasch sprang er hinaus, schlug ein nasses Tuch um sich, nahm ein ebenso benetztes unter seinen Arm und stürzte die Treppe hinauf, die schon brannte. Durch Flammen, Rauch und Qualm drang er zu Jenny's Gemach, und in dem Augenblick, als er der Thüre sich nahete, wurde diese aufgerissen und eine weibliche Gestalt stürzte ihm entgegen. Er schlug in größter Hast sein nasses Tuch um sie, lud sie auf seine Schulter und trug sie glücklich hinab; aber ihn hatte die Flamme furchtbar verbrannt. Er taumelte, und wäre vom Schmerz überwältigt zur Erde gesunken, wenn nicht der Buchhalter ihn erfaßt hätte.

In dem Augenblicke hörte er den verzweifelnden Ruf Herrn Wood's: „Wo ist Jenny? Ach, mein Kind! Mein theures Kind! Wer rettet Jenny?“

Dies Wort traf Richard's Ohr. Er fuhr voll Entsetzen auf und sprang hin, wo Herr Wood händeringend stand. Hier sah er wohl, daß er Herrn Wood's gute Schwester gerettet hatte, Jenny aber dem Flammentode preisgegeben war; denn das Feuer hatte mit immer noch wüthenderer Macht das innere Gebäude ergriffen, und die Treppe, die von Holz war, brannte schon an vielen Stellen. Die höchste Lebensgefahr war mit jedem neuen Versuche verbunden.

wohl, nach sieben traurigen Jahren" — Da fiel der Amtmann wieder ein und sprach: „Nach sieben traurigen Jahren —," aber das Unglück wollte, daß er über die sieben dürren Jahre Egyptens nicht hinauskommen sollte — er blieb abermals stecken. Der Kurfürst wollte der Sache eine andere Richtung geben, zumal die Pferde am Wagen sehr unruhig waren und der Ehrenbogen, unter dem er hielt, bedenklich wackelte, und fragte ihn: Wer sind Sie? — Unterthänigst aufzuwarten, der Amtmann Z —, erwiederte der Amtmann und fing noch einmal an: Nach sieben traurigen Jahren —

Da rief ein Bauer, der den Ehrenbogen wanken sah: Myn Gor, Herr Amtmann, de Peerde hebben den Ehrenbogen umstsmedden!

Alle Wetter, rief der Kurfürst, Kutscher, fahr zu, sonst bricht das achte traurige Jahr heute an!

Der Kutscher hieb auf die Rosse, die eben schnell genug anzogen, um den Kurfürsten aus der Lebensgefahr zu retten und die: „Sieben traurigen Jahre" des Amtmanns Z — bedeckte der einstürzende Ehrenbogen.

21. Ein Räthsel.

Da sitzen die Männer mit ernstem Sinn,
Und wägen die Gründe mit Sorgfalt ab;
Und prüfen bedächtig und horchen hin,
Was Einer für Zeugniß dem Andern gab;
Und sprechen dann mit Einem Munde
Bald frohe und bald traurige Kunde,
Wie nennst du das?

Richard besann sich nicht. Er tauchte schnell seine Tücher wieder in das Wasser, schlug das eine um sich und sprang furchtlos in die Flammen hinein. Um ihn brüllte überall das Feuer. Umsonst richteten alle Spritzen ihre Wasserstrahlen auf die Treppe. Wenn sie auch auf Augenblicke dem verzehrenden Feuer Einhalt zu thun schienen, so erwies es sich doch bald, daß es eine bloße Täuschung war.

Mit flehendem Gebet um Gottes Schutz im Herzen war Richard bis zur Stube vorgedrungen, wo Jenny sich befand. Er riß die Thür auf und rief ihren Namen. — Als ihre Stimme nicht antwortete, sprang er hinein. Sie lag ohnmächtig an dem Boden. Die Angst und der mit jedem Pulsschlage näher rückende Flammentod hatten das unglückliche Mädchen ihrer Besinnung ganz beraubt.

Richard wußte, daß es Eile galt, wenn er nicht mit ihr sterben sollte. Er faßte sie, schlug sie in das nasse Tuch und stürzte der Treppe zu. Wie bebte er, als die Flamme ihm von unten entgegen schlug! — Doch sein Glaube an Gottes unmittelbare Hilfe in der Stunde der Noth stand zu fest, als daß er hätte verzweifeln sollen; vielmehr rief er: „Herr, der du im Feuerofen die Deinen schütztest, verlaß doch auch mich nicht in dieser Noth!“ Und getrost sprang er in die Gluth, und geleitet von Gottes rettender Hand kam er glücklich unten an, als hinter ihm die Treppe zusammenbrach. Mit dem letzten Reste seiner Kraft brachte er Jenny in den Hof. Ein tausendstimmiger Jubelruf begrüßte den edeln Retter, — aber er hörte ihn nicht, — leblos sank er mit seiner theuern Last zusammen.

Halb London war an der Stätte des Brandes verſammelt. Ein Arzt ließ ſchnell Beide in ein nahes Krankenhaus bringen, wohin Herr Wood und ſeine Schweſter folgten. Durch des Arztes Bemühungen kam Jenny bald wieder zu ſich. Sie war wohl auch verbrannt wie ihre Tante, allein es war doch von geringerer Bedeutung; allein Richard konnte faſt nicht mehr in das Leben

gerufen werden, und als er endlich zu sich kam, machte ihn der Schmerz seiner Brandwunden schier wahnsinnig. Alles, was des Arztes Kunst vermochte, wurde angewendet; allein auf die ängstlichen Fragen der dem Jünglinge so hochverpflichteten Menschen zuckte er die Achseln und meinte, es sei ein Wunder der göttlichen Allmacht und Gnade, wenn er mit dem Leben davon komme.

Zu dem großen Schmerze des Herrn Wood gesellte sich nun auch der um Richard. Seit er sein Kind, seine Schwester und Richard wieder hatte, schien es, als achte er des Brandes nicht, der ihn arm machte. Als aber der Arzt so wenig Hoffnung für Richard gab, da sahen die Seinen ihn zum ersten Male weinen, seit Gottes Hand seine geliebte Gattin von seinem Herzen genommen hatte.

Draußen aber tobte das Feuer in immer größerer Wuth. Das Wohnhaus und die sämmtlichen Fabrikgebäude, alle die kostbaren Maschinen und Vorrichtungen, alle die Stoffe auf den Webstühlen und die fertigen in den Magazinen, alle die Vorräthe zum Verarbeiten, welche noch roh in den Gebäuden lagen, — alles dies und mehr noch, das ganze Mobiliar des Wohnhauses, Herrn Wood's werthvolle Papiere verbrannten zu Asche, und als der Tag anbrach, schienen die Strahlen der aufgehenden Sonne nur auf einen rauchenden Trümmerhaufen, von dem man mit blutendem Herzen das Auge wegwandte, wenn man bedachte, daß der, der hier so Viele ernährt, nun mit einem Male zum Bettler geworden war.

Als Herr Wood von dem Trümmerhaufen wieder zu Jenny und Richard zurückkehrte, drückte er Jenny an sein

Herz und ſagte: „Kind, wir ſind Bettler geworden; denn es iſt Alles hin!“

Da ſagte Richard in ſeinen Schmerzen: „Wenn mich Gottes Allmacht und Gnade leben läßt, ſo werde ich für Sie arbeiten!“

„Und ich,“ rief Jenny freudig aus, „will Tag und Nacht thätig ſein, um Ihre alten Tage vor Noth zu ſchützen!“

„Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen,“ ſagte Herr Wood. „Der Name des Herrn ſei gelobt; aber wer mich arm nennt, weiß nicht, wie reich ſolche Liebe macht!“ Und er faltete ſeine Hände zum innigſten Dankgebete.

Herr Wood miethete ſich nahe dem Krankenhauſe, wo Richard lag, und wo man ihn jetzt nicht wegbringen durfte, ein kleines Häuschen, und bezog es. Er und Jenny aber wichen nicht von ſeinem Krankenbette. Beſonders bewies Jenny ihrem Lebensretter eine rührende Zärtlichkeit. Leider ſollte aber ihre Sorgfalt ſich bald theilen. Die Schweſter ihres Vaters, ihre treue, mütterliche Freundin, erkrankte durch die mancherlei Erſchütterungen, welche ſie ſeit dem Brand erfahren hatte. Die Krankheit nahm täglich an Kraft zu, und nach neun Tagen ſtarb ſie.

Das war ein ſehr ſchwerer Schlag für Vater und Tochter, und auch für Richard, dem man es lange verſchwiegen hatte. Zwar ging es mit ſeiner Beſſerung ſehr langſam; allein er wurde ja doch beſſer, und ſobald es möglich war, ihn wegzubringen, ließ ihn Herr Wood auf Jenny's Bitten in ſeine Wohnung bringen.

Das war freilich nicht mehr jenes Haus, das, dem

Schloß eines Fürsten ähnlich, sich erhoben hatte; da sah man nicht mehr die Pracht der Geräthe wie früher; da wohnten sie nicht mehr in Zimmern, die wie Säle groß waren; nein, es war ein kleines, niederes Häuschen, eingerichtet wie die bescheidene Wohnung eines armen Handwerkers, und das Wohnstübchen war klein; aber überall war's reinlich wie geblasen. Man sah kein Stäubchen, und es herrschte eine Ordnung, die man bewundern mußte. Ganz entsprechend war Herrn Wood's und Jenny's Kleidung und Lebensweise. Als Richard in dies Häuschen gebracht wurde, sah er sich mit trübem Blick um. Er dachte, wie schwer es den Beiden werden mußte, sich in dieses beschränkte und ärmliche Wesen zu schicken, während sie früher Alles besaßen, was groß in den Augen der Welt ist; als er aber in ihre Augen, in ihre Angesichter blickte und darin Ruhe, Zufriedenheit und Gottergebenheit las, da wurde ihm das Herz leicht; da fand er diese Wohnung viel schöner als jene prachtvolle, und es war ihm, als stünde jetzt Jenny seinem Herzen um Vieles näher als damals, wo sie der Glanz und der Reichthum streng von ihm schied, wenigstens dadurch eine Scheidewand zwischen sie baute, vor welcher er, der arme Abkömmling eines armen Matrosen, scheu den Blick und das Herz abwandte.

Und wie nahm ihn die Liebe auf! Nein, ein Vater kann nicht herzlicher gegen seinen eigenen Sohn, eine Schwester nicht liebevoller gegen den Bruder sein; ja, ein seliges Gefühl im Herzen sagte Richard, daß das Verhältniß Jenny's zu ihm nicht mehr das einer Schwester sei, daß sie ihn liebe mit der ganzen Kraft einer edeln Seele.

Seinem Gefühle durfte Richard keine Worte leihen. Er bedachte, daß das den Anſchein haben könne, als wolle er aus dem Unglücke ſeines lieben Herrn Vortheil für ſich ziehen. Daher verſchloß er ſein Gefühl in ſein Herz.

Herr Wood mußte die Erfahrung machen, welche faſt Jeder macht, der den Wechſel des unbeſtändigen Glücks in dieſer Welt erfährt. In den Tagen ſeines Glückes hatte er Freunde die Fülle; jetzt, wo das Glück ihm den Rücken wendete, hatte man ſeinen Namen ganz vergeſſen. Keiner von denen, die ſich an ſeiner Tafel erquickt, kam jetzt, nach ihm theilnehmend zu ſehen. Herr Wood lächelte und ſagte zu Richard: „Es iſt der Welt Gang und Weiſe. Soll ich der Einzige in der Welt ſein, der das nicht erfährt?“

Herr Wood hatte, da er wie jeder Kaufmann auch fremdes Geld in ſeinem Fabrikweſen hatte, mit dem Reſte ſeines Vermögens diejenigen Perſonen bezahlt, die ihm im Vertrauen ihr Vermögen übergeben hatten.

„Niemand,“ ſagte er, „ſoll von meinem Mißgeſchicke mit fortgeriſſen werden!“

Als er aber Alles ausbezahlt, blieb ihm nur noch ſo viel übrig, ſeine nächſte Einrichtung zu beſtreiten. Alles Werthvolle, was er gerettet hatte, wurde verkauft, ſelbſt das kleine Landgut ging hin. Und als endlich Richard geneſen war, ſah er Herrn Wood's Stirne immer faltiger, ſein Auge ferzenweller werden; aber er ſchwieg darüber. Als aber endlich dann und wann Seufzer des Mannes hörbar wurden, konnte ſich Richard nicht mehr halten. Er mußte ihn fragen um ſeinen Kummer.

Eines Tages war Richard zu Kaufleuten gegangen, die mit Herrn Wood in Verbindung gestanden hatten, um sich einen Verdienst zu suchen. Es war ihm gelungen, eine Anstellung zu finden, aber eine so ärmlich bezahlte, daß Herrn Wood's geringster Diener im Magazine sich besser gestanden hatte. Dennoch dankte er Gott dafür; denn es half doch die theuren Menschen vor Mangel schützen. Für die Abendstunden machte er sich bei einem Advocaten Papiere zum Abschreiben aus. So kam er mit einer schönen Hoffnung heim; aber er sah Thränen in Jenny's Augen und Herr Wood stand düster und traurig am Fenster.

Als Jenny weggegangen war, forschte Richard nach der Ursache des Kummers.

Ohne Hehl gestand Herr Wood seine Lage. „Jenny hat," sagte er, „bisher Stickereien für ein Handelshaus gemacht; aber dies hat Bankerott gemacht, und nun sind wir brodlos."

„Gott sei Preis!" rief Richard aus, „nun kann ich helfen!" Und nun erzählte er Herrn Wood, welchen Verdienst er sich ausgemacht habe. Weinend fiel ihm der wackere Mann um den Hals und küßte ihn. „O, mein Kind," rief er aus, „du warst in den Tagen des Glücks ein Segen für mein Haus; aber seit des Herrn Hand uns die dunklen Wege führt, bist du erst recht ein Heil für uns geworden. Gott segne dich und vergelte dir reichlich, was ich dir nicht vergelten kann!"

„Ach," dachte Richard, „wie reich könntest du mich machen!" Aber er schwieg, und drückte den Wunsch tief hinab in das Herz. Richard's unermüdlicher Thätigkeit

gelang es auch, für Jenny wieder Arbeit zu finden, und so wetteiferten sie dann, für ihr ehrliches Auskommen zu arbeiten; aber weder Jenny, noch Herr Wood wußten, daß Richard manche Nacht bis zum Grauen des Tags auf seinem Kämmerlein für den Advokaten schrieb. Nach einiger Zeit wurden Richard's Wangen bleich und immer bleicher.

Sein Auge lag tief in der Höhle; die jugendliche Frische, welche er nach seiner Genesung von den Brandwunden wieder gewonnen hatte, wich gänzlich.

„Du bist krank!“ sagte Herr Wood, „und gestehst's uns nicht.“ Jenny's thränenfeuchtes Auge ruhte oft auf seinem leidenden Gesichte; aber er fühlte sich gesund, obwohl er seine Kräfte abnehmen fühlte.

Herr Wood schüttelte den Kopf still vor sich hin und schwieg; aber er wollte der Sache nachforschen. Er ahnete fast die Wahrheit. Einst saß Richard wieder am Tisch und schrieb, und längst war die Mitternacht vorüber. Die

gänzliche Ermüdung übermannte ihn. Das Haupt sank auf den Arm und er schlief ein. Früh trat Herr Wood in seine Kammer und fand ihn tief schlafend sitzen. Er sah auf seine Schreibereien, und das Räthsel war gelöst; denn das herabgebrannte Licht gab Bescheid.

Herr Wood weckte ihn. Obwohl er tief gerührt war von solcher aufopfernder Liebe, so machte er ihm doch bittere Vorwürfe, und Richard mußte versprechen, es nie wieder zu thun.

Leider lag das Halten dieses Wortes nicht mehr in seiner Gewalt. Gerade in dieser Nacht war eine starke Erkältung zu einer krankhaften Anlage hinzugekommen, und eine heftige Krankheit brach aus.

Wochenlang schwebte der Arme zwischen Leben und Tod. Herr Wood und Jenny wichen nicht von seinem Bette. Sie hatten einen Arzt geholt, der treulich sorgte, und Gott erhörte Jenny's und ihres Vaters Gebete; er genas wieder; aber diese Krankheit und ihre Kosten, das Ausbleiben des Verdienstes in dieser langen Zeit hatten Schulden auf die Armen gehäuft. Der Miethzins war nicht bezahlt worden und der unbarmherzige Hauseigenthümer ließ für seine Forderung pfänden und versteigern, was Herrn Wood als letztes Eigenthum geblieben war. Unter Thränen sahen die drei Unglücklichen den Morgen kommen, wo die Unmenschlichkeit ein so liebloses Werk ausüben wollte.

Der Notar und der öffentliche Ausrufer kamen. Auch Leute genug, Trödler und Händler, fanden sich ein. Zuerst kam Herrn Wood's Lehnstuhl an die Reihe. Er war das letzte Stück, was er aus seinem früheren Wohlstande gerettet

hatte. Manche Stunde ſtillen Nachdenkens damals, manche Stunde ſchwerer Sorge neuerdings hatte er in dieſem Seſſel zugebracht; ſeine liebe Schweſter war in ihm geſterben. Mit blutendem Herzen ſah er ihn wegnehmen, hörte ſeinen Preis anſetzen, die Leute bieten.

Aber was war das?

Eine ſtarke Stimme rief: „Hundert Pfund!“ Das war ein Wort; denn ein Pfund iſt eine engliſche Münze und beträgt allemal zwölf Gulden.

„Wenn der kein Narr iſt,“ ſagte ein Trödler zu ſeinem Nachbar, „ſo wird er nächſtens gewiß einer; denn dafür zwei Pfund zu geben, iſt Thorheit. Und der Narr bietet hundert!“

„Zweihundert Pfund!“ rief dieſelbe Stimme.

„Noch beſſer,“ rief nun der Trödler aus, „der Narr bietet ſich ſelber ab.“

„Dreihundert Pfund!“ rief die Stimme.

„Herr,“ ſagte der Ausrufer zu dem Bietenden, „mit Vergunſt, ich glaube, unter Euren Haaren iſt es nicht ganz juſt! Warum bietet Ihr Euch denn ſelbſt ab?“

„Weil's mir ſo beliebt: Tauſend Pfund!“ rief er wieder.

„Patſch!“ ſchlug der Ausrufer zu, und meinte, er habe was Rechts gethan.

Der Fremde warf eine tauſend Pfund Note auf den Tiſch.

Eine Note iſt in England eine Sache, wie etwa das preußiſche Papiergeld. Jedermann nimmt's als baares Geld, und es iſt auch ebenſo gut, ja noch beſſer, weil's

Da ſitzen die Leute mit heiterem Sinn,
Und prüfen behaglich, was Eine gab,
Und ſehen darnach mit Gelüſten hin,
Daß ſie es bringen mit Luſt zu Grab,
Und ſprechen dann mit Einem Munde,
Wenn's wohl gerathen, die richtende Runde:
Wie nennſt du das?

Laß dich nicht täuſchen! Du räthſt ſonſt Prins!
Glaub' feſt meinem Worte: Es iſt nur Eins!

25. Der Menſchenfreund im groben Rocke.

Als der blutriefende Napoleon ſeine Armee in die Eisfelder von Rußland führte, da waren auch brave Jungen aus Holſtein dabei und auch aus den Hanſeſtädten. Sie trugen die unſäglichen Leiden des Rückzugs bei der ungeheueren Kälte mit etwas mehr Ausdauer als die Franzoſen, die wie Schneeflocken niederfielen, exferen oder vor Hunger und Elend ſtarben. Eine ſehr geiſtbegeiſterte junge Pfarrfrau, die lange in Holſtein lebte und zum Theil die Begebenheit miterlebte, hat mir jüngſt von ſolch einem wackeren Holſteiner und einem Bremer eine Geſchichte erzählt, die ich Euch hier gar gerne wiedererzählen will, da ſie mir recht das Herz bewegt hat.

Nach unausſprechlichen Leiden war auf ihrem Rückzuge die franzöſiſche Armee an die Bereſina gekommen, an den Fluß nämlich, der ſo heißt. Die Kälte war ſchon heftig, der Mangel entſetzlich, die Flucht regellos, die Furcht vor den verfolgenden Koſacken ungeheuer. Alles drängte zur Brücke, Wagen, Kanonen, Reiter, Fußgänger. Da brach die Brücke unter der Laſt, und viele, ach leider! ſehr viele geriethen in den Strom, rangen mit den Eismaſſen, bis ſie erſtarrten und unterſanken, und dazwiſchen pfiffen die Kugeln wie Hagel über die Hülfloſen hin.

Viele waren ſchon über die Brücke. Unter dieſen der Sohn eines angeſehenen Rathsherrn aus Bremen, ein junger Mann, der den Leiden faſt erlag, die Ermüdung, Hunger und Froſt bereiteten. Ganz erſchöpft ſank er

eben bequemer iſt und bei dem Verſchicken großer Summen ſehr die Verpackung erleichtert. — .

„Wo iſt mein Seſſel?“ fragte der Fremde, den man erſt jetzt ſehen konnte. Es war ein Mann in fremdartiger Kleidung, faſt ſo wie die Türken ſich kleiden; ſein Geſicht war ſo braun, als ſei er ein Indianer, und ſein langer Bart beſtärkte vollends die Leute in dieſer Meinung. Sie wichen ihm aus, daß er möchte zu ſeinem Seſſel kommen, den er ſo theuer bezahlt hatte, und die Leute meinten, es ſei doch eine kurioſe Liebhaberei, für den alten, ſchlockerigen Seſſel tauſend Pfund Sterling zu geben, und könne man ſich für das Geld ein Dutzend machen laſſen, wie ſie kein Lord in England habe. Aber, ſagten die Leute, jedem Narren gefällt ſeine Kappe, und dieſer hier hat's auf alte Seſſel gepackt. Laßt ihn nur! Dem armen Herrn Wood iſt geholfen und hat noch ein Schönes übrig! —

Als der Fremde den Seſſel ſah, trat ihm das Waſſer in die Augen, und ſetzte ſich einen Augenblick hinein; dann ſprang er auf und rief: „Wo iſt Herr Wood?“

„Droben im Kämmerlein!“ ſagte eine Nachbarin.

„Bringt mir den Seſſel herauf,“ rief der Fremde wieder, „ich geb' Euch eine Guinée!“

„Himmel!“ ſagte die Nachbarin, „der hat's dick!“ Denn eine Guinée iſt ſo viel wie eine Karolin bei uns zu Lande.

Für ſolchen Lohn gab's ſo viele Träger, daß ohne Zweifel der alte Seſſel wäre zerriſſen worden, hätte nicht der Fremde im Voraus der Nachbarin das Geld gegeben, die dann den Seſſel in lauter Freude hinauf trug.

In Richard's Kämmerlein ſaßen die drei Armen und

heiße Thränen floſſen, als ſie unten im Hauſe den Lärm hörten. Als nun Jemand die Treppe herauf kam, meinten ſie, er wolle anderes Geräthe holen.

Da riß die gute Nachbarin die Thür auf und brachte den Seſſel herein und ſagte: „Nun, Herr Nachbar, hier habt Ihr Euren Seſſel wieder; den ſchickt Euch einer, der Geld hat wie Bach, und iſt ein guter Narr dabei; denn, denkt Euch nur, er gab für den Seſſel hier tauſend Pfund. Setzt Euch hinein und danket Gott!“

Dieß war den Dreien unglaublich. Als aber die Frau ihre Guinée vorwies, die ſie ſo leicht verdient hatte, da meinten ſie, der liebe Gott habe an ihnen ein Wunder gethan. Herr Wood aber wollte den Seſſel nicht nehmen.

„Ei, ſeid doch geſcheidt,“ ſagte die Nachbarin. „Der Herr mit dem langen Barte hat's ja befohlen .... Wartet nur ein Bischen, er wird ſchon ſelber nachkommen.“ Darauf ging ſie weg, um Brod für ihre Kinderchen zu kaufen, und ließ die Drei mit ihren Gedanken allein. Die ſchwiegen auch; denn ſie beteten und dankten Gott für die Rettung, die ihnen ſo wunderbar geworden war. Während dieſer Zeit war der Fremde zu dem Notar gegangen, und hatte mit dieſem die Hausmiethe bezahlt, dann des Notars Koſten und die des Ausrufers, und darauf ſagte der Notar: „Herr, nun will ich dem armen Alten droben den Reſt des Geldes bringen. Das wird ihm wohlthun; denn er iſt von der Höhe des Glückes herabgeſtiegen in die Tiefe drückender Armuth.“

„Ich weiß, ich weiß!“ ſagte der Fremde, „geht nur hinauf und bringt ihm das Geld und ſagt ihm, die Zeit der Noth ſei aus, der Multon ſei da!“

Der Notar, der nichts von einem Multon wußte, sah sich den Mann ernstlich an und meinte, es sei wieder so ein Rappel des Fremden. Der aber drängte ihn, daß er gehe und seine Botschaft ausrichte, während Jener im Hausgange stehen blieb, wo sich das Volk nun wieder verlief.

Der Notar trat denn nun ein mit höflichem Gruße.

„Herr Wood," sagte er, „Eure Schulden sind bezahlt, wie auch alle Kosten, und hier hab' ich noch ein hübsch Sümmchen gelber Vögel, wie man sie gerne sieht, und singen auch gar nicht übel, wenn sie gegen einander klingen."

Als er das viele Gold auf den Tisch zählte, staunten alle Drei und Herr Wood sagte: „Sagt mir doch um Gottes Willen, was ist das für ein Mensch, der solche Wohlthat an mir thut?"

„Weiß nicht," antwortete der Notar; „aber es kommt mir fast so vor, als sei es unter seinem Hute nicht ganz geheuer. Er hat mir noch etwas aufgetragen. Ich soll Euch sagen, die Zeit der Noth sei vorüber, der Multon sei da."

„Gerechter Gott!" rief da Herr Wood, „wo ist er?"

Der Notar sah ihn erstaunt an und merkte erst jetzt, daß doch Etwas an der Geschichte sein müsse; sagte darauf: „Drunten im Hausgange steht er noch!"

Da stürzte Herr Wood hinaus und die Treppe hinunter. Als er aber den fremdartig gekleideten braunen Mann mit dem langen Barte sah, stutzte er. —

„Herr," sagte er zu ihm, „wer seid Ihr, daß Ihr es wagen mögt, mit einem alten, vom Schicksale schwerge-

prüften Manne ein ſo gottloſes Spiel zu treiben? Verzeihe es Euch Gott!“

„Wood,“ rief in dieſem Augenblicke der Fremde aus, und helle Thränen rannen über ſeine Wangen herab, „Wood! kennſt du mich denn nicht mehr?“

„Ach,“ ſprach Herr Wood, „faſt meine ich Multon's Stimme zu hören — aber —“

„Ja, ich bin's!“ rief der Fremdling. „Sieh mich nur an. Die Zeit und die Hitze hat mich dir entfremdet und meine Haut gebräunt!“

Nun lagen ſich die Langgetrennten wieder in den Armen; die ſich als todt beweint, gehörten ſich wieder lebend an.

„O, mein armer Schwager,“ ſagte Multon, „was haſt du Schweres erduldet! Sei aber gutes Muthes, all dein Leid iſt vorüber; eine reichere Ladung iſt niemals in London vor Anker gegangen, als die, welche ich dir aus fremdem Lande bringe.“

Wood zog ihn hinauf, wo er Jenny und Richard fand.

„Ja, du,“ ſagte Multon, als das Bewillkommnen vorüber war, zu Richard, „du biſt der Reichſte in London!“

Richard lächelte wehmüthig. „Ihr habt ſpotten gelernt, Herr Multon,“ ſagte er.

„Kommt her,“ rief Multon, „ich will Euch meine Geſchicke erzählen, damit ihr ſehet, daß ich nicht ſpotte, daß ich Euch volle Wahrheit ſage, und dann folgt mir in den Hafen, damit Eure Augen erkennen, wie der Herr Euer Unglück gewendet hat.“

Voll der allergespanntesten Erwartung setzten sie sich zu dem guten Multen und hörten ihm zu. Er begann:

Meine Reise war bis nach Indien hin eine recht glückliche. Kein Sturm brachte uns Gefahr, kein Ungemach suchte uns heim. Mit großem Vortheil und Gewinne setzte ich meine Ladung in der Stadt Calcutta in Indien ab. Du weißt jedoch, Schwager, daß das nicht eben sehr schnell zu gehen pflegt; auch dauert es lange, bis man wieder eine volle Ladung der Landeserzeugnisse hat zur Rückfahrt in die Heimath. Dieß ging jedoch auch ungehindert von Statten, wenn auch langsam, und nach vier Monaten konnte ich die Segel zur Rückreise richten und die Anker heben; ich konnte es mit frohem Herzen; denn ich hatte eine Menge indischer Stoffe und Seidengewebe, außer den unverarbeiteten Landeserzeugnissen, — eine so herrliche Ladung, daß ich im Geiste schon den reichsten Gewinn vor Augen sah. Das Schiffsvolk war gesund, das Schiff reichlich mit Lebensbedürfnissen versehen.

„So segelten wir an einem frühen Morgen fröhlich ab.

„Wiederum schien es, als sollte diese Fahrt so glücklich werden, wie die Hinreise gewesen war. Wir kamen glücklich durch die Gefahren, welche am Cap der guten Hoffnung, das heißt an der Südspitze von Afrika, den Schiffen zu drohen pflegen. Der günstigste Wind blies in unsere Segel; aber bald sollte es anders werden. Weit hinter der bezeichneten, so sehr gefährlichen Gegend trat eine mehrtägige, gänzliche Windstille ein, also daß unser Schiff nicht von der Stelle rückte, und am zweiten Abend kündigten hellleuchtende Blitze und fernehin rollender Donner es uns an, daß eine Nacht voll entsetzlicher

Gefahr uns erwarten würde. Ich hatte noch gerade so viel Zeit, die Befehle ausführen zu können, da kochte schon das Meer, und auf einen grellen Blitz und rasselnden Donner folgte ein Windstoß, dessen Gewalt so mächtig war, daß unser kleiner Vordermast krachend niederstürzte. Das war ein übler Gruß für uns. So schnell ich konnte, ließ ich ihn kappen (abhauen) und über Bord (über das Schiff hinaus) werfen. Auf dieses Vorspiel, das schon schlimm genug war, folgte Windstoß auf Windstoß, immer wilder, heftiger und stärker. Trotz aller Anstrengung brach auch unser Hauptmast, der in seinem Falle fast den Untergang des Schiffes bewirkt hätte. Um aber das Unglück zu vollenden, schlug eine gewaltige Welle das Steuerruder weg.

„Jetzt war alles Hoffen zerstört. Das Schiff war ein Spiel der Wellen und immer wilder brauste der Sturm, immer höher und wilder ging die See. Jeden Augenblick konnte eine Sturzwelle das Schiff umschlagen lassen. Wir sahen unsern Untergang vor Augen, und eine Nacht umgab uns, die auch kein Sternlein erhellte. So, zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Tod und Leben schwebend, durchwachte ich eine der entsetzlichsten Nächte meines ganzen Lebens. Wo wir uns befanden, wußten wir nicht; denn man konnte auf dem Verdeck auch nicht die geringste Beobachtung machen, durch welche man dies hätte bewirken oder berechnen können.

„Nach einem Kampfe der schwersten Art kam endlich der Tag; aber die Hoffnung, der Sturm werde sich legen, wurde aufs Bitterste getäuscht; vielmehr schien er an Stärke noch zuzunehmen. Als es endlich hell geworden

war, ſah ich rechts eine flache, unbekannte Küſte, deren Oberfläche dicht mit Holz bewachſen war. Eine Strömung des Meeres trieb unſer Wrack (entmaſtetes Schiff) dieſem Lande unaufhaltſam zu. Nun war an unſerm Untergange nicht mehr zu zweifeln. Wir hätten uns wohl der Schaluppe (großes Boot) bedient, wenn ſie nicht hätte müſſen den Wellen preisgegeben werden, weil ſie durch ihr Gewicht das Wrack auf die Seite zog. So blieb uns nichts als die Jolle (das kleine Boot), um uns zu retten. Mit Gefahr und großen Anſtrengungen gelang es uns, das Ufer zu erreichen. Immer heftiger trieb die Strömung das Wrack dem Lande zu, und ehe es noch Mittag war, hatte es eine mächtige Welle auf den Strand geworfen.

„Es gibt kein Unglück, dem nicht Gott der Herr auch einen mildernden Umſtand beigegeben hätte. An dieſer wilden, unwirthbaren Küſte, wo wir kein lebendes Weſen erblickten, hätten wir elendiglich vor Hunger ſterben müſſen, wenn nicht das Wrack geſcheitert wäre; denn nun hatten wir ein Obdach und hatten Waſſer und Lebensmittel.

„Es bedurfte einer langen Ruhe, um uns zu erholen, ſo hatten uns die angeſtrengten Arbeiten zur Rettung des Schiffs ermüdet. Als wir nun das Schiff unterſuchten, fanden wir die Ladung meiſt vom Seewaſſer verdorben, auch viele der nothwendigſten Lebensmittel; aber was uns tröſtete, war der Umſtand, daß, fanden wir wohlwollende Menſchenhilfe, es nicht unmöglich war, das Schiff wieder zur Reiſe herzuſtellen. Doch wie ſtand's um die Menſchenhilfe?

„Obwohl herrliche Wälder vor uns lagen, ſo hatten

wir doch noch keine Seele gesehen, die hätte auf ein bewohntes Land schließen lassen. War es eine große Insel oder ein Theil Afrikas, — wer konnte uns das sagen? — In solcher Noth ruft die Seele zu dem Herrn, als dem alleinigen Helfer und Retter, und nie ruft sie umsonst. Ich forderte meine Unglücksgefährten auf, mit mir zu dem Herrn zu beten. Wir knieten Alle nieder und ich betete laut. — Nie hat meine Seele gläubiger, inniger, vertrauensvoller gebetet als damals. Alle meine Unglücksgefährten weinten, im Bewußtsein ihrer Sündenschuld, aber in Aller Seelen kam auch die Hoffnung, der Herr werde in seiner Gnade mehr an uns thun als wir werth seien.

„Darauf legten wir uns in dem Wracke, das, seit der Sturm nachgelassen, auf dem Trocknen lag, ruhig zum erquickenden Schlafe nieder, den wir seit mehreren Tagen und Nächten nicht mehr genossen hatten. Wir schliefen ruhig und friedlich, und erwachten erst, als die glühende Sonne uns weckte.

„Nach kurzem Rathe wurden wir einig, daß die Hälfte der Mannschaft bei dem Schiffe bleiben, die andere Hälfte mit mir landeinwärts wandern sollte, um das Land zu erkundschaften. Wir nahmen uns Lebensmittel mit und schieden unter dem Versprechen, mit dem Abend wo möglich wieder zu kommen.

„In einiger Entfernung von dem Ufer, wo unser Wrack lag, traten wir in einen dichten Wald, der sich wahrscheinlich weit hin ins Land zog, denn wir sahen am Ufer hin sein Ende nicht.

„Nirgends war eine Spur von Menschen, nirgends

ein Pfad, nirgends eine Lichtung. Wir mußten uns durch den Wald einen Weg mit dem Enterbeile hauen. Der Mittag kam, und noch waren wir nicht tief in den Wald gedrungen. Unserer Lebensmittel bedurften wir nicht. Ueberall fanden wir herrliche Früchte von labendem Geschmacke, die uns als unschädlich die zahllosen Vögel zeigten, welche sich davon ernährten.

„Nachdem wir uns ausgeruht und aufs Neue unsern Weg fortsetzten, kamen wir, einem Bache folgend, zu einer Hütte. Ein altes Weib und kleine Kinder, alle rabenschwarz und kaum nothdürftig bekleidet, liefen schreiend davon, als sie uns sahen; aber auf ihr Geschrei trat ein junger Mann aus der Hütte. Kaum sah er uns, so legte er seine Hände kreuzweise über die Brust und kam auf uns zu, mit allen Zeichen wohlwollender und friedlicher Gesinnung. Er redete uns an, aber wir verstanden diese Sprache nicht. Endlich stieß er einige Worte Holländisch heraus.

„Du weißt, Schwager, daß ich früher öfter in Holland war und in vielen Häfen des Landes Handelsgeschäfte für dich trieb, daher ich denn Holländisch verstehe. — Ich dankte aufs Innigste Gott für das Glück, hier Jemanden zu finden, mit dem ich mich verständigen konnte, und ließ mich sogleich mit ihm in ein Gespräch ein. Obwohl er wenig Holländisch verstand, so reichte es doch hin, uns gegenseitig zu verständigen, wenn auch nur nothdürftig. Ich fragte: ob Holländer im Lande seien?

„Er verneinte das und wies weit, weit hinaus in die Ferne, wo sie seien, — und erzählte, er sei einst lange Zeit ihr Gefangener gewesen, ihnen aber entsprungen.

„Er fragte nun, woher wir kämen.

„Eine Unwahrheit mochte ich nicht sagen; daher theilte ich ihm denn unser Unglück mit und fragte, ob keine anderen Europäer im Lande seien.

„Er verneinte das wieder und sagte, daß noch niemals solche an dieser Küste gelandet seien. Er sei der Einzige im Lande, der sie gesehen habe. Ihr König verlange sehr, weiße Männer zu sehen.

„Auf die Frage, wo ihr König wohne, deutete er gegen Westen und meinte, es sei nicht weit.

„Hierauf lud er uns in seine Hütte ein und erquickte uns mit Speisen, wie er sie eben hatte.

„Was uns hier besonders auffiel, das war der Umstand, daß Vieles, was man sonst von Kupfer oder Eisen sieht, aus Gold bestand. Als ich ihn fragte, wo sie das hernähmen, erzählte der Wilde, daß alle ihre Flüsse und Bäche dies gelbe Metall in großer Menge im Sande führten, und daß man es reichlich in den fernen Bergen finde.

„Als nun der Tag sich neigte, begleitete uns der Wilde durch den Wald zurück. Und als wir am Saume des Waldes ein Thier schossen, das einem Reh ähnlich war, erschrack er heftig und wollte fliehen; allein wir beruhigten ihn, schenkten ihm ein Beil, nach dem er sehr verlangte, und kehrten zu unseren Gefährten zurück, wo uns das erlegte Wild eine gar köstliche Nahrung gab.

„Am andern Tage suchten wir die Hütte unsres neuen Freundes wieder auf; allein wir erschracken nicht wenig, als wir sie gänzlich verlassen fanden.

„Sehr niedergeschlagen kehrten wir zu unseren Genossen

nieder, und es wurde ihm grün und blau vor den Augen, wie wir zu ſagen pflegen. Länger zu leben ſchien ihm unmöglich; ja er wünſchte den Tod, denn dieſes Leben war nicht mehr zu ertragen. Seine Seele Gott befehlend und mit dem tiefergreifenden Gedanken an die lieben fernen Eltern ſchloß er ſein müdes Auge und dachte: Nun iſt's am Ende! Der gute Bremer hatte ſich aber doch verrechnet. Das alte Sprüchwort ſagt: Wen Gott will erhalten, den läßt er nicht erkalten. So war es bei ihm. Der Retter war nahe, und er ahnete es nicht, daß Gott einen ſende.

Leider konnte mir die liebe Pfarrfrau den Namen des Retters nicht nennen; aber es ſind wohl noch Leute genug in Holſtein, die, wenn ſie dieß leſen ſollten, den Namen nennen können, und ich wollt', ſie thäten's, ich würde ihn gerne nachtragen.

Ein Holſteiner ſtand im franzöſiſchen Heer, ein armer Menſch, aber er war reich am Herzen, reich an jener Liebe, von der Paulus ſagt: Sie ſuche nicht das Ihre. Wo er auf dem ganzen ſchrecklichen Rückzug einem armen Verunglückten helfen konnte, da war es ihm heiliges Bedürfniß, es auch im vollſten Maaße zu thun, das ihm zu Gebot ſtand. Er verband die Wunden, ſtillte den Hunger, ſo lange er etwas ſelber hatte; machte Feuer, wo er konnte, und erwärmte die Erfrierenden; trug die Ermatteten oft weit auf ſeinem Rücken fort, und leiſtete willigſich Beiſtand nach ſeinen beſten Kräften. Das that er jedem Nothleidenden, und es ſchien, als habe Gott in ihm einen Retter, einen helfenden Engel manchem braven Mutterſohne geſendet.

Der wackere Holſteiner war auch noch glücklich über die Brücke gekommen, ehe ſie brach.

Jetzt, wo überall Jammernde, Verwundete, Sterbende lagen, wo da und dort ſolche aus dem Waſſer krochen, die ſich, nahe dem Ufer, hatten retten können, aber nun in Gefahr waren, in den naſſen Kleidern zu erfrieren, war ein Feuer und warme Nahrung das Nothwendigſte. Aber wer mochte es wagen, ſich ſo lange aufzuhalten um Feuer anzuzünden, wo die Feinde überall im Nacken waren? Da galt's, ſich ſo ſchnell als möglich fort zu ſchaffen,

zurück; denn uns ſchien die Flucht des Mannes nichts Gutes zu bedeuten.

„Ungeſäumt gingen wir daran, Bäume zu fällen, um unſer Schiff auszubeſſern, das durch eine hohe Fluth leicht wieder flott werden konnte (was in der Seemannsſprache ſoviel heißt, als, daß es die Wellen des Meeres wieder vom Trocknen heben und ins Waſſer zurück tragen könnten), zumal der Neumond nicht fern war, wo die Fluthen oft ſehr ſtark werden. Wir legten es daher an den großen Ankern feſt und arbeiteten Alle aufs Fleißigſte.

„Abends gebrauchten wir die Vorſicht, unſere Kanonen und Gewehre zu laden und einen regelmäßigen Wachtdienſt einzurichten; aber die Nacht verging in ungeſtörter Ruhe.

„Anders jedoch wurde es am folgenden Morgen. Kaum waren wir wieder an unſrer Arbeit, als aus dem nicht fernen Wald eine Menge Schwarzer herauskamen.

„Aus Furcht, ſie möchten feindſelige Abſichten haben, zogen wir uns auf das Wrack zurück und ließen einen blindgeladenen Kanonenſchuß in die Lüfte donnern.

„Kaum war dies geſchehen, als ſich Viele der Schwarzen in blinder Angſt auf die Erde warfen, Andere mit Entſetzen in den Wald flohen. Nur Einer blieb ſtehen und rief die Anderen zurück, indem er ihnen Muth einflößte. Nach einiger Zeit kamen ſie wieder näher, und zwar mit allen Zeichen des Friedens. Alle trugen dicke, goldene Ringe um Arme und Beine, und waren ſonſt nur bekleidet, ſoweit es die Schamhaftigkeit gebot.

„Unſer holländiſcher Dollmetſcher war ihr Führer. Er ſagte uns, die Männer wollten uns ſehen und uns befra-

gen, ob wir von ihnen Schafe annehmen wollten zur Nahrung. Als wir dies bejahten, holten sie solche aus dem Wald, und zwar so viele, daß wir lange Zeit vollkommlich mit frischem Fleische versorgt waren.

„Der Dollmetscher sagte, der König wünsche uns zu sehen und lade uns ein, ihn zu besuchen; er sei sehr begierig, die weißen Männer zu sehen, die Herr über Donner und Blitz seien.

„Sie blieben nun den ganzen Tag bei uns, besahen das Schiff und seine Einrichtung mit der Neugierde der Kinder, rührten aber nichts an, und waren hochbeglückt, als wir ihnen Glasperlen, kleine Spiegel, kleine Messer und dergleichen Dinge, wie wir sie zum Tauschhandel nach Indien mitgenommen hatten, zum Geschenke machten. Gerne gaben sie uns ihre goldenen Arm- und Fußringe dafür, und als sie sahen, daß wir gerne das Gold eintauschten, versprachen sie, dessen mehr zu bringen.

„Am andern Morgen kam unser Dollmetscher wieder, um mich zu dem Könige zu begleiten. Nun klärte es sich denn auch auf, warum er mit den Seinen seine Hütte verlassen hatte. Er glaubte dem Könige seines Volkes die außerordentliche Kunde von der Ankunft der weißen Männer bringen zu müssen, und zog deßwegen mit den Seinen in die Stadt, wo der König wohnte, der ihn nun sandte, uns zu ihm einzuladen.

„Ich kleidete mich und die zehn Mann, welche ich mitnahm, aufs Glänzendste heraus; ließ sie alle mit Säbeln, Pistolen und Flinten bewaffnen; gebot den bei dem Schiffe Bleibenden die größte Vorsicht, und trat meine Reise guten Muthes und mit Vertrauen auf Gott

an, indem ich meinen Leuten ſagte, ich würde innerhalb dreier Tage wieder zurück ſein.

„Unſere Reiſe führte uns meiſt durch dichte Wälder. Faſt einen Tag dauerte es, bis wir am Ufer eines Fluſſes einen Haufen unregelmäßig angelegter Hütten erblickten, und unſer Führer freudig ausrief, das ſei die Stadt des Königs.

„Große Haufen Volkes waren verſammelt, die uns mit tiefem Staunen und ängſtlicher Scheu betrachteten. Als der König erfuhr, wir nahten uns, kam er uns entgegen, geſchmückt mit koſtbaren Federn, in der Hand einen Stab von purem Gold. Unſer Empfang war ein ebenſo ehrfurchtsvoller als freundlicher.

„Des Königs Haus war ebenſo leicht und armſelig gebaut, als die ſeiner Unterthanen; aber es war größer und ſchöner gelegen, und zwar unter den hohen Kronen ſtolzer Palmbäume, deren ſchlanke Stämme wunderbar emporſtiegen.

„Wir wurden in dieſes Haus geführt, wo denn auch die Frau des Königs, uns zu ſehen, kam. Nichts ſetzte mich in ein größeres Erſtaunen, als die große Menge Goldes, womit Stühle und alles andere Geräthe bedeckt waren. Ein reichliches Mahl erwartete uns. Nach vielen Ceremonieen, welche die Unterwürfigkeit des Königs andeuteten, ſetzten wir uns nieder; allein, wer mag unſeren Ekel beſchreiben, als nun eine unzählige Menge großer Ratten überall hervorkamen, welche mit einer unbeſchreiblichen Dreiſtigkeit ſelbſt unſere Speiſen mit uns theilten!

„Zwar waren eine große Zahl Schwarzer überall

aufgeſtellt, welche mit ihren Spießen das Ungeziefer tödteten, allein das half nichts; denn es ſchien, als wüchſen immer neue Schaaren des abſcheulichen Ungeziefers aus der Erde hervor, ſo mehrte es ſich.

„Als ich meine große Verwunderung und Abſcheu durch den Dollmetſcher ausdrücken ließ über dieſe ekelhafte Qual, bedauerte der König, daß er dieſe große Landplage gar nicht bezwingen könne.

„Da fiel mir wohl ein, daß du, mein lieber Richard, mir deine Katze mitgegeben hatteſt, und ich beſchloß ſchnell, den größten Vortheil von ihr zu ziehen. Sie hatte mir auf dem Schiffe gar gute Dienſte gegen daſſelbe Ungeziefer, das hier eine doppelte Plage war, geleiſtet; denn weder Ratten noch Mäuſe, welche auf früheren Reiſen unſere Waaren beſchädigten, kamen im Schiffsrumpf auf. Schon gleich nach der Abreiſe von London hatte ſie fünf Junge geworfen, allerliebſte Thierchen, die ich um keinen Preis hätte in die See werfen können. Sie waren uns oft eine recht angenehme Unterhaltung durch ihre poſſierlichen Sprünge und Spiele, und jetzt waren ſie faſt ganz ſo groß, wie die Mutter. Unſer unglücklicher Schiffbruch hatte auf die munteren Thiere gar keinen Einfluß geübt. Sie trieben ſich ebenſo in dem Wrake herum, wie damals, als das Schiff noch ſtolz durch die Wellen der See dahinflog.

„Ich ließ nun dem Könige ſagen: Ob er denn kein Thier habe, das die Ratten tödte; ich hätte Eines.

„Mit großem Erſtaunen hörte er dieſe Mittheilung, und aufs Dringendſte ließ er mich bitten, wenn ich das Thier in dem großen Hauſe hätte, mit dem ich auf dem

Waſſer hergeſchwommen ſei, ſo nannte er nämlich das Schiff, ſo möge ich es doch herholen laſſen, damit er das einmal ſähe.

„Ich verſprach das natürlich gerne, und ließ einen meiner Leute, von Schwarzen begleitet, zurück zum Wracke gehen, um die alte Katze zu holen. Derweile wurden wir Uebrigen mit Ehren überhäuft. Nach Tiſch verlangte der König, daß ich ihm einmal Donner und Blitz machen ſolle, wobei er aber flehentlich bat, daß weder ihm noch den Seinigen ein Schaden daraus erwachſen möge.

„Wir gingen nun in das Freie. Ihr wißt Alle, daß ich jederzeit ein guter Schütze war. Als wir unter der ſchönen Gruppe von Palmbäumen hervortraten, ſchwebte über unſeren Häuptern ein großer und ſehr ſchöner Raubvogel. Ich fragte den König, ob ich ihm den tödten ſolle, was er zugab. Ich zielte, und als der Schuß eben aus dem Rohre heraus war, lag der ſtattliche Vogel ohne ein Zeichen des Lebens zu des Königs Füßen. Als ich mich aber umſah, wie überraſchte mich da der ſeltſamſte Anblick. Der König und Alle, welche ihn umgaben, lagen in Angſt und Zittern an der Erde, und das Volk, welches ſich höchſt zahlreich verſammelt hatte, floh in wildem Schrecken davon.

„Es währte ſehr lange, bis ſie ſich von dem Entſetzen erholten, das ſich ihrer bemeiſtert hatte.

„Flehentlich ließ mich der König bitten, nicht zum zweiten Male Donner und Blitz zu machen. Aber mit welcher Scheu und Furcht wurden wir nun erſt betrachtet!

„Als es Abend geworden war und wir bei dem Könige gegeſſen hatten, wurde uns ein eigenes Haus angewieſen, wo wir wohnen und ſchlafen ſollten, und der König ſelbſt

begleitete uns in daſſelbe und prüfte Alles ſelbſt, ob auch zu unſerer Bequemlichkeit nichts fehle. Lager von duftenden Kräutern waren bereitet und mit den glänzenden Fellen von Löwen, Tiegern und Leoparden bedeckt; die edelſten Früchte ſtanden in goldenen Gefäßen und Schüſſeln umher, — kurz — Alles war aufgeboten, daß es uns doch ja gefalle und behage. Auch hier war überall Gold zur Verzierung und zum Bedürfniſſe verwendet. Eiſen kannten ſie gar nicht, und ſie geriethen in das größte Erſtaunen, als unſer Dollmetſcher mit ſeinem Beile, das wir ihm geſchenkt, junge Bäume mit einem Hiebe niederlegte. Ich will es gar nicht verhehlen, daß, trotz der großen Freundlichkeit und Ehrfurcht, die man uns bewies, es mir doch unheimlich wurde bei dem Gedanken, daß ich mit meiner handvoll Leute mitten unter dieſem Volke mich befand und ganz in ſeiner Gewalt war. Auch hier hielt mich das Gottvertrauen und das Gebet aufrecht; aber ich verſäumte auch nicht, was die Vorſicht erheiſchte und gebot. Ich ließ alle Waffen laden und zurecht ſtellen, und ordnete an, daß Einer unſerer Leute um den Anderen eine Stunde wachen mußte.

„Ich hätte dieſe Vorſicht nicht nöthig gehabt. Niemand dachte auch nur im Entfernteſten daran, uns ein Leid zuzufügen. Dieſe harmloſen Menſchen glichen ganz den argloſen Kindern, und mit dem frühen Morgen begann ſchon wieder das Wetteifern, uns gefällig zu ſein und uns Freude zu machen. Ich hatte aber auch durch meine Geſchenke des Königs ganze Gunſt gewonnen. Ganze Schnüre glänzender und farbiger Glasperlen hatte ich ihm gebracht; Beile und Aexte waren gleichfalls nicht

gespart worden; aber das Alles wurde von einem Spiegel an Werth überboten, obwohl es nur ein kleiner Spiegel war, wie man ihn hier zu Lande für wenige Kreuzer kauft, und die in einem Schuber von Tannenholz liegen und so rothe, glänzende Rahmen haben. Als ich den Schuber aufzog und der König sein eigenes Bild erblickte, fuhr er erschreckend zurück und sah rasch hinter den Spiegel, weil er glauben mochte, er sähe Jemand, der ihm gliche, hinter dem Glase stehen. Es währte lange, bis ich ihm begreiflich machen konnte, es verhalte sich damit, wie mit dem Wasser, das uns auch unser Bild zurückwerfe. Jetzt fühlte er an dem Glas, und meinte, es müsse Wasser sein. Als ich ihm endlich das Spiegelchen reichte und er es nun selbst in der Hand hielt, da glich seine Freude der eines Kindes, wenn der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtlein strahlt, und seine ganze Bescheerung nun sichtbar wird. Er ließ mich nun fragen, womit er mir denn ein recht angenehmes Geschenk machen könne, und staunte nicht wenig, als ich mir Gold dafür ausbat; denn das Gold hatte bei ihnen gar keinen sonderlichen Werth. Er ließ mir sagen, er wolle mir diese Freude reichlich machen; allein es schien, als sei ihm dies Geschenk zu werthlos im Verhältniß gegen das, welches ich ihm mit dem Spiegel gemacht hatte.

„Am andern Morgen kam denn mein Abgesandter mit der alten Katze. Du weißt, Richard, wie heimlich sie ist. Obwohl nun viele fremde Leute sie umgaben, so erkannte sie gar schnell in mir und meinen Gefährten ihre Freunde und Hausgenossen. Als sich aber eine Ratte zeigte, sprang sie wie rasend darauf los und biß sie todt. Bald lag das ganze Gemach voll todter Ratten, und es schien, als ob

die alte Katze mit jeder getödteten Feindin neuen Blutdurst, neue Mordlust gewönne; denn immer rasender warf sie sich auf sie, und erst, als sie das ganze Gemach gefegt hatte, setzte sie sich auf meinen Schooß, um auszuruhen, und schnurrte behaglich mit geschlossenen Augen.

„Von dem freudigen Erstaunen der Schwarzen, aber besonders von dem des Königs, macht ihr Euch gar keine Vorstellung! Mit fast göttlicher Verehrung nahten sie sich dem Thiere, dessen Eigenschaft ihnen ebenso schätzenswerth, als außerordentlich erschien. Wenn ich freilich an diese ekelhafte Plage dachte und die Verheerung sah, welche die alte Katze gemacht, so fand ich das Alles begreiflich, und ich freute mich inniglich; denn sie wurde mir ein sicheres Pfand guten Einvernehmens mit dem Könige, ja ich gründete darauf die Hoffnung, mit einer recht reichen Ladung Goldes dermaleinst heimzukehren nach meinem theuern Vaterland und zu Euch, die Ihr mich längst für todt und Euer Schiff für verloren gehalten, was doch die Hälfte Eures Vermögens ausmachte.

„Schon nach dieser ersten Probe leuchteten des Königs Augen vor Verlangen nach dem edlen Thiere. Er ließ mich fragen, ob ich nicht dieß wunderbare Thier ihm überlassen wolle, möge ich auch dafür fordern, was ich wolle. Sogleich es ihm zuzugestehen, schien mir unklug. Ich sagte ihm, wie dieß edle Thier auch auf dem Schiffe mir so gute Dienste gethan, und wie es eigentlich nicht einmal mein sei: indessen, da ich noch Junge hätte, so wäre ich dennoch nicht abgeneigt, es ihm abzutreten, wenn er mir so viel Gold gäbe, als acht Männer tragen könnten.

„Fast wäre der König und Alle, die bei ihm waren, in ein lautes Gelächter über diese Forderung ausgebrochen,

so gering und unbedeutend hielten sie diesen Preis für das Thier, das ihnen von unendlichem Werthe zu sein schien.

„Alsbald befahl er, daß seine Diener Alles, was von Gold in dem Hause sei, zusammen tragen und vor mir aufhäufen sollten. Ich hatte den Befehl nicht verstanden; aber der Erfolg ließ mich ihn begreifen. Bald kamen die Diener wieder und legten zu meinen Füßen eine solche Menge Goldes in allerlei Form und Gestalt, daß ich den Werth davon höher als eine Million schätzte. Das Herz pochte mir fast so laut in der Brust, daß man es hätte hören können! Er ließ mich nun fragen, ob das genug sei, und ich reichte ihm dankbar das Thier hin, das jedoch von seinem Schooße herab sich auf die Ratten stürzte, die bei jeder Oeffnung der Thüre in Schaaren herein sprangen.

„Ich ließ nun das Gold, zu welchem der König noch alle diejenigen Gefäße that, welche unsere Speisen und Getränke enthalten hatten, nach dem Wrack tragen und kehrte, von den Gunstbezeugungen des Königs begleitet, zu den Männern zurück, die sehnsüchtig unserer geharrt hatten.

„Am andern Tage besuchte uns der König, um mir seinen Dank für die Katze auszusprechen. Er wünschte die jungen Katzen zu sehen, allein ich suchte ihn davon abzubringen, und versprach, sie bei meinem nächsten Besuche mitzubringen.

„Uns lag nun Alles daran, unser Schiff herzustellen. Unsere Zimmerleute arbeiteten mit uns Tag für Tag an dem Werke unserer Rettung; allein es waren der Kunstverständigen zu wenig, und wenn wir auch Alle den besten Willen hatten, so konnten wir doch wenig leisten; ja es gab Arbeiten, wo wir mehr hinderten, als förderten. So ging denn das Werk langsam; für unsere Hoffnungen und

Wünſche aber gar zu träge. Ein Jahr angeſtrengter und täglicher Arbeit ging herum, und noch waren wir weit vom Ziele. Das waren Prüfungen der Geduld, wie ſie ſelten vorkommen. Dennoch aber rückte unſer Schiffbau vor, und vor etwa vier Monaten wurde das Schiff in einem Stande befunden, daß wir daran denken konnten, es in See zu laſſen. Des Königs ganzes Volk war beordert, uns zu helfen. Die Anſtrengungen waren fürchterlich, aber ſie gelangen. Wir brachten das Schiff flott, nachdem wir es ganz ausgeleert, und unter dem lauten Jubel der Helfer lief es vom Stapel. War auch die Herſtellung nur nothdürftig, ſo ließ ſie uns doch die Hoffnung zu, daß wir die theure Küſte der Heimath damit erreichen könnten.

„Oft hatte der König davon geredet, daß ich ihm doch auch meine übrigen Katzen geben möchte, indem er, wenn ihm dieſe ſtürbe, dennoch umſonſt ſich gefreut habe, einen Retter gefunden zu haben, aus einer Noth, die groß genug geweſen ſei, um ihm jede Freude zu verbittern. Er ließ mir vorſtellen, wie groß mein Verdienſt um ihn und ſein Volk ſei, wenn ich es mit einem Thiergeſchlechte beglückte, welches die Befreiung von einer ſo abſcheulichen Landplage ihm bringe; er werde, eröffnete mir der Dolmetſcher, Alles aufbieten, mir dankbar zu ſein, und, ſetzte er hinzu, könne mich Gold befriedigen, ſo ſolle mir ſoviel zu Theil werden, als ich immerhin nur verlange.

„Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Richard's Mitgabe auf die Seereiſe ſich in ihrem hohen Werthe zeigen ſollte. Ich gab ſie hin, und wirklich ließ der König aus allen Theilen ſeines Landes eine unermeßliche Menge goldener Gefäße, Ringe und anderer Zierathen bringen, daß ich alsbald erkannte, Richard ſei der reichſte Mann

und wer es konnte, that's und dachte mit dem ſchlechten Sprüchwort gleich: Das Hemd iſt mir näher, als der Rock!

Nein, ſo dachte der edle Holſteiner nicht! Unbekümmert um die Gefahr, ſuchte er Holz von den zerbrochenen Wagen, Lafetten und Rädern zuſammen; nahm etwas Heu und Stroh, das zerſtreut umher lag, und machte ſchnell ein praſſelndes Feuer hinter einem mächtig hohen Haufen Todter an. Dann ſtellte er ſeinen Feldkeſſel auf, füllte ihn mit Schnee, und als dieſer ſchnell zu Waſſer geworden war, bröckelte er den Reſt ſeines Brodes und etwas Mehl, was er noch hatte, hinein, warf etwas Butter, die ihm geblieben war und ein tüchtig Stück aus dem Schinken eines todten Pferdes dazu, das er nicht weit zu ſuchen brauchte. Mit Pulver ſalzte er die Suppe, und nun ging er umher und führte und trug die Erſtarrten und Halberſtarrten herzu. So kam er zu unſerm Bremer, der ſeine Seele ſchon Gott befohlen hatte, faßte ihn mit kräftigem Arme und trug ihn zum Feuer, flößte ihm einige Tropfen Branntwein über die verſchmachteten Lippen ein, und als er die Augen aufſchlug, redete er

Englands. So kam denn endlich die Zeit unſerer Abfahrt. Unſer Abſchied von den guten Landeseinwohnern und dem Könige war wirklich herzlich, und man ſah, es that ihnen leid, daß wir ſchieden. Wir prieſen den Herrn, der uns Hilfe geſendet, dankten ihm für ſeinen herrlichen Beiſtand und Segen, und empfahlen uns in Demuth und gläubigem Vertrauen ſeiner allmächtigen Obhut. Unſere Gebete wurden erhört. Günſtiger Wind füllte unſere Segel. Kein Sturm drohte uns Gefahr. Ihn würde aber auch unſer kümmerlich hergeſtelltes Fahrzeug nicht haben aushalten können. Nach einer glücklichen Fahrt landeten wir heute früh, und ich war ſo glücklich, einen Arbeiter deiner Fabrik zu finden, von dem ich dein Schickſal, lieber Schwager, erfuhr; auch hörte, wie dir heute deine Geräthe ſollten verſteigert werden. Da bin ich denn hierher geeilt, und kam noch zur guten Stunde, dir dieſen Stuhl der Sorge zu retten, der nun ein Stuhl der Ruhe werden ſoll für deine alten Tage; denn wenn ich auch ſagen muß, daß all das Gold Richard's Eigenthum iſt, ſo habe ich doch auch ſo viel aus dem gelöſt, was du mir anvertrauteſt, daß du wieder ein ſo reicher Mann biſt, wie du es jemals zuvor warſt, ehe dich das harte Geſchick traf, welches dich von der Höhe des Glückes herabſtieß in die Tiefe einer Armuth, deren Bitterkeit du anderen Menſchen ſo oft verſüßteſt." —

Hier endete der redliche Multon ſeine Erzählung, welche mit ſtillem Staunen Wood, Jenny und Richard angehört hatten. Herr Wood faltete ſeine Hände, blickte gen Himmel und ſagte: „Herr, wie gar unbegreiflich ſind deine Gerichte und unerforſchlich deine Wege! Du ſchlägſt wohl; aber du heilſt auch wieder. Wohl dem, der dir

vertraut. Nun ſehe ich wohl, daß du meines Herzens Troſt und mein Theil, meine Burg und der Fels meines Heiles warſt; nun erkenne ich, daß du in deiner Weisheit wohl verziehest mit deiner Hilfe; daß du aber Alles herrlich hinausführeſt. Gelobt ſei dein heiliger Namen ewiglich!“

Alle ſtimmten gerührt dem Worte bei, und war kein Herz unter ihnen, das nicht tief fühlte, daß der Herr Großes an ihnen gethan hatte. Richard aber wies Alles von ſich. Er wollte nichts davon hören, daß der große Reichthum ſein ſein ſollte, bis Herr Wood faſt ärgerlich wurde und er endlich einwilligen mußte, es als ſein Eigenthum anzuſehen. Nun begleiteten ſie Herrn Multon nach dem Schiff und überzeugten ſich, wie wahr der wackere Mann berichtet hatte. Der Ruf aber von Herrn Wood's Reichthum durchlief ganz London und nun kamen Alle, die ihn während ſeiner Armuth vergeſſen hatten, und rühmten ihre treue Freundſchaft. Herr Wood entließ ſie ſo kalt, daß ſie wohl ſahen, er habe erkannt, daß das gerühmte Gold ihrer Freundſchaft und Treue das läuternde Feuer der Prüfung nicht beſtanden habe. Sie zogen ſich zurück, und überließen Herrn Wood und die Seinen ſich ſelbſt und den ſtillen Freuden ihres Zuſammenlebens; auch die zahlreichen Bewerber um die ſchöne und reiche Jenny wurden bald inne, daß keine Hoffnung für ſie ſei, da ſie Alle mit Körbchen abziehen mußten.

Eines Tages ſaßen Wood, Jenny und Richard mit Multon zuſammen und freuten ſich des glücklichen Wiederankaufes des Allen ſo lieben Landgutes, das Herr Wood in der Noth verkauft hatte, da nahm Multon mit ſchalkhafter Miene das Wort: „Jenny,“ ſagte er, „es haben ſo viele junge Männer um deine Hand geworben und

haben Körbchen daran getragen, daß ich faſt den Muth nicht habe, für einen ebenſo wackeren als liebenswürdigen und reichen jungen Mann als Freiersmann aufzutreten."

Jenny ſah ihn erröthend an und auf Richard's Angeſicht ließ ſich ein plötzliches Blaßwerden erkennen. So ſehr er auch Jenny liebte und ſo aufrichtig ſie ihm ergeben war, ſo hatten Beide doch noch kein Wort mit einander hierüber gewechſelt. Alle, welche um Jenny geworben hatten, konnten ihm nicht bange machen; aber der, welchem Multon ſeine Mitwirkung zugeſagt hatte, mußte ein in jeder Hinſicht ausgezeichneter Menſch ſein, ſonſt fand er ſicher keine Gnade bei ihm.

Jenny zwang ſich zum Lächeln und ſagte endlich: „Wollt Ihr, lieber Oheim, nicht den Namen Eures Schützlings ſagen? Obwohl ich mich durch keine äußere Rückſicht beſtimmen laſſe, ſo wäre es mir doch wichtig, denjenigen kennen zu lernen, dem mein lieber Oheim einen ſo großen Vorzug gibt, daß er ſein Freiersmann wird."

Herr Wood ſaß in ſeinem wiedergewonnenen Lehnſtuhl und ſah Multon lächelnd an.

Da ſtand dieſer auf und ſagte mit bewegter Stimme: „Ich bin lange ſchon Zeuge, daß du und Richard in treuer Liebe einander zugethan ſeid. Er hat dich gewonnen, Jenny, als er dich mit Gefahr ſeines Lebens aus den Flammen rettete; du haſt ihn gewonnen, als du in treuer Liebe ihn pflegteſt. Euch hat Gott für einander beſtimmt, und Eure Ehe iſt im Himmel geſchloſſen, durch die Schule der Trübſal vorbereitet und erzogen, daß ſie im Glück eine reiche Ernte des Segens halte."

Herr Wood ſprang auf und rief: „Multon, du haſt mir aus der Seele geredet!"

„Nun, Jenny," fragte Multon, „gibst du mir ein Körbchen?"

Jenny senkte errötheud das Haupt.

„Richard," rief darauf der gutmüthige Seemann, „komm' und hole dir dein Jawort selbst oder dein Körbchen!" Er zog ihn zu Jenny, und Beide fielen sich in die Arme, und Wood segnete sie mit Multen unter Thränen der lautersten Freude, und schon nach kurzer Zeit vereinte der kirchliche Segen die Glücklichen.

Jetzt erst begann Richard zu wirken. Bald standen die Fabrikgebäude des Herrn Wood wieder da, aber noch schöner, zweckmäßiger und größer. Viele arme Leute fanden Verdienst bei ihm, aber noch mehr, sie lernten christlich leben bei ihm; denn er richtete Alles so ein, wie er es bei Herrn Wood früher gefunden hatte.

Für die Kinder seiner Arbeiter stiftete er eine Schule, für die Kranken ein Pflegehaus, dem ein Arzt vorstand, und für die, welche durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig wurden, ein Versorgungshaus, in dem sie sorgenfrei ihre alten Tage verleben konnten.

Eine unbeschreibliche Freude war es für Richard Wittingten, daß er die noch lebenden Kinder jener braven Frau, die sich einst seiner angenommen hatte, als seine Mutter gestorben war, in seinem Fabrikwesen anstellen und wohl versorgen konnte. Und wenn er sah, daß Herr Wood mit Freuden sein Wirken sah, sagte er zu ihm: „Ich zahle jetzt die Zinsen von dem Kapital an die leidende Menschheit ab, das du, mein Vater, auf mich verwendetest."

Wo in London eine wohlthätige Einrichtung entstand, so war Richard Wittingten gewiß derjenige, welcher sie am reichlichsten unterstützte. Daher kam es denn, daß ihn

die Stadt, wie sie ihn unter ihre reichsten Mitbürger zählte, als ihren edelsten achtete und liebte, und es war eine nothwendige Folge, daß er bald in den Rath der Stadt gewählt wurde, und später dreimal nach einander Bürgermeister von London wurde, woher denn das Sprüchlein kam und sich durch ein Jahrhundert erhielt, welches über dem Anfange dieser Geschichte steht. Auch in diesem Amte stiftete er reichen Segen. Im Innern seines Hauses wohnte erst das rechte Glück, Liebe und Frieden. Gott segnete Jenny und Richard mit guten Kindern, und Wood und Multon priesen mit ihnen die Gnade Gottes, die sich an ihnen verherrlicht hatte.

Wir aber, die wir diese Geschichte lesen, wollen uns daraus die Wahrheit in das Herz hineinlesen, welche der Dichter Paul Gerhard in dem schönen Vers ausspricht:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'sten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Fluth und Winden,
Bestimmte Ziel und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann!"

Und die andern dazu:

„Halt an dem Herrn! der läßt dich nimmer sinken,
Wenn selbst der Boden wankt,
Darauf du stehst; denn seine Sternlein winken
In dunkler Lebensnacht
Den Trost dir zu: der Herr hat dein gedacht!
Und deine Seele betet an und dankt."

Des alten
Schmidtjakob's
Geschichten.

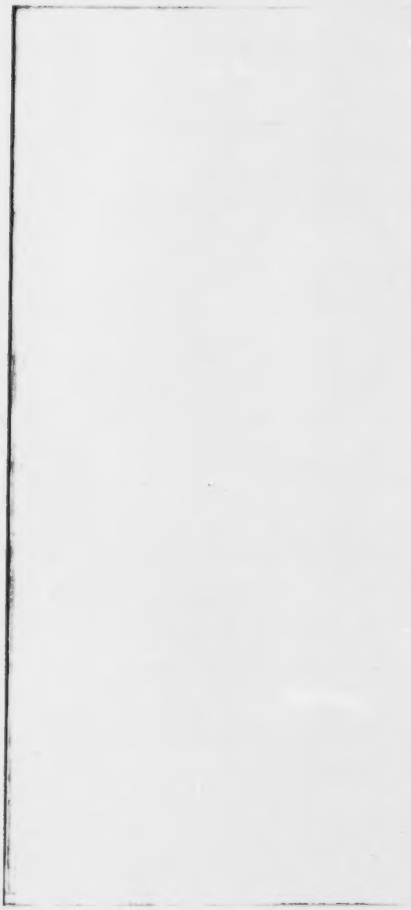

Des alten Schmiedjakob's Geschichten

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Neue Folge.

Mit vielen neuen Illuſtrationen

von

Profeſſor **L. Richter.**

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

ihm zu, ſich aufzurichten, weil er ihm bald eine nahrhafte Suppe reichen könne.

Als der todtmüde Jüngling das Belebende des hier als Medicin wirkenden Branntweins und der Wärme fühlte, und den lieben Laut des Plattdeutſchen ſeiner nordiſchen Heimath hörte, kam Lebenshoffnung in ſeine Seele, an die das junge Leben ſich mit aller Kraft anklammerte. Zwar hatte der gute Holſteiner nicht Zeit, lange mit ihm zu plaudern, weil er ja noch mehrere retten mußte, aber das ſagte er ihm, wie er heiße, und daß er ein Holſteiner ſei.

Der Bremer ſchürte nun das Feuer, und der edle Retter verband, erquickte, legte zum Feuer was noch Leben hatte, und war unermüdet thätig für die Leidenden.

Endlich war Fleiſch und Suppe gar, und nun theilte er aus, ohne an ſich ſelber zu denken. Nur den Reſt aß er ſelbſt.

Mittlerweile war Vielen der Geretteten Leben und Kraft zurückgekehrt, auch unſerm jungen Bremer.

Der Abend kam ſchnell und das weithin leuchtende Feuer wurde gefährlicher, als der Rauch es am Tage geweſen war. Sie mußten aufbrechen. Die Meiſten waren ſo weit, daß ſie gehen und ihrem Retter folgen konnten, der Jedem noch ein Stück des gekochten Fleiſches gab; nur der Bremer fühlte ſich kaum dazu mächtig.

Setz' dich auf meinen Rücken, ſagte der kräftige Holſteiner zu ihm, ich trage dich. Du biſt mein Landsmann, ich verlaſſe dich nicht!

Der Bremer that's, denn da konnte man nicht lange Umſtände machen.

Erſt trug er ihn eine Weile; dann verſuchte er es zu gehen, und es gelang. Allmählich ging's beſſer und ohne Aufenthalt, aber auch, zu ihrem Glücke, ohne Anfall von den Koſacken, kamen ſie die Nacht durch fort.

Wenn es auch langſam ging, ſo kamen ſie doch von der Stelle. Am Morgen ſahen ſie einen Wald, und dorthin lenkten ſie ihre Schritte.

Wieder zündete der Retter, wie ſie den Holſteiner nannten, ein Feuer an, und an ihm ſchliefen die Unglücksgefährten, deren eine bedeutende Zahl von dem Menſchen

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Martha, die Auswanderin.

Im Monat April 1847 las man in den Zeitungen, daß ein Schiff mit Auswanderern aus dem Preußischen, und namentlich aus der Gegend von Münster in Westphalen, an der Meeresküste von Schottland Schiffbruch gelitten, das Leben der 105 Auswanderer mit genauer Noth gerettet worden, das Schiff aber sammt allen Habseligkeiten der armen Auswanderer zu Grunde gegangen sei. Von allem entblößt, im Zustande eines unaussprechlichen Elends seien die Unglücklichen unweit Kirkwall ans Land gesetzt worden.

Diese Nachricht hat manches treue deutsche Herz tief erschüttert, das sich die trostlose Lage der Armen so recht lebendig vorstellte in dem wildfremden Lande, dessen Sprache sie nicht einmal kannten.

Ganz ehrlich will ich's gestehen, daß mir, als ich die Nachricht las, ein kalter Schauder den Rücken herauf lief und durch alle Adern rieselte; daß ich hätte weinen können bei dem Gedanken an solchen Jammer. Ach, dachte ich, wie glücklich würden sie sich jetzt preisen, wen sie wieder im lieben Deutschlande wären, das sie so

leichtsinnig verlassen haben; wie gerne würden sie wieder in den lieben Räumen des Vaterhauses, bei ihren treuen Freunden, liebenden Verwandten, theilnehmenden Nachbarn sein, wenn's eben nur ginge! Wären sie da geblieben, wär's ihnen gewiß nicht passirt, was sie jetzt auf der Meerfahrt ereilt hat.

Wie wunderbar sind aber Gottes Wege! Da müssen die armen Leute fern von der alten und noch ferner von der neuen Heimath Alles verlieren und am Ende bettelnd heimkehren, wie der Müller, von dem ich Anno 1846 erzählt, wenn sie's eben noch fertig bringen. Aber so geht's! Von dem Worte der Schrift: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wollen die Leute nichts hören, wenn ihnen der Amerikaapfel in den Kopf gestiegen ist und sie wie ein hitziges Fieber ergriffen hat. Da muß denn der getreue Arzt in Israel, der auch die Narrheiten der Menschenkinder heilen will, wohl 'mal starke Mittel anwenden, die auch durchschlagen und, wenn nicht auch immer Andre, doch die kuriren, bei denen sie angewendet werden. Aber — aber — es ist doch schlimm, daß es so kommen muß! — — —

Ja gewiß, damals, als ich das in der Zeitung las, blutete mir das Herz. Wie glücklich hättet ihr Armen bei bescheidenen Wünschen und Ansprüchen daheim sein können, dachte ich, und nun müßt ihr so weit reisen, um — recht elend zu werden und Alles einzubüßen, was ihr von den Eltern ererbt und durch eignen Fleiß erworben und mit vielen Entsagungen erspart habt. Ich konnte die Gedanken weder wachend, noch im Traume los werden.

Dazu trug denn auch der Umstand bei, daß ich viele

davon kannte und recht gut wußte, wie wenig oder wie viel sie der Schuh gedrückt.

Wie mag es der guten Martha ergangen sein? — fragte ich hundertmal; aber Niemand, obwohl Viele, sehr Viele so fragten, konnte mir Antwort geben, bis endlich, — doch — ich will ja von ihr erzählen, weil ich sehe, daß Ihr Alle darnach verlangt.

Ja, diese Martha war ein Mädchen, wie's wenige gibt, und, wenn ich meine liebe Frau nicht hätte, und die Martha hätte mich haben wollen, wer weiß, ob sie nach Amerika hätte auswandern wollen!

Wollte ich Euch sagen, wie sie aussah, so müßte ich weit ausholen. Es sei Euch genug, wenn ich sage, sie war bildhübsch und die Buben sahen sich fast die Augen aus dem Kopfe und liefen sich schier die Beine um sie ab, und doch war sie arm und Jedermann weiß, daß heutzutage die Burschen einen armen Engel für einen reichen Satan hingeben. Gewiß, Martha war das schönste Mädchen auf zehn Stunden in die Runde; aber das war nur Eins. Das Zweite war, daß Martha ein züchtiges, eingezogenes, sittsames, ungemein fleißiges Mädchen war. Das Dritte, daß sie fromm aus Herzensgrunde war — aber das Vierte gefiel mir über die Maßen wohl, das nämlich, daß sie ihre armen, alten Eltern hegte und pflegte mit einer Zartheit und Hingebung, mit einer Liebe und Aufopferung, daß mir oft Thränen in die Augen traten, wenn ich es sah. O Martha, sagte ich oft: die Schrift lügt nicht. Ehre Vater und Mutter, das ist das einzige Gebot, das eine Verheißung hat. Dir wird, Dir muß es wohl gehen auf Erden!

Sie lächelte dann und ging hinaus.

Martha war ein ganz absonderliches Mädchen. Heiter und fröhlich war sie immer; scherzte und lachte gerne, aber nie hat so ein Bursche es gewagt, einen derben Scherz bei ihr zu machen, und man weiß ja leider, daß manch' faul Geschwätz da aus dem Munde geht, vor dem Zucht und Sitte erröthet und sich abwendet. Die Burschе sagten: Der Kuckuck weiß, bei der Martha ist's Einem zu Muth, wie bei dem Pfarrer. Man kann bei ihr nicht reden wie bei den Andern — und doch zankt sie nicht und schnauzt Einen nicht ab, ist nicht hochmüthig und nicht kurios.

Da lag's aber! die sittliche Reinheit ihrer Seele übte eine solche Macht aus, daß die Rohheit in ihrer Gegenwart sich roh zu sein schämte.

Dabei war Martha ruhig und entschlossen und achtete Nichts, wo es galt, etwas Gutes auszuführen.

Mir fällt davon ein Beispiel ein, das ich hier nicht übergehen darf, weil man daraus des Mädchens Art und Weise recht erkennen mag. Im vorigen Sommer kam ein Gewitter über ihr Dorf. Der Bach, der dran vorüberläuft, schwoll bei dem heftigen Wolkenbruche furchtbar an, überflutbet die ganze Gemarkung und that viel Schaden. Das ganze Thal glich einem See. Da rufen die Leute plötzlich: Ach Gott! Ach Gott! Albrecht's Kind, das hübsche Käthchen, ist in's Wasser gefallen und fortgeflutbet!

Martha, die ihre alten, kranken Eltern auf dem Speicher geborgen wußte, eilt hin und sieht, wie das Kind die Händchen herausstreckt, dann aber untergeht. Die Mutter ringt verzweifelnd die Hände. Die Männer

ſtehen da herum und rathen, was zu thun ſei, da kein Nachen da iſt und Keiner ſchwimmen kann.

Kurz beſonnen ſtürzt ſich Martha in die reißende Fluth; rudert, ſo gut es gehen mag, und erreicht endlich glücklich das Kind.

Nun wäre ſie aber verloren geweſen ſammt dem Kinde, wenn nicht die Leute auf den klugen Einfall gekommen wären, eine Leiter an ein langes Seil zu binden und die ihr zufluthen zu laſſen. Ihre Kräfte ließen ſchon nach, als glücklicher Weiſe die Leiter kam. Sie legte das Kind darauf und hielt ſich daran, und ſo zogen ſie ſie ans Ufer. Hier legte ſie das Kind an der Mutter Bruſt und — huſch! wie ein Reh flog ſie davon, ohne Dank zu wollen.

Hat ſie denn keinen Schatz gehabt? fragen die Mädchen in der Spinnſtube.

Viele hatten ſie erſtaunlich lieb; aber nur Einer durfte ſich rühmen, daß ſie ihm gut ſei, und dieß Gutſein wurzelte in Martha's Seele tief bis in das Innerſte.

In Westphalen ist's anders, als bei uns am Rhein, am Main und Neckar und da herum. Der älteste Sohn der erbt das ganze Gut und die anderen Kinder bekommen ein kleines Erbe an Geld, was ihnen der älteste Bruder herausgibt. Damit müssen sie zusehen, wie sie thun. Ob diese Ordnung, streng genommen, vor Gott und Menschen recht ist, darüber läßt sich Vieles sagen; aber damit ändern wir die Sache nicht.

Unweit des Dorfes, wo Martha mit ihren alten Eltern lebt, ihre paar Ackerchen baut und im Taglohn das Uebrige verdient, was sie brauchen, liegt ein Hof, der etwa hundert und achtzig Morgen Gut und Wiesen hat. Der Hofbauer, der ein Herr ist, hat einen Bruder, der ein Jahr jünger ist als er, und der ist sein Großknecht. Die fünfhundert Gulden, die seine ganze Habe ausmachen, stehen bei dem Herrn Bruder, und der Bernhard weiß es nicht besser, als es ist — möcht's aber besser haben, das heißt: selbstständig werden. Der Bruder Hofherr hat ihm schon manches Mädchen, das im Dorf ein Häuschen und ein Gütchen hat, vorgeschlagen; aber der Bernhard hat zu keiner ein Herz gehabt, außer zu dem schönen Kinde des Leinenwebers Wagner, und das war Niemand anders als unsere Martha.

Nehm's ihm nicht übel! — aber der Martha nehm' ich's auch nicht übel, daß ihr der Bernhard gefiel; denn er war ein hübscher Bursch, hielt sich grad und schnack, seit er in Münster bei den Füselieren gedient, und Jedermann hatte Respect vor ihm, denn er trank nicht; kartete nicht; war kein Nachtschwärmer, sondern treu, fleißig und brav.

Die Lieb' ist eben ein kurios Ding. Die läßt sich nicht vorschreiben. Kurz und gut, die Zweie hatten sich lieb, und daß Bernhard Martha zu Fastnacht heirathen würde, daran zweifelte Niemand im Dorfe, selbst der reiche Hofbauer nicht, der's nicht gerne sah.

Vielleicht hätt's der Bernhard schon früher gerne gethan; aber die beiden kranken alten Leute mit in den Kauf zu nehmen, mißfiel ihm sehr.

Wo ist der Mensch, der nicht von einem Vortheilchen regiert, als Letztes und Höchstes am Ende doch das „Mein und Dein" gelten läßt? —

Nun liebten sich Martha und Bernhard schon manches Jahr, und Bernhard hatte seinen Jahrlohn immer zu Kapital stehen lassen und Martha hatte die Schuld bezahlt, die noch auf dem Häuschen stand, daß es nun nebst den Aeckerchen ihr freies Eigenthum war. Sie hatte sich das so lediglich mit Taglohn erspart!

So war der Herbst gekommen. Vater Wagner war engbrüstig oder dämpfig, wie man zu sagen pflegt. Als der November kam mit seinem Nebel und Duft, da bekam er die Wassersucht und starb nach vielen Leiden.

Er und seine Frau hatten sieben und vierzig Jahre in einer friedlichen und darum sehr glücklichen Ehe gelebt und hatten sich allzeit, auch noch im hohen Alter sehr lieb. Die Mutter bekümmerte sich so sehr um des lieben Gatten Tod, daß sie ihm in einigen Wochen folgte.

Martha war tief betrübt. Sie hatte ihre Eltern so innig und treu geliebt, daß ihr schnell aufeinander folgender Tod sie tief beugte.

Sechs Wochen nachher kam Bernhard, und meinte, sie

wollten nun voran machen und sich heirathen, weil Martha so allein in der Welt stehe; aber Martha kränkte sich sehr über die Zumuthung und sagte ihm rund heraus, sie würde das Trauerjahr halten, und wenn er sie dann zum Altare führen wolle, so würde sie ihm in Gottes Namen folgen.

Bernhard hatte es ehrlich gemeint und die Verzögerung ließ er sich auch noch gefallen, weil es Martha so wollte.

Der Winter kam denn endlich und in den Scheuern und Tennen ging's alle Nacht: Klipp, Klapp. Es wurde die Frucht, die seit der Erndte im Baden saß, nun Nachts gedroschen, und eine große, feuerdichte Laterne hing am Tennther und leuchtete dazu.

Der Müllerjacob aber hatte eine Laterne, die nicht gut schloß. Da nun der Wind die Tenne fassen konnte, so wollte es das Unglück, daß ein Fünklein herausfuhr, ohne daß es Jemand merkte, und als um Mitternacht die Dreſcher in der Stube saßen und Käs und Brod aßen und einen Schnapps dazu tranken, schlug die Flamme im Stroh auf, ergriff die Frucht, die noch im Baden saß und schlug lichterlohe zum Dache hinaus. Als es die Dreſcher und Hausleute merkten, da war's zu spät. Der Wind pfiff scharf aus Osten und legte die Flamme über die Strohdächer der nebenanstehenden Scheunen, und bald war es ein Flammenmeer, wie man nie eins gesehen.

Die Sturmglocken heulten. Die Feuerspritze des Dorfes arbeitete wacker. Die Nachbardörfer, ja selbst die Löschmannschaft von Münster und die Soldaten kamen; aber Alles half nicht. Ehe eine Stunde verging, stand mehr als die Hälfte des Dorfes im Brand, und als der

Morgen kam, ging die Winterſonne über den rauchenden Trümmern von vierzig Gebäuden, über verzweifelnden, obdachloſen Menſchen auf.

Auch Martha's Häuschen war niedergebrannt. Sie hatte kaum ein Bett, ihre Leinwand und ihre Kleidungsſtücke retten können; Alles andre war Aſche geworden. Und was das Schlimmſte war, ſie hatte es nicht einmal in der Brandkaſſe! — Alle wollten verzweifeln, die vom Brandunglücke betroffen waren; Martha ſtand, zwar bleich und tief erſchüttert, dennoch ruhig an den rauchenden

Trümmern der heiligen Räume, in denen ſie geboren worden; in denen ſie ſo manche glückſelige, aber auch ſo manche ſchwere Stunde erlebt; nur das Eine Wort hörte man über ihre bebende Lippe gehen! Gott ſei Dank, daß meine lieben Eltern dieß Unglück nicht erlebt haben!

Bernhard hatte ihr redlich retten helfen.

Was wirst du nun thun? fragte er sie wehmüthig, als sie im Hause der Wittwe Roth saßen, einer noch ziemlich jungen reichen Frau, die noch mit Martha weitläufig verwandt war.

Ich gehe zu meinem Pathen, sagte sie, und warte das Frühjahr ab. Kommt Zeit, kommt Rath!

Bernhard machte ihr den Vorschlag, bei seinem Bruder auf dem Hofe als Großmagd einzutreten, der eben eine um guten Lohn suche. Du wärst die rechte, sagte er.

Nein, Bernhard, sagte sie darauf; das schickt sich nicht, daß wir, die wir doch so gut wie Brautleute sind, unter Einem Dache wohnen. Was würde die böse Zunge reden und wir müßten durch eine Hechel, schlimmer wie der Flachs.

Laß sie reden! rief er aus. Niemand redet einem andern ein Loch in den Kopf!

Nein; sagte sie fest. Meide auch den bösen Schein, sagt das heilige Wort, und die Lebensklugheit sagt: Gib dem Verläumder keine Handhabe!

Es blieb dabei. Sie ging zu ihrem Pathen nach dem nächstgelegenen Dorfe, das zwei Stunden Wegs entfernt war, und, wenn die Pathen auch unbemittelte Leute waren, die viele Kinder hatten, so nahmen sie die liebe Gothe doch mit voller Freude auf. Martha wollte aber auch nichts von ihnen, als ein Plätzchen, wo sie ihr Bettchen hinstellen könnte; denn Martha war die geschickteste Flachshechlerin weit und breit, und Jedermann nahm sie gerne, seinen Flachs von ihr hecheln zu lassen. Dabei war es Brauch, daß die Hechlerin Kost und Wohnung in dem Hause hatte,

freunde gerettet worden war, ihre Ermüdung aus. Erst, als die Anderen wieder erwacht waren, ging auch er daran, sich durch Schlaf zu erquicken. Von dem Pferdefleisch, das sie mitgenommen, kochten sie sich wieder eine erquickende Suppe, brieten andere Stücke und belebten so die ermatteten Kräfte zur Weiterwanderung in der Nacht, wo sie vor feindlichen Ueberfällen sicher waren. Alle Feldflaschen wurden mit Fleischbrühe gefüllt, Stücke Fleisches mitgenommen, und die Wanderung auf der Heerstraße, wo gefallene Pferde, umgestürzte Wagen und Leichen von Menschen die Wegweiser waren, begann wieder. Auch jetzt war der Holsteiner unermüdet, solche zu erquicken, in denen er noch Leben fand, und ohne Rücksicht hielt er sich bei ihnen auf, um sie zum Mitwandern zu befähigen und zu ermuthigen.

So vergrößerte sich stets der Zug; aber die weise Vorsicht, Nachts zu wandern, wo sie die Wachfeuer des Feindes vermeiden konnten, und nur an geschützten und verborgenen Stellen am Tage rasteten, entzog sie völlig der Gefahr, den Russen in die Hände zu fallen.

Sie erreichten endlich Wilna und waren gerettet.

Dort sammelten sich die Reste der Armee wieder, und die Einzelnen der Treuverbundenen mußten zu ihren Regimentern, und also von den Unglücksfreunden scheiden. Auch der junge Mann aus Bremen mußte von seinem Lebensretter sich trennen.

Daß der Abschied Thränen dankbarer Liebe hervorrief, wer möchte das bezweifeln?

Aber der Krieg tobte fort über Deutschland hin, und in den Reihen der deutschen Brüder stritt nun der Bremer gegen den Erbfeind, und alle die Kämpfe machte er mit, bis 1815 endlich der Friede seinen segnenden Palmzweig über das Vaterland ausreckte. Da kehrte er heim zum Herde seiner Väter und fühlte sich unendlich glücklich im Schooße seiner Familie.

Reich, angesehen, glücklich, und in den Senat, in die oberste Verwaltungsbehörde seiner Vaterstadt, berufen, lag der Gedanke gar oft in seiner Seele: Lebt der Retter deines Lebens noch, und wie geht es ihm? Könntest du nicht vielleicht mit deinem Reichthume seine alten Tage erfreuen? Ihn vielleicht vor Noth schützen?

wo und so lange sie darein arbeitete. Das Hecheln ist aber eine Arbeit, die mit Verstand verrichtet sein will und die nicht sehr fördert; daher hatte Martha den ganzen Winter vollauf zu thun und verdiente sich ein schönes Stück Geld dazu.

Wenn sie nun so auf ihrer Hechelbank saß und die langen Flachslocken und Zöpfe durch die Stacheln zog, so überschlug sie ihren Verdienst und dachte: für das Geld kaufst du dir blinkendes Zinn; für jenes Eisengeräthe und dies und das und für Bernhard's Erbe baut ihr das Häuschen wieder auf, und das ist bis zum Herbst fix und fertig. Will er dann — daß wir — uns heirathen zu Ostern, so könnten wir ja bei der Rothsbase zur Miethe wohnen. Nun richtete sie sich das neue Häuschen ein grade wie das alte gewesen war, in ihren Gedanken nämlich, und rechnete, daß Bernhard's Bruder und die anderen Bauern ihr Beifuhren leisten würden. In Gedanken geht so etwas leicht und Alles ist schnell fertig und in der besten Ordnung, aber was alles dazwischen liegt und in den Weg tritt, das wird nicht überlegt.

Auf einen Sonntag im Advent saß der Hofbauer im Sorgstuhl und rauchte seine Pfeife und der Bernhard saß am Tische und stützte den Kopf auf und dachte: Wie ist's doch so kurios mit den Wünschen der Menschen! Jetzt sind die Alten todt und ich hätte endlich meine holdselige Martha heirathen können, da kommt das Unglück mit dem Brande und ich kann nun mein Erbe und meinen ersparten Lohn an das Häuschen hängen! Er seufzte tief auf und der Hofbauer hört's und denkt: Jetzt ist's Zeit!

Hör' 'mal, Bernhard, sagte er, dein Wohl ist mir

anbefohlen und ich stehe an Vaters Statt. Darum muß ich einmal vernünftig mit dir reden. Du hast Wagner's Martha lieb und Ihr seid verlobt, wie ich höre, — aber das ist's eben, was mir Sorge macht. Nun ist das Häuschen abgebrannt und das arme Mädchen kriegt nichts, weil sie es nicht in der Assekuranz hat. Darauf hattest du gerechnet und es wäre auch gegangen; aber nun steht's anders. Das Mädchen hat nichts als sein Bißchen Gut und die paar Siebensachen, die sie gerettet hat. Da wird's hapern! Willst du das Häuschen bauen, so geht dein Gut drauf und du bist zu Anfang schon ein armes Bäuerchen. Eine Kuh mußt du borgen und mit Schulden anfangen heißt mit Lumperei enden. Bedenkst du das ruhig, so ist's besser, du läßt ab von dem Mädchen. — Ich wüßte dir eine bessere Gelegenheit. Da ist die Witwe Roth. Jung ist sie; frisch und rasch wie ein Hirsch. Kinder hat sie keine und die fünfzehn Morgen Feld, das Haus mit Zubehör ist eine hübsche Sache. Sie sieht dich gerne und du darfst nur ja sagen und zugreifen, so ist's richtig. Da säßest du warm und würdest bei deinem Fleiße und deiner Sparsamkeit, bei ihrer Thätigkeit und Ordnung bald und für immer ein behaltener Mann. Das überleg' dir Mal! —

Bernhard blieb in seiner Stellung und seufzte tief auf.

Nach einer Weile sagte er: Ich seh's wohl ein, aber ich kann nicht. Ich hab' mein Wort gegeben. Umstände verändern die Sach', fiel ihm der Hofbauer ins Wort. Du hast ja nicht ahnen können, daß der Brand käme. Was Wort! — Stell's dem Mädchen einmal vernünftig vor, und sie sieht's selber klar ein, daß es so kommen

muß. Beſſer ledig und arm, als verheirathet und arm. Was ſoll's geben, wenn ihr ein Häuflein Kinder kriegt? Sollen die betteln? Soll ich die Schande erleben, ſollſt du's? Die Gebeine unſerer Eltern würden ſich im Grabe umdrehen!

Darauf ging er hinaus und ließ Bernhard alleine.

Er ſaß lange da und die Thränen fielen auf den Tiſch, die er weinte, daß er ſie mußte mit dem Wammsärmel wegwiſchen. Dann ſtand er auf und ging weg.

Es währte mehrere Tage, bis der Hofbauer wieder anſetzte. Auch ſeine Frau nahm Theil und ſo bearbeiteten ſie Bernhard ſo lange, bis er einwilligte. Nun ging der Hofbauer zu der Wittwe Roth. Die zierte ſich ein wenig, ſprach von ihrem Seligen mit gebührender Liebe und einigen hervorgepreßten Thränen und gab dann ihr Jawort. Schon nach acht Tagen war Handſtreich und Verlobung. Der Hofbauer betrieb alles ſo eifrig, daß ſchon am nächſten Sonntag das Paar von dem Pfarrer aufgekündigt wurde, dann weiter an den zwei folgenden und Dienſtags drauf war — Hochzeit.

Martha hechelte in einem Dorfe das vier Stunden entfernt lag und erfuhr nicht das Geringſte.

Eines Abends kam in dem Hauſe, wo ſie hechelte, eine große Geſellſchaft zuſammen, wo die Leute ſich über ihre Reiſe nach Amerika beriethen. Sie hörte die Lobpreiſungen des Lebens in der neuen Welt mit großer Theilnahme, und doch bedauerte ſie die, welche Heimath und Freundſchaft verließen; aber die waren voll von ihrer Herrlichkeit. Da vernahm ſie denn auch, daß viele aus ihrem heimathlichen Dorfe mitzögen.

Wie sie nun so redeten, kamen sie auch auf Neuigkeiten und Einer erzählte von Bernhard's Hochzeit. Das ist eine Lüge! rief sie aus und sprang auf. Ei, ei, sagte der Erzähler, du bist ja fix mit deiner Lüge! Ich war ja selber auf der Hochzeit und der Hofbauer hat's nicht fehlen lassen. Er hat seinen Bruder da warm ins Nest gesetzt! —

Da wurde Martha bleich wie der Tod, — dann wankte sie wie vom Schwindel ergriffen, und ehe Jemand sie erreichen konnte, stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Allgemein war das Mitleid, als nun die Leute hörten, der Bernhard sei ihr Bräutigam gewesen. Sie trugen sie auf ein Bett und wuschen sie an, daß sie wieder zu sich kam, und die Hausfrau suchte sie mit recht lieben Worten zu trösten. Hatten die Leute geglaubt, Martha würde sich wie eine völlig Trostlose geberden, so war die Rechnung falsch. Zwar weinte sie heftig, und es ist nichts Kleines, um sein Lebensglück betrogen zu werden und sich in dem Menschen so traurig zu irren, dem man sein ganzes, volles Vertrauen geschenkt; allein bald wurde sie ruhig; aber diese Ruhe hatte etwas Beängstigendes; denn sie nahm an Nichts Antheil. Verschlossen in sich that sie ihre Arbeit und redete Nichts, als was sie mußte. Alle Leute begegneten ihr mit zuvorkommender Liebe; denn sie hegten alle so tiefes Mitleid mit ihr, die so hart getroffen war.

Als wieder einmal die Auswanderer zusammen waren, trat sie festen Schrittes herein.

Nun bin ich entschlossen, mit Euch zu ziehen, sagte sie mit voller Entschiedenheit eines gereiften und durch klare Prüfung hindurchgegangenen Entschlusses.

Du haſt recht, Martha! riefen die Auswanderer. In Amerika braucht man jugendliche Kräfte und belohnt ſie mit ſchwerem Gelde.

Auf die Gründe, warum ſie auswandere, ließ ſich Martha nicht weiter ein. Sie fragte nur nach den Koſten der Ueberfahrt; nach dem, was man mitnehmen müſſe, und trug dann dem Manne, der die Geſchäfte, die Abſchlüſſe mit den Agenten und alle dieſe Dinge beſorgte, auf, auch für ſie den Accord abzuſchließen. Schon nach vierzehn Tagen hatte ſie Alles in Händen und ging nun zu ihren Pathen zurück, um ihre Aecker verſteigern zu laſſen.

Ach, wie ſtaunten ihre Pathen, als ſie ihren Entſchluß hörten.

Ach Kind, ſagte der Pathe, thu's nicht. Was will ein Mädchen in dem fremden, unbekannten Lande machen, wo es ſich hier ſchon in übler Lage befindet, wenn es keinen Schützer hat. Hier findeſt du gewiß noch eine gute Parthie. Seid mir ſtille mit der „Parthie," ſagte Martha; ich werde nie heirathen. Hier kann ich mein Häuschen nie aufbauen und bleibe in meiner Armuth bis an mein Ende. Dort erwerbe ich mir ſoviel, daß mein Alter doch ſorgenlos wird; und iſt es das, ſo komme ich wieder und ſterbe hier, wenn nicht der Herr es anders mit mir vorhat. Was ſoll ich hier? Vater und Mutter ſind todt; mein Häuschen iſt abgebrannt. Ohne Halt, ohne Obdach — betrogen — verlaſſen; — nein laßt mich ziehen. Dort wird Alles neu und die Bürde weicht von meiner Seele, die ſie hier ſtets preßt.

Mußt du dort dienen, warum willſt du's nicht

hier? fragte die Gothe. Du kannst dir auch hier für dein Alter sparen, wenn auch nicht soviel, wie dort, und da brauchst du doch nicht zu scheiden vom Lande der Heimath.

Es ist wahr, sagte Martha darauf; aber hier erinnert mich Alles an Bernhard's Treulosigkeit. Dort gedenke ich seiner nicht mehr.

Ach Kind, sprach der Pathe, seinen Gedanken kann man nicht entgehen und die Erinnerung nicht bannen.

Wenn auch; entgegnete sie. Es ist nun Alles fest. Seid so gut und geht morgen hinüber in unser Dorf und wohnet mit mir der Versteigerung bei. Da war's aus. Wenn Martha sich einmal entschlossen hatte, so änderte auch nichts mehr ihren Entschluß um. Wirklich ging andern Tages der Pathe mit ihr in ihr Dorf, wo der Notar schon war, als sie ankam. Ach, wie kamen da Nachbarn und gute Freunde, und baten: Bleib' doch! Wie nahten sich ihr da Bursche und warben um ihre Liebe, die sie schon lange geliebt hatten. Martha war bis in das Innerste ihres Herzens bewegt; aber sie ließ es nicht merken. Sie scherzte mit den Burschen und mit den Alten. Ihre Güter wurden sehr theuer. Sie erlöste an vierzehnhundert Gulden, verhandelte gegen acht Prozent das Steigerungspretecell und erhielt baares Geld und war nun bald zur Reise fix und fertig. — Weder der Hofbauer noch Bernhard ließen sich sehen; aber als sie an Bernhard's Haus vorüber ging, da stand er oben hinter dem Laden, und seine Frau, meinte er, sei über Feld, und Niemand gewahre die Thränen, die er weinte in tiefer Reue und herbem Weh; denn er kannte nun

ſchon ſeine Frau genug, um zu wiſſen, daß ſein Himmel — nicht auf Erden ſei. Er verbarg ſich vor Martha und ſie ging ſtolz und ruhig vorüber. Freilich, als ſie Abends allein war, da hätte auch Jemand fragen können: Wovon iſt denn dein Kopfkiſſen ſo naß? Das waren heiße Thränen, geweint ihrem Glücke, das dahin war. —

Wenn ſie es ſich auch nicht annahm, ſo hatte es ſie doch mächtig gerührt, daß ſie ſo viele Liebe in dem Dorfe gefunden. Und in manches treuliebende Herz hatte ſie auch hineingeſchaut. Doch das ging vorüber, und ſeit ſie Bernhard betrogen, mochte ſie von keines Mannes Liebe mehr hören. Sie traute Keinem mehr Treue zu. Still und eingezogen lebte ſie nun im Hauſe ihres Pathen und bereitete Alles zur Reiſe über das Weltmeer vor, und der Frühling nahte allmählich. Anfangs hatte ſie ſich das Scheiden ſo kinderleicht gedacht; aber es ward doch ſchwerer mit jedem Tage. Sie ging noch einmal hinüber, um an den Gräbern ihrer Eltern zu beten, von ihnen Abſchied zu nehmen und ihren Geſpielen, ihren und den alten Freunden ihrer Eltern ein Lebewohl zu ſagen und zum letzten Male die Hand zu ſchütteln. Da blutete ihr das Herz. Da legte ſich ein unausſprechlicher Schmerz auf ihre Seele, und als ſie, begleitet von ihren Freundinnen, das Dorf verließ — begegnete ihr — Bernhard.

Bleich wie der Tod blieb er am Wege ſtehen und richtete die thränenſchweren Blicke auf ſie.

Martha, ſagte er, Martha fluche mir nicht! O ich trage den Fluch Gottes im Gewiſſen und im Hauſe. Vergib mir, wenn du kannſt. Ach, ſie haben mich ja ſo lange verplaudert, bis ich Ja ſagte.

Martha hatte geglaubt, sie wäre stark genug, dies zu ertragen; aber das Herz ist und bleibt schwach. Sie wandte das Gesicht ab und reichte ihm ihre Hand zum Zeichen, daß sie ihm vergäbe.

Er nahm die zitternde Hand des Mädchens und preßte sie in die seinigen und rief: O wende dein Gesicht nicht ab! Noch einmal sieh mich an und sage, daß du mir nicht fluchst! Du gehst jetzt übers Meer — ich fürchte, mein Weg ist bald ein anderer.

Da fuhr sie, überwältigt von dem Tone, in dem er sprach, herum, sah ihn mit ihren feuchten Augen an und sagte: Ich vergebe Dir. Leb' wohl. Aber nun entriß sie ihm ihre Hand und eilte so schnell hinweg, daß ihr die Mädchen kaum folgen konnten. Auch sie weinten und Eine sagte: da hat wieder die Habsucht zwei Herzen auseinandergerissen — und — wie das allemal geht — sich doch in dem Exempel verrechnet! Martha sprach kein Wort. Sie weinte stumm am Halse ihrer Freundinnen, als sie an den Scheideweg gekommen waren, und dann eilte sie fort, als verfolge sie Einer, und kam noch vor sinkender Nacht bei ihren Pathen an und wenige Tage darauf reisten Alle ab, die sich zur gemeinsamen Meerfahrt nach Amerika verbunden hatten.

Jedermann weiß, daß in großer Gesellschaft man sich leichter findet. So ging es auch Martha. Ohne weitere wichtige Ereignisse erreichten sie Bremen. Da lag schon der Dreimaster, mit dem sie fahren sollten, segelfertig vor Anker. Ohne lange Zögerung wurden die Habseligkeiten der Auswanderer zu denen eingeschifft, die schon an Bord waren, dann sie selbst, und am folgenden

Morgen donnerte das Schiff seine Scheidegrüße dem Lande zu und segelte stolz aus dem Hafen in die hohe See hinaus.

So groß auch die Amerikalust der Meisten gewesen war, und so sehr sie gepocht hatten, wie leicht ihnen das Scheiden werden würde, jetzt war es anders. So lange man das Land sah, hingen Aller Blicke dran und die Thränen perlten, wie der Regen von den Blättern eines Baumes. Als es aber jetzt verschwunden war und nur die grenzenlose Einöde des Meeres sie umgab, da gab's ein lautes Wehklagen auf dem Verdecke.

Der Capitän des Schiffes war ein junger, sinniger, ernster Mann. Er hatte oft schon die Reise mit Auswanderern nach Amerika gemacht und ähnliche Auftritte jedesmal erlebt. Er stand an den Hauptmast gelehnt und beobachtete die Einzelnen und die Aeußerungen ihres Gefühls. Da fielen seine Augen auf Martha und blieben — auf ihr ruhen. Sie bemerkte nicht, daß er sie beobachtete. Ihr Antlitz war bleich. Keine Thräne kam in ihr Auge und doch zeigte dieß Gesicht tiefern Schmerz, als die aller Andern. Ihre Augen suchten das Land, das längst verschwunden war. Ihre Hände waren gefaltet und der Capitän sah, wie sich die betende Lippe leise bewegte.

War es die wunderbare Schönheit des Mädchens, oder der ganz besondere Ausdruck von Schmerz, oder die Reinheit der Seele, die so deutlich auf diesem Gesichte geschrieben stand, was den Mann so anzog? Er konnte gar seine Augen nicht wegwenden von ihr, und nahm sich vor, sich nach ihrem Schicksale zu erkundigen. Das war

nun an und für sich nicht schwer, denn die Leute waren froh, wenn sie Jemand auf dem Schiffe freundlich anredete; jedoch wartete der Capitän, bis die Zeit der Genesung von der Seekrankheit eintrat. Verwunderlich war es, daß Martha zu den Wenigen gehörte, welche diese abscheuliche Pein nicht auszustehen hatte; erfreulich aber auch, wie sie Alles that, die entsetzliche Qual der Andern zu lindern, was freilich meist fruchtlos blieb. Der Capitän beobachtete täglich das Mädchen und mit besonderer Theilnahme, seit er wußte, was sie aus der Heimath in die unbekannte Ferne trieb. Martha blieb sich immer gleich. Bescheiden, sittsam und gefällig gegen die Gefährten, aufmerksam auf die Kinder und unermüdet arbeitsam. Die Kranken, deren mehrere an Bord waren, pflegte sie mit rührender Sorgfalt. Einem Gespräche wich sie so wenig aus, als sie es suchte. Mehrmals hatte der Capitän mit ihr gesprochen und ihre verständige, anständige Weise, sich auszudrücken, bewundert.

So waren die ersten Tage der Seereise hingegangen. Der Himmel war klar gewesen, aber nun sollte es anders werden.

Die Stürme, welche allemal vor und nach der Tag- und Nachtgleiche herrschen, sind auf dem Meere sehr gefährlich. Dieser Zeitpunkt war ganz nahe, und die Stürme hatten noch nicht gebraust. Der Capitän ließ Alles in Stand setzen, daß sie ihn nicht unvorbereitet träfen.

Das Schiff befand sich im Angesichte der Küste von Schottland, als der Wind zu heulen begann und die Kräfte der Tiefe aufwühlte, daß die Wellen wie Berge

Dachte er gar, er könne vielleicht darben, so quälte ihn das Tag und Nacht. Hatte er doch diesem edlen Menschenherzen nächst Gott sein Leben zu verdanken!

Immer lebendiger erwachte in seiner Seele der Wunsch, etwas für seinen Retter zu thun. Aber wo sollte, wo konnte er ihn finden? Sein Name war ihm im Laufe der Zeit, im Gedränge der Ereignisse entfallen. Darüber machte er sich die lebhaftesten Vorwürfe.

Um sein Ziel zu erreichen, reiste er selber nach Holstein, und wandte sich, unterstützt durch seine hohe Stellung in seiner Vaterstadt, an alle Amtleute, Pfarrer, Lehrer mit der dringenden Bitte. Die Regierung unterstützte ihn darin, und nun wurde ganz Holstein durchsucht nach dem Lebensretter so vieler Unglücklichen und auch des reichen und angesehenen Bremer Rathsherrn.

Die liebe Pfarrfrau, der ich diese Erzählung verdanke, war damals in Holstein, als man überall so sorglich nach dem „Retter" suchte.

Lange Zeit war dieses Suchen, das dankbare Herz des wackern Bremers und die Edelthaten des guten Holsteiners Gegenstand aller Gespräche im Lande.

Endlich gelingt es einem Geistlichen, einen armen alten Mann in einem Dorfe Holsteins aufzufinden, der den Krieg in Rußland mitgemacht und treuherzig erzählt, wie er wohl manchem armen Schelm weiter und über die Schwelle der Grabespforte, aber nicht hinein, sondern herausgeholfen habe.

Das ganze Dorf bezeugte, daß er dieselbe Gesinnung noch jetzt ebenso bethätige, Aller Freund und Helfer sei, seferne es ihm nur thunlich, ja daß er bereit sei, das Hemd vom Leibe einem Aermeren zu geben, wie er denn oft sein kärglich Stücklein Brodes mit den Hülflosen theile und gerne halbsatt sich niederlege auf sein armes Strohlager, wenn es nur der Andere nicht hungrig thun müsse.

Diese Kunde kommt nach Bremen, und unserer wackerer Rathsherr eilt schnell nach Holstein, in das Dorf, wo er seinen Retter zu finden hofft.

Es ist ein alter, aber noch immer rüstiger Mann, der vor ihm steht, dessen Name ihm jetzt so klingt, wie der seines Retters.

daher kamen. Alle Reisende mußten das Verdeck räumen, weil sie da hinderlich waren. Die Macht des Sturmes wuchs mit jedem Augenblicke. Es war Mittags drei Uhr, als er das Schiff mächtig gegen die Küste schleuderte. Der Hauptmast krachte und brach. Nicht besser ging es den andern beiden und bald war der Rumpf des Schiffes ein Spiel der ungeheueren Wellen. Der Capitän stand auf dem Hintercastell und gab seine Befehle, aber, obwohl er mit eiserner Ruhe in dem wilden Kampfe der schrecklichen Gewalten des Wassers und des Sturmes stand, so mochte man es ihm doch ansehen, wie er den entsetzlichen Fall des Scheiterns mit jedem Augenblicke näher kommen sah. Der Sturm trieb Wellen und Schiff gegen die Felsen, welche unweit des Hafens von Kirkwall in Schottland aus dem Meere hervorstehen. Jetzt befahl er, Nothzeichen durch einige Kanonenschüsse zu geben.

Ich weiß wohl, sagte der Capitän zu seinem Steuermanne, daß unsere Nothschüsse keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken werden; aber es ist meine Pflicht. Kaum war dies Wort über seinen Lippen, als ein entsetzlicher Windstoß das Schiff ergriff und es mit einer Gewalt, die nichts über sich hatte, auf den Felsen warf. Der furchtbare Stoß, das Krachen, der entsetzliche Ruck ließen keinen Zweifel mehr, daß Alles verloren sei.

Rasch sprang der Capitän an die Verdecklucken. Heraus, rief er hinab, heraus, sonst seid ihr Alle verloren!

Während die Matrosen das Boot kappten und in die schäumende See ließen, löste der Capitän im Kanonendeck eine Kanone nach der andern. Von Kirkwall her antwor-

teten jetzt drei Schüsse und bald sah man ein großes Lootsenboot, das sich, nicht die Gefahren achtend, heran machte. Tröstend deutete der Capitän auf das Boot. Das ganze Verdeck stand voll jammernder Menschen. Er und der Steuermann ließen zuerst die alten Leute ins Boot und die Kinder. Es kam glücklich durch die Felsen und erreichte den Hafen. Jetzt nahte das Lootsenboot. Es war Zeit, denn das lecke Schiff oder das „Wrack" wie es die Seeleute nennen, senkte sich immer tiefer unter den Spiegel.

Spring hinab, Mädchen, sagte der Capitän zu Martha. Rette dich, es ist bald vorüber.

Martha sah ihn lächelnd an. Nein, sagte sie, an mir liegt nichts. Laßt erst die Anderen gerettet sein.

Und sie trug Kinder und Seekranke herbei, die nicht von der Stelle konnten, und half ihnen das Boot erreichen. Das Boot ist voll! riefen die Lootsen.

Halt! schrie der Capitän, zehn Menschen sind noch hier, wollt Ihr die umkommen lassen? —

Es ist voll! war die Antwort und sie ließen los, und eine Welle schleuderte es alsbald weit weg. Der Capitän sah dem Boote nach, dann trat er an die Lucke um nachzusehen, wie das Wasser stiege. Das Wasser stieg mit ungeheuerer Schnelligkeit im Raume des Schiffes und es zeigte sich hierdurch klar, wie groß das Leck sein mußte. Mit stets gleich bleibender Gewalt warf das Meer seiner Wellen ganze Wucht gegen die Seite, die, da der Halt am Riele gebrochen war, unmöglich mehr länger Widerstand leisten konnte.

Er sah das Ende nahen und blickte mit inniger

Bewegung auf das liebliche Wesen, das mit einer unbegreiflichen Ruhe in den Kampf der tobenden Elemente blickte. Er trat zu ihr. Kind, sagte er, schade, daß wir sterben müssen. Du verdientest, glücklich zu werden, und wollte Gott, wir beträten glücklich das Land, du müßtest. — Er stockte. Wozu so alberne Rede, sagte er, sich selbst verbessernd. Laßt uns beten, unsre Stunde ist da!

Er kniete nieder und Martha, die mit Vertrauen ihm ins Auge blickte, der sich immer so edel und menschlich benommen, Martha kniete neben ihm. Bete du, Kind, bat der Capitain, ich glaube, der Herr erhört dein Gebet gewiß.

Martha fühlte sich mächtig erhoben. Ihr Auge leuchtete. Sie begann das schöne Lied zu beten: „Aus tiefer Noth ruf' ich zu dir, Ach Herr, erhör' mein Flehen" und voll gläubiger Hingebung beteten es alle Knieende nach.

Als Martha ihr Amen gesprochen und es alle wiederholt hatten, rief plötzlich ein Matrose: Hurrah, ein Boot! Alle sprangen auf und richteten ihre Blicke dahin, wohin des Matrosen Finger deutete. Die Dämmerung war durch die wüthenden Elemente früher gekommen; aber so viel konnte man doch noch durch das Leuchten des weißen Gischts der Wellen wahrnehmen, daß ein Boot nahte. Es war das Lootsenboot, das mit Todesverachtung noch einmal dem Wracke zuruderte. Nach unsäglichen Mühen nahte es, und das hinabgeworfene Tau brachte es an die Seite des Schiffes, die vom Winde abgewendet war. Schnell warfen sich die Matrosen hinein. Noch stand Martha. „Willst du mit dem Schiffe untergehen?" fragte staunend der Capitän das heldenmüthige Mädchen.

Ich will die Letzte sein! sagte sie.

Da umfaßte sie der Capitän mit starkem Arm und stieg in das schwankende Boot hinab, das schnell in die See flog. Kaum aber war es in einer geringen Entfernung, so borst das Wrack und eine Minute drauf war nichts mehr übrig von dem schönen Schiff, das noch heut bei Sonnenaufgang so stolz über die Fluth hingetanzt war.

Das Boot rang mit den, stets mehr sich hebenden Wellen, die Fahrt war um so gefährlicher, als nun das Dunkel der Nacht immer schneller sich auf Land und See legte. Dennoch erreichten sie glücklich das Ufer.

Aber welch ein Anblick bot sich ihnen hier dar!

Zitternd vor Frost, Näße und Kälte lagen, saßen und standen die Auswanderer, von Allem entblößt, um die wenigen Feuer, welche man angemacht und an denen nur die Alten und Kinder sich erwärmen konnten. Indeßen war der Ruf des entsetzlichen Unglücks schnell

nach Kirkwall gedrungen und in die kleinen Orte der Umgegend, und das Mitleid war so groß, daß die guten Schotten mit Wagen nahten, um die armen Schiffbrüchigen heim in ihre Wohnungen zu holen; die Wagen reichten indessen nicht zu, Alle auf einmal wegzuführen. Auch hier hielt der Capitän Ordnung, und mit Gewalt hob er Martha auf den Wagen, die wieder hier die letzte sein wollte.

Als der Wagen in Kirkwall ankam, rissen sich die Leute schier um die Unglücklichen. Martha mußte einer reichen Familie folgen, die außerhalb Kirkwalls auf dem Pachthofe eines Adeligen wohnte. Während die Wagen nochmals zurück fuhren, trug sie ein leichtes Wägelchen mit dem Pachter und seiner Frau, die zufällig in Kirkwall gewesen, dem Hofe zu.

So wenig die Ereignisse dieses Tags auf Martha, äußerlich angesehen, gewirkt zu haben schienen, so tiefeingehend war indessen dennoch die Wirkung gewesen. Der Gedanke, daß nun Alles verloren sei, daß sie nicht einmal mehr ein Kleid habe, um das nasse, was ihren Leib umgab, zu trocknen; daß sie Amerika nun und nimmer erreichen könne, erschütterte sie unaussprechlich. Das aber war eben ihr eigenthümliches Wesen, daß, je herber die Ereignisse auf sie stürmten, desto weniger sich der innere Zustand äußerlich bemerklich machte. Ihr höchster Schmerz war ohne Thränen. Wer aber ähnlich genaturt ist, weiß recht gut, wie das innerlich nagt und verzehrt; wie am Ende die ganze Kraft bricht. Martha's Schmerz war nur theilweise die Folge der Erwägung ihrer eigenen Lage. Sie konnte ja wohl auch in England einen Dienst finden,

denn eine fleißige und treue Hand läßt nicht darben; aber die anderen Unglücklichen mit ihren Kinderchen! Was sollte aus denen werden? Es überlief sie eiskalt bei dem Gedanken. Dieß Ueberlaufen kam aber auch von einer äußern Ursache. Ihre Kleider waren naß. Der Ostwind blies noch immer mit wahrhaft schneidender Schärfe und vergeblich war es selbst, daß die gute Pächterin ihren Mantel um sie schlug, während sie ihrem Manne zurief, die Pferde tüchtig laufen zu lassen.

Endlich erreichten sie den Pachthof. Der Ruf der Pächterin brachte schnell weibliche Hülfe herbei. Ihre Tochter und eine Magd eilten herzu, Martha beizusteben; aber die Arme war völlig starr. Sie vermochte fast kein Glied zu rühren.

Man brachte sie in ein warmes Bett, machte Feuer in das Kamin und ließ sie Thee trinken, um sie innerlich zu erwärmen.

Der erstarrenden Kälte folgte nun bald eine glühende Fieberhitze, die mit jedem Augenblicke wuchs. Gegen Mitternacht schon lag sie in wilden Phantasieen. Sturm und Wogen, Brand und Tod, Bernhard's Untreue und die Noth der Schiffbrüchigen, zerstörte Hoffnungen und tiefes Leid um die verlassene Heimath, das Alles wogte bunt in ihrer Seele durch einander und gestaltete sich zu den wildesten und entsetzlichsten Traumbildern. Bald sprach sie lange und laut; bald wollte sie auf, alle dem Weh zu entrinnen und Ruhe zu suchen im Grabe. Trauernd standen die Frauen des Pachterhauses um das Bett der schönen Kranken, um sie in demselben zurückzuhalten. Hätten sie ihre Sprache verstanden, sie hätten tief hinein-

schauen können in das gequälte Herz. Sie hofften, gegen Tag würde sich die Aufregung des Fiebers lindern und hielten das Alles für einen Ausbruch zurückgehaltenen Leides und die Folge heftiger Erkältung. Der sichere Blick eines Arztes würde darin den Anfang einer schweren Krankheit erkannt haben. —

Während sich dies auf dem Pachthofe zutrug, waren in dem edelsten Wetteifer christlicher Liebe und Milde auch die übrigen Unglücklichen alle unter gebracht und hatten fürs Erste wenigstens ein Obdach und Nahrungsmittel gefunden.

Mit großer Selbstaufopferung hatte der edle Capitän für Alle gesorgt, ehe er an sich selber dachte. Ihn und seinen Steuermann nahm der Hafencommissär in sein Haus auf.

Mit großer Theilnahme wurden die beiden Verunglückten hier behandelt; aber in des Capitäns Seele lag eine Sorge, die an ihr nagte, die Sorge um Martha; denn, mochte er sich's gestehen oder nicht, das Mädchen hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, wie niemals ein weibliches Wesen. Wo sie hingekommen, blieb ihm vorerst noch dunkel; allein die Beruhigung hatte er doch, daß sie sicherlich auch versorgt worden sei und milde Herzen werde gefunden haben.

Kaum graute der Tag, so war er auch schon auf. Unter dem Vorwande, nach den Verunglückten zu sehen und sich zu überzeugen, daß auch nicht Eins umgekommen sei, verließ er das Haus. Eigentlich war es die Sorge um Martha. Ueberall, wo Schiffbrüchige untergebracht waren, forschte er selbst; aber nirgends fand er sie. Eine

namenlose Angst erfüllte seine Brust. Wo war sie hingekommen? In welche Hände war sie gerathen?

Endlich gelang es ihm, der englischen Sprache kundig, zu erfahren, daß sie der Pächter Wilson mit auf sein Pachtgut genommen habe.

Der Capitän war der Sohn eines reichen Mannes in Bremen; er hatte den Seedienst aus Neigung erwählt und war durch seine Kenntnisse und Tüchtigkeit schnell zum Capitän aufgestiegen. Das Haus seines Vaters trieb Handel mit England, darum war es ihm nicht im Mindesten bange um seine Rückkehr nach Bremen. Er schrieb schnell nach London an seines Vaters Geschäftsfreunde, meldete den Schiffbruch und bat um die nöthigen Geldmittel zu seinem Unterhalt und seiner Rückkehr nach Bremen. Nachdem dies unabweisbare Geschäft beendet war, eilte er auf den Pachthof.

Wie entsetzte er sich, als er Martha schwer erkrankt und noch immer in den verworrenen Träumen befangen fand. Sie kannte ihn nicht.

Ohne sich aufzuhalten, fuhr er nach Kirkwall zurück, um den Arzt zu holen. Dieser zuckte die Achseln und meinte, ein Nervenfieber sei im Anmarsche. Heftig erschrack der Capitän über diese Nachricht, allein in seiner Seele stand schon geschrieben: Du darfst sie nicht verlassen, komme es auch, wie es wolle!

Er wurde nun schnell mit den guten Pachtleuten einig um seine Wohnung und Verköstigung, und blieb bei Martha. Tag und Nacht wich er nicht von ihr. Es war, als ob das Bedürfniß des Schlafes seiner Natur gar nicht angehöre. Jeden Löffel Arznei gab er ihr und nur das,

was nur weibliche Bedienung leisten konnte, trat er an die Frauen ab. Eine ganze Woche lag sie in den wilden Fieberträumen, und erst als diese aufhörten und nun eine Schwäche eintrat, die nicht einmal das Tageslicht ertragen konnte, gab der Arzt Hoffnung.

Als er dem jungen Manne dies sagte, war dieser außer sich vor Freude. Er umarmte den Arzt und wußte gar nicht, wie er ihm seine Liebe, Dankbarkeit und Freude ausdrücken sollte.

Als ihn Martha zum ersten Male an ihrem Bett sah, fuhr sie auf, rieb sich die Stirn, als wolle sie sich die Gedanken herbeirufen, die sie verlassen zu haben schienen. Endlich sah sie ihn mit einem Lächeln an, das deutlich genug sagte, daß sie ihn erkannt habe und ihn gern an ihrem Bett sähe.

Kennst du mich, liebe Martha? fragte er so liebevoll,

daß ein leichtes Erröthen über ihre bleichen Wangen flog. Sie nickte lachend.

Erinnerst du dich des Augenblicks, wo du betetest, als wir alle den Tod vor uns sahen? fragte er weiter. Sie nickte wieder.

Er faßte im Uebermaaße seiner Freude ihre Hand und sagte: arme gute Martha, du hast viel gelitten?

Sie ließ ihm ihre Hand. Sie wollte reden, aber vermochte es nicht.

Da neigte er sein Ohr an ihren Mund, und nun hauchte sie die Frage: Wie geht es unseren Schicksalsgenossen?

Gut, sagte der Capitän und erzählte ihr nun wie die guten Leute dieser Gegend so freundlich für sie sorgten und wie sich eine Gesellschaft gebildet habe, die Geld sammle, um sie entweder nach Amerika, oder nach Deutschland zurückzubringen.

Diese Nachricht erheiterte ihr Antlitz wunderbar, und sie schien ihre Lage über der jener Unglücklichen ganz zu vergessen.

Von nun an schritt ihre Genesung sichtlich, wenn auch sehr langsam, voran. Auch jetzt verließ sie der Capitän nicht, und als sie in den letzten Tagen des April, die so mild wie Maitage waren, die frische Frühlingsluft athmen sollte, da führte er sie an seinem Arme in den Garten, und die heißesten Dankgebete stiegen aus seiner Seele zum Himmel auf für ihre Genesung.

Capitän Becker, so hieß er, fühlte es in seines Herzens innerstem Grunde, daß er ohne dies Mädchen nicht sein, nicht leben könne; aber er war zu edel, jetzt

Er fängt an mit ihm zu plaudern. Der Alte wird lebendig. Er erzählt von dieser und jener Schlacht und Begebenheit, und die Rückerinnerung belebt die Züge, die unserem Bremer immer bekannter werden.

Endlich kommen sie an die Beresina mit ihren Gesprächen.

Da erzählt der Holsteiner die Geschichte aufs Haar, wie sie sich zugetragen; aber auf den jungen Mann aus Bremen weiß er sich nicht mehr recht zu besinnen, denn nun stellt es sich erst heraus, wie Vielen er Retter und Helfer geworden.

Dem Bremer schlägt das treue Herz, als wolle es aus der Brust herausspringen. Er erinnert ihn an alle Einzelnheiten; wie er ihm die paar Tropfen Branntwein eingeflößt; wie er ihn ans Feuer gelegt; wie er, der Bremer nämlich, das Feuer geschürt, während der Holsteiner die Erstarrenden und Erstarrten aus der Beresina gezogen; wie er ihn streckenweise getragen, gestützt, geführt, bis er wieder habe gehen können; wie sie des Nachts gezogen, und an alle die Kleinigkeiten jenes Zuges bis nach Wilna. —

Da ruft mit einemmale der Mann den Namen des edlen Bremers aus, der ihm jetzt wieder einfällt, und sagt: Ja, ja, Ihr habt Recht. Jetzt wird mir Alles klar. Mag der arme Junge davongekommen sein, und wie mag es ihm gehen? Möcht' ihn wohl 'mal wiedersehen!

Da aber reißt der mühsam gesponnene Faden!

Der Bremer ruft laut weinend aus: Ich bin's ja selbst und suche dich, du treuer Kamerad, schon viele Jahre in alter Lieb' und Treue, und jetzt fünd' ich dich endlich!

Da liegen sie sich in den Armen, der reiche, vornehme Bremer Herr dem blutarmen Bauer, und herzen sich und weinen alle beide vor Freude!

Das war ein Anblick, der alle, die dabei waren, besonders den braven Pastor, tief erschütterte, und blieb kein Auge trocken! —

Nun waren aber auch die Tage des Entbehrens für den armen Holsteiner vorüber.

Der Bremer wollte ihn absolut mit sich nach Bremen

schon ihr damit die Ruhe zu rauben. Er schwieg; allein sein Thun, sein ganzes Benehmen redete lauter und bestimmter von dem, was in seiner Seele vorging, als es Worte hätten thun können.

Konnte solche hingebende Liebe ohne Wirkung auf Martha's Herz bleiben? Dankbarkeit war und ist viel tausendmal die Brücke der Liebe gewesen. Sie war es auch hier. Wie hätte Martha ohne Liebe für ihn bleiben können, der nur für sie lebte? der die Rückkehr zu seinen Eltern aufgab, um bei ihr zu weilen?

Einst, als er wieder bei ihr im Garten saß und ihre Hand hielt, sagte sie: Ach, Herr Capitän, wie kann ich armes Bauernmädchen Ihnen danken, was Sie an mir thun?

Martha, sagte er, sag' nur einmal, daß du mir gut bist, und ich bin der Glücklichste in der Welt!

Wie könnt' ich ihnen bös sein? flüsterte sie mit züchtigem Erröthen.

Er preßte ihre Hand an sein Herz. Martha, rief er aus, sieh', hier versteht Niemand die Laute, die wir reden, als Gott, der uns sieht und mein Herz kennt; bei Ihm schwöre ich es Dir, daß ich nie mehr dich missen kann. Martha, willst Du, wenn Gottes Gnade Dich genesen läßt, mein liebes, treues Weib werden?

Martha erbleichte. Ach, mein Gott, rief sie aus, was reden Sie? — Ich, das bettelarme Bauernmädchen, Ihr Weib? Nein, Herr Capitän, das geht nicht!

Kind, rief er da aus, hast Du nicht eben gesagt, Du seist mir gut? Stoße mein Herz nicht von Dir, wenn Du mich nicht elend machen willst! O sprich Ja, meine Martha! flehte er aus tiefster Seele und —

Da hat Martha nicht anders gekonnt, weil das eigne Herz sie hinriß, und hat Ja gesagt und vor Gottes Angesicht haben sie sich darauf verlobt, und die Pachterfamilie hat's gar nicht Wunder genommen, als Capitän Becker ihr sagte: Martha sei seine Braut, denn die hatten alle längst weg, wie es Jeder weggehabt haben würde, der nicht stockblind gewesen wäre.

Nun schrieb der Capitän erst Alles seinem Vater nach Bremen. Der kannte seinen Sohn und wußte im Voraus, daß es ein Absonderliches mit diesem Mädchen sein müsse, für das er in einem so hohen Grade eingenommen sei. Auf Reichthum brauchte er nicht zu sehen, denn Gott hatte ihn reichlich gesegnet mit irdischen Gütern, und er war auch keine so eingedörrte, pfennigdurstige Krämerseele. Daher schrieb er denn seine Einwilligung nach Kirkwall, besorgte das kirchliche Aufgebot und reiste dann selber hinüber nach Schottland, der neuen Tochter seinen Vatersegen zu bringen.

Als er Martha sah und kennen lernte, war er ganz für sie eingenommen, und schrieb seiner Frau nach Bremen: „Unser Fritz hat eine Perle gefunden, wie's kaum mehr eine zweite gibt. Freue Dich, Mutter, und danke mit mir Gott. Du kannst und wirst stolz sein mit Deiner Schwiegertochter, der man das einfache Bauernmädchen aus Westphalen kaum anmerkt."

Nun ist denn die Hochzeit gefeiert worden und darauf sind sie nach Bremen abgereist und haben die glückliche Tochter der frohen Mutter gebracht, daß sie sie auch segne. Und schon nach acht Tagen sagte sie zu ihrem Manne: Du hast recht gehabt, Fritz hat eine Perle gefunden!

Und der wußte es auch und trug seine Martha auf den Händen. Ihrem Wunsche folgend, reiste er mit ihr noch in diesem Sommer in die münsterländische Heimath und da sah ich sie wieder und muß es Euch sagen, sie war noch schöner, noch lieblicher als früher, und das Glück leuchtete aus jedem ihrer Züge.

Siehst Du, meine liebe Martha, sagte ich, wie wahr das heilige Wort ist, daß das Gebot: Ehre Vater und Mutter, die Verheißung des Herrn hat? O, das täuscht nicht und es kommt heute oder morgen in reichem Maße der Segen der Verheißung, und der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.

Sie drückte meine Hand und barg das weinende Auge an des Gatten Brust.

Nicht wahr, fragte ich, Du willst aber auch nun nicht mehr nach Amerika?

Nein, sagte sie, unter der noch rollenden Thräne lächelnd. Auch mein guter Becker hat den Seedienst, mir zu Liebe, aufgegeben. Ach, ich stürbe, wüßte ich ihn in solchen Gefahren, wie ich sie selbst kennen gelernt habe.

Nein, nein, sagte, ihre Wange streichelnd, ihr Gatte, ich will als Kaufmann nun eine rechte Landratte werden; denn so nennen die Seeleute die, welche auf dem festen Lande leben. Mit mir gingst du ja doch nicht zur See, und ohne Dich müßte ich zu Grunde gehen.

Sie blieben acht Tage, und da hab' ich denn diese Geschichte gehört und in das Wort des Capitäns eingestimmt, der zu mir sagte: Seit den letzten Jahren habe ich fünfmal Auswanderer nach Amerika übergeführt; aber

immer habe ich, wenn ich Zeuge war, wie das Elend, das Heimweh, die Betrügerei der schlechten Amerikaner die Armen empfing und heimsuchte, gedacht: O, bliebet ihr im lieben Vaterlande; da ist noch Raum für brave, fleißige Leute, und auch Brot!

Und darauf sind denn die beiden Glücklichen wieder nach Bremen gereist, wo es ihnen wohlgehet. Aber die armen Auswanderer, wie ging's denen? Ja, da sind Viele in England geblieben, wo sie gute Unterkunft fanden; Andere wurden reichlich unterstützt und kamen nach Amerika, wo freilich wenig Fettaugen auf ihrer Wassersuppe schwimmen; noch Andere kehrten in ihre Heimath zurück und sind arme Leute und werden's bleiben.

Von dem Bernhard muß ich Euch aber sagen, daß es, seit Martha weg ist, und seine Frau ihn nicht mehr mit ihrer steten Eifersucht quält, besser geht. Er hat sein Herz überwunden. Nun, seine Frau ist so schlimm nicht — aber — sie ist keine Martha.

II.

Der Strick.

Eine Geſchichte, die der Schmiedjacob in der Spinnſtube erzählt.

Wenn in dem Städtchen X die Bauern auf dem Felde ſind,. ſagte der Schmiedjacob, und klopfte ſeine kleine Pfeife aus, die der Gevatter immer Naſenwärmer nannte, ſo iſt kein einziger Bürger daheim. Item, ſie nennen's doch eine Stadt und bilden ſich was drauf ein.

Ich hab' da in Arbeit geſtanden und dazumal wohnte gegen meinem Meiſter über eine Wittfrau, die hatte ein Lädchen mit Kaffe, Zucker, Pfeffer und Willem Stein, AB. Reiter, den ich dazumal rauchte, aber es war ein Pfalzvergifter, der auf der Zunge brannte, und wenn man ihn rauchte, biß Einen keine Schnacke. Mein Meiſter nannte ihn „Knaſter Wohlgemuth,

brennt, riecht und schmeckt nicht gut" — und hatte recht. Item, wenn ich mir so ein Packetle holte, wehklagte die gute Frau allemal über den Fritz, und das war ihr Kind, ein Bube von neun bis zehn Jahren, der ärgste Strick im deutschen Reich, das aber dazumal schon abhanden gekommen war.

Es war ein prächtiger Bub; hatte Augen im Kopf, wie ein Luchs, aus denen allerlei Teufelsstreiche herausguckten; Backen wie ein Borsdorfer Apfel, und hatte nicht so lange Ruhe im Leibe, als man Amen sagt. Nichts verstand er besser, als die Schule zu schwänzen und die Fenster einzuwerfen — und doch war ich ihm nicht bös.

Die arme Frau war übel dran, denn er parirte ihr nicht. Es ist aber auch, sagte er und schlug mit der flachen Hand auf die Lederbuchs an seine Schenkel, daß das Kathrinchen zusammenfuhr, es ist aber auch keinen Schuß Pulver werth, wenn so eine Frau einen Buben ziehen soll! da pappeln sie, zanken, brummeln den ganzen Tag, wie eine alte Baßgeige, und es kommt zu keiner Zucht. Am Ende denkt so ein Strick: es ist immer blind geladen! achtet's nicht mehr und schlägt ein Schnippchen. So macht's der Fritz grade. Warum warst du ihm denn doch gut, wenn er so ein Strick war? fragte der Gevatter.

Das will ich Euch sagen! fuhr der Schmiedjacob fort. Böse Streiche machte er nicht! Nur so Lumpenstreiche, über die man, wohl oder übel, lachen mußte.

Ihr wißt, ich kann die Juden nicht recht verdauen, und das hat Grund und Ursache. Da wohnte in unserer Gasse Einer, der mit Vieh handelte. Wie der die Bauern schächtete, das ging über's Bohnenlied! Niemand konnte

ihn leiden, alſo auch der Fritz nicht. Was thut er? — Schleicht in Bäckernickel's Backſtube und fängt ſich einen ganzen Sack voll Hammelmäuschen, die einen zum Narren piepen können und wo ſie einmal ſind, gar nicht mehr zu vertreiben ſind. Die ſetzt er dem Mauſchel in die Stube. Der Jude ſchreit Ach und Weh und klagt's der Mutter und dem Schullehrer. Der iſt nicht faul, ſpannt meinen Fritz über's Knie und mißt ihm eine Jahrlatte von einer Haſel an, daß er, der ohnehin kein Sitzfleiſch hatte, jetzt gar nicht ſitzen konnte.

Wart' Jude, denkt er, ich will dir etwas malen.

Am Schabbes Abend nimmt er einen Topf mit friſchem Blut und einen Pinſel hinein; geht an Mauſchels Fenſter und klopft. Der Mauſchel meint, es wär' ein Goje, der Morgen ein Händelchen machen wollte oder heut' noch, denn die Sterne ſtanden ſchon am Himmel — macht ſchnell das Fenſter auf und ſtreckt ſeine Habichtsnaſe heraus. Huſch, fährt ihm der Fritz mit dem Pinſel im Geſichte herum, und wie der Jud zurückfährt, ſchreit die Iſche Zetermordjo. Dießmal war der Jude klug und ſchwieg ſtill, wuſch ſich und räſonnirte nur inwendig, denn er mochte es nun wiſſen, daß er es übler würde gemacht haben, wenn er es wieder an die große Glocke gehängt hätte. Ich ſah zu und lachte mich halb todt.

Und haſt dem Buben nichts geſagt? fragte der Gevatter.

Nein; ſagte der Schmiedjacob, aber ich zog ihm eine Ohrfeige auf's Linke, daß er noch lange daran dachte und den Juden in Ruhe ließ.

In dem Städtchen wohnten auch einige Beamte, ein

Doctor, Apotheker, Barbierer und was zur Zunft gehört. Die hatten im Hirsch ihr Casino, wie sie das nannten. Da stachen sie jeden Abend ihre Schoppen, und wenn sie heim gingen, war keiner alleine. Der Hirschwirth wohnte neben meinem Meister. Niemand aber machte mehr Lärm, als der Apotheker, der ein Erztrakteler war, und keines Menschen Freund. Dem Fritz fiel's da Mal ein, die Herren zu foppen. Er nimmt eine Kordel und spannt die quer über die Straße, so in der Höhe, daß die Hüte daran reichen mußten. Abends gehen die Herren heim aus dem Hirsch und die Beine wollen nicht recht in der Richtschnur bleiben, Puff! da fährt dem Apotheker der Hut vom Kopf, und als der Doctor, der hinter ihm geht, auch an die Kordel kommt, Patsch! da liegt auch sein Hut auf der Gasse, die an das Kehren nicht gewöhnt war und in der man neun Monate vom Jahre sehr weich ging. —

Was schlagen Sie mir den Hut ab, Sie Schwerenstecher! ruft der Apotheker und faßt den Doctor bei der Kehle.

Verdammter Pillendreher, schimpft der Doctor, Du hast mir ja den meinigen heruntergeschlagen!

Der hat auch zwei Fäuste und die treffen den dürren Apotheker, daß er rücklings sich zu seinem Hute legt.

Nun gibt das eine Handthierung, ein wahres Stiergefecht, wie ich es in Spanien sah, daß die ganze Nachbarschaft mit Laternen herbeilauft, um die beiden Zunftgenossen auseinander zu bringen. Da entdeckt man die Kordel, die des Unheils Ursache war, und der Apotheker, der nüchtern geworden war, ruft aus: Das hat Niemand

anders gethan, als der Strick! — Unter diesem Namen ging Fritz im ganzen Städtchen.

Am andern Morgen hatte der Schullehrer wieder einen neuen Haselstock nöthig. —

Was half's? — Der Apotheker hatte eine Klingel an der Thüre und neben dran wohnten die zwei einzigen Metzger des Städtchens, die zwei große Hunde hielten. Fritz mauft seiner Mutter einen Schinkenknochen und bindet den Abends an den Zug der Klingel.

Die Hunde wittern schnell, daß noch Fleisch an dem Knochen ist und ziehen dran, daß schier die Klingel herunterreißt. Der Apotheker lag schon in den Federn, weil ihn die Beulen, die er von den Liebkosungen des Doctors davon getragen, schmerzen mochten. Der denkt:

Holla, da muß gewiß noch rasch eine ordentliche Portion Blutegel gebraucht werden oder sonst ein Recept zu machen sein; springt aus dem Bett und eilt, die Thür zu öffnen; aber es ist Niemand da.

Er flucht über böse Buben und legt sich wieder. Kaum ist er warm, so klingelt's wieder und ohne Ende.

Jetzt ist's gewiß Jemand! denkt er und steht wieder auf, öffnet hastig, aber Alles ist still und Niemand zu sehen.

Jetzt rast er vor Zorn, denn er war ein Erzgiftmichel; schließt wieder ab und legt sich; doch da ist an ein Schlafen nicht zu denken.

Die Klingel geht unaufhörlich.

Wart', denkt er, du legst dich ans Fenster, da mußt du die Schlingel doch sehen oder hören; allein jetzt überläuft's ihn eiskalt! Er sieht und hört Niemand und doch klingelt's!

Vielleicht wär' die Geschichte noch schöner geworden, aber die Hunde bekamen Händel über den Knochen und bissen sich wie toll herum. Das öffnete dem Apotheker die Augen. Nun untersucht er, und findet den Knochen.

Wart' Strick! ruft er, und hat nicht fehlgeschossen.

Des andern Tags gab's Prügel, wie Hagel, aber besser wurde es nicht.

So folgte ein Streich auf den andern und die arme Frau konnt's am Ende nicht mehr aushalten.

Als ich mir wieder ein Packette von dem A. B. holte, sagte sie: Ach, Jacob, ich sterbe noch vor Kummer über den Buben! Kein Tag vergeht ohne irgend ein Malefiz, was er treibt. Er muß fort zu einem tüchtigen Lehrherrn!

nehmen, daß er ihn selber hegen und pflegen könne, aber das that der Holsteiner nicht.

Laß mich hier, lieber Kamerad, sagte er, ich tauge nicht in die Stadt und unter die Stadtleute. Ich will hier unter meinen guten Nachbarn und Freunden sterben und einst bei ihnen begraben sein. Du kannst ja zu mir kommen, wenn du mich sehen willst.

Nur schwer willfahrte ihm der Bremer Kamerad.

Er ließ ihm ein schönes Haus bauen und einen Garten dazu, daß er ihn hübsch selber pflanzen könne; er setzte ihm ein reichlich Jahrgeld aus, daß keine Sorge mehr an das treue Herz herankommen konnte, und alle Jahre kam er auf eine Zeitlang zu seinem treuen Kameraden von Bremen herüber. Dann plauderten sie von ihren Leiden und Schicksalen, traulich wie zwei Brüder; schmauchten ihr Pfeifchen zusammen, und waren Beide in ihrer Liebe, dieser im Geben, jener im Nehmen, glücklich.

Und das währt, bis der Tod des treuen Holsteiner Kameraden Auge schloß, das der Bremer weinend zudrückte.

Wie ich das so hinschrieb, gerade so, wie es mir die liebe Pfarrfrau von K.....ch mittheilte, da ist mir das Herz weich geworden über solche Liebe und Treue, und ich habe mit feuchtem Auge empor geblickt und gedacht: Herr, ich danke dir, daß ich so etwas meinen lieben Lesern erzählen konnte!

Wüßt' ich nur die Namen!

Doch was thut's? der droben, der das Gute vergilt, der weiß sie, und die Thatsache steht fest.

Das ist das rechte Mittel, sagte ich; denn nehmt's nicht über's Eck, Frau Nachbarin, die Weibserziehung ist keinen Pfifferling werth. Was wollt Ihr denn aus ihm machen? sagt' ich.

Ei, sagt sie, man hat doch das schöne Geschäft und das Haus hat die Kundschaft, da läßt man's doch nicht gerne eingehen. Ich will ihn zu dem Kaufmanne Pfefferkorn thun. Das ist Einer, der die Jungen zu kuranzen versteht.

Das mußte ich billigen; denn der Pfefferkorn war ein Erzbütendreher; ein Knauser und Bohnenspalter, wie's nur Einen gab. Die Jungen wurden alle federleicht bei ihm, denn das Sattessen war nicht Sitte im Hause. Dabei war er ein Hitzkopf, der gerne dreinschlug.

Der wird ihn zurechtbringen! sagte ich und ging.

Richtig, am andern Morgen ging sie zu ihm und schon am selben Tage mußte der Strick hinwandern. Der machte ein Gesicht so sauer wie Weinessig, und man sah ihm die Plaisir an der Nase an. Die Mutter weinte bittere Thränen, weil das Fritzchen so weit weglam. Das Haus Pfefferkorn's lag zwei Gassen weiter, am Markte! — — —

Das ist die rechte Art! dacht' ich. Der wird, wie der Blitz, wieder da sein!

Mein Strick geht ruhig hin und mochte auf Pläne sinnen, wie er mit Glimpf oder Unglimpf wieder aus dem Hause käme; denn das Krämerwesen, das Lothwiegen und Oelausschenken gefiel ihm nicht. Wie er's anfing, weiß ich nicht, aber er kaufte oder ließ sich Baldrian in der Apotheke kaufen, legt den gleich am ersten Abend vor Pfefferkorn's Stubenthüre. Noch ist's nicht Mitternacht,

da ſind alle Katzen der Nachbarſchaft vor der Schlafſtuben thür, wälzen ſich auf dem Baldrian und heulen, daß die Steine hätten raſend werden mögen. Umſonſt verjagt ſie der alte Junggeſelle. Sie kommen immer wieder. Kurz, er kann kein Auge zuthun. Morgens findet er den Baldrian, weil der Geruch entſetzlich ſtark iſt und kann nicht zweifeln, wer das verurſacht. Fritz bekommt ſtatt des Frühſtücks Prügel und wird fortgejagt. Als er heimkommt, umhalſt ihn die Mutter und dankt Gott, daß ihr Fritzchen wieder da iſt, denn ſie habe die ganze Nacht vor Weinen nicht ſchlafen können.

Da lauft mir denn doch die Laus über die Leber, als ich das höre; gehe hinüber und ſage: Frau Nachbarin, nehm' Sie's nicht quer, aber Sie iſt eine — Gans! Soll da der Tagedieb beſſer werden? Jag' Sie ihn wieder zum Pfefferkorn! So wird er nie etwas nutz!

Ei, da hättet Ihr die Frau Nachbarin ſehen ſollen! Himmel und Erde! Sie ſtemmt beide Arme in die Seite und ruft: Er Flegel! Was geht Ihn mein Hausweſen an? Was nennt Er mich eine Gans? Er ruſiger Kohlenbrenner, mach' Er ſich hinaus, ſonſt jag' ich Ihn mit einem Feuerbrand!

Aha! ſagte der Geratter. Hätt'ſt Du vor Deiner Thür gekehrt! Der Name: Gans war eben auch nicht ſonderlich fein!

Die Uebrigen lachten.

Ihr habt recht, ſagte der Schmiedjacob. Ich hätt's höflicher machen können, aber wer hat da eine Goldwage für jedes Wörtlein, wenn man ſo confuſes Treiben anſchauen muß? Item, ich dachte, was dich nicht brennt, das blaſ' nicht, und ging heim.

Was ich aber gesagt, das traf ein. Der Strick wurde alle Tage nichtsnutziger. An mich und den Meister wagte er sich nicht, weil er einmal von mir eine Dachtel gekriegt hatte, die nicht schlecht gesalzt war; aber jeden Abend gab's etwas. Der Wachtmeister, die Schützen — Alles paßte auf; allein der Schelm war wie ein Wiesel. Er mußte überall durchschlüpfen können. Niemand erwischte ihn. Da sah die Frau Nachbarin ein, daß ich die Wahrheit gesagt. Sie that ihn zu dem Bartfeger, daß er sollte Feldscherer werden. Der schickt ihn, nachdem er das Schaben gelernt, zu dem Apotheker, daß er ihm den Bart abnehme. Der hatte schon einige Dutzend Likörchen zu sich genommen und mochte nicht an des Stricks Streiche denken; läßt sich einseifen und halb abrasiren. Da ruft der Strick aus: Ich habe das rechte Messer nicht! und lauft mit seinen Siebensachen fort.

Der Apotheker wartet geduldig. Der Seifenschaum trocknet, aber mein Strick kommt nicht wieder. Als endlich der trocknende Schaum wie allnichtsguts beißt, da fängt er an, einzusehen, daß ihn der Bub genarrt hat. Das Gewitter bricht los und der Bartfeger jagt ihn heim.

Da haben wir's! sagt ich. Und wieder nimmt sie ihn mit Freuden auf; doch die Gedanken kamen bald nach und weinend kommt sie in unser Haus, und fragt: Was soll ich nur mit dem Braten anfangen?

Vorerst, sagte mein Meister, schimpf' Sie die Leute nicht, die's gut mit Ihr meinen (das galt mir!) und dann befolg' Sie guten Rath! Draußen am Thor wohnt der Schuster Kneip; der hat einen extrazähen Knieriemen. Thue Sie ihn zu dem und lasse Sie ihn Schuster werden. Etwas Besseres wird doch aus dem Racker nicht, sonst sieht Sie ihn noch am Galgen!

Mein guter Meister verstand sich auch nicht viel auf feine Redensarten. In dieser Weise fuhr er fort und rieb der Frau Nachbarin den Kümmel, daß es eine Lust war. Dießmal nahm sie's in Demuth, obwohl sie manchmal das Mäulchen säuerlich verzog und ich dachte: Halt, jetzt gebt das Zünglein los!

Sie versprach's zu überlegen und ging.

Der Schuster Kneip war eine grundehrliche Seele, ein kreuzbraver Mensch; aber er verstand nicht viel Spaß mit den Lehrjungen. Die durften ihm nicht vor die Thür. Machte Einer einmal so einige Bocksprünge, so knieriemte er ihn aus dem Ff., daß die Schwarte krachte und band ihn an die Werkbank fest. Item, er brachte sie in die Ordnung und die Armencommissionen gab ihm meist die

Bettelbuben in die Lehre, die ſie das Schuſterhandwerk erlernen laſſen wollte. Jedermann wußte dabei, daß er ungemein gutmüthig war. Seine ganze Stube hing voll Vogelkäfige und an dieſen Thierchen hing ſein Herz. Das ganze Jahr orgelte er ihnen auf einer kleinen Handorgel etwas vor, und es gab keinen glücklicheren Menſchen, als ihn, wenn ſo ein Vögelchen das Orgelſtücklein lernte.

Wie erſtaunte der, als er die Frau Gewürzkrämerin eintreten ſah und vernahm, daß er aus dem Strick einen Pechdraht machen ſollte.

Ja, ja, ſagte er, das iſt eine ſchwere Arbeit. Dem Pfefferkorn hat er den Leiden gemacht; dem Bartfeger auch. Das ſag' ich Ihr, Frau Kreu, ich will ihn nehmen; aber kommt er 'mal heim, und hat blaue Riemen auf dem Rücken, ſo denke Sie, die lämen nicht vom blauen Winde. Schickt er ſich endlich, ſo ſoll's Niemand lieber ſein, als mir!

So wandert denn der Strick zum Meiſter Kneip, nachdem die Mutter eine Fluth von Thränen vergoſſen, daß ein Ruhrkohlnachen, die ſehr tief laden, drauf hätte luſtig ſegeln können, und der Pfarrer ihm eine erbauliche Predigt gehalten.

Als er hinging mit ſeinem Bündel, ſagte ich zum Meiſter: Wie lange wird das gutthun? Ich wette in acht Tagen iſt er wieder da! Ich wette in vierzehn, ſagte der Meiſter. —

Strick ging hin. Der Kneip nahm ihn freundlich auf und ſagte: Guck, Bub, du ſollſt's gut bei mir haben, wenn du Acht gibſt, gehorchſt und meine lieben Thierchen lieb haſt!

Was das Letzte betraf, ſo war kein Zweifel; denn der Strick hatte alle Singvögel in der Nähe der Stadt weggefangen und in Käfige geſetzt.

Nun ging's denn ans Pechdrahtziehen und Lederklopfen.

Stark war mein Strick, und wer ihn für dumm kaufte, gab ſein Geld umſonſt aus. Alle Kniffe und Pfiffe ſteckten in ihm, und gerade, wenn er ſich wie ein Lämmchen ſtellte, waren alle böſe Geiſter in ihm. Dann ſann er auf einen Extralumpenſtreich. So machte er's auch bei dem Meiſter Kneip. Der konnte ſich gar nicht wundern genug und dachte: Es iſt gewiß nicht die Hälfte wahr, was ſie dem Strick nachgeſagt haben! Das iſt ja ein Kerlchen, fein wie Schuhbank, und gewichſt wie ein Pechdraht. Hat auch meine Thierchen ſo lieb, wie ich, und ich kann ihm die Fütterung ſchon anvertrauen.

Wie der Strick denn zu Allem, was Bubenſtreiche ſind, Anlage hatte, ſo pfiff er auch aller Vögel Stimmen nach, daß die Vögel ſelber irre wurden und meinten, es ſeien Ihresgleichen, mit Ausnahme der Spatzen, die ſo pfiffig waren, wie er, und eben ſo ausgehedte Tagediebe.

Damals hatte Meiſter Kneip einen Hänfling, der ſaß in einem zugehängten Käfig, und er ergelte ihm nun ſchon ſechs Wochen vor, Morgens, Mittags und Abends; aber das Thier war dumm und lernte nichts. Es iſt bei meiner Seele! wahr, rief er ärgerlich aus, mit dem lieben Vieh geht's aufs Haar, wie mit den Menſchen. Da gibt's auch Eſel, an die man nichts bringt, und geſcheidte Kerle, die's halb im Schlaf wegkriegen. Mein Hänfling iſt ſo ein Eſel unter den Vögeln. Ich will ihn fliegen laſſen!

Probirt's noch einmal, meinte der Strick, ein paar Wochen. Manchem bricht der Knoten ſpät; aber dann geht's auch haſt du nicht geſehn!

Der Meiſter blickt den Buben ganz verdutzt an und denkt, bei dem geht's vielleicht auch ſo, und folgt ihm.

Und ſiehe da, ſo oft er orgelt, zwitſchert der Hänfling. Alle Tage ein Bißchen mehr, und bald kommt das Stücklein deutlich heraus. Niemand war glücklicher, als Meiſter Kneip; aber es kommt ihm doch faſt verwunderlich vor. Nun orgelt er den ganzen Tag, um die Pläſir zu haben, das Vögelein ſtudiren zu hören.

Einmal iſt's ihm doch zu rund, und während des Orgelns ſieht er nach dem Strick, der grad neben dem Käfig des Hänflings ſteht, und was ſieht er da? — Es iſt der Strick, der ſo zwitſchert und das Maul ſo fein ſpitzt, wie eine Nähnadel. *)

Den Meiſter Kneip mit ſeinen Vögeln zum Narren halten, das war die ärgſte Beleidigung, die man ihm

*) Blickt 'mal da vornen auf das Bild! da könnt Ihr's grad ſehen, wie's zuging. Der Maler hat den Kneip auch gekannt und den Strick und die ganze Geſchichte, ſonſt hätt' er's nicht ſo akkurat machen können, wie's geſchehen iſt. Man ſieht ordentlich, wie Meiſter Kneip horcht und noch nicht recht weiß, ob's der Strick oder der Vogel iſt, der zwitſchert, und an dem Strick ſieht man, wie er den Mund ſpitzt und wie die Freude über den Spitzbubenſtreich aus ſeinem Geſichte leuchtet Meiner Sechs! es iſt vortrefflich gemacht und der Maler muß auch hinter dem Ofen geweſen ſein, weil er den Fritz ſo prächtig dahinter findet!

zufügen konnte. Das hieß: ihm in die Seele greifen. Ei, ſo ſoll dich dieſer und der! rief im höchſten Zorn der Meiſter. Du willſt deinen alten Meiſter zum Narren haben? Wart' ich will dir!

Mit dieſen Worten läßt er Orgeln Orgeln ſein und ſpringt zum Knieriemen, und, ehe ſich's der Strick verſieht, fallen die gefalzten Streiche hageldicht und mit ſolcher Kraft, daß er ſich bäumt, dreht und windet, wie ein Aal! Er bittet und fleht: er wolle es nie mehr thun! Wolle brav werden! Aber Alles iſt fruchtlos. Du haſt noch deinen Meiſter nicht gefunden! ruft der Kneip und haut zu. Ich muß dir alle die Zinſen noch abtragen, von dem Pfefferkorn und Bartfeger ab bis zu mir, und weil du ſo gut pfeifen kannſt, will ich dich jetzt tanzen lehren! ruft er unter dem Durchhauen.

Und der lehrt ihn tanzen! Am Ende brüllt und heult der Bube vor entſetzlichem Schmerz. Da wirft ihn dann der Meiſter mit einer Wucht zur Thür hinaus, daß er drüben an des Schreiners Thür fliegt, und dieſe kracht. Nun geh' zu der barmherzigen Schweſter, deiner Mutter, und laß' dir die Blaumale heilen, du Racker! Kommſt du aber deiner Lebtage noch einmal über meine Schwelle, ſo wird mein Knieriemen die Bekanntſchaft mit deinem Rücken erneuern!

Ihr habt die Wette gewonnen, Meiſter, rief ich aus, als ich den Strick heulend und kaum fähig zu gehen, daherſchleichen ſah.

Wie ſo? fragt der und läßt den Blaſebalg an der Eſſe fahren.

Ei ſeht nur, rief ich, da kommt der Strick und Kneip's Knieriemen hat ihn nicht eben freundlich behandelt!

Mein Meiſter trat in die Thür der Schmiede. Willkomm, willkomm, Strickchen, ſagte er. Schon da? Ei, wie hat uns in der Nachbarſchaft nach dir verlangt! Nun, ich ſehe, daß meine Prophezeihung wahr wird, daß du an den Galgen kommſt. Recht ſo, mein Fritzchen, mach' ſo fort, und der Spitzbube wird bald fertig ſein. Wenn du gehängt wirſt, bezahl' ich, bloß weil du aus unſrer Nach-

barschaft bist, den Strick; umsonst leih' ich die Leiter und bezahle die Stadtpfeifer, daß sie dir den Jäger aus Kurpfalz aufspielen zu deinem Ehrengang!

Die ganze Nachbarschaft lag in den Fenstern und hörte die Rede. Der Spott des Meisters war von Wirkung. Der Strick hörte zu heulen auf, wurde bleich, wie der Tod, und raffte seine ganze Kraft zusammen, daß er schnell in das Haus seiner Mutter kam.

Da muß denn doch dießmal der Willkomm auch nicht absonderlich gewesen sein, denn man hörte die gellende Stimme der Frau Kron weithin schallen.

Das war eben das letzte Abentheuer, welches ich in dem Städtchen erlebte. Ich mußte heim und dem rasselnden Kalbfell oder der Trompete folgen. Ihr wißt, mein Schicksal rief mich nach Spanien und mit meinem Stelzfuß kam ich nach vielen Jahren wieder. Wie das kam, und was dem folgte, hab' ich Euch in der Spinnstube von 1848 erzählt.

An den Strick dachte ich nicht mehr und nach X., das zehn Stunden von hier liegt, kam ich auch nicht wieder.

Endlich vor etwa zehn Jahren, eben als ich meine Schmiede neu bauen mußte, ging ich auf ein Eisenhüttenwerk, das bei dem Städtchen X. lag. Denk' ich, du solltest doch 'mal nachschauen, ob dein alter, braver Meister noch lebt.

Gesagt, gethan! Der Umweg betrug nur eine Stunde.

Denkt Euch meine Freude! Der alte, brave Mann lebte noch. Zwar kannt' er den Zuschlaghammer nicht mehr führen und saß im Sorgsessel; aber er sah noch frisch drein; es ging ihm herrlich und sein Tochtermann,

26. Das Haus gegenüber.

Eine Geschichte des Schmiedjacob's.

Früher hab' ich es Euch einmal erzählt, hob eines Abends der Schmiedjacob an, daß ich, als ich aus Spanien elendiglich heimstelzfüßte, von der Noth getrieben, im Elsaß in Arbeit trat. Ich armer Invalide besaß nicht einmal soviel, daß ich meinen Hunger hätte stillen können, und als Lump und Bettler heimzukehren ins stille Dorf, das hätte mir das ohnehin tiefgebeugte Herz gebrochen. Betteln ist und bleibt eine Schande für einen ehrlichen Christenmenschen, wenn er nur noch Eine Hand von den zweien, die ihm Gott zum Arbeiten gab, gebrauchen kann.

Ich fand, wie ihr wißt, einen Meister, und einen guten, und Gott lohn's ihm, was er Gutes an mir gethan hat. Es war in einem Flecken des Elsasses, wo ich in Arbeit trat. Die Schmiede lag an dem kleinen Markte des Fleckens, der etwa so groß war, wie unser Dorf, und nicht einmal wie Eins in der Rheinpfalz, dort bei Speier herum, wo die Dörfer sich gewaschen haben, und hätt' manch' sogenanntes Städtlein Platz darin.

Der Meister war noch ein junger Mann und im Schmiedehandwerk noch gar kein Herrenmeister. Er hatte einen hochbetagten Vater, den er aber gut hielt, und der alte Mann war mein guter Spezial und plauderte gern, wie es die alten Leute zu thun pflegen. Abends in der Feierstunde saß er bei mir und erzählte mir gar viele Geschichten aus seinem und seines seligen Vaters Lebzeiten und Erfahrungen, und das waren mir immer gar liebe Stunden, aus denen ich meist, wie aus einer Predigt,

ein tüchtiger Schmied, führte das Geschäft und seine Frau und er trugen den alten Großvater auf den Händen.

Er kannte mich auch nicht mehr; aber als ich mich zu erkennen gab, da nahm er meine Hand und drückte sie mit einer Freude, als wär' ich sein Sohn. Ich mußte ihm meine Schicksale haarklein erzählen und ich durfte nicht gleich wieder weg, wie ich gewollt, sondern mußte zwei Tage bei ihm bleiben.

Da kamen wir denn auf allerhand alte und neue Geschichten und mir fiel auch der Strick wieder ein.

O, lieber Meister, bat ich ihn, sagt mir doch, was ist denn aus dem Strick geworden?

Aha, sagte er lachend, bei dir heißt's auch: Alte Liebe rostet nicht! Ja, das will ich Dir ganz genau sagen.

Du erinnerst Dich wohl noch dran, wie Du mir zuriefst: Meister, Ihr habt die Wette gewonnen! Damals hatte ihn der Kneip, der Vogelsnarr, arg mit dem Knieriemen traktirt und ich hielt ihm eine Spottrede auf meiner Thürschwelle, die ihm ins Fleisch drang wie ein spitzer Dorn. Der Bub ist recht krank geworden und der Doctor und der Bartfeger sind schier drei Wochen über ihn gegangen. Wär's nicht der Strick gewesen, dessen Teufelsstreiche Jedermann kannte, und hätte ihm nicht wieder Jedermann die Prügelsuppe von Herzen gegönnt, dem alten Kneip wär's dazumal denn doch übel bekommen. Der Doctor sagte aber zum Friedensrichter: Laßt's gut sein, Herr Richter, Unkraut vergeht nicht. Er stirbt nicht dran, und es hat auch keine üble Folgen für ihn. Vielleicht ist's ihm heilsam und er kann das Datum seiner

Besserung vom Knieriemen und Vogelsorgelchen schreiben. Da ließ der's liegen und nahm den Kneip nur so unter vier Augen aufs Korn und gab ihm ein Bildchen, das er nicht hat einrahmen lassen und es auch nicht an die Wand gehängt hat.

Es war aber auch eine Schande und ein Greuel, wie ihn der Kneip zugerichtet hatte. Himmelblaue Striemen liefen um seinen Leib, wie Reife um ein Faß. Diese spielten später in allen Farben des Regenbogens und der Bub konnte nicht sitzen und nicht liegen. Indessen war er still, klagte nicht viel, sprach auch nicht viel, bis er ganz hergestellt war.

Was mir aber noch mehr auffiel, war das, daß er sich gar nicht vor der Thür blicken ließ. Sah' er mich, so machte er sich schnell aus den Reisern. Es geht gut, dachte ich und der Doctor hat recht. Er war aber auch alt genug, um verständig zu sein. Er war dazumal eben dreizehn Jahre alt.

Mutter, sagte er eines frühen Morgens, heute geh' ich fort in die Welt.

Du wirst doch nicht? rief sie. Ach, willst Du mich unter die Erde bringen?

Nein, liebe Mutter, das sei ferne; aber hier kann ich nicht bleiben, wo ich mich vor aller Welt schämen muß. Hat doch der Schmied mir gesagt, ich käme noch an den Galgen. Thue mich nach A. zu unserem Vetter. Dort will ich ein anderer Mensch werden. Sie winselte viel; aber der Strick bestand auf seinem Willen.

Nun wurde nach A. geschrieben, die Sache fertig gemacht und er reist ab.

In A. sind gute Schulen. Die besucht der Strick fleißig. Er wird dort confirmirt und auf einmal ist er fort. Wohin? weiß kein Mensch. Alles wurde angewendet, ihn wieder zu finden; aber es war vergeblich. Du kannst Dir den Jammer der armen Frau vorstellen.

Unkraut vergeht nicht, sagte der Doctor, und das ist richtig. Nach sechs Monaten bringen die Gensdarmen einen verlumpten Buben nach A. zu dem Vetter. Das ist der Strick. Er wollte, Gott weiß, wohin, um etwas zu werden und wurde, wie das ganz natürlich war, ein Bettler. Als solcher kam er wieder. Der Vetter in A. wollt' ihn Anfangs gar nicht aufnehmen; aber als der Bub jammert und weint, verspricht, sich zu bessern, da nimmt er ihn auf, kleidet ihn wieder menschlich und stellt ihn in seinen Laden.

Das war sein letzter Lumpenstreich. Der liebe Gott hatte ihn in die rechte Zucht genommen und es ging ihm, wie dem verlorenen Sohne im Evangelium. Er schlug in sich und besserte sich.

Hierher aber wollte er nicht.

Fünf Jahre blieb er in A. bei seinem Vetter, dann wurde er Reisender für ein Kaufmannshaus in Frankfurt. Man hörte nichts von ihm, aber seine Mutter sagte mir oft mit Freuden, wie ihr Sohn sich gemacht habe.

Eines Tags fährt ein Wagen vor dem Hause drüben vor. Ein junger Herr steigt heraus und fällt der Wittib Kron um den Hals. Es war der Strick. Ein Staatsbursch, Jacob, das kannst du mir glauben.

Nach einer Stunde geht er aus. Wohin? Rath' 'mal! Ja, das räthst Du nicht! Schnurstracks zu dem alten Kneip. Der kennt ihn nicht und macht einen Kratzfuß

über den andern; aber der Strick gibt sich zu erkennen, reicht dem Alten die Hand und sagt: Habt Dank, Meister, für die Prügelsuppe, die ihr mir gegeben. Sie war der erste Schritt zu meiner Besserung.

Der alte Kneip macht ein Gesicht, das zwischen Lachen und Weinen mitten drinnen liegt, und fängt an, Entschuldigungsreden loszulassen, die aber der junge Mann nicht gelten läßt. Habt Ihr den alten Knieriemen noch, womit ihr mich durchgebläut? fragt er.

Der ist noch da, sagte der Alte, aber er hat jetzt ausgedient.

Ach, schenkt ihn mir, bittet der Strick. Ich will ihn in meiner besten Stube aufhängen, weil ich ihm soviel Gutes schulde.

Dem Kneip kommt's vor, als rapple es dem jungen Kren im Oberstübchen oder er wolle ihn hänseln; aber das ist purer Ernst.

Endlich gibt er ihm den Knieriemen und der junge Mensch geht dankend ab. Bald drauf schickt er dem Alten ein tüchtiges Präsent in gutem Tabak.

Von dem Kneip kommt er zu mir.

Meister, sagt er, es hat vielleicht niemals ein Pfarrer eine Predigt gehalten, die tiefer ins Herz ging, als die, die Ihr mir unter der Thür Euerer Schmiede gehalten. Es war Alles volle Wahrheit; ich war auf dem Wege zum Galgen. Gottlob, des alten Kneip Schmisse und Eure bittere Arznei haben mich kurirt. Ich verdiene den Namen Strick nicht mehr, und daß ich eines bessern würdig geworden bin, das dank' ich Kneip's Knieriemen und Eurer bittern Predigt. Ihr spart nun das Geld für die Stadtpfeifer und Eure Leiter braucht mir nicht den

schlimmen Dienst zu leisten. Nehmt meinen Dank. Er kommt aus Herzensgrunde!

Du weißt, Jacob, fuhr der Meister fort, ich bin keiner von denen gewesen, die leicht in Verlegenheit kommen; aber das sag' ich Dir, ich stand eben doch da, wie Butter in der Sonne. Endlich sag' ich: Das ist schön, Herr Kron, daß Sie sich gebessert haben und ich will hoffen, daß Sie Ihrer alten Mutter noch recht viel Freude machen und gute Nachbarschaft halten!

Drauf gibt er mir die Hand. Verzeiht mir alle meine Unart, bat er, und eine Thräne in seinem Auge gefiel mir sehr gut.

Als er so hingeht, denk' ich, an dem hat Gott der Herr Großes gethan!

Drauf geht er zu dem Mauschel, dem er die Hammelmäuschen ins Haus gesetzt, die ihn so gequält haben und den er mit Blut so abscheulich angemalt, bittet auch den um Verzeihung. So geht er zu Pfefferkorn, zu dem alten Bartfeger, zum Apotheker — kurz zu Allen, die er einst geärgert, und die ganze Stadt hallt wieder von alle dem Neuen und Merkwürdigen, was sich mit Kron's Fritz, dem ehemaligen Strick, zugetragen.

Fortan lebte er still, eingezogen und brav. Alle Leute vergessen seine Malefizstreiche, achten und lieben ihn.

In dem drauffolgenden Frühjahr baut er seiner Mutter Häuschen neu auf, richtet sich einen Laden ein, wie keiner in der Stadt, verkauft billig und hält gute Waare und ist ein sehr wohlstehender Mann geworden. Mit mir hält er gute Nachbarschaft und besucht mich oft, wie ich ihn, wo er mir dann alle Ehre anthut. Komm, sagte er drauf, wir wollen ihn besuchen!

So gehn wir denn hinüber, und wie thue ich die Augen auf! Da iſt Alles neu und nett und die alte Mutter ſitzt auf einem weichen Seſſel, eine bildhübſche Frau ſitzt mit zwei Kindern bei ihr und bald kommt er auch.

Herr Nachbar, ſagt der Meiſter, da bring' ich Ihnen einen alten Freund aus Strick's Zeiten. Kennen Sie ihn noch?

Er beſieht mich, aber ſchüttelt dann den Kopf.

Glaub's auch, ſag' ich, daß Sie mich nicht mehr kennen. Wir ſind, ſeit ich Ihnen die geſalzte Ohrfeige gab, als Sie den Juden Mauſchel ſo roth anmalten, ſpaniſche Kugeln um den Kopf geflogen und ich habe mein Bein in ſpaniſcher Erde mit militäriſchen Ehren begraben.

Ach, Jacob! rief er da aus und eine leichte Röthe überflog ſein ſchönes Geſicht, indem er mir die Hände drückte.

Ja, ſagte der Meiſter, er war immer ein guter Freund von Ihnen!

Weiß wohl! rief er aus, und die alte Mutter, die ich einmal als Gans beehrt, nimmt mich auch freundlich auf. Nun erzählt er ſeiner Frau die Geſchichte und wir lachen Alle herzlich und ſetzen uns dann zu einer guten Flaſche.

Meiner Treu', aus dem Strick iſt ein tüchtiger Menſch geworden. Der liebe Gott hat wunderbare Wege! Wie es ihm auf ſeiner damaligen Wanderſchaft ergangen, hat er aber niemals erzählt. Was thut's auch? Er iſt gebeſſert worden, das iſt das Beſte, und an den Strick denkt in ganz X. keine Seele mehr.

III.

Die Nachbarstöchter.

Eine Geſchichte.

Schmiedjacob, ſagte das fröhliche Kathrinchen, Ihr könnt ſo hübſche Geſchichten erzählen; tiſcht 'mal eine auf. Der Schlaf kommt Einem ſonſt und ich muß tüchtig trollen, daß ich mein Stück fertig kriege, ſonſt macht mir's der Weber nicht mehr zeitig, daß ich es auf die Maibleiche bringen kann.

Ach ja, riefen die Anderen, es iſt ja auch ſo ſtill, daß es gut Haſer ſäen wäre.

Meinetwegen! ſagte darauf der Schmiedjacob, rückte ſein grünſammtnes, mit Marderpelz verbrämtes Käppchen auf's Ohr, klopfte ſeine Pfeife aus und ſteckte ſie in die Kamiſoltaſche. Meinetwegen! aber gebt ſein Acht. Schläft mir Eins, ſo hör' ich bumms auf, denn mir geht's, wie unſerem Pfarrer, der predigt auch den tauben Ohren nicht gerne.

In Nieberdorf, drüben über dem Walde, da ſtanden vor etwa dreißig Jahren, vielleicht ſind's auch einige mehr oder weniger — es kommt juſt nicht viel drauf an — unfern der alten Dorflinde, zwei Häuſer, die waren ſo verſchieden, wie die Leute, die drin wohnten.

Das Eine war zweistöckig und hatte ein gebrochenes Schieferdach. Es war schneeweiß angestrichen und die Balken hochroth, mit einem schwarzen Streifchen zur Seite. Die Fenster hatten viereckige Rauten, und große, von Lohrglas, und die Rahmen waren grün angestrichen, und die Läden mit dem ausgeschnittenen Herz drinnen, daß der Tag in die Stube scheinen konnte, waren auch grün. Es war ein Staat von einem Hause und noch funkelnen, denn des Hannpeter's Großvater hatte es gebaut. Vor dem Hause war ein großer Hof, rechts standen die Stallungen und links die Scheuer, und der sah man's an, daß der Hannpeter ein dicker Bauer war. Hinter dem Haus war ein hübscher Garten mit einer Hecke von Hainbuchen drum, sauber geschnitten und eine Pütz, das heißt, ein Großgarten dran voller Apfelbäume.

Der Hannpeter fuhr mit zwei Gäulen im Acker, hielt einen Knecht und zwei Mägde, und wenn man durch die Flur ging und fragte: Wem ist der Acker? so hieß es: Wem wird er sein? Dem Hannpeter! Der Hannpeter war so ein Dreizenähter Bauer, aber pfiffig und schlau, und selbst die Juden sagten: der hat's hinter den Ohren, so dick, wie eine Faust, und es ist nichts bei ihm zu verdienen. — Apropo! Wenn das die Juden von Einem sagen, so muß er so schlitzöhrig sein wie sie, oder noch schlitzöhriger. Die Niederdorfer sagten: Der Hannpeter hat gut reich werden. Er versteht das Erben, und wenn ein Vogel über sein Dach fliegt, so muß er eine Feder lassen. Was er wegschenkt, ist gut aufheben, und nach dem, was er liegen läßt, bücke sich nur Keiner. Es wär' wohl Alles noch gut gewesen, sagten sie, aber Knecht und

Mägde klagen, daß er auch am Essen geizt; daß sie nur Gemüse zu essen kriegen, das mit ranzigem Fette geschmelzt ist. Bah! wer so spart, ist auf dem rechten Wege! Pfui der Schande! Sollen die Leute doch treu arbeiten. Gibt's da Lust und Liebe, wenn's heißt: Ja der Herr und seine Tochter leben gut; aber wir essen wie die Hunde!? —

Item, was mir niemals gefallen hat, fuhr der Schmiedjacob fort, das war das ewige Kollern und Schelten. Zum Gebet war keine Zeit; aber zum Fluchen, Zanken, Spektakelmachen immer genug. Der Hannpeter wußte gar nicht mehr, wie das Freundlichsein aussah. Er hatte keine Frau mehr. Sie war ihm gestorben und seitdem war der gute Geist aus dem Hause entflohen. Die Tochter war jetzt die Hausfrau, aber es heißt im Sprüchwort: Fliegt ein Gänschen über den Rhein, kommt ein Gigack wieder heim! Ein Mädchen von neunzehn Jahren und so eine Haushaltung! Das paßt wie eine Faust aufs Aug'! Freilich, wenn das Mädel etwas rechtes gewesen wäre, so hätte man nichts einwenden können; aber das Bärbelchen hatte sich selbst gezogen, das ist genug. Wenn auch Eins gegen Niemanden nachsichtig ist, so ist's doch das gewiß gegen sich selbst. Dann geht's, wie's kann, nicht wie's soll! In der Regel gibt solch' ein Mädel eine Dunzel, die meint, sie wüßt's am Besten und versteht nichts; denkt an die Buben und nicht an die Haushaltung, an die Hoffart, und nicht an Schaffen und Ordnung. Ihr könnt mir's glauben, ich bin ein alter Kerl, und hab's oft genug gesehen. 'S ist wahr!

Kam man in des reichen Hannpeter's Hof, so lag

Schmutz überall. Hier Holz, dort Mist, hier Geräthe, dort Stroh. Das Kehren ist nicht oft an ihn gekommen. Im Hause saß auf der Standuhr fingersdicker Staub. Spinnweben hingen überall. Die Fenster waren von Unreinigkeit blind und der Fußboden war rabenschwarz; aber das Bärbelchen war geputzt von früh bis spät. Das Mädchen war übrigens so hübsch, als Eins im Thale. Es hatte schwarze Augen, die brannten wie Brenngläser in das Herz hinein; sein schwarzes Haar glänzte und auf die Zöpfe konnte es sich fast setzen. Ihre Farbe war dunkel, aber ihre Wangen wie Rosen, und wenn das Bärbelchen lachte, meiner Treu! so wußte man nicht recht, ob Einem die frischen Lippen, die weißen Zähne, die herzliche Freundlichkeit, oder die zwei Löchlein in den Backen am Besten gefielen.

Das muß ich sagen, bemerkte Kathrinchen, der Schmiedjacob versteht sich drauf, so ein hübsches Mädchen zu malen. Ihr müßt sie doch scharf angesehen haben?

Warum denn nicht? Hast Du's bei einem hübschen Bursch anders gemacht? fragte der Alte.

Da wurde das Kathrinchen tüchtig ausgelacht. Doch hört nur weiter! sagte Schmiedjacob. Abends hüpfte der Hannpeter mit den Hinkeln auf die Stange, das heißt, er ging mit dem Untergange der Sonne zu Bett. Da hatte ihn aber auch der Kuckuck schon um drei Uhr auf den Beinen und jagte Alles heraus, nur das Bärbelchen nicht. Das schlief bis fünf. Da ging Viel zu Grunde; aber — wo Tauben sind, fliegen Tauben hin, und dem Hannpeter that's nichts.

Daß ein so hübsches, reiches Mädchen von allen

Burſchen gern geſehen wurde; daß ihm Jeder zu gefallen lief; Jeder ſchön that; Alles lobte und pries, was es that — das liegt ſo in der Natur der Sache und iſt Gang der Welt. Es iſt aber ſehr eitel geworden. Wenn's Sonntags in die Kirche ging, warf's den ſchönen Kopf herum, als wollt's fragen: Gelt', ich bin die Schönſte? Und wenn's irgend wo war, ſo ſtand das Mäulchen gar nicht ſtill, denn es hörte ſich ſelber gerne reden und meinte Wunders, wie geſcheidt es ſei. Andere kamen gar nicht zu Worte.

Aber ich meine, Schmiedjacob, Ihr hättet uns auch von einem andern Hauſe erzählen wollen, ſagte Baltin.

Nun, wart's nur ab, ſagte der Alte. Könnt' Ihr wieder gar nicht warten?

Neben des Hannpeter's Haus ſtand ein andres. Es war einſtöckig, und dann kam das Strohdach. Es ſah neben des Hannpeter's Haus grade aus, wie die Markedenterin neben dem General. Auf dem Strohdach war's grün von ſammtenem Mooſe, wie auf einer Wieſe im März, und man ſah ihm aufs Haar an, daß dem, der es gemacht, kein Zahn mehr weh that. Das Häuschen war klein und hatte kleine Fenſterchen mit runden Rauten, und die waren hell wie Kryſtall. Neben dem Häuschen ſtand ein Scheuerchen und ein Ställchen, Alles nach Armemannsart, und in dem Ställchen ſtanden zwei Vogelsberger Kühchen, mit denen der Gottfried ſein Gütchen ſelber beſtellte. Wohin man ſchaute, im Hof, im Haus, im Stall, in der Scheuer, im kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe — überall war's wie geblaſen. Es war eine helle Pläſir! Der Gottfried war auch Wittmann, wie der Hannpeter,

und hauste auch mit seiner Tochter, mit dem Appelchen. In dem Hause Gottfried's war es meist so still, daß man fast kein lautes Wort hörte, wenn nicht das Appelchen sang, doch mit jener glockenhellen Stimme. Vom Zank, Fluchen und dem unseligen Treiben wußten Beide nichts. Beide sahen heiter und fröhlich drein; denn sie waren mit dem Wenigen, was Gott ihnen beschieden, wohl zufrieden. Da waren sie eigentlich reicher, als der steinreiche, unzufriedene Hannpeter. Morgens begannen sie ihr Tagewerk mit einem Gebete, das Gottfried aus dem guten Gebetbuche von Starck vorlas oder aus dem Habermännchen. Dann lag ein Frieden und ein rechter Segen auf dem ganzen Tagewerk. Arm war wohl der Gottfried, wenn man ihn mit dem Hannpeter verglich; aber er hatte keine Schulden, und das war viel, das war schon ein Reichthum.

Als sein Vater sterben wollte, sagte er: Gottfried, schreib die zwei Wörtlein über die Stubenthür und laß, so oft Du dein Stübchen weißest, es nie Dich verdrießen, sie wieder mit rother oder schwarzer Farbe hinzuschreiben, die nämlich: **Klein und rein** und **Schuld bringt Ungemach**. Und darnach handle. Ich hab's so gemacht; darum hinterlaß ich Dir Haus und Gütchen schuldenfrei und hab' als noch ein Aeckerchen dazu anschaffen können.

Das hatte sich Gottfried niemals aus dem Sinne kommen lassen, und so blieb er im Gleise seines Vaters. Wie gesagt, seine Frau war im Kindbett gestorben, als sein Appelchen neun Jahre alt war, und der Säugling starb auch. Das war hart für den Gottfried, denn er

hatte in einer Ehe gelebt, die vom Hader nichts wußte, wohl aber viel von Liebe und Frieden. Heirathen mochte er nicht mehr, denn eine Frau, wie seine Lene, meinte er, gäb's nicht mehr. In Gottesfurcht erzog er sein Kind, und das Mädchen artete sich so gut, daß es schon, ehe es confirmirt war, die Haushaltung versah, wie ihre selige Mutter.

Appelchen wuchs heran und Jedermann sagte: Es ist noch schöner, als seine Mutter war, und die war die schönste Frau im Dorfe.

Freilich war's auch so. Appelchen war gewachsen wie eine Kerze. Es hatte ein Häutchen wie Sammt und wie frisch gefallener Schnee so weiß; Bäckelchen, wie ein Borsdorfer Apfel und Augen, blau wie Märzveilchen. Haare hatte es so blond wie Flachs, und in der Länge gaben sie denen Bärbelchen's um keinen Finger breit nach. Sie war still, freundlich, sanft, arbeitsam, und man sah sie Abends niemals in Hannpeter's Hof, wo das Jungvolk zusammenkam und jahuhazelte bis um zwölf Uhr. Dabei war sie fröhlich, und alle Tage war ein Liedchen auf ihren Lippen. Ihre Armuth gestattete keinen Putz. Sie ging einfach und züchtig einher; aber Respect hatte Jedermann vor ihr, und oft sagten die Alten: das Appelchen ist in seinem armen Kleidchen doch noch schöner, als das Bärbelchen in seinem Staat.

Sie waren, nämlich Bärbelchen und Appelchen, fast im gleichen Alter. Wenn so die Nachbarskinder zusammen spielen, zusammen confirmirt werden und zusammen aufwachsen, so sind sie in der Regel Ein Herz und Eine Seele. Das waren nun auch die Mädchen; aber das

Bärbelchen behandelte das Appelchen wie seine Magd, fuhr ihm über die Nase und nahm nichts von ihm an, was ihm doch so gut gewesen wäre. Das trug Appelchen in der Stille und dachte: Schön ist's nicht von ihm, aber es ist so genaturt, es ist so seine Art!

Warum kommst Du nur Abends nicht in unsern Hof? fragte Bärbelchen. Wir sind doch so vergnügt.

Mein Vater sieht's nicht gerne, sagte Appelchen.

Ach, was fragst Du darnach? höhnte sie Bärbelchen. Ich würde mich wenig drum scheeren, wenn's auch mein Vater nicht gern sähe. Der ist aber auch nicht so appart, wie deiner.

Es ist mein Vater, sagte Appelchen, dem hab' ich zu gehorchen, und ich habe nicht das Recht, mich darüber hinauszusetzen.

Ach, wie Du das auch so kurios nimmst! rief Bärbelchen. Mein Vater kann ohne mich nicht bestehen. Da will ich auch meine Freiheit haben. Und so ist's grad mit dem deinigen. Es ist Alles, wie man's macht. Wer sich duckt, muß sich ducken.

Das Bärbelchen plauderte noch so fort; aber das Appelchen schwieg still, und dachte sein Bestes; denn es wußte wohl, daß man dem Bärbelchen nicht widersprechen durfte.

Weißt du auch, hob nach einigem Schweigen das Bärbelchen wieder an, daß die alte Margreth am Sterben ist?

O geh! sagte Appelchen. Wer pflegt sie denn? Gehst Du denn nicht hin, es ist doch Eure Base? Ja, von sieben Suppenschnitten her, lachte Bärbelchen. Ihr

Großvater und meiner waren alte Männer, daher kommt die Verwandtschaft. Das läge mir auf, die alte Schartete zu hätscheln! Das kann ihre Schwester thun, die im Hessischen drüben wohnt. Aber ihr erbt sie ja doch! sagte Appelchen.

Das versteht sich. Mein Vater hat sie recht heimlich gemacht, bis sie ihm Alles verschrieben hat.

Und ihr kümmert Euch nicht einmal um sie? fragte Appelchen. Das ist doch nicht — schön! Ei, guck' einmal, Du willst uns am Ende eine Strafpredigt halten? rief Bärbelchen schnippisch. Da bist Du die Rechte dazu! Kehr' Du vor Deiner Thür. Da ist's sauber, sagte Appelchen ruhig; aber gib Acht, Ihr irrt euch! Gestern war der Notar hier! Ob die nicht denkt, wer mir gut ist, dem bin ich's auch? —

Dafür ist gesorgt, lachte Bärbelchen.

Als sie noch so redeten, kam ein andres Mädchen dazu und sagte: die alte Margreth ist todt. Sie hat gewiß gestern ein Testament gemacht und Alles ihrem Schwestersohn verschenkt.

Das fuhr denn doch wie ein Blitz in Bärbelchen's Seele.

Sie fing an zu schimpfen und zu schelten über die Verstorbene und lief zu ihrem Vater, ihm das Vorgefallene zu erzählen.

Während Appelchen noch mit dem Mädchen davon sprach, wie Unrecht das doch sei, fluchte Hannpeter wie besessen in seinem Hause auf die Alte.

Es war eigentlich eine reine Erbschleicherei gewesen. Hannpeter hatte der alten Margreth geschmeichelt und Bär-

belchen hatte geholfen, bis sie sie so weit hatten, daß sie ein Papier unterschrieb, worin sie ihnen all' ihre Habe vermachte. Von da an sahen sie nicht mehr nach ihr.

Das öffnete denn doch der alten Person die Augen. Sie schickte nach ihrer Schwester, mit der sie durch Hannpeter's Lügen zerfallen war. Sie kam und versöhnte sich mit ihr, und machte nun vor Notar und Zeugen ein Testament, worin sie jenes, das sie auf Hannpeter's Bitten gemacht, widerrief und ihren Schwestersohn als Erben einsetzte.

Von da ab räsonnirte der Hannpeter und Bärbelchen über die Alte und über die Schwester und ihren Sohn, einen Wagner, der erst vor kurzem aus der Fremde gekommen war, und den sie und überhaupt Niemand in Niederdorf kannte.

An dem folgenden Mittwoch war Appelchen nach der Stadt gegangen, um Butter und Eier und dergleichen zu Markte zu tragen und dagegen Anderes einzukaufen, dessen sie bedurften. Sie hatte sich verspätet und alle Marktleute aus Niederdorf waren längst heim, als sie den Rückweg antrat. Sie hatte recht schwer zu tragen und die Frühlingssonne brannte schon recht heiß. Sie hatte zwei Stunden zu gehen, und, da sie allein ging, zog sie tüchtig aus.

Unterwegs gesellte sich ein junger Mann zu ihr, der dasselben Weges ging.

Es war ein recht anständiger Mensch und ein bildschöner Mensch dazu. Appelchen sagte ihm seinen Guten Tag und ging vorüber.

Er dankte höflich und meinte: Sie habe doch recht

ſchwer. Appelchen mochte ſich nicht in ein Gerede mit dem Fremden einlaſſen, obwohl er, ſeiner Kleidung nach, ein Bauernburſche war; aber er hielt Schritt mit ihr und ſagte: Biſt gewiß von Niederdorf?

Sie ſagte: Ja.

Er fragte: Iſt's noch weit hin?

Sie erwiederte: Zwei Stunden.

Ei, ſagte er, da wird Dir's wohl noch heiß werden.

Sie verſetzte: Es wird ſchon gehen.

Ich will auch nach Niederdorf, ſprach er, da können wir ja zuſammen gehn.

Was mag der da zu thun haben? dachte Appelchen und ſchwieg.

Er ließ ſich nicht irre machen und fragte: Kennſt Du auch den Hannpeter?

Warum nicht? war ihre Antwort.

Er ſoll ein reicher Mann ſein? fragte er.

O ja, ſagte ſie.

Er hat auch eine Tochter? fragte er wieder.

Ja, das Bärbelchen! entgegnete ſie.

Sie ſoll ein gar hübſches Mädchen ſein? verſetzte er.

Aha, dachte Appelchen, wieder ein Freier! Ihr Blick ſtreifte über des Burſchen Geſicht und Geſtalt und unbewußt ſtieg ein leiſer Seufzer aus ihrer Bruſt auf.

Gewiß, antwortete ſie. Ihr mögt nicht leicht ein ſchöneres finden.

So? ſprach der Fremde und er ſah das liebliche Mädchen, deſſen Wangen jetzt hocherglüht waren, von der Seite an und dachte: Soll ſie ſchöner ſein, als Du? Laut ſagte er: In Euerm Niederdorf iſt, wie ich merke, kein Mangel an ſchönen Mädchen.

Das Appelchen wurde noch röther.

Iſt ſie denn auch brav? fragte er wieder.

Warum denn nicht? fragte ihn Appelchen. Wer Euch Böſes von ihr geſagt hat, der log. Sie iſt fleißig und thätig und ſteht der Haushaltung wacker vor.

Hat ſie denn keinen Schatz? fragte er wieder.

Ei, lachte Appelchen, da müßt Ihr ſie ſelber fragen.

Ich dachte, Du wüßteſt das, bemerkte er lächelnd.

Und wenn ich's wüßte, lachte Appelchen wieder, ſo wär' ich nicht ſchuldig, es auf der Landſtraße auszuplaudern!

Da haſt Du recht, rief er aus und den Schnautzbart hab' ich verdient.

Es ſoll kein Schnautzbart ſein, verſetzte Appelchen gutmüthig. Ihr fragt aber auch ſo kurios, daß man nicht weiß, was man ſagen ſoll!

Du haſt recht, ſprach er. Ich will auch nicht mehr fragen, ſondern Dir allerlei erzählen, damit Dir der ſaure Weg kurz wird.

Thut's, wenn's Euch Pläſir macht, ſagte das Mädchen, und nun fing er an und erzählte ihr von ſeiner weiten Wanderſchaft, und wo er all' geweſen und was er all' geſehen, und der Weg wurde ihr mit jeder Viertelſtunde kürzer.

Endlich hatten ſie die letzte Höhe erreicht. Unten im Thale lag friedlich das ſchöne Dorf.

Hört, ſagte jetzt Appelchen, ſeid ſo gut und geht jetzt in Gottes Namen voran. Es will ſich nicht ſchicken, daß ich mit Euch ins Dorf gehe und ein Gerede entſteht. Ein armes Mädchen, wie ich, muß doppelt vorſichtig ſein.

Gott ſoll mich behüten, ſagte ernſt der junge Menſch, daß ich Dir ein Weh bereitete. Ich will thun, was Du wünſcheſt; aber ſag' mir auch, wie Du heißeſt?

Appolonia, ſagte ſie. Sie heißen mich aber Appelchen.

Und Dein Vater? fragte er.

Gottfried Glaſer.

Adje denn, Appelchen, ſprach er und reichte ihr die Hand treuherzig dar. Darf ich Dich auch 'mal beſuchen?

Nein; ſagte Appelchen. Das ſchickt ſich nicht. Adje! Sie hatte ihren Korb abgeſtellt. Er lächelte ſie an und

ging, aber er sah noch gewiß zehnmal um und grüßte mit der Hand. Appelchen wandte allemal den Kopf um; aber hätte der Fremde sie noch sehen können, er würde doch eine Freude bemerkt haben, die ihr schönes Gesichtchen noch schöner machte.

Wer mag doch der Bursch sein? fragte sie sich. Der fragt Einen ja aus wie ein Landrichter; aber es ist doch ein feiner, ordentlicher Mensch, denn es ist ihm doch kein unvergehrenes Wort aus dem Munde gegangen. Und wie der zu reden weiß! Ach, wie ist er auch so schön! Sie seufzte. Wer doch auch reich wäre! Schade, wenn der liebe, gute Mensch das bösmaulige Bärbelchen kriegen sollte! — Du hätt'st ihm aber auch die Wahrheit sagen sollen! strafte sie ihr Gewissen. Ach, du lieber Gott, rief sie aus, durfte ich denn mein Nachbarskind bloß stellen, und hätt's nicht ausgesehen, als wollt' ich es verläumden? Gott, verzeih' mir's, betete das fromme Kind, wenn ich unrecht that! — Sie schwieg eine Weile und sann; dann sagte sie: Der wird schon bald die Wahrheit herausfinden. Er darf sich ja nur umschauen, so sieht er genug.

Sie nahm ihren Korb und ging den Berg hinab, da der Bursch längst im Dorfe sein mußte. Wie sie die Gedanken an ihn sich aus dem Sinne schlagen wollte, sie konnte es nicht fertig bringen. Immer hörte sie ihn so sinnig reden; immer sah sie sein schönes Gesicht. So ging's ihr den ganzen Abend. Und da er doch Bärbelchen's Mann werden sollte, so bat sie Gott beim Schlafengehen, Er möge ihr doch andere Gedanken geben und doch — träumte sie von ihm.

Um seinen Namen hatte sie ihn nicht fragen dürfen, und doch hätte sie ihn gerne gewußt. Sie tröstete sich damit, daß das Bärbelchen ihr schon von dem Freier erzählen würde — und dabei seufzte sie wieder tief auf.

Am andern Morgen stand Appelchen in der Küche und wusch mit der Seife, die sie gestern in der Stadt gekauft, des Vaters Hemden, da kam Bärbelchen und machte ein gar ärgerlich Gesicht.

Gelt, sagte sie, die alte Hexe hat doch unsere Lieb' schlecht vergolten! Heut ist der Notär dagewesen, der Bernhard hat Alles und wir haben das Nachsehen.

Wer ist denn der Bernhard? fragte Appelchen.

Was das eine dumme Frage ist, rief Bärbelchen. Das sollst Du nicht wissen und bist gestern mit ihm hergegangen!

Aus des Appelchen's Gesicht schlug fast die helle Flamme. Das wär' der Bernhard gewesen? fragte sie. Sag' einmal an! Da hätt' ich doch mit keiner Sylbe dran gedacht.

Ei, hat er Dir's denn nicht gesagt? fragte Bärbelchen.

Wie fragst Du doch? rief Appelchen aus, und es verdroß sie, daß das Bärbelchen sie für so frech hielt, einen Fremden zu fragen.

Gib Acht, ich frage dir da die Leute aus! sagte sie ärgerlich.

Nun freilich, sagte Bärbelchen übermüthig, er wird sich mit Dir auch nicht viel eingelassen haben.

Das beleidigte denn doch Appelchen's Stolz. Bin ich denn ein hergelaufenes Ding, sagte sie, daß ein ehrlicher

Mensch mit mir nicht reden sollte? Oder meinst Du, weil ich arm bin, könne er sich bei mir nicht nach Andern erkundigen?

Jetzt sah Bärbelchen ein, daß sie dumm und hochmüthig sich ausgedrückt und ahnete, daß Bernhard mehr mit ihr geredet, als sie gedacht hatte.

Nun, nun, nimm doch nicht gleich Alles so quer, sagte sie einlenkend. Mein Herz hat ja nichts Arges gedacht! Sag', was hat er Dich denn gefragt?

Frag' ihn selber! versetzte das beleidigte Mädchen.

Geh', Appelchen, sei mir auch nicht bös! bat sie. Ich hab's ja nicht bös gemeint! Hat er nach mir gefragt? Geh', sag' mir's doch! Ich will Dir auch ganz ehrlich sagen, was mein Vater sagte. Er meint, weil die alte Hexe uns um das Gut gebracht, so solle ich mich an den Bernhard machen. Wenn der mich heirathete, so käm's doch wieder an uns. Er ist jetzt der reichste Bursch hier und ist ein Wagner, der hier fehlt. Handwerk hat goldnen Boden, sagt mein Vater. Nun denk' ich, wen sollt' er hier denn auch freien? Das reichste Mädchen bin ich, und die Leute sagen, ich sei auch nicht weit davon, das hübscheste zu sein. Nun sag', was hat er Dich gefragt? — Du siehst, mir liegt viel dran, das zu wissen.

Appelchen war zu gutmüthig, Zorn zu halten. Die Kränkung war schon vergeben und vergessen; aber es regte sich jetzt auch der Stolz in ihr, dem hoffärtigen Ding zu zeigen, daß er recht viel mit ihr geredet. Sie erzählte ihr Alles; wie er von seinen Reisen erzählt und so weiter, und endlich sagte sie ihr, daß er auch nach ihr gefragt.

Mehrmals hatte Bärbelchen den hübſchen Mund ſpöttiſch aufgeworfen. Jetzt aber zeigte ihr Geſicht nicht bloß Neugierde, ſondern auch einige Aengſtlichkeit. Sie war ſich jetzt bewußt, daß ſie das gute, treue Appelchen oft gefliſſentlich hart und ſchwer gekränkt und überhaupt nicht immer ſo behandelt hatte, daß es verpflichtet geweſen wäre, nur Gutes von ihr zu ſagen. Ihr Herz pochte ordentlich, bis Appelchen anhob zu ſagen, daß ſie ſie gelobt und wie ſie ihn abgeführt, als er ſie gefragt, ob Bärbelchen auch einen Schatz habe.

Das haſt Du herrlich gemacht, Appelchen, und wenn er mich heirathet, ſollſt Du auch meine Kranzjungfer werden! rief Bärbelchen aus.

Sag', flüſterte ſie dann, wie ſieht er denn aus?

Was kann man da ſagen, erwiederte Appelchen; der Einen gefällt der, einer Andern der!

Hat er Dir denn gefallen? fragte ſie.

Mir? entgegnete Appelchen und bückte ſich tief zur Bütte, die vor ihr ſtand, um ein neues Stück Linnen herauszuholen; eigentlich aber, um die Flammenröthe zu verbergen, die ihr Geſicht bedeckte.

Mir? fragte ſie langgezogen. O ja, mir hätt' er ſchon gefallen.

Iſt er groß?

Ja!

Was hat er für Haare?

Schwarze.

Und was für Augen?

Auch ſchwarze.

Iſt er ſchöner, als der Franz?

Ja, wie ich meine, ſagte Appelchen. Ueberhaupt iſt er ein Staatskerl. Aber ſag', Bärbelchen, läßt Du denn den armen Franz laufen, wenn der Bernhard kommt?

Ei, das verſteht ſich! rief Bärbelchen.

Und er hat Dich ſo lieb aus treuem Herzen und nicht Deines Geldes wegen! ſagte wehmüthig Appelchen.

Bah! rief das Bärbelchen, er wird bald eine Andere freien, die ihm auch gleicher iſt; denn ſag' ſelbſt, gegen mich iſt er denn doch ein Lump.

Wollte Gott, der gute Junge könnte ſich ſo leicht tröſten, wie Du! ſagte Appelchen und es drückte ſie ſchwer auf der Seele. Sie würde auch ohne Zweifel dem Bärbelchen den Text geleſen haben, wenn dieſe nicht, mit einer leiſen Ahnung deſſen, was ſie zu erwarten hatte, ſchnell ſich davon gemacht hätte. Appelchen kannte des Franz treue Liebe zu dem herzloſen Mädchen, und ſie hätte weinen können, wenn ſie dran dachte, wie ſie ihn nun wegſtieß mit ſeinem treuen Herzen.

Es perlten auch bald einige Thränen über die roſige Wange des Mädchens, aber es blieb zweifelhaft, ob ſie nicht aus einer Quelle ſtammten, die ſie ſelber noch nicht kannte, nämlich ihrer erwachten Liebe zu Bernhard und der ſichern Vorausſetzung, daß ſie ſich keine Hoffnung auf ſeine Liebe zu machen habe. —

Der Bernhard hatte ſich Abends, als er ankam, im Wirthshauſe niedergelaſſen. Die Wirthin war allein zu Hauſe und Bernhard wollte das benutzen, ſich nach dem holdſeligen Appelchen zu erkundigen, deſſen Art und Weſen ihm ſo außerordentlich wohlgefallen.

Da war er denn an die rechte gekommen; denn ſie

war Appelchen's Pathe und, da sie selber keine Kinder hatte, in das Mädchen ganz vernarrt. Da hörte er denn nur Gutes und Liebes und doch nichts Unwahres, und es ging ihm, wie dem Mädchen selbst, er konnte auch das Bild nicht los werden. Darum war es ihm aber auch gar nicht zu thun, und er dachte nicht im Geringsten daran, wie sie, den lieben Gott um andere Gedanken zu bitten.

Am andern Morgen besah er sich das Haus seiner Base Margreth und noch vor Mittag kam seine Mutter mit zwei Wagen voll Geräthe und Lebensmittel, und nun richteten sie sich das Haus ein.

Abends dachte der Bernhard: Mußt 'mal zum jungen Volke gehen! Er hatte gehört, daß das in Hampeter's Hof zusammenkäme, und, da ihm die Wirthin gesagt, Appelchen wohne hart neben dran, so hoffte er, er werde das herzige Mädchen da finden.

Mit welchen großen Augen wurde er da betrachtet. Die Bursche nahmen ihn freundlich auf; auch die Mädchen. Bärbelchen fand auf den ersten Blick, daß das Appelchen recht habe. In ganz Niederdorf war kein so hübscher Bursch. Und er hatte Manier, was den Niederdorfern abging.

Sein Blick flog umher; aber etwas mürrisch kehrte er zum Anfang des Kreises hübscher Mädchen zurück, den er überblickt hatte. Sie fehlte, und fragen durfte er nicht. Das Bärbelchen hatte den Blick mit ihren Augen begleitet. Vielleicht mochte sie etwas von dem ahnen, was in seiner Seele vorging und dachte: Wart', wenn du mich erst näher besiehst und kennen lernst, so wirst du das Bettelmädchen nicht mehr ansehen.

Wirklich blieb auch ſein Blick jetzt wohlgefällig auf ihr ruhen.

Holla, dachte ſie, jetzt iſt's Zeit!

Wie gefällt Dir's denn bei uns, Bernhard? fragte ſie. Schon gut; war ſeine Antwort!

Freilich, fuhr ſie fort, Du biſt weit und breit in der Welt herumgekommen, da wird Dir's wohl anne thun (ungewöhnt ſein), daß Du hier auf dem Dorfe biſt; aber lern' Du erſt 'mal das Jungvolk kennen, ſo wird Dir's gewiß gefallen, beſonders wenn Dir die Mädchen nicht zu ſchlecht ſind und Du Dir eine ausſuchſt.

Kann ſein; verſetzte er trocken.

Nun riß ſie das Geſpräch alleine an ſich und fragte nach ſeiner Wanderſchaft. Sie dachte: Er wird ja doch dir lieber erzählen, als dem einfältigen Appelchen; allein ſie mußte ſich überzeugen, daß das nicht wahr war. Er ſchwieg ſtill. Manche Schadenfreude wurde nun ſichtbar. Das ſcheuchte aber das zungenfixe Mädchen nicht ab. Ehe ſich's der Bernhard verſah, war er in ein Geſpräch verwickelt. Sie wußte ſo klug Scherz und Ernſt zu vermiſchen, daß er recht ſeine Freude an dem Geplauder hatte.

Am andern Abend kam er wieder. Es hatte ihm gefallen. Er hoffte wieder, Appelchen zu ſehen. Als er an Gottfried's Hofthür vorüberging, ſah er Bärbelchen beim Appelchen ſitzen.

Sie erzählte Appelchen von geſtern Abend und wie ſich Alles gemacht; wie er nur mit ihr geplaudert, nur Augen für ſie gehabt und wie es keinem Zweifel mehr unterliege, er werde bald ihr Schatz ſein.

Das ſchnitt in Appelchen's Seele hinein; aber ſie unterdrückte den tiefen Schmerz und blieb anſcheinend gleichgiltig.

Da trat er plötzlich auf ſie zu und ſagte: Guten Abend! Die Freude ſtrahlte auf ſeinem Geſicht. Aber das erglühende Appelchen meinte, das gelte der Nachbarstochter.

Sieh' da, Appelchen, ſagte er. Ich habe Dich ſeit dem Hergang nicht geſehen?

Hab' viel zu thun, da des Vaters Haushaltung auf mir liegt, ſagte ſie.

Da iſt auch viel von zu reden! rief Bärbelchen.

Denk' 'mal an unſre, die iſt dreißigmal ſo groß, und die liegt auch allein auf mir, und doch hab' ich Zeit!

Appelchen verſchluckte die bittre Rede und ſagte: Ich bin auch nicht ſo geſchickt, wie Du!

Freilich, fuhr Bärbelchen fort; guck', Bernhard, das geht mir aber auch von der Hand, wie der Blitz. Morgens früh und Abends ſpät, nicht wahr, Appelchen? Mit den Erſten auf, mit den Letzten ſchlafen! Ja, wenn ſo hundert Morgen Aecker gebaut werden, zwanzig Kühe im Stalle ſtehen, Knecht, Mägde, Taglöhner da herumgehen und ihr Genanntes Morgens, Mittags und Abends haben wollen, da heißt's, rühr' dich! Und an den Mägden hab' ich nichts.

So ging's nun mit Prahlereien fort. Endlich hörte man das junge Volk drüben im Hofe.

Ach, ſagte Bärbelchen, was ſitzen wir hier auf dem harten Klotz. Komm', Bernhard, wir gehen in unſern Hof, da ſitzt's ſich beſſer auf der Lattenbank.

Gute Nacht, Appelchen!

Gehſt du denn nicht mit? fragte Bernhard das Mädchen, deſſen bleiche Wangen Zeugniß gaben, wie tief ſie die dreifache Kränkung ſchmerze. Hatte doch das Bärbelchen ſie als faul und arm hingeſtellt, und lud ſie nun nicht einmal ein. Appelchen hatte ihrer Armuth keine Hehl; aber ſo ſcharf dran erinnert zu werden vor dem Bernhard, das war denn doch zu viel. Nein; ſagte ſie. Gute Nacht und viel Plaiſir! Und huſch! war ſie weg. Sie mußte ſich eilen, denn die Thränen über die erlittene Kränkung perlten ſchon über die zarten Wangen herab. Der Bernhard ſtand noch eine Weile und ſah ihr nach; dann erſt folgte er dem Bärbelchen.

Warum haſt Du ſie nicht mitgehen heißen? fragte Bernhard. Du haſt dem guten Mädchen wehe gethan?

Warum nicht gar? rief ſchnippiſch Bärbelchen. Du meinſt auch, man müſſe dem Gänschen nachlaufen? Wenn's mit gewollt, hätt's ja mitgehen können. Es hat ihr weh gethan! ſagte er.

Ei, das dumme Ding nimmt alles kraus, rief ſie. Was brauch ich dem Bettelmädel nachzulaufen?

Aber ihr ſeid doch Nachbarskinder! ſagte er. Ich brauch' ſie nicht! war die Antwort und nun traten ſie in Hannpeter's Hof, wo bereits die Burſche und Mädchen waren.

Franz lehnte bleich an dem großen Birnbaum, als er ſie kommen ſah. Seit Bernhard im Dorfe war, ſah ihn Bärbelchen nicht mehr an.

Nun ſetzten ſie ſich und bald wurden Lieder angeſtimmt, die gar fein in die Stille der milden Nacht hinaus klangen. Sie ſangen: „So viel Stern' am Himmel ſtehen.“ „Ach Straßburg, ach Straßburg, du wunderſchöne Stadt!“ „Jetzt gang i an's Brünnele trink aber nit“ und „Muß i denn, muß i denn zum Städle hinaus.“ Und während ſie hier ſangen, weinte drüben das gute Kind bittre Thränen und die Bruſt war ſchwer gepreßt. Bernhard ſang nicht mit. Er ſaß in tiefen Gedanken da. Endlich ſtand er auf, ſagte gute Nacht und ging heim, während der Geſang noch lange in die Nacht hinausklang.

Kaum färbte am andern Morgen das erſte Roth den Himmel im Aufgange, ſo ſchwebte Appelchen, friſch, wie eine eben erblühete junge Roſe, das Dorf herab. Leicht hob ſich der kleine Fuß, den kein Schuh beengte, und ihr Gang war ein wahres Schweben. Auf dem ſchönen Geſichtchen lag wieder der Friede Gottes, denn das Gebet hatte ſie beruhigt.

Bernhard's Haus ſtand am Ende des Dorfes, wenn man ins Thal wollte. Sie ging, Klee zu holen für ihre Kühe.

Bernhard ſtand in ſeiner Werkſtatt und arbeitete. Er ſah ſie kommen. Sein Auge ruhte mit ſüßem Wohlgefallen auf dem ſchönen Mädchen.

Er konnte ſich nicht halten und trat heraus. Guten Morgen, Appelchen, ſagte er. Du biſt munter wie die Schwalbe.

Ich muß ſchon! ſagte ſie. Der Vater will ackern und das Futter iſt geſtern früh ausgegangen.

Willſt Klee holen? fragte er.

Ja; ſagte ſie.

Wart, rief er, Du haſt nur eine Sichel, ich hole meine Senſe und mähe Dir.

Ach Gott, nein! rief ſie ängſtlich, ich werde ſchon ſchnell fertig!

Aber der war ſchon fort, und ſo raſch ſie auch wegeilte, er holte ſie bald ein.

Geh' langſam, bat er, ich mähe Dir im Blitz die Laſt. Ich muß Dir etwas ſagen.

Ach geht doch heim, ich bitte Euch! flehte das Mädchen, deſſen Bruſt ſchwer athmete.

Warum ſagſt Du allein nicht du zu mir, fragte er. Biſt Du mir gram, Appelchen?

O Gott, nein, ſprach leiſe das Mädchen; aber ich bin ein armes Kind. Es ſchickt ſich ſo!

Nein; ſagte er. Wenn Du nicht du ſagſt, ſo biſt Du mir falſch, und das verdien' ich nicht.

So will ich Du ſagen, verſetzte ſie und ſah ihn zum

einen Schatz im Herzen mit in meine Kammer nahm, denn der Greis war von Herzen gläubig und fromm.

Gerade der Wohnung des Meisters gegenüber, aber auf der andern Seite des kleinen Marktes lag ein zweistöckiges steinernes Haus, nicht überalt, aber auch nicht neu, und sah aus wie die anderen Häuser auch; aber es hatte doch etwas Absonderliches, was die andern alle nicht hatten, nämlich mächtige, im untern Stockwerke nach Außen hin bauchig ausgebogene, im obern geradauflaufende Eisengitter. Das gab dem Hause, wenn auch die jetzige Hausfrau allerlei rankende Blumen, als blaue Winden und gelbe Pfaffenkutten daran hinaufranken ließ, dennoch das Aussehen eines Gefängnisses.

Gar oft, wenn ich etwa allein da saß, betrachtete ich das Haus und dachte: Was mag doch den Erbauer bewogen haben, sich also gegen die Welt zu verschanzen und abzuschließen? Begreif's, wer's kann!

Das hörte einmal der Altvater und äußerte: „Das Haus da, das mein Altvater, Gott hab' ihn selig, bauen sah, hat auch eine ordentliche Geschichte, denn es haben im Laufe von mehr denn hundert und fünfzig Jahren gar mancherlei Leute darin gewohnt und gelebt."

„Habt ihr sie denn alle gekannt, Großvater?" Fragte ich, dumm genug.

„Narr," sagte er, „ich bin ja erst achtzig, aber mein Großvater und Vater haben mir gar Vieles davon erzählt, und der Vater konnt erzählen, daß man meinte, man säh's mit eigenen Augen und könnt's greifen mit eigenen Händen."

„O, da müßt Ihr mir 'mal von erzählen!" rief ich. „Setzt Euch doch gleich!"

„Du bist doch grad wie ein Kind, Jacob," sagte er lachend. „Jetzt aber kann ich dir deinen Willen nicht thun, ich muß in den Flecken gehen. Ich will's nicht vergessen."

Er ging, und ich nahm die Bibel und setzte mich in mein Kämmerlein und las, denn der Tag des Herrn ist heilig.

Es war etwa sechs Uhr Abends, als ich drüben in dem Hause einen furchtbaren Streit hörte. Das war mir gerade nichts Neues, denn es kam schier alle Tage vor,

ersten Male mit den schönen, blauen Augen an. Er drückte ihre Hand.

Wie hat mir des Bärbelchen's Unart gestern so leid gethan, sagte er.

Sie hat's nicht so bös gemeint, antwortete das Mädchen. Sie ist nicht bös. Du mußt's ihr nicht nachhalten!

O Du gute Seele! rief er aus. Du willst noch entschuldigen, was sie so herzlos gesagt! Glaub' nur, sie hat gestern Abend Alles bei mir verloren.

Ach nein, Bernhard, sagte sie bittend, das thu' nicht. Sie ist nicht so schlimm, wie's scheint. Sei ihr nicht bös!

Er schwieg und ging neben ihr her. Bald war das Kleefeld erreicht. Unter den gewaltigen Streichen des starken Jünglings fiel der Klee mit seinen tausend Thauperlen in so reichem Maaße, daß bald die Last voll war. Nun hob er ihr auf und ging plaudernd mit ihr bis zu seinem Hause. Sie dankte und ging heim, und sie fühlte nicht, daß sie eine so schwere Last trug, wie noch nie.

Schon gegen Mittag wußte Bärbelchen Alles. Sie kam mit rothem Kopf herüber.

Nun, sagte sie schnippisch, Du hast Dir ja einen Mäher bestellt?

Appelchen erröthete. Er kam heraus und drängte sich dazu. Ich wollt's nicht leiden! sagte sie.

Er drängte sich! rief Bärbelchen. Da hör' nur ein Mensch, man meint', er müßt' sich's zur Ehre rechnen, wenn er der Mamsell Klee mähen dürfte, der einfältige Bub! Gelt, Du denkst, er nähme Dich? Du armseliges Ding! Laß Dir's vergehen, wie es Dir angekommen! Der reichste Bursch so ein Bettelding! Aber so geht's!

Wenn ſo ein Menſch, der in der Welt war, ein Bischen höflich iſt, ſo meint das Lumpenzeug gleich, er nähm's! Wart' ein Weilchen: Der müßt' ſcheel oder blind ſein!

Ach, Bärbelchen, wie biſt Du gottlos und falſch, ſagte weinend das arme Mädchen. Schäm' Dich vor Gott ſolcher Rede! Bin ich arm, ſo iſt mir's keine Schande. Reiche und Arme müſſen untereinander ſein, denn der Herr hat ſie Beide gemacht; aber darum ſind wir noch nicht verworfen! — Geh', ich habe Dich nie beneidet, laß mir meinen Frieden!

Dieſe Worte waren ſo klagend, ſo wehmüthig ausgeſprochen worden, daß denn doch auch das Bärbelchen ſich ſchämte und eilings heim lief; aber Appelchen's Thränen rannen heftig und lang, und ſie nahm es ſich vor, Bernhard zu meiden, wo ſie könne. Bärbelchen verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen ihn, und Franz ſah ſie nicht mehr an.

Der nahm ſichtlich ab. Er war ein braver Menſch, der das Mädchen von Herzens Grunde lieb hatte, und liebgehabt haben würde, auch wenn ſie bettelarm geweſen wäre.

Auf den Bernhard warf er einen grimmigen Haß, weil er meinte, der wolle ihm das Mädchen wegkapern. Darüber ſollten ihm aber bald die Augen aufgehen.

In Niederdorf, wie an vielen Orten Deutſchlands, auch bei uns, ſagte der Schmiedjacob, nachdem er etwas ausgeruht hatte, iſt es die Sitte, daß die Buben den Mädchen, die ſie lieben und heirathen wollen, auf Pfingſten Maien an das Haus ſetzen, ſo friſch-grüne, junge Birken. Das geſchieht, wie Ihr Alle wißt, in der Nacht

vor dem heiligen Pfingſtfeſt ganz heimlich, und nur die Mädchen lugen hinter den Fenſtern und lauern, wenn's zufällig dunkel iſt, wer die Maien ſetzt.

Dem lieben Appelchen waren noch nie Maien geſetzt worden; denn in Niederdorf gilt das Geld mehr als die häusliche Tugend. Das iſt aber in Niederdorf nicht allein. Es geht halt überall ſo, und ich hab's in Frankreich und Spanien aufs Haar ſo gefunden. Das Bärbelchen bekam immer die ſchönſten im Dorfe.

Pfingſten war da. Nun mußte es ſich entſcheiden. Der Franz ging ſchon um Mitternacht und ſetzte die Maien an Bärbelchen's Hofthor. Das ſah zwar das Bärbelchen nicht, denn das ſchlief hart und feſt, und rechnete unbedingt drauf, der Bernhard werde ſie ihr ſetzen; aber hinter des Gottfried's Fenſter ſtand Jemand, der's ſah.

Nun verbarg ſich aber der Franz in der Nähe, denn er rechnete drauf, der Bernhard werde kommen und die Seinigen ausreißen und Andere pflanzen. Dann aber, dachte er, wehe ihm! Und der ganze Grimm der Eiferſucht loderte in ſeiner Seele auf.

Appelchen lauerte auch. Ach, ſie wollte die ſchrecklichſte Gewißheit in dieſer Nacht gewinnen, und ſollte ihr auch das Herz brechen.

Der Mond ſchien hell, wie am Tage.

Schon war's halb Eins vorüber, da rauſchten die Aeſte mächtiger Maien daher, die der, der ſie trug, auf der Erde ſchleifte.

Es war Bernhard.

Franz zitterte und — Appelchen zitterte. Sie war

bleich wie eine Leiche und vor der hoch klopfenden Bruſt waren die Hände gefaltet. Jetzt kam er näher. — Aber ſtatt nach Bärbelchen's Hofthor zu gehen, wandte er ſich rechts und vor Appelchen's Thür legte er ſeine Maien nieder, nahm den Bickel und brach Steine aus. Er that's nicht leiſe, wie es ſonſt die Burſchen pflegen, ſondern es ſchien ihm dran gar nichts gelegen, daß es Niemand ſähe. Er ſtellte ſie auf, keilte ſie feſt, ſah dann freudig die ſchöne Maie an und ging.

Aus Franzen's Seele wandte ſich ein tiefer Seufzer los, und nun ging er ruhig heim.

Aber wie ſtand's bei dem Appelchen, fragt ihr. Es zitterte noch immer, wie ein Espenlaub im Winde; noch waren die ſonſt ſo blühenden Wangen bleich; noch waren die Hände vor der wogenden Bruſt gepreßt und die Thränen rannen; aber im Herzen war eine unausſprech-

liche Wonne, und das Eine Wort rang ſich los: „Er liebt mich!“

Es kam kein Schlaf in ihr Auge. Hundertmal verließ ſie in der mondhellen Nacht das Bett und ſah die Maie an, ob's denn auch wahr ſei, und als ſie's immer wieder wahr fand, da jubelte das beſte Herz, und ſein Jubel wurde heißer Dank gegen Gott.

Früh am Morgen wachte diesmal Bärbelchen auf. Sie eilte ans Fenſter. Ja, da ſtehen ſie! rief ſie aus; aber es war kein Jubel. Sie fand ja nur, was ſie mit Zuverſicht erwartet hatte. Jetzt blickte ſie nach Appelchen's Wohnung — und — ihr Geſicht wurde bleich vor Neid. Da ſtand ja eine höhere, weitäſtigere Maie als an ihrer Thür!

Wer mag dem Bettelmädel die Maie geſetzt haben? rief ſie aus. Den Narren möcht' ich kennen! Sie legte ſich wieder ins Bett; aber ſchlafen konnte ſie nicht. Sie ließ alle Burſche vor ihrer Seele vorübergehen. Sie fand keinen. Endlich dachte ſie: Es wird's wohl ein Fremder gethan haben, oder vielleicht des Hirten Knecht. Damit beruhigte ſie ſich und ſchlief wieder ein.

Der Franz aber konnte nicht ſchweigen, und es war noch nicht Abend des heiligen Tages, da wußte ſie Alles. Sie raſte wahrhaft. Nun ſah ſie es ein, wie blind ſie geweſen war; nun bereute ſie, den Franz fortgeſtoßen zu haben. Doch, der hatte ja ihr die Maien geſetzt und es war noch Hoffnung. Am zweiten Pfingſttag wollte ſie nach Altberg zu ihres Vaters Schweſter gehen. Auch Bernhard ging dahin. Sie begegneten ſich.

Eine ſchöne Strecke gingen ſie nebeneinander mäus-

chenſtille hin, und man ſah, daß das Bärbelchen eine Portion Gift in ſeinem Herzen für den guten Bernhard kochte. Endlich hob ſie an: Iſt das ſo Sitte bei Euch zu Hauſe, daß man einem ordentlichen Mädchen weiſe macht, man ſei ihr gut und meint doch eine Andere?

Der Bernhard merkte, woher der Wind pfiff, lächelte und ſagte: Das iſt, glaub' ich, in aller Welt ein ſchlechter Streich, deſſen ſich ein ordentlicher Burſch tief vor Gott, ſeinem Gewiſſen und den Menſchen zu ſchämen hat.

Ei, da haſt Du Dir ein feines Urtheil geſprochen, rief das hitzige Mädchen, das den Schmerz gar nicht verwinden konnte. Haſt Du mir nicht ſchön gethan, und nun ſetzeſt Du dem Appelchen Maien?

Bernhard blieb ruhig ſtehen und ſah ſie verwundert an. Was bildeſt Du Dir ein? fragte er. Wann hab' ich Dir ſchön gethan? Wann hab' ich Dir ein Wörtlein mehr geſagt, als den Andern? Du eingebildetes, hochmüthiges Ding meinſt aber, wer in Euern Hof komme, ſei in Dich verliebt, und wer Dir nur höflich begegnet, müſſe Dich haben wollen. Du kannſt es nicht ertragen, daß man dem guten Appelchen gut ſei.

Das waren Stiche, die tief in das Herz gingen, recht tief; aber daß ſie das Mädchen zur Erkenntniß geführt hätten, daran war nicht zu denken.

Das ganze Dorf nannte uns ſchon Braut und Bräutigam, ſagte ſie; nun iſt mein Name beſchimpft!

Wer hat uns ſo genannt? rief Bernhard. Mir iſt der Gedanke nicht in die Seele gekommen. Appelchen gefiel mir, Du nicht im Mindeſten. Sie redete von Dir nur Gutes, ſelbſt da noch, als Du ſie abſcheulich behan-

delt in Deinem Hochmuth; Du haſt nie etwas Gutes von ihr geſagt. Das dritte Wort war: das Lumpenmädel!

Iſt ſie das denn nicht auch? rief das hoffärtige Ding.

Wenn Du ſonſt nichts Uebles von ihr zu ſagen weißt, ſo ſchweig. Ich möchte einen Reichthum nicht, wie den Deinen. Du kennſt nichts Anderes. Die guten Sitten gelten Dir nichts. Wenn ein Spitzbube käme, der nur reich wäre, Du nähmſt ihn. Bärbelchen ſieh' zu, wohin das Dich noch führt.

Wenn ich gepredigt haben will, geh' ich in die Kirche, dann hör' ich's beſſer, ſagte ſie ſchnippiſch, und von Einem, auf deſſen Wort ich bauen kann.

Du kannſt auch auf das Meine bauen, ſagte Bernhard, ich erleb' es noch, daß Du elend wirſt!

Ha, ha, ha! lachte ſie giftig. Nun wird der Wagner noch Prophet! Ich bitt' Dich, prophezeihe Dir was Gutes, mich laß in Ruhe! Deine Weisheit hatt' ich ſchon in den Kinderſchuhen vergeſſen!

Ich weiß nicht, ſagte Schmiedjacob, wie weit die Zwei noch in den Text gekommen wären, wenn nicht einige Leute dazu gekommen wären, die ſie nöthigten, abzubrechen. Bärbelchen hatte einen Kopf wie Zinnober und redete kein Wort; aber der Bernhard ſprach ruhig, nach wie vor, mit den Leuten.

Von nun an hatte Alles ein Ende. Sie waren geſchiedene Leute, und in Hannpeter's Hof wurde der Bernhard und das Appelchen durch die Hechel gezogen, daß kein guter Faden an ihnen blieb. Das konnte doch auch der Franz nicht überwinden. Er nahm ſich ihrer an und nun ging's über ihn her.

Wer ruft Dich her, Simpel, rief das aufs Höchste ergrimmte Bärbelchen. Wer heißt Dich mir nachgehen, mir Maien setzen? Meinst vielleicht, ich heirathe Dich? Laß Dir's vergehen: Du bist mir zu dumm und zu lumpig!

Da gingen endlich dem Franz die Augen auf, und er ging weg und sagte: Bärbelchen, sieh Dich vor. Es ist noch nicht aller Tage Abend! —

Hingehen konnte er nicht mehr, aber es drückte ihm schier das Herz ab, und er trat darauf freiwillig unter die Soldaten, daß er wegkäme und sie nicht mehr sähe.

Am Tage nach Pfingsten begegnete Bernhard dem Appelchen. Sie trug eine Holzlast und war recht müde. Bist müde, lieb' Appelchen, sagte er, gib mir Deine Last!

Das wär' schön! sagte abweisend das Mädchen.

Laß mich, bat er, ich will Deine Lasten tragen helfen, jetzt und immer. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe.

Sie erglühte. Ach, spottet meiner doch nicht! bat sie. Ich bin ein armes Mädchen und passe nicht für Euch!

Hab' ich je gefragt, ob Du arm oder reich? fragte er. Hat's mir das Bärbelchen nicht oft genug gesagt. Weißt Du nicht, wer Dir die Maie gesetzt? Ach, ich weiß es wohl! sagte sie zögernd und errötbete noch stärker.

Mach's kurz, Appelchen, sagte er dringlicher und bielt ihr seine Hand hin. Stell' ab und sag', ob Du mich lieb hast, ob Du meine liebe Frau werden willst?

Sie ließ fast die Holzlast fallen, so erschrack sie; aber sie reichte ihm die Hand und lächelte ihn gar holdselig an.

Willſt Du? fragte er.
Ja, ſagte ſie leiſe, ſah zur Erde und weinte; aber

es waren Thränen ſeliger Freude eines Herzens, das ihn ſo treu liebte, ohne es ſich zu geſtehen, ohne Hoffnung.

Sie waren einig und glücklich; aber Appelchen wollte, daß es noch Niemand wiſſen ſolle, bis am Kirchweihſonntage, wo ſie der Pfarrer ausrufen ſollte. Nun ging Bernhard zum Vater Gottfried und warb und erhielt ſein Jawort.

Als am Kirchweihſonntag Alles in der Kirche war, und Bärbelchen, geputzt wie ein Pfau, vornen ſaß, und die Predigt aus war, verkündigte der Pfarrer das Eheverlöbniß Bernhard's und Appelchen's.

Bärbelchen wurde weiß wie Kreide, denn Aller Augen ſahen auf ſie. Das hatte ſie nicht ſo ſchnell erwartet. Sie mochte gehofft haben, noch den Bernhard abſpänſtig zu machen.

Der hat recht! ſagten die Alten.

Das hat ſich einmal verrechnet! lachten die Jungen, und Niemand mißgönnte dem guten Appelchen ſein Glück, als Bärbelchen.

Es war ja doch auch das erſte Mal, daß ſie keinen Tanzburſch hatte und zu Hauſe bleiben mußte.

Aber dieſer Schmach ſollte ſie jedoch befreit werden. Mittags kam der Müller von Altberg. Er ſtand im Ruf, ein reicher Mann zu ſein. Der hatte nur Einen Sohn, den wilden Fritz. Er war ein Kartſpieler, Raufer und Säufer. Der Müller redete ſo hinten herum, bis er endlich mit der Werbung um Bärbelchen's Hand für ſeinen Fritz herausrückte.

Bärbelchen's Geſicht leuchtete. Sie dachte: Ha, ha! jetzt ſiege ich doch. Den Fritz will ich ſchon bändigen. Jochbändig iſt er zwar noch nicht, aber ich mache ihn

wenn der Mann, der, wie es schien, ein Schaskener war, wie der Jude für einen Säufer sagt, trunken heimkam.

Kam er nun Abends aus dem goldenen Faß und hatte schief geladen, was, wie gesagt, regelmäßig fast jeden Abend vorkam, so meinte die Frau, sie habe nichts Besseres zu thun, als mit ihm zu keifen. Da ging's denn von den Lippen, wie ein Strom, der rasch über Felsen stürzt. Es sprudelte ordentlich mit Schimpfreden und Vorwürfen.

Er schien auch ein widerhaariger Geselle zu sein. Wie es in den Wald schallte, so klang's heraus. Ein Wort gab das andere, bis es zu Auftritten kam, von denen ich lieber nicht rede, weil es eine Sünde und eine Schande war, und Eheleute sich schwerer kaum verschulden können.

Mit tiefem Schmerze war ich Zeuge dieser Auftritte von Rohheit und Zuchtlosigkeit, die ich zum Abendbrod gerufen wurde.

Nach dem Essen setzten wir uns vor die Thüre. Der Hader im Nachbarhause dauerte fort mit großer Schnel-

zahm, und ſagte ſchnurſtracks: Ja. Mittags noch kam der Fritz. Es wurde Handſtreich gehalten und zwei Brautpaare kamen zum Tanz. Aber Appelchen gewann den Preis. Sie war ſchön wie ein Engel; denn das Glück ſtand leſerlich auf ihren Wangen geſchrieben und leuchtete aus dem lieben, blauen Auge. Vergebens ſuchte Bärbelchen durch Stolz zu ſiegen. Niemand als Fritz tanzte mit ihr; aber alle Burſche kamen zu Bernhard und baten um einen Tanz mit dem ſchönen Bräutchen, und Alle ſagten: Waren wir denn ſtockblind, daß wir nicht ſahen, wie lieb und ſchön das Mädchen iſt? —

Nach drei Wochen war Hochzeit und alle Burſche ſchoſſen dem Appelchen. Sie und ihr Vater zogen zu Bernhard in der alten Margreth großes Haus und es zog der Segen Gottes mit hinein.

Selbſt Bärbelchen wagte nicht zu höhnen und verſchloß ihren Zorn ins Herz. Und als drüben im kleinen Häuschen eine Braut auf ihren Knieen lag und heiß um Segen betete, als über ihre ſchönen Wangen die Thränen des Dankes rannen, da weinte im großen Hauſe neben dran eine andere Braut Thränen des Aergers und der Mißgunſt. —

Auch Bärbelchen's Hochzeit folgte bald; aber es war keine Freude dabei. Nur die Altberger Burſche ſchoſſen. Aus Niederdorf Keiner.

Gott weiß, ſagte der Schmiedjacob, wie das ging, aber alle Tage wurd's ärger in des Fritz Hauſe. Er wurde gar nicht mehr nüchtern. Der alte Hannpeter bekam Schläge und Bärbelchen, ſagt man, ging auch nicht leer aus. Das hat eine Art! Da hat der Teufel

Einkehr gehalten. Der Hausſtreit kam daher, daß der Müller ſo verſchuldet war, daß er ſich nicht mehr zu helfen wußte; aber der Pfiffikus hatte das Geld all' in der Stadt geliehen. Da wußte es Niemand. Nun mußte Hannpeter herausrücken. Das gab ordentliche Klumpen, die der Fritz in die Stadt trug. Kam er heim, ſo taumelte er und zerſchmiß Alles, was ihm in den Weg kam. Vor Aerger ſtarb der Hannpeter. Jetzt ging's noch ſchlimmer. Alle Abend kartete Fritz bis ein, ja bis zwei Uhr. Etliche Jahre ging's, dann ſtarb auch der Müller und Fritz zog auf die Mühle. Was ſollte er mit dem großen Hauſe machen? Es wurde verſteigert.

Wer meint Ihr, daß es ſteigerte? fragte der Schmiedjacob.

Wer anders, als Bernhard! rief der Gevatter.

Recht gerathen! antwortete der alte Schmiedjacob. Nun mußte Bärbelchen das Bettelmädel gar in ſeinem Hauſe ſehen!

Mit der Mühle ging's auch ſchief. Er molterte und die Frau molterte. Da blieben die Kunden weg. Nach etlichen Jahren mußte auch die Mühle verſteigert werden.

Fritz dankte Gott, daß er mit dem Reſte ſeiner Habe — Gottfried's Häuschen dem Bernhard abkaufen konnte; aber die Liederlichkeit ſteckte bei ihm zu tief im Holze. Er fuhr ſo fort, wie er's bis jetzt getrieben, bis er endlich einmal in der Betrunkenheit ſtürzte und den Hals brach. Es war eben ein rechtes Glück, daß Bärbelchen keine Kinder hatte. Das aber muß ich ſagen, das Elend beugte ſie denn doch. Sie ging in ſich und wurde anders. Noth bricht Eiſen, ſagt man im Sprüchwort. Auch ihr Sinn

wurde gebrochen, der wohl eisern war. Sie litt wirklich Mangel; aber da neben ihr wohnte ein leibhaftiger Engel, das Appelchen. O das ließ sie keine Noth leiden.

Bärbelchen war, obwohl kaum sechs und dreißig Jahre alt, doch schon eine uralte Frau. Und Appelchen? fragt ihr. Ja, die hielt kein Mensch für die Mutter der sieben schönen, blühenden Kinder, und der Bernhard sagte oft, sie ist ja meine Braut!

Meiner Treu! man hätt's glauben können! Friede und Glück halten wohl inwendig und auswendig jung! Und Friede und Glück wohnten in ihrem Hause.

Nach etwa zwölf Jahren saßen einmal Bernhard, Appelchen, ihre Kinder, der Großvater Gottfried und die Großmutter, des Bernhard's Mutter, Nachmittags bei einander in der Stube und Bärbelchen war Spinnfrau im Hause für Kost und alle Tage drei Kreuzer.

Da kam ein Soldat auf das Haus zu. Ein schöner, stattlicher Mann in der Uniform eines Feldwebels.

Wer mag das sein? sagte Bernhard.

Als er eintrat, rief Appelchen: Ach Gott, das ist ja der Franz!

Richtig, sagte dieser und reichte Allen die Hand. Bärbelchen bückte sich tief zu ihrer Spule, denn der Faden war ihr gebrochen und hineingelaufen.

Wie geht's? fragte Bernhard, herzlich seine Hand schüttelnd.

Gut, sehr gut, sagte Franz. Du siehst, ich bin Feldwebel und habe mein Auskommen. Da aber meine Eltern alt geworden sind, meine Brüder sich auswärts verheirathet haben, so will sich den Abschied nehmen und

mich hier niederlaſſen. Ich hab' eine liebe, brave Frau und bin recht glücklich.

Das iſt ſchön, ſagte Bernhard.

Aber ſprach Franz, was hat ſich hier Alles geändert! Du lieber Gott!

Da ging Bärbelchen weinend hinaus.

Wer war das? fragte Franz.

Ach, ſchone ſie, Franz, bat Appelchen. Es iſt das arme Bärbelchen, das jetzt bei uns ſpinnt. Das Unglück hat ſie gebeugt und mürbe gemacht. Sie iſt auf gutem Wege.

Franz ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: Herr, wie ſind deine Wege ſo wunderbar; aber: Die ſich ſelbſt erhöhen, werden erniedrigt werden, und die ſich ſelbſt erniedrigen, werden erhöhet werden. Das iſt ewig wahr und hier ſteht's wieder vor meinen Augen.

Der Herr widerſtehet den Hoffärtigen und den Demüthigen gibt er Gnade! ſagte der alte Gottfried.

Laßt's gut ſein, lieber Vater, ſagte Appelchen. Wir wollen Gott danken und der Armen ihre Laſt und Bürde leicht machen!

Brav gedacht, und brav geſprochen, Du mein liebes Weib, rief Bernhard und drückte die blühende Frau an ſein Herz.

Der Schmiedjacob griff nach ſeiner Pfeife.

Da kann man auch noch was lernen, ſagte der Gevatter, und der Schmiedjacob verſetzte: Vielleicht!

Die Anderen ſchwiegen; aber ihr Schweigen zeigte, daß ſie das im Herzen bewegte, was ſie eben gehört hatten.

IV.

Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus.

Eine Geschichte.

1.

Eines Abends, es war im November 1834, wo's zwar noch nicht kalt, aber so nebelig in den Bergen war, daß man kaum auf zehn Schritte deutlich sehen konnte, und die Nacht außergewöhnlich früh gekommen war, saß die Frau Schulmeisterin zu Abbach beim warmen Ofen und spann, und spann die Seufzer ihres Herzens mithinein in den feinen Faden, den sie drehte. Dann und wann fiel auch eine Thräne in ihren Schooß.

Es war eine Frau von etwa vierzig Jahren, der man's aber nicht ansah, daß sie schon so alt, denn sie blühte noch so frisch, als wären kaum die dreißig nahe, und wer sie ansah, mußte sagen: Es ist eine bildhübsche Frau.

Warum sie so betrübt war? Lieber Gott, da sei ein Mutterherz fröhlich! — Sechzig Thaler war des lieben Gatten Besoldung, und ein Gärtchen und ein Kartoffeläckerchen; und davon lebte das Ehepaar und erhielt den Ludwig, den einzigen Sohn, der Primaner auf dem

Gymnasium in der Stadt war und der studiren sollte. Bedachte sie nun, daß Nahrung und Kleidung, Bücher und Wohnung Ludwig's bestritten werden mußte, daß sie und der Schullehrer doch auch Bedürfnisse hätten, die nicht abgestellt werden konnten, so war die Rechnung leicht gemacht, aber mit dem ehrlichen Auskommen stand's wahrlich schief!

Warum aber mußte auch der Ludwig studiren? Konnte der nicht ein Handwerk erlernen oder auch Lehrer werden? War's nicht Hochmuth? Wollten sie nicht ebenhinaus mit dem Buben?

Da muß ich doch ihre Parthie nehmen!

Der Lehrer Schlösser war der bescheidenste, demüthigste Mann von der Welt. Ein tüchtiger Lehrer, dem die Liebe für die Menschenwelt recht tief im treuen Herzen saß; der in seinem Berufe lebte und lebte. Er wußte wohl, daß er bei seiner Armuth nicht weit fliegen konnte; daher dachte seine Seele nicht dran, aus Ludwig einen Pfarrer zu machen. Da waren die vielen Hüttenwerke im Lande. Wenn er nicht Schullehrer werden wollte, so konnte er sich da hinaufarbeiten vom Schreiber, zum Magazinverwalter, und von dem zum Faktor, und er war ein behaltener Mann. Verstand er das Geschäft und war treu, so war er wohl aufgehoben, denn die Hüttenherren sorgten für ihre Leute, und wenn sie in Treue alt wurden, waren sie auch nicht verlassen.

Daher unterrichtete er den Buben, der eine stille, sinnige Natur war, wie die Mutter, im Rechnen, Lesen und Schreiben, deutscher Sprache und Geographie und dergleichen, um ihn für so ein Pöstchen fähig zu machen,

und da er auf dem Hüttenwerke Privatunterricht gab, und einmal so übers Eck ein Wörtlein fallen ließ, so sagte der Hüttenherr: Warum denn nicht, Herr Schlösser! Kommt Zeit, kommt Rath!

Aber der Ludwig war bald des Vaters Schule entwachsen, denn er lernte leicht und war sehr fleißig und brav.

Da kam der Pfarrer einmal auf das Filial Abbach, trat heitern Gesichts unter das Strohdach des Lehrers und setzte sich, denn die Schule war aus.

Herr Schlösser, sagte er, heute komm' ich wegen Ihres Ludwig. Der Junge hat ein so ausnehmendes Talent, daß es vor Gott eine Sünde wäre, es untergehen zu lassen. Der muß studiren, und weil er so ein sinniger, frommer Junge ist, so mein' ich, es steckte ein wackerer Pfarrer in ihm, der heraus und auf die Kanzel müßte!

Vater und Mutter erschraken, und die Mutter faltete die Hände und dachte: Gott geb's!

Lieber Herr Pfarrer, sprach darauf Schlösser, wie soll das werden? möchte ich mit Sarah fragen, sintemal ich arm bin, wie Hiob, und sechzig Thaler Gehalt habe! —

Das hab' ich gedacht! lächelte der Pfarrer; aber lebt nicht der alte Gott in Israel noch, der sich seine Rüstzeuge wählet, wo er will? Ist sein Arm verkürzt?

Ach Gott, nein! riefen Vater und Mutter.

Aber, sagte der Schullehrer, Sie selbst sagen oft: Wir dürfen nicht erwarten, daß der liebe Gott um unsretwillen Wunder thue, und die Hände in den Schooß legen. Das müßte ich doch thun, sollte ich's dahin bringen wollen!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Recht so, mein Lieber, sprach der Pfarrer, wir sollen uns rühren, aber wir sollen dann den Erfolg Gott dem Herrn im Gebete befehlen, der weiß zu helfen. Haben Sie vergessen, was Paul Gerhard in dem herrlichen Liede sagt:

„Weg' hast du Allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern;
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun?" —

Amen! sagte Schlösser aus tiefster Seele.

Gut denn, sagte der Pfarrer. Ich unterrichte ihn umsonst. Er muß alle Tage hinüber zu mir kommen. Ist er reif zum Gymnasium, so werd' ich sorgen helfen. Dort hab' ich Freunde, die Kinder haben. Denen gibt Ludwig in den freien Stunden Unterricht. Dafür empfängt er Wohnung und Kost. Das Schulgeld wird geschenkt. Sie kostet er, wie zu Hause auch, Kleider und Schuhe.

Ach, Sie sind so gut, Herr Pfarrer, sagte mit Rührung der Vater, während die Mutter eine Thräne trocknete, die zu dreivierteln eine Freudenthräne war; aber wie soll's weiter werden?

Halt! rief lachend der Pfarrer. Sie sind ein ungläubiger Thomas! Auf der Universität geht's noch leichter. In Bonn sind Freitische und Stipendien. Dafür heben wir ja alle Jahr zweimal Kollekten! Dort gibt's noch mehr Gelegenheit zu Unterricht. Die Collegiengelder werden erlassen und, ich sage Ihnen, Sie sollen's erfahren,

wie der Herr hilft. Nur Gott vertraut, und gutes Muthes! Morgen kommt Ludwig zum ersten Male hinüber zu mir. Dabei bleibt's!

Der Lehrer hatte noch ein ganzes Nest voll Wenn und Aber, die jedoch der Pfarrer alle rein todtschlug, indem er erzählte, wie er selbst, eines armen Schneiderleins Sohn, hindurchgegangen war durch Kreuz und Plage und der Herr habe wunderlich geholfen. Er hatte so eine Art, mit wenigen Worten die Leute zu fassen und den Muth in der Seele aufzurichten, daß sie nicht mehr zagen konnten.

Er schied unter warmen Händedrücken und die Sache ging. Ludwig lernte mit überraschender Leichtigkeit und der Pfarrer hatte seine helle Lust an ihm. Zwar kostete es Bücher und Allerlei; aber die Eltern legten sich gerne noch mehr Entbehrungen auf, als sie schon so trugen und waren glücklich in der Aussicht für Ludwig's Zukunft. Nun war er auf dem Gymnasium und schon in der obersten Klasse und erst siebzehn Jahre alt. Alles ging, wie's der Pfarrer gesagt, und der war ein rechter Freund, der half, wo er konnte. Freilich kostete es dennoch die Eltern immer mehr; aber sie opferten freudig Alles auf, weil ja Ludwig so brav war und so rasch voraneilte. Jetzt mußte er einen neuen Rock haben, denn bisher hatte er nur des Vaters abgelegte getragen; aber der legte sie erst ab, wenn sie so fadenscheinig waren, daß man ohne Brille das Gewebe sah, und es fehlte an Geld. Da war denn Schlösser heute ins Städtchen gegangen, wo die alte Base Lisbeth wohnte, die reich war, aber filzig und zähe wie Sohlleder. Sie hatte den Ludwig über die Taufe gehoben

und Schlösser hoffte, sie würde doch einmal eine Pathenfläsche geben, wie man das Pathengeschenk nannte, da sie nie ihm ein Christkindchen beschert, oder im schlimmsten Falle, die acht Thaler leihen.

Sonst war's Schlösser's Art nicht, auszubleiben bis in die Nacht.

Das Mütterlein dachte: Es wird doch nichts passirt sein? und ängstete sich weidlich.

Es wurde Neun; er kam nicht. Die Kirchenuhr schlug zehn, eilf — er kam nicht. Da entsank ihr der Faden vor Herzensangst und sie betete heiß und innig um Schutz und Hülfe der Engel Gottes für den geliebten Gatten.

Und wie sie noch so da saß mit den gefalteten Händen und dem gesenkten Haupte, aber das Ohr scharf hinaushorchte, da dünkte es ihr, sie höre Schritte hallen durch die stille Nacht. Sie horchte schärfer mit vorgebogenem Oberleibe und angehaltenem Athem. Ja, er ist's! rief sie dann frohlockend und Gott dankend und eilte ihm entgegen.

Ach, wie hast Du mir bange gemacht, sagte sie halb im Tone des Vorwurfs, halb in dem der Freude, daß er da war.

Der stattliche, starke Mann drückte das liebe Weib an seine Brust und sagte: Närrchen, wer wird doch gleich so sich ängstigen!

Sie waren in die Stube getreten und das Licht fiel auf Schlösser's schöne Gestalt.

Ach Gott! rief das Weib, du hast ja eine Wunde an der Stirn und dein Sonntagsrock ist ja am Aermel

ligkeit. Die Frau meint' auch, ſagte der Altvater, mit Widerbellen und Keifen, mit Hader und Gezänke ihren Mann zur Räſon zu bringen, aber ſeit zwanzig Jahren hat ſich das Heilmittel nicht erprobt, ſondern die Sache nur ſchlimmer gemacht. Ich glaub', es iſt eine ſchlechte Fleckkugel, um die Schmutzflecken aus eines Mannes Seele wegzubringen; macht ſie vielmehr allemal größer.

„Woher kommt's denn?“ fragte ich.

„Woher ſoll's kommen?“ nahm der Altvater wieder das Wort; „ich will dir's auslegen.“

„Haſt du noch nicht gehört oder ſelbſt beobachtet, daß alle eiteln, heffärtigen Mädchen unreinliche, unordentliche Hausfrauen werden? Es iſt eine durchgreifende Wahrheit. Sie putzen ſich auf, wie Puppen, bis ſie einen Mann haben, und iſt ihre Abſicht erreicht, ſo iſt es ihnen nicht mehr der Mühe werth, ſich ordentlich zu kleiden, und ſo gibt Eins das Andere. So war's auch mit Runkel's Frau da drüben. Es gab im Flecken kein Putzäffchen, wie die. Sie kam alle Tage daher, als käme ſie aus einem Glasſchränkchen, ſo ſauberchen und nettchen war ſie. Der Philipp Runkel war ein gar ſtiller, braver Burſch; war aus ſeinem Vaterhauſe her nicht daran gewöhnt, Hader und Gezänke zu hören; noch weniger aber, daß es unreinlich in Küch' und Keller, in Stube und Kammer war, denn ſeine Mutter war eine Frau, vor der im Flecken jeder die Kappe abthat.

Dem ging ſeine jetzige Frau, weil er Vermögen hatte, und das hübſche Haus da drüben, zu Gefallen, und ehe man ſich's verſah, ging er ins Netz und war ihr verlobt. Sie wurden ein Paar; aber bald ſah man in Runkel's Mienen einen ſtillen Verdruß, einen Mißmuth. Das zeigte ſich als unabweisbare Folge ſeines ehelichen Lebens. Die Frau war ſchnudelig und unſauber. Sie ging herum, wie eine Spatzenſcheuche. Mit ihm ſprach ſie wenig, und das Wenige in einem Tone des Brummens, Knurrens, der Unfreundlichkeit. Was er that, war nicht recht. Sie wußte in ihrer Weisheit und Klugheit Alles beſſer — und doch erwies es ſich meiſt als dumm und unzweckmäßig.

Anfangs hatte Runkel ihr gefolgt; aber er ſah ſchnell genug ein, daß er bei ſolcher Wirthſchaft zu Grunde gehe; folgte alſo ſeiner Einſicht.

aufgerissen! Da ist doch etwas passirt. Sag' mir's doch gleich! Er setzte sich zum Ofen, dessen Wärme ihm wohlthat. Was willst Du denn essen? Du wirst hungrig sein? fragte sie wieder, ihren Hausmutterpflichten den ersten Platz einräumend.

Nichts will ich essen, denn ich habe zu Nacht gegessen, sagte er.

Hat Dir die Base etwas angeboten? fragte sie voll freudigen Erstaunens und schloß gleich auf die Erfüllung ihres Herzenswunsches.

Wieviel Fragen thust Du doch, sagte er lachend. Welche soll ich denn zuerst beantworten.

Ach Du hast Recht, Martin, sagte sie und setzte sich, ich will nun auch still sein und Dir zuhören.

Doch kaum hatte sie das gesagt, als sie wieder aufsprang und hinauseilte.

Der Schullehrer schüttelte den Kopf und sagte zu sich: Es ist doch ein kurioses Volk, die Weiber! Ehe er indessen in seinem Selbstgespräche weiter fortfahren konnte, war sie schon wieder da und trug zwei Töpfchen und eine kleine Kaffetasse.

Ich habe mich gleich erinnert, sagte sie, daß von heute Morgen noch ein paar Tassen Kaffe übrig sind, die will ich Dir wärmen, dann hast Du doch eine Erquickung! Sie setzte sich, nachdem sie die beiden Töpfchen auf den warmen Ofen gesetzt, zurecht und sagte: Nun will ich hören! Fang' aber auch gleich vornen an. Wie ging's bei der Base?

Nun, sagte der Lehrer, und seine heit're Miene verfinsterte sich, als ich zu ihr kam sagte sie: Auch 'mal

wieder da? Wie geht's, wie steht's? Ich brachte einen Gruß von Dir und erzählte ihr unsere Noth und dachte, nun würde sie sagen: Ich will dem braven Jungen ein Röcklein machen lassen! Aber Prost die Mahlzeit! Sie zuckte die Achseln und meinte, es sei mancher große Mann in einem alten Röcklein aufgewachsen. Es würde so nöthig nicht sein. Als ich ihr aber das auseinander setzte, und um ein Darlehen von acht Thalern bat, da verhieß und verschwor sie sich, sie habe keine acht Groschen im Hause. Sie sei so entblößt, daß sie sich heute Mittag nicht einmal etwas gekocht habe. Dabei roch es aus der Ofenkachel so kräftig nach Kalbsbraten, daß mir der Geruch ordentlich erquickend war.

Nun merkte ich wohl, daß hier Nichts zu machen war, und mit wehmüthigem Herzen nahm ich Mütze und Regenschirm und ging. Was sollte ich nun machen? Hunger hatte ich gleich einem Bären und nur achtzehn Kreuzer in der Tasche.

Ach, dachte ich, spar' was du kannst; kaufte mir für einen Groschen Weck und wanderte schweren Herzens wieder zum Thore hinaus, denn ich hatte ja Niemand, den ich nun ansprechen konnte.

Noch lag der Nebel so dicht auf dem Wege, daß man kaum auf einige Schritte vor sich sehen konnte. Da aß ich meine Wecke und wurde so satt, daß ich noch einen für Dich in die Tasche stecken konnte.

Er reichte ihr den Weck, den sie mit einem Lächeln hinnahm, das die Gabe würdigte, ohne den Schmerz bittergetäuschter Hoffnung zu verleugnen.

Wie ich nun so dahingehe, fuhr er fort, hör' ich

ein Fuhrwerk daherkommen in raſender Eile. Schon von ferne hörte ich des Pferdes Schnauben und erkannte, daß es wild und ſcheu war. Entweder gibt das ein Unglück, oder es hat ſchon eins gegeben, dachte ich, und bin ſchnell entſchloſſen dem Thier in die Zügel gefallen.

Richtig, da raſt es her! Ich mit einem Sprunge heran und faſſe es; aber das Thier war ganz aus allen Fugen. Eine Strecke noch ſchleppt es mich fort, dann muß es ſtehen; aber ich hatte am Zaume die Schmarre gekriegt und an der Deichſel mir den Rock zerriſſen. Als ich das Thier zur Ruhe gebracht, ſeh' ich, daß das Leitſeil ihm in den Hinterbeinen hing und dies wahrſcheinlich auch der Grund des Scheuwerdens geweſen. Als ich das Schäschen unterſuchte, war Niemand drinnen. Ich ſchloß daher, daß der Reiſende entweder herausgeſprungen, oder geſtürzt ſein müſſe. Das Schäschen wie das Riemwerk und das Pferd ſelbſt waren koſtbar, und ich konnte ſchließen, daß es einem vornehmen Herrn ſein müſſe. Was ſollt' ich thun? Da kommt mir der gute Gedanke: Fahr' mit dem Schäschen zurück, bis du den Herrn findeſt.

Gedacht, gethan! Weit war ich indeſſen noch nicht gefahren, da ſchnaubte das Pferd und wollte nicht weiter. Als ich genauer zuſah, lag der Verunglückte leblos mitten im Wege. Ich führte das Pferd nun neben an den Weg, band es an einem Baume feſt und eilte zu dem Verunglückten. Es war noch Leben in ihm, obgleich viel Blut auf dem Wege lag, das aus einer Kopfwunde gefloſſen war; auch zeigte der ſchmutzige Streifen an ſeinen dunklen Hoſen, daß er wohl unter das Rad mußte gekommen ſein. Ohne mich weiter zu bedenken, lud ich ihn auf meine

Schultern, legte ihn in das Schäschen, ſetzte mich auf den Bock und fuhr nach der Stadt zurück und gerade an das Wirthshaus zum Stern. Als mich der Sternwirth ſah, rief er: Ach Gott! wo iſt der Herr Wendel? —

Da merkte ich, daß er den Verunglückten kannte und ſagte ihm kurz, wie ſich's begeben. Nun hoben wir den Fremden heraus, trugen ihn auf ein Zimmer, das er kaum vor einer Stunde erſt verlaſſen hatte, und ließen einen Arzt rufen. Es war der Doctor, der als hierher kommt und in der Schulſtube die Kinder impft.

Ich mußte da bleiben und an die Hand gehen. Er ließ dem Herrn Wendel Ader, und bald kam er zu ſich.

Nun wurde die Kopfwunde verbunden und er unterſucht. Ueberall war er zwar gequetſcht, aber ſonſt war nichts zerbrochen, nichts verletzt.

Als er wieder reden konnte, erzählte er, als er zum Thore hinausgefahren, ſei ihm das Leitſeil aus der Hand gefallen. Als dieß dem Thiere in die Beine gerathen, ſei es wild geworden und hölliſch ausgezogen. Immer habe er es wieder faſſen wollen, und einmal habe er das Uebergewicht gekriegt und ſei Kopfüber hinuntergeſtürzt. Da habe das Thier ihn weit geſchleift. Endlich ſei es umgekehrt, und als es bergab gegangen, ſei er endlich auf die Erde gekommen, das Rad ſei über ihn gegangen und ſeitdem habe er nichts mehr gewußt. Auch ich mußte nun erzählen, wie ich ihn gefunden und wie ich es angefangen, daß ich ihn habe aufladen können. Nun erſt wuſch mir der Doctor meine Schmarre aus.

Der Herr bedauerte mich faſt mehr, als ſich ſelbſt, und wußte gar nicht Worte genug zu finden, ſeinen Dank auszuſprechen. Ich mußte nun bei ihm bleiben und mit ihm zu Mittag eſſen, denn es ſchmeckte ihm wieder gut und der Doctor ſagte: Laſſen Sie ſich's nur gut ſchmecken, es wird nichts ſchaden.

Du haſt im Stern gegeſſen? fragte die Lehrerin und ſchlug die Hände zuſammen. Im erſten Gaſthof der Stadt gegeſſen? Sag' mir doch, was habt Ihr denn gegeſſen? Geh' erzähl' mir's doch?

O laß mir doch meine Ruhe! ſagte Schlöſſer faſt ärgerlich. Was weiß ich, was ich gegeſſen habe, wenn ich eben ſatt gegeſſen bin.

So macht Ihr's, rief ſeine Frau aus. Ihr eſſet nur

bleiben, und dann entließ er mich mit einer Herzlichkeit, als hätten wir uns schon zwanzig Jahre gekannt.

Laß denn doch 'mal sehen! sagte seine Frau neugierig.

Schlösser zog nun ein kleines Päckchen heraus und reichte es ihr.

Sie wog es in der Hand hin und her. Du lieber Gott, sagte sie, das gibt keinen Rock für Ludwig, geschweige für Dich!

Als sie es aber aufmachte — rollten vier Goldstücke auf den Tisch und sie stieß einen Schrei des freudigsten Erstaunens aus.

Siehst Du, sagte er verweisend, hast Du doch gleich Arges gedacht!

Gottlob! rief sie aus. Möge mir's der gute Herr Wendel vergeben! Martin, wieviel ist das? —

Vier doppelte Friedrichsd'or! sagte er.

Wieviel Thaler? sagte sie. Du weißt, ich kenne diese Dinger nicht!

Sie machen fünf und vierzig Thaler, zehn Silbergroschen aus, sagte er und faltete die Hände. Sie aber saß starr da vor freudigem Schrecken.

Wohl mag selten eine Gabe der Liebe und Dankbarkeit in würdigere und bessere Hände gekommen sein, als hier. Noch lange saßen die glücklichen Gatten in ihrer stillen Herzensfreude da und dankten Gott für den geschenkten Reichthum und besprachen, wie das ein Nothpfennig sein sollte für ihren lieben Ludwig. Er empfing nun einen neuen Rock und des Vaters schwarzen stopfte die kunstgeübte Mutter so zierlich, daß man selbst mit einer scharfen Brille den Winkelhaken nicht sah, den ihm

die Deichsel des Schäschens gerissen. Heiterer gingen sie der Zukunft entgegen und der verborgene Schatz wurde nicht angetastet, selbst wenn die Noth noch so hoch stieg, und an solchen Stunden fehlte es eben nicht.

So kam denn endlich die Zeit, daß Ludwig als ein wohlbestallter und geprüfter Schüler das Gymnasium verließ.

Er kam noch auf vier Wochen zu den Eltern und zu seinem lieben Lehrer, dem Pfarrer, ehe er auf die Universität Bonn ging.

2.

Es war in den ersten Tagen des Octobers, als Vater, Mutter und Sohn eben am Tische saßen und das einfache Mahl, Kartoffeln und Salz, mit einem frischen Behagen verzehrten, da gab's auf der Straße ein Geschrei.

Entsetzt sprangen alle Drei auf und liefen hinaus.

Was gibt's? rief der Schullehrer, der bei Unglücksfällen immer der Erste zur Hilfe war.

Was eine Dummheit von so einem Juden! sagte der Nachbar Gottlieb.

Was ist's denn? fragte der Schullehrer eifrig.

Habt nur ein Bißchen Geduld, Herr Schulmeister, sagte der langsame Gottlieb, ich will es Euch ordentlich auslegen. Des Schulzen sein Peter war in der Stadt, Diele holen für des Schulzen seine Stube, die er neu dielen will. Da kommt ein arm Jüdchen, das mit Brillen handelt, und bittet den Peter, daß er's auf die Dielen sitzen lasse. Der Peter thut's, und wie er da an der Ecke die Kehr nehmen will, greift er sie zu kurz; das

linke Rad geht hoch an die Mauer; der Wagen neigt sich zur Seite, kriegt einen derben Ruck und das Jüdchen wird gegen die Mauer des andern Hauses geworfen und liegt nun da, als ob's mausetodt wäre.

Hat sich denn Niemand des armen Menschen angenommen? fragt rasch der Schullehrer.

Wer sollt's thun? fragte der Bauer. Es ist ja nur ein Jud'!

Gott verzeih' Dir das unchristliche Wort! rief entrüstet der Schullehrer. Hat der Samariter in des Herrn Erzählung auch so gedacht? Komm', Ludwig, rief er, hier ist es an uns, zu thun, was Christenpflicht heischt! Und mit kräftigem Arm machte er sich durch den Volkshaufen eine Gasse. Ludwig folgte und bald hatten sie die Stätte erreicht, wo noch immer der arme blutende Mensch lag.

Den Gottlieb hatte das Wort des Schullehrers denn doch getroffen. Auch er folgte und die Drei trugen den Verwundeten in des Schullehrers Haus.

Dort legten sie ihn schnell auf Ludwig's Bett und Schlösser rief: Wasser herbei und Essig!

Die Schulfrau brachte beides schnell. Er wusch ihm die Wunde aus, verband sie und rieb dann des Juden Schläfe.

Bald schlug er das Auge auf.

Wo thut's Euch weh? fragte der Schullehrer.

Ach da! sagte leise der Jude und zeigte auf sein Bein. Es war zerbrochen.

Auf, Ludwig, Du bist jung, rief Schlösser dem Sohne zu, lauf' nach der Stadt. Es ist mondhell; hole den Arzt. Er muß schnell kommen.

Mehrere Bauern waren mit hereingekommen. Bleib' Er da, Musje Ludwig, sagte Gottlieb. Ich spanne meinen Wagen schnell an und hole den Doctor.

Nur schnell! rief der Schullehrer, der bereits mit Vorsicht den Leidenden zu entkleiden anfing, um ihn in das Bett zu legen. Der arme Mann schrie vor Schmerz. Als er endlich lag, schlug Schlösser kaltes Wasser auf und fuhr damit eifrig fort, bis nach mehreren Stunden der Arzt kam. Das Bein wurde eingerichtet und der entsetzliche Schmerz ließ bedeutend nach.

Wo ist mein Brillenkästchen? fragte der Jude. Man reichte es ihm.

Aber welch ein Jammer entstand nun, als der arme Mann Alles zerbrochen und zersplittert fand! Es war sein ganzer Reichthum.

Schlösser tröstete ihn, so gut er konnte; in seiner Seele stand ein Gedanke fest. Ihm hatte Gott das Geld beschert. Dem Juden mußte geholfen werden; aber er sagte Niemand etwas.

Sechs Wochen lag der Jude darnieder, ehe er der Heimath seine Schritte zulenken konnte. Ludwig war während dem nach Bonn abgegangen und drei Goldstücke hatte der Vater nur noch. Nimm zwei, sagte er. Eins ist für den armen Schmuel, damit er seinen Handel wieder anfangen kann. Gott wird Dir ja weiter helfen!

Ludwig und die Mutter stimmten freudig bei, und die Pflege des Juden wurde mit unermüdeter Treue fortgesetzt, ohne daß eine Unzufriedenheit je in die Seele der guten Menschen gekommen wäre.

Als endlich der Jude schied, war sein Dank tief

Da war denn halt der erste Grund des Zwiespalts gelegt. Sie setzte, so nach Weibsart, ihr Köpfchen auf; machte es, wie sie wollte; trat dadurch oft störend in ihres Mannes Wege und vereitelte seine kluge Berechnung.

Anfänglich verwies er ihr das sanft. Das fruchtete nichts, vielmehr trumpfte sie ihm auf und that jetzt ganz express das Gegentheil von dem, was ihr Mann wollte.

Er machte ihr Vorstellungen in Betreff der Unreinlichkeit und Unordnung im Hause. Da hätte aber Einer ihr Mäulchen hören sollen! — Sie war die ordentlichste, sauberste Frau im Flecken, aber sie war nicht im Stande, das wegzuräumen, was er unordentlich machte. Kurz, alle Schuld lag an ihm. Sie verstand's gut, den Krieg in Feindes Land zu spielen.

Jetzt trat er stärker auf, denn es lag am Tage, mit seiner Sanftmuth ging's nicht; aber nun war Feuer im Dache. Sie hasselirte wie eine Wilde im Hause herum, weinte vor Zorn, schimpfte und schalt; warf die Thüren zu, daß die Wände bebten, und stieß das Geräthe umher, daß es überall Stücke und Fetzen gab.

Als der Wettersturm vorüber war, redete sie wochenlang kein Wort mit Runkel; gab auf seine Fragen keine Antwort, und that, als wär' er für sie nicht in der Welt.

Das ertrug der gute Runkel nicht. Er ging aus dem Hause hinaus; suchte in der Gesellschaft anderer Leute Unterhaltung, und gewöhnte sich daran, wie das so zu gehen pflegt.

So kam er ins Wirthshaus. Dort wurde getrunken. Er glaubte, sein Leid mit Wein und Bier hinunter zu schwenken. In so ein Unwesen geräth der Mensch leicht immer tiefer hinein. So ging's auch ihm.

Bald kam er jeden Abend halb und ganz trunken nach Hause. Dann ging das Gewitter los.

Jacob, wer lernen wollte, wie eine Frau nicht sein soll gegen ihren Mann, könnte da drüben die beste Lehre finden! Durch ihr Toben und Schimpfen kam es dahin, daß sie es immer schlimmer machte.

Da hielt ich mich als Christ und Nachbar verpflichtet, der Frau einmal meine Herzensmeinung zu sagen, und zwar ganz aus dem Fundament. Ich ging daher einmal

gefühlt und er ſprach einen glaubenswarmen Segen über ſeine Wohlthäter; als ihm aber nun Schlöſſer das Goldſtück in die Hand drückte, da ſchoſſen die Thränen aus Schmuel's Augen.

Großer Gott, rief er aus; Ihr ſeid ſelber arm; habt mir Gutes gethan die lange Zeit, und nun gebt Ihr mir noch Geld, daß ich mein Krämchen wieder anfangen kann. Ich will's nehmen, aber mit Zins bring' ich's wieder, ſo wahr der Herr lebt!

Er zog ſeine Straße und Schlöſſer ſagte, indem er ſeiner Frau um den Hals fiel: Wir ſind um ein wenig Geld und Gut ärmer, aber um einen Segen reicher, den der Herr droben gehört hat und gewiß unſerm Kinde beilegt.

Die edle That des Schullehrers machte übrigens im Dorfe einen tiefen Eindruck. Es waren wohl herzlose Menschen da, die sagten: Er ist ein Narr! Der Jud' wird's ihm nicht danken! Aber die Mehrzahl war doch thatsächlich auf das Evangelium hingewiesen, und als der Pfarrer an dem Sonntag, auf den die Geschichte vom Samariter als Sonntags-Evangelium fällt, drüber predigte und sichtlich auf den wackeren Schullehrer hindeutete, daß dieser seinen Kopf auf den Arm legte, da sagten die Bauern: Er hat uns eine Auslegung des Evangeliums mit der That gegeben, und das Wort: Gehet hin, und thuet deßgleichen, soll nicht verloren sein. Höher achteten sie den Ehrenmann seitdem, und manche Gabe der Liebe fand den Weg in sein Haus, die seine gedrückte Lage milderte.

Die aber gesagt hatten: Der Jud' wird's ihm nicht danken, wurden recht beschämt. Es währte vielleicht noch kein Jahr, da kam ein Brief von ihm an, und es lag ein Goldstück drin und ehrliche Zinsen bis zum Tage, und bald drauf kam er selbst, und unter Thränen heißen Dankes weilte er bei Denen, die ihm Gutes gethan, und dem alten Gottlieb schenkte er eine Brille, weil er den Doctor so schnell geholt.

Von da an kam das Jüdchen nicht mehr in die Gegend, weil er sich in der Nähe von Crefeld niedergelassen und seinen Handel erweitert hatte, und mit einem schweren Kasten umherzog, seine kleinen Waaren den Leuten anzubieten.

Jahre kamen und gingen. Ludwig hielt es schwer, in Bonn durchzukommen, obwohl Alles eingetroffen war, was der Pfarrer versprochen hatte.

Eines Tages, es war in den wenigen Ferientagen,

welche das heilige Pfingstfest bringt, war Ludwig durch die schattigen Baumreihen nach Poppelsdorf gegangen und dann auf den Kreuzberg gestiegen. Auf der Galerie der Kirche stand er und ließ sein Auge hinschweifen über das herrliche Land, das vor seinen Blicken lag. Dorthin zuerst, wo hinter den nordöstlichen Höhen, welche den Gesichtskreis begrenzen, das Dörfchen lag, wo das treue Vater- und Mutterherz seiner betend gedachten, wie er ihrer jetzt. Lange war er nicht dort gewesen, und da seine Prüfung nahe war, wollte er auch jetzt nicht eher heimkehren. Recht lebendig war seine Sehnsucht nach den geliebten Eltern, und lange hielt der feuchte Blick diese Richtung. Dann ließ er ihn herabgleiten über das hügelige Land bis zur breiten Fläche des Rheinthales; weilte hier und dort auf einer bekannten Stelle, am längsten auf der hohen Abtei Siegburg, wo die unglücklichsten aller Menschen, die Irrsinnigen weilen, um mit Gottes Hilfe geheilt zu werden. Dann folgte er dem Rheine, der wie ein silbernes Band sich durch das Grün hinschlängelt, bis zu den Thürmen der zahlreichen Kirchen Kölns, bis zu dem riesenhaften Baue des herrlichen Doms. Und wiederum kehrte er zurück über das fruchtbare Flachland, begrenzt von dem schönen Kranze der Berge, aus derem dunkleren Grün Dörfer und stattliche Landhäuser reicher Besitzer hervorschauen.

Er war in den Anblick so vertieft, daß er nicht merkte, daß noch andere Leute unweit von ihm standen.

Die Aussicht ist aber auch so reich und wundervoll schön, daß, so oft man sie auch genießt, ein immer neuer Reiz den Beschauer fesselt.

Plötzlich hörte er eine weiche Mädchenstimme hinter seinem Rücken fragen: Wie heißt der hochgelegene Ort?

Ich weiß es nicht, Kind, sagte eine männliche Stimme, aber ich glaube, daß es Siegburg ist. Vielleicht, sagte die Stimme und wandte sich an Ludwig, vielleicht ist der Herr so freundlich, uns zu belehren!

Ludwig drehte sich schnell um und sah einen sehr wohlgekleideten Herrn neben einem blühend schönen jungen Mädchen stehen, deren ausdrucksvolles Auge auf Ludwig weilte.

Nach einer leichten Begrüßung bestätigte Ludwig des Herrn Aussage.

Dieser betrachtete Ludwig ungemein scharf, doch wurde bald sein Blick wieder gleichgültig. Ohne Absichtlichkeit von einer der beiden Seiten, stellte sich recht bald ein Gespräch her, das sich auf die Aussicht bezog und auf die Orte, die man überschaute. Ludwig war genau damit bekannt, und also im Stande, jede Frage zu beantworten.

Sie standen lange da. Endlich begann die Mittagsglocke in Poppelsdorf zu läuten, und Alle schickten sich an, den Rückweg anzutreten.

Da Sie, wie es scheint, schon längere Zeit hier weilen, so sind Sie auch wohl mit allen den Merkwürdigkeiten Poppelsdorfs vertraut? fragte der Herr.

Das konnte Ludwig mit gutem Fuge bejahen; denn viel war er dort gewesen, und im Garten war er noch mehr zu Hause, als er ein Freund von Blumen und ein Kenner der Pflanzenkunde war.

So möchte ich Sie bitten, wenn es anders ihre Zeit gestattet, uns dort ein wenig zurecht zu weisen, sagte der Herr.

Es macht mir Freude, verſetzte Ludwig beſcheiden, wenn meine geringe Kenntniß Ihnen nützlich werden kann, zu verſäumen habe ich nichts, und wenn Sie es geſtatten, begleite ich Sie!

Das wurde mit Dank angenommen.

Nun ſtiegen ſie hinab und traten zuerſt in den Garten. Nach allen Richtungen durchſchnitten ſie ihn. Alles Sehenswerthe wurde betrachtet, beſonders die prächtigen Pflanzen fremder Welttheile, welche in den Glashäuſern gepflegt werden. Als ſie an dem Waſſerbehälter vorübergingen, in dem die Gold- und Silberfiſchlein und die ſchönen bunten Fiſche ſind, ſagte Ludwig: Laſſen Sie uns hier nicht vorübergehen. Es macht mir oft gar große Freude, dieſe bunten, ſchimmernden Thierchen zu locken. Einige Broſamen warf das liebliche Mädchen in das ſtille Waſſer, und ſiehe da, es kamen ganze Schaaren der ſchönen Thierchen und ſchnappten die Krümchen weg. Das machte ihr außerordentliche Freude. Endlich ſagte der Vater: Malchen, wir werden aber nun zu Tiſche gehen müſſen, und wollen uns das Schloß zu beſehen, bis nach dem Eſſen aufſparen. Nicht wahr, Sie machen uns die Freude, heute unſer Gaſt zu ſein! Mit dieſen Worten faßte er Ludwig's Hand.

Ach ja! bat das holdſelige Mädchen. Und nun hätte Ludwig es nicht ablehnen können, wenn er auch gewollt hätte. In Wahrheit war es ihm aber recht willkommen. Seit drei Tagen war ihm alles Geld ausgegangen. Um zu ſparen, aß er nur einmal am Tage, und dieſe magere Ernährung paßte gar nicht zu dem geſegneten Appetit, den er hatte. Dieſer Geldmangel kam daher, daß eine

Familie verreist war, und es vergessen haben mochte, ihm die Zahlung des Monatsgeldes für den Unterricht ihrer Kinder zu leisten, auf welches Ludwig fest gerechnet hatte.

Ueber Tisch war der Vater Malchen's ungemein heiter. Sie selbst hatte alle Scheu gegen Ludwig abgelegt und sprach viel mit ihm. In dem Gemache des Gasthofes, wo sie in Poppelsdorf speisten, stand ein Klavier. Nach Tisch setzte sich auf des Vaters Bitte, Malchen daran und spielte, während Ludwig mit ihm eine kostbare Cigarre rauchte. Ludwig horchte den Tönen. Malchen spielte gut.

Sie spielen gewiß auch? fragte sie endlich aufstehend. Ludwig bejahte, und nun mußte er sich sogleich niedersetzen.

Der alte Lehrer Schlösser zu Abbach war ein feiner Spieler; aber er war noch mehr, ein tüchtiger Kenner der Musik überhaupt. Er spielte mehrere Instrumente. Als nun Ludwig zu dem Pfarrer ging, Latein und Griechisch zu lernen, gab ihm der Vater tüchtigen Unterricht in der Musik. Wie Ludwig reich begabt war vom lieben Gott, so hatte er auch für Musik ein sehr großes Talent. Auch in dieser schönen Kunst machte er außerordentliche Fortschritte, und in Bonn, wo er selbst in der Musik unterrichtete, pflegte er diese Kunst sehr und bildete sich, bei häufiger Gelegenheit, gute Musik zu hören, sehr aus.

Die Nähe eines so liebenswürdigen Mädchens begeisterte ihn, und bald vertiefte er sich so sehr in sein Spiel, daß er Alles um sich vergaß. Seine Seele erhob sich zu höheren Gefühlen, und was ihn jetzt innerlich bewegte, das legte er in die Töne, die er spielte.

Plötzlich klopfte ihm der Herr auf die Schulter. Junger Mann, sagte er freudig bewegt, Sie sind ein Meister. Solch ein Spiel habe ich lange nicht gehört!

Mit leuchtenden Blicken saß Malchen an des Jünglings Seite. Er wollte aufhören.

O ich bitte, noch nicht! sagte sie so innig, daß er wieder in die Töne hineinwühlte.

Wer so spielt, hat gewiß auch Eignes vorzutragen, sagte der Vater.

Ludwig sagte: was ich zuletzt gesetzt habe, ist eine ausführlichere Bearbeitung des schönen Chorals: Befiehl du deine Wege ꝛc.

O spielen Sie! baten Vater und Tochter mit Einem Munde.

Und so hob er denn an und führte die weiche, herzergreifende Melodie zuerst in ihrer Einfachheit, und dann erst erging sich sein Spiel über diese Melodie in hundertfach verschiedenen Wendungen, grade als wolle er sie auslegen. Und zuletzt kam sie wieder in ihrer vollen einfachen Schönheit.

Beide waren ganz hingerissen von seinem herrlichen Spiele, und ergossen sich in lebhaften Lobeserhebungen. Aber dies Lied hatte ihrer Stimmung eine höhere Richtung gegeben. In Malchen's Augen leuchtete eine Thräne, die es verrieth, wie tief ihr das Spiel in die Seele gedrungen sei.

Unterdessen war eine geraume Zeit verflossen, und die Besichtigung der Sammlung ausgestopfter Thiere und anderer Naturmerkwürdigkeiten im Schlosse forderte auch Zeit. Sie gingen nun dorthin und kehrten dann, langsam

unter dem herrlichen Baumschatten hinwandelnd, nach Venn zurück.

Als sie bei dem Gasthofe schieden, bat Malchen's Vater, er möge sie Morgen doch nach Nolandseck und auf den Drachenfels begleiten, wenn es ihn in seinen Studien nicht störe.

Mit der festen Zusicherung, bei Zeiten sich einzufinden, schied endlich Ludwig. Er mußte es sich selbst gestehen, dies Scheiden that ihm wehe. Er hätte noch den ganzen Abend bei den lieben Menschen zubringen mögen. Bis tief in die Nacht saß er noch an seinem Klavier, das er sich gemiethet hatte, und spielte, und wußte doch nicht, was er spielte, denn Malchen stand immer vor seiner Seele. Noch niemals hatte ein Mädchen ihm so wohl gefallen, wie sie. Ihre einfache, natürliche Art, ihre Demuth und Bescheidenheit, das sittige Wesen und der stille Ausdruck von Wehmuth, der sich auf ihrem Gesichte aussprach, ergriff sein Herz. Sie war schwarz gekleidet und ihr Vater trug auch einen Flor am Arme. Der Gedanke, sie könne um eine theure Mutter trauern, zog ihn gar sehr zu ihr hin; denn er liebte ja seine sanfte, gute Mutter so innig, und konnte also auch das tiefe Leid ermessen, welches der Tod einer solchen Mutter dem kindlichen Gemüthe bereiten mußte. Was sie sagte, war der ungefärbte Ausdruck eines tiefen Gefühls, war so klar und verständig und mit einem so herzergreifenden Wohllaut gesprochen, daß er ihr hätte tagelang zuhören können.

In dem frohen Gedanken, morgen wieder mit ihr zusammenzukommen, den ganzen Tag mit ihr zu verleben, schlief er endlich ein und mit den ersten Strahlen des jungen Tages war er schon wieder auf.

Als er in den Gasthof kam, bewillkommten ihn Vater und Tochter wie einen längst befreundeten Bekannten.

Der Vater hatte aber den Plan geändert. Heute wollte er über die schöngelegene Rosenburg nach Godesberg, denn man hatte ihm den Waldweg dorthin als einen der schönsten Spaziergänge geschildert. Da Ludwig dem beistimmte, so wurde der Weg angetreten. Wer diesen Weg jemals ging, weiß, wie überaus reizend die Aussicht von der Rosenburg ist; wie sich von da das Siebengebirg so herrlich dem Auge darstellt; kennt auch die schönen Aussichten, die man auf verschiedenen Stellen dieses Weges hat. Die stille Waldeinsamkeit war auch recht geeignet zu traulichen Gesprächen.

Hier fragte der Herr nach Ludwig's Namen.

Ich heiße Schlösser, sagte er.

Schlösser? Mein Gott, sagte der Fremde, sind Sie vielleicht aus Abbach?

Ludwig bejahte es.

Und ihr Vater ist der dortige Schullehrer?

Kennen Sie meinen lieben Vater? fragte nicht ohne freudige Bewegung der Jüngling.

Malchen, rief da der Fremde aus, sieh hier den Sohn des braven Mannes, von dem ich euch damals so viel erzählte, als ich von meiner Reise zurückkam. Ja, lieber junger Freund, rief der Herr aus, Ihr Vater hat mich einst aus einer großen Lebensgefahr gerettet. O sagen Sie mir, wie geht es ihm?

Ludwig mußte nun erzählen.

Ach, sagte der Herr, als ich Sie auf dem Kreuzberge sah, da war mir's, als läge in Ihrem Gesichte etwas so

Bekanntes. Ich sann lange nach; aber ich konnte mich doch nicht mehr besinnen, woran es mich erinnerte. Jetzt weiß ich es allerdings wohl!

Nun erzählte er nochmals jene Begebenheit, von der Ludwig, da er zu jener Zeit noch auf dem Gymnasio war, und sein Vater niemals von solchen Dingen sprach, kein Wörtlein gehört hatte. Er wußte nicht einmal, daß jenes Geld, welches er in der ersten Zeit in Bonn erhalten hatte, eine Gabe dieses Mannes war. Dieses Erkennen aber war nun auch die Veranlassung zu recht herzlicher Befreundung. Einer der schönsten Tage seines Lebens verfloß ihm sehr schnell, und sehr glücklich kehrte er mit den ihm nun doppelt theuren Menschen nach Bonn zurück. Diesen Abend blieb er länger noch bei ihnen und endlich schied er mit der seligen Hoffnung, auch morgen noch mit Malchen verleben zu können, die heute so zutraulich gegen ihn geworden war, seit sie wußte, daß er der Sohn des Mannes sei, der ihren geliebten Vater aus der Gefahr des Todes gerettet hatte.

Wie erschrak er aber, als am andern Morgen der Kellner im Gasthofe ihm ankündigte, die Herrschaft sei abgereist. Es sei ein Brief da gewesen, sagte er, den er abzugeben vergessen und den er erst dem Herrn nach Ludwig's Entfernung überreicht habe. Darauf seien sie schnell noch in der Nacht weggefahren und hätten ihm den Auftrag gegeben, Ludwig ihre besten Grüße zu überbringen. Das Fräulein, sagte noch der Kellner, habe viel geweint und der Herr sei sehr verstört gewesen. Es schiene, als sei ihnen Jemand erkrankt, der ihnen sehr werth sein müsse.

hinüber, als der Mann nicht daheim war. Ich redete, wie es mir das Herz eingab und die Erfahrung es mich lehrte. Anfangs hörte sie mir gefaßt zu, aber ich merkte, wie sie roth anlief bis in die Stirne; wie sich der Ausdruck des schönen Gesichtes der Frau verzerrte; wie der Mund sich verzog und aus dem Auge eine dunkle Gluth hervorbrach.

Plötzlich schoß der Strom ihres Zorns und ihrer Galle daher. Wer mich gerufen habe? fragte sie. Ich solle mich um mich und meines Sohnes Haushaltung bekümmern, und nicht um sie; was ich ihr sagen wolle, das habe sie schon vor langen Jahren vergessen. Es solle als Jeder vor seiner Thüre kehren und den Balken aus dem eigenen Auge ziehen, ehe er nach des Bruders Splitter greife, um ihn davon zu befreien; was ich doch eigentlich wolle? In jeder Ehe gäbe es als einmal einen trüben Tag. Der Himmel sei ja auch nicht alle Tage klar und rein von Wolken; es sei nicht so schlimm, wie es scheine. Sie lebten glücklich, und, wenn auch ihr Mann ein Schöpplein trinke, so könne und dürfe er das, weil er reich sei, und sie könne es gar gerne sehen, wenn er mit anderen Männern froh sei.

Als ich sie so reden hörte, nahm ich meine Kappe und meinen Stock, sagte: Nichts für ungut, meine liebwerthe Frau Nachbarin! und ging, so schnell ich konnte, heim.

Diese Nachricht traf Ludwig wie ein Donnerschlag. Gesenkten Hauptes ging er heim. So war er noch nie um eine schöne Hoffnung gebracht worden. Er hatte aus Bescheidenheit nicht nach dem Namen gefragt, nicht nach dem Stande, nicht nach dem Wohnorte des Fremden. Nun hatte er keine Hoffnung, das Mädchen jemals wiederzusehen, an dem, das konnte er sich nun nicht mehr verschweigen, seine ganze Seele hing. In stiller Trauer verlebte er den Tag; dann aber raffte er sich selbst wieder auf. Er stellte sich selber vor, wie thöricht diese Liebe sei, da er doch nie Hoffnung hegen konnte, daß ein so reiches Mädchen, wie Malchen nach allem Anscheine war, seine Gattin werden könnte.

Ludwig war kein Träumer; sonst hätte er dieser Liebe mehr Raum in seiner Seele gestattet; hätte der lieblichen Erscheinung mehr nachgehängt und wäre vielleicht dadurch in seinem Studium gehemmt worden. Er suchte sich dieß schnelle Entschwinden des Gegenstandes seiner Liebe als eine Wohlthat vorzustellen, und so gelang es ihm, wieder Ruhe zu gewinnen. Zwar stand wachend und im Traume Malchen's schöne Gestalt oft vor seiner Seele; aber von der Pflicht, sich für seinen Beruf vorzubereiten, konnte es ihn nicht abtrünnig machen.

3.

Der wichtige Abschnitt in Ludwig's Leben, die erste Prüfung, ging vorüber, und mit dem besten Zeugnisse, das lange Zeit ertheilt worden war, kehrte er nach Bonn zurück, um hier noch längere Zeit sich dem Unterrichte zu widmen und nicht seinen armen Eltern zur Last zu fallen.

Das Erste, was ihm sein Hausherr sagte, als er zurückkam, war das, es sei ein Herr dagewesen, der nach ihm gefragt habe. Es blieb kein Zweifel, daß dieß Malchen's Vater gewesen. Er war indessen wieder schnell abgereist. Bis zu seinem zweiten Examen blieb er in Bonn und schlug sich kümmerlich durch. Als auch dieß mit Ehren hinter ihm lag, eilte er in das stille Dorf der Heimath, um einige Zeit bei seinen guten Eltern zu verweilen, und sich dann in einem kleinen Städtchen am Niederrheine, das ihm empfohlen worden war, einzumiethen und seine Kräfte der Jugendbildung zu widmen, bis ihm ein Beruf als Prediger des Evangeliums zu Theil würde.

Er hatte sich nach der Beschreibung eines wohlwollenden Mannes in dem Städtchen ein anständiges Auskommen versprochen. Leider täuschte er sich darin. Nur wenig Gelegenheit, Unterricht zu ertheilen zeigte sich ihm hier, und es blieb ihm keine Wahl, als, er mußte sich mit Abschreiben sein kärgliches Brod zu verdienen suchen.

Seinen Eltern verschwieg er diese Lage. Er wollte sie nicht mit Bekümmerniß kränken; aber nie hatte er mehr mit Sorgen gerungen, als hier.

Eines Tages saß er recht kummervoll in seinem Dachstübchen, als seine Hauswirthin, eine betagte Wittwe, hereintrat und sagte: Herr Candidat, es ist heute schon zweimal ein Jude dagewesen, der nach Ihnen gefragt hat. Mir wollte er nicht sagen, was er bei Ihnen wolle. Sind Sie um vier Uhr zu Hause, so kommt er wieder.

Vielleicht, dachte Ludwig, hat er mir Verdienst zu bringen, den ich so nöthig brauche! Er blieb zu Hause.

Um vier Uhr ſtieg Jemand die Stiege herauf. Darf ich? fragte ein Jude, den Kopf zur Thüre hereinſtreckend.

Auf den erſten Blick erkannte Ludwig den armen Schmuel, der einſt ſo lange krank in ſeinem Vaterhauſe gelegen hatte.

Schmuel! rief er, ſeid mir willkommen!

Gott behüth'! rief mit Rührung der Jude aus, der junge Herr kennt den alten, armen Schmuel noch, dem er Gutes thun half. Gott vergelt's, junger Herr! Zufällig hab' ich erfahren, daß Sie ſeit Kurzem hier wohnen, und da komm' ich, zu fragen, wie's geht? —

Er ſah ſich in dem Stübchen um, wo aus jeder Ecke die Lage des armen Bewohners eine ſo deutliche, wenn auch ſtumme Sprache redete, daß man ſie augenblicklich verſtehen mußte.

Gott! was ſeh' ich! rief der Jude aus. Sie leben auch nicht wie der Vogel im Hanfſamen! Leiden vielleicht Noth? Soll mir der Herr gnädig ſein, das ging mir an's Herz. Ach, Herr, ſeien Sie aufrichtig! Dem alten Schmuel dürfen Sie nichts verſchweigen!

Ludwig konnte nicht leugnen, daß es ihm übel gehe.

Gott ſei gelobt, rief Schmuel aus, ſo iſt die Stunde doch gekommen, daß der alte Schmuel vergelten kann. Junger Herr, ich bin nicht ſo arm, als Sie glauben. Das Geld, daß mir Ihr Vater geliehen, war geſegnet. Es iſt mir zu Glück geſchlagen. Hab' viel mit verdient. Es iſt geweſen wie ein Samen, der hundertfältig trägt. Brauchen Sie Geld? Machen Sie mich ſo glücklich, und ſagen Sie mir's!

Er nahm Ludwig's Hand und ſah ihm ſo bittend in

die Augen, die ſich mit Thränen füllten, daß er nicht zurückhalten konnte.

Er erzählte dem ehrlichen Juden ſeine Lage in all ihrer Bedrängniß.

Ohne ein Wort zu reden, lief Schmuel fort und kam bald wieder. Er legte einen Beutel mit Geld auf den Tiſch. Es ſind zwanzig Thaler, ſagte er. Helfen Sie damit Ihrer erſten Noth ab. In acht Tagen bring' ich mehr.

Ludwig wollte es nicht nehmen, denn als ein ehrliches Darleihen.

Gut, ſagte der Jude. Behalten Sie es als ein Darleihen, und wenn Sie einmal können, geben Sie es mir wieder. Seien Sie ruhig, ſo braver Eltern Kind kann es nicht fehlen. Der alte Gott lebt noch! Schmuel wird ſich umthun. Vielleicht findet er Ihnen ein beſſeres Stellchen! Mit dieſen Worten lief er weg.

Die Frucht der Sorge des braven Juden zeigte ſich bald. Mehrere Familien, auch jüdiſche, baten ihn um Unterricht für ihre Kinder. Er konnte wieder einer beſſeren Zukunft entgegen ſehen; konnte wieder ſich ein Klavier miethen, was zu entbehren, ihm ſo ſchwer geworden war. Nun ſchienen ſeine liebſten Wünſche erfüllt. Wie innig dankte er dem Juden!

Eines Tages ſaß er in der Dämmerung an ſeinem Inſtrumente und ſpielte wieder einmal ſo recht aus vollem Herzensgrunde. In ſolchen Stunden vergaß er ſich ſelbſt und die ganze Welt; aber wer ihn dann auch ſpielen hörte, konnte nicht unbewegt bleiben. Er legte das Gefühl, das in ihm war, in die Töne, und weich, wie ſein Herz, hatten dieſe Töne dann etwas ſo Klagendes,

wehmüthig den Hörer Stimmendes, daß die Frucht tiefer Bewegung selten ausblieb. Als Ludwig endete, war es dunkel geworden. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm: Gott behüth', man meint da, man wär' ja im Himmel! Ludwig erschrack im ersten Augenblick; aber als er den alten Schmuel erkannte, stand er auf und trat ihm entgegen.

Nehmen Sie nicht übel, junger Herr, sagte der Jude, daß ich so ganz bedugt bin hereingekommen. Wollt' auch gleich sagen: Guten Abend, Herr Schlösser; aber ich wollt' doch nicht stören, und über der Musik hab' ich Alles vergessen. Gott behüth', so was hab' ich noch nicht gehört, und es ist mir gewesen im Gemüth, als müßt' ich beten zu dem Ewigen. — Aber, nicht zu vergessen! zünden Sie einmal ein Licht an! Da hab' ich etwas, das Ihnen wird sein sehr wichtig.

Ludwig zündete seine alte Lampe an und der Jude zog ein Blatt heraus.

Da lesen Sie 'mal, sagte er. Bin ich gewese in M., Sie kennen ja das Städtchen. Les' ich da im Wochenblättchen die Anzeige!

Ludwig nahm das Blatt und las: „Eine auf dem „Lande wohnende Familie wünscht für einen Knaben von „eilf Jahren einen gebildeten Hauslehrer, der im Latei„nischen u. s. w. gehörig unterrichten kann. Ueberdies „wäre es erwünscht, wenn er auch in der Musik Unter„richt geben könnte. Außer freundlicher Behandlung und „freier Station (das heißt freier Wohnung, Kost, Wasche „u. s. w.) wird ihm eine Besoldung von zwei Hundert „Gulden zugesichert.“ — Ich denke, nahm Schmuel wieder

das Wort, das iſt Etwas für Sie? He! Wie meinen Sie? Ich hab' mich gleich erkundigt. Es iſt eine Familie, brav, wie ſie nur ſein kann, und reich. Herr Schlöſſer, reich, nächſt wie der Herr von Rothſchild zu Frankfurt. Nun, was meinen Sie? He?

Ludwig legte das Blatt hin und ſagte: Allerdings, das wäre ſo recht erwünſcht für mich. Hier ſtecke ich nichts auf.

Bei meiner Treu! das iſt wahr! rief der Jude. Greifen Sie zu mit zwei Händen, aber ſchnell, daß nicht ein Anderer hineinſchlupft.

Ich will hinſchreiben, ſagte Ludwig.

Schreiben? rief Schmuel. Schwarz auf Weiß iſt aller Ehren werth, wenn's um ein Handſchriftchen geht: aber „Selbſt iſt Herr" ſagt das Sprüchwort. Es iſt nicht weit; geben Sie Morgen ſelbſt hin.

Ludwig erkannte das Richtige in dem, was Schmuel ſagte. Er beſtellte die Lehrſtunden auf zwei Tage ab und machte ſich auf den Weg.

Was waren drei Stunden an einem ſchönen Sommermorgen dem jungen, kräftigen Manne? Früh war er aufgeſtanden, um in der Kühle zu gehen. Bei Zeiten kam er in M. an und ging zu dem Buchdrucker, der das Blatt verlegte und druckte.

Auf ſeine Erkundigung ſagte der Mann: Ich will Sie ſelbſt hinbegleiten. Spielen Sie aber auch Klavier?

O ja, ſagte Ludwig.

Das iſt gut, erwiederte der Buchdrucker. Ohne das war's Nichts geweſen.

Plaudernd gingen Beide zum Thore hinaus, und

nach einer Viertelſtunde Weges erblickte Ludwig ein ſtattliches Landhaus, welches aus grünem Baumſchatten freundlich herausblickte. Die Lage war herrlich. Von niederen Hügeln umgeben, lag das Landgut mit einer Reihe ſtattlicher Fabrikgebäude in einem lieblichen Thälchen. Ein wilder, ſtarker Bach wälzte ſich vorüber, der die Anſtalten trieb. Ein großer Garten mit herrlichen Anlagen zog ſich um das Wohnhaus herum.

Was iſt das für eine Niederlaſſung? fragte Ludwig, deſſen wohlgefälliger Blick auf den ſchönen Gebäuden ruhte.

Das Fabrikweſen, wie das Haus gehört der Familie an, in deren Kreis Sie eintreten wollen, ſagte der Begleiter Ludwig's und bald traten ſie in das reiche Haus ein.

Der Bediente ließ ſie in einen kleinen Gartenſaal treten und bemerkte, die Herren würden ſich wohl etwas gedulden müſſen, weil ſein Herr jetzt grade ſeinen Umgang in der Fabrik halte. Er würde jedoch ſehr bald kommen.

Wohin Ludwig ſein Auge richtete, überall ſtellten ſich ihm Zeichen des großen Reichthums des Beſitzers vor Augen. Koſtbare Gemälde hingen an den Wänden. In prächtigen Gefäßen prangten die ſchönſten Blumen. Alle Geräthe waren von ebenſo ſchöner Arbeit, als koſtbarem, ausländiſchem Holze. Was ihn aber am meiſten anzog war ein Flügel, *) welcher der Thüre gegenüber ſtand.

Ich bitte Sie, ſagte ſein Begleiter, ſetzen Sie ſich und ſpielen Sie etwas, denn es dürfte lange währen, bis der Herr kommt, und das kürzt die Zeit. Ludwig ſetzte ſich.

*) So heißt ein Klavier, das die Geſtalt eines Flügels hat, am einen Ende breit iſt und am andern ſpitz zuläuft.

Welch ein Ton war das! Wie eine Glocke klang jeder Ton, rund, voll, weich und doch so kräftig! Er war ganz außer sich vor Lust. Solch ein Instrument hatte er noch nie gespielt. Lange spielte er, und immer mehr vertiefte er sich in das Spiel. Es war wunderbar! Grade heute hatte er so oft an Malchen denken müssen; grade heute war ihr Bild in seiner vollen Lieblichkeit ihm so frisch vor die Seele getreten, als sähe er sie mit seinen leiblichen Augen; denn sie war noch immer das Bild seiner Träume; an ihr hing mit ungeschwächter Liebe sein Herz, und er mußte gar oft den Gedanken verscheuchen, da doch keine Hoffnung des Wiedersehens ihm blühete. So war denn auch jetzt jenes Zusammensein im Gasthofe zu Poppelsdorf recht lebhaft in seinen Gedanken, und das Stück, das er damals gespielt, kam ihm plötzlich wieder in's Andenken. Mit allem Feuer der Erinnerung, aber auch mit aller Wehmuth über ihren Verlust spielte er es, schöner, inniger, als er es je gespielt, und wieder begegnete ihm, was ihm eben so oft geschah, daß er Alles um sich vergaß.

Vielleicht eine halbe Stunde hatte er so, selbstvergessen, sich dem Spiele hingegeben, da endete er mit einem vollen Griffe und sprang auf; aber als er sich umdrehte —?—

Lange stand er bleich und starr da. Seine Augen wollten aus ihren Höhlen heraustreten. War das ein Traum, war es Zauberei? —

Da stand Malchen und lehnte das Köpfchen an ihres Vaters Schulter, der ihn mit einem so wonnigen Lächeln ansah. An seiner Hand hielt er einen Knaben — Malchen's Abbild! —

Der Buchdrucker, der nicht wußte, was er aus der Sache machen ſollte, trat endlich vor und ſagte: Herr Wendel, hier habe ich die Ehre, Ihnen den Herrn Candidaten Schlöſſer vorzuſtellen!

O wir kennen uns ſchon, rief da Herr Wendel und eilte auf Ludwig zu, den er in ſeine Arme ſchloß. Seien Sie mir tauſendmal willkommen! rief er aus. Wie kommen Sie aber hierher? Ach, ich hatte mir recht vorzuwerfen, daß ich in Bonn, als wir durch meines Carl ſchwere Erkrankung ſo ſchnell abgerufen wurden, Ihnen nicht einmal einige Zeilen zurückließ, um Sie einzuladen, uns hier zu beſuchen. Und als ich ſpäter wieder in Bonn war, und nach vieler Mühe das Haus fand, wo Sie

wohnten, da waren Sie weg, und ich konnte nichts von Ihren Hausmiethern herausbringen, als, Ihre Habe sei noch da, aber sie wüßten nicht, ob Sie wiederkehrten.

Ludwig war vor Ueberraschung und Verwirrung keines Wortes mächtig; denn nun reichte ihm das tieferröthende Malchen die Hand und hieß ihn willkommen, und der Alte sagte zu dem Knaben: Sieh', Carl, der Herr ist der brave Sohn des Mannes, der einst deinen Vater aus großer Noth, vielleicht vom Tode, errettete. Und auch der hübsche Knabe kam und bot ihm zutraulich seine Hand.

Herr Wendel, sagte endlich der Buchdrucker, der ganz verlegen am Fenster gestanden hatte, als dieß Alles sich hier zutrug, ich sehe, Sie wissen eigentlich gar nicht, was des Herrn Candidaten Zweck ist?

Was Zweck! rief Herr Wendel, er will uns mit seinem Besuche erfreuen und ist uns höchst willkommen.

Entschuldigen Sie; entgegnete der Geschäftsmann. Sie wissen, daß Sie mir eine Aufforderung zuschickten wegen eines Hauslehrers für Ihren Sohn. Da ist nun kürzlich der alte Brillenhändler Schmuel von Crefeld bei mir gewesen und sagte mir, er wisse den rechten Mann; nahm das Blatt mit und heute kommt Herr Candidat Schlösser, um sich auf des Juden Veranlassung bei Ihnen zu der Stelle zu melden.

Was! rief da Herr Wendel aus, Sie wollten bei uns bleiben und meines Carl Lehrer werden? Ist das Ernst, lieber junger Freund? —

Es ist so! brachte nun endlich Ludwig heraus.

Victoria! rief Wendel. Das soll ein Freudentag für

Ich hatte das Meine gethan. Mein Gewissen war frei.

Von dem Tage an ging's eine Weile besser, aber die Macht der Gewohnheit ist allmächtig. Jagt man sie zur Hinterthüre hinaus, so kommt sie zur Vorderthüre wieder herein. Das Gekeife ging wieder an, und seltener ist der Hader in geordnetem Wachsen, und nicht selten kommt's selbst zu den rohesten Thätlichkeiten.

Was ist da zu thun? Glaube mir, Jacob, da kann nur Einer helfen, und der Eine ist, der immer Rath weiß und sicher hilft. Möge er sich erbarmen über die Haushaltung!

Ein Glück ist's, daß sie keine Kinder haben, denn die würden in der Wurzelwelt nicht nutz. Ohnehin bestätigt sich auch hier wieder die volle reiche Wahrheit des Spruches: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt." Mit dem Wohlstande geht's seit Jahren den Krebsgang, und es darf nicht mehr lange andauern, so kommen sie an den Bettelstab.

Ach, schloß der alte Mann mit tiefer Betrübniß, es ist ein Unglück, wenn die Frau glaubt, mit herrischem Wesen und Zanken ihren verirrten Mann zu bessern. Das gelingt nur der Liebe und Sanftmuth. Hätte sie als Frau gehandelt, wie sie sollte, so wäre es mit Runkel nie dahin gekommen. Sie hat ihn zu diesem liederlichen Leben gebracht. Gott verzeih's ihr!"

Der alte Mann stand auf, um sich zur Ruhe zu legen.

Drüben dauerte das Gezänke fort.

Auch ich ging, als es zehn Uhr schlug, auf meine Kammer; aber im Westen blitzte es stark, und es war, ohne Zweifel, ein schweres Gewitter im Anzuge, das bei der außerordentlichen Hitze leicht Schaden bringen konnte.

In meines Vaters Hause war es Herkommen, daß, wenn zur Nachtzeit ein Gewitter heraufzog, wir alle aufstanden, um, wenn es irgend ein Unglück geben sollte, bei der Hand zu sein.

Ich legte mich ins Fenster. Alles war still. Nur in dem Hause gegenüber raste der Ehestreit fort. Ich verstand jedes Wort. Da regnete es Flüche und Ver-

mein ganzes Haus werden, denn was ich in Bonn von Ihnen hörte, das gab mir die Gewißheit, sie seien Ihres braven Vaters würdiger Sohn. Alle ihre Forderungen sind genehmigt, rief er, und Sie bleiben heute schon hier. Ihre Sachen lasse ich alle holen, wo sie auch stecken mögen!

Ludwig kam nicht aus der Verlegenheit; denn der Herr Wendel war ganz ausgelassen in seiner Freude. Der kleine Carl schmiegte sich an ihn, als ob er ihn schon Jahre kenne, und Malchen's schönes Gesichtchen strahlte von einer Freude, die ihr Herz höher klopfen machte.

Nun führte ihn Wendel in den Garten.

Malchen, rief er der lieblichen Tochter zu, laß die zwei Zimmer neben den meinigen für den Herrn Schlösser bereiten und sage dem Herrn Faktor, heute habe mein Haus einen Freudentag. Alle Arbeiter sollen mit Wein und doppeltem Lohne bedacht werden.

Plötzlich aber sagte er zu Ludwig: Gehen Sie mit Carl durch den Garten, ich muß dem Buchdrucker sein Geschenk geben.

Nach kurzer Frist kam er wieder. Ludwig saß mit dem lieben Knaben in heitrem und zutraulichem Gespräche. Der Knabe erzählte ihm voller Freude von seinen Vögeln und dergleichen Dingen, die ihm lieb und werth waren.

Carl, sagte Herr Wendel, geh' und füttere deine Vögel, ich will jetzt mit Herrn Schlösser allerlei reden.

Der Knabe hüpfte fort.

Ich sehe, sagte Wendel, Sie verstehen sich, die Herzen zu gewinnen! Carl wird Sie bald recht gewinnen. Er ist eine offene, reine Seele und Sie werden die Saat

des Guten und Heiligen hineinstreuen, dafür bürgt mir Ihre Denkungsart.

Nun aber erzählen Sie mir, wie es Ihnen erging, seit ich Sie nicht wiedersah, sagte Herr Wendel, vertraulich seine Hand auf Ludwig's Arm legend.

Er theilte ihm Alles mit. Was sollte er dem Manne verhehlen, der ihn so liebevoll aufnahm, dem er sein ganzes Herz damals schon hätte ausschütten können, als er ihn in Bonn kennen lernte. Er verschwieg ihm nichts; nicht seinen Schmerz, als er sie im Gasthofe nicht mehr fand, nicht seine späteren Geschicke, seine Noth und wie ihn der Jude gerettet.

O, da bewährt sich's wieder, rief Wendel, wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus! Da zeigt sich's, wie der Segen guter Eltern sich an den Kindern im schönsten Erfolge zeigt. Ach, lieber junger Freund, fuhr er fort, ich habe viel an Ihnen verschuldet, von jener Stunde an, als ich von Ihnen schied. Ich kannte die Lage Ihrer Eltern und bot Ihnen nicht meine Hülfe an! Ehrlich will ich es gestehen, ich fürchtete, Ihnen wehe zu thun, Ihrem Zartgefühle zu nahe zu treten. Es hielt mich etwas zurück, was ich am Besten mit dem Worte Achtung vor Ihnen bezeichnen möchte. Hintennach dachte ich: Es war doch dumm von dir! Du hättest grade und ehrlich fragen sollen, zumal ich zeitlebens der Schuldner Ihrer guten Eltern bleibe. Ich wollte darum Sie selber noch einmal aufsuchen, aber ich fand Sie nicht. Das nur kann ich mir nicht verzeihen, daß ich nicht an Ihre Eltern schrieb, um mich nach Ihrem Aufenthalte zu erkundigen. Und Sie waren uns so nahe, und wir Beide wußten's

nicht. Das aber hab' ich wieder selber verschuldet. Hätte ich Ihnen nur zwei Zeilen durch den Kellner zugestellt, so war Alles gut; aber damals hatte ich den Kopf ganz verloren. Kurz vorher war mir meine theure Frau gestorben, und schon am Morgen jenes Tags, als wir nach Godesberg gingen, kurz nach unserm Weggange kam ein Brief, daß mein Carl schwer erkrankt sei, der bei meiner Schwester damals war. Und diesen Brief gaben sie mir erst, als Sie schon lange weg waren. Ich hatte ganz den Kopf verloren und, noch erfüllt von meinem schweren Verluste, dachte ich anders nicht, als Carl würde mir nun auch sterben. Darum eilte ich noch in jener Nacht weg und hatte für nichts Anderes Gedanken. Malchen sandte Ihnen noch unsere Grüße, sonst hätten Sie gar nichts mehr von uns gehört. Nun aber soll Alles nachgeholt und gut gemacht werden, und Sie sollen sich bald wohl bei uns fühlen.

Nun aber kommen Sie, wir wollen noch vor Tisch unsere Fabrik besehen.

Herr Wendel führte ihn nun in eine großartige Tuchfabrik. Herrliche Maschinen arbeiteten hier. Die rohe Wolle wurde eingebracht, und zum feinsten Tuche verarbeitet, erschien sie zuletzt im glänzendsten feinsten Stücke! Aehnliches hatte Ludwig nie gesehen. Ueberall herrschte eine Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung; Alles ging in einer Stille her, daß Ludwig kaum begriff, wie es möglich sei, daß so viele Menschen, wie sie hier, trotz der arbeitenden Maschinen, beschäftigt waren, so still ihr Werk verrichten könnten.

Und alle Arbeiter sahen so froh drein, alle grüßten

Herrn Wendel mit einem ſo offenen Zutrauen, daß man ſchnell erkannte, er walte hier nicht als der Herr, ſondern als der treue, wohlmeinende Vater, und dieß wurde mit voller Liebe von den Arbeitern anerkannt.

Er rief ſie Alle zuſammen und erzählte ihnen nun die Geſchichte, wie ihn Ludwig's Vater damals gefunden und gerettet, und ſagte dann: Seht! das iſt ſein braver Sohn. Er bleibt jetzt durch Gottes Fügung bei uns und erzieht und unterrichtet meinen Sohn. Habt ihn alle lieb und achtet ihn werth. Er verdient es, und heute trinkt auf ſein Wohl!

Das wollen wir! riefen freudig die heiteren Arbeiter und drängten ſich herzu, Ludwig's Hände zu drücken.

Wahrlich, rief, als ſie aus den Gebäuden heraustraten, Ludwig aus, Sie ſind ein beneidenswerther Mann! Solche Liebe iſt ächt und lohnt reichlich! Ach, warum erkennen das ſo Wenige? —!—

4.

Im armen Schulhauſe zu Abbach ſaßen der brave Schlöſſer und ſeine Frau an einem Sonntagnachmittag, und ſie las eben aus der Bibel die Geſchichte Joſeph's und war dahin gekommen, wo Jacob in Aegypten ſeinen geliebten Sohn wieder findet und nun bei ihm lebt, bis der Herr ihn abrief.

Sie machte das heilige Buch zu und ſagte: Martin, wenn ich mir ſo das Glück des alten Vaters denke, meine ich, ich müßte auch mit ihm Freudenthränen weinen. Wenn auch auf anderen Wegen hat Gott auch unſer Kind wunderbar geleitet.

Er ſei gelobt! ſagte der Schullehrer.

Nun iſt er ſchon ein volles Jahr bei dem guten Herrn Wendel, der uns einſt aus ſo großer Noth half, und wird nicht müde, uns unſere Noth zu erleichtern. Gott wird gewiß unſer Gebet erhören und ihn ſegnen!

Gott iſt treu und wahrhaftig! ſagte Schlöſſer aus bewegtem Herzen.

Ja, Er hat Großes an uns gethan! ſetzte ſeine Frau hinzu. Wenn ich ſo denke, daß, wie ſchwer es uns auch wurde, er doch ausſtudiren konnte und nun die gute Stelle hat, daß er uns ſoviel Geld ſchicken kann, ſo möchte ich unſeres guten Pfarrers Hände küſſen. Er iſt doch auch ein Werkzeug Gottes geweſen zu unſerem und unſeres Kindes Glück!

Da haſt Du wohl recht, liebe Frau, ſagte Schlöſſer, drum wollen wir ihm das auch denken, ſo lange uns ein Auge aufſteht, und Ludwig wird's gewiß auch nicht vergeſſen.

Aber ſiehſt Du, lieber Martin, fuhr ſie fort, da ſieht man doch auch wieder, daß nichts Gutes unbelohnt bleibt! Gelt! der gute Herr Wendel trüge auch unſer Kind nicht ſo auf ſeinem Herzen, wenn Du ihm nicht den Dienſt erwieſen.

Ah was! ſagte abweiſend der Schullehrer, das hätte jeder Andere auch gethan!

Da ſchweig' mir aber doch ſtill, mein Alterchen, ſagte ſie. Das iſt nicht wahr. Und der Jude, der Schmuel — gelt! Wie ſteht's denn da? —

Wenn Du von unſeren Wohlthätern ſprichſt, ſagte Schlöſſer, der ſeine Frau auf andere Gedanken zu bringen ſuchte, ſo darfſt Du des braven Juden nicht vergeſſen!

Ich seiner vergessen? rief die Frau aus, so soll Gott meiner vergessen? Das ist der zweite Nathanael, von dem der Herr sagte: Er sei der wahre Israelite, in dem kein Falsch sei!

Gott segne Dich für diesen Vergleich! sprach der Lehrer. Es ist eine runde Wahrheit. Es ist aber gewiß, der Jude vergißt nie die Wohlthat, die ihm erwiesen wird.

Siehst Du, da sagst Du ja selbst, was ich vorhin sagte und Du nicht hören wolltest. Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus. Du willst immer nur das Gute an Anderen sehen; was Du selber thust, das ist nichts.

Und wenn wir auch Alles thun, so bleiben wir doch unnütze Knechte! sagte Schlösser und stand auf.

In diesem Augenblicke machte Jemand leise die Thür auf und das gelbe Gesicht Schmuel's sah lächelnd herein.

Grüß Euch Gott! rief er und trat herein und stellte sein Kästchen mit Brillen, Brenngläsern und dergleichen ab.

Die Frau schlug die Hände zusammen. Es bleibt doch ewig wahr, was das Sprüchwort sagt: Wenn man von dem Wolfe spricht, ist er nicht weit von der Hecke!

Von mir hättet Ihr geredet? fragte er freundlich.

Ja, ja, sagte die redselige Schulfrau, wir rühmten, was Ihr Gutes unserem Kinde thatet.

Nein! rief der Jude aus. Hab' ich ihn sechs Wochen lang verpflegt, wie Ihr mich armen Juden? Und hätt' ich's gethan, so hätt' ich bloß vergolten, was Ihr Gutes an mir thatet. Schweig' Sie mir still, Frau Schulmeisterin; ich hab' für den Herrn Ludwig nur ein Bißchen den Weg gebahnt. Aber — sagte er und trat näher und

ſah der Schullehrerin lächelnd ins Geſicht — was für einen Weg? —

Ach, war't Ihr bei ihm, Schmuel? fragte ſie freudig.

Ob ich bei ihm war? Freilich bin ich bei ihm geweſen und bringe viel Tauſend Grüße, und auch von dem Herrn Wendel, und ehe es Herbſt würde, kämen ſie Alle zu Euch!

Ach, du lieber Gott! zu uns? was werd' ich ihnen denn kochen?

Schlöſſer lachte. Laß ſie doch nur erſt da ſein, dann kannſt Du deine Kunſt an den Tag legen!

Ja, was hat Unſereins für die vornehmen Leute! ſagte ſie nachdenklich.

Seht Ihr's, Schmuel, lachte Schlöſſer, jetzt habt Ihr ihr alle Freude verdorben, und ſie hört gar nicht mehr, was Ihr uns von Ludwig zu erzählen habt. Sie kocht nun ſchon in Gedanken und es brotzelt und prodelt in allen Töpfen!

Brauchſt auch noch zu utzen! ſchmollte ſie; aber ſie mußte doch ſelber lachen, weil ſie einſah, wie toll ihre Sorge jetzt ſchon ſei.

Nun wollen wir uns ſetzen, ſagte Schlöſſer, und Du kochſt uns einen Kaffe, den ja, wie Du weißt, der Schmuel trinken darf, ohne daß er trefah wird, und dann ſoll er uns recht viel erzählen.

Das halt' ich mir aber aus, ſagte die Mutter, daß Ihr nicht vorher ſchon plaudert und ich nichts davon höre.

Wißt Ihr was, Schmuel? ſagte lachend der Schullehrer, wir wollen mit ihr in die Küche gehen, ſonſt traut ſie uns doch nicht, oder vergißt die Bohnen in den Topf zu thun und nimmt lauter Cichorie.

Der Jude folgt ihm lachend und die Schullehrerin sagte: So ist mir's recht; aber einen guten Kaffe hättet Ihr doch gekriegt; denn ich weiß, mein Alter hat dafür eine feine Zunge und der Schmuel hat auch die seine nicht umsonst im Munde.

Wozu hätte man sie denn sonst? fragte Schmuel.

Als sie nun so um den Herd standen, begann Schmuel zu erzählen: Es sind jetzt acht Tage, da war ich zum letzten Male in M. und holte die Grüße. Als ich zum letzten Male bei Euch war, da sagte ich Euch, wie mich der Herr Wendel aufnahm. Gott behüth', das ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie der König David, wenn er nur noch Harf' spielen könnte! Komm ich herein — da sitzt Euer Herr Sohn da und der kleine Bub steht bei ihm und er lehrt ihn so etwas, ich glaub', 's war Latein; wenigstens hat's so wälsch gelautet. Da ruft der Herr Ludwig: Ach Schmuel, seid Ihr's? Ja, sag' ich, ich bin's und komme zu sehen, wie Sie zufrieden sind? Herrlich, sagt er, und lauft und holt mir das Geld, das ich ihm gegeben mit den Zinsen. Meinen Sie, ich wär' darum gekommen? sag' ich ärgerlich und wollt's gar nicht nehmen; aber wer mußt', war ich. Alle Respect vor dem junge Herrn. 's ist ein feiner Mann, ein ganzer feiner Mann! Nun, ich konnt's nehme, ohne Furcht, denn er war gekleidet fein, wie ein Kurfürst, und man sah's ihm an, daß er in der Wolle saß. Unsereiner braucht seine paar Batzen. Warum sollt' ich's nicht nehmen, wo er's hat und nicht braucht?

Freilich, sagte Schlösser. Ihr habt ihm ja ohnehin damit eine große Wohlthat gethan.

Wohlthat? Gott behüt'! Arme Zinſen wären's geweſen von dem großen Capital, das ich Euch ſchulde.

Aber, Schmuel, fragte die Mutter, wie ſah er denn aus? War's ein funkelneuer Rock?

Mein! Was ſoll ich viel reden von dem Rock? fuhr Schmuel fort. Der drin geſteckt hat, war mir lieber; aber weil Sie fragt, ſo ſag' ich, es war ein feiner Rock, ein ganzer feiner Rock, wie ich mein Lebtag keine kriege, und blau war er und in der Wolle gefärbt, ächt indigblau, was verſteh' ich. Nun kommt gleich drauf ein Herr herein, ſo in den Fünfzig, etwas mehr, etwas weniger, was thut's? Der ſchaut mich an und ſagt: Das iſt der Schmuel. Gibt mir die Hand, meiner Treu! gibt mir die Hand und ſagt: Schmuel, ich bin Dir viel Dank ſchuldig. Du haſt mir den Herrn Schlöſſer ins Haus gebracht.

Brauchen Sie keine Brille? frag' ich.

Nein, Gottlob, ſagte er und lacht; aber haſt Du vielleicht ein Perſpectiv, oder ſo ein gutes Vergrößerungsglas?

Ob ich ſie hab'? ſag' ich und krame aus, und eh's fünf Minuten ſpäter war, hat er mir für ein Karlinche abgekauft, und ich hab' einen Verdienſt, daß ich für drei, was ſag' ich? für acht Tag zufrieden ſein konnte. Damit aber war's noch nicht all. Ich muß da bleibe, Wein trinken, Wein, wie ihn der König nicht beſſer hat, und Kaffe — Frau Schulmeiſterin, alle Reſpect vor Ihrem Kaffe — aber — der war doch beſſer!

Das glaub' ich, ſagte die Schullehrerin, die zählen auch die Bohnen nicht! —

Und nehmen auch keine Cichorie und gelbe Rüben! ſagte der Schullehrer und ſah ſeine Frau ſchalkig an.

Du haſt gut ſpotten, Martin, ſagte ſie diesmal etwas ärgerlich. Gib Du mir nur Geld, ſo mach' ich Dir auch ſolchen Kaffe; aber guck Er, Schmuel, Ihr Mannsleute verſteht das gar nicht: die Cicherie macht mir eine hübſche Farbe und die Gelbrüben auch. Und wenn ein Kaffe keine Farbe hat, ſo mag er ſo gut ſein, als er will, er iſt doch nichts nutz. — Aber, ſagte ſie dann wieder begütigend, Schmuel, Er kennt ihn ja. Er iſt kein Schmuckeler und kein Spitzmaul. Es iſt eben nur um mich zu ketzern. Jetzt erzähl' Er aber weiter!

Ich bleib' nun da. Gleich kommt ein Jüngferchen herein. Ich lüge gewiß nicht, aber Rahel war gewiß nicht ſchöner, um die Jacob eigentlich vierzehn Jahr gedient hat, da er die Lea nicht mochte. Und die war dem Herrn Ludwig ſo freundlich, daß ich dachte, ſie ſieht ihn auch lieber, wie dich, Schmuel!

Beide Eheleute lachten laut auf; denn ſchön war der Schmuel nicht, aber häßlich, daß, hätte er in einem Erbſenlande geſtanden, kein Spatz hineingeflogen wäre, ſelbſt acht Tage nachdem er weggeweſen wäre.

Nun, ſagte Schmuel, ich hatte ſo meine Gedanken. War doch Joſeph eines Hirten Sohn und heirathete die Tochter des mächtigen Prieſters zu Or! War doch Eſther ein armes Kind und wurde Königin. Und der Herr Ludwig iſt ein feiner Burſch, meiner Treu'! ein ganzer feiner Burſch und blüht wie eine Roſe, und ich nähm's dem Jüngferchen nicht übel, wenn er ihr gefiele, und ihm nicht, wenn ſie ihm gefiele, und allen Zweien nicht, wenn ſie ſich ſo lieb hätten, wie — ſie ſich haben!

Schmuel, ſagte ernſt, ſehr ernſt, der Schullehrer,

wünſchungen ſo gotteslästerlicher Art, daß es mir ſchauderte und die Haare ſich ſträubten.

Allmälich kam das Gewitter näher. Die Blitze züngelten; der Donner raſſelte.

Wo die Stimme des Herrn ſtürmet, werden ja doch wohl die Menſchen aufhören mit ihren Gottloſigkeiten, dachte ich; aber ich hatte mich getäuſcht. In den Zwiſchenräumen des Donners vernahm ich fortwährend den wüthenden Streit, und beſonders die hellgellende Stimme der Frau.

Nach gerade folgte ſich jetzt Blitz und Schlag faſt ohne Zwiſchenraum. Das Wetter war nahe; das Thal tief und enge; die Luft erſtickend ſchwül.

Ich begann mich raſch und trat klopfend an des Meiſters Kammerthüre, die hinten hinaus auf den Hof ging.

Was gibt's? fragte der Meiſter.

Es iſt ein ſchweres Gewitter am Himmel, ſagte ich. Man weiß nicht, was geſchieht; wär's nicht gut, wenn Ihr aufſtehen wolltet?

Du haſt wohl recht, ſagte er und ſprang auf; allein kaum war er halb angekleidet, da zuckte ein furchtbar heller Blitz vom Himmel her, und dem Blitze folgte ein ſo gellend heller, praſſelnder, in Abſätzen krachender Schlag, daß ich zuſammenfuhr, die Hände faltete und betete: „Herr, ſei uns armen Sündern gnädig und barmherzig!“ Wenige Augenblicke ſpäter rief des Nachtwächters mächtige Stimme: Es brennt! Heraus! zu Hilfe! Es brennt!

Ich ſtand noch ſtarr vom lähmenden Schrecken, als der Meiſter herausſtürzte, mich am Arme faßte und mit fortriß.

Als wir ins Vorderhaus kamen, war es ſo helle wie am Tage.

Es iſt uns nahe, rief er, und riß die Thür auf. Welch ein ſchrecklicher Anblick bot ſich uns dar! Das Haus gegenüber ſtand in lichten Flammen.

Jacob, rief der Meiſter, bleib' im Hauſe bei meiner Frau. Schaffet Waſſer auf den Speicher, damit nicht etwa Funken zünden! Mit dieſen Worten eilte er hinweg, denn er war Spritzenmeiſter und noch war die Spritze in ihrem Raum.

Ich ſah, wie wichtig und richtig des Meiſters Weiſung

macht mir da meinen Gaul nicht ſcheu! Ihr wißt, Narrentheidinge kann ich nicht leiden. Die Tochter des reichen Herrn Wendel iſt nicht für meinen Sohn, und ich hielt's für ein rechtes Unglück, wenn er ſich an das ſchöne Mädchen verplemperte und ſie in ihn. Aus einer Heirath kann niemals etwas werden. Und haben ſich ſo junge Leute ſo etwas in den Kopf und ins Herz hineingeſetzt, ſo kann's leicht kommen, daß ſie alle Beide unglücklich werden und Ludwig die gute Stelle verliert.

Mein! Herr Schullehrer, ſchmuß' Er mir da nicht! ſagte der Jude. Meint Er, der Herr Wendel hätt' mein Perſpectiv nöthig gehabt, um zu ſehen, was ich ſah? Fehlgeſchoſſen! Ich weiß, daß er's ſehr gern ſieht, wenn der Herr Ludwig in die Fabrik geht und ſich damit zu thun macht; ich weiß, daß der Herr Wendel es ſehr gern ſieht, wenn der Herr Ludwig in die Schreibſtub geht, und das Buchführen lernt, und der alte, ehrliche Buchhalter gibt ihm darin Unterricht. Ich weiß, daß der Herr Wendel aus dem Weg geht, wenn der Herr Ludwig und das Jüngferchen mit einander im Garten Blumen pflanzen. — Ich weiß, was ich weiß, und der alte Schmuel ſieht ohne Brill mehr und beſſer, als ſein beſter Kunde, der alte Schneider Hipfel, wenn er drei übereinanderſetzt!

Die Schullehrerin hatte ſo andächtig zugehört, daß die Milch überlief und alles Blaſen nichts half.

Schlöſſer war ſehr nachdenklich geworden und ſchüttelte ſtill den Kopf. Man ſah, daß ihm die Sache viele Sorgen und Bedenken machte.

Endlich war der Kaffe fertig. Sie trug ihn in die Stube und goß ihn in die Taſſen. Ein ganzes Brod lag

für Schmuel da, daß er es sich mit seinem koscheren Messer anschneiden konnte, und eine frische Scheibe Honig durfte er auch essen. Nur dem Schullehrer wollte es auf des Juden Mittheilung nicht mehr schmecken. Er blies dicke Wolken Dampf aus seiner Pfeife und vergaß das Trinken ganz. Im Stillen nahm er sich vor in den nächsten Herbstferien nach M. zu gehen, um Ludwig zu warnen. Schreiben mochte er nicht. Die Sache war ihm zu kitzlich, um sie dem Papier anzuvertrauen; der Jude jedoch empfing die strengste Ordre, Ludwigen mündlich vor der Gefahr zu warnen, die ihm drohe.

5.

Es war einmal an einem schönen Morgen, da saß das schöne Malchen am Klavier und spielte, und der Ludwig stand dabei, denn er gab ihr Unterricht, damit sie's aus dem Fundamente lernte.

Wenn nun aber so ein junger hübscher Mensch und ein gar liebliches Mädchen zusammen etwas lehren und lernen sollen, so wett' ich allemal Hundert gegen Eins, die lernen miteinander etwas ganz Anderes, nämlich „Sich lieb haben," und es ist die Frage: Wer lehre und wer lerne? Am Ende sind sie gegenseitig Lehrer und Schüler, und die Geschichte geht so merkwürdig schnell, daß sie die Sache fertig haben, ehe das Lehren und Lernen eigentlich angeht. Nun, es ist ein altes Sprüchlein: Bring' Zunder und Feuer nicht zu nah zusammen, es brennt gar leicht!

Das hätte der alte Herr Wendel auch wissen können, denn er war nicht auf die Nase gefallen. Wenn man

bei so zwei jungen Leuten auf die Augen acht gibt, wie's der Schmuel gethan, so hat man's eben auch weg, wie viel Uhr es ist, ohne daß man's schlagen hört; denn die gucken ganz anders, wie gesetzte Leute, und es müßt' Einer Tinte getrunken haben, wenn er nicht sähe, was das für grundselige Blicke sind, die sie sich zuwerfen, und wie sie roth werden, wenn sich die Augen halbwegs begegnen.

Das hätte der alte Herr Wendel auch sehen müssen, auch ohne des Schmuel's Perspectiv, wie der ganz richtig meinte, denn er brauchte noch keine Brille, wenn er seinen Druck las und seine Augen sahen haarscharf und erkannten auf der Stelle und vom Ferne jeden Fehlschuß im Tuch, wenn's noch auf dem Webstuhle war.

Aber — der war heiter und fröhlich und sah nichts, und behandelte Ludwig wie einen Sohn.

Da kam der alte Buchhalter, eine treue Seele, die dem Vater des Herrn Wendel schon gedient und nun an die fünfzig Jahre im Hause tadellos gelebt, dem des Hauses Glanz, Ehre und Bestehen recht nah' am Herzen lag, machte seinen Kratzfuß und sagte: Herr Wendel, auf ein Wörtchen unter vier Augen!

Der Herr Wendel geht mit ihm auf seine Stube, und sie setzen sich.

Der alte treue Diener hustet dreimal und kann doch die Kehr nicht kriegen. Endlich sagt' er: Herr Wendel, Sie wissen, ich bin ein alter treuer Diener Ihres Hauses —

Das steht fest; sagte Herr Wendel.

Sie wissen, des Hauses Wohl liegt mir am Herzen — fährt der Buchhalter fort.

Nun? fragt erſchreckt, Herr Wendel, ich hoffe doch nicht, daß unſer Haus Bankerutt machen will?

Gott behüte! ruft der Alte. Ich wollte wünſchen, alle Geſchäfte hätten ſo goldene Beine, wie das Unſere, ſo hätt's mit dem Purzeln guten Weg! Aber —

Nun, was gibt's denn? fragte ungeduldig Herr Wendel.

Jetzt kriegt der Alte Kurafch und ſagt: Es liegt mir auf der Seele, weil ich glaube, Sie wiſſen's nicht —

Was denn? ruft der Herr Wendel aus, und will faſt aus der Haut fahren vor lauter Ungeduld.

Ja, ſehen Sie, fährt der Alte fort, ich hab' ſo etwas gemerkt zwiſchen dem Herrn Candidaten und Ihrer Fräulein Tochter. Ich glaube, die haben ſich lieb!

Ich glaub's auch, ſagte lachend Herr Wendel, und ſehe gar nicht ein, warum die ſich haſſen ſollten!

Ach, ſo nicht; ſagte der Buchhalter. Ich meine, ſie ſind in einander verliebt!

Meiner Treu! Buchhalter, ſagte Wendel das glaub' ich ſelbſt.

Und haben nichts dagegen? fragte der Alte. Der Herr Candidat iſt blutarm!

Aber mordbrav! ſagte Wendel.

Nichts einzuwenden! ſagte der Alte wieder; aber er iſt kein Kaufmann!

Haben Sie das jetzt erſt herausgebracht, lieber Buchhalter? fragte mit ſteigender guter Laune der Herr Wendel. Ich weiß das ſchon lange.

Und wollen einem Pfarrer Ihr Kind geben? fragte er zurück.

Warum denn nicht! lachte Herr Wendel.

Der Buchhalter ſah ſeinen Herrn bedenklich an, weil er glauben mochte, es rappele ſeinem guten Herrn etwas Weniges im Oberſtübchen. Und das große Capital ſoll der Fabrik entzogen werden? fragte er mit bedenklicher Miene.

Iſt noch nicht nöthig, lieber Buchhalter. Ich will Ihnen einmal klaren Wein einſchenken! Daß ſich die jungen Leute herzlich lieb haben, hab' ich ſchon gar lange weg und bin nicht geneigt, ihre Herzen auseinander zu reißen. Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Der Ludwig iſt mir lieb, wie mein Sohn. Er ſoll mein Eidam werden, das ſteht feſt bei mir, wenn's der liebe Gott ſo will. Wenn er abſolut Pfarrer werden will, wohlbekomm's! das iſt ein Beruf, vor dem ich tief den Hut abziehe. Will er aber das nicht und das Geſchäft gefällt ihm, ſo iſt's mir noch lieber. Drum ſchweigen Sie fein ſtill, und wenn er ins Geſchäft guckt, ſo ſagen Sie: Herr Candidat, das iſt Dies und das iſt Das. So führt man Bücher; ſo wird's mit Dem und Jenem gehalten, und belehren ihn. Er hat einen guten Kopf. Ich will ihn in das Fabrikweſen einführen, ohne daß er's merkt. Am Ende kann er wählen. Dabei bleibt's. Uebrigens danke ich Ihnen für Ihre gutgemeinte Mittheilung, es bleibt aber unter uns, reſpective, wir halten fein das Maul!

Sehr gut, ſagte der Alte, der Ludwig lieb hatte, lächelte und ging.

So ſtand's, als Ludwig bei Malchen am Klaviere ſtand; aber das Mädchen griff Alles falſch.

Nun ſetzte er ihr die lieben Fingerchen zurecht.

Sie lachte, er lachte und sagte: Sie sind heute eine recht unartige Schülerin.

Nun, schmollte das Mädchen: Sie sind auch so strenge!

Das that ihm leid. Vergeben Sie mir! sagte er und wie er ihr so in die lieben Augen sah, weiß kein Mensch, wie's zugeht! — da küßt er sie und sie ihn und dazu kommt der Vater.

Ist das ein Walzer oder eine Polka? fragt er, und die Zweie sind, wie vom Blitz getroffen.

Ach, sagte Ludwig: Herr Wendel! —

Nun? fragt der und lacht.

Ich liebe Malchen! sagt der Ludwig.

Das merk' ich! versetzt er. Und Du, Malchen?

Da fliegt das vor Scham fast sterbende Mädchen in des Vaters offene Arme und stammelt: Ja, lieber Vater, ich liebe ihn auch.

Nun, sagt der Vater, da Ihr alle Beide Euch liebt und hier beichtet, so muß ich am Ende auch beichten: Ich liebe Euch alle Beide!

Da hat er sie plötzlich alle Beide am Halse.

Drückt mich nicht todt! ruft er aus und die Thränen laufen ihm über das Gesicht herab, und doch lacht er mit dem ganzen Gesichte.

Laßt uns nun 'mal verständig reden, sagte er nun darauf. Ihr habt Euch lieb, das wissen wir nun, und ich Euch. Was soll's da werden? Wahrscheinlich, Braut und Bräutigam! aber ich bin nicht allein Herr im Lande. Zu Abbach wohnt Dein Vater und Deine Mutter, mein Sohn, die müssen auch Ja sagen. Was mich betrifft, so geb' ich Euch meinen Segen!

Und die Hände legte er zusammen, und als er sagen wollte: Gott segne Euch! Da konnt' er nicht, denn die Stimme versagte ihm; aber es war ein Augenblick, über den sich die Engel im Himmel freuten.

Endlich ging Wendel an die Thür und ließ die Zwei sich liebhalten und rief: Johann!

Der Bediente kam.

Geh', sagte er, und rufe den Herrn Buchhalter, die Schreiber, die Werkmeister und alle Leute aus der Fabrik. Sie sollen auf der Stelle hierher kommen.

Auch wieder was Neues! dachte der, und ging.

Gleich darauf füllte sich der Gartensaal mit neugierigen Gesichtern.

Liebe Freunde! ſagte Herr Wendel, Ihr habt in Freude und Leid mir Treue und Liebe bewieſen. So will ich Euch denn ſagen, daß der Herr Candidat Ludwig Schlöſſer und meine Tochter Braut und Bräutigam ſind. Schließt ſie in Euer Gebet ein!

Vivat hoch! erſchallte es da im Gartenſaal, daß die Fenſter raſſelten, und in Wendel's Augen ſtanden helle Thränen.

Nun gab's Glückwünſche, und Jeder wollte des jungen Paares Hände drücken, und der kleine Carl fragte: Lieber Vater, was iſt denn das: Braut und Bräutigam?

Frage Deinen lieben Lehrer, ſagte der Alte und wandte ſich lachend ab, der wird Dir's ganz genau auslegen!

6.

Zu Abbach im Schulhauſe ahnete keine Seele, was da drüben, die zwanzig Stunden weiter, im Gartenſaale losging, und die Ferien waren nahe, in denen Schlöſſer zu Ludwig gehen wollte. Morgens war er in ſeiner Schule, da raſſelte es draußen. Alle Kinder machten lange Hälſe und guckten zu den Fenſterſcheiben hinaus.

Was gibt's? fragte Schlöſſer.

Ach, was eine ſchöne Schäſe kommt da! riefen die Kinder.

Mann! Mann! ruft da die Schullehrerin zur Thüre herein. Laß die Kinder laufen, ich glaube, der König kommt!

Mach' kein tolles Gerede! ſagte Schlöſſer, blickte hinaus und erkannte auf der Stelle Herrn Wendel.

Das iſt ja Herr Wendel! ruft er aus und ſagte dann zu den Kindern: Geht in Gottes Namen fein ruhig und ſtill heim. Ich kriege Beſuch! Aber wartet hübſch, bis ſie ausgeſtiegen ſind, daß die Gäule nicht ſcheu werden!

Nun geht er hinaus und ſein Ludwig fällt ihm um den Hals!

Mein Kind! ſagt er in ſeliger Vaterfreude und drückt ihn ans treue Vaterherz, und dann fällt er der vor Freuden weinenden Mutter in die Arme.

Grüß' Sie Gott! lieber Schlöſſer, rief Herr Wendel und drückte ihm warm die ehrliche Hand. Sie haben ſich wacker gehalten die fünf bis ſechs Jahre her, ſeit Sie mich von der Landſtraße heimtrugen ins Wirthshaus oder in die Schäfe. Ich glaube, Sie könnten's heute noch!

Wollen's nicht verſuchen, Herr Wendel, lächelte Schlöſſer und ſah das glühende Malchen.

Wen bringen Sie uns denn da? fragte Schlöſſer.

Meine Tochter! antwortete Wendel und Malchen reichte dem ſchlichten Manne mit einer ſo herzgewinnenden Freundlichkeit die Hand, daß der in ſeinem Herzen dachte: Armer Ludwig, wenn der Engel Dir einmal ſo die Hand reicht, ſo iſt's aus mit deiner Ruhe!

Nun begrüßt ſie die knixende und ſich neigende Mutter und küßt ſie ſo herzlich, daß die denkt: Ach, du lieber Gott, ſo reich und gar nicht ſtolz! Und der Ludwig ſteht da und betrachtet die lieben Eltern, wie ſie ſo friſch und munter drein ſchauen und betrachtet ſeine Braut, wie ihr Blick ſo liebevoll auf der netten, ſauberen, noch immer ſchönen Mutter ihres lieben Ludwig ruht, und weiß nicht,

ſoll er lachen oder weinen, und es war ihm Beides nicht viele Meilen weg.

Nun treten ſie ein in das Haus, wo Alles ſo nett und ſauber war, wie die Mutter ſelbſt; wo bei der Armuth dennoch ein Behagen ſie beide, Vater und Tochter, anwandelt.

Während ſtill die Schulkinder heimgehen und der Schullehrer mit dem Kutſcher die Gäule in den Stall bringt, wo freilich nicht viel Platz iſt, eilt die Mutter in die Küche, holt Eier und Speck, ſchlachtet das alte Huhn, das nicht mehr legt und ſpeckfett iſt, und Nachbar Gottlieb's Gretchen kommt und ſagt: Schulbaſe, gelt', ich kann Euch ein Bischen unter die Arme greifen!

Ach Gott, ja, ſagt ſie. Du thuſt mir einen rechten Gefallen; denn Unſereins weiß nicht, wo ihm der Kopf ſteht, wenn ſo vornehmer Beſuch kommt.

Gleich drauf aber kommt Malchen heraus und fragt, wo es angreifen ſolle?

Das will nun die Schullehrerin nicht leiden, abſolut nicht, aber der Ludwig kommt und ſagt, Mütterchen, laß ſie doch! Sie thut's ja ſo gerne!

Da läßt's die Mutter zu und denkt: Meiner Treu! die Zwei ſtehen doch merkwürdig miteinander.

Während nun da gekocht und gepretzelt wird, ſitzen die Väter drinnen im Zimmer und plaudern von Dieſem und Jenem. Und während des Kochens drückt der Ludwig dem Fräulein als einmal das Händchen, und die Mutter winkt ihm, er ſolle es doch nicht thun. Der lacht aber und thut's grad! Da weiß ſie vollends gar nicht, was ſie denken ſoll — aber das denkt ſie: Der Schmuel iſt doch ein geſcheidter Kerl!

war, und kehrte ins Haus zurück. Der Altvater kam. Ich sagte ihm, er solle die Thüre bewachen, während ich mit der Meisterin und der Magd Wasser hinaufschaffen wollte.

Dieß geschah so schnell als möglich.

Ich nahm meines Postens treulich wahr und hatte die Freude, daß ich, obwohl zweimal brennende Splitter hereinfuhren, doch jedesmal sie löschen und dem Brande wehren konnte. So glücklich waren indessen die Bürger bei dem Hause gegenüber nicht. Zwar gelang es, rechts das kleine Häuschen, worin der brave Schneider Ackermann wohnte, und links die volle Scheune des Ackermannes Meckel zu retten, aber das Haus Runkel's brannte völlig nieder bis auf die steinernen Mauern; auch alles Eingebäude wurde ein Raub der Flammen.

Retten konnten Runkel's nur das nackte Leben und das Beste ihrer Habe, Papiere und Weißzeug; Alles, was sonst in dem wohlgespickten Wohnhause war, wurde, sammt Stall und Schuppen, ein rauchender Trümmerhaufe. —

Da standen nun Runkel und seine Frau, bleich wie

Endlich deckt Malchen das blüthenweiße Tischtuch auf, das ihr die liebe Frau gegeben, bei der sie sich in Acht nehmen muß, daß sie nicht in ihrer Liebe zu ihr auch Mütterchen sagt, wie ihr Ludwig, und das Mahl wird aufgetragen und des Herrn Wendel's helleuchtende Weinflaschen, die im Wagen gesteckt. Und nun beten sie herzinnig und essen dann, und Herr Wendel sagt, so habe es ihm in zehn Jahren nicht geschmeckt, daß der guten Schulfrau die Augen leuchten, wie zwei Sterne, vor Lust und Freude. Und nun trinken sie auf der Eltern Ludwig's Gesundheit, und die Freude hebt allgemach mehr die Flügel und die Zungen werden leichter und loser und babbeln, daß es eine Art, und Keins das Andere versteht. Da nickt auf einmal der Herr Wendel dem Ludwig zu, als wollte er sagen: Wird's bald, du Gottestrendler! —

Der Ludwig wird roth, wieder weiß und wieder roth, und dann stottert er: Lieber Vater und liebe Mutter, ich komme, Euch um Euer Jawort und Euren Segen zu bitten.

Was? ruft Schlösser aus, Du willst heirathen und hast noch kein Brod?

Das kommt noch, sagte Ludwig und sah unter sich, wie ein Hühnerdieb.

Ei, so rede denn doch! sagt die Mutter, der's eben klar wird, wie die Gäule im Stalle stehen, denn das Malchen sitzt da, wie Butter in der Sonne, die verschmelzen will.

Da faßt der gute Junge wieder Kurasch und sagt: Herr Wendel hat nichts dagegen, wenn Malchen und ich ein Paar würden, wenn Ihr, liebe Eltern, auch zustimmtet!

Da war's heraus, und er athmete frei und die Eltern sahen Herrn Wendel fragend an.

Er hat die Wahrheit gesagt, nahm Herr Wendel das Wort, und ich darf sagen, sie haben sich lieb.

So segne Euch Gott, meine Kinder! sagte der Schullehrer tief bewegt und die Mutter sagte Amen, und nahm das glückliche Bräutchen in ihre Arme, und unter heißen Thränen legte Malchen ihr Haupt an die Brust einer Mutter, die sie nun gewonnen, die sie an sich drückte und weinend sagte: Du mein herziges Kind!

Darauf erhob Wendel sein Glas: Nun liebe Miteltern, laßt uns anklingen auf unsrer Kinder Glück!

Die Gläser klangen hell und klar an einander.

Nach einem Vierteljahre war Hochzeit bei Herrn Wendel, und der Pfarrer, der Ludwig unterrichtete, traute sie. Unter den Gästen war keiner fröhlicher, als Schmuel.

Gelt, sagte er zu Schlösser, ich hab's weggehabt? Aber, Freund, wie's in den Wald schallt, schallt's heraus. Leute, wie Ihr, sind selten in der Welt und der liebe Herrgott statuirt ein Beispiel an Euch!

Schlösser gab seine Schule auf und zog zu Ludwig, der auf seines Schwiegervaters Wunsch in das Fabrikwesen trat. Bei Malchen hieß es: Mütterchen hinten und Mütterchen vorn, und die Schullehrerin war ganz gedig mit ihrem Töchterchen und meinte, sie sei ein leibhaftiger Engel, worin Ludwig unbedingt einstimmte. Schlösser und Wendel waren Ein Herz und Eine Seele,

und der Buchhalter ſagte nach einem Jahre: Herr Wendel, Sie können einſt ruhig ſterben. Der Glanz ihres Hauſes geht nicht unter; denn Ihr Herr Schwiegerſohn verſteht's ſo gut wie Sie! Und wenn Ihr Carl ſo fort macht, wird er ein tüchtiger Geſchäftsgenoſſe Ihres Schwiegerſohnes.

Wendel lächelte und ſagte: Mir iſt das Alles recht lieb, aber ich bitte Gott täglich, daß ich den Glanz meines Hauſes noch lange ſehen möge. Ich bin doch zu glücklich, als daß ich ſchon ſterben möchte. Schmuel kam oft und war von Allen geliebt. Herr Wendel hatte ihn ſo reich beſchenkt, daß er nicht mehr zu handthieren und zu hauſiren brauchte. Das aber hielt er ſich aus, daß er den Alten alle ihre Brillen machen durfte.

V.

Die Geſchichte von den zwei Ferkelſtechern.

Ich brauch's kaum zu ſagen, wen man Ferkelſtecher nennt; Jedermann weiß, daß das die ſogenannten Winkeladvocaten ſind, welche vor den Untergerichten die kleinen Proceſſe führen (die Ferkel ſtechen) — während die Advocaten vor den Landgerichten u. ſ. w. die großen Proceſſe führen (die erwachſenen Schweine ſtechen). Item, Beide haben's mit fetten Braten zu thun und wir liefern ſie ihnen! So ſprach eines Abends der Schmiedjacob. Und der Andreas ſagte: Schmiedjacob, da habt Ihr nicht fehlgeſchoſſen. Ich hab's neulich erſt gemerkt.

Wohl bekomm's, ſagte der Schmiedjacob, und ich denke, dir geht's wie das Sprüchwort ſagt: Ein gebranntes Kind ſcheuet das Feuer. Ich will Euch aber 'mal eine Geſchichte erzählen, die könnte Manchem als Wegweiſer dienen.

In einem ehemals kurtrieriſchen Städtchen lebten ſo zwei Ferkelſtecher und ſaßen tüchtig in der Wolle, die ſie dem armen Volk ausgerupft — und das Volk fror, wie ſolches ihm Recht geſchah. —

Einmal hatten Beide nichts zu thun, und gingen zum Thore hinaus spazieren, ohne daß sie von einander wußten, und jeder dachte bei sich: du gehst einmal auf das nächste Dorf, trinkst einen Schoppen und siehst zu: ob's kein Proceßchen gibt, ob nicht Zwei hinter einander zu hetzen sind, oder dergleichen. Das Dorf lieferte ihnen die besten Kunden, denn es hatte das Gericht, so zu sagen, im Pacht.

Die Zwei hatten sich einander nicht extra lieb; denn der Brodneid ist ein giftig Gewächs. Item, unterwegs begegnen sie sich.

Wohin Colleg? fragte der Fuchs den Wolf, so will ich Beide nennen, sagte der Schmiedjacob, weil man leider nicht immer das Kind beim rechten Namen nennen darf. Der Wolf denkt heimlich: Wärst du, wo der Pfeffer wächst! sagt aber laut: Will ein Bißchen nach Proceßbach gehen. So hieß nämlich das Dorf im ganzen Lande herum.

Blitz noch einmal, sagte der Fuchs, da will ich auch hin, und wir können dann miteinander gehen! Glaub' auch, fuhr er fort, wir haben da einerlei Geschäft? —

Wie so? fragt der Wolf.

Ei, Colleg, rief der Fuchs aus, der ein schalkiger Schelm war, die Bauern fangen an und werden gescheidt, und das ist unser baares Verderben!

Wie so? fragte Wolf wieder.

Ei, sie halten Frieden und führen keine Processe mehr. Seit vier Wochen ist kein Proceßbacher mehr vor Gericht gewesen. Das ist ja unerhört! So lange sie sich schimpfen und verklagen, prügeln und verklagen, sich über

die Grenze ackern und verklagen — ſo lange iſt unſre Erntezeit. Hört das 'mal auf — Adje Pläſir! dann können wir uns krumm legen oder arbeiten, und keins von Beiden gefällt mir! Da will ich einmal ſelber nach Proceßbach gehen und nachſehen, ob's nicht ein Bißchen Hader gibt, daß ich etwas verdiene, und das willſt Du auch, ich ſeh' Dir's an der Naſe an!

Wolf brach in ein unmäßiges Gelächter aus. Du biſt ein Erzſchelm, ſagte er, und kenneſt meine Gedanken. Da Du ſo offenherzig biſt, ſollſt Du mich in dieſer Tugend

nicht übertreffen, und ich will es ehrlich bekennen, daß ich auf denſelben Schneyfenſtrich ausging.

Bravo! rief Fuchs. Das heiß' ich geredet, wie ein ehrlicher Mann ſpricht. Ich ſeh's auch gar nicht ein, warum wir uns das verheimlichen ſollten? Wir Beide ziehen ja an einem Strick. Du hinten und ich vornen. Jeder Proceß hat zwei Partheien, und für die treten wir Beide allemal vor. Heute gewinnſt Du, morgen ich. Wenn wir uns auch vor dem Gerichte wie biſſige Hunde entgegenſtehen; das iſt von Berufswegen und gehet das Herz nichts an. Wir könnten die beſten Freunde ſein und das wär' erſt recht unſer Vortheil; denn da könnten wir die magerſten Proceſſe fett machen; könnten ſie, wie Draht, in die Länge ziehen, und wer auch verlöre, wir hätten alle Beide gewonnen!

Der Wolf lachte wieder und ſagte, indem er ſich an die Haſelhecken am Wege mit dem Rücken lehnte und ſtehen blieb. Das iſt verſtändig geredet, und mir iſt's ſchon recht. Laß uns denn Hand in Hand gehen und die Bauern ſchinden, daß es eine Art hat!

Topp! rief Fuchs. Wie ſteht's denn in Proceßbach? Weißt Du nichts?

Ich gebe dem Büttel alle Monat einen halben Thaler, ſagte Wolf, daß er mir Alles ſagt, was dort vorgeht. Der kommt alle Tage und ſagt: Herr Wolf, es iſt windſtill und ganz verdammt friedlich im Dorf.

Sitzen ſie denn nicht mehr im Wirthshaus? fragte Fuchs.

Ei freilich, war Wolf's Antwort.

Oho! ſagte Fuchs. Wenn das iſt, ſo iſt geholfen.

Wirthshäuſer, das ſind unſere Advocaten. Verſteh! da gibt's übers Karten und Trinken Händel; ſie raufen ſich und — wir ſind Hahn im Korb, denn es gibt Proceſſe! Will Dir einen herrlichen Verſchlag machen. Ich gehe ins Wirthshaus. Die Bauern kennen mich als einen, der uzen kann und Schnörkel machen. Gleich kommen ſie mir nach. Darauf kommſt Du auch ins Wirthshaus und ſetzeſt Dich zum Scheppen. Deine Kundsleute kommen Dir nach. Ich babbele und Du widerſprichſt. Nun iſt es ſchon ſpät. Es kommt Licht. Unſer Disputat wird hitziger. Die Bauern nehmen Parthei. Da ſtoß' ich das Licht um und Du gibſt dem Erſten, Beſten, eine Dachtel auf die Naſe. Wir Zwei ſchlupfen unter den Tiſch und die Bauern hauen ſich gottsjämmerlich. Für Proceſſe iſt geſorgt und unſer Waizen blüht. Iſt Dir's recht ſo?

Es iſt vortrefflich ausgedacht, ſagte Wolf, und wir wollen ans Werk gehen.

So brachen ſie denn auf und waren ſo vertieft, daß ſie des Wannelpeter's Philippsjacob gar nicht ſehen, der hinter der Hecke ſteht und denkt: Ihr vermaledeizten Ferkelſtecher! —

Es iſt nun ſchon ziemlich ſpät am Nachmittag, als ſich der Fuchs, der vorausging, gegen das Wirthshaus wendet. Die Bauern, die ihn kennen und wiſſen, daß bei dem keine lange Weile aufkommt, folgen ihm ins Wirthshaus und ſetzen ſich zu ihm.

Gleich darauf geht der Wolf ins Dorf und biegt auch um die Ecke nach dem Wirthshause. Hier nickt er einem ſeiner Kunden, dort winkt er einem und bald folgt ihm auch ein Troß, und ſie denken, der Fuchs wird den

Wolf hänſeln und uzen. Der ärgert ſich gleich, wie eine Kreuzſpinne, und da gibt's gewiß einen Spaß, der einen Schoppen werth iſt.

So füllt ſich die Wirthsſtube und der Wirth denkt: Ich wollt' die Ferkelſtecher kämen alle Tage.

Kaum ſitzen ſie, ſo ſagt der Fuchs: Die Fruchtpreiſe ſind zu niedrig, es kann kein Bauer mehr beſtehen! Dem widerſpricht der Wolf. Drauf ſagt der Fuchs: Die Steuern drücken die Bauern maufetodt.

Iſt auch nicht wahr! ruft der Wolf.

Da nimmt der Schultheiß, der neben Wolf, dem Fuchs gegenüber, ſitzt, Parthei für Fuchs, und es zebt hitzig aneinander.

Schon war's dunkel. Die Oelampel ſtand auf dem Tiſch.

Wenn mein Freund, der Herr Schultheiß, ſo wacker meine Sache führt, ſagt der Fuchs, ſo kann ich mir eine Pfeife anmachen.

Das ärgert den Wolf, und er ruft: Am Ende iſt ſo ein dummer Bauer noch geſcheidter als ich!

In demſelben Augenblick ſtößt der Fuchs das Licht um und gibt dem Wolf eine Dachtel ins Geſicht, von der Seite her, wo der Schultheiß ſitzt.

Der Wolf meint, ſie komme von dem Schultheiß und ſei der Trumpf auf ſeinen „dummen Bauer" und faßt den Schultheiß am Krips.

Der ruft: Ei Du vermaledeiter Ferkelſtecher und traktirt den Wolf rechts und links mit Fauſtſchlägen.

Jetzt gibt der Fuchs, der unter den Tiſch gerutſcht war, der Bank einen Stumper, daß die umfällt und alle

Bauern, die drauf sitzen mit. Da gibt's denn eine arge Handthierung. Der Wolf war ein gewandter Schelm, der sich losmacht und unter den Tisch schlüpft zu seinem Collegen und der Schultheiß bläut seinen Nachbar, und der ihn — kurz — es war eben eine Wirthshausbalgerei, daß es eine Art hat.

Des Wirths Frau in der Küche hört den Lärm, nimmt ihr Licht und eilt in die Stube. Da sehen denn die Bauern, daß sie sich unter einander prügeln, und die beiden Winkeladvocaten sitzen mit heiler Haut unter dem Tische.

Da aber geht dem Schultheiß ein Licht im Kopfe auf. Halt! ruft er aus. Jetzt wird mir's klar, der Fuchs hat dem Wolf die Dachtel gegeben und ich nicht, und am Ende glaub' ich, Ihr Bauern, wir sind alle in den April geschickt. Die beiden Schwerenöther sind hergekommen, um Streit anzufangen, damit sie Processe kriegen.

Da habt Ihr's getroffen, Herr Schultheiß, sagte des Wannelpeter's Philippsjacob, der eben hereintritt. Ich hab's hinter der Haselhecke am Wege gehört, als sie vorüberzingen, daß sie es so machen und Euch alle an einanderhetzen wollten, damit Ihr Euch tüchtig prügeltet und sie Processe bekämen.

Daß Euch alle Wetter! fluchte da der Schultheiß.

Der Fuchs dachte: O weh, nun geht's an unser Fell! und wollte sich davon machen; aber der Philippsjacob faßt ihn am Kripp und die anderen Bauern faßten den Wolf, der auf den Fuchs schimpfte, weil er ihm die Dachtel gegeben, und nun hauen sie sie lederweich und jagen sie fort.

der Tod, muthlos, troſtlos. Ihr Gewiſſen mochte in ihnen jetzt ſeine mahnende Stimme erheben. Niemand ſagte ihnen ein Wort; wo der Herr geredet hat, kann die Menſchenzunge ſchweigen. — Sie miethteten ſich noch am ſelbigen Tag ein kleines Häuschen am Ende des Fleckens, das gerade leer ſtand.

Abends ging der Altvater zu ihnen. Er muß ihnen Beiden eine eindringliche Predigt aus den Leviten gehalten haben, denn er kam ſehr ernſt heim, aber dennoch konnte man eine gewiſſe Freudigkeit in ſeinem Weſen wahrnehmen. Als ihn ſein Sohn fragte, was er denn bei Runkel's gethan, ſagte er nichts weiter, als das Sprüchlein:

„Ein ſtrafend Wort zu rechter Zeit,
In Sanftmuth und in Lieb' geweiht,
Iſt eine Saat, die gut gedeiht."

Gott gebe ſeinen Segen dazu! Ich hab's für meine Pflicht gehalten, denn der Herr hatte den Acker wohl beſtellt. Nun, ich hoffe, die Saat ſoll aufgehen!

Da lag denn das hübſche Haus, ein wüſter Haufen rauchender Trümmer, aus dem hier und da noch die Flamme ihre Schlangenzunge hervorſchoß. Auch fuhren noch dann und wann Büſchel und Garben von Funken hoch empor. Es mußte daher noch mehrere Tage gewacht werden, bis endlich Alles ſchwarz und todt dalag.

Runkel ging ſtill und niedergeſchlagen umher; ließ den Schutt räumen, fand aber nichts mehr, und ließ ſich dann, als die nackten Mauern daſtanden, kaum mehr unter den Leuten ſehen.

Wochenlang war der Brand, der, ſeit mehr denn fünfzig Jahren, der Erſte im Flecken war, Gegenſtand des Geſprächs, und Brandgeſchichten wurden erzählt von Jedem, der etwas der Art erlebt hatte.

Es waren Wochen vorübergegangen, da ſaß ich einmal an einem Sonntag Nachmittag im Garten, der an des Meiſters Haus grenzte, unter dem weitäſtigen Birnbaum. Ich hing meinen Gedanken an die Heimath nach, und merkte kaum, daß der gute Altvater daher kam.

„Jacob," ſagte er, „du haſt mich einmal gebeten, daß

Verklagt haben ſie die Bauern nicht, aber gute Freunde ſind ſie, nachdem dieſe erſte Probe ihrer Freundſchaft ſo übel ausgeſchlagen, ihr Lebtag nicht mehr geworden.

Als ſie fort waren, ſagte der Schultheiß zu den Bauern: Was ſind wir doch Eſel! Wie oft haben die uns ſchon aneinander gehetzt, wenn auch anders, als heute, und wir haben ſie noch theuer dazu bezahlt, wenn auch wieder anders, wie heute. Ich will Euch einen Vorſchlag machen!

Thut's, Herr Schultheiß, ſagten die Bauern, aber des Schultheißen Nachbar ſprach: Nur nicht wie heute, denn er hatte den Vorſchlag des Schultheißen gekriegt und ſpürt's noch.

Wir haben heute alleſammt mehr profitirt, als beim beſten Handel. Die Ferkelſtecher haben uns die Augen geöffnet. Wir wollen ſie trocken ſetzen.

Wie ſo? fragten die Bauern.

Ei, ſagte der Schultheiß, wir wählen uns unter uns ein Schieds- und Vergleichsgericht, und verbinden uns, alle unſere Streithändel erſt vor dies Schiedsgericht zu bringen, ehe wir uns am Gericht das Kamiſol ausziehen laſſen. Und kommt ein Proceß doch vor Gericht, ſo darf Keiner einen Advocaten nehmen.

Das wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und am andern Tage ſchon wählten ſie ſich drei Schiedsrichter, und ſeitdem hat das Dorf den Namen Proceßbach verloren und die Ferkelſtecher mußten — arbeiten, wenn ſie nicht hungern wollten.

Das war recht, ſagte der Philipp: aber ſagt einmal, Schmiedjacob, geht's nicht noch alle Tage ſo?

Freilich, sagte der Schmiedjacob. Geh 'mal Einer hin und frage so einen Ferkelstecher: Herr X. Y. Z., was soll ich da machen? der Veit hat mich geschimpft?

Verklagt ihn! sagt er gewiß.

Ein Anderer frage ihn: Herr X. Y. Z., was soll ich da thun? der Izick hat mir eine Kuh verkauft als fehlerlos und nun stößt und schmeißt sie? —

Verklagt ihn! sagt er.

Und so geht's in allen Fällen. Wenn ihr einmal hört, daß so Einer sagt: Ach was, vergleicht euch und spart euer Geld! so laß ich mich gleich hängen.

Und wer macht sie reich? Wir. Tragt ihnen keine Ferkel hin, so stechen sie keine, und macht's wie die Proceßbacher oder noch besser, denkt allzeit an das Sprüchwort: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt!“

VI.

Die Schatzgräber.

Eine Geſchichte.

Es war einmal im November, da ſtürmte es draußen und der Schnee tanzte einen Schottiſchen in der Luft, und war ſo naßkalt, daß man am Ofen fror. Die alten und die jungen Geneſſen in der Spinnſtube ſaßen ſchon an ihren Plätzen, nur der Schmiedjacob fehlte noch. Endlich kam er, rieb die Hände und ſchüttelte ſich. Das iſt ſo rechtes Schatzgräberwetter, ſagte er und kutſchelte ſich an den Ofen.

Schatzgräberwetter? ſagte der Philipp. Warum nennt Ihr's denn ſo, Vater?

Ei, ſagte der Schmiedjacob, das hat ſeinen Grund und ſeine Urſache. Ich hab' 'mal bei Einem geſchlafen im Wirthshaus, der war ein Pfälzer, ſo an dem Donnersberg herum zu Hauſe, und es war juſtement Wetter wie heut' auch. Da zog der Pfälzer die Decke über die Ohren und ſagte: Hu! das iſt Schatzgräberwetter! Und der Wind pfeift durch die Fenſter, die auch vor hundert Jahren mögen neu geweſen ſein!

Ei, du Narr! ruf ich da aus. Warum gibſt Du denn dem Wetter ſo einen geckigen Namen? Das hat ſeinen Grund! ſagte er.

So laß ihn 'mal hören! ermahnte ich ihn.

Er reckt drauf die Nase unter der Decke heraus und fragt: Habt Ihr schon 'mal etwas von dem Zundelfrieder, dem Heiner und dem rothen Diether gehört?

Freilich, sagte ich. Die ziehen im Lande herum und prellen die einfältigen Bauern, und steht auch zur Warnung so ein Stücklein von ihrer edlen Kunst in der Spinnstube von Anno 1846 zu lesen.

Richtig, sagte er. Nun, die kommen vorm Jahr in unser Dorf und quartieren sich beim Straußwirth ein. Nun muß ich Euch vorher noch sagen, daß in den achtziger Jahren wir eine neue Kirche bauten, die näher ans Ort kam, lag aber der alte Kirchhof noch etwas weiter weg vom Dorfe. Nun weiß ich halt nicht, wie es entstand, aber es ging seit alten Zeiten im Dorfe das Gerücht, als habe im dreißigjährigen Kriege ein reicher Bauer einen ganzen Topf voll Geld auf den Kirchhof vergraben, und da er drüber gestorben sei, so habe er's auch Niemand sagen können, und das Geld stehe noch, und wer's finde sei nicht bös.

Solche Gaudiebe haben überall ihre Helfershelfer, und so müssen es die Drei auch erfahren haben, daß sie sich grade bei dem Straußwirth einquartierten, das war auch nicht dumm; denn der war der reichste Bauer im Dorfe, hatte keine Kinder, und er und seine Frau waren die ärgsten Geizhälse im Lande, und geldgierig über Gebühr. Sie setzten sich, essen und trinken, und als die Scherrengäste fort waren, fangen sie an in dem Judenhebräisch mit einander zu diberen.

Weißt Du auch, wo der Kirchhof liegt? fragt der Zundelfrieder den Heiner.

Freilich, ſagt der, draußen vor dem Dorfe.

Wie der Wirth ſie ſo ſchnuppen hört, und verſteht Alles genau, weil er's von den Handelsjuden gelernt hat, denkt er: Was mögen die da haben? und paßt auf, wie ein Hechelmacher.

Still nur, ſagt drauf der rothe Diether, ich weiß Alles; es ſind an die vierzigtauſend Gulden.

Gebt Acht, ſagt der Zundelfrieder, der Wirth iſt ein Schlaukopf, der verſteht uns.

Ah was! verſetzt der Heiner. Es muß doch tief liegen, weil's der Todtengräber noch nicht gefunden hat?

Drauf ſagt der Zundelfrieder: Wie konnt's der finden, da er das Chriſtoffelsgebet nicht kennt und nicht weiß, wie man Geiſter bannt.

Wenn nur kein Geldteufel drauf ſitzt! ſeufzt der rothe Diether.

Macht Euch keine Nujem, *) verſetzt der Zundelfrieder. Wißt Ihr nicht von der Beller Kirche her, daß das Geld den Geldteufel weglockt?

Nun haben ſie ganz leiſe geflüſtert und darauf ſind ſie ſchlafen gegangen.

Dem Wirth geht's kraus im Kopf herum, daß die von dem Schatze wiſſen; daß ſie ihn heben wollen und heben können — daran iſt kein Zweifel, aber wie er's anfangen ſoll, Theil dran zu kriegen, das iſt's, was ihn quält.

Nachdem er noch lange ſtill da geſeſſen und überlegt hat, und die Geldgierde in ihm ſtets wuchs, geht er zu

*) Nujem — Gedanken, Sorgen.

Bett, ſtößt ſeiner Frau in die Rippen und ſagt: Liſemargreth, ſagt er, [illegible]nk' Dir nur, was ich gehört und was wir für Leute im Hauſe haben! Und nun erzählt er's ihr haarklein, und die alte Hexe wird ganz lebendig bei dem Gedanken an das viele Geld.

Nun überlegen ſie die halbe Nacht und werden endlich einig, der Wirth ſolle ihnen Morgen früh ſagen, er habe Alles verſtanden, und, wenn ſie ihm nicht Antheil gäben, ſo ſage er's dem Bürgermeiſter.

Morgens kommt der Zundelfrieder allein herunter und trinkt Kaffe.

Wo ſind denn Eure Geſellen? fragt der Wirth. Trinken die keinen Kaffe?

Das ſind Böhmen, ſagt der, die trinken Schnapps.

Ich bin aus dem Badiſchen drüben, da trinkt man Kaffe, wenn man ihn hat.

Hört 'mal, hebt da der Wirth an, ſo und ſo hab' ich Euch geſtern reden gehört, ſagt er, und wenn Ihr mir nicht Part gebt, ſagt er, ſo zeig' ich's auf der Stelle dem Bürgermeiſter, und dann geht's Euch übel, denn Ihr habt keine Päſſe! Da erſchrickt der Zundelfrieder auf den Tod und gibt gute Worte, und ſagt: Herr Wirth, Ihr ſeid ein räſonabeler Mann. Das werdet Ihr uns doch nicht thun?

Der Wirth ſagt aber: So gewiß, als ich hier ſtehe!

Da kratzt ſich der Zundelfrieder hinter dem linken Ohr und ſagt: So haltet nur fein das Maul und ruft die Anderen!

Das thut der Wirth, und als die's hören, daß ſie verrathen und verkauft ſind von dem pfiffigen Wirth,

fangen ſie an und unterhandeln, und werden endlich einig, daß ſie der Wirth ſo lange heimlich halten und nähren und tränken ſolle, — aber nicht ſchlecht, bis der Schatz gehoben ſei, und dann das Viertel haben ſolle.

Dauert das noch lange? fragt der Wirth.

Heut' iſt Dienſtag, ſagt der rothe Diether — den Freitag gibt's Neumond, dann iſt's Zeit.

Nun führt ſie der Wirth in die Oberſtube, macht Feuer in den Ofen und ſie trinken Deidesheimer und Guntersblumer Rothen, und eſſen Alles, was die Wirthin Gutes kochen kann. Endlich wird's Freitag, und kurz vor zwölf Nachts gehen ſie auf den Kirchhof und der Wirth zittert vor Erwartung.

Es war aber juſtement ein Wetter, wie heut' in ſelbiger Nacht. Thut aber Alles nichts.

Der Diether zieht einen Kreis und der Heiner läßt die Wünſchelruthe auf dem Daumen tanzen.

Plötzlich zieht ſie nach einem weißen Steine, der in die Mauer geht.

Da liegt der Schatz, flüſtert er, und der weiße Macken iſt das Merkmal.

Jetzt hebt der Heiner und Zundelfrieder die Beſchwörung an; aber es zeigt ſich nichts und iſt ſchon ſchier halb Eins.

Da ſagt der Zundelfrieder: Es iſt, wie ich am Dienſtag Abend ſagte. Es ſitzt ein Geldteufel drauf; der muß durch Geld gelockt werden. Fünfhundert Gulden müſſen's ſein, und kein Kreuzer mehr und keiner weniger. Dann verläßt er den Schatz und will das holen. Ich ſpreche das Bannwort und er kriegt weder mehr den

Schatz noch diese fünfhundert Gulden. Wo kriegen wir die her? Es ist halb Eins, und wenn wir ihn heute nicht heben, so dauert's wieder bis zum nächsten Neumond.

Der Wirth denkt: Da kannst du ja helfen! Ich hab' in einem Strumpf daheim, sagt er, die fünfhundert Gulden, die ich für Waizen zu Lautern gelöst habe, und ist kein Kreuzer mehr und keiner weniger. Ich will sie holen!

So lauft, was Ihr laufen könnt, sagt der rothe Diether, und der Wirth eilt hinweg. Er lauft, daß er hinter den Athem kommt. Endlich bringt er das Geld.

Nun wird das in den Kreis gelegt, und der Zundelfrieder fängt wieder an zu brummeln; aber auf einmal wird der Wirth von hinten umgerissen, geknebelt und ihm der Mund zugestopft.

Er will sich wehren, aber das ist umsonst.

Nun lassen sie ihn liegen und machen sich aus dem Staube, und die fünfhundert Gulden lassen sie nicht liegen.

So liegt in dem abscheulichen Wetter der arme Teufel und wehklagt, denn er sieht nun leider, woran er ist. Er ringt, von den Stricken los zu kommen, aber das geht nicht; nur das Tuch am Munde kann er etwas abschieben.

Die Frau sitzt zu Haus voll seliger Hoffnung; aber es wird Eins, Zwei, Drei und sie kommen nicht. Da wird's ihr bange. Sie sagt zum Knecht: Steh' auf, Jokkob, wir müssen meinen Mann holen, und sagt ihm Alles.

Nun machen sie sich mit der Laterne auf und finden ihn endlich starr da liegen. Der Jokkob schneidet die Stricke durch, verbeißt das Lachen und sagt: Herr, nun

hängt Euch in meinen Arm und lauft, daß Ihr wieder Leben in die Knochen kriegt.

So bringen sie ihn heim. Die Frau kocht Kaffe und er legt sich ins Bett, und flucht wie ein Türke über die Spitzbuben. Der Jokkob lacht und sagt: Hattet Ihr denn nicht genug? —

Sei Du nur still, sagt die Frau zu dem Knecht, daß es die Bauern nicht hören, sonst uzen sie uns tot. Der versprach's, aber hernachmals sind sie mit ihm streitig worden, und er ist aus dem Hause gekommen. Da hat er's verrathen, und seitdem heißt solches Wetter Schatzgräberwetter bei uns, und wenn's der Wirth hört, wird er allemal kreideweiß vor Zorn.

So erzählte der Pfälzer, sagte der Schmiedjacob. Ich kann's Euch sagen, fuhr er fort, solche Geschichten kann man nicht genug wieder erzählen, denn sie kommen immer wieder vor, und es fehlt so wenig an Spitzbuben, die gerne prellen, als an Narren, die sich prellen lassen, wenn man sie nicht warnet.

ich dir die Geſchichte des Hauſes erzähle, oder vielmehr die der Familien, die es im Laufe der Zeit bewohnt haben."

„Gewiß," rief ich: „und was hindert's, daß Ihr gleich anfanget? Wir ſitzen hier ſo ſtille und allein und Niemand höret uns."

„Die ganze Welt könnte es hören," ſagte er, „denn viele könnten da dieß und das lernen. Glaube mir, die Erlebniſſe, die ich gemacht, ſind wichtig genug, und aus meines Großvaters und Vaters Munde hab' ich eben noch Vieles gehört, auf das ich, alter Mann, mich erſt beſinnen mußte. Wir wollen uns ein Pfeifchen anſtecken, denn das gehört dazu und ich kann ruhiger und gemüthlicher erzählen; dir aber wird es den Schlaf vertreiben, der dir etwa in der Mittagsruhe des Sonntags kommen könnte."

„Glaubt das nicht, Großvater," ſagte ich; „denn Ihr wißt ja, wie gern ich erzählen höre; doch ſoll Euer Wort in Ehren gehalten werden. Das Pfeifchen iſt der Schlüſſel zum Herzen für den Erzähler und Hörer."

Nun wurden die Pfeifen geräumt, geſtopft und gezündet, und der Altvater hob endlich zu erzählen an.

„Wo das Haus ſtand und jetzt die ausgebrannten Mauern ſtehen, war vor Zeiten ein Garten, der zu dem Häuschen gehörte, welches nun der Schneider Ackermann bewohnt. In dieſem Häuschen wohnte ein Ehepaar mit ihrem Sohne, den ſie in Gottesfurcht erzogen. Sie hatten

VII.

So war's recht!

Ob Ihr, liebe Nachbarn und Freunde, nahm der alte Schmiedjacob das Wort, schon Zigeuner gesehen habt, weiß ich nicht, glaub's aber, da unsere Weiberchen und Mädchen absonderlich gerne mit ihnen zu thun haben. Es sind so braungelbe Gesichter mit schwarzen, brennenden Augen. Sie ziehen seit vielen Jahrhunderten in der Welt herum, haben keine Heimath, reden ein Kauderwelsch unter sich, das kein Christenmensch versteht, betteln, maufen (ins Deutsche übersetzt, heißt's: stehlen) und erheben die Narrensteuer. Was? Narrensteuer? Was ist denn das? fragten gleich alle Mädchen und Frauen, die hier zusammensaßen. Will's Euch sagen! Jeder gute Christ weiß, daß der liebe Gott aus guten, heiligen Absichten uns Menschen die Geschicke der Zukunft verborgen hat. Nun gibt's aber der Narren unendlich Viele, die gern eben das wüßten, was ihnen Gott zu wissen unmöglich gemacht hat. Darauf spekuliren (die Kartenschlägerinnen thun's auch) die Zigeuner. Weil sie ein fremdes, abentheuerliches Volk sind, und gar unheimlich aussehen, meinen jene Narren, sie wüßten mehr, als andere, ehrliche Menschenkinder.

Da kommen sie denn mit wichtiger Miene und sagen wahr (so nennen's die Narren, und ist doch eitel Trug und Lug), nehmen die Hand, blicken gar ernst hinein und sagen dann, wenn es z. B. die Hand eines jungen Mädchens ist: „Du hast einen schönen (das meint Jede!) und treuen (was könnte ihr lieber sein?) Schatz. Du wirst bald Hochzeit haben! (alle Blitz, das schlägt ein!)" Des Dings sagen sie nun noch mehr, was die Mädchen gern hören. Wird das Gesicht fröhlich, so kommt noch Reichthum, Glück u. s. w. Wird aber das Gesicht traurig, so heißt's: Es ist Jemand dagegen; aber sei nur still. Er besinnt sich und gibt's doch noch zu, und dergleichen. Bei Anderen schwatzen sie von Erbschaften und, Gott weiß, was noch, halten sich aber dabei so, daß es immer noch möglich ist. Dann gibt's Geld, etwas aus der Haushaltung dazu, und liegt etwas da, was Niemand verloren hat, so findet's die Wahrsagerin sicher. Ich frage Euch: ist das nicht eine Narrensteuer, die sie erheben? **Aber die Zigeuner sind die Narren nicht!** Wenn Ihr aber saget: wer wird denn so dumm — und ich setze hinzu — so gottlos sein? so antworte ich Euch drauf: wenn's keine solche Narren und Gottlose im Lande gäbe, so müßten die Zigeuner und die Kartenschlägerinnen — verhungern oder arbeiten; aber die leben in floribus und thun nichts. Also? — Wo sich so ein Trupp Zigeunergesindel aufhält, bettelt und wahrsagt, da gibt's immer hintennach etliches Wehklagen; denn sie lassen nichts liegen, als glühendes Eisen und Mühlsteine. —

Doch ich wollte Euch eine schöne Geschichte erzählen, in der die Zigeuner auch ein Plätzchen haben, wenn auch kein schönes.

Ludwig der Achte, Landgraf von Heſſen, der gewöhnlich im Sommer auf dem nahe bei Darmſtadt gelegenen ſchönen Schloſſe Kranichſtein wohnte, war ein vortrefflicher Fürſt, ein milder und doch gerechter Herr, und die braven Heſſen hatten ihn lieb, wie er's verdiente. Er hielt im Lande auf Zucht, Sitte, Recht und Ordnung, und mochte die herumziehenden Zigeuner, die damals noch viel häufiger, als jetzt, hordenweiſe in Deutſchland herumlungerten (denn Arbeit iſt ihnen ein Greuel), nicht leiden. Sie trieben's damals auch toll genug; mauſeten in den Häuſern, brachen Nachts ein, und fielen die Reiſenden auf der offenen Landſtraße an. Er hätte die Landplage gern von ſeinen Unterthanen ferne gehalten. Dazu war kein beſſeres Mittel, als ſie, wenn ſie etwas Unrechtes trieben, tüchtig zu ſtrafen. Das wurde allen Amtleuten anbefohlen. Wie frech aber das Geſindel durch zu große Schonung und Nachſicht geworden war, möget Ihr daraus erkennen, daß ſie trotz dieſer Maßregeln, in Heſſen herumzogen und mitgehen hießen, was ſich nicht wehrte und — auch die Narrenſteuer erhoben. —

Auf den ſtrengen Landgrafen hatten ſie aber daher einen Pick, und dieſer Pick wurde noch größer, als ſich Folgendes ereignet hatte: In dem prächtigen Walde, der ſich bei dem Schloſſe Kranichſtein befindet, hatten ſich ſeit einigen Tagen die Zigeuner in ziemlich großer Anzahl niedergelaſſen und hatten ihr Weſen darin. Einer von ihnen, und zwar der ſogenannte Herr Hauptmann der Horde, ließ vor Gelegenheit auf einem Jahrmarkt in der Nähe, ſeine Finger in der Taſche eines ehrlichen Mannes, nach dem Geldbeutel ſuchend, ſpazierengehen. Dem ehr-

lichen Manne ging es nicht wie Jenem, der auch so etwas fühlte und meinte, es seien seine eigenen Finger, sondern fuhr darnach herum und erwischte die Hand des Herrn Zigeunerhauptmannes, die eben den Geldbeutel des ehrlichen Mannes in Sicherheit bringen wollte, damit er nicht von einem Spitzbuben gestohlen würde. Auf dem Jahrmarkte fehlte es nicht an Hilfe. So wurde denn der saubere Vogel in Nro. Sicher gebracht.

Als der Landgraf das hörte, erwachte sein gerechter Unwille noch mehr, den schon die Frechheit der Zigeuner erregt hatte, so nahe seinem Schlosse sich aufzuhalten. Nach strengem Rechte wurde dem Strauchdiebe der Proceß gemacht und das Urtheil lautete: er solle gehängt werden.

Da hätte man denken sollen, die Zigeuner hätten den Weg unter die Füße genommen und sich aus den Reifern gemacht; aber erst meinten sie: das sei nur so ein Schreckenberger; denn, als der Herr Hauptmann am Galgen hing und die Raben kamen, ihn zu besuchen, da verbargen sie sich im dichtesten Forste und beschlossen, sich zu rächen und den Landgrafen — todt zu schießen. Sie wußten nämlich recht gut, daß der Landgraf oftmals gegen Abend nach Darmstadt fuhr und daß er dann immer in der ersten Kutsche saß und die Herren seines Gefolges in der zweiten. Nun wollten sie aufpassen und ihren höllischen Plan am nächsten Abend ausführen.

Auch in einer gelbbraunen Zigeunerhaut steckt wohl 'mal ein guter Mensch. Man darf halt nicht Alles über einen Leisten schlagen wollen, sonst würde man das nicht zugeben dürfen. Und doch war es so. Unter der Horde war ein junger, bildhübscher Bursche trotz seiner Hautfarbe,

dem dünkte es denn doch ein Unrecht, den guten Fürsten meuchlings zu ermorden. Gott bediente sich dieser guten Seele, das Entsetzliche zu hindern, was die ruchlosen Bösewichte, die wohl nicht zum ersten Male nach einem Leben standen, sich vorgenommen hatten.

Morgens in der Frühe schon eilt der junge Zigeuner auf das Schloß und will den Landgrafen sprechen. Das wurde ihm nun freilich nicht gleich gestattet; als es aber der Landgraf hörte, ließ er ihn sogleich hereinführen.

„Herr Landgraf," begann der Zigeuner, „Du (sie dutzen Jedermann, selbst einen Landesherrn) gehst einem großen Unglück entgegen. Wenn Du mir erlaubst, in Deinem Lande zu bleiben, um mich ehrlich zu ernähren, so kann und will ich Dich vom Tode erretten, der Dir heute noch unvermeidlich droht."

Bestürzt sahen sich die dabei stehenden Hofleute an; allein der Landgraf, der die Vögel kannte, und auf die spitzbübischen Wahrsagereien dieses Gesindels nichts hielt,

den hübſchen Burſchen aber mit Vergnügen betrachtete, ſagte: „Ich weiß, daß ich, wenn es der Herr ſo will, heute noch ſterben kann, aber nicht, weil Du es ſagſt. Doch will ich Deine Bitte, wenn ſie ehrlich iſt, nicht abſchlagen; aber Du mußt ein Chriſt werden, und als ein Chriſt leben. Laß aber Deine dummen Wahrſagereien bleiben, ſonſt geht's quer!“ —

Der Zigeuner blickte dem Landgrafen ruhig in das Auge und ſagte: „Herr Landgraf, verachte meine Worte nicht, weil ich ein Zigeuner bin. Wahrſagen will ich Dir nicht, ſondern Dir die Wahrheit ſagen. Du haſt geſtern den Hauptmann der Horde hängen laſſen. Groß Unrecht war's nicht; aber die ganze Horde, die ſich in dem dichten Walde neben der Landſtraße verborgen hält, hat Dir den Tod geſchworen. Wenn Du heute Abend nach der Stadt fährſt, wirſt Du todt geſchoſſen, ſo gewiß, als ich jetzt vor Dir ſtehe.“

Der Ernſt des Zigeuners machte doch auch nun den Landgrafen betroffen. Unmöglich war's bei der Geſinnung dieſes Volkes nicht, daß ſie's thaten.

„Wenn Du die Wahrheit geſprochen haſt und es ſich beſtätigt, daß ſie mir nach dem Leben ſtanden, ſo will ich Dir Deine Redlichkeit reichlich belohnen, doch mußt Du bis morgen hier im Schloſſe bleiben. Es ſoll Dir an nichts fehlen,“ ſprach der Landgraf.

Der Zigeuner wurde hierauf in ein ſicheres und auch überdies wohlbewachtes Zimmer gethan, den Zeugen ſeiner Ausſage das tiefſte Stillſchweigen auferlegt und in aller Stille, ja ohne daß es ſonſt Jemand ahnete, die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Während im Schloſſe Kranichſtein Alles ſo ruhig blieb, als ſei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ritt ein Adjutant des Landgrafen nach Darmſtadt und beorderte in aller Stille eine hinreichende Anzahl tüchtiger Soldaten, daß ſie gegen Abend den Wald umſtellten und, wo möglich, ohne Aufſehen, dem Ort in immer ſich verengerndem Kreiſe näher rückten, den der Zigeuner als den Schlupfwinkel bezeichnet hatte, wo die Meuchelmörder dem Landgrafen auflauern wollten. Zugleich begleiteten die Reiter, welche in Kranichſtein lagen, in einiger Entfernung die zwei Kutſchen des Landgrafen, als er Abends nach Darmſtadt fuhr.

Als es acht Uhr war, fuhren ſie ruhig aus dem Schloſſe Kranichſtein die Straße gegen Darmſtadt hin; allein die erſte, in welcher ſtets der Landgraf zu ſitzen pflegte, war leer, er aber und drei tapfere Begleiter ſaßen, wohlbewaffnet, in der zweiten.

Als die erſte Kutſche an die Stelle kam, die der Zigeuner bezeichnet hatte, gab es plötzlich am Saume des Waldes ein Geräuſch in den Blättern, vier Zigeuner ſtürzen auf den Wagen los und feuern zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab, deren Kugeln alle durch die Wände des Wagens drangen. Gewiß, daß ſie ihre Abſicht erreicht hätten, wollten ſie eiligſt wieder in den Wald zurück, — aber der Landgraf und ſeine Begleiter vertraten ihnen den Weg, und im ſauſenden Galopp ſprengten die Reiter heran.

Ganz verdutzt und ohne Rath ſtanden die Mörder da und ließen ſich gefangen nehmen und binden. Während man ſie band, gab's einen wahren Höllenlärm im Walde.

Die Soldaten erhoben ein wildes Siegesgeſchrei, denn ſie hatten die ganze Zigeunerherde gefangen.

Der Landgraf war nun nicht mehr zu halten, und kaum konnten ihm ſeine Begleiter folgen, ſo eilte er tiefer in den Wald hinein.

Noch nicht drei hundert Schritte war der Landgraf in den Wald hineingedrungen, da bleibt er plötzlich am

Stamm einer Eiche stehen, denn zu seinen Füßen spielt ein Zigeuner-Knäblein arglos mit einem jungen Hunde. Das Kind war ganz unbekümmert um das, was um es vorging, von dem es ja auch noch keine Vorstellung hatte. Es war ein gar schönes Kind, und als nun die Soldaten die Gefangenen herzu brachten, zeigte es sich, daß es das Kind des Wildesten der Mörder war, die eben nach dem Landgrafen geschossen hatten, dessen Mutter nicht mehr lebte.

Was that der Landgraf?

Ergriffen von den Ereignissen dieser Stunde; ergriffen von dem Gedanken an die wunderbare Rettung, die ihm durch Gottes allwaltende Barmherzigkeit zu Theil geworden — hebt der edle Landgraf das schöne Kind auf seine Arme, liebkost ihm und schwört, ihm ein Vater und Versorger zu sein, um sich also dankbar gegen Gottes Gnade für das so wunderbar gerettete Leben zu bezeugen.

Die Mörder traf wohlverdient die ganze Schwere des Gesetzes. Sie wurden gehängt. Die Zigeunerhorde wurde über die Grenze gebracht, und ihr angekündigt, daß jeder Zigeuner, der sich auf hessischem Boden betreten ließe, ohne Weiteres gehängt werden würde; das Kind aber ließ der edle Fürst väterlich erziehen, ließ es unterrichten, und als es ein wackerer Mann geworden, wurde er Förster in demselben Walde, in welchem sein Vater nach dem Leben seines hochherzigen Wohlthäters getrachtet hatte.

Seinem Retter aber, dem jungen Zigeuner, kaufte der Landgraf in dem Städtchen Gernsheim Haus und Gut. Er ließ sich da nieder, verheirathete sich, baute fleißig seinen Acker, und genoß die Achtung und Liebe seiner Mitbürger wohlverdient bis an sein Ende.

Wenn Ihr, liebe Nachbarn und Freunde, aber so mit mir die hochherzige That des Landgrafen bedenkt, so werdet Ihr auch mit mir sagen: „So war's recht!“ So vergilt der ächte Christ! Gott lohn's ihm; aber Ihr denket vielleicht mit mir an einen andern, edlen deutschen Fürsten, der sich eben so christlich-edel gegen das Kind eines Verruchten bewieß, der seine Hand gegen das theuere Leben erheben hatte. Gott segne Ihn! ruf' ich freudig aus. Und warum ich so aus Herzensgrunde ausrufe — will ich's Euch gerne sagen: Ich bin ein Preuße!

so ein kleines Spezerei-Krämlein, wie's auf dem Lande ist, und waren behäbige Leute.

Ob sie reich seien, darüber herrschte verschiedene Meinung; die Einen meinten: gewiß stecke in dem Häuslein ein großer Reichthum, denn Schneider's gäben nichts aus, hätten keine kostspieligen Bedürfnisse, eine kleine Haushaltung und nähmen alle Tage Geld ein. Man wisse, daß Caspar Schneider hier und da eine Handschrift habe über so und so viel Gulden. Auch habe er Geld in Frankfurt auf der Bank stehen, das sei gewißlich wahr, denn er reise alle Jahr einmal dahin; auch bezahle er in Straßburg alle seine Waaren mit baarem Gelde, und der Schmuggel mit Tabak und Kaffe und Zucker bringe auch etwas ein.

Die Anderen meinten, es sei nicht so weit her, als die Leute reteten; es sei doch schon gar oft Dieser und Jener beim Schneider gewesen, um Geld zu leihen, aber da habe er nie baar Geld gehabt.

Als der Fritz, des Schneider's Bub' aufschoß, da wurde er nach Straßburg in die Lehre gethan, daß er ein Handelsmann in der Ordnung werde.

Das war vernünftig, denn in unserem Flecken, der ziemlich weit von gewerbtreibenden Städten abliegt, konnte ein Handelsgeschäft wohl bestehen, wenn es neben den Spezereiwaaren auch Ellenwaaren hatte. Drei Jahre blieb der Jung in der Lehre, dann wurde er Lakeidiener.

Das ist eine lustige Sorte von Gesellen, taugen selten viel, am Wenigsten in Straßburg; aber der Fritz war merkwürdig haushälterisch und steckte ein Erzknicker in seiner Haut, wie sich das hernachmals erwies.

Die Eltern wurden alt und wünschten, daß Fritz heim käme und eine Frau nähme und sich setzte. Er kam auch; aber das Häuslein war ihm zu enge. Er näselte seinen Eltern so lange, bis er dauen durfte. Nun war der Garten wie gewünscht. Mit großem Eifer wurde das Haus gebaut, das nun in Trümmern liegt, und er ließ gleich in die Steingewände der Fenster die Eisenstangen setzen, weil er sicher wohnen wollte und es ihm bange um sein Geld war.

Jetzt zeigte es sich, daß Schneider's einen heimlichen

VIII.

So that eine edle deutſche Fürſtin.

Alle Genoſſen der kleinen Abendgeſellſchaft oder Spinnſtube (da alle Frauen und Mädchen ſpannen) ſaßen ſtille da, als der alte Schmiedjacob geendet hatte. Er ſelbſt ſchwieg eine Weile, klopfte ſeine kleine Stummelpfeife aus, ſtopfte ſie wieder, zündete ſie behaglich an und nahm dann das Wort wieder. Bei der Zigeunergeſchichte, ſagte er, die auch auf die Geſchichte eines edlen Fürſten hinausläuft, fällt mir juſtement eine andere ein, die eigentlich dazu gehört. Ich will ſie Euch darum auch gleich erzählen, weil es ſo ein Pärlein gibt. Auch möchte ich ſie ſonſt vergeſſen, denn mit dem Gedächtniß alter Leute iſt's, wie mit einem Sacke, der Löcher hat, was man auch hineinthut, es lauft gleich wieder heraus.

Als der jetzt regierende Herzog, Adolph von Naſſau, geboren werden war, wurde für ihn nach einer Säugamme im ganzen Herzogthume geſucht; denn es ſollte eine reine, ſittige, junge Ehefrau ſein, von blühender Geſundheit, unbeſcholtener Rechtlichkeit und ſanfter Gemüthsart. Aus allen Aemtern des Herzogthums wurden geeignete Perſonen nach Weilburg gebracht, denn es hatten ſich gar viele

gemeldet, da es ein ſchönes Stellchen war; aber nur Eine fand Beifall, und bei ihr traf auch ſo ziemlich Alles zuſammen, was man forderte; ja, was noch mehr war, gerade ihr wollte die liebende Mutter ihren Erſtgeborenen an die ernährende Bruſt legen mit vollem und ganzem Vertrauen. Das war viel; aber es war auch viel für

eine Mutter, ihr Kind einer andern zu geben und ein fremdes an ihre Bruſt zu nehmen, ſich auf ein Jahr ganz loszuſagen von ihrem Gatten und ihren Kindern und gar keinen Umgang mit ihnen zu haben. Die Erwählte war ſehr arm; ihr Häuschen drohte einzuſtürzen und — mit ihrem Gehalte wollte ſie es bauen.

So wurde ſie denn des Erbprinzen Schenkamme, und das Prinzchen gedieh gar ſchön und geſund. Die allgemein geliebte Herzogin Luiſe, eine geborene Prinzeß von Hildburghauſen, hatte die Schenkamme ungemein lieb, und beſchenkte ſie gar reichlich, und hielt ſie recht in Ehren; aber das liebliche Weib blieb ſo wie ſie geweſen, ſtille, freundlich, dienſtbereit und demüthig. Gar oft ſprach die Herzogin mit ihr über ihre Verhältniſſe, und ſuchte ihr ſo ihren Kummer und ihre Wünſche herauszulocken. Da kam ſie denn dahinter, daß nur zwei Dinge das gute Herz beſchwerten, nämlich eine Schuld von hundert Gulden und der baufällige Zuſtand ihres Hüttchens.

Je näher der Zeitpunkt der Rückkehr zu den Ihrigen kam, deſto fröhlicher wurde ſie. Eine andre wäre traurig geworden, wenn ſie das gute Leben am Hofe hätte verlaſſen müſſen; aber es fiel ihr auf, daß ihr Mann und ihre Kinder, die ſie wohl alle paar Wochen Sonntags einmal ſah, ſchon lange nicht mehr da geweſen, und doch war Mehrenberg nur eine Stunde von Weilburg entfernt. Das tröſtete ſie, daß die gute fromme Herzogin immer ſagte, ſie ſolle nur ruhig ſein, ſie ſeien friſch und geſund — und dabei lächelte.

Endlich — es war im Herbſt — kam die Zeit, daß ſie wieder heimkehren ſollte. Mit heißen Thränen trennte

sie sich von ihrem Säugling und von der guten Frau Herzogin, und doch schlug ihr Herz in seliger Lust, daß sie wieder zu ihren Lieben kommen sollte nach so langer Trennung.

Ihre Kiste war neu, war vollgepfropft von Leinwand und Kleidungsstücken, die sie alle neu erhalten hatte. Ihr Bett und alle das einfache, aber so schöne Geräthe ihres Zimmers schenkte ihr die edle Fürstin.

Ach, sagte die Frau, wo werd' ich's doch hinthun in meinem armen Hüttchen? —

Nun, nun, sagte lächelnd die Fürstin, Du findest gewiß ein Plätzchen dafür.

Gerührt entließ die Herzogin die unter Dankesthränen scheidende Frau, und bald rollte der Hofwagen, der sie heimbringen sollte, die Straße nach Mehrenberg hin.

Endlich erblickte die sehnsüchtig ausschauende, junge Frau den Kirchthurm von Mehrenberg und — sie zitterte vor Lust, denn seit einem Jahre hatte sie ihr liebes Dorf nicht wieder gesehen.

Endlich fuhren sie ins Dorf. Die Leute grüßten freundlich die Heimkehrende, und sie hinwieder die alten, lieben Bekannten und Freunde.

Aber da hielt der Wagen an einem neuen Hause. Sehr groß war's nicht, aber gar freundlich und wohnlich.

Ach, da wohn' ich nicht! rief sie dem Kutscher zu, — aber — da standen die Nachbarshäuser, wie früher auch — nur ihr altes, baufälliges Häuschen nicht. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Da kamen im hellen Jubel ihre Kinder aus dem neuen Hause heraus und: Mutter! liebe Mutter! rief's

hier und da, und: ſiehſt du auch unſer neues Haus? Und der Gatte kam und hielt ihr blühendes, liebes Kind hin, daß ſie es herze!

Ach, das war zu viel! Es wurde trübe vor ihrem Blick; ihre Thränen rollten auf ihr Kind, das ſie an die mütterliche Bruſt drückte, und das Gebet, das aus einem ſeligen Herzen gen Himmel ſtieg, das galt der edlen Fürſtin, und Der droben, Der die ſtillen Gebete hört, hat's nicht vergeſſen.

Sie ſtieg nun aus und trat in das Haus, und ſah

mit thränenfeuchtem Blicke die schönen Räume, und als sie die Kiste aufmachte, lagen zwei Papiere darin, das eine war der Schenkungsact über das Haus und Garten, und das andere die Quittung über die Schuld von hundert Gulden.

Aber da war's aus! Alle weinten vor Lust und Seligkeit, und als der Bediente, der die Frau beim begleitet hatte, der edlen Fürstin erzählte, was er gesehen und gehört, da perlten auch ein paar Thränen über ihre Wangen, und das waren von denen, die zu Perlen werden für die Krone im Himmel.

Die edle Herzogin ist längst hinüber gegangen in das Land des Friedens; aber — wenn ganz Nassau sie vergessen hätte, was nicht ist, so wüßte ich Herzen, die ihrer nie vergessen. In Mehrenberg könnte man sie finden!

Gott lohn's!

IX.

Wie einmal Einer ein Dampfſchiff beſehen hat.

Das weiß ich mich noch recht gut zu erinnern, wie die Leute die ungläubigſten Geſichter machten und bedenklich den Kopf ſchüttelten; als es hieß: Auf dem Rheine fahren ſtattliche Schiffe gegen das Waſſer und es ziehen ſie keine Pferde, ſondern der Rauch treibt ſie, und daher nennt man ſie Rauch- oder Dampfſchiffe!

Der Gevatter rückte damals ſeine Strumpfkappe aufs eine Ohr und ſagte eifrig: Was? der Rauch ſoll ein Schiff gegen den Strom treiben? Ja, Ihr habt Rauch im Kopf! Ich bin zu alt, mir ſo blauen Nebel vormachen zu laſſen. Wenn Ihr Einen häuſeln wollt, ſo geht ein

Haus weiter! Als aber endlich nicht mehr zu zweifeln war, ging er nach Bingen und sah's nun mit eigenen Augen, schüttelte den Kopf und sagte: Vor sechzig Jahren hätten sie gesagt: das ist Teufelsblendwerk! Pure Hexerei! Nun sieht man's selbst und muß es glauben; aber fahren möcht' ich doch nicht drin! Und — ein Jahr später ist er mit nach Mainz gefahren. So geht's in der Welt! —

Gerade wie der Gevatter, sprach dazumal Einer, der bei Jugenheim da herum, etwa drei Stunden von Mainz landeinwärts, wohnte. Er hieß Hanjacob — den andern Namen nenn' ich nicht — denn er könnte roth werden, wenn er ihn in den Schmiedjacobsgeschichten läse. Er war ein dicker Bauer, wie man so von einem sagt, der nicht so rechnen muß: Vier von Drei kann ich nicht — so lehn' ich Eins. Er schickte alle Markttag einen Wagen Frucht nach Mainz, daß die stolzen Rappen, die ihn zogen, keuchten, und der Jerjel, sein Sohn, fuhr's hinein. Der Hanjacob war auch so Einer, der überall knauserte, nur nicht wenn er Morgens einen vierteligen Krug voll Wein holte, den er in das Schränklein neben dem lederbezogenen Sorgstuhle stellte und ihn regelmäßig gegen Abend bis auf die letzte Thräne ausgepfiffen hatte.

Die rothen Nasen kommen nicht vom Wassertrinken und auch nicht vom Durstleiden! — — — — —?

Wenn er Geld ausgeben sollte, so fand seine Hand gar den Säckel nicht; wenn's aber ans Einnehmen ging, war er so fingerfix wie der Gelderheber.

Der Hanjacob wollt's auch nicht glauben, daß es möglich sei, daß der Dampf Schiffe triebe. Als aber dazumal sein Jerjel von Mainz kam und den schweren

Geldgurt auf den Tisch warf und sagte: „Vater, 's ist meiner Sechs wahr, das Geschwätz mit den Rauchschiffen, ich hab's nun selbst gesehen und bin drin gewesen; Himmel! was eine Pracht ist das!" Da wurde er andern Sinnes und sagte: „So muß ich's auch sehen!"

Das war kein leichter Entschluß! Vom Gehen war er kein Liebhaber, seit er seine 250 Pfund weg. Essen und Trinken schlug an bei ihm, und hernach die Ruhe auch. Als nun der nächste Markttag kam, ließ er Waizen laden, wie ihn die Mäuse nicht schöner zusammen trugen; kleidete sich in seinen Hochzeitsrock von dunkelblauem Tuch mit überspannenen großen Knöpfen; that die rothe Weste und die hellgrauen Hosen an; setzte die Otterpelzmütze auf, und drüber zog er seinen blauen Kittel; setzte sich auf den Wagen und der Jerjel klatschte und rief! Jeh!

Wie der Blitz war der Wagen voll Waizen verkauft, und dem Herrn Probst seine hellen Fünffranktbaler rutschten in den Ledergurt, den der dicke Hanjacob um die Hüften schnallte, und zum Jerjel sagte er: „Stell die Pferde ein und geh' ins Rößchen und trink' einen Schoppen Bier, bis ich wieder komme."

Drauf ging er an den Rhein, um das Rauchschiff zu besehen. Da lag denn das stolze Schiff, es war die Concordia, und der Rauch qualmte eben aus der Esse, und die dürren Engländer liefen mit ihren Mänteln, Schachteln und Säcken wie all nichts Guts. Stand der Herr Hanjacob da und sperrte die Augen auf vor Verwunderung; ging als ein Schrittchen näher und kam endlich auf das Schiff.

„Nichts für ungut," sagte er zu dem schelmigen

Conducteur, „darf man einmal das Schiff ſehen? — Wenn's auch ein Trinkgeld koſtet.“

„Wollen Sie mitfahren?“ fragte der.

„Gott behüte!“ ſprach der Herr Hanjacob, — „ſehen möcht' ich's nur ſo einmal, daß ich ſagen könnte, ich hätt's geſehen.“

„Warum denn nicht!“ ſprach der Conducteur, „ich habe juſt noch ſo viel Zeit. Kommen Sie nur! Es koſtet durchaus Nichts!“ —

Das gefiel dem Herrn Hanjacob, und um ſo mehr, als der Herr Conducteur nicht ſagte: Aber — es koſtet ſo und ſo viel, ſondern generös war und ein galanter Mann.

Geht er denn mit ihm; ſieht die Cajüte, die Küche, die Maſchine, und endlich auch den prachtvollen Pavillon, ſo heißt nämlich das hinterſte und ſchönſte Gemach, in dem nur fürſtliche Perſonen reiſen.

„Hei!“ rief er da aus, „ſo was, das muß ich ſagen! hab' ich noch nicht geſehen und bin fünfzig Jahre alt! Und wie müßte da ein gutes Tröpfchen ſchmecken?“ Er ſchnalzte mit der Zunge und dachte an ſeinen vierteligen Krug daheim im Schränklein neben dem Sorgſtuhl.

„Ei, das können Sie auch hier haben,“ ſagte der Conducteur, und klingelte.

Wie der Blitz war ein Kellner da.

„Eine Flaſche Pioporter!“ rief der Conducteur.

„Ei, was!“ rief der Herr Hanjacob, „macht doch keine Narrenſtreiche. Meint Ihr, ich tränke? — Das darf man hier nicht!“

Der Conducteur lachte und ſagte: „Still nur, das

Reichthum besaßen, denn sie bauten das Haus aus eigenen Mitteln und mit baarem Gelde. Während des Baues starb die Mutter, die eine noch rüstige Frau war.

Da hieß es denn: Fritz, du mußt heirathen! Er war ein bildhübscher Bursche, und des Adjunkten Kätherle, das schönste Mädchen im Flecken, und das braveste, stillste, weichherzigste, war sein alter Schatz von Kindesbeinen an, das an ihm hing mit treuer Seele.

Der Adjunkt war auch nicht arm; aber freilich konnte er sich mit Caspar Schneider nicht messen, wie man nun wußte.

Fritz war fast täglich beim Kätherle, und Niemand zweifelte daran, daß sie bald als junge Frau ins neue Haus einziehen würde; aber das wurde schnell anders. Der Fritz war ein ausgefeimter Pfennigfuchser. Er schämte sich nicht, geradezu den Adjunkt zu fragen: Was er seiner

ist ja der allerbeste Moselwein, und jeder darf hier so viel Flaschen auspfeifen, als er will!"

„Wenn das ist, so laß ich mir's gefallen," meinte Hanjacob, und setzte sich mit unendlichem Behagen in die Sammetpolster.

In dem Augenblick kam der Kellner.

Der Conducteur schenkte ein und sagte: „Lassen Sie sich's schmecken, ich muß einmal hinauf, komme aber bald wieder."

Hanjacob versuchte und probte. Pih! sagte er zu sich, der ist, mein' Seel, besser wie meiner daheim, und ist 22er.

Als der Conducteur kam, war das Fläschlein leer.

„Hört 'mal," sagte Hanjacob, „der ist besser, als ich dachte; laßt Euren Sohn noch eine Flasche holen, die aber noch einmal so viel hält, wie die da: — denn als ich ihn geprobt hatte, war sie leer. Das hessische Maaß ist probat, da schlägt der Wein Wellen vor der Nase, wie die Binger sagen!"

Der Conducteur klingelte und der Kellner kam.

„Kind," sagte Hanjacob in bester Laune, bring' gleich zwei, denn dein Vater soll auch mittrinken."

Der Kellner verbiß das Lachen und brachte die verlangten Flaschen; aber die hielten nicht lange vor, denn nun war der Herr Hanjacob angetrunken und im Zuge.

Es kamen noch zwei.

Als nun das Schiff sich bewegte und die Räder anfingen zu schlagen, fragte Hanjacob, „was das wäre?" —

„Die Räder ſchaufeln!“ erwiederte der Conducteur, und der Herr Hanjacob gab ſich, und meinte: Hier ſei's herrlich; da könnte ein König ſitzen und trinken!

„Da ſitzen auch nur Könige und Fürſten!“ war des Conducteurs Antwort.

„Das wär!“ lallte der Hanjacob, denn die Zunge war ſchwer geworden und die Augen ſahen ſchon quer in die Welt. Er nahm die leere Flaſche, klopfte auf den Tiſch und rief: Hollah, Wirthſchaft! Noch eine!

Der Conducteur ging, den Kellner zu ſenden, und der brachte noch eine Flaſche, die ihre gute Wirkung that. Als nach einiger Zeit der Conducteur wieder kam, lag der gute Hanjacob auf dem Polſter und ſchlief hart und feſt. Der ſchalkige Conducteur ſchloß die Thür ab und ging, ſeines Amtes zu warten.

Es war ſchon ſpät am Nachmittag, als das Schiff bei Köln anlegte, da polterte Herr Hanjacob wie raſend an der Thür des Pavillons.

Der Conducteur eilte hinab, um aufzuſchließen.

„Ausgeſchlafen?“ fragte er.

„Ja,“ ſagte Hanjacob und dehnte ſich, behaglich gähnend, „das heiß ich ſchlafen!“

Er kam auf das Verdeck, um nun zu ſeinem Jerjel ins Rößchen zu gehen und dachte: Was wird der Bub' ſagen, daß ich ſo lange ausblieb? —

Als er ſich aber umſah, wurd's ihm ganz kurios zu Muthe; denn die Stadt Mainz, die er ſeit 40 Jahren ſo genau kannte, wie ſeine Weſtentaſche, ſah ihm jetzt ganz anders aus.

Was, alle Wetter! rief er, ſind denn die Mainzer

alle behext worden, seit ich schlief? Die haben ja alle ihre Hausthüren zugemauert! *) Nein, so was hab ich auch noch nicht erlebt!

Als er aber sich genauer umsah und Alle, die um ihn standen, und denen der Conducteur den Spaß erzählt hatte, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, rief er: „Wo bin ich dann?“

„In Köln!“ sagte der Capitän.

„Hexa!“ rief er zornig, und faßte den Conducteur beim Rocke. „Warum habt Ihr mir den Streich gespielt?“ —

„Nun, Sie schliefen fest,“ sagte der, „daß ich Sie, trotz alles Rüttelns und Schüttelns, nicht wach kriegen konnte! Da dachte ich denn, Sie wollten einmal eine Rheinreise machen und sich die schöne Gegend besehen, wie ein Engländer.“

Als Alles wie besessen lachte, kratzte er sich hinter dem Ohr und sagte: „Was wird mein Jergel sagen, der im Rößchen einen Scheppen Bier trinkt und auf mich wartet?“

„Seien Sie nur ruhig,“ sagte der Conducteur, „morgen fahren Sie wieder mit uns nach Mainz!“

„O! dann ist's gut,“ rief nun Hanjacob aus, und flüsterte dem Conducteur ins Ohr: „Habt Ihr noch von dem — Ihr wißt's schon?“

„Freilich!“ versetzte der Conducteur.

*) Bekanntlich haben die Gasthöfe und Häuser in Köln, welche die Rheinseite bilden, alle nach dem Rheine hin keine Hausthüren.

„Ei, ſo ſagt Eurem Sohn, er ſoll mir noch eine hinunter in die ſchöne Stube bringen," ſagte er, und ging wieder hinab.

Und am andern Tage fuhr er wieder mit nach Mainz.

Aber was machte er für Augen, als er die Zeche für den 1822er Piperter hörte und das Reiſegeld für den Pavillon, in dem er hinab und herauf geſeſſen? Sein Gurt wurde um Vieles leichter.

Als er aber in Mainz ans Ufer ſtieg, blieb er ſtehen, ſah das Schiff noch einmal an und ſagte: Dich vergeß ich ſobald nicht! Und der Conducteur iſt ein höflicher Menſch, das iſt wahr, aber — aber — ich weiß, was es koſtet, und fahre meiner Lebtag mit keinem Rauchſchiffe mehr. Was wird meine Frau ſagen?!

X.

Der Schmiedjacob erzählt von ſeinen Fahrten.

Als des Schulzen ſein Kathrinchen mit dem Baltin Hochzeit hielt, ſaßen die Alten bei einander und der Schulze ſagte zum Schmiedjacob: „Alterchen, erzähl' uns 'mal, wie Dir's in der Welt ergangen iſt! Es ſind Viele hier, die haben's noch nicht gehört, und wir Anderen hören's ſelber gerne noch einmal.“

„Warum das nicht,“ ſagte der, und ſchnell lief Eins hinauf zu dem jungen Volk und ſagte: Der Schmiedjacob erzählt! Da haben ſie ſich Alle ganz ſachte herbei gemacht und ſich geſetzt, und der alte, ehrliche Stelzfuß begann:

„Manche von Euch,“ ſagte er, „wiſſens noch, was es für trübe Augen gab, als ich zu den Franzoſen mußte. Damals gab's eben nur zwei Ausſichten: entweder todt, oder zum Krüppel geſchoſſen zu werden. An mir könnt Ihr ſehen, wie wahr es iſt. Die trüben Augen gab's bei meinen armen Eltern, die beide alt waren und ich ihr einzig Kind. Dem Vater wurde das Schmieden ſchwer;

aber was half's? daß ich's ehrlich sage, mir wurden die Augen auch trüb, denn ich hab auch keinen Kiefelstein, wo Andere das Herz haben. Und noch ein Paar wurden trüb — ich hatte einen Schatz. — Ihr habt alle das Bärbelchen gekannt, der alten Zimmermannsliese ihre Tochter, deren Vater vom Gebälke gestürzt war, als das Pfarrhaus gebaut wurde, und den Hals brach. S' war ein herzig Mädchen, sittig, fromm, fleißig, und der Maler hat's eben recht gut getroffen auf dem schönen Bild, obwohl es da gar betrübt ist und weint. Davon werde ich später reden. Scheiden und Meiden that weh! Es flossen viele heiße Thränen, aber ich mußte fort und Bärbelchen rief: „Treu bis zum Tod!" Von Hanau aus ging's nach Frankreich, und durch das lange Frankreich hindurch nach Spanien, über das Gebirge, das Spanien von Frankreich scheidet, und bald hörten wir spanische Kugeln pfeifen, was aber gerade klang, wie hier auch — nur mit dem Unterschiede, daß sie verwettert gut trafen.

Der alte Schmiedjacob wollte mit den letzten Worten einen Scherz machen, der die Leute nicht seinen Schmerz sollte sehen lassen; allein der brach doch durch, und er muste husten, damit er die vor innerer Bewegung zitternde Stimme verberge.

Darauf fuhr er mit der Hand über das Gesicht, als wolle er mit der hervorbrechenden Rührung alle innere Bewegung wegwischen und fuhr fort. Es war Anno 1808, wo's in der Landschaft Aragonien recht blutig zuging, absonderlich bei Saragossa. Dorthin ging's. Die Stadt liegt in einer Ebene, fruchtreicher wie unsere gesegnete Wetterau, und ich möchte sagen, wie's in der Bibel heißt,

es flösse Milch und Honig dort, und an dem Fluß Ebro. Ich hab' da die Gelegenheit recht genau kennen gelernt, denn wir haben lange Zeit dazu gehabt.

Die Spanier sind ein kriegerisches Volk. Die waren gegen die Franzosen aufgestanden und wehrten sich für ihr Vaterland. Meiner Seele! es ist mir an das Herz gegangen, wenn ich gegen sie kämpfen mußte. Ich hätte das Gewehr lieber gegen die Unterdrücker, die Franzosen, gerichtet. Und wie wurde für uns gesorgt? daß sich Gott erbarme! Futter für die Pferde ließ der liebe Gott überall in dem gesegneten Lande wachsen; aber wenn wir nicht vom Winde leben wollten, mußten wir uns selbst suchen, das heißt, stehlen. Was thut der Mensch nicht, wenn er vor Hunger nicht sterben will?

Anfangs hatte ich greulich das Heimweh; aber man gewöhnt sich halt an Alles. Ich fand mich drein und mußte mich drein finden, weil ans Heimkommen nicht zu denken war.

Einmal sagte Abends der Lieutenant: Kinder, Morgen früh, wenn's Tag wird, müssen wir Lebensmittel in einem Dorfe suchen, das drei Meilen von hier ist. Um zwölf Uhr sitzen wir auf.

Alles wurde vorbereitet, und richtig um zwölf ritten wir ab — fünfzig Mann. Der Mond schien silberhell auf das schöne Land. Als es Tag zu werden begann, lag das Dorf vor uns; aber die Leute hatten Wind von unserem Kommen. Es war keine Seele im Dorf und nirgends etwas zu beißen.

Ich kam in ein Haus, das einem wohlhabenden Manne zu gehören schien. Das ganze Haus war leer.

In der Küche ſtand eine Art Schrank wider der Wand, in dem aber nichts war.

Je mehr ich aber das Ding mir anſah, deſto feſter wurde meine Meinung, daß dahinter etwas ſein müſſe.

Ich ſetzte mich ruhig auf den Herd und dachte: Laß 'mal ſehen, ob ſich's dahinter nicht rührt? Ich hatte ſeit zwei Tagen keinen Biſſen gegeſſen, daher einen Hunger, der kaum zu ertragen war. Die Thüre des Schrankes ſtand auf.

Vielleicht zehn Minuten war's ſtille. Da hörte ich aber flüſtern hinter der Schrankwand und bald wurde ſie weggeſchoben von einem kleinen, ſchönen Händchen. Nicht lange ſo guckte ein Mädchenkopf heraus, ſo ſchön, als er vielleicht in ganz Spanien war.

Als ſie mich ſah, ſtieß ſie einen Angſtſchrei aus und wurde todtbleich. Sie wollte raſch wieder die Wand vorſchieben, — aber ich faßte ihre Hand und ſagte ſo gut es ging, ich ſei ein Deutſcher und verlange nur Brod; ich wolle ihnen kein Böſes zufügen.

Sie ſah mich mit den durchdringenden Schwarzaugen an, als wolle ſie mich recht prüfen, und als mein Geſicht ſie beruhigt, ſchob ſie die Schrankwand ganz weg und ich ſah in ein Kämmerlein, wo eine alte Frau ſaß und Lebensmittel genug aufgeſchichtet lagen.

Das bildhübſche ſpaniſche Mädchen ſah mich ſo freundlich an und wälſchte mir Allerlei vor, was ich durchaus nicht verſtand. Als ſie aber auf die Brode deutete, nickte ich. Sie reichte mir auch einen Krug Wein, wie ich ihn nie getrunken.

Die Alte wollte nicht so freundlich werden; aber als sie meinen Hunger sahen, traten in des Mädchens Augen Thränen. Sie reichte mir nun Früchte und was sie hatte.

Wie es zuging, weiß ich nicht; aber wir waren schnell gute Freunde. Deutscher! wiederholte sie Hundertmal. Sie kannten uns und wußten wohl, daß wir gezwungen gegen Spanien fochten. Als ich mich gelabt, gab sie mir ein Brod, faltete dann ihre Hände und sah mich flehend an.

Ich legte die Hand auf das Herz, erhob sie dann zum Himmel, wie wenn ich schwören wollte. Das beruhigte sie. Sie stieg wieder in ihr Versteck, nickte mir noch einmal zu und schob die Wand vor.

Gott ſchütze Euch! ſagte ich, ging raſch weg, verbarg mein Brod, das ich in mehrere Stücke ſchnitt und ſuchte meine Kameraden auf, die einen Keller gefunden, ihn erbrochen und Vorräthe entdeckt hatten. Wir nahmen mit, was wir konnten und ſagten in raſchem Fluge gen Saragoſſa.

Es mochten acht Tage vorüber ſein, als wir wieder einen ſolchen Zug machten.

In dem Dorfe ſteckt noch mehr, ſagte der Lieutenant. Wir wollen noch einmal hin. Mir pochte das Herz ein wenig, wenn ich an das ſchöne Mädchen dachte. Wir erreichten wieder mit Tagesanbruch das Dorf. Bald zerſtreuten ſich die Reiter ſuchend, und in der Meinung, das Dorf ſei leer, wie damals.

Ich ritt an das Haus und band mein Pferd an einen Baum. Alles war wieder ſtill. Als ich in die Küche kam, ſtand wieder Alles wie damals. Ich machte die Thüre des Schrankes auf und klopfte dreimal wider die innere Wand.

Sogleich wurde ſie zurückgeſchoben. Wie das erſte Mal erſchrack das liebliche Kind, aber als ſie mich erkannte, lächelte ſie mich beſeligt an und kam heraus. Sie brachte mir wieder Lebensmittel, aber plötzlich erſchrack ſie, fing an heftig zu reden und gab mir zu verſtehen, es kämen Leute, die uns todt ſchöſſen, und ich ſolle mich fort machen.

Als ich zauderte, ergriff ſie meine Hand, preßte ſie mit den ihrigen; ſah ſich ſcheu um und drängte mich freundlich fort.

Jetzt wurde mir's denn doch Ernſt. Ich lief raſch hinaus, ſchwang mich aufs Pferd und — ſchon hörte ich

Tochter mitgäbe, und als das nicht seinen Wünschen entsprach, war die Verbindung abgebrochen und Fritz verreiste nach Mühlhausen, dort lebte eine alte Jungfer, wohl zweimal so alt wie er, und ihres Reichthums, aber auch ihres Geizes und ihrer übeln Eigenschaften wegen, allgemein bekannt, doch wenig beliebt. Jeder ehrliche Mensch mied sie, und bei meiner Treu'! wenn sie nicht eine „böse Sieben" gewesen sei, so hätte sie in Mühlhausen, wo die Leute am Galgen hängen, wie Pech an der Buche — auch bei Zeiten einen Mann gekriegt. Kam da der hübsche junge Fritz und freite, und ehe man eine Hand umwandte,

war's richtig, denn die alte Hexe fürchtete, der Vogel ginge ihr sonst wieder durch, wie's ihr mehrmals passirt war, als die Freier sie genauer kennen lernten.

Von der Stunde an, wo der Fritz von Adjunkt's wegblieb, begann das heilselige Kätherle zu kränkeln. Ach, man sah es, das Herz war ihr gebrochen. Der Eltern Jammer war groß; alle Welt trauerte mit ihr, und wenn ordentliche Leute zum Fritz sagten: Warum hast du das dem herzlieben Kinde gethan? Dann wurde er zwar roth,

die Trompete das Sammelsignal blasen; schon fielen Schüsse am andern Ende des Dorfs. Ich jagte im Galopp dorthin, wo ich den Ton der Trompete vernahm. Als ich noch einmal zurück sah, stand das Mädchen unter dem Baum und hielt einen Spanier ab, auf mich zu schießen; aber er stieß sie weg, der Schuß fiel und im Augenblick fühlte ich, daß die Kugel mir in die rechte Wade gedrungen war.

Glücklich entkamen wir. Ich war der Einzige, der verwundet worden war. Mein Sacktuch wurde um das Bein gewickelt, und wieder im raschen Trott, bei einer sengenden Hitze, ging's ins Lager zurück.

Ich stand höllischen Schmerz aus und der große Blutverlust bewirkte, daß ich, nahe dem Lager, ohnmächtig vom Pferde sank. Für eine geraume Zeit muß ich ohne Besinnung gewesen sein. Unter Schmerzen, die ich Euch nicht beschreiben kann, wurde ich wach — und — was sah ich: — vier Doctoren waren an mir und — schnitten mir das Bein unter dem Knie ab.

Ich schrie: Was macht Ihr, Hallunken?

Still, still! sagte unser Regimentsarzt, er war aus der Stadt Marburg und ein kreuzbraver Mensch; wenn du nicht sterben willst, muß es abgenommen werden, denn der kalte Brand ist schon drin!

Soll ich Euch die Schmerzen beschreiben, die ich litt? Wozu? Ihr fühlt sie doch nicht, und Gott bewahre Euch auch davor. Es ging auch vorüber, und einem Paar schöner Mädchenaugen habe ich vielleicht mein Unglück zu danken; doch, wer weiß es?

Ueber ein Jahr will ich weggehn. Man schleppte

mich in den Lazarethen herum, bis mein Fuß heil war. Nun ſollte ich nach Frankreich. Auf eine langſame, traurige Art kam ich nach Bayonne. Dort erkrankte ich heftig und lag ein Vierteljahr abermals im Lazareth. Endlich genas ich und wurde nach Paris transportirt. Hier, hieß es, würde über eine Penſion verhandelt, die ich bekommen ſollte; aber es ging ein halbes Jahr hin und ich bekam am Ende meinen Paß nach der Heimath. Ich war ja ein Deutſcher! Der mochte ſehen, wie er betteln lernte. So bin ich denn aus Frankreich gewandert. Das ging auch merklangſam und war nicht plaiſirlich. Ich wurde wohl einquartirt, aber was ich ſonſt brauchte, mußte ich betteln. Das iſt in der Regel des invaliden Soldaten Loos.

Das muß ich aber ſagen, ich fand viel Mitleid. Jeder ſah mir ja auch meine Jugend an, und wenn ich erzählte, daß ich keine Penſion bekäme, dann gaben mir die Leute mit vollen Händen, und es verlauteten dann eben keine Segenswünſche für den Napoleon.

Haſt Du denn Nichts von daheim gehört? fragte der Schulz.

Von daheim? ſagte der Schmiedjacob, du lieber Gott, mein Vater konnte nicht ſchreiben und ich auch nicht. Einmal hatte ich heimſchreiben laſſen. Der Brief kam nicht an. Wohin hätten ſie ſchreiben ſollen? — Als ich nach Straßburg kam, ging ich an einer Schmiede vorbei. Da fiel mir das Handwerk aufs Herz. Ich blieb ſtehen, und ſah dem Geſellen zu, wenigſtens hielt ich ihn dafür. Er ſchmiedete ein Hufeiſen, daß ſich Gott erbarm. Es hatte keine Art und kein Geſchick.

Ich trat hinein und ſagte: „Laßt mich einmal

ein Eisen schmieden!“ Der sah mich verwundert an. „Meinetwegen!“ sagte er, und sah mich mit spöttischem Lachen an. Er mochte denken: der Stelzfuß wird auch einen dicken Theil verstehen!

Der, den ich für den Gesellen gehalten, war der ehrsame Meister selbst, der sonst nicht ungeschickt war, aber merdschlechte Hufeisen machte, noch schlechter aber die Pferde beschlug.

Ich nahm den Hammer, und — nun, Ihr wißt, heute noch gebt mir die Arbeit rasch von der Hand, — flugs war das Eisen fertig; auch fand ich, daß mich der Stelzfuß nicht einmal viel hinderte.

Als der Meister sah, daß mit dem Stelzfuß etwas anzufangen sei, sagte er: „Wisset Ihr was, bleibt bei mir, Ihr sollt, wenn Ihr die Pferde gut beschlaget, einen guten Wochenlohn und ein ordentlich Leben haben.“

Ich dachte: Verdien' dir so viel Geld, daß du nicht wie ein armer Bettler und Lump in dein Dorf kommst, und sagte zu. Also trat ich sogleich ein und half hämmern; aber ich machte fast nichts als Hufeisen, und als die Leute einmal hörten, der Stelzfuß sei ein rechter Kurschmied, der auch das Viehdoctern verstehe, da war unsere Schmiede die besuchteste in der ganzen Stadt.

Das gefiel meinem jungen Meister, und da er wohl wußte, daß ich der Grund war, und denken mochte, Andere spannten mich ihm ab, so hatt' ich's königlich gut, und ich krieg's wohl niemals wieder so. Es müßte denn sein, daß mein Sohn wieder käme.

Er seufzte und Nachbar Veit's Lieschen — seufzte auch. —

Ich verdiente Geld wie Waſſer, fuhr er fort. Nun kaufte ich mir gute Kleider, ſchaffte mir neue Hemden an, ließ mir einen bequemeren Stelzfuß machen und ſparte mir doch noch etwas für die Reiſe; denn das Betteln konnte mir geſtohlen werden. Endlich konnt' ich's doch nicht länger aushalten. Ich ſagte meinem Meiſter Adje und ging bei Kehl über den Rhein.

Nach einer recht mühſeligen Reiſe kam ich in mein Dorf. Ich hatte mir einen greulichen Bart wachſen laſſen, daß mich Niemand kannte. Die rothen Backen waren auch nicht mehr da! —

Als ich auf die Anhöhe kam, kurz vor dem Dorfe, wo die drei Eichen ſtehen, und nun das ſchöne Dorf vor mir lag, dachte ich, wie wird's um meine Lieben ſtehen? und das Herz fing mir ſo zu pochen an, daß ich nicht weiter konnte. Lagen doch zwei volle Jahre dazwiſchen, ſeit ich geſchieden war, und gehört hatte ich ſeitdem nichts. Ich dachte an die Eltern und — an mein liebes Bärbelchen. Gar mancherlei Gedanken preßten mir das Herz. Wie war ich weggegangen und wie kam ich wieder? — Ach, es war wohl hart! —

Wie ich ſo daſaß, den Kopf in die Hand ſtützte, und es mir feucht in den Augen wurde, da fing's mit allen drei Glocken zu läuten an. Sonntag war's ja nicht. Gewiß eine Leiche! Ich weiß nicht zu ſagen, wie mir das aufs Herz fiel und mich ſo weich machte, und unwillkürlich dacht' ich: Wie gut wär' dir's vielleicht, wenn ſie dich da hinaustrügen.

Ich ſah den Zug kommen, ſo ernſt, ſo ſtill und feierlich. Ich hörte dann den bekannten Grabgeſang, als

ſie die Leiche hinabſenkten, und ſah ſie zur Kirche gehen. Das Herz hätte mir brechen können, und ich wußte nicht warum.

Endlich kam ein altes Mütterchen den Berg herauf. — Ach, es war meine Mutter! Sie ſah mich ſitzen und grüßte mich, aber ſie erkannte mich nicht. Ihr Auge war vom Weinen ſchwach geworden, wie ſie mir ſpäter ſagte, vom Weinen um mich.

Ich hatte mir die Elſaſſer Mundart ſehr angewöhnt während meines Aufenthalts in Straßburg. Das machte mich vollends unkenntlich.

Ich mußte ſie anreden.

„Wie heißt das Dorf?“ fragte ich recht Elſaſſiſch.

Sie horchte, und erſt nach einer Weile ſagte ſie den Namen.

„Wo ſeid Ihr denn her?“ fragte ſie.

Ich nannte ein Dorf, das etwa ſechs Stunden weiter lag.

„Iſt kein Schmied im Dorfe, der einen Geſellen braucht?“ fragte ich weiter und faßte mich mit aller Kraft.

„Ach, ſeid ihr ein Kurſchmied?“ fragte ſie zurück.

Als ich das bejahte, ſagte ſie: „Mein Mann wird Euch gerne nehmen; aber —“

„Ihr meint gewiß,“ fiel ich ihr in die Rede, „der Stelzfuß hindere mich. Nein, ich habe in Straßburg gar lange gearbeitet, und kann's beweiſen, daß ſie mich gern hatten.“

„Glaub's, glaub's,“ ſagte ſie freundlich, als wollte ſie das gut machen, was mich hätte kränken oder mir weh thun können.

„Habt Ihr dann das von Kindesbeinen an?“ fragte ſie ſo theilnehmend.

„Ach nein,“ ſagte ich, „ich war im Krieg in Spanien, da hab' ich das Bein verloren.“

Sie ſchlug die Hände zuſammen. „Du großer Gott!“ rief ſie aus. „Ich hab' auch einen Sohn, mein einziges Kind, bei den Franzoſen, wenn das mir ſo zurückkäme!“ Sie ſchauderte zuſammen.

Ihr mögt Euch wohl denken, wandte ſich hier der Schmierjacob an ſeine Zuhörer, wie mir das ins Herz ſchnitt.

„Gott behüt' Euch davor,“ ſagte ich, und ich mußte meine ganze Kraft zuſammen nehmen, daß ich fortfahren konnte.

„Würdet Ihr ihn aber nicht lieber als Krüppel nehmen, wenn Ihr ihn nur wieder hättet, als daß er dort begraben würde?“

„Ach Gott, ja!“ rief ſie aus. Habt Ihr vielleicht etwas von ihm gehört?“ Sie nannte meinen Namen.

Ich ſagte feſt: „Nein,“ und fragte weiter, „ob er denn ſchon lange fort ſei?“

Jetzt ſetzte ſie ſich zu mir und fing an zu erzählen, und kam auch auf das Bärbelchen. Sie weinte laut und ſagte: „Er wird wohl todt ſein. Das ſoll auch Einer geſchrieben haben, der ihn kannte.“

„Iſt dann ſein Schatz ihm treu geblieben?“ fragte ich.

„Ach-ja,“ erwiederte ſie; aber alle Welt ſagte: „Er iſt todt, ſonſt hätt' er geſchrieben.“ Da hat das Bärbelchen vor einem halben Jahre den Schulmeiſter geheirathet, und nun iſt er ſchon todt; ſie haben ihn eben begraben, und

es hat mir recht in das Herz geſchnitten, als ich vorbei ging. Da ſtand die arme junge Wittwe an die halbe Thüre gelehnt und ſah im tiefen Schmerz der Leiche nach. Lieb hatte ſie ihn, und er verdiente es auch, — „aber — was macht Ihr?“ fragte ſie; — denn ich hatte die Hände vor das Angeſicht gedrückt und weinte. Sie riß mir die Hände weg, ſah mir ins bärtige Angeſicht und rief: „Mein Sohn! Mein Sohn!“

Der alte Schmiedjacob konnte nicht mehr reden, ſo

ergriff ihn die mächtige Erinnerung. Er stand auf und ging hinaus, die Frauen und Mädchen trockneten sich ihre Thränen und die Männer blickten ernst zur Erde. Nach einer Weile, wo Keiner in der Stube durch ein Wort die Stille unterbrochen hatte, kam er wieder und setzte sich.

Es hat lange, lange gedauert, sagte er, ehe wir beide, Mutter und Kind, reden konnten; aber die Mutter dachte nicht mehr an den Stelzfuß, und mir machte der Gedanke: Das hast du verdient, weil dir das spanische Mädchen gefiel — das Herz nicht leichter.

Endlich sagte sie: „Ach, lieber Jacob, zürne dem Bärbelchen nicht. Sie wollte ja nicht; aber alle Welt hing sich an sie. Ihre Mutter war todt. Sie stand allein in der Welt, und Dich bielten wir ja Alle für todt. Warum sollte sie da den braven Lehrer nicht nehmen? — Ich rieth's ihr auch."

Ich konnte nichts weiter über den Punkt reden. Wir gingen ins Dorf. Die meisten Leute waren in der Kirche; die übrigen auf dem Felde. Niemand sah uns.

Liebster Gott, mein Vater war fast todt vor Schrecken, als er mich erkannte und meinen Stelzfuß sah; indeß siegte doch über diesen Schrecken die Freude, zumal ich ihn darüber beruhigte, daß ich doch im Handwerk mein Brod verdienen könnte.

Wie ein Lauffeuer ging's durchs Dorf: Schmied's Jacob ist wieder da! Da kamen denn die Leute und grüßten mich so herzlich. Sie fanden mich sehr verändert. Freilich wohl! Das Elend, das ich erduldet, hatte mich nicht jünger gemacht; der Schmerz seit gestern hatte die Frische der Gesundheit von meinem Gesichte gejagt, und der Bart entstellte mich auch. Das ganze Dorf kam,

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 09452/049

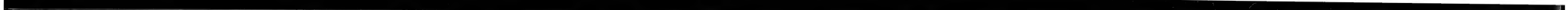
saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)
3-598-52099-9
FN. 09417/014

Bärbelchen nicht. Ich hatt's auch nicht erwartet. Der Wittwe ziemte es nicht. Ich mied es auch, sie zu sehen; aber als sie Sonntags in dem schwarzen Trauerkleide zur Kirche ging, da stand ich hinter dem Laden der Schmiede und lugte hinaus; aber die Hand zitterte, die den Laden hielt, daß sie es hätte sehen können, wenn sie hergeblickt hätte. — Ach, sie war ja noch so schön, und die Trauer gab ihr Etwas, was mächtig auf das Herz wirkte. Ich wollte auch in die Kirche gehen; aber ich konnte nicht. Ich saß in der Stube, lehnte den Kopf auf den Tisch und machte dem schweren Herzen Luft. Es vergingen gewiß sechs Wochen, ehe ich sie sah und sprach.

Ich war in den Wald gegangen, Holz holen, und als ich beim Heimgang eben an einem Baume ruhte, kam sie langsam den Weg her und sah mich erst, als sie kaum zehn Schritte von mir war.

Sie blieb einen Augenblick stehen wie eine Bildsäule. — Dann kam sie langsam auf mich zu, reichte mir ihre Hand und drückte ihr Tuch vor die weinenden Augen. Ich ergriff die Hand und hielt sie fest, aber ich konnte auch nicht reden.

Endlich ermannte ich mich. „Bärbelchen," sagte ich, „es ist viel anders geworden seit zwei Jahren. Du bist Wittwe und ich ein armer Krüppel!" —

Sie sah mich an mit den thränenvollen Augen. „Jacob," sagte sie langsam, „sie sagten, Du seiest todt, selbst Deine Mutter sagte es, und ich habe schwer um Dich getrauert. Da starb meine Mutter — ich war allein. Ach Gott, wie haben sie mich genälkt, bis ich Ja sagte, selbst Deine Mutter, Jacob!"

„O ich hadere nicht mit Dir, Bärbelchen," sagte ich. „Du thatst wohl. War ich todt, so war ja unser Band zerrissen."

Sie seufzte tief auf und sah mich an mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde; denn er sagte mir, daß das Band heute noch nicht zerrissen sei. Wenigstens deutete ich ihn so.

„Und was wär's," fuhr ich fort, „wenn Du ledig geblieben wärest? Du hättest Dein junges Leben ja doch nicht an das eines Krüppels binden dürfen."

„Ach, Jacob," sagte sie, „Du redest harte Worte, die ich nicht verdiene!"

In diesem Augenblicke hörten wir Stimmen. Sie erschrack, sagte mir Adje und wankte dahin.

Ich ging heim, und in meiner Seele ist's damals recht bunt durcheinander gegangen. Das Herz hoffte — und der Verstand sagte: Du darfst nicht hoffen, weil du Unrecht thust, sie an dich zu binden.

Ich hielt mich still und zurückgezogen. War dienstfertig; arbeitete fleißig und Ihr battet mich alle lieb.

Es war etwas über anderthalb Jahre später, da starb mein Vater und die Mutter erkrankte auch. Damals kam Bärbelchen oft ins Haus. Sie pflegte mit Veit's Frau meine Mutter, bis sie auch starb.

Nun war ich allein und verlassen.

Einmal kam der Nachbar Veit zu mir und sagte: „Jacob, Du mußt heirathen! So geht's nicht mehr länger."

Ich schüttelte den Kopf.

„Aha," sagte er. „Alte Liebe rostet nicht. Du magst keine andre, als das Bärbelchen. Nehme Dir's auch nicht übel!"

Wir kamen nun tief in den Text, nicht wahr Veit? Du warst immer ein guter Advocat! Da hörte ich denn etwas, was mir gar wunderſam zu Muthe machte, und was ich gar nicht wußte, daß nämlich meine ſterbende Mutter Bärbelchen gebeten hatte, mich zu heirathen, und — ſie hatte es nicht abgelehnt.

Ich will's kurz machen! Der Veit machte den Mittelsmann. Er widerlegte meine Bedenklichkeiten, die aus ehrlichem Grunde hervorgingen, und — wir kamen öfter zuſammen — ja nach kurzer Zeit war Bärbelchen meine Frau.

Das war eine Ehe, die gewiß im Himmel geſchloſſen war; denn kein Wölkchen trübte ſie. Unſer Glück wurde noch größer, als mir Gott meinen Philipp ſchenkte; aber es war zu groß für dieſe Welt, wo ja einmal nichts Vollkommenes ſein ſoll und kann.

Nach fünfzehnjährigem Leben wie im Himmel iſt ſie mir geſtorben! —

Ueber des alten Mannes tiefgefurchte Backen rieſelten heiße Thränen, und er war's nicht allein, der ſie vergoß. Es war ſtill in der Stube; man hörte nur das Picken der Schwarzwälder Wanduhr und die Töne theilnehmender Liebe für den Mann, der ihnen Allen an das Herz gewachſen war.

Da klopfte es plötzlich an die Thür. Alle Köpfe flogen herum, und auf das freundliche Ja! öffnete ſie ſich, und ein junger Mann mit einem Felleiſen auf dem Rücken ſtand grüßend in der Stube.

Philipp! Philipp! rief Veit's Lieschen voll ſeliger Freude aus, und der Schmiedjacob ſprang auf. Das konnte ja nur ſein Sohn Philipp ſein!

Er war's auch. Nachdem er sein liebes Lieschen geherzt und gar nicht dran gedacht, daß Leute dabei seien, fiel er dem Vater um den Hals.

„Wo warst Du?" fragte der Schmiedjacob, der sich an dem Staatsburschen gar nicht satt sehen konnte, nachdem Alle ihn herzlich willkommen geheißen.

„In England," sagte er, „lieber Vater, und bin ein rechter Schmied geworden. Nun bin ich da und Ihr sollt gute Tage haben!"

Der Schulz sagte: „Setz Dich, Philipp," und die junge Frau, das Kathrinchen, und das Lieschen trugen auf, daß der Philipp hätte müssen sieben Mägen haben, wenn er's hätte essen wollen.

Aber die Freude des alten Schmiedjacob hätte ein Christenmensch sehen sollen und das leuchtende Angesicht Lieschen's!

Und als sie am Abend so recht heiter waren und der Philipp kosend neben seinem Lieschen saß, sagte der Schmiedjacob zu Veit: „Nachbar, was hindert's, daß wir heute noch Handstreich halten!"

Und noch an dem Abend legte der Herr Pfarrer die Hände Philipps und Lieschen's in einander, obwohl die silbernen Ringe nicht zur Hand waren, und die Hochzeit folgte bald nach.

Der Schmiedjacob hatte die Freude, daß Schulzen Kathrinchen seinen Valtin zu einem braven Manne machte, und Philipp und Lieschen eine Ehe führten, wie er weiland mit seinem seligen Bärbelchen, und in dem Glücke seiner guten Kinder wurde der Alte wieder ordentlich jung!

XI.

Von Einem, dem man's auch nicht bei der Wiege gesungen hat, was aus ihm geworden ist.

Ich will Euch 'mal ein Stücklein von Einem erzählen, dem man's bei der Wiege nicht sang, was aus ihm wurde, hob der Schmiedjacob zu erzählen an. Freilich, fuhr er fort, ist es uns Allen ebenso ergangen; aber denn doch ganz extra dem, und die Geschichte ist grade so buchstäblich passirt.

In einem armen Dorfe Artenay (sprich: Artenä) in der Champagne (sprich: Schampanje), lebte um das Jahr 1705 eine arme Bauernfamilie, die ärmste unter den armen des Dorfes und die Landschaft ist die ärmste Frankreichs. Der Vater Duval (sprich: Düval) segnete das Zeitliche und hinterließ seiner Wittwe einen Haufen unerzogener Kinder und ein reiches Maaß der Dürftigkeit und des Elends. Hunger und Kummer stand mit ihnen auf, und legte sich mit ihnen nieder; aber wenn alle Kinder jammerten, Einer der Knaben trug sein Weh mit heitrem Sinn, und dem fröhlichen Buben sah man's nicht an, daß er zum Frühstück nur eine trockne Brodrinde

gehabt, die zur Hälfte kaum zureichte, ſeinen Hunger zu ſtillen. Er hieß Valentin Jameray (ſprich: Schamerä) Duval. Immer vergnügt in ſeinem Herzen, überwand er das Schlimmſte und war beliebt unter den Kindern des Dorfes, wie kaum ein Anderer ſeines Gelichters.

Das Elend, welches damals Frankreich heimſuchte, war groß. Der ſtete Krieg hatte das Land entvölkert und arm gemacht; der Handel und Verkehr ſtockte; Verdienſt fehlte und öfterer Mißwachs ſteigerte die Preiſe der Lebensmittel zu einer Höhe, welche die ärmeren Volksklaſſen bis zum Hungertode brachte. Die arme Wittwe Duval konnte ihre Kinder nicht mehr durchbringen und unſer kleiner, zehnjähriger Jameray Duval ergriff freudig eine ſich ihm darbietende Gelegenheit, ſein Brod zu verdienen. Er wurde der Hirte für die Wälſchhühner eines wohlhabenden Mannes. Er war damals etwa zwölf Jahre alt und hatte in der Schule nur nothdürftig leſen gelernt. Lieber Himmel, heute ſtehts in dem hochgeprieſenen Frankreich noch ſo armſelig mit dem Unterricht, daß viele Tauſende nie leſen lernen. Wie mag's erſt vor 140 Jahren dort ausgeſehen haben? —

Duval war ein lebhafter Junge, voll herrlicher Anlagen, er war, was man ſo einen *offenen Kopf* nennt. Nun mußte der lebhafte Knabe die jungen Wälſchhühner hüten, die den ganzen Tag pipen, daß man toll werden möchte, und immer herumkriechen, daß man kein Auge von ihnen verwenden darf, und wenn ſie naß werden, ſterben ſie. Der arme Duval hatte recht ſein Herzeleid mit den langweiligen Thieren. Es iſt daher kein Wunder, daß ſein Muthwille auf Allerlei Kurzweil verfiel, womit

er ſich die Zeit vertrieb, und da er gehört hatte, daß man die zornigen, boshaften Wälſchhähne wacker ärgern könne, wenn man ihnen einen Lappen von rother Farbe zeige, ſuchte er ſich einen ſolchen zu verſchaffen, machte ein Loch mitten hinein und ſteckte den Kopf des allerärgerlichſten dieſer Hähne da durch. Das Thier kollerte, biß, kratzte, ſchrie, ſchlug mit den Flügeln wie raſend und wurde, da es den Lappen nicht wegkriegen konnte, immer wilder. Anfänglich ergötzte es Duval. Er wollte platzen vor Lachen; aber bald wurde es ihm unheimlich. Er wollte den Hahn fangen und ihm den Lappen abmachen; aber das war vergeblich. Er jagte noch vollends das Thier herum, bis es aufs Aeußerſte erſchöpft war und in der Nacht ſtarb.

Der Streich war von anderen Leuten geſehen worden, die ihn ſeinem Herrn hinterbrachten, und das Ende vom Liede war, daß er Duval fortjagte.

Jetzt war guter Rath theuer. Die Mutter hatte für ſich und die anderen Geſchwiſter kein Brod. Sie zürnte auch heftig über des Knaben Lumpenſtreich. Da blieb ihm nichts übrig, als in Gottes Namen in die Gegend hinaus zu wandern und ein Unterkommen zu ſuchen. Das wäre nun wohl zu einer andern Zeit ganz gut gegangen; aber jetzt war's Winter und was für einer!

Es iſt bekannt, daß der Winter von 1708 auf 1709 der allerkälteſte war, den man in 100 Jahren erlebt hatte. Die Kälte, welche Anfang Januars 1709 eintrat, war ſo heftig, daß Niemand ohne die größte Noth es wagte, vor die Thüre zu gehen. Täglich hörte man von erfrorenen Menſchen. Die Gerichte hörten auf. Niemand wagte ſich

in die Kirche. Der Wein in den Kellern fror zu Eisklumpen zusammen; in den Ställen erfror das Vieh und die Thiere des Waldes suchten Schutz gegen die Kälte und Futter in den Wohnungen der Menschen, da der tiefste Schnee Alles bedeckte. Die Vögel fielen erstarrt aus der Luft, und in den Weihern, wo das Wasser bis zum Grunde gefroren war, starben alle Fische. Draußen im Walde that es Tag und Nacht Schläge, als ob geschossen würde. Das waren die Bäume, die zerbarsten. Kein Obstbaum blieb übrig und die Weinstöcke gingen überall völlig zu Grunde, wo sie nicht der Schnee schützte. Selbst Felsen zersprangen vor Kälte.

Denkt Euch, in dieser schrecklichen Zeit war es, wo der arme Knabe von Ort zu Ort wanderte, um eine Unterkunft zu suchen gegen den entsetzlichen Frost und eben so schrecklichen Hunger. Zu diesem Elende, das wahrlich groß genug war, da ihn Niemand aufnahm, weil die Leute selber Mangel litten, kam noch ein Neues. Er war eben auf der offenen, menschenleeren Landstraße zwischen Provins und Brie. Vor ihm lag in einiger Entfernung ein Hof. Plötzlich fühlte er einen Kopfschmerz, der so stechend heftig war, daß es ihm vorkam, als wolle es die Schädelknochen auseinandersprengen. Nur mit großer Anstrengung war es ihm möglich, die Thüre des Hofes zu erreichen und zu klopfen. Eine Magd öffnete ihm, und um Gotteswillen flehte er, sie möge ihn doch aufnehmen und ihm ein Plätzchen gönnen, wo er sich erwärmen und von seinem Schmerze sich erholen könne. Mitleidig öffnete sie ihm die Thüre des niedern Schafstalles, und er hat nichts eiliger zu thun, als da hinein

zu kriechen. Was uns mit Bedauern erfüllt, war ein Heil für den Armen!

Die Ausdünstung der engzusammengedrängten Thiere verbreitete eine gar angenehme Wärme, und seine fast erstarrten Glieder begannen sich zu erwärmen; aber das Kopfweh wurde so stark, daß ihm alle Besinnung verging und er bewußtlos bis zum Morgen lag. Die Magd hatte dem Besitzer des Hofes von dem Knaben gesagt. Als er kam, nach ihm zu sehen, erkannte er an der Fieberglüth,

dem angeschwollenen Kopf und den rothen Flecken, die sein Gesicht bedeckten, daß er die Pocken habe, und nicht wenig Schrecken erfüllte den Mann bei dieser Entdeckung. Die wohlthätige Impfung der Pocken, wie sie jetzt überall die Regierungen angeordnet haben, befreien Euch und Eure Kinder vor dieser gräßlichen Krankheit, die früher

aber er sagte: Ihr versteht das nicht. Ich habe mich an dem Hause verblutet, und ein Geschäftsmann, der mit Credit anfängt, endigt in der Regel mit Bankrutt.

Er betrieb seine Heirath rasch, und doch nagte der Tod noch rascher an Käthrle's Herzen. Sie war schon acht Tage da droben gebettet bei den Schläfern, die den Ruf des Erstlings unter den Auferstandenen erwarten, als die Wagen mit den schweren Kisten von Mühlhausen ankamen, und die junge Frau, die aber nur darum junge Frau genannt werden konnte, weil sie erst jung als Frau war.

Ein schön Schätzchen! sagte mein seliger Großvater, der sie noch kannte. Sie sah nur mit Einem Auge; hatte fuchsrothe Haare und war gelb, wie die Zitronen, die an dem Ladenfenster standen.

Als Fritz von Käthrle's Tod hörte — denn er war gerade damals lange abwesend, um Waaren für seinen Laden einzukaufen, da brach er schier zusammen; aber er setzte sich bald darüber weg und vergaß den sanften Engel, den er für den gelben Teufel hingegeben.

Daß die Leute nicht unrecht hatten, die sie so nannten, erwies sich nur zu schnell als wahr, denn der alte Caspar Schneider kennt's bei der lieben Schnur nicht aushalten. Die Leute sagten, der alte brave Mann bekäme kaum satt zu essen, müsse im Kalten schlafen und sähe halt überall, daß er überflüssig sei.

Er zog wieder ins alte kleine Häuschen, denn er war klug genug gewesen, sich nicht vor dem Schlafengehen auszuthun; nahm sich eine alte Haushälterin, und lebte wenigstens leidlich zufrieden bis an sein Ende. Er soll viel hundert Mal gesagt haben: Ach armes Käthrle; wärst du meine Tochter worden, ich hätte meine alten Tage sonnen mögen in deiner Kindesliebe!

Tausende hinraffte und so entsetzlich ansteckend war; damals herrschte das Uebel noch. Den Mann jammerte der arme Knabe, der, bei dem hohen Grade, in welchem er die Pocken hatte, nach des Bauers Ueberzeugung, ohne Rettung sterben müsse. Er ging ins Haus, holte Leinwand, half Duval, sich zu entkleiden, und wickelte ihn dann (wie er meinte) in sein Leichentuch. Da nun der Schafdünger, der Kälte halber, im Stalle schichtenweise aufgehäuft war, so machte er ihm zwischen diesen warmen und gährenden Schichten ein Lager von Stroh, deckte ihn wieder mit Düngerschichten zu und mochte denken, er habe ihn ins Grab gelegt. Darauf machte er ein Kreuz über ihn, empfahl ihn der Gnade Gottes und ging.

Duval konnte kein Wort reden; er ließ Alles willenlos mit sich machen. Der Bauer hatte gesagt, nur ein Wunder Gottes könne ihn vom Tode retten. Das hatte er bei rückkehrender Besinnung gehört, und nun lag der arme Knabe da, allein bei den Thieren; kein menschlich Wesen war ihm zum Troste nahe. Da dachte er denn nur an sein Ende und betete, und wenn die Betäubung des Kopfwehs seine Sinne umnebelte, da meinte er, nun sei der Tod da.

Aber, was Gott erhalten will, das kommt nicht um. Was allein im Stande war, die Macht der schrecklichen Krankheit zu brechen, das war absichtslos geschehen. Der warme und heilsame Athem der Schafe, die sich um ihn her lagerten; die gährende Wärme des Düngers selbst, der ihn deckte und ihm als Unterlage diente, das Alles brachte ihn in Schweiß. Die Pocken kamen schnell heraus und Kopfweh und Betäubung, welche nur eintraten, weil

die Krankheit nicht herauskonnte, verließen ihn schnell. Es war ihm unendlich viel besser und die gleichmäßige Wärme that ihm wohl, während draußen der Frost immer entsetzlicher wurde. Mit dem Besserwerden kam aber der allerübelste Gast in dieser Zeit des Jammers in Frankreich — der Hunger, und der arme Hofmann, der nur ein Pächter war, hatte selber nichts. Die Schafheerde gehörte dem Herrn des Hofgutes; dennoch theilte der Arme mit dem noch Aermeren sein Hafermus, das in kaum mehr bestand, als in Wasser mit Hafermehl gekocht, dem selbst das Salz mangelte, weil es zu theuer war, daß es der Arme hätte kaufen können. In einem zugestopften Kruge brachte man es ihm, wie auch das Wasser. Er legte beide Krüge dann in sein Düngerbett, aus dem er nicht heraus durfte, ohne des Todes zu sein, aber auch nicht heraus mochte bei der entsetzlichen Kälte, und nur so war er im Stande, es vor dem Gefrieren zu schützen und in genießbarem Zustande zu erhalten.

Einige Wochen ging das so und die Kost reichte hin, den Hunger zu stillen; als aber die Besserung völlig eintrat, da wurde der Hunger stärker und sie reichte nicht mehr aus. Wie gerne hätte der arme Pächter mehr gegeben; aber er hatte es nicht. Wassersuppe mit Schwarzbrod, das so fest gefroren war, daß er es mit dem Beil zerschlagen mußte, war Alles, was er dem armen Duval bieten konnte, und dies nur auf kurze Zeit. Um aber das Werk der Liebe nicht halb zu thun, ging er zu seinem Pfarrer, der freilich fast eine Stunde weit weg wohnte, und erzählte ihm Alles. Der Pfarrer, der auch nicht viel übrig hatte, war ein Mann von gutem, weichem

Herzen. Die Erzählung des armen Pächters rührte ihn so sehr, daß er sich bereit finden ließ, Duval bei sich aufzunehmen.

Bis hierher hatte der arme Knabe in seinem Düngergrabe gelegen. Jetzt zog ihn der Pächter heraus, hüllte ihn in neue Lumpen und, um ihn vor der immer noch heftigen Kälte zu schützen, wickelte er ihn in einige Bündel Heu, die er fest an ihn band, lud ihn auf einen Esel und brachte ihn zu dem gutmüthigen Pfarrer. Der Wechsel zwischen der behaglichen Wärme des Schafstalles und der starken Kälte wirkte auf den guten Duval so, daß er nur noch halb lebend im Pfarrhause ankam. Er mußte mit Schnee gerieben werden, um die Wirkung des Frostes zu entfernen, und dann legte man ihn wieder in den Stall in ein ähnliches Lager, wie das bisherige in seinem Schafstalle gewesen war, und dieß war wieder das Beste, was man thun konnte. Die Folgen des Frostes verloren sich allmählich, und nach einiger Zeit konnte er in ein besseres Lager gebracht werden. Die freundliche Pflege des guten Pfarrers förderte seine Genesung sehr; allein als er sich nun wieder frisch und gesund fühlte, auch die Kälte nachgelassen hatte, deutete ihm der gute Pfarrer an, daß er sich nun ein Unterkommen suchen müsse. Er gab ihm einen kleinen Zehrpfennig und ließ ihn unter seinen Segenswünschen ziehen.

Wohin nun? mochte der arme Knabe sich fragen. In der Champagne war der Mangel zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen. Wer keinen Knecht brauchte, nahm gewiß keinen, weil jeder Knecht essen wollte, um arbeiten zu können, und das Essen war eben der Stein des Anstoßes.

Mangel und Wucher der Reichen ſteigerten das Elend täglich und die Hungersnoth nahm überhand. Wo er hinkam, ſagte man ihm, er ſolle gegen Morgen oder Mittag hingehen, dort ſei es beſſer. Das gab ihm Hoffnung und er wanderte voran in Gottes Namen. So lange er in der Champagne wanderte, wurde es nicht beſſer. Frankreich war ein zerrüttetes Land, voll Elend und Armuth. Ganz anders wurde es, als er nach Lothringen kam, das damals noch ſeine eigenen Herzöge von deutſchem Stamme hatte und, milde und weiſe regiert, das Land des Segens und Ueberfluſſes ſchien, wenn man es mit Frankreich verglich. Hier hatte das Elend und der Mangel ſein Ende erreicht. Reiche Dörfer, wohlhabende Bauern, ſchöne Häuſer und fröhliche Menſchen machten ihn glauben, er ſei in einer andern Welt. Der Schafhirte des Dorfes Clezantaine nahm Duval in ſeine Dienſte, und der ausgehungerte Magen des armen Jungen hatte zum erſten Male ſeit langer Zeit die Wonne, ſein Bedürfniß reichlich befriedigen zu können. Zwei Jahre blieb er bei dem braven Schäfer, da regte ſich Wißbegierde und Wanderluſt in ihm. Wie es anderswo in der Welt ausſähe, wollte er erfahren. Aus der Nähe von Clezantaine konnte man die fernen Gipfel des Vogeſengebirges ſehen. Dorthin zog es ihn. Was hinter dieſen Bergen läge, mochte er gerne wiſſen. Ueberhaupt entſprang in ſeiner Seele ein unwiderſtehlicher Trieb nach Wiſſen in aller Art. Es duldete ihn nicht mehr länger. Er trennte ſich von ſeinem Brodherrn und wanderte gegen Morgen immer fort. Am Fuße der Vogeſen unweit Deneuve (ſprich: Denöv) bewohnte um dieſe Zeit ein einſamer

Waldbruder, Namens Palämon, eine Einſiedelei, die la Rochette (ſprich: la Roſchett) hieß. Sie lag auf der Spitze eines Felſens, von wo man eine wahrhaft entzückende Ausſicht auf das ſchöne Land umher hatte. Duval kam an dieſe Stelle, als eben die Abendſonne Alles mit ihrem rothen, goldenen Lichte beleuchtete. Er konnte ſich nicht von der Stelle trennen und wollte ſie auch gerne einmal im Morgenlicht überblicken; daher bat er den Einſiedler, ihm ein Schlafplätzchen zu geben, was dieſer auch gerne that.

Hierhin hatte ihn wieder des Herrn Vaterhand geleitet. Der Bruder Palämon war alt und bedurfte gar ſehr einer Hilfe, die ihm eine junge, friſche Kraft bei dem Baue ſeines Gartens gewähren konnte. Die offene, ehrliche Seele Duval's erkannte der Einſiedler ſchnell

und bald hatten ſich beide verſtändigt. Duval blieb bei ihm, um ihm die Dienſte zu leiſten, welche ſeinen Kräften angemeſſen waren.

Duval hatte, wie ſchon geſagt, in der Schule ſeines Dorfes nothdürftig leſen gelernt. Dieſe Kunſt zu üben hatte er bisher keine Gelegenheit gehabt, außer daß er im Hauſe des Schäfers von Clezantaine einen Kalender und ein Meßbuch las. Anders war es in der Einſiedelei von la Rochette. Der Einſiedler beſaß nicht wenige Bücher frommen Inhalts, beſonders das Leben der Heiligen und dergleichen. Mit einer Wißbegierde, die keine Grenzen kannte, machte ſich Duval darüber her und las unabläſſig in jeder freien Stunde, bis er ihren Inhalt faſt auswendig wußte.

Mit dem Bruder Palamon aber kam er nicht ganz zurecht. Aus den Büchern, die er geleſen, hatte er ſich ſeine eignen Anſichten über ein frommes Leben gebildet, und darüber wurden ſie oft ſtreitig. Es hätte auf die Dauer eine Trennung eintreten müſſen, da Duval ſich weiſer und frömmer dünkte, als der Greis. Da kam zu guter Stunde ein Umſtand, der ſie trennte. Die Mönche des Kloſters, zu dem der Einſiedler gehörte, ſandten ihm einen Gehülfen und Duval mußte Platz machen. Mit ſchwerem Herzen ſchied er von dannen. Auf ſeiner Wanderung kam er nach Luneville (ſprich: Lünewill). Es war die erſte Stadt, das Fürſtenſchloß darin, das erſte Schloß, das er ſah.

Ihr mögt es Euch verſtellen, liebe Leſer, wie er Alles anſtaunte; aber es war ihm ängſtlich in der großen Stadt. Er eilte wieder hinaus ins Freie und fand endlich

in dem Klöſterlein Sanct Anna eine Zufluchtſtätte. Hier ſollte ſein Leben eine Richtung bekommen, die entſcheidend für ſeine Zukunft wurde.

Sanct Anna, eine halbe Stunde von Luneville liegend, war an einer Stelle erbaut, die ſich ſchöner kaum finden ließ. Ein großer Wald dehnte ſich weit hin und zwei Flüſſe, Meurte und Beſonze, vereinigten ſich zu ſeinen Füßen. Herrliches Feld und weite Gartenanlagen umgaben die Wohnung der Mönche, die zu Vieren hier wohnten. An ihre Thüre klopfte Duval, und in Gottes Rath war es ſchon beſchloſſen, daß er hier bleiben ſollte. Ihm pochte angſtvoll das Herz. Bruder Martinian öffnete und nahm ihn freundlich auf, und da ſie, die greiſen Männer, eines Kuhhirten bedurften, ſo wurde das Geſchäft ihm übertragen und er blieb an dieſem ſtillen Ort, obwohl ihm das Geſchäft niedrig dünkte und er eigentlich höher hinaus gewollt hatte. Die frommen Mönche übten indeß auf ſeinen Sinn einen wohlthätigen Einfluß, und gerne fügte er ſich dem neuen Berufe. Bald erwieß es ſich, daß die frommen Väter ihn nicht bloß an eine nützliche, ländliche Thätigkeit gewöhnen, ſondern auch auf ſein Herz und ſeinen Geiſt bildend einwirken wollten. Einer von ihnen, der im Vergleich mit den Anderen ein Gelehrter war, hatte die Kunſt des Schreibens erlernt. Als er ſah, mit welcher Aufmerkſamkeit und Lernbegierde Duval den Zügen ſeiner Feder folgte, beſchloß er, ihn ſchreiben zu lehren. Freilich wohl lernte Duval das nur, was der Mönch konnte, und das war nicht eben viel. Duval's Feuereifer, zu lernen, fand bald ein Mittel, auch ohne Lehrer ſich im Schreiben fortzubilden. Er nahm aus

dem Fenſter ſeiner Schlafzelle eine Glasſcheibe, legte ſie auf ein beſchriebenes Blatt und bildete ſo die Schrift nach, die ihm vorlag. So eignete er ſich eine, wenn auch ſteife und altmodiſche, doch ziemlich deutliche Handſchrift an. Bei der Wißbegierde Duval's darf es Euch nicht wundern, wenn er bald nach Quellen neuer Belehrung ſuchte. Bald entdeckte er, daß die Mönche auch einige Bücher beſaßen und darüber war ſeine Freude unausſprechlich groß. Die Stille des Waldes, wo er das friedliche Vieh hütete, bot ihm die erwünſchte Gelegenheit, den Schatz ſeines Wiſſens zu bereichern. Dort in den Felſen fand er eine kühle Grotte, das heißt, eine Vertiefung in dem Felſen, die ein befriedigendes Obdach lieh und dorthin nahm er die Bücher mit und las.

Unter dieſen war es vorzüglich ein Rechenbuch, was ihm eine ganz neue Welt der Erkenntniß aufſchloß. Rechnen hatte er nie gelernt; darum ergriff er es jetzt mit glühendem Verlangen, Einſicht in dieſe Kunſt zu gewinnen. Auf Schieferſteine rechnete er ganze Tage, ja manche helle, warme Sommernacht in ſeiner kleinen Felſenhöhle und ſein Eifer lohnte ihm mit wachſender Erkenntniß.

Bei der Lernbegierde iſt es nicht wie bei dem Durſte, wo jeder Trunk den Durſt ſtillt; hier wächſt er, jemehr Befriedigung er findet. So raſtete nun auch Duval nicht, bis er die Weisheit ſeines Buches ſich ganz zu eigen gemacht, mit einem Worte, bis er, ſoweit es nach dem Buche möglich, ein geübter, tüchtiger Rechner war.

Oft, wenn er in ſtillen Nächten mit klarem Auge hinaufgeblickt hatte, in den blauen, ſternbeſäeten Himmel, drängten ſich in ihm die Fragen, was doch dieſe Sterne

ſein möchten. Schon, als er bei dem Schäfer von Clezantaine den Kalender gefunden, fiel es ihm auf, daß dort die Veränderungen an dem Monde mit ſolcher Gewißheit vorausgeſagt waren. Er lernte die Namen der Sternbilder kennen, ohne daß er ſich davon eine klare Vorſtellung hätte machen können. Das reizte nur immer mehr, dieſe dunkle Sache zu erkennen. Auch hier ſollte ſein Durſt gelöſcht werden.

Als er nämlich auf den Jahrmarkt nach Luneville von den Mönchen geſandt wurde, um einige Aufträge auszurichten, fand er unter den mancherlei Gegenſtänden des Verkaufs auch eine Himmelskarte, auf welcher alle Sterne und Sternbilder mit Namen verzeichnet waren. Sie zu kaufen, war ſein erſter Gedanke. Er beſaß noch faſt ſeinen ganzen Dienſtlohn, welchen er bei dem Schäfer von Clezantaine verdient. Es waren nur etwa fünf bis ſechs Francs, und wiewohl es ſein ganzer Reichthum war, ſo gab er ihn doch mit Freuden für dieſe Mittel hin, die ihm zu dem Verſtändniß der Geſtirne des Himmels helfen ſollten, nach welchem er ſo lange ſchon geburſtet hatte. Seine Wißbegierde fiel begierig über dieſe Schätze her. Wenn er auch, durch ſeinen ſcharfen Verſtand richtig geleitet, bald erkannte, daß die von dem Gelehrten benannten Sternbilder nur eine nahe zuſammenſtehende Zahl von Sternen bedeuteten, ſo hatte er doch noch keine Einſicht gewonnen; denn es fehlte ihm Jemand, der ihn zurecht wieß; und er kannte auch Niemanden, der im Stande geweſen wäre, ihn zurecht zu weiſen. Wollte er ins Klare kommen, ſo mußte er auf Mittel ſinnen, wie er ſich ſelber helfe. Es iſt in der That erſtaunlich, wie

wunderbar der Herr den Jüngling mit geiſtigen Kräften ausgerüſtet hatte, aber auch wie er, um Kenntniſſe zu gewinnen, immer auf die rechte Spur gerieth, die ihn, den Einſamen, auf die rechte Bahn wieß.

Hundert Andere würden vor den Hinderniſſen zurückgewichen, die Sache ſich aus dem Kopfe geſchlagen haben; Duval nicht. Gerade dieſe Schwierigkeiten reizten ihn, Alles aufzubieten, um tiefer in die Wunder der Schöpfung unſeres Gottes zu blicken, die, ſo unbeachtet von Tauſenden, droben am nächtlichen Himmel ſtehen.

Er fand einen Anhalt. Er erinnerte ſich, gehört oder geleſen zu haben, ein Stern des Himmels ſtehe immer an derſelben Stelle, und man nenne ihn den Polarſtern. Er wußte auch, daß die Magnetnadel oder der Compaß immer nach Norden zeige, wo der Polarſtern ſtehe. Von den Himmelsgegenden wußte er noch nichts. Wo ſollte er aber einen Compaß herbekommen? Glücklicherweiſe ſagt er dieß einmal einem der Mönche, und dieſer beſaß einen kleinen Compaß, wie man ihn auf Märkten kauft, um immer vermittelſt deſſelben eine Sonnenuhr bei der Hand zu haben.

Vielleicht habt Ihr ſchon ſolche geſehen?

Wer war glücklicher, als Duval? Nun konnte er ſein Ziel erreichen.

Auf einer der höchſten Eichen des nahen Waldes hatte er ſich durch das Zuſammenflechten der Aeſte einen ſichern und bequemen Sitz für ſeine Betrachtung des Himmels gemacht. Viele ſternhelle Nächte ſaß er da und ſuchte nach dem Polarſtern und fand ihn nicht. Er bohrte ein Loch durch einen Aſt und dachte: der Stern, den ich nur

Ob der Fritz glücklich gewesen? wirst du fragen wollen, Jacob, und ich will deiner Frage zuvorkommen.

Wenn Geld genug glücklich macht, so war er's; denn die gelbe Frau hatte des Mammons die Hüll' und Fülle; — aber wenn auch Lieb' und Zärtlichkeit, Fried' und Eintracht dazu gehört, so sag' ich, Nein! Statt des Herzens hatte die Schnur des alten Schneider's einen Klumpen Geld in der Brust. Ihr Mann war ihr Großknecht, ihr Ladendiener, ihr Geldmäkler, ihr Zwangsbote, sonst nichts. Ausgehen durfte er nicht. Wenn er in Handelssachen eine Reise machen mußte, so zählte sie ihm die Kreuzerlein dar, die er etwa verzehren durfte. Sie gab Niemand im Laden einen Aufschlag; maß so knapp als möglich; lieh auf Pfänder, die in gewissem Zeitraum ihr anheimfielen; handelte Steigerungsprotokolle mit bedeutendem Nachlaß ein; nahm zwölf pro cento; wucherte in Korn und Waizen; und trieb den heillosesten Schmuggelhandel im ganzen Elsaß, aber so pfiffig, daß ihr Niemand hinter die Schliche kam oder sie hätte können zur Strafe ziehen lassen.

Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit — das waren Dinge, von denen sie nichts wußte. Sie jagte die Armen von

immer durch dieſes Loch an derſelben Stelle ſehe, der muß es ſein; aber das ging nicht. Nun bohrte er das Mark aus einer Holunderſtange, befeſtigte dieſe an den Aſt, daß er ſie richten konnte, wie er wollte. Der Compaß wies ihm Norden, und bald hatte er bei ſeiner eiſernen Ausdauer auch den Polarſtern gefunden, und nun ſtand, zu ſeiner unausſprechlichen Freude, kein Hinderniß mehr im Wege. Von dieſem Sterne aus fand er, wie auf ſeiner Karte, ſo am Himmel die Sterne, lernte ihre Stellung und ihre Namen kennen. Das war eine neue Sproſſe auf der Leiter der Erkenntniß, die er erſtiegen hatte; aber ach, wie war das Feld ſo groß und der Weg ſo weit! Es ging Duval, wie Einem, der einen hohen Berg erſteigt, und bei jedem Schritte ſtehen bleibt und ſich umſchaut. Je höher er ſteigt, deſto weiter wird die Ausſicht.

Unter den Karten, die er in Luneville gekauft hatte, waren auch ſolche, auf denen die Erde in zwei Halbkugeln abgebildet iſt.

Die Erde, die wir bewohnen, kennen zu lernen, das war ein neuer Gegenſtand ſeiner Wünſche und Beſtrebungen. Auch hier kam ihm ein Ereigniß zu Statten, an das er nicht denken konnte. Einſt als er in Luneville in der Kirche des Karmeliterkloſters geweſen war, fand er im Garten dieſes Kloſters den Gärtner in einem Buche leſend, und fragte ihn nach dem Buche. Da hörte er, daß es eine Beſchreibung der Erde und der Länder auf derſelben ſei. Sein Herz pochte vor Begierde, dieß Buch zu leſen, und der Gärtner lieh es ihm. Da lag denn ein neues Feld des Wiſſens vor ihm, darinnen er mit dem in ihm wohnenden Feuereifer forſchte. Bald war er

auf ſeinen Landkarten ganz zu Hauſe, und der Inhalt des lehrreichen Buches wurde ganz ſein Eigenthum. Immer mehr möchte er wiſſen; aber wie ſollte er die Bücher erlangen, die ſeinen Durſt nach Erkenntniß ſtillen konnten? Auch hier fand ſich Rath.

Duval hatte ein menſchlich mildes Herz. Er ſah die Thiere als Geſchöpfe Gottes an, und fügte ihnen nie ein Uebel zu, wie das wohl andere, hartherzige Knaben thun. Und in den ſpäteren Jahren ſeines Lebens that er's um ſo weniger. Wenn nun die Vögelein ſangen in ihrer harmloſen Weiſe, ſo that ihm das im Herzen wohl; aber wie empörte es ſeine Seele, wenn ein Raubthier ein Neſt zerſtörte oder einen Vogel fing und verzehrte!

In dem Walde des Klöſterleins von Sanct Anna war, ſeit die friedlichen Mönche Herren deſſelben waren, alles Wild gehegt. Den reißenden Thieren, Mardern, Iltiſſen, wilden Katzen, die die friedlichen Vögel raubten und ihre Neſter zerſtörten, erklärte nun Duval den Krieg. Er fing ſie mit wunderbarer Liſt, nicht ſelten ſelbſt mit Gefahr, und ihr Pelz wurde in Luneville verkauft; das Geld aber verwendet, um ſich Bücher zu kaufen, und weiter in der Erkenntniß ſchritt der eifrige Schüler fort. Ganze Laſten Bücher trug er zuſammen und las ſie mit glühendem Eifer. Konnte es fehlen, daß er ſich eine Menge Kenntniſſe erwarb? Seine Zelle war zu klein, um alle ſeine Bücher zu faſſen.

So friedlich auch das Leben Duval's in Sanct Anna geweſen, ſo ſehr ihn die milden Greiſe in ſeinem eifrigen Lernen gewähren ließen, ein Sturm nahte dennoch auch hier dem eifrigen Jüngling; denn einer der Mönche meinte,

sein Thun sei ketzerisch. Er zeigte es dem Beichtvater an; dieser aber, ein wohlunterrichteter Mann, belehrte ihn, nachdem er die Sache untersucht, daß Duval nichts Unrechtes thue, wenn er seine Kenntnisse zu vermehren strebe. Das erfüllte den Mönch mit noch größerem Unwillen gegen den armen Duval. Er wollte ihm seine Karten und Bücher zerreißen. Jetzt aber gerieth Duval in einen solchen Zorn, daß er eine Ofenschaufel ergriff und sich damit zur Wehre setzte. Bruder Anton hieß der alte, sonst gar ehrliche Mönch, der den Büchern Duval's Verderben geschworen hatte. Als dieser den Zorn Duval's sah, der mit seiner Schaufel wie ein wüthender Vertheidiger seines theuern Eigenthums auf ihn losging, schrie er angstvoll um Hilfe. Die drei anderen Mönche eilten herbei und staunten nicht wenig, Duval in solchem Zorn und so kampflustig zu finden. Duval meinte in seinem Jähzorne, alle wären Feinde seiner Bücher und trieb sie vor sich her, die Stiege hinab und zum Klosterthore hinaus, das er von innen verschloß.

Gerade in dem Augenblick, als die vier Greise vor dem jugendlichen Vertheidiger seiner Bücher flohen und aus ihrer eignen Wohnung ausgeschlossen waren, kam der Prior der Eremiten, der die Brüder besuchen wollte, bei der Pforte an.

Es mochte ein lustiger Auftritt sein, die vier Mönche den Jüngling verklagen und diesen aus dem Fenster seine Vertheidigung führen zu hören. Der Prior war ein Mann von eben so vielen Kenntnissen, als Ruhe und Gelassenheit. Er verwies mit nachdrücklichem Ernste dem Bruder Anton seinen Eifer, die Bücher zu zerstören, aber

auch Duval erhielt einen ſtrengen Verweis wegen ſeiner Ungebühr gegen die wehrloſen Greiſe. Obwohl Duval den Verweis ſtille hinnahm, erklärte er dennoch eben ſo feſt, als nachdrücklich, er werde die Pforte nicht eher öffnen, als bis ihm zugeſagt würde, daß ihm vollkommne Verzeihung werden ſolle; daß ihm aber auch täglich zwei freie Stunden für ſeinen Selbſtunterricht geſtattet würden, auf die er aber zu der Zeit gerne verzichten wolle, wo nöthige Arbeiten ſeine Kräfte in Anſpruch nähmen; dagegen wolle er den Mönchen noch zehn Jahre lang ohne Lohn dienen. Dieſen Vertrag gingen Prior und Mönche ein; man machte ihn ſchriftlich und der Friede war hergeſtellt.

So ſehr nun auch Duval eifrig ſeine Erkenntniſſe zu vermehren ſuchte, ſo fand er doch zu ſeinem Leidweſen, daß ſeine Goldquelle zu verſiegen anfing. Die wilden Thiere des Waldes waren vertilgt und, da ihnen ſo ſehr nachgeſtellt wurde, verloren ſie ſich vollends. Das war eine trübe Ausſicht für den jungen Menſchen, der, wenn er gekonnt hätte, alle Bücher, deren er hätte habhaft werden können, an ſich gekauft hätte. Doch die Hand Gottes, die ihm auf eine ſo wunderbare Weiſe den Weg bahnte, ließ es ihm auch jetzt nicht an Mitteln fehlen. Eines Tags, als er im Walde umher ging, fand er im Laube ein goldenes Petſchaft von koſtbarer Arbeit. Seine Redlichkeit ließ es nicht zu, ſich als den Eigenthümer zu betrachten. Er ließ es in Luneville bekannt machen, und ſiehe da, es meldete ſich der, der es verloren.

In Luneville hielt ſich um dieſe Zeit ein eben ſo reicher, als edeldenkender und kenntnißreicher Engländer

auf. Dieſer hatte das koſtbare Petſchaft auf einem Spaziergang in dem Walde verloren. Gerne gab ihm Duval das Petſchaft zurück, erbat ſich aber von dem Engländer, daß er ihm die Zeichen erkläre, welche in das Petſchaft geſtochen waren.

Der Engländer hielt die Frage des jungen Menſchen, der die Kleidung eines jungen Bauernburſchen trug, für eine müßige Neugierde; als er ſich aber mit Duval einließ, erſtaunte er nicht wenig, bei ihm Kenntniſſe und Einſichten zu finden, die er bei ihm nicht im Mindeſten geſucht hatte. Gerne unterhielt ſich der wackere Mann mit ihm und gewann ihn ſo lieb, daß er ihn nicht nur reichlich beſchenkte, ſondern ihn auch einlud, jeden Sonn- und Feiertag in Luneville zu ihm zu kommen. Duval ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er kam, und ſo oft er kam und wieder ging, hatte er von dem kenntnißreichen Manne Vieles gelernt, was er noch nicht wußte; Manches berichtigt, was er nicht recht verſtand und war weiſer geworden. Außerdem wurde er auch jedesmal mit Geld beſchenkt, was er ſtets zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe anwendete; allein es war durch ſeine vermehrte Einſicht, durch die Erzählungen des weitgereiſten Engländers dennoch eine Veränderung in ſeinem Gemüthe vorgegangen. Bis jetzt war er als Hirte der Mönche von Sanct Anna glücklich und zufrieden geweſen. Jetzt begann eine Sehnſucht, die Welt, die er aus ſeinen Büchern kannte, mit eigenen Augen zu ſehen; höheres Wiſſen ſich zu holen in den Schulen der Weiſen und Gelehrten, von denen ihm der Engländer erzählt; aber wie ſollte er das bewirken? Die wunderbaren Fügungen, die ihn gerettet

aus Hunger und Krankheit; die ihn nach Lothringen, zu dem Einsiedler von la Rochette, zu dem braven Schäfer von Clezantaine, wo er zuerst seinen Durst nach Wissen stillte; dann nach Sanct-Anna geführt, waren noch nicht zu Ende. Gottes Wege sind wunderbar; wohl dem, der darauf merket!

Einst, es war an einem schönen Frühlingstage, lag er unter einem Baum im Walde. Seine kleine Heerde lag, wiederkäuend, im Schatten, und vor ihm waren seine Landkarten ausgebreitet, in denen er eifrig den Lauf der Flüsse und die Züge der Gebirge, die weiten Meere und die Länder und Inseln betrachtete, als plötzlich eine männliche Stimme ihm „einen guten Tag" bot.

Duval erschrack, da er, in seine Gedanken vertieft, das Nahen eines Fremden nicht gehört hatte. Als er aufsprang, stand ein Herr von vornehmem Aussehen vor

ihm, der ihn freundlich und nicht ohne Verwunderung fragte: Was er da mache?

Duval antwortete freimüthig und vollkommen wahr, was er gethan und sagte: „Ich suche den Weg von Frankreich nach Quebeck in Canada in Amerika!“

„Was willst Du denn in Quebeck machen?“ fragte der Herr mit noch größerem Erstaunen über diese Antwort.

„Ich habe gehört, daß dort eine französische höhere Schule ist, wo auch armer Leute Kinder umsonst aufgenommen und unterrichtet werden, darum will ich dorthin reisen,“ sagte darauf Duval.

„Ei,“ sagte der Herr, „so weit brauchst Du nicht zu reisen, wenn Du so gerne etwas lernen willst. Freien Unterricht für arme, fleißige und talentvolle junge Leute gibt es auch auf unseren Lehranstalten.“

Während dieses Gespräches waren noch mehrere Herren herzugetreten, deren Kleidung auf einen hohen Stand schließen ließ. Sie fragten den andern Herrn über den jungen Menschen, mit dem er rede, und richteten dann selber Fragen an Duval. Er ahnete freilich nicht, wer die seien, die mit ihm redeten, und er ließ Witz und Laune gehen, wie sie kamen, redete frisch weg von der Leber und zeigte, ohne es zu wollen, so viel Verstand, Einsicht und Kenntnisse, daß die Herren nicht genug erstaunen konnten, dieß Alles bei dem Hirten der Mönche von Sanct Anna zu finden.

Duval kannte die Herren nicht, wie gesagt; allein es waren die Prinzen Leopold, Clemens und Franz von Lothringen, und der erste, der mit Duval gesprochen hatte, war der Oberstthofmeister, Graf von Vidampierre, die

Uebrigen waren Herren des Hofes. Besonders war es der Erzieher und Lehrer des Prinzen, der Baron von Pfutschner, welcher die meisten Fragen an ihn gerichtet hatte. Dieser fragte ihn nun auch, ob er wohl Lust habe in die Schule zu Pont à Mousson einzutreten?

Duval fragte offenherzig, ob man ihm dort auch gestatten werde, in die Wälder und Felder zu gehen; denn er könne es unmöglich in einer einsamen Zelle aushalten, noch immer im Zimmer bleiben. Als man ihm das zusagte, war er gerne dazu bereit, und Baron von Pfutschner versprach ihm, ihn bald wieder zu besuchen.

Wie die Prinzen in den Wald gekommen? fragt Ihr vielleicht, liebe Leser? Ganz einfach so: Sie waren auf der Jagd gewesen; hatten wenig Wild getroffen und waren daher immer weiter gegangen, in der Hoffnung, welches zu finden, und waren so endlich zu unserm Duval gekommen. Kaum waren sie zu Hause angekommen, als sie ihrem Vater, dem menschenfreundlichen Herzog Leopold von Lothringen, erzählten, was sie heute erlebt. Ihr Erzieher, eben der Baron von Pfutschner, bestätigte das und äußerte sich so günstig über die Fähigkeiten und Kenntnisse des jungen Hirten der Mönche von Sanct Anna, daß der edle Herzog sogleich befahl, er solle auf seine Kosten in der Schule zu Pont à Mousson aufgenommen und unterrichtet werden. Er wurde nun reichlich mit allem dem versehen, was ihm abging, besserer Kleidung, Weißzeug und dergleichen, und dann trat er, zwei und zwanzig Jahre alt, in diese Schule ein, nachdem er mit herzlicher Trauer von dem ihm so liebgewordenen Klösterlein zu Sanct Anna und den gutmüthigen Mönchen Abschied genommen und seinen heißen Dank ihnen dargebracht hatte.

Blicken wir vor hieraus zurück auf die Lebenswege Duval's, so müssen wir die Hand Gottes sichtbarlich in den Fügungen desselben erkennen; müssen das Walten der Allmacht und Liebe preisen, die immer zur rechter Zeit die rechten Mittel fand, den aus dem Elende zu retten, aus dem Staube zu heben, zu besseren Erfolgen zu führen, den sie auf höhere Wege leiten wollte. Bei der Betrachtung solcher Führungen werden wir getrieben, mit dem frommen Dichter Paul Gerhard betend zu sprechen:

„Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt's Dir nicht.
Dein Werk ist lauter Segen,
Dein Gang ist Recht und Licht.
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun!"

Die Lebenswege Duval's, die uns mit Recht wunderbar bis hierher erschienen, werden von nun an einfacher, gewöhnlicher; aber nichts desto weniger von Gott geführt und gesegnet. Es kann vorausgesetzt werden, daß der wißbegierige Jüngling den Unterricht mit hohem Fleiße benutzte, daß ihm jede Stunde desselben neue Erkenntnisse brachte oder alte erweiterte und berichtigte. Seine Fortschritte waren außerordentlich. Der edle Herzog Leopold hatte ihn besonders liebevoll in Schutz genommen. Er hatte ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt und ihn mit Allem fortwährend versorgt, was sein leibliches Gedeihen und seine geistigen Fortschritte zu fördern geeignet war. Als er zwei Jahre in Pont á

Mouſſon wacker und fleißig gelernt hatte, war er reif, die Anſtalt zu verlaſſen. Nun gab ihm der Herzog Geld zu einer Reiſe nach Paris und in die Niederlande, von wo er mit ausgebreiteten Kenntniſſen zurückkam. Nun dachte der edle Herzog daran, ihm eine Anſtellung zu geben, die ſeinen reichen Kenntniſſen, wie ſeinen Wünſchen gleich angemeſſen war.

Große Herren und Fürſten haben außerordentlich große Sammlungen von Büchern, die oft weite Säle ausfüllen, und die man Bibliotheken nennt. Eine ſolche beſaß auch Herzog Leopold von Lothringen. Zum Aufſeher und Vorſteher dieſer Bibliothek machte der Herzog nun den jungen Duval und zugleich zum Lehrer der Geſchichte und der Kunde des Alterthums an der hohen Schule zu Luneville, die damals von vielen Ausländern, namentlich von den Söhnen vieler vornehmen und reichen engliſchen Familien, beſucht war. Seine vortreffliche Art, zu unterrichten, und der Reichthum und die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe machten ihn bald zu einem der beliebteſten Lehrer dieſer Anſtalt. Er wirkte zum großen Segen ſeiner Schüler, und alle trugen die aufrichtigſte Liebe zu ihrem wohlwollenden, freundlichen Lehrer in ihrem Herzen.

Ich bin bei meiner bisherigen Schilderung des Lebens Duval's einem werthen Manne gefolgt, der Duval's Leben beſchrieben hat, dem edlen Schubert in München; den weitern Verfolg der Schilderung ſetze ich mit ſeinen eigenen Worten hierher.

„Zur Befriedigung ſeiner eigenen Bedürfniſſe bedurfte unſer geweſener Einſiedler überaus wenig. Statt aller anderen ſogenannten Vergnügungen blieb ihm das die

ihrer Thür, und kein Flehen erweichte ihr ſteinernes Gemüth, wenn ſie überhaupt Eins hatte. In der Kirche ſah man ſie niemals; eben ſo wenig wie ihren Mann, der nicht durfte.

Du kannſt dir denken, daß der Thränen wenige floſſen, als der alte Schneider ſtarb. Das Häuschen wurde an des Schneider Ackermann's Großvater verkauft, und mit dem Erbe fortgewuchert.

Schon mehrere Jahre waren ſie verheirathet, da erfreuten ſie ſich der Geburt eines Sohnes.

Von da ab ſtieg Geiz und Habſucht über alle Begriffe und Vorſtellungen, und man ſagte: ſie äßen ſich nicht mehr ſatt. Ich glaub', daß es wahr war!

Im Flecken trug Niemand Liebe für ſie im Herzen. Niemand mochte mit ihnen zu thun haben; denn wer in ihre Finger gerieth, war verloren. Erbarmen gegen Schuldner kannten ſie nicht, und der Fall kam nicht ſelten vor, daß ſie Familien von Haus und Hof und ins Elend trieben, die ihnen nur zwei Jahre Zinſen ſchuldeten.

Das Büblein wurde ihr Abgott; dennoch aber wurde er knapp gehalten. Das war nun gerade der Weg zur Naſcherei.

Als er größer wurde und das ſchlechte Eſſen im Vaterhauſe ihm nicht anſtand, wußte er heimlich Geld wegzuputzen, womit er ſich kaufte, was ihm ſchmeckte.

Das war ein guter Anfang, den er wacker fortſetzte, als er in Straßburg auf die Schule kam.

Da trieb er's nach Herzensluſt. Er war ja ſteinreich, das wußte er, und das hatte ihm ſeine Mutter oft ſelber geſagt in der Freude an ihren Geldſäcken. Nun machte er Schulden, wenn er nicht Geld genug bekam. In den Ferien belauſchte er ſeine Mutter, die, wie eine diebiſche, neidiſche Axel ſelbſt Geld vor ihrem Manne

liebste, daß er von Zeit zu Zeit die stillen, einsamen Waldungen und Fluren besuchte, die ihm theuer waren und schöner vorkamen als alle Herrlichkeiten von Paris. Er konnte sich niemals entschließen, die eingezogene Stille und Unabhängigkeit des ledigen Standes aufzugeben; seine Pflegbefohlenen oder Kinder waren seine Schüler und die Armen; ein treuer Freund erheiterte ihm durch seinen Umgang die freien Stunden; dieß war der Herr Baringe, den der edle Herzog Leopold aus der Werkstatt eines Schlossers hervorzog und ihm Gelegenheit gab, sich zum Lehrer in Luneville auszubilden. Einen Theil des nicht unbedeutenden Vermögens, welches durch die Freigebigkeit seines Fürsten und seiner reichen Zuhörer in Duval's Hände kam, wendete dieser zu Werken reiner Dankbarkeit für früher empfangene Wohlthaten an, deren lebendige Erinnerung ihn nie verließ. Namentlich wurde das geliebte Sanct Anna von ihm aufs Beste bedacht. Statt des baufälligen hölzernen Wohnhauses der Einsiedler, ließ er für diese auf seine Kosten ein ansehnliches steinernes Gebäude mit einer Kapelle aufführen und kaufte zugleich noch einen ansehnlichen Strich Landes an, dessen Felder und Baumgärten durch ihren Ertrag zur reichlichen Unterhaltung der Bruderschaft hinreichten. Zu den neuen Anlagen, welche nach seinem Plane bei Sanct Anna begründet wurden, gehörte auch die einer Baumschule. In Beziehung auf diese verordnete er, daß die Einsiedler nicht bloß auf die Zucht der jungen Bäume für ihren eignen Bedarf einen besondern Fleiß wenden, sondern auch ihrer Nachbarschaft damit nützlich werden sollten. Es ward ihnen aufgegeben, jedem Anwohner der Gegend,

bis auf die Entfernung von drei Stunden um Sanct Anna her, sobald es verlangt würde, junge Bäume aus ihrer Pflanzschule unentgeldlich abzugeben, und dieselben, wenn man es wünschte, ebenso unentgeldlich an dem bestimmten Orte einzusetzen. Nicht einmal etwas zu essen sollten sie annehmen, es müßte denn die Entfernung des Ortes der Einpflanzung von Sanct Anna so groß sein, daß die Brüder zum Mittagsessen nicht wieder nach Hause kommen könnten. Ein Capital von 30,000 Franken wurde in dieser Weise für Sanct Anna verwendet, welches lange nachher noch, namentlich für die Obstbaumzucht der Landschaft, einen großen Gewinn brachte.

Zwei Meilen westwärts von Nancy, zu Sanct Joseph von Messin, lebte noch in einer schon von dem Einsiedler Michael erbauten Klause der hochbetagte Eremit (Einsiedler), der ihn vormals die Kunst des Schreibens gelehrt hatte. Seine Hütte war so baufällig, daß sie früher zusammen zu brechen drohte, als der vielleicht neunzigjährige Leib.

Duval ließ aus Dankbarkeit für den Alten und seine Nachfolger ein Haus erbauen, welches durch sein anständiges Aeußere und seine innere Bequemlichkeit in keinem so großen Widerspruche mit der herrlichen Umgegend stand, als die schmutzige Hütte, die er bisher bewohnt.

Auch sein Geburtsort Artenay und die etwa noch lebenden Anverwandten empfingen reiche Gaben seiner Milde; statt des armseligen, seitdem in fremde Hände gekommenen Hauses seiner Eltern, ließ er ein geräumiges Gebäude aufführen, welches durch seine steinernen Mauern und sein Ziegeldach bedeutend gegen die mit

Schilf bedeckten Lehmhütten der armen Landschaft abstach. Dieses Gebäude schenkte er der Gemeinde, indem er es zu einem Schulhause und zur Wohnung des Schulmeisters bestimmte. Ein kleines Dorf, unweit Artenay, ermangelte, zur großen Beschwerde seiner dürftigen Bewohner, eines Brunnens; Duval ließ der Gemeinde einen graben. Und wenn damals der arme Pächter bei dem Schafstalle, der ihn im Winter von 1709 in Pflege nahm, so wie der gute Pfarrer des Ortes noch gelebt hätten, dann würde sich die Dankbarkeit ihres gewesenen Pfleglings gewiß auch an ihnen bezeigt haben."

Duval, dessen Seele die heiligen Triebe der Dankbarkeit und Liebe in so reichem Maaße in sich trug, hing mit ganzer Seele an dem Herrscherhause von Lothringen, dem er so unendlich Vieles verdankte. Es war daher nicht zu verwundern, daß, als das Lothringische Fürstenhaus genöthigt wurde, sein Lothringen aufzugeben, und dagegen das schöne Land Toscana in Italien anzunehmen, er mit dem Herzoge Franz, der dem edlen Leopold gefolgt war, nach Florenz wanderte und des Herzogs Bibliothekar (Vorsteher der Büchersammlung) blieb. Als später der Herzog die Erbin von Oesterreich heirathete, und sein Freund Baringe auch gestorben war, verließ Duval Florenz und folgte gerne dem Rufe des seitdem zur Kaiserwürde gelangten Franz I. nach Wien, wo er erster Aufseher der kaiserlichen Münzsammlung wurde. Still und einsam lebte er auch in Wien seinem Beruf. Alle seine Kräfte, sein ganzes Vermögen gehörte dem Dienste des Nächsten. Er erlebte ein heiteres Alter von 81 Jahren, war bis zum letzten Augenblick im Besitz aller seiner Geisteskräfte

und trat die Wanderung in das ewige Jenſeits eben ſo muthig und froh und mit noch beſſer begründeten Hoffnungen an, als er einſt in ſeinem Knabenalter die Wanderung aus der verarmten Champagne in das ſchöne, friedliche Lothringen angetreten hatte.

Gelt, ich hatte Recht? Dem Duval hat das weder die Amme, noch ſein Mütterlein vorgeſungen, als er, ein gewickelt Büblein, in der Wiege lag, eben weil ſie's nicht wußten, und der liebe Gott in ſeiner Weisheit einſieht, es ſei nicht gut, wenn er es ſo Jedem vor die Naſe legte, wie es ihm in der Welt ergehen wird. Er ſei hochgeprieſen dafür! So geht ein gläubiger Chriſtenmenſch ruhig ſeinen Weg und läßt Gott walten und denkt: Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Das Sprüchwort aber fällt mir dabei ein: „Was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten," und das andre: „Wenn der liebe Gott einen Baum haben will, ſo kommt das Wachſen auch an ein Wachholderbüſchlein." Merkt's Euch!

XII.

Der Schmiedjacob hält einmal einen Spiegel vor.

Es war an jenem fröhlichen Abend, von dem ich da vornen erzählt habe, als der Valtin und das Kathrinchen Hochzeit hatten, und Schmiedjacob's Philipp mit Veit's Lieschen Handstreich hielt, als das junge Volk da herum saß, und waren Viele dabei, die sich zu Weihnachten in die Stadt verdingt hatten. Sie flüsterten, kicherten und lachten halblaut. Der Philipp hatte von seiner Wanderschaft viel erzählt und war müde noch von der langen Tagereise, die er gemacht.

„Weißt Du was, Schmiedjacob," sagte der Schneiderpeter, „Du könntest noch eine Geschichte erzählen, bis es Zeit ist, heimzugehen. Wir hören Dir Alle so gern zu."

„Allo, Cumpeer!" rief sein neuer Mitschwiegervater Veit. „Der arme Philipp ist müd, und es geht ihm noch nicht so frisch von der Zündpfanne weg, wie Dir."

Der Schmiedjacob sah die Mädchen an, die sich verdingt hatten. Lauter flackerige Dinger! dachte er, denen ein Zehrpfennig nützlich wäre! Er besann sich nicht lange, und hob an:

„Ich bin ein alter Knab', und als ich ein junger war, da haben Vielen von Euch die Zähne noch nicht weh gethan. Da ist Manches passirt, was Ihr nicht wisset, und habt's vielleicht nicht gehört. Wer von Euch hat von Philippjacob's Gretel gehört?"

Alle schwiegen, und als die Mädchen den Weibsnamen hörten, machten sie lange Hälse.

„Mach' uns auch nicht gar zu jung," sagte Veit. „Ich war dabei, wie sie ist — geköpft worden!"

„Ach du Gott!" riefen die Mädchen, und eine Gänsehaut überlief sie eiskalt. Sie steckten die Hände unter die Schürzen und schuckerten.

„Ja, ja," sagte der Schmiedjacob, „Du kannst's wissen, Cumpeer, und ich erinnere mich noch, daß Du sagtest: Jacöbchen, komm' mit in die Stadt, die Gretel wird geköpft! Ich mochte nicht. So was soll man nicht sehen!"

„Du hast Recht," rief Veit. „Jahrelang hat mir's vor Augen gestanden und alle meine Träume hatten damit zu thun, und ich wär' für einen Gulden nicht Abends vor die Thüre gegangen, bis ich confirmirt wurde; da hat mir der Pfarrer die Furcht genommen."

„Ach, erzählt doch!" bat das Kathrinchen.

„Nun," sagte der Schmiedjacob, „die Gretel war unseres Nachbars Kind, sein ältestes. Du, Veit, hast ja sein Haus gekauft, als er damals nach Polen zog; er war ein geschickter Wagner und ein braver Mann, und die Gretel war ein Mädchen wie Milch und Blut; flink und lustig wie Pulver. Bei dem Philippjacob ging's auch nicht in floribus; denn er hatte vier Kinder und seine

Frau trank lieber Kaffe, als Waſſer, und es waren damals zwei Wagner im Dorfe. Da war Einer zu viel. Die Leute hatten noch nicht ſo viel Fuhrwerk, wie heutzutage. Die Gretel war, wie geſagt, ſo hübſch, als nur irgend ein Mädchen im Dorfe. Das wär' gut geweſen; aber ſie wußte es, und das war nicht gut. Sie konnt' an keinem Spiegelchen vorbeigehen, und wenn's nur ſo groß war, wie ein Stadtweck (die ſind gewiß klein!), ohne daß ſie hineinſah. Und wenn ſie einen anblickte, ſo war's, als fragte ſie: „Haſt du ſchon ein hübſcheres Mädchen geſehen, als mich?“ Ihr größtes Herzeleid war, daß ſie ſich nicht putzen konnte, wie reichere Mädchen, und daß der Herr Schulmeiſter, der damals jung ins Dorf kam, und der Gemeindeförſter ſich nicht in ſie verlieben mochten, auch die jungen Burſche ſich nicht viel aus ihr machten, bis auf Einen, des Kuhhirten Samel, der ihr aber zu gering war, obwohl er ein gut Handwerk konnte. Er war Schuhmacher. Das Gretelchen wollte weiter hinaus. „Vater,“ ſagte ſie einmal, „ich hab' doch gar zu geringe Kleider. Guckt 'mal die Bärbel an, und die Ammi, und alle Mädchen im Dorfe; ſie haben viel ſchönere, als ich!“

„Sei ſtill!“ ſagte der, und ſah ſie dabei ärgerlich an. „Es wird mir ſchwer, das Brod zu verdienen, das Ihr eſſet. Ich kann Dir keine kaufen.“

„Die Gretel hatte darauf gerechnet, daß er ſo ſagen würde.

„Ei,“ meinte ſie, „das will ich auch nicht. Ich will mir ſie verdienen und mich zu Weihnachten in die Stadt verdingen, da krieg' ich Kleider und komme Euch aus dem Brod.“

„Meinetwegen!“ ſprach der Philippjacob, und das war jetzt genug; denn er war maulfaul. Jetzt tanzte mein gutes Gretelchen im Hauſe herum und ſang wie eine Lerche Morgens früh und wie eine Nachtigall Abends ſpät. Den guten, grundehrlichen Samel ſah ſie nicht mehr an, und man ſah's ihr an der Naſe an, daß ſie mit offenen Augen von den ſchönen Kleidern träumte und von dem Pläſir in der Stadt.

„Um Martini ging ſie in die Stadt zu einer Miethfrau, das heißt, wie Ihr wißt, zu ſo einer, die den Leuten die Mägde bringt und aufhängt, und das Maul von ihren Tugenden ſo voll nimmt, daß ſie ſie alle drin hat und die Herrſchaft bei den Mägden keine mehr davon findet. Sie verſprach ihr den halben Miethlohn, und nun trollt die mit ihr Gaſſ' aus, Gaſſ' ein, bis ſie endlich bei einem Geheimenrath, der gern Baronches ſpielte, einen Dienſt fand. Kriegt einen Reichsthaler Miethlohn und gibt der Miethfrau gleich davon fünf und vierzig Kreuzer und hüpft fröhlich heim. Sie war ſchon ordentlich ſtolz, daß ſie in einem ſo vornehmen Hauſe dienen ſollte. Zu Weihnachten zog ſie mit ihrer Kiſte — die aber ſo hohl klang und morbleicht war — hinein. Sie hätt' ſie auf dem Kopf tragen können; aber das war ihr zu gering. Da der Schulz grad hinein fuhr, ſtellt ſie ſie auf den Wagen, und als ſie ſie auf den Wagen hob, krächzte ſie, als ob die Kiſte ſo ſchwer wäre, und die's beſſer wußten, die lachten herzlich. Mein Vater ſagte damals: „Wenn's dem Eſel zu wohl iſt, geht er aufs Eis tanzen.“ Ich verſtand damals das Wort nicht.

„Alle Welt dauerte der gute Samel. Der war

lebendig todt. Er ſah ſo betrübt drein, als wär' ihm das größte Leid geſchehen. Er hatte immer Waſſer in den Augen und mied das luſtige junge Volk, weil's ihm ſo ſchwer um das Herz war. Er hatte die Gretel ſo von Herzen lieb, daß er am Heimweh nach ihr geſtorben wäre, wenn er ſie nicht hätte ſehen können. Er war ſo eine von den weichen, gutmüthigen Naturen, die kein ſchweres Leid ertragen können. Sie hatte ihn immer abgeſtoßen, und ſeine Seele hing doch an ihr, als könne ſie nie von ihr laſſen.

„Anfangs neckten ihn die Burſche. Als ſie aber ſahen, wie wehe ſie ihm damit thaten, ließen ſie ihn in Ruhe; denn ſie hatten ihn doch Alle lieb, weil er ſo treu und ehrlich war, und meinten, er verdiene eine Beſſere, als die Gretel, von der er wie behext ſei. Eines frühen Morgens war er fort. Er hatte ſein Felleiſen geſchnallt und war zu einem Meiſter in die Stadt, der quer dem Geheimenrath gegenüber ſaß, nämlich in der Miethe, und im zweiten Stock. Da genas der arme Samel wieder; denn er ſah ſeine liebe Gretel, aber ſie that, als ſähe ſie ihn nicht, und wenn ſie ihm begegnete, that ſie, als kennte ſie ihn nicht; denn ſie war ſtolz geworden, eine Stadtmamſell — und er nur ein Schuſter!

„In des Geheimeraths Hauſe waren mannshohe Spiegel und in dem Holzwerk konnte man ſich noch extra beſehen. Das war eine Pläſir für mein Gretelchen, die nun Gretchen hieß. Sie bekam einen hohen Lohn. Alle Tage waren Gäſte im Hauſe; da fielen die Trinkgelder in den Schooß Gretchen's, daß es klingelte. Alles gab neuen Staat, und ſchon nach zwei Monaten ſagten die

Schuhmachergesellen auf der Herberge: „Des Geheimeraths Gretchen auf der Marktgasse ist ein süßer Engel! aber wir sind ihr Alle zu schlecht. Dem „Zweierlei-Tuch“ ist sie aber nicht feind.

„Der Samel hörte das und es ging ihm durchs Herz, so gut es ihm auch that, daß sie das Gretchen auch so engelschön fanden wie er. Das mit dem „Zweierlei-Tuch“ verstand er nicht. Da fragt er einen guten Freund, einen Schwaben, der auch das Pulver nicht erdacht hatte und nicht Schuld war, daß der Hahn auf der Straßburger Münsteruhr wieder kräht, was das bedeute?

„Wäger,“ sagte der Schwab, „i glaub' wohl, se meine d'Soldate!“ Da ging dem armen Samel ein Licht auf!

„Der Geheimerath hatte einen Sohn, der war Lieutenant bei den rothen Husaren, der war schlank und groß und über den Hüften so dünn wie eine Wespe; hatte Beinchen wie ein spanisches Röhrchen zum Kleiderausklopfen, aber einen schwarzen Schnurrbart wie der Riese Goliath, und die Uniform stand ihm wie einer Puppe. Wenn der daher ritt mit dem prächtigen Tollman, dem blinkenden Säbel, dem wehenden Federbusch auf dem schönen Tschako, dann guckten sich alle Stadtmädchen die Augen weit und sagten: des Geheimeraths Fritz sei doch ganz grausam schön und müsse die Mädchen verzaubern, weil sie alle in ihn verliebt seien.

„Das wär' Alles gut gewesen; aber er war ein Mädchenjäger, ein liederlicher Finke, so eine windbeutelige Lieutenantsnatur. Der sah schon am ersten Tage, daß

versteckte, und fand dann richtig in einer Ecke einen Strumpf voll Thaler, der sorgfältig zugebunden war. Den leerte er und füllte ihn mit Steinen.

„Du siehst, Jacob, das Bübchen machte sich! Stehlen, die eigenen Eltern bestehlen! Himmel und Erde! Jacob, was könnte aus dem noch werden! Damit reichte er weit. Als die Mutter die Steine fand, fiel sie schier in Ohnmacht. Die Magd wurde fortgejagt, weil man sie in Verdacht hatte — aber an das liebe Früchtchen dachte sie nicht.

Solcher Stücklein müssen viele vorgekommen sein; allein mein Großvater erzählte nur Eins, wiewohl es auch damit hinlänglich genug ist, um zu wissen, wie die Pferde im Stalle standen.

Als er die Schule verließ, kam er in ein Handlungshaus.

Jetzt mußten sie ihm etwas Ordentliches aussetzen. Das reichte aber dem Lüftling nicht hin, und, da er Credit genug hatte, half er sich schon.

Damals starb sein Vater. Auf dem Todesbette besuchte ihn mein Großvater, und als er allein mit ihm war, brach er in helle Thränen aus und sagte: Ach, ich freue mich, daß mein Stündlein nahet. Ich hatte die Hölle auf Erden; aber ich verdiente sie an dem Engel, dem ich das Herz brach. Gott sei mir gnädig!

Seine Frau kam darüber und er schwieg, und wenige Stunden später war er eine Leiche.

Das Bübchen in Straßburg war ein Ausbund von Liederlichkeit geworden. Dort ist eine hohe Schule dafür!

Als es hieß: Schneider's Vater ist todt, da kamen die Gläubiger des jungen Herrn aus allen Ecken über die Mutter her. Sie mußte bezahlen, daß ihr die Augen übergingen, und das bekümmerte sie so, daß sie erkrankte und am Gallenfieber starb.

Jetzt kam der junge Schneider heim, und schnell hatte er die Tochter eines Mühlhäuser Fabrikanten geheirathet. Das war Eine, die hochfuhr! Da war Alles nicht recht. Erstlich räumte sie einmal die Ecken aus, und ließ die aufgespeicherten Pfänder versteigern. In Kisten und Kasten lag Geld, das die rothe Apel, wie die Alte im Flecken

es auf zwanzig Stunden kein ſchöneres Mädchen gab, als das Gretchen, und das Gretchen meinte: Nein, ſo einen bildſchönen jungen Herrn habe ſie doch noch nicht geſehen, und der habe Augen im Kopfe wie pures Feuer; ſähe ihr auch immer nach u. ſ. w.

„Und am Brunnen ſagte ſie zu ihrer Freundin: „Karolinchen, der Herr Lieutenant iſt ein galanter Herr, der auch weiß, was ſchön iſt!“

„So?“ ſagte das Karolinchen.

„Nun, was brauch' ich's zu verhehlen?“ flüſterte Gretchen. „Geſtern ſagte er zu mir: Gretchen, Du biſt die ſchönſte Roſe! und küßte mich; denk nur 'mal an!“

„Was die Karoline ſagte, weiß ich nicht; aber der arme Samel, der zugehört hatte, hörte auch, daß Gretchen lachend ſagte: „Beſſer Neider, als Mitleider!“ Und ihr Lachen war recht höhniſch dazu.

„Da konnte ſich der arme Samel nicht mehr halten, trat zu ihr und ſagte: „Ach, Gretchen, die ganze Stadt ſpricht ſchon davon. Du gehſt auf böſem Wege. Gretchen, Gretchen! denk' an Gott und bete: Führe mich nicht in Verſuchung! Der Lieutenant verführt Dich und Du wirſt elend!“

„Da hätt' Eins das Mäulchen hören ſollen! Sie nannte ihn: Pechvogel, Lump, Simpel, miſerablen Menſchen und Gott weiß was, daß der ging, als hätt' ihn ein Hund gebiſſen. Er weinte die ganze Nacht, und da des andern Tags Sonntag war, trieb ihn die Herzensangſt hierher zu dem Wagner Philippjacob und ſtellt's ihm vor, daß er warne das eitle Mädchen, weil allemal Hochmuth vor dem Falle komme.

„Der war ein ſtrenger, rechtſchaffener Mann, dem das, was der gute Samel ſagte, heiß zu Kopf ſtieg. Er macht ſich auf und geht Montags früh nach der Stadt.

„Was es da für ein Gewitter gab, könnt Ihr denken; aber nicht jeder Blitz ſchlägt ein.

„Das Gretchen ſchimpfte auf den ſchlechten Verläumder Samel, der ihr das Ueble nachrede, weil ſie ihn nicht leiden könne und er ihr überall nachlaufe u. ſ. w., und der Vater geht beruhigt fort. Der Herr Lieutenant

aber blieb, und der arme Samel konnte aus ſeinem Dachſtübchen nicht mehr ſehen, wie er dem Gretchen nachſchlich, ſchnallt ſein Felleiſen und geht in die weite Welt, weil ja Alles, was er verſuchte, nichts half. Vier Wochen ſpäter zog der Herr Huſarenlieutenant wieder in die Garniſon und zwei rothgeweinte Augen ſahen ihm nach, und — wurden nicht mehr trocken.

„Laßt mich über Allerlei weggehen, was die Leute redeten; nur das will ich Euch ſagen, daß Geheimeraths das Gretchen fortſchickten. Heim konnte ſie nicht gehen. Da ging ſie in die Garniſon zum Herrn Lieutenant, der ſie ja heirathen wollte; aber der jagte ſie mit der Reitpeitſche zur Thüre hinaus. Wie eine Verzweifelnde lauft das Gretchen zurück zur Stadt und findet endlich bei der Miethfrau, die ſie in Geheimeraths verdingt hatte, für ſchweres Geld eine Unterkunft. Da ſtrickt und näht ſie fürs Geld oder auch für ſich.

„Als ſie aber endlich eines Knäbleins genas, mußte ſie fort aus der Stadt, wo man ſie nicht duldete; mußte heim, hier ins Dorf. Ihren Eltern, den Dorfleuten ſollte ſie unter die Augen treten mit ihrer Schande! Wie konnte ſie das?

„Aber es blieb nichts Anderes übrig, und da die Mittel zu Ende gingen, die ſie ſich erſpart, und ſie nun nicht mehr ſo viel arbeiten konnte, als ſie es früher vermocht, blieb auch der Verdienſt aus; machte ſie ſich daher mit dem blutenden, verzweifelnden Herzen auf, läßt ihre Kiſte und ihre Kleider im Verſatze für die Hausmiethe und wandert mit ihrem Kindlein zum Thore hinaus. Was erwartete ſie hier im Dorfe?

„Ach, du Gott! Ihr Vater raſete; ihre Mutter weinte ſich ſchier blind. Einige dauerten ſie; Andere ſagten: Hochmuth kommt vor dem Falle! Noch Andere: Sie hat's an dem armen, guten Samel verdient! Noch Andere waren noch härter.

„Sie wußte das Alles ganz genau; allein ſie mußte fort aus der Stadt, ſonſt wurde ſie mit Schandarmen auf dem Schub heimgebracht, das wäre noch ſchlimmer geweſen.

„Wie's in ihrem Herzen ausgeſehen? Ja, ja! Der Friede war adje! und die Qual der Hölle war hineingezogen. Entehrt war ſie vor der Welt. Sie wußte, wie man im Dorfe dachte; wußte, daß ſie zu den Mädchen nicht kommen, mit ehrbaren Frauen nicht umgehen durfte; daß ſie in der Kirche in den Stuhl gehen mußte, der

für Weibsleute ihres Gelichters beſtimmt war. Und im Vaterhaus? O, da wußte ſie ja auch, was es gab. Zu ſpät hatte ſie verſtändigen Gedanken Raum gegeben, und manchmal trat der verſchmähte Samel vor ihre Seele, der ſie gewarnt, voll treuer Liebe gewarnt hatte, wie ein guter Geiſt.

„Manchmal ſah und hörte ſie nichts, ſo waren ihre Gedanken verworren und irre. Sie ging und wußte nicht wohin. Den Weg hatte ſie längſt verloren, der zum Dorfe führte.

„Da rauſchte auf einmal neben ihr das Waſſer. Es war der Main. Die Sonne brannte ſo heiß. Sie war ſo müde, daß ſie ſich in die Weiden am Ufer legte und mit ihrem Kind einſchlief.

„Da gab ihr der Teufel einen Traum ein (ſie hat das nachher Alles vor Gericht erzählt), der ſo war: Sie ſei wieder in die Stadt gekommen und wieder in Dienſt getreten und ſei Alles gut geweſen, und als ſie ſich nach ihrem Kindlein umgeſchaut, da hab' es im Main gelegen und ſei todt geweſen.

„Als ſie erwachte, ſchauderte ſie zuſammen vor dem Traum; aber das war ſo ein Gedanke, dem ſie gewiß ſchon im Wachen Raum in ihrer Seele gegeben hatte. Sie ſah das ſchöne Kind an. Es lächelte. — Sie drückte es an ihre Bruſt; aber, aber — die ganze Laſt ihres Schickſals fiel auf ihr Herz. Ihre Angſt ſtieg. Ihre Gedanken verwirrten ſich wieder und der Main rauſchte, als wolle er zu ihr ſagen: Komm' nur, ich begrabe deine Schande!

„Schon war ſie dran, es auszuführen, wie ſie es geträumt, da ſiegte noch einmal die Mutterliebe. — Eine Viertelſtunde ſpäter — hatte der Main das ſchöne Kindlein verſchlungen. Was mit ihr vorging, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ſie nach zwei Tagen wieder fröhlich zur Miethfrau in die Stadt kam und ihr erzählte, ſie habe ihr Kind für die Hälfte ihres Magdlohnes bei einer Bauersfrau untergebracht. Nun wolle ſie wieder dienen.

„Das ging auch ganz gut. Sie bezahlte die Miethfrau für den Hauszins, bekam ihre Kleider wieder und Alles war gut. Kein Menſch dachte, daß da etwas Unrechtes wäre; denn das Gretchen blühte wieder wie eine Roſe, putzte ſich wieder wie ein Pfau, girrte wieder am Brunnen wie ein Täubchen, und ließ die

Augen wieder spazieren gehen nach Handwerksburschen. Gefiel ihr besonders ein Schneider und sie ihm auch, der ein braver, gesitteter Mensch war, aber wie behext von dem Mädel, daß er ihrer Schande vergessen und sie heirathen wollte.

„Eines Sonntags war Kirchmeß in seinem Dorfe, das lag etwa zwei Stunden von der Stadt am Main, und sein Vater war ein Fischer, ein armer Schelm dazu, der eine zweite Frau genommen und mit ihr noch ein kleines Kindchen hatte, das dazumal etwas über zehn Wochen alt war. Den wollte der Sohn mit seinem Gretchen besuchen und war Niemand fröhlicher, als die Zwei, zumal Gretchen schon vor einem halben oder drei Vierteljahren ihm gesagt hatte, ihr Kind sei am blauen Husten gestorben.

„Als sie an den Main kamen, wollte Gretchen um aller Welt willen nicht über die Uferwiesen hingehen, wo die Weiden standen, und doch war der Weg weit um und erstaunlich staubig.

„Half aber Alles nichts; er mußte mit ihr im Wege bleiben. Der gute Schneider dachte nichts Arges.

„Es war schon Mittag, als sie ins Dorf kamen, und des Fischers Familie saß schon bei den gebackenen Mainfischen.

„Nun setzten sie sich gleich an, aber das Gretchen hätte um Alles keine Mainfische gegessen. Sie schauderte davor, und die Fischerin backte ihr noch einen Pfannkuchen extra.

„So fröhlich auch Gretchen früher gewesen, so traurig wurde sie jetzt.

„Ihr mögt wohl denken, warum! Beim Anblicke der Mainweiden und beim Hören des Rauschens des Flusses wurde das Gewissen wach. Als sie vollends die Mainfische sah, wurd's ihr grün und gelb vor den Augen; denn sie dachte, die hätten von dem zarten Leibe ihres gemordeten Kindleins gegessen.

„Nach dem Essen nahm die Mutter ihr Kind aus der Wiege und wollte es der künftigen Schwiegertochter doch auch einmal zeigen; denn die hatte noch nicht einmal darnach gesehen, und das krippte der Frau im Herzen.

„Als Gretchen das Kind sah, wurde sie bleich wie der Tod; die Lippen wurden blau und sie sank in den Stuhl zurück und war steif ohnmächtig.

„Mit Essig brachten sie sie wieder zu sich.

„Was ist Ihr denn?" fragten die Mutter und ihr Stiefsohn besorgt, als sie wieder zu sich kam.

„Freilich hatte der Schneider es so seinen Eltern ausgelegt, daß Gretchen, der ihr Kind kürzlich gestorben sei, wohl von dem Anblicke müsse erschüttert sein; aber seinem Vater lag etwas Anderes im Gemüthe.

„Vor mehr denn einem Jahre hatte er gefischt und bekam im Netze statt eines Fisches ein todtes Kind. Es war gar gut angethan, und als er's dem Bürgermeister überbracht, das Protocoll aufgenommen und der Doctor seine Meinung gesagt, daß es wohl müßte ersäuft sein, da hatte der Fischer gesagt: Herr Bürgermeister, meine Frau braucht bald wieder Kindszeug, und Ihr wißt, wie arm ich bin. Gebt mir des Kindes Kleidchen! Dem Bürgermeister war's schon recht. Der Fischer zog dem armen Würmchen

die guten Kleiderchen aus und das schöne Hemdchen, und that ihm alte Lumpen an, und darauf wurd's begraben.

„Gerade diese Kleiderchen hatte nun des Fischers Kind zum Staat am Kirmeßfest an.

„Dacht' er bei sich: Wer weiß! Der liebe Gott hat wunderbare Wege, wie er die Uebelthaten an den Tag bringt. Sollt's die Mutter des ermordeten Kindes sein?

„Er setzt sich stille hin und Gretchen macht nun gar viele Worte, woher ihre Ohnmacht komme; schob's auf die Ermüdung, die große Hitze, den weiten Weg und endlich darauf, daß sie Wasser in die Hitze getrunken. Je mehr Worte sie machte, und jemehr sie sich bemühte wieder fröhlich zu scheinen, deste verdächtiger kommt dem Fischer die Geschichte vor.

„Wie gefällt Ihr das Kleidchen des Kindes? sagte er darauf zu Gretchen und sieht sie an dabei, als wolle er ihr in das Herz schauen. Sie nimmt alle ihre Kraft zusammen und sagt: „Es ist hübsch!" aber ihre Stimme kann doch das Zittern nicht verhehlen. „Da bin ich kuries dazu gekommen," fährt er fort. „Vor einem Jahre hab' ich einmal gefischt und bekam statt eines Fisches ein prächtig Bübchen, das wohl die unnatürliche Mutter, die Rabenmutter, in den Main geworfen hatte."

„Rabenmutter! Rabenmutter!" rief da Gretchen mit einer Stimme, die Mark und Bein durchdrang, und raufte ihr schönes Haar. „Ich bin's! Es war mein Kind, ich hab's in den Main geworfen. Führt mich ans Amt, daß ich meine Strafe leide!"

„Kaltes Entſetzen durchrieſelte die Leute; aber es war ſo. Sie eilten, die Gerichtsperſonen zu holen, und ſie bekannte Alles.

„Darauf iſt ihr denn der Proceß gemacht und iſt öffentlich geköpft worden. Der Leib wurde aufs Rad geflochten und die Raben haben ihn verzehrt.“

Der Schmiedjacob ſchwieg, und es war lange todtſtille in der Stube.

„Das iſt ein Spiegel für die, die ſich in die Stadt verdingen,“ ſagte er darauf.

hieß, versteckt hatte. Es zeigte sich, daß ein ungeheurer Reichthum da war.

Hier im Flecken zu wohnen; hier ihr junges Leben zu vertrauern, war nicht die Meinung der jungen Frau, und dem jungen Schneider gefiel's in Straßburg auch besser, aber das Haus zu verkaufen, ging ihm doch ans Herz. Er vermiethete es an einen Kleinkrämer von Gebsweiler, der hierher zog und das Geschäft übernahm; er aber zog nach Straßburg und trieb dort — Nichts — als durchbringen und flott leben. —

Er konnte ja von seinen Zinsen leben!

Da wurde denn nun, wie man in der Stadt sagt, ein großes Haus gemacht. Kutsch' und Pferde, Bedienten, die silberne Borden an Rock und Hut trugen, wurden angeschafft. Alle Tage war Besuch da. Der Herr vom Hause blieb nicht zu Hause, und die Frau folgte des Mannes Beispiel. Man erzählte schreckliche Geschichten, welch' ein Leben die Leute führten!

— Daß unter solchen Umständen das Geldchen nicht wuchs, ist begreiflich. Der Mann führte eine eigene Wirthschaft, und die Frau auch, und die Offiziere umgaben sie, wo sie sich sehen ließ, und wo sie nicht war, da ging's sicher nicht vornehm genug zu.

Mit Schrecken gewahrten die lieben Eheleute, die fünf Kinderchen hatten, daß sie im Zeitraume von sechs Jahren schon fast auf dem Boden ihres Geldsackes waren. Jetzt aber zurückgeben, nein, das ging nicht.

Herr Schneider kam einmal in den Flecken, kassirte Gelder ein und verkaufte dem Krämer das Haus.

Die Summe war verwunderlich klein; aber da sie der Krämer baar erlegte, so nahm er sie gerne.

Noch eine Reihe von Jahren ging's, dann zogen sie zu ihrem Vater nach Mühlhausen, der aber schon zweimal Bankrutt gemacht hatte. Sie mußten sich nun einschränken; aber das that wehe und ging schwer. Besonders konnte die Frau das schöne Leben in Straßburg gar nicht vergessen. Schneider hatte seine Gesundheit zerstört. Er bekam die Auszehrung und starb; aber mit seinem Tode brach auch das bis jetzt künstlich erhaltene Gebäude des Credits zusammen. Schulden fanden sich, daß Einem

Kathrinchen fragte: „Was wurde denn aus des Kuhhirten Samel?“

„O,“ sagte darauf der Schmiedjacob, „der ist von seiner Lieb' schnell geheilt worden, hat in Aschaffenburg ein braves Mädchen geheirathet und ist ein behaltener Mann. Ob er noch lebt, weiß ich nicht. Des Gretchen's Vater hat die Schmach nicht ertragen können und wanderte daher nach Polen aus. Es soll ihm gut gegangen sein, wie man hörte.“

„Und der Lieutenant?“ fragte Philipp seinen Vater.

„Er ist Rittmeister geworden!“ antwortete der Alte.

„Ha!“ rief Philipp und schüttelte sich. „Ich möchte nicht mit ihm tauschen, weder hier auf Erden, noch dort!“

XIII.

Ein Dienerſpiegel.

Aus der Schule her wiſſet Ihr's, liebe Spinnſtubengenoſſen, ſagte der alte Schmiedjacob, als er Abends wieder im Kreiſe ſeiner Nachbarn, Freunde und Kinder ſaß, welch ein entſetzliches Geſchick es iſt, ein Sclave zu ſein; denn damals lerntet Ihr ſchon den frommen Joſeph beklagen, den die böſen Brüder wie eine Waare an die Iſraeliten, und die ihn wieder in Aegypten an Potiphar verkauften. Wie das Joſeph geſchah, ſo geſchieht's ſeit Jahrhunderten, daß man in Afrika die armen Schwarzen, die Neger, wie man ſie heißt, von dem Herzen der Gatten, Eltern und Kinder reißt, ſie unbarmherzig in Schiffe packt und nach Amerika führt. Dort werden ſie verkauft und müſſen die ſchwerſten Arbeiten thun unter ſengender Hitze, oft bei ſchmaler Koſt und meiſt unbarmherzig angetrieben von der Peitſche unbarmherziger Sclavenvögte und Aufſeher, daß man meint, ſie wären weniger, als das liebe Vieh, und ſind doch Menſchen, wie wir auch, und Gott will, daß ihnen geholfen werde, wie uns.

Auf der amerikaniſchen Inſel Guadeloupe wohnte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gar reicher und vornehmer Franzoſe. Er hieß Montaubry und war ein Baron. Seine Reichthümer überſtiegen alle Vorſtellung und beſtanden in großen Landgütern in Frankreich und in Pflanzungen auf der Inſel Guadeloupe. Dort wohnte er, weil er die reiche Erbin eines franzöſiſchen Pflanzers geheirathet hatte, die die Inſel nicht gerne verlaſſen mochte. Es fehlte zu Montaubry's Glücke nichts; denn er hatte zwei liebliche Kinder und lebte mit ſeiner ſanften Frau gar glücklich. Er verdiente es aber auch; denn er war ein durchaus braver und gegen ſeine vielen Sclaven ſehr milder und menſchlicher Herr. Wenn andere Pflanzer ſie mit rohen Mißhandlungen zur Arbeit antrieben, ſo geſchah das bei ihm nicht nur nicht, ſondern ſeine Freundlichkeit und Milde bewirkte mehr, als dort die herbe Strenge. Ich wollte es keinem Sclavenaufſeher gerathen haben, eine Peitſche zu halten. Montaubry würde ihn auf der Stelle fortgejagt haben. Dafür liebten ihn denn auch die Neger wie einen Vater, und es gingen ihm keine durch, um ſich dem Dienſte zu entziehen, wie das Anderen geſchah. Dieſe entflohenen Neger bildeten Räuberbanden im Innern der undurchdringlichen Wälder der Inſel und fielen von da in die Beſitzungen der Pflanzer, zerſtörten, raubten, mordeten; aber Montaubry ließen ſie ſagen: er brauche keine Riegel an ſeiner Thüre; er könne dreiſt in die Wälder kommen. Er und die Seinigen ſeien geheiligte Perſonen für ſie, weil ſie menſchlich gegen die Neger ſeien.

So lange Montaubry's Kinder klein waren, war kein

Bedürfniß, nach Frankreich zu gehen; als ſie aber heranwuchſen, legte ihre Erziehung und Bildung ihm den Wunſch nahe, nach Frankreich zurückzukehren, um eben alles das für die Bildung derſelben anzuwenden, was Paris in ſo reichem Maaße bietet. Seine Gattin dachte nur mit Widerwillen an dies Ereigniß. In ihrem Gemüthe lag eine Furcht vor Frankreich, welche Montaubry ihr vergeblich auszureden ſuchte. Es war eine bange Ahnung künftigen Unglückes, wie ſie manche zarte Seelen wohl empfinden können. Sie ſah indeſſen, daß ihres Mannes ganze Seele an dieſer Rückkehr hing, und als gute Frau, als treue Mutter gab ſie nach. So wurde denn Alles bereitet zur Heimkehr ins Vaterland, von ſeiner Seite mit großer Freude, von der ihrigen mit bangen Ahnungen und Sorgen und vielen heimlich vergoſſenen Thränen.

Eines Abends gingen Montaubry und ſeine Frau, von einem ſpäten Spaziergange heimkehrend, durch die Gaſſe der kleinen Negerhäuschen. Ueberall war's ſtille. Nur in einer der äußerſten Wohnungen hörte man, da ſie ſehr leicht, nur aus Bambusrohr erbaut ſind, ein Geſpräch.

„Wer wohnt hier?“ fragte Frau von Montaubry ihren Mann, und dieſer antwortete darauf:

„Der junge Leon und ſeine Frau.“

„Ich kenne ihn,“ ſagte ſie. „Es iſt ja der, den Du vor ſieben Jahren kaufteſt, als er krank und elend war und ihn Niemand kaufen, der ſchändliche Sclavenhändler aber ihn lieber dem Hungertode preisgeben, als wieder in ſein Schiff nehmen wollte.“

Montaubry bejahte und ſagte: „Er hatte damals die

verheerenden Pocken und wäre dem schrecklichsten Tode verfallen, wenn ich ihn nicht genommen hätte, auf die Gefahr hin, die Krankheit auf alle meine Sclaven überzutragen. Es gelang mit Gottes Beistand meiner Vorsicht und der sorgsamen Pflege seiner jetzigen Frau, ihn zu retten, und die Krankheit breitete sich, Gottlob! auch nicht weiter aus."

„Er hat Dir's auch schon durch seine treue Anhänglichkeit gelohnt, was Du für ihn thatst," sagte die junge Frau.

„Laß uns doch einmal horchen, was sie reden," sprach Montaubry zu seiner Frau und trat nahe an das kleine Fenster des Häuschens.

Der Neger Leon sagte zu seiner Frau: „Möge Gott unsern guten Herrn beschützen!"

„Ach," ſagte die Frau, „ich fürchte, unſere beſte Zeit iſt nun herum; iſt der Herr fort, ſo herrſchen die Aufſeher und Verwalter, und die werden's machen, wie die auf anderen Pflanzungen auch."

„Ach, Du magſt Recht haben, Betty," ſagte Leon. „Wollte Gott, ſie nähmen uns mit nach Frankreich."

„Dann wären wir ja frei," ſagte die Frau.

„O, ich will nicht frei werden," rief Leon, „wenn ich dadurch von dem guten Herrn käme."

Montaubry ſah bewegt ſeine Gattin an und drückte ihre Hand. „Iſt das nicht ein reicher Lohn dafür, daß ich thue, was ich als Menſch und Chriſt zu thun ſchuldig bin? — Iſt es Dir recht, ſo nehmen wir Leon und Betty mit nach Frankreich?"

Sie nickte, und die Thränen, die in ihren Augen ſtanden, waren der Beweis, wie tief ſie das empfunden hatte, was hier zwei dankbare Seelen ausgeſprochen hatten.

Den ganzen übrigen Theil des Abends beſprachen Beide die Sorge für ihre Neger während ihrer Abweſenheit.

Am andern Tage beſuchte ſie ein Verwandter, auch einer jener ſeltenen Pflanzer, die ihre Neger menſchlich behandelten und darum geſegnet und geliebt waren. Er hatte gehört, daß Montaubry nach Frankreich zurückkehren wolle, und kam, ihm den Vorſchlag zu machen, ſeine Pflanzungen ihm abzukaufen. Montaubry ergriff den Gedanken mit Feuer. Der Wunſch lag längſt in ſeiner Seele; aber weil er glaubte, er thue ſeiner Frau wehe damit, behielt er ihn für ſich. Jetzt, wo ein Antrag ihm gemacht wurde, der mit ſeinen Wünſchen ſo ſehr übereinſtimmte, konnte er ſich nicht halten. Er zeigte ſeine freudige

Uebereinſtimmung mit dieſem Antrage ſo deutlich, daß die gute Frau, die freilich auch das Geſchick ihrer armen Neger auf ihrem Herzen trug, nicht weiter entgegenreden mochte, zumal ſie wußte, daß ſie ihres Mannes liebſte Gedanken dadurch erfüllte. Der Kauf wurde richtig und der Verwandte übernahm Alles, außer Leon und Betty, welche ihre alte, geliebte Herrſchaft nach Europa begleiten ſollten.

Obwohl die Nachricht auf der Pflanzung allgemeine Trauer hervorbrachte, ſo wurden denn doch die Herzen wieder leichter, als ſie vernahmen, an wen die Pflanzung verkauft worden ſei, da denn doch ihr Schickſal eben ſo geſichert war, wie bei Herrn von Montaubry ſelber.

Der Tag der Abreiſe war ein Tag tiefen Leidens für die Neger. Montaubry beſchenkte die Meiſten reichlich und Alle küßten ſeine Hände und ſegneten ihn.

Niemand war glücklicher als Leon und Betty. Er verſah bei ſeinem Herrn den Dienſt als Kammerdiener, ſie bei den Kindern den eines Wartemädchens.

Die Seereiſe war glücklich. Wie ſollte ſie nicht! War doch vielleicht nie für die Reiſe eines Pflanzers nach Europa inniger Segen und Glück von dem Himmel erfleht worden, als für Montaubry. Gott erhörte dieſe Gebete und führte ihn glücklich mit den Seinen an die Küſte von Frankreich.

An ſeinen Gütern fand er viel zu verbeſſern. Seine Unterthanen waren verwildert und ſittenlos. Er ſtiftete Schulen für ihre Kinder, berief würdige Geiſtliche in ſeine Dörfer; baute hier und da neue Kirchen. Belohnte die Beſſeren und ſuchte die Entarteten wieder auf den Weg des Guten zurückzuführen. Krankenhäuſer errichtete er für

die Leidenden, und für Alte und Arbeitsunfähige richtete er Verſorgungshäuſer ein; aber dennoch fand der edle Mann die Anerkennung und Dankbarkeit nicht, welche er auf Guadeloupe bei ſeinen Negern gefunden hatte.

Das ſchmerzte Leon tief, und oft ſprach ſich der Schwarze unwillig darüber aus.

Montaubry verließ ſeine Güter nach einigen Jahren und ging nach Paris.

Die Umwälzung aller Verhältniſſe in Frankreich war ſchon ausgebrochen, ja, im vollen Gange, als Montaubry mit ſeiner Familie nach Paris zog. Er war ein Anhänger des Königs Ludwig des Sechzehnten von ganzem treuem Herzen. Das aber war damals in den Augen der Revolutionsmänner ein Verbrechen. Ihm, wie ſo vielen ſeiner Freunde, ſchien es unmöglich, daß dieſe Menſchen in ihrer Wildheit und Rohheit ſich ſo weit vergeſſen könnten, Hand an den König zu legen; als aber dieß dennoch geſchah und nun alle Bande der Ordnung und des Rechtes gelöſt waren; als Niemand mehr ſicher war, der Vermögen und Anſehen beſaß, da mußte auch Montaubry fliehen, wenn ſein Haupt, wie das ſo vieler Hunderte, nicht durch den Scharfrichter fallen ſollte. Aber die Flucht war gefährlich. Da war es Leon, der mit erfinderiſcher Schlauheit Mittel und Wege fand, ſeinen Herrn glücklich über die Grenze zu bringen. Er kehrte nach Paris zurück und ſagte zu Frau Montaubry: „Werden Sie nicht irre an mir; Sie und Ihr Vermögen zu retten, muß ich die Jacobinermütze aufſetzen und ein Revolutionsmann werden, wie nur einer.“ Sie vertraute ihm.

Sein erſtes Geſchäft war, in einer entlegenen Vorſtadt ein ärmliches Stübchen zu miethen. Frau Montaubry gab er für ſeine Frau und Betty für ſeine Schweſter aus. So brachte er ſie dorthin, ohne das Jemand ahnete, daß er nur das Alles vorgebe. Darauf nahm er von ſeiner Herrin bedeutende Summen und eilte in die Normandie, eine Provinz Frankreichs, wo ſeines Herrn Güter lagen. In allen Stücken ſchloß er ſich den wildeſten Revolutionsmännern an, die beſonders Gefallen an ihrem ſchwarzen Spießgeſellen fanden. Die Güter Montaubry's, welche als die eines Landflüchtigen eingezogen worden waren, ſollten verſteigert werden. Leon war zu eifrig und brachte den bedeutendſten Theil derſelben an ſich. Jetzt erkannte man ihn als den Diener des Herrn von Montaubry, und ſchöpfte Verdacht, als ſtelle er ſich nur als Freund der Revolution, um die Güter ſeinem Herrn zu erhalten. So wenig aber eine ſolche Treue in jener treuloſen Zeit und unter Menſchen, die die Treue als Wahnſinn verhöhnten und jeder Dankbarkeit längſt entſagt hatten, Glauben zu finden ſchien, der Verdacht gegen Leon war da, und das reichte hin, ihn gefangen zu nehmen. Die bedeutenden Summen, welche er bei ſich führte, beſtärkten den Verdacht, und man ſandte ihn nun mit einem Transporte Gefangener nach Paris, um dort gerichtet oder — was damals eben ſo viel hieß — geköpft zu werden.

Leon's Lage war entſetzlich. Das Geld hatte man ihm abgenommen, es war unrettbar verloren. Die Güter hatten andere Leute an ſich gebracht. Jede Hoffnung, ſie ſeinem theuern Herrn zu erhalten, war für immer dahin. Dachte er in dieſer Zeit allgemeiner Zerrüttung an Frau

von Montaubry, und Betty, die Beide mit den Kindern nun rathlos und ohne Beiſtand waren, ſo wollte ihm das Herz brechen. Sein eigenes Schickſal fügte ihn weniger an. Beide Frauen hatten zwar noch eine bedeutende Summe Geldes; aber wie lange konnte ſich das Alles noch hinaus ziehen, bis ein geſetzlicher Zuſtand zurückkehrte? Wer verſorgte ſie dann? Wer ſchützte ſie vor Mangel, wenn ihr Geld aufgezehrt war?

Mit dieſen Gedanken in der Seele wanderte der treue Leon dahin die kothige Landſtraße. Sein Schmerz, ſeine Niedergeſchlagenheit war ſehr groß; aber in ſeiner Seele lag ein Troſt, den Viele ſeiner Leidensgenoſſen nicht hatten, er konnte beten, weil ein frommer Glaube in ihm lebte. So betete er denn aus voller Seele, Gott möge ihm gute Gedanken in die Seele geben, wie er für die Verlaſſenen wirken könne, und ihn erhalten, daß er ihre Stütze bliebe.

Der Abend ſenkte ſich bei trübem Himmel ſchnell auf die Erde herab. Vor dem Truppe Gefangener, den viele Soldaten begleiteten, lag ein großer Wald. Jenſeit deſſelben war der Ort, wo ſie übernachten ſollten.

Leon erwog die Umſtände. Seine ſchwarze Farbe begünſtigte ſeine Flucht, wenn er die Kleidungsſtücke, welche hellere Farben hatten, von ſich werfen konnte, ohne daß es bemerkt wurde. Von heller Farbe war nur ſein Rock und ſeine rothe Freiheitsmütze. Letztere warf er unbemerkt ab. Ebenſo gelang es ihm, da er auf der Seite ging, ſeinen Rock abzuwerfen; denn der ihm zunächſt gehende Soldat trat zu ſeinem Vordermanne, um etwas mit ihm zu reden. Jeder der Unglücklichen, die hier ihrem Tode entgegen geführt wurden, war mit ſich ſelbſt genug

die Haare zu Berge ſtanden. Der Frau wurde Alles genommen, und, daß ich es kurz mache, als ihr Vater geſtorben war, und ihre Schönheit vergangen, da kränkelte ſie, und im Hoſpitale zu Straßburg iſt ſie elendiglich geſtorben. Was aus den Kindern wurde, weiß ich nicht."

Der alte Mann ſchwieg und ſah ſtill vor ſich hin, und ich geſtehe gerne, daß das, was er erzählt, mir auch zu denken genug gab.

„Jacob," hob er dann wieder an, „das Wort Gottes lügt nicht. Unrecht Gut gedeihet nicht, ſagt es, und das iſt ein Wort, das ſich durch alle Zeiten warnend hindurch zieht. Das Sprüchwort iſt eben ſo gewichtig, das ſagt: Ein unrechter Kreuzer frißt Hundert gerechte. O, der Herr iſt ein ſtarker und eifriger Gott! der die Miſſethat der Väter heimſucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied derer, die ihn haſſen, und thuet Barmherzigkeit an vielen Tauſenden, die ihn lieben und ſeine Gebote halten. Es war Sündengeld, Fluchgeld, Jacob! Es hingen die Thränen der Wittwen und Waiſen daran, und der blut'ge Schweiß der darbenden Armuth. Das hat keinen Segen und bringt keinen Segen. Und wenn noch gar ein Sündenleben in Ehebruch und Schanden dazu kommt, wie in dem Falle, den ich dir erzählt, dann muß der Herr kommen mit ſeinem Strafgericht, und muß die Verworfenen treffen, daß ſie ein Exempel werden für andere, die in ähnliche Stricke gerathen könnten.

Es iſt eine entſetzliche Sache, fuhr er fort, daß die da reich werden wollen in Stricke des Verderbens fallen! Sieh', das ſchöne, gute Kätherle wurde hingeopfert von dem Schneider, weil der Reichthum ihn verlockte. Das Strafgericht traf ihn. Er war arm in ſeinem Reichthum, elend in ſeinem Glücke. Sein Leben verpeſtete das teufliſche Weib, und ſein Gewiſſen hatte keinen Frieden, und konnte ihn nicht haben. Was war's? Seelenverkäuferei an den Teufel des Geldes! Glaub' mir's, das trifft immer wieder ein, wie auch die Zeiten wechſeln, und ob's unter vornehmen oder geringen Leuten iſt, das bleibt ſich gleich. Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn, und der Schlag iſt um ſo härter, als er allemal in das Gewiſſen mitten hinein trifft! Das Sündengeld kriegt allemal ſchnell Flügel.

beſchäftigt, um ſeine Gedanken nicht durch das ablenken zu laſſen, was neben ihm vorging.

Leon nahm einen günſtigen Augenblick wahr und ſprang mit der ihm eigenen Gewandtheit und Beweglichkeit zur Seite und trat hinter einen Baumſtamm. Niemand bemerkte es in der Dunkelheit. Eng an den Baumſtamm gedrückt, ſtand er, bis der Zug vorüber war, dann floh er mit Windeseile in den Wald hinein, ſo lange ihn ſeine Beine trugen. Um aber dann vor jeder Nachſtellung ſicher zu ſein, kletterte er bis in den äußerſten Gipfel eines Baums und legte ſich dort, durch eine Gabel begünſtigt, ruhig hin.

Das Gefährliche ſeiner Lage war gewiß groß. Ueberfiel ihn nur eine Anwandlung des Schlafes, ſo ſtürzte er herab. Mit aller Anſtrengung mußte er alſo den Schlaf fern zu halten ſuchen. Alles war ſtill in dem Walde. Nur krächzende Eulen ſchwirrten über ihn hin oder um ihn herum.

Allein nur wenige Stunden dauerte dieſe Stille; dann wurde der ganze Wald lebendig.

Seine Flucht wurde nämlich nicht eher bemerkt, als bis man im Städtchen angekommen, die Gefangenen zählte. Der Offizier, welcher die Wache der Gefangenen befehligte, bot, nachdem er ſeine übrigen Gefangenen ſicher verwahrt hatte, die ganze Gemeinde auf, den entwichenen Schwarzen zu ſuchen. Mit Fackeln durchſuchten ſie den Wald mehrmals nach allen Richtungen; allein ſie fanden ihn nicht und zogen endlich ab.

Leon hatte eine Todesangſt überſtanden; was ihm aber große Angſt machte, war der Umſtand, daß, nach der

ſchnellen Rückkehr der ſuchenden Leute zu urtheilen, der Wald nicht groß ſein konnte. Doch ſein Troſt blieb der andere Umſtand, daß das Korn, überhaupt die Früchte noch auf dem Halme ſtanden. Sicherheit bot ſich ihm hier auf der einen, Nahrung auf der andern Seite und, Gott vertrauend, blickte er in die nahe Zukunft, wie dunkel ſie auch erſcheinen mochte.

Mit größter Ruhe hielt er ſich noch mehrere Stunden auf ſeinem gefährlichen Lager, dann glitt er ſtill an dem Stamme hinab und horchte auf das Rauſchen der Seine, an deren rechtem Ufer ihr Weg ſie bis zu dem Walde geführt hatte. Deutlich vernahm er es in der Stille der Nacht und konnte nun die entgegengeſetzte Richtung einſchlagen. Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Sein Licht fiel zitternd durch das Laub der hohen Bäume, leuchtete ihm aber doch genug, nach kurzem Laufe das Freie zu gewinnen.

In, wie es ihm ſchien, unüberſehbare Ferne zogen ſich wogende Fruchtfluren. Die Nacht war lau und ſeine Ermüdung ließ ſich mit jedem Augenblicke mehr fühlen. Nachdem er ungefähr eine Stunde gewandert war und einen Pachthof hatte links liegen laſſen, erſpähte er eine Grenzfurche, ſuchte, ſo viel als möglich, ohne viele Halme zu knicken, ſich tief in das Getraide hineinzuſchaffen, und legte ſich dann ruhig zur Erde nieder. Bald ſchlief er, Alles vergeſſend, ein.

Leon kam jetzt die ungemeine Biegſamkeit, Gewandtheit und Ausdauer zu Statten, welche beſondere Eigenheiten des Negerleibes ſind, aber auch die Abhärtung, welche er als Sclave gewonnen hatte.

Als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand und ſengende Strahlen herabſandte, erwachte Leon.

Er hörte nicht weit von ſich Menſchenſtimmen. Ein Weg mußte nicht weit von ſeinem Lager vorüber führen. Die Wanderer waren Aufkäufer von Lebensmitteln, welche ihre Vorräthe nach Paris trugen. Aus ihren Reden konnte er entnehmen, daß er noch achtzehn bis zwanzig Stunden nach Paris hatte.

Leon erwog, daß ſein Verſteck nicht ſicher ſei. Kam Jemand mit einem Hunde vorüber, ſo konnte ihn nichts vor der Entdeckung ſchützen; allein jetzt, wo das Feld von Menſchen belebt war, durfte er es nicht wagen, ſeinen Aufenthaltsort zu verändern. Ruhig blieb er daher liegen und ſtillte ſeinen Hunger mit den halbreifen Körnern der Aehren. Erſt als die Mittagsglocke eines entfernten Dorfes geläutet hatte, hielt er ſich ſicher genug, weiter auf Händen und Füßen in die Fruchtfelder hinein zu kriechen, da der franzöſiſche Bauer nach Tiſch der Ruhe pflegt.

Es war ein Glück für ihn, der an brennendem Durſte litt, daß er das Neſt eines Feldhuhns mit vielen friſchen und geſunden Eiern fand, die er auch ſogleich austrank. Bedeutend erquickt kroch er nun weiter und blieb dann ruhig in einem Waizenfelde liegen, wo er bald wieder einſchlief. Plötzlich weckte ihn der Laut eines Hühnerhundes, der unfern von ihm ſtand mit aufgehobener Pfote, leuchtenden Augen und wedelndem Schweife.

Todesangſt erfüllte Leon.

Bald darauf pfiff der Herr des Hundes; allein das Thier wich nicht, vielmehr gab er neuen Laut. Jetzt

vernahm Leon am Rauſchen der Halme, daß des Thieres Herr neugierig näher kam.

An ein Entfliehen war nicht zu denken. Angſtvoll flehte Leon zu Gott, daß er ihn doch um der Unſchuldigen willen erhalten möge, die in Paris ſeine Ankunft ſehnſüchtig erwarten möchten.

Bald darauf ſtand ein wohlgekleideter Mann vor ihm. Dem helltuchenen Kleide nach, das Spuren weißer Färbung trug, war's ein Müller.

Mit Entſetzen fuhr der Mann zurück, als er den Schwarzen ſah.

Leon benutzte den Augenblick, faltete ſeine Hände bittend und ſagte: „Habt Mitleid mit einem ſchuldlos Verfolgten, der ſeinen Mördern entſprungen iſt!“

Als der Müller die Ueberzeugung gewonnen hatte, er habe es mit einem wirklichen Menſchen zu thun, legte ſich ſein Schrecken und machte dem Ausdrucke der Neugierde Raum.

Leon bat, daß er ſich zu ihm ſetze, damit er nicht entdeckt würde, wenn Leute des Weges kämen.

Das that der Müller, und nun erzählte ihm Leon Alles treu, was er gewollt, und wie das nun zu ſeinem Nachtheil ausgeſchlagen wäre, zu noch größerem ausſchlagen könnte, jetzt, wo er den Häſchern entwiſcht ſei. Er flehte nun den Müller an, ihm beizuſtehen.

Der Müller ſelbſt war Pachtinhaber einer adeligen Mühle geweſen, die er auch als Nationalgut erſteigern mußte, weil ſein Pachtherr entwichen war. Seine Geſinnung ſtimmte mit der Leon's völlig überein.

„Höre Du, Schwarzer, ich will Dir wohl helfen, allein es iſt jetzt gefährlich, wo man Dich überall ſucht. Bleib' noch einige Tage hier im Waizen, bis man Dich vergeſſen hat, ſo nehme ich Dich in mein Haus und verberge Dich, bis Du wieder nach Paris kannſt. Mit Lebensmitteln und Waſſer will ich Dich reichlich verſorgen."

Das klang dem treuen Leon wie eine himmliſche Botſchaft. Mit Dank verſicherte er, daß er gerne unter dieſen Bedingungen hier bleiben wolle.

Als der Müller weg war, fiel es ihm freilich wieder ſchwer auf das Herz, daß er ihn verrathen könnte; allein nun würde ihn bei hellem Tag auch die Flucht zu nichts Anderem geführt haben. Ueberdieß hatte der Müller ein ſo ehrliches Geſicht gehabt, daß er ihm ohne Weiteres zu trauen beſchloß. Dieß Vertrauen täuſchte ihn nicht. Der

Müller kam nach einigen Stunden wieder, brachte ihm Brod und einen Krug Waſſer und ſagte ihm, es ſeien eben wieder Bewaffnete in der Mühle geweſen, die nach ihm geſucht hätten, er ſolle ſich alſo ruhig halten.

Drei Tage und drei Nächte lag Leon an der Stelle und regte ſich kaum. Immer Nachts brachte ihm der Müller Lebensmittel und Waſſer. Endlich in der vierten Nacht nahm er ihn mit ſich in ſeine kleine, einſame Mühle, deren klapperndes Rad ein Bächlein trieb.

Mit dem Müller bewohnte ſein Weib und eine alte Mutter die Mühle. Leon's Anblick verurſachte nicht geringen Schrecken; denn beide Frauen hatten nie einen Schwarzen geſehen. Wie man ſich aber an Alles gewöhnt, ſo waren ſie auch bald mit ſeinem Ausſehen vertraut, und Leon hatte es gut in ſeinem Stübchen neben dem Taubenſchlage, wo ihn die gutmüthigen Leute verbargen.

Wochen auf Wochen vergingen. Die Felder wurden von den Früchten geleert, die Früchte gedroſchen; da erſt wagte es der Müller, ſeinen Schützling unter eine Anzahl Boſchen Stroh zu verbergen und ihn auf gut Glück nach Paris zu bringen.

So wurde denn des Müllers Rößlein an einen Karren geſpannt, Stroh aufgeladen und Leon darein, ſo gut es gehen mochte, gebettet und gutes Muthes die Reiſe angetreten.

Ohne Gefahr erreichten ſie die Vorſtadt, welche ihm Leon bezeichnet hatte, und dort ſtellte der Müller in einer kleinen Schenke ſeinen Karren ein. Während der Mittagszeit ſchlüpfte Leon heraus, nahm einen Boſchen Stroh auf die Schulter und ging gerade ſo, als habe

er ſich das Stroh dort gekauft, aus dem Hofe heraus. Von dem Müller hatte er dankend ſchon Abſchied genommen, und der gute Menſch war unendlich glücklich, daß er ihn ohne Mißgeſchick nach Paris gebracht hatte.

Luſtig ein Liedchen pfeifend, obwohl ihm das Herz voll banger Erwartung ſchlug, wanderte er die Straße hin, fand das Haus und trat gutes Muthes den Weg die einer Leiter ähnliche Stiege hinauf an zu dem Dachſtübchen, wo die Frauen wohnten.

Betty erblickte ihn zuerſt. Sie wollte aufſchreien vor Freude; aber er warf ſchnell ſein Strohbündel hin und hielt ihr mit den Worten: „Um Gottes willen, ſtille!“ den Mund zu.

Als er in das Stüblein trat, erſchrack er nicht wenig; denn Frau von Montaubry lag krank darnieder. Kummer und Sorge hatte ſie ſo angegriffen, daß ſie ſchwer litt, und ihre Kindlein ſaßen weinend an ihrem

Lager. Betty hatte einen Doctor geholt, der gute Hoffnung gab, aber Leon's Rückkehr that mehr, als Alles. Sie hatte wieder eine Stütze und nun kehrte ihr Muth wieder und bald ihre Gesundheit. Leon mußte nun erzählen, wie es ihm gegangen. Alle Drei erkannten die wunderbare Leitung und Hilfe Gottes. Sie erzählten ihm ihre Angst und Sorge um ihn. Frau von Montaubry tröstete sich über den Verlust der Güter leichter, als es Leon dachte. „Gott wird uns ja nicht verlassen," sagte sie, „und wenn uns Alles gebräche, so verstehe ich viel feine, künstliche Arbeiten, daß wir doch nicht hungern werden."

Leon schwieg still und dachte: Ich bin auch noch da!

Als er seine Frau nach dem Gelde fragte, vernahm er mit Schrecken, daß es sich bereits bedeutend vermindert habe.

„So darf es nicht mehr fortgehen, liebe Betty," sagte er zu ihr. Frau von Montaubry darf nicht verkürzt werden; aber wir müssen, um den Nothpfennig zu sparen, nicht nur tüchtig arbeiten, sondern auch mit trockenem Brode und einem Trunke Wasser vorlieb nehmen. Es ist ja für unsere Wohlthäter!"

„Das wird sie nicht dulden!" sagte Betty, „ich will's ja mit Freuden thun!"

„Muß sie es denn wissen?" fragte Leon. „Wir essen in der kleinen Küche, sie in dem Stübchen. Da kommt sie nicht dahinter."

So thaten sie denn lange Zeit; aber Frau von Montaubry mußte das auffallen, daß Leon und Betty allein aßen. Sie begann den Grund zu ahnen und

überzeugte ſich bald genug von der Richtigkeit ihrer Vermuthung. Um keinen Preis hätte ſie das forthin geduldet.

Leon mußte ſich dazu verſtehen, daß ſie forthin nur die allereinfachſten Mahlzeiten hielten, aber zuſammen aßen. Nach einiger Zeit glaubte Leon es wagen zu dürfen, in einer nahen Fabrik Arbeit zu ſuchen. Der Beſitzer nahm ihn gerne auf und gab ihm guten Lohn; denn er hatte keinen unter ſeinen zahlreichen Arbeitern, der ſo anſtellig, ſo gewandt und ſo fleißig geweſen wäre, wie Leon. In dieſe Fabrik begrub er ſich nun wahrhaft. Morgens ging er mit dem grauenden Tage hin, Abends erſt mit der Nacht zurück. So entzog er ſich möglichen Entdeckungen und Verfolgungen, erwarb ſich ſchönen Verdienſt nebſt der Gunſt des Fabrikherrn, und konnte, um zu ſparen, ſein trockenes Brod und ſein Waſſer genießen, ohne daß Betty und ihre Herrin es ahneten, weil ſie meinten, er empfinge ſeine Koſt von dem Fabrikherrn. Nichts war ihm zu ſchwer für ſie. Jede Entbehrung dünkte ihm leicht und ſüß.

Aus den ihn Anfangs neidiſch betrachtenden Mitarbeitern wurden Freunde, als ſie ſahen, wie gut er's mit Jedem von ihnen meinte. Dieß begründete für Betty einen neuen Erwerbszweig. Sie wurde die Wäſcherin und Näherin der ſämmtlichen Fabrikarbeiter, die nicht eigene Familie hatten. Wohlfeiler, reiner und beſſer lieferte ſie die Arbeit, als irgend eine Andere. Sie erwarben Beide ebenſoviel, als ſie zur Noth bedurften, und das kleine Kapital, welches Frau von Montaubry beſaß, konnte dazu angewendet werden, ihren Kindern den nothwendigen Unterricht zu verſchaffen. Sie ſelbſt half, ſo weit ihre Kräfte reichten, dem Unterrichte nach.

Recht glücklich wäre die unglückliche Frau geweſen, hätte ſie nur irgend eine Nachricht von ihrem geliebten Manne gehabt. Leon hatte ihm verſprochen, als er an der Grenze der Schweiz von ihm Abſchied nahm, ihm Nachricht zu geben. Einmal war es geſchehen, allein ſpäter war es zu gefährlich, da die Gewalthaber ein ſcharfes Augenmerk auf die Briefe hatten, die nach dem Auslande gingen. Ein Brief von Montaubry aber hätte Alles verrathen und namenloſes Unglück über ſie bringen können.

So blieben ſie ohne alle Nachricht von ihm, und das war der Grund großen Kummers.

Herr von Montaubry ſah mit offenem Blicke in die Zuſtände ſeines zerrütteten Vaterlandes. Er erkannte im Voraus, daß Leon's Bemühungen wegen der Güter ohne Erfolg bleiben würden. Mit den Summen, die er mit ſich nahm, hielt er daher ſorgfältig Haus.

Ein Jahr wartete er es ab, als aber nichts beſſer wurde, begab er ſich nach Hamburg und ſchiffte ſich nach England ein, und von hier aus ging er nach Guadeloupe zurück. Auch dort hatte ſich die Lage der Dinge bedeutend geändert; allein ſein Verwandter lebte noch, und als dieſer das Schickſal des armen Montaubry erfuhr, ſtand er nicht an, für den Reſt der Summen, die Montaubry noch beſaß, eine kleine Pflanzung abzutreten, die immerhin ausreichte, eine Familie anſtändig zu ernähren.

Mit dem Fleiße eines treuen Knechtes arbeitete Montaubry ſelbſt. Mehrere ſeiner früheren Sclaven, welche frei geworden waren, traten in ſeine Dienſte, und es gelang ihm, die Pflanzung in einen ſehr blühenden Zuſtand zu bringen.

Es erbt nicht auf die Enkel. Hab's oft erlebt, oft, Jacob! Drum halt' Wort und bleib' treu, wo du dein Wort gegeben. Das iſt Chriſtenpflicht und bringt Segen. Bleib' redlich in der Welt. Nur ein redlich erworbenes Gut hat Segen, und wird den Kindern zum Segen, und wenn's noch ſo wenig wäre. Sie werden dabei gewiß glücklich. Noch Eins, Jacob. Heirathen nach dem Gelde ſind allemal ein Unſegen. Da iſt die Ehe über dem Geldſack geſchloſſen und nicht im Himmel, und da fehlt ihr von ſelber ſchon der Segen Gottes. So ſprach, innerlich tief bewegt, der alte Mann. O, wie wahr ſind ſeine Worte! Er iſt längſt zu ſeinem Herrn gegangen, und ich habe ein hohes Alter erreicht, aber ſie leben noch heute in meiner Seele, als hätte ich ſie geſtern gehört, und die Erfahrungen, die ich im Leben gewonnen habe, die beſtätigen ſie vollkommen.

Doch ich kehre zu meinem braven Altvater zurück.

Als er die Worte, die ich Euch eben geſagt, geendet und eine Weile tiefes Schweigen geherrſcht hatte, ſagte ich: Aber Ihr ſeid vom Hauſe gegenüber abgekommen. Wie ging's dem Krämer, der es erſt gepachtet, dann gekauft hatte?

Nun, ſagte er, der Mann hieß Reitel und hatte in Gebsweiler Bankrutt gemacht. —

Auch wieder ein ſchöner Vogel, ſagte ich; denn die Bankruttmacher ſind alle Spitzbuben!

Halt! rief der alte Mann. Man darf nicht alle nach demſelben Kamme ſcheeren! Du haſt recht, Jacob, heutzutage iſt's in der Regel ſo. Die Burſche bauen ihr Haus auf Sand, das heißt auf Credit, und die Fabrikanten geben's ihnen ſo, um nur ihre Waaren los zu werden. Das Geld für die erborgte Waare nehmen ſie ein, verpraſſen und verjubeln es, und das Ende trägt die Laſt. Oder ſie ſtecken's in die Taſche; treiben ihren Handel eine Weile ſo fort, und dann erklären ſie ſich zahlungsunfähig oder bankrutt, aber ihr Schäflein iſt bereits im Trockenen. Die Frau zieht ihr Erbe an ſich und die Gläubiger haben das Nachſehen. Der Bankrutirer iſt indeß reicher als vorher, und fängt bald darauf wieder einen Handel an. Da geht's wieder gerade ſo,

Aber an ſeiner Seele nagte der Wurm des Kummers. Seit jenem erſten Briefe ſeiner Frau, der ihm richtig zugekommen war, hatten neue Stürme das unglückliche Frankreich erſchüttert.

Jetzt war durch den Krieg mit England vollends aller Verkehr mit Frankreich abgeſchnitten. Lange trug er's mit männlichem Muth; aber er hing mit vollem Herzen an Weib und Kindern; das ließ ihn nicht mehr ruhen.

Dachte er ſich alle die Leiden, die über ſie konnten gekommen ſein, ſo gerieth er in einen Zuſtand, der ihn zur Verzweiflung trieb.

Endlich riß der letzte Faden und er übertrug ſeinem Verwandten die Aufſicht über ſeine Pflanzung und eilte nach Europa, um ſich Gewißheit über das Loos der Seinen zu verſchaffen.

Nach großen Mühſeligkeiten und Gefahren erreichte er Deutſchland, und da nun Napoleon bereits als erſter Conſul ſeine Laufbahn betreten hatte, wagte er's, an ihn eine Schrift zu richten und um die Erlaubniß der Rückkehr in ſein Vaterland zu bitten.

Es währte lange, bis er dieſe Erlaubniß erhielt, und als er ſie endlich empfing, war er ſo von allen Hilfsmitteln entblößt, daß er es kaum wagen konnte, die Reiſe anzutreten; aber ſein Herz kannte keine Hinderniſſe mehr. Zu Fuße, dürftig gekleidet, mit Angſt in der Seele, eilte er, ſo gut es ging, nach Paris. Aber wer ſollte ihm ſagen, wo er ſie fände? Alle ſeine Mittel waren nun erſchöpft. Ein Bekannter, welcher die Schreckenszeit der Revolution überlebt hatte, nahm ihn auf, kleidete und ernährte den Mann, der einſt über einen fürſtlichen Reichthum zu gebieten hatte.

Unabläſſig ſtellte er Nachforſchungen an, aber ſie blieben erfolglos, und dieſe Erfolgloſigkeit ſeiner Nachforſchungen gab ihm die Gewißheit, daß die, an denen ſeine Seele hing, nicht mehr am Leben ſeien. Dieſe Ueberzeugung ſtürzte ihn in einen Zuſtand der Schwermuth, der den Freund für ſein Leben fürchten ließ.

Eines Tages war er, von Kummer gebeugt, in die Eliſeiſchen Felder gegangen, wie in Paris eine großartige Anlage von herrlichen Spaziergängen heißt. Er ſaß dort auf einer Bank im Schatten eines Baums und gab ſich ganz den traurigen Vorſtellungen hin, die jetzt ſeine ſteten Begleiter waren; da ſah er einen blühendſchönen Jüngling daherkommen an der Seite eines Negers. Beide waren, wenn auch nicht gerade dürftig, doch auch nicht ſo gekleidet, daß man hätte auf einigen Wohlſtand ſchließen können.

Der Anblick des Negers ergriff ſeine Seele mit aller Gewalt. Als ſie näher kamen, glaubte er in dem Manne Leon zu erkennen.

Zitternd und voll Furcht, daß er ſich täuſche, rief Montaubry: „Leon!“

Der Neger ſtand erſtaunt ſtill. Er ſah Montaubry nicht. „Warum ſteht Ihr ſtille, Robert?“ fragte nicht ohne Erſtaunen der Jüngling.

„Es hat Jemand einen Namen gerufen, den ich einſt in beſſeren Tagen trug!“ ſagte der Neger.

Jetzt erblickte er Montaubry, der nicht im Stande war, ſich zu erheben, ſo war er ergriffen.

„Herr! Herr!“ rief der Neger und breitete ſeine Arme aus und eilte auf Montaubry zu, der faſt ohnmächtig von Leon's Armen aufgefangen wurde.

Der Jüngling begriff nicht, was hier vorging; aber er ſah an den Thränen, die über des Negers Wangen liefen, daß es etwas Außerordentliches ſei, und der Anblick des Mannes, den der Neger in ſeinen Armen hielt, machte auf das Herz des jungen Menſchen einen wunderbaren Eindruck, obwohl er durchaus nicht wußte, warum.

Endlich konnte Montaubry fragen: „Leben meine Lieben noch?“

„Sie leben!“ rief der Neger, „und hier ſteht Euer Sohn!“

Ihr mögt Euch denken, was nun erfolgte, wie Vater und Kind ſich einander ans Herz ſchloſſen, wie unausſprechlich Montaubry's Glück war, der ſie Alle ſchon als todt betrauert hatte.

Montaubry wollte ſogleich aufbrechen; aber Leon, der ſeinen Namen hatte in Robert umwandeln müſſen, um ſicher zu ſein, ſagte: „Das geht nicht. Die Freude nach ſo langer Trauer würde Frau von Montaubry tödten. Laßt mich vorauseilen und folget Ihr mit Eurem Sohne langſam nach; ich muß ſie vorbereiten!“ Er eilte fort.

Bald darauf trat Leon in das kleine Stübchen in der Vorſtadt, welches er mit Frau von Montaubry, ihren Kindern und Betty noch immer inne hatte, weil die gute Frau es auch da nicht hatte verlaſſen wollen, als beſſere Tage ihr zu Theil wurden. Die Geräthe waren noch die alten, und nur an die Stelle des tiefen Leides in den Zügen der Frau von Montaubry war der Ausdruck ruhiger Gottergebenheit getreten.

Als Leon eintrat, ſah ſie ihn verwundert an. „Ihr

kommt schon wieder?" fragte sie. „Ist auch Alfred (so hieß ihr Sohn) da?"

„Nein," sagte Leon, „er ist noch auf dem Weg."

„Aber Dein Gesicht ist so freudig!" sagte Betty neugierig.

„Wie sollte ich nicht!" rief Leon. „Eben begegnet mir ein Mann, der sagt mir, er habe Jemanden gesprochen, der aus Deutschland komme und Herrn von Montaubry dort kenne."

Frau von Montaubry stieß einen Schrei aus und faltete die Hände.

„Leon," rief sie, „täusche mich nicht!"

„Ihr könnt Euch denken, daß ich auf der Stelle mit dem Manne hineilte, wo der Fremde war. Ich fand ihn und erfuhr, daß mein theurer Herr noch lebt, aber glaubt, wir seien Alle todt, da alle seine Briefe ohne Antwort blieben."

„Ach, das ist die Folge der Aenderung Deines Namens!" rief Frau von Montaubry.

Leon sagte sanft: „Mußte ich nicht? Ach, gnädige Frau, was hätte es werden sollen, wenn sie mich geköpft hätten?"

„Guter Leon, zürne nicht über mein Wort!" flehte sie, „und sage mir, wie es ihm geht."

„Der Fremde sagte, er müsse sich kümmerlich ernähren," antwortete Leon.

„O mein Gott!" rief Frau von Montaubry aus und bedeckte ihre Augen mit den Händen. „Ach," sagte sie, „ich will nicht trauern, daß er im Mangel lebt. Ich will Gott preisen, daß er lebt!"

„Haſt Du doch ſeine Adreſſe?“ fragte ſie lebhaft nach einigen Augenblicken, die ſie ſtill betend dageſeſſen.

„Die würde mir wenig helfen,“ ſagte Leon, „da er, wie der Fremde ſagte, auf der Reiſe nach Paris iſt.“

Frau von Montaubry ſprang auf und faßte Leon's harte Hand. „Was ſagſt Du?“ rief ſie außer ſich. „Iſt der Fremde ſchon lange hier?“

„Ach ja,“ ſagte Leon, „wir können den Herrn in dieſen Tagen erwarten. — Vielleicht iſt er ſchon hier!“

Frau von Montaubry mußte ſich halten, ſonſt wäre ſie umgeſunken.

Betty hatte bebend da geſtanden und Leon beobachtet. Jetzt rief ſie: „Sag's mir, Du haſt ihn ſelbſt gefunden!“

„Ja,“ ſagte Leon, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, „ja, er iſt hier, Alfred bringt ihn.“

„O Gott, wie biſt Du gnädig und barmherzig!“ rief Frau von Montaubry und ſank in ihren Stuhl.

In dieſem Augenblicke traten Montaubry und ſein Sohn in die Stube.

Erlaßt mir's, das zu beſchreiben, was nun folgte. Meine Worte könnten's doch ſo nicht ſchildern, wie es eigentlich geweſen iſt, und wenn Ihr mit Theilnahme der Geſchichte gefolgt ſeid, ſo könnt Ihr das Glück und die Freude des Wiederſehens nach ſo langer, angſtvoller Trennung Euch denken. Laßt mich Euch vielmehr erzählen, wie es einige Stunden nachher in dem Stübchen ausſah.

Herr von Montaubry ſaß zwiſchen ſeiner Frau und Leon, deren Hand er gefaßt hatte. Betty ſaß zur Seite und über des glücklichen Vaters Schultern ſahen ſeine blühend ſchönen Kinder. Die kleine Antonie, ſeine Tochter, hatte ihre Arme um ſeinen Hals gelegt.

Frau von Montaubry erzählte. Sie war in ihrer Erzählung eben da angekommen, wo ich von ihnen mich zu Herrn von Montaubry gewandt hatte.

„Damals," fuhr ſie fort, „ahnete ich nicht, daß der edle Leon Mittags trockenes Brod aß und ſein Waſſer dazu trank, um nur für uns etwas zu erübrigen. Auch Betty ahnete es nicht. Wir meinten, da er es uns ſelbſt geſagt, er werde von dem Fabrikherrn beköſtigt. Er hatte Betty Verdienſt zugewieſen durch das Waſchen für die Fabrikarbeiter, und da ich ihn dringend bat, auch mir bei der Familie des Fabrikherrn ſelbſt. Alles, was er erübrigen konnte, wendete er an, daß Alfred und Antonie konnten unterrichtet werden. So lebten wir Jahre hindurch und hatten zu leben, ja, durch Leon's Fleiß und, ich muß es ſagen, durch ſein Darben waren wir im Stande, etwas zu erſparen für künftige Tage der Noth.

„Sie blieben nicht aus. Leon erkrankte. Es war zu viel, was er ſich auferlegte. Die ſchwere Arbeit und die geringe Nahrung! Jetzt erſt, als einige der braven Arbeiter ihn beſuchten, kamen wir hinter den verborgenen Grund ſeines ſchlechten Ausſehens und ſeiner Krankheit. Das hörte der Fabrikherr. Er ſelbſt kam in unſer Stübchen und erſtaunte über dieſe aufopfernde Treue. Die Zeiten waren vorüber, wo wir unſer Geheimniß zu beobachten gezwungen waren. Ich erzählte ihm unſere Schickſale und Leon's und Betty's Aufopferung für mich und meine Kinder.

„Der Mann war tief gerührt. Er ſandte den Arzt und that Alles, was ein edler Mann vermag, Leon zu

retten. Gottlob, er genas wieder, und nun zeigte sich's, daß ich mein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt hatte. Er ließ Leon's Lohn fortlaufen, auch während seiner Krankheit, und als er wieder in die Fabrik eintrat, erhöhte er seinen Lohn fast um zwei Drittheile. Dabei blieb er nicht stehen. Alfred mußte den Unterricht seines Sohnes theilen, und als er ihn nur irgend auf seiner Schreibstube gebrauchen konnte, nahm er ihn zu sich und belohnte seine kleinen Dienste reichlich, bis er seit einem Jahre eine sehr schöne Vergütung empfängt. Leon wollte nun eine bessere Wohnung miethen; aber ich konnte mich nicht entschließen, den Ort zu verlassen, wo ich so manche kummervolle Stunde erlebt, so große Opfer einer Liebe und Treue empfangen hatte, wie sie selten auf Erden ausgeübt wird."

Sie schwieg und Herr von Montaubry zog den edlen Neger an sein Herz. „Du, treuer Freund," sagte er mit tiefer Rührung, „sollst an meinem Herzen Deinen Platz haben, so lange ich lebe!"

Leon wollte sich wehren, als verdiene er diesen Platz und den Namen: Freund nicht; aber überwältigt von seinem Gefühle legte er den Kopf an die Brust seines Herrn, der nun sein Freund war, und die hellen Thränen rannen ihm über die schwarzen Wangen herab, und er erndtete jetzt schon im Herzen den reichen Lohn einer edeln Hingabe für Anderer Wohl.

Herr von Montaubry war in seinen jetzigen Verhältnissen außer Stande, nach Guadeloupe zurückzukehren. Er bewarb sich um eine Stelle im Staatsdienst, und es gelang seinen Freunden, ihm ein einträgliches Amt zu verschaffen.

Jetzt kamen beſſere Tage für die viel geprüften Menſchen. Alfred erhielt bald auch eine Anſtellung, die ihm ein ſchönes Einkommen ſicherte. Leon durfte nicht mehr arbeiten. Er und Betty ſtanden dem Hausweſen vor. Nach einigen Jahren hatte ſich Herr von Montaubry ſo viel erſpart, daß er damit und mit dem Ertrage ſeiner kleinen Pflanzung die Reiſe machen konnte. Er verließ den Staatsdienſt und Frankreich, ging mit den Seinen und Leon und Betty über Hamburg nach England, wo er ſich nach Guadeloupe einſchiffte.

Sie erreichten glücklich die Inſel und erſt jetzt war Frau von Montaubry's Glück vollkommen. Auch hier beſorgte Leon und Betty das Hausweſen; aber nie traten ſie mehr in ein dienendes Verhältniß. Was ſie thaten, geſchah freiwillig und ſie ſtanden zur Familie Montaubry in dem Verhältniß erprobter Freunde und genoſſen die Achtung, Liebe und Dankbarkeit, welche ihre Treue in ſo reichem Maaße verdiente bis zum Ende ihres Lebens, und tief trauerten die Glieder der Familie des Herrn von Montaubry um die treuen Herzen, als Gott ſie abrief zu höherem Lohne im Himmel.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

		Seite
I.	Martha, die Auswanderin	1
II.	Der Strick. Eine Geſchichte, die der Schmiedjacob in der Spinnſtube erzählt	35
III.	Die Nachbarstöchter. Eine Geſchichte . . .	57
IV.	Wie's in den Wald ſchallt, ſo ſchallt's heraus. Eine Geſchichte	95
V.	Die Geſchichte von den zwei Ferkelſtechern .	154
VI.	Die Schatzgräber. Eine Geſchichte	163
VII.	So war's recht!	171
VIII.	So that eine edle deutſche Fürſtin . . .	181
IX.	Wie einmal Einer ein Dampfſchiff beſehen hat	187
X.	Der Schmiedjacob erzählt von ſeinen Fahrten	195
XI.	Von Einem, dem man's auch nicht bei der Wiege geſungen hat, was aus ihm geworden iſt	213
XII.	Der Schmiedjacob hält einmal einen Spiegel vor	242
XIII.	Ein Dienerſpiegel	259

und nach ein paar Jahren gibt's den zweiten Purzelbaum, aus dem der Musje abermals reicher hervorgeht. Was nun? Ei, der müßte doch auf den Kopf gefallen sein, wenn er nicht wüßte, wie das zu machen sei? Nun fängt der Handel auf den Namen der Frau an, und ihr Mann ist ihr Buchhalter. Nun geht's ganz gut, bis vielleicht abermals ein schönes Sümmchen erspart, das heißt erstohlen ist, dann macht die Frau Bankrutt, und nun leben sie — von ihren Zinsen. Ich kenne das auch und hab's wohl beobachtet, wie das leichtfertige Gesindel handelt. An der Verachtung der Menschen liegt ihnen nichts. Furcht vor Gott, der das Unrecht straft, kennen sie nicht, und ihre armen Kinder, die für die Sünden und Schanden ihrer Eltern büßen müssen, wissen oft nicht, von wannen das Unglück kommt, das sie heimsucht.

Aber so war Reitel nicht. Sein Bankrutt war ein großes Unglück für ihn. Mein Vater kannte ihn und seine Schicksale genau, und hat es mir wiederholt erzählt.

Reitel hatte in Gebsweiler einen Schwager, der viel Kopf, viele Kenntnisse, aber leider wenig Zuverlässigkeit hatte. Die Weiber, die Schwestern waren, hingen in großer Liebe an einander.

Reitel's Schwager war Weinhändler und machte ganz gute Geschäfte, indem er die erkauften Weine an die Wirthe absetzte. Die bezahlten ehrlich und er stand sich ganz gut. Aber da fuhr der böse Geist der Speculation in ihn, das heißt, er wollte einmal einen rascheren Schritt thun, um ein steinreicher Mann zu werden. Es wuchs nämlich einmal in jener Zeit ein herrlicher, aber sehr starker Wein, und es hieß: an dem ist viel zu profitiren! Er war zwar nicht wohlfeil im Herbst, aber er war doch so nicht bezahlt, wie er es werth war.

Da kam Reitel's Schwager auf den Einfall, eine tüchtige Anzahl Fässer dieses Jahrgangs einzulegen, um im Großen ein Geschäft zu machen. Das Schlimme bei der Sache war, daß er nicht Geld genug hatte. Nun lieh er sich eine schöne Summe, aber die reichte nicht hin. Reitel war ein Mann, der das allgemeine Vertrauen besaß, weil er sich nach dem Sprüchwort hielt: Klein und rein; und nach dem Andern: Wer nie einkauft ohne

Des alten
Schmidtjakob's
Geschichten.

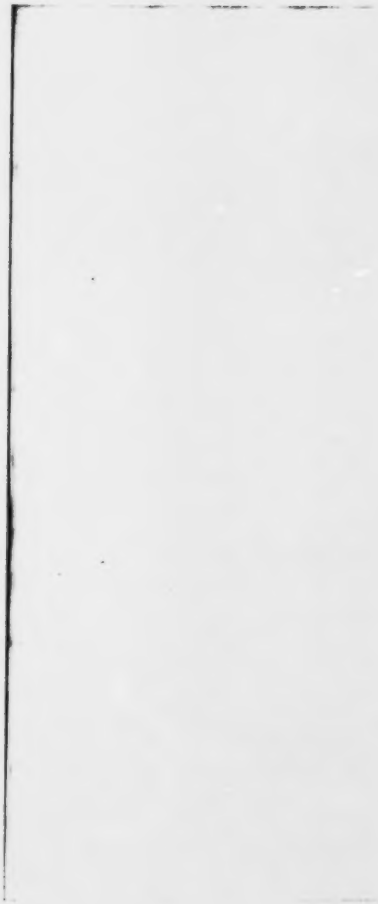

Des alten Schmiedjakob's Geschichten

von

W. O. von Horn.

Mit vielen Illustrationen

vom

Professor **L. Richter.**

III.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei J. D. Sauerländer

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Die Geſchichte des armen Scheerenſchleifers-jungen.

1.

Der alte Schmiedjacob ſagte zu den Freunden, die ein kalter Novemberabend in ſeiner Stube verſammelt hatte: Ich weiß wohl, warum Ihr mich wieder ſo erwartend anblicket. Gelt, der Alte ſoll wieder einmal erzählen? — Ja ja! riefen ſie Alle. Gut dann, verſetzte der Alte; ich will's thun. Ihr müßt aber aushalten, wenn's auch lange wird; denn die Geſchichte, die ich Euch jetzt erzählen will, wird weit nach Mitternacht hinausreichen. Ich hab' ſie von einem lieben Manne, dem Pfarrer Feldner, gehört, und gebe ſie Euch wieder, wie ſie aus ſeinem beredten Munde kam. Paßt denn fleißig auf!

Der Pfarrer Feldner, der lange Zeit Seelsorger an einem Strafarbeitshause war, wohnte seit einigen Jahren auf einem Dorf, in dessen Nähe ein großes Eisenhüttenwerk lag, das zu der Pfarrei gehörte. Der Besitzer dieses Werks, er hieß Paul Rottberg, war ein einfacher, biederer Mann, dem der Reichthum weder Geiz, noch Hochmuth eingegeben hatte. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, einfach in seinen Sitten, mild in seinem Urtheil, wohlthätig gegen Nothleidende, thätig für das Gemeinwohl, hatte er durch wahrhaft christlichen Sinn sich zu dem Pfarrer hingezogen gefühlt, und wie die Männer bald eng verbunden waren in treuer Freundschaft, so schlossen sich auch die Herzen der Frauen in Liebe an einander. Beide Familien lebten seitdem in einer innigen Gemeinschaft. Dorf und Hüttenwerk lagen sich nahe genug, um diese Gemeinschaft zu pflegen, denn nur wenige hundert Schritte waren vom Pfarrhause zum sogenannten Herren-Hause, wo Rottberg wohnte. So verging denn selten ein Tag, wo sich nicht beide Familien sahen. Besonders im Winter pflegten sie die langen Abende in Gesellschaft zu verleben, und da waren es bald schöne, gute Bücher, welche die Zeit verkürzten, bald pflegten die Männer zu erzählen von ihren Reisen und Lebenserfahrungen.

So saßen sie denn einmal an einem Sonntag-Nachmittage bei einander und Frau Rottberg bat, daß der Pfarrer und seine Frau zum Nachtessen bei ihnen blieben, damit sie doch recht lange bei einander wären. Das wurde zugestanden, und behaglich saßen nun alle Vier um den warmen Ofen.

Die Männer hatten kurz vorher von der Strafarbeitsanstalt gesprochen, an welcher Feldner Seelsorger gewesen war. Rottberg nahm diese Unterredung wieder auf.

Ihr Beruf als Seelsorger in solch einer Anstalt, wohin doch nur der Auswurf der Menschheit gebracht wird, sagte Rottberg, muß doch wenig Erfreuliches gehabt haben?

Es ist wahr, sagte Feldner, ich habe betrübende Erfahrungen von menschlicher Verhärtung und Bosheit gemacht; allein ich kann doch auch, mit Dank gegen Gott, solche rühmen, wo eine gründliche Umänderung stattfand. Eines Falles erinnere ich mich nicht ohne Rührung. —

O erzählen Sie uns den Fall, bat Frau Rottberg, und ihr Gatte stimmte mit ein.

Es mögen zwanzig Jahre her sein, hob der Pfarrer an, da wurde ein Mensch in das Arbeitshaus gebracht, der sich wie ein Rasender geberdete. Ich war damals noch nicht an der Anstalt, aber ich hörte von dem Verwalter, als ich eintrat, er habe ihn fesseln müssen. Nach und nach wurde er ruhiger, weil er keinen Branntwein mehr bekam, dem er auf eine unbeschreibliche Weise ergeben war. Eine Krankheit trat in Folge dieser gänzlich veränderten Lebensweise ein, und als er genesen war, blieb er still, aber trotzig und störrig; wollte nicht arbeiten und sich fügen, und mußte oft die ganze Strenge der in der Anstalt eingeführten Zucht erleiden, ohne daß sie ihn besserte.

Als ich meine Arbeit in der Anstalt begann, war es mir darum zu thun, die frühere Geschichte der Sträflinge kennen zu lernen, um Anhalte für meine Einwirkung auf sie zu finden. Bereitwillig theilte mir der Verwalter

Alles mit, was ihm zu Gebote ſtand, und was er ſelber wußte.

So lernte ich denn auch die Lebensumſtände dieſes Mannes kennen. Er war in ſeinem frühern Leben ein Scheerenſchleifer geweſen, der mit ſeinem Kind, einem Knaben, umherzog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Dieſen Knaben behandelte er wahrhaft unmenſchlich, denn er mußte für ſich ſorgen, während der Vater den ganzen Verdienſt in Branntwein vertrank, und kam dann der arme Knabe zurück, ſo ſchlug er ihn noch unbarmherzig. In der Nähe des Thores einer Stadt Weſtphalens mißhandelte er einſt den Knaben, der in eine Glasſcherbe getreten hatte. Vorübergehende nahmen ſich des Knaben an, geriethen mit dem betrunkenen Vater in Streit, und die Folge war, daß er Mehrere gefährlich verwundete. So war er vor Gericht und in Folge des Urtheils in die Anſtalt gebracht worden.

Im Gegenſatze gegen das bisher gegen ihn beobachtete Verfahren beſchloß ich mild und zutraulich mit ihm umzugehen und ſein Vatergefühl zu wecken, um auf dieſem Weg auf ſeine Beſſerung zu wirken.

Ich ſagte das dem Verwalter, der mich auslachte. Bei ſo einem verhärteten Vagabonden und Säufer werden Sie ſchön ankommen, wenn Sie Gefühl ſuchen, ſagte er.

Ich will's verſuchen, war meine Antwort. Gelingt's ſo nicht, ſo wird mir Gott ſchon andere Wege zeigen.

Im Laufe der Unterredung mit dem Verwalter erfuhr ich, daß man ihn zum Wollſpinnen gezwungen hatte. Ich bat, man möge ihm ſein Schleifrad wiedergeben, da er ja, zumal in der Gegend viele Schneidewerkzeuge gemacht

würden, in dieſer Weiſe nützlich beſchäftigt werden könne.

Obgleich der Verwalter großes Bedenken trug, dem heftigen Menſchen Waffen in die Hand zu geben, ſo gab er doch endlich meinen Bitten nach.

So ging ich denn zu dem Sträfling. Ich hatte, nach der Beſchreibung, einen rieſig ſtarken Mann erwartet; allein ich traf eine gebeugte Geſtalt mit grauen Haaren. Die Geſichtszüge waren eingefallen, das Auge wäſſerig und matt — kurz alle die Früchte des Branntweintrinkens lagen vor meinen Blicken.

Gleichgültig, ja feindſelig ſah er mich an, und kaum erwiederte er meinen herzlichen Gruß. Ich hob damit an, daß ich ihm ſagte, wie ich von ihm gehört, daß er ein ſehr geſchickter Schleifer ſei, und fragte: ob er mir wohl ein Bartmeſſer ſchleifen wolle?

Mit unſäglichem Grimme rief er aus: Soll ich's etwa auf dieſem verfluchten Spinnrade ſchleifen?

Ich ſagte, daß ich gebeten habe, ihm das Spinnrad zu nehmen, und ſein Schleifrad wieder zu geben, damit er ſeine gewohnte Arbeit wieder thue.

Er ſah mich lange an. Allmählich wurden die Züge freundlicher. So ſind Sie der Erſte Menſch hier, der es wohl mit mir meint! rief er aus.

Gott weiß es, daß es ſo iſt! ſagte ich.

Er reichte mir die rauhe Hand dar und drückte ſie. Ich will gerne arbeiten, ſagte er, denn es geht mir gut in dieſem Haus; aber ſpinnen mag ich nicht, das iſt mein Tod!

Ich ließ ihm das Schleifrad bringen. Er ſah es mit

Geld, der nimmermehr in Schulden fällt. Die Leute wußten alle, daß das, was Reitel in seinem Laden hatte, sein ehrliches Eigenthum war; aber Geld hatte er eben darum selten verräthig.

Nun steckte sich seine Schwägerin hinter seine Frau, er solle ihrem Manne Geld leihen und für ihn gut sprechen.

Der ehrliche Reitel konnte Allem widerstehen, nur nicht den Thränen seiner Frau, die er ungemein lieb hatte, und die diese Liebe auch verdiente.

Als sie ihn nun lange genug gebeten hatte, und er es stets abgewiesen, da flossen ihre Thränen, daß er zu der Schwester Glück nicht die Hand bieten wolle; und nun konnte er nicht länger Widerstand leisten. Er ging und lieh sechstausend Gulden, und wurde Bürge für seinen Schwager auch für das Geld, das er selber schon zum Ankaufe des Weines geliehen hatte. Das waren dreitausend Gulden. Der Schwager kaufte den Wein; aber leider gab es Krieg. Das war das erste Unglück; zweitens wuchs im folgenden Jahr ein Wein, der dem vorjährigen blutswenig nachstand, aber um vieles wohlfeiler verkauft wurde. Zugleich war eine ungeheure Menge gewachsen. Nun fragte Niemand mehr nach dem Weine des vorletzten Jahrs. Er lag da, ohne verkauft zu werden. Die Zinsen liefen auf. Unter der Hand verkaufte Reitel's Schwager heute ein Faß und etwa wieder morgen eins, weil er Geld brauchte. Diese Käufe gingen so in der Stille, um Schleuderpreise, und Reitel erfuhr es nicht; wohl aber die Gläubiger. Die drängten Reitel auf Zins und Capital, weil sie dem Herrn Schwager des ehrlichen Reitel nicht trauten und es gut mit diesem meinten. Reitel mußte nun seinen Schwager bedrängen. Der hatte aber kein Geld und machte Bankrutt. Der Wein, der noch da war, wurde versteigert, kam um ein Spottgeld weg und Reitel mußte, nachdem abgezogen war was an Kosten abging, fünftausend Gulden für seinen Schwager bezahlen und Haus und Hof versteigern. Er mußte nun auch Bankrutt machen, weil es anders nicht ging, aber da Jedermann sein Schicksal beklagte, half ihm auch Jeder wieder mit Freuden. Und dennoch hat er seiner Frau keinen Vorwurf gemacht, deren Thränen ihn ins Unglück gebracht

dem Ausdrucke der Wehmuth an; dann schliff er mein Messer. Als es geschehen war, sagte er: Ach, Herr Pfarrer, machen Sie doch, daß sie mir's nicht mehr nehmen.

Das gelobte ich ihm unter der Bedingung, daß er sich brav, stille, gehorsam und fleißig aufführe. Er gab mir die Hand darauf.

Nun begann ich von seinem frühern Leben mit ihm zu reden, sprach von seinem Kind, und hatte die Genugthuung, daß er weich wurde. Gottlob, sagte ich zu mir, nun ist die Bahn gebrochen. Und sie war es. Jeden Tag besuchte ich ihn, und jeden Tag ging ich froher von ihm weg. Es gelang mir, ihn zur Erkenntniß seiner Sünden, zur Reue, zur Besserung zu führen; aber seine Kraft war gebrochen, die Wassersucht, die gewöhnliche Folge des Branntweintrinkens, warf ihn aufs Siechbette. Eins beschäftigte ihn hauptsächlich, sein Kind. Ich stellte die genauesten Nachforschungen an, aber jede Spur verlor sich von dem Augenblick an, wo der Knabe seinem Lehrherrn entsprungen war. Nach langen und schweren Leiden starb er mit dem Segensgebete für sein Kind auf den Lippen, und ich habe den Trost, daß er selig entschlafen ist.

Während der Erzählung des Pfarrers war Rottberg sichtlich ergriffen. Mit jedem Worte, das er schier dem Pfarrer von den Lippen wegsah, nahm seine Erregung und die seiner Frau zu. Als der Pfarrer endlich seine Erzählung schloß, liefen Thränen tiefen Ergriffenseins über seine Wangen. Er faßte heftig des Pfarrers Hand und rief: Wie hieß der Mann?

Paul Werner, sagte der Pfarrer nicht ohne Erstaunen.

Es war mein Vater! rief da Rottberg aus und rang die Hände. Ach warum konnte ich nicht ſein Alter erheitern, ihm das Auge zudrücken!

Ihr Vater? fragte der Pfarrer voller Erſtaunen. Mein Gott, wie iſt das möglich?

Rottberg war aufgeſtanden und hinausgegangen. Seine Frau folgte ihm.

Nach einiger Zeit traten Beide wieder in das Gemach.

Freund, ſagte Rottberg, des Pfarrers Hand ergreifend, nehmen Sie den tiefgefühlteſten Dank für Ihre Mittheilung, durch die Sie, ohne es zu wiſſen, eine drückende Laſt von meiner Seele nahmen. Sie haben das, was meinem inneren Glücke fehlte, mir gegeben; aber noch heißern Dank ſchulde ich Ihnen für das, was Sie an meinem armen Vater thaten. Gott möge es Ihnen lohnen! Setzen wir uns nun. Ich muß Ihnen meine Lebensgeſchichte erzählen; ich bin es Ihnen jetzt doppelt ſchuldig.

Wenn Einer ſeine Lebensſchickſale erzählt, begann Rottberg, ſo pflegt er bei ſeinem Geburtsort anzufangen; das aber kann ich nicht, denn mit ſchwerem Herzen muß ich bekennen: ich weiß nicht, wo ich geboren bin. — Das ſchöne Wort: Heimath iſt für mich nicht da; das ſüße Gefühl der Heimathliebe hab' ich nie gekannt, darum hat mich auch niemals das unausſprechliche Sehnen und Weh ergriffen, das wir Heimweh nennen. Recht oft hab' ich's verſucht, die früheſten Erinnerungen meinem Gedächtniſſe zurückzurufen, aber es hat kein Bild auftauchen wollen von dem Orte, wo meine Kindertage hinfloſſen; ich fand nur den blauen Himmel über mir; die Landſtraße unter den Füßen; unbeſtimmte Bilder von Berg und Thal, Wald

und Fruchtland, Dorf und Stadt. Ach, daß ich es sagen muß — nicht einmal ein Bild von der ist mir geblieben, die mich an der treuen Mutterbrust wärmte und nährte! Ich habe meine Mutter nicht gekannt; ich weiß nicht, wo ihr Grabhügel liegt. Das Glück, von der liebenden Mutter gehegt und gepflegt zu werden, kannte ich nicht; sie hat mich nicht die Hände zum Gebet falten gelehrt, nicht die Saat frommen Glaubens in meine Brust gelegt — ich bin aufgewachsen, wie die wilde Pflanze draußen, wie das Unkraut am Wege!

Was mir als früheste Erinnerung geblieben, es ist die Landstraße, wo ich wanderte; Menschenwohnungen, wo ich bettelte; das Schleifrad meines Vaters, woran ich vornen mit dem treuen Hunde Wiedu zog; die Scheune oder der Stall, wo ich schlief; die Obstbäume, die ich erkletterte, um mir Obst zu holen, und — mein Vater.

Ach, daß ich von ihm nichts Gutes sagen kann! Er war ein Scheerenschleifer, der viel Geld verdiente. Wir hätten, das habe ich später wohl eingesehen, recht gut leben und bestehen können, wenn — wenn er nicht den ganzen, reichlichen Verdienst in Branntwein vertrunken hätte. Das Herz blutet mir, wenn ich daran zurückdenke, wie er im trunkenen Zustande war. Mit jedem Menschen fing er dann Hader an, fluchte, schimpfte und schlug ohne Rücksicht drein, und — hatte er Niemanden, an dem sich diese Wuth kühlen konnte, so fiel ihre ganze Wucht auf mich und den armen Wiedu, und es blieb uns nichts übrig — als flüchtig zu werden. Das kam regelmäßig jeden Abend vor, und dann suchten wir Zweie irgendwo

ein Plätzchen, wo wir uns verkrochen, und, an einander Troſt und Wärme ſuchend, einſchliefen.

Lange, ſchreckliche Erfahrung hatte mich klug und gewandt gemacht. Ich floh wie das Eichhorn von Aſt zu Aſt. Ich fand wohl bei mitleidigen Menſchen ein Plätzchen. Oft kehrte ich auch, wenn der Rauſch ihn zu einem bewußtloſen Schlafe niedergeſtreckt, zu ihm zurück, um Morgens bei der Hand zu ſein; denn erwachte er, und ich fehlte noch, ſo begann das Weſen des Abends im nüchternen Zuſtand, und es regnete Prügel hageldicht auf meinen Rücken.

Nie empfing ich von ihm ein Wort der Liebe. Sein mürriſches, zornmüthiges Weſen ſcheuchte jedes kindliche Gefühl zurück. Wie es um mich ſtand, war ihm völlig gleichgültig. Nie hat er mich gefragt: Biſt du hungrig? Haſt du Kleider? Klagte ich, ſo fuhr er mich zornig an und rief: Du biſt groß genug, dir Brod und Kleider zu betteln. Soll ich ſie dir vom magern Verdienſte kaufen? Da bin ich denn in die Häuſer gegangen und habe gebettelt um Brod und Kleider, und Gott wandte mir Herzen zu, die mich mit Beidem verſorgten. Mochten mir die Kleider paſſen, oder nicht, das galt mir gleich, wenn ſie nur vor Näſſe und Kälte ſchützten. Oft trug ich die Kleidungsſtücke der verſchiedenſten Altersſtufen an meinem Leibe. Schuhe und Strümpfe kannte ich und brauchte ich nicht. Sie waren Gegenſtände des Überfluſſes, und meine Füße waren ſo abgehärtet, daß ich im tiefen Kothe des Herbſtes und Frühlings, wie im Schnee des Winters und im brennenden Staube des Sommers ſo rüſtig wanderte, wie der, deſſen Füße ſorgfältig bekleidet

ſind. Auf meinen Kopf kam keine Mütze. Ein reiches Lockenhaar ſchützte ihn hinlänglich, und wenn es regnete, machte ich es, wie mein treuer Wiedu, ich ſchüttelte die Locken, wie er ſein zottiges Fell — das Waſſer troff ab, und uns Beiden war geholfen. Wie eine wilde Pflanze wuchs ich auf, aber ich gedieh auch herrlich wie ſie. Wetterhart und wetterfeſt war ich, wie es nur Einer ſein konnte; aber wenn ich mich im Bache wuſch, ſah ich, daß meine Wangen blühten, wie die Roſen. Ich wuchs, wie ein Schwamm, und wenn ich einmal mit den Buben in Kampf gerieth, ſo erkannte ich meine Kraft. Mit Wiedu lief ich um die Wette, und die Schärfe meiner Sinne hatte eine außerordentliche Höhe erreicht.

In der Nahrung war ich nicht in Gefahr, wähleriſch zu werden. Brod und Kartoffeln wechſelten mit Kartoffeln und Brod. Das aber darf ich nicht verſchweigen, daß ich Alles getreulich mit meinem treuen Wiedu theilte. An dem treuen Thiere hing mein Herz. Konnte es anders ſein? Was mir das einzige Menſchenherz, dem ich angehörte, das Vaterherz verſagte, das gab mir ja das Thier — Liebe. Sage doch ja Keiner, das Herz könne der Liebe entbehren! Es iſt ſo wenig möglich, als die Pflanze der Wärme und des Lichts entbehren kann. Ach, wenn ich Kinder ſah, denen die Eltern liebkoſeten, die auf des Vaters oder der Mutter Schooße ſaßen, und ſich ſo traulich und glücklich an ihre Bruſt anſchmiegten, dann ſtand ich ſtill — und Thränen traten mir in die Augen, und ich fragte mich: Warum haſt du denn dieß Glück nicht? Warum liebt dich dein Vater nicht auch ſo? — Kam ich dann zu ihm und wollte mich ſo liebevoll an

ihn anheimeln — und er ſtieß mich von ſich mit harten Worten, vielleicht gar mit einem derben Tritt oder Puff — ach, dann brach mir ſchier das Herz vor Weh. In ſolchen Stunden geſchah es oft, daß Wiebu an mich heranſchlich, wedelnd ſich an mich ſchmiegte, und mir die Thränen vom Auge wegleckte, als wollte er ſagen: Weine nicht; ich habe dich ja doch lieb! Dann hab' ich das treue Thier mit meinen Armen umfaßt und an mich gedrückt, und ſeine reiche Liebe erwiedert aus Herzensgrunde. Er war mein Spielgenoſſe, mein Schlafgeſelle, mein Begleiter auf Schritt und Tritt, mein Leidensgefährte, mein Vertheidiger, wenn die Buben mit Übermacht mich anfielen, und mein Warner, wenn beim Obſtmauſen etwa durch einen Schützen Gefahr drohte. Ich verſtand ſeine Töne, er meine Winke, meine Worte.

Iſt es ein Wunder, daß meine Seele ganz an dem treuen Thiere hing, an dem einzigen Weſen, das mich liebte? — Das war die Schule, in der die gemüthliche Seite meiner Natur ihre Bildung und Pflege erhielt! — O wohl denen, die ſich in treuer Eltern Liebe glückſelig fühlten! Wohl denen, die im Kreiſe liebender Geſchwiſter aufwuchſen! Ach, leben nicht heute noch Tauſende ſo, wie ich lebte? Iſt es ein Wunder, wenn ſie in Rohheit untergehen? Laßt uns darum die Menſchenfreunde ſegnen, welche, wie in Düſſelthal am Rhein, im rauhen Hauſe bei Hamburg und an vielen anderen Orten ſich ſolcher Verwahrloſten annehmen, und ſie retten vom Verderben, und erziehen in der Furcht und Vermahnung zu dem Herrn, zu tüchtigen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft und des Reiches Gottes. Oft hab' ich im ſpätern Leben

gefragt: Warum nahm dich Armen eine ſolche Anſtalt nicht auf? — Aber Gottes Gedanken ſind nicht unſere Gedanken; ſeine Wege ſind alle wunderbar. Wer darf fragen: Herr, warum thuſt du das? — Er wollte mich nach ſeinem Plan anders führen! Sein Name ſei gelobt!

Es war ein Heil für mich, das erkenne ich jetzt klar, daß die Liebe des Thieres zu mir und die meine zu ihm mich alles Lebende lieben lehrte. Nie iſt es mir eingefallen, einem Thier ein Leid zuzufügen; nie hab' ich eins gequält, und wenn ich eins traf, das ſchwer verletzt, mit dem langſamen Tode des Hungers und Schmerzes rang, da hab' ich's lieber ſchnell getödtet, als es einer langſamen Todesqual preisgegeben.

Trotz aller Rohheit und Wildheit, die mir eigen war; trotz aller Härte, die ich oft gerade an den Thüren der Reichen erfuhr; trotz dem entſetzlichen Frevel, daß mich der ſchmutzige Geiz oft mit den Worten abwies: Geh' in Gottes Namen! blieb mein Herz dennoch weich und theilnehmend, und ich konnte kein Weh ſehen ohne tiefes Mitleid. Bat mich Jemand um einen Dienſt, ſo konnte Niemand williger hinlaufen und ihn leiſten, als ich.

Was für meine geiſtige Bildung geſchah? Was ich lernte? In dem Worte: „Nichts," liegt die entſetzliche Antwort. Wie hätte ich bei unſerem Wanderleben Gelegenheit finden ſollen, eine Schule zu beſuchen. Wußte ich doch nicht einmal, was eine Schule ſei!

Eines Auftritts muß ich beſonders gedenken, weil er genau zeigt, wie es damals um mich ſtand.

Einſt trat ich mit bedeutendem Hunger in ein Haus und bat: Gebt mir doch ein Stücklein Brod!

Eine grämliche, alte Frau kam heraus, ſah mich ſcharf an und fragte: Kannſt du auch beten?

Beten? fragte ich mit einer ſo einfältigen Miene, wie ſie nur aus der erkannten Unwiſſenheit hervorgehen kann. Was iſt denn das? Die Frau ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: Ein ſo großer Kerl, und weiß nicht was Beten iſt? Fort, du Höllenbrand, wer nicht beten kann, kriegt von mir kein Brod!

Ich war nicht zornig über die Frau, vielmehr ſtand ich verblüfft, verwirrt, beſchämt da, und ſchlich dann weg, um mich auf ein nahes Baumklotz zu ſetzen und nachzudenken, was die Frau meinen könne. Mein Vater that nie etwas, was den Namen Beten verdient hätte. Was war's denn nun? Da fiel mir ein, daß ich oft andere Bettelbuben ganz unverſtändlich hatte murmeln hören. War das Beten, ſo konnt ich's ja leicht nachmachen!

Gesagt, gethan. Ich lief in das nächste Haus und brummelte in den Bart. Ich dachte nicht, daß das noch schlimmer ausfallen würde. — Während ich so murmele, tritt eine Frau aus der nahen Küche und hört mir zu. Als ich aufhöre, sagt sie: Was hast du denn da gebetet? Sag' mir's 'mal langsam und deutlich her!

Eine Gluth der Scham stieg mir ins Angesicht und — ich lief, was ich laufen konnte, davon. Einen dritten Versuch wagte ich nicht, und doch wuchs mein Hunger von Minute zu Minute. Geh' zu deinem Vater! sagte ich zu mir selber. Er wird dir's ja sagen. Mein Vater stand am Schleifrad und schliff. Ich erzählte ihm den Hergang.

Laß den Bauern ihr Geizbrod! sagte er.

Aber womit soll ich meinen Hunger stillen? fragte ich. Ach, lehrt mich doch beten!

Zornig sah er mich an und rief: Ich kann's selber nicht! Wer Scheeren schleifen kann, braucht nicht zu beten! Laß mir Ruhe — oder —!

Es durchzuckte mich bis ins Innerste meiner Seele. Weinend ging ich an eine andere Thüre. Dort ersetzten Thränen das Gebet, das mich Niemand lehren wollte.

Wenn auch leiblich blühend und kräftig, war ich doch geistig ohne alle Anregung. In eine Kirche ging mein Vater nicht. Neugierde zog mich hinein. Ich fühlte mich wunderbar ergriffen vom Gesange, von der Predigt. Hier hörte ich von Gott reden; hier hörte ich beten und es ging mir ein Licht auf über das Gebet; aber wer Gott war, wo sollte ich darauf eine Antwort kriegen? — Je mehr ich nachdachte, je mehr Räthsel umgaben mich wie

ein Netz, aus dem ich nicht heraus konnte. Der Trieb, sie gelöst zu haben, erwachte mächtig, aber die Lösung fehlte. Ich sah Leute lesen und schreiben. Was war das? Ein Bauer sagte zu mir: Betteln ist eine Schande, wenn man gesunde Glieder hat, wie du! Das fuhr mir tief in die Seele. Ein andermal sagten die Knaben in einem Dorfe zu mir: Kannst du auch Lesen, Rechnen und Schreiben? Ich erröthete und sagte: Nein! Ach, der ist schon so alt und weiß noch Nichts! riefen sie spottend. Geh' doch in die Schule! setzten sie hinzu. Was ist das? fragte ich. Sie lachten laut auf, daß ich das nicht wisse! Einer war gutmüthiger, als die Anderen, der sagte mir's und was man Alles da lerne.

Zum ersten Male fühlte ich, was Neid sei. Ich beneidete diese Glücklichen, die so Vieles lernen konnten. Und mein Vater lehrte mich nicht einmal das Scheerenschleifen. Aber ich nahm mir vor, ihn darum zu bitten, daß ich doch nicht mehr zu betteln nöthig hätte. Lehret mich doch das Schleifen, sagte ich bittend zu ihm, damit ich arbeiten und mein Brod verdienen kann. Die Leute sagen: Betteln wär' eine Schande!

Er hatte schon zuviel Branntwein getrunken. Eine derbe Ohrfeige leitete seine Antwort ein. Dummer Esel! rief er, kannst du denn ein Rad drehen? Und wenn du es könntest, wer würde dir Schneidegeschirre anvertrauen? Und wenn sie dir sie anvertrauten, woher kriegst du denn ein Rad? — Willst du hochmüthig werden, und nicht mehr betteln? Wart, ich will dich lehren! — Nun folgte ein Strom Schimpfnamen und Flüche. Der Knotenstock sauste durch die Luft und — nur meine behende Flucht

hatten. — Dort zu bleiben, ertrug der ehrliche Mann nicht. Er zog hierher und pachtete das Geschäft vom jungen Schneider.

Das war eine stille, gottesfürchtige Familie. Da wurde, obwohl sie nicht viel übrig hatten, kein Armer von der Thüre gewiesen. Das Geschäft ging gut. Reitel hatte einen reißenden Zulauf, schlug ungemein schnell sein Geld um und lebte sehr sparsam und eingezogen. So ersparte er sich eine schöne Summe und trug schnell seine Schulden ab. Als nun Schneider kam, und ihm das Haus und Geschäft antrug, lieh ihm mein Vater das Fehlende und er kaufte es. Bei Heller und Pfennig erstattete er meinem Vater das Darleben. Das Geschäft hob sich alle Tage, zumal Reitel nun auch Ellenwaaren zu führen begann. Nach einer Reihe von Jahren zahlte der ehrliche Mann seinen Gebsweilerer Gläubigern alles nach, was sie an ihm im Bankrutte verloren hatten, und jetzt erst, wo er sein Gewissen erleichtert hatte von der Schuld, die es gedrückt, lebte der Mann neu auf.

Der Segen Gottes war auch sichtbarlich mit ihm, und sein Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahr.

Wenn ich dir so den rechtlichen Mann schilderte, Jacob, sagte der alte Mann, so fühlst du es wohl, daß der Fluch, der auf dem Hause lag, nun weggenommen war; aber ich muß dir noch Eins sagen, was dazu gewiß reichlich beitrug.

Reitel's gute Frau war durch das Unglück, das sie über ihren braven Mann gebracht, tief gebeugt, ja zeitweise nahe daran, tiefsinnig zu werden. Nur die Religion, das Gebet und die Liebe zu ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, die ihr Abbild innerlich und äußerlich war, hielt sie aufrecht. Jetzt, wo sie sichtbarlich wahrnahm, wie der Segen Gottes sie begleitete und ihnen Alles wohl gelingen ließ, erhob sich ihre Seele wieder zu neuem Hoffen; aber ihr edles Herz trieb sie nun auch, nach Kräften Gutes zu thun. Diese Frau wurde wahrhaft der gute Engel des Fleckens. Wo irgend Krankheit einen Insassen des Fleckens traf, da war sie helfend bei der Hand. Nicht nur, daß sie die Kranken leiblich erquickte, sondern sie setzte sich zu ihnen, tröstete sie, betete mit ihnen, las ihnen aus Gottes Wort vor, und wurde Vielen ein Arzt der Seelen,

rettete mich vor einem langandauernden Andenken an diese Stunde.

2.

Im Rathe Gottes war es beschlossen, daß mein Leben eine andere Wendung nehmen sollte.

Es war im Spätherbste. Der Nordostwind wehte kalt und schneidend über die Steppeln und trillte das gelbe Laub in den Lüften. Über uns hin zogen Kraniche und wilde Gänse in ihren scharfen Winkeln und geraden Linien einer wärmeren Heimath zu. Die Winterfaat lag warm gedeckt im Schooße der Erde. Die Ackerkrähe hüpfte umher, ihre Nahrung zu suchen, oder flog krächzend in großen Schwärmen gen Westen hin. Alles war leer auf den Feldern. Nur hin und wieder hüteten Knaben die Kühe und Rinder auf den Wiesen und saßen um lodernde Feuer, in denen sie sich Kartoffeln brieten. Wir zogen auf der schmutzbedeckten Landstraße dahin, und mein sehnsüchtiger Blick weilte oft bei den Knaben und ihrer Lust, die ich nicht theilen durfte. Weder Ruhe, noch Freude war mir beschieden.

Dürftig bekleidet, so, daß der kalte Wind lustig durch die Löcher und offenen Nähte meiner zusammengesteppelten Kleidung pfiff, wadete ich baarfuß und baarhaupt in dem tiefen, kalten Kothe der Straße, und mein treuer Wiedu neben mir. Wir zogen beide an dem Radkarren meines Vaters, und er schob hinten, die beiden Handläufe haltend, nach; leider war er unmäßig betrunken, und wankte bald rechts bald links. Wir mußten uns außer Athem ziehen, und er schob kaum etwas Weniges an dem schweren Radkarren. Im letzten Dorfe hatte er Streit mit zwei

Fuhrleuten gehabt, die ihn ihre Fäuste hatten fühlen laſſen. So kam es, daß er voll Zorns und aufs Heftigſte gereizt auf Wiedu und mich ſchimpfte und ſchalt.

Nach großen Anstrengungen waren wir endlich in die Nähe des Stadtthores gekommen. Nie hatte ich das Ende eines Weges lebhafter herbei gewünscht, als damals, denn ich sank fast um vor Ermüdung.

Viele Leute gingen mit uns dem Thore zu, denn die Feierabendglocke hatte geläutet, und die hinter die Berge hinabgesunkene Sonne färbte nur noch den Abendhimmel golden und purpurn. Nach kurzer Dämmerung bricht in solcher Zeit die Nacht schnell herein. Plötzlich trat ich mit dem nackten Fuß in etwas Scharfes und Spitzes. Ein brennender Schmerz nöthigte mich, anzuhalten und den heftig blutenden Fuß in die Höhe zu heben. Wiedu zog zuviel links und mein Vater schob den Karren stärker. In dem Augenblick, als ich, von dem Radkarren gestoßen, der Länge nach in den Koth stürzte, verlor auch mein Vater das mühsam erhaltene Gleichgewicht und — Alles, Mann und Karren, stürzte zur Seite in das unreine, aber weiche Bett des Straßenkothes. Durch die unaussprechlich heftigen Flüche meines Vaters und das unmäßige Gelächter der heimkehrenden Arbeiter ahnete ich, ehe ich mich erheben konnte, was geschehen war. Der Trieb der Selbsterhaltung lehrte mich, schnell den Zugriemen abstreifen und mich aufmachen. Ich eilte, auf die Seite zu kommen und wischte so gut ich konnte, den Schmutz von mir ab, während sich mein Vater bemühte, sich aufzurichten, was ihm nur schwer gelang, weil der Karren theilweise auf ihm lag und die Trunkenheit ihn hemmte. Mehr als Alles brachte ihn aber das Gelächter der Buben und des Volks außer Fassung. Endlich gelang es ihm doch, sich aufzurichten. Er ließ Rad und Alles liegen

und hieb mit ſeinem Knotenſtocke wie ein Beſeſſener auf die Leute ein. Jeder Hieb traf, und der eiſenbeſchlagene, dicke Stock traf fürchterlich. Ich hörte mehrere Leute heftig ſchreien, und ſah Einen taumeln und niederſtürzen.

Ich kroch auf Händen und Füßen aus dem Bereiche meines Vaters. Ich wußte zu gut, daß ſich bald ſeine ganze Wuth gegen mich wenden würde.

Allein, was ich befürchtet, traf dießmal nicht ein. Mit Angſt und Entſetzen ſah ich, wie ſich mehrere Leute auf meinen Vater warfen, ihm den Stock entwandten, und ein Polizeiſoldat, der dazu kam, ihn binden und fortführen ließ. Auf ſein Geheiß nahm ein Anderer das Schleifrad und ſchob es ihm nach. Wohin ſie ihn führten, ich wußte es nicht; aber dieſe Ungewißheit und der unausſprechliche Schmerz meines blutenden Fußes preßten mir ein heftiges Weinen aus.

Die Ereigniſſe, die ich hier erzählt, verliefen blitzſchnell. Bald war der Volkshaufe mit meinem Vater im Thore verſchwunden, und nach mir ſah ſich Niemand um.

Als ich auf meinen Fuß treten wollte, brach ich mit einem lauten Schmerzruf zuſammen. Es ſteckte eine Glasſcherbe darin. So gut ich konnte, reinigte ich ihn mit einem alten Lappen, den ich als Halstuch geſchenkt erhalten, umwickelte ihn und hinkte, um dem ſchneidenden Winde zu entgehen, an eine Gartenmauer, wo ich mich neben einem Abweisſteine niederkauerte. Mein Fuß ſchmerzte mich immer heftiger, das Blut drang durch das Tuch. Näſſe und Kälte verurſachten einen, meine Glieder ſchüttelnden, Froſt. Der Abend nahte ſchnell. Der heftigſte Hunger plagte mich, und die Vorübergehenden würdigten

mich Armen keines Blicks. Ach, es waren reiche, gut gekleidete Leute darunter; aber Keiner sah mich an.

Was sollte aus mir werden in dieser Lage, bei diesem Schmerze, unter freiem Himmel? Bebend vor Frost, weinend vor Schmerz, lag ich da ohne Hülfe, ohne Beistand.

Ich faßte mir endlich ein Herz, einen vorübergehenden Herrn um Hülfe anzurufen. Er sah mich an, aber ohne ein Wort zu sagen, eilte er vorüber.

In dieser Trostlosigkeit kam mir Wiedu wie gerufen. Das treue Thier war seinem Herrn gefolgt; aber als sie ihn in Gewahrsam gebracht und er mich nicht sah, kam er zurück an den Ort des Jammers. Er schnupperte so lange umher, bis er mich fand. Nichts ist der Freude gleich, mit der er an mir aufsprang. Bald aber schien er meinen Schmerz zu begreifen. Er legte sich nieder auf meinen leidenden Fuß, um ihn zu erwärmen.

Auf einen Augenblick vergaß ich meinen Schmerz über der Freude, das treue Thier wieder bei mir zu haben. Ich kam mir nun gar nicht mehr verlassen vor. — Und doch — wo sollte ich ein Obdach finden, da es jetzt zu regnen begann, und dieser Regen eisig kalt war? Ich lauschte, ob nicht noch Jemand käme. Sollte ich in die Stadt hinken? Wer nahm mich auf in dieser Nacht? — Als ich eben diesen trostlosen Gedanken Raum gab, hörte ich deutlich Jemand kommen. Wiedu knurrte. Der schleppende Gang, das Keuchen verrieth mir, daß es eine bejahrte Person sein müsse. Wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Es war ein altes Mütterchen, das ein Bündel zusammengelesenes Holz trug.

Ach, dachte ich, die iſt arm, wie du es biſt. Sie wird nichts für dich thun können. Das Gefühl des Verlaſſenſeins durchzuckte mein Herz und ein Thränenſtrom entquoll meinen Augen. Sie hörte mein Schluchzen und trat näher.

Warum weinſt du, mein Kind? fragte ſie mit einem ſo theilnehmenden, liebreichen Tone, daß er mir erwärmend bis in das Innerſte meiner Seele drang. Ich hatte ſolch einen Ton nie gehört und dachte: So muß wohl eine Mutter mit ihrem Kinde reden! — Er war mir ſo fremd, daß ich ordentlich zweifelte, ob er mir Armen gelten könne; allein bald wurde ich davon überzeugt, und mein ganzes Herz hatte das Mütterchen gewonnen. So kurz ich konnte, erzählte ich ihr mein Schickſal und meine jetzige Lage.

Du biſt ſchlimm daran, du armes Kind, ſagte ſie. Hier kannſt du nicht bleiben. Kannſt du denn gehen?

Schlecht genug, ſagte ich.

Probir's 'mal, verſetzte ſie, aber tritt auf die Zehenſpitzen. Ich that's, und es ging beſſer, als ich ſelbſt gedacht.

Siehſt du, ſagte ſie, es geht; aber wo wirſt du deinen Vater finden? Hat den der Wachtmeiſter gepackt, ſo ſitzt er im Thurm und da darfſt du nicht zu ihm. Da werd' ich dich wohl dieſe Nacht in mein Stübchen nehmen müſſen. Einige Augenblicke beſann ſie ſich, dann ſagte ſie: Komm in Gottes Namen, du ſollſt bei mir ſchlafen, und Hunger wirſt du auch haben?

Ach ja, ſagte ich, ſeit Vormittag hab ich's mit dem Hungern zu thun gehabt.

Ja, ja, ſagte ſie. War auch jung. Weiß, wie das

thut. Im Alter wird Einem das Hungern weit leichter, als in den jungen Jahren, wo der Magen gar keinen Boden hat. — Sie suchte nun in ihrer Tasche, und als sie dort eine trockne Brodrinde fand, sagte sie mit großer Freude: Da hab ich noch ein trocknes Krüstchen; iß es.

Ich griff hastig darnach. Obwohl es hart, wie ein Stein, war, so griff ich es doch mit meinen guten Zähnen muthig an. Kaum weiß ich mich zu erinnern, daß mir jemals etwas besser geschmeckt hätte. Mit Freuden hörte sie mich die Rinde zermalmen. Ach, wer doch noch so gute Zähne hätte! seufzte sie. Aber nun komm, Kind. Die Nacht ist da und es fängt wieder an zu regnen — oder, beim Licht betrachtet, ist es Schnee. Als sie meinen Wiedu sah, dem ich heimlich auch einen Brocken meiner Brodkruste gegeben hatte, rief sie aus: Wem ist denn der Hund?

Ich sah sie betrübt an. Er ist ja mein, sagte ich fast weinend. Erbarmt Euch des ehrlichen Thieres doch auch. Er findet ja meinen Vater nicht und müßte dann auf der Straße liegen. Es ist mein treuer Wiedu. Er wird Euch weder Last, noch Unreinlichkeit machen!

Das kluge Thier schmiegte sich an mich, als verstände es, daß ich zu seinem Besten spräche. Ich wäre, hätte das Mütterchen ihn nicht mit angenommen, wahrlich lieber auf der Straße bei ihm geblieben, als ohne ihn unter ein schützendes Obdach gegangen. Sie merkte das und sagte: Meinetwegen! Ich bin den Hunden immer gut gewesen. Sind gar gescheidte Thiere.

Mit diesen Worten wich eine Centnerlast von meiner Seele. Die Brodkruste und das Bewußtsein, daß auch

mein treuer Wiedu ein Obdach finden sollte, machten mir das Gehen bedeutend leichter. Wir traten unseren Weg an. Er war weit. Gott weiß, durch wie viele dunkle Gassen und Gäßchen sie mich führte! Endlich blieb sie vor einem Hause stehen.

Da sind wir endlich, sagte sie. Aber was wird der Hausmann, der brummige Gewürzkrämer, sagen? Wird er dich und den Hund ins Haus lassen? Sie sagte das mit einer so großen Ängstlichkeit, daß ich, zu meiner nicht geringen Angst, schloß, der Hausherr müsse eben kein sonderlicher Menschenfreund und ein noch geringerer Thierfreund sein. Das Herz begann mir heftig zu pochen. Sollte meine Hoffnung nun getäuscht werden, so nahe am Ziele?

Dießmal war die Furcht ungegründet. Der Gewürzkrämer war just in das Wirthshaus gegangen, um sein Abendtränklein zu sich zu nehmen, und seine Haushälterin war im Keller. So merkte denn Niemand, daß wir die dunkle, schmale Stiege hinaufkletterten. Nur ein Wunder hielt aber die schlimmsten Folgen eines andern Ereignisses ab, das ich nicht hatte voraussehen können.

Bei den vielen, ausgezeichneten Eigenschaften Wiedu's besaß er eine Untugend erheblicher Art. Er war von Natur ein außerordentlicher Katzenfeind. Fand er eine, so konnte sie, wenn sie nicht fix auf den Beinen war, ihr Testament machen. Dabei erhob er seine Mark und Bein durchdringende Stimme in solchen Fällen über alle Beschreibung, und jede vernünftige Vorstellung blieb erfolglos. Nun hatte Jungfer Annemarthe, die Haushälterin, eine unsägliche Vorliebe für die Katzen. Einer dieser Lieblinge lag auf einem Haufen alter Kleidungsstücke, unfern der

Treppe, und ſchnurrte ganz behaglich ſein Schlummerlied. Wiedu hatte ſich allzeit durch ſeine feine Naſe ausgezeichnet. Kaum auf die Treppe getreten, ſchnupperte er laut. Nicht lange blieb er über den Ort im Zweifel, wo ſeine Erbfeindin in ſüßer Ruhe lag; raſch, wie ein Gedanke, flog er dahin, und ſeine gellende Stimme klang entſetzlich in meinen Ohren. Rufen, Befehlen — Alles war umſonſt. Der alte Haß war in lichter Lohe aufgelodert. Es war ein Glück, daß die Katze durch einen kühnen Seiltänzerſprung ſich in Sicherheit brachte, und von dem Balken herab ihre grünen Feueraugen glänzen und ihr Ziſchen vernehmen ließ. Die Dunkelheit verhinderte, daß wir ihren gebogenen Rücken und langſam ſich windenden Schweif ſahen. Wiedu wollte ihr nach, vergaß aber in ſeiner blinden Wuth alle Klugheit und purzelte rücklings auf den Boden. Dieß unerwartete Mißgeſchick brach ſeinen Zorn und ſeine Stimme, und gab mir Zeit, ihn durch Zuhalten der Schnauze und feſtes Faſſen am Fell völlig zu Verſtande zu bringen.

Es war abermals eine Fügung, daß Jungfer Annemarthe in dem tiefen Keller war, und überdieß einigen erheblichen Mangel am Gehöre hatte, ſonſt hätte keine Macht der Erde meinen Wiedu vor dem Ausſchließen aus dem Hauſe gerettet. Siehſt du, ſiehſt du, rief halblaut das Mütterchen, es thut kein Gut! die Annemarthe iſt eine ausgedeckte Katzenmutter. Hätt' die das gehört, dann ſollte uns Gott gnaden! Was wird das erſt morgen geben?

Ich beruhigte ſie mit meiner Wachſamkeit. So ging denn die erſte Gefahr vorüber, und wir kamen glücklich ins heimliche Stübchen.

Von den Anſtrengungen des Ganges, von der Näſſe und Kälte, von der Angſt und Sorge war ich ſo angegriffen, daß ich ſchnell nach einem Orte taſtete, wo ich ſitzen könnte. Ich fand eine an der Wand ſtehende Kiſte, die ich ſogleich einnahm. Hätte ich ſie nicht gefunden, ich glaube, ich wäre zuſammengeſunken. Gedulde dich ein Bischen, ſagte ſie, ich will eben Licht ſchlagen. Sie ſuchte nun nach einem Käſtchen, worin ſie Stahl, Zunder und Feuerſtein bewahrte. Nach einigem Suchen fand ſie es. Nach unendlich langem Kippen an dem Steine gewann ſie Feuer, und bald brannte das Öllämpchen.

Jetzt leuchtete ſie mir in das Geſicht, und prallte erſchrocken zurück. Ach, du mein Gott, wie ſiehſt du aus! rief ſie.

der sie mit der Genesung des Leibes auch auf den Weg der Genesung ihrer Seelen leitete. Den Wittwen und Armen war sie eine helfende Mutter und Freundin. Manchen Hausstreit hat sie geschlichtet; viele Thränen hat sie getrocknet, und Heil und Segen in viele Häuser und Familien getragen.

Eins muß ich besonders erwähnen. Als sie hierher zogen, herrschten die Blattern heftig, denn damals war die Impfung noch nicht bekannt oder doch nicht bei uns. Die Seuche raffte Erwachsene und Kinder hin.

Nahe bei uns wohnte ein armer Mann, ein Schuster seines Handwerks, in dessen Hause auch die Pocken ausbrachen. Vater und Mutter, junge Leute, bekamen sie heftig und starben schnell nach einander.

Ihr Kind, ein bildschöner Knabe, bekam sie auch, aber nur in geringem Grade. Von allen verlassen, die es anzingen, war das Kind im hülflosesten Zustande, zumal Niemand in das verpestete Haus zu gehen wagte. Da trieb die Liebe Christi die fromme Frau Reitel, sich des armen Würmchens anzunehmen. Sie nahm, trotz der Gefahr für ihr eigenes, theueres Kind, das kranke Waisenkind in ihr Haus und pflegte es. Und siehe da, Gott segnete die Pflege der frommen Frau. Das Kind genas und wurde nicht im Mindesten entstellt, und ihr eigenes Kind blieb verschont!

Ich mochte wohl ſchlimm ausgeſehen haben, denn der Schmutz der Straße, in den ich gefallen war, das Blut, das an meine Hände gekommen war, und daher ins Geſicht, und jetzt der mich heftig ſchüttelnde Fieberfroſt waren alle drei geeignet, den Ausruf des Mütterchens zu rechtfertigen.

Während ſie ſchnell Waſſer in eine Schüſſel goß, daß ich mich wüſche, nahm mein Fieberfroſt ſo ſehr zu, daß alle meine Glieder zitterten. Nachdem ich mich gewaſchen, half ſie mich ſchnell entkleiden, und ſteckte mich dann in das erwärmende Bett. Hierauf machte ſie Feuer an, um warmes Waſſer zu bekommen zum Reinigen meiner Füße, und beſonders der Glaswunde, in die Schmutz gerathen war.

Nicht lange währte es, ſo trat auf den Froſt eine Gluthhitze ein, und als dieſe ſich gelegt, und ich ein Stück Brod gegeſſen und einige Taſſen Fliederthee getrunken hatte, den ſie mir braute, fiel ich in einen ſo tiefen Schlaf, daß ich die ganze Welt vergeſſen hatte, ehe es das Mütterchen merkte.

Kein Wunder war es, daß alle die Ereigniſſe dieſes traurigen Tages in meinen Träumen mir wieder vorkamen. Wiedu's Angriff auf die unſelige Katze war das letzte Traumbild, das mich beſchäftigte. Darüber erwachte ich und — es war heller Tag. Ich rieb mir die Augen, und ſah mich überall um, verwundert und ungewiß, wo ich mich befände. Allmählich wurde es in meinem Geiſte hell und klar. Ich erinnerte mich genau der Ereigniſſe von geſtern Abend, und nun richtete ich mich auf, nach Wiedu und dem Mütterchen mich umzuſehen. Das

Mütterchen war nicht da; aber Wiedu richtete ſich am Ofen auf, wo er gar behaglich lag, und eilte mit großer Freude auf mich zu. Als ich mich jetzt bewegte, fühlte ich den brennenden Schmerz meines Fußes. Wie erſchrak ich, als ich ihn aufdeckte! Er war kirſchroth und dick angeſchwollen bis gegen das Knie hin. An Aufſtehen und Gehen war gar nicht zu denken.

Wie ich nun ſo dalag, und den Kopf des treuen Hundes ſtreichelte, den er auf das Bett legte, fiel mir mein Vater ein. Das Mütterchen hatte geſtern geſagt: ſie hätten ihn in den Thurm gethan. Was das zu bedeuten hatte, wußte ich nicht, denn ich kannte von einem Thurme keine andere Beſtimmung, als die, daß die Glocken darin hingen. Da mochte mein Vater freilich nicht ſo gut geſchlafen haben, als ich in dem weichen, guten Bett, das gewiß der König nicht beſſer hatte, wie ich meinte; allein es war ja doch auch ein Obdach, und Stroh hatte er gewiß zum Lager. Mehr war er nicht gewohnt. Ich beruhigte mich daher. Ein anderer Gedanke quälte mich mehr. Was ſollte es nun geben, wenn ich mit ihm fort ſollte, und nicht konnte? Auch wußte er ja gar nicht, wo wir, Wiedu und ich, waren. Und ging er ohne uns Zweie, wer half ihm den Radkarren ziehen? Ließ er uns endlich hier, was wurde dann aus uns? Von dieſen Gedanken iſt mir das Herz wieder ſo ſchwer geworden, daß ich zu weinen anfing.

Lang andauernde Gemüthsunruhe hat bei einem Buben meines damaligen Alters nicht lange Raum und Zeit. Wer ein Bubenherz kennt, wird es eben nicht verwunderlich finden, daß bald andere Gedanken durch meinen Kopf

flogen, das Bild des Vaters verdrängten und meine Thränen trockneten. Das, was meinen Gedanken eine andere Richtung gab, war fürs Erste der erwachende, heftige Hunger und Durst, und sodann die Neugierde, mich in dem Stübchen umzusehen.

Daß Feuer in dem kleinen Kochöfchen war, hatte ich bald gefühlt. Vielleicht, dachte ich, hat sie dir etwas zurecht gestellt. In der Ecke stand ein kleiner Tisch. Aus Erfahrung wußte ich, daß in der Schublade das Brod zu liegen pflegte. Nicht ohne große Schmerzen schaffte ich mich aus dem Bett gegen den Ofen hin. Da sah ich ein kleines Töpfchen und darüber, als Deckel, ein mächtiges Stück Brod liegen. Vom Hunger getrieben, und mehr noch von einem wahrhaft brennenden Durste, machte ich mich darüber her. Es war Kaffe, ein Labsal, das ich nur einmal in meinem Leben genossen hatte. Nie war ich gieriger über eine Speise hergefallen. Auch Wiedu empfing seinen Antheil Brod, und dann suchte ich, so schnell als möglich, wieder in das Bett zu kommen. Wiedu legte sich vor das Bett, und ich ließ nun, wie man zu sagen pflegt, meine Augen in dem Stübchen spazieren gehen. Wie war da Alles so wundernett und reinlich! Des Geräthes war wenig; aber Alles geordnet und kein Stäubchen drauf. An dem Fensterchen, dessen runde Scheiben zwar von Alter blau und grün schillerten, auch mitunter stockblind waren, stand ein Tischchen aus Tannenholz, schneeweiß gescheuert. Neben dran stand eine braunroth angestrichene Kiste und in der Ecke ein Spinnrad. Über dem Fenster und an der ganzen Querwand hin lief ein Brett, auf welchem blinkendes Kochgeräthe, zinnerne

Teller und Schüſſeln und einige Pozellantaſſen, dann mehrere dickleibige Bücher ſich befanden. Drunter hing ein handgroßes Spiegelchen. Das war Alles; aber aus dem Allem ſprach eine Ordnung, wie ich ſie ſonſt niemals in einem Hauſe gefunden hatte, in das ich, um Scheeren zum Schleifen zu holen, gekommen war. Mir war ſo wohl in dieſem Raume, daß ich ewig hätte dableiben mögen, wenn mich nur der Schmerz in meinem Fuße hätte froh werden laſſen, und die Sorge um meinen Vater.

Während ich ſo Alles mir betrachtete, begann Wiedu heftig zu bellen, und leiſe wurde die Thüre aufgemacht.

Kuſch! Kuſch! Alterchen, ſagte das Mütterchen, das freundlichen Geſichtes hereinblickte. Ich thue dir ja nichts! Kennſt du mich denn nicht, ich hab' dir ja auch dein Frühſtück gegeben? —

Ich rief dem treuen Wächter, und ſie trat nun, umwedelt von Wiedu, der ſie erkennen mochte, herein.

Haſt du gut geſchlafen, Kind? Unruhig zwar, aber tief, denn du hörteſt mich gar nicht, als ich aufſtand, und in der Stube handthierte. Nun freilich, das Fieber hatte dich angegriffen, denn du glühteſt die ganze Nacht, wie eine Kohle. Magſt auch recht müde geweſen ſein, und lange nicht in einem guten Bett geſchlafen haben. In deinen Jahren iſt der Schlaf noch lang und feſt; in meinen, daß ſich Gott erbarme, da ſchläft man, wie die Haſen und wacht wie die Eulen. Aber gelt, du haſt wie ein Prinz gelegen? Haſt du auch etwas gegeſſen? Sie blickte nach der Ofenplatte, und als ſie ſah, daß ich da reine Arbeit gemacht hatte, fragte ſie: der Hund hat's doch nicht gar verzehrt? Ich konnte nicht zum Worte

kommen, ſo raſch ging das Plapperment der guten Frau. Erſt jetzt ließ ſie mir zu einer Antwort Raum, und ich konnte ihr, dankend, die Beruhigung geben, daß Wiedu kein Schnaufer ſei, und ich mir das Vorhandene zu Gemüthe geführt habe.

Sie lächelte zufrieden; aber plötzlich rief ſie: Ich habe ja deines armen Fußes ganz vergeſſen! Laß doch ſehen! Als ich ihr ihn zeigte, ſchlug ſie, entſetzt, die Hände zuſammen. Ach, du liebſter Gott! rief ſie, du haſt ja ganz grauſam den Rothlauf drinnen! Da mußt du ein paar Tage im Bett bleiben.

Aber mein Vater! mein Vater! rief ich, und meine Thränen brachen heftig hervor. Er bleibt ſo lange nicht hier, und was ſoll dann aus mir werden?

Ja, du liebſter Gott, ſagte die gute Frau mit wehmüthigem Ausdruck, und ſetzte ſich zu mir, da ſieht's ohnehin ſchlimm aus. Ich muß dir's nur erzählen.

Als du ſo gut ſchliefſt, dachte ich: geh' 'mal auf die Bürgermeiſterei, um zu hören, wie's da ſteht. Es war eben ſchon neun Uhr; ich ſchloß die Thür ab und ging. Als ich aufs Rathhaus kam, machte ich meinen Knix, und fragte nach deinem Vater. Nun ſiehſt du, iſt hier kein Gericht, und alle Gefangene müſſen nach dem Gerichtsſitz gebracht werden. Denke dir nun das Unglück, dein Vater hat drei Leute lebensgefährlich verwundet in ſeiner blinden Branntweinwuth. Da haben ſie ihn ſchon heute früh in das Gefängniß des Kreisgerichts abgeführt, das iſt fünf Stunden von hier. —

Ach, wie wird's ihm da gehen? ſchluchzte ich.

Nun, nun, Noth leidet er nicht; aber der Herr

Bürgermeiſter haben geſagt, fünf Jährchen Zuchthaus würden ihm wohl werden, vielleicht auch mehr, zumal er ein gefährlicher Menſch ſei, der ſchon im Trunke mehrmals ſolche Malefizſtreiche gemacht. Ich erſchrak auch, und ſagte: Geſtrenger Herr Bürgermeiſter, er hat aber einen Jungen!

Was? rief da der geſtrenge Herr, wo iſt denn der? Wachtmeiſter, warum hör' ich das nicht?

Der Wachtmeiſter trat demüthig herzu und ſagte: Ich hab's ſelber eben von der Frau Schmittin zuerſt gehört.

Ei, ſo ſchlag' das Wetter drein! rief da der Herr Bürgermeiſter, das iſt eine ſaubere Geſchichte. Da können wir den Balz am Ende füttern. Nun, erzähl' Sie denn 'mal, was Sie weiß! Ach du liebſter Gott, ich zitterte

wie Espenlaub im Winde, wie ich den Herrn ſo zornig ſah. Er iſt ein herzguter Mann gegen die Armen, aber jähzornig und hitzblitzig, wie Pulver. Da hab' ich denn geſagt, er möge mir doch nicht böſe ſein, ſo und ſo ſei's gegangen, und hab's ihm haarklein erzählt. Da hat er mich ruhig angehört, und ſelbſt als einmal geſchmunzelt, weil unſer Eins die Worte nicht ſo ſuperfein zu ſetzen verſteht, obgleich ich mein Möglichſtes that; auch kein Jota vergaß. Als ich endlich fertig war, kratzte er ſich hinter den Ohren, und ſagte zu dem Schreiber: Nothnagel, mach' Er einen Bericht. Er hat ja die ganze Geſchichte jetzt gehört. Sag' er dem Gerichte, ich ſchläge vor, den Buben bei der Frau Schmittin zu laſſen. Es wäre eine brave, achtbare Frau. Drauf ſagte er zu mir: Sieht Sie, Frau Schmittin, da hat Sie einen erzdummen Streich gemacht!

Aber, geſtrenger Herr Bürgermeiſter, ſag' ich drauf, ich kennt' doch das Kind mit dem blutenden Fuße — Richtig, das hatt' ich vergeſſen. Frau Schmittin, ſagte er nun: Geh' Sie zum Herrn Paſtor, und zeig' Sie es ihm auch an, er iſt Mitglied der Armenpflege, und dann geh' Sie zum Doctor Knurrer, daß er den Fuß unterſucht, und ich will ſorgen, daß Sie ein Koſtgeld kriegt, bis die Geſchichte aus iſt; aber ich wollte, der Balg wäre, wo der Pfeffer wächſt. — Da dacht' ich, nun kommt ihm die Hitzblitzerei wieder, der Koller, und ich machte meinen Knix und ſchlich hinaus, ehe es wieder donnerte und blitzte. Nun lauf' ich zum Herrn Paſtor, der macht auch ein ſaueres Geſicht, und ſagt, die Armenkaſſe könne nichts mehr leiſten. Als ich ihm aber Alles wieder ganz genau

von A bis Z erzählt hatte, ſagte er: Nun freilich, es war brav von Ihr, Frau Schmittin, und der liebe Gott hat's wohl gemacht, daß der arme Bub eben zu Ihr gekommen iſt. Sie muß nun denken, es ſei Ihr Kind und ihn erziehen in der Gottesfurcht. Das Weitere wird ſich finden. Geh' Sie aber zum Doctor! Vor dem war es mir am bängſten; denn der heißt nicht umſonſt Knurrer. Er knurrt immer, wenn arme Leute kommen, die die Recepte nicht bezahlen. Er knurrte auch, aber er wird ſchon kommen.

Als das Mütterchen ſo anfing zu erzählen, hatte es mir faſt die Bruſt zugeſchnürt, daß ich keinen Athem holen konnte. Als es endlich feſtſtand, daß ich meinen Vater, wer weiß wie lange, nicht mehr ſehen ſollte, da brach mein Weinen wieder mit aller Macht hervor. Hatte ich doch nun Niemanden mehr, dem ich angehörte! — Als ich ſo weinte, reckte Wiedu ſeinen Kopf zu mir auf und ſah mich ſo bedauerlich an, als ob er mir ſagen wollte: Sei gutes Muthes, du haſt mich ja noch! Das ergriff mich ſo heftig, daß ich ſeinen Kopf mit meinen Armen umfaßte, und laut weinend an mich drückte.

Das Mütterchen hatte ſelber Thränen in den Augen. Darauf ſagte ſie: Weinen macht das Herz leicht, Kind; drum will ich dir's auch gar nicht wehren; aber, ſiehſt du, recht iſt es doch nicht von dir, daß du ſo troſtlos biſt. Ein Kind ſoll ſeinen Vater lieben und ehren, das gebietet Gott, der Herr, und hat dem Gebot eine ſchöne Verheißung gegeben. Dein Vater hat aber gegen dich unmenſchlich, gegen Andere verbrecheriſch gehandelt; dafür muß er nun Strafe leiden nach Gottes Ordnung und dem Geſetze. Du

kannſt ja doch nicht bei ihm ſein! So ſollſt du an das Wort des Herrn Pfarrers denken, der ſo weiſe ſagte, Gott habe es gnädig gefügt, daß du zu mir gekommen wäreſt. Siehſt du, mir ſind fünf Kinder und der Mann geſtorben, und ich habe auch Niemanden mehr, wie du. So will ich denn denken, du ſeieſt mein Kind, und du ſollſt denken, ich ſei deine Mutter. Hegen und pflegen will ich dich, wie eine Mutter ihr Kind; aber ich hoffe, du haſt mich lieb; du arbeſt dich gut; biſt gehorſam, willig, fleißig, und folgſt meinem Wort und Beiſpiel und es wird dir gut gehen, ſelbſt beſſer, als bei deinem Vater. Der hat ja doch, wie du mir ſelber erzähltеſt, nicht für dich geſorgt; in eine Schule wärſt du nie gekommen, und wie leicht wär' es geweſen, daß du zu Grunde gegangen wäreſt.

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, beſonders die Ausſicht, in eine Schule zu kommen. Meine Thränen verſiegten, und ich erwog Alles, was ich gehört hatte.

Nun höre, fuhr ſie fort, wie ich es mit dir vorhabe. Sobald dein Fuß heil iſt, gehſt du in die Schule und lernſt — Rechnen, Leſen und Schreiben? fragte ich mit pochendem Herzen. Freilich, ſagte ſie, verſteht ſich, und noch mehr, den Katechismus und Gottes Wort dazu. Dann kannſt du mir Abends aus Gottes Wort und der Hauspoſtille vorleſen, denn meine Augen ſind trübe und ſelbſt mit meiner Klammbrille kann ich den feinen Druck nicht mehr leſen. Lieber Gott, Kind, das viele Weinen hat ſie mir trübe gemacht. Fünf Kinderchen, wie Milch und Blut, hab' ich zu Grabe tragen ſehen, und meinen

Mann. Da hat mir das Herz geblutet, und der Thränenquell hat nicht aufgehört zu fließen.

Haſt du denn ſchon etwas gelernt? fragte ſie, und fuhr dann, ſich ſelbſt antwortend, fort: Wie frag' ich doch auch? Du biſt ja ſchon faſt neun Jahre alt!

Da mußte ich denn von der Farbe reden, und ich berichtete ihr Alles ohne Rückhalt mit dem ganzen Wehgefühle, das meine Seele allemal erfüllte, wenn ich an meine bedenloſe Unwiſſenheit dachte. Daß ich nicht beten konnte, that dem treuen Herzen am Wehſten. Sie ſetzte ſich jetzt ganz nahe ans Bett, und ſagte mir von dem lieben Gott und dem Herrn Jeſus ſo viel Liebes und Herrliches, daß ich gar nicht müde wurde, zu horchen, und den Athem oft anhielt, um nur ja kein Wort zu verlieren. Darauf betete ſie ein Morgengebet aus einem ganz kleinen Büchlein, das ſie das Habermännchen hieß, und ließ mich das Vaterunſer nachſprechen. Daß ich es ſchon beim dritten Male völlig auswendig wußte, erfüllte ſie mit eben ſo viel Verwunderung, als mich mit Freude. Nun wußte ich ja, was beten heißt, wußte, warum ich betete, und kannte ein ſchönes Gebetchen. Wer war glücklicher, als ich? Die Trauer über meinen Vater wich von meinem Herzen und froh ſah ich in die Zukunft hinaus.

Während das Mütterchen das Feuer im Öfchen ſchürte und die Kartoffeln für das Mittagsmahl ſchälte, und dabei unaufhörlich ſo gemüthlich mit mir plauderte, hörten wir unten im Hauſe eine hellgellende Stimme. Der Doctor! rief das Mütterchen. Bald darauf wurden Tritte hörbar und die Thüre wurde heftig aufgeriſſen.

Als nun der Knabe genesen, zeigte es sich, daß er nicht nur bettelarm war, sondern, daß er, wenn seine armen Verwandten ihn zu sich nehmen sollten, der Gefahr ausgesetzt war, sittlich zu Grunde zu gehen; denn seines Vaters Bruder war ein ganz verkommener Mensch und ein Säufer.

Da regte sich ein mütterliches Mitgefühl in dem Herzen der frommen Frau.

Reitel, sagte sie eines Tages zu ihrem Manne, Gott segnet uns hier, und es scheint, als sollte all' unser tiefes Weh heilen. Laß uns dankbar sein!

Sieh, dieß arme Kind hat Gott an uns gewiesen; laß uns ihm Vater und Mutter sein. Gott wird unser Kind dafür segnen!

Da traten heiße Thränen in des braven Reitel's Augen und er sagte: Dein Wille geschehe! Was du aussprichst, ist mir schon in der Seele gelegen. Er soll unser Kind sein!

Und der Knabe blieb bei ihnen, und sie hielten ihn wie ihr eigenes Kind. Er wuchs mit ihrer Tochter, mit der er von gleichem Alter war, heran. Herr Reitel ließ ihn wohl unterrichten und er hing an ihnen mit ganzer Seele.

Wer's nicht wußte, merkte weder, daß der Knabe nicht der Eheleute Reitel eignes Kind, noch Linchens, so hieß ihre Tochter, leiblicher Bruder sei. Das war ein Aneinanderhängen, wie wenn's durch die engsten Bande des Blutes bewirkt wäre.

Die beiden Kinder hatten sich besonders lieb. Conrad, so hieß der Waisenknabe, that Linchen Alles, was er ihr nur an den Augen ansehen konnte, und wenn er einen Wunsch hatte, so quälte sie Vater und Mutter so lange, bis er erfüllt war.

Die reiferen Jahre waren nicht im Stand, irgendwie dieß Verhältniß zu ändern, vielmehr wurde es nur enger und inniger. Die Eltern merkten's wohl, was des schönen

Ein himmelbaumlanger Mann stolperte herein, so dürre, wie eine Bohnenstange. Schwarzes Haar, kraus und dick, hing um das kreideweiße Gesicht, aus dem zwei schwarze Augen blitzend hervorleuchteten.

Verdammte Hühnerstiege von Treppe! rief er. Da bricht man ja den Hals! Wo ist denn der Balg, der Strolch, um deßwillen ich da herauf muß? — So geht's aber, wenn man so die Taugenichtse von der Straße auflieſt und herbergt! Und auch noch so einen Eiderbisser von Hund! Ei, dich soll ja! Er hob seinen Stock, um Wiedu, der gebellt hatte, Eins zu versetzen. Der verstand aber keinen Spaß und wäre ihm sicher derb in die Beine gefahren, an denen ohnehin kein Fleisch war, wenn ich ihn nicht zurückgerufen hätte.

Ich will den Doctor nicht! rief ich mit vollem Zorn, als ich diese Worte gehört hatte.

Was? rief der Doctor; Schlingel, glaubst du etwa, ich wollte umsonst die vermaledeite Hühnerleiter heraufgeklettert sein? Her deinen Fuß!

Ich will nicht! rief ich.

Ach, thu's doch, Kind! bat das Mütterchen.

Der wird mich schön zurichten, rief ich; der hat kein Erbarmen mit einem armen Knaben. Er kommt nur, weil er muß. Er soll heimgehen. Mein Fuß wird von selber gut. Er thut mir auch nicht mehr weh!

Das mußte auf den bärbeißigen Doctor gewirkt haben. Er zog mildere Saiten auf. Sei kein Esel, Bub', sagte er. Es ist so bös nicht gemeint. Komm, mach' kurzen Prozeß, und zeige mir deinen Fuß! Aber ich that's nicht. Da legte er sich aufs Bitten, und das

Mütterchen auch, und da konnte ich nicht widerstehen. Als er meinen Fuß sah, rief er aus: Da war's Zeit! der Bube hätte können des Todes sein! Warum kam Sie nicht früher, Frau Schmittin? So lange wartet man nicht!

Da haben wir's! sagte das gute Mütterchen, fast weinend. Nun ist am Ende die Schuld an mir. Gestern Abend bekam ich den armen Jungen. Heute ruf' ich Sie. Sie grollen und zanken, daß ich Sie rufe und jetzt ist's zu spät!

Er verschluckte die Pille, und sagte: Armer Schelm, du mußt Höllenpein ausgestanden haben; denn da steckt gewiß noch eine Scherbe drinnen. Nun legte er den halben Tisch voll Instrumente, daß mir die Haare zu Berge standen, und fuhr mit einer Sonde in der Wunde herum, daß ich fast laut aufgeschrien hätte. Darauf zog er wirklich einen Glassplitter heraus; legte mir Leinwandfäden, welche das Mütterchen zupfte, mit etwas, das er aus einem Gläschen draufgoß, auf, und verband mir den Fuß; gab Verhaltungsregeln und sagte dann: Du bist ein Kapitalkerl! Ein Anderer hätte Zetermordio geschrien, und ging.

Ich will gar nicht sagen, wie dieser Unhold mit mir umging! Ich habe im spätern Leben noch manchmal Schmerzen gelitten, aber gegen diese waren sie alle nur Kinderspiel. Eiskalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper.

Er kam nun regelmäßig alle Tage, fluchte zwar jedes Mal auf die vermaledeite Hühnerleiter, wie er unsere Stiege hieß, aber er war doch nicht mehr so unhold, als

beim ersten Male. Mein Fuß wurde allmählich besser, und nach etwa acht Tagen war ich so weit geheilt, daß ich den ganzen Tag außerhalb des Bettes bleiben konnte. Da flohen denn die Stunden rasch dahin; denn das herzige Mütterchen spann, und erzählte mir viel wundersame Geschichten, lehrte mich Gebete, Sprüche, schöne Liederverse und antwortete liebreich auf meine tausend Fragen, die ich an sie richtete.

Auch eine andere, schwere Sorge wurde von meinem Herzen genommen, nämlich die, ob der alte Gerstenmeier, unser Hausherr, und die katzenfreundliche und hundefeindliche Annemarthe meinen Wiedu dulden würden, woran das Mütterchen gezweifelt hatte.

Der alte Gerstenmeier war so Einer, wie man sie mit dem Sprüchlein zu bezeichnen pflegt:

„Alles, was die Leut' verdrießt, das treib' ich;
Wo sie mich nicht gerne haben, bleib' ich;
Schlafen sie, so wach' ich,
Weinen sie, so lach' ich."

Im Grunde der Seele nicht böse, hatte er nur seine Freude dran, Andere zu necken und zu ärgern. Freilich war er ein Geizhals und Raffauf, aber doch noch lange nicht von der schlimmsten Art. Hätte Annemarthe den Hund gehegt, so war's gewiß, daß er ihn nicht geduldet hätte. Jetzt, wo sie fluchte, tobte, und den ganzen Tag über den Hund, den Katzenmörder, hafelirte, schlug er sich auf Wiedu's Seite, lockte und schmeichelte ihm, und drohte der Alten, alle ihre Katzen todtzuschlagen, wenn sie dem lieben Thier ein Leid zufügte. Dabei wirkte aber noch etwas mit, was er bald entdeckt hatte. Alle Katzen Anne-

marthen's nämlich fingen keine Ratten, und von dieſen ſchädlichen Thieren wimmelte des Gewürzkrämers Haus, Keller und Magazin. Wiedu war aber ein ſo geſchickter, als unermüdlicher Rattenfänger. Binnen wenigen Tagen hatte er die Räume ſo von dieſen Thieren geſäubert, daß Gerſtenmeier erklärte, der Hund ſei mehr werth, als das ganze Katzengeſchlecht, und ſelbſt Annemarthe mußte geſtehen, daß er ein treffliches Thier ſei, nur habe er eine ganz miſerable Natur, daß er nämlich die edlen Katzen ſo haſſe.

Auch gegen mich war der Gerſtenmeier wohlwollend, denn ich machte ihm Düten für ſeinen Laden, und wenn Mittwochs und Samſtags, an den ſogenannten Gebtagen, das Mütterchen ihr Almoſen an den Thüren ſuchte, gab er mir ſelbſt das Mittagseſſen, was freilich wenig genug war und mich nicht geſättigt haben würde, wenn nicht Mütterchens Brod nachdrücklicher geweſen wäre.

Das gute Mütterchen hatte ihre Sorgfalt auf Alles ausgedehnt, was meine Wohlfahrt betraf. Daß ich ſo dürftige Kleidung hatte, war ihr ſchon leid genug; daß ich aber in dieſer Jahreszeit baarfuß gehen ſollte, konnte ſie durchaus nicht ertragen. In den Häuſern der Stadt, wo ſie Knaben meines Alters wußte, bettelte ſie Schuhe, Stiefel und Kleidungsſtücke aller Art zuſammen, daß ich am Ende im Beſitz eines Reichthums an Kleidern und Schuhwerk mich befand, wie ich ihn nie für möglich gehalten. Strümpfe und Schuhe, oder Stiefel anziehen, koſtete mich aber eine unſägliche Mühe und Überwindung. Wenn auch das Meiſte dieſer Stücke im ſogenannten „Schenkzuſtande" war, das heißt, in dem, der es abzulegen

zwang, ſo waren ſie mir doch ſo köſtlich, daß es mir vorkam, als ſei jetzt alle Tage Sonntag. Waren auch in den Kleidern bedeutende Öffnungen an Orten, wo ſie nicht hingehörten, oder beſſer zu ſagen, erkleckliche Löcher drin, ſo wußte mein Mütterchen Rath. Zehn Placken ſind beſſer, wie ein Loch, ſagte ſie, und unter ihrer Nadel verſchwanden die Löcher, wenn auch hellblaue Lappen auf ſchwarzem Grunde zu ſehen waren. Zerreißen kann jeder Narr, ſagte ſie dabei, aber Flicken iſt eine Ehre, und ein Menſch, der ſich nicht ſchämt, ein Loch im Kleide zu haben, ſchämt ſich auch eines Loches in ſeiner Ehre nicht. Das waren ſo ihre goldenen Sprüchlein. Was ſie ſagte, prägte ſich mir tief in die Seele, und ich hab's immer drin erhalten. Ebenſo hielt ſie auf Reinlichkeit am Leibe. Es iſt eine Schande, wenn ſo ein Bube herumlauft, und iſt ſo ſchmutzig, daß nöthigenfalls ſeine Hoſen, auch ohne Beine drin, ſtehen bleiben, ſagte ſie. Pfui der Schande! Wer am Leibe ſich ſauber hält, ſieht auch drauf, daß ſeine Seele ſauber bleibe.

Was mir Anfangs recht ſchwer fiel, war, daß ich Mittwochs und Samſtags die Gaben für ſie an den Thüren ſammeln mußte. Hatte doch jener Bauer geſagt: Betteln iſt eine Schande, wenn man geſunde Glieder hat. Was mich indeß tröſtete, war ja eben wieder das Bewußtſein, daß ich es für die gute Seele that, die mich ſo lieb hatte, und der ich ſo viel Dank ſchuldete, daß ich ihn nie abtragen konnte. An dem Tage, an dem ich zum erſten Male die Schule beſuchen ſollte, führte ſie mich zu dem Paſtor. Es war ein freundlicher Mann, der mich recht eindringlich zu allem Guten ermahnte und mir eine Hand-

fibel ſchenkte. Wie glücklich war ich im Beſitze dieſes Büchleins! Der Lehrer war auch ein ſehr freundlicher Mann. Er gewann ſchnell mein ganzes Zutrauen und meine Liebe. Keiner war am andern Morgen ſo früh in der Schule, als ich. Das helle Schulglöcklein hatte noch lange nicht gerufen, ſo war ich ſchon an meinem Platze und beobachtete die Buchſtaben, um die bereits gelernten mir einzuprägen. Meine Aufmerkſamkeit und mein Fleiß entſprachen vollkommen dem mächtigen Drange meiner Seele zum Erkennen. Der Lehrer hatte recht ſeine Freude an mir, und mit dem Fortſchreiten wuchs meine Liebe zum Lernen.

In meinem Leben war bald die Ordnung, welche mein Mütterchen auch in dem ihrigen hatte. Morgens um ſechs Uhr ſtand ich auf und ſachte das Feuer im kleinen Ofen an, ſtellte das Waſſer zum Kaffe auf und holte bei der alten Annemarthe, die ſelber Vieh hatte, das kleine Töpfchen voll Milch. Kam ich, ſo war das Mütterchen auch aufgeſtanden. Sie reinigte nun das Stübchen, wobei ich wacker half. Nach dem Frühſtücke überlernte ich noch einmal die Aufgabe und dann ging's in die Schule, und Mittags eben ſo. Nach der Mittagsſchule eilte ich auf den Zimmerplatz, Späne zu ſammeln, und Abends machte ich für Gerſtenmeier Düten, wenn ich gelernt hatte. Mittwochs und Samſtags waren die Gebtage. Da ſammelte ich von Thüre zu Thüre die Almoſen für das Mütterchen. Dienſtag Mittags war abermals frei, weil es der ſogenannte Waldtag war. Dann ging ich in den Wald, Holz leſen, und Wiedu begleitete mich. Im Winter war das keine ſonderliche

Freude, obgleich bei dieſer Gelegenheit Schlittenfahren, Schleifen, Schneeballmachen und dergleichen edle Künſte geübt werden; allein im Frühlinge, Sommer und Herbſte — welche Luſt! Wenn die Vögel ſangen, die Beeren reiften, die Neſter im Laube ſtanden, o wie war ich da ſo ſelig in dem grünen Walde! Wie manchen Sechſer brachte ich meinem Mütterchen zur Erdbeerzeit heim, den ich mit Erdbeeren gewann, die ich pflückte, während ich das Holz las oder wenn ich es geleſen hatte.

Auch von meinem Vater hörte ich noch einmal etwas, nämlich, daß er zu langer Haft war verurtheilt worden. Leider machte das nur mehr einen vorübergehenden Eindruck auf mich. Ich konnte nun das Leben und Sein, deſſen ich jetzt durch Gottes Huld genoß, gegen jenes meiner früheren Lebenstage vergleichen. In der Liebe meines Mütterchens lag eine Welt voll Glück, die ich ja nie gekannt und nie würde kennen gelernt haben, wenn ich nicht zu ihr gekommen wäre. Wie mein Geiſt erwachte; wie ich jetzt erſt einſah, was ich früher nur geahnt; wie ich jetzt Gottes Wort kennen lernte, das Alles konnte ich nun ſchon würdigen, und zu dem kam die Ordnung, die geregelte Nahrung, — o ich erkannte die Führung Gottes, und dankte ihm dafür. War es da ein Wunder, wenn ich mit Entſetzen an mein früheres Leben dachte, wenn meines Vaters Bild mehr und mehr in meiner Seele erloſch, und dagegen das meines Mütterchens, der ich, nächſt Gott, das Alles dankte, in vollem Glanze darinnen ſtand?

3.

Mehrere Jahre waren ſo hingefloſſen, ohne daß ich ihr Schwinden merkte. Ich dachte gar nicht daran, daß es je anders werden könnte. Und wenn mein Mütterchen vom Tode ſprach, ſo dachte ich mir darunter wirklich Nichts. Hatte ich doch nie einen Todten geſehen. Wie konnte ich eine deutliche Vorſtellung davon haben?

In der Schule hatte ich wahrhaft reißende Fortſchritte gemacht; und nun ſollte ich in den Religionsunterricht gehen, um confirmirt werden zu können. Mein Betragen war ohne heftigen Tadel geblieben, obgleich Tadel vorkam. Tolle Bubenſtreiche fehlten nicht. Wenn ich confirmirt ſein würde, ſagte das Mütterchen, ſollte ich ein Handwerk lernen. Da empfahl ſie mir denn beſonders das ihres Seligen, der ein ehrſamer Schuſter geweſen war. Siehſt du, ſagte ſie, ein Handwerk hat einen goldenen Boden, beſonders das des Schuſters. Die Leute brauchen den Schuſter immer, und die Mode hat den unſeligen Einfluß nicht, wie bei dem Schneider. Ich wäre nun zwar immer lieber ein Schmied oder Schloſſer geworden; allein ich war gewohnt, das, was das Mütterchen ſagte, wie ein Evangelium zu ehren, und ſo war ich denn auch bereit, gern ein Schuſter zu werden.

Eins nur quälte mich dabei. Wenn ich ein Handwerk lernte, hörte mein Waldgehen auf; ich mußte von meinem Mütterchen weg zum Meiſter, und meinen lieben Wiedu durfte ich nicht mitnehmen. Da wußte ſie Rath. Wiedu verſorge ich, ſagte ſie, du weißt, wie lieb ich ihn habe, und mit dem Meiſter rede ich, daß du alle Tage

in der Feierſtunde und den ganzen Sonntag zu mir kommen darfſt. Das beruhigte mich denn wieder.

Es war eben um die Martinizeit. Schon blies der Wind gar ſcharf und kalt und trillte die gabrenden Dachfahnen, und Regen und Schnee ſtritten um die Herrſchaft in den Lüften. Gerade um dieſe Zeit begann auch der Confirmandenunterricht. Eines Tags, als ich recht ergriffen von dem Lehrworte heimkam, klagte mein Mütterchen, ihr ſei nicht wohl. Ich wollte den Doctor holen, allein ſie widerſprach und meinte, es ſei am Ende nur eine arge Verkältung, die ſie ſo matt und weh mache. Wenn der Menſch ſeinen Tod vorher wiſſen könnte, ſagte ſie am andern Tage, ſo würde ich denken, der meine ſei nicht fern. Nun, wie Gott will! — Bei dieſen Worten ergriff mich eine unausſprechliche Angſt. Die Thränen kamen mir unwillkürlich in die Augen, und ich eilte ohne Weiteres zum Doctor, aber nicht zu dem langen, dürren, ſondern zu einem alten, ehrwürdigen Manne, der uns nahe wohnte. Er kam. Auf ſeine Anordnung mußte ſich das Mütterchen zu Bett legen. Ich gab meine Schule, mit Erlaubniß des Paſtors, auf, und pflegte ſie nach beſtem Wiſſen und Können. Wo ich ging und ſtand, weinte ich, und meine Gebete ſtiegen zum Herrn auf für ihre Erhaltung. Es war anders im Rathe Gottes beſchloſſen.

Am Abend mußte ich ihr aus dem Habermännchen Gebete leſen, und dann rief ſie mich an das Bett, küßte mich und ſagte: Habe immer Gott vor Augen und im Herzen; wandle vor ihm und ſei fromm, und ſein Segen wird dich begleiten. Gedenke an ihn in allen deinen

Wegen, ſo wird er dich recht führen! Dann legte ſie ihre Hand ſegnend auf mein Haupt und betete lange ſtille. Mir brach ſchier das Herz.

Darauf legte ſie ſich nieder, lächelte mich an und ſchloß das Auge. Ich wollte bei ihr wachen, um das Feuer zu unterhalten. Oft horchte ich, wie ſie ſchliefe. Ihre Bruſt hob ſich leicht, und ich hoffte, der Schlaf werde ſie ſtärken. Gegen Mitternacht übermannte auch mich, der ich vor ihrem Bett ſaß, der Schlaf. Mein Haupt ſank auf das Bett und — es war heller Tag, als ich erwachte. Sie lag noch ſo ſtill und ruhig da, wie am Abend. Um ſie nicht zu wecken, ſchlich ich auf den Strümpfen umher. Als ſie ſich aber gar nicht rührte, ergriff mich eine entſetzliche Angſt und Furcht. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Endlich ſchlich ich ans Bett, berührte ihre Hand, und — ſie war eiskalt.

Ach, es iſt ein unbegreifliches Gefühl, das der Gedanke weckt, man ſei bei einem Verſtorbenen. Wie lieb ich mein Mütterchen hatte, wie meine ganze Seele an ihr hing, weiß Gott; aber jetzt, wo ſich mir der Gedanke aufdrängte, ſie ſei todt, durchzitterte mich ein unbeſchreiblicher Schrecken, eine Furcht, eine Angſt, die mich hinwegtrieb. Ich hätte um kein Gut der Erde auch nur eine Minute länger in dem Stübchen aushalten können. Ich rannte zur Thüre hinaus, die Treppe hinab und rief: Sie iſt todt, ach, ſie iſt todt! Gerſtenmeier und Annemarthe ſtürzten herzu. Von ihnen begleitet, wagte ich mich noch einmal in das Stübchen. Annemarthe drückte ihr leiſe betend die Augen zu und ſagte: Gott gebe ihr den ewigen Frieden! Jetzt, wo ich aus fremdem Munde

Liebes Ende ſein würde; aber ſie hatten gar nichts einzuwenden, wenn Conrad einſt noch in höherem Sinn ihr Sohn würde.

Herr Reitel meinte aber, die Liebe der Kinder ſei eine geſchwiſterliche, und ſie müſſe ſich durch Trennung erſt erproben. Daran hatte er, wie ich glaube, recht. Auch ſeine Frau ſtimmte mit ihm ein. Nun that er Conrad in ein ihm bekanntes, befreundetes Handelshaus, wo auf Zucht und Sitte der Lehrlinge und Gehilfen geſehen wurde.

Die Trennung that den Alten wehe, aber ſie wollte ſchier das Herz der jungen Leute brechen. Dennoch wurde der Scheideſchmerz überwunden und getragen. Conrad durfte nur ſehr ſelten heimkommen, wenn er aber kam, ſo war es ein Freudenfeſt im Hauſe und die treue Liebe ſchlug in lichten Flammen auf.

In dem Handlungshaus erwarb ſich Conrad das größte Vertrauen und wohlverdiente Liebe. In der Lehre ſtand er dort eigentlich nicht, denn die hatte er bei ſeinem

beſtätigen hörte, was ich gefürchtet, brach auch der ganze Sturm meines Gefühls aus in lautem, troſtloſem Weinen.

Komm mit mir, ſagte der Gerſtenmeier. Hier kannſt du nicht mehr bleiben. Er faßte mich bei der Hand, und der treue Wiedu folgte mit geſenktem Haupte, als ob er's auch fühlte, und wüßte, was mich für ein Unglück getroffen, und daß auch ihm eine Wohlthäterin geſtorben ſei. In Gerſtenmeier's Stube ſetzte ich mich in eine Ecke am Ofen, und ließ meinem Schmerze freien Lauf. Wiedu legte ſeinen Kopf auf meinen Schooß und kümmerte ſich um Nichts mehr. Sonſt bellte er, wenn ein fremder Menſch in die Stube trat; jetzt kamen und gingen Leute, und er muckſte nicht.

Ich fühlte tief mein ganzes Unglück. Mit ihr war mir ja Alles gestorben. Ich stand nun wieder allein in der Welt, ohne ein Herz voll Liebe, das sie so reich für mich gehabt. Mein Vater saß in einer fernen Stadt im Arbeitshause, wo ich ja nicht bei ihm sein konnte. Ich war wieder so verlassen, wie an jenem Abend, wo sie mich fand, und elender jetzt, weil ich das Glück kannte, das ich verloren hatte. So lange sie noch eben im Stübchen war, meinte ich, ich müßte zu ihr eilen. Mehrmals war ich auch bis an die Thüre gegangen, aber dann faßte mich ein so entsetzliches Grauen, daß ich fast jählings die Treppe hinabgestürzt wäre.

Der alte Gerstenmeier nahm sich meiner recht freundlich an. Ich schlief in einem Kämmerchen, wo mir Annemarthe ein nothdürftiges Bett machte. Auch sie war recht gut gegen mich; aber ich merkte es wohl, daß ein triumphirendes Lächeln über ihre gelben, faltenreichen Gesichtszüge glitt, wenn sie den guten Wiedu ansah. Sie dachte gewiß, nun müsse er fort und ihre Katzen gewönnen Ruhe. Sie trug halt einen bodenlosen Haß gegen das edle Thier im Herzen. Ihr Heinz und Mietz bekämen nun Ruhe, hoffte sie, wenn ich aus dem Hause vertrieben würde. Gerstenmeier sah das auch.

Als ich am andern Morgen mein Frühstück verzehrte, sagte er, mit einem Seitenblick auf Annemarthe: Gestern bin ich deinetwegen bei dem Herrn Pastor gewesen. Die Herren vom Armenrathe haben beschlossen, dich zu dem Meister Ruppel zu thun, auf daß du das edle Handwerk eines Schusters oder Pechvogels lernest. Was wird's aber mit deinem Wiedu geben? Mitnehmen kannst du ihn doch

nicht; denn der Ruppel hat Nichts für ihn. Du wirst mit ſeinen neun Würmchen hungern müſſen. Was ſoll da der Hund? Ich blickte ihn voll Schrecken an. Jedes Wort erſtarb mir auf der Zunge.

Ich will dir etwas ſagen, fuhr er fort; du weißt, daß mir die Ratten alle die holländiſchen Käſe im Keller wegfraßen, ehe Wiedu im Hauſe war. Seitdem iſt's gut; allein wenn er weg iſt, werden die nagenden Beſtien ſchon wiederkommen und mich um meinen Profit betrügen. So denk' ich, du läßt ihn mir, da die verdammten Katzen der Annemarthe doch nicht an die Ratten gehen. Der Ruppel wohnt ja in der Nähe, und du kannſt ihn immer ſehen und um dich haben, wenn du willſt.

Ach, Ihr könnt ja Rattenfallen und Gift legen, fiel ihm Annemarthe in die Rede.

Mir war's gewiß nicht ums Lachen; aber, Gott vergebe mir! es kam mir doch, denn der Gerſtenmeier war ein Erzgalgenvogel. Hörſt du, Paul, ſagte er, ſie kann das gute Thier nicht leiden, weil es ihre faulen Bälge von Katzen jagt! Ich will's aber, und wenn er alle die Katzen zum Hauſe hinausbeißt, und ich ſelbſt will ihn füttern!

Da wird er gewiß nicht fett! rief Annemarthe im Zorn und lief hinaus, indem ſie die Thüre zuwarf, daß die Fenſter klirrten.

Was ſollte ich machen? Leider war, was Gerſtenmeier von den neun Kindern des Ruppel ſagte, wahr, und an Mangel war bei ihm kein Mangel. Blieb Wiedu im Hauſe, ſo hatte er's gewiß gut; denn ſchon aus Rückſicht auf ſeine Dienſte und um Annemarthe zu ärgern,

hielt er ihn gut. Ich ergab mich drein, obgleich ich zweifelte, daß Wiedu im Hauſe bliebe, wenn ich ihm fehlte. Ebenſo ergab ich mich in das Loos, ein Schuſter zu werden, eingedenk der Vorliebe des guten Mütterchens für dies Handwerk.

Unvergeßlich iſt mir der Tag, an dem mein Mütterchen begraben wurde. Ich folgte dem Sarge und meine Seele war zerriſſen. Wie ich hinaus auf den Kirchhof kam und wieder heim, weiß ich heute noch nicht; nur das weiß ich, daß mich der Gerſtenmeier an ſeiner Hand mehr zog, als ich mich fortbewegte. Tief ins Herz drang mir die Rede des Paſtors, der nur volle Wahrheit ſagte, als er die Verſtorbene eine fromme Chriſtin nannte. Beſonders hob er ihre Liebe für mich hervor, und riß damit alle blutenden Wunden aufs Neue auf. Mich ging's ja zunächſt an, wie hätte ich kalt bleiben können? Sie war ja die einzige Seele, die mit Liebe mich an ſich zog, die mich kennen lehrte, was es heiße: geliebt zu werden, der darum auch mein ganzes Herz gehörte. Die Dankbarkeit gegen ſie kann nie in meiner Seele erlöſchen!

Nur noch Eine Nacht ſchlief ich im Hauſe Gerſtenmeier's, am andern Morgen mußte ich zu Ruppel an die Werkbank. Unendlich tief war mein Schmerz, als ich von dem Stübchen Abſchied nahm, wo ich ſo glücklich geweſen war. Ich redete laut zu meinem Mütterchen, deſſen Geiſt gewiß um mich ſchwebte. Keine Furcht kam in meine Seele, ſeit der kalte Leichnam zur Ruhe des Grabes gebracht war. Wie beruhigend war es für mich, daß ich mir jetzt ſagen durfte, ich habe ſie nie gekränkt, ihr keinen Seufzer ausgepreßt. Hätte ich doch in dieſem

Stübchen bleiben können! — aber es konnte nicht ſein. Ich mußte ſcheiden.

So trat ich denn bei Meiſter Ruppel ein. Er war ein kleines, blaſſes Männchen, das ſich etwas einbildete und viel darauf hielt, daß der Junge ihm den gehörigen Reſpect erwies. Übrigens herrſchte im Hauſe viel Armuth und — noch mehr Unreinlichkeit. Die Meiſterin war eine höchſt ärgerliche Priſe, die den ganzen Tag mit den neun Kindern herumkeifte, deren Unart alles Maaß des Erträglichen überſtieg. Dennoch war der Meiſter gegen ſie blind und taub. Das zappelnde, kleine Volk war unbändig und ſo klein noch, daß man hätte meinen können, ihre Geburtstage fielen höchſtens in drei Jahre zuſammen. Es war ein Glück, daß davon zwei Drittheile in die Schule gingen, und die übrigen, bis auf das Kleinſte, draußen herumſchwärmten in Wind und Wetter. Dabei waren ſie feſt wie Eicheln, und hatten rothe Backen wie Bersdorfer Äpfel.

Ein Junge iſt bei jedem Handwerke der Sündenbock, der Alles tragen muß; allein ein Schuſterjunge iſt doch der allerärmſte Schelm auf Gottes Erde. Alte Schuhe auftrennen, Leder klopfen, Pech kneten, Pechdräht ziehen und Borſten dran machen, Schuhe nageln, Walken, Wichſen, Waſſer holen, und Gott weiß was für Geſchäfte, liegen ihm allein ob. Dabei muß er die Schuhe wegtragen, und es iſt nicht, wie bei den Schneiderjungen, die ein Trinkgeld kriegen. Hier fällt ſelten etwas ab. Geht's gut, ſo kriegt er Puffe und Ehrentitel, wie: Eſel, Ochſe und ſo weiter; geht's quer, ſo gibt's Prügel mit dem Knieriemen, der abſcheulich beißt.

Meiſter Ruppel hatte die Thiere lieb. Das war mein Glück; denn ſonſt hätte Wiedu's Liebe mir manches blaue Mal gebracht. Hunde liebte er abſonderlich, und Vögel, die in Käfigen in allen Ecken und Winkeln der kleinen Werkſtatt hingen. Das war ein Getudel zum Desperatwerden! Das Füttern, Fegen und mit Waſſer verſorgen war meine beſondere Arbeit, die erſte am Tage.

Das Alles wäre gut geweſen, aber — ich wuchs ſtark und hatte einen Appetit, der mit einem Schnittlein Brod, durch das ich den Himmel ſehen konnte, nicht geſtillt war. Deren zehn hätte ich, wie Dampf, weggepfiffen — allein ich bekam nur Eins und damit Holla. Mein Wiedu hatte es beſſer. Bekam er beim Gerſtenmeier magere Koſt, ſo fand er an jedem Gußſteine einen gedeckten Tiſch. Es war denn auch kein Wunder, daß ich bald hohläugig drein ſah, daß jede Lebensluſt im Keime ſtarb, und daß das Joch, das ich trug, mich zu Boden drückte.

Ein Tag, war's ein Tag des Unglücks oder Glücks, ich ahnete es damals nicht — änderte mein Loos. Es war im Juni des folgenden Jahres, bis wohin ich treulich und ritterlich ausgehalten hatte, als eines Morgens der Meiſter über Feld ging. Er hatte mir Arbeit gegeben, und geſagt, in höchſtens zwei Stunden ſei er wieder da. Ich arbeitete rüſtig. Die Fenſter ſtanden offen, wie auch die Thüre, da es ſehr heiß war. Die Meiſterin war zu einer Freundin in die Nachbarſchaft gegangen. Allein im Hauſe und ungeſtört, ging mir die Arbeit ſo raſch von der Hand, daß ich noch vor Ablauf einer Stunde meine Aufgabe erledigt hatte. Da kam Wiedu und liebkoſte mir. Du haſt ja deine Arbeit gethan, dachte ich, da darfſt du

auch einmal ruhen und mit deinem Hunde ſpielen. Das that ich denn harmlos und freudig. Unglücklicher Weiſe ſchlich ſich die Katze herein, ein abſcheulicher, rother Kater, der faul und träge, Jahr aus, Jahr ein unter dem Ofen lag, und die Mäuſe auf Tiſchen und Bänken tanzen ließ. Kaum wurde Wiedu ihrer anſichtig, als er ſich von mir losriß und auf die Katze losfuhr, um ihr rothes Fell mit ſeinen ſcharfen Zähnen zu faſſen. Vergebens ſchrie ich, ihn zurückzuhalten. Ich ſah, der alte Gerſtenmeier hatte ihn durch Hetzen noch mehr in ſeiner natürlichen Katzenfeindſchaft beſtärkt. In der Angſt ſprang das gehetzte Thier auf den Ofen, und als Wiedu auch dort nach ihr hackte, auf den Käfig eines ſchönen Canarienvogels, der herunter fiel, ſammt der Katze. Das Vögelchen ſchlüpfte aus dem Loche, woran der kleine Waſſertrog gehängt, und wie ein Blitz zum Fenſter hinaus. Ehe Wiedu die Katze faſſen konnte, ſprang ſie auf den großen Käfig einer Droſſel und ſchmiß auch den herab. In meiner Angſt war ich aufgeſprungen, Wiedu zu faſſen und — warf die Werkbank um, daß das Geräthe in der Stube herumfuhr. Die Vögel ſchrien, die Katze miaute, Wiedu bellte, ich heulte vor Angſt, und in dieſem entſetzlichen Augenblicke ging die Thür auf, und der Meiſter ſtand todtbleich vor Entſetzen in der Thüre.

Was haſt du angerichtet? Strick, Tagedieb! rief er im raſendſten Zorne. Hinaus, Teufelsbraten! ſchrie er, und der Knieriemen, der unglücklicher Weiſe vor ſeinen Füßen lag, ſauſte mir um Kopf, Ohren und Rücken, daß mir Sehen und Hören verging. Umſonſt wollte ich Alles erzählen. Er hörte und ſah nicht, und ſchlug blind zu.

Nicht eine Minute darfſt du mehr im Hauſe bleiben. Gleich pack deine Lümpchen zuſammen und fort! Ich will gleich zum Paſtor, um ihm zu ſagen, was du für ein Vogel biſt! So ging's in Einem Athem fort.

Mit zwei Sprüngen war ich zur Stubenthüre draußen, und auf meinem Kämmerlein. Viel hatte ich nicht zu packen. Zwei Hemden und das auf dem Leibe, ein Wamms und eine Hoſe — das war mein Hab und Gut. In ein Tüchlein band ich's, und lief dann die Stiege hinab zum Hauſe hinaus, und Wiedu hinter mir drein. In der Stube raſete der Meiſter, und ich hörte ſein Toben noch, als ich um die Ecke bog, die mich zum Thore leitete. Wohin ſollte ich? In der Stadt war Niemand, zu dem ich gehen konnte. Sicherlich bekam Ruppel überall Recht. Der Schein war gegen mich. Eine Weile ſtand ich an

der Ecke still und sann — dann sagte ich, den mächtigen Zug nach Freiheit in der Brust: Die Erde ist überall des Herrn, und seine Treue reichet so weit der Himmel ist! Das heilige Wort entschied. Wie ein Pfeil von der Sehne geschnellt, flog ich zum Thore hinaus, sah nicht rechts, nicht links, und mein treuer Wiedu vor mir und neben mir bellte fröhlich, als wollte er seine Freude kund geben, über den Entschluß, in die weite Welt zu gehen.

Als ich vor das Thor kam, fiel mein Blick auf den Gottesacker. Das Thor war offen, tief im Hintergrunde desselben grub der Todtengräber ein Grab. Er sah mich nicht. Niemand war sonst nahe. Das Herz zog mich hinein in den stillen Raum, wo so Viele ruhten von der Last des Lebens, zog mich zu einem Hügel, auf dem die Rosen blühten, die ich gepflanzt. Da bin ich denn hineingeschlüpft, und habe auf dem Hügel, unter dem das treue Mutterherz ruhte, heiße Thränen geweint. Ach, lebtest du noch, sagte ich schluchzend, ich armer Knabe irrte jetzt nicht in der Welt herum hüflos und trostlos. Ach, du bist mir gestorben, und meinen Vater halten sie in Kerkermauern fest. Mich stößt ein harter Mann hinaus in die Welt, und ich werde wieder, was ich war — ein Bettelbube! — Das Wort machte mich ordentlich erbeben! Nein, rief ich, betteln will ich nicht, arbeiten will ich, und mein ehrlich Brod erwerben! — Aber ich war ja noch ein Knabe, der Nichts verstand! — Ach, läg' ich drunten bei dir, Mütterchen, seufzte ich, mir wäre wohl. — Jetzt fühlte ich es recht, was ich an ihr verloren hatte. — Weinend saß ich noch auf dem Hügel, als die Glocken erklangen, und der Leichenzug nahte. Ich mußte fort. Noch einen

Blick voll Dank und Liebe auf das theure Grab und — das Thor lag hinter mir.

Geſenkten Hauptes wanderte ich fort, bis ſich die Straße in zwei theilte. Wohin ſollte ich? — Da ſprang Wieku luſtig auf die Straße, die links ins Land hineinführte, und ich folgte ihm unbedenklich. Was lag dran, wohin ich kam? Nirgends fand ich Armer ja eine Heimath, nirgends ein liebendes Herz. — Ich blickte hinauf zum Himmel, und betete leiſe: Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen. Dein guter Geiſt führe mich auf ebner Bahn! Dies Gebet zu der Waiſen Vater und der Armen Troſt ſtärkte mich, daß ich fortab muthig weiterſchritt.

Bald traten neue Bilder vor meine Seele, und gaben

Pflegevater gehörig und zur vollſten Zufriedenheit ſeines jetzigen Principals beſtanden. Er ſtieg im Laufe weniger Jahre bis zum Buchhalter auf, und das Handelshaus würde ihn nur ſehr ungerne verloren haben.

Je älter aber Linchen und Conrad wurden, deſto inniger wurde, trotz der Entfernung, ihre Liebe, und der alte Reitel ſagte zu ſeiner Frau: Liebes Kind, die Zweie haben die Probe wohl beſtanden; wir werden alt und könnten wohl in Ruhe unſre alten Tage verleben, wenn wir unſre Laſt auf ihre jungen Schultern und ihre Hände ſegnend in einander legten. Wie meinſt du?

Da war nun auf keinen Widerſpruch zu rechnen; denn ſie wußten am Beſten, wie ihre Tochter alle die zahlreichen Bewerbungen zurückwies, weil ſie Einem ihr Herz und Leben vor Gott verpfändet hatte.

So wurde denn Conrad zurückgerufen, und bald hieß das Geſchäft: Reitel und Fiſcher; denn das war des Conrad's Geſchlechtsname.

Im Glück ihrer Kinder lebten die Eltern neu auf. Ihre Enkel und das ſtets mehr aufblühende Geſchäft waren ihre Luſt.

Ein Gedanke aber hatte in des alten Reitel's Seele immer heimlich gelegen, der, daß er ſein Haus in Gebsweiler wieder an ſich kaufen, dorthin ſein Geſchäft verlegen und durch ſolch eine Handlung ſeinen Namen wieder zu vollen Ehren dort bringen könne, wo ihn einſt die Schmach eines freilich unverſchuldeten, auch durch die Nachzahlung des Verluſtes völlig gutgemachten Bankrutts belaſtet hatte.

Nicht einmal ſeiner Frau hatte er dieſen Gedanken geäußert, um ihr nicht Kummer zu machen.

Eines Tages ſaß er am Schreibtiſch und ſchrieb einem Jugendfreunde, den er wie einen Bruder lieb hatte. Dem ſchilderte er ſein jetziges Glück mit dem Ausdrucke heißen Dankes gegen Gott; aber er ließ am Schluſſe ſich darüber aus, wie ſein Glück vollendet wäre, wenn er in ſein elterliches Haus zurückkehren könne. Das liege aber ferne, da ſein Schwiegerſohn wohl kaum ſein ſo blühendes Geſchäft dorthin verlegen wolle, und ſo weiter. — Er hatte den Brief eben beendet, als er abberufen wurde.

Conrad kam an ſeinen Schreibtiſch, und da in der

meinen Gedanken eine andere Richtung. Die Gegend war mir unbekannt, denn in diese Richtung war ich nie gekommen; aber sie war ungemein schön. Eine dunkel bewaldete Bergkette zog sich in der Entfernung einer Stunde etwa hin; üppige Wiesengründe lagen dort, aus denen der stärkende Duft des jungen Heues die Luft erfüllte. Dörfer lagen in Obstwäldern, und im leisen Weben des Windes wogten reiche Saatfelder überall. In den Wiesen waren die Mäher und Heumacherinnen beschäftigt. Überall Lachen, Gesang und fröhlicher Verkehr. Mir lag eine Last auf dem Herzen. Heute früh hatte ich das dünne Stücklein Brod verzehrt. Seitdem war Nichts über meine Zunge gekommen. Ein entsetzlicher Hunger begann mich zu quälen. Meinen Durst hatte ich an einer Quelle zur Seite der Straße gelöscht. So lange die Kraft vorgehalten hatte, war ich mit Wieu um die Wette gelaufen; allein Hunger, brennende Hitze, und durch vieles Sitzen des Gehens entwöhnt — da wollte es denn bald nicht mehr fort. Die Mittagsglocke läutete in einem fernen Dorfe, da sah ich Mäher, die sich gelagert, ihr Mittagsbrod zu verzehren. Betteln konnte ich nicht, die Scham hielt mich zurück. Da setzte ich mich an den Rand der Straße, ihnen gegenüber, und blickte mit dem Verlangen des quälenden Hungers auf die behaglich Essenden.

Einer von ihnen schien die wehmüthigen, bittenden Blicke zu verstehen, zumal Wieu, dreister als ich, zu ihnen gelaufen war, und sich der hingeworfenen Brocken erfreute.

Junge, sagte der Mäher, dir geht's wohl wie dem Hunde? Hast wohl Hunger?

Ach ja, ſagte ich halblaut.

Komm her, wir haben noch für dich übrig.

Da war's aus mit meiner Blödigkeit. Ich ſprang hinab zu ihnen, und griff wacker zu. Sie betrachteten mich mit Theilnahme. Haſt wohl geſtern Faſttag gehabt? fragte Einer.

Den hatt' ich alle Tage, ſagte ich, und erzählte ihnen, wie es mir ergangen.

Da biſt du durchgebrannt? fragte der, der mich

gerufen. Ich bejahte das. Aber wo willſt du nun hin? fragte er theilnehmend. In meiner Verlegenheit ſtieß ich endlich die Worte heraus: das weiß ich ſelbſt nicht!

Armer Schelm! ſagte der Mann, und ſchnitt mir ein Stück Brod, das bei Ruppel's acht Tage mich hätte nähren können. Da haſt du für die Noth, ſagte er. Nun geh' in Gottes Namen, und ſieh zu, daß du einen Dienſt kriegſt.

Mit herzlichen Dankesworten schied ich. Neugestärkt konnten wir beide, Wiedu und ich, nun fortwandern. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, versagten aber meine Beine schier ihre Dienste. Ich war durch ein Dorf hindurchgegangen, weil ich noch hoffen durfte, ein anderes, das nicht ferne von demselben liegen sollte, zu erreichen. Da hatte ich mich aber doch getäuscht. Die Nacht kam, und das Dorf sah ich noch nicht. Meine Verlegenheit war groß. Wo sollte ich schlafen? Die Frage drängte sich gar sehr in den Vordergrund, aber eine beruhigende Antwort fehlte; Hunger quälte mich nicht; der gutmüthige Näher hatte mir soviel Brod gegeben, daß Wiedu und ich vollauf bis morgen, und, bei gutem Haushalten, selbst noch ein Frühstück hatten; aber ich war so müde, daß ich fast nicht mehr von der Stelle konnte, und Wiedu ließ auch den Kopf hängen, und schlich hinter mir drein, statt, daß er bisher immer lustig vorausgesprungen war.

Da fiel mein Blick auf eine Reihe Heuschober, die neben der hochliegenden Straße in einem Wiesengrunde standen. Gibt's ein köstlicheres Bett? rief ich aus, und trat sogleich den Weg, den Rain hinab an. Dort floß ein kleines Flüßchen, dessen Ufer die duftigen Heuschober säumten. War auch der Weg nicht außerordentlich weit, den ich zurückgelegt, so machte doch die Ungewohnheit des Wanderns, die große Hitze des Tages, daß ich mich sehr entkräftet fühlte. Die Wellen des Flüßchens plätscherten so einladend, daß ich mich rasch entschloß, mich entkleidete und in die laue Fluth sprang. Wiedu folgte mir auf der Stelle. Wunderbar erquickt, stieg ich heraus. Wiedu schüttelte sein zottiges Fell und sein fröhliches Springen

bewies, daß er ſich ebenſo erquickt fühlte, als ich. Nun theilte ich im hellen Mondſcheine mein Brod in zwei Theile für heute Abend und morgen frühe, theilte wieder das Abendbrod mit Wiedu, und hatte mir dann bald ein Lager bereitet, wie ich mich deſſen ſeit Mütterchens Tode nicht erfreut hatte. Wiedu kroch zu mir ins warme, duftige Reſtlein, und nachdem ich mein Abendgebet laut und herzlich gebetet, ſchloſſen ſich die Augen bald zum friedlichen Schlafe. Wer ſo, wie ich, im frommen Glauben einſchläft, daß er in Gottes Hut ruhe, ſchläft wohl!

Als die erſten Strahlen der Morgenſonne die Landſchaft vergoldeten, kroch ich mit Wiedu aus der Höhle, die wir uns gemacht, ſetzte den Heuſchober, den ich verdorben hatte, wieder zurecht, dehnte mit Behagen meine Glieder in der balſamiſchen Morgenluft, und betete dann das herrliche Lied:

„Mein erſt' Gefühl ſei Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele!
Der Herr hört deinen Lobgeſang,
Lobſing' ihm, meine Seele!"

Das Morgengebet gab mir eine hohe Freudigkeit. Nun war gewiß heute des Herrn Segen mit mir! Wieder theilte ich getreulich mit Wiedu mein Brod, und eilte dann auf die Landſtraße. Mir war zu Muthe, als wär' die ganze Welt mein eigen, und die Bruſt war mir ſo froh und leicht, wie den Lerchen, die, ihr Morgenlied trillernd, in die reine Luft ſtiegen. Alte Gewohnheiten können wohl zurückgedrängt werden, aber iſt Zeit und Stunde, Ort und Verhältniß günſtig, ſo treten ſie wieder mit friſcher Kraft und Luſt in ihre Rechte ein, und beherr-

ſchen wieder die Seele, wie früher. Ich habe das recht an mir ſelber erfahren. Das zielloſe und feſſelfreie Wanderleben, das ich jetzt wieder zu führen begann, war meinem frühern ähnlich; aber unendlich köſtlicher, weil kein Schleifrad zu ziehen war, keine Prügel zu erwarten ſtanden. Leichtſinnig, nach Bubenart, gab ich mich, unbekümmert um die Zukunft, der Luſt des Augenblicks und der ganzen Annehmlichkeit meines Lebens hin, deſſen ich ſeit frühеſter Jugend gewohnt war. Es war übrigens noch weit zum nächſten Dorf. Überhaupt waren in der Gegend Dörfer ſelten, aber deſto mehr einzelne Höfe lagen in größerer oder geringerer Entfernung von der Landſtraße. Es war eben ſchon hoher Mittag, als ich ein Dorf erreichte. Jetzt fiel mir's ſchwer aufs Herz, daß ich wieder betteln mußte. Für das gute Mütterchen war mir's nicht ſchwer geworden; allein nun ſollte ich wieder, wie einſt, für mich betteln, und der Bauer hatte doch geſagt: „Betteln iſt eine Schande, wenn man Glieder zum Arbeiten hat.“ Meiner Treu', Glieder, geſunde Glieder hatte ich, und Luſt zur Arbeit. Sollte ich nicht um einen Dienſt im Orte fragen? Der Gedanke war köſtlich. Daß es mir fehlſchlagen könne, dachte ich gar nicht. Gleich ins erſte Haus trat ich friſchen Muthes und guten Gewiſſens ein. Eine Frau trat mir entgegen.

Könnt Ihr mich nicht zur Arbeit brauchen? fragte ich friſchweg.

Sie beſah mich von oben bis unten, und ſagte dann: Was kannſt du Bübchen denn arbeiten?

Ich meinte, ſie frage, welche Arbeit ich thun könne, ſagte keck: Alle, die Ihr mir gebt!

Sie lachte. Da haſt du ein Stück, ſagte ſie. Geh' weiter. So einen kleinen Eſſer können wir nicht brauchen! Ich ſtand da, wie Lot's Weib. — Sie reichte mir ein tüchtiges Stück Brod und ſagte: Geh' in Gottes Namen!

Das wirkte wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel. Das ganze Gebäude meiner Hoffnung fiel zuſammen. Jetzt verſtand ich erſt die Frage der Frau. Niedergebeugt verließ ich das Haus und ſchlich weiter.

An zwei, drei anderen Häuſern derſelbe Beſcheid. Mit einer heißen Thräne im Auge kam ich ans Ende des Dorfes. Da begegnete mir ein Bauer, der meinen Wiedu mit Wohlgefallen betrachtete.

Bub', ſagte er, gib mir den Hund! Was thuſt du damit? Mußt das Brod für dich betteln!

Ich ſchüttelte den Kopf.

Nun, ſagte er, ich will dir ihn abkaufen.

Ich verkaufe ihn nicht! ſagte ich feſt.

Eſel! rief der Bauer ärgerlich, was thut ein Bettelbub' mit einem Hund?

Ich eilte fort, ihm keine Antwort geben zu müſſen, und der Bauer brummte noch lange in den Bart, ſprach von Lumpengeſindel und dergleichen.

Das ſchnitt mir tief in die Seele. Ach, ich habe in meinem ſpätern Leben noch manche bittere Täuſchung erlebt; allein keine hat mich tiefer gedemüthigt, keine mich unglücklicher gemacht, als die, welche ich in dem Dorfe erfahren. Mit recht ſchwerem Herzen ſchritt ich fürbaß. Der Muth war mir geſunken, noch einmal einen Verſuch zu machen, einen Dienſt zu erhalten. Überdies hatte des

Bauers Rede mich recht hart verletzt. Verzeih' ihm Gott den Schmerz, den er mir in die Seele legte!

Ohne Aufenthalt wanderte ich fort; aber die Sonne brannte glühend heiß; das Weh im Herzen drückte. Ich war bald entſetzlich müde, und ſetzte mich an den Weg, in den Schatten eines Baumes, denn ein Gewitter nahte mit Schnelligkeit.

Da kam eine Kutſche des Wegs in derſelben Richtung, die ich verfolgte. Wie glücklich iſt der Reiche, dachte ich. Wenn nun der Regen ſtrömt, ſitzt er in ſeiner Kutſche, und ich bin dem Wetter ausgeſetzt.

In der Kutſche ſaß ein Herr, etwa ſo ein Fünfziger, und ein Mädchen meines Alters.

Als die Kutſche zu mir kam, ſah mich der Herr an. Meine Augen verriethen wohl noch die Spuren des Weinens.

Warum biſt du ſo traurig, mein Sohn? fragte er liebreich. Du biſt wohl recht müde?

Ach ja, ſagte ich treuherzig, ich laufe ſchon ſeit Sonnenaufgang.

Das iſt lange her, ſagte er. Weißt du was, ſetz' dich hinten auf, ſo ruhſt du aus, und kommſt doch weiter.

Der Kutſcher zog ein ſaueres Geſicht, was ich im Blicke ſah, aber was ging das mich an? Der Herr hatte es ja geſagt. Flugs war ich hinten auf, und der Wagen rollte ſchnell von der Anhöhe hinab, einem Walde zu.

Das war eine Pracht! Das ging wie im Fluge. Nur der arme Wiedu hatte zu laufen, denn er blieb nicht ſitzen, obgleich ich ihn hinaufgehoben hatte.

Meine Furcht vor dem Gewitter war unbegründet. Es begann wohl tüchtig zu donnern, allein es fielen nur wenige Regentropfen. Der Donner aber und die hellen Blitze brachten etwas Anderes, was freilich außer dem Kreiſe meiner Vorſtellungen lag. —

Wir waren kaum in dem Hochwalde, als ein heller Blitz zuckte; ein krachender, entſetzlicher Donnerſchlag folgte äußerſt ſchnell, und, vom Scheine des Blitzes und dem hellen Praſſeln des Donners erſchreckt, riſſen die muthigen Pferde wie raſend aus. Der Wagen ſchoß dahin, der Kutſcher konnte die Pferde nicht halten.

Aus dem Wagen erſchallte ein gellender Angſtſchrei, und — im nächſten Augenblicke lag er im Graben, zur Seite des Weges und ich — wurde wider das Ufer des Grabens geſchleudert, daß mir das Bewußtſein entfloh.

Lange muß es indeſſen nicht gedauert haben. Als ich erwachte, floß etwas ganz warm über mein Geſicht herab, und als ich es wegwiſchte, und meine Hand beſah — war's Blut. Jetzt erſt fühlte ich einen ſtarken Schmerz über der Stirn. Ich fühlte hin, und fand eine tüchtige Schmarre, die quer über die Stirne lief. Als ich mich umſah, ſaß der gute Herr unter einem Baum und hielt jammernd ſeinen Arm; der Kutſcher klagte über ſeine Hüfte; der Wagen war zerbrochen — nur das freundliche Mädchen war unbeſchädigt. Sie kam jetzt zu mir her, um zu ſehen, was mir geſchehen ſei.

Du Armer, ſagte theilnehmend der ſelbſt leidende Herr. Ich wollte dir Gutes thun, und nun iſt's in Übel verkehrt worden!

Ich raffte mich auf, um das Blut abzuwaſchen. Als

ich von der Quelle zurückkam, blutete meine Wunde noch immer fort, und ich wußte es gar nicht zu ſtillen. Da kam denn das freundliche Mädchen, und band mir ein

Tuch, das ſie um ihren Hals getragen, um meinen Kopf. Unterdeſſen waren Leute des Weges gekommen, die nun Hand an den Wagen legten, ihn aus dem Graben hoben, zuſammenbanden, ſo gut es gehen mochte, und ihn nach dem Dorfe zurückführten. Dort ſollte, wie ſie ſagten, ein Bader wohnen, der vortrefflich Schäden heilen könne. Dem alten Herrn, der ungeheure Schmerzen leiden mußte, ohne daß er es kund that, war das angenehm. So wurde denn der Wagen umgewendet, und der ganze Zug ſetzte ſich in Bewegung. Nur ich blieb traurig ſitzen.

Das Mädchen bemerkte es, und ſagte es ihrem Vater.

Komm' doch mit uns, Kleiner, ſagte er liebreich, dann legt dir der Bader doch auch ein Pflaſter auf deine Wunde.

Sollte ich, konnte ich in das Dorf zurück? Es zog mich wohl, den guten, freundlichen Menſchen zu folgen — aber mein Wille ſtand feſt. Ich blieb, und ſie zogen dahin.

Das Gewitter hatte ſich mit dem heftigen Schlage entladen. Der Sturm trieb es weit von uns ab in das Land hinaus. Der Himmel wurde wieder heiter, und ich, da es ſo ſtill und unheimlich in dem Walde war, eilte, das Freie zu erreichen. Nach einer Wanderung von etwa einer Viertelſtunde lichtete ſich der Wald, und ich hörte die fröhlich jubelnden Töne eines Hirtenhorns. Das Gefühl der Angſt in dem dunkeln, ſtillen Walde gab plötzlich dem der Freude Raum, wieder in der Nähe von Menſchen zu ſein. Selbſt mein guter Wiedu ſprang fröhlich an mir empor, gleich als theile er mein Gefühl. Bald trat ich aus dem Walde heraus, und vor mir lag im

Familie Keins ein Geheimniß vor dem Andern hatte, las Conrad den Brief, und der ihm zum ersten Male kund werdende Herzenswunsch des geliebten Vaters zuckte wie ein Blitz durch seine Seele; denn er hatte zufällig gehört, daß der Besitzer des schönen Reitel'schen Hauses zu Gebsweiler dieses verkaufen wolle.

Schon am Mittag über Tisch sagte er dem Vater, er müsse doch, um diese und jene Waaren wieder auf dem Lager voll zu machen, Schritte thun. Ob er nicht glaube, sagte er, daß es besser sei, er gehe selber hin, als daß er's schriftlich abthue?

Damit war Reitel vollkommen einverstanden, und Conrad reisete ab, aber statt nach Mühlhausen und Straßburg, gerades Weges nach Gebsweiler. Nach kurzem Handel erkaufte er das schöne Haus mit dem prächtigen Garten daran, den Reitel besonders vermißte, da er ein großer Gartenfreund war. Conrad ordnete verschiedene Reparaturen an, die er für sein großes Geschäft nöthig hatte, ließ die Verkaufsurkunde auf den Namen seines Schwiegervaters stellen und kehrte fröhlich in den Schooß der Familie zurück, nachdem er schriftlich die Waarenbestellungen gemacht hatte. Niemand ahnete etwas im Hause, selbst seiner lieben Frau verschwieg er's, obgleich sie meinte, sie könne sich doch gar nicht in ihn finden, er sei so ausgelassen froh, wie sie ihn ihr Lebtag nicht

Golde der ſinkenden Sonne eine ſchöne Landſchaft. Hügelreihen bildeten den Ausgang des Gebirges gegen eine ſaatenreiche Niederung, während links das Gebirge ſich mit ſeinen dunkeln Wäldern in einen weiten Bogen hinzog. Alles war vergoldet von der Sonne, und das Herz ging mir auf bei dem ſchönen Anblick. Ich ſah zum blauen Himmel empor, voll Hoffnung, daß ich Armer doch wohl noch ein Unterkommen finden würde.

Die Erfüllung meines Wunſches lag mir näher, als ich dachte. Bis hierhin hatte die Furcht des Alleinſeins in dem dunkeln Walde meine ſinkenden Kräfte mächtig geſtützt — jetzt ließen ſie aber auch plötzlich nach. Ich fühlte eine Ermüdung bis zum Umſinken, und ſchleppte mich mühſam weiter. Als ich endlich die Büſche hinter mir hatte, die den Hochwald umſäumten, lag vor mir ein Weideſtrich, mit goldig blühenden Ginſtern bedeckt, und in den Zwiſchenräumen, wo Gras wuchs, weidete eine kleine Heerde, aus Rindern, Ziegen und Schweinen beſtehend, und ein alter Hirte lehnte am Stamm einer einzeln ſtehenden Birke. Wiedu erhob ein luſtiges Gebell. Das zog des Hirten Blicke auf den Hund. Lange betrachtete er ihn mit Aufmerkſamkeit, und lockte ihn dann; aber da hatte er ſich verrechnet. Wiedu folgte nie fremdem Rufe. Jetzt erſt ſah er mich.

Du biſt ja ganz matt, ſprach er gutmüthig. Haſt wohl Hunger? Ohne eine Antwort abzuwarten, reichte er mir ein Stück Brod, das ich ſogleich mit Wiedu theilte, und durch ſchnelles Verzehren den Beweis lieferte, daß die Frage des Hirten keiner Antwort bedurfte.

Was ich ſagen wollte, hob er darauf an, iſt der Hund dein?

Ich bejahte die Frage.

Willſt du ihn verkaufen?

Nein, ſagte ich, wo ich bleibe, bleibt mein Hund, und wo er, ich.

So! ſagte der Alte, und fuhr mit der rauhen Hand über das Geſicht. Was ich ſagen wollte — hob er dann nach einer kleinen Pauſe wieder an. Biſt du in der Nähe daheim?

Ich komme weit her, ſagte ich darauf.

Was ich ſagen wollte, fing er nach einer Pauſe wieder an, haſt du denn noch deine Leute?

Ich ſtehe ganz allein, antwortete ich, und ſuche einen Dienſt.

Sein Geſicht heiterte ſich auf, und er fragte: Für dich und deinen Hund?

Ja!

Wer dich in den Dienſt nimmt, kriegt alſo den Hund mit?

Freilich, ſo lange ich bleibe.

Was ich ſagen wollte — mein Hund iſt mir zu Grunde gegangen, oder, daß ich es recht ſage, der Forſtwart hat ihn todt geſchoſſen, weil er ein „Linksmauſer" war, und bisweilen jagen ging. Nun bin ich ohne Hund, und einen „Beiläufer," wie du biſt, könnt' ich juſtement auch brauchen, denn da muß ich auch die naſchigen Geiſen und das unbändige Rüſſelvieh hüten, und das iſt ein Stück Arbeit, das zu groß iſt für meine alten, morſchen Knochen, denen das Laufen gar nicht mehr anſteht. Da dächt' ich, du bliebſt mit deinem Hunde bei mir. Koſt ſollſt du haben und ein Paar Schuhe. Kleider geben dir die Bauern, wenn du das Vieh gut beſorgſt.

Lange zu beſinnen war da nicht. Ich ſagte zu.

Gut, verſetzte der Hirte, ſo kannſt du bei mir bleiben. Die Abendglocke im Dorfe wird bald läuten, dann fahren wir heim, und iſt es dann meiner Frau recht, ſo bleibt's feſt.

Auf wie lange? fragte ich keck.

Das wird ſich zeigen, ſagte der Hirt; beträgſt du dich gut, und iſt dein Hund das, was ich von ihm halte, dann kannſt du es lange bei mir gut haben. Laß uns das aber 'mal probiren. Blaſ' 'mal ins Horn!

Ich that's. Ein lang getragener Ton klang in die Gegend hinaus, und das Echo gab den Ton wieder.

Das war gut, ſagte der Alte, man meint, du wärſt von einer guten Hirtenart. Verſuch's 'mal mit der Heerde. Er reichte mir die Peitſche.

Sieh', dort will der Bullen an das Kleefeld. Treib' ihn zurück! Ich lief, ſo gut ich konnte, dahin, und ließ das gewaltige Thier die Schmicke der Peitſche an der Naſe fühlen, wie ich das oft bei Hirten früherhin geſehen hatte. Das Thier raſſelte mit der Kette, die es um den Hals trug (ein Zeichen ſeiner Wildheit), ſenkte den Kopf und drang auf mich ein. Wiedu ſah das, und warf ſich ihm entgegen, ihm nach der Naſe beißend, und ich wich nicht, ſondern hieb in raſcheren Schlägen ihm nach der Naſe zu. Es brummte fürchterlich, wandte ſich aber dann und ging zur Heerde zurück. Ich ließ meinen Blick umherſchweifen, und ſah eine braunrothe Ziege, die an den Hecken die Gipfel abbiß. Auf ein Zeichen von mir flog Wiedu dahin, und brachte ſie zur Heerde zurück.

Als ich zurückkam lächelte der Alte zufrieden.

Was ich ſagen wollte, Bub', du haſt da ein Meiſterſtück gemacht, und ich ſehe wohl, du und dein Hund, ihr Beide ſeid zu brauchen, und man meint, ihr wäret alle Beide beim Vieh ſchon geweſen, und dabei groß geworden. Wenn du's ſo machſt, ſollſt du noch von mir einen Kittel kriegen, und Martini, wenn ich mein Hirtengeld einziehe, ein Trinkgeld.

Das überſtieg all mein Hoffen. Ich hätte ja gerne für das Brod allein gedient. Aus des Alten mehrmals wiederholter Bedingung, „wenn's meiner Frau recht iſt," entnahm ich, daß ſie die Hoſen anhatte, und ein ſcharfes Regiment führen mochte. Vor ſolchen tapferen Weibern hatte ich Reſpect; denn gegen Gerſtenmeier's Haus über wohnte ein Schneider, dürr und dünne, wie ein Nähfaden, der hatte ſo eine, die ihm das Muß auf dem Kopf hackte.

Mehr als einmal war ich Zeuge, wie der arme „Geisbock," wie ihn der Gerstenmeier hieß, eine geſunde Tracht Püffe von ihr empfing. So lammsnaturig ſah mir nun der Hirte nicht aus; allein, wer bürgte mir dafür, daß ich nicht der Sündenbock im Hauſe werden ſollte? Das lag mir gar bedenklich auf der Seele. Viel Zeit blieb mir aber nicht, dem Gedanken nachzugrübeln, denn die Abendglocke läutete, und, nachdem wir unſer ſtilles Gebet geſprochen, hieß es: Vorwärts! Mir war der Auftrag geworden, der Heerde vorauszugehen. Der Hirte folgte.

Langſam zogen wir bis zum Beginne des Dorfes. Da trat ich auf die Seite und die Thiere liefen grunzend, mäckernd und brüllend ihren Ställen zu.

Überall fragten die Bauern den Hirten: Hannes, wo habt Ihr denn den Beiläufer her und den ſchönen Hund?

Es iſt ein blutarmer Bub', eine Waiſe, ſagte er, die Frage umgehend. Gebt ihm doch etwas zur Kleidung. Ihr ſeht, der Wind pfeift ihm überall durch!

Er kann morgen einmal kommen, ſagten mehrere höchſt gutmüthig, und meine Seele freute ſich, denn es waren wirklich bedenkliche Öffnungen in meiner Kleidung ſichtbar.

Endlich nahten wir uns am andern Ende des Dorfes der Wohnung des Hirten. Es war ein Häuslein, ſo klein, ſo baufällig und armſelig, daß ich unwillkürlich ſeufzte.

In der Thüre ſtand eine ſtämmige Frau. Beide Arme ſtützte ſie auf die Hüften, und ſah in dieſer Stellung ſo kampfluſtig aus, daß ein zweiter Seufzer aus meiner Bruſt heraufſtieg.

Was zum Luckuck, Hannes, rief ſie in einem Tone, der nicht eben freundlich klang, was haſt du denn da für einen Strolch aufgefangen? der ſieht ja aus, als ſei er ſchon in der halben Welt herumgefahren!

Mir ſtieg das Blut bis zur Stirne. Scham und Ärger ſtritten um die Herrſchaft.

Da haben wir's, brummte Hannes; aber er ermannte ſich und ſagte: Dem Landrath und Bürgermeiſter ſein Bub' dient uns nicht. Willſt du ſo einen, ſo hol' dir ihn!

Was räſonnirſt du denn gleich? ſagte ſie zürnend. Was ſollen wir mit ihm thun? Die Zeit iſt ſchlecht, das Brod theuer, und wir bringen unſere Mäuler kaum durch.

Haſt du nicht hundert Mal geſagt, rief er ärgerlich aus, ich müſſe einen Beiläufer haben, ſonſt gäben mir die Bauern die Hut nicht mehr? Nun ich einen habe, mauleſt du!

Eben nahm ich einen Anlauf zu einer biſſigen Gegenrede — da ſah ſie den Hund und ihr Geſicht klärte ſich auf.

Was ich ſagen wollte, bemerkte Hannes, das iſt ein Hund, ſo hat ihn der König nicht. —

Wo haſt du ihn her? Was koſtet er? fragte ſie.

Nichts! ſagte Hannes triumphirend.

Nichts! rief ſie. Du biſt ein Narr, Hannes! So einen Hund ſchenkt dir Niemand.

So ſoll man immer hören, ehe man hadert, ſagte Hannes. Was ich ſagen wollte, der Hund gehört dem Buben, und geht frei in den Handel. Es iſt ein Staatshund, heut hat er ſchon ſein Probeſtück abgelegt, und, was ich ſagen wollte, einen beſſern Beiläufer als den Paul hätt' ich nicht kriegen können. Er erzählte ihr nun die Geſchichte, wie ich zu ihm gekommen und ſo weiter.

Meinetwegen, ſagte ſie darauf. Er mag dableiben.

Ich ſtand, während dies ſich zutrug, an der Ecke des Hauſes, und meine Lage war nicht zum Beneiden.

Komm', ſagte er, und wir traten in das Häuschen, das nur ein Stübchen, ein Küchelchen und ein Speicherchen hatte, zu dem man auf einer Leiter aufſteigen mußte. Aber ach, wie ſah es da aus? Unrath und Unreinlichkeit überall! Alles ſo eng, daß man ſich kaum regen konnte. Es war ein Glück, daß die Hirtenleute keine Kinder hatten.

Das Mahl, aus dicker Milch und Kartoffeln beſtehend, war für mich königlich, aber die Zuthat nicht erfreulich; denn ſchimpfend wurden alle Geſchichten durchgehechelt, die ſich am Tag im Dorfe zugetragen.

Müde war ich, und bald ſanken mir die Augen zu. Gebetet wurde nicht. Vor Schimpfen und Schelten kam ſie nicht dazu. Ich hätte mich gerne niedergelegt, wo es auch geweſen wäre, allein daran durfte ich noch nicht denken.

Paul, rief ſie, nimm den Eimer, und hole Waſſer, dort drüben iſt der Röhrbrunnen!

Ich gehorchte. Als ich den Eimer niedergeſetzt, ſagte ſie: Nun miſte noch den Geiſenſtall hinter dem Hauſe! Stille ging ich, auch das zu thun. Es war viel Arbeit, denn den armen Thieren war das Ställchen vielleicht eine Woche nicht gereinigt worden. Was mich am Meiſten ſchmerzte, war, daß Wiedu nichts bekommen hatte, als einige Kartoffeln, die ich ihm heimlich zugeſteckt. Endlich kam ich wieder. Nimm das Spühlwaſſer und knete Kartoffeln drein, zum Futter für den Hund! rief ſie.

Zum Glück hörte das der Alte.

Was? rief er. Nichts als Waſſer und Kartoffeln? Schütte ihm etwas Milch zu! So ein guter Hund muß gute Nahrung haben. Sie warf ihm einen giftigen Blick zu, und rief: Meinetwegen, gib ihm die Abendmilch alle; dann kannſt du morgen Waſſer zum Kaffe trinken! Aber ſie that doch, was er ſagte.

Hannes ſelbſt holte nun einen alten Korb, legte Stroh hinein, und rief Wiedu, daß er ſich hineinlegte.

Das thut er nicht, ſagte ich; er iſt gewohnt bei mir zu liegen.

Nun, wie ſoll er denn die Leiter hinaufkommen? fragte ſie.

Ich nehm' ihn auf den Arm, ſagte ich; aber — ſeid doch ſo gut, und gebt mir ein Bißchen Öl auf ein Läppchen, mein Loch im Kopfe thut mir weh!

Wo haſt du das gekriegt? fragte ſie.

Ich erzählte es, aber ſie ſchüttelte ungläubig den Kopf, was mich nicht wenig kränkte. Ich hatte indeſſen

Halts Maul, ſchrie ſie, ich werde wiſſen, was ich zu thun habe! Bei ihm ſchlafen darf er nicht mehr. Er muß bei uns in der Stube liegen. Auch will ich ihn als einmal zu Hauſe behalten.

Ich erſchrak über dieſe Falſchheit des Weibes — und doch kam mir das Lachen! Ich wußte zu gut, daß alle ihre Verſuche erfolglos ſein würden.

Als wir gefrühſtückt, ging ich blaſen durch das Dorf. Die Bauern waren mir freundlich. Hier bekam ich ein Stück Käſe und Brod, dort ein Paar alte Schuhe, ein Kleidungsſtück. Kurzum, ich war ein glücklicher Menſch. Alle ſagten: Sei aber auch unſerem Vieh gut! — Nichts war mir lieber, als das Eſſen, denn die Hirtenfrau ſchnitt knappe Stücklein!

Auch heute ging's bei der Heerde gut; beſonders erwies Wiedu, daß er das ächte Blut eines Hirtenhundes in ſeinen Adern hatte; aber der Dienſt war nicht leicht. Das Rüſſelvieh, wie Hannes die Schweine nannte, war ſchwer in Ordnung zu halten, und die naſchigen Ziegen brachen gerne aus. Da galt's ein Laufen, Hetzen, Aufſchauen nach allen Seiten, und der alte Hannes legte ſich gemüthlich unter einen Baum, rauchte ſeine Pfeife oder commandirte und ſchlief. Ich war todtmüde am Abend. Und doch war an Ruhe nicht zu denken. Die Ziegen anbinden, Waſſer holen, und mit den Kerbhölzern im Dorfe herumlaufen und das Hirtenbrod holen, das Alles war noch meine Arbeit. Als ich meinen Wiedu faſſen, und die Leiter hinaufſteigen wollte, rief die Hirtenfrau: Holla, das geht nicht. Der Hund verdirbt das Heu. Ich hab ihm ein Bett in der Stube gemacht.

gesehen; ob ihm denn ein Extraglück zu Theil geworden? Er lachte aber und meinte, ob ihm denn der liebe Gott irgend etwas auferlegt, worüber er kopfhängerisch werden solle?

Etwa acht Tage später war Reitel's neun und fünfzigster Geburtstag. Diese Tage wurden immer in Reitel's Hause festlich begangen, und es war so Herkommen, daß da ein Jedes dem Andern, dessen Geburtstag gefeiert wurde, eine Freude machte.

Am Morgen des Tages, wo dann das Zimmer, worin gefrühstückt wurde, von Linchen und ihrer Mutter mit Blumen reichlich war geschmückt worden, stellten sie alle ihre Geschenke auf einem Tisch auf.

Wo ist denn deine Gabe? fragte Linchen ihren gar fröhlichen Gatten.

Wart's ab, Liebe, sagte er. Sie kommt zu allerletzt und macht doch alle Eure Gaben zu Schanden! Dabei lachte er so schelmisch in sich hinein, daß Linchen und die Mutter die Köpfe schüttelten und meinten: der müsse denn doch etwas Absonderliches ausgeheckt haben; aber Conrad's Gabenteller blieb leer.

Endlich holten sie mit Glückwünschen und Liebesgrüßen den Vater ins Zimmer, wo er denn die Gaben der Liebe mit heiterem Danke hinnahm.

Da zog Conrad ein Papier aus der Tasche und legte es auf den Gabenteller, der für seine Gabe bestimmt war. Er reichte den Teller dem Vater hin.

Linchen und die Mutter machten neugierige Augen und Reitel sah Conrad verwundert an.

Lesen Sie es! sagte dieser bittend.

Als nun Reitel das Papier entfaltete und las, da wurde plötzlich sein Angesicht bleich, und aus den Augen drängten sich Thränen auf Thränen. Er faltete seine Hände, blickte nach oben und sagte: Herr, du bist reich an Gnade und Erbarmen. Segne ihn für diese Freude!

Und dann fiel er laut weinend Conrad um den Hals und sagte: Mein Sohn, du hast in den geheimsten Falten meiner Seele gelesen, den heißesten Wunsch mir abgelauscht. Gott segne dich dafür!

Die beiden Frauen verstanden's gar nicht, was da

Ich ließ ihn, innerlich lachend, unten und ſtieg allein hinauf; aber da hätte Einer das Leid des treuen Thieres ſehen ſollen! Er ſprang an der Leiter hinauf, bellte, heulte und war nicht zu beſänftigen. Die Frau lockte, Hannes lockte. Es half nichts; endlich wollte ſie ihn faſſen und in die Stube tragen; aber Wiedu, ſonſt ſo ein friedliebendes Thier, ſträubte grimmig ſein Haar, wies die ſcharfen Zähne und knurrte ſo unzweideutig, daß die Frau zurückſprang, fluchte und tobte. Ich mußte wieder herabſteigen, und ihn bewegen, ſich in den weichen Korb in der Stube zu legen. Nur mit Widerſtreben folgte er; als ich aber Miene machte, wegzugehen, ſprang er wild auf und drängte ſich zur Thüre hinaus, und ſtand wimmernd an der Leiter.

So nimm ihn in des Henkers Namen mit, rief ſie endlich und warf die Thüre grimmig zu.

Wie glücklich war das treue Thier, als ich es wieder mit hinauf nahm! Wie ſchmiegte es ſich ſo liebevoll an

mich an. O dieſe Liebe that mir unendlich wohl, und wie beſchämte des Thieres Treue die treuloſen Menſchen da unten, die uns trennen wollten!

War ſie mir gleich Anfangs unhold, ſo wurde ſie das noch viel mehr, als ſie ſich überzeugen mußte, alle Verſuche, den Hund mir abwendig zu machen, ſchlügen fehl. Was ich einmal in der Bibel geleſen: Es ſei beſſer bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem böſen Weibe, das fand ich recht beſtätigt. Alles aber trug ich in Geduld, weil ich doch kein Bettelbrod mehr eſſen mußte. Indeſſen war es doch eine ſchlimme Ausſicht, daß ſie mich zu Martini, wenn der Winter da war, fortſchicken wollten. Was ſollte ich dann beginnen?

Wenn auch der alte Hirtenhannes in allen Stücken mit mir zufrieden war, ſo bewies mir denn doch ſeine bitterböſe Frau alle Tage mehr ihren Groll. Mehrmals ſperrte ſie den Wiedu ein und ließ ihn nicht mitgehen. Das war mir das Bitterſte.

Eines Tags, es war im September, wurde der Hirt unwohl. Ich war im Stande, die Heerde allein zu hüten, allein ohne den Hund konnte und — wollte ich das nicht. Sie war gerade an dem Morgen übel aufgeſtanden. Als ich die Heerde zuſammenblaſen ſollte, rief ich dem Hunde. Er bleibt daheim! ſchrie ſie mir zu.

So mag auch die Heerde daheim bleiben! rief ich und warf das Horn in die Ecke.

Es war unrecht von mir, daß ich trotzte; aber man iſt auch nicht alle Tage geneigt, die übelſte Behandlung zu ertragen, und ich wußte ja, warum ſie das that!

Jetzt waren alle böſen Geiſter los. Du verfluchter

Bettelbub', rief ſie geifernd, willſt du mir trotzen? Sie ballte die Fauſt und rief: Nimmſt du das Horn oder nicht?

Das ging denn doch auch über des geduldigen Hannes Geduld. Still! rief er aus. Wie kann der Bub' allein die Heerde hüten, ohne den Hund? Nimm das Horn, Paul, und komm!

Da nahm ich's und ging, und er ließ den Hund heraus, der vor Freude wahrhaft jauchzte. Aber in mir wallte der Zorn! Ich trieb die Heerde hinaus, und mein Unmuth wuchs faſt mit jedem Schritte.

Niemals aber hab ich das Vieh ungeberdiger geſehen, als an dieſem Tag. Es war, als hätte es mich abſichtlich aufs Äußerſte reizen wollen. Beſonders waren es die Schweine, die bald hier, bald da in einen Kartoffelacker geriethen und Unheil ſtifteten. Und was das Vieh beſchädigte, mußte der Hirt erſetzen. Da galt mir's, aufzuſchauen, daß durch mich kein Nachtheil kam, ſonſt konnte ich es gar nicht mehr im Hauſe ertragen. Indeſſen ging's doch noch leidlich. Am andern Morgen mußte ſich der Hirte zu Bett legen. Nun hatte die böſe Frau freie Hand. Sie ſperrte wirklich heute wieder den Hund ein, und aus Schonung für den Kranken verbiß ich meinen Zorn und zog mit der Heerde aus. Auch heute wieder brachen die Schweine ins Kartoffelfeld. Im höchſten Zorne warf ich den ſchweren Ringelſtock nach Einer, wovor mich Hannes oft gewarnt hatte, traf ſie unglücklicher Weiſe an den Kopf und — das Thier fiel nieder. Von Entſetzen ergriffen ſtürzte ich zu der Stelle und — wie gelähmt ſtand ich — ſie war todt! — All mein Zorn

war verpflegen; aber an ſeine Stelle trat eine unausſprechliche Angſt. Was ſollte es nun werden? Ich konnte das Thier nicht erſetzen, und Hannes? — — Ach, zu Allem, was meine Seele bis in ihre Tiefen zerriß, kamen noch Vorwürfe, daß ich mich vom Zorne hatte hinreißen laſſen!

Ich ſah nicht mehr, ob mein Vieh weide, ob die Schweine in den Äckern waren, oder was ſie trieben. Ich ſtand da wie eine Bildſäule. Endlich dämmerte in dieſer Nacht meiner Seele ein Gedanke. Es war der: Du mußt fort, ſo weit dich deine Beine tragen! Gedacht, gethan!

Ich warf Hirtentaſche, Ringelſtecken und Peitſche weg, ließ Heerde Heerde ſein und lief, was ich laufen konnte, davon. Wie wenn ein böſer Geiſt mich verfolgte, ſo trieb's mich. Wie weit ich gelaufen war, weiß ich nicht, aber es war eine andere, mir ganz unbekannte Gegend, in der ich athemlos bei einem Vorholz ankam. Die Nacht ſank herab. Nirgends war ein Dorf zu ſehen. Das hätte mir auch nicht helfen mögen, denn vor Menſchen fürchtete ich mich. Noch ſtanden Haferfelder ungeſchnitten, und in einem derſelben legte ich mich nieder. Wie es in meiner Seele ſtand, iſt ſchwer zu ſagen. Erſt jetzt, wo über mir die hellleuchtenden Sterne aufgingen, erkannte ich, daß mein zweites Vergehen größer war, als das erſte. Ich hatte die Heerde ohne Obhut gelaſſen, welchen Schaden mochte ſie angerichtet haben? — Ich ſchloß meine Augen, weil ich nicht gen Himmel zu ſehen wagte und — voll Qual im Gewiſſen, wagte ich kaum zu beten. Ein Thränenſtrom entquoll meinen Augen, und endlich flehte

ich um Verzeihung, um Abwehr des Unglücks von der Heerde, von dem armen Hirtenhannes. Nur meine Schuld erkannte ich, und die der Hirtenfrau erschien mir klein dagegen. Und mein Wiedu, das einzige Wesen, das mich liebte, an dem mein Herz hing, war fort, von mir getrennt!

Kummer und Erschöpfung ließen mich endlich in einen tiefen Schlaf sinken, aus dem mich der frühe Ruf des Feldhuhns weckte. Ohne an Essen zu denken — und doch hatte ich, seit ich entlaufen war, Nichts genossen — begann ich wieder meinen Lauf. Ein Dorf, das ich nahe vor mir sah, ließ ich liegen, und folgte der Richtung eines Waldes, der zur Seite lag. Haselnüsse und Brombeeren stillten einigermaßen den quälenden Hunger, der sich nachgerade einstellte. Mehrmals mußte ich ruhen, und als die Sonne hinabsank hinter die Gipfel der Berge, die den weiten Gesichtskreis schlossen, den ich überschaute, sah ich in geringer Entfernung einen stattlichen Bauernhof liegen. Die Noth trieb mich, dort einzusprechen.

Ein riesiger Kettenhund fuhr mich grimmig an, als ich mich dem Thore näherte. Am Brunnen, der im Hofraume stand, sah ich die Hoffrau beschäftigt. Als der Hund so heftig bellte, sah sie um und erblickte mich.

Was willst du? fragte sie milde.

Mich hungert so sehr! sagte ich, und meine Thränen flossen wieder. Das sah die mitleidige Frau. Komm herein, sagte sie, der Hund thut dir nichts!

Gerne folgte ich der gutmüthigen Einladung, und in der Küche, wo ich bei dem Heerde mich niedersetzte, wurde ich reichlich gespeist. Die gutmüthige Frau ließ sich mit

mir in ein Geſpräch ein, und mir lag das Herz auf der Zunge. Ich beichtete ihr Alles, Alles, bis zu dem letzten ſchrecklichen Ereigniß.

Sie hörte mir mit großer Theilnahme zu und ſagte dann: Recht haſt du nicht gethan, das iſt wahr; aber ich kann mir's wohl denken, wie du dazu kamſt, fortzulaufen. Was willſt du aber nun anfangen?

Ach, das weiß ich ja nicht! ſagte ich laut weinend, denn das Herz war mir, durch die Erinnerung an mein gutes Mütterchen, ſo ſchwer geworden, daß ich das Weinen nicht zurückhalten konnte. Die Frau hatte auch Thränen in den Augen.

Endlich ſagte ſie: Könnteſt du denn auch Schafe hüten? O gewiß, ſagte ich.

Willſt du auch treu und fleißig ſein, und nicht wieder fortlaufen? fragte ſie weiter.

Ach Gott, nein! rief ich aus. Behaltet mich doch; ich will ja gerne trocknes Brod eſſen, und Alles thun, was Ihr von mir fordert. Ihr verdient einen Gotteslohn an mir!

Mein Mann iſt zwar in der Stadt, ſagte ſie, aber er kommt heute noch wieder. Bleib einmal da. Vielleicht kannſt du bei uns bleiben.

Das war mir eine Himmelsbotſchaft. Ich blieb. Gegen Abend kamen die Knechte und Mägde vom Haferſchneiden heim. Sie ſahen mich neugierig an. Als die Hofſrau ſagte, ſie wolle mit ihrem Manne reden, daß ich als Schäfer dabliebe, lachte Einer derſelben höhniſch und ſagte: Der wird mir auch der rechte Schäfer ſein! Unſer Herr wird einen Taglöhner halten müſſen, der ihm die Schäferſchippe trägt, und der Widder wird ihn auf den Hörnern heimtragen! Ich ſchwieg, und die gute Hofſrau verwies dem Spötter ſeine Unart. Ich lag ſchon in der Scheune auf dem Heuſchober, als ein Wägelein heranrollte. Das war der Hofbauer.

Morgens mit dem grauenden Tage war ich bei der Hand. Noch war Alles ſtill im Hauſe. Ich ſetzte mich an die Thüre. Bald darauf wurde ſie aufgemacht. Es war der Hofmann, ein dicker, gebäbiger Mann, freundlich und gutmüthig, wie ſeine Frau.

Biſt du ſchon wach, Kleiner? fragte er verwundert. Meine Frau hat mir von dir geſagt. Ich will's 'mal mit dir probiren. Ich habe nur zwölf Hämmel. Komm, ich will dir ſie zeigen. Das that er. Soll ich ſie auf die

Weide treiben? fragte ich. Warte, du haſt ja noch nichts gegeſſen, verſetzte er, aber wenn du willſt, ſo will ich dir zu eſſen geben, und dir dann zeigen, wo du ſie hintreibſt.

Das that er denn reichlich, und ſogleich nahm ich die Schäferſchippe, trieb die Thiere heraus und folgte ihm vor das Thor. Dort lagen in einiger Entfernung Wieſen, und dahin trieb ich ſie auf ſein Geheiß.

Ach, Wiedu, ſeufzte ich oft, wärſt du bei mir, mein Glück wäre vollkommen!

Mittags brachte mir eine Magd mein Eſſen, und der erſte Tag meines neuen Amtes ging glücklich herum. Als ich Abends die Thiere heimbrachte, ſagte der Hofmann: Paul, du kannſt denn nun bei uns bleiben!

Da ich dir noch kein Bett zurecht gemacht, ſagte die gute Hofſrau, ſo wär' mir's lieb, wenn du noch einmal auf dem Heuſchober ſchlafen wollteſt. Morgen haſt du dein ordentliches Bett. Zu ihrem Manne gewandt, ſagte ſie: Peter, ich denke, wir verdienen einen Gotteslohn an dem Jungen! Er nickte ihr zu; aber der Jörg, der Großknecht ſagte leiſe, doch ſo, daß ich es hören konnte: Gebt acht, der Bettelbub' wird eine Horniſſe für uns! Das galt dem Geſinde, und die warfen mir alle giftige Blicke zu. Warum? Gott weiß es; Urſache konnte ich ja doch keine gegeben haben!

Nach dem Eſſen ſtieg ich die vierzig Sproſſen der Wandleiter in der Scheuer hinauf, um auf das Heu zu kommen. Es war ſtichdunkel und ein Fehltritt hätte mich das Leben koſten können. Recht inbrünſtig dankte ich Gott, daß ich eine ſo gute Unterkunft gefunden. Ich gelobte, treu und recht den bräven Leuten zu dienen. Und

als ich Amen aus voller Seele geſagt, waren meine Gedanken bei Wiedu, und mit dieſen Gedanken ſchlief ich ein. Gegen Morgen war es, als mir träumte, mein treuer Wiedu ſei gekommen, und habe mich geſucht. Ich hörte ihn am Scheuerthor winſeln; darauf ſei der Hofhund gekommen, und habe ſich mit ihm herumgebiſſen. Mitten in dieſem Traume fiel ein Schuß, und ich fuhr empor. — Ich hörte reden unten, den Hofbauer ſchelten, und dann wurde es ſtill. Ich konnte lange nicht mehr einſchlafen. Der Traum quälte mich ſchrecklich. Dennoch ſiegte endlich der Schlaf wieder, und erſt als es heller Tag war, wurde ich wach. Als ich herunterkam, ſagte der Hofbauer: Nimm dich vor dem Kettenhund in Acht! Er iſt von einem wüthenden Hunde dieſen Morgen früh gebiſſen worden, der in den Hof kam. Sie hatten die Thüre nicht zugemacht!

Wieder trat mir mein Traum vor die Seele, und ich rief aus: Großer Gott, wenn es Wiedu geweſen wäre!

Dein Hund, fragte der Hofmann, den dir des Hirten-hannes Frau eingeſperrt hat? Es wäre möglich. Vor dem Hofe liegt er; ich hab' ihn todtgeſchoſſen!

Da fingen die Kniee an zu zittern. Ich fühlte, daß ich bleich wurde, wie Schnee; aber ich konnte nicht von der Stelle. So geh' doch, und guck' 'mal nach! ſagte der Hofmann, der mit großer Theilnahme mich anſah. Komm, ich gehe mit dir! Wir gingen vors Thor. Ja, da lag Wiedu, das treue Thier, und war todt! Dürre, wie ein Gerippe, war er. Ach, er hatte mich wohl lange geſucht, und doch die Spur endlich gefunden, um — zu ſterben.

Ich war außer mir! Im wildeſten Schmerze warf ich mich auf meines Wiedu Leichnam, und weinte laut.

Der menſchenfreundliche Mann ſtand gerührt bei mir. Ach, hätte ich das denken ſollen, ſagte er wehmüthig, ich hätte ihn nicht todtgeſchoſſen!

Alles vorging; aber sie sahen, Conrad hatte Wort gehalten und alle ihre Liebesgaben verdunkelt.

Als aber der Alte gar nicht von Conrad's Halse loslassen wollte, konnte die Mutter es nicht mehr aushalten und fragte: Um's Himmels willen, Reitel, was ist's denn, was dich so tief bewegt?

Reitel konnte gar nicht reden. Er reichte seiner Frau die Urkunde, und Linchen las sie mit, über die Schulter der Mutter weg.

Als sie sie gelesen, rief sie: Allmächtiger Gott, haben wir unser liebes schönes Haus wieder? Ist's wahr? Ziehen wir wieder mit Ehren nach Gebsweiler?

Mein Schmerz war grenzenlos. Niemand höhnte mich, als der böſe Jörg, aber der Hofmann wies ihn ſtrenge zurecht, und ließ mich gewähren, als ich unter dem großen Apfelbaume, neben dem Hofthor, ein Grab machte, und Wiedu hineinlegte. Da konnte ich es immer ſehen!

Eſſen konnte ich nichts. Ich trieb meine Hämmel hinaus, und — der Tag war ein Trauertag, wie viele, die ihm folgten. Ich hatte ja jetzt kein Weſen mehr auf Erden, das mich ſo liebte! Nur noch ein Gut beſaß ich, es war das ſeidene Halstuch, und manchmal, wenn ich weinend bei den graſenden Hämmeln ſaß, meinte ich, das Mädchen habe mich doch auch lieb gehabt, als es mir das Tuch ſchenkte, und damit meine Wunde verband. Und in meinen Träumen erſchien ſie mir oft als ein Engel.

Um meinen knabenhaften Frohſinn war es auf lange geſchehen. Fuhr ich aus, ſo fiel ja mein Blick auf Wiedu's Grab, kehrte ich heim, ſo ſah ich's. Und an meiner Seele nagte der Vorwurf, daß ich durch meine Flucht an ſeinem Tode Schuld ſei.

Die Hofleute waren ſeitdem noch viel freundlicher und gütiger gegen mich. Nicht ſo das Geſinde. Ich mochte mit ihnen nichts zu thun haben; that ſtill meine Pflicht, und ſuchte meinem Herrn und der Frau alle Dienſte zu leiſten, die ich konnte. Auch die beiden kleinen Kinder hingen mit Liebe an mir. Nun nannten ſie mich: Tellerlecker, Schmarutzer und Fuchsſchwanz, was ſoviel hieß, als: heimlicher Ankläger. Ertappte ſie der Hofmann auf falſcher Fährte, und zankte, ſo war ich Schuld, auch wenn ich nichts von Allem wußte. Hätte ich Alles ſagen dürfen! Die Furcht vor dem Jörg ſchloß mir den Mund;

ich ſah viele Lumpenſtreiche; ich wußte, daß er, wenn Alles ſchlief, aus dem Hofe ſchlich; daß er oft dem Hofmanne Wein ſtahl; aber ſeine Drohungen waren fürchterlich. Oft kam mein Gewiſſen in eine arge Lage, weil es mich trieb, Alles zu ſagen, und doch hatte ich den Muth nicht, weil ich fürchtete, der Jörg ſchlüge mich todt, was er mit fürchterlichem Blick einſt ſagte, als ich ihn auf friſcher That ertappte. Alles, was zerbrochen wurde, mußte ich zerbrochen haben. An allem Unheil war ich Schuld. Ich trug's ſtill und dachte: dein Herr kennt dich beſſer; aber ich vergaß dabei, daß ein oft fallender Tropfen einen Stein aushöhlt, und von jeder Verläumdung etwas hängen bleibt. Ich merkte allmählich, daß mein Herr und ſeine Frau mir nicht mehr ſo gut waren, als früher. Da drohte ich, daß ich nicht mehr ſchweigend Alles auf mich nehmen würde, und als der Jörg mir ſagte: denk' an das, was ich dir geſagt, Bettelbub', und ſtopf' dein Maul! da ſagte ich: brich du mir's nur nicht auf, ſonſt! — Das war ein unſelig Wort! Ich ahnte nicht, daß ſie Alle nun einen Plan zu meinem Verderben ſchmiedeten, deſſen Ausführung der böſe Jörg ſich vorbehielt.

Nach der großen Stadt Frankfurt hatten wir nicht ſehr weit. Oft hatte ich den Wunſch ausgeſprochen, einmal dort zu ſein zur Zeit der Meſſe, von der ich ſo viel gehört.

Der Hofmann verkaufte dorthin ſeine fetten Ochſen und anderes Maſtvieh. Zur Oſtermeſſe hatte er viel Geld dort einzunehmen, und wollte ſelber hinfahren. Da bat ich denn, daß er mich einmal mitnähme. Dem willfahrte er. So mußte ich mich denn in meine neuen, ſchönen

Kleider putzen, und an einem schönen Morgen fuhren wir mit dem ersten Glühen des Tages ab. Der Jörg fuhr.

Komm nicht spät wieder, sagte die Hoffrau, die wohl wußte, daß ihr Mann bei solchen Gelegenheiten in der Regel tief, zu tief, ins Gläschen schaute. Bleib' mir ja dort über Nacht! rief sie. Ich erwarte dich erst morgen!

Er lächelte, und wir fuhren, gezogen von zwei muthigen Rossen, in die frische Morgenluft hinein.

Die Reise war für mich unendlich angenehm. Wie staunte ich, als ich die große Stadt, die prächtigen Häuser, das Menschengewühl und die vielen Buden sah!

Alles sehen, Alles recht genau sehen, war mein höchster Wunsch. Auf meiner Wanderung kam ich denn auch in den Braunfels, wo die tausend Herrlichkeiten mich in einen Zustand der Verzückung setzten.

Als ich so vor einem Laden stand, der von Gold und Silber strotzte, und im Anschauen ganz versunken war, kamen mehrere junge Mädchen mit einer ältern Frau auch an diesen Laden, um Allerlei zu kaufen. Ich hätte sie nicht beachtet, wenn nicht der Ton einer Stimme mich mächtig ergriffen hätte. Ich fuhr schnell herum und — nicht weit von mir stand — das Mädchen aus dem Walde, das mir das seidene Tuch geschenkt, das ich gerade heute als Halstuch anhatte. Freilich war sie groß geworden seitdem — eine blühende, bildschöne Jungfrau, — aber ich hätte sie unter Tausenden wiedererkannt.

Ach, wie gerne hätte ich ihr meine Dankbarkeit geäußert, aber das ging nicht. Sie kannte mich ja auch nicht mehr. — Indessen — sie sah mich erst flüchtig an; dann länger, und — das Halstuch, das ich trug. Ich

fühlte, daß ich roth wurde, als ſie mich anſah. Ich ſchlug die Augen nieder. Als ich endlich den Muth gewann, ſie wieder anzuſehen, betrachtete ſie mich freundlich, und nickte mir zu! Großer Gott, ſie war es gewiß! Aber in dem Augenblick ergriff die ältere Frau ihre Hand, und zog ſie fort. Sie ſah noch einmal nach mir um — und — war um die Ecke. Ich ſah ſie nicht wieder. Das Bild aber iſt mir in der Seele geblieben. Ich habe lange an der Stelle geſtanden, halb im Traume, bis der Kaufmann, ein grober Menſch, mir zurief: Sag', was hältſt du hier Maulaffen feil? Pack' dich, Eſel! Das weckte mich, und beſchämt eilte ich in das Wirthshaus, wo wir eingeſtellt hatten. Der Hofmann hatte geſagt: Präzis ſechs Uhr fahren wir fort! — aber es wurde ſieben, acht, neun — er ſaß noch beim Schoppen, und als endlich die Pferde gar nicht mehr ruhten, und wir ihn endlich auf den Wagen ſchafften, war er ſo trunken, daß ich ihn halten mußte, ſonſt wäre er ſicherlich herabgefallen. Er ſchlief bald ein, und ich hatte meine Laſt, zumal der Jörg wie raſend fuhr. — Es war Nachts drei Uhr, als wir auf dem Hof eintrafen.

Morgens früh, ſo erfuhr ich ſpäter, trat der Jörg zur Hoffrau und ſagte: Habt Ihr nach des Herrn Gelde geſehen? Mir wurmt etwas!

Was denn? fragte ſie.

Auf dem Wege, ſagt er, als der Paul den Herrn hielt, ſchaute ich einmal um, da merkte ich, daß der Paul ſo an ſeinem Säckel herumfingert, und heute früh, als ich den Wagen ablade, liegt dieſer neue Thaler im Stroh. Da iſt's nicht juſt. Der Herr hatte außer dem Gelde

im Gurt zehn ſolcher Thaler in den Sack geſteckt. Er wird ja wiſſen, was er mitnahm, und wenn die andern neun noch da ſind, ſo verzeih' mir Gott meinen Argwohn!

Damit iſt er fortgegangen. Die Hoffrau aber rief ihn zurück. Jörg, ſagte ſie, glaubſt du, der Paul habe meinen Mann beſtohlen?

Ich glaube gar nichts, ſagte er tückiſch lachend; aber fragt den Herrn, und dann ſeht einmal, wenn etwas fehlt, in des Paul's Bett, oder in ſeinem Bündel, oder — wo Ihr wollt! Darauf ließ er die Hoffrau in ihrem Schrecken ſtehen.

Ich ſchlief den Schlaf des guten Gewiſſens, und da ich auf dem ganzen Wege für den trunkenen Hofmann zu ſorgen hatte, ſo war ich am andern Morgen leider nicht zu rechter Zeit auf.

Erſt ſpät rief mich der Jörg. Komm' nur herunter, du Faulpelz, ſchrie er grimmig. Willſt du bis Mittag liegen?

Ich ſprang aus dem Bett. Es war ſchon acht Uhr. Als ich herabkam, war ich recht in Sorge. Aber was war denn vorgegangen? fragte ich mich. Alle machten mir finſtere Geſichter. Die Hoffrau dankte mir nicht, als ich ihr einen guten Morgen wünſchte. — Ich aß ſchnell und wollte die Hämmel heraustreiben.

Bleib' daheim, rief der Hofmann zornig. Füttre dein Vieh im Stalle!

Die Mägde und der Jörg lachten höhniſch, und flüſterten. Ich wußte nicht, woran ich war. Ich ſann und ſann, — aber ich fand keinen Grund für dies Benehmen gegen mich.

Bald darauf kamen zwei fremde Männer geritten. Sie gingen in das Haus.

In meiner Zerſtreuung wollte ich endlich vor das Thor hinaus, aufs nahe Feld gehen. Da faßte mich plötzlich Einer am Kragen. Als ich mich raſch umkehrte, war's der Jörg, in deſſen hölliſch lachendes Geſicht ich blickte.

Was hältſt du mich? rief ich, und wollte mich losmachen.

Aha, rief er, die Elſter will fortfliegen, wie bei dem armen Hirtenhannes! Diesmal geht's nicht ſo! Du biſt gefangen, du Dieb!

Auf das Schreien des Jörg kam der andere Knecht, und Beide faßten und hielten mich, und aus der Hausthüre kam der Hofmann, deſſen Geſicht roth vor Zorn war. Sie ſchleppten mich in die Stube, wo die beiden Männer ſaßen und ſchrieben.

Ich konnte kein Wort reden, ſo war ich von dem Allen betäubt. Noch war mir Alles ein Räthſel; als aber der fremde Mann mir vorlas, was der Hofmann ausgeſagt hatte, da hörte ich, daß ich ihm ſollte neun Thaler aus dem Säckel auf der Fahrt entwendet haben, und daß man dieſe neun Thaler in meinem Bett verſteckt gefunden habe. Darauf ſollte ich antworten!

Großer Gott, ich ſank ſchier zuſammen! Dennoch ermannte ich mich, denn ich wußte mich ja rein von ſolchem hölliſchen Verdacht. Ich erklärte Alles für Lug und Trug; ich ſchwur bei Gott, dem Allwiſſenden, ich ſei rein, und wiſſe nichts von alledem, weſſen man mich beſchuldigte. Das aber genügte dem Manne nicht. Er

ſchrieb wohl jedes Wort nieder, das ich redete, aber er meinte, das ſeien die Kniffe der Spitzbuben, wie ſie ihm alle Tage vorkämen; befahl, mich an einem ſichern Ort einzuſperren, und ſchloß ſein Protocoll.

Sie riſſen mich nun hinaus, und ſperrten mich in die Scheuer, wo ich bis Nachmittag ſaß, und den giftigſten Stachelreden des vorübergehenden Geſindes ausgeſetzt war. Nachdem die beiden Männer auf dem Hofe gegeſſen und getrunken hatten, wurde ich an den Händen gebunden und fortgeführt. Umſonſt waren meine Betheuerungen, ich ſei unſchuldig, umſonſt meine Thränen. Begleitet von den Flüchen und Verwünſchungen der Zürnenden wurde ich fortgeführt.

Ich kann's nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe war. Tauſendmal wünſchte ich beim Mütterchen zu ſein; dann wär' ich doch aus dem Unglücke gekommen, in das mich die Bosheit der Menſchen gebracht, denen ich doch nie ein Leid zugefügt hatte. Dieſe Richtung meiner Gedanken brachte mich in die rechte. Ich blickte aus dem ſchwarzen Unrecht der Erde hinauf zum Vater im Himmel; dachte des Spruches: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen;" erinnerte mich des ſchönen Liedes: „Mach's der Herr ſo, wie er will, geduldig will ich halten ſtill, bis er das Unglück wendet." So kam Troſt in meine Seele unter dem ſchwerſten Ungemache meines Lebens.

Als wir im Städtchen ankamen, wo der Landrichter wohnte, wurde ich in das Gefängniß gebracht.

Anfangs war ich in dem dunkeln Raume wie ein Blinder. Nach und nach konnte ich indeſſen die Dinge

um mich unterſcheiden und entdeckte, daß ich noch zwei Leute zur Geſellſchaft hatte, die auf einer Pritſche lagen. Ach, dachte ich, das ſind gewiß ebenſo unſchuldig Verhaftete, wie du, und auch darin lag eine Beruhigung; denn in dieſem ſchauerlichen Raum allein zu ſein, wäre entſetzlich für mich geweſen. Ich lehnte ſtill in einer Ecke, und dachte über mein Unglück mit kummervoller Seele nach. Da richtete ſich der Eine auf und ſagte in einem Tone, der mir in die Seele ſchnitt: Willkommen, mein Bübchen, willkommen! Es iſt mir allemal eine Luſt, wenn ich einen jungen Galgenſtrick ſehe; denn ich denke, die Zunft ſtirbt nicht aus, und ich tröſte mich mit dem Gedanken: Der kann's noch zu was bringen, eh' er gehenkt wird. Pfuſcher gibt's in unſerer Zunft genug, aber wenig Meiſterſpitzbuben. Siehſt du, Kind, ich hab' auch in deinem Alter angefangen, und darf mit Stolz ſagen, ich hab' mein Geſchäft ordentlich gelernt. Erſt ſtahl ich Obſt. Mein Vater meinte, das machten alle Buben ſo, und ließ es gehen. Darauf ſtahl ich auf den Jahrmärkten dies und das. Es glückte. Dann lernte ich den Leuten die Taſchen fegen. Zuletzt brach ich ein, was eigentlich nichts weiter iſt, als Thüren machen, wo keine ſind. Als auch das glückte, wurde ich übermüthig, vergaß das eilfte Gebot, und wurde hier zur Ruhe geſetzt. Ich denke, der Hanf für meinen Strick iſt noch nicht geſäet.

Mir lief's eiskalt über den Rücken. Ich ſchauderte vor ſolcher Verruchtheit.

Was haſt denn du gemauſt? fragte er. Ich konnte nicht antworten. Das Entſetzen hatte mir völlig die Sprache geraubt. Er horchte eine Weile, ob ich ihm

antworten würde. Als ich aber ſchwieg, rief er: Brav, mein Bübchen! Du haſt gute Anlagen. Wer gleich geſtehet, wird ein Lump und Pfuſcher. Das iſt aber das zwölfte Gebot der Spitzbuben: Geſteh' nichts! Ich verwette meine Naſe gegen einen Fingerhut (denn du mußt wiſſen, daß ich ein Schneider bin), Alle, die gehenkt werden, waren unſchuldig, das heißt, ſie bekannten ihre Schuld nicht. Wozu auch? Siehſt du, jeder Menſch hat ſo ſeine lieben Geheimniſſe, in die ein Anderer das Recht nicht hat, ſeine Naſe zu ſtecken. Bleib' du deinem Grundſatz getreu, ſo kommen ſie dir nie an die Gurgel.

Daß du Waſchmaul nur ſchon am Galgen hingſt! rief der Andere.

Peter, ſagte lachend der Schwätzer, ſei kein Narr. Du weißt doch, daß es keine Galgen mehr gibt, und wo noch einer ſteht, iſt's bloß, um die Raben zum Narren zu haben, die allemal dabei an eine gute Mahlzeit denken. Sodann weißt du, daß ich einmal habe Schulmeiſter werden ſollen. Da ſteckt mir das Lehren noch in den Knochen. Nun iſt es eine angeborne Liebe zu jungen Leuten, aus denen noch etwas werden kann, daß ich mich ihrer annehme. Sieh', der da gibt Hoffnung, ein Meiſter zu werden. Könnteſt du ſo ſchweigen, wir ſäßen jetzt nicht hier wegen der paar Thaler, um die wir den Kerl —

Was, ſchrie der Andere, nun ſchütteſt du es mir in die Schuhe!

Wem denn ſonſt, du ehrliche Seele, du Heiliger? Hätteſt du mich gehen laſſen, ich hätt' ihn beſſer verſcharrt,

und hätte nicht gleich Alles eingeſtanden. Du biſt aber ſo eine breiweiche Natur, die gleich Reue fühlt! — Es war nahe daran, daß ſich die beiden Verbrecher an der Gurgel faßten, und es war ein Glück, daß mir der Kerkermeiſter Stroh brachte. Ich legte mich darauf, befahl meine Seele Gottes Gnade, und ſteckte die Finger in die Ohren, das ruchloſe Gerede nicht zu hören. Schlafen konnte ich nicht. Ich war innerlich zerknirſcht durch die Rede des Mörders. Ich ſah, wie leicht der Weg des Laſters zu betreten iſt, und wie er reißend dem Abgrunde zuführt. Nie iſt wohl ein Wegweiſer zur Hölle, wie dieſer, ein Wegweiſer zum Himmel geworden. Ich betete zum Herrn mit heiliger Inbrunſt, daß er mich auf ſeinen Wegen erhalte.

Als ich ihm kein Gehör gab, ſchwieg er endlich ſtille. Die Nacht kam, und der Schlaf ſchloß des Ruchloſen Mund und meine Sinne. Am andern Tage kam ich zum Verhör. Der Landrichter war ein Mann, zu dem man auf der Stelle Zutrauen faſſen mußte. Ich erzählte ihm Alles, was ich auf dem Hofe erlebt bis zu den kleinſten Umſtänden. Er hörte aufmerkſam zu; fragte hinein und ſchrieb Vieles auf.

Alſo der Jörg war gleich anfangs dein Feind? fragte er; aber was hatte er gegen dich?

Er glaubte, ich verriethe ſeine Lumpenſtreiche, ſagte ich.

Aber wie kam das Geld in dein Bett? fragte er. — Das weiß nur Jörg und der liebe Gott, antwortete ich. Aber ich glaube feſt, der Jörg hat's hineingeſteckt, als ich ſchlief; denn mein Bett ſtand auf ſeiner Kammer, und ich ſchlafe gar feſt.

Und der Vater nickte selig und wies auf Conrad.

Der ist's, der's gethan hat! Siehst du Mutter, der Segen kommt nächst Gott von dir; denn du brachtest ihn uns ins Haus, ans Herz und zum Sohne!

Da fielen auch sie dem guten Conrad um den Hals, und der Geburtstag war ein Tag des Dankes gegen Gott und der Freude.

Als es im Flecken bekannt wurde, Herr Reitel ziehe fort, da war's, als ob in allen Häusern Trauer wäre. Jetzt erst sah man, wie lieb die Leute Allen geworden waren. — Doch es war einmal nicht anders. Sie zogen weg. Thränen der Dankbarkeit und Liebe und Segenswünsche aus treuen Herzen folgten der Familie, die auch in Gebsweiler fortblühete. Die alten Reitel's erlebten Urenkel und noch heute blüht die Familie in ihren späten Nachkommen fort, zwar nicht in Gebsweiler, denn die Urenkel verheiratheten sich in anderen Orten des Elsasses, und das Haus, das einst Zeuge des Unglücks und dann Stätte wohlverdienten Glücks in Gebsweiler war, ist in andere Hände übergegangen.

Das ist des Reitlichen schönes Erbe, daß sein Andenken in Segen bleibt; daß er jenen Frieden hat, der höher ist als alle Vernunft, und daß auch äußerlich die segnende Hand Gottes sichtbar ist. Ehrlich währt am Längsten, mein lieber Jacob! schloß der Greis."

„Aber," nahm ich darauf das Wort, „was gab's mit dem Hause gegenüber, Großvater?"

„Ja, ja," sagte er, „ich komme schon wieder darauf zurück."

„Was ich dir bis jetzt erzählte, das hab' ich aus dem Munde meines Großvaters und Vaters. Was nun folgt, gehört theilweise den Erzählungen meines Vaters an, theils und meist hab' ich es selbst mit eigenen Augen angesehen.

Das Haus war für keinen Bauer, und du weißt, die meisten Bewohner unseres Fleckens, und nicht die ärmsten, sind eben doch Bauern und leben vom Acker- und Weinbau. Es war weder eine Scheune noch ein Kelterhaus dabei. Das, welches jetzt dabei ist, hat der folgende Besitzer angekauft und gebaut. Damals speculirte

Ich glaube, ſetzte ich hinzu, das Kindermädchen weiß mehr von der Geſchichte. Es wollte mir etwas heimlich ſagen, aber es kam nicht dazu.

Das machte ihn aufmerkſam.

Nun ſollte ich wieder in das Gefängniß gebracht werden, aber ich flehte um Gottes willen, mich nicht mehr zu den Menſchen zu bringen.

Auch das gewährte er mir. Ich blieb bei dem Gefangenwärter im Hauſe.

Gleich am folgenden Tage wurde ich wieder vorgeführt. Diesmal war der Hofmann, die Hoffrau, der Jörg und das Kindermädchen da. — Doch ich will es kurz machen! Die drei erſten zeugten gegen mich. Als aber die Reihe an das Kindermädchen kam, erzählte es haarklein, wie der Jörg Morgens dem andern Knechte, dem Peter, den ganzen Plan auseinandergeſetzt; nämlich, er wolle dem Hofmann, wenn er in Frankfurt trunken wäre, Geld nehmen und es in mein Bett ſtecken, dann mich des Diebſtahls anklagen, und mich ſo aus dem Hauſe bringen, weil ich ſie am Ende doch noch verrathen würde. Als das Mädchen das ſagte, wurde der Jörg bleich wie eine Leiche, und als ihm der Landrichter eine Predigt hielt, wie der allerbeſte Paſtor, da geſtand er's ein, und — ich war frei. Er aber wurde ſogleich verhaftet. Da machte der Hofmann große Augen, und die Hoffrau weinte und bat mich um Verzeihung. Komm wieder mit uns! ſagte der Hofmann. Ich will dich halten, wie mein eigen Kind!

Das rührte mich tief. Willſt du wieder mit auf den Hof gehen? fragte mich der Richter liebreich.

Ach, sagte ich, ich hatt' es wohl gut da, und würde es auch wieder gut haben, aber ich kann doch nicht immer Schäfer bleiben. Ich möchte lieber ein ehrlich Handwerk lernen, wenn's ginge!

Was möchtest du denn gerne werden? fragte er mich.

Schlosser! war meine Antwort; aber setzte ich fast weinend hinzu, wer sollte das Lehrgeld zahlen? Ich habe ja nichts!

Halt! rief der Hofmann. Du sagst da etwas, was mich an meine Schuld mahnt. Ich hätte für die Zeit, die du mir dientest, einem Schäfer wenigstens dreißig Gulden geben müssen. Du denkst gar nicht an deinen verdienten Lohn. Er griff in die Tasche, zahlte das Geld auf den Tisch und sagte: Ich glaube selbst, es ist besser für ihn, wenn er das Handwerk lernt. Es wird nicht viel mehr Lehrgeld kosten, und sollt's mehr kosten, Herr Landrichter, so bin ich da, und zahl's nach.

Der Landrichter drückte ihm die Hand, und ich küßte sie ihm und seiner guten Frau unter heißen Dankesthränen.

Wohlan, sagte der Landrichter, du magst, bis ich einen guten Meister gefunden habe, in meinem Hause bleiben.

Mit heißem Danke schied ich von den Hofleuten und dem guten Kindermädchen, und blieb im Hause des Landrichters. Wie dankte ich Gott für diese Wendung meines Schicksals! Wie gelobte ich ihm, nie von seinen Wegen zu weichen!

Acht Tage blieb ich im Hause. Es war das eine Familie nach dem Herzen Gottes. Wie der Mann, so war die Frau, die dem lieben Mädchen, das mir das seidene Halstuch geschenkt, und an das ich, seit ich in

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Frankfurt geweſen, immer denken mußte, merkwürdig ähnlich ſah. Hätten ſie eines Dieners bedurft, ach, ich wäre gerne Zeitlebens bei ihnen geblieben. Eines Tags aber ſagte der Landrichter, höre Paul, nun hab' ich dir einen Meiſter ausgemacht. Er heißt Ruprecht und wohnt in der Neugaſſe. Morgen gehſt du hin. Sei brav und gottesfürchtig, fleißig und gehorſam. Ich dachte, es wird gut gehen! — Seine Frau ſagte: du darfſt zu uns kommen, wenn du willſt. Und wenn du eines Rathes bedarfſt, ſo komm' ja gleich zu uns.

Morgens ging ich, nachdem ich inniglich mich bedankt hatte. Der Meiſter war ein rauher, aber ehrlicher und ſehr geſchickter Mann; aber ſeine gelbe Frau war der Geiz ſelber. Sie gönnte ſich und Anderen nichts. Ich bekam Schnittchen Brod, daß man die Sterne am Himmel dadurch ſehen konnte. Ich hatte ſchon gelernt, wie das Jungenbrod ſchmeckt bei Meiſter Ruppel; aber da führe Einer mit leerem Magen den ſchweren Hammer, oder feile den ganzen Tag am Schraubſtock! Ich war gerade in dem Alter, wo man eſſen kann ohne Ende; denn ich ſchoß auf, wie ein Waſſerſchößling. Da wurde meine Farbe fahl und meine Backenknochen ſtanden vor. Die Augen legten ſich tief in die Höhlen, und die Kraft ließ ſchnell nach. Ich war ſo dürre wie ein tannener Bohnenpfahl.

Eines Sonntags ging ich in Landrichters.

Paul, ſagte die liebe Frau, du ſiehſt ja ſo übel aus; biſt du krank? — Ach, ſagte ich, ich bin kerngeſund, aber — mir fehlt das — Eſſen! Die Frau Meiſterin iſt ſo gar ſparſam! Aha, ſagte die gute Frau, das hab' ich doch

ſchon gehört. Nun, da iſt doch etwas zu helfen. Mein Mann hat dir bei dem neben uns wohnenden Lehrer täglich zwei Unterrichtsſtunden des Abends ausgemacht, und die Sache mit deinem Meiſter abgethan. Du lernſt da Zeichnen, Rechnen und Aufſätze machen. Dann kommſt du etwas früher und iſſeſt dich erſt ſatt.

So ſorgten dieſe edeln Menſchen an Leib und Seele für mich. Wie war ich ſo glücklich und dankbar! Da machte ich raſche Fortſchritte, daß der Landrichter ſeine Freude daran hatte, und die einmal kräftig wirkende Nahrung brachte mich auch wieder auf die Beine. Die Frau Meiſterin ſagte: Siehſt du, Paul, das Vieleſſen that's nicht. Da wird der Magen nur weit wie ein Wollſack; wenig und Ordnung, das nährt. Daß bei dieſen Lehrſtunden auch die Hofleute ihre Hand im Spiele hatten, wußte ich, und als das Chriſtfeſt, das frohe, ſchöne, kam, erhielt ich vom Hofmann ein ganz neues Kleid, und von Landrichters zwei gar ſchöne Bücher.

Ohne große Störungen floſſen meine Lehrjahre hin. Sie waren eine Reihe von Wohlthaten, die mir Landrichters und die Hofleute erwieſen. Ich hatte tüchtig zeichnen gelernt; ich rechnete fertig und war im Stande, einen leidlichen Aufſatz zu ſchreiben. Mein Handwerk hatte ich brav gelernt, das ſagte ſelbſt mein Meiſter, der nicht leicht lobte. Ach hätte das mein gutes Mütterchen erlebt! Wüßte es mein Vater, wenn er noch lebt! ſagte ich oft zu mir. Wie aufrichtig war mein Dank gegen Gott, der mich ſo wunderbar geführt, der an mir das Wort bewährt hatte: Ich will dich nicht verlaſſen, noch verſäumen!

Als ich meinen Lehrbrief empfing, ſagte der Meiſter: Paul, Er kann nun bei mir in Arbeit bleiben. Wir kennen uns nun einmal. Seit ich losgeſprochen war vom Lehrjungen hörte das Du auf. — Ich dankte dem ehrlichen Manne, ſagte aber, ich wollte nichts thun, ohne mit meinen Wohlthätern geredet zu haben. Wie die's wollten, ſo wäre mir's recht.

Da hat Er recht. Dankbarkeit iſt eine Tugend, die den ſchwer ſtraft, der ſie verſäumt. Geh' Er in Gottes Namen!

Dem Landrichter ſagte ich Alles. Freilich, meinte er, wär' ich noch jung, und der Gefahren ſeien viele in der Welt; aber, ſetzte er hinzu, wenn das Vögelein immer im Neſte bliebe, würde es nie die eigenen Flügel gebrauchen lernen. Wo willſt du denn hin?

Ins Solinger Land, wo ſie die feinen Klingen machen und wo die Eiſenwerke ſind, verſetzte ich. — Es iſt gut für dich. — Rede auch mit dem Hofmanne, ſagte er. Ich ging auf den Hof. Freudig wurde ich aufgenommen. Auch ſie ſtimmten mit ein. Reichlich beſchenkt ſchied ich mit warmem Dank. Auch Landrichters beſchenkten mich und baten, daß ich ihnen oft ſchreiben ſolle.

Tauſendmal ſah ich zurück, ſo lange ich den Kirchthurm ſehen konnte, und — ich will's geſtehen, faſt wär' ich umgekehrt. Endlich ſiegte ich über mein eigen Herz, und wanderte raſch fürbaß. Nach Frankfurt ging mein Weg zuerſt, obwohl er aus dem Wege lag. Warum? — Arbeit ſuchte ich keine, — aber Jemanden ſuchte ich. Ich hoffte — das Mädchen wiederzuſehen, die wie ein Engelsbild vor meiner Seele ſtand. An ſie war ich ja alle

Tage durch die Landrichterin erinnert worden, die ihr ſo ſehr glich, obgleich ſie faſt hätte ihre Mutter ſein können. — Aber alles Hoffen war eitel! Ich fand ſie nicht, und traurig wanderte ich durch das Naſſauer Land dem erzreichen Siegener Lande zu, deſſen Gießwerke ich ſehen wollte.

Als ich eines Tages ſo auf der Straße hinſchlenderte, trat plötzlich aus dem Wald ein Kerl heraus, der verdächtig ausſah. Ich betrachtete ihn nicht, ſondern ſchritt raſch von dannen.

Nachdem er eine Weile Schritt mit mir gehalten, ſagte er: Meiner Treu, du haſt dich ordentlich gemauſert, Vögelchen! Weißt du noch, daß ich dir im Gefängniß zu — ſo fein verpfiff? Wie biſt du entwiſcht und zum Schloſſergeſellen geworden? Sag' an!

Es lief mir eiskalt über den Rücken bei dieſen Worten. Ich faßte meinen Knotenſtock feſter und ſchlang den Haltriemen tüchtig um die Hand.

Frei bin ich geſprochen worden, weil ich ſchuldlos war, ſagte ich mit Feſtigkeit; denn ich erkannte auf der Stelle den verworfenen Menſchen wieder, von dem ich gehört, daß er aus dem Gefängniß ausgebrochen wäre.

Ich hab's ſo halb und halb gehört, ſagte er, nun der arme Jörg mußte dafür ſitzen und brummen. Pfiffig biſt du und ich hoffe, du haſt meine Lehre behalten? — Ich denke, wir Zwei haben uns nicht umſonſt gefunden. So ein Schmied oder Schloſſer — es läuft ja auf Eins hinaus, muß gut zuſchlagen können, und du ſcheinſt Kräfte zu haben? Wie wär's, wenn wir Eins mit einander verſuchten. Du brauchſt Geld und ich. Da iſt die letzte

Nacht in Kamberg ein reicher Niederländer eingekehrt, der ins Bad nach Wiesbaden will. Der hat Geld in Maſſen. Wir wollen ihm den Geldſack erleichtern und theilen.

Mir fuhr der Gedanke durch die Seele, Gott könne mich gerade hierher geführt haben, um eine Schandthat zu hintertreiben. Dazu mußte ich aber den Menſchen ſicher machen.

Und wenn er ſich uns denn mit dem Kutſcher zur Wehre ſetzt? fragte ich.

Pah, Vögelchen, rief er aus, und machte eine ausdrucksvolle Handbewegung, die genugſam ſagte, daß er ihn todtſchlagen wolle. Er ſetzte mir nun den Angriffsplan auseinander. Ich ging auf Alles ein, was ihn ungemein freute.

Horch! rief er plötzlich, er kommt; ich höre den Wagen raſſeln. Es iſt Alles ſicher hier herum. Du trittſt links in den Wald, ich rechts, und ſobald er zwiſchen uns iſt, raſch dran. Ich faſſe den Herrn, du den Kutſcher, und der Sieg iſt unſer!

Wir mußten eilen, denn die Kutſche bog ſchon um die Ecke.

Der Herr ſaß behaglich in dem zurückgelegten Wagen und rauchte ſeine Pfeife.

Als er gegen uns kam, ſtürzte der Kerl drüben aus dem Walde, zog eine Piſtole heraus, die ich gar nicht an ihm bemerkt hatte, und ſchoß ſie auf den Herrn ab. Glücklicherweiſe fehlte er, und fiel nun raſch den Pferden in die Zügel, indem er rief: Heraus Schloſſer, und haue drauf!

Ich ſprang nun blitzſchnell hervor, ſchwang meinen

Knotenſtock auf ihn ſelber, und ſtreckte ihn bewußtlos zur Erde.

Heraus Herr, rief ich, helfen Sie mir, den Mörder binden; Kutſcher, Stricke her! Geſchwind!

Der Kutſcher ſprang herab, der Herr, ſo ſchnell er bei ſeiner Gicht konnte, aus dem Wagen, und nun banden wir ihn, daß er ſich nicht regen konnte.

So ſchnell ich konnte, erzählte ich dem Herrn den Hergang. Du biſt ein braver Junge, rief der Herr, der vor Schrecken todtbleich war, aus; aber was machen wir mit ihm?

Legen Sie ihn in den Wagen, und wir gehen nach Wiesbaden; ich begleite Sie, wenn Sie wollen! Ich warf nun mein Felleiſen in den Wagen, und wir Drei hoben

den Ohnmächtigen hinein. Doch ehe wir noch vor dem Walde waren, erwachte er. Er raſete, ſtebte und tobte; allein ich hatte ihn ſo feſt geknebelt, daß alle ſeine Verſuche fruchtlos waren. Unterwegs unterredete ich mich vielfach mit dem Herrn, der ein gar guter Herr war. Er fragte mich über Alles aus, und ehe wir Wiesbaden erreichten, kannte er meine ganze Lebensgeſchichte.

Unſer Einzug in Wiesbaden machte nicht geringes Aufſehen. Ein ganzer Troß Menſchen begleitete uns an das Amt, wo wir ihn ablieferten. Der Amtmann erkannte ihn ſogleich als einen ſehr gefährlichen Verbrecher. Indeſſen warf der Ruchloſe mit Anklagen gegen mich in ſolchem Maaße um ſich, daß mich der Amtmann auch verhaften ließ. Vergebens erbet ſich der Herr, jede Caution für mich zu ſtellen. Es half Alles nichts. Was ich zu meiner Vertheidigung vorbrachte, blieb ohne Wirkung, bis ich mich auf den guten Landrichter berief. Ich mußte indeſſen in Haft bleiben, die übrigens milde war.

Jeden Tag beſuchte mich der dankbare Mann, dem ich aus der Gefahr geholfen hatte.

Endlich kam der Landrichter an. Als er mich ſah, rief er aus: Armer Junge, du ſcheinſt denn doch überall ſchuldlos in die ſchlimmſten Geſchichten verwickelt zu werden! Item, merke dir das, und laß dich nicht mit Jedem ein, der dir begegnet! Ich ſagte ihm, wie gut es doch hier geweſen, denn wer weiß, wie die Geſchichte abgelaufen wäre. Er drückte mir die Hand und ſagte: Freilich haſt du es diesmal gut gemacht.

Als wir noch ſprachen, kam der Niederländer. Gottlob, rief er aus, daß du frei biſt! Aber ich wußte durch

dieſen Herrn, den ich ſprach, daß es ſo kommen mußte. Nun ſollſt du aber auch für die erlittene Schmach und Noth entſchädigt werden! Ich habe ein großes Hüttenwerk, da kann ich Leute, wie du biſt, brauchen. Drei Wochen bleibe ich noch hier und du bei mir, und dann gehſt du mit mir ins Niederland.

Das war mehr, als ich hoffen durfte. Voll froher Hoffnung für mich, ſchied der Landrichter, und ich blieb bei dem Herrn, der mich wie einen Sohn behandelte. Er ſchämte ſich meiner nicht; nahm mich überall hin mit ſich, und ſprach mit mir über mein Handwerk, ſuchte überhaupt, das merkte ich, den Zuſtand meiner Kenntniſſe zu prüfen. Herr Rottberg war mit mir zufrieden.

Eines Tags, kurz vor der Abreiſe, ſagte er: Wie wär's, Paul, wenn du das Schloſſerhandwerk aufgäbeſt? Du weißt, ich habe ein Hüttenwerk. Du könnteſt dich da einſchießen und bei mir bleiben.

Mein Gott, ſagte ich, ich habe meiner Lebtage kein Hüttenwerk geſehen!

Thut nichts, ſagte er, du wirſt es ſchon noch kennen lernen. Das iſt keine Hexerei! Wollen ſchon ſehen, wie es geht!

Das Bad war ihm gut bekommen, und wir reiſten endlich zu meiner Freude ab; denn ſoviel Neues, Schönes und noch nie Geſehenes ich auch hier alle Tage zu ſehen bekam, wie gern auch Herr Rottberg mich über Alles belehrte, die Unthätigkeit war mir unerträglich.

Die Reiſe den Rhein hinab war herrlich. Gott, welch' ein ſchönes, geſegnetes Land! Welch' ein Wechſel von Dörfern, Städten!

der alte Meckel darauf, der links daran stößt; aber er war ein Filz und meinte, da im Flecken keine Liebhaber seien, so würden ihm Reitel's das Haus um ein Spottgeld nachwerfen.

Darin hatte er ebenso falsch gerechnet, als darin, daß das Haus keine Liebhaber habe. Meckel wollte die Leute durch Zuwarten mürbe werden lassen; allein eines schönen Morgens kam Einer angestiefelt, der eine Nase hatte, so roth wie ein Koblapfel, und sagte zu meinem Vater: Meister, wir werden nun Nachbarsleute, und ich denke, gute; denn ich habe gestern Reitel's Haus gekauft.

Meckel, der gerade einen Gaul beschlagen ließ, fiel bald um vor Schrecken; denn nun sah er, daß ihn seine Pfiffe neben das Nest gesetzt hatten.

So? sagte mein Vater, dem der rothnasige Dickbauch nicht gefiel. Wo seid Ihr denn her?

Von Thann, sagte er. Ich bin der Engelwirth von Thann.

Waret Ihr niemals dort? Das Haus steht links von der Rathhausecke und mein Stiefsohn sitzt jetzt drin. Vertragt ihm die Kundschaft nicht, wenn Ihr 'mal hinkommt. Er ist ein ausgeheckter Wirth, denn er hat's bei keinem Pfuscher gelernt, nämlich bei mir.

Ah so! sagte mein Vater. Was wollt Ihr denn hier treiben?

Wirthschaft! rief frohlockend die Rothnase. Es ist ja, wie ich höre, hier im Flecken nicht einmal ein Haus, wo ein Fremder übernachten könnte.

Das macht, sagte Meckel giftig, weil keine herkommen. Was sollten sie auch hier thun?

Wein kaufen! Frucht kaufen! rief der Engelwirth von Thann.

Das thun die Mäkler aus der Stadt, und was die übrig lassen, die Juden, sagte Meckel. Ihr werdet nicht viel Seide bei der Wirthschaft spinnen!

Unversucht schmeckt nicht! sagte der Rothnäsige. Mir ist's nicht bange.

Warum bliebt Ihr denn nicht in Thann? fragte ihn mein Vater.

Ich will's Euch auslegen, Meister Schmied, sprach

Endlich kamen wir an. Schon von ferne ſah ich die ſtattlichen Gebäude des Hüttenwerkes. Da ging mir eine neue Welt auf! Herr Rettberg zeigte mir Alles, erklärte, belehrte unermüdet. Dann fragte er: Wie ſteht dir's nun an?

Ich will Hüttenmann werden, wenn Sie mich behalten wollen! rief ich aus.

Haſt du auch verſtanden, was dir hier Alles zuruft? fragte er. „Schmiede das Eiſen, ſo lange es warm iſt," ſagte er. Dies Wort, fuhr er fort, hat für dich eine tiefe Bedeutung. Du biſt jung und haſt hier Gelegenheit, Etwas zu lernen; aber lernen mußt du und von unten anfangen. Willſt du das, ſo iſt's gut!

Ich verſprach es freudig, und trat nun gleich in die Lehre bei einem alten Arbeiter, dem mich Herr Rettberg übergab. Jede Arbeit ſuchte ich gründlich zu erlernen. Der geringſten unterzog ich mich mit Freuden. Als ich beim Erzſondern das taube Geſtein unterſcheiden konnte, kam ich an den Hochofen. Ich lernte den Bau, die Einrichtung der Öfen genau kennen, die Füllung, in Summa Alles, was dazu gehört. Später lernte ich gießen, dann formen.

Brav! ſagte Herr Rettberg, wenn er ſah, daß ich mir alle Vortheile und Fertigkeiten aneignete. Dieſe Arbeiten, bei denen mir die Leute mit Liebe förderlich waren, machten mir täglich mehr Freude, zumal ich ſah, daß Herr Rettberg es ſo gerne ſah. Ich verſuchte es nun, zur Verzierung der Öfen neue Formen zu zeichnen. Ich formte ſie ab, und goß darnach. Als ich ſie Herrn Rettberg zeigte, ſagte er: Sehr gut! Ich merke, du willſt

bei mir bleiben? Wenn du so fortfährst, werde ich dich bald recht gut brauchen können.

Ein Jahr floß in steter, nützlicher Beschäftigung, in Zunehmen an Kenntnissen und Fertigkeiten hin. Herr Rottberg sorgte reichlich für alle meine Bedürfnisse. Er gab mir Bücher zur Belehrung. Ich bewohnte eine schöne Stube in seinem Hause, und mußte häufig um ihn sein. Er zog mich überall herzu, wo mit den Factoren berathen wurde — Alles, um meine Kenntnisse zu vermehren. Ein Vater hätte nicht mehr für seinen eigenen Sohn sorgen können! Er war nicht verheirathet, und stand auch so ziemlich, wie ich, allein in der Welt.

Im folgenden Frühling sagte er: Lieber Paul, man kann nicht sagen, daß man ein Geschäft verstehe, wenn man nicht weiß, wie es andere Leute betreiben. Es gibt Verbesserungen, die man kennen lernen muß. Ich halte viel aufs Wandern im Handwerk, wie im Geschäfte. Wer nicht hinauskommt, sagt das Sprüchwort, der kommt nicht heim. Darum sollst du reisen, und andere Hüttenwerke an- und einsehen.

Der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl. Ich schrieb's dem edlen Landrichter, dem ich überhaupt von Allem, was mich betraf, Kenntniß gab, und er bestärkte mich in dem Vorsatze, den ich gefaßt. Als ich das Herrn Rottberg sagte, rief er: Wohlan, du sollst reisen! Mache dich fertig! Aber als gemeiner Arbeiter darfst du nicht reisen. Ich werde für Alles, was nöthig ist, sorgen. Zuerst gehst du nach Holland, dann nach Frankreich und, wenn du englisch gelernt hast, nach England. Ich hoffe, du bleibst brav, und bringst einen reichen Schatz an

Erkenntniß mit heim. Daß du fleißig schreibst, versteht sich; ich erwarte es.

Nun gab er mir väterliche Lehren und Ermahnungen, und nach drei Wochen zog ich mit gerührtem Herzen, aber auch mit freudigen Hoffnungen ausgerüstet, wie ein Herr, in die Welt.

Habe Gott vor Augen und im Herzen, sagte der edle Mann, wie einst mein gutes Mütterchen, und bleibe seinen heiligen Geboten treu, so wird Er dich leiten, schützen und behüten. Darin liegt ein Schild gegen alles Schlechte, ein Schild gegen alle Versuchungen, die dir begegnen werden. Komm' gut und rein wieder, und ich will dich mit segnender Liebe empfangen, wie ich dich jetzt entlasse! Er küßte mich und wandte sich dann bewegt ab. Ich ließ meinem Gefühle vollen Lauf. Mit heißen Thränen dankte ich ihm und mit seinem Segen schied ich.

Ich muß hier innehalten, um von Etwas zu reden, was mich seit langer Zeit beschäftigte. Herr Rettberg wußte darum und billigte es sehr. Der Gedanke an meinen Vater ließ mir keine Ruhe mehr. Wenn ich mir ihn dachte, vielleicht im tiefsten Jammer, und an das entsetzliche Wort mich erinnerte: Ich kann nicht beten! so zerriß es mein Herz.

Nach Westphalen zog es mich, ihn aufzusuchen und seine alten Tage zu erleichtern, und — in der Seele lag der höhere Gedanke, ihn auf bessere Wege zu führen! Mein Herz bebte vor Freude, wenn ich mir vorstellte, das könne mir gelingen!

Ach, ich vergaß in dieser schönen Hoffnung die Reihe von Jahren, die seitdem dahingegangen waren!

Meine Reiſe ging nach Unna. Dort war es ja, wo ich ihn verlor, wo ich mein Mütterchen gefunden hatte. Dort war ihr Grab! — Als ich ankam und das Thor ſah, wo jener entſetzliche Auftritt ſich ereignet hatte, da wollte es mir die Bruſt ſchier zerſprengen. Ich ſtieg aus dem Wagen und ging, um mich ganz in jene Zeit zu verſetzen. Ich durchſchritt die Gaſſen und Gäßchen, die ich mit meinem Mütterchen an jenem Abend durchwandert hatte; — ich kam an die Gaſſe, wo wir gewohnt, — aber Alles war verändert! Von Gerſtenmeier's Hauſe keine Spur mehr. Ein neues, ſtattliches Gebäude ſtand da! Ich ſuchte nach den alten, lieben Geſichtern — Alles war fremd. Kaum erinnerten ſich die Leute an die Namen. Ruppel's Familie war in der Welt zerſtreut. Auch ſein Häuschen war verſchwunden. Mit blutendem Herzen ging ich auf den Gottesacker. Ich kannte ja die Stelle ihres Grabes ſo gut. Der Hügel war tief eingeſunken, — aber eine dankbare Seele hat dort innig gebetet, und wenn die Seligen herabſchauen können in dieſe Welt, o dann hat ſie ſich meiner unauslöſchlichen Liebe gefreut!

Auf dem Stadtgerichte forſchte ich nach meinem Vater. Auch das war umſonſt. Gefällig forſchten die Beamten in den Akten; allein da der Prozeß abgegeben worden war, ſo blieb auch dies ohne Erfolg. Ich verfolgte aber die Spur, ſo weit ich konnte. Das Einzige, was ich gewann, war die Nachricht, er ſei vor einer Reihe von Jahren geſtorben im Arbeitshauſe. Mit traurigem Herzen wandte ich mich meinen fernen Reiſezielen zu. Ich will meine Reiſen nicht beſchreiben. Nur das will ich ſagen, daß ich Holland und Belgien durchreiſte, mich ſo weit mit

der franzöſiſchen Sprache vertraut machte, daß ich Nutzen von einer Reiſe durch Frankreich ziehen konnte; allein als ich eben in Paris angekommen war, ereilte mich ein Brief. Herr Rottberg ſchrieb mir: Wichtige Geſchäfte ließen ihn meine Rückkehr wünſchen. Nahe am Rheine ſei ein Hüttenwerk käuflich. Er ſei leidend, und wünſche in einer mildern Gegend ſein Leben zu beſchließen. Er wolle das Werk kaufen, und dazu bedürfe er meiner Hilfe, da er an das Bett gebunden ſei.

Dieſe Nachricht ließ mich nicht länger zaudern. Ich beſchleunigte meine Rückkehr. Je näher ich kam, deſto ängſtlicher wurde mir zu Muthe. Wie werde ich den edlen Mann finden? ſagte ich mir tauſendmal. Endlich langte ich an. Das Gicht war wiedergekehrt. Er lag zu Bett, jedoch heitern Gemüthes.

Gottlob, daß du da biſt! rief er und breitete mir ſeine Arme entgegen. Es war ein Wiederſehen, wie wenn der Sohn nach langer Trennung aus der Ferne an das Herz des Vaters zurückkehrt. — Tagelang mußte ich an ſeinem Bett ſitzen und erzählen. Er wurde gar nicht müde, mir zuzuhören und zu fragen. Endlich ſagte er: Es iſt nun Zeit, daß ich mit dir von dem Geſchäfte rede. Er ſetzte mir Alles genau auseinander; gab mir die nöthigen Anweiſungen und Aufträge, und ich begab mich dann auf die Reiſe.

Die Lage des Hüttenwerkes war überaus ſchön. Das nahm mich ſchon ſehr ein. Als ich in das ſtattliche Wohnhaus eintrat, empfing mich ein alter Herr. Es war der Verwalter. Der Anblick dieſes Mannes ergriff mich mächtig. Täuſchte mich nicht Alles, ſo war das der

Mann, der bei dem Umfallen des Wagens in jenem Walde den Arm brach; jener Mann, der ſo mitleidig war — der Vater jenes Mädchen, das ich — in Frankfurt wieder geſehen, aber nicht wieder vergeſſen hatte. Er war ſehr freundlich, und geleitete mich in das Gemach. Dort aber ſollte meiner noch eine größere Überraſchung harren. Mein erſter Blick fiel auf die Wand, denn da hing ihr Bild, wie es vor meiner Seele ſtand, und daneben — das des edlen Landrichters und ſeiner lieben Frau.

Der Eindruck, den dieſe Beiden auf mich machten, konnte dem Greiſe nicht verborgen bleiben. Er ſah mich fragend an.

Wundern Sie ſich nicht, ſagte ich, daß ich ſo betroffen vor dieſen Bildern ſtehe. Zwei davon rufen mir theure Freunde zurück ins Andenken, den edlen Landrichter und ſeine gute Frau.

Der Greis lächelte. Ei, ſagte er, das kann mich nur freuen, Herr Werner, und ich heiße Sie dann doppelt herzlich willkommen. Es ſind meine Kinder!

Mit dieſem Worte war mir das Räthſel gelöſt, warum die Landrichterin mich ſo oft an das theure Mädchen erinnerte. Sie war ihre Schweſter, und ſie hieß Auguſte; denn von ihr hatte oft die Landrichterin mit großer Liebe geredet; allein das hatte mich nicht eben angeſprochen, weil ich jene Auguſte nicht kannte, nicht ahnen konnte, daß ſie Eins mit dem Weſen ſei, das wachend und im Traume vor meiner Seele ſtand. War ſie hier? Dieſe Frage machte mir das Herz pochen.

Der Greis wollte wiſſen, wie ich den Landrichter kennen gelernt; allein ich ging darüber weg, weil ich das

einer andern Zeit aufsparen wollte. Herrn Rottberg's Auftrag lag mir auf der Seele. Ich bekämpfte die Gefühle, die sich in mir regten, und bat ihn, mir das Hüttenwerk zu zeigen, das einzusehen meine Aufgabe sei.

Mit einem Seufzer sagte er: Der Tod meines Prinzipals hat hier Alles verändert, auch meine Stellung. Ich werde nun das theure Fleckchen Erde, wo ich seit einem halben Jahrhundert wirke, verlassen müssen. Warum auch nicht? setzte er hinzu. In vierzehn Tagen sind die fünfzig Jahre abgelaufen, da ich hier gewirkt. Gott erhalte Sie noch lange Ihren Kindern, sagte ich. Daß Sie aber, auch wenn Herr Rottberg das Werk kauft, die Stelle verlassen müssen, ist mehr als zweifelhaft. Er wird sich freuen, sich Ihrer reichen Erfahrung bedienen zu können.

Er lächelte zweifelnd und wir gingen. Das Hüttenwerk war in prächtigem Betriebe und Stande. Die Wasserkraft unversiegbar. Die Karten wiesen die Erzgruben ganz in der Nähe nach, und das Gestein war reich. Der erste Überblick bewies, daß der Preis, den die Erben des vorigen Besitzers gestellt, ein sehr mäßiger sei. Ich mußte den Tag bleiben, um am andern Morgen das Erzrevier in allen seinen Gruben zu besichtigen. Jeden Aufschluß ertheilte mir der Greis mit seiner genauen Sach- und Ortskenntniß.

Gegen Mittag kehrten wir in das Haus zurück. Mein Herz pochte. War sie da? — Sollte ich sie sehen? Diese Fragen bewegten mein Herz. Ich sann, was ich in diesem Falle thun solle, und kam zu dem Entschlusse, mich so fremd als möglich zu stellen; aber das waren

Alles Luftſchlöſſer! Als ich in das Gemach trat, wo ihr Bild hing, ſtand ſie ſelber vor mir und erröthete, wie ich. Ihr Vater ſah uns Beide erſtaunt an. Ich trat vor ſie und reichte ihr die Hand mit den Worten: Das Halstuch hab' ich als Heiligthum bewahrt! Ich ſtrich die Haare von der Stirne und ſagte: Erinnern Sie ſich noch des Bettelbuben, den Sie einſt auf Ihre Kutſche nahmen, und der damals, als Sie das Umfallen derſelben am Arme verletzte, eine Schmarre auf der Stirne davon trug?

Der Greis ſah mich mit Erſtaunen an, Auguſte in großer Verwirrung.

Iſt's möglich! rief er endlich aus, Sie wären jener Knabe?

Ich bin's, ſagte ich, und noch mehr, ich bin jener arme Paul, an dem Ihre Tochter und Ihr Schwiegerſohn in Heſſen mehr als Vater und Mutter thaten!

Sie erſtaunten noch mehr, denn ſie hatten von dieſem Paul genug von Landrichters gehört, um ihn zu kennen.

Sie haben uns viel zu erzählen, Herr Werner, ſagte der Greis — denn es liegt gar viel Unerklärtes für uns zwiſchen dem Damals und dem Jetzt.

Ich vergaß, nach Tiſch die Gruben zu beſichtigen; denn ich mußte ja erzählen, und that's ſo gerne. Da hörte denn auch Auguſte, daß ich ſie in Frankfurt erkannt, und ſie geſtand mit Erröthen, auch ſie habe mich gleich wieder erkannt.

Wie wunderbar ſind Gottes Führungen, ſprach der Greis, als ich geendet hatte, und wie wahr das heilige Wort: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Ihre Führungen predigen das laut.

Mehr als einmal ſtanden in Auguſten's Augen Thränen.

Ich blieb noch drei Tage, dann ſchied ich, und nahm die Hoffnung mit, daß ſie mir wohl wolle.

Als ich zu Herrn Rottberg zurückkam, und über Alles genügenden Bericht erſtattet, ſagte er: Paul, du biſt ein ganz anderer Menſch geworden. Sag' an, was iſt mit dir vorgegangen? Da mußte ich denn beichten.

Aha! rief er aus, ich merke ſchon, der neue Herr Verwalter will gleich für einen feinen Hausſtand ſorgen! Nun, wenn's ſo iſt, wie du ſagſt, hab' ich nichts einzuwenden, und der alte brave Mann braucht ja dann auch nicht zu wandern.

Wie dieſe Worte mich beglückten, kann ich kaum ſagen.

Ich hatte Herrn Rottberg auch mitgetheilt, daß der alte Verwalter in vierzehn Tagen ſein Jubiläum feiern würde. Ich denke, ſagte er, bis dahin iſt der Kauf richtig, und du gehſt mir einſtweilen voraus und ſorgſt, daß der Ehrentag des Biedermannes würdig begangen werde.

Er betrieb nun den Kauf, und in kurzer Friſt wurde die Urkunde deſſelben vollzogen.

Nun geh' hin, wohlbeſtallter Verwalter, ſagte lächelnd Herr Rottberg, und ſorge, daß dein Haus gehörig beſtellt werde, für deine Ausſtattung werde ich ſorgen.

Tief gerührt von ſo viel Liebe, fiel ich dem theuern Mann um den Hals. Mein Dank fand keine Worte, aber meine Thränen redeten ja auch eine Sprache, und die verſtand er wohl.

Als meine Vollmacht ausgefertigt war, eilte ich, das Hüttenwerk zu erreichen. Zwei Tage vor dem Ehrentage kam ich an. Mit unverſtellter Freude empfing mich der Greis, mit einer Freude Auguſte, die aus ihren Augen leuchtete. Das Geſchäft der Übernahme war bald beendet. Allein trat ich zu den Arbeitern. Herzlich ſprach ich zu ihnen, und hielt mir als erſten Beweis ihrer Liebe aus, daß ſie den Ehrentag ihres bisherigen Verwalters würdig

begingen. Es wurde nun Alles verabredet. Ich hatte Vieles zu beſchicken und zu ordnen; Auguſte, die Landrichters erwartete, auch. So ſahen wir uns nur beim Eſſen, aber es reichte hin, um mir immer feſter die Gewißheit zu geben, daß ſie mir gut ſei.

So kam der Vorabend. Die Arbeiter vereinigten die ganze Knappſchaft. In der Nacht bauten ſie eine Ehrenpforte vor das Haus von grünen Zweigen. Ich gab Geld zu Pulver und Muſik. Es ſollte auch ein Ehren- und Freudentag für ſie ſein. Für Wein und Bier war reichlich geſorgt.

Mit dem Grauen des Tages ſtanden alle Knappen im feſtlichen Anzug vor dem Hauſe, und mit Muſikbegleitung ſtimmten ſie das herrliche Lied an:

„Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'
Und Dank ſei ſeiner Gnade, u. ſ. w.“

Wunderbar ergreifend war der Geſang, der mich aufweckte, denn ich war ſo ermüdet von allen meinen Sorgen und Beſorgungen, daß ich frühe zu Bett gegangen war. Daher hatte ich nichts vernommen von der Bewegung, welche die Ankunft zweier Reiſewagen hervorgebracht. Dem Geſange folgte eine wahre Böllerkanonade, die bis an den hellen Morgen währte. Ich raffte mich auf, kleidete mich an, und eilte zu der Knappſchaft. Mein Lob über den ſchönen Geſang ſtimmte ſie noch fröhlicher. Daß Alles im Hauſe auf den Beinen ſei, ſagte uns um ſechs Uhr ein Spion, den wir ausgeſandt.

Nun zog ich mit der Knappſchaft vor das Haus. Abermals ſangen ſie einen Choral: „Lob, Ehr' und Preis

dem höchſten Gut" u. ſ. w. Dieſem Liede folgte ein dreimaliges Hoch, und ich trat nun, umgeben von den Schichtmeiſtern und den älteſten Gießern in das Haus, um meinen Glückwunſch darzubringen.

Als ich die Thür öffne — wer beſchreibt meine Überraſchung! Da ſaß der Landrichter, ſeine Frau und — Herr Rottberg. Alle Drei ſprangen auf und umarmten mich. Was ich ſagen wollte, war rein vergeſſen. Glücklicher Weiſe rettete mich der Älteſte der Schichtmeiſter, der in einfach herzlichen Worten ſeinen Glückwunſch darbrachte.

Ich aber faßte des edlen Rottberg Hand, um ihn der Knappſchaft vorzuſtellen als ihren Gebieter. Alle folgten; aber ich kam nicht zum Worte. Als ich ſagte: Liebe Knappen, hier iſt Euer Gebieter, der Beſitzer des Werkes, Herr Rottberg, rief er aus: Glaubt es nicht, liebe Leute! glaubt's nicht. Er will Euch bloß was weiß machen. Hört mich an: Dieſer junge Mann hier, den Ihr als den

Verwalter anſahet, iſt mein Sohn! Hier iſt die Urkunde, wodurch ich ihn an Kindesſtatt annahm. Er heißt nun Rottberg, wie ich. Wie iſt's! rief er freudig, ſich an meinem Erbleichen weidend, aus, iſt dir's recht, mein guter Paul? —

Ich konnte nicht reden. — Ich flog in ſeine Arme und barg mein Angeſicht an ſeiner Bruſt!

Aber er machte ſich gewaltſam von mir los. Ich bin noch nicht fertig, ſagte er. Ich hab' ihn Lügen geſtraft, fuhr er fort, als er mich als Beſitzer des Hüttenwerks nannte, Herr Landrichter, ſagte er zu dieſem, — leſen Sie dieſe Urkunde! Der Landrichter las mit bewegter Stimme den Schenkungsact des Hüttenwerks an mich, den Adoptivſohn Rottberg's, Paul Rottberg.

Nun laßt uns dem neuen Hüttenherrn ein Hoch bringen! rief Rottberg aus — und es wirbelte ein endloſes Jauchzen durch die Lüfte. Da drängten ſie ſich alle heran, die Glückwünſchenden, alle gerührt von dem, deß Zeugen ſie waren. Ich war wie betäubt. Das Alles war zu unerwartet gekommen, zu überwältigend.

Rottberg faßte mich am Arme. Komm, mein Sohn, ſagte er, du mußt dich ſammeln!

Und drinnen in der Stube lag ich an ſeinem Herzen, und es war ſo ſtill in der Stube. Man hörte nur Schluchzen, und doch war's ja Freude, nur Freude!

Endlich ſagte Rottberg, nun haben ſich Alle ſo ſehr gefreut, nur Sie, theure Auguſte, ſcheinen keinen Antheil zu nehmen? Er war zu ihr getreten.

Sie ſcherzen grauſam, ſagte ſie, und trocknete ihr Auge. Ach, ſagte er, der heute ganz ausgelaſſen war,

dem Vater Paul's müſſen Sie ſchon etwas vergeben. Denken Sie, da hat einmal ein liebliches Mädchen an Paul's Stirne ein Halstuch geſchlungen, und dies Halstuch hat er als ein Heiligthum bewahrt. Ich glaube, es iſt ihm lieber, als das Hüttenwerk. Dann hat er das liebliche Mädchen als Jungfrau in Frankfurt wieder geſehen, und ſeitdem nicht wieder das Bild loswerden können. Nun iſt er vor etwa vierzehn Tagen von hier zu uns gekommen, voll Herrlichkeit, und hat mir gebeichtet, er habe das theure Mädchen wiedergeſehen, und irre ich nicht, ſo ſind Sie es! Da er nun eine liebe Frau ehrlich ernähren kann, ein kreuzbraver Junge iſt, was Ihnen der Landrichter da und ſeine liebe Frau beſtätigen können, und er ſie von Herzensgrunde liebt, ſo möchte ich für ihn, kurz und gut, als Freiwerber auftreten. Wollten Sie ihn wohl glücklich machen? Ich meine, ich habe beobachtet, daß Sie ihm nicht abgeneigt wären! —

Das Mädchen brach faſt zuſammen. Sie war bleich wie der Tod, und hielt ſich an die Landrichterin.

Ach, du lieber Gott, rief Rottberg, in komiſchem Erſchrecken, da hab' ich einen dummen Streich gemacht! So geht's, wenn man ſich in Dinge miſcht, die man nicht verſteht! Kommen Sie, lieben Freunde, wir wollen uns aus dem Staube machen! Er ergriff des Verwalters und des Landrichters Hände und zog ſie mit ſich hinaus. —

Gott weiß, woher mir der Muth kam! Aber ich trat zu Auguſten und ſagte ihr, wie lieb ich ſie habe, und — die Landrichterin ſagte: Ich weiß, daß ſie dir gut iſt, legte unſre Hände in einander und ſagte: Gott ſegne Euch! — Auch ſie eilte hinweg. Ich zog Auguſten an

meine Bruſt, und als ich ſie nun fragte: Ob ſie vor Gott mein liebes Weib werden wolle, da ſagte ſie leiſe: Ja!

Es war ein Tag des Jubels und des Glückes für Alle. Rottberg war ſelig. Nun bleibe ich hier, ſagte er zu Auguſten's Vater, und wir zwei Alte wollen uns freuen im Glücke unſerer Kinder, bis der Herr kommt und uns abruft zu höherm Lichte.

Auf des Landrichters ausdrücklichen Wunsch wurde unsere Hochzeit in seinem Wohnort, in seinem Hause gefeiert. Er hatte die Hofleute und das Kindermädchen, das in Friedberg glücklich verheirathet war, zum frohen Feste geladen, und meinen alten Meister, der seit einigen Jahren Wittwer war. Im Kreise dieser theuren Menschen feierten wir unser Hochzeitfest, und am andern Tage besuchten wir die guten Hofleute. Dort führte ich meine liebe Auguste an den Apfelbaum, der neben dem Thore steht, und sagte: Sieh, liebe Auguste, hierhin habe ich einst mit blutendem Herzen meinen Wiedu begraben!

Rottberg schwieg und drückte seiner lieben Frau bewegt die Hand. Feldner sagte: Wie wunderbar sind Gottes Wege! Er hat Sie an treuer Hand geleitet, und wir stimmen ein in die Worte des Liedes, das Ihre Knappschaft ihrem Schwiegervater sang:

„Der Herr hat Alles wohl bedacht,
Der Herr hat Alles wohl gemacht,
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Und Alle falteten ihre Hände, und sagten aus Herzensgrunde: Amen.

II.

Prinz Lieschen.

Eine Geſchichte für Mädchen, die hoch hinaus wollen.

Die Geſchichte, welche ich Euch heute erzählen will, nahm eines Abends der Schmiedjacob das Wort, heißt: Prinz Lieschen.

Holla! rief da der Gevatter, der meint gewiß, wir ſeien Kinder und will uns da ein Kindermährlein auftiſchen, wie das vom Prinzen Bibi oder derſei Eins!

Es iſt doch wahr, ſagte darauf der Schmiedjacob, der Gevatter hat eine feine Naſe und könnte Rathsherr zu Nürnberg, oder wenn 'mal der berühmte Polizeirath Duncker in Berlin zur Pläſir aller Diebe und Halunken ſtürbe, ſein Nachfolger werden; aber diesmal hat er doch neben das Ziel geſchoſſen. Mit dem Prinzen Lieschen hat es ſo gut ſeine Richtigkeit, wie damit, daß zweimal zwei vier iſt. Es iſt eine wahre Begebenheit, und kann darum heilſam und nützlich werden, denn ſie lehrt, wohin Hochmuth, verſchrobener Sinn, Romanleſerei und Eitelkeit den Menſchen führen können, wenn er erſt aus den Schranken getreten iſt, die ihm Gott geſetzt hat, und das heilige Geſetz der Scham und Zucht aus den Augen läßt. Ich hätte auch drüber ſetzen können: der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er bricht, — oder: die Reue kommt allemal, wenn's zu ſpät iſt; aber das wollte ich

nicht, und die Leute zu Lunzenau und da herum wiſſen ſchon warum.

So wär's ein Spiegelchen? fragt der Gevatter. O ja, aber kein gemachtes und erdichtetes. Gebt 'mal Acht, Gevatter. Es wird Euch nicht gereuen!

In der Herrſchaft Schönburg, im Königreich Sachſen, liegt das Städtchen Lunzenau. Nicht ſonderlich groß iſt's, aber recht gewerbfleißig und betriebſam, und wohnen viel brave Leute drin. Vor etwa — oder daß ich es genauer ſage, am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, lebte in Lunzenau ein Zeugweber, der Apitzſch hieß. Er war ein ſtiller, braver Mann, der bei allen ſeinen Nachbarn beliebt war, und im beſten Rufe ſtand — aber es ging ihm, wie heutzutage vielen Webern, die Zeit war ſchlecht und ſein Webſtuhl brachte ihm wenig ein. Der Mann hatte beſſere Tage geſehen, war reich geweſen, hatte eine Anzahl Geſellen gehabt, aber ſein blühendes Geſchäft war in Rückgang gekommen, und jetzt plagte er ſich Tag und Nacht allein und brachte doch nichts voran, ja kam kaum aus. Das war nicht ſeine Schuld. Unglücksfälle, lange Krankheiten, Ungunſt der Zeiten hatten ſeinen Wohlſtand zerrüttet. Er ſelber war ſparſam. Nie ſah man ihn, wie andere ſeines Standes, Sonntags im Wirthshaus; er gab für ſich die ganze Woche keinen Kreuzer aus. Es war traurig, aber es war ſo, das ließ ſich nicht leugnen, daß oft Mangel und Noth in ſeinem Hauſe war. Er darbte und arbeitete, und war zufrieden; allein es war noch Jemand in ſeinem Hauſe, der nicht ſo demüthig, geduldig und ergeben die Noth trug, das war ſeine Tochter Lieschen.

Es iſt ein großes Unglück, wenn ein Kind frühe die liebende, ſorgfältig wachende Mutter verliert. Noch ſchlimmer iſt es für ein Mädchen, wenn es ſich ſelber zieht. Kommt aber noch Jemand hinzu, der ihr den Narren einpfropft, und ihr im Kopfe ſchwindelig macht, dann ſteht's vollends ſchlimm. So ging's dem Lieschen. Ihr war die Mutter frühe geſtorben. Da pflegte nicht die mütterliche Sorgfalt das Heilige im Gemüthe. Lieschen war hübſch, ſogar ſehr hübſch, und in ihrem Weſen, in ihrer Haltung lag ſo etwas vornehm Hochmüthiges, daß man hätte meinen ſollen, ſie ſtamme aus gräflichem Blute. Wie das in das eitle Ding kam? Du lieber Gott, von ihrem ſtillen, demüthigen Vater kam es nicht; aber da lebte nicht weit vom Thore in Lunzenau eine alte Baſe, die's gar nicht verbeißen konnte, daß nie Einer um ſie gefreit. Nun war längſt Spiel und Tanz für ſie vorbei, denn ihre Zähne waren ausgebiſſen; an ihren grauen Haaren ſah Niemand mehr, daß ſie einſt blond geweſen, in summa die Tage waren gekommen, und Jahre herzugetreten, von denen man ſaget: Sie gefallen mir nicht. Dem guten Apitzſch konnte ſie es ohnehin nicht verzeihen, daß er, als ſeine Frau geſtorben war, ſie nicht zu ſeiner zweiten gemacht. Sie hatte es ihm zu verſtehen gegeben, daß er kein Körbchen bekäme, aber er verſtand's nicht. Sie war Lieschen's Pathe. Da ſie nun gar nichts zu thun hatte, und doch leidlich leben konnte, ſo las ſie den ganzen Tag Mährchen, Romane, Rittergeſchichten und dergleichen, und hatte den Kopf voll abenteuerlicher Gedanken. Dabei verſtand ſie zu klatſchen, mit der Zunge zu hecheln und wußte Alles, was in Lunzenau geſchah und

nicht geschah, selbst was noch geschehen sollte, nämlich nach ihrer Meinung. Ihre beste Kunst bestand aber darin, daß sie, was sie einmal gelesen hatte, anmuthig wieder zu erzählen verstand. Damit hatte sie Lieschen frühe an sich gelockt. Wenn auch die Leute in Lunzenau meinten, die Base habe Niemanden lieb, als sich selber, so irrten sie doch sehr, denn das Lieschen vergötterte sie fast, so lieb hatte sie es. Alle Tage sagte sie dem Mädchen, es fehlten ihm zu einem leibhaftigen Engel nur ein Paar Flügel; sie müsse noch einen Grafen oder Fürsten heirathen, denn in ihr stecke etwas Großes.

Das sage Jemand alle Tage einem jungen Mädchen vor, und sehe zu, ob sie daran zweifelt? Wenn es aber eine alte Base thut, die ohnehin alle Weisheit gepachtet hat, so schlägt's gewiß durch. Das Lieschen konnte an keinem Spiegel vorbeigehen, ohne hineinzublicken, und sie erstaunte allemal, wie richtig die Base gesehen habe. Sie sah's ja selbst, daß sie alle Tage schöner wurde. Wie andächtig hörte sie zu, wenn ihr die Base die prächtigen Geschichten erzählte, wie ein armes Mädchen durch seine Schönheit zur Frau von, Gräfin, Fürstin, ja Königin geworden, und sie dachte allemal: das passirt dir sicherlich auch noch!

Das Allerschlimmste war, daß die Base dem Kinde die Liebe zum Vater aus dem Herzen stahl. Sie wiederholte es alle Tage schier: Sieh', holdseliges Kind, du könntest das erste Mädchen in der Stadt sein; daß du rauhe Arbeiten thun mußt, die für dein kleines, schönes Händchen gar nicht passen; daß du in groben Kleidern gehen, dich in Allem behelfen mußt, daran ist dein Vater

Schuld, der Simpel! Hätte der Kopf, und wäre zu rechter Zeit thätig geweſen, hätte ſich nicht zwerch geſtellt, ſo wäret Ihr ſteinreich; aber er iſt ein Betbruder, ein Duckmäuſer, der dich nicht einmal zum Tanze läßt. Die jungen Herren ſehen dich ja nicht, wie können ſie ſich denn in dich verlieben?

So ziſchelte die alte Schlange, und Lieschen ſog ihr Gift ein. Sie that alle Arbeit mit Widerwillen. Mißmuth und Unzufriedenheit erfüllte ſie. Sie achtete auf Vieles gar nicht, ließ Manches zu Grunde gehen, und ſo ging's immer mehr bergab. Der Vater konnte am Ende nicht mehr genug aufbringen, um zwei Menſchen zu ernähren, und das war denn doch zu arg. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß der brave Mann ihr

Vorstellungen machte, die Leviten las, und den Kümmel rieb. Kam so was, so lief sie zur Base, und hatte natürlich immer recht, und der Vater unrecht.

Ja, sagte Lieschen, es ist nicht mehr auszuhalten. Ich thue doch, was ich kann; aber alle Tage wird er grämlicher. Wär' ich ein Mann, ich ließe ihn sitzen und ginge in die weite Welt!

Himmel, was wärst du für ein Bürschchen! rief die Base. Ein Prinz wäre nicht schöner! Dir müßte es glücken!

So kam's, daß dieser Gedanke sich in ihrem Köpfchen festsetzte. Im armen Vaterhause gefiel's ihr alle Tage weniger bei der schmalen Kost und harten Arbeit. Sie sehnte sich hinaus in die Welt, und seit in Lunzenau eine herumziehende Komödiantenbande gewesen war, wo auch ein schamloses Mädchen als Mann gespielt hatte, da war's vollends aus, und sie sah sich schon bewundert, wie die. Da konnte sie alle Tage einen Prinzen spielen mit leichter Mühe.

Armes Lieschen! Wenn ein böser Bube, unwillig über die strenge, väterliche Zucht, die Gott ihm zum Heile angeordnet hat, in die weite Welt läuft, weil er meint: einem Burschen, wie ihm, müßten die gebratenen Tauben überall ins Maul fliegen, so stehen ihm zwei Wege offen. Der eine führt zum Bettelsack, der andere ins Zuchthaus, wenn nicht noch weiter in die Höhe, nämlich an den Galgen; aber wenn solche Gedanken in einem Mädchenherzen aufsteigen, das in Demuth, Sitte und Zucht das Haus ihrer Eltern als ihre Welt ansehen muß, bis es Gott fügt, daß sie an der Hand eines braven Mannes in

ihr eignes einzieht — was soll's da werden? Welche Wege stehen da offen? Wahrlich es überläuft mich eiskalt, wenn ich mir das denke! — Armes Lieschen, die Base war die Schlange in deinem Paradiese. Hättest du ihr doch nicht dein Ohr geliehen!

Das Sprüchwort sagt: „Male den Teufel nicht an die Wand, er kommt sonst hergerannt!“ Lieschen hatte ihn dran gemalt, das heißt, sie hing dem Gedanken nach, als Mann verkleidet, in die Welt zu gehen, wo es ihr ja nach dem Worte der Base gar nicht fehlen konnte. An den alten Vater dachte sie nicht mehr; an Gott? — auch nicht, sonst hätte sie's nicht thun können.

Sie bedachte sich Alles sehr wohl. Woher sollte sie aber Mannskleider kriegen? Halt! rief da Lieschen aus, und knallte mit dem Daumen und Mittelfinger, hat nicht mein Vater noch den feinen, schwarzen Anzug aus bessern Zeiten im Schrank hängen? Ich habe mir so manches alte Fähnchen modisch gemacht, warum sollte es mit den Mannskleidern nicht ebenso gut gehen? Der Vater war ohnehin mager, und nicht größer, als sie auch. Das war nun keine Hexerei mehr. Sie lief an den großen Kleiderschrank, probirte Rock und Hose und Weste einmal und — siehe da, nur wenig war zu verändern, und — es paßte!

Gerade um jene Zeit mußte ihr Vater auf etwa fünf, sechs Tage nach Annaberg verreisen. Das kam erwünscht. Sie macht sich dran und bald passen die Kleider. Des Vaters neue Stiefel sind zwar etwas groß, aber sie zieht zwei Paar Strümpfe über einander an, und es geht herrlich. Von ihrem Haushaltungsgeld kauft sie sich eine Mütze, und der nette, schmucke Bursch ist fertig. Nur Eins quält

ſie noch. Ach, die ſchönen, langen Haare! Indeſſen auch das wird überwunden, und die Scheere macht ſie ſchnell zum lieblichſten Jüngling. Der Plan war auch fix und fertig. Sie wollte ſich für einen, von einer harten und ungerechten Gutsherrſchaft vertriebenen Schullehrer ausgeben. Wahrſcheinlich waren die Komödianten noch nicht gar zu weit weg, daß ſie ſie bald erreichen konnte. Dann war geholfen. So verließ ſie denn, ehe der arme Vater zurückkehrte, das Haus, das nun bald Zeuge des tiefſten Vaterſchmerzes ſein ſollte, und wanderte an der Hand der allerſchlimmſten Geſellen — des Leichtſinns und der Gottvergeſſenheit — in die weite Welt hinaus.

Wir müſſen nun das leichtfertige Ding ein Bischen allein wandern laſſen, weil ich Euch, liebe Leſer, mit anderen Leuten bekannt machen muß, die bald mit Lieschen zuſammenkommen ſollten.

Wer in Sachſen bekannt iſt, weiß auch, wo das Städtchen Schellenberg liegt, und daß oben auf dem Gipfel des Berges, zu deſſen Füßen das Städtchen, das prächtige Schloß Auguſtusburg ſteht. Dazumal war's prächtig eingerichtet, denn der Kurfürſt von Sachſen, der zugleich auch König von Polen war, August, der Starke genannt, kam dann und wann einmal dahin, wenn er nichts Beſſeres zu thun wußte, als zu jagen. Über das Schloß war ein adeliger Herr geſetzt, der Herr von Günther, der den ſeltſamen Titel: Oberfiſchmeiſter führte, wahrſcheinlich, weil er die Aufſicht über die Fiſchereien führte, oder geführt hatte. Es gibt halt allerlei närriſche Titel in der Welt, und die Leute bilden ſich etwas darauf

ein. Das Sprüchwort ſagt: „Jedem Narren gefällt ſeine Kappe!“

Wer dem Herrn Oberfiſchmeiſter von Günther nachgeſagt hätte, er wäre Schuld am Krieg, oder daß die Fröſche keine Schwänze haben — oder gar, er hätte das Pulver erfunden, der wäre ein arger Lügner geweſen. Hätte aber Einer geſagt, wie man ſich bei uns auszudrücken pflegt, er habe einen Schuß mit der Pelzkappe gekriegt, was zu deutſch ſoviel heißt, als er ſei nicht bei Troſt — er ſei ſehr dumm — der hätte die Wahrheit getroffen. Keine hervorſtechende Eigenſchaften, als die der Dummheit haben, iſt überall ſchlimm, vorab am Hof eines Fürſten. Da ſah man's bald genug ein, man könne den alten Mann zu nichts brauchen, als höchſtens zum unfreiwilligen Hofnarren. Dazu war er erſtens zu vornehm, zweitens zu alt und drittens zu gutmüthig. Da ſandte man ihn denn mit dem Titel: Oberfiſchmeiſter nach Auguſtusburg.

Der Titel gefiel ihm ſchon; auch die Ruhe, zumal er dick und fett war; aber daß er nicht mehr am Hofe war, nichts mehr galt, das wurmte ihn gewaltig. Überdies plagte ihn die Langweile da oben. Drunten im Städtchen Schellenberg wohnte ein Amtmann, der war zufällig auch am Verſtande zu kurz gekommen, und war ungefähr ebenſo ein Pfiffikus, wie der zu Auguſtusburg; aber er war ein Lügner und Windbeutel, wie kein zweiter in Sachſen, wo's doch auch an Windbeuteln nicht fehlt. Er log ſich meiſt ſo feſt, daß er's am Ende ſelber glaubte.

Niemand iſt aber ſchlimmer dran, als ein dummer Lügner. Dem ſehen's die Leute ſchon an der Naſe an,

daß er lügt, weil eben, was er erzählt, nicht klappt. Der mußte just so einen haben, wie den Oberfischmeister. Dem log denn der Amtmann alle Tage was Neues vor, und der glaubte es, und freute sich, weil er Zeitvertreib hatte. Eines Tages kommt er wieder, und als Beide bei einer guten Flasche sitzen, sagt der Amtmann: Haben denn der Herr Oberfischmeister gehört, daß unser Allergnädigster Kurfürst und König mit des Kronprinzen Hoheit so ein Bischen auseinander oder streitig sind?

Wa — wa — was? fragt dieser mit starrem Entsetzen.

Ja, fährt der Amtmann fort (und diesmal ist es nicht eine von ihm erdachte Lüge, sondern ein Schalk von Dresden hatte es ihm geschrieben, weil er ihn kannte), ich hab's Schwarz auf Weiß.

Ist ja ganz entsetzlich! ruft der Oberfischmeister aus, und schlägt die Hände zusammen, daß es klatscht.

Ja wohl, sagt der Amtmann mit bedauerlicher Miene.

Wissen denn der Herr Amtmann nichts Näheres? fragt jener. Ich kann schweigen wie das Grab!

Weiß wohl, sagte der Amtmann. So hören Sie denn: Des Kronprinzen Königliche Hoheit wandern im Lande herum, ganz mutterseelenalleine, ohne einen Kammerdiener selbst, das hohe, edle, junge Blut! Daß aber so ein Kalif Harun al Raschid in der Seele steckt, das geht daraus hervor, daß Ihre Hoheit überall fragen und forschen, Alles genau untersuchen, und gerne die um das Land verdienten Männer kennen lernen wollen. Mancher baut sich wohl da im Stillen die Brücke zu hohen Würden und Ehren!

Als das der Oberfiſchmeiſter hört, iſt er ganz ſtarr vor Erſtaunen, und fragt haſtig: Hat man etwa Ihre Hoheit auch in unſerer Nähe geſehen?

Ei freilich, ſagt der Amtmann, und fällt wieder in ſeine alte Sünde, ins Lügen nämlich; denken Sie nur, geſtern kommt mein College von — von — Dings da —

ach, es iſt doch entſetzlich, was Einem oft die Namen entfallen! Es iſt, als ſchnappte ſie etwas vom Munde weg —

Thut nichts, fiel der Oberfiſchmeiſter haſtig in die Rede — ich weiß ſchon — fahren Sie nur fort!

Nun, der ſagt (lügt der Amtmann), die Hoheit ſei gekleidet wie ein Magiſter, gebe ſich auch dafür aus, oder für einen Candidaten. Ihro Hoheit Abſicht ſei, zu ſehen, wie es eben im Lande ſtehe.

Ach, das iſt ein königlicher Gedanke, und erinnert wohl, wie der Herr Amtmann richtig bemerkten, an

den berühmten Großtürken von Bagdad, der ſich auch verkleidete, und überall die Leute ausfragte, damit er etwas höre von Dieſem und Jenem, und die Spreu vom Waizen ſondern lerne. Man ſollte freilich Ihro Hoheit nicht mit dem Ungläubigen Harun al Raſchid vergleichen — aber — was ein Dörnchen werden will, das ſpitzt ſich früh.

Nun, ſagte der Amtmann, wollen davon nicht weiter reden, vielmehr davon, was zu thun, wenn Ihro Hoheit nach Schellenberg käme?

Oder vielmehr nach Auguſtusburg! ſagte der Oberfiſchmeiſter mit Stolz.

Freilich, freilich! rief der Amtmann; ich meinte nur, Ihro Hoheit müſſe doch zuerſt nach Schellenberg, da es unten liegt. Sonſt müßten ja Ihro Hoheit Flügel haben!

Das ließ nun Herr von Günther gelten. Beide Herren verabredeten nun die Maßregeln. Der Oberfiſchmeiſter meinte, man müſſe den Prinzen mit Glanz empfangen, was aber der Amtmann dadurch widerlegte, daß er darauf hinwies, daß der Prinz unerkannt bleiben wolle. Man müſſe thun, als kenne man ihn nicht, aber ihm doch alle königlichen Ehren erweiſen.

An dem, was der Amtmann geſagt, war kein wahres Wort; aber das war richtig, daß ein ſolches Gerücht überall im Land umherlief.

Nun wurden auf Auguſtusburg die Gemächer in vollen Glanz verſetzt, für die Tafel geſorgt, Alles blank gemacht, und der Oberfiſchmeiſter lief in goldglänzender Uniform den ganzen Tag umher. Er ſpeculirte ſo:

Mach' ich mich dem Prinzen werth, ſo komm' ich zu Ehren! Den ganzen Tag kam er nicht vom Fenſter.

Dies Volksgerede kam aber Niemanden beſſer zu Statten, als unſerem Lieschen. Sie trug einen Anzug, wie ihn der Amtmann angedeutet, war ſchlank wie eine Tanne gewachſen, jung, zart, ſchön, und hatte, wie ich ſchon geſagt, ein vornehm hochmüthiges Weſen angenommen. Sie konnte für einen Magiſter gelten, wie man in Sachſen Pfarrer und Lehrer an höheren Schulen nennt, aber auch für noch mehr.

Es war recht heiß in ſelbigem Sommer, und an einem kühlen Abend ſaß der Herr Oberfiſchmeiſter, des langen Wartens endlich müde, unter der ſchönen Linde im Schloßhof. Er dachte eben darüber nach, wie er ſich des Prinzen Gunſt ſichern wolle — da tritt Lieschen ſchüchtern durch das Thor in den Schloßhof, um — als vertriebener Schulgehilfe ſich einen Zehrpfennig zu erbitten, da ihre Kaſſe leer geworden, und ſie in Sorge war, drunten in Schellenberg ein Quartier zu finden, ohne einen Kreuzer in der Taſche.

Als der Oberfiſchmeiſter die ſchlanke, feine Geſtalt, das dunkle Haar, das allerliebſte Geſichtchen ſieht, und dabei den ſchwarzen Anzug — denkt er: Wenn das der Prinz nicht iſt, ſo gibt's keine Prinzen mehr in der Welt! Und daß er geradezu nach Auguſtusburg kommt — wer könnte zweifeln?

Lieschen zieht ihr Käppchen vor dem hohen Herrn, und naht ſich mit hochklopfendem Herzen, um ſich eine Gabe zu erbitten; aber wie erſtaunt ſie, als er ſich ihr in einer Weiſe nähert, die es zweifelhaft läßt, ob die

tiefſte Unterwürfigkeit, oder die reichſte Liebe darin den Vorzug habe. Er ſpricht unter Bücklingen von dem Glücke, welches ihm dieſer hohe Beſuch bereite, und bittet, der junge Herr möge die Gnade haben, über die Schwelle des Schloſſes zu treten, wo er von nun an allein Herr ſei.

Anfangs meint das Mädchen, der alte Herr ſei ein

der Thanner darauf. Ich hatte meine Frau als Wittwe geheirathet. Sie hatte einen Sohn. Da nun Alles vom Vater herkam, und meine Frau starb, so mußte ich, als mein Stiefsohn volljährig wurde, Alles abgeben, bis auf das, was ich mir erworben hatte.

Freilich, sagte mein Vater zu ihm. Seid Ihr denn wieder verheirathet?

Nein, war seine Antwort; aber ich hab' eine treue Haushälterin, die ich nun heirathen werde.

Daran thut Ihr ohne Zweifel wohl, versetzte mein Vater; denn mit Gesinde hausen, heißt schlecht hausen. Ihr wollt wohl das Haus sehen?

Kenn's schon, sagte er, denn ich war mehrmals bei Herrn Reitel, aber, da Ihr den Schlüssel von Herrn Reitel habet, so wär' mir's denn doch lieb, wenn Ihr mir's 'mal aufmachen wolltet.

Der Gaul Meckel's war bald fertig, und dann gingen beide, mein Vater und der Engelwirth von Thann, der Amsler hieß, in das Haus, wo es dem dicken Amsler ungemein gefiel, besonders daß die Räume unten eine große Gaststube gaben und die Keller herrlich waren.

Noch etwa zwei bis drei Monate dauerte es, bis die Veränderungen gemacht waren, dann zog Amsler, der nun seine Haushälterin geheirathet hatte, ein und fing seine Wirthschaft an. Das Schild hieß: „Allhier ist gut logiren bei Bernhard Amsler," und drunter stand: „Wein, Bier und Branntwein."

Neue Besen kehren gut, Jacob, sagte der Altwater. So ging's auch mit dem Wirthshaus. Das Jungvolk und wohl auch die Alten besuchten es fleißig, und besonders der billige Schnapps zog gar Viele hinein. Was das Logiren betraf, so ging's freilich dünne; denn selten verirrte sich anfangs ein Fremder hierher; aber der Amsler hatte recht. Als man da gut wohnen konnte, kamen die Weinhändler und blieben über Nacht.

Was aber das Schlimmste war, die Buben gewöhnten sich ans Wirthshausgehen; die Männer auch und ans Schnappstrinken dazu. Es kam ein rechtes Luderleben in den Flecken. Der Amsler und seine liebe Frau, die übrigens eine rechte Zecke war, waren ihre eigenen, besten

arger Ulkvogel, und wolle ſie hänſeln, oder es rappele ihm höchſt bedenklich; aber ihr ſcharfes Auge ſagt ihr doch, daß es dem Manne ein rechter Ernſt mit Wort und That ſei. Sie denkt, wenn er's ſo will, ſo iſt's mir ſchon recht! Er macht mich ja zu einem Prinzen, ich nicht! —

Wie weit es mit dem leichtſinnigen Mädchen gekommen war, das ſieht man hier deutlich. Wer einmal auf dem Wege zum Böſen A geſagt hat, für den iſt es am Ende auch nicht ſchwer Z zu ſagen. Sie folgt nun dem Simpel, der ſie zum Prinzen abſolut ſtempeln will, und denkt: Nun mußt du dich auch wie ein Prinz halten, denn er nennt dich bald „Prinz," bald „junger Herr," bald „gnädigſter Herr," und Alles zuſammen in einem Athem. Sie hatte von den Komödianten in Lunzenau etwa gelernt, wie ſich ſo ein Prinz hält, und macht's nach, und wenn ſie's als einmal zwerch macht, ſo denkt der Oberfiſchmeiſter: „Jetzt will er's wieder verbergen, daß er ein Prinz iſt; aber es gelingt ihm nicht."

Nun wurde denn Prinz Lieschen in das prachtvollſte Gemach geführt. Hier kamen Beide in eine Unterredung, in der Lieschen's natürlicher Verſtand dem dummen Oberfiſchmeiſter ſo groß erſchien, daß nun kein Zweifel mehr in ſeine Seele kam. Um nun zu zeigen, wie ſcharfſichtig er ſei, ſagte er: Er habe ſie gleich als Kronprinzen erkannt. Er wiſſe Alles, wie es gekommen ſei, und warum Ihro Hoheit in ſo unſcheinbarer Geſtalt im Lande umherreiſe; er bitte, fuhr er fort, Ihre Hoheit unterthänigſt, es ſich bei ihm gefallen zu laſſen. Er wolle ſchweigen, wie das Grab. Der Prinz möge nur

befehlen; jeder Befehl werde auf der Stelle vollzogen. Er ſei ſein treueſter, und jetzt durch ſeine Anweſenheit glücklichſter Unterthan!

Manchmal hatte Lieschen gefürchtet, der Oberfiſchmeiſter ſei betrunken, aber nun ſah ſie (wie das Sprüchwort ſagt), wie die Pferde im Stalle ſtanden oder — hier — der Eſel. Sie bat um Ruhe, und ſtellte ſich nun, als er fort war, Alles zuſammen.

Sie fand ſchnell heraus, daß ſie der Oberfiſchmeiſter für den verkleideten Kronprinzen halte, und daß Umſtände vorhanden ſein müßten, die dies begünſtigten. Sollte ſie ſich dem ſchönen Abenteuer, ganz ähnlich denen, von denen ihr die Baſe ſo oft erzählt, entziehen? Man drang es ihr ja auf. Sie hatte es ja gar nicht gewollt, und wenn ſie die Ehre abwies, hatte der Oberfiſchmeiſter gelächelt und geſagt: „Ich weiß Alles. Nun konnte ſie ſich ja den Spaß machen, und einmal ein paar Tage „Prinzches ſpielen.“ Was vor Gott recht iſt, was wohllautet und ſittlich und ehrbar iſt, das kümmerte das pflichtvergeſſene Mädchen nicht. Ihr galt nur ein leichtfertiger Spaß, gute Tage und Eitelkeit. So machte ſie ſich dann weiter kein Gewiſſen daraus, das Netz zuzuziehen, in dem der Oberfiſchmeiſter ſich ſelber gefangen. Sie ging fortan in ſeine Gedanken ein und ſagte: Wenn ich bei Ihnen länger weilen ſoll, ſo müſſen Sie mir geloben, über meine Perſon und wer ich eigentlich bin, das tiefſte Schweigen zu beobachten.

Das gelobte der Herr von Günther, aber der war mir der Rechte vom Schweigen! Schon, als er noch in Dresden war, hieß er am Hofe: „die Stadtſchelle!“

Nachdem Lieschen mit ihrem Plane fix und fertig war, ließ sie sich zur Tafel führen. Die beg sich vor Kostbarkeiten, die Lieschen nicht einmal dem Namen nach kannte. Sie ließ es sich bei königlicher Aufwartung königlich schmecken, und ging dann zu Bett und schlief wie ein Prinz. Ich weiß aber Einen zu Augustusburg, dem kam vor lauter Glück und Hoffnung auf künftige Ehrenstellen kein Schlaf in die Augen. Daß er würde Minister werden, war gewiß, wenn er es nur recht anfing.

Als die Sonne schon hoch stand, stieg Prinz Lieschen aus dem königlichen Bett, heiter und fröhlich, und, sich halbtodt lachend über das köstliche Abentener, kleidete sie sich an. Beim Frühstück bediente sie der Oberfischmeister selbst. Es war überaus köstlich, und schmeckte Lieschen herrlich; aber den Oberfischmeister ärgerte es doch, daß der Prinz, wie er am Tage sah, in einem gar fadenscheinigen Röcklein aufzog, dem sogar die Motten schon weidlich zugesetzt hatten; auch quälte es ihn, daß er keinen Leibdiener hatte. Er machte nun Prinz Lieschen bescheidene Vorstellungen. Den Diener lehnte sie entschieden ab, aber für ein neues Kleid oder etliche ließ sie den Herrn Oberfischmeister sorgen, indem sie äußerte, ihre Kasse sei auf der Reise leer geworden, und sie habe sich doch Niemanden anvertrauen können.

Jetzt war der glücklichste Augenblick für den Oberfischmeister gekommen. Konnte er den Prinzen zu seinem Schuldner machen, so war Alles für ihn gewonnen. Er eilte daher hinweg, und brachte einen Beutel mit 1500 Gulden in Gold, den er dem Prinzen überreichte mit der Versicherung, wenn er anfange, sich zu leeren,

werde er ſich glücklich ſchätzen, ihn wieder füllen zu dürfen. Er dachte nach dem rheiniſchen Sprüchwort: Da werf' ich eine Bratwurſt nach einem Schinken!

Von nun an, wo der glückliche Oberfiſchmeiſter wußte, daß ihm der Prinz verpflichtet ſei, kannte ſeine Freude keine Grenze mehr. Wie hätte er ſein Geheimniß bei ſich behalten können? Er lud den Amtmann zu Gaſt; er lud den Adel der Umgegend ein. Feſt auf Feſt folgte. Lieschen ſchwelgte in voller Luſt. Aber werdet Ihr fragen, merkte es denn Niemand, wie es ſtand? O Lieschen war gewandt, und wußte ſich bald zurückzuhalten, bald freundlich zu ſein; ſie hielt ſich ſo ſtolz als möglich. Alle waren entzückt von des Prinzen Liebenswürdigkeit und Hoheit, denn der Oberfiſchmeiſter hatte es Jedem heimlich vertraut, es ſei der Erbprinz, der einmal Land und Leute kennen lernen wolle, aber nicht möge erkannt ſein. Das Gerede war ohnehin überall bekannt. Um ſo lieber glaubte man es. Nun gab der Adel Feſte auf Feſte, und überall glänzte Prinz Lieschen.

Die Nachricht von der Anweſenheit des Prinzen in Auguſtusburg blieb aber nicht lange auf die Umgegend von Auguſtusburg beſchränkt. Briefe trugen die Kunde hier und dorthin, endlich auch nach Dresden und zum Ohre des Königs, der am Beſten wußte, daß der Erbprinz damals gerade zu Wien am Hoflager des Kaiſers war, und dort täglich mit Ehren überhäuft wurde.

Der König vermuthete alſo mit Grund, daß irgend ein pfiffiger Spitzbube ſich an den dummen Oberfiſchmeiſter gemacht, und den einfältigen Landadel zum Narren habe, und tüchtig bänſele und rupfe. Darüber hätte nun

der König gelacht, wenn nicht der Name des Erbprinzen der Deckmantel einer Betrügerei gewesen wäre. Das durfte er nicht dulden, und für dieſe Hacke mußte ſo ſchnell als möglich der Stiel gefunden werden.

Der König ſandte alſo einen Vertrauten heimlich nach Auguſtusburg, um einmal ſelber nachzuſehen, wie es ſtünde. Der kam, ſah die Geſchichte, lachte ſich halbtodt und berichtete dem König die ganze Faſtnachtsgeſchichte. Auch der König lachte, aber nun war's am Ende! Schon am andern Morgen ritt ein Offizier mit einer Abtheilung Huſaren zum Thore hinaus, gerade nach Auguſtusburg zu. Der Offizier kam an, und lud den Prinzen Lieschen und den Herrn Oberfiſchmeiſter höflich ein, in den Wagen zu ſteigen und ihm zu folgen; im Staatsgefängniß zu Dresden würden ſie ſich von der Reiſe erholen können, ehe ſie vor den König treten müßten. Anfangs dachte der Oberfiſchmeiſter: Aha, das kommt von dem Zwieſpalt, von dem der Amtmann erzählt. Was thut's, wenn du auch ein Bischen leiden mußt, ſo wird dir der Prinz um ſo mehr verpflichtet, und ein Paar Königsaugen müſſen ſich ja auch früher oder ſpäter im Tode ſchließen, und dann fängt dein Waizen an zu blühen! In dieſem Glauben wurde er um ſo mehr beſtärkt, als die anfängliche Verlegenheit Lieschen's bald wieder der heiterſten Laune Raum gab. — Aber als Beide am andern Morgen vor dem Könige ſtanden, und Lieschen nun Alles beichten mußte — als er einſah, daß er ſich ſelbſt in der eigenen Falle gefangen hatte, da brach er zuſammen. Geld, Ehre, Ausſicht — Alles war fort für immer.

Lieschen ſuchte ſich ſo weiß zu brennen, als möglich; aber der König hatte gute Augen. Er durchſchaute, wie es mit dem Mädchen ſtand und was, wenn er ſie laufen ließe, aus ihr werden müßte.

Zu Waldheim lag und liegt wohl noch ein Gebäude, groß und ſtill, und beängſtigend anzuſehen. Die Leute nannten es das Zuchthaus. Da war Platz für ungerathene Mädchen. Das Gericht, welches den Prozeß führte, wies dem Lieschen da freie Wohnung und Koſt an, die freilich nicht ſo köſtlich war, wie bei dem Oberfiſchmeiſter zu Auguſtusburg, und was das Schlimmſte war, ſie mußte arbeiten, was ſie niemals gerne gethan hatte.

Was der König dem Oberfiſchmeiſter ſagte, hat er niemals verrathen, ſelbſt dem Amtmann zu Schellenberg nicht, der auch ſein Näschen bekam. In Auguſtusburg blieb der Oberfiſchmeiſter nicht länger. Er zog auf ein fernes Landgut, wo er bald ſtarb.

Lieschen wurde ſchonend behandelt, aber die Reue kam doch mit Macht. Sie erkannte ihre Sünden. Die Zahl der Jahre ihrer Haft überlebte ſie nicht. Ihr armer Vater kam ſo herab, daß er betteln mußte, und der Kummer brach ihm frühe das Herz. Die Baſe überlebte ſie Alle und betrauerte nichts mehr, als daß aus ihrem Lieschen nicht eine Gräfin geworden wäre.

Das iſt die Folge des Romanleſens und des Hochmuths, und die nothwendige Folge, wenn ein Mädchen weder Gott vor Augen, noch im Herzen hat. Wenn ſie's auch nicht alle machen, wie Lieschen, ſo gibt's leider der Wege viel, die zur Entehrung, Schmach und —

ewigem Verderben der Seele führen. Nicht immer ſind ſo alte Baſen daran Schuld, oft junge Herren — meiſt aber das eigne, eitle, verderbte Herz!

Ich wüßte ſchon ein Mittelchen dagegen, ſagt der Gevatter, nämlich das Wörtlein: Bet' und arbeite! Da habt Ihr recht, Gevatter. Das hilft allemal ſicher und iſt ein Damm für das Böſe.

Noch einmal aber ſag' ich, was ich erzählt, iſt Wahrheit! Und ein rechter Spiegel! fällt mir der Gevatter wieder ins Wort.

Freilich! Ein Spiegel iſt die Wahrheit immer, und wohl dem, der gerne hineinſchaut! Hier gilt's den Mädchen!

III.

Das Heinzelmännchen.

Eine Geſchichte.

Wo ſeid Ihr doch ſo lange geweſen? ſagte Betten, als der Schmiedjacob eines Abends in dem Kreiſe ſeiner Freunde ſich wieder einfand, wo er ſeit acht Tagen gefehlt hatte. Wir haben alle Abend geſagt: Wär' er nur wieder da!

Nun, nun, ſagte darauf der Alte, es iſt ja doch auch keine halbe Ewigkeit, daß ich fort war; und man ſah's ihm an, daß es ihm gar wohlgefiel, daß ſie ihn ſo vermißt hatten.

Ich war endlich einmal zu Nußdorf bei meinem alten Kriegskameraden, dem Jacob Pinkert, der ein ehrſamer Schuſter iſt. Das Nußdorf iſt ein ſchönes Dorf, meiner Treu'! Manches Städtchen müßte roth werden, wenn es ſich mit dem Dorfe vergliche; aber eins hat mich geärgert, als ich in das Dorf hineinging, nämlich, daß trotz einem braven Schulzeiſter und Pfarrer noch ſo viel Aberglauben dort herrſcht.

Der Alte konnte, wenn ihm ſo etwas begegnete, fuchswild werden.

Da ärg're ſich einer nicht, rief er aus, heutzutage noch ſolchen Aberglauben zu finden, wo die Leüte ſo ſuperklug ſind, daß ſie den lieben Herrgott meiſtern, und meinen, ſie hätten's beſſer gemacht, als er, wenn ſie die Welt einzurichten gehabt hätten.

Das hätt' auch eine ſchöne Wirthſchaft gegeben, ſagte der Gevatter.

Ich mein's auch! rief der Schmiedjacob.

Aber wo ſteckt denn der Aberglauben? fragte der Gevatter.

In der großen Zeh wahrlich nicht, Gevatter, ſagte eifrig der Schmiedjacob, ſondern im Kopf. Doch — ich ſehe, ich muß Euch die Geſchichte erzählen.

Als ich in Spanien mit den Franzoſen war, da diente mit mir in derſelben Compagnie der Jacob Pinkert von Nußdorf, ein kreuzbraver Menſch. Er war ſeines Zeichens ein Schuſter, und auf der Wanderſchaft, als er heim mußte. Da hatte er nun weder Sand noch Land, weder Haus noch Hof, weder Vater noch Mutter, und hätte recht gut draußen bleiben können; aber der ehrliche Menſch dachte: dann muß ein Anderer für dich fort, der nicht ſo gut abkommen kann, wie du, und geht, zieht ſein Loos, und muß Soldat werden. Wir Zwei waren im Felde treue Kameraden; Ein Herz und Eine Seele. Er kam beſſer weg, als ich, und begrub kein Bein in ſpaniſcher Erde. Anno 1815 iſt er heimgekommen, und gar mancher Brief kam ſeitdem an mich, und alle ſchloſſen: Komm doch bald einmal! Er hatte ſich in

Nußdorf geſetzt, verheirathet, und wie es ſchien, ging es ihm ſo ſo! Da denk' ich denn endlich vor vierzehn Tagen: Geh' 'mal hin! Ihr wiſſet Alle, das Gehen iſt meine Liebhaberei nicht mehr. Item, ich mache mich auf die Lappen, und gehe hin. Die letzten Wochen waren, trotz dem October, ſo heiß, wie die im Auguſt. Da komm' ich denn ſo recht ſchachmatt nach Nußdorf, und meine, ich müßte auf dem letzten Loche pfeifen vor Durſt. Da fällt mein Auge auf das erſte Haus, und ſiehe da, an einem langvorſtehenden Eiſen hängt ein vergoldeter Stern. Ich trete ein, und es ſitzen zwei Männer da, der eine der Wirth, der andere ein Schuſter, denn man kennt's ihm an der Pechſchürze anſehen. Ich grüße, ſetze mich, und bitte um ein halb Schöppchen Sechs und vierziger.

Der Wirth bringt's, ſchenkt ein und ſagt: Wohl bekomm's!

Der Pechvogel war ein Kerl, dem man's an der rothen Naſe anſah, daß er nicht viel Waſſer trank, und neugierig dabei, wie ein altes Weib und ein Nichtsthuer.

Woher des Wegs, Landsmann? fragt er.

Weither, ſag' ich.

Wollt Ihr noch weiter heute? fragt er.

Vielleicht; ſag' ich.

So geht's fort. Ich kann das Ausfragen für mein Leben nicht leiden. Darauf kommt der Wirth auf das Wetter, auf die Ernte, und nun gibt ein Wort das andere, bis wir in ein recht angenehmes Geſpräch kommen.

Halt, denk' ich, erkundige dich einmal nach deinem Kameraden. Da ſag' ich denn: Vor etwa ſechs und dreißig und mehr Jahren hab' ich mit Einem bei den

Gäste. Sie verstanden das Schnappstrinken alle Beide. Der Segen des Hauses war wieder weg, und es floß ein breiter Strom des Unglücks daraus hervor in das Dorf. Die Amslerin lehrte die Weiber das Kotzeln. —

Was ist denn das? fragte ich, weil ich den Ausdruck nicht kannte.

Ei, sagte der Altvater, Kotzeln heißt man so hinter des Mannes Rücken verkaufen, was sich nicht wehrt, Frucht, Butter, selbst Wein und dergleichen.

Sie nahm Alles für billiges Geld, schenkte dafür ein Schnäppschen ein und brachte so den Fluch in viele brave Familien.

Kinder hatten sie nicht, und das war auch recht gut. Das Wirthsgeschäft ging aber dennoch schlecht, und man sagte es dem Amsler voraus, er würde zusehens zu Grunde gehen; indessen hatte er, wie es schien, etwas zuzusetzen, freilich wußte Niemand, wie viel oder wie wenig, denn in eines Andern Beutel guckt kein Dritter hinein. Mit dem Geschäfte des Weinmakelns, das heißt, mit dem Zwischenhandel zwischen Bauer und Kaufmann verdiente er ein schönes Stück Geld, und er hatte das Makeln ganz an sich gerissen. Die Kaufleute wohnten bei ihm, und, wenn die Bauern nicht zu ihm ins Wirthshaus kamen und verzehrten, so verkauften sie ihren Wein selten, oder erst spät und um geringere Preise.

So nöthigte er die Leute zum Schnappstrinken, und viele sind an diesem Teufelsgetränk an Leib und Seele zu Grunde gegangen. Da kann ich dir den Andreas Kaufmann nennen, der droben an der Kirche wohnte. Er ist elendiglich gestorben, denn er hatte sich, völlig und wörtlich zu sagen, todt geschnappst und seine Kinder gingen betteln. Jetzt sind sie auswärts verheirathet, aber sie

Franzosen gedient, der von Nußdorf war, ich glaub', er hieß Pinkert? lebt der noch?

Gewiß, sagte der Wirth. Er wohnt noch hier und ist ein behaltener Mann; aber er ist ein Leimsieder, der das ganze Jahr nicht hinausgeht, als Sonntags in die Kirche, und ein Knicker dazu, der nie einem ehrlichen Manne von Wirth etwas zu verdienen gibt. Geht er Sonntag Mittags aus mit seiner Frau, der Lisbeth, und seiner Tochter und seinem Buben, so kehrt er eben nur ein im Gasthaus „zur Sonne" oder zum „grünen Wald." Ihr versteht mich ja? —

Der Pechvogel lachte höhnisch.

Das muß man aber sagen, fuhr der Wirth fort, er ist ein recht räsonabeler Mann, sitzt im Gemeinderath, kommt wacker voran, und hat sich gestern, wie ich höre, das Haus gekauft, wo er bis jetzt miethweise saß, und hat gleich achthundert Gulden baar Geld drauf bezahlt. Und er war so arm, wie eine Kirchenmaus, als er anfing, und seine Frau hatte auch etwas weniger, als Nichts.

Das Haus hätt' ich auch gekauft, sagte der Pechvogel, den der Wirth Meister Hopp nannte, auch wenn ich das Geld hätte lehnen müssen: aber der alte Junggesell, dem's war, und der noch eins hat, worin er wohnt, hat's Niemand gesagt, und ich glaub', der Pinkert hätt's nicht fahren lassen fürs Doppelte. Er weiß warum, schloß er mit geheimnißvoller Miene.

Na, lachte der Wirth, da wird 'mal wieder etwas rechts dahinter stecken!

Das thut's auch, sagte Hopp mit einem Gesichte, das deutlich ankündigte, daß er allein das Geheimniß wisse.

So rückt 'mal heraus damit, Meiſter Hopp! rief der Wirth. Ihr wißt ja doch Alles, was im Dorfe ſeit hundert Jahren geſchehen iſt.

Das ſchmeichelte dem Pechvogel, der mir widerwärtig war. Er räuſperte ſich, trank und ſagte: Ich will's Euch im Vertrauen ſagen, Sternwirth, es iſt ein Heinzelmännchen drin!

Was iſt drin? fragt halb ärgerlich der Wirth. Ein Heinzelmännchen? Ich glaub', Euch rappelt's unter der Pechkappe? Was iſt denn das für ein Ding?

Man meint, Ihr käm't heute auf die Welt, oder wäret ein Freigeiſt, rief der Hopp aus. Entweder wißt Ihr's nicht, dann will ich's Euch ſagen, oder Ihr glaubt's nicht, dann kann ich auch das Maul halten!

Parel! ich weiß es nicht! rief der Wirth aus.

Nun, ſo hört, hob der Pechvogel an. Heinzelmännchen oder auch Hanfelmännchen, das ſind gute Hausgeiſter; ſo kleine putzliche Kerlchen, die, wenn ſie in einem Hauſe ſind, dem, der drinnen wohnt und ſich mit ihnen gut hält, Segen bringen und ihm heimlich alle Arbeit thun.

Das ſind Kindermährchen, Meiſter Hopp, deren ein alter Kerl, wie Ihr ſeid, ſich ſchämen ſollte! ſagte der Sternwirth.

Seht Ihr's, ſagte er, ſich zu mir wendend, es iſt auch einer von den Ungläubigen, von denen heute die Welt ſo voll iſt, wie ein Garten voll Unkraut, der mit Rehricht gedüngt wird. Aber ich will Euch eine Geſchichte erzählen, die wird Euch ſagen, wo Barthel den Moſt holt!

So thut's, ſagte der Wirth unwirſch.

Mein Großvater mütterlicher Seits war ein Schreiner in Deſſau, ein frommer Mann und fleißig dazu. Der kaufte ſich auch ein Haus, darin ein Heinzelmännchen war, und er wußt's gar nicht. Wenn er Abends ein Stück Arbeit begonnen hatte, und er kam Morgens früh in die Werkſtatt, ſo war's fix und fertig, und polirt wie ein Spiegel, daß man ſich darin beſehen konnte. Das machte ihn anfangs confus, aber er erinnerte ſich, von den Heinzelmännchen gehört zu haben und wußte nun, woher's kam. Da das ihm ungeheuern Vortheil brachte, und er wußte, daß man im eigenen Hauſe von den Heinzelmännchen nicht reden darf, ſich auch hüten muß, ſie zu ſehen, ſo ſchwieg er ſtill und ſagte es nicht einmal ſeiner Frau. Er wußte, daß die Weiber das Plaudern nicht laſſen können, und ihre Neugierde kein Maaß und kein Geſetz kennt. Alle Abend ſchloß er die Werkſtatt ab, und ſeine Frau durfte, wo möglich, gar nicht hinein. Weibernaſen ſind fein. Der Großvater meinte, ſeine Frau merke nichts; aber Proſit die Mahlzeit! Die roch ſchon lange Lunten und hatte nur die Courage nicht, etwas zu ſagen. Die Neugierde aber, ſo ein Heinzelmännchen zu ſehen, brannte ihr ſchier das Herz ab, wie es ebenſo Weiberart iſt.

Einmal beſtellt ein adeliger Gutsherr meinen Großvater zu ſich auf ſein Schloß, da er neue Möbel braucht, und mein Großvater geht hin. Es war aber weit, und er mußte über Nacht bleiben. In den Gedanken an das gute Geſchäft, dem er entgegengeht, läßt er den Werkſtattſchlüſſel in ſeinem Alltagswamms ſtecken und geht.

Abends denkt meine Großmutter: Wenn du jetzt das Heinzelmännchen nicht arbeiten siehst, so geschieht's den Nimmerlestag. Nachdem sie gegessen hat, bläst sie das Licht aus und heckt sich unter die Hobelbank, wo ein Stoß Bretter steht, und man sie gar nicht sehen kann. Kaum heckt sie da, so wird's taghell in der Werkstatt, und ist doch weit und breit kein Licht. Plötzlich kommt hinter dem Ofen ein Kerlchen heraus, so groß wie eine Kinderpuppe, niedlich und schön anzusehen. Das fängt an zu klopfen und zu hobeln, und es geht ihm wie der Blitz von der Hand, und doch gibt's kein Geräusch, keinen Lärm. Ehe sie's sich versieht, ist ein kleines Schränkchen fertig und polirt. Da aber kommt meiner Großmutter das Niesen an. Das Heinzelmännchen wußte nicht, daß sie da war. Sie macht allerlei Grimassen, hält die Nase mit der Hand zu, aber da widersteh' Einer! Plötzlich nieft sie mit Macht. Da erschrickt das Heinzelmännchen. Es ist mit einem Male stichdunkel in der Werkstatt und — das Heinzelmännchen ist für ewige Zeiten fort. So ein Heinzelmännchen ist in dem Pinkert seinem Hause. Wie könnte der sonst so viele Schuhe machen? Himmel und Erde, ich bin auch ein Schuhmacher, dem's fix vom Leder geht, aber so arbeiten und gut arbeiten, wie der Pinkert, kann Niemand, wenn er nicht ein Heinzelmännchen zur Hilfe hat! Daher kommt's auch, daß er niemals einen Gesellen hält, und könnt' ihn doch brauchen. Er fürchtet das Plaudern, damit ihm das Heinzelmännchen nicht durchgeht wie meinem Großvater.

Der Wirth steht auf und sagt: Meister Hopp, wenn Ihr Euch wollt heimgeigen lassen, so will ich die Musik

bezahlen. Drauf geht er hinaus, und da ich auch genug hatte, ich ihm nach, bezahle mein halbes Schöppchen und gehe.

Wie ich nun ſo die Gaſſe hinaufgehe und nach dem Schuſter Jacob Pinkert frage, zeigen mir die Leute ein hübſches Haus. Ich trete hinein, wo Alles ſo blank und rein iſt, daß man ſeine Freude daran hat, und öffne die Stubenthür, da ſtellt ſich mir das liebliche Bild dar, das Ihr da vornen in dem Büchlein Euch anſehen müßt, denn gerade ſo war's.

Gegen mir über ſtand ein Tiſch, an dem ſaß die Frau Lisbeth und legte die Hände in den Schooß und machte ein ſo glückliches Geſicht, wie man's nur ſehen mag. Vor ihr ſaß mein getreuer Pinkert und hatte ein Glas Wein in der Hand und rief eben: Vivat der Lisbeth! Über der Mutter Schulter lehnte ſich die hübſche Tochter und hatte das erſte weiße Blatt der Handbibel aufgeſchlagen, wo der lieben Mutter Geburtstag eingeſchrieben ſtand. Ein Bub, der von Geſundheit und Schelmerei ſtrotzt, guckte neben dem Vater heraus und freut ſich einestheils über der Eltern Freude und anderntheils über den Kaffe und die Faſtnachtküchelchen, die die Schweſter zu Ehren des Geburtstags der Mutter gebacken hat, und zur Küchenthüre herein bringt fröhlichen Angeſichts die Magd die Milch zum Kaffe.

Ich wär' gern ſtehen geblieben und hätte mich an dem Anblicke des häuslichen Glückes meines Kameraden ſtille gefreut; aber er bemerkte mich und erkannte mich auf den erſten Blick.

Jacob, rief er, du treuer Kamerad, kommſt du

endlich einmal! Er riß mich faſt um vor Freude. Daß du aber gerade heute kemmſt am fünf und fünfzigſten Geburtstag meiner Lisbeth, der ein Ruhe- und Freudetag für's ganze Haus iſt, das iſt noch ſchöner!

Die Frau Lisbeth, die Tochter, das Gretchen, der Bub, die Magd ſogar, kamen, reichten mir recht herzlich die Hände und ſagten, ſie freuten ſich ſo ſehr, daß ſie mich, den ſie aus ihres Vaters Erzählungen ſchon ſo lange kennten, nun auch von Angeſicht ſähen!

Siehſt du, Jacob, ſagte Pinkert, heute früh hat Gretchen zu mir geſagt: Heut' iſt der Mutter Geburtstag, ich hab's in der Bibel geſehen.

Still, ſagte ich da, back' Faſtnachtskücheichen und mach' einen guten Kaffe, hole auch eine Flaſche guten Wein. Sie darf nichts merken. Wie wir ihr nun alleſammt Glück wünſchen, will ſie's nicht glauben. Da holt Gretchen die Bibel und zeigt's ihr, und da gerade biſt du gekommen. Nun iſt heute ein doppelter Freudentag, und da ohnehin kein Streich heute gearbeitet werden darf, ſo können wir recht plaudern. Nun ſetz' dich, alter Kamerad!

Ich ſag' Euch, das ſind Menſchen nach dem Herzen Gottes. Dieſer Tag iſt der frohſte, den ich ſeit Philipp's Hochzeit und den Taufen ſeiner zwei Kinder erlebt habe, geweſen. Alle die alten Geſchichten aus Spanien und Frankreich, alle das Elend, das wir erlebt und miteinander durchgekämpft haben, alle die Freuden, die uns zu Theil wurden, kamen wieder lebendig in die Erinnerung.

Bis ſpät in die Nacht hinein ſaßen wir bei einander und ſuchten dann das Bett mit frohen, glücklichen Herzen.

Am andern Morgen, als die Glocke vier Uhr ſchlug, ging's unten ſchon Piff! Paff! Da dachte ich: Laufe die Stunden aus, die du bei dem Freunde biſt, wer weiß, ob du ihn auf dieſer Erde noch einmal ſiehſt, und ſtand auf.

Als ich herunterkam, ſaß Frau Liobeth da und ſpann Schuhdauf; das Gretchen faßte Schube ein; der Bub, das Antreschen, zog Pechdrähte, und die Magd beſorgte das Vieh im Stall.

Als der Bub ſeine Anzahl Pechdrähte gemacht hatte, nahm er ſeine Bücher, lernte für die Schule, und der Andern Arbeit ging unausgeſetzt fort. Pinkert ging's flugs von der Hand, und doch waren die Nähte wie gemalt. Dabei plauderte er lebhaft mit mir. Nach dem Frühſtück ging Gretchen mit der Magd aufs Feld; die Mutter kochte; der Bub war in der Schule, und Pinkert arbeitete wie ein Feind. So ging's bis Mittag, dann wieder bis zur Feierſtunde. In dieſer gingen wir in den ſchönen Garten hinter dem Hauſe, wo noch die letzten Herbſtarbeiten verrichtet wurden. Nach dem Nachteſſen ging's wieder an die Arbeit bis Schlag zehn Uhr. Da betete Pinkert den Abendſegen, wie er auch vor dem Frühſtück den Morgenſegen gebetet hatte, und wir gingen zu Bett.

So hatte Alles in dem Hauſe ſeine Ordnung, und dieſe wurde mit größter Pünktlichkeit beobachtet.

Ich fragte Pinkert: Warum hältſt du dir keinen Geſellen? Er ſagte: Die ordentlichen ſind ſelten und keinen Strohmer mag ich. Heut zu Tage iſt es bös mit den Geſellen. Sie wollen viel Lohn und wenig Arbeit, und die Arbeit iſt ſchlecht. Auf ein Dorf kommt kein

ordentlicher Geſelle. Einen hatte ich drei Jahre, der war brav. Er iſt daheim jetzt und — darf ich es ſagen — er wird nun bald kommen und mein Gretchen heirathen. 'S iſt ein gar braver, treuer Würtemberger. Bis der kommt, mag ich keinen andern.

Als der Sonntag kam, gingen wir Alle in die Kirche. Nach der Kirche wurde in der Bibel geleſen. Nachmittags wieder in die Kirche, und dann gingen wir ſpazieren, und er zeigte mir ſein Feld. Pinkert, das ſah ich, war ein wohlhabender Mann. In ſeinem Hauſe war es ſo ſtill, als ob keine Menſchen drin wohnten. Man hörte kein hartes Wort, kein Scheltwort, kein Zankwort. Den Eltern wurde pünktlich und ohne Widerbellen gehorcht. Sonntags trug der Andres die Arbeit weg, und brachte ſchönes, blankes Geld heim. Im Buche, das Pinkert führte, ſtanden ſchöne Poſten aus. Es ſind reiche Leute, ſagte er, die den Martinitag pünktlich zahlen. Das Geld tilgt meine Ausgabe für Leder, das ich mir von Meſſe zu Meſſe kaufe. Kommt erſt mein Schwiegerſohn, ſo ſoll's noch ganz anders gehen.

Als meine acht frohen Tage um waren, ſchied ich. An der Thüre ſeines Hauſes ſtand der Sternwirth. Nun trinkt Eins auf den Weg, ſagte er, und ich trat ein, da ich noch Zeit genug hatte. Kaum ſaßen wir, ſo kam auch der Meiſter Hopp.

Apropos! ſprach der Wirth, ich habe geſehen, Ihr wart bei dem Pinkert zu Beſuch, und er iſt Euer guter Freund, wie ſteht's denn mit dem Heinzelmännchen? Dabei zwinkerte er mit dem Auge nach dem Meiſter Hopp hin.

ſind arm und kränklich dabei. Dann nenn' ich dir den Gottfried Haas an der Unterpforte. Der iſt ein Lump geworden; ſeine brave Frau ſtarb vor Kummer und der Sohn iſt Soldat geworden, weil er die Schmach nicht ertragen konnte, daß ſein Vater alle Abend im Floß lag, ſeiner Sinne beraubt. Er iſt im Elende geſtorben und von ſeinem Sohne hörte man nichts mehr. Dann will ich dir noch unter Andern den Adam Pfeiffer nennen. Der war ein tüchtiger Bauer, ehe der Amsler ſein Schild aufſteckte, aber er wurde ein Schnappsſäufer, kam herunter; verkaufte einen Acker, einen Weinberg nach dem Andern, und da er noch Schulden außerdem machte, ſo wurde ihm Haus und Hof verſteigert und er mußte fort von hier. Er iſt als Kuhhirt im nächſten Dorfe geſtorben.

Siehſt du, das ſind ſo Pröbchen von dem Segen, den der Amsler ins Ort brachte. Du kannſt dir denken, daß ihn tauſendfacher Fluch traf, und Niemand war ihm falſcher, als der Nachbar Meckel. Der hatte einen Sohn, der als Sattler auf der Wanderſchaft geweſen war, ein bitterböſer Tagrieb, aller Lumpenſtreiche voll — der that dem Amsler allen erdenklichen Schabernack an. Alle paar Monate prozeßten ſie mit einander, und Schimpferei auf der Gaſſe war auch nichts Seltenes.

Endlich ſtarb der alte Meckel und ſein liebes Söhnlein blieb im Hauſe, trieb aber doch die Sattlerei nicht, weil er das Ackergut bauen und den Weinbau für die Mutter und ſeinen jüngeren Bruder einſtweilen betreiben mußte. Meckel's waren reich und er hatte tüchtig zu thun.

Mittlerweile war denn doch der alte Amsler tüchtig zuſammengegangen. Sein dicker Bauch nahm über die Gebühr zu; ſeine Füße ſchwollen, und die Waſſerſucht, das gewöhnliche, ſichere Erbe der Schnappsbrüder, trat bei ihm ein. Noch ein halb Jahr ſchleppte er

Damit, ſagte ich, hat es ſeine volle Richtigkeit.

Was? rief der Wirth und ſprang auf. Ihr auch?

Gelt! lachte mit Siegesfreude der Hopp. Ja, ja, mit rechten Dingen geht ſo etwas nicht zu. Ich hab's immer geſagt.

Es iſt ſo, Sternwirth, ſagte ich darauf; das Heinzelmännchen heißt aber: Fleiß, Gottesfurcht, Ordnung, Sparſamkeit! Da wurde der Hopp kreideblaich.

Ich erzählte nun haarklein, wie ich's in Pinkert's Hauſe gefunden und erlebt; dann ſagte ich: dies Heinzelmännchen lauft nicht fort vom Riefen, ſondern ſagt chriſtlich: proficiat! Lauft auch nicht fort vom Anſehen, ſonſt wär's vor mir weggelaufen, denn ich hab' ihm recht ſcharf auf die Finger geſehen. Ich glaube, Meiſter Hopp, bei Eurem Großvater in Teſſau lief's auch davon nicht fort, als er den Krebsgang ging, ſondern weil es dem Meiſter zu wohl wurde. Da wurde er faul. Er hielt keine Ordnung, und er und ſeine Frau aßen und tranken lieber alle Tage gut, als an den hohen Feſten allein. Meiner Treu! wo's ſo hergeht, da macht ſich das rechte Heinzelmännchen, das ich Euch vorhin genannt habe, blitzſchnell aus dem Staub und mit ihm der Segen.

Ich glaube auch, daß das Heinzelmännchen die Scherrenſtecher nicht leiden kann. Es wohnt aber nicht im Hauſe, ſondern in der Seele; und Jeder kann Eins kriegen, der Eins will, und es behalten, ſo lang er Gott fürchtet und recht thut, betet und arbeitet, Ordnung hält und ſparſam iſt. Euch, Meiſter Hopp, der ihr viele Kinder habt, würde ich rathen, auch 'mal Eins zu ſuchen, wo es zu finden iſt, und ich glaube, Ihr geht nicht fehl,

aber am Tiſche des Sternwirths und keines andern werdet Ihr's finden!

Da hat der Wirth geſagt: Bravo! Das laß ich gelten, und ſo ein Heinzelmännchen iſt das rechte.

Der Hopp ſchlich ſich zur Thüre hinaus.

Hört, Landsmann, hat darauf der Wirth geſagt, Ihr habt mir zwar da einen guten Kunden zur Thüre hinausgejagt mit Eurem abſonderlichen Heinzelmännchen, aber ich dank' Euch doch dafür, daß Ihr dem Eſel den Staar geſtochen habt mit einer tüchtigen Nadel. Gott geb's, daß es bei ihm fruchtet, und er das Heinzelmännchen findet.

Nun aber trinken wir einen Schoppen, und den geb' ich zum Beſten!

Ich bedankte mich und ging meines Weges.

Meiner Treu, ſagte der Gevatter, da habt Ihr das rechte Heinzelmännchen entdeckt, und Ihr Jungen und Alten machet, daß Ihr's in Eure Häuſer kriegt. Wenn's auch nicht hilft über Nacht, wie bei des Hopp's Großvater zu Deſſau, ſo hilft's doch am Tage recht fleißig und wacker, und was die Hauptſache — ein Geiſt iſt's, und zwar der gute Geiſt der Frömmigkeit, Zucht, Ordnung und Sparſamkeit, den Gott allen Denen gibt, die ihn darum bitten. Ein Männlein iſt's nicht; aber es macht den zum Manne, der ſolch' ein Heinzelmännchen in ſeinem Hauſe hegt und pflegt. Probatum!

IV.

Von Einem, der erſt ein treuer Diener war, und dann ein braver Herr wurde.

Es iſt Gerechtigkeit, daß man das Gute achtet und ehret, wo man es findet, und der Schmiedjacob meint, es ſei im Grunde ganz einerlei, wo man das Gute finde und ein gutes Beiſpiel; es müſſe erzählt werden ohne das Schlußwort Chriſti zu vergeſſen: „Gehet hin und thuet deßgleichen.“ Ich will's gar kein Hehl haben, daß ich dieſe Geſchichte den Knechten und Mägden, und allen Buben und Mädchen, die es einſt werden wollen oder müſſen, zum Spiegel vorhalten möchte.

In Holland da drunten, wo der Rhein ins Meer fällt, da lebte im Jahre 1666 ein Admiral, was auf der See, verſteht ſich auf den Schiffen, ſoviel ſagen will, als auf dem Lande ein General, und ſelbſt noch etwas mehr, der hieß Michael Hadrian Ruyter, und war Einer, daß

bei ſeinem Namen jeder rechte Holländer den Hut abthut aus Reſpect. Er wurde 1607 zu Vließingen geboren. Seine Eltern waren arme Leute, und ſie dachten, ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Es ſichert eine ehrenwerthe Stellung in der Welt und ein ſelbſt erworbenes Stück Brod. Das war ein Gedanke, vor dem unſer Einer einen tüchtigen Reſpect hat! Sie thaten ihn daher zu einem Seiler, einem wackern Meiſter, daß er das Handwerk lerne, welches in einem Lande, wo die Seefahrt blüht, ein ganz andres iſt, als ſonſt wo, da etwa Kälberſtricke, Bindfaden und Spitzſtränge das Meiſte ſind, was ein Seiler zu machen hat. Seiler zu werden, war aber des jungen Ruyter Liebhaberei nicht; denn er war kein Freund vom Rückwärtsgehen, und des Seilers beſtes Fortſchreiten iſt bekanntlich der Krebsgang. Auf der See zu leben, Schiffmann zu werden, daran hing ſein Herz. Er bat, flehte; aber ſein Vater hatte ſeinen eignen Kopf, und ein holländiſcher Kopf iſt immer ſo feſt, wie ein deutſcher, wenn er ordentlich aufgeſetzt iſt. Man ſoll aber doch nie ein Kind zu einem Geſchäfte zwingen, wozu es eben keine Anlage und Luſt hat. Das gibt am Ende eitel Pfuſcherei, und die iſt überall nichts werth. Das junge Bürſchchen hatte nun auch ſeinen Kopf, und ſetzte ihn auch auf. Gegen den Vater? fragt Ihr. Leider ja. Bubenſtreiche bleiben Bubenſtreiche, wo ſie auch gemacht werden. Sie bringen den Eltern nur Herzeleid!

Der junge Ruyter ließ ſich zu einem Schritte fortreißen, der gegen Ordnung und Gottes Gebot war. Er ging durch und wurde Matroſe auf einem Schiffe, das einem Kaufmanne gehörte, der nach Marokko handelte.

Dort ging's noch etwas ſchlimmer, als türkiſch zu — und das will viel ſagen. Der Kaufmann, der von dem guten Grundſatze ausging: Selbſt ſei Herr, und ſeine Augen ſeien beſſer, als ſeines Verwalters Brille, fuhr immer ſelber mit, und fand bald, daß der Matroſe Ruyter ein ſehr brauchbarer — aber was noch mehr, ein treuer Menſch ſei. Daher vertraute er ihm Mancherlei, zu dem man ſonſt keinen Matroſen oder Schiffsknecht verwendet.

Dem jungen Ruyter lag ſein Durchgehen denn doch ſchwer auf dem Herzen. Er erkannte ſein Unrecht, und es gelang ihm, ſein Gewiſſen dadurch zu beruhigen, daß er ſich mit ſeinen Eltern ausſöhnte, und dieſe waren verſtändig, und ließen es zu, daß er ſich dem Seedienſte widmete.

Nun widmete er ſich denn ſeiner neuen Pflicht mit Ruhe im Herzen und mit Freuden, und ſein Schiffsherr gewann ihn alle Tage lieber, zumal er ſeine Kenntniſſe gebrauchen konnte.

Einſt, als wieder die Meſſe in Marokko nahte, fühlte ſich der Kaufmann krank und ſo krank, daß er nicht ſelber mit hinüber nach Afrika fahren konnte. Sein Entſchluß lautete: Niemanden, als Ruyter, will ich das, was ich aufs Schiff habe und in Marokko zu Markte bringe, anvertrauen.

Darauf ließ er ihn kommen und ſagte zu ihm: Michel, du ſiehſt, bei mir ſind, wie der Jud' ſagt: ſchofele Maſſematte! Ich kann nicht nach Marokko. Mein Buchhalter iſt ein alter Mann, was meinſt du, was ich thun ſolle?

Schickt einen andern treuen Mann mit, Minheer! (ſoviel wie: Herr!) ſagte Ruyter.

Recht! rief der Kaufmann, aber Blexem! (ſoviel als Blitz!) wen ſoll ich ſchicken?

Das müßt Ihr beſſer wiſſen, als ich, Minheer! war Ruyter's Antwort.

Freilich, mein Sohn, ſagte der Kaufmann, aber es iſt eine kitzliche Geſchichte. Die Türken verſtehen keinen Spaß.

Weiß wohl! ſagte Ruyter.

Hör', fuhr der Kaufmann fort, übernimm du das Geſchäft, du ſollſt mein Supercargo ſein! (ſoviel als Aufſeher über die Ladung und Geſchäftsführer.)

Ich? fragte erſtaunt der Jüngling. Minheer, zum Spaß bin ich zu alt, zum Ernſt zu jung! Ich bin ein Matroſe und kein Kaufmann. Adje!

Halt! rief der Kaufmann, Burſche, meinſt du, ich wollte in meinen alten Tagen Bubenſtreiche machen, und dich ehrlichen Menſchen zum Narren halten? Du biſt ein Eſel, wenn du glaubſt, ich wüßte nicht, was ich thäte. Die Gicht ſteckt mir in den Beinen, nicht im Kopf. Du biſt mein Supercargo, und ich lege Alles in deine Hand. Nun mach' keine Poſſen!

Der Ruyter beſann ſich. Wenn Ihr's abſolut wollt, meinetwegen denn!

Da war die Sache fertig. Die Vollmacht wurde ausgeſtellt. Der Ruyter erhielt ſtandesmäßige Kleidung und Geld, und die Matroſen machten lange Geſichter, als ihr junger Collеg aufs Schiff kam als Supercargo; aber ſie meinten: Der Kaufmann ſei kein Eſel, und habe

den rechten Mann gewählt und gefunden. Das bewies ſich bald als richtig; denn das Schiff ſegelte ab, landete in Marokko, und der Ruyter legte auf der Meſſe ſeine Waaren aus, die in lauter feinem, wollenem Tuche beſtanden.

In Marokko herrſchte damals als unbeſchränkter Gebieter ein Bey oder Fürſt, der nach türkiſcher Meinung, ohne Recht und Gericht, Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller Unterthanen war, und auch aller derer, die des Handels wegen ins Land kamen. Alles mußte nach ſeiner Pfeife tanzen, und ſagte er: Macht den Hans oder Kunz eines Kopfes kürzer, ſo war gleich Einer bei ihm, der ſich meiſterlich auf dies Geſchäft verſtand, und Federleſens wurde nicht lange gemacht. Eigentlich ſaß keinem Manne der Kopf zwiſchen den Schultern ſonderlich feſt. Der Bey, der damals regierte, war gerecht in ſeiner Art, aber ein Erzhalsabſchneider.

Kommt einmal eines ſchönen Morgens der Bey ſelber mit einer langen Reihe ſeiner Hofleute hinter ſich daherſpaziert, und bleibt vor des Ruyter's Stand ſtehen, beſieht das Tuch, und ein extrafeines Stück ſticht ihm in die Augen.

Was koſtet's? fragt er.

Der Ruyter iſt nicht blöde, und ſagt den von ſeinem Herrn beſtimmten Preis.

Der Bey iſt auch nicht blöde, und bietet die Hälfte.

Ich bin kein Jude, ſagte Ruyter, der die Hälfte mehr fordert, als die Sache werth iſt, und ſie dann natürlich auch um die Hälfte wohlfeiler losſchlagen kann, als er gefordert hat. Bei mir gilt das Handeln nicht.

Was ich fordere, iſt feſter Preis! Auch iſt's nicht mein Eigenthum. Ich bin nur meines Herrn Diener!

Das wäre nun überall in der Ordnung geweſen, nur nicht da, wo keine Ordnung iſt, wie in Marokko. Jedem Andern wär's bang um ſeinen Kopf geweſen, als er den grimmigen Blick des Bey geſehen, nur dem Ruyter nicht.

Weißt du nicht, Chriſtenhund (das iſt der Ehrenname, womit die Herren Türken uns Chriſten belegen), ruft der Bey, daß ich Herr deines Lebens bin?

Das weiß ich wohl, Herr Bey, ſagte der Ruyter; aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordert, und daß ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, ſo lange ich in ſeinem Dienſte lebe, für ſein Wohl zu ſorgen, und nicht an mich zu denken! Das will ich halten bis in den Tod — und — Ihr kriegt das Tuch nicht um einen Blaffert wohlfeiler! Thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt!

Alle Kaufleute, die dies hörten, erſchracken auf den Tod. Adje, Ruyter, dachten ſie; wenn du morgen noch eine Pfeife rauchſt, ſo muß dein Kopf ohne Leib rauchen können.

Daran hatten ſie ſich verrechnet. Der Bey ſah den hübſchen, jungen Mann lange mit zornfunkelnden Augen an. Alle Welt erwartete den kurzen Beſcheid: Kopf ab! — Aber er ſagte: Ich gebe dir bis morgen um dieſe Zeit Bedenkfriſt. Haſt du dich bis dahin nicht anders entſchloſſen, ſo mach' dein Teſtament! Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück ins Gefach, und wartete auf andere Kunden.

Da ſtürmten die Kaufleute herbei und riefen: Um Gotteswillen ſchenk' ihm das Tuch! Schlägt er dir den Kopf ab, und das geſchieht ſo gewiß, als zweimal zwei vier iſt nach dem Rechenbuche von Adam Ries, ſo iſt dein Leben und deines Herrn ganzes Gut nebſt ſeinem Schiff verloren! Was wird dann aus uns Anderen? Gib ein Kleines und rette das Andere und dich!

Ich ſtehe in Gottes Hand, ſagte Ruyter. Wer im Kleinen nicht treu iſt, wie ſollt' er's im Großen ſein? Verliert mein Herr durch mich einen Blaffert, ſo bin ich ein treuloſer Diener. Ich weiche kein Haar breit!

Das Wort: Sei klug! fand in ſeiner Seele keinen Eingang, denn es ſtand ein Anderes drin, das mehr werth war. Es hieß: Sei treu! Das allein gilt vor Gott, dem Herrn. Ruyter dachte: Lieber treu ſterben, als treulos leben! Und droben im Himmel ſitzt Einer am Steuerruder, der ſolch eine Geſinnung zu ſchützen weiß. Der hat eine unſichtbare Schutzwache für treue Seelen, das ſind ſeine heiligen Engel!

Am andern Morgen ſtand Ruyter heiter lächelnd in ſeiner Bude. Da kommt der Herr Bey und macht ein Geſicht, als wollte er den Ruyter auffeſſen zum Frühſtück, und hinter ihm geht einer, der iſt blutroth angethan und hat ein breites Schwert in der Hand, und die Leute in Marokko kannten ihn wohl und mieden ihn wie's Feuer.

Vor Ruyter's Bude bleibt der Bey ſtehen und ſieht ihn grimmig an. Chriſtenhund, ruft er aus, haſt du dich beſonnen?

Ja, ſagte Ruyter. Nicht um einen Blaffert wohlfeiler geb' ich das Stück, als ich geſtern gefordert. Wollt

Ihr mein Leben, ſo nehmt's, aber ich will ſterben' mit reinem Gewiſſen und als ein treuer Diener meines Herrn!

Alle Leute hielten den Athem an, denn der im rothen Kleide beſah die Klinge an ſeinem Richtſchwert und lachte, wie der Teufel, wenn er eine Menſchenſeele auf ſchlechtem, aber auf ſicherm Wege zur Hölle ſieht.

Da ändert ſich das Geſicht des Bey, und wird plötzlich klar und heiter. Bei dem Barte des Propheten! ruft er aus (und das iſt die höchſte Betheuerung eines Türken), du biſt eine grundehrliche Seele. Ein treuerer Diener iſt mir noch nicht vorgekommen, und, wollte Gott, ich hätt' ſo einen! Darauf wandte er ſich zu ſeinen Begleitern und ſagte: Nehmt Euch dieſen Chriſten zum Muſter! Zu Ruyter aber ſagte er: Gib mir deine Hand, Chriſt, du ſollſt mein Freund ſein! Er warf einen Beutel mit Geld auf den Ladentiſch und ſagte! Es iſt, du darfſt es glauben, gerade ſoviel, als du gefordert haſt! Ich will ein Ehrenkleid davon tragen zum Andenken an deine Treue!

Allen Reſpect vor dem Ruyter — und vor dem Bey von Marokko! Der Ruyter aber meinte, das Alles verſtünde ſich von ſelbſt ſo, ſtrich ſein Geld ein und übergab das Tuch. Ja, als er mit reichem Gewinne nach Holland zurückkam, ſagte er nicht einmal ſeinem Herrn ein Wort davon — der mußte es erſt von Anderen hören.

Muß da der Verfaſſer nicht ausrufen: Ihr Knechte und Mägde, Ihr Ladendiener und ihr Alle, die Ihr dienet, gehet hin und lernet von Ruyter, und thuet deßgleichen! Fangt 'mal ſo an, und ich wette, Eure

ſich herum, dann wurde er bettlägerig und ſtarb dann, von Niemand geliebt, nicht einmal von ſeiner Frau, die in Hader mit ihm gelebt hatte, von Niemand betrauert, von vielen gehaßt und verwünſcht.

Wir hofften Alle, nun werde das Wirthshaus eingehen; aber die alte Amslerin heirathete ihren Knecht, mit dem ſie ſchon lange in verbotenem Umgange geſtanden, und die Wirthſchaft ging fort.

Aber, was wirſt du ſagen, Jacob, wenn ich dir nun eine Spukgeſchichte auftiſche? Ich war damals ſo ein Bub' von etwa zwölf Jahren. Die Leute waren noch ſehr abergläubiſch und dumm.

Der Amsler war kaum begraben, ſo hieß es im Flecken: Der Amsler geht! — Du weißt, was das heißt, daß nämlich der Geiſt des Verſtorbenen ſichtbarlich umgehen ſoll, weil er in der Ewigkeit keine Ruhe habe und hier die Lebendigen ſchrecken und quälen müſſe. Hätten die Leute das Gleichniß Jeſu vom Reichen und armen Lazarus mit Andacht geleſen und ſonſt die Lehre des Evangeliums im Herzen gehabt, ſo würde ſolcher Aberglaube nicht Raum gefunden haben; aber bald war der ganze Flecken voll, der Amsler ginge, und Dieſer und Jener habe ihn geſehen, leibhaftig, in der weißen Baumwollmütze mit dem Klunker daran, im Kattunwamms, blau mit großen gelben Blumen und die irdene Pfeife im Munde. So habe er zum Fenſter des zweiten Stockwerkes herausgeſehen und feurigen Dampf aus der Pfeife durch die Eiſengitter geblaſen, daß es ein Greuel und Entſetzen geweſen.

Von dem Augenblicke an ging kein Menſch mehr in das Haus. Es war und blieb leer.

Immer öfter ließ ſich der Amsler ſehen. Ja, es gab oft mitten in der Nacht einen Rumor oben in dem Hauſe, daß es die unten Schlafenden gar nicht mehr aushalten konnten.

Wir paßten manche Mitternacht auf, aber wir ſahen ihn nicht. Doch konnten wir den Rumor wohl hören.

Wäre der Göppel, der Wittwe Amsler Mann, ein Menſch geweſen, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke gehabt hätte, ſo würde er den Geiſt bald gebannt haben. Mein Vater bot ſich ihm an, den Geiſt mit ſeinen geſunden

Bredherren und Dienstherrſchaften werden gegen Euch wie Väter und Mütter gegen ihre Kinder, und es ſteht bald zwiſchen Euch, wie zwiſchen Abraham und Elieſer, oder zwiſchen Ruyter und ſeinem Herrn, denn der hielt ihn fertab wie ſein eigen Kind.

Was ich aber da vornen geſagt, das iſt wahr geworden. Der im Himmel, der am Steuerruder der Welt ſitzt und ſpricht: So ſoll's ſein, der Herr war mit Ruyter. Es ging ihm gut, und er ſtieg bald zum Schiffscapitän ſeines Herrn. Als der ſtarb, trat er in den Staatsdienſt in Holland, und ſtieg ſchnell bis zur höchſten Stelle, zum Admiral. Er hat die Feinde ſeines Vaterlandes wacker geklopft, und die Herren Engländer wiſſen etwas davon zu erzählen, rühmen's aber nicht.

Im Jahre 1676 (das Hanneschen mag's ausrechnen, wie alt er damals war), traf den tapfern Helden bei Meſſina in Sicilien eine Kugel, die nahm ihm ein Bein knatſch weg, und an dieſer Wunde iſt er geſtorben. Ganz Holland trauerte um ihn, und ſein Name ſteht und wird in Ehren ſtehen, ſo lange noch ein Holländer lebt, der ſein Vaterland lieb hat.

Zum Schluß noch ein Item! Hierbei kann man lernen, daß es auch aus niederm Stand einen Weg zu hohen Ehren gibt, nämlich Kenntniſſe, Treue, Gottesfurcht und Ehrlichkeit. Und der Weg iſt keinem verſchloſſen, ſteht vielmehr weit offen. Voran! Wer Luſt hat und ein treues Herz in der Bruſt! Der da oben im Himmel reicht Jedem ſeine unſichtbare Hand, und ſagt ſein Ja und Amen dazu!

V.

Unverhofft kommt oft.

Eine Geſchichte.

Unſereiner, ſprach der alte Schmiedjacob, der ſo oft Abends ſeine Geſchichten auftiſchen muß und keine zweimal bringen darf, weil Ihr mir ſonſt darüber einſchlafet, iſt kreuzübel daran, wie er Geſchichten aufgabelt, um ſie hier in der Geſellſchaft an den Mann zu bringen. Da iſt mir kürzlich ein braver Geſell aus Breslau begegnet, als ich in die Stadt ging. Vom Begrüßen kam's zum plaudern, und als ich ihn fragte, was es Neues in ſeiner Heimath gebe, da hat er mir die nachfolgende Geſchichte erzählt.

Zwei Stunden von Breslau liegt ein Dorf, das gerade ſo ausſieht, wie alle anderen ſchleſiſchen Dörfer auch, und wohnen reiche und arme Bauern drin, wie's halt überall iſt. Unter dieſen wohnt auch eine arme Wittwe, die einen Sohn hat von etwa vier und zwanzig Jahren, Eins mehr, Eins weniger. Zu dem hat ſie oft geſagt: Gottfried, ich werde alt und kränklich, und es wär' mir lieb, wenn du mir eine brave Schnur ins Haus brächteſt; aber da du arm biſt, ſo mein' ich: Es wäre gut, wenn ſie etwas mitbrächte an Ackerland und Gut. Wir haben zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel, und die ſechshundert Thaler Schulden ſind eine

harte Nuß. Die Schnur boten, das gefiel dem Gottfried ſchon, aber der Zuſatz nicht, und das hatte ſeinen Grund. Bekanntlich wartet ſelten ein junger Burſche mit dem Liebhaben eines Mädchens, bis er heirathen kann. In Schleſien iſt das ſo, und ich halte dafür, am Rheine, Main und Neckar wird's um kein Haar breit anders ſein. Gemeiniglich haben ſie in dem Alter ſchon lange einem Mädchen tief in die Augen geſehen, und ſchwören darauf, keine Andre habe hübſchere. Gerade ſo war's dem Gottfried Elsner gegangen.

In ſeinem Dorfe wohnte ein Weber, der ſieben Kinder hatte, und kaum Brod für drei. Sieben Kinder, Mann und Frau, das gibt gerade Neun, und neun geſunde Eſſer können etwas wegthun, nämlich wenn's da iſt, und klagen viel, wenn's fehlt. Nun hätten des Webers Leute oft gerne etwas weggethan, wenn's da geweſen wäre.

Unter den ſieben friſchblühenden Kindern des Webers war das älteſte ein Mädchen wie Milch und Blut. Käthe konnte ohne Weiteres für das ſchönſte Mädchen im Dorfe gelten, wenn auch für das ärmſte, und mancher reiche Burſche wehklagte, daß es nicht ihm gleichgewachſen ſei an Äckern und Wieſen; denn die ſchleſiſchen Bauern meinen auch, drei Acker und drei dazu gäben ſechſe, oder mit anderen Worten, die Frau müſſe doch wenigſtens ebenſo reich ſein, als der Mann, ſonſt klappe es nicht. Wo aber nun gar keine Äcker ſind, da können auch keine zugebracht werden. So kam's denn, daß ein reicher Burſche nicht mit der bildhübſchen Webersköthe gehen durfte, weil ſie ihm eben nicht gleichgewachſen war.

Der Gottfried meinte: Ihm wäre die herzliebe Käthe auch so recht, und ihre Sittſamkeit, ihr Fleiß, ihr gutes Herz und ihr ſtilles, liebes Weſen ſammt ihrem Engelsgeſichtchen ſei ihm ſo viel, ja noch weit mehr werth, als eine hübſche Mitgift an Äckern und Wieſen. Nun traf's ſich einmal, daß er bei einem Tanze dem Mädchen in die Augen ſah, und da war's rein aus. Dieſe oder Keine! ſagte er zu ſich ſelbſt. Dem Mädchen ging's kaum beſſer. Gottfried war ein ſchmucker Burſche, hatte gedient im Heere, war treu, fleißig, und der Herr Baron, der ein Gut im Dorf und ein Schloß dabei hatte, angelte ſchon manchesmal, ihn als Kutſcher zu kriegen, denn er verſtand das Kutſchiren wie ein Stockruſſe, und wußte mit den Pferden umzugehen wie ein halber Viehdoctor. Die Zwei gewannen ſich lieb, und wer's wußte, der war überzeugt, ſie blieben ſich treu bis in den Tod. Das hatten ſie ſich auch gelobt vor Gott.

Als nun die Mutter wieder 'mal ſo von der Schnur ſprach, ſagte Gottfried: Liebe Mutter, eine reiche Erbin krieg' ich nicht, und die ich mag, gefällt Euch nicht, ſo werd' ich wohl ledig bleiben, wie ein Kapuziner.

Wer iſt's denn, Gottfriedchen? fragte die Mutter. Du lieber Himmel, ich kann's doch nicht aus meinem kleinen Finger ſaugen, wen du lieb haſt.

Die Weberskäthe, ſagte halblaut Gottfried.

Die Mutter ſeufzte tief, und ſagte: Das Mädchen iſt nicht zu verachten, denn es iſt kreuzbrav; aber, liebes Kind, die ſechshundert Thaler!

Dem Gottfried arbeitete ſich auch ein Seufzer tief aus der Bruſt heraus, und er ging geſenkten Hauptes

hinaus. Eigentlich hatte die Mutter ſchon lange Wind von der Sache; aber ſie wollte es nur nicht ſagen. Sie dachte nach, und meinte: Der Gottfried wird nur mit dem Mädchen glücklich, und mir wär' nicht leicht eine Schwiegertochter lieber, als die Käthe. Aber — die Wenn und Aber, die in der ganzen Welt ihre Mucken haben, haben ſie auch in Schleſien.

Die Mutter ſchwieg, und der Gottfried wurde alle Tage ſtiller und trauriger. Das drückte der Mutter ſchier das Herz ab. An einem Sonntag Nachmittag kam der Kutſcher des Herrn Baron ins Häuschen, ſagte: Guten Tag! und ſetzte ſich zu der Alten und Gottfried. Hört 'mal, Eisnerin und du Gottfried, hob er an, ich komme vom gnädigen Herrn, und bring' euch eine Botſchaft. Ihr wißt, der gnädige Herr iſt ein guter Herr. Er hat mir zu Neiſſe, wo er ein Gut hat, ein Pachthöfchen gegeben, und nun heirath' ich mein Ottilchen und werde Pächter. Da fehlt's an einem Kutſcher. Du, Gottfried, biſt dazu wie gedrechſelt. Es iſt ein ſchlimmes Jahr vor der Thür, da denk' ich, du greifſt zu, wenn ich dir ſage, daß dir der Herr Baron dreißig Thaler geben will, drei Hemden, zwei Paar Stiefel und eine neue Kleidung, überdies deiner Mutter drei Malter Korn jährlich, ſo lange du dienſt. Solch ein Lohn fliegt dir nicht mehr an den Hals. Für's Heirathen ſind die Zeiten zu ſchlecht, wenn man nicht geborgen iſt. Du ſtirbſt noch nicht vor Alter, und die Käthe iſt Neunzehn. Was hat's da für Eile. Thu's einmal auf ein Jahr. Das Weitere gibt ſich.

Der Kutſcher konnte ſchmuſen wie ein Handelsjude.

und der Gottfried ſagt: Morgen Abend komm' ich aufs Schloß, und ſage dir Antwort. Damit iſt der Kutſcher zufrieden, und geht.

Mutter und Sohn ſaßen eine lange Weile ſtill bei einander, Jedes in ſeine Gedanken verſunken.

Endlich hebt die Mutter an: Gottfried, ich ſehe ſchon, du läßt nicht von der Weberkäthe, und ich will nicht hart ſein. Ich will euch meinen Segen geben.

Da iſt's, als ob den Gottfried eine Tarantel *) geſtochen hätte. Er ſpringt auf, und fällt ſeiner Mutter um den Hals, und herzt und küßt ſie rechts und links.

Nun hör' mich weiter, ſagt ſie, wenn du aufs Schloß gehſt, ſagſt du dem gnädigen Herrn, es wär' dir Alles recht, aber du müßteſt dir aushalten, daß du deine paar Äckerchen für mich bauen dürfteſt. Ich hoffe, das läßt er zu. Die dreißig Thaler Lohn zahlen die Zinſen der Schuld, und ich ſpare, dann können wir die drei Malter Korn verkaufen, und das Geld auf die Schuld bezahlen. Du biſt jung, und die Weberkäthe auch. Dienſt du ein paar Jahre, ſo heirathet ihr euch. Damit aber die Weberkäthe auch etwas ſpart, ſo kann die ſich ſo lange nach Breslau verdingen.

Als die Mutter ausgeredet, lauft der Gottfried wie ein Beſeſſener in Weber's, beichtet Alles, erhält das Jawort von Vater und Mutter und die Zuſage, daß ſie Alles, was die Elsnerswittib geſagt, billigen. Nun

*) Tarantel iſt eine in Italien lebende große Erdſpinne, deren Stich giftig iſt und die Leute ganz toll macht. Sonſt thut's nichts.

muß die liebe Käthe mit zur Mutter, wie sie sich auch sträubt, und die Mutter gibt ihnen ihren Segen.

Am andern Tage geht er aufs Schloß. Am Thor begegnet ihm der gnädige Herr, betrachtet ihn mit Wohlgefallen und sagt, wie der Gottfried so vor ihm steht, die Mütze in der Hand: Wie ist's Gottfried, willigst du ein?

Es wär' mir schon Alles recht, gnädiger Herr, sagt er, aber meine alte, arme Mutter hat ein Bischen Feldgut, wie Sie wissen. Wer soll das bauen, wenn ich nicht da bin? Geld hat sie keins, Taglöhner zu bezahlen.

Ei, du teller Junge, ruft da der gnädige Herr aus, du sollst's bauen, und meine Ackergäule sollst du dazu haben!

Da war's fertig, und schon nach acht Tagen zog der Gottfried aufs Schloß, und die Käthe in einen guten Dienst nach Breslau, wo sie auch zwei und zwanzig Thaler Lohn erhielt, und noch Allerlei dazu.

Nun rechneten sie, was sie sich Alles ersparen könnten, aber auf das Hungerjahr rechneten sie nicht, und nicht darauf, daß Weber's mit ihren Kinderchen verhungern müßten, wenn sie nicht Unterstützung empfingen, denn Verdienst war keiner, und Hunger viel. Da gab denn Gottfried's Mutter ihre drei Malter Korn dem armen Weber, und Käthe ihren ganzen Lohn, und brachten sie glücklich durch. Und als sich Käthe und Gottfried sahen, fielen sie sich mit Thränen um den Hals, und sagten: Wir dienen ein Jahr länger! Die Thränen hatte der Herr im Himmel gesehen, und die Worte gehört und verstanden! —

Zu selbiger Zeit war in Schlesien eine ungeheure Noth, und in Breslau war das Betteln kaum mehr auszuhalten.

In der Stadt wohnte damals und wohnt heute noch ein reicher Kautz, der weder Frau noch Kinder hat, alt ist und erstaunlich viel Geld besitzt. Dazu hatte er aber auch ein mildes, weiches Herz, und ging kein Armer ohne reichliche Gabe von seiner Thüre weg. Er war aber ein ganz absonderlicher Kautz, der ganz curiose Grillen im Kopfe hatte. So fiel es ihm einmal ein, sich in Bettlerkleider zu stecken, und auch 'mal zu fechten, wie die Bettler sagen.

Er wollte einmal zusehen, ob denn wirklich so viel Barmherzigkeit unter den Menschen zu finden sei. Er kleidet sich in die schäbigsten Kleider, die er nur eben kriegen kann, und stützt sich auf einen Stock, als könne er gar nicht mehr gehen. So stellt er sich auf den Gemüsemarkt an eine Ecke, aber er fordert nichts und sieht bloß unter sich. Die ihm jetzt gaben, gaben gewiß gerne.

Da steht er denn lange, lange Zeit. Viele kommen und gehen und sehen ihn so demüthig da stehen, aber Niemand denkt daran, dem armen, alten Mann etwas zu geben.

Endlich kommt ein Mädchen daher, die einen Korb trägt, um Gemüse für ihre Herrschaft zu kaufen. Als sie den alten Mann sieht, blickt sie ihn mitleidvoll an, aber da viele Leute sich da drängten, geht sie vorüber, sieht aber nochmals zurück, ob er auch noch dastehe; und als gerade bei ihm keine Leute stehen, läuft sie zu ihm

zurück und redet ihn mit herzgewinnender Freundlichkeit an: Ach, Vater, Ihr habt wohl auch Hunger?

Er nickt mit dem Kopfe.

Sie greift in die Tasche und zieht ein Stück Brod heraus und reicht es ihm. Das hab' ich mir heute am Frühstück für einen Armen abgespart, sagt sie. Ich weiß auch, wie's Hungern thut. Darauf gibt sie ihm noch

einen Silbergroſchen mit den Worten: Es iſt nicht vom Gelde meiner Herrſchaft! Ich hab' ihn eben in der Straße gefunden.

Darauf ſpringt ſie fort.

Dem Alten wurde es weich ums Herz. Das iſt ein rechtes Samariter Herz, denkt er und beobachtet ſie, folgt ihr von Weitem und ſieht ſie endlich in ein anſtändiges Haus gehen. Er fragt und hört, es ſei die Magd eines Kaufmannes, der in dem Hauſe zu ebener Erde ſeinen Laden habe.

Nun weiß er genug und geht heim, kleidet ſich wieder ordentlich an und macht ſich auf den Weg zu dem Kaufmann. Als er hineintritt, ſpricht er den Wunſch aus, mit dem Kaufmann und ſeiner Frau ein Wort allein zu ſprechen. Die willigen gerne ein, da ſie den alten Herrn wohl kennen.

Als ſie nun ſo unter ſechs Augen beiſammen ſitzen, ſagt er, ſein Kommen gelte ihrem Dienſtmädchen; er wünſche zu wiſſen, woher ſie ſei, wie ſie heiße und wie ſie ſich betrage.

Obwohl das die Kaufmannsleute wundert, daß ein ſo reicher Herr ſich um ihre Käthe kümmere, ſo erzählen ſie ihm doch eben Alles, was ſie von ihr wiſſen, und das iſt die ganze Geſchichte, denn das gute Mädchen hatte kein Geheimniß, und hatte ihrer Frau Alles erzählt, was wir ſchon wiſſen. Die Frau ſagt ferner, daß ſie ſich wöchentlich ihren Lohn auszahlen laſſe, und den ihren armen Eltern gebe, obgleich daran der ſchönſte Wunſch ihres Herzens hänge; ferner verſicherten Beide, es könne kaum eine fleißigere, treuere Magd geben, als Käthe.

Als das der alte Herr gehört, erzählt er auch ſeine Geſchichte vom Gemüſemarkt, und daß er etwas für das

Schmiedarmen und Fäusten zu bannen; aber der war eine Schlafhaube, und abergläubisch über alle Vorstellung. Sobald es Nacht wurde, wagten sie sich nicht mehr vor die Thür und zitterten wie Espenlaub.

Im Flecken war ein wahrer Aufruhr.

Mein Vater ging endlich zum Adjunkten, und sagte ihm, daß er den Sattler Meckel im Verdacht habe; daß es eine Pflicht sei, dem Unwesen zu steuern; er bot sich an, wenn es ihm gestattet und gelobt würde, den Spitzbuben zu bestrafen, so wolle er ihn schon kriegen. Der Adjunkt war ein vernünftiger Mann. Er bot meinem Vater die Hand, und Beide verabredeten sich mit einander und schlichen, mit ordentlichen Stricken und Knüppeln versehen, Abends in Göppel's Haus, ohne daß es Jemand bemerkte. Sie verbargen sich in der Oberstube, wo das Gespenst sein Wesen trieb, der Eine hinter einer aufrecht stehenden Mulde, der Andere hinter einem Stoß ineinander geschobener Waschkörbe.

Als es gegen Mitternacht ging, däuchte es ihnen, als würde an dem Ziegeldache der hinteren Seite gerückt. Dieß Geräusch wurde allmählich vernehmlicher, und bald vernahm man einen Schlag, wie wenn Jemand auf den Speicherboden springe. Gleich darauf hörten sie schwere, stampfende Tritte die Speicherstiege herab kommen, und die Thüre der Stube, wo sie sich befanden, ging auf. Es kam Einer herein, der gerade auf die Backmulde losging, hinter welcher mein Vater stand. Er riß sie um und warf sie mit voller Wucht auf den Boden. In demselben Augenblick aber empfing er einen guten Abend mit dem derben Knüppel, den mein Vater in der Hand hielt, daß er mit dem Schrei: Ach Herr Je! zur Erde stürzte. Jetzt war mein Vater schnell da und faßte ihn, und der Adjunkt war eben auch nicht faul, ihn zu fassen.

Der Hieb meines Vaters hatte ihn ganz betäubt, denn er ließ sich binden ohne Widerstand. Meinem Vater wurde es ganz unheimlich, weil er fürchtete, daß er ihn lebensgefährlich getroffen, aber das war nicht der Fall, denn sein Athem ging noch.

Als sie ihn tüchtig an Händen und Füßen gebunden, riefen sie nach Licht. Dieß kam endlich, indem der feige

gute Mädchen thun wolle. Beide Eheleute mußten ihm ein unverbrüchliches Schweigen geloben, und er scheidet.

Mittags läßt er anſpannen und fährt auf das Dorf, da er den Herrn Baron kennt, und erkundigt ſich auch da und bei dem Pfarrer, und da Alles buchſtäblich wahr und richtig iſt, fährt er wieder heim.

Nun ſtanden, wie er von dem Schulzen des Dorfes gehört hatte, die ſechs hundert Thaler Schuld der Elsner's Wittib bei dem Hoſpitalfond in Breslau. Dort geht er hin, bezahlt ſie blank mit Zinſen aus, läßt ſich die Schuldurkunde und die Quittung geben und geht zurück in das Kaufmannshaus.

Ich bitte nochmals um ein Stündlein, ſagt er zum Kaufmann und ſeiner Frau, und die gewähren's recht gerne.

Laſſen Sie mir doch 'mal das Mädchen herein kommen, ſagt er zu der Frau, und die ruft: Käthe!

Da kommt denn das nette Mädchen herein und grüßt höflich.

Der alte Herr fragt: Kennſt Du mich noch, Mädchen? Sieh' mich 'mal an!

Sie erröthet, ſchaut ihn aber freimüthig an; dann ſagt ſie: ich kenne den Herrn nicht, aber —

Nun, was weiter? Sag's nur gerad' 'raus, Kind! fährt er fort.

Vor etlichen Tagen, ſagt ſie ſtotternd und verlegen, da ſtand am Gemüſemarkt ein armer Mann, der — glich dem Herrn aufs Haar.

Richtig, ſagt er, ich kenne den Tagedieb!

Ach, nein, ſagt das Mädchen beſtürzt, ein Tagedieb war's nicht!

Was gabſt du ihm, Kind? fragt er weiter.

Ach, ſagt ſie, ich hatte mich ſatt gegeſſen und noch ein Stück Brod übrig, das ſteckte ich für einen recht Armen in den Sack, weil ich weiß, daß meine gute Herrſchaft nichts dagegen hat. Und wie ich ſo die Straße hingehe, da blinkt etwas vor mir, ich bücke mich und raffe einen Silbergroſchen auf. Da denk' ich, den ſoll auch ein Armer haben.

Aber, Mädchen, ſagt der alte Herr, hätteſt du den Silbergroſchen nicht ſelber aufheben können für dich? Biſt doch auch nicht reich.

Ach wohl, ſagt ſie, aber den hatte mir Gott beſchert, und der Armen ſind ſo viele. Was ich habe und verdiene, gebe ich meinen armen Eltern und Geſchwiſtern, da wollte ich denn auch die Freude haben, und einmal etwas einem anderen Armen geben.

Der alte Herr fuhr mit der Hand über das Geſicht und huſtete einigemal, um ſeine Bewegung zu verbergen.

Weißt du aber auch, daß der Menſch, dem du Brod und Geld gabſt, gar nicht arm iſt? fragte er.

Das wäre von ihm unrecht, ſagte ſie, aber mir thut's nichts, ich hab's gut gemeint, das weiß Gott!

Denke dir, fuhr er fort, der Silbergroſchen war ein „Heckegroſchen," der hat ſich ungeheuer vermehrt. Jeder Pfennig iſt zu hundert Thaler geworden!

Der Herr ſpaßt! ſagte das Mädchen.

Nein, Kind, ich ſpaße nicht, rief der Herr. Sieh', hier geb' ich dir die Quittung und den Schuldſchein über Gottfried's Häuschen und Gütchen, das iſt jetzt ſchuldenfrei.

Sie ſah ihn mit einem Blicke tiefſten Erſtaunens an. Kennt denn der Herr den Gottfried? fragte ſie.

Ob ich ihn kenne? ſagte dieſer. Da, dein Herr lieſt dir das Alles vor. Der Kaufmann that es.

Ihr Auge leuchtete. Großer Gott, wie glücklich wird er ſein! Aber wo er nur das viele Geld her hat?

Ich ſage dir ja, dem du den Silbergroſchen gabſt, iſt ein reicher Mann, der einmal probiren wollte, ob es auch noch barmherzige Herzen gäbe. Da hat er denn jeden Pfennig deiner Gabe zu hundert Thaler gemacht, hat davon die Schuld deines Bräutigams bezahlt und — hier haſt du das Übrige, es ſind ſechshundert Thaler zu deiner Ausſteuer! —

Es hat recht viele Mühe gekoſtet, Käthen zu überzeugen, daß es ſo ſei; aber dann iſt auch ihr Dank, ihre Freude, ihr Glück ohne Maaß geweſen.

Sie lief noch denſelben Tag mit Erlaubniß ihrer Herrſchaft heim, brachte Gottfried Quittung und Geld und machte dort ſo glückliche Herzen, wie das ihrige war. Gottfried kam mit und wollte auch danken, aber der Herr war an dem Tage noch verreiſt.

Darauf iſt denn Käthe bis zu Weihnachten im Dienſte geblieben und iſt dann heimgegangen und Gottfried's glückliches Weib geworden. Er blieb aber im Dienſte des Herrn Barons und wird wohl ſein Lebtag darin bleiben. Auf der Hochzeit aber war der alte Herr, und iſt ſeitdem Käthen's und ihrer Eltern Wohlthäter geblieben.

So hat mir der Geſelle die Geſchichte beſchrieben, und ich hab' dabei gar oft an des Herrn Wort gedacht: „Geben iſt ſeliger, denn Nehmen!“

VI.

Was Einer fertig bringen kann, wenn er will.

Einmal ſaßen Abends mehrere Freunde bei ihrer Lampe traulich bei einander und hörten aufmerkſam dem Gevatter und dem Schmiedjacob zu, die miteinander diſputirten. Der Schmiedjacob hatte geſagt, es ſei ganz erſtaunlich, was ein guter, wackerer Mann durch Wort und Beiſpiel auf andere Leute wirken könne, ja noch mehr, es könne Einer bei einer ganzen Gemeinde zu Nutz und Frommen beitragen, ohne daß er Pfarrer oder Schulmeiſter wäre, wenn er's nur am rechten Zipfel anzugreifen wiſſe, zumal, um ſchlechte Sitten zu beſſern, und auch im Landbau neue beſſere Einrichtungen einzuführen, die den Wohlſtand förderten.

Macht mir meinen Gaul nicht ſcheu, rief der Gevatter aus. Plaud're Einer, ſo viel er will; mach' er's ſo gut er nur kann — die Leute ſind ihres Kopfes, und gehen ihre eignen Wege, und kümmern ſich nicht drum. Und vollends im Landbau machen's die Jungen, wie's die Alten ſeit Anno X machten, und es geht immer im alten Tappen fort. Kehre Jeder vor ſeiner Thür, und laſſe den Schmutz vor anderer Leute Thüren liegen!

Proſt die Mahlzeit! rief dagegen der Schmiedjacob, der ſonſt nicht leicht hitzig wurde. Glaubt nicht, daß ich

ſo etwas ebenhin ſage! Ich weiß, daß Ihr das Dorf Hellbach kennt. —

Freilich kenn' ich's, fiel ihm der Gevatter in die Rede.

O dann kennt Ihr auch das Sprüchelchen von Hellbach? —

Welches?

Ei das, ſagte der Schmierjacob: Die Hellbacher gehn alle betteln bis auf den Paſtor, den Schulmeiſter und den Schöffen, und die kommen nicht, weil ſie keine Schuhe haben.

Meiner Treu, ſagte lachend der Gevatter, das hatt' ich ganz vergeſſen. Es iſt aber auch nicht mehr ſo in Hellbach.

Und warum? fragte der Schmierjacob, ich will's Euch ſagen.

Vor etwa zwanzig Jahren kamen der „Batzenmann," wie ſie den Steuerboten, und der „Blutegel," wie ſie den Gerichtsvollzieher hießen, nicht mehr aus dem Dorfe. Sie waren Alle Lumpen und Faulenzer, und um ihr gutes Feld ſtand's jämmerlich. Man meinte über Hellbach herrſchten unaufhörlich die ſieben mageren Jahre Aegyptens, und es wohnten wirklich ſoviel Bettler darin, als Bürger. Seht 'mal jetzt das Dorf an! Keiner bettelt; die Häuſer ſind nett, die Straßen ſauber; Batzenmann und Blutegel haben den Weg zum Dorfe vergeſſen; das Feld iſt prächtig gebaut; die Weinberge ſtehen zum Verwundern, und die Metzger kaufen mehr fette und gemäſtete Ochſen dort, als ſonſt magere Kühe und Geiſen drin waren. Und dazu hat, nächſt Gott, Ein Mann das Meiſte beigetragen. Noch mehr, es herrſchen dort jetzt

Sitte und Zucht, während früher keine Ehe in Ehren geſchloſſen wurde.

Wer war denn das? fragten Viele.

Der Nachtwächter, ſagte der Schmiedjacob. Ich will's Euch erzählen. Zu Hollbach ſtand damals rechts, wenn man um die Kirche bog, in der Ecke ein Haus, das machte es, wie alte Leute — es hatte ſich ſo gebückt, daß es alle Tage einzufallen drohte. Der in dem Hauſe wohnte, war der Schuſter Bäcker, ein alter Pampeler, der lieber ſpazieren ging, als arbeitete. Er hatte ein gar lieb, brav Töchterlein, aber das konnt's nicht packen, und es ging im Hausweſen alle Tage hinter ſich. Seine Weinberge lagen faſt wüſte, ſeine Äcker waren nicht gedüngt, ſeine Wieſen trugen kein Heu mehr, weil ſeit Menſchengedenken keine Aſche drauf gekommen war, und kein Waſſer drauf geleitet wurde. In Summa, wenn's Dukaten geregnet hätte, der Schuſter Bäcker wär' zu faul geweſen, ſie aufzuraffen.

Er hieß im Dorfe nur der „Schlotterbuchs." Sein Töchterlein, das hübſche Fränzchen, arbeitete wie ein Feind, aber ſie konnt's nicht allein packen. Alle Kunden gingen fort, und es war juſt Matthäus am Letzten.

Einmal im Herbſte hatte das liebe Fränzchen die Trauben aus zwanzig Ruthen Weinberg in einer Bütte, und wollte ſie ſchweren Herzens heimtragen. Aber ſie war ihr doch zu ſchwer zum Heben. Ihr Vater war zu faul geweſen, mit ihr Leſen zu gehen, ſonſt hätte er ihr heben können. Nun war weit und breit Niemand, und das hübſche Mädchen mußte ſitzen und harren, bis Jemand käme.

Wie ſie ſo daſaß, dachte ſie an ihr Elend. Der Weinberg ſollte geredet werden, aber konnte ſie es? Oben und unten lag noch Wüſtland, das herrliche Trauben hätte tragen können. Alles, was quer ging, ſtand ſo vor ihrer Seele. Da fing ſie recht herzlich an zu weinen. Ihr kindlich Gefühl verbot ihr, den Vater anzuhalten, und ſo konnt's doch nicht mehr fortgehen! —

Wie ſie ſo daſitzt, kommt die Straße her ein Handwerksburſch, ein ſtattlicher, bildhübſcher Menſch, kein Strohmer und Landſtraßenheld, ſondern gut gekleidet, und an dem Felleiſen ſah man es ihm an, daß er auch ein Schuſter war.

Der war da unten am ſchönen Rheine zu Haus, in Braubach, wo eben die Marxburg ſteht, und hätte auch für ſein Leben gern eine Traube gegeſſen, wenn er ſie mit Recht und Ehren gehabt hätte. Sieht er das hübſche Mädchen ſitzen, und denkt: Die gibt dir gewiß eine! Er

ſagte: Gelt, du freundlich Mädchen, eine Traube verſagſt du mir nicht?

Auch nicht zehn und mehr, ſagte ſie.

Da ſpringt er aufs Ufer, ſetzt ſich neben hin, und läßt ſie ſich gut ſchmecken.

Hebt Er mir auch die Laſt auf? fragt ſie, als er ſich ſatt gegeſſen.

Ich trag' ſie, wenn du willſt!

Aber das that ſie nicht. So wandern die Zwei miteinander, und ehe ſie das Dorf erreichen, weiß er, daß ſie eine Meiſterstochter iſt, und er dachte: Ich wollte, ſie wär' die Meiſtersfrau und ich der Meiſter! Denn das Mädchen gefiel ihm über die Maßen, und, wie es ſchien, er ihr auch.

Es ging ſchon ſtark auf den Abend zu, als ſie das Dorf erreichten, und der Burſch war müd'.

Wenn Ihm Kartoffeln und Sauermilch nicht zu ſchlecht ſind, ſagte ſie, ſo eß Er mit uns.

Das gefiel ihm, und er ging mit.

Meiſter Bäcker war ein guter Mann. Er ſah's gern, daß dies das Fränzchen gethan, und fing gleich mit dem Burſchen von der Wanderſchaft zu reden an, und der erzählte ſo viel Schönes, daß der Abend herumflog wie eine Minute.

Dem Jacob Prinz, ſo hieß er, gefiel's gar gut, nämlich das Fränzchen, und darum Alles.

Abends ſagt' er: Lieber Meiſter, ich bin des Wanderns müde, wollet Ihr mich nicht als Geſellen halten? Ich will um die Koſt arbeiten.

Das gefiel dem faulen Bäcker gut, und er ging's

ein. So blieb der Jacob Prinz da, und mit Tagesanbruch hob er an zu klopfen, und flickte Alles nett und sauber auf, was seit Wochen dalag, wie oft auch die Leute darnach gefragt hatten. Nun waren aber noch zwei Weinberge zu lesen, und in der Luft flog Schnee. Habt Ihr nicht ein Legel? sagte Jacob; ich kann's nicht zusehen, daß Eure Tochter Alles auf dem Kopfe heimtrage, und ich soll nebenher gehen.

Da lieh das Fränzchen ein Legel, und es ging flugs von der Hand. Abends sagte Prinz: Meister, die Weinberge könnten siebenmal soviel tragen, wenn man sie einlegte, das heißt, die alten Stöcke in die Erde, dann werden die Weinberge wieder jung. So macht man's bei uns.

Das wär' eine Heidenarbeit! sagte der Meister.

Ich will sie thun, wenn's trocken hält, rief Franz. Mir macht's Spaß.

Den Spaß will ich Ihm lassen, sagte lachend der Meister.

Als nun das Bißchen Most verkauft war, und die Arbeit langsam ging, auch das Wetter noch paßlich war, machte sich der Prinz dran. Die Hellbacher wollten sich halb todt lachen.

Nach vierzehn Tagen hatte der junge Mann den ganzen Weinberg neu gemacht. Die alten Rebenschenkel lagen in der Erde, und das junge Holz stand oben heraus, als wäre der Weinberg jung, und alle standen nach der Schnur, reihenweise und so, daß Luft und Sonne darauf wirken konnte.

Darauf gewannen sie Vertrauen zu dem Menschen.

Die verlaufenen Kunden kehrten zurück, und Meister Bäcker schämte sich bei dem Fleiße des Gesellen des Herumschlotterns. Er begann zu arbeiten, und Fränzchen's Herz lachte, ihre Wängelein blühten wie Rosen, und ihre Arbeit flog ihr von der Hand weg.

So ging der Winter herum, und zu Ostern sagte der Meister, der sich doch schämte, den braven Menschen für die Kost zu halten:

Jacob, hier ist Sein Lohn! Er hat ihn wohlverdient.

Soll ich gehen? fragte er.

Nein, nein! rief Bäcker. Er soll bleiben, so lang' Er will, aber den wohlverdienten Lohn nehmen.

Meister, sagte darauf Jacob Prinz, ich wüßt' ein Mittel, daß Ihr den Lohn spartet, und ich bliebe doch.

Wie so? fragte Bäcker.

Gebt mir Fränzchen zur Frau. Ich bin braver Leute Kind, die freilich todt sind, und bin kein Bettler.

Einen bessern Schwiegersohn mochte sich Bäcker nicht wünschen; drum sagte er: Mir ist's schon recht, wenn das Fränzchen will. Da fiel ihm der Jacob um den Hals vor Freude, und weil das Fränzchen in der Küche fröhlich sang beim Kochen, lief er hinaus, und sagt's ihr rund und ehrlich auf gut rheinische Weise.

Da hört das Mädchen zu singen auf, und sagt mit tiefem Weh: Jacob, ich bin ein armes Mädchen!

Aber er läßt sie nicht weiter reden, und ehe man sich's versieht, hat sie Ja gesagt mit Freuden.

Die Hollbacher Mädchen beneideten das Fränzchen, aber die dachte: Besser Neider, als Mitleider!

Nach drei Wochen waren sie ein glückliches Paar.

Göppel vorſichtig und bebend herzukam. Beim Scheine der Ampel ſtellte es ſich denn heraus, daß es wirklich Meckel's Sattler war, der eine weiße baumwollene Zipfelmütze auf hatte und Amsler's Wamms trug, das er wahrſcheinlich vom Speicher, wo es gehangen, geſtohlen hatte. Im Dache waren die Ziegeln an einer Stelle verrückt und dadurch eine Oeffnung bewirkt, wo man ganz bequem aus einer Giebelluke von Meckel's Hauſe hereinſteigen konnte. Sie wuſchen nun den Betäubten mit kaltem Waſſer und Eſſig an, und bald ſchlug er die Augen auf und ſah mit Entſetzen die handfeſten Geiſterbanner und ſeinen Zuſtand.

Vergebens legte er ſich aufs Bitten, dann aufs Drohen und Wüthen. Alles blieb erfolglos. Am Morgen ließ der Adjunkt ausſchellen, wer den Geiſt aus Amsler's Haus ſehen wolle, möge auf den Markt kommen. Du kannſt dir denken, daß da Niemand fehlte! Als ſie ihn

Nun ging der Prinz mit ſeiner ſchönen Frau nach Braubach zu ſeinem Vormund, dem er ſchon geſchrieben hatte, und holte ſich ſein Vermögen, das in neunhundert Gulden beſtand. Er und ſeine Frau wurden aber einig, Niemanden etwas davon zu ſagen.

Der Prinz aber hatte nun ſo viel Arbeit, daß der alte Bäcker wacker zugriff. Es war ein ganz anderes Leben im Hauſe, und kam ein ſchöner Verdienſt ein.

Sobald die Witterung es litt, kaufte Prinz Holz, und baute das Haus wieder zurecht, daß man es nicht

mehr kannte. Von dem übrigen Gelde kaufte er Äcker und Wiesen, die spottwohlfeil waren. Nun machte er's mit den andern zwei Weinbergen, wie mit dem ersten. Die Wiesen legte er gerade, bewässerte sie, und that Asche drauf. Statt der zwei Geisen kauft er eine Kuh. Da hättet ihr das Fränzchen sollen wirthschaften sehen! Es war eine Lust!

Als nun die Weinberge üppig grünten, frisch wuchsen und herrliche Trauben trugen; als die Wiesen besseres und doppelt soviel, als früher, an Heu brachten; als der Prinz herrlichen Klee, reiche Früchte in seinen Äckern zog, — da sagten sie: Wer hätte das geglaubt? Sie lachten und spotteten nicht mehr, ja, hin und wieder fing Einer hier, der Andere da an, und folgte dem Beispiele des Schusters Prinz. Der aber kam voran, und mußte sich bald einen Gesellen halten. Aber mit seinem Schwiegervater war eine völlige Umänderung vor sich gegangen. Im Wirthshaus sah man ihn nicht mehr. In der Schmiede, wo er sonst halbe Tage lang stand, und rauchte und plauderte, war er ein seltener Gast. Die Hollbacher sagten: Sie geben ihm nichts, und er muß arbeiten!

Allein Jeder, der ins Haus trat, sah, daß das erlogen war. Freundlicher und liebreicher waren in ganz Hollbach keine Kinder gegen ihre alten Eltern, als Fränzchen und Prinz gegen den Alten. Er sagte das auch überall, und bekannte es freudig, daß er nicht anders wolle. Er sähe ein, daß Arbeit ein Segen, und das Herumschlottern ein Unglück und Verderben sei.

Es war verwunderlich, wie das Urtheil der Leute in Hollbach umgeschlagen war. Anfänglich hatten sie,

wie gesagt, den Jacob Prinz für einen Narren erklärt, hatten räsonnirt, der wolle Alles neu machen und umkehren, aber sie wollten es noch erleben, daß es ihm gehe, wie ihnen auch. Als es aber nicht so ging; als sie sahen, wie vortrefflich seine Erneuerung der alten Weinberge ausfiel; wie die gleichgelegten, gutbewässerten Wiesen so viel mehr und besseres Heu trugen; wie seine wohlbestellten Äcker einen reichen Ertrag lieferten; wie er im dritten Jahre seiner Ehe schon zwei Kühe hielt und damit sein Feld bestellte und düngte — da mußten sie's anerkennen, und ahmten es nach. Sie kamen und holten sich Rath und That bei ihm, und er war willig und bereit, selbst mit Hand anzulegen, um sie Dies und Jenes zu lehren.

Ins Wirthshaus ging er einmal nicht; aber wenn die Leute Sonntags vor den Thüren saßen, ging er gern zu ihnen. Da sprach er dann frisch von der Leber, tadelte hart das Bettelngeben, und meinte, wenn die Leute ihre erwachsenen Kinder zur Arbeit anhielten oder verdingten, kämen sie weiter. Gar oft mußten sie aus seinem Munde das Sprüchelchen hören: „Die Hellbacher betteln Alle bis auf den Schöffen, Pfarrer und Schulmeister, denn die haben keine Schuhe. Da sagte er denn, was das eine Schmach und Schande für den Ort sei, und wie sie es gar nicht nöthig hätten, wenn sie nur ihr Feld gut bauen wollten.

Hier und da schlug's durch; aber die Meisten ärgerten sich, und sagten: Der hat gut reden!

Freilich war das Betteln für die faulen Hellbacher der allerleichteste Verdienst, und kostete für die Kinder

gar kein Lehrgeld; aber sie bedachten nicht, welch einen Schaden es ihren Seelen brachte, wie Frechheit, Schamlosigkeit, Faulheit und Unreinlichkeit damit schon frühe in ihre Seelen gepflanzt wurde und als Unkraut fortwucherte.

Dennoch wirkte auch da des Jacob Prinz Wort, das er mit überzeugenden Gründen zu belegen wußte. Ein Tropfen höhlt den Stein, sagte er, wenn er öfter auf dieselbe Stelle fällt, und kam darum immer wieder darauf zurück.

In den Häusern herrschte häufig Unordnung und Unsauberkeit. Des Prinz Hauswesen war darin ein Muster, und Fränzchen ging, soviel sie auch arbeitete, immer sauber und nett einher. Man konnte sie für ein Mädchen halten. Sie hatte recht ihre Arbeit. Zwei Kinderchen hatte ihr Gott geschenkt; ein Geselle, der Vater, ihr Mann, — das war schon eine ordentliche Tischgenossenschaft. Zwei Kühe standen im Stall, und sie hatte doch keine Magd. Da hieß es: Früh auf und spät ins Bett! Das war auch in Hollbach nicht Sitte. Sie kehrten's lieber um, und sagten: Spät auf und früh ins Bett!

Das Wirthshaus war immer voll. Da wurde getrunken und gekartet bis Mitternacht, oft bis an den hellen Tag. Abends zog das junge Volk bis zehn — eilf Uhr herum, und in den Ecken und Winkeln konnte man die Pärchen finden.

Das Alles mißfiel dem ehrlichen Manne sehr, und eines Sonntags, als er bei seiner Frau saß, sagte er: Ich habe Manches schon in Hollbach gebessert, aber nun

weiß ich ein Mittelchen, wie ich all das Unweſen zu Ende bringe!

Ach, Jacob, ſagte Fränzchen, ich bitte dich, laß ſie gehen. Du machſt dir nur Feinde, und beſſerſt ſie doch nicht!

Wer ſagt's? fragte er. Man muß ſich vor keiner Arbeit fürchten, ſonſt bringt man ſie niemals fertig. Wenn auch Manche mir feind werden, die Beſſeren erkennen's, und wenn ich ſie auf beſſere Wege gebracht habe, danken ſie mir's hintennach doch.

Was willſt du denn thun? fragte ſie.

Nachtwächter werden! rief er lachend.

Fränzchen kannte ihn ſchon. Wenn er auch dabei lachte, ſo wußte ſie doch gewiß, daß es damit ſein Ernſt war. Daß ich es aber gerade herausſage, das gute Fränzchen hielt das für einen großen Schimpf, wenn ihr Mann, ein tüchtiger Meiſter im Handwerk und ein wohlbemittelter Mann, Nachtwächter würde.

Du wirſt doch nicht?—! rief ſie.

Ich werde es doch, ſagte er und ſah ſie lächelnd an; was haſt du denn dagegen?

Es iſt — ein Schimpf! platzte ſie heraus.

Kein Geſchäft beſchimpft den, der's redlich thut, ſagte er. Es iſt eine Arznei für Hollbach.

Was werd' ich nicht noch Alles erleben! rief ſie aus.

So Gott ſeinen Segen gibt, wirſt du viel Gutes davon erleben, ſagte Prinz. Ich hab' mir Alles ausgedacht. Laß mich, Kind, ich ſage dir, es iſt eine Arznei für Hollbach; anfänglich ein Bischen bitter, aber dann deſto heilſamer. Auch bleib' ich's nur ſo lange, bis mein Zweck erreicht iſt.

Nun schwieg Fränzchen, weil sie wußte, daß doch ihre Einreden nichts mehr halfen.

Laß ihn gehen, sagte der Alte, der ruhig zugehört hatte. Er hat etwas Gutes vor, ich merk's schon!

Auf Martinitag war die Gemeinde zusammen. Der Hirte und Nachtwächter wurde da immer gedingt. Der alte Nachtwächter war vor kurzer Zeit gestorben. Nun meldeten sich zwei. Der Eine forderte dreißig Gulden, der Andere fünf und zwanzig. Da erhob sich Jacob Prinz, und sagte: Ihr Männer, ich thue es umsonst, wenn ihr das Geld anwendet, um die Löcher im Straßenpflaster wieder herzustellen.

Das ist ein Wort, vor dem ich Respect habe, sagte der Schöffe. Der Prinz meint's mit uns Allen gut. Wenn ihr denkt, wie ich, so bleibt's dabei.

Alle Männer stimmten zu, und Meister Prinz bekam das Horn. Alles lachte. Manche spöttisch, Manche, weil's ihnen komisch vorkam, daß ein so wohlstehender Mann, wie Prinz, den Dienst thue, den bisher nur die ärmsten Leute gethan hatten.

Aber es wurde ins Gemeindebuch geschrieben, und nun biß keine Maus mehr einen Faden davon ab.

Als er mit dem Horn heimkam, ließ Fränzchen das Köpfchen hängen und redete kein Wort.

Das ist Weiberart, dachte Jacob, und that, als säh' er's nicht. Sie wird im eignen Brode wieder gut, sagte er zu sich.

Um zehn Uhr nahm er das Horn und ging lachend hinaus. Gib 'mal auf mein Sprüchlein Acht! sagte er zu seiner Frau; aber die war verdrießlich und schwieg.

Unten im Dorf lag das Wirthshaus. Da war's heute ſehr voll und ging luſtig zu. Die Meiſten karteten. Jacob hielt das Horn wider den Laden und ſtieß einen Ton heraus ſo voll und kräftig, daß Alle in der Stube voll Schrecken in die Höhe fuhren, fluchten und tobten über den groben Schalksſtreich. Jacob blies zehnmal, dann rief er mit lauter Stimme:

„Das Wirthshaus voll, die Kirche leer —
Drum geht in Hellbach Alles quer.
Der Mann bei der Kart', die Frau im Noth,
Im Haus kein Salz und auch kein Brod.
Daher nur Betteln und Klagen!
'S hat Zehn geſchlagen!"

Dies Sprüchlein rief er durchs ganze Dorf. Überall kamen die Leute, die noch auf waren, ans Fenſter, und hörten zu. Die Weiber dachten: Gott lohn's! Der ſagt's den Spielern einmal! Fränzchen lächelte, als ſie's hörte. Jetzt begriff ſie ihn, und als er heim kam, war ihr Geſicht wieder freundlich wie ſonſt. Aber im Wirthshaus ſchrien und tobten die Brüder Liederliche. Wenn der's ſo macht, ſo wollen wir's ihm vertreiben! Entweder muß er das Horn abgeben, oder wir prügeln ihn krumm und lahm! Das

war so die erste, fliegende Hitze. Es war aber blind geladen, denn die Hellbacher thun viel mit dem Maul und wenig in der That. Die Meisten drückten sich, und gingen alsbald heim. Nur so ein Klübchen Erzspieler blieben sitzen.

Um eilf Uhr kam er wieder, und sah noch Drei dasitzen und mit dem Wirthe spielen.

Wieder blies er wider den Laden, wie das erste Mal, dann blies er die Stunde, und rief:

„Es sitzen und spielen noch Drei.
Wollt Ihr wissen, wer's sei?
Um Zwölf nenn' ich sie frank und frei!
'S hat Eilf geschlagen!"

Der Kerl ist des Teufels, riefen Wirth und Spieler. Er ist im Stand, und hängt uns den Denkzettel an! Solche Schande mochten sie sich doch nicht machen lassen, und machten sich eilig aus dem Staube. Das Sprüchelchen rief er wieder durchs ganze Dorf. Am andern Tage war es ein Gerede ohne Maaß. Jeder fragte, wer die Drei gewesen, und sie brachten's richtig heraus, — und sie bekamen ihr Theil. Prinz aber sagte überall, wo er hinkam: Bei meiner Seel', ich nenne sie Alle bei Namen, wenn ich wieder Spieler und Säufer im Wirthshaus finde!

Ach, sagte Fränzchen, Jacob, du wirst sehen, die ganze Kundschaft gebt fort, wenn du es so machst.

Thut nichts, sagte er. Sie kommt auch wieder. Und kommt sie nicht, so werd' ich ein ganzer Bauer, jetzt bin ich doch nur ein halber, und wir verlieren dabei

nichts: aber kuranzen will ich die Hollbacher, daß es eine Art hat, bis es beſſer wird.

Die Spieler und Säufer aber hielten Rath, wie ſie ihn irre führen könnten. Einer ſchlug vor, ſie wollten, wenn er die Stunde bliese, das Licht auslöſchen. Da er unten anfinge, ſo könnten ſie dann ungeſtört ſpielen. Einer müſſe ſchon Wache halten. Das gefiel ihnen, und ſo blieb's beſchloſſen.

Im Sprüchwort heißt's aber: Die Wände haben Ohren! Und da, wo ſie zuſammen ſaßen, hatten ſie weibliche Ohren, und die Weiber hätten den Jacob Prinz alle auf den Händen tragen mögen. Eine ſteckte es ihm. Schon gut, ſagte er.

Als er am Abend Zehn blies, war Alles im Wirthshauſe dunkel und todtſtille. Er rief:

„Ihr Spieler, blaſet aus das Licht
Und meinet, der Wächter merk' es nicht!
Er wird es doch den Leuten ſagen!
'S hat Zehn geſchlagen!"

Und wieder rief er das Sprüchlein durchs ganze Dorf. Alles lachte; die Spieler ſammt dem Wirthe fluchten und tobten, aber ſie ſchlichen zwiſchen der Stunde heim, und als er um eilf Uhr horchte, war das Weſpenneſt völlig leer. Und er hatte die Freude, zu erleben, daß die Furcht vor ihm ſie heilte. Zwar verdachten ſie's ihm dann und wann noch einmal; Jacob aber hatte jetzt an den Weibern ſeine Spione, und richtig trieb er's wie zuvor, bis Abends das Wirthshaus leer blieb. Er rechnete darauf, daß der Spott der Beſſeren, die Bitten

der Frauen, die beſſere Erkenntniß ſeine Bundesgenoſſen ſeien, und hatte richtig gerechnet.

An einem andern Abend ſah er ein Pärchen in einer Ecke ſtehen. Da rief er durchs Dorf:

„Der Schlechte vor dem Licht entweicht!
Das Laſter ſtets im Finſtern ſchleicht.
Soll' ich vom Pärchen die Namen ſagen?
'S hat Eilf geſchlagen!"

Da gab's ein Gerede am andern Tage: Wer war's? Wer war's? Viele fragten ihn. Er aber ſagte: Find' ich ſie noch einmal, ſo werden ſie Alle genannt. Auch das wirkte. Die Furcht hütet auch den Wald, ſagte er, und damit iſt ſchon viel erreicht. Die Hauptſache aber thut der liebe Gott.

Fand er Buben auf der Straße, ſo faßte er ſie am Lappen und führte ſie zum Schöffen. Der war ein rechtſchaffener Mann, der, wie alle Beſſeren im Dorfe, ſeine Luſt an dem neuen Nachtwächter hatte.

Im Frühjahr wurde das erſparte Geld ans Straßenpflaſter verwendet, und Jedermann freute ſich darüber; aber mehr freuten ſich die Rechtſchaffenen über die Ordnung im Dorfe. Die Männer blieben daheim, ſparten das Geld, hielten die Kinder in Ordnung und arbeiteten etwas für die Haushaltung, um die Zeit zu verkürzen. Sie banden Beſen, flochten Strohmatten und Strohkörbe, Bienenfäſſer und dergleichen. Das wurde verkauft, und es kam Geld ins Haus. Andere ſtrickten Strümpfe oder belaſen Erbſen, Bohnen und Linſen.

Niemand war glücklicher als die Frauen.

herausbrachten, an einem Stricke fortgezogen, gab es ein furchtbares Halloh und Gelächter, daß es wirbelte. Die bösen Buben hatten nicht übel Lust, tüchtig draufzuklopfen, aber der Adjunkt verhinderte das und mein Vater las ihnen tüchtig den Text über ihren Aberglauben. Darauf wurde denn der saubere Geist an das Gericht abgeliefert, wo er bekannte, daß er es bloß darum gethan habe, um das Haus wohlfeil zu erkaufen, wo er dann darin habe die Sattlerei treiben wollen.

Er wurde zu einigen Jahren Zuchthaus verurtheilt, und ist dann nie mehr in den Flecken zurückgekehrt, wo er so abscheulich war begrüßt und für sein Geisterspielen so stark gezüchtigt worden war. Später erst wurde es bekannt, daß er im Hessischen sich gesetzt und das Sattlerhandwerk getrieben habe, auch ein ganz ordentlicher Mensch geworden sei."

„Aber wie ging's mit dem Hause, Großvater?" fragte ich.

„Ja," sagte er, „der Göppel behielt's noch einige Jahre, bis es mit der Amslerin ihrem Vermögen ganz am Ende war.

Damals wohnte an der Oberpforte der Feldscherer Runkel, ein recht räsonabeler Mann, der seine Kunst ganz trefflich verstand. Er richtete zerbrochene Glieder prächtig wieder ein, wußte eine Menge guter Pflaster, und hatte ein solches Zutrauen, daß die Leute von weit her Beschädigte brachten, daß er sie heile. Die hielt er oft wochenlang bei sich im Hause, bis sie geheilt konnten heimgeschickt werden.

Dafür war sein Haus zu klein und zu enge.

Zu dem kam eines Tages die Amslerin, wie sie, trotz dem, daß sie den Göppel geheirathet, noch immer genannt wurde, und bot ihm einen Haustausch an, wenn er so und so viel (denn genau weiß ich's nicht mehr) herausgäbe.

Der Häusertausch ist die letzte Oelung der Lumpen. Geht's daran, so ist es Matthäus am Letzten.

Der Runkel, den sie auch Doctor Runkel nannten, wollte keine Katze im Sacke kaufen und sah in dem Hypothekenbuche nach, und als er die Schulden alle wußte,

Die Mädchen und Burſche waren zwar falſch; aber die Alten hielten ſie beſſer in der Zucht, und die Buben wagten ſich nicht mehr heraus, ſeit der alte Schöffe ſie ſo abgeputzt hatte. In Summa: in Hellbach war Ordnung und ein ganz anderes Leben. Prinz hatte recht, wenn er ſagte: Früher Haß wird oft ſpäte Liebe. Die Kundſchaft nahm nicht nur nicht ab, ſondern ſie wuchs, und Fränzchen war ganz aus dem Felde geſchlagen. Es muß noch beſſer kommen, ſagte Prinz. Wartet nur bis zum Frühling, wo man im Feld arbeiten kann, dann lehre ich meine Hellbacher auch frühe aufſtehen.

Als nun dieſe Zeit kam, machte er's ſo. Er hatte nur bis drei Uhr Morgens zu blaſen; allein das diente ihm nicht. Er blies bis Vier. Um vier Uhr ſetzte er das Horn wider die Läden und Fenſter, ſtieß hinein, daß die Schläfer voll Entſetzen auffuhren. Dann rief er:

„Morgenſtund' hat Gold im Mund,
Das thue ich Euch Allen kund.
Steht auf, die Sonne wartet ſchon!
Dem Fleiß'gen wird gewiſſer Lohn!
Steht auf, ſteht auf, ſteht auf!"

Da war's mit dem Schlafen aus. Anfänglich knurrten und brummten die Schlotterer und Faulpelze, aber das half ihnen nichts. Standen ſie nicht auf, ſo kam er noch einmal zurück, und blies vor dem Hauſe, wo noch Alles ſtill war. Nach ein paar Tagen lagen die Leute ſchon in den Fenſtern, wenn er kam, lachten und ſagten: Jacob, du kannſt das Blaſen ſparen! So iſt's recht, ſagte er und ging.

Mit der Gewohnheit iſt es ein gar curios Ding. Iſt man ein- bis zweimal um vier Uhr aufgeſtanden, ſo wird man alle Tage um die Stunde wach. Wollte dann der Mann noch ein Bißchen faulenzen, ſo rief die Frau: Der Nachtwächter kommt! und wie der Blitz war er auf.

Die Hollbacher ſind gutmüthige Leute. Waren ſie auch anfänglich ungehalten über das nagelneue Treiben ihres Nachtwächters, ſo erkannten ſie bald, da er's umſonſt that, wie er's meinte, und hielten ihn darum nur werther.

Das zeigte ſich dann auch vielfach. Sie neckten und riefen ihm zu: Mich fängſt du nicht mehr! Aber nun waren ſie geweckt, und es ging bald gut im Dorfe. Sein Wort fand überall eine gute Statt. Man konnte es deutlich ſehen. Die Hollbacher Felder ſtanden herrlich. Sie rodeten eine Menge wüſte liegendes Land um und bauten es ſorgfältig. Ihre Wieſen legten ſie alle ins Blei, wie's der Jacob im Siegener Lande geſehen hatte, wäſſerten ſie, und der Ertrag war doppelt. Das hatte den Nutzen, daß ſie mehr Vieh hielten, beſſer ihre Äcker und Weinberge düngen konnten. Der Prinz baute Klee, und die Bauern machten's nach. So kam's, daß ſie ihr Vieh zu Hauſe behielten. Nun hatten ſie doppelt ſo viel Nahrung vom Viehe. Wenn ſonſt in Hollbach jede Kuh den Vortheil hatte, daß, wenn's heiß war, der Bauer ſeinen Hut auf die dürre Hüfte hängen konnte, und er fiel nicht herunter, ſo wurden jetzt mehr fette Kühe und Ochſen aus Hollbach getrieben, als früher magere oder Geiſen da waren. Der Hollbacher Wein war nie geſucht, obwohl ihre Berge köſtlich liegen. Seit

sie von dem Prinz den rheinischen Weinbau gelernt und die Heckenweinberge, die wie ein Struwwelkopf aussehen, in Pfahlweinberge umgewandelt haben, und gut düngen und rechtzeitig sie bearbeiten, ist ihr Wein gesucht, theuer bezahlt und berühmt. Das Sprüchlein aber vom Betteln der Hollbacher ist ausgestorben, denn schon lange, lange geht kein Hollbacher mehr fechten.

Als das erste Jahr seiner Nachtwächterei um war, starb der alte Schöffe. Auf Martini sollte wieder gedingt werden. Alle Männer aber riefen: Du sollst auch am Tage für uns wachen, du sollst unser Schöffe sein! Jetzt ist's durchgebissen. Der Wirth hat sein Schild eingezogen, auf der Gasse ist kein Unfug mehr, und wir haben früh aufstehen gelernt.

Der Prinz wehrte sich und wollte nicht dran, aber er mußte.

Als das dem Landrath bekannt wurde, der die Nachtwächtergeschichte kannte und sich herzlich darüber freute, kam er selbst, den Prinz als Schöffen einzusetzen. Da hielt er eine Rede, daß den Hollbachern Wasser in die Augen kam, und als er geendet hatte, riefen alle Bauern: Unser neuer Schöffe lebe hoch!

Da empfing in diesem Anerkenntniß Prinz seinen äußerlichen Lohn; den innerlichen hatte er schon lange durch den Erfolg seiner Bemühungen.

Was machte Fränzchen für Augen, als sie das hörte! Als er heimkam, rief sie neckend: Gelt', du bist doch als Nachtwächter abgesetzt worden! Aber die Freude über ihres lieben Mannes Ehre leuchtete aus den glänzenden Augen.

Prinz war aber auch der rechte Schöffe. Nun war ihm das Feld für seine Absichten geöffnet. Er hielt gut Haus mit dem Gemeindevermögen, aber er legte gute Wege an, baute ein neues Schulhaus, verbesserte des braven Lehrers Besoldung, pflanzte Bäume, gute Obstbäume an die Wege, legte eine Gemeindebaumschule an, kaufte eine neue Feuerspritze, und war unabläſſig bemüht, den Wohlstand des Einzelnen zu fördern. Durch ihn, kann man sagen, ist nächst Gott, der den Segen dazu gab, Hollbach aus einem Lumpennest ein reiches Dorf geworden und die Leute brav und geachtet.

Da seht Ihr, Gevatter, sagte der Schmiedjacob, was Einer in einer Gemeinde kann, wenn er will, und wenn er sich nicht scheut, es recht anzugreifen.

Meiner Treu, sagte der Gevatter, Ihr habt recht! Ist im Dorfe ein tüchtiger Mann, so wirkt Wort und Beispiel segensreich, fuhr der Schmiedjacob fort. Dabei kann man aber auch lernen, daß es nicht gesagt ist, daß ein Lumpendorf nicht noch ein tüchtiges werden kann, wenn ihm nur der liebe Gott den rechten Nachtwächter bescheert. Ich aber möchte in alle Dörfer hinein rufen: Ist denn so kein Nachtwächter da?

VII.

Eine Geſchichte, wie ſie leider oft paſſirt.

Schmiedjacob! ruft eines Abends, wo mehrere Freunde verſammelt waren, der Gevatter: Ihr ſeid maulfaul geworden oder was ſimulirt Ihr ſo im Stillen? Erzählt uns eine Geſchichte, das iſt beſſer!

Meinetwegen! ſagte der Alte, ich hab' noch mehr als ein Spiegelein in dem Säckel. Sähen nur immer die hinein, für die's iſt! —

Wer von Euch, fragte er darauf, hat den reichen Riebeler gekannt, dem der ſchöne Hof bei Stichlingen gehörte, der rechts vom Wege nach Stichlingen liegt?

Ich hab' von ihm noch gehört, ſagte der Gevatter, und mehrere Andere wiederholten's auch.

Nun, fuhr der Schmiedjacob fort, ſo wißt Ihr auch, daß er ein dicker, ſchwerer Bauer war und zwei Töchter hatte, aber keinen Sohn?

Freilich, entgegneten die Anderen. Er war erſchrecklich reich!

Ich hab' ihn noch genau gekannt, fuhr er fort, denn er ließ, obgleich es auf den Hof eine ſchöne Entfernung iſt, alle Hauptarbeit bei meinem Vater machen und bezahlte prächtig. So bin ich denn auch alle Jahre einige Mal

hin gekommen und habe ziemlich genaue Leute und Wirthschaft kennen gelernt, denn ich brachte die Arbeit hin und empfing das Geld für meinen Vater.

Nun, der Riebeler hatte zwei Töchter, wie gesagt, die älteste hieß Agnes, ein braves Mädchen, aber die Pocken hatten ihr Gesicht sehr entstellt; die zweite hieß Käthchen und war von den Pocken, die damals noch nicht geimpft wurden, wie heutzutage, fast ganz verschont geblieben und hatte ein glattes, blühendes Gesichtchen. Sie war der beiden Eltern Liebling, nicht bloß, weil sie das Nestnäckchen war, sondern, weil sie hübsch war. Da ging's denn nun auch, wie in dem Hause Isaac's. Das Käthchen wurde gehätschelt, wie dort der Jacob. Ich, meines Orts, hätte die Agnes, trotz der Blatternarben, vorgezogen, denn sie war ein Muster von Fleiß, Sittsamkeit und stillem, sinnigem Wesen; aber das Herzblättchen, das Käthchen, war, wie sich's nicht fehlen konnte, ein eiteles Ding, dem das Näschen hoch hinausstand, und das sich's in den Kopf gesetzt hatte, einmal keinen Bauern zu heirathen, sondern Einen aus der Stadt, Graf, Baron, Kaufmann oder Beamten. Die Mutter stützte sie darin und meinte, weil sie hübsch und reich sei, könne sie auch darauf Anspruch machen. Agnes blieb auf dem Hof und wußte genug; aber das Käthchen mußte in die Stadt zu einem Schullehrer, wo sie Klavierspielen, Singen, Sticken und allerlei Dinge lernte, ohne die eine gute Haushaltung nicht prächtig bestehen kann. Agnes blieb ihrer landesüblichen Tracht treu, aber Käthchen wurde städtisch herausgeputzt. Das gefiel ihr baßlich und wenn sie Jemand fragte, wo sie her sei, da steckte

ihr allemal der Stichlinger Hof wie ein Leberklös im Hals und ſie meinte, ſie könne den Namen gar nicht herausbringen, weil ja die Leute dann genau wußten, daß ſie ein Bauernmädchen ſei. Das war ihr Herzeleid! —

Die Agnes war viel zu gutmüthig, ſie darum zu beneiden. Sie gönnte ihr die eitele Luſt und blieb, was ſie war, ein tüchtiges Bauernmädchen, das ſich auf die Haushaltung wacker verſtand. Wenn auch ihr Geſicht pockennarbig war, ſo konnte man Agnes doch nicht häßlich nennen, und beſonders war ſie gar hübſch gewachſen, darum gefiel ſie den Bauernburſchen viel beſſer, als das Putzäffchen, wie ſie Käthchen nannten. Vernünftige Leute verdachten dem Riebeler gar ſehr dieſe abweichende Erziehung ſeiner jüngſten Tochter und die Nährung ihres Hochmuths. Wenn's ihm auch 'mal Einer zu Gemüthe führte, es half nichts; er ſagte: Das Mädchen iſt zu fein für eine Bauersfrau, darum kann ſie auch ſo nicht erzogen werden. Das war der Damm, an dem ſich ſolche Bemerkungen brachen, und es waren doch gewiß gute Freunde, die ſie machten!

Einmal Abends, als der alte Riebeler ſchon im Bett lag, kam ſeine Frau, die noch Dies und Das beſtellt hatte, und ſetzte ſich unten aufs Bett, nachdem ſie den Vorhang von rothgewürfeltem Baumwollenzeuge zurückgeſchlagen.

Hör' 'mal, Alter, hob ſie an, wir müſſen die Sache, die uns heute der Henkelmann antrug, überlegen. Mit unſrer Agnes iſt nicht mehr lang feil halten. Hübſch iſt ſie nicht und die Null kommt nun ſchon zum zweiten Mal in ihrem Alter. Ich meine, der Müller an dem

Baumbach wäre keine üble Partie. Auch ſehe ich, daß Agnes ihn gerne ſieht. Meinſt nicht?

So? — ſagte Niebeler und blies eine Dampfwolke aus der Pfeife, die er noch gerne im Bett rauchte. Mit dem „So“ war's auch alle. Seine Frau wußte perfekt, daß er nun erwarte, ſie ſolle weiter auskramen, was ſie noch im Weisheitsvorrath habe.

Er iſt, fuhr ſie fort, der alleinige Erbe der Mühle, die ſchuldenfrei iſt; hat um die Mühle zehn Morgen Wieſen und dreißig Morgen Ackerland. Aus ſeinen Weiden, Erlen und Eſchen am Ufer des Baches und Mühlenteiches hat er ſein Brennholz und ſein Viehſtand

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)O.(P.) FN. 09453/050

iſt prächtig. Überdies iſt die Mühle mit ihren drei Gängen kaum im Stande, die Kunden alle zu bedienen und ſein Handel mit Frucht und Mehl iſt blühend in der Umgegend. —

So? ſagte Niebeler und blies eine Dampfwolke fort.

Nun mein' ich, fuhr ſeine Frau fort, wir ſollten, wie es Eheleuten ziemt, berathen und erſter Tage auf die Schau fahren.

So? war Niebeler's Antwort. Er legte die Pfeife auf den Tiſch, denn ſie war leer, ſich ſelbſt aufs Ohr, ſagte: gute Nacht, und ſchnarchte bald, als ob zwei Zimmerleute Holz ſchnitten.

Die Frau ärgerte ſich; aber er machte es oft ſo, wenn er mit ſich ſelber noch nicht im Klaren war. Nun legte ſie ſich auch, denn das war das Beſte, was ſie thun konnte. —

Morgens war weiter keine Rede von der Sache, obwohl ſie beiden Eheleuten in der Seele lag. Der Alte wußte recht gut, was er an ſeiner Agnes hatte, und wollte auch das Mädchen nicht verſchachern. Dazu dachte er zu redlich, obwohl er gegen Käthchen gar ſchwach war. Agnes war mit den Mägden auf dem Felde. Dorthin ging er, und als es Mittag in Stichlingen läutete, ſagte er: Agnes, wir wollen einmal dort hinten den Waizen beſehen, ich glaube, es ſind viele Diſteln drin, die gerupft werden müſſen.

Das kam auch oft vor, daß er mit Agnes Dies oder Jenes berieth, daß es ihr alſo nicht eben curios vorkam. Die Mägde gingen links, Niebeler und Agnes rechts.

Als ſie allein waren, ſagte er: Agnes, du biſt ein

die auf dem Hause lasteten, ging er den Tausch ein und zog ins Haus gegenüber, und der Göppel zog mit seiner Frau, der er das Muß auf dem Kopfe hackte, in Runkel's Haus, aber da that's auch nicht lange gut. Sie verkauften es und zogen in ein Dorf, wo der Göppel zu Haus war. Zum Glücke für sie starb die Amslerin bald und der Göppel, der nicht wußte, was er anfangen sollte, ließ sich zu den Soldaten anwerben. Das ist so zu unsern Zeiten die Zuflucht aller Tagediebe gewesen, die nirgends mehr unterzukommen wußten.

Dem Doctor Runkel ging es gut. Er erwarb sich ein hübsches Vermögen und war unermüdet thätig. Nur in Einem Punkte that er nicht, was und wie er sollte. Er hatte nämlich einen Sohn, einen hübschen Jungen, der aber eine widerhaarige Natur hatte. Statt, daß er ihn gehörig gezogen und zeitlich, wenn er's verdiente, einmal ordentlich durchgewalkt hätte, was immer bei solchen Rangen von großem Segen ist, ließ er ihn laufen. Bei dem Pfarrer lernte er Latein, und alsdann that er ihn nach Straßburg zu einem Chirurgus, daß er die Kunst erlerne, weil er ihm nicht recht folgen wollte.

Seinem Collegen in Straßburg sagte er: er solle ihn streng halten und zur Zucht und Ordnung gewöhnen. Der war ein ganz braver Mann und legte dem Burschen Zügel und Gebiß an, daß er nicht hintenausschlagen konnte. Er mußte Abends pünktlich zu Hause sein und sich anständig halten. Zwar begriff er die Kunst des Heilens und Einrichtens ziemlich gut, aber er war doch träge und sein Lehrherr mußte ihn gewaltig anhalten.

Vier Jahre war er dort, und nun sandte ihn sein Vater noch in die Schweiz, daß er die Kräuterkunde erlerne und ein Laborant werden könne.

Als ein bildhübscher Bursche von vier und zwanzig Jahren kam Runkel endlich wieder heim. Er hielt sich still und brav, half seinem Vater tüchtig und legte sich besonders auf das Kräutersammeln, deren hier herum gar viele von großer Kraft wachsen sollen. Das trug ihm noch mehr ein als das Heilen menschlicher Schäden.

Damals guckte manch' hübsches und reiches Mädchen über das Eck nach dem schönen Runkel und die Bursche

verständig Mädchen, deswegen möchte ich Eins mit dir plaudern. Du kennst Müllers Peter?

Ja, sagte das Mädchen und wurde purpurroth, denn sie wußte, um was es sich nun handelte.

Wie gefällt er dir?

Agnes meinte, sie müsse in die Erde sinken; aber sie war ein gar verständig Mädchen, das zu dem Vater

mehr Vertrauen hatte, als zu der Mutter, die in ihrer abſcheulichen Eitelkeit ſie immer zurückgeſtoßen hatte. Sie faßte ſich ein Herz und ſagte: Nicht übel!

Höre Kind, fuhr der ehrliche Riebeler fort, mit dem Gefallen mein' ich nicht, ob er dir ſo von Seiten ſeines hübſchen Geſichtes gefiele, denn das vergeht; ſondern, ob du ihn für einen braven Menſchen hältſt, mit dem du als Ehefrau leben möchteſt. Das iſt ein kitzlich Ding, ſich ſo auf lange Jahr mit Einem verbinden. Man muß ihn kennen. Späte Reue, lange Reue.

Ich kenne ihn, ſagte Agnes mit wachſender Ruhe und Sammlung ihres Gemüthes, denn ihres Vaters Liebe that ihr ſo wohl. —

Und möchteſt du ihn zum Manne haben, mein Kind? fragte der Vater ſanft und freundlich. Er hat um dich gefreiet. Nimmſt du ihn gerne, ſo ſag': Ja, und ich ſage auch Ja und der liebe Gott wolle Euch ſegnen! Haſt du ihn hingegen nicht gerne, ſo ſoll Gott mich behüten, daß ich dich zu deinem Unglücke zwingen oder bereden wollte.

Seht, ſagte der Schmiedjacob, das iſt die rechte Weiſe, wie ein Vater mit ſeinem Kinde reden ſollte. Gemeiniglich aber wird die Ehe zwiſchen den Eltern abgeredet und auf die Kinder gar keine Rückſicht genommen. Ich weiß Fälle genug, wo es dann ging, als wären Hund und Katze zuſammen verheirathet; ich weiß aber auch ſolche, wo der armen, jungen Frau das Herz brach und ſie bald begraben wurde. Das ſind ſo die Acker-Ehen, die geſchloſſen werden, weil die Brautleute viele Äcker zuſammenliegen, alſo große Stücke zu erwarten haben, oder die Geld-Ehen,

wo's heißt: Er hat acht Tausend; Sie zehn Tausend, macht achtzehn Tausend, also müssen sie sich heirathen, daß das Geld zusammenbleibt. Das sind nicht die im Himmel geschlossenen Ehen, sondern da hat der Teufel ein Bißchen die Hand im Spiel und das Unkraut säet er sicher; Brennesseln absonderlich! —

Nun werdet Ihr gerne wissen wollen, was die Agnes gesagt habe? Sie hat herzhaft: Ja gesagt, und der Alte hörte wohl daran, wie es ihr ums Herz war und er hat ihr seinen ersten vollen Segen gegeben. Und nun gingen sie stille heim.

Abends sagte die Mutter wieder: Nun, Alter, krieg' ich keine Antwort, als das dreimalige „So" von gestern Abend?

Er sagte: Morgen fahren wir hinunter auf die Schau. Du weißt, mir ist allemal recht, was dir recht ist! Dabei lächelte er aber so schalkig, daß es eben ein Glück war, daß es stichdunkel war in der Schlafkammer, daß es seine Frau nicht wahrnahm, denn die hätte sicherlich ein Härlein drein gefunden und gekörpelt, denn sie meinte, sie hätte die Hosen ganz. Freilich war's, genau genommen, wahr, allein der Alte meinte doch, er habe sie noch an der Leine. Die Männer meinen so!

Sie fuhren wirklich am andern Tage auf die Mühle und die Sache wurde richtig. Agnes war, das mußte die Mutter selber sagen, heute in dem Glück ihres Herzens wirklich schön.

Nach vier Wochen zog ein glückliches Paar in die Mühle ein. Der alte Riebeler steuerte sein Kind wie ein wackerer Vater aus.

Die Mutter hatte die Geſchichte gleich an Käthchen geſchrieben und ſie eingeladen zur Hochzeit, aber ſie ſchrieb zurück, es ſei eine große Landpartie (ſo nennen es nämlich die Leute in der Stadt, wenn ſie einmal Sonntags heraus auf ein Dorf gehen oder fahren) an dem Tage, da dürfe ſie nicht fehlen; ſie wünſche aber Agnes alles Liebs und Guts zu ihrer Heirath.

Hinter dem Briefe ſteckte was Anderes. Was ſoll ich bei der Bauernwirthſchaft machen? ſagte das hochnaſige Ding. Da muß ich mit den ungeſchlachten Bauernburſchen tanzen und habe noch Langeweile in den Kauf! Nein, es gelüſtet mich gar nicht!"—

Die Mutter fand das natürlich; der Vater runzelte die Stirn; Agnes brach in Thränen aus, daß die einzige Schweſter, die ſie hatte, an ihrem Ehrentage fehlen ſollte, und dieſer Umſtand ſtörte ihr Glück gar ſehr; indeſſen lebte ſie mit ihrem braven Manne ſo vergnügt, wie ſie es ſich eben nur hätte wünſchen mögen.

Als der alte Riebeler in die Stadt zu ſeinem Dunzelchen kam, rieb er ihr den Kümmel gehörig; aber das naſeweiſe Ding nahm es nicht nur nicht zu Herzen, ſondern rümpfte das Näschen und ließ das Mäulchen hängen; denn ſo hatte der Vater noch nie mit ihr geredet und ſie war das gar nicht gewohnt. Die Mutter meinte auch, als er es ihr ſagte, er ſei doch auch zu hart mit ihr umgegangen. Sie ſähe ſo was ſtädtiſch an, da ſei Alles anders. Der Alte aber meinte, wenn das Stadtleben die Geſchwiſterliebe todtſchlage, ſo möge es zum Henker fahren; da ſei ihm das Dorfleben hundertmal lieber, und es wäre gut, das Dunzelchen zurückzuholen.

Darauf lenkte die Mutter ein und ſuchte den Alten zufrieden zu ſtellen, was ihr auch endlich gelang. — Sie hatte ja die Hoſen! —

Vier Wochen darauf kam denn Käthchen mit einer ganzen Schaar Stadtmädchen und Herren zu Beſuch. Da wurde der Hof aufgeputzt und, was Küche und Keller vermochte, aufgetiſcht. Das war wahr, Käthchen war die Schönſte, die Gewandteſte unter Allen und der Alte ſah ſeine Luſt an dem Kind; aber daß ſie bei Allem ſagte: Ihr müßt vorlieb nehmen; es iſt ſo ländlich hier! das ärgerte ihn; denn er hatte Alles aufs Beſte hergeſtellt. Mittags fuhren ſie Alle zu Agnes. Da war's wieder grade ſo, und das Käthchen that nicht einmal extra herzlich mit der Schweſter, während die vor Herrlichkeit gar nicht wußte, was ſie thun ſollte, ihre Gäſte zu vergnügen und zu ehren.

Einer von den jungen Herren machte ſich gar viel mit dem Käthchen zu ſchaffen. Es war der Sohn eines Kaufmannes, der im Rufe des Reichthums ſtand. Sie ſah ihm auch gar gern in die Augen. Kurzum, einige Zeit darauf kam einmal eine Karoſſe angefahren und der Vater des jungen Menſchen, der Kaufmann Leitner, ſtieg aus. War ein recht raiſonabler Mann, der klug redete und ſich in Haus und Hof, Ställen und Scheuer wohl umſah. Das Sehen koſtet nichts, dachte Riebeler. —

Dem alten Riebeler gefiel die Ehre gar wohl, die ihm der reiche und angeſehene Herr Leitner anthat, daß er ſich nach Mann und Maus ſo ſorglich erkundigte. Bei Tiſch that er auch wacker Beſcheid und wurde über die Maßen freundlich. Was er aber eigentlich wollte,

das begriff der Riebeler erſt, als er ſo hintenherum zu fragen anfing, ob denn einmal der Hof zwiſchen beide Kinder getheilt würde oder ob, da die Agnes verheirathet ſei, dieſe ihr Erbtheil habe und der Hof Käthchen zufalle? Der Riebeler antwortete, wie es einem ehrlichen Manne zukommt, er ſagte: Eins müſſe den Hof übernehmen und das Andere abfinden; allein er werde ſich nicht eher austhun, als bis er zu Bett gehe, das heißt, er würde nicht eher theilen, bis er ſtürbe.

Das iſt wohlgethan, ſagte Herr Leitner, aber, geſetzt für das ſchöne Käthchen fände ſich eine annehmbare, eine gute Partie, wie würdet Ihr das machen und wieviel ihr mitgeben?

Der Riebeler dachte: Du Schnüfler! Was geht das dich an? Drauf ſagte er: Das würde ſich in der letzten Dutte finden.

Nehmt mir's nicht übel, Riebeler, ſagte Herr Leitner, ich bin ein Kaufmann, und Unſereiner rechnet genau und muß es. Mein Sohn Fritz, den Ihr kennet, findet Gefallen an Euerem Käthchen und möchte ſie heirathen. Da nun aber ein Kaufmann Geld braucht, wenn er ſeinen Laden einrichtet, ſo möchte ich wiſſen, was Ihr Euerem Kinde mitgebet. Mein Sohn kriegt von mir das Haus am Markt und ſechstauſend Gulden baar. Wie meint Ihr?

Der Riebeler ſagte, auf ſoviel und noch was mehr komme es ihm auch nicht an, und dazu brauche er nichts zu leihen, auch ſeinen Hof nicht zu verkaufen oder zu verpfänden.

Da iſt denn der Herr Leitner herausgerückt mit der gehörigen Freierei.

Riebeler ruft ſeine Frau und ſagt's der, die einen Knix nach dem andern macht, und von der großen Ehre

ſpricht und derlei dummes Gerede mehr macht, grade, als ob ein ehelicher, wohlſtehender Bauer nichts in der Welt wäre! —

Das Ende vom Lied war, daß der Alte ſagte, er habe nichts dagegen, wenn das Käthchen wolle.

Dann iſt's richtig, ſagte, fröhlich die Hände reibend, der Herr Leitner, denn die Zwei ſind längſt einig!

Nun wurde denn verabredet, Riebeler ſollte in die Stadt kommen von wegen der Ehepakten, und er kam auch zur beſtimmten Zeit. Da wurde erſt köſtlich gegeſſen,

dann köſtlich getrunken, daß es dem Alten ins Oberſtübchen ſtieg, und dann kam der Notar und es ging an den Ehevertrag. Als nun der Riebeler ſagte, er gebe eine Ausſteuer, wie ſich's gebühre und ſechs Tauſend Gulden, da wußte der Notar und der Herr Leitner ſo lange zu parliren, bis er acht Tauſend ſagte. So wurde es geſchrieben. Darauf war Verlobung und Hochzeit und das Käthchen war im ſiebenten Himmel, denn nun war es eine Stadtdame und eines reichen Kaufmannes Frau. Die Mutter lachte den ganzen Tag und wurde gar nicht fertig mit Kaufen und derlei, was den Beutel leicht macht. Der Alte mußte tüchtig in den Säckel greifen, Früchte verkaufen, Capitalien kündigen, und als er in ſeinem Hausbuch addirte, koſtete ihn die Heirath Summa Summarum ihre eilf Tauſend Gulden. Er meinte auch, das Käthchen ſei doch eine viel theuerere Tochter, als ſeine ſtille, brave Agnes.

Die Mutter ſagte, er brauche das Alles nicht ſo genau aufzuſchreiben, das Käthchen ſei auch das jüngſte Kind, und die Älteſten hätten immer größere Vortheile, als die Jüngſten. Da kam ſie aber quer! Was? rief er: Meinſt du, ich ſollte meine Seele belaſten? Agnes iſt mein Kind wie Käthchen. Agnes hat uns genützt, Käthchen hat gekoſtet. — Bleib' mir vom Leibe mit deinen faulen Anſchlägen!

Was aber heimlich geſchah, wußte er nicht. Das feinſte Weißzeug wanderte zu der Frau Leitner. Alle Woche ging die Magd mit Butter, Eiern und Gott weiß was, in die Stadt. Das machte die Mutter alles rund. Die Agnes wußte es wohl, aber ſie gönnte es ihrer

Schweſter von Herzen und ſie brauchte es nicht, denn ihre Haushaltung war fett. Wochenlang war die Mutter in der Stadt und der Alte wußte nicht, daß ſie ſich dort in eine modiſche Stadtfrau verwandelte; denn die Frau Leitner hätte ſich ja ſchämen müſſen, wenn ihre Mutter in der Bauerntracht einhergegangen wäre. Der Alten gefiel's, denn Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Riebeler wußte noch mehr Dinge nicht! Auch nicht, daß ſein Herr Schwiegerſohn ein Trinker und Spieler war; auch nicht, daß das Gerede ging, wenn der noch drei Jahre ſtehe, ohne Burzelbaum, was man Bankrutt nennt, ſo ſtehe er noch hundert; auch nicht, daß Käthchen viele Thränen weinte, weil der Herr Gemahl ſie gar oft roh behandelte und ihr vorwarf, ſie ſei eine täppiſche Bauerntrudel und ſo weiter. Kurz, dort war nicht Alles Gold, was glänzte. Erſt als der Herr Sohn Wechſel auf den Schwiegervater ausſtellte, die der bezahlen ſollte, wurde es ihm ein wenig heiß unter den Haaren auf dem Kopf. Er wollte ſie abſolut nicht bezahlen; aber da kam ſeine Alte und hing ſich ſchwebend an ihn; da kam Käthchen und flehte und er bezahlte; ſchrieb's aber auf Käthchen's Poſten ins Hausbuch und wies es dem Müller und ſeiner Agnes, daß ſie's wüßten.

Der Alte war ſeitdem gar nicht mehr der Mann, wie ſonſt. Ernſt und gedrückt ging er einher. Zu Herbſt wurde er krank, und es war ihm ſo, als ſei das Stündlein, das uns alle erwartet, nicht fern. Da ließ er ſeinen Schwiegerſohn, den Müller kommen und übergab ihm ſein Hausbuch und redete lang mit ihm alleine. Käthchen konnte nicht kommen, denn ſie war in den Wochen mit

ihrem dritten Kind. Agnes wich nicht vom Vater. Mit einem Male nahm die Krankheit eine andere Wendung und der gute Riebeler ſtarb.

Der Müller ſchlug, als es ans Theilen kam, vor, ſie wollten das Geld, was der Notar kriege, fraren; der brave Schullehrer von Stichlingen könne die Theilung auch machen; aber der Herr Schwager Leitner ſagte, das ginge nicht. So kam der Notar. Da zeigte ſich's im Hausbuch, daß der Müller ein tüchtig Bröcklein wegzunehmen hatte, um mit dem Leitner ausgeglichen zu werden. Dagegen war nichts zu ſagen; es war Alles, Punkt vor Punkt richtig; aber als darauf der Notar das Blatt umſchlug und darauf zu leſen ſtand:

„Ich will, daß der Hof meinem Schwiegerſohn, dem Müller, ſoll zu zwanzig Tauſend Gulden angeſchlagen werden und meine Frau den Sitz im Hauſe habe, bis an ihr Ende."

Da ſchlug der Herr Leitner Generalmarſch. Himmel und Erde, was tobte der! Das ſei parteiiſch! rief er. Es ſolle da Ein Kind vor dem Anderen bevortheilt werden; der Hof ſei ſeine ſechs und dreißig Tauſend Gulden werth zwiſchen Brüdern. Seine Schwiegermutter ziehe zu ihm u. ſ. w. Zuletzt rief er: Der Hof muß verſteigert werden.

Das meinte auch die Riebelerin, die ihres Mannes letzten Willen nicht achtete. Der Notar erklärte, das ſei kein Teſtament. Und Agnes hing ſich an ihren guten Mann und ſagte: Halt' Frieden, lieber Mann, und gib nach um meinetwillen! Das ging dem ans Herz, denn er hatte ſeine brave Frau ſehr lieb.

waren falsch darüber; aber er bekümmerte sich um Keine darunter, bis des Försters Nettchen von einer Tante zurück kam, ich glaube aus Colmar.

Das war dir ein Blitzmädel! Schön, wie man nur Eine sehen konnte; eine Tänzerin, als schwebe sie in lauter Draht, und geputzt nach der neuesten Mode. Der war's ganz abscheulich langweilig hier, bis sie den Runkel gesehen hatte. Da machte sie Jagd auf ihn, wie ihr Vater auf die Hasen.

Wenn dem Runkel das Mädel nicht hätte gefallen sollen, so hätte er stockblind sein müssen, und wenn er bei den zahllosen Beweisen von Zuneigung und Wohlgefallen, die sie ihm gab, hätte kalt bleiben sollen, so hätte er aus unserm rothen Vogesensandsteine müssen gemeiselt sein.

Freilich trat da ein schlimmer Umstand ein. Der alte Runkel konnte den Umgang nicht leiden, denn des Mädels zuckerartiges Wesen gefiel ihm ganz und gar nicht. Das störte die Sache wohl öffentlich, aber sie löste sich nicht auf; denn sie schrieb ihm heimlich Briefstein und bestellte ihn hierhin und dorthin, wo sie sich heimlich trafen, und der alte Runkel meinte, sein Sohn sammle Kräuter.

Item, der alte Runkel starb und hinterließ seinem Sohne das Haus und die Kundschaft. Seine Mutter war schon früher gestorben, und nun hinderte die Heirath nichts, da sie der Förster gerne sah.

So wurden sie denn getraut und die junge Frau zog seelenvergnügt in das volle Haus ein. Aber es ging, wie ich dir schon erzählt habe. Sie war unreinlich und unordentlich im Hause. Die Kundschaft verlor sich und es blieb eben dem Runkel nur noch das Kräutersammeln und Trocknen. Das hätte ihn recht gut ernähren können, wenn nicht der Hausstreit ausgebrochen wäre und er durch seine Frau zum Trinker wäre gemacht worden. So ging's denn hinter sich und wir alle waren Zeugen, wie sie, gleich Katzen und Hunden, lebten. Das artete immer mehr aus, bis es in eine Rohheit überging, die Jeden mit Abscheu erfüllen mußte.

Das Haus aber steht jetzt als eine schwarze Ruine da, ein schreckliches Zeichen göttlicher Strafgerechtigkeit, und ich hoffe zu Gott, sie sollen in sich gehen."

Nun wurde die Sache gewickelt und gedreht — kurz, der Hof kam zur Versteigerung. Gegen alles Vermuthen des Herrn Leitner waren wenige oder keine Liebhaber da, und ein reicher alter Müller aus der Ferne steigerte ihn für neunzehn Tausend Gulden, und als das Protokoll unterschrieben werden sollte, unterschrieb der — Tochtermann Riebeler's, der Agnes Ehemann, und der Hof war von Gottes und Rechtswegen sein; seine Mühle aber hatte der Müller, der für ihn geboten hatte, um eine große Summe gekauft; er bezahlte nach acht Tagen dem Leitner noch einige Tausend Gulden heraus und bezog den Hof. Dazu sah der Kaufmann sauer. Aus dem fetten Erbe war ein mageres geworden. Die Schwiegermutter hatte noch Außenthaltscapitalien. Er hielt so lange an, bis sie zu ihm zog. Jetzt preßte er ihr allmählich Alles heraus. Sie unterschrieb Wechsel und Schuldbriefe, weil Käthchen mit Thränen flehte, und sie dadurch ihr Kind vor Mißhandlungen zu schützen suchte.

An einem schönen Morgen war und blieb der

Laden zu. Was iſt das? fragten die Leute. Der Herr Kaufmann Leitner iſt bankrutt, ſagten die Anderen, die es beſſer wußten. Thut nichts, meinten Andere, das iſt ſo ihre Art. Nach dem Bankrutt ſind ſie reicher als vorher. Die Frau wird das Ihre anziehen; das iſt ſo ein Pfiff! Wir kennen das!

Aber es war anders. Die Frau hatte ſammt der Schwiegermutter Alles mit unterſchrieben und der Herr Kaufmann war durchgegangen mit dem Reſt — nach — Amerika, wo viel Raum für Spitzbuben iſt, ob ſie gleich daran dort zu Lande auch keinen Mangel haben ſollen. Käthchen war mit ihren Kindern am Bettelſtab und die Mutter konnte ganz gemächlich mit ihr die letzten Kopfzüge zum Bettelſack machen. Geſcheidte Leute hatten das Alles vorausgeſagt! —

Kaum hörte das die Agnes und ihr Mann, als ſie anſpannten und in die Stadt fuhren zum Troſte der Armen. Der Müller, der nun Hofmann war, ging zu den Gerichten, und als er zurückkam, ſah er traurig aus.

Es iſt Alles fort, ſagte er, noch heute wird das Haus verſiegelt. Agnes weinte an ihrer armen Schweſter Halſe die Thränen der treueſten Liebe. Du lebſt bei uns, ſagte ſie tröſtend, und dir und deinen Kindern, ſowie unſerer Mutter ſoll's nicht fehlen, ſo lange wir Etwas haben. Sie ſind denn recht kahl mitgefahren, und die Agnes hatte ſie.

Aber hat denn der alte Herr Leitner nicht geholfen? fragte der Gevatter.

Ja, das hab' ich vergeſſen zu ſagen, ſetzte der Schmiedjacob hinzu, der war mit ſeinem Sohne durch-

gegangen, denn ſie handelten zuſammen und machten zuſammen Bankrutt.

Die arme Frau! ſagte das Kathrinchen.

Freilich, nahm Schmiedjacob wieder das Wort, man mußte Mitleid mit ihr haben; aber das Sprichwort ſagt: „Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten!“ Das iſt die Folge des Hochmuths und der Eſelei einer tollen Mutter. So ein Bauernmädchen meint, wenn's nur aus dem Bauernſtande, vom Dorfe weg, in der Städt wäre, ſo wär's im Paradies. Da haben wir's! In der Regel legt ſolch ein dumm-ſtolzes Huhn neben das Neſt, und das Ende trägt die Laſt.

So iſt's aber heutzutage! rief der Schmiedjacob. Jedes will aus ſeinem Stande heraus und höher hinauf. Da aber geht's ihm wie dem Eſel, der aufs Eis ging tanzen. Er brach das Bein! Wären die Leute mit ihrem Stande zufrieden, nährten ſich ehrlich und arbeiteten, wie es ihre Väter thaten, meiner Treu! es wären nicht ſo viele Leute da, die ernten wollen, wo ſie nicht geſäet, die regieren wollen, was ſie nicht verſtehen, und die durchs Theilenwollen oder Stehlen, was im Grunde auf Eins hinausläuft, ihren leeren Beutel zu füllen gedenken. Ehrliche Arbeit und Thätigkeit in geordnetem Beruf iſt freilich ein unbequemer Weg! — Wenn denn nun Bauernmädchen, vollends hochmüthige Bauernmädchen, abſolut ſolche ſtolzierende Stadtdunzeln werden wollen, dann Adje! Wo ſind die alten Sitten? Fort! Wo ſind die alten Trachten? Fort! Alles modig; Hüte, Sonnenſchirme, ſeidene Kleider! Aber, wie ſteht's in der Haushaltung? Nein, es iſt ein Herzeleid mit unſerer

Zeit, glaubt mir's. Keine Fuge will mehr paſſen; Jeder will eben hinaus; befehlen will Jeder, gehorchen Keiner. Wo ſoll das hinaus? — Gerade da hinaus, wo's mit dem Käthchen und ſeinem Manne hinausging! Verſteht Ihr mich? —

Es war ein Glück, daß Agnes und ihr Mann treue, wackere Leute waren. Sie ſorgten treu für ſie. Die Mutter war und blieb Frau im Haus und Agnes folgte ihr treulich. Käthchen und ihre Kinder hatten es beſſer, als in der Stadt. Sie ſtarb zwar vor Herzeleid frühe, und die alte Riebelerin folgte ihr bald, aber ſie ſtarb mit der Überzeugung, daß ihre Kinder eine Mutter und einen Vater hatten. Und das hatten ſie! Agnes und ihr Mann erzogen ſie gut. Der Knabe wurde Einnehmer und war ein braver Mann. Die Mädchen verheiratheten ſich gut und auf Agnes und ihrer Familie ruhte ſichtbarlich Gottes Segen!

Von dem Vater der Kinder und ihrem Großvater hat man nichts mehr gehört. Ich denke, des lieben Gottes Arm reicht auch nach Amerika! —

VIII.

Der Siebente.

Eine Geſchichte.

Im Sommer des Jahres 1849 war ich einmal in der Stadt zum Beſuch bei dem Kaufmanne Selbert, der mir ein alter, guter Freund iſt. Der hatte damals auch noch einen andern zum Beſuche, den er in dreißig Jahren nicht geſehen hatte. Schmiedjacob, ſagte Selbert zu mir, das iſt Einer für Euch! Der hat immer einen Sack voll Geſchichten im Kopfe gehabt! Soll mich freuen, ſagte ich, wenn der Herr Eine zum Beſten gibt! Warum nicht? war die Antwort. Wir ſetzten uns zuſammen und der Freund erzählte die Geſchichte, die ich Euch hier wieder erzählen will.

Alles in der Welt hat ſeine zwei Seiten, ſprach der Freund, ſo iſt's auch mit der Gewerbefreiheit. Da löſt jeder Bub, der kümmerlich ausgelernt hat, ſeinen Gewerbeſchein und ſetzt ſich als Meiſter, und da er doch keiner iſt und auch keiner wird, ſo drückt er durch wohlfeile Preiſe und Pfuſcherei das Handwerk herunter und wird doch ein Lump, macht aber auch andere ehrliche Meiſter zu Lumpen. Das hab' ich einmal recht bitterlich erfahren, als ich noch in C. wohnte. Da hatte ich einen Schuſter, einen recht verſtändigen und braven Mann, der tüchtige Arbeit lieferte, aber dennoch ſehr arm war. Meine Hausleute, die mir ihn empfohlen hatten, erzählten mir, daß er eine ebenſo brave und wackere Frau habe, aber, bei ſechs Kindern,

dennoch nicht soviel zu verdienen im Stande sei, daß er sich einmal einen ordentlichen Lebervorrath anschaffen könne. Die sechs Buben machten ihm viele Kosten, und doch sei keiner derselben noch so weit, daß er Hilfe leisten könne. Ich nahm an der Familie einen um so größeren Antheil, je mehr Gutes ich von ihr hörte. Meine abgelegten Kleidungsstücke erhielt Meister Dörfler, so hieß der Schuster, und seine Frau wußte mit großem Geschick daraus die stattlichsten Kleider für ihre Buben zu machen. Dafür verrichtete mir der Älteste, wenn er aus der Schule kam, allerlei kleine Dienste, und bei dem Vater und der Mutter stand ich in hohen Ehren. —

Eines Tages trat, nachdem ich ihn hatte rufen lassen, Meister Dörfler in meine Stube, um mir ein Paar Stiefeln anzumessen. Der Mann war heute nicht so fröhlich und freundlich, wie sonst, und manchmal hörte ich einen tiefen Seufzer, den er vor mir zu verbergen

suchte. Als das Anmessen beendet war, reichte er mir mit großer Verlegenheit eine kleine Rechnung. Es waren etwa nur acht bis zehn Groschen, die ich ihm für Kleinigkeiten noch schuldete.

Vergeben Sie, sagte der arme Mann, daß ich die Kleinigkeit jetzt fordere; ich brauche das Geld gar zu nothwendig, denn — denn —

Ei, fiel ich ihm in die Rede, warum wollen Sie da entschuldigen? Ich bin es Ihnen schuldig und Sie hätten mir längst sagen sollen, wie viel es betrüge, denn ich wußte es ja nicht. Als ich ihm das Geld reichte und in seine Augen blickte, sah ich Thränen darin. Das ergriff mein Herz. —

Es stehen Thränen in Ihren Augen, Meister Dörfler, sagte ich. Was ist Ihnen? Lassen Sie mich Ihr Leid wissen! Setzen Sie sich und erzählen Sie mir.

Ich nöthigte ihn, sich niederzusetzen, und nun hob er, nachdem er sich die Thränen getrocknet, an und sagte: Ach, was unter anderen Umständen uns recht glücklich machen würde, müssen wir bei unserer Armuth als ein Unglück beklagen. Kaum vermögen wir, meine brave Frau und ich, durch Fleiß und Sparsamkeit unsere sechs Kinder und uns zu ernähren, den schweren Hauszins zu bezahlen und uns ehrlich durchzuschlagen. Nun hat uns Gott abermals mit einem Knaben diese Nacht gesegnet. Das ist der Siebente. Nun kann lange meine Frau nicht arbeiten und ich bin auch gehemmt. Und es ist als wieder Einer mehr, der ernährt, erzogen und gekleidet sein will.

Ich sah mit aufrichtigem Mitleid den armen Handwerksmann an und suchte ihn zu trösten. Anfänglich that ich das in einem heitern, ermuthigenden Tone, indem ich

ihn an das Sprüchwort erinnerte: „Wenn Gott läßt wachsen ein Häschen, läßt er auch wachsen ein Gräschen.“ Auch er lächelte wehmüthig. Ja, sagte er, wenn es mit dem Gräschen gethan wäre!

Nun aber erinnerte ich den Mann daran, daß Luther einst sagte: Wo viele Kinder sind, da ist viel Segen Gottes: denn wo so viele Kinder sind, sind Viele, die beten, und wo viel gebetet wird, da ist eitel Segen Gottes.

Da wurde der Mann ernst. Eine gewisse Heiterkeit überglänzte sein Angesicht und er sagte: Ja, das ist ein Wort, welches tröstet. Wir haben Alle im Gebete schon oft die Kraft zum Dulden, aber auch die helfende Gnade Gottes erfahren! —

Nun, so fassen Sie Muth und Vertrauen zu Gott. Wer weiß, ob nicht der Siebente noch ein rechter Segen am Hause wird. So sagte ich zu dem Manne, der herzlich für den Trost dankte und wirklich heiterer von dannen gehen wollte. Ich rief ihn zurück.

Haben Sie denn schon einen Pathen und Gevatter-mann für Ihren Kleinen? fragte ich.

Ach, sagte er, wer wird mir armen Manne diesen Liebesdienst leisten? Ich werde ihn wohl selber über die Taufe heben müssen.

Schon wieder eine Muthlosigkeit, Meister Dörfler, sagte ich, die nicht recht ist. Erst zweifeln Sie an Gottes Hilfe und jetzt an der Menschen Liebe! Ich wollte mich Ihnen anbieten, wenn ich Ihnen recht bin?

Er sah mich zweifelnd an. Ach Gott, Sie? sagte er halblaut.

Warum denn nicht? fragte ich. Es ist mein voller Ernst, wenn ich Ihnen recht bin. —

Da traten wieder zwei Thränen in des armen Mannes Augen und er konnte nichts sagen, so unerwartet kam ihm dies Anerbieten. Endlich sammelte er sich und nahm mit vielem Danke diese Ehre, wie er sagte, an. Ich drückte ihm zwei Thaler in die Hand, ließ meine künftige Gevatterin grüßen und entließ frohen Herzens den Vater, dessen Herz auch wieder um Vieles leichter schlug. —

Mir gingen eine Menge Gedanken durch den Kopf, wie ich die arme Familie unterstützen wollte; allein, wie es gewöhnlich geht, der beste kam zuletzt. Ich erinnerte mich nämlich, daß ein Gesetz vorhanden sei, nach welchem der König bei dem siebenten Knaben eines Ehepaares, wenn die Reihe der Sieben durch kein Mädchen unterbrochen ist, Pathenstelle annimmt und gewöhnlich ein ansehnliches Geschenk gibt.

Nach Berlin war weit. Der König hat auch mehr zu thun, als auf jeden Brief gleich frischweg zu antworten. Das berechnete ich und eilte, mich anzukleiden, um auf die Bürgermeisterei und zu dem Geistlichen zu gehen und mir die Zeugnisse zu holen, die ich nöthig hatte.

Der Bürgermeister und Pfarrer bescheinigten mir, daß der neugeborene Knabe der siebente in ununterbrochener Reihe desselben Vaters und derselben Mutter sei, und Beide gaben mir bereitwillig die allerlöblichsten Zeugnisse für Meister Dörfler's Wohlverhalten. Damit eilte ich heim. Unterwegs begegnete mir der Doctor, ein guter, wohlthätiger Mann, und reich dabei. Er hieß Wilhelm, ich Friedrich, das waren die beiden Namen des Königs.

Doctor, sagte ich, du mußt mein Mitgevatter werden und wir Beide die Stellvertreter unseres Königs.

Bist du toll? fragte er erstaunt.

Bin völlig bei Verstande, sagte ich und erzählte ihm die Geschichte. Er kannte den ehrlichen Schuster genau und freute sich Dessen, was ich thun wollte, nahm auch die Gevatterschaft an und versprach, wacker die arme Familie zu unterstützen.

Das Herz in der Brust hüpfte mir vor Freuden. Ich eilte nach Haus und schrieb sogleich eine Bittschrift im Namen Dörfler's. Erzählte dem milden Könige die Umstände der Familie, legte die Atteste bei und bat um die Gnade, daß Seine Majestät Pathe des Neugeborenen werden möge. — Die Bittschrift ging mit meinen besten Wünschen ab. Mittlerweile bewog ich mir befreundete, wohlthätige Familien zur Unterstützung der Wöchnerin und der Familie, was mir über Erwarten glücklich gelang.

Nach einigen Tagen kam Dörfler zu mir. Sein Gesicht strahlte von Freude. Er faßte meine Hand, aber reden konnte er nicht, bis er sich gesammelt hatte. —

Sie haben wahr prophezeihet, sagte er. Der Siebente ist ein reicher Segen geworden; aber wir wissen, wo des Segens Anfang ist, und unsere Dankgebete gedenken Ihrer vor Gott.

Nun erzählte er, wie ihnen von allen Seiten Kinderkleidungsstücke, nährende Speisen, Geldunterstützungen und eine Menge Schusterarbeit zuflössen. Er müsse nun, so bald seine Frau genesen sei, einen oder zwei Gesellen nehmen, um alle die neuen Kunden zu bedienen. Der Mann konnte der Dankbarkeit gar nicht Worte genug geben. Er bat mich, nun doch auch ihn einmal zu besuchen, um meinen Pathen und die glückliche Mutter zu sehen. Das versprach ich und sagte ihm, auch der Doctor habe sich zum Pathen angeboten, wenn er nichts

Er ſtand auf und ging in das Haus.

Es war Abend geworden und ich ſaß noch eine Weile unter dem Birnbaume, bis ich zum Abendeſſen gerufen wurde.

Runkel's wohnten in dem kleinen Häuschen, eng zuſammen gepreßt, und das Bewußtſein, daß ſie das Haus nicht mehr würden aufbauen können, drückte ſie ſchwer. Ueberhaupt hatte das Unglück einen wohlthätigen Einfluß auf ſie geübt.

Die Frau war in ſich gegangen. Sie erkannte, daß ſie die nächſte Urſache ihres Herabkommens geweſen war. Sie wurde fleißig und ordentlich. Sie hielt die wenigen Kleidungsſtücke, die ſie noch hatte, reinlich, ihr Stübchen ſauber und ordentlich; war gegen ihren Mann ſanft und gewinnend, und ſiehe da, Runkel dachte nicht mehr daran, in das Wirthshaus zu gehen, denn auch ihn hatte die Hand des Herrn erfaßt, auf die ſie des Altvaters Strafpredigt hingewieſen.

Er fing nun wieder an, Kräuter zu ſammeln und damit Geld zu verdienen. Jedermann ſteuerte nach Kräften und es ging ihnen ziemlich gut. Zwar war ihr Vater geſtorben, deſſen Erbe faſt nichts war, aber die Tante in Colmar gab reichlich, und als ſie nach einem Jahre ſtarb, ward Frau Runkel ihre Alleinerbin.

Jetzt konnte Runkel daran denken, ſein Haus wieder aufzubauen. Die Gemeinde gab ihm Holz aus dem Walde dazu. Wer eine Spannfuhr hatte, fuhr ihm Materialien bei und der Bau begann.

Ich kam in der Zeit weg und kehrte heim. Oft dachte ich ſpäter noch an die Erzählung des Altvaters und an das Haus gegenüber, und ob's der Runkel habe fertig bauen können, und wie es ihm doch fürder möge ergangen ſein.

Erſt nach Jahren traf ich einmal einen Handwerksburſchen, der aus dem Flecken war. Der erzählte mir denn, der gute Altvater ſei geſtorben, von Allen im Dorfe, beſonders aber von ſeinen Kindern und dem Adjunkt im Dorfe betrauert; mein Meiſter lebe noch und es gehe ihm recht gut. Er habe einen Sohn, der ihm ſchon im Handwerk tüchtig helfe; er ſei ein braver Menſch, der des Adjunkts Tochter heirathen werde.

dagegen habe. Der Mann war ganz außer ſich vor Freude und eilte heim.

Bald folgte ich ihm und trat in die Stube der armen Leute. Zu meinem Erſtaunen fand ich die größte Reinlichkeit. Zwar ſah man überall Armuth, aber Ordnung war in Allem und kein Stäubchen ſichtbar. Die jüngeren Knaben ſpielten ſtille für ſich. Die älteren waren in der Schule. Einer wiegte das Kleine und die Mutter ſaß im reinlichen Kleide da und bereitete Kartoffeln zum Mahle, während der Vater eifrig an ſeiner Werkbank arbeitete. Heiterkeit lachte von allen Geſichtern. Mir wurde recht wohl in dem kleinen, reinlichen Stübchen. Und mit welcher Freude und Dankbarkeit wurde ich aufgenommen. Mit welchem Glücke zeigte mir die Mutter den kleinen Pathen, der ſo anmuthig und appetitlich in ſeinem ſaubern Bettchen lag.

Über den Namen des kleinen Burſchen, ſagte ich, bin ich mit dem Doctor einig geworden; ich denke, Sie haben Nichts dagegen, wenn wir ihn Friedrich Wilhelm heißen?

Lächelnd ſagte die Mutter: Das iſt ja auch der Name unſeres lieben Königs, warum ſollten wir den nicht gerne nehmen?

Mit der Taufe aber, verſetzte ich, werden wir noch etwas verziehen. Ich habe jetzt noch einige wichtige Geſchäfte abzuthun, die ich gerne hinter mir haben möchte, wenn wir die Taufe feiern.

Sie ſtimmten vollkommen bei und Alles war in der beſten Ordnung.

Die befreundeten Familien fuhren getreulich mit ihren Unterſtützungen fort und meine Hausleute ſagten mir mit

großer Freude, der ehrliche Dörfler habe heute einen Gesellen angenommen. Die Familie sei voll Preis und Dank über die Wendung ihres Schicksals.

Ich kann wohl sagen, daß ich mich selber glücklich fühlte im Glücke der braven Familie.

Endlich brachte mir der Postbote einen Brief mit dem Königlichen Insiegel. Ich erbrach ihn mit Beben der Freude. Richtig! Der König hatte die Pathenschaft angenommen und, in Berücksichtigung der Armuth des Vaters und seiner vorzüglichen Zeugnisse, einen Kassenschein von hundert Thalern als Pathengeschenk beigelegt

Gott segne den König! rief ich frohlockend aus, schloß aber für's Erste die Freude in meine Brust ein und lief zum Doctor. Der König hat angenommen! rief ich ihm zu. Nun muß aber bis übermorgen eine ordentliche Kindtaufe angerichtet werden.

Versteht sich, entgegnete der Doctor; aber ich verstehe mich auf dergleichen Dinge nicht. Weißt du was, richte du Alles her und hinterdrein sagst du mir, was ich zu zahlen habe. Auch mit dem Pathengeschenk dürfen wir uns nicht lumpen lassen!

Versteht sich, entgegnete ich ihm. Wieviel denkst du?

Ich dachte, sprach der Doctor, wir wollten durch unser Pathengeschenk den Mann in den Stand setzen, seinem Geschäft einen kleinen Aufschwung zu geben. Sind dir zwanzig Thaler für dein Theil nicht zuviel?

Nein! rief ich.

So bleibt's dabei, fuhr der Doctor fort. Für Kundschaft will ich schon so treulich sorgen, wie du es gethan hast.

Nach dieser Verabredung ging ich weg und geradezu in Dörfler's Wohnung. Wieder fand ich die musterhafteste Ordnung und Reinlichkeit. — Ich sagte nun der Mutter, daß übermorgen die Kindtaufe, Mittags um ein Uhr, sein solle, und bemerkte, daß sie sich ja keine Beschwerden und Kosten machen dürfe, indem der Doctor und ich Alles besorgen und bestreiten würden.

Ohne auf ihren Dank zu hören, eilte ich weg und ließ durch meine brave Hausfrau Kuchen, Kaffe und alles Nöthige zurichten. Ich sandte eine gehörige Anzahl Weinflaschen hinüber.

Um die bestimmte Stunde kam der Doctor. Wir gingen zu unseren glücklichen Gevatterleuten und im stolzen Zuge, den Vater zwischen uns, schritten wir zur Kirche. Als wir aus der Kirche zurückkamen, war die Stube geräumt und festlich aufgeputzt. Ein langer Tisch stand in der Mitte, und auf diesem die köstlichsten Kuchen, der duftige Kaffe, der goldene Wein.

Der Pfarrer und mehrere achtbare Bürgerfamilien, Verwandte und Nachbarn Dörfler's, waren eingeladen.

Heiterkeit und Freude saßen mit uns zu Tisch. Als der Kaffe getrunken war und der treffliche Wein in den Gläsern perlte, zog ich mein Königliches Schreiben heraus und nahm also das Wort: Meinen lieben Gevatterleuten und der ehrenwerthen Gesellschaft bin ich nun noch das Bekenntniß eines kleinen Schelmenstreiches schuldig, den ich gespielt habe. Es ist wohl bekannt, daß das Gesetz besteht, daß, wenn eine Familie in ununterbrochener Reihe sieben Knaben hat, der König bei dem siebenten Pathe ist. Da hab' ich denn so in der Stille an des Königs Majestät für meinen Gevatter Dörfler geschrieben und der König hat willfahrt, er ist Pathe des Kleinen und der Doctor und ich sind nur die Stellvertreter. Der hohe Pathe hat aber auch zugleich ein Pathengeschenk von hundert Thaler beigefügt, das ich hiermit meiner Frau Gevatterin überreiche!

Die beiden Eltern waren vor Erstaunen und freudigem Schrecken ganz starr und bleich.

Der Pfarrer aber stand auf und nahm das Glas: Wir wollen aus dankerfülltem Herzen dem hohen Pathen ein Lebehoch bringen! sagte er, und die Gläser klangen hell und das „Hoch" schallte frisch und kräftig.

Aber, fuhr der Pfarrer fort, auch die beiden wackeren Pathen-Stellvertreter sollen hochleben!

Und abermals klangen die Gläser und das „Hoch“ lustig auf.

Jetzt erhob sich Meister Dörfler und sagte: Niemand soll mich weis machen, daß es heutzutage keine Propheten mehr gäbe! Als ich hier zu dem Herrn *** mit schwerem Herzen kam, um ihm die Stiefel anzumessen, und ihm erzählte, mein Siebenter sei geboren, da tröstete er mich und sagte, der bringe mir gewiß Segen!

Das ist herrlich wahr geworden, reichlicher als ich es jemals zu hoffen würde gewagt haben. Nächst Gott, danke ich es Ihnen! rief er aus und die hellen Thränen standen in des Glücklichen Augen.

Daß aber auch wirklich der Siebente Segen brachte, erwies sich augenscheinlich; denn der Meister bekam einen weiten Kreis von Kunden, die er sich durch vortreffliche Arbeit, durch unbestechliche Rechtschaffenheit erhielt. Er arbeitetet fortan immer mit zwei und drei Gesellen, und als seine Knaben heranwuchsen, ist er ein sehr wohlhabender, aber auch sehr geachteter Mann geworden. Und das kam mit dem Siebenten!

IX.

Der Welt Lauf.

Sieht man so manchmal, sagte der Schmiedjacob, wie's in der Welt zugeht, so meint man, man müsse drein schmeißen und schlagen! Das kommt aber Unsereinem nicht zu und man muß es Dem überlassen, der gesagt hat: „Mein ist die Rache, ich will vergelten!“ Und der thut's auch, das hab' ich oft und auch in der Geschichte erlebt, die ich Euch jetzt erzählen will.

Es gibt Haushaltungen, von denen im Dorfe fast Niemand plaudert. Bei meiner Seele! das sind die übelsten nicht; ich möchte vielmehr sagen, es seien durchweg die besten. Da geht's so still, ordentlich und gottesfürchtig her, daß auf die Zähne, auf denen Haare wachsen, kein Bissen zum Zerbeißen kommt. So hab' ich Eine gekannt.

In der Kreuzgasse zu Oberndorf steht noch heute ein schönes Haus mit Hof, Scheuer und Stallung, so geräumig und tüchtig, wie wenige im Dorf. In der Zeit, von der ich reden will, bewohnte dies Haus ein dicker Bauer, aber, wie gesagt, ein stiller Mann. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, der Jacob hieß, und eine Tochter, die sie Ammichen, was eigentlich Annemariechen hieß, riefen. Die Mutter lebte auch noch und war ein Muster einer fleißigen Hausfrau. In dem Hause,

meinte man, gingen sie Alle auf den Strümpfen, so stille war's. Man hörte kein Poltern, Schimpfen, Fluchen, und doch redeten die vier Leute recht viel mit einander, weil sie sich lieb hatten. Da klappte Alles in einander. Niemand störte den Andern, da Jeder wußte, was er zu thun hatte, und dem Andern in die Hände arbeitete.

Es gibt halt Leute, die meinen, wenn nicht gelärmt, geschrien und gehasselirt würde, so ging's nicht und könnte nicht gehen; aber da hab' ich's recht klar erkannt, daß man mit dem stillen Wesen viel weiter und eher dahin kommt, wohin man will. Dem Peter Ackermann gelang Alles, und er war, obgleich er viel zu thun hatte, doch immer eher fertig, als die Schreier und Lärmmacher. Was mir aber im Hause am Besten gefiel, das war die Kinderzucht. Alles geschah aufs Wort! Niemals hörte ich schelten oder poltern. Der Sohn, der Jacob, war ein stiller, fleißiger Bursch. Er kam in kein Wirthshaus, spielte nicht, und Jedermann hatte ihn lieb, weil er höflich und manierlich war. Das Ammichen war ein gar lieblich Mädchen, fleißig und sanft, kein Putzaffe und keins, das eben hinaus wollte. Die war ganz dazu gemacht, einen Mann recht glücklich zu machen. Einen eigentlichen Schatz hatte sie nicht. Sie war eben auch noch jung und kam nicht viel heraus.

Dazumal kam ein Förster ins Dorf, der hier bei dem alten Förster Gotthelf den Dienst im Wald erlernen sollte; denn er war schon in Sachsen auf einer Lehranstalt gewesen; ich glaube, in der Stadt Freiberg. Dort hatte aber der Wildfang wenig gelernt. Er gehörte einer reichen und vornehmen Familie an, hatte aber nirgends recht gut gethan. Wie es zuging, weiß ich nicht, aber er

war bald ein Freund von Jacob. Die Zwei paßten eigentlich inwendig nicht zu einander und doch wurden sie Freunde; ja, es sah so aus, als habe das Herrchen die Hörner abgelaufen und wolle nun anfangen, jochbändig zu werden; denn er führte sich gut auf, wie Gotthelf sagte. Man konnte ihm im Dorf auch gar nichts Unebenes nachsagen. Er ging mit dem alten Gotthelf ins Laub, überwachte die Holzhauer, die Lohschäler und taxirte das Holz, schoß auch einmal seinen Rehbock aufs Blatt, daß es eine Art hatte. In der Zwischenzeit saß er hinter seinen Büchern.

Der alte Gotthelf sagte zum alten Ackermann, zu dem er bisweilen kam: Ich begreif's nicht, was die Leute wollten! Der junge Woltersdorf soll absolut ein Erztaugenichts sein, und ich kann's doch gar nicht begreifen. Der ist so zahm wie ein Lämmchen, und so fleißig und brav, wie ich mir nur einen Menschen wünschen mag; versteht auch Etwas und nimmt gerne Lehre an. Ihr könnt Euern Jacob ohne Sorge mit ihm gehen lassen.

Seit ungefähr einem Monat war der junge Woltersdorf da und grad so lange war Ammichen bei ihrer Goth, der Müllers Frau zu Abtsdorf, die gar sehr lamentirt hatte, daß Vetter Ackermann das gute Kind einmal sollte einige Zeit bei ihr zu Besuch lassen, denn sie hatte eine Tochter gehabt, und die war ihr gestorben. Nun war es Zeit, daß das Mädchen sollte zurückkommen. Sie wollte nicht fahren, sondern gehen, so sehr auch die Goth, die Müllersfrau, abrieth. Dem Jacob hatte sie sagen lassen, er solle am nächsten Dienstag bis da und da hin ihr entgegen kommen, sie werde um vier Uhr Mittags etwa da sein.

Der Jacob ſagt das dem Woltersdorf und ſo gehen ſie mitſammen dem Mädchen entgegen.

Als ſie an die bezeichnete Stelle kömmen, ſehen ſie Niemand, aber des Jägers Hund gibt Laut. Sie treten endlich um einen Haufen Büſche, in deren Mitte eine uralte Eiche ſteht, und ſiehe da, am Fuße derſelben ſitzt Ammichen. Sie mußte müde geweſen ſein, denn ſie war eingeſchlafen.

Der Jacob ſah ſie zuerſt und winkte dem Jäger. St! rief er leiſe, mache mir ſie nicht wach!

Der tritt denn raſch, aber ganz leiſe herzu und ſieht das Mädchen.

Man mochte aber auch ſelten etwas Lieblicheres und Schöneres ſehen, als das holdſelige Mädchen, wie es ſo am Stamme des Baumes ſaß und dawider lehnte. Das ſchöne Köpfchen, das ausſah wie der Kopf eines ſchuldloſen Engels, wurde von dem rechten Arme geſtützt, deſſen Ellenbogen auf der geflochtenen Strohtaſche ruhte. Die Linke lag auf ihrem Schooß und hielt ein Sträußlein ſchöner Wieſenblumen. Sie lag halb, halb ſaß ſie im ſchwellenden Mooſe, das den alten Eichbaum umgab.

Die beiden jungen Leute ſtanden eine Weile da und ſchauten das ſchöne Bild an, denn ſo kam's ihnen vor, und der eigene Bruder mußte ſagen, daß Ammichen ganz geeignet war, es einem jungen Burſchen anzuthun, und was er dachte, das war ſchon bei Einem geſchehen, der ganz nahe bei ihm ſtand. Der junge Jägersmann war, wie man zu ſagen pflegt, ganz aus dem Häuschen, rein weg. Das Herz in der Bruſt ſchlug ihm Generalmarſch, und doch wünſchte er, das Mädchen müſſe noch acht Tage ſo fortſchlafen und er ſo daſtehen und ſie

betrachten, und er hätte es gethan, wenn auch die Frevler den ganzen Forſt umgehauen hätten.

Sie würden ohne Zweifel auch noch lange ſo dageſtanden haben, wäre es dem Hunde nicht langweilig geworden. Der wollte jagen und gab an der Koppel

„Wie heißt denn der Adjunkt?“ fragte ich ihn endlich.

„Runkel,“ sagte er.

„Ist' denn das der abgebrannte Runkel, in dem Hause, der Schmiede gegenüber?“ fragte ich mit großer Spannung.

„Freilich,“ sagte der Handwerksbursche. „Mein Vater erzählte mir, er habe durch eine Erbschaft das Haus wieder aufbauen können; er sei früher ein liederlicher, fauler Mann gewesen, und sie hätten, er und seine Frau nämlich, sich alle Tage in den Haaren gelegen; aber als sie der liebe Gott heimgesucht und gezüchtigt, da seien sie alle beide in sich gegangen. Sie sei eine ordentliche Hausfrau geworden und er wieder ein fleißiger Laborant, der schweres Geld verdient habe. Nun sei Friede und Segen im Hause gewesen, und daran habe Schmied's Altvater großen Antheil gehabt, der sie oft besucht habe. Als endlich noch ein Töchterlein als Ehesegen gekommen sei, da habe dem Glücke der beiden Eheleute nichts mehr gefehlt.“

„Wie gesagt,“ schloß er, „sie wohnen im neuen Hause, sind einig und glücklich; es geht ihnen sehr gut, und da sich Runkel so brav hielt, haben sie ihn zum Adjunkt gewählt, und ich glaub' noch heuer wird Hochzeit sein zwischen Schmied's Peter und Runkel's Lieschen, und es ist ein bildhübsches Pärchen und beide sind sehr brav.“

So schloß der Handwerksbursche, und damit will ich für heute auch schließen, froh im Herzen, daß ich Euch ein so gutes Ende erzählen konnte.

Laut. Das Mädchen erwachte, sprang voll Schrecken auf und stand nun, hocherröthend, vor ihnen.

Den Schrecken Ammichen's könnt Ihr Euch vorstellen, als es den hübschen, aber wildfremden Förster erblickte. Sie konnte sich gar nicht fassen. Erst als sie ihren lieben Bruder sah, legte sich ihre Angst. Sie reichte ihm die Hand und sagte: Warum hast du mich so erschreckt?

Der Woltersdorf merkte wohl, daß das auf ihn zielte, und so ein Stadtfinke weiß Triller zu schlagen. Er nahm das Wort, plauderte so zuckersüß, sagte dem lieben Mädchen so viel Schönes, daß der der Kopf ganz toll wurde; aber bös konnte sie nicht werden, dafür plauderte er zu lieb und auch zu gescheidt, denn man meinte, man höre aus einem Buche vorlesen. — Er gefiel ihr über die Maßen gut, und da er oft ins Haus kam, Abends das Horn so wunderschön blies, alle Tage besser. Sie lag oft bis spät in die Nacht im Fenster und hörte den herrlichen Weisen zu, die er blies, wenn die Stille der Nacht die Töne herübertrug vom Forsthause. Wie er erfuhr, daß sie Abends im Fenster liege und ihm zuhorche, weiß ich nicht; genug, er erfuhr's und die Folge war, daß er herbeischlich und ein Stündchen und noch eins mit ihr verplauderte, und das gefiel Ammichen noch besser, als das Hornblasen. Kurzum, sie war in ihn verschamerirt und er in sie! —

Der alte Revierförster Gotthelf war noch Einer aus der alten Welt. Nicht hochmüthig, treu, einfach und gradaus. Er schoß immer grad aufs Blatt. Der merkte bei Zeiten, wieviel Uhr es mit den Beiden war, noch ehe es die Ackermann's weg hatten. Der nahm sich's vor, dem jungen Menschen einmal den Fuß zu stellen und ihm

zu ſagen, wo Barthel den Moſt holt, nöthigenfalls auch den Kümmel zu reiben, daß er den Geruch davon lange in der Naſe behielte.

Dafür war Gotthelf gerade der Rechte. Er konnte ſogenannte Löffeleien nicht leiden und wollte Alles ehrlich gehalten haben, was man etwa zuſage.

Ging er denn einmal Morgens früh mit dem Woltersdorf hinaus, und als ſie in den Wald kamen, blieb er plötzlich ſtehen, ſah den jungen Menſchen friſchweg mit ſeinen Falkenaugen an und ſagte: Hört 'mal, junger Herr, Ihr macht mir da Jagd auf ein ſchönes, edles Wild, ich meine Ackermann's Ammichen, und iſt doch für Euch noch eigentlich Hegezeit, weil Ihr kein Brod habt, wenn Ihr's anders ehrlich meint. Betracht' ich die Sache recht, ſo mein' ich, es wäre unrecht von Euch, dem herzigen Kinde den Kopf zu verdrehen. Wahrſcheinlich ſind's doch von Euch Poſſen, ſo Purpaßletang, wie die Bauern ſagen?

Der junge Woltersdorf ſtand verblüfft da; das Blut ſtieg ihm aber in den Kamm und er ſagte: Wofür haltet Ihr mich, Herr Revierförſter?

Ei, ſagte der, für einen jungen Menſchen, der noch keine Frau braucht, darum aber auch einem braven Mädchen nicht weiß machen ſoll, er wolle es heirathen. Wird doch nichts draus! He? Iſt's anders?

Ihr habt wenig Fehlſchüſſe in Euerem Leben gethan, hier aber einmal einen rechten, ſprach feſt und männlich Woltersdorf. Ich ſag' Euch, daß es mir ein Ernſt iſt mit dem Mädchen, das ich für vortrefflich halte und treu liebe. Sie wird meine Frau und nie eine Andere!

Brav, ſagte Gotthelf, wenn's an der Zeit wäre;

aber — was wird Euere Familie ſagen? Sie iſt ein ſimples Bauernmädchen.

Aber mehr werth, als alle Stadtdunzeln! rief Woltersdorf.

Zugeſtanden, fuhr Gotthelf fort; allein meine Frage iſt nicht beantwortet.

Um meine Familie hab' ich mich nicht zu kümmern, falls ſie dagegen ſein wollte. Vater und Mutter ſind todt; was kümmern mich die Anderen? — Ich ſtehe auf eignen Ständern (andere Leute ſagen: Füßen), fuhr Woltersdorf fort. Höchſtens in einem Jahre hab' ich ein Amt und dann heirathe ich Ammichen! Dabei bleibt's. Und damit Ihr ſehet, daß es mir redlicher Ernſt iſt, ſo bitt' ich Euch, werdet mein Freiersmann!

Gleich? fragte erſtaunt Gotthelf.

Ja, sagte Woltersdorf. Ich will Gewißheit, damit sie mir nicht ein Anderer wegschnappt.

Gotthelf reichte ihm die Hand und sagte: Ihr seid ein wackerer Mensch. Nehmt's nicht quer, daß ich in Eueren Wechsel trat; aber ich hab's treu mit Euch und dem lieben Kinde gemeint. Nun aber laßt auch eines alten Mannes Rath etwas gelten. Von dem Plane steht ab. Die langen Liebschaften sind nicht viel werth, aber sie sind noch besser, als die langen Brautschaften. Wartet, bis Ihr ein Amt habt; dann stellt das Treibjagen an. Daß Euch das Mädel treu bleibt, verbürg' ich Euch, denn die ist in der Wolle gefärbt. Bleibt Ihr nur treu. Ich sag's Euch, wenn Ihr das Mädel sitzen lasset, so kommt mir nicht in den Bereich meiner Kugel; sie könnte sonst den Weg zu Euerem Herzen finden, das freilich in solchem Falle keinen Schuß Pulver werth wäre.

Sie redeten in der Weise noch fort und der junge Mensch folgte dem Rathe des Greises, der es so treu mit ihm und seinem Ammichen meinte.

Aber immer inniger wurde das Band zwischen Beiden, und es schien, als sollte das wahr werden, was in dem alten Liede steht:

„Es war einmal ein junger Knab',
Der liebt sein'n Schatz ein ganzes Jahr;
Ein ganzes Jahr, und noch vielmehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr."

Die alten Ackermann's wußten's und billigten's, denn der alte Gotthelf hatte ihnen seine Unterredung mit Woltersdorf gesagt. Auch alle Leute im Dorfe wußten's und gönnten dem lieben Ammichen ihr Glück; denn es überhob sich nicht und blieb so demüthig wie allezeit.

So floß noch ein Jahr hin und Ammichen galt überall für des jungen Forstmannes Braut.

Da kam plötzlich ein Decret, das ihn zum Forstactuar in einer Stadt ernannte, die etwa dreißig Stunden weit weg war. Es war im Herbst, als das kam.

Wer das Leid gesehen in der Scheidestunde, der mußte glauben, daß weder die Zeit, noch die Entfernung, noch andere Mädchen dies Band treuer Herzen jemals trennen könne.

Er gelobte ewige Treue. Sie war ganz außer sich vor Leid. Bis zu Pfingsten komm' ich wieder, sagte er, und dann gehst du als mein liebes Weib mit mir von dannen. Mit solchen Gedanken schied er; denn ein Actuar kann schon eine Frau ernähren, und Woltersdorf war reich; er hatte Etwas zuzusetzen im Nothfall, und Ammichen war auch nicht arm, wie ich Euch sagte. Vom Actuar zum Revierförster ist auch nur noch ein Schritt und es waren gar viele alte Leute im Dienst, die bald abgängig wurden. —

Woltersdorf schrieb oft und alle seine Briefe waren voll Lieb' und Treu'. Nach und nach kamen aber die Briefe seltener und er klagte über ganz erstaunlich viele Arbeit, die er habe. Dem alten Gotthelf wurde es unheimlich, obwohl in Ammichen's Seele kein Zweifel kam.

Gotthelf hatte den Woltersdorf lieb. Er hielt viel auf ihn; aber jetzt kamen dennoch beängstigende Gedanken über ihn. Er machte den Prozeß kurz und sich auf die Socken und ging zu ihm. Als ihn Woltersdorf sah, gerieth er etwas in Verlegenheit und das fiel dem Alten auf; dennoch aber war alles Lieb's und Gut's, wie man sagt. Er zeigte ihm den Forst und Alles, was sehens-

werth war, und führte ihn dann auch zu ſeinem Revierförſter. Man konnte es ſehen, daß da der Herr Actuar gar wohl gelitten war, beſonders bei der feinen und ſchönen Tochter, mit der er auch gar nicht übel zu ſtehen ſchien.

Gotthelf hatte ſcharfe Augen.

Abends ſagte er zu Woltersdorf: Als ich ſchied, ſah ich in ein Paar Augen, die dick voll Thränen ſtanden. Sie waren ſchöner, aber nicht ſo verlockend, als die zwei, in die Ihr heute ſo oft geblickt habet. Denkt Ihr auch noch an die lieben, treuen Augen, die Euch einſt ſo wohl gefielen?

Woltersdorf gerieth in Verlegenheit. Er vermaß ſich hoch und theuer, daß er Ammichen liebe und ſie bald heimführen würde.

Gotthelf kam betrübt heim. Zwar hatte er beim Abſchied den Actuar an ſeine Pflicht gemahnt mit Worten voll Kraft und Wahrheit, aber er mißtraute.

Nicht weit von dem Dorfe, wo man noch die letzten Häuſer ſah, ſtand ein gar reicher Brunnen köſtlichen Waſſers. Als Gotthelf zurückkam, nahte er ſich dem Brunnen zwar, aber der hier nahetretende Wald verbarg ihn noch.

Ammichen ſtand allein am Brunnen; ſie lehnte wider der Umfaſſungsmauer und hielt ein ſogenanntes Gänſeblümchen in ihrer Hand, das man auch ein großes Maßliebchen nennt. Traurig ſtand ſie da und riß eins der weißen Blüthenblättchen, die um den goldgelben Kreis in der Mitte ſtehen, nach dem andern aus und ſagte dabei, wie es die Mädchen zu thun pflegen: „Er liebt mich, von Herzen, ein wenig, gar nicht.“

Das iſt ſo ein Spiel, ſagte Schmiedjacob, aber die Mädchen haben den Aberglauben dabei, es thue ihnen kund, wie es um das Herz des fernen Liebſten ſtehe.

Und als ſie das letzte Blättchen abriß, kam es auf die Wörtchen: „Gar nicht!“ — Da faltete ſie die Hände vor dem treuen Herzen, ſah gen Himmel, und in den treuen, blauen Augen perlten heiße Thränen. So ſtand ſie lange und es war, als habe ſie die ganze Welt vergeſſen. (Wenn Ihr vorne das Bildchen betrachtet, ſo ſeht Ihr ſie, wie ſie der Maler in dem Augenblicke dargeſtellt hat, wo ſie das Blättchen mit den Worten: „Gar nicht!“ ausrupft. Man ſieht ordentlich das tiefe Leid in ihrem Geſichte.) Darauf wuſch ſie ſich die rothgeweinten Augen aus und ging raſchen Schrittes mit ihrem Waſſer dem Dorfe zu.

Der ehrliche Gotthelf hatte das mit angeſehen und es war ihm ein Schwert durch die Seele gegangen. Armes, gutes Kind, ſagte er zu ſich, du haſt da in dem kindiſchen Spiele leider die Wahrheit vernommen! Er ſaß lange da, denn es erfüllte ſeine Seele ein heiliger Zorn. Er eilte heim und ſchrieb an Woltersdorf, was er geſehen, und noch mehr, was ihm ins Herz fahren mußte, wie ein feuriger Pfeil.

Es war zu ſpät! —

Als nämlich die Geſchwiſter Woltersdorf's hörten, er wolle ein einfaches Bauernmädchen heirathen, da empörte ſich der Stolz der vornehmen Leute gegen ſolche Heirath. Sie ſetzten ihm gewaltig zu und machten, daß er ſo weit von Oberndorf wegverſetzt wurde. Aus den Augen, dachten ſie — aus dem Sinn. Leider hatten ſie da nicht falſch gerechnet. Er kam dorthin und die Frau Revier-

förſterin fand eine Verheirathung ihrer einzigen Tochter an den jungen und reichen Actuar ſehr anmuthig. Da wurden denn alle Segel aufgeſpannt und der leichtſinnige, junge Menſch ging in die Falle. Er vergaß das liebe Mädchen und — acht Tage nach Gotthelf's Heimkehr nach Oberndorf war ſeine Hochzeit: denn ſeine älteſte Schweſter kam mit ihrem Manne zu ihm auf Beſuch, und die machten's ſchnell fertig.

Ammichen wußte es nicht, aber ſie ahnte es, bis es ihr die Eltern nicht mehr verheimlichen konnten.

Das ſanfte Mädchen trug ſtill ihr Weh. Sie verbarg vor ihren Eltern, vor Jacob, ihre Thränen; nur die ſtille Nacht ſah ſie; aber ſie blühte ab, wie die junge Roſe, in deren Herz ein Wurm nagt. Bleich, wie eine Lilie, wankte ſie dahin, bis endlich der Tod ihrem Leiden ein Ende machte, und der Doctor ſagte: Sie ſei am gebrochenen Herzen geſtorben.

O, wie waren ihre letzten Stunden ſo rührend! Gotthelf, der ſie wie ein Vater liebte, ſaß mit ihren Eltern und Jacob bei ihr. Sie betete für ihn: daß Gott ihm ihren Tod vergebe und es ihm wohlgehen laſſe. Sie flehte: Fluchet ihm nicht; zürnet ihm nicht. Ich habe ihm vergeben, vergebet auch Ihr ihm! Beſonders bat ſie Gotthelf, deſſen Jähzorn ſie kannte, ihr zu verſprechen, daß er ihm auch vergebe und ihm nicht zürne, und dann nahm ſie von Allen rührenden Abſchied und hauchte ihr Leben in einem Seufzer aus. —

Ein ſolches Leid war nicht in der Welt! Alle Leute im Dorfe nahmen herzlichen Antheil. Obgleich Ammichen noch ſterbend geſagt: Ach, fluchet ihm nicht! — ſo traf ihn doch tauſendfacher Fluch.

Aber im Himmel iſt Einer, der weiß die Schändlichen zu faſſen, die eines Mädchens Herz brechen und es um Glück und Frieden bringen!

Hätte ihn der zürnende Gotthelf vor ſein Rohr gekriegt, wer weiß, was der alte Mann in ſeinem Grimme gethan hätte; aber er war bei Ammichen, als ſie ſtarb und ihr Wort machte ihn mild. Überlaßt ihn Gott! ſagte er. Der hat geſagt: „Mein iſt die Rache; ich will vergelten!“

Und Gott hat ihn erreicht.

Der alte Gotthelf ſchrieb ihm einen Brief, worin er ihm Ammichen's Tod meldete und ihm ſagte: Er habe ſie gemordet.

Das traf ihn, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Seitdem war er, wie ein verſcheuchtes Huhn. Er mied die Menſchen. Er ging überall allein und ſeufzte. Zu Haus hatte er nichts. Seine Frau war ein Zankeiſen, ſo ein Hausdrache, die ihm jede Freude vergällte. Seine Kinder ſtarben ihm alle dahin.

Immer düſterer wurde er ſeitdem. Unglück auf Unglück traf ihn. Er hatte gemeint, der Revierförſter ſei reich; aber der hatte Schulden wie ein Major, die Woltersdorf mußte bezahlen helfen. Das hätte nun weniger gethan; aber an ſeiner Seele nagte Gotthelf's Brief wie ein Geier. Er hatte nirgends Ruhe und Frieden. So zehrte er ab, daß er am Ende ein bloßes Gerippe war und ſtarb dann mit dem traurigen Bewußtſein, daß ſeine herzloſe Frau nicht um ihn ſonderlich trauern würde.

Ja, das Gewiſſen iſt ein nagender Wurm. Wohl Dem, den es nicht beißt.

Schmiedjacob ſchwieg. Alle ſahen ſich ſtill an und die Frauen und Mädchen nickten einander zu, und Manche zerdrückte leiſe eine Thräne.

Schmiedjacob aber ſagte: Das iſt ſo der Welt Lauf; aber wehe dem Treuloſen, der ihm folgt! Ein Herz elend machen iſt eine Teufelei, und glaubt mir, Gottes Arm iſt noch nicht verkürzt. Mag ſich ein Leichtſinniger darüber hinausſetzen — immer kann er's nicht und — den Frieden im Herzen kann man nicht kaufen! Selbſt nicht mit dem Gelde einer reichen, vornehmen Frau!

Wie ging's denn Ackermann's? fragte Kathrinchen.

Sie legten ihre grauen Häupter mit Herzeleid in die Grube, ſagte der Schmiedjacob, und ihre alten Tage waren Tage tiefen Leides. So glücklich ſich auch der brave Jacob verheirathete, immer nagte Ammichen's Tod an ihren Herzen, bis auch ſie brachen.

Gotthelf rauſte an ihrem Grabe ſeine grauen Haare und rief: Mußte ich das erleben!

27. Ein Räthsel.

In meinen Banden liegt gehalten
Wohl eine wilde, geist'ge Kraft;
Doch trotzt sie wild oft den Gewalten,
Und macht sich frei aus meiner Haft;
Dann ist die Hoffnung auf Gewinn
Wohl für den Kerkermeister hin!

Von meinen Banden fest umschlungen
Fühlt glücklich sich manch' Menschenpaar;
Aus Herz und Munde war's erklungen,
Das Wort, das bindet, hell und klar!
Ich schloß den Bund. Weh! wenn's Euch reut!
Der Tod nur dann Euch einst befreit!

Wenn in des Sommers heißem Strahle
Der Landmann meinen Namen spricht,
Dann wird die Flur mit Einem Male
Entleert des Segens. 'S ist ihm Pflicht;
Denn seinem Hoffen für ein Jahr
Droht, wenn er säumet, wohl Gefahr!

Und kommt der Herbst mit raschen Schritten,
So bringt er mich gar oft als Gast;
So schön ich kleide, wohlgelitten
Bin ich doch nicht bei langer Rast;
Mir folgt, wie die Erfahrung lehrt,
Ein Andrer, den man nicht begehrt.

X.

Zwei harte Steine mahlen selten reine.

Eine Geſchichte.

Das Sprüchwort: „Zwei harte Steine mahlen ſelten reine," kennt Ihr alle und habt's wohl oft gebraucht, ſagte der Schmiedjacob; was es ausſagt, weiß jeder Müller am Beſten — aber auch harte Köpfe haben Ähnlichkeit mit harten Steinen und darauf will das Sprüchwort eben hinaus; denn ſo zwei harte Köpfe, eigenſinnige, hitzeblitzige Köpfe mahlen auch nicht reine, thun nicht gut zuſammen. Nur darin ſind ſie verſchieden, daß harte Steine hart bleiben, harte Köpfe aber in der bittern Schule des Lebens wohl weich werden. Dafür ſpricht auch die nachfolgende Geſchichte, deren Wahrheit ich verbürgen kann.

Vor den Thoren der großen und reichen Seeſtadt Hamburg liegt die Stadt Altona (iſt entſtanden aus dem Plattdeutſchen: All to nah — All zu nahe). Dort wohnte ein Kaufmann mit Namen Walther, ein rechtſchaffener, thätiger Mann, der ſich ein ſchönes Vermögen im Handel erworben hatte; aber er war ſo ein harter Stein, ein jähzorniger, eigenſinniger Menſch, der alle Tage recht haben wollte, vom 1. Januar bis zum 31. December. Da gab's denn oft ein hartes Aneinanderſtoßen mit ſeinen Handelsfreunden — aber ſeine ſtrenge Rechtſchaffenheit ließ ſie das Alles überſehen. Im Hauſe duckte ſich Alles, und ſagte der Vater: Zwei mal zwei iſt fünf, oder:

das Waſſer läuft den Berg hinauf, ſo ſchwieg ſeine ſanfte Frau fein ſtill. Er kam dann ſelber am Ende drauf, daß doch zwei mal zwei vier iſt und das Waſſer den Berg hinab läuft; allein dann ſchwieg er ſtill und geſtand ſein Unrecht um alle Welt nicht ein. Wäre ſeine Frau nicht ein recht weicher Stein geweſen, ſo wäre das Mehl auch ſchlecht geworden, und das aus dem alten Teſtamente bekannte „Haderwaſſer" hätte tüchtig im Hauſe gebrauſt. Sie hatte aber die Kunſt gelernt, das Maul zu halten und ſtille zu thun, was ſie für recht hielt. Bei meiner Seele, wenn das die Frauen und Mädchen bei Zeiten lernten, es ſtünde beſſer um ſie und um ihr häusliches Glück, wenn ihnen etwa der liebe Gott einen harten Stein von einem Manne beſchert hat oder noch beſchert. Damit ſoll aber der harte Stein kein Lob geſagt kriegen; das ſei ferne! Vielmehr rufe ich denen das Sprüchlein zu:

„Brich den harten Kopf bei Zeiten,
Willſt Frieden du mit andern Leuten;
Und lernſt du das bei guter Zeit —
Iſt im Hauſe und Herzen Zufriedenheit!"

Um wieder auf meinen Kaufmann zu kommen, ſo hatte er eine recht hübſche Zahl Kinder, und juſt zwei mehr, als ein Haus voll, nämlich ſieben. In ſeinem Hauſe herrſchte er, wie ein Selbſtherrſcher aller Reußen. Da hieß es: Hanneschen, duck' dich! Seine engelsmilde Frau räumte möglichſt Alles aus dem Wege, was ſeinen Jähzorn reizen konnte, was ihn in böſe Laune hätte bringen können. Immer ging das nun nicht. Dann aber brauſte Blitz, Sturm und Donner daher, daß es Allen angſt und

bange wurde. Unter den Kindern war der älteste Sohn, Leonhard, ein Erbe des väterlichen, harten Kopfes. Bei großer Gutmüthigkeit, die er von der Mutter geerbt, war er ein Hitzkopf wie sein Vater, und sein Eigensinn gab auch Hoffnung, mit der Zeit väterlich zu werden. Da konnte es denn gar nicht fehlen, daß es manche harte Nuß zu knacken gab.

Leonhard hatte das Alter erreicht, wo er wohl schon prüfen konnte und unterscheiden, daß der Vater oft zuviel that und Unrecht hatte, wo er behauptete, Recht zu haben. Statt aber, wie es dem Sohne ziemte, stille zu schweigen, sprach er dem Vater entgegen und dies artete zuletzt in offenbaren Trotz und Widerbellen aus. Natürlich wurde der Vater nur wilder und zorniger und die Geschichte endete damit, daß er Leonhard prügelte. Hierdurch wurde dieser nur unartiger und starrköpfiger. Ach, wie litt da die arme Mutter! Alles bot sie auf, den Sohn zu einem pflichtmäßigen Thun zu bringen; aber es war einmal zu weit zwischen Vater und Sohn gekommen, als daß es hätte anders werden können, vielmehr stieg die Zwistigkeit und Unverträglichkeit zwischen Beiden von Tag zu Tage. Nun kam es auch, daß sich Leonhard einer Gesellschaft anschloß, die dem Vater mißfiel. Nun war's denn aufs Höchste gekommen. Eines Tags, an dem Walther gehört, daß sein Sohn wieder bei den wüsten und rohen Gesellen gewesen, brach sein Zorn so furchtbar los, daß er Leonhard zum Hause hinaus warf und ihm unter schrecklichen Drohungen verbot, jemals seine Schwelle wieder zu betreten.

Leonhard eilte fort, weil die Augen der Nachbarn auf ihm mißbilligend weilten; die Mutter sank ohnmächtig

nieder, die Kinder jammerten und der Vater tobte und polterte im Hause herum, wie ein Toller und Wahnsinniger.

Leonhard wußte eigentlich nicht, wohin er lief; aber es war der Weg nach Hamburg, wo man ihn nicht kannte. Er suchte vorerst ein Plätzchen, wo er nur im Stande gewesen wäre, ruhiger über seine Lage nachzudenken, und fand es endlich am Hafen, wo Schiffsbauholz aufgethürmt lag. Dort setzte er sich so, daß ihn, wie er meinte, Niemand sehen könne. Da brach denn das, was seine Seele jetzt so stürmisch bewegte, in lauten Worten hervor, die Ungerechtigkeit seines Vaters gegen ihn. Daß er selber gefehlt, das erkannte er nicht. Es ist ja leichter, den Splitter in des Andern Auge, als den Balken im eigenen Auge zu sehen! Er sah wohl seine Lage ein, allein der unbändige Trotz seiner Seele ließ es nicht zu, gleich dem verlorenen Sohne zurückzukehren zu dem Vater und zu sagen: „Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir.“ Bis solch' eine Gesinnung Raum in seiner Seele fand, mußte erst noch der harte Stein mürbe werden. Jetzt war er noch zu hart. Allerdings war seine Lage nicht die lieblichste. Er hatte ja nichts weiter von Kleidungsstücken und Wäsche, als was er auf dem Leibe trug; kein Geld, als das Wenige, das er zufällig in seinem Säckel hatte. Und nun sollte er in die Welt gehen und sich durchschlagen? Als er so da saß und laut in seinem Eifer über das Alles mit sich selbst redete, trat hinter dem Schiffsbauholz ein alter Mann hervor. Es war ein Schiffszimmermann, der an dem Holze gestanden hatte, um sich eins zu seinem Gebrauche davon auszusuchen. Der alte, brave Mann kannte zwar Leonhard Walther

nicht, aber aus ſeinem lauten Selbſtgeſpräche verſtand er eben ſoviel und völlig genug, um zu wiſſen, wie es um den jungen Menſchen und daheim ſtand. Er trat, wie geſagt, plötzlich hervor und ſagte das Sprüchwort: Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß Leid gebracht.

Das Wort fuhr, wie ein Donnerſchlag, auf Leonhard's Haupt, daß er ordentlich zuſammenknickte, aber ſeine Aufregung war noch zu groß, als daß ein ſolches gutes Wort in ſeiner Seele den guten Ort hätte finden können und ſollen.

Kümmert Euch nicht um mich! rief er zornig dem Greiſe zu.

Junger Menſch, ſagte der ruhig; ich hab' mehr Trotzköpfe geſehen, die das Elend mürbe machte und

zahm, wie Lämmer; aber der liebe Gott mußte sie in die Schule des Elends nehmen, bedenkt das! Ihr wart, wie ich aus Euren Reden entnehme, was man so einen bösen Buben nennt. Geht heim und bittet Euren Vater um Vergebung und brechet Euren harten Kopf, ehe Ihr ihn in der Welt brechen müßt! Glaubt mir, mit des Vaters Fluch belastet in die Welt gehen, das ist der schlechteste Paß!

Mit diesen Worten ging er von dannen.

Da hatte der Herr zu dem jungen Manne noch einmal eine Botschaft des Friedens geschickt; aber es war, wie wenn der erste Regen bei wechselndem Wetter im Winter fällt. Die Erde ist noch hart gefroren und nimmt ihn nicht auf. Er erweicht nicht, sondern gefriert zu Spiegeleis oder, wie man's auch nennt, Glatteis.

So prallte das Wort des Mannes, der ihn anfänglich durch seine Erscheinung erschreckt hatte, an dem Trotzkopf ab. Sollte er zurückkehren? O nein, da war das Bürschchen zu stolz. Er mochte, wie man am Rheine sagt, dem Vater die Gön[illegible] nicht anthun. Sollte er zurückkehren? O nur nicht! flüsterte ihm sein Leichtsinn und seine Einbildung ins Ohr; bei deinen Talenten steht dir die ganze Welt offen. Du wirst dir deine Bahn schon brechen! Die gebratenen Tauben werden dir frischweg ins Maul hineinfliegen, das kann einem Menschen, wie du bist, nicht fehlen!

Meint man nicht, das Kerlchen habe Anno 1849 gelebt?

Man sollt's glauben; denn heute kommen die Buben alle mit hohen Verdiensten, und, was auch was ist,

geſcheidter auf die Welt, als ihre Väter, die alten Eſel, ſind! —

Dann ſteht's auch ſo vortrefflich in der Welt, wo die Buben das Land regieren wollen, denen die Mutter zuruft: Halt ſtill, mein Lieber, ich habe dich hinter dem Ohr noch nicht abgetrocknet! — — —

Leonhard machte nun den Proceß kurz, denn an ſeine ſanfte, engelsgute Mutter dachte er nicht, und lief im Hafen herum, ein Schiff zu ſuchen, deſſen er ſich zur Überfahrt nach Kopenhagen bedienen könnte. Er meinte, weit weg, das wäre das Beſte. Dort wäre er auch gut dran geweſen; denn die Dänen halten Alles, nur ihr Wort nicht, und däniſche Ehrlichkeit und Treue iſt im Centner ſehr wohlfeil. Dagegen ſind ſie hochmüthig wie die Herren der Welt, und meinen, alle Welt müſſe ihnen dienſtbar ſein. Es wär' ihm vielleicht gut geweſen, wenn er einmal däniſch hätte hungern gelernt. Er hätte denn doch den Unterſchied zwiſchen deutſchem Hungern und däniſchem kennen gelernt, wenn's einer iſt! —

Deutſch lernte er's in Hamburg noch prächtig. Fünf volle Tage lief er herum; ſuchte Schiffsdienſte und — fand keine. Er hatte keine Papiere, keine Zeugniſſe, wer konnte ihm trauen. Zu Altona war er fortgelaufen ohne Hut oder Mütze. Er mußte ſich aber etwas auf den Kopf kaufen. Das verzehrte aber die Hälfte ſeines Geldes — weil er ſich noch nie nach ſeiner Decke ſtrecken gelernt hatte.

Schon am zweiten Tage ſah er ein, daß er wohl unter dem Bauholz ſchlafen müſſe, wenn er für Brod noch etwas übrig haben wolle. Er that's; aber für die

zartgewohnten Rippen und Knochen war das Lager entsetzlich hart!

Am Morgen des fünften Tages, da die Sonne aufs Schiffsbauholz schien, erwachte er hungrig und — hatte nichts mehr. — —

Da saß er die Stirn in die Hand gestützt, und es fielen dicke Tropfen aus den Augen auf die harte Erde unter ihm. Doch es waren noch nicht die rechten Thränen, die Traurigkeit war die noch nicht, die Paulus eine göttliche nennt, welche eine Reue gebiert, die Niemanden gereuet; es war noch eine weltliche, fleischliche — es war der Unmuth über das Mißlingen seiner Pläne. — An die reuige Rückkehr ins Vaterhaus dachte er nicht. — Gott wollte ihn noch anders führen.

Wie er so da saß und nichts hörte noch sah, kam ein Schiffshauptmann daher, dessen Schiff eben segelfertig lag nach der westindischen oder eigentlich südamerikanischen Insel Saint Croix (sprich: Säint Croa), dem aber noch ein Nothmast fehlte, den er sich hier aussehen wollte. Ihm war das Unglück passiert, daß ihm sein Schreiber gestorben war. Er selbst nämlich war nicht sonderlich fix in dem Artikel, darum hielt er sich einen Schreiber, dem er das Nöthige in die Feder sagte. Als er so um die großen Haufen des Holzes herum ging, sieht er den Leonhard da sitzen und sieht auch das Träufeln der Thränen. Er betrachtet sich den achtzehnjährigen, sauberen Burschen, seine feine Kleidung und denkt, wer weiß, da kriegst du vielleicht wieder einen Schreiber!

Er tritt zu ihm und klopft ihm mit den Worten: Warum so trostlos, mein Sohn? — auf die Schulter.

In dem Tone des Mannes lag etwas Weiches und Gutmüthiges, das Leonhard's Herz wohlthätig berührte. Er erſchrak freilich über die unerwartete Berührung und Anrede, aber er ſammelte ſich ſchnell und ſagte:

Hunger im Magen, kein Verdienſt in Ausſicht und kein Geld im Beutel, das ſind Quellen ſchlechten Troſtes, Herr Capitän. Vollkommen richtig; erwiederte lächelnd der Schiffscapitän; allein da wäre ja doch zu helfen, wenn Arbeitsluſt und Gottvertrauen dabei wäre.

Beides fehlt mir nicht (er log da, denn Gottvertrauen kannte er noch nicht!), ſagte er keck; aber ſeit fünf Tagen ſuche ich Arbeit und finde keine.

Der Schiffscapitän ſah ihm in die Augen und dieſer Blick reichte für den Menſchenkenner hin, Wohlgefallen an dem Menſchen zu finden.

Nun, ſagte er dann, wenn Ihr mir klaren Wein über Euch einſchenkt und gute Atteſte habt, ſo könnte ſich's machen, daß Ihr Arbeit bei mir fändet, wenn Ihr nämlich Luſt habt, mit mir nach der Inſel Saint Croix zu reiſen?

Das war Waſſer auf Leonhard's Mühle! Setzt Euch ein Bischen zu mir oder befehlt, wohin ich mit Euch gehen ſoll, ſo will ich Eurem Wunſche vollkommen genügen, ſagte Leonhard.

Mit den Worten: Es iſt mir ſchon gut genug hier, ſetzte ſich der Schiffscapitän zu ihm und Leonhard beichtete ihm, wie einem Pfarrer, haarklein, wie Alles gekommen, und blieb der Wahrheit bis ins Kleinſte treu.

Der Schiffscapitän hörte aufmerkſam zu und ſagte, als Leonhard geendigt hatte: Macht Euch auf, mein

Sohn, und gebt zurück zum Vater und bittet ihn um Vergebung! Und diese Worte begleitete er noch mit nachdrücklichen Ermahnungen an das, was ein Kind seinem, wenn auch vielleicht fehlenden Vater schuldig ist. Lieber Hunger-sterben! rief entschlossen und fest der Leonhard.

Der Schiffscapitän redete ihm hart und sanft zu; als er eben sah, daß nichts zu ändern sei, sagte er: Gut denn; Ihr sollt mit mir an Bord meines Schiffes gehen. Ist Euer Wohlverhalten so, daß ich zufrieden sein kann, so sollt Ihr's nicht bereuen, mit mir gegangen zu sein; ich will dann in Saint Croix für Euer Fortkommen sorgen.

Leonhard versprach heilig und theuer, gehorsam und treu zu sein, und der Schiffshauptmann nahm ihn mit, und nachdem der Nothmast hergestellt und an Bord, das heißt in der Schiffssprache: im Schiffe, war, lichteten sie bei günstigem Winde die Anker und segelten in Gottes Namen ins weite Weltmeer hinaus.

Leonhard war noch nicht zur Erkenntniß seines Unrechts gekommen. Er sah sich noch immer als den leidenden Theil an und glaubte in seinem Rechte zu sein, daß er ins Vaterhaus nicht zurückgekehrt sei. — Dem Schiffscapitän war er treu ergeben. Unermüdet arbeitete er, dessen Aufträge zu erfüllen. Da er mancherlei Kenntnisse besaß, so konnte ihn der Schiffscapitän wohl brauchen und bediente sich seiner mit großem Vortheil. Er gewann ihn ungemein lieb und bewies ihm diese Neigung überall. Dies reizte die anderen Schiffsoffiziere zu Neid und Feindschaft gegen ihn, was sie ihm jedoch zu beweisen den Muth nicht hatten, so lange der Capitän ihn schützte.

Für das, was jeden Sünder schrecket,
War ich ein Sinnbild jederzeit.
Wohl ihm, wenn das Gewissen wecket
Die Mahnung an die Ewigkeit!
Nur fromme Seelen zagen nicht,
Denn auch das Grab verklaret Licht!

---

28. Das heiß' ich: in der Frohnde essen!

Es ist eine ganz verwunderliche Geschichte, daß einen Geizhals Jeder gerne hänselt, und wenn's ihm gelungen ist, eine rechte Lust im Herzen fühlt. Es kommt, glaub' ich, daher, daß der Geiz eine so widerliche, abscheuliche Untugend ist, daß sie eben jeden ehrlichen Mann zum Feinde hat, und das mit Fug und Recht, weil ihn die Schrift die Wurzel alles Uebels nennt.

Da hat auch einmal so ein Schalk einen Geizhals gehänselt und das Stücklein möcht' ich Euch zum Ergötzen erzählen.

In St., einer ehemals Kurhessischen Stadt, lebte ein alter Inspector ledigen Standes. Sonst ein amtstreuer tüchtiger Mann, aber durch zwei Dinge den Leuten besonders bekannt, nämlich: erstlich durch seine riesenhafte Körperstärke, die ihm noch im Alter beiwohnte, und durch seinen schmutzigen Geiz, der sich sogar bis auf das Essen und Trinken erstreckte.

Nun hatte er die Gewohnheit, unaufhörlich in seinem Zimmer auf und ab zu gehen, und da er vor Jahren einmal das Bein gebrochen, und dieß, da ein Quacksalber daran hantirt hatte, schlecht geheilt worden war, so bediente er sich stets eines tüchtigen spanischen Rohrs, um sich darauf zu stützen und das leidende Bein zu schonen. So schritt er denn im damastenen Schlafrock, eine baumwollene Zipfelmütze auf dem Kopf und eine dampfende irdene Pfeife im Munde, rüstig auf und nieder, und dieß um so rascher und eifriger, jemehr er innerlich erregt

Oft redete er mit ihm, wie er in Saint Croix für ihn sorgen würde; allein — der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Noch auf der See erkrankte der Capitän. Leonhard pflegte ihn mit treuer Liebe und Dankbarkeit; die Krankheit nahm aber so überhand, daß der brave Schiffscapitän starb. Leonhard trauerte tief um ihn. Er sah eine Stütze seines Fortkommens zerstört und ihm begann es bange zu werden, wie es ihm ergehen würde.

Bald genug zeigten sich für ihn die Folgen des Hasses, welchen die Schiffsoffiziere auf ihn geworfen hatten. Der erste Schiffslieutenant übernahm nun den Befehl. Es war ein finsterer, rauher Mensch, der Leonhard sehr abgeneigt war. Bisher hatte Leonhard bei dem Capitän gewohnt und an seinem Tische gegessen. Jetzt mußte er in dem schlechtesten Raume des Schiffes schlafen; mußte mit den Matrosen essen und alle die schweren Arbeiten eines Schiffsjungen verrichten, zu denen sich noch allerlei Quälereien gesellten, die ihm das Leben auf dem Schiffe, das für ihn bisher so angenehm war, zu einer wahren Qual machten. Murren half nichts. Sich dagegen auflehnen, hätte ihm die schwerste Strafe zugezogen. Da blieb nichts übrig, als stille dulden, arbeiten und entbehren. Er sank oft Abends auf sein dürftiges Lager so ermüdet, so völlig erschöpft, daß er wünschte, er möge den morgenden Tag nicht erleben. Dabei wurden ihm die härtesten Worte gegeben. Er konnte Nichts recht machen. Jeder stieß ihn hierhin und dorthin; denn als die Matrosen sahen, wie die Offiziere ihn mißhandelten, machten sie's ihnen nach, und, da sie deßhalb nicht zurechtgewiesen und bestraft wurden, vielmehr merkten, daß

das den Offizieren wohlgefiel, fand ihre Rohheit und Grausamkeit keine Grenze mehr und Leonhard war unstreitig der geplagteste Mensch, der nicht eine Minute Ruhe fand und selbst den Matrosen die gemeinsten Dienste verrichten mußte und dafür Püffe und Rippenstöße als Dank erntete. Der harte Stein wurde weich. — Nicht den zehntausendsten Theil dieses Unrechts hatte ihm der Vater angethan, und gegen den hatte er im Ungehorsam seine widerbellende Stimme erhoben. Hier mußte er Rohheit und Mißhandlung stille dulden und Arbeiten thun, an die er nie gewöhnt war, und sich mit Lebensmitteln sättigen, die Niemand wollte. Ein Wort, Eine Gegenrede, Ein Murren hätte für ihn von den schlimmsten Folgen sein können.

Wenn er da so in Nächten, wo nur die Wellen des Meeres dumpf an die Wände des Schiffes schlugen, auf seinem Lager lag, und die Thränen seine Wangen netzten, dachte er wohl zurück an das Vaterhaus, an die Mutter, die Geschwister. Er rief sich sein Betragen gegen seinen Vater zurück und die Reue begann an seiner Seele zu nagen. Hätte ich still geschwiegen, wie ich hier zu viel größerm Unrechte still schweigen muß, ich könnte glücklich und zufrieden im Schooße meiner Familie leben! Das sagte er sich viel tausendmal und Thränen begleiteten solche Worte und Gedanken, Thränen der tiefsten Reue.

Die Schule Gottes begann ihre Früchte zu tragen.

Widrige Winde, heftige Stürme hatten den Lauf des Schiffes gehemmt und die Ankunft verzögert. Die Lebensmittel begannen allmählich knapp zu werden. Das geringere Maaß derselben empfing zuerst Leonhard. Er

war, wie man zu ſagen pflegt, der „Sündenbock“ auf dem Schiff. Die Arbeit blieb dieſelbe, aber bei der ſchmalen Koſt konnte er ſie kaum mehr verrichten. Seine Beine konnten ihn kaum mehr tragen. Es war ein großes Glück, daß ſie endlich Saint Croix erreichten. Gewißlich wäre er auf dem Schiffe geſtorben.

Als ſie landeten, ließ ihn der erſte Schiffslieutenant zu ſich rufen. Burſche, ſagte er in hartem, unfreundlichem Tone, daß ich dich Landſtreicher bis jetzt auf dem Schiffe hielt und nicht, wie du es verdienteſt, in die See werfen ließ, magſt du meiner Barmherzigkeit zuſchreiben. Jetzt aber dulde ich dich keine Stunde mehr länger auf dem Schiff. Es ſind Leute mit einem Boot ans Schiff gekommen, die uns Lebensmittel verkauft haben. Mach', daß du mit dem Boot ans Land und mir aus den Augen kommſt!

In gebückter, demüthiger Stellung hörte Leonhard dieſe Worte an. Als der Befehlshaber geendet hatte, verbeugte er ſich tief und ging. Aus Mitleid nahmen ihn die Leute in ihrem Boot ans Land mit.

Aber wie ſah er aus! Der gute Schiffscapitän hatte ihm, als ſeine feinen Kleider zerriſſen waren, andere, auch einige Hemden gegeben; aber was davon gut war, behielten die Matroſen, und in Lumpen gehüllt, ohne einen Kreuzer Geld, ſtand er nun am Ufer des fremden Landes, wo er keine Seele kannte. Dazu quälte ihn ein unermeßlicher Hunger und ſeine magere Geſtalt, ſein todtbleiches Ausſehen, ſeine eingefallenen Augen zeigten klar, wie es ihm auf dem Schiff ergangen war.

Der einzige Umſtand, den man ein Glück für ihn

nennen konnte, war der, daß er der französischen Sprache mächtig, wodurch er doch im Stande war, mit den Leuten auf der Insel zu reden.

Der Schiffmann, mit dem er ans Land gekommen, war selbst ein blutarmer Mensch, fühlte Mitleid mit ihm. Er nahm ihn mit in seine Hütte, stillte seinen Hunger, gab ihm Nadel und Garn, daß er die Lappen seiner Kleidung flicken konnte und ließ ihn die Nacht in seiner Hütte schlafen. Morgens aber sagte er zu ihm: Nun geh' und sieh', daß du Brod verdienst. Ich habe selber nichts, als meine Hütte und mein Boot und was ich mühsam verdiene. Leonhard dankte ihm mit Thränen für seine Wohlthat und ging nun hin, sich Unterkunft zu suchen. Er hoffte, das solle ihm wohl nicht schwer fallen, da er gerne arbeiten wollte; darin aber hatte er sich entsetzlich betrogen. Er lief die Stadt auf und ab; allein Niemand mochte den schrecklich aussehenden Bettler aufnehmen. Der Tag verging, Bettelbrod stillte seinen Hunger, aber kein Obdach blieb ihm, als das Vordach einer Kirche. Der zweite, dritte und vierte Tag gingen ebenso hin und es gesellte sich noch der Mangel hinzu, denn Niemand gab ihm mehr etwas. Da lag er denn hungernd auf dem harten Steinboden des Vorplatzes der Kirche. Die Sterne standen in voller Pracht am Himmel, aber Niemand wollte sich seiner annehmen. Das Maaß seines Elends war zum Überfließen voll. Jetzt packte ihn die Reue mit aller ihrer schrecklichen Macht und Gewalt und rüttelte ihn auf aus seinem blinden Zustand. Er erkannte jetzt sein Unrecht; er beweinte seinen Trotz; er klagte sich als Urheber seines Jammers, des Jammers

ſeiner vortrefflichen Mutter an, und zum erſten Male ſchlug er an ſeine Bruſt und betete: „Herr, ſei mir Sünder gnädig!“ Er raffte ſich auf und fiel auf ſeine Kniee nieder und bekannte Gott ſeine Schuld. Er betete laut und wußte es nicht, ſo war ſein Inneres erſchüttert. Er betete mit einer Gluth und Inbrunſt, wie er noch nie gebetet hatte.

Solch' ein Gebet höret Der, der den Reuigen wieder annimmt, und ſeine Hilfe iſt zu ſolcher Stunde nahe.

An demſelben Abend war ein reicher Kaufmann der Stadt bei einem Nachteſſen im Haus eines Freundes geweſen, wo ihn die angenehme Geſellſchaft länger zurückhielt, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war. Der Mann war ſehr reich, aber der Mammon hatte ſeine Seele noch nicht ſo gefeſſelt und ſein Herz noch nicht in dem Maaße verhärtet, daß er nicht noch Mitleid mit einem unglücklichen Menſchen hätte fühlen ſollen.

Er kam gerade an der Kirche vorüber, als ſo innig und Alles um ſich vergeſſend, der arme Leonhard mit Gott redete. Der Kaufmann blieb ſtehen. Er hörte Alles und verſtand es, denn er war ein Deutſcher, aus Bremen, der ſchon lange auf der Inſel wohnte. Je länger er aber die Worte des Betenden anhörte, deſto tiefer drangen ſie in ſein Herz, und als endlich das Gebet Leonhard's in lautes Weinen überging und der Knieende mit ſeinen Händen ſein Angeſicht bedeckte, da trat der Kaufmann Stifter, ſo hieß der gute Mann, zu ihm, zog ſeine Hände ſanft vom Angeſichte des Unglücklichen und ſagte mit ſanfter, herzgewinnender Milde: Seid zufrieden, junger Menſch. Wenn das, was Ihr

jetzt vor Gott bekannt und gelobt habt, Euer rechter Ernſt iſt, ſo will ich Euch in mein Haus aufnehmen!

Wenn man im unbekannten, fremden Lande die liebe Mutterſprache hört, ſo iſt es Einem, als ſei der, der ſie redet, ein Engel Gottes. Wenn aber vollends ein liebevolles Wort in der Mutterſprache in ſolcher Stunde, wie ſie jetzt für Leonhard gekommen war, zu dem Herzen geredet wird, ſo iſt der Redende erſt recht ein Engel Gottes.

Leonhard ſtarrte ihn an, als ſei das ein Traum. Die Fackel, die Stifter's Diener trug, beleuchtete dieſen

und Leonhard blickte in ein mildes, freundliches Angesicht. Ach Gott, seufzte er, wollt Ihr, den mir Gott gesendet, Euch eines armen Verlassenen annehmen, der nahe am Hungertod ist, so wird seine Dankbarkeit nie enden. Alle meine Kräfte will ich Euch mit Freuden widmen, so lange mir sie Gott schenkt!

In des edlen Stifter's Augen traten Thränen. Kommt, sagte er, daß ihr Euch schnell durch Nahrung erquicken könnt.

Das ließ sich der arme, hungernde Leonhard nicht zweimal sagen. Er begleitete Herrn Stifter heim und legte sich mit heißem Danke gegen Gott auf einem guten Lager zum erquickenden Schlafe nieder.

Herr Stifter war ein Mann, der die Welt kannte, und der oft angeführt und betrogen worden war. Er traute darum nicht blindlings, sondern prüfte erst durch mancherlei Aufträge und Aufgaben seinen neuen Schützling; aber bald gewann er die Überzeugung, daß er einen ebenso redlichen als geschickten jungen Mann gewonnen hatte, an denen eben in Saint Croix kein Überfluß war. Schon nach einem Vierteljahre konnte er mit voller Sicherheit Leonhard in sein Handelsgeschäft einweihen. Er fand, daß Leonhard wohl unterrichtet sei, daß er eine tüchtige Kaufmannslehre durchgemacht, daß er französisch und englisch sprach und daher, bei seiner Treue, gar nützlich werden konnte. Er zahlte ihm einen schönen Lohn für seine Dienste, der sich von Jahr zu Jahr erhöhte. Leonhard reiste für seinen Herrn auf die französischen Inseln, dann auch in die nordamerikanischen Freistaaten und machte so vorzügliche Geschäfte, daß, als er aus Nord-

amerika zurückkam, Herr Stifter ihn mit Freuden und Dank zum Theilhaber an dem Handelsgeschäft annehmen konnte. Leonhard hatte auch schon ein schönes Kapital sich erspart, das er nun einschoß. Herr Stifter beschenkte ihn nämlich, außer seinem Gehalte, mit Allem, was er an Kleidungsstücken bedurfte. Da war's denn keine Kunst, daß er seinen ganzen Gehalt sich zurücklegen konnte. Gerade diese Sparsamkeit, dies sorgfältige Zurathehalten ohne Geiz, empfahl Leonhard ebenso sehr dem Herrn Stifter, als seine Ordnungsliebe, sein Fleiß, seine Treue und Redlichkeit und die große Einsicht, welche er in Handelsgeschäften besaß.

Leonhard nahm das Glück in Demuth als eine unverdiente Gnadengabe Gottes an. Er freute sich darüber, aber nur in der Rücksicht, daß er heimkehren könne, um sich die väterliche Verzeihung, den väterlichen Segen zu holen, ohne den er nicht hätte glücklich leben und ruhig sterben können.

Die Augen über sich selbst und über seine Verschuldung an seinem Vater hatte ihm der liebe Gott in der Schule des Unglücks geöffnet; der harte Sinn war gebrochen, der Stolz geknickt, der harte Stein mürbe geworden, daß er nun selbst mit einem sehr harten gar gut mahlen konnte, wenn's nöthig gewesen wäre. — Immer mehr erkannte er, wie sein Vater in so vielen Stücken recht gehabt, wenn er ihn herbe getadelt. Er begann seine Halsstarrigkeit einzusehen, zu mißbilligen, zu bereuen. Ach, und seine gute, gute Mutter! Wie viel mußte sie gelitten haben durch seine Entfernung!

Solche Gedanken kamen immer öfter, immer mächtiger, immer nachhaltiger. Auf viele Briefe, die er voll Reue

an seinen Vater geschrieben, dann an seine Mutter, kam keine Sylbe Antwort. Das quälte ihn alle Tage mehr.

So bildete sich das Heimweh in seiner Seele aus, das ihm am Ende alle Ruhe raubte. Herr Stifter kannte genau seine Geschichte und sah mit Bedauern, wie er so traurig wurde. Endlich sagte er selbst: Lieber Walther, ich sehe, Sie müssen heimgehen, sonst begraben wir Sie hier! Das war richtig; denn am Heimweh ist schon gar Mancher in der Ferne gestorben, der nicht heimkehren konnte, weil ihm die Mittel fehlten. So war's bei Leonhard Walther nicht. Als er mit Herrn Stifter abrechnete, zeigte es sich, daß er ein starkes Vermögen sich erworben hatte, ein Vermögen, das ihn zum reichen Manne machte. Als er Alles, theils in Baarschaft, theils in guten Wechselbriefen in seiner Tasche hatte, nahm er dankbaren Abschied von seinem Retter und Freunde, Herrn Stifter, und bestieg ein Schiff, das nach Hamburg unter Segel ging.

Nun müssen wir aber auch einmal in Gedanken nach Altona gehen und sehen, wie es dort im Hause von Leonhard's Eltern zuging, seit er weggegangen war.

Der wilde Zorn war bei dem alten Walther auch verraucht. Anfänglich gestand er es sich nur selber, wie es ihn reue, gegen seinen Sohn zu hart gewesen zu sein und ihn gereizt zu haben. Als er aber seine vortreffliche Frau so unaussprechlich viel und schwer leiden sah, da überfiel ihn doch die Macht des Gefühls und er bekannte es laut, wie die Reue und der Schmerz an seinem Herzen nage, wie ein Wurm, der nicht raste, noch ruhe.

Die unglückliche Mutter war untröstlich, und ihr Schmerz wurde zu immer neuer Qual für Walther.

Sie hatte gleich Anfangs treue und vertraute Leute und Dienstboten ausgesendet, um ihren Sohn aufzusuchen und ihn zu einer Unterredung mit ihr, seiner liebevollen Mutter, zu bewegen; allein, da er in seinem Zorne grade nach Hamburg geeilt war, so verloren sie durch das Suchen desselben in befreundeten Häusern soviel Zeit, daß sie eben nur die Nachricht zurückbringen konnten, er sei mit einem Schiffe nach Saint Croix abgefahren.

Da war die Mutter trostlos. Nur die Liebe zu ihren übrigen Kindern erhielt sie noch aufrecht, und in verdoppelter, treuer Sorgfalt als Hausmutter suchte sie Trost in ihrer Traurigkeit und im heißen Gebete für ihren fernen Sohn.

Auch der harte Stein in Walther's Seele hatte mit der Reue über seine Härte gegen seinen Sohn angefangen, mürbe zu werden. Der Kummer und die Thränen seiner guten Frau machten ihn alle Tage mürber.

Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Der Capitän des Schiffes, der es mit Leonhard wohlgemeint hatte, war ja todt, und sowohl Offiziere, als Matrosen des Schiffes, die sich so abscheulich und unbarmherzig gegen Leonhard benommen hatten, mochten keine Kunde verbreiten, die sie der Gefahr aussetzte, daß, indem man Leonhard fände, auch durch ihn ihr abscheuliches Betragen weltkundig würde.

So logen sie denn noch zu ihrer Schandthat an Leonhard und sagten, in Saint Croix sei er nicht geblieben, sondern gleich wieder nach den französischen Inseln in der Nähe von Saint Croix abgereist. Damit war denn jede Spur abgeschnitten. Von den Briefen, welche Leonhard heimschrieb, war auch nicht Einer in die Hände seiner Eltern gekommen.

war. Aus dem Stadtwalde bezog er als Besoldungstheil mehrere Klaftern Buchenholzes, und die Bauern eines Filialdorfes hatten die Pflicht, solches dem Herrn Inspector in seinen Hof zu liefern.

Einmal, da auch wieder dem Herrn Inspektor (wie die Leute es aussprechen) das Holz beigefahren werden sollte, kam auch ein junger Bauer zum ersten Male an die Reihe, der erst im letzten Winter in das Filialdorf geheirathet hatte. Er lud seinen Wagen und ging gemächlich neben den Ochsen her, die sich bekanntlich nicht zu übereilen pflegen, und sich als Schnellläufer nicht können sehen lassen.

Kommt ihm da ein Rothgerber aus der Stadt entgegen, der ein ausgehecktes Schelm war und nichts lieber in der Welt that, als Einen hänseln. Das Bäuerlein kannte ihn vom Lohheimfahren her, grüßte daher freundlich.

„Ei guten Morgen, Hannes," sagte, freundlich den Gruß erwiedernd, der Rothgerber. „Wohin des Weges?"

„Eich fahren dem Herr Inspektor sei Holz haim!" sagte das Bäuerlein in seiner landesüblichen Mundart.

„Was kriegt Ihr denn dafür?" fragte der Schelm.

„Nicks!" war die Antwort des Bäuerleins.

„Ei, das ist ja sehr wenig. Da blieb' ich fein zu Hause," versetzte der Rothgerber.

„Dat wär' uns schun recht," versetzte rasch der Bauer, „aber et is so'n Last vun ehmels her, und ganz ummesunst is et doch nit."

„Ach ja", sagte der Rothgerber; „ich erinnere mich, Ihr kriegt per Mann ein Schöpplein Rachenputzer und Käs und Brod!"

„Je!" sagte der Bauer.

„Kennt Ihr denn den Herrn Inspector schen?" fragte wieder der Schalk.

„Och je," entgegnete das Bäuerlein, „eich hören'n je alle Suntag pririge" (predigen).

„Ja," rief der Rothgerber, „so mein' ich das nicht; ob Ihr auch wißt, wie der Mann genaturt ist?"

Dies beugte den Vater noch tiefer. Wie erging es dem armen Jungen? Diese Frage quälte ihn unablässig. Er hatte ihn vielleicht in die Arme des Elends gestoßen; er war vielleicht Schuld an seinem Tode! Zu dieser innern Beugung, die sich in einer gänzlichen Umwandlung kund gab und in einem ebenso sanften, als liebreichen Betragen gegen Frau und Kinder, kam nur zu bald auch noch eine äußere. Walther hatte mit einem andern Kaufmann ein Handelsgeschäft unternommen, war aber mit diesem in einen bittern Zwist gerathen. Dadurch wurde der rechte Zeitpunkt versäumt und das ganze Geschäft schlug fehl und brachte ihm sehr empfindliche Verluste an seinem Vermögen. Kaum war dieses Unglück erduldet, so machte ein Handlungshaus in Altona Bankrutt, das Walther'n ein höchst beträchtliches Kapital schuldete. So kam ein Verlust auf den andern. Allmählich mußte Walther seinen Handel beschränken, und nach Verlauf einer kurzen Reihe von Jahren war er ein armer Mann. Das ist Gottes Strafgericht! sagte er zu sich selbst. Das habe ich an meinem Kinde verdient, das ich ohne Erbarmen in die Welt hinaus stieß! Da nagte denn der Wurm, der nicht raſtet, und hörte nicht mehr auf. Jeder kummervolle Blick seiner Frau war ein Stich in sein Herz.

Da war wieder Gottes Schule wirksam, darinnen die harten Köpfe, die stolzen Herzen, der übermüthige Sinn gebeugt werden! Und hier that sie ihre gute Wirkung. —

Als er sein Letztes zusammenraffte, blieb kaum so viel, daß er mit seiner Familie, bei großer Einschränkung und fleißiger Arbeit, dürftig leben konnte. Er miethete sich ein kleines Landhäuschen mit einem Gärtchen dran, außerhalb der Stadt, und zog dahin. Er suchte Arbeit

in einem Handelsgeſchäfte; ſeine Frau und Tochter verdienten zu Hauſe mit Nähen, Sticken und Stricken Geld und doch reichte es nicht hin, die große Familie zu erhalten.

So groß auch ihre Noth war, Walther's treffliche Frau dankte doch Gott dafür: denn ihr Mann war ja ein Anderer geworden. Er war kein Tyrann mehr im eigenen Hauſe, deſſen Heftigkeit und Jähzorn ſie Alle erſchreckte. Er war ein ſanfter, liebevoller Gatte und Vater geworden. Sie trug ihr Leid im Stillen und dankte Gott für dieſe Veränderung.

Hier hatte es ſich dann wieder bewährt, daß Gottes Wege durch Nacht zum Lichte führen.

Hätte nur die gute Mutter etwas von ihrem Sohne gewußt, ſie würde Gott noch herzlicher für dieſe Wendung ihres Schickſals gedankt haben. Er war der Gegenſtand ihres täglichen und ſtündlichen Gebets. Manchmal ging in ihrem Herzen ein Stern der Hoffnung auf, aber dann verdeckte ihn wieder dunkles Gewölk. —

Je größer die Noth, je näher Gott! Dies herrliche Sprüchwort ſollte ſich an Walther's Familie aufs Neue beſtätigen.

Es war an einem ſchönen Abend, als Walther mit ſchwerem Herzen bei ſeiner Frau ſaß. Es war eine theure Zeit damals. Ihre ſechs Kinder wollten ernährt, gekleidet, unterrichtet ſein. Das koſtete mehr, als ſie bei allem Fleiße, bei aller Sparſamkeit erübrigen konnten. Nun waren zwei Vierteljahre Hauszins zu zahlen rückſtändig, und es fehlte an Geld dazu. Der harte Eigenthümer des Häuschens und Gartens drohte, ſie herauszuwerfen, wenn ſie nicht zahlten. Und das war unmöglich! —

Der Vater saß da mit gefalteten Händen; blickte mit feuchtem Auge betend hinauf zum blauen Himmel, von wannen allein Hilfe und Rettung kommen konnte. Die tiefergriffene Mutter lehnte ihr Haupt an seine Schulter und ihre Thränen rannen leise in Gras. Die älteste Tochter stand am Stamme des Baumes, unter dem sie saßen, und drückte ein Tuch an ihre Augen, das ihre Thränen auffing. Die jüngeren Kinder, die das Weh ihrer Eltern noch nicht begriffen, spielten harmlos umher.

Da kam einer der Knaben gelaufen und sagte, es sei eben ein Wagen daher gekommen, aus dem ein Herr gestiegen sei, der nach dem Vater frage.

Großer Gott, rief voll freudigen Schreckens die Mutter aus, vielleicht sendet uns Gottes Gnade rettende Hilfe! — Der Fremde nahte schon. Es war Leonhard! Als er seine Eltern so kummervoll erblickte, verfagten ihm die Kräfte Er taumelte, laut weinend, gegen einen Baum. Niemand erkannte ihn. Nur das Auge der Mutterliebe sah schärfer als Alle. Sie rief: Mein Sohn! und sank ohnmächtig zur Erde. —

Die Tochter eilte zu der Mutter, denn sie hatte in ihrem Schmerz auf den Ausruf der Mutter gar nicht geachtet. Der Vater aber stürzte auf seinen Sohn zu, umfaßte ihn, sah ihm in das Gesicht und rief dann: Leonhard! Mein Leonhard! hab' ich dich denn wieder? —

Vater, seufzte der erschütterte Sohn, vergibst du mir denn? —

O mein Kind, rief da der Vater aus, frage so nicht! Hast du nicht mir meine unnatürliche Härte zu vergeben? —

Und nun fielen sie einander in die Arme und der

Bund der heiligen kindlichen und väterlichen Liebe wurde aufs Neue für ewig geschlossen. Die harten Steine waren mürbe geworden, und Gott im Himmel hatte seine Freude dran, und wußte es, daß sie nun fortab rein mahlen würden.

Erst jetzt sahen sie, daß die Mutter wie eine Todte auf der Erde lag, hörten das Jammern der Kinder: Die Mutter ist gestorben!

Seid ruhig, sprach der glückliche Vater. Die Mutterfreude bricht kein Mutterherz. Gott schenkt sie uns wieder!

Sie trugen sie nun in das Haus; aber nur mit vieler Mühe brachten sie die fromme Dulderin wieder in das Leben. Nun lag lange in seliger Freude der Sohn wieder am Mutterherzen, und erst dann konnte er die Geschwister bewillkommen, die so schön herangewachsen waren, daß er sie kaum kannte.

Im Hause des Kummers war die Freude eingekehrt. Je größer die Noth, je näher Gott!

Nach und nach sammelten sie sich, und Leonhard, der den Brief, den der Vater noch immer in seiner Hand gehalten, aber am Bett der Mutter doch fallen gelassen, aufhob und flüchtig hineinblickte, erkannte die Quelle des tiefen Leids, in den er sie versenkt gesehen, als er kam.

Gott sei Preis! rief er aus, daß ich zur rechten Stunde kam, ehe größeres Weh Euch Lieben heimsuchte! Nun ist alle Sorge vorüber! Gott hat mich, ohne daß ich es verdiente, reich gesegnet; aber Alles, was ich habe, ist nicht mein, es ist Euer, und die Tage der Noth sollen nun in Tage des Glückes sich umwandeln!

Der erste Sturm der Freude ging vorüber. Als sie ruhiger bei einander saßen, konnte Leonhard ihnen seine Schicksale erzählen, die sie aufs Neue zum Lobe Gottes führten, der die Seinen, zwar oft wunderlich, aber immer zu ihrem Heile führt.

Leonhard zahlte nun schnell die rückständige Miethe; aber damit nicht zufrieden, ruhte er nicht, bis er ihr altes, theueres, väterliches Wohnhaus in der Stadt wieder erkauft hatte. Und nun begannen Vater und Sohn wieder

mit neuer Thätigkeit Handelsgeschäfte, die Gott sichtbarlich segnete, denn nun mahlten keine harten Steine mehr dabei, sondern Liebe, Sanftmuth, Friede und Milde. Treuer Fleiß und unbestechliche Redlichkeit herrschten im Hause und im Geschäfte. Die Mutter lebte neu auf. Es war, als habe der so tiefgebeugte Vater neue Jugendkraft gewonnen. Die Kinder wuchsen auf in Gottesfurcht und blühender Gesundheit — kurz, Glück und Segen begleitete die Familie auf allen Wegen, ihr Wohlstand wuchs zur frühern Blüthe und ihr Familienglück trübte kein inneres Leid mehr.

Wohl begegnete Leonhard später einmal dem Schiffslieutenant, der ihn so mißhandelt hatte; er war kränklich und es ging ihm übel. Statt Rache an ihm zu nehmen, that er ihm Gutes und sammelte die feurigen Kohlen der Erkenntniß und Reue auf sein Haupt.

Was ich noch zusetzen möchte, ist das: Wenn das Sprüchwort so wahr sagt, daß zwei harte Steine nicht rein mahlen, und diese Begebenheit zeigt, daß erst das Unglück sie mürbe machen muß, so will mir's doch scheinen, es sei besser, sich im rechten Aufschauen zu Gott selber mürbe zu machen, wenn man ein harter Stein ist; die Hitzköpfigkeit zu beherrschen, den Starrkopf zu bändigen und milde und sanft zu werden. Das gelingt Dem, der thut, was Christus sagt: „Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!"

XI.

Wie eine Frau ihren Mann einmal kurirt hat.

Da ich einmal ſeit der Kaffegeſchichte hinter den Weibern bin (es iſt nicht ſo bös gemeint!), ſo muß ich noch ein Bißchen bei ihnen verweilen, gewiß aber zum Guten, wenn ſie auch ſchon einmal Cichorien unter den Kaffe miſchen — ſagte der Schmiedjacob.

Ich bin in meinem Leben gar oft mit Hausſtreit und ehelichem Hader bekannt geworden und es hat mich oft betrübt, wenn die Männer roh und unartig ihre Frauen behandelten. Das iſt immer ſchändlich und entehrt den Mann. Meiſt hab' ich ſolche Rohheit und Mißhandlung der armen Frauen, die ja doch rechte Kreuzträgerinnen ſind, bei ſolchen Männern gefunden, die ſich dem liederlichen Leben, namentlich dem Wirthshausgehen, Kartenſpielen und Branntweintrinken ergeben hatten, denn das ſind, wie der Heidelberger Katechismus ſagt, „eigene Werke des Teufels.“ Dadurch ſinkt der Mann zu wahrhaft thieriſcher Rohheit, Stumpfheit und Gefühlloſigkeit herab und verliert jene heiligen Gefühle für Weib und Kind, die er am Altare Gottes doch ſo theuer gelobt und beſchworen hat.

Da haben aber oft auch die Frauen bitter gefehlt. Saßen die Männer im Wirthshaus, bei den Saufbrüdern,

über Gebühr und Zeit, ſo liefen ſie, heulend und ſchimpfend, ins Wirthshaus, um die Männer zu holen. Gingen ſie mit, ſo höhnten und ſpotteten die liederlichen Geſellen über den Mann, der ſeiner Frau gehorche, und reizten ſo lange, bis er ſie mißhandelte und Hadern und Fluchen da war, das allemal den Segen Gottes austreibt. — Blieb er da, ſo reizten ſie ebenfalls und ſagten: Das hätte mir einmal meine Frau probiren ſollen, ich wollt' ihr das Maul geſtopft haben, und dergleichen. Dann trank der Mann in den Ärger, und wenn er heimkam, gab es Auftritte, die Einem das Herz bluten machten.

Das waren verlorene, grundſchlechte Männer, aber — (und das möchte ich jeder guten Frau, die das Unglück hat, an ſo einen miſerabeln Menſchen verheirathet zu ſein, ins Ohr flüſtern) auch unvernünftige Weiber. So beſſert man einen Saufbruder und Bruderliederlich nicht! —

Wenn die Weiber nur einmal verſtändig bedenken wollten, wie mächtige Waffen ihnen Gott gegeben hat — ich meine die herzlichen, liebevollen Bitten und die Thränen! Wie der ſanfte Regen den vertrockneten, harten Boden aufweicht und milde macht, ſo wirkt das liebevolle Zureden, die warm, innig ausgeſprochene Bitte, die eine Thräne des tiefen Leides und Schmerzes begleitet, auf das verhärtete Herz des Mannes. Der Regentropfen, der immer auf dieſelbe Stelle des harten Steines fällt, höhlt ihn am Ende aus; warum ſoll nicht das fortgeſetzte Bitten und Flehen eines treuen Weibes ein irregeleitetes Mannesherz auf den rechten Weg zurückführen können?

Schimpfen, Schelten, Zanken, den Mann vor Anderen

beſchimpfen, nein, Ihr lieben Weiber, das erbittert, aber es beſſert nicht. Verſucht's 'mal, wie ich es hier rathe und wie ich es in beſonderen Fällen gar oft mit Erfolg gerathen habe, und ich wette, in hundert Fällen hilft's neun und neunzigmal. Und in dem Einen, wo es fruchtlos bleibt, nun, da muß ein weiſes, chriſtliches Weib auf andere Mittel und Wege ſinnen und Gott bitten im Gebete, daß er ſie darauf hinleite, ſo wird's nicht fehlen.

Von einem ſolchen Falle will ich Euch erzählen.

Jedermann weiß, daß der Teufel keinen beſſern Helfershelfer hat, als den Branntwein. Er iſt ein Gift, das nicht bloß den Leib und ſeine Kräfte ruinirt, nicht bloß den Geiſt ſtumpf und ſtockdumm macht, ſondern auch das Herz gegen Alles verſtockt, was heilig und rein und gut iſt.

Ein junger Bauersmann — (ich will aus milder Schonung ſeinen Namen nicht nennen) hatte ſich mit einem braven, fleißigen Mädchen verheirathet. Er war arm, ſie war arm — aber ſie waren treu, fleißig und ſparſam, und ſiehe da, ſie kamen herrlich voran. Unverſchuldete Armuth ſchändet nicht und es iſt nicht geſagt, daß die, die arm in die Ehe treten, arm darin bleiben. Heißt's da: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn!“ heißt's da: „Bet' und arbeite!“ heißt's da: „Wenns' Hähnchen kratzt und's Hühnchen ſparrt, beim Bettelſack man nicht beharrt“ — dann geht's prächtig voran und Gottes Segen hilft ein eignes Haus bauen und Acker und Wieſen anſchaffen. So hatte es auch den Anſchein bei dem Ehepaare, von dem ich rede; allein der

Mann, der wohl gutmüthig, aber auch leicht gesinnt war, ließ sich von ein paar Kameraden ins Wirthshaus locken. Wenn man so fleißig arbeitet, wie du, sagten sie, so muß man sich auch als einmal Gutes anthun! Das gefiel dem Mann, und zwar alle Tage besser. Branntwein schmeckte ihm gar gut und immer besser. Das arme Weib sparte sich's am Mund ab und er — vertrank's. Sie bat; sie flehte; sie weinte; sie wies auf das liebliche Kindchen hin, womit sie Gott gesegnet hatte — Alles half nichts. Aller Verdienst wurde vertrunken. Der Branntweinteufel hatte sich seiner bemeistert; hatte ihn in seine Ketten und Bande geschmiedet; die Ehre, die Scham, die Pflicht — Nichts half. Er war verloren! — Er war von einem freien Mann ein Sclave des Branntweins geworden! Ach, bei dem tiefen Schmerz, ihren lieben, einst so braven Mann so tief in das Verderben hinabgesunken zu sehen, mußte das arme Weib Alles verdienen mit ihrer Hände Arbeit, was die Haushaltung kostete, denn er war so entartet, daß er nicht mehr fragte: Woher nimmst du Brod und Gemüse, Milch und Fett? Er verlangte ein ordentlich Essen, und was er verdiente, vertrank er doch all' in Branntwein. Es war himmelschreiend!

Allmählich magerte das arme, junge Weib ab wie eine Leiche. Ihr armes Kind trank die Kummermilch und siechte hin wie ein Schatten. Ihr Auge war blöde geworden von Weinen. Er schien das Alles nicht zu sehen, und lebte in seiner Weise fort, während sein armes Weib am Rande der Verzweiflung stand.

Sie hatte aufgehört mit Bitten und Flehen, mit sanftem, liebevollem Zureden; ihre Thränen erweichten

„Och ne!“ erwiederte der Bauer.

„Das ist schlimm,“ sprach der Rothgerber, „denn da könnt Ihr schön ankommen!“

„Warum dann?“ fragte nicht ohne einiges Erschrecken der junge Mann.

Der Rothgerber machte ein Gesicht, als handle es sich um die wichtigste Angelegenheit und sagte dann: „Ich sehe wohl, Hannes, Ihr habt Feinde im Dorfe, sonst hätten sie Euch doch Alles haarklein erzählt, was Ihr bei dem Herrn Inspecter zu beobachten habt, denn das ist kein Spaß, und der Mann ist, wie man hier zu sagen pflegt, nicht katzengrau. Versieht man nur das geringste Tempo darin, wie es der alte Junggeselle gewohnt ist, so hat man ihn am Halse und er spaßt nicht.“

„Ei,“ fragte der Bauer mit Spannung, „was geschieht em dann?“

„Das wißt Ihr nicht? Hannes, dann mögt Ihr froh sein, daß Ihr mir begegnet seid und ich Euch noch zu guter Zeit warnen kann,“ sagte der Schelm. „Ihr wißt, Hannes,“ fuhr er dann sehr ernst und mit wichtiger Miene fort, „der Herr Inspector ist ein Mann, der es, trotz seiner Jahre, mit Vieren aufnimmt.“ —

„Jo“ sagte Hannes, „eich möcht' kä Ohrkapp (Ohrfeige) von ihm honn!“

„Das ist's ja eben,“ fuhr eifrig der Rothgerber fort. „Wenn Ihr Euer Holz abgeladen und Eueren Ochsen das Heubündel vorgeworfen habet, so wird er Euch am Fenster winken. Ihr geht hinauf und auf dem Tische steht ein Achtel von einem Kanderkäs und ein Laib Brod nebst einem Scheppen Untermesler, der den Magen putzt. Nun setzt Ihr Euch, und er sagt zu Euch: Greift zu, Hannes Heckebach! aber — —“

„No?“ fragt stutzig der Bauer.

„Erst muß ich Euch aufs Gewissen fragen,“ fuhr der Gerber fort, „könnt Ihr etwas Ordentliches zu Euch packen?“

„O jo“ sagte der Bauer, „dehäm honn se meich als de Fresser gehäs!“

ſein Herz nicht. Sie bat nur Gott, er möge ihr Ein Mittel in den Sinn geben, das fruchte, oder ſie und ihr armes Würmchen zu ſich nehmen aus all' dem Jammer und Elend, das ſie doch nicht mehr länger ertragen könne.

So betete ſie auf ihren ſchwankenden Knieen an einem

Sonntag Abend, an dem ſie gehungert hatte, um ihr Kind und ihren Mann zu ſättigen. Für den morgenden Tag war Nichts da, als trockenes Brod zum Frühſtück, wenn's ausreichte? —

Und am Sonntag Abend vertrank er den Lohn der ganzen vorigen Woche!

Unter Thränen war das arme Weib endlich eingeſchlafen und ſie hörte gar nicht, daß er um zwölf Uhr hereintaumelte und ſich, unfähig zum Auskleiden, mit den Kleidern aufs Bett legte. —

Morgens ſtand er dennoch früh auf, aß das Stück Brod mit heimlichem Murren, weil kein Kaffe da war, und ſagte dann, als er in den Taglohn ging: Daß du mir nur Schlag eilf Uhr ein ordentliches Eſſen bringſt! Wenn man ordentlich arbeiten ſoll, muß man auch nahrhaft eſſen!

Zanken und hadern mochte ſie nicht. Sie ſchwieg, aber ihre heißen Thränen rieſelten ſtromweiſe über die bleichen Wangen.

Er ging fort, ohne das zu beachten.

Während er arbeitete, wand ſich das arme Weib in Thränen am Boden. Sie rang im Gebet. Ihr Kind lag ſtöhnend in der Wiege, denn es war erkrankt und die Quelle der labenden Milch in der mütterlichen Bruſt verſiegt vor Elend, Entkräftung und Herzeleid.

Plötzlich läutet es eilf Uhr! Sie hatte Nichts zu eſſen, keinen Heller, um Etwas zu kaufen. Sie raufte verzweifelnd ihr Haar. — — — — —

Da durchblitzte ſie ein Gedanke! — — — —

Unter einem Baume ſaß raſtend ihr Mann, und harrte des Mittagsbrodes. Da ſah er ſeine Frau daherwanken. Sie trug einen Korb auf ihrem Kopf, über den ein weißes Tuch gedeckt war.

Kommſt du endlich? ſagte er.

Stille ſetzte ſie den Korb nieder und lehnte, leiſe ſchluchzend, mit gefalteten Händen an dem Baum.

Er rückte den Korb näher. — Zu beten hatte er längſt verlernt, denn das Gebetlein: „Komm' Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheeret haſt!“ — das paßte nicht mehr zu ſeinem Sinn und Thun.

Jetzt deckt er das Tuch ab — und prallt, wie vom

Blitze getroffen, zurück — denn — in dem Korbe lag bleich und todesmatt — sein Kind!

Er wendet das allerdings erbleichte Angesicht zu der Mutter, als wollte er fragen: was soll Das bedeuten? Aber es war doch kein Zorn in seinen Mienen, denn er hatte noch keinen Branntwein getrunken.

Da sagte das zitternde, weinende Weib mit einer wahren Todeskälte: Iß, lieber Mann, iß, was ich dir brachte. Es ist mein Letztes, was ich habe. Im Hause ist Nichts mehr. Sieh', dein armes Kind ist schon halb verhungert; ich habe seit gestern Morgen nichts mehr gegessen. Die Milch in meiner Brust ist schon versiegt. Es kann doch nicht mehr leben. Du bist ja Herr und Meister drüber. Iß es, damit es von seinem Jammer erlöst wird. Ich folge ihm bald nach, dann kannst du, ohne Vorwürfe deines Gewissens, Alles vertrinken, was du verdienst.

Mit diesen Worten nahm sie das Kissen mit dem kranken Kindchen aus dem Korb und legte es auf seinen Schooß.

Da war es, als ob die Hand Gottes sein Herz erfaßte und preßte. Er schauderte zusammen, wie im Fieberfrost. Er stieß einen Schrei aus, der der armen Leidensschwester durch Mark und Bein ging. Dann sitzt er eine Weile und sieht das arme, leidende Kind an und — Thränen brachen plötzlich aus seinen Augen hervor.

Gott, mein Gott, ruft er aus, vergib mir meine Schuld! Dann küßt er das Kind, was er seit seiner Geburt nicht gethan, legt's sachte in den Korb und fällt seiner Frau um den Hals.

Willſt du, kannſt du mir verzeihen? flehte er. Ach, ich war ein arger Menſch, ein ſchlechter Menſch; aber es iſt vorüber! Ich ſchwör's hier unter Gottes freiem Himmel, ich will keinen Branntwein mehr trinken! Ich will ein ordentlicher Menſch werden!

Da jubelt das arme Weib ein Hallelujah in ihres Herzens Grunde, das aber nur Gott hörte; da drückt

sie ihn ans Herz und sagt: Hat dich Gott wieder mir und meinem armen Kinde geschenkt? Sollen die schönen Zeiten wiederkommen, wo du noch brav und gottesfürchtig warst? —

Ja, so wahr mir Gott helfe! ruft er aus und reckt die drei Finger der Rechten schwörend hinauf zum blauen Himmel über ihm.

Aber nun komm', sagte er und zog sie zum Kind, und als sie es aufgehoben, zog er sie heim und lief dann zu dem reichen Manne, dem er arbeitete, und sagte: Gott hat mein Herz umgewendet! Nun helft mir auch, daß ich's vollführe! Meine Frau und mein Kind verhungern daheim! Gebt mir einen Topf Milch und ein Brod. Zieht's am Lohn ab!

Der Mann war ein Ehrenmann. Gott segne dir's, sagte er und rief seiner Frau. Die gab ihm Brod und Milch, aber sie that noch mehr, sie kochte eine stärkende Weinsuppe und trägt's zur armen Frau.

Aber die lächelt selig und sagt: Ach, Gott hat mein Flehen erhört! Er wird weiter helfen!

Und er half. Keine Versuchung, keine Lockung vermochte mehr den frühern Säufer ins Wirthshaus zu bringen. Er war gründlich geheilt. Frau und Kind genasen wieder und blühten frisch auf. Das Glück kehrte wieder ein mit der Treue und Gottesfurcht. Freudig arbeiteten die Ehegatten wieder und hielten's treu zu Rathe, was sie erübrigten, und bald konnten sie sich ein Äckerchen nach dem anderen kaufen, ein Wieschen nach dem anderen. Bald stand eine schöne milchende Kuh im Stall und der wachsende Wohlstand feuerte Beide zu

steter Thätigkeit an. Ihr eheliches Glück wurde nicht mehr getrübt. Gott segnete sie mit mehreren Kindern, die wie Rosen blühten. Mit fröhlichem, liebreichem Lächeln brachte die Frau ihrem Manne das Essen aufs Feld und Heiterkeit lachte aus ihren Zügen! Da sagte der Mann allemal: „Komm' Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du bescheret hast!" Und setzte dann hinzu: „Herr, du hast Großes an mir gethan, deß bin ich fröhlich! O thue es an Allen, die in die Stricke des Verderbens gerathen, wie ich es war, daß sie gerettet werden!"

Amen! sprach feierlich der Schmiedjacob, und in Aller Herzen klang das Amen nach.

XII.

Treue Hand geht durchs ganze Land.

Der Schmiedjacob erzählte einmal Abends diese Geschichte.

In einem Dorfe der fruchtbaren Wetterau hatte man im Herbste die Hände voll zu thun gehabt, um den reichen Erntesegen unter Dach und Fach zu bringen. Man brauchte nicht zu sorgen: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Denn Scheuer und Speicher waren voll. Im Keller lagen Obst und Kartoffeln hoch aufgeschichtet, und eine Reihe Fässer, voll süßen Äpfel- und Birnweines, sagten denen, die nicht gern Wasser trinken, daß sie dennoch keinen Durst zu leiden brauchten. Auch lag für die Frauen und Mädchen der Flachs, sauber und fein bearbeitet, in der Kiste bereit und wartete nur auf das Spinnrad. Hier und da hatten bereits die Spinnstuben begonnen und namentlich in einem Hause des Dorfes bot sich das freundliche Bild gemüthlichen Winterlebens dar. Es war an einem recht rauhen Novemberabend, als sie so recht behaglich da saßen; denn draußen stritten Schnee und Regen vom Sturme gepeitscht um die Herrschaft. Es war schon spät, da klopfte es plötzlich stark wider den Laden. Wer mag das sein? sprach der Hausvater, indem er nach dem Fenster ging. Wer klopft so spät? fragte er.

Ein müder reisender Handwerksbursch, der eine Nachtherberge sucht, war die Antwort.

Der Hausvater übte noch die fromme Sitte, keinen Herbergesuchenden abzuweisen. Er sagte: Tretet in Gottes Namen herein!

So kam denn bescheiden und grüßend der müde, nasse Wanderer herein und der Hausvater sagte: Landsmann, legt Euer Felleisen ab und macht Euch in die Ofenecke, daß Ihr warm und trocken werdet. Frau, sagte er zur Hausmutter, die aber bereits aufgestanden war, hol' dem Burschen etwas unter die Zähne. Ich weiß aus meiner Jugend her, daß man in der Jugend alle zehn Minuten Appetit und alle fünfzehn einen Bärenhunger hat.

Als es der Handwerksbursche sich schmecken ließ, betrachteten ihn die Frauen und die Mädchen. Man sah's ihm an, daß er's lange so gut und behaglich nicht gehabt hatte, aber auch, daß er ein wohlgearteter, manierlicher Mensch war. Als nun nach dem Essen, das er hübsch mit stillem Gebete begonnen und geschlossen hatte, sich die Männer mit ihm in ein Gespräch einließen, da erkannten sie auch, daß er auf seiner Wanderschaft durchs deutsche Land offene Augen und einen offenen Kopf gehabt, denn er hatte ganz erschrecklich Vieles gesehen und erfahren. Bei ihm hieß es nicht mit dem alten Sprüchwort: „Es flog ein Gänslein über den Rhein und kam als Gigack wieder heim." Er erzählte mit Verstand und man hörte es wieder ganz deutlich, daß es Wahrheit war, was er sagte, denn er windbeutelte nicht und mit dem weltbekannten Münchhausen hatte er keine Ader gemein. Zuletzt zog er die Aufmerksamkeit der ganzen Spinnstube auf sich.

Er hatte längere Zeit in Prag, der Hauptstadt von Böhmen, gearbeitet, und wußte von dieser Stadt gar viel Merkwürdiges zu erzählen. Mitten in der Rede aber unterbrach ihn Einer, der sagte: Landsmann, im vorigen Frühjahr kamen böhmische Musikanten hier durch, die zur Frankfurter Ostermesse zogen, die wußten viel zu reden vom heiligen Nepomuk und vom Johannisfeste. Könnt Ihr uns darüber nicht nähere Auskunft geben?

Ja wohl, antwortete der Geselle. Ich kam gerade am Vorabend des Johannisfestes in Prag an und Schaaren von Menschen aus allen Gegenden des Böhmerlandes zogen mit mir in die prächtige Hauptstadt ein. Ich war erstaunt über die schöne Stadt; denn eine herrlichere hab' ich auf meiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen. Sie liegt wie in einem blühenden Garten, rings umgeben von schönen Landhäusern. Ihre neunzig Kirchen, einhundert sieben und zwanzig Thürme und sechzig Paläste geben Einem Etwas zu schauen, der übrigen, zahlreichen, schönen Gebäude gar nicht zu gedenken. Der kleinere Theil der Stadt, die „Kleinseite" genannt, zieht sich einen Hügel hinauf, auf dem das Schloß mit der Domkirche steht. Wie ein silberner Gürtel schmiegt sich der Moldaufluß an die Stadt und grüne Inseln heben sich wie Edelsteine aus dem Wasserspiegel empor. Über den Fluß führt eine uralte steinere Brücke, welche die „Kleinseite" mit der „Altstadt" verbindet. Diese Brücke hat sechzehn Bogen und trägt auf ihrem Rücken acht und zwanzig Bildsäulen.

Die mittelste derselben stellt den heiligen Johannes von Nepomuk dar, den ehemaligen Erzbischof von Prag, der am 16. Mai 1383 auf Befehl des unholdigen Königs

Wenzel von dieser Stelle herab in die Moldau gestürzt wurde, weil er das, was ihm die fromme Königin in der Beichte anvertraut hatte, nicht verrathen wollte.

Die Böhmen haben ihn zu ihrem Schutzpatron gemacht und wandern jährlich zu Tausenden nach Prag, das Gedächtniß des heiligen Nepomuk zu feiern. Wer in den Häusern und Ställen kein Unterkommen finden kann, der sucht es auf der Straße unter freiem Himmel. Das ist namentlich denn für die zahllosen Bettler, Landstreicher und Krüppel gemünzt, die aber an solchen Tagen gute Geschäfte machen.

Wer am Johannisfest unter das Gedränge auf der Straße oder auf der Brücke sich mischen will, der mag nur die Säckel fein zuhalten, denn es gibt da Leute genug, die nicht blöde sind, in fremde Säckel zu fahren und mitzunehmen, was sich nicht wehrt, und der Leute gibt's überall zu solchen Festzeiten viel; in Prag aber mehr, als gut ist. Weit kommen freilich die Schelmen mit dem gestohlenen Gute nicht, weil es nicht gedeiht. Sie kommen etwa bis in eine heimliche Winkelkneipe, wo sie es vertrinken oder verspielen und sind dann so arm, wie zuvor; oft aber kommen sie nicht weiter, als vor's Wiener Thor, rechts, eine Anhöhe hinauf, wo — der Galgen steht. Dort hab' ich mit meinen Augen Manchen hängen sehen, unter Andern auch ein Dienstmädchen mit Kreuzbändern an den Schuhen, weßhalb seitdem kein ehrlich Mädchen oder Frau in Prag mehr Kreuzbänder an den Schuhen tragen mag.

Doch will ich nicht bloß von Spitzbuben erzählen, sondern ein Exempel bringen, daß es noch ehrliche Menschen in der Welt gibt und Gottlob noch Viele.

„Nun, dann ist's gut und Ihr könnt Euch Glück wünschen; den Ihr müßt den Käs und das Brod ganz auffessen, sonst —"

Der Bauer seufzte. „Eich will thun, wat eich kann!" sagte er; „awwer wat soll dat: sunst?"

„Sonst kriegt Ihr Prügel wie ein Kettenhund," fuhr der Rothgerber fort; „denn der Herr Inspector ist ein absonderlicher Kautz und greulich hitzköpfig. Während Ihr esset, wird er im Generalmarsch an Euch vorüber marschiren mit dem spanischen Rohr in der Hand und im damastenen Schlafrock. Und hat er eine weiße Zipfelmütze auf, so steht's stark auf bös Wetter. Dann bläst er mächtige Dampfwolken aus der Pfeife und knurrt laut und wirft giftige Blicke auf Euch, wenn Ihr nicht gehörig einhauet. Dann nehmt Euch in Acht! Vor vierzehn Tagen hat er noch Einen ganz gotteserbärmlich durchgewalkt, weil er nicht ordentlich sein Tractament packte. Nun, Hannes, ich denk', Ihr thut das Eure! Gott befohlen!" Mit diesen Worten schritt er rechts in den Wald und der Bauer fuhr mit allerlei seltsamen Gedanken der Stadt zu. —

Der Rothgerber von St., der dem Bäuerlein Alles so genau vorausgesagt hatte, kannte des Inspectors Art aufs Genaueste. So geizig er auch war, so sollte doch aller Schein vermieden werden, und wirklich pflegte er in der Regel ein Achtel eines Kanderkäses, eines am Rheine wohlbekannten holländischen Käses, rauher Art, nebst einem unangeschnittenen Laibe Brodes den Fuhrleuten seines Holzes vorzusetzen. Alles Andre, was der Gerber gesagt, war richtig, insbesondere, daß er vor Zorn pustete, schnaufte und knurrte, wenn Einer ein wenig starke Klinge schlug.

Unser Bäuerlein kam an; lud ab und alsbald erschien die große Gestalt oben am Fenster und winkte.

O Herr Je! dachte der Bauer, er hat die verdammte weiße Zipfelmütze auf, von der der Rothgerber gesagt hat, sie bedeute schlimm Wetter! Wie wird dir's gehen, Hannes Heckebach? —

Mit verzagten Schritten stieg er die Treppe hinauf, klopfte höflich an und trat auf des Inspectors: „Herein,"

In der Stadt Prag wohnte der berühmte und menschenfreundliche Doctor K....., ein alter Junggesell, in einem großen schönen Hause.

Am Morgen des Johannisfestes, als er eben an seinem Schreibpult sitzt, wird er eiligst zu einem Bekannten gerufen, dessen Söhnlein ein Bein gebrochen hatte. Auf der Stelle nimmt der Doctor Stock und Hut und eilt davon. Er vergißt aber in der Eile seinen Pult und seine Stubenthüre zu verschließen. Das Haus ist unbewacht und Alles darin steht offen! — Da kommt ein Mensch mit einem breitkrämpigen Hut, in schwarzen, rußigen Hemdsärmeln, über denen ein braunes Wamms herabhing, dessen Ärmel unten zugebunden waren, damit man Allerlei, wie in einen Sack, hineinstecken konnte. Denkt Euch nun noch enge schmutzige Hosen und derbe Schnürstiefel dazu, und Ihr habt ein Bild von dem seltsamen Gesellen. Hier zu Land würden die Leute auf der Gasse zusammenlaufen, wenn so Einer sich sehen ließe; in Prag aber kennt man diese Art von Leuten schon. Es sind die Drahtflechter aus dem südlichen Österreich, aus dem Lande Siebenbürgen, die umherziehen und für die sparsamen Hausfrauen die irdenen Kochtöpfe mit Draht umflechten, daß sie nicht so leicht zerbrechen. Sie halten sich viel in Prag auf, nehmen mit dem schlechtesten Nachtquartier vorlieb und bekommen ihre Dienste bald gut, bald schlecht belohnt, sind aber mit Allem zufrieden. Jährlich einmal kehren sie in ihre Heimath zurück und bringen das, was sie erübrigt haben, den Ihrigen. Aber wehe dem, von dem die Anderen berichten, daß er sich im Ausland schlecht betragen oder gestohlen habe!

Wer den guten, ehrlichen Namen der Siebenbürgiſchen Drahtflechter in der Fremde befleckt hat, der darf nie wieder auf Reiſen gehen, ſondern hat das Nachſehen, wenn die Anderen fröhlich hinausziehen in die weite Welt.

Ein ſolcher Drahtbinder kommt am Johannistage zu Prag in das Haus des Doctor K....., wo er früher ſchon manches Gröſchel zum Geſchenk erhalten hatte. Den Hut in der Hand, naht er ſich beſcheiden dem Zimmer. Die Thür ſteht offen, aber Niemand iſt drin. Er thut einen Schritt hinein, um zu ſehen, ob der Hausherr etwa auf dem Ruhebett ſitze, aber auch da iſt Niemand zu ſehen. Da fällt ſein Blick auf das offene Schreibpult, aus welchem ein paar Rollen Geld ihm entgegenſcheinen.

Da mag dem armen Kerl denn doch die Verſuchung nahe getreten ſein. Mit ſo einer einzigen Rolle Geld könnteſt du ein glücklicher Menſch werden; brauchteſt nicht mehr ein ſo armſeliges Leben zu führen! Alles ringsum iſt ſtill, Niemand zu ſehen, noch zu hören. Was hindert dich zuzugreifen? — Doch — Nein, ſagt eine Stimme in ſeinem Herzen, du ſollſt nicht ſtehlen! Du ſollſt lieber arm und ehrlich bleiben, als reich und ſchlecht werden. Aber weil heute viele Landſtreicher durch die Straßen ziehen, viele Gauner und Strolche umherſchweifen und mauſen; weil ein Anderer, der da hereinguckte, nicht ſo bedenklich im Zugreifen iſt, wie du, ſo ſollſt du jetzt hier Wache halten, bis der Herr wiederkommt! So denkt er und damit drückt er den Hut auf ſein ſchwarzes Haar und ſetzt ſich auf die Schwelle der Thüre nieder. —

Mehrere Stunden waren ſo vergangen, da kommt endlich der Doctor K..... von ſeinem Kranken zurück.

Schon von ferne sieht er die offene Thür und beim Gedanken an den heutigen Tag, wo Tausend Diebereien vorzukommen pflegen, erschrickt er tüchtig über seine Vergeßlichkeit und ist vollkommen überzeugt, daß er Alles ausgeleert finden werde; aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Drahtbinder mit seinem schwarzen Gesichte,

den Hut tief in die Augen gedrückt und das Kinn auf die Hand gestützt, dasitzen sieht, so trotzig, als wollte er's mit Jedem aufnehmen, der es wagen würde, da herein zu wollen.

Als der Drahtbinder den ihm bekannten Hausherrn kommen sieht, steht er auf, zieht ehrerbietig den Hut ab und stammelt in gebrochenem Böhmisch einige Worte, die ihn entschuldigen sollen, daß er hier gesessen. Doch der Doctor fällt ihm in die Rede und fragt: Was führt dich auf die Schwelle meiner Thür? — Das Almosen, gnädiger Herr, das Sie mir geben, so oft ich nach Prag komme!

Aber du hast mich ja nicht zu Hause gefunden, sagte der Doctor.

Darum hab' ich warten wollen, bis Sie kämen, erwiedert der Drahtbinder.

Aber du fandest ja Alles offen, hättest dir ja nehmen können, versetzte der Doctor.

Bewahre, gnädiger Herr, entgegnete der Drahtflechter, das wäre gestohlen. Der Drahtbinder ist arm, aber ehrlich.

Bist du schon lange hier? fragte weiter der Doctor.

Wohl zwei Stunden! ist die Antwort.

Da hast du lange auf dein Almosen warten müssen! ruft der Doctor aus.

Hab' gern gewartet, sagte der Drahtbinder, denn ich hab' der Weile Wache gehalten, als Sie weg waren. Es hätten Diebe kommen können!

Du ehrliche Seele, sprach gerührt der Doctor, das soll dir nicht unvergolten bleiben! Er tritt in das Zimmer und nimmt eine der Geldrollen vom Pult und gibt sie dem ehrlichen Menschen. Da nimm, sagt er, deinen

wohlverdienten Lohn! Der ehrliche Drahtbinder will Anfangs gar nicht zugreifen, weil er nun sein Almosen erwartet; als indessen der dankbare Doctor in ihn drang, nimmt er's endlich und geht mit tausend Segenswünschen und heißem Danke gegen Gott von dannen.

Seht, das hab' ich in Prag erlebt, sagte der Handwerksbursche.

Das heiß ich ehrlich! sprach der Hausvater und sein Nachbarsmann fügte hinzu: Das heißt recht: „Treue Hand geht durchs ganze Land!" Der ehrliche Drahtbinder hat wiederkommen dürfen in die Stadt Prag; aber die Spitzbuben sind an den Galgen gekommen! Das sollte Jeder bedenken!

XIII.

Der kam mit lauter Hoffnung herunter!

Eine Geſchichte.

Wenn die Hoffnung eine Pläſir iſt, der man gar gerne das Herz öffnet, ſo hätte man von dem reichen Gemeindeeinnehmer zu Großenhain ſagen können, er ſei mit Pläſir herunter gekommen, und unter dem Herunterkommen verſteht man hier zu Lande: Ein Bettelmann werden. Zu erzählen, wie Einer ein Bettelmann wird, iſt auch keine Pläſir; aber unſer Einer muß als einmal in einen ſaueren Apfel beißen — denn die Wahrheit iſt, bei meiner Treu! Hundert gegen einmal, ein ſauerer Apfel. So ſprach der alte Schmiedjacob und alle Ohren wendeten ſich ihm zu. Sie wußten Alle, daß er bei der Wahrheit blieb und aus ſeinem Erfahrungsſchatz Altes und Neues hervor holen konnte und daß es immer nützlich und lehrreich war.

Eben der Gemeindeeinnehmer zu Großenhain hieß Buck und war auch ein Herr Bauer, und zog lieber einen Überrock an, als ein Wamms, und grüßte ihn Einer: guten Tag, Herr Einnehmer, ſo durfte ſeine Frau die Suppe verſalzen und den Brei verpfeffern, er muckte nicht, obwohl er ſonſt ein Knöcheler war, der immer etwas anzuzüngeln hatte; ſo nahm Schmiedjacob das Wort wieder.

Er war vermögend. Wo ein ſchönes Feldſtück, Baumfeld, Wieſe lag, da ſtand auf dem behauenen Grenzſtein ein B. Er hatte das ſchönſte Haus im Dorf

und den besten Viehstand, und vor seinem Ackerbau, obgleich er selber selten den Pflug führte, hatte Jedermann Respect. Auch mit Grund stand er in gutem Rufe. Niemand konnte ihm oder seiner Frau etwas Unrechtes nachsagen. Seine Kasse war wohlgeordnet, seine Rechnung richtig, und nie schickte er einem armen Schelmen den Batzenmann, wenn's etwa in der Kasse desselben haperte.

Herr Buck war auf dem Weg ein steinreicher Mann zu werden; denn mit den Procenten seiner Einnehmerei konnte er flott seine Haushaltung führen in allen Zweigen, und, was sein Feldbau abwarf, das konnte er zu Geld machen!

Gab's eine Versteigerung, so machte er's wie der Waisenhausvater zu X —, er fischte die Fettaugen ab, das heißt, er steigerte die besten Äcker weg, und da er sie in der Regel einmal für allemal baar auszahlte, so sparte er die Zinsen. Es glückte ihm eben Alles. Wurde etwas ausgespielt, so gewann seine Nummer gewiß. Die Bauern zu Großenhain sagten: Wenn der Brennnesseln säet, gibt's doch Rüben. Das war nun freilich übertrieben, aber sie wollten sein Glück damit bezeichnen.

In einem früheren Jahrgang der Spinnstube hab' ich ein Sprüchwort gelesen, sagte Schmiedjacob, das lautete: „Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen und — bricht das Bein." (Spinnstube 1849. Seite 172.) Grade so ging's dem Gemeindeeinnehmer Buck.

Die heilige Schrift lügt auch nicht; sie sagt: „Die da reich werden wollen, fallen in Stricke." Der Herr Buck gewann den Reichthum immer lieber, jemehr er Bekanntschaft mit ihm machte, oder besser, je mehr er

ſelbſt davon bekam. Es iſt kurios! Sonſt hört der Hunger auf, wenn man tüchtig gegeſſen hat; beim Reichwerden iſt's umgekehrt. Jemehr Einer hat, und jemehr er kriegt, deſto hungriger wird er; deſto mehr wächſt die Begierde nach Mehr, und dieſe vier Buchſtaben laſſen ihm keine Ruhe weder beim Eſſen und Trinken, noch bei der Arbeit und im Schlaf.

Je reicher der Herr Buck wurde, deſto habſüchtiger wurde er.

Wir können uns nicht beklagen, ſagte er zu ſeiner Frau, wir kommen alle Jahr voran, aber es geht langſam, ſehr langſam. Ich wollt', es käme einmal mit Klumpen! So eine Erbſchaft, wo man ohne Mühe einen Sack voll kriegt!

Da kannſt du lange warten, lachte ſeine Frau; denn ich habe keinen Vetter und keine Baſe, von der ich erben könnte. Und ich — mir geht's, ſagte er, wie einmal Einer ſagte: Wenn der ganze Schwarzwald ausſtirbt, erb' ich keinen Tannzapfen! Dabei kratzte er ſich hinter dem Ohr und wünſchte, daß er ſo einen alten Fiſikukes von Vetter hätte, der ihm ein Säcklein Thaler hinterließe und bei Zeiten das Zeitliche ſegnete.

Als er eben ſo ſprach, klopft's an der Thür. Er ſagt: Herein! und durch die geöffnete Thüre tritt ein Jüdchen und grüßt höflich: Guten Tag, Herr Gemeindeeinnehmer!

Wie ſteht's, Rafaul? ſagte der Herr Buck und rückt die Mütze ein Biſſelchen, ohne ſonſt ſich zu regen.

Wie ſoll's ſtehn? ſagte der Jüd. Schofele Maſſematte! Kein Handel, kein Geld! Die Frucht iſt ſpottwohlfeil; der Kleeſamen iſt nicht geſucht; das Vieh iſt ſo theuer, weil's ſoviel Futter gab, daß Niemand kaufen

will. Mer werd ä Bettelmann, wann's äm nit geht, wie dem Kaafmann Nippes zu Altenbühl.

Nun? fragte neugierig der Herr Buck, wie iſt's dem dann ergangen? —

Wiſſe Se denn das nit? fragt verwundert Rafaul.

Nein, ſagte Buck. Mach's kurz und erzähl's!

Ei, nahm der Jude das Wort, der ſetzt da vor einem halben Jahr in die Lotterie, ä Vertelche, ä anzig Vertelche! Un was gewinnt er? Rothe Se emol, Herr Gemeindeeinnehmer, rothe Se emol!

Was kann ich rathen? ruft Buck. Sag's!

Nu, er hot eingeſetzt ä Bagatellche, ich glaab' ä paar Gillercher und hot gewunne uf ämol fünf und zwanzig Tauſend Gille in der Frankfurter Lotterie, das groß Loos, awer nur ä Vertelche dervun, ſunſt wär's Hunnert Tauſend Gille!

Der Gemeindeeinnehmer ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und ſeine Frau ſtand da, faſt wie Loth's Weib, die zur Salzſäule wurde.

Wenn das wahr iſt, will ich mich hängen laſſen! ruft Buck. Diesmal, Rafaul, haſt du's zu dick gemacht. Das iſt nicht zu glauben.

Meine Se, ich ſellt Se belüge? ruft der Jude und fängt an, nach ihrer Art Leib und Seel', Frau und Kind zu verſchwören. Das konnte der Buck nicht mehr hören und rieb dem Juden den Kümmel, und jagte ihn fort.

Der Jude ging zwar, aber es ärgerte ihn über die Maßen, daß er ſollte ein Lügner ſein und hatte doch die pure Wahrheit geſagt. Auch mochte er bei dem Einnehmer nicht als Lügner gelten, denn er verdiente viel im Hauſe durch allerlei Händel, und die Bauern nannten ihn wohl: Einnehmers Hofjud, und das gefiel dem Rafaul gut. Denkt er: Wart, ich geh' nach Altenbühl; hab' doch dort ein Geſchäftche und laſſe mir's von dem Herrn Nippes ſchriftlich geben. Seine Handſchrift kennt der Buck, und der Nippes gibt mir's auch, denn ich hab' ihm ja das Loos gebracht und der Buck muß mir auch noch dran!

So geht der Jud eifrig gen Altenbühl, das etwa zwei Stunden entfernt war.

Mutter, ſagte Buck zu ſeiner Frau, was doch ſo ein Jud lügt!

Ich hab' den Rafaul noch nicht auf Lügen ertappt, als im Viehhandel, ſagte ſeine Frau, und da lügt der Beſte. Du könnteſt ihm ja doch auch Unrecht gethan haben!

Mein Lebtag nicht! rief Buck. Zwar hab' ich keinen recht. Verſtehtihrmich von dem Lotteriweſen, aber für

mit einem Kratzfuß und höflichen: Guten Tag, Herr Inſpekter! ins Gemach.

„Setzt Euch," ſagte der Inſpecter, „und laßt's Euch ſchmecken!"

Hannes ſah auf den Tiſch: — es war Alles vollkommen ſo, wie es der Rothgerber geſagt. Da ſtand der Achtel Kanterkäs; da lag der Laib Brod; da ſtand der Scheppen Fankeler, mit dem man die Pfalz vergiften kann! Und der Inſpecter ſah aufs Haar ſo aus, wie er ihn geſchildert hatte. Er trug den damaſtenen Schlafrock, die fatale Zipfelmütze, die Thonpfeife und — das ſpaniſche Rohr.

Du thuſt, was du kannſt, ſagte der Bauer zu ſich und ſchnitt das Brod an, und einer Pferdezehe dick vor ſich hin, hieb dann ein ordentlich Stück Käs ab und begann die Arbeit, daß er dem Namen, den er daheim im Vaterhauſe getragen, vollkommene Ehre machte. Mit jeder Minute verminderte ſich der Käs und der Laib Brod, und der Schweiß ſtand auf Hannes Heckebach's Stirne, ſo arbeitete er mit ſeinen geſunden Zähnen und dauerhaften Kinnladen.

Der Inſpector ſchoß wüthende Blicke auf den Bauer, denn ſolch ein Unmenſch im Eſſen war ihm denn doch in ſeinem Leben noch nicht vorgekommen. Er rannte immer ſchneller auf und nieder; blies im Grimme Dampfwolken von ſich, wie dreißig Jahre ſpäter die Dampfſchiffe, puſtete, ſchnaufte und knurrte halblaut vor Aerger über den unmenſchlichen Verbrauch der Gottesgaben, die er dem Kerl vorgeſetzt.

Ach Herr Je! dachte der Bauer: Eſſ' ich denn noch immer nicht genug? Das iſt doch über das Bohnenlied! Und immer angeſtrengter arbeitete er.

Aber Alles hat denn doch in der Welt ſein Maaß und ſeine Grenze. Es that's nicht mehr. Schon war die Weſte aufgeknöpft — aber es ging nicht mehr. Tiefaufſeufzend blickte Hannes den Inſpekter an, deſſen Kopf zinneberroth vor Zorn war, und ſagte: „Herr Inſpecter, und wann Er meich nau tedt ſchlät, ſo kann eich doch nit meh! d.t geht jo bei Ihm ach in der Frohnd'!"

einige Gulden Einsatz fünf und zwanzig Tausend Gulden gewinnen — Nein! das glaub' ich nicht! — Absolut nicht!

Als sie noch so redeten, kam ein Bauersmann und bezahlte sein Holzgeld.

Hannes, sagte Buck, Ihr hättet noch Zeit gehabt!

Es wird Einem allzeit schwer, Herr Einnehmer, sagte Hannes, und ist's bezahlt, so ist eine Last von der Brust weg. Ging's Einem wie dem Kaufmann Nippes zu Altenbühl, so brauchte man freilich keine Sorge zu tragen.

Hat Euch der Rafaul auch angelogen? fragte Buck.

Wer? gegenfragte Hannes. Den Rafaul hab' ich nicht gesehen, ich bin vorgestern selbst in Altenbühl gewesen. Es ist wahr.

Was ist wahr? rief aufs Äußerste gespannt der Einnehmer.

Nun, daß Herr Nippes fünf und zwanzig Tausend Gulden gewonnen hat, sagte ruhig der wahrheitsliebende Hannes, auf den Buck ein Stück hielt, weil er ein ehrlicher Mann war. —

Siehst du, sagte seine Frau; du hast dem Rafaul Unrecht gethan.

Wer sollt's für möglich halten? sagte Buck und legte die Hände vor Verwunderung zusammen, als wollte er beten.

Der Hannes ging heim und Buck saß noch da wie eine Bildsäule. Nicht das kränkte ihn so, daß er dem Juden Unrecht gethan, sondern er dachte nach, wie doch der Nippes nun mit einem Schlag und Klumpen ein steinreicher Mann geworden sei, und der Habsuchtsteufel fuhr ihm in die Seele. Mir ist bis jetzt Alles geglückt. Wenn ich auf eine Sache, die ausgespielt wurde, setzte, so hatt' ich sie auch. Sollt ich's nicht auch einmal probiren?

So lauteten ſeine Gedanken. Er ging in den Garten an den Bienenſtand, aber er ſah nicht, daß die Bienen vorlagen und gewiß in wenigen Tagen, wenn es Sonnenſchein gab, ſchwärmen würden. Er hörte nicht und ſah nicht. Fünf und zwanzig Tauſend Gulden — das ſah er überall; das klang ihm überall in die Ohren. Er aß, und ſchmeckte nicht, was. Er träumte mit wachenden Augen.

Liegt's dir ſo ſchwer auf dem Gewiſſen, daß du den Rafaul einen Lügner nanntest? fragte am Abend ſeine Frau.

Behüte Gott, rief er lachend aus; das plagt mich nicht: denn der ſchüttelt ſich, ſo iſt's gut, und wenn er bei ſeiner erſten Lüge wäre gehängt worden, ſo lebte er ſeit dreißig Jahren nicht mehr.

Was drückt dich denn ſo, fuhr die Frau fort? Du hörſt und ſiehſt ja nicht mehr? —

Ja, du lieber Himmel, ſagte er, man denkt an Frau und Kinder. Das Erwerben geht langſam und wird ſauer; aber ſo ein Plums in der Lotterie! Himmel und Erde! der machte uns ſtracks reich und mit einem Schlag und Klumpen. Da zupft mich's hier und zupft mich da, und immer hör' ich: Setz auch einmal! du kannſt ja auch ſo ein Glück haben, wie der Nippes! —

Da wollt ich mir denn auch ſo viel Kopfbrechens über ein paar Gulden machen, ſagte die Frau. Geſetzt, du verlöreſt die; wärſt du drum ein armer Mann? Wenn man alle Sorgen ſo leicht los werden könnte wie die, ſo wär's ſchon lang gut.

Als ſeine Frau ſo redete, ging ihm das Herz auf wie eine Dampfnudel, und er konnte gar nicht warten bis der Rafaul kam.

Der war denn zu dem Herrn Nippes gegangen, dem er wirklich selber das Viertel Lotterieloos gebracht hatte, und hielt sich's aus, daß er an den Einnehmer Buck einen Brief schrieb, darin er Alles bestätigte, was der Rafaul gesagt.

Es war kaum acht Uhr am andern Morgen, so klopfte mein Rafaul schon an Buck's Thür und trat höflich herein.

Ihr habt mich einen Lügner geheißen, Herr Gemeinde-Einnehmer, sagte er, aber ich will's Euch beweise funneklar, daß der Rafaul kan Lügner is. Do leſt emol das Briefche.

Der Einnehmer lächelte und las.

Nun, sei nicht verdrossen, Rafaul! sprach er. Noch gestern sagte ich zu meiner Frau, daß, wenn du bei deiner ersten Lüge wärst gehängt worden, du seit dreißig Jahren nicht mehr lebtest. Weißt du was, setz' dich einmal her, und erklär mir 'mal die Geschichte mit der Lotterie. Ich versteh' das Ding nicht, hab' auch noch nichts drüber gehört!

Aha, dachte der Rafaul, der beißt an! Er setzt sich nun zu ihm und erzählt ihm ganz genau die Einrichtung der Lotterie.

Natürlich sagt er ihm nicht, was der Napoleon davon sagte.

Was sagte denn der? fragte hitzig der Gevatter.

Nun, versetzte der Schmiedjacob, es kam einmal im Staatsrathe die Rede darauf, alle Lotterieen aufzuheben. Da sagte der Napoleon: Bei Leibe nicht! Die gescheidten Leute in meinem Lande sind alle besteuert, aber die Narren nicht. Die Lotterie ist die Narrensteuer und die dürfen nicht leer ausgehen, die Narren, ihrer sind zu viele im Lande!

Was soll das denn heißen? fragte der Gevatter.

Ei, seid so ein Pfiffikus, und wißt das nicht! rief der Schmiedjacob aus. Wer in die Lotterie setzt, ist ein Narr — das ist eins: denn er gibt sein gutes Geld hin und kriegt's nicht wieder: die Lotterie hat auf tausend Verlierer einen Gewinner! Merkt's! — Die Lotterie bringt dem Staat ein herrendes Geld ein, und der Staat braucht dafür keine Steuer auszuschreiben. Da nun bei so bewandten Umständen nur Narren in die Lotterie setzen, so ist sie eine rechte, ächte Narrensteuer und der Napoleon hat da den Nagel recht auf den Kopf getroffen. Item — der Staatsrath sah's auch ein — und — die Lotterie — blieb.

So! — So! sagte der Gevatter. Das ist richtig. Nun fahrt fort, Schmiedjacob! Mich hätte nun schon der Rafaul nicht gekriegt! —

Wie gesagt, fuhr nun der alte Schmiedjacob wieder fort, was der Napoleon von der Lotterie hielt, das sagte der Rafaul dem Buck nicht, sondern stellt ins hellste Licht, was da zu gewinnen wär'; erzählte hundert Stücklein, wo der A, der B, der C und Alle, durchs ganze ABC durch, gewonnen hatten; freilich nicht ein Viertel des großen Looses, wie der Herr Nippes, sondern so und soviel, aber allemal einen tüchtigen Brocken über den Einsatz hinaus; stellte ihm auch vor, wie, wenn das gespielte Loos lang in der Lotterie bliebe, die Hoffnung immer wachse und stärker würde und so weiter, kurz, als der Rafaul fertig war, ist der Gemeinde-Einnehmer Buck Feuer und Flamme gewesen für die Lotterie.

Meiner Six, sagte er, und das sagte er allemal

wenn er recht gut gelaunt war, Rafaul, wenn ich ſo ein Viertelchen hätt', ich probirt's auch einmal!

Gelt, ſagte Rafaul, Ihr Geld hat Luſt nach Geſellſchaft? Meinetwege! Awer, wenn's nix werd? Wenn Se nix gewinne? Wie dann? Werd auch der Rafaul wieder geſchändt?

Nein, Rafaul, ich verſpreche dir's. Schaff' mir nur ein Viertelchen.

Main, ſagt Rafaul, do muß ich drum in die Stadt gehn, umſonſt muthe Se mer das nit zu!

Geh' nur, ich bezahle dir den Gang! verſetzte Buck, und Rafaul, der ein Viertelchen in der Taſche hatte, ging und kam am dritten Tage wieder. Der Einnehmer Buck war froh wie ein Kind mit dem Looſe; bezahlt's und gibt dem Rafaul noch ein Weggeld, daß er wohl zufrieden iſt.

Buck und ſeine Frau träumten nur von dem Looſe. Die Ziehung kam und das Loos kam nicht heraus. Die zweite Klaſſe wurde bezahlt; darauf gezogen und das Loos gewann fünf und zwanzig Gulden. Davon ging freilich Dies und Das für den Collektör und Rafaul ab, aber es blieb doch ein ſchöner Gewinn.

Da war Jubel im Hauſe, denn Rafaul ſagte: Das iſt der Anfang! Awer, Herr Gemeinde-Einnehmer, ä Mann, wie Se, un ä Viertelche! Das paßt, wie mei Kapp' vor ä Kirchedach! Wie laaf ich uff! Wenn ich zu dem Herr Collektör in der Stadt thät ſage: Der Herr Gemeinde-Einnehmer Buck zu Großenhain, ä Mann wie ä David, wann er norz Harf ſpiele könnt; ä Mann ſchwer, wie Aner, ſo ä Rothſchildche zu Großenhain — ſpielt ä Viertelche! Glabe Se, daß er's glabt? — Gott behüth! Säubirt will ich werre, wann er's glabt! Er

thät sage: So ä Mann sollt' doch ä Halbes spiele, daß es nit en Affrunt vor en werd, ä Schand. Wast du wos, Rafaul, bezahl' du des anner Vertelche und rett' sei Ehr!

Der Einnehmer hatte mit Vergnügen gehört, wie der Rafaul ihm eine Ehre nach der anderen an den Hals warf. Zuletzt wurmte es ihm doch, daß er sich beschimpfen sollte mit dem Viertelchen. Er nahm ein Halbes.

Der Rafaul kannte seine Leute nur zu gut. Diesmal kam das Loos nicht heraus bis in der letzten Klasse. Vorher kam Rafaul und bot ihm das Doppelte des Preises, wenn er's einem Anderen ablassen wollte, da alle Gewinne von Bedeutung noch nicht heraus seien. Dies machte Buck noch bitziger. Kurz — er behielt's und — gewann nichts als ein Freiloos. Ei, sagte Rafaul, was hawe Se dann verlore? Rechene Se de Gewinn von der vorige Klaß, so ist's ä Bagatellche! Un ä Freiloos! Es ist nit alle Tag Kerwe im Dorf und nit alle Tag Sunntag! Wär' ich an der Stell' von dem Herr Gemeinde-Einnehmer Buck, ich nähm' die annere zwei Vertelcher vom Freiloos und spielt ä Ganzes. Das klappt! Hunnert Tausend Gulde ganz! Ha! —

Das Wort schlug ein, wie der Blitz in eine volle Scheuer, die gleich in Flammen steht. Die Sache war richtig. Er spielte ein ganzes Loos. Mit kleinen Gewinnen kam er dann und wann einmal heraus, und das weckte nur mehr die Spielwuth, die Rafaul fleißig nährte durch Erzählungen fabelhaften Glückes, das hier und dort Der oder Jener gehabt. Unvermerkt spielte er ihm auch einen Plan der Braunschweiger Lotterie in die Hand, und da einmal die Spielwuth sich seiner bemächtigt hatte, nahm er auch da ein Loos.

So kam Buck in dies gefährliche Spiel hinein. Jahrelang gewann er Nichts; aber das machte ihn nicht klug. Immer hielt er an. Ja, als er merkte, daß das Lotteriespiel sein Vermögen allmählich angriff, wollte er es auch mit dem Lotto versuchen. Er hatte nicht weit ins Bayerische, wo der Staat dies Spitzbubenspiel, das das Volk leiblich und geistig ruinirt, noch hält. Da setzte er die höchsten Sätze.

Statt daß das Mißglücken sie weise gemacht, wurden die Eheleute Buck (denn die Frau war ebenso erpicht, wie der Mann) nur immer leidenschaftlicher und hitziger. Seit sie im Lotto auch spielten, ließen sie noch ein anderes Unkraut in ihre Seele säen, den Aberglauben. Sie befragten Traumbücher und Kartenschlägerinnen nach guten Zahlen im Lotto.

Man sollt's kaum glauben, daß ein vernünftiger Mensch so dumm sein könnte, sagte der Gevatter.

Habt recht, versetzte der Schmiedjacob, aber gibt man dem Teufel einmal den kleinen Finger, so hat er flugs die ganze Hand, den Arm, zuletzt den Kopf und den ganzen Menschen dazu. Hier erzählt Eins geheimnißvoll, dort ein Anderes, wie die geträumten Nummern gewannen, wie die Kartenschlägerin Dem das, Jenem ein anderes Numero gesagt, dies gesetzt worden sei und grausam Viel gewonnen habe. Niemand ist leichtgläubiger und abergläubischer, wie ein Spieler! So ging's auch dem Herrn Buck. Was noch schlimmer war, lag anderswo. Die stete Unruhe, das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung machte ihn lässig im Geschäft. Er ging, um die Unruhe zu beschwichtigen, ins Wirthshaus und spielte Karten, trank, kurz — er luderte, wie man sagt, und der

Wurm fing an das Beste, die Seele, zu zernagen, der Wurm der Sünde!

Nach zwei, drei Jahren kamen schon Fälle vor, daß Buck kein Geld hatte, wenn die Loose bezahlt, wenn in das Lotto sollte der Satz eingelegt werden. Da raunte ihm der Teufel ins Ohr: Du hast ja die Gemeindekasse! Greif' da hinein! — Und er that's. —

Beim ersten Male bebte er: aber beim zweiten Male schon ging's ohne Beben und — das Tröpflein höhlte den Stein aus. Buck ging zurück und mit einer Schnelligkeit, die Entsetzen erwecken mußte. Jetzt wäre noch Rettung gewesen, wenn er aufgehört hätte; allein nun war das Spiel schon ein Laster geworden, eine Gewohnheitssünde. Es hatte sich in seiner Seele eingenistet und herauszubringen war's nicht mehr. Um die Kasse zu decken, lieh er Geld. Einem Manne, wie Herrn Buck, lieh Jedermann mit Freuden; denn noch war es nicht bekannt, daß er ein so heftiger Lotteriespieler war. Bald häuften sich aber die Summen hier und dort, die er lieh. Es gab tüchtige Posten, da er ans Zurückzahlen nicht dachte, und immer hoffte, das große Loos würde alles Weh mit einem Male, wie ein großes Pflaster, decken und aus dem Grunde heilen.

Um diese Zeit wurde es den höheren Behörden gesteckt, wie es Buck treibe; wie er in die Kasse greife; sie zwar wieder decke, wie das aber auf die Dauer doch nicht gehen könne, ohne Verlust für die Gemeinde.

So kamen denn einmal urplötzlich zwei Beamte, die Kasse zu untersuchen, und siehe da, es fehlten zwei hundert Gulden, die hätten vorräthig sein müssen. Es wurde ein Protocell aufgenommen und Buck abgesetzt.

Kaum wurde das ruchbar, so kam hier Einer her, dort Einer, der zu fordern hatte, und es zeigte sich, daß Buck tief in Schulden steckte. Eine Hypothek auf Haus und Gut deckte überaus reichlich alle Schulden. Es blieb noch viel Geld übrig und dies wanderte in das Lotto und in die Lotterie.

Einmal muß es doch zutreffen, sagte er und Rafaul bestärkte ihn darin. Ein Mann in der Nähe gewann im Lotto eine große Summe. Das war denn wieder Öl in die Flamme. Mit immer höheren Sätzen spielte Buck im Lotto, während sein Loos in der Frankfurter Lotterie und das in der Braunschweiger fortlief, ohne daß in den letzten Jahren irgend ein Gewinn ihm geworden wäre.

Das Glück spart's auf, um es mit Einem Wurf zu geben! sagte er und Rafaul sagte grade so.

Immer hitziger wurde Buck.

Als der Überschuß der Hypothek fort war, ließ er sein Feldgut versteigern, um die Hypothek wegzukriegen. Allerdings reichten zwei Drittheile des verlegten Gutes zu und ein Drittheil und das Haus blieb frei.

Hat ihm denn kein Mensch gerathen? Hat ihn keine treue Seele gewarnt? fragte der Gevatter. Es ist ja entsetzlich!

Gewiß, versetzte Schmiedjacob. Der Pfarrer im Orte war ein gar treuer, redlicher Hirte seiner Heerde. Er kam oft zu Buck. Er belehrte ihn über das Lotterie- und Lottowesen ganz anders, wie es Rafaul gethan; er stellte ihm vor, wie dies unselige Spiel ihn um Amt und Vermögen gebracht und ihn zu ruiniren drohe; er zeigte ihm, daß es sündlich und seelenverderblich sei; aber Buck versprach Alles und hielt Nichts. Er sagte, wenn der

Pfarrer fort war: Der muß so reden, und wenn ich jetzt aufhöre, so verschlage ich mein Glück vollends. Es kann da jetzt grade einmal eintappen!

Und er spielte fort.

Schon nach einem Jahr vertauschte er sein Haus und bekam ein altes, baufälliges Haus dafür, aber bedeutendes Geld heraus. Häusertausch ist die letzte Ölung für den Bauer, sagte Schmiedjacob. Gewöhnlich sitzt Denen, die dazu greifen, die theueren Räume, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebt, wo die Eltern lebten und starben, zu vertauschen, der Strick schon an der Kehle und es ist nur übrig, daß er zugezogen werde. So ging's auch dem Buck; denn Herr Buck hieß er schon nicht mehr, seit die zwei Drittheile des Guts und die Einnehmerei fort waren. Das erübrigte Geld von dem Tausche wanderte wieder den Weg, den das Andere alle gegangen war, und das Glück, dem er so viel vertraute, wandte ihm hartnäckig den Rücken. Es waren nicht Gottes Wege, die er ging, wie konnt's fehlen? Der Segen begleitet nur Den, der im Rathe des Ewigen wandelt, und nur der wahrhaft Fromme grünt wie ein Baum an Wasserbächen. Ich will nun den Buck gehen lassen und Euch erzählen, was mir voriges Jahr begegnete, als ich in der Stadt war, sprach der Schmiedjacob.

Ich saß damals bei meinem guten Freunde, dem Krämer Feudel, der mit mir in Spanien gedient hat und ein gutgebackener Mann ist. Wir sprachen viel von der alten Zeit und ihren Erlebnissen. Da kommt ein Mann daher, gebückt, eingefallen und so dürftig gekleidet, daß man überall das geflickte Hemd sah. Er hatte seine sechzig auf dem Rücken und mit dem Arbeiten

„Was?“ schrie der Inspector. „Er Esel, wer will Ihn denn schlagen?“

„Ach Gott!“ rief ächzend der Bauer, „der Herr Rothgerber sagte jo, wammer nit Alles uf äß, so thät Er Einen durchwalke, dat mer nach Gott schrie!“

Da erklärte sich die Geschichte auf und der Inspector rannte wie ein Rasender auf und ab vor Grimm über den boshaften Streich; der arme Bauer fand, daß seine Ochsen heimwärts viel zu schnell gingen, setzte sich auf den Wagen und meinte, er habe heimwärts schwerer geladen, als die Ochsen nach der Stadt — und der Rothgerber lachte, wie ein ächter Schelm, ins Fäustchen.

---

29. Altes Gold.

Nach Gewinn steht der Leute Sinn, sagt das Sprüchwort, und das Wort „Leute“ umfaßt Alle. In dem Artikel sagen Alle: Ja, und halten die Hand auf. Das steckt von Anno 1 im Holze, nämlich von Adam und Eva her, und es ist der Gewinn des Teufels Dieterich, womit er alle Schlösser an den Herzen aufmacht. Wie könnt's denn anders sein,

ging's nicht mehr. Den Sack am Arme trug er auch nicht zum [illegible]at, denn er war voll Brodstücken. Er ging gesenkten Hauptes und sah Niemanden an.

Feudel reichte ihm einen Kreuzer, wofür er herzlich dankte. Kennst du den? fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf.

Du hast ihm doch mehr wie Einen Thaler gegeben! fuhr er fort. Freilich, damals stand's anders!

Wer soll's denn sein? fragte ich.

Der Herr Gemeinde-Einnehmer Buck von Großenhain! sagte Feudel.

Allmächtiger Gott! rief ich aus, und schlug die Hände zusammen, das ist nicht möglich!

Und doch ist's wirklich, sagte Feudel mit betrübter Miene. Mir blutet allemal das Herz, wenn ich ihn sehe.

Denke ich zurück, was der Mann noch vor zehn, zwölf Jahren in einem Wohlstande lebte, so mein' ich, es wär' ein Mährlein; aber es ist pure, nackte Wahrheit. Er geht betteln. Seine Frau ist todt. Sie hat sich todt gegrämt. Die Kinder haben sich verdingt, und da sie schlecht erzogen sind, kümmern sie sich um den Vater nicht,

der sie ins Elend gestürzt hat. Damals kannte ich die Geschichte nicht, die ich Euch erzählt habe; aber der Teufel hat mirs offenbart von A bis Z, wie ich Euch getreulich erzählt habe.

Ja, sagte Teufel, der ist mit lauter Hoffnung heruntergekommen. Der Teufel zog ihn ins Spielnetz. Das ist fest gestrickt, und wer einmal drin steckt, kommt nicht wieder heraus, bis er sich verzappelt hat. Glaubst du, daß er alles Geld, was er kriegt, noch heute ins Lotto trägt? Er bettelt, er hungert, aber die Kreuzer und Pfennige setzt er noch ein.

Da kann man sehen, wohin das Lotto und Lotteriespielen führt! Erst unehrlich macht es die Leute; denn er griff in die ihm anvertraute Kasse; dann macht es sie liederlich; denn er wurde ein Wirthshausgänger und Säufer; dann bringt es sie an den Bettelstab und in das bitterste Elend. In dem Buck steht's als Exempel da!

Ach Gott! sagte ich, wenn doch Alle, die sich zum Spielen wollen verleiten lassen, dies Exempel betrachteten und sich waffneten mit Gebet und Gottesfurcht, daß nicht das Verderben sie erfasset und zu Grunde richtet, wie den Buck!

Als Schmiedjacob geendet hatte, wurde es in der Spinnstube ganz stille. Nur die Spinnräder surrten. Alle dachten nach, wie so leicht ein Mensch dahinfährt zum Abgrunde.

Gott segne solch Nachdenken! Der Herr sagt:

„Wer Ohren hat, zu hören, der höre!"

XIV.

Das Mädchen von Sasbach.

Die Starken und Gewaltigen ſind's nicht, ſagte der alte Schmiedjacob, die allein Großes und Ausgezeichnetes vollbringen können; denn nicht die Stärke thut's, wenn es gilt für die Brüder ein Werk aufopfernder Liebe zu vollbringen, ſondern der Liebesmuth, die ſtarke und mächtige Liebe, die auch in einem ſchwachen Geſchöpf ihre volle Herrlichkeit offenbaren kann. Das wollen nun freilich Viele nicht glauben, und das ſind die Superklugen, die noch keinen Hund hinter dem Ofen herausjagen, um einen armen Bruder an ſeine Stelle zu ſetzen, den der Froſt ſchier erſtarren gemacht. Wenn ich auch jetzt nicht auf die Liebe ſo mancher ſchwachen Mutter hinweiſen will, die in der Liebe zu ihrem Kinde ſelbſt das Leben zu opfern bereit iſt, ſo will ich's an einem Mädchen beweiſen, das viele ſtarke Männer beſchämen kann. Sie hat unter Ausſetzung ihres eigenen Lebens zwei Männern das Leben gerettet und war doch nur ein Kind — das noch in die Schule ging! Sie heißt: Suſanna Reiſacher, war damals, als ſie die edle That verrichtete, zwölf Jahre alt und armer, aber braver Eltern Kind, aus Sasbach, im Bezirksamte Breiſach. Stilles, ſittſames und ſinniges Weſen zierte das brave Schulkind, und ihren Eltern war ſie unterthan in der Furcht Gottes.

Es war am 15. September 1831, als bei unfreundlichem und sehr stürmischem Wetter Georg Bitsch und der noch ledige Martin Bitsch bei herannahendem Abend über den Rhein nach Sasbach heimfahren wollten. Durch anhaltendes Regenwetter war der Rhein zu einer außerordentlichen Höhe angeschwellen. Er schlug schäumende Wellen, und der heftige Sturm peitschte diese Wellen noch zu wilderem Ungestüm.

Unvorsichtig, wie es häufig die kecken Bewohner der Flußufer sind, bestiegen Beide einen kleinen Kahn, den man auch sonst Treibord und Seelenverkäufer nennt. Es war gefährlich mit so einer leichten Nußschale von Nachen in solchem Wetter über den Rhein zu fahren; aber die beiden Männer hatten noch das schwanke, armselige Fahrzeug bis an den Rand mit Holz beladen. Dennoch setzten sie sich keck hinein und steuerten, mir nichts, dir nichts, in die empörte Wasserfluth, die das Schifflein schäumend umrauschte und in jedem Augenblicke zu verschlingen drohte.

Es kostete eine tüchtige Anstrengung und Steuerkunst, das Schifflein so zu leiten, daß es nicht schon am Ufer die brandenden Wellen umwarfen. Da dort der Rhein breit ist, so schlug er in der Mitte die wildesten Wellen und dort drohte die Gefahr. Wenn sie auch hätten umwenden wollen, jetzt war's zu spät; denn plötzlich ergriff eine mächtige Sturzwelle den Kahn und schlug ihn um. Holz und Alles, was darin war, auch die zwei Männer, stürzten in die tobenden Fluthen des Rheines. Der Nachen war, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, umgeschlagen, also, daß das Hohle unten war und der äußere Boden oben. Die beiden Männer waren so glück-

lich, den Nachen ergreifen und ſich daran feſthalten zu können. Lange war dies indeſſen nicht möglich, denn wenn die kalte Fluth ſie einmal recht durchkältet hatte, mußten ihre Hände erſtarren, waren dann nicht mehr im Stande den Körper, deſſen Gewicht natürlicher Weiſe nach unten zog, zu halten, und das Unterſinken und Ertrinken war dann das Nächſte. Todesangſt im Herzen ſchwebten die beiden Unglücklichen in unvermeidlicher Todesgefahr, wenn nicht ſchnelle Hilfe kam.

Weiter rheinabwärts, da wo hoch oben auf dem Felſen die grauen Mauern der alten Ritterburg Limpurg ſtehen und unten die Rheinfähre liegt, hütete gerade zu der Stunde die zwölfjährige Suſanna Reifacher die Ziegen des Wirths im Fährhauſe. Sie hörte das Jammergeſchrei der beiden Unglücklichen; ſah, wie ſie ſich am umgeſtürzten Kahne feſthielten, aber auch, wie ſie im heftigſten Wellengebrauſe mit unaufhaltſamer Schnelle rheinabwärts getrieben wurden.

Das Mädchen rief sogleich in voller Angst um Hilfe; allein es war Niemand da, als des Fahrwirths Frau, die Magdalena Schneider. Ihr Gatte war mit dem Knechte weit hinaus aufs Feld gegangen. Sonst war weit und breit keine menschliche Seele.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, holt das Mädchen zwei Handruder, auch Riemen von den Schiffern genannt, und gibt der Magdalena Schneider den Einen davon, indem sie sie auffordert mit der Fähre den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen. Die Wirthin aber hat den Muth nicht. Sie sagt: Wir Zwei können nicht fahren; und wie wollen wir bei der wilden Fluth die Fähre lenken? Dazu sind wir zu schwach. Wir ertrinken, ohne daß wir die Verunglückten erreichen und retten können.

Susanna Reisacher hört das und denkt: So fahr' ich alleine, Gott wird mich schon schützen! Sie springt in die Fähre, nachdem sie die Ketten losgemacht; allein des Kindes Kräfte reichen nicht aus, den schweren Überfahrkahn vom Ufer, auf welches ihn der Fährmann des hohen Wassers wegen hoch hinaufgezogen, loszudrücken. Instän-

digst bittet sie die Magdalena Schneider, ihr doch dabei behilflich zu sein; diese aber, statt ihr zu willfahren, wendet Alles an, das Kind von dem gefährlichen Unternehmen abzubringen. Allein das war umsonst! Endlich gibt die Frau dem Kahn einen Stoß und empfiehlt das Kind dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel.

Nun, die halten gewiß sichere Wacht über den Kindern und über diesem vornehmlich, das eine so reiche Liebe und echten Gottesmuth hat!

Der Kahn fährt pfeilschnell hinaus in das wilde Gewässer, während die Frau dem Dorfe zueilt, um noch andere Hilfe zu holen.

Die beiden Verunglückten waren mitten im vollen Thalfahrwasser weit unter die Fährstelle getrieben. Susanna hielt sie fest im Auge. Mit betendem Herzen steht sie nun allein in der tobenden Fluth. So viel weiß sie vom Fahren, daß sie einigermaßen den Kahn mit dem Ruder in ihren schwachen Händen mitten in das Fahrwasser lenken kann, und das gelingt ihr auch. Pfeilschnell schießt ihr Kahn dahin.

Da sehen die beiden unglücklichen Männer den Kahn und das Kind. Schon waren ihre Kräfte am Erlahmen, ihr Blut am Erstarren. Jetzt durchglüht sie die Hoffnung noch möglicher Rettung. Sie riefen sich gegenseitig zu und ermuntern sich zum Ausharren. Was aber die Annäherung des Kindes erschwerte, das war der heftig wehende Gegenwind, der die Wellen immer höher hob. Des Kindes Kräfte reichten zu dem nicht aus und das Verstehen des geschickten und passenden Ruderns fehlte. Der Fährkahn wurde bald hierhin, bald dorthin von

den Wellen gerissen und war selbst der Gefahr häufig ausgesetzt, umzuschlagen und das hilflose Kind in den Wellen zu begraben.

Wohl erkannte das Kind die Gefahr; aber mit ihr wuchs sein Muth, sein Vertrauen auf Gottes und seiner Engel Beistand, genährt und befestigt durch das laute Gebet.

Martin Bitsch sah es ein, daß mit dem Untergange des Kindes auch der letzte Schimmer von Hoffnung, gerettet zu werden, für sie verloren ging; er glaubte, die Rettung aller Drei dadurch bewirken zu können, daß er, obwohl kein geübter Schwimmer, den Fährkahn erreiche und dann die Führung desselben übernähme.

Er ruft dem Mädchen zu, es solle sich wacker halten und jetzt tapfer zufahren, er wolle dem Fährkahn entgegenschwimmen. Er läßt seinen Seelenverkäufer fahren, nimmt seine letzte Kraft zusammen und schwimmt dem Fährkahne muthig zu.

Susanna sieht das. Herr Gott, stärke mich! ruft das Kind aus und setzt auch seine volle Kraft noch einmal ein, dem Schwimmenden den Kahn entgegen zu lenken. Und siehe da, der Gott der Erbarmung erhört des wackern Kindes Gebet. Der Kahn erreicht den Martin Bitsch. Er faßt das Bord und schwingt sich hinein.

Nun, mit Gottes Hilfe, ruft er dem erfreuten Kinde zu, wollen wir auch den Anderen retten!

Dieser war aber mit seinem leichten Dreibord weit von ihnen hinabgetrieben worden; aber Martin Bitsch faßt mit jugendlicher Manneskraft das Ruder, während das Kind sich niederwirft und um Gottes Beistand betet.

Schon wollen dem Georg Bitsch die durch das krampfhafte Festhalten und die Kälte des Wassers erstarrten Hände nicht mehr den letzten Dienst leisten; schon empfiehlt er Gattin und Kinder und die eigne Seele Gottes Huld und Gnade, und bereitet sich vor, zu sterben. Da nahen die beiden Retter und Martin Bitsch umfaßt ihn, während die kleine Susanne das Ruder führt, und auch er ist gerettet.

Gott laut preisend und sich der gelungenen Rettung freuend, lenken nun die beiden Männer den Kahn ans Ufer und steuern ihn dort langsam dem Fährhause zu, wo sie endlich glücklich anlangen.

Ihr könnt Euch die Wonne und Freude der Geretteten und ihrer Angehörigen und Freunde, aber auch den Dank gegen das theuere Kind denken, das sie mit Ausstellung seines eigenen Lebens, nur dem Drange seiner Menschenliebe folgend, gerettet hatte.

Schon am andern Tage kam der Bezirksamtmann, um über den Vorgang, der mit Recht so großes Aufsehen machte, genaue Erkundigungen einzuziehen.

Als er die kleine Susanna Reisacher fragte, wie sie dazu gekommen sei, sich allein und bei so hohem und wildem Wasser und so heftigem Gegenwind in den Rhein zu wagen? sagte das Kind: Die Leute, die ich in so großer Lebensgefahr sah, haben mich so gedauert, und als ich ihr Jammergeschrei hörte, da hab' ich gedacht, ich müßte ihnen zu Hilfe kommen und sie retten. An mich hab' ich dabei nicht gedacht, aber das hab' ich gedacht, unser lieber Herr Gott werde mir schon beistehen, und das hat er auch gethan!

Der Amtmann zeigte die edle That des Kindes dem Großherzog von Baden an, und der gerechte Landesherr hat darauf dem Kinde die große, goldene Verdienst-Denkmünze geschenkt, und überdies zwei hundert Gulden, die ihr bis zu ihrer Volljährigkeit oder Verheirathung verzinst und dann ausgezahlt werden sollen.

Seht Ihr's, was die Macht der göttlichen Liebe durch ein schwaches Werkzeug vermag, in dessen Herzen sie einen Strahl ihrer Herrlichkeit fallen ließ? Erkennt Ihr den Schutz dessen, der ein treufrommes Gebet so gern erhört? Bei dem Anblicke dieser jungen Samariterseele ist's Einem, als hörte man den Herrn sagen: „Gehet hin und thuet deßgleichen!"

wenn man den gierigen Spieler, den lügenden Händler, den sich verheißenden Juden, den wuchernden Geizhals ansieht? Da hat der Teufel schon seinen Dieterich umgedreht und die Thüre des Herzens ist ihm offen. Und doch sagt das Sprüchwort dem Ersten: Gewinnen ist der Abend vor dem Verlieren, und setzt bedeutsam hinzu: Wie gewonnen, so zerronnen, und: Junger Spieler, alter Dieb. Das gilt auch den Lotteriespielern, wo noch das Sprüchlein hinzukommt: Böser Gewinn faselt nicht, und das Andre: Wer, was er erarbeitet früh, trägt in die Lotterie, wird sehen, wie er spät — betteln geht.

Dem Zweiten sagt die Weisheit auf der Gasse: Untreuer Mund wird mit Schanden kund. Sie sagt ferner:

„Wer dich einmal belog,
Und einmal betrog,
Glaubst du und traust du dem noch —
So verdienst du, daß er dich belog und betrog!"

Selbst ein Esel schlägt nach dem aus, der ihm Häckfel, statt Hafer bot! — Merks! — Von dem Dritten sagt es: Wenn ein Jud' schwört und ein Narr drauf hört, sind alle beide Prügelns werth. Das redet deutsch, und Ihr Bauern glaubt ihnen doch, wenn sie Euch Gäule mit gebrannten Zähnen und Kühe bringen, bei denen sie schwören, sie seien vier Jahre alt und hätten neun Kälber. Wohl bekomm's! Wer nicht hören will, muß fühlen! Und: Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. — Wer aber zu einem wuchernden Geizhals Geld leihen geht, dem rath' ich, daß er gleich den Strick mitnimmt, an dem er ihn aufhängen kann, denn heut' oder morgen thut er's doch.

Gewinn ist nicht Gewinn, er sei denn gerecht; sagt das Sprüchwort, und das sollte Jeder beherzigen; denn sonst gewinnt er das Kratzen hinter den Ohren und — ein bös Gewissen hat Wolfszähne. Bös Gewissen — böser Gast — läßt

XV.

Es iſt Nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Eine Geſchichte.

In den Jahren meiner Wanderſchaft war ich auch in Straßburg in Arbeit, ſagte der Schmiedjacob, da wurde mir die nachfolgende Geſchichte einmal erzählt:

In der ſchönen Stadt Straßburg im Elſaß lebte vor etwa fünfzig Jahren ein ſehr reicher Mann, ledigen Standes. Solche alte Junggeſellen haben alle ellenlange Haarzöpfe, zwar nicht in der Wirklichkeit, denn dieſe Mode iſt längſt vorüber, ſondern ich meine damit ihre Eigenheiten und eingeroſteten Vorurtheile. Beſagter alter Junggeſelle hatte ſolcher Zöpfe zwei. Der Eine war ein gewaltiger Hochmuth und der zweite ein ebenſo gewaltiger Geiz.

Seine Geldkiſte hatte ſieben Schlöſſer, und wenn er geben ſollte, ſo waren alle ſieben Schlüſſel verlegt oder verloren, und er konnte ſie ſchlechterdings nicht finden.

Nun hatte er eine Schweſter, die wider ſeinen Willen einen armen, aber ſehr braven Mann geheirathet hatte. Seitdem durfte ſie ihm nicht mehr vors Angeſicht kommen. Sie lebte in einem Städtchen ſehr kümmerlich und wandte Alles, was ſie auf- und losbringen konnte, daran, ihren ſehr talentvollen Sohn wohl unterrichten zu laſſen. Als er aber die Univerſität Straßburg beziehen ſollte, um als Geiſtlicher zu ſtudiren, da ſtarb ſie plötzlich. Der junge

Mensch war außer sich vor Schmerz über den Tod seiner geliebten Mutter. Er sah sich nun aller Mittel beraubt, die von ihm gewählte Laufbahn zu verfolgen.

Ein wackerer Mann, ein Freund seiner Eltern, der aber selber arm war, sagte zu ihm: Verzagen Sie nicht, Herr Schmitt. Mancher junge Mann hat schon in Straßburg studirt und hatte keinen Heller Vermögen. Da gibt es gar viele Gelegenheit, in reichen Familien Unterricht zu geben, und der wird in Straßburg erstaunlich bezahlt. Auf ihren feindseligen Onkel können Sie ja doch nicht zählen. Ich habe viele Freunde in Straßburg und komme heut über acht Tage hinein. Da will ich Ihnen schon die Wege bereiten. Seien Sie gutes Muthes!

Das war ein Ehrenmann, der für seines Freundes Kind getreulich sorgte. Als er zurückkam, ließ er den jungen Schmitt rufen.

Der liebe Gott hat geholfen! rief er ihm fröhlich entgegen. Bei Einem Freunde wohnen Sie, das steht fest, und kostet Sie keinen Pfennig. Sie unterrichten dafür sein Söhnlein. Die Collegia kriegen Sie frei und in noch drei anderen Familien geben Sie Unterricht, der Ihnen soviel abwirft, daß Sie prächtig durchkommen.

Der junge Schmitt ging nach Straßburg und Alles ging herrlich. Er brauchte den Knicker von Onkel nicht, und ließ ihn laufen; aber der Onkel ihn nicht. Wer glauben wollte, der Alte habe seine Sünde gegen seine verstorbene Schwester erkannt und wolle am Kinde gut machen, was er an der Mutter verschuldet, der hätte sich verrechnet. Das war's nicht, sondern — der Hochmuth war's, der die sieben Schlösser des Geldkastens löste. Es

war ihm hier und da unter die Nase gerieben worden, seiner leiblichen Schwester Sohn behülfe sich so kümmerlich und könne sich nur mit Unterrichtgeben erhalten, sei aber musterhaft in Fleiß und Sitten. Das krippte den Alten. Er fing an, sich zu schämen, daß seiner Schwester Sohn sich wie ein Bettler durchschlagen solle. Da ließ er denn eines Tages den jungen Schmitt zu sich kommen, stellte sich, als blute sein Herz, daß er nicht schnurstracks zu ihm gekommen sei; er würde ihn mit Armen der Liebe aufgenommen haben. Nun müsse die Armuthei aufhören. Er müsse das Unterrichten aufgeben, bei ihm wohnen, bei ihm essen, und er werde schon sorgen, daß er auch in seinem äußern Auftreten seinem Onkel keine Schande mache.

Der junge Menſch war wie vom Himmel gefallen; aber es war ſo. Der Alte hielt Wort. Nach und nach gewann er ſogar den muſterhaft braven Schweſterſohn lieb, und das Geld, das er ihn koſtete, that ihm allgemach weniger weh im Herzen. Der junge Menſch fragte nicht nach den Beweggründen dieſes Benehmens des Alten, trug ihn auf den Händen und wurde durch Fleiß und Talent ein tüchtiger Mann.

Der Schuftikus von Geizhals glaubte aber nun auch, ſeiner Schweſter Sohn müſſe in allen Stücken ſein Sclave ſein, der gar keinen eigenen Willen habe und haben dürfe.

Was willſt du nun anfangen? fragte er ihn, als der junge Mann ſein Examen beſtanden hatte.

Mein Brod verdienen, Oheim, und Ihnen nicht länger zur Laſt fallen, ſagte der junge Schmitt.

Das iſt ein ganz guter Gedanke, verſetzte zufrieden lächelnd der Alte, aber nur in einer Weiſe, die keinen Schatten auf uns wirft. Zum Beiſpiel, Unterricht darfſt du hier nicht geben, Hauslehrer hier nicht werden; das würde mir zur Unehre gerechnet. Weißt du was? Werde Vikarius bei dem alten Pfarrer zu M..... Da übſt du dich im Amt und biſt bei braven Leuten, wie ich höre. Er ſucht einen Vikarius. Er iſt zwar ein Lump, fuhr er fort, der dir wenig wird geben können; allein man muß ſich behelfen. So lernt man hauſen und ſparen. Habe mich auch durch die Welt drücken müſſen. Haſt du dann einmal eine gute Pfarrei und heiratheſt eine recht reiche Frau, die zu hauſen verſteht, ſo kannſt du ein wohlbehaltener Mann werden.

Schmitt wäre nun für ſein Leben gern in Straßburg

geblieben, aber er durfte den alten Isegrimm nicht vor den Kopf ſtoßen; daher ging er nach M..... und der alte Pfarrer nahm ihn gerne als Vikarius an.

Schmitt fühlte ſich auch ganz wohl da. Der alte Pfarrer war ein ehrwürdiger, vortrefflicher Mann, der Alles aufbot, um ihn zufrieden zu ſtellen. Er war Wittwer und hatte nur eine einzige Tochter, ein ebenſo ſchönes als tugendhaftes Mädchen; aber der alte Pfarrer war durch Unglücksfälle herabgekommen. Zwar hatte er keine Schulden; aber es war auch nicht das geringſte Vermögen da und die Stelle war auch keine von denen, die man fette Pfründen nennt, und ungemein läſtig, denn ſie hatte eine Filialkirche, faſt anderthalb Stunden entfernt. Der Weg dahin führte über einen hohen Berg, der mit Hochwald dicht bewachſen war.

Und dennoch fühlte ſich Schmitt dort glücklich, denn die Gemeinde hatte ihn lieb, der alte Pfarrer hielt ſehr viel auf ihn und — er und des Pfarrers Tochter waren Ein Herz und Eine Seele. Der Pfarrer, der das wußte und gerne ſah, leitete es ein, daß er penſionirt wurde und Schmitt die Pfarrei erhielt. Alles ging nach Wunſch und Schmitt eilte nach Straßburg, ſein unerwartetes Glück dem alten Oheim anzuvertrauen.

Er freute ſich darüber; denn immer fürchtete er, Schmitt möge ihm doch noch einmal wieder zur Laſt fallen. Nun, ſagte er, wird es gut ſein, daß du dich verheirathеſt und eine reiche Frau nimmſt. Da wüßte ich dir Eine! — Er ſchlug ihm eine fünfzig Jahre alte Perſon vor, ebenſo bekannt durch ihren Geiz, als durch ihre Kratzbürſten-Natur.

Schmitt bekannte mit Offenheit, daß er mit des alten Pfarrers Tochter verliebt sei.

Da brach ein Gewitter los, wie Schmitt noch keins erlebt.

Der Alte warf ihm seiner Mutter Verbindung mit einem armen Mann, ihr Elend, seine Hilfleistung mit den bittersten und bärtesten Worten vor, und sagte dann, als Schmitt sich nicht abwenden ließ: Er solle ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Betrübt, aber in sich ruhig, ging Schmitt weg. Die Heirath mit des Pfarrers Tochter schied ihn auf immer von seinem Onkel. Er lebte indessen glücklich und zufrieden bei seinen beschränkten Verhältnissen, geliebt und geachtet von seiner Gemeinde und Jedem, der ihn kannte. Fünf Kinderchen blühten ihm fröhlich auf und der Gedanke an des Onkels Feindschaft, obwohl sie ihm schmerzlich war, konnte sein Familienglück nicht stören.

Da ereignete sich etwas Entsetzliches!

Eines Sonntag Morgens geht froh und zufrieden der Pfarrer Schmitt von seiner Familie weg, um den Gottesdienst auf dem Filialdorfe zu halten. Um Mittag sollte er wieder da sein; aber auf dem Filialdorfe läutet's und es kommt kein Pfarrer. Bei der Pünktlichkeit in seinem Amte war das etwas Außerordentliches. Er ist gewiß krank geworden, sagten die Leute; allein er kam auch nicht heim, und da das der Frau sehr auffiel, sandte sie einen Boten aufs Filial.

Als dort die Bauern hörten, wie es stand, sagten sie: Gebt Acht, es ist ihm ein Unglück unterwegs im Walde begegnet!

Die ganze Gemeinde brach auf, den geliebten Seelsorger zu ſuchen. Der Bote war mit der Nachricht ſchnell heimgelaufen und auch vom Wohnort aus folgte Alles der jammernden Gattin in den Wald.

Wer malt den Schrecken, das Entſetzen, den Jammer, als ſie den Pfarrer dort — erhängt an einem niedern Baume finden?

Nach den Geſetzen mußten ſie ihn an Ort und Stelle laſſen und dem Gericht Anzeige machen. Dies kam mit den Ärzten. Nach genaueſter Unterſuchung zeigte ſich keine Spur von Gewaltthat. Er hatte ſeine Uhr noch, eine alte ſilberne Uhr von geringem Werthe. Daß er kein Geld in der Taſche hatte, konnte nicht auf Gewaltthat leiten, weil die jammernde Familie bekannte, daß er

nie Geld bei sich zu tragen pflege, wenn er nicht eine Reise mache.

Da war denn kein Zweifel, der Pfarrer war ein Selbstmörder! Aber was hatte ihn dazu bewogen? Da lag ein undurchdringliches Dunkel! Er lebte in den glücklichsten ehelichen Verhältnissen. Kein Zwiespalt trübte das schönste Familienleben. Wenn auch kein Reichthum da war, so hatte doch die Familie keine nagenden Sorgen und ihr einfaches Auskommen. Kein Unglück hatte sie heimgesucht. Kein Elend drohte. Er war gesund, stets heiter gewesen. Keine Ahnung von Tiefsinn war an ihm zu bemerken gewesen. Kurz — hier lag ein entsetzliches Dunkel, das menschlicher Einsicht zu durchdringen völlig unmöglich war. Von dem Jammer der Familie will ich schweigen. Jeder begreift ihn und kann sich ihn denken. Den alten Pfarrer beugte dieser Schlag in dem Maaße, daß er bald darauf starb. Nun stand die arme Frau mit ihren unerzogenen Kinderchen allein in der Welt, ohne Vermögen, ohne Stütze. Ihr Loos war aufs Betrübteste gefallen. Sie mußte das Pfarrhaus bald verlassen und Nichts blieb übrig, als sich im Dorf einzumiethen. Jedermann dachte: dies harte Schicksal wird das Steinherz des alten Onkels erweichen!

Allein, wer dies glaubte, verrechnete sich völlig. Die Schmach des Selbstmordes, die der Pfarrer ihm angethan, erbitterte ihn in dem Grade, daß er auch nicht die geringste Unterstützung der unglücklichen Wittwe und ihren Waisen zukommen ließ. Ja, sein Zorn ging so weit, daß er einen Notar kommen ließ, um ein Testament aufzusetzen, in dem er sein Vermögen Fremden vermachte, und die Wittwe und die Kinder seines Schwestersohnes völlig enterbte.

So häufte sich denn ein Maaß der Trübsal auf die arme Wittwe, das jede Andere niedergebeugt haben würde. Sie blieb stark. Wie schwer auch der Verdacht des Selbstmords auf meinem Gatten ruht, sagte sie mit der Klarheit und Festigkeit der heiligsten Überzeugung — so ist er dennoch unschuldig. Zwar bin ich außer Stande, das entsetzliche Dunkel aufzuhellen, aber ich lebe und sterbe drauf, es ist ihm Gewalt angethan worden. Gott allein weiß es, wie es geschehen, und er wird es auch ans Licht bringen und die Schmach von seinem Namen wegnehmen und tilgen!

Das glaubten auch Alle, die ihn näher kannten; aber es blieb ein unaufhellbares Dunkel über seinem Tod, und leider auch wieder Viele waren dennoch überzeugt, er sei ein Selbstmörder gewesen.

Die Härte des Oheims beugte die gute Frau nicht. In ihrer Seele lebte ein lebendiger Glaube an Den, der aller Wittwen Versorger, aller Waisen Vater ist. Sie arbeitete mit kunstfertiger Hand für andere Leute, erzog ihre Kinderchen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, und siehe, er erweckte ihr viele Herzen, die ihr Wohlthat und Unterstützung in so reichlichem Maaß angedeihen ließen, daß sie nicht zu darben brauchte.

Das Gericht selbst hegte große Zweifel, daß der Pfarrer sich selbst entleibt habe. Unermüdet forschte der Staatsprokurator in allen Richtungen nach den Spuren des Verbrechens; allein auch nicht die leiseste, nicht die entfernteste Andeutung bot sich dar, an deren Hand man hätte hoffen dürfen, das grauenvolle Dunkel aufzulösen in Klarheit.

So vergingen Jahre und die Zeit legte den Mantel des Vergessens über eine Begebenheit, die so viele Gemüther erschüttert, eine harmlose Familie in den tiefsten Abgrund des Jammers gestürzt hatte.

Da wurden in der Gegend von Weißenburg zwei kühne Einbrüche und ein Raubmord auf offener Landstraße verübt, der die Polizei in eine ungewöhnliche Thätigkeit versetzte. Ihren angestrengten Bemühungen gelang es endlich, zwei Menschen zu ergreifen, die bereits seit Jahren mehrmals den Gefängnissen entsprungen waren und sich stets auf der Grenze bald als Schmuggler umhergetrieben, bald mit dem gegründeten Verdachte verübter Verbrechen belastet, über die Grenze zu entkommen wußten, ohne daß es hätte gelingen können, ihren Aufenthaltsort zu entdecken.

Alle Umstände gaben Zeugniß gegen sie, und bald lag es klar, daß sie die Urheber dieser und anderer Verbrechen und Schandthaten waren.

Der Staatsprokurator und der Untersuchungsrichter entlockten ihnen fast täglich das Geständniß neuer Verbrechen, die sie mit einer Frechheit bekannten, die das Herz fast vor solcher teuflischen Verdorbenheit erstarren machte.

Grade, als ob ihm Gott den Gedanken eingegeben, fiel eines Tags im Verhöre dem Prokurator der Pfarrer Schmitt wieder ein. Wer weiß, dachte er, ob ich nicht hier wieder einen neuen Schlangenweg der Bosheit entdecke! Er fragte daher den Einen der Verbrecher kurz und bündig: Sagt mir doch einmal, wie ist es denn eigentlich mit der Erhängung des Pfarrers Schmitt von

dem Hausherrn nicht Ruh' noch Raſt. Dem entläuft Keiner, ſo wenig, als dem Richter vor dem es ihn anklagt. Das Gewiſſen iſt des Menſchen Schuldbuch, darinnen eine unſichtbare Hand jede That aufſchreibt. Sieh' zu, wenn nun der große Rechenmeiſter einmal am Abend — du weißt wohl, welchen ich meine — das Exempel addirt, daß es nicht heißt, wie in Babylon an der Wand mit feurigen Buchſtaben ſtand: Ich habe dich gewogen — und — zu leicht erfunden! Oder umgekehrt: Daß dich die Laſt der Summa herunterzieht bis dahin, wo da iſt Heulen und Zähneklappen! Thue recht und ſcheue Niemand! Das hilft überall durch, und was den Gewinn betrifft, ſo ſieht der, nach dem die Welt ringt, dem Verluſt (am Inwendigen und bei Gott) ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſers dem Andern!

M..... zugegangen und warum Ihr ihm seine Uhr nicht nahmt, sondern nur die paar Kreuzer, die er in der Tasche hatte?

Der Verbrecher fuhr zusammen, als hätte ihn eine giftige Natter gebissen.

Wie kommt Ihr mir mit der Frage? gegenfragte der Verbrecher. Was weiß ich von der Geschichte? —

Das wäre schon gut, fuhr, durch die Betroffenheit des Menschen noch mehr bestärkt in seiner Meinung, der Prokurator fort, wenn nicht Euer Geselle bekannt hätte, Ihr hättet ihn aufgehängt!

Da brach der Mensch in ein wildes, rohes Schimpfen aus und sagte: So legt er mir zur Last, was er doch nur gethan hat! —

Da durchzuckte ein Strahl der Freude das Herz des richterlichen Beamten. Er sah, daß er sich nicht getäuscht hatte. Die erste Spur eines Verbrechens lag vor ihm, das den Namen eines durchaus unbescholtenen Mannes mit Schmach belastet hatte. Er stellte sich nun, als wisse er schon Alles von dem Anderen, und sagte: Ja, der ist pfiffig! Kann er eine Schuld von sich auf Euch lasten, so thut er's. Erzählt Ihr mir einmal den Hergang genau, dann muß es sich doch herausstellen, wer der Mörder ist, und den die Strafe treffe, der sie verwirkt hat und verdient.

Jetzt war dem Menschen das Siegel der Zunge gelöst.

Wir kamen damals mit einigen Ballen geschmuggelten feinen Tabaks über die Grenze, erzählte der Verbrecher, und lagen in dem Wald im Dickicht. Es war an einem Sonntag Morgen und Alles so still im Walde, daß

man den Fußtritt eines Wanderers auf dem Wege deutlich hören konnte. Hör' 'mal, sagte da mein Kamerad, unser Geld ist so nächst alle. Laß uns, wenn der Kerl, der da kommt, so aussieht, daß er Geld hat, ihn kalt machen. Es ist kein Mensch weder nah noch fern. Ich rieth ab, weil wir mit dem Tabak nicht weit mehr zu gehen hatten und dann ein schönes Stück Geld verdienten. Auch mochte ich an einem Sonntage so etwas nicht gerne thun. Er lachte mich aus, nahm einen Strick und schlich leise dem Wege zu. Ich hinter ihm drein.

Da sahen wir einen schönen Mann in feiner, schwarzer Kleidung daherkommen. Es ist ein Pfarrer! flüsterte mein Kamerad mir zu, und da er so gut gekleidet ist, hat er auch Geld. Auffallend war es, daß der Pfarrer laut vor sich hin redete und mit den Händen dazu agirte, als ob er auf der Kanzel stehe.

Der lernt seine Predigt auswendig! sagte mein Kamerad, gib Acht, den fang' ich, wie die Metzger einen scheu gewordenen Ochsen! Er machte nun schnell aus dem Strick eine Schlinge, zog seine Schuhe aus, und als der Pfarrer an uns vorüber war, kroch er aus dem Dickicht heraus, schlich, ohne daß der laut redende Pfarrer es hörte, hinter ihn, warf ihm die Schlinge über und zog so schnell und so heftig zu, daß der Pfarrer ohne einen Laut hinstürzte und schnell erdrosselt war.

Jetzt mußte ich helfen. Wir trugen ihn schnell an den Platz, wo unsere Bündel lagen, und untersuchten seine Taschen; aber wie täuschte sich mein Kamerad! Auch nicht Ein Kreuzer war bei ihm zu finden! —

Hätt' ich das gewußt, sagte er, so hätt' ich den armen Schlucker laufen lassen!

Da steckt eine Uhr, sagte ich, denn ich hörte sie knickern. Er zog sie heraus. Es war eine uralte, schlechte silberne Uhr, die keine zwei Fünffrankenthaler werth war.

Die feinen Kleider und die Uhr hätten wir wohl gerne mitgenommen; aber das hätte uns Alles verrathen können.

Nun mag er auch Alles behalten, sagte mein Kamerad, und weißt du was? Wir führen einmal die Leute recht an!

Wie so? fragte ich.

Wir hängen ihn mit dem Stricke da an den Ast, putzen seinen Rock sauber ab und lassen ihm Alles. Finden ihn dann die Bauern, so heißt's: Er hat sich selbst erhängt und Niemand verfolgt uns!

Dies geschah schnell, und da zu vermuthen stand, daß man den Pfarrer bald suchen würde, so machten wir uns so schnell als möglich davon, nachdem wir vorher die Spuren im Staube des Weges, wo der Erdrosselte sich noch gewehrt und gebäumt hatte, vertilgt hatten, wanderten wir rasch unserm Bestimmungsorte zu.

Daß unsere List vollkommen gelungen war, hörten wir bald; denn wir kamen wieder als Schmuggler in die Gegend, wo uns denn auf die Frage, was es Neues gäbe? ein uns vertrauter Kohlenbrenner erzählte, der junge, brave Pfarrer von M..... habe sich selbst erhängt, und kein Mensch könne begreifen, was den frommen Mann zu solcher That könne bewogen haben, da er doch so gar keinen Beweggrund dazu gehabt habe. Das aber könnt Ihr mir glauben, setzte der Verbrecher hinzu, daß uns niemals ein Streich so gereut hat, wie der, denn er brachte uns Nichts ein, als diese Reue und die Angst, die uns denn doch deßwegen oft plagte.

So war denn unverhofft, nach sieben vollen Jahren, ein Verbrechen durch Gottes wunderbare Fügung, die dem Prokurator den Gedanken eingab, entdeckt, das den braven Geistlichen gebrandmarkt hatte.

Der Gerichtschreiber hatte die ganze Erzählung aufgeschrieben und der Verbrecher unterschrieb ohne Einwendung das Protocoll.

Als es der Prokurator dem Anderen vorhielt, mußte er es vollständig bestätigen.

So kamen denn endlich die Verhandlungen vor Gericht und feierlich wurde Schmitt's Unschuld anerkannt und auf alle mögliche Weise verkündigt, damit die Ehre des unschuldig hingemordeten Mannes hergestellt werde und die Schmach vom Namen seiner Kinder weiche.

Wurde auch seine Ehre hergestellt, was sie um ihrer Kinder willen, wie um seinetwillen so sehr freute, so machten doch die Umstände seines Todes einen um so tiefern und schmerzlichern Eindruck auf die arme Wittwe, und sie versank wieder in die Tiefe ihres neu erwachten Schmerzes.

Aber auch zu ein Paar anderen Ohren kam die Kunde von der Unschuld seines Schwestersohnes an dem ihm zur Last gelegten Selbstmorde, zu denen des alten Geizhalses. Er war nahe den Achtzigen, aber noch rüstig. Diese Nachricht aber ergriff und erschütterte ihn der Art, daß er keine Ruhe mehr finden konnte. Sein ganzes Verhalten gegen den Verunglückten erschien ihm nun als höchst strafbar. Er vernichtete das Testament und machte dadurch seine herz- und liebelosen Bestimmungen zunichte. Das genügte ihm nicht. Er zog die genauesten Erkundigungen

nach der verlassenen Frau und ihren Kindern ein. Was er hörte, war nur Gutes, nur Lob. Endlich miethete er den wohlfeilsten und verrufensten Miethkutscher, der wegen der Schlechtigkeit seines Fuhrwerks und seines elenden Pferdes fast von Niemanden mehr genommen wurde, und fuhr nach M..... Dort trat er in das Haus der armen Wittwe. Sie kannte ihn nicht. Sie hatte ihn nie gesehen; aber freundlich und artig empfing sie den wankenden Greis. Als er aber überall die Spuren tiefer Armuth und doch die Ordnung und die Reinlichkeit gewahrte; als er die blühenden Kinder sah, die so still ihre Arbeit thaten, so dürftig gekleidet waren, — da brach er in ein lautes Weinen aus und rief: Vergebt mir, der

ich herzlos und ohne Erbarmen war, ich bin Euer Oheim, der Alles gut machen will!

Und er hat Wort gehalten. Die Wittwe zog zu ihm nach Straßburg und pflegte ihn bis an sein Ende, wie eine Tochter den Vater, und er segnete die Stunde, wo sie in sein Haus getreten war. Ihre Kinder aber erzog sie in der Gottesfurcht, nach wie vor, und sie geriethen gut und wurden tüchtige Leute, wie ihr unglücklicher Vater einst ein tüchtiger Mann gewesen war. Diese Geschichte aber lehrt's klar, daß die strafende Hand Gottes den Verbrecher immer erreicht, und kein Verbrechen so heimlich begangen wird, daß es der Vergelter nicht ans Tageslicht zöge. Darum, was du thust, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Übels thun. Du aber, der du unschuldig leidest, sei getrost; es wird dir Alles wohl belohnet werden!

Inhalt.

Seite

I. Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen 1

II. Prinz Liechen. Eine Geschichte für Mädchen, die hoch hinaus wollen 122

III. Das Heinzelmännchen. Eine Geschichte . . 143

IV. Von Einem, der erst ein treuer Diener war, und dann ein braver Herr wurde . 156

V. Unverhofft kommt oft. Eine Geschichte . . 165

VI. Was Einer fertig bringen kann, wenn er will 177

VII. Eine Geschichte, wie sie leider oft passirt . 198

VIII. Der Siebente. Eine Geschichte 217

IX. Der Welt Lauf 228

X. Zwei harte Steine mahlen selten reine. Eine Geschichte 243

XI. Wie eine Frau ihren Mann einmal kurirt hat 269

XII. Treue Hand geht durchs ganze Land . . 279

XIII. Der kam mit lauter Hoffnung herunter. Eine Geschichte 288

XIV. Das Mädchen von Sasbach 305

XV. Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen. Eine Geschichte 313

In demselben Verlage sind nachstehende Werke erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lord Byron's
sämmtliche Werke.

Übersetzt von Mehreren

und herausgegeben von

Dr. J. V. Adrian.

12 Theile in Groß-Duodez, mit dem Bildnisse Byron's von C. Barth in Stahl gestochen.

Ausgabe mit 26 englischen Stahlstichen Rthlr. 4. sl. 7. Ausgabe ohne Stahlstiche Rthlr. 3. sl. 5. 15 kr.

Der reiche Gedankenstrom, die glühende Begeisterung für alles Große und Schöne, die glänzende Phantasie, die Kraft und Zartheit der Gefühle, die lebendige, hinreißende Darstellungsgabe, der blendende Styl u. s. w., sichern Byron einen der ersten Plätze unter den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts. Daß dieß allgemein anerkannt wird, daß er der Lieblingsschriftsteller der Gebildeten aller Länder und Völker geworden ist, beweisen die zahlreichen Uebersetzungen seiner Werke, unter welchen die unsere nach dem allgemeinen Urtheil einen sehr ehrenvollen Rang einnimmt und den Vorzug der Wohlfeilheit vor den meisten voraus hat.

Inhalt der zwölf Bände.

1. Lord Byron's Leben, von Adrian. 2. Junker Harold's Pilgerfahrt. 3. Der Giaur. Die Braut von Abydos. Der Corsar. 4 Lara. Belagerung v. Corinth. Parisina. Gefangener v. Chillon. Mazeppa. Beppo. 5. bis 7. Don Juan. Die Insel. 8. Manfred. Marino Faliero. 9 Cain. Himmel und Erde. Die beiden Foscari. 10 Sardanapal. Werner. Der umgestaltete Ungestalte. 11. und 12 Lyrische Gedichte. Prosaische Aufsätze. Nachtrag zu Lord Byron's Leben.

Washington Irving's
ausgewählte Schriften.

Herausgegeben von

Dr. J. V. Adrian.

Zweite, sorgfältig verbesserte Auflage in vier Bänden mit acht Stahlstichen. Schillerformat. Rthlr. 3. 18 Sgr. sl. 6.

Die Werke dieses geistreichen Amerikaners sind bereits in alle Sprachen des gebildeten Europas übertragen.

Der erste Band enthält Geoffrey Crayon's **Skizzenbuch**, der zweite Band bringt das vielgefeierte und vielgerühmte **Bracebridge-Hall** oder die **Charaktere** und der dritte die so überaus anmuthigen **Erzählungen eines Reisenden**. Der vierte Band enthält drei Werke, welche das große Talent **Washington Irving's** auf die unzweideutigste Weise bekunden. Das Erste wurzelt in Spanien und die Alhambra ist der romantische Stoff, den der Dichter mit überraschender Leichtigkeit bewältigt. Das Zweite spielt auf Englischem Boden und führt uns nach Abbotsford und Newstead Abbey, den Geburtsstätten der beiden größten Dichter aus Großbritanniens neuester Zeit. Das dritte und letzte dieser Werke ist die Reise auf den Prairien und bietet eine treue Schilderung der unabsehbaren, fruchtbaren Steppen des fernen Westens, welche uns ein sehr anschauliches Bild dieser großartigen Natur vermittelt, das alle Wonnen und Schauer in uns weckt.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8. Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Eppelein von Gailingen, der einst weitgefürchtete, ist einer der echtesten Repräsentanten des deutschen Mittelalters, ein Held an Ritterlichkeit, aber auch an unerschöpflicher List und Schalkheit. Die Meisterschaft Fr. Trautmann's in Verführung alter Zeiten hat sich hier wieder glänzend bewährt. Eppelein, reich an abenteuerlichem Inhalt wie Gil Blas, Don Quixote u. s. w., und genial unmittelbar in der Darstellung, wie Götz von Berlichingen, ist eine bedeutende Erscheinung der deutschen Erzählungsliteratur und sicher ein **echtes Volksbuch**. — J. Muttenthaler's höchst charakteristische Illustrationen verleihen dem Ganzen einen würdigen Bilderschmuck.

Die Abenteuer

Herzogs Christoph von Bayern,

genannt der Kämpfer.

Ein **Volksbuch**, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Zwei Bände. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Ein lebendiges Stück Mittelalter, mit ergreifender Wahrheit geschildert. Abwechselnd ernst und heiter, aber immer mit tiefem katholischen Bewußtsein. Der Reichthum an geschichtlichen Vorkommnissen, an welche sich das Sagenhafte anmuthig anreiht, wäre unbeschreiblich, wenn nicht alles Wasserhafte bis zur gefälligsten Aeußerung überwunden wäre. Noch nie ist das deutsche Mittelalter so lebendig, so schlicht, so treu, so frisch geschildert worden, als von Trautmann. Um den bayerischen Christoph, jenen großen, vorzugsweise katholischen Helden, gruppirt sich ein reiches, urkräftiges Zeitalter, das, wie der Nibelungenschatz im Bett des Rheines, lange unerkannt und ungewürdigt in alten vergessenen Chartetten fortgeträumt hat, bis es von einer glücklichen Schatzgräberhand aus Tageslicht gefördert und zu neuer Gloria erweckt worden ist.

KÖNIGLICHE
HOF- UND
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

wollte ich eben ſchreiben, da war mir's, als müßt' ich noch etwas ſagen!

Wenn ich ſo die Spinnſtube zu ſchreiben anfange, ſo iſt mir's allemal ſo wohl. Ich denke, ich ſei unter liebey alten Freunden, die ich ſo gerne grüße und denen ich ſo gerne etwas erzähle. So war mir's auch heuer wieder. Und nun iſt das Ende da und ich ſcheide wieder auf ein Jahr, und Gott allein weiß, ob nicht auf immer von Euch, oder Mancher von Euch iſt nicht mehr im lieben Kreiſe, wenn ich, nach Gottes Willen, wiederkommen ſollte. Seltſames Gefühl des Unſichern, das uns arme Söhne des Staubes überall überkommt! Auch das hat Gott, der Herr, wohlgemacht, wie Alles! Wir ſollen auf dem wankenden Boden des Lebens hinaufſchauen, wo das ewig Bleibende iſt; wir ſollen eingedenk bleiben, daß wir Pilgrime und Gäſte ſind, die zur Heimath wandern und nur darauf ſinnen, daß wir etwas mitbringen in die Heimath. Das iſt freilich nicht Geld und Gut, nicht Ehre und Anſehn! denn das iſt eitel und wir legen's im Grabe ab und laſſen's der Welt; ſondern es iſt das, was ich im letzten alten Gelde ſagte: der Frieden im Gewiſſen. Das iſt der Himmelsſchlüſſel, den nicht, wie die Legende ſagt, der heilige Petrus in den Händen hat, ſondern wir ſelbſt. Fehlt er uns — Wehe! dann iſt die Pforte verſchloſſen und bleibt's. Einer reicht ihn uns überall dar, und der Eine iſt Chriſtus. Der deutet überall auf den rechten Weg; der lehrt überall die rechte That. Und wenn wir einmal irrten, wie liebreich ruft er wieder: „Kommet her zu mir, die Ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken! Nehmt auf Euch

Johannes Scherer oder Tonsor,

der

Wanderpfarrer in der Unterpfalz.

Ein Lebensbild

zur Geschichte der inneren Mission

aus den Jahren 1620 bis 1641,

von

W. O. von Horn,

Verfasser der Spinnstube.

Mit einer Abbildung.

Wiesbaden:

Verlag von Kreidel und Niedner.

1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Aus den Zeiten, da die bluttriefenden und blutdurstigen Spanier unter dem Befehle Spinola's aus den Niederlanden heraufkamen, um die Unterpfalz zu besetzen, namentlich aus dem Jahre 1620, haben sich in diesem Landstriche, zu dem auch die evangelischen Dorfschaften in den Rheinthälern bei Bacharach gehören, gar manche traurigklingende Ueberlieferungen erhalten. Prägt sich doch das schwere, niederbeugende Erlebniß tiefer der Seele ein, als jedes Andere; lauscht doch das Ohr der Söhne und Enkel mit doppelter Theilnahme den Erzählungen des Vaters und Großvaters, wenn sie von den Geschicken erzählen, die um des theuern Glaubens willen die Vorfahren trafen; hebt sich doch die Brust mächtiger, wenn mit Fug und Recht ihre Glaubenstreue durch schwere Prüfungsstunden gepriesen wird! So kommt es denn, daß diese Ueberlieferungen sich durch die wilden Stürme zweier Jahrhunderte hindurch

erhalten haben in einer Frische und Bestimmtheit, die es beurkundet, wie groß der Antheil sei, den das Tiefinnerste der Menschennatur daran genommen, was sich in jenen Zeiten zutrug; daher kommt es, daß in Gemeindebüchern, auf den weißen Blättern alter Bibeln, und seltener in Chroniken sich einzelne Nachrichten finden, welche mit den mündlichen Ueberlieferungen uns ein anschauliches Bild jener schrecklichen Tage entwerfen.

Dem, der dieß Büchlein schreibt, war es vergönnt, in dieser Gegend von den frühesten Tagen seiner Wallfahrt bis in seine Mannesjahre zu leben, und gar oft und viel hat er den Erzählungen der Alten gelauscht; auch hin und wieder tiefer geforscht, und da hat sich ihm ein Lebensbild ergeben, das er hier mittheilen möchte zu Nutz und Frommen des lebenden Geschlechtes, das der Herr in Gnaden vor ähnlichen Geschicken behüten möge!

Aus jenen traurigen Zeiten trat besonders das Bild eines evangelischen Geistlichen hervor, der in unermüdlichem Eifer, in seltener Aufopferung und wandelloser Treue umherzog und unter allerlei Gestalten den Trost des Herrn in Wort und Sakrament spendete. Die Verehrung, womit noch so späte Geschlechter ihn nannten, gab vollgültig Zeugniß von dem, was er den Unterdrückten geleistet hat. Eins nur war bei der Nachforschung schwierig. Man nannte zwei Namen: Burkhardt Schiel und Johannes Scherer oder Tonsor, wie er sich nach dem Gebrauche seiner Zeit nannte, indem man die Namen in's Lateinische oder Griechische zu übersetzen pflegte; es mag Manches mitgewirkt haben

zu dieſer Verwechſelung*), deren Grund ich jedoch nicht anzugeben vermag. Grade dieſer Umſtand aber führte mich zu genauerer Nachforſchung, die mich vollſtändig in's Klare brachte. Was ich hiernächſt mittheile, iſt das Ergebniß.

Wer die herrlichen Umgebungen von Heidelberg kennt, der hat auch, ohne Zweifel, vom Wolfsbrunnen ein lieblich Bild in der Seele mit hinweggenommen und bewahrt. Wenn man vom Wolfsbrunnen nach dem Neckar wandern will, ſo führt der Weg durch eine Thalſchlucht, an einer Mühle vorbei, welche zur Gemeinde Schlierbach gehört.

Sie iſt jetzt ein ſtattlich Gebäude und der Müller ſcheint's gut zu haben; kehren auch viele Gäſte bei ihm ein, um ſich zu erquicken, ſeit die Eiſenbahn die Menſchenſchaaren aus allen Weltgegenden nach dem ſchönen Heidelberg führt, die alle den Wolfsbrunnen mit ſeinen ſchönen Forellenweihern ſehen wollen und das Mährlein hören, das ſpäter die Menſchen dazu gemacht haben.

---

*) Sie war auch der Grund, daß ich anno 1854 im Guſtav-Adolphs-Kalender für das Jahr 1854 (Darmſtadt bei Leske, Seite 22) eine Mittheilung machte und Burkhardt Schiel beilegte, was lediglich Scherer oder Tonſor zulam. Ich berichtige dieſen Irrthum hier. Genauere Nachforſchungen haben mich eines Beſſeren belehrt. Burkhardt Schiel aus Bockenau, im Kreiſe Kreuznach, war 1722 Pfarrer in Manubach bei Bacharach am Rhein und Johannes Tonſor oder Scherer, aus Schlierbach bei Heidelberg, war 1620 Pfarrer in Manubach. D. V.

So war es, begreiflicher Weise, anno 1599 nicht. Damals sah man selten Jemanden am Wolfsbrunnen, es sei denn, daß es Jäger waren oder daß der churfürstliche Hof sich die Lust eines Forellenfanges machen wollte zum Zeitvertreib.

Damals war die stattliche Mühle ein armes Häuslein, das durch das sich drehende Mühlrad fast stetig in einer unheimlichen, zitternden Bewegung erhalten wurde. Es hatte nur wenig Raum außer dem Mühlwerke. Das Dach war von Stroh und die feuchte Luft begünstigte ganz außerordentlich die mannichfaltigste Moosbildung auf demselben. So war es denn auch völlig damit bedeckt und schimmerte im lichtesten Grün mit sammtartigem Ansehen, im röthlichen Braun und Grauweiß. Dazwischen standen breite Stöcke von Hauswurz, gelbblühende Flächen von Mauerpfeffer und die schöne Linaria rankte hier so üppig, wie an den feuchten Schloßmauern noch heute.

Daß die Müllersleute arm waren, brauchte einem Niemand zu sagen. Das Mühlchen sprach es deutlich genug aus; aber es waren fromme, gottesfürchtige Menschen aus Herzensgrunde und darin waren sie reich.

Dieß Mühlchen bewohnte eine Wittwe mit ihrem Büblein, das schon den Esel führen konnte, welcher gen Schlierbach die Mehlsäcke zu den Kunden trug oder die Fruchtsäcke vom Dörflein herauf brachte, die freilich die Bauern auf seinen Rücken legen und der alte Vetter Simon in der Mühle abladen mußte, wie er auch die Mehlsäcke aufhud. Dieser Vetter Simon war der Wittwe Bruder und neben dem Mahlen, das er für die ver-

wittwete Schwester gar getreulich übte, war er ein Laborant und Kräutermann. Was das eigentlich war, werde ich dem Leser noch genauer sagen, wenn er's nicht schon weiß.

Die Wittwe hatte ihren braven Mann just am Jahr nach der Geburt ihres Knaben zu Schlierbach in's Grab legen müssen.

Das war ein hartes Loos für die junge Frau, die nun die Mühle, die sie ererbt von ihren Vätern, hätte müssen stille stehen lassen, da sie dem Geschäfte nicht gewachsen war, und einen Mahlburschen nicht in's Haus nehmen wollte; aber der Herr, der gesagt hat, er wolle der Wittwe Mann und der Waisen Vater sein, wußte, wie immer und überall, den besten Rath und die arme Wittwe hatte ihn auch gesucht im heißen Gebete. Er sandte ihr ihren Bruder, der lange Jahre verschollen gewesen war. Er zählte acht und dreißig Jahre, war stark und kräftig und verstand, ob er gleich ein anderes Gewerbe trieb, das Mühlwerk noch aus seinen Knabenjahren her aus dem Fundamente. Der setzte sich nun zu seiner Schwester und sie hausten in stillem Frieden mit einander und er half ihr, da er ledig war und bleiben wollte, das kleine Hänslein erziehen, wie ein getreuer Vater.

Simon, so hieß der Bruder, war bei einem Doctor in Heidelberg in seinen Jünglingsjahren in Dienst getreten und half ihm laboriren, das heißt, allerlei Säfte, Salben und Heilmittel für innere und äußere Schäden bereiten. Er sammelte die nutzbaren Pflanzen im Gebirge umher für den Doctor Rupelius, der einen gar

großen Ruf in Stadt und Land hatte, und lernte von ihm absonderlich den heilsamen Theriak bereiten, den sie sonst allein aus Italien und Ungarn brachten. Als der Doctor Rupelius das Zeitliche segnete, da ging Simon in's Reich und Niemand hörte mehr etwas von ihm. Vater und Mutter starben und die kleine Elsbeth, die, als er in's Land ging, ein klein Mägdlein gewesen war, heirathete den Müller Scherer, der aus Neckargemünd stammte, und Vieles änderte sich im Pfälzer Lande, während der Simon in unbekannter Ferne war. Jetzt kam er zu guter Stunde in das Mühlchen zurück. Das war ein Segen für die arme Elsbeth und das Kind, ein rechter Segen. Der Simon war ein ungemein rühriger Mensch. Er trieb das Kräutersuchen mit Fleiß und besorgte doch das Mühlwerk; er laborirte und machte Salben, Pflaster und Säfte aus seinen gesammelten Heilkräutern, bereitete den Theriak so vortrefflich, wie einst sein Meister, der selige Doctor Rupelius, und verkaufte Ladungen getrockneter Kräuter und Wurzeln. Das erwarb ihm einen solchen Ruf und Glauben im Lande weit und breit, daß selbst die Doctores in Heidelberg beträchtlich scheel dazu sahen. Damit verdiente er sich ein schön Stücklein Geld und half lieberoll den Leidenden. Was indessen mehr war, als sein Theriak und seine Salben, Pflaster und Säfte, das war das fromme, erweckliche und tröstende Wort, das er allemal drein und dazu gab; das war das Hinweisen auf den rechten Arzt in Israel, ohne den alle seine Arzneien Nichts seien. Und damit hatte er allzeit mehr gewirkt und segensreicher, denn mit Allem, was er den Leuten angab und

auflegte. War auch schon früher in der Mühle ein recht fromm und gottesfürchtig Leben und Wesen, so blühte das erst jetzt recht auf. Wenn der Morgen graute stand Simon auf und auch Elsbeth. Dann betete er herzlich und gläubig und stimmte mit Elsbeth eins der schönen Gottesslieder an, die er aus Sachsen und Thüringen *mitgebracht hatte*, und das war herzerhebend, denn Elsbeth hatte eine gar herrliche Stimme, die so rein und voll klang, wie das kleine Glöcklein auf dem Thurme der heiligen Geistkirche zu Heidelberg, welches man in drei Anzügen läutete, so Einer in der Stadt im Herrn entschlafen war; und er, der Simon, sang tief, aber gewaltig klangvoll und rein, und das Hänslein, das darüber immer erwachte, lauschte allemal seliglich diesem Gesange. Darauf las er ein Kapitel aus Gottes Wort und dann ging er entweder mit seiner Blechbüchse auf dem Rücken bis acht Uhr in die Berge, Heilkräuter und Wurzeln zu suchen oder er blieb in der Mühle, um, wenn es Noth that, aufzuschütten oder zu beuteln. Dabei liebten sich die Geschwister überaus herzlich und ist kein unvergohrenes Wort zwischen ihnen jemals gewechselt worden.

In solchem Sonnenschein der Liebe, des Friedens und der Gottesfurcht wuchs das Hänslein auf und gedieh an Leib und Seele gar erfreulich und zum Glücke seiner Mutter und des Vetters Simon, wie auch zum eigenen Heile und Gottes Ehre. Als er soweit war, daß man dran denken mußte, er müsse nun in die Schule gehen, da gab's neue Sorgen. Erstlich war zur Winterzeit der Weg nach Schlierbach schlimm gehen, denn hin-

mein Joch und lernet von mir, dann werdet Ihr Ruhe finden für Euere Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ O lasset ihn nicht umsonst rufen! Noch ist's Zeit! Bedenket zu dieser Euerer Zeit, was zu Euerem Frieden führet. Rückkehr zum Kreuze Christi laßt leicht tragen das Kreuz dieser Zeit; Rückkehr zum Kreuze Christi bewahret uns vor dem Kreuze, das drohet in der Verworfenheit der Welt. Es sei unser Panier! Unter ihm ist Frieden und Heil!

Und nun ist das Wort vom Herzen, das es noch drückte, und Gott gebe, daß es zu Herzen gehe! Dann schreib' ich fröhlich das Wörtlein:

Druckfehler.

Seite 16. Zeile 21 von oben, statt: Die offenbare Freundschaft lies: Die offenbare Feindschaft.

unter fiel er ab und herauf war er steil, und wenn Schnee lag oder Glatteis da war, konnte das arg werden; auch war dann oft der Bach überaus wild und der Pfad schmal. Das war das Eine, was Sorge und Bedenken machte, absonderlich der Mutter, deren Ein und Alles das liebe Bübsein war; das Andere aber war schlimmer, und das lag schwer auf dem Herzen des Vetters Simon, der es verstand und erwog, besser als Elsbeth.

Der Schulmeister zu Schlierbach war ein Schneider seines Zeichens, der sein Handwerk trieb und nebenbei auch Schule hielt, weil er dazu eine Stube hatte, wo dann die Gemeinde die Bänke stellte. Lesen, Schreiben und Rechnen konnte er selber nicht viel und wenn's an's Singen ging, so konnte er wohl alle die Schelmenliedlein seiner Zunft, die er aufgefischt auf seiner Wanderschaft, aber mit den heiligen, frommen Gottesliedern haperte es; war überhaupt ein Bruder Leichtfuß und Windbeutel, wie es bisweilen die Zunft an sich hat, und mit seiner Frömmigkeit war's nicht weit her. Statt der heiligen Geschichten aus dem Schatze der heiligen Schrift, erzählt er den Kindern allerlei lose Stücklein von seiner Wanderschaft und log, daß sich schier die Balken bogen. Dem sollte das kindlich fromme und treue Gemüth des lieben Hänsleins anvertraut werden. Daß der Unkraut unter den Waizen säen würde, das war so gewiß, als die Sonne am Himmel stand. — Das lag zentnerschwer auf des Simonsvetters Seele.

Zu helfen war auch nicht wohl, denn an guten Schulmeistern gebrach es, und die Gemeinde war zu arm,

daß sie hätte eine Schule bauen und einen tüchtigen Schulmeister ernähren können. Drum mußte sie sich drein fügen und mit dem windigen Schneider vorlieb nehmen, sah's auch vielleicht nicht mit den Augen an, mit denen es Simon und Elsbeth ansahen.

Das Alles lag, wie gesagt, zentnerschwer auf Simons Seele und Elsbeth sah es ihm schon lange an, daß ihn etwas drücke, und ahnete auch wohl, was es sei. Endlich war er mit sich im Reinen und an einem Sonntag Nachmittage, nachdem er in Gottes Worte andächtig gelesen und das heilige Buch wieder sorgfältig in das Wandschränklein gestellt, hob er zu Elsbeth also zu reden an:

Es ist Zeit, liebe Elsbeth, daß wir einmal über unser Hänslein reden. Er ist jetzt alt genug, um mit dem Erlernen dessen anzufangen, was ein Mensch und ein Christ wissen muß. Du weißt, wie es im Dorfe um die Schule steht. Dahin soll er mir nicht gehen. Ich hab's vor Gott im Gebete erwogen und nun ist mir's klar und in mir fest geworden, ich will das Büblein lehren, was ich selber weiß. Gott wird schon weiter helfen. Unkraut soll nicht in seine Seele gesäet werden; das ist leider von selber genug da und der Feind säet's ohnedieß, wenn wir schlafen. So wollen wir es wenigstens wachend nicht hinein säen lassen, so es in unserer Macht stehet, es abzuhalten. Der Herr wird ja seinen Segen dazu geben! Elsbeth fiel dem lieben Bruder weinend um den Hals. Reden konnte sie nicht. Das war auch nicht nöthig, denn Simon verstand sie und ihre Thränen.

So war's denn nun entschieden, und Simon war nicht der Mann, der redete, ohne zu handeln. Er griff die Sache frisch an und da Hänslein mit voller Liebe an ihm hing, so gings recht frisch von Statten; zudem hatte der Knabe ein reiches Maß von Gaben durch Gottes reiche Gnade empfangen und Einer, der das recht hätte beurtheilen können, hätte ahnen müssen, der Herr habe ein Anderes mit dem Knaben vor, als daß er Müller und Kräutermann hätte werden sollen. Das lag freilich im Dunkel der wunderbaren Wege und Fügungen Gottes und war dem Auge derer verhüllt, die zunächst sich mit dem Knaben beschäftigten. Simon theilte seine Zeit weislich ein und so blieb auch noch dazu übrig, um den Knaben in sein eigenes Lieblingsgeschäfte, das Laboriren und Kräutersuchen, einzuführen.

Braucht er's einmal nicht, so schadet's ihm nichts und er kann seinem leidenden Mitmenschen Gutes erweisen, pflegte er zu sagen; braucht er's einmal aber zum Lebensunterhalt, so kann er's und leidet nicht Noth. Der Winter aber, wo das Kräutersuchen aufhörte und nur das Verkaufen der getrockneten im Gange war und das Bereiten der Arzneien, war auch so recht die Zeit des Lernens und Simon sah mit Staunen und Dank gegen Gott, wie außerordentlich die Fortschritte des begabten Knaben waren. Er erkannte aber auch, daß der Zeitpunkt bald komme, wo der Lehrer nichts mehr zu lehren haben werde, und der Schüler daran war, ihn zu überflügeln, und das fiel ihm wieder schwer auf die Seele; denn der Trieb nach dem Erkennen, der Durst, sich weiter zu bilden, war in dem Knaben außer-

ordentlich erwacht. Dieſes Verlangen zeigte ſich beſonders in heiligen und göttlichen Dingen. Er konnte, als er einmal zu leſen vermochte, halbe Tage lang über dem Worte Gottes ſitzen und Simon ſollte ihm auslegen, was ihm dunkel blieb. Da ſtand's nun eben nicht allzu gut; aber der fromme Glaube reichte aus und Hänslein's Seele war voll dieſer Gabe des heiligen Geiſtes.

Gar oft aber kam es, daß der Knabe das Verlangen ausſprach, ſein Erkennen zu erweitern und dieß Verlangen wurde recht geweckt, wenn er mit dem lieben Vetter einmal in Heidelberg war und aus den Geſprächen, die er da bisweilen führen hörte, ſich heraus nahm, wie in der Stadt von den weiſen Männern gar Herrliches gelehrt werde in allen möglichen Zweigen.

Was er nicht ſagte, ſondern in dem Geheimſten ſeiner Seele hegte und pflegte, das war der Gedanke, Prediger des heiligen Evangeliums von Jeſu Chriſto, dem Sohne Gottes, zu werden. Simon allein ahnete dieſen Wunſch der Seele des Knaben und ſchöpfte allmählig das volle Verſtändniß aus einzelnen Aeußerungen, die er that. Das gebar manchen Seufzer in der Bruſt des treuen Pflegers ſeiner Jugend; aber auch Manches tiefe ſtille Sinnen und Bedenken. — Der Menſch denkt's, Gott lenkt's, ſagt ein frommes Sprüchwort, aber noch beſſer ſagt's Iſaias, der Prophet, wenn er ſpricht im Namen des Herrn: Meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken und meine Wege ſind nicht eure Wege, ſondern ſoviel der Himmel höher iſt, denn die Erde, ſind

meine Gedanken höher denn euere Gedanken und meine Wege denn euere Wege.

Das ſollten die frommen, gläubigen Herzen in der Mühle auch und zwar recht ſichtbarlich erfahren.

II.

Der Müllerſimon, wie man den Kräutermann und Laboranten im Lande nannte, war ſchnell zu einem außerordentlichen Rufe und Vertrauen gelangt, als er anfing, den Leidenden beizuſtehen. Es verging kein Tag, daß nicht Leute von nah und fern kamen, um ihm ihre Noth und Gepreſte zu klagen, und Hülfe bei ihm zu ſuchen. Und Gott ſegnete ſein Thun mit Erfolg, denn er thats aus Liebe zu dem Herrn und nahm kein Geld für ſeine Hülfe. Schenkte ihm ein Reicher Etwas, ſo nahm er's dankbar an, aber nie ließ er das arme Volk ohne Beiſtand von dannen oder verſagte ſein Kommen und Sehen, wenn man es verlangte. Dabei konnte man ſagen: es war ihm mehr um die Seele des Kranken zu thun, als um den Leib, denn mit Erweckung und Troſt, mit Mahnen und Züchtigen in der Gerechtigkeit war er überall bei der Hand, wo und wie es Noth that, und er hielt an dem Worte Gottes, es ſei zur Zeit oder Unzeit. Da iſt denn dieß Wort in ſeinem Munde geweſen, wie ein Hammer, der Felſen zerſchmeißt und wie der ſanfte, würzige Thau von Hermon; linde wie Salben und Balſam, und ſcharf, wie ein

zweischneidig Schwert, und allzeit wieß er hin auf den, der allein helfen kann und weckte zum Gebete. Solches that er mit einer Kraft und Salbung, die faſt niemals ohne Wirkung blieb, und da der Knabe Hans gar häufig mit ihm ging, ſo wußte es Simon ſelbſt nicht, wie viel Antheil dieß ſein Thun an dem Verlangen des Knaben hatte, ein Diener am göttlichen Worte zu werden, zumal er oft nach ſolchen Reden zu ihm ſagte, wenn ſie auf dem Heimwege waren: Es iſt Dauer und Schade, daß Ihr nicht ſeid ein Geiſtlicher worden! In Euerem Munde iſt das Wort eine Kraft.

Dann ſchwieg Simon eine Weile und ſagte darauf: Man kann und ſoll in jedem Berufe dem Herrn zur Ehre leben und wirken und bauen an dem Reiche Gottes mit Liebe und Kraft. Es kann nicht ein Jeglicher ein Geiſtlicher ſein, aber geiſtlich leben und auf Andere wirken, das kann und ſoll ein Jeder, der Jeſum Chriſtum aufrichtig lieb hat. Das Pfund, das Einem der Herr in unverdienter Gnade anvertraut hat, ſoll nicht vergraben werden! — Dann ſchwieg Hänslein und hing ſeinen Gedanken nach.

Nun war etwa um die Zeit, da Hänslein dreizehn Jahre alt war, in Heidelberg ein frommer Mann, ein Kaufherr ſeines Zeichens, der ledigen Standes mit ſeiner Schweſter lebte, und reich war, lange Zeit leidend geweſen an einem Fuße. Alle die Doktoren von Heidelberg verſuchten ihre Kunſt an dem Herrn Meyer, aber ſie erwies ſich eitel. Die Wunden, an denen er litt, heilten nicht zu und der Mann ſiechte hin, daß es ein Herzeleid zu ſehen war. Niemand aber jammerte

mehr um ſein nahendes Ende, als die Armen, deren Vater er war, die er verſorgte und ernährte.

Eines Tages iſt dann die Milchfrau von Schlierbach, nachdem ſie der Schweſter des Herrn Meyer die Milch zugemeſſen, deren ſie für den Tag bedürftig war, bei ihr geſeſſen und die alte Jungfer Apollonia erzählte ihr vom Leide ihres Herzens an dem guten Bruder und ihre Thränen floſſen reichlich dazu. Sie erzählte ihr, wie die Kunſt aller gelehrten Doctoren an dem Uebel vergeblich geweſen, und wie ſie ihres lieben Bruders Ende mit Herzeleid herannahen ſähe in allmählichem Hinwelken.

Die treue Bauersfrau hörte der guten Seele mit großem Beileid zu und ſagte dann: Habet Ihr denn noch nichts von dem Müllerſimon gehört? Der iſt ein Kräutermann und wohnt in der Mühle unter dem Wolfsbrunn; war weit und breit im Reiche, und iſt heimkommen mit großer Kunſt; heilet alte Schäden und iſt ein gar frommes Herz, das Alles anhebt und endet mit Gebet. Es fehlet ihm denn auch ſonſt niemals des Herrn Segen in ſolchen Dingen.

Da fragt die Jungfer Meyer weiter und hört verwunderliche Kuren und Heilungen und führet die brave Frau an ihres Bruders Krankenbette, daß er höre, was ſie berichtete. Hier erzählt ſie denn Das und Jenes, was ſie weiß und ſelber erfahren hat und es entſteht in des Kranken Herzen ein recht ſehnſüchtiges Verlangen nach dem Laboranten, und die Milchfrau übernimmt's, ihn zu ſenden des andern Tages.

Sobald sie wieder gen Schlierbach heimgekehrt war, eilt sie hinauf in's Thal zur Mühle und verkündigt dem Simon das Bitten und Verlangen des Herrn Meyer, der am Mittelthore wohnt, rechts, wenn man hineinkommt, das zweite Haus.

Der Simon nicket der Frau zu und das war genug. Des andern Tages Mittags nimmt er Kräuter und Salben und Pflaster, thut's in das Kästlein und will aufbrechen gen Heidelberg, nach dem Hause am Mittelthorthurm. Vetter, sagt da das Hänslein, lasset mich, so es Euch genehm ist, mitgehen! Ich trag Euch das Kästlein. Meine Arbeit ist alle gethan, und ich möchte überall von Euch lernen, was den Leidenden frommet. Wollet Ihr? Meinetwegen! sagt der Vetter, der allzeit den Knaben gern bei und um sich hat, und gleich darauf sind sie unterwegs.

So kommen sie denn in das Haus des Herrn Meyer am Mittelthorthurm und an das Krankenbette, wo Hangen, Bangen und Verlangen ist.

Der Simon untersucht den Schaden lange und sorgfältig und sagt dann, nachdem er den Puls gefühlt und ein Fieber vorgefunden, was durch das Geblüte schlich: Ihr habt lange gewartet, lieber Herr; aber dem Herrn ist Alles möglich. Wir wollen Eins werden nach dem Worte der heiligen Schrift, daß wir je dreimal des Tages, Ihr hier, und ich daheim, zum Herrn um Segen beten, denn solches Gebet hat eine Verheißung, und dann wollen wir in Gottes Namen die Heilung anheben. Alle das Pflastern aber ist erfolglos, so des Herrn Beistand, Hülfe und Segen fehlet. Darauf hat

er ihm noch gar herrliche Gottesworte gesagt, vom Glauben und seiner Wirkung und von der Hoffnung, die aus dem Glauben kommet, daß das ein Balsam würde für die Seele des Kranken.

Dann ist er weggegangen und hat versprochen, nach dreien Tagen wieder zu kommen, um nachzusehen, wie es stehe. —

Das Hänslein war stille dabei und hat bloß die Heilmittel herausgeholt und wieder eingepackt, aber es ging ihm keins der Worte verloren.

Als eben die Tage um waren und der Simon sollte gen Heidelberg gehen, wurde er selber unwohl und sagte: Hänslein, nun mußt du gehen. Sieh wohl zu; frage genau, und dann berichte mir, wie Du die Wunden getroffen hast. Und das Hänslein ging gutes Muthes.

Der Herr Meyer sah sauer drein, als statt des Simon das Büblein hereintrat; aber wurde bald anders, denn Hänslein nahm so zart das Pflaster weg, untersuchte die Wunden so genau und vorsichtig, redete so besonnen und kundig, daß er seine helle Freude an ihm hatte, und als er hörte, wie der Knabe mit Freuden eine große Besserung im Aussehen der Wunden fand, wie denn das Meyer selber sah, wie er nach seinem Gehaben, und besonders nach dem schleichenden Fieber fragte, mit Freuden hörte, daß der Trank, den ihm der Vetter bereitet, eine gar gute Wirkung gethan, und wie sie das Gebet treulich geübt, da gewann der Kranke eine ordentliche Liebe zu dem Knaben und redete lange und viel mit ihm. Er fragte nach Allem, und des

Knaben offene Seele lag bald vor ihm, wie ein aufgeſchlagenes Buch, darin er leſen mochte von Gottesfurcht und Glaube ein herrlich Kapitel. Beſonders aber verwunderte ſich der Herr Meyer über die Kenntniß in Gottes Wort, welche der Knabe an den Tag legte, in einem Maße, wie man es bei ſolchem Alter nimmer fand.

Weiter aber kamen ſie dießmal noch nicht, denn das Knäblein eilte ſehr, dem Vetter die gute Botſchaft zu bringen. Der freute ſich baß über des Kranken Befinden; allein ſo gerne er auch gewollt, die Gicht, daran er öfters litt, wenn er von einem Regenſchauer war überfallen worden, ließ ihn noch nicht dazu kommen, ſelber gen Heidelberg zu gehen. Machte daher, da er ſich auf des Knaben Bericht verlaſſen konnte, einen kleinen Trank zurecht und neue Salbe und ſandte das Hänslein am andern Morgen wieder hinab in die Stadt mit dem Worte: das Gebet des Gerechten vermag Viel, ſo es ernſtlich iſt. Trug auch dem Knaben auf, wie er's machen ſollte und wie der Trank zu nehmen ſei, und endlich die Zuſage: er hoffe, mit des Herrn Hülfe, eheſtens ſelber zu kommen, um nachzuſehen.

So ging denn der Knabe noch fröhlicher, denn das erſte Mal gen Heidelberg zu dem guten Herrn Meyer und richtete Alles wohl aus, wie es ihm der Simonsvetter aufgetragen.

Mit dem Befinden des Kranken ging es, wunderbarlicher Weiſe um ein Großes beſſer, und es war Freude im Hauſe und in den Herzen. Kam auch der

Literarische Anzeigen.

In **Baumgärtner's Buchhandlung** zu Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Abenteuer des Robinson Crusoe

von **Daniel Defoi.**

Illustrirt durch 206 Holzschnitte nach Grandville.

Uebersetzt von **L. v. Alvensleben.**

Zweite Auflage. Erste Lieferung. gr. 8. Brosch. Preis 15 Ngr.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Weihnachtsbilder.

Eine Festgabe für

deutsche Frauen und Jungfrauen.

Von **C. Herloßsohn.**

Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Stahlstich. In elegantem englischen Einband mit Goldschnitt. Leipzig, bei **Baumgärtner.** Preis 24 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Auswanderungs-Katechismus.

Ein Rathgeber für Auswanderer, besonders für Diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen, und ein belehrendes Volksbuch für die Hierbleibenden. Herausgegeben von **K. F. W. Wander.** Mit einer **großen Karte der Nordamerik. Freistaaten.** **21 Bogen eingebunden 27 Sgr.** Verlag v. C. Flemming.

Dieser ganz neue Rathgeber für Auswanderer verdient um so mehr Beachtung, als der Verfasser Nordamerika im Jahre 1850 und 1851 selbst bereiset, und nach eignen Anschauungen geschrieben hat.

Mit Nächstem erscheint in **J. D. Sauerländer's Verlag** in Frankfurt am Main:

Eppelein von Gailingen,

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Von **Franz Trautmann.**

Mit Illustrationen von **Muttenthaler.**

Knabe faſt ſo lieb, als wär er ein Engel geweſen. Und wieder mußte er ſich an das Bette des Herrn Meyer ſetzen und las ihm aus der heiligen Schrift die Geſchichte von dem Kranken am Teiche Betſaida ſo erbaulich vor, daß es ein Balſam für die Seele des leidenden Mannes war. Da kam's denn auch wieder zum traulichen Reden und der Wunſch des Knaben, den er daheim in's Herz verſchloß, glitt ihm hier unbewacht über die Lippe, daß er gar gerne möchte ein Diener am Worte Gottes werden. Das ſage er aber, bemerkte er, daheim nicht aus, denn es thue der lieben Mutter und dem lieben Vetter nur wehe, da ſie es nicht zu vollbringen im Stande wären. Man könne, ſage der gute Vetter Simon, in jeglichem Stande und Berufe dem Herrn und ſeinem Reiche dienen, und er ſähe das auch recht am Vetter Simon ſelbſt, der ein rechter Krankenſeelſorger ſei und Gottes Wort handhabe, daß es eine Luſt und Freude und ein Segen und Heil ſei für Alle, die es hörten.

So plauderte zutraulich das Büblein und hatte keinen Gedanken, daß in dieſem Augenblick ein heiliger Hauch Gottes die Seele des Kranken anwehe, und ein Gelübde hinauf gen Himmel ſteige, das mit ſeinem Herzensverlangen in einem engen und heiligen Verbündniß ſtünde in Betreff ſeiner Zukunft. Er iſt denn mit beſten Wünſchen endlich fortgegangen und die Geſchwiſter in Heidelberg und die Dreie in der Mühle beteten zur abgeredeten Stunde auf ihren Knieen gar inniglich zu dem, der dem Kranken am Teiche Betſaida half durch ſein allmächtiges Wort und ſo vielen Andern,

damals wie heute, ſo ſie Glauben haben an ihn, der felſenfeſt und freudiglich iſt.

Nach einigen Tagen konnte Simon wieder ſelber zu ſeinem lieben Kranken gelangen und ſah mit Preis und Dank gegen den Herrn, wie Hänslein richtig geredet und gehandelt hatte. Das Fieber war ſchier ganz gewichen; der Kranke blickte heiter und hoffnungsvoll aus ſeinen Augen; der Zuſtand der Wunden war ein ganz anderer geworden und ihr Ausſehen ſo, daß die Heilung nun kaum mehr zu bezweifeln war, wenn es auch noch eine geraume Zeit andauern ſollte. Da iſt er denn mit dem vollen, dankerfüllten Herzen auf ſeine Knie gefallen und hat ein gewaltig Gebet geſprochen aus dem Herzen und der Kranke und ſeine Schweſter haben eingeſtimmt und die Engel Gottes freueten ſich ſolcher Lobpreiſung, die aus gläubigen, treuen Herzen kam. Was nun noch iſt geredet worden, das war von demſelben Geiſte gehoben und getragen, der ſich in dem Gebete kund gegeben; aber was in des Kranken Seele immer feſter wurde, davon redete er kein Wort, und dachte, es iſt noch Zeit zum Handeln, wenn ich mit Gottes Gnade geneſe; ſollte ich aber ſterben müſſen, ſo geſchehe des Herrn Wille, und meine gute Schweſter muß erfüllen, was ich gelobt habe, wenn ich etwa genäße. Bin ich dann ja auch geneſen, wenn auch nicht für dieſe Welt, und der Simon hat durch Gottes Wort ſo gut geholfen, wie er, wenn ich leiblich geneſen ſollte, das Werkzeug der Gnade meines Heilandes geweſen wäre für mich.

Solches waren gewiß die rechten Gedanken, wie ſie die Seele eines gottſeligen Kranken hegen ſoll. Dem

es anheim ſtellen, der Alles wohl macht, und nicht ſtürmiſch verlangen; auch den frommen Tod als eine Geneſung betrachten, aber dennoch treu das Rechte thun, wie es auch nach Gottes Willen falle, und anhalten am Gebete allezeit, das bringt Todesmuth und Lebenshoffnung, wenn auch nicht die auf das irdiſche, doch die auf das himmliſche Leben in die Seele, und das iſt Heil.

Item — es war im heiligen Rathe Gottes beſchloſſen, daß der Gang der Krankheit des Herrn Meyer zum Leben ſein ſollte, weil der Herr ſeiner noch bedurfte in dieſer Welt, daß er wohlthun ſollte in ſeinem Namen und ausführen, was in ſeinem Rathe beſchloſſen war und er gelobt hatte. Zwar ging es gar langſam mit der Heilung, die eine innerliche der Säfte des Leibes und eine äußerliche der Wunden zugleich war, aber es ging vorwärts — alle Tage ein klein Schrittlein und kaum zu merken, dennoch nach längerer Zeit recht erkennbar. Das machte einen gewaltigen Rumor in der Stadt Heidelberg und die Doktoren ſahen noch ſauerer dazu, denn wer einen alten Umſtand hatte, der ſuchte den Müllerſimon. In dem Maße aber, wie ſich die Doctores ärgerten, freueten ſich die Geiſtlichen, die ihn und ſein Thun und Weſen gar wohl kannten und gar oft kamen ſie mit ihm zuſammen an den Krankenbetten und ſahen ſchöne Früchte ſeines ſtillen Wirkens in dem Herrn an den Seelen derer, die doch nur leibliche Hülfe geſucht.

Anderthalb Jahre waren in's Land gegangen, da war wieder der Frühling mit ſeinen Blumen und Blü-

then, ſeinem Vogelgeſange und ſeinem blauen Himmel gekommen und alle Herzen waren froh und freudig und die Frommen waren's in dem Herrn, ihrem Gotte; da ſaßen in der Mühle Dreie am Sonntag Mittage und ſangen das herrliche Lied des Gottesmannes Martin Luther: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott". Das klang gar köſtlich zuſammen mit den drei Stimmen, davon Hänslein die höchſte, Elsbeth die Mittelſtimme und Simon den Baß ſang. Sie ſahen's nicht, daß Zweie vor dem Fenſterlein der Mühle ſtanden und andächtig dem Geſange lauſchten. Als das Lied zu Ende war, traten ſie ein und ſiehe, es war der kerngeſund gewordene Herr Meyer aus Heidelberg und ſeine Schweſter. Eine größere Sonntagsfreude hätte nicht kommen können, denn Simon und der Herr Meyer ſtanden zuſammen, wie zwei Brüder, und Elsbeth und Meyer's Schweſter hatten ſich nicht minder lieb gewonnen ſeit ſie ſich kannten.

Nachdem die Gäſte mit köſtlicher Milch, Brot und Honig ſich erquickt hatten und manch erhebend Wort ſchon geredet worden war, ſchritten ſie hinauf zu dem Wolfsbrunn und ſetzten ſich im Schatten der Ulmen nieder zu froher Raſt im Grünen. Und bei ſolcher Gelegenheit gehet das Herz abſonderlich auf. Herr Meyer nahm nun das Wort mit großem Ernſte. Was mich heute hierhergebracht hat, hob er an zu reden zu Simon und Elsbeth, das iſt mein dankbares Herz Euch aufzuſchließen; denn nach Gott danke ich Euch, Simon, meine Geſundheit; Ihr waret des Herrn Wirkung. So möchte ich denn nun meinen Dank recht beweiſen. Da-

rum höret mich an. Als während meines Siechthums das Hänslein wohl einmal an mein Schmerzenslager trat, da hab ich mit ihm Vieles geredet und des Knaben offene Seele hatte kein Hehl vor mir und sprach aus, was seine tiefsten Gründe bewegte. Ich erkannte da ein heiß Verlangen und mochte darin erblicken einen innerlichen Ruf des Herrn; denn der Knabe wünschet nichts sehnlicher und mehr, denn ein Diener des Herrn Jesu Christi in seiner Kirche zu werden. Ich hab ihn wohl geprüft und gefunden, wie er sich dazu absonderlich eignet und der Herr ihn sichtbarlich erwählt hat zu einem rechten geistlichen Rüstzeuge. Nun sollen wir nie und nirgends als solche uns darstellen, die wider den Willen des Herrn streiten wollen, und bin ich kommen, hier vor Gott und Euch noch einmal das Hänslein zu fragen, wie ich es jetzt thue: Ist es dein fester Wunsch und Wille, Dich ganz dem Herrn Jesu im Dienste seiner heiligen Kirche zu widmen und darinnen treu auszuharren bis an's Ende, wie Paulus der Apostel schreibet an die Korinther im zweiten Briefe im sechsten Kapitel vom vierten bis zum zehnten Verse? Darauf zog er das heilige Buch neuen Testamentes hervor und las solche Stelle. Und als er den Knaben ansah, leuchtete dessen Auge, wie ein Stern in Winternacht und er faltete seine Hände und sagte: So es Gott also fügte, daß ich es könnte vollbringen: Ja! — Dann aber schlug er das Auge nieder und stand stille da. Die Mutter war bleich geworden, wie ein weiß Tuch und Simon nicht minder, weil sie nicht wußten, wie das enden sollte; aber das blieb nicht lange im Zweifel;

denn Herr Meyer fuhr fort: Ihr sehet bestürzt drein, aber dazu ist kein Grund vorhanden. Die Hand des Herrn hat mich gesegnet in meinem Handel, den ich rechtschaffen vor ihm geführt; auch hab ich von meinen in Gott ruhenden Aeltern, deren sich der Herr erbarme, ein schönes Gut ererbt. Meine liebe Schwester ist gesinnt wie ich. Wir bleiben, wie wir sind, ledigen Standes. Und ob wir gleich arme Verwandte haben, die einst unsre Erben sein werden, so thun wir ihnen auch Gutes nach Herzens Lust und Kräften. Es bleibet uns aber noch genug übrig, unsern Wunsch zu erfüllen. So soll denn, wenn Ihr's williglich aufnehmet, Hänslein in unserm Hause leben und gut gehalten sein, als wär er unser Kind oder jünger Brüderlein; soll die Schule besuchen und alsdann die hohe Schule und solches Alles wollen wir freudig darbringen als ein Dankopfer für meine wiedererlangte Gesundheit, wie ich es dem Herrn gelobt habe in meiner Trübsal, die nun, Preis sei dem Herrn, hinter mir lieget. Amen!

Da saßen sie denn und sahen nun einander an, Elsbeth und Simon, und als der Herr Meyer Amen gesagt, da rannen Thränen aus ihren Augen und sie faßten seine Hände, Elsbeth die Rechte und Simon die Linke, und drückten sie stumm, weil Keines reden konnte, und Hänslein stand dabei und weinte und wußte nicht warum, denn es war ihm im Herzen ein Frühling aufgegangen mit Sonnenschein und Hoffnungsgrün, mit Freudenblumen und Jubelgesang, und es klang sonderlich: Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!

III.

Was nun daraus erfolgte, ist kurz zu sagen. Mit Dank gegen Gott und Herrn Meyer und seine gute Schwester ist denn der Knabe fröhlichen Herzens mit ihnen noch an selbigem Abende gen Heidelberg gewandert, und Simon und Elisabeth haben ihnen das Geleite gegeben bis jenseits Schlierbach, wo der Hof „Hausacker" lag. Zwar war es dem Mutterherzen gar schwer, sein Liebstes zu missen, aber Simon tröstete sie, daß sie fröhlich in dem Herrn wurde und da Hänslein selber Sonntags allemal zur Mühle kam und sie ihn auch in der Woche gewißlich je einmal sahe, wenn sie Butter oder sonst Etwas zu Markte trug, so war sie bald beruhigt und pries alle Tage den Herrn auf's Neue, der also ihr Kind gewürdigt hatte, in seinen Dienst zu treten und ließ es nicht fehlen an herzlichen Vermahnungen und Gebet für ihn.

Solches trug aber auch gar liebliche Frucht, denn wie er zunahm an Jahren, so nahm er zu an Weisheit und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen.

Im Hause der beiden Geschwister war er gehalten, wie das eigene Kind, und wirklich hätten Aeltern ihr eigenes Fleisch und Blut nicht lieber haben können, als sie ihn hatten. Das verdiente er aber auch; denn liebevoller, gehorsamer, fleißiger und eingezogener konnte kaum ein Knabe sein, wie er es war. Daher kam es denn, daß die Lehrer nicht nur mit ihm allweg zufrieden waren, sondern ihn wirklich lieb hatten. Er wurde allen seinen Mitschülern zum Muster und Vorbild auf-

geſtellt und machte wahrhaft reißende Fortſchritte. Das klang wie himmliſche Muſik in den Ohren der Mutter und des Vetters Simon; das erhob ihre Seelen zu immer neuer Dankſagung gegen den Herrn; das gewährte ihnen eine ſelige Ausſicht in die Zukunft.

Aber auf Erden ſoll nun einmal ein ungeſtörtes Glück nicht wohnen, ſintemal wir Gäſte und Pilgrimme darinnen ſind.

Im Herbſte desjenigen Jahres, da endlich Johannes auf die Univerſität kam, erkrankte Mutter Elsbeth gar heftig. Alle Arzneien, die ihr mit Aufbieten aller Kunſt und Sorgfalt der treue Bruder Simon miſchte, konnten nicht die Stunde fern halten, die im Rathe Gottes ihr geſetzt war. Aber ihr Scheiden war ein heiteres. Sie fühlte es nahen. Johannes ſaß weinend an ihrem Bette und Simon, und ſie tröſtete Beide mit dem Troſte Jeſu des Auferſtandenen; ſie ſegnete ſie Beide und ſchlief dann ein, nachdem ſie herzlich gebetet hatte. So oft auch Simon mit der Ampel nach ihr leuchtete, ihr Geſicht zeigte eine lächelnde Ruhe, einen ſtillen, innigen Frieden, wie wenn Einer Frohes und Glückliches träumet. Aber nach Mitternacht ſchien ſie ihm ſo bleich. Er fühlte an ihre Hand — mit Schrecken an ihre Wange — und ſie war kalt. Sie war eine Leiche; aber jener Friede, jene Heiterkeit lag noch auf ihrem Geſichte und ohne Kampf und ohne Schmerz hatte der Herr die Seele zu ſich genommen, die von je ihm im Glauben eigen war.

Wie glaubensſtark auch die Herzen waren, die um ſie trauerten, die Liebe hat aber doch auch ihr Recht und

das Herz in seiner menschlichen Schwachheit das Seine, das es in Thränen geltend macht. Sie haben ihr ein heilig Andenken in Liebe bewahrt und viel Tausendmal ist im Hause am Mittelthorthurm ihr Andenken gesegnet worden, wie das des Gerechten. Warum aber nur da? fraget mich der Leser vielleicht. — Ei, weil das Mühlchen verkauft wurde. Was hätte Simon alleine damit thun können? Entweder wäre er daheim geblieben und Müller geworden; nun, dann hätte er das Kräutersuchen und Laboriren müssen aufgeben, oder umgekehrt. Da wurde denn bei Herrn Meyer ein Rath gehalten, und dieser sagte: Simon, mein Rath wäre dieser: Ihr verkaufet das Mühlchen und ziehet hierher zu uns. So meinet auch unser Johannes. Nichtwahr? Johannes nickte bejahend. Dort, fuhr Meyer fort, vertrauert Ihr Euch in der Einsamkeit; seid halb Müller, halb Laborant und keines recht. Da, meine ich, müßte das Sorgen für die Leidenden, dem Ihr Euch in der Kirche Christi geweihet, das Uebergewicht erlangen. Und wenn Ihr einmal, wo Gott vor sein wolle, erkranket, wer pflegte Euch? Hier thun wir's alle in Liebe, und in meinem Hause ist Raum. Ich gebe den Handel ohnehin auf und da helfe ich Euch laboriren und in der That ist so Euch und mir, der ich Euch lieb habe, geholfen. Das gab den Ausschlag. Das Mühlchen wurde verkauft, weil's einmal doch nicht anders war, ob's gleich Johannes leid that, weil gar liebwerthe Erinnerungen sich an das friedliche Häuslein mit seinem Mühlengeklapper und Wasserrauschen knüpften. Die hineinzogen, waren entfernte Verwandte seines Vaters, so

von Ziegelhausen stammten, und es gerne sahen, wenn bisweilen der junge geistliche Herr Vetter sie einmal besuchte. Das stimmte recht zu seinen Wünschen, denn ob er gleich den Leuten nicht zur Last fallen mochte, so zog es ihn doch gar oft dorthin, wo er seine glückliche Jugend verlebt hatte und weihte allda seinem theuren Mütterlein, denn seinen Vater hatte er nicht gekannt, eine Stunde dankbarer Erinnerung und eine Thräne der Liebe, und es war ihm allemal dort, als umschwebte ihn ihr Geist voll Liebe und segne ihn immer auf's Neue wieder.

Simon zog dann zu Meyer und dieser, der wirklich seinen Kram aufgab, laborirte mit ihm, woran auch in freien Stunden Johannes Antheil nahm. Er setzte sein Wirken für Menschenwohl eifrig fort und war ein rechter Segen für Viele; von Allen geachtet und geliebt. Das war nun so ein Zusammenleben in Liebe und Eintracht, wie man es nur sich denken mochte. Johannes studirte mit großem Eifer und Fleiße und sammelte sich Kenntnisse, wie die fleißige Biene. Er veränderte nun auch seinen Namen in das Lateinische Tonsor, was auch Scherer heißt, weil es so die Sitte der Zeit mit sich brachte, denn Alle thaten es, die sich irgend einem gelehrten Studium ergaben.

Es war ein glücklicher Tag, da er in der heiligen Geistkirche seine erste Predigt hielt. Simon weinte wie ein Kind und war doch so glücklich. Ach, sagte er, wenn doch das seine Mutter erlebt hätte!

Es war aber auch eine heilige Lust, ihm zuzuhören. Wie Honig und Balsam floß das Wort von seiner Lippe,

Ohrenleidende aller Art

werden aufmerksam gemacht auf das jüngst in zwölfter Auflage erschienene Schriftchen des Dr. M. Feldberg:

Taubheit ist heilbar.

Hülfe für Alle die am Gehör leiden.

Volle Genesung steht bei richtigem Gebrauch des hier Gesagten in sicherer Aussicht allen Leidenden an:

I. **Gänzlicher Taubheit,** entstanden durch Erkältung, Schreck, heftige und sonstige Krankheiten, schwere Entbindungen u. s. w.

II. **Hart- und Schwerhörigkeit,** hervorgerufen nach überstandenen Krankheiten, durch Nervenfieber, Krämpfe, Gehirnerschütterungen u. s. w.

III. **Ohrenflüssen, Polypen,** als Folge verdorbenen Ohrenschmalzes, Anschlag am Gehörgange, Eindringen von Insecten u. s. w.

IV. **Sausen, Brausen, Klingen** und sonstige Schwächen des Gehörs bei vorgerücktem Alter u. s. w.

wie viel eine Sammlung zum Theil gerichtlich bestätigter Zeugnisse darthut, welche auf frankirtes Verlangen durch die Verlagshandlung des Herrn **Otto Spamer** in **Leipzig** *gratis* franco zu beziehen ist.

Vorrath von dieser zuverlässigen Hülfe für Ohrenleidende halten alle Buchhandlungen:

Preis 7½ Sgr. = 27 Xr.

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen.

Für Aerzte und Hülfsbedürftige.

Beweis,

daß die

Lungenschwindsucht heilbar!

Durch Anwendung

eines neuen Heilverfahrens.

Vielfach erprobt gegen

acute, sowie chronische Katarrhe, — hereditärer Anlage zur Lungenschwindsucht, Blutspucken und den ersten Stadien der tuberculösen Lungenschwindsucht.

Von **Dr. Lobethal,**

praktischer Arzt und Geburtshelfer in Breslau.

Preis:

7½ Ngr.

27 kr.

Fünfte Auflage.

Motto:

Der wahre Zweck des Arztes ist Heilen. —

erquickend, hinreißend und tröstend. Seine Stimme war rein, wie der Ton einer Glocke; und daß das Wort warm aus dem eignen Herzen kam; durchdrungen war von dem eignen Herzensglauben, das fühlte jeder Zuhörer an seinem eignen Herzen. Meyer und seiner Schwester war dieser Tag nicht nur ein Festtag für das Herz, sondern auch ein rechter Lohn für ihre Hingebung und Treue, mit der sie das Gelöbniß erfüllt hatten. Nur noch ein halbes Jahr und er trat als Hirte in eine Heerde ein; denn es mangelte gar sehr an Dienern des göttlichen Wortes in dem Lande Churpfalz.

Das Halbjahr flog herum; er bestand sein Examen mit Ehren; er empfing die Ordination und zugleich einen Beruf in die Unterpfalz, wo viele Gemeinden ohne Seelsorger waren.

Dieses churpfälzige Gebiet reichte auf dem linken Ufer des Rheines weit hinein in die Hochebene des Hunsrücks, der so reich an dunkeln Eichen- und frischgrünen Buchenwäldern, an Wiesen und herrlichem Ackerlande ist; von da bis hinüber an die Nahe, die durch ein ebenso schönes, als reichgesegnetes Thal dem Rheine ihre gelbe Fluth zuwälzt, vorüber an blühenden Dorfschaften und Städtchen, an fruchtbarem Gelände, gesegneten Weinbergen und waldbekrönten Höhen; es greift dann noch eine schmale Strecke bis zum Ufer des Rheines und selbst, bei Gaub, noch drüber hinüber auf's rechte Ufer des schönen Stromes.

Da, wo oberhalb des uralten Städtleins Bacharach die Burg Stahleck, jetzt in Trümmern, damals eine hohe, weite, thurmreiche Burg, herabschaut auf die grüne Fluth

des von den Schneealpen der Schweiz her kommenden Rheines, münden zwei Thäler gegen den Rhein. In der Mündung des Einen liegt Bacharach, damals der Sitz des churpfälziſchen Oberamts gleichen Namens, und eine halbe Stunde weiter oben in der Mündung des andern Thales das Dörflein Rheindiebach. Folgt man dem ſich nach Südweſt hinziehenden Thale, das links, gegen die Sonne gewendet, die ſchönſten Weinberge von der Sohle bis zum Scheitel der Berge zeigt, ſo läßt man rechts, hoch oben über dem Dörflein Rheindiebach, die Burg Fürſtenberg liegen. Sie war, da hier ganz nahe Churmainz angrenzte, die Schutzburg der Pfalz, feſt und gewaltig in ihrem Baue und noch heute, nachdem die wüſten, zerſtörenden Stürme von 1620 bis 1689 drüber hingebrauſt ſind, iſt ſie eine der ſtattlichſten Ruinen am Rheinſtrome, welche Montal, Louvois' getreuer Befehlvollſtrecker, weit und breit und mit vieler Mühe zerſtört hat, als Melac, Montal und la Goupillière, welche das Volk noch mit dem brandmarkenden Namen „Die Pfalzvergifter" nennt, dieß ſchöne, reiche Land in eine rauchende Wüſte verwandelten auf Befehl des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, der ſich den „Allerchriſtlichſten" nannte. Folgt man dem Thalzuge etwa eine kleine halbe Stunde, ſo tritt im ſcheinbar abgeſchloſſenen Hintergrunde, auf hohem, zum Schutze des tief drum herum liegenden Dorfes, noch ummauerten Felſen eine Kirche dem Auge entgegen. Es iſt die Pfarrkirche des Dorfes Oberdiebach, das, wie bereits erwähnt, am Fuße der Kirche im Thale liegt. Von hieraus wendet ſich das Thal mehr gegen Weſten. Eine Weile iſt

es enge und schmal, dann erweitert es sich zu einem Kessel auf kurze Frist. Dieser kleine Thalkessel trägt in seinem Schoße üppige Wiesen und hinten am Fuße des Berges, wo der Bach vorüberrauscht, lehnt sich eine Mühle an die jäh aufsteigende Bergwand und dunkle Erlen und mattgrüne Weiden umkränzen sie lieblich. Von da an verengt sich das Thal wieder, welches sich weiter oben durch einen vortretenden Berg in zwei Thäler scheidet, die in allmähligem Ansteigen sich in die Höhe verlaufen, wo der Hunsrück mit seinem Walde in seine Rechte eintritt. Da, wo der Berg das Thal in zweie schneidet, ziehet sich, in bunte Thäler hineinreichend, das Dorf Manubach hin, und seine Berge zeigen den Segen der Rebe bis zum Scheitel hinauf, während, wie auch tiefer unten im Thale, die andere Seite des Thales von Fruchtland und Obstbäumen bedeckt ist, die den Fleiß der Bewohner klärlich beurkunden. Bacharach, Steeg, ein Kirchdorf im Bacharacher Thale, Oberdiebach und Manubach trugen bis weit hinab in das Mittelalter den Namen der vier Thäler und bildeten Ein Ganzes mit einer eigenen, eigenthümlich gebildeten, freien Verfassung unter pfälzischer Hoheit. Churpfalz hatte aber den Zehnten und Pfarrsatz.

Seit einer Reihe von Jahren war der Mangel an Geistlichen im Lande sehr groß gewesen, und so kam es, daß Oberdiebach und Manubach von Einem Pfarrer bedient wurden, der in Manubach wohnte. Bis zum Jahre 1618 hatte ein getreuer Diener des Herrn, Namens Bickaeus, beide Kirchen bedient. Er starb noch in der Blüthe seiner Jahre im Winter, als eben das Jahr 1618

begonnen hatte. Grade um Oſtern war Johannes, als dreiundzwanzigjähriger Jüngling, ordinirt worden, und ſchon in den erſten Tagen nach dem heiligen Feſte erhielt er ſeinen Beruf vom Kirchenrathe an die Gemeinden Oberdiebach und Manubach, mit dem Wohnſitze in letzterem Dorfe. Friede ruhte damals über der ſchönen Pfalz und unter dem neuen Herrſcher Friedrich dem Fünften dieſes Namens, Churfürſten von der Pfalz, hielt das Volk um ſo freudiger an dem uralten Sprüchlein:

Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's.

Niemand konnte die Wetterſtürme ahnen, die ſchon im folgenden Jahre den Himmel mit Wetterwolken drohend bedeckten. Mit Freude und Liebe nahmen die beiden Gemeinden ihren jungen Pfarrer auf und als er ihnen erſt das lautere Wort Gottes verkündete; als er erſt als Freund, als Tröſter, Berather und Helfer in ihre Wohnungen trat und in Freude und Leid ſich als Den erwies, der es treu und gut mit ihnen meine, da erſt hingen ſie in vollſter Liebe, ja mit wahrer Begeiſterung an ihm, und er demüthigte ſich tief vor dem Herrn im Gebete und flehte um Kraft, ſolcher Liebe würdig zu werden und ſie ſich immer zu erhalten. Rüſtig und freudig widmete er ſich dem Unterrichte der Jugend und dem ganzen Bereiche des Amtes in Wort, Sacrament und Seelſorge, und ſein ganzes Denken und Thun, ja ſein ganzes Leben ging in dieſem heiligen und ſeligen Berufe auf, und immer inniger und enger wuchs er mit ſeinen Gemeinden zuſammen. Aber über die ſchöne

Pfalz zog ein Unwetter heran, deſſen Anfang ſo lockend und freundlich erſchien.

Die Böhmen wählten den Churfürſten Friedrich V. zu ihrem Könige! — Durch die ganze Pfalz zog ein banges Erwarten, was der Churfürſt beginnen würde; ob der Stachel des Ehrgeizes an ihm ſeine Macht nicht beweiſe. Die Klarblickenden im Lande fürchteten, daß der Ehrgeiz der jungen Churfürſtin einen überwiegenden Einfluß üben möchte und ſie hatten wohl Grund zu dieſer Furcht; denn die Churfürſtin konnte nicht den Königshof ihres Vaters vergeſſen und den Glanz, der ſie in England umgab, während der einfachere und beſchränktere Hof ihres Gemahls, ſeiner Würde und ſeinen Verhältniſſen angemeſſen, ihren ſtolzen Wünſchen nicht zu entſprechen vermochte. Lange ſchwankte der Churfürſt zwiſchen Annahme der gefahrvollen Krone und der Entſagung; allein die Churfürſtin ſparte keine Schmeichelei und keine Ueberredung; ſie ſtellte die Macht und Hülfe ihres Vaters in ſichere Ausſicht und wies auf die vereinigte Macht der evangeliſchen Fürſten hin; allein wäre nicht in der eignen Bruſt des jungen Fürſten eine ſo mächtige Fürſprache für die Annahme der Königskrone Böhmens geweſen, die Ueberredung ſeiner Gemahlin, das Zuſetzen der Böhmen und die ſcheinheilige Uebereinſtimmung feiler Höflinge hätte die ernſte Stimme der Weisheit, den Rath der Beſten und Treueſten im Lande nicht zu Nichte gemacht. Er nahm die Krone an — und ein gellender Schmerzlaut drang aus des treuen Pfälzervolkes Bruſt. Das Volk mit ſeinem geſunden Urtheile erkannte in dieſem entſcheidenden Schritte ſeines

Landesherrn des Landes unabweisbares Unglück. Wie eine lähmende Gewitterschwüle lag es über dem sonst so frohen, glücklichen Lande. Alle waren betrübt, gebeugt, voll trüber Erwartungen dessen, was nun erfolgen würde. Friedrich zog mit großer Pracht nach Böhmen und die treue Pfalz sah sich als verwaist an. Was man befürchtete, geschah: Die Reichsacht erfolgte, und sie traf das Land, den friedlichen Bürger, der doch an dem unglücklichen Entschlusse seines Fürsten unschuldig war.

Bald begannen die Täuschungen des Churfürsten zu zerrinnen. Der Kaiser Ferdinand rüstete in gerechtem Zorne und der Krieg begann. Er war kurz und erfolgreich. Der Taumel, in welchen die Freude der Böhmen den jungen König eingelullt, löste sich in nüchternes Erkennen seiner Lage auf. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag, welche am 8. November 1820 geschlagen wurde, zertrümmerte das kurze Königthum; Friedrich mußte fliehen, ein Verzagter, Geächteter trauerte er auf fremdem Boden über seine unselige Thorheit und die Noth seines armen Volkes. Er sah die Pfalz nicht wieder und starb in tiefem Leide, nachdem er seiner churfürstlichen Würde entsetzt worden war, in Mainz am 19. November 1632. Sein Königthum war ein kurzer, glänzender Traum, dem ein entsetzliches Erwachen gefolgt war. Hätte er das Uebel allein tragen müssen, er hätte Buße gethan und die strafende Hand dessen ertragen, der dem Hoffärtigen widerstehet, und nur dem Demüthigen Gnade gibt; aber wie litt sein armes, unschuldiges Volk!

Der Herzog Maximilian von Bayern überzog, um die kaiserliche Acht zu vollziehen, die Oberpfalz und seine katholischen, glaubensfeindlichen Bayern hausten wie Unmenschen in dem protestantischen Pfälzerlande. Des Elends breiter Fuß trat Alles nieder und die Verfolgung um des Glaubens willen war ohne Erbarmen.

In die Unterpfalz sollte der General, Marquis von Spinola, aus den Niederlanden mit seinen Spaniern einrücken. Ein tödtlicher Schrecken ergriff die Gemüther, als diese Botschaft durch die Thäler und über die Höhen der Unterpfalz zog. Die Leute wußten, was sie zu erwarten hatten, denn der Ruf war längst aus den Niederlanden heraufgedrungen, wie diese herzlosen, fanatischen Spanier in den Niederlanden mit den evangelischen Glaubensgenossen umgegangen; wie Mord und Todtschlag, Raub und Plünderung sie dort getroffen; wußten sie es doch, wie nach allen Richtungen hin die protestantischen Niederländer geflohen waren, um ihren mitleidlosen Drängern zu entgehen. Was hatten sie, die armen Unterpfälzer, zu erwarten? Und die Spanier naheten in Eilmärschen. Es lag eine dumpfe lähmende Angst auf den Gemüthern im Lande.

IV.

Es war gegen den Herbst des Jahres 1620, als im Pfarrhäuslein zu Manubach ein Greis mit schneeweißem Haare, aber noch kräftigem Körperbaue bei einem blühenden jungen Manne saß, in tiefem Gespräche und

noch tieferem Ernſte des Sinnes. Es war der Pfarrherr Inſelius von Bacharach und der junge Tonſor.

Was uns und unſern theuern Thalgemeinden bevorſtehet, können wir voraus ſehen, ſagte Inſelius zu ſeinem jungen Freunde und Bruder im Amte; denn das Verfahren gegen unſere Glaubensgenoſſen in den Niederlanden reichet uns den ſichern Maßſtab, aber genauer ſagt es ein Brief, den ein Freund von dorther mir ſendete. Spinola ſprach das Wort aus: „Ich will den Kreuzhaſſenden Pfälzern ſo viel Kreuz bringen, daß kein Kreuzer in ihren Taſchen bleibt.“ Das iſt ein Wortſpiel, Freund und Bruder, das uns zunächſt gilt, die wir alle Zeichen katholiſchen Cultus aus den Kirchen entfernten. In wieweit wir daran Recht gethan, daß wir nicht einmal ein Kreuz, das Zeichen des Chriſten, das Mahnzeichen an den erlöſenden Tod des Sohnes Gottes, das Hoffnungszeichen des zerbrochenen Herzens, duldeten, iſt hier nicht unſere Sache, ob wir's gleich nicht billigen. Haben doch meine hitzköpfigen Bacharacher ſelbſt die Orgel zertrümmert! In ſolchen Zeiten inneren Gährens geht man ja ſo leicht zu weit; aber was Spinola damit meinet, iſt außer Zweifel und zwei Dinge ſchließt ſein Wort ein, die Herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes und die Plünderung unſerer Gemeinden. Was das Erſte betrifft, ſo meldet mir der Freund, daß Schaaren von Mönchen, die theilweiſe aus der Pfalz vertrieben, dorthin flohen, ihn begleiten. Man wird alſo uns vertreiben und ſie einſetzen! —

Tonſor ſah ſtille vor ſich nieder. Endlich ſagte er: Und was ſoll aus unſern Heerden werden?

Das Feuer der Prüfung wird ſie läutern und bewähren, erwiederte Inſelius. Nie wurzelt der Glaube tiefer herab in die Gemüther, als in den Zeiten des Druckes und der Noth. Gibt es denn aber auch nicht Schwache? fragte Tonſor.

Sie werden ſich an die Starken anlehnen und ſtark werden, wie die Rebe, die an dem Pfahle hinaufrankt, entgegnete Inſelius.

Wie ſollen ſie aber hören ohne Prediger? fragte Tonſor weiter. Sie haben den rechten Prediger, den heiligen Geiſt, die Worte Gottes! ſprach Inſelius.

O wahr, ſehr wahr! rief Tonſor erleichtert; aber mir graut's dennoch. Wird nicht Spinola durch ſeine Soldaten und Mönche ihnen dieß Anker nehmen, die heilige Schrift, und ſie dem Kahne gleichen, der der Fluth willenlos hingegeben iſt, die der wilde Sturm peitſcht. —

Tonſor, rief Inſelius, Euch glaubte ich nicht ſo rathlos und ſchwach zu finden!

Ihr irret, entgegnete der junge Mann, indem er ſich aufrichtete und lächelnd in des Greiſes Auge blickte. Mich bewegt ein anderer Gedanke und hebt mir mächtig die Seele. Wenn ich mich frage, fuhr er begeiſtert fort, wer wird ihnen das Mahl des Herrn ſpenden; wer wird ihre Kindlein taufen; ihre Ehen ſchließen; ihre Kranken tröſten; ihre Sterbenden erquicken mit der Hoffnung und dem Troſte Chriſti? — Wenn ich frage, wer wird, gleich einem Apoſtel, umherziehen und die Schwachen ſtärken. — Dann iſt mir's, als ſpräche der Herr zu meiner Seele: Du! — Du biſts!

Inſelius blickte ihn leuchtenden Auges an. Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen! rief er aus. O höret auf die Stimme des Herrn und folget ihr! — Aber habt Ihr es erwogen, was es heißt, ſolch ein Werk üben und führen?

Ich habe es erwogen, ſagte Tonſor. Ich habe es im Gebete vor den Herrn gebracht und er hat das Gelübde beſiegelt und meinem Geiſte Zeugniß gegeben, daß es ihm wohlgefällig iſt. Das iſt mir Bürgſchaft, daß es gelingen wird.

Aber wie? wie? fragte ſtürmiſch der Greis.

Das kann ich Euch noch nicht ſagen, verſetzte Tonſor. Es wird kommen, wie es der Herr lenket. Wir wiſſen ja ohnehin noch nicht, was im Rathe Gottes über uns beſchloſſen iſt. Ich harre des Herrn! Die Aelteſten der Gemeinde wiſſen drum. Nun iſt's genug.

Inſelius drückte ſeine Hände und gelobte Schweigen und dann ſchied er von dem jungen Freunde, den er warm im Herzen trug.

Mehrere Tage vergingen in einer großen Thätigkeit in den Thälern. Wer irgend etwas Werthvolles zu verbergen hatte, verbarg und vergrub es. Man ſah das Kommen der Spanier anders nicht an, denn einen feindlichen Ueberfall, und that wohl daran, denn es war auch, ſowie der Erfolg bewies, nicht anders anzuſehen. Tonſor ging von Haus zu Hauſe, tröſtend und ermahnend.

Wenn ich auch weichen muß, ſagte er tröſtend zu ſeinen Freunden, ſo verzaget nicht. Ich bin Euch doch

Es hat sich kein neueres Heilverfahren gegen die bisher hoffnungslose Krankheit solcher bedeutender Erfolge zu erfreuen gehabt, als das Lobethal'sche. — Möge die Kenntnissnahme desselben dazu beitragen, den Tausenden von Leidenden Gesundheit und neues Leben wiederzugeben.

Ein jeder Menschenfreund trage zu dessen allgemeiner Bekanntwerdung nach Kräften bei!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Hilton'sche Heilmethode
zur Wiederherstellung
des
geschwächten Nervensystems

empfiehlt

Dr. Th. Fleischer in Wien

als eine ungemein wirksame, wie zuverlässige.

Das **Hilton**'sche **Heilmittel**, welches sich bereits als vielfach bewährt und dadurch einen weit verbreiteten Ruf erworben hat, **stärkt die Nerven**, regulirt, indem es der **Verstopfung** entgegen arbeitet, die **Verdauung** und ist als **Hausmittel** gegen die meisten **Unterleibsbeschwerden** von unersetzlich, wie dies eine Sammlung von **Zeugnissen** darthut, welche durch die Verlagshandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** auf **frankirtes** Verlangen **unentgeldlich** und franco bezogen werden kann.

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen.

nahe und komme heimlich wieder zu Euch. Das erfreute die gepreßten Herzen wieder und erhob sie.

Besonders häufig sah man ihn mit dem Müller verkehren, der, wie oben bemerkt, zwischen Manubach und Oberdiebach im Thalgrunde wohnte. Es war eine fromme, gottesfürchtige Familie, die keine Kinder hatte; alt und wohl betaget war das Ehepaar, und grade um diese Zeit verließ den Müller der Mahlbursche, der in seine Heimat zurückkehrte. Treue Freunde nahmen des Pfarrers weniges Geräthe in Verwahr und so stand er in fast leeren Wänden, gleichsam jeden Augenblick bereit und auf dem Sprunge, dem Feinde zu weichen, der nahe war.

So vergingen unter Furcht und Sorge eine kleine Reihe von Tagen. Es lag auf den Gemüthern so schwer und drückend, daß man keine heitere Miene sah, keinen Ton der Freude vernahm.

Tonsor ging von Hause zu Hause in den beiden ihm anvertrauten Gemeinden; tröstete sie und richtete sie auf und sprach heimlich mit ihnen ab, wie er es halten wolle. Waren auch die Leute von dem betroffen, was er ihnen sagte, so drückten sie doch seine Hände und nicht selten mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit. Unter einander sprachen sie davon nicht, denn es war Allen ein so theures Geheimniß, daß sie es nicht wagten sich laut darüber zu äußern. Manche begannen sich wieder zu beruhigen und meinten, es sei am Ende Leutegerede und die Spanier seien besser, als ihr Ruf und am Ende doch auch Menschen, mit denen es sich werde leben lassen; aber aus diesem Traume sollten sie am darauf-

folgenden Sonntage auf eine entsetzliche Weise geweckt werden.

Gegen vier Uhr kam athemlos ein Greis aus Manubach von Bacharach zurück. Angst und Entsetzen prägte sich in seinen Zügen aus. Was er erzählte als Augenzeuge war traurig genug. Am Morgen waren die Spanier vor die Stadt gerückt, deren Thore geschlossen waren, und verlangten die Uebergabe der Stadt und der Burg Stahleck auf Gnade und Ungnade. Die Pfälzer Besatzung war klein und unzureichend, Stadt und Burg zu vertheidigen und zu halten. Spinola selbst war an der Spitze der Truppen, welche Geschütze mit sich führten. Sogleich versuchte der Rath der Stadt, nebst dem Commandanten von Stahleck, Unterhandlungen zur Uebergabe einzuleiten; aber Spinola setzte eine Stunde Frist; ergäbe sich dann Stadt und Burg nicht, so werde er Alles in Brand stecken und die Besatzung lasse er über die Klinge springen und in der Stadt niederhauen, was vor das Schwert käme. Das war eine rechte Hiobspost!

Der Jammer war grenzenlos, der die Stadt erfüllte. Auch den Muthigsten entsank der Muth. Es blieb nichts übrig, als um Schonung zu bitten und — die Thore zu öffnen. Der Rath der Stadt begab sich zu dem spanischen Feldherrn, um das Flehen der Stadt anzubringen; allein die Soldaten verhöhnten sie, und der General wieß sie trocken und trotzig ab, ohne auf ihre Bitten auch nur irgendwie einzugehen. So zogen sie denn mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele durch das Zehntethor ein und auf dem Markte machten

sie Halt. Kaum war das geschehen, als Spinola nach dem Prädikanten, wie sie die Pfarrherrn nannten, fragte. Der treue Pfarrer Inselius war nicht entflohen. Er saß betend in seinem Hause in der Rosengasse, nicht weit von der schönen Pfarrkirche zu den heiligen Aposteln Sanct Peter und Paul und nahe bei dem Markte. Eine Abtheilung Soldaten rückte vor das stille Pfarrhäuslein und rissen den Greis heraus, den sie unter Stößen auf den Markt zerrten. Dort wurden ihm Fesseln angelegt, und er in den Saalhof gebracht, wo Spinola seine Wohnung nahm. Darauf ist denn das Soldatenvolk frei geworden und hat sich in alle Gassen zerstreut und bald hörte man das Jammergeschrei der Bürger aus allen Häusern und allen Gassen schallen. Es gab nun greuliche Plünderung und ein Elend, daß es ein steinern Herz hätte erbarmen mögen. Entfliehen konnte Niemand, denn diese spanischen „Meiche", wie man sie in den Niederlanden hieß, hatten die Thore geschlossen. Es war ein Glück für den alten Mann aus Manubach, daß er sich früher geflüchtet hatte und vom Kühlberge aus den Jammer mit ansehen konnte. Als nämlich der alte, ehrwürdige Inselius in Ketten gelegt wurde, da machte er sich aus dem Staube, denn es dünkte ihm ein arg Vorspiel, und — sagte er zu Tonsor, der in dem Kreise stand, den die ganze Gemeinde um den Boten des Unglücks schloß, ich gedachte an Euch, Herr Pfarrer! Was dem Herrn Inselius begegnet ist, das drohet auch Euch. Darum gehet ihnen aus dem Wege. Wenn sie auch heute nicht mehr kommen, dieweil sie wohl in der Stadt noch tüchtig zu thun haben werden, bis sie

fertig ſind, ſo wird's doch Morgen nicht Mittag werden, bis das Elend auch über uns kommt! Gott erbarme ſich! Das war die Botſchaft des Greiſes, die ein gar mächtig Jammern hervorbrachte. Die Männer ſtanden kreidebleich da; die Frauen rangen weinend die Hände, und es zeugte hier abermals Alles dafür, daß ein Unglück, welches man ſicher erwarten muß, viel ärger iſt, denn ein wirklich vorhandenes.

Als Tonſor ſolche Wirkung ſah und hörte, erhob er mächtig ſeine Stimme und zeugte von des Herrn Schutz und Hülfe und mahnte an geduldiges Ausharren; alsdann ließ er die Kirche öffnen und führte ſie Alle hinein und that ein mächtig Gebet vor dem Herrn, das alle Herzen erquickte und es war ſchier ſo, als dazumal, da der Herr im Kahne ſchlief auf dem See Genezareth und ihn im Sturme die angſtvollen Jünger weckten und er den Sturm bedräuete: Es wurde ganz ſtille, heißt's da, und ſo wurde es auch ganz ſtille in den Herzen und in demüthiger, bußfertiger Ergebung ging Jeder aus dem Gotteshauſe heim in ſeine Wohnung, denn Tonſor hatte angehalten bis es Abend wurde.

Morgens frühe raſſelte eine Trommel und hundert Spanier rückten in's Dorf und mit ihnen ein feiſter Dominikanermönch. Als ſie unter der Linde ſtanden, kamen die vier Rathbürgermeiſter daher, kreidebleich in den Angeſichtern, in demüthiger Beugung, ihnen Rede zu ſtehen im Namen der armen Bürger. Sogleich fragten ſie nach dem Prädikanten. Die Rathsbürgermeiſter, die wohl wußten, wie es ſtand, wieſen ſie nach dem Pfarrhäuslein, oben an der Kirche. Sie ſchritten

dahin; aber sie fanden ein leeres Nestlein und kahle Wände. Das ärgerte sie, und sie wollten wissen, wo er sei. Das konnten ihnen in Wahrheit die Männer nicht sagen. Sie fluchten greulich, wie die Türken, und meinten, sie wollten ihn schon finden; der Mönch und der Offizier nahmen nun Besitz von dem Pfarrhäuslein, während drunten im Dorf die Plünderung begann, wie sie in der Stadt am vorigen Tage verübt worden, und kamen Schandthaten und Gräuel vor, die sich die Feder sträubet, hier aufzuzeichnen. Man meinte nicht, daß es Menschen seien, sondern halbe, wenn nicht ganze Teufel, denn sie verschonten nichts und die Beute wurde in das Pfarrhaus geschleppt und allda vertheilt geworden unter Alle.

Das Wehklagen war groß im Dorfe, aber wenn die Unholde zugegen waren, mußten die arme Beraubten stille dulden, denn sonst schlugen sie sie unbarmherzig. Am Schlimmsten waren die daran, so in ansehnlichen Häusern wohnten. Ihnen setzten sie Dolche, Säbel oder die langröhrigen, dicken Pistolen auf die Brust oder knebelten sie grausamlich oder schlugen sie schwarz und blau und wollten sie dadurch bezwingen, ihnen anzuzeigen, wo ihr Geld läge. Es war ein Elend, daß sich Gott erbarme! Junge Frauen und Jungfrauen mußten flüchtig werden vor den Unholden und machten sich auf die Berge, wo sie sich in den Zeilen der Weinberge verkrochen oder in den Hecken verbargen. Noch schlimmer aber wurde die Geschichte gegen Abend. In dem Jahre 1619 war ein gar herrlicher Wein gewachsen, süß, duftig und stark; aber da zu selbiger Zeit der Handel überall

stockte, absonderlich der nach den Niederlanden, so lag der kostbare Wein in den Kellern. Als nun das Kriegsvolk fertig war mit dem Plündern in den Häusern und nichts mehr wegzunehmen war, was vor Augen lag, da fingen sie an nach heimlichen Gemächern oder Verstecken zu suchen und drangen in die Keller, weil sie hofften, dort Verstecktes zu finden; fanden da den köstlichen Wein und fingen an zu schlemmen, bis sie toll und voll waren. Wehe dem, der ihnen nun in die Hände fiel! Das waren aber auch nur Wenige, denn die Hausleute erkannten von ferne, was nur zu gewiß erfolgen würde, flohen darum, wie die jungen Frauen und Jungfrauen in die Berge und ließen sie schalten und walten nach ihren Gelüsten. Das Singen und Gebrülle aber schlug schauerlich an ihr Ohr da droben in den Bergen und kam die Leute ein greulich Entsetzen an und fragten, die Hände gen Himmel ringend, wo das hinaus solle und wolle? Fielen auch Schüsse im Dorfe unten und die Leute fürchteten nichts mehr, denn daß bald die Flammе auflodern werde und sie müßten ihre Obdache in denselben untergehen sehen. Doch Gottes Gnade verschonte sie vor solchem schweren Schicksale. Keiner aber konnte ahnen, daß doch eine Kugel in ein treu, ehrlich Herz gedrungen war. In einem Hause fanden sie noch einen Mann. Hans Jakob Moll hieß derselbe; war sechs und fünfzig Jahre alt und frisch und gesund. Der wollte noch ein paar Brote holen für sein Weib und seine erwachsene Tochter, damit sie nicht müßten hungern droben in den Eichenhecken, wo der Feldstrich heißet: gen Berschied zu. Als er eben wollte aus seinem

Hause schleichen, stehet ihn ein trunkener Spaniol, richtet sein Pistol nach ihm und, obgleich der Unhold kaum alleine stehen konnte vor Trunkenheit, schießet er los und trifft den guten Hansjakob gerade in das Herz hinein, daß er stracks todt darniederfällt.

Selbiges Unglück geschah vor dem Rathhause, drunten über dem Bach, in dem Hause gerade vor dem Pfarrhäuslein drunten, und sah solches der Offizier. Muß doch wohl ein menschlicher Herz gehabt haben, denn seine Kriegsleute. Er ließ sogleich dem greulichen Unwesen Einhalt thun und dem Mörder ließ er Handschellen anlegen und sperrte ihn ein. Die arme Frau und ihr Kind harrten aber umsonst des Gatten und Vaters und weineten sehr, denn sie getrösteten sich nichts Gutes von seinem Ausbleiben. Und in alle dem Leide dieser Nacht hörte man die wehmüthige Frage: Wie mag es unserm guten Pfarrer ergangen sein? — Darauf aber konnte Keiner antworten, dieweil Keiner wußte, was aus ihm geworden war.

V.

In selbiger Sonntagnacht, da am andern Morgen die Spaniolen kamen, kehrte der Pfarrer Touser aus der Kirche in's Pfarrhäuslein heim. Es war ihm schwer um das Herz und er dachte wohl, wie es den Lieben in der Stadt Heidelberg mochte ergangen sein, wo auch Einer hausete, der keines Menschen Freund

war. Eine Weile saß er auf einer alten Bank und versenkte sich in seine Gedanken und mancher Seufzer arbeitete sich heraus aus seiner Brust, der den lieben Freunden galt und den vergangenen Tagen seines Friedens.

Endlich, als die Sterne zeigten, daß die Mitternacht da war, raffte er sich auf; kniete noch einmal nieder, betete lange und heiß, und dann legte er sein Kleid aus und griff hinter der Thüre an die Wand. Da hing ein Paar alter, mehlstaubiger Hosen von wergen Tuch und ein Wamms von gleichem Stoffe nebst einem Käpplein, wie es die Bauern tragen, so ehemals von grünem Sammt gewesen, mit Marderpelz vornen, und um den Kopf schmäler, verbrämt. Der Sammt aber war mausgrau geworden und statt Marderpelz zeigte sich abgegriffenes Leder. Als er mit dem Anzuge fertig war, wickelte er sein schwarz Kleid in ein Bündlein, band es mit einem Schnürlein zu und steckte es an einen Ort unter dem Dache, so man das Wetterbord nennet. Hierauf ging er in die wenigen Stüblein, die das kleine Häuslein enthielt, als wollt und sollt er Abschied davon nehmen für immer und ist dann langsam und traurig hinausgeschritten. Die Thüre schloß er ab und als er an des Rathbürgermeisters Kolb Haus kam, tippte er leise am Fensterlein. Der drinnen im Bette lag, hörte es, kam fluggs an's Fenster und nahm weinend den Schlüssel aus dessen Hand, der als Mahlknecht vor ihm stand; dann faßte er diese Hand, drückte sie lange und sagte darauf: Der Herr segne und behüte Euch! Und der als Mahlknecht da stand legte nun seine Hand auf

das Haupt, das sich vor ihm neigte und sprach: Der Herr erleuchte sein Angesicht über Dir und gebe Dir Frieden in Christo Jesu. Amen! Dabei aber zitterte seine Hand und seine Stimme wankte und wurde immer leiser und weicher. Alsdann wandte er sich rasch und eilte das Dorf hinab so schnell er mochte. Und immer weiter eilte er, bis der Weg zur Mühle abbog, allwo das Hofhaus stand. Quer durch die gemähte Wiese nahm er dann den Weg; klopfte leise an des Müllers Thür, und als diese sich öffnete, trat er hinein und die Thüre schloß sich hinter ihm wieder.

Als sie in die Stube traten, nahm der greise Müller seine Hand und sagte: Heute ist meinem Hause Heil widerfahren. Er, der über uns wachet, bahnte Euern Ausgang und Eingang jetzt und in Ewigkeit, Amen. Der zum Mahlknecht gewordene Pfarrherr aber dankte und segnete den Müller und sagte dann: Nun aber, Vater und Meister, bin ich Euer Mahlknecht Hans und wenn das gute Werk gelingen soll, so gewöhnet Euch fluggs, mich Du und Hans zu nennen und zu rufen, Ihr und Euer braves Weib; denn wo Euch einmal ein Anderes entführe, so wär's am Ende und ich möchte übel dazu sehen. Solches versprach denn auch feierlich der Müller. Darauf fragte der Andere: Wo habet Ihr den Kelch des Herrn, die Patina oder das silberne Tellerlein, nebst dem Taufbecken verborgen? —

Kommet und sehet, sagte der Müller und führte ihn durch das Hinterpförtlein auf des Hauses Seite, so gen Oberdiebach stehet, und weiter dann hinab gegen die Spitze der Wiese wo das Thal wieder ganz enge wird.

Da ſtand grade auf der Spitze der Wieſe ein mächtiger Birnbaum, der unten an der Erde hohl war. Hier, ſagte der Müller, greifet hinein und recket nach oben Euere Hand.

Der Pfarrer kniete auf den Raſen der Wieſe, fuhr mit ſeiner Hand hoch hinauf in die Höhlung und griff das Päcklein, darin die heiligen Gefäße waren.

Hier ſieht's Niemand, ſprach der Müller und wir wollen's vollends unkenntlich machen! Darauf griff er im Buſche, der nebenan ſtand, einen Weidenkorb, ließ den Pfarrer ſtehen und ging den Abhang hinan, der ſich jenſeits des hier in den Bach hinein gehenden Weges erhebt, und niſtelte da ein Kleines; darauf kam er eilends und ſchüttete was er in dem Korbe hatte vor die Oeffnung und ſagte: Das iſt ein Ameiſenhaufen, den ich mir zu dem Zwecke auserſehen habe. Bis Morgen frühe haben ſie ihren Bau wieder aufgerichtet und wer es ſiehet, hält dafür, es müſſe ein Bau ſein, der von Anno Ehemals hier geweſen.

Nun gingen ſie zur Mühle, empfahlen ſich im Gebete der Obhut Gottes und ſchliefen ruhig, wie das gute Gewiſſen, bis am andern Morgen. Ehe noch der Müller auf war, eilte der neue Mahlknecht hinaus an den Birnbaum und ſiehe, der Müller hatte richtig prophezeihet. Der Bau des Ameiſenhaufens in und vor der Höhlung war aufgebaut von den fleißigen Kreatürlein und man hätte nicht glauben ſollen, daß er am geſtrigen Tage noch nicht dageweſen. Eine Straße aber führte an die Stelle des alten Haufens am Berghang und die Thierlein trugen ihre weißen Eier eifrig

Classische Literatur.

In demselben Verlage sind die nachstehenden Werke erschienen, die sich durch sich selbst empfehlen!

Friedrich Rückert.

Gesammelte Gedichte.

In 3 Bänden. 8. Rthlr. 4. fl. 7.

Auswahl in einem Band.

Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers.

Neue Auflage. 9.

Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Gedichte. Auswahl des Verfassers.

Miniaturausgabe.

Zwei Bände mit zwei Stahlstichen in Sarsenet und Goldschnitt.

Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Liebesfrühling.

Mit 1 Stahlstich. 12.

Brosch. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 30 kr. Geb. Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 kr.

Nal und Damajanti.

Eine indische Geschichte.

Dritte verbesserte Auflage. 16.

Brosch. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 30 kr. Geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

von dannen herüber in den neuen Bau, der trocken und sonnig lag, wie es die Thierlein nur wünschen mochten. Mit Dank gegen den Herrn, der also sein Heiligthum schützte und mit Lob über die Klugheit des Müllers, ging er nach der Mühle und schüttete frisch auf, wie er es gar oft daheim von dem Vetter gesehen hatte.

Als es nun Zeit war, das Morgenbrot und das Zwiebelsüpplein zu essen, da stürzte schier athemlos der Müller herein und rief: Da sind sie!

Und drüben am Berge sah man über die Weinstöcke, durch welche der Weg nach Manubach hinauf führet, die rothen Federn an den Hüten der Spaniolen wehen und hörte ihr Wälsch und Geschrei; aber auf dem Pfade, der von dem Hofe gegen die Mühle herabführt, der Eselspfad genannt, sah man sogleich Etliche herabkommen und auf die Mühle zueilen. Die alten Leute zitterten wie Espenlaub im Winde und riefen die Hände ringend: Herr erbarme dich unsrer und sei uns gnädig!

Seid stille und lasset über uns kommen, was der Herr sendet, der uns aus sechs Trübsalen errettet und in der siebenten uns nicht wird umkommen lassen! sprach der Mahlknecht in gläubiger Demuth. Damit drangen die Unholde in's Haus und in die Stube, wetterten und fluchten wie Heiden und forderten Geld. Der Müller schüttelte den Kopf und wies überall herum mit der Hand, als wollte er sagen: Suchet Euch, wo Ihr's findet! Der Spaniol schlug ihm auf den Kopf, daß er taumelte und riß das Wandschränklein auf, darinnen die heilige Schrift lag oder vielmehr stand.

Als er nichts, als das heilige Buch fand, riß er es heraus und ob er wohl kein Wörtlein deutsch verstand, las er doch auf dem Titelblatte: Biblia und das verstand der gottlose Mensch, warf das heilige Buch auf die Erde und trat es mit Füßen. Als er aber sah, daß seine Gefährten das Linnen vom Bette zogen, eilte er hinaus, denn es pfiff gellend vom Wege herüber. Das mußte ihnen gelten, denn sie eilten fort. Der Müller hatte zwar eine Beule an der Stirne, aber er sagte tröstend: Es thut nichts. Die Müllerin drückte ein blau Tüchlein drauf und band ein Tuch drum, und der Müller sagte: Gottlob, es ist besser gegangen, als ich es dachte! Aber es wird das Letzte nicht sein. Dennoch war es wunderbarlicher Weise das Letzte, denn hernachmals ist kein Spaniol mehr in die Mühle gekommen.

Der Mann aber im Mühlenhof ist arg mitgenommen worden, denn sie fanden seinen Versteck, nahmen ihm Alles, was er hatte, und schlugen ihn auf den Tod. Da zeigte es sich dann wieder recht heilbringend, daß der Mahlknecht von seinem Simonsvetter auf dem Mühlchen zwischen Schlierbach und dem Wolfsbrunn hatte das Kräuterwesen und Laboriren gelernt, denn er machte dem Mühlenhofmann ein Pflaster, davon seine Wunden schnell heileten und brauete ihm einen Trank, der innerlich den Schaden, den er genommen, ebenfalls heilete, daß er bald wieder auf den Beinen war und seiner Arbeit im Acker warten konnte.

Des Morgens aber nach der Schreckensnacht in Manubach gingen die Spaniolen in den Glockenthurm,

da es sieben Uhr sein mochte, und läuteten mit den Glocken, und die armen Manubacher reckten oben in den Hecken auf dem Gipfel des Akelberges ihre Köpfe in die Höhe, was das bedeuten möge. Drunten in der Mühle aber horchte Einer mit Ach und Weh in dem Herzen auf den Glockenklang, der ihn nicht zum Hause Gottes rief, sondern den Eindringling. Und zur Kirche schritt der Dominikanerpater mit dem Kruzifix und blickte gleichgültig zu dem armen Moll, den sie etwas bei Seite gelegt hatten, und schritt an dem Gemordeten vorüber, dessen Herzwunde mit gestandenem Blute bedeckt war, nach der Kirche, und las seine Messe. Der Spaniolen Viele liefen zur Kirche, abgerechnet die, welche herumschnoberten nach heimlichen Verstecken, wie der Schweißhund nach dem Wilde. Als die Messe aus war, da rasselte die Trommel, und sie eilten Alle herbei, denn sie wußten, nun ging's an's Theilen der Beute. Die wurde denn aus dem Pfarrhäuslein unter die Linde geschleppt und allda in Häuflein gesondert, so viele ihrer waren und so gleich, als man sie machen konnte oder mochte. Waren aber zweie, da lag das Beste drauf und das war, wie man nach der Fabel sagt, der Löwentheil gedoppelt, denn die zwei Haufen waren für den Offizier und den Pater. Murrend nahmen die Kriegsleute ihren kleinen Theil und wollten nach den Häusern gehen, darinnen sie sich zu Herren gemacht, als Einer daher sprengte auf schnaubendem Rosse. Der brachte Befehl von dem General Spinola, daß sie eilends gen Rheindiebach kämen, da der Pfälzer, so mit fünf und zwanzig Mann in der Burg Fürsten-

berg lag, ſich nicht ergeben wolle. So iſt es denn an ein Packen und Eilen gegangen, daß des Hauptmanns und des Paters Beutehaufen blitzſchnell und um Namhaftes niedriger wurden im Vorbeilaufen der Spaniolen und ob ſie auch haderten — es war geſchehen und wer's gethan, während der Hauptmann und der Pater mit dem Boten redeten, wußte Keiner und verrieth's auch Keiner, weil Eine Hand die andere waſchet, auch bei Spitzbuben, und es da, freilich anders gemeint, zu heißen pflegt: Wie du mir, ſo ich dir — und abermals: Heute mir, morgen dir! — Als es nun endlich an's Abziehen ging, ſagte der Hauptmann zum Pater mit ſchalkigem Blicke: Ihr bleibet doch bei Eurer neuen Heerde, Hochwürdiger?

Der Pater aber antwortete raſch: Daß ich ein Narr wäre! Will lieber bei der alten bleiben, auch wenn ſie alle Spitzbuben ſind, wie wir's hier wieder erfahren, als daß ich hier meine Haut zu Markte trage; denn leichtlich möchten die Ketzer kommen und mich todtſchlagen! Ich gehe mit Euch! Aber, ſagte der Offizier, da drunten bei der Burg, in der der närriſche Pfälzer ſitzt, gibt's blutige Köpfe, wiſſet Ihr das? —

Weiß wohl, entgegnete der Pater — aber nur für Euch, denn mein Platz iſt der, wohin keine Gefahr dringet.

Und wenn's an die Beute gehet! ſagte der Hauptmann und wandte ſich ab.

Der Pater zuckte die Achſeln, nahm ſein dünn gewordenes Bündelein und trugs nach dem Pfarrhofe, wo er's ſogleich zuſammenband und etwas zwiſchen den

Zähnen murmelte, was nicht wie ein Segensſpruch klang. —

Bald darauf zogen ſie ab.

Als es nun im Dorfe ſo todtſtille geworden war, ſchlichen ſich hier und da die Kühnſten hinein. Das Neſt war leer, leider ganz leer, und da ſie denen, die in den Bergen waren, riefen, kamen die armen Geängſteten wieder in ihre ausgeleerte Wohnungen.

Plötzlich aber drang ein Schmerzſchrei gellend in's Dorf. Des Gemordeten Weib nnd Kind waren in Todesangſt um ihren Gatten und Vater nach ihrem Hauſe geeilt. Da lag der Todte in der Thüre, wohin ihn ein Spaniol geſchleppt hatte. Und als die Leute, ihr eigenes Leid vergeſſend, zu dem Hauſe eilten, von dannen der Schmerzſchrei erſchallet war, da fanden ſie Mutter nnd Kind in tiefem Schmerze über den Todten gebeugt, auf ihren Knieen liegend. Das ging Allen durch's Herz und die Thränen des lauterſten Mitleids floſſen aus Aller Augen.

Darum bemerkte es Keiner, daß ein Mahlknecht zu ihnen getreten war. Als aber die klangvolle Stimme ſprach: Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn! — da fuhren alle Köpfe herum, denn das war ja die liebe Stimme ihres Seelſorgers. Doch gar Manchem erging es zu dieſer Stunde faſt wie dem blinden Erzvater Iſaac, da er ſagte: Die Hände ſind Eſau's Hände, aber die Stimme iſt Jakob's Stimme. Bis ſie ſich von dem Erſtaunen

erholten und den Mann Gottes im unkenntlichen Kleide wiedererkannten.

Laſſet Euch mein Gewand nicht beirren, ſagte er, Ihr wiſſet Alle, was ich Euch geſagt. Und er trat zur Wittwe und Waiſe; zog ſie ſanft hinweg von der Leiche und tröſtete ſie herzlich mit dem Worte Gottes und ſagte zum Schluſſe wie der Herr geſprochen: Er wolle der Wittwen Mann und der Waiſen Vater ſeyn. Darauf wandte er ſich zu den Andern und ſagte: Liebe Brüder, laſſet uns bedenken, daß die, die ſolche Gräuel verübt, bald wieder kommen können, und den Leib bringen zu ſeiner Ruheſtatt, wie es uns verordnet iſt. Etliche gehen hin und zimmern ſchnell einen Sarg von etlichen Brettern, und andere graben ihm ein Grab, damit ich thun kann, was meines Amtes iſt, und was unſer heiliger Glaube heiſcht, ehe wir daran gehindert werden. —

Das Wort ihres getreuen Freundes war kaum geredet, ſo eilten ſie auch ſchon, es zu erfüllen und er nahm an die Eine Hand die Wittwe und an die andere Hand die verwaiſete Jungfrau und führte ſie mit troſtreichem Zuſpruche nach dem Pfarrhäuslein, wo es freilich nicht beſſer ausſah, denn überall im Dorfe.

Und er blieb bei den ſo ſchwer Getroffenen im Gebete und in troſtvollem Zuſpruch. Nach Verlauf weniger Stunden war ein Sarg fertig, das Grab gegraben und der Leichnam, in ein Laken geſchlagen, in den Sarg gelegt.

Läutet die Glocken! ſprach Tonſor, ging oben in das Haus und kam bald in ſeinem ſchwarzen Amtsrocke zu-

rück. Der Leichenzug ordnete sich. Tonsor führte Mutter und Kind hinter dem Sarge. Und als sie ihn unter vielen, vielen Thränen eingesenkt, da hielt er eine Leichenpredigt, wie wohl niemals wieder eine ist gehalten worden auf diesem Kirchhofe und als er ihn eingesegnet, da schlossen sie das Grab, beteten und kehrten heim in die verwüsteten Stätten ihres Hauses. Tonsor aber blieb bei den Leidtragenden bis an den Abend, und als er wieder in das Pfarrhaus als Diener des Herrn getreten war, schied er bald darauf wieder aus demselben als Mahlknecht und kehrte, gesegnet von Allen, zur Mühle heim.

VI.

Drunten bei der Burg Fürstenberg, oberhalb Rheindiebach, war die Belagerung indessen begonnen worden. Die Kanonen waren von Bacharach heraufgebracht und auf der Höhe über dem Dorfe und theilweise auf dem Berge hinter der Burg, so sich von dem Weiler Binzberg herabziehet, aufgestellt worden. Mit dem Beschießen der Burg war es dem Spinola nicht recht Ernst. Er sah ein, daß ein solch fest Schloß besser unversehrt in seine Hände käme, denn als zertrümmerter Schutthaufen, weil er daran eine gar feste Zuflucht und Stütze habe. Er hielt daher mit dem Beschießen inne und warf einstweilen Schanzen auf, um die in der Burg in rechten Schrecken zu jagen. Als nun die Schanzen fertig wa-

ren, ſchickte er noch einmal einen Trompeter hinauf und ließ dann dem Commandanten, ſo ein Herr von Riedeſel war, ſagen: Er ſähe doch wohl ein, daß er mit fünfundzwanzig Mann die Burg nicht halten könne, zumal an Entſatz nicht zu denken ſei, es ihm ja auch an Munition und Mundvorrath gebreche, wie er genau wiſſe; auch handle er redlicher gegen ſeinen geächteten Landesherrn, wenn er ihm die ſchöne Burg erhalte, denn daß er ſich unter ihren Trümmern begraben laſſe; er ſolle freien Abzug haben, wenn er in ſeine Anträge willige. — Der Kommandant ſah die Wahrheit wohl ein und ging auf die Vorſchläge ein. So wurde denn Alles feſt gemacht, und die Pfälzer zogen den Berg herab, um ſich in's Land am Neckar zu begeben. Als ſie aber im Dörflein Rheindiebach ankamen, wurden ſie entwaffnet und beraubt, und als der Commandant von Riedeſel Einwand machte, hohnlachten die Spanioten und ſagten, den Ketzern ſei man nicht ſchuldig, Treu und Glauben zu halten.

So wurden ſie denn als Gefangene gen Bacharach abgeführt und die Spanioten rückten in die Burg ein, wohin ſie den alten Pfarrer Juſtus von Bacharach und den Pfarrer von Steeg auch brachten.

Spinola hielt ſich etliche Tage in der Burg auf und ordnete die Beſatzungen der Dörfer; legte in jedes dreißig Mann zum Schutze der Dominikanermönche, welche als Pfarrherren eingeſetzt wurden, aber er gab Befehl, daß man ſäuberlich mit den Leuten verfahre, damit ſie nicht flüchteten; nur dann geſtattete er ſtrenges Einſchreiten, wenn die Ketzer widerſpännſtig würden und nicht wollten zur Meſſe gehen. — So ſind denn die

Spaniolen wieder gekommen gen Manubach mit dem dicken Pater Ambros, waren aber freundlich und manierlich und die Leute blieben da und thaten Alles, was ſie nur begehrten, um ſie bei guter Laune zu erhalten. Auch Pater Ambros redete ſüß und mildiglich; beſuchte die Leute in ihren Häuſern und ſuchte ſie abwendig zu machen von ihrem Glauben durch allerlei Vorſpiegelungen. Tonſor, der jeden Tag in's Dorf kam und unbeachtet ſein Eſelein vor ſich hertrieb, theils um Mehl in's Haus zu bringen, theils um Frucht in die Mühle zu holen, unterwies ſie, was ſie ihm antworten ſollten und hielt ſie wacker im Glauben.

Hätten die Spaniolen Acht gehabt, ſie hätten müſſen Etwas merken, denn die Bauern ließen niemals den Mahlknecht Mehl in's Haus tragen oder Frucht vom Speicher, ſondern thaten es allemal ſelbſt, was anſonſten nicht der Leute Art iſt, die da denken, lebſt du davon, ſo thu' auch die Arbeit! Aber ſie achteten's nicht. Als aber der Sonntag kam und Niemand in die Meſſe kam, als die Spaniolen, da lief das Zornköpflein des dicken Paters Ambros über. Er rief den Corporal zu ſich in den Pfarrſtuhl, ſo neben der Orgel ſtand, und befahl ihm, er und ſeine Soldaten ſollten nun kurz Federleſens mit den halsſtarrigen Ketzern machen und ſie mit flacher Klinge zur Meſſe treiben, wie ſie ſie fänden, ob in Sonntagskleidern oder nicht. Da ſind ſie denn plötzlich alle hinausgeſtürmt mit dem blanken Sarras in der Hand; ſind in die Häuſer gedrungen und haben Weib und Kind, Mann und Knecht mit der blanken Klinge traktirt, daß es eine Schande war, und weinend brach-

ten ſie die Weiber, Mädchen und Kinder zur Kirche und ſtießen ſie hinein und zähneknirſchend folgten die Männer, die ſich alle Gewalt anthaten, nicht zuzugreifen und die „Spaniſchen Molche“ zum Dorfe hinaus zu jagen, ſammt dem Unholde, dem Pater Ambros. Tonſor hatte ihnen aber auf's Herz gebunden, lieber der Gewalt Folge zu leiſten, als ſie mit Gewalt abzutreiben, was ja doch nur zu ihrem Elende und Jammer ausſchlagen könne; den Leib, hatte er geſagt, könnten ſie wohl zwingen, nicht aber die Seele, die mit ihrem heiligen Glauben über der menſchlichen Macht ſtehe.

So iſt es denn eine Andacht geweſen, daß ſich Gott erbarme; aber der Pater Ambros dachte: Sind ſie nur da; was ſie denken, iſt mir Einerlei!

Aber als der Abend ſich auf das Thal ſenkte und die Spanioten entweder tanzten oder berauſcht ihr Lager geſucht hatten, ſchlichen die Leute hinter den Häuſern her in das weite Kelterhaus des Rathsbürgermeiſters Kolb, das hinter dem Hauſe lag und drum herum ſtanden mächtige Nußbäume, die ihre Aeſte bis zur Erde ſenkten unter der Laſt ihrer faſt reifen Nüſſe, alſo, daß nur Einer der ganz nahe war, es ſehen konnte. Dort ſtand ein Tiſch und darauf lag das heilige Buch und hinter dem Tiſche ſtand — der Mahlknecht aus der Mühle in ſeinem mehlſtaubigen, armen Kleide; aber als er ſeinen Mund aufthat, um der gläubigen Gemeinde das Wort vom Kreuze Chriſti zu verkündigen und ſeine Rede bald war wie der Thau von Hermon erquickend und erfriſchend; bald wie ein Hammer der Felſen zerſchmeißt, zur Buße und Heiligung mahnend und die

Nal und Damajanti,

in Umriſſen entworfen von **J. J. Jung.**

Quer Folio.

Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Chriſtofero Colombo.

Geſchichtsdrama in 3 Theilen. 8.

Rthlr. 3. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Kaiſer Heinrich IV.

Drama in zwei Theilen. 12.

Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Heinrich Zſchokke.

Feldblumen.

Eine andere Selbſtſchau in poetiſchen Gedenkblümlein.

Nach des Verfaſſers Tod herausgegeben von der Familie.

12. In Sarſenet gebunden mit Goldſchnitt.

Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Georg Büchner.

Nachgelaſſene Schriften,

enthaltend: Büchner's Biographie — Danton's Tod. Ein Drama — Leonce und Lena. Ein Luſtſpiel — Lenz. Ein Novellenfragment — Briefe — Literariſcher Nachlaß. 12.

Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Gewissen erschütternd; bald wie der Balsam aus Gilead, tröstend und heilend die wunden Herzen; als Alle an dem beredten Munde mit ihren Augen hingen und jedes Wort verschlangen, was über die reichbegabte Lippe glitt, da konnte man wohl sehen, daß da Einer stand, der den innern heiligen Beruf und die Weihe des heiligen Geistes hatte, und daß dieß Wort, geschöpft aus dem unversiegbaren Brunnquell des göttlichen Wortes, ein ehrner Damm war, dawider der Pater Ambros nichts vermochte, ein Damm, den die Pforten der Hölle nicht zerstören konnten. Und als der Segen des Herrn auf Allen ruhete, gingen sie neu gestärkt, neu belebt von dannen, aber die Gestalten glitten durch das Dunkel der Nacht dahin, ohne daß Einer der Spaniolen es hätte mögen ahnen, was an dem einsamen Orte dahinten geschehen war.

Ebenso hielt es Tonsor in Ober- und Rheindiebach und droben in dem Weiler Winzberg. Sein Wirkungskreis aber erweiterte sich mit jedem Tage und die Verkappung im Mahlknechtsgewande reichte da immer aus, wo andere Mühlen in der Nähe waren. Da kamen die Bittenden von Steeg, Breitscheid, Bacharach und den kleinen Dörfern, die oben auf dem Gebirge lagen. In diesen hielten sich keine Spanier auf und um so leichter wurde es, dort dem Herrn zu dienen im Geiste und in der Wahrheit. Da blieb denn keine Wahl mehr. Wie es Johannes Scherer oder wie er sich genannt: Tonsor, von seinem getreuen Simonsvetter im Mühlchen am Wolfsbrunn und noch später im Hause seiner zweiten Heimat, in dem des Kaufmanns Meyer gelernt, so be-

gann er die Kräuter zu ſuchen auf den Gipfeln der Berge und im tiefen Thale, am ſprudelnden Quell und plätſchernden Bache und auf dem kahlen, ſonnerwärmten Felſen und trug ſie heim in die Mühle und braute Tränke für allerlei menſchlich Weh und Gepreſte; Pflaſter für alte Schäden und neue Wunden und Thee gegen mancherlei Umſtände; ebenſo den köſtlichen Theriak, der um ſo mehr geſucht wurde, als die, ſo ihn früher brachten, aus den fernen Landen, wo die Donau fließt und der Türke grenzt, oder aus den Bergen, ſo mit ihren Schneegipfeln gen Italien ſchauen, der Kriegsläufte wegen ſich ferne hielten von den Ufern des Rheines, ſeinen Bergen und Thälern. Und als er Vorräthe aller Art hatte, da zog er ein knappanliegendes ledernes Beinkleid an und ein weites, dunkles Wamms; ſetzte auf ſein reiches, braunes Lockenhaar einen breitkrempigen, alten Hut, nahm einen mächtigen Stock vom Holzapfelbaume, hing ſeinen Arzneikaſten auf den Rücken, der einen doppelten Boden hatte und unten den Kelch des Herrn barg, und wanderte in freudigem Gottvertrauen hinaus in die Berge und Thäler am Rheine.

Der Laborant und Kräutermann jener Tage war ein Doctor und Apotheker zugleich, und wiederum für Menſchen und Thiere zugleich. Beides hatte der treue Simon geübt, ſein Oheim, oder wie das Volk im Süden Deutſchlands häufig zu ſagen pflegt: Vetter, und von ihm hatte Tenſor viel gelernt. Er kannte die Kräfte der Kräuter und Wurzeln und das reichte weithin aus für die Heilkunſt jener Zeiten, wo die größere Einfachheit des Lebens auch das Gepreſte einfacher erſcheinen ließ und die

Heilkunſt ein leichter Stücklein war, als in ſpätern Tagen. —

Als nun der junge, blühende Kräutermann zum erſtenmale über die Berge ſchritt, um, an den Mauern des Schloſſes Stahleck vorüber, nach dem Thale Steeg zu wandern, wo drei Taufen ſeiner harrten und viele Kranken, welche ſehnlich die Labe Chriſti zu empfangen begehrten, und ganz nahe hinter den Mauern über den Rand des Burggrabens wegſchreiten wollte, vertrat ihm urplötzlich ein Spaniol den Weg, der athemlos ſich gelaufen hatte, ihm vorzukommen und das Fürbaßſchreiten abzuſchneiden.

Auf ſeinen wälſchen Ausruf, den man nun ſchon hier zu Lande kennen und verſtehen gelernt hatte, ſtehet der Kräutermann ſtille. Er nahet ſich ihm und deutet, da ſeine Rede der Kräutermann nicht verſtehet, nach dem Schloſſe Stahleck und bedeutet ihm, vor ihm herzuſchreiten. Dachte der nichts Anderes, als, da iſt Verrath geſchehen und dein ſtilles Wirken für die Getreuen im Lande iſt angekommen an ſeiner Grenzmarke, die im Kerker auf Stahleck ſein wird! Das fiel alſobald wie eine Zentnerlaſt auf ſein Herz. Das Fleiſch wollte rathen: Spring über den Fels hinab, du biſt ja flink, wie ein Reh, und entfliehe der Gefahr! Aber der Geiſt ſagte: Dulde, der welcher dich berufen und bis heute behütet hat, wird dich auch jetzt nicht verlaſſen und verſäumen, wo du nicht das Deine ſuchest und nur bauen willſt an ſeinem heiligen Reiche und gründen und befeſtigen die Seelen im allerheiligſten Glauben. Sein Arm iſt ja nicht verkürzt, ſeine Liebe nicht erſchöpft,

ſeine Gnade nicht verarmt! Und wie ſo der Geiſt in ihm ſprach, war es ihm, als ſagte eine wunderbare Stimme: Wehe dem Manne, der Fleiſch für ſeinen Arm hält! Und er erſchrack in ſich, daß er einen Augenblick dem Fleiſche Gehör gegeben und flehte inbrünſtig um Vergebung und ſchritt ſo muthig und rüſtig des Schloſſes Pforte zu, daß ſchier der kleine, braune Spaniol nicht folgen konnte, und war doch ein Gallego oder aus dem Berglande Gallizien, allwo ſie auch Berge kennen und Berggehen lernen von Jugend auf. Der rufet als hinter ihm drein auf ſpaniſch: Langſam! Langſam! Aber der Kräutermann verſteht's nicht und ſchreitet aus, als ob's nicht mehr gut ausſchreiten wäre, daß der Gallego „Caracho!" fluchet und ſich hinter ihm drein macht, ſo gut es geht.

Als er in den Burghof hinein tritt, ſiehet er gleich daß es nicht abgeſehen iſt auf ſeine Gefangennehmung und danket dem Herrn in ſeinem Herzen und bittet ihm ab ſeinen fleiſchlichen Kleinmuth; denn ein Pater kommet ihm entgegen und redet ihn deutſch an: Biſt du ein Kräutermann, wie ich vermuthet, als ich dich über die Felſen ſchreiten geſehen?

Ja, ſagte feſt der junge Tonſor.

Kannſt du heilen alte Wunden? fragt der Pater weiter.

Nun, ſagt drauf der Kräutermann und ſiehet dem Mönch feſt in das Auge: Das kann nur der Allmächtige im Himmel, der ſeinen Segen leget auf menſchliches Thun! Darum müſſen wir beten und das Unſre thun, dann glauben und harren bis die Hülfe kommt.

Du redeſt wahr, ſagte der Pater, wenn's auch ein Bischen ſchmecket nach Prädikantenkoſt; aber Du haſt recht und Dein fromm Gemüth gefällt mir baß. Drinnen liegt der Capitain-Lieutenant Bedrangle, welcher hier kommandiret und der hat manche Schlacht mitgekämpft und Manches davon getragen, was unlieb iſt und allemal wiederkehret von Zeit zu Zeit. So ſitzet ihm eine vermaledeite Geuſenkugel im Beine.

Hat ſie ihm denn der Feldſcheerer nicht herausgeſchnitten? fragte der Kräutermann. Die können's ja doch! —

Nein, war des Paters Antwort. Sie hat ſich vielmehr geſenkt und ſitzt nun zwiſchen Haut und Fleiſch und muß herausſchwären. Das machet dem tapfern Kriegsmanne Höllenpein. Das iſt's aber nicht allein. Eine alte Wunde iſt ihm aufgebrochen am andern Beine und will nicht heilen, und das iſt faſt mehr denn das Erſte.

Mit Gottes Hülfe will ich's verſuchen; führet mich zu ihm, ſagte Tonſor mit großer Entſchiedenheit.

Das iſt ein trockner Burſche, murmelte der Pater, ſo aus Cöln am Rheine war. Wenn's ihm nur glücket! Muth genug hat er ſchon!

Item — mochte der Mönch brummeln in ſeinen Bart, der junge, rüſtige Kräutermann ſchritt ohne umzuſchauen fürbaß, bis ihn der Mönch am Kamiſol faßte und ſagte: Hier geht's herein! Der machte nun die Thüre auf und auf einem Ruhebette lag Einer, der ausſah, als wollte er Alle aufzehren, die ihm nahe kämen. Es war ſo ein rechter, alter Soldat, vernarbt

und zerfetzt von Hieb, Kugel und Stich. Er ſchoß einen Blick auf den Pater, der keinen Segen in ſich ſchloß und rief ärgerlich: Was bringet Ihr da wieder für einen Landſtreicher?

Einen rechten, ſagte der Vater lächelnd. So Einen, der im Lande umher gehet, zu heilen.

Jetzt ſah ihn der Leidende anders an, zumal Tonſor nicht ängſtlich drein ſah und der Gewaltige ihn nicht ſchreckte. Der Capitain-Lieutenant Bedrangle ſprach deutſch, doch eigentlich plattdeutſch, ſo etwas flämiſch bei ſich hatte, denn er ſtammte aus dem flämiſchen Lande da drunten bei Gent herum.

Er richtete ſich mit einigem Geſichtszucken auf und fragte: Kannſt Du heilen? — Tonſor ſagte: Wenn der, der da allein heilet, mir Segen gibt: Ja! — Bei dem Worte flog's über das vernarbte Kriegsmannsgeſicht, wie wenn der Wind eine dunkle Wolke vor die Sonne jagt. Bleib mir mit ſolchen Redensarten vom Leibe! rief er. Kannſt Du heilen?

Nun, Euch nicht! ſagte Tonſor mit großer Ruhe und feſtem Worte.

Warum nicht? donnerte der Kriegsmann.

Weil Ihr die Hülfe nicht bei dem Herrn ſuchet, der allein heilen kann, ſondern bei Menſchen!

In andrer Zeit vielleicht hätte der Kriegsmann ſolche kecke Rede mit ein paar Tagen ohne Sonne und mit Waſſer und Brot beantwortet, das heißt zu deutſch: im Kerker den Kecken büßen laſſen, und dem Pater wurde es ſo unheimlich, daß er dem Kräutermanne den Ellenbogen in die Rippen ſtieß und leiſe ſagte: Sachte,

sonst geht's übel! Der Kriegsmann sah es aber und hörte das geflüsterte Wort. Pater Oliverius, sagte er, lasset Euern Ellenbogen aus des Kräutermanns Seite und Euer Geflüster dazu. Er gefällt mir! Und er sagte zu diesem: Du magst recht haben und ich will Dir glauben!

Mir nicht! rief Tonsor, dem der Bekenntnißmuth wuchs; mir nicht, denn ich bin ein armer, sündiger Mensch, sondern dem Herrn müsset Ihr glauben, der da sagt: Bittet, so wird Euch gegeben; suchet, so werdet Ihr finden; klopfet an, so wird Euch aufgethan!

Aha! rief der Kriegsmann, da hab ich ja ein Stück von einem ketzerischen Prädikanten! — Doch, was kümmert's mich. Bete Du für mich und sieh meine Wunde an!

Das will ich, sagte Tonsor, kniete nieder und betete laut um Gnade, Segen und Hülfe; um Erleuchtung und Gnade für den Sünder und Heil und Seligkeit für Alle! —

Anfänglich hatten der Pater und der Kriegsmann ganz betroffen auf den jungen Kräutermann geblickt und wußten nicht recht, sollten sie sich ärgern oder beistimmen, aber als dieß Gebet mit bewältigender Macht über die Lippen quoll — da falteten Beide unwillkürlich ihre Hände und als endlich der Betende das apostolische Glaubenskenntniß sprach, da bog der Pater sein Knie auch und dem Kriegsmann war's, wie wenn er die Glockentöne der Heimath hörte. Es durchschauerte ihn mit wunderbarer Gewalt. Und als nun Tonsor Amen gesagt und aufstand, blickten der Pater und Bedrangle sich an, als

wollten ſie ein wunderſam geiſtig Zwiegeſpräch halten, dazu Mund und Wort nicht nöthig iſt.

Nun denn mit des Herrn Hülfe! ſagte Tonſor, ſtellte ſeinen Kaſten ab und trat zum Bette. Und ſchweigend zeigte ihm der Leidende den Fuß, da die Kugel ſteckte. Einen Augenblick zauderte Tonſor, denn nie hatte er eine wundärztliche That dieſer Art gethan; aber es war, als ſpräche wieder jene wunderbare Stimme: Nimm dein Meſſerlein und ſchneide! Und raſch zog er's heraus, ſchnitt ein Kreuz hinein und als der Leidende vor Schmerz murkte — fiel die Kugel zur Erde. Raſch hob ſie Tonſor auf und reichte ſie ihm mit den Worten: Sehet, der Herr hilft! — Bedrangle nahm ſie in ſeine Hand und ſagte: „Menſch, Du verſtehſt Dein Handwerk! Mir iſt's, als wär' ich einer großen Laſt ledig. Das blutet aber verwettert da unten! Thut nichts! antwortete der feſten Wortes; ging an ſeinen Kaſten, nahm Leinwandfäden heraus, goß aus einem Fläſchlein Balſam darauf; legte ſolches in die Wunde und verband ſie. Das iſt Eins, wo wird bald geheilt ſein, ſo Ihr mit mir betet, ſagte Tonſor. Wo iſt der andere Schaden?

Die friſche, glaubensfreudige, geſchickte Weiſe des ganzen Mannes flößte dem Kriegsmann eine wunderbare Zuverſicht zu ihm ein.

Hier, ſagte er, und zeigte ihm das andere Bein. Da ſah es übel aus.

Laſſet mir lauwarme Milch machen! ſprach er zum Pater, denn die Wunde muß erſt rein werden! Der Pater, der ſonſt ſelber zu befehlen gewohnt war, gehorchte williglich. Während der Zeit, bis die Milch kam,

legte Tonsor aus seinem Kasten Alles, dessen er bedurfte, zurecht, und als ein Diener die Milch brachte, reinigte er die Wunde, legte sein Pflaster darauf, verband sie und sagte dann: Nun ist mein Werk mit Gottes Hülfe gethan, der Herr wolle seinen Segen weiter geben!

Da faßte der Kriegsmann seine Hand und sagte: Mensch, Dich hat mir Gott gesendet. Mir ist so wohl, als wär ich schon geheilt und Du hast erst angefangen!

Nicht ich, sprach feierlich Tonsor. Das ist der Herr, der half. Ihr sehet, was der Glaube thut. Betet um ihn! Denkt nur an den Hauptmann von Capernaum.

Was war das für Einer? fragte Bedrangle; ich habe von dem noch nichts gehört.

So will ich's Euch erzählen, sagte Tonsor und setzte sich hin und erzählte ihm die heilige Geschichte mit den Worten der heiligen Schrift. Er hörte mit Andacht zu. Macht's ebenso! schloß er. Bedrangle sann erst nach, und Tonsor überließ ihn gerne seinen Gedanken, und packte seine Sachen ein, hing den Kasten um und griff nach Hut und Stock.

Willst Du fort? fragte aus seinem Bedenken dessen, was er gehört, der Kriegsmann.

Ich muß, denn es sind der Leidenden Viele, die mich erwarten! sagte Tonsor.

Halt, rief Bedrangle, Du sollst erst einen Frühtrunk nehmen! Danke, ich trinke nur Wasser! versetzte darauf Tonsor. Bedrangle schüttelte den Kopf; Du bist ein seltsamer Kauz! sagte er. Kommst Du bald wieder?

Morgen! erwiederte Tonsor. Wenn —

Nun — wenn? fragte der Andere.

Wenn Eure Spaniolen mich unangefochten ziehen lassen?

Wart! rief Bedrangle, legte zwei Finger auf die Lippe und pfiff, daß es durch Mark und Beine ging. Dem heraneilenden Spaniolen sagt er: Der Schreiber solle kommen mit Schreibzeug und Siegel.

Alsbald kam Einer, den sie Escribano nannten auf Spanisch, was auf Deutsch: Schreiber heißt. Er mußte sich setzen und der Kapitain-Lieutenant diktirte ihm auf Spanisch einen Geleitsbrief für den Kräutermann Johannes, wie sich Tonsor nannte, der ihm gestattete zu gehen bei Tag und Nacht, wohin er wolle und allen Soldaten und Offizieren befahl, ihn unangefochten zu lassen. Den Frei- und Geleitsbrief unterschrieb und besiegelte Bedrangle und mit herzlichem Danken schied der Kräutermann und war bald aus dem Beringe der Burg Stahleck.

Wie pochte ihm das Herz frohlockend in der Brust; denn nun war errungen, was er nie zu hoffen gewagt! Nun war er sicher und frei; konnte hingehen, wohin er wollte und es zeigten sich wieder die unbegreiflichen Wege und unerforschlichen Rathschlüsse Gottes recht sichtbarlich, die dieß ihn anfänglich so beängstigende Ereigniß dazu erwählt hätte, ihm freie Bahn zu machen, die Brüder in dem Herrn zu stärken, zu erquicken und zu trösten. Zwar fiel es ihm recht schwer auf's Herz, daß er so kecklich die Kugel herausgeschnitten, da er doch der Adern Lauf nicht kannte, aber er schaute auch mit des Geistes Auge, wie Gott seine Hand unsichtbar gelenkt und geleitet. Es drängte ihn, ein Plätzlein zu suchen, allwo

Erste Gesammtausgabe von

Clemens Brentano's Werken.

(Verfasser von A. K. Emmerich's bittern Leiden. — Gockel, Hinkel und Gackeleia ꝛc.)

Prachtausgabe

in sieben Bänden

mit dem Portrait des Verfassers.

Preis: Rthlr. 9. 10 Sgr. oder fl. 16. 20 kr.

PROSPECT.

Einzelne Bände werden nicht abgegeben. Der Inhalt der einzelnen Bände ist:

Erster Band: Geistliche Gedichte. (Lieder — Legenden — Die sonntäglichen Evangelien — Vermischte Gedichte.) Mit dem Portrait des Verfassers.

Zweiter Band: Weltliche Gedichte. (Vaterland — Liebe — Bilder — Gelegenheit.)

Dritter Band: Romanzen vom Rosenkranz.

Vierter Band: Kleine Schriften. (Chronika eines fahrenden Schülers — Tagebuch der Ahnfrau — Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl — Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter — Die drei Nüsse — Leben der Anna Katharina Emmerich — Bilder und Gespräche aus Paris — Vermischte Aufsätze — Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix.)

Fünfter Band: Kleine Schriften. Fortsetzung. (Gockel, Hinkel und Gackeleia — Die Rose, ein Märchen — Fragment aus Godwi — Geschichte Bog's — Der Philister — Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters ꝛc.)

Sechster Band: Die Gründung Prags, ein historisch-romantisches Drama.

Siebenter Band: Comödien. (Ponce de Leon, ein Lustspiel — Die lustigen Musikanten, ein Singspiel — Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte, ein klingendes Spiel — Am Rhein, am Rhein! Ein Festspiel.)

er dem Herrn danken könne, ſo recht aus Herzensgrunde. Und wie er abwärts den Fußpfad in's Thal gen Nauheim ſchreitet, dürſtet ihn und er hört das köſtliche Mönchrinnlein plätſchern und wendet ſich dorthin.

Solchen Namen trägt, ſeit ein Kloſter in unvordenklicher Zeit hier geſtanden, ein Brünnlein am Berge, hinter dem Mühlenteich, der das Waſſer des tiefer fließenden Münzbaches zur Nauheimer Mühle lenket; dieß Brünnlein iſt ſeines köſtlichen Waſſers wegen berühmt, und in einem Halbkreiſe hoch und feſt in dem Berghang gemauert und aus einer eiſernen Röhre rinnet die kryſtallhelle Fluth zu der Menſchen Erquickung. Ueber die Mauer herüber und rings neben herum ranket Epheu und dichtes Gebüſch und mancherlei Schlinggewächſe, wie es den feuchten, der Sonne entzogenen kühlen Ort liebet. Dorthin lenkte der plätſchernde Quell des Wandersmannes Schritte; aber hier, wo es ſo ſtill und heimlich iſt, hier ſinket er nieder auf ſeine Knie und bekennet mit Weh im Herzen ſeinen fleiſchlichen Kleinmuth, und preiſet und danket aus der Fülle ſeines Herzens dem Allmächtigen, der ihn erweckt, geſtärkt, belebt, zu bekennen ſeinen Namen vor den Widerſagern und ſeine Hand gelenkt und ihm den freien Geleitsbrief erwirket.

Mit Friede und Freude im Herzen lenket er nun ſeine Schritte gen Steeg, wohin er Anfangs ſchon gewollt, Troſt und Erquickung zu bringen Denen, die darnach heiß verlangten. Und er blieb in Steeg dieſe Nacht und hielt den gläubigen Seelen Predigt und Ge-

bet und reichte ihnen das Mahl des Herrn in einem weiten Keller und keine Seele draußen ahnte es.

VII.

Der Argwohn iſt ein im Finſtern ſchleichendes, giftiges Gewürm, das ſich in eine Menſchenſeele hineinſchleichet und ſich darin feſtſetzet und ihm nicht Raſt und Ruhe läßt, bis es vermeinet klar zu ſehen in Dem, welchem der Argwohn ſich zuwendet. Darnach aber erſt wächſt das giftige Gewürm und verfolget Den, welchem es den Schleier weggezogen zu haben vermeint oder wirklich weggezogen hat vom Angeſichte. — Solch ein giftig Gewürm war in die Bruſt des Paters Oliverius hineingezogen, als der Kräutermann im Gemache des Commandanten von Stahleck ſo wunderbarlich kräftig gebetet und bekannt hatte, daß es ihm ſelber durch die Seele gegangen war. Er war zuletzt weggegangen, weil es ihm ganz reumüthig geworden war auf ſolch erwecklich Gebet. Wer iſt doch der Menſch, der alſo begabt iſt mit der Rede, wie mir in meinen Lebenstagen kein Zweiter begegnet iſt? fragte er ſich da. Ein Kräutermann und Laborant? — Nein! Das ſind meiſt rauhhaarige, widerborſtige, ungläubige Geſellen, die den Wein mehr lieben und das Geld, als Waſſer und der Brüder Wohl! — Er ſchüttelte den Kopf, von allerlei Zweifeln gefoltert. Sollt er ein verkappter ketzeriſcher Prädikant ſein, der ſeine Glaubensgenoſſen ſtärkt? — Richtig; ich glaub', ich hab's. Pater Oliverius war

ein Benediktinermönch und Keiner von denen, die da lieben, Ketzer bei lebendigem Leibe brennen zu ſehen, wie man einſt den Johannes Huß verbrannt hatte droben am Bodenſee, in der Stadt, welche Koſtnitz oder Konſtanz heißet. Er war ein dicker Mann, und Leute, die viel Fleiſch und Speck an ihrem Leibe herumtragen, ſind bequeme Leute, die nicht lieben aufgeregt zu werden von allerlei Leidenſchaft und Begier, auch nicht viel Arbeit, ſei ſie leiblich oder geiſtig, ſuchen. Dabei hatte er ein gläubig Gemüth und ein mildes, gutes Herz. Nichtsdeſtoweniger aber war er geſandt, die Ketzer katholiſch zu machen und wenn es ihm hätte gelingen mögen, einen Prädikanten zu bekehren, ſo wäre das ein Werk geweſen, das ihn nicht nur hochgeſtellt vor ſeinen geiſtlichen Oberen und die Thür geweſen wäre zu einem Abtsſtuhle, ſondern werth einer himmliſchen Krone, nach ſeines Glaubens Lehre.

Ganz entzündet von dem Gedanken, lief er, ſo ſchnell es ſeine Fettleibigkeit geſtatten mochte, wieder hinüber in das Gemach, da er den Kräutermann noch bei dem Leidenden zu finden hoffte. Das war ein falſch Rechnenexempel; denn der Geſuchte kniete ſchon drunten am Mönchrinnlein im heißen Gebete, als er eintrat. Da er ihn nun nicht mehr fand, machte er ein ſauer Geſicht, der Leidende dagegen ein ungewöhnlich heiteres. Hat das Frühtränklein nicht geſchmeckt? fragte lachend der Kranke den Pater.

Iſt keine Thräne in meine Gurgel gekommen! verſicherte Oliverius, weil ganz Anderes meine Seele beſchäftigt hat.

Wundert mich, ſagte der Andere. Seid doch ſonſt kein Verächter der Gottesgabe, wie Ihr zu ſagen pfleget, die golden im Becher perlt.

Mir liegt Wichtigeres auf dem Herzen, fuhr Oliverius fort. Wofür haltet Ihr den Kräutermann?

Für einen prächtigen Menſchen; für Einen, wie ich ihn brauche; für eine fromme Ketzerſeele.

Haltet ein! rief Oliverius. Fromme Ketzerſeelen gibt's nicht; fromm kann nur ein katholiſcher Chriſt ſein — der Ketzer iſt gottlos und verdammt!

Bleibt mir Ein für allemal mit Euern Geſchichten vom Leibe! ſprach mit bedenklichem Stirnrunzeln der Kriegsmann. Ich haſſe die Ketzerriecherei. Ich glaube, daß alle die heiligen Brüder Dominikaner und Benediktiner am Ende in Betreff der Ketzerei nicht ſauber ſind. In Summa: Ein Gebet, wie es der Kräutermann geſprochen hat, iſt mehr werth, als alle Eure Litaneien!

Das iſt's ja eben, was mich auf die Spur bringt — ſprach Oliverius etwas kleinlaut. Und Ihr ſolltet mir helfen.

Auf welche Spur? donnerte Bedrangle und richtete ſich auf. Hat Eure feine Naſe etwas gefunden? Heraus damit, daß ich klar ſehe, wo das Ding hinaus will!

So will ich's kurz machen, ſagte Pater Oliverius, ich halte den Kräutermann für einen Prädikanten, der unter dieſer Hülle uns entgegen wirket!

Und wiſſet Ihr, wofür ich Euch halte? rief krebsroth anlaufend mit zornſprechendem Auge der Kriegsmann. Für einen Narren, um's kurz zu machen. Ich

ſag' Euch, fuhr er dann donnernd fort, waget Ihr es, dem Kräutermann Etwas in den Weg zu legen oder ihn nur mit Euern Redensarten zu beläſtigen, ſo ſetz' ich Euch bei Waſſer und Brot nach Fürſtenberg zu dem alten Ketzer Inſelius. Da möget Ihr Euch denn ſo lange herum beißen, wie zwei Ratten in einer Falle, bis Eine obſiegt und die Andere verſpeiſt! Nun merkt's Euch wohl! —

Der Pater Oliverius zitterte an Leib und Seele, denn er kannte den, der alſo drohete. Dieſer war ein zwar im Grunde ſeines Weſens gutmüthiger, aber ſehr roher und wilder Mann, der, aufgewachſen im rauhen und wilden Kriegsleben, nicht viel wußte von Schonung und Milde. Er war vollkommen dazu angethan, das wahr zu machen, was er ſagte. Damit waren nun freilich für's Erſte des Paters Schritte gehemmt und ſeine Hände gelähmt; allein deſto tiefer ſenkte ſich der Stachel in die Seele und er erwog deſto reiflicher, wie er es anfangen müſſe, den Kräutermann einmal allein zu kriegen.

Er ging daher am andern Morgen auf den Fußpfad gen Steeg und hatte bald die Freude, ſeinen Mann in raſchen und geſtreckten Schritten nahen zu ſehen.

Als der Kräutermann den Pater Oliverius ſah, begrüßte er ihn mit dem chriſtlichen Gruße: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! In Ewigkeit! antwortete der Pater und wurde wieder zweifelhaft, weil er meinte, ſo könne kein Ketzer grüßen. Nachdem er Tonſor's Fragen nach dem Leidenden beantwortet, ſuchte er auf allerlei Um-

wegen dahinter zu kommen, ob ſeine Meinung richtig ſei; aber der Kräutermann antwortete ihm anſcheinend ſehr unbefangen, aber ſo fein und klug, daß es mehr denn einmal dem Pater vorkommen wollte, entweder rede der Kräutermann die volle Wahrheit, oder er hänſele ihn über die Maßen. Doch konnte er der Wahrheit nicht auf den Grund kommen und wußte nicht einmal recht, wie es gegangen, daß er bisweilen ganz den Faden des Geſpräches verloren, den er ſich doch im Voraus ſo fein als möglich glaubte ausgeſponnen zu haben.

Endlich erreichten ſie das Burgthor, wo ihn der Pater vor ließ; denn er erkannte wohl, daß Bedrangle, wenn er merkte, daß er dem Kräutermanne zugeſetzt habe, über ihn herfahre und fähig war, im Zorne das wahr zu machen, was er ihm gedrohet.

Zum Glücke vergaß der Kriegsmann über der Freude, ſeinen Arzt wieder zu ſehen, den Pater völlig und ſo blieb denn deſſen Thun ihm unbekannt.

Nachdem Tonſor die Wunden unterſucht, ſie ſehr erfreulich im Heilen begriffen gefunden und verbunden hatte, betete er wieder um die Hülfe und den Segen Gottes und Bedrangle betete unwillkührlich und tief ergriffen mit. Darauf wollte Tonſor gehen, aber der Kriegsmann litt es nicht.

Setzet Euch nur Einen Augenblick, bat er. Nicht wahr, fragte er dann, Ihr ſeid ein Proteſtant?

Gewißlich und von ganzem Herzen, entgegnete Tonſor.

Hm! Hm! war Bedrangle's Aeußerung. Ihr sagt das ohne alle Furcht?

Warum sollt' ich mich fürchten? fragte Tonsor.

Da habt Ihr Recht. Vor mir gewiß nicht; aber hütet Euch vor den Kuttenträgern. Oliverius ist Einer der Besten, aber er hat's hinter den Ohren. Sagt, wo habt Ihr das Laboriren gelernt? —

In Heidelberg.

Frühe?

Von Kindesbeinen an!

Ha! Ha! Ha! lachte Bedrangle. Der Oliverius hält Euch für einen verkappten Prädikanten. Nun seh' ich, daß ich Recht hatte, als ich ihn einen Narren hieß. Wann kommt Ihr wieder?

Ob es gleich Tonsor nicht um's Lachen war, als er die Worte vernahm, die ihm genau zeigten, wohin die Fragen des Pater Oliverius gezielt hatten, so lachte er doch mit und sagte: Lasset dem guten Pater seine Meinung. Es schadet nichts! Ich komme nun erst Uebermorgen.

Was! rief Bedrangle. Da seid Ihr irre, daß Euch das nicht schaden könne. Der kann Euch das Leben versalzen und Euer Umherziehen hemmen.

Ich habe ja Euern Geleitbrief? —

Wahr; aber der General steht über mir und steckt er sich hinter den, so ist es um Euer Verdienst gethan, ja mehr noch, Ihr werdet hinter Schloß und Riegel gesetzt, wie der arme alte Inselius.

Der arme Mann! sagte Tonsor, sich selbst vergessend.

Nun, Ihr irret Meiſter Johannes, wenn Ihr glaubet, es ginge ihm ſchlimm. Dafür hab' ich geſorgt, daß ich dieſen Dominikanern, die ich gründlich haſſe, nicht das Vergnügen mache, ihn zu quälen. Er hat's lange gut. Das könnt Ihr glauben, aber haltet reinen Mund! Wollet Ihr ihn einmal beſuchen, ſo ſagt's mir.

Ach! wenn ich das dürfte!

Gehet in dieſen Tagen hin, ich will's dem Commandanten zu wiſſen thun, daß Ihr kommt nach ſeiner Geſundheit zu forſchen.

Damit drückte er dem Hocherfreuten die Hand und dieſer ſchritt wieder zum Thore hinaus, dießmal aber hinab in die Stadt, wo er ſeine Glaubensgenoſſen, beſonders die Leidenden und Kranken alle beſuchen wollte.

Mit dem Widerſpruche pflegt es manchmal grade ſo zu gehen, wie mit dem Wehen des Windes. Er macht ſolche Pflanzen, die er häufig faßt, nur tiefer wurzeln. — Grade ſo gings dem Pater Oliverius, den der Capitain-Lieutenant Bedrangle nur hänſelte und neckte mit dem Kräutermann. Hätte Bedrangle ihn in Ruhe gelaſſen, er würde ſeine Meinung ganz haben fallen laſſen, während er nun im Forſchen eifriger wurde.

So ging er denn am Nachmittage deſſelben Tages zu dem alten Saalſchultheiß Rima in Bacharach. Und als er mit dem alten Cölner bei perlendem Weine ſaß, fragte er ihn nach den Prädikanten in der Nähe und wo ſie ſich wohl möchten hingewendet haben. Der Saalſchultheiß kannte die Pfarrer alle, nannte und beſchrieb ſie ihm, wußte aber natürlich nicht, wohin ſie entflohen waren.

Bei der Beſchreibung des Pfarrers Tonſor aus Oberdiebach und Manubach ſtutzte der Pater, denn das ſchien ihm auf den Kräutermann zu paſſen. Er konnte ſich nicht entbrechen, Solches dem alten Herrn Rima zu ſagen. Der wieß aber auch mit kaum verhaltenem Lachen die Sache weg. Damit war wieder dem Meinen des Paters kein Abbruch gethan, vielmehr ſtachelte es ihn zu neuem, wenn auch ſehr vorſichtigem Nachforſchen. In ſeinen Gedanken war er ſicher, das Wahre getroffen zu haben, und an Ort und Stelle wollte er ſeiner Zeit bei dem Pater Ambros einmal nachhören, ſo wenig Liebe er auch für einen Bruder Dominikaner trug.

Tonſor merkte es an den Blicken des Pater Oliverius, daß er ihn heimlich beobachte und das machte ihn im Ganzen etwas vorſichtiger, ob er ſich gleich in ſeinem friſchen, kecken Auftreten um Nichts änderte.

Nach Verlauf weniger Wochen waren Bedrangle's Wunden herrlich geheilt und Niemand glücklicher, als er; Niemand ſtand aber auch in höherer Gunſt bei ihm, als Meiſter Johannes, der Kräutermann.

Dieſem wurde nichts ſchwerer, als den treuen Inſelius nicht zu beſuchen. Und doch gebot es ihm die Klugheit, dieſem heißen Wunſche zu entſagen. Im Geſpräche mit Bedrangle vernahm er, daß der Commandant von Fürſtenberg ein Freund des Paters Oliverius ſei, und darin lag der Grund, daß er verzichten mußte. Wie leicht konnte ſonſt ſein theures Geheimniß verrathen werden! Ohnehin breitete ſich ſein Wirkungskreis immer weiter aus.

Unter dem heiligen Siegel der Verſchwiegenheit wurde demnach die Kunde von Ort zu Orte getragen, bis hinein in die waldigen Höhen des Soon und Idar's, bis in das Herz des Hunsrücks, bis zu den Ufern der Moſel, gen Trarbach und bis hin an die Geſtade der Nahe, bei Kreuznach, Sobernheim und Monzingen, wo Pfälziſches Land war. Ueberall hin riefen ihn heimliche Boten, die bei Nacht in die Mühle kamen.

Die Boten nahmen die Kunde mit. Dann wurde ein paſſender Ort geſucht und bereitet und der treue Diener des Herrn fehlte niemals zur guten Stunde; taufte die Kindlein, ſegnete die Ehen ein; betete mit den Kranken, denen er auch leibliche Arznei bot und reichte den Gemeinden das heilige Mahl. Dann verſchwand er wieder eben ſo heimlich aus der Gegend, wie er gekommen war, und trat bald viele Stunden weit an einem andern Orte in die Mitte der Gläubigen mit Wort und Sacrament.

Wie wachſam auch die Mönche waren, die bisweilen Etwas ahneten, ſie fanden keine ſichere Spur. Und wie auch die Spanioler das arme Volk quälten; es wie Heerden Thiere in die Meſſe trieben, kein Abfall kam vor und alle ihre Mühen und all ihr Eifer blieb ohne Wirkung und Erfolg.

Der Kräutermann durfte freilich nicht immer die Hülle ſein, darunter Tonſor einherging. Manchmal ging er im Bauernkleide und trug einen Zwergſack um die Schultern, als wandere er, ein Geſchäft oder Handel zu treiben. Dann wieder trug er einen kleinen Kram von Feuerſtählen, Feuerſteinen und Zunder. Dann war

Zur Würdigung

Clemens Brentano's und dieser Ausgabe seiner Werke.

Das Erscheinen einer Gesammtausgabe von Clemens Brentano's Werken hat um so größeres Aufsehen erregt, sobald man in Erfahrung brachte, daß ungefähr die Hälfte des Inhalts, und wahrlich die werthvollere, aus bisher ungedruckten Manuscripten bestand. Wahre Juwelen sind erst nach Brentano's Tode noch zum Vorschein gekommen, in denen sich der ganze Reichthum seines Geistes abspiegelt und concentrirt. Von den Gedichten, die zwei ganze Bände füllen, nur Einzelne hie und da gedruckt worden. Ganz neu ist der dritte Band, enthaltend einen circa 35 Bogen starken, lyrisch-epischen Romanzencyclus, von welchem Brentano selbst einmal scherzweise aber sehr treffend gesagt hat: „Man sollte glauben, es hätte ihn ein Dante geschrieben, der den Shakspeare im Leib hat." Dieser Romanzencyclus behandelt die Geschichte des florentinischen Arztes, Chiromanten und Philosophen Arone, die auch Tieck zum Vorwurf einer Novelle gewählt hat, und die vielfach sehr eng mit der deutschen Faustsage verwandt ist.

Der vierte und fünfte Band berufen seiner weiteren Empfehlung, indem ihr Inhalt zum größten Theil bekannt sein wird. Sie enthalten die anmuthigen kleinen Erzählungen, welche zuerst für die Literatur des Volksschriftenwesens die Bahn gebrochen haben, und noch heute in derselben als unerreichbare Muster gelten, so vor allem die mit Nachklemenschaft reich gesegnete Mutter der Dorfgeschichten, die vielgerühmte, selbst ins Englische übersetzte „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl."

Auch die beiden Schlußbände, welche die Abtheilung „Theater" enthalten, sind in weiteren Kreisen bekannt. Die „Victoria" ist in Wien und an mehreren anderen Orten mit Beifall über die Bretter gegangen. Die „Gründung Prags," von der Gräffer vor 6 Jahren prophetisch ausgerufen hat: „In 10 Jahren wird man sie vergöttern!" ist man gewohnt, unter den bereits gedruckten Brentano'schen Arbeiten für die Vollendetste zu halten.

Aus allem Dem mag ersichtlich werden, wie dieses Werk einmal als erste Gesammtausgabe eines deutschen Classikers, dann aber auch zugleich als Novitat den Freunden der Literatur interessant sein dürfte. Von Clemens Brentano ist bisher, mit Ausnahme der bei Cotta jüngst erschienenen Märchen, immer nur Einzelnes verzettelt, oft in Nachdrucken erschienen, dann wieder antiquarisch gesucht und feil geboten worden. Manches hat der Verfasser auch bei Lebzeiten aufgekauft und vernichtet. So ist Brentano erst durch diese Gesammtausgabe in die Literatur vollständig eingeführt worden.

J. D. Sauerländer's Verlag.

er wieder der Kräutermann und wohl auch wieder für ſeine beiden Gemeinden der fleißige Mahlknecht, der das Eſelein vor ſich hertrieb.

Wohl kam es aber auch vor, daß die Katholiken in den Dörfern, die dazumal die Naſe gar hoch trugen, etwas witterten, wenn die Leute nicht vorſichtig genug waren.

So iſt es denn einmal in Rheinböllen geweſen, einem Dorfe, welches etwa eine Wegſtunde von Rhein auf der Höhe des Vorderhunsrückens liegt. Dort war ein Schuſter, der heimlich gar hart katholiſch war, und nun, wo der Pater im Dorfe Herr und der Pfarrer vertrieben und in die Lande des Rheingrafen von Dhaun entflohen war, recht trotziglich geworden war und den Meßdiener dem Pater machte; der hatte es erkundet, daß um die heilige Oſterzeit Anno 1623 das heilige Abendmahl ſollte von dem heimlich umherwandernden Pfarrer Tonſor von Mannbach gehalten werden.

Der Pater dachte nun einmal einen rechten Fang zu machen und ließ von Bacharach Kriegsknechte heimlich kommen, die ihm der Captain-Lieutenant Bedrangle nicht verſagen durfte. Die ſollten in der Nacht erſt aus dem Walde kommen, den die Stadt Bacharach unfern vom Dorfe beſaß. Das war Alles heimlich eingefädelt und die Proteſtanten wußten nicht drum und argwöhnten auch nicht das Mindeſte. Tonſor war ſchon einige Tage auf den Dörfern umher geweſen, ohne daß man Verdacht geſchöpft hätte. —

Ein Greis aber, der dem Schuſter gegenüber wohnte, ſah ihn in dieſen Tagen beſonders eifrig und geſchäftig

umherlaufen und mit dem Pater und den zehn Mann Spaniolen verkehren, ſo im Dorfe lagen, wie auch mit den andern zehn, die in Dichtelbach lagen, unſern Rheinbölleu. Der meinte, es müſſe ein Schelmſtreich im Werke ſein, und war die Urſache, daß Wachen heimlich ausgeſtellt wurden an jenem Abende der heiligen Feier.

Mittlerweile kam der ſehnlichſt erwartete Tonſor, als Bauer gekleidet, in's Dorf, und als die Nacht mit ihren Sternen kam, verſammelte ſich die Gemeinde in der Scheune des Peter Petermann, ſo am Ende des Dorfes lag, wo der Weg gen Ellern führt. Ein heiliges Lied zu ſingen, durften ſie nicht wagen, aber als eben Tonſor mitten in ſeiner Predigt war, ſtürmte Einer herum, der am andern Ende des Dorfes Wache geſtanden und rief: Fliehet, denn es naben Kriegsleute in hellem Haufen von Bacharach her! Es iſt auf uns und den Gottesmann abgeſehen! Das wirkte, wie wenn der Blitz unter ſie gefahren wäre. Die zwei Flügel des Scheuerthores flogen auf; der Tiſch, daran Tonſor geſtanden, verſchwand; die Lichter erloſchen und zwei kräftige Arme faßten den Diener am Worte des Herrn und riſſen ihn zum Hinterpförtlein hinaus, zogen ihn auf den Weg gen Ellern und geleiteten ihn da fort, ohne ein Wörtlein zu ſprechen, bis man die Lichter in den Häuſern zu Ellern blinken ſah. Da verließ ihn der Führer und er wußte nicht, wer es geweſen, fand aber Zuflucht dort und Sicherheit. Als aber die Spaniolen kamen und Petermann's Haus und Scheune muſtellten, war Alles, wie an andern Tagen auch und die Glieder des Hauſes ſaßen gemüthig in dem Stüblein, wo die

Frau und Tochter fleißig die Runkel dreheten. Da standen die Geprellten ärgerlich da und der glaubenseifrige Schuster erhielt Püffe und Rippenstöße, an die er noch lange dachte, und zwar von seinen eigenen Glaubensgenossen und hatte keine Lust mehr, die heimlichen Andachten der Ketzer auszuspioniren. Hernachmals hat es sich denn herausgestellt, daß eine gutmüthige, aber einfältige und schwatzhafte Frau sich hatte von dem Schuster zutraulich machen und auslunken lassen.

In der Folge wurde denn aber nun das Kommen des Wanderpfarrers nicht eher denn etliche Stunden vorher angesagt und da ist kein Verrath mehr vorgefallen, wenn Jenes einer gewesen wäre.

Ein andermal war es nicht minder gefährlich, weil die Gläubigen minder vorsichtig waren und ihrer eine weit größere Menge zusammengekommen war. Davon erzählt ein altes handschriftliches Rathsbuch also:

Unweit von dem Dorfe, welches Weidelbach heißet, ziehet ein gar dichter Wald hin. In demselbigen war ein weit und breit offener Platz und stand mitten darin eine also gewaltige Eiche, daß man die Gegend anders nicht, denn an der Heiden-Eich nannte, dieweil unter selbiger Eiche die alten Heiden noch sollten ihren falschen Göttern geopfert haben, wenn's wahr ist? — An selbiger Heiden-Eich besprachen sich die Verfolgten am ersten heiligen Pfingsttage zusammen zu kommen, des Herrn heilig Pfingstfest zu begehen, und der Gottesmann, den man nannte den Wanderpfarrer, hieß aber eigentlich Johannes Tonser und war Pfarrherr allhier

in Ranubach, sollte allda Gottes Wort verkündigen und austheilen das heilige Mahl des Herrn. Und als das Fest der Pfingsten herzu kam, da wanderten, ehe der Tag grauete, aus allen Dörfern und aus der Stadt Simmern nicht Wenige nach der Heiden-Eiche, wie es bestellet war. Sie rechneten um so mehr, daß keine Verstörung sollte kommen, da ja die Spaniolen in Simmern und anderwärts das heilig, christliche Fest der Ausgießung auch begingen. Und als sie versammelt waren, nahezu an die acht Hundert, und der Pfarrherr, wiewohl im Bauernkamisole unter der Heiden-Eiche stand, huben sie an ein geistlich Lied zu singen, das, wie Himmelsklang in aller Leute Herzen drang und war das uralt Kirchenlied, so flehet um die Gabe des heiligen Geistes, aber deutsch, doch aber die alt, wohl bekannte Weise. Darauf hat der Pfarrherr eine gewaltige Predigt gethan und begonnen das heilige Mahl recht auszutheilen, wie es der Herr eingesetzet den hungrigen und durstigen Seelen zum göttlichen Labsal. Und war noch früh am Tage.

Ist aber leider Gottes gerade an dem Tage ein Offizier von Stromberg gen Simmern geritten, um zu besuchen den Commandanten selbiger Stadt, der sein guter Freund gewesen, und hatte sich noch vor Tage auf die Lappen gemacht, daß er möchte recht lange weilen bei dem guten Freunde. Und als er das Thal der Güldenbach herauf ritt, war es so ungemein anmuthig und sangen die Vögelein so schön, daß er seinem Rosse den Zügel auf den Hals legte, und es gehen ließ, wie es wollte. So ist er denn etwa um die Zeit nicht ferne

von dem Walde vorübergekommen, da die Andächtigen verſammelt waren, als ſie den herrlichen Geſang anſtimmten. Der Offizier lauſchete ſolch wunderreichem Geſange; kannte die Weiſe, hatte ſie aber niemals ſo ſingen gehört in einer Kirche, wie ſie hier herrlich lautete von ſo viel Hundert Stimmen, die alle ſelig waren in ihrem Glauben und freudig in dem Herrn, ihrem Gotte. Konnte ſich's aber gar nicht rund machen, wie das war, denn ihm war es unbewußt, daß die, ſo die Spanielen und Katholiſchen Ketzer nannten, auch dieß Gotteslied ſängen. Endlich iſt er langſam fortgeritten und gen Simmern kommen, allwo im Schloſſe der Herzöge von Simmern der Commandant wohnte. Und als ſie ſich bewillkommnet und Dieß und Jenes geplaudert hatten, erzählte auch der Offizier das, was er erlebt mit dem ſchönen Liede und Geſange.

Der Commandant aber war ein Mann voll Religions- und Glaubenshaß und meinte, dem Herrn einen Dienſt zu thun, wenn er recht Viele fangen, einkerkern und quälen könnte, daß ſie katholiſch würden. Das waren die Ketzer! rief er wild und zornig. Die müſſen geſtört und ihrer eine gute Zahl gefangen werden mit dem Prädikanten, der einherziehet und ihnen prediget. Wenn ich den nur einmal hätte, daß ich an ihm könnte ein Exempel ſtatuiren! Gehet uns aber überall durch, wie ein Aal durch die Finger huſchet, ſo man meinet, man habe ihn feſtiglich. Darauf läſſet er ſeine Rottmeiſter rufen; läſſet die Trommeln alsdann rühren und die ganze Soldateska, wie die Spanioles ſageten, rückete aus Simmern aus mit dem Kommandanten an ihrer

Spitze und neben ihm der Offizier von Stromberg, so als Bote und Wegweiser dienen sollte. Wie sie aber in das Vorstück kamen, mußte er sich umsehen und lange besinnen, wo es gewesen sei, und wußt's nicht mehr recht — oder — wollt's nicht wissen, weil er vielleicht ein christlich Herz in seinem Leibe hatte. Da kommet unglücklicher Weise ein Bauer, dem der Kommandant drohet, er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen, so er's nicht ihm ansagete, wo die Ketzer versammelt wären. Ist der arme Mann in ein solch Todesschrecken gerathen, daß er's gestehet. Zwingt ihn der Kommandant, daß er mußte ihm ein Wegweiser sein. Unterwegs aber fällt's dem Bauer auf das Herz, daß er sollte ein Verräther der Seinigen sein und das wirket also auf ihn, daß es ihm schwach wird und er zusammenbrach, zumal er noch nüchtern war vom Morgen her. Der Kommandant fluchet über den Unfall grausamlich, weil es ihn in seinem Laufe hemmet und er leichtlich zu spät kommen möchte. Als endlich der Bauer wieder zu sich kam und sie Fürbaß schreiten, kommen Etliche aus dem Walde und sahen von Ferne die Soldateska, eilen zurück und verkünden's der Gemeinde der Gläubigen. Und war gerade die heilige Feier am Ende und der Segen ertheilet. Nun aber gehet's nach allen Richtungen eilings von dannen, und als endlich der zornwüthige Spaniol an Ort und Stelle kommet, siehet er nichts mehr, denn das zertretene Gras und waren Alle entwichen. Wohl durchstreicht er den Wald rechts und links und die Musqueten knallen hier und da, wo man etwa vermeinet, noch einen Fliehenden zu erblicken, aber

keine Kugel hat getroffen, und mußte der ſpaniſche Molch heimziehen, wie er gekommen war und hatte den Aerger frei, und die Gläubigen lobeten Gott, der ſie ſo wunderbarlich behütet hatte.

Es iſt eine durch vielfältige Nachrichten beſtätigte Thatſache, daß Tonſor durch ſolche Ereigniſſe nicht im Mindeſten eingeſchüchtert wurde; vielmehr dieneten ihm die Errettungen, die er erfuhr, recht als Fingerzeige, daß er nicht ermüden ſollte. Es war aber auch nicht zu verkennen, daß ſeine Stelle und Lage jedenfalls immer gefährlicher wurde. Die Spanier, deren Groll mit dem Mißlingen wuchs, kannten ſeine Thätigkeit, wenn auch nicht ſeine Perſon. Am Häufigſten diente ihm der Geleitsbrief, den ihm Bedrangle ausgeſtellt, wenn er irgend in's Gedränge kam; daher er auch in den letzten Jahren wieder meiſt als Kräutermann weit umherzog. Aber auch dieſe Hülle war unzulänglich geworden, ſeit Pater Oliverius ſeinen Amtsgenoſſen ſeine Vermuthungen mitgetheilt und dieſe die bewaffnete Macht mit in das Geheimniß gezogen hatten. Da blieb denn nichts übrig, als daß er die Ordnung des Lebens umkehrte und am Tage ſchlief, aber in den Stunden der Nacht wanderte, wie er auch unter dem Schutze der Nacht ſeines heiligen Amtes pflegte.

War aber dann einmal die Gefahr wieder größer, ſo floh er in die ſtille, einſame Thalmühle und half als Mahlknecht rüſtig dem alten Müller. Dann aber hatten ihn ſeine Gemeinden wieder ganz und alleine, und prieſen ſich ſelig, da ſie bisweilen monatelang nicht wußten, wo er war, und was ihn betroffen.

Einmal war er auch eine Zeitlang droben gewesen in Heidelberg, bei seinen Lieben, die auch große Drangsal erduldet hatten. Gott der Herr aber hatte sie behütet und glücklich erhalten in Kreuz und Leid. Das war eine recht fröhliche, selige Zeit, wo er seinen lieben Vetter Simon und seinen väterlichen Freund Meyer und dessen fromme Schwester, die ihm recht die Mutter ersetzt hatte, wiedersah und sich ihrer Liebe erfreuen durfte.

Es duldete ihn indessen nicht lange in diesem Frieden. Es zog ihn zu den Gemeinden unter dem Kreuze, deren Seelsorger er durch Gottes Gnade war. Und gesegnet von den Geliebten, zog er wieder hinab in die Rheinischen Thäler, in seinen Zufluchtsort, in die friedliche Mühle, und zu seinem apostolischen Wirken bei den Verlassenen. Und zwölf volle Jahre trieb er sein heiliges Werk und sein Wanderleben im Sommer und Winter, Frost, Schnee und Hitze, und immer blieb er frisch und gesund, heil und unversehrt, aber seine Vorsicht mußte allezeit wach sein, und eine Liebe empfing ihn allerwärts, für deren Beschreibung kaum die Sprache ausreichet.

VIII.

Es waren unter schwerem Drucke, unter heillosen Erpressungen und Leiden Jahre hingegangen, welche für die Pfalz zu den schwersten gehörten, die dieß schöne, aber unglückliche Land bisher zu ertragen gehabt hatte.

Der Wohlstand war zerrüttet und mehrere magere Aernden hatten den Zustand des Elends schier auf die Spitze gebracht. Zwölf Jahre trug Tonsor alle Beschwerden eines irren Wanderlebens unter steter Gefahr und Sorge; aber allezeit hat der Herr ihn behütet, wie einen Augapfel im Auge. Manchmal geriethen seine Verfolger in Verzweiflung, daß sie seiner nicht habhaft werden konnten. Aber bedenkt man anders, wie er überall von den Einzelnen und Gemeinden gehegt und getragen wurde; wie sie Leib und Leben, Hab' und Gut für ihn einsetzten; wie er mit aller erfinnlichen Schlauheit und Gewandtheit seine äußere Erscheinung wechselte, so wird es erklärlich, wie er den Nachstellungen entgehen und doch die heilige Pflicht seines Berufs überall mit hingebender Treue erfüllen konnte. Dabei kamen ihm freilich zwei Umstände zu Statten; daß nämlich auf Weilern, Mühlen und einzelnen Höfen keine Spanier lagen und diese Wohnorte ausersehen waren, die Gemeinde des Herrn zu versammeln; sodann, daß die Besatzungen gar häufig wechselten und so seine Person leicht unkenntlich bleiben konnte. Indessen zog sich dennoch endlich das Unwetter auch über seinem Haupte zusammen.

Es war in den letzten Tagen des Septembers 1632, als er von einer Erkältung heimgesucht, das Bedürfniß fühlte, sich einige Tage Ruhe in der Thalmühle zwischen Manubach und Oberdiebach zu gönnen. Er fühlte sich so matt und angegriffen, daß er das Bett hüten mußte. Seine kräftige, sehr abgehärtete Natur erholte sich jedoch schnell wieder. An einem Sonntag Nachmittage lag die Sonne gar warm auf der Mühle und Tonsor ging vor

dieſelbe, wo ein gefällter Erlenſtamm lag, ſetzte ſich darauf, lehnte ſich mit dem Rücken gegen die Wand und ſchlief ein, da es ſo ſtille um ihn war; der Müller und ſeine Frau waren zu ihren Kindern, die in Winzberg und Oberdiebach verheirathet waren, ausgegangen.

Grade zu der Stunde ſchritt der Pater Oliverius das Thal herauf, um zum Pater Ambros zu gehen, der noch in Manubach ſaß. Seine Nachforſchungen hatte er raſtlos betrieben und die Ueberzeugung ſtand feſt, der Kräutermann, der Mühlknappe und der Wanderpfarrer ſeien Eine und dieſelbe Perſon. Sein ſcharfes Auge ſah jetzt den Mühlknappen dort unten ſitzen, und betrog ihn nicht Alles, ſo ſchlief er im warmen Strahle der Herbſtſonne. Da ſtachelte ihn die Späherluſt, heranzuſchleichen, um endlich vielleicht die volle Gewißheit zu erlangen. Das Eſelspfädlein benutzend, gelangte Oliverius auf die Wieſe, und vorſichtlich ſchleichend, wie eine Katze, die das ahnungsloſe Mäuslein haſchen will, kam er zu dem ſorgloſen Schläfer. Stechenden Blickes betrachtete er ihn und jeder Zweifel wurde zu Nichte. Das war der Kräutermann und der war der Wanderpfarrer! Ebenſo leiſe, wie er gekommen war, ſchlich er ſich unter den Bäumen am Bache davon, und erſt als er jenſeits des todtſtille da liegenden Mühlenhofhauſes war, beſchleunigte er ſeine Schritte, um nach Manubach zu kommen.

Keine Botſchaft konnte dem Dominikaner Ambroſius willkommner ſein, als die, welche Oliverius brachte. Der Rottmeiſter wurde gerufen und nach kurzer Zeit ſchritten ſchweren Trittes zehn Spaniolen mit ihrem Rottmeiſter

Praktisches für die Haushaltung.

Wild's
Praktischer Universal-Rathgeber
für den Bürger und Landmann.

Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, der Oekonomie, des Luxus und des Handels. Aufs Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von **Dr. Doliar.** Sechste Auflage mit drei lithographirten Tafeln und fünf in den Text eingedruckten Figuren. Zwei Theile. 12. Geh. 26½ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Neuestes Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als anderthalb Tausend Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privatküchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, das Dreßiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speiseretteln, und einem Anhange: Vorschriften über das Tranchiren. Herausgegeben von **W. Schünemann,** ehemaligem ersten Koch im Gasthof zum „weißen Schwan" in Frankfurt am Main, nunmehr Besitzer einer Restauration daselbst. (Hirschgraben Nr. 19.) Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. In Sarsenet geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Rathgeber bei dem Kleinhandel und Gewerbsbetrieb.

Vollständige Anleitung zur gründlichen Führung dieser Geschäftszweige im Rechnen, in Wechselbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnissen, sowie über Wechsel- und Courtsrechnung, im Briefschreiben, in der einfachen, sowie in der gewerblichen Geschäfts- und Buchführung. Mit erläuternden Tabellen für Comptoiristen, Kleinhändler, Handwerker, Sonntags- und Gewerbschulen. Von **B. Cassel,** Buchhalter und Lehrer der Handelswissenschaften. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

jenſeits des Baches durch die Akel der Mühle zu, welche ſie ſo ungeſehen und von hinten überrumpeln konnten.

Tonſor war, als Oliverius längſt ſeinen Blicken unerreichbar geworden war, erwacht. In nächſter Nacht ſollte er in Oberdiebach den Gottesdienſt halten und zwar im Thale bei oder wo möglich in der neuen Kirche, welche dort eine Freifrau von Riedeſel erbaut hatte. Er trat deswegen in die niedere Stube, nahm das Gotteswort und vertiefte ſich in den reichen Inhalt der Stelle, welche er ſeiner Gemeinde auslegen wollte. Der Schlaf hatte ihn erquickt. Er fühlte ſich ſo wohl und dankte dem Herrn ſo innig, daß er ihn fort und fort befähigte, ſein Werkzeug in den Gemeinden unter dem Kreuze zu ſein. — Da öffnete ſich plötzlich die Thüre des Stübleins und vor ihm ſtand im Koller und der Pickelhaube, bewaffnet und drohend, der wohlbekannte Rottmeiſter Sanchez von Manubach und hinter ihm Kopf an Kopf die zehn Kriegsleute.

Tonſor erſchrack heftig. Dennoch ermannte er ſich ſchnell wieder, ſtand auf und fragte: Wen ſuchet Ihr? — Dich, du verkappter Ketzerprädikant! ſchrie der Rottmeiſter und wenige Augenblicke ſpäter war Tonſor gefeſſelt. Die Spaniolen riſſen ihn aus dem Hauſe und trieben ihn den Eſelspfad hinauf und dann in raſchem Vorwärtseilen die Höhe hinab, gen Oberdiebach zu.

In den Dörfern pflegen die Männer am Nachmittage des heiligen Tages auf dem freien Platze oder unter der Linde, in traulichem Geſpräche gruppenweiſe zu ſtehen, während die Frauen an den Thüren ſitzen in nachbarlicher Gemeinſchaft. Auch hier ſtanden etwa

dreißig Männer vor dem Rathhause des Dorfs und besprachen des Jahres Witterung, der Früchte und Reben Aussicht. Plötzlich vernahmen sie von den Häusern her, die gen Manubach lagen, ein lautes Wehklagen und Weinen, und zugleich erblickten sie die Kriegsleute und in ihrer Mitte den Gefangenen, dem ein Zug Frauen folgte mit allen Zeichen tiefen Schmerzes. Bald erkannten sie Tonsor. Der erste Augenblick heftiger Ueberraschung und Bestürzung wechselte schnell mit dem folgenden, der einen raschen Entschluß gebar. Lasset uns die Spaniolen niederschlagen und ihn befreien! riefen die Jüngern und machten Miene, das was sie herausgesprochen, sofort in's Werk zu setzen.

Es war ein Glück, daß Tonsor nahe genug war, diese Worte zu hören und die Männer zu verstehen. Inständig bat er sie, um ihrer selbst und ihrer Familien willen keine Gewaltthat auszuüben. Er müsse, sagte er, um des Evangeliums willen leiden und dulden; es sei Gottes Wille so, und er wolle den Kelch in Demuth trinken, den ihm der Herr reiche; er habe sie Alle gemahnt zur stillen Ergebung in den Rathschluß Gottes, nun zieme es ihm vor Allem, solche heilige Christenpflicht zu üben! Das wirkte mächtig auf sie und die zusammenlaufenden Leute; aber man sah in Vieler Augen Thränen und wieder Andere ballten in machtlosem Grimme die Fäuste und knirschten mit den Zähnen, und den flammenden Blicken sah man es an, daß nur des treuen Seelsorgers Wort ihren Willen bändigte. Die Alten und die Frauen wehklagten laut: Unser Trost gehet von uns und unsre Stütze in dem Trübsal bricht zusammen!

Den Kriegsleuten selber war es nicht geheuer und der Rittmeister war froh, als sich die in Oberdiebach liegenden Spaniolen an sie anschlossen und ihnen größere Sicherheit liehen. Sie führten ihn nach Fürstenberg, wo er aber auf des Pater Ambros ausdrücklichen Befehl nicht zu Inselius kam, vielmehr wie ein Verbrecher in ein tiefes Verließ gesetzt wurde, wo er weder Sonne noch Mond sah.

Nach der Unterordnung des Kommandanten von Fürstenberg unter die Befehle Bedrangle's, mußte er diesem Anzeige von dem Eintreffen des Gefangenen machen. Bedrangle, der das, was ihm der Kräutermann geleistet, nicht vergessen hatte, erschrack heftig, als er die unerwartete Botschaft empfing. Wie überhaupt der Mensch das gerne glaubt, was er wünscht, so suchte er sich zu überreden, daß hier ein Irrthum in der Person obwalte. Um sich aber vollkommen zu überzeugen, ritt er am Mittage des folgenden Tages selbst nach Fürstenberg, um sich, wenn es dennoch so wäre, auch hier dankbar gegen seinen Wohlthäter zu erzeigen.

Wie erschrack der alte Degen, als ihm wirklich der Kräutermann in dem tiefen, feuchten Burgverließ entgegen trat!

Also doch, sagte er fast kleinlaut. Warum, Meister Johannes, habt Ihr alle Vorsicht vergessen? fragte er vorwurfsvoll.

Tonsor meinte, es habe so kommen sollen. Er solle harren und dulden um des Herrn willen in aller Demuth. —

Nun, ich denke, Euer Märtyrthum soll nicht das schlimmste werden, sagte er dann. Hier haben die Kuttenträger keine Macht mehr. Und den Kommandanten ließ er bescheiden und befahl ihm, für Tonsor ein gut Gemach räumen und mit Geräthe versehen zu lassen; auch für seinen Unterhalt aufs Beste zu sorgen und ihm alle nur irgendwie zulässige Freiheit zu gestatten, namentlich jeden Umgang mit Inselius und dem Pfarrherrn von Steeg. Dann schüttelte er Tonsor's Hand, wandte sich schnell ab und ging von dannen.

Wenn irgend Etwas für Tonsor ein Segen und eine Freude war, so war es der Umgang mit seinen beiden Amtsgenossen! Jetzt war ihm die Haft keine Haft, die Burg kein Kerker mehr und die Tage des Leids wurden zu rechten Tagen der Freude. Nur das Eine quälte ihn, daß nun Niemand die Traurigen tröste und aufrichte; daß die Kindlein müßten die Patres taufen, und Keiner den Gemeinden den Trost des Evangeliums bringe und das heilige Mahl reiche zur Erquickung ihrer Seelen, zur Belebung ihres Glaubens und ihrer seligen Gemeinschaft mit Christo Jesu, ihrem Heilande und Erlöser.

Eine große freudige Hoffnung aber belebte die drei gläubigen Männer auf Fürstenberg. Wie es schon einmal Bedrangle angedeutet hatte, so war aus Norden ein heller Stern aufgegangen, seit die Bedrängniß der Evangelischen sehr groß geworden war, und dieser Stern war Gustav Adolph, König von Schweden, der sein tapfer Schwert gezogen hatte für des heiligen

Glaubens und Bekenntnisses Schutz. Seine siegreichen Schaaren naheten sich dem Rheine.

Bei Oppenheim war er über den Strom gegangen mit seinen tapfern Kriegern. Oppenheim und Mainz waren in seiner Gewalt. Wie lange konnte es dauern, so brach er auch ihre Ketten und die Dränger der Unterpfalz mußten weichen und das Land frei geben? Solche Kunde war selbst bis in ihre Mauern gedrungen. Die Herzen draußen in den Thälern und auf den Höhen, wie die in den Mauern schlugen höher vor Freude und sehnten sich nach der Erlösung. Die Spaniolen machten lange, ernste Gesichter; die Patres wurden ängstlich, denn sie kannten die Sünden, die sie gegen die armen, glaubenstreuen Pfälzer begangen hatten. Da merkten endlich die Gefangenen auf Fürstenberg allerlei Vorbereitungen, die es andeuteten, es müsse Gefahr sich der Burg nahen. Die drei Gefangenen wurden in ihrer Freiheit sehr beschränkt; die Wachen waren sorgfältiger. Es wurde Niemand mehr in die Burg gelassen und Niemand hinaus. Aller Verkehr war abgeschnitten.

Wie mag es stehen um das Land und um unsere Befreier? fragten sich die Gefangenen und beteten heißer und inniger um die Rettung und mit ihnen Tausende, die das harte Joch auf dem wunden Nacken trugen. — Auf Stahleck aber waren, seit er sich der Gefangennehmung Tonsor's rühmte, die guten Tage des Pater Oliverius vorüber. —

IX.

Vor der Stadt Kreuznach stand das Heer des Königs Gustav Adolph, um die Stadt und die Kugelburg der Gewalt der Spanier zu entreißen, und es war just am Abend vor der Einnahme, da meldete ihm der Kämmerer Einer, es seien drei alte, ehrwürdige Bauersleute da, welche den König sprechen wollten. Obwohl der König mit dem Rheingrafen Otto Ludwig und seinen Generalen sich besprach über den Punkt, wo er über den Rhein gehen wollte mit seinem Heere, so gab er doch nach und ließ die Bauern eintreten, nachdem er dem Rheingrafen Otto Ludwig befohlen hatte, ihre Rede zu dollmetschen.

Wer seid Ihr, lieben Leute? fragte der Rheingraf mit der in seinem Fürstenhause schier erblichen Milde und Sanftmuth, und diese Weise des hohen Herrn hob die Last, welche die Seelen drückte, daß sie freier sich bewegten. Einer von ihnen nahm das Wort: Ich bin ein Schiffer von Bacharach, Aeltester meiner Innung, und heiße Prätorius; dieser hier, fuhr der Schiffer, ein hochbetagter Greis, aber von wahrhaft riesenmäßiger Größe und Stärke, fort, ist der Rathsbürgermeister Kolb von Manubach und dieser hier der Rathsbürgermeister Kämmer von Steeg, wir alle Dreie sind von unsern Gemeinden gesendet, Seine Majestät von Schweden anzuflehen, daß uns unsre Geistlichen wiedergegeben und die Mönche hinausgejagt werden, die mit Gewalt in Kirche und Pfarrhaus eindrangen und uns lästerlich quälen.

Manches verstand der König, doch nicht Alles, da die Leute in der rheinischen Mundart sprachen. Als es ihm aber der Rheingraf Otto Ludwig dollmetschte, da nickte er eifrig den Bauern zu. Rasch aber fragte er: Wo sind denn Eure Seelsorger? Der König wußte wohl, daß der vertriebenen Geistlichen Viele in Kirn waren, denn sie hatten sich ihm vorgestellt. Er fragte daher den Rheingrafen, ob auch diese Geistlichen in den Landen der Rheingrafschaft sich aufhielten? Der Rheingraf gab die Frage an den Schiffer Prätorius weiter, und dieser sprach nun es aus, wie man gegen sie verfahren, und wie lange Vater Inselius schon auf Fürstenburg schmachte; auch Kämmer bestätigte das von dem Ihrigen. Da war die Reihe an Kolb. Er war ein schlichter Mann, aber besaß die Gottesgabe der natürlichen Beredsamkeit in ungewöhnlichem Maße. Seiner Stimme kräftiger Wohllaut, die bestimmte Art, wie er sich ausdrückte, die Würde und der Anstand des Mannes hatten etwas so Anziehendes, daß der König ihm näher trat, um kein Wort zu verlieren. Da floß denn der Mund über von dem, deß das Herz voll war, und Tonsor's Treue, sein heiliger Eifer, seine Hingabe für die zaghaften Glaubensgenossen erhielt den wohlverdienten Preis. Die dankbare Rührung, welche sich des Redenden bemeisterte, ging auf den König über und auch des Rheingrafen Angesicht gab kund, daß des Bauern schlichte, warme, herzergreifende Weise an ihm nicht spurlos geblieben war.

Der Rheingraf mußte noch einmal Alles wiederholen, was Kolb gesagt, und der König sprach eifrig mit Otto

Ludwig. Endlich wandte ſich dieſer zu den Bauern und eröffnete ihnen, daß er von des Königs Majeſtät den Befehl erhalten habe, ſogleich nach der Einnahme der Stadt Kreuznach aufzubrechen, und die gefangen gehaltenen Pfarrherrn zu befreien und das Land von den Spaniern und Mönchen zu ſäubern. Huldvoll entließ ſie der König und mit freudenfüllten Herzen kehrten ſie über die Höhen des Soonwaldgebirges heim in ihre Thäler, vorſichtig die Botſchaft mittheilend, die ihnen zu Theil geworden war. Wie ihre Herzen, ſo frohlockten die ihrer Gemeinden und kaum iſt je mit mehr Sehnſucht eine Rettung und Befreiung erſehnt worden, als die zu welchem die Botſchaft ihrer Abgeſandten die Thalleute berechtigte.

Und ſie blieb denn auch nicht aus. Eines ſchönen Morgens raſſelte Trommelwirbel oben am Dorfe Manubach wo das Thal von Rheinböllen herabkommt. Die Spanier erſchracken, rafften, was ſie noch von ihren Gewehren aufraffen konnten und machten ſich auf den Weg gen Oberdiebach, um ſich mit den dort liegenden Spaniolen zu vereinigen. Der Schrecken war groß und ſie liefen, was ſie laufen konnten.

Da iſt es denn, wird berichtet, dem Pater Ambros baß übel ergangen, denn er war wohl beleibet und etwas über das Maß, dannenhero ſeine Kutte ihm faſt enge war, war auch zum Laufen nicht ſonderlich geſchickt; keuchete über die Maßen und puſtete gewaltig; rann ihm auch der Schweiß, wie Bächlein über das Angeſicht. Er rief unaufhörlich dem Rottmeiſter: Sanchez, lieber, guter Sanchez, nehmt mich doch mit! Aber der wollte

ſich ſelber ſalviren und dachte: Sieh' du zu, wie du fortkommeſt! Als ſie aber gegen die Mühle kamen, da liefen ihnen die Spanioien entgegen, welche in Oberdiebach lagen. Zurück! Zurück! riefen ſie den Manubachern zu, die Schweden ſtehen mit Macht vor Fürſtenberg und das Thal wimmelt von ihnen; ſind uns auf den Haken! Das war ein Schrecken! Standen etliche Minuten rathlos, wo denn auch Pater Ambros zu ihnen kam, ganz außer Athem. Was iſt zu thun anders, als wir müſſen den Berg grade hinaus, und Winzberg gewinnen. Von da gen Stahleck iſt nicht ſehr weit!

Seid Ihr von Sinnen? rief alſogleich, noch keuchend der Pater Ambros. Da kann ich ja nicht mit! Was kümmern wir uns um Euch Fettbäuche? ſchrie Sanchez. Der Commandant von Stahleck braucht Euch nicht, die Ihr, wie die Ratten, Alles verzehret, und nichts nutzet!

Eben wollte wohl der zornige Pater eine Antwort geben, die wohl dem groben Sanchez heimgeleuchtet hätte, da trug das Echo in ſchauerlichem Rollen einen Kanonenſchuß durch die Berge und Thäler und zu gleicher Zeit zeigten ſich oben in der Mitte des Berges, dann auf dem Wege von Manubach her und unten am Felspfädlein von Oberdiebach her, die blanken, gelben, ſpitzen Sturmhauben der Schweden. —

Wir ſind verloren! rief Sanchez. Was wollen dreißig Mann hier machen, die umzingelt ſind von allen Seiten? — Zudem waren ihre Musqueten in der Eile nicht geladen und fehlte das Zündkraut ſchier allerwegen. Sie blieben daher ruhig ſtehen, die Kolben der Musqueten bei'm Fuße. Der Pater Ambros aber wollte ſich in

die Mitte des Haufens drängen, daß nicht der erste Anprall der Schweden auf ihn falle, aber die Soldaten haben ihm Rippenstöße gegeben und ihn geschoben, wie man eine Kegelkugel schiebet, also, daß er immer wieder zu Aeußerst kam. Er weinte fast vor Zorn, Angst und Elend; drohte mit dem Banne und allerlei Pönitenz, aber die Spaniolen meinten, er solle die Schweden bannen, das wäre besser. Das Alles aber währete kaum fünf Minuten, da waren sie da, die von Manubach her kamen, die oben herab durch die Wingertszeilen rannten und die, so von Diebach herkamen, und wurden die Spaniolen gefangen und der fette Pater dazu, dem es eben nicht sehr auferbaulich ergangen ist; sintemalen die Schweden ihn mit Kolbenstößen fürbaß trieben gen Oberdiebach zu, und so er durch derlei Püffe auf einen Spaniolen turkelte, warf ihn selbiger wie einen Spielball zurück, wo denn mit großem Gelächter die Schweden ihn wieder vorwärts stießen. Der that Buße für alle die Hühnlein, Eier und Hühnlein, so ihm die armen Manubacher und Oberdiebacher haben liefern müssen und hätte jetzt gern Wasser getrunken, wenn er's gehabt hätte, während ihm oftmalen der gute Wein des Thales nicht gut genug gewesen ist, also daß er sich Würze und Honig darein that. Muß Alles widerlebt sein, saget das Sprichwort und ist auch am Pater Ambros wieder einmal ein Wahrwort worden. —

Mittlerweile donnerten die Feldschlangen durch die Thäler, daß es schier war, als hingen zehn Gewitter darüber, die alle donnerten, nur, daß man keine Blitze sah, und fuhren glühende Kugeln in die Burg Fürsten-

Die Zierpflanzen

unserer Blumenbeete, Blumenklumpen, Blumengebüsche und Blumengestelle der Zimmer und Pflanzenhäuser. Eine gedrängte Beschreibung der nöthigen Vorkenntnisse zur Pflanzen- und Blumencultur und möglichst abgekürzte, alphabetisch geordnete Aufzählung aller zu diesem Zweige der Gärtnerei gehörenden in- und ausländischen Land- und Topfpflanzen, ihre Vermehrung, Behandlung und Verwendung. Von **A. F. Lenz**, Hofgärtner. Zwei Theile. 8. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Praktische Anleitung zur galvanischen Vergoldung und Versilberung.

Von **Fr. Rößler**, Münzwarein. 8. Geh. 10 Sgr. 36 kr.

Der Rheingauer Weinbau,

aus selbst eigener Erfahrung nach der Naturlehre systematisch beschrieben, nebst Anhang: Ueber Weinbehandlung, Gebrechen der Weine und deren Verbesserung. Von **J. B. Heckler**. 12. Geh. 15 Sgr. 48 kr.

Bibliothek der gesammten Weinbau-, Weinbereitungs- und Weinerziehungskunde,

erläutert durch die bewährtesten Grundsätze der vegetabilisch-organischen Chemie. Ein önologisches Real-Wörterbuch, bearbeitet für Weinbauer, Weinerzieher, Weinhändler ꝛc., und als Leitfaden für Alle, welche sich sowohl dem praktischen, als auch dem naturwissenschaftlichen Studium der gesammten Weinbaukunde zu widmen streben. Von **B. Kölges**, Medicinalassessor, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied und während 25 Jahren Weingutsbesitzer zu Rüdesheim im Rheingau. 5 Lieferungen. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. In Carton-Einband. Rthlr. 2. 9 Sgr. fl. 4.

Die Kunst, Blumen aus Tragant

naturgetreu und auf die leichtfaßlichste Weise nachzuahmen. Mit einem Anhange, solche Blumen nach neuester Erfindung mit Stielen und Laubwerk aus den passendsten Stoffen geschmackvoll zu zieren. Von **G. E. Neunhöfer**, Conditor. Mit 4 colorirten und 9 schwarzen Tafeln. gr. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

berg hinein, gar schauerlich anzusehen, wie sie ihre Bogen macheten. Der Gefangenen hatten die Schweden Viele, denn sie waren, nachdem die Stadt Kreuznach an dem Thurme, so „das Butterfaß“ heißet, eingenommen war und Königliche Majestät in Schweden hineingeritten war, entsendet worden durch das Thal, so die Güldenbach heißet; hatten Stromberg, Stadt und Burg erobert und mitgenommen Alle die darin kapitulirt hatten; waren dann gen Simmern und Kirchberg gezogen und hatten eine Abtheilung mit den Gefangenen von Stromberg und Rheinböllen allher gesendet. Nachdeme dann die Burg Fürstenberg wackersam beschossen worden, hat am andern Tage die Besatzung auch kapituliret. Rings auf den Höhen standen die Bauern des Thales und als sie die weiße Pardonfahne sahen auf dem Thurme, so in Mitten der Burg stehet, haben sie ein Jubelgeschrei angehoben, das fast sehr gewaltig war. Sind also die Herren Schweden hineingerücket, und hat der erlauchte Feldherr, Rheingraf Otto Ludwig, die drei Pfarrherren aus ihrem Loche entlassen, darin sie in großen Nöthen saßen.

Obgleich es nun kalt war, sintemal es in den letzten Tagen Decembris gewesen ist, ist doch die ganze Gemein Oberdiebach und Manubach herabgezogen und haben ihren Pfarrherrn Johannes Tonsor mit Gesängen und viel Jubel und Freudenthränen herumgeführet und hat er am neuen Jahrestage eine Predigt gehalten über die Worte: Bis hierher hat der Herr geholfen! Und war das eine Predigt, wie keine ist gehalten worden, seit die Kirche stehet.“

Tonsor blieb nun in Mannbach, aber nicht mehr lange. Die Schäden, welche die Spanier angerichtet, waren noch nicht ausgeheilt, als die unglückliche Schlacht bei Nördlingen alles Elend wieder in die Thäler zurückführte. Der Oberamtmann von Bacharach vertrieb mit Hülfe des ligistischen Kommandanten den treuen Seelenhirten aus seinen Gemeinden. Er war durch die Haft auf Fürstenberg leidend geworden; denn das Leben der Wanderung hatte ihn kräftig und gesund gemacht. Er war daran gewöhnt, sich viele und anstrengende Bewegung zu machen, und diese fehlte nun gänzlich. Da ist denn sein Ansehen „fast sehr bleich und gelblicht" gewesen, daß er ein ähnlich Wanderlen in dieser Zeit nicht mehr, wie es ausdrücklich von ihm heißt: „manuteniren" konnte. Er kehrte daher „unter viel Thränen und Segenswünschen jener Gemeinden" gen Heidelberg zurück.

Unter viel schwerem Kummer hatten die drei Alten dort ausgehalten und den Kelch der Drang- und Trübsal geleeret bis auf die Hefen. Als nun jetzt der kam, in dem ihre Liebe zusammenfloß, da war große Freude, und doch brachte sein leidend Aussehen auch wieder Kummer in ihre Herzen. Der Vetter Simon nahm ihn in seine Kur und stellte ihn mit des Herrn Hülfe wieder her, daß er wieder jung und frisch wurde, wie die Adler.

Die letzte Nachricht, welche Schreiber dieses Büchleins von ihm finden konnte, reichet in das Jahr 1641. Damals war er Pfarrer auf einem Dorfe bei Heidelberg, das aber nicht namentlich angeführet ist. Um

dieſe Zeit herrſchte Hungersnoth und — die Peſt in der Pfalz. Die Menſchen ſtarben dahin, wie Schneeflocken, und Tonſor mußte in wenigen Tagen ſeine drei Geliebten hinſterben ſehen, den Simonsvetter, den Herrn Meyer und ſeine hochbetagte Schweſter. Sein Leid war groß, denn er ſtand nun alleine in der Welt. Alles, was er im Herzen getragen, war droben im Himmel. Da hat ſich ſeine Seele auch hinaufgewendet und iſt ein ſtill Heimweh nach ihnen in ſeine Bruſt gekommen.

Und von 1641 an verſchwindet ſeine Spur.

Iſt es zuviel, wenn der, der dieß Büchlein zuſammen trug, vermuthet, der Herr habe nun ſeinen treuen Diener auch in Frieden zu ſich genommen? Daß er, als ein Opfer der Peſt, iſt eingegangen zu ſeines Herrn Freude?

Und dann möchte ich noch einmal ſagen: Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen! Und noch einmal: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an, ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach! —

Ihm, dem treuen Wanderpfarrer ſind ſie nachgefolgt, denn ſein Name iſt geblieben in Ehren und das Gedächtniß des Gerechten in Frieden!

Druck von C. W. Leske in Darmſtadt.

Druckfehler.

Seite	20,	Zeile	4	von oben,	statt:	Verfasser	lies: Verweser.
„	20,	„	2	von unten,	„	Verfasser	— Verweser.
„	26,	„	6	von oben,	„	Hamacher	— Hamaker.
„	32,	„	12	„ „	„	hunte	— heute.
„	35,	„	17	„ „	„	1820	— 1620.
„	48,	„	14	„ „	„	hahnte	— hehlte.
„	58,	„	22	„ „	„	neuen	— unter.
„	65,	„	5	„ „	„	Vater	— Pater.
„	85,	„	2	„ „	„	Kugelburg	— Kaumburg.
„	97,	„	8	„ „	„	Feer-	— Feerwaldgerringer.
„	101,	„	13	„ „	„	Wanderlen	— Wanderleben.

Gottes-Blumen

aus dem deutschen Dichtergarten.

Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen,

dargeboten von

A. Hungari,

Pfarrer zu Rödelheim im Großherzogthume Hessen.

2 Bände. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. Elegant gebunden in Sarsenet mit Goldschnitt. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 40 kr.

Was, besonders in neuerer und neuester Zeit, die **religiöse Poesie Deutschlands** in ihrem Inhalt Erbauliches, Tiefgemüthliches und für's Himmlische Begeisterndes, also wahrhaft Erbauliches, und in ihrer Form Vollendetes aufzuweisen hat, wird hier an nah' an tausend Gedichten — von mehr als vierhundert Verfassern — dem Publikum dargeboten; und der reichhaltige Stoff dieses, typographisch prachtvoll ausgestatteten und bereits mit großem Beifall aufgenommenen, Werkes enthält nachstehende zwölf Haupt-Abtheilungen:

Erster Band. — Naturgenuß: Morgen-, Abend- und Nacht-Feier. Die Jahreszeiten: Frühling. Sommer. Herbst und Winter. — Still-Leben. — Glockentöne. — Psalter und Harfe. — Gebete: Andacht am Morgen und Abend. Verschiedene Andachts-Uebungen. — Leid und Trost: Trostesgrüße und Trostesergüsse. — Der Gottesacker.

Zweiter Band. — Legenden, Lichtbilder, Biblische Gemälde. — Sonntags-Freude. — Christliche Festzeiten: Advent-Feier. Der heilige Christabend. Die heilige Christnacht. Das heilige Weihnachtsfest. Neujahrs-Tag. Erscheinung des Herrn. Gründonnerstag. Charfreitag. Charsamstag. Das hochheilige Osterfest. Die Himmelfahrt Jesu. Das hochheilige Pfingstfest. Das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Kreuz-Erhöhung. — Maria. — Buße und Gnade: Verdemüthigung. Bußandacht. Andachten vor und nach der Begnadigung. Andachten vor und nach dem Genusse des heiligen Abendmahls. — Aufblick in das bessere Leben.

So eben ist erschienen:

Gedeon von der Heide,

Drei Träume.

26 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Wo ist man wohl mehr berechtigt, von wahrer Poesie zu reden, als wo eine tief empfundene Religiosität begleitet von der farbenreichsten Phantasie in einer so meisterhaften Form sich kund gibt, daß in derselben die Sprache jene Zähigkeit zu verlieren scheint. Ein so hohes Verdienst beanspruchen mit vollstem Rechte die **„Drei Träume von Gedeon von der Heide,"** einen Schriftstellernamen, auf welchen wir die Freunde der Literatur hiemit besonders aufmerksam machen, da ihm eine Zukunft gewiß ist.

Stahlstiche

nach berühmten Gemälden lebender Künstler.

à $3\frac{1}{2}$ Ngr. oder 12 kr.

* O. Arnz, Matrosenleben. — * Elis. Baumann, die Italienerin. — J. Becker, * 1) Liebesantrag; * 2) Kirchgängerin. — C. Begas, * 1) Lore-Lei; * 2) Mädchen auf dem Berge. — * E. Bendemann, Hirten auf dem Berge. — Leop. Beyer, Lady Jersey. — E. de Bièfve, das Gemremiß der Niederländischen Gaeln. — * Fr. Bouterweck, Isaak und Rebecka. — * P. v. Cornelius, Faust und Margarethe. — F. J. Dielmann, * 1) hessische Dorfschmiede; * 2) Großmutter. — J. J. Eeckhout, Sir Henry Lee. — A. von der Embde, * 1) Müllers Tochter; * 2) Kuchenbäckerin; * 3) Mädchen am Brunnen; * 4) Der kleine Pfeifenschneider; * 5) Schwesternpaar. — * E. Engel, Familienfest. — Fellner, * 1) die erschlagenen Pilger, * 2) Schweizermädchen. — Ph. Foltz, * 1) Sennerin; * 2) am Strande. — C. L. Gallait, Abdankung Kaiser Karls V. — Buonaventura Genelli, Circe und Ulysses. — * H. Hanson, der Fischer. — W. v. Heideck, Blondel. — P. Herrlich, * 1) der Storch hat's gebracht; * 2) Amme; * 3) Großvater. — * P. E. Jacobi, Scheherasade. — J. Jenkins, Jantho. — L. Johnson, 1) Janina; 2) Venezig. — W. v. Kaulbach, 1) Alexis und Dora; 2) Mufarien; * 3) am Brunnen. — J. Kirner, * 1) spielende Kinder; * 2) Schwäbische Bürgerwehr. — C. F. Lessing, * 1) Ezzelino; 2) die Gefangennehmung. — C. Lenze, Elisabeth's Abschied. — * J. Luntschus, die ersten Spielkarten. — J. G. Meyer von Bremen, Wöchnerin. — * Edm. Michold, der regelabtrichtende Schuhflicker. — * M. Müller, Silvesterabend. — W. Oppenheim, * 1) Versuchung; 2) Verspielt; * 3) der Harfner und Mignon. — * P. Overbeck, heilige Familie. — * L. Pillet, ach, ich habe mein Vögelein vergessen! — C. Rahl, Oceanos, der die Nymphe entführt. — A. Rethel, * 1) Paulus bekehrt den Kerkermeister; * 2) Fußwaschung Jesu. — Richter, israelitische Gesänge. — A. Riedel, * 1) die Rubekunde; * 2) der Mutter Abendgebet. — * Henry Ritter, Fischerfamilie. — * C. Ruben, Ave Maria. — H. Rustige, * 1) der spanische Spion; * 2) die junge Wittwe,

* 3) die Braut; * 4) die Genesende. — **J. W. Schadow**, die Grablegung. — **J. Schnorr von Karolsfeld**, 1) Brautmantr; * 2) Siegfried und Chriemhilde. — **F. W. Schön**, Sonntagmorgen im Schwarzwalde. — **M. v. Schwind**, 1) ein Landschaftsmaler vom Jahre 1743; 2) Sabine Erwin. — * **C. Sohn**, Romeo und Julie. — * **Sonderland**, Hans und Grete. — * **E. Steinbrück**, die Elfen. — **Ed. Steinle**, 1) Kaiserliedchen; * 2) Maronna; 3) Jesus Christus. — * **G. Taverna**, Gemsjäger. — * **A. Teichs**, Scene auf einer Burgzinne. — **Ph. Veit**, die beiden Marien am Grabe. — * **Horace Vernet**, Mazeppa. — * **Wierschebrink**, naschende Kinder. — **J. B. Zwecker**, * 1) Braut vom Rheinstein; 2) Jesus Christus; 3) König David.

Von den mit einem * bezeichneten sind auch **colorirte** Exemplare à 10 Ngr. oder 36 kr. rhein. zu haben.

Portraits:

Berühmter Maler.

Jacob Becker — Peter v. Cornelius — Bienav. Genelli — W. v. Kaulbach — C. F. Lessing — F. Overbeck — H. Rustige — F. W. Schadow — M. v. Schwind — Ed. Steinle. — Ph. Veit.

Berühmter Schriftsteller.

Professor Adrian — Lord Byron — J. Cooper — H. Döring — W. C. v. Horn — Victor Hugo — Wash. Irving — Friedrich Rückert — A. v. Sternberg — Ad. v. Stolterfoth — L. Storch — Bena Weber — Heinrich Zschokke.

Konrad Schwenck.

Die Mythologie

der Asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven,

herausgegeben von

Dr. Konrad Schwenck,

Conrector am Gymnasium zu Frankfurt am Main.

Erster Band: „Die Mythologie der Griechen," für Gebildete und die studirende Jugend. Mit 12 Tafeln. gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. 10 Sgr. fl. 4.

Zweiter Band: „Die Mythologie der Römer." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Dritter Band: „Die Mythologie der Aegypter." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 16 Sgr. fl. 2. 40 kr.

Vierter Band: „Die Mythologie der Semiten." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Fünfter Band: „Die Mythologie der Perser." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Sechster Band: „Die Mythologie der Germanen." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

☞ **Jeder Band ist einzeln zu haben.**

Mythologische Skizzen.

Von Dr. **Konrad Schwenck.** 8. Geh. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Beitrag zur Wortforschung

der lateinischen Sprache.

Von Dr. **Konrad Schwenck.** gr. 8. 15 Sgr. 54 kr.

Zweiter Beitrag zur

Wortforschung der lateinischen Sprache.

Von Dr. **Konrad Schwenck.** gr. 8. 15 Sgr. 54 kr.

Wörterbuch der deutschen Sprache

in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

Von Dr. **Konrad Schwenck.**

Dritte, vielverbesserte und vermehrte Ausgabe. 52 Bogen in groß Lexikonformat.

Geh. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 48 kr.

Catullus

übersetzt von Dr. Konrad Schwenck.

Anhang: Sechster Gesang der Odyssee.

gr. 12. Geheftet. Velinpap. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. Druckpap. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.

Die sieben

Tragödien des Sophokles.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

Geh. 21 Sgr. fl. 1. 12 kr.

Goethe's Werke.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

8. Geh. 22½ Sgr. fl. 1. 20 kr.

Schiller's Werke.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

8. Geh. 26 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Sinnbilder der alten Völker.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Literarische Charakteristiken und Kritiken.

Von Dr. Konrad Schwenck.

gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 16 Sgr. fl. 2. 42 kr.

(Cl. Brentano — G. A. Bürger — Fr. Dingelstedt — M. Enk — F. Freiligrath — Geibel — J. Görres — Görres und Börne gegen Goethe — A. Grün — H. Heine — Herwegh — G. T. A. Hoffmann — Hoffmann von Fallersleben — [illegible]rech — F. M. Klinger — N. Lenau — Lewitz — Montaigne — G[illegible] — Platen's Werke — Platen's Leb — A. v. Prutz — H. [illegible]mack — Rötscher über die Wahlverwandschaften — Rötscher über König Lear — Fr. Rückert — Fr. Schlegel — F. C. Schlosser — J. H. Voß — v. Zedlitz.)

Zu **Weihnachtsgeschenken** empfehlen wir folgende Bücher in geschmackvollen Einbänden:

Fr. Rückert's Gedichte.

Auswahl des Verfassers.

Miniaturausgabe. Zwei Bände mit 2 Stahlstichen, in Sarsenet und Goldschnitt.

Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Liebesfrühling

von

Friedrich Rückert.

Mit 1 Stahlstich. 12.

Brosch. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr. — Geb. Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 kr.

Rheinische Lieder und Sagen

von

Adelheid von Stolterfoth.

Miniaturausgabe. Mit einem Stahlstich. In Sarsenet mit Goldschnitt.

Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 36 kr. — Geb. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Gedichte

von

C. Dräxler-Manfred.

Dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Miniaturausgabe in elegantem Einband mit einer Titelvignette.

Rthlr. 1. 21 Sgr. fl. 3.

Gedichte

von

Otto von Wenckstern.

8. Elegant gebunden.

Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Feldblumen.

Eine andere Selbstschau in poetischen Gedenkblümlein

von

Heinrich Zschokke,

Verfasser der Stunden der Andacht.

Nach des Verfassers Tod herausgegeben von der Familie.

12. In Sarsenet gebunden mit Goldschnitt.

Rthlr. 1. 7½ Sgr. 1 fl. 45 kr.

Miniatur-Salon.

Erster Band, enthaltend Heft 1—8, in Sarsenet gebunden.

Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Zweiter Band, enthaltend Heft 9—16, in Sarsenet gebunden.

Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

(Wird fortgesetzt.)

Rheinisches Taschenbuch

auf das Jahr 1853.

Herausgegeben von

C. Dräxler-Manfred.

Mit 8 Stahlstichen.

Elegant gebunden. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1854.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Neunter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte! (Mit zehn Vignetten.)	1
2.	Auflöſung der Räthſel im Jahrgange 1853. (Mit Vignette.)	13
3.	Von Büchern, die ſchön und gut zu leſen ſind. (Mit zwei Vignetten.)	14
4.	Die Ueberſchwemmten. Eine Geſchichte. (Mit elf Vignetten.)	17
5.	Der Handwerksburſch. (Mit Vignette.)	50
6.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	54
7.	Wie ein Herzog ſeine Bauern in die Kirche gehen lehrt.	54
8.	Altes Gold. (Mit drei Vignetten.)	58
9.	Eine Anekdote	62
10.	Wunderbare Rettung beim Ausbruche des Veſuvs Anno 1834. (Mit zwei Vignetten.)	64
11.	Die zwei Freunde. Eine Geſchichte. (Mit achtzehn Vignetten.)	69
12.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	103
13.	Wie einmal ein Schneider die Nachtwächter uzt und — ſie ihn! (Mit drei Vignetten.)	103
14.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	111
15.	Eine Anekdote. (Mit Vignette.)	113
16.	Wie die Leute drauf kamen, Schuhe und Stiefel zu tragen, und was damit zuſammenhängt. (Mit zwei Vignetten.)	114

Seite

17. Altes Geld. (Mit Vignette.) 122
18. Zwei Collegen 124
19. Der Krakeeler. (Mit sechs Vignetten.) . . . 126
20. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 141
21. Altes Geld. (Mit Vignette.) 142
22. Des Fleißes reicher Lohn. (Mit Vignette.) . . 143
23. Eine Anekdote. 171
24. Altes Geld. (Mit Vignette.) 172
25. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 174
26. Was einmal ein ehrlicher Kohlenbrenner gethan hat (Mit drei Vignetten.) 174

1. Gott zum Gruße und den Herrn Christum zum Troste!

Ein Wort aus treuem Herzen möcht' ich an euch richten, liebe und getreue Freunde und Leser! Es liegt schon lange drin und will absolut heraus. Da will ich's denn auch nicht länger bergen, und es aussprechen, und Den bitten, in und mit dessen Namen ich Euch grüße, daß er ihm die Pforten

Euerer Herzen öffne! Das heißt aber, daß ich einmal ein Bißchen mich umschaue, wie es etwa bei uns stehet; daß ich nachfrage, wie es früher stand; daß ich dann stille stehe und frage, wohin das will, und endlich auf eine Arznei hinweise, die helfen kann. Das aber will schon andeuten, daß irgendwo eine Krankheit sitzt, weil eine Arznei nöthig ist. Grad' so mein' ich's! Aber lieb wär' mir's, wenn Ihr Alle überall mit mir ginget, und umschauetet. Warum das nicht?

Wohlan, folget mir mit Eueren Augen! Wir wollen uns denken, es ist Sonntagmorgen heute!

Die Gassen sind sauber gekehrt und es ist noch still im Dorfe. Die Hähne krähen den Morgen an. Hier und da brüllt eine Kuh, weil ihr das Futter noch fehlt. Die Leute schlafen heute ein Bißchen länger, wie sonst. Warum auch nicht? Sie sind müde von einer Woche voll Arbeit, und an den Werktagen geht's ja mit dem grauenden Tag an die Arbeit, weil's nothwendig ist. —

Es schlägt fünf Uhr. Der Schulmeister ist wacker. Die Glocken fangen an zu läuten. Das ist der Sonntagsmorgengruß des lieben Gottes. Er ruft: Es ist mein Tag heute! Auf, o Seele, werde munter, und gedenk' an deine Pflicht! Der Tag des Herrn ist da! —

Wenn sich jetzt Der oder Die nicht noch einmal herumlegt, so steh'n sie auf.

Bald öffnet sich hier ein Fenster und ein halbschlaftrunkenes Auge blickt nach dem Wetter, grüßt den Nachbar und macht das Fenster wieder zu.

Nun wird's im Hause sabbathlich? — Nein; der Stall ist noch nicht gemistet. Gestern Abend war's zu spät; der Schuster hat noch ein Paar Sonntagsschuhe fertig zu machen; er setzt sich an die Werkbank; der Schneider hat noch eine Sonntagshose oder Weste oder Wamms fertig zu machen. Er springt auf seinen Werktisch. Der Knecht kommt, sich streckend und gähnend, die Treppe herunter; die Magd kommt mit dem Melkeimer und der Laterne aus dem Stall. Kehr' den Hof! ruft die Frau. Putz' die Pferde! ruft der Mann. Jetzt kommt der Sohn und die Tochter aus ihren Kammern, wo die Kleinen noch schlafen. Ein brummiger Guter Morgen ist

der magere Gruß. Das geht Alles so schläfrig! Es ist ja Sonntag heute, da braucht man keine Eile! Gestern war Samstagabend. Die Magd kam um eilf Uhr heim aus der Maje; die Tochter zur gleichen Stunde. Um zwölf Uhr bellte der Spitz und die Thüre knarrte. Das war der Sohn. Um Eins noch einmal — da kam der Knecht aus dem Wirthshaus. Wie kann man da früh auf sein? —

Wer geht in die Kirche? fragt die Mutter. Ich kann nicht, sagt der Knecht, ich hab' Kopfweh; ich werde nicht fertig, sagt die Magd. Ich hab' mein neues Kleid nicht, sagt die Tochter; ich schlafe doch! spricht der Sohn. Der Vater lacht und die Mutter schweigt. Endlich ruft sie: Weckt die Kinder! Die müssen in die Kirche, sonst kriegen sie vom Schulmeister! Der bräucht' auch nicht so streng zu sein! Wer weiß, ob er hineinginge, wenn er die Orgel nicht spielen müßte! Kinder schlafen doch so gerne am Morgen!

Sie werden geweckt, und nun dampft der Kaffe und die Schüssel Kartoffeln. Sie setzen sich.

Beten wir nicht? fragt das Annichen. Halt dein Maul! sagt der Vater und läßt sich's gutschmecken und die Anderen auch. Das Beten wird vergessen!

Man meint, der Spinnstubenschreiber hätt' hinter der Thür gestanden! sagt der Gevatter, aber er hat's getroffen! Justement so geht's!

Aus dem Hause kommt Niemand in die Kirche, als die Kinder, weil sie müssen! Der Mann sagt zur Frau: Gelt', Lisbeth, die Kirch' ist kein Frosch, sie hüpft uns nicht fort! und beide lachen herzlich über den prächtigen Witz!

Nun wollen wir uns 'mal ins Fenster legen. —

Dort geht eine Thür auf. Ein Mann in dem Sonntagsnachmittagswamms, die Sonntagshosen an, den Hut oder die Kappe auf dem Kopfe, kommt heraus. Er hat den Stock unterm Arme; drückt die dampfende

Pfeife mit dem Finger nieder; schiebt den Büchsenranzen weiter zurück, und kommt endlich daher.

Guten Morgen! Wohin so früh?

In die Stadt, sagt er. Man hat zu kaufen, zu bezahlen, zu besorgen (Geld zu leihen, sagt er nicht, denn der Nachbar muß meinen, das brauche er nicht), und heut versäumt man nichts, da kann man's am Besten besorgen! Adjes! —

Dort tritt Mann, Frau und Kinder im vollen Staat aus dem Hause.

Wohin so früh?

We mein Bruder wohnt, ist Kirmeß. Da darf man nicht fehlen und muß sich bei Zeit anmachen.

Freilich! —

Jetzt kommt Einer, der hat den weißen, gestrickten Wollwamms an und schlendert behaglich dahin.

Wohin, Nachbar?

Ich will 'mal Umgang auf meinen Äckern halten. In der Zeit kommt man die ganze Woche nicht dazu! Man hat zu viel zu thun!

Wieder ein Anderer kommt und trägt eine Leiter und einen Korb. Er hat noch die Werktagskleider an.

Aha, Zwetschenbrechen? —

Freilich, sagt er, meine Frau will noch einen Kuchen backen. Er geht.

Abermals kommt Einer daher.

Wohin gehſt denn du, Caspar? Der ſagt: Der verfluchte Jud' hat mich mit den Ochſen betrogen. Nun will ich ihm 'mal vor die Schmiede rücken, ob er ſie gutwillig zurücknimmt, oder ob ich ihn verklagen muß. Samſtags haben die Juden Schabbes, da darf man ihnen nicht kommen. Da will ich's heut' abthun, wo man doch nicht ins Feld ſchaffen gehn darf.

Noch Einer kommt haſtig daher.

Wohin, Peter?

Mein Nachbar hat mir das Waſſer von der Wieſe abgegraben, da will ich ihm eine Ladung ſchreiben laſſen.

O laß das doch, vergleich dich mit ihm!

Da müßt mein Herz ein Narr ſein! ruft er. Er hat's noch gar heut', auf den Sonntag, gethan. Da will ich ihn zwicken. —

Wir machen das Fenſter zu und ich ſag': Heut' iſt Platz in der Kirche! — Das ſind Chriſtenleute! — Gott erbarme ſich! — Nun läutet's in die Kirche.

Ein paar alte Leute und die Kinder gehen zur Kirche. Hinter den Fenſtern gucken ihnen die anderen Leute nach. Kaum aber ſchallt hell die Orgel aus der leeren Kirche, und der Geſang klingt ſo dünne drein — da geht hier eine Thür auf und dort eine. Hier trägt die Frau

Kuchen ins Backhaus; dort schleichen die Männer ins Wirthshaus, den Morgenschnapps zu trinken und die Zeitung zu lesen, die der Postknecht, der auf dem kleinen Karren saß, abgeworfen hat bei dem Wirthe. So kostet sie nichts. — Es ist ja Sonntag heute!

Meiner Treu'! ruft der Nachbar Gevatter, man meint, der Spinnstubenschreiber wohnte hier!

Leider ist das „hier" aber fast überall!

Das sind Christen, die den Tag des Herrn feiern! Wird da noch die Bibel gelesen? Gesungen aus dem Gesangbuch? Gebetet? — Ah, was, das sind alte Gewohnheiten. Wer wird das noch thun? — Nachmittags geht man auf die Kegelbahn; ins Wirthshaus karten; in die Majen; man setzt sich auf die Bank, vor die Thür oder aufs Bankloch, plaudert, hechelt die Leute durch, oder geht spazieren. Abends — das versteht sich von selbst — geht man ins Wirthshaus, und um zwölf oder ein Uhr heim! — Es ist Sonntag heute! —

Nun wollen wir 'mal sehen, wie es Montags Morgens ist! —

Um vier Uhr heißt's: Heraus!

Die Magd kommt mit schlaftrunkenen Augen und geht an die Kühe. Der Knecht schlendert gähnend die Treppe herunter und flucht, daß man wieder ins Joch muß. Der Hausvater hasirt, weil's nicht fix geht. Der Sohn knurrt: Man kann nicht mehr ausschlafen! Die Tochter macht ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter. Die Kleinen lamentiren, weil sie in die Schule müssen. Jetzt geht's zum Kaffe. Der Vater zankt mit Allen, weil es keinen Fortgang hat. Mürrisch wird gegessen und getrunken. Mürrisch, oder höhnisch singend und pfeifend geht das junge Volk fort an die Arbeit.

Jetzt geht der Hader zwischen Mann und Frau an. Er sagt: sie sei Schuld, weil sie zu Allem schweige; sie sagt: er trage die Schuld, weil er Abends im Wirthshaus sitze. Ein Wort gibt das andere, und — die kleinen Kinder machen sich fort, daß sie aus den Füßen kommen, weil's nicht geheuer ist und Eine abfallen könnte. —

Endlich geht er aufs Feld. Jetzt geht das Vieh auf die Weide und die Frau treibt's. Sie kommt zur

Nachbarin. Da wird geschwatzt. Endlich, nach einer halben Stunde kommt die Marktverkäuferin. Mit der schlüpft sie schnell ins Haus: denn der Mann ist nicht da! Nun wird ihr Butter, Eier, Käse, Linsen, Erbsen, Bohnen, und was sich nicht wehrt, verkauft. Das gibt Geld, wovon der Mann nichts weiß — so für eine neue Haube, Schürze, Halstuch — oder ein Kaffechen extra!

Der Gevatter sagt: Der Spinnstubenschreiber weiß, wo Barthel den Most holt!

Leider ja! aber das sind nur so einzelne Züge, so einzelne Geschichten. Das gesammte Leben und Treiben an Sonn- und Werktagen ist faul, wurmstichig, gottlos. Die Kirchen stehen leer — die Wirthshäuser sind voll; im Hause ist Unzucht, Unfriede, Untreue, Ungehorsam —; im Herzen ist Elend. Die Religion ist todt; die Lieb' hat die Auszehrung; die Treue ist ausgewandert, freilich nicht nach Amerika, denn da ist sie erst recht nicht; das Raisoniren über Schule und Kirche, Lehrer und Pfarrer, Obrigkeit und Gesetz, Eines über das Andere, über Gott und die Welt — das ist überall daheim. Sitte und Zucht sind fort. Die meisten Ehen werden in Schanden geschlossen. Die alte Tracht ist ausgestorben. Putz und Staat herrscht überall in Summa — das Herz blutet Einem!

War's denn immer so? Gevatter, Ihr seid ein alter Mann, war's in Euren jungen Jahren auch so? — Redet!

Ihr schweigt, aber Eure Stirn legt sich in Falten. Gut, ich bin auch weit über das Abzahnen hinaus, ich will für Euch antworten: Nein! Nein! Nein!

Wenn der Samstagabend mit seinem Glockenklange der Woche den Scheidegruß gab, wurde Alles geordnet, das Geräth im Haus, in Hof, in der Küche und Stube. Der Stall wurde gereinigt, die Gasse gekehrt, das Gemüse für den Sonntag gesetzt, die Kleider, Schuhe und Stiefel gereinigt, die Sonntagskleider zurecht gelegt. War das Alles in Ordnung und zu Nacht gegessen, so wurde ein frommes Lied gesungen. Der Hausvater betete den Abendsegen und jetzt schloß er die Thür und Alle gingen zur Ruhe.

Mit dem Sonntagsgeläute war Alles auf den Beinen,

Die Suppe wurde aufgetragen; Alle kamen und der Vater las das Morgengebet und einen Pſalm aus Gottes Wort. Dann wurde gegeſſen und nun rüſtete ſich Jedes zur Kirche; denn nur Eins blieb zu Hauſe, um zu kochen, und das wechſelte ab. Läuteten die Glocken, ſo ſtrömte Alles zum Hauſe, wo des Herrn Ehre wohnt. Da war eine Kirche voll frommer Beter; da brauſte der Geſang wunderherrlich; da herrſchte tiefe, ſtille Andacht.

Kehrten ſie heim, ſo war's bald Eſſenszeit. Eins der Kinder betete, und nun wurde gegeſſen.

Nach dem Eſſen langte der Hausvater die Bibel vom Brett. Die Kinder laſen das Evangelium, die Epiſtel, den Text, und der Vater examinirte, was ſie von der Predigt behalten hätten. Darauf wurde das Lied geleſen oder geſungen, das zur Predigt gehörte, und ein Gebet geſprochen.

Hierauf holten die großen Kinder ihr Schreibbuch und ihre Schiefertafel. Es wurde geſchrieben und gerechnet. Die Kleineren lernten ihre Schulaufgabe für morgen. War Katechismuslehre oder Predigt, ſo gingen wieder Alle hinein. Nach der Kirche durften ſie hinausgehen; aber Punkt ſechs Uhr waren Alle wieder zu Hauſe zum Eſſen. Im Sommer durften die Erwachſenen wohl noch ein Stündchen maſen gehen; aber die Kleinen gingen ſchlafen, und die Mutter begleitete ſie, ob ſie auch beteten. —

Punkt neun Uhr wurde der Abendſegen geleſen und zu Bette gegangen. So war's am Sonntage!

Der Gevatter nickt und ſagt: Grad' ſo war's im Vaterhaus und mir kommt ordentlich das Heimweh an! —

Montags im Sommer um vier, im Winter um ſechs Uhr wurde aufgeſtanden. Sonntags Abends ſchon vertheilte der Hausvater die Arbeit für Morgen an Knecht und Magd, Sohn und Tochter. Nachdem das Vieh beſorgt war, wurden alle Glieder des Hauſes und das Geſinde ins Zimmer gerufen. Die Suppe ſtand auf dem Tiſch.

Jetzt las der Vater ein ſchön Kapitel aus der Bibel, dann ein Gebetslied und dann das Morgengebet oder den Morgenſegen. Und das war auch einer für Alle! — Darauf ging's an die Arbeit, der Vater voraus. Mittags bei Tiſch wurde ein Gebet geſprochen, Abends wieder und dann vor Schlafengehn der Abendſegen.

Da herrſchte Ordnung im Haushalt; Reinlichkeit im Hauſe. Es war Friede zwiſchen den Eheleuten. Das Geſinde gehörte mit zur Familie; aß mit ihr am Tiſche. Die Kinderzucht war ſtrenge. Die Mutter wachte über der Tochter Zucht und Sitte, der Vater über der Söhne Art und Weſen. Treue und Gehorſam, Einfachheit und Ordnung war überall. Man hielt auf die alte Tracht und änderte nicht die Kleidung alle Tage nach der Mode; dafür herrſchte auch Wohlſtand im Hauſe und die Lumperei und die Schulden, die heutzutage ſo zahlreich ſind, wie die Ziegeln auf dem Dache, blieben draußen.

Da kam's nicht vor, daß eine Frau heimlich handelte. Sie wäre gebrandmarkt geweſen für immer. Da wäre das Paar, deſſen Braut den Kranz nicht mit Ehren trug, der Gefahr ausgeſetzt geweſen, daß man ihn ihr herabgeriſſen hätte, und die Schande tilgte das ganze Leben nicht. So wohnte ein heilig Gefühl der Zucht und Sitte im Volke.

Redet, Gevatter, war's anders? —

Der Gevatter ſagt: Ja, ja, ſo war's! Wahrhaftig! — Und daß es nicht mehr ſo iſt, das iſt die Wurzel unſeres Elends, unſeres Jammers! Wohin ſoll's kommen, wenn das ſo fortgeht, wie's iſt? —

Glaubt nicht, meine Lieben, daß es ſo ſtehen bleibt,

O Gott, Nein! Das iſt, wie mit dem Steine, der den Berg hinabrollt. Immer größer werden ſeine Sprünge, bis er endlich im Abgrunde liegen bleibt. So geht's uns! Immer ſchlimmer wird's werden, bis das Strafgericht kommt, das wir ſelber heraufgerufen haben durch unſere Gottloſigkeit. —

Darum wollen wir in uns ſchlagen, wie der verlorene Sohn, und zum Vater zurückkehren mit dem tiefempfundenen Schuldbekenntniß: Wir haben geſündigt im Himmel und vor dir!

Aber damit iſt's nicht abgethan.

Wollen wir wieder vorwärts kommen, ſo müſſen wir rückwärts gehen. Das heißt, wir müſſen's wieder machen, wie die Väter es gemacht; aber wollte ich Euch da Alles, das Anders werden muß, ans Herz legen, das würde für jetzt zu weit führen. Ich will Eins herausgreifen, das freilich eine Hauptſache iſt. Ein andermal, will's Gott, mahn' ich an Anderes, wenn Gottes Gnade das Leben friſtet. Wo's anders werden muß, das iſt vor Allem die Feier des heiligen Sonntags. Der ſteht vorn an in der Woche und feiern wir den erſt wieder recht, ſo wird die Sonntagsfeier ihren Segen ſchon in die Wochentage, in die Arbeit, ins Leben hineintragen. Das iſt gewißlich wahr!

Nun denn, Hausvater — Hausmutter!

Es iſt der Tag des Herrn, der Tag Gottes. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligeſt. Sechs Tage ſollſt du arbeiten und alle deine Werke thun; aber am ſiebenten iſt der Sabbathtag des Herrn, deines Gottes, da ſollſt weder du, noch deine Kinder, noch dein Geſinde, noch dein Vieh und eben ſo wenig der Fremdling, den du eben herbergeſt, arbeiten — denn der Herr ſegnete den Sabbath und heiligte ihn. Das haſt du als Kind ſchon gelernt, das rufen dir die Glocken ins Herz zurück.

Es iſt deines Gottes Tag. Heilige ihn ihm. Er ſegnete dich, er errettete dich, er half in Nöthen. Sein Tag ſei dir ein Tag des Dankens und des Preiſes!

Du thatſt viel Böſes in den ſechs Arbeitstagen — bedenk's — er ſei dir ein Tag der Reue und der Buße!

Du betaxiſt deines Gottes immer und überall in den kommenden Tagen — er ſei dir ein Tag des Gebetes!

Du sollst stark werden im Guten, sollst glauben, hoffen, lieben — er sei dir ein Tag, an dem du sein Wort betrachtest, liesest, bedenkst!

O sieh', er ist ein Tag der Auferstehung deines Herrn und Heilandes. Blick' hin auf ihn und stehe auf von den Sünden deines Lebens. Er werde dir ein Tag geistiger Auferstehung!

Wie liebreich bietet dir dazu der Herr die Hand. Hörst du die Glocken? Sie rufen dich zum Hause Gottes. Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! sprach einst Josua. So sprich auch du. Du und dein Haus, Weib, Kinder, Gesinde! Begrüße den heiligen Tag mit Gebet am Morgen. Das heiligt die Seele. Hast du am Samstag Abend dein Haus bestellt, wie es der Christ soll, dann hält, dann kann dich nichts abhalten, in die Kirche zu gehen, du und dein Haus, die Deinen nämlich. Ihr wollet dem Herrn ja dienen. Thut's! Die Glocken mahnen und rufen Euch! Da seh' ich Euch im Geiste hergehen, still, feierlich, andächtig. Das Gesangbuch in der Hand! Segne Euch Gott den Kirchgang!

Ihr singt! Welch erhebend Lied! Da wird das Herz hinaufgetragen, wie von Engeln, zu Gott. Jetzt tritt der Pfarrer an den Altar und betet. O da betet Euere Seele mit; da kommt Trost, Friede, Kraft in sie. Da sind Alle, Alle gleicher Sünde theilhaftig, gleicher Gnade bedürftig, und werden Alle getröstet mit Dem, der Aller Trost ist!

Wieder hallet Gesang! O wie heilig wird's Euch jetzt ums Herz. Seine Pforten sind offen. Der Pfarrer verkündigt das Wort Gottes. Das findet jetzt einen guten Acker in Eueren Herzen. Es fällt der Same nicht mehr auf den Weg, nicht mehr unter die Dornen, nicht mehr auf den Felsen. Der gute Samen geht auf und trägt Früchte, und gesegnet von dem Herrn gehet Ihr heim! O wie wohl ist's Euch. Ihr seid mit Gott vereinigt, in Christo versöhnt! — Und nun leset nach Tisch in Gottes Wort. Es zeuget von Christo. Ihr wachset an Erkenntniß, an Weisheit und Gnade bei Gott. Ist noch einmal Gottesdienst. O dann gehet Ihr noch viel lieber hinein, als am Morgen, denn Ihr wißt nun schon, wie groß sein Segen ist.

Haltet Euere Kinder an zum Lesen, zum Schreiben, zum Rechnen. Und ist dem genügt, so suchet Euere Freunde auf, oder gehet hinaus in Gottes schöne Welt. Ich weiß, es geht nun kein faul Geschwätze aus Euerem Mund. Und am Abend, da sammelt wieder die Euerigen. Leset oder singet ein schönes Abendlied aus dem Gesangbuch und ein schön Gebet. Dann aber gestattet den Euerigen kein Herumschweifen mehr. Gehet fein zur Ruhe und Ihr habt den Tag des Herrn geheiligt, wie es Christenmenschen gebührt, und Euch ist so wohl im Herzen, wie es Euch lange nicht war. Das ist der Sonntagsfeier reicher Segen, und frisch, fromm, fröhlich gehet Ihr am Montag Morgen an Euere Arbeit, und der Segen Gottes ist mit Euch! Amen.

2. Auflöſung der Räthſel im Jahrgange 1853.

Räthſel gehören nun einmal in die Spinnſtube, und Ihr, liebe Leſer, wollt ſie auch nicht miſſen. Ich wette aber, Ihr habt nicht ſo lange an den Nüſſen gekracht, als das Eichhörnchen, das allemal drüber ſitzt und ſeine Nuß nicht aufbringt.

Das Erſte unter Nr. 6 löſt ſich mit dem Worte: baar. Da iſt's denn ſchlimm im Regen, wenn man baarhaupt, ſchlimm beim Schmutz und auf ſteinigem Wege, wenn man baarfuß iſt; aber als eine recht angenehme Sache erkennt Ihr Alle — baar — Geld im Beutel. Da meint' ich denn, wem das beſchert ſei, der ſolle des Armen nicht vergeſſen.

Das Zweite unter Nr. 14 iſt die Angel, die das Fiſchlein fängt und zum Drehen der Thüre nöthig iſt. Dir möcht ich zurufen: Sei kein Fiſchlein, wenn die Verführung ihre Lockpeiſe an die Angel macht, die Dich ins Verderben ziehen will!

Das Dritte, Nr. 18 iſt das Wort: Sieben; das Zahlwort nämlich, aber ich hab' auch an die Sieben gedacht, womit man die Frucht nach dem Dreſchen reinigt und an die „böſe Sieben," womit man bekanntlich eine böſe Frau bezeichnet.

Nr. 22 iſt das Gericht, welches entſcheidet über das Recht, und das Gericht, nämlich die Speiſe.

Nr. 27 iſt das Wort „Reif." Da dacht ich an den Reif am Faß und am Finger, nämlich an den Ring; an das Reifwerden der Erndte; an den Reif im Winter, der die Bäume verzuckert, und daran, daß der Reif, der ſcheinbar ohne Anfang und Ende iſt, ein Sinnbild der Ewigkeit iſt, zu der wir Alle reif werden ſollen in lauter Frömmigkeit.

3. Von Büchern, die schön und gut zu lesen sind.

Ihr seid's gewohnt, daß ich Euch wohl auch ein paar Bücher nenne, die Ihr Euch mit Wenigem kaufen könntet für die langen Winterabende in der Spinnstube, wie auch sonst. Will's auch dießmal thun, und Euch aufmerksam machen auf dieß und das. Da nenne ich:

1) Der christliche Hausstand. Fünf Predigten über Epheser 5, 22—38, und Kap. 6, 1—9. Von Ahlfeld. Das ist ein köstlich Büchlein voll Gotteskraft, und

2) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, von Dr. A. Tholuck. Beide sind bei Mühlmann in Halle herausgekommen, und sind gar köstlich für die Sonntag nachmittage nach der Kirche. Ebenso eignet sich dazu:

3) Der Missionär und sein Lohn, oder die Früchte des Evangeliums in der Südsee, von W. F. Besser.

4) Der alte Nettelbeck, das bei Velhagen und Klasing herausgekommen ist und die Lebensgeschichte eines deutschen Ehrenmannes enthält.

5) Erzählungen für's Volk, von Ahlfeld; in Halle bei Mühlmann. Auch ein köstlich Büchlein.

6) Die Geschichte eines armen Fräuleins; bei Demselben erschienen und geschrieben von einer lieben, trefflichen Frau, die's recht versteht.

7) Die Brautkrone, eine Erzählung für Landleute aller Stände; auch in Halle bei Mühlmann erschienen.

8) Ferner Erzählungen von der Verfasserin von „Martha, die Stiefmutter," und „Vater, Sohn und

Enkel.“ Das ist wieder die liebe Frau, welche Nr. 6 geschrieben hat, und nebenbei laßt Euch

9) Martha, die Stiefmutter, und

10) Vater, Sohn und Enkel empfehlen sein. Das ist Kern und Leben!

11) Von dem braven Redenbacher liegt mir da wieder ein Bändchen der „neuesten Volksbibliothek“ vor Augen, nämlich Jahrgang 1851, erstes Bändchen, Dresden bei Justus Naumann, das ich Euch bestens empfehle.

12) König und Kronprinz, ein geschichtliches Sitten- und Charaktergemälde, von Richard Baron, und

13) Fiorita, das Räubermädchen, von Demselben,

14) die Kalendergeschichten von Hoffmann.

Diese drei, die bei Trewendt in Breslau erschienen sind, geben auch einen anmuthigen Stoff zum Lesen, und

15) wollt Ihr einmal eine Geschichte lesen, wie es unter den Wilden in Amerika zugeht, grausig und schauerlich, so lernt Ihr dies aus dem „Waldläufer“ kennen, der auch bei Trewendt erschienen ist. Ist aber erschrecklich viel Mord und Todtschlag drin, und einem christlichen Gemüthe wird's schauderig dabei, und es dankt Gott, daß es weit davon ist.

16) Wollt Ihr aber eine lustige Geschichte lesen, die Euch das abentheuerliche Eulenspiegelsleben eines tollkühnen, durchtriebenen Ritters erzählt, so leset das Büchlein, das bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen ist und heißet: Eppelein von Gailingen, von Fr. Trautmann. Es ist höchst ergötzlich und die Nürnberger kennen den Schelm schon und wissen alle diese Geschichten genau. Er hat sie weidlich gehänselt.

17) Das vierte Gebot, von Gustav Nieritz, in Leipzig bei Jm. Traug. Wöller, ist auch ein schön Gelese, und bei demselben Buchhändler ist

18) ein Briefsteller herausgekommen, der gar gut zu gebrauchen ist, und Manchem nützlich werden kann. Das Büchlein heißt: Unterweisendes Musterbuch zu richtiger Abfassung von Briefen und Geschäftsaufsätzen für die verschiedenen Vorkommnisse des Lebens ꝛc., von Gg. A. Winter, Oberlehrer an der Bürgerschule zu Kirchberg, und enthält 440 Briefmuster, Vorschriften für alle ordentliche Geschäftsaufsätze, Bittschriften, Schuldscheine, Quittungen, Contracte ꝛc.

19) Zu allerletzt mögt Ihr mir's schon erlauben, auch von mir selber etwas zu sagen.

Ich habe da bei Buchhändler C. P. Scheitlin in Stuttgart ein Büchlein ausgehen lassen, das heißt: Hand in Hand, und will die lieben Leute lehren, daß wenn sie alle in der Liebe Hand in Hand gehen, es wieder gut im Vaterlande werden kann. Es ist eine Reihe von Geschichten, die Mancherlei lehren, und ich denke, Nichts, was böse wäre.

20) Ist da auch bei Jm. Traug. Weller in Leipzig ein Büchlein ausgegangen, darin ich auch drei Geschichten niedergelegt habe für Euch. Es heißt: Lebensbilder aus der Heimath und Fremde. Zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt, von W. C. von Horn und Gg. A. Winter und Andern.

Endlich sind

21) von meinen gesammelten älteren und neueren Geschichten und Erzählungen bei Sauerländer in Frankfurt a. M. wieder zwei weitere Bände erschienen.

Da habt Ihr Viel zu lesen, wenn Ihr's Euch anschaffet, und ich denke, es gereuet Euch nicht.

Genug für dießmal!

4. Die Ueberschwemmten.

Eine Geschichte.

I.

Der Frühling des Jahres 1850 hat hier und dort, besonders an den Ufern der großen Flüsse, viel Jammer, Gefahr und Elend gebracht und gar Manchen, der's vergessen hatte, an das tägliche Gebet erinnert: „Bewahr' uns, Herr, vor Feuers- und Wassersnoth!" Das war aber auch ein Winterchen! Man meinte, dem ginge der kalte Athem gar nicht aus, denn er blies noch, als schon, nach hergebrachter Weise, Frühlings Anfang im Kalender stand, so eisig, daß das Märzveilchen sein blaues Näschen in den Blättern barg und geschwind sein strahlend Äugelein schloß, und seinen würzigen Duft haushälterisch sparte für schöne Frühlingstage, die aber kaum zu kommen Kurasche hatten. Und an Schnee und Eis war kein Mangel. Man hätte auch einen Eispalast bauen können, wie sie weiland einmal einen in Petersburg in Rußland aus dem Eise der Newa bauten.

Auch der Rhein hatte sich gepanzert gegen die Kälte mit einem Eispanzer und Harnisch, der hieb- und stichfest, ja selbst kugelfest war, und der Winter erwies sich bei ihm und anderen seiner Verwandtschaft als der allergeschickteste Brückenbauer, und als der wohlfeilste, denn er baute eine Brücke fast von oben bis unten über den ganzen Rhein, und es war eine stehende. Meiner Sechs, wenn die Kölner, da unten am Rheine, die sich schon so lang mit dem Project einer stehenden Rheinbrücke abarbeiten, so pfiffig gewesen wären, wie sie sonst sind, so hätten sie ihm die Ausführung übertragen! — Dabei wär' der Vortheil, daß kein Brückengeld gehoben würde, und wer zu seinem Gevatter jenseits wollte, und etwa nicht bei Kasse wär', wie's mitunter ganz braven Leuten passirt, der hätte kein Kopfbrechen nöthig. Es war auch ein Herüber- und Hinüberlaufen, daß es eine Plaisir war, und es war ein Glück, daß man nicht 1811 schrieb, sonst hätten die französischen Douaniers das Nachsehen und die armen Linksrheinler wohlfeilen Kasse getrunken. Wer's weiß, der versteht's, und Douanen sind niemals eine Beförderung der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gewesen. —

Item aber hinter alledem steckte etwas Anderes, was den Leuten, die so am Rheinufer wohnen, das Herz nicht leicht machte; denn der Schnee schmilzt doch einmal und das Eis auch, wenn's Thauwetter gibt — und dann gibt's Wasser, und geht's damit schnell, so wissen sie's auswendig, was ihnen dann droht!

Das ist schon in dem engen Rheinthale von Bingen abwärts eine Sache, die viel Angst und Noth bringt; aber da drunten unterhalb Köln, wo die Berge weiter und immer weiter aus einander gehen und zuletzt ganz verschwinden, wo der breite und durch viele Zuflüsse mächtige Strom durch eine völlige Ebene strömt, wo er sich, wenn der Eisdruck hinter ihm ist, mit aller Macht vorwärts schiebt — wo hohe Dämme seinen Lauf regeln und dem Fleiße der Menschen das fruchtbare Land schützen, das er einst in grauer Vorzeit selber da angesetzt und hingeschwemmt hat, da wird's Einem gruselig, wenn man an den Eisgang denkt, und daran, daß ein schnellbereinbrechendes Thauwetter die Fluth noch stärker, den Druck noch gewaltiger machen könnte. Da ist's keine große Seltenheit, daß so ein Rheindamm von Wasser und sich stopfendem Eis auseinanderfliegt wie ein Maulwurfshügel in der Wiese vor dem Rechen des putzenden Eigenthümers. Dann steht's arg und schlimm; denn wo der Dammbruch ist, da ergießt sich der ganze, gewaltige Strom hin, reißt Alles mit sich hinweg, und richtet einen Schaden an, den oft der Fleiß vieler Jahre nicht wieder herstellt, wenn er nicht gar den Fleißigen und sein Hüttchen mitverschlang und in die Wellen begrub.

Wer sich nun erinnert (ich glaub' wir denken Alle noch lange Zeit dran zurück!), wie Schnee auf Schnee sich legte im Winter $18^{49}/_{50}$; wie die Eismassen auf dem Rhein immer dicker und fester wurden, und wie der Aufgang und das Schneeschmelzen sich immer länger verzog, der kann es sich denken, wie die Herzen der armen Rheinuferleute zitterten und bebten, und daß da Alle beteten: Beschütz' uns, Herr, in Gnaden! Nur Einer that das nicht; aber, um auf Den zu kommen, muß ich Euch erst mit anderen Leuten, Orten und Zuständen vertraut machen, und in eine frühere Zeit zurückführen.

Ich hab' da vornen von der Ebene am Unterrheine geredet, die sich so greulich groß und weit ausdehnt, rechts und links vom Rheinufer und seinen Dämmen. Da kommt es häufig vor, daß einzelne Häuser im Lande herum stehen, um die herum das dem Bewohner gehörende Land liegt. Ob er's gepachtet hat, oder ob es freies Eigenthum ist, das sind Familiensachen, die uns nichts angehen. Nur von Einem solchen Häuschen wissen wir, daß es ein freies Eigenthum war, worauf freilich hin und wieder etwas Schulden lasteten. Die erdrückten aber den Bauer nicht.

Man hat dort unten herum eine reiche und traurige Erfahrung hinter sich. Dammbrüche und Ueberschwemmungen sind eben keine Seltenheiten. Darum pflegt man die Häuser, besonders die einzeln stehenden, gern an solche Stellen zu bauen, die ein Bißchen hoch sind, so ein Hügelchen etwa, denn zu einem ordentlichen Hügel bringt's das Land kaum.

Jeremias Brenner's Vorfahren waren Pfälzer aus dem Oberlande, die einst nach Amerika auswandern wollten, aber sich in Pfalzdorf und da herum niederließen. Brenner's Vorfahren wählten einen grünen Hügel, auf

dem sie ihr Häuschen bauten. Darneben gruben sie den Brunnen, dessen Hebebaum mit dem Eimer weit in die Luft ragte. Neben dran setzten sie eine Linde, weil neben dem lieben Vaterhause, bei Mannheim droben, auch eine gestanden, und die wuchs fröhlich, wurde ein gewaltiger Baum, und gab durch ihre Wurzeln dem Hügelchen, das das Haus trug, Festigkeit gegen die Rheinfluthen; aber das Haus war alt geworden. Er mußte bauen. Reich war Jeremias Brenner nicht. Was er besaß, reichte eben hin, ein Häuschen zu bauen, das unten von Stein war, und auf dem ersten und einzigen Stockwerke stand das spitze Dach, das den gedielten Speicher deckte. Hinten war noch ein kleiner Stall für eine Kuh. Viel Land hatte er auch nicht; aber doch eben genug für sein Brod, seine Kartoffeln, etwas Kappes und anderes Gemüse, ein kleines Gärtchen und etwas freies Land zum Tabaksbau, den die Pfälzer aus der lieben Heimath auch an den Unterrhein brachten. Er warf den Erlös ab, der nöthig war, Steuern, Kleider, Schuhe und dergleichen anzuschaffen, auch jährlich ein Schweinchen zu kaufen, das man mästete und in die Haushaltung schlachtete. Daß er noch dabei ein Leinenweber war und durch dies Handwerk sich etwas verdiente, kam der Haushaltung zu gut. Die war nun allerdings auch klein, denn sie bestand aus ihm, seiner Frau und einer Tochter. So ging's den Leuten ziemlich gut in ihren Verhältnissen, und sie waren schon mit ihrer Lage zufrieden; denn nicht Allen ging's wie ihnen, und mancher Nachbar — der freilich eine viertel und halbe Stunde wegwohnte, war übler dran, als Brenner, weil das Handwerk nicht aushalf, wie ihm.

Jeremias war ein frommer Mann, und seine Frau und Thrinchen, seine Tochter, eiferten ihm darin nach. Man konnte wochenlang im Hause seyn, und man hörte kein unvergehrnes Wort. Still wurde die Arbeit gethan und im Frieden schwanden die Tage hin.

Jeremias genoß des besten Rufs in der Gegend. Seine Haushaltung galt als Muster des Fleißes, der Reinlichkeit und des Friedens, wie auch des kirchlichen Sinnes; denn kein Sonntag kam, wo nicht von Zweien aus dem Hause die Kirche besucht wurde, und es war doch eben recht weit zur Kirche.

Manche Mutter, die einen heirathsfähigen Sohn hatte, warf ihr Auge auf des Jeremias Hauswesen; aber es war gewiß, der Sohn hatte seine Augen auf das Thrinchen geworfen, denn es war die Krone der Mädchen, das gestanden Alle, ohne Ausnahme. Nun, es hätte aber auch Einer stockblind seyn müssen, der nicht die Anmuth des Mädchens und ihre herzliebe Freundlichkeit und Sittigkeit hätte sehen wollen.

Wie aber die Bursche ihre Augen nicht zum Zumachen haben, so auch die Mädchen. Obgleich das schöne Thrinchen gleich die Augen erröthend niederschlug, wenn ihr Einer hineinschaute, so hatte sie doch schon lange bemerkt, daß Nachbar Herder's Steffen der schönste unter allen Burschen der Gemeinde war, und gar gerne mit ihr umging. Sonntag Mittags kam er immer in Brenner's Haus, und der Jeremias und seine Frau sahen's nicht ungerne, da Steffen ein stiller, braver Bursch war, und seine Eltern waren nicht arm. Er war auch allein Hahn im Korbe, wie Thrinchen, und er war noch dabei ein Schneider. Nun hatte er längst ausgelernt, hatte als Geselle in Meurs und in Duisburg gearbeitet, und saß jetzt für sich in seines Vaters Hause. Das ist so die Folge der französischen Gesetze, die da herum noch gelten.

Das gefiel nun dem alten Jeremias nicht. Er meinte, wer nicht in die Welt hinaus käme, käme nicht heim, wie das Sprüchwort sagt. So eine Wanderschaft in der Nähe herum sei Lumperei, und besonders ein Schneider müsse tüchtig wandern, wenn er ein rechter Meister werden wolle und solle. Das leuchtete auch dem alten Herder und seiner Frau ein, und Steffen stimmte zu, um nur den Jeremias nicht zu verkrumpeln.

Herder's Haus und Gütchen lag etwa zwei tausend Schritt weiter im Lande, das heißt vom Rhein ab. So kam's, daß beide Nachbarsfamilien mit einander zur Kirche zu gehen pflegten, und auch wieder heim.

Als sie nun eines Sonntags im schönen Herbste langsam heim schlenderten, sagte Herder:

Hör' 'mal, Jeremias, du hast so oft von der Nothwendigkeit einer weitern und längern Wanderschaft meines Steffen geredet, daß es endlich durchgeschlagen hat.

Das ist mir um seinetwillen sehr lieb, antwortete Jeremias. Wo will er denn hin und wann?

Gen Köln und weiter den Rhein hinauf, und bald, sagte Herder; er wäre schon fort, wenn nicht noch ein Haken wäre.

So? sagte neugierig Jeremias. Was ist denn das für einer?

Das will ich dir ehrlich sagen, versetzte Herder; er hat dein Thrinchen über die Maßen lieb, und möcht' gerne, ehe er geht, Red' und Antwort haben.

Aha, sagte lachend Jeremias; ich hab' doch den Haken schon lange her bemerkt. Nun, Fragen und Antworten macht die Red', und Anhalten und Wassertrinken ist Jedem erlaubt.

Freilich, sagte Herder; aber auch das Antworten und Korbgeben.

Es muß Alles probirt sein! meinte Jeremias; aber sein Gesicht war freundlich dabei, und ein Körbchen hatte er nicht bei der Hand.

Herder hatte ihn so von der Seite angesehen, und meinte, er könne es wagen.

Wär' er dir denn recht als Schwiegersohn und wir als Schwiegerleute? fragte er.

Warum nicht! sagte Jeremias.

Ei, so wollte ich, du jäheſt mich als seinen Freiersmann an! rief Herder.

Ist mir recht, entgegnete Jeremias. Wenn das Mädchen will, so will ich gerne sie verleben.

Herder reichte ihm seine Hand, und Jeremias schlug ein. In Gottes Namen! sagte er.

Was machen die Zweie denn? fragte die Brennerin. Handeln sie?

Die beiden Frauen waren etwas hinter den Männern zurückgeblieben, und sahen nun, wie sie sich in die Hand schlugen und ihre Hände schüttelten.

Nein, sagte die Herderin, die wohl wußte, was das zu bedeuten hatte, weil's zwischen ihrem Sohn und ihnen ausgemacht war, auf dem Heimweg aus der Kirche sollte heut' einmal das Blatt vom Munde weggethan werden.

Nein, Nachbarin, sagte sie, die Zweie haben Anderes vor. Es ist die Rede von dem lieben Thrinchen und unserem Steffen, und mein Alter hat dem deinen heute klaren Wein eingeschenkt.

Sie waren nun zu den Männern gekommen, die stehen geblieben waren.

Hör', Alte, sagte der Jeremias, ist dir's recht, daß unser Thrinchen des Steffen Braut und, so Gott will, und er glücklich und brav von der Wanderschaft heimkommt, auch seine christliche Hausfrau wird? —

Da hab' ich gar nichts einzuwenden, antwortete fröhlich die Brennerin, und Gott woll' Ja und Amen dazu sagen, daß die Ehe im Himmel geschlossen ist.

Nun drückten sie sich die Hände, und bei den Eltern war's fertig.

Wißt Ihr was, sagte Jeremias, gehet mit in unser Haus. Wir lassen dann gleich den Steffen rufen und sie können dann auch sich selber erklären.

Herder lachte.

Ich verwette meinen Sonntagsrock, sagte er, diese Mühe hat uns der Jung' erspart. Er wird wohl schon längst bei dem Thrinchen sitzen.

Was der alte Herder vermuthet hatte, war richtig.

Die Zweie saßen traulich Hand in Hand in der Stube, und merkten gar nicht, daß die Kohlraben, die auf dem Feuer standen, angebrannt waren, daß man's zehn Schritte von der Hausthüre schon roch.

Du hast recht, Herder, sagte Jeremias. Der Jung' ist im Hause, denn das Mädel hat die Kohlraben anbrennen lassen, und merkt's nicht. Ich riech's schon! —

Als die Zweie in der Stube die Eltern ſo fröhlich und Hand in Hand aufs Haus zukommen ſahen, da wurde ihnen das Herz um einen halben Centner leichter, und ſie ſtanden auf und gingen ihnen auch Hand in Hand entgegen.

So ſteht's aus? rief Jeremias, und das Mädchen erglühte.

Nun, dann in Gottes Namen! Uns iſt's recht!

Und er trat zu ihnen, legte ihre Rechte in einander, und ſagte: Gott geb' Euch viel Segen!

Und das Mädchen weinte, und die Mütter weinten, aber die Sonne ſchien hell und prächtig auf das ſchöne Paar, und der alte Herder ſagte: Seht, der liebe Gott bekennt ſich ſichtbarlich zu uns!

Glück- und Segenswünsche erfolgten, und die einfache Verlobung war geschehen, unter der Linde und in Gottes hellem Sonnenschein.

Aber, Alte, sagte Jeremias, zum Brautmahle dienen angebrannte Kohlraben nicht. Geh, schütte sie in die Viehbütte. Herder's bleiben bei uns. Schneide Speck ab, und schlage ein paar Dutzend Eier drüber, und backe die herrlichen Barben, die ich gestern im Rheine gefangen habe.

Die Mutter lief fort, sich auszukleiden und das Gesangbuch wegzulegen. Herder aber sagte: Steffen, geh' heim. Im Keller liegen zwei Flaschen Pfälzer Wein von Anno 1822, die uns mein Bruder zu Wachenheim gesendet hat. Die hab' ich seitdem gespart zu einem Ehrentag, und bring' auch den frischen Edamer Käs mit, den uns der Schiffer von Ruhrort verehrt hat, dem ich eine brave Magd besorgt habe.

Der Steffen flog wie Pulver dahin. Den sich schlängelnden Weg hielt er nicht ein, sondern in schnurgrader Richtung ging's über Acker und Wiesen hinaus. Sie sahen ihm lachend zu, und traten dann in das Haus, wo bald Steffen mit dem Beitrage zum Verlobungsmahle wieder erschien.

Da haben denn sechs glückliche Menschen einen Tag verlebt, so sonnig hell im Innern, wie er draußen war, und die schöne Braut war gar nicht Herr über ihre Hand, denn die ließ der glückliche Bräutigam gar nicht mehr los, und man meinte, es wollte sie ihm ein Anderer rauben, wozu wohl Mancher Lust genug haben mochte, die ihm aber nun gehörte zu erb- und eigen, und das glückliche Mädchen hatte gar nichts dagegen einzuwenden.

Es unterlag nun nicht dem mindesten Zweifel, daß der Steffen gar nicht an die Wanderschaft dachte, auch nicht dran denken mochte, und ebenso wenig kam es dem glücklichen Bräutchen in den Sinn, daß der Vater unerbittlich auf seinen neun Augen würde stehen bleiben.

Darin hatten sie sich aber alle Beide geirrt

Als das köstliche Verlobungsmahl gehalten, die zwei trefflichen Flaschen geleert, und die Köpfe ein wenig roth, die Zungen gelöst, und Alle um Vieles lebendiger und zuthunlicher geworden waren, auch die Mutter des Bräutchens den mächtigen zinnernen, urnenartigen Kaffetopf auf den Tisch gestellt, die kleinen holländischen Tassen geordnet, Butter, Honig und Kraut, nebst dem derben Schwarzbrod und dem frischen Weißbrod, das sie aus dem Kirchdorfe mitgebracht, aufgesetzt hatte, nahm Jeremias das Wort:

Nun, mein lieber, künftiger Schwiegersohn, hob er an, wie steht's nun mit der Wanderschaft? — Den langen Brautstand, wenn die Brautleute sich so nahe wohnen, lieb' ich nicht, und zum Heirathen hat's noch gute Weile, denn Ihr seid Beide noch viel zu jung dazu. Zum Heirathen gehört ein gesetztes Alter, ein reifer Verstand und die Aussicht auf ein ehrliches, festes Auskommen. Du weißt, wie ich über den Artikel denke.

Der Steffen wurde roth und weiß.

Ach, du lieber Gott, sagte er, ich will ja; aber nun, wo ich erst weiß, daß das Thrinchen mein ist, soll ich auch gleich auf und davon!

Grad' so mein' ich's; sagte Jeremias, und dein Vater ist derselben Meinung, und hat mir, als er sein Wort vorbrachte, gesagt, daß es noch nicht mit Euch fest sei, das sei der Haken, daß Du noch nicht eher fort wolltest. Den Haken hab' ich nun ausgebrochen; aber nun denk' ich, morgen früh schnallst Du dein Felleisen; nimmst den gewundenen Steck mit der rothen Schlange drum herum; machst das Wachstuch über den Hut und kommst herüber, uns Adjes zu sagen. Da beißt keine Maus keinen Faden von ab.

Bei so bewandten Umständen war nichts zu ändern. Zwar wischte Thrinchen etwas aus den Augen, was Jeder

für ein paar Thränchen würde gehalten haben; zwar machten die Mütter gar wehmüthig theilnehmende Gesichter, und der Bräutigam sah sauer dazu; aber der Jeremias war der Mann nicht, der etwas zurück nahm, was er gesagt hatte; da mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden. Das waren bittere Tropfen, die in den Freudenkelch der beiden Glücklichen fielen. Sie lernten so die Gänge des Lebens kennen, in denen so oft das Leid den warmen Sitz der Freude einnimmt.

Es war ziemlich spät, als Herder's nach ihrer Wohnung gingen. Steffen brummte über den Eigensinn des alten Jeremias, aber sein Vater verwies es ihm, und er drückte den Unmuth ins Herz hinunter und schwieg; packte aber sein Felleisen, empfing fünf Thaler Zehr- und Reisegeld, und ging trübsinnig schlafen.

Siehst du, Mutter, so ist der Mensch! sagte Herder zu seiner Frau. Gestern sagte er noch: Ich wollt' ja gerne wandern, wenn ich nur auch wüßte, daß mir, während ich in der Fremde bin, das Mädchen nicht weggeschnappt wird! Jetzt weiß er's, und jetzt will er erst recht nicht dran. Was der Jeremias im Schilde führt, muß ich billigen. Erstlich soll er sein Handwerk aus dem Fundament lernen; zweitens aber ist ein langes Gepampel mit dem Brautwesen nicht gut. Er hat recht, und der Jung' soll gehen.

Morgens gab's drüben in Brenner's Hause rothgeweinte Augelein, als der Bräutigam Abschied nahm; von Seiten der Eltern gute Wünsche und bei Steffen ein schweres Herz. Von der Thür aus wehte ein weißes Sacktuch dem Scheidenden die letzten Grüße zu, die er durch das Schwenken seines Hutes erwiederte, so lange er das weiße Tüchlein sah. Endlich verschlang's die Ferne, und Steffen zog seine Straße, während Thrinchen am Speicherladen stand, weinte und doch meinte, sie säh' ihn noch. —

II.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich das Gerücht, Brenner's Thrinchen ſei Steffen's Braut. Viele wollten's erſt nicht glauben; allein als das Mädchen ſich von aller Geſellſchaft zurückzog, auch auf Befragen, es bejahte, da war's gewiß, und mancher Seufzer bewies, daß es ſchwer auf der Bruſt lag, aus der er aufſtieg.

An Zerstreuung fehlte es indessen dem schönen Thrinchen nicht. Es half nicht bloß der Mutter getreulich in der Haushaltung und spann fleißig an seinem eigenen Tuche für die künftige Ausstattung, sondern es ging auch seiner künftigen Schwiegermutter, die eine kränkliche Frau war, getreulich in allen Nöthen zu Hilfe. Der Steffen schrieb oft und Thrinchen ließ es an den Antworten gar nicht fehlen.

In seinen Briefen erzählte Steffen Alles, was er Neues und Schönes sah in den großen Städten, wo er arbeitete, und dadurch waren die Briefe für Alle eine rechte Unterhaltung. Daß er aber nicht immer in der besten Gesellschaft war; daß er oft Nächte verkartete, und wacker „Blauen Montag“ machte; daß er seinen starken Verdienst durchbrachte, und ein leichtfüßiger Windlips wurde; daß auf diese Weise die guten Grundsätze, die er zu Hause gewonnen, flöten gingen; daß er oft im ganzen Jahr in keine Kirche ging, und überhaupt den frommen Glauben der Heimath längst verloren hatte, weil seine liederliche Gesellschaft ihn verhöhnte und als alte Kindermährlein verspottete, das schrieb er nicht, weil er wußte, wie er damit übel ankäme, und daß der strenge und glaubensfeste Jeremias, wenn er das erführe, die Verlobung mit Thrinchen rückgängig machen würde, ohne alle Rücksicht und Schonung.

So kommt mancher Muttersohn hinaus in die Welt und bald wird er in der verruchten Gesellschaft der Herberge ein Tagedieb, ein Bruder Liederlich, ein Gottleser.

Es ist ein Herzeleid, daß solchem Unfuge nicht gesteuert werden kann oder mag. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten, sagt das Sprüchwort, und es ist nur zu wahr. Anfänglich hört so ein Bürschchen das gottlose Gerede, die schamlosen Zoten, die Verspottung des Heiligen, ja selbst die Gotteslästerung mit Unwillen und innerem Widerstreben an. Es waltet noch der fromme Glaube und die heilige Scheu und Scham in der Seele, die der treue Seelsorger, die frommen Eltern gepflegt und gehegt; aber er hört's alle Tag und wird allmählich abgestumpft. Nun hört er's gleichgültig an.. Allmählich meint' er, es müsse so sein und — stimmt mit ein, und ehe er sich's versieht,

wiegt er just so leicht oder so schwer, wie das verworfene Gesindel, mit dem er umgeht. So sinkt er in den schrecklichen Abgrund.

Grade so war's dem Steffen gegangen.

Manchmal kam er noch zur Besinnung, wenn er an das fromme, treue, reine Gemüth seiner heilseligen Braut gedachte; allein er meinte, das sei eben nur so, weil das Mädchen in dem altfränkischen Kehl der alten Leute erzogen sei, und eben nichts Anderes sehe und höre; ihm sei's ja grade so gegangen; jetzt aber sei er aufgeklärt, und es werde ihm seiner Zeit recht leicht werden, Thrinchen ebenso weise, einsichtsvoll und gebildet zu machen, wie er geworden sei; er habe ja auch den alten Kram der Religion, des Kirchengehens, des Glaubens an Gott und seine Versehung und Weltregierung und des Betens abgelegt.

So stand's mit dem Steffen, als er in die Schweiz ging. Dort war er in die rechte Schmiede gekommen. Die deutschen Gesellen dort freuten sich, wieder einen zu haben, der mit ihnen gleich dachte, und besonders auch für ihre Meinung empfänglich war, daß nun lange genug die Reichen reich gewesen seien; daß es nun endlich Zeit sei, die bisherige Einrichtung der Welt umzuwandeln, also daß die Armen einmal reich werden, und daß dieß am Leichtesten dadurch zu bewirken sei, daß eben mit ihnen getheilt werde. Dieß gottlose Wesen nahm nun Steffen's Seele vollends ein, in der der Glaube an Gott und den Heiland Jesum Christum längst ausgerottet worden war.

Wie gesagt, daheim ahneten sie das nicht, und in seinen Briefen hütete er sich auch, wie vor dem Feuer, etwas zu äußern, was seine verworfene Gesinnung hätte verrathen können.

Interessen floß ein Jahr nach dem andern hin, und die drei, die Jeremias gesetzt hatte, waren ihrem Ende nahe, da gab's plötzlich Veränderungen in der Heimath, an die Steffen nicht dachte und Niemand sonst.

Eines Tages nämlich waren Herder und seine Frau über den Rhein gefahren, wo in einem nahen Städtchen Jahrmarkt war. Sie hatten gute Freunde da, die sie besuchen wollten, und auch manches Bedürfniß sollte

dort befriedigt werden, was dafür hinausgeschoben werden war.

Brenner's sollten mitfahren, aber das Erkranken der Brennerin hielt sie zurück.

Es war ein heißer Sommertag. Schwül war die Luft, und die aufsteigenden Wolken ließen ein Gewitter fürchten. Obgleich Thrinchen bat, sie sollten, wenn es ein stürmisch Wetter gebe, bei den guten Freunden über Nacht bleiben; sie wolle das Vieh und Alles wohl besorgen, auch im Hause schlafen, so meinten die guten alten Leute doch, das sei Alles nicht nöthig, sie würden schon bei Zeiten wiederkehren, und das Gewittergewölke könne sich ja auch verziehen.

So fuhren sie denn hinüber.

Aber das Gewittergewölke verzog sich nicht; vielmehr thürmte es sich schwarz und drohender, als seit langer Zeit auf. Thrinchen ging oft vor die Thür ihres Hauses und schaute sich ängstlich um. Der Wind erhob sich immer mächtiger. Die Wellen des Rheines peitschten die Dämme heftig, und der weiße Schaum spritzte hoch empor in der Brandung, und doch war es kaum vier Uhr. Immer dunkler wurde der Himmel. Man hörte dumpfes, fernes Grollen des Donners; zackige Blitze fuhren aus den dunklen Wolken in allen Richtungen; der Wind erstarkte zum Sturme, der die Wellen des Rheines tief aufwühlte und hoch empor hob, daß ihre Kämme mit weißem Schaume bedeckt waren.

Es war ein Sonntag Nachmittag. Zahlreiche Haufen von Marktgästen waren hinüber gefahren. Das Allerschlimmste in solchen Zeiten ist das, daß die Schiffer in der Hoffnung und Aussicht reichlichen Verdienstes auch ein Gläslein über den Durst trinken, und dann tollkühn den Gefahren trotzen.

Brenner's bebten vor Furcht, hofften aber, daß Herder's die Ueberfahrt nicht wagen würden.

Jetzt sah man einen Kahn drüben abstoßen. Er war überfüllt.

Gott behüte die Leute, sagte Jeremias. Die Schiffer sind, bei meiner Seele, trunken, sonst würden sie bei solchem Wetter die Fahrt nicht wagen!

Seht nur, wie der Kahn schwankt!

Stellenweise sah man ihn gar nicht, so hoch gingen die Wellen. Dennoch schnitt der Kahn, der ein gutes Segel hatte, wie ein Pfeil durch die Wellen.

Wenn sie nur ruhig sitzen! sagte Jeremias, so hoff' ich zu Gott, daß es gut gehen soll. — Ich will aber auf den Damm gehen, um das Seil zu fassen, wenn sie landen.

Ich gehe mit Euch, Vater, sagte das angstvolle Thrinchen.

Beide gingen dem Ufer zu, indeß die Mutter am Fenster lag und laut betete.

Der Kahn war, als Jeremias und Thrinchen auf dem Damm anlangten, in der Mitte des Stromes, wo die Gewalt des Sturms am Heftigsten war.

Jetzt faßte ein fürchterlicher Windstoß das Segel. Der Mast legte sich ganz auf die Seite.

Gerechter Gott, erbarme dich! rief Jeremias, denn er hörte schreiende Frauenstimmen, sah, wie Etliche aufsprangen; wie die Unordnung im Kahne zunahm; wie er Wasser schöpfte und — umschlug! —

Der Sturm verschlang das Geschrei der in die Wellen Gestürzten. Man sah sie noch eine Weile mit den Wellen kämpfen, die Arme emporstrecken, dann — versinken. Manche, die des Schwimmens kundig waren, schwammen noch eine Strecke, aber auch sie verschwanden.

Kein Kahn war da, sonst würde Jeremias hinaus gesteuert sein. So stand er starr da und rang die Hände. Vom jenseitigen Ufer stieß ein Kahn zur Rettung ab, aber er vermochte nicht die Verunglückten zu erreichen, und konnte froh sein, nach vergeblichen Anstrengungen, das Ufer wieder zu erreichen.

Als sich Jeremias nach Thrinchen umsah, lag sie ohnmächtig auf dem Damme. Sie hatte das entsetzliche Schauspiel nicht ertragen können.

Jetzt sah man in der Ferne Leute gegen das Ufer laufen. Er faßte sein Kind und trug es heim zur Mutter, um schnell wieder ans Ufer zu eilen; aber kein Leben war gerettet worden. Alle, selbst die Schiffer waren von den brausenden Wellen verschlungen.

Hinüber zu fahren, um Kunde zu holen, war unmöglich; denn der Sturm wuchs von Minute zu Minute. Die Nacht kam ungewöhnlich früh und deckte das weite, große Grab mit ihrem dunklen Mantel zu, während ein Regen sich entlud, der einem Wolkenbruch ähnlich war.

Als Jeremias heim kam, streckte Thrinchen ihm beide Arme entgegen und fragte: Waren sie im Kahn? O Gott, o Gott! wäre doch Steffen hier! rief sie verzweifelnd aus.

Wer kann das sagen? war des Vaters Antwort. Bleich, wie ein Todter, sank er in seinen Sorgstuhl.

Die Nacht hindurch kam kein Schlaf in ihre Augen. Erst der Morgen gab der erschöpften Natur bei Allen ihr Recht. Nur die gute Brennerin fuhr von Zeit zu Zeit auf und horchte; aber der Sturm heulte noch wild und grausig.

Erst mit Sonnenaufgang legte er sich allmählich, obwohl die hochgehenden Wellen den Verkehr mit dem rechten Ufer noch unmöglich machten.

Als endlich die von Angst und Leid Ermüdeten erwachten, zeigte sich neuer Grund banger Sorge. Die Brennerin war sehr leidend. Ihr ohnehin schwacher Körper war der innern Qual und Sorge erlegen. Sie konnte nicht aufbleiben, sondern mußte sich zu Bett legen. Jetzt kamen endlich auch Nachrichten. Zwölf Personen waren in dem Kahne gewesen und alle ertrunken, und darunter Steffen's beide Eltern. —

In Jeremias Hause war nun tiefes, herbes Leid, und die schauderhafte Gewißheit wirkte auf die Brennerin in solcher Weise ein, daß sie schwer erkrankte.

Wochen vergingen und Ihrinchen kam nicht vom Bett der leidenden Mutter. Ihr Zustand war der Art, daß man für ihr Leben besorgt sein mußte. Indessen genas sie langsam wieder; aber wer sie ansah, mußte es erkennen, daß der Todeskeim in ihr Wurzeln schlug und in nicht fernen Tagen das verhieß, was Gatte und Kind mit bangem Herzen ahneten.

An Steffen hatte der Pfarrer geschrieben, und wie sorgfältig er auch seinen Brief aufgesetzt hatte, die Hauptsache desselben, der schreckliche Tod seiner Eltern mußte doch heraus. Diese Hiobspost traf ihn wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Er lag ganz trostlos darnieder;

denn ein Menschenherz, das keinen Glauben mehr hat, ist auch ohne Trost. Allein der Glaube kann aufrichten und trösten.

An ein längeres Ausbleiben war nun nicht zu denken; weil Haus und Hof verwaiset waren. Er packte schnell seine Siebensachen und machte sich auf die Sohlen.

Man hätte denken sollen, wo der Herr so erschütternd an die Thüre des Herzens klopfe, müsse denn doch auch drinnen eine Wirkung erfolgen; aber an seinem Herzen ging's vorüber. Der wilde Ausbruch des Schmerzes legte sich und die alte Stimmung kehrte wieder, ehe er die Heimath erreichte. Er dachte übrigens genau darüber nach, wie er sich daheim halten müsse, und seine Schlauheit erkannte, daß er, was er im Ausland an Gottlosigkeit der Gesinnung gewonnen, ebenso schlau verbergen müsse, wie er es in seinen Briefen gethan. Hieraus geht hervor, wie tief Steffen gesunken war, auf der andern Seite aber auch, daß er fühlte, wie er sich seiner Gottlosigkeit schämen mußte. Freilich hielt er dafür, daß seine Freunde noch zu seiner Aufklärung nicht herangewachsen seien und darum so Etwas nicht zu schätzen wüßten.

Der erste Augenblick des Wiedersehens erschütterte ihn allerdings tief, aber bald siegte sein Leichtsinn, und der Trost, daß er nun bald Thrinchen heimführen werde, söhnte ihn wieder mit seinem Schicksal aus.

Er ließ nun auch mit Bitten nicht nach, bis Jeremias seine Einwilligung zur Hochzeit gab. Im Grunde betrachtet, mußte Steffen auch heirathen, denn wer sollte ihm, da er doch das Anwesen allein geerbt hatte, seine Haushaltung führen? Sollte er sich kochen und auch die viele Arbeit bestreiten, die er mit seinem Handwerke hatte? Das ging nicht, und, wie es so bei neumodischen Schneidern zu gehen pflegt, seine Arbeit wuchs so sehr, daß er auch ernstlich daran denken mußte, einen oder zwei Gesellen zu halten.

Die Hochzeit wurde, nach Jeremias' ausdrücklichem Willen in der Stille gehalten, und die jungen Leute zogen in Herder's altes Häuschen und lebten, wie es schien, vergnügt miteinander.

III.

Wie es schien? — Nun, alle Welt weiß, daß heutzutage gar Vieles scheint, was nicht ist. Wenn man genauere Kenntniß von manchem anscheinend vergnügtem ehelichen Verhältnisse gewinnt, so sieht's halt anders, als es scheint. Man verbirgt der Welt unter freundlichem Gesichte das tiefe Leid, das am Herzen nagt. — Thrinchen war nicht glücklich, das war die traurigste Thatsache. Zwar, das konnte sie nicht leugnen, Steffen trug sie auf den Händen, wie man zu sagen pflegt, aber zwei Dinge störten ihr Glück und untergruben es heilos.

Das Eine nöthigt, etwas zurückzublicken. Thrinchen, das ist schon erzählt worden, war ein ungemein liebliches Mädchen, und war in der ganzen Gemeinde Keine, die sich ihr an Schönheit an die Seite stellen konnte. Unter den Burschen, die ihr zu Gefallen gingen, war einer, der sie aus voller Seele lieb hatte. Er war reich, vielleicht der Reichste in der Gemeinde, und würde, wäre er Alleinerr gewesen, gefreiet haben; allein ein alter Ohm, dessen Erbe er war, ließ es nicht zu. Durch stetes Quälen hatte er's endlich dahin gebracht, daß der Alte geneigt wurde, es zuzugeben, da hieß es: Stephan Herder ist Thrinchen's Bräutigam. Das beugte den braven jungen Menschen tief, zumal er nun von seinen Kameraden gehänselt wurde, daß er sich das schöne Thrinchen habe von einem Schneider wegstipitzen lassen. Dieß Alles konnte dem Steffen nicht verborgen bleiben, und seltsamer Weise warf er auf den braven jungen Lambert, wie der junge Mann hieß, einen tödtlichen Haß. Wo er konnte, ärgerte, kränkte und quälte er den Lambert. Da dieser sich entschieden gegen jede andere Verbindung wehrte, nährte dieß am Ende in seiner Seele die Neigung zur Eifersucht. Denn eines Tages ließ er seinem Hasse gegen Lambert freien Lauf in maßlosen Reden. Thrinchen, die Lambert als brav kannte, vertheidigte ihn fest und nachdrücklich gegen die gehässigen Aeußerungen ihres Mannes. Er schwieg, aber von dem Augenblick an, wurzelte ein unseliges Mißtrauen gegen seine gottesfürchtige Frau, deren Seele und Leben keine, auch nicht die entfernteste Hand-

habe bet, an die er sich hätte halten können. Dennoch kränkte er sie täglich aufs Bitterste durch Anspielungen, die nur sie allein verstehen konnte. Thrinchen schwieg, aber manche Thräne floß heimlich.

Was aber noch tiefer ihr frommes Gemüth verletzte, war der vollste Unglaube Steffen's. Erst jetzt zog er den Schleier ganz hinweg von seinen Gesinnungen. Er ging in keine Kirche; arbeitete am Sonntage; las nie in der Bibel — ja noch mehr, er spottete und höhnte über die Herzensfrömmigkeit seiner Frau. Betschwester, nannte er sie, wenn sie zur Kirche ging; Betschwester, wenn sie am Sonntag Nachmittag in Gottes Wort las; Betschwester, wenn sie zum frommen Gebet ihre Hände faltete.

Oft ließ sie sich mit ihm ernstlich ein über die Religion; aber alle ihre Beweise und Gründe halfen nicht. Er wurde nur verhärteter. Ach, das war ein Gegenstand tiefen Kummers, aber auch des heißesten Gebetes für sie! Lange hatte sie ihr Leid in der Stille getragen; aber als Steffen nie zur Kirche ging, stellte ihn Jeremias zur Rede.

Jetzt, wo er sein Ziel erreicht hatte, hielt er es auch nicht mehr nöthig, gegen den Greis zurückzuhalten. Er sprach seinen Unglauben aus und höhnte Dessen fromme Gesinnung. Jeremias nahm sich die Mühe, das Letzte zu versuchen, ihn auf bessere Wege zu bringen; allein all' sein Reden blieb wirkungslos.

Im höchsten Grad entrüstet, rief er aus: Wie gut ist's, daß deine fromme Eltern diese Gottlosigkeit nicht erlebten, sie hätte sie mit Herzeleid in die Grube gebracht. Ich werde deine Schwelle nicht mehr betreten; aber dein armes Weib, mein gutes Kind, beklage ich. Dich wird die Zuchtrute Gottes treffen. Irre dich nicht! Gott läßt sich nicht spotten!

Er ging und kam nie wieder. Nun war vollends das arme Thrinchen unglücklich. Wollte sie die theuren Eltern sehen, so mußte sie hinübergehen; aber dazu gewann sie, auf der die Last der Haushaltung allein lag, nur sehr selten freie Zeit. Steffen that ihr Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte; aber ihr Glück war zerstört, ihr Friede, ihre Freudigkeit fort.

Bald fiel in jener Gegend, wo noch viel christlich frommer Sinn herrscht, Steffen's Thun und Lassen auf. Es fehlte nicht, bald erkannte man ihn völlig. Wie früher seine Kundschaft auffallend zugenommen, ebenso schnell nahm sie nun ab. Die Gesellen wurden entlassen; aber über Kurz hatte er nicht mehr hinlängliche Arbeit.

Thrinchen konnte sich nicht enthalten, diese Folge seiner Art und Weise ins rechte Licht zu setzen.

Ich brauche die Kopfhänger nicht! rief er zornig, und baute nun sein Feld selber.

So kam das Jahr 1848 und auch in jener Gegend gab es Menschen, die sich gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit setzten und alle Gottes Ordnung widerstrebten. Das waren eben die Leute für Steffen. Vergebens flehte sein treues Weib, er solle ihre Gemeinschaft meiden. Er war nicht gewohnt, sich einreden zu lassen; darum folgte er blindlings seinem Kopfe.

Die Familie war im Laufe der Jahre angewachsen. Fünf Kindlein wollten ernährt, gekleidet und unterrichtet sein. Steffen fing an zu fühlen, was Noth sei. Statt

aber, daß ihn die Noth in sein Herz hätte blicken lassen; statt daß er reuevoll seine Gottlosigkeit erkannt hätte, ging er jetzt Nachmittags ins Dorf und kam oft erst um Mitternacht nach Hause, und dann trunken von Branntwein!

Das arme Thrinchen! Wie unaussprechlich unglücklich war sie! Ihre Eltern waren ihr einziger Trost; allein auch der sollte weichen. Schon seit Jahren kränkelte ihre Mutter. Es war fast wunderbar, daß sie noch lebte; denn Niemand hätte das geglaubt, daß sie noch so lange leben würde. Jetzt aber, wo sie ihres armen Kindes wachsendes Elend sah, brach ihr Herz. Thrinchen war tief gebeugt. Steffen selbst war ergriffen. Ach, sie hoffte, dieß Ereigniß werde ihn umwandeln! Es war indessen nur ein vorübergehendes Aufleuchten des Bessern in ihm, bald fiel er wieder in das alte Thun und Treiben zurück. Es war himmelschreiend, daß der ruchlose Wirth ihm das Geld, dessen er zum Spielen, Trinken und Jubiliren bedurfte, lieh, in der Hoffnung sein Haus und Guf an sich zu bringen. Alles Bitten und Flehen Thrinchen's half nicht. Der Tod seiner treuen Lebensgefährtin, der nagende Kummer um sein Kind, brachte es dahin, daß Jeremias erkrankte und endlich starb in den Armen seiner Tochter, welcher er glaubensvoll seinen Segen gab.

Mit dem Tod ihres Vaters brach auch das Elend völlig herein. Ihres Mannes Gläubiger ruhten nun nicht mehr länger. Sein Haus, sein Gütchen ging fort. Selbst die Kuh aus dem Stall, und die ihrer Eltern, ging noch fort, und nur eine Ziege blieb der zerrütteten Haushaltung. Zwar waren Schulden auf des Jeremias Haus und Gut, aber der redliche Hypothekargläubiger sah das leidende Weib an und die Kindlein und hatte Erbarmen.

Nun zogen sie in das Elternhaus Thrinchen's und in sein Vatershaus zog ein Pächter. Das war im Spätherbst 1849, als Thrinchen mit kummervollem Herzen der Stunde entgegen sah, wo ein sechstes Kind an dem gebeugten Mutterherzen Trost suchen sollte.

Wenn sie das ihrem Manne so vorhielt, schien es, als ob er sich ändern wollte, aber da kam der böse Geist wieder über ihn und er sagte ihr: Gelt, hätt'st du den Lambert geheirathet, Betschwester?

Ueberhaupt faßte mehr und mehr ein bittrer, feindseliger Unmuth Raum in seiner Seele.

Wenn sie jammerte um ihre und ihrer Kinder Zukunft, so sagte er: Laß sie betteln! Dein Gott, dem du vertraust, wird dir und ihnen helfen! Das sagte er mit einem Hohne, der wie ein zweischneidig Messer durch ihre Seele ging; aber die fromme Dulderin setzte ihm nur die glaubensfesten Worte entgegen: Ja, das wird er gewiß! Ich habe sie in seiner Furcht erzogen, da wird er sie auch nicht verlassen, noch versäumen.

Als sie ihre Kartoffeln erndteten und sie über die Hälfte faul waren, rief er höhnend: Siehst du die Frucht deines Vertrauens!

Auch im Wenigen ist Gottes Segen! sagte sie.

Da kam der Winter mit seinen Schrecken. Das Eis legte sich über den Rhein zu einer festen, dicken Decke. Die Kälte wurde entsetzlich und der Brandbedarf begann zu mangeln. Es war kein Geld da, um Kohlen zu kaufen, die obnedieß bedeutend aufgeschlagen waren. Die Kinder jammerten und auch das Brod fehlte. Steffen ging verschlossen herum. Man sah, er fühlte die ganze Noth tief, und doch, wie sollte er helfen, da er keinen Credit hatte? —

Eines Abends hatte er sich frühe zu Bett gelegt. Thrinchen saß noch zitternd vor Frost beim Lichte, die Kleider ihrer Kinder zu flicken. Da kam das unaussprechliche Gefühl ihres Elends über sie, und sie warf sich nieder auf ihre Kniee und betete mit tiefer, heiliger Inbrunst. Was die Seele bewegte, kam auf ihre Lippe. Sie betete laut.

Steffen war erwacht. Das Gebet seines lieben, unglücklichen Weibes hörte er mit an. Er hatte sie elend gemacht — und doch flehte sie für ihn zu Gott. Das ergriff seine Seele und erschütterte sie gewaltig; aber er that, als schliefe er, ohne daß er's vermochte, wieder einzuschlafen. Die unglückliche Frau schlief tief und sanft, er wachte — wachte mit allen Qualen der Hölle in seiner Seele.

Da dünkte es ihm, er höre über den Schnee, der draußen Alles bedeckte, ein knarrendes Hingleiten, wie

von einem Schlitten; dann die Tritte von Männern im ächzenden Schnee, endlich ein jähes Rauschen, als würde Etwas schnell ausgeschüttet. Er wollte aufstehen; aber es ergriff ihn eine Angst, wie er sie nie gefühlt. Tiefer barg er sich unter die Decke und die quälenden Reuegedanken nagten fort und fort an seiner Seele, wie der Wurm, der nicht ruht. —

Morgens, als er aufstand, lag ein großer Haufen Steinkohlen vor seiner Thüre. Man sah vom Dorfe her die Spur eines Schlittens und Männertritte.

Siehst du, Gott verläßt uns nicht! rief Thrinchen und faltete ihre Hände und pries den Herrn.

Still stand er am Fenster und wieder regte sich in seiner Seele der alte, böse Geist und der Name: Lambert! ging über seine Lippen.

Es war ein Glück, daß Thrinchen es nicht hörte. Grade in dieser Stimmung, wo sie Gottes helfende Gnade pries, würde dieser Name sie um ihr seliges Gefühl gebracht haben.

Der großen, entsetzlichen Noth war gesteuert; — aber eine weit größere sollte kommen. Das Thauwetter trat endlich ein. Die Eismassen des Oberrheines drückten auf die Eisdecke des Unterrheines. Das Wasser schwoll über die Maßen. Es rauschte und krachte, als sollte die Erde bersten.

Mit Entsetzen sahen alle Bewohner die Gefahr mit jeder Stunde wachsen. Wo ein Damm schwach war, wurde schnell gesorgt, daß er dem Drucke widerstehen könne.

Und in dieser Zeit drohender Noth genas Thrinchen eines Knäbleins. Ach, die Mutterfreude ihres Herzens war groß, aber der Schmerz erfüllte es auch! Und in diesem Widerstreite der Gefühle blickte sie betend zu Dem auf, der auch der jungen Raben nicht vergißt, und ließ sich von ihrem ältesten Kind aus des Vaters Bibel die herrlichen Worte des Erlösers lesen: Evangelium Matthäi 6, Vers 24 bis 34. Steffen stand dabei, aber über seine Züge flog der teuflische Spott des Unglaubens und er ging hinaus, denn Thrinchen brach in bitteres Weinen aus.

Da hörte man plötzlich ein Schreien der Menschen. Man hörte ein entsetzliches Krachen und dann das schauder-

hafteſte Rauſchen des Gewäſſers, das die Dämme durchbrochen hatte.

Steffen ſtürzte bleich und athemlos herein. Auf den Speicher! rief er, ſonſt müſſen wir ertrinken!

Er ergriff die Decke und hüllte ſein Weib hinein, das den Säugling an die angſtvolle Mutterbruſt drückte, und trug ſie hinauf. Dann ſtürzte er wieder herab, um vollends das Bett zu holen.

Mit jeder Minute ſtieg das Waſſer. Noch aber hatte es den Hügel nicht bedeckt, auf dem das Haus ſtand.

Mit größerer Ruhe räumte er nun Betten und Bettladen auf das Speicherchen; er rettete Linnenzeug und Kleider; er holte die milchende Ziege aus dem Stall und trug ſie hinauf; er holte zwei Laibe Brod, die noch im Hauſe waren, und was ſonſt noch Genießbares vorfindlich war, und richtete dann, ſo gut es gehen wollte, Alles auf dem Speicherchen ein. Der Anblick war herzzerreißend! Da lag die todtbleiche Mutter im Bett unter dem Dache, den Säugling an der treuen Bruſt erwärmend; da ſtanden die armen Kinder weinend und zitternd umher und falteten ihre Händchen zum Gebet, und dort am Laden ſtand der Vater und ſtarrte ſtieren Blicks auf die unabſehbare Waſſerfläche, die ſo grauſig und öde war. Die Häuſer ſahen theilweiſe noch hervor. Man hörte das ſchauerliche Sturmgeläute in der Ferne.

Immer wilder brüllte das Waſſer. Mächtige Eisblöcke warf es gegen das Haus, daß es in ſeinen Grundfeſten erbebte, denn das Waſſer ſtand nun ſchon vier Schuh hoch im Hauſe und immer wuchs es noch, immer mächtiger wurden die Wellen, die am Hauſe widerſchlugen mit wilder Gewalt.

Wohin das Auge reichte, war ein Meer. — Die ganze flache Gegend bis weithinein ins Land war bedeckt mit der Fluth und mächtigen Eisblöcken.

Steffen ließ keinen Ton vernehmen. Sein Geſicht war todtenbleich. Die Kinder wimmerten vor Angſt und Froſt.

Legt Euch in die Betten, ſagte die Mutter. Der Herr, zu dem wir hoffen, wird uns nicht verlaſſen!

Steffen ſchwieg, aber eine Läſterung ſtieg aus ſeiner Seele auf. Er ging die ſchmale Stiege hinab, kehrte aber augenblicklich zurück.

Wir ſind verloren! rief er. Schon berührt das Waſſer die Bodendiele von unten, auf der wir ſtehen!

Nein, ſagte begeiſtert die Frau: Rufe mich an in der Noth und ich will dich erhören und du ſollſt mich preiſen, ſpricht der Herr!

Schweig' mir ſtille mit deinem Gerede, rief er aus. Wir ſind verloren! Siehſt du nun die Hülfe deines Gottes! Herr, Herr, höre nicht ſeine Läſterung! flehte Thrinchen aus tiefſter Seele. Herr, erbarme dich!

Ha, Erbarmen! ſchrie verzweifelnd der glaubenloſe Menſch. Albernes Weibergerede! Untergehen müſſen wir Alle! — Und er raufte in wilder Verzweiflung ſein Haar. —

Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe! ſprach Thrinchen. Iſt's beſchloſſen in Gottes Rath, nun ſo rettet er doch unſere Seelen! O Herr, rette auch die Seine, betete ſie, die verirret iſt!

Einen wilden Fluch ſtieß er aus! —

Aber in dem Augenblicke ſtieß eine Eisſcholle wider das Haus, daß es krachte und zitterte.

Wir gehen unter! ſchrie Steffen.

Dann trifft uns das Strafgericht Gottes ob deiner Sünden! ſagte Thrinchen. Sieh, um uns ein weites Grab; fern alle menſchliche Hülfe; ohnmächtig wir ſelbſt — und

dennoch bleibt dein Herz verstockt. O Steffen, geh' in dich. Flehe zu Gott um Gnade, daß deine Seele nicht verderbe! —

Er schwieg, aber das Wort machte seine Seele beben. Es war, als kämen die guten Engel seiner frommen, gläubigen Kindheit und flüsterten ihm heilige Worte in das Ohr.

Aber als der Schrecken vorüber war, kehrte auch das alte Wesen wieder.

Jetzt kam die Nacht mit ihrer Finsterniß. Ein heftiger Wind begann zu wehen und die Fluth zu peitschen. Er heulte über das Wasser hin, das gehr und brauste. Es war eine Finsterniß wie im Grab und das Entsetzen legte sich auf die Herzen der Unglücklichen und preßte es. Steffen's Lage war fürchterlich. Sein Weib und seine Kinder beteten inbrünstig. Er konnte nicht beten. — Unter den glaubenswarmen Gebeten legte sich der Schlaf auf die müden Augen. Er konnte nicht schlafen, denn die Gottlosen haben keinen Frieden. Er hatte sich auf das Heu gelegt und mit Tüchern zugedeckt, aber er warf sich hin und her. Es war ihm, als höre er das Heulen der Hölle, die nach ihm verlange. Um Mitternacht war es am Schrecklichsten, der Sturm warf die Wellen bis an das Dach, das sie schützte. Das war ein Wüthen und Brausen, ein Zischen und Grollen, daß seine Todesangst die höchste Höhe erreichte.

Da faltete er, außer sich vor Entsetzen, seine Hände und sprach: Herr, hilf!

Und als er das sagte, sprach laut im Traume Thrinchen: „Der Herr ist um uns, und die Unsrigen eine feurige Mauer und bewahret uns, wie einen Augapfel im Auge."

Ach, stöhnte er, sei uns gnädig um ihretwillen, die gerecht ist! Ich bin nicht werth deiner Gnade!

Jetzt ergriff es ihn wie Fieberfrost und rüttelte ihn innerlich, daß seine Zähne aneinander schlugen. Und er gedachte seiner Sünden; er gedachte seines treuen, frommen Weibes, seiner schuldlosen Kinder, die er elend gemacht, seines Vergehens an Jeremias und seinem Weibe — und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Er

troch auf ſeinen Knieen zum Bett ſeines Weibes und faßte leiſe ihre Hand.

Da erwachte ſie. Wohl erſchrack ſie, aber ſie fühlte ihres Mannes Angeſicht, als ſie darüber mit der Hand fuhr, ſie fühlte ſeine Thränen.

Was iſt das? fragte ſie, ſich aufrichtend und ein Strahl lebengebender Hoffnung durchdrang ihre Seele.

Du weinſt? fragte ſie.

Er konnte nicht antworten, aber er ſchluchzte laut.

O, mein Gott, mein Gott! rief ſie, hat der Herr deine Seele geweckt? — Hat der Herr im Sturm und in dem Brüllen der Waſſerfluthen zu dir geredet, den du nicht verſtandeſt, als er im Säuſeln des Windes dir nahte?

Iſt noch Gnade für mich möglich? ſtöhnte er.

Da war's als ob Prophetengeiſt über das fromme Weib käme. Ja, ſagte ſie, ja! Chriſtus nimmt die Sünder an, und im Himmel iſt mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte!

Redeſt du wahr? fragte er zitternd.

So wahr der Herr lebt! rief ſie; ſo wahr die Fluth uns nicht verſchlingt; ſo wahr mit dem Tage die Erlöſungsſtunde für uns Alle kommt! —

O Thrinchen! rief er aus, kannſt du auch mir vergeben? Sie drückte in ſeliger Freude ſein Haupt an ihre Bruſt.

Vergebe dir Gott, wie ich dir vergebe! ſagte ſie.

Das ergriff aufs Neue ſeine Seele.

O, du mildes Engelherz! rief er, und weinte bitterlich. Wie oft hab' ich dir wehe gethan mit dem guten Lambert, der uns die Kohlen gebracht; wie hab' ich dich vorſätzlich gekränkt! Wie hab' ich dich ins tiefſte Elend geſtürzt! Und du bliebſt mild und duldeteſt Alles!

O ſchweig, ſagte ſie. Alles, Alles iſt vergeben, vergeſſen. Ein neues Leben wird ja jetzt anheben! Du biſt zu Gott zurückgekehrt. Nun kehrt auch ſein Segen zurück. Und ſie faltete ihre Hände und pries des Herrn Gnade und flehte für ihn um Vergebung, um Licht und Kraft, um Beharrlichkeit im Guten; um Glauben.

Und er betete mit unter heißen Thränen und Friede kam in seine Brust.

Draußen aber war es, als habe der Herr den Sturm beschworen. Es wurde still. Zwar das Wasser brauste noch, aber der Sturm hatte sich gelegt und Thrinchen träufelte den Trost des Gotteswortes als einen Balsam aus Gilead in die wunde Seele ihres Mannes, und die Engel Gottes freuten sich solcher Worte voll Glaubenstrost.

IV.

Der Morgen tagte endlich im Osten. Der Himmel war blau und wolkenlos. Die Sonne trat nach vielen Tagen zum ersten Male klar und rein mit ihrem verklärenden Lichte hervor und vergoldete die sich kräuselnde Fluth. Das Wasser hatte sich in der Nacht verlaufen, weil sich das Eis weiter oben wieder gestellt hatte. Bergbech hatte es sich aufgestellt, und ein zweites Hereinbrechen der Fluth und Eismassen war mit Sicherheit zu befürchten. Alle drängten sich an die Dachlucke.

Da rief Thrinchen: Kommet her zu mir!

Und sie traten um ihr Bett, und sie stimmte das herrliche Trostlied Paul Gerhard's an: Befiehl du deine Wege u. s. w. Alle stimmten ein und sangen aus Herzensgrund. Und als das Lied geendet war, hob sie an zu beten aus der Seele Grund, und dem Herrn zu danken, der sie gerettet aus der Gefahr und aus der tiefsten Noth. Ach, Steffen fühlte, wofür sie so begeistert dankte.

Ein Trost, ein Friede kehrte in seine Brust ein, wie er ihn nie gefühlt.

Er trat zur Dachlucke und blickte hinauf zum blauen Himmel, und auch er dankte heiß und inbrünstig für die Gnade des Herrn, die sich an ihm verherrlicht hatte.

Er sah nicht, er hörte nicht, was um ihn verging.

Da rief eins der Kinder: Seht dort, ein Schiff! es kommt auf unser Haus zu!

Siehst du, rief Thrinchen voll seliger Wonne, der Herr verläßt uns nicht!

Jetzt erwachte Steffen aus seiner Andacht. Auch er sah das rettende Schiff nahen.

Sechs Männer ruderten mit einem großen Kahne herbei und legten am Hügel an.

Schnell herbei! riefen ſie herauf, ehe das Eis losbricht!

Da kam Leben in Alle. Die Kinder eilten hinab und ſtiegen in den Kahn. Steffen trug Betten hinab, und dann wickelte er wieder ſein Weib in die Decke und trug ſie hinab, und ſie betteten ſie warm und weich, und auch die Ziege holte er, und dann drückten ſie ab und der Kahn flog unter dem taktmäßigen Ruderſchlage wie ein Pfeil über die Fluth hin. Glücklich erreichten ſie das hochliegende Dorf, wo nur bis an die Schwellen der

Hausthüren die Fluth geſtiegen war. In einem befreundeten Hauſe fanden die Geretteten Obdach, Nahrung, Wärme.

Der Herr hatte ſie gerettet, aber er wachte auch wunderbar über der glücklichen Mutter und ihrem Säug-

ling, daß kein Schaden zurückblieb und kein neuer Kummer ihre Herzen heimsuchte.

Auch die Gefahr des neuen Eisbruches ging glücklich vorüber. Zwar strömte fort und fort die Rheinfluth durch die Dammbrüche auf das Land; allein Gefahren brachte sie keine mehr, und auch so hoch stieg sie nicht mehr, als beim ersten Durchbruche.

Von allen Seiten kamen Gaben helfender Liebe für Thrinchen. Dem Pfarrer hatte Thrinchen ihres Mannes Umänderung vertraut. Er dankte Gott mit ihr.

Als nun die Zeit kam, daß das Knäblein getauft werden sollte, ging Steffen eines Tages fort. Sein Weg ging zu Lambert's Hause. Dort reichte er dem biedern Menschen die Hand und bat ihn um Verzeihung, und als dieser sie ihm zugesagt, da bat er weiter, daß er Pathe werde bei seinem Kinde. Lambert war tief gerührt und nahm es an. Jetzt eilte Steffen zu seiner Frau und verkündigte es ihr. Sie lächelte selig, denn sie sah ja, wie es ihm ein Ernst war mit seiner Sinnesänderung.

Der Pfarrer aber hielt eine ergreifende Rede bei der Taufe, darin er hinwies, Steffen wohlverständlich, wie das Todesgrauen selbst zum Leben führe und wie der Herr seine Gnade walten lasse im Herzen, wie im Leben.

Alle, die zugegen waren, ahneten die Bedeutung, denn sie sahen Steffen's Thränen und Thrinchen's Seligkeit.

Und wirklich war aus Todesgrauen neues Leben hervorgegangen. Steffen war ein andrer Mensch geworden. Seine Seele erschloß sich dem Licht und er wandelte fortan im Lichte.

Keine glücklichere Seele gab es, als Thrinchen. Sie hatte ja den verlorenen Gatten wiedergefunden und ihre Kinder den treuen, liebenden Vater und er seinen Gott und Heiland! —

Als das Wasser sich verlaufen, war Steffen und der gute Lambert unermüdet thätig, das Haus vom Schlamme zu reinigen und es zu lüften. Nach und nach trocknete es wieder aus, und am Johannistage konnten sie wieder einziehen mit Loben und Preisen der Gnade Gottes.

Was Thrinchen prophetisch geweissagt, geschah. Der

Segen Gottes kehrte wieder ein, denn das heilige Wort: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! fand nun hier seine vollste Bestätigung. Es war ein wahrer Tempel Gottes, wo Gebet, Andacht, Frömmigkeit, Fleiß und christliche Sitte wohnte. Die Liebe heiligte ihr Familienleben. Die Kunden kamen wieder, die gewichen waren. Steffen mußte wieder Gesellen halten und die Arbeit und der Verdienst ging nicht aus. So heilte bald der alte Schaden gründlich.

Und als am letzten Tage des Jahres 1850 Abends die fromme Familie wieder das Lied sang: Befiehl' du deine Wege, und Steffen das Dankgebet aus dem schönen Gebetbuche gelesen, das ihm der Pfarrer geschenkt hatte, da sagte er zu seiner Frau: Sieh', ich war in der Finsterniß und es wurde Licht um mich; ich lebte als ein grober Sünder, und Gott holte mich zurück vom Abgrunde durch dein Gebet und seine Heimsuchung. Seine Wege führen durch Nacht zum Licht. Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir gethan hat!

Dein Wort im Traum ist wahr geworden; der Herr war um uns eine feurige Mauer und bewahrte uns wie einen Augapfel im Auge. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Amen.

Da fiel Thrinchen ihrem Mann um den Hals und

weinte Thränen der Freude, und die Kinder kamen alle und umschlangen die Eltern mit ihren Armen und Ärmchen, und das war ein Dankopfer dem Herrn, der das Vertrauen belohnt hatte und das Gebet erhört!

Und wenn ihr, lieben Leser, da vornen das Bild anschauet, so sehet ihr die Ueberschwemmten auf dem Speicher, wie sie zum Dachfenster hinausschauen und der rettende Kahn kommt, und ich meine, der Maler hätte seine Sache gut gemacht! —

---

5. Der Handwerksbursch.

Wenn ich in der Geschichte vom Steffen davornen über das gottlose Treiben der Handwerksbursche redete, so hab' ich leider auf eine recht traurige Wahrheit und auf einen rechten Krebsschaden hingewiesen, und es thut mir wahrlich im Herzen wehe, daß es so ist; denn wie sollen solche Gesellen einmal tüchtige Bürger, christliche Haus- und Familienväter werden und ehrbare Meister? Da sieht's wahrlich schlimm aus, und der Steffen ist ein Exempel, zu dem ich noch Viele hinzuthun könnte, die leider nicht gebessert sind und an denen die rettende Gnade Gottes fruchtlos geblieben ist, weil sie sie von sich stießen.

Daß es aber auch, Gottlob! noch Ausnahmen gibt, davon ein Beispiel zu erzählen, ist mir eine rechte Freude, und so will ich's auch gleich folgen lassen. Bittet Gott mit mir, daß es nicht das einzige sei!

Vor einer Reihe von Jahren kommt einmal ein wandernder Handwerksgeselle auf seiner Wanderschaft in die Stadt Anclam. Er fragt bescheiden nach der Herberge, und als man sie ihm gewiesen und er eingetreten, legt er sein Felleisen ab und setzt sich still in die Ofenecke.

Der Herbergsvater, der sich auf den Artikel versteht, denkt: Es braucht auch kein arger Sturm zu wehen, um den Geldbeutel des Burschen fliegen zu machen, wie eine Feder! —

Das war richtig und der Nagel auf den Kopf

getroffen. Hätte er aber weiter geschlossen, so wäre der Schluß auch nicht falsch gewesen, daß des Burschen Magen ebenso leer sei, wie sein Geldbeutel.

So ein Herbergsvater ist aber so genaturt, daß seine Barmherzigkeit justement so weit reicht, als seiner Gäste Geld, und daß er nur gegen die extra freundlich ist, von deren Mutterpfennig er noch etwas zu hoffen hat.

So machte er denn mit dem Burschen wenig Federlesens, fragte nach dem Handwerke, dem Wanderbuche, dem Woher? und Wohin? und ließ ihn sitzen.

Als der müde Wanderer sich ausgeruht, steht er auf und geht fort, um in der Stadt zu fechten, was so viel heißt, als auf deutsch — zu betteln und das Handwerk anzusprechen. Die Noth zwang ihn dazu, denn er hätte nicht einmal das Schlafgeld bezahlen können, von dem Bellen des hung'rigen Magens gar nicht zu reden.

Vorerst aber geht er aufs Stadtamt, legt sein Wanderbuch vor, läßt sich's unterschreiben, und als er wieder auf der Straße ist, denkt er, nun willst du einmal sehen, ob in der Stadt auch barmherzige Menschen wohnen.

Das erste Haus war klein und ärmlich. Er denkt: Geh' hinein! die Armuth gibt viel lieber, als der Reichthum! der hat gar oft Pech an den Fingern, daß er den Kreuzer oder Pfennig nicht loskriegen kann.

Er tritt hinein; aber es ist Niemand da.

Die Stubenthüre steht auf, wenigstens so ein Bißchen.

Er denkt: drück' sie auf, vielleicht ist Jemand drin, den du um einen Zehrpfennig bitten kannst!

Er that's. Da tritt er in ein Stübchen, wo er am hellen Tage kein Licht braucht, um zu sehen, daß da die tiefste Armuth herrscht; aber es ist reinlich und sauber, wohin er blickt.

In einer Wandvertiefung sieht er ein Bett, darinnen eine Kranke liegt.

Als sie ihn ansichtig wird, sagt sie: Ach, lieber Gott, da seid Ihr nicht an den rechten Ort gekommen. Ich bin selber so arm, wie Hiob; bin krank und habe keine Seele, die sich meiner erbarmt. Ich müßte verkommen, wenn nicht meine arme Nachbarin, die eine Wäscherin und eine

Wittwe mit fünf Kinderchen ist, mich pflegte. Geht weiter, guter Freund, und Gott gebe Euch mildere Herzen, als ich sie finde!

Das geht dem guten Burschen durchs Herz. Tröst' Euch Gott, sagte er, und macht die Thüre leise zu und geht.

Was ihm die arme Leidende gewünscht, fand er. Gar manches Kreuzerlein und Gröschlein fiel in des bescheidenen Burschen Hand, und als er nach mehreren Stunden die Stadt durchwandert hat, zählt er's, und siehe, er hatte einen Thaler, und sein Gesicht wird ungemein heiter und fröhlich.

Als er das Geld in seiner Hand sieht, nimmt er zehn Gröschen davon und steckt sie in die linke Westentasche und die übrigen zwanzig in die rechte und macht seinen Weg wieder zurück, wo das Rathhaus steht, und nicht weit davon das Häuschen, wo die arme Kranke lag; aber aufs Rathhaus geht er nicht, denn da hat er nichts mehr zu thun, sondern schnurstracks in das Häuschen; macht die ihm bekannte Thüre wieder auf und tritt in das reinliche Stübchen.

Als ihn die arme Kranke sieht, sagt sie: Ach, lieber Gott, ich sagt' Euch ja vorhin, daß ich selber nichts habe, sonst wollt' ich Euch ja gerne etwas geben!

Da lächelt mild der Handwerksbursch, tritt zum

Bett der Kranken und spricht: So ist's nicht gemeint, Mütterchen. Seht, Euer frommer Wunsch ist wahr geworden. Ich hab' milde Herzen gefunden! die haben mir einen Thaler geschenkt. Zum Nachtlager und für ein Stück Käs und Brod, auch wohl ein Glas Bier, brauch' ich zehn Groschen. Die übrigen zwanzig brauch' ich nicht; die sind für Euch! Und damit legt er zwanzig Groschen auf das Tischlein, das am Bett steht; sagt: Behüt' Euch Gott und geb' Euch gute Besserung, und macht sich blitzschnell und ehe die arme Frau sich von ihrem Erstaunen erholen und ihm danken kann, aus dem Staube! —

Die arme Kranke war die Wittwe des Unteroffiziers Laroque bei dem preußischen Regimente Schönfeld, der im Kriege gefallen war und die nun Noth litt. Das, was der arme Handwerksbursche gethan, wurde bekannt, und nun waren der Helfenden und Gebenden genug da, die sein schönes Beispiel erweckt hatte zum Werke christlicher Nächstenliebe an der armen, verlassenen Wittwe.

Den Namen des Burschen weiß Niemand.

So? — Nein, droben über den Sternen des Himmels sah's Einer, der das Gute belohnt und die treue Samariterseele gewiß belohnt hat.

Wißt Ihr, was ich wollte? — Ei, ich wollte, der Bursche, der freilich jetzt ein Siebziger sein könnte, denn das, was ich erzählt, geschah Anno 1804, und ein tüchtiger Meister bekäme die Spinnstube von Anno 1854 zu lesen, daß er sich seiner That freuen und auch das Wort lesen könnte, das ich aus Herzensgrunde daruntersetze: Lohn' dir's Gott, der Herr, du guter, treuer Mensch, was du in der Stadt Anclam an der armen Frau gethan! Sein reicher Segen komme über dich und deine Kinder und Kindeskinder!

Er würde dann aber auch noch das Wort lesen, das ich an Euch, meine Leser, richte: Gehet hin, und thuet desgleichen, und ich traue es ihm zu, daß er dazu Amen! sagen würde.

Wie mag dem am Abend sein Käs und Brod und sein Glas Bier so gut geschmeckt, und wie mag er so sanft und gut geschlafen haben?

6. Ein Räthſel.

Iſt ſie die Letzte im Glaſe,
Sieht ſie der Trinker mit Schmerz,
Trägt ſie im Winter die Naſe —
Dann iſt's, wahrhaftig! kein Scherz!
Preßt ſie die Angſt aus, dann eile
Mit reiner Hilfe herzu!
Stammt ſie vom Leid ab, dann weile,
Werte der Liebe ſprich du!
Doch iſt die Luſt ihre Quelle,
Suchſt du umſonſt nach dem Ernſt!
Willſt du nicht lachen, dann ſchnelle!
Mache, daß du dich entfernſt!

---

7. Wie ein Herzog ſeine Bauern in die Kirche gehen lehrt.

Der Herzog Erich von Braunſchweig war ein kräftiger Mann, der den Nagel nicht auf die Spitze klopfte, wenn er ihn eintreiben wollte, aber derb und bieder, wie ſeine Zeit, auch nicht abgeneigt, einmal einen geſunden Poſſen zu treiben, beſonders, wenn er eben ſo gut zum Ziele führte, wie der Ernſt.

Einmal wurde ihm erzählt, die Bauern eines wohlſtehenden Dorfs in ſeinen Landen gingen nicht in die Kirche, ſondern ſäßen im Wirthshauſe während des Gottesdienſtes und tränken Einbecker Bier.

Das Bier wär' schon so übel nicht, sagte der Herzog, der's selber viel lieber trank, als die fette, dicke Braunschweiger Mumme (wie das dortige Bier heißt); aber, daß sie nicht zur Kirche gehen, das will ich den Kerlen schon eintränken!

Er erkundigt sich nun ganz genau und hört, daß der Wirth ein großes Hinterzimmer hat, darin die Bauern ihr Casino halten.

Nun war's grad' am zweiten heiligen Pfingsttag; Morgens, als es eben im Dorfe zur Kirche geläutet hatte, da hält ein Reiter am Wirthshaus, der etwa so aussah, wie ein Soldat von des Herzogs Reitern, hatte seinen Säbel umgeschnallt und sah auch nicht drein, wie Einer, der sich gern unter der Nase grübeln läßt.

Der Knecht nimmt ihm sein Pferd ab, und er geht, mir nichts, dir nichts, auf die Thüre der bewußten hintern Stube zu, wo die Bauern bei einander sitzen und ihr Einbecker Bier trinken, statt in die Kirche zu gehen.

Der Wirth springt ihm nach, faßt ihn am Arm und sagt: Guter Freund, das ist die Wirthsstube nicht! die ist hier!

Aber der Reitersmann fährt mit dem Kopfe herum und sieht den Wirth mit einem Liebesblick an, daß dem das Blut in den Adern vor Schrecken stockt, dann gibt er ihm einen kleinen Ruck mit dem Arme, daß der Wirth in die Ecke taumelt, und tritt ein.

Die Bauern machen lange Hälse und gucken unmuthig den fremden Eindringling an; denn das ist schnurstracks gegen den Vertrag mit dem Wirth; aber ihm den Weg zu weisen, hat Keiner den Muth, denn sie sehen's ihm an, daß der keinen Spaß versteht.

Da am Ende der Bank, die rings herum läuft, und grad' an der Thüre noch ein Plätzlein ist, so setzt sich der Reitersmann dahin, nimmt seines Nachbars Kanne, klopft tüchtig auf den Tisch und ruft: Holla, Wirthschaft!

Der Wirth kommt be- und wehmüthig herein und hält seine linke Seite, die er sich verstaucht hat, als ihn der Reitersmann in die Ecke der Hausflur geschoben, und fragt: Was beliebt dem Herrn?

Eine Kanne Einbecker! sagt der barsch, und als die

wie der Wind da ist, nimmt er sie in die Hand und sagt zu den Bauern: Prosit! und trinkt einen Zug, der sich gewaschen hat und nicht weit vom Boden der Kanne Halt macht. Darauf setzt er sie auf den Tisch und sagt: Das ist ja prächtig! Hätt' nicht gedacht, daß ich so schöne Gesellschaft hier fände, am Festtag und unter der Morgenkirche! Nun wollen wir aber auch einmal Eins spielen und ich will Euch ein gar schön Reiterspiel lehren, dessen Zeitvertreib eine Art hat; es heißt: Gib et weiter. Und damit stand er auf und zog seinem Nachbar links eine Backpfeife, oder Ohrfeige oder Ohrkappe oder Patsch — wie Ihr wollt — daß dem der Backen fünkelt und funkelt, als hätt' er sich am Ofen verbrannt.

Der springt auf und ruft: Ei, du sollst —! und will dem Reitersmann an den Kragen. Der steckt ihm aber mit solcher Macht noch eine, daß er, halb toll, auf seinen Sitz zurückfährt und sagt lachend: Das ist ein Reiterspiel! Gib et weiter, sonst kriegst du noch ein halb Dutzend von der Sorte, bis du es weiter gibst!

Das dünkt den Bauern lustig und sie lachen hell auf. — Der, dem der Reitersmann die Zweie gesteckt, trägt keinen Appetit nach mehr, steht auf und gibt seinem Nachbar eine aus dem Satze und sagt: Gib et weiter!

So geht's herum und die Kerle schonen nicht, und es klatscht, daß es eine wahre Plaisir war; als die Reihe aber am Ende Weges ist, dreht sich blitzschnell der Reitersmann um und steckt seinem Nachbar rechts eine, die aus dem FF war und ruft: Gib et weiter! Und als der zaudert und Lust zeigt, ihm Eine zu stecken, kriegt er fluggs eine Zweite und der Reitersmann legt seine Hand an den bewußten, gelben Griff an seiner linken Seite und sagt, indem er ihn mit den Augen ansieht, die dem Wirthe die Haare sträuben gemacht: Nun, Racker, willst du eine Dritte?

Der Bauer macht's kurz und gibt seinem Nachbar rechts wieder Eine, und es geht wieder rund herum und die Bauern hören auf zu lachen und werden wild und klatschen sich, daß es nebelt.

So kommt die Reihe wieder an des Reitermanns Nachbar zur Linken, und eh' sich der versieht, hat er seine

Dachtel wieder auf dem andern Backen. Gib et weiter! ruft der Reitersmann. Halt, das ist ein falsch Spiel! ruft der Bauer, du gehst frei aus!

Das Andere kommt noch! ruft der Reitersmann, steckt ihm die Zweite und greift wieder in die linke Seite. —

Da wird's dem Bauer gruselig und er steckt seinem Nachbar wieder eine nach Reten.

So geht's wieder herum und die Bauern machen just Gesichter, als wollten sie sich jetzt an den Reitersmann machen und ihn abwalken. Der aber steht da, wie Einer, der das Befehlen gewohnt ist, und sagt: So! nun ist's genug! Reißt sein Koller auf und zeigt den Bauern seinen Herzogsstern.

Die prallen zurück, sperren die Mäuler auf und ziehen — Einer nach dem Andern — die Kappen ab, denn es ist ihnen so zu Muthe, als sey's mit dem nicht geheuer.

Kennt Ihr mich, Ihr Schufte und Strolche? fragt der Reitersmann nun. Ich bin Euer Herzog Erich! Ich hab' in meinem Schlosse zu Braunschweig gehört, wie Ihr's treibt unter der Kirche. Da bin ich selbst einmal kommen, um bei Euch nachzusehen, und finde Euch, Bärenhäuter, nun hier im Wirthshause beim Bier, statt im Gotteshause bei der Predigt und Gebet. Da hab' ich Euch, Sabbathsschändern, wollen eine kleine Lehre geben lassen, und zwar durch Euere eigenen Fäuste. Das ist das Erste; aber ich will aufpassen lassen, das sag' ich Euch! Wehe dem, der fortab aus der Kirche bleibt! Wehe dem, der am Sonntag ins Wirthshaus tritt! Acht Tage laß ich ihn in den Bock spannen und um zehn Joachimsthaler büßen! Wollt Ihr, Strolche, des lieben Herrgotts vergessen, der Euch, unverdient, so viel Gutes thut, so will ich, der ich von Gottes Gnaden Euer Herzog bin, Euch Christenpflicht lehren, daß Ihr's fühlen sollt, ärger wie heute! Nun trollt Euch heim, und Gott sei Euch gnädig, wenn ich noch einmal Etwas der Art von Euch höre!

Die Bauern waren todtenbleich geworden und saßen wie Bildsäulen da, als so ihr Landesherr sprach und seine Augen dabei funkelten, wie pures Feuer.

Fort! rief noch einmal der Herzog. Aber nun gab's Leben! Sie machten tiefe Bücklinge und drückten ſich ſo dünne, als möglich, zum Tempel hinaus.

Als die Stube leer war, rief der Herzog den Wirth, zahlte fürſtlich ſeine Kanne Einbecker, aber was er ihm einrieb, war nicht zart wie Butter, und nicht ſüß wie Honig, denn als er ſich aufs Pferd ſchwang und fortritt, machte der Wirth ein Geſicht ſo lang, daß man's faſt hätte mit der Elle ausmeſſen können.

Was aber das Beſte war — das Caſino hatte ſein Ende gefunden. Die Bauern gingen erſt aus Furcht vor der Strafe in die Kirche, und dann aus Luſt und Liebe, und das Dorf wurde ein's der kirchlichſten im ganzen Land.

Als das der Herzog hörte, ſagte er lächelnd: Es gibt allerlei Arznei für verderbene Chriſtenmägen, und das „Gib et weiter!“ iſt die ſchlechteſte nicht geweſen!

---

8. Altes = Gold.

Als ich ſo in das Käſtlein hineinblickte, wo ich den Reichthum des „Alten Goldes“ liegen habe, um davon zu nehmen für die diesjährige Spinnſtube, dachte ich: Es iſt doch wunderbar mit den Sprüchwörtern unſeres lieben deutſchen Volkes! Wenn man ſie genau drauf

anſieht, ſo ſpiegelt ſich das lautere Wort Gottes oder doch ſeine Frucht und Erfahrung darin. So iſt's auch. Nehmt mal dieß:

Almoſengeben armet nicht;
Kirchengehen ſäumet nicht;
Arbeiten ſchändet nicht;
Unrecht Gut beihet nicht;
Gottes Wort trüget nicht;
Wer das beachtet, verdirbt nicht!

Almoſengeben armet nicht — aber was ich weggebe, bin ich los! ſagt der Geiz und die knickerige Habſucht, die nicht voll und nicht ſatt wird. Ich kenne ſolcher Vögel mehr, wie Ein Neſt voll! Habt Ihr's denn vergeſſen, was des Herrn Wort ſagt? O, was du dem Armen, was du an milde Stiftungen, zu heilſamen, wohlthätigen Zwecken gibſt, das leiheſt du Gott und er vergilt dir's tauſendfach. Almoſen heißt auf deutſch: Barmherzigkeit; Almoſengeben, alſo aus Barmherzigkeit geben. Das hat ſeinen Lohn in ſich und ſeine Vergeltung vom Herrn, und was du im Verborgenen thuſt, will er dir vergelten öffentlich; es armet nicht, nein, es macht reich! —

Kirchengehen ſäumet nicht, — wahrlich, du verſäumeſt nichts, denn du wendeſt deine Zeit ebenſo erſt recht an, und du gewinnſt durch das Kirchengehen erſt recht den Schatz im Herzen, welcher iſt das Wort Gottes, den Schatz, der bleibet ins ewige Leben. Und wenn du Gottes Wort gehört und im freien Herzen bewahrt haſt, dann fördert dir erſt recht deine Arbeit, weil du ſie mit Gott thuſt. Mit Gott gethan, iſt wohl gethan!

Arbeiten ſchändet nicht, — meiner Treu! wenn nur der Menſch die Arbeit nicht ſchändete, durch Trägheit, Faulheit und ſchlechtes, untreues Thun derſelben. Zum Arbeiten gab uns Gott Kräfte, nicht zum Müßiggange, der aller Laſter Anfang iſt. Wer ſich der Arbeit ſchämt, iſt ein Erzeſel und ein Erzſtrolch zugleich, und ihm gebührt, was Paulus, der Apoſtel, ſagt: Wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen. Ich hab' einmal ein Bauernmädchen gekannt, die hatte einen Schullehrer geheirathet und meinte, nun dürfe ſie kein Waſſer mehr am Brunnen holen, weil ſie Frau Schullehrerin ſei; das ſchändete ſie, und der Brunnen ſtand grad' vor dem Schul-

und auch vor dem Pfarrhause. Die Pfarrersfrau, die das hörte, sagte: Wart', ich lehre das Weibchen etwas! Einmal steht die Schullehrerin vor der Hausthür und strickt. Der Pfarrerin Magd war im Feld und sie braucht Wasser. Fluggs nimmt sie die Eimer und eilt an den Brunnen, und zieht sie sich voll.

Ei, Frau Pfarrerin, ruft die Schullehrerin etwas schnippig, Sie holen sich Wasser?

Warum denn nicht? fragt die Frau zurück. Arbeit schändet nicht, wohl aber Hochmuth und Faulheit!

Und von dem Tag an holte die Schullehrerin auch ihr Wasser selber. **Beispiel thut viel mehr, als lange Predigt und Lehr'! Unrecht Gut beiht nicht!** Dazu gehört: **Ein unrechter Kreuzer frißt hundert gerechte auf.** Habt Ihr das noch nicht erlebt? Ich hab's oft erlebt, sehr oft schon, und hab' mit Entsetzen gesehen, wie der Herr das Unrecht der Väter heimsuchte an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. — Das Menschenherz schlägt seinen Weg an, aber der Herr gibt, daß es fortgehe — an Gottes Segen ist Alles gelegen; aber nun frag' dich einmal: Kann dein Thun gedeihen, dein Gut wachsen, wenn du es auf dem Wege des Unrechts, des Betrugs, des Uebervortheilens mit Waare, Elle, Maaß oder Gewicht erwirbst? Es hat keinen Segen Gottes, wohl aber seinen vernichtenden Fluch! Laß sehen! Eine Zeitlang glückt's, aber dann heißt's davon: **Wie gewonnen, so zerronnen!** Ebenso geht's mit dem, was du im Spiel oder mit Schmuggeln erwirbst. Es ruht Fluch drauf und es hat einen Halt wie — Butter in der Sonne! **Gottes Wort trügt nicht!** Nein! das ist die ewige, lautere Wahrheit selbst. Traust du dem von Herzen, so stehst du fest; folgst du dem, so wandelst du recht; nimm's zu deines Fußes Leuchte, zu deiner Wege Licht, zu deines Armes Stütze, zu deines Herzens Trost, und du irrst nicht, du fehlst nicht, du wankst nicht, du fällst nicht, und in den trüben Tagen deines Lebens hast du das, was deine Seele erquickt. Drum schließt der goldene Spruch mit dem kräftigen Worte: **Wer das beachtet, verdirbt nicht,** und dir sag' ich, probir's und du wirst

es wahr finden und das Sprüchlein segnen. Es sind das Alles Erfahrungen, die die Alten gemacht haben. Wohl den Jungen, die's ihnen nachthun!

---

9. Eine Anekdote.

In einem frühern Jahrgange der Spinnstube hab' ich ein Stücklein von dem tapfern Admiral de Ruiter aus Holland erzählt, wie er die Treue seinem Herrn bewahrt hat unter Umständen, die einen Andern, als ihn, wankend hätten machen können. Das war ein Held zur See, der seines Gleichen nicht Viele hat; aber nur auf seinem mächtigen Admiralschiff, aus dessen Luken hundert und zwanzig Kanonen herausſahen, war er recht daheim. Auf dem Lande war seines Thuns nicht.

Er lag einmal mit seinem Schiffe zu Rotterdam vor Anker, und da die Leute ihn hochverehrten, wurden ihm viele Festlichkeiten bereitet. Das ärgerte den General von der Landarmee, der auch in Rotterdam war, und er dachte: Ich will dem Ruiter einmal einen Streich spielen! Lädt ihn nun auch zu einem Festmahle zu Mittag ein, wo denn Alles aufgeboten war, den Gaumen zu kitzeln. Nach Tisch sagte der General: Wir wollen den Kaffe auf meinem Landhause trinken!

Nun wurden die köstlichsten Pferde vorgeführt. Der Admiral hatte sein Lebtag auf keinem Gaule gesessen, darum wehrte er sich auch mächtig, aber am Ende half's nichts und er mußte drauf. Er saß just wie ein Schneider auf dem muthigen Rosse, das allerlei Tänze mit ihm machte. Die Offiziere wollten sich halb todt lachen.

Durch die Stadt ging's, weil der General langsam ritt; als sie aber vor dem Thore waren und der General seinem Pferde die Sporen einsetzte und sie nun dahin flogen: Hast du nicht gesehn! — da flog auch der Admiral bald rechts, bald links so bedenklich auf die Seite, daß er sich zur Belustigung der Offiziere an Sattelknopf und Mähne halten mußte. Ehe sie aber an das Landhaus kamen, that das Pferd einen Sprung und

Plumps! lag Ruiter im Sand am Boden, an dem Holland Ueberfluß hat.

Der General, der das Lachen mit Gewalt zurück hielt, bedauerte den Unglücksfall, der aber zum Glücke gar keine weiteren Folgen hatte, als daß der Admiral erklärte, er besteige das Beest nicht mehr; worauf dann zur Rückkehr gegen Abend der General seine Kutsche holen ließ, in der Ruiter zurückfuhr.

Das war mehrere Tage nun die lustige Unterhaltung der Offiziere, die ohnehin nicht wußten, was sie treiben sollten. Der Admiral mußte Wind davon gekriegt haben und dachte in seinem Sinne: Wartet, Ihr Landratten, ich häng' Euch auch einen Denkzettel an, den Ihr so bald nicht vergessen sollt!

Einige Tage darauf kommt eine Einladung an den General und sämmtliche Offiziere zum Mittagsmahl auf dem Admiralschiffe.

Ruiter hatte auf das Hinterdeck ein prächtiges Zelt machen lassen und darunter stand die Tafel, die sich beg unter der Last der kostbarsten Speisen. In den Strickleitern und Seilwerk standen die geputzten Matrosen, die alle gehörig belehrt waren.

Endlich erscheinen die Gäste am Ufer. Prachtvoll geschmückte Schaluppen und Boote holen sie auf das Schiff, wo alsbald die Tafel anhebt. Endlich trinkt der Admiral auf das Wohl Hollands!

Er war aufgestanden und alle seine Gäste auch. Als die Gläser klangen, gingen mit Einem furchtbaren Knalle die hundert und zwanzig Kanonen los. Das mächtige Schiff beugte sich und hob sich wieder, und bleich von dem Schrecken über den furchtbaren Knall, fallen alle Landoffiziere mit ihrem General zu Boden und die Matrosen brechen in ein wieherndes Gelächter aus. Ruiter und seine Offiziere standen allein fest auf ihren Beinen.

Als sich die Erschrockenen wieder aufgerafft, sagte Ruiter weiter nichts, als: Mynheer», dat is myn Paard! (Meine Herren, das ist mein Pferd!)

Den Landoffizieren war das Lachen vergangen und Ruiter that, als wär' nichts vorgefallen.

10. Wunderbare Rettung beim Ausbruche des Vesuvs Anno 1834.

Als ich in einem frühern Jahrgange der Spinnstube Euch über das letzte, starke Erdbeben, das wir erlebten, Eins und das Andere zur Erklärung mittheilte, da redete ich auch von den feuerspeienden Bergen. Das sind schlimme Nachbarn — danket Gott, daß Ihr keine so in der Nähe habt! Ihr erinnert Euch vielleicht, daß ich damals sagte, es seien meist kegelförmig aufsteigende Berge, die oben ein weites, tiefes Loch haben, das man Krater — zu deutsch: Becher, wegen seiner Form, nennt. Da müßt Ihr aber nur nicht denken, daß das klein sei. Du lieber Himmel, man könnte viele Häuser hineinstellen und füllte doch den Krater nicht aus.

Wenn auch viele dieser Feuerberge nicht immer Feuer, Schwefel, glühende Steine und die Masse auswerfen, die man Lava nennt, und die grade so herauswillt, wie das glühende geschmolzene Eisen aus einem Hochofen auf einer Eisenhütte, so thun sie es doch von Zeit zu Zeit, und dann steht's schlimm um die armen Leute, die dran herum wohnen?

Aber warum wohnen die auch dran herum? fragt Ihr. Darauf muß ich antworten. Wo solche Wärme in der Erde ist, da kennt Ihr Euch auch denken, daß da die Erde außerordentlich fruchtbar ist und die edelsten Früchte, Weine und Obstarten reichlich gedeihen, und das lockt halt überall den Menschen, sich da niederzulassen.

Da liegt denn so ein mächtiger Feuerberg in dem schönen, gesegneten Land Italien, nicht weit vom Meer und von der schönen Stadt Neapel. Er heißt: Besuv und ist ein rechter Feuerkopf, der oft auswirft und viel Verheerung anrichtet. Davon muß ich Euch eine Geschichte aus dem Jahr 1834 erzählen, die wieder recht klar beweist, was in dem schönen Liede gesagt ist:

„Wie Gott die Seinen väterlich
Versorgt und schützt. Gott sorgt für mich!"

Es war eben in den Tagen des Jahrs 1834, das auch hier zu Land ein rechtes Jahr göttlichen Segens

war, als alle Anzeichen eintraten, welche einen nahen Ausbruch des Feuerbergs anzuzeigen und ihm vorherzugehen pflegen.

In den Dörfern und Städten, die zahlreich um den bösen Nachbar herumliegen, versiegten plötzlich alle Quellen und Brunnen, daß die armen Menschen und Thiere schier verdurstet wären, wenn sie nicht weit her ihr Wasser geholt hätten. Bald darauf hörte man im Innern des Bergs ein dumpfes Getöse, wie wenn man fernen Donner hört. Diesem Getöse folgten einzelne gewaltige Erdstöße und längeres Beben des Bodens. Die Leute flohen aus ihren Häusern, damit sie nicht unter ihren Trümmern begraben würden, kehrten aber, als nun der Berg aus seinem Krater Feuer auszuwerfen anfing, ruhig in die Häuser zurück, weil sie aus reicher Erfahrung wußten, daß nun die gefährlichsten Erdbeben vorüber seien.

Es war aber ein furchtbar schöner Anblick aus der Ferne. Viel hundert Fuß hoch erhob sich aus dem Krater eine Feuersäule, die sich oben auseinander that wie eine Garbe, deren schwere Ähren seitwärts niedersinken. Dabei bebte es und hummerte in dem Berg, als solle er sich spalten, und es zeigte sich, daß etwas unter dem Krater eine Oeffnung sich bilden würde, aus welcher ein Strom glühender Lava hervorzubrechen drohte.

Aber es kam anders. Im Innern des Kraters hatte sich unmittelbar um die Oeffnung, aus der die feurigen Massen mit der ungeheuersten Gewalt emporgeschleudert wurden, ein Kegel von lauter herabgefallenen Schlacken und Steinen gebildet. Dieser stürzte am 27. August zusammen. Heftiger werden die Erdstöße, schauderhafter das Dröhnen und Donnern im Innern. Da öffnet sich plötzlich der Berg auf der Seite gegen Morgen in mehrere Spalten, und ein Strom flüssiger Lava bricht daraus hervor und wälzt sich in diesem flüssigen Zustande schnell den Berg herab.

Grade dort standen hin und wieder in den köstlichen Weingärten, wo der kostbare Wein wächst, den man seltsamer Weise dort: „Thränen Christi“ nennt, einzelne Häuser, worin die Winzer lebten und wohnten. Eins dieser Häuser lag grade in der Richtung des Lavastroms,

und war jedenfalls verloren, ſammt ſeinen Bewohnern, wenn ſie ſich nicht retteten. Glücklicherweiſe ſahen ſie die drohende Gefahr. Der Lavaſtrom hatte das Haus ſchon erreicht, war aber noch ſo ſchmal, daß man ganz leicht ihn überſpringen konnte. Der Vater und die Mutter ſprangen noch glücklich über den glühenden Feuerſtrom — aber ihr Kind, ihr einziges Kind, ein dreizehnjähriges liebliches Mädchen, hatte ſich etwas verſpätet. Als es mit dem treuen Hund an die Thüre kam, war der Strom ſchon ſo breit, daß an ein Überſpringen nicht mehr gedacht werden konnte.

Das Kind jammerte, der Hund winselte — dort ringen verzweifelnd die Eltern die Arme. Der Hund versucht's — aber er fällt in die glühende Lava und ist in einigen Secunden zu Asche verbrannt.

Das Kind schaudert zurück und sieht in das Haus. — Mit jedem Augenblicke wird der Strom breiter und schwillt höher an. Wie lange wird's dauern, dann erfüllt er das Haus — es brennt — und — das Kind? — ! —

Ach, die Mutter windet sich wimmernd am Boden. Sie rauft ihr Haar; sie schlägt ihre Brust; sie ringt verzweifelnd die Hände und betet und fleht um Erbarmen des Himmels, um der Engel Schutz für ihr geliebtes Kind.

Der Vater steht, starr wie eine Leiche, an einen Olivenbaum gelehnt. Sein Auge ist auf das Haus gerichtet, wo sein theures Kind ist, und sie hören es jammern und können nicht helfen, und müssen es vor ihren Augen lebendig verbrennen sehen. Entsetzlich! —

So durchleben die armen Eltern und das geängstete Kind den Nachmittag, die Nacht, den folgenden Tag; aber in die Nacht ihres Jammers bricht ein Lichtstrahl der Hoffnung. Der Berg hört auf zu arbeiten. Die Lava hat sich zwar am Hause aufgestauet, aber sie fließt träge, endlich steht sie still. — Das geschieht am 29. August Morgens.

Großer Gott, ruft die Mutter, ist noch Rettung möglich? Da fällt ein starker Regen. Er kühlt die Lava ab, die sich nun mit einer schwarzen Kruste schnell bedeckt. Der Vater probirt, ob ihn die Kruste tragen könne. Noch nicht, aber es regnet stärker. Er wartet bis etwa 4 Uhr Mittags. Da hält er die Todesangst nicht mehr aus, denn das Kind ist stille geworden.

Jetzt wagt er sein Leben für das Kindesleben, befiehlt seine Seele Gott und tritt leise auf die Lavakruste. Sie trägt ihn und er ist glücklich hinüber. In seinem Hause findet er sein Kind ohnmächtig — halb todt vor Angst, Hunger und Durst.

Er wirft sich über sein Kind und ruft seinen Namen. Da schlägt es matt die Augen auf. Es lebt! Er stößt einen Schrei der Freude aus, faßt es in seine Arme und trägt es hinüber zur Mutter. Nachbarn bringen Milch,

Waſſer, Saft von den edlen Früchten des Landes, und bald iſt es erweckt und liegt wieder, vor Freuden weinend, an der Mutter Bruſt.

Da iſt ihr Herz voll Preiſens und Dankens gegen die Vorſehung, die ſo wunderbar des Kindes Leben beſchützt und der Eltern Flehen erhört.

Und Du, mein Leſer, wirſt oft noch ſo kleinmüthig und verzagt? — Des Herrn Arm iſt nicht verkürzt. Lerne ihm vertrauen und alle deine Sorgen auf ihn werfen, er ſorgt für dich, und ſeine heiligen Engel ſchützen dich in Gefahren, wie das ſchuldloſe Kind, wenn du ihn vor Augen und im Herzen haſt! —

11. Die zwei Freunde.

Eine Geſchichte.

Als ich noch da drüben am Donnersberg in der Rheinpfalz arbeitete in dem Orte, wo ich von dem Hauſe gegenüber erzählte, hob eines Abends der Schmiedjacob zu erzählen an, da pflegte der alte Großvater mir manche Geſchichte von ſeiner Wanderſchaft zu erzählen.

Eines Tages ſaß er auch bei mir in der Schmiede, und es war ſo ſtill im Dorfe, weil's Erndte war, und Alles auf den Feldern ſchnitt und erndtete, da ſagte er: Jacob, du haſt gewiß ſchon oft den alten Schneiderludwig bei mir geſehen?

Freilich, ſagt' ich, Großvater, und ich glaub', Ihr Zweie ſeid dicke Freunde.

Gott weiß das! ſagte der alte Mann. Er iſt ein guter, treuer Kamerad von mir geweſen. Eigentlich iſt er aus Ludwigsburg oder daherum in Schwaben daheim, und wie er hierher kommen iſt und ſo, das will ich dir doch 'mal erzählen.

Ich war noch blutjung, Jacob, als ich ausgelernt hatte, denn mein Vater war mein Meiſter, und da, du weißt's ja ſelbſt, wird man ſchon ins Handwerk eingeweiht, wenn man kaum den Blasbalg ziehen kann. Nun hätt' ich vor mein Leben gern die Welt geſehen. Mein Alter war kein armer Mann, Jacob, aber er war knickerig, und wenn er Geld herausgeben ſollte, ging's ihm an die Seele. Meine Mutter war ſchon lange todt und eine alte Baſe hielt uns Haus.

Auf alle Weiſe ſuchte ich meinen Alten zu beſtimmen, daß er mich gehen ließe, und der ſteten Quälereien müde,

sagte er auch endlich: Geh' denn hin! Er gab mir ein paar Gulden und ich zog freudig in die Welt hinein. Ich dachte, ich müßte überall Arbeit genug finden, aber ich irrte mich. Die Welt lief so voll von Handwerksburschen, daß man nirgends Arbeit erhielt. Mein bißchen Geld war bald fort! und mit schwerem Herzen mußte ich mich auf's Fechten legen. Dabei wird Keiner fett, und ich hatte auch mehr Fasttage in einer Woche, als daheim im Jahre; dennoch wär' ich um keinen Preis heimgegangen, weil ich den Spott nicht hätte ertragen können, der dort auf mich geregnet wäre.

So trollte ich denn fort auf gut Glück. Erst in Thüringen, in einem schönen, großen Dorfe fand ich eine Unterkunft bei einem alten Meister, der recht viel zu thun hatte. Er sah, daß ich mein Handwerk verstand, und da ich mit sehr geringem Lohne zufrieden war, blieb ich da! Nach und nach gewann mich der Mann lieb und ich ihn, da er brav war. Geld brauchte ich keins auszugeben, als ich mir die nöthigen Stiefel und Schuhe angeschafft, da ich die Meinigen rein verlaufen hatte. Im Dorfe war keine Veranlassung und Gesellschaft suchte ich keine, da mir's an den Sonntagen zu Hause in dem frommen Hausleben meines Meisters besser gefiel. So sparte ich mir wieder Geld zusammen, und ich fand das Sprüchwort recht wahr: Ehrlich macht auch reich, aber langsam geht's her. —

Ich kann mir's noch denken, als wär's heute, daß ich einmal in der Schmiedestätte stand und Schneidgeschirre anlegte. Der Meister war in die Stadt, um Eisen zu kaufen, da er's umsonst hergefahren bekam. Nachbars Fuhre war nämlich mit Holz in die Stadt gefahren und ging leer zurück. Es war so heiß, wie heute, und ich war müde, da ich seit Morgens vier Uhr gearbeitet. Mich hinzusetzen, wär' mir nicht eingefallen; aber ich lehnte so am offenen Fenster, da kam ein Handwerksbursch daher, dem ich's am Felleisen und am gewundenen Stock ansah, daß er ein Schneider war.

Liebe Zeit, wie war der zugerichtet! Erstlich sah er aus, wie die theuere Zeit und das Elend selbst; sodann waren seine Kleider elendiglich zerschlissen und faden-

ſcheinig, und endlich konnte er kaum gehen, ſo ſchonte er ſeine Füße, die ihn wohl ſchmerzen mochten.

Im Dorfe war ein alter Schneider, und zwar der Einzige, der hatte jüngſt zu mir geſagt, als ich mir ein linnenes Werkſtattswamms machen ließ: Hört 'mal, Ihr ſeht, da Ihr an der Landſtraße wohnt, als einmal einen Schneidergeſellen vorüber wandern. Findet Ihr 'mal Einen, dem Ihr etwas zutraut, ſo fragt ihn, ob er bei mir eintreten wolle. Er ſoll's gut haben, könnt Ihr ihm ſagen! Verſteht Ihr's, ſie bleiben nicht gern auf dem Dorfe, die Windbeutel. — Das fiel mir ein, als ich den armen Schelmen daher ſchrankeln ſah.

Laß ihn 'mal anrücken! dacht' ich.

Er kam und ſagte: Gut'n Tag, Schmied! Darf ich mich ein Biſſel bei dir niederſetzen? —

Gewiß! ſagt' ich; mit allem Willen, ſagen die Bauern, wenn ſie müſſen!

Er lächelte ſchmerzlich, kam herein und ſetzte ſich auf die Bank.

Woher kommſt du? fragt' ich ihn.

Von Ludwigsburg und da herum, ſagte er darauf mit einem Seufzer.

Bruder Ludwigsburger, ſprach ich, du biſt müd' oder marode.

Marode, ſagte er wehmüthig. Marode, hungrig, bettelarm und keine Ausſicht auf Arbeit. Ich lauf' ſchon ſieben Wochen ohne Arbeit.

Da wär' ich heimgegangen, ſagte ich, und dacht', ich wollt' erſt 'mal ein Bißchen lunken, ehe ich hilfe, denn dazu zuckte es mir ſchon in allen Fugen.

Ach, verſetzte er und es traten Thränen in ſeine Augen — wenn ich noch ein „Heim" hätte! Vater und Mutter ſind todt und mein Bruder iſt ſo arm, wie ich.

Da wurde mir's weich unter der Weſte, links, wo das Herz poppelt. Ich ſagte: Wart', Alter, ich denk', daß ich dir helfen kann; geh' gleich hinein zu der Meiſterin, die ein gar weich Gemüth hatte, und ſag' der, ſo und ſo ſei ein armer Handwerksburſch da.

Lieber Gott, ſagte die, da iſt ja zu helfen, bring' ihn herein, mag's Gott einmal einem oder dem anderen meiner Kinder ebenſo widerfahren laſſen.

Nun holt' ich den armen Schwaben herein und die Meisterin trägt ihm Butter und Käs und ein gut Glas Bier auf, das sie im Hause hatten. Ehe er ißt, nimmt er das Käpplein ab und betet still.

Ich sah die Meisterin an und sie mich, und sie nickte mir zu, als wollt' sie sagen: Der gefällt mir schon! —

Ach, du liebe Zeit, wie hat der arme Jung' eingehauen! Ich sag' dir, wie ein schwarzer preußischer Husar in den Feind.

Die Meisterin sah ihm mit Freuden zu, und ich sah den dürren Kerl an und dachte: Wo mag er's nur hinthun?

Endlich ging ich in meine Schmiede, daß mir das Feuer nicht ausging und sagte zu ihm: Alterchen, wenn du abgefüttert hast, kommst du 'mal zu mir, ich hab' dir noch etwas zu sagen. Er kaute eifrig fort und nahm sich zum Jasagen keine Zeit, sondern nickte bloß.

Endlich mußte er seine Arbeit abgethan haben, und kam. Gott vergelt dir's, sagte er, daß du mich armen, hungrigen Menschen zu der braven Frau geführt hast. Jetzt leb' ich wieder auf. Seit gestern hung're ich schon. Ich hätt's nicht weit mehr gebracht!

Ei, wo hast du denn geschlafen? fragte ich verwundert und mitleidig. In einem Schäferkarren, sagte er, und ich sollte die Heerde bewachen, weil der Tagdieb von Hirt zu seinem Mädel ging. Der gute Hund hat mehr gethan als ich, denn ich schlief wie ein Sack. Ich lachte über das Nachtlager.

Morgens wollte er mir ein Stück Brod mitbringen, aber der Lump hatt's vergessen, und ich mußte hungrig fort. Das Fechten kommt mir hart an.

Weißt du was, sagt' ich, du könntest, glaub' ich, Arbeit finden, wenn du hier bleiben und nicht hoch hinaus wolltest! —

Du liebe Zeit, da hättest du einmal sollen sehen, wie er anging! O helfe mir, Bruder, rief er, ich will dir's niemals vergessen!

Der Meisterin sagt' ich, daß ich mit ihm zum Schneider gehen wolle, wenn etwa Jemand in die Schmiede käme, und so trollten wir denn durchs Dorf.

Als wir zum Meiſter Hippeling kamen, ſagt' ich: Meiſter, da bring' ich Euch Einen! —

Mein Schwab' ſprach nun den Handwerksgruß und der Meiſter beſah ihn und ſagte: Leg' ab und zeig 'mal deinen Brief.

Das geſchah, und Alles war in Ordnung.

Zwei Tage Probe hielt ſich der Alte aus, und Ludwig war in ſeinem Gott vergnügt.

Es war eben Freitag, als er auf die Beute bürſte. Bis zum Sonntage hörte und ſah ich nichts von ihm. Als ich aber aus der Kirche ging, faßte mich Einer bei der Hand. Es war Ludwig. Er ſah ganz anders aus. Seine Füße waren heil, und er hatte ſchon von der hinreichenden Nahrung ordentliche rothe Backen. Ich blieb da, ſagte er vergnügt, und heute, nach der Kirche, wollt' ich kommen, und mich bei dir bedanken.

Wir gingen nun ein wenig vors Dorf ſpazieren, da es noch nicht Eſſenszeit war, und da ſagte er mir denn, daß der alte, ehrliche Mann mit ihm zufrieden ſei, und er es im Hauſe ſo gut habe, wie ein Kind bei ſeinen Eltern.

Er war gar dankbar, und ich erkannte in ihm ein treu Schwabengemüth und gewann ihn bald lieb.

Wir Zweie hielten nun gar treulich zuſammen, und da wir lange bei einander blieben, gewannen wir uns lieb wie Brüder.

Dem alten Schneider kam der geſchickte Ludwig recht zu Paß; denn es kam ein Burſch von einem Nachbardorf aus der Fremde heim und heirathete ein braves Mädchen aus dem Dorfe. Dem wäre Alles zugelaufen, wenn der alte Mann allein geweſen wäre.

Anderthalb glückliche Jahre blieben wir bei einander. Da ſtarb der alte Schneider, und Ludwig, der ſich noch nicht ſetzen wollte, wanderte fort.

Es ging mir ein Stück vom Herzen, und auch ihm that's ganz erſchrecklich leid. Er verſprach mir zu ſchreiben, ſobald er Arbeit habe, und dann auch ſich umzuthun, daß er für mich eine Unterkunft fände, damit wir doch wieder zuſammenkämen. Die erſte Zeit war ich ganz traurig, als Ludwig fort war, und erſt allmählich gewöhnte ich mich

wieder an das Alleingehen; denn mit den Burſchen im Dorfe ließ ich mich nicht viel ein, weil es der Meiſter ungerne ſah.

Faſt ein halbes Jahr verging, und es kam kein Brief. Ich dachte manchmal: Sollteſt du dich in ihm betrogen haben? Aber ich wies den Gedanken mit Macht ab. Vergeſſen konnte er mich nicht haben! Sollte er krank ſein? Das fiel mir ſchwer auf die Seele. Vielleicht, dachte ich, iſt er auch wieder weit und breit herum gelaufen und hat keine Arbeit gefunden? —

Endlich kommt einmal die Botenfrau, die alle Tage in die Stadt ging, und ſagte, es ſei ein Brief für mich auf der Poſt, der viel koſte. Mein Vater hatte mir erſt kurz geſchrieben. Von ihm war der Brief nicht. So mußte er von Ludwig ſein! Als der Meiſter meine Freude und Ungeduld ſah, ſagte er: Geh' nur in Gottes Namen in die Stadt und hol' dir deinen Brief; du haſt doch keine Ruhe, bis du ihn haſt!

Ich meine denn, ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, und lief über Kopf und Hals nach der Stadt. Der Brief war wirklich von meinem Kameraden.

Ich zerriß ihn ſchier beim Aufmachen, ſo groß war mein Verlangen.

Er ſchrieb aus einem kleinen Städtchen an der Grenze von Sachſen gegen Böhmen hin. Er war wieder im Lande herum gelaufen, und hatte viel Drangſal erlitten durch Krankheit. Endlich war er denn dorthin gekommen, wo er's recht gut hatte und ſchönes Geld verdiente. Es gefiel ihm auch ungemein gut da, und er beſchrieb mir die Gelegenheit ſo ſchön, daß ich gleich Luſt bekam, zu ihm zu gehen, zumal er mir eine gute Stelle ausgemacht hatte, wo ich gegen Jacobi eintreten konnte. Als ich's dem Meiſter ſagte, daß ich gehen wolle, da machte er ein ſaures Geſicht und verfluchte den Schneider, der mich verlocke. Er ſtellte mir Himmel und Hölle vor, daß ich möchte abwendig werden; aber ich blieb auf meinen neun Augen ſtehen und ſchnallte mein Bündel.

Der Abſchied von den braven Meiſtersleuten that mir ſelber ſehr leid. Wenn man einmal ſo ſeine zwei Jahre bei Jemand in Frieden gelebt hat, will's mit dem Fort-

gehen gar nicht recht gehen. Aber es mußte sein, und ich schied.

Mein treuer Kamerad hatte mir den Weg angegeben, den ich wandern sollte, und fröhlich zog ich meine Straße, nachdem das Scheiden überwunden war, denn ich hatte hübsche Kleider und in der Hosenleine war auch ein schöner Sparpfennig eingenäht. Nun kam's aber so, daß ich in den schönen, großen Städten, wo ich hinkam, doch auch mich umsehen wollte. Da mußte denn ein Kronenthalerchen nach dem anderen herausgetrennt werden, und als ich in die Nähe des Städtchens kam, saß noch Einer in seiner sichern Haft.

Kein Mensch kann sich die Freude vorstellen, als ich zu Ludwig kam. Er weinte vor Freude und fiel mir einmal und wieder um den Hals. Der Meister Schmied

nahm mich gleich an; aber ich merkte bald, daß ich nicht den besten Tausch gemacht. Er war grob wie Bohnenstroh, wie man hier zu Lande vergleichsweise sagt, und war dabei ein Generalsäufer. Die Frau Meisterin ging von dem Grundsatz aus, an sich selbst wäsche man das Schöne ab, und am Weißzeuge den Kern und Halt, darum wusch sie sich selber höchst selten und die Hemden noch seltener. Im Hause war's eben auch so, und wenn ich nicht einen Bärenhunger gehabt hätte, ich wäre oft

vom Tiſche weggegangen. So machte ich die Augen zu und aß, aber ich aß und trank Alles mit Ekel.

Um des Ludwig's willen ertrug ich das Alles; aber er war ganz troſtlos, daß er mich in dieſe Lage gebracht hatte.

Jede freie Stunde waren wir bei einander. Von allen anderen Geſellen hielten wir uns fern, die uns darum auch nicht gut waren, beſonders klagte oft Ludwig über einen Schneidergeſellen, der ihm alle Schabernacke anthue, die er ihm nur zufügen könne.

Alle Freude, bei Ludwig zu ſein, wurde mir intereſſen dadurch vergällt, daß ich, der ich mein Lebtag friſch wie ein Holzapfel und geſund wie ein Fiſch im Waſſer war, hier immer etwas zu krächzen hatte, und das wurde immer ärger, daß es mir am Ende Angſt und Sorge machte, ich möge ſchwer erkranken. Und das brach denn auch endlich über mich herein.

Wenn ich ſpäter ſo darüber nachdachte, war es mir kein Räthſel, wie das kam. Eſſ' 'mal Einer alle Tage, Morgens, Mittags und Abends mit Ekel — und ſehe dann zu, was draus entſteht? —

Eine wohleingerichtete Herberge war gar nicht in dem Neſt, und das Hoſpital oder Spittel, wie ſie es nannten, war auch um die Leute krank, aber nicht geſund zu machen. An eine ordentliche Pflege war da gar nicht zu denken. Dabei war der Doctor ein Unhold, der die Leute im Spittel nur wie halbe Menſchen behandelte. Er bekam nichts davon. Da lag der Hund begraben! Gegen die Leute in der Stadt, namentlich gegen die Reichen, war er wie ein Ohrwürmchen und glatt und gefügig wie ein Aal! —

Dorthin wurde ich gebracht, als ich den Hammer nicht mehr führen konnte, den ich bis zur letzten Minute nicht liegen ließ. Wie ich ins Spittel kam, weiß ich nicht. Später hörte ich, daß ich am Ambos wie ein Sackmeſſer zuſammenfiel und gleich zu fabeln anfing, und nichts mehr von mir ſelber wußte.

Als ich zum erſten Male wieder zu mir kam, ſaß trauernd mein treuer Schwab' an meinem Bett und hielt meine Hand in der Seinigen. Das war mir ein rechtes

Labsal. Seit vier Tagen und Nächten war er nicht von mir gewichen und hatte seine Kundschaft bei dem Meister aufgeben müssen. Unerschütterlich treu pflegte er mich, und da die Kost so schlecht war, als ich auf der Besserung war, verkaufte er ein Stück seiner Kleidung nach dem andern, um mich zu erquicken und zu laben.

Jacob, sagte der alte Mann, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, ich frage dich, ob das ein Bruder gethan hätte? — Siehst du, das that der Schneiderludwig für mich, und nun magst du dir denken, warum wir aneinander halten in Lieb' und Treu' bis ins Grab! —

Endlich war ich so weit, daß ich wieder aufstehen konnte, da kam eines Tages der Polizeidiener und bot dem Ludwig den schönen Gruß, er möge schnell sich auf dem Amt einfinden.

Im Vertrauen, flüsterte er ihm zu, du wirst ausgewiesen, weil du dich hier heimlich so lange schon ohne Arbeit aufhältst. Dein Mitgesell', der gelbe Leipziger, hat's angezeigt.

Ich erschrack auf den Tod. Sollt' ich mich nun

wieder von der treuen Seele trennen, se hielt ich's nicht aus, und mitgehen kennt' ich doch auch nicht.

Ich flehte den Stadtwaibel und Bettelvogt an, er solle doch ein gut Wort einlegen, aber der zuckte die Achseln und sagte, mit dem Amtmanne sei nicht gut Kirschen essen, der sei so ein verlumpter Adeliger, arm wie eine Kirchenmaus, aber hochmüthig wie ein Pfau, und dabei der Gröbste im ganzen Kurfürstenthum Sachsen.

Da sah's denn freilich schlimm aus, und der Erfolg bestätigte es auch.

Ludwig kam ganz trostlos zurück, weil er in zwölf Stunden das Nest verlassen müsse, wenn er nicht wolle eingesetzt werden.

Da war denn Polen in Noth! Ach, du liebe Zeit, wie haben wir geweint! Ein steinern Herz hätte sich erbarmen mögen. Nur die einzige Hoffnung tröstete uns, daß ich ihm nun bald nachfolgen konnte, weil er nach Böhmen hinein wandern wollte, nach Prag, wo die Schneider einen guten Verdienst hatten.

So mußte denn abermals geschieden sein, und ich konnte ihm nichts geben, der Hab und Gut für mich aufgeopfert hatte.

In Prag wollten wir uns wieder finden, mit dem großen Trost und schweren betrübten Herzen schieden wir endlich von einander.

Hatte es mich tief betrübt, als er mich das erste Mal verließ, so war das doch mit dem jetzigen Scheiden nicht zu vergleichen. Es war mir zu Muth, als sähe ich ihn niemals wieder. Ich saß stundenlang auf meinem Bett und weinte.

Sag' aber auch, Jacob, ob er das nicht verdiente? Er hatte, als er von mir ging, keinen Kreuzer Geld, nur noch einen Rock und ein paar Hemden. Alles andere war verkauft, um mich zu pflegen. Was er mit sauerem Schweiß und großer Sparsamkeit sich erworben, gab der treue Mensch willig für mich hin, und hätte mir's erst noch nicht gestanden, wenn ich's nicht vom Spittelverwalter gehört hätte. Dabei darbte er sich's am Brod ab, daß er mich mit theuerem Weine laben könne!

Und nun war er im Elende fern. Hinausgestoßen

war er in die Welt, schier nackt und bloß, und ich hatte ihm nichts geben können, weil ich selber nichts mehr hatte, als die nothdürftigste Kleidung; denn ich hatte ja auch verkauft, was sich nicht wehrte, und um ein Spottgeld, weil man's sonst nicht los wurde, und der Spittelverwalter zog wohl auch noch das Seinige davon ab.

Ach, Jacob, wie geht's dem Armen in der Welt! —

Bliebt Ihr denn noch lange in dem Neste, wie Ihr's nanntet? fragte ich.

Das war's auch, Jacob, sagte der Großvater, und es hätten mich nur Ketten und Bande da halten können, als ich einmal im Stande war, mich aus den Reifern zu machen.

Um meinen lieben Kameraden ja nicht zu verlieren, schlug ich denselben Weg ein, den er genommen.

Wo ich der Polizei meine Papiere, denn Wanderbücher gab's dazumal noch nicht, vorlegte, fragte ich, ob nicht ein Schneider, Namens Ludwig Spengler aus Ludwigsburg, da gewesen sei?

Hier und da waren die Leute so ehrlich, nachzusehen, und ich war richtig überall auf seiner Fährte. Da magst

du dir nun wohl denken, daß ich ihm so schnell folgte, als es eine Bettelfahrt zuläßt. Das Land war schön, recht schön, die Leute gar gutmüthig und Alles erschrecklich wohlfeil. Da ich mich, wenn's anging, immer auf den Dörfern hielt, so schlief ich meist noch ganz umsonst, bekam auch, wenn der Bauer nur selber etwas hatte, noch einen Teller Suppe und ein Stück Brod auf den Weg. So ist es denn gekommen, daß ich, als ich nach

Prag kam, noch baar Geld hatte. Da war denn mein erster Gang auf die Polizei, wo ich mir aufschlagen ließ, ob Ludwig da sei? Wie fiel mir aber das Herz in die Schuhe, als er nicht da war! —

Ich suchte Trost in dem Gedanken, daß das Register vielleicht nicht genau möchte geführt sein, und dachte mir, wenn ich einmal Arbeit sollte gefunden haben, bei allen Schneidern der großen Stadt, die Gesellen hielten, Umfrage zu halten, bis ich ihn gefunden. Er war nach Prag gekommen, das stand fest, denn fast bis an die Thore hatte ich ja seine Spur verfolgt.

Niedergeschlagen kehrte ich in die Herberge der Schmiede und Schlosser zurück, die auf der Kleinseite lag, und erkundigte mich nach Arbeit. Die fand ich bald, aber trotz aller Versuche und Bemühungen fand ich meinen Ludwig nicht. —

Er war nach Prag gekommen, aber er hatte nirgends Arbeit genommen und war nun wie verschwunden.

Das konnte mit rechten Dingen nicht zugegangen sein. Er war zu treu und zu ehrlich, daß er mir sein

gegebenes Wort nicht sollte gehalten haben, wenn es in seinen Kräften gestanden hätte.

Ich zerbrach mir den Kopf; ich redete mit Allen, die ich kannte, davon. Keiner wußte Rath. Nur Einer meinte, ob er nicht am Ende den kaiserlichen Werbern sollte in die Hände gefallen sein, die seien wahre Habichte und Seelenverkäufer, die alle erdenklichen Mittel anwendeten, junge Bursche in ihre Netze zu locken, aus denen Keiner mehr herauskäme. Da sei es auch völlig umsonst, nachzuforschen, weil man nun und nimmer etwas herausbringen oder den Gesuchten finden könne.

Je mehr ich nachsann, deste gewisser wurde es mir, daß das das Richtige sein müsse, und nun wurde ich erst recht traurig, weil ich ihm nun für diese Welt Valet sagen mußte.

Ich beschloß nun, so lange in Prag zu bleiben, bis ich einen Brief von meinem Vater würde erhalten haben. So niedergeschlagen war ich niemals, wie jetzt, wo ich alle Hoffnung verloren hatte, meinen lieben Kameraden wieder zu sehen. Ich betrauerte ihn als verstorben für mich. Mit Anderen mochte ich mich nun gar nicht mehr einlassen. So wurde mein Leben in Prag ein recht totstilles, und allmählich erwachte der Wunsch in meiner Seele, heim zu gehen, wenn ich einen Brief bekommen haben würde.

Nach langem Warten kam denn endlich einer. Mein Vater schrieb, daß er alt und baufällig würde und meine Heimkunft wünsche. Da war's denn vollends aus. Ich sagte meinem Meister auf und ging nach Sachsen zurück. Zu der weiten Reise gehörte Geld, und da ich in Prag mir nur einen Rock hatte kaufen können und ich doch nicht wie ein Lump heimkommen wollte, so nahm ich in verschiedenen Orten Arbeit. Damit glückte es mir jetzt besser als früher. Ich verdiente mir schönes Geld, konnte mich wieder ordentlich ausrüsten und das Verkaufte ersetzen.

Das kann ich dir aber sagen, Jacob, wenn ich so ein neues Kleidungsstück bekam, und ich an meinen armen Ludwig dachte, der Alles für mich aufgeopfert hatte und schier nackt und bloß in die Welt gegangen war, dann

traten mir Thränen in die Augen und ich hatte gar keine Freude dran. Auch das kann ich dir nicht verschweigen, daß alle meine Träume nur mich mit Ludwig zusammen führten. Ich schlief nicht ein, ohne seiner mit heißem Flehen in meinem Gebete zu gedenken.

Es war nun eine hübsche Reihe von Jahren herum; ich hatte mein Handwerk tüchtig ausgelernt. Mit Ehren konnte ich heimkommen und eilte deßwegen auch so viel ich konnte, in die Heimath zu kommen.

Ich kann dir's sagen, es war auch Zeit. Ich bin jetzt ein alter Mann, aber ich bin doch noch rüstiger als es mein Vater war, da ich heimkam. Und er war, wie mein Sohn noch heute, der einzige Schmied im Dorf. Er konnte unmöglich Alles besorgen und alle Arbeit thun. Viele Bauern ließen darum schon draußen schaffen.

Als ich heimkam war große Freude im Haus und auch im Dorf. Ich fing nun frisch meine Arbeit an und es ging mir vor der Hand wie dir, Jacob. Da ich Alles kernhaft und schön machte, auch Vieles anders wie es hier üblich war, aber besser und nutzbarer, so bekam ich bald eine erstaunliche Kundschaft, und besonders hatte ich in Thüringen mich drauf gelegt, gutes Schneidegeschirre zu machen. Darin bekam ich denn bald einen großen Ruf, und statt, daß unsere Dorfbauern auswärts früher hatten arbeiten lassen, kamen sie nun von Außen her zu mir. Das war mir und meinem Vater Lust und Freude. Müde wurde ich gar nicht, und ich weiß manche Nacht, in der ich bis Mitternacht an Esse und Ambos stand und doch Morgens wieder bei Zeiten mein Tagwerk begann. An meinem Ludwig hingen da meine Gedanken fest.

Da sah ich ihn oft in Noth und Elend; oft blutend auf dem Schlachtfeld, und solche Gedanken konnten mich allemal recht traurig machen. Hätt' ich nur gewußt, wo er wäre, wie gerne hätte ich meinen reichlichen Verdienst mit ihm getheilt.

In solchen Nächten war mein einziger Gesellschafter der alte Dorfnachtwächter, ein armer, aber treuer, redlicher Mann. Er war auch Soldat gewesen und hat mir durch seine Erzählungen manche Stunde erheitert und

verkürzt. Dafür stopfte er sein Pfeifchen mit mir. Der Mann hatte übrigens, was ich dir gestehen will, noch von einer andern Seite für mich Werth, und das führt mich zum Augenblicke zurück, wo ich in das Dorf trat.

Durch große Ermüdung und starke Tagmärsche, denn ich eilte heim, war's gekommen, daß ich erst Nachts gegen zwölf Uhr ins Dorf kam. Es war im Juni. Die Nächte waren so lauwarm, wie sie um diese Sommerszeit zu sein pflegen, und der Mond schien so hell, daß man hätte einen Brief dabei lesen können, wenn auch die Tinte mit Wasser aufgefüllt und bleich gewesen wäre.

Zehn Stunden hatte ich an dem Tage gemacht, und das ist bei Staub und Hitze keine Kleinigkeit. Als ich endlich durch die Pforte ins Dorf trat, war's so stille wie im Grabe. Mir war's gar wunderlich zu Muthe und ich trat ordentlich leise auf, damit ich Niemanden aufwecken möchte. Es war die Zeit des Heumachens, wo die Bauern so außerordentlich müde werden. Als ich auf den Markt kam, drunten wo die Linde steht, blieb ich stehen. Da hatten wir Buben unsere Klickerspiele gespielt, und an die uralte Linde knüpften sich manche liebe Erinnerungen. Drüben am alten Rathhause lagen viele Eichenstämme aufeinander geschichtet. Es war Bauholz. Da sah ich den Nachtwächter, der gar köstlich schlief. Sein großes Blechhorn lag neben ihm. Er hatte einen alten, weiten, grauen Soldaten-Mantel an und eine Mütze tief in das Gesicht gezogen.

Wer mag denn jetzt Nachtwächter sein? dachte ich; und schlich leise herzu.

Der Mond schien Taghell auf sein Gesicht.

Aber das war nicht der Leinenweber-Peter, der droben am Weiher in dem kleinen Häuschen wohnte und den kleinen Dienst versah, als ich fortging, sondern ich blickte in ein frisches, junges Gesichtchen, das bildschön war und etwa einem zwölfjährigen Knaben gehören konnte.

Ich muß dir aber zuvor sagen, daß der Leinenweber-

Peter kein Anderer war, als eben der alte Nachtwächter, von dem ich dir eben sagte, daß er Nachts mein Gesellschafter gewesen ist.

Ein bildschön Bübchen, dachte ich. Du lieber Gott, wie hart! So jung und schon wachen? Nein, schlaf' du gut. Ich wollte fortgehen, da regte sich der junge Nachtwächter und der Mantel fiel auseinander.

Mit Erstaunen sah' ich, daß er Mädchenkleider anhatte. Das war mir denn doch noch nicht vorgekommen, und ich ging die zwei Schritte, die ich schon von ihm entfernt war, wieder zurück. Unter der Mütze quoll jetzt ein blondes Haar hervor, denn durch die Bewegung hatte sich auch die Mütze verschoben.

Ich sah jetzt neugierig in das schöne Gesichtchen, und bei meiner Seele! Jacob, ein schöneres hatte ich mein Lebtag nicht gesehen. In der Stadt Dresden hab' ich einmal viel schöne Bilder gesehen. Darunter war eine Maria mit dem Jesuskindchen, die meint' ich hier lebendig zu sehen. Ich war wie angenagelt. Die ganze Nacht, und wer weiß, wieviel länger, hätt' ich dastehen können und das Gesichtchen besehen. Es war ganz erschrecklich schön!

Endlich dacht' ich aber doch dran, wie das schöne Mädchen erschrecken würde, wenn sie erwachte und es stünde ein fremder Mensch da vor ihr, und das trieb mich fort ins Oberdorf, hierher, in meines Vaters Haus. Das Mädchen, das so lieblich, so friedlich geschlafen, stand immer vor meinen Augen. Und als ich meinen alten Vater und die uralte Base bewillkommt, mich erquickt und auf meine Kammer gegangen war, wo du jetzt schläfst, da kennt' ich doch noch nicht ins Bett, ob's gleich fast zwei Uhr Nachts war. Ich legte mich ins Fenster, bis sie Zwei blies. Da schwebte erdentlich das Mädchen da unten vorüber, so leicht, als berührten ihre Füße den Boden nicht.

Wie mag's kommen, daß ein Mädchen die Nachthut hatte? dachte ich und schlief ein.

Morgens, als ich mit dem Vater und der Base die Suppe aß, und nach Diesem und Jenem fragte, kam mir der Gedanke an das Mädchen wieder.

Wie geht's denn dem Leinenweber-Peter? fragte ich. Ist er nicht mehr Nachtwächter?

Dem geht's schlecht, antwortete mein Vater. Seine Frau ist ihm nach langem Krankenlager gestorben. Das hat ihn viel gekostet, dann kam die theuere Zeit und dazu seine fünf Kinder, die heranwuchsen, da ist er mächtig zurückgegangen. Jetzt ist er auch recht krank.

Wer versieht ihm denn den Dienst? fragte ich. Hat er den noch?

Freilich, versetzte mein Vater. Es wär' doch auch himmelschreiend, wenn ihm die Gemeinde das Stücklein Brod nehmen wollte.

Aber er kann ja doch nicht die Stunden blasen, wenn er krank ist? — sagte ich.

Das ist richtig, gegenredete mein Vater; aber dafür sorgt sein ältestes Kind, das Röschen. Es ist jetzt siebzehn Jahre alt und ein gar stilles, braves, fleißiges Mädchen, das ihm die Haushaltung führt und für seine drei jüngeren Geschwister sorgt wie eine Mutter.

Nun wußte ich, was ich wissen wollte, und ich will's gar nicht Hehl haben, das Mädchen hatte durch meines Vaters Rede noch mehr Steine im Brett bei mir gewonnen, als durch sein liebliches Gesichtchen.

Ob ich gleich nun tüchtig in den Riß treten mußte und gar keine Gelegenheit hatte, das Röschen zu sehen, so hab' ich sie doch gar nicht vergessen können.

Sonntags aber sah ich sie in der Kirche wieder. Obgleich das sittige Mädchen gar nicht aufsah, so mußte ich sie doch oft ansehen, denn sie war unstreitig die Perle unter Allen.

Recht war's nicht, daß ich solche Gedanken in der Kirche hatte, aber es ist einmal so, daß man zum ersten Male die Gesichter der lieben Bekannten mustert. Es ist mir auch später nicht mehr passirt.

Es hat sich übrigens doch oft so gemacht, daß ich sie sah, ihr begegnete und mit ihr sprach. Da ist mir allemal das Herz aufgegangen, wenn sie mit mir sprach und so holdselig lächelte, und so verständig redete, und doch so schüchtern und geschämig war.

Da kannst du dir nun denken, daß ich dem alten Nachtwächter um seines Kindes willen gut war, denn ich will dir's sagen, daß ich das Mädchen lieb hatte. Wenn er nun so manchmal sie pries, wie sie so gut und sanft sei und für ihre Geschwister sorge, und ihre Schwester, die zwei Jahre jünger war, so getreulich anführe zu allem Nützlichen und Guten, da wurde mir's gar wohl ums Herz, ob ich gleich nichts merken ließ, wie es bei mir stand.

Daß viele Andere nach mir anketten, wirst du dir wohl denken, denn mein Vater war ein gebackener Mann; ich hatte mein schön Handwerk, verstand's, hatte eine Kundschaft, die sich Keiner besser wünschen mochte, und war kein ganz unebener Kerl: aber, ich dachte, laßt mich laufen! Ich hab' mein Theil, und das Röschen hatte es auch weg, das sah ich, als ich ihr einmal erzählte, ich habe sie schlafend damals gefunden. So ein Mädchen ist pfiffig, wie ein Theerschreiber, der Alles den Leuten an der Nase ansieht.

Wir verstanden uns alle Beide, aber Niemand wußte es, und mein Vater hätt's auch nicht zugegeben, denn er hätte es gern gesehen, wenn ich Kaeper's Gretel geheirathet hätte, die nun den Kremer drunten an der Pforte hat, der zapft; aber das gefallsüchtige, eitle Ding war mir erstaunlich zuwider. Er setzte mir besonders zu, als die alte Base starb, aber ich wollte einmal nicht.

Im darauffolgenden Winter starb unerwartet mein

Vater. Er hatte ein hohes Alter erreicht, und doch starb er mir zu früh. Ich hätte ihm noch gerne mögen gute Tage länger machen, als ich es gekennt.

Jetzt war ich genöthigt zu heirathen. Da kamen denn die Bettern und die Schmierlatze, die gerne ein Paar rothe Hosen verdienen wollten, und freieten mir Diese und Jene, und die Mädchen lachten mit dem ganzen Gesichte, wenn sie in meine Nähe kamen. Ich aber ging in Leinenweber-Peter's Haus und freiete mir selber, und bekam, statt eines Körbchens, das schöne fromme Röschen, und einen rechten Segen mit ihr.

Jacob, ich war ein glücklicher Mensch: ich war es mit Dank gegen Gott dreißig Jahre. Es waren Jahre des Friedens und des Glückes. Da starb sie mir, und seitdem hab' ich immer das stille Heimweh im Herzen, und ich denke, Gott erhört mein Gebet und holt mich bald zu ihr! —

Er schwieg. Ueber des alten Mannes gefurchte Backen liefen Thränen in Strömen und der Anblick bewegte mich tief, das kennt Ihr mir Alle fest glauben, sagte Schmiedjacob. Ich hab' oft an ihn gedacht, als es mir, nach Gottes Rath und Willen, ging wie ihm, und was das Heimweh ist, von dem er redete, das weiß ich auch. —

Es wurde eine Weile still in der Spinnstube und die Frauen wischten ihre Thränen weg.

Endlich nahm der Schmied Jacob das Wort wieder. Als der alte Mann damals sich wieder gesammelt hatte, sagt ich zu ihm:

Ihr seid aber von Eurem guten Freunde Ludwig ganz abgekommen, Großvater.

Du hast Recht, Jacob, fuhr er fort, ich will aber schon wieder auf ihn kommen. Du weißt ja, das Alter kommt als einmal vom Wege ab und der Faden bricht. Es ist mir auch so gegangen, und es ist gut, daß du mich in den Pfad zurück leitest, denn wo ich stand, da komm' ich nicht leicht weg!

Es mögen etwa sechs Jahre gewesen sein, und mein Sohn war schon ein wacker Bübchen, da saßen wir einmal am Mittagsessen, Röschen, das Bübchen und ich. Wir hörten, daß die Hausthür knarrte und der Pommer gewaltig gauzte, was er nur that, wenn ein ganz fremder Mensch herein kam.

Geh', seh' 'mal, wer da ist! sagte ich zu dem Bübchen, und der sprang lustig hinaus, rief dem Pommer: Kusch! und kam dann gleich wieder und sagte: Ach, Vater und Mutter! es ist ein gar armer Mann draußen, der sagt, er sei so hungrig, ob er nicht etwas Warmes kriegen könnte? Und er friert auch so! —

Röschen sah mich an, und ich verstand die gute Seele. Ich nickte und sie ging zur Thür und sagte: Kommt herein, Landsmann!

Es war im Winter. Zwar lag kein Schnee, aber es war so eine trockene Kälte, und es pfiff ein Wind, so schneidend wie ein Scheermesser. In meinem Hause war es immer Brauch, daß kein Armer ungesättigt und unbeschenkt wegging, und du weißt's, mein Sohn ist dem treu geblieben. Ich saß dazumal grad mit dem Rücken gegen die Stubenthür und blickte nur flüchtig zur Seite, als der arme Schelm hereinkam. Ich sah die dünnen

Höfelchen, die er an hatte, und dachte: Wie wird dem die warme Stube und das warme Essen so wohlthun? —

Er grüßte freundlich und höflich; ich dankte und schwieg still. Er kutschelte sich an den warmen Ofen. Mein Röschen war schon hinausgegangen, und kam nun mit einem sauberen Teller, Löffel, Messer und Gabel herein

Gelt! sagte sie, es wird Euch lieb sein, wenn ich Euch die Suppe an den Ofen gebe, weil Ihr so friert? —

Wenn Ihr so gut sein wollt! sagte er.

Als ich die Stimme hörte, fuhr mir's durch alle Glieder. Ich sah rasch herum und —

Ludwig! rief ich aus und schmiß die Gabel weg, sprang auf und eilte auf ihn zu.

Er sah mich mit nassen Augen an. Dann aber, als er sah, daß ich ihn erkannte, rief er: Großer Gott! und fiel mir weinend um den Hals.

Meine Frau stand da und wußte nicht, was sie

sagen sollte; aber als sie die zwei Männer weinen sah, da ergriff es sie auch, daß sie mit uns weinte und fragte: Ist das dein guter Freund Ludwig?

Ja, das ist der, der Hab und Gut für mich hingegeben hat, sagte ich, und hat mich gepflegt, daß ich nicht im Elend umkam!

So segne Gott die Stunde, wo er in unser Haus trat! sprach mein liebes Weib.

Ludwig aber saß da und stützte den Kopf in beide Hände und weinte laut, und die Thränen flossen auf der Erde vor ihm.

Find' ich dich endlich wieder? sagte ich. Ach, ich hab' dich mit Schmerzen in Prag gesucht, hab' dich aber nicht gefunden!

Aber er konnte nicht reden, so weinte er fort und fort. Endlich zog ich ihn an den Tisch.

Komm, Bruder, sagt' ich, und erquicke dich! Gott sei Preis und Dank, der dich zu mir geführt hat, daß ich dir die Liebe vergelten kann, die du an mir gethan hast! —

Ach ja, ja! sagte er. — Du bist noch, wie du warst. Ich hab's so gehofft.

Aber nun iß, sprach ich, du bist hungrig und die Suppe ist noch warm. Wir haben noch Zeit zum Plaudern genug.

Und er aß. — Ach, Jacob, wie damals, als ich ihn zu der guten Meisterin in Thüringen führte. Lieber Gott, man sah's, er hatte lange gehungert.

Röschen deutete mit den Augen auf seine dünnen zerlumpten Kleider; auf sein elendes Hemd. Ich verstand sie und nickte. Sie ging hinauf auf die Kammer und brachte, da er fast von gleicher Statur mit mir war, gute warme Kleider von mir, Strümpfe, ein Paar Schuhe und ein Hemd nebst Halstuch, und legte es hin an den Ofen, und ging dann mit unserem Kinde hinaus.

Als Ludwig gesättigt war, sagt' ich: Armer Freund, dir ist es übel gegangen. Sieh, meine liebe Frau hat dir hier Alles hingelegt, was dir Noth thut. Komm', ziehe dich jetzt einmal frisch und warm an. Es wird dir wohlthun!

Ach, Jacob, den Blick hättest du sehen sollen, den er damals mir zuwarf. Er ging mir durch Mark und Bein. Reden konnte er nicht, so kam ihm wieder das Weinen an. Ich ging nun auch hinaus in die Küche, daß er sich umkleiden könne.

Da hatte das gute Röschen schon Feuer an und kochte einen frischen Kaffe, um den Armen zu erquicken, von dem ich ihr so oft erzählt hatte.

Ach, sagte sie, der gute Gott hat dich doch recht lieb, daß er dir Gelegenheit gibt, Gutes mit Gutem zu vergelten! Der arme Ludwig soll aber nun auch bei uns

bleiben. Brod haben wir ja, und ich will ihn ansehen wie deinen Bruder, und ihn lieb haben und ihm treulich vergelten helfen, was er an dir gethan hat.

Ich drückte das brave Weib ans Herz und dankte Gott für den Segen, den er mir in ihr gegeben hatte.

Ich ging nun an die Thüre, zu fragen, ob er fertig sei, und als er das bejahte, kam ich herein. Da ist er mir wieder um den Hals gefallen und hat ausgerufen: Gott lohn's! Gott lohn's! was du an mir thuest!

Als wir nun bei dem guten Kaffe saßen, der ihn wieder ganz munter machte, betrachtete ich sein Gesicht. Ach, in den bleichen Wangen, in den tiefen Furchen konnte man's lesen, was er durchgemacht hatte.

Nun, sagte ich, mein lieber Ludwig, erzähle mir, wie dir's ging, als du mich verließest, und wie es kam, daß ich dich nicht in Prag getroffen habe? —

Da ist ihm das Herz und der Mund aufgegangen. Ich will dir Alles erzählen nach der Schnur, sagte er.

Als ich von dir so eilig schied, hatte ich auch keinen Pfennig Geld und keine Kleider, als die ich um und an hatte. Wie ich es dir zugesagt, schlug ich mich nach Böhmen hinein, gen Prag zu, wo ich dich erwarten wollte. Hunger litt ich nicht, denn ich traf viel gute

Leute an, die meinen Hunger stillten, aber ich bekam nicht so viel Geld, daß ich mir hätte die Stiefel können sohlen lassen. Zuletzt ging ich auf der bloßen Erde. So kam ich gen Prag. Nun stand's noch dahin, ob ich in der Stadt Arbeit kriegte, da meine Papiere in dem sächsischen Neste von dem Unholde, dem Amtmanne, mit dem Vermerke versehen waren, ich hätte mich heimlich dort aufgehalten und wäre ausgewiesen worden; ja, es war noch die Frage, ob ich bei so bewandten Umständen in der Stadt bleiben durfte. Der Herbergsvater machte, als er das las, ein ganz bedenklich Gesicht und sagte: Ludwigsburger, ich fürcht', du wirst abtratzen müssen!

Was er gesagt hatte, traf ein. Der Polizeidiener kam am andern Mittag und sagte mir, ich dürfe nicht bleiben.

Du kannst dir denken, wie mir's war! Ich saß am Ofen und weinte; denn draußen wirbelte der Wind

Schnee und Regen unter einander, und die Wege waren bodenlos wie meine Stiefel. Und keinen Heller Geld! Ich konnte nicht einmal Schlafgeld und Zeche bezahlen, so gering sie auch war, und zu versetzen hatt' ich nichts mehr, als mein leeres Felleisen, das aber auch alt und schlecht genug war, wie du weißt.

In dieser großen Noth setzte sich ein Mann zu mir, der bürgerliche Kleidung anhatte, und redete mich freundlich

an. Mir ging das Herz auf und ich erzählte ihm meine Lage. Ei, sagte er, du armer Schelm, da bist du in einer schlimmen Lage und viel Barmherzigkeit hat der Herbergsvater nicht. Ich wüßte dir aber einen Ausweg, der dir zugleich eine recht gute Stellung und Rettung aus all' deiner Drangsal wiese. Laß dich unter die Kaiserlichen anwerben. Du kriegst fünf und zwanzig Gulden Handgeld, prächtige Kleider, gute Kost, und wenn du lesen und schreiben kannst, wie ich nicht zweifle, so wirst du im Blitz Corporal, und dann bist du geborgen für dein Lebtag. Du hast zwar eine ächte Natur wie ein Schneider, bist dürr und dünne, aber in der Garnison kannst du dir Fleisch an die dürren Knochen essen, denn sie sind von gutem Schwabenstoff und derb.

Ich sah den Mann groß an; aber ich dachte, was hast du viel zu wählen? In halber Verzweiflung sagt' ich Ja. Da drückte er mir einen Kronenthaler in die Hand und rief: Wirth, der Bursch ist mein! Die Zeche und das Schlafgeld bezahl' ich. Holt 'mal Ungarwein und ein kalt Hahndel!

Der Wirth lachte wie ein Spitzbube, und ging, das Verlangte zu holen.

Mir ging Alles toll durch den Kopf, und ich war fast irre in meinen Gedanken.

Als das „Hahndel" und der Wein kam, setzten wir uns an und er trank mir tüchtig zu. Du weißt, Wein kam selten an Unsereinen und Ungarwein erst recht nicht, und der hat seine Mucken. Ich war bald so fröhlich, wie ich seit langen Jahren nicht gewesen war, und als ich endlich mit dem Manne fertging und an die Luft kam, tanzte ganz Prag wie toll und thöricht um mich herum, und ich wußte nicht, wie mir's war. Kurz, in acht Tagen war ich Soldat und auf dem Marsche nach Temeswar, wo mein Regiment stand. Dir zu schreiben, war umsonst, man ließ es nicht zu, und es heimlich zu thun, war ich ganz außer Stande, denn ich wurde überall bewacht wie ein Dieb.

Zu ändern war da nichts mehr. Ich trauerte nur um dich; denn ich konnte mir's wohl denken, wie es dir sein würde, wenn du nach Prag kämest und meine Spur

nicht mehr fändeſt. Das Eine marterte mich gewaltig, daß ich dachte, es könne dir gehen wie mir, und davor hätte ich dich ſo gerne warnen mögen.

Das war dir ein Marſch nach dem verfluchten Temeswar! — Ich war ſchon, ehe wir Böhmen verließen, marode; aber das half Alles nicht, wir mußten voran und die Corporäle hatten die Haſelſtöcke nicht zum Staat am Säbel hängen. Am Ende brach ich zuſammen. Mir ging's aber nicht alleine ſo, ſondern vier Andere mit mir, und das war mein Glück. Nun wurden wir gefahren

bis Temeswar, aber ich kam gleich ins Lazareth, weil ich recht krank war. Da hatte ich recht das Heimweh nach dir, und ich glaub', ich wär' gestorben, wenn sie nicht recht ordentlich gesorgt hätten. Aber das muß ich loben! der Doctor war ein braver und geschickter Mann, und der Lazarethverwalter auch ein Mann, der ein Menschenherz hatte. Ich genas langsam. Als ich wieder hergestellt und ganz kerngesund war, ging das Exerciren an. Mein Lebtag war ich nicht stark; nun mußt' ich die schwere Muskete tragen und alle Tage vier bis fünf Stunden exerciren. Davon will ich nicht reden, wie mir das schmeckte, sondern nur davon, daß ich es nicht vertrug und wieder in das Lazareth mußte.

Die Offiziere mochten eingesehen haben, daß ich, ob ich gleich groß genug war, doch für den Dienst der schweren Infanterie nichts nutz war. Daher ist es denn gekommen, daß sie mir, als ich wieder hergestellt war, kurz und bündig sagten, ich sei zu den Jägern versetzt und die stünden in Wien.

Ich wurde nun nach Wien transportirt und dort unter die Jäger gesteckt. Das war freilich ein leichterer Dienst, aber es war eben doch ein Dienst, und ich war, das mußte jeder vernünftige Mensch einsehen, für einen Soldaten einmal vom lieben Gott nicht geschaffen. Mein ganzes Leben dort war ein Wandern aus der Kaserne ins Lazareth, und aus dem Lazareth in die Kaserne. Sechs volle Jahre schleppten sie mich armen Kerl so herum, denn an ein Losgeben war nicht zu denken, weil ich Werbgeld gekostet hatte. Nun mochten sie aber denn doch so rechnen, daß ich sie mehr kostete, als ich im Grund ihnen werth war. So kam es denn, daß sie mich vor einem halben Jahr endlich fortschickten; aber wie, das kannst du dir vorstellen. Alte, abgetragene Uniformstücke empfing ich, und etwa so viel Geld, daß ich mich bis zur Grenze durchbetteln konnte. Stückweise hab' ich wohl 'mal Arbeit gekriegt, aber nur bei Meistern, bei denen ein ordentlicher Geselle nicht bleibt, und wo ich es eben auch nicht auszuhalten im Stande gewesen bin.

Als ich an die Grenze kam, mußt' ich mich wohl einmal fragen: Wohin nun? Und da haperte es mit der

Antwort; denn wo sollte ich hin, ich, der ich keine bleibende Stätte hatte, keine Heimath, keinen Halt? Zwei Wege standen mir offen, aber ihr Ziel war so zweifelhaft! Zu dir zu gehen, dich in der Welt aufzusuchen und dir die Bitte um Rath ans treue Herz zu legen, oder nach Schwaben zurück zu kehren. Ach! da fragte es sich, ob du noch lebtest? Wo du seist?

Deine Heimath hier kannte ich. Nun, es lag mir eigentlich nichts aus dem Wege. Mein Herz zog mich, ich wanderte bettelnd hierher, denn ich hatte nichts: ich wanderte in erbettelten dünnen Kleidern durch die Winterkälte, aber die Freude, dich wiederzusehen, wärmte mich inwendig.

Als ich endlich das Dorf erreichte, fiel's mir aufs Herz, ob du da seist, ob du noch lebtest?

Darüber erhielt ich ausreichende Kundschaft, wie auch darüber, daß es dir wohlgehe, daß du ein gar braves Weib habest. Sieh', so kam ich heute in dein Haus. Du sahest mich zittern. Ach, es war nicht bloß der Frost, es war die innerste Bewegung meiner Seele, die mich so zittern machte. Du sahest mich nicht an, das ergriff mich mit Entsetzen.

Aber dann, als du meine Stimme hörtest, zeigte sich dein Herz. Gott sei Preis! Du bist der Alte noch!

So erzählte er und wir hörten ihm mit tiefer Bewegung zu.

Mir war mancherlei Wesen durch den Kopf gegangen, während er so uns mittheilte, wie es ihm ergangen war. Doch unterbrach er mich in den Gedanken, durch die Fragen nach meinem Ergehen bis zur Heimkunft und bis heute. Das brachte ich nun auch vor, wie ich es vorher dir erzählt habe. In die Schmiede kam ich heute nicht, denn es war ein Festtag für uns geworden. —

Wir richteten ihm nun deine Kammer ein, und es war eine recht Lust, wie er sich erholte; wie er bald ein anderes Aus- und Ansehen hatte; wie er wieder ein schöner Mann wurde, als die Spuren des Elends, des Grams und des Mangels verschwanden.

Die Bauern hörten kaum, es sei ein geschickter Schneider bei mir, als sie ihm Arbeit brachten. Denn

hier war eben nur ein Pfuscher, der den Leuten die Kleider verdarb. Das machte sich recht gut, und fröhlich blickte Ludwig wieder in die Zukunft.

Wir hatten Abends eine kleine Spinnstube. Da kam unsere Nachbarin und meiner Frau Schwester, die Marie, zu uns, ein hübsches, braves Mädchen, das seine sechs und zwanzig Jahre alt sein mochte. Mein Schwiegervater war schon lange todt, er hatte sein Leben in Frieden bei uns beschlossen. Ein Bruder meiner Frau wohnte auf dem nahen Dorf und war ein Schuster, dem es ganz gut ging und der andere wohnte im Vaterhaus, am Weiher droben und war ein Leinweber, der auch sein ehrlich Auskommen hatte. Bei dem lebte Marie.

Ich hatte das Ding bald weg, daß das Mädchen dem Ludwig gefiel und er ihr auch. Das war mir eine rechte Lust.

Er verdiente sich schönes Geld und schaffte sich nach und nach Hemden, Kleider, Alles an, was er nöthig hatte, um vor den Leuten ordentlich einher zu gehen. Wir lebten wie Brüder und oft saß er mit seiner Arbeit bei mir in der Schmiede. Da verging die Zeit herrlich und die Arbeit rutschte aufs Köstlichste.

Ein Jahr verging so im glücklichsten Leben.

Eines Tages sagte er: Hör' 'mal, Alter, so kann's doch nicht immer gehen, daß ich dir zur Last falle; dein Brod esse und mir Geld dabei verdiene. —

Hat dir Jemand Flöhe in die Ohren gesetzt? fragte ich ihn erstaunt. Hab' ich so gesagt, als du Ein Stück deiner Habe nach dem Andern verkaufteſt, um mich zu pflegen und zu stärken und zu laben? Schweig' mir still! —

Sei kein Narr, hob er wieder an, und versteh' mich nur recht. Du kannst dir doch auch denken, daß ich mir einmal einen eigenen Herd gründen möchte?

Aha, rief ich lachend, und eine Frau nehmen?

Ja, auch das, antwortete er lachend. —

Am Ende hast du eine auf dem Strich und ich verdiene ein paar rothe Hosen? — sagte ich.

Das könnte sein, war seine Antwort; aber erst ein Obdach, dann Brod, dann die Frau, so denkt man in Schwaben.

Ganz verſtändig, Ludwig, bei meiner Treu'! rief ich heiter aus.

Nun ſetzte er mir auseinander, daß der alte Werner an der Oberpferte geſtorben ſei; daß ſein Haus wohl fällig werde und auf Ziele verſteigert werde; daß er Luſt trüge, es zu ſteigern, — wenn er Credit hätte.

Aha, ich ſoll gutſprechen, ich merk's! rief ich. Um dich nicht lange im Nebel zu laſſen, ich will's mit Freuden! ſagte ich.

Victoria! rief er. Dann iſt das Obdach da, Brod bringt das Handwerk. —

Nun alſo die Frau! ſagte ich.

Ja freilich! ſagte er leiſe. Meinſt du, daß die Marie mich nähme? —

Das kommt Alles aufs Fragen an, ſagte ich, legte meinen Hammer auf den Amboß und ging in die Stube, denn ich hatte Marie hineingehen ſehen, ohne daß es Ludwig bemerkt.

Ich ſagt's dem Mädel grade vor den Kopf, der Ludwig habe es lieb, und ſo und ſo ſtehe es mit ihm.

Marie wurde roth und bleich, und fiel meiner Frau um den Hals und sagte: Rathe mir!

Du hast ihn ja auch lieb, Marie, sagte Röschen, ich hab's schon lange bemerkt. Ist's dein Ernst, so sag' Ja, denn er ist ein treuer, fleißiger, geschickter Mann.

Da sagte sie leise: Ja, und ich rief nun den Ludwig, der nichts ahnete.

Als er hereinkam, führte ich ihn zu Marie und sagte: Sie hat Ja gesagt, Ludwig, und da sie, wie du, keine Eltern mehr hat, so will ich Euer Vater sein und Euere Hände in einander legen. Segne Euch Gott!

Jacob, da war die Herrlichkeit voll! —

Das Haus hat er sich gesteigert und ich hab' ihm zugesprochen. Die gute Marie hat er geheirathet, und sie haben klein und rein ihre Haushaltung angefangen, aber sie sind durch Fleiß und Rechtschaffenheit vorangekommen. Ludwig mußte sich bald Gesellen nehmen, soviel bekam er zu thun. Er bezahlte ehrlich sein Haus, und schaffte sich dann Güter an und Gott segnete ihn reichlich. Er ist jetzt ein sehr wohlstehender Mann, der seine Kinder wohl versorgt hat, und da seine gute Marie auch todt ist, so sind wir zwei Alten Ein Herz und Eine Seele, wie wir's waren seit unserer Jugendzeit.

Siehst du, da kommt er eben wieder. Da will ich ihn auch nicht warten lassen!

Er ging in das Haus.

Ich aber, sagte Schmiedjacob, dachte dem Gehörten nach, und tief in meinem Herzen fühlte ich das Wort: Wer einen treuen Freund hat, der hat einen großen Schatz!

Das waren erprobte Freunde in Leid und Freud, wie sie selten sind. Und so lange ich in dem Hause war, hatte ich meine rechte Freude an den alten Männern, die Beide Außenthaltsväter waren, und alle Beide mit gutem Gewissen auf ein vorwurfsfreies, rechtschaffenes und thätiges Leben zurückblickten. Ihre Freundschaft war, wie siebenfach geläutertes Gold, ächt und probehaltig!

12. Ein Räthſel.

Weiß bin ich, wie der Schnee, ſo weiß,
Doch ſchmelz' ich nicht, wie er, wenn's heiß;
Erhalte ſelbſt im Sommer — Eis
Fehl' ich dem Fleiſche — verderbt es ſchnell; —
Fehl' ich dem Kopfe — wird's drinnen nicht hell; —
Und ohne mich — biſt du nichts werth, Geſell!

---

13. Wie einmal ein Schneider die Nachtwächter uzt und — ſie ihn!

In einer großen Stadt gibt's eine Menge Nachtwächter, ein ganzes Regiment; die haben alle ihre Gaſſen, wo ſie wachen und die Stunde rufen, und nebenbei auf liederliches Geſindel ein wachſames Auge haben müſſen. Da iſt der Nachtwächterdienſt um Vieles wichtiger, als in einem Dorfe. Nun wohnte einmal in einer ſolchen großen Stadt, in einer Nebenſtraße, ein Schneiderlein, ledigen Standes, und zwar in einer Dachſtube, im fünften Stock eines Hauſes, der für einen Kleiderhändler arbeitete und ein Heidengeld verdiente, weil er eben nadelfix war und gut zuſchneiden konnte, auch eine neue Mode auf der Stelle weg hatte, aber das machte den Geisbock wild und lüſtig. Wenn er Abends von der Arbeitſtube des Kleiderhändlers wegging, gerieth er regelmäßig noch in eine Schnapsbeutique und trank ſich einen Zopf an von dem

verfluchten Branntwein, der Leib und Seele ruinirt. Dann war er ein Erzkakeeler, und bekam allemal mit den Nachtwächtern Händel. Einmal kommt er Einem von der Sorte auch schief unter die Bänne, und faßt ihn bei der Gurgel. Der Nachtwächter denkt, kurzer Prozeß ist da am Besten, nimmt seinen Stock und gerbt den windigen Schneider lederweich, und schafft ihn dann extra auf die Polizei, wo er sitzen muß, und zwar acht Tage in der Stadtvogtei, und muß drei Thaler Strafe bezahlen.

Die Prügel hätte der Schneider schon eingerieben, aber das Geld und das Sitzen vergaß er dem Nachtwächter nicht, und warf seinen bittern Haß auf die ganze löbliche Zunft. Er sinnt nun auf alle Weise, wie er sie einmal dran kriegen könnte. Endlich ist er im Reinen und kommt zu dem Spenglermeister, der unten im Hause, gleicher Erde, wohnt, und sagt: Können Sie mir nicht auf ein paar Tage das Stück Blechrohr da leihen, das den Ellenbogen hat?

Recht gern, sagt der Spengler, und der Schneider nimmt's und geht, und der Spengler denkt: Der Tagdieb wird dir's doch nicht gar verkümmeln? Er paßt ihm daher auf; allein der Schneider läßt's ruhig in seiner Dachkammer stehen, und der Spengler weiß gar nicht, was er damit anfangen will. Den Abend kommt er früher heim, als sonst, nämlich schon um elf Uhr, aber ein Licht, das er angezündet, bläst er gleich drauf aus.

Es war eine fürchterliche Nacht, der Wind trillte die Dachfahnen, daß sie unheimlich fahrten; losgebundene

Läden ſchlugen hier und da. In den Kaminen heulte der Wind und ſtöhnte ordentlich, daß es mancher abergläubiſchen Seele ganz unheimlich wurde. Es war Vollmond, aber der Wind jagte zerriſſenes Gewölke am Himmel hin, daß es manchmal taghelle, und dann wieder tiefdunkel war. Das ſind ſo die Nächte, wo in der Kindheit leider durch allerlei grundloſe und ſpukhafte Erzählungen das Gemüth geängſtigt wird, und es gibt alte Narren und Eſel genug, die ſelbſt noch unheimliche Gefühle in ſolchen Nächten nicht los werden können. Es iſt eine Schande für einen Chriſtenmenſchen, und ich möchte ſagen: Es iſt recht, wann ſo Einer, ſo ein alter Kindskopf, ordentlich gehänſelt wird.

Der Schneider wußte, daß das Rohr, welches das von dem Dachkändel aufgefangene Regenwaſſer in die Goſſe leitete, unten, ziemlich nahe an der Erde, ſeine Mundöffnung hatte. Er ſetzte nun eben in den Waſſerfang ſein Stück Rohr mit dem Knie und es paßte herrlich, und das Knie reichte grade bis an ſein Fenſter, an dem er einen durchbrochenen Laden hatte. Den macht er halb zu und ſteckt ſein Rohr in das Kändelrohr und wartet geduldig ab, bis ſeine Zeit kommt.

Als der Nachtwächter, der ihn ſelbmals gedachtelt hatte, nun an der Ecke ſteht, um mit dem Schlag ſeine zwölfte Stunde zu rufen, tönt's auf einmal neben ihm dumpf und hohl aus der Erde: Hilf mir! hilf mir!

Der Nachtwächter thut einen Satz von der Stelle weg, als hätt' er auf eine giftige Natter getreten. Es überläuft ihn eiskalt! Die Nacht ist ohnehin so grüselig. Was war das? fragt er sich. Er zieht seine Blendlaterne heraus, leuchtet überall herum. Es ist kein Kellerloch da, keine Kloakenöffnung; nirgends sieht er einen Menschen, von dem der Ruf könnte gekommen sein. Peter Bummel! ruft's wieder ebenso dumpf. Du kannst mir helfen. Hilf! hilf! h — i — l — f! —

Jetzt, wo ihm die Angst schon den Kopf verrückt hat, meint der Nachtwächter, es sei vor ihm, wogegen es das vorige Mal hinter ihm war. Es wird ihm ganz schwindelig —

Abermals überläuft es ihn mit einer Gänsehaut. Er leuchtet wieder, aber da ist nichts, was irgend den Grund zu dem Glauben abgeben könnte, es äffe ihn Jemand. Jetzt tritt der Mond hinter der dunkeln Wolkenschicht hervor und beleuchtet Alles hell und grell. Da ruft es zum dritten Male: Peter Bummel, gedenke an deine Sünden! Rette mich, so sind sie dir vergeben!

Jetzt ist's aus mit Peter Bummel, dem Viertelsnachtwächter. Er ruft mit bebender Stimme seine Stunde und macht sich fort. Zitternd am ganzen Leibe kommt er auf die Wachtstube der Nachtwächter. Seine Kameraden sehen es ihm an, daß da etwas nicht geheuer ist; aber er gesteht's nicht und sagt bloß, es sei ihm unwohl. Sie schicken ihn heim und versprechen ihm, seine Stelle zu vertreten; er aber sagt, er wolle dann lieber noch die Stunde am warmen Wachtstubenofen sitzen bleiben. Eigentlich aber that er's bloß, um zu hören, ob bei dem Abrufen sein Stellvertreter auch die Geisterstimme hören würde, zumal ja der alte Aberglaube lehrt, daß erst um Ein Uhr die Geister wieder an den Ort ihres Gebanntseins müßten.

Der aber ruft endlich Eins, und hat weder etwas gesehen, noch gehört. Jetzt ist's dem Peter Bummel zu rund. Er schafft sich heim in sein Bett und erzählt seiner abergläubischen Frau die Geschichte, und sie können vor Angst kaum schlafen.

Der Schneider, der's wohl merkt, daß für seinen

Erbfeind ein Anderer daſteht, legt ſich nun ganz gemüthlich in ſein Bett, lacht ins Fäuſtchen und ſchläft prächtig im erquicklichen Gefühle, daß er ſich gerächt habe. — Aber —!

Was hat aber denn der Galgenvogel von Geisbeck gemacht? fragt Ihr, liebe Leſer. Ich will's Euch ſagen. Das Stück Rohr mit dem Knie ſteckte er in das abwärts führende Leitrohr des Waſſerkändels, und der Ellenbogen des Rohres reichte juſt an ſeinen Mund hinter dem halbgeſchloſſenen Laden. Nun ſprach er da hinein, und der Schall drang dumpf, aber um Vieles verſtärkt, unten aus der Mundöffnung des Rohres heraus, daß der Nachtwächter meinte, er käme aus der Tiefe der Erde. An das Rohr und an einen Schelmenſtreich kam kein Gedanke, kein Argwohn in ſeine Seele.

Am andern Tage geht der Peter Bummel an die Stelle und beſieht ſich Alles ganz genau noch einmal, aber auch jetzt ſieht er nirgends etwas Verdächtiges, da er an das Rohr gar nicht denkt. In halber Todesangſt beginnt er Abends ſeine Pflicht zu thun. Alles bleibt ruhig. Heute ſcheint der Mond ſilberklar. Es iſt wie am Tag. Er bläſt elf. Alles ſtill! Ach, denkt er: Heute gibt's nichts! Er lebt ordentlich wieder auf.

Mit mehr Muth kommt er eine Viertelſtunde vor Zwölf. Jetzt ſchlägt's Zwölf, und er ruft ſeine Stunde aus.

Peter Bummel! ruft aber da langſam und gedehnt die entſetzliche Geiſterſtimme. Thue Buße, daß du mich erlöſeſt, ſonſt komme ich und folge dir nach, wohin du auch fliehſt!

Da ſträubt ſich des Nachtwächters Haar und die Angſt des Todes ergreift ſeine Seele. Er lauft, was er laufen kann zu ſeiner Frau, und erzählt es ihr.

Warte, ſagt ſie, ich gehe mit dir, denn du mußt an die Stelle, ſonſt verlieren wir unſer Stücklein Brod, das uns ernährt.

Als es Zeit iſt, gehen Beide an die Ecke.

Jetzt ruft's: Peter — ! —

Was ſoll ich? fragt die Frau, die mehr Muth hat, als ihr Mann.

Da ſticht aber den Schneider eben der Haſer. Es wird ihm nachgerade langweilig und er will die Nachtwächter alle hänſeln.

Bringe um Ein Uhr alle deine Zunftgenoſſen hierher, die du zuſammenbringen kannſt! ruft's dumpf und hohl aus der Erde.

Die Beiden zittern wie Eſpenlaub.

Ach, du Welt! ſagt die Frau, was iſt das für ein kurioſer Geiſt! der will ſo seine zwanzig Kerle daher haben! Sonſt iſt's immer nur Einer, der erwählt iſt, den Geiſt zu erlöſen. Weißt du, was ich davon halte, Peterchen?

Was denn? fragt der Mann.

Ich glaube, daß an der Ecke 'mal Einer iſt todtgeſchlagen worden, und da ſitzt der Geiſt vielleicht unter dem Pflaſter.

Wer kann das wissen? sagte bedenklich der Nachtwächter, und geht gegen die Wachtstube.

Soll ich mitgehn? fragt die Frau.

Das geht nicht, bemerkt der Mann. Wenn die drinne merkten, daß du bei mir gewesen wärst, so wär's um alle meine Reputation gethan. Geh' hübsch heim und leg' dich.

Du hast lang gut reden, versetzte die Frau, aber an die Neugierde, was da herauskommen wird, denkst du gar nicht! Wenn du gleich kommst und mir's sagst, so will ich dir folgen. Versprich' mir das!

Der Mann versprach's, und die Frau ging endlich heim.

Als Peter Bummel in die Stube trat, waren an die zwanzig seiner Collegen um den warmen Ofen und einen ansehnlichen Schnapskrug versammelt, der die Runde machte.

Jetzt kramte er seine Geistergeschichte aus. Mäuschenstille hatten sie ihm zugehört; als er aber endete, theilte sich auf der Stelle die Versammlung in Gläubige und Ungläubige, das heißt, in Verständige und — Narren. Die Letzteren standen auf Peter Bummel's Seite, der sich vermaß und verhieß, er habe Alles gründlich untersucht und nüchtern beobachtet. Die Mehrzahl der Verständigen spalteten sich wieder in zwei Theile, in Solche nämlich, die da sagten: Dem Peter ist der Branntwein in den Kopf gestiegen! Und in Die, welche behaupteten: Es ist irgendwo ein Galgenvogel, der die alte Schlafhaube kennt und ihn 'mal hänselte.

Das ergrimmte den Peter. Er hatte Proben genug abgelegt, daß er, wo es den Kampf mit dem Fleisch und Blut eines die Polizeigesetze oder die der Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit Uebertretenden galt, keine feige Schlafhaube sei, sondern tapfer seinen Mann gestanden habe, daher wehrte er sich denn auch wacker.

Um den Streit endlich zu Ende zu bringen, sagte ein Alter: Was streitet Ihr doch so toll? Wartet nur noch die kleine Frist bis Eins, dann wird sich das ganze Geheimniß enthüllen. Ist's aber ein Galgenvogel, wie Hundert gegen Eins zu wetten ist, der den Peter narrte, so soll er gezeichnet werden, daß er nicht mehr dran denken soll, Spuk mit uns oder Einem von uns zu treiben.

Damit war denn die Ruhe hergestellt, und nur Peter flüsterte noch mit Einigen, die von seiner Partei waren.

Wenige Minuten vor Eins brachen alle Nachtwächter in der Wachtstube auf, um sich an die gespenstige Stelle zu begeben. Dem Schneider wurde es denn doch nun etwas unheimlich zu Muthe, als er die große Zahl sah, die ihre Stellung so nahm, daß ihr nicht wohl etwa entgehen konnte; allein die bis jetzt gewonnenen Erfolge gaben ihm seinen Uebermuth und seine Sicherheit wieder.

Kaum hatte es Eins geschlagen und in gespannter Erwartung die Nachtwächter ihre vorherbesprochenen Posten eingenommen, als die geisterhafte Stimme also ertönte:

„Ich geb' Euch Allen den Bescheid:
Daß Ihr Esel und Narren seid!"

Als der Schneider sein Blechrohr eiligst unter seinem Laden hereinziehen und verbergen wollte, stieß er unseliger Weise wider den Laden. Das Rohr entglitt seiner Hand, rollte auf das Dachstück vor seinem Fenster und fiel mit gewaltigem Dröhnen mitten auf die Straße. Die gespenstergläubigen Nachtwächter flohen. Die Anderen brachen indessen in ein lautes Gelächter aus, und Einer, der zufällig neben dem Regenrohre gestanden hatte, rief: Hier, aus dem Rohr ist die Stimme herausgekommen!

Durch den Lärm wurde der Blechschmied geweckt, der nun den Laden öffnete und auf Befragen erklärte, er habe dem Schneider das Rohr vor etwa drei Tagen geliehen, wisse aber nicht, was er damit habe machen wollen.

Ehe noch die Polizei herbeigeeilt war, drangen die Nachtwächter ins Haus und erreichten des Schneiders Schlafgemach, das er nicht verschlossen hatte. Er war unter das Bett gekrochen. Sie zogen ihn an den Beinen heraus und überlieferten ihn der herbeigeeilten Polizei. Da beschwerte er sich denn weidlich, die Nachtwächter hätten ihn abscheulich durchgebläut; allein das war nicht zu beweisen, und er kam zunächst einmal in Arrest, erhielt aber dann eine angemessene, wohlverdiente Strafe. Der gute Peter Bummel vergaß seiner Frau die schnelle Nachricht zu bringen, die er ihr versprochen hatte, und empfing am andern Morgen eine gehörige Zurechtweisung, die ihn

um ſo mehr ſchmerzte, als ihn ſeine Collegen ſchonungslos verlacht hatten. Als der Schneider nach längerer Zeit aus dem Gefängniſſe kam, hielt er es für gut, die Stadt zu verlaſſen, weil er ſich fürchtete, mit den Nachtwächtern noch einmal zuſammen zu kommen. Der Peter Bummel wurde aber faſt jedes Mal, wenn er in die Wachtſtube kat, gefragt: Nun, Peter, nichts Neues von Geiſtern und Geſpenſtern? — Lange Zeit ärgerte er ſich darüber. Endlich wurde er klug, und antwortete allemal auf die Frage: Sie laſſen Euch ſchön grüßen! Da hörte das Necken auf, und iſt dem Peter Bummel ſo wenig mehr etwas paſſirt, als wohl der windige Schneider anderwärts ähnliche Poſſen verſucht haben mag. So geht's allen Narren mit den Geſpenſtern! Merkt's!

11. Altes Gold.

Es iſt eine recht häufige Erfahrung, und wir machen ſie Alle, daß es unmöglich iſt, es allen Leuten recht zu machen. Darum ſagt auch das Sprüchwort: Wer Allen genügen kann, ſtreiche mich aus und ſchreib' einen Andern an. Nämlich in der Reihe ſeiner guten Freunde; denn da ſind nur zwei Wege, die das Sprüchwort auch bezeichnet, wenn es ſagt: Allerwelts Freund, Jedermanns Narr! Und wenn Einer ſich

dazu hergibt, so mag er mich gleich ausstreichen und einen Andern dafür anschreiben, der Lust hat, der Freund eines Allerweltsnarren, und was auf dasselbe hinauskommt, eines Einfaltspinsels, zu sein. Oder es sagt: Aller Freund, Keines Freund, oder auch so: Wer's Allen recht macht, muß ein Hexenmeister sein oder ein Spitzbube. Da es nun keine Hexenmeister in der Welt gibt, so bleibt eben nur das Letzte übrig, und da sag' ich denn sicherlich: Streich' mich aus und schreib' einen Andern an! Hüte dich vor Allerweltsfreunden! Das Sprüchwort ruht auf dem goldenen Boden der Erfahrung! Wolle aber auch ja nicht mit Allen so recht gut stehen! Sieh' das Wörtlein: „Alle" ist ein weiter Sack. Da stecken auch Strolche und Spitzbuben drin. Willst du auch mit denen Freundschaft spielen? Pfui! Nein, sieh' nach den Redlichen, den Gottesfürchtigen, den Treuen, denen genüge. Das kannst du eben nur, wenn du die Wege der Wahrheit, der Zucht, der Frömmigkeit und Redlichkeit gehst. Die führen dir auch die Herzen zu. Da hat die Freundschaft ein ehernes Fundament. Auf deinem Lebensgang aber sei vorsichtig. Das Sprüchwort sagt: Offene Augen sind der beste Wegweiser, und das ist wahrlich wahr! Hör' auf das Wort, sieh' auf die That und schau, wie das zusammen steht, sagt ein uraltes Sprüchwort. Darin liegt ächtes Gold. Stimmt Wort und That, dann kannst du vertrauen; aber wie steht's, wenn die Worte süß und glatt sind und die Thaten verwerfen oder feindlich? Dann laß los die falsche Hand und geh' lieber alleine! — Es ist wohl wahr, was das Sprüchwort sagt: Ein Sack voll Gunst ist besser, als ein Sack voll Geld; aber nur nicht die Gunst erkaufen für ein gutes Gewissen. Da ist ein Bettelsack besser. Und gar die Gunst der Schlechten! Wer darum buhlt, dreht sich selbst den Strick, an dem er hängen muß. Oder gar die Gunst des großen Haufens? Da gilt's, Jedermanns Freund, Jedermanns Narr! Willst du die erlangen, dann kannst du's nur auf schlechten Wegen, und wieder sagt ein Sprüchwort: Wer Morgens von den Armen der Leute in die Höhe

gehoben wird, fällt am Mittage ſicher herunter, denn dann gehen die Leute eſſen. Das will ſagen: Sie halten dich ſo lange, als nicht ihr eigener Vortheil ins Spiel kommt; iſt das, ſo hat ihre Gunſt ein Ende. Merk's wohl!

15. Eine Anekdote.

Ein Mann, der ein bitterböſes Weib hatte, ging in einen Tuchladen und kaufte ſich Tuch zu einem Rock. Als er es heimbrachte, beſah es die Frau, die immer meinte, ſie treffe das Beſte, und rief: Du wählſt dir doch immer das Allermiſerabelſte aus und bezahlſt es noch theuer dazu!

Leider haſt du Recht, ſagte der Mann, ich merke es ſchon, ſeit wir verheirathet ſind!

16. Wie die Leute drauf kamen, Schuhe und Stiefel zu tragen, und was damit zuſammenhängt.

Es gab eine Zeit, da liefen die Leute alle baarfuß, Alt und Jung, Groß und Klein.

Das war mir noch eine wohlfeile Zeit, ſagt da der Gevatter, der wohl weiß, was der Pechvogel von Schuſter im Jahr zieht für ſeine Buben und Mädchen.

Der Schmiedjacob, der gerne Nutzanwendungen macht, fällt ihm ins Wort und ſagt: Gebt's lieber dem Pechvogel, als dem Apotheker, Ihr wißt ſchon, warum, und unterbrecht mir den Spinnſtubenſchreiber nicht. So etwas aus der Geſchichte hör' ich gar gern und ich weiß Leute genug, denen es geht, wie mir.

Ich meine nur ſo, ſagt der Gevatter, und will nicht unterbrechen, aber eine wohlfeile und geſegnete Zeit war's, meiner Treu! denn da hatten die Leute auch keine Krähen- oder Hühneraugen, wie ich, und Keiner wußte, wo ihn der Schuh drückte, wie ich es weiß.

Gebt Acht, Gevatter, erwiedert der Schmiedjacob, wenn der Spinnſtubenſchreiber wieder aus „alte Gold" kommt, ſo ſagt er Euch über das Sprüchwort etwas, woran Ihr gar nicht denkt.

Soll geſchehen, ſag' ich drauf, und hebe wieder an: „Es gab eine Zeit, wo alle Welt baarfuß lief, und unſere Urältern Adam und Eva und Viele nach ihnen liefen eben ſo herum und machten ſich kein Kopfbrechen drüber, ſo wenig, wie unſre Bauernbuben und Mädchen, und in

manchen Gegenden von Deutschland die Jungfrauen und Frauen heutzutage, besonders in der Sommerszeit. Schuster gab's da freilich nicht und daher auch keine Krähenaugen, wie der Gevatter richtig bemerkt, und von denen weiß ich auch ein Liedlein zu singen, das aber nicht schön klingt.

Ihr wisset's, Asien war der erstbewohnte Welttheil, und es ist dort heiß und viel Sand, der im Sommer, in der glühenden Sonnenhitze, brennend heiß wird. Da ist's denn doch gewiß, daß den Leuten mit bloßen Füßen und Fußsohlen das Laufen auch keine Plästir war. Auf den Kopf gefallen waren aber die Leute nicht, und sicherlich sannen sie bei Zeiten darauf, die Qual, auf dem heißen Sande zu gehen, los zu werden.

Das Allereinfachste lag ihnen sicherlich da am Nächsten, nämlich ein Brettlein unter den Fuß zu legen und es mit Baumbast an den Fuß festzubinden. Man nennt das Sandalen, und es ist ebenso sicher, daß dieser einfache Behelf gar lange Zeit den Leuten genug war. Noch zu Abraham's Zeiten war es so, wie aus I. Buch Mosis 14, Vers 23 erhellt, wo Abraham der Schuhriemen gedenkt, womit die Sohle angebunden war. Zu Zeiten des Moses und Josua scheint es aber schon Schuhe gegeben zu haben, die über den ganzen Fuß reichten, wie zu lesen ist: II. Buch Mosis 3, Vers 4 und Buch Josua 5, Vers 15, und Kapitel 9, Vers 5. Die konnten aber auch die Israeliten brauchen bei ihrem Zuge durch die Wüste, wo in den vierzig Jahren mehr als ein Paar verlaufen worden sein mag.

Ob diese Schuhe aber von Leder waren oder von anderm Zeuge, ist gar nicht zu sagen, da man nicht genau weiß, ob sie damals schon Leder gerben konnten.

Haben die Leute einmal etwas, so wird auch gleich Einer da sein, der's verbessert, und Hochmuth und Eitelkeit fordert dann gleich, daß es auch verschönert werde. Das ist dann so recht der Frauen Art. Das beweis' ich gleich; denn wenn Ihr das Buch Judith in Euerer Bibel aufschlagt, so findet Ihr's sonnenklar, daß die Judith so schöne Schuhe anhatte, daß der Holofernes davon ganz verblendet wurde. Schlagt nur auf: Judith, Kapitel 16, Vers 11. Ob aber Der, welcher die Schuhe erfand,

Boethus oder Boethius geheißen, wie ein Alter schreibt, der Plinius heißt, mag dahin gestellt bleiben. Ich glaub', daß man Den gar nicht namhaft machen kann, weil man an verschiedenen Orten drauf mag gekommen sein, und so nach und nach, und nicht auf einmal.

Anfangs trugen die Griechen auch nur Holzsohlen; als aber das Ledergerben erfunden war, da machten sie, und nach ihnen die Römer, sich Ledersohlen zurecht, die biegsamer und weicher waren, und es zuließen, ohne unangenehme Folgen weite Märsche zu machen.

In späteren Zeiten kam man darauf, die nackten Beine zu umwickeln, und da mögen Lederstreifen oder Stücke Felle dazu benutzt worden sein, wie es heutzutage noch die Ungarn oder Slavonier, Rothmäntel und wie das Volk dahinten herum heißt, machen, wie wir's an den Mausefallen- und Hechelkrämern sehen, die zu uns herauskommen.

Zuletzt fand man, daß man ja auch Stiefel machen könne; so flechten sich die Aegypter Stiefeln aus den Blättern der Papyrus-Pflanze, die Spanier aus Pfriemkraut. Unsere alten Deutschen waren unhöfliche und rauhborstige Gesellen, die es nicht so genau nahmen. Sie schnitzten sich Holzschuhe, wie man sie noch im Niederland, im Elsaß und in Lothringen sieht. Es ist ein prächtig Geklapper und das Schleichen hat ein Ende.

Die Römer waren in vieler Hinsicht gescheidte Leute. Die machten auch die Schuhe und Stiefel zweckmäßiger. Sie richteten ihr Schuhwerk nach dem verschiedenen Bedürfniß ein. Wenn sie im Hause herumgingen und schlenderten, trugen sie noch die alten, einfachen Sohlen von Leder, die mit Riemen festgebunden wurden, wie etwa heutzutage die Leute im Hause Pantoffeln tragen. Außer dem Hause trugen sie derbere Sohlen, die schon künstlich an den Fuß geschnürt wurden.

War das Wetter naß und die Gasse schmutzig, so trugen sie ziemlich hohe Schuhe, die den Fuß bis an die Knöchel bedeckten. Da kam schon wieder Hochmuth und Eitelkeit zum Vorschein; denn reiche und vornehme Leute trugen schon zierlich benähete und gesteppte Schuhe und sogar von Purpurleder. Anfänglich trugen nur die Könige

der Rom nicht fernen Landſchaft Albanien ſolche Schuhe aus purpurrothem, weichem Leder, aber ſpäterhin trugen ſie auch die Vornehmen und Mächtigen in Rom. Noch Andere trugen Halbſtiefel, und bald genug trugen ſie wirkliche Stiefel, die bis zu den Waden reichten. Bei den Schauſpielen der Römer, wo die Komödianten, die immer etwas Auffallendes und Extraes haben müſſen, recht groß erſcheinen wollten, trugen dieſe Stiefel mit hohen Abſätzen. Narren gibt's überall und gab's zu allen Zeiten, in Rom, in den Städten und auch auf den Dörfern, wie Ihr wißt, und das Sprüchwort iſt vollkommen wahr, daß zwar Eine Schwalbe keinen Sommer, aber Ein Narr Hundert Narren macht. So kam's denn auch in Rom auf, hohe Abſätze an den Stiefeln zu tragen. Damit aber dieſe nicht zu ſchwer würden, machte man ſie von Kork; Ihr kennt ja die leichten Stopfen und Stöpſel für die Butellen? Die ſind von Kork, und ſolches Holz legte man in die Schuhe, um recht groß zu ſein. Die Frauen machten's wieder am Erſten ſo, und die Männer machten's nach.

Dieſer Brauch erhielt ſich erſtaunlich lange, und vor fünfzig, ſechzig Jahren trugen unſere Mütter Abſatzſchuhe, die eine Handbreit Höhe hatten, und in vielen Gegenden tragen ſie die Bauersleute noch alle ſo, das heißt die Frauen. Ich weiß es noch recht gut, wie die Alten räſonnirten, als am Rheine die Mädchen, die in der Stadt dienten, platte Schuhe zu tragen anfingen. Vor zwanzig Jahren trugen die Mannsleute Stiefel mit ſo hohen Abſätzen, an denen noch gar Hufeiſen waren, die gerade groß genug für Eſel geweſen wären. Wenn ſo Einer über das Straßenpflaſter ging, ſo klapperte das zum Tollwerden. Mancher kleine Mops wuchs dadurch um zwei Zoll, und da Jeder gerne die Naſe hoch trägt, ſo hatte das ſchon etwas auf ſich. Es möchte halt Jeder größer und mehr ſein, als er iſt; daher kommt es denn auch, daß in den Narrenhäuſern eine Menge Leute ſitzen, die Könige und Kaiſer ſind. Das kommt auch nicht vom blauen Nebel! —

Noch hatten die Römer eine Art von Stiefeln, die man eigens Soldatenſtiefel nannte. Dieſe wurden, als

die Römer aus Frankreich und der Schweiz nach Deutschland kamen, auch den Deutschen bekannt, und mögen die erste Veranlassung gegeben haben, daß unsere Vorfahren ihr Barfußgehen und ihre Holzschuhe ablegten, und diese bequemere und wärmere Fußbekleidung annahmen.

Es hat vielleicht in keinem Bekleidungsstücke des menschlichen Leibes größere Narrheit geherrscht, als in der Bekleidung der Füße. Da denkt Euch nur einmal, daß man vor etwa sieben hundert Jahren anfing, Schuhe zu tragen, die lange und spitze Schnäbel hatten, welche man aufwärts bog, wie sie etwa heute die Chinesen tragen. Je hochmüthiger Einer war, deste länger trug er die Schuhschnäbel, daran wurde nun noch allerlei gekünstelt. Man machte Vogelkrallen vorne dran, ja man hing an die aufwärts gebogene Spitze ein Schellchen. Solche Schellen trugen besonders die Fürsten und Herren. Das mag ein schönes Geklingel gewesen sein, wenn so Einer daherschritt. Denn nicht nur an den Schuhspitzen, auch an den Zipfeln des Wammses und Rockes hingen Schellen, so etwa, wie man heutzutage Schellen an die Schlittengäule hängt, damit, weil man das Kommen eines Schlittens kaum hört, Niemand umgefahren werde, es sei denn eine taube Ursel, die freilich auch ein Schlittengeläute kaum hört.

Mit solchen ungeheueren Schuhschnäbeln hieß es: Geh' behebt und vorsichtig! Denn das auf die Nase fallen war da keine Kunst, wohl aber war es Eine, wieder vernünftig auf die Beine zu kommen, wenn man etwa Gottes Erdboden geküßt hatte. Aus dieser Mode kommt auch das Sprüchwort: „Auf dem großen Fuße leben," weil die Länge und Größe des Schuhschnabels den Stand und Reichthum dessen, der ihn trug, verkündigte.

Solche tolle Tracht hatte in Frankreich angehoben, und währte dort schon gar lange, ehe sie nach Deutschland kam. Das geschah aber im vierzehnten Jahrhundert mit Macht. Die Deutschen haben leider immer, wie Affen, die Dummheiten der Franzosen nachgemacht, und in ihrer Einfalt Wunders geglaubt, was sie da Gescheidtes thäten. Das ist leider noch heute nicht besser. Es bildete sich ein gesetzmäßiges Verhältniß darin. Die Schnabelschuhe

einer fürſtlichen Perſon durften zwei und einen halben Fuß lang ſein; ein Freiherr durfte ſie nur zwei Fuß lang tragen; die eines gewöhnlichen Edelmannes, ſo vom maufigen Landadel, hatten das Maaß von anderthalb Fuß. Wie arg man's trieb und wie toll die Leute mit den Schuhen waren, zeigt ein Geſetz des Rathes der Stadt Zürich in der Schweiz vom Jahr 1370, worin verboten wurde, die Schuhſchnäbel ſo unförmlich groß zu tragen, daß man allerlei Sachen darin aufheben könne. Das war denn doch ein ſtark Stück, und gehört dazu die Mode, die in England im ſechzehnten Jahrhunderte herrſchte, die Hoſen ſo weit zu machen, daß Einer ſein ganzes Bett darin forttragen konnte, und das iſt kein Mährlein! Es iſt volle Wahrheit! —

Gegen ſo wahnſinnige Schnabelſchuhe wurde von Geiſtlichen ſogar gepredigt. Im Jahr 1460 ſchrieb der Stadtrath von Zürich den Schuſtern ein Maaß für die Schnabelſchuhe vor, über das hinaus ſie bei Strafe keine liefern, das heißt, machen durften. Wie grimmig die Geiſtlichen damals gegen die Schuhſchnäbel waren, geht daraus hervor, daß der Biſchof von Bamberg im Jahr 1470 den Rath der Stadt Nürnberg bewog, die Schnabelſchuhe geradezu zu verbieten. Ob's anſchlug, iſt nicht geſagt. Man kann es ſich denken, was auf die Verzierung dieſer Schuhſchnäbel verwendet wurde. Die Frauen ließen ſie mit Gold und Silber, mit Stickereien, ja ſogar mit koſtbaren Perlen beſetzen. Mitunter wurden die Schuhe weit ausgeſchnitten, daß die Zehen heraus guckten, wo denn Ringe von Gold und mit Edelſteinen beſetzt über die dünnen ſeidenen Strümpfe, die wahrſcheinlich für die Zehen, wie die Handſchuhe für die Finger, eigene Abtheilungen hatten, geſteckt wurden.

Der Hochmuth hatte ſich nun einmal auf die Füße herabgeſenkt, und noch zwei hundert Jahre ſpäter wurden durch Geſetze die allzu koſtbaren Schuhe verboten.

Noch im Jahr 1667 wurde in Gotha verboten, daß bürgerliche Frauen koſtbare Schuhe von weißer Seide und Sammt trügen; Dienſtmägde und Bauernmädchen aber durften ſich ein- für allemal in geſteppten oder geſtickten Schuhen nicht ſehen laſſen. Es ſcheint denn doch, daß es

damals noch schlimmer mit dem Kleiderhochmuthe ging, als heutzutage, und es kommt Einem kurios vor, daß da Gesetze dagegen gegeben wurden. Uebrigens zeigt es doch auch die väterliche Sorgfalt der Obrigkeit für die Unterthanen. Heutzutage läßt man jedem Narren seine Kappe und seine Schuhe, wenn er nur nichts Unrechtes thut, und das ist am Ende doch das Beste. Die Leute sind so vernünftig geworden, daß die Narrheit sich lächerlich macht und dann hat sie ihr Spiel verloren.

Schon frühzeitig gewöhnte man sich, auch mit Schnallen die Schuhe zu befestigen, statt der Bändel. In England trug man zuerst Schuhschnallen am Hofe König Carl's des Zweiten. Vom Hofe ging die Tracht auch in das Volk über. Zuerst trugen die Frauen die Schuhschnallen, dann ahmten sie die Männer nach. Im vorigen Jahrhunderte wurde die Tracht auch bei uns allgemein. Alle Welt trug Schnallen, die armen Leute von Zinn und Messing, die Reichen und Vornehmen von Silber und Gold.

Die Pantoffeln oder Hausschuhe stammen aus Griechenland und sind sehr alt. Sie wurden in späterer Zeit von feinem weichen Leder gemacht, namentlich aus Geisenleder, das man Saffian nennt. Woher der Name stammt, ist unbekannt. Das eben so feine Leder, das man sonst Cordvan nannte, kam aus Cordova in Spanien und hatte daher seinen Namen. Heutzutage sticken sie die Pantoffeln auf Stramin oder häkeln sie.

In neuerer Zeit trägt man auch Ueberschuhe aus Gummi. Sie taugen aber wenig und sind wieder in Abnahme, denn wenn es Einer nicht versteht und will sie am Ofen wärmen, so fließen sie fort, wenn das Gummi heiß wird, und das ist doch schlimm.

Blickt man so über das hin, was ich Euch da erzählt, und was Alles wahr und geschichtlich ist, so möchte man fragen, gibt es denn etwas Nützliches, was die menschliche Narrheit nicht verpfuscht hätte? Ein Trost ist es, daß die Tollheit nicht mehr so ganz ausartet. Die Leute sind doch vernünftiger worden. Zwar machen sie die Schuhe und Stiefel bald spitz vornen, bald stumpf; aber das ist doch gewiß, die Mehrzahl will bequem gehen, und

das iſt ein Riegel, der der Schuhnarrheit und ihrer Rückkehr vorgeſchoben iſt. Den Schuſtern aber möcht' ich das nur ans Herz legen, daß ſie die Schuhe nicht zu enge machen, denn die Krähenaugen ſollte man Schuſteraugen heißen, weil ſie allein die Schuld tragen, daß mancher arme Schelm ſo hundmäßig geplagt iſt, und zu denen gehör' ich leider auch."

Der Gevatter kratzt ſich hinterm Ohr und ſagt: Ich weiß auch, wo mich der Schuh drückt, und wenns Wetter aus dem Trockenen ins Naſſe fällt, mein' ich, ich müßt' in die Luft fahren! Und da iſt kein andrer Menſch Schuld dran, als der Schuſterpeter, der Pechvogel.

17. Altes Gold.

Der Schmiedjacob hat mich da an die sprüchwörtliche Redensart erinnert: „Ich weiß, wo mich der Schuh drückt," und ich darf dem Alten nichts schuldig bleiben. Ohne Zweifel ist sie von dem Druck enger Schuhe abgeleitet, und wird gewöhnlich gebraucht, um auszudrücken, daß man eben den Druck am Besten fühle oder auch im weiteren Sinne, daß Jedweder seine eigene Noth und bedrängte Lage am Genauesten kenne. Das ist aber eines Theils wahr, andern Theils nicht wahr. Freilich weißt du es, wenn Mangel im Hause herrscht; wenn Unfriede darin waltet; wenn Kummer auf deiner Seele lastet. Das sieht wohl der, der draußen steht, so genau nicht und kennt's also auch nicht genau, wo dich der Schuh drückt; aber Freund, wie oft weißt du es doch nicht, wo eigentlich der Schuh drückt! Wenn Mangel dich heimsucht, so kennst du ihn wohl in seiner traurigen Wirkung auf dich und die Deinen. Das ist indessen doch nicht eigentlich, was du das Schuhdrücken heißen solltest, sondern die Ursache des Mangels. Ist's Faulheit, die du dir zu Schulden kommen läßt in deinem Handwerk oder Berufe, was den Mangel erzeugt; ist's schlechte Haushaltung; ist's vielleicht dein Wirthshausgehen und Schöppleintrinken; ist's das Kartenspielen oder das noch schlimmere Herrenspielen? Gelt, daran denkst du nicht? Da, Freund, drückt dich der Schuh, und der Mangel ist

eben nur die Folge deiner eignen Schuld. Sieh' nach, wo dich der Schuh drückt und du lernſt, was zu thun iſt, damit der Schuh aufhöre, zu drücken. O da klagt ſo Mancher über ſchlechte Zeiten. Dem möchte ich zurufen, was in dem Pſalme ſteht: Was murren denn die Leute ſo? Ein Jeder murre wider ſeine eigene Sünde!

Du klagſt über Hausſtreit und ſagſt: Ich weiß, wo mich der Schuh drückt! Beim Streite ſind allemal Zweie. Schiebſt du die Schuld auf deine Frau, ei, ſo biſt du freilich ſchnell fertig; aber ich denke da an des Herrn Wort, an das vom Splitter und Balken. Iſt vielleicht ſo, daß du den Splitter in deines Weibes Auge ſiehſt, aber nicht den Balken im eigenen? Kann die Frau ſchweigen, wenn ſie mit den Kindern darbt und du ſitzeſt im Wirthshaus und verpraſſeſt in einer Stunde, was Euch alle, dich, dein Weib und deine Kinder, in einer ganzen Woche ernähren könnte? Nein, wenn ſie ſchwiege, müßten die Steine reden! Da verdrießt dich denn jedes Wort, was ſie tadelnd ſpricht und dir nicht gefällt. Du willſt, ſie ſoll dir entgegenlächeln, wenn du um Zwölf oder Eins halb taumelnd heimkommſt. Da gibt Ein Wort das Andere und der Hader iſt da, der Allen Segen fortſcheucht. Du weißt nicht, wo dich der Schuh drückt; ich will dir's ſagen: in deiner Liederlichkeit ſitzt's. Werde ein geſitteter, braver, rechtſchaffener Mann, ein treuer Gatte und Vater, der mit allen Kräften für die Seinigen ſorgt, die ihm Gott anvertraut hat, und der Hader endet. Sieh', da drückt dich der Schuh, und eine rechtſchaffene Buße und Beſſerung hebt den argen Druck auf!

Noth und Kummer kommen über dich. Du ſagſt, ich weiß, wo mich der Schuh drückt; aber du ſetzeſt vermeſſen hinzu: Wo hab' ich doch das verdient? O du Blinder, murre wider deine Sünden! Du haſt das und viel tauſendmal mehr verdient durch deine Sünden, die du dir verbirgſt. Zieh 'mal den Schleier weg! Geh' einmal mit dir ſelber ins Gericht. Prüfe einmal dein eigen Herz. Ach, was wirſt du da viel' Plätze finden, wo dich der Schuh drückt; da beſſere dich von Grund aus und das Schuhdrücken hört auf.

18. Zwei Collegen.

Ein kleines, dürres Jüdchen, das ein Bauernſchächter war, wie's wenige gibt, und Viehhandel trieb, hatte heimlich einen Gerichtsvollzieher, der auch den armen Bauern ohne Barmherzigkeit das Fell abzog, auf dem Strich, weil das Affromche meinte, der Gerichtsvollzieher habe einem Bauern eine Hinterthüre gezeigt, wodurch er in einem Proceß ihm entſchlüpft war. Soviel war gewiß, der Eine war ein Strolch, und der Andere ein Schelm. An einem heißen Sommertage, wo dicker Staub auf der Landſtraße lag, geht das Jüdchen daher und die Sohlen brennen es, die Hitze drückt's ſchier zu Boden. Da hört es den Hufſchlag eines Pferdes. Sich umſehen und den Gerichtsvollzieher erkennen, iſt Eins. Wart'! denkt Affrom, dich will ich 'mal ärgern.

Als der Gerichtsvollzieher zu ihm kommt, zieht Affrom ſeine Mütze, bückt ſich tief und ſagt: Gut'n Tag, Herr Colleg!

Der Gerichtsvollzieher war merd hochmüthig, weil er ſich ein hübſches Sümmchen ſchon zuſammengeſchröpft hatte; daß der Jude ihn College hieß, ärgerte ihn. Wie magſt du mich College zu heißen ſo frech ſein? rief der Geärgerte.

Mai, ſagte der Jude, Sie ſchächte die Bauern und ich aach; ſein mer denn do nit College? —

Das fuhr dem Gerichtsvollzieher wie Galle in den Hals; aber er verdiente viel durch die Proceſſe des Juden, und wenn er ihn beleidigte, ſo vertrug er ihm die Kundſchaft, da noch ein anderer Gerichtsvollzieher in der Stadt wohnte. Er zwang ſich alſo zu lachen und ſagte: Du biſt doch ein rechter Schalk!

Mai, ſagte der Jud, Sie reite und ich geh'; wär's nicht ſchöner, wenn die zwa College käme zu reite mit einander?

O, das iſt mir ganz recht, ſagte der Gerichtsvollzieher, der ſchnell einen Plan ausgeheckt hatte; du mußt dich aber hinter mich ſetzen.

Bei dem Juden regte ſich die Begierde, bequem und ſchnell vom Wege zu kommen, und er denkt: Das kannſt

du ja thun, und ſpricht: Nun, ſo reite Sie mir gefälligſt da an die Ruhbank, ſo bin ich ſo frech, und ſteige auf! — Das thut der Gerichtsvollzieher und bald ſitzt der Jude hinter ihm. Er läßt nun das Pferd traben und rückt immer weiter nach hinten. Dadurch wird der Jude zurückgedrängt und ſieht, daß er herabfallen muß.

Au weih geſchriee! ruft er aus, Herr Colleg, der Gaul iſt all!

Ah was, ſagt der Gerichtsvollzieher, thut, als wenn er vorwärts rutſchen wolle, und gibt dadurch dem Juden einen Ruck, daß er, trotz ſeines Feſthaltens am Rocke ſeines Vordermannes, hinabpurzelt und die Arme in die Luft ſtreckt.

Herr Colleg, Herr Colleg, ſchreit der Jude im raſendſten Zorne, da haben Sie Ihr Trinkgeld! Und wirft dem Reiter einen Stein in die Rippen, daß dieſer vor Schmerz laut aufſchreit.

Wart' Spitzbube, ruft er, nun ſollſt du auch ein Trinkgeld haben! Dreht ſein Pferd um und will dem Juden mit der Reitpeitſche Eins überhauen. Dieſer aber weicht geſchickt aus und gibt dem Pferde Eins, daß das ſich bäumt und den Gerichtsvollzieher, der ſich deſſen nicht verſieht, abwirft.

Hiß! Hiß! ſchreit der Jude, und das Pferd rennt wie toll davon.

Jetzt hebt ſich der Gerichtsvollzieher aus dem Staub und hält fluchend ſeine Hüfte. Da tritt der Jude zu ihm vorſichtig heran, hebt die Reitpeitſche auf und zieht ſich eben ſo vorſichtig wieder zurück und ſagt: Herr Colleg, ſind mer erſt zuſamme geritte, und zuſamme erunter gefalle, ſo wolle mer jetzt den Staub zuſamme abſchüttele und ſein, wie College, zu Fuß heimgehn, und ich trage Ihr Reitpeitſche ä Weilche, weil's Ihne zu ſchwer iß. Nix vor ungut, Herr Colleg! Damit macht er ſich davon und der College hinkt fluchend hinter ihm drein.

Da fragt ſich's, welcher der Collegen war der Geprellte? Welcher der Ehrenwertheſte? —

19. Der Krakeeler.

Es iſt eine eigene Sache, hob eines Abends auf Aller Bitten der Schmiedjacob zu erzählen an, daß manchmal der Anblick eines Menſchen wie ein Räthſel vor Einem daſteht. Man fühlt, daß da etwas Verborgenes, Geheimes liegt, und man muß den Menſchen immer wieder darauf anſehen, ohne daß man eigentlich ſagen könnte, warum. Gibt man nun genauer auf ihn und ſich ſelber Acht, ſo iſt doch meiſt etwas Auffallendes, Sonderbares in ſeinem Weſen, der Grund der Neugierde, die gerne dahinter kommen möchte, warum er dies Auffallende an ſich habe.

Das iſt mir einmal in dem Dorf am Donnersberge ſo ergangen, von dem ich Euch da vornen erzählt habe. Wenn man aus der Hintergaſſe, rechts herum nach der Kirche gehen wollte, ſo fiel Einem das Eckhaus auf, ein recht ſtattliches, geräumiges Bauernhaus, deſſen Gefachſpiegel weiß, die Balken dunkelroth mit ſchwarzen Einfaßſtreifen angeſtrichen waren. Hof und Scheuer nahmen einen weiten Raum ein, und überall that es ſich kund, hier wohne ein reicher, dicker Bauer. Und doch wohnte in dem Haus ein einzelner, ein lediger Mann, der einen Knecht und eine alte Magd hatte, und ſo zurückgezogen und ſtille lebte, daß man ihn nirgends in einer Geſellſchaft ſah.

Dieſer Mann war es, der mir gleich Anfangs, als ich herkam, ungemein auffiel. Ich will Euch aber auch nur gleich ſagen, warum. Es war ein großer, ſchöner Mann von etwa vierzig Jahren, der zu den Reichſten zu zählen war, aber ſein ſchönes Geſicht war bleich, wie das eines Todten; ſein Haar weiß, wie friſchgefallener Schnee.

Nie hab' ich ihn lächeln ſehen; der düſterſte, ſchmerzlichſte Ausdruck lag in ſeinem Geſicht. Er ſprach nur ſo viel, als unumgänglich nöthig war, und jeder Verſuch, ihm etwas herauszulocken, war umſonſt.

Der war ſo ein Räthſel und, ich will's ehrlich geſtehen, ich hätte wohl wiſſen mögen, was für Schickſale dieſer Mann erlebt hatte, die ihn zu Dem gemacht, was er nun war. —

Eines Tages war er länger bei mir in der Schmiede geweſen, weil er einen neuen Wagen hatte beſchlagen laſſen. Da machte er erſt recht wieder meine Neugierde rege. Sonntags ſaß ich wieder beim Großvater auf der Bank im Garten. Da fiel mir der weiße Peter wieder ein, wie ſie ihn nannten, nicht weil er etwa mit ſeinem Geſchlechtsnamen: Weiß geheißen hätte, ſondern weil er ſo ſchneeweißes Haar hatte, und doch noch ſo jung war.

Großvater, hob ich an, was hat es doch mit dem „weißen Peter" auf ſich? Der Mann muß ſchwere Schickſale gehabt haben, weil er ſchon ſo grau und doch

noch so jung ist, und weil er immer so gesenkten Hauptes einhergeht und mit Niemandem redet?

Ach ja, sagte der Greis, mit dem hat es freilich eine absonderliche Bewandtniß, und es ist eben keine fröhliche Geschichte, die ich dir da erzählen will. Item, du bist noch ein junger Kerl, und ich denke, es schadet Keinem etwas, wenn er lernt, und an einem Beispiele von so auffälliger Art lernt, wie nöthig es sei, überall und immer Herr seiner selber zu bleiben. Du bist auch auf einem Dorfe jung geworden, Jacob, fuhr der Greis fort, und weißt, so gut wie ich, wie es dort zugeht, besonders unter dem Jungvolk.

Es gehört da oft dazu, um sich angesehen zu machen, daß man ein rechter Schmisser ist, ein rechter Krakeeler, der sich nichts gefallen läßt, alle Welt uzt und narrt, Jedem über die Nase fährt und seine Gründe mit zwei kernhaften Fäusten zu bekräftigen allzeit bei der Hand ist.

Ich glaube, es gibt kein Dorf, das nicht solche Vögel beherbergt. Genauer besehen, wirst du gefunden haben, daß das niemals arme Bursche sind, sondern Reiche, die in dem Wissen um ihr Geld und Gut schon den Uebermuth und das Recht zu tragen glauben, nach Niemandem zu fragen, und keinem Andern es zugestehen, Das, was sie zu thun Lust tragen, zu tadeln.

Hat nun so ein Raufer, so ein Eigenherrchen einen Pick auf einen Andern, so verspart er's auf die Kirchweih. Da muß geprügelt und geklopft werden, denn da trinkt er sich erst Frechheit und Kurasche an; dann wird's ausgemacht — und eine Kirchweih ohne Schmisse wäre ja eine unerhörte Geschichte.

Was da der Großvater sagte, war so richtig und wahr, daß ich es nur bestätigen konnte, und auch hier haben wir ganz Dasselbe alle Jahr vor Augen, sprach der Schmiedjacob und fuhr dann in seiner Erzählung fort: Der Großvater meinte, er müsse Das so vorausschicken, weil's eigentlich der Grund und Boden sei für die Mittheilung über den „weißen Peter." Siehst du, fuhr er dann fort, in dem Hause, wo nun der Peter wohnt, wohnte damals sein Vater, der unstreitig der Hochmüthigste und Hoffärtigste im Dorfe war. Er hatte nur den Einen

Sohn, und dem Einzigen Bübchen war eben Alles erlaubt. Der Alte war in seiner Jugend auch so ein Erzkakeler gewesen, und da lernte es denn das Peterchen von keinem Pfuscher. Alle stillen, braven Jungburschi mieden seine Gesellschaft, und er gewann eben nur Anhang bei rohen Gesellen oder solchen, die sich von ihm die Gurgel schwenken ließen, und solcher Schmachtlappen gibt's ja überall genug. Diese Rotte, es waren ihrer etwa vier, fünfe — stellte alle Malefizstreiche im Dorf an; machte Nachts bis eilf, zwölf Uhr Rumor, daß ehrliche Leute nicht schlafen konnten, und verfolgten namentlich die ordentlichen Burschi überall, um sie zu reizen. Brachen sie in eine Spinnstube, so war's mit der Arbeit aus, denn die Mädchen, und was unerhört war, sogar die jungen Weiber, hatten keine Ruhe, und wenn ein Alter einmal drein fuhr, waren sie im Stand, ihn aus dem Fundament auszulachen. Der Anführer, Anstifter und Vorderste war da immer der Peter, und der Alte freute sich seines Jüngelchens und meinte, wenn ihm einmal Einer über seine schlechte Zucht die Leber schleimte, die Jugend müsse toben; die Aergsten würden gerade als Männer die Besten. Du kannst dir denken, Jacob, daß das für den Peter Öl auf die Ampel war. — Einen Schatz hatte er im Dorfe nicht; aber wußte er, wo ein braver Burschi einen hatte, da ging er gewiß hin und löffelte an dem Mädchen herum. War es dumm und meinte, es sei dem Peter Ernst, und ließ seinen Schatz laufen, so lachte er es aus und ließ es sitzen.

Ei, warum waren denn die Mädchen so einfältig, da sie ihn doch kannten? sagte ich.

Jacob, sprach der Großvater, du weißt, die Weiber sind gebrechliche Wesen. Jede meinte, bei ihr sei es ihm doch einmal Ernst, und du mußt denken, er war ein einzig Kind und Einer der Reichsten im Orte; daß er aber auch sonst Eigenschaften hatte, einem Mädel den Kopf schief zu setzen, wenn er Süßholz raspelte, kannst du ihm noch heute ansehen. Er war der schönste Burschi im Dorfe.

Nun wohnte drüben am Pförtchen eine arme Wittwe, die Reiberin; die hatte einen Sohn, der Andres hieß. Er ernährte seine alte Mutter mit seiner Hände Arbeit, denn

er war ein geschickter Weber, ein Gebildweber, wie es weit und breit keinen gab. Alle Stadtleute ließen bei ihm Damast weben und bezahlten ihn sehr gut. Der Andres war das Muster eines braven Jungen, der mit dem Peter gar nichts mochte zu thun haben, und ihm nirgends in den Weg kam. Dennoch neckte und hänselte er ihn, wo er konnte. Sich aber doch zu hart an ihn zu machen, wagte der Peter nicht, denn Andres war fürchterlich stark, und ich glaube, er hätte den Peter, so groß und stark er auch war, in die Luft geworfen und wie einen Ball wieder aufgefangen.

Jedermann hatte den stillen, fleißigen Andres lieb, während kein Mensch den Peter leiden mochte, der nur herumstolzirte mit der silbernen Kette an der Uhr und mit dem dicken Meerschaumkopfe mit Silber beschlagen, und die Leute ärgerte.

An dem Andres hätte er sich gar gern einmal reiben mögen, wenn er eben nur gewußt hätte, wie er es anfangen sollte.

Nun hatte der Andres Reiber ein Mädchen lieb, eben so brav, aber auch so arm, wie er. Stinchen hieß das Mädchen. Es war des Wagnerjacob's Tochter, der droben hinter der Schule wohnt. Das Stinchen war unstreitig das schönste Mädchen im Orte. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie lieblich und sittig es war. Die Zweie hatten sich von Kindesbeinen an von Herzen lieb, und der ehrliche Andres dachte nun alles Ernstes daran, sein Stinchen zu heirathen. Da merkte er, daß der Peter Miene machte, ihm ins Gehege zu gehen.

Wunderbarlich war's, daß es dießmal dem Peter auch Ernst war. Das herzige Mädchen gefiel ihm so sehr, daß er, ohne daß es freilich sein Vater ahnete, dem Mädchen zu Gefallen ging, und den Andres auszustechen suchte. Da hatte er sich nun verrechnet. Das Stinchen war so einfältig nicht, sich von ihm bethören zu lassen, und fand auch nicht den mindesten Gefallen an ihm. Es wies ihn zurück, wo er in seine Nähe kam, und als er endlich alles Ernstes freite, da bekam er einen Korb von dicken, derben Weiden. Das drückte ihn und traf seinen Hochmuth unendlich hart. Er war lange Zeit gar nicht

mehr der Menſch, wie ſonſt; allein er ermannte ſich wieder. Die Liebe zu dem ſchönen Stinchen wandelte ſich in Haß um, der ſich nun mit aller Macht auf Andres warf, weil der ihm doch bei Stinchen ganz allein im Wege ſtand. Wo ſich eine Gelegenheit gab, verſpottete und verhöhnte er ihn aufs Bitterſte.

Andres ſchwieg dazu und ließ ihn gehen. Das ergrimmte den Peter nur mehr, und brachte ihn am Ende auf die Meinung, der Andres ſei feig und fürchte ſich vor ihm.

Einſt traf es ſich, daß ſie Sonntags Nachmittags einmal zuſammenkamen, wo dann der Peter, da auch die Mädchen dabei waren, das Stinchen auf alle Weiſe beleidigte.

Da ſprang Andres auf und ſagte: Wenn du Tagedieb über mich räſonnirſt und ſchimpfſt, ſo hab' ich das ſtille hingehen laſſen, weil ein Menſch, wie du, einem ehrlichen Burſchen die Ehre nicht abſchneiden kann, daß du aber das Mädchen beleidigſt, das iſt ein Schuftenſtreich: ſchweig', ſag' ich dir, oder ich mache dich ſchweigen.

Wie ein Tiger ſchoß der Peter auf Andres und faßte ihn bei der Gurgel. Er war gräßlich anzuſehen, denn ſeine Augen waren vor den Kopf getreten und glühten in dunklem Zornfeuer, und vor ſeinem Munde war Schaum, wie bei einem wüthenden Hund.

Andres faßte ſeine Hand mit ſolcher Gewalt, daß der Peter laut ſchrie vor Schmerz; dann gab er ihm eine ſo entſetzlich klatſchende Ohrfeige, daß Peter eine Minute lang völlig toll war und taumelte.

Damit war's aber nicht zu Ende. Zwei Spießgeſellen des Peter fielen über ihn her, um ihn tüchtig zu treffen; doch ſie flogen, wie Spreu, der Eine hierhin auf die Wieſe, der Andre dorthin.

Die übrigen Burſche lachten laut auf. Die Zweie hatten ſatt, aber das Lachen ſteigerte die Wuth des hochmüthigen Peter ſo, daß er ſich aufs Neue, als er ſich erholt hatte, auf den Andres ſtürzte, der zum Ringen gerüſtet daſtand.

Peter war blind vor Wuth, als er den ſtämmigen Andres anfiel. Der ſah ſeinen Vortheil, unterlief ihn, faßte ihn dann um den Leib, hob ihn in die Höhe und

warf ihn mit solcher Wucht auf die Wiese, daß er betäubt eine Weile regungslos liegen blieb.

Die Mädchen waren fortgelaufen, und die übrigen Burschen mischten sich nun in den Streit, und legten ihn, wie es schien, äußerlich bei; aber wer den Peter kannte, sagte, dabei bleibt's nun nicht. Laßt nur die Kirchweih kommen, dann erleben wir Spektakel.

Peter wich fortan dem Andres, dessen Muskelkraft er nun kennen gelernt hatte, wohlweislich aus; aber die Leute hatten Recht. Der wüthendste Haß gehr in seinem Herzen, und er schmiedete einen Plan der Rache über den andern. Da er aber den Muth nicht mehr hatte, es allein und mit Wenigen gegen den Andres aufzunehmen, so ward er sich alle seine Genossen zu Helfern, um am Kirchweihfeste die Sache ordentlich auszumachen, und den armseligen Leinweber einmal so zu treffen, daß er an sie denken solle. Der Andres wußte das wohl, aber es kümmerte ihn nicht im Geringsten. Er konnte darauf rechnen, daß alle ordentlichen Leute auf seiner Seite standen, wenn die Uebermacht über ihn käme.

Stinchen, das nichts Gutes ahnete, bat ihn um Alles in der Welt, nicht zur Musik zu gehen; sie wollte ja gerne auf das Vergnügen des Tanzes verzichten; aber Andres that es nicht. Soll ich mich durch den Streich um meine und deine Freude bringen lassen? sagte er. Nein, er soll mich finden, wenn er es wagt, an mich zu gehen!

So kam die Kirchweih, und Abends, als schon der Tanz wirbelte, und der Wein in die Köpfe zu steigen begann, trat Andres mit seinem schönen Stinchen in den Tanzsaal.

Wer die Augen des Peter und seiner Helfershelfer angesehen, konnte aus dem Zwinkern und Blinzeln wahrnehmen, daß etwas verabredet war, und ein Trupp Bursche und junge Männer hatten sich vereinigt, jedem Streit entgegenzutreten und ihn wo möglich zu verhindern.

Einige Tänze gingen ohne Störung vorüber, und die Leute dachten, es bliebe ruhig. Da begann die Musik aufs Neue, und Andres begann arglos mit seinem Stinchen zu tanzen. Da stellte der Peter ihm ein Bein und Andres fiel mit seinem Mädchen unter dem brausenden Hohngelächter Peter's und seiner Gesellen in den Saal.

Das war doch zu viel für den Andres. Er raffte sich auf und faßte den Peter und schleuderte ihn zur Erde, daß noch zwei der Gesellen mit ihm stürzten. Das war das Zeichen!

Nun warfen sich Alle auf ihn. Der Andres arbeitete wie ein Riese unter den Kerlen, und sie stürzten wie die Schneeflocken.

Die jungen Männer und übrigen Burſche miſchten ſich drein und wehrten ab. Der Peter aber hatte ſich aufgerafft, hatte eine Weinflaſche ergriffen, ſich hinter den Andres gemacht und ihm die Flaſche mit ſolcher Macht auf den Kopf geſchlagen, daß er blutend zuſammenſtürzte.

Jetzt ſtürzte Alles herbei; aber es war zu ſpät. Die Glasſcherben waren in das Gehirn gedrungen, der gute Andres war in wenigen Minuten eine Leiche.

Als es Peter ſah, rief er, teufliſch auflachend, das war für die Ohrfeige auf der Wieſe!

Du kannſt dir den Schrecken und Jammer vorſtellen, Jacob, ſagte der Großvater.

Das Stinchen lag neben ihm an der Erde in einer todtähnlichen Ohnmacht; aber erſt die alte arme Mutter! Jacob, ich half ihn heimtragen. Etwas Ähnliches hab' ich nie wieder erlebt, und Gott behüte mich, daß ich etwas der Art wieder erleben ſollte.

Der ganze Ort war in Trauer und Jammer; aber was den Haß auf den Peter noch erhöhte — war das, daß er forttanzte, als wär' nichts geſchehen.

Der Ortsvorſtand hatte indeſſen ſchnell Nachricht in die Stadt geſendet. Die Herren, der Richter, Bürgermeiſter und Doctor kamen ſogleich, und Peter wurde ſofort verhaftet und nach der Stadt fortgeführt.

Der Eindruck auf Peter's hochmüthigen Vater war kein tiefer. Er ſcheute ſich nicht, es auszuſprechen, daß es eine ſilberne Säge gäbe, die alle Feſſeln zerſchneide, und einen goldenen Hammer, der Kerkermauern breche. Daß er damit auf die Wirkung ſeines Geldes hinwies, war leicht zu verſtehen. Der Unwille gegen ihn war ſo groß, daß er ſich nirgends durfte ſehen laſſen.

Das Begräbniß des armen Andres war wahrhaft erſchütternd. Der Pfarrer hielt eine mächtige Rede, worin er nachwies, daß der Mangel an Gottesfurcht immer und überall ſolche Früchte trage, und dazu hatte er vollen Grund, denn Peter wie ſein Vater gingen ſelten in eine Kirche; im Hauſe herrſchte Fluchen und Schelten, aber das Gebet hatte keine Stätte. Die Warnungen, die der Pfarrer ausſprach, gingen ſo tief in die Herzen hinein, daß von da an Mancher in ſich ging, beſonders von den

Spießgesellen Peter's. Die Beklagenswerthesten aber waren Stinchen und die Mutter. Wie zwei Leichen wankten sie hinter dem Sarge her, und als das Grab zugeschaufelt wurde, da war der tiefe Schmerz so groß, daß alle Anwesende in lautes Weinen ausbrachen. Ich dachte, wir würden Beide bald begraben; aber die Frauenherzen haben meist mehr ausdauernde Kraft, als die der Männer. Freilich kehrten auf Stinchen's Wangen keine Rosen mehr zurück, und als ihre Eltern starben, zog sie ganz zu der unglücklichen Mutter und suchte ihr den geliebten Sohn zu ersetzen. Sie lebten in Liebe verbunden, stille dahin, und Stinchen schlug bebarrlich jede Freierei ab. Sie wollte ihrem Andres die Treue bis ins Grab bewahren. —

Mit dem Peter ging es den langsamen Gang des gerichtlichen Verfahrens. Die Assisen waren damals in Mainz, und er saß fast ein halbes Jahr in strenger Haft. Nur einmal war sein Vater bei ihm; aber die Unterredung mußte herzergreifend gewesen sein, denn der Uebermuth des Alten war im innersten Marke gebrochen. Was ihm der Sohn gesagt, ist nie bekannt geworden; allein die Umänderung seines Wesens und Thuns war zu auffallend, als daß man nicht hätte annehmen müssen, in jener Zusammenkunft mit seinem Sohne liege der alleinige Grund. Er ging in die Kirche von da an; man sah ihn Sonntags nie mehr im Wirthshause, sondern er saß alleine zu Hause am Gebetbuch; er zankte, haselirte und fluchte nicht mehr — kurz, er war ein andrer Mensch geworden. In Einem Falle trat das am Auffallendsten hervor. Die Mutter des Andres schuldete noch auf ihr Häuschen an einen Hypothekengläubiger vier hundert Gulden, und der Mensch wurde dringlich gegen die arme gebeugte Frau. Als das ruchbar geworden war, kam eines Tages die Quittung über die Summe sammt den Zinsen an die Frau, und kein Mensch erfuhr, wer's bezahlt hatte; allein ebenso wenig zweifelte Jemand daran, daß es der Vater Peter's bezahlt habe. Das söhnte die Leute wieder mit ihm aus, und es gesellte sich das Mitleid mit ihm doch auch hinzu, denn man sah, wie ihm das Schicksal seines Sohnes zu Herzen ging, und wie er schnell alterte, und zwar von innen heraus.

Aber, Großvater, wie ging's denn mit dem Peter? — fragte ich.

Laß mir eben nur Zeit, sagte er darauf, und fuhr nach kurzer Unterbrechung fort: Du magst dir denken, Jacob, daß eine Menge Zeugen abgehört wurden. Nicht nur alle Leute, die damals auf dem Tanzboden waren, wurden verhört, sondern noch eine Menge außerdem, welche es bestätigten, daß Peter ein Krakeeler, ein Rauser und Händelsucher gewesen sei, und daß Andres ihn niemals gereizt habe. Das Alles brach ihm, wie wir sagen, den Hals. Vor den Assisen zu Mainz kam die Sache vor. Sein Advocat wußte besonders hervorzuheben, daß er Stinchen lieb gehabt, und die That eine Frucht der wildesten Eifersucht gewesen. So fiel denn das Urtheil ungemein milde aus, und nur eine Reihe von Jahren enger Haft war das Ergebniß, und die Tragung sämmtlicher Kosten, die freilich sehr hoch waren, aber dennoch den Vater Peter's noch nicht zum armen Manne machten.

Ihr habt mir wohl nun das Ende der Geschichte so weit erzählt, sagte ich, allein es bleiben mir dennoch Dinge dunkel, die ich wohl kennen möchte; besonders das, was im Gefängnisse vorfiel.

Du verlangst da Dinge zu erfahren, versetzte der Großvater, die in dem Innern des Menschen vorgehen, und die allein Der kennt, welcher Herz und Nieren prüft, und durch die Wirkungen seiner Gnade und Allmacht das Herz in der Brust umwendet. Was aber einem menschlichen Auge und Ohr erreichbar gewesen ist, das kann ich dir wohl erzählen. Der Gefängnißwärter zu Mainz und der in der Stadt sind Brüder gewesen, und der Ölmüller drunten im Thale, der meines Sohnes Pathe und also mein Gevattermann gewesen ist, war ihr Schwager. Damals sprach man hierherum fast von nichts Anderem, als von dieser erschrecklichen Geschichte, und du kannst dir vorstellen, daß, wenn wir zusammenkamen, wir eben auch nichts Anderes plauderten.

Da hörte ich denn, daß der Alte seinen Sohn besucht habe im Gefängniß und fast zu Boden gesunken sei bei seinem Anblicke. Von der Qual des Gewissens gefoltert,

war der Peter ganz tiefſinnig geworden. Sein rabenſchwarzes Haar war in wenigen Wochen ſchneeweiß geworden, und alle friſche Lebensfarbe aus ſeinem Geſichte, ſo daß er ausgeſehen wie eine Leiche. Er habe den Vater angeſtarrt wie ein Irrſinniger, und ihn erſt gar nicht erkannt. Als er ihn endlich aber erkannt, habe er ihm geſagt, er, der Vater, trage die Schuld des Mordes des unglücklichen Andres zur Hälfte; denn er habe ihn, den Peter, aufwachſen laſſen wie eine Brennneſſel; er habe keine Gottesfurcht in ſeine Seele gepflanzt: habe ihn nicht zum Guten angehalten, wohl aber Hochmuth und Uebermuth ihm eingepflanzt, und ihn belobt, wenn er alle Welt geärgert und überall Hader und Streit angefangen. Nun ſähe er die Frucht ſeiner Kinderzucht; ſein Sohn ein Mörder, ſein Namen mit Fluch und Schmach belaſtet, und ſeine Seele verdammt, denn der Hingemordete ſei

vor Gott sein Ankläger, und Abel's Blut schreie um Rache zum Himmel; das unglückliche Stinchen und die arme Mutter stünden da als ihre Ankläger, und ihr Elend mehre seine schreckliche Schuld. Bei diesen Reden sei er immer wilder geworden, und zuletzt in einen Zustand gerathen, der völlige Raserei geworden sei. Er habe sein Haar gerauft und geschrieen: Ich bin verdammt, ewiglich verdammt, ohne Hoffnung der Gnade und Erbarmung! Und in dieser schrecklichen Raserei habe er einen furchtbaren Fluch über seinen Vater ausgesprochen.

Endlich sei der Alte herausgetaumelt, wie ein Rasender selber, und sei fortgetaumelt, ohne daß er es gewagt habe, einen Menschen anzusehen.

Daraus läßt sich erklären, wie der Alte so plötzlich umgewandelt wurde. Das Strafgericht Gottes hatte seine Seele ereilt und ergriffen.

Der arme Peter soll entsetzlich gelitten haben, bis ein braver Geistlicher zu ihm kam, der soll seine Seele auf den Weg der Buße geführt haben, wo denn am Ende der Hoffnungsstrahl der Gnade Gottes in Jesu Christe in seine Seele gedrungen sei, und wieder der Friede Wurzel geschlagen habe. Sein Vater lebte fortan einsam und still; aber das muß ich ihm nachsagen, er wurde ein Wohlthäter der Armen und Bedrängten; er wurde ein Christ, was er nie gewesen war, und die Wohlthaten, welche von unbekannter Hand der armen Mutter Andres' zuflossen, kamen ohne Zweifel von ihm, obwohl er es so heimlich zu machen wußte, daß kein Mensch dahinter kommen konnte. Kummer und Gram nagte an seiner Seele, und in demselbigen Jahr, in welchem Peter's Gefangenschaft endete, ist er gestorben.

Des Andres Mutter überlebte ihn. Stinchen wohnte als treue Tochter bei der alten Frau und pflegte sie mit kindlicher Liebe. Stinchen war arm, und es wäre ihnen wohl schlimm gegangen, wenn nicht, wie ich dir schon gesagt, gar oft Gaben von unbekannter Hand ihnen zugeflossen wären.

Endlich kam Peter wieder.

Allmächtiger Gott, wie war der Mensch verändert! Die meisten Leute kannten ihn nicht mehr. Sein Haar war schneeweiß, sein Gesicht leichenblaß.

Es soll ein herzzerreißender Augenblick gewesen sein, als er gleich am andern Tage nach seiner Ankunft zu Andres' Mutter kam. Er warf sich weinend auf seine Kniee vor den beiden Frauen, und flehte um Vergebung wegen seiner Schuld

Man mag es sich denken, wie es der Mutter und Stinchen war; aber sein Flehen soll so beweglich, so herzergreifend gewesen sein, daß am Ende Beide, dennoch überwältigt, ihm vergeben hätten. Ach, da habe er mit dem Haupt auf der Erde gelegen und seine Thränen seien ordentlich, wie ein kleines Bächlein, auf dem Stubenboden geflossen!

Er ließ nun einen Notär kommen, und setzte einen Schenkungsact auf, wodurch er die Hälfte seiner Güter der Mutter Andres' übergab, und nach ihrem Ableben dem Stinchen. Die wollten es nicht nehmen, aber er flehte so lange um Gottes Willen, bis sie es endlich thaten. Von da an lebte er so still und einsam, wie heute noch, und wahrhaftig! seine Buße ist ächt und tief

Andres' Mutter ſtarb bald darauf, und das Stinchen iſt auch nicht alt geworden. Vor drei Jahren hat es Gott auch erlöſt.

Nun kannſt du oft den „weißen Peter," wie er, ſeitdem er das ſchneeweiße Haar hat, heißt, alleine auf dem Kirchhofe ſehen. Er ſitzt dann auf des Andres Grab und weint heiße Thränen.

Der Großvater ſchwieg eine Weile, und mir war's auch nicht ums Reden.

Siehſt du, Jacob, hob er dann wieder an, das ſind die Folgen des Krakeelens und der Kirchweih-Raufereien. Wollte Gott, die Jungburſchen hielten ſich das Schickſal Peter's vor und erkenneten, wohin ihre Streitſucht und rohe Prügelei führen könne. Wer mag das Elend ermeſſen, das aus der That roher, verwilderten Uebermuthes, roher Selbſtrache hervorgehen kann? —

Der Großvater ſtand auf und ging weg; ich aber ſaß noch lange da, und was ich dachte? — O möchten es alle Die auch denken, denen der Großvater einen Spiegel vorgehalten!

20. Ein Räthsel.

Die Noth kann's wohl erzeugen —
Doch zeuget's wieder Noth,
Die mit dem steten Wachsen
Den Armen hart bedroht —
Soll's von der Seele weichen,
Was sie so elend macht —
So hat's schon manchen Armen
Ums Hüttchen selbst gebracht.
Doch — wer ermißt den Jammer,
Wenn's am Gewissen nagt?
Wenn vor dem Richter droben
Die arme Seele zagt?
Das erndtet auf dem Wege
Des Frevels jede That,
Wenn seines Gottes Worte
Der Mensch vergessen hat.
Verpestet ist das Leben,
Und qualvoll ist der Tod!
Bewahr' mich, Herr, in Gnaden
Und lehr' mich dein Gebot!

21. Altes Gold.

Wenn's Brei vom Himmel regnet, fehlt Manchem der Löffel, ihn zu essen, sagt ein rheinisches Sprüchwort, und es wird meist von Denen gebraucht, die so ungeschickt sind, daß sie die günstigsten Lebensumstände nicht zu ihrem Vortheile benutzen können, oder auch von solchen, denen es einmal nicht glücken will, sie mögen sich anstellen, wie sie nur wollen. Es paßt da allerdings ganz vortrefflich, und Die, auf die es zuerst angenommen wird, mögen sich's zur Lehre nehmen und sich um den rechten Löffel umsehen, der immer im gesunden Menschenverstand und im treuen Ringen und Streben liegt, und die Anderen mögen sich's dazu dienen lassen, daß sie sich fragen, warum es ihnen nicht glückt. Ich wette, sie finden die Kehr noch, wenn sie sich selber prüfen. Aber das Sprüchwort hat einen tiefern Sinn, und den wollen wir uns allesammt merken, weil er uns Allen heilsam ist. Der liebe Gott läßt, um beim Sprüchwort zu bleiben, Brei vom Himmel regnen, nämlich sein Wort, das die wahre Speise zum ewigen Leben ist; aber dazu fehlt den Leuten der Löffel, und so bleibt diese labende Speise ihnen fremd, das Herz ohne Erquickung, das Leben ohne Heiligung, die Trauer ohne Trost, die Versuchung ohne Widerstand — in Summa — zum ewigen Leben, zum Leben in Gott, kommt es nicht. Warum fehlt ihnen der Löffel? Weil sie ihn nicht fassen wollen!

Da iſt die Sündenluſt im Herzen, die Weltluſt, der Leichtſinn, die Eitelkeit. Die denken — es iſt noch Zeit, den Löffel zu faſſen, denn ſolches Breiregnen hört nicht auf. Richtig — aber die Hand wird zitternd, wird ſchwach; ſie kann den Löffel nicht mehr faſſen, und mit dem Eſſen hat's ein Ende. — Gib Acht! Es wird dunkel, es wird Abend, es wird Nacht, und du findeſt den Löffel nicht mehr; dann iſt die Zeit des Darbens da! Der Magen faßt und hält den Brei nicht mehr. O wehe, dreimal wehe dann! — Ja, ja, das iſt des Sprüchwortes rechter Sinn: Gottes Wort und Gottes Gnade bieten dir überall das Heil an, aber du — du willſt dich nicht von Gottes Güte zur Buße leiten laſſen. Es gibt kein entſetzlicheres Wort, als das: Zu ſpät! Auch die Reue kann zu ſpät kommen, und dann kommt mit ihr die Verzweiflung. Judas mahne dich! Ergreif die rettende Vaterhand. In Chriſtus iſt ſie dir geboten! Es iſt doch in den Sprüchwörtern ächtes altes Geld! Gewiß — wenn's nur auch angenommen würde!

---

22. Des Fleißes reicher Lohn.

Heutzutage hört man gar oft ſagen: Es hilft Einem Alles in der Welt nicht mehr! Man kommt nicht voran! Die Zeiten ſind zu ſchlecht; der Verdienſt zu ärmlich; die Gelegenheiten zu ſelten! So ſprach der Schmiedjacob, und blies dabei dicke Dampfwolken aus ſeiner Pfeife. Ich ſage darauf: Es iſt gelogen! Die Meiſten murren über die Zeit, aber über ſeine eigene Sünde murret Keiner. Und da liegt die böſe Zeit, in den Menſchen nämlich.

Freilich, wenn du mehr verzehrst, als du verdienst — so geht's den Krebsgang, und Das fehlt nicht; wenn du höher fliegen willst, als dir die Flügel gewachsen sind, und du fällst auf die Nase, so sag' ich: Proficiat! Wenn du dich hinsetzest und warten willst, bis die gebratenen Tauben dir ins Maul fliegen, so mußt du hungern. Wohl bekomm's! Rühr' dich, arbeite treu und hab' Gott vor Augen und im Herzen, so fehlt dir's bei meiner Treue! nicht; denn der alte Gott in Israel lebt noch, und der segnet treufrommen Fleiß. Hört 'mal zu, ich will Euch eine Geschichte erzählen, die aber nicht geschehen ist, wo der Bach brannte und mit Streh gelöscht wurde, sondern es ist die Lebensgeschichte eines Mannes, den die Leute in Baden droben und in Amerika, drüben über dem Weltmeere, recht wohl kennen, der mag Euch lehren, daß treuer Fleiß immer seinen reichen Lohn findet. Ich hab's aus guter Quelle.

So sprach der alte Schmiedjacob und Alle in der Spinnstube horchten auf sein Wort. Er begann darauf zu erzählen.

Etwa drei Stunden von Heidelberg liegt am Hardtbache der kleine Flecken Walddorf. Dort wohnte im vorigen Jahrhundert eine Familie, Namens Aster, schlichte und ehrliche Leute, denen eben die Dukaten auch nicht zum Schornsteine hereinregneten. Einer ihrer Söhne war schon in die Welt gegangen, und wohnte in Amerika. Sie hatten einen zweiten, der Johann Jacob Aster hieß. War auch ein Zugvogel; der schon, als er noch nicht flügge war, immer davon sprach: er werde einmal ein gebackener Mann werden, aber nicht in Walddorf, sondern in der weiten Welt, wo er sein Glück suchen würde. Da wurde denn manchmal über den kleinen Burschen gelacht. Ihm aber war's nicht gelacht. Er lernte fleißig in der Schule, war zu jeder Arbeit und Entbehrung bereit, unverdrossen und fröhlich, und wer ihm in das klare Auge sah, konnte inne werden, dahinter stecke etwas. Das meinte auch der Herr Schulmeister, und der konnte es wissen, denn er unterrichtete ihn ja.

Kaum war der Hannjacob confirmirt, so sagten seine Kameraden: Aster's Hannjacob macht's wie sein Bruder,

er geht auch nach Amerika! Die wurden ausgelacht, weil eben der junge Mensch kein Handwerk verſtand, und es an Dem fehlte, was zum Auswandern nöthig iſt, nämlich am Gelde.

Man darf ſich nicht wundern, daß Johann Jacob Aſter an die Auswanderung dachte. Das Walddorf, wo jetzt die badiſche Eiſenbahn vorüberfährt, liegt an dem Wege von Wieslech nach Speyer hin in der Ebene. Das Land, worauf die Walddorfer ihren Ackerbau treiben, iſt nur ſtellenweiſe recht fruchtbar; es iſt auch viel Sandboden da, der nicht fruchtbar iſt. Da wird's ſchwer, mit Wenigem anfangen und ein reicher Mann werden, wie es der Johann Jacob Aſter vorhatte.

Schon in früherer Zeit waren viele Pfälzer nach Amerika ausgewandert, auch aus Walddorf, denen es ganz gut ging. Das hat immer Folgen. Wem's daheim nicht friſchgrün geht, denkt, ich probir's auch 'mal. Nun war ſchon ein Bruder in Amerika, der wohl 'mal heimſchrieb, er habe ſein ſchönes Auskommen. Das weckte in Aſter's Seele den Wandertrieb. Dazu war, wie ich ſagte, ſein Vater kein dicker Bauer, der ſeinen Kindern eine reiche Anzahl Morgen guten Ackerlandes mitgeben konnte. Er war bei ſeinem Bißchen Ackerbau Gerichtsdiener. Das war aber damals kein Amt, wie heutzutage, wo die vielen Proceſſe die Bauern arm und den Gerichtsdiener reich machen; auch war das Gericht kein Gericht nach unſerer Art, ſo etwa ein Friedensgericht oder gar Landgericht; ſondern in jedem kurpfälziſchen Dorfe beſtand ein Feld- oder Flurgericht aus vier oder einigen mehr Bauern, die die Händel ſchlichteten, und bis zu vier Gulden ſtrafen durften. Ihr werdet daraus ſchon erkennen, daß der Gerichtsdiener Aſter nichts mehr war, als der Dorfausſcheller oder Spießmann. Das Amtchen nährte kein Viertel von einem Manne, geſchweige einen ganzen oder gar ſeine Haushaltung mit.

Da hat denn Vielerlei mitgewirkt, in der Seele des verſtändigen Burſchen die Luſt zu wecken. Freilich wiſſen wir, daß es auch Menſchen gibt, in denen von Natur aus ein Wandertrieb ſteckt, wie etwa in den Schwalben und anderen Zugvögeln, die eben fort müſſen, wenn die Zeit

des Wanderns kommt. In die hat es der liebe Gott gelegt. So mag er's auch in manche Menschenseele gelegt haben, mit der er seine heiligen Absichten gerade so erreichen will.

Das schöne Buch, das mir unser Herr Pfarrer geliehen hat, das von einem geschcidten Amerikaner geschrieben worden ist, der ein vertrauter Freund des Aster in Amerika war, und das hernachmals ist ins Deutsche übersetzt worden, aus dem ich Euch diese Geschichte erzähle, sagt nichts weiter darüber, wie der Aster zum Auswandern kam; aber ich glaube, ich hab' nicht weit neben das Ziel geschossen mit Dem, was ich Euch eben sagte.

Was die Kameraden Aster's gesagt hatten, das geschah nicht sehr lange nachher. Der Johann Jacob Aster sagte allen Verwandten, Getreunden und guten Freunden herzlich, aber nicht trübselig, sondern wohlgemuth Adjes, und machte sich sodann den Rhein hinunter auf den Weg. Ob er gewandert oder mit seinen, die Holzflöße rheinabwärts führenden Landsleuten gefahren ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er glücklich nach England gekommen ist. Weiter, wenn auch der Sinn weiter stand, mochte der Geldbeutel nicht gereicht haben.

Item, wenn's Ueberlegung war, daß er so handelte, so hab' ich vor dem jungen Kerlchen Respect, und wenn ihn die Noth dazu zwang, so sieht man's wieder, wie der liebe Gott Alles wohl macht; aber der hat ihm im ersten Fall auch die Gedanken regiert und so läuft's gerade auf Eins hinaus. Der junge Bursche kannte kein Sterbenswörtchen Englisch, und das ist auch die Sprache, die man in Amerika redet. Die will auch gelernt sein, wie jede andere. Dazu hatte er in England Gelegenheit genug. Sodann ist es eine bekannte Sache, daß man ohne Geld in Amerika rein verloren ist. Da gibt Einem kein Mensch ein Stücklein Brod, und wenn man Knall und Fall zusammenbricht. Da hätte es denn schlimm um Aster gestanden. Wie gut war es also, daß er in England blieb oder bleiben mußte. Wenn auch noch sehr jung, Einige sagen, er sei fünfzehn Jahr alt gewesen — so war Aster doch stark und kräftig.

Der Nachbar Veit sagte: Der war ja noch ein purer Bub'.

Veit, fiel ihm der Gevatter ins Wort, es gibt Leute, die sind mit fünfzehn Jahren älter, als Andere mit fünf und zwanzig. Merk's, jung an Jahren, alt an Verstand, und der Herr Schulmeister zu Waldorf hatte gesagt, was ein Dörnchen werden will, spitzt sich früh. Der Aster hatte es hinter den Ohren.

Und ein Bißchen tiefer, sagte Schmierjacob, nämlich im Herzen; denn da stand's geschrieben, daß es ein köstlich Ding ist, wer gottselig ist und lässet sich genügen. Von den Eltern zu scheiden, that ihm wehe, aber es trieb ihn von innen heraus. Da ging's nicht mehr und war kein Bleiben. An guten Lehren und Segenswünschen hatte es ihm nicht gefehlt. Diese waren ihm mehr werth als Geld; denn das mußte er ausgeben, und die behielt er, und einer frommen Mutter Gebet ist besser, denn ein Reisepaß. Drei Dinge brachte der junge Aster mit nach England, die sind auch überall besser, als viel Gebündels, — nämlich ein gottvertrauendes Herz, einen klaren Verstand und gesundes Armenschmalz, mit Lust und Lieb' es anzuwenden.

Es war freilich schlimm, daß er kein Wort Englisch verstand; aber in England gibt's Deutsche genug, besonders in der Stadt London, wohin Aster ging. Was ihm schwerer aufs Herz fiel, war die Frage: Werde ich auch Arbeit und Verdienst finden? Mit der Sprache hoffte er es schon rund zu kriegen, denn er war nicht auf den Kopf gefallen; aber Arbeit? Das Geldbeutelchen war gar eingefallen und dünne geworden. Das Buch, von dem ich Euch sagte, redet gar nichts davon, wo und wie er Arbeit gefunden; aber daß er sie gefunden, ist gewiß. In England ist das ein großer Vortheil für Einen, der sich zu begnügen weiß, daß die Arbeit gut bezahlt wird. Aster ging von dem vortrefflichen Grundsatz aus, den sich Jedermann hinter das Ohr schreiben sollte: Wer so viel ausgibt, als er einnimmt, der wird ein Lump. Darum schrieb er sich selber die Regel vor, alle Tage etwas zurück zu legen und recht sparsam hauszuhalten. So hatte er einen Sparpfennig für die Reise nach Amerika.

Er hielt sich stille; war sparsam und unausgesetzt fleißig; vergaß auch seiner guten Mutter Wort beim Abschiede nicht, das nämlich: Vergiß nicht, zum lieben Gott zu beten, und es ging prächtig. Sein Sparpfennig wuchs zusehends und es war sichtbarlich ein Segen drin.

Endlich war er so weit, daß er daran denken konnte, die Reise nach Amerika anzutreten. Was ihm aber besonders förderlich war, war das, daß er überall, wo er etwas über Amerika lernen konnte, offene Ohren hatte. Sein Bruder war in New-York und dahin wollte er auch. Darin war Aster nun doch um Vieles gescheidter, als unsere Auswanderer heutzutage. Fragt man sie, wohin wollt ihr denn? So antworten sie: nach Amerika. Gerade, als wenn das so groß wäre, als Frankfurt oder Berlin, oder irgend eine andere große Stadt. Sagt man ihnen: Ja, liebe Leute, das Amerika ist entsetzlich groß; so sagen sie: Das werden wir gewahr, wenn wir hinein kommen! Daher geschieht's denn auch, daß sie von den Amerikanern, die schlaue Füchse und rechte Spitzbuben sind, erst ausgefangt und gehänselt werden, bis ihnen die Augen zu spät aufgehen. Will man so eine Auswanderung vernehmen, so sollte man sich erst recht genau unterrichten, wie es dort ist und steht, wohin man in dem viel Tausende von Meilen großen Lande will, und was man da anzutreiben gedenkt. Freilich macht sich das oft anders an Ort und Stelle, und die Wenigsten sind in Amerika das geblieben, was sie hier waren. Man darf sich dort vor keiner Arbeit fürchten und sich vor keiner schämen, dann hat's schon gute Wege.

Daß Aster dasjenige Geld, was er nicht zur Reise brauchte, in solchen Waaren anlegte und diese mitnahm, die in Amerika theuer und gesucht waren, das bringt mich auf die Vermuthung, daß er in London bei einem Kaufmanne gearbeitet haben muß. Er war entschlossen, in Amerika Handel zu treiben. Womit, das wußte er eben selber noch nicht ganz genau. Er verließ sich dabei auf Gottes Führung und auf seine offenen, gesunden Augen. An Fleiß und Sparsamkeit war er gewöhnt. So hatte er guten Muth und ging im November 1783 auf ein nach Nordamerika abgehendes Schiff.

Viele Leute wissen's noch, Andere haben's von ihren Eltern gehört, daß der Winter von 1783 auf 1784 einer der härtesten war, die sie erlebt. Da sind die Bäume im Walde vor Kälte mitten durch den Stamm geborsten; viele Obstbäume ganz bis in die Wurzel erfroren, und ebenso am Rhein, und an der Mosel, und dem Neckar und Main fast alle Weinreben.

Dieser Winter spielte auch den vielen Schiffen, die nach Amerika fuhren, einen argen Streich. Als sie in die amerikanischen Gewässer kamen, war so viel Eis darin, daß sie gar nicht weiter konnten und ordentlich einfroren. So lagen in einem Meerbusen (die Amerikaner nennen ihn die „Cheesapeake-Bai"), eine Menge Schiffe bei einander, die nicht vor- und nicht rückwärts konnten. Unter diesen war auch das Schiff, auf welchem Aster war. Wenn man erwägt, daß er nur sehr wenig und geringe Waaren hatte, so kann man auch wohl schon rechnen, daß es mit dem Reisegeld schlimm aussah, als er in dem Eise drei volle Monate mit seinem Schiffe liegen bleiben mußte, bis die Frühlingssonne das Eis schmelz. Da gab's schmale Bissen, und es mag ihm kratzig gegangen sein; Gott hat aber bei Allem seine guten Absichten. —

Wenn er so auf dem Verdecke herum ging und in das Eis schaute, traurig und mißmuthig, dann dachte er wohl nicht, daß gerade dieser Aufenthalt den Grund zu seinem künftigen Glücke legen würde. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Doch, sagte Schmiedjacob, hier muß ich den Aster ein Bischen verlassen, um Euch aus meinem Buch etwas Anderes zuvor zu berichten, das Ihr wissen müßt.

Seit der ältesten Zeit ist es eine besondere Liebhaberei der Leute, Pelzwerk an den Kleidern zu tragen. Freilich ist das in den kalten Ländern keine bloße Liebhaberei, sondern die Noth treibt die Leute dazu, weil der Pelz warm hält. Nun wißt Ihr schon von Eueren Sonntagskäppchen, daß Euch ein schöner Marder- oder Iltispelz lieber ist, als ein Lammpelz. Er ist weicher, feiner, schöner, glänzender. So gibt es denn gar unterschiedliche Pelze von Thieren. Je schöner und feiner der Pelz ist,

deſto edler und theurer iſt er. Und wenn Ihr drauf geachtet habt, daß im Winter die Fuchs-, Marder- und Iltispelze am ſchönſten und wärmſten ſind, ſo könnt Ihr es Euch auch vorſtellen, daß je kälter ein Land iſt, deſto mehr und ſchönere Pelze dort von den Thieren gewonnen werden. Das iſt nun ein Gegenſtand des Handels in anderen Gegenden, wo dieſe Thiere nicht leben. In Amerika gibt es nun, beſonders in ſeinem kalten und rauhen Theil, eine Menge der edelſten Pelze. Da findet ſich der ſchwarze, braune, graue, und im höchſten Norden der weiße Bär; da gibt es verſchiedenfarbige Rehe; ſchöne rehartige Thiere, die man Antilopen nennt, deren Fell ſchön gefärbt iſt; da gibt es rothe, weiße und ſchwarze Füchſe; da findet man die vielen Biber mit dem köſtlichen Felle; die ſchönen Seeottern, Seekälber, die Marder, die Zobel und die Hermeline, und in wärmerm Striche Tiger und Luchſe.

Von dieſen Thieren war eine ſolche Menge da, daß ſich die Jäger ſchnell dahinter machten, die Felle in die großen Städte brachten und gut verkauften. Dieſer Handel nahm bald außerordentlich zu, beſonders als ganz Amerika noch engliſch war. Nachdem Amerika ſich aber von den Engländern zum großen Theile freigemacht hatte, ſo bildete ſich bald in dem engliſchen Theile des nördlichen Amerikas eine große Geſellſchaft, welche den Pelzhandel durch ihren Reichthum und ihre Thätigkeit faſt allein an ſich riß.

Die Wilden in Nordamerika, die meiſt nur allein von der Jagd leben, verkauften ihnen die koſtbaren Pelze für allerlei Tändeleien, die ihnen wohlgefielen, als rothe und blaue Glasperlen, kleine Spiegelchen, Meſſer, Ringe von Meſſing, auch wohl Flinten, Pulver und Blei, und was das Allerſchlimmſte war, für — Branntwein, der ſie zu Grunde richtete.

Dieſer einträgliche Handel lockte aber bald auch die Amerikaner. Dieſe bildeten auch große Pelzhandelsgeſellſchaften und trieben den gleichen Handel mit großem Erfolge, denn was ſie an Waaren an die Wilden gaben, war kaum des Nennens werth, und aus den Pelzen löſten ſie ganz erſtaunlich viel Geld.

Dieser Pelzhandel kostete aber unglaublich viel Mühe. Damals fuhren noch keine Dampfschiffe auf den ungeheueren Strömen. Das Land war noch, wie es zum großen Theile noch ist, eine schauerliche Wildniß, wo nur wilde Thiere und noch wildere Menschen wohnten, welche die Weißen mordeten und plünderten. Die Waaren, die zum Austausche gegen das edle Pelzwerk gebraucht wurden, mußten auf Boote verladen werden, die viel tausend Meilen weit die wilden Ströme hinaufgerudert und gedeicht werden mußten. Das ging halbe Jahre lang zu, und wie manches Boot ging dabei sammt Waaren und Menschen zu Grunde! War man weit genug gefahren, so mußte man die Waaren auf Pferde laden und in die unzugängliche Wildniß hineinziehen bis zu den Dörfern der gutgesinnten Wilden, mit denen man den Handel trieb, oder bis zu den Posten, wo sich die Pelzhändler das ganze Jahr des Handels wegen aufhielten.

Brachten die Pelzhändler nun ihre Waaren, die sie also eingetauscht, die mächtigen Ströme herab, etwa nach New-York, der großen Handelsstadt, so wurden sie von da aus wieder weiter in alle Welt verhandelt.

Dieser Pelzhandel war der allervortheilhafteste und ergiebigste, und zahlreiche Menschen ernährten sich davon und wurden reich.

Auf dem Schiff, auf welchem der junge Aster nach Amerika fuhr, war auch ein Deutscher, der mit solchen Pelzen handelte. Er hatte in Amerika kostbare Pelze aufgekauft und war damit nach England gereist, wo er sie mit großem Gewinn abgesetzt hatte. Jetzt kehrte er nach Amerika zurück, um aufs Neue Pelzwerk zu kaufen und es nach England zu bringen.

Aster und er waren die einzigen Deutschen auf dem Schiffe. Wer nicht, das kennt Ihr mir aufs Wort glauben, in der Fremde war, weiß gar nicht, was es heißt, einen Landsmann finden. Wenn man ihn auch gar nicht kennt, so ist es Einem, als wär's ein leiblicher Bruder. Hört man die Muttersprache, so klingt diese, wie die schönste Musik in die Seele hinein.

So war es dem Pelzhändler, als er einmal Aster ein paar deutsche Worte des Unmuths über das lange

Eingeschlossensein im Eis ausstoßen hörte. Schnell trat er zu dem jungen Manne, faßte seine Hand und sagte: Gott grüß' Euch, lieber Landsmann! Da ist's dem Aster gewesen, als sei das Eis rings herum mit einem Mal alle geschmolzen, so froh war er. Von dem Augenblick an waren die Zweie unzertrennlich und wurden bald ein Herz und eine Seele. Der Pelzhändler war ein Mann, der Amerika schon gar lange und genau kannte; der weit im Lande herum gereist war und viel erzählen konnte, was die Langweile auf dem Schiffe vertrieb und die Wißbegierde des jungen Aster gewaltig reizte, aber auch befriedigte.

Es ist nun eine ganz natürliche Sache, daß man von dem, was man mit Liebe und Erfolg treibt, gerne plaudert. Schon die heilige Schrift sagt: Wessen das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Des Pelzhändlers Herz war vom ersprießlichen Pelzhandel voll, denn er machte ihn reich. Sollt' ich Euch rathen, sagte er da zu Aster, wie Ihr in Amerika ein behaltener, ja ein reicher Mann werden solltet, so wär's das, daß Ihr, sobald Ihr ans Land tretet, kurzen Proceß macht und bei einem Kürschner in die Lehre gehet; die Kürschnerei aus dem Fundament und Fö erlernt und, wenn Ihr sie gründlich versteht, einen Pelzhandel anfangt. Ich hab's gerade so gemacht, und daß ich ein wohlstehender Mann bin, dank' ich, nächst Gott, dem Pelzhandel.

Von nun an war zwischen beiden Reisenden von nichts mehr die Rede, als vom Pelzwerke, seiner Behandlung, dem Schutze desselben im Sommer vor schädlichen Motten und Thierchen der Art, von seinen Kennzeichen, den Proben, die man damit anstelle, und allerlei Dingen, die in dies Geschäft einschlagen, und Astor war schon ein halber Kürschner, ehe er das Geschäft erlernt hatte, und dem alten Pelzhändler gewährte es eine Unterhaltung und Freude, ihn zu unterrichten.

Endlich, nach drei jahrelangen Monaten trat, wie es in den nördlichen Gegenden ist, die Wärme ein. Das Eis schmolz; das Land wurde grün, und die Schiffe wurden frei.

Als sie in New-York landeten, nahm der Pelz-

händler seinen jungen Freund mit und führte ihn zu einem Kürschner oder Pelzhändler, und empfahl ihn diesem. Der konnte eben gerade so einen anstelligen, fleißigen, redlichen Menschen brauchen, und statt daß Aster sonst vielleicht hätte Lehrgeld bezahlen müssen, verdiente er hier noch.

Anfänglich war das freilich wenig; aber als der Pelzhändler sah, daß Aster fleißig und treu und dazu sehr brauchbar war, so bekam er bald mehr. Er fing's nun in Amerika wieder gerade so an, wie er es in London getrieben hatte, nämlich er legte das, was er ersparte, zu dem, was er für seine wenigen Waaren erlöst hatte, welche er von London mitgebracht. Dem Pelzhändler machte er sich bald ganz unentbehrlich. Solch einen Gehilfen hatte der Mann noch nie gehabt. Immer freundlich, fröhlich und zuvorkommend dienstfertig; unermüdet, es mochte bei Tag oder Nacht sein; redlich und treu, wie Gold, also, daß er ihm Alles anvertrauen konnte; brauchbar überall, wo er ihn hinstellte, und mit der genauesten Kenntniß des Pelzwerkes versehen — mußte der junge Aster ihm, wie man sagt, wie seine rechte Hand am Leibe werden, und wurde es auch. Der Mann war aber auch so rechtlich, daß er solche treue und nützliche Dienste nicht unbelohnt ließ. Aster ging nicht aus, hielt Alles zu Rathe; war kein Trinker, kein Spieler; lief nicht mit und wie andere junge Leute seines Alters herum und dem Vergnügen nach, sondern las gute Bücher mit Fleiß und besonders solche Bücher, welche diejenigen Gegenden Amerikas beschrieben, wo der Pelzhandel blühte. Dadurch gewann er eine nützliche Einsicht in die dortigen Zustände und immer mehr Befähigung zu dem Geschäfte, welchem er sich zu widmen beschlossen hatte.

Am Allerliebsten aber war es ihm, wenn er mit den in der Wildniß lebenden und umherschwärmenden Biberfängern verkehren konnte; denn da war die frischeste und klarste Quelle weitausschauender Belehrung.

Sein Herr konnte ihn nun schon selber senden, Pelze einzukaufen, und er machte die besten und einträglichsten Händel, die jemals in dem Geschäfte waren gemacht worden. Aster hatte sich ein hübsches Kapitälchen nach

und nach erspart, und das war ein rechtes Glück für ihn, denn sein alter Herr starb, und er war nun wieder brodlos.

Was sollte er thun? Die Frage trat bald vor seine Seele. Er hatte Leute genug kennen gelernt, durch die er ein Unterkommen finden konnte. Es wäre ihm auch, da er viele der Pelzjäger, welche die Amerikaner „Trapper“ nennen, kannte, gar nicht schwer geworden, in den Dienst einer der großen Pelzhandelsgesellschaften einzutreten, und sich guten, ja reichlichen Lohn zu verdienen; aber das Abhängigsein von den Launen Anderer gefiel ihm nicht. Er dachte: Kannst du für Andere Vortheile erwerben, so kannst du es ja auch für dich, und du bleibst frei. Was du thuest, thuest du dann für dich. Segnet Gott deiner Hände Fleiß so, wie er ihn bis jetzt für Andere gesegnet hat, so fehlt dir's eben auf diesem Wege nicht. Klein und rein begonnen, kann dich ja auch zum Manne machen.

Ich glaube, sagte Schmiedjacob nach einem kleinen Ausruhen, das war der rechte Weg, den ihn hier Gott wieder führte; die rechten Gedanken, die er in Aster's Seele legte. Man sieht aber auch hier wieder das Dörnchen, das sich frühe spitzt. Er hatte Knrasch, vertraute Gott, und traute sich selber etwas zu, weil er ein gutes Gewissen hatte. Lumpen und Schufte sind wohl frech; aber ihr Muth rumpelt gleich wieder zusammen, wenn es nur ein Bißchen schief geht. Ein redlicher Wille, der sich des Beifalls Gottes bewußt ist, steht unerschütterlich fest.

Aster war kurz aufgebunden. Im Hafen lag ein Schiff, das, segelfertig nach England, nur den guten Wind abwartete. Er nahm sein Kapitälchen, kaufte dafür von Leuten, die mit Pelzen aus dem Innern des Landes ankamen, ziemlich billig Pelzwaaren für sein Geld ein, packte sie, und schiffte sich damit, auf gut Glück, nach England ein.

Die Reise war glücklich, und er kam zur besten Zeit nach England, nämlich im Nachsommer, wo die Pelze für den Winter bereitet werden. Er traf's auch darin ungemein gut, daß noch nicht viele Pelze aus Amerika waren nach England geschickt worden, sie also hohe Preise hatten.

Er verkaufte jenen Vorrath mit sehr großem Gewinn, und da er gute Waare lieferte, sich auch durch sein ehrliches Wesen empfahl, so machten die Londoner Pelzhändler gerne mit ihm Geschäfte, und bestellten tüchtige Sendungen zu Preisen, die Aster einen noch reichlicheren Gewinn sicherten.

Mit fröhlichem und gegen Gott dankbarem Herzen eilte er nach Amerika zurück. Auch hier war er wieder glücklich, daß er die besten und schönsten Pelze billig einkaufen konnte. Er hätte noch mehr kaufen können, wenn er hätte Geld bei Fremden leihen wollen; aber Das mochte er nicht, sondern nahm nur von seinem Bruder so viel auf, daß er einen tüchtigen Einkauf machen konnte. Da es nie an Schiffen nach England fehlte, so schiffte er sich eben, so bald als möglich, wieder nach England ein. Dieses Mal war die Reise noch schneller und glücklicher, als die vorige. Das Schiff war ein vortrefflicher Segler. Schnell und glücklich langte er in England an.

Noch immer stand das Pelzwerk in hohen Preisen. Er verkaufte schnell aus, und hatte einen so reichlichen Gewinn, daß er bald wieder nach Amerika zurückkehrte. Er konnte das Darlehen seines Bruders baar zurückzahlen und behielt doch noch so viel, daß er im Stande war, mehr als das Dreifache an Pelzwerk an- und einzukaufen.

Das war ein Anfang, wie ihn nicht jeder Anfänger hat —

Aber Ihr mögt es Euch auch leicht denken, wie solch ein Gewinn und Erfolg die Lust zu neuer Thätigkeit weckte.

Obige Summe aber brachte Aster nicht baar aus England heim nach Amerika. Das wäre ein Streich gewesen, der einem ächten Kaufmanne nicht zu verzeihen wäre. Nein; Aster war so gescheidt, daß er allemal Waaren nach Amerika mitnahm, die dort im hohen Werthe standen, und die er mit großem Gewinne wieder verkaufte, sobald er auf amerikanischem Boden angelangt war. So war der Gewinn doppelt, und sein Vermögen wuchs zusehends bei Augen. Dabei blieb er aber ganz der bescheidene, stille, anspruchlose und sparsame Mann, der er auch früher gewesen war.

Nun hatte er sich schon einen so guten Namen, soviel Achtung und Vertrauen gewonnen, daß er über viele Kapitalien hätte verfügen können, die man ihm zu leihen bereit war, ja sogar anbot. Aster liebte es indessen, auf eigenen Beinen zu stehen, und das ist ein Zeichen, wie er dachte.

Die Beschwerden der Seereise achtete er nur geringe. Sein kräftiger, gesunder Körper, der bei seiner nüchternen Lebensweise recht frisch blieb, konnte das auch recht leicht und gut ertragen.

Je mehr Aster's Vermögen wuchs, und je mehr seine Unternehmungen sich ausdehnten, desto mehr erkannte er, wie gut es sei, wenn er seine bedeutenden Einkäufe ohne die vielen Zwischenhändler und Makler machte, die allemal einen schönen Theil des Gewinns als „Fasseres" in die eigenen Säckel steckten. Er kannte das deutsche Sprüchwort: „Selbst ist Herr!" Ueberdies ist, wie ich Euch schon oft sagte, die Ehrlichkeit aus Amerika ausgewandert. Wer dort noch nicht über den Löffel barbirt wurde, ist nicht dort gewesen, und hat gewiß nicht gehandelt. Die Spitzbüberei ist dort so schlitzohrig und pfiffig und knifflig, daß man mit sehenden Augen blind gemacht wird, wenn man nicht scharf auf die Finger guckt. Ein Amerikaner lacht den, den er betrogen hat, wacker aus, und das Rothwerden läßt er den Kirschen, wenn sie zeitigen, er hat's längst verlernt.

Aster, der auch Lehrgeld genug bezahlen mußte, sagte zu sich: Kannst du deine Pelzwaaren in England allein verkaufen, warum kannst du sie dann nicht auch in Amerika an Ort und Stelle selber einkaufen? Was ist denn für einen jungen Kerl eine Reise von ein paar hundert Meilen, wenn er erstens dadurch bessere Waare, zweitens wohlfeilere Waare, drittens solche einkaufen kann, wie sie an ihn ist bestellt worden? Die Kosten der weiten Reise bringst du leicht heraus und mehr, und die Mühseligkeiten nimmst du als Trinkgeld für dich in den Kauf.

Als ihm das einmal klar geworden war, hielt ihn auch nichts mehr ab, die mühe- und gefahrvolle Reise nach der fernen Handelsstadt Montreal zu unternehmen. Auch hier zeigt sich wieder sein Handelsgeist. Das Boot,

mit welchem er reiſte, war ſein Eigenthum. Er befrachtete es mit Waaren, die in Montreal geſucht waren und gut bezahlt wurden, und machte ſich auf den Weg.

Auch dies Geſchäft ging prächtig. Seine Waaren ſetzte er vortrefflich ab, und kaufte die beſten Pelze um ſo viel wohlfeiler ein, daß, trotz der Koſten der Reiſe, ein außerordentlicher Gewinn erzielt wurde. Jetzt befrachtete er ſein Boot mit dem Pelzwerk, und ſchiffte eilings den Weg zurück. Die amerikaniſchen Ströme machen das leicht, denn ihr Fluß iſt reißend. So langſam die Reiſe hinauf ging, ſo blitzſchnell ging ſie herunter.

In New-York hielt er ſich nicht lange auf. So bald als möglich eilte er mit ſeinen köſtlichen Pelzen nach England, und wieder mit anderen Waaren nach Amerika zurück, und immer um ein Gewaltiges reicher kehrte er heim. Man ſah ihn in Montreal und in London gleich gern; denn er bezahlte Alles blank und baar, und brachte allemal Waaren, die völlig tadellos waren. Mit einem ſolchen Manne, der zudem die unbeſtechlichſte Redlichkeit übte, handelte Jeder gerne. Achtung und Vertrauen kam ihm entgegen, und Vertrauen und Achtung folgte ihm nach.

Auf dem Pelzhandel zwiſchen den engliſchen Landestheilen in Amerika, beſonders Kanada, und den vereinigten Staaten von Amerika, ſowie zwiſchen Amerika und England, hatten bis jetzt ſehr ſchwere Abgaben gelegen, die den Handel drückten, und den Gewinn des handelnden Kaufmannes ſehr verminderten. Dieſe Abgaben wurden um die Zeit, als Aſtor's Handel mit England recht blühte, aufgehoben. —

Das war ein Schritt, der dem Pelzhandel einen mächtigen Vorſchub leiſtete und einen außerordentlichen Gewinn ſicherte. Aſtor war gerade um dieſe Zeit in England. Er erhielt nicht ſobald Kenntniß von dieſer günſtigen Wendung der Dinge, als er auch ſchon bedacht war, ſie zu benutzen.

Die Achtung, welche er ſich durch ſeine Redlichkeit bisher erworben und geſichert hatte, war nun der Schlüſſel zu neuen Thüren des Vortheils. Ehrliche Hand geht durchs ganze Land, ſagt das Sprüchwort, und hier kann wieder der Junge wie der Alte von Aſtor lernen, wie

nur auf den Füßen der Ehrlichkeit Einer recht fest steht und wacker fort kommt. Aster war schon ein sehr reicher Mann, aber jetzt mußte, wenn es ihm glückte, was er verhatte, sein Wohlstand ins Ungeheuere wachsen.

Nicht nur, daß er mit den ersten Pelzhändlern von England feste Verträge auf außerordentlich reiche Pelzlieferungen abschloß, er richtete seine Blicke weit über das Weltmeer hinaus nach dem, im fernen Osten liegenden mächtigen Reiche von China — wo der Handel mit Pelzen um so größere Vortheile abwerfen mußte, als das Volk die Pelze liebt und sehr theuer bezahlt.

Wo liegt denn das China? fragte das Kathrinchen, das immer so etwas genau wissen wollte, und der Gevatter sagte, es wär' doch eine schöne Sache, wenn man da eine Landkarte hätte.

Philipp sah seinen Vater lächelnd an, und Schmiedjacob winkte ihm, das große breite Buch vom Gesimsbrette zu langen.

Ich hab' mir das gedacht, sagte er, und will's nur gestehen, daß ich es mir, als ich das Buch von dem Aster, das mir der Herr Pfarrer geliehen, ebenso dachte. Ich machte es kurz und ging zu ihm. Ihr wißt, wie der Mann nicht nur grausam gelehrt ist, sondern auch freundlich. Da hat er sich lange zu mir gesetzt und hat mir das Alles so genau ausgelegt, daß es ein kleines Kind verstehen konnte. Als ich ihm nun sagte, ich wollte Euch die Geschichte erzählen, sagte er: Thuet das, Meister Schmiedjacob, aber ich weiß, da ist der Veit, Euer Sohn Philipp, der Fritz, und vor Allen Euer alter Freund, Nachbar und Gevatter, dazu die jungen und alten Frauen, die Euch so gerne zuhören in Euerer Spinnstube, die werden auch die Länder und Meere einmal so im Kleinen abgebildet sehen wollen, wie sie eine gute Karte darstellt. Wißt Ihr was? Nehmt Euch das ganze Heft voll Karten mit und zeigt's ihnen! Der Pfarrer kennt seine Leute. Ich dachte gleich, daß er da den Nagel auf den Kopf würde getroffen haben und nahm's mit Dank an.

Nun kommt 'mal her!

Als das der Schmiedjacob sagte, standen Alle von den Rädern auf und traten an den Tisch, wo er ein

eignes Licht an der Hängeampel angezündet hatte. Nun machten sie lange Hälse und Eins sah über des Andern Schulter. Von einer Landkarte hatten sie fast Alle in der Schule von dem wackern Lehrer schon den rechten „Verstehtihrmich“ gekriegt. Es war also dem alten Schmiedjacob, der von dem Pfarrer gehörig beschieden und zurecht gewiesen worden war, kein eben schweres Stück Arbeit, ihnen den Weg nach China zu zeigen und, da an jeder Karte unten ein Maßstab ist, ihnen auch ungefähr anzugeben, was das für ein Reis'chen ist, und immer auf dem trügerischen Meere.

Als nun Alles betrachtet und ausgelegt war, sagte der Gevatter: Man muß doch sagen, in dem Rathsdieners Büchen von Waldorf steckte denn doch Etwas, was nicht in jedem Wamms steckt! So ein Unternehmen nur auszudenken, ist etwas Außerordentliches, und es auszuführen, ist noch mehr. Wenn ihm dazu Gott Segen gab, so hab' ich für ihn ausgesorgt.

Ich glaub', Gevatter, sagte der Schmiedjacob, für den war damals schon die Sorge überflüssig. Er hatte sein Schäfchen im Trocknen. Uebrigens jetzt, wo er so weit aussehende Unternehmungen begann, nahm er auch bedeutende Summen seiner Handelsfreunde in London auf. Es war keine Kleinigkeit, solche unermeßlichen Kapitalien baar zu haben. Er nahm wieder eine tüchtige Ladung Waaren aus England nach Amerika mit; setzte sie wieder, wie allemal, mit großem Gewinn und Vortheil ab und eilte dann, so schnell als möglich, nach Montreal. Diesmal fiel er ins Pelzwerk, wie die Spatzen in den Waizen. Das klapperte ordentlich! — Was etwas taugte, und was er nur kriegen konnte, kaufte er auf und ließ es nach New-York bringen. Er befrachtete nun ganze Seeschiffe mit Pelzwerk, und sandte Eins nach England, um seine Zusagen zu halten und Eins nach China. Das nach China hatte einen weiten Weg und man konnte ihm auf mehr denn ein Jahr Adjes sagen.

Das Herz mochte dem Alten wohl pochen; aber bei seinem festen Gottvertrauen blickte er betend hinauf, stellte sein Unternehmen in Gottes Rath und Willen und wartete den Erfolg in Geduld ab.

In England ging's herrlich. Das Schiff kam glücklich an, und sein Gewinn war so groß, daß er alle die in England geliehenen Summen zurückbezahlen und den kostspieligen Pelzhandel mit eignem Gelde treiben konnte. Da fiel mehr wie ein Spahn ab!

Schon jetzt war Aster einer der reichsten Kaufleute in ganz Amerika. Das will etwas sagen! Dort, wo der Reichthum so ungeheuer groß ist, ist das ein Wort! Und fort und fort gingen seine Schiffe nach England, und sein Vermögen wuchs ins Unglaubliche; aber jetzt kam auch das Schiff aus China zurück und brachte einen Gewinn, der ans Fabelhafte gränzt. Jetzt war unbezingt Aster ein Mann von Millionen. In der Stadt New-York hatte er Häuser stehen, die mancher König in Europa zu bewohnen keinen Anstand genommen hätte. Und das war das arme Bauernbübchen aus Waldorf bei Heidelberg. Aber — an Gottes Segen ist Alles gelegen, und frommer, treuer Fleiß findet allezeit seinen Lohn; ich sage: Frommer und treuer Fleiß. Aster war allezeit ein frommer Mann geblieben, ein gottesfürchtiger und mitleidiger Mann, der sich gerne zu den Niedrigen hielt; den kein Hochmuth blähte; der nicht ausschweifend wurde, sondern bescheiden eingedenk war seiner Herkunft, wie der Mainzer Erzbischof Willigis, der ein Rad in sein Wappen machen ließ und dabei immer den Spruch im Munde führte: Willigis, nicht vergiß, daß dein Vater ein Wagner ist; denn sein Vater war ein armer Wagner gewesen. Er hatte für Wohlthätigkeit eine offene Hand, und ich sage, treuer Fleiß. Spitzbuben sind auch fleißig; aber es ruht ein Fluch darauf, der heut oder morgen das Gebäude zusammenschlägt, daß es ein wirrer, wüster Trümmerhaufen wird. Nur der Fleiß ist gesegnet, der mit Rechtschaffenheit und Redlichkeit gepaart ist. Das Sprüchwort sagt: Ein unrechter Kreuzer frißt tausend gerechte. Das ist eine Wahrheit, die ich mit eignen Augen habe angesehen in der Welt. Das Unrecht straft Gott an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Astor wich nie ein Haar breit von der strengsten Ehrlichkeit. Er hatte mit Wissen in seinem ungeheuern Vermögen keinen unrecht erworbenen Kreuzer. Darum

ruhte auch der Segen Gottes darauf, daß es sich mehrte, fast wie der Sand am Meer.

Es ist schon von mir gesagt worden, fuhr der Schmierjacob fort, daß sich mehre Handelsgesellschaften gebildet hatten, um den Pelzhandel zu betreiben. Da war die reiche Hudsonsbai-Gesellschaft, die Nordwest-Gesellschaft und die später hinzugetretene Mackinaw-Gesellschaft. Alle drei wetteiferten, sich den Pelzhandel in der möglichst größten Ausdehnung zuzueignen, und geboten über eben so viel Capital, als über ein Heer von Gehilfen aller Art. Sie suchten sich gegenseitig zu hindern, so viel sie konnten. Die ursprünglich englischen Gesellschaften hatten aber den Vorzug alter Bekanntschaft mit den Indianerstämmen und der ausgedehntesten Verbindungen, wie auch der genauesten Kenntniß des Landes. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bedenklich wurde, als sie erkannte, wie groß die Macht und der Einfluß der Engländer auf die Indianerstämme ihres eignen Gebietes war, und wie gefährlich sich dieser Einfluß erweisen könnte, wenn einmal ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrechen sollte, der doch, da bei Weitem noch nicht alle Streitigkeiten mit England beseitigt waren, leicht einmal entbrennen konnte. Was die nordamerikanische Regierung aber auch that und anordnete, es blieb erfolglos, da die unabsehbare Entfernung, der gesetzlose Zustand unter den Wilden und ihre Unabhängigkeitsgelüste Alles, was verordnet wurde, lähmte.

Aster war mit ganzem Herzen Amerikaner geworden. Ihm lag es daran, die Handelsverbindungen Amerika zuzuwenden, da er die unermeßlichen Vortheile erkannt hatte, welche daraus erwüchsen, nicht bloß ihm, als dem Unternehmer eines großartigen Planes, sondern seinem Vaterland Amerika. Aster war kein bloß eigennützig berechnender Mann. Er dachte nicht allein an sich und seinen Vortheil, denn er war ja reich genug, um zufrieden sein zu können; es kränkte ihn, daß die großen Vortheile des Pelzhandels den Engländern zu Theil werden sollten, die ohnehin für Amerika nicht viel Liebe übrig hatten. Darum ersann er einen Plan, der es wiederum an den

Tag legt, welch ein tüchtiger und scharfsinniger Mann er geworden war.

Dieser Plan war nichts Geringeres, als die Gründung einer neuen amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft, die den Pelzhandel ganz in amerikanische Hände leiten sollte.

Er zeigte seine Absicht der Regierung an und legte ihr seinen Plan vor, der die Billigung derselben fand. Wie uneigennützig dabei Aster zu Werke ging, zeigt das, daß er allein die Ausrüstung zweier Reisen unternahm und eine Million Dollars als Stockcapital herschoß. Das zeigt aber auch, wie reich der Mann war. Ein Dollar ist so viel wie 1 Thlr. 10 Sgr. preußisch, oder 5 französische Franken, oder 2 fl. 20 kr. etwa rheinisch. Das Facitchen mag's gleich einmal ausrechnen und Ihr werdet erstaunen.

Daß aber das nur ein Theil seines Vermögens war, ist einfach zu erkennen. Er setzte ihn ja dem Gelingen oder Mißlingen aus. Ging er verloren, so trug er ganz allein den Verlust. Das war ein Wort, und zeigt, wie Aster so uneigennützig und nur auf den allgemeinen Vortheil seines neuen Vaterlandes bedacht war.

Das Unternehmen war ein ungemein großartiges; aber Aster hatte es in seiner Seele lange genug bewegt, um es so sonnenklar zu überblicken, daß ihm auch nicht das Kleinste entging und er nichts übersah, was nothwendig oder förderlich war.

Fürs Erste sah er sich nach den rechten Leuten um, die er dadurch an das Unternehmen zu fesseln dachte, daß er ihnen Antheil am Geschäfte gab. Damit war aber noch nicht viel gethan. Er mußte Leute haben, die als Jäger, Biberfänger, Bootsführer eine große Gewandtheit und Tüchtigkeit besaßen, und auf deren Treue er rechnen konnte. Da war er denn leider so glücklich nicht, wie er es verdient hätte.

Als er im Besitze der Leute war, wurden zwei Parthieen ausgerüstet. Eine sollte zur See an die Mündung des Flusses Columbia gehen, der sich in das stille, hinter Amerika liegende, ungeheuere Weltmeer ergießt, und dort eine Handelsstation gründen. Hierzu rüstete er auf seine

Kosten ein großes Seeschiff aus, welches mit Allem versehen wurde, was nöthig war, und einer solchen Handelsniederlassung in einem wilden Lande dienlich sein konnte. Auf diesem Schiffe waren mehrere Theilhaber der von Astor gestifteten Pelzhandelscompagnie und die nöthigen Jäger, Biberfänger und dergleichen unentbehrliche Leute. Dieses Schiff, welches die ungeheuere Reise um die Südspitze von Amerika und auf der andern Seite hinauf bis zu dem Columbia machen sollte, ging endlich ab. Ich will Euch hier auf der Karte zeigen, sagte Schmiedjacob, welchen Weg es machen mußte.

Nachdem dies geschehen war, fuhr er fort. Es war aber eine schlimme Sache, daß bald der starrköpfige Schiffscapitän und die Theilhaber der Gesellschaft in Hader geriethen, der sich immer steigerte. Nach vielen Gefahren und Schwierigkeiten, Noth und Drangsal erreichte endlich das Schiff seinen Bestimmungsort, die Mündung des Flusses Columbia in das stille Meer. Die Landung war gefährlich; allein Muth, Geschicklichkeit und Ausdauer besiegten die Gefahren und Schwierigkeiten, und die Reisenden gingen endlich ans Land, suchten eine geeignete Stelle und gründeten die Niederlassung, welcher sie zu Ehren Astor's den Namen: Asteria gaben.

Nachdem sie sich leidlich eingerichtet, verließen sie das Schiff, um weiter gegen Norden hinauf, Handel mit den Indianern zu treiben und mit Pelzwerk beladen, heimzukehren; allein, obgleich Astor das ganz besonders vorgeschrieben, daß sowohl der Schiffscapitän, wie die Leute, welche die Niederlassung gründeten, gegen die Wilden freundlich und zuvorkommend sein sollten, um sie sich geneigt zu machen, so war dazu der Capitän kein Mann. Unfreundlich, mürrisch und abstoßend, und gar nicht den Vortheil Astor's und der Handelsgesellschaft beachtend, war er bald in Streitigkeiten mit den Wilden. Seine Behandlung machte die Wilden, die ohnehin in diesen Gegenden heftig und treulos sind, zu seinen erbittertsten Feinden. Er beleidigte sie schwer, und sie sannen auf blutige Rache. An einem Tage, wo ihrer Viele auf das Schiff kamen, um Pelzwaaren zu treiben, brach der Verrath los. Die Wilden überfielen die Mannschaft und

ein, und das Allerschlimmste war, daß der Mann, den Aster's volles Vertrauen an die Spitze des Unternehmens in Asteria gestellt hatte, der Rechte nicht war; daß er, der früher im Dienste der Nordwesthandelsgesellschaft gestanden hatte, und noch immer auf die Seite dieser Gesellschaft neigte, an dem Gelingen von Asteria zweifelte, und keine große Liebe für das Unternehmen in der Seele trug.

Wir lassen nun einstweilen die Ansiedler zu Asteria Felle handeln, jagen und in ihren Magazinen aufspeichern; Fische fangen, salzen und trocknen; Wild schießen und für den Winter bereiten, und sehen zu, wie es der andern Reisegesellschaft erging, welche Aster den Missourifluß hinauf und dann landeinwärts über das wilde und hohe Gebirge senden wollte, welches in Amerika „das Felsengebirge" heißt, um zu den Quellwassern des Columbia zu kommen, und von da nach Asteria zu gelangen.

Das war Euch eine Reise, sagte Schmierjacob, und breitete seine Karte von Nordamerika wieder aus. Er wies ihnen, wie die Reisenden die Flüsse hinauf, dann durch die öden Ebenen, die man „Prärieen" nennt, hindurch mußten, und dann erst in das große, weite und breite, ihnen ganz unbekannte Felsengebirge kommen mußten, ehe sie hoffen konnten, die Gewässer zu finden, welche von dieser Wasserscheide auf der andern Seite nach dem stillen Meer abflossen. Und da lag noch ein unendlich weiter Weg mit allen Gefahren eines unbekannten Landes vor ihnen, und sie waren erst noch lange nicht in Asteria. Viele tausend Meilen mußten sie in unbekanntem Lande reisen; mit unbekannten Völkerschaften umgeben, die bösartig waren, räuberisch und blutdürstig; mit Kälte, Mangel und Noth mußten sie ringen und kämpfen. Das war ein Unternehmen, welches unstreitig mehr Muth und Entschlossenheit forderte, als jene Seefahrt nach Asteria. Aster war aber auch so glücklich, einen tüchtigen Mann zu gewinnen, der Hunt hieß; auch manche andere tüchtige Leute anzuwerben; allein es war auch Schund und Gesindel genug dabei, das dem wackern Hunt Herzeleid genug machte.

Die Ausrüstung dieser Reisegesellschaft forderte ebenso

viel Koſtenaufwand, wenn nicht noch mehr, als die zur See. Da mußten Boote gekauft, ausgerüſtet und bemannt werden; denn die weite Reiſe die Flüſſe hinauf mußten ſie rudern und beiden gegen den gewaltigen Strom reißender Gewäſſer. Da waren Lebensmittel nöthig, und für den Tauſchhandelsverkehr mit den Wilden eine Menge von Waaren mancherlei Art. Endlich war denn Alles ſo weit, daß Hunt mit ſeinen zahlreichen Begleitern abgehen konnte, um, wenn es Gottes Wille war, und ſie mit dem Leben davon kamen, an der Mündung des Columbia mit den zur See abgereiſten Geneſ;n zuſammenzutreffen. Es würde unendlich weit führen, wollte ich Euch die Geſchicke dieſer Reiſe im Einzelnen erzählen, ſagte Schmiedjacob; ich müßte Euch da faſt das ganze dicke Buch vorleſen, das ich übrigens ſchon unſerm Pfarrer zurückgegeben habe. Das aber darf ich nicht verſchweigen, daß der arme Hunt ein ſchweres Stück Arbeit mit alle dem Volke hatte, das hier zuſammengerafft war. Eine Anzahl, die gut bezahlt und mit Allem, was zur Reiſe nöthig geweſen war, reichlich verſorgt worden waren, gingen ihm heimlich durch; andere machten ihm anderes Herzeleid. Beſonders ſchlimm wurde die Sache, als ſie in die oberen Gewäſſer kamen, wo ein Stamm Wilder wohnt, die man Sioux (ſprich Sieu) nennt; denn dieſe waren wilde, grauſame Räuber, und dieſe hatten es auf nichts Geringeres abgeſehen, als darauf, Hunt's Reiſegeſellſchaft zu ermorden, und ſich ihrer Vorräthe, Waaren und Waffen zu bemeiſtern. So groß auch die Gefahr geweſen war, durch die Klugheit, Milde und den Muth Hunt's wurde das Uebel abgewendet. Als ſie endlich nach vielen Mühen in das Land der Arikara-Wilden kamen, ließen ſie ihre Boote zurück und kauften Pferde, um nun die Landreiſe anzutreten. Da hatten ſie denn erſt einmal die Verſchmitztheit und Betrügerei dieſer treuloſen Wilden zu erfahren, und als ſie endlich Pferde genug für das viele Gepäcke und die vielen Menſchen hatten, da begannen erſt die Drangſale auf der baumloſen Wüſtenei. Nach überſtandenen Mühſeligkeiten erreichten ſie endlich das Felſengebirge, und damit erſt einmal recht das Reich der Mühen, Kämpfe, Sorgen, des Hungers und des Elendes; denn ſie zehrten ihre Vorräthe auf, und

fanden oft keine Klaue Wild, um den Hunger zu ſtillen. Dann freilich gab's ſchmale Biſſen, und kalt war's über die Maßen. Nachdem ſie lange Wochen in dem Gebirge geweſen, im Schnee gewatet, Hunger gelitten, alle Qualen der Ungewißheit erduldet hatten, erreichten ſie endlich die andere Seite des Gebirgs, und kamen an die Quellenflüſſe des Columbia. Jetzt ließen ſie guten Muths ihre Pferde zurück, bauten ſich rohe Kähne, und begannen den Fluß zu befahren, voll guter Hoffnung, daß ſie ſo zu ſeiner Mündung und nach Aſtoria kämen; aber das war eine falſche Rechnung.

Bald genug kamen Gegenden, wo ſich der Fluß mit all ſeinen reißenden Waſſern in die Felſen hineinkeilte, daß an ein Fahren nicht mehr zu denken war. Sie trugen eine Weile über eine ſolche Stelle hinaus ihre Boote, aber nun kamen Waſſerfälle und noch größere Engpäſſe.

Da hörte denn endlich alle Hoffnung auf. Es blieb nichts übrig, als jetzt, wo ſie ihre Pferde ſo unklug zurückgelaſſen hatten, und es auch zu weit war, nun wieder dahin zurückzukehren, die Reiſe zu Fuß fortzuſetzen, und die unentbehrlichſten Bedürfniſſe in Bündeln auf ihrem Rücken zu tragen.

Da entſtand aber eine andere Frage, die nämlich, was ſollte aus den Waaren werden; ebenſo auch aus den Mitteln, den Tauſchhandel mit den Wilden zu betreiben? Die Reiſenden in den Einöden wiſſen ſich da zu helfen. Sie machen Löcher in die Erde, an ſichere Orte; vergraben da ihre Waaren, und machen ſich Merkzeichen, um ſie in beſſeren Zeiten, wenn ſie wieder an die Stelle kommen, wieder zu finden und das Verſteck zu erkennen.

In ſolche heimliche Gruben verbargen ſie nun ihre Waaren, deckten ſie ſo gut, als möglich zu, und machten ſich auf den Weg.

Hatten die Vielgeprüften gedacht, im Felſengebirge habe ihr Leid und ihre Gefahren und Entbehrungen das Höchſte erreicht, ſo waren ſie auf einer falſchen Fährte. Jetzt, wo ſie oft Tage hindurch keine Waſſerquelle fanden, und, weil der Fluß in einer ungeheuren Tiefe dahinbrauſte, zu der es ihnen unmöglich war, hinabzuſteigen, lernten ſie erſt die Qualen des Durſtes kennen, während ſie das

unerreichbare Waſſer neben ſich hatten; jetzt, wo ihre Vorräthe zu Ende gingen und ſie kein lebendes Weſen in dieſen graſeloſen Bergen ſahen, fingen ſie an, die Qualen des Hungers zu empfinden; aber ſie ertrugen Alles mit wahrem Heldenmuth, und nach unausſprechlichen Leiden erreichten ſie endlich durch den Columbiafluß auch Aſtoria.

Von der Freude läßt ſich kaum reden, die ſie empfanden, dieſes Ziel endlich doch erreicht zu haben; aber ebenſo groß war auch die Freude der Anſiedler zu Aſtoria, als ſie ihre Genoſſen ſahen. Nachdem ſie ſich erquickt, gelabt, erholt, wurden dann auch ernſtliche Maßregeln ergriffen, den Pelzhandel zu betreiben.

Alles ſchien gut zu gehen. Hunt machte eine Reiſe, und während dieſer Reiſe brach das Unglück über Aſtoria heran.

Der Krieg zwiſchen Amerika und England brach aus. Dies war 1812. Aſtor erkannte die große Gefahr, die ſeinem Lieblingswerke drohte. Bei der Regierung fand er keinen Schutz. Unglücksfälle trafen das Schiff, welches er zu Hilfe ſandte, und die Treuloſigkeit M'Dougal's, der während Hunt's Abweſenheit wieder das Haupt von Aſtoria war, bereiteten der Niederlaſſung und dem ganzen, großartigen Unternehmen den Untergang. M'Dougal überlieferte ſämmtliche Pelzvorräthe und alles Übrige in die Hände der feindſeligen Nordweſthandelsgeſellſchaft, und trat ſelbſt zu ſeinen alten Freunden über, indem er für ſeine ſchändliche Verrätherei an Aſtor Antheil an jener Geſellſchaft zum Lohn erhielt. Die meiſten Biberfänger und Jäger gingen nun auch in ihre Dienſte, und als Hunt endlich zurückkehrte, fand er Aſtoria zerrüttet und zu Grunde gerichtet. Jeder Verſuch, es zu retten, war vergeblich.

Zu ſpät ſah die amerikaniſche Regierung es ein, wie wichtig ihr und dem Land eine kräftige Unterſtützung der Pläne Aſtor's geweſen wäre. Hier ging's, wie überall, die guten Gedanken kommen zu ſpät. Item, die Nürnberger waren allemal geſcheidter, wenn ſie vom Rathhaus kamen, als wenn ſie hinaufgingen. Juſt ſo ging's den Amerikanern.

Aſtor hatte große, gewaltige Verluſte erlitten. Zwei ſeiner Schiffe hatten Schiffbruch gelitten auf ihrer Reiſe

nach Aſtoria; alles an dieſe Niederlaſſung gewendete Geld, alle Koſten der Reiſen, alle Waarenſendungen waren verloren, und ſelbſt die Pelzwerke, welche man zu Aſtoria geſammelt, verſchleuderte der treuloſe M'Dougal an die Nordweſtcompagnie, ſo daß faſt nichts davon in Aſtor's Hände kam.

Ich hab's Euch erzählt, wie der brave Mann ſich tröſtete. Einen Andern hätte ſolch ein Verluſt, der über eine Million Dollars weit hinausſtieg, gänzlich bankrott gemacht. Bei Aſtor war's, wie wenn eine Mücke einen Elephanten ſticht. Sein unermeßliches Vermögen konnte einen ſolchen Verluſt leicht ertragen.

Nicht der Verluſt des Geldes that ihm wehe, ſondern das, daß nun faſt der meiſte Pelzhandel in den Händen der Engländer war, den er hatte Amerika zuwenden wollen.

Jetzt warf er ſeine ganze Thätigkeit auf ſeinen eigenen Pelzhandel, der in ſeltenem Grade wuchs. Von New-York aus gingen ſeine Schiffe, mit dem edelſten Pelzwerke befrachtet, nach England, Frankreich, Deutſchland, Rußland und China. Ob er gleich viele Leute in ſeinem Dienſte hatte, ſo leitete er doch die außerordentlich vielen Geſchäfte ſelbſt, und überblickte mit klarem Geiſte das Alles. Was das aber hieß, iſt von uns in der Sprunſtube kaum zu begreifen.

Sein Vermögen war aber nicht bloß durch ſeinen Handel gewachſen; er hatte in früherer Zeit, als noch die Stadt New-York den ſpäter erlangten Umfang nicht hatte, viel Grundeigenthum in der Stadt ſelbſt gekauft. Als nun der Handel der Stadt immer mehr wuchs, die Leute immer mehr dort ſich niederließen, und ganze neue Stadttheile, gleichſam aus der Erde hervorwuchſen, da ſtiegen die Bauplätze zu einem Preiſe, der alle unſere Vorſtellungen überſteigt. Das darauf früher verwendete Kapital verhundertfachte ſich wahrhaft.

So kann Einer im Schlafe reich werden, ſagte der Gevatter.

Freilich, entgegnete Schmiedjacob, und der Aſtor brauchte da nichts weiter zu thun, als auf die Angebote der Leute Ja zu ſagen und das Geld einzuſtreichen.

Außerdem beſaß er aber auch noch bedeutende Länder

ſtrecken in den Gebieten von Miſſouri, Jowa und Wisconſin, die er als Congreßland angekauft um ein Spottgeld, und theilweiſe ſpäter mit großem Gewinn an Anſiedler wieder verkaufte.

Er ſtarb, ſechs und achtzig Jahre alt, am 19. März 1848. Seine Hinterlaſſenſchaft betrug dreißig Millionen Dollars! —

Was nicht aus einem Menſchen werden kann! ſagte verwundert der Gevatter. Wenn ich mir das Bübchen von Walldorf denke, das Vater und Mutter verläßt, und in die weite Welt geht, ſo ſollte man es kaum für möglich halten.

Warum denn? fragte Schmiedjacob. Treue, Gottesfurcht und Fleiß ſind überall Wechſelbriefe auf ein gutes Fortkommen. Windbeutel bleiben überall Windbeutel, und werden, wenn's gut geht — Lumpen!

Der Aſtor blieb aber in ſeinem Reichthum ein beſcheidener, frommer, einfacher Mann, den Hochmuth und Uebermuth nicht kannte.

Noch eine Anekdote von ihm muß ich hier erzählen.

Als er zuerſt in New-York zu dem Pelzhändler kam, dem ihn ſein Reiſegefährte empfohlen hatte, ſchnaubte der ihn ab und ſagte, er ſei zwar gut empfohlen, aber er habe dermalen Leute in Hüll' und Fülle, und könne keinen neuen annehmen.

Aſtor verbeugte ſich und ging betrübt hinweg. Als er hinausging, ſah ihm der Pelzhändler durchs Fenſter nach. Aſtor wußte das nicht. Er ſah vor ſich nieder, als er ſo die Straße hinging, und er erblickte eine Nadel, die auf der Erde lag. Er war gewohnt, auch das Kleinſte zu achten und werth zu halten. Er bückte ſich daher, hob ſie auf und ſteckte ſie an die Klappe ſeines Rockes.

Da klopfte ihm eifrig der Pelzhändler und rief ihn zurück. Verwundert kehrte Aſtor um.

Was habt Ihr da aufgehoben? fragte der Pelzhändler.

Eine Stecknadel, ſagte Aſtor nicht ohne Verlegenheit.

Kommt geſchwind herein? rief darauf der Amerikaner, und ſagte, als Aſtor eintrat: Ihr ſeid von heute an in meinen Dienſten. Solche Leute, die auch etwas Kleines der Mühe werth halten, ſich darum zu bücken, kann ich gar wohl gebrauchen.

Das ſollte ſich Mancher hinters Ohr ſchreiben! ſagte der Gevatter.

Wäre wohl gut, verſetzte Schmiedjacob, und fuhr fort: Aſter war ſehr wohlthätig. Beſonders gerne half er jungen braven Anfängern auf, und unterſtützte gerne, wo er Fleiß, Treue und Sparſamkeit fand. Wer ſelbſt das Brod der Armuth aß, weiß auch, wie es Anderen ſchmeckt, und wer ſich durch die Welt drückte, hilft gern Anderen eine freie Bahn machen. Freilich, es gibt auch gegentheilige Naturen, ſchuftige Geizhälſe, aber da fehlt's allemal unter der linken Weſtenſeite. Ihr verſteht mich! —

Aſter's Vermögen fiel meiſt an Verwandte in Europa. Er vermachte viel. So ſetzte er dreimal hundert und fünfzig tauſend Dollars aus, um für die Stadt Newyork eine Bücherſammlung zu kaufen, in der jeder Bürger, arme und reiche, Bücher zum Leſen bekommen konnte. Er bedachte die wohlthätigen Anſtalten der Stadt und gedachte auch ſeines Dorfes, Walddorfs nämlich, dem er auch ein bedeutendes Capital zu wohlthätigen Zwecken vermacht hat.

Und ſo ſchließ' ich, ſagte Schmiedjacob, meine Geſchichte mit dem Wort: Ehre dem braven Buben, der arm aus Walddorf zog, und durch Treue und Fleiß ein ſo reicher und, was mehr iſt, ein ſo braver Mann wurde! Das aber ſag' ich noch: Ehrlich währt am Längſten! Und an das ſchöne Sprüchwort möcht' ich erinnern:

„Fleiß
Macht die Sterne heiß;
Aber reichen Lohn iſt ſein Preis!"

23. Eine Anekdote.

In Wien ſtand eine Schildwache an einem hohen Haus, in deſſen oberm Stockwerk ein Mann wohnte, der mit einem großen Fernglaſe die Sterne beobachtete. Der Soldat ſah ihm aufmerkſam zu, als er ſein Fernrohr richtete. Endlich ſtand es gut und der Mann ſah eifrig durch.

Da zuckte am Himmel eine helle Sternſchnuppe.

Der Soldat fuhr zusammen und sagte: Das war gut treffen! Der muß a Tyroler Scharfschützen sein und mit aner Windbüchsen schießen, weil man kan Knall hören thuet!

21

Ein Stück Brot in der Tasche ist besser, als eine Feder auf dem Hut, sagt das Sprüchwort, und darin haben auch unsere Alten wieder einmal eine lernhafte Wahrheit gesagt. Brüderle, Bürschlein, steck dir eine Feder auf den Hut und wandere als achter Bruder Leichtfuß in die Welt. Nicht lange wanderst du, so kommt ein ungebetener Gast, der heißt: Hunger. Hast du kein Stück Brod in der Tasche, so magst du die Feder vom Hute nehmen und hinein beißen. Da bärert's aber. Hättest du an das Nothwendigste gedacht, so wär's besser gewesen. Mit dem eitlen hochmüthigen Tande wird der Magen nicht voll. Was aber das Sprüchwort sagt, geht tief ins Leben hinein. Da denk' ich an die jungen Leute, die sich verheirathen. Die stecken auch die Feder auf den Hut und denken nicht ans liebe Brod, bis — der Hunger kommt. Da wird Alles flott eingerichtet, das Gelbchen vertändelt; in Flitter an den eignen Leib gehängt. Aber an das Nöthigste denken sie nicht, an das nämlich, was man in einer Haushaltung und zum Leben braucht. Da

folgt meist Reth und Verdruß auf dem Fuße. Muß trotz der junge Handwerker seinen großen Spiegel in der Stube haben, sein Kanapee, geschliffene Möbel! Das ist die Feder auf dem Hut; aber am Weißzeug, an Hemden und Leintüchern fehlt's. Da kommt die Zeit bald, daß die Federn auf dem Hut ins Pfandhaus wandern, um Brod zu kaufen!

Freund, steck' ein Stück Brod in die Tasche und laß die Feder vom Hute. Sorg' fürs Nothwendige. Die Federn auf dem Hute laß den Narren! Da denk' ich an so manches arme Mädchen, das in der Stadt dient und daheim nichts hat. Der Jahrlohn wird zu kattunene Kleidchen, an Merino und Gott weiß, was für Kleider, an große Halstücher, goldene Ringe und Ohrringe gehängt. Das ist die Feder auf dem Hut! Ob aber unter den schönen Kleidern reinhafte Hemden sind? Ob das Mädchen sich für ein gutes Bett spart, wenn's einmal eine Gelegenheit kriegt zum Heirathen? Ei, daran denkt das leichtsinnige, leichtfertige Ding nicht. — Sieh', das ist das Stück Brod in der Tasche! Kommt's dann einmal dazu, daß so ein Mädel heirathen soll, dann gibt's nes: Streb im Land, auf das man sich bettet; aber, aber — wenn die Glieder müde geackert sind, liegt sich's hart auf Streh! Wenn man krank wird oder alt — dann thut's noch weher. Dann denkt Manche: Hätt' ich mir ein paar Häubchen weniger gekauft und dafür ein gut Bett, wie käm' mir's jetzt so gut. Drum laß die Feder vom Hut und steck ein Stück Brod in die Tasche. Sorge fürs Nothwendige und laß den eitlen Tand. Das reut dich niemals!

25. Ein Räthsel.

Mancher sucht's, und findet's niemals; —
Mancher findet's ungesucht.
Mancher freut sich, wenn er's findet;
Mancher, wenn er's findet — flucht.
Ist das Wissen und das Können
Schuld, daß er es nimmer fand,
Ist sein Name hochgepriesen,
Hochgeehrt im ganzen Land.
Ist es Menschenlieb' und Tugend,
Die es ihn nicht finden ließ —
O, dann hat er's wohlverdienet,
Wenn ihn dankbar Jeder pries!
Findet er's auf allen Gassen —
Bleibt der Hochmuth von ihm fern. —
Der es glaubt, er fänd' es nirgends —
Den vermeid' ich herzlich gern!

26. Was einmal ein ehrlicher Kohlenbrenner gethan hat.

Manchmal hab' ich Euch, liebe Leser, so ein Extrastücklein aus der Geschichte vergangener Zeiten erzählt, und ich habe mir sagen lassen, Ihr hättet's gerne gelesen. Nun, so will ich Euch heute einmal in eine weite Vergangenheit zurückführen, und zwar in die Tage des Jahres 1455.

Damals war noch im deutschen Vaterlande die unselige Zeit, daß die Fürsten, Grafen und Ritter einander um jedes kleinen Spahnes willen bekriegten, wobei dann allemal die armen Unterthanen am Sauersten drein sahen; denn sie wurden beraubt, mißhandelt und in der Regel ihre Dörfer niedergebrannt, während ihre Herren in den festen Burgen saßen und der Feind ihnen nicht ans Wamms kennte. Das war eine traurige Zeit, weil Gesetzlosigkeit und Unordnung herrschten, und der Stärkere sich gegen den Schwächeren jede Unbill, jedes Unrecht erlaubte und fast ungestraft erlauben durfte, und Eigenthum und Leben meist so sicher war, wie das Vogelnest vor den Buben, oder das Huhn bei offener Thür vor dem Marder. Blicken wir auf die gesetzliche Ordnung unserer Tage, auf die gesetzlich gewahrte Sicherheit des Rechtes, der persönlichen Freiheit, der Ehre, des Lebens und des Eigenthums, so wollen wir Gott dafür danken und treulich den Gehorsam und die Unterthanenpflicht leisten, die Gottes heiliges Wort von uns fordert, und gegen die zu widerstreben ein Widerstreben gegen Gottes Ordnung wäre.

Nun hört meine Geschichte.

Es war in den Jahren 1445 bis 1450, daß die Brüder, die Söhne eines Vaters, nämlich des ersten Kurfürsten von Sachsen aus dem Meißner Hause der Grafen von Wettin, die beiden Herren: Friedrich, Herzog und Kurfürst von Sachsen, und Wilhelm, Herzog von Sachsen, einen blutigen Krieg mit einander führten, wo, wie das leider so oft vorkommt, ein Ohrenbläser seine unseligen Finger im Spiele hatte. Die richten überall Unheil an, hier Ehestreit, dort Bruderzwist, und ich wollt', die ganze Sorte, die Gott und guten Menschen ein Greuel ist, wäre wo der Pfeffer wächst. Dazu rechne ich aber auch die Wühler, die Anno 1848 und 1849 das arme unwissende Volk aufwiegelten gegen Gesetz und Ordnung, Fürst und Regierung, indem sie den Leuten Flöhe ins Ohr setzten und goldene Berge verhießen, und nicht einmal — gewöhnliche Maulwurfshaufen lieferten, sie vielmehr ins Unglück und Verderben stürzten.

So ein Ohrenbläser war der Rath Apel von Vig-

thum. Der reizte seinen Herrn, den Herzog Wilhelm von Sachsen, und suchte ihm beizubringen, sein Bruder habe ihn übervortheilt. Herzog Wilhelm war heißblütig und hitzköpfig. Er stellte immer höhere Forderungen an seinen Bruder, und in immer heftigerer, schrofferer Weise. Da gab leider ein Wort das andere, wie's beim Zwist im Leben auch geht, und ein Krieg entstand, der beider Fürsten Länder verheerte und Tausende von Unterthanen unglücklich machte. Der Kurfürst Friedrich wußte recht gut, woher der Wind in seines Bruders Ohren blies, und den Rath Apel von Bitzthum hatte er auf der Mucke. Am Hofe des Herzogs und Kurfürsten Friedrich von Sachsen befand sich der Ritter Kunz Abkürzung von Conrad von Kaufungen als Hofmarschall. Er war ein zwar tapferer Ritter, aber, wie fast alle seine Zeitgenossen, ein wilder unbändiger Mensch, der sich nicht viel draus machte, Recht und Gerechtigkeit, Zucht und Ordnung mit Füßen zu treten. Seine Güter lagen in Thüringen, und während der Bürgerkrieg loderte, hatte sie ihm der Apel von Bitzthum weggenommen und sich zugeeignet.

In Kurfürst Friedrich's Gewalt fielen nun die Güter des Bitzthum, und die erhielt Kunz von Kaufungen zur Entschädigung für die eigenen, die Bitzthum besaß. Es lag denn doch nun einfach auf der flachen Hand, daß, wenn die Brüder sich versöhnten und Friede schlossen, die Güter, die sowohl Bitzthum, als Kaufungen besaßen gegen Recht, wieder an ihre rechtmäßigen Besitzer ausgetauscht werden mußten. Das war aber nicht nach Kaufungen's Dafürhalten. Er erkannte, daß die Bitzthum'schen Güter, die er jetzt besaß, mehr Werth hatten, als die seinigen, und wollte sie jedenfalls behalten. Das Recht kümmerte den wilden Menschen wenig.

Was früher hätte geschehen sollen, geschah endlich. Der Herzog Wilhelm sah ein, daß Apel von Bitzthum sein ärgster Feind sei, weil er nämlich den Bruderzwist angefacht hatte, und des Bruderkriegs alleiniger Urheber war. Bitzthum fiel in Ungnade, und der Tag kam, wo endlich die feindlich gesinnten Brüder sich die Hand der Versöhnung boten.

Ein Vertrag erfolgte, der feststellte, daß Alles wieder

ſo hergeſtellt werden ſollte, wie es vor dem Kriege geweſen. Die Familie Vitzthum verlangte daher ihre Güter, indem ſie die des Kunz von Kaufungen wieder herausgab.

Jetzt kam der Punkt, welcher dem Ritter Kunz nicht gefiel. Er weigerte ſich mit Händen und Füßen, die eroberten Güter an die Vitzthume zurückzugeben, und ſtellte ſich ſelbſt zur Wehre. Da machte Kurfürſt Friedrich in gerechtem Unwillen kurzen Proceß, und ſetzte die Vitzthume, wie es doch recht und billig war, in ihr Eigenthum mit Gewalt ein. Daß nun der ungerechte Kunz von Kaufungen dem Kurfürſten auch nicht mehr kommen durfte, find' ich natürlich.

Er wurde flüchtig, fand in Böhmen eine Zuflucht, ſchwur aber, er wolle und werde ſich an des Kurfürſten Fleiſch und Bein rächen. In Böhmen vereinigte er ſich mit noch Anderen, die auch Unzufriedene waren, und, vielleicht von dieſen noch aufgeſtachelt, ſann er eine teufliſche Rache aus, zu deren Ausführung er einen günſtigen Zeitpunkt wählte.

Kunz von Kaufungen wußte, daß die Gemahlin des Kurfürſten Friedrich, Margarethe, die Schweſter Kaiſer Friedrich's, mit ihren beiden Söhnen, den Prinzen Ernſt und Albrecht, auf dem Schloſſe zu Altenburg wohnte; während ihr Gemahl anderwärts in ſeinen Staaten zeitweiſe weilte, allein und mit geringem Schutze blieb, und ſo ein Streich ausgeführt werden könnte, der dem Herzog und Kurfürſten an das innerſte Leben ging, ihm aber bei der Ausgleichung ein tüchtig Löſegeld und andere Vortheile verhieß. Es war nichts Geringeres, als die beiden jungen Prinzen aus dem Schloſſe zu Altenburg zu rauben, und mit ſich in einen geheimen Verſteck nach Böhmen zu ſchleppen.

Um aber das zu erreichen, waren zwei Dinge nöthig, nämlich ein ſchlauer und treuer Helfershelfer im Schloß und ein tiefes Geheimhalten des Planes.

Kunz von Kaufungen hatte einen Küchenknecht, der ihm leibeigen war, einen verſchmitzten, ränkevollen Hallunken, der ihm ſchon manchen Streich hatte ausführen helfen. Er hieß Hans Schwalbe. Dieſer machte ſich gen Altenburg auf, und bot auf dem Schloſſe ſeine Dienſte

als Küchenknecht an. Zufällig fehlte es gerade dort an einem solchen, und weil der Hans Schwalbe sich anstellig und fleißig, auch still und brav erwies, so nahm man ihn arglos in Dienst. Wer hätte auch an solch einen Spitzbubenstreich des Ritters denken sollen? Hans Schwalbe war ein schlauer Schelm. Er wußte sich bald mit dem Pförtner und Thorwart vertraut zu machen, und eines Abends paßte er ihm den Schlüssel weg, ohne daß es dieser merkte. Zeichen und Beten waren zur Hand, Kunz von Kaufungen auch in der Nähe versteckt, und in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 schlug sich Kunz mit Helfern in das Schloß. In dem Schlafgemache der Prinzen schlief auch der Geheimschreiber. Dieser wurde gebunden und geknebelt, daß er nicht schreien konnte, die Prinzen mit dem Tode bedroht und so eingeschüchtert, daß sie keinen Laut wagten. Nachdem sie Kunz von Kaufungen auch gebunden hatte, wurden sie schnell an der Stelle, wo die Mauer des Schlosses niedrig war, aus dem Fenster an Seilen hinabgelassen, und Kunz machte sich mit Hans Schwalbe und seinen Helfern eiligst aus dem Staube.

So still war jedoch die Geschichte nicht hergegangen, daß nicht die Mutter der Prinzen erwacht wäre. Sie riß das Fenster ihres Gemachs auf und rief, so laut sie konnte, um Hilfe. Dieser Ruf wurde in der Stadt vernommen. Die Bürger eilten herbei zum Schutz ihrer Herrin — aber es war zu spät. Kunz hatte einen Vorsprung von Bedeutung gewonnen, indem er und ein Knecht zu Rosse waren. Den Prinzen Albrecht hatte Kunzen's Helfer, der Ritter Wilhelm von Mosen, auf einem andern Weg entführt. Beide aber wollten sich in ihrem Versteck in Böhmen wiederfinden. Die Altenburger setzten den Räubern nach, aber sie verfehlten sie in der Hast und Eile.

Es war schon ziemlich gegen Mittag, als Kunz im Walde zu einem Köhler kam, der seinen Kohlenmeier mit seinem Weibe brannte. Kunz begehrte Speise für den Prinzen. Der Köhler mochte an dem ängstlichen, unsteten Wesen des Räubers und an dem betrübten Angesichte des Prinzen erkannt haben, daß es da nicht ganz just sei, er fragte daher den Ritter, was er da für einen Knaben habe, und wo er ihn geholt hätte?

Dem Ritter kam die Frage ungelegen. Er sagte aber kurz und barsch: „Es ist ein böser Bub', der mir entsprungen ist und den ich mir wieder eingefangen habe."

Der Prinz schüttelte aber heimlich gegen den Köhler den Kopf und flüsterte ihm dann, unbemerkt von den Räubern, zu: „Das ist Lug und Trug! Ich bin Herzog Friedrich's Sohn und bin gefangen. Helfet mir durch und es soll Euch wohl vergolten werden."

Als das der Köhler hörte, war er schnell entschlossen, dem Prinzen zu helfen. Er fasste seinen Schürbaum und schlug den Ritter nieder. Seine Frau aber schlug an ein

kupfernes Geschirr, daß es hell klang, und das war unter den Köhlern das Zeichen, daß sie schnell ihrem Genossen zu Hilfe eilten.

Kaum aber sah des Ritters Knecht, was vorging, so zog er sein Schwert und stach nach dem Prinzen. Dieser wich ihm aber aus, und da der Knecht merkte, was es gab, warf er sich schnell auf sein Pferd und entfloh. Die nahen Köhler eilten nun herzu, banden den Kunz von Kaufungen und setzten den Prinzen auf dessen Roß und führten Beide gen Freiberg. Dort wurde Kunz von Kaufungen in das Gefängniß gesetzt und gut bewacht.

Während dies in dem Wald unweit Freiberg geschah, war der Ritter Wilhelm von Mosen mit seinem Knechte, die den Prinzen Albrecht gefangen hielten, auf einem andern Weg entflohen; aber in der Nacht hatten sie den vorher genau bestimmten Weg verfehlt und irrten nun im Walde herum, ohne zu wissen, wo sie waren, noch wohin sie sich wenden sollten.

Die Angst im Gewissen und der Gedanke: Was wird's mit Euch geben, wenn Ihr entdeckt und gefangen werdet? regte sich zuerst bei dem Knechte des Ritters. Drei Tage waren sie nun schon in der Irre herumgeritten, und wurden immer teller und wirrer. Da sie keine menschliche Seele fanden, auch nicht einmal eine Quelle finden konnten, so mußten sie sich mit Erdbeeren und Heidelbeeren kümmerlich den Hunger und Durst stillen.

Der Ritter Wilhelm von Mosen war auch so gescheidt, daß er leicht ermessen konnte, daß jetzt, nach drei Tagen, das ganze Land aufgeboten sei, nach den geraubten Prinzen zu suchen, und daß es kaum mehr möglich sein dürfte, die böhmische Grenze zu erreichen, ohne den Verfolgern in die Hände zu fallen. Das machte ihn doch bedenklich, zaghaft und reuig.

Der Knecht sah es seinem Herrn an, daß ihm das Herz in die Schuhe fiel, und sagte zu dem Prinzen, ob er ihm Sicherheit geben wolle und könne, daß er mit heiler Haut und ohne Schaden davon käme? Ich will, setzte er hinzu, Euch wohl führen, daß wir wieder heim kommen! Da sagte der Prinz ihm das zu, und als der

Ritter von Mosen auf Kundschaft geritten war, ob er nicht einen Weg fände, nahm der Knecht den Prinzen und eilte mit ihm in der entgegengesetzten Richtung fort, daß sie der Ritter nicht mehr fand. Der mochte innerlich froh sein, den Prinzen los zu sein, hatte es vielleicht auch so mit seinem Knechte verabredet. Kurz, er machte sich aus dem Staub und kam glücklich nach Böhmen. Der Knecht aber fand ziemlich schnell einen betretenen Weg, und als er mit dem Prinzen darauf fortritt, kamen sie endlich aus dem Walde heraus und sahen nun, daß sie nicht weit von Wolkenstein waren. Das war eine feste Burg des Kurfürsten.

Dorthin richteten sie nun ihren Weg und erreichten Wolkenstein glücklich.

Die Kunde von der Entführung des Prinzen war dorthin schon gekommen, aber auch die, daß der Köhler den Prinzen Ernst befreit und gen Freiberg sammt seinem Räuber gebracht habe.

Wie in Freiberg ein allgemeiner Jubel entstanden

war, als die Köhler den Prinzen und den gefangenen Räuber einbrachten, und Alles zusammengeströmt, ab.. auch so von Zorn erfüllt war, daß sie schier den Kunz von Kaufungen lebendigen Leibes zerrissen hätten, so war auch in Wolkenstein außererdentliche Freude und Herrlichkeit, aber man wollte hier auch an dem Knecht alsobald blutige Rache nehmen, allein Prinz Albrecht hatte ihm sein fürstlich Wort gegeben und hielt es getreulich. Er wehrte die Zornigen ab, ließ den Knecht speisen und tränken und schenkte ihm dann das beste Pferd, das in der Burg zu finden war, indem er ihm sagte: Nun aber mache, daß du fortkommst, und laß dich in meines Vaters Landen nie mehr finden, sonst stehe ich dir nicht gut, daß es dir nicht übel ergehe! Das schrieb sich der Knecht hinters Ohr, nahm sein prächtiges Pferd und machte sich so eilig fort gen Böhmen, als er nur konnte.

Das mag ein Schrecken und Jammer gewesen sein, als die Mutter, die nur eben Lärmen gehört hatte, aber noch gar nicht wußte, was es sei und bedeute, in das Schlafgemach ihrer lieben Söhne trat und sie nicht mehr fand, und dann erst, als der Geheimschreiber befreit war, von diesem hörte, sie seien geraubt! Wie mag das Mutterherz gebebt haben, als die braven Altenburger Bürger nun fortstürmten, die ruchlosen Räuber zu fangen! Wie mag sie zu dem Herrn um Rettung ihrer Kinder gefleht haben! Und wie hat das arme Mutterherz geblutet, als sie heimkehrten ohne die Lieblinge! — Und welch ein Schrecken mag den Vater ergriffen haben, der den grimmigen Unheld kannte, in dessen Händen er seine Kinder wußte!

Noch in der Nacht wurde von Wolkenstein aus an den Rath nach Freiburg die Kunde gesendet, daß nun auch der Prinz Albrecht in Sicherheit sei.

Als dies Morgens in Freiburg bekannt wurde, lief alles Volk in hellen Haufen zusammen und jauchzte vor Freude. Sie liefen in die Kirchen und läuteten mit allen Glocken, daß ihre Freude jedem treuen Bürgerherzen auch in der Ferne kund werde. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung. —

Gerade, als die Glocken so freudig klangen, daß des Fürsten und Landes Hoffnung den Klauen boshafter Feinde entrissen wäre, wurde Kunz von Kaufungen aus dem Kerker auf das Rathhaus zum Verhöre geführt.

„Was soll das Läuten bedeuten?“ fragte er das Volk. Da antwortete ihm das Volk: „Das ist zur Freude, weil man die beiden jungen Herren wiedergefunden hat!“

Darauf, so sagt eine Chronik aus jener Zeit, rief der rohe Unhold aus: „Das walt' der Teufel, das kostet mir mein Leben!“

Bald darauf wurde ihm der Stab gebrochen, und er auf den Markt vor dem Rathhause geführt, wo man einen Sandhaufen hingefahren und einen Block hingebracht hatte. Und nachdem ihm das Urtheil verkündet worden war, wurde ihm das Haupt abgeschlagen, und er in eine Ecke auf dem Kirchhofe begraben.

Als solches jedoch der Herzog Wilhelm vernahm, befahl er, daß der Prinzenräuber ausgegraben und, wie er es verdiente, unter dem Galgen eingescharrt werde, wie es denn auch zu alles Volkes Zufriedenheit geschehen ist.

Recht schnell wurde den Eltern die Nachricht mitgetheilt, die ihre Herzen von Furcht und Angst befreite.

Daß nun, als die jungen Herren gegen Altenburg ritten, wo mittlerweile auch der Kurfürst eingetroffen war, auch der gute Köhler an die Reihe kam, ist begreiflich. Er mußte mit den Prinzen an das kurfürstliche Hoflager ziehen.

Er hieß Hans Schmidt. Da er aber bei der Erzählung des Vorganges mit dem Ritter Kunz von Kaufungen sagte, er habe ihn „mit dem Hebelbaume getrillt,“ erhielt er den Namen: „Triller.“

Der Kurfürst erhob ihn in den adeligen Stand, indem er sagte: Du hast ein viel adeligeres Herz, als Mancher, der von adeligen Vorfahren abstammt, und nannte ihn: „von Triller,“ und gab ihm so reiche Lehensgüter, daß er fortab ein gar reicher Ritter wurde, und nicht mehr Kohlen brennen durfte.

So wurde des Ritters Unthat bestraft, und des Köhlers Treue belohnt. Von Denen aber, welche noch bei dem Prinzenraube betheiligt waren, hat man nie mehr etwas gehört.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von G. D. Baedeker in Essen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrgeld

oder Meister Conrad's Erfahrungen

im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande.

Von ihm selber niedergeschrieben

und herausgegeben von

W. O. von Horn,

„Verfasser der Spinnstube."

Mit acht in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Fein cartonnirt. Preis 15 Sgr.

Zu haben in allen Buchhandlungen!

Schriften über bewährte Heil- und Hausmittel

aus dem Arzneischatze hundertfältig erprobter Erfahrung.

Fleischer, Dr. med. Ch. — Die Quelle der meisten Krankheiten unserer Zeit. Ein Wort über chronische Nervenleiden und das bewährteste Präservativ- und Heilmittel gegen alle davon ausstrahlenden Beschwerden. Laut beigedruckten Zeugnissen*) mit grösstem Erfolge vielfach erprobt gegen:

Verschiedene hysterische Magenkrämpfe, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit, Brechreizen, Erbrechen, Sodbrennen. | Bleichsucht, Gesichtsschmerz, Krämpfe und nervöse Schwäche in Folge grösserer Anstrengungen u.

Fünfzehnte Auflage. Geh. Preis 18 kr.

*) Dieselben stehen auf frankirtes Verlangen einem jeden Interessenten unentgeltlich zu Dienst.

Feldberg, Dr. med. J. M. — Hülfe Allen, die am Gehör leiden. Ein Wort über Dr. Pinter's Heilmethode. — In den meisten Fällen steht **Genesung** bei richtigem Gebrauch des hier Gesagten in sicherer Aussicht allen Leidenden an:

I. **Gänzlicher Taubheit;** entstanden durch Erkältung, Schreck, bösartige u. sonstige Krankheiten, schwere Entbindungen u. s. w.

II. **Hart- und Schwerhörigkeit;** hervorgerufen nach überstandenen Krankheiten, durch Nervenfieber, Krämpfe, Erschütterungen u. s. w.

III. **Ohrenklüsen, Polypen u. s. w.** als Folge verhärteten Ohrenschmalzes, Ausfluss am Gehörgange, Einkriechen von Insecten u. s. w.

IV. **Sausen, Brausen, Klingen** und sonstigen Schwächen des Gehörs bei vorgerücktem Alter u. s. w.

Zehnte mehrfach durchgesehene Auflage. Geh. Preis 27 kr.

Lobethal, Dr. J. — Beweis, daß die Lungenschwindsucht heilbar durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens, vielfach erprobt:

gegen acute, sowie chronische Katarrhe — bei erblicher Anlage zur Lungenschwindsucht. | bei Blutspucken — und den ersten Stadien der tuberculosen Lungenschwindsucht.

Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. Geh. Preis 27 kr.

Es hat sich kein neueres Heilverfahren gegen die bisher hoffnungsloseste Krankheit solcher bedeutenden Erfolge zu erfreuen gehabt, als das **Lobethal**'sche. Dieses Schriftchen, dessen Verfasser ebensowohl durch seine praktischen Erfolge am Krankenbett, wie auch durch seine bekannten literarischen Arbeiten sich bereits überall einen sehr guten Namen erworben hat, theilt die bedeutsamsten Kuren, insbesondere in Oestreich, Ungarn, Deutschland &c. mit; möge die Kenntnisnahme desselben dazu beitragen, den Tausenden von Leidenden Gesundheit und neues Leben wiederzugeben.

Ein jeder Menschenfreund trage zu dessen allgemeiner Bekanntwerdung nach Kräften bei!

Unentbehrlich für jeden Hausbesitzer!
Rathgeber bei dem **Bau** und der **Reparatur** der **Wohngebäude**, von **J. A. Romberg.** 4te Auflage. 1 Rthlr. (1 Fl. 48 Kr.) (Verlag von C. Flemming.)

So eben ist in der **Herder**'schen **Buchhandlung** in Carlsruhe erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wohlgemuth

oder

Der sichere Weg zum Wohlstand.

Eine wahre Erzählung für das Volk

aus der

Geschichte der landwirthschaftlichen Vereine

von

W. Lauter,

Großherzoglich Badischem Wiesenbaumeister,
Dirigirendem Mitglied des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Karlsruhe.

8. **Preis: 30 kr. — 10 Sgr. gebunden.**

Dieses Büchlein ist eine Volksschrift im wahren Sinn und in der besten Bedeutung des Wortes. — In einfacher verständlicher Sprache und lebendiger Zeichnung schildert es in Form einer Erzählung die Krebsschäden, an denen das landwirthschaftliche Gewerbe leidet und dahin siecht, — zeigt aber dagegen auf der anderen Seite klar und deutlich auch die, durch die hinlänglichsten Erfahrungen anerkannten Mittel diesen Uebeln abzuhelfen, den landwirthschaftlichen Betrieb in allen Verhältnissen, selbst bei kleinerem Güterbesitz, zu einem gewinnbringenden, den Bauernstand zu einem glücklichen und ehrenvollen zu machen, und rechtfertigt auf diese Weise im vollen Umfang die Worte des Titels, daß es den sichersten Weg zum Wohlstand jedem Landmann zeige,

der seine Felder fleißig baut
und Gott vertraut.

Die Verlagshandlung.

Seit Anfang 1853 erscheint in unterzeichnetem Verlage:

Die Muse.

Blätter für ernste und heitere Unterhaltung.

Herausgegeben und redigirt von

E. Dräxler-Manfred.

Wöchentlich zweimal in einem halben Bogen gr. 8., halbjährlich einen starken Band bildend. Pränumerationspreis halbjährlich bei allen Postämtern wie in allen Buchhandlungen fl. 2. 24 kr. rheinisch.

Erzählungen und Geschichten, deren spannendes Interesse anerkannt worden ist, Lebensbilder und Humoresken, Denkwürdigkeiten aller Art aus Heimath und Fremde, Schilderungen, Porträts, Correspondenzen, gemeinnützige Aufsätze, sorgfältig gewählte Poesieen, eine mannigfaltige Reihe von Feuilletonsnotizen und in diesen eine Chronik der Gegenwart in ihren Beziehungen auf Leben, Wissen, Kunst und Kritik — bilden den aus Originalartikeln bestehenden Inhalt des Blattes. Ein Kreis ehrenwerther genannter Mitarbeiter wirkt mit dem Herausgeber zusammen, um ein so anständiges als anziehendes Unterhaltungsblatt zu schaffen, welches dem betreffenden Publikum und besonders den Journal- und Lesezirkeln zu empfehlen ist.

Darmstadt im August 1853.

Die Expedition der Muse.

(Commissions-Verlag.)

In **J. D. Sauerländer's Verlag** sind erschienen:

Heinrich Zschokke.

Feldblumen.

Eine andere Selbstschau in poetischen Gedenkblümlein.

Nach des Verfassers Tod herausgegeben von der Familie.

12. In Sarsenet gebunden mit Goldschnitt. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Gottes-Blumen

aus dem deutschen Dichtergarten.

Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen,

dargeboten

von

A. Hungari,

Pfarrer zu Adelheim im Großherzogthume Hessen.

2 Bände. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. Elegant gebunden in Sarsenet mit Goldschnitt. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 40 kr.

Legenden-Flur

aus dem

deutschen Dichtergarten.

Eine

religiöse Festgabe

dargeboten von

A. Hungari.

Mit 1 Titelkupfer, in Umschlag geheftet. Rthlr. 1. 18 Sgr. fl. 2. 48 kr. Elegant gebunden in Sarsenet mit Goldschnitt. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Was besonders in neuerer und neuester Zeit, die **religiöse Poesie Deutschlands** in ihrem Inhalt Erhabenes, Tiefgemüthliches und fürs Himmlische Begeisterndes, also wahrhaft Erbauliches, und in ihrer Form Vollendetes aufzuweisen hat, wird hier dem Publikum dargeboten.

Eppelein von Gailingen,

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler.

24 Sgr. ö. W. 24 fr.

Mit Nächstem erscheint:

Die Abenteuer Herzog Christoph's von Bayern,

genannt der Kämpfer.

Ein Volksbuch,

darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Für

Jung und Alt

erzählt von

Franz Trautmann.

2 Bände mit 1 Stahlstich.

Naturgeschichte für das Volk.

Ein Buch

für Schule und Haus. Zur Verbreitung der Erkenntniß Gottes aus seinen Werken.

Von

J. Baumann,

Professor der Naturgeschichte.

Zweite Auflage, durchaus umgearbeitet und bedeutend vermehrt.

Mit 284 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Rthlr. 2 fl. 3. 30 kr. Dasselbe mit colorirten Abbildungen Rthlr. 3. 15 Sgr. fl. 6.

Von demselben Verfasser erschien:

Naturgeschichte für Volksschulen.

2te Auflage, durchgesehen von Dr. W. J. G. Curtman, Seminardirector zu Friedberg. Mit 120 in den Text eingedruckten Abbildungen. 12 Sgr. 40 kr.

Baulexikon

von

C. F. von Ehrenberg,

Professor und Architekt.

Erklärung der im gesammten Bauwesen am häufigsten vorkommenden technischen und Kunstausdrücke. Für Baumeister, Künstler, Ingenieure, Bauhandwerker, Mühlenbauer, Bauunternehmer, Feldmesser, Oekonomen, Staats- und Geschäftsmänner.

Vollendet von

E. Knoblauch und L. Hoffmann,

Baumeister in Berlin.

Mit 11 lithographirten Tafeln. Gebunden. Rthlr. 4. 24 Sgr. fl. 8. 24 kr.

Wild's
Praktiſcher Univerſal-Rathgeber
für den Bürger und Landmann.

Ein Magazin ökonomiſch-techniſcher Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktiſchen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde, Gegenſtände der Kunſt, der Oekonomie, des Luxus und des Handels. Aufs Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaft gänzlich umgearbeitet von Dr. **Doliar.** Sechste Auflage mit drei lithographirten Tafeln und fünf in den Text eingedruckten Figuren. Zwei Theile. 12. Geh. 2½ Sgr. od. 1. 30 kr.

Neueſtes Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abſchnitte der gründlichſten Unterweiſung in mehr als anderthalb Tauſend Kochvorſchriften für herrſchaftliche, Gaſthofs- und Privatküchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speiſekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speiſen, das Traſſiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüſſeln und das Anordnen von Speiſezetteln, und einem Anhange: Vorſchriften über das Tranchiren. Herausgegeben von **W. Schünemann,** ehemaligem erſten Koch im Gaſthof zum „weißen Schwan" in Frankfurt am Main, nunmehr Beſitzer einer Reſtauration daſelbſt. (Hirſchgraben Nr. 19.) Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. In Carton geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Rathgeber bei dem Kleinhandel und Gewerbsbetrieb.

Vollſtändige Anleitung zur gründlichen Führung jeder Geſchäftsweiſe im Rechnen, in Wechſelbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältniſſen, ſowie über Wechſel- und Courtsrechnung, im Briefſchreiben, in der einfachen, ſowie in der gewerblichen Geſchäfts- und Buchführung. Mit erläuternden Tabellen für Comptoriſten, Kleinhändler, Handwerker, Sonntags- und Gewerbſchulen. Von **B. Caſſel,** Buchhalter und Lehrer der Handelswiſſenſchaften. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

DIE PROSTITUIERTEN VOR BERLIN.

(J. Swertschkow's Verlag)

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1855.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Zehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von L. Richter, geschnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit vier Vignetten.)	1
2.	Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1854. (Mit drei Vignetten.)	6
3.	Bücher, die gut und schön zu lesen sind. (Mit zwei Vignetten.)	8
4.	Der Geizhals und sein Nachbar. Eine Geschichte. (Mit sechs und dreißig Vignetten.)	10
5.	Altes Gold. (Mit drei Vignetten.)	99
6.	Eine Anekdote	102
7.	Das Meisterstück. Eine Steinhuder Geschichte. (Mit dreizehn Vignetten	103
8.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	136
9.	Der Engel mit dem Hämmerchen. (Mit acht Vignetten.)	137
10.	Auch in dem Schwachen ist der Herr mächtig (Mit Vignette.)	155
11.	Altes Geld. (Mit vier Vignetten.)	161
12.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	162
13.	Unrecht Gut gedeihet nicht. (Mit zwei Vignetten.)	165
14.	Höflichkeit — hat noch Keinen gereut (Mit zwei Vignetten.)	172
15.	Altes Geld oder auch nicht. (Mit zwei Vignetten.)	180
16.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	182
17.	Der Kartenschläger. (Mit sieben Vignetten.)	183

I. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wer von Euch, lieben Freunde! alt genug ist, um über die letzten funfzig und sechzig Jahre zurückzublicken, der findet überall im Leben gar gewaltigen Wechsel und Unterschied, und wird sich's nicht verhehlen können, daß es nicht besser geworden ist im Laufe dieser Zeit. Ich will nicht hinausschauen ins bürgerliche Leben mit seiner Unruhe, seinen Umtrieben, seinen verrückten Vorstellungen, seiner Unordnung, Gesetzlosigkeit, Liederlichkeit, Armuth, Verdienstlosigkeit, Elend, Auswanderungsfieber, und nicht auf die Hirnentzündungen der

letzten Tage und Jahre — das wäre ein Blick in eine Wüstenei! Nein, ich will's enger nehmen. Ich will einmal in das Haus blicken, in die Familie, in den engsten Kreis, der Vater und Mutter umgibt.

Herrscht da noch das gehorsame, fromme, stille, thätige Leben, wie es vor fünfzig, sechzig Jahren war? —

Thätig seid Ihr noch, und Viele sind's mit Euch. Es gilt auch; denn ruht die Hand träge im Schooße, so geht's den Krebsgang mit dem Wohlstand und Bestehen. Arbeiten müssen wir Alle — Der so, Jener anders; aber arbeiten müssen wir, sonst haben wir nichts zu essen, und der Magen ist kein Soldat, der aufs Commando hört; aber wie ist's weiter? Leben die Leute noch so stille, friedlich und ruhig dahin wie früher, wo noch keine Winkeladvocaten vom Zerfetzlich lebten und die Leute hinter und an einander hetzen, daß es Prozesse gibt und ihr Waizen blüht? Leben sie noch so stille, wie früher, wo der Bauersmann keine Zeitung las und sich um die Weltbänkel nicht kümmerte, weitern um die Fruchtbänkel und Viehbänkel, die ihn nahe genug angingen? Leben die Leute noch so einig und friedlich wie damals, als noch die ewigen Wahlen nicht waren, die sie aufregen und zu Haß und Feindschaften führen? — Ist noch der stille Kindergehorsam wie damals? Nein! Gott sei es geklagt! — Nein, so ist's nicht mehr. Die Zeitungen werden gelesen, die durch tausendfache Lügen die Köpfe confus machen, weil die Leute die Redensart vergessen haben: „Der lügt wie gedruckt!" Weil sie meinen, wie's in der Zeitung stehe, so sei's wahr. Du lieber Gott, wie sind sie so irre! Da lügt Jeder nach Herzenslust und Parteihaß, und die Wahrheit zu finden ist oft kaum möglich. Die Winkeladvocaten hetzen zu Prozessen, schimpfen über Obrigkeit und Gesetze, und führen die Leute ins Verderben. Kann da Stille und Friede gedeihen? Und die Kinder — ja das heranwachsende Geschlecht weiß Alles besser; fährt Vater und Mutter über Maul und Nase; trumpft sie, daß es klappt; thut was es will und läßt Vater und Mutter darben, wenn sie alt werden und so dumm sind, sich auszuthun, ehe sie schlafen gehen. Damals gab der Sohn dem Vater seinen Verdienst, den er im Taglohne gewonnen,

und der Vater kaufte ihm, was er brauchte, gab ihm auch etwas Taschengelt, und so half der Sohn, die Tochter die Haushaltung im Stande halten. Heutzutage ist's umgekehrt. Der Sohn behält seinen Verdienst, und ich kenne Familien genug, die ihre Kinder um Geld für Salz und Öl bitten müssen! Staat kaufen; sich putzen; Uhren kaufen und kostbare Lumpereien, darauf hinaus geht der Kinder Dichten und Trachten, und Vater und Mutter sind bloß da, sie zu ernähren. Zanken einmal die Eltern, dann können sie sich ducken und die Faust im Sacke machen, wenn's nicht ein Unwetter geben soll! Und nun — sind denn die Leute noch so fromm wie früher? Da liegt's! Nein, sag' ich mit traurigem Herzen. Das Wort Jesu's, das vor wenigen Jahren noch vor den Vertretern seines Volks ein christlicher König bekannte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" — Dies Wort gläubig-treuen Bekenntnisses fehlt. Aus dieser trüben Quelle fließt alles Elend der Familien, und aus dieser das des Volkes. Wenn ich in früheren Zeiten in ein Haus am Morgen trat, — und mein seliger Vater sagte mir das noch oft von seiner Zeit — so begann der Tag mit Gott. Das Haus diente dem Herrn. Da lag die Bibel, der Schatz des Hauses, und der Vater las einen Psalm vor; dann betete er das Morgengebet aus Schmelke's, Habermann's oder Starck's Gebetbüchern; las oder sang mit

der Familie ein Lied aus dem Gesangbuch und dann ging's an die Arbeit. Mit Gott gethan, ist wohlgethan! Die Arbeit förderte. Das Herz war froh. Gottes Hilfe und Segen war nahe. Das war der Morgensegen und der heiligte das Tagwerk; vertrieb den Unmuth, die Sorgen; ließ keinen Zwiespalt aufkommen und legte seinen Frieden in die Seele.

Kam der Abend, so las der Vater den Abendsegen, und nicht selten wurde ein geistlich Abendlied gesungen, und Alt und Jung ging zur Ruhe. Ich wollt's Buben und Mädchen nicht gerathen haben, wenn sie sich hätten gelüsten lassen, noch hinauszugehen. Der Vater war der Herr und Priester im Hause. Ihm gehorchte Alles, Weib und Kind, Knecht und Magd. Da war Friede, Stille, Ordnung, Fleiß im Hause. Es war ein Tempel Gottes. Da war die Kinderzucht eine rechte und christliche, und aus dem Worte Gottes lernten die Kinder, was sie ihren Eltern schuldig waren. Seit der Hausgottesdienst abkam, kam der breite Strom des Verderbens zur Hausthüre hereingebraust und schwemmte Friede und Freude, Glück und Segen, Wohlstand und Ordnung, Gehorsam und Liebe hinaus, und — die Tenne ist leer und bar! — Seht um Euch! Wo er geblieben ist, wo er gestreut wurde, da wohnt noch all' der Segen! — Kann's anders sein? Gott wendet sich ab von dem Gottlosen, und los von Gott hat sich die Welt, haben sich die Menschen gemacht, seit das Gift der französischen Revolution in die Herzen und Adern kam. Damals fing der Jammer an, der bisher alle Tage wuchs.

O, ich weiß es, Viele, die dies lesen, sagen: Er hat, bei meiner Seele! Recht! — Ihr, die Ihr, als Kinder dieser Zeit, meinet, es sei nicht so, prüfet und fraget und die Antwort wird nicht fehlen! — Mir ist nicht bange davor, daß sie gegen mich ausfiele.

Wir blicken alle zurück nach dieser hingestorbenen Zeit des Segens, wie in ein verlorenes Paradies. Aber was hindert uns, es wieder zurückzuführen? Die Bibel ist noch da; das Gesangbuch auch; das Gebetbuch gleichfalls; nur die Leser, die Sänger, die Beter fehlen. Laßt es uns sein! Kommet, meine Lieben! kommet; wir wollen es aussprechen, frisch, frei, fest aussprechen: „Ich und mein

Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ Wir wollen wieder den Morgensegen und den Abendsegen uns bei dem Herrn holen, wo er zu finden ist. Aber es soll fest sein! Nicht heute bloß, alle Tage, für immer! —

Wir wollen Morgens wieder singen: „Wach' auf, mein Herz,“ oder ein anderes Lied voll Glaubenskraft und Glaubenssaft. Wir wollen wieder einen Bibelabschnitt folgen lassen und dann das Gebetbuch nehmen und beten aus Herzensgrund. Laßt sehen, wie die Arbeit fördert! Laßt sehen, wie froh das Herz wird! Laßt sehen, wie friedlich es im Hause wird! Laßt sehen, wie es um die Kinder besser steht! Wir Eltern hören des Herrn Mahnwort zur Kinderzucht, und die Kinder hören des Herrn Wort zum Gehorsam. Wir wollen keine Prozesse, keinen Hader; wir lieben uns wieder und Gottes Segen begleitet uns.

Wir wollen wieder den Abendsegen beten und singen, und wir ruhen wieder in Gottes Hut und Schirm.

So, ja nur so kommt wieder Glück und Segen zu uns, und es liegt sein ganzer Reichthum in dem Wort:

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1851.

Das erste Räthsel Nr. 6 in der Reihe der Aufsätze ist: die Thräne. Nimmst du's als einzelnen Tropfen — so ist's des Sünders Herzeleid, wenn er sie im Glase sieht. Traurig, daß ein Mensch so weit kommen kann, daß er Gesundheit und Ehre, Glück und Segen, Seelenheil und Familienglück — im Glase untergehen läßt. Da ist es eben der Branntweintrinker, der am Schnellsten und Tiefsten sinkt und rettungslos an Leib und Seele untergeht. O des Jammers! O der Verantwortung vor dem ewigen Richter! Hängt die Thräne im Winter an der Nase, so braucht dir der Nachbar nicht zuzurufen: Es ist kalt heute! Preßt sie einem Bruder die Angst aus, o dann eile und hilf! Preßt sie tiefes Leid hervor, ach dann tröste, daß auch du getröstet werdest von Obenher. Manchmal lachen die Fröhlichen, daß sie Thränen in die Augen kriegen — Nein — denen geht's wohl nicht übel; aber Freude und Leid hängt nahe an einander und Maßhalten ist eine Tugend. Das Zweite, Nr. 12, ist: das Salz. Weiß ist's, wie Schnee, aber es schmilzt nicht,

wenn's heiß wird. Es ist die köstlichste Gottesgabe, ohne die wir nicht leben können. Wenn man Salz in einem tiefen Keller auf Eis legt, so erhält es das Eis bis in den Sommer. Auch das Fleisch, das weiß die Hausfrau; aber Salz im Kopfe wird der gesunde Verstand, der „Verstehtihrmich“ geheißen. Fehlt's da — o weh! Noch Eins, Christus sagt: „Ihr Christen sollt das Salz der Erde sein;“ das heißt, Ihr sollt durch Euere Frömmigkeit das rechte Leben würzen und auch das Leben Euerer Nebenmenschen durch Wort und Beispiel bessern. Merk's! Wenn dies Salz dumm, schlecht, unschmackhaft, unbrauchbar wird, womit soll man dann salzen? Merk's, es gilt dir!

Das Dritte, Nr. 20, ist: die Schuld. Die Schulden kommen wohl von der Noth, aber sie machen noch größere und haben manchen Leichtsinnigen ums Hüttchen gebracht. Hüte dich vor ihnen wie vor dem Feuer! Und hast du sie — so zahle sie sobald als möglich, dann wird deine Seele erst wieder froh und frei; aber es gibt noch eine schlimmere — das ist die Schuld der Sünde, der Übelthat. Die raubt Ruhe, Frieden, Seligkeit. O halte rein dein Herz und deine Hand von solcher Schuld! Gottes Wege geben, schützt allein davor.

Das Vierte, Nr. 25, ist: Seines Gleichen. Mancher ist so tüchtig, daß er kaum seines Gleichen findet. Mancher Narr bildet sich ein, er finde es nicht; den muß man bemitleiden; Hochmuth kommt immer vor dem Fall. Er ist der Menschen Abscheu, und Gotteswort sagt: „Der Herr widerstehet dem Hoffärtigen, aber dem Demüthigen gibt er Gnade! Merk's.

3. Bücher, die gut und schön zu lesen sind.

Da bring' ich Euch wieder Mancherlei und zwar:

I. Was zu christlicher Erbauung trefflich ist:

a) Besser's Bibelstunden, für geförderte Christen trefflich!

b) Übung in der Heiligung von Georg Nitsch, weiland Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha. Bei Mühlmann in Halle.

c) Freudenspiegel des ewigen Lebens von Dr. Philipp Nicolai, weiland Pastor in Hamburg. Das ist altes Gold in Fülle. Ebendaselbst.

d) Passionszeiger zu heilsamer Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi von Valerius Sterberger. Alte, derbe Kraft und Glaubensfrische. Bei Fricke in Halle.

e) Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Carl Berthel, darinnen steckt viel Köstliches. Bei Mühlmann in Halle.

II. Unterhaltendes und Lehrreiches:

a) Erzählungen aus den Zeiten der Religionskriege und Religionsverfolgungen in Deutschland von Carl Strack. Friedberg bei Scriba. Da ist viel Ernstes zu bedenken.

b) Erzählungen aus dem Volksmunde. Halle, Fricke.

c) Die Abenteuer Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer. Zwei Bände. Frankfurt, Sauerländer. Da ist viel Spaßiges und Ernstes, Rauhes und Zartes,

Wunderbares und Mährchenhaftes zu lesen, so recht, wie es in den Chroniken geschrieben ist, aber köstlich zu lesen!

d) Der alte Schmiedjacob hat auch wieder einen zweiten Band seiner Geschichten bei Sauerländer in Frankfurt erscheinen lassen. Der ist Euch ein alter Bekannter!

e) Der Spinnstubenschreiber redet nicht gerne von sich, aber er muß doch erwähnen, daß er bei Kreidel in Wiesbaden, um ein Billiges fünf Büchlein zu Weihnachten 1853 hat ans Licht treten lassen für die reifere Jugend und die Alten, nämlich: 1. Der Ocean auf Cuba; 2. das Erdbeben von Lissabon; 3. die Eroberung von Mexkan und der Rückzug der Franzosen aus Rußland; 4. das Leben des Feldmarschalls Derfflinger, und 5. der Prinz Eugenius.

Auch sind

f) von seinen gesammelten Erzählungen Anno 1853 wieder zwei Bände in J. D. Sauerländer's Verlag erschienen.

Ferner möchte ich Euch sagen, daß aus der größern Sammlung von Erzählungen, die ich in J. D. Sauerländer's Verlag herausgebe, ein Auszug erschienen ist, der unter der Aufschrift:

Rheinische Dorfgeschichten von W. O. von Horn Manches Euch Anziehende enthält und billig zu haben ist. *)

Auch ein anderes Büchlein empfehle ich Euch. Es heißt:

Volksgeschichten von Louis Würdig, Dessau bei Neuburger, 1853.

Und wenn Eins und das Andere von Euch sich einmal nützlich über die so heilsamen Kleinkinderschulen oder Bewahranstalten belehren und wissen will, wie man's da recht treibe, daß die Kindlein frühe nicht nur geweckt, sondern zum Herrn geführt werden, so empfehle ein klein, aber köstlich Büchlein, welches in J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt erschienen ist und heißt:

Grundzüge der Erziehung und des Unterrichts in den Kleinkinderschulen zu Frankfurt

*) Vier Bände mit 8 Illustrationen vom Professor L. Richter kosten nur Rthlr. 1. 21 Sgr. oder fl. 3.

am Main, zugleich: eine Anleitung für Eltern, ihre Kinder erziehlich zu unterrichten und für die Schule vorzubereiten.

Der Oberlehrer Fekel in Frankfurt am Main, der's geschrieben hat, versteht's gut, und manche Mutter kann da etwas lernen, was ihrem Kindlein Segen und ihr Freude bringt.

4. Der Geizhals und sein Nachbar.

Eine Geschichte.

I.

Heute muß ich Euch in eine Sterbestube führen, sagte der Schmiedjacob, wenn ich meine Geschichte anfangen will. Auch dahin muß der Christ gerne gehen, denn „recht sterben" ist eine schwere Kunst, und wohl dem, der sie gelernt hat.

Ein kleines Stübchen war matt von einer Ampel beleuchtet. Die Wände waren braun und dunkel, und dieses

Aussehen lag nicht an der Unreinlichkeit derjenigen, die hier wohnten, denn sonst war Alles nett und ordentlich im Stübchen. Es war die Armuth die alleinige Ursache. Die Bewohnerin konnte nicht erschwingen, was der Tüncher für das Ausweißen forderte. Ein großer alter Ofen gab eine mäßige Wärme von sich. Vor der Ampel stand der alte Wasserkrug, daß er den Lichtstrahl von der Ecke abhalte, wo ein ärmliches Bett stand. In dem Bett lag eine Todkranke. Die eingefallenen Züge, der matte Blick, das kurze, schwere Athmen und der ganze Todesausdruck des Gesichtes kündigten es an, die Leidende sei nicht mehr ferne von dem Ziele der Auflösung, das uns Alle früher oder später erwartet. Ihre Hände waren betend gefaltet. Vor dem Bett, zu dessen Häupten ein kleiner Tannenholztisch stand, saß eine stattliche, schöne Frau von etwa vierzig Jahren. Der Ausdruck ihres Gesichtes war Ernst, Trauer, Wehmuth, und die Thränen, welche leise über ihre Wangen rieselten, bezeugten es, wie nahe ihr der Zustand der Leidenden gehe, und wie sehr ihr Herz in Liebe und Theilnahme an ihr hänge.

Etwas weiter gegen die Füße der Schwerkranken saß ein Alter, dessen Angesicht, gefurcht von mancher schweren Lebensstunde, eine nicht geringere Theilnahme verrieth, als das der schönen Frau. Sein Schädel war schier ganz kahl. Nur wenige Haare waren noch an den Schläfen und am Hinterhaupte sichtbar, und sie waren schneeweiß. Die dürftige, zwar reinliche, aber überall geflickte Kleidung zeigte es an, daß Wohlstand ihm unbekannt, Armuth und Noth aber seine steten Begleiter waren. Seine Gestalt schien in sich selbst versunken und doch lauschte sein Ohr jedem Athemzuge der Kranken.

Am Fußende der Bettstelle stand eine Kiste, und auf dieser saß ein blühend schöner Knabe. Auch seine Hände waren gefaltet und der selbst im tiefen Schlafe noch wahrhaft verklärte Ausdruck seines Gesichtes ließ es vermuthen, daß er mit dem Gebet auf den frischen Lippen eingeschlafen, und die Thräne, die noch auf seiner rothen Wange schimmerte, legte die Gewißheit nahe, daß dies Gebet aus tiefer, frommer Seele gekommen war. Die Macht der Natur hatte überwältigend das weinende Auge geschlossen. Der blondlockige Kopf lehnte wider der

Bettstelle. Sein Schlaf war tief, fest, ruhig, weil er ihn lange entbehrt hatte.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Stübchen, und man hörte nur das schwere Athmen der Kranken und den gleichförmigen Ton des Pendelschlags einer alten Schwarzwälder Holzuhr, die an der Wand hing.

Jetzt unterbrach der leise Ton der Stimme der Kranken die tiefe Stille. Eva, sagte sie, hast du mit dem Bendersvetter geredet? Kann ich's so machen, wie ich dir gesagt? Er ist der Landesrechte kundig.

Gewiß, sagte die vor der Kranken sitzende Frau, gewiß hab' ich mit ihm geredet und habe dir's ja auch schon gesagt. Du hast es aber wieder vergessen. Er wird der Vormund deines Kindes und wäre selber zu dir gekommen, aber er liegt selbst im Bett und ist krank. Mach' dir darüber keinen Kummer mehr. Du weißt, Bender ist ein treuer, ehrlicher Mann. Was er zusagt, darauf kann man ein Haus bauen.

Ja, ja, sagte die Kranke. Gott lohn's dir und ihm. Er war immer mein Rath und Beistand. Hab's vergessen, daß du mir's sagtest. Ach, ich bin so schwach, so todtmüde. Ich fühle, daß ich sterbe. Den nächsten Tag erleb' ich nicht. Gib mir deine Hand, Eva, die treue, gutthätige Hand, die so manchmal meine Thränen getrocknet hat! So! Ach, du warst immer wie eine Schwester gegen mich, und hast mich arme Wittwe nie verlassen, am wenigsten in schweren Tagen. Dank und Gotteslohn dir! Sein Segen komme über dich und deine Kinder! Ach — ich wollte ja gerne meine arme Seele in Gottes Hand befehlen, hab' ja doch auf dieser Welt wenig Freude erlebt, — wenn nur Eins nicht wäre — Eins — ach — das drückt mich so schwer! —

Weiß schon, gute Martha, sagte Eva, es ist die Sorge um deinen Ludwig —?

Die Kranke nickte und richtete den matten Blick auf sie.

Du kannst ja ruhig sein, Martha, sagte Eva. Er hat einen treuen Vater im Himmel, wenn Gott dich abruft. Er ist der Waisen treuer Vater. Bender ist ein braver Mann, der sein Vormund wird, und ich — liebe Martha, ich will, so wahr mir Gott hilft, ihm eine treue Mutter

sein. Du kennst mich ja lange genug, um zu wissen, wie ich es mit dir und deinem Kinde meine. Quäle dich mit Sorgen dieser Art nicht mehr!

Die Kranke hob die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glauben, Hoffnung und Seligkeit zum Himmel. Sie ließ Eva's Hand los und faltete die ihrigen wieder. Leise bewegten sich ihre Lippen. Was sie dachte, war Segen; was sie betete, war Segen. Sie redete im Gebete mit dem Herrn.

Nach einer kurzen Stille sagte sie leiser: Du hast einen schweren Stein von meiner Seele genommen. Nun kann ich ruhig sterben. Du, Lips, ziehst ins Häuschen, gelt? — Der alte Mann sagte: Ja, Martha. Er wischte sich eine Thräne weg.

Ach, sagte die Kranke, deren Kräfte schnell hinschwanden, Ludwig schläft so süß. Weckt ihn nicht. Wenn Ihr könnet, so hebt mich ein Wenig in die Höhe. Ich will mich knien, daß ich ihn noch einmal sehe und — ihn segne!

Lips trat leise auf die andere Seite des Bettes und Eva blieb an der vorderen. Sie hoben schonend die Kranke empor und hielten sie aufrecht, daß sie sich knien und auf ihr Kind hinsehen konnte. Sie legte die zitternden Hände auf des schlafenden Knaben lockiges Haupt. Lange ließ sie sie da ruhen und blickte betend nach oben. Dann warf sie noch einmal einen Blick auf das blühende Antlitz des Knaben, einen Blick, in dem der ganze heilige und umfassende Ausdruck der Mutterliebe sich aussprach — nickte mit unendlicher Freundlichkeit ihm zu und sagte dann: Legt mich nun wieder nieder, ich hab' ihn ja noch einmal gesehen! —

O mein Kind! mein Kind! flüsterte sie weinend und dann wurde es stille. Die Kranke hatte ihre Hände auf ihre Augen gedrückt, als wolle sie das theuere Bild sich tief, unvergeßlich, einprägen in die Seele.

Nach einer Weile sagte sie: Eva, du hast immer so erwecklich gebetet; dort liegt das Gebetbuch. Seite 207 steht das Gebet, einem Sterbenden vorzusprechen. Willst du es lesen? — Eva zerdrückte ihre Thränen, nahm das vielgebrauchte Buch und las in tiefer Andacht mit wohl-

lautender, sanfter Stimme das innige Gebet. In dem Tone ihrer Stimme lag etwas, was tief die hörende Seele ergriff. Es war der fromme Glaube, der in ihrer eigenen Seele lebte und waltete, der sich in jedem Worte kund machte. Die Heiligkeit der Stunde erhob auch ihre Seele mit heiliger Macht.

Als das Gebet geendet war, dessen Amen Lips halblaut wiederholte, wandte sich Eva zu der Kranken.

Der Tod hatte schon sein Siegel auf das Angesicht gelegt, aber es lag auch der volle, reiche Frieden einer Seligen darauf.

Eva fuhr heftig zusammen. So nahe hatte sie ihr Stündlein nicht gedacht. Sie neigte ihr Ohr auf ihren Mund und nur noch einige leichte Athemzüge hörte sie. Jetzt neigte sie ihren Mund zu Martha's Ohr und sagte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Alle hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben! Ich lebe und Ihr sollt auch leben! Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe! Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Amen."

Noch einmal schlug die Sterbende das Auge auf; lächelte ihr zu, wie eine Selige; hauchte leise: Amen! und — hatte vollendet. —

Eva und Lips sanken auf ihre Kniee am Bett nieder. Lange und tief war die Stille im Stübchen, und als sie aufstanden, drückte Eva weinend der Seligen die Augen zu und sagte, in ihrem Innersten erschüttert: Schlaf wohl, du arme Duldern!

Und wieder wurde es still im Stübchen und man hörte nur ein leises Schluchzen.

Da schlug die Wanduhr langsam zwölf und der Knabe regte sich erwachend.

Eva wischte ihre Thränen weg, sammelte sich und sagte: Sei stille, Ludwig, deine gute Mutter schläft. Wecke sie nicht. Ich denke, du gehst mit mir hinüber in unser Haus und legst dich zu Jacob ins Bett.

Wollt Ihr hier bleiben, Lips? fragte sie den Alten. Ich lege den Knaben zu Bett und komme dann wieder, wenn Ihr wollt. Legt Euch in Frieden, sagte Lips. Es ist nicht das erste Mal, daß ich so wache. Und hier kann ich's ja so gut. Ihr bedürft auch der Ruhe. Ich habe sie jetzt nicht nöthig, und die da schläft ja im Frieden. Er sprach das mit bewegtem Ton, aber ruhig. Eva reichte ihm die Hand und ging mit dem Knaben weg, der nicht ahnete, welch schwerer Verlust ihn betroffen; Lips aber griff zum Gebetbuche, das noch auf dem Tische

lag. — Er ſchlug das Gebet am erſten Oſtertage auf und es war ihm, als müſſe er dem noch bei ſeiner gebrechlichen Hülle weilenden Geiſte dieſe Lebensworte zurufen. Er las laut und überwand ſo die Schauer, die die Nähe des Todes Jedem bringet. Und als er gebetet hatte, und ſo ſtille daſaß, wurden ſeine Gedanken laut, wie es ſeine, des alten Junggeſellen, des Einſamen, gewohnte Weiſe war.

Wohl dir, ſagte er, du arme, gute Martha! Du haſt endlich den Frieden errungen, den dir dieſe Welt nicht gab und biſt nun bei deinem guten Manne, der dir voranging. Haſt viel erduldet in dieſem Jammerthale! Biſt ein armes verlaſſenes Waiſenkind geweſen, das Hunger- und Bettelbrod eſſen mußte, und das iſt hart und auch die Thränen des Elends und Jammers erweichen es nicht. Aber Gott hat allezeit deine Seele rein und gut erhalten. Haſt vielen wunderlichen Herren und Frauen

treu gedient und gehorsam; Tag und Nacht gearbeitet — bis deine Jugendkraft erschöpft, deine Gesundheit untergraben war. Du Arme! Da schien dir die Sonne des Glücks einmal. Du heiratheteſt den Mann, dem du in treuer Liebe angehörteſt, aber als dein Ludwig das Licht der Welt erblickte, ſtarb er dir hin nach langem Siechthum in der Kraft ſeiner Jahre. Armes, armes Weib, du haſt den Kelch der Trübſal geleert bis auf die Hefen. Und nur dein liebes Kind hielt dich aufrecht, das deiner ſo ſehr bedurfte; aber, wie haſt du gerungen und gekämpft bis dem Dorn des Schmerzes die Spitze abgebrochen war! Nun, Gott verließ dich nicht. Er ſandte dir einen tröſtenden, helfenden Engel — er ſandte dir die treue Eva. Die hat dir die Tage deines Jammers gemildert; hat dich Nackte gekleidet, dich Durſtende getränkt, dich Hungernde geſpeiſt, dich Kranke beſucht und mit der Milch ihrer Bruſt dein Kind geſtillt, als du darniederlagſt. — Sie war ihm damals ſchon, als du noch lebteſt, eine treue Mutter; wieviel mehr wird ſie es jetzt ſein, wo ſie dir es gelobt auf dem Todtenbett! O da muß Gottes Segen ſich zeigen — an ihr — und ihrem — Hauſe. Ja — ſicht — bar — lich! — Und ſein Auge ſank zu im ſanften Schlaf, in den ſeine treue Seele den Leib hinüber geleitet. Er hatte in den letzten Nächten an Martha's Bett treulich gewacht und die Gebrechlichkeit des alten Leibes konnte ſolche Anſtrengungen nicht mehr ſo gut ertragen, als in früherer Zeit, wo er in aufopfernder Liebe an gar manchem Krankenbett pflegend und wachend geweilt hatte, Allen im Dorfe lieb und werth, weil er ein mildes, weiches Herz und einen felſenfeſten Glauben mitbrachte an die Krankenbetten, den Leidenden und ihren Angehörigen zum Troſte. —

Seht, ſagte Schmiedjacob, die Armuth hat auch ihren Troſt und der Vater im Himmel iſt erſt recht ihr Vater, wenn ſie an ihm, bei ihm, in ihm bleibet. Obwohl ich weiß, daß viele reiche Leute kein rechtes Herz für die Armuth haben, Gott verzeih's ihnen! ſo weiß ich doch auch wieder viel tauſend Exempel vom Gegentheil, wo nämlich reiche Leute rechte Armenfreunde ſind, rechte, die heilen, erquicken, helfen, rathen. Das iſt auch wahr, daß

unter den Armen noch weit mehr Neid gegen einander herrscht, als unter den Reichen; aber ich weiß auch, daß es viele Arme gibt, die ein rechtes Herz für ihre Leidensbrüder haben. Es menschelt halt überall, und wo es menschelt, da ist's nicht, wie's Gott haben will. Damit komme ich auf den alten Lips, den Ihr im Stüblein fandet bei der armen Martha. Da waren zwei Samariterherzen, ein reiches, die liebe Eva, von der ich noch viel reden werde und ein armes — der alte Lips.

Er war ein armer Tagelöhner, der allein durch das Leben ging, so ein „alter Junggeselle," wie wir sagen. Solche Junggesellen sind in der Regel eckige Kerle, eigensinnig und starrköpfig, weil sie es immer mit sich allein zu thun haben; eigensüchtig und selbstsüchtig, weil sie für Niemanden zu sorgen haben, als fürs eigne Maul, und meinen dann, die ganze Welt drehe sich um sie allein herum; kalt und lieblos werden sie, weil keine liebe Frau, keine lieben Kinder ihr Herz erwärmt — in Summa, es sind in der Regel viereckige Kerle, mit scharfen Ecken und Kanten, an denen sich mancher brave Mensch wund stößt, läßt sie laufen und denkt: Geh' deine Wege, Brummtopf; ich bin ja mit dir nicht verheirathet, daß ich mit dir leben müßte! Und das macht wieder, daß sie noch apartter, hartköpfiger und liebloser werden, und sich immer mehr vereinzelnen.

So war aber Lips nicht genaturt. Aller Kinder Liebling war er im Dorfe, weil er oft etwas für sie hatte und jedem freundlich war; alle Alten hatten ihn gerne, denn es war kein Unglück im Dorfe, so war er gewiß zuerst zur Hilfe da; kein Leid, wo er nicht Trost brachte; keine Krankheit, wo er nicht zur Pflege um Gottes willen bereit gewesen wäre. Er war ein fleißiger und treuer Arbeiter, der zu sagen pflegte: Ein Tagelöhner vermiethet an seinen Arbeitgeber seine Kraft, seine Treue und seinen guten Willen. Er kriegt seinen ehrlichen Lohn, daher muß er auch ehrlich geben, was er für solchen Lohn vermiethet hat. Daran denken Wenige. Ist nur der Tag herum, denken sie, dann kommt mein Lohn; ob ich ihn verdient oder nicht, das ist Einerlei; aber das ist nicht Einerlei vor Gott und dem Gewissen eines Rechtlichen.

Auch Lips dachte ſo nicht; darum ſuchte ihn Jedermann, und die Hausfrauen hatten auch immer etwas für ihn übrig. In einem Dachſtübchen, wo Wind und Wetter oft von verſchiedener Seite ſich begegneten und Geſellſchaft hielten, das Eine nämlich durch die zerbrochenen Fenſter, der Andere durch die Fugen, die klafften, wohnte er. Da war ein alter Stuhl, ein wackeliger Tiſch, ein Bett von Haferſpreu und eine Kiſte ſein Ein und Alles. Bei aller Liebe der Leute zu ihm, war doch der Hunger kein ganz fremder Gaſt bei ihm, und die Winterkälte ſchüttelte manchmal die alten Knochen, daß die wenigen Zähne mit einander klapperten, als hätten ſie ſich von der Härte des Winters Viel vorzuklappern. Er war ein Vetter der armen Martha, und ſtand ihr oft mit Rath und That bei und übte einen recht heilſamen Einfluß auf ihr Kind aus. Seit ſie krank war, pflegte er ſie in jeder freien Stunde und gar manche, traurige Nacht wachte er an ihrem Bett und erquickte ſie durch Vorleſen aus Gottes Wort, Gebet und Geſangbuch.

Martha fühlte, daß ſie ſterben würde. Darum ließ ſie einmal den Bender rufen, der auch noch ein entfernter Vetter von ihr war, und redete mit ihm über ihr Häuschen und ihr Äckerchen, das ſie wollte ihrem Kind erhalten haben. Der treue Lips, ſagte ſie zu ihm, wohnt ſo übel. Ich hätte ihn zu mir genommen, wenn ich mehr hätte, als dies Stübchen; aber wenn ich nun ſterbe, ſo ſoll er hier herziehen und meinen armen Ludwig pflegen und erziehen. Gelt, Bendersvetter, ſagte ſie, das geht doch? Hauszins darf er keinen geben und auch keinen Ackerzins. Dafür iſt der Ludwig bei ihm, und wenn ihn Eva zu ſich nähme, ſoll Lips doch frei im Häuschen wohnen.

Gewiß, darfſt du das, Martha, ſagte der ehrliche Bender. Ich will dir's aufſetzen und du unterſchreibſt, wenn's dem Lips recht iſt. Dann hat das Gericht keine Naſe davon zu laſſen! Das that Bender, nachdem ſich Lips bereit erklärt hatte. Sie machte ihr Handzeichen, da ſie nicht ſchreiben konnte, und Eva und Bender unterſchrieben's als Zeugen. Vom langen Wachen war der arme Lips ſo müde, daß er tief eingeſchlafen war. Als indeſſen das erſte Streiflicht der Morgenröthe herauf ſchoß;

die Schwalbe in ihrem Neſt über dem Fenſter zu zwitſchern anfing und das Rothſchwänzchen pipte und krächzte in ſeinem eigenthümlichen Gurgelton, auch in Steffel's Hühnerſtall der Hofhahn laut ſchlug, die Flügel ſchwang und krähte, erwachte er, rieb ſich die Augen, blickte auf die im Frieden Gottes entſchlafene und ruhende Martha, ſeufzte tief und langte nach dem Gebetbuch, um, wie es ihm zur ſeligen Gewohnheit geworden war, ſeinen Morgenſegen zu beten.

Als er das Buch zugeſchlagen, gab er ſich den Gedanken hin, die ihm nahe lagen, und dieſe Gedanken wurden wieder laut, wie es ihm zur andern Natur geworden war.

Wie wird die Eva das rund machen? der Steffel hängt am Gelde, wie eine Klette im Haar. Liebe und Erbarmen kennt er nicht. Den armen Buben wird er nicht dulden. Nun, Lips, dann biſt du ja noch da, ſo lange Gott will, und thuſt das Deine, daß der Bub' in der Furcht Gottes aufwächſt. Ja, ja, das will ich! Der Steffel gibt keinem Armen ein Almoſen — ja — er hetzte ſie mit dem biſſigen Spitz, der ein Kerl iſt, wie ſein Herr, zum Hofe hinaus, wenn er vor ſeiner Frau Anrath dazu hätte. Wüßt' der, was die gute Eva heimlich Gutes thut — er riſſe ſich die Haare aus. Wenn dem Gottes Segen zuſtrömt, ſo iſt die gute Frau es, die ihn von Gott empfängt, denn er wär's nicht werth. —

Ohne Zweifel hätte er noch ſo fort geplaudert, wenn nicht die allmählich erwachende Thätigkeit der Bauern ſeinen Betrachtungen eine andere Richtung gegeben hätte. Da ſchirrte Einer die Pferde, dort ein Anderer die Ochſen an. Da fütterte eine Hausfrau die gackernden Hühner, dort ging ſie mit dem blanken Melkeimer nach dem Stalle, die friſche Milch zu holen. Immer belebter wurde es draußen, nur in dem Stübchen war es ſtille, denn es war die Stätte, wo eine entſeelte Menſchenhülle lag und eine Menſchenſeele in gebrechlicher Hülle dabei ſaß und durch das kleine, aber helle Fenſterlein hinausſah in das bewegte Leben, das ſich dort überall geltend machte, und in dem Grade mehr, als der volle Tag in ſein Recht kam und die Sonne ihr Licht über die Welt ausgoß.

Es mochte etwa halb Fünfe ſein, als ſich die Thür öffnete und Eva hereintrat. Sie trug einen Topf und einen Teller nebſt einem Löffel. Im Henkelkorb am Arme hatte ſie einen Laib Brod und einen Käs.

Mit wehmüthiger Freundlichkeit grüßte ſie den Alten, ſtellte ihre Eßvorräthe auf den Tiſch und ſagte: Langet zu, Lips, denn ich glaube Ihr eßt hier nicht? —

Nein, ſagte der Greis. Wir müſſen alle ſterben, Eva, und wohl dem, der ſo ſtirbt, wie Martha. Furcht hatte ich keine und auch keinen Ekel.

Nun, dann geſegne es Euch Gott! ſprach Eva, warf einen Blick voll Liebe und Trauer auf die Leiche, die ſo friedlich da lag, als ſchlummere ſie nur, und ſetzte dann hinzu: Ihr habt Recht, Lips, hier könnt' ich auch eſſen und ſchlafen. Lips nahm ſein Mützchen ab, betete: Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne uns, was du uns beſcheret haſt. Amen. Amen! ſagte aus Herzensgrunde Eva, trat dann zum Bett, zog ein Tuch heraus, benetzte es mit Eſſig und breitete es über die Entſchlafene; dann ſetzte ſie ſich zu Lips an den Tiſch und man ſah es ihr an, ſie hatte etwas auf dem Herzen, was nicht recht herunter wollte. Lips merkte das auch und ſagte: Eva, warum macht Ihr ſo lange? Ich ſehe wohl, daß Ihr etwas auf der Seele habt, das Ihr mir ſagen wollt; redet doch?

Nun ja, ſprach Eva und eine glühende Röthe der Scham flog über ihr ſchönes Geſicht. Ihr wißt, Lips, das Sprüchwort ſagt: Wer ſich die Naſe abſchneidet, verſchändet ſein Angeſicht; aber ich kann nicht anders. Ich weiß, bei Euch bleibt, was ich Euch jetzt ſage, verſchwiegen, wie im Grabe. Nicht wahr? —

Gewiß! betheuerte Lips. Niemand wird mir nachſagen, daß ich die Natur einer Hebamme, eines Bartſcheerers oder einer Waſchfrau hätte, die alle Drei alles Mögliche können, nur nicht das Maul halten.

Ich weiß das, ſagte Eva und ſah unter ſich; dann fuhr ſie halb flüſternd fort, als fürchte ſie, es möge Jemand das hören, was ſie ſage: Ihr kennt meinen Mann, Lips, ſo gut wie ich. Geiz und Habgier ſind ſeine größten Fehler. Etwas zu thun, aus Liebe und

Barmherzigkeit, hat er nicht gelernt und kann's nicht. Wenn ich nun der lieben Martha gelebt habe, ihren Ludwig zu mir zu nehmen und wie mein eigen Kind zu hegen und zu pflegen, so will ich's halten nach bester Kraft und bestem Wissen; — aber da steht mir meines Mannes Geiz im Wege; das rund machen ist schwer. —

Weiß wohl, sagte Lips. Hab's auch diesen Morgen schon bedacht und erwogen! —

Auf rechtem Wege geht's nicht, seufzte Eva. Er muß Kostgeld bezahlen, wenigstens muß es Steffel meinen, sonst hätte der arme Bub' keine gute Stunde, und auf jedem Bissen, den er äße, läge ein lauter oder stiller Fluch. Ach, Gott, seufzte sie, wie ist das so schwer, wenn man so etwas von seinem Manne sagen muß! — —

Glaub's, versetzte Lips; aber wo soll das Geld herkommen? Sebt, das ist es eben, fuhr Eva fort. Das Geld hätt' ich schon, aber die Lüge drückt mich; der Umweg, der Betrug, den ich spielen muß. Ach Gott vergib' mir's in Gnaden, betete sie mit gen Himmel gerichteten Augen. Ich kann ja doch nicht anders!

Es entstand eine kleine Stille; dann fuhr Eva fort: Ihr wißt, Lips, wie ich Alles, was ich einmal einem Armen und Nothleidenden Gutes thue, heimlich thun muß. So muß ich's auch hier wieder machen. Es bleibt mir weder Wahl, noch Ausweg. Als er diesen Morgen den Buben sah, ging das Gepolter los und ich bekam eine Predigt, die mir noch Jahr und Tag in den Ohren gellt. Er wollte haben, ich sollt' ihn gleich fortschaffen, aber als ich ihm sagte: Ihr hättet Haus und Acker von Bender gepachtet, der des Buben Vormund würde, und zahltet dafür jährlich fünf und zwanzig Gulden Pacht und diese fünf und zwanzig Gulden bekäme er als Kostgeld für den Ludwig, da klärte sich sein Gesicht auf und, indem er den starken, dreizehnjährigen Buben mit den Augen gemessen und berechnet hatte, wie viel nützliche Dienste er würde leisten können, da war's ihm ganz angenehm.

Lips schlug die Hände zusammen und sagte: Woher wollt Ihr aber das Geld nehmen?

Das will ich Euch sagen, nahm Eva das Wort wieder. Der Geiz meines Mannes nöthigt mich, mir

eine heimliche Kasse für Wohlthaten zu halten. Was aus Milch, Butter und Käse erlöst wird, das ist mein, aber dafür muß ich die ganze Haushaltung versorgen, muß mich und das Kind kleiden und nur die Schuhe stellt er. Nun bleibt mir da ein Schönes übrig, und das spar' ich zusammen für Anderer Noth.

Ich weiß es am Besten, fiel ihr Lips in die Rede, denn die Kosten der Apotheke und des Doctors in meiner letzten Krankheit flossen aus keiner andern Quelle, obgleich Ihr das immer läugnet.

Das weiß ich nicht, sagte Eva und wurde wieder roth bis über die Stirne. Doch, fuhr sie fort, laßt das gut sein, und hört mich einmal an. Ich denk' es so zu machen: das Geld bring' ich Euch alle Vierteljahr und Ihr bezahlt's dem Benker, der auch Alles weiß, und der gibt's ihm. Ist Euch das so Recht?

Alles, was Ihr wollt, sagte Lips. Gott woll's an Euch und Eueren Kindern segnen, was Ihr Gutes thut, und Steffel's Herz wenden und bekehren!

Amen! rief brünstig zum Himmel blickend Eva.

Und der Ludwig soll's auch nicht vergessen, was er Euch schuldig ist? sagte Lips.

Still! Lips, still, sprach Eva. Der dort hab' ich's gelebt und der Bub' hat, als sie so krank nach dem Wochenbett war, vier Wochen lang meine Brust getrunken. Dadurch ist er mein geworden. — Nun, Lips, geht zum Schreiner, bestellt den Sarg, den ich durch Euch bezahle; bestellt die Leichenfrau und thut, was hier üblich ist, und was Ihr ja wisset. Ich zahle Euch Alles; aber kein Wörtchen darf über Euere Lippen kommen. Gelobt mir das!

Lips schlug in ihre dargebotene Hand und das Geschäft, das ihr so schwer auf der Seele gelegen, war abgethan.

Martha wurde mit allen Ehren beerdigt. Der laute Schmerz des armen Ludwig legte sich indessen bald — denn Jacob und Ammichen, Eva's und Steffel's Kinder, wetteiferten, ihm ihre Liebe zu beweisen. An Eva hatte er eine treue, liebende Mutter, und so fiel der Sonnenschein mütterlicher und geschwisterlicher Liebe auf sein verwaistes Herz, daß er es kaum merkte, wie arm er war. Sah ihn auch der alte Steffel scheel an, so wagte er doch

nichts zu sagen, weil er Kostgeld zahlte und ihm erhebliche Dienste leistete, und Ludwig selbst ahnete es in seiner kindlichen Unbefangenheit nicht. Er war ein ungemein anstelliger Junge und bei seiner körperlichen Stärke, bei seiner Unermüdlichkeit und seinem regen Fleiße war er im Hause, wie im Ackerbau, ungemein nützlich. Ein Jahr lang wurde das Kostgeld bezahlt. Dann wurde Ludwig confirmirt und nach landesüblichem Brauche hörte nun das Kostgeld auf. Eva fürchtete, nun möchte ihn Steffel aus dem Hause schaffen, aber darin hatte sie sich verrechnet. Lohn kann ich ihm noch nicht geben, sagte Steffel zu Benker, dem getreuen Nachbar, aber für die Kost behalt' ich ihn.

Benker blickte in Eva's bittendes Auge und sagte: Meinetwegen, so mag er dies Jahr noch so bleiben; aber das nächste Jahr hab' ich Liebhaber genug, die ihn für Lohn nehmen, denn die Leute sehen, was dir der Bub' schon für Dienste leistet.

Ludwig wuchs wie ein Schwamm heran und blühte wie eine Rose. Dabei wurde er sehr groß und stark — überhaupt, er war so, wie der alte Förster sagte, ein prächtiger Dreiläufer und versprach, der schönste Bursche des Dorfes zu werden.

Wenn ich aber so an die Eva denke, sagte Schmiedjacob, den Gang der Erzählung unterbrechend, so möchte mir doch das Herz bluten. Ein so braves Weib und solch ein Mann! das paßt, wie eine Faust auf ein Auge. Leider geht's so in der Welt, wenn die Väter die Heirathen ihrer Kinder machen. Und, war es nicht alle Schuld des Mannes, daß die wackere Frau zum Unrecht greifen mußte, wenn sie ihrem frommen, treuen Herzen und dem, was sie als Christenpflicht erkannte, ein Genüge thun wollte? Mögen sich damit so viele Frauen nicht bescheinigen wollen, die hinter des Gatten Rücken faukeln, verkaufen, verkeßeln, um es zu verschmuckeln an Kaffe und dergleichen. Die thun's aus eitel Gelüsten und Naschhaftigkeit; thun sich Gut's an hinter des Mannes Rücken, und er ißt trockenes Brod und arbeitet, wie ein Sclave. Sie haben so ihre Gesellschaft, mit der sie ihr Wesen treiben. Ihre Männer geben ihnen Alles, was Noth ist, nur natürlich nicht das,

was dem Schnäbelchen gelüstet, und thun wohl daran. Aber sie sind leider Eva's, nämlich nicht der Eva, von der ich rede, sondern der im Paradiese leibhaftige Töchter.

Schlimm ist es, von welcher Seite es auch komme, wenn in der Ehe solch Heimlichthun herrschend wird. Da flieht Vertrauen und Offenheit und am Ende auch die Liebe, und mit ihr der Friede. Mann und Weib sollen Ein Herz und Eine Seele sein. Eins soll wissen, was das Andere denkt, wie viel mehr, was es thut. Da gibt's einen guten Klang: da ist Liebe, Friede, Vertrauen, Rast und Liebe zu gemeinsamem Entbehren, Ringen, Talen, Arbeiten; da gedeiht die Kinderzucht; da wird das Haus ein Tempel Gottes und ein lieblich Wesen beglückt: Alle, Vater, Mutter, Kinder, und der liebe Herrgott sieht segnend herab auf solch ein eheliches und Hausleben.

II.

Wenn das Sprüchwort sagt, fuhr Schmiedjacob fort: „Mann und Weib — Ein Leib; aber Ein Sinn — ist selten drin," so war das leider auch in dem schönen Gehöfte wahr, welches nur etwa zwanzig Schritte von dem Häuschen Martha's lag. Eva und ihr Gatte mit zwei Kindern bewohnten es. Es war das geräumigste im Dorfe, das schönste unter allen Häusern, daran war kein Zweifel, und Stallung, Scheuer, Garten — Alles war so zweckmäßig, wie man's nur wünschen mochte. Daß überdies ein Bauer drin wohnte, „der Schmalz auf den Rippen hatte," wie man am Rheine sagt, so sah man das dem Hause schnurstracks an und es brauchte keine alte Frau oder kein Spießmann breite Auskunft zu geben.

Ja, da hätte das reichste Glück wohnen können, wenn die Menschen zusammengepaßt hätten; aber es war eine zusammengerechnete, zusammengekuppelte Ehe, daß sich Gott erbarme! Da gibt's selten Einklang.

Der Stoffel war schon als Bub' ein schmutziger Geizhals und wurde es als Mann erst recht. Was hat' ich davon? das war seine Lieblingsfrage, und ich glaube, hätt' er's gekonnt, es wär' kein Vögelein übers Dach geflogen, von dem er nicht ein paar Federn hätte haben

müſſen. Das war auch die entſcheidende Frage, was ſein ihm gleichdenkender Vater mit dem Vater Eva's über die Heirath ihrer Kinder handelte.

Die Väter wurden einig; denn nach allen vier Winden hatten ſie Äcker, Wieſen und Weinberge neben einander liegen, daß es rechte Lappen gab. Sie waren auch beide einzige Kinder, wo denn das „Sachviel“ zuſammenblieb und man keine Theil- und Looszettel zu ſchreiben brauchte, wenn die Alten das Zeitliche einmal ſegneten. Ob man zwei Herzen her, zwei dort auseinanderriß, daß ſie ſtill verbluteten, das konnte die beiden Väter keine Minute lang zauderig machen. So ein reicher Bauer hat ſeine Grundſätze, von denen er, ſo lange ſeine Seele noch in ſeinem Leibe hauſet, nicht abgeht, und die lauten meiſt genau ſo; Erſt Geld; dann Gut — und dann — Nichts weiter. Was die Leute von „Sichliebhaben“ ſagen, das iſt pure Pimpelei und findet ſich ganz von ſelbſt, wenn der Pfarrer Amen geſagt hat bei der Trauung.

Bei Steffel und Eva war's just geradeso gegangen, nur daß leider sich das, was die Väter meinten, hinter dem Amen des Pfarrers nicht fand.

Steffel hatte die Martha lieb gehabt, denn sie war ein prächtiges Mädel voll Leben und Heiterkeit. Sie ertrug die sieben magern Jahre Ägyptens in seines Vaters Hause und blühte doch wie eine junge Rose. Sie hielt sieben Jahre aus in dieser ägyptischen Dienstbarkeit; aber so sehr auch Steffel sie lieb hatte, Martha fand an ihm kein Wohlgefallen, und ich nehm's ihr nicht übel. Dazu hätte ein guter Magen gehört, ob er gleich ein hübscher Bursche war. Martha liebte ihren nachmaligen Mann, einen gar stillen, braven Menschen, der in Bender's diente, und ließ Steffel laufen. Bei ihm saß die Lieb' zwischen Haut und Fleisch. Sie ging nicht tiefer ein. Daher kam es denn auch, daß er sich nicht zu Tode grämte. Einen Haß auf sie zu werfen, weil sie ihn verschmähte — dazu kam er auch gerade nicht, und es war ganz gut so.

Bei Eva war es anders. Sie war die schönste Jungfrau des Dorfes, um die alle Burschе buhlten; aber was mehr war, sie war die reichste; und was noch mehr war und das Beste, sie war die sittigste, frömmste, gutherzigste, die Jedermann lieb hatte; die fleißigste zugleich und die freundlichste. Sie hatte gerade den ärmsten Burschen des Dorfes lieb und mit ihm wäre sie das glücklichste Weib geworden, aber — er starb, und mit ihm starb für Eva die Herz- und Pfahlwurzel des Lebens ab. Sie war seitdem gebeugt, freudelos. Man sah kein Lächeln mehr in ihrem Gesichte; sie mied jede Gesellschaft, und wenn es

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 09415/012

Als das erste Jahr seiner Nachtwächterei um war, starb der alte Schöffe. Auf Martini sollte wieder gedingt werden. Alle Männer aber riefen: Du sollst auch am Tage für uns wachen, du sollst unser Schöffe sein! Jetzt ist's durchgebissen. Der Wirth hat sein Schild eingezogen, auf der Gasse ist kein Unfug mehr, und wir haben früh aufstehen gelernt.

Der Prinz wehrte sich und wollte nicht d'ran, aber er mußte.

Als das dem Landrath bekannt wurde, der die Nachtwächtergeschichte kannte und sich herzlich darüber freute, kam er selbst, den Prinz als Schöffen einzusetzen. Da hielt er eine Rede, daß den Hollbachern Wasser in die Augen kam, und als er geendet hatte, riefen alle Bauern: Unser neuer Schöffe lebe hoch!

Da empfing in diesem Anerkenntniß Prinz seinen äußerlichen Lohn; den innerlichen hatte er schon lange durch den Erfolg seiner Bemühungen.

Was machte Fränzchen für Augen, als sie das hörte! Als er heimkam, rief sie neckend: Gelt', du bist doch als Nachtwächter abgesetzt worden! Aber die Freude über ihres lieben Mannes Ehre leuchtete aus den glänzenden Augen.

Prinz war aber auch der rechte Schöffe. Nun war ihm das Feld für seine Absichten geöffnet. Er hielt gut Haus mit dem Gemeindevermögen, aber er legte gute Wege an, baute ein neues Schulhaus, verbesserte des braven Lehrers Besoldung, pflanzte Bäume, gute Obstbäume an die Wege, legte eine Gemeindebaumschule an, kaufte eine neue Feuerspritze, und war unablässig bemüht, den Wohlstand des Einzelnen zu fördern. Durch ihn, kann man sagen, ist nächst Gott, der den Segen dazu gab, Hollbach aus einem Lumpennest ein reiches Dorf geworden und die Leute brav und geachtet.

Da seht Ihr, Gevatter, sagte der Schmiedjacob, was Einer in einer Gemeinde kann, wenn er will, und wenn er sich nicht scheut, es recht anzugreifen.

Meiner Treu, sagte der Gevatter, Ihr habt recht!

Ist im Dorfe ein tüchtiger Mann, so wirkt Wort und Beispiel segensreich, fuhr der Schmiedjacob fort. Dabei kann man aber auch lernen, daß es nicht gesagt ist, daß ein Lumpenkerf nicht noch ein tüchtiges werden kann, wenn ihm nur der liebe Gott den rechten Nachtwächter beschert. Ich aber möchte in alle Dörfer hinein rufen: Ist denn so kein Nachtwächter da?

27.

gut, Alles gut,

sagt ein altes Sprüchwort, das nicht durchweg recht hat, denn wenn ein Seil durchweg zerrissen und das Ende nur ganz ist, so kauft's Keiner, wenn auch der Seiler dreihundertmal sagte: Ende gut, Alles gut; und wenn Einer sein ganzes Leben ein Schuft, Schurke und Strolch gewesen und würde am Ende brav, treu und sittlich, so würde man mit Fug sagen: Ende gut, aber Alles schlecht. Der Spinnstubenschreiber fürchtet etwas, darum hat er das Beste bis zuletzt aufgehoben, und denkt so: Ende gut, Alles gut, oder: ein schöner Sonnenuntergang macht einen trüben Tag vergessen, oder: ein herzlich Abschiedswort deckt manches Harte zu. Darum geb' ich Euch, liebe Leser, zum Schlusse ein herrlich Gedicht von Rückert, das gerade in das Herz dieser Zeit mitten hineingreift, und ich würde seelenfroh, wenn es auch in das Eurige recht warm und belebend hineingriffe:

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zuſammen und füget euch fein.
Machte nur Keiner zu breit ſich und ſchädlich,
Wäre das Land nicht für Alle zu klein.
Aber wo Alle ſich drängen und reiben,
Da iſt für Menſchen im Land nicht zu bleiben,
Flöſſe das Land auch von Milch und von Wein.

Iſt denn nicht Schwaben ein fruchtbarer Garten,
Eine geſegnete Weide die Schweiz?
Wollen die Gärtner der Reben nicht warten,
Faſſet die Hirten der Wanderſchaft Reiz?
Ueber den Meeren und nahe den Polen
Will ſich da Schätze die Dürftigkeit holen,
Wo ſie ſchon längſt nicht mehr findet der Geiz?

Meinet ihr, draußen ſei's beſſer auf Erden?
Ueberall iſt es auf Erden jetzt ſchlimm.
Nicht an dem Land, daß es beſſer ſoll werden,
Liegt es, *am Menſchen*, es liegt nur an ihm.
Betet zu Gott, daß ſein Licht hier beſieget
Dieſe Verkehrtheit, an welcher es lieget;
Sein ſei die Lenkung, nicht Euer der Grimm.

Ziehet im Grimm nicht, im Unmuth von dannen,
Wendet der Heimath den Rücken nicht zu!
Will ſich das Vaterland, *ſoll* ſichs ermannen,
Wahrlich, bedarf es der *Männer* dazu.
Aus der Verworrenheit gährendem Streben
Soll ſich die Klarheit, die Ordnung erheben;
Bleibet und *wartet* und **wirket in Ruh'**.

Gebet! der Himmel im Land euch ernähren
Will er, er ſchenkt euch die Fülle des Korns.
Theilet euch nur in die reichlichen Aehren,
Trinkt nur verträglich, begnügſam des Borns!
Daß nicht an euch ſich das Beiſpiel erneue,
Nicht als verworfenes Volk euch zerſtreue
Rings in die Länder die Ruthe des Zorns.

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein.
Mache nur Keiner zu breit sich und schädlich,
So ist das Land nicht für Alle zu klein.
Wollet nur selbst euch nicht drängen und reiben,
So ist für Menschen im Land noch zu bleiben,
Und es wird fließen von Milch und von Wein.

Zu den letzten Worten sag' ich: Amen! Ach, wie zufrieden und glücklich könnten wir leben im gesegneten Vaterlande, wenn nur die Leute nicht hetzten, wühlten und sich gegenseitig blind für das Gute, lahm für das Rechte, stumm für die Wahrheit, und geschwätzig für Lüge und arbeitsam für das gemeinsame Elend machten! Da hält der Teufel der Zwietracht und Unzufriedenheit eine reiche Erndte, treibt manchen braven Mann hinaus aus dem Lande, wenn nicht gar aus der Haut!

Da unten steht das ausgemachte Lichtlein, und das Bild mahnt ans Ende, und so schließ' ich mit dem Herzenswunsche und Gruße: Gott segne euch, meine lieben Freunde, mit Frieden im Herzen, im Hause, in der Gemeinde, im Vaterlande!

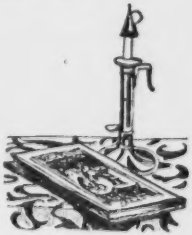

[illegible]

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1851.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Sechster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von L. Richter, geschnitten im akademischen Atelier für Holzschneidekunst in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

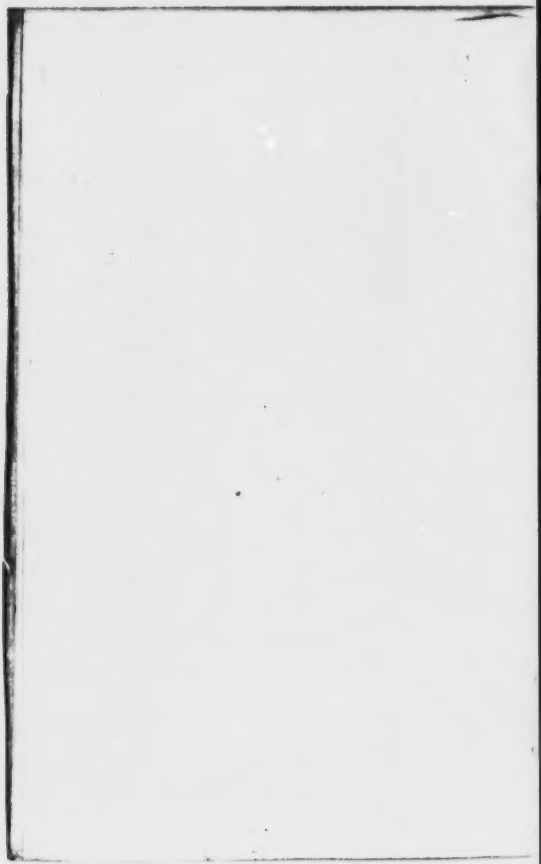

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte! (Mit drei Vignetten.)	1
2.	Auflöſung der Räthſel von Anno 1850. (Mit Vignette.)	5
3.	Eine Geſchichte, wie ſie leider oft paſſirt. (Mit fünf Vignetten.)	7
4.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	22
5.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	24
6.	Ein Stücklein vom alten Blücher	25
7.	Der Siebente. Eine Geſchichte. (Mit drei Vignetten.)	27
8.	Eine Anekdote	36
9.	Von einem Deutſchen, auf den wir ſtolz ſein können. (Mit zwei Vignetten.)	36
10.	Der Welt Lauf. (Mit vier Vignetten.)	46
11.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	58
12.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	60
13.	Eine Anekdote. (Mit Vignette.)	61
14.	Zwei harte Steine mahlen ſelten reine. Eine Geſchichte. (Mit drei Vignetten.)	62
15.	Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. (Mit zwei Vignetten.)	82
16.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	89
17.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	89
18.	Eine Anekdote	91
19.	Vom Kaffe und Kaffetrinken. (Mit zwei Vignetten.)	92
20.	Wie eine Frau ihren Mann einmal kurirt hat. (Mit zwei Vignetten.)	97
21.	Eine Anekdote. (Mit zwei Vignetten.)	105
22.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	107

Seite

23. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 108
24. Von einem guten Deutschen in Lyon. . . . 109
25. Wie der Segen Gottes auch auf einer kleinen Wohlthat ruhen kann. (Mit Vignette.) . . . 113
26. Altes Gold. (Mit Vignette.) 122
27. Ein Gleichniß 123
28. Treue Hand geht durchs ganze Land. (Mit Vignette) 126
29. Eine Anekdote 132
30. Alles nach der Ordnung. (Mit Vignette.) . . 133
31. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) . . . 139
32. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 140
33. Altes Gold. (Mit Vignette.) 141
34. Der kam mit lauter Hoffnung herunter! Eine Geschichte. (Mit drei Vignetten.) 142
35. Das Examen. (Mit zwei Vignetten.) . . . 156
36. Altes Gold. (Mit Vignette.) 161
37. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 162
38. Von einer Gesellschaft, die es verdient, daß Jeder sie kenne und unterstütze 163
39. Das Mädchen von Sasbach. (Mit zwei Vignetten.) . 168
40. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 174
41. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) . . . 175
42. Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen. Eine Geschichte. (Mit drei Vignetten 177
43. Der brave Lehrer und die dankbare Schülerin. (Mit fünf Vignetten.) 189

Literarische Anzeigen.

Gott zum Gruße und den Herrn Chriſtum zum Troſte!

Daß der Menſch in den betrübenden Ereigniſſen, in der Unruhe und Sorge, welche ihm die Geſchichten machen, die wir erleben, ſich nach Etwas umſehe, wo er ſich ausruhen könne, etwa nach einem Büchlein, wie die Spinnſtube, in der in Scherz und Ernſt manches Nützliche, Lehrreiche, Erwecklichе ihm dargebeten wird, das hätte mir mein kleiner Finger ſagen können, wenn ich's nicht ſchon gewußt hätte. Dafür kenne ich Euch Alle zu gut! Man wird's ja doch wahrlich müde, alle Tage zu hören: Dort haben die Leute in ihrer unſinnigen Verirrung Unruhe und Aufruhr angefangen; hier haben ſie ihre Beamten verjagt und dergleichen. Das iſt allemal ein ſchweres Unrecht und die Strafe folgt ihm auf der Stelle oder nicht lange drauf — und zwar von Gottes und Rechts

wegen. Wohin soll das führen? Ist noch nicht Verwirrung und Verderben genug im Lande, daß Handel und Gewerbe stille stehen und der Familienväter viele, ach, sehr viele fragen, wie im Evangelium die Jünger: „Wo nehmen wir Brod her?“ Und wenn ein paar Laiblein da sind: Was ist das unter so Viele? — Ist's noch nicht genug, daß freche Buben das Heilige entweihen, Recht und Sitte beschimpfen und Niemand mehr gehorchen wollen, als — sich selbst? — Ich sag's laut: Es ist eine Sünde und eine Schande und wenn's so fortgeht, schämt man sich, ein Deutscher zu sein! Aber woher kommt's? Da sitzen die vernünftigen, braven Leute und lassen die Buben (es gibt auch alte Buben!) Herren sein! Du Hausvater, probir' mal das Exempel in deinem Haushalt! Sieh' mal zu, wohin's führt? Aha! das magst du nicht, weil du voraus weißt, daß die Bubenwirthschaft es in Kurzem dahin bringen würde, daß dein mühsam erworbenes und erspartes Gut unter den Stecken käme, wo der Ausrufer spricht: Wer bietet mehr? und der Notär ausschlägt — und dich selbst an einen andern Stecken, den wir Bettelstab nennen. Warum laßt Ihr ehrlichen Leute aber das in der Gemeinde und im Lande zu, was Ihr klug und weise im eigenen Hause wehrt? Da liegt der Hund begraben! Lieber Gott, blick' ich heute mit blutendem Herzen auf die schöne Pfalz, auf das gesegnete Badener Land, wo eben erst durch unsere treuen und braven Soldaten (leider hat mancher brave Mensch bluten müssen und manch' Mutterauge weint die heißen Thränen um den gebliebenen Sohn!) diesem Unwesen ein Ende gemacht worden ist, so kann ich der Trauer nicht Grenze setzen! Armes, unglückliches Land! Hätten da die Braven bedacht, was zu ihrem Frieden diente, und hätten die Aufwiegler fortgejagt — all' das Elend, all' der Jammer wäre nicht gekommen! Und das gilt von Denen am Unterrhein, da bei Elberfeld und Iserlohn herum, ebenso! —

Nehmt ein Exempel dran allerwegen!

Wie gesagt, in all' dem Jammer will man einmal ein wenig ausruhen und der Zeitungen wird man ja gar zu bald satt, da Lügen ihre Hauptnahrung sind — da greift man zu einem liebgewordenen Buche, wie nach einem

bewährten Freunde. Das hat sich Anno 1849 mit der Spinnstube bewährt und wird sich Anno 1850 bewähren. Ich hoffe es zuversichtlich!

Darum darf die Spinnstube, die in ihrem Gesichte noch keinen Zug geändert hat und es in ihrem Herzen noch ebenso treu mit Euch meint, wie allezeit, auch getrost wiederkommen und ihr: „Gott zum Gruß und den Herrn Christum zum Troste!“ in jedes Haus und jedes Herz hineinrufen. Und mit dem Gruß und Troste meint sie das Rechte getroffen zu haben, was die kranke Zeit heilen kann. Grüßt Gott uns Alle wieder (und das thut Er alle Tage!) und wir grüßen Ihn wieder mit einem reuigen, bußfertigen Herzen; beten wir wieder gerne und herzlich; suchen wir wieder bei dem Herrn Christo den rechten und alleinigen Trost; ist es uns ein rechter Ernst, Christo in Wort und That zu folgen: „Gott zu geben, was Gottes ist und dem Kaiser (der rechtmäßigen Obrigkeit), was des Kaisers ist;“ lieben wir uns wieder unter einander, nicht mit Worten, sondern mit der That: thun wir wieder redlich unsere Pflicht, sorgsam unsere Arbeit; halten wir wieder auf Gottesfurcht und Kinderzucht; üben wir selbst Gehorsam und lehren ihn unsere Kinder — dann, Ihr lieben Freunde, kehrt Glück und Segen wieder bei uns ein, und der liebe Herrgott hat wieder seine Freude an uns; dann wird das Schwert zur Pflugschar und die Sense, die die Unsinnigen grade geschmiedet, wird wieder krumm, wie's ihr gehört und mähet Gras und Klee, wie sich's gebührt.

Wird's uns damit Ernst, dann steh' ich Euch dafür, auch die Narren, die nicht wissen, was sie wollen, schämen sich und werden wieder gescheidt. Und Euch, Ihr Gebeugten, Schwergeprüften, Hartgetroffenen, ruf' ich diese Worte zu:

Siehest Dein Glück Du erbleichen,
Will der Kummer Dich beugen,
Verzweifle nicht!
Aufwärts zum Himmel schau,
Dem, der Dich liebet, trau!
Verzage nicht!
Fällt doch vom Himmel erquickender Thau
Auf das verschmachtende Blümlein der Au,
Daß es sein blühendes Angesicht
Wieder wendet zum Sonnenlicht!

Leiden ſtill zu ertragen.
In ſchweren, bitteren Tagen,
Lerneſt auch Du,
Nimmſt du als Schickung an,
Was Dir ſo leid gethan;
In Gott iſt Ruh!
Dann, wenn Du beteſt, fällt himmliſcher Thau
Auch in Dein Herz, wie in's Blümlein der Au;
Hebeſt dann wieder dein Angeſicht,
Lebend und preiſend, zum Himmelslicht!

Und nun ſag' ich: Amen! Allen Trauernden gebe Gott den rechten Himmelsthau des Troſtes! Allen Leidenden den der Geneſung! Allen Irrenden den der Erleuchtung! Allen Wankenden, Unſichern den der Kraft und Belebung! Dem öffentlichen Leben den der Ordnung, des Rechts und der Sitte! Den Fürſten den der Gnade, der Milde, der Weisheit und Demuth, und uns Allen den ſeines Friedens!

Geſchrieben am 1. Auguſt 1849.

2. Auflösung der Räthsel von Anno 1850.

Es ist so meine Gewohnheit, Euch, meine lieben Leser und Freunde, im folgenden Jahrgange die Räthsel des vorhergehenden zu lösen. So mach' ich's heuer auch wieder.

Seite 97 des Jahrgangs 1850 steht das Erste und das Eichhörnlein kracht wacker an der Nuß oben drüber. So ein Räthsel ist ja auch eine Nuß, die Ihr krachen sollt! Dieß Erste ist — der Flegel, der die Garben ausdrischt. Sei du aber keiner! Daran mahnt das Räthsel, und eine gute Erinnerung schadet nichts.

Seite 126, wo Ihr das zweite Räthsel findet, ist's die Lerche. So heißt nämlich der schöne Nadelholzbaum und auch das Vögelein, das Morgens allemal in die Höhe steigt und seinen Schöpfer lobt. Thu's auch am Morgen, dann hat die Morgenstund' Gold im Mund! Mit Gott begonnen — ist schon gewonnen!

Seite 134 ist's die — Feder. Ihr kennet die Federkraft, nämlich die mächtigen Federn von Stahl in den Maschinen. Vornehme Frauen tragen Straußfedern auf den Hüten; die Feder wärmt — im Bette; sie ist ein Winterkleid für alle Vögel; der Wind weht sie in die Lüfte; der Hammer schlägt die Stahlfedern; sie dient zur Ruhe — im Bette; sie hält den Gedanken fest — wenn sie ihn aufschreibt; sie macht rüstig gehen — die Uhr —

die aber doch am Orte bleibt; sie stiftet Krieg und Frieden durch — Briefe und *redet* doch kein Wort; sie siegt mehr, als Pulver und Blei, denn die Minister der Fürsten schlichten den Hader der Völker durch Schreiben — und das ist gut — ohne Blut; auf dem Felde des Erkennens ist sie erst recht nützlich; denn sie schreibt ja erst die Bücher, die nachher gedruckt werden, aus denen man so viel Gutes lernen kann. Sie sendet Grüße in die Ferne — durch die Briefe. Im Morgenlande, und auch bei uns, sendet man Briefe, die recht eilen, durch Tauben, denen man den Brief unter die Flügel bindet — hätten die aber keine Federn, so ließen sie das schnelle Fliegen bleiben. Nun wird sie freilich so lange geschnitten, bis sie nicht mehr zum Schreiben taugt und dann weggeworfen. Ich frage: ob das nicht im Grunde Undank ist?

Seite 159 ist's der *Schuh* — der zum Schlappen wird, und das Maaß, das so heißt: „Ich weiß, wo mich der Schuh drückt," die Redensart kennet Ihr? Es wäre gut, wenn's Jeder recht wüßte!

Seite 173 ist das Ehepaar — *Messer* und *Gabel*. Hätten wir die nicht beim Essen, — es wär' eine rechte Heidenwirthschaft! — Da könnt' Einem der Appetit vergehen!

Nun noch Ein Wort! Viele wandern nach Amerika aus, trotz der Warnungen, die wohlmeinende Leute geben (ich auch!). Da nun einmal das Uebel da ist, so muß wieder ein ehrlicher Mann trachten, es zu verringern, so viel er kann. Da möchte ich Euch, die Ihr auswanderungskrank seid, ein Büchlein empfehlen, das Euch viel nützen kann. Es heißt: ***Amerika!*** *Treuer Rathgeber und Führer des deutschen Auswanderers nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Nebst einer Karte* (von Nordamerika). Kreuznach. Verlag von R. *Voigtländer*. 1849. Da findet Ihr *klar und treu*, was Ihr von Amerika wissen müßtet und möchtet; was Ihr mitnehmen sollet, wie Ihr am Besten und Wohlfeilsten reiset; Nachrichten über die Maaße, Münzen und Gewichte und die Verfassung von

Amerika; kurz, es bewahrt Euch dieß Büchlein vor Schaden und Betrug auf der Reise und in Amerika, und weist Euch überall zurecht. Es ist sehr wohlfeil. Beachtet's wohl!

Es wäre recht gut, wenn die Drucker und Verleger solcher Bücher, die meinen lieben Bauern und Bürgern nützlich und heilsam zu lesen sind, solche mir durch Herrn Sauerländer oder sonstwie zuschickten. Der Spinnstubenschreiber gilt Etwas bei seinen Leuten! Er will **Gutes** gern empfehlen, aber er muß es doch erst selber kennen! **Merkt's!**

---

3. Eine Geschichte, wie sie leider oft passirt.

Schmiedjacob! ruft am ersten Abend, wo die Räder in der Spinnstube schnurren, der Gevatter: Ihr seid maulfaul geworden oder was simulirt Ihr so im Stillen? Erzählt uns eine Geschichte, das ist besser!

Meinetwegen! sagte der Alte, ich hab' noch mehr, als ein Spiegelein in dem Säckel. Sähen nur immer die hinein, für die's ist! —

Wer von Euch, fragte er darauf, hat den reichen Riebeler gekannt, dem der schöne Hof bei Stichlingen gehörte, der rechts vom Wege nach Stichlingen liegt?

Ich hab' von ihm noch gehört, sagte der Gevatter, und mehrere And're wiederholten's auch.

Nun, fuhr der Schmiedjacob fort, so wißt Ihr auch,

daß er ein dicker, schwerer Bauer war und zwei Töchter hatte, aber keinen Sohn?

Freilich, entgegneten die Andern. Er war erschrecklich reich!

Ich hab' ihn noch genau gekannt, fuhr er fort, denn er ließ, obgleich auf den Hof eine schöne Entfernung ist, alle Hauptarbeit bei meinem Vater machen und bezahlte prächtig. So bin ich denn auch alle Jahre einige Mal hin gekommen und habe ziemlich genau Leute und Wirthschaft kennen gelernt, denn ich brachte die Arbeit hin und empfing das Geld für meinen Vater.

Nun, der Riebeler hatte zwei Töchter, wie gesagt, die älteste hieß Agnes, ein braves Mädchen, aber die Pocken hatten ihr Gesicht sehr entstellt; die zweite hieß Käthchen und war von den Pocken, die damals noch nicht geimpft wurden, wie heutzutage, fast ganz verschont geblieben und hatte ein glattes, blühendes Gesichtchen. Sie war der beiden Eltern Liebling, nicht bloß, weil sie das Nestquäckchen war, sondern, weil sie hübsch war. Da ging's denn nun auch, wie in dem Hause Isaac's. Das Käthchen wurde gehätschelt, wie dort der Jacob. Ich, meines Orts, hätte die Agnes, trotz der Blatternarben, vorgezogen, denn sie war ein Muster von Fleiß, Sittsamkeit und stillem, sinnigem Wesen; aber das Herzblättchen, das Käthchen, war, wie sich's nicht fehlen konnte, ein eitles Ding, dem das Näschen hoch hinaufstand, und das sich's in den Kopf gesetzt hatte, einmal keinen Bauern zu heirathen, sondern Einen aus der Stadt, Graf, Baron, Kaufmann oder Beamten. Die Mutter stützte sie darin und meinte, weil sie hübsch und reich sei, könne sie auch darauf Anspruch machen. Agnes blieb auf dem Hofe und wußte genug; aber das Käthchen mußte in die Stadt zu einem Schullehrer, wo sie Klavierspielen, Singen, Sticken und allerlei Dinge lernte, ohne die eine gute Haushaltung prächtig bestehen kann. Agnes blieb ihrer landesüblichen Tracht treu, aber Käthchen wurde städtisch herausgeputzt. Das gefiel ihr daßlich und wenn sie Jemand fragte, wo sie her sei, da steckte ihr allemal der Stichlinger Hof wie ein Leberklös im Halse und sie meinte, sie könne den Namen gar nicht herausbringen, weil ja die Leute

dann genau wußten, daß sie ein Bauernmädchen sei. Das war ihr Herzeleid! —

Die Agnes war viel zu gutmüthig, sie darum zu beneiden. Sie gönnte ihr die eitele Lust und blieb, was sie war, ein tüchtiges Bauernmädchen, das sich auf die Haushaltung wacker verstand. Wenn auch ihr Gesicht pockennarbig war, so konnte man Agnes doch nicht häßlich nennen, und besonders war sie gar hübsch gewachsen, darum gefiel sie den Bauernburschen viel besser, als das Putzäffchen, wie sie Käthchen nannten. Vernünftige Leute verdachten dem Riebeler gar sehr diese abweichende Erziehung seiner jüngsten Tochter und die Nährung ihres Hochmuths. Wenn's ihm auch 'mal Einer zu Gemüthe führte, es half nichts; er sagte: Das Mädchen ist zu fein für eine Bauersfrau, darum kann sie auch so nicht erzogen werden. Das war der Damm, an dem sich solche Bemerkungen brachen, und es waren doch gewiß gute Freunde, die sie machten!

Einmal Abends, als der alte Riebeler schon im Bette lag, kam seine Frau, die noch Dieß und Das bestellt hatte, und setzte sich unten aufs Bette, nachdem sie den Vorhang von rothgewürfeltem Baumwollenzeuge zurückgeschlagen.

Hör' mal, Alter, hob sie an, wir müssen die Sache, die uns heute der Henkelmann antrug, überlegen. Mit unsrer Agnes ist nicht mehr lang feil halten. Hübsch ist sie nicht und die Null kommt nun schon zum zweiten Mal in ihrem Alter. Ich meine, der Müller an dem Baumbach wäre keine üble Parthie. Auch sehe ich, daß Agnes ihn gerne sieht. Meinst nicht?

So? — sagte Riebeler und blies eine Dampfwolke aus der Pfeife, die er noch gerne im Bett rauchte. Mit dem „So" war's auch alle. Seine Frau wußte perfekt, daß er nun erwarte, sie solle weiter auskramen, was sie noch im Weisheitsvorrath habe.

Er ist, fuhr sie fort, der alleinige Erbe der Mühle, die schuldenfrei ist; hat um die Mühle zehn Morgen Wiesen und dreißig Morgen Ackerland. Aus seinen Weiden, Erlen und Eschen am Ufer des Baches und Mühlenteiches hat er sein Brennholz und sein Viehstand ist prächtig. Ueberdies ist die Mühle mit ihren drei Gängen kaum im Stande, die Kunden alle zu bedienen und sein Handel mit Frucht und Mehl ist blühend in der Umgegend. —

So? sagte Riebeler und blies eine Dampfwolke fort.

Nun mein' ich, fuhr seine Frau fort, wir sollten, wie es Eheleuten ziemt, berathen und erster Tage auf die Schau fahren.

So? war Riebeler's Antwort. Er legte die Pfeife auf den Tisch, denn sie war leer, sich selbst aufs Ohr, sagte: gute Nacht, und schnarchte bald, als ob zwei Zimmerleute Holz schnitten.

Die Frau ärgerte sich; aber er machte es oft so, wenn er mit sich selber noch nicht im Klaren war. Nun legte sie sich auch, denn das war das Beste, was sie thun konnte. —

Morgens war weiter keine Rede von der Sache, obwohl sie beiden Eheleuten in der Seele lag. Der Alte wußte recht gut, was er an seiner Agnes hatte, und wollte

auch das Mädchen nicht verſchachern. Dazu dachte er zu redlich, obwohl er gegen Käthchen gar ſchwach war. Agnes war mit den Mägden auf dem Felde. Dorthin ging er, und als es Mittag in Stichlingen läutete, ſagte er: Agnes, wir wollen einmal dort hinten den Waizen beſehen, ich glaube, es ſind viele Diſteln drin, die 'gerupft werden müſſen.

Das kam auch oft vor, daß er mit Agnes Dies oder Jenes berieth, daß es ihr alſo nicht eben kurios vorkam. Die Mägde gingen links, Riebeler und Agnes rechts.

Als sie allein waren, sagte er: Agnes, du bist ein verständig Mädchen, deswegen möchte ich Eins mit dir plaudern. Du kennst Müllers Peter?

Ja, sagte das Mädchen und wurde purpurroth, denn sie wußte, um was es sich nun handelte.

Wie gefällt er dir?

Agnes meinte, sie müsse in die Erde sinken; aber sie war ein gar verständig Mädchen, das zu dem Vater mehr Vertrauen hatte, als zu der Mutter, die in ihrer abscheulichen Eitelkeit sie immer zurückgestoßen hatte. Sie faßte sich ein Herz und sagte: Nicht übel!

Höre Kind, fuhr der ehrliche Riebeler fort, mit dem Gefallen mein' ich nicht, ob er dir so von Seiten seines hübschen Gesichtes gefiele, denn das vergeht; sondern, ob du ihn für einen braven Menschen hältst, mit dem du als Ehefrau leben möchtest. Das ist ein kitzlich Ding, sich so aufs lange Jahr mit Einem verbinden. Man muß ihn kennen. Späte Reue, lange Reue.

Ich kenne ihn, sagte Agnes mit wachsender Ruhe und Sammlung ihres Gemüthes, denn ihres Vaters Liebe that ihr so wohl. —

Und möchtest du ihn zum Manne haben, mein Kind? fragte der Vater sanft und freundlich. Er hat um dich gefreiet. Nimmst du ihn gerne, so sag': Ja, und ich sage auch Ja und der liebe Gott wolle Euch segnen! Hast du ihn hingegen nicht gerne, so soll Gott mich behüten, daß ich dich zu deinem Unglücke zwingen oder bereden wollte.

Seht, sagte der Schmiedjacob, das ist die rechte Weise, wie ein Vater mit seinem Kinde reden sollte. Gemeiniglich aber wird die Ehe zwischen den Eltern abgeredet und auf die Kinder gar keine Rücksicht genommen. Ich weiß Fälle genug, wo es dann ging, als wären Hund und Katze zusammen verheirathet; ich weiß aber auch solche, wo der armen, jungen Frau das Herz brach und sie bald begraben wurde. Das sind so die Acker-Ehen, die geschlossen werden, weil die Brautleute viele Aecker zusammenliegen, also große Stücke zu erwarten haben, oder die Geld-Ehen, wo's heißt: Er hat acht Tausend; Sie zehn Tausend, macht achtzehn Tausend, also müssen sie

ſich heirathen, daß das Geld zuſammenbleibt. Das ſind nicht die im Himmel geſchloſſenen Ehen, ſondern da hat der Teufel ein Bißchen die Hand im Spiele und das Unkraut ſäet er ſicher; Brenneſſeln abſonderlich! —

Nun werdet Ihr gerne wiſſen wollen, was die Agnes geſagt habe? Sie hat herzhaft: Ja geſagt, und der Alte hörte wohl daran, wie es ihr ums Herz war und er hat ihr ſeinen erſten vollen Segen gegeben. Und nun gingen ſie ſtille heim.

Abends ſagt die Mutter wieder: Nun, Alter, krieg' ich keine Antwort, als das dreimalige „So" von geſtern Abend?

Er ſagte: Morgen fahren wir hinunter auf die Schau. Du weißt, mir iſt allemal recht, was dir recht iſt! Dabei lächelte er aber ſo ſchalkig, daß es eben ein Glück war, daß es ſtichdunkel war in der Schlafkammer, daß es ſeine Frau nicht wahrnahm, denn die hätte ſicherlich ein Härlein drein gefunden und geknörpelt, denn ſie meinte, ſie hätte die Hoſen ganz. Freilich war's, genau genommen, wahr, allein der Alte meinte doch, er habe ſie noch an der Leine. Die Männer meinen ſo!

Sie fuhren wirklich am andern Tage auf die Mühle und die Sache wurde richtig. Agnes war, das mußte die Mutter ſelber ſagen, heute in dem Glücke ihres Herzens wirklich ſchön.

Nach vier Wochen zog ein glückliches Paar in die Mühle ein. Der alte Riebeler ſteuerte ſein Kind wie ein wackerer Vater aus.

Die Mutter hatte die Geſchichte gleich an Käthchen geſchrieben und ſie eingeladen zur Hochzeit, aber ſie ſchrieb zurück, es ſei eine große Landparthie (ſo nennen es nämlich die Leute in der Stadt, wenn ſie einmal Sonntags heraus auf ein Dorf gehen oder fahren) an dem Tage, da dürfe ſie nicht fehlen; ſie wünſche aber Agnes alles Liebs und Guts zu ihrer Heirath.

Hinter dem Briefe ſteckte was Anderes. Was ſoll ich bei der Bauernwirthſchaft machen? ſagte das hochnaſige Ding. Da muß ich mit den ungeſchlachten Bauernburſchen tanzen und habe noch Langeweile in den Kauf! Nein, es gelüſtet mich gar nicht! —

Die Mutter fand das natürlich; der Vater runzelte die Stirne; Agnes brach in Thränen aus, daß die einzige Schweſter, die ſie hatte, an ihrem Ehrentage fehlen ſollte, und dieſer Umſtand ſtörte ihr Glück gar ſehr; indeſſen lebte ſie mit ihrem braven Manne ſo vergnügt, wie ſie es ſich eben nur hätte wünſchen mögen.

Als der alte Riebeler in die Stadt zu ſeinem Dunzelchen kam, rieb er ihr den Kümmel gehörig; aber das naſeweiſe Ding nahm es nicht nur nicht zu Herzen, ſondern rümpfte das Näschen und ließ das Mäulchen hängen; denn ſo hatte der Vater noch nie mit ihr geredet und ſie war das gar nicht gewohnt. Die Mutter meinte auch, als er es ihr ſagte, er ſei doch auch zu hart mit ihr umgegangen. Sie ſähe ſo was ſtädtiſch an; da ſei Alles anders. Der Alte aber meinte, wenn das Stadtleben die Geſchwiſterliebe tottſchlage, ſo möge es zum Henker fahren; da ſei ihm das Dorfleben hundertmal lieber, und es wäre gut, das Dunzelchen zurückzuholen. Darauf lenkte die Mutter ein und ſuchte den Alten zufrieden zu ſtellen, was ihr auch endlich gelang. — Sie hatte ja die Hoſen! —

Vier Wochen darauf kam denn Käthchen mit einer ganzen Schaar Stadtmädchen und Herren zu Beſuch. Da wurde der Hof aufgeputzt und, was Küche und Keller vermochte, aufgetiſcht. Das war wahr, Käthchen war die Schönſte, die Gewandteſte unter Allen und der Alte ſah ſeine Luſt an dem Kinde; aber daß ſie bei Allem ſagte: Ihr müßt vorlieb nehmen; es iſt ſo ländlich hier! das ärgerte ihn; denn er hatte Alles aufs Beſte hergeſtellt. Mittags fuhren ſie Alle zu Agnes. Da war's wieder grade ſo, und das Käthchen that nicht einmal extra herzlich mit der Schweſter, während die vor Herrlichkeit gar nicht wußte, was ſie thun ſollte, ihre Gäſte zu vergnügen und zu ehren.

Einer von den jungen Herren machte ſich gar viel mit dem Käthchen zu ſchaffen. Es war der Sohn eines Kaufmannes, der im Rufe des Reichthums ſtand. Sie ſah ihm auch gar gern in die Augen. Kurzum, einige Zeit darauf kam einmal eine Karoſſe angefahren und der Vater des jungen Menſchen, der Kaufmann Leitner, ſtieg aus.

War ein recht raisonabeler Mann, der klug redete und sich in Haus und Hof, Ställen und Scheuer wohl umsah. Das Sehen kostet nichts, dachte Riebeler. —

Dem alten Riebeler gefiel die Ehre gar wohl, die ihm der reiche und angesehene Herr Leitner anthat, daß er sich nach Mann und Maus so sorglich erkundigte. Bei Tisch that er auch wacker Bescheid und wurde über die Maßen freundlich. Was er aber eigentlich wollte, das begriff der Riebeler erst, als er so hintenherum zu fragen anfing, ob denn einmal der Hof zwischen beide Kinder getheilt würde oder ob, da die Agnes verheirathet sei, diese ihr Erbtheil habe und der Hof Käthchen zufalle? Der Riebeler antwortete, wie es einem ehrlichen Manne zukommt, er sagte: Eins müsse den Hof übernehmen und das Andere abfinden; allein er werde sich nicht eher austhun, als bis er zu Bette gehe, das heißt, er würde nicht eher theilen, bis er stürbe.

Das ist wohlgethan, sagte Herr Leitner, aber, gesetzt für das schöne Käthchen fände sich eine annehmbare, eine gute Parthie, wie würdet Ihr das machen und wieviel ihr mitgeben?

Der Riebeler dachte: Du Schnüfler! Was geht das dich an? Drauf sagte er: Das würde sich in der letzten Dutte finden.

Nehmt mir's nicht übel, Riebeler, sagte Herr Leitner, ich bin ein Kaufmann, und Unsereiner rechnet genau und muß es. Mein Sohn Fritz, den Ihr kennet, findet Gefallen an Eurem Käthchen und möchte sie heirathen. Da nun aber ein Kaufmann Geld braucht, wenn er seinen Laden einrichtet, so möchte ich wissen, was Ihr Eurem Kinde mitgebet. Mein Sohn kriegt von mir das Haus am Markt und sechs Tausend Gulden baar. Wie meint Ihr?

Der Riebeler sagte, auf soviel und noch was mehr komme es ihm auch nicht an, und dazu brauche er nichts zu leihen, auch seinen Hof nicht zu verkaufen oder zu verpfänden.

Da ist denn der Herr Leitner herausgerückt mit der gehörigen Freierei.

Riebeler ruft seine Frau und sagt's der, die einen Knix nach den andern macht, und von der großen Ehre

ſpricht und derlei dummes Gerede mehr macht, grade, als ob ein ehrlicher, wohlſtehender Bauer nichts in der Welt wäre! —

Das Ende vom Lied war, daß der Alte ſagte, er habe nichts dagegen, wenn das Käthchen wolle.

Dann iſt's richtig, ſagte, fröhlich die Hände reibend, der Herr Leitner, denn die Zwei ſind längſt einig!

Nun wurde denn verabredet, Riebeler ſollte in die Stadt kommen von wegen der Ehepakten, und er kam auch zur beſtimmten Zeit. Da wurde erſt köſtlich gegeſſen, dann köſtlich getrunken, daß es dem Alten ins Oberſtübchen ſtieg, und dann kam der Notär und es ging an den Ehevertrag. Als nun der Riebeler ſagte, er gebe eine Ausſteuer, wie ſich's gebühre und ſechs Tauſend Gulden, da wußte der Notär und der Herr Leitner ſo lange zu par-

liren, bis er acht Tausend sagte. So wurde es geschrieben. Darauf war Verlobung und Hochzeit und das Käthchen war im siebenten Himmel, denn nun war es eine Stadtdame und eines reichen Kaufmannes Frau. Die Mutter lachte den ganzen Tag und wurde gar nicht fertig mit Kaufen und derlei, was den Beutel leicht macht. Der Alte mußte tüchtig in den Säckel greifen, Früchte verkaufen, Kapitalien kündigen, und als er in seinem Hausbuch addirte, kostete ihn die Heirath Summa Summarum ihre eilf Tausend Gulden. Er meinte auch, das Käthchen sei doch eine viel theuerere Tochter, als seine stille, brave Agnes.

Die Mutter sagte, er brauche das Alles nicht so genau aufzuschreiben, das Käthchen sei auch das jüngste Kind, und die Aeltesten hätten immer größere Vortheile, als die Jüngsten. Da kam sie aber quer! Was? rief er: Meinst du, ich sollte meine Seele belasten? Agnes ist mein Kind, wie Käthchen. Agnes hat uns genützt, Käthchen hat gekostet. — Bleib' mir vom Leibe mit deinen faulen Anschlägen!

Was aber heimlich geschah, wußte er nicht. Das feinste Weißzeug wanderte zu der Frau Leitner. Alle Woche ging die Magd mit Butter, Eiern und Gott weiß was, in die Stadt. Das machte die Mutter alles rund. Die Agnes wußte es wohl, aber sie gönnte es ihrer Schwester von Herzen und sie brauchte es nicht, denn ihre Haushaltung war fett. Wochenlang war die Mutter in der Stadt und der Alte wußte nicht, daß sie sich dort in eine modische Stadtfrau verwandelte; denn die Frau Leitner hätte sich ja schämen müssen, wenn ihre Mutter in der Bauerntracht einhergegangen wäre. Der Alten gefiel's, denn Alter schützt vor Thorheit nicht.

Niebeler wußte noch mehr Dinge nicht! Auch nicht, daß sein Herr Schwiegersohn ein Trinker und Spieler war; auch nicht, daß das Gerede ging, wenn der noch drei Jahre stehe, ohne Burzelbaum, was man Bankrutt nennt, so stehe er noch hundert; auch nicht, daß Käthchen viele Thränen weinte, weil der Herr Gemahl sie gar oft roh behandelte und ihr vorwarf, sie sei eine täppische Bauerntrudel und so weiter. Kurz, dort war nicht Alles Gold,

was glänzte. Erſt als der Herr Sohn Wechſel auf den Schwiegervater ausſtellte, die der bezahlen ſollte, wurde es ihm ein wenig heiß unter den Haaren auf dem Kopfe. Er wollte ſie abſolut nicht bezahlen; aber da kam ſeine Alte und hing ſich ſchwebend an ihn; da kam Käthchen und flehte und er bezahlte; ſchrieb's aber auf Käthchens Poſten ins Hausbuch und wies es dem Müller und ſeiner Agnes, daß ſie's wüßten.

Der Alte war ſeitdem gar nicht mehr der Mann, wie ſonſt. Ernſt und gedrückt ging er einher. Zu Herbſt wurde er krank, und es war ihm ſo, als ſei das Stündlein, das uns alle erwartet, nicht fern. Da ließ er ſeinen Schwiegerſohn, den Müller kommen und übergab ihm ſein Hausbuch und redete lang mit ihm alleine. Käthchen konnte nicht kommen, denn ſie war in den Wochen mit ihrem dritten Kinde. Agnes wich nicht vom Vater. Mit einem Male nahm die Krankheit eine andere Wendung und der gute Riebeler ſtarb.

Der Müller ſchlug, als es ans Theilen kam, vor, ſie wollten das Geld, was der Notär kriege, ſparen; der brave Schullehrer von Stichlingen könne die Theilung auch machen; aber der Herr Schwager Leitner ſagte, das ginge nicht. So kam der Notär. Da zeigte ſich's im Hausbuch, daß der Müller ein tüchtig Brödlein wegzunehmen hatte, um mit dem Leitner ausgeglichen zu werden. Dagegen war nichts zu ſagen; es war Alles, Punkt vor Punkt richtig; aber als darauf der Notär das Blatt umſchlug und darauf zu leſen ſtand:

„Ich will, daß der Hof meinem Schwiegerſohn, dem Müller, ſoll zu zwanzig Tauſend Gulden angeſchlagen werden und meine Frau den Sitz im Hauſe habe, bis an ihr Ende.“

Da ſchlug der Herr Leitner Generalmarſch. Himmel und Erde, was tobte der! Das ſei parteiiſch, rief er. Es ſolle da Ein Kind vor dem Andern bevortheilt werden; der Hof ſei ſeine ſechs und dreißig Tauſend Gulden werth zwiſchen Brüdern. Seine Schwiegermutter ziehe zu ihm u. ſ. w. Zuletzt rief er: Der Hof muß verſteigert werden.

Das meinte auch die Riebelerin, die ihres Mannes

letzten Willen nicht achtete. Der Notär erklärte, das sei kein Testament. Und Agnes hing sich an ihren guten Mann und sagte: Halt' Frieden, lieber Mann, und gib nach um meinetwillen! Das ging dem an's Herz, denn er hatte seine brave Frau sehr lieb.

Nun wurde die Sache gewickelt und gedreht — kurz, der Hof kam zur Versteigerung. Gegen alles Vermuthen des Herrn Leitner waren wenige oder keine Liebhaber da, und ein reicher alter Müller aus der Ferne steigerte ihn für neunzehn Tausend Gulden, und als das Protokoll unterschrieben werden sollte, unterschrieb der — Tochtermann Riebeler's, der Agnes Ehemann, und der Hof war von Gottes und Rechtswegen sein; seine Mühle aber hatte der Müller, der für ihn geboten hatte, um eine große Summe gekauft; er bezahlte nach acht Tagen dem Leitner noch einige Tausend Gulden heraus und bezog den Hof. Dazu sah der Kaufmann sauer. Aus dem fetten Erbe war ein mageres geworden. Die Schwiegermutter hatte noch Außenthaltskapitalien. Er hielt so lange an, bis sie zu ihm zog. Jetzt preßte er ihr allmählich Alles heraus. Sie unterschrieb Wechsel und Schuldbriefe, weil Käthchen mit Thränen flehte, und sie dadurch ihr Kind vor Mißhandlungen zu schützen suchte.

An einem schönen Morgen war und blieb der Laden zu. Was ist das? fragten die Leute. Der Herr Kauf-

mann Leitner ist bankrutt, sagten die Andern, die es besser wußten. Thut nichts, meinten Andere, das ist so ihre Art. Nach dem Bankrutt sind sie reicher, als vorher. Die Frau wird das Ihre anziehen; das ist so ein Pfiff! Wir kennen das!

Aber es war anders. Die Frau hatte sammt der Schwiegermutter Alles mit unterschrieben und der Herr Kaufmann war durchgegangen mit dem Rest — nach — Amerika, wo viel Raum für Spitzbuben ist, ob sie gleich daran dort zu Lande auch keinen Mangel haben sollen. Käthchen war mit ihren Kindern am Bettelstab und die Mutter konnte ganz gemächlich mit ihr die letzten Kopfzüge zum Bettelsack machen. Gescheidte Leute hatten das Alles vorausgesagt! —

Kaum hörte das die Agnes und ihr Mann, als sie anspannten und in die Stadt fuhren zum Trost der Armen. Der Müller, der nun Hofmann war, ging zu den Gerichten, und als er zurückkam, sah er traurig aus.

Es ist Alles fort, sagte er, noch heute wird das Haus versiegelt. Agnes weinte an ihrer armen Schwester Halse die Thränen der treuesten Liebe. Du lebst bei uns, sagte sie tröstend, und dir und deinen Kindern, sowie unserer Mutter soll's nicht fehlen, so lange wir etwas haben. Sie sind denn recht kahl mitgefahren, und die Agnes hatte sie.

Aber hat denn der alte Herr Leitner nicht geholfen? fragte der Gevatter.

Ja, das hab' ich vergessen zu sagen, setzte der Schmiedjacob hinzu, der war mit seinem Sohne durchgegangen, denn sie handelten zusammen und machten zusammen Bankrutt.

Die arme Frau! sagte das Kathrinchen.

Freilich, nahm Schmiedjacob wieder das Wort, man mußte Mitleid mit ihr haben; aber das Sprichwort sagt: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!" Das ist die Folge des Hochmuths und der Eselei einer tollen Mutter. So ein Bauernmädchen meint, wenn's nur aus dem Bauernstand, vom Dorf weg, in der Stadt wäre, so wär's im Paradies. Da haben wir's! In der Regel legt solch ein dummstolzes Huhn neben das Nest, und das Ende trägt die Last.

So iſt's aber heutzutage! rief der Schmiedjacob. Jedes will aus ſeinem Stande heraus und höher hinauf. Da aber geht's ihm, wie dem Eſel, der aufs Eis ging tanzen. Er brach das Bein! Wären die Leute mit ihrem Stande zufrieden, nährten ſich ehrlich und arbeiteten, wie es ihre Väter thaten, meiner Treu! es wären nicht ſo viele Leute da, die ernten wollen, wo ſie nicht geſäet, die regieren wollen, was ſie nicht verſtehen, und die durchs Theilenwollen oder Stehlen, was im Grunde auf Eins hinausläuft, ihren leeren Beutel zu füllen gedenken. Ehrliche Arbeit und Thätigkeit in geordnetem Berufe iſt freilich ein unbequemer Weg! — Wenn denn nun Bauernmädchen, vollends hochmüthige Bauernmädchen, abſolut ſolche ſtolzierende Stadtpuppen werden wollen, dann Adje! Wo ſind die alten Sitten? Fort! Wo ſind die alten Trachten? Fort! Alles modig; Hüte, Sonnenſchirme, ſeidene Kleider! Aber, wie ſteht's in der Haushaltung? Nein, es iſt ein Herzeleid mit unſrer Zeit, glaubt mir's. Keine Fuge will mehr paſſen; Jeder will oben hinaus; befehlen will Jeder, gehorchen Keiner. Wo ſoll das hinaus? — Grade da hinaus, wo's mit dem Käthchen und ſeinem Manne hinausging! Verſteht Ihr mich? —

Es war ein Glück, daß Agnes und ihr Mann treue, wackere Leute waren. Sie ſorgten treu für ſie. Die Mutter war und blieb Frau im Haus und Agnes folgte ihr treulich. Käthchen und ihre Kinder hatten es beſſer, als in der Stadt. Sie ſtarb zwar vor Herzeleid frühe, und die alte Riedelerin folgte ihr bald, aber ſie ſtarb mit der Ueberzeugung, daß ihre Kinder eine Mutter und einen Vater hatten. Und das hatten ſie! Agnes und ihr Mann erzogen ſie gut. Der Knabe wurde Einnehmer und war ein braver Mann. Die Mädchen verheiratheten ſich gut und auf Agnes und ihrer Familie ruhte ſichtbarlich Gottes Segen!

Von dem Vater der Kinder und ihrem Großvater hat man nichts mehr gehört. Ich denke, des lieben Gottes Arm reicht auch nach Amerika! —

4. Altes Gold.

Man hört jetzt soviel von dem „neuen Golde,“ das in Californien, in Amerika, so dick liegen soll, daß man's etwa mit den Schuhen zusammen scharren kann — (wenn's wahr wäre!) daß man Bedenken tragen möchte, noch von „Altem Golde,“ zumal von solchem, wie's die Spinnstube bringt, zu reden; aber ich weiß, daß eben dieses ächt ist und — recht gewogen — schwerer ins Gewicht fällt, als jenes, und auch in einer Welt gilt, wo jenes keinen Werth hat; drum bring' ich's wieder frisch zu Markte!

„Ein Jeder ist seines Glückes Schmied!“

Da sollte man wieder meinen, dieß Sprüchwort habe der alte Schmiedjacob gemacht! Im Vertrauen aber sag' ich Euch, das ist älter, als alle Schmiedjacobe der Welt. Was es aber sagt, gibt recht viel zu bedenken. Ich möchte noch zusetzen, wie's denn auch darin liegt, „auch seines Unglücks Schmied ist Jeder!“

Wenn Faulheit, Kartenspiel, Wirthshausgehen die Leute reich machte und die Leute reichlich nährte, so wären die Arbeitsamen, die das Kartenspiel, Wein- und Branntweintrinken meiden, ja doch Esel, daß sie ihr Unglück schmiedeten; aber seht einmal mit offenem Auge in die Welt! Da erblickt Ihr diese Leute recht eifrig am Ambos, wie sie ihr und ihrer Frauen und Kinder Elend heiß und

kalt schmieden. O weh! Wenn die Bibel sagt: Wie der Mensch säet, so wird er erndten, so ist das justement dasselbe. Da weiset die Aerndte noch etwas weiter hinaus, als das Grab, und so schmiedest auch du dein Glück oder Unglück hier, in dieser Welt, für Zeit und Ewigkeit, und daß das Sprüchwort grade das „Schmieden" nennt, das weiset hin auf das Unveränderliche und Dauernde in dem, was du schmiedest.

Hast du durch ein sittenloses, verworfenes Wesen und Thun dein Gewissen verschmiedet, deinen Frieden, wie alt Eisen, zusammengeschlagen, deine Ehre und guten Namen ebenso und endlich deine Hoffnung im Himmel — dann bleiben dir nur die Schlacken des Jammers und Elends hier und dort oben. Klage Niemand an! Du warst der Schmied! Du hast das mahnende Gotteswort und das warnende Gewissen verachtet! Du hast die Kräfte, die dir Gott gab zum Guten, angewendet zum Bösen! Du hast dich nicht durch deine Schicksale bessern lassen! Die Gnade Gottes hast du weggestoßen und eifrig hast du geschmiedet an dem Verderben, das nun mit eiserner Schwere auf dich fällt. Dann aber ist's geschmiedet!

Blick 'mal um dich! Siehest du nicht solcher Schmiede in Hüll' und Fülle, die sagen: Graben mag ich nicht; des Bettelns schäm' ich mich — aber der Spitzbüberei nicht! —

Mancher schmiedet sein Unglück mit Einem Hammerschlag. Ein Verbrechen, Eine Schandthat vernichtet seine Unschuld, seine Ehre, seinen Frieden für ewig, und da sind die Schmiede nicht alle Männer; wie viele Mädchen und Frauen schmieden auch an ihrem Unglücke?

Andere beginnen das Schmiedehandwerk des eignen Jammers, wie ein Junge, der das Handwerk lernt, wird Gesell und am Ende Meister; aber mit der Meisterschaft hat er's für Zeit und Ewigkeit fertig, und die Eltern helfen ihm den Blasbalg ziehen. —

Ach, wie Viele beginnen zu schmieden und merken's nicht, wenn ein Verführer lockt!

Bedenkt's, meine Lieben! Ihr könnt auch Euer Glück schmieden. Rasch dran! Faßt Hammer und Eisen! Der Eine Schlag heißt: Bete! Der zweite: Arbeite! Einen

dritten brauchſt du nicht zu thun. Halte dich zu Solchen, die ſo ſchmieden und ſchlag' wacker zu. Da ſchmiedeſt du eifern feſt dein Glück auf Erden und den Frieden deiner Seele für immer. Da klingt's gar hell und klar, wenn du ſchmiedeſt und die Freude deines Herzens gibt den Takt dazu, ſie bläſt die Eſſe an und die Glut iſt luſtig anzuſehen.

Solch ein Schmiedehandwerk nährt ſeinen Mann tüchtig, denn: „Friede ernährt (Friede mit Gott, mit den Menſchen und ſich ſelbſt), aber Unfriede (mit allen Dreien) verzehrt." Bedenk's zur Zeit, wo du es noch kannſt und werde

ein Schmied deines eigenen Glückes!

---

5. Ein Räthſel.

Zwei Meſſer ſchneiden hurtig
Stets gegeneinander im Streit,
Doch keins thut dem andern Leid.
Was ſich dazwiſchen legt
Immer den Schaden trägt.
Hat's aber Eine im Munde
Geht mancher gute Ruf zu Grunde.
Führ's nicht im Munde, nur in der Hand,
Da nützet's, gebrauchſt du es mit Verſtand.
Wo's aber Eine führet im Mund,
Da mach' dich davon zur guten Stund!

6. Ein Stücklein vom alten Blücher.

Es ist Euch Allen bekannt, daß, als der Napoleon, wie ein böser Geist, plötzlich von der Insel Elba wieder nach Frankreich kam, der Krieg wieder lichterlohe ausbrach. Der alte Blücher faßte wieder das Schwert und da drunten in den Niederlanden, bei Waterloo und Ligny, gab's harte Nüsse zu knacken. Napoleon floh gen Paris und der alte „Marschall Vorwärts," wie die Soldaten den alten Blücher nannten, war tapfer hinterdrein. Damals litt aber der alte Held an einer gar schmerzhaften Augenentzündung und an's ruhige Pflegen war nicht zu denken. Nach vielen Mühseligkeiten und unruhigen Nächten wollte er denn einmal in dem Dörfchen Droux Sainte Marie in einer Scheuer schlafen. Ein Bataillon treuer Schlesier hielt die Wache, damit nichts dem alten Helden seine Ruhe verkümmere. Alles war todtstille. Selbst die Soldaten redeten nur flüsternd mit einander, denn sie hingen mit treuer Liebe an Vater Blücher.

Bei jedem Heere müssen Kriegscommissäre sein, die für die Verpflegung der Truppen zu sorgen haben. Es ist eine alte Erfahrung, daß sie nicht arm werden und damals wußten's die Soldaten genau, woher das kam. — Sie hatten diese Leute durchaus nicht lieb und der alte Blücher konnte sie apart nicht leiden, weil — sie bei der Suppe das Fett allemal für sich abschöpften und dem Soldaten nur die schale Brühe blieb. Ueberdies waren sie hochmüthig und patzig, und wenn die Kugeln pfiffen, machten sie sich fluggs hinter die Fronte, das heißt, wo's sicher vor dem Getroffenwerden war.

In dieser Nacht ließen es sich zwei dieser Leute einfallen, sich ganz in der Stille eine Strohhütte an der Hinterwand der Scheuer aufzurichten, wo Blücher schlief. Die Soldaten ließen es geschehen, weil sie meinten, die beiden Kriegscommissäre hätten das Recht dazu. Die beiden Pfiffikusse aber dachten: Wo der Feldmarschall schläft, da ist's sicher und stille. Das kommt auch uns zu gut! Dumm war der Anschlag nicht.

Morgens wollten sich die Beiden aber, ehe der alte Blücher wach würde, aus dem Staube machen, daß er sie

gar nicht sähe; denn es klang ihnen in den Ohren, daß sie dann ungerupft nicht davon kämen, weil sie keine Erlaubniß hatten, an der Scheuer ihr Quartier zu nehmen.

Als aber in der Scheuer Alles so mäuschenstille blieb, da der alte Held einmal gut schlief auf seinem Strohlager, so dachten sie: Kaffee können wir uns denn doch noch kochen. Gedacht, gethan! — Sie machen sich ein Feuer an — aber der Morgenwind weht Funken in das Streh; die Flamme schlägt hoch empor und ergreift das Strohdach der Scheuer, ehe die herbeieilenden Soldaten es wehren können.

Der Lärm, das Feuer über seinem Kopfe, weckt den alten Blücher. Er springt auf und von Zorn glühend eilt er heraus.

Ihr verdammten Jungens, ruft er den Schlesiern zu, weil er meint, die seien die Ursache des Brandes, ich glaube gar, Ihr habt mir das Haus mit Fleiß über dem Kopfe angezündet? Haltet Ihr so Wache bei mir? Schützt man so meine Ruhe?

Wild funkelten bei diesen Worten die Augen des Feldmarschalls und die Hand fuhr an den Säbel.

Eben trat ein Hauptmann vor, um die wahre Ursache zu melden; aber mehr als fünfzig Stimmen riefen aus dem Bataillon: Wir sind's nicht gewesen, Excellenz, sondern die Herren Kriegscommissäre dort!

Was? ruft Blücher, und tritt einige Schritte vor.

Da standen die Sünder, wie begossene Katzen. Aller Uebermuth und Hochmuth war von ihnen gewichen. Sie blickten, wie Hinkelriebe, unter sich und zitterten vor Furcht, denn sie wußten, daß der Alte nicht spaße und — daß er sie von Herzen nicht leiden konnte.

Als er sie erblickte, rief er zornig: Ihr vermaledeiten Mehlwürmer, Ihr verfluchten Federfuchser, also Ihr habt mir das Dach über'm Kopfe angesteckt? Ei, Euch soll ja —

In diesem Augenblicke aber war sein Zorn fort. Die armen Sünder standen da, als sollten sie eben gehängt werden und diese Furcht der hochmüthigen Blutsauger zerstörte allen Zorn, machte ihn vielmehr lachen. Das sahen aber die Bursche nicht, die nichts weniger erwarteten, als daß sie Blücher verhaften ließe.

Er aber wandte sich an seine Soldaten und sagte: Jungens, ich hab' Euch Unrecht gethan! Ich sehe wohl, diese Kerls haben's verrichtet. Nun, zur Strafe dafür — lacht sie einmal tüchtig aus die Federfuchser und Mehlwürmer, die fett werden, wenn Ihr darben müßt!

Da brach das ganze Bataillon in ein so brausendes Gelächter aus, daß man's weithin hören konnte. Die Kriegscommissäre aber machten sich, so schnell sie konnten, aus dem Staube, froh, daß sie so gnädig davon kamen.

So war's recht, Jungens, sagte Blücher und schwang sich, seine Soldaten grüßend, auf's Roß. Die Soldaten aber konnten den Ernst lange nicht finden, und so oft sich einer der Kriegscommissäre blicken ließ, ging, auch später noch, das Lachen wieder los.

Den Namen „Mehlwürmer" nahm den Kriegscommissären Niemand mehr ab, und die Geschichte wurde schnell im ganzen Heere bekannt und — weidlich belacht.

---

7. Der Siebente.

Eine Geschichte.

Im Sommer des Jahres 1849 besuchte den, der die Spinnstube schreibt, ein alter Freund, den er in fast dreißig Jahren nicht wiedergesehen hatte. Ihr mögt wohl denken, liebe Leser, daß es da Viel zu erzählen gab und Viel zu fragen. Unter Anderm erzählte mir der Freund die nachfolgende Geschichte, die er in einer der größeren Städte des Rheinlandes erlebt hatte.

Alles in der Welt hat seine zwei Seiten, sprach der Freund, so ist's auch mit der Gewerbefreiheit. Da löst jeder Bub, der kümmerlich ausgelernt hat, seinen Gewerbeschein und setzt sich als Meister und da er doch keiner ist und auch keiner wird, so drückt er durch wohlfeile Preise und Pfuscherei das Handwerk herunter und wird doch ein Lump, macht aber auch andere ehrliche Meister zu Lumpen. Das hab' ich einmal recht bitterlich erfahren, als ich noch

in C. wohnte. Da hatte ich einen Schuster, einen recht verständigen und braven Mann, der tüchtige Arbeit lieferte, aber dennoch sehr arm war. Meine Hausleute, die mir ihn empfohlen hatten, erzählten mir, daß er eine ebenso brave und wackere Frau habe, aber, bei sechs Kindern, dennoch nicht soviel zu verdienen im Stande sei, daß er sich einmal einen ordentlichen Ledervorrath anschaffen könne. Die sechs Buben machten ihm viele Kosten, und doch sei keiner derselben noch so weit, daß er Hülfe leisten könne. Ich nahm an der Familie einen um so größeren Antheil, je mehr Gutes ich von ihr hörte. Meine abgelegten Kleidungsstücke erhielt Meister Dörfler, so hieß der Schuster, und seine Frau wußte mit großem Geschick daraus die stattlichsten Kleider für ihre Buben zu machen. Dafür verrichtete mir der Aelteste, wenn er aus der Schule kam, allerlei kleine Dienste und bei dem Vater und der Mutter stand ich in hohen Ehren. —

Eines Tages trat, nachdem ich ihn hatte rufen lassen, Meister Dörfler in meine Stube, um mir ein Paar Stiefeln anzumessen. Der Mann war heute nicht so fröhlich und freundlich, wie sonst, und manchmal hörte ich einen

tiefen Seufzer, den er vor mir zu verbergen suchte. Als das Anmessen beendet war, reichte er mit großer Verlegenheit eine kleine Rechnung. Es waren etwa nur acht bis zehn Groschen, die ich ihm für Kleinigkeiten noch schuldete.

Vergeben Sie, sagte der arme Mann, daß ich die Kleinigkeit jetzt fordere; ich brauche das Geld gar zu nothwendig, denn — denn —

Ei, fiel ich ihm in die Rede, warum wollen Sie da entschuldigen? Ich bin es Ihnen schuldig und Sie hätten mir längst sagen sollen, wie viel es betrüge, denn ich wußte es ja nicht. Als ich ihm das Geld reichte und in seine Augen blickte, sah ich Thränen darin. Das ergriff mein Herz. —

Es stehen Thränen in Ihren Augen, Meister Törsler, sagte ich. Was ist Ihnen? Lassen Sie mich Ihr Leid wissen! Setzen Sie sich und erzählen Sie mir.

Ich nöthigte ihn, sich niederzusetzen, und nun hob er, nachdem er sich die Thränen getrocknet, an und sagte: Ach, was unter andern Umständen uns recht glücklich machen würde, müssen wir bei unsrer Armuth als ein Unglück beklagen. Kaum vermögen wir, meine brave Frau und ich, durch Fleiß und Sparsamkeit unsere sechs Kinder und uns zu ernähren, den schweren Hauszins zu bezahlen und uns ehrlich durchzuschlagen. Nun hat uns Gott abermals mit einem Knaben diese Nacht gesegnet. Das ist der Siebente. Nun kann lange meine Frau nicht arbeiten und ich bin auch gehemmt. Und es ist als wieder Einer mehr, der ernährt, erzogen und gekleidet sein will.

Ich sah mit aufrichtigem Mitleid den armen Handwerksmann an und suchte ihn zu trösten. Anfänglich that ich das in einem heitern, ermuthigenden Tone, indem ich ihn an das Sprüchwort erinnerte: „Wenn Gott läßt wachsen ein Häschen, läßt er auch wachsen ein Gräschen.“ Auch er lächelte wehmüthig. Ja, sagte er, wenn es mit dem Gräschen gethan wäre!

Nun aber erinnerte ich den Mann daran, daß Luther einst sagte: Wo viele Kinder sind, da ist viel Segen Gottes; denn wo so viele Kinder sind, sind Viele, die beten, und wo viel gebetet wird, da ist eitel Segen Gottes.

Da wurde der Mann ernst. Eine gewisse Heiterkeit überglänzte sein Angesicht und er sagte: Ja, das ist ein Wort, welches tröstet. Wir haben Alle im Gebete schon oft die Kraft zum Dulden, aber auch die helfende Gnade Gottes erfahren! —

Nun, so fassen Sie Muth und Vertrauen zu Gott. Wer weiß, ob nicht der Siebente noch ein rechter Segen am Hause wird. So sagte ich zu dem Manne, der herzlich für den Trost dankte und wirklich heiterer von dannen gehen wollte. Ich rief ihn zurück.

Haben Sie denn schon einen Pathen und Gevattermann für Ihren Kleinen? fragte ich.

Ach, sagte er, wer wird mir armen Manne diesen Liebesdienst leisten? Ich werde ihn wohl selber über die Taufe heben müssen.

Schon wieder eine Muthlosigkeit, Meister Dörfler, sagte ich, die nicht recht ist. Erst zweifeln Sie an Gottes Hülfe und jetzt an der Menschen Liebe! Ich wollte mich Ihnen anbieten, wenn ich Ihnen recht bin?

Er sah mich zweifelnd an. Ach Gott, Sie? sagte er halblaut.

Warum denn nicht? fragte ich. Es ist mein voller Ernst, wenn ich Ihnen recht bin. —

Da traten wieder zwei Thränen in des armen Mannes Augen und er konnte nichts sagen, so unerwartet kam ihm dies Anerbieten. Endlich sammelte er sich und nahm mit vielem Danke diese Ehre, wie er sagte, an. Ich drückte ihm zwei Thaler in die Hand, ließ meine künftige Gevatterin grüßen und entließ frohen Herzens den Vater, dessen Herz auch wieder um Vieles leichter schlug. —

Mir gingen eine Menge Gedanken durch den Kopf, wie ich die arme Familie unterstützen wollte; allein, wie es gewöhnlich geht, der beste kam zuletzt. Ich erinnerte mich nämlich, daß ein Gesetz vorhanden sei, nach welchem der König bei dem siebenten Knaben eines Ehepaares, wenn die Reihe der Sieben durch kein Mädchen unterbrochen ist, Pathenstelle annimmt und gewöhnlich ein ansehnliches Geschenk gibt.

Nach Berlin war weit. Der König hat auch mehr zu thun, als auf jeden Brief gleich frischweg zu antwor-

ten. Das berechnete ich und eilte, mich anzukleiden, um auf die Bürgermeisterei und zu dem Geistlichen zu gehen, und mir die Zeugnisse zu holen, die ich nöthig hatte.

Der Bürgermeister und Pfarrer bescheinigten mir, daß der neugeborne Knabe der siebente in ununterbrochener Reihe desselben Vaters und derselben Mutter sei und Beide gaben mir bereitwillig die allerlöblichsten Zeugnisse für Meister Törfler's Wohlverhalten. Damit eilte ich heim. Unterwegs begegnete mir der Doctor, ein guter, wohlthätiger Mann, und reich dabei. Er hieß Wilhelm, ich Friedrich, das waren die beiden Namen des Königs.

Doctor, sagte ich, du mußt mein Mitgevatter werden und wir Beide die Stellvertreter unsres Königs.

Bist du toll? fragte er erstaunt.

Bin völlig bei Verstande, sagte ich und erzählte ihm die Geschichte. Er kannte den ehrlichen Schuster genau und freute sich dessen, was ich thun wollte, nahm auch die Gevatterschaft an und versprach, wacker die arme Familie zu unterstützen.

Das Herz in der Brust hüpfte mir vor Freuden. Ich eilte nach Hause und schrieb sogleich eine Bittschrift im Namen Törfler's. Erzählte dem milden Könige die Umstände der Familie, legte die Atteste bei und bat um die Gnade, daß Seine Majestät Pathe des Neugebornen werden möge. — Die Bittschrift ging mit meinen besten Wünschen ab. Mittlerweile beweg ich mir befreundete, wohlthätige Familien zur Unterstützung der Wöchnerin und der Familie, was mir über Erwarten glücklich gelang.

Nach einigen Tagen kam Törfler zu mir. Sein Gesicht strahlte von Freude. Er faßte meine Hand, aber reden konnte er nicht, bis er sich gesammelt hatte. —

Sie haben wahr prophezeihet, sagte er. Der Siebente ist ein reicher Segen geworden; aber wir wissen, wo des Segens Anfang ist, und unsere Dankgebete gedenken Ihrer vor Gott.

Nun erzählte er, wie ihnen von allen Seiten Kinderkleidungsstücke, nährende Speisen, Geldunterstützungen und eine Menge Schusterarbeit zuflössen. Er müsse nun, sobald seine Frau genesen sei, einen oder zwei Gesellen nehmen, um alle die neuen Kunden zu bedienen. Der Mann

konnte der Dankbarkeit gar nicht Worte genug geben. Er bat mich, nun doch auch ihn einmal zu besuchen, um meinen Pathen und die glückliche Mutter zu sehen. Das versprach ich und sagte ihm, auch der Doctor habe sich zum Pathen angeboten, wenn er nichts dagegen habe. Der Mann war ganz außer sich vor Freude und eilte heim.

Bald folgte ich ihm und trat in die Stube der armen Leute. Zu meinem Erstaunen fand ich die größte Reinlichkeit. Zwar sah man überall Armuth, aber Ordnung war in Allem und kein Stäubchen sichtbar. Die jüngeren Knaben spielten stille für sich. Die älteren waren in der Schule. Einer wiegte das Kleine und die Mutter saß im reinlichen Kleide da und bereitete Kartoffeln zum Mahle, während der Vater eifrig an seiner Werkbank arbeitete. Heiterkeit lachte von allen Gesichtern. Mir wurde recht wohl in dem kleinen, reinlichen Stübchen. Und mit welcher Freude und Dankbarkeit wurde ich aufgenommen. Mit welchem Glücke zeigte mir die Mutter den kleinen Pathen, der so anmuthig und appetitlich in seinem saubern Bettchen lag.

Ueber den Namen des kleinen Burschen, sagte ich, bin ich mit dem Doctor einig geworden; ich denke, Sie haben Nichts dagegen, wenn wir ihn Friedrich Wilhelm heißen?

Lächelnd sagte die Mutter: Das ist ja auch der Name unsres lieben Königs, warum sollten wir den nicht gerne nehmen?

Mit der Taufe aber, versetzte ich, werden wir noch etwas verziehen. Ich habe jetzt noch einige wichtige Geschäfte abzuthun, die ich gerne hinter mir haben möchte, wenn wir die Taufe feiern.

Sie stimmten vollkommen bei und Alles war in der besten Ordnung.

Die befreundeten Familien fuhren getreulich mit ihren Unterstützungen fort und meine Hausleute sagten mir mit großer Freude, der ehrliche Dörfler habe heute einen Gesellen angenommen. Die Familie sei voll Preis und Dank über die Wendung ihres Schicksals.

Ich kann wohl sagen, daß ich mich selber glücklich fühlte im Glücke der braven Familie.

Endlich brachte mir der Postbote einen Brief mit dem Königlichen Insiegel. Ich erbrach ihn mit Beben der Freude. Richtig! Der König hatte die Pathenschaft angenommen und, in Berücksichtigung der Armuth des Vaters und seiner verzüglichen Zeugnisse, einen Kassenschein von hundert Thalern als Pathengeschenk beigelegt.

Gott segne den König! rief ich frohlockend aus, schloß aber für's Erste die Freude in meine Brust ein und lief zum Doctor. Der König hat angenommen! rief ich ihm zu. Nun muß aber bis übermorgen eine ordentliche Kindtaufe angerichtet werden.

Versteht sich, entgegnete der Doctor; aber ich verstehe mich auf dergleichen Dinge nicht. Weißt du was, richte du Alles her und hinterdrein sagst du mir, was ich zu zahlen habe. Auch mit dem Pathengeschenk dürfen wir uns nicht lumpen lassen!

Versteht sich, entgegnete ich ihm. Wieviel denkst du?

Ich dachte, sprach der Doctor, wir wollten durch unser Pathengeschenk den Mann in den Stand setzen, seinem Geschäfte einen kleinen Aufschwung zu geben. Sind dir zwanzig Thaler für dein Theil nicht zuviel?

Nein! rief ich.

So bleibt's dabei, fuhr der Doctort fort. Für Kundschaft will ich schon so treulich sorgen, wie du es gethan hast.

Nach dieser Verabredung ging ich weg und gradezu in Dörfler's Wohnung. Wieder fand ich die musterhafteste

Ordnung und Reinlichkeit. — Ich ſagte nun der Mutter, daß übermorgen die Kindtaufe, Mittags um ein Uhr, ſein ſolle, und bemerkte, daß ſie ſich ja keine Beſchwerden und Koſten machen dürfe, indem der Doctor und ich Alles beſorgen und beſtreiten würden.

Ohne auf ihren Dank zu hören, eilte ich weg und ließ durch meine brave Hausfrau Kuchen, Kaffee und alles Nöthige zurichten. Ich ſandte eine gehörige Anzahl Weinflaſchen hinüber.

Um die beſtimmte Stunde kam der Doctor. Wir gingen zu unſern glücklichen Gevatterleuten und im ſtolzen Zuge, den Vater zwiſchen uns, ſchritten wir zur Kirche.

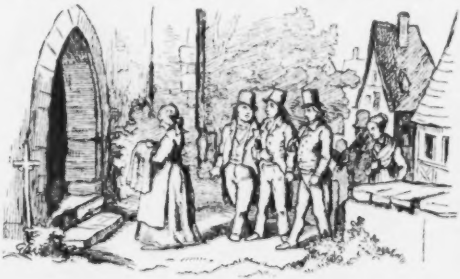

Als wir aus der Kirche zurückkamen, war die Stube geräumt und feſtlich aufgeputzt. Ein langer Tiſch ſtand in der Mitte und auf dieſem die köſtlichſten Kuchen, der duftige Kaffe, der goldene Wein.

Der Pfarrer und mehrere achtbare Bürgerfamilien, Verwandte und Nachbarn Dörfler's, waren eingeladen.

Heiterkeit und Freude ſaßen mit uns zu Tiſche. Als der Kaffe getrunken war, und der treffliche Wein in den Gläſern perlte, zog ich mein Königliches Schreiben heraus und nahm alſo das Wort: Meinen lieben Gevatterleuten und der ehrenwerthen Geſellſchaft bin ich nun noch das Bekenntniß eines kleinen Schelmenſtreiches ſchuldig, den

ich gespielt habe. Es ist wohl bekannt, daß das Gesetz besteht, daß, wenn eine Familie in ununterbrochener Reihe sieben Knaben hat, der König bei dem siebenten Pathe ist. Da hab' ich denn so in der Stille an des Königs Majestät für meinen Gevatter Dörfler geschrieben und der König hat willfahrt, er ist Pathe des Kleinen und der Doctor und ich sind nur die Stellvertreter. Der hohe Pathe hat aber auch zugleich ein Pathengeschenk von hundert Thalern beigefügt, das ich hiermit meiner Frau Gevatterin überreiche!

Die beiden Eltern waren vor Erstaunen und freudigem Schrecken ganz starr und bleich.

Der Pfarrer aber stand auf und nahm das Glas: Wir wollen aus dankerfülltem Herzen dem hohen Pathen ein Lebehoch bringen! sagte er, und die Gläser klangen hell und das „Hoch" schallte frisch und kräftig.

Aber, fuhr der Pfarrer fort, auch die beiden wackern Pathen-Stellvertreter sollen hochleben!

Und abermals klangen die Gläser und das „Hoch" lustig auf.

Jetzt erhob sich Meister Dörfler und sagte: Niemand soll mich weis machen, daß es heutzutage keine Propheten mehr gäbe! Als ich hier zu dem Herrn *** mit schwerem Herzen kam, um ihm die Stiefel anzumessen, und ihm erzählte, mein Siebenter sei geboren, da tröstete er mich und sagte, der bringe mir gewiß Segen!

Das ist herrlich wahr geworden, reichlicher, als ich es jemals zu hoffen würde gewagt haben. Nächst Gott, danke ich es Ihnen, rief er aus und die hellen Thränen standen in des Glücklichen Augen.

Daß aber auch wirklich der Siebente Segen brachte, erwies sich augenscheinlich; denn der Meister bekam einen weiten Kreis von Kunden, die er sich durch vortreffliche Arbeit, durch unbestechliche Rechtschaffenheit erhielt. Er arbeitete fortan immer mit zwei und drei Gesellen und als seine Knaben heranwuchsen, ist er ein sehr wohlhabender, aber auch sehr geachteter Mann geworden. Und das kam mit dem Siebenten!

---

8. Eine Anekdote.

Bekanntlich fängt ſich das ſchleswig-holſteiniſche Volkslied ſo an: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ u. ſ. w. Kürzlich ſitzt ein Oeſterreicher in Frankfurt vor einer Landkarte von Schleswig-Holſtein und blickt unverwandt hinein, tippt als einmal mit dem Finger auf die Karte und ſchüttelt dann wieder den Kopf.

Ein Kamerad von ihm, der neben ihm ſaß, ſah dies Kopfſchütteln und kennt's nicht begreifen, was das bedeute, wendet ſich an ihn und fragt: Herr Kamerad, worum ſchütteln's dann ſo den Kopf?

Schauen's, ſagt der Angeredete, i betracht' mir da holters die Karten von Schleswig-Holſtein und komm' holters nit recht raus. Das Schleswig heb' ich funden, das Holſtein auch, aber das ſakrisch „meerumſchlungen,“ das kann i nit finden, ſo ſehr i auch ſuchen thue!

Da kam's denn heraus, daß der gute Landsmann das Wort des Liedes „meerumſchlungen“ (vom Meer umgeben) für eine Stadt gehalten hat! Proſit!

---

9. Von einem Deutſchen, auf den wir ſtolz ſein können.

Wenn der Gevatter am Sonntagnachmittag ſich an den Tiſch ſetzt und in ſeiner Bibel das Kapitel lieſt, aus welchem der Pfarrer den Text nahm, denkt er nicht daran, daß vor vier Hundert Jahren das ſo leicht Niemand konnte, er ſei denn erſtaunlich reich geweſen. Fragt er nun: Ei, warum denn? ſo antworte ich ihm ganz einfach, weil's damals noch keine ſo gedruckte, ſondern nur geſchriebene Bibeln gab,

die aber, weil sie mit ebenso viel Kunst, als Fleiß und Ausdauer abgeschrieben werden mußten, sehr selten und sehr theuer waren. Nur reiche Klöster, Kirchen und Fürsten konnten sich einen so kostbaren Schatz erwerben.

Denkt Euch einmal, die ganze Bibel sauber und schön, Wort für Wort abzuschreiben! Das war ein ungeheures Stück Arbeit! Da kam das Gotteswort nur in wenige Hände und die Leute lernten daraus höchstens nur die Sonntags-Evangelien und Episteln kennen, die beim Gottesdienst abgelesen wurden, wenn sie sie verstanden — da sie lateinisch und nicht deutsch gelesen wurden. Nicht nur das Wort Gottes war damals selten im Lande, sondern auch andere Bücher, daraus man etwas Gutes und Nützliches hätte lernen können.

Es war daher auch kein Wunder, daß man mit dem Worte der Schrift sagen konnte: „Finsterniß deckte die Völker.“

Daß wir heutzutage für wenig Geld gute Bücher kaufen und lesen können, das verdanken wir, nächst Gott, der jeden heilsamen Gedanken in dem Geiste der Menschen erweckt, einem Deutschen, einem Mainzer, der Johannes Gutenberg, oder genauer: Johannes Gensfleisch zum Gutenberg hieß und in dem Hofe „zum Gensfleisch“ in Mainz im Jahr 1397 geboren wurde. Sein Vater hieß Frielo oder Friedrich Gensfleisch und seine Mutter Else oder Elisabeth zum Gutenberg. Da mit ihr die Familie zum Gutenberg ausstarb, so nahm ihr Mann ihren Geschlechtsnamen zu dem Seinigen, wie das in jener Zeit häufig vorkam. Das Geschlecht der Gensfleische und Gutenberge war ein edles und angesehenes in der Stadt Mainz. Zwischen diesen reichen und edeln Familien und denen der Zünfte und übrigen Bürger bestand ein alter Haß, weil die edeln Geschlechter meist die Herrschaft besaßen, und oft und vielfach die Bürger unterdrückt hatten. Da gab's denn immer Neid und Hader. So auch in Mainz im Jahre 1420. Der Aufruhr der Bürger nöthigte die edeln Familien, die auch Altbürger genannt wurden, aus der Stadt zu flüchten. Die Gensfleische flüchteten nach Straßburg, blieben aber dort wohnen, als der Friede hergestellt war, und die Altbürger zurückkehren

durften. Die Jugend des Johannes Gutenberg, sowie die Orte und Gelegenheiten, wo er seine vielfachen Kenntnisse erwarb, sind völlig unbekannt; das aber ist gewiß, daß er in den Jahren 1436 bis 1438 in Straßburg mit mehreren Männern in Verbindung trat, um Spiegel zu machen, Steine zu schleifen, aber auch vermittelst einer von ihm erfundenen Presse die ersten, unvollkommensten Versuche machte, Bücher zu drucken. War auch seine Familie früher reich und mächtig, so verursachte doch die Flucht aus Mainz große Verluste und Gutenberg mußte, um sich zu ernähren, seine erlernten vielen Künste anwenden und Anderen theilweise lehren, und sich ihres Geldes bei seinen kostspieligen Arbeiten und Versuchen bedienen. In Straßburg hat er aber noch kein Buch gedruckt, das ist gewiß.

Man sollte denken, man wäre schon weit früher darauf gekommen, Bücher zu drucken, da man Heiligenbilder, mit Reimen und Sprüchen dabei, druckte. Das geschah aber so: In eine Tafel von Birnbaumholz wurde das Bild ausgeschnitten und die Sprüchlein auch, so daß das, was auf das Papier gedruckt werden sollte, hoch war, das Andere vertieft und weggeschnitten wurde. Dies Hohe wurde nun mit Schwärze oder Farbe bestrichen und vermittelst eines Reibers auf das Papier gedruckt.

Von dieser Art, ein Bild und dazu auch Worte zu vervielfältigen, zum Bücherdrucke war kein weiter Weg, und doch kam Niemand auf den Gedanken, als Gutenberg. Er schnitt nun zuerst Holztafeln voll Worte, die erhaben standen und bestrich diese mit Schwärze; allein da mußte er ebenso viele Tafeln schneiden, als er Blattseiten haben wollte, und mit dem Abdrucken durch den Reiber ging's eben auch nicht; der Druck wurde nicht überall gleich. So kam er denn auf den Gedanken, eine Presse zu machen, durch die man den gleichmäßigen Druck machen könnte. Da er selbst kein Geld hatte, so mußte er mit fremdem Geld arbeiten und das bereitete ihm Processe und Ungemach. Endlich ging ihm beim Simuliren über die Sache ein Licht auf. Er dachte: wenn du die einzelnen Buchstaben aus der Holztafel herausschnittest, so könntest du sie zusammensetzen, wie du wolltest, und könntest daraus immer

neue Worte bilden! Gedacht, gethan! Jetzt hatte er bewegliche Buchstaben und konnte weit mehr leisten, als früher; denn die in die Holztafel geschnittenen Worte blieben natürlich immer dieselben; jetzt aber, wo sie beweglich waren, konnte er viel mehr ausrichten. Wir wollen uns das durch ein Beispiel klar machen. Hatte er die losen Buchstaben: A. B. E. N. D. — so konnte er daraus bilden die Worte: Abend, Ab, End, Bad, Baden, Band, Den; wenn er nämlich die Buchstaben versetzte und anders zusammenfügte; hatte er sie aber in die Holztafel fest eingeschnitten, so konnte er damit nur das Eine Wort: Abend drucken. Da seht Ihr, was das ein weiter Fortschritt war! Dennoch fand Gutenberg bald, daß sich die Holzbuchstaben leicht abnutzten, also unsauber druckten, nicht lange hielten und daß es doch auch eine entsetzliche Mühe und Zeitaufwand verursachte, so viele A-B-C aus Holz zu schneiden, als zu einem größern Buche, besonders aber zu einer Bibel nöthig waren. So sann er denn darauf, Buchstaben aus Metall, Blei, Zinn oder Kupfer zu machen. Ehe er jedoch Dies ausführte, verließ er Straßburg und ging nach Mainz. Hier hatte er mit einem reichen Mainzer Bürger, Namens Fust, einen Vertrag geschlossen in der Art, daß er eine Druckerei in Mainz anlegen, das Druckgeräthe vervollständigen wolle, wozu Fust das Geld schießen sollte. Der Gewinn sollte zwischen Beiden getheilt werden; Gutenberg sollte das Kapital mit sechs Procent verzinsen, Fust dagegen jährlich einen Beitrag zu den Kosten liefern.

Hätte es der ehrliche Gutenberg mit einem rechtlichen Manne zu thun gehabt, so hätte aus dieser Verbindung endlich der Lohn für all' sein Mühen, Denken und Ringen hervorgehen können; allein Fust war ein Pfiffikus, dem Geld und Geldgewinn über Alles ging, der in Gutenberg nur einen Mann erblickte, den er wohl gebrauchen könne.

Während also Fust nur Geldgewinn suchte, strebte Gutenberg, eine Kunst zu erfinden, die aller Welt die Thore des Erkennens öffnete. So kam er denn auch in Mainz auf den Gedanken, statt der hölzernen Buchstaben, metallene zu gießen. Dabei war auch der neue Vortheil, daß diese Buchstaben regelmäßiger, gleich groß und doch

viel kleiner und feiner gemacht werden konnten, als die hölzernen. Das war ein neuer und großer Fortschritt in der wunderbaren und herrlichen Kunst, die der Welt so unbeschreiblich viel nützen sollte. Dies bewerkstelligte er so: Ueber sauber aus Messing geschnittene Buchstaben goß er Blei. Hierdurch erhielt er die vertieften Formen, in denen er nun zinnerne und erzene Buchstaben goß. Erwägt man, daß er so in Einem Tage viel Hunderte von A-B-C gießen konnte, während auf die früheren Holzbuchstaben außerordentlich viele Zeit mußte verwendet werden, so ergibt sich abermals ein bedeutender Fortschritt.

Es ist ein herrliches Zeugniß für Gutenberg, daß er nun sogleich daran ging, eine Bibel zu drucken. Dem Worte Gottes sollte zuerst die neue Kunst dienstbar werden und hier zeigt sich ein frommes, dankbares Gemüth, das die von Gott geschenkte Einsicht auch sogleich zur Ehre Gottes anwenden wollte. Er begann den Druck im Jahre 1452 und im Jahre 1455 war er vollendet; aber dies Werk hatte ungeheure Kosten verursacht und die lange Zeit seiner Dauer legt auch dafür Zeugniß ab, wie unvollkommen noch die Einrichtung der Druckerei und wie wenig geübt die Kunst der Drucker war.

Um diese Zeit war auch Peter Schöffer aus Gernsheim in die Verbindung mit Gutenberg und Fust getreten. Schöffer war ein sehr geschickter Mann, der besonders die Schönheit der Buchstaben hervorbrachte, weil er sehr schön schrieb, aber auch ein besseres Verfahren zur Herstellung noch dauerhafterer Buchstaben erfand. Fust erkannte die Brauchbarkeit Schöffer's, und da er den falschen Gedanken schon mit sich herumtrug, sich von Gutenberg zu trennen und die Vortheile des Druckens allein für sich zu gewinnen, so suchte er den Schöffer sich recht anzubeimeln und gab ihm endlich sogar seine Tochter zum Weibe.

Jetzt, wo Gutenberg nach langem Mühen, Opfern und Sinnen am Ziele war, jetzt sollte den wackern Mann der härteste Schlag treffen. Fust, ein habgieriger und falscher Mensch, verlangte plötzlich von Gutenberg sein ihm dargeliehenes Kapital mit allen Zinsen, die er ihm doch mündlich erlassen hatte.

Gutenberg war ein gutmüthiger, stiller Mann, der

sich nur mit seinen Wissenschaften abgab, in Welthändeln aber nur geringe Erfahrung hatte. Darauf baute auch der falsche Fust und hing dem armen Gutenberg, der nicht bezahlen konnte, einen Proceß an, in dem er noch allerlei Schleichwege ging und Lügen vorbrachte. Durch seinen Reichthum und sein Ansehen drehte er die leider oft wächserne Nase des Rechts zu seinem Vortheil und gewann gegen alles Recht den Proceß. Da der arme Gutenberg nicht bezahlen konnte, so sprach überdies das erkaufte Gericht dem Fust die ganze Druckerei als Eigenthum, zum Ersatze seiner Forderungen, zu.

Das geschah im November 1455. Denkt man sich in die Lage des armen Gutenberg, so blutet Einem das Herz. Alle Frucht seiner Mühen, der Preis seines Lebens und Strebens war ihm auf eine nichtswürdige, schändliche Weise entrissen von dem Manne, den er arglos und voll Vertrauen in seine Kunst eingeweiht hatte. Es war im Anfang eines rauhen Winters. Ohne Brod, ohne Hülfsmittel und Geld, ohne Unterstützung und ohne Recht, was sollte er in Mainz anfangen? Noch einige Zeit weilte er daselbst, niedergebeugt und gedrückt; dann nahm der Mann, dem die Welt die höhere Einsicht, die Mittel des Erkennens danken sollte, den Wanderstab und verließ seine Vaterstadt zum zweiten Male, bettelarm und hülflos, und, was mehr ist — betrogen um seinen Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen! —

Und wohin wandert der treffliche und doch so arme Mann? Wieder nach Straßburg zieht er hin, wo er auch schon so bittere Erfahrungen gemacht hatte. Dort hoffte er eine Druckerei einrichten zu können, und wieder einen ehrlichen Lebensunterhalt sich zu gründen. Mit dieser Hoffnung, die den gebeugten Mann noch aufrecht hielt, kam er nach Straßburg. Er bot Alles auf, reiche, ihm bekannte Leute, dazu zu bewegen, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, um den Plan, den er in der Seele trug, auszuführen; aber Alles blieb erfolglos und die Noth kam mit Macht über ihn, während Fust und Schöffer ernteten, was er gesäet hatte. Recht verrätherisch schlau hatten Beide die Erfindung Schöffer's, schönere und dauerhaftere Buchstaben zu verfertigen, vor ihm geheim gehalten und

übten sie jetzt aus, wo sie ihn auf die Seite geschoben hatten. Sie druckten einen prächtigen Psalter, der noch heute ein Prachtstück der Buchdruckerkunst ist, wurden steinreich, während der edle Gutenberg, der Erfinder der Kunst, dem sie Alles verdankten, darbte, und kaum einen Ort hatte, wohin er sein kummervolles Haupt niederlegen sollte.

Als in Straßburg alle Hoffnung verschwand, und der arme Mann am Rande der Verzweiflung stand, schien ihm noch einmal ein Glücksstern aufzugehen. Er kam in Verbindung mit dem Syndikus Dr. Conrad Humery in Mainz, und dieser, ein reicher Mann, ließ sich bereit finden, die Geldmittel zu einer neuen Druckerei in Mainz herzuschießen. Gutenberg kehrte in die Vaterstadt zurück, wo er das Härteste erfahren hatte, daß die Treulosen ihn um Alles betrogen hatten, und richtete die Druckerei wieder ein. Er mußte hier wieder von Vornen anfangen, wo er schon einmal am glücklichen Ziele gewesen war. Er

baute wieder von unten auf; er setzte wieder seine ganze Kraft daran, die neue Druckerei bestmöglichst einzurichten, um endlich den Lohn seines Fleißes und Denkens so weit zu ernten, als es Fust und Schöffer ihm zu erringen übrig ließen, und dennoch betrog ihn auch diese letzte Hoffnung.

Tief schmerzte es ihn, den Erfinder, der seine Kunst als Geheimniß bewahrt hatte, damit sie ihm den Vortheil abwerfe, den er mit Fug und Recht in Anspruch nehmen konnte, und dessen er doch auch in seiner bedrängten Lage so sehr bedurfte, tief schmerzte es ihn, daß sein Geheimniß nun verrathen war; denn als er mit Fust und Schöffer in Streit gerieth und endlich sich von ihnen trennen mußte, da lag, während des Processes, das Geschäft stille. Die vielen Gehülfen, welche sie angenommen und die durch einen Eidschwur sich hatten verpflichten müssen, das Geheimniß ihrer Kunst nicht zu verrathen, waren nun ohne Verdienst. Sie wanderten aus und hielten sich, da das Geschäft aufgehört hatte, ihres Eides entbunden. Sie gründeten in anderen Städten Druckereien; so in Straßburg, Frankfurt am Main, Bamberg, aus denen nun bald Druckschriften hervorgingen. Zu diesem Unglücke für Gutenberg kam bald noch ein anderes, das in noch weit größerm Maaße die Kunst, Bücher zu drucken, in der Welt verbreitete. Der Erzbischof und Churfürst Diether von Mainz wurde vom Papst in Rom seiner Würde entsetzt und an seiner Stelle Adolph, Graf von Nassau, eingesetzt. Dies ließ sich Diether nicht gefallen. Er sammelte ein Heer und Adolph von Nassau that, zu seinem Schutze, dasselbe. So entspann sich ein blutiger Krieg zwischen Beiden. Diether hatte die Bürger von Mainz zu seinen Anhängern und setzte sich in der Stadt Mainz fest. Adolph belagerte die Stadt und eroberte sie in einer nebeligen Herbstnacht. Zwar vertheidigten sich die Bürger, aber sie mußten dem plötzlichen Ueberfall und der Uebermacht weichen. Adolphs Schaaren mordeten unbarmherzig, zündeten einen Theil der Stadt an und richteten ein gräulich Wesen an. In dieser schrecklichen Nacht traf denn auch den treulosen Fust die verdiente Strafe. Seine Druckerei mit allen Werkzeugen brannte nieder, und es dauerte lange, bis sie wieder

eine neue Druckerei eingerichtet hatten. Ihre Gehülfen zogen fort und gründeten neuerdings an anderen Orten Druckereien. Auch den armen Dulder Gutenberg traf das Unglück dieser sogenannten „Mordnacht“ so schwer, daß er seine neuerrichtete Druckerei nicht mehr halten konnte. Er mußte sie wieder an Den als Eigenthum abtreten, der ihm das Geld geschossen hatte, nämlich an den Doctor Humery in Mainz. Uebrigens schien es, als hätten sich wohlwollende Menschen seiner getreulich angenommen; denn eben dieser Doctor Humery, welchem nun die Druckerei eigenthümlich war, ließ ihm die Aufsicht über dieselbe, wie denn auch nahe Verwandte vom ihm die Druckerei, welche nach Eltvill (am Rheine sagen gewöhnlich die Leute Elfeld) im Rheingau verlegt werden war, betrieben. In Eltvill nämlich wohnte damals der Churfürst und Erzbischof Adolph, Graf von Nassau, der zu den Mainzern, die ihn verschmäht hatten, so wenig Liebe trug, als die Mainzer, unter denen seine Söldner dazumal, als sie die Stadt eroberten, greulich gemordet, zu ihm. Erzbischof Adolph nahm ihn auch unter seine Hofjunker auf. Das warf nun freilich keine fetten Bratwürste ab, und einem Hofjunker oder Kammerherrn in unserer Zeit käme ein Entsetzen an, wenn er nicht mehr Besoldung haben sollte, als der arme Gutenberg hatte: er bekam nämlich alle Jahr eine Hofkleidung, die Befreiung von allen Abgaben und das Recht, alle Jahre zwanzig Malter Kerns und zwei Fuder Weines zollfrei in Mainz einzuführen. Dazu war er denn auch von allem Dienste bei Hof entbunden. Das war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, und wenn nicht der Lohn, welchen er von der Druckerei empfing, größer war, so mochte der arme, um die Welt so hochverdiente Mann bei Zeiten dran denken, den Schmachtriemen eng zusammenzuziehen.

So viel ist gewiß, goldene Tage erlebte er nicht; wohlverdienten Lohn empfing er nicht; das Einzige, was ihm Freude in höherem Sinne bereiten konnte, war Das, daß er der Welt die Pforte reichen Erkennens eröffnet hatte, und wir Alle, wenn wir uns am Worte Gottes in unsrer lieben Muttersprache oder sonst einem guten Buch erbauen, sollten den Mann segnen, der durch sein Nach-

denken und seine Kunst das Mittel fand, uns dies Lesen möglich zu machen. Wahrhaftig, es thut Einem leid, sagen zu müssen: er starb im Jahre 1469 arm und gebeugt durch das Mißgeschick, das ihn durch's ganze Leben begleitete. Verheirathet scheint er gewesen zu sein, aber Kinder hatte er keine. In der alten Franziskanerkirche in Mainz wurde er begraben, wo ihm ein braver Anverwandter einen Denkstein setzte. Seines Stammes, nämlich der Gensfleische zum Gutenberg, war er der Letzte. Die undankbare Welt erkannte und dankte es lange Zeit dem großen Manne nicht, daß er ihr die Wege des Erkennens eröffnet hatte. Erst in unserer Zeit hat man es in Mainz erkannt, daß die Stadt es sich schuldig sei und ihrem größten Bürger, daß sie ihm ein Denkmal setze. Dies geschah denn mit großer Feierlichkeit am 14. August 1837, und wenn Einer von Euch nach Mainz kommt, der versäume es ja nicht, das erzene Standbild Gutenberg's auf dem Platze nahe bei dem Dome, der auch Gutenbergsplatz heißt, zu besehen, aber auch dabei zu bedenken, daß dieser Mann ein Werkzeug Gottes war, dem menschlichen Geiste Bahnen des Erkennens und Wissens zu eröffnen, an die man vor ihm nicht dachte; daß auch Ihr und Jeder von Euch ihm zu dankbarem Andenken verpflichtet ist, weil all' Euer Wissen, vom A-B-C-Buch bis zur Bibel, durch seine Kunst und Gottes Rath Euch zu Theil geworden ist.

Wenn wir also bedenken, wie die von Gutenberg erfundene Buchdruckerkunst der ganzen Welt nützlich wurde, weil man ja in allen Sprachen Bücher druckt, so liegt es auf der flachen Hand, daß Gutenberg ein Wohlthäter aller Völker geworden ist, und wir Deutsche können darum auf unsern großen Landsmann stolz sein; allein wir würden uns mehr freuen können, wenn der edle Mann auch den verdienten Lohn empfangen hätte. Leider ist Undank der Welt Lohn, und Gutenberg hat es nicht allein erfahren, daß durch seinen Fleiß Andere reich wurden und er selbst arm blieb und arm starb. Da ging (und heute geht's noch so!) in Erfüllung der Spruch: „Dieser säet und ein Anderer erntet." Dennoch aber wird der wahrhaft gute Mensch nicht müde, zu säen, auch wenn er keine Ernte

für sich reifen sieht, der Armen Wohlthäter zu sein, auch wenn der Dank ausbleibt. Er thut Gutes und wird nicht müde! Ihm ist ein höherer verheißen — da, wo er keinen menschlichen Undank mehr zu fürchten hat.

10. Der Welt Lauf.

Sieht man so manchmal, sagte der Schmiedjacob, wie's in der Welt zugeht, so meint man, man müsse drein schmeißen und schlagen! Das kommt aber Unsereinem nicht zu und man muß es Dem überlassen, der gesagt hat: „Mein ist die Rache, ich will vergelten!" Und der thut's auch, das hab' ich oft und auch in der Geschichte erlebt, die ich Euch jetzt erzählen will.

Es gibt Haushaltungen, von denen im Dorfe fast Niemand plaudert. Bei meiner Seele! das sind die übelsten nicht; ich möchte vielmehr sagen, es seien durchweg die besten. Da geht's so stille, ordentlich und gottesfürchtig her, daß auf die Zähne, auf denen Haare wachsen, kein Bissen zum Zerbeißen kommt. So hab' ich Eine gekannt.

In der Kreuzgasse zu Oberndorf steht noch heute ein schönes Haus mit Hof, Scheuer und Stallung, so geräumig und tüchtig, wie wenige im Dorfe. In der Zeit, von der ich reden will, bewohnte dies Haus ein dicker Bauer, aber, wie gesagt, ein stiller Mann. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, der Jacob hieß, und eine Tochter, die sie Ammichen, was eigentlich Annemariechen hieß, riefen. Die Mutter lebte auch noch und war ein Muster einer fleißigen Hausfrau. In dem Hause, so meinte man, gingen sie Alle auf den Strümpfen, so stille war's. Man

hörte kein Poltern, Schimpfen, Fluchen, und doch redeten die vier Leute recht viel mit einander, weil sie sich lieb hatten. Da klappte Alles in einander. Niemand störte den Andern, da Jeder wußte, was er zu thun hatte, und dem Andern in die Hände arbeitete.

Es gibt halt Leute, die meinen, wenn nicht gelärmt, geschrieen und gebasselirt würde, so ging's nicht und könnte nicht gehen; aber da hab' ich's recht klar erkannt, daß man mit dem stillen Wesen viel weiter und eher dahin kommt, wohin man will. Dem Peter Ackermann gelang Alles, und er war, obgleich er viel zu thun hatte, doch immer eher fertig, als die Schreier und Lärmmacher. Was mir aber im Hause am Besten gefiel, das war die Kinderzucht. Alles geschah aufs Wort! Niemals hörte ich schelten oder poltern. Der Sohn, der Jacob, war ein stiller, fleißiger Bursch. Er kam in kein Wirthshaus, spielte nicht, und Jedermann hatte ihn lieb, weil er höflich und manierlich war. Das Annichen war ein gar lieblich Mädchen, fleißig und sanft, kein Putzaff und keins, das oben hinaus wollte. Die war ganz dazu gemacht, einen Mann recht glücklich zu machen. Einen eigentlichen Schatz hatte sie nicht. Sie war eben auch noch jung und kam nicht viel heraus.

Dazumal kam ein Förster ins Dorf, der hier bei dem alten Förster Gotthelf den Dienst im Wald erlernen sollte; denn er war schon in Sachsen auf einer Lehranstalt gewesen; ich glaube, in der Stadt Freiberg. Dort hatte aber der Wildfang wenig gelernt. Er gehörte einer reichen und vornehmen Familie an, hatte aber nirgends recht gut gethan. Wie es zuging, weiß ich nicht, aber er war bald ein Freund von Jacob. Die Zweie paßten eigentlich inwendig nicht zu einander und doch wurden sie Freunde; ja, es sah so aus, als habe das Herrchen die Hörner abgelaufen und wolle nun anfangen, zechbändig zu werden; denn er führte sich gut auf, wie Gotthelf sagte. Man konnte ihm im Dorfe auch gar nichts Unebenes nachsagen. Er ging mit dem alten Gotthelf ins Laub, überwachte die Holzhauer, die Lohschäler und taxirte das Holz, schoß auch einmal seinen Rehbock aufs Blatt, daß es eine Art hatte. In der Zwischenzeit saß er hinter seinen Büchern.

Der alte Gotthelf sagte zum alten Ackermann, zu dem

er bisweilen kam: Ich begreif's nicht, was die Leute wollten! Der junge Woltersdorf soll absolut ein Erztaugenichts sein, und ich kann's doch gar nicht begreifen. Der ist so zahm, wie ein Lämmchen, und so fleißig und brav, wie ich mir nur einen Menschen wünschen mag; versteht auch Etwas und nimmt gerne Lehr an. Ihr könnt Euern Jacob ohne Sorge mit ihm gehen lassen.

Seit ungefähr einem Monat war der junge Woltersdorf da und grad so lange war Ammichen bei seiner Goth, des Müllers Frau zu Artsdorf, die gar sehr lamentirt hatte, daß Vetter Ackermann das gute Kind einmal sollte einige Zeit bei ihr zu Besuch lassen, denn sie hatte eine Tochter gehabt, und die war ihr gestorben. Nun war es Zeit, daß das Mädchen sollte zurückkommen. Sie wollte nicht fahren, sondern gehen, so sehr auch die Goth, die Müllersfrau, abrieth. Dem Jacob hatte sie sagen lassen, er solle am nächsten Dienstag bis da und da hin ihr entgegen kommen, sie werde um vier Uhr Mittags etwa da sein.

Der Jacob sagt das dem Woltersdorf und so gehen sie mitsammen dem Mädchen entgegen.

Als sie an die bezeichnete Stelle kommen, sehen sie Niemand, aber des Jägers Hund gibt Laut. Sie treten endlich um einen Haufen Büsche, in deren Mitte eine uralte Eiche steht, und siehe da, am Fuße derselben sitzt Ammichen. Sie mußte müde gewesen sein, denn sie war eingeschlafen.

Der Jacob sah sie zuerst und winkte dem Jäger. St! rief er leise, mache mir sie nicht wach!

Der tritt denn rasch, aber ganz leise herzu und sieht das Mädchen.

Man mochte aber auch selten etwas Lieblicheres und Schöneres sehen, als das holdselige Mädchen, wie es so am Stamme des Baumes saß und dawider lehnte. Das schöne Köpfchen, das aussah, wie der Kopf eines schuldlosen Engels, wurde von dem rechten Arme gestützt, dessen Ellenbogen auf der geflechtenen Strohtasche ruhte. Die Linke lag auf ihrem Schooße und hielt ein Sträußlein schöner Wiesenblumen. Sie lag halb, halb saß sie im schwellenden Moose, das den alten Eichbaum umgab.

Die beiden jungen Leute ſtanden eine Weile da und ſchauten das ſchöne Bild an, denn ſo kam's ihnen vor und der eigene Bruder mußte ſagen, daß Ännchen ganz geeignet war, es einem jungen Burſchen anzuthun, und, was er dachte, das war ſchon bei Einem geſchehen, der ganz nahe bei ihm ſtand. Der junge Jägersmann war,

wie man zu sagen pflegt, ganz aus dem Häuschen, rein weg. Das Herz in der Brust schlug ihm Generalmarsch, und doch wünschte er, das Mädchen müsse noch acht Tage so fortschlafen und er so dastehen und sie betrachten, und er hätte es gethan, und wenn die Frevler den ganzen Forst umgehauen hätten.

Sie würden ohne Zweifel auch noch lange so dagestanden haben, wäre es dem Hunde nicht langweilig geworden. Der wollte jagen und gab an der Koppel Laut. Das Mädchen erwachte, sprang voll Schrecken auf und stand nun, hocherröthend, vor ihnen.

Den Schrecken Ännchens könnt Ihr Euch vorstellen, als es den hübschen, aber wildfremden Förster erblickte. Sie konnte sich gar nicht fassen. Erst, als sie ihren lieben Bruder sah, legte sich ihre Angst. Sie reichte ihm die Hand und sagte: Warum hast du mich so erschreckt?

Der Woltersdorf merkte wohl, daß das auf ihn zielte, und so ein Stadtfinke weiß Triller zu schlagen. Er nahm das Wort, plauderte so zuckersüß, sagte dem lieben Mädchen so viel Schönes, daß der der Kopf ganz toll wurde; aber bös konnte sie nicht werden, dafür plauderte er zu lieb und auch zu gescheidt, denn man meinte, man höre aus einem Buche vorlesen. — Er gefiel ihr über die Maßen gut, und, da er oft ins Haus kam, Abends das Horn so wunderschön blies, alle Tage besser. Sie lag oft bis spät in die Nacht im Fenster und hörte den herrlichen Weisen zu, die er blies, wenn die Stille der Nacht die Töne herübertrug vom Forsthause. Wie er erfuhr, daß sie Abends im Fenster liege und ihm zuhorche, weiß ich nicht; genug, er erfuhr's und die Folge war, daß er herbeischlich und ein Stündchen und noch eins mit ihr verplauderte, und das gefiel Ännchen noch besser, als das Hornblasen. Kurzum, sie war in ihn verschamerirt und er in sie! —

Der alte Revierförster Gotthelf war noch Einer aus der alten Welt. Nicht beschwätzig, treu, einfach und gradaus. Er schoß immer grad aufs Blatt. Der merkte bei Zeiten, wieviel Uhr es mit den Beiden war, noch ehe es die Ackermanns weg hatten. Der nahm sich's vor, dem jungen Menschen einmal den Fuß zu stellen und ihm zu sagen, wo Barthel den Most holt, nöthigenfalls auch den

Kümmel zu reiben, daß er den Geruch davon lange in der Nase behielte.

Dafür war Gotthelf grade der Rechte. Er konnte sogenannte Löffeleien nicht leiden und wollte Alles ehrlich gehalten haben, was man etwa zusage.

Ging er denn einmal Morgens früh mit dem Woltersdorf hinaus und als sie in den Wald kamen, blieb er plötzlich stehen, sah den jungen Menschen frischweg mit seinen Falkenaugen an und sagte: Hört 'mal, junger Herr, Ihr macht mir da Jagd auf ein schönes, edles Wild, ich meine Ackermann's Ännchen, und ist doch für Euch noch eigentlich Hegezeit, weil Ihr kein Brod habt, wenn Ihr's anders ehrlich meint. Betracht' ich die Sache recht, so mein' ich, es wäre unrecht von Euch, dem herzigen Kinde den Kopf zu verdrehen. Wahrscheinlich sind's doch von Euch Possen, so Purpasletang, wie die Bauern sagen?

Der junge Woltersdorf stand verblüfft da; das Blut stieg ihm aber in den Kamm und er sagte: Wofür haltet Ihr mich, Herr Revierförster?

Ei, sagte der, für einen jungen Menschen, der noch keine Frau braucht, darum aber auch einem braven Mädchen nicht weiß machen soll, er wolle es heirathen. Wird doch nichts draus! He? Ist's anders?

Ihr habt wenig Fehlschüsse in Eurem Leben gethan, hier aber einmal einen rechten, sprach fest und männlich Weltersdorf. Ich sag' Euch, daß es mir ein Ernst ist mit dem Mädchen, das ich für vortrefflich halte und treu liebe. Sie wird meine Frau und nie eine Andere!

Brav, sagte Getthelf, wenn's an der Zeit wäre; aber — was wird Eure Familie sagen? Sie ist ein simples Bauernmädchen.

Aber mehr werth, als alle Stadtdunzeln! rief Weltersdorf.

Zugestanden, fuhr Getthelf fort; allein meine Frage ist nicht beantwortet.

Um meine Familie hab' ich mich nicht zu kümmern, falls sie dagegen sein wollte. Vater und Mutter sind todt; was kümmern mich die Andern? — Ich stehe auf eignen Stämmen (andere Leute sagen: Füßen), fuhr Weltersdorf fort. Höchstens in einem Jahre hab' ich ein Amt und dann heirathe ich Ammichen! Dabei bleibt's. Und damit Ihr sehet, daß es mir redlicher Ernst ist, so bitt' ich Euch, werdet mein Freiersmann!

Gleich? fragte erstaunt Getthelf.

Ja, sagte Weltersdorf. Ich will Gewißheit, damit sie mir nicht ein Anderer wegschnappt.

Getthelf reichte ihm die Hand und sagte: Ihr seid ein wackerer Mensch. Nehmt's nicht auer, daß ich in Euren Wechsel trat; aber ich hab's treu mit Euch und dem lieben Kinde gemeint. Nun aber laßt auch eines alten Mannes Rath etwas gelten. Von dem Plan steht ab. Die langen Liebschaften sind nicht viel werth, aber sie sind noch besser, als die langen Brautschaften. Wartet, bis Ihr ein Amt habt; dann stellt das Treibjagen an. Daß Euch das Mädel treu bleibt, verbürg' ich Euch, denn die ist in der Wolle gefärbt. Bleibt Ihr nur treu. Ich sag's Euch, wenn Ihr das Mädel sitzen lasset, so kommt mir nicht in den Bereich meiner Kugel; sie könnte sonst den Weg zu Eurem Herzen finden, das freilich in solchem Fall keinen Schuß Pulver werth wäre.

Sie redeten in der Weise noch fort und der junge Mensch folgte dem Rathe des Greises, der es so treu mit ihm und seinem Ammichen meinte.

Aber immer inniger wurde das Band zwischen Beiden, und es schien, als sollte das wahr werden, was in dem alten Liede steht:

Es war einmal ein junger Knab',
Der liebt sein'n Schatz ein ganzes Jahr;
Ein ganzes Jahr, und noch vielmehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.

Die alten Ackermanns wußten's und billigten's, denn der alte Gotthelf hatte ihnen seine Unterredung mit Woltersdorf gesagt. Auch alle Leute im Dorfe wußten's und gönnten dem lieben Ammichen sein Glück; denn es überhob sich nicht und blieb so demüthig wie allezeit.

So floß noch ein Jahr hin und Ammichen galt überall für des jungen Forstmanns Braut.

Da kam plötzlich ein Dekret, das ihn zum Forstactuar in einer Stadt ernannte, die etwa dreißig Stunden weit weg war. Es war im Herbste, als das kam.

Wer das Leid gesehen in der Scheidestunde, der mußte glauben, daß weder die Zeit, noch die Entfernung, noch andere Mädchen dies Band treuer Herzen jemals trennen könne.

Er gelobte ewige Treue. Sie war ganz außer sich vor Leid. Bis zu Pfingsten komm' ich wieder, sagte er, und dann gehst du als mein liebes Weib mit mir von dannen. Mit solchen Gedanken schied er; denn ein Actuar kann schon eine Frau ernähren, und Woltersdorf war reich; er hatte Etwas zuzusetzen im Nothfall, und Ammichen war auch nicht arm, wie ich Euch sagte. Vom Actuar zum Revierförster ist auch nur noch ein Schritt und es waren gar viele alte Leute im Dienst, die bald abgängig wurden. —

Woltersdorf schrieb oft und alle seine Briefe waren voll Lieb' und Treu'. Nach und nach kamen aber die Briefe seltener und er klagte über ganz erstaunlich viele Arbeit, die er habe. Dem alten Gotthelf wurde es unheimlich, obwohl in Ammichens Seele kein Zweifel kam.

Gotthelf hatte den Woltersdorf lieb. Er hielt viel auf ihn; aber jetzt kamen dennoch beängstigende Gedanken über ihn. Er machte den Proceß kurz und sich auf die Socken und ging zu ihm. Als ihn Woltersdorf sah, gerieth er etwas in Verlegenheit und das fiel dem Alten auf; dennoch aber war alles Lieb's und Gut's, wie man sagt. Er zeigte ihm den Forst und Alles, was sehenswerth war und führte ihn dann auch zu seinem Revierförster. Man konnte es sehen, daß da der Herr Actuar gar wohl gelitten war, besonders bei der feinen und schönen Tochter, mit der er auch gar nicht übel zu stehen schien.

Gotthelf hatte scharfe Augen.

Abends sagte er zu Woltersdorf: Als ich schied, sah ich in ein Paar Augen, die dick voll Thränen standen. Sie waren schöner, aber nicht so verlockend, als die zweie, in die Ihr heute so oft geblickt habet. Denkt Ihr auch noch an die lieben, treuen Augen, die Euch einst so wohlgefielen?

Woltersdorf gerieth in Verlegenheit. Er vermaß sich hoch und theuer, daß er Ammichen liebe und sie bald heimführen würde.

Gotthelf kam betrübt heim. Zwar hatte er beim Abschied den Actuar an seine Pflicht gemahnt mit Worten voll Kraft und Wahrheit, aber er mißtraute.

Nicht weit von dem Dorfe, wo man noch die letzten Häuser sah, stand ein gar reicher Brunnen köstlichen Wassers. Als Gotthelf zurückkam, nahte er sich dem Brunnen zwar, aber der hier naheretende Wald verbarg ihn noch.

Ammichen stand allein am Brunnen; sie lehnte wider der Umfassungsmauer und hielt ein sogenanntes Gänseblümchen in ihrer Hand, das man auch ein großes Maßliebchen nennt. Traurig stand sie da und riß eins der weißen Blüthenblättchen, die um den goldgelben Kreis in der Mitte stehen, nach dem andern aus und sagte dabei, wie es die Mädchen zu thun pflegen: Er liebt mich, von Herzen, ein wenig, gar nicht.

Das ist so ein Spiel, sagte Schmiedjacob, aber die Mädchen haben den Aberglauben dabei, es thue ihnen kund, wie es um das Herz des fernen Liebsten stehe.

Und als sie das letzte Blättchen abriß, kam es auf die Wörtchen: Gar nicht! — Da faltete sie die Hände vor dem treuen Herzen, sah gen Himmel und in den treuen, blauen Augen perlten heiße Thränen. So stand sie lange und es war, als habe sie die ganze Welt vergessen. (Wenn Ihr vorne das Bildchen betrachtet, so seht Ihr sie, wie sie der Maler in dem Augenblicke dargestellt hat, wo sie das Blättchen mit den Worten: Gar nicht! ausrupft. Man sieht ordentlich das tiefe Leid in ihrem Gesichte.) Darauf wusch sie sich die rothgeweinten Augen aus und ging raschen Schrittes mit ihrem Wasser dem Dorfe zu.

Der ehrliche Gotthelf hatte das mit angesehen und es war ihm ein Schwert durch die Seele gegangen. Armes, gutes Kind, sagte er zu sich, du hast da in dem kindischen Spiele leider die Wahrheit vernommen! Er saß lange da, denn es erfüllte seine Seele ein heiliger Zorn. Er eilte heim und schrieb an Woltersdorf, was er gesehen, und noch mehr, was ihm ins Herz fahren mußte, wie ein feuriger Pfeil.

Es war zu spät! —

Als nämlich die Geschwister Woltersdorf's hörten, er wolle ein einfaches Bauernmädchen heirathen, da empörte sich der Stolz der vornehmen Leute gegen solche Heirath. Sie setzten ihm gewaltig zu und machten, daß er so weit von Oberndorf wegversetzt wurde. Aus den Augen, dachten sie — aus dem Sinn. Leider hatten sie da nicht falsch gerechnet. Er kam dorthin und die Frau Revierförsterin fand eine Verheirathung ihrer einzigen Tochter an den jungen und reichen Actuar sehr anmuthig. Da wurden denn alle Segel aufgespannt und der leichtsinnige, junge Mensch ging in die Falle. Er vergaß das liebe Mädchen und — acht Tage nach Gotthelf's Heimkehr nach Oberndorf war seine Hochzeit; denn seine älteste Schwester kam mit ihrem Manne zu ihm auf Besuch, und die machten's schnell fertig.

Annichen wußte es nicht, aber sie ahnte es, bis es ihr die Eltern nicht mehr verheimlichen konnten.

Das sanfte Mädchen trug stille ihr Weh. Sie verbarg vor ihren Eltern, vor Jacob, ihre Thränen; nur die

stille Nacht sah sie; aber sie blühte ab, wie die junge Rose, in deren Herz ein Wurm nagt. Bleich, wie eine Lilie, wankte sie dahin, bis endlich der Tod ihrem Leiden ein Ende machte, und der Doctor sagte: Sie sei am gebrochenen Herzen gestorben.

O, wie waren ihre letzten Stunden so rührend! Gotthelf, der sie wie ein Vater liebte, saß mit ihren Eltern und Jacob bei ihr. Sie betete für ihn: daß Gott ihm ihren Tod vergebe und es ihm wohlgehen lasse. Sie flehte: Fluchet ihm nicht; zürnet ihm nicht. Ich habe ihm vergeben, vergebet auch Ihr ihm! Besonders bat sie Gotthelf, dessen Jähzorn sie kannte, ihr zu versprechen, daß er ihm auch vergebe und ihm nicht zürne und dann nahm sie von Allen rührenden Abschied und hauchte ihr Leben in einem Seufzer aus. —

Ein solches Leid war nicht in der Welt! Alle Leute im Dorfe nahmen herzlichen Antheil. Obgleich Ammichen noch sterbend gesagt: Ach, fluchet ihm nicht! — so traf ihn doch tausendfacher Fluch.

Aber im Himmel ist Einer, der weiß die Schändlichen zu fassen, die eines Mädchens Herz brechen und es um Glück und Frieden bringen!

Hätte ihn der zürnende Gotthelf vor sein Rohr gekriegt, wer weiß, was der alte Mann in seinem Grimm gethan hätte; aber er war bei Ammichen, als sie starb und ihr Wort machte ihn mild. Ueberlaßt ihn Gott! sagte er. Der hat gesagt: Mein ist die Rache; ich will vergelten!

Und Gott hat ihn erreicht.

Der alte Gotthelf schrieb ihm einen Brief, worin er ihm Ammichens Tod meldete und ihm sagte: Er habe sie gemordet.

Das traf ihn, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Seitdem war er, wie ein verscheuchtes Huhn. Er mied die Menschen. Er ging überall allein und seufzte. Zu Haus hatte er nichts. Seine Frau war ein Zankeisen, so ein Hausdrache, die ihm jede Freude vergällte. Seine Kinder starben ihm alle dahin.

Immer düsterer wurde er seitdem. Unglück auf Unglück traf ihn. Er hatte gemeint, der Revierförster sei reich; aber der hatte Schulden wie ein Major, die Woltersdorf

mußte bezahlen helfen. Das hätte nun weniger gethan; aber an seiner Seele nagte Gotthelf's Brief wie ein Geier. Er hatte nirgends Ruhe und Frieden. So zehrte er ab, daß er am Ende ein bloßes Gerippe war und starb dann mit dem traurigen Bewußtsein, daß seine herzlose Frau nicht um ihn sonderlich trauern würde.

Ja, das Gewissen ist ein nagender Wurm. Wohl Dem, den es nicht beißt.

Schmiedjacob schwieg. Alle sahen sich stille an und die Frauen und Mädchen nickten einander zu, und Manche zerdrückte leise eine Thräne.

Schmiedjacob aber sagte: Das ist so der Welt Lauf; aber wehe dem Treulosen, der ihm folgt! Ein Herz elend machen ist eine Teufelei, und glaubt mir, Gottes Arm ist noch nicht verkürzt. Mag sich ein Leichtsinniger darüber hinaussetzen — immer kann er's nicht und — den Frieden im Herzen kann man nicht kaufen! Selbst nicht mit dem Gelde einer reichen, vornehmen Frau!

Wie ging's denn Ackermann's? fragte Kathrinchen.

Sie legten ihre grauen Häupter mit Herzeleid in die Grube, sagte der Schmiedjacob, und ihre alten Tage waren Tage tiefen Leides. So glücklich sich auch der brave Jacob verheirathete, immer nagte Ammichens Tod an ihren Herzen, bis auch sie brachen.

Gotthelf raufte an ihrem Grabe seine grauen Haare und rief: Mußte ich das erleben!

11. Altes Gold.

Besser zweimal gemessen, als einmal das Rechte vergessen. Das Sprüchwort hab' ich kürzlich meinem Schneider ins Ohr gerufen, als er mir eine Hose verdarb; sie war nämlich zu kurz und zu enge. Er sagte: Ich will mir's hinter das Ohr schreiben! — aber meine Hose war verpfuscht! — Ich meine, das Sprüchwort träfe auch noch bei andern Leuten zu, als bei dem Schneider, und da denk' ich nicht an die Handwerksleute, die freilich genau messen müssen, wenn sie sich nicht um die Kundschaft und andere Leute um ihr ehrlich gekauftes Zeug bringen wollen — ich denke eben an Euch Alle, lieben Leute! Lieber zweimal gemessen, das heißt auch: Alles, was du thun willst — wohl bedacht, zweimal erwogen! Leichtsinnig gefahren bringt nichts Gutes. Da wird meist das Rechte vergessen, und was hintennach kommt — die Reue — die ist dann theuer erkauft. Wenn Mancher, der durch Schufterei, Bestechung, Betrügerei um Amt, Brod und Ehre kam, zweimal gemessen hätte, eh das auch recht sei, der hätte das Rechte nicht vergessen. Um so zu messen, braucht man keine Elle und keinen Zollstock, sondern das Gewissen. Das hat man immer bei der Hand und — Gottes Wort — das soll man allzeit im Herzen haben. Damit einmal — zweimal gemessen — dann wird das Rechte nicht vergessen und es gibt vor Gott und Menschen keine Pfuscherei, die Ehre und den Frieden in der Brust

kostet. Wenn Mancher, der ins Zuchthaus wandert oder noch höher hinauf, etwa an den Galgen oder aufs Schaffot, zweimal mit diesen beiden Maßstäben gemessen hätte, ehe er zugriff oder zuschlug — er hätte das Rechte nicht vergessen, und die Schande, und noch mehr wär' ihm fern geblieben. Wenn manches Mädchen damit zweimal Den gemessen hätte (und ihr Thun), der ihr so süße Wörtlein gibt oder gab — sie wäre an Glück reicher, an Thränen ärmer, und die Frucht der Sünde, die sie unter ihrem Herzen trägt oder auf dem Arme, wäre ihr ein Segen in christlicher Ehe und kein Fluch im Schande belasteten Leben. Wie viel Beispielchen könnt' ich da noch zufügen? Hunderte, wo allemal die Leute das Zweimalmessen und das Rechte vergessen haben. Ich denk', es ist an denen genug zum Nachdenken. Doch, liebe Leute, ich meine das Nachdenken nicht so, als hieße es: Hinten nach bedenken. Das kommt allemal zu spät. Nein, es heißt: Bedenken überhaupt, Erwägen, Messen, Zweimalmessen, um nicht das Rechte, das, was Noth ist, das, was Gott gebeut, zu vergessen. Messet, o, ich bitte Euch, messet zweimal, ehe Ihr handelt! Wie viel Jammer, Elend, Schande und Unglück bleibt Euch dann ferne? Wie bleibt dann das Herz so froh und frei, und Der, der gesagt hat: „Mit dem Maaße, womit Ihr messet, soll Euch wieder gemessen werden," der blickt dann mild und gnädig auf Euch nieder und schüttet ein voll gerüttelt Maaß seines Segens in Euern Schooß. Darum:

Besser zweimal gemessen, als einmal das Rechte vergessen!

12. Ein Räthsel.

Zwei hängen an Einem Galgen
(Und Keiner ein Spitzbub wär)
Und Einer steht auf dem Galgen,
Und sieht auf Recht und Ehr.
Die Beiden, die hängen am Galgen,
Sind alle Beide gleich schwer.
Die Beiden, die hängen am Galgen,
Sind Frage und Antwort für Euch;
Denn fraget Ihr den Einen,
Antwortet der Andere gleich.
Doch thun sie das nicht von selber,
Es muß noch was kommen dazu —
Und ist die Antwort richtig,
So hat der eben Ruh.
Nimmst du bei deinen Thaten
Den Galgen wohl in Acht,
So hat dir die Furcht vor dem Andern
Kein trübes Stündlein gemacht.

13. Eine Anekdote.

Ein Doctor in einer Stadt war ein ſchmutziger Geizhals und hatte, wenn er bezahlen ſollte, immer Pech an den Fingern, nämlich — das Geld wollt' nicht draus heraus in die Hand Deſſen, der es verdient hatte.

Einmal ließ er ſeinen Hof umpflaſtern, weil Löcher drin waren, daß man den Hals brechen konnte. Als der Pflaſterer aber ſein ehrlich verdientes Geld haben wollte, da hapert's. Heute hatte der Doctor keine Zeit und morgen mußte er zu ſeinen Kranken. Der arme Handwerksmann mußte laufen und wieder laufen und konnte nicht zu ſeinem Gelde kommen. Er war aber ein Pfiffikus und dachte: Wart', Pillendreher, ich kriege dich doch! Einmal paßt er ihm auf, als der Doctor eben aus ſeiner Schäfe ſteigen wollte, um einen Kranken zu beſuchen. Der Pflaſterer tritt an den Schlag, wo eben der Doctor heraus wollte und ſagte: Herr Doctor, es macht nette zehn Thaler! Gebt mir mein Geld; ich bin des Laufens müde!

Verdammter Quälgeist, ruft der Doctor, Ihr habt das Pflaster verpfuscht und Erde drüber gemacht, daß man hintennach die Pfuscherei nicht sieht, und nun wollt Ihr noch so viel Geld! —

Da geht mir's grad, wie Euch, Herr Doctor, sagte der Pfiffikus. Ihr deckt auch Eure Pfuscherei auf dem Kirchhof mit Erde zu, und hintennach laßt Ihr's Euch noch theurer bezahlen, als ich. Da wir nun in dem Fall Collegen sind, so macht den Proceß kurz und gebt mir mein Geld!

Der Doctor machte ein langes und saures Gesicht, schwieg aber mäuschenstille und gab seinem Collegen die zehn Thaler. Die Leute aber, die's hörten, lachten aus Herzensgrund und meinten, da droben in dem Hause, wo der Kranke liege, pflastere der Doctor auch wieder und die Rechnung werde er nicht vergessen. Glaub's auch!

---

14. Zwei harte Steine mahlen selten reine.

Eine Geschichte.

Das Sprächwort, welches ich hier oben hingeschrieben, hat zur Grundlage die Erfahrung jedes Müllers; aber der tiefere Sinn desselben ist auch nicht ohne eine reiche Bewährung durch die Erfahrung. Harte Steine und harte Köpfe haben viele Aehnlichkeit. Denn so zwei harte Köpfe, eigensinnige, hitzeltzige Köpfe mahlen auch nicht reine, thun nicht gut zusammen. Nur darin sind sie verschieden, daß harte Steine hart bleiben, harte Köpfe aber in der bitteren Schule des Lebens wohl weich werden. Dafür spricht auch die nachfolgende Geschichte, deren Wahrheit ich verbürgen kann. Möge hin und wieder ein harter Kopf, der die Spinnstube in die Hand kriegt, sich dabei am Ohrläppchen fassen und denken: der Schuß trifft dich, Alterchen!

Vor den Thoren der großen und reichen Seestadt Hamburg liegt die Stadt Altona (ist entstanden aus dem Plattdeutschen: All to nah — All zu nahe). Dort wohnte

ein Kaufmann mit Namen Walther, ein rechtſchaffener, thätiger Mann, der ſich ein ſchönes Vermögen im Handel erworben hatte; aber er war ſo ein harter Stein, ein jähzorniger, eigenſinniger Menſch, der alle Tage recht haben wollte, vom 1. Januar bis zum 31. December. Da gab's denn oft ein hartes Aneinanderſtoßen mit ſeinen Handelsfreunden — aber ſeine ſtrenge Rechtſchaffenheit ließ ſie das Alles überſehen. Im Hauſe duckte ſich Alles, und ſagte der Vater: Zwei mal zwei iſt fünf, aber: Das Waſſer läuft den Berg hinauf, ſo ſchwieg ſeine ſanfte Frau fein ſtille. Er kam dann ſelber am Ende drauf, daß doch zwei mal zwei vier iſt und das Waſſer den Berg hinab läuft; allein dann ſchwieg er ſtille und geſtand ſein Unrecht um alle Welt nicht ein. Wäre ſeine Frau nicht ein recht weicher Stein geweſen, ſo wäre das Mehl auch ſchlecht geworden, und das aus dem alten Teſtamente bekannte „Haderwaſſer" hätte tüchtig im Hauſe gebrauſt. Sie hatte aber die Kunſt gelernt, das Maul zu halten und ſtille zu thun, was ſie für recht hielt. Bei meiner Seele, wenn das die Frauen und Mädchen bei Zeiten lernten, es ſtünde beſſer um ſie und um ihr häusliches Glück, wenn ihnen etwa der liebe Gott einen harten Stein von einem Manne beſchert hat oder noch beſchert. Damit ſoll aber der harte Stein kein Lob geſagt kriegen; das ſei ferne! Vielmehr rufe ich denen das Sprüchlein zu:

Brich den harten Kopf bei Zeiten,
Willſt Frieden du mit andern Leuten;
Und lernſt du das bei guter Zeit —
Iſt im Hauſe und Herzen Zufriedenheit!

Um wieder auf meinen Kaufmann zu kommen, ſo hatte er eine recht hübſche Zahl Kinder, und juſt zwei mehr, als ein Haus voll, nämlich ſieben. In ſeinem Hauſe herrſchte er, wie ein Selbſtherrſcher aller Reußen. Da hieß es: Hanneschen, duck' dich! Seine engelsmilde Frau räumte möglichſt Alles aus dem Wege, was ſeinen Jähzorn reizen konnte, was ihn in böſe Laune hätte bringen können. Immer ging das nun nicht. Dann aber brauſte Blitz, Sturm und Donner daher, daß es Allen angſt und bange wurde. Unter den Kindern war der

älteste Sohn, Leonhard, ein Erbe des väterlichen, harten Kopfes. Bei großer Gutmüthigkeit, die er von der Mutter geerbt, war er ein Hitzkopf wie sein Vater, und sein Eigensinn gab auch Hoffnung, mit der Zeit väterlich zu werden. Da konnte es denn gar nicht fehlen, daß es manche harte Nuß zu krachen gab.

Leonhard hatte das Alter erreicht, wo er wohl schon prüfen konnte und unterscheiden, daß der Vater oft zuviel that und Unrecht hatte, wo er behauptete, Recht zu haben. Statt aber, wie es dem Sohne ziemte, stille zu schweigen, sprach er dem Vater entgegen und dies artete zuletzt in offenbaren Trotz und Widerbellen aus. Natürlich wurde der Vater nur wilder und zorniger und die Geschichte endete damit, daß er Leonhard prügelte. Hierdurch wurde dieser nur unartiger und starrköpfiger. Ach, wie litt da die arme Mutter! Alles bot sie auf, den Sohn zu einem pflichtmäßigen Thun zu bringen; aber es war einmal zu weit zwischen Vater und Sohn gekommen, als daß es hätte anders werden können, vielmehr stieg die Zwistigkeit und Unverträglichkeit zwischen Beiden von Tag zu Tage. Nun kam es auch, daß sich Leonhard einer Gesellschaft anschloß, die dem Vater mißfiel. Nun war's denn auf's Höchste gekommen. Eines Tages, an dem Walther gehört, daß sein Sohn wieder bei den wüsten und rohen Gesellen geweilen, brach sein Zorn so furchtbar los, daß er Leonhard zum Hause hinaus warf und ihm unter schrecklichen Drohungen verbot, jemals seine Schwelle wieder zu betreten.

Leonhard eilte fort, weil die Augen der Nachbarn auf ihm mißbilligend weilten; die Mutter sank ohnmächtig nieder, die Kinder jammerten und der Vater tobte und polterte im Hause herum, wie ein Toller und Wahnsinniger.

Leonhard wußte eigentlich nicht, wohin er lief; aber es war der Weg nach Hamburg, wo man ihn nicht kannte. Er suchte vorerst ein Plätzchen, wo er nur im Stande gewesen wäre, ruhiger über seine Lage nachzudenken, und fand es endlich am Hafen, wo Schiffsbauholz aufgethürmt lag. Dort setzte er sich so, daß ihn, wie er meinte, Niemand sehen könne. Da brach denn das, was seine Seele jetzt so stürmisch bewegte, in lauten Worten hervor, die Ungerechtigkeit seines Vaters gegen ihn. Daß er

ſelber gefehlt, das erkannte er nicht. Es iſt ja leichter, den Splitter in des Andern Auge, als den Balken im eigenen Auge zu ſehen! Er ſah wohl ſeine Lage ein, allein der unbändige Trotz ſeiner Seele ließ es nicht zu, gleich dem verlorenen Sohne zurückzukehren zu dem Vater und zu ſagen: Vater, ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Bis ſolch' eine Geſinnung Raum in ſeiner Seele fand, mußte erſt noch der harte Stein mürbe werden. Jetzt war er noch zu hart! Allerdings war ſeine Lage nicht die lieblichſte. Er hatte ja nichts weiter von Kleidungsſtücken und Wäſche, als was er auf dem Leibe trug: kein Geld, als das Wenige, das er zufällig in ſeinem Säckel hatte. Und nun ſollte er in die Welt gehen und ſich durchſchlagen? Als er ſo da ſaß und laut in ſeinem Eifer über das Alles mit ſich ſelber redete, trat hinter dem Schiffsbaubolz ein alter Mann hervor. Es

war ein Schiffszimmermann, der an dem Holze geſtanden hatte, um ſich eins zu ſeinem Gebrauche davon auszuſuchen. Der alte, brave Mann kannte zwar Leonhard Walther nicht, aber aus ſeinem lauten Selbſtgeſpräche

verſtand er eben ſoviel und völlig genug, um zu wiſſen, wie es um den jungen Menſchen und daheim ſtand. Er trat, wie geſagt, plötzlich hervor und ſagte das Sprüchwort: Vergeihan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

Das Wort fuhr, wie ein Donnerſchlag, auf Leonhart's Haupt, daß er ordentlich zuſammenknickte, aber ſeine Aufregung war noch zu groß, als daß ein ſolches gutes Wort in ſeiner Seele den guten Ort hätte finden können und ſollen.

Kümmert Euch nicht um mich! rief er zornig dem Greiſe zu.

Junger Menſch, ſagte der ruhig; ich hab' mehr Trotzköpfe geſehen, die das Elend mürbe machte und zahm, wie Lämmer; aber der liebe Gott mußte ſie in die Schule des Elends nehmen, bedenkt das! Ihr wart, wie ich aus Euren Reden entnehme, was man ſo einen böſen Buben nennt. Geht heim und bittet Euren Vater um Vergebung und brechet Euren harten Kopf, ehe Ihr ihn in der Welt brechen müßt! Glaubt mir, mit des Vaters Fluch belaſtet in die Welt gehen, das iſt der ſchlechteſte Paß!

Mit dieſen Worten ging er von dannen.

Da hatte der Herr zu dem jungen Manne noch einmal eine Botſchaft des Friedens geſchickt; aber es war, wie wenn der erſte Regen bei wechſelndem Wetter im Winter fällt. Die Erde iſt noch hart gefroren und nimmt ihn nicht auf. Er erweicht nicht, ſondern gefriert zu Spiegeleis oder, wie man's auch nennt, Glatteis.

So prallte das Wort des Mannes, der ihn anfänglich durch ſeine Erſcheinung erſchreckt hatte, an dem Trotzkopfe ab. Sollte er zurückkehren? O nein, da war das Bürſchchen zu ſtolz. Er mochte, wie man am Rheine ſagt, dem Vater die Gönne nicht anthun. Sollte er zurückkehren? O nur nicht! flüſterte ihm ſein Leichtſinn und ſeine Einbildung in's Ohr; bei deinen Talenten ſteht dir die ganze Welt offen. Du wirſt dir deine Bahn ſchon brechen! Die gebratenen Tauben werden dir friſchweg in's Maul hineinfliegen, das kann einem Menſchen, wie du biſt, nicht fehlen!

Meint man nicht, das Kerlchen habe Anno 1849 gelebt?

Man sollt's glauben; denn heute kommen die Buben alle mit hohen Verdiensten, und, was auch was ist, gescheidter auf die Welt, als ihre Väter, die alten Esel, sind! —

Dann steht's auch so vortrefflich in der Welt, wo die Buben das Land regieren wollen, denen die Mutter zuruft: Halt still, mein Lieber, ich habe dich hinter dem Ohr noch nicht abgetrocknet! — — —

Leonhard machte nun den Proceß kurz, denn an seine sanfte, engelsgute Mutter dachte er nicht, und lief im Hafen herum, ein Schiff zu suchen, dessen er sich zur Ueberfahrt nach Kopenhagen bedienen könnte. Er meinte, weit weg, das wäre das Beste. Dort wäre er auch gut dran gewesen; denn die schlechten Dänen halten Alles, nur ihr Wort nicht, und dänische Ehrlichkeit und Treue ist im Zentner sehr wohlfeil. Dagegen sind sie hochmüthig, wie die Herren der Welt, und meinen, alle Welt müsse ihnen dienstbar sein. Es wär' ihm vielleicht gut gewesen, wenn er einmal dänisch hätte hungern gelernt. Er hätte denn doch den Unterschied zwischen deutschem Hungern und dänischem kennen gelernt, wenn's einer ist! —

Deutsch lernte er's in Hamburg noch prächtig. Fünf volle Tage lief er herum; suchte Schiffsdienste und — fand keine. Er hatte keine Papiere, keine Zeugnisse, wer konnte ihm trauen. Zu Altona war er fortgelaufen ohne Hut oder Mütze. Er mußte sich aber etwas auf den Kopf kaufen. Das verzehrte aber die Hälfte seines Geldes — weil er sich noch nie nach seiner Decke strecken gelernt hatte.

Schon am zweiten Tag sah er ein, daß er wohl unter dem Bauholz schlafen müsse, wenn er für Brot noch etwas übrig haben wolle. Er thats; aber für die zartgewohnten Rippen und Knochen war das Lager entsetzlich hart!

Am Morgen des fünften Tages, da die Sonne auf's Schiffsbauholz schien, erwachte er hungrig und — hatte nichts mehr. — —

Da saß er die Stirne in die Hand gestützt, und es

fielen dicke Tropfen aus den Augen auf die harte Erde unter ihm. Doch es waren noch nicht die rechten Thränen, die Traurigkeit war die noch nicht, die Paulus eine göttliche nennt, welche eine Reue gebiert, die Niemanden gereuet; es war noch eine weltliche, fleischliche — es war der Unmuth über das Mißlingen seiner Pläne. — An die reuige Rückkehr in's Vaterhaus dachte er nicht. — Gott wollte ihn noch anders führen.

Wie er so da saß und nichts hörte noch sah, kam ein Schiffshauptmann daher, dessen Schiff eben segelfertig lag nach der westindischen oder eigentlich südamerikanischen Insel Saint Croix (sprich: Sänt Croa), dem aber noch ein Rothmast fehlte, den er sich hier aussehen wollte. Ihm war das Unglück passirt, daß ihm sein Schreiber gestorben war. Er selbst nämlich war nicht sonderlich für in dem Artikel, darum hielt er sich einen Schreiber, dem er das Nöthige in die Feder sagte. Als er so um die großen Haufen des Holzes herum ging, sieht er den Leonhard da sitzen und sieht auch das Träufeln der Thränen. Er betrachtet sich den achtzehnjährigen, sauberen Burschen, seine feine Kleidung und denkt, wer weiß, da kriegst du vielleicht wieder einen Schreiber!

Er tritt zu ihm und klopft ihm mit den Worten: Warum so trostlos, mein Sohn? — auf die Schulter. In dem Tone des Mannes lag etwas Weiches und Gutmüthiges, das Leonhard's Herz wohlthätig berührte. Er erschrack freilich über die unerwartete Berührung und Anrede, aber er sammelte sich schnell und sagte:

Hunger im Magen, kein Verdienst in Aussicht und kein Geld im Beutel, das sind Quellen schlechten Trostes, Herr Capitän. Vollkommen richtig; erwiederte lächelnd der Schiffscapitän; allein da wäre ja doch zu helfen, wenn Arbeitslust und Gottvertrauen dabei wäre.

Beides fehlt mir nicht (er log da, denn Gottvertrauen kannte er noch nicht!), sagte er keck; aber seit fünf Tagen suche ich Arbeit und finde keine.

Der Schiffscapitän sah ihm in die Augen und dieser Blick reichte für den Menschenkenner hin, Wohlgefallen an dem Menschen zu finden.

Nun, sagte er dann, wenn Ihr mir klaren Wein

über Euch einschenkt und gute Atteste habt, so könnte sich's machen, daß Ihr Arbeit bei mir fändet, wenn Ihr nämlich Lust habt, mit mir nach der Insel Saint Croix zu reisen?

Das war Wasser auf Leonhard's Mühle! Sagt Euch ein Bischen zu mir oder befehlt, wohin ich mit Euch gehen soll, so will ich Eurem Wunsche vollkommen genügen, sagte Leonhard.

Mit den Worten: Es ist mir schon gut genug hier, setzte sich der Schiffscapitän zu ihm und Leonhard beichtete ihm, wie einem Pfarrer, haarklein, wie Alles gekommen, und blieb der Wahrheit bis in's Kleinste treu.

Der Schiffscapitän hörte aufmerksam zu und sagte, als Leonhard geendigt hatte: Macht Euch auf, mein Sohn, und geht zurück zum Vater und bittet ihn um Vergebung! Und diese Worte begleitete er noch mit nachdrücklichen Ermahnungen an das, was ein Kind seinem, wenn auch vielleicht fehlenden Vater schuldig ist. Lieber hungersterben! rief entschlossen und fest der Leonhard.

Der Schiffscapitän redete ihm hart und sanft zu; als er eben sah, daß nichts zu ändern sei, sagte er: Gut denn; Ihr sollt mit mir an Bord meines Schiffes gehen. Ist Euer Wohlverhalten so, daß ich zufrieden sein kann, so sollt Ihr's nicht bereuen, mit mir gegangen zu sein; ich will dann in Saint Croix für Euer Fortkommen sorgen.

Leonhard versprach heilig und theuer, gehorsam und treu zu sein, und der Schiffshauptmann nahm ihn mit, und nachdem der Nothmast hergestellt und an Bord, das heißt in der Schiffssprache: im Schiffe, war, lichteten sie bei günstigem Winde die Anker und segelten in Gottes Namen ins weite Weltmeer hinaus.

Leonhard war noch nicht zur Erkenntniß seines Unrechts gekommen. Er sah sich noch immer als den leidenden Theil an und glaubte in seinem Rechte zu sein, daß er ins Vaterhaus nicht zurückgekehrt sei. — Dem Schiffscapitän war er treu ergeben. Unermüdet arbeitete er, dessen Aufträge zu erfüllen. Da er mancherlei Kenntnisse besaß, so konnte ihn der Schiffscapitän wohl brauchen und bediente sich seiner mit großem Vortheil. Er gewann ihn

ungemein lieb und bewies ihm dieſe Neigung überall. Dies reizte die anderen Schiffsofficiere zu Neid und Feindſchaft gegen ihn, was ſie ihm jedoch zu beweiſen den Muth nicht hatten, ſo lange der Capitän ihn ſchützte. Oft redete er mit ihm, wie er in Saint Croix für ihn ſorgen würde; allein — der Menſch denkt's und Gott lenkt's. Noch auf der See erkrankte der Capitän. Leonhard pflegte ihn mit treuer Liebe und Dankbarkeit; die Krankheit nahm aber ſo überhand, daß der brave Schiffscapitän ſtarb. Leonhard trauerte tief um ihn. Er ſah eine Stütze ſeines Fortkommens zerſtört und ihm begann es bange zu werden, wie es ihm ergehen würde.

Bald genug zeigten ſich für ihn die Folgen des Haſſes, welchen die Schiffsofficiere auf ihn geworfen hatten. Der erſte Schiffslieutenant übernahm nun den Befehl. Es war ein finſterer, rauher Menſch, der Leonhard ſehr abgeneigt war. Bisher hatte Leonhard bei dem Capitän gewohnt und an ſeinem Tiſche gegeſſen. Jetzt mußte er in dem ſchlechteſten Raume des Schiffes ſchlafen; mußte mit den Matroſen eſſen und alle die ſchweren Arbeiten eines Schiffsjungen verrichten, zu denen ſich noch allerlei Quälereien geſellten, die ihm das Leben auf dem Schiffe, das für ihn bisher ſo angenehm war, zu einer wahren Qual machten. Murren half nichts. Sich dagegen auflehnen, hätte ihm die ſchwerſte Strafe zugezogen. Da blieb nichts übrig, als ſtille dulden, arbeiten und entbehren. Er ſank oft Abends auf ſein dürftiges Lager ſo ermüdet, ſo völlig erſchöpft, daß er wünſchte, er möge den morgenden Tag nicht erleben. Dabei wurden ihm die härteſten Worte gegeben. Er konnte Nichts recht machen. Jeder ſtieß ihn hierhin und dorthin; denn als die Matroſen ſahen, wie die Officiere ihn mißhandelten, machten ſie's ihnen nach, und, da ſie deßhalb nicht zurechtgewieſen und beſtraft wurden, vielmehr merkten, daß das den Officieren wohlgefiel, fand ihre Rohheit und Grauſamkeit keine Grenze mehr und Leonhard war unſtreitig der geplagteſte Menſch, der nicht eine Minute Ruhe fand und ſelbſt den Matroſen die gemeinſten Dienſte verrichten mußte und dafür Püffe und Rippenſtöße als Dank erntete. Der harte Stein wurde weich. — Nicht den zehntauſendſten

Theil dieſes Unrechts hatte ihm der Vater angethan, und gegen den hatte er im Ungehorſam ſeine widerbellende Stimme erhoben. Hier mußte er Rohheit und Mißhandlung ſtille dulden und Arbeiten thun, an die er nie gewöhnt war und ſich mit Lebensmitteln ſättigen, die Niemand wollte. Ein Wort, Eine Gegenrede, Ein Murren hätte für ihn von den ſchlimmſten Folgen ſein können.

Wenn er da ſo in Nächten, wo nur die Wellen des Meeres dumpf an die Wände des Schiffes ſchlugen, auf ſeinem Lager lag, und die Thränen ſeine Wangen netzten, dachte er wohl zurück an das Vaterhaus, an die Mutter, die Geſchwiſter. Er rief ſich ſein Betragen gegen ſeinen Vater zurück und die Reue begann an ſeiner Seele zu nagen. Hätte ich ſtille geſchwiegen, wie ich hier zu viel größerem Unrechte ſtille ſchweigen muß, ich könnte glücklich und zufrieden im Schooße meiner Familie leben! Das ſagte er ſich viel tauſendmal und Thränen begleiteten ſolche Worte und Gedanken, Thränen der tiefſten Reue.

Die Schule Gottes begann ihre Früchte zu tragen.

Widrige Winde, heftige Stürme hatten den Lauf des Schiffes gehemmt und die Ankunft verzögert. Die Lebensmittel begannen allmählig knapp zu werden. Das geringere Maaß derſelben empfing zuerſt Leonhard. Er war, wie man zu ſagen pflegt, der „Stündenbock“ auf dem Schiffe. Die Arbeit blieb dieſelbe, aber bei der ſchmalen Koſt konnte er ſie kaum mehr verrichten. Seine Beine konnten ihn kaum mehr tragen. Es war ein großes Glück, daß ſie endlich Saint Croix erreichten. Gewißlich wäre er auf dem Schiffe geſtorben.

Als ſie landeten, ließ ihn der erſte Schiffslieutenant zu ſich rufen. Burſche, ſagte er in hartem, unfreundlichem Tone, daß ich dich Landſtreicher bis jetzt auf dem Schiffe hielt und nicht, wie du es verdienteſt, in die See werfen ließ, magſt du meiner Barmherzigkeit zuſchreiben. Jetzt aber dulde ich dich keine Stunde mehr länger auf dem Schiffe. Es ſind Leute mit einem Boote an's Schiff gekommen, die uns Lebensmittel verkauft haben. Mach', daß du mit dem Boote an's Land und mir aus den Augen kommſt!

In gebückter, demüthiger Stellung hörte Leonhard

dieſe Worte an! Als der Befehlshaber geendet hatte, verbeugte er ſich tief und ging. Aus Mitleid nahmen ihn die Leute in ihrem Boote ans Land mit.

Aber wie ſah er aus! Der gute Schiffscapitän hatte ihm, als ſeine feinen Kleider zerriſſen waren, andere, auch einige Hemden gegeben; aber was davon gut war, behielten die Matroſen und in Lumpen gehüllt, ohne einen Kreuzer Geld, ſtand er nun am Ufer des fremden Landes, wo er keine Seele kannte. Dazu quälte ihn ein unermeßlicher Hunger und ſeine magere Geſtalt, ſein todtbleiches Ausſehen, ſeine eingefallenen Augen zeigten klar, wie es ihm auf dem Schiffe ergangen war.

Der einzige Umſtand, den man ein Glück für ihn nennen konnte, war der, daß er der franzöſiſchen Sprache mächtig war, wodurch er doch im Stande war, mit den Leuten auf der Inſel zu reden.

Der Schiffmann, mit dem er an's Land gekommen war, ſelbſt ein blutarmer Menſch, fühlte Mitleid mit ihm. Er nahm ihn mit in ſeine Hütte, ſtillte ſeinen Hunger, gab ihm Nadel und Garn, daß er die Lappen ſeiner Kleidung flicken konnte und ließ ihn die Nacht in ſeiner Hütte ſchlafen. Morgens aber ſagte er zu ihm: Nun geh' und ſieh', daß du Brot verdienſt. Ich habe ſelber nichts, als meine Hütte und mein Boot und was ich mühſam verdiene. Leonhard dankte ihm mit Thränen für ſeine Wohlthat und ging nun hin, ſich Unterkunft zu ſuchen. Er hoffte, das ſollte ihm wohl nicht ſchwer fallen, da er gerne arbeiten wollte; darin aber hatte er ſich entſetzlich betrogen. Er lief die Stadt auf und ab; allein Niemand mochte den ſchrecklich ausſehenden Bettler aufnehmen. Der Tag verging. Bettelbrod ſtillte ſeinen Hunger, aber kein Obdach blieb ihm, als das Vordach einer Kirche. Der zweite, dritte und vierte Tag gingen ebenſo hin und es geſellte ſich noch der Mangel hinzu, denn Niemand gab ihm mehr etwas. Da lag er denn hungernd auf dem harten Steinboden des Vorplatzes der Kirche. Die Sterne ſtanden in voller Pracht am Himmel, aber Niemand wollte ſich ſeiner annehmen. Das Maaß ſeines Elendes war zum Ueberfließen voll. Jetzt packte ihn die Reue mit aller ihrer ſchrecklichen Macht und

Gewalt und rüttelte ihn auf aus seinem blinden Zustande. Er erkannte jetzt sein Unrecht; er beweinte seinen Trotz; er klagte sich als Urheber seines Jammers, des Jammers seiner vortrefflichen Mutter an, und zum ersten Male schlug er an seine Brust und betete: Herr, sei mir Sünder gnädig! Er raffte sich auf und fiel auf auf seine Kniee nieder und bekannte Gott seine Schuld. Er betete laut und wußte es nicht, so war sein Inneres erschüttert. Er betete mit einer Gluth und Inbrunst, wie er noch nie gebetet hatte.

Solch' ein Gebet höret Der, der den Reuigen wieder annimmt, und seine Hülfe ist zu solcher Stunde nahe.

An demselben Abende war ein reicher Kaufmann der Stadt bei einem Nachtessen im Hause eines Freundes gewesen, wo ihn die angenehme Gesellschaft länger zurückhielt, als es sonst seine Gewohnheit war. Der Mann war sehr reich, aber der Mammon hatte seine Seele noch nicht so gefesselt und sein Herz noch nicht in dem Maaße verhärtet, daß er nicht noch Mitleid mit einem unglücklichen Menschen hätte fühlen sollen.

Er kam grade an der Kirche vorüber, als so innig und Alles um sich vergessend, der arme Leonhard mit Gott redete. Der Kaufmann blieb stehen. Er hörte Alles und verstand es, denn er war ein Deutscher aus Bremen, der schon lange auf der Insel wohnte. Je länger er aber die Worte des Betenden anhörte, desto tiefer drangen sie in sein Herz, und als endlich das Gebet Leonhard's in lautes Weinen überging und der Knieende mit seinen Händen sein Angesicht bedeckte, da trat der Kaufmann Stifter, so hieß der gute Mann, zu ihm, zog seine Hände sanft vom Angesichte des Unglücklichen und sagte mit sanfter, herzgewinnender Milde: Seid zufrieden, junger Mensch. Wenn das, was Ihr jetzt vor Gott bekannt und gelobt habet, Euer rechter Ernst ist, so will ich Euch in mein Haus aufnehmen!

Wenn man im unbekannten, fremden Lande die liebe Muttersprache hört, so ist es Einem, als sei der, der sie redet, ein Engel Gottes. Wenn aber vollends ein liebevolles Wort in der Muttersprache in solcher Stunde, wie sie jetzt für Leonhard gekommen war, zu dem Herzen geredet wird, so ist der Redende erst recht ein Engel Gottes.

Leonhard ſtarrte ihn an, als ſei das ein Traum. Die Fackel, die Stifter's Diener trug, beleuchtete dieſen und Leonhard blickte in ein mildes, freundliches Angeſicht. Ach Gott, ſeufzte er, wollt Ihr, den mir Gott geſendet, Euch eines armen Verlaſſenen annehmen, der nahe am Hungertod iſt, ſo wird ſeine Dankbarkeit nie enden. Alle meine Kräfte will ich Euch mit Freuden widmen, ſo lange mir ſie Gott ſchenkt!

In des edlen Stifter's Augen traten Thränen. Kommt, ſagte er, daß Ihr Euch ſchnell durch Nahrung erquicken könnet.

Das ließ ſich der arme, hungernde Leonhard nicht zweimal ſagen. Er begleitete Herrn Stifter heim und legte ſich mit heißem Danke gegen Gott auf einem guten Lager zum erquickenden Schlafe nieder.

Herr Stifter war ein Mann, der die Welt kannte, und der oft angeführt und betrogen worden war. Er traute darum nicht blindlings, sondern prüfte erst durch mancherlei Aufträge und Aufgaben seinen neuen Schützling; aber bald gewann er die Ueberzeugung, daß er einen ebenso redlichen, als geschickten jungen Mann gewonnen hatte, an denen eben in Saint Croix kein Ueberfluß war. Schon nach einem Vierteljahre konnte er mit voller Sicherheit Leonhard in sein Handelsgeschäft einweihen. Er fand, daß Leonhard wohl unterrichtet sei, daß er eine tüchtige Kaufmannslehre durchgemacht, daß er französisch und englisch sprach und daher, bei seiner Treue, gar nützlich werden konnte. Er zahlte ihm einen schönen Lohn für seine Dienste, der sich von Jahr zu Jahr erhöhte. Leonhard reiste für seinen Herrn auf die französischen Inseln, dann auch in die nordamerikanischen Freistaaten und machte so vorzügliche Geschäfte, daß, als er aus Nordamerika zurückkam, Herr Stifter ihn mit Freuden und Dank zum Theilhaber an dem Handelsgeschäft annehmen konnte. Leonhard hatte auch schon ein schönes Capital sich erspart, das er nun einschoß. Herr Stifter beschenkte ihn nämlich, außer seinem Gehalte, mit Allem, was er an Kleidungsstücken bedurfte. Da war's denn keine Kunst, daß er sein ganzes Gehalt sich zurücklegen konnte. Grade diese Sparsamkeit, dies sorgfältige Zurathehalten ohne Geiz, empfahl Leonhard ebenso sehr dem Herrn Stifter, als seine Ordnungsliebe, sein Fleiß, seine Treue und Redlichkeit und die große Einsicht, welche er in Handelsgeschäften besaß.

Leonhard nahm das Glück in Demuth als eine unverdiente Gnadengabe Gottes an. Er freute sich darüber, aber nur in der Rücksicht, daß er heimkehren könne, um sich die väterliche Verzeihung, den väterlichen Segen zu holen, ohne den er nicht hätte glücklich leben und ruhig sterben können.

Die Augen über sich selbst und über seine Verschuldung an seinem Vater hatte ihm der liebe Gott in der Schule des Unglücks geöffnet; der harte Sinn war gebrochen, der Stolz geknickt, der harte Stein mürbe geworden, daß er nun selbst mit einem sehr harten gar gut mahlen

konnte, wenn's nöthig geweſen wäre. — Immer mehr erkannte er, wie ſein Vater in ſo vielen Stücken recht gehabt, wenn er ihn herbe getadelt. Er begann ſeine Halsſtarrigkeit einzuſehen, zu mißbilligen, zu bereuen. Ach und ſeine gute, gute Mutter! Wie viel mußte ſie gelitten haben durch ſeine Entfernung!

Solche Gedanken kamen immer öfter, immer mächtiger, immer nachhaltiger. Auf viele Briefe, die er voll Reue an ſeinen Vater geſchrieben, dann an ſeine Mutter, kam keine Sylbe Antwort. Das quälte ihn alle Tage mehr.

So bildete ſich das Heimweh in ſeiner Seele aus, das ihm am Ende alle Ruhe raubte. Herr Stifter kannte genau ſeine Geſchichte und ſah mit Bedauern, wie er ſo traurig wurde. Endlich ſagte er ſelbſt: Lieber Walther, ich ſehe, Sie müſſen heimgehen, ſonſt begraben wir Sie hier! Das war richtig; denn am Heimweh iſt ſchon gar Mancher in der Ferne geſtorben, der nicht heimkehren konnte, weil ihm die Mittel fehlten. So war's bei Leonhard Walther nicht. Als er mit Herrn Stifter abrechnete, zeigte es ſich, daß er ein ſtarkes Vermögen ſich erworben hatte, ein Vermögen, das ihn zum reichen Manne machte. Als er Alles, theils in Baarſchaft, theils in guten Wechſelbriefen in ſeiner Taſche hatte, nahm er dankbaren Abſchied von ſeinem Retter und Freunde, Herrn Stifter, und beſtieg ein Schiff, das nach Hamburg unter Segel ging.

Nun müſſen wir aber auch einmal in Gedanken nach Altona gehen und ſehen, wie es dort im Hauſe von Leonhard's Eltern zuging, ſeit er weggegangen war.

Der wilde Zorn war bei dem alten Walther auch verraucht. Anfänglich geſtand er es ſich nur ſelber, wie es ihn reue, gegen ſeinen Sohn zu hart geweſen zu ſein und ihn gereizt zu haben. Als er aber ſeine vortreffliche Frau ſo unausſprechlich viel und ſchwer leiden ſah, da überfiel ihn doch die Macht des Gefühls und er bekannte es laut, wie die Reue und der Schmerz an ſeinem Herzen nage, wie ein Wurm, der nicht raſte, noch ruhe.

Die unglückliche Mutter war untröſtlich, und ihr Schmerz wurde zu immer neuer Qual für Walther.

Sie hatte gleich Anfangs treue und vertraute Leute und Dienstboten ausgesendet, um ihren Sohn aufzusuchen und ihn zu einer Unterredung mit ihr, seiner liebevollen Mutter, zu bewegen; allein, da er in seinem Zorne grade nach Hamburg geeilt war, so verloren sie durch das Suchen desselben in befreundeten Häusern soviel Zeit, daß sie eben nur die Nachricht zurückbringen konnten, er sei mit einem Schiffe nach Saint Croix abgefahren.

Da war die Mutter trostlos. Nur die Liebe zu ihren übrigen Kindern erhielt sie noch aufrecht, und in verdoppelter treuer Sorgfalt als Hausmutter suchte sie Trost in ihrer Traurigkeit und im heißen Gebete für ihren fernen Sohn.

Auch der harte Stein in Walther's Seele hatte mit der Reue über seine Härte gegen seinen Sohn angefangen, mürbe zu werden. Der Kummer und die Thränen seiner guten Frau machten ihn alle Tage mürber.

Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Der Capitän des Schiffes, der es mit Leonhard wohlgemeint hatte, war ja todt, und sowohl Officiere, als Matrosen des Schiffes, die sich so abscheulich und unbarmherzig gegen Leonhard benommen hatten, mochten keine Kunde verbreiten, die sie der Gefahr aussetzte, daß, indem man Leonhard fände, auch durch ihn ihr abscheuliches Betragen weltkundig würde.

So legen sie denn noch zu ihrer Schandthat an Leonhard und sagten, in Saint Croix sei er nicht geblieben, sondern gleich wieder nach den französischen Inseln in der Nähe von Saint Croix abgereist. Damit war denn jede Spur abgeschnitten. Von den Briefen, welche Leonhard heimschrieb, war auch nicht Einer in die Hände seiner Eltern gekommen.

Dies beugte den Vater noch tiefer. Wie erging es dem armen Jungen? Diese Frage quälte ihn unablässig. Er hatte ihn vielleicht in die Arme des Elends gestoßen; er war vielleicht Schuld an seinem Tode! Zu dieser innern Beugung, die sich in einer gänzlichen Umwandlung kund gab und in einem ebenso sanften, als liebreichen Betragen gegen Frau und Kinder, kam nur zu bald auch noch eine äußere. Walther hatte mit einem andern Kaufmann ein Handelsgeschäft unternommen, war aber mit diesem in einen

bittern Zwiſt gerathen. Dadurch wurde der rechte Zeitpunkt verſäumt und das ganze Geſchäft ſchlug fehl und brachte ihm ſehr empfindliche Verluſte an ſeinem Vermögen. Kaum war dieſes Unglück erduldet, ſo machte ein Handlungshaus in Altona Bankrutt, das Walthern ein höchſt beträchtliches Capital ſchuldete. So kam Ein Verluſt auf den andern. Allmählich mußte Walther ſeinen Handel beſchränken, und nach Verlauf einer kurzen Reihe von Jahren war er ein armer Mann. Das iſt Gottes Strafgericht! ſagte er zu ſich ſelbſt. Das habe ich an meinem Kinde verdient, das ich ohne Erbarmen in die Welt hinaus ſtieß! Da nagte denn der Wurm, der nicht raſtet, und hörte nicht mehr auf. Jeder kummervolle Blick ſeiner Frau war ein Stich in ſein Herz.

Da war wieder Gottes Schule wirkſam, darinnen die harten Köpfe, die ſtolzen Herzen, der übermüthige Sinn gebeugt werden! Und hier that ſie ihre gute Wirkung. —

Als er ſein Letztes zuſammenraffte, blieb kaum ſo viel, daß er mit ſeiner Familie, bei großer Einſchränkung und fleißiger Arbeit, dürftig leben konnte. Er miethete ſich ein kleines Landhäuschen mit einem Gärtchen dran, außerhalb der Stadt, und zog dahin. Er ſuchte Arbeit in einem Handlungsgeſchäfte; ſeine Frau und Tochter verdienten zu Hauſe mit Nähen, Sticken und Stricken Geld und doch reichte es nicht hin, die große Familie zu erhalten.

So groß auch ihre Noth war, Walther's treffliche Frau dankte doch Gott dafür; denn ihr Mann war ja ein Anderer geworden. Er war kein Tyrann mehr im eigenen Hauſe, deſſen Heftigkeit und Jähzorn ſie Alle erſchreckte. Er war ein ſanfter, liebevoller Gatte und Vater geworden. Sie trug ihr Leid im Stillen und dankte Gott für dieſe Veränderung.

Hier hatte es ſich denn wieder bewährt, daß Gottes Wege durch Nacht zum Lichte führen.

Hätte nur die gute Mutter etwas von ihrem Sohne gewußt, ſie würde Gott noch herzlicher für dieſe Wendung ihres Schickſals gedankt haben. Er war der Gegenſtand ihres täglichen und ſtündlichen Gebets. Manchmal ging in ihrem Herzen ein Stern der Hoffnung auf, aber dann verdeckte ihn wieder dunkles Gewölk. —

Je größer die Noth, je näher Gott! Dies herrliche Sprüchwort ſollte ſich an Walther's Familie aufs Neue beſtätigen.

Es war an einem ſchönen Abende, als Walther mit ſchwerem Herzen bei ſeiner Frau ſaß. Es war eine theure Zeit damals. Ihre ſechs Kinder wollten ernährt, gekleidet, unterrichtet ſein. Das koſtete mehr, als ſie bei allem Fleiße, bei aller Sparſamkeit erübrigen konnten. Nun waren zwei Vierteljahre Hauszins zu zahlen rückſtändig, und es fehlte an Geld dazu. Der harte Eigenthümer des Häuschens und Gartens drohte, ſie herauszuwerfen, wenn ſie nicht zahlten. Und das war unmöglich! —

Der Vater ſaß da mit gefalteten Händen; blickte mit feuchtem Auge betend hinauf zum blauen Himmel, von wannen allein Hülfe und Rettung kommen konnte. Die tiefergriffene Mutter lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter und ihre Thränen rannen leiſe ins Gras. Die älteſte Tochter ſtand am Stamme des Baumes, unter dem ſie ſaßen, und drückte ein Tuch an ihre Augen, das ihre Thränen auffing. Die jüngeren Kinder, die das Weh ihrer Eltern noch nicht begriffen, ſpielten harmlos umher.

Da kam Einer der Knaben gelaufen und ſagte, es ſei eben ein Wagen daher gekommen, aus dem ein Herr geſtiegen ſei, der nach dem Vater frage.

Großer Gott, rief voll freudigen Schreckens die Mutter aus, vielleicht ſendet uns Gottes Gnade rettende Hülfe! — Der Fremde nahte ſchon. Es war Leonhard! Als er ſeine Eltern ſo kummervoll erblickte, verſagten ihm die Kräfte. Er taumelte, laut weinend, gegen einen Baum. Niemand erkannte ihn. Nur das Auge der Mutterliebe ſah ſchärfer, als Alle. Sie rief: Mein Sohn! und ſank ohnmächtig zur Erde. —

Die Tochter eilte zu der Mutter, denn ſie hatte in ihrem Schmerz auf den Ausruf der Mutter gar nicht geachtet. Der Vater aber ſtürzte auf ſeinen Sohn zu, umfaßte ihn, ſah ihm in das Geſicht und rief dann: Leonhard! Mein Leonhard, hab' ich dich denn wieder? —

Vater, ſeufzte der erſchütterte Sohn, vergibſt du mir denn? —

O mein Kind, rief da der Vater aus, frage ſo nicht!

Hast du nicht mir meine unnatürliche Härte zu vergeben? —

Und nun fielen sie einander in die Arme und der Bund der heiligen kindlichen und väterlichen Liebe wurde aufs Neue für ewig geschlossen. Die harten Steine waren mürbe geworden, und Gott im Himmel hatte seine Freude dran, und wußte es, daß sie nun fortab rein mahlen würden.

Erst jetzt sahen sie, daß die Mutter, wie eine Todte, auf der Erde lag, hörten das Jammern der Kinder: Die Mutter ist gestorben!

Seid ruhig, sprach der glückliche Vater. Die Mutterfreude bricht kein Mutterherz. Gott schenkt sie uns wieder!

Sie trugen sie nun in das Haus; aber nur mit vieler Mühe brachten sie die fromme Dulderin wieder in das Leben. Nun lag lange in seliger Freude der Sohn wieder am Mutterherzen, und erst dann konnte er die Geschwister bewillkommnen, die so schön herangewachsen waren, daß er sie kaum kannte.

Im Hause des Kummers war die Freude eingekehrt. Je größer die Noth, je näher Gott!

Nach und nach sammelten sie sich, und Leonhard, der den Brief, den der Vater noch immer in seiner Hand gehalten, aber am Bette der Mutter doch fallen gelassen, aufhob und flüchtig hineinblickte, erkannte die Quelle des tiefen Leides, in den er sie versenkt gesehen, als er kam.

Gott sei Preis! rief er aus, daß ich zur rechten Stunde kam, ehe größeres Weh Euch Lieben heimsuchte! Nun ist alle Sorge vorüber! Gott hat mich, ohne daß ich es verdiente, reich gesegnet; aber Alles, was ich habe, ist nicht mein, es ist Euer, und die Tage der Noth sollen nun in Tage des Glückes sich umwandeln!

Der erste Sturm der Freude ging vorüber. Als sie ruhiger bei einander saßen, konnte Leonhard ihnen seine Schicksale erzählen, die sie aufs Neue zum Lobe Gottes führten, der die Seinen, zwar oft wunderlich, aber immer zu ihrem Heile führt.

Leonhard zahlte nun schnell die rückständige Miethe; aber damit nicht zufrieden, ruhte er nicht, bis er ihr altes, theures, väterliches Wohnhaus in der Stadt wieder erkauft hatte. Und nun begannen Vater und Sohn wieder mit neuer Thätigkeit Handelsgeschäfte, die Gott sichtbarlich segnete, denn nun mahlten keine harten Steine mehr dabei, sondern Liebe, Sanftmuth, Friede und Milde. Treuer Fleiß und unbestechliche Redlichkeit herrschten im Hause und im Geschäfte. Die Mutter lebte neu auf. Es war, als habe der so tiefgebeugte Vater neue Jugendkraft gewonnen. Die Kinder wuchsen auf in Gottesfurcht und blühender Gesundheit — kurz, Glück und Segen begleitete die Familie auf allen Wegen, ihr Wohlstand wuchs zur frü-

heren Blüthe und ihr Familienglück trübte kein inneres Leid mehr.

Wohl begegnete Leonhard später einmal dem Schiffslieutenant, der ihn so mißhandelt hatte; er war kränklich und es ging ihm übel. Statt Rache an ihm zu nehmen, that er ihm Gutes und sammelte die feurigen Kohlen der Erkenntniß und Reue auf sein Haupt.

Was ich noch zusetzen möchte, ist das: Wenn das Sprüchwort so wahr sagt, daß zwei harte Steine nicht rein mahlen, und diese Begebenheit zeigt, daß erst das Unglück sie mürbe machen muß, so will mir's doch scheinen, es sei besser, sich im rechten Aufschauen zu Gott selber mürbe zu machen, wenn man ein harter Stein ist; die Hitzköpfigkeit zu beherrschen, den Starrkopf zu bändigen und milde und sanft zu werden. Das gelingt Dem, der thut, was Christus sagt: Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!

---

15. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Als ich die nachfolgende Geschichte hörte, dachte ich an das Sprüchwort, das über der Geschichte steht und an das andere, das sagt: Das falsche Geld kommt immer wieder an Den zurück, der's ausgegeben hat.

Der Schultheis von *** war ein schlitzöhriger Herr Bauer, so ein Manschettenbauer, wie man sagt. Er war ein reicher Mann, hatte aber nicht immer die Stricke vermieden, in welche Die fallen, die da reich werden wollen. Es drückte ihn, daß er ein Bauer war und daß er kein Herr sein sollte. Grade, als ob es eine Schande wäre, ein Bauer zu sein! Nun, nicht alle Esel haben vier Beine und Hochmuthsnarren gibt's genug in der Welt. Lacht sie aus, das ist das Gescheidteste! —

Der Schultheis hatte zwei Männer in der Gemeinde, die ihm auf die Finger guckten, wenn er fünf grad und vier ungrad machte, oder ein Schäflein für sich scher, oder das beste Holzloos aus dem Walde für sich heimfahren ließ und hernach erst recht mitlooste. Die deckten ihm allemal den rechten Topf auf, daß auch andere Leute ihm bis auf den Boden sahen und klopften ihm, wenn auch mit Worten, tüchtig auf die Finger. Das konnte nun unser guter Herr Schultheis gar nicht vertragen, noch weniger vergessen und er dachte: Wart', ich krieg' dich auch einmal dazwischen, dann sollst du mir's entgelten! Ist's heut' nicht, so ist's morgen! —

Nun macht sich's, daß eine Compagnie Soldaten in das Dorf kommt. Da denkt der Schultheis: Jetzt blüht mein Waizen!

Die beiden guten Freunde aber, an die er so liebreich dachte, waren der Müller und sein Schwager, der Bäcker Veit.

Als der Lieutenant zum Schultheis kommt, sagt er: Herr Schultheis, besorgen Sie mir nur ja ein gutes Quartier: ich schlafe gerne gut, esse und trinke nicht gerne schlecht und liebe auch eine feine Stube. Wenn's nämlich sein kann!

Von Herzen gerne, sagte der Schultheis mit freundlicher Miene; aber Sie müssen mir auch einen Gefallen thun.

Gewiß, rief der Officier; sagen Sie nur, welchen? —

Da haben wir zwei Kerle in unserm Orte, sprach der Schultheis, reiche Bauern, tüchtige, dicke Bauern, aber die sind schäbig und knickerig. Kein Soldat will im Quartier bleiben und warum? Weil sie nicht satt zu essen kriegen, und das Wenige so schlecht, daß sie's nicht essen mögen. Denen möchte ich einmal so rechte Beißzangen, so rechte Sortenflegel ins Haus legen, die sie tüchtig zwiebeln. Haben Sie so zwei?

Das mein' ich, sagte der Officier. Zwei Kerle, die, wenn sie höflich sind, Einem die Zähne einschlagen.

Das wären so meine Leute! sagte, die Hände reibend, der Schultheis. Wollen Sie so gut sein und mir die Leute zuschicken, ich will ihnen die Quartierzettel selber

geben und noch das Nöthige hinzufügen, damit ſie wiſſen, wie viel Uhr es iſt?

Das verſprach der Officier, und ging ſeines Wegs. Bald darauf traten zwei Kerle herein, die ausſahen, wie all nichts Guts. Der Eine hatte braunrothes Haar und machte ein Geſicht, als wollte er Einen gleich aufeſſen. Er war groß und ſtark.

Aha, dachte der Schultheis, den kriegt der Müller! Das iſt ſo ein rechter Pfalzvergifter. Hört mal, ſagte er, Ihr kommt in Nro. 11. Es iſt eine Mühle, gleich vor dem Dorfe. Ihr könnt nicht irren. Ich bedauere, daß ich Euch in dieß verrufene Haus ſchicken muß; aber es geht nicht anders. Weil ich es aber gut mit Euch meine, ſo will ich Euch zuvor ſagen, wie es dort ausſieht. Der Müller iſt ein reicher Mann, aber er gibt dem Soldaten nicht, was ihm gebührt, man muß ihm Alles herauspraſſen. Ich denke, nun wißt Ihr genug. Höflichkeit wäre da eine Sünde.

Will ihn ſchon zahm und geſcheidt machen! ſagte der rothe Soldat und ging mit ſeinem Quartierzettel der Mühle zu.

Ihr, ſagte der Schultheis zu dem Andern, der drein ſchaute, wie ein rechter Strauchmörder: Ihr kommt zu einem Krakeeler. Es iſt der Bäcker Veit in Nro. 128. Der hat noch mit allen Soldaten Streit angefangen. Wenn Ihr ihn nicht tüchtig abwalkt, ſo könnt Ihr Hunger leiden. Macht, was Ihr wollt, hier iſt das Papier mit Nro. 128. Seid Ihr auch ſtark?

Den will ich kuranzen, ſagte der Soldat. Ihr ſollt Eure Plaiſir dran haben, und was die groben Fäuſte betrifft, ſo ſuch' ich meines Gleichen umſonſt.

So kommt's mir auf einen guten Schoppen nicht an, wenn's vorbei iſt, ſagte der Schultheis und der Soldat machte ſich fort.

Jetzt rieb der argliſtige Schultheis fröhlich die Hände und ſagte: Da, nun hab' ich's den Judaſen einmal eingefalzt. Die zwei Kerle werden ſchön mit ihnen umgehen! Er freute ſich in ſeines Herzens Grunde und ſagte es ſeiner Frau, die um kein Haar beſſer war, als er ſelber.

Als der Müller den rothen Soldaten kommen ſah,

sagte er zu seiner Frau: O weh, da kommt Einer mit rothen Haaren, die wachsen nicht auf gutem Boden, wie Erlenholz. Gib Acht, der Schultheis wird uns was Extra's ausgesucht haben! —

Bald darauf wurde die Stubenthüre aufgestoßen und der Soldat trat herein, stieß sein Gewehr auf, daß die Fenster klirrten, und reichte den Quartierzettel hin. Ist's richtig? fragte er barsch.

Ja wohl, sagte freundlich der brave Müller. Legen Sie ab. Womit können wir dienen?

Kaffe! sagte der Soldat.

Die Müllerin eilte hinaus und blitzschnell stand ein guter Kaffe auf dem Tisch, Butter, Honig und Brod dazu.

Wo ist der Zucker? fragte drohend der Soldat.

Wir haben keinen im Hause, sagte der Müller, und im Dorfe ist keiner zu haben. Wollen Sie Zucker, so muß ich in die Stadt schicken und vor zwei Stunden ist keiner da. Wir nehmen Honig, wenn wir süß trinken wollen.

Der Soldat fluchte und tobte und verlangte Zucker.

Geh' mal ins Pfarrhaus, sagte der Müller zu seiner Frau, vielleicht kriegst du da geliehen, ich will gleich den Knecht in die Stadt schicken.

Es dauerte nicht lange, so brachte die Müllerin Zucker und der Knecht machte sich fertig, nach der Stadt zu gehen.

Was wollen Sie heute Mittag essen? fragte freundlich die Müllerin.

Der Soldat sagte: Sauerkraut, Schweinefleisch und einen Braten.

Vielleicht auch Erbsen dazu? fragte die Frau.

Freilich! versetzte der Soldat.

In der Stube stand, da es schon kalt war, die Wiege mit dem kleinen Kinde.

Schafft mir die Wiege hinaus, sagte der Rothe, ich kann das Kindergequiecke nicht leiden!

So mach' Feuer droben, sagte ruhig der Müller, und als es oben warm war, trug er mit seiner Frau Kind und Wiege hinauf. Sei nur stille und thue Alles, was er will, sagte der Müller zu seiner Frau. Schlacht' ihm

den jungen Hahn, der noch im Hofe herum geht, und brat' ihm den.

Die Frau that's und der Soldat wußte gar nicht, wie er die Leute quälen sollte, da sie Alles thaten, was er befahl. Bei Tisch verlangte er Wein statt des Biers, das ihm der Müller vorgesetzt.

Dieser holte eine Flasche Wein.

Endlich sagte der Rothe: Macht mir mein Bette hier zwischen den Ofen und die Wand, auf die Erde, ich will schlafen.

Nun stand in der Stube noch einer von den alten, viereckigen Plattenöfen, in die man ein halbes Viertel Klafter Holz einlegen kann, um, wenn's Noth wäre, lebendigen Leibes gebraten zu werden.

Müller und Müllerin trugen stille ein gutes Bette herunter und machten es an den Ofen.

Wollen Sie auch Feuer in den Ofen? fragte der Müller.

Ja freilich! war des Soldaten Antwort.

Als die Frau draußen war, kleidete er sich aus und legte sich in das Bett.

Nun ist meine Geduld aus, sagte der Müller, machte eine wahre Höllengluth in den Ofen, ging in den Hof und ließ seinen Hund, einen entsetzlichen Bullenbeißer, von der Kette. Der Hund war herrlich abgerichtet. Er nahm ihn mit in die Stube. Hier deutete er auf den Soldaten im Bette, und sagte: Sultan, siehst du, den Kerl da hat der Schultheis, der Spitzbube, aufgehetzt, daß er mich tüchtig quälen soll, halt' nun Wacht! Rührt er sich, so faß!

Mit den Worten ging er hinaus. Der Soldat wollte aufspringen und sein Gewehr greifen, aber Sultan knurrte, trat näher und wies so bedenklich die Zähne, daß der Rothe sich stille duckte. Wie er sich rührte, sprang der Hund wüthend auf ihn zu. Ließ er nur Ein Wort laut werden, so war's, als wollte ihn der Hund zerreißen.

Nun ging aber eine andre Qual an. Der Ofen sprühte eine Hitze aus, daß der Soldat schier lebendigen Leibes verbrannte. Wasser hatte er keins und doch quälte ihn ein entsetzlicher Durst. Rührte er sich oder wollte er

den Mund aufthun, ſo ſprang der Hund wie raſend auf ihn zu und drohte ihn zu zerreißen.

Es blieb nichts übrig, als ſeine Wuth zu verſchlucken und ſtille die Höllenqual auszuhalten, denn kein Menſch ließ ſich ſehen, aber am Ofen wurde immer geſchürt, wenn die Hitze nachlaſſen wollte.

In dieſer wahrhaft hölliſchen Qual mußte der Soldat von ein Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends liegen, ohne ſich zu rühren. Er war ſchier des Todes, als endlich der Müller eintrat.

Wie ſteht's? fragte er. Iſt's Euch nun warm und habt Ihr Euer Schläfchen gehalten?

Hol' Euch Dieſer und Der! rief der Soldat. —

Stille, ſagte der Müller, der Hund hier verſteht deutſch. Muckt Euch, ſo hat er Euch am Kripps. Fragen wollt' ich Euch, ob Ihr nun eröentlich ſein wollt? Ihr ſeht, der ſchlechte Schultheis hat Euch gehetzt. Wollt Ihr brav ſein, ſo ſollt Ihr's haben, wie ein Kind bei ſeinen Eltern.

Das gelobte der Rothe und der Müller holte ſeinen Hund weg und erquickte den Soldaten, der von nun an muſterhaft höflich und manierlich war; aber gegen den Schultheis ſtieß er wüthende Drohungen aus.

Bei dem Veit ging's anders. Veit war ein Mann

von riesiger Stärke, aber klein und untersetzt. Als der Soldat eintrat, machte er's, wie der Rothe in der Mühle. Veit sagte: Ich bin selbst Soldat gewesen und weiß, was einem solchen zukommt. Darüber wurde der Soldat grimmig und faßte Veit bei der Kehle.

Der verstand keinen Spaß, griff den patzigen Soldaten und walkte ihn der Art durch, daß er nach Gott schrie. Geh' nun hin, sagte er zu ihm, und bedanke dich bei dem Schultheis, der dich gehetzt hat! Ich weiß, wo das Alles herkommt.

Das wirkte. Der Soldat nahm's stille hin und betrug sich ordentlich. Veit aber hielt ihn vortrefflich.

Am andern Morgen zogen sie ab. Jeder von den beiden Soldaten hatte aber mit dem Schultheis noch eine Rechnung. Sie blieben etwas zurück und stürmten dann Beide in des Schultheisen Haus. Der ahnete nicht, wie's stand; aber sie setzten es ihm kurz auseinander, und da Jeder, als Gefreiter, einen Haselstock trug (es waren Oesterreicher, die den Artikel verstehen), so machten sie sich an ihn und bläueten ihn weidlich durch, daß er an der Erde kroch und heulte, richteten ihm dann freundliche Grüße von ihren braven Wirthen aus und machten sich davon, der Compagnie nach.

Als der Müller und Veit ihn, nachdem er von den Prügeln geheilt war, wiedersahen, fragten sie ihn freundlich, ob nicht bald wieder Einquartierung käme? —

16. Ein Räthsel.

Im Norden wälzt es seine Fluthen
Zum Meere ohne Rast und Ruh;
Im Buche trennet es zwei Sätze,
Und setzet doch kein Punktum zu.

---

17. Altes Gold.

Geld verloren — viel verloren;
Ehre verloren — mehr verloren;
Gott verloren — Alles verloren!

Hat Einer das Unglück, seinen Geldbeutel zu verlieren, darinnen er sein Zehrgeld hat, und ist noch nicht

daheim, so ist's wahrhaftig keine Plästr, wie wenig oder wieviel auch darinnen gewesen sein mag. Er kratzt sich hinter dem Ohr, und weiß nicht, was anfangen. Der hat viel verloren, besonders, wenn's sein Letztes war; aber doch noch nicht Alles. Vertraut er Gott, so geht's. Es gibt gute Menschen, die helfen schon wieder aus der Noth, und Arbeitslust und Fleiß ersetzen den Schaden, wenn Gottes Segen dazu kommt. Geld ist ein Gut, das ist richtig, und um auszukommen und durch die Welt zu kommen, hat's Jeder nöthig. Drum zu kommen, ist eben keine Freude, und wer's verliert, hat viel verloren; aber wenn nur die Ehre, der gute Name bleibt. Ein gut Gerücht ist besser, als Silber und Gold, sagt die Schrift, und das ist gewißlich wahr. Wie mancher blutarme Mensch ist ein hochgeachteter, hochgestellter Mensch geworden, weil er einen guten Ruf, einen ehrlichen Namen sich erwarb und erhielt. Mit allem Geld und Gute, das er durch Wucher und Betrug, Geiz und Schupperei zusammenraffte, kann Einer einen guten, ehrlichen Namen nicht erkaufen. Und wie leicht ist er verloren! Ein Fehltritt, ein Verbrechen — und er ist dahin! Nur auf dem Wege der Gerechtigkeit kann er dauernd erworben und bewahrt werden. Er öffnet überall Herzen und Thüren, bahnt Wege und schafft Hindernisse weg. Er ist ein hohes Gut. Und doch — wie die Wespe an den besten Früchten nagt, so benagen Verleumder den guten Ruf der guten Menschen. Haß, Neid und Bosheit suchen ihn zu verderben, und oft gelingt es ihnen auch. Da hast du, ehrlicher Mensch, mehr verloren, als Geld und Gut, wenn du durch Ränke und Schlänke boshafter Feinde deinen guten Namen, deine Ehre verlieren solltest: du vergießest vielleicht Thränen des Schmerzes darüber; aber bedenke: Droben im Himmel lebt Einer, der ins Verborgne schaut; der alle diese Ränke kennt; den kein Verleumder irre führt. Hast du Den noch, so ist noch nicht Alles verloren! Christus preiset uns glücklich, wenn uns die Menschen um seinetwillen schmähen, und — daran lügen. Das ist dann Ehre bei Gott. Du ehrlicher, treuer, guter Mensch, es kann dir wohl begegnen, daß dich schlechte Menschen verkleinern, verunglimpfen, verleumden. Sie schleichen wie giftige

Schlangen, im Finstern und stechen, wie Wespen, hinten wenn sie vornen, ins Gesicht freundlich sind. Gräme dich nicht. Gott kennt dich! Aber — aber — wenn du auch an der Ehre mehr verlorst als Geld und Gut — wenn's nur nicht so war, daß du sie mit Grund und Recht, nämlich durch Schlechtigkeit, verlorst! Denn damit hättest du auch Gott verloren, wärest gottlos geworden, los, getrennt von Gott. Damit hast du Alles verloren, den Segen, den Frieden, den Trost hier und die Seligkeit dort. Dann ist Alles hin. Hast du Geld verloren und hast deinen Gott noch im Herzen und zum Freunde, er wird deine Ehre dir wieder geben, denn es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen; aber hast du durch Sünde und Laster deinen Gott aus dem Herzen verloren; ist er dein Freund und Vater nicht mehr, zu dem du fliehen und beten kannst — wehe dir! Dann ist Alles verloren! Nimm das Sprüchwort in Acht, es ist ein goldener Apfel in silberner Schale!

---

18. Eine Anekdote.

Jedermann weiß, daß es auf Jahrmärkten nicht immer glimpflich hergeht, und daß, wenn viele Leute da sind, man einmal im Gedränge tüchtig getreten oder gestoßen wird. Kommt's denn auch einmal vor, daß so ein Stadtherr, der die Nase gar hoch trägt, von einem Andern auf den Fuß getreten wird, daß es ihm grade nicht sonderlich gut thut. Sie, Bauer! ruft er zornig aus! Entschuldigen Sie, sagte der Andere, ich bin kein Bauer, sondern ein Viehdoctor und will Sie gerne umsonst heilen, wenn Sie Schaden gelitten haben!

---

19. Vom Kaffe und Kaffetrinken.

Das ist wieder einmal etwas für Euch, sagte lachend der Gevatter zu den Frauen und Mädchen, die so fleißig spannen, denn Ihr seid doch die Kaffefraubasen.

Das Kathrinchen war immer für mit dem Mäulchen und sagte: Seht mal an! Lautet das nicht grad, als ob die Männer nicht auch mit Plaisir ihr Schälchen tränken und auch ein halbes Duzend? Wenn jetzt der Kaffekessel herein käme, ich wette Hundert gegen Eins, Ihr wäret auch dabei und vielleicht der Erste! Hast recht, sagte des Gevatters Frau.

Nun, lenkte er ein, es ist auch nichts Uebles und über dem Rhein, in der Stadt Gießen, da ist Einer, der Liebig heißt, der Einer von denen ist, die Alles ausknöcheln, der hat gefunden, daß der Kaffe gar viel Ernährungskraft hat.

Dazu hätte man auch noch keinen Professer nöthig gehabt, sagte der alte Schmierjacob. Wovon haben sich denn die Leute Anno 1817 und im letzten Hungersjahr ernährt? Das Brod war ein seltener Vogel damals, und kostete soviel, daß man es nicht erschwingen konnte, es zu kaufen. Kartoffeln gab's Anno 1817 auch wenig und im letzten Hungersjahr faulten sie den armen Leuten weg.

Was blieb da übrig, als Kaffe? Den tranken die Leute — denn Milch gab ihnen ihr Vieh und zu schmelzen brauchten sie ihn nicht — Morgens, Mittags, vier Uhr und Abends. Wenn er auch nicht widerhielt, wie derbe, kräftige Kost, so ernährte er eben doch und erhielt das arme Leben, bis es wieder neues Brod gab. Darum sollen wir Gott von Herzen dafür danken und Denen, die ihn ins Land gebracht haben. Ich glaub' davon will uns der Spinnstubenschreiber etwas erzählen! Lest's mal, Gevatter. Und der las denn zuerst vom Baume, der den Kaffe oder vielmehr die kleinen Bohnen trägt. Der Kaffebaum ist zu Hause, wo er wild wächst, und das ist in dem sogenannten glücklichen Arabien. Er ist aber, seit der Gebrauch des Kaffe's bekannt und beliebt unter den Leuten wurde und sein Ertrag ein schönes Geld einbrachte, fast in allen heißen Ländern der Welt mit mehr oder weniger Erfolg gepflanzt worden. Er wird in seiner Heimat an zwanzig Fuß hoch und gewinnt eine entsprechende Dicke des Stammes. Seine Blätter sind länglich und eiförmig, vornen aber spitz und von einer glänzend dunkelgrünen Farbe. Wo die Blätter mit ihrem Stielchen an den Aesten festsitzen, da kommen die schneeweißen Blüthen in kleinen Büscheln hervor. Aus diesen entwickelt sich dann die Frucht, die in einer hautartigen Umhüllung zwei, mit der flachen Seite wider einander liegende Kerne, die bekannten, sogenannten Kaffebohnen, enthält. Der braune Kaffe ist aus Asien, der grünliche aus Amerika. Dieser ist aber schlechter, als der braune. Damit wird aber nun von den Kaufleuten große Spitzbüberei getrieben. Sie färben nämlich den Kaffe braun und grün und diese Farbe ist oft sehr schädlich für die Gesundheit. Um Euch davon zu überzeugen, ob die Farbe des Kaffe's ächt oder gemacht ist, dürft Ihr ihn nur in heißem Wasser waschen. Dann geht die geschmierte Farbe ab und das solltet Ihr Frauen und Mädchen bei allem Kaffe thun, ehe Ihr ihn röstet, weil Ihr so die schädlichen Färbestoffe davon entfernt. Da wir nun wissen, wo und wie der Kaffe wächst und daß er weit über die See zu uns muß gebracht werden, so möchten wir denn nun auch wissen, wie die Menschen dazu kamen, ihn zu gebrauchen. Zuerst aber muß ich Euch

noch ſagen, daß die Bohnen von den Arabern Cahuah, von den Perſern Cahwe, von den Türken Cahveh genannt wird, woraus denn unſer Kaffe entſtanden iſt. Mit dem Gebrauche mancher Dinge iſt es aber gar ſeltſam zugegangen, daß die Leute drauf kamen.

Einſt, in früher Vorzeit, zogen arabiſche Hirten mit ihren Heerden am Rande der Wüſte Al-Tſchefira umher, um ihre Heerden zu weiden. Eines Abends ſetzten ſie ſich unter einem ſchönen Baum nieder und zündeten ſich ein Feuer an, um ſich ihre Speiſe zu bereiten und wilde Thiere, die das Feuer ſcheuen, von ſich und ihren Heerden abzuhalten. Wie ſie ſo daſaßen und ſich Geſchichten erzählten, was die Araber noch viel lieber thun, als wir Teutſche, fielen von dem Baume einzelne reife Bohnen herunter in das Feuer. Wie ſie da röſteten, gab's einen prächtigen Geruch, der den Hirten köſtlich in die Naſe ſtieg. Einer nahm ſo eine Bohne und aß ſie. Da fand er, daß ſie gar nicht übel ſchmeckte. Nun aßen Alle von den geröſteten Bohnen. Bald aber fiel es ihnen auf, daß ſie, ob gleich ſie ſehr müde waren, gar keinen Schlaf bekamen, gar keine Müdigkeit mehr ſpürten und, wenn es eben nicht Nacht und ihre Thiere ſehr müde geweſen wären, gleich wieder hätten weiter ziehen können.

Natürlich ſchrieben ſie gleich dieſe belebende, ermunternde Kraft den genoſſenen Bohnen des Baumes zu, unter dem ſie geſeſſen hatten, und waren damit auch auf der rechten Fährte.

Am Morgen ſchüttelten ſie den Baum, der ihnen eine Menge ſolcher Bohnen gab, und nahmen ſie ſich mit. Abends röſteten ſie ſie wieder und empfanden dieſelbe Wirkung. Als ſie wieder heimkamen, erzählten ſie ihren Landsleuten von der vortrefflichen Wirkung der geröſteten Bohnen, und, da der Baum überall im Lande wuchs, ſo begann man auch bald überall, die geröſteten Bohnen zu eſſen. Endlich kam Jemand (ich wollte einen Batzen verwetten, daß es eine Frau war, denn die ſind pfiffig und ſchlau wie Thorſchreiber!) darauf, die Bohnen zwiſchen Steinen zu zermalmen und zu kochen. Als ſie aber die köſtliche, braune Brühe verſuchten, da war erſt das Rechte gefunden und der Kaffe entdeckt. Dieſe Art,

die geröſteten Bohnen zu gebrauchen, verbreitete ſich nun bald im ganzen Lande. Sie tranken ihn aber ohne Milch und im ganzen Morgenlande trinken ihn die Leute heute noch ſchwarz, thun auch keinen Zucker hinein, wie wir, und trinken ihn doch ebenſo gerne und noch öfter als wir.

Um das Jahr 622, nach Chriſti Geburt, ſtand in Arabien der Mohamed auf, und ſtiftete die türkiſche oder die nach ihm ſogenannte mohamedaniſche Religion. Dieſe verbot ihren Gläubigen den Genuß des Weines und überhaupt berauſchender Getränke. Dieſer Umſtand bewirkte, daß unter allen muhamedaniſchen Völkern der Kaffe, als Erſatz für den Wein, in immer größere Aufnahme kam. So nahm der Kaffe ſeinen Weg der Verbreitung aus Arabien nach Perſien und aus Perſien nach der Türkei. Im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert gab es dort ſchon Häuſer, wo man den Kaffe ausſchenkte, wie bei uns Wein, Bier und Branntwein, und von Conſtantinopel aus wurden denn auch Italiener, Engländer und Deutſche mit dem Kaffe bekannt. Im Jahre 1554 brachte das Kaffetrinken in Conſtantinopel eine ſchöne Geſchichte hervor. Die Türken lagen nämlich den ganzen Tag in den Kaffehäuſern, tranken Kaffe und ſchmauchten ihr Pfeifchen dazu und — vergaßen darüber die Stunden des Gebets in den Moſcheen (ſo viel als unſre Kirchen für uns). Die Ulema's oder Geiſtlichen ſchlugen Lärm und beſtürmten den Sultan (türkiſchen Kaiſer), daß er der Hacke einen Stiel fände, damit nicht alle Religion durch die braune Brühe zu Grunde gehe. Der Sultan war ein Pfiffikus. Er legte auf die Kaffehäuſer eine ſchwere Abgabe. Dadurch ſtellte er die Ulema's zufrieden und führte ein ſchönes Stück Geld in ſeinen Säckel; aber das Kaffetrinken hörte damit nicht auf, ſondern kam deſto mehr in Schwung. Es iſt doch in der ganzen Welt ſo, daß das Verbotene beſſer ſchmeckt! Um das Jahr 1591 wurde der Kaffe von Reiſenden in der italieniſchen Stadt Venedig bekannt gemacht, aber vorerſt als Arzneimittel und namentlich noch nicht der abgekochte Saft der Bohnen, ſondern der Blätter des Baumes; allein ſchnell genug lernte man auch die Brühe von den geröſteten und zerſtoßenen Bohnen kennen und trank ſie, wie die

Türken des Wohlgeschmacks wegen. Anfänglich vielleicht nur aus Nachahmung der Morgenländer, bis man sich daran gewöhnt hatte und sie gar köstlich fand.

Um das Jahr 1620 wurde er am Rheine bekannt. Die Spanier, welche damals unter dem wilden Spinola die Pfalz verwüsteten durch ihren Religionsdruck und ihre Erpressungen, brachten den Kaffe aus den Niederlanden mit. Die Italiener, wie man die aus der Lombardei stammenden Kaufleute nannte, die sich in den Städten am Rheine niedergelassen hatten, und eigentlich Herren des Handels waren, schafften bald sowohl für Spanier, als Rheinländer Kaffe aus Holland herbei, und förderten mächtig den Gebrauch. Im mittleren Deutschland konnte er erst nach dem dreißigjährigen Krieg aufkommen und nachdem sich das entvölkerte und verwüstete Land von den Leiden dieser schrecklichen dreißig Jahre erholt hatte. Hierher gelangte er auf zweien Wegen. In England kannte man ihn und seinen Genuß auch schon seit etwa 1620 bis 1625, aber als Seltenheit. Erst im Jahre 1652 wurde in London das erste Kaffehaus errichtet, wo man für Geld Kaffe ausschenkte, und zwar von einem Griechen, der Pasquino Giorgio Jaid hieß, in der Lombardstraße wohnte, und durch den zahlreichen Zuspruch ein steinreicher Mann wurde. Von hier aus kam, eines Theils über Hamburg zur See, andern Theils über Land durch die Moldau und Wallachei aus der Türkei her, der Kaffe nach Sachsen und Mitteldeutschland. Erst etwa um das Jahr 1670 wurde in Leipzig das erste Kaffehaus errichtet, das noch heute unter dem Schildnamen: „Zum Kaffebaum" besteht. Am Rheine finden sich, obgleich der Kaffe hier fast um hundert Jahre früher, als in Sachsen, bekannt wurde, dennoch keine Spur von Kaffehäusern in der damaligen Zeit. Nur vornehme Leute tranken ihn. Er kam auch nur geröstet oder gebrannt in den Handel. Erst seit 1694 wurde er von Holland aus auch im rohen Zustande versendet. Gleich Anfangs waren es aber die Frauen, welche ihn liebgewannen und seine Verbreitung sehr beförderten. Gar schlimm stand es am Rheine, als Napoleon allen Handel mit England absperrte. Damals kostete das Pfund Kaffe 2 Gulden 24 Kreuzer und es hieß, wie bei der

Judenfrau: Süßche, nimm sieben Bohnen und mach' der Madam ä gute Kaffe!

Jetzt — ? Welcher Unterschied! Bedenkt einmal, daß im Jahre 1817 in Europa 160 Millionen Pfund Kaffe eingeführt wurden; im Jahre 1827 aber schon 185 Millionen Pfund, von denen Deutschland allein 45 Millionen Pfund verbrauchte, und daß im Jahre 1835 die ungeheure Summe von 210½ Millionen Pfund in Europa verbraucht werden ist. Da könnte denn doch manch' Täßchen getrunken werden, zumal wenn man bedenkt, wieviel Cicherie, Möhren, Gerste, Korn und andres geschmiertes Zeug mit drunter rutschte! Im Vertrauen gesagt, ich trink' ihn auch gerne, aber rein, ohne die genannten Schmiereien; wer kann aber dafür, wenn Einem die Frau so heimlich einen solchen Streich spielt? Die Beste macht sich mit dem Kaffe kein Gewissen draus. Ich glaube, sie denken: Es gibt als etwas mehr Brühe, und ich will nicht untersuchen, wem zum Vortheil! So geht's uns armen Männern!

---

20. Wie eine Frau ihren Mann einmal kurirt hat.

Da ich einmal seit der Kaffegeschichte hinter den Weibern bin (es ist nicht so bös gemeint!), so muß ich noch ein Bißchen bei ihnen verweilen, gewiß aber zum Guten, wenn sie auch schon einmal Cicherien unter den Kaffe mischen.

Ich bin in meinem Leben gar oft mit Hausstreit und ehelichem Hader bekannt geworden, und es hat mich oft betrübt, wenn die Männer roh und unartig ihre Frauen behandelten. Das ist immer schändlich und entehrt den Mann. Meist hab' ich solche Rohheit und Mißhandlung der armen Frauen, die ja doch rechte Kreuzträgerinnen sind, bei solchen Männern gefunden, die sich dem liederlichen Leben, namentlich dem Wirthshausgehen, Kartenspielen und Branntweintrinken ergeben hatten, denn das sind, wie der Heidelberger Katechismus sagt, „eigene Werke des

Teufels.“ Dadurch sinkt der Mann zu wahrhaft thierischer Rohheit, Stumpfheit und Gefühllosigkeit herab und verliert jene heiligen Gefühle für Weib und Kind, die er am Altare Gottes doch so theuer gelobt und beschworen hat.

Da haben aber oft auch die Frauen bitter gefehlt. Saßen die Männer im Wirthshaus, bei den Saufbrüdern, über Gebühr und Zeit, so liefen sie, heulend und schimpfend, in's Wirthshaus, um die Männer zu holen. Gingen sie mit, so höhnten und spotteten die liederlichen Gesellen über den Mann, der seiner Frau gehorche, und reizten so lange, bis er sie mißhandelte und Hadern und Fluchen da war, das allemal den Segen Gottes austreibt. — Blieb er da, so reizten sie ebenfalls und sagten: Das hätte mir einmal meine Frau probiren sollen; ich wollt' ihr das Maul gestopft haben, und dergleichen. Dann trank der Mann in den Aerger und wenn er heimkam, gab es Auftritte, die Einem das Herz bluten machten.

Das waren verlorene, grundschlechte Männer, aber — (und das möchte ich jeder guten Frau, die das Unglück hat, an so einen miserabeln Menschen verheirathet zu sein, in's Ohr flüstern) auch unvernünftige Weiber. So bessert man einen Saufbruder und Bruderliederlich nicht! —

Wenn die Weiber nur einmal verständig bedenken wollten, wie mächtige Waffen ihnen Gott gegeben hat — ich meine die herzlichen, liebevollen Bitten und die Thränen! Wie der sanfte Regen den vertrockneten, harten Boden aufweicht und milde macht, so wirkt das liebevolle Zureden, die warm, innig ausgesprochene Bitte, die eine Thräne des tiefen Leides und Schmerzes begleitet, auf das verhärtete Herz des Mannes. Der Regentropfen, der immer auf dieselbe Stelle des harten Steines fällt, höhlt ihn am Ende aus; warum soll nicht das fortgesetzte Bitten und Flehen eines treuen Weibes ein irregeleitetes Mannesherz auf den rechten Weg zurückführen können?

Schimpfen, Schelten, Zanken, den Mann vor Andern beschimpfen, nein, Ihr lieben Weiber, das erbittert, aber es bessert nicht. Versucht's 'mal, wie ich es hier rathe und wie ich es in besondern Fällen gar oft mit Erfolg gerathen habe, und ich wette in hundert Fällen hilft's neun und

neunzig Mal. Und in dem Einen, wo es fruchtlos bleibt, nun, da muß ein weises, christliches Weib auf andre Mittel und Wege sinnen und Gott bitten im Gebete, daß er sie darauf hinleite, so wird's nicht fehlen.

Von einem solchen Falle will ich euch erzählen.

Jedermann weiß, daß der Teufel keinen bessern Helfershelfer hat, als den Branntwein. Er ist ein Gift, das nicht bloß den Leib und seine Kräfte ruinirt, nicht bloß den Geist stumpf und stockumm macht, sondern auch das Herz gegen Alles verstockt, was heilig und rein und gut ist.

Ein junger Bauersmann — (ich will aus milder Schonung seinen Namen nicht nennen) hatte sich mit einem braven, fleißigen Mädchen verheirathet. Er war arm, sie war arm — aber sie waren treu, fleißig und sparsam, und siehe da, sie kamen herrlich voran. Unverschuldete Armuth schändet nicht und es ist nicht gesagt, daß die, die arm in die Ehe treten, arm darin bleiben. Heißt's da: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn! heißt's da: Bet' und arbeite! heißt's da: Wenn's Hähnchen kratzt und's Hühnchen sparrt, bei'm Bettelsack man nicht beharrt — dann geht's prächtig voran und Gottes Segen hilft ein eignes Haus bauen und Acker und Wiesen anschaffen. So hatte es auch den Anschein bei dem Ehepaare, von dem ich rede; allein der Mann, der wohl gutmüthig, aber auch leicht gesinnt war, ließ sich von ein paar Kameraden in's Wirthshaus locken. Wenn man so fleißig arbeitet, wie du, sagten sie, so muß man sich auch als einmal Gutes anthun! Das gefiel dem Manne, und zwar alle Tage besser. Branntwein schmeckte ihm gar gut und immer besser. Das arme Weib sparte sich's am Mund ab und er — vertrank's. Sie bat; sie flehte; sie weinte; sie wies auf das liebliche Kindchen hin, womit sie Gott gesegnet hatte — Alles half nichts. Aller Verdienst wurde vertrunken. Der Branntweinteufel hatte sich seiner bemeistert; hatte ihn in seine Ketten und Bande geschmiedet; die Ehre, die Scham, die Pflicht — nichts half. Er war verloren! — Er war von einem freien Manne, ein Sclave des Branntweins geworden! Ach, bei dem tiefen Schmerz, ihren lieben, einst so braven Mann

so tief in das Verderben hinabgesunken zu sehen, mußte das arme Weib Alles verdienen mit ihrer Hände Arbeit, was die Haushaltung kostete, denn er war so entartet, daß er nicht mehr fragte: Woher nimmst du Brod und Gemüse, Milch und Fett? Er verlangte ein ordentlich Essen und was er verdiente, vertrank er doch all' in Branntwein. Es war himmelschreiend!

Allmählich magerte das arme, junge Weib ab, wie eine Leiche. Ihr armes Kind trank die Kummermilch und siechte hin wie ein Schatten. Ihr Auge war blöde geworden von Weinen. Er schien das Alles nicht zu sehen, und lebte in seiner Weise fort, während sein armes Weib am Rande der Verzweiflung stand.

Sie hatte aufgehört mit Bitten und Flehen, mit sanftem, liebevollem Zureden; ihre Thränen erweichten sein Herz nicht. Sie bat nur Gott, er möge ihr Ein Mittel in den Sinn geben, das fruchte, oder sie und ihr armes Würmchen zu sich nehmen aus all' dem Jammer und Elend, das sie doch nicht mehr länger ertragen könne.

So betete sie auf ihren schwankenden Knieen an einem

Sonntag Abend, an dem ſie gehungert hatte, um ihr Kind und ihren Mann zu ſättigen. Für den morgenden Tag war nichts da, als trocknes Brot zum Frühſtück, wenn's ausreichte? —

Und am Sonntag Abend vertrank er den Lohn der ganzen vorigen Woche!

Unter Thränen war das arme Weib endlich eingeſchlafen und ſie hörte gar nicht, daß er um zwölf Uhr hereintaumelte und ſich, unfähig zum Auskleiden, mit den Kleidern auf's Bett legte. —

Morgens ſtand er dennoch früh auf, aß das Stück Brod mit heimlichem Murren, weil kein Kaffe da war, und ſagte dann, als er in den Taglohn ging: Daß du mir nur Schlag eilf Uhr ein ordentliches Eſſen bringſt! Wenn man ordentlich arbeiten ſoll, muß man auch nahrhaft eſſen!

Zanken und hadern mochte ſie nicht. Sie ſchwieg, aber ihre heißen Thränen rieſelten ſtromweiſe über die bleichen Wangen.

Er ging fort, ohne das zu beachten.

Während er arbeitete, wand ſich das arme Weib in Thränen am Boden. Sie rang im Gebete. Ihr Kind lag ſtöhnend in der Wiege, denn es war erkrankt und die Quelle der labenden Milch in der mütterlichen Bruſt verſiegt vor Elend, Entkräftung und Herzeleid.

Plötzlich läutet es eilf Uhr! Sie hatte nichts zu eſſen, keinen Heller, um etwas zu kaufen. Sie raufte verzweifelnd ihr Haar. — — — — —

Da durchblitzte ſie ein Gedanke! — — — —

Unter einem Baume ſaß raſtend ihr Mann, und harrte des Mittagsbrotes. Da ſah er ſeine Frau daherwanken. Sie trug einen Korb auf ihrem Kopfe, über den ein weißes Tuch gedeckt war.

Kommſt du endlich? ſagte er.

Stille ſetzte ſie den Korb nieder und lehnte, leiſe ſchluchzend, mit gefalteten Händen an dem Baume.

Er rückte den Korb näher. — Zu beten hatte er längſt verlernt, denn das Gebetlein: Komm' Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheeret haſt! — das paßte nicht mehr zu ſeinem Sinn und Thun.

Jetzt deckt er das Tuch ab — und prallt, wie vom Blitze getroffen, zurück — denn — in dem Korbe lag bleich und todesmatt — sein Kind!

Er wendet das allerdings erbleichte Angesicht zu der Mutter, als wollte er fragen: was soll das bedeuten? Aber es war doch kein Zorn in seinen Mienen, denn er hatte noch keinen Branntwein getrunken.

Da sagte das zitternde, weinende Weib mit einer wahren Todeskälte: Iß, lieber Mann, iß, was ich dir brachte. Es ist mein Letztes, was ich habe. Im Hause ist nichts mehr. Sieh', dein armes Kind ist schon bald verhungert; ich habe seit gestern Morgen nichts mehr gegessen. Die Milch in meiner Brust ist schon versiegt. Es kann doch nicht mehr leben. Du bist ja Herr und Meister drüber. Iß es, damit es von seinem Jammer erlöst wird. Ich folge ihm bald nach, dann kannst du, ohne Vorwürfe deines Gewissens, Alles vertrinken, was du verdienst.

Mit diesen Worten nahm sie das Kissen mit dem kranken Kindchen aus dem Korbe und legte es auf seinen Schooß.

Da war es, als ob die Hand Gottes sein Herz erfaßte und preßte. Er schauderte zusammen, wie im Fieberfrost. Er stieß einen Schrei aus, der der armen Leidensschwester durch Mark und Bein ging. Dann sitzt er eine Weile und sieht das arme, leidende Kind an und — Thränen brechen plötzlich aus seinen Augen hervor.

Gott, mein Gott, ruft er aus, vergib mir meine Schuld! Dann küßt er das Kind, was er seit seiner Geburt nicht gethan, legt's sachte in den Korb, und fällt seiner Frau um den Hals.

Willst du, kannst du mir verzeihen? flehte er. Ach, ich war ein arger Mensch, ein schlechter Mensch; aber es ist vorüber! Ich schwör's hier unter Gottes freiem Himmel, ich will keinen Branntwein mehr trinken! Ich will ein ordentlicher Mensch werden!

Da jubelt das arme Weib ein Hallelujah in ihres Herzens Grunde, das aber nur Gott hörte; da drückt sie ihn an's Herz und sagt: Hat dich Gott wieder mir und meinem armen Kinde geschenkt? Sollen die schönen

Zeiten wiederkommen, wo du noch brav und gottesfürchtig warst? —

Ja, so wahr mir Gott helfe! ruft er aus und reckt die drei Finger der Rechten schwörend hinauf zum blauen Himmel über ihm!

Aber nun komm', sagte er und zog sie zum Kinde, und als sie es aufgehoben, zog er sie heim, und lief dann zu dem reichen Manne, dem er arbeitete, und sagte: Gott hat mein Herz umgewendet! Nun helft mir auch, daß ich's vollführe! Meine Frau und mein Kind ver-

hungern daheim! Gebt mir einen Topf Milch und ein Brot. Ziehts am Lohne ab!

Der Mann war ein Ehrenmann. Gott segne dir's, sagte er, und rief seiner Frau. Die gab ihm Brot und Milch, aber sie that noch mehr, sie kochte eine stärkende Weinsuppe und trägt's zur armen Frau.

Aber die lächelt selig und sagt: Ach, Gott hat mein Flehen erhört! Er wird weiter helfen!

Und er half. Keine Versuchung, keine Lockung vermochte mehr den früheren Säufer ins Wirthshaus zu bringen. Er war gründlich geheilt. Frau und Kind genasen wieder und blühten frisch auf. Das Glück kehrte wieder ein mit der Treue und Gottesfurcht. Freudig arbeiteten die Ehegatten wieder und hielten's treu zu Rathe, was sie erübrigten, und bald konnten sie sich ein Aeckerchen nach dem andern kaufen, ein Wieschen nach dem andern. Bald stand eine schöne milchende Kuh im Stalle und der wachsende Wohlstand feuerte Beide zu steter Thätigkeit an. Ihr eheliches Glück wurde nicht mehr getrübt. Gott segnete sie mit mehreren Kindern, die wie Rosen blühten. Mit fröhlichem, liebreichem Lächeln brachte die Frau ihrem Manne das Essen auf's Feld und Heiterkeit lachte aus ihren Zügen! Da sagte der Mann allemal: Komm' Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du bescheeret hast! Und setzte dann hinzu: Herr, du hast Großes an mir gethan, deß bin ich fröhlich! O thue es an Allen, die in die Stricke des Verderbens gerathen, wie ich es war, daß sie gerettet werden!

21. Eine Anekdote.

Der alte Fritz (Ihr kennt ihn ja Alle, den trefflichen König von Preußen!) ging einmal in seinem schönen Schloßgarten spazieren. Es war ein gar hübscher Sommernachmittag, und der König wohl aufgelegt.

Wie er so dahingeht, sieht er einen Handwerksburschen daherkommen, der, mit seinem Felleisen auf dem Rücken, so daherum spaziert und sich alles Schöne vergnüglich ansieht. An dem ganzen leichtfertigen Wesen des Menschen erkennt der König auf der Stelle, daß es ein Schneider ist.

Wart', denkt der König, du mußt mal den Bruder Leichtfuß anreden, ob er auch Grütze im Kopfe hat!

Der König, der im bürgerlichen Rocke ging, trat auf ihn zu und der Schneider erkannte ihn nicht.

Woher des Weges? fragt der König.

Der Burſch lüftet vor dem alten Herrn ſein Käpplein und ſagt: Aus Sachſen!

Was will Er denn hier im Lande thun? fragt der König.

Arbeiten und mir etwas verdienen, antwortete der Burſche.

Kann Er denn das in Dresden und Leipzig nicht? fragt weiter der König, dem der Burſche gefiel.

Doch, ſagt der; aber man will doch auch die Welt ſehen und in Berlin kriegt unſer Einer, wenn er ſein Handwerk verſteht, mehr Geld, als dort.

So? fährt der König fort: verſteht Er es denn?

Ha! ha! lacht der Burſche, was eine dumme Frage! Geh' Er Acht, ich gehe gleich nach Berlin, wenn ich ein Pfuſcher bin! Nein; ich will mich nicht rühmen, aber ich bin ein ſo tüchtiger Schneider, wie der alte Fritz ein König.

Da lacht der König laut auf. Kerl, ſagt er, wenn das der König gehört hätte, er ließe Ihm ein Viertelduzend aufzählen!

Fehlgeſchoſſen, rief luſtig der Schneider; er gäbe mir eher ein Viertelduzend Friedrichsd'or!

Nun, ſagte der König, weil Er eine ſo gute Meinung von ihm hat, ſo muß ich, als Freund und Diener des Königs, Ihm das Viertelduzend geben.

Damit fährt der König raſch in den Säckel und gibt dem Schneider drei Friedrichsd'or in Gold.

Der mochte denken, der alte Herr gibt dir, um den Spaß voll zu machen, drei Dreier. Nun, auch gut, du nimmſt ſie und betrankſt dich; aber wie guckt der Schneider, als wirklich drei Goldſtücke in ſeiner Hand blinken!

Raſch zieht er ſein Käpplein und ſagt: Ach Gott, der König!

Und wenn ich's denn wäre, ſo wär' ich ja dein Kamerad, ſagte herzlich lachend der König.

Bitte tauſendmal um Vergebung! flehte der Schneider.

Geh' nur, ſagte der König, und wend' es gut an.

Ach, ich will's überall verkündigen, wie gnädig Eure Majeſtät ſind, rief dankbar der glückliche Schneider.

Das laß Er mir bleiben! rief da der alte Fritz. Halt' Er mir fein das Maul! Sonst kämen am Ende alle Schneidergesellen und Jeder wollt's probiren, wie Er. Nein, ich brauche mein Geld nöthiger. Halt Er ja sein Maul!

Der Schneider versprach's und machte sich fröhlich davon.

---

22. Altes Gold.

Da vornen in der Geschichte Nr. 20 hab' ich ein rheinisches Sprüchwort angeführt, das nicht überall bekannt ist, wo man die Spinnstube liest; drum möcht' ich's nochmal näher mit Euch besehen. Es heißt:

Wenn's Hähnchen kraht und 's Hühnchen scharrt,
Bei'm Bettelsack man nicht beharrt.

An andern Orten heißt es:

Wenn's Hähnchen kraht und 's Hühnchen scharrt,
Da sind die Kinder nicht genarrt.

Beides ist vortrefflich, wenn sich's Eheleute über die Thür schreiben, damit sie's Morgens und Abends, so oft sie hinausgehen, lesen. Das begreift Ihr leicht, wer mit dem Hähnchen und Hühnchen gemeint ist, nämlich: Mann und Frau, Vater und Mutter. Kratzen Hahn und Huhn und scharren, so finden sie Futter für sich und die Küchlein. Das ist der Kern des Sprüchworts und die Anwendung ist leicht, denn Hahn und Huhn scharren und kratzen

den ganzen Tag. Also lautet's so: Wenn Vater und Mutter, Mann und Frau tüchtig arbeiten, fleißig arbeiten, so beharren, bleiben sie nicht beim Bettelsack, und wenn sie arm wie Hiob wären, zumal, wenn sie's zu Rathe halten und gut anwenden. Bei fleißiger Arbeit bleibt immer etwas übrig, was man zurücklegen kann, und geschieht die Arbeit mit frommem Gebet, mit Gottvertrauen und Gottes Segen, so geht's, wie bei der Speisung der Viertausende (Markus, Kap. 8. Vers 1—9), es bleiben noch sieben Körbe voll Brocken von sieben Broden übrig; denn es ist dem Herrn ein Leichtes, das Kleine groß zu machen. Daß dabei die Kinder nicht genarrt sind, ist klar; denn Vater und Mutter nähren sie ehrlich und sie brauchen nicht zu betteln, was Leib und Seele verdirbt, und stirbt das Elternpaar, so bleibt auch ein Erbe zu theilen. Darum schreibt das Sprüchwort über die Stubenthür, in den Kalender oder — und das ist noch besser! in's Herz hinein!

23. Ein Räthsel.

Es fallen schnell die grünen Blätter,
Wenn er sie faßt mit eis'ger Hand;
Es fügten sich die starren Dauben,
Wenn er sie an einander band:
Ist es die Frucht an deinen Bäumen,
Darfst, sie zu pflücken, du nicht säumen.
Gib Acht, daß deine Seel' es ist,
Wenn Gott dich ruft. Noch gibt er Frist!

21. Von dem guten Deutschen in Lyon.

Es ist eine Herzensfreude für jedes ehrliche deutsche Gemüth, wenn es sieht, daß man in fremden Ländern das Gute, was ein Deutscher gethan hat, ehrt und in dankbarem Andenken hält und es sich so auf's Neue bewährt, was die Schrift sagt: Das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen, aber das Andenken der Gottlosen vergeht. Wir Deutsche müssen uns als Ein Ganzes fühlen und erkennen. Darum muß es uns inniglich freuen, wenn einem unsrer Brüder und Landsleute die Ehre widerfährt, die ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, zumal von den Franzosen, die wegen der Liebe zu uns Deutschen von Gott nicht gestraft werden.

In der Ueberschrift heißt's: Von dem guten Deutschen in Lyon. Da muß ich zuerst Euch sagen, daß dies Lyon die zweitgrößte Stadt in Frankreich ist, wo es schon schwer werden muß, daß ein Deutscher bekannt wird; zu geschweigen, daß ihm eine Bildsäule, als einem großen Wohlthäter der Stadt, errichtet wird, und man ihn nur den „guten Deutschen" nennt. Diese Bildsäule war ursprünglich von Holz, wurde aber, so groß war die Liebe und Dankbarkeit für den guten Deutschen, wenn sie abgängig war, immer wieder erneuert, bis endlich die Lyoner nach dreihundert Jahren freundankbarlichen Andenkens, ihm ein kostbares und dauerndes Denkmal, aus Erz gegossen, errichteten. Daß die leichtsinnigen und leichtfertigen Franzosen dreihundert Jahre eines Mannes gedenken, der noch dazu ein Deutscher war, das muß denn doch etwas auf sich haben!

Wie hieß denn der Mann? Woher war er? Was war er und was hat er denn den Lyonern Großes gethan? So fragt Ihr jetzt billig, und ich will antworten, so viel ich kann. Er hieß Johannes Kleeberger oder auch Kleberger, und war im Jahre 1485 in Nürnberg geboren. Seine Familie war ursprünglich bürgerlichen Standes und beschäftigte sich mit der Kaufmannschaft oder dem Handel. Durch Fleiß und Rechtschaffenheit erwarben seine Voreltern schon sich einen großen Reichthum und, wahrscheinlich, weil sie dem Kaiser mit Geld in der Noth aushalfen,

erhob sie der Kaiser Maximilian I. in den Adelstand. Sein Bruder blieb in Nürnberg wohnen, er aber zog nach Bern und kam etwa um das Jahr 1520 oder 1525, genau ist es nicht bekannt, nach Lyon, wo er große Fabriken einrichtete und Handel trieb. Durch die Leutseligkeit, mit der er sich gegen seine Arbeiter betrug, durch die Barmherzigkeit, mit der er für sie in Krankheits- und Altenstagen sorgte, und durch seine außerordentliche Wohlthätigkeit gegen die Armen erwarb er sich die Liebe und Achtung aller Leute in der Stadt Lyon und den Namen: „der gute Deutsche;" ja sein Ruf war durch ganz Frankreich verbreitet, und selbst der König, dem er auch große Dienste leistete, ehrte ihn sehr. Durch seine klugen Unternehmungen wuchs sein Reichthum ungemein, indessen diente er ihm auch dazu, immer reichere Wohlthaten auszuspenden und seinen Namen zu bewähren. Er war ein sehr gottesfürchtiger Mann und wandelte fürsichtiglich und dem Herrn zu einem Wohlgefallen.

Von ihm ging die Gründung einer Anstalt in der Stadt Lyon aus, die noch heute im Segen fortwirkt. Er gründete nämlich ein Versorgungshaus für alte, arme und kränkliche Bürger und Bürgersfrauen. Die wurden in der Anstalt bis an ihr seliges Ende wohlgehalten und wohlverpflegt, und werden es heute noch. Er gab dazu nach heutigem Geldwerthe die Summe von siebenzig Tausend Franken. Ich will hier die Stelle aus dem Verzeichniß der Geschenke für diese Anstalt hersetzen, die von Kleberger's Wohlthätigkeitssinn so rührend schön und einfach redet. Es heißt darin also: „Und um mit diesem Almosen zu beginnen, war da ein guter Mann, ein deutscher Kaufherr, der 500 Livres gab, was ein sehr guter und göttlicher Anfang war; und es befindet sich in den Rechnungen, daß in vierthalb Jahren er gegeben hat 2344 Livres 10 Sous-Tourneis, welches ein großes und bemerkenswerthes Almosen ist. Und er hat sich immer gutwillig gezeigt, diese wohlthätige Anstalt zu unterstützen. Der Name dieses guten Mannes soll hier nicht stehen, sondern in dem Buch unsres Herrgotts, wo die Gottseligen aufgeschrieben und verzeichnet sind durch die Hand der Barmherzigkeit."

Obgleich er nicht wollte, daß sein Name genannt werde, weil er nicht strunzen und prunken wollte, so hat man doch nachher eine Marmortafel am Eingange des Versorgungshauses aufstellen lassen, darauf in goldenen Buchstaben sein Name, als des ersten Wohlthäters der Anstalt, zu lesen war.

Damit war indeß seiner Wohlthätigkeit noch nicht genug gethan.

Für unbescholtene, brave Mädchen in der von armen Leuten bewohnten Vorstatt von Lyon, welche „neue Vorstatt" oder auf französisch Bourgneuf heißt, stiftete er eine schöne Ausstattung, wenn sie sich ehrlich verheiratheten und ohne Vorwurf in die christliche Ehe traten und ohne Schande.

Als sein letztes Stündelein nahte, war groß Herzeleid in Lyon; aber er sorgte auch, daß nach seinem Tode die armen Leute nicht verlassen würden. Er vermachte in seinem Testamente den Armen das bedeutende Capital von 11,000 Livres und noch ein anderes von 4000 Livres. Für alle seine treuen Diener setzte er ansehnliche Vermächtnisse aus; aber wie feind der fromme Mann allem Prunke war, zeigte er dadurch, daß er festsetzte, er wolle bei Nacht, ganz stille beerdigt werden; und wie er von ganzer Seele ein Deutscher war und blieb, that er dadurch kund, daß er sich sein Grab (wie es damals Sitte war) in der Kirche bestellte, wo meist die Deutschen in Lyon begraben lagen.

Nicht bloß in Lyon beschenkte er Arme und wohlthätige Anstalten, sondern auch in der schweizerischen Stadt Genf, wo er auch Fabriken und Güter hatte.

Man sieht, dieser Mann Gottes trug in seiner Seele das heilige Wort: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl." Dafür galt ihm, dem „guten Deutschen" auch die Verheißung: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Um noch ein schönes Zeichen seines guten Herzens und seiner Redlichkeit und Rechtschaffenheit zu geben, will ich noch das Nachfolgende erzählen: Johannes Kleberger hatte in Genf eine Besitzung erkauft, die an dem Rhonefluß lag. Er hatte sie mit dem Rechte gekauft, behufs

der Benutzung, neun Klafter in den Strom bauen zu dürfen. Ein Bruder Kleberger's war in Genf und leitete diesen Bau, da er selber nicht immer in Genf sein konnte. Nun hatte ein Herr Besançon Mühlen in der Nähe, deren Wasserrecht durch diesen Bau beeinträchtigt wurde. Die Arbeiter des Herr Besançon wollten dieß nicht leiden, und da sich Kleberger's Bruder nicht daran störte und fortbaute, kam es zu argen Händeln; denn die Arbeiter Besançon's griffen die Kleberger's mit den Waffen an, und kaum konnte Kleberger's Bruder sein Leben in dem erbitterten Kampfe retten.

Als Kleberger die Sache erfuhr, schrieb er einen Brief an den Stadtrath von Genf, vertheidigte sein gutes Recht; führte gerechte Beschwerde über dieß unrechte Verfahren, schloß aber seinen Brief mit diesen Worten: „Obgleich es ein sehr gewaltsamer Angriff war, und der Herr Besançon mich betrübt hat, so will ich doch, wegen der großen Liebe, die ich zu ihm trage, nicht gegen ihn klagen; denn ich achte höher die Tüchtigkeit eines solchen Mannes, als ich meinen Schaden schätze; denn dieser Herr Besançon, ein Mann, so brav, wie Ihr seit hundert Jahren keinen in der Stadt besessen habt, hat Eure Stadt aus der Knechtschaft zur Freiheit erhoben, und Ihr wißt, daß er immer Leib und Leben, Hab' und Gut daran setzte, um die Unabhängigkeit zu erhalten, so daß man ihn wohl Vater des Vaterlandes nennen kann. Deßhalb, obgleich mein Bruder Recht hat, gebe ich ihm doch Unrecht, weil er gegen einen solchen Ehrenmann gehandelt. Was nun mich betrifft, so versich're ich Euch, meine Herren Schöffen, da mein Garten immer in demselben Zustand ist, daß ich nichts davon genommen, noch hinzugethan, wie ihr Euch überzeugen könnet, wenn Ihr die Nachbarn befragt, den Johann Portier, von dem ich ihn gekauft. Obgleich ich aber das Recht habe, neun Klafter weit in den Fluß hinein zu bauen, so will ich doch damit nicht fortfahren, weil es gegen den Willen des Herrn Besançon ist, und ich wollte gerne zerstören, was schon ausgeführt ist, wenn es ihm Schaden brächte; denn ehe ich unfreundlich mit ihm stünde, möchte ich lieber, daß der Strom meinen ganzen Garten weggerissen hätte.

So bitte ich Euch, meine Herren Schöffen, Euer Möglichſtes zu thun, und mich der Gewogenheit des genannten Herrn ergebenſt und herzlichſt zu empfehlen, denn ich will ſein Diener und Freund ſein, er mag wollen oder nicht."

Solch' ein Brief reicht allein hin, dieſen Mann zu lieben, zu achten und zu ehren. Freuen wir uns, daß er ein Deutſcher war und die Franzoſen ihn nach Verdienſt auch ehren. Möchten nur alle Deutſche im Ausland uns Ehre machen! Möchten aber, und mit dem frommen Wunſche will ich ſchließen, alle reichen Deutſchen ein Beiſpiel daran nehmen und ihren Reichthum alſo anwenden zum Segen der Armen!

---

25. Wie der Segen Gottes auch auf einer kleinen Wohlthat ruhen kann.

Wenn Ihr, meine lieben Freunde, die Ueberſchrift leſet, denket ihr gewiß an das Scherflein der Wittwe im Tempel und an den Ausſpruch des Sohnes Gottes dazu? Ich auch; aber was ich Euch jetzt erzählen will, das iſt eine Begebenheit, die ſich in Holland zugetragen hat und die auf gar eigene Weiſe zu meiner Kenntniß gekommen iſt. Ich will's Euch, der Wahrheit gemäß, erzählen.

Wenn ich auch die Spinnſtube mit aller Liebe ſchreibe, weil ich genau weiß, daß ſie Gutes ſtiftet, ſo iſt's mir doch nicht in den Sinn gekommen, daß ſie auch in Holland geleſen würde und auch dort ſich Freunde erwerben hätte; aber ich bin andrer Meinung geworden, ſeit ich unter dem Datum des Februar 1848 aus Holland den nachfolgenden Brief erhielt, den ich hier, wörtlich getreu, mit Datum und Unterſchrift mittheile.

„Mein lieber Gevattermann!

„So will ich Ihn nennen, weil ich ein treuer Leſer Seiner Spinnſtube bin und Er mir mehr, als Ein Kind über die Taufe gehoben hat, das will ſagen, kein wirkliches, kleines Geſchöpf mit Fleiſch und Blut, von meiner Frau mir geboren, denn die hatte ich nie, ſondern ein

Geiſtes-Kind meine ich. Doch muß Er kein ſpöttig Geſicht ſchneiden, wenn Er die Unterſchrift lieſt und ſieht, daß ich ein Mann aus dem naßkalten Nebel- und Waſſerlande bin, auf das Er ſo ſchrecklich ſchilt in Seinem kleinen ſapprements-ſchönen Büchelchen von dem „Friedel," das wir trotz dem doch in unſre Sprache überſetzt haben.

„Glaube Er mir, lieber Gevatter, in dem Fröſchenland ſcheinen die Menſchen Fröſchenblut zu haben für den, der ſie nur oberflächlich beſieht; wenn Ihr ſie aber nur kennetet und ihre Sitten und Gewohnheiten näher betrachten welltet, ſo würdet Ihr Deutſche nicht ſo von Oben herab auf ſie blicken, ſondern die Hand thätet Ihr ihnen reichen als Brüder, die ächte deutſche Sitte noch bewahrt haben und für Gutes und Edles noch ein wenig warmfließendes Blut im Herzen und Adern haben.

„Das ſage ich aber vernehmlich von dem guten, alten Bürger- und Bauernſtande; denn das junge Herrnvolk, das iſt ein wenig ausgeartet und hängt immer mehr den Franzmann heraus (den Franzoſen, meint er!), wie es denn auch bei Euch, und beſonders auf dem linken Rheinufer ſein wird. (Leider ja!) Aber der gute Kern ſitzt noch immer darin und läßt ſich ſo leicht nicht erſticken durch das Geflinker und Geflunker. Noch immer findet man Beiſpiele von Tugend (Wer zweifelt dran? Ich nicht!), nur werden ſie nicht bekannt. Juſt darum will ich Ihm ein Geſchichtchen erzählen, das Er dann gebrauchen kann, wie Er will. Es handelt von der Dankbarkeit, einer Tugend, die ſo ſelten gefunden wird, und darum grade, wenn man ſie findet, verdient, daß man ſie preiſt.

„Eine geſellſchaftliche Zeitſchrift, (ſoviel als Zeitung) das Leſekabinet (ſoviel als Leſeſtübchen) für gebildete Leſer, theilt ſie mit und ſchreibt darüber: „Der Thaler, eine wahrhafte Anekdote, die verdient hätte, erdichtet zu ſein." Ja, wahrhaftig, ſo lautet ſie faſt, als ob ſie ſo Einer in einer müßigen Stunde erſonnen hätte. Ich will ſie Ihm überſetzen:

„Der Herr van B...., Advokat zu X., kehrte nach einer Gerichtsſitzung nach Hauſe zurück. Einigermaßen ermattet durch die drückende Hitze des Sommertages, begab er ſich zuerſt nach ſeinem Zimmer, um ſich umzukleiden.

Ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, kam ſeine Frau ihm nach, um ihm ſchnell etwas zu ſagen. Es iſt ſoeben, ſprach ſie, ein Kiſtchen — und ein ziemlich ſchweres — unter deiner Adreſſe angekommen. Es ſieht fremd aus. Komm' doch ſchnell herab, und hilf mir es auspacken. Es regnet doch wahrlich in unſeren Tagen keine Geſchenke, und doch ſcheint dieſes eine große Koſtbarkeit zu ſein, denn ſehr vorſichtig iſt es verpackt. Mit Verwunderung folgte der Herr van B.... ſeiner neugierigen Frau und lachte über ihre Geſchwätzigkeit, indem er meinte, es könne wohl auch, wie im alten Sprüchwort vielleicht heißen: Viel Geſchrei und wenig Wolle. Doch darin hatte er ſich geirrt.

„Als ihm ſeine Frau das Kiſtchen gab, betrachtete er genau die Adreſſe; denn Siegel und Handſchrift waren ihm ganz unbekannt. Das Schriftzeichen gab zu erkennen, daß es aus Oſtindien kam, aber ſonſt konnte man nichts von Außen merken. Van B.... nahm Zange und Hammer und öffnete endlich vorſichtig. Es fand ſich ein ſchwerer Gegenſtand von chineſiſchem, ſehr feinem Fließpapier und einer dicken Lage roher Baumwolle umgeben. Van B.... nahm auch dieſe Verpackung ab und hielt ein reiches Schreibkiſtchen (ein Kiſtchen nämlich, worin Dinte, Federn, Siegellack und alle dergleichen zum Briefſchreiben nöthige Dinge enthalten ſind) in herrlichen chineſiſchen Farben prangend, mit Perlmutter und Silberwerk verziert, in ſeinen Händen. Bei dieſem indiſchen Prunkſtück, von ſehr großem Werthe, lag folgender Brief:

„Hochedler, geſtrenger Herr!

„Vergönnen Sie mir endlich nach langen Jahren des Umherirrens dieſes Andenken Ihnen zuzuſenden als einen geringen Beweis für die Dankbarkeit, für die Wohlthat, die Sie mir einſt bewieſen haben und der ich mein Lebensglück zu danken habe. Das Alles wird Sie überraſchen und dieſer Brief wird Ihnen ſonderbar vorkommen. Ich will mich aber näher erklären, was mir ſelbſt nothwendig erſcheint. Vor Ihnen muß ich mein Herz ausſchütten, denn Sie allein haben das Recht, in meinem Innern zu leſen. Erinnern Sie ſich nicht, daß Sie früher als

Schulkameraden einen gewissen Willem de Boer hatten, der ein armer Teufel, aber doch kein Taugenichts war?

„Wenn Sie seiner sich entsinnen können, kann wird Ihnen auch beifallen, daß dieser Willem eines Tages von dem Lehrer sehr hart bestraft und aus der Schule gewiesen wurde, weil seine Mutter, die durch Krankheit lange auf's Lager geworfen worden war, das verlangte Schulgeld nicht mehr bezahlen konnte. Das Kind weinte nicht, sondern war bitter betrübt, konnte nicht sprechen vor Schmerz und ging langsam mit gesenktem Kopfe weg. Einer seiner Schulkameraden, ein gutherziger, munterer Junge, der Sohn eines reichen Kaufmanns, folgte ihm mitleidig nach. Meine Mutter! Ach, meine liebe Mutter! sprach schluchzend Willem; sie ist so gut, aber so arm. Wie soll sie das aufnehmen? Ach, armer Junge, wird sie sagen, uns wird auch Alles genommen! Sie hat immer so fleißig gearbeitet, im vollen Vertrauen auf Gottes Versehung. Vor Kurzem fiel sie auch noch auf die Kniee und dankte Gott so innig, daß ich lesen konnte; denn sie wußte, daß ich ferner bei gutem Eifer Alles lernen würde, um durch die Welt zu kommen. Ich versprach ihr, brav zu sein, und nun werde ich weggeschickt als ein böser Bube, weil wir arm und hülflos sind! Soll ich denn schlecht werden, weil ich arm bin? Wüßte ich nur etwas anzufangen! Ich wollte Nachts arbeiten, um den Thaler zu verdienen, für den ich am Tage mehr lernen könnte!

„Der Kleine war rathlos und bemerkte nicht, daß sein Schulkamerad ihn, tief gerührt, verließ; Willem ging nicht gern nach Hause. Voll Kummer und Verdruß über das Leid, welches er seiner Mutter ohne seine Schuld machen mußte, wollte er gehen, aber er blieb doch immer stehen. So stand er noch in seiner Verlegenheit und jammerte und klagte im Stillen, als der junge Kaufmannssohn schnell und fröhlich auf ihn zulief unter Gejauchze. Er sprang mehrere Mal vor Willem in die Höhe und hielt ihm den blinkenden Thaler vor die Augen. Da! Hier! rief er, fast athemlos vom Laufen; ich habe meine Mutter um den Thaler gebeten und ihr Alles erzählt. Da, nimm ihn und bezahle den alten Ziegrimm von Schulfuchs und komm' bald, daß wir noch ein Klickerspielchen

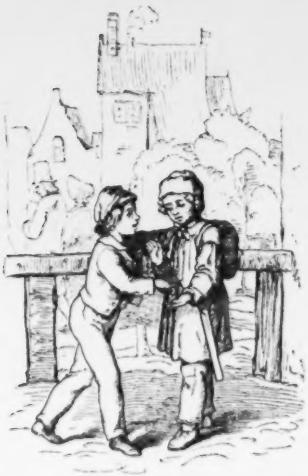

machen können. Der Sohn der armen Wittwe wußte nicht, was er hörte, und wunderlich war ihm zu Muthe. Sprachlos drückte er den Thaler an sein Herz. O Freude! Nun konnte er wieder lernen, so recht nach Herzenslust, und seiner Mutter Hoffnung erfüllen! Mit verdoppeltem Fleiße ging der Junge an die Arbeit. Das Gefühl der Wohlthat, die ihm widerfahren war, hob seine Brust. Es war, als ob der sich entwickelnde Verstand mit mehr Kraft wachse durch den Gedanken an das, was er dem Spielkameraden schuldig war. Es ermuthigte ihn, täglich unter seinen Augen zu arbeiten, nach allen Kräften, und ihm täglich durch seine Lernbegierigkeit zu beweisen, daß er wirklich das verdiente, was man für ihn gethan hatte.

„Das arme Kind, der Willem de Beer, war

ich; Sie, Herr van B...., Sie waren der Knabe, der mich rettete!

„Ihnen habe ich es zu danken, daß ich nun in meinem vier und zwanzigsten Lebensjahre, nach einem arbeitsvollen, aber wohlangewendeten Leben, mit der stolzen Selbstzufriedenheit eines Mannes, der sich (unter Gottes gnädigem Beistande) sein Schicksal selbst gründete, auf das vergangene Leben zurücksehen kann. Aber halten Sie mich nur nicht für heiligtig! Meine brave Mutter lehrte mich frühe, mein Vertrauen auf Gott stellen. Sie ließen mich es zuerst durch eine gute That lebendig fühlen, wie Gott zu jeder Stunde nahe ist. Von der Zeit an wußte ich, was ich vorher nur gehört und geglaubt hatte. Vergebens würde ich trachten, Ihnen dieß Gefühl von Sicherheit auszudrücken, das bei mir sich dadurch festsetzte. Ich blieb Anfangs zwar arm, aber es wuchs mir ein Muth, um dem Bösen zu trotzen und alles Ehrliche und Gute im Auge zu behalten. Einen Zweck hatte ich, Einen Wunsch hegte ich, aber ich erreichte ihn nie. Ich hoffte nämlich einstens das Elend meiner Mutter zu lindern und sie zu unterstützen in ihrer Armuth. Es wurde mir nicht vergönnt, sie mit den Tagen meines Glückes zu erfreuen, denn sie wurde mir durch den Tod geraubt, bevor ich noch die Kinderschuhe ausgezogen hatte. Vergelten konnte ich ihr Nichts, aber lieben konnte ich sie mit warmer Herzlichkeit und dem Himmel danken an jedem Tage, daß er sie mir gegeben hatte. Eine lange Ermahnung in verschiedenen Absätzen hielt sie mir auf dem Sterbelager und sprach dann endlich mit gebrochener Stimme die Worte der heiligen Schrift: „Mein Sohn, dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest. Wenige Augenblicke darauf war sie verschieden."

„Sie waren bereits seit einigen Jahren zur hohen Schule übergegangen. Seit lange hatten Sie nicht mehr auf mich gemerkt. Das mußte so sein. Sie mußten mich aus den Augen verlieren, aber ich durfte Sie nicht vergessen und ich that es auch nicht. Man wollte einen Schuhmacher aus mir machen, und ein Oheim wollte dazu das Seinige thun; aber ich hatte keine Lust hiezu.

Ich konnte lesen, gut schreiben und rechnen, und etwas Geschichte und Erdbeschreibung hatte ich auch gelernt. Ich wollte hinaus in die Ferne, in eine neue Welt, über den Ocean. (So heißt man das große Weltmeer.) Ich starrte vor mich hin, wie Columbus, da er noch Amerika nicht entdeckt hatte; ich suchte einen noch für mich unbekannten Weg; ich suchte, und mußte auch finden. Da hörte ich, daß ein Schiff nach Ostindien ausgerüstet würde; faßte darauf einen kurzen Entschluß und meldete mich zur Mannschaft. Meine Gestalt war stark und flink und ich war jung und gesund. Man nahm mich an als Matrose. Von meiner Mutter Nachlaß erhielt ich Nichts, als ein kleines Bibelchen, das mich überall hin begleitete. Ich arbeitete; war fröhlich und wohlzufrieden und erwartete nur Gutes vom Schicksal. Gegen die Seemannsart, legte ich manchen Sparpfennig zurück. Meine Kameraden sahen mich wohl scheel darum an, aber ich ließ mich nicht irre machen. Ich zog mich aus ihrer Gesellschaft zurück, und sie suchten mich zu kränken. Ja, eines Tags kam es am Bord zum offenen Streit, und ich mußte vor unserm Vorgesetzten mich vertheidigen. Ich erzählte meine frühere Lebensgeschichte und erwähnte die Gabe, die ich einst empfangen hatte. Ich bekannte noch die alte Lust am Lernen und daß ich spare, in der Hoffnung, daß ich einstens die Mittel zusammen bekäme, um mich für den Seedienst ausbilden zu können. Er lächelte über meine Pläne, aber tadelte sie nicht, sondern nahm mich zu sich und ließ mich unterrichten. Ich war damals etwas über vierzehn Jahre alt. Sie erwarten hoffentlich nicht, daß ich Ihnen ein Tagebuch meines Lebens entrolle, denn dazu war mir die Zeit stets zu kostbar. Es sei Ihnen genug, daß ich viel durchmachte, und diese Erlebnisse übertreffen alle Vorstellungen der Dichter. Die Wechselfälle und Lagen des Lebens können in keiner Erzählung so verknüpft und dargestellt werden, als sie im Leben selbst vorkommen.

„Lassen sie sich deßhalb nicht verwundern, daß das lecke Lebensschiffchen, das Sie einst flickten, womit ich dann in die See stach, mit günstigen Winde gesegelt ist und nun zum stattlichen Dreimaster umgeschaffen ist. Ich bin nun Capitän-Lieutenant. Ich bin noch nicht alt

und meine Kräfte ſind noch friſch und meine Luſt am Seewesen hat noch nicht abgenommen. Ich habe noch günſtigen Wind und gedenke den Hafen der Ruhe noch nicht aufzuſuchen. Ich verlange aber doch, mein Vaterland, das ich ja noch nicht eigentlich kenne, zu ſehen und kennen zu lernen. Ich bin Junggeſelle; Verwandte habe ich alſo nicht in meinem Vaterlande, aber ich verlange darnach, Sie wiederzuſehen, Ihnen die Hand zu drücken. Das wird, ſo Gott will, im folgenden Jahre geſchehen. Inzwiſchen ſende ich Ihnen die beifolgende Kleinigkeit, als Erinnerung an das Vergangene. Den Dank, den ich Ihnen ſchulde, kann ich niemals abtragen. Die Hülfe, die Sie mir leiſteten, hat einen Eindruck bei mir zurückgelaſſen für das ganze Leben, einen Eindruck, der mich bewahrte vor Uebermuth und Erbitterung gegen die Menſchen, von denen ich viel zu leiden hatte im Beginn meiner Laufbahn, als Menſch von geringer Abkunft.

„Als ich den Thaler von Ihnen empfing, ſchien er mir ein Schatz und ich hatte ſo Unrecht nicht, denn ein Schatz lag für mich darin. Sie bewahrten mich damals vor Blöße und Hunger mit allen ihren Verſuchungen. Ihnen habe ich den Unterricht zu danken, welchen ich genoß, und der mich des Menſchen Beſtimmung erkennen lehrte. Wir haben fern von einander gelebt; mich kennen Sie nicht mehr. Sie ſind ein tüchtiger Staatsbürger, das weiß ich; denn obſchon Sie von mir bisher nie etwas gehört haben, ſo habe ich ſtets Nachrichten über Sie eingezogen. Wir waren geſchieden; aber ſtets fühlte ich mich Ihnen verbunden. Alle dieſe Gefühle, die ich hier entfaltet habe, habe ich ſo viele Jahre in meinem Innern herumgetragen, daß ſie einen Beſtandtheil von meinem Charakter (heißt ſoviel als Denk- und Handlungsart) ausmachen. Ohne Prahlerei kann ich ſie niederſchreiben, und ich werde ſie ſtets bewahren. Die gute That, welche zwiſchen uns liegt, verbindet uns durch gegenſeitige Hochachtung. Ich glaube Ihnen meine Freundſchaft anbieten zu dürfen. Bitterer, als ich dachte, ſind manche Erfahrungen, die ich machte. Schande iſt das Einzige, wovor ich je zurückbebte, und darin habe ich mir keinen einzigen Selbſtvorwurf zu geben. Einſtens werde

ich Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. Sie mögen dann urtheilen, wie ich bestehen werde. Ist es mir vergönnt, Sie wiederzusehen, so wird mir Vieles vergütet, das ich entbehren mußte. Leben Sie wohl und gesund!"

„Außer dem folgen noch einige Besonderheiten und dann die Unterschrift. — So weit, lieber Gevatter, diese wahre und unausgeschmückte Geschichte, die ich für werth hielt, Ihm mitzutheilen, damit Er sie, in eine bessere Form gebracht und so recht mundgerecht gemacht, in einem Seiner Kalender oder sonstwo auch zur Lehre und zum Exempel in Deutschland bekannt mache. Doch, mach' Er das, wie es Ihm paßt. Gott befohlen und nichts für ungut

Vianen bei Utrecht in Holland Seinem
im Februar 1848. getreuen Gevatter
Alb. Korzen."

Diesen lieben Brief sandte mir mein unbekannter, aber herzlieber Gevatter, da er nicht wußte, wo er mich finden sollte, durch den Herrn Sauerländer in Frankfurt und so kam er richtig in meine Hände, aber zu spät, um in der Spinnstube für 1850 davon Gebrauch machen zu können. Da nahm ich mir denn vor, haarklein und ohne auch nur Ein Wörtlein davon oder dazu zu thun, das Ganze in der Spinnstube von 1851 abdrucken zu lassen. Da nun mein holländischer Gevattersmann die Spinnstube liest, wie er selber sagt, so möge ihn, das wünsche ich, die Spinnstube von Anno 1851 gesund finden. Leider ist ein Brief von mir an ihn unerbrochen zurückgekommen. Und wie ihm die Spinnstube seinen Brief bringt, so möge sie ihm meine Grüße bringen und die Versicherung, daß ich im „Friedel" nicht auf die Holländer geschimpft habe, indessen auch gegen die Wahrheit nichts vermag — den Einzelnen aber gewiß von Herzen liebe.

Ihr aber, meine lieben Freunde der Spinnstube, werdet mir's Dank wissen, daß ich Euch diesen schönen Brief abdrucken ließ. Möge Euch des edlen Willem de Boer Gesinnung zu Herzen gehen und Ähnliches auch in Euch bewirken. Gott walte es!

26. Altes Gold.

Obschon die Gesinnung des braven Holländers Willem de Boer, welche in der vorhergehenden Geschichte sich kund thut, ein Gegenbeweis ist, so bin ich doch grade dadurch an das Sprüchwort erinnert worden: „Undank ist der Welt Lohn.“ Das ist wahr und ist nicht wahr, wie man's nimmt. Soll das Wort „Welt“ alle Menschen, ohne Ausnahme, in sich begreifen, so ist es in den Boden hinein gelogen; soll's aber die Mehrzahl der gewöhnlichen Weltkinder heißen, dann ist's leider nur zu wahr und wir haben's alle schon erfahren, daß gerade die, denen wir am Meisten wohl thaten (wie vielen armen Eltern geht es so!) es uns am Wenigsten danken. Und von dieser Seite darf es uns dann weder verwundern, noch erbittern. Wollt ihr Leute mehr sein, als der liebe Gott? —

Siehe, er thut seine milde Hand auf und segnet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen; lässet seine Güte mit jedem Morgen neu werden; lässet regnen über Gerechte und Ungerechte. Danken sie's ihm? Sie grummeln, knurren und murren, statt daß sie sagen sollten: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst? Sie hadern oder gehen stumpfsinnig, und stolz auf ihre vermeintliche Weisheit, daran, den Segen Gottes einzusammeln, statt daß sie

preiſen ſollten: Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Und mußte nicht der Herr Chriſtus fragen, als er die zehn Ausſätzigen (Lucä, Cap. 17, Vers 11 bis 19) heilte und nur Einer Gott preiſete: Wo ſind aber die Neune? Hat ſich ſonſt Keiner gefunden, der wieder umkehrete und gäbe Gott die Ehre, als dieſer Fremdling? Die ſündhaften Menſchen ſchreiben den Segen ihrer Weisheit zu oder achten ſeiner nicht und vergeſſen den Dank der Gott gebührt. So erfährt's Niemand mehr, daß Undank der Welt Lohn iſt, als Gott, unſer himmliſcher Vater. Und doch ſind auch Viele, die ihm danken und ſeine Gebote halten. Wohl ihnen, ihr Lohn iſt reich! Wenn denn auch du, mein Bruder, viel Undank erfährſt (du biſt nicht alleine — ich kenne Einen ſo gut, wie mich ſelbſt, dem geht's eben gradeſo!), ſo verwundre dich nicht; freue dich aber innig über einen Dankbaren, wenn du ihn findeſt, und werde nicht müde, Gutes zu thun. Blick' einmal wieder hinauf zum lieben Gott! Trotz dem Undank wird er nicht müde zu ſegnen und wohlzuthun. O lerne von ihm! Erwarte, wenn du Gutes thuſt, keinen Dank; laß es die Rechte thun, ohne daß es die Linke weiß. Bleibt er dann aus, ſo kränkt's dich nicht, und kommt er, o dann freueſt du dich aus Herzensgrunde ſeiner, und läßt ihn dir ein Sporn ſein, in der Liebe deſto völliger und reicher zu werden.

27. Ein Gleichniß.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kameel am Halfterband,
Das Thier mit grimmigen Geberden
Urplötzlich anfing, ſcheu zu werden,
Und that ſo ganz entſetzlich ſchnaufen,
Der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief, und einen Brunnen ſah
Von ungefähr am Weg' er da.

Das Thier hört er im Rücken ſchnauben,
Das mußt' ihm die Beſinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens brach,
Er ſtürzte nicht, er ſchwebte noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
Aus des geberſt'nen Brunnens Bauch;
Daran der Mann ſich feſt that klammern,
Und ſeinen Zuſtand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und ſah
Dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' eben faſſen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da ſah im Grund' er einen Drachen
Aufgähnen mit entſperrtem Rachen,
Der drunten ihn verſchlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen ſollte.
So, ſchwebend in der beiden Mitte,
Da ſah der Arme noch das Dritte:
Wo in der Mauerſpalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da ſah er ſtill ein Mäuſepaar,
Schwarz Eine, weiß die andre war,
Er ſah die Schwarze mit der Weißen
Abwechſelnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zauſ'ten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel ſpülten;
Und wie ſie, rieſelnd, niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angſt und Furcht und Noth,
Umſtellt, umlagert und umtrebt,
Im Stand des jammervollen Schwebens,
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren.
Da konnt' er doch der Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht des Kameeles Wuth,
Und nicht den Drachen in der Fluth,

Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie däuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer und Beerlein wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: Wer ist der thöricht Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist du.
Vernimm die Deutung noch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund'
Des Todes aufgespeerter Schlund;
Und das Kameel, das oben dreht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen: Tag und Nacht.
Es nagt die Schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die Weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du, Kameel, die Lebensnoth,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse, Tag und Nacht,
Vergissest, und auf Nichts hast Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest!

Fr. Rückert.

28. Treue Hand geht durchs ganze Land.

In einem Dorfe der furchtbaren Wetterau hatte man im Herbſte die Hände voll zu thun gehabt, um den reichen Erndtesegen unter Dach und Fach zu bringen. Man brauchte nicht zu ſorgen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Denn Scheuer und Speicher waren voll. Im Keller lagen Obſt und Kartoffeln hoch aufgeſchichtet, und eine Reihe Fäſſer, voll ſüßen Äpfel- und Birnweines, ſagten denen, die nicht gern Waſſer trinken, daß ſie dennoch keinen Durſt zu leiden brauchten. Auch lag für die Frauen und Mädchen der Flachs, ſauber und fein bearbeitet, in der Kiſte bereit und wartete nur auf das Spinnrad. Hier und da hatten bereits die Spinnſtuben begonnen und namentlich in einem Hauſe des Dorfes bot ſich das freundliche Bild gemüthlichen Winterlebens dar. Es war an einem recht rauhen Novemberabend, als ſie ſo recht behaglich da ſaßen; denn draußen ſtritten Schnee und Regen vom Sturme gepeitſcht um die Herrſchaft. Es war ſchon ſpät, da klopfte es plötzlich ſtark wider den Laden. Wer mag das ſein? ſprach der Hausvater, indem er nach dem Fenſter ging. Wer klopft ſo ſpät? fragt er.

Ein müder reiſender Handwerksburſch, der eine Nachtherberge ſucht, war die Antwort.

Der Hausvater übte noch die fromme Sitte, keinen Herbergeſuchenden abzuweiſen. Er ſagte: Tretet in Gottes Namen herein!

So kam denn beſcheiden und grüßend der müde, naſſe Wanderer herein und der Hausvater ſagte: Landsmann, legt Euer Felleiſen ab und macht Euch in die Ofeneck, daß Ihr warm und trocken werdet. Frau, ſagte er zur Hausmutter, die aber bereits aufgeſtanden war, hol' dem Burſchen etwas unter die Zähne. Ich weiß aus meiner Jugend her, daß man in der Jugend alle zehn Minuten Appetit und alle fünfzehn einen Bärenhunger hat.

Als es der Handwerksburſche ſich ſchmecken ließ, betrachteten ihn die Frauen und die Mädchen. Man ſah's ihm an, daß er's lange ſo gut und behaglich nicht gehabt hatte, aber auch, daß er ein wohlgearteter, manierlicher

Mensch war. Als nun nach dem Essen, das er hübsch mit stillem Gebete begonnen und geschlossen hatte, sich die Männer mit ihm in ein Gespräch einließen, da erkannten sie auch, daß er auf seiner Wanderschaft durchs deutsche Land offene Augen und einen offenen Kopf gehabt, denn er hatte ganz erschrecklich Vieles gesehen und erfahren. Bei ihm hieß es nicht mit dem alten Sprüchwort: „Es flog ein Gänslein über den Rhein und kam als Gigack wieder heim.“ Er erzählte mit Verstand und man hörte es wieder ganz deutlich, daß es Wahrheit war, was er sagte, denn er windbeutelte nicht und mit dem weltbekannten Münchhausen hatte er keine Ader gemein. Zuletzt zog er die Aufmerksamkeit der ganzen Spinnstube auf sich.

Er hatte längere Zeit in Prag, der Hauptstadt von Böhmen, gearbeitet, und wußte von dieser Stadt gar viel Merkwürdiges zu erzählen. Mitten in der Rede aber unterbrach ihn Einer, der sagte: Landsmann, im vorigen Frühjahr kamen böhmische Musikanten hier durch, die zur Frankfurter Ostermesse zogen, die wußten viel zu reden vom heiligen Nepomuk und vom Johannisfeste. Könnt Ihr uns darüber nicht nähere Auskunft geben?

Ja wohl, antwortete der Geselle. Ich kam gerade am Verabend des Johannisfestes in Prag an, und Schaaren von Menschen aus allen Gegenden des Böhmerlandes zogen mit mir in die prächtige Hauptstadt ein. Ich war erstaunt über die schöne Stadt; denn eine herrlichere hab' ich auf meiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen. Sie liegt wie in einem blühenden Garten, rings umgeben von schönen Landhäusern. Ihre neunzig Kirchen, einhundert sieben und zwanzig Thürme und sechzig Paläste geben Einem Etwas zu schauen, der übrigen, zahlreichen, schönen Gebäude gar nicht zu gedenken. Der kleinere Theil der Stadt, die „Kleinseite“ genannt, zieht sich einen Hügel hinauf, auf dem das Schloß mit der Domkirche steht. Wie ein silberner Gürtel schmiegt sich der Moldaufluß an die Stadt und grüne Inseln heben sich wie Edelsteine aus dem Wasserspiegel empor. Ueber den Fluß führt eine uralte steinerne Brücke, welche die „Kleinseite“ mit der „Altstadt“ verbindet. Diese Brücke hat sechzehn Bogen und trägt auf ihrem Rücken acht und zwanzig Bildsäulen.

Die mittelste derselben stellt den heiligen Johannes von Nepomuk dar, den ehemaligen Erzbischof von Prag, der am 16. Mai 1383 auf Befehl des unholdigen Königs Wenzel von dieser Stelle herab in die Moldau gestürzt wurde, weil er das, was ihm die fromme Königin in der Beichte anvertraut hatte, nicht verrathen wollte.

Die Böhmen haben ihn zu ihrem Schutzpatron gemacht, und wandern jährlich zu Tausenden nach Prag, das Gedächtniß des heiligen Nepomuk zu feiern. Wer in den Häusern und Ställen kein Unterkommen finden kann, der sucht es auf der Straße unter freiem Himmel. Das ist namentlich denn für die zahllosen Bettler, Landstreicher und Krüppel gemünzt, die aber an solchen Tagen gute Geschäfte machen.

Wer am Johannisfest unter das Gedränge auf der Straße oder auf der Brücke sich mischen will, der mag nur die Säckel fein zuhalten, denn es gibt da Leute genug, die nicht blöde sind, in fremde Säckel zu fahren und mitzunehmen, was sich nicht wehrt und der Leute gibt's überall zu solchen Festzeiten viel; in Prag aber mehr, als gut ist. Weit kommen freilich die Schelmen mit dem gestohlenen Gute nicht, weil es nicht gedeiht. Sie kommen etwa bis in eine heimliche Winkelkneipe, wo sie es vertrinken oder verspielen und sind dann so arm, wie zuvor; oft aber kommen sie nicht weiter, als vor's Wiener Thor, rechts, eine Anhöhe hinauf, wo — der Galgen steht. Dort hab' ich mit meinen Augen Manchen hängen sehen, unter Andern auch ein Dienstmädchen mit Kreuzbändern an den Schuhen, weßhalb seitdem kein ehrlich Mädchen oder Frau in Prag mehr Kreuzbänder an den Schuhen tragen mag.

Doch will ich nicht bloß von Spitzbuben erzählen, sondern ein Exempel bringen, daß es noch ehrliche Menschen in der Welt gibt und Gottlob, noch Viele.

In der Stadt Prag wohnte der berühmte und menschenfreundliche Doctor R....., ein alter Junggeselle, in einem großen schönen Hause.

Am Morgen des Johannisfestes, als er eben an seinem Schreibpult sitzt, wird er eiligst zu einem Bekannten gerufen, dessen Söhnlein ein Bein gebrochen hatte. Auf der Stelle nimmt der Doctor Stock und Hut und eilt davon. Er vergißt aber in der Eile seinen Pult und

ſeine Stubenthüre zu verſchließen. Das Haus iſt unbewacht und Alles darin ſteht offen! — Da kommt ein Menſch mit einem breitkrämpigen Hut, in ſchwarzen, rußigen Hemdsärmeln, über denen ein braunes Wamas herabhing, deſſen Ermel unten zugebunden waren, damit man Allerlei, wie in einen Sack, hineinſtecken konnte. Denkt Euch nun noch enge ſchmutzige Hoſen und derbe Schnürſtiefel dazu, und Ihr habt ein Bild von dem ſeltſamen Geſellen. Hier zu Land würden die Leute auf der Gaſſe zuſammenlaufen, wenn ſo Einer ſich ſehen ließe; in Prag aber kennt man dieſe Art von Leuten ſchon. Es ſind die Drahtflechter aus dem ſüdlichen Oeſterreich, aus dem Lande Siebenbürgen, die umherziehen und für die ſparſamen Hausfrauen die irdenen Kochtöpfe mit Draht umflechten, daß ſie nicht ſo leicht zerbrechen. Sie halten ſich viel in Prag auf, nehmen mit dem ſchlechteſten Nachtquartier vorlieb und bekommen ihre Dienſte bald gut, bald ſchlecht belohnt, ſind aber mit Allem zufrieden. Jährlich einmal kehren ſie in ihre Heimat zurück und bringen das, was ſie erübrigt haben, den Ihrigen. Aber wehe dem, von dem die Andern berichten, daß er ſich im Ausland ſchlecht betragen oder geſtohlen habe!

Wer den guten, ehrlichen Namen der Siebenbürgiſchen Drahtflechter in der Fremde befleckt hat, der darf nie wieder auf Reiſen gehen, ſondern hat das Nachſehen, wenn die Andern fröhlich hinausziehen in die weite Welt.

Ein ſolcher Drahtbinder kommt am Johannistage zu Prag in das Haus des Doctor K....., wo er früher ſchon manches Gröſchel zum Geſchenk erhalten hatte. Den Hut in der Hand, naht er ſich beſcheiden dem Zimmer. Die Thür ſteht offen, aber Niemand iſt drinn. Er thut einen Schritt hinein, um zu ſehen, ob der Hausherr etwa auf dem Ruhebett ſitze, aber auch da iſt Niemand zu ſehen. Da fällt ſein Blick auf das offene Schreibpult, aus welchem ein paar Rollen Geld ihm entgegenſcheinen.

Da mag dem armen Kerl denn doch die Verſuchung nahe getreten ſein. Mit ſo einer einzigen Rolle Geld könnteſt du ein glücklicher Menſch werden; brauchteſt nicht mehr ein ſo armſeliges Leben zu führen! Alles ringsum iſt ſtill, Niemand zu ſehen, noch zu hören. Was hindert

dich zuzugreifen? — Doch — Nein, ſagt eine Stimme in ſeinem Herzen, du ſollſt nicht ſtehlen! Du ſollſt lieber arm und ehrlich bleiben, als reich und ſchlecht werden. Aber weil heute viele Landſtreicher durch die Straßen ziehen, viele Gauner und Strolche umherſchweifen und mauſen; weil ein Anderer, der da hereinguckte, nicht ſo bedenklich im Zugreifen iſt, wie du, ſo ſollſt du jetzt hier Wache halten, bis der Herr wiederkommt! So denkt er und damit drückt er den Hut auf ſein ſchwarzes Haar und ſetzt ſich auf die Schwelle der Thür nieder. —

Mehrere Stunden waren ſo vergangen, da kommt endlich der Doctor K..... von ſeinem Kranken zurück. Schon von ferne ſieht er die offene Thüre und beim Gedanken an den heutigen Tag, wo Tauſend Diebereien vorzukommen pflegen, erſchrickt er tüchtig über ſeine Vergeßlichkeit und iſt vollkommen überzeugt, daß er Alles ausgeleert finden werde; aber wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er den Drahtbinder mit ſeinem ſchwarzen Geſicht, den Hut tief in die Augen gedrückt und das Kinn auf die Hand geſtützt, daſitzen ſieht, ſo trotzig, als wollte er's mit Jedem aufnehmen, der es wagen würde, da herein zu wollen.

Als der Drahtbinder den ihm bekannten Hausherrn kommen ſieht, ſteht er auf, zieht ehrerbietig den Hut ab, und ſtammelt in gebrochenem Böhmiſch einige Worte, die ihn entſchuldigen ſollen, daß er hier geſeſſen. Doch der Doctor fällt ihm in die Rede und fragt: Was führt dich auf die Schwelle meiner Thüre? — das Almoſen, gnädiger Herr, das Sie mir geben, ſo oft ich nach Prag komme!

Aber du haſt mich ja nicht zu Hauſe gefunden, ſagte der Doctor.

Darum hab' ich warten wollen, bis Sie kämen, erwiedert der Drahtbinder.

Aber du konnteſt ja Alles offen, hätteſt dir ja nehmen können, verſetzt der Doctor.

Bewahre, gnädiger Herr, entgegnete der Drahtflechter, das wäre geſtohlen. Der Drahtbinder iſt arm, aber ehrlich.

Biſt du ſchon lange hier? Fragt weiter der Doctor.

Wohl zwei Stunden! iſt die Antwort.

Da haſt du lange auf dein Almoſen warten müſſen! ruft der Doctor aus.

Hab' gern gewartet, ſagt der Drahtbinder, denn ich hab' der Weile Wache gehalten, als Sie weg waren. Es hätten Diebe kommen können!

Du ehrliche Seele, ſprach gerührt der Doctor, das ſoll dir nicht unvergolten bleiben! Er tritt in das Zimmer und nimmt eine der Geldrollen vom Pult und gibt ſie dem ehrlichen Menſchen. Da nimm, ſagt er, deinen wohlverdienten Lohn! Der ehrliche Drahtbinder will

Anfangs gar nicht zugreifen, weil er nur sein Almosen erwartet; als indessen der dankbare Doktor in ihn drang, nimmt er's endlich und geht mit tausend Segenswünschen und heißem Danke gegen Gott von dannen.

Seht, das hab' ich in Prag erlebt, sagte der Handwerksbursche.

Das heiß ich ehrlich! sprach der Hausvater und sein Nachbarsmann fügte hinzu: Das heißt recht: Treue Hand geht durchs ganze Land! Der ehrliche Drahtbinder hat wiederkommen dürfen in die Stadt Prag; aber die Spitzbuben sind an den Galgen gekommen! Das sollte Jeder bedenken!

29. Eine Anekdote.

In der französischen Revolution in den Neunziger Jahren, waren die Franzosen geradewegs toll. Sie schafften Alles ab, was aus früherer Zeit da war, und machten alle Stände gleich. Damals kam ein Reisender an ein Thor von Paris. Der Thorschreiber fragte: Wie heißet Ihr? Und macht ein lustig Gesicht dazu.

Graf von Saint-Cyr (was im Deutschen heißt vom heiligen Cyriacus) sagt der Reisende.

Was Graf? rief der Thorschreiber; es gibt keine Grafen mehr!

Nun denn, sagt der Reisende, so nennt mich: von Saint-Cyr!

Es gibt keine: Von, keinen Adel mehr, rief abermals der Thorschreiber.

So nennt mich meinetwegen: Saint-Cyr! sagt ärgerlich der Fremde.

Das wäre mir sauber! spricht der Thorschreiber. Wißt Ihr nicht, daß es keine Heilige mehr gibt? (Saint heißt zu deutsch: heilig.)

So nennt mich Cyr! (Cyr wird im französischen gesprochen wie Sire, und Sire wird der König angeredet.)

Das wär' mir noch schöner! ruft der Thorschreiber aus. Es gibt auch, seit der König enthauptet worden ist, keinen Sire mehr!

So mußte denn der arme Graf ohne Namen einziehen, und konnte Gott danken, daß ihn der lustige Thorschreiber nicht angab, sonst hätte er noch den Kopf zu seinem Namen verlieren können. Wer denkt nicht da an manche Geschichten aus dem Jahre 1848? Nun im A-B-C-Buch steht unter dem Bilde des Affen das Reimlein:

„Der Affe gar possierlich ist,
Zumal, wenn er am Apfel frißt!"

30. Alles nach der Ordnung.

Wer von Euch, liebe Leser, einmal nach Emmendingen ins Badener Land kommt, der wird ein schönes Städtchen finden, und wenn er sich erzählen läßt, wie es in früheren Zeiten dort war, wird er wohl hier und da auch von dem Herrn Amtmann Schlosser reden hören, der so um die Zeit von 1774 bis 1784 dort lebte und amtete. Ein braver Mann, der Amtmann Schlosser (er war ein Schwager unsres Dichters Goethe!), so Einer vom ächten Schrot und Korn. Der machte einmal einen Streich, über den Viele lachten, nur der Izzik nicht, und der Izzik war ein Jüt zu Emmendingen, so ein rechter Bauernschächter, wie's Viele gibt, wenn die Bauern einfältig genug sind, sich schächten zu lassen. —

War damals Einer zu Emmendingen, der Geld haben mußte. Geht er zum Izzik und spricht: Kannst du mir nicht so und so viel leihen auf eine ehrliche Handschrift? —

Mai! ruft der Izzik und kratzt sich hinter den Ohren. Wo hab' ich Geld. O waih geschrieen! Geld? — Bist gekomme an de Unrechte!

Du hast Geld, Izzik, ich weiß es, sagt der Andere, hilf mir, sonst werde ich gestülpt!

Uff Ehr, ich hab' keins! schreit der Jüd. Wo werd' ich Geld hawwe?

Der schwerbedrängte Emmendinger gibt dem Juden zuckersüße Worte. Endlich stellt sich der Jüd, als ging's ihm zu Herzen. Waiste was, sagt er, helfe will ich der;

aber ich muß das Geld beim Schlome selber lehne und dem muß ich zwölf Procentcher gewwe!

Der Emmendinger, der in der Beißzange sitzt, weil er fürchten muß, verklagt und gepfändet zu werden, verspricht Alles und — Abends hat er das Geld und stellt die Handschrift aus und der Izzik hat dabei zwanzigmal gesagt: Alles nach der Ordnung! Denn das ist so sein Wort, das er überall, wo's nur eben paßt, anbringt.

Kaum sind Dreivierteljahr verbei, so verkauft der Emmendinger seine Frucht gut und bringt dem Izzik sein Geld nebst den Procentcher und sagt: Alterchen, hier ist dein bones Rassel, gib mir meine Handschrift. Alles nach der Ordnung, wie du selber sagst.

Mai, ruft der Izzik voll Schrecken, die Handschrift hab' ich verlore, und hab' still geschwiege, weil ich wußt', daß ich's mit em ehrliche Mann zu thun hab? Alles nach der Ordnung! War ich ehrlich, so sei du's auch. Glaube' ich dir, so glaub' du mir und nimm mit der Quittung vorlieb!

Meinetwegen, sagt der Emmendinger, der an nichts Arges denkt, und der Izz schreibt die Quittung nämlich

ſo: Daß mir der ſo und ſo von Emmendingen heut' dato baar und richtig bezahlt hat ſo und ſo viel, beſcheinige ich andurch.

Emmendingen an dem und dem, Anno ſo und ſoviel.

Izzik.

Alles nach der Ordnung, ſagt Izzik und gibt dem Emmendinger die Quittung, der ruhig heimgeht und ſie in die große Baſeler Bibel legt, wo die ſchönen Bilder drin ſind. Sonntags ſchläft der Emmendinger über dem Bibelleſen ein und ſeine Buben blättern in der Bibel nach den Bildern und die Quittung fällt heraus.

Seine Frau, die nicht leſen kann, hebt aber das Papier auf und legt's in ihre Nebenlade in der Liſte.

Ueber lang oder kurz ſucht der Bauer ſeine Quittung und findet ſie nicht. Er ſucht Blatt vor Blatt, aber ſie iſt fort, und die Frau hat kurze Gedanken und denkt nicht dran, daß ſie ein Papier aufgehoben und in die Nebenlade gelegt hat. Wenn ſich der Emmendinger auch hinter dem Ohre kratzt, ſo iſt er doch ſo einfältig und erzählt's weiter.

Hört's auch der Jüd und denkt: Holla, nun iſt's Zeit, mit deiner Handſchrift herauszurücken! Kommt er zu dem Emmendinger und ſagt: Es wär' doch emel Zeit, daß de mer mai Geld gäbſt! Alles nach der Ordnung! —

Was für Geld? fragt erſtaunt der Emmendinger.

Mai, was fregſt ſo kuries? Das Geld, woven die Handſchrift lautet! ſagt der Jüd und ſieht dabei ſo ehrlich aus, als könne er kein Waſſer trüben.

Was? ruft der Emmendinger, hab' ich dir's nicht ſammt den Procenten ausbezahlt bei Heller und Pfenning?

Weiß nix dervun, ſagt der Jüd. Willſt du nit bezahle, ſo gibt's noch en Amt und beim Amt haßt's: Quittung oder bezahlt, Alles nach der Ordnung! — Damit geht er fort und Morgen kommt der Büttel und bringt die Ladung vors Amt.

Daß der Bauer noch einmal jedes Blatt der Bibel umwendet und das ganze Haus durchſucht, iſt ebenſo gewiß, als daß er nichts findet, und ſeine dumme Annlies von Frau hat's rein vergeſſen, was ſie in die Nebenlade

gelegt hat. Was half's, mein guter Handeles (soll heißen: Johann Jodocus), wie der Emmendinger mit dem Taufnamen hieß, muß vor's Amt.

Der Herr Amtmann Schlesser hört Beide ab und ist, trotzdem, daß der Jüd hundertmal: Alles nach der Ordnung, sagt, doch vor Gott und seinem Gewissen überzeugt, daß der Jüd einen Spitzbubenstreich macht; allein, was half's? Der Spruch lautet, wie der Izzik gesagt hat: Quittung oder Geld! Und Handeles muß bezahlen oder die Quittung bringen, und die ist nirgends zu finden. Er bezahlt. —

So etwas wurmt einem ehrlichen Mann und er kann's gar nicht verwinden. Der Handeles sitzt daheim und bläst Trübsal nach Noten, was aber allemal wie tiefe, lange Seufzer klingt. Er kaut an den Nägeln und sagt: Ich will gewiß alle Quittungen gleich einfädeln und in dem Wandschränkchen an einen Nagel aufhängen. So soll mir's nicht mehr gehen! So viel ich mich erinnern kann, hab' ich sie in der Eile in die große Baseler Bibel gelegt!

Da geht dem dummen Mareile (wie seine Frau hieß) ein Licht auf. Halt' mal still, Handeles, sagt sie; Sonntags haben 'mal die Buben die Bilder in der Bibel betugt, da ist so ein Papier herausgefallen. Ich legt's in die Nebenlade und denk' halt, du kannst 'mal Garn drauf wickeln. Ich denk', es ist noch zu finden!

Ach Gott, geh' eilig, Mareile, sagt er und lug, ob's noch da ist!

Jetzt springt's Mareile und richtig, das Papier ist noch da, und Handeles erkennt gleich seine Quittung. Er reißt's dem Mareile aus der Hand und lauft stracks zum Herrn Amtmann Schlesser. Er reißt die Thür auf und ruft: Herr Amtmann, da ist sie!

Was? ruft der Herr Amtmann, besieht's und nun steigt ihm die Galle bis an den Rand der kleinen Blase, darin sie bei der Leber sonst ganz ruhig zu sitzen pflegt, und thut, was ihres Amts ist.

Nun soll dich, Jüd, aber Dieser und Der! ruft er aus und läßt den Juden auf Morgen durch den Büttel vor Amt laden, sagt aber vorher zu ihm: Geh' in den

Wald und schneide dir eine junge Eiche, so etwa fingerdick, schlank und biegsam, die sich gut umlegt.

Der Büttel war nicht von Volksheim, wo sie einmal einen Acker Gemeindeland mit Salz säeten, daß sie sich's selber zögen und nicht mehr zu kaufen brauchten; der denkt: Proficiat Jizik! Da soll ich dir den Staub ein Bißchen aus Rock, Buchs und Kamisol ausklopfen! Will schon das Meine thun! — Uebrigens konnte der Büttel Alles halten, nur das Maul nicht, läßt also den Jüd so etwas von der jungen Eiche wittern, und der Jüd denkt: Au waih, der Herr Amtmann muß Wind haawe, wie die Gäul' im Stall stehn! Nu — vorn ausgemacht, brennt hinten nicht! Er lauft zum Handeles und bringt ihm das Geld wieder sammt der ersten Handschrift und macht sich aus dem Staub gen Karlsruhe hin, denn er weiß, daß fünf und zwanzig extra nicht ausbleiben, so wenig, wie der morgende Tag, denn der Herr Amtmann Schlosser verstand keinen „Stuß," wie der Jüd für Spaß sagt. Er kommt, während in Emmendingen wirklich dieß Urtheil gefällt wird und noch ein Halbjahr frei Kost und Wohnung im Bruchsaler Zuchthaus dazu, nach Karlsruhe und lauft von Thür zu Thür bei den hohen Beamten und beschönigt prächtig seinen Spitzbubenstreich. Endlich weiß er's dahin zu bringen, daß ein hoher Beamter an den Herrn Amtmann Schlosser schreibt, worin er ihn ersucht, die Prügelstrafe zu erlassen.

Nun meint Jizik, er sei geborgen, kommt zurück und lauft gleich aufs Amt. Mit triumphirender Miene legt er den Brief vor den Herrn Amtmann hin, daß das große Amtssiegel des Briefes im rothen Siegellack ihm recht in die Augen sticht, und sagt: Gestrenger Herr Amtmann, sein Se so gütig, un lese Se deß Briefche do!

Alles nach der Ordnung, pflegst du zu sagen, entgegnet der Herr Amtmann, und legt den Brief bei Seite, ohne ihn zu erbrechen. Erst geurtheilt; dann bezahlt; dann die Strafe gefaßt; dann les' ich den Brief. Büttel!

Au waih, au waih, schreit der Jüd, wie laaf ich uff! Die Herren ze Karlsruhe stehn doch üwwer dem Herr Amtmann?

Alles nach der Ordnung! spricht der Amtmann. Büttel, faß' mir den Jüd!

Und der Büttel, der sich schon lange drauf freut, den Bauernschächter einmal unter seine Fäuste zu kriegen, faßt ihn am Kripps, legt ihn mit Hülfe eines Schreibers auf die Bank, schnallt ihn fest und mißt ihm dann fünf und zwanzigmal die Jahrlatte der Eiche da an, was man nicht gerne vor ehrlichen Leuten nennt, daß es eine Art hatte, und schlägt nicht einmal fehl. —

Der Jüd schreit wie ein gefangener Buchmarder.

Als die Strafe verüber war, sagt der Herr Amtmann Schlesser: Alles nach der Ordnung; Izzik, nun wollen wir den Brief lesen. Er las. — Alle Blitz', ruft er aus, die Herren wollen, daß ich dir die Prügel erlasse; thut mir herzlich leid, daß du sie schon hast. Das ist auch eine Handschrift, die du behalten kannst, dem Büttel aber darfst du eine Quittung ausstellen. Verliert der die, und du bringst die Handschrift, so soll er dir auf mein Wort, und zwar nach deinem Grundsatz, Alles nach der Ordnung, das Capital nebst zwölf Procent Zinsen noch einmal zahlen von Rechtswegen. — Der Jüd aber schwieg steckmäuschenstill. Er ist darauf nach Bruchsal abgeführt worden.

Die gute Frucht war, daß der Jüd das Schächten ließ oder — es heimlicher und schlauer trieb.

Sagte aber Einer: Alles nach der Ordnung, so fuhr er schnell mit der Hand dahin, wohin ihm der Büttel die Handschrift geschrieben. Hat auch das Capital zum zweiten Mal nicht eingefordert.

In Emmendingen aber, das hat mir noch jüngst Einer von da erzählt, hat man das Sprüchlein noch: „Alles nach der Ordnung, sagte der Amtmann Schlesser zum Izzik, da lebt' er noch!"

31. Eine Anekdote.

Vor etwa hundert Jahren und später noch gebrauchten die Leute, die nicht gerne gingen, Sänften. Das waren Kasten, die an zwei starken Stangen befestigt waren. Da setzte sich nun der oder die vornehme und faule Person hinein und vier starke Diener faßten die Stangen, hoben sie auf die Schulter und trugen die Sänfte fort, wohin der oder die darinnen Sitzende befahl. Weil das sanft ging, nannte man solche Kasten: Sänften.

In Dresden waren sie schon im Gebrauch, als man in Wien noch nichts davon wußte. Kommt dazumal ein vornehmer Herr von Wien nach Dresden und besucht den Herrn von Kyau, der ein ausgeheckter Schelm und Utzer war.

Beim Abendessen kommt auch die Rede auf die Sänften, und der Wiener sagt: I hob noch kani nit g'sehn!

Ach, was? sagt Kyau. Nun, da es doch schmutzig ist, so sollen Sie meine Leute heut' Abend in meiner Sänfte nach Hause tragen.

Das nimmt der Wiener mit vielem Dank an.

Nun setzt ihm der Herr von Kyau tüchtig mit Ungarwein zu, und der Wiener ist auch Keiner von denen, die ein leeres Glas lieben.

Als es Heimgehenszeit war, läßt Kyau seinen Haushofmeister kommen und flüstert ihm ins Ohr: Macht aus der Sänfte den Boden heraus und den Sitz!

Das geschieht.

Der Wiener kommt an das Thor. Da steht die Sänfte und die Träger. Der Haushofmeister macht die Thüre der Sänfte auf und der Wiener steigt hinein. Als-

bald heben die Träger ihre Stangen auf die Schulter und im taktmäßigen, raschen Trabe geht's durch die schmutzigsten Gassen bis zum Wirthshaus des Wieners. Der sah fürchterlich aus, denn er mußte in dem Kasten mitlaufen, da Sitz und Boden fehlten. Er fluchte, wie ein Türke, aber Alles half ihn nichts. Er mußte mit fort. Da er nun aber meinte, das gehöre dazu, so schwieg er am Ende stille, zumal der Ungarwein keine klaren Gedanken aufkommen ließ.

Am andern Tage fragte ihn Khan: Nun, wie gefällt Ihnen denn das Getragenwerden in der Sänfte?

Schauen's, sagte der Wiener, wenn i nit wüßt', daß i wär' g'trage worde, so wollt' i druf schwör'n, daß i hätt' laufe müsse!

32. Ein Räthsel.

Der Eine wird beschnitten, wenn er wächst,
Der Andre wird geschlagen.
Der Eine backt und wecket bittre Klagen;
Der Andre macht, was wackelt, fest zunächst.
Man sollte meinen,
Die Zwei zu vereinen
Wär' ganz umsonst; und doch ist's sonnenklar,
Daß Beide Eins nur sind und bleibet ewig wahr!
Ja, wer es recht ermißt,
Der findet noch dazu ein Drittes, Viertes gar,
Das herrlich duftet und man gerne ißt.

33. Altes Gold.

Ein Tröpfelein
Höhlt zuletzt den Stein! —

Wenn's nämlich immer auf dieselbe Stelle fällt. Das wissen wir schon lange! sagt Ihr, liebe Leser. Ei, neues Gold bring' ich ja auch nicht, sondern ganz altes; aber meint Ihr, das Sprüchlein wolle gar nichts Anderes, als sagen, was Jeder aus der eigenen Erfahrung weiß? Unsre Vorfahren, die die alten Sprüchwörter machten, waren weiser. Nein, darin liegt gar viel, und zwar zuerst eine Warnung!

Wie so ein Tröpflein, das immer auf dieselbe Stelle fällt, am Ende ein Loch in den Stein macht, und wenn er hart wie Eisen wäre, so ist's mit Sitten und Gewohnheiten. Hörst du, und wenn dein Herz rein wie Gold wäre, und du noch so gut erzogen und geartet wärest, nur immer faules Geschwätze, zotische Reden, so wirst du zwar Anfangs noch roth und wendest dich ab; aber bald bleibt das Rothwerden und Abwenden aus. Du wirst abgestumpft und hörst's ohne innere Scham; bald kommt's dahin, daß du darüber lachen kannst; noch eine Weile, und aus deinem Munde geht ebenso faules Geschwätze, ebenso zotisches Reden. — Das Tröpflein fängt schon an, zu höhlen! Dabei bleibt's aber nicht. Der Herr sagt: „Was aus dem Munde gehe, das verunreinige den Menschen.“

Dein Herz findet Gefallen an Dem, von Dem du redeſt, und, ehe du es ahneſt, biſt du zu Thaten geneigt, ja du thuſt Thaten der Schande und Sünde, von denen du redeteſt — Item — das Tröpflein hat richtig den Stein ausgehöhlt! —

So geht's mit guten Grundſätzen; ſo geht's mit der Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit, in Summa mit allem Guten. Wenn ein Verführer nur fortgeſetzt daran arbeitet, die guten Grundſätze zu untergraben durch Spottreden oder Anſchläge, ſo fahren ſie alle am Ende wie Spreu im Winde davon; die Schamhaftigkeit wird untergraben und zum Sündenfall, zur verlornen jungfräulichen Ehre, zur Schande iſt's nicht weit; die Ehrlichkeit geht ſchleifen und die Betrügerei und Spitzbüberei, der Wucher und Betrug zieht in die Seele ein. Gib Acht, gib Acht! Das Tröpflein höhlt den Stein! Biſt du aber ſo ein ehrlicher, feſter, guter Stein, ſo beherzige die Ermahnung des Sprüchleins, nämlich: laß das Tröpflein der faulen Geſchwätze, der zotiſchen Reden, der lockenden Verführung, des böſen Beiſpiels — nicht auf dich fallen! Gewiß, dann höhlt's dich nicht aus. Merkſt du darum ſo ein Tröpflein, ſo flieh's wie die Peſt. Es iſt auch giftig und vergiftet Seele und Leib. Chriſtus ſagt: „An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen.“ Ein fauler Baum trägt faule Frucht. Wer Schlechtes zu reden ſich nicht ſchämt, ſchämt ſich auch nicht, Schlechtes zu thun. Denk' immer an das Tröpflein, das den Stein höhlt, und meide und fliehe es!

---

34. Der kam mit lauter Hoffnung herunter!

Eine Geſchichte.

Wenn die Hoffnung eine Pläſir iſt, der man gar gerne das Herz öffnet, ſo hätte man von dem reichen Gemeindeeinnehmer zu Großenhain ſagen können, er ſei mit Pläſir herunter gekommen, und unter dem Herunterkommen verſteht man hier zu Lande: Ein Bettelmann werden. Zu erzählen, wie Einer ein Bettelmann wird,

ist auch keine Plästr; aber unser Einer muß als einmal in einen saueren Apfel beißen — denn die Wahrheit ist, bei meiner Treu! Hundert gegen einmal, ein sauerer Apfel. So sprach der alte Schmiedjacob und alle Ohren wendeten sich ihm zu. Sie wußten Alle, daß er bei der Wahrheit blieb und aus seinem Erfahrungsschatz Altes und Neues hervor holen konnte und daß es immer nützlich und lehrreich war.

Eben der Gemeindeeinnehmer zu Großenhain hieß Buck und war auch ein Herr Bauer, und zog lieber einen Ueberock an, als ein Wamms, und grüßte ihn Einer: guten Tag, Herr Einnehmer, so durfte seine Frau die Suppe versalzen und den Brei verpfeffern, er muckte nicht, obwohl er sonst ein Knöcheler war, der immer etwas anzuzüngeln hatte; so nahm Schmiedjacob das Wort wieder.

Er war vermögend. Wo ein schönes Feldstück, Baumfeld, Wiese lag, da stand auf dem behauenen Grenzstein ein B. Er hatte das schönste Haus im Dorf und den besten Viehstand, und vor seinem Ackerbau, obgleich er selber selten den Pflug führte, hatte Jedermann Respekt. Auch mit Grund stand er in gutem Rufe. Niemand konnte ihm oder seiner Frau etwas Unrechtes nachsagen. Seine Kasse war wohlgeordnet, seine Rechnung richtig, und nie schickte er einem armen Schelmen den Batzenmann, wenn's etwa in der Kasse desselben haperte.

Herr Buck war auf dem Weg ein steinreicher Mann zu werden; denn mit den Procenten seiner Einnehmerei konnte er flott seine Haushaltung führen in allen Zweigen, und, was sein Feldbau abwarf, das konnte er zu Geld machen!

Gab's eine Versteigerung, so machte er's wie der

Waisenhausvater zu X — er fischte die Fettaugen ab, das heißt, er steigerte die besten Äcker weg, und da er sie in der Regel einmal für allemal baar auszahlte, so sparte er die Zinsen. Es glückte ihm eben Alles. Wurde etwas ausgespielt, so gewann seine Nummer gewiß. Die Bauern zu Großenhain sagten: Wenn der Brennesseln säet, gibt's doch Rüben. Das war nun freilich übertrieben, aber sie wollten sein Glück damit bezeichnen.

In einem früheren Jahrgang der Spinnstube hab' ich ein Sprüchwort gelesen, sagte Schmiedjacob, das lautete: „Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen und — bricht das Bein." (Spinnstube 1849. Seite 172.) Grade so gings dem Gemeindeeinnehmer Buck.

Die heilige Schrift lügt auch nicht: sie sagt: „Die da reich werden wollen fallen in Stricke." Der Herr Buck gewann den Reichthum immer lieber, jemehr er Bekanntschaft mit ihm machte, oder besser, je mehr er selbst davon bekam. Es ist kurios! Sonst hört der Hunger auf, wenn man tüchtig gegessen hat; beim Reichwerden ist's umgekehrt. Jemehr Einer hat, und jemehr er kriegt, deste hungriger wird er; deste mehr wächst die Begierde nach Mehr, und diese vier Buchstaben lassen ihm keine Ruhe weder beim Essen und Trinken, noch bei der Arbeit und im Schlafe.

Je reicher der Herr Buck wurde, deste habsüchtiger wurde er.

Wir können uns nicht beklagen, sagte er zu seiner Frau, wir kommen alle Jahr voran, aber es geht langsam, sehr langsam. Ich wollt', es käme einmal mit Klumpen! So eine Erbschaft, wo man ohne Mühe einen Sack voll kriegt!

Da kannst du lange warten, lachte seine Frau; denn ich habe keinen Vetter und keine Base, von der ich erben könnte. Und ich — mir geht's, sagte er, wie einmal Einer sagte: Wenn der ganze Schwarzwald ausstirbt, erb' ich keinen Tannzapfen! Dabei kratzte er sich hinter dem Ohre und wünschte, daß er so einen alten Fisikunkes von Vetter hätte, der ihm ein Säcklein Thaler hinterließe und bei Zeiten das Zeitliche segnete.

Als er eben so sprach, klopft's an der Thür. Er

ſagt: Herein! und durch die geöffnete Thüre tritt ein Jüdchen und grüßt höflich: Guten Tag, Herr Gemeinde-Einnehmer!

Wie ſteht's, Rafaul? ſagt der Herr Buck und rückt die Mütze ein Bisſelchen, ohne ſonſt ſich zu regen.

Wie ſoll's ſtehn? ſagt der Jüd. Schofele Maſſematte! Kein Handel, kein Geld! Die Frucht iſt ſpottwohlfeil: der Kleeſamen iſt nicht geſucht; das Vieh iſt ſo theuer, weil's ſoviel Futter gab, daß Niemand kaufen will. Mer werd ä Bettelmann, wann's äm nit geht, wie dem Kaafmann Rippes zu Altenbühl.

Nun? fragt neugierig der Herr Buck, wie iſt's dem dann ergangen? —

Wiſſe Se denn das nit? fragt verwundert Rafaul.

Nein, ſagte Buck. Mach's kurz und erzähl's!

Ei, nahm der Jude das Wort, der ſetzt da vor einem halben Jahr in die Lotterie, ä Bertelche, ä anzig Bertelche! Un was gewinnt er? Rothe Se emel, Herr Gemeinde-Einnehmer, rothe Se emel!

Was kann ich rathen? ruft Buck. Sag's!

Nu, er het eingeſetzt ä Bagatellche, ich glaab' ä paar Gillercher und het gewanne uf ämel fünf und zwanzig

Tausend Gille in der Frankfurter Lotterie, das groß Loos, awer nur ä Bertelche dervun, sunst wär's Hunnert, Tausend Gille!

Der Gemeindeeinnehmer schlug die Hände über den Kopf zusammen und seine Frau stand da, fast wie Loth's Weib, die zur Salzsäule wurde.

Wenn das wahr ist, will ich mich hängen lassen! ruft Buck. Diesmal, Rafaul, hast du's zu dick gemacht. Das ist nicht zu glauben.

Meine Se, ich sellt Se belüge? ruft der Jude und fängt an, nach ihrer Art Leib und Seel', Frau und Kind zu verschwören. Das konnte der Buck nicht mehr hören und rieb dem Juden den Kümmel, und jagte ihn fort.

Der Jude ging zwar, aber es ärgerte ihn über die Maßen, daß er sollte ein Lügner sein und hatte doch die pure Wahrheit gesagt. Auch mochte er bei dem Einnehmer nicht als Lügner gelten, denn er verdiente viel im Hause durch allerlei Händel, und die Bauern nannten ihn wohl: Einnehmers Hofjud, und das gefiel dem Rafaul gut. Denkt er: Wart, ich geh' nach Altenbühl; hab' doch dort ein Geschäftche und lasse mir's von dem Herrn Nippes schriftlich geben. Seine Handschrift kennt der Buck, und der Nippes gibt mir's auch, denn ich hab' ihm ja das Loos gebracht und der Buck muß mir auch noch dran!

So geht der Jud eifrig gen Altenbühl, das etwa zwei Stunden entfernt war.

Mutter, sagte Buck zu seiner Frau, was doch so ein Jud lügt!

Ich hab' den Rafaul noch nicht auf Lügen ertappt, als im Viehhandel, sagte seine Frau, und da lügt der Beste. Du könntest ihm ja doch auch Unrecht gethan haben!

Mein Lebtag nicht! rief Buck. Zwar hab' ich keinen rechten Verstehtihrmich von dem Lotteriewesen, aber für einige Gulden Einsatz fünf und zwanzig Tausend Gulden gewinnen — Nein! das glaub' ich nicht! — Absolut nicht!

Als sie noch so redeten, kam ein Bauersmann und bezahlte sein Holzgeld.

Hannes, sagte Buck, Ihr hättet noch Zeit gehabt!

Es wird Einem allzeit schwer, Herr Einnehmer, sagte

Hannes, und ist's bezahlt, so ist eine Last von der Brust weg. Ging's Einem wie dem Kaufmann Nippes zu Altenbühl, so brauchte man freilich keine Sorge zu tragen.

Hat Euch der Rafaul auch angelogen? fragte Buck.

Wer? gegenfragte Hannes. Den Rafaul hab' ich nicht gesehen, ich bin vorgestern selbst in Altenbühl gewesen. Es ist wahr.

Was ist wahr? rief aufs Aeußerste gespannt der Einnehmer.

Nun, daß Herr Nippes fünf und zwanzig Tausend Gulden gewonnen hat, sagte ruhig der wahrheitsliebende Hannes, auf den Buck ein Stück hielt, weil er ein ehrlicher Mann war. —

Siehst du, sagte seine Frau; du hast dem Rafaul Unrecht gethan.

Wer sollt's für möglich halten? sagte Buck und legte die Hände vor Verwunderung zusammen, als wollte er beten.

Der Hannes ging heim und Buck saß noch da wie eine Bildsäule. Nicht das kränkte ihn so, daß er dem Juden Unrecht gethan, sondern er dachte nach, wie doch der Nippes nun mit einem Schlag und Klumpen ein steinreicher Mann geworden sei, und der Habsuchtsteufel fuhr ihm in die Seele. Mir ist bis jetzt Alles geglückt. Wenn ich auf eine Sache, die ausgespielt wurde, setzte, so hatt' ich sie auch. Sollt ich's nicht auch einmal probiren? —

So lauteten seine Gedanken. Er ging in den Garten an den Bienenstand, aber er sah nicht, daß die Bienen vorlagen und gewiß in wenigen Tagen, wenn es Sonnenschein gab, schwärmen würden. Er hörte nicht und sah nicht. Fünf und zwanzig Tausend Gulden — das sah er überall; das klang ihm überall in die Ohren. Er aß, und schmeckte nicht, was. Er träumte mit wachenden Augen.

Liegt's dir so schwer auf dem Gewissen, daß du den Rafaul einen Lügner nanntest? fragte am Abend seine Frau.

Behüte Gott, rief er lachend aus; das plagt mich nicht; denn der schüttelt sich, so ist's gut, und wenn er bei seiner ersten Lüge wäre gehängt worden, so lebte er seit dreißig Jahren nicht mehr.

Was drückt dich denn ſo, fuhr die Frau fort? Du hörſt und ſiehſt ja nicht mehr? —

Ja, du lieber Himmel, ſagte er, man denkt an Frau und Kinder. Das Erwerben geht langſam und wird ſauer; aber ſo ein Plums in der Lotterie! Himmel und Erde! der machte uns ſtracks reich und mit einem Schlag und Klumpen. Da zuckt mich's hier und zuckt mich da, und immer hör' ich: Setz auch einmal! du kannſt ja auch ſo ein Glück haben, wie der Nippes! —

Da wollt ich mir denn auch ſo viel Kopfbrechens über ein paar Gulden machen, ſagte die Frau. Geſetzt, du verlöreſt die; wärſt du drum ein armer Mann? Wenn man alle Sorgen ſo leicht los werden könnte, wie die, ſo wär's ſchon lang gut.

Als ſeine Frau ſo redete, ging ihm das Herz auf wie eine Dampfnudel, und er konnte gar nicht warten bis der Rafaul kam.

Der war denn zu dem Herrn Nippes gegangen, dem er wirklich ſelber das Viertel Lotterieloos gebracht hatte und hielt ſich's aus, daß er an den Einnehmer Buck einen Brief ſchrieb, darin er Alles beſtätigte, was der Rafaul geſagt.

Es war kaum acht Uhr am andern Morgen, ſo klopfte mein Rafaul ſchon an Buck's Thüre und trat höflich herein.

Ihr habt mich einen Lügner geheißen, Herr Gemeinde-Einnehmer, ſagte er, aber ich will's Euch beweiſe ſunnenklar, daß der Rafaul kan Lügner is. Do leſt emol das Briefche.

Der Einnehmer lächelte und las.

Nun, ſei nicht verdroſſen, Rafaul! ſprach er. Noch geſtern ſagte ich zu meiner Frau, daß, wenn du bei deiner erſten Lüge wärſt gehängt worden, du ſeit dreißig Jahren nicht mehr lebteſt. Weißt du was, ſetz' dich einmal her, und erklär mir 'mal die Geſchichte mit der Lotterie. Ich verſteh' das Ding nicht, hab' auch noch nichts drüber gehört!

Aha, dachte der Rafaul, der beißt an! Er ſetzt ſich nun zu ihm und erzählt ihm ganz genau die Einrichtung der Lotterie.

Natürlich ſagt er ihm nicht, was der Napoleon davon ſagte.

Was sagte denn der? fragte hitzig der Gevatter.

Nun, versetzte der Schmiedjacob, es kam einmal im Staatsrath die Rede darauf, alle Lotterieen aufzuheben. Da sagte der Napoleon: Bei Leibe nicht! Die gescheidten Leute in meinem Lande sind alle besteuert, aber die Narren nicht. Die Lotterie ist die Narrensteuer und die dürfen nicht leer ausgehen, die Narren, ihrer sind zu viele im Lande!

Was soll das denn heißen? fragte der Gevatter.

Ei, seid so ein Pfiffikus, und wißt das nicht! rief der Schmiedjacob aus. Wer in die Lotterie setzt, ist ein Narr — das ist eins; denn er gibt sein gutes Geld hin und kriegt's nicht wieder; die Lotterie hat auf tausend Verlierer einen Gewinner! Merkt's! — die Lotterie bringt dem Staat ein herrendes Geld ein, und der Staat braucht dafür keine Steuer auszuschreiben. Da nun bei so bewandten Umständen, nur Narren in die Lotterie setzen, so ist sie eine rechte, ächte Narrensteuer und der Napoleon hat da den Nagel recht auf den Kopf getroffen. Item — der Staatsrath sah's auch ein — und — die Lotterie — blieb.

So! — So! sagte der Gevatter. Das ist richtig. Nun fahrt fort, Schmiedjacob! Mich hätte nun schon der Rafaul nicht gekriegt! —

Wie gesagt, fuhr nun der alte Schmiedjacob wieder fort, was der Napoleon von der Lotterie hielt, das sagte der Rafaul dem Buck nicht, sondern stellt ins hellste Licht, was da zu gewinnen wär'; erzählte hundert Stücklein, wo der A, der B, der C und Alle, durchs ganze ABC durch, gewonnen hatten; freilich nicht ein Viertel des großen Looses, wie der Herr Nippes, sondern so und soviel, aber allemal einen tüchtigen Brocken über den Einsatz hinaus; stellte ihm auch vor, wie, wenn das gespielte Loos lang in der Lotterie bliebe, die Hoffnung immer wachse und stärker würde und so weiter, kurz, als der Rafaul fertig war, ist der Gemeinde-Einnehmer Buck Feuer und Flamme gewesen für die Lotterie.

Meiner Six, sagte er, und das sagte er allemal, wenn er recht gut gelaunt war, Rafaul, wenn ich so ein Viertelchen hätt', ich probirt's auch einmal!

Gelt, sagte Rafaul, Ihr Geld hat Lust nach Gesell-

schaft? Meinetwege! Awer, wenn's nix werd? Wenn Se nix gewinne? Wie dann? Werd auch der Rafaul wieder geschändt?

Nein, Rafaul, ich verspreche dir's. Schaff' mir nur ein Viertelchen.

Main, sagt Rafaul, do muß ich drum in die Stadt gehn, umsenst muthe Se mer das nit zu!

Geh' nur, ich bezahle dir den Gang! versetzte Buck und Rafaul, der ein Viertelchen in der Tasche hatte, ging und kam am dritten Tag wieder. Der Einnehmer Buck war froh, wie ein Kind, mit dem Loos; bezahlt's und gibt dem Rafaul noch ein Weggeld, daß er wohl zufrieden ist.

Buck und seine Frau träumten nur von dem Loos. Die Ziehung kam und das Loos kam nicht heraus. Die zweite Klasse wurde bezahlt; darauf gezogen und das Loos gewann fünf und zwanzig Gulden. Davon ging freilich Dies und Das für den Collekter und Rafaul ab, aber es blieb doch ein schöner Gewinn.

Da war Jubel im Hause, denn Rafaul sagte: Das ist der Anfang! Awer, Herr Gemeinde-Einnehmer, ä Mann, wie Se, un ä Viertelche! Das paßt, wie mei Kapp' vor ä Kirchedach! Wie laaf ich uff! Wenn ich zu dem Herr Collekter in der Stadt thät sage: Der Herr Gemeinde-Einnehmer Buck zu Großenhain, ä Mann, wie ä David, wann er nerz Harf spiele könnt; ä Mann schwer, wie Aner, so ä Rothschildche zu Großenhain — spielt ä Viertelche! Glabe Se, daß er's glabt? — Gott behüth! Säubirt will ich werre, wann er's glabt! Er thät sage: So ä Mann sollt' doch ä Halbes spiele, daß es nit en Affrunt vor en werd, ä Schand. Wast du wos, Rafaul, bezahl' du des anner Viertelche und rett' sei Ehr!

Der Einnehmer hatte mit Vergnügen gehört, wie der Rafaul ihm eine Ehre nach der andern an den Hals warf. Zuletzt wurmte es ihm doch, daß er sich beschimpfen sollte mit dem Viertelchen. Er nahm ein Halbes.

Der Rafaul kannte seine Leute nur zu gut. Dießmal kam das Loos nicht heraus bis in der letzten Klasse. Vorher kam Rafaul und bot ihm das Doppelte des Preises, wenn er's einem Andern ablassen wollte, da alle Gewinne von Bedeutung noch nicht heraus seien. Dies machte Buck

noch hitziger. Kurz — er behielt's und — gewann nichts als ein Freilees. Ei, ſagte Rafaul, was bawe Se dann verlere? Rechene Se de Gewinn von der vorige Klaß, ſo iſt's ä Bagatelſche! Un ä Freilees! Es iſt nit alle Tag Kerwe im Dorf und nit alle Tag Sunntag! Wär' ich an der Stell von dem Herr Gemeinde-Einnehmer Buck, ich nähm' die annere zwei Bertelcher vom Freilees und ſpielt ä Ganzes. Das klappt! Hunnert Tauſent Gulde ganz! Ha! —

Das Wort ſchlug ein, wie der Blitz in eine volle Scheuer, die gleich in Flammen ſteht. Die Sache war richtig. Er ſpielte ein ganzes Loos. Mit kleinen Gewinnen kam er dann und wann einmal heraus, und das weckte nur mehr die Spielwuth, die Rafaul fleißig nährte durch Erzählungen fabelhaften Glückes, das hier und dort Der oder Jener gehabt. Unvermerkt ſpielte er ihm auch einen Plan der Braunſchweiger Lotterie in die Hand, und da einmal die Spielwuth ſich ſeiner bemächtigt hatte, nahm er auch da ein Loos.

So kam Buck in dies gefährliche Spiel hinein. Jahrelang gewann er nichts; aber das machte ihn nicht klug. Immer hielt er an. Ja, als er merkte, daß das Lotteriespiel ſein Vermögen allmählig angriff, wollte er es auch mit dem Lotto verſuchen. Er hatte nicht weit ins Baieriſche, wo der Staat dies Spitzbubenſpiel, das das Volk leiblich und geiſtig ruinirt, noch hält. Da ſetzte er die höchſten Sätze.

Statt daß das Mißglücken ſie weiſe gemacht, wurden die Eheleute Buck (denn die Frau war ebenſo erpicht, wie der Mann) nur immer leidenſchaftlicher und hitziger. Seit ſie im Lotto auch ſpielten, ließen ſie noch ein anderes Unkraut in ihre Seele ſäen, den Aberglauben. Sie befragten Traumbücher und Kartſchlägerinnen nach guten Zahlen im Lotto.

Man ſollt's kaum glauben, daß ein vernünftiger Menſch ſo dumm ſein könnte, ſagte der Gevatter.

Habt recht, verſetzte der Schmiedjacob, aber gibt man dem Teufel einmal den kleinen Finger, ſo hat er flugs die ganze Hand, den Arm, zuletzt den Kopf und den ganzen Menſchen dazu. Hier erzählt Eins geheimnißvoll, dort ein Anres, wie die geträumten Nummern gewannen,

wie die Kartschlägerin Dem das, Jenem ein andres Numero gesagt, dies gesetzt worden sei und grausam viel gewonnen habe. Niemand ist leichtgläubiger und abergläubischer, wie ein Spieler! So ging's auch dem Herrn Buck. Was noch schlimmer war, lag anderswo. Die stete Unruhe, das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung machte ihn lässig im Geschäfte. Er ging, um die Unruhe zu beschwichtigen, ins Wirthshaus und spielte Karten, trank, kurz — er luderte, wie man sagt, und der Wurm fing an das Beste, die Seele, zu zernagen, der Wurm der Sünde!

Nach zwei, drei Jahren kamen schon Fälle vor, daß Buck kein Geld hatte, wenn die Loose bezahlt, wenn in das Lotto sollte der Satz eingelegt werden. Da raunte ihm der Teufel ins Ohr: Du hast ja die Gemeindekasse! Greif' da hinein! — Und er that's. —

Beim ersten Male bebte er; aber beim zweiten Male schon ging's ohne Beben und — das Tröpflein höhlte den Stein aus. Buck ging zurück und mit einer Schnelligkeit, die Entsetzen erwecken mußte. Jetzt wäre noch Rettung gewesen, wenn er aufgehört hätte; allein nun war das Spiel schon ein Laster geworden, eine Gewohnheitssünde. Es hatte sich in seiner Seele eingenistet, und herauszubringen war's nicht mehr. Um die Kasse zu decken, lieh er Geld. Einem Manne, wie Herrn Buck, lieh Jedermann mit Freuden; denn noch war es nicht bekannt, daß er ein so heftiger Lotteriespieler war. Bald häuften sich aber die Summen hier und dort, die er lieh. Es gab tüchtige Posten, da er ans Zurückzahlen nicht dachte, und immer hoffte, das große Loos würde alles Weh mit einem Male, wie ein großes Pflaster, decken und aus dem Grunde heilen.

Um diese Zeit wurde es den höheren Behörden gesteckt, wie es Buck treibe; wie er in die Kasse greife; sie zwar wieder decke, wie das aber auf die Dauer doch nicht gehen könne, ohne Verlust für die Gemeinde.

So kamen denn einmal urplötzlich zwei Beamte, die Kasse zu untersuchen, und siehe da, es fehlten zweihundert Gulden, die hätten vorräthig sein müssen. Es wurde ein Protocoll aufgenommen und Buck abgesetzt.

Kaum wurde das ruchbar, so kam hier Einer her, dort Einer, der zu fordern hatte, und es zeigte sich, daß

Buck tief in Schulden ſteckte. Eine Hypothek auf Haus und Gut deckte überaus reichlich alle Schulden. Es blieb noch viel Geld übrig und dies wanderte in das Lotto und in die Lotterie.

Einmal muß es doch zutreffen, ſagte er und Rafaul beſtärkte ihn darin. Ein Mann in der Nähe gewann im Lotto eine große Summe. Das war denn wieder Oel in die Flamme. Mit immer höheren Sätzen ſpielte Buck im Lotto, während ſein Loos in der Frankfurter Lotterie und das in der Braunſchweiger fortlief, ohne daß in den letzten Jahren irgend ein Gewinn ihm geworden wäre.

Das Glück ſpart's auf, um es mit Einem Wurf zu geben! ſagte er und Rafaul ſagte grade ſo.

Immer hitziger wurde Buck.

Als der Ueberſchuß der Hypothek fort war, ließ er ſein Feldgut verſteigern, um die Hypothek wegzukriegen. Allerdings reichten zwei Drittheile des verlegten Gutes zu und ein Drittheil und das Haus blieb frei.

Hat ihm denn kein Menſch gerathen? Hat ihn keine treue Seele gewarnt? fragte der Gevatter. Es iſt ja entſetzlich!

Gewiß, verſetzte Schmiedjacob. Der Pfarrer im Orte war ein gar treuer, redlicher Hirte ſeiner Heerde. Er kam oft zu Buck. Er belehrte ihn über das Lotterie- und Lottoweſen ganz anders, wie es Rafaul gethan; er ſtellte ihm vor, wie dies unſelige Spiel ihn um Amt und Vermögen gebracht und ihn zu ruiniren drohe; er zeigte ihm, daß es ſündlich und ſeelenverderblich ſei; aber Buck verſprach Alles und hielt nichts. Er ſagte, wenn der Pfarrer fort war: Der muß ſo reden, und wenn ich jetzt aufhöre, ſo verſchlage ich mein Glück vollends. Es kann da jetzt grade einmal einkappen!

Und er ſpielte fort.

Schon nach einem Jahre vertauſchte er ſein Haus und bekam ein altes, baufälliges Haus dafür, aber bedeutendes Geld heraus. Häuſertauſch iſt die letzte Oelung für den Bauer, ſagte Schmiedjacob. Gewöhnlich ſitzt Denen, die dazu greifen, die theueren Räume, wo ſie ihre Kindheit und Jugend verlebt, wo die Eltern lebten und ſtarben, zu vertauſchen, der Strick ſchon an der Kehle und

es ist nur übrig, daß er zugezogen werde. So ging's auch dem Buck; denn Herr Buck hieß er schon nicht mehr, seit die zwei Drittheile des Guts und die Einnehmerei fort waren. Das erübrigte Geld von dem Tausche wanderte wieder den Weg, den das andre alle gegangen war, und das Glück, dem er so viel vertraute, wandte ihm hartnäckig den Rücken. Es waren nicht Gottes Wege, die er ging, wie konnt's fehlen? Der Segen begleitet nur Den, der im Rathe des Ewigen wandelt, und nur der wahrhaft Fromme grünt wie ein Baum an Wasserbächen. Ich will nun den Buck gehen lassen und Euch erzählen, was mir voriges Jahr begegnete, als ich in der Stadt war, sprach der Schmierjacob.

Ich saß damals bei meinem guten Freunde, dem Krämer Feudel, der mit mir in Spanien gedient hat und ein gutgebackener Mann ist. Wir sprachen viel von der alten Zeit und ihren Erlebnissen. Da kommt ein Mann daher, gebückt, eingefallen und so dürftig gekleidet, daß man überall das geflickte Hemd sah. Er hatte seine sechzig auf dem Rücken und mit dem Arbeiten ging's nicht mehr. Den Sack am Arme trug er auch nicht zum Staat, dann er war voll Brotstücken. Er ging gesenkten Hauptes und sah Niemanden an.

Feudel reichte ihm einen Kreuzer, wofür er herzlich dankte. Kennst du den? fragte er mich.

Ich schüttelte den Kopf.

Du hast ihm doch

mehr, wie Einen Thaler gegeben! fuhr er fort. Freilich, damals ſtand's anders!

Wer ſoll's denn ſein? fragte ich.

Der Herr Gemeinde-Einnehmer Buck von Großenhain! ſagte Feudel.

Allmächtiger Gott! rief ich aus, und ſchlug die Hände zuſammen, das iſt nicht möglich!

Und doch iſt's wirklich, ſagte Feudel mit betrübter Miene. Mir blutet allemal das Herz, wenn ich ihn ſehe. Denke ich zurück, was der Mann noch vor zehn, zwölf Jahren in einem Wohlſtande lebte, ſo mein' ich, es wär' ein Mährlein; aber es iſt pure, nackte Wahrheit. Er geht betteln. Seine Frau iſt todt. Sie hat ſich todt gegrämt. Die Kinder haben ſich verdingt, und da ſie ſchlecht erzogen ſind, kümmern ſie ſich um den Vater nicht, der ſie ins Elend geſtürzt hat. Damals kannte ich die Geſchichte nicht, die ich Euch erzählt habe; aber der Feudel hat mir's offenbart von A bis Z, wie ich's Euch getreulich erzählt habe.

Ja, ſagte Feudel, der iſt mit lauter Hoffnung heruntergekommen. Der Teufel zog ihn ins Spielnetz. Das iſt feſt geſtrickt, und wer einmal drin ſteckt, kommt nicht wieder heraus, bis er ſich verzappelt hat. Glaubſt du, daß er alles Geld, was er kriegt, noch heute ins Lotto trägt? Er bettelt, er hungert, aber die Kreuzer und Pfennige ſetzt er noch ein.

Da kann man ſehen, wohin das Lotto und Lotteriespielen führt! Erſt unehrlich macht es die Leute; denn er griff in die ihm anvertraute Kaſſe; dann macht es ſie liederlich; denn er wurde ein Wirthshausgänger und Säufer; dann bringt es ſie an den Bettelſtab und in das bitterſte Elend. An dem Buck ſteht's als Exempel da!

Ach Gott! ſagte ich, wenn doch Alle, die ſich zum Spielen wollen verleiten laſſen, dies Exempel betrachteten und ſich waffneten mit Gebet und Gottesfurcht, daß nicht das Verderben ſie erfaſſet und zu Grunde richtet, wie den Buck!

Als Schmiedjacob geendet hatte, wurde es in der Spinnſtube ganz ſtille. Nur die Spinnräder ſurrten. Alle

dachten nach, wie so leicht ein Mensch dahinfährt zum Abgrunde.

Gott segne solch Nachdenken! Der Herr sagt:
Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

---

35. Das Examen.

Ich wollte meinen Kopf drauf wetten, daß Viele von meinen lieben Lesern schon von dem „alten Dessauer" gehört haben, der Einer der tapfersten Generäle Preußens war. Dieser sogenannte „alte Dessauer" war aber der Fürst Leopold von Dessau. Ein kurioser Kauz, wie sie nicht alle Tage die Sonne bescheint, aber ein Mann von edler, tüchtiger Gesinnung. Man erzählt eine Menge Schnurren und Schnacken von ihm; die ich aber hier erzählen will ist keine gemachte und ihm angedichtete, sondern eine wahre Begebenheit. Das Regiment des Fürsten lag in Halle in Garnison und auch er hielt sich meist in Halle auf, war aber oft sehr ungehalten über die schlechten Sitten, welche unter seinen Soldaten einrissen, darum wollte er auch, als sein Feldprediger versetzt worden war, sich einen neuen Feldprediger herausfingern, der sich, wie man sagt, gewaschen und Haare auf den Zähnen hätte.

Fürst Leopold befand sich einige Zeit in Dessau bei seiner Familie, als sich eines Tags ein junger Geistlicher melden ließ, der Feldprediger werden wollte.

Er kam kommen, sagte er zu dem Kammerdiener, der ihn meldete und bald trat in männlich-fester, fast militärischer Haltung ein stattlicher, schöner und fein gekleideter junger Mann herein.

Der Fürst Leopold hatte durchdringend scharfe Augen. Er musterte den jungen Mann scharf. Er gefiel ihm

sehr, besonders der Austruck männlicher Festigkeit in seinem Wesen.

Er will also Feldprediger bei mir werden? fragte er den jungen Mann.

Wenn Eure Durchlaucht das Zutrauen in mich setzen wollen, daß ich dazu befähigt sei, so wär's mein Wunsch, erwiederte der junge Mann und zog eine Brieftasche heraus, aus welcher er eine Anzahl Zeugnisse über den Stand seiner Kenntnisse und seine Aufführung herausnahm, um sie dem Fürsten zu überreichen.

Der Fürst machte eine abweisende Bewegung mit der Hand und sagte: Thu' er das papierne Zeug da wieder in Seine Brieftasche. Ich hab's nicht gerne, wenn Andre für mich gucken. Hab' selber gute Augen. Ich fühle meinen Leuten gerne selber auf die Zähne und Er mag sich bereit halten, von mir examinirt zu werden. Das will ich Ihm sagen, fuhr er fort, daß ich mich um den gelehrten Kram gar nicht kümmere, sondern, daß es mir darum zu thun ist, einen Mann zu kriegen, der meine Kerls gehörig zu fassen und zurechtzumachen versteht; denn sie taugen dem Teufel nichts, sobald sie aus dem Dienste sind.

Er ging nun schnell einige Mal im Gemach auf und nieder als besenne er sich auf das, worin er den jungen Mann examiniren wolle. Diesem mochte bei solch' einem ganz absonderlichen Examen das Herz denn doch ein wenig laut pochen; aber seiner Kenntnisse sich bewußt und auch sonst resolut, erwartete er ziemlich gefaßt das, was nun kommen sollte. Plötzlich trat Leopold vor ihn hin und sprach: Da Er bei meinem Regimente Feldprediger werden will, so muß ich Ihn auch mit seiner künftigen Heerde bekannt machen. Das sind lauter räudige Schafe, sag' ich Ihm, lauter Racker. Brav und tapfer vor dem Feinde, ja das sind die Kerls, das muß ich sagen; Kerls wie die Löwen! Bei Stettin, auf der Insel Rügen, in Ungarn bei Ofen, bei Hochstädt und Kaiserswerth, in Italien und Brabant haben sie sich geschlagen, daß es eine Plaisir war und die lieben Engel im Himmel ihr blaues Wunder an ihnen sahen; aber sind sie einen Tag in der Garnison, so fährt der Satan

in sie hinein. Dann karten, saufen, räsonniren und liederlichen Leben, daß es eine Schande ist. Dann verkaufen sie das Hemd vom Leibe und bringen's durch. Das Hemd vom Leibe! Sag Er selbst, was ist dem Menschen näher, als das Hemd auf dem Leib? Wer das verkauft, der verhandelt auch seinen Kameraden, seinen Hauptmann, seinen Obersten und seinen König, wenn sich ein Hundsfott findet, der sie kaufen will! Dann werden die Kerle desperat, schmieden Komplotte und gehen zum Henker! Da sag' Er mir, will Er das hintertreiben?

Der junge Mann besann sich kurz, reichte dem Fürsten die Hand und sagte fest: Ja, mit Gottes Hülfe! Eure Durchlaucht müssen mir aber auch in die Hände arbeiten und mich unterstützen.

Der Fürst blickte ihn unverwandt an. Als ihm der junge Mann seine Hand darreichte, faßte und drückte er sie. Das versteht sich von selber; fuhr er fort. Er soll an mir einen treuen Adjutanten haben, darauf verlaß Er sich. Bring' ich die Kerls nicht in die Reihe und zur Räson, so will ich lieber den Degen nicht länger tragen!

Hör' Er mal, fuhr Fürst Leopold fort, ich möchte wissen, wie Er mit so einem Bruder Liederlich umspringen will, der keinen Schuß Pulver werth ist, und den Ihm der Hauptmann zuschickte und Ihn bitten ließe, dem Kerl den Pelz aus dem Fundamente durchzuwaschen. Denke Er, ich wär' so Einer und stünde jetzt vor Ihm, um das Kapitel aus den Leviten gehörig zu fassen! Mach' Er einmal Sein Exercitium!

Der junge Mann dachte: Holla! nun gilt's! Aber ich will dir den Kümmel reiben, daß dir das Niesen ankommt, als wär's Säntomer! Er stellt sich in Positur und Fürst Leopold faltet die Hände, senkt das Haupt und nimmt die Stellung eines Menschen ein, der sich seiner Schuld bewußt ist und demüthig die Strafpredigt anzuhören sich eben anschickt.

Mit fester, klarer Stimme begann der junge Geistliche: Es ist Euch bekannt, warum Euer braver Herr Hauptmann Euch zu mir beordert hat. Euer Betragen ist eines braven Soldaten unwerth, ist eine Sünde vor Gott, eine Schande für das Regiment, ein Aerger für Euren

edlen Chef. Geht's so mit Euch fort, so wär's Schade für den Schuß Pulver, der Euch träfe; aber dazu kommt's nicht; denn zuerst gibt's einen blutigen Rücken und dann werdet Ihr dem Henker überliefert, der Euch aufknüpft. Schmach und Schande für einen Soldaten, der nicht einen ehrlichen Soldatentod stirbt! Doch es gibt auch noch einen andern Weg. Ihr desertirt aus Furcht vor der verdienten Strafe, treibt Euch als Landstreicher und Bettler umher, wenn Ihr nicht ein Räuber und Spitzbube werdet, und, weil Ihr eidbrüchig geworden seid, wird Euer Name in Eurem Geburtsort an den Galgen geschlagen zum ewigen Schimpf für Euere Familie. Und wie steht's um die Seele? Ein Eidbrüchiger fährt zur Hölle und ein Dieb, Trunkenbold, Hurer und Ehebrecher kann nicht das Reich Gottes ererben! Darum lasset mein Wort Eingang in Euer Herz finden. Ich meine es, als Gottes Diener und Euer Seelsorger, treu und gut mit Euch und möchte Euere Seele retten und einen braven Soldaten aus Euch machen. Drum laßt ab von Eurem Luderleben. Kehret um und höret, was der Vorläufer Christi, Johannes der

Täufer, zu den Soldaten ſpricht: „Thuet Niemand Gewalt, noch Unrecht und laſſet Euch genügen an Eurem Solde.“ (Lucä 3, 14.)

Als der junge Pfarrer ſo ſprach, hatte er ſeine Stimme erhoben und im Tone des ſtrengen Bußpredigers mit großem Nachdrucke geredet.

Die Fürſtin von Deſſau, die Gemahlin des Fürſten Leopold, war während dieſer Rede in das Gemach nebenan getreten. Mit Erſtaunen hörte ſie, wie da nebenan Einer einem Andern in ihres Gemahls Gemach den Text las. Sie horchte eine Weile und dachte dann: Was um aller Welt willen mag da zu thun ſein? Endlich kann ſie ihrer Neugierde gar nicht mehr Maß und Ziel ſetzen, öffnet leiſe eine Thüre, die in ihres Gemahls Gemach führt und bleibt ſtarr vor Erſtaunen ſtehen; denn da ſieht ſie einen jungen Geiſtlichen in heiligem Eifer und ihren Gemahl in der Stellung eines Bußfertigen, der die gute Wahrheit in aller Demuth hin- und annimmt.

Unterbrechen mochte ſie nicht und wollte einmal den Ausgang abwarten.

Endlich ſchloß der Prediger mit den Worten: Nun geht hin und beſſert Euch. Ich will Gott bitten, daß er Euer Herz zum Guten lenke, damit der König, der Chef und das Regiment wieder Freude an Euch erleben! —

Beide hatten die Fürſtin nicht geſehen.

Jetzt rief ſie: Aber, mein Gott, Leopold, was gibt's denn hier? —

Der Kandidat fiel faſt in Ohnmacht vor Schrecken. —

Leopold aber ſagte ruhig: O nichts, gar nichts, liebes Kind! Der junge Mann iſt mein neuer Feldprediger; der hat eben ſein Examen gemacht, und wahrhaftig, der verſteht's!

30. Altes = Gold.

Der Weg zur Hölle iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert, ſagt ein gutes Sprüchwort, aber was will's ſagen? O nichts Andres, als: die guten Vorſätze, die die Leute faſſen, werden nicht ausgeführt. So bleibt das Gute ungethan und das Böſe wuchert. Mit guten Vorſätzen kommt Keiner in den Himmel. Erſt, wenn ſie Thaten geworden ſind, gewinnen ſie dir Gottes Beifall. Wenn du am Waſſer ſteheſt und Einer ertrinkt und du ſagſt: Ich hab' ihn retten wollen! ſo iſt's damit nichts. Er iſt ertrunken an deinem guten Vorſatze! Weſſen iſt die Schuld? — Wenn du dir alle Morgen vornimmſt, ich will heute beſſer werden, als ich geſtern war, und es bleibt doch beim Alten: Was fruchten deine Vorſätze? — Wenn du dir hundertmal vornimmſt: Ich will in kein Wirthshaus mehr gehen; nicht mehr ſpielen; nicht mehr Branntwein trinken, und du läſt dich doch wieder von den böſen Buben locken, vom Gaunenreiz verleiten, und bleibſt in deinen alten Sünden; ſo zeugen dieſe guten Vorſätze darum vor Gott gegen dich, weil du damit Gott und dein eignes Gewiſſen belogen haſt! Trotz deiner guten Vorſätze bleibſt du ein arger Sünder, und ſinkſt noch tiefer, weil im Böſen kein Stillſtand iſt, ſondern der Menſch darin dem Steine gleicht, der den Berg herunter rollt. Er macht immer größere Sprünge, bis er endlich in den

Abgrund ſtürzt und dort liegen bleibt. Wie wahr iſt darum das Sprüchwort: „Daß der Weg zur Hölle mit guten Vorſätzen gepflaſtert ſei.“ Sie blieben gute Vorſätze; du aber gehſt den Weg zur Hölle ohne Aufhalt raſch fort, und jeder gute, aber nicht ausgeführte Vorſatz bringt dich ihr näher, weil er deine Schuld nur größer macht. O bedenk's, und führe nur einmal Einen wirklich aus. Den zweiten zu halten, wird dir dann ſchon ſehr leicht, und ſo gewinnſt du mit Gottes Beiſtand Kraft, dich vom Höllenwege zu retten, deſſen Pflaſter du nun nicht feſter zu machen beiträgſt.

37. Ein Räthſel.

Ein wenig Tuch — zwei Ellen nur —
Zur Seite zugenäht —
So iſt er fertig! Hier gar früh —
Dort, aber ſicher — ſpät.
Er drücket den, der fort ihn trägt,
Ob voll er oder leer;
Denn Eins ſteckt allezeit darin —
Die Schande — die iſt ſchwer!
Der Leichtſinn hat das Tuch gekauft —
Die Faulheit näht es zu.
Und der ihn trägt — vor Ueberfluß —
Hat er gewißlich Ruh'!

38. Von einer Gesellschaft, die es verdient, daß Jeder sie kenne und unterstütze.

Wer es bedenkt, daß jährlich im Durchschnitte vierzig Tausend Deutsche nach Nordamerika auswandern; wer es erwägt, daß diese deutschen Brüder in dem unermeßlichen Raume der nordamerikanischen vereinigten Staaten zerstreut, meist vereinzelt, häufig alles Umgangs, aller Verbindung, aller Gemeinschaft beraubt, leben, und damit unser Zusammenleben, unsere Schulen für unsere Kinder, unsere Gottesdienste und die trostreiche Feier des heiligen Abendmahls in der christlichen Gemeinschaft vergleicht, dem blutet gewiß das Herz, wenn er ihre Lage in Betracht nimmt. Sie müssen sich entweder bei dem Mangel aller religiösen Erbauung und Belehrung unendlich elend und unglücklich fühlen, oder mit ihren Kindern gänzlich verwildern. Welch ein trostloser Gedanke für Den, der ein christliches und ein deutsches Herz hat!

Solche Gedanken und Empfindungen durchdrangen im Jahre 1837 manche christliche Herzen in den Städten Langenberg, Barmen und Elberfeld, und sie verdienen, daß wir sie dafür segnen! Bei dem Gedanken und Empfindungen aber blieben sie nicht stehen. Nachdem sie in größeren Versammlungen des verlassenen Zustandes unsrer christlichen Brüder evangelischen Bekenntnisses öffentlich gedacht hatten und den vollen Beifall vieler frommen und treuen Herzen fanden, traten sie zu dem schönen Zwecke zusammen, den in Amerika lebenden evangelischen Deutschen gläubigfromme Prediger des Evangeliums auf ihre eigene Kosten zuzusenden, die den Auftrag haben sollten, die evangelischen Deutschen überall in den nordamerikanischen Freistaaten aufzusuchen, sie in ihrem Glauben durch Predigt und Lehre zu stärken, ihre Kinder zu taufen, ihre Ehen einzusegnen und ihnen den Gnadentrost der heiligen Sakramente zu spenden; sie nannten sich: **Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika.** Aus einem Zuruf an die Freunde des Reiches Gottes in der evangelischen Kirche Deutschlands wollen wir aber die Entstehung und Bildung der Gesellschaft das Nöthige hier ausheben. Es heißt

dort: „Die Zahl unserer Landsleute, die nach Nordamerika auswandern, in der Hoffnung, dort ein Glück zu finden, das sie in ihrem Vaterlande vergebens gesucht, nimmt immer mehr zu. Die Meisten sehen sich in ihren Erwartungen bitter getäuscht und Viele werden, statt sich im Westen eine Strecke Landes erwerben zu können, genöthigt, in den östlichen Küstenstädten zu verweilen, nicht selten von der bittersten Armuth gedrückt. Was aber auch ihr äußerliches Schicksal sein mag, die geistliche Noth ist ihnen in jedem Falle fast Allen gemeinsam. Der fremden Landessprache unkundig oder in den Wildnissen zerstreut, entbehren sie die Predigt des göttlichen Wortes, der kirchlichen Gemeinschaft, der Stärkung der heiligen Sakramente, und da ihnen erst durch die Entbehrung und den Mangel Dasjenige, was sie in ihrem Vaterlande oft leichtsinnig genug verließen, recht theuer und werth zu werden beginnt, so findet doch ihr Verlangen nach christlicher Erbauung entweder gar keine Befriedigung, oder sie suchen sie in Kirchenvereinen, deren Lehre und Sitte nicht geeignet ist, ihnen das Gesuchte wahrhaft zu gewähren. Die große Mehrzahl der ausgewanderten Deutschen sind Glieder der evangelischen Kirche, die nur in ihrer Sprache Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse finden können. Zu ihrer Menge steht die Zahl der für sie wirksamen deutschen, wahrhaft gläubigen, evangelischen Prediger in gar keinem Verhältnisse. Wohl nicht selten auch dringen sich ihnen unter diesem ehrwürdigen Namen Abentheurer nnd Irrlehrer auf, deren Unwürdigkeit sie oft nur zu spät erkennen. Soll denn nun diese große hirtenlose Heerde dem Unglauben oder Aberglauben preisgegeben werden, und sollen wir uns nicht angetrieben fühlen, mit allen unsern Kräften dafür zu wirken, daß ihnen das lautere Evangelium verkündigt werde? Oder sollen wir etwa den trägen Grundsatz Mancher theilen, die da meinen, wir hätten keine Verpflichtung, die köstliche Perle des Himmelreichs Denen zu bringen, die sie so sträflicher Weise in ihrem Vaterlande verschmäht haben? Ein solcher Grundsatz streitet gegen den Sinn und Geist Dessen, der vom Himmel gekommen ist, um zu suchen und selig zu machen das Verlorene, der, als der treue Hirte, hinausgeht in die

Wüste, um ein einziges verirrtes Schaf heimzuholen zur Heerde, und dessen Nachfolger wir sein sollen. Tief ergriffen von der nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch durch Privatmittheilungen aufs Kläglichste geschilderten geistlichen Noth unserer Landsleute in Nordamerika, fanden sich einige in Langenberg wohnende Freunde des Reiches Gottes und der evangelischen Kirche bewogen, im Namen des Herrn, der auch die geringsten Mittel reichlich zu segnen vermag, einen Verein zu stiften, der es sich zur Aufgabe stellte, jenen Hülfebedürftigen durch Zusendung gläubiger Prediger nach Kräften beizustehen."

Der Verein bildete sich, wie bereits bemerkt, und es flossen so reichliche Mittel, daß er noch in demselben Jahre, nämlich 1837, zwei junge Männer über das Weltmeer zu den Brüdern in den Wäldern senden konnte mit der Aufgabe, ihnen den Trost des Evangeliums im lebendigen Worte Gottes und in den heiligen Sakramenten zu bringen. Das war der erste hoffnungsreiche Anfang ihres Wirkens, und die vereinigten Freunde blickten mit Zuversicht auf den Segen hin, der diesen Anfang begleiten würde. Leider mußte die Gesellschaft eine bittere Erfahrung machen. Der Eine der Ausgesendeten fiel ab, wie eine wurmstichige Frucht vom Baume des Lebens. Desto treuer wirkte dagegen der Andere, welcher seit dem Frühling 1838 in Rochester im Staate New-York eine evangelische Gemeinde gründete, der er im Segen vorsteht. Durch diese bittere Erfahrung wurde die Gesellschaft zur größeren, so weit es menschlicher Prüfung möglich, sichereren Thätigkeit hingewiesen. Sie sandte nun erst 1841 wieder einen Prediger hinüber. Unterdessen wuchs die Zahl der Freunde dieser heiligen, ächt deutschen Sache auf das Erfreulichste nach allen Seiten und die Mittel flossen zu, weitere Sendboten den ersten nachzuschicken, zu welchem Berufe sich nun auch junge Männer meldeten, denen das Heil ihrer Brüder in Amerika wohl zu Herzen gegangen war.

Am 18. Juni 1843 wurden abermals zwei Sendboten an die deutschen Brüder abgeordnet, deren Einer nach West-Leyden und Turin in Lewis County ging, der Andere einstweilen in New-York verblieb, bis ein anderer Beruf sich für ihn eröffnete. Die beiden älteren Prediger

wirkten getreulich fort. Dies theilte der Bericht von 1844 mit. Damals wies die Gesellschaft auf das weite Feld hin, das weiß zur Ernte sei, und der Arbeiter seien noch so wenige; damals hatte die Gesellschaft über 828 Thaler zu verfügen, hatte davon die Prediger in Amerika zu unterstützen und die Ausbildungskosten neuer Sendboten zu bestreiten. Es war wohl wenig; aber sie wirkte nach Kräften und in der Hoffnung auf Den, der Kleines groß und herrlich machen kann.

Seit dem Jahre 1845 gewann die Thätigkeit der Gesellschaft einen erfreulichen Aufschwung. Es meldeten sich bei ihr junge Männer, die sich dem geistlichen Berufe bereits mit Erfolg auf Universitäten gewirmet hatten; die bereits Prüfungen vor kirchlichen Behörden bestanden hatten, die aber, von der Liebe für ihre Brüder jenseit des Weltmeeres und von der Liebe Christi erfüllt, sich sehnten, in das weite Arbeitsfeld in Amerika mit Gottes Hülfe einzutreten.

Treie sandte die Gesellschaft aufs Neue ab, denen sie zutrauensvoll den Beruf ertheilen konnte; ja selbst ein bereits lange im Amte stehender Geistlicher verließ, dem inneren Drange folgend, sein Pfarramt, um den vereinsamten deutschen Brüdern in Amerika ein Bote des Friedens zu werden. Auch von den bereits in Amerika wirkenden Sendboten konnte die Gesellschaft sich freudiger Kunde rühmen. Sie wirkten im Segen in ihren weit auseinander liegenden Wohnorten; hatten Gemeinden gegründet und sahen sie, wie den Segen ihrer Arbeit wachsen. Aber auch die Theilnahme an dem Wirken der Gesellschaft war erfreulich gewachsen. Sie konnte schon im Jahre 1845 eine Einnahme von 1143 Thlr. 17 Sgr. 4 Pf. nachweisen, die freilich aber auch wieder bis auf 1 Pfenning an die heilige Sache verwendet worden war.

So stand die Gesellschaft, als im Jahre 1847 ihr dritter Bericht an das Licht trat, und auch dieser Bericht konnte frohe Botschaft Denen bringen, welche mit dem Auge gläubiger Liebe das stille und anspruchslose Wirken der Gesellschaft begleiteten. Die ausgesandten Diener am Worte Gottes wirken im Segen in ihren Gemeinden in Rochester, in New-Albany, in Evansville (beide letz-

tere im Staate Indiana), in West-Leyden (Staat New-York), in Hagerstown im Staate Maryland und in Williamsburg bei New-York. Abermals ordnete die Gesellschaft im Jahre 1846 zwei Sendboten ab und dann noch einen Dritten. Einer dieser Neugesendeten fand in Calliceon eine Stelle des Wirkens bei den dort ansässigen Deutschen; der Andere fand seinen Wirkungskreis unweit Milwaukee im Staate Wisconsin. Der Dritte war nach Saint Louis bestimmt. Als er aber dort ankam, hatte die Gemeinde bereits einen Andern gewählt. Obgleich sie ihm nun anbot, ihn als zweiten Prediger zu behalten, zog er es dennoch vor, zu einer andern Gemeinde zu gehen, die noch keinen Prediger habe und entsprach so gewiß vollkommen den Zwecken der Gesellschaft.

Der vierte und bis jetzt letzte Bericht der Gesellschaft ist vom Jahre 1848. Er bringt Nachrichten über die Wirksamkeit der Sendboten, deren dreizehn am Werke des Herrn unter den deutschen Brüdern in Nordamerika thätig sind, und wenn auch mit eigenthümlichen Schwierigkeiten ringend, dennoch auch den Segen zu rühmen haben, der ihren Fleiß und ihre Treue krönt. Zu diesen hat die Gesellschaft im März 1848 vier neue Diener am Worte in das ferne Land zur Aussaat für das Reich Gottes gesendet.

Freudig bekennt die Gesellschaft, daß treue Herzen zu ihr halten und Liebesgaben ihr zufließen, daß sie wirken könne; aber ihre Rechnung zeigt auch, daß die nothwendige Ausgabe die Einnahme um 1679 Thlr. 20 Sgr. 10 Pf. übersteigt.

Das ist ein Ruf an christliche Herzen, an deutsche Herzen, die Liebe zu ihren verlassenen Brüdern in Amerika hegen, auch ein Scherflein auf diesem Altar christlicher Bruderliebe zu opfern!

Es ist wahrlich ein schöner, ein erhebender Gedanke, Denen, die in der Einöde ohne den Trost der Religion leben und in Gefahr sind, zu verkommen, solchen Trost zu spenden, und es ist so recht eine Sache, die ein treues, deutsches Gemüth begeistern kann. O glaubet nicht, liebe Leser, daß die da drüben so glücklich seien, wie Ihr, die Ihr die Glocken läuten höret und in die offenen Pforten

des Hauses Gottes treten könnet! Ach, wie Viele von ihnen würden Gott danken, wenn sie's könnten wie Ihr; aber da fehlt die Kirche; da hallt kein Glockenton in den dunkeln Urwald oder in die lebenlosen Ebenen; da ist kein treuer Prediger, der aufrichtet, tröstet, ermahnt und anhält am Worte, es sei zur Zeit oder Unzeit; da irren Viele umher, wie Schafe ohne Hirten; da gehen Viele in Laster und Sünden zu Grunde, die gerettet werden könnten. Und die armen Kinder, die ohne Religion aufwachsen! Ach, danket's den Männern, die da helfen nach Kräften, die aber betrübten Herzens fragen: Was ist das unter so Viele? Tretet herzu mit Euern Gaben! Auch der Pfenning ist gesegnet zu solchem Werk. Eure Geistlichen werden's gerne hinsenden, denn es geht postfrei unter der Bezeichnung: Angelegenheiten der Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika. Und wollt Ihr's selber senden, so will ich Euch die Namen nennen von den Männern, die jetzt den Vorstand der Gesellschaft bilden. Es sind die Herren: Wilhelm Colsmann, P. Cenge, Rector Benter, Pastor Krabb, Superintendent Esch, Pastor Köster, Gustav Hermann, August Feldhoff, Alle in Langenberg bei Elberfeld wohnhaft. Andere wohnen noch in Elberfeld und Andere in Barmen, aber es ist an den Genannten genug. Und nach dem Allen habe ich nur noch den betenden Wunsch, daß der Herr das schöne, fromme Werk segne und viele Herzen wecke zur thätigen Mithülfe daran!

39. Das Mädchen von Sasbach.

Die Starken und Gewaltigen sind's nicht, die allein Großes und Ausgezeichnetes vollbringen können; denn nicht die Stärke thut's, wenn es gilt für die Brüder ein Werk aufopfernder Liebe zu vollbringen, sondern der Liebesmuth, die starke und mächtige Liebe, die auch in einem schwachen Geschöpfe ihre volle Herrlichkeit offenbaren kann. Das wollen nun freilich Viele nicht glauben, und das sind die Superklugen, die noch keinen Hund hinter dem Ofen

herausjagen, um einen armen Bruder an seine Stelle zu setzen, den der Frost schier erstarren gemacht. Wenn ich auch jetzt nicht auf die Liebe so mancher schwachen Mutter hinweisen will, die in der Liebe zu ihrem Kinde selbst das Leben zu opfern bereit ist, so will ich's an einem Mädchen beweisen, das viele starke Männer beschämen kann. Sie hat unter Aussetzung ihres eigenen Lebens, zwei Männern das Leben gerettet und war doch nur ein Kind — das noch in die Schule ging! Sie heißt: Susanna Reisacher, war damals, als sie die edle That verrichtete, zwölf Jahre alt und armer, aber braver Eltern Kind, aus Sasbach, im Bezirksamte Breisach. Stilles, sittsames und sinniges Wesen zierte das brave Schulkind, und ihren Eltern war sie unterthan in der Furcht Gottes.

Es war am 15. September 1831, als bei unfreundlichem und sehr stürmischem Wetter Georg Bitsch und der noch ledige Martin Bitsch bei herannahendem Abend über den Rhein nach Sasbach heimfahren wollten. Durch anhaltendes Regenwetter war der Rhein zu einer außerordentlichen Höhe angeschwellen. Er schlug schäumende Wellen, und der heftige Sturm peitschte diese Wellen noch zu wilderem Ungestüm.

Unvorsichtig, wie es häufig die kecken Bewohner der Flußufer sind, bestiegen beide einen kleinen Kahn, den man auch sonst Dreiberd und Seelenverkäufer nennt. Es war gefährlich mit so einer leichten Nußschale von Nachen in solchem Wetter über den Rhein zu fahren; aber die beiden Männer hatten noch das schwanke, armselige Fahrzeug bis an den Rand mit Holz beladen. Dennoch setzten sie sich keck hinein und steuerten, mir nichts, dir nichts, in die empörte Wasserfluth, die das Schifflein schäumend umrauschte und in jedem Augenblicke zu verschlingen drohte.

Es kostete eine tüchtige Anstrengung und Steuerkunst, das Schifflein so zu leiten, daß es nicht schon am Ufer die brandenden Wellen umwarfen. Da dort der Rhein breit ist, so schlug er in der Mitte die wildesten Wellen und dort drohte die Gefahr. Wenn sie auch hätten umwenden wollen, jetzt war's zu spät; denn plötzlich ergriff eine mächtige Sturzwelle den Kahn und schlug ihn um. Holz und Alles, was darin war, auch die zwei Männer, stürzten

in die tobenden Fluthen des Rheines. Der Nachen war, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, umgeschlagen, also, daß das Hohle unten war und der äußere Boden oben. Die beiden Männer waren so glücklich, den Nachen ergreifen und sich daran festhalten zu können. Lange war dies indessen nicht möglich, denn wenn die kalte Fluth sie einmal recht durchkältet hatte, mußten ihre Hände erstarren; waren dann nicht mehr im Stande den Körper, dessen Gewicht natürlicher Weise nach unten zog, zu halten, und das Untersinken und Ertrinken war dann das Nächste. Todesangst im Herzen schwebten die beiden Unglücklichen in unvermeidlicher Todesgefahr, wenn nicht schnelle Hülfe kam.

Weiter rheinabwärts, da wo hoch oben auf dem Felsen die grauen Mauern der alten Ritterburg Limpurg stehen und unten die Rheinfähre liegt, hütete gerade zu der Stunde die zwölfjährige Susanna Reifacher die Ziegen des Wirthes im Fährhause. Sie hörte das Jammergeschrei der beiden Unglücklichen; sah, wie sie sich am umgestürzten Kahne festhielten, aber auch, wie sie im heftigsten Wellengebrause mit unaufhaltsamer Schnelle rheinabwärts getrieben wurden.

Das Mädchen rief sogleich in voller Angst um Hülfe; allein es war Niemand da, als des Fahrwirths Frau,

die Magdalena Schneider. Ihr Gatte war mit dem Knechte weit hinaus aufs Feld gegangen. Sonst war weit und breit keine menschliche Seele.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, holt das Mädchen zwei Handruder, auch Riemen von den Schiffern genannt, und gibt der Magdalena Schneider den Einen davon, indem sie sie auffordert mit der Fähre den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Die Wirthin aber hat den Muth nicht. Sie sagt: Wir Zweie können nicht fahren; und wie wollen wir bei der wilden Fluth die Fähre lenken? Dazu sind wir zu schwach. Wir ertrinken, ohne daß wir die Verunglückten erreichen und retten können.

Susanna Reisacher hört das und denkt: So fahr' ich alleine, Gott wird mich schon schützen! Sie springt in die Fähre, nachdem sie die Ketten losgemacht; allein des Kindes Kräfte reichen nicht aus, den schweren Ueberfahrkahn vom Ufer, auf welches ihn der Fährmann des hohen Wassers wegen hoch hinaufgezogen, loszudrücken. Inständigst bittet sie die Magdalena Schneider, ihr doch dabei behülflich zu sein; diese aber, statt ihr zu willfahren, wendet Alles an, das Kind von dem gefährlichen Unternehmen abzubringen. Allein das war umsonst! Endlich gibt die Frau dem Kahn einen Stoß und empfiehlt das Kind dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel.

Nun, die halten gewiß sichere Wacht über den Kindern und über diesem vornehmlich, das eine so reiche Liebe und ächten Gottesmuth hat!

Der Kahn fährt pfeilschnell hinaus in das wilde Gewässer, während die Frau dem Dorfe zueilt, um noch andere Hülfe zu holen.

Die beiden Verunglückten waren mitten im vollen Thalfahrwasser weit unter die Fährstelle getrieben. Susanna hielt sie fest im Auge. Mit bebendem Herzen steht sie nun allein in der tobenden Fluth. So viel weiß sie vom Fahren, daß sie einigermaßen den Kahn mit dem Ruder in ihren schwachen Händen mitten in das Fahrwasser lenken kann, und das gelingt ihr auch. Pfeilschnell schießt ihr Kahn dahin.

Da sehen die beiden unglücklichen Männer den Kahn und das Kind. Schon waren ihre Kräfte am Erlahmen, ihr Blut am Erstarren. Jetzt durchglüht sie die Hoffnung noch möglicher Rettung. Sie riefen sich gegenseitig zu und ermuntern sich zum Ausharren. Was aber die Annäherung des Kindes erschwerte, das war der heftig wehende Gegenwind, der die Wellen immer höher hob. Des Kindes Kräfte reichten zu dem nicht aus und das Verstehen des geschickten und passenden Ruderns fehlte. Der Fährkahn wurde bald hierhin, bald dorthin von den Wellen gerissen und war selbst der Gefahr häufig ausgesetzt, umzuschlagen und das hülflose Kind in den Wellen zu begraben.

Wohl erkannte das Kind die Gefahr; aber mit ihr wuchs sein Muth, sein Vertrauen auf Gottes und seiner Engel Beistand, genährt und befestigt durch das laute Gebet.

Martin Vitsch sah es ein, daß mit dem Untergange des Kindes auch der letzte Schimmer von Hoffnung, gerettet zu werden, für sie verloren ging; er glaubte, die Rettung aller Dreie dadurch bewirken zu können, daß er, obwohl kein geübter Schwimmer, den Fährkahn erreiche und dann die Führung desselben übernähme.

Er ruft dem Mädchen zu, es solle sich wacker halten und jetzt tapfer zufahren, er wolle dem Fährkahn entgegenschwimmen. Er läßt seinen Seelenverkäufer fahren, nimmt seine letzte Kraft zusammen und schwimmt dem Fährkahne muthig zu.

Susanna sieht das. Herr Gott, stärke mich! ruft das Kind aus und setzt auch seine volle Kraft noch einmal

ein, dem Schwimmenden den Kahn entgegen zu lenken. Und siehe da, der Gott der Erbarmung erhört des wackern Kindes Gebet. Der Kahn erreicht den Martin Bitsch. Er faßt das Bord und schwingt sich hinein.

Nun, mit Gottes Hülfe, ruft er dem erfreuten Kinde zu, wollen wir auch den Andern retten!

Dieser war aber mit seinem leichten Treibord weit von ihnen hinabgetrieben worden; aber Martin Bitsch faßt mit jugendlicher Manneskraft das Ruder, während das Kind sich niederwirft und um Gottes Beistand betet.

Schon wollen dem Georg Bitsch die durch das krampfhafte Festhalten und die Kälte des Wassers erstarrten Hände nicht mehr den letzten Dienst leisten; schon empfiehlt er Gattin und Kinder und die eigne Seele Gottes Huld und Gnade, und bereitet sich vor, zu sterben. Da nahen die beiden Retter und Martin Bitsch umfaßt ihn, während die kleine Susanne das Ruder führt, und auch er ist gerettet.

Gott laut preisend und sich der gelungenen Rettung freuend, lenken nun die beiden Männer den Kahn ans Ufer und steuern ihn dort langsam dem Fährhause zu, wo sie endlich glücklich anlangen.

Ihr könnt Euch die Wonne und Freude der Geretteten und ihrer Angehörigen und Freunde, aber auch den Dank gegen das theuere Kind denken, das sie mit Aufstellung seines eignen Lebens, nur dem Drange seiner Menschenliebe folgend, gerettet hatte.

Schon am andern Tage kam der Bezirksamtmann, um über den Vorgang, der mit Recht so großes Aufsehen machte, genaue Erkundigungen einzuziehen.

Als er die kleine Susanna Reifacher fragte, wie sie dazu gekommen sei, allein und bei so hohem und wildem Wasser und so heftigem Gegenwind in den Rhein zu wagen? sagte das Kind: Die Leute, die ich in so großer Lebensgefahr sah, haben mich so gedauert, und als ich ihr Jammergeschrei hörte, da hab' ich gedacht, ich müßte ihnen zu Hülfe kommen und sie retten. An mich hab' ich dabei nicht gedacht, aber das hab' ich gedacht, unser lieber Herr Gott werde mir schon beistehen, und das hat er auch gethan!

Der Amtmann zeigte die edle That des Kindes dem Großherzog von Baden an, und der gerechte Landesherr hat darauf dem Kinde die große, goldene Verdienst-Denkmünze geschenkt, und überdieß zweihundert Gulden, die ihr bis zu ihrer Volljährigkeit oder Verheirathung verzinst und dann ausgezahlt werden sollen.

Seht Ihr's, was die Macht der göttlichen Liebe durch ein schwaches Werkzeug vermag, in dessen Herzen sie einen Strahl ihrer Herrlichkeit fallen ließ? Erkennt Ihr den Schutz dessen, der ein treufrommes Gebet so gerne erhört? Bei dem Anblicke dieser jungen Samariterseele ist's Einem, als hörte man den Herrn sagen: „Gehet hin und thuet deßgleichen!“

40. Ein Räthsel.

Je Fünfe commandiren
Zwei Korporäl' im Krieg.
Die Züge tapfer kämpfen;
Erringen manchen Sieg.
Sie führen scharfe Waffen,
Daß noch die Wunden klaffen,
Wenn längst das Kampfgetöse schwieg.

Ist Friede nun geworden,
Und haben sie geruht,
Dann jeder der zwei Züge
Treu seine Arbeit thut.

Will keiner müßig raſten,
Er hilft des Andern Laſten
Friſch tragen dann mit gutem Muth.

Iſt ſo der Abend kommen,
Mit ihm der Ruhe Zeit;
So haben zum Gebete
Sich beide Züg' gereiht.
Sie tragen gleich Verlangen,
In Lieb' ſich zu umfangen,
Voll Andacht und voll Innigkeit.

Im Kampf und im Gebete,
In Arbeit und in Ruh',
Sind alle Zehne einig,
Die Führer auch dazu;
Doch geht es an das Eſſen,
Verlangt ein Zug vermeſſen
Den Vorzug. Sag', ob's recht iſt, Du!

---

41. Eine Anekdote.

Ich habe einen Vetter gehabt, der war kein Wirth und iſt ihm doch ein Spaß paſſirt, wie er dem Hirſchwirth zu Ammeldingen, meinem guten Freunde, nicht ſchöner hätte paſſiren können.

An jenem Tage, wo ſich bemeldter Spaß zugetragen hat, war es ſehr heiß und der Vetter denkt, du willſt 'mal in den Keller ſteigen und von dem Faß Schloßberger dem alten Holzhacker Andres ein Schöpplein zapfen. Gedacht, gethan; und, probirt mal den da, Andres, redet der Vetter den Alten an, der im Hofe fleißig hackte. Der Andres beäugelt das Glas mit der Miene eines Mannes, der ſich auf die Farbe verſteht, hält's prüfend unter die Naſe und ſchlürft dann das edle Gewächs des Vetters bedächtig über die Zunge, verzieht aber den Mund nicht etwa außergewöhnlich, ſondern gibt's Glas zurück mit den Worten: Ich meine, Herr — der könnt noch ä Biſſelche ſaurer ſein!

Er meinte aber in aller Unschuld, der Vetter habe ihm eine Probe Essig gegeben. —

Der Vetter aber hat sich ganz erbärmlich geärgert und geschämt. Merke! Es kommt Alles darauf an, wie man eine Sache ansieht! Und es ist ein rheinisch Sprüchlein: „Hüte dich, wenn dir Einer eignes Gewächs vorstellt und anpreiset.“

42. Es iſt Nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Eine Geſchichte.

In der ſchönen Stadt Straßburg im Elſaß lebte vor etwa fünfzig Jahren ein ſehr reicher Mann, ledigen Standes. Solche alte Junggeſellen haben alle ellenlange Haarzöpfe, zwar nicht in der Wirklichkeit, denn dieſe Mode iſt längſt vorüber, ſondern ich meine damit ihre Eigenheiten und eingeriſſeten Vorurtheile. Beſagter alter Junggeſelle hatte ſolcher Zöpfe zwei. Der Eine war ein gewaltiger Hochmuth und der zweite ein ebenſo gewaltiger Geiz.

Seine Geldkiſte hatte ſieben Schlöſſer, und wenn er geben ſollte, ſo waren alle ſieben Schlüſſel verlegt oder verloren, und er konnte ſie ſchlechterdings nicht finden.

Nun hatte er eine Schweſter, die wider ſeinen Willen einen armen, aber ſehr braven Mann geheirathet hatte. Seitdem durfte ſie ihn nicht mehr vors Angeſicht kommen. Sie lebte in einem Städtchen ſehr kümmerlich und wandte Alles, was ſie auf- und losbringen konnte, daran, ihren ſehr talentvollen Sohn wohl unterrichten zu laſſen. Als er aber die Univerſität Straßburg beziehen ſollte, um als Geiſtlicher zu ſtudiren, da ſtarb ſie plötzlich. Der junge Menſch war außer ſich vor Schmerz über den Tod ſeiner geliebten Mutter. Er ſah ſich nun aller Mittel beraubt, die von ihm gewählte Laufbahn zu verfolgen.

Ein wackerer Mann, ein Freund ſeiner Eltern, der aber ſelber arm war, ſagte zu ihm: Verzagen Sie nicht, Herr Schmitt. Mancher junge Mann hat ſchon in Straßburg ſtudirt und hatte keinen Heller Vermögen. Da gibt es gar viele Gelegenheit, in reichen Familien Unterricht zu geben, und der wird in Straßburg erſtaunlich bezahlt. Auf Ihren feindſeligen Onkel können Sie ja doch nicht zählen. Ich habe viele Freunde in Straßburg und komme heut über acht Tage hinein. Da will ich Ihnen ſchon die Wege bereiten. Seien Sie gutes Muthes!

Das war ein Ehrenmann, der für ſeines Freundes Kind getreulich ſorgte. Als er zurückkam, ließ er den jungen Schmitt rufen.

Der liebe Gott hat geholfen! rief er ihm fröhlich entgegen. Bei Einem Freunde wohnen Sie, das steht fest, und kostet Sie keinen Pfenning. Sie unterrichten dafür sein Söhnlein. Die Collegia kriegen Sie frei und in noch drei andern Familien geben Sie Unterricht, der Ihnen soviel abwirft, daß sie prächtig durchkommen.

Der junge Schmitt ging nach Straßburg und Alles ging herrlich. Er brauchte den Knicker von Onkel nicht, und ließ ihn laufen; aber der Onkel ihn nicht. Wer glauben wollte, der Alte habe seine Sünde gegen seine verstorbene Schwester erkannt und wolle am Kinde gut machen, was er an der Mutter verschuldet, der hätte sich verrechnet. Das war's nicht, sondern — der Hochmuth war's, der die sieben Schlösser des Geldkastens löste. Es war ihm hier und da unter die Nase gerieben worden, seiner leiblichen Schwester Sohn behülfe sich so kümmerlich und könne sich nur mit Unterrichtgeben erhalten, sei aber musterhaft in Fleiß und Sitten. Das krippte den Alten. Er fing an, sich zu schämen, daß seiner Schwester

Sohn ſich wie ein Bettler durchſchlagen ſolle. Da ließ er denn eines Tages den jungen Schmitt zu ſich kommen, ſtellte ſich, als blute ſein Herz, daß er nicht ſchnurſtracks zu ihm gekommen ſei, er würde ihn mit Armen der Liebe aufgenommen haben. Nun müſſe die Armuthei aufhören. Er müſſe das Unterrichten aufgeben, bei ihm wohnen, bei ihm eſſen, und er werde ſchon ſorgen, daß er auch in ſeinem äußern Auftreten ſeinem Onkel keine Schande mache.

Der junge Menſch war wie vom Himmel gefallen; aber es war ſo. Der Alte hielt Wort. Nach und nach gewann er ſogar den muſterhaft braven Schweſterſohn lieb, und das Geld, das er ihn koſtete, that ihm allgemach weniger weh im Herzen. Der junge Menſch fragte nicht nach den Beweggründen dieſes Benehmens des Alten, trug ihn auf den Händen und wurde durch Fleiß und Talent ein tüchtiger Mann.

Der Schuftikus von Geizhals glaubte aber nun auch, ſeiner Schweſter Sohn müſſe in allen Stücken ſein Sclave ſein, der gar keinen eigenen Willen habe und haben dürfe.

Was willſt du nun anfangen? fragte er ihn, als der junge Mann ſein Examen beſtanden hatte.

Mein Brod verdienen, Oheim, und Ihnen nicht länger zur Laſt fallen, ſagte der junge Schmitt.

Das iſt ein ganz guter Gedanke, verſetzte zufrieden lächelnd der Alte, aber nur in einer Weiſe, die keinen Schatten auf uns wirft. Zum Beiſpiel, Unterricht darfſt du hier nicht geben, Hauslehrer hier nicht werden; das würde mir zur Unehre gerechnet. Weißt du was? Werde Vikarius bei dem alten Pfarrer zu M . . . . . Da übſt du dich im Amt und biſt bei braven Leuten, wie ich höre. Er ſucht einen Vikarius. Er iſt zwar ein Lump, fuhr er fort, der dir wenig wird geben können; allein man muß ſich behelfen. So lernt man hauſen und ſparen. Habe mich auch durch die Welt drücken müſſen. Haſt du dann einmal eine gute Pfarrei und heirathеſt eine recht reiche Frau, die zu hauſen verſteht, ſo kannſt du ein wohlbehaltener Mann werden.

Schmitt wäre nun für ſein Leben gern in Straßburg

geblieben, aber er durfte den alten Ingrimm nicht vor den Kopf ſtoßen; daher ging er nach M..... und der alte Pfarrer nahm ihn gerne als Vikarius an.

Schmitt fühlte ſich auch ganz wohl da. Der alte Pfarrer war ein ehrwürdiger, vortrefflicher Mann, der Alles aufbot, um ihn zufrieden zu ſtellen. Er war Wittwer und hatte nur eine einzige Tochter, ein ebenſo ſchönes als tugendhaftes Mädchen; aber der alte Pfarrer war durch Unglücksfälle herabgekommen. Zwar hatte er keine Schulden; aber es war auch nicht das geringſte Vermögen da und die Stelle war auch keine von denen, die man fette Pfründen nennt, und ungemein läſtig, denn ſie hatte eine Filialkirche, faſt anderthalb Stunden entfernt. Der Weg dahin führte über einen hohen Berg, der mit Hochwald dicht bewachſen war.

Und dennoch fühlte ſich Schmitt dort glücklich, denn die Gemeinde hatte ihn lieb, der alte Pfarrer hielt ſehr viel auf ihn und — er und des Pfarrers Tochter waren Ein Herz und Eine Seele. Der Pfarrer, der das wußte und gerne ſah, leitete es ein, daß er penſionirt wurde und Schmitt die Pfarrei erhielt. Alles ging nach Wunſch und Schmitt eilte nach Straßburg, ſein unerwartetes Glück dem alten Oheim anzuvertrauen.

Er freute ſich darüber; denn immer fürchtete er, Schmitt möge ihm doch noch einmal wieder zur Laſt fallen. Nun, ſagte er, wird es gut ſein, daß du dich verheirathеſt und eine reiche Frau nimmſt. Da wüßte ich dir Eine! — Er ſchlug ihm eine fünfzig Jahre alte Perſon vor, ebenſo bekannt durch ihren Geiz, als durch ihre Kratzbürſten-Natur.

Schmitt bekannte mit Offenheit, daß er mit des alten Pfarrers Tochter verlobt ſei.

Da brach ein Gewitter los, wie Schmitt noch keins erlebt.

Der Alte warf ihm ſeiner Mutter Verbindung mit einem armen Mann, ihr Elend, ſeine Hülfleiſtung mit den bitterſten und härteſten Worten vor, und ſagte dann, als Schmitt ſich nicht abwenden ließ: Er ſolle ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Betrübt, aber in ſich ruhig, ging Schmitt weg. Die

Heirath mit des Pfarrers Tochter schied ihn auf immer von seinem Onkel. Er lebte indessen glücklich und zufrieden bei seinen beschränkten Verhältnissen, geliebt und geachtet von seiner Gemeinde und Jedem, der ihn kannte. Fünf Kinderchen blühten ihm fröhlich auf und der Gedanke an des Onkels Feindschaft, obwohl sie ihm schmerzlich war, konnte sein Familienglück nicht stören.

Da ereignete sich etwas Entsetzliches!

Eines Sonntag Morgens geht froh und zufrieden der Pfarrer Schmitt von seiner Familie weg, um den Gottesdienst auf dem Filialdorfe zu halten. Um Mittag sollte er wieder da sein; aber auf dem Filialdorfe läutet's und es kommt kein Pfarrer. Bei der Pünktlichkeit in seinem Amte war das etwas Außerordentliches. Er ist gewiß krank geworden, sagten die Leute; allein er kam auch nicht heim, und da das der Frau sehr auffiel, sandte sie einen Boten aufs Filial.

Als dort die Bauern hörten, wie es stand, sagten sie: Gebt Acht, es ist ihm ein Unglück unterwegs im Walde begegnet!

Die ganze Gemeinde brach auf, den geliebten Seelsorger zu suchen. Der Bote war mit der Nachricht schnell heimgelaufen und auch vom Wohnert aus folgte Alles der jammernden Gattin in den Wald.

Wer malt den Schrecken, das Entsetzen, den Jammer, als sie den Pfarrer dort — erhängt an einem niedern Baume finden?

Nach den Gesetzen mußten sie ihn an Ort und Stelle lassen und dem Gerichte Anzeige machen. Dies kam mit den Aerzten. Nach genauester Untersuchung zeigte sich keine Spur von Gewaltthat. Er hatte seine Uhr noch, eine alte silberne Uhr von geringem Werthe. Daß er kein Geld in der Tasche hatte, konnte nicht auf Gewaltthat leiten, weil die jammernde Familie bekannte, daß er nie Geld bei sich zu tragen pflege, wenn er nicht eine Reise mache.

Da war denn kein Zweifel, der Pfarrer war ein Selbstmörder! Aber was hatte ihn dazu bewogen? Da lag ein undurchdringliches Dunkel! Er lebte in den glücklichsten ehelichen Verhältnissen. Kein Zwiespalt trübte das schönste Familienleben. Wenn auch kein Reichthum da war, so hatte doch die Familie keine nagenden Sorgen und ihr einfaches Auskommen. Kein Unglück hatte sie heimgesucht. Kein Elend drohte. Er war gesund, stets heiter gewesen. Keine Ahnung von Tiefsinn war an ihm zu bemerken gewesen. Kurz — hier lag ein entsetzliches Dunkel, das menschlicher Einsicht zu durchdringen völlig unmöglich war. Von dem Jammer der Familie will ich schweigen. Jeder begreift ihn und kann sich ihn denken. Den alten Pfarrer beugte dieser Schlag in dem Maße, daß er bald darauf starb. Nun stand die arme Frau mit ihren unerzogenen Kinderchen allein in der Welt ohne Vermögen, ohne Stütze. Ihr Loos war aufs Betrübteste gefallen. Sie mußte das Pfarrhaus bald verlassen, und nichts blieb übrig, als sich im Dorfe einzumiethen. Jedermann dachte: dies harte Schicksal wird das Steinherz des alten Onkels erweichen!

Allein, wer dieß glaubte, verrechnete sich völlig. Die Schmach des Selbstmordes, die der Pfarrer ihm angethan, erbitterte ihn in dem Grade, daß er auch nicht die geringste

Unterstützung der unglücklichen Wittwe und ihren Waisen zukommen ließ. Ja, sein Zorn ging so weit, daß er einen Notar kommen ließ, um ein Testament aufzusetzen, in dem er sein Vermögen Fremden vermachte, und die Wittwe und die Kinder seines Schwesterſohnes völlig enterbte.

So häufte ſich denn ein Maß der Trübſal auf die arme Wittwe, das jede Andere niedergebeugt haben würde. Sie blieb ſtark. Wie ſchwer auch der Verdacht des Selbſtmords auf meinem Gatten ruht, ſagte ſie mit der Klarheit und Feſtigkeit der heiligſten Ueberzeugung — ſo iſt er dennoch unſchuldig. Zwar bin ich außer Stande, das entſetzliche Dunkel aufzuhellen, aber ich lebe und ſterbe drauf, es iſt ihm Gewalt angethan worden. Gott allein weiß es, wie es geſchehen, und er wird es auch ans Licht bringen und die Schmach von ſeinem Namen wegnehmen und tilgen!

Das glaubten auch Alle, die ihn näher kannten; aber es blieb ein unaufhellbares Dunkel über ſeinem Tod, und leider auch wieder Viele waren dennoch überzeugt, er ſei ein Selbſtmörder geweſen.

Die Härte des Oheims beugte die gute Frau nicht. In ihrer Seele lebte ein lebendiger Glaube an Den, der aller Wittwen Verſorger, aller Waiſen Vater iſt. Sie arbeitete mit kunſtfertiger Hand für andere Leute, erzog ihre Kinderchen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, und ſiehe, er erweckte ihr viele Herzen, die ihr Wohlthat und Unterſtützung in ſo reichlichem Maaß angedeihen ließen, daß ſie nicht zu darben brauchte.

Das Gericht ſelbſt hegte große Zweifel, daß der Pfarrer ſich ſelbſt entleibt habe. Unermüdet forſchte der Staatsprokurator in allen Richtungen nach den Spuren des Verbrechens; allein auch nicht die leiſeſte, nicht die entfernteſte Andeutung bot ſich dar, an deren Hand man hätte hoffen dürfen, das grauenvolle Dunkel aufzulöſen in Klarheit.

So vergingen Jahre und die Zeit legte den Mantel des Vergeſſens über eine Begebenheit, die ſo viele Gemüther erſchüttert, eine harmloſe Familie in den tiefſten Abgrund des Jammers geſtürzt hatte.

Da wurden in der Gegend von Weißenburg zwei

kühne Einbrüche und ein Raubmord auf offener Landstraße verübt, der die Polizei in eine ungewöhnliche Thätigkeit versetzte. Ihren angestrengten Bemühungen gelang es endlich, zwei Menschen zu ergreifen, die bereits seit Jahren mehrmals den Gefängnissen entsprungen waren und sich stets auf der Grenze bald als Schmuggler umhergetrieben, bald mit dem gegründeten Verdachte verübter Verbrechen belastet, über die Grenze zu entkommen wußten, ohne daß es hätte gelingen können, ihren Aufenthaltsort zu entdecken.

Alle Umstände gaben Zeugniß gegen sie, und bald lag es klar, daß sie die Urheber dieser und anderer Verbrechen und Schandthaten waren.

Der Staatsprokurator und der Untersuchungsrichter entlockten ihnen fast täglich das Geständniß neuer Verbrechen, die sie mit einer Frechheit bekannten, die das Herz fast vor solcher teuflischen Verderbenheit erstarren machte.

Grade, als ob ihm Gott den Gedanken eingegeben, fiel eines Tages im Verhöre dem Prokurator der Pfarrer Schmitt wieder ein. Wer weiß, dachte er, ob ich nicht hier wieder einen neuen Schlangenweg der Bosheit entdecke! Er fragte daher den Einen der Verbrecher kurz und bündig: Sagt mir doch einmal, wie ist es denn eigentlich mit der Erhängung des Pfarrers Schmitt von M..... zugegangen und warum Ihr ihm seine Uhr nicht nahmt, sondern nur die paar Kreuzer, die er in der Tasche hatte?

Der Verbrecher fuhr zusammen, als hätte ihn eine giftige Natter gebissen.

Wie kommt Ihr mir mit der Frage? gegenfragte der Verbrecher. Was weiß ich von der Geschichte? —

Das wäre schon gut, fuhr, durch die Betroffenheit des Menschen noch mehr bestärkt in seiner Meinung, der Prokurator fort, wenn nicht Euer Geselle bekannt hätte, Ihr hättet ihn aufgehängt!

Da brach der Mensch in ein wildes, rohes Schimpfen aus und sagte: So legt er mir zur Last, was er doch nur gethan hat! —

Da durchzuckte ein Strahl der Freude das Herz des

richterlichen Beamten. Er sah, daß er sich nicht getäuscht hatte. Die erste Spur eines Verbrechens lag vor ihm, das den Namen eines durchaus unbescholtenen Mannes mit Schmach belastet hatte. Er stellte sich nun, als wisse er schon Alles von dem Andern, und sagte: Ja, der ist pfiffig! Kann er eine Schuld von sich auf Euch laden, so thut er's. Erzählt Ihr mir einmal den Hergang genau, dann muß es sich doch herausstellen, wer der Mörder ist, und den die Strafe treffen, der sie verwirkt hat und verdient.

Jetzt war dem Menschen das Siegel der Zunge gelöst. Wir kamen damals mit einigen Ballen geschmuggelten, feinen Tabaks über die Grenze, erzählte der Verbrecher, und lagen in dem Wald im Dickicht. Es war an einem Sonntag Morgen und Alles so stille im Walde, daß man den Fußtritt eines Wanderers auf dem Wege deutlich hören konnte. Hör' 'mal, sagte da mein Kamerad, unser Geld ist so' nächst alle. Laß uns, wenn der Kerl, der da kommt, so aussieht, daß er Geld hat, ihn kalt machen. Es ist kein Mensch weder nah, noch fern. Ich rieth ab, weil wir mit dem Tabak nicht weit mehr zu gehen hatten und dann ein schönes Stück Geld verdienten. Auch mochte ich an einem Sonntage so etwas nicht gerne thun. Er lachte mich aus, nahm einen Strick und schlich leise dem Wege zu. Ich hinter ihm drein.

Da sahen wir einen schönen Mann in feiner, schwarzer Kleidung daherkommen. Es ist ein Pfarrer! flüsterte mein Kamerad mir zu, und da er so gut gekleidet ist, hat er auch Geld. Auffallend war es, daß der Pfarrer laut vor sich hin redete und mit den Händen dazu agirte, als ob er auf der Kanzel stehe.

Der lernt seine Predigt auswendig! sagte mein Kamerad, gib Acht, den fang' ich, wie die Metzger einen schon gewetzten Ochsen! Er machte nun schnell aus dem Strick eine Schlinge, zog seine Schuhe aus, und als der Pfarrer an uns vorüber war, kroch er aus dem Dickicht heraus, schlich, ohne daß der laut redende Pfarrer es hörte, hinter ihn, warf ihm die Schlinge über und zog so schnell und so heftig zu, daß der Pfarrer ohne einen Laut hinstürzte und schnell erdrosselt war.

Jetzt mußte ich helfen. Wir trugen ihn schnell an den Platz, wo unsere Bündel lagen, und untersuchten seine Taschen; aber wie täuschte sich mein Kamerad! Auch nicht Ein Kreuzer war bei ihm zu finden! —

Hätt' ich das gewußt, sagte er, so hätt' ich den armen Schlucker laufen lassen!

Da steckt eine Uhr, sagte ich, denn ich hörte sie knickern. Er zog sie heraus. Es war eine uralte, schlechte silberne Uhr, die keine zwei Fünffrankenthaler werth war.

Die seinen Kleider und die Uhr hätten wir wohl gerne mitgenommen; aber das hätte uns Alles verrathen können.

Nun mag er auch Alles behalten, sagte mein Kamerad, und weißt du was? Wir führen einmal die Leute recht an!

Wie so? fragte ich.

Wir hängen ihn mit dem Stricke da an den Ast, putzen seinen Rock sauber ab und lassen ihm Alles. Finden ihn dann die Bauern, so heißt's: Er hat sich selbst erhängt, und Niemand verfolgt uns!

Dies geschah schnell, und da zu vermuthen stand, daß man den Pfarrer bald suchen würde, so machten wir uns so schnell als möglich davon, nachdem wir vorher die Spuren im Staube des Weges, wo der Erdrosselte sich noch gewehrt und gebäumt hatte, vertilgt hatten, wanderten wir rasch unserm Bestimmungsorte zu.

Daß unsere List vollkommen gelungen war, hörten wir bald; denn wir kamen wieder als Schmuggler in die Gegend, wo uns denn auf die Frage, was es Neues gäbe? ein uns vertrauter Kohlenbrenner erzählte, der junge, brave Pfarrer von M..... habe sich selbst erhängt, und kein Mensch könne begreifen, was den frommen Mann zu solcher That könne bewogen haben, da er doch so gar keinen Beweggrund dazu gehabt habe. Das aber könnt Ihr mir glauben, setzte der Verbrecher hinzu, daß uns niemals ein Streich so gereut hat, wie der, denn er brachte uns nichts ein, als diese Reue und die Angst, die uns denn doch deßwegen oft plagte.

So war denn unverhofft, nach sieben vollen Jahren,

ein Verbrechen durch Gottes wunderbare Fügung, die dem Prokurator den Gedanken eingab, entdeckt, das den braven Geistlichen gebrandmarkt hatte.

Der Gerichtschreiber hatte die ganze Erzählung aufgeschrieben und der Verbrecher unterschrieb ohne Einwendung das Protocoll.

Als es der Prokurator dem Andern vorhielt, mußte er es vollständig bestätigen.

So kamen denn endlich die Verhandlungen vor Gericht und feierlich wurde Schmitt's Unschuld anerkannt und auf alle mögliche Weise verkündigt, damit die Ehre des unschuldig hingemordeten Mannes hergestellt werde und die Schmach vom Namen seiner Kinder weiche.

Wurde auch seine Ehre hergestellt, was sie um ihrer Kinder willen, wie um seinetwillen so sehr freute, so machten doch die Umstände seines Todes einen um so tiefern und schmerzlichern Eindruck auf die arme Wittwe, und sie versank wieder in die Tiefe ihres wieder neuerwachten Schmerzes.

Aber auch zu ein Paar andern Ohren kam die Kunde von der Unschuld seines Schwestersohnes an dem ihm zur Last gelegten Selbstmorde, zu denen des alten Geizhalses. Er war nahe den Achtzigen, aber noch rüstig. Diese Nachricht aber ergriff und erschütterte ihn der Art, daß er keine Ruhe mehr finden konnte. Sein ganzes Verhalten gegen den Verunglückten erschien ihm nun als höchst strafbar. Er vernichtete das Testament und machte dadurch seine herz- und liebleſen Bestimmungen zunichte. Das genügte ihm nicht. Er zog die genauesten Erkundigungen nach der verlassenen Frau und ihren Kindern ein. Was er hörte, war nur Gutes, nur Lob. Endlich miethete er den wohlfeilsten und verrufensten Miethkutscher, der wegen der Schlechtigkeit seines Fuhrwerks und seines elenden Pferdes fast von Niemanden mehr genommen wurde, und fuhr nach M..... Dort trat er in das Haus der armen Wittwe. Sie kannte ihn nicht. Sie hatte ihn nie gesehen; aber freundlich und artig empfing sie den wankenden Greis. Als er aber überall die Spuren tiefer Armuth und doch die Ordnung und die Reinlichkeit gewahrte; als er die blühenden Kinder sah, die so stille

ihre Arbeit thaten, so dürftig gekleidet waren, — da brach er in ein lautes Weinen aus und rief: Vergebt mir, der ich herzlos und ohne Erbarmen war, ich bin Euer Oheim, der Alles gut machen will!

Und er hat Wort gehalten. Die Wittwe zog zu ihm nach Straßburg und pflegte ihn bis an sein Ende, wie eine Tochter den Vater, und er segnete die Stunde, wo sie in sein Haus getreten war. Ihre Kinder aber erzog sie in der Gottesfurcht, nach wie vor, und sie geriethen gut und wurden tüchtige Leute, wie ihr unglücklicher Vater einst ein tüchtiger Mann gewesen war. Diese Geschichte aber lehrt's klar, daß die strafende Hand Gottes den Verbrecher immer erreicht, und kein Verbrechen so heimlich begangen wird, daß es der Vergelter nicht ans Tageslicht zöge. Darum, was du thust, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Du aber, der du unschuldig leidest, sei getrost; es wird dir Alles wohl belohnet werden!

43. Der brave Lehrer und die dankbare Schülerin.

Es ist leider nicht immer Gebrauch in der Welt, daß die Leute, die eine hohe Stelle in der Welt einnehmen, des Mannes in Dank und Liebe eingedenk bleiben, der ihnen durch die ersten Kenntnisse, die er ihnen beibrachte, den Weg zum höhern Erkennen bahnte und den Weg zu Würden und Ehren. Es thut Einem aber recht in der Seele wohl, wenn einem Lehrer der Dank wird, den er so treu und redlich verdient. Da fällt mir eine Geschichte ein, mit der ich die Spinnstube abschließen möchte für dieses Jahr, nämlich die von einer dankbaren Schülerin. Wenn Ihr aber erst wüßtet, wer die war! Doch ich will Euch nicht rathen lassen und es Euch lieber gleich sagen, daß es eine der edelsten Frauen war, die jemals gelebt haben, eine der liebevollsten und treuesten Gattinnen und Mütter und eine der trefflichsten — Königinnen, die je eine Krone getragen — nämlich die Königin Louise von Preußen, die Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Um sie trauerte ein ganzes treues Volk, als sie der Herr abrief, von dem König und seinen Kindern gar nicht zu reden, die erst recht wußten, was sie verloren hatten.

Diese vortreffliche Fürstin lebte in ihrer Jugend am Hofe zu Darmstadt. Dort hatte sie einen alten, braven Schreiblehrer, den sie aber in ihrem heitern Jugendmuthe gar oft neckte. Dies Necken war indessen so gutmüthiger und

harmloser Art, daß es den Lehrer nicht verdrießen konnte. Der brave Mann hatte die junge Fürstin ungemein lieb, und er freute sich ungemein auf die Stunden, wo er ihr Unterricht in der Schön- und Rechtschreibekunst geben konnte. Als sie Darmstadt verließ, that es ihm in der Seele weh; aber wie freute er sich, als er hörte, sie sei Königin von Preußen geworden! Als aber der Ruhm ihrer Tugenden in Aller Munde lebte, da war der brave Greis ordentlich stolz darauf, daß er der Lehrer dieser allverehrten Königin gewesen war. Alte Leute haben manchmal seltsame Grillen. So hatte der alte Lehrer oft eine wahre Sehnsucht, seine theure Schülerin einmal, noch einmal vor seinem Ende wieder zu sehen.

Was thut unser Alter? An einem schönen Morgen macht er sich auf und tritt die Reise nach Berlin an. Der Mann stand gut. Hätte er, wie so viele wackere Lehrer, mit der Noth zu kämpfen gehabt, dann wär' ihm freilich die Reise nach Berlin vergangen; aber, wie gesagt, er stand gut und es war auch nicht eine sogenannte feine Bettelei, daß er nach Berlin reiste, sondern ein herzliches Verlangen, die gepriesene Königin noch einmal zu sehen. Er reiste für seine Plaisir nach Berlin und kam frisch und froh dort an, wo er seine theuere Schülerin einmal besuchen wollte.

Am andern Morgen thut er seinen besten Rock an und geht frischweg in den Königspalast, als hätt' er ein absonderlich Recht dazu.

Nun frag' ich, hatte er denn das nicht? Bleiben wir Menschen denn nicht ewig die Schuldner unserer ersten Lehrer? Es thut mir im Herzen wohl, daß ich erzählen kann, wie eine Königin das erkannte!

Unser grundehrlicher Alter geht also ins Schloß und gelangt in den Vorsaal. Dort sagt er zum Kammerdiener: Guter Freund, wollt Ihr nicht so gut sein und mich bei Ihrer Majestät, der Königin melden?

Recht gerne, sagt der Kammerdiener, dem der treuherzige Mann gefiel, aber sagen Sie mir doch, wer Sie sind? —

Sagt der Königin, sprach der Alte, es sei ein alter Bekannter aus Darmstadt da, der um die Gnade bitte, Ihre Majestät sprechen zu dürfen! Der Kammerdiener geht und meldet's der Königin.

Die hohe Frau dachte sicherlich nicht an ihren alten Lehrer und meinte, es sei so Einer mit offener Hand, leerem Beutel und krummem Rücken. Die hohen Herrschaften haben solcher alten Bekannten gar Viele in der Welt und erhalten gar oft Besuch von ihnen. —

Die Königin, die nie einen Menschen zurückwies, auch wenn's so Einer war, ließ ihn eintreten. Ihn sehen, wiedererkennen und sogleich beim Namen nennen, war Eins! Da hätte Einer den alten Mann sehen sollen! Die hellen Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen und er konnte keines Wortes Herr werden.

Die Königin, vor deren Seele die Bilder der Jugend lebendig wurden, war selber so tief ergriffen, daß auch ihre Augen feucht wurden. Sie trat auf ihn zu, legte zutraulich ihre Hand auf seine Schulter und sagte: Sie machen mir eine große Freude durch Ihren Besuch! Ich habe Ihnen viel abzubitten! Wie oft habe ich Ihre Geduld auf die Probe gestellt durch meinen Muthwillen, meinen jugendlichen Leichtsinn und meine Trägheit! Gottlob, daß ich im Stande bin, Ihnen das reichlich zu vergelten!

Dies Wort fiel dem ehrlichen Alten recht schwer auf die Seele. Ach, sagt er, Ihre Majestät, mich führt nicht die Noth hierher; ich bin nicht arm. Mein Alter ist völlig sorgenlos. Als ich aber den Ruf Ihrer hohen Tugenden vernahm, der sich von Munde zu Munde fortpflanzt bis an den Rhein, da konnt' ich dem Wunsche nicht widerstehen, noch einmal vor dem Ende meiner Tage die erhabene Fürstin wiederzusehen, von der ich, als jugendliche Prinzessin, voraussah und oft voraussagte, was sie als Königin geworden ist.

Ach, Sie haben's immer so gut mit mir gemeint, sagte mit tiefem Gefühle die Königin und drückte warm dem Greise die harte Hand. Diese Liebe ergriff sie um so tiefer, als sie frei war von allem Eigennutz, was in dieser Welt so selten ist.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und der König trat herein. Er schien durch die Anwesenheit des schlichten Greises, dessen Hand die Königin mit Rührung festhielt, überrascht und fragte, wer der Greis sei? Nun stellte die Königin ihren alten Lehrer ihrem hohen

Gemahle vor und sagte ihm, wie er in seinem hohen Alter von Darmstadt hierher gereist sei, um seine muthwillige Schülerin noch einmal zu sehen. — Der König trat näher, faßte des Greises andere Hand, drückte sie herzlich und sagte: Ich danke Ihnen für den Unterricht, den Sie meiner theuern Gemahlin ertheilt — und sprach so herzlich, so gemüthlich, daß es dem alten Manne wieder so wohl und weich ums Herz wurde, wie vorhin.

Wenn ich mir das so denke, den alten, einfachen Lehrer zwischen dem König und der Königin, die seine Hände dankbar gefaßt halten, so muß ich sagen: ich gäbe etwas drum, wenn ich das Bild gemalt hätte!* Ich würde es alle Tage mit neuer Freude betrachten und mich erquicken an der Dankbarkeit, die so selten in der Welt geworden ist. Meinen Kindern würde ich es alle Tage zeigen mit der Nutzanwendung, die so nahe liegt. Viel Freundliches und Herzliches sprach das Königliche Paar mit dem Greise. Als aber der König ihn zur Tafel lud, da kam eine Angst über seine Seele. Er entschuldigte sich, aber der König nahm keine Ausrede an. Bei der Tafel sah manches stolze Auge seltsam auf den Greis im einfachen Sonntagskleide, und das schnürte ihm schier die Brust zu. Die Königin mochte das merken und nahm nun das Wort. Sie sagte den Anwesenden, wer der wackre Mann sei und setzte mit dem unverkennbaren Ausdrucke tiefen Gefühles hinzu, sie schätze sich glücklich, den Mann noch einmal bei sich zu sehen, dem sie eine der edelsten Künste des Lebens, die, ihre Gedanken in weiter Ferne mittheilen zu können, verdanke. Dann erzählte sie, wie er aus treuer Anhänglichkeit in hohem Alter die weite Reise gemacht, um sie noch einmal zu sehen, und solche Liebe könne sie nicht hoch genug anschlagen. Da hob sich freh und glücklich des alten Mannes Brust; aber er mußte sein Tuch nehmen, um die

Thränen wegzutrocknen, die wieder rannen. Jetzt sahen ihn die stolzen Herren mit anderen Augen an und Jeder wollte ihm freundlich sein. Ueberhaupt wurde es ihm wohler, als er sah, wie einfach es an der Königlichen Tafel herging; wie so traulich der König mit seiner Gemahlin umging, und er meinte, er speise an der Tafel eines reichen, bürgerlichen Mannes, wo Einfachheit, Heiterkeit und Liebe einheimisch sei. Es war der glücklichste Tag seines Lebens, und gar oft bewegte es ihm das alte, treue Herz, wenn das Königspaar so liebevoll mit ihm sprach und die holdselige Königin Possen und Schwänke aus jener Zeit erzählte, da sie seine Schülerin war, und deren er sich noch gar wohl erinnerte.

Nach der Tafel unterhielt sich die Königin noch lange mit dem Greis und suchte sich zu überzeugen, daß er wirklich sorglos lebe. Darauf trat die Königin in ein Kabinet, kam wieder und legte in des Greises Hand ein Geschenk, das ihn innigst bewegte — ihr Bild von einem Kranze kostbarer Diamanten umgeben. „Nehmen Sie, mein theurer Lehrer, sagte sie mit herzgewinnendem Tone, dies Bild als ein Andenken, wie dankbar Ihnen Ihre Schülerin ist und wie sehr Ihr Besuch sie erfreut hat, der ihr spät noch Gelegenheit gab, für so viele auf ihre Ausbildung verwendete Mühe zu danken. Bewahren Sie mir forthin ein freundliches Andenken!

Der König schüttelte seine Hand und sagte: Sie haben ausdrücklich jede Belohnung abgewiesen, außer der, wozu unser Dank uns verpflichtete; aber das müssen Sie mir schon gestatten, daß ich den hochbetagten und verehrten Lehrer meiner geliebten Louise behaglich heimbringen lasse. Sie reisen Extrapost bis an Ihre Thüre. So lange Sie aber hier bleiben, sind Sie mein Gast, und ich habe einem Adjutanten befohlen, Ihnen Alles, was Berlin Sehenswerthes hat, recht genau zu zeigen.

Da ist's dem alten Manne wieder dunkel vor den Augen geworden und die Stimme hat ihm nicht gehorchen wollen. Er konnte nur die Hand auf das dankbare Herz legen. Darauf ist er denn noch einige Tage in Berlin geblieben und hat, begleitet von dem Königlichen Adjutanten, alles Schöne in Berlin sich angesehen. Und als er

mit tiefer Rührung von dem Königspaare Abschied nahm und aus dem Schlosse ging, hat ihm die edle Königin mit feuchten Augen aus den hohen Fenstern ihres Schlosses nachgesehen.

Diese schöne und wahre Geschichte hab' ich zum Schlusse Euch, lieben Freunde weit und breit, noch erzählen wollen und dabei gedacht:

gut — vielleicht dann — **Alles gut** — wenigstens gut von Euch aufgenommen!

Und so scheid' ich denn wieder auf ein Jahr von Euch. Ob ich wiederkomme mit der Spinnstube für das Jahr 1852, daß weiß nur Gott, dessen gnädiger Obhut ich Euch und mich befehle. Und sollt's in seiner Gnade beschlossen sein, daß ich Euch wieder grüßen darf, so sei's mit des Christen Gruß- und Trostwort, mit dem ich die Spinnstube aus voller Seele eröffne. Ja, der Herr sei mit Euch Allen! Amen.

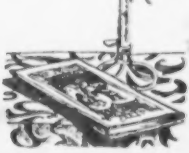

Literarische Anzeigen.

Buchhandlung von **Julius Springer** in Berlin,
20. Breitestraße.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Erzählungen und Bilder
aus dem
Volksleben der Schweiz
von **Jeremias Gotthelf.**

2 Bände. 43 Bogen. Elegant broschirt:
Ausgabe auf feinem Papier Preis: 1 Thlr. 25 Ngr.
Ausgabe auf Velinpapier Preis: 2 Thlr 20 Ngr.

Inhalt des ersten Bandes:

Serena und Pankraz. — Wie Jegaeli eine Frau sucht. — Elsi, die seltsame Magd. — Der Notar in der Falle. — Michel's Brautschau. — Die Schlachtfeier. — Etwas vom Sumiswalder Schießet. — Einiges aus dem eidgenössischen Lustlager zu Surlee. — Die angenehme Ueberraschung. — Wie man fahren werden kann.

Inhalt des zweiten Bandes:

Kurt von Koppigen. — Wie Christen eine Frau gewinnt. — Die beiden Raben und der Holzdieb. — Die Rabeneltern. — Das Krokodil. — Ein Traum. — Das Wetter. — Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung. — Das arme Käthi. — Das Elisabethli. — Weiberrache. — Die Jesuiten und ihre Missionen im Canton Luzern. — Wer lügt am besten. — Trost.

Es wird nicht nöthig sein, diesem neuesten Werke Jeremias Gotthelf's irgend etwas zur Empfehlung beizufügen; es genügt auf den Namen eines Schriftstellers hinzuweisen, der aller Orten in der Schweiz wie in Deutschland, bei hoch und niedrig sich wahre Freunde, Leser und Verehrer erworben hat.

In demselben Verlage erschienen ferner von
Jeremias Gotthelf:

Uli, der Knecht.
Ein Volksbuch.
Zweite Auflage.
21 Bogen.

Wohlfeile Ausgabe. Preis 15 Sgr.
Ausgabe auf feinem Papier. Preis 22½ Sgr.
— mit zwölf Zeichnungen von Theodor Hosemann. Preis 25 Sgr.
Dieselbe Ausgabe **in elegantem Einbande.** Preis 1 Thlr.
Dieselbe Ausgabe auf feinem Papier mit den Zeichnungen in Tondruck. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
Dieselbe ꝛc. **in elegantem Einbande.** Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Als zweiter Theil hierzu:

Uli, der Pächter.
Ein Volksbuch.
26 Bogen. Preis broschirt 1 Thaler.

Braunschweig bei George Westermann:

Neuestes vollständiges

Wörterbuch

der Englischen und Deutschen Sprache.

Mit 4000 Amerikanischen Wörtern und Redensarten.

Zum Gebrauch für alle Stände.

Von **Wm Odell Elwell.**

2 Bände. 8°. Schreib.-Velin-Papier. 54 Bogen. Geh.

Preis 1½ Thaler.

Es ist dieses Werk den Handels- und Gewerbe-Schulen wie dem Privat-Gebrauch bei Lectüre der Englischen und Amerikanischen Classiker — dem Kaufmanne, dem Techniker wie dem Auswanderer unentbehrlich.

Bei **Carl Heymann** in Berlin erschien und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der deutsche Reichssekretair von **E. A. W. Schmalz.** Ein brauchbares Hülfsbuch für alle Stände, sorgfältig bearbeitet nach den neuesten Staatsveränderungen und mit guten und genauen Landkarten versehen. Vollständig in 12 — 15 Liefr. 8. br. à Liefr. 6 Sgr.

Ausführliche Anzeigen darüber sind in jeder Buchhandlung zu haben.

In **J. D. Sauerländer's Verlag** in Frankfurt a. M. sind ferner folgende empfehlenswerthe Volksbücher erschienen:

Wild's praktischer Rathgeber

für den Bürger und Landmann.

Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, der Oekonomie, des Luxus und des Handels. Aufs Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Dr. Doliar. Sechste Auflage mit drei lithographirten Tafeln und fünf in den Text eingedruckten Figuren. Zwei Theile. 12. Geheftet 2½ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Praktiſcher Rathgeber

bei dem Kleinhandel und Gewerbsbetrieb.

Vollſtändige Anleitung zur gründlichen Führung dieſer Geſchäftszweige im Rechnen, in Wechſelbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältniſſen, ſowie über Wechſel- und Coursrechnung, im Briefſchreiben, in der einfachen ſowie in der gewerblichen Geſchäfts- und Buchführung. Mit erläuternden Tabellen für Comptoiriſten, Kleinhändler, Handwerker, Sonntags- und Gewerbſchulen.

Von **B. Caſſel.** Rthlr. 1. ſt. 1. 45 kr.

Der

Bau des menſchlichen Körpers.

Ein Handbuch für Volksſchullehrer,

von

Dr. J. B. v. Franque,

Herzoglich Naſſauiſchem Ober-Medizinalrathe.

Mit einem anatomiſchen Atlas von 17 Tafeln in gr. Folio.

Zweite Auflage. gr. 8. Rthlr. 2. 25 Sgr. ſt. 4. 48 kr.

Die Kunſt, Blumen aus Tragant

naturgetreu und auf die leichtfaßlichſte Weiſe nachzuahmen.

Mit einem Anhange, ſolche Blumen nach neueſter Erfindung mit Stielen und Laubwerk aus den paſſendſten Stoffen geſchmackvoll zu zieren. Von **G. C. Neunhofer,** Conditor. Mit 4 colorirten und 9 ſchwarzen Tafeln. gr. 8. Geh. Rthlr. 1. ſt. 1. 45 kr.

Teutſch-franzöſiſch-engliſches phraſeologiſches

Handbuch

der

Handels-Correſpondenz

und des

Geſchäftsſtyls.

Von

F. L. Rhode.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. Cartonirt Rthlr. 2. ſt. 3. 30 kr.

Neuestes Frankfurter Kochbuch,

enthaltend

zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung

in mehr als

Anderthalb Tausend Kochvorschriften,

für

herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen.

Mit einer Einleitung

über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredenzien, über die Annahme von Maas und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, das Tressiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garnieren der Schüsseln und das Anertnen von Speisezetteln, und einem Anhange: Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von

W. Schünemann.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Eleg. geb. Rthlr. 1½. fl. 2. 42 kr.

Rheinisches Taschenbuch

auf das Jahr 1851.

Herausgegeben von

E. Dräxler-Manfred.

Mit dem Portrait Moriz v. Schwind's und 7 Stahlstichen nach berühmten Gemälden lebender deutscher Maler. Mit literarischen Beiträgen von W. O. von Horn, Ludwig Tieck, Wilhelm Chezy, Joseph Rank, Wolfgang Müller und Andern.

Elegant in Sarsenet mit Goldschnitt gebunden. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Cooper's ſämmtliche Werke.

258 Bändchen.

Ladenpreis: fl. 86. 6 kr.

Herabgeſetzter Preis: fl. 28.

James Fenimore Cooper's

ſämmtliche Werke, welche in den Jahren 1826 — 1850 erſchienen ſind, enthalten:

Der Spion — Der letzte der Mohikaner — Die Anſiedler, oder die Quellen des Susquehannah — Der Lootſe — Lionel Lincoln, oder die Belagerung von Boſton — Die Steppe — Der rothe Freibeuter — Die Nordamerikaner, geſchildert von einem reiſenden Hageſtolzen — Die Grenzwohner, oder die Beweinte von Wish-Ton-Wish — Der Bravo — Die Waſſernixe, oder der Tummler der Meere — Die Haidenmauer, oder die Benedictiner — Die Monikins — Der Scharfrichter von Bern, oder das Winzerfeſt — Aufenthalt in Frankreich. Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in die Schweiz — Ausflüge in die Schweiz — England und das ſociale Leben der Hauptſtadt — Erinnerungen an Europa — Italien — Die Heimfahrt, oder die Jagd — Eveben Effingham, oder die Heimat — Mercedes von Caſtilien — Geſchichte der nordamerikaniſchen Seemacht und ihrer Kriegsthaten — Der Pfadfinder, oder der Binnenſee — Der Hirſchtödter — Das Irrlicht, oder der Kaper — Wyandotté, oder der Hüttenhügel — Die zwei Admirale — Red Rover, oder ein Vormaſtleben — Zu See und zu Land, oder Abenteuer des Miles Wallingford — Lucy Hardinge — Satanſtoe, oder die Familie von Littlepage — Der Kettenträger, oder die Familie der Littlepage — Ravenneſt, oder die Rothhaute — Mark Rifft, oder der Krater — Capitän Spike, oder die Gelfinſeln — Die Seelöwen, oder die verlorene Robbenjäger — Die Bienenjäger, oder die Eichenlichtungen.

Carl Malß

Volkstheater

in Frankfurter Mundart.

Zweite Auflage.

Diese geschmackvolle illustrirte Original-Ausgabe der gesammelten Werke des beliebten Frankfurter Humoristen enthält: die Biographie des Verfassers — den alten Bürger-Capitän — Herrn Hampelmann im Eilwagen — die Landparthie nach Königstein — Herr Hampelmann sucht ein Logie — die Bauern — die Borzenelle-Comödie — die Jungfern Köchinnen — das Stelldichein im Tivoli — Prinz Ferdinand von Rotzotange — Literarischer Nachlaß.

Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Mit Nächstem erscheinen:

Georg Büchner's

nachgelassene sämmtliche Werke,

enthaltend

seine Biographie — Danton's Tod — Lenz, eine Novelle — ein Lustspiel — literarischen Nachlaß.

Durch gütige Vermittelung der Braut des großen Todten ist die Verlagshandlung in den Besitz des ursprünglichen, von der Censur noch unverstümmelten, Manuscriptes von Danton's Tod gelangt, wodurch diese Ausgabe einen erhöhten Werth erhalten wird.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1852.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Siebenter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von L. Richter, geschnitten in den Ateliers von H. Bürckner und A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit vier Vignetten.)	1
2.	Auflösung der Räthsel von Anno 1851. (Mit drei Vignetten.)	7
3.	Die Waise. Eine Geschichte. (Mit ein und zwanzig Vignetten.)	10
4.	Wie sich das Gute allemal belohnt. (Mit zwei Vignetten.)	50
5.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	55
6.	Altes Geld. (Mit vier Vignetten.)	56
7.	Eine Anekdote. (Mit Vignette.)	59
8.	Ehrlich währt am Längsten. (Mit zwei Vignetten.)	61
9.	Wieder einmal ein Stücklein vom „alten Fritz.“ (Mit Vignette.)	68
10.	Wie das Strumpfstricken und, daraus hervorgehend, das Strumpfweben in die Welt kam. (Mit Vignette.)	72
11.	Eine Anekdote	78
12.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	79
13.	Altes Geld oder auch nicht. (Mit Vignette.)	80
14.	War das etwa ein Zufall? (Mit vier Vignetten)	82
15.	Habet ein Herz für die Brüder! (Mit vier Vignetten.)	88
16.	Ein Dampfschiffestücklein. (Mit Vignette.)	96
17.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	99
18.	Der Versucher. Eine Geschichte. (Mit sieben Vignetten.)	100
19.	Altes Geld. (Mit Vignette.)	115
20.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	117

Seite

21. Treue. (Mit Stahlstich und Vignette.) . . . 117
22. Einige Anekdoten. (Mit Vignette.) . . . 125
23. Was Eifer und guter Wille fertig bringen kann. (Mit zwei Vignetten.) 127
24. Das that eine muthige Frau. (Mit drei Vignetten.) . 136
25. Eine Anekdote 143
26. Altes Geld. (Mit zwei Vignetten.) . . . 144
27. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 145
28. Die Geschwisterkinder. Eine Geschichte. (Mit zwölf Vignetten.) 146
29. Altes Geld. (Mit Vignette.) 174
30. Eine Anekdote 177
31. Ein Gedicht von Friedrich Rückert. (Mit Vignette.) . 178
32. Noch ein Stücklein vom alten Fritz. (Mit Vignette.) . 180
33. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 182
34. Kindliche Treue 182
35. Kosackisches. (Mit vier Vignetten.) . . . 185
36. Mach's ebenso, wenn's die Rettung Anderer gilt. (Mit Vignette.) 196

Literarische Anzeigen.

BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wenn auch jetzt, liebe, treue Freunde, wo die Spinnstube wieder ans Licht tritt, der Herbst noch mild und freundlich lacht, und Ihr noch draußen die Saat in die Furchen streuet mit dem stillen Gebete im Herzen und auf den Lippen: Gott walt's! — und Ihr das Obst oder die köstlichen Trauben heimholet und andere Früchte, die der Schooß der Erde trug, mit dem frommen Dankgebete: Gott Lob und Preis! — so weiß eben doch der Spinnstubenschreiber, daß er nicht lange mehr auf Euch zu warten braucht.

Wie bald wird der scharfe Nordwind über die

kahlen Felder blasen und den Schnee in der Luft trillen! Schon lang ist die fromme Schwalbe dahin gezogen, wo sie in wärmerer Luft ihre Fliegen und Schnaken findet, und wohin ihr schon so lange der allgütige Verferger den Weg wieß; schon ziehen die Schneegänse und Kraniche da droben am Himmel hin in den geraden Linien und scharfen Winkeln, und suchen das wärmere Winterquartier, das für sie vom Herrn bestellt ist. Wird's noch lange währen, bis auch Ihr wieder das warme Stübchen sucht? — Schon ist der Wald still; schon färbt er sich gelb und braun — wie lange wird's dauern, so schnurren die Räder der Frauen und Mädchen wieder in der Spinnstube; Ihr sitzet wieder um die helle Ampel und — fragt nach der Spinnstube für Anno 1852, und möchtet wissen, was Euer alter, guter Freund wieder Neues zu erzählen weiß und Lehrreiches. —

Da schickt Ihr ins Städtchen zum Buchbinder, und laßt sie Euch holen, und der Geratter holt die Klamm-

brille und lieſt da oben den alten, lieben, chriſtlichen Gruß, und ich hör's im Geiſte, wie Ihr ſagt: Ja, das iſt ſie wieder, und der alte Spinnſtubenſchreiber; wir kennen ihn ſchon am Gruße!

Gewiß, ſo geht's aufs Haar! Ich weiß es und Viele haben mir's geſagt.

Nun ja denn, in Gottes Namen komm' ich wieder und mit Gottes Beiſtand iſt es möglich geworden, in Ruhe und Stille auch dieſen Jahrgang zu ſchreiben. Er ſei dafür gelebt und geprieſen! Man wird ſo alle Tage älter und wer weiß, wieviel Jahrgänge Spinnſtube unſer Einer noch ſchreiben kann? Es iſt dem Menſchen geſetzt, einmal zu ſterben. Da mag man Gott danken, wenn er die Stunden noch friſtet, und das Herz friſch und froh erhält zu ſolchem Werke, das Viele erfreut, erquickt und auch Samen ausſtreut, in Gottes Namen, der nicht alle unter Dornen oder auf den Weg oder den Felſen fällt!

Auch heuer bring' ich Euch Mancherlei, geb's Gott, zum Segen! Möcht' Euch die Spinnſtube nach den Stürmen der Zeit nur auch ruhig und zufrieden finden! Es gehört eines Theils ſo wenig — und doch andern Theils wieder ſo viel dazu, recht zufrieden zu ſein! Das mein' ich ſo: Wenig gehört dazu, zufrieden zu ſein; denn, bei meiner Treu! viel Hab' und Gut und Geld braucht's nicht. Wär' die Zufriedenheit daran gebunden, ſo wär's ja ſchlimm beſtellt um ſo Viele; aber das iſt's nicht! — Die des Geldes, Gutes und der Habe ſo viel haben, daß ſie oft nicht wiſſen, wohin damit, du lieber Gott! die können in ihren Häuſern oft am hellen Tage mit Lichtern die Zufriedenheit ſuchen, und finden ſie nicht! Und meiſt ſind die, die ihr kümmerlich Auskommen, trockenes Brot, Kartoffeln und Salz haben, zufriedener, wie die, die in Purpur und köſtlicher Leinwand einhergehen und leben alle Tage herrlich und in Freuden! Die Zufriedenheit iſt ein gar kurios Weſen. Man meint, ſie könne die großen, prächtig geſchmückten Häuſer gar nicht leiden. Sie liebt's — klein und rein. Im warmen Ofeneck, im engen, reinlichen Stübchen, bei guten Menſchen, da iſt's ihr wöhlig, da wohnt ſie gerne. Seht Ihr's, es gehört Wenig dazu, zufrieden zu ſein, und die des Geldes ſoviel haben, können

sie damit nicht kaufen, wenn sie auch wollten. Und doch gehört wieder so Viel dazu! Gottselig seyn und sich begnügen lassen; da liegt's; aber das ist Viel: In Gott selig seyn und sich begnügen mit Dem, was man hat! — Es setzt einen Glauben voraus, der seine Wurzeln tief in das Innerste der Seele hineingesenkt hat und fest steht und grünt, blüht und Frucht trägt in Gerechtigkeit; es setzt voraus, daß man fleißig und innig und mit kindlichem Vertrauen zu dem Herrn betet: „Herr, mach's, wie du willst!" Es setzt voraus, eine reiche Liebe, wie sie der Apostel Paulus 1. Korinther 13 preist, die Andern gönnet, was sie haben, und nicht scheel sieht, wenn's dem Bruder wohlgehet. Dieß ist gewiß Viel, und kaufen kann man's nicht.

Aber wie gelangt man denn dazu? —

Schlagt 'mal die Bibel auf: Matthäus 6, Vers 6. — Da hat unser Herr Christus das Recept dazu geschrieben und den Wegweiser hingestellt; dem folget, so gewinnet Ihr das Viel und das Wenig, was zur Zufriedenheit Noth ist.

Ja, der treue Hirte geb' Euch Zufriedenheit in's Herz; er schenke sie Euch ins Haus, in die Gemeinde, uns Allen ins öffentliche Leben; dann wird das Herz wieder frisch und fröhlich. Er segne Euch Alle mit Liebe, dann hat auch der Arme noch übrig für den Aermeren. Er gebe Euch den rechten, heiligen, frommen Glauben, dann bleibet die Gottseligkeit nicht aus. Die ist das A im ABC des Lebens, von dem ein selig Sterbstündlein das TZ ist. Und aus des Herzens tiefstem Grunde sag' ich Amen!

Und so will ich mich denn im Geiste wieder zu Euch in Euern traulichen Kreis setzen; will mit dem alten ehrlichen Schmiedjacob um die Wette Euch erzählen, Geschichten, die Euch das Herz fürs Gute und Heilige erwärmen; will Euch wieder altes Gold bringen, an dem's in unsrer Zeit so sehr fehlt, nämlich an körnigen, guten Grundsätzen und Lebensregeln; will Euch berichten, wie nützliche Künste in die Welt gekommen sind; von ausgezeichneten Männern, wunderbaren Führungen Gottes, ächter Liebe und Treue; will Euch dazwischen einmal wieder so ein Räthselnüßchen zum Krachen geben, und — ein herzlich, unschuldig Lachen hat der liebe Gott auch nicht verboten — wenn auch

manche Leute, die so superklug sind, die Nase darüber rümpfen. Der Herr hat fröhliche Herzen lieb. Er erhalte sie Euch.

Fast hätt' ich etwas vergessen! Manche von Euch sehen's gerne, wenn ich sie hier auf ein gutes Buch aufmerksam mache. Will's gerne thun! So laßt Euch denn empfehlen sein: Gedanken und Urtheile des Vetter Christian über Leben und Wirken im Mittelstande, von Dr. Joh. Friedr. Wilberg. Essen, bei Baedecker, kostet nur 10 Sgr. und ist besonders braven Bürgern und Handwerkern zu empfehlen. Der Buchbinder im Städtchen besorgt's Euch, und es wird Euch nicht gereuen, dieß vortreffliche Buch gekauft zu haben. Ferner leset: Vier sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeit, insbesondere für die liebe Christenjugend, von Dr. August Wildenhahn. Stuttgart bei J. B. Müller. Das ist auch so ein Büchlein, bei dem man nicht bloß unterhalten wird, sondern auch etwas davon im Herzen behält, was dauernd bleibt. Es ist auch spottbillig zu kaufen, und der Buchbinder weiß Bescheid. Noch einmal möcht' ich die Herren, welche solche Bücher drucken, bitten, sie mir zuzusenden, damit ich sie kennen lerne. Es erscheint so manches treffliche Buch, das den Leuten nicht bekannt wird. Da nun die Spinnstube und ihr Schreiber wohl weiß, daß er bei seinen lieben Lesern etwas gilt, und in gar vielen Häusern im deutschen

Vaterland ein guter Freund ist, so will er sie auch gerne mit guten Büchern bekannt machen.

Als solche empfehle ich Euch noch besonders folgende:

1) Geschichten und Erzählungen von Carl Stöber. 1. Bändchen.

2) Neueste Volksbibliothek. In Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von Wilhelm Redenbacher.

Nummer 1 und 2 sind bei Justus Naumann in Dresden erschienen, und zwar von Nro. 2 1847 drei Bändchen, 1848 zwei und 1849 drei, ebenso 1850 drei.

Sie sind reich an köstlichem Inhalt und billig zu kaufen. Ich weiß, daß Ihr mir's Dank wisset, daß ich Euch darauf aufmerksam gemacht habe, und wenn Ihr sie Euch kaufet, wird's Euch nicht gereuen.

Da nun aber auch manche liebe Hausfrau und Jungfrau die Spinnstube liest, die eine tüchtige Gärtnerin ist oder werden will, so glaub' ich, ich thue es denen zu Nutz und Gefallen, wenn ich ihnen aus erprobter Erfahrung folgende Gartenbücher empfehle. Da ist

3) Der unterweisende Monatsgärtner. Vollständige auf 45jährige Erfahrung gegründete Anleitung, sämmtliche monatliche Arbeiten im Gemüse-, Obst-, Blumen-, Wein- und Hopfengarten, sowie bei der Gemüse-, Frucht- und Blumentreiberei ꝛc. zur rechten Zeit und auf die beste Weise zu verrichten. Ein immerwährender Gartenkalender und nützliches Hand- und Hülfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde, Landwirthe und Haushaltungen überhaupt, von Heinrich Gruner. Mit Berücksichtigung der neuesten, erprobten Erfahrungen aufs Neue bearbeitet von Carl Friedrich Förster. Fünfte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Immanuel Traugott Weller. Das ist wohl ein langer Titel, aber in dem Buche steckt etwas Tüchtiges. Ich bin auch so ein Liebhaber vom Gärtnen, versteh' auch hin und wieder vielleicht etwas davon; aber das kann ich sagen, ich hab' noch mancherlei aus dem Büchlein gelernt und meine liebe Frau hält's auch sehr

hoch. Es kostet 25 Sgr., und wer sie dafür ausgibt, wirft sie wahrlich nicht weg.

4) Von gleichem Werthe ist ein anderes, das aber schon höher hinaus will, nämlich:

Der unterweisende Zier- und Nutzgärtner. Vollständiges Lehr- und Handbuch des Gartenbau's in allen seinen einzelnen Zweigen und Verrichtungen. Enthaltend: Praktische, auf langjährige Erfahrung gegründete Anleitung, alles Erforderliche bei den Anlagen, Culturen und Treibereien in der Zierpflanzen-, Baum-, Obst-, Wein- und Gemüsezucht auf die zweckmäßigste und vereinfachteste Weise so zu besorgen, daß bei dem größten Vergnügen der höchste Nutzen erzielt wird. Für Gärtner und Gartenfreunde ꝛc. von Carl Friedrich Förster. III. Aufl. Leipzig. Immanuel Traugott Weller. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Nro. 3 und 4 möcht' ich grade meinen lieben Bauersleuten nicht empfehlen, da Manches darin von ihnen nicht recht verstanden werden möchte; aber den Lesern der Spinnstube, für die es paßt, sei's besonders empfehlen, weil ich's aus Erfahrung kenne.

Und damit Gott befohlen!

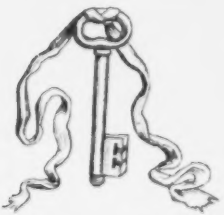

2. Auflösung der Räthsel von Anno 1831.

Die aufzulösen war keine Hexerei, werdet Ihr sagen. Desto besser! Ich merk', Ihr lernt's und ich kann die Schaale an den Nüssen härter machen. Soll ich? —

Das Erſte iſt die Scheere. Da ſchneiden Zwei wacker. Sich ſelber thun ſie nichts, aber wehe dem, der dazwiſchen kommt! Da denk' ich wohl dran, daß das Mundwerk mancher Leute auch ſo eine Scheere iſt, die ſich ſelber nicht ſchneidet, deſto mehr aber die Ehre Andrer. Frauen Baſen thun's nicht alleine — ich kenne auch Herren Vettern, die ihre Naſe rümpfen und mit dem Grundſatz: Ich bin vollkommen, Andrer Leute Ehre zerſchneiden nach Herzensluſt. Die gehören zu dem Otterngezüchte, von dem die Bibel redet, die das Wort Matth 7, Vers 1. nicht bedenken. Dieſe Menſchen, aber auch ihr Thun — meidet. Sie haben ihren Lohn dahin!

Das Zweite iſt die Waage: Das Bildliche erklärt ſich von ſelbſt. Nur das möcht' ich Euch ſagen, liebe Bauern und Bürger, wäget recht, was Ihr verkauft; wäget aber auch, was Ihr redet und was Ihr thuet auf der Waage der Ueberlegung und des Gewiſſens! Ihr Kaufleute aber bedenkt auch, daß ehrlich Geld ehrliche Waage fordert! Wir alle wollen dran denken, daß es eine Waage gibt, von der Alles abhängt, und der, der unſern ſittlichen Werth da wiegt, hat rechtes Gewicht. Laßt uns ringen, daß es nicht einmal von uns heiße: Ich habe dich gewogen, aber ich habe dich zu leicht erfunden! —

Das Dritte iſt das Bindewörtlein: Oder und der Fluß Oder in Preußen. Merkt's: Es wird Eins wie's Andre geſchrieben.

Das Vierte iſt Reif. Da dacht' ich an den Reif, der die Blätter im Herbſte abfallen macht; an den

Reif, der Fässer, Bütten und Eimer zusammen hält (die christliche Liebe ist auch so ein Reif, ein unsichtbarer aber, der die Menschen zusammen halten soll!), und an die Reife der Früchte. Item, wir sind auch so eine Frucht, die für den Himmel reifen soll. Wie steht's? Das Abfallen ist der Tod. Bedenk's, er ist dir vielleicht näher, als du meinest. Bist du reif? O, wie viel fehlt! Hol's schnell ein. Noch ist Zeit dazu. Wie lange? — Das weiß nur der, der deine Tage gezählt hat!

Das Fünfte heißt: Nagel. Da hab' ich an den am Finger, an den, den der Nagelschmied schlägt, gedacht. Der am Finger ist aber nicht zum Kratzen und Hacken bestimmt! Weißt du? Das dritte, woran ich bei dem Nagel dachte, ist das Gewürznägelein, und da merk' ich eben, daß ich auch 'mal hätte an das Nägelchenbäumchen denken können, das alle Frühjahr in meinem Garten so lieblich duftet und blüht. Wer denkt an Alles? Dächte man nur an das Eine, was Noth ist!

Das Sechste ist das allerübelste Werkzeug in der Welt — nämlich der Bettelsack.

Mancher meint: He! mir bleibt er vom Leibe! Freund, juble nicht! Wer da meint, daß er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle! Weißt du, was dazu führt? Uebermuth, Leichtsinn, Leckermaul, trockene Gurgel, Gemächlichkeit, Arbeitsscheu, Kartenspiel und unrecht Gut — denn das gedeihet nicht. Merk's, Freund! Merk's! Der letzte Lappen des Wohlstandes gibt — den Bettelsack! —

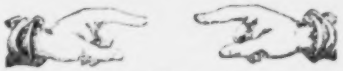

Das Sechste endlich iſt oder ſind die zwei Hände und die zehn Finger. Die zwei Corporäle, die die Züge, zu je Fünfen, anführen, das ſind die Hände. Die Waffen ſind eben die Nägel. Gebe Gott Euch Allen Vernunft und chriſtlichen Sinn, daß es zum Kampfgetöſe und zu ſolchen Wunden niemals kommt! Das aber, was die zweite Strophe ſagt, das laßt alle Tage, den Sonntag ausgenommen, denn der iſt heilig und an dem ſollen die Hände fleißig thun, was die dritte Strophe ſagt, geſchehen. Der Segen bleibt nicht aus, beſonders, wenn Ihr am Abend und Morgen und bei Tiſche ſie hübſch zum Gebete zuſammenfaltet.

Nun kommt aber Etwas, das darf nicht überſehen werden. Bei Tiſch iſt man nur mit einer Hand — mit Ausnahme unſerer deutſchen Affen und Narren, die den Engländern, die in der Regel etwas Extra's haben, häufig einen Extra-Sparren zu viel oder zu wenig, das Eſſen mit beiden Händen nachgemacht haben. — Die Linke ruht in der Regel? Wißt Ihr was? Laßt ihr beim Geben an die Armen ihr Recht. Da ſoll die Rechte geben, ohne daß es die Linke weiß; laßt auch 'mal die Linke geben, ohne daß es die Rechte weiß, dann ſind ſie ausgeglichen — oder noch beſſer: laßt ſie alle Beide geben, ohne daß ſie wägen und wiegen, wie viel ſie geben! Ich glaub', ſo hat's der Herr gemeint!

---

3. Die Waiſe.

Eine Geſchichte.

Gerade, wie es da vorne ſteht, ſo war es gekommen. Der Herbſt mit ſeinen Arbeiten war vorüber. Der ſilberglänzende Hanf und Flachs lag in zierlichen Püppchen in der Oberſtube. Trauben zankten ſich Bäcker und Müller,

wer von ihnen der größte Schelm sei, wie die Kinder zu sagen pflegen, wenn der Westwind so recht scharf und kalt Regentropfen und Schneeflocken unter einander jagt.

Der warme Ofen war Alt und Jung wieder der liebste Freund, den man gerne recht nahe bei sich hat, und die Zeit war da, wo die Nachbarn und Freunde, die die Spinnstube zusammenhielten, wieder in dem alten liebgewordenen Raume sich zusammenfanden, nämlich bei dem Philipp, des Schmiedjacob's Sohn, dem der Alte Alles übergeben und sich in den Außenhalt gesetzt hatte. Philipp's Frau war schon Sonntags in den befreundeten Häusern gewesen. Alles war geordnet und Montags — es war justement am vier und zwanzigsten October — kam Eine um die Andre mit ihrem Spinnrad im Arm in die warme Stube, wo von der Decke herab der Stock hing, an dem die helle Ampel befestigt war.

Grüß' Euch Gott! und: Guten Abend! klang's hin und her. Sie ſetzten ſich an, und die Räder fingen wieder an zu ſchnurren, wie unſre alte Katze, wenn man ſie ſtreichelt.

Auch die Männer fehlten nicht, und hatte der Tod im Jahre keine Lücke in ihrer Reihe gemacht.

Vom Wetter hob das Geſpräch an, wie es ſo in der Welt geht, und kam dann auf die wohlfeilen Fruchtpreiſe, worüber ſich einige beſchwerten.

Ey, meinte da der alte Schmiedjacob, Ihr habt Euer Gutes in den letzten Jahren genoſſen. Meint Ihr, der liebe Herr Gott ſey für Euch Bauern allein da? Wie viele brave Leute, die in den Städten wohnen, wie viele Handthierungsleute, ſchlechtbeſoldete Beamte, arme Leute — müſſen das Brod kaufen. Sorgt nun der liebe Gott einmal recht für die, die doch auch ſeine Kinder ſind, ſo mault Ihr gleich. Haben die's Euch nicht theuer genug abkaufen müſſen?

Genieße, was dir Gott beſchieden;
Entbehre gern, was du nicht haſt.
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Und jeder Stand auch ſeine Laſt.

Das merkt Euch; das hat der liebe, fromme Gellert geſagt, von dem in der Spinnſtube auch ſchon die Rede war.

Da ſchwiegen ſie ſtille.

Die Frauen und Mädchen hatten fein ruhig zugehört. Jetzt ſagte das Kathrinchen, das immer das Mäulchen auf dem rechten Flecke hat: Laßt mir doch das Marktpreisgeſchwätze! Das hör' ich alle Tage und am Freitage doppelt, und hab's herzlich ſatt. Was der alte Schmiedjacob da geſagt hat, das bedenkt, und laßt mir einmal

das Kapitel in Ruhe. Es ſpinnt ſich noch einmal ſo für, wenn vorgeleſen oder erzählt wird. Wenn Ihr ſo fort macht, ſo geht's uns, wie den kleinen Kindern, wenn man ihnen das Schlafliedlein ſingt.

Du haſt Recht, ſagte der Gevatter. Da mein' ich denn, unſer alter Schmiedjacobsvetter hätte noch Dies und Das, was er aus ſeinem Schatze, wo er Altes und Neues verbirgt, heraushelen und uns vorbringen könnte! —

Ach ja! ach ja! tönte es da auf einmal von allen Seiten her, und der wackere Alte am Ofen lächelte und ſagte: Hab' mir's doch vorgeſtellt, daß ich wieder 'mal dran müßte. Da hab' ich denn geſtern Mittag, nach der Kirche, ſo meine Lebtage überblickt, und es iſt mir freilich wohl wieder Mancherlei eingefallen, das ich mir für die Abende ſo angemerkt habe, um es nicht zu vergeſſen. Auf dem Blättlein ſteht oben an: die Waiſe, und dieſe Geſchichte hab' ich in Rothenberg erlebt theils, theils gehört von meinem Meiſter, als ich dort als Geſelle ſtand. Ich will ſie Euch erzählen:

Mein Meiſter zu Rothenberg war ein gar heiterer und aufgeräumter, alter Mann. Das Zuſchlagen und Hämmern am Ambos hatte er ſatt, weil er's ſechzig Jahre getrieben und ſein Arm wollte nicht recht mehr pariren. Ich ſtand in der Regel an der Eſſe und ſein Sohn zog den Blaſebalg und ſchlug am Ambos zu. Dann ſetzte ſich der Alte, ſein Pfeifchen im Munde, auf die Bank und erzählte allerlei Geſchichten. Nun iſt in allen Dörfern die Schmiede ſo eigentlich das Caſino, wie's die vornehmen Leute nennen, nämlich der Ort, wo die zuſammenkommen, die gern plaudern und nichts zu thun haben. Man findet daher in der Schmiede in der Regel den Taghüter, ein paar Außenthaltsväter und ſo ein paar faule Bärenhäuter. Was dann der Eine nicht weiß, das weiß der Andere, und an der Unterhaltung fehlt's nicht, die nur zuweilen durch die ſprühenden Funken und die Schläge der Schmiede unterbrochen wird.

Eines Tages, wir waren dieſes Mal ohne Geſellſchaft, erzählte der Meiſter dieſe Geſchichte:

Zu Rötteln, drüben über dem Berge, wohnte ein Bauer, den ich wohl kannte, hieß Andres Huber und war

war es, daß der Vater ſie an das heilige Schriftwort erinnerte: „Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daſelbſt verheißet der Herr Segen immer und ewiglich.“

Das Uebel war ſchon zu tief gewurzelt und das Unkraut zu üppig aufgeſchoſſen. Der Hatzen der Bruderliebe erſtickte. Da war's ein Heil, daß der zankſüchtige, mißgünſtige Hannjörg dran dachte, ſich auswärts zu verheirathen.

Nun war hier in Rothenberg eine Wittwe, man nannte ſie nur die Zecke, weil ſie Jedem das Blut ausſaugte, der ihr nahe kam, das heißt, durch unerſchwingliche Judenzinſen, wenn Einer Geld bei ihr lieh. Andere nannten ſie auch die Kreuzſpinne, aus eben dem Grunde. Sie war ſehr reich, aber ihr Geiz ließ nicht zu, daß ſie ſich ordentlich ſatt aß oder ſich kleidete, wie andere Leute. Sie kam daher, wie eine Bettlerin, und dabei war ſie unreinlich im höchſten Grade. Ihre Waage, ihr Scheffel, kurz alles Maaß und Gewicht, was ſie führte beim Verkaufe, war falſch. Unter ihre Frucht miſchte ſie Spreu; unter ihren Wein Waſſer — kurz, ſie war mit allen Hunden gehetzt, und ſchrapte und raffte zuſammen, wo, wie und wann ſie konnte. — Ihr Mann war eine ehrliche Seele geweſen, den hatte ſie frühzeitig unter die Erde gegärgert und gequält. Dieſe alte Zecke hatte nur Ein Kind, eine Tochter; ein recht hübſches Mädchen, aber um kein Haar beſſer, als die alte Hexe. Hier aus dem Dorfe hätte ſie keinen Mann gekriegt für ihre Tochter, und wär' ſie noch dreißigmal ſo reich geweſen. Man kannte ſie zu gut. — Wer ans Feuer kommt, brennt ſich.

Auf dies Mädchen ſpekulirte der Hannjörg, und da ſich Gleich und Gleich gerne geſellt, ſo wurde es richtig, und der Andres Huber gab's zu und theilte unter ſeine Söhne ſeine Habe und hielt ſich ſein Auszugsgut zurück. Das Haus ſollte der Niklas behalten. Wie's aber der Alte ihm anſchlug, ſo war's dem habſüchtigen Hannjörg zu

wohlfeil. Es mußte höher hinauf. Niklas wollte nicht um das Mein und Dein ſtreiten. So bekam er ein theures Haus und einen Bündel Schulden, weil es der Hannjörg anders nicht that, als Niklas mußte ihm ſein Theil baar bezahlen. Mit Schulden anfangen, iſt ein gar ſchlimmer Anfang für eine Haushaltung. Kommen da Krankheiten und irgendwie noch anderes häusliches Kreuz, ſo ſieht's mit dem Wohlſtande ſchlimm aus, und der arme Schelm, der ſolche Laſt trägt, mag zuſehen, wie er die Schulden tilgt.

Niklas heirathete das brave Mädchen, das ihnen ſo treu die Haushaltung geführt, und der Friede Gottes zog als beſter Hausrath mit ins Haus. Sie gebar ihm nach anderthalb Jahren ein gar liebliches Mädchen; aber ſeit dieſer Zeit war ſie kränklich, ſiechte ſo langſam hin und ſtarb endlich nach etwa eines Jahres Friſt. Das war ein großes Unglück für den guten Niklas. Jedermann bedauerte ihn von Herzen, denn er hatte mit ſeiner Frau gelebt, wie alle Eheleute leben ſollten, nämlich in Lieb' und Treu' und ſtillem Frieden. Durch dieſen Todesfall war Niklas tief gebeugt, und die Freude des Lebens kam in ſeiner Seele nicht mehr recht auf.

Er nahm ſich eine alte Perſon, die ihm haushielt; aber ein Unglücksfall auf den andern, Mißerndte, Hagelſchlag, Viehſeuche — traf das arme Dörfchen Röteln, und Niklas wurde ein armer Mann, deſſen Schuldenlaſt immer wuchs. Das nagte an ſeinem Herzen. Sein herziges Kind, der lieben Mutter Ebenbild, und der alte Vater hielten ihn noch an das verarmte Leben gebunden, das er faſt als eine Bürde trug.

Sein Kind pflegte Niklas mit treuer Liebe und erzog es in der Furcht Gottes. Es blühte auf ſo friſch, ſo ſchön, faſt noch ſchöner, als ſeine Mutter geweſen war, und ſein Gemüth war ungemein ſanft und ſtille. Wer die kleine Eva ſah, mußte ſie lieb haben, denn ſie ſah die Leute gar zu treu aus ihren großen, klaren, blauen Augen an.

Etwas Schlimmes war's, daß das kleine Röteln, das eigentlich nur ein Weiler war, keine Schule hatte. Die Kinder mußten nach dem Pfarrdorfe gehen. Wenn das auch noch kein Halbviertelſtündchen entfernt lag, ſo war

doch der Weg unangenehm, ſchmutzig, und eſt trat der wilde Steinbach aus, da war er denn kaum zu paſſiren. Zu machen war indeſſen da nichts, und das ſiebenjährige Kind mußte in die Schule. Es war ſchon ein Jahr über die Schulzeit.

Faſt gegen Röteln über, nur unten im Thale, am Bach, lag die Steinbacher Mühle. Mit den Müllersleuten ſtand der Niklas und ſeine Frau recht gut. Es waren ſtets gute Freunde und die Müllersleute waren brave, biedere Menſchen, die Jedermann lieb hatte und achtete. Müllers waren ſehr reich, aber weder ſtolz, noch knickig, noch geizig.

Sie hatten einen Sohn, den Peter, einen guten Jungen, der ein Jahr älter war, als Eva. Wenn einmal Eva's ſelige Mutter Sonntags Nachmittags in die Mühle ging zur Müllerin, die mit ihr confirmirt worden war und neben ihr in der Schule geſeſſen hatte, und ihr ſtets eine gute Freundin geweſen war, ſo war Eva dabei, und dann ſprang ſie mit Peter herum, der ihr Alles zeigte, was ihm lieb war, ſeine Tauben und die Vogelneſter, die um die Mühle herumſtanden, die er aber ſein Lebtag nicht ausgehob oder zerſtörte, weil ſeine gute Mutter ihm Milde und Barmherzigkeit gegen die Thiere in das Herz geflößt hatte.

Eva war darum nie glücklicher, als wenn ſie mit in die Mühle gehen durfte, die aber auch wunderſchön liegt. Du kennſt ſie ja, Jacob, ſagte der Meiſter.

Als nun die Eva in die Schule ging, wartete Peter ſie jeden Morgen ab. War der Bach übergetreten, ſo trug er das liebliche Mädchen auf ſeinem Rücken durchs Waſſer, das er mit ſeinen Stiefeln leichter durchwaten konnte.

Neben einander hergehend, plauderten ſie traulich, wie Kinder plaudern, und wenn im Winter Eis auf den Wieſen zur Seite des Weges war, dann ſchliffen ſie wohl auch ein Halbſtündchen, und der Lehrer war ein gar guter Mann, der nicht einmal mit den Kindern zankte, die von auswärts kamen, wenn ſie auch ſpäter in die Schule traten, denn er wußte, daß die Wege im Winter übel waren und hatte ein Einſehens. —

So bildete ſich zwiſchen den Kindern eine rechte Zuneigung aus, und wenn Eva einmal nicht kam, ſo lief nach der Schule Peter gewiß nach Röteln, um zu ſehen, was ihr fehle.

Bis zur Confirmation blieb das so, und sie gewannen sich immer lieber.

Nun zog aber ein Sturm nach dem andern heran und traf das arme, sanfte Kind. Es kam eine arge Krankheit ins Land, die viele Menschen wegraffte. Zuerst starb Eva's Großvater.

Er war kaum kalt, so war der Hannjörg schon da, der, so lang er verheirathet war, seinen Vater mit keinem Auge gesehen hatte, um den Aufenthalt zu theilen. Der arme Niklas mochte über der Leiche seines geliebten Vaters keinen Hader, und ließ fünf gerade sein. Der Hannjörg

nahm, was er kriegen konnte, und ging dann hin und ließ ſchnell ſeinen Antheil verſteigern. Den Aerger und die Kränkung verſchluckte der arme Niklas. Er war ſchon durch das Wachen an ſeines Vaters Bett angegriffen und unwohl. Die Aergerniß trat hinzu und bald lag auch er auf dem Krankenbette. Gute Menſchen, beſonders Müllers von der Steinbach, nahmen ſich des armen braven Mannes an; aber er ſtarb und die arme Eva war eine Waiſe.

Allgemein war das Mitleid mit dem Kinde.

Die Leute wußten nur zu gut, wie es um das Vermögen des armen Niklas ſtand. Einſtweilen nahmen Müllers das gute Kind in ihr Haus, weil das Gericht, nach den beſtehenden Geſetzen, Alles zugeſiegelt hatte. Da tröſtete die Liebe von allen Seiten und das Kind überwand den erſten, gewaltigen Schmerz. Ach, es begriff nicht, was es heißt, eine Waiſe, und dabei arm ſein! —

Nun wurde Familienrath gehalten und der Hannjörg wurde Vormund. Als die Sachen geordnet und die Schulden aufgeſtellt waren, zeigte es ſich, daß Alles mußte verſteigert werden, und dem Kinde Nichts blieb, als was es auf dem Leibe trug.

Hier unterbrach der Meister seine Erzählung und stopfte sich eine frische Pfeife. Als sie dampfte, fragte ich: Meister, von dem Niklas habt Ihr nun erzählt, aber von dem Hannjörg nicht! —

Du hast Recht, Jacob, sagte er. Es wäre aber jetzt doch geschehen, weil er als Vormund die arme Eva zu sich nahm. Sie war nun von Allem, was sie lieb hatte, getrennt und verlassen, denn Rothenberg liegt, wie du weißt, fast vier Stunden von der Steinbacher Mühle. Der Peter sah das Mädchen nicht mehr und sie kam auch bald aus seinen Gedanken.

Er aber nicht aus den ihrigen? fragte ich.

Glaub's fast, sagte der Meister.

Um aber auf den Hannjörg Huber zu kommen, fuhr er fort, so paßte der zu der alten Zecke hier, wie ein Ei zum andern. Sie scharrte und wucherte, und er half. Sein Grundsatz ist, es darf kein Vögelein über mein Haus fliegen, es muß mir eine Feder lassen. Der Geiz ist bei ihnen immer daheim gewesen. Wenn ein Armes im Lande sagen kann, es habe an der Thüre Hannjörg's eine Gabe erhalten oder sei nicht mit harten Worten abgewiesen worden, so laß ich mich an dem Essenrauchfang hier gleich aufhängen! Das sag' ich und halt's auch, sagte der Meister heftig! —

Pah! rief ich aus, das ist ja ein schöner Vogel!

Wenn das Alles wäre, wär's gut! sagte der Meister; aber wie er geizig ist, so ist er ein Lügner, Prahler und, wie wir hier zu Lande sagen — Strunzer. Sein Hochmuth übersteigt alle Vorstellung, allein seine Dummheit geht noch drüber hinaus. In dem Hause möcht' ich nicht sein und wenn ich betteln müßte, was ich für ein Unglück und eine Schande zugleich ansehe, so lang ich noch irgend Kräfte habe. Nun denke dir, in dieses Haus kam das arme Kind und sollte das Gnadenbrod essen! —

Ich bin fest überzeugt, der Hannjörg hätt's nicht genommen, wenn er nicht gedacht hätte, eine Magd zu sparen, denn es blieb ihm ohnehin selten eine ein Jahr im Dienste, weil sie nicht satt zu essen kriegen, aber arbeiten müssen über die Kräfte. Die alte Zecke machte auch das gute Kind gleich nutzbar. Von Morgens früh, bis

Abends ſpät, mußte es arbeiten und hatte dabei gewiß nur ſchmale Koſt. Den ganzen Tag hieß es: Eva hier, Eva dort! und alle Tage mußte es hören, ſein trockenes Stücklein Brod ſei Gnadenbrod. Anfangs ſah man das arme Mädchen kaum ohne Thränen in den Augen; aber es gewöhnt ſich der Menſch an Alles, auch an das Schlimmſte. Sie trug's ſtill; arbeitete von früh bis ſpät unermüdet, und was wunderlich war, das Kind wuchs heran zur blühenden Jungfrau bei alle dem Mangel, den es litt und der ſchweren Arbeit; wurde ſchön wie ein Engel und nahm nichts an von dem Schandbaren, deſſen Zeuge es mit Aug' und Ohr täglich war. Als die alte Zecke ſtarb, dachte Jedermann, nun würde es Eva beſſer haben; aber es blieb ſich gleich. Auch des Hannjörg's Hausdrache, ſeine Frau, ſtarb; aber es blieb, wie's war; denn Hannjörg's hatten auch eine Tochter, ſo alt wie Eva — das Chriſtinchen. Das trug aber den Namen auch mit Unrecht; denn der böſe Geiſt ſeiner Mutter und Großmutter war in es gefahren.

Dazu kam noch Eins. Chriſtinchen hat, wie du weißt, brennrothe Haare und iſt im Geſichte voll Leberflecken, wie getiegert. Dabei iſt es ein kleiner dicker Plumpſack und häßlich wie (man ſagt am Rheine ſo): die Nacht von Bingen.

Sieht nun das Mädel das ſchöne Evchen, das gerade iſt wie Milch und Blut, und hat die ſchönen Augen und die flachsblonden Haare, und iſt gewachſen, wie eine Tanne ſo ſchlank, dann iſt der Teufel los. Neid und Haß haben darum in ſeinem Herzen ſich eingeniſtet, und wo es kann, quält's das arme Mädchen bis aufs Blut. Ich ſage dir, Jacob, es iſt zum Erbarmen! Immer hetzt es den Alten gegen die arme Waiſe auf, und dann bricht das Gewitter los. Wird etwas im Hauſe zerbrochen, ſo hat es Eva gethan. Das rothe Chriſtinchen rennt den ganzen Tag im Hauſe herum, Treppauf, Treppab, vom Speicher in den Keller, und vom Keller auf den Speicher, aber es thut nichts; haſelirt und nörgelt nur, und die arme Waiſe muß alle Arbeit thun. Das Chriſtinchen hebt nur die Eier aus, rahmt die Milchtöpfe, waſcht die Butter, wenn ſie das arme Waiſenkind geſtoßen hat, und — ſchließt dann

Alles ein — selbst das Brot, das vorgeschnitten wird. Kommt Jemand in das Haus, so muß das Waisenkind weg, damit es Niemand sähe. Es geht gerade, wie in dem Mährlein vom Aschenbrödelchen.

Warum muß es denn fort? fragte ich.

Ei, weil's so schön ist und doch nur in den Lümpchen umher geht, die es vom Christinchen kriegt, wenn es sie nicht mehr tragen kann. Nun hat's aber Geschick. Es pfeselt sich aus den alten Fetzen immer noch etwas Ordentliches heraus und ist trotz dem, schöner gekleidet als das Christinchen, das sich wie ein Pfau putzt, weil's ihm eben gut steht.

Aber warum verringt es sich denn nicht? fragte ich.

Du hast gut reden, sagte der Meister. Es darf nicht. Es ist nun freilich in diesem Jahre volljährig; aber es wird gehalten, wie eine Nonne im Kloster. Es sieht's ja kaum einmal Jemand, und daß ihm Jemand einen Rath geben könnte, dafür ist gesorgt. Sie bewachen's, wie ihren Reichthum. Ich glaub', das fromme Kind wär' auch zu schen, etwas der Art zu thun. In die Kirche kommt's nur an Festtagen; aber die Mägde sagen, es sei so fromm, und das muß wohl sein, sonst wär's schon gestorben. Im Gebete muß es Kraft, Muth und Trost finden, sonst wär's schon zu Grunde gegangen.

Eben, als der Meister das sagte, kam der alte Hannjörg auf die Schmiede zu.

Halt, sagte er, da kommt der Schächer! Nun gib Acht, du kennst ihn noch nicht, weil du noch nicht lange genug da bist; ich will ihn jetzt 'mal auf seine Schleuder bringen.

Wenn ich jemals einen hochmüthigen Bauer gesehen habe, so war's der Hannjörg Huber. Er kam daher mit seiner großen Meerschaumpfeife, die einmal der arme Schulmeister ihm versetzt, und die der Hannjörg behalten hatte, weil drei Tage nach dem Verfalltage der Schulmeister sein Geld erst bezahlen konnte.

Er trat herein, ohne zu grüßen. Könnt Ihr mir morgen einen neuen Wagen beschlagen? fragte er barsch.

Gewiß, Herr Huber, sagte der Meister. Setzt Euch doch ein Bißchen.

Das geschah.

Gäule habt Ihr aber auch, sagte der schalkige Meister, so sind sie auf dreißig Stunden in der Runde nicht!

Das mein' ich, sagte Hannjörg. Was kosten sie aber auch?

Nun, darf's unser Einer wissen? sagte der Meister.

Zweihundert Carolin! sagte Huber.

Himmel und Erde! rief der Meister; aber man muß es sagen, werth sind sie's. Schönere hat der Landrath nicht!

So ein Staatsdum[illegible] kann sich auch so keine kaufen! warf Hannjörg hin.

Freilich, entgegnete der Meister. Und Kühe müßt Ihr haben, wie keine in der Welt; denn der Marketender kommt alle Woche dreimal aus Eurem Hause und kracht unter der Butterlast.

Ha, ha, ha! lachte der Hannjörg. Ich hab' Eine, die gibt alle Tage ihre zwanzehn Maaß Milch und rahmt bis über den halben Topf!

Das läßt sich hören, sagte der Taube, als er eine Ohrfeige bekam, sprach schelmisch lächelnd der Meister.

So ging's fort. Der Hannjörg log, daß Einem schier Hören und Sehen verging, und der Meister machte ihn immer hitziger. Endlich kam er aufs Christinchen zu reden.

Mich wundert nur, sagte er, daß das liebe Kind noch bei Euch ist!

Nun, sagte Hannjörg, die Freier sind nicht Schuld. Alle Tage sieben!

Macht in der Woche neun und vierzig Stück! rechnete ihm der Meister nach. Das geht an, sagte die alte Frau, als ihr Rock lichterlohe brannte.

Ja, sagte Hannjörg, sie laufen sich die Beine ab; aber einen Lumpen soll mein reiches Kind nicht nehmen. Drum laß ich sie abfahren. Aber jetzt hat's Einen, der sich gewaschen hat. Da wird's richtig.

Aha, Müller's Peter von der Steinbach! sagte der Meister.

Ja, versetzte Hannjörg. Das ist ein gebackener Bursch. Hat keine Mitesser und Mitheiler, und kriegt

die Mühle, die Aecker, Wiesen und das Heidengeld, das der alte Müller hat! Der iſt für mein Kind. Es iſt aber auch keins auf dreißig Stunden in die Runde für ihn, wie meins! Wär' doch auch ein Eſel, wenn er ſein großes Sachſpiel an ein Märchen hinge, das ärmer iſt, als er. Nicht?

Freilich, ſagte der Meiſter. Gleich und Gleich paßt. Hat er ſchon angefragt?

Nein, ſagte er, aber er hat's ſo merken laſſen, daß er dieſer Tage mit ſeinem Vater kommen will.

Wünſche Glück! ſprach der Meiſter und fuhr dann fort: Ihr könnt recht von Glück ſagen, daß, wenn Euer Kind ſich nun verheirathet, Ihr noch das liebe Brudersſind habet. Es iſt doch ein Anderund von einem ſchönen und braven Märchen.

Der Hannjörg verfärbte ſich ganz bei dieſen Worten des Lobes. Hab' gemeint, Ihr alter Mann hättet mehr Verſtand, als ihr da an den Mann bringt! rief der Hannjörg da plötzlich mit ſichtbarem Grimm aus. Das iſt eine Zuchtruthe. Hab' das Marei nun ſeit ſeinem fünfzehnten Jahr gefüttert und gekleidet, und nur alle Tage Aergerniß; denn es zerbricht Alles in ſeinem Ungeſchick und läßt alle Arbeit auf mein Chriſtinchen liegen. Anfangs, als dieß gute Kind das Regiment in die Hand nahm, wollt's widerbellen, Alles beſſer wiſſen; aber ich hab' ihm das Maul geſtopft! Es hat mich mehr gekoſtet in einem Jahr, als es in dreien verdient! —

So wär' das gottloſe Geſchwätze fortgegangen, wenn nicht dem Meiſter die Geduld ausgegangen wäre.

Hört 'mal, Huber, hub er plötzlich an, Ihr vertieft die Hölle an dem frommen Kinde Eures Bruders, den Ihr unter die Erde gebracht habt. Ihr mißhandelt's ſammt Eurer rothen Kraxkürſte, und wenn ich Eva wäre, ich wär' längſt fort und hätte mich verdingt, denn eine Magd beim ärmſten Bauer hat's beſſer, als das Brudersſind bei Euch. Sehr zu, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Der Rächer des Unrechtes lebt noch, und ſein Arm kann Euern Hochmuth brechen und Euer ſteinernes Herz faſſen, daß es bebt! —

Da fuhr der Hannjörg auf, als hätt' ihn eine Weſpe

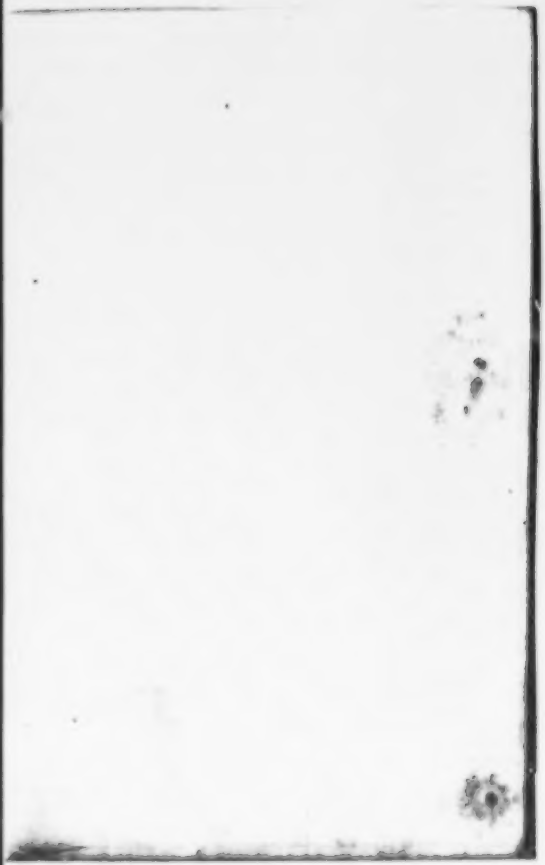

gestochen. Was geht Euch mein Hauswesen an, Alter? fragte er, kirschroth im Gesichte. Kehrt vor Eurer Thüre! Meinen Wagen braucht Ihr mir nun nicht zu beschlagen! —

Damit sprang er auf und rannte fort.

Der Meister aber rief ihm nach: Ich hab' bisher ohne Euch leben können und werd's auch ohne Euren Wagen können; aber denkt an Das, was ich Euch sagte, und zähmt Eure rothe Kratzbürste!

Du Esel! rief zornig der Meister und ging ins Haus.

Ich kannte nun meinen Vogel genau. An dem armen Waisenkinde, das ich noch gar nicht gesehen hatte, nahm ich aber den herzlichsten Antheil.

Was der Meister gesagt hatte, war aber ein ordentlich prophetisch Wort, das hab' ich selber erlebt. Hört nur weiter. Der Müller von der Steinbach war ein kurioser Kauz. Sein Reichthum ging ihm ans Herz, aber er war dabei doch ein ordentlicher Mann und hatte ein Christenherz gegen die Armen. Seine Frau war aber eine rechte Christin und eine stille, treue Seele, die überdieß so ganz unvermerkt ihren Mann um die Ecke bringen konnte, wenn er einmal etwas that, was ihr mißfiel oder was nicht frommte.

Als der Peter sechzehn Jahre alt war, sagte der alte Müller: Hör' 'mal, Peter, jetzt mußt du fremdes Brod essen, damit du weißt, daß das eigne schwer zu verdienen ist, aber auch, wie süß es schmeckt, wenn man es verdient hat. Du mußt fremden Leuten gehorchen lernen, damit du einmal deinen eignen Leuten vernünftig befehlen kannst; mußt fremde Arbeit thun, damit du weißt, was ein fleißiger Mensch thun kann, und du ihm nicht mehr zumuthest, als seine Kräfte ihm zu thun möglich machen. Jetzt geh'st du wandern. Hier ist ein Felleisen, da hat dir die Mutter hineingepackt, was man draußen nöthig hat. Ich gebe dir hier einen Beutel mit Geld. Damit mußt du zwei bis drei Jahre ausreichen neben deinem Lohne. Kleider, Schuhe, Alles mußt du dir verdienen. Ich will sehen, ob du als ein ordentlicher, gesitteter Mensch heimkommst. Schreib' uns oft, recht oft, damit wir wissen, wo du bist und wie es dir geht. Vor Allem aber behalte Gott vor Augen und im Herzen; wandle vor Gott und

ſei fromm. Vergiß nicht, dein Morgen- und Abendgebet zu thun, in Gottes Wort zu leſen und in deine Kirche zu gehen. Meide böſe Geſellſchaften, denn die verderben gute Sitten, und jede Geſellſchaft iſt böſe, wo man ſchlechte Dinge redet und thut, wo man über Heiliges Spott treibt und über Dinge ſcherzt, über die ein guter Menſch roth wird.

Wenn du an einen fremden Ort kommſt, ſo traue Denen am Wenigſten, die ſich ſogleich an dich hängen. Es iſt der Koth, der ſich auf der Straße zuerſt an unſere Füße hängt. Meide die Wirthshäuſer, das Kartſpiel und leichtfertige Mädchen. Das ſchreib' dir in die Seele und geh' in Gottes Namen. Der Herr ſei mit dir!

Bei meiner Treu, ſagte der Gevatter, vor dem Müller hab' ich Reſpect. Das ſind Lehren, wenn die jeder Handwerksburſche ſich hinters Ohr — oder beſſer — in die Seele ſchriebe, ſo ſtünd' es beſſer um dieſe Leute, und es gäbe in Zukunft weniger liederliche Meiſter und meiſterliche Lumpen!

Gewißlich, verſetzte der Schmiedjacob. Der Müller war ſo ein Mann von praktiſchem Verſtande, wie man ſagt, und mit dem Worte: „praktiſch" will man ſo viel ſagen, als, der Alles recht anzugreifen verſteht.

Der Peter ſah ein, daß es ſein Vater gut meinte,

und ging in Gottes Namen in die Welt. Er befolgte treu, was ihm der Alte ans Herz gelegt und blieb ein guter Mensch. Nach drei Jahren kam er kerngesund, blühend, wohlgekleidet und als ein sehr verständiger und brauchbarer Mensch zurück.

Als der Alte den Prachtkerlchen, denn das war er in der Fremde geworden, so vor sich stehen sah, schmunzelte er wohlgefällig. Die Mutter that einen Schrei, in dem Ueberraschung und Mutterfreude laut wurde. Der Müller sagte: Gott segne deinen Ausgang und Eingang! Amen. Und der Peter setzte sich und erzählte Viel und die Alten wurden's doch gar nicht müde, zuzuhören, und zu Allerletzt legte er einen Beutel auf den Tisch, so voll, wie der, den ihm der Vater beim Abschiede gegeben, und sagte: Vater, das ist selbsterworben und ehrlich verdient. Gegeizt hab' ich nicht, aber unnöthig hab' ich auch nichts ausgegeben!

Der Alte schmunzelte wieder und sagte: Nun, Peter, ist mir's nicht bange, daß du bankerott wirst; wenn nicht der liebe Gott schweres Unglück schickt, was er in Gnaden von dir abwenden wolle! Du hast Haushalten gelernt. Und das muß Jeder lernen, sonst wird er zusehends der Augen ein Lump. Ich denke, du weißt nun, wie es den Mühlburschen und dem Gesinde ist, und das muß Jeder wissen, der ein rechter Hausvater einmal werden will, damit er sie christlich behandelt und sie ihn lieb haben, denn das thut mehr, als großer Lohn.

Nun blieb der Peter daheim und griff dem Vater tüchtig unter die Arme. Alles ging herrlich in der Mühle. Der Vater hatte einen Sohn, der ihm Ehre und Freude machte. Die Mutter war sehr glücklich. Und obwohl die Arbeit tüchtig ging, so hörte man in der Mühle kein Zank- und Scheltwort, keinen Fluch und kein Murren, und die Taglöhner, das Gesinde und die Mühlburschen sagten: Der Peter ist noch gutmüthiger, als sein Vater, und das muß er von der Mutter geerbt haben!

So war ein Jahr vergangen. Der Peter zählte eben zwanzig. Da saßen einmal der Müller und seine Frau zusammen an einem Sonntage Nachmittag und tranken ihren Kaffe. Der Peter war über Feld gegangen. Da sagte der Müller: Ich weiß nicht, Frau, wie das ist, seit

ich die Fünfzig hinter mir habe, ist mir's doch viel schwerer, wenn ich eine harte Arbeit thue. Wie wär's, wenn wir uns zur Ruhe setzten?

Ich könnt' auch die frischen, jungen Arme einer braven Schwiegertochter brauchen, sagte die Müllerin lächelnd, und dachte an das liebe Evchen und seufzte dabei, weil sie gar nichts mehr von dem Kinde wußte, und weil's doch auch so arm war, was gewiß ihrem Mann ein Stein des Anstoßes war.

So gar alt sind wir auch noch nicht, fuhr der Müller fort, und konnten wir uns dann noch unserer Enkel erfreuen.

Gewiß! rief die Müllerin aus, und ihr Auge glänzte vor Lust bei dem Gedanken.

So wären wir in dem Artikel einig, fuhr der Müller fort. Ob aber in den andern auch, das muß sich zeigen.

Ich denke, er soll sich ein Mädchen suchen, das auch ein schönes Vermögen hat!

Muß denn das sein? fragte die Mutter. Ich meine, es müßte ein sanftes, frommes und tüchtiges Mädchen sein, das ihm gefiele. Ob's reich oder arm wäre, das läge mir neben einander, denn er ist reich genug.

Das ist Alles ganz gut; aber wenn er viele Kinder kriegen sollte, so wär's denn doch schlimm. Viele Brüder machen schmale Güter, sprach der Müller bedächtig.

Dafür laß Gott sorgen, sagte die Müllerin. Wenn wir Menschen aber das bestimmen wollen, was allein in Gottes Hand liegt, so thun wir Sünde und legen das Ei doch neben das Nest. —

Du warst nicht halb so reich, als du heute bist, und ich war ganz arm, als wir heiratheten. An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Alles wahr, bemerkte der Müller, und du warst mir ein rechter Segen Gottes; aber wir hatten auch gute Zeiten, und die jetzigen sind schlecht. Es geht nicht mehr so mit dem Erwerben, wie damals. Da mein' ich, es wäre denn doch gut. Und es könnte ja auch zusammentreffen, daß das Mädchen ein tüchtig Vermögen hätte und brav wäre.

Dann, wenn noch hinzu käme, daß es ihm wohlgefiele und er mit ihr leben möchte, wär' mir's auch recht, sagte die Müllerin.

Der Alte brach hier ab.

Was ihm an der Seele lag, mochte er noch nicht sagen, weil er wußte, er fände Widerspruch. Ihm war's nicht fremd, daß seine Frau das Evchen gar lieb gehabt hatte, und manchmal kam's ihm vor, als sähe sie das Mädchen gerne als ihre Schnur. Ihm war das gar nicht recht; denn ihm steckte des reichen Hannjörg Huber's Tochter zu Rothenberg in der Nase. Das war das reichste Mädchen weit und breit. Er kannte das Mädchen freilich nicht, und von dem Hannjörg hatte er auch nicht viel gehört. Daß er habsüchtig und geizig war, nun, das schadete den Kindern ja nicht, es mehrte nur ihr Vermögen.

Am andern Sonntage sagte er zum Peter: Der Hannjörg Huber zu Rothenberg soll noch erstaunlich viel Weißfrucht vom vorigen Jahre haben, und die ist mehlreicher als die heurige. Ich möcht' ihm einen Brief schreiben und du könntest hingehen, sie zu besehen!

Er sagte dem Sohne nicht, daß er schon an den Hannjörg wegen seiner Tochter geschrieben hatte, und selber schon einmal bei ihm war. Er möchte nur gerne haben, daß einmal die Kinder sich sähen. Zwar hatte ihm das dicke Christinchen mit seinen rothen Haaren nicht sonderlich gefallen, aber er dachte: Wer weiß, dem Jungen gefällt's vielleicht doch, und das schwere Geld wird ihm schon auch anstehen.

Der Peter stand früh auf und ging nach Rothenberg. Da es schon Mittag war, als er hinkam, ließ er sich im Wirthshaus am Anfange des Dorfes zu essen geben, und wartete, bis die Leute schon lang, in der Mittagskirche waren, ehe er hinging. Es war ein erstaunlich heißer Tag am Ende des Juli, und er war auch recht müde und ärgerte sich, daß er sich kein Pferd gesattelt hatte.

Als er so durch das Dorf ging, war's doch wie ausgestorben. Kein Mensch begegnete ihm. Die Leute, die nicht in der Kirche waren, hatten sich ein bischen schlafen gelegt, da sie von dem Heumachen und Mähen tüchtig müde waren.

Nun wollte es das Unglück — oder das Glück, daß gerade heute früh der Hannjörg mit seiner Tochter auf ein entferntes Dorf, zu Christinchen's Gothe, gefahren waren.

Als er ans Hofthor des Hannjörg Huber kam, war's zwar offen, aber es war im Hofe stille, wie im Grabe, denn solch ein Glückstag kam dem Gesinde alle Jahr nur einmal. Da thaten sie sich denn auch den Guten an und legten sich schlafen, um einmal die müden Glieder ruhen zu lassen. Zwar hatte das Christinchen das Essen so knapp zugemessen und kaum so viel Brod da gelassen, daß sie sich satt essen konnten. Die Eier waren auch ausgehoben, damit sie sich nicht etwa einen Pfannkuchen backen konnten, und die Schlüssel waren alle mitgereist. Dennoch waren Alle im Hause glückselig.

Sie konnten einmal Morgens in den Gottesdienst kommen, und Niemand zankte und schimpfte heute. Es war eine Sabbathstille im Hause, wie sonst nie.

Das Christinchen und der Alte hatten die Gewohnheit, sich Abends frühe zu legen, wenn das Gesinde noch die Hände voll zu thun hatte. Da waren sie des Morgens vor Tag schon bei der Hecke, und dann mußte das Gesinde heraus. Heute konnten sie einmal schlafen und thaten's auch.

Eva war heute in der Kirche gewesen. Das verbreitete einen Segen auf den ganzen Tag. Als es so stille im Hause war (sie wäre wohl gerne auch in die Mittagskirche gegangen, wenn sie es hätte wagen dürfen, das Haus so allein stehen zu lassen, da Alle sich zur wohlverdienten Ruhe gelegt), schob sie sich Hannjörg's Lehnstuhl an den Tisch, holte sich die Basler große Bibel vom Brett, und legte sie vor sich, und Schmelke's Gebetbuch, das so schönen großen Druck hatte. Sie betete erst aus frommer Seele; dann las sie in der Bergpredigt die herrlichen Worte von den Vögeln unter dem Himmel und den

Lilien auf dem Felde, und das gab ihrer Seele eine wunderbare Erquickung. O, er wird auch mein nicht vergessen! sagte sie voll gläubiger Hoffnung. Sie legte sich in den Lehnsessel zurück. Die Hände waren noch gefaltet. Sie dachte an ihre Eltern, an ihre Jugend, an ihr Leid.

Thränen rannen über ihre blühenden Wangen und blieben noch da ruhen, als sich, überwältigt von der Ermüdung des Leibes, ohne daß sie es merkte, ihr Auge auch schloß und sie in einen tiefen Schlaf sank. Was aber ihre Seele im Wachen bewegt, das that's auch noch im Traume. Sie war wieder ein Kind. Sie ging wieder mit ihrem lieben Peter in die Schule und sprang fröhlich mit ihm dahin. Da lächelte sie im Traume, wie Engel lächeln.

Und in diesem Augenblick öffnete Peter leise die Stubenthür und blickte herein und blieb ganz verstaunt und versteinert stehen.

Ich nehm's ihm nicht übel, sagte der Gevatter. War das Mädchen so hübsch, wie Ihr sagt, Schmierjacob, so muß das ein Anblick gewesen sein, der einem jungen Burschen das Herz konnte klopfen machen, um so mehr, als das Mädchen ihm einst lieb gewesen; er es als Kind aus dem Auge verloren und nun als blühende Jungfrau wiedersah.

Gerade so war's auch, sagte Schmierjacob. Der Peter schlich sich nun leise herein und setzte sich gerade vor die schöne Schläferin und sah sich das schöne Bild so tief in das Herz hinein, daß er es nicht mehr herausbringen konnte. —

Daß er auf der Stelle das Mädchen erkannte, läßt sich um so mehr begreifen, als Eva die schönen Züge ihrer Kindheit nicht eingebüßt hatte; aber wie er sie so mit Blicken, aus denen seine ganze Seele herausguckte, betrachtete, sah er die Thräne, die auf der Wange eben vertrocknen wollte, und was er einmal gehört, von ihrer traurigen Lage, das kam ihm nun wieder in den Sinn, und sein Herz wurde von herzlichem Mitgefühle bewegt, das wieder um so viel inniger war, als er ihr früheres Schicksal und ihr sanftes, stilles Gemüth kannte.

Allmählich ging so wieder die ganze, schuldlose Kin-

derzeit an ihm verändert, und es war ihm, als dürfe nun keine Macht die mehr trennen, die Gott schon als Kinder vereint; er war in sich gewiß, diese sei die Braut, die er hier im Hause finden sollte, und keine Andere!

Und wie er denn so dasaß und nur Augen für Eva hat, schlägt diese die übrigen auf und die Freude strahlt mächtig daraus hervor; denn sie hatte ja auch von ihrer Kindheit geträumt und hatte wieder mit Peter bei der Mühle gespielt. Als sie ihn nun da vor sich sah, wie er leibte und lebte, rief sie erwachend, aber noch halb und halb im Traume befangen: Ach, Peter, wir haben doch als recht glückliche Kinder zusammen gespielt!

Da sprang er auf und fiel dem nun zu sich kommenden und erröthenden Mädchen um den Hals und sagte: Wie wir glücklich gespielt haben, so wollen wir auch glücklich zusammen leben, Eva!

Da erschrak das Mädchen, weil sie ja mit schwerem Herzweh gehört hatte, er freie an dem Christinchen, und wehrte ihn ab und sagte: Ach, Peter, höhne und foppe ein armes Mädchen nicht so. Ich weiß wohl, was dich hierher führt, und es ist mir leid, daß sie nicht zu Hause sind! Und in dem Augenblicke war sie wieder die demüthige Magd, die Nichts ist und Nichts sein darf, als die herzlich treue Dienerin derer, die sie nähren.

Was? rief Peter aus, meinst du, ich hätte gescherzt? Gott weiß es, daß ich mich nicht verkuppeln lasse an Eine, die ich nicht liebe! Und eben, als ich dich so süß schlafend fand, ist es mir klar geworden, wie das doch schon von Gott dem Herrn so vorbereitet war in unserer Kindheit, und wie unsere Ehe schon damals im Himmel geschlossen war.

Eva wurde roth und bleich. In ihr kämpfte die alte Liebe, die nicht rosten will, und wie sie meinte, die Pflicht, dem Christinchen nicht im Wege zu stehen, und sie sagte: Peter, prüfe dich wohl! Ich bin so arm, wie Hiob, und du so reich, wie Wenige in der Gegend. Da passen wir nicht. Laß mich als dienendes Mädchen hier, und thue, was deine Eltern wollen! Ihr Fluch könnte dich sonst treffen! — Ach, Gott behüte dich davor und mich, daß ich Zwietracht wäre!

Du thöricht Kind, rief er da aus, weißt du nicht, wie lieb dich die Mutter hatte? Glaubst du nicht, daß sie noch gestern mit mir von dir sprach, und wünschte, daß ich dich einmal wiedersähe? Sie will nichts wissen von des Vaters Plänen, und dessen Seele hängt auch nicht an den Geldklumpen. Nein, nein! Hier stehen wir vor Gott, sagte er dann feierlich, und hier frag' ich dich ehrlich, aus meines Herzens Grunde, willst du mein liebes, treues Weib werden? Eva, ich nehme keine Andere, aber das Christinchen niemals. Was ich im Wirthshause von der Haushaltung hier gehört, so soll mich Gott in Gnaden bewahren, daß ich da hinein käme! —

Da war's denn freilich zu viel für das Herz des Mädchens, das ihn so lieb hatte, und es legte weinend sein Köpfchen an seine Brust und sagte leise: Ja! Nun setzten sie sich zusammen in ihrem reichen Glück und plauderten. Und nun, wo Eva dem lieben Bräutigam nichts mehr verhehlen durfte, erzählte sie ihm auch, wie es ihr gegangen sei, und wie es ihr alle Tage gehe, daß sich Peter's Haare sträubten und seine Seele erbebte vor all dem unmenschlichen und unchristlichen Betragen gegen ein armes Waisenkind. Da wurde es ihm gewiß, Gott habe es so gewollt, und er müsse sie bald, recht bald dem Elend entreißen.

Was sie nun noch alle mit einander besprachen, das geht uns hier nichts an; aber dessen muß ich gedenken, daß sie einig wurden, fürs Erste ihr Glück in ein tiefes Dunkel zu hüllen. So schwer es auch Peter'n wurde, die liebliche Eva zu verlassen, er fand es doch gut, bei Zeiten zu gehen. Den Brief ließ er da, und, ungesehen von Jemand aus dem Hause, machte er sich auf den Rückweg.

Hätten die Leute scharf gesehen, so hätten sie wohl an Eva's glänzenden Augen wahrnehmen können, daß irgend etwas Erfreuliches ihr begegnet sein müsse; aber Keins beachtete das, und so trug sie ihr Glück eben so stille, wie sie ihr tiefes Leid bis jetzt getragen hatte.

Als Abends Hannjörg's zurückkamen, gab sie den Brief ab, den, wie sie sagte, ein junger Mensch gebracht. Der Hannjörg war gar ärgerlich, daß er nicht zu Hause gewesen, und als er fragte, ob der junge Mensch nichts

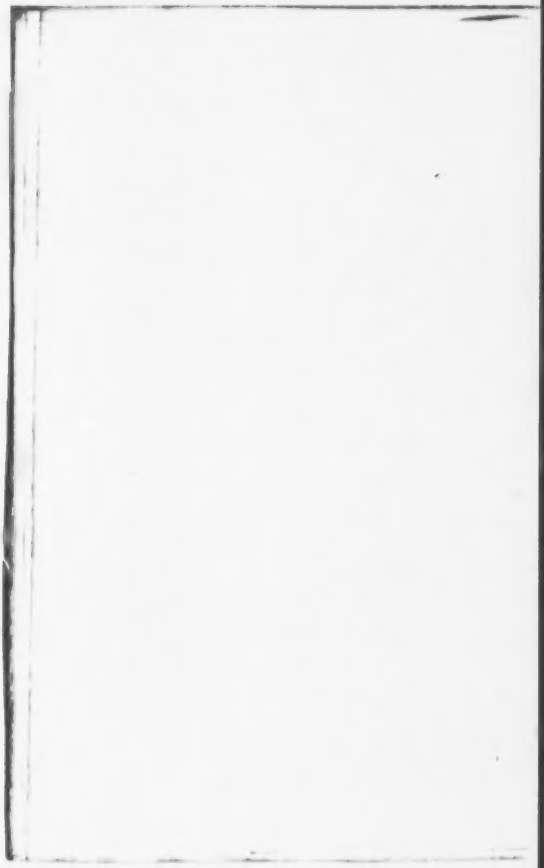

gesagt, wann er etwa wieder käme, konnte sie, völlig wahr, die Frage mit Nein beantworten.

Auch in der Mühle hatte der heutige Tag eine gänzliche Umkehrung des Windes gebracht. Das war nun so gekommen. Es war so eine hergebrachte Sitte, daß Müllers am Sonntage gleich nach der Morgenkirche zu Mittag aßen. So war's auch heute.

Darauf nahm der Müller Harpe und Stock und ging über Feld, ohne daß er übrigens sagte, warum und wohin. — Die Müllerin saß allein in der Stube, und als sie ihr Kapitel in Gottes Wort gelesen, dachte sie nach über Peter's Gang, und betete recht aus Herzens Grunde, daß ihn der Herr so leite, wie es zu seinem Glücke sei. Da klopfte es leise an der Thüre, und die Schulzin von Röteln kam herein, die des Peter's Gothe war.

Die Müllerin merkte bald, die Goth habe etwas auf dem Herzen, denn sie ging so, wie die Katze um den heißen Brei herum, ohne das rechte Kapitel zu finden.

Endlich sagte die Müllerin: Schulzenbas, ich merk's wohl, Ihr habt etwas auf dem Herzen, und es will nicht recht herunter. Warum macht Ihr so lange damit? Ich weiß ja doch, wie gut Ihr's mit uns meinet, und fast möcht' ich glauben, daß es nichts Erfreuliches ist, was Euch drückt!

Die Alte hustete und sagte dann, die Müllerin habe das ganz richtig errathen. Es sei aber eine gar kitzliche Sache, sich in Heirathsgeschichten zu mischen, und doch sei des Pathen Glück ihr in der Taufe auch von dem Pfarrer auf das Herz gebunden worden, und sie habe gar keine Ruhe mehr, bis sie das gesagt, was sie wisse. Sie freue sich, fuhr sie fort, daß sie die Müllerin allein treffe. Da könne sie frischweg von der Leber reden, und wisse, daß es als gut gemeint, anerkannt werde. Die Mannsleute seien Hitzköpfe, die immer gleich eben hinaus wollten, und nähmen leicht auer, was man in einfachen Worten sage. So solle sie es denn auch ihr ja nicht übel nehmen, wenn sie sich ansprreche! Sie habe gehört, der Peter freie an des reichen Hannjerg's Tochter zu Rothenberg. Wenn sie es nun auch gar gerne sähe, daß ihr lieber Path' eine recht reiche Frau kriege, so müsse es ihr doch das Herz bluten

machen, wenn Blut- und Thränengeld, auf dem der Fluch laste, zu dem ehrlich erworbenen Gute des Müllers komme, denn Ein unrechter Kreuzer verzehre Tausend gerechte, und in Gottes Wort stehe, daß, sowie es auch die Erfahrung beweise, unrecht Gut nicht gedeihe, weil es den Segen nicht habe. Des Hannjörg's Gut sei aber Sündengut, zusammengeschrapt, gegeizt, gewuchert und der Armuth abgestohlen. Sie wisse das genau und könne hundert Stücklein erzählen, wodurch es sonnenklar bewiesen werde. Das sei aber bei Weitem noch nicht Alles. Wenn nämlich auch Das, was sie eben gesagt, nicht zureiche, den Fluch Gottes des Hannjörg's Gut zu bringen, so verdiene er ihn an dem kreuzbraven, armen Waisenkinde seines Bruders Niklas; denn bei andern Leuten habe es ein Hund besser, als dies brave, gottesfürchtige Kind bei seines Vaters Bruder. Da könne kein Segen sein, wo solche Lieblosigkeit, Unbarmherzigkeit und Härte wohne; außerdem habe nie ein Armes nur ein Brotkrüstchen in dem Hause bekommen, wohl aber Fluchen und Worte, die Gott leid seien. Endlich aber komme es denn doch auf die Braut selber an. Das Christinchen aber sei ihre leibhaftige Großmutter, die alte Zecke und Kreuzspinne; sei so geizig, wie sein Vater, wenn nicht noch mehr; könne nichts als kommandiren und im Hause herumhasteliren, von Morgens bis Abends, und thue doch nichts, verstehe auch nichts, da das ganze Hauswesen auf der armen Waise, der Eva, liege, und doch schließe die rothe Kratzbürste ihr das Brot ein, und gönne ihr nicht, was sie esse und trinke, und quäle sie auf den Tod, weil die Eva so schön sei, wie unser aller Urältermutter in dem Paradiese, und ein Kind sei voller Gottesfurcht und Tugend. Sie müsse denn doch da reden, denn wenn sie schwiege, könne groß Unheil über ihren lieben Path' kommen, der so braver Eltern Kind und selbst so brav sei. Sie wolle daher warnen, sich keine Ruthe aufzubinden, weil das Geld blende; sich nicht fremder Sünden theilhaftig zu machen und den Fluch Anderer auf sich zu ziehen. Gott habe ja Müllers genug gesegnet, warum wollten sie denn so nach Gelde geizen? Das Alles sprach die gute, alte Frau mit so großer Herzensnoth, daß die Müllerin in Thränen ausbrach und sagte: Sie wolle das auch nicht; aber ihr Mann,

obgleich er ein ſo guter Mann ſei, hänge doch ein wenig ſtark am Mammon. Uebrigens kenne er den Hanjerg wenig. Sie verbeſſe, Gott werde ja doch Alles zum Guten lenken und den lieben Sohn und ſie vor ſolchem Kreuz in Gnaden behüten.

Sie dankte der Schulzengeth für ihre gute Meinung und verſprach, zu thun, was möglich ſei, die Sache rückgängig zu machen. Uebrigens ſei heute der Peter hin. Wenn der ſich nur nicht in das Mädchen verliebe!

Da lachte die Geth und ſagte: Dann müſst' er ſtockblind ſein, denn das Chriſtinchen habe brennrothe Haare und ſei ganz ſommerſprossig im Geſicht: auch laſſe es ſich gar nicht in Abrede ſtellen, die Krätzbürſte gucke ihr aus dem Geſichte heraus.

Das machte das arme bedrängte Mutterherz leichter. Die Müllerin kochte nun einen guten Kaffe, und als ſie ihn ſo ganz gemüthlich tranken, gab ihr die alte, erfahrene Geth guten Rath, wie ſie es ſo hintenherum anfangen müſſe, ihren Mann von der Heirath abzubringen.

Die Müllerin nahm äußerlich dankbar und aufmerkſam den Rath an: aber innerlich kam ihr doch ein Lachen an, denn ſie wußte aus Erfahrung, daß ſie das noch viel pfiffiger machen könne, als es ihr die ehrliche Alte vorgeſchlagen. Indeſſen war doch die Seele der Müllerin recht in Angſt und Pein, bis der Peter käme und einmal von der Farbe rede. Sie wußte, daß er vor ihr kein Hehl habe, und ſie hoffte, wenn der Peter ſage: Ich mag das Mädchen nicht; ihr Mann auch wohl abſtändig würde. Mit ſolcher Handhabe kam ſie dann ſogar um die ſpitze, tipelige Ecke.

Als die Goth fort war und sie sich das Alles noch einmal zurückrief, was die gute Frau im treuen Herzensdrange gesagt, und es sich so zurecht legte, da kam ihr wieder so unvermerkt der Wunsch, daß doch der liebe Gott ihres Peter's Herz wieder zu der armen, lieben Eva lenken möge. Die wünschte sie sich als Schwiegertochter, und diese gerade vor Allen, weil sie sie lieb hatte aus ihren Kindertagen her, und — weil ihr gutes Herz dem armen Waisenkinde die sieben mageren Jahre Aegyptens in des Hannjörgs Hause hatte durch reiche Liebe vergelten mögen. Unter solchen Gedanken kochte sie das Abendessen bei Zeiten, das aus einem steifen Reisbrei bestand, setzte ihn, als er fertig war, in die warme Ofenkachel in der Küche, damit er eine dicke Kruste ziehe; ging dann in den Stall, nachzusehen, ob die Mägde das Vieh gut versorgt und ob gemelken sei, und die Hühner alle im Stalle seien, damit sie das Thier nicht hole, — und als sie das in Ordnung gefunden, ging sie in den Garten, wo sich in der abendlichen Kühle und Feuchtigkeit die welken Pflanzen wieder zu erholen begannen. Die Gedanken aber konnte sie gar nicht los werden, die, seit die Goth dagewesen war, in ihrer Seele Raum gefaßt hatten.

Es war aber noch kein Viertelstündchen verflossen, da sah sie ihren Mann daher kommen. Er blieb von Zeit zu Zeit stehen, fuhr mit der flachen Hand übers Gesicht und schob die Mütze bald auf das rechte, bald auf das

linke Ohr, und wirbelte mit dem Stocke den Staub auf dem Weg auf.

Das waren nun alle sichern Anzeichen, daß ihm etwas Unangenehmes im Herzen herumgehe, denn sie kannte seine Art ganz genau.

Was mag ihm doch zuwider gefahren sein? dachte die theilnehmende Frau. Er hat auch gar nicht gesagt, wohin er gehe und was er vorhabe! Sie nahm sich vor, abzuwarten, bis er selber rede, denn sie wußte, Frohes und Trauriges trug er nicht lange alleine.

Endlich kam er. Sie ging ihm bis zur Gartenthür entgegen und sagte: Wenn du nicht zu sehr erhitzt bist, so komm ein Bißchen in den Garten. Es ist erst jetzt recht schön, und ich sitze auch da, aber wenn du essen willst, so ist auch Alles bereit.

Nein, sagte er kurz, und fragte dann: Ist der Peter noch nicht da?

Wie kann denn der schon da sein? sagte sie. Denk' 'mal an den Weg nach Rothenberg!

Er hätte sich den Schimmel nehmen und reiten können! sagte er, aber die Buben denken an nichts.

Warum hast du es ihm nicht gesagt? fragte sie.

Er war ja schon fort, als ich aufstand, erwiederte er mürrisch.

Ei, du bist ja gar ungehalten auf den Peter, sagte die Mutter. Hat er denn etwas Unrechtes begangen?

Gott behüte! sprach da der Alte; aber ich wollt' er wär' da!

Ist die Frucht gefallen? fragte sie, oder warum?

Nicht wegen der Frucht, sagte der Müller, sondern wegen des Peter's selber, wegen uns — kurz — ich wollt' — er wär' gar nicht hingegangen, und ich hätt' den dummen Brief gar nicht geschrieben!

Du machst mich ja ganz bestürzt, sagte ängstlich die Frau, und dachte an die Rede der Gethe. Was ist dir denn passirt? Sei mir doch nicht so gram! Ich kann ja doch nichts dafür!

Du hast Recht, liebe Frau, sagte er freundlich; ich bin mürrisch gegen dich, und ich trage die Schuld; verzeih' mir's! Aber ich will dir Alles erzählen, damit du Bescheid

weißt in der Sache. Du weißt, ich hätt's gern gesehen, wenn der Peter des reichen Hannjerge Kind zu Rothenberg nähme. Nun muß ich dir bekennen, daß ich die Geschichte mit dem Alten so ein Bischen eingefädelt habe, und daß ich den Brief heut' auch nicht von wegen der Frucht, — das war nur so ein Wählwort, — sondern wegen der Heirath schrieb, und den Peter selber hinauf schickte, daß er das Mädel einmal sich besähe; denn aufgedrungen soll sie ihm nicht werden. Ich kennt's nicht — und er muß mit ihr leben. —

Und davon sagst du mir nichts? fiel ihm mit gerechtem Vorwurfe die Frau ein in die Rede.

Das ist's eben auch, was mich ärgert! rief er aus: aber sieh du, ich wußte, daß du den Hannjörg auf dem Striche hast und nicht anbeißen willst; ich weiß auch, daß du noch so ein gut Theil Affenliebe für das Waisenkind des Niklas hast, das so arm ist, wie eine Kirchenmaus, und ich merkte gleich, aus welchem Loche der Wind pfiff, als du neulich davon redetest, daß uns Gott ja gesegnet, und du auch arm gewesen seiest. Da hab' ich dir so meine Meinung gesagt; allein ich dachte, du wärst so mein Hemmschuh in der Sache: steckest dich, wie es die Rebekka mit dem Jacob machte, hinter den Buben gegen des Vaters Plan, wie es dort dem blinden Isaak ging, ob ich gleich gottlob! nicht blind bin. Das sind so Weibertriller, und die Beste hat's in solchen Dingen hinter den Ohren! Ich hab' auch des Buben Bestes im Auge, und wollte darum einmal auf meine Faust und alleine handeln, und — bin neben dran gekommen! Das ärgert mich und beschwert mir das Herz.

Die Müllerin hatte den Schürzenzipfel erfaßt und wischte an den Augen. Ob Thränen da waren, weiß ich nicht. So etwas konnte nun der Müller gar nicht haben. Sah er eine Thräne, so war er besiegt und überwunden, abenteuerlich von seiner Frau, die er aus Herzensgrunde lieb hatte. Das Herz wurde ihm weich, als er das sah, und ihr Schweigen traf ihn härter, als wenn sie ihm eine Litanei von Vorwürfen vorgeorgelt hätte.

Ach, du lieber Gott, sagte er, und faßte ihre Hand und zog sie neben sich auf die Gartenbank. Gelt, da hab'

ich dir wehe gethan und in ein Wespennest gestochen? Liebe Käthe, verzeih' mir's doch! Siehst du, ich bin schon geschlagen genug von dem, was mir heute mein Vetter zu Rötteln sagte, der alte Conrat, der gar oft in Rothenberg war, und den Schmiedhannes dort kennt. Versprichst du mir auch, daß du nicht mehr weinen und mir vergeben willst, so sag' ich dir Alles und verspreche dir, nichts mehr allein zu thun und deinem guten Rath allein zu folgen!

Solche De- und Wehmuth entwaffnete denn nun auch die Frau; sie wischte mit dem Schürzenzipfel die Augen trocken, wenn sie etwa feucht gewesen wären. —

Warum denn nicht? rief das Käthrinchen, den alten Schmiedjacob unterbrechend. Stellt's der braven Frau nicht weh thun, daß ihr Mann sie so neben den Stuhl gesetzt? Aber so seid Ihr Mannsleute! Wir sollen dulden und dann blitzschnell verzeihen. Und am Ende glaubt Ihr gar, wir verstellten uns, wenn uns so etwas im Herzen leid thut! —

Sei zufrieden, Käthrinchen, sagte der Gevatter, dein Fritz macht's 'mal so nicht, und der Schmiedjacob hat's so bös nicht gemeint. Fahrt Ihr fort, Schmiedjacobsvetter, ich möcht' gern das Ende vom Lied' hören!

Nun, ſagte der Schmierjacob, der Frau ging's gerade, wie Euch, Gevatter. Sie hätt' auch gern das Ende vom Lied' gehört, und wenn ſie lange gemault und gezetteln hätte, ſo wär's für ihre Neugierde die ſchlimmſte Probe geweſen. Sie vereinigten ſich dann wieder, wie das unter guten Eheleuten ſein ſoll, und als des Müllers Herz wieder in dem Artikel leicht war, hob er dann zu erzählen an: Der alte Conrad habe ihm geſagt, eh er denn ſeinen Sohn ins Elend und in den Jammer ſtürzen wolle? Des Hansjörg's Reichthum ſei mit Sünden und Schanden erworben; das Mädchen ſei ein böſes Stück, voll Neid und Gift, den es beſonders dem armen, frommen Kinde des Nikias zu fühlen gäbe. Das arme, brave Mädchen habe die Hölle auf Erden und ſo weiter.

Es war mit Einem Worte zu ſagen, gerade daſſelbe, was die Gotth' geſagt.

Die Müllerin erzählte nun ihre Unterredung mit der Gotth', und als ſie fertig war, ſagte der Müller: Jetzt warmt mir nur das, daß der Bub' das Mädchen liebgewinnen könnte und darauf beſtände, es zu heirathen!

Die Müllerin ſtach ihm aber den Staar in dieſem Punkte, und der Alte wurde nach und nach ganz ruhig. Als aber die Müllerin wieder anſetzte, um an die Eva zu kommen, ſchien er's zu merken, brach ab und ſagte: Der Bub' bleibt lang'. Wir wollen eſſen. Die Gäule haben heute geruht. Der Kaspar kann ſich einen ſatteln und einen für den Peter, und ihm entgegenreiten. Es iſt doch in der Hitze ein arger Weg geweſen!

So geſchah's denn, und als der Kaspar fortgeritten war, und der Müller noch eine Weile ſtille da ſaß, fielen ihm die Augen zu und er legte ſich zu Bett. Die Mutter aber harrte des Sohnes, der ſpät kam.

Und als ſie ihn kommen und fröhlich mit dem Knechte reden und die Magd fragen hörte: Schlafen meine Eltern ſchon? Da pochte ihr Mutterherz faſt hörbar, und ſie konnte die Kraft nicht finden, aufzuſtehen und zu ihm zu gehen, und ihm zu ſagen: Deine Mutter wachet noch in ſchweren Sorgen um dich!

Da ihm aber die Magd verkündigt hatte, die Mutter wache noch, ſo kam er eilfertig und eine ſelige Freude lachte aus ſeinem Angeſicht.

Er grüßte so freundig und setzte sich neben die Mutter, und sah gar nicht, daß die Magd das weiße Tischtuch aufdeckte und die Schüssel mit dem köstlichen Brei aufsetzte, den er so gerne aß.

Ach, du bist ja so fröhlich, sagte die Mutter, als wär' Alles fertig, du hättest das Jawort und wärest Bräutigam?

Ich bin's auch, Mütterlein, sagte er freudelachend, wenn Ihr Euern Segen dazu gebet!

Die Mutter wurde bleich wie der Tod und ihre Hand zitterte. Ach, Kind, spaße nicht, bat sie. Es gilt ja dein Lebensglück!

Eben weil es das gilt, und weil's errungen ist, bin ich ja so fröhlich, sagte der Sohn.

Die Mutter zitterte noch ärger.

Hat dir das Mädchen das Jawort gegeben? fragte sie.

Gewiß! sagte der Sohn.

Auch der Hannjörg? fragte sie wieder.

Er sah sie lächelnd an und sagte: der? Nein, den hab' ich gar nicht gesehen und kenne ihn nicht.

Also seine Tochter? fragte die angstvolle Mutter.

Nein, nein, Mütterlein! rief da Peter aus. Meine Braut ist eine Andere, ist meine liebe Eva, die ich als Kind auf meinen Armen trug durch das Wasser; die du auch so lieb hast; das arme, geplagte Waisenkind. Die ist vor Gott heute meine Braut geworden!

Da faltete die Mutter ihre Hände, blickte mit einem

sendsten Blicke gen Himmel und sagte aus völlig erleichtertem Herzen: Herr, dein Name sei gelobt in Ewigkeit! Amen.

Das Amen! wiederholte gläubig der Sohn.

Laßt es mich erzählen, bat er dann und berichtete der glückseligen Mutter Alles, was geschehen von Anfang bis ans Ende; auch was ihm Eva erzählt von ihrer Lage, und dann fragte er: Was wird aber der Vater sagen?

Sie schwieg ein Bischen und sann nach. Dann sagte sie: Ja Kind, und dann geh' in dein Kämmerlein und beschicht deine Wünsche Gott im Gebete. Ich will sehen, was ich mache.

Als Peter gegessen, ging er in seine Kammer. Die Mutter that auch so; aber während der Müller schnarchte, wie eine Sägemühle, saß sie im Bett, raufte Gott voll Freude und überlegte, wie sie es rund machen sollte morgen früh.

Zeviel sieht fest, fuhr Schmiedjacob fort, daß es viel besser um manche Proceße vor Gericht stünde, wenn die Advokaten Weiber wären. Die sind gebrorene Advokaten und wissen alle Advokatenkniffe zu schlagen. Die Müllerin war eine kreuzbrave Frau, aber auch sie ein Erzadvokat. Morgens, als der Müller wach wurde, fragte er, wie es stehe um des Peter's Freierei?

Da hat sie denn die Sache gewendet und gedreht; hat so beweglich die Geschichte erzählt, daß es dem Müller weich um das Herz wurde und er sie fragte: Käthe, was meinst du denn?

Ich habe ihm meinen Segen schon gestern Abend gegeben, sagte sie.

Das kann ich mir schon denken, versetzte er schmunzelnd. Und was hülf's, wenn ich nun hintendrein Nein sagen wollte? Dann will ich mich lieber auf seine Parthei schlagen und auch Ja sagen; aber hörst du, das Mädchen darf keinen Tag mehr in der Federkammer bleiben. Ich will gleich anspannen lassen und mit dem Peter hinfahren und sie her zu uns holen. Obendrein muß ich dem Hannjörg wegen meines Prozeßes das Nöthige sagen.

Das ist freilich noch eine verdammt harte Nuß; aber, was hilft's? Sie muß auch gekracht sein.

Das war Wasser auf der Müllerin Mühle! Die lief

zum Peter und sagte es ihm, und der kam und dankte dem Vater, und allem Gesinde wurde es kund gethan, wer die Braut sei, und daß sie heute gehalt werde.

Da war ein Glückwünschen und ein Jubel im Hause, und der Kaspar war sein Lebtag noch nicht so schnell fertig mit dem Wagen, und man hätte meinen können, die Pferde wüßten's, was sie heim sollten, denn sie liefen wie besessen! —

Als wir in der Schwieke zu Rothenberg den Wagen vorbei rasseln sahen, mit dem Müller und dem Peter, da sagte der Meister: Der arme Joachim wird eben auch auf die Schlachtbank gehoben!

Es währte aber keine zwei Stunden, da kam der Wagen wieder das Tal herab, und an des Peter's Seite saß die schöne Eva im Erstaunen der Scham und der Freude. Da sagte der Meister: Jacob, was ist das? Das mach' mir mal klar! —

Ich will's thun, sagte der Nachbar des Hannjörg Huber, der hereintrat und des Meisters Rede gehört hatte. Ich kann's am besten, Meister, denn ich war dabei. Der erzählte denn nun, es sei schon von Morgens früh an ein Rüsten und Putzen im Hause gewesen über die Maßen; was ihm aber eigentlich das Unbegreiflichste dabei gewesen, das sei der Eva Aussehen und Gebahren gewesen. So fröhlich, glücklich und selig habe er das herzige Mädchen sein Lebtag nicht gesehen. Und als er sie gefragt: Eva, was gibt's? da habe sie, heiterlich lächelnd, geantwortet: Der Bräutigam kommt! Dem Christinchen seiner? habe er weiter gefragt, da sei sie aber lachend ins Haus gesprungen. Er habe sich da eine Arbeit bei dem Hannjörg gemacht und sei ins Haus gegangen. Gleich darauf sei der Wagen gekommen, und sie hätten die Zwei mit großer Herrlichkeit empfangen und aufgetischt, daß der Tisch gekracht habe. Er habe fortgehen wollen, aber der Hannjörg sei ein ganz Anderer gewesen, als sonst; er habe ihn genöthigt, da zu bleiben; so sei er denn auch geblieben.

Den Beiden aus der Mühle habe man angemerkt, daß sie etwas verlegen gewesen. Er habe das aber sich leicht erklärt, weil sie eben noch keine Freierei gemacht hätten. Endlich habe der Müller so hinterherum ange-

fangen. Da sei das Christinchen hinaus und die Treppe hinauf gegangen, habe aber zwor Müllers Peter so angesehen, als habe sie sagen wollen: Komm' mir nach; ich bin in der Oberstube! Wenn's die Alten fertig haben, werden sie uns schon rufen! — Der Peter sei zwar auch hinausgegangen, aber in die Küche, wo in Angst und Beben die Eva gewesen sei.

Nach und nach sei dann der Müller auf die Sache so verblümter Weise gekommen. Er wünsche, dem Sohne heute die Braut zu erwerben. Darauf habe der Hannjörg mit dem ganzen Gesichte gelacht und gesagt, da habe er gar nichts dagegen, und wolle seinen Segen mit Freuden geben.

Auf das Wort hin rief der Müller seinen Sohn, und der kam und hatte die schöne Eva an der Hand, die in holdseliger Scham geglüht habe, wie eine Essigrose. Der Müller habe ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet.

Da habe der Hannjörg dagestanden, wie eine Bildsäule, wie Loth's Weib, habe, kreidebleich, Maul und Nase aufgesperrt und endlich herausgestottert: Was ist denn das?

Er, sagte da der Müller, ich hab' in meinem Brief einen Fehler gemacht, daß ich schrieb: Eure Tochter, weil ich damals meinte, sie könne meines Sohnes Frau werden, aber das ging nicht. Ein rechtschaffener Vaterbruder und Vormund sollte sein Bruderskind und Mündel ansehen, wie seine Tochter, und auch so halten, so meint' ich's später, und so möcht's stehen bleiben. Mein Peter war gestern hier, wo Ihr leider nicht da waret, und hat die Freierei fix und fertig gemacht. Da Ihr uns nun so freundlich aufnahmet, so dacht' ich, Ihr wüßtet Alles, und habt ja auch Jawort und Segen gegeben, wie der Nachbar da Zeuge ist!

Da machte der Hannjörg ein Gesicht, das kein Mensch beschreiben kann; aber er war gefangen. Der Peter hatte auch gesorgt, daß die Geschichte bald endete; der Wagen fuhr vor und sie setzten sich auf.

Aber, rief da der Hannjörg, das Mädchen hat ja seine Kleider und Kiste nicht!

Die schenken wir Euch! rief der Peter, und der Wagen rollte fort.

In dem Augenblicke kam das Christinchen herunter gerannt und rief: Ach, Herr Je! sie fahren ja fort! Ist's nichts, Vater!

Da gab mir der Hannjörg einen Stumper, daß ich zur Hofthüre hinausfuhr, und er schlug sie zu, daß sie in den Angeln krachte. Also erzählte der Nachbar. —

Wir brachen in ein Lachen ohne Ende aus. Bald war's in dem ganzen Dorfe bekannt, und Alles lachte und gönnte dem Hannjörg die Dunke und der lieben Eva ihr Glück.

Als jetzt der Schmiedjacob schwieg, lachten Alle herzlich. Aber der Gevatter sagte ernst: Ihr Kinder lacht nicht! Es ist in der Geschichte etwas, was ich heraus gefunden habe. Es erinnert mich an das Schriftwort: Der Herr widerstehet den Hoffärtigen, und den Demüthigen gibt er Gnade; es erinnert mich daran, daß der Wittwen und Waisen Vater im Himmel ist, und daran, daß der Herr gesagt hat: Rufe mich an in der Noth, und ich will dich erhören, und du sollst mich preisen!

Da wurde es stille, und ein Jedes dachte dem nach und fand, daß der Gevatter Recht habe.

Das Kathrinchen aber, das Alles aus dem Ff wissen will, sagte: Schmiedjacob, ich seh's Euch an, Ihr seid mit der Geschichte noch nicht am Ende. Wie ging's in der Mühle? frag' ich zuerst, und wie ging's des Hannjörgs Christine? frag' ich zum Zweiten. Darauf müßt Ihr mir Antwort geben!

Das will ich und kann ich auch, sagte er. In der Mühle gab's bald eine fröhliche Hochzeit, und der folgte bis heute ein gottseliges, zufriedenes, glückliches Leben. Die Eva war wie ein Engel Gottes in das Haus gekommen, und mit ihr ein reicher Segen in Glück und Freude und auch im Wachsthume des Wohlstandes.

Der Müller und seine Frau wurden wieder jung in ihrer Kinder Glück, und die lieblich blühenden Enkel und

Enkelinnen, deren ein hübsches Häuflein um sie herum spielte, waren ihres Alters Lust und Freude. Sie sind Beide längst todt; aber ihr Andenken lebet in Segen bei ihren Kindern, Enkeln und bei den Armen.

Bei Hannjörg's in Rothenberg wurmte das Leid lange Zeit. Sie ließen sich fast gar nicht sehen. Endlich aber war's überwunden und Niemand sprach fast mehr davon. Auch mit den neun und vierzig Freiern in der Woche stand's schief, denn es kam keiner. Endlich hing sich das Christinchen an einen Windlips aus der Stadt, und heirathete ihn. Der war eckig und grob, und lehrte Beide, wo Barthel den Most und den Wein holt. Er spielte, trank und trieb's, wie es die lustigen Buben in der Stadt treiben. Der Alte hatte die Kurasche nicht, etwas zu sagen, weil er Mißhandlungen fürchtete. Er sah sein Gut mit Macht und Schnelligkeit zu Schanden gehen. Das brach ihm das Herz. Er starb, und Niemand weinte um ihn. —

Mit dem Geld und Gute ging's, wie Peter's Goth' gesagt hatte: Es war kein Segen drin, wohl aber ruhte der Fluch des Unrechtes darauf. Es ging fort, wie Fahrsamen, wie Spreu im Winde!

Unglücksfälle, dumme und faule Saufhändel, Liederlichkeit des Mannes — Alles brach herein, wie auch Christinchen, das die leibhaftige Großmutter, die alte Zecke, war, geizte und sparte.

Es war ein Glück, daß sie keine Kinder hatten; denn,

als sie etwa zehn Jahre gehaust hatten, war Alles rein fort, und sie am Bettelstabe. Sie zogen nun in die Stadt, wo er Boten ging und sie Wäscherin wurde; aber er starb bald, weil er ein Branntweinsäufer war, und sie lag lange krank im Spital und ist vor einigen Jahren gestorben. Die Leute sagen: sie habe sich noch auf ihrem langen Siechbette zu Gott gewendet. Gott gnade ihrer Seele!

Und in der Spinnstube war's den ganzen übrigen Theil des Abends stille. Jedes dachte dem Gehörten nach, und der Schmiedjacob meinte in seinem stillen Sinn, eine Nutzanwendung sei nicht nöthig.

4. Wie sich das Gute allemal belohnt.

Es ist gewiß allen Lesern der Spinnstube bekannt, daß in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Unsicherheit weit größer war, als heutzutage; nicht, weil's damals mehr Spitzbuben gegeben hätte, als jetzt, — wir haben leider daran auch keinen Mangel, — sondern weil keine wachsame, ordentliche Polizei ihnen auf die Finger klopfte und sie bei Zeiten in Nro. Sicher brachte.

Viele erinnern sich noch heutzutage, welchen Schrecken ihren ehrlichen Eltern die Bande des Schinderhannes machte, der auf dem Hunsrücken, im Nassauischen und hinauf bis in die Pfalz sein Unwesen trieb, und den sie doch kaum fangen konnten. Nun ist es gut, daß jeder Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. Am Ende haben sie

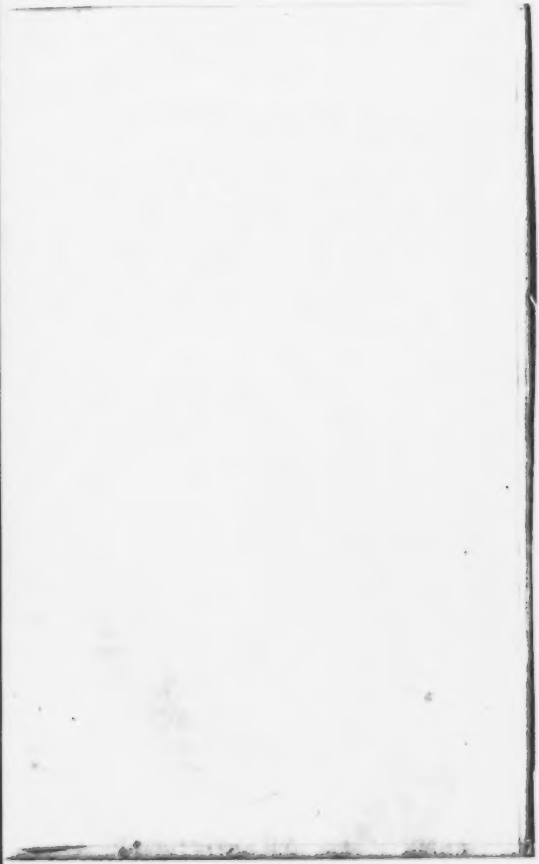

ihn doch erwiſcht und in Mainz hat er die wohlverdiente Todesſtrafe erlitten.

Damals waren die Leute übel daran, die auf einzelnen Höfen und Mühlen wohnten, und da war Vorſicht allerdings nöthig.

Das Wort des Apoſtels Paulus: „Herberget gerne!“ das noch bei meinen lieben Bauersleuten recht vergnügt gegen arme Wanderer ausgeübt wird, machte damals einmal, daß es Streit zwiſchen einem ſonſt ganz braven, aber etwas harten Mann und ſeiner chriſtlich milden Frau gab.

Es waren nämlich Hofleute, die auch allein und weit ab von den umliegenden Dörfern wohnten.

Auf dieſen Hof kam eines Abends ein armer Jude, ſo müde, daß er kaum mehr einen Fuß vor den andern ſetzen konnte, und ſagte zu dem Hofmanne: Seid doch ſo barmherzig, und gebt mir um Gottes willen eine Nacht Herberge bei Euch. Ich bring's bis zum nächſten Dorfe nicht mehr fertig! Ihr verdient einen Gotteslohn an einem armen Manne!

Bleib' mir vom Leibe, Hebräer, ſagte, kurz aufgebunden, der Hofmann.

Ach, ſagte der arme Jude, Ihr habt ja Euer Heu zu Haus und es iſt warm. Ich will Gott danken, wenn ich auf dem Heu liegen kann.

Bleib' mir vom Leibe, Hebräer, ſagte wieder der hartherzige Hofmann; heutzutage beſinnt man ſich, ehe man unbekannte Leute in ſein Haus aufnimmt, beſonders wenn man allein wohnt, wie ich.

Gott weiß es, ſagte der Jude, ich bin ein armer Jud, aber ein ehrlicher. An meiner Hand klebt kein Unrecht.

So kann Jeder ſagen, war des Hofmanns Antwort, aber, wer's ihm glaubt, wird geſtraft!

Als der Hofmann das ſagte und der arme Jud ganz traurig gen Himmel blickte, konnt's die Hoffrau nicht mehr über ihr Herz bringen, ſie trat herzu und ſagte zu ihrem Mann: Jacob, weißt du nicht, daß der Apoſtel ſagt: Herberget gerne? und der Herr zu uns am jüngſten Tage ſagen will: Ich bin ein Fremdling geweſen, und Ihr habt mich nicht beherberget?

Geh', alte Betschwester, sagte zornig der Hofmann, bleib' mir mit deinen Bibelsprüchen, wie mit dem Juden da, vom Leibe! —

Schäme dich vor dem Juden, der du den Namen des Christen trägst und unchristlich handelst, sagte die Frau! Wenn etwas Aehnliches einmal dir oder mir oder deiner Kinder Einem begegnete, sag', wie wär's uns oder ihnen? Du willst Nichts von der Bibel hören? Denkst du nicht mehr daran, als du so lange krank warst, wie sie dich erquickte, wenn ich dir daraus vorlas? Im Unglücke war dir das Wort Gottes schon recht; jetzt aber, wo du gesund bist, soll's dir vom Leibe bleiben! —

Der Hofmann brummte Etwas in den Bart und ging weg.

Die Frau aber sagte zu dem Juden freundlich: Kommt Ihr herein in Gottes Namen! Sie führte ihn liebreich herein, weil der arme Mann nicht mehr gehen konnte, machte ihm in der Küche ein Fußbad, kochte ihm Eier ab, die ein Jude essen darf, und legte ihm ein unangeschnittenes Brod vor, daß er sich's anschneiden möchte, damit er davon essen dürfte, und als der alte Mann erquickt und gesättigt war, und nicht die hohe Leiter hinaufklettern konnte auf den Heustock, so warf sie ihm eine Menge Heu herunter, legte ihm ein frisches Leintuch darauf und sagte: Nun schlaft Euch hübsch aus und Gott sey bei Euch!

Und als der Jüd seinen Riemen um den Arm wickelte und betete, da sprach er: Herr Zebaoth, der du die Mildherzigen segnest, segne dies Haus um des frommen Weibes willen, das Barmherzigkeit an mir thät, und vergilt's ihr viel tausendmal! Und darauf legte er sich und schlief ein.

Als der Hofmann heimkam, brummte er: Du bist eine barmherzige Schwester; nimmst alles Lumpengesindel auf! Wenn nun so ein Kerl mit dem Schinderhannes im Bunde steckte und machte ihm Nachts die Scheuerthür auf. Wie dann? —

Das thut der arme, alte Mann gewiß nicht, sagte zuversichtlich die Frau.

Ich will einmal aus Vorsorge meine Flinte laden, sagte der Hofmann, und unsere Schlafstubenthüre tüchtig zuriegeln.

Nun wurde von dem armen Juden Nichts mehr geredet; aber der Hofmann lud seine Doppelflinte und setzte sich in den Kleidern in den Sorgstuhl, damit er bei der Hecke wäre, wenn's Noth thäte. Er war aber in der Ernte, die just im Gange war, müde geworden, und schlief bald hart und fest ein.

Das Alter schläft nicht lange. Es ist sein Loos, daß es frühe wach ist. Es mochte ein bis halb zwei sein, da wurde der Jude in der Scheuer wach und hörte vor dem Scheuerthore Leute herumschleichen. Das wurde ihm bedenklich.

Als er schlafen ging, hatte er gesehen, daß eben über dem Scheuerther ein ganzes Gefach offen war, wahrscheinlich, um als Zugloch zu dienen, und daß inwendig eine Leiter an dem Loche stand, die bis ebenhin reichte.

Er macht sich auf und kriecht leise an das Scheuerthor, und hört, daß fünf bis sechs Männer dastehen, die miteinander flüstern.

Ich weiß, sagte der Eine, daß inwendig an dem Loch eine Leiter steht, ich hab' sie heute stehen sehen, als ich vorüberging und zu dem kleinen Thürchen hineinsah.

So laßt uns eine Wagenleiter abmachen und hinaufsteigen, so sind wir drinnen! sagte ein Andrer.

Jetzt gingen sie hinter das Haus, wo der Erntewagen stand. Der Jude stellt langsam die Leiter weg von dem Loch und schleicht in das Haus, an die Stubenthür, und klopft leise.

Der Hofmann erwacht. Was gibt's? fragt er.

Hofmann, steht um Gottes willen auf und macht Licht! ruft der Jude. Es sind sechs Räuber da, die wollen mit einer Leiter von Eurem Erntewagen zu dem Loch über dem Scheuerthore hereinsteigen. Ich hab' sie gehört und die Leiter weggestellt. Kommen sie herauf, so muß der Erste herunterstürzen. Macht Licht, steckt die Laterne an und ladet Eure Flinte! aber schnell!

Die Frau war auch erwacht und sagte: Siehst du nun, welch' ein Segen meiner Wohlthat folgt? Ohne den armen, alten Juden in der Scheuer, was wär' aus uns geworden? —

Beide machten sich nun zurecht; aber der Mann konnte

vor Zittern kein Licht anbringen, und die Frau vor Schrecken ihren Rock nicht finden.

Da that's plötzlich einen fürchterlichen Schlag, und in dem Augenblicke rief der Jude aus vollem Halse: Halleh! Halloh! den haben wir! Herbei Ihr Leute, herbei! Spitzbuben im Hause! Zu Hülfe! zu Hülfe!

Da hörte der Hofmann, wie sie an den Laden vorbeiliefen. Er riß das Fenster auf, stieß den Laden zurück und feuerte seine zwei Flintenläufe ab ins Dunkel hinaus. Das hörte der Nachtwächter im Dorf, und gleich drauf läutet es Sturm. Die Bauern kommen und fangen noch zwei von den Räubern, die sich in Kornhaufen auf dem Felde versteckt hatten, wo sie des Nachtwächters Spitz entdeckte.

Mittlerweile hatte die Hoffrau ihren Rock gefunden und der Hofmann Licht gekriegt. Knechte und Mägde eilten herbei, und sie fanden den Juden, der auf einem Kerl in der Tenne kniete und ihn niederhielt.

Den griffen sie und banden sie gleich fest. Er hatte sich bloß ein Loch in den Kopf gefallen, sonst aber sich nicht wehe gethan. Und als sie ihn genau betrachteten, war's

ein schlechter, verrufener Mensch aus dem nahen Dorfe, der gleich bekannte, er habe mit den Spitzbuben gemeinsame Sache gemacht, und den Anschlag gegeben, durch das Zuglech hereinzusteigen, wo er am Tage die Leiter habe angelehnt stehen sehen; es sei auf nichts Geringeres abgesehen gewesen, als die Hofleute zu ermorden, dann Alles auszurauben, weil Knechte und Mägde hinten hinaus schliefen, und alsdann den Hof anzustecken, damit man sie nicht etwa verfolgen könne.

Die drei Gauner wurden der Obrigkeit überliefert, den Juden aber bewirthete der Hofmann mehrere Tage mit Freuden, und entließ ihn dann reich beschenkt.

Die Frau aber sagte zu ihrem Manne: Siehst du, wie sich jede Gutthat reich belohnt! Hätte deine Hartherzigkeit den armen Juden fortgestoßen, wer weiß, ob wir noch lebten? Gott hat ihn zum Werkzeug unserer Rettung gemacht, weil wir ihm barmherzig waren!

Der Hofmann schwieg beschämt, aber später sagte er: Liebe Frau, du hast mir eine Lehre gegeben, die hab' ich mir ins Herz geschrieben! Und von da an war er nie mehr hart gegen Arme und Herberge heischende Wanderer.

3. Ein Räthsel.

Ich trage Borsten, wie ein Schwein,
Will aber doch nimmer ein solches sein.
Wer sagt, daß ich eins wär',
Der lügt gar sehr;
Denn Alles, was unrein ist, mach' ich gleich rein!

6. Altes Gold.

Man hört heutzutage so viele Klagen über heruntergekommenen Wohlstand und große Lumperei, daß man versucht wird, einmal nach den Quellen zu fragen. Seit der sogenannten Freiheit hat das Uebel so überhand genommen, daß es Einem einen Schauder austreibt und man das Herz bluten fühlt, wenn man die armen Kinder sieht. Aber es ist nicht immer und überall die wenige Arbeit! Bei der Bürgerwehrnarrheit ist Mancher zum Lumpen geworden. Ging's aus zum Exerciren, das ohnehin ein Soldatchesspielen alter Narren war, so wurde Eins getrunken; war man ein Bißchen mit dem Kühfuße spaziert, so wurde Eins getrunken; ging man endlich heim — ditto. Das gab dann pfeilschnell eine edle Gewohnheit. Das erinnert auch

an ein Sprüchlein, das man hätte in die Bürgerwehrfahnen recht groß hinein ſchreiben ſollen. Es heißt:

Viel Zechen und Gaſten
Leert Beutel und Kaſten
Und führet zum Faſten!

Hinter der ſogenannten Bürgerwehr iſt ein allgemeiner Faſttag in viele Familien gekommen. Geb's Gott, daß es auch ein Buß- und Bettag war! Aber das Sprüchlein gilt auch jetzt, wo die Leute von der allgemeinen Bewaffnungskrankheit hergeſtellt ſind; gilt in Städten und in Dörfern, vorab den Hausvätern, die ſo einen mächtigen Zug in der Seele zum Wirthshauſe haben, daß ſie den Feierabend ſchon am hellen Mittag anfangen; es gilt auch den Hausmüttern, die ſo gerne die Frau Baſe und die Frau Nachbarin beim Kaffe zu ſich laden. Möchten ſie's um ihrer ſelber und ihrer armen Kinder willen bedenken und laſſen; denn ein anderes ebenſo gutes Sprüchlein ſagt:

Wer will mehr verzehren,
Als Arbeit will gewähren,
Mag vor Mangel nicht ſich wehren!

Die Werkſtatt und die Küche ſtehen häufig ſo zu einander, daß die letzte ſchon fertig iſt, wenn die erſte noch hobelt, ſchneidert, ſchuſtert. O weh! o weh! Da trifft das zweite Sprüchlein ein mit all ſeinem Elende. Wer iſt ſchuldig dran? Mann oder Frau, oder alle Beide? Wie ſoll's in Krankheit werden? Wie, wenn die Kinder heranwachſen? Wie, wenn das Alter kommt, wo die Hand matt, das Auge trübe wird, und die jungen Meiſter die Arbeit wegfiſchen?

Der Weg zum Verderben
Iſt: Viel verthun und Wenig erwerben!

So ſagt ein drittes Sprüchlein, und iſt ein Wegweiſer für ſolche Leute in das Spittel oder zum Bettel. Und wenn auch die Erfahrung das lehrt, es iſt entſetzlich, wie wenig es beachtet wird. Der Grund des Unheils liegt in der Zunge. In der

Zunge? fragt Ihr. Ja wahrlich! Das vierte Sprüchlein sagt:

Gutschmäcke macht Bettelsäcke!

O, wie Mancher kann dieß Liedlein singen, und singt's mit blutendem Herzen im Alter, wo der lange Tag, der bei den Juden nur einmal im Jahre das Fasten bringt, immerwährend da ist, Jahr aus, Jahr ein! Die guten Lehren kommen freilich allemal wie eine Uhr, die zu spät geht, hintennach; aber wenn Ihr Euch Alle ein fünftes Sprüchlein merken wolltet, so ging's wahrlich besser. Das lautet:

Willst du sparen?
Fang' an in jungen Jahren.
So wirst du wohl im Alter fahren!

Das ist so eigentlich das Punktum für die vier ersten Sprüchlein, und sollte in jeder Haushaltung, die sich anfängt, über der Thüre geschrieben stehen, wo man es immer sähe. In jungen Jahren sich etwas versagen, ist leicht. Man kann's leicht missen; aber im Alter thut's weh, und wer im Alter zu sparen anfangen will, erinnert euch an das Kinderspröchlein im A-B-C-Buch, das so heißt:

Was Hännschen nicht lernt, lernt Hanns nimmer.

Drum fang' als Hännschen an, so brauchst du's als Hanns nicht mehr, und kannst am Feierabend ausruhen, wie es einem ehrlichen, fleißigen Arbeiter zukommt.

7. Eine Anekdote.

Jedermann weiß, daß in einer Universitätsstadt so ziemlich alle Leute in dem Punkt ausstudirt haben, wie sie den Studenten das Geld aus der Tasche heraus und in die Ihrige bringen.

Das verstand aber in einer solchen Stadt Niemand besser, als ein Kutscher und Reitpferdevermiether. Der Mensch war ein ausgeheckter Spitzbube; hatte Kutschen, die, wer weiß, wie alt waren, und doch schwer bezahlt werden mußten, wenn sie ein Student miethete. Wurde etwas daran zerbrochen, so mußten die Studenten so viel dafür zahlen, als die alte Schartecke werth war. Miethete Einer ein Pferd, das in der Regel steif und blind war, so ging's kaum besser. Ueberdies ließ er sich, wenn ein Pferd bestellt wurde, gleich die Hälfte vorausbezahlen, die er behielt, wenn der Ritt nicht vor sich ging.

Einmal hatte auch eine Gesellschaft Studenten einen Ritt nach einem benachbarten Lustorte verabredet, und Einer von ihnen ging zu dem Pferdevermiether und bestellte sich ein Pferd zu dem Ritte. Sie müssen mir aber einen Gulden drauf geben, sagte der Vermiether. Der Student, der den Menschen kannte, gab den Gulden, weil er das schönste und beste unter den schlechten Pferden ausgesucht hatte.

Durch das Unwohlwerden dessen, der die Reitpartie veranlaßt hatte, unterblieb sie aber.

Der Student, der auch ein Schalk war, dachte: Wie kriegst du nun deinen Gulden wieder? Er sann eine Weile nach, dann packt er auf und geht zu dem Vermiether.

Zeigen Sie mir das Pferd noch einmal, sagte er.

Der Vermiether führt ihn arglos in den Stall, wo das Pferd steht, und der Student betrachtet lange das Pferd von allen Seiten sehr ernst, dann zieht er einen meissingnen Maßstab aus der Tasche und beginnt das Pferd vom Halse bis zum Schweife zu messen, und wieder zu messen.

Als er endlich fertig war, ſagte er ruhig zu dem Vermiether: Haben Sie nicht zwei Sättel bei der Hand?

Gewiß, ſagt der, aber wozu?

Das wird ſich zeigen, verſetzte der Student; ich möchte gerne eine Probe machen. Es ſollen nämlich Zwei auf dem Pferde reiten, und es iſt lang genug dazu, wie ich glaube; doch möcht' ich ſicher ſein!

Was? ſchrie der Vermiether, Zwei auf dem Pferde reiten? Sind Sie verrückt? Meinen Sie, ich ließe meine Thiere ſo zu Grunde richten? Nein, nun kriegen Sie das Pferd nicht.

Das will ich einmal ſehen, ſagte der Student und ſtellte ſich zornig. Ich habe das Pferd gemiethet, ohne daß davon die Rede war, wie ich es benutzen wollte! Ueberdies habe ich einen Gulden darauf bezahlt!

Hier iſt Ihr Gulden, rief zornig der Vermiether und reichte ihm das Geld.

Der Student nahm es ruhig, ſteckte es ein, und ſagte: Jetzt iſt's gut. Es war mir nur drum zu thun, aus Ihren Händen meinen Gulden wieder zu erretten. Es hat kein Menſch dran gedacht, zu Zwei auf dem Pferde zu reiten!

Lachend ging der Student ſeines Weges; der Vermiether aber wollte ſchier berſten vor Aergerniß und Zorn, daß er ſich ſo hatte überliſten laſſen.

---

8. Ehrlich währt am Längſten.

Es iſt himmelſchreiend, ſagte eines Abends der Schmiedjacob, wie die Leute gleich Alles über Bauſch und Bogen zuſammenwerfen, wenn ſie einmal von einem Spitzbuben geprellt werden! Dann heißt's gleich: Es gibt keine Ehrlichkeit mehr unter den Menſchen! Da kann ich mich immer fürchterlich ärgern, wenn ich ſo ein unbeſonnenes, unbedachtes Wort höre! Geſtern ging mir's wieder einmal ſo, und ich wollte eben dem, der das ſagte, den Kopf waſchen, als es ein Anderer übernahm durch die Erzählung einer Geſchichte, die er erſt kürzlich erlebt hatte.

Die müßt Ihr uns doch auch wiedererzählen, ſagte Nachbar Veit.

Warum nicht? war des Schmiedjacob's Antwort.

Ihr wißt, ich war geſtern in der Stadt. Als ich meine Geſchäfte abgemacht hatte, ging ich in den goldenen Pflug, um ein halb Schöpplein Wein zu trinken und mich dadurch zu meinem Heimgange zu ſtärken, denn die alten Knochen wollen nicht mehr recht fort und der Stelzfuß iſt

auch keine Dampfmaschine, die unser Einen fortzieht, wie auf der Eisenbahn.

Da saßen, weil es Sonntag Nachmittag war, eine große Anzahl Bürger an den Tischen und thaten, was ich auch thun wollte, nur im Generalmarsch und Sturmschritt mitunter.

Wie es da so geht — der erzählt Dies, der Andere Das. Erzählt auch Einer, wie ihm ein Schneider das Tuch zu einem neuen Rocke verpfuscht, das gute, was er ihm gegeben, verkauft und schlechteres dagegen gekauft und ein Erkleckliches dadurch profitirt habe.

Da wurde denn der unehrliche Meister tüchtig durch eine scharfe und wohlverdiente Hechel gezogen, und der, dem es passirt war, sagte: Ja, liebe Freunde, es gibt heutzutage keine Ehrlichkeit mehr in der Welt, und das Sprüchlein: „Ehrlich währt am Längsten" muß ausgestrichen werden! Viele stimmten gleich ohne Weiteres bei.

Wie gesagt, mir lief schon die Galle über und ich wollte eben drein fahren, da erhob ein alter, wohlgekleideter Mann, dessen schneeweißes Haar gewiß eine Krone der Ehren war, die auf dem Wege der Gerechtigkeit erworben worden war, seine Stimme und sagte: Man sollte doch nicht gleich so das Kind mit dem Bade zum Fenster hinaus schütten! So wird das Vertrauen nur mehr getödtet, dessen wir in der Welt so sehr bedürfen. Wie Eine Schwalbe keinen Sommer bringt, so macht auch Ein Spitzbube noch nicht, daß alle Menschen Spitzbuben sind. Ich muß da eine Geschichte gegen Eure setzen, die in meiner Nachbarschaft vor etwa vierzehn Tagen sich ereignet hat. Ich sehe, Ihr kennt sie Alle nicht, sonst würdet Ihr einem so ungerechten Verdammungsurtheile nicht so, mir nichts, dir nichts, beigestimmt haben.

Ihr Alle, oder doch Viele von Euch kennen den armen Schreiner Büttner in der Langgasse. Der Mann hat neun lebendige Kinder, von denen nur das älteste, ein Mädchen, durch Nähen etwas zur Erhaltung der Familie beiträgt. Er ist heruntergekommen, weil er einen großen und kostbaren Holzvorrath sich nicht anschaffen kann und auch früher nicht kannte, obwohl er einer unserer geschicktesten Schreiner ist und ebenso dauerhaft als geschmackvoll arbeitet. Ueber-

dies haben die sogenannten Möbelmagazine die armen, kleinen Meister fast nur auf die Reparatur- und Bauschreinerei herabgedrückt.

Wie gesagt, der Mann ist so arm, daß er oft Tage lang kein Brod für sich und seine armen Kinderchen hat, die dennoch nicht betteln gehen, sondern lieber den schwarzen Hunger leiden.

Das hat man so gar nicht gekannt, wie es eben durch die Geschichte herausgekommen ist.

Der Rath Bolker, den Ihr Alle kennt, ist ein alter, kurioser Kautz. Er ist steinreich; aber er hat sein Haus noch möblirt, wie er es vor sechs und vierzig Jahren einrichtete, als er sich verheirathete.

Die alten Möbel werden immer wieder geflickt, geleimt und ausgepant. Wie auch seine Töchter jammern, er ist nicht zu bewegen, daß er neue kaufe.

Diese Möbel haben mir treu gedient, sagt er; wie undankbar wäre es, wenn ich sie jetzt in die Rumpelkammer stellte? Mein Landesherr läßt mich, der ich auch ein altes Stück Möbel bin, im Amte, so lange er mich brauchen kann. Seinem Beispiele folge ich. Dankt er mich einmal ab, so wird gleich das ganze Haus neu möblirt. Bis dahin sollen diese Geräthe, die mit mir alt geworden sind, mir dienen. Ueberdies, sagt er, ist mir so heimlich in ihrer Nähe. Sie haben, wie treue Freunde, Glück und Unglück mit durchgemacht. Und wie der Arzt an mir flickt, daß die alte Hütte zusammenhält, so soll der Schreiner an den alten Geräthen so lange flicken, als er es vermag. Nun hat der alte Herr einen Secretär oder so ein Schreibepult, wie man es vor etwa achtzig Jahren machte, das er von seinem Vater noch ererbt hat. Der hat sein ganzes Leben vielleicht daran geschrieben und er nun auch. Oben hat es ein Schränkchen und zu beiden Seiten Schubladenreihen. Unten zieht man das Schreibebrett heraus und dann rollt sich eine runde Walze zurück, die das Innere öffnet. Ganz unten sind große Schubfächer, wie an einer Commode.

In diesem uralten Geräthe hat nun schon gar lange Zeit ein Holzwurm seine Wohnung genommen, der Tag und Nacht unermüdlich an seiner Zerstörung arbeitet.

Der Rath hat starkriechende Dinge hineingelegt; aber der Zerstörer hat sich nicht daran gekehrt. Er hat auch versucht, es auszuschwefeln, um den Feind so zu tödten, das hat auch nicht verfangen wollen.

Da läßt er denn vor etwa vierzehn Tagen den ehrlichen Schreiner Büttner kommen und klagt ihm seine Noth, und sagt ihm, daß, wenn er ihm das liebgewordene Schreibepult rette, den Zerstörer tödte und das zernagte Holzwerk wieder herstelle, er ihm fünfzehn Thaler geben wolle. Es begreift sich leicht, daß der alte Herr, der des Mannes Noth kannte, ihm zugleich eine Wohlthat wollte zufließen lassen.

Büttner besieht sich das Pult und sagt dann bescheiden, wie er ist: Herr Rath, da alte Liebe nicht rostet, so muß man auch den Gegenstand zu schätzen und zu erhalten suchen. Ich will's versuchen. Gelingt's, so soll's mich doppelt freuen, weil ich Ihnen etwas Angenehmes erweise und ein sehr schönes Stück Geld verdiene, was mir, bei meinen neun gesunden Mäulern, wahrlich Noth thut.

Glaub's wohl, sagte der Rath, und damit er mit Lust und Liebe dran geht, will ich ihm gleich fünf Thaler Vorschuß geben, zumal er ja auch Jemand haben muß, der ihm das Schreibepult in seine Werkstatt tragen hilft.

Der arme Büttner nimmt mit heißem Danke das Geld und gesteht dem alten Herrn mit Thränen, daß er und seine Familie seit gestern Abend keinen Mund voll Brod im Hause gehabt hätten.

Nun wird das Pult gehelt, und der Rath sagt zu seiner kreuzbraven Frau: Schick' mir gleich dem armen Büttner an Eßwaaren, was du auf- und losbringen kannst.

Das geschieht getreulich und nicht mit knickrer Hand, und mit dem Schreibepult kommt Segen und Freude in den Kreis der darbenden Familie.

Da nun der Meister an Arbeit keinen Ueberfluß hat, macht er sich gleich dran, und nimmt das Pult auseinander, um den Sitz des mörderischen Holzwurmes zu entdecken. Es gelingt ihm zu seiner Freude, den Feind in einer Seitenwand aufzufinden, gerade unter der Walze, zu deren Seite innen wieder zwei Reihen kleiner Schubladen herablaufen, die die Walze, wenn sie verschlossen wird, ebenfalls

deckt. Zwiſchen dieſen Reihen Schubläden iſt eine Niſche, und in der linken Wand dieſer Niſche ſitzt der Racker.

Dieſe Wand heraus zu nehmen und durch eine neue zu erſetzen, iſt nun die Aufgabe, die ich aber hier leichter auszuſprechen im Stande bin, als ſie der Meiſter ausführt; denn die ganze Geſchichte dreht ihm unter den Händen zu zerbrechen.

Mit gehöriger Vorſicht gelingt es ihm indeſſen doch, ohne den ganzen Bau des Schreibpultes zu zerſtören. In der Freude ſeines Herzens wirft er auf der Stelle die Behauſung des verhaßten Holzwurms in den Ofen und kehrt dann zu der Lücke zurück; aber wie erſtaunt er, als er genauer nachſieht! Da iſt ein außerordentlich verſteckter, heimlicher Schubfach, an das er, obwohl Kenner in ſolchen Dingen, hier nicht gedacht hätte. Noch mehr erſtaunt er, als er das Schubfach mit lauter kleinen Rollen angefüllt ſieht!

Faſt zitternd ergreift er eine davon; öffnet ſie und — hellglänzendes Geld leuchtet ihm in die Augen! —

Welch' ein Reichthum! rief er aus — und welche Armuth! mußte er, an ſich und die Seinen denkend, hinzuſetzen.

Da flüſterte ihm der Verſucher ins Ohr: Der alte Rath wußte und weiß es nicht. Er hat doch genug, und es thut ihm nicht wehe, es zu entbehren. Du könnteſt dadurch dich und deine Familie glücklich machen. Behalt's!

Tauſend Andere hätten ſich vielleicht nicht lange beſonnen und wären der Verſuchung anheimgefallen.

Büttner faltete ſeine Hände und betete: Führe uns nicht in Verſuchung! — Es iſt nicht mein, ſagte er zu ſich, und das Gebot ſagt: Du ſollſt nicht ſtehlen! Wie undankbar handelte ich an dem edlen Manne, der mich ſo menſchenfreundlich unterſtützt! Nein, lieber arm und ehrlich, als reich und beſchwert im Gewiſſen! Ehrlich währt am Längſten! So ſagt er zu ſich ſelber, und mit dieſen Gedanken und Worten faßte er das Schubfach, deckte ſeine Schürze drüber und lief eiligſt zum Rath Völker. Herr Rath, ſagte er, als er ins Zimmer getreten war und ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte, der Holzwurm ſammt ſeiner Haushaltung und Familie hat in meinem Ofen das Zeitliche geſegnet. Das Pult war wohl werth, daß es reparirt

wurde, denn ſehen Sie, welch' ein Vogelneſt mit goldenen Eiern ich darinnen gefunden habe!

Mit dieſen Worten ſtellte er das Schubfach mit den Geldrollen vor ihn auf den Tiſch.

Der Rath blickte mit Erſtaunen, aber auch mit tiefer Rührung, bald das Geld, bald den ehrlichen Schreiner an, und in ſeinem Auge glänzte Etwas, darinnen ſich ein gutes Menſchenherz ſpiegelte. Ach, ſagte er endlich, das ſind die Tauſend Dukaten, von denen mein ſeliger Vater in ſeinem Hausbuche geredet hat, und die ich, nach dieſen Worten, im Pulte finden ſollte. Ich ſuchte genau, fand ſie aber nicht, weil ich das verborgene Gefach gar nicht kannte. Er iſt ein braver Mann, Meiſter Büttner, und Gottlob! daß es noch Treue und Redlichkeit in der Welt gibt! Aber weiß er, wie man ſagt, wenn Einer Etwas findet?

Büttner ſchwieg.

Halbpart! rief immer fröhlicher werdend der Rath aus. Hat Er's nicht geſagt, ſo ſag' ich's jetzt für ihn! Alſo ehrlich Halbpart!

Ach, ſpaßen Sie nicht, Herr Rath, ſagte Büttner, und ſeien Sie ſo gütig und machen Sie das Käſtchen leer; ich brauche es, um die Feder wieder herzuſtellen und raſch an die Arbeit zu gehen.

Der Rath faßte des Mannes harte Hand und ſagte: Meint Er, es ſei ein dummer Scherz, den ich mit Ihm machte, ehrlicher Meiſter? Nein, dafür bin ich zu alt und Er mir zu gut. Es iſt mein voller Ernſt. Das Geld iſt ein Fund. Ihm gebührt von Gottes und Rechts wegen die Hälfte!

Der Meiſter wollte ſich wehren, aber das half Nichts. Fünfhundert Goldducaten lagen in ſeiner Hand.

Allmächtiger Gott! rief er aus.

Ehrlich währt am Längſten, ſagte der Rath Völker; aber was nun damit machen? Hat er Schulden? —

Ja, theurer Herr Rath!

So lauf' Er gleich hin und laß Er ſich überall die Berechnung machen, und bring' Er ſie mir her. Aber heim geht Er nicht. Seine Frau braucht's noch gar nicht zu wiſſen, daß ſie bezahlt werden, bis ſie es ſind.

Jetzt merkt Er's erſt, daß es Ernſt iſt und will ſich in Dank ergießen.

Stille! ſagt der Rath. Thue Er gleich, was ich Ihm geſagt, und er drängte ihn ernſtlich fort.

Bis gegen Mittag waren alle Plackſchulden bezahlt, und die Summe war kaum hundert Gulden, die verausgabt war.

Wie ſteht's mit Seinem Hauſe? fragte Völker. Ach, ſagte Büttner, darauf ſind leider noch fünfhundert Gulden zu zahlen!

Hier, rief Völker, nehm' Er die fünfhundert Gulden und bring' Er mir die Quittung!

Auch das wurde berichtigt, und mit thränenſchweren Augen trat der Mann zu dem edeln Völker ein; aber es waren Thränen der Freude und des tiefgefühlteſten Dankes.

Was nun? fragte Völker lächelnd. Ich denke, wir kaufen nun etwa für hundert Gulden gutes, altes Holz an, daß Er einen Vorrath hat. Meine Remiſe brauche ich nur halb, die ſteht Ihm offen dazu. Wir kaufen Lebensmittel und das Uebrige wandert in die Sparkaſſe!

Auch das beſorgte Völker getreulich, händigte die Papiere dem glücklichen Mann ein und wollte von Dank nichts wiſſen.

Das iſt herrlich! riefen Alle, die es hörten. Gott ſegne den Rath Völker!

Sehen Sie, ſagte der Greis, es iſt hart geurtheilt, wenn man ſo obenhin ſagt: Es gibt keine Ehrlichkeit mehr in der Welt! Die gibt's, Gottlob, noch häufig, häufiger, als wir denken, aber auf dem Markte wird ſie nicht ausposaunt, ſondern im Stillen geübt. Das Sprüchlein: Ehrlich währt am Längſten! ſoll alſo nicht ausgetilgt, ſondern recht freudig bekannt und unſeren Kindern ins Herz gepflanzt werden. Nur ſo wird's beſſer in der Welt.

Der Greis hatte sein Schöpplein geleert, nahm seinen Hut nach den letzten Worten und ging. In der Thür aber wendete er sich noch einmal um.

Noch Eins, sagte er: Der Schreiner Büttner wohnt in der Langgasse Nr. 48. Lassen Sie uns dahin wirken, daß er tüchtige Kundschaft kriegt, damit es sich auch dadurch bewähre:

Ehrlich währt am Längsten!

Und mit freundlichem Gruße ging er hinaus.

---

9. Wieder einmal ein Stücklein vom „alten Fritz."

Der große Preußenkönig, Friedrich II., den Ihr, liebe Leser, besser noch unter dem Namen des „alten Fritz" kennet, und der auch Euch Allen in gar gutem Andenken

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR

OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09418/015

irgend eine Freude für sie gab, so war es die, Anderen zu dienen, und insbesondere der Armuth Schutz und Trost, Hilfe und Beistand zu sein und die Kranken zu pflegen. Sie wäre nie in einen Ehebund getreten, wenn ihr nicht der Eltern Bitten so sehr zugesetzt hätten. Sie erkannte, daß sie bei festem Beharren ihre Eltern unglücklich würde gemacht haben, und so ging sie wie ein Lamm zur Schlachtbank mit der Hoffnung, daß sie bald würde durch den Tod befreit werden. Mit dem Reichthum, der ihr zufloß, wollte sie recht wohlthun. Das war die einzige Seite ihrer Heirath mit Steffel, die sie erfreuen konnte. Aber bald sah sie, wie sie sich getäuscht. Sie war kaum über etwas Herr. Ihrer treuen Martha klagte sie ihr Leid. Sie Beide hielten eng zusammen und Martha hätte oft Noth leiden müssen, wenn nicht Eva sie erhalten hätte.

Mit Steffel, ihrem habsüchtigen, geizigen Manne, stand Eva auf einem ganz eigenthümlichen Fuße. In seine Angelegenheiten mischte sie sich nicht, so lange sie sah, daß sie innerhalb der Grenzen des Rechts, der Wahrheit, der Redlichkeit und Pflicht blieben. In seiner Seele lag der Trieb, links von diesen Grenzmarken und Grenzsteinen des Guten abzuweichen und in den Sumpf des Unrechts, der Lüge, der Betrügerei und Übervortheilung einzulenken, namentlich im Handel und Verkehr; da war er schlimmer, als ein Schacherjude, deren Sprache er auch redete, wie „Einer von unsern Leut'." Nahm das Eva wahr, so trat sie mit ihrer strengen Rechtlichkeit dazwischen. Ihr Auge flammte dann; ihre Worte trafen wie Blitzschläge, und Steffel schämte sich vor ihr, und vor ihrer sittlichen Reinheit, Wahrheit und Gewissenhaftigkeit hatte er einen geheimen Schrecken. Nur in seltenen Fällen, und dann mußte es sich um große Vortheile handeln, kümmerte er sich nichts um sie und handelte einmal ganz auf selbsteigene Faust — oder der Zorn mußte ihn übermannt und die Hitzköpfigkeit aus den Angeln gehoben haben. Auch war er im Punkte seines reichen Bauern-Stolzes gar leicht wild und heftig zu machen. Selbst dann wies er sie zurück, was er sonst selten that. Was das Hauswesen betraf, so war er kein Topfgucker und Rechtrippel. Was Eva aus Milch, Butter, Käse, Eiern, jungen Tauben, Hühnern und Gänsen erlöste, darnach fragte er nicht.

Führe deine Haushaltung damit, ſagte er. Meine Mutter machte es auch ſo; aber er ging doch weiter, als ſein Vater gegangen war, Eva mußte ſelbſt ihre und Ammichen's Kleidung beſtreiten aus dieſer Kaſſe. Nun war es das Gute für ſie, daß die Ställe voll milchender Kühe ſtanden, der Hof voll Hühner und Gänſen lief und der Schlag, ſo groß er auch war, von Tauben wimmelte. Die Händler wußten, wo ſie fanden, was ſie ſuchten. Und da floß denn doch mehr in Eva's Barmherzigkeitsſäckel, als Stoffel wußte und meinte.

Daß, als die arme Martha geſtorben war, ihre Waiſe, der Knabe Ludwig, ins Haus kam, war ihm, wie ſchon geſagt, ein Dorn im Auge. Den ganzen Morgen brummte er und knotterte über Alles, bis er endlich mit der Thür ins Haus platzte und Eva gradezu ſagte, er würde den Balg im Hauſe nicht dulden. Eva kannte ihn. Ihr Plan war gereift.

Du ſollſt ihn umſonſt nicht halten, ſagte ſie und ſetzte nun hinzu, was ich Euch ſchon erzählt habe und was Eva zu Lips ſagte. Da klärte ſich ſeine Miene auf, wie wenn nach einem trüben Morgen die Sonne über Nebel und Wolken ſiegt. Nur das Eine ärgerte ihn mächtig, das nämlich, daß Eva doch ſo gar keinen Unterſchied unter dem Bettelbuben und ſeinen eigenen Kindern machte. Das half aber nichts, daß er da grämelte; ſie blieb auf ihrem Tappen und ließ ihn ſich ägern und ſchwatzen. Des Knaben Kraft, Fleiß und Willigkeit lernte er auch allgemach mehr ſchätzen, und ſo ſöhnte er ſich mit ſeinem Daſein im Hauſe aus.

Eine Gefahr ahnete er wegen Ammichen's nicht, obwohl der Knabe als Knabe und das Mädchen als Mädchen den Preis blühender Schönheit überall würden erlangt haben. Kinder, die zuſammen aufwachſen, beſonders die von verſchiedenem Geſchlechte, ſind in vielen Fällen vor dem allzu herzlichen Liebhaben geſichert; denn ſie lernen in der Nähe ihre Unarten und Fehler allzu genau kennen, und ſie ſtoßen ſich eher ab, als ſie ſich aneinander ſchließen. Allein es gibt da auch Ausnahmen, wo nämlich gerade die ſtetige Gemeinſchaft ſie ſo recht zuſammenwachſen läßt. So kam's mit Ludwig und Ammichen.

Sie war ihrer ſchönen Mutter rechtes Ebenbild ſchon

als Kind. Nur ein Jahr jünger als Martha's Ludwig, während Jacob, ihr Bruder, ein Jahr älter war, als Ludwig. Die Drei waren ſchon als Nachbarskinder ſtets innige Spielgenoſſen geweſen, und ſo folgte es denn, daß ſie nun auch ebenſo innige Hausgenoſſen waren. Die Mutter hatte ihre ſtille Freude an dieſer Einigkeit der Kinder. Sie ſah es gerne, daß Ludwig und Ammichen

ſich recht lieb hatten und ſie machte dem Gedanken gerne Raum in ihrem Herzen, daß die Zwei einmal ein Paar würden. Zu ſich ſelber ſagte ſie: So lange ich lebe, ſoll keins meiner Kinder verhandelt und verkuppelt werden, wie ich es geworden bin. Erfahrung geht vor Lehre, ſetzte ſie hinzu und ſeufzte aus tiefſter Bruſt. Armes Weib, ſie kannte ſolch ein verarmtes Leben. Nur ihre Kinder und ihr Glück war auch das ihre und der alleinige Anker der Hoffnung für ſie.

Wie innig aber auch Ludwig an Ammichen hing, das zeigte ſich recht deutlich, als ſie einſt erkrankt war. Er lief in Mitten der Nacht nach dem Arzt und der Apotheke, und keine Ermüdung ſchien er zu empfinden. Er wachte bei ihr, ohne daß je der Schlaf über ihn gekommen wäre.

In ſeinem bleichen Geſicht und in ſeinen feuchten Augen ſah man, wie ſein Herz von Kummer und Sorgen belaſtet war. Jeden Löffel Arznei reichte er ihr und wenn ihn

Eva faſt mit Gewalt drängte, ſich einmal niederzulegen, um ſich auszuruhen, ſagte er: Laßt mich doch hier! Schlafen kann ich doch nicht! — Und — die Angſt um ſie quält mich zu Tode! — Als endlich die Krankheit den höchſten Grad erreicht hatte, fiel er laut weinend Eva um den Hals und ſagte: Mutter, wenn ſie ſtirbt, ſo ſterb' ich auch, das fühl' ich! —

Und das vergaß ihm Eva nie und noch weniger das Ammchen, und als ſie geneſen war, da ſchien es, als ſei alles Kindiſche weg, als ſei ſie mit einem Ruck eine Jungfrau und er ein Jüngling geworden.

Damals fing Stoffel an, ſo etwas zu miſſeln, und ſeitdem hatte er einen Pick auf den Ludwig. Er machte nichts mehr recht. Mit Allem war Stoffel unzufrieden

und mit hundert Augen schien er die Beiden zu beobachten. Die Brille des Argwohns saß auf seiner Nase, und durch die sieht man Alles schlimm. Was aber das Beste für die Zwei war — er fand keine Handhabe für seinen Argwohn. Dazu wirkten freilich zwei stille Bundesgenossen mit, die Mutter und Jacob, der auch nicht des Vaters Sinn, Art und Weise geerbt hatte. Bei ihm galt das Sprüchwort: „Wie du mir, so ich dir;“ denn er hatte auch ein Mädchen lieb, das keinen Geldsack in die Wagschale legen konnte und Ludwig wußte drum.

Auf eine sichere Fährte kam der Alte nicht. Er schwieg, aber er knotterte über Alles. Ludwig trug's still um Eva's und Ammichen's willen. Durch diesen Zustand wurde aber das häusliche Leben fast unerträglich, denn Stoffel's mürrisches Wesen mußten Alle gleich tragen. Etwas Besonderes war das nun nicht, da es kaum mehr ausmachte, als sein sonstiges Wesen etwa auch. Die Freundlichkeit kam bei ihm nur dann vor, wenn er einmal einen Juden oder Kornhändler überlistet und etwas Erkleckliches erschachert hatte. Das machte ihn glücklich; darauf waren auch seine Gedanken gerichtet und selbst in der Kirche rechnete er dergleichen Dinge aus. Sein Nachbar, Peter Bender, ein alter, aber biederer, treuer Mann, dem es Ernst damit war, den Stoffel zum Besseren zu führen, ging ihm oft tüchtig ans Leder und wies ihm das Sündhafte seiner Habgier nach; er strafte ihn mit dem heiligen Wort und wies ihm an dem Judas und dem reichen Mann im Gleichnisse jene Spiegelbilder, aber das half wenig. Es saß bei ihm zu tief und es schien, als fehle seiner Seele alle Religion, alles Heilige. Bender so wenig, wie der Pfarrer, fanden eine Handhabe. Der Bender merkte noch mehr, als der Pfarrer; denn von diesem sagte Stoffel: Erstlich weiß er gar nicht, was er redet, weil er so arm ist wie eine Kirchenmaus, und zweitens muß er so reden, weil er Pfarrer ist. Das waren so recht abscheuliche, gottlose Meinungen, an denen aber Stoffel hielt wie angeleimt. Der Bender war ebenso reich wie er selbst und brauchte sich um ihn nicht zu kümmern. Bei dem war's also weder Nichtwissen, noch Amt und Beruf, was ihn so zu reden zwang. So sah's Stoffel an und — Beider Reden blieb erfolglos.

Warte nur, du verhärteter Geldſack, rief oft Bender im Zorne, dich wird Gottes Hand faſſen, und wenn dann dein Geldſack leer wird, wirſt du einſehen, daß es noch etwas gibt, was mehr werth iſt. Gib aber Acht, daß es nicht zu ſpät iſt!

Die Zeit kam aber allmählich, wo Steffel die Sorgen kennen lernen ſollte, denn Jacob wurde heerespflichtig und, wie die Sachen ſtanden, ſah es bedenklich aus für ihn. Einen Fehler hatte er nicht und ein hübſcher, kräftiger Burſche war er. Endlich kam der Zeitpunkt, der das treue Mutterherz unendlich ängſtete und Steffel bloß darum zuälte, weil er zwei geſunde Arme einbüßte, wenn Jacob Soldat wurde.

Es war eben in jenen Tagen, als Napoleon's Herrſchſucht und Ehrgeiz ſeine Heere von einem blutigen Schlachtfelde zum andern ſchleppte und die blühende Jugend ſeines Reiches hinſchlachten ließ ohne Mitleid. Es war in jenen Tagen, wo man dem, der zu den Fahnen mußte, ein Lebewohl für dieſe Welt ſagen konnte. Kam Einer zurück, ſo war er ein Krüppel. Ihr ſeht das an mir, ſagte der alte Schmiedjacob, und wie mir's ging, ſo ging's Vielen.

Früher gab es noch Wege, daß man um die Klippe fahren konnte, wenn man das goldene Ruder in die Hand nahm. Ihr wißt ſchon, was das heißen will. Die Beſtechlichkeit der Leute, deren Hände hier im Spiele waren, kannte Jedermann, und das wirkte wieder ſo ſchlimm zurück, daß eben die Leute an die Redlichkeit eines Beamten gar nicht mehr glaubten und Alles mit Geld abzumachen ſuchten, was ihnen auch gelang. Das Geld machte ſehende Augen blind und kerngeſunde Burſche ſiech und untauglich. Das änderte ſich in den letzten Zeiten der Herrſchaft der Franzoſen allerdings; nicht aber aus dem Grunde, daß die Beamten ſich abſonderlich gebeſſert hätten, nein; die Hände waren noch ſo offen, wie früher; die Gewiſſen um keine Linie enger — aber der Umſtand war der, daß man immer wieder in frühere Altersclaſſen zurückging und die Theuererkauften doch noch holte. Da ſahen freilich die Leute es ein, daß ſie ihr Geld wegwarfen und behielten es.

Es war, bei meiner Treue, eine arge Zeit. Niemand

machte bessere Geschäfte, als Quacksalber und nichtsnutzige Feldscheerer, alte, docternde Hebammen und dergleichen Volk. Sie machten durch allerlei Mittel für schweres Geld, wenn die Ziehung nahte, Wunden, die den Anschein hatten, als wären sie mindestens zwölf bis fünfzehn Jahre alt, und mancher kräftige Bursche behielt einen Denkzettel für sein ganzes Leben an solcher Wunde. Ich kenne Manche, die jetzt elendiglich an Krücken gehen und Manchen hat solche Spitzbüberei ins Grab gebracht.

Man konnte sich auch einen Einsteher kaufen in früheren Tagen; er kostete freilich viel Geld, weil Keiner seine Haut wohlfeil zu Markte tragen wollte. Diese Leute waren aber in der Regel Tagediebe und solche, von denen zwei und dreißig — nicht auf ein Pfund, sondern auf ein Loth gehen. Kam es nun solch einem Einsteher in den Sinn, Reißaus zu nehmen und sich zu ranzioniren, wie früher zu desertiren, wie man heute sagt, so war keine Wahl, der mußte für ihn einrücken, der ihn als Einsteher gekauft hatte. Das war auch eine feine Aussicht, zu seinem guten Gelde noch Soldat werden zu müssen. Seit aber nun keiner mehr frei war vom Soldatwerden als Der, welcher eigne Habe, Haus und Gut hatte, dem aber Eltern und Geschwister fehlen mußten, so war auch diese Hoffnung reicher Eltern in Nichts zerronnen. Ein solcher verstand sich gewiß nicht dazu, Soldat für einen Anderen zu werden für Geld.

Eine einzige Hoffnung war noch übrig, die nämlich, daß sich ein junger Mensch eine Nummer zog, die so hoch hinauslief, daß, wenn man ehrlich verfuhr, die Reihe nicht an ihn kommen konnte. Diese Hoffnung war aber auch gleich einem im Wasser schwimmenden Strohhalm, an dem sich ein Ertrinkender halten will. Es kam dabei, wie die Leute sagten, auf eine glückliche Hand an; ich sage, auf die Hand Gottes, welche die Hand des Loosenden lenkt und leitet.

Da war denn in den Familien, die Söhne im loosungsfähigen Alter hatten, Kreuz und Herzeleid in Hüll' und Fülle, und in Steffel's Hause zog's nun auch ein. Und wie in der Regel ein Leid nicht allein kommt, so ereignete sich um die Zeit der Pfingsten etwas in

Steffel's Hause, das dem Alten den Kopf völlig toll machte und Glück und Frieden unwiderbringlich aus dem Hause trieb.

Steffel's Haus hatte, wie faſt alle Häuſer im Dorf, einen Pflanz- und Wieſengarten zur Seite und theilweiſe hinter dem Hauſe; da war eine Stelle, wo Stall und Scheuer einen ſpitzen Winkel bildeten, die lag gar ſonnig und heimlich.

Die Scheuer des Nachbars Bender trat auf der Abendſeite ſo weit vor, daß man nirgends hinblicken konnte. An die Wände der Gebäude hatte Steffel Weinreben geſetzt und hinaufgeleitet an Latten, was man am Rhein einen „Lüfter" nennt, und Jacob und Ludwig hatten in die Ecke eine Bank gepfeſſelt, und darüber aus Pfählen und Latten eine Laube gebaut, die ſo dicht mit Reben bezogen war, daß man in der hellen Mittagsgluth der Sonne dort ſitzen konnte im herrlichſten Blätterſchatten. Steffel kam ſelten dahin, weil er auf der Stelle einſchlief und dann Nachts nicht ſchlafen konnte. Sein Sitz war

am Abend und an den Sonntagnachmittagen vor Bender's Hause. Da lag Bauholz aufgeschichtet und da kamen die Männer zusammen, schmauchten ihre Pfeifchen, redeten vom Vieh- und Kornhandel, vom Preise des Weines; vom Stande der Früchte und Reben und von Krieg und Frieden. Zeitungen lasen damals die Bauern noch nicht und, was sie von Kriegsläuften wußten, das brachte Dieser und Jener aus der Stadt mit. Heutzutage mit leider seit den Unglücksjahren 1848 und 1849 hat jedes Lumpennest seine Zeitung und die Bauern halten sie; bezahlen erstlich die Lügen theuer, die ihnen so ein liederlicher Zeitungsschreiber mit langem Bart und Heckerbut in seiner Weise zurechtmacht, saugen das theuer bezahlte Gift der Unzufriedenheit mit dem Fürsten und seinem Regiment ein; lernen ins Blaue hinein über Alles räsonniren und werden dadurch so superklug, daß so ein Minister und Landesherr gegen sie ein Esel ist. Glaubt mir's, fuhr Schmiedjacob fort, und man hörte es der ehrlichen Seele an, wie ihm das Blut nach dem Herzen wallte, das ist ein Unglück und Verderben, und all das Unglück, das wir erlebt: die Freischaarengeschichten, die Bürgerwehrnarrheit; die tollen Köpfe und die Unordnung, das sind die Folgen solcher zeitungsschreibender Lumpen, die im Trüben fischen und ihre Schulden bezahlen, ihren zerlumpten Leib kleiden, ihren löcherigen Beutel füllen wollten, und die Hände Anderer nahmen, um die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen, die sie zu verspeisen gedachten. „Schuster, bleib' bei deinem Leisten, Bauer bei deinem Pfluge," sagte das alte, gute Sprüchwort. Und hätte der liebe Herrgott im Himmel für die Geisen lange Schwänze für gut gehalten, so hätten sie sie gewiß. Punktum!

Ihr habt Recht, Schmiedjacob, sagte das Kathrinchen, und der Fritz, der auch so ein Zeitungsleser war, sah unter sich, aber fahrt in Euerer Geschichte fort. Ich denke, die Leute sind Anno 1850 schon viel gescheidter geworden, und wenn sie nun einen tüchtigen Bündel Steuern mehr zu zahlen kriegen, damit das Weh von Anno acht und neun und vierzig bezahlt werden kann, werden sie vollends geheilt und kehren um zur Bescheidenheit, Demuth, Fleiß, Treue und Redlichkeit, in Summa, zur Gottesfurcht zurück, die

doch allein zu allen Dingen nütze ist und aller Weisheit Anfang. Erfahrung geht doch über alle Lehr'. Fahrt fort, ich bitt' Euch!

Schmiedjacob lächelte still und begann wieder zu erzählen: Daß dies heimliche, schöne Plätzchen so recht zum Rosen gemacht war, ahnete der Steffel nicht; auch das nicht, daß hier Ludwig und Ännchen sich gar oft ein Stündchen sahen.

Es war justement am zweiten Pfingsttage, Mittags, so zwischen Eins und Zwei, als die Männer schon auf dem Baubelz im Sonntagsnachmittagswamms saßen und über die Gerüchte sprachen, welche über Napoleon's Pläne unter den Leuten umherliefen. Da sah Steffel, wie sein schönes Töchterlein in den Garten schlüpfte und ein bedeutungsvoller Wink den Ludwig einlud, ihm zu folgen. Ludwig machte sich nun noch hier und da etwas zu schaffen; ging erst in den Pferdestall, nach den Thieren zu sehen, und husch! war er auch im Garten.

Steffel hätte sicherlich diesen Blick nicht gesehen oder noch nicht beachtet, wäre nicht in der Pfingstsamstagsnacht etwas passirt, was ihm unsägliches Kopfbrechen und bittern Groll zugeführt hätte.

Das ist nämlich die Nacht, wo die Burschе am Rhein ihren Mädchen grüne Majen, junge weißstämmige Birken, denn die müssen es sein, an das Haus setzen. Das ist ein Liebeszeichen und das Mädchen ist um so stolzer darauf, je schöner die Birken sind und je größer die Gefahr ist, welcher sich die Burschе aussetzen, vom Förster erwischt zu werden, wenn sie sie holen.

Ob sein Ännchen auch Birkenmajen bekäme und von wem, das setzte ihn in große Aufregung. Er hatte einen reichen Burschen auf dem Korne für sie und er dachte, der wird schon kommen, zumal er wußte, daß er ihr zu Gefallen ging. Er legte sich nun zwar zu Bett, aber er schlief nicht, weil er's einmal ablauern wollte. Daß Jacob und Ludwig Majen hauen und setzen gehen würden, das war ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

Aber, siehe da! Um eilf Uhr trappelt's die Stiege herunter. Richtig! Das waren Jacob und Ludwig! Euch soll ja! dachte Steffel und sein Herz klopfte laut. —

Das muß ich wissen, wohin sie die Majen tragen! dachte er. Zu Ammichen kommt der Jochem Lätzeldérier, das ist sicher; aber wohin der Jacob gehen wird? Nun, vielleicht hilft er dem Ludwig; wem sie der aber setzen mag?

Er hörte, wie sie zum Hause hinausschlichen und aller Schlaf war weg.

Der Schlag, wo sie die Birken holten, war kaum eine Viertelstunde vom Dorfe. Sie konnten also bald zurückkommen. Der Mond schien taghell. Leise stahl sich Steffel von Eva's Seite, die den tiefen Schlaf der Ermüdung und des guten Gewissens schlief, und sachlich ans Fenster, wo er die Laden beizog und mit seinem Strumpfbändel so befestigte, daß er, ungesehen, unten durch Alles genau beobachten konnte, was draußen vorging.

Mit großer Geduld blieb er am Fenster stehen, das er ohne Geräusch öffnen konnte, wenn sie nun mit den Majen kamen. Endlich vernahm er ein Geräusch. Jacob

ging vorüber, legte auf Bender's Baubolz seine Majen ab und kam zurück in den Hof des väterlichen Hauses, wo Ludwig unter den Augen des vor Grimm bebenden Vaters seine Majen ablegte. Jetzt begannen sie Löcher zu graben, setzten ihre Majen, betrachteten sie beifällig und dann nahmen sie die Birken Jacob's und gingen damit nach dem Oberdorfe.

Wie gesagt, bebend hatte Steffel das mitangesehen. Jetzt gingen ihm die Augen auf. Also Ludwig hatte sein Ammichen lieb; Jacob wußte drum und förderte es, und er selbst hatte ein Mädchen im Oberdorfe. Wer war das? Steffel mußte das wissen. Rasch wollte er sich ankleiden, rückte aber am Stuhl und Eva erwachte.

Sie setzte sich auf, sah mit Verwunderung ihren Mann mit Ankleiden

beschäftigt und sagte: Was hast du vor? Willst du mir Majen setzen?

Steffel fühlte den Stachel des Spottes seiner Frau und schämte sich doch vor ihr. Er brummte etwas ganz Unverständliches in den Bart. Es war übrigens gar nicht nötig, daß er sich über sein Beginnen erklärte; Eva durchschaute ihn schnell und erkannte den Zusammenhang auf der Stelle.

Aha, nun merk' ich's, fuhr sie fort, du willst einer Anderen Majen setzen gehn! Es ist Zeit, Steffel, sonst wirst du zu alt. Hast recht! Tummle dich! Aber vielleicht gilt's doch mir? Nun, das Sprüchwort sagt: Spät ist besser, als nie! Du willst gewiß nachholen, was du als Jungbursch versäumt hast?

Halt dein Maul! fuhr er endlich los im wilden Zorne.

Sei nicht bös, Steffelchen! fuhr Eva fort. Oder bist du vielleicht des Spießförsters Gehilfe geworden, daß du die Burschе willst fangen helfen und Fanggeld verdienen? Du ziehst dich wieder aus und läßt es dahinten? Steffel thue es nicht! Ich bin so neugierig wie du und es freute mich zu hören, welche Mädchen Maibäume gekriegt haben. Für Leute unseres Alters paßt sich das recht schön.

Steffel zitterte vor Grimm, aber er schwieg und legte sich. Eva schwieg auch und that, als schliefe sie. Steffel machte es ebenso, aber auch ihn floh der Schlaf. Machen konnte er Nichts, das überlegte er sich; denn der Ludwig konnte Majen setzen, ohne daß er darum der Zustimmung des Mädchens gewiß sein mußte. Nun galt's, aufzupassen. Wohin aber der Jacob gegangen, das wurmte ihm gewaltig. Im ganzen Oberdorf war kein Mädchen, das er als seine Schwiegertochter hätte annehmen mögen. Er warf sich hin und her. Gewiß war seine Frau mit dem Ludwig im Spiele! Gerne wäre er losgebrochen, wenn er das heilige Fest hätte mit Hader stören mögen. Wär's nicht der heilige Festtag gewesen und hätte er seinem Kinde die Schmach vor anderen Leuten anthun mögen, er hätte die Majen ausgerissen. So wogte es in seinem Herzen hin und her, aber es kam keine Ruhe, kein Frieden hinein, auch kein rechter Entschluß.

Das war vorausgegangen, als er den Blick aus den blauen Augen des Mädchens sah und das Blinzeln und Zwinkern.

Nun fang' ich Euch, sagte er zu sich selbst und hielt sich noch eine Weile still, ehe er ging.

Eva saß im Sorgstuhl und hielt ein Mittagsnickerchen; Jacob war über Feld gegangen, die Magd hantierte in der Küche. So eignete sich Alles dazu, die Zwei auszulauschen. Leise schlich er hinaus, über den Hof, in den Garten, und die Zwei in der Laube ahneten nicht, was ihnen bevorstannd. Bald war er unbemerkt hinter ihnen.

Sag', begann Ammichen in neckischem Tone, wer hat mir doch die prächtigen Majen gesetzt?

Weiß nicht, antwortete Ludwig in gleichem Tone.

Glaub's selber, fuhr Ammichen fort. Am Ende war's Lützelkörfer's Jochem, den mir mein Vater zutheilen möchte.

Kann sein! sagte Ludwig. Er gefällt dir schon lange.

Du hast Recht, sagte sie, besonders wenn er sich auf seinen Geldsack stellt, damit er drei Schuhe mißt.

Eigentlich, sprach das Mädchen wieder, hätte der, der sie setzte, doch auch fragen sollen, ob ich damit zufrieden wäre?

Guck' einmal da! rief Ludwig; am Ende soll man noch um Erlaubniß fragen? Wem zu Ehren geschieht's denn? Und „wie die Majen, so die Lieb'!" sagt das Sprüchwort.

Ei seh' doch Einer! lachte das Mädchen. Am Ende soll ich die Lieb' nach den Majen messen!

Fehlgeschossen! entgegnete Ludwig, sonst müßten sie mit ihren Kronen in den Himmel reichen.

Weißt du denn das so genau? fragte sie schalkig.

Ludwig umfaßte sie und zog sie an sich. Ob ich das weiß? fragte er und wollte sie küssen.

O ho! rief das Mädchen lachend. Was fällt dir ein?

Also nicht einmal einen Kuß? fragte er bitter. Da möcht' ich doch wissen, welches Mädchen das Dem versagte, der ihr Majen setzte?

Ein braves, versetzte Ammichen; aber man konnte es dem Tone schon anhören, daß es ihr nicht eben strenger Ernst war.

Da muß ich den Burſchen ſehen, der ſich nicht ſelber Eins nähme? ſagte er und rückte ihr näher.

Auch ein braver, ſagte das Mädchen und entwich ihm wieder.

Ich ſag' ein Simpel! rief Ludwig und zog ſie an ſich, ohne daß ſie widerſtrebte.

Ich denke, fuhr jetzt Ludwig fort, übers Jahr biſt du meine liebe Frau. —

Da wurde das Mädchen ernſt. Gelobt und geſchworen hab' ich dir's, ſagte ſie; aber ich fürchte, es wird noch manch' Wellchen den Rhein hinabrollen, ehe das geſchieht, denn du weißt, wie's mein Vater macht.

Laß nur deine Mutter ſorgen, ſagte Ludwig. Die macht Alles rund! —

Jetzt konnte ſich Steffel nicht mehr halten.

Ei, ſo ſollen alle Wetter — ſchrie er und ſprang hervor.

Wie vom Blitze gelähmt, ſaßen die Zwei da, als ſie das Wort hörten und den Vater vor ſich ſahen, mit dem Geſichte, das vor Wuth kirſchroth war, mit den Augen, die wie dunkles Feuer funkelten.

Du pflicht- und ehrvergeſſenes Ding, ſchrie er dem

Mädchen zu, willst einen Bettelbuben heirathen gegen deines Vaters Willen? — Er faßte sie am Arme, schleuderte sie zur Laube hinaus und rief ihr nach: Marsch! Auf deine Kammer, oder ich treibe dir die Streiche mit einer Latte aus dem Kopf!

Ammichen floh weinend von dannen, wie wenn sie eine giftige Natter gestochen hätte.

Bleich, wie eine Leiche und keines Gedankens fähig, saß Ludwig da.

Und du bist die Schlange, die ich in der eigenen Brust genährt? rief Steffel in schäumendem Zorne, sich zu Ludwig wendend. Das ist der Lohn für die Gutthat an dir? Heilloser Gesell, mach' daß du fort kommst aus meinem Hause, ehe der Abend kommt, sonst peitsche ich dich hinaus! Verführer meines Kindes, wag's nicht, meine Schwelle jemals wieder zu betreten, wenn ich dich nicht niederschießen soll wie einen räudigen Hund!

Ludwig hatte sich schnell gesammelt. Alle seine Muskeln spannten sich und seine Fäuste waren geballt, daß alles Blut daraus wich.

Haltet ein! rief er mit vor Wuth bebender Stimme. Aus dem Dienst und aus dem Hause könnt Ihr mich jagen, das steht Euch frei; aber mich einen Verführer nennen, meine Ehre und die Eueres Kindes antasten, das dürft Ihr nicht. In Zucht und Ehren lieb' ich Euer Kind und es mich. Das könnt Ihr nicht wehren. —

Daß du verdammt wärest, du frecher Bettelbube! schrie Steffel und wollte ihn an der Brust fassen. Hofft du, dich in meiner Habe weich zu betten, der du ärmer bist, als eine Kirchenmaus? Fort, Strolch, oder ich zerreiße dich! —

Ludwig aber faßte mit so fürchterlicher Gewalt seinen Arm, daß er schier laut aufschrie.

Rühr't mich nicht an, Steffel, sagte er mit Eiskälte, sonst könnt' ich mich vergessen!

Bub', schrie Steffel, willst du dich an mir vergreifen?

Nein; Gott behüte mich davor, sagte Ludwig mit entsetzlicher Ruhe; aber Euch will ich abhalten, daß Ihr nicht noch größeres Unrecht thut und nicht Sünde durch Sünde hervorruft.

Er drückte ihn auf die Seite und ging festen Schrittes von dannen.

Eva war, als Ammichen die Treppe hinaufeilte, aufgewacht und lief heraus, zu fragen, warum sie so hastig sei? Aber das Mädchen konnte vor Weinen nicht reden. Sie brachte kein Wort aus ihr heraus.

Voll Angst lief sie die Treppe wieder herunter, weil Ammichen nach dem Garten gedeutet hatte.

Jetzt begegnete ihr Ludwig mit dem leichenblassen Gesicht und dem feuersprühenden Auge. Sie sah ihn voll Entsetzen an und rief, die Hände ringend: Was, um Gottes willen, ist denn geschehen? — Rede doch! —

Vor ihr, die er wie seine eig'ne Mutter liebte, konnte er nicht verschweigen, was geschehen war. Sie wußte ja um ihre Liebe und billigte sie. Er erzählte ihr Alles.

Sie schlug die Hände zusammen, als sie hörte, daß Ludwig sogleich aus dem Hause sollte; allein, wie jetzt die Sache lag, so war da nichts Anderes zu machen, als zu dulden. Nach einigen Augenblicken eines verzweifelnden Schweigens sagte sie, seine Hand fassend: Soll es sein, Ludwig, so hemmen's Menschen nicht. Bleib' uns treu und gut. Ich bleibe deine Mutter so lange ich lebe. Geh' aber jetzt in Gottes Namen. Seine Gnade und sein Segen sei mit dir. Fluche Steffel nicht. Der Mammon macht ihn blind.

Ludwig drückte ihre Hand und weinte bitterlich, und Eva ging festen Schrittes nach dem Garten, wo sie ihren Mann zu finden hoffte, der in seiner unseligen Gesinnung die zwei Herzen aus einander gerissen hatte.

Während sie dorthin ging mit dem schwer belasteten Herzen, schlich Ludwig an Ammichen's Kammerthür. Als sie ihn sah, brach sie in lautes Weinen aus.

Schüchtern trat Ludwig über die Schwelle, die er nie überschritten und allezeit als ein Heiligthum betrachtet

hatte. Er faßte ihre kalte Hand und ſagte: Der Winter iſt gekommen mitten im Sommer. Leb' wohl, Ännchen, dein Vater hat unſere Herzen aus einander geriſſen; aber vor Gott ſind wir verlobt. Bleib' treu wie ich und laß den Herrn walten. Iſt recht vor ihm, was wir uns gelobt, ſo wird er's zum Beſten lenken?

Da fiel ſie ihm um den Hals, küßte ihn und ſagte mit wunderbarer Ruhe: da haſt du den Brautkuß für dieſe und jene Welt. Dann drängte ſie ihn weinend zur Thüre, hauchte ihm noch ein Lebewohl zu und ſchloß ihre Kammerthür ab.

Ludwig lehnte ſeine heiße Stirne gegen die kalte Wand und ſeine Thränen rieſelten auf die Erde. Plötzlich aber war es, als ergriffe ihn eine unſichtbare Macht. Er rannte auf ſeine Kammer; raffte Alles, was er von ſeinen Sachen fand, zuſammen; drückte es in die Kiſte; hob ſie ſich auf die Achſel und trug ſie hinüber in ſein Häuschen, wo Lips mit maßloſem Erſtaunen ihm die Thür öffnete. Eva war unterdeſſen in den Garten gegangen, wo ſie Stoffel noch in der Laube fand.

Er ſaß da auf der Bank und kaute an den Nägeln, denn jetzt, wo ſeine Hitze verraucht war, überfiel ihn der Gedanke, daß er nun wohl lange ſuchen könne, bis er einen ordentlichen Knecht fände. Er mußte ihn haben, denn das Heumähen, die Ernte mit allen ihren oft ſo dringenden Arbeiten, waren vor der Thür; auch wußte er, was jetzt noch zu kriegen war, das war, wie man ſagt, auf der Miſtgabel liegen geblieben. Dabei ging dem ſchlauen Berechner noch ein Anderes durch den Kopf. Der Lützelbörfer, der für ſeinen Sohn bei ihm angefragt, war ein reicher Bauer. Gab er ihm nun ſeine Tochter, ſo gewann er die Hilfe umſonſt wieder, die er in Ludwig verlor, wenn auch der Jochem klein und ſchwächlich war. Ging das ſchnell vor ſich, ſo machte ihm Ludwig's Abgang gar ſo großen Kummer nicht.

Da rief plötzlich die unbemerkt eingetretene Eva: Um des Himmels willen, was ſind das für Geſchichten, daß du den Ludwig ohne Grund, mitten im Sommer, aus dem Hauſe jagſt? Was haſt du gethan! Wie wirſt du den Leuten die Mäuler aufreißen, Ammichen wird uns der Freude unſerer Feinde überliefern!

Ohne Grund? rief er auffahrend. Du weißt den Grund beſſer als ich, denn du haſt's gekannt, genährt und gepflegt. Nun ernten wir die bittre Frucht deiner Saat.

Ich? Steffel, ich? rief ſie voll Erſtaunen aus. Ich glaube dir rappelt's unter dem Mützchen. Hab' ich den braven Jungen veranlaßt, mitten im Jahre fortzugehen? —

Klopf nicht auf den Sack, wenn du den Eſel meinſt, ſagte er bitter. Du redeſt von der Folge, aber um die Urſache gehſt du herum, wie eine Katze um das Mausloch. Deine Schuld durch Hätſcheln und den Willen thun, haſt du weislich umgangen und willſt es nicht wort haben.

Eva war eine Tochter Eva's. Sie fühlte wohl, daß ihr Mann hier das Rechte getroffen und nahe daran war, ihr den Text über eine Stelle zu leſen, die ſie in ſeinen Augen ſchuldig erſcheinen ließ. Hier galt es, daß die weibliche Kriegsliſt den Krieg in Feindes Land hinüberſpiele. Sie that, als verſtehe ſie ihren Mann gar nicht.

Was iſt denn der Grund? fragte ſie. Hat denn Ludwig dich beſtohlen, veruntreut, betrogen?

Aha! rief Steffel, du schuldlose Taube weißt noch gar nicht, worum es sich handelt? — Ei du mein Täuschen, wie du doch gar blind bist mit deinen hellen, klaren Augen! Ich sehe wohl, ich muß dir die Sache auslegen, damit du sie begreifst. So höre denn: deine Tochter und der Ludwig haben ein Getutschel mit einander und reden vom Heirathen, und sind überzeugt, die kluge Mutter werde den dummen Vater schon Kopfunter in den Sack stecken; damit der Lumpenbub' sich in seinem Sachsriel wohl sein lasse. Ich weiß, das ist dir ganz fremd. Es macht sich auch gar schön! Steffel's Ammi, die ihre sechzig Morgen Acker, Wiesen und Weinberge mitkriegt und ein hübsches Röllchen blauter Fünffrankenthaler und Kronen — und der hergelaufene Bettelbub', der im Hause das Gnadenbrod aß! Nicht wahr, das gefällt dir schon? —

Eva war bleich geworden. Der bittre Hohn Steffel's zeigte, wie er so ganz aus dem Gleichgewichte gehoben worden war und daß Alles in ihm gährte und brauste. Sie fühlte es, hier müsse sie anders reden und mit der Vorspiegelung ihrer Unwissenheit gehe es einmal nicht.

Steffel, sagte sie, du brauchst nicht mit giftiger Rede zu spotten. Sag's frisch heraus, daß ich an allem Unglück und Verderben Schuld, daß ich der Dorn in deinem Auge bin!

Das Letzte überhörte er in seinem Grimm. Ja, rief er, du bist auch die Kupplerin! und dein Jacob dazu, der ihm die Majen setzen half. Ruf den Buben wieder ins Haus, der dein Kind verführt. Geh', mach' dein Werk fertig!

Steffel, rief da das brave Weib, in ihrem Innersten verletzt, schweig' mit deinen schmählichen Worten! Daß sich die Kinder lieb haben, ja, das weiß ich, und dagegen, daß du es weißt, hab' ich gar nichts; — aber daß du mich eine Kupplerin nennst, daß du die Ehre deines Kindes antastest, das verzeihe dir Gott. Du wüthest gegen dein eigen Fleisch und Blut; du lärst Schimpf und Schande auf dein Kind, dein Weib, dein Haus — weil du für nichts Sinn hast, als für's Geld! Pfui der Schande!

Das traf Steffel mächtig, aber es zu zeigen, hatte er doch zu viel Kraft der Selbstbeherrschung.

Du haſt immer den Buben gehegt, und die Schlange an der eignen Bruſt groß gezogen, ſagte er, bis ſie dich und mich gebiſſen hat.

Er iſt ein Waiſenkind geweſen, ſagte mit feſtem Ausdruck Eva, und ein Waiſenkind hat an jedem Mutterherzen einen Fürſprecher und Freund. Seine ſterbende Mutter hat ihn mir auf die Seele gebunden und das Wort einer Sterbenden iſt jedem Herzen heilig, wenn's noch einen Funken Religion und Gottesfurcht in ſich berbergt. Du freilich weißt nicht, was Liebhaben und Barmherzigkeit heißt. So lange er Koſtgeld zahlte, war er dir recht; jetzt, wo er für ſein Brod arbeitet, und doch Hundertmal mehr thut und nützet, als er verzehrt, übermannt dich dein Geiz und du kannſt ihn nicht mehr dulden.

Das ging noch tiefer in ſeine Seele, weil es eben Wahrheit war, und die trifft allemal die Scheibe ins Schwarze.

Schieb's nur auf den Karren, ſagte er kleinlauter, und ſie konnte es merken, wie es um ihn ſtand; das iſt dein altes Lied; aber ich ſage dir, ich bin noch Herr und Vater im Haus und du ſollſt nicht mit mir ſpielen wie mit einem Kinde. Das Mädel heirathet Jochem Lützeldörfer; dann hat das Lied ein Ende!

So recht, Steffel, ſo recht! Mach' dein Kind elend und ſieh' dann zu, wenn ſie es in der Jugend ins Grab legen. Den Jacob holen die Franzoſen und, wenn dann mich der Herr nicht aus dem Elend erlöſet, ſo trag' ich auf Scheidung an, damit ich meine alten Tage in Frieden verlebe. Mit dir iſt nicht zu leben. Du haſt kein Menſchenherz, kein Vaterherz, kein Ehegattenherz. Als Großmagd aufs lange Jahr haſt du mich gedingt. Nun, Steffel, ich kündige dir den harten Dienſt auf. Ich ſoll meiner Kinder Mutter nicht mehr ſein. Wozu leb' ich dann? Bei dir hatte ich noch keine guten Tage. Meine Kinder waren mein Glück. Das raubſt du mir jetzt auch. Du willſt dein Kind verſchachern, wie ich an dich verſchachert wurde. Ob das Herz bricht, was liegt dir dran. Geld! Geld! das klingt in dein Ohr und in dein Herz. Der Jochem hat die halbe Welt ausgefreit und

kein Bettelmädchen nimmt ihn, weil er ein Knicker iſt und ein bitterböſer Strick. Ei, für dein Kind iſt er gut genug, der ſcheele Tagedieb. Ob es das ſchönſte Mädchen des Dorfes iſt, das an dieſe Spatzenſcheuche verkuppelt wird, was liegt dem Herrn Vater dran. Er hat Geld, und ſemit iſt er der Beſte, der Achtbarſte. Sein Vater iſt ein verrufener Betrüger und Wucherer. — Nun, zum Mitvater iſt er dir doch recht. Mach' was du willſt. Der Fluch komme über dich!

Ihr flammendes Auge traf das Seine und — er ſchlug es nieder.

Haſt du den armen Ludwig ins Elend geſtoßen, fuhr ſie fort und ihre Stimme hob ſich immer mehr, ſo ſtoße auch dein Kind ins Elend, deine Frau dazu — dann haſt du deinen Mammon allein! Geht's mit der Scheidung nicht, nun, ſo fahr' nur ſo fort, ſo ſind' ich bald im Grabe meinen Frieden!

Sie trocknete ihre Augen und wollte weggehen. Noch Eins, ſagte ſie im Weggehen, verkuppelſt du Ännchen an den ſcheelen Jochem, ſo verlaß ich heute noch das Haus und ziehe zu Ludwig, der verſtößt mich nicht.

Sie ging.

Steffel war verſtummt; er war bleich geworden wie eine Leiche. Was Eva ſagte, traf ihn wie Donnerwerte. So hatte ſie nie mit ihm geredet; das war ohne Schminke, friſch von der Leber und ſie war die Frau dazu, es wahr zu machen. Sollte ſie das thun? — Und er hätte ſie nicht lieb? Nein, da hatte Eva über die Schnur gehauen! Gewiß hatte er ſie lieb, die bildſchöne Frau, die wackere, tüchtige Hausfrau. Er achtete ſie hoch und gerade ihr redliches Herz war es, was ihn vor vielem Böſen zurückgehalten. Sie war der Segen, die Ehre ſeines Hauſes.

Er verſank in ein tiefes Nachdenken über Das, was Eva geſagt. Soviel mußte er zugeſtehen, daß ſie nicht in allem Unrecht hatte, obwohl ſie arg übertrieben. Sein Zorn war verraucht und die kühle Beſonnenheit, die jetzt eintrat, zeigte ſeine Lage als nicht beneidenswerth und zwar von keiner Seite. Den Ludwig konnte er nicht zurückrufen, das litt ſein Stolz nicht. Was aber machen?

Er ſtand auf und ging durch die hintere Thüre des Grasgartens ins Feld. Der Schweiß ſtand in Perlen auf ſeiner Stirn, ohne daß es ihm heiß geweſen wäre. Wie er ſo geſenkten Hauptes dahin ging und keinen Rath wußte und tiefe Seufzer aus ſeiner Bruſt aufſtiegen, kam ihm eilig Jemand nachgeſchritten. Als er ſich umdrehte, war's der alte Lützeldörfer.

Das fehlte ihm noch!

Guten Tag, Steffel, ſagte er haſtig. Was hab' ich gehört? Du haſt den Ludwig aus dem Hauſe geſagt? Das ganze Dorf iſt voll, du habeſt Unrath entdeckt mit dem Annichen. Da wird denn nun auch aus unſerer Sache nichts. Mein Jochem heirathet Andres Keſſel's Wittwe von Helzendorf. Ich wollte dir das nur noch ſagen. Ein Mädchen, das ſeinen guten Ruf durch ſeinen eigenen Vater geraubt kriegt, mag ich nicht als Schwiegertochter. Adjes!

Und mit den Worten ging er lachend davon und ließ dieſen neuen Stachel in Steffel's Seele.

Aber der Lützeldörfer war noch nicht fertig. Er kam wieder zurück und ſagte: Was wirſt du denn nun mit deinem Jacob machen? Oder biſt du damit einverſtanden, daß er des Kerbengeigers, des Zielatam's Bärbel als

Schatz hat und hat ihr Majen gesetzt? — Du mußt eine feine Kinderzucht haben, Steffel, daß du solche Plätzr erlebst. Nun, wohl bekomm's! Die Suppe, die man sich selber kocht, muß man auch ausessen! Er ging davon und in seinem Lachen hörte man die Schadenfreude des Feindes, der es nicht verwinden konnte, daß Steffel nicht gleich Ja gesagt, als er um Ammichen geworben.

Da stand Steffel starr, sinnverwirrt. Er mußte sich an einen Baum lehnen, um nicht umzusinken.

Fast noch mehr, als Ammichen's zerstörter guter Ruf, quälte ihn die Kunde, das Jacob das Bärbelchen lieb habe!

Das Mädchen war freilich ohne Tadel. Sie war still, sittig, unermüdet, fleißig, sanft, gut und treu und vertrat seit ihrer Mutter Tod mit seltener, mutterhafter Treue Mutterstelle bei ihren sieben jüngeren Geschwistern; sie war kaum sechzehn Jahre alt und doch so gesetzt und im Dorfe war nur Eine Stimme des Lobes über sie. Dabei war sie bildschön und stets, wenn auch sehr ärmlich, gar nett und reinlich gekleidet. Alles hatte Art und Geschick bei ihr. — Aber der Vater war ein Kirchweih- oder, wie man am Rheine sagt, Kerbengeiger, ein Schnurrant und Musikant, dabei ärmer als Hieb. Früher waren seine Kinder betteln gegangen; allein seit das Bärbelchen erwachsen war, litt sie es nicht mehr und arbeitete lieber Tag und Nacht für sie.

Steffel ahnete nicht, daß die Familie fast von seinem Tisch aß. Eva, die Wohlthäterin aller Armen, hatte sie unter ihren Schutz und Schirm genommen. Jacob und Ammichen trugen ihnen Alles zu und eben darum war auch Jacob's Liebe hervorgerufen worden: denn er lernte das treffliche Mädchen in seinem stillen, gesegneten Wirken kennen; in ihrer mütterlichen Sorgfalt für die Geschwister, in ihrer reinlichen Haushaltung, und so schlich sich die Liebe in die jungen Herzen ein.

Ob Eva darum wußte, war schwer zu sagen; aber, wenn sie es wußte, so war sie es nicht, die die Herzen auseinander riß.

Es war spät am Abend, als Steffel heimkam. Es lag eine Centnerlast auf seiner Seele. Er ging stille hinauf und legte sich ohne Abendbrod, ohne ein Wort mit

irgend Jemanden zu reden, ins Bett — um — nicht zu schlafen. Wie hätte er es auch gekennt? —

Jacob war bei seiner Rückkehr ganz außer sich über Das, was geschehen war.

O es ist gut, daß ich Soldat werden muß, sagte er Hier im Haus ist kein Heil mehr.

Laut weinte die Mutter und dieses Wort drückte den Stachel des Schmerzes noch tiefer in ihre Seele.

So war denn mit einem Male der größte Jammer in dies Haus gekommen, wo zwar das Familienglück nie in reichlichem Maaße gewohnt, wo aber ein solches Elend doch kaum zu erwarten gestanden hatte.

Kein Unglück ist größer, sagte Schmierjacob dazwischen, als das, welches der Mensch sich selber anthut. Da wurmt's immer in der Seele und man wird's nicht los. Es kommt immer wieder hervor und quält, und der Gedanke, du trägst die eig'ne Schuld, ist das Schlimmste dabei.

Ammichen glich einer vom Sturme geknickten Lilie. Die schlanke, schöne Gestalt war gebeugt; die Wangen, sonst so blühend, waren bleich wie Schnee; das strahlende, blaue Auge war erloschen und matt und stets von Thränen gefüllt; der hüpfende Gang war zu einem Schleichen geworden. Ihr froher Gesang war verstummt. Sie that ihre Arbeit, ohne aufzu'sehen, aber gar manche Thräne fiel dabei herab, daß der Staub der Erde sie verschlang. Hätte sie die böse Nachrede des gehässigen Jedem und seines boshaften Vaters gekannt, ihr Herz wäre gebrochen.

Jacob redete auch kein Wort. War der Feierabend gekommen, so ging er ohne Scheu zu Ludwig, der still in seinem Häuschen beim alten Lips lebte, oder er ging ohne Scheu zu Bärbelchen.

Eva war tief gebeugt. Sie sah ihrer Kinder Unglück, und das war ihr eigenes. Das treue Mutterherz erlag schier der Last des Kummers. Sie tröstete Ammichen, aber sie selbst bedurfte dessen noch mehr.

Steffel ging herum wie ein verscheuchtes Huhn. Er konnte seine Haltung nicht wiederfinden. Er war oft ganz gedankenlos und verwirrt und redete ohne Sinn. Oft sprach er laut mit sich selber und beachtete nicht, daß die, über die er sprach, dabei waren. Nur die Sorge um

einen Knecht hielt ihn im Athem. Er lief von Dorf zu Dorf und fand keinen. Es blieb nichts übrig, als Taglöhner zu nehmen, die doppelt ſo viel koſteten, und das nagte unaufhörlich an ſeinem Herzen, mehr als alle das Unglück, das ihn umgab. Jedermann im Dorfe kannte das Elend im Hauſe. Vergeblich bemühte ſich der Pfarrer, die Zerwürfniſſe auszugleichen; da war keine Hilfe zu leiſten.

III.

Wenn ich ſo hinausblicke, ſagte etliche Tage nach Pfingſten der Nachbar Bender zu ſeiner Frau, und ſehe da, wie der Himmel ſo rein und wolkenlos iſt; wie die Erde überall grünt und blüht, und höre die Vögelein ſingen voll Luſt und Freude, ſo blutet mir das Herz, wenn ich an das Elend in Stoffel's Hauſe denke. Wie könnten die es ſo gut haben! Alles haben ſie in Hülle und Fülle — nur das Elend hat ihnen gefehlt und da haben ſie ſo lange gemacht, bis ſie es hatten und nun wächſt es ihnen über den Kopf. Ich mag gar nicht hinüber gehen, denn es wird alle Tag ärger.

Die Bendersbaſe ſeufzte und ſagte: ſie dauern mich von Herzen.

Weißt du was, ſagte Bender, ſie müſſen den Kelch des Elends erſt tüchtig leeren und es muß über den Alten noch ganz Anders kommen, ehe er in ſich geht.

Dann ſtirbt Eva; ſagte die Benderin.

O nein, verſetzte ihr Mann. Es ſtirbt ſich ſo leicht nicht und der Menſch kann viel, ſehr viel ertragen; aber ich habe Hoffnung, daß noch Alles gut geht, und ich will ſchon das Meine thun, verlaß dich drauf.

Wie denn aber? fragte ſie.

Bender war ein Erzſchalk. Er lachte und ſagte: Wart's ab! Seine Gedanken hatte er aber ſicher ſchon feſtgeſtellt, das ſah ſie ihm an. Es war aber ſeine Gewohnheit, dann das tiefſte Schweigen zu beobachten.

Steffel war ſeit vierzehn Tagen nicht zur Geſellſchaft auf das Bauholz gekommen. Endlich begegnete ihm Bender. Wo ſteckſt du? fragte er. Man ſieht dich ja nicht mehr.

Ach, Bender, was hab' ich ein Leid! ſeufzte Steffel.

Was denn? fragte Bender, ob er es gleich von Eva aufs Allergenaueſte wußte.

Steffel erzählte ehrlich den Hergang.

Nun ſag', ſchloß er, hätteſt du, wenn du Kinder hätteſt, es nicht gerade ſo gemacht? Du biſt doch auch reich und willſt dein Geld nicht wegwerfen? —

So gemacht hätt' ich's nicht, ſagte er. Ich hätt' dem Ludwig mein Kind gegeben. Er iſt kein Bettelbub'. Dir will ich's im Vertrauen ſagen, ich hab' ihm mein Hab und Gut vermacht und das Teſtament liegt beim Notar.

Steffel ſtand da wie eine Bildſäule. Endlich ſagte er: Warum haſt du mir das nicht früher geſagt?

Das ging dich nichts an, Steffel, verſetzte Bender. Du hätteſt ihm dein Kind geben können auch ohne das; denn er iſt frei vom Soldatenſtand und dein Jacob muß dran. Du hätteſt einen braven Schwiegerſohn und ein glücklich Kind gehabt. Jetzt haſt du Elend. Deine Frau ſiecht hin, als hätte ſie die Auszehrung, und dein armes, ſchönes Ammichen wird eine Leiche, wenn es ſo fort geht. Jacob wird Soldat und man weiß ja ſchon, wie es beim Napoleon geht. Du kannſt in wenigen Jahren allein in der Welt ſtehen und mußt dich anklagen, daß du ſie hingemordet haſt. Das iſt der Geldgier und des Geizes Ende dann! — Es fehlt dann nichts, als daß dein Mammon dir genommen wird und du ſiehſt dann zu ſpät

ein, daß das Geld nicht glücklich macht. Glaub' mir's, der Spieladam, dein künftiger Mitvater, ist glücklicher wie du, denn seine Kinder haben ihn lieb und es wohnt Friede und Freude dort. Sie sind reich in der Armuth, du arm in Reichthum, weil du an Gott, an deine Pflicht nicht denkst, die Deinen glücklich zu machen. Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Sein Gericht hat begonnen. Gib Acht! —

Bender verließ ihn, weil sich ihre Wege schieden; aber er verließ ihn mit dem guten Glauben, daß er ihn an einen Scheideweg geführt.

Steffel taumelte schier. Jedes Wort Bender's war wie ein Pfeil, der ihm durch die Seele fuhr; aber noch hielt ihn die alte Macht des Geldes gefangen. Hätt' ich das gewußt, daß ihm der Bender Alles vermachen will, so hätt' ich's freilich nicht gethan; denn bös bin ich ihm nicht, sagte er zu sich selbst. Ich erkenne, wie brav er ist; aber —

Während dies sich hier zutrug, saß Jacob bei seinem lieben Ludwig. Sie sprachen vom Soldatwerden. Ich sage dir, Ludwig, sprach Jacob mit voller Ruhe, es ist nicht schlimm, wenn ich Soldat werde. Das Leben, das wir führen, ist eine Hölle auf Erden. Sähe ich nicht das tiefe Leid meiner Mutter und Schwester, ich ginge freiwillig. Was hab' ich zu erwarten? Wie er es Ammichen machte, so macht er mir's.

Ludwig senkte still den Kopf. Es war als käme ein Gedanke in seine Seele, der ihm mit einem Male Licht gäbe; aber er schwieg.

Was macht Ammichen? fragte er nach einer Weile.

Das kannst du dir wohl denken, sagte Jacob. Sie weint immer und geht dahin wie ein Schatten. Abends sitzt sie wohl drunten im Wiesengarten unter dem Johannisapfelbaume.

Das war ein Wink für Ludwig und schon an diesem Abend sah er sie dort, wo die Nachtigall flötete. Das war ein Wiedersehen voll tiefen Leides. Sie erzählte ihm von ihrem Jammer im Hause, von der Mutter Leid, und wie ihr Vater manchmal ganz irre rede; aber nie versöhnlich. Dann wehklage er, daß Jacob müsse Soldat werden; sein

Weib verlasse ihn; seine Kinder seien von ihm abgewendet; die Nachbarn verachteten, seine Feinde verhöhnten ihn; er finde keinen Knecht; er müsse ein Bettler werden wegen des vielen Tagelohns, und am Ende verdürben ihm die Früchte auf dem Halm. Ach, Ludwig, sagte sie, und die hellen Thränen rieselten ihr über die bleichen Wangen, seit dieser Unglücksfunke sind wir recht elend.

Ludwig weinte mit ihr. Wie geht's deiner Mutter? fragte er.

O die trägt eine schwere Last, klagte das arme Mädchen. Sie sieht unser Unglück und nun sieht sie voraus, daß Jacob Soldat werden muß und bei dem Schmerz, ihn zu verlieren, fürchtet sie, daß dann mein Vater vom Verstande komme.

Gott sei dauer! rief Ludwig und schauderte.

Sagt denn dein Vater nichts von einem Einsteher? fragte er sie.

Er sagte gestern, war Annichen's Antwort, er wolle gerne achtzehnhundert Gulden geben, wie der alte Mathes-veter für seinen Ulrich gab, wenn er nur einen finden könne; aber nicht einmal einen Knecht finde er, zu geschweigen, daß er einen Einsteher fände; der Napoleon würge die

jungen Männer hin, daß am Ende keine mehr für ihn da seien. Ach, fuhr sie fort, du glaubst nicht, wie glücklich wir wären, wenn er einen finden könnte.

Ludwig schwieg nachsinnend und Ammichen plauderte noch fort, bis die Mutter ihr rief.

Ludwig blieb an der Stelle sitzen und versank in seine Gedanken. Er saß noch da, als fern im Dorfe der Wächter die Mitternachtsstunde blies. Als es wieder stille war und auch die Nachtigall schwieg, da stand er auf, ging aber an der angelehnten Thüre seines Häuschens vorüber, auf den Gottesacker zu. Das knarrende Thor, die im Mondenschein matt leuchtenden, weißen Kreuze auf den Gräbern, die im Nachtwinde raschelnden Kronen von Flittergold auf den Gräbern der Kinder, Jünglinge und Jungfrauen — das Alles erschreckte ihn so wenig, als ihn die heilige Stelle des Orts erschüttern konnte. Seine Seele war nur mit Einem Gedanken beschäftigt. Durch die Seele des Verlassenen zog ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl. Schnell fand er das Grab seiner Mutter, auf welches

Ammichen Blumen gepflanzt. Dort kniete er nieder und seine Thränen netzten das Grab. Dort betete er still und dann war es ihm, als rede er zu seiner Mutter. Ich thue an ihr, wie sie an dir gethan, sagte er, und gelt, liebe Mutter, das ist recht? —

Der Mond, der einige Augenblicke durch eine schwere Wolke, die der Nachtwind am Himmel hintrieb, verhüllt gewesen war, trat in diesem Augenblicke mit hellem Strahle hervor und goß die volle Macht seines Lichts auf die Gräber aus.

Durch Ludwig's Seele zog ein leichtes Schauern; aber es war ihm, als sei das die Zusage, daß das, was seine Seele bewegte, der seligen Mutter Billigung habe. Freudig und gestärkt in seinem Entschlusse stand er auf; hauchte den Gruß: Schlaf wohl, mein Mütterlein! gegen das stille Grab und ging hinweg. In seiner Seele war Frieden, ein Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann.

Der gefürchtete Tag des Looses kam endlich.

Im grellen Widerspruch mit den Gemüthern der Menschen, welche an diesem Tage die Entscheidung ihres Schicksals erwarteten, war er heiter und sonnig. In den Millionen Thauperlen, die an den Halmen des Grases und den reifenden Ähren der Fruchtfelder zitterten oder in den Kelchen der Blumen ruhten, glitzerte das Sonnenlicht. Wald und Flur hallten wieder vom fröhlichen Gesange der Vögel und vom Summen der kleinen Thierchen, die fröhlich umherschwirrten. Überall sah man die Leute in den Weinbergen arbeiten. Gar manches Auge ruhte mit tiefer Trauer auf der Landstraße, wo die Haufen der Jungburschen in meist erkünstelter Lustigkeit dahinzogen. Sie trugen einen Muth zur Schau, der ihnen innerlich fehlte. Manche sangen fröhliche Lieder; Andere schlichen stille dahin mit kummervollen Gesichtern. Sie dachten des Looses der armen Eltern, ihres eigenen Schicksals.

Ich kenne das genau aus eigener Erfahrung, sagte der Schmierjacob; denn ich weiß eben mich noch lebhaft zu erinnern, wie ich selbst unter den zur Aushebung ziehenden Burschen war. Wir sangen, jubelten und jauchzten, aber drinnen im Herzen sah's anders aus. Wir suchten dadurch unser Leid zu betäuben. Keiner ging gerne; denn

wir haßten die Franzosen und hatten Grund genug dazu. Übrigens gab's auch leichtfertige Burschе genug, die sich über das Alles hinaussetzten. Auch an Spottliedern fehlte es nicht. Eins erinnere ich mich noch, das wir oft sangen. Es lautete so:

„Schössen sie Pfeffernüß',
Bisquit und Weck',
Wär' ich der Erst' im Krieg,
Tapfer und keck!

Und wär' im Lazareth
Kein Medicin,
Dann wär' ich immer krank,
Blieb au'zen drin!

Würd' ich gleich General —
Oder noch mehr,
Und wär' dann weit vom Schuß —
Ging's lustig her!

En avant *) Brüderchen,
Muthig voran!
Fehlt dir Kurasche, so
Trink' dir sie an!

Träf' jede Kugel — dann
Gäb' es schnell Fried'!
Alles wär' schnell am End' —
Wie dieses Lied!"

Offenbar hatte das so ein leichtfüßiger Taugenichts gemacht. Die Weise klang marschartig und hübsch; daher wurde es denn auch überall gesungen und allezeit herzlich belacht. In der kleinen Kantonsstadt wanderten die Burschе und hier und da folgte ein gebeugter Vater, eine weinende Mutter, um den letzten Versuch zur Rettung ihres Sohnes zu machen. Um aber das auszuführen, was die zweitletzte Strophe des Liedes sagte, traten sie meist in das Wirthshaus, welches zunächst dem Thore lag und sehr bezeichnend „der letzte Heller" hieß, obgleich auf dem Schild ein mächtiger französischer Adler stand. Da war denn Alles gedrückt voll und die offenen Fenster ließen die Stube

*) Heißt auf deutsch: Voran!

ganz gut übersehen. Da ging's lustig zu und die sonst strengen Polizeisoldaten waren heute taub und blind.

Jacob war auch auf dem Weg, aber unter den jubelnden Gesellen war er nicht. Auch sein Vater war hingegangen. Seit den letzten Tagen war er ganz verstummt. Zu Jacob mochte er nicht gehen, weil Ludwig mit ihm ging. Es war auch gut, daß er sich zurückhielt, denn leicht hätten sie auf das kommen können, was am Pfingstmontag daheim geschehen war.

Auf dem Markte vor dem Rathhause drückten und drängten sich die Menschen, als die neunte Stunde schlug und die Ziehung eben begann. Im Saale des Rathhauses war der Unterpräfect, die Mär's, wie damals die Bürgermeister hießen, die Offiziere, die Decurien und die Schöffen der Dorfschaften.

Kamen die Bursche eines Dorfs an die Reihe, so rief der Schöffe den Namen des Orts und aus dem Menschenknäuel wickelten sich Diejenigen heraus, die jetzt den angstreichen Griff in den Topf thun sollten, der über Leid oder Freude entscheiden sollte. Da sank der angetrunkene Muth zu Boden; da verstummte die kecke, übermüthige Rede; da wurde manche geröthete Wange kreideblech und das kräftige Auftreten wurde zum unsichern Schwanken. Kamen sie dann wieder herab, so jubelte der Glückliche und der, den das Loos betroffen, schlich sich stille hinweg, oder Beide, dieser im Übermuthe der Freude, jener im halben Wahnsinn der Verzweiflung, eilten ins Wirthshaus und berauscht verließen sie es. Da machten die armen Kinder, welche Rosmarin- und Lorbeersträuße, mit blauweißen Bändern geschmückt, einen guten Kauf; denn mit solchen Zeichen wurde dann Mütze und Hut geschmückt, ohne daß aber diese Franzosenfarben irgend eine andere Bedeutung gehabt hätten, als die, daß sie bunt waren.

Jammern und Bedauern, Freude und Glückwünsche vernahm man wohl häufig und selbst die wurden davon berührt, die als bloß Neugierige dabei standen.

Links vom Rathhause, wo die Straße aus der Oberstadt herabkommt, steht ein Eckhaus, von dem aus, da die Straße dort anzusteigen beginnt, man fast den ganzen Markt überschauen kann. Dort lehnte Ludwig wider das

Hauses scharfer Ecke. Wenn es auch aussah, als nähme er keinen sonderlichen Antheil an dem, was um ihn vorging, so war das nur äußerlich so. Innerlich war er von Sorge und Angst um Jacob bewegt und ihn und seinen Vater hielt er scharf im Auge. Bis jetzt hatte Stoffel stille neben Jacob gestanden. Jetzt rief der Schöffe den Namen des Dorfs und nun kam Leben in Stoffel's Gestalt. Er faßte weinend seines Sohnes Hand und sagte: Gott leite deine Hand zu dem, was uns frommt! Jacob drückte seines Vaters Hand und sagte: Wie Gott will! Er ging zum Rathhause hin und Stoffel drängte sich ihm nach, damit er sogleich sähe, wie es gegangen.

Jetzt verließ Ludwig seine Stelle, drückte mit kräftigem Arme die Leute auseinander und war bald an Jacob's Seite. Fast eine Viertelstunde dauerte es, bis Jacob an die Reihe kam. Sein Geschlechtsname lag weit im A. B. C. zurück. Endlich wurde er aufgerufen, trat zum Tische, griff in den Topf und reichte das Papier, welches er herauszog, dem Beamten. Nr. 11, sagte dieser.

Soldat! rief der Präfect, und nun wurde er von den Offizieren betrachtet, die endlich dahin entschieden, daß er zum Kanonier tauglich sei.

Jacob hielt sich männlich. Sein Gesicht hatte zwar eine fahle Todtenfarbe, aber er ging fest einher und das Gesicht zeigte keine weinerliche Stimmung.

Er reichte Ludwig die Hand und sagte: Meine Vorahnung hat mich nicht betrogen! Dann neigte er sich zu seinem Ohr und sagte leise: Nimm dich meines Bärbelchen's an, wenn es ihm übel gehen sollte. Das ist mein Vermächtniß.

Ludwig drückte die Hand des Freundes und sagte: Sei gutes Muths; es ist noch Hilfe da!

Jacob aber beachtete das Wort nicht. Er hielt es für eins jener leeren Trostworte, die die Leute sagen, um doch etwas zu sagen. Sie gingen langsam die Stiege hinab. Als sie aus der Thüre traten, stand Stoffel vor ihnen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er seinen Sohn an. Dieser hielt ihm, statt der Antwort, seine Nummer hin und sagte: Kanonier!

Da hielt Stoffel beide Hände vors Angesicht und

weinte bitterlich, weinte laut. Jacob faßte ſeine Hand und ſagte: Vater, faßt Euch doch! Es iſt einmal Gottes Wille ſo! Und er zog ihn fort und neue Ankommende ſchloſſen die Gaſſe, welche die Abgehenden gemacht und neue Auftritte verſcheuchten die Erinnerung an das eben Erlebte.

Nur bei Dreien ließ ſie ſich nicht verdrängen. Ludwig hatte nie den alten Stoffel weinen geſehen, vielleicht auch ſonſt Niemand im Dorf. Er traute ihm nicht zu, daß er ſo viel Vaterliebe im Herzen habe; aber nun erkannte er, daß doch noch etwas Anderes in ihm walte, als die

Macht des Geldsacks und der reiche Bauernstolz, und das ergriff mächtig sein Herz. Er hegte tiefes Mitleid mit dem nun wirklich hart geschlagenen Mann.

In dem Gedränge, das auf dem Markte herrschte, wurde er übrigens von ihnen abgedrängt und fand sie nicht wieder, ob er sie gleich sorglich suchte. Er mußte allein den Heimweg suchen und wählte nun absichtlich einen über das Gebirge führenden, selten betretenen Fußpfad, um sich die Sache, die ihn innerlich so tief bewegte, in den Gedanken zu ordnen und zurechtzulegen. Als er an Steffel's Hause vorüberging, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick durch das klare Fenster zu werfen. Da lehnte Annichen das Haupt an die Wand und ihre Thränen

rannen stromweise; die Mutter saß da, bleich wie eines jener Bilder, welche wandernde Italiener zum Verkaufe herumtragen; Steffel saß im Sessel und stützte das Haupt auf den Arm und man sah, daß er ganz trostlos war.

Jacob erblickte er nicht; aber theilnehmende Nachbarn ſtanden und ſaßen umher. Faſt Niemand ſprach. Jeder gab ſich dem Leide hin, das ſein Herz erfüllte.

Wer dieſe trauernde Familie ſah, mußte von Mitleid bewegt werden, auch wenn er keinen nähern Antheil an ihr ſonſthin genommen hätte. Um ſo mehr ergriff der Anblick Ludwig's Herz. O, daß er hätte hineingehen und ein Wort des Friedens in ihre Herzen hineinreden dürfen, wie nur er allein es konnte; das freilich wieder einen größern Jammer über Eins dieſer leidenden Herzen hätte bringen müſſen! Als er ſich abwenden wollte, erblickte er eine dunkle Geſtalt, die unferne von ihm ſtand und leiſe ſchluchzte. Er erkannte Bärbelchen; aber als er ſich ihr nähern wollte, war ſie wie ein geſcheuchtes Reh entflohen.

Noch eine Weile ſtand Ludwig ſtille da, dann wandte er ſich um und ging auf Bender's Hausthüre zu.

Was bringſt du noch ſo ſpät? fragte Bender, als Ludwig den guten Abend geboten hatte. Haſt du im Vorübergehen in das Haus des Jammers geblickt, Ludwig? —

Ja, ſagte Ludwig feſt, und grade deßwegen komm' ich heute noch zu Euch.

Setz' dich, ſagte Bender.

Wollt Ihr ſo gut ſein und mir einige Fragen beantworten, Bendersvetter?

Wenn ich kann, warum nicht, Ludwig? — entgegnete Bender.

Ihr kennt das, was ich in Steffel's Hauſe erfahren habe, genau, ſagte Ludwig, und wiſſet den Grund. Glaubt Ihr, daß Steffel jemals einwillige, daß Annchen meine Frau werde? —

So lange der Steffel bleibt, was er iſt, geſchieht's nicht! — war des ehrlichen Bender's Antwort.

Glaubt Ihr, daß er zu Jacob's Heirath mit Spieladam's Bärbelchen Ja ſage?

Ebenſo wenig, ſo lange das Mädchen nicht Geld hat und dazu iſt wenig Ausſicht, verſetzte Bender.

Es iſt genug, ſagte Ludwig; glaubt Ihr aber, daß Steffel einen Einſteher kaufe?

Woher den nehmen? Ludwig, fragte Bender.

Das wäre ganz einerlei, antwortet mir doch, bat Ludwig.

Nun ja, versetzte Bender, das glaub' ich schon, wenn er ihn um einen billigen Preis bekäme; aber achtzehn hundert bis zwei tausend Gulden bezahlen, wie sie jetzt kosten, das wird Flausen haben.

Gut, versetzte Ludwig, wenn er zwei tausend Gulden geben will, so geht hinüber und sagt ihm, Ihr hättet einen.

Bist du toll, Ludwig? rief Bender. Wo ist er denn?

Ich selber bin's, sagte Ludwig mit großem Nachdrucke.

Du wirst doch nicht thöricht sein? rief der alte Mann und sprang auf. Du bist ja frei und wolltest Einsteher werden? —

Warum nicht? entgegnete Ludwig. Saget Ihr nicht selber, Stoffel würde niemals in meine Heirath mit Ammichen willigen? Was thue ich dann hier? Mir ist dann besser, es streckt mich eine Kugel in den Sand, und dazu ist gute Aussicht. Überdies weiß ich, was ich Eva schulde, die meine Mutter gewesen ist. Ich habe den Jammer gesehen und er ist mir wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele gegangen! So komm' ich aus dem Weg und trag' eine schwere Schuld der Dankbarkeit ab.

Aber Ammichen? fragte Bender und das Herz des alten Mannes war tief ergriffen.

Ihr ist's besser, wenn ich fort bin, sagte Ludwig, das seh' ich ein. Sie wird den Schmerz überwinden und dann ist's gut. Macht's kurz, Bendersvetter, und geht gleich hinüber, damit der Jammer ende. Sagt nichts davon, daß ich es bin. Das aber sagt, ich verlange keinen Heller Geld, nur eine notarische Verschreibung; keine Kleider, keine Uhr, nicht die übliche Verköstigung bis zum Abmarsch — von dem Allem nichts — nur die zwei tausend Gulden müsse er mir verschreiben. Ich bleibe hier bei der Base, bis Ihr wieder kommt. Geht in Gottes Namen.

Bender war diesen Abend schon drüben in Stoffel's gewesen. Er hatte das Leid nicht mehr ansehen können und war fortgegangen. Als er eintrat, war Niemand mehr da außer der Familie. Nur Jacob fehlte; er saß beim trostlosen Bärbelchen. Alle sahen auf, als Bender eintrat mit freundlichem Gruß.

Ei, da sind' ich Euch ja noch Alle! sagte Bender.

Wohl findet Ihr uns, Bendersvetter, sprach Eva.

Es kommt vor Leid kein Schlaf in unſere Augen und doch ſind unſere Glieder, wie unſere Gedanken, gelähmt. Die Zeit des Elends iſt über uns gekommen und des Herrn Zuchtruthe erreicht uns.

Ich meine, das Elend ließe ſich noch heben, ſagte Bender langſam.

Da blickten Aller Augen fragend ihn an.

Weißt du einen Weg, Bender, rief Stoffel, ſo ſag' ihn uns um Gottes willen!

Ei, der iſt ja leicht gefunden, ſprach Bender. Nimm einen Einſteher.

Du haſt gut reden, entgegnete Stoffel; wo ſoll ich einen bernehmen? Es ſind ja faſt keine Burſche mehr im Lande, außer Neuen, die als unbrauchbar ſind zurückgewieſen worden.

Ich wüßte dir einen Tüchtigen, bekräftigte Bender.

Wen denn? fragten alle Drei zugleich.

Bender hoi, als überhöre er die Frage, und ſagte: Es kommt Alles darauf an, wie viel dem Stoffel ſein Jacob werth iſt, oder ob er in die Forderung des Einſtehers eingehen will.

Was fordert er denn? fragte Stoffel geſpannt.

Zwei tauſend Gulden! ſagte Bender.

Und eine Uhr, Kleider und all' die langſame Auszehrung, die die Kerle Einem anthun? fragte Stoffel wieder.

Nein, erwiederte Bender, rund zwei tauſend Gulden.

Ach, wo bring' ich das Geld her? ſeufzte Stoffel.

Nun ſeh' ich doch wieder, daß des Herrn Wort wahr bleibt in Ewigkeit! rief Bender aus. Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels. Selbſt die Liebe des Vaters zu ſeinem Kinde ſchlägt er todt! Haſt du nicht für fünfzehn hundert Gulden Wein und Früchte zu Martini voriges Jahr verkauft und haſt das Geld noch alle in dem Strumpf in deiner Kiſte liegen bei dem anderen, das drin liegt? Aber lieber läßt du deinen Sohn todt oder zum Krüppel ſchießen, als du dich von dem Mammon trennſt.

Ja, Ihr habt Recht, Bendersvetter, ſagte Eva und rang die Hände.

Und wenn Einem ſo ein Tagedieb durchginge, ſo wäre das Geld fort und Jacob müßte doch Soldat werden!

ſagte Stoffel mehr zu ſich, als zu den Anderen. Wer leiſtet mir Bürgſchaft für das Geld, wenn ich es gäbe? —

Du ſelbſt, Stoffel, antwortete ihm Bender. Er will keinen Heller baares Geld, du ſollſt bloß die zwei tauſend Gulden verſchreiben vor dem Notar. Erſt nach einem Jahr ſollſt du ſie auszahlen.

Und bis dahin mit fünf Prozent verzinſen oder gar mit mehr? fragte Stoffel.

Nein, erwiederte Bender. Ohne Zinſen ſollen ſie ſtehen.

Stoffel blickte ihn ungläubig an. Du wirſt doch einen hart geſchlagenen Mann nicht zum Narren halten wollen? Solch ein Einſteher wäre ja eine Rarität? Mach' mich Das nicht weiß!

Mein Einſteher iſt aber ſolch eine Rarität, Stoffel, ich gebe dir mein Wort darauf. Dabei iſt er ein grundehrlicher Menſch, von dem du kein Deſertiren zu fürchten haſt. Er will ſogar in den Act ſetzen laſſen, daß, wenn er deſertire und Jacob Gefahr dadurch liefe, das Geld zurückbezahlt werden ſolle.

Eva und Ammichen blickten mit ängſtlich pochenden Herzen den Nachbar an; denn ihnen kam der Gedanke, es könne Ludwig ſein, den Bender meine.

Und wenn er umkommt —? fragte Stoffel.

Thut nichts ändern, ſagte Bender. Das Geld muß doch bezahlt werden. Iſt dir's recht ſo, hier iſt meine Hand. Schlag' ein und die Sache iſt richtig.

Stoffel rückte auf dem Stuhle hin und her, als ſitze er auf glühenden Kohlen. Er kratzte ſich hinter dem Ohre; ſetzte die Mütze bald rechts, bald links auf. Man ſah es, wie ſeine filzige Seele einen ſchweren Kampf kämpfte und wie viel es koſtete, bis ſich der Entſchluß losrang.

Stoffel, ſagte Eva, gib dir keine Mühe. Jacob wird Soldat und wird todtgeſchoſſen. Dann ſparſt du das Geld. —

In dem Worte Eva's drückte ſich eine Bitterkeit aus, die ſelbſt auf das verhärtete Gemüth des Geizigen eine Macht ausübte, die man kaum hätte erwarten ſollen.

Wahrlich, rief Bender im höchſten Zorne, wer mit dir Mitleid hat, thut Sünde. Du biſt der verſtockteſte

Sünder, den ich jemals ſah. Selbſt dein eigen Fleiſch und Blut iſt dir für Geld feil. Über dich komme, was du verdienſt. Gute Nacht! Er wollte gehen, aber Steffel ſprang auf und hielt ihn feſt. Der Handel iſt richtig, rief er aus. Ich zahle das Geld, aber nun ſag' mir auch, wer's iſt? —

Nun ja denn, ſagte Bender; der iſt's, den du hinausgeſtoßen haſt aus deinem Hauſe; dem du den guten Ruf nahmſt; den du weghetzen willſt von deiner Schwelle, wie einen räudigen Hund; der Ludwig iſt's. Er will mit ſeinem Einſtehen eine Schuld der Liebe abbezahlen, die

aus den Augen gehen und — wenn's möglich iſt, feuerige Kohlen dir aufs Haupt ſammeln.

Bei dieſen Worten trat Jacob herein. Er ſtand überraſcht da, als er ſeinen Vater bleich im Seſſel ſitzen, ſeine Mutter troſtlos die Hände ringen, Ammichen laut weinend hinausſtürzen ſah.

Was gibt's denn, Bendersvetter? fragte er.

Ludwig iſt dein Einſteher geworden, ſagte Bender.

Nein, nun und nimmer! rief Jacob. Das geht nicht!

Der Handel iſt richtig, ſagte Bender und es beißt keine Maus mehr einen Faden ab.

Noch Eins, ſagte Bender. Da der Handel richtig iſt, ſo kommt morgen in den goldenen Stern in der Stadt. Dort treffen wir uns, um zu dem Notar zu gehen. Ich bin Zeuge, ſetzte er hinzu, und du wirſt dich nicht lumpen laſſen, hoff' ich. Gute Nacht! — Bender ging und noch bis nach Mitternacht redete er ernſt und allein mit Ludwig. Als dieſer endlich ſchied, ſagte Bender zu ihm: Ludwig, ich habe dich heute erſt kennen gelernt; du haſt dir meine ganze Liebe und Achtung erworben. Solcher Geſinnung kann Gottes Segen nicht fehlen. Du wirſt wiederkommen und es wird gewiß Alles gut. Das gelobe ich dir aber hier vor Gottes Angeſicht: ich werde handeln für dich, beſſer, als ein Vater für ſein Kind. Gott ſegne dich!

Jacob war hinübergeeilt zu Ludwig; aber Lips hatte ihn noch mit keinem Auge geſehen. Erſt gegen Mitternacht ging Jacob heim; und ehe der Tag graute, war Ludwig ſchon wieder weg. Er wollte Jacob nicht begegnen, bis Alles vorüber wäre.

Aber wer konnte ſagen, wie es in Eva's, in des armen Ammichen's Herzen ausſah? Wer konnte die Thränen zählen, die dort floſſen? — Nur Einer im Hauſe ſchlief ſeit langer Zeit zum erſten Male ruhig und feſt. Es war Stoffel. Seit er den Entſchluß ſich ſelber abgerungen und er nun wußte, daß ſein Jacob ihm blieb und er alle ſeine Arbeiten in Ordnung beſtellen könne, ſchien ihm ſelbſt das Geldopfer minder groß. Brauchte er es ja doch nicht gleich zu zahlen und auch nicht zu verzinſen! —

Schon frühe war Ludwig bei dem Notar in der Stadt. Dieſer ſchrieb den Act nach Ludwig's Angabe fix und fertig bis zur Unterſchrift.

Im Wirthshause zum goldenen Stern trennte sich Ludwig von Bender, weil er mit Stoffel nicht in Berührung kommen mochte. Stoffel kam später nach, und nachdem er ein Schöpplein Guten bezahlt, ging Bender mit ihm zum Notar.

Soll ich's Euch vorlesen? fragte der Notar. Ludwig hat mir bereits Alles dictirt.

Da muß ich doch auch dabei sein, sagte trotzig Stoffel, in welchem sich der reiche Bauer regte.

Wenn die Bedingungen Euch berühren, sagte der Notar, so wäre das schon richtig. Was aber der junge Mensch mit dem Gelde machen will, geht eigentlich Euch gar Nichts an. Ihr bezahlt oder bezahlt nicht. Das ist das Ende vom Lied. Er nahm den Act und las. Der Inhalt lautete dahin, daß Stoffel nach Jahresfrist, jedoch

bis dahin ohne Zinſen, zwei tauſend Gulden zahle, Ludwig möge leben oder todt ſein, und zwar an — Barbara, die Tochter des Spielmanns Adam.

Was? rief Stoffel in höchſtem Zorne. Was geht mich des Spieladam's Bärbel an? Da wird nichts draus!

Iſt mir recht, ſagte Bender. So mag dein Jacob der Trommel folgen.

Was geht es Euch an, was der Einſteher mit ſeinem Gelde machen will? fragte ſcharf der Notar. Wollt Ihr

noch am Ende Herr über das Geld eines Anderen ſein? Ihr ſeid toll, Steffel! Steffel ging in der größten Wuth in der Stube des Notars herum, brummte halblaut von „Lumpengeſindel,“ ohne jedoch eine Erklärung abzugeben.

Macht's kurz, rief endlich der Notar Ich bin zu einem Todtkranken berufen, der ein Teſtament machen will, da iſt nicht lange zu pampeln!

Steffel ſetzte ſich und ſagte mit unterdrücktem Grimme: So leſet weiter! Der Notar fuhr fort: Daß dagegen Ludwig aus freiem Antrieb und weil er frei vom Heerdienſte ſei, an der Stelle Jacob's Soldat werde. —

Falls er aber deſertirte? fiel Steffel ein.

Schäme dich, Steffel, das zu ſagen! rief Bender aus.

Ruhig, ſprach der Notar, auch das iſt vorgeſehen. Sollte er deſertiren, ſo wird der Act nichtig und das Mädchen zahlt Euch das Geld zurück.

Aha, ſagte Steffel, da hol' ich bei dem Lumpen, dem Spieladam, das Geld! —

Ich bin Bürge! ſagte Bender. Setzt das in den Act, Herr Notar.

Iſt Euch das recht, fragte der Notar.

Steffel nickte. Der Notar ſchrieb. Ludwig hatte bereits unterzeichnet und nun that das Steffel, Bender und ein Nachbar des Notars als Zeuge und die Sache war endlich abgethan. Als Bender und Steffel weggegangen waren, kam Ludwig wieder und ließ von dem Notar ein Teſtament machen, wonach das Häuschen und der Acker, welchen er beſaß, ſo lange Lips lebe, dieſem verbleiben, nach deſſen Tod aber an Bärbelchen fallen ſolle.

Es war Brauch, daß vom Tage der geſchloſſenen Übereinkunft an, der Einſteher in dem Hauſe Deſſen verpflegt wurde, für Den er eintrat; hier aber war es anders. Ludwig betrat Steffel's Schwelle nicht; dagegen beſuchten ihn Bender, Eva, Jacob ohne Hehl. Letzterer Herzen waren getheilt, aber ihre Liebe zu Ludwig wuchs mit jedem Augenblicke.

Niemand ahnete, was Ludwig gethan, da der Notar tiefes Schweigen auferlegt hatte. Steffel hielt's wohl, aber an ſeinem Unmuthe nahm Eva wahr, es müſſe etwas Wichtiges in dem Acte ſtehen. Als ſie Bender darnach

fragte, ſagte er lachend: die Zeit wird's lehren, aber auch Das, daß Ludwig ein Edelſtein iſt!

Eva wollte Ludwig Geld bringen. Ich brauche keins, ſagte er dankend. Stoffel hat Nichts zu zahlen. Auf ihr eindringliches Bitten nahm er es doch an.

Ich will Nichts von dem Abſchiede reden, ſprach der Schmiedjacob. Das war ein Leid, unter dem Ammichen ſchier zuſammenbrach.

Von Bärbelchen nahm Ludwig beſondern Abſchied und übergab dem faſt zu Boden ſinkenden Mädchen die beiden Acten. Bender war zugegen. Er war im Act als Bärbelchen's Beiſtand genannt.

Ach, was haſt du mit mir vor? rief das Mädchen.

Du ſollſt Jacob's glückliche Gattin werden, flüſterte ihr Ludwig ins Ohr. Halte dich nur an Bender — und dann ſchied er von dem ganz betäubten Mädchen, das gar nicht wußte, wie ihr geſchah.

IV.

In Stoffel's Hauſe war ſeit Ludwig's Wegzug viel Trauer und Leid, das nur durch den Gedanken etwas verſüßt war, daß Jacob blieb. Nur Einer war wieder ganz froh geworden, und der war Stoffel. Sein Sohn blieb. Der verhaßte Ludwig, dem er in Betreff Ammichen's nicht traute, war nun für immer fort und er ſparte ein Erkleckliches an der Summe ab, die er für Ludwig nach einem Jahr zahlen mußte, da er nun nicht die vielen Taglöhner brauchte. Er lieh gleich das baare Geld aus und rechnete ſchon, daß auch die Zinſen noch hinzugezählt werden könnten, die er von dem Gelde zog. Nur das Eine konnte er kaum verwinden, daß er das Geld an das „Bettelmädel" zahlen ſollte.

Am Tiefſten gebeugt war Ammichen. Ach, wie betete ſie jeden Tag ſo oft für Ludwig's Erhaltung! Wie lebte ihre Seele nur an dem Gedanken an ihn! Freier drängten ſich von allen Seiten herbei und Stoffel hätte gerne durchgegriffen, wäre nicht Eva geweſen, die kurz und bündig erklärte, daß, wie er Miene mache, Ammichen zu einer Heirath zu zwingen, ſie auf Scheidung klagen würde. Und Ammichen wies jeden Antrag aufs Beſtimmteſte zurück.

Jacob ging mit Bärbelchen ohne Scheu um, und Steffel wagte nicht, etwas zu ſagen. Er verſchloß ſeinen Grimm in ſich, aber der Riß, den der zweite Pfingſttag gemacht in die Familie, war nicht mehr auszuheilen.

Das Jahr 1812 war in jener Gegend ein am Gemüſe reiches, aber die Frucht wurde durch einen Hagelſchlag getroffen und auch der Weinſtock litt darunter ſehr. Überdies war der erherbſtete Wein nur ein Mittelgut, das gar keinen Abſatz finden wollte, ſo wenig auch erherbſtet worden war. Steffel ſah mit Schrecken dem erſten Juli 1813 entgegen, wo er das Geld zahlen ſollte. Das Jahr 1813 aber ließ ſich noch ungünſtiger an.

Zu dieſen trüben Ausſichten geſellte ſich ein anderes Übel; aller Verkehr ſtockte. Die Unglücksfälle Napoleon's in Rußland, das Erbleichen ſeines Glückes hemmte alle Handelsthätigkeit.

Wie es aber in dem Sprüchworte heißt, daß kein Leid allein kommt, ſo erfuhr es Steffel.

Schon im Jahr 1813 zeigte ſich das Nervenfieber, welches durch die Transporte der Gefangenen, der Verwundeten der ſich zurückziehenden Armee eingeſchleppt worden war, in ſeiner unglückſeligen Macht, beſonders am Rheine. Steffel war eine feſte Natur, aber die mannichfaltigen Gemüthserregungen griffen ihn mehr an, als es Jemand glaubte. Zuerſt erkrankte Ammichen und ſchwebte lange am Rande des Grabes. So geizig auch Steffel war, er liebte doch ſeine Kinder herzinniglich und die Krankheit Ammichen's traf ihn um ſo ſchwerer, als der Vorwurf an ſeinem Herzen nagte, die Krankheit ſei die Folge ſeiner Härte. Es gab Augenblicke, wo er im Garten in der Laube ſaß und weinte und betete, was er ſonſt ſelten gethan.

Bender merkte ſeine Stimmung und benutzte ſie, wie ein ſeelſorgender Freund, zu Steffel's Beſſerung. Die derbe Rede des ehrlichen Nachbars, der wohl wußte, wie er Steffel's Seele faſſen mußte, ging ihm oft tief ein, und wenn Bender hinwies, wie ihm nun all ſein Geld und Gut das theuere Kind nicht dürfte erhalten können, ſo war das wirkſamer als Alles.

Der Herr klopfte an die verſchloſſene Thüre dieſes halb erſtarrten Gemüths und — nicht umſonſt. Manche

Nacht, wenn er am Bett des Mädchens ſaß, bebte ſein Herz in der Bruſt und die Selbſtanklage; das marternde Gefühl der Reue; das Bewußtſein der Ohnmacht führte ſeine Seele zum Erkennen ſeiner ſelbſt.

Ammichen genas. Bender ſagte: Stoffel, der liebe Herrgott iſt dir gnädiger, als du es werth biſt. Beſſere dich. Du verdienſt die Gnade nicht und ich glaube, der liebe Gott erhört auch nur das Gebet deiner guten Frau, deines nicht.

Es ſollte noch weiter kommen. Eva hatte unendlich viel erduldet ſeit Jahresfriſt. Sie war in der langen Krankheit Ammichen's oft wochenlang nicht aus den Kleidern gekommen. Das blieb nicht ohne Folgen, zumal die Krankheit anſteckend war. Auch ſie legte ſich nieder und erſt jetzt, als Ammichen kaum noch außer dem Bett ſein konnte und die Mutter darnieder lag, fühlte er, was er an ihr als Hausfrau hatte, und die alte Liebe zu ihr zeigte ſich erſt jetzt recht. Er wich nicht von ihr; Tag und Nacht pflegte er ſie. Niemand durfte ihr die Arznei reichen, als er. Stundenlang hielt er ihre Hand in der Seinen und „liebe Eva" hörte ſie viel tauſend Mal aus ſeinem Mund, und wenn ſie in ſein Auge blickte, ſah ſie es oft in Thränen ſchwimmen.

Bender und ſeine Frau erwieſen ſich jetzt recht als treue Nachbarn und echte Freunde, die ſich in der Noth erproben. Eva war noch gewaltiger von der Krankheit ergriffen, als Ammichen. Faſt eine halbe Woche lag ſie völlig bewußtlos in wilden Fieberträumen. Das war eine Zeit ſchwerer Heimſuchung, die auch an Stoffel's Seele nicht ganz ohne wohlthätige Spuren vorüberging.

Als endlich Eva zu geneſen begann, erkrankte vollends Stoffel ſelbſt. Ihn ergriff die Krankheit weniger heftig, aber die Schmerzen des Krankenlagers thaten ihm das innere Auge noch mehr auf.

Und als er wieder auf dem Wege der Geneſung war, kam der erſte Juli 1813 heran und er hatte ſo wenig baares Geld, daß ihn der Gedanke mit Entſetzen erfüllte.

Einſt ſaß Bender bei ihm.

Ach, ſagte er, Bender, mich drückt das Geld mächtig, das ich dem Mädchen bezahlen muß.

Bist du denn arm? fragte ihn lachend der Nachbar.

Nein, sagte Steffel, aber ich habe doch jetzt grade das nöthige Geld nicht. Ich muß lehnen —! Das ist mir das Härteste!

Du hast Credit! sagte Bender.

Glaub's wohl — aber lehnen muß ich, der ich nie es brauchte, seufzte er. Was wird die Welt sagen? —

Bender zuckte die Achseln.

Und wo werd' ich's kriegen? klagte Steffel.

Der Lützeldörfer hat vorgestern seinen eilter Wein, den er noch liegen hatte, verkauft, sagte Bender. Frag' bei Dem an. Er kann dir's geben.

Lieber bei dem Schmuel in der Stadt, der dreißig Prozent nimmt! schrie, fast außer sich, Steffel.

Bender wurde es bange, die Aufregung möge ihn zurückwerfen. Nun, nun, sagte er, ereifere dich nicht. Ich wüßte einen Rath, der könnte Alles schön friedlich und zu deinem Segen kehren —.

Welchen? fragte Steffel und richtete sich auf.

Hör' Mal, Nachbar, nahm Bender das Wort, der Spieladam ist arm, das ist wahr, aber ein durchaus unbescholtener, ehrlicher Mann. Daß er arm ist, daran ist er nicht Schuld. Berthan hat der Mann nie etwas. Vor Unglück sind wir Alle nicht sicher. Du weißt, wie es ihm in Neuhof ging, wo ihm die Franzosen Haus und Hof niederbrannten. Unverschuldete Armuth schändet nicht. Ich hab' so manchmal dran gedacht, du könntest den allergescheidtesten Streich machen und die zwei tausend Gulden im Säckel behalten.

Steffel starrte den Bender mit weit aufgerissenen Augen an

Er wußte nicht, was Bender meine. Vielleicht, dachte er, will er einen Advocatentriller schlagen? —

Wie meinst du denn Das! fragte er hastig.

Eigentlich zu sagen, fuhr Bender fort, ist das Bärbelchen jetzt das reichste Mädchen im Dorfe. Zwei tausend Gulden ist ein schönes Häufchen Geld und so ein Geldspiel hat kein anderes im Dorfe mehr. Acker, Wiesen, Weinberge haben sie; aber das ist Alles verschuldet. Ich glaub', wir Zwei sind die Einzigen im Dorfe, die keine Schulden

haben. Der Jochem Lützeltörfer hat trotz seinem Gut einen recht schönen Bündel auf dem Nacken. Möcht' ihn nicht tragen helfen. Wird's kund, daß das Mädel zwei tausend Gulden baares Geld hat, so kriegt's mehr Freier, als Tag im Jahre sind. Wär' ich an deiner Stelle und wüßte, daß mein Jacob das brave Kind lieb hat und doch nicht von ihm läßt, so will ich ein Schuft und ein Spitzbub' sein, wenn ich nicht sagte: Macht's kurz und heirathet Euch! Dann blieben die zwei tausend Gulden in deinem Säckel; du brauchtest nicht zu leihen; Jacob hätte eine schöne, brave, liebe und reiche Frau; deine Kinder segneten dich; Eva würde wieder deine liebe Frau; der Frieden zöge wieder bei Euch ein und du schlügest sechs Mücken mit einer Klatsche! — Noch mehr, Steffel — du wälztest einen Theil der Schuld von deiner Seele, die du an Ludwig auf dich geladen! Bedenk's, ich mein' es treu mit dir. Ich an deiner Stelle thät' es schnurstracks. Steffel's Kopf war auf die Brust gesunken. Seine Hände waren gefaltet und er drehte die Daumen um einander herum, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas nachdenklich in Erwägung zog. Dabei seufzte er von Zeit zu Zeit tief auf. Nach einer Weile, wo sich wieder der Bauernstelz in Steffel's Seele regte, sagte er: Klug räthst du und ich erkenne, daß du in Vielem Recht hast; aber du bedenkst nicht, daß es doch ein Schimpf ist, mit solchem — Gesindel sich zu vereinigen.

Himmel und Erde! rief Bender, bald hätt' ich im Zorn ein Unrecht gethan und geflucht. Man meint denn doch deine Vorfahren seien Reichsgrafen gewesen. Woher stammst du denn, Steffel, daß du so hoch gestochen bist? Dein Großvater war Saubirt auf dem Hunsrück, ich glaub', in Argenthal oder dort herum. He? Ist das etwas Ehrenhafteres, als Spielmann zu sein? Dir ist ein Ziegel gerutscht. Dieser, dein Großvater, hat aber lange Zeit in Simmern gesessen, weil er — gemaust hatte auf dem Simmerer Märteesmarkt. Gelt, daran denkst du nicht? Oder willst es nicht. Des Spieladam's Vorväter waren reiche, brave Leute. Er wurde durch Unglück arm und es war ein Glück für ihn, daß er aus purer Liebhaberei beim Schulmeister geigen lernte. Das bewahrte ihn vor dem Betteln. Als aber dein Großvater zu Simmern saß, ging dein Vater und seine Schwester, die

nachmals geſtorben iſt, betteln. Hörſt du's, Stoffel — betteln gingen ſie! Dein Großvater aber beſſerte ſich auf die Lection, die ihm das Gericht über die langen Finger gab. Er zog fort von Argenthal und kam dann hier ins Land und wurde Kuhhirt, machte Bienenfäſſer für die Leute, Backkörbe und dergleichen und dein Vater lernte das Schuſterhandwerk. Der war ſchon ein Knauſer, hielt Alles zu Rath, und als er von der Wanderſchaft kam,

war dein Großvater und ſeine Schweſter tot. Was er erbte — waren noch etwa vierzig Gulden Schulden. Nun ſetzte er ſich aber auf das Leder, miethete ſich das Häuschen, worin der Lips wohnt, das dem Ludwig gehört oder, wenn er ſterben ſollte, dem Bärbelchen, dem er's vermacht hat. Kein Menſch hielt es ihm nach, daß ſein Vater Kuhhirt war.

Er verſtand ſein Handwerk und arbeitete wacker. Nun ſah er ſich nach den Töchtern des Landes um. Hoch hinauf durfte er nicht blicken, ſondern auf ſeines Gleichen, denn es waren damals viele Bauern ſchon ſo dumm, wie du, daß ſie ſich auf ihren Geldſack etwas einbildeten. Und doch kam's anders. Er

ſah das Kind eines reichen Bauern gern, das hier in deinem Hauſe wohnte, und es ihn und, denk' dir 'mal, Stoffel, der Bauer, dein Großvater von der Mutter her, war ſo unklug und gab dem armen Schuſterjacob ſein Kind zur Ehefrau und — ſie war deine Mutter. Die hatte auch ſo einen vom Geſindel geheirathet.

Du weißt es nicht, aber ich weiß es, daß dieſe Ehe ein Muſter der Ehen war. Glücklicher war kein Paar im Dorf und lieber hatte ſich keins. Dein Vater ſteckte nun das Schuſterhandwerk auf und wurde Bauer; war knickerig; hatte gute Zeiten, wurde reich und du warſt ſein einzig Kind und Erbe. Stoffel, ſo kann ein Eſel reich werden! — Du ſchnappteſt nun die reiche Eva weg, die dich nicht wollte, weil du ein verrufener Geizhals warſt und noch biſt, und die war das reichſte Mädchen im Dorfe. Stoffel, hatteſt du da ein Verdienſt? Willſt du ſtolz ſein auf die langen Finger deines Großvaters, auf ſein Amt als Sau- und Kuhhirt? So was iſt noch nicht vorgekommen und gehört in die Zeitung! Aber ich wette drauf, wenn es die

Leute lasen, so sagten sie: das ist eine gedruckte Lüge, so dumm ist der Stoffel nicht. Geh', Stoffel, schäm' dich! Wenn der arme Spieladam seine Vorfahren aufzählt, mußt du dich verkriechen. Nu, Stoffel, heut' hab' ich satt! Geh' in dich vor Gott und thue Buße! Ich aber sage dir Adjes! Er ging und ließ Stoffel allein.

Das waren harte Nüsse und der Kern war bitter wie Galle. Aber es war pure Wahrheit, die aber Stoffel in seinem Hochmuthe vergessen hatte. Er legte sich still auf sein Bett zurück und that, als wenn er schlief, als Jacob herein kam, der freilich nicht wußte, welch' ein Geschichtskapitel ihm der Bender vorgelesen hatte.

Auch Eva kam, die wieder mit knapper Noth herumschlockern konnte, und setzte sich zu ihm.

Laßt mich in Ruhe, sagte er weich und mild zu ihnen, ich möchte schlafen. Sie gingen; aber er schlief nicht, und die Nacht kam, und er schlief nicht; aber es ging Vieles in seinem Kopfe herum und in seiner Seele vor, was er Niemanden sagte.

Am andern Morgen stand er zum ersten Mal auf zur großen Freude Aller. Als er mit Eva allein war, sagte er: Liebe Eva, ist es wahr, daß Jacob von dem Bärbelchen nicht lassen will? Du weißt das besser, wie ich; denn zu dir hat Jacob mehr — Liebe und Zutrauen.

Eva sah ihn verwundert an. Sie dachte: Ach Gott, ist denn mit dem Mann eine völlige Umwandlung geschehen? Ich habe, sagte sie freundlich, nie mit ihm darüber ein Wort geredet; aber ich glaub' es. Er hat das brave Mädchen lieb, das ist wahr, und ein Windbeutel und Fatzenmacher ist er nicht; noch weniger ein schlechter Mensch, der einem armen Mädchen Hoffnungen in den Kopf setzte und es hintennach sitzen ließe.

Gott behüt' ihn davor, sagte Stoffel.

Ja, Stoffel, so denk' ich auch; denn ich würde mich schämen, seine Mutter zu sein, weil ich ihn für einen Schuften hielte.

Du hast Recht, Eva, sagte er, aber — glaubst du, daß ihn das Mädchen noch nähme, wenn es nun das viele Geld von mir bekäme?

Eva fuhr ordentlich in freudigem Schrecken zusammen,

als sie das hörte. Sie blickte ihn ängstlich an, weil sie meinte, das gehe, bei seiner Gesinnung, mit rechten Dingen nicht zu.

Stoffel, rief sie, sind deine Gedanken wirre geworden oder hat der liebe Gott die Augen des Verständnisses dir aufgethan? Die Zwei gehen seit Jahren mit einander und das Mädchen ist eine Krone unter Denen des Dorfes. Sie wird ihn nicht treulos verlassen um des Geldes willen, da er sie nicht verließ, als sie arm war. Aber, daß du davon redest, begreif' ich nicht? —

Meinst du? sagte er. Warum sollt' ich nicht? Ein vernünftiger Mensch muß Alles berechnen in Zeitläuften wie die jetzigen. Doch will ich dir nur ehrlich gestehen, daß mich der Bender drauf gebracht hat. Er ist ein braver, aber grober, viereckiger Mensch, der Einem abscheulich den Kümmel reiben kann. Mir hat er die Zunge geschabt und den Gaumen gestochen; auch die Erbsen belesen und den Staub aus dem Gewissen geblasen. Der versteht's wie ein Pfarrer. Verstand hat er aber und mein Lebtag hat er mir zum Guten gerathen. Gestern rieb er mir den Kümmel über Geldstolz und Hochmuth. Er hat Recht. Er sagte mir auch: Wenn ich wäre, wie du, ich gäbe dem Jacob das Mädel und das Geld blieb' im Kasten. Ja, dacht' ich, wenn's drin wäre! Sollt' ich's jetzt dem Bärbelchen geben, so müßt' ich lehnen! Überdies bekäm' ich eine brave Schwiegertochter und — Glück und Frieden kehrte wieder im Haus ein und zwischen mir und dir. Ach, Eva, das hab' ich eingesehen, daß es nicht mehr so fortgehen darf, wie vor der Krankheit — ich wollt' sonst lieber, ich wär' gestorben!

Gottlob! Gottlob! rief Eva und die hellen Freudenthränen traten in ihre Augen. Wenn du so denkst und redest, so läßt uns Gott noch Glück am Abend werden. Sie reichte ihm ihre Hand, die er freudig ergriff und sie zu sich zog.

Eva, sagte er, willst du mir verzeihen, daß ich oft hart war? Willst du mir gut werden?

Eva weinte und nickte ihm zu. Sie konnte nicht reden. Es war ihr aber so wohl um die Seele, wie noch nie. Als Jacob herein kam, sagten sie es ihm Beide.

Im Übermaaße ſeines Glückes fiel er dem Vater um den Hals. Stoffel fühlte zum erſten Mal das Glück der kindlichen Liebe.

Noch an dieſem Abend warb Jacob förmlich bei dem Spieladam um ſein Bärbelchen, und ſie wurde ſeine glückliche Braut.

Bender rieb ſich fröhlich die Hände und ſagte zu ſeiner Frau: Es iſt doch verwunderlich, wie ein Blinder ſo gut ſehen lernt, wenn ihm der Staar geſtochen iſt! Nun ſagen die Leute im Dorfe: Der Stoffel ſtirbt bald. Aber ſie wiſſen nicht, daß ich ihm den Hochmuthsteufel mit dem diebiſchen Sauhirten ausgetrieben habe und daß der ganzen Geſchichte doch kaum etwas Anderes zum Grunde liegt, als ein wohl berechnender Geiz. Siehſt du, nun bleiben die zwei tauſend Gulden in ſeinem Säckel, das iſt Eins; und da ihm das Ammichen erklärt hat, es heirathe nicht, verſteht ſich, wenn der Ludwig nicht wieder kommt — und

er auf einen Schwiegersohn nicht rechnen kann bei seiner Arbeit, so thut's doch die Schwiegertochter. Aber, was liegt mir dran! Der Jacob und das brave Mädchen werden ein glückliches Paar und des braven Ludwig's Absichten sind erreicht. Gott segne ihn und führe ihn gesund wieder zu uns!

Dennoch aber hatte sich der Bender getäuscht. Es war wirklich in Steffel's Seele gegangen, wie wenn der erste, warme Frühlingshauch über die Flur fährt. Das Eis und der Schnee schmelzen und ein neues Leben beginnt sich überall zu regen. Zwar war der Mohr noch nicht weiß gebleicht; aber er war mürbe geworden der harte Stein und die Hoffnung war aufgegangen für eine bessere Zukunft.

V.

Ich denke mir, sprach der Schmiedjacob nach einer kurzen Unterbrechung, die Frage: Wie mag es dem braven Ludwig ergangen sein? liegt Euch Allen auf der Zunge.

Nun, ich finde das auch recht; denn erst bei seinem Weggange hat es sich gezeigt, wie brav er dachte. Dabei möcht' ich Euch zuerst sagen, aus den Schlachten vor der Leipziger, die drei Tage dauerte und erschrecklich viele Menschenleben kostete — kam er glücklich. „Was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten," sagt das Sprüchwort, und das ist, bei meiner Treu'! — ein wahres Wort, das sich auch während der Leipziger Schlacht bewährte. Ludwig war stets im stärksten Feuer. Er fürchtete den Tod nicht; suchte ihn aber auch nicht freventlich auf, obgleich es ihm nicht schwer gefallen wäre, zu sterben. Der Herr wollte es anders.

Er hatte wohl einmal an Jacob und Bender geschrieben und diese Briefe waren des armen Ammichen's Heiligthümer, die sie wohl viel hundert Mal las. Antwort hatte er auch gekriegt; aber seit der Verheirathung Jacob's und Bärbelchen's war nur einmal ein kurzer Brief gekommen. Den hatte wohl Bender beantwortet; allein er wußte nicht, ob ihn Ludwig erhalten, da dieser nicht mehr schrieb.

Ludwig hatte ihn aber in Sachsen erhalten, als es schon mit dem Napoleon stark den Krebsgang ging. Wie da sein Herz jubilirte! Bender hatte ihm nämlich den ganzen Hergang geschrieben und setzte dann hinzu: „Nun solltest Du, lieber Ludwig, zwei Dinge hören und sehen, daß sich daran Deine Seele freute und ergötzte; nämlich erstlich die: Wie das Bärbelchen den alten Steffel herum handthiert hat, daß bei ihm das Bärbelchen über Alles geht. Das ist aber auch eine Hexe, die es Einem ordentlich anthun kann, daß man es lieb haben muß. Niemals ist seine Miene trüb und säuerlich und der Himmel ist's doch als einmal! Es lacht den ganzen Tag; ist immer freundlich; hat für Jeden ein liebes, gutes Wort; ist grad wie Queckſilber, das nimmer Ruhe hat und es geht ihm von der Hand, wie Firfeuer. Dazu hat es ein Geschick für Alles, wie ich's mein Lebtag noch nicht gesehen. Daß die Eva es immer anlächelt und es herzinniglich lieb hat, das wundert mich nicht; denn es trägt sie auf den Händen; aber daß der alte Stoffel nicht höher schwört, als bei Bärbelchen; daß er mit ihm Rath hält, mehr, wie mit seiner Frau, das ist das Verwunderliche. Zu mir sagte

er vor Kurzem: Bender, wie ist doch der Mensch so blind. Was er für ein Unglück hält, wird oft sein Glück, das erfahr' ich recht an dem Bärbelchen! — Das hättest Du am Ludwig auch erfahren, sagte ich; aber den hast Du in den Krieg hinausgetrieben, daß sich Gott im Himmel erbarme! Da hat er das Maul hängen lassen und war stockmäusestill. Ammichen hat an dem Bärbelchen eine rechte, liebe Schwester."

Soviel schrieb er von Ammichen und kein Wörtchen mehr, und der Ludwig hätte gewünscht, er hätte noch weit mehr geschrieben, zumal er das Zweite, was er wünschte, daß es Ludwig zu seiner Freude hören oder sehen möge, ganz vergessen hatte. Von da an hatte das Schreiben ein Ende; denn es ging bunt durcheinander und kreuz und quer. Der Napoleon erkannte, wie viel Uhr es war, und machte, daß er den Main und den Rhein bei Mainz erreichte.

Da wurde er bei Hanau durch die Deutschen noch einmal gefaßt und diesmal drückten sie ihn ordentlich. Das war eine mörderische Schlacht für die schon halb aufgeriebenen Franzosen, die es schon wohlfeil gegeben hätten, wenn sie gekonnt.

Bei Hanau war es, wo in einem mörderischen Gefechte, das bayerische Reiter gegen die französischen Fußvölker ausführten, Ludwig durch einen Hieb in den Kopf niedergestreckt wurde.

Da lag er denn lange bewußtlos, weil ihn die Wucht des Hiebes betäubt hatte, mehr, als ihn der Blutverlust ermattete; denn die Wunde war nicht gefährlich. Des Reiters Klinge glitt nämlich ab auf dem Schädel und nahm ein Stücklein Kopfhaut mit, daß schier der Schädel bloß lag. Schmerzen verursachte die Wunde in entsetzlicher Weise. Niemand kümmerte sich um die armen Verwundeten. Rette sich, wer kann! riefen die Franzosen und stürzten in der Richtung gegen den Rhein hin, fort, so schnell sie konnten.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als Ludwig zu sich kam; aber das Wundfieber schüttelte ihn und die Wunde schmerzte ihn schauderhaft. Er richtete sich auf und blickte um sich. Es war dunkel, doch nicht so, daß

man gar Nichts hätte sehen können. Seine unverwüstete Jugendkraft zeigte sich wieder in ihrem sichern Erfolg. Er stand auf, so gut er konnte, wickelte sich ein Tuch um die brennende Wunde und ging, mit einem Gebete zu Gott auf den Lippen und im Herzen, auf gut Glück ins Land hinein, indem er einen Wald rechts liegen ließ. An einem Bache löschte er seinen Durst und wanderte unerschrocken weiter. Seine Kräfte waren jedoch mächtig erschöpft und er wäre umgesunken, hätte nicht das Krähen eines Hahns ihm die Nähe menschlicher Wohnungen verkündet.

Durch den Ton des mehrmals krähenden Hahns und das Bellen eines Hundes nahm er jetzt seine Richtung auf diese zu. Bald gelang es ihm auch ein Wetterau'sches Dorf zu erreichen, aber dort sank er bewußtlos auf der Schwelle eines Hauses nieder.

Das ungestüme Bellen des Hundes weckte endlich den Hausmann, der die Thür öffnete und den todten Franzosen fand, wenigstens hielt er ihn für todt und gerieth in einen nicht geringen Schrecken, da er die Franzosen in der Nähe vermuthete und geplündert zu werden fürchtete. Gott fügte es in seiner Gnade, daß Ludwig an die Schwelle eines milden und menschenfreundlichen Mannes kam. Er weckte seine Hausgenossen, und als diese kamen und sie entdeckten,

daß der Franzose nicht todt, sondern nur ohnmächtig sei, trugen sie ihn ins Haus, wuschen ihn mit Essig an und nun kam Ludwig zu sich.

Wie freuten sich die ehrlichen Wetterauer, daß er ein deutsches Landeskind war, das sie aufgenommen hatten!

Er wurde nun von dem Bader, der im Orte war, verbunden, mit Menschenfreundlichkeit gepflegt und erholte sich gar bald wieder. Daß aber die Anwesenheit eines Franzosen nicht verborgen bleiben konnte, verstand sich von selbst, da die Deutschen ihre Heere gegen den Rhein führten und Preußen in jenes Dorf kamen.

Ludwig wurde gefangen genommen und fortgeführt und sah sich bald bei einem großen Transporte, der den Weg dahin wieder einschlagen mußte, von woher die Armee Napoleon's gekommen war, als sie sich über den Rhein zu ranzioniren gedachte, was etwa auf Deutsch so viel heißt, als sich durchzumachen.

Das waren keine Freudentage für Ludwig! Durch das vom Kriege zerrüttete und zertretene Land, durch den Sand der Mark bis Stettin, an das Meer, wurden sie fortgeführt und erst dort war dauernde Rast.

„Deutsch ist echt," sagt das Sprüchwort, und „Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht." Als die Leute in Stettin merkten, daß der Ludwig ein Deutscher wäre, da haben sie ihm viel Gutes gethan und seine Gefangenschaft war nicht eben eine harte, im Elend und Jammer verkommene; aber er mußte bleiben und harren.

Als aber um Neujahr 1814 die Deutschen über den Rhein gingen und schon im März in Paris frühstückten und die Kunde bis Stettin kam, wie vom Blitz getragen, da ist Ludwig zu dem Commandanten gegangen und hat sich als Rheinländer angemeldet, und es dauerte nicht lange, so durfte er den Heimweg antreten. Aber mit dem Reisegeld stand's flaufig und maufig. Das war bald all und jenseit der preußischen Grenze ging's auch mit dem Einquartieren übel. Zudem war im armen Lande die Bettelfahrt auch eine, die das Hungern nicht ganz ausschloß. Muß ich mich durchbetteln, dachte Ludwig, so brauch' ich auch der Heerstraße nicht zu folgen, wo ohnehin Elend genug ist, so geh' ich rechts ab, durch Hessenland und

Naſſau, querfeldein, in grader Richtung, und werde ja ſchon den Rhein finden, der immer fortläuft und doch da bleibt.

So hat er's denn auch gemacht; hat ihn kein Menſch nach dem Paß gefragt, doch deſto öfter: Haſt du Hunger, Landsmann? Und darauf hat er Ja geſagt — und — ſo — weiter.

Das Herz in der Bruſt hat ihm aber ordentlich drauf losgehämmert, als er den Rhein geſehen. Da iſt ihm all ſein Leid eingefallen und er hat daran gedacht, wie es ihm doch gehen werde, wenn er nun heimkehre, ſo im Elend, wie er war; zerriſſen, wie ein Landſtreicher und Bettler. Am Tage geh' ich nicht ins Dorf, ſagte er zu ſich, und — da fiel's ihm aufs Herz, daß er daheim auch Nichts hätte, wovon er ſich kleiden könne. Doch waren ſeine alten Kleider in des ehrlichen Lips Verwahrung und im Nothfall verſagte gewiß Bender die Hilfe nicht. Er ſah ja ſeine Heimath, ſein Ammichen, ſeine zweite Mutter, Eva, und Jacob und Bärbelchen wieder, die verließen ihn Alle nicht — und mit dieſer Gewißheit in der Seele trat er Abends ins Dorf.

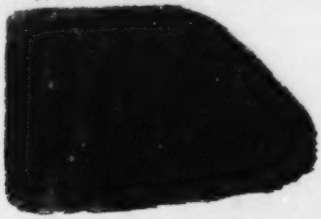

Alles war ſtille, denn es war ſchon zehn Uhr vorüber und der Schlaf lag erquickend auf den müden Augen, als er leiſe an Lips Fenſter pochte. Das Alter wacht viel. Lips war raſch bei der Hand und begrüßte mit Thränen der Freude den Wiederkehrenden. Lips erquickte ihn und dann wurden ſie einig, daß Ludwig's Kommen Niemand wiſſen dürfe.

Am andern Abend, als es ſchon ſtill auf den Gaſſen war, ſaß Bender und ſeine Frau noch plaudernd beiſammen. Sie plauderten von Ludwig, der verſchollen und ſicherlich todt war und von des lieben Ammichen's Hinſiechen und Verkümmern. War ja doch ſeit der Schlacht bei Leipzig kein Brief mehr gekommen, und nun war's Friede; Alles war ſtill und er ſchrieb nicht und kam auch nicht! —

Ich wollt' er wär' wiedergekommen, ſagte der Bender, ich hätt' ausgeführt, was ich dir oft ſagte, ich hätt' ihn an Kindesſtatt angenommen und er hätte das Ammichen haben müſſen, und ſie hätten bei uns gewohnt und gewiß hätten ſie uns auf den Händen getragen.

Ach Gott, ja, ſagte die Benderin, und ihre Kinder hätt' ich aufgezogen! Das wär' ein Glück geweſen!

Da klopfte es am Hofthor und der alte Spitz bellte wie toll und raſend.

Draußen ſtand Einer, dem wollte die Bruſt hier zerſpringen; denn er hatte bis zum Erlöſchen der Lichter an Stoffel's Fenſtern geſtanden; hatte Jacob's und Bärbelchen's Glück — aber auch Ammichen's bleiche, kummervolle Wangen, ſeinen matten, verweinten Blick geſehen, und das zerſchnitt ihm das Herz. —

Wer klopft denn noch ſo ſpät? fragte Bender, zündete aber die Laterne an und ging hinaus; denn er war noch eingedenk des apoſtoliſchen Wortes: Herberget gerne. Daß es aber ein Fremder geweſen, das ſagte ſchon das

ungewöhnliche Bellen des Hundes, der sich schier heiser gegautzt hatte.

Als er fragte: Wer da sei? antwortete eine fremde Stimme: Gut Freund! Und er machte auf; aber fast wär' ihm die Laterne auf das Hofpflaster gefallen, so erschrak er, als er Ludwig sah und sogleich erkannte; doch die Freude kehrte schnell um und jagte den Schrecken fort.

Still! still! rief Ludwig, als Bender laut aufschreien wollte. Schnell verstand der Alte, was er wolle; zog ihn ins Haus, wo ihn die Bendersbase mit ihrem Manne denn aufs Allerherzlichste willkommen hieß.

Das gab nun ein Fragen, ein Erzählen, ein Bedauern, ein Verwundern, daß es kein Ende nahm, und dauerte bis tief in die Nacht.

Sie verständigten sich, daß Ludwig noch heimlich sollte

im Hause bleiben, weil Bender erſt 'mal ſehen wollte, wie es bei Stoffel ſtehe.

Heimlich ſchlich Ludwig wieder heim und Bender und ſeine Frau redeten Viel und Angelegentliches, und als der Tag graute, war, nach kaum einer Stunde Schlaf, Bender ſchon auf dem Wege zur Stadt.

Guten Morgen, Herr Notar, ſagte Bender, als er in des Notars Schreibſtube trat.

Der Notar kannte ihn wohl und ſagte: Was bringt Ihr Gutes? —

Ei, ſagte Bender, ich wollte einmal fragen, ob, da der Ludwig dem Bärbelchen die zwei tauſend Gulden geſchenkt und der Stoffel das Geld doch eigentlich gar nicht bezahlt hat, der Ludwig, wenn er wieder käme, es nicht wieder an ſich ziehen könnte?

Nein, ſagte der Notar. Da beißt keine Maus einen Faden ab. Es iſt keine Änderung zu machen.

Bender kratzte ſich hinter den Ohren und ſchwieg eine Weile.

Herr Notar, ſagte er dann, Ihr wißt, weder ich noch meine Frau haben Anverwandte und unſer Erbe iſt doch ſo viel werth, als das des Stoffel und Schulden laſten nicht drauf. Könnten wir nicht Jemanden an Kindesſtatt annehmen?

Verſteht ſich von ſelbſt, erwiederte der Notar.

Ei, ſo macht flugge die Schrift, daß wir den Ludwig annehmen! rief er aus.

Seid Ihr toll, Bender, ſagte der Notar, der iſt ja todt!

Nein, er hat — mir Nachricht gegeben, er kommt, ſagte Bender. Ich weiß Niemanden, den ich lieber hätte.

Ihr habt Recht, Bender, ſagte der Notar; der Ludwig iſt ein Muſter von einem braven Burſchen; aber ſo ſchnell geht das nicht. Auch muß Euere Frau da ſein. Wenn Ihr aber Morgen früh kommen wollt, ſo ſoll Alles in Ordnung ſein.

Bender ging und kam Mittags zum Stoffel. Er ſaß im Sorgeſeſſel und rauchte ſein Pfeifchen. Er war ungemein fröhlich, denn er hatte eine Menge Frucht eben um hohe Preiſe verkauft. Das erzählte er dem Nachbar.

Bender runzelte die Stirne.

Hör' 'mal, Stoffel, sagte er, es ist vielleicht gut, daß du das Geld eingenommen hast; denn wahrscheinlich kommt der Ludwig wieder; ich hab' einen Brief von ihm gekriegt.

Stoffel erschrak sichtlich und fragte: Warum denn?

Ei, sagte Bender, er klagt, wie elend es ihm in der Gefangenschaft ergangen und wird nun nackt und bloß wieder kommen. Wie nun, wenn der nun den Act, den er dem Bärbelchen zugestellt, widerriefe, zumal du dem Bärbelchen das Geld nicht gegeben hast, da es deine Schwiegertochter geworden?

Stoffel wurde bleich wie Kreide und hielt sich voll Entsetzen an die Lehne seines Sessels.

Endlich sagte er: Ich lasse mir's von Bärbelchen quittiren.

Da bin ich aber Zeuge, daß das falsch ist, sprach Bender.

Du könntest ja schweigen, sagte voll Angst Stoffel.

Aber wenn er mich auf den Eid fordert? fragte Bender.

Ach du lieber Gott! seufzte Stoffel, da säß' ich schön!

Gib ihm das Ammichen zur Frau, so ist geholfen, versetzte Bender.

Nein! Nein! schrie Stoffel.

Mensch, rief Bender, denkst du nicht an Gott und sein Gericht? Ihn, den armen Verwaisten, hast du in die Welt gestoßen; hast dich dann seiner bedient zu deinem Vortheil und nun kennst du kein Erbarmen! Sieh' dein armes Kind an, wie es hinwelkt! Soll ihm das Herz brechen, weil du Geldwolf nicht satt wirst? Soll kein Segen über dich kommen? Sieh', du hast deinen Sohn und Bärbelchen glücklich gemacht, und sie führen eine Ehe, Gott und Menschen zur Freude und du selbst sagtest, mit dem Mädchen sei deinem Hause Heil wiedergefahren, und nun bist du wieder der geizige, filzige Hochmuthsnarr, wie du es warst. Laß dein Kind sterben und sein letzter Seufzer ist dein Urtheil!

Stoffel schwieg, wie Einer, der schwer getroffen ist, aber nach einer Weile sagte er: Er hat mich zu schwer gekränkt!

Dich! fragte Bender. O du Unmensch! Du hast ihn gereizt bis zur Wuth und willst nun sagen, er habe dich zu schwer gekränkt, weil er deinen Arm faßte, daß er nicht schlagen konnte. Da hat er dich und sich selber vor Unrecht behütet. Du solltest es ihm danken, statt ihm zu grollen. Und — Stoffel, betest du nicht alle Tage: Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern? Willst du hoffen, daß Gott dir deiner Sünden Menge vergebe, wenn du nicht eine Schuld vergeben willst, die du allein für eine Schuld hältst, die jeder gesunde Menschenverstand für eine Wohlthat erkennen muß, die er dir erwies, daß er dich von Unrecht abhielt. Geh' in dich, schloß er, und bedenke, daß du sterben mußt und denk' an das Wort: „Mit dem Maaße, womit ihr messet, soll Euch wieder gemessen werden.“ Mit diesen Worten ging er weg und überließ Stoffel sich selbst.

Dieser hatte kalten Schweiß auf der Stirne stehen, so hatte ihn Bender's Wort ergriffen und erschüttert. Er saß lange still und drehte bald den linken Daumen der zusammengelegten Hände um den rechten, bald wieder diesen um jenen. Die Pfeife war ihm ausgegangen und er merkte es nicht und zog immer fort, ohne Dampf auszublasen. So saß er noch nach einer halben Stunde. Als er endlich aufstand, sagte er mit Festigkeit: Nein! Nein! Da wird nichts draus und ging an sein Geschäft. Niemand im Hause wußte um diese Unterredung; aber sie merkten doch Alle, daß dem Stoffel etwas Wichtiges im Kopfe herumgehe, das er nicht los werden konnte. Er stand oft stille mitten in der Arbeit und schaute unverwandt in Ein Loch; aber er sagte Nichts. Eva bemerkte, daß er sich schlaflos im Bett herumwarf; aber auch sie ahnete Nichts. Als sie ihn fragte: Stoffel, was quält dich denn so? gab er keine klare Antwort; er brummelte vielmehr nur in den Bart und man sah, er wollte mit der Sprache nicht heraus.

Bender war am Morgen ganz frühe mit Ludwig und seiner Frau nach der Stadt gegangen. Niemand im Dorfe hatte Ludwig gesehen, da er noch bei Tag und Dunkel vorausgegangen war und sie nahe der Stadt erwartete.

Ludwig war es selbst unbekannt, was eigentlich Bender

vorhatte, daß er ihn heute nach der Stadt mit ihm zu gehen bat und er ſich dann auf dem Heimwege aller Welt zeigen ſollte.

Als ſie bei dem Notar waren, ſagte Bender gerührt zu Ludwig: Sag' 'mal, Ludwig, möchteſt du nicht einen Vater und eine Mutter haben, die dich lieb hätten und die du wieder lieben könnteſt?

Wie könnt Ihr ſo fragen, Bendersvetter, ſagte Ludwig. Wer, wie ich, ſeinen Vater nicht gekannt hat, eine treue Mutter früh verlor; eine andere wiederfand, von der man ihn wegriß, — der weiß am Beſten, was es heißt, ſo allein in der Welt ſtehen! Das iſt die Antwort auf Eure Frage; mehr iſt nicht nöthig, zu ſagen.

Ludwig, fuhr Bender fort und reichte ihm ſeine Hand entgegen, aber das Weinen war ihm nahe — willſt du unſer Sohn werden? Willſt du uns als deine Eltern lieben, uns ehren und achten, uns liebreich tragen im Alter und uns einſt als Kind die Augen zudrücken? —

Ludwig ergriff die dargebotene Hand mit bewegtem Herzen und ſagte: Ja, das will ich, ſo wahr mir Gott gnädig ſei!

Bender fiel ihm um den Hals. Sieh', ſagte er, ich habe dich lieb wie mein Kind und meine Frau hat dich ebenſo lieb! Kinder haben wir nicht, auch keine Verwandte mehr. Da ſind wir übereingekommen, dich an Kindesſtatt anzunehmen, wenn du wollteſt, und der Herr Notar hat den Act aufgenommen, den wir jetzt unterſchreiben wollen. Er wird auch bei den Gerichten das Nöthige beſorgen.

Auch die Benderin herzte Ludwig und weinte herzlich, und ihre Thränen galten dem nicht erfüllten Wunſch ihrer Seele und dem Gewinn eines braven Sohnes.

Der Notar las den Act. Er wurde unterzeichnet. Das, was noch geſetzlich vorgeſchrieben iſt, ſagte er, werde ich beſorgen.

Ludwig wußte nicht Worte genug zu finden für ſeinen Dank und ſeine Freude.

Sie weilten nur ſo lange in der Stadt, als die beiden alten Leute zum Ausruhen bedurften.

Als ſie ſich auf dem Rückwege dem Dorfe näherten,

kamen überall die Leute von den Feldern zu ihnen, begrüßten Ludwig und reichten ihm die Hände. Wie erstaunten sie aber, als sie hörten, Bender's hätten den Ludwig an Kindesstatt angenommen!

Das flog durchs Dorf, und ehe Bender's eine Stunde zu Hause waren, wußten es Stoffel's.

Ammichen saß, an allen Gliedern zitternd vor Freude, bei Bärbelchen in der Oberstube und bat sie um Gottes willen, sie nicht zu verlassen. Jacob und Eva waren fortgelaufen in Bender's und dort war ein wahres Freudenfest des Wiedersehens.

In der Unterstube saß Stoffel allein im Sorgestuhl und drehte die Daumen. Er schüttelte den Kopf wiederholt. Der Bender ist verrückt, sagte er laut zu sich selbst, und macht im sechs und sechzigsten Jahre noch Bubenstreiche wie im zwölften! Nun ist der Ludwig reicher wie mein Ammichen, das doch mit Jacob theilen muß! sagte er wieder. — Und müßt' ich ihm die zwei tausend Gulden geben, so wär' er vollends der Reichste in der ganzen

Gegend. — Ich — wollt', ich wär' nicht ſo hart gegen ihn geweſen! Aber wer kann ſo etwas riechen? Der einfältige Bender hätte mir's auch ſagen können! — Nun, es iſt gut, daß Eva und Jacob hinüber ſind! —

Endlich kamen ſie. Der Jacob ging hinauf zu ſeiner Frau und Eva kam herein. Ihr Geſicht ſtrahlte vor Freude.

Er fragte: Iſt es wahr? —

Ja, ſagte Eva, er iſt da und Gottlob! geſund und friſch, hat aber viel erduldet und durchgemacht.

So! ſagte Steffel. Und das Andere iſt auch wahr? —

Freilich, ſagte Eva. Er iſt Bender's angenommenes Kind und Erbe. So belohnt Gott das Gute! —

Steffel huſtete; aber ſagte Nichts.

Das iſt der frommen Mutter Segen, fuhr Eva fort, der auf des Sohnes Haupt ruht. Ach Gott, wie anders haſt du gehandelt; du haſt deinem Kinde geflucht und ſein Glück zerſtört!

Geflucht! rief Steffel. Wer ſagt das?

Ammichen! ſagte Eva, und hab' ich's nicht ſelbſt gehört, daß du ihrer Verbindung fluchteſt? —

Ach, Eva, ſagte er, man thut viel in der Hitze, was Gott verzeihe! —

Eva durchzuckte es bei dem Worte. Nun, ſagte ſie, ſo hör' ich doch einmal, daß es dich reuet!

Ja, ich will dir's geſtehen, liebe Eva, ſagte er, es hat mich oft gereuet und Gott wolle mir's vergeben!

Steffel, iſt das dein Ernſt? rief Eva und ſie zitterte, ſo ergriff die Freude ihr Herz.

Ja, Gott weiß es, ſagte er.

Und willſt du es gut machen, lieber Steffel, fragte ſie und faßte liebreich ſeine Hand. Willſt du ſie ſegnen, willſt du mich und dein Kind, dich und uns Alle glücklich machen?

Steffel ſah ſie lächelnd an und ſagte: Ja, ich will es! Rufe ihn her!

Eva flog hinüber und bald kam Ludwig, Bender und ſeine Frau mit ihr herüber.

Steffel ging Ludwig entgegen und reichte ihm mit heiterm Angeſichte die Hand. Ludwig, ſagte er, Alles ſei vergeſſen! Es hat lang und ſchwer auf meiner Seele gelegen. Geh' zu Ammichen. Wenn Ihr Euch noch lieb habt, ſo will ich Euch ſegnen! —

Ludwig war ſo überraſcht, daß er ſchier nicht von der Stelle konnte; aber Bender zog ihn hinauf und bald, ſehr bald waren die Jahre des Leids vergeſſen in der ſeligen Freude des Wiederſehens und ihres Glückes.

Jacob ſagte zu Bender: Es geſchehen Zeichen und Wunder!

Gott bewahre, rief Bender in ſeines Herzens Freude laut auflachend, das geht Alles ganz natürlich zu und ich weiß am Beſten, wo Barthel den Moſt holt! —

Sie gingen nun herunter und Steffel ſegnete ſeine Kinder.

Ammichen blühte bald wieder wie eine friſche, junge Roſe, in ſeiner ganzen Schönheit. Als ſie zur Kirche gingen, wo ſie der Pfarrer traute, ſagten die Bauern, das ſei das ſchönſte Paar im Dorf und die Zwei hätten die Tauben nicht gleicher zuſammenleſen können.

Sie zogen in Bender's und ihre Liebe beglückte die beiden alten Leute. Und als Ammichen ein Mädchen taufen ließ, da war's der Benderin, als habe Gott ihr

noch spät solchen Segen gegeben. Ludwig und Annchen trugen die Alten auf den Händen und Bender segnete alle Tage den Gedanken, den er ausgeführt.

Steffel's Haus und Bender's Haus waren Eins und Ein Band der Liebe umschloß sie Alle.

War in Steffel's Seele eine Umwandlung vor sich gegangen? Wer konnte das sagen? — aber er war ein glücklicher Vater geworden und sein Alter war kein brummiges mehr. Er lebte glücklicher als je mit Eva und keine Zwietracht kam zwischen ihnen auf. Dafür sorgte aber auch Bärbelchen, die mit ihrer Fröhlichkeit keine Ärgerlichkeit aufkommen ließ. Wollte der Alte einmal grämlich werden, so brachte sie ihm ihren blühenden Buben und sagte: Lieber Vater, haltet einmal das Nerlchen ein Bischen;

er verlangt nach Euch! Und der kleine Jacob reichte mit beiden Armchen nach dem Altvater. Da mußte er das liebe Kind herzen und seine Ärgerniß vergessen.

Der alte Lips gehörte mit zu Ludwig's Familie und Ammichen pflegte ihn recht liebevoll.

Die glückliche Eva aber stand oft da mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen und sagte betend: „Herr, du hast Großes an mir gethan! dein Name sei gelobt in Ewigkeit!“

3. Alter Gold.

„Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort!“ — Das ist ein kurioses Sprüchwort, sagst du, weil du meinst, das verstünde sich stracks von selbst, weil ein Mann keine Frau sei und ein Wort eben auch nur ein Wort. Freilich! aber glaub' mir's, die Alten, die ihre Weisheit, ihre

Grundſätze und Erfahrungen in die Sprüchwörter hineinlegten, die wußten, was ſie thaten. Beſieh' dir 'mal das Sprüchlein genau. Ein Mann, ein Mann. Gelt, du kennſt doch auch Männer, die mit einem Stock zu einem todten Huhn zu geben den Muth haben? Die in ein Mausloch kröchen, wenn's möglich wäre, ſobald eine Gefahr droht? Die klatſchen und tratſchen, wie Waſchweiber? Die acht Tage herumtaumeln, ehe ſie einen feſten Entſchluß faſſen und dann allemal ſich neben den Stuhl ſetzen? Sind das Männer? — Da heißt's: Ein Mann — kein Mann. Das ſind alte Weiber in Mannskleidern! Eine feine, ſchöne Sorte! — Verſtehſt du das Sprüchwort? Es will ſagen: Ein Mann ſoll auch ein Mann ſein! Ein feſter, muthiger, kräftiger, entſchloſſener Mann. Mit dem iſt etwas anzufangen. Der erreicht ſein Ziel. Kennſt du nicht Männer, die Weib und Kind darben laſſen und verſaufen und verſpielen den Verdienſt? Oder Solche, die

faullenzen und lungern, ſtatt zu arbeiten, und die Ärmſte unter den Frauen, die ihre nämlich, muß ſie ernähren? So Blauemontagsmacher und Zeitungsleſer — in Summa:

Lumpen? Sind das Männer? Gott verzeih' mir's, wenn ich bald dran gewesen wäre, ihnen einen Namen zu geben, der nicht der rechte gewesen wäre! Verstehst du das Sprüchwort? Ein Mann soll auch ein Mann, ein treuer, fleißiger, sparsamer und enthaltsamer Mann sein. Drum sagt's: Ein Mann — ein Mann! Kennst du nicht Männer, die dir Alles versprechen und — Nichts halten? — Solche

Wetterfahnen, die sich heute rechts, morgen links neigen? die Jedem Recht geben, auch wenn sie vom Unrecht überzeugt sind? So Maulgerechtmacher — Schmarotzer — Tellerlecker — Allerweltsgutefreunde? Bah, das ist ein feines Gesindel! Hältst du die für Männer? Nein, und hundertmal Nein! Verstehst du nun das Sprüchwort: Ein Mann — ein Mann! Es will dich mahnen, ein ehrenfester, wahrheitsliebender, ehrlicher Mann zu sein, der auf eigenen Beinen steht. Drum setzt's auch hinzu: Ein Wort — ein Wort! Du sollst nicht leichtfertig in den Tag hineinplaudern, sondern überlegen und dann festbleiben bei deinem Worte: Nichts versprechen, ohne es auch getreulich zu halten. Ein gegebenes Wort soll eben eines Mannes Wort sein, fest, wie ein Fels im Meere! So meinten's unsere Väter mit dem Sprüchwort: „Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort!" Du lieber Gott, heutzutage gilt das nicht mehr. Die Windbeutelei und Schufterei wächst wie ein Pilz — man traut Niemand mehr — und Viele — sich selber nicht. Das ist das Elend dieser Zeit und dieses Geschlechts. Keine Treue,

keine Wahrhaftigkeit, keine offene Ehrlichkeit, keine Rechtschaffenheit, kein Glaube, keine Gottesfurcht! — Wo soll das hinführen? Mir wackeln die wenigen Haare auf dem Kopfe, wenn ich's bedenke! Aber, es kann wieder gut werden, wenn wir umkehren! Bruder, halt' dir das Sprüchwort vor: „Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort;" halt' dir's alle Tage vor, bis es in dir lebendig geworden ist. Deutsche Treue war einst ein geltenes Wort, ein Ehrenname unseres Volkes. Soll sie dahin sein? Dann verdiente unser Volk, daß es untergehe! — Nein, das wird's nicht! Pflanze nur in dein Herz, in das deiner Kinder, das geltene Wort: „Ein Mann, ein Mann — ein Wort, ein Wort!" und die Treue kommt wieder. Geb's Gott! Drum, Ihr da Oben und Ihr da Unten, haltet an dem Sprüchwort, es ist Euch Allen zum Segen!

6. Eine Anekdote.

Die Bauern eines Dorfes bauten ein Schulhaus und wollten's besser machen und schöner als ihre Nachbarn; daher fingen sie an es mit behauenen Sandsteinquadern zu bauen, daß es eine Pracht war — aber bald zeigte es sich, daß die Gemeindekasse nicht ausreichte, und der Wald müßte niedergehauen und ans Schulhaus verbaut werden, wenn es so sollte bis zur Spitze gebaut werden. Der Hochmuth senkte die Flügel und mit — Backsteinen wurde der Bau weiter geführt und vollendet. Als das Haus fertig war, stand einmal ein Jüdchen da und besah sich ihn.

Der Bürgermeister kam des Wegs und sagte: Nu, Pinkes, wie gefällt dir der Bau? —

Mai, sagte der Jud', er ist schön — aber —

Nun, woran denkst du mit deinem „Aber?" fragte der Bürgermeister.

Nu, guck' ich Unten hin, so denk' ich an Kasematte *) und guck' ich Obe-hin, an — matte Kasse! Adjes, Herr Bürgermeister!

*) Ihr wißt wohl, die kugelfesten Soldatenwohnungen in den Festungen heißen: Kasematten?

7. Das Meiſterſtück.

Eine Steinhuder Geſchichte.

I.

Wer von Euch, liebe Spinnſtubenfreunde, bei den Worten der Überſchrift: „Eine Steinhuder Geſchichte,“ ein verdutztes Geſicht machen und etwa nicht wiſſen ſollte, was Das ſagen wolle und ſolle, den weiſ' ich an meinen Gevatter. Der iſt ein landeskundiger Mann und gern bereit, ſeine Kenntniſſe in der Geographie wieder an den Mann zu bringen. Er wird Euch gleich ſagen, daß Steinhude ein Städtchen im Lippe-Schaumburgiſchen Land iſt, nicht weit von dem ſogenannten Steinhuder Meer, und daß dort viel feines Linnentuch geweben wird und viel kunſtreiche Hände dort arbeiten.

Nun, eben dort hat ſich die Geſchichte von dem Meiſterſtück um 1750 herum, zugetragen, die ich Euch jetzt erzählen will, aber vorher noch bemerken muß, daß es keine erdichtete, ſondern eine wahre Geſchichte iſt und es wird ſich eben am Ende herausſtellen, daß das Meiſterſtück, von dem ich erzähle, heute noch in Steinhude zu ſehen iſt bei dem Enkel Deſſen, der's gemacht hat, dem achtungswerthen Webermeiſter, Heinrich Brettbauer, daſelbſt.

Dazumal wohnte zu Steinhude ein Meiſter, welcher auf ſeinem Webſtuhle gar prächtige Damaſtwebereien machte. Er hieß Bühmann. Wiewohl er mit ſeiner kunſtreichen Hand häufig für ſeine gnädige Herrſchaft, die Grafen von Lippe-Schaumburg, arbeitete und gut bezahlt wurde, ſo wollte es doch mit dem Meiſter Bühmann nicht recht voran, ſondern man ſah, daß es mit ihm zurückging. Daran trug er nicht die Schuld; denn er war ein ſtiller, ſparſamer, fleißiger und frommer Mann; er hatte auch nur eine kleine Haushaltung, ein Kind und ſeine Frau; aber er hatte mit ſeinem Hauſe Schulden gemacht; das war ein Unglück; denn wer ſeine Haushaltung anfängt und einrichtet; noch nicht viel Verdienſt hat und leben will — der kann früher gemachte Schulden nicht abtragen und ſie freſſen, gleich einem Krebsſchaden, immer tiefer hinein. Seine Frau, eine treue, liebe Seele, war, ſeit

sie ihm den Sohn, den er Johann Dietrich hatte taufen lassen, geboren, stets krank und der Doctor kam nicht aus dem Haus und der Meister nicht aus der Apothekerkreide. Das war das zweite Unglück. Ein drittes war, daß er selber einmal ein halbes Jahr krank lag, wo dann mitleidige Verwandte ihn und seine Frau pflegten und für das Kind sorgten. Das half auch nicht auf den grünen Zweig. Mit Bühmann's Hand ruhte der Verdienst und, wenn ein Mensch, wie der Dachs, vom eigenen Schmalze zehren soll, so muß er erst Schmalz haben. Ihr wißt schon, wie ich das meine! —

In diesen drei Itemchern lag des braven Meisters Unglück. Und doch trug er's Gott ergeben und still und seine liebe Frau sah keine Falte des Unmuths auf seiner Stirne; hörte kein Wort, das einen Stachel in die Seele der armen Leidenden hätte senken können, die an allen Gliedern lahm und contract auf dem Siechbett lag, sondern ein milder Hauch des Friedens wehte durch das Haus; die Liebe pflegte die Leidende und die Geduld und Sanftmuth that ihr unermüdliche Handreichung. Ich möchte wünschen, daß mancher Grammler und Knotterer in dies stille Haus hätte hineinsehen können! Vielleicht ging er in sich und lernte, was einem christlichen Ehemann ziemt, wenn ihm der liebe Gott die Frau lange krank werden läßt. Wenn da zu dem körperlichen Leiden der armen Kreuzträgerin und Dulderin sich der Jammer gesellt, daß sie des Mannes Mißmuth, Unwillen, Gebrummel und Geknotter anhören muß und sich als den Gegenstand dieses unchristlichen Wesens ansehen muß; gern aufwollte und doch nicht kann, so muß das Leos solch einer armen Frau entsetzlich sein und Gott möge es ihr in seiner Gnade verzeihen, wenn sie ihr letztes Stündlein herbeiwünscht! Solch ein unchristlicher Wunsch wird aber gewiß nicht auf ihr Schuldbuch geschrieben, sondern auf das des Mannes, der ihn der Armen auspreßt.

Nein, so etwas kam in Bühmann's Hause nicht vor. Er blieb sich immer gleich in aufopfernder Liebe und Geduld, und die Dulderin trug leichter ihr schweres Leid. Er saß Tag und Nacht an seinem Webstuhl und übte die Pflicht vorsorglicher, pflegender Gattenliebe, aber er

erſchwang kaum, was er brauchte. Da lief die Schuld auf, und es war ein Gottesglück, daß der Darleiher ein Chriſtenherz hatte und nicht, wie ich einen kenne, ein Herz von Stein.

Als der Hanndietrich heranwuchs, ging's beſſer. Wenn auch der Knabe in die Schule mußte, ſo blieb doch Zeit, daß er den Vater in der Pflege der lieben Mutter unterſtützen und der Vater am Webſtuhl bleiben konnte. Der Knabe lernte leicht und konnte das an der Mutter Bett thun. Er lernte auch eine Grützſuppe kochen; einen Pfannkuchen backen und Kartoffeln ſieden und erſetzte den

Vater am Herd. Als Hanndietrich confirmirt war, ſtellte der Vater einen zweiten Webſtuhl in die geräumige Stube und nun wurde der Junge angeleitet, des Vaters ſchönes Handwerk zu erlernen.

Wenn denn Sonntags Bühmann am Bett ſeiner

lieben Frau ſaß und ihr aus Arnd's wahrem Chriſtenthum oder aus Lampe's Gnadenbund vorgeleſen hatte und die Rede auf den Jungen kam, ſagte er: Mutter, ich kann dir ſagen, wenn der Jung' ſo fortmacht, ſo überholt er mich und ganz Steinhude und das Lipper Land hat keinen Weber, wie den. Es geht ihm wie Pulver von der Hand und er hat noch keinen Fehlſchuß gethan, ſeit er das Schifflein führt. Das Damaſtzetteln hatte er im Blitz weg und ich kann ihm ſchon ein Muſter vorſtellen, wo es einem Alten gilt, weidlich und ordentlich aufzupaſſen, daß er keinen Beck macht.

Dann faltete die Mutter ihre Hände und ihr Auge, das in Thränen ſchwamm, blickte dankend gen Himmel.

Siehſt du, Bühmann, ſagte ſie dann, das iſt ſchon der Lohn der Lieb' und Treue, die du an mir thuſt! —

Sei mir doch ſtille, ſprach dann der Ehrenmann und küßte ſeine liebe Frau. Wenn ich ja Alles thäte, was ich wollte und könnte, ſo blieb' ich ja doch ein unnützer Knecht. —

Zu der Geſchicklichkeit Hanndietrich's kamen aber noch andere Dinge hinzu. Er war ein ſtiller, frommer Junge; kein Gaſſenläufer und Spectakelmacher. Er liebte es in die Kirche zu gehen und ſeiner Mutter aus Bibel, Geſang- und Gebetbuch vorzuleſen und zeigte am Webſtuhl Fleiß und Liebe zum Geſchäft. Außerdem war er ein bildſchöner, kräftiger Junge, deſſen Wangen gleich Roſen blühten und deſſen blaue Augen gar herzigtren in die Welt ſchauten.

So wuchs er heran zum ſchönen, blühenden Jüngling und ſehr geſchickten Weber, deſſen Ruf ſchon über Steinhude hinausging. Die Herrſchaft ſah ſeine Arbeit gern und wenn er Damaſtgebilde nach Hagenburg trug, wo die Herrſchaft wohnte, bekam der beſcheidene, ſchöne Weber allemal ein Extratrinkgeld, das eine Art hatte. Deß freuten ſich die Eltern und er mußte es ſich zuſammenſparen, um ſich auch gute Kleider anzuſchaffen.

Mit Leb hatte ihn die Zunft der Weber endlich aufgedungen und losgeſprochen. Nun war er Geſelle geworden und dies verdoppelte Fleiß und Eifer, Luſt und Liebe.

Was der Vater vorausgeſagt hatte, das traf ein.

Dietrich überholte ihn. Seine Geſchicklichkeit war außerordentlich. Die Herrſchaft mochte ein Muſter beſtellen, wie ſie wollte, er tippelte es ſich auf das Papier und web es mit kunſtreicher Hand. Ja, er legte ſelbſt ſeinem Vater gar oft ſolche Stücke an, die er dann meiſterhaft geweben hat.

Bühmann's Weberei kam zu einem weit verbreiteten Rufe. Selbſt von Bielefeld bekam er Aufträge, welche pünktlich und prächtig ausgeführt werden und ihm immer mehr Arbeit einbrachten, und dort verſteht man doch auch die Sache. Mutter und Vater athmeten friſch auf. Der Vater fing an, die Schuld abzutragen und mit jedem Gulden, den er ſeinem braven Gläubiger brachte, ging ein Stück langgetragenen Leides vom Herzen; aber ſo langgetragenes Herzeleid bleibt nie ohne Folgen, zumal wenn es lieben Augen ſorgfältig verborgen wird und verborgen werden muß, um ſie nicht mit Thränen zu füllen. Da frißt's unerſättlich am Herzen und an der innern Lebenskraft, und das ſind zarte Pflanzen, die der Wurm gar leicht zerſtört. Das empfand Meiſter Bühmann grade da, als die Laſt ſeiner Sorgen mit dem ſich ſtets vermindernden Schuldkapital abnahm. Er fing an zu ſiechen und die deutlichen Spuren einer ſchleichenden Zehrung ſtellten ſich ein und ließen ſich nicht mehr verkennen. Ein halbes Jahr ſpäter mußte er liegen. Er konnte das Schifflein nicht mehr führen. Jetzt, wo das Kreuz aufs Neue wuchs, ſah Dietrich mit recht trüben Blicken in die Zukunft. Ein Stuhl ſtand leer und ſtill und das Schifflein ruhte.

So lange Vater und Mutter lebten, konnte er in ihrem Namen arbeiten und auch einen Geſellen auf des Vaters Stuhl ſetzen — aber wie weiter?

Nun, er konnte ja Meiſter werden, ſagt Ihr, liebe Leſer. Ja, wenn nicht da ein Haken geweſen wäre! Dieſer Haken führt mich vom Krankenbett der lieben kummergebeugten Eltern in Dietrich's friſches Jugendleben hinein.

II.

Es iſt leider ſo in dieſer Welt, daß man fragen darf: Wer hat nicht ſeine Feinde? Auch der hat ſie, der kein Wäſſerchen trübt; der ſtill und harmlos lebt und

seine Pflicht thut; der keinen Nebenmenschen kränkt und beleidigt; der gerne dient, hilft und rathet, wo er nur kann. Nun, beschweren darfst du dich nicht, Leidensbruder! Du bist und bleibst doch allezeit ein sündiger Mensch, der nicht thut, was vor Gott recht ist. Blick' einmal auf deinen Heiland und Erlöser! der Heilige Gottes, das Licht der Welt, der Friedefürst, der Leidenströster, der Helfer in jeglicher Noth; er, der von keiner Sünde wußte — der Gottessohn hatte ja erbitterte, grimmige, blutig hassende Feinde, deren Haß in seinem Tode noch keine Befriedigung fand. Willst du klagen? Auch der gute Bühmann hatte Feinde und Einen voraus. Ach, der Neid ist eine Eiterbeule in der Seele. Der läßt keine Liebe, keine Barmherzigkeit aufkommen. Der will nur schaden und wird vom Unheil, das er über den Beneideten bringt, nicht gesättigt, nicht geheilt. Er färbt die Wange gelb und macht das Herz schwarz! Brodneid ist ein arger Bösewicht gegen sich selbst und Andere.

In Steinbute waren der Weber viele, denen es herrlich und in Freuden ging. Sie hätten können Gott danken und zufrieden sein; aber sie waren's nicht. Geld hatten sie; aber dazu wollten sie auch Ehre, und so weiter. — Das wurmte ihnen, daß der arme Bühmann für den gräflichen Hof arbeitete und fast Jahr aus, Jahr ein. Sie mißgönnten's dem armen, redlichen Mann und konnten's doch gar nicht vergessen, daß er belobt und beschenkt wurde. Sie nannten ihn einen „Katzenbuckelmacher, Fuchsschwänzer, Speichellecker, Tellerwischer, Augendiener, Mundgerechtmacher" und wie die Namen alle heißen, die geeignet waren, den schlichten, redlichen Mann herabzusetzen.

Bühmann hörte das wohl; kannte die unsaubere Quelle, aus der die Zornesjauche floß und dachte: Besser Neider als Mitleider — ja, er dachte noch besser: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"

Aber mit seinen frommen Gesinnungen nahm er die Waffen des Zorns und der Bosheit nicht aus der Feinde Hand und zerstörte das Wespennest des Neides nicht in ihrer Seele. Da ging immer neue Brut aus, die den Stachel hinten hatte und hinter dem Rücken giftig flachelte und angelte. Verleumder und Wespen stechen von hintenher.

Es war ein Gottesglück, daß ihn das Elend ſeines Hauſes nicht ſo tief beugte, daß er hätte betteln müſſen — denn ſie hätten ihn ohne Weiteres des bleichen Hungertodes ſterben laſſen. Noch ein größeres Gottesglück war es, daß ſeine Arbeit Zeugniß für ihn ablegte und alle Verleumdungen ſtillſchweigend nieder- und todtſchlug; daß ferner ſein tadelloſer Lebenswandel auch nicht die geringſte

Handhabe darbot, an der sie ihn hätten in den Koth ziehen können, wie sie so gerne gewollt. Ihr Neid wuchs noch, als Dietrich sich so merkwürdig und augenfällig hervorthat. Was sie aber zur Raserei schier brachte, war der Umstand, daß des Herrn Grafen Hofmaler Sonntags Mittags dem jungen Weber Zeichnenunterricht gab auf seines Herrn ausdrücklichen Befehl und Dietrich allemal nach der Kinderlehre nach Hagenburg zu dem Maler ging, der seine rechte Freude an der leichten Fassungskraft, an der Lust und Liebe und an den außerordentlichen Fortschritten des Knaben hatte.

Des „Fuchsschwänzers Junge," sagten sie, wird uns, wenn es so fortgeht, noch Alle aufs Trockene setzen!

Jetzt machten sie sich an den Gläubiger Bühmann's, reizten und reckelten an dem, daß er die Schuld kündige, Bühmann von Haus und Hof vertreibe und ihn so mir nichts dir nichts ins grenzenlose Elend hinausstieße. An dem guten Herzen dieses Mannes scheiterten aber alle ihre höllischen Pläne und Absichten. Er schleimte ihnen die Leber, wie wir am Rheine zu sagen pflegen, wenn wir Das sagen wollen, was man sonst „die Leviten lesen" nennt, oder „den Kopf waschen," oder „den Kümmel reiben," oder „die Zunge schaben" — und — sie gingen noch gelber im Gesichte heim und fluchten über den Esel, der Barmherzigkeit mit dem Lumpen habe, von dem er doch bis zum letzten Martinitag keinen Heller kriege.

Der Allerschlimmste unter diesen Neidhämmeln war Bühmann's nächster Nachbar, rechts, neben seinem Häuschen.

Der wohnte in dem schönsten Haus in Steinhude. Auf sechs Stühlen stieg Jahr aus, Jahr ein das Schifflein hin und her. Er hatte zwei stattliche Gäule im Acker gehen; machte auf fetten Wiesen viel Ochsen und Kühe fett und konnte leben wie ein Vogel im Hanfsamen. Der Grund seiner Feindschaft lag aber weiter zurück, als Bühmann's Ruf in der Kunst- oder Bildweberei. Beide waren von gleichem Alter. Als Bühmann auf die Wanderschaft ging, baute Schmitt sein Haus und hätte gerne Bühmann's Häuschen, Hof und Garten zu dem Seinigen gehabt. Er bot ihm vieles Geld; nörgelte ihn Tag und Nacht und wollte es ihm feil machen. Er stellte alle

Welt an, dazu mitzuwirken; allein Bühmann sagte: Soll ich meine alte Mutter auf die Straße setzen? Gott behüte mich vor solch einem gottlosen Gedanken!

Es ist ja eine alte Spelunke! sagte der Nachbar. Du mußt bauen und hast doch kein Geld! —

Ich kriege, sagte Bühmann, auch ohne dich und es wird nicht einfallen, bis ich wiederkomme. Dann bau' ich's, oder ich reparir's, daß es wie neu ist.

Er war nicht zu bewegen, das theure Vaterhaus wegzugeben.

Eines Sonntags begegnete ihm der reiche Teichmeier. Hör' 'mal, Bühmann, sagte der zu ihm, ich höre, der

Niclas Schmitt will dir dein Haus abquälen und du willst nicht. Bleib' dabei. Du hast Recht. Man soll das Vaterhaus, das liebe Nestlein, wo man gebutscht worden ist, nicht so leichtfertig wegschleudern. Das ist ein heiliger Raum für ein ehrlich Menschen- und Christenherz.

So denk' ich auch, Herr Teichmeier, ſagte Bühmann darauf, und was noch mehr iſt, als Das: ſoll' ich meine alte, liebe Mutter auf die Gaſſe unter Gottes freien Himmel, in Wind und Wetter ſetzen? Gott behüte!

Das iſt chriſtlich gedacht! Bleib' dabei! ſprach der Teichmeier.

Mich quält nur Eins, fuhr Bühmann fort. Ihr wißt, mein Häuschen ruht wider dem des Schmitt und neigt ſich bedenklich nach rechts. Der Schmitt iſt ein rechter Tuchmäuſer, der einen Groll nachhält bis ins Grab. Sagt er den Zimmerleuten etwas und verſpricht ihnen ein paar Scheppen Branntwein, ſo rütteln und ſchütteln ſie beim Abbruch ſo an meinem kreuzlahmen Giebel, daß mir am Ende das Haus einrumpelt. Was dann?

Da iſt der allerbeſte Rath der, du fängſt gleich die Reparatur an; unterfängſt das Haus tüchtig; läßt die Giebelmauer feſtmachen, von Grund aus neu und ſtellſt dich ſicher.

Ihr habt gut Pläne machen, Herr Teichmeier, ſagte betrübt der Bühmann, aber nicht ſo ich. Wo ſoll ich das Geld hernehmen? „Bauen iſt nicht ſchwer, iſt der Beutel nicht leer," ſagt das Sprüchwort, und ein anderes heißt ſo: „Wer will arm werden und weiß nicht wie, der nehm' alte Häuſer und baue die." Wenn man an ſo einer alten Scharteke anfängt zu rütteln, ſo rumpelt ſie ein; man findet, wenn das nicht geſchieht, Schäden und Makeln, an die man gar nicht gedacht hat, und das Sprüchwort ſagt recht: „Die Brühe macht den Braten theuer" — und: „Unter der Schminke ſitzt gelbe Haut." Ihr wißt, ich muß, nach Zunftbrauch und Geſetz, in die Fremde drei Jahre. Dazu brauch' ich, wenn ich nicht fechten und ſtrehmern will, Geld. Ich weiß aber das nicht aufzubringen, des Baugeldes ganz zu geſchweigen. Der Teichmeier hörte ihm zu mit voller Ruhe. Er hatte die Hände in den Taſchen des Kamiſols und blies dicke Wolken aus ſeiner kurzen Stummelpfeife.

Was du da ſagſt, iſt ſonnenklar und richtig, hob er endlich an; aber wenn ich nun ſagte: Bühmann, das Geld ſchieß' ich dir vor. Wie dann? —

Bühmann erſchrak ordentlich. Ihr ſeid ein guter

Mann, Herr Teichmeier, ſagte er; aber damit iſt es nicht gethan. Was verleg' ich Euch denn? — Ich hab' ja nichts, als Haus, Hof und Garten? — Und wie es wiederzahlen?

Du biſt ein Narr, ſagte der Teichmeier. Hab' ich denn darnach gefragt? Meinſt du, ich wüßte das nicht? — Aber ich weiß noch mehr, du biſt ein ehrlicher Burſche; biſt treu, fleißig, kein Windlips; biſt ein guter Sohn und ein rechter Chriſtenmenſch. Sieh', das ſind beſſere Verlegſtücke, als ſo und ſo viel Morgen Äcker oder Wieſen. Fang' Morgen an. Geh' hin und accordire Zimmerleute und Maurer und mach's noch vor deinem Weggang in die Fremde in Ordnung.

Das geſchah denn auch und der Teichmeier ſchoß das Geld und das Häuschen wurde ſehr brauchbar hergeſtellt, ohne daß es hätte abgeriſſen werden müſſen und Bühmann ging auf ſeine Wanderſchaft, wenn auch mit ſchwerem Herzen, denn die Schuld war bedeutend.

Seitdem hatte der Niklas Schmitt einen Haß auf ihn geworfen, der kein Maaß und keine Grenzen kannte. Bühmann dachte: er wird ſich doch mit der Zeit geben; aber er gab ſich nicht. So oft ſie auch in Hof und Garten, die nur eine kleine Mauer und ein Lattenzaun ſchied, oder auf dem Kirchweg oder ſonſt wo ſich auf der Straße begegneten, Schmitt grüßte ſeinen Nachbar Bühmann niemals und allen ſeinen Hausgenoſſen war es ſtreng unterſagt, auch nur ein Wort mit den Hausgenoſſen Bühmann's zu reden. Dieſer Schmitt war ſein grimmigſter Feind und Gegner.

Aber wenn er es gewußt hätte, daß ſeine Frau oft ſtundenlang bei der leidenden Frau Bühmann ſäße; daß ſie ihr manch' Süpplein und kräftige Speiſe durch den Hof hinübertrüge, er wäre aus der Haut gefahren. Die Weiber ſind aber ſchlau, ſie wiſſen überall ihre Schliche, und ſo wußte ſie auch Niklas Schmitt's brave Frau, um zu ihrer lieben, jetzt ſo leidenden Jugendfreundin zu kommen.

Sie nämlich und Bühmann's Frau waren Schulkameradinnen und hatten neben einander in der Schule geſeſſen viele Jahre lang und waren ſtets Ein Herz und Eine Seele geweſen. So etwas läßt ſich nicht Knall und Fall totſchlagen, verbieten und ausmerzen.

Um des Friedens willen machten ſie ſich, wenn der Schmitt in der Nähe war, Geſichter wie Katzen, wenn's donnert; aber hernach floß das Herz über und Schmitt's Frau ſchüttete in das Herz der Freundin all' ihren Kummer und ihr Weh aus, und als dieſe nun krank geworden war, da leiſtete Frau Schmitt in unerſchöpflicher Liebe alle Handreichung und ihr Mann meinte, die beiden Frauen ſeien ſich beide ſpinnefeind, wie er dem Bühmann.

Niemand aber dachte daran, daß dies Verhältniß der beiden Mütter in den Kindern wiederkehren werde. Je mehr aber der Vater ſeinem Stinchen verbot, mit des

Bühmann's Dietrich auch nur Ein Wort zu reden, deſto mehr wuchs die Sehnſucht darnach in dem Herzen des Mädchens; denn genaue Beobachtung lehrte ſie, daß das, was der Vater dem Knaben Unrechtes nachſage, reine Erdichtung ſei. Der war ſo ſtill und brav und freundlich wie kein Anderer. Er ſchnitzte ihr Stäbchen für ihre Nelken und reichte ſie ihr über den Zaun. Hatte er eine Blume im Garten, nach der ſie Verlangen trug, ſo ſtand ſie gewiß am andern Morgen in ihrem eigenen Gartenbeet und er hatte ſie Nachts oder früh vor Sonnenaufgang hineingepflanzt. War der Vater nicht da, ſo plauderten ſie ſtundenlang am Zaune miteinander; denn die Mutter hatte das nicht verboten.

Es bildete ſich ſo ungeahnet ein Verhältniß gegenſeitiger Liebe und Anhänglichkeit, und das gewann mit den Jahren an Innigkeit und Kraft, und Niemand ahnete es. In dem Geheimniſſe lag ein mächtiger Reiz, der nie endete.

Wußten es die Mütter? Vielleicht merkten ſie es, als es eben zu ſpät war, die Liebe zu entfernen, und ſo dachten ſie auch nicht daran, etwas dagegen zu thun. Da fand denn die Liebe ihre Wege und wenn auch Mauer und Lattenzaun dazwiſchen war, plaudern konnte man drüber hinüber und damit waren ſie ja zufrieden. Der alte Schmitt merkte auch nicht das Mindeſte. Jetzt aber begann mit des Vaters Erkranken die rechte Noth. Das Kreuz kam haufenweiſe über den armen Dietrich und Stinchen hatte recht an ihm zu tröſten.

Er war aber beſonnen genug und nahm ſich einen geſchickten Geſellen und die neidigen Zunftmeiſter konnten doch Nichts ſagen, da der Vater Meiſter war und noch lebte.

Nur das konnten ſie, ihren Haß auf den jungen Menſchen werfen, und das thaten ſie aus allen Kräften.

Dietrich arbeitete raſtlos, bis Mitternacht oft, und hielt die Haushaltung im Stand und that an ſeinen Eltern, was nur ein guter Sohn thun kann, daher kam auch der Segen der Verheißung, welchen das Gebot: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren," hat, reichlich über ihn. Der alte Teichmeier kam oft und ſagte allemal: Bühmann, laß dir kein graues Haar wachſen. Von mir haſt du Nichts

zu beſorgen, und ſelbſt, wenn Gottes Willen über dich verfügen ſollte, hat dein Dietrich an mir einen Freund, der ihn halten wird, daß deiner Feinde Thränen zu Schanden werden muß. Wenn aber der alte Bühmann oder Dietrich an die Wanderſchaft dachte, ſo ſeufzten Beide tief auf, aber Keiner ſagte dem Anderen, warum ſie ſo tief aufſeufzten, und Beide, Vater und Sohn, wußten's doch recht gut, wo ſie der Schuh drückte.

So verging ein Jahr und die ſinkende Kraft des alten Bühmann glich einem Lämplein, dem das Öl fehlt und deſſen Docht nur noch ſo glimmt, aber bald erliſchen will, und als die Blätter fielen im Herbſte, da wurde an ihm das Wort des Liedes wahr:

„Mein Leben iſt ein fallend Laub,
Und was ich hab' und bin, iſt Staub,
Der ſich dem Staub der Erde miſcht,
Wenn nun das Lämplein ſacht erliſcht."

Sein Lämplein erloſch ſanft und friedlich. Er ſtarb, wie er gelebt, fromm und gottesfürchtig, im Glauben an ſeinen Heiland und Erlöſer, und ſein letztes Wort war ein Segen für ſeinen Sohn und ſein letzter Lebensblick glitt von ihm hinüber zum Bett ſeiner lieben Frau.

Das war ein tiefes, tiefes Leid! Alle guten Steinhuder trugen Mitleid mit dem braven Jüngling und der armen Wittwe, und ſagten: Nun wird die Leidensſchweſter bald nachfolgen! Was gibt's dann mit dem guten Dietrich? Die Neidhämmel aber ſagten, ſich froh die Hände reibend: Wenn nun die Alte auch todt iſt, muß er fort auf die Wanderſchaft und der Teichmeier ſtülpt ihn. Will er dann, wenn er wiederkommt, Meiſter werden, ſo iſt das unſere Sache und wir wollen ihm ein Liedlein ſingen, das eine Melodie hat, die ihm in die Ohren gellen ſoll! —

Aber die Feindſeligen hatten vergeſſen, was der fromme Paul Gerhardt in dem ſchönen Liede ſagt:

„Auf, auf, gib deinem Schmerze
Und Sorgen: Gute Nacht!
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll:
Gott ſitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl!"

Der, der die Tage des Menſchen gezählt und auf ſein Buch geſchrieben hat, hatte das letzte Leidensſtündlein der armen Wittwe noch nicht ſo nahe gerückt. Sie trug in chriſtlicher Geduld auch dieſes Leid, das ſie ſo ſchwer drückte, und ihre Glaubenskraft überwand ſeinen Stachel, der ſo tief in die Seele ging. Der Menſch weiß eben nicht, was Gott mit ihm vor hat in den beſonderen Fügungen, aber das weiß er, daß der, der im Regimente ſitzt, Alles wohl führt, und ich ſage: Wohl dir, der du dies Kleinod des Glaubens in deiner Seele trägſt! Es hilft dir hinaus über das Bittere, und erſt ſpäter erkennſt du, daß er deines Angeſichts Hilfe und dein Helfer war. Vergiß dann nur nicht das Wort: Und du ſollſt mich preiſen!

Auf den armen Dietrich wartete noch ein neues Leid in dieſen Tagen.

Hatte der alte Niklas Schmitt etwas munkeln gehört von ſeines Töchterleins Liebe zu Dietrich — oder argwöhnte er ſo was? Wer kann's ſagen? Nach hundert Jahren weiß man das nicht genau. Ohrenbläſer und Mährleinträger gibt es zwar überall und wohl auch in Steinbute, und das iſt ein hölliſches Gezüchte, das mit ſeiner giftigen Zunge viel Unheil anrichtet.

Kurz und gut, der alte Schmitt miſſelte, wie man am Rheine ſagt, er argwöhnte und paßte auf.

Wann ſucht man ein theilnehmendes Herz mehr, als im Leid? Unſer Dichter ſagt ja:

„Getheilte Freud' iſt doppelt Freude;
Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz"

Grade in dieſer Zeit ſuchte oft Dietrich ein Abendſtündchen am Gartenzaune zu verplaudern, wenn es auch ſchon kalt war; denn Stinchen konnte ihn ſo herzlich und glaubensfreudig aufrichten, wie ſonſt Niemand in der Welt. So ſtanden ſie denn auch einmal wieder bei einander im tiefen, traulichen Geſpräche. Da ſprang plötzlich der alte Schmitt hinter einem Haufen Bohnenpfähle hervor, der für den Winter aufgeſchichtet war, und tobte wie ein Unſinniger, ſprach fürchterliche Flüche aus und riß Stinchen an dem ſchönen, blonden Haare, wie ein Unmenſch, ins Haus.

Das fehlte dem armen Jungen grade noch! Und doch hielt er's vor der Mutter heimlich und Stinchen's Mutter drückte ihm, als ſie wieder einmal kam, warm die Hand — aber ſchwieg auch.

Von da an blieb Dietrich nur zu Hauſe, zeichnete, ſann über das Handwerk und trug einen ganz abſonderlichen Gedanken in ſeiner Seele mit ſich herum, den er Niemand ſagte. Den Geſellen aber, den er auf der Mutter Namen hielt, entließ er und ſtellte den Weberſtuhl in eine hintere Stube und ſaß da manche ſtille Nachtſtunde, grübelte, ſuchte und — fand!

III.

Wenn ihn die Mutter fragte: Dietrich, ſage mir doch, was du drüben treibſt? Die Ungewißheit quält mich. Dann lächelte er und ſagte: Liebe Mutter, ich arbeite an einem Meiſterſtücke, wie es noch kein Weber erdacht und gemacht hat. Ich möchte damit die Wanderſchaft erſparen. Iſt's fertig, ſo bring' ich's Euch zuerſt. Mißlingt's aber, ſo brauch' ich mich doch nicht zu ſchämen. Nun fragt mich aber auch nicht mehr und glaubt und vertrauet mir.

Da mußte wohl die Mutter ſchweigen, ſo ungerne ſie es auch that. Wenn er manchmal Sonntag Nachmittags

grübelnd und traurig da ſaß, ſo galt dies mehr ſeinem lieben Stinchen, als dem Meiſterſtück; denn ſie klagte ihm oft, wie hart ihr Vater gegen ſie ſei, ſeit er ſie zuſammen getroffen; wie er jeden ihrer Schritte belauſche und beobachte.

Und dennoch fand die Liebe den Weg. Der Alte dachte nicht daran, daß eben auf dem Speicher zwei Dachlucken ziemlich nahe in beiden Häuſern waren, wo man herüber- und hinüberflüſtern konnte; er überlegte nicht, daß er das Band durch ſeine Härte gegen Stinchen nur um ſo feſter ſchlang. Freilich haben ſie ſich ſelten, aber dann hatte es um ſo mehr Werth.

Inzwiſchen arbeitete Dietrich unabläſſig. Die Mutter hörte ihn klopfen, nageln und dergleichen. Sie ſah auch, wie ein junger Schreiner, der ihres Sohnes treueſter Freund war, bei ihm aus- und einging; Holzwerk brachte und holte und endlich Dietrich alle Tage heiterer wurde.

Es war an einem Sonntag Morgen, als Dietrich ein ſehr feines Gewebe auf ihr Bett legte und ſagte: Liebe Mutter, das Meiſterſtück iſt gelungen! Beſehet's einmal!

Sie faltete das kleine, ungemein feine Stück auseinander und mit ſteigendem Erſtaunen rief ſie: Das iſt ja ein Mannshemd!

Freilich, ſagte Dietrich mit leuchtenden Augen; aber beſehet's genau, es iſt ganz geweben!

Da ſah die Mutter es genauer an und, ſiehe da! es war ein Hemd, verfertigt auf dem Weberſtuhl **ohne Naht**! Kein Nadelſtich war daran. Die ſogenannten Gußtücher, die Zwickel unterm Arm — Alles war eingeweben. Selbſt die Knopflöcher waren eingeweben, und Schulterſtücke, Kragen und Hankleiſte waren von buntem, gar zierlichem Drillgewebe mit Muſtern, und eingeweben waren die Buchſtaben F. W. E., die Anfangsbuchſtaben des Namens ſeines gnädigen Landesherrn: Friedrich Wilhelm Ernſt, des berühmten Helden und portugieſiſchen Feldmarſchalls, der damals grade in Hagenburg wohnte.

Die Mutter unterſuchte es genau und ſprach dann mit Freudenthränen in dem Auge ihre Belobung aus.

Was willſt du damit anfangen? fragte ſie.

Ich bring's dem gnädigen Herrn, ſagte er, wenn das zweite fertig iſt, das noch ſchöner wird. Dann macht er mich zum Meiſter und ich brauche nicht zu wandern und kann Euch pflegen.

Da zog den treuen Sohn die Mutter an ihr Herz und ſegnete ihn!

Aber ſie mußte ihm geloben, der Frau Schmitt Nichts zu ſagen, und wenn's auch dem glückſeligen Mutterherzen ſchwer wurde, zu ſchweigen gegen die treueſte Freundin, ſie behielt doch Dietrich's Geheimniß in treuem Herzen und betete ſtill um glückliches Gelingen.

Etwa vier Wochen nach dieſer Unterredung mit ſeiner Mutter ſchritt an einem ſchönen Sonntage Dietrich Bühmann aus Steinhude in den Hof der Hagenburg und ließ ſich bei dem gnädigen Herrn Grafen melden.

Graf Friedrich Wilhelm Ernſt, der edle ritterliche Fürſt und Held, ließ den geſchickten Weber vor ſich und nahm ihn mild und freundlich auf.

Was willſt du von mir, mein Sohn? fragte er ihn, der bleich und ſchüchtern an der Thüre ſtand und ein Päckſein unter ſeinem Arme hielt.

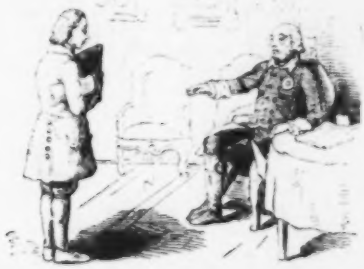

Haltet mir's zu Gnaden, gnädigſter Herr, bob mit bebender Stimme der junge Weber an, daß ich mich deß unterfange. Seit drei viertel Jahren ſchon ſollt' ich nach Zunftordnung meine dreijährige Wanderſchaft antreten; aber daheim liegt meine liebe Mutter, gelähmt an allen Gliedern, und ich hab' nicht Schweſter, nicht Bruder, und mein lieber Vater iſt ſeit Langem ſeliglich entſchlafen. Sollt' ich von dannen, ſo müßte meine liebe Mutter elendiglich verkommen; denn zur Pflege hätte ſie Niemanden, zum Brodverdienſt Niemanden und eine Wartfrau kann ich nicht zahlen, dazu bin ich zu arm. Nun ſind die Zunftmeiſter gegen mich gar hart und ſtrenge, dieweil ſie meinen guten Vater verfolgt und beneidet haben durch die Arbeit, welche Euer Gnaden ihm gegeben. Zum Meiſter machen ſie mich nicht, weil ich nicht gewandert, und, wer weiß, ob ſie's thäten, wenn ich gewandert wäre, aus beſonderen Gründen. Da hab' ich im Stillen ein Meiſterſtück gemacht, wie noch keins iſt erdacht worden in unſerer Zunft, und hab's billig für meinen gnädigen Herrn gemacht. Und da Euer Gnaden Geburtstag morgen iſt, ſo wollt' ich's in Demuth Euer Gnaden überreichen und unterthänigſt bitten, es nicht zu verſchmähen von wegen der niedrigen Hand, die es darbringt.

Und mit dieſen Worten überreichte er dem Grafen das Päcklein.

Der Graf hatte ihm gar leutſelig zugehört und nahm nun das Päcklein und ſchlug's auseinander.

Mit Erſtaunen und Bewunderung beſah der Graf die beiden feinen Hemden und erkannte ſchnell das außerordentliche Kunſtwerk, ſah auch ſeines Namens Anfangsbuchſtaben ſogleich und rief darauf ſeinen Hofbeamten und fürſtlichen Angehörigen.

Von Hand zu Hand ging das prächtige Kunſtſtück und laut prieſen Alle den Weber, der ſolches gemacht.

Du haſt Recht, mein Sohn, ſagte der gnädige Graf, ein ſolch' Kunſtwerk iſt in den Lyrriſchen — ja in aller Herren Landen noch nicht gemacht worden. Ich danke dir herzlichſt für dein Geſchenk zu meinem Geburtstage.

Darauf entließ er den Hof wieder und ließ den Hausbofmeiſter allein da und den geheimen Rath.

Bringt dem Bühmann eine Kanne Einbecker Bier, daß er sich erquicke, sagte er zu diesem, und lasset ihn fürstlich bewirthen, derweil ich mit meinem Geheimenrathe verkehre. Er soll hier auf mich warten! —

Hierauf nickte ihm der Graf gnädiglich zu und ging mit dem Geheimenrathe hinaus.

Dietrich's Herz schlug, als wollt' es aus der Brust herausspringen vor Freude.

Der Hausbefmeister ging, und alsbald kamen die Bedienten und stellten köstliche Speisen auf und die silberne Kanne mit Einbecker Bier mit dem silbernen Becher, daß der Dietrich kaum den Muth hatte, das zu berühren; aber der Hausbefmeister brachte es ihm zu und nöthigte ihn so lange, zuzugreifen, bis er die Furcht überwand und Bescheid that nach Herzenslust.

Nach einer Stunde etwa kam der Graf zurück und hatte ein Papier in seiner Hand. Er setzte sich ganz zutraulich zu Dietrich und sagte:

Du hast also deine Mutter bisher selber gepflegt?

Ja, gnädigster Herr, entgegnete ehrfurchtsvoll der Jüngling.

Und hast doch das Kunststück gewoben und auch sonst noch gearbeitet?

Die Hemden hab' ich in den Feierstunden gewoben und in meinem Kämmerlein, wo ich den Webersthl mir habe zurecht gemacht und machen lassen, wie ich ihn brauchte, versetzte Dietrich.

Aber sag' mir doch einmal, wär's denn nicht besser, du heirathetest ein braves Mädchen, das deine Mutter pflegte und du könntest dann ungestört weben? —

Besser wär's freilich, stotterte Dietrich erröthend, aber —

Nun? fragte der Fürst, dem die Unterredung Vergnügen zu machen begann. Was hast du für ein Aber? —

Ich bin ja kein Meiſter, gnädigſter Herr, und ein Geſelle kann und darf in Steinhude nicht heirathen, das iſt die Ordnung, ſagte Dietrich.

Zum Meiſter macht dich dies landesherrliche Schreiben, ſagte der Fürſt, und es ſpricht dich frei von der Wanderſchaft. Das gibſt du den Zunftmeiſtern und die Sache iſt abgethan.

Ach, gnädigſter Herr! rief Dietrich — Gott lohn's Euch um meiner armen Mutter willen!

Die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen.

Der Graf ſah ihn bewegt an.

Du haſt es ehrlich verdient, ſagte er. Was hält dich nun noch ab, dir ein braves Weib zu ſuchen?

Dietrich ſah erröthend unter ſich — und ſchwieg.

Weiſt du etwa keine, die deine Mutter in Liebe pflegte, fragte der Fürſt.

O doch, ſprach leiſe Dietrich — ich — wüßte wohl Eine —

So? fragte der Graf, der ſich an der ſittigen, verſchämten Weiſe des Burſchen freute. Wer iſt's denn?

Ihr kennt ſie ja doch nicht, gnädigſter Herr — ſagte ausweichend Dietrich.

Thut nichts, erwiederte der Graf. Warum willſt du mir's nicht ſagen? —

Ach — verſetzte in größter Verlegenheit Dietrich — es iſt die Tochter des Niklas Schmitt, des Webermeiſters, der neben uns wohnt. —

Aha, ſagte lachend der Graf, das iſt wohl ſo eine alte Liebe, die nicht roſtet! Was hält dich aber ab, ſie zu freien?

Ach, gnädigſter Herr, ſagte darauf Dietrich, der Schmitt iſt unſer größter Feind, weil mein ſeliger Vater ihm unſer Häuschen nicht verkaufen wollte, als er baute.

Warum that das denn dein Vater nicht? fragte der Graf.

Ei, weil er damals grade auf die Wanderſchaft mußte, und dann ſeine alte Mutter kein Obdach gehabt hätte, und, wißt Ihr, man gibt ſein Vaterhaus auch nicht gerne her, wenn nicht die Noth Einem den Strick um den Hals legt! —

Freilich, verſetzte der Graf. Und das trägt er dir nach? —

Er hat's meinem Vater, Seliger, durchs ganze Leben nachgetragen und trägt mir's nach und ſein Stinchen darf nicht mit mir reden — ſagte Dietrich.

Und thut's doch? Gelt! fiel ihm lachend der hohe Herr ins Wort.

Dietrich ſah unter ſich wie ein Hinkelvieh.

Iſt's nicht ſo? fragte der Graf.

Dietrich drehte ſeinen Hut angſtvoll in der Hand herum und ſagte endlich leiſe: So müßt Ihr nicht fragen!

Der Graf lachte laut auf. Du haſt's ja damit eingeſtanden, rief er. Nun, ich kann mir das denken! Iſt das des Schmitt's einziger Grund?

Ach, gnädigſter Herr, ſagte Dietrich, er iſt auch ein ſehr reicher Mann und ich bin blutarm. —

Das iſt das alte Lied, das immer wiederkehrt, bemerkte der Graf etwas unmuthig. Wie iſt denn das Mädchen?

O, gnädigſter Herr, rief Dietrich, das iſt eine Perle! Die thut jetzt ſchon hinter ihres Vaters Rücken meiner Mutter Gutes, wie eine Tochter, und ihre Mutter iſt eben ſo gut.

Die hätte alſo Nichts gegen die Heirath? —

Gewiß nicht! verſetzte eifrig Dietrich.

Weißt du was, ſprach darauf der Graf, nimm dies Schreiben deiner Mutter zur Freude mit, aber zeig' es Niemanden und bringe mir's ſelber morgen früh um acht Uhr, hörſt du, um acht Uhr, wieder hierher. Das Weitere wird ſich finden. Da du mir aber ein Geſchenk gemacht, ſo iſt es billig, daß ich dir ein Trinkgeld gebe. Nimm das und geh' in Gottes Namen zu deiner Mutter und vergiß nicht, was ich dir geſagt habe.

Der Graf reichte Dietrich die Hand und drückte ihm ein kleines Päckchen hinein, und Dietrich ging voll Dankes und voll ſeliger Freude von dannen.

IV.

Wie der Dietrich heimgekommen iſt, weiß Gott. Ich glaube, er wußte es ſelber nicht. Aber in der Mutter Stube iſt er ſchier vor Eifer hereingefallen.

Als die Leidende sein frohes Gesicht sah, faltete sie ihre Hände und dankte Gott, denn da war kein Zweifel, daß Alles trefflich ausgefallen war.

Mutter! rief er, ich brauch' nicht zu wandern und bin Meister, hier hab' ich's vom Herrn schriftlich.

Großer Gott! rief die Mutter. So lies mir's doch vor!

Und er las, wie der Graf, da er ein Meisterstück von Dietrich Bühmann gesehen und empfangen, wie in Deutschland kein zweites jemals gemacht werden sei, nämlich zwei Hemden ohne Nath, ganz aus Einem Stücke gewoben, so finde er sich in Gnaden bewogen, ihn zum Webermeister ohne alle Kosten zu ernennen und zu seinem Hofweber, und ertheile ihm diesen Meisterbrief kostenfrei, wie er ihn kostenfrei zum Bürger in Steinhude mache und entbinde ihn ob solcher Kunst von der Wanderschaft.

Das war eine Freude, wie sie größer der armen Mutter nicht hätte zu Theil werden können; denn das Wandern ihres Sohnes lag ihr wie ein Fels auf dem Herzen. Was hätte auch aus ihr werden sollen in den drei langen Jahren?

Da wurde denn Gottes reichster Segen auf den edlen Grafen herabgefleht.

Aber Mutter, rief da plötzlich Dietrich, fast hätt' ich ja vergessen, was mir der Graf gegeben hat! Und mit diesen Worten legte er das Päckchen in der Mutter Hand, das er noch gar nicht aufgemacht hatte.

Und als sie es enthüllte, glänzten ihr fünf Schilklouisd'or entgegen. Da war das freudige Erstaunen noch größer.

Wißt Ihr, liebe Mutter, was ich mit dem vielen Gelde mache?

Was denn? fragte die Mutter.

Ich trag's zum Teichmeier und zahl's auf die Schuld ab!

Die Mutter nickte mit fröhlichem Angesicht und Dietrich eilte hin und brachte dem Ehrenmanne das Geld, der die Augen weit aufriß, aber, als er hörte, wo's herstammte, es nicht annehmen wollte, weil's ja doch eine Ehrengabe sei. Dietrich aber ruhte nicht, bis er's auf die Schuld abschrieb und quittirte, und noch leichtern, frohern Herzens eilte er zur Mutter zurück und legte die Quittung ins Wandschränklein bei die anderen.

Nun erzählte er der Mutter Alles genau, wie es sich auf der Hagenburg zugetragen, und fast Wort für Wort, und die Mutter bewegte mit seltsamen Ahnungen das Alles in ihrem Herzen.

Es war noch nicht sechs Uhr am andern Morgen, so war Dietrich schon auf dem Wege zu seinem gnädigen Landesherrn.

Da er aber am vorigen Abend keinen Menschen in Steinhude gesehen und gesprochen hatte, so wußte er gar nicht, was für eine Bewegung im Städtchen war und wie die Leute die Köpfe zusammensteckten, absonderlich die Meister der Weberzunft; denn an selbigem Abend war ein gräflicher Bedienter geritten kommen zu dem Schulz und brachte ihm ein gnädiges Schreiben vom Herrn, das besagte: Wie des andern Morgens präcis um neun Uhr alle Meister der Weberzunft in Steinhude, ohne irgend eine Ausnahme, bei schwerer Buße, auf dem Schlosse Hagenburg zu erscheinen hätten, um ihres gnädigen Herrn, des Grafen, Willensmeinung zu vernehmen.

Das wurde alsogleich allen Webern mitgetheilt und nun ging es an ein Kopfzerbrechen, was doch der gnädige Herr wollen könne; sie seien sich doch keines Unrechts oder Widerwillens oder Ungehorsams bewußt. Der Eine rieth Dies, der Andere Jenes, und Jeder meinte etwas Apartes und Besonderes, und da Jeder meinte, er wisse das Rechte und irre nicht, so stritten sie bis spät in die Nacht und kamen an kein Land. Als sie heimkamen, gaben auch die Weiber ihren Groschen dazu und es kam da eine verwunderliche Verwirrung zu Tage, fast wie beim babylonischen Thurmbau. So etwas war in Steinhude seit Menschen-

gedenken nicht vorgekommen. Daher kam es denn auch, daß Viele gar nicht ſchliefen vor Kopfbrechen und kaum den Tag erwarten konnten und die neunte Stunde, wo ſich das Räthſel löſen müßte, deſſen Gewicht alle Seelen gedrückt hatte.

Der Webermeiſter Zug von Steinbude nach der Hagenburg hatte für den, der gute Augen im Dienſte prüfender Überlegung beſaß, gar verwunderliche Erſcheinungen und Zeichen, an denen man Mancherlei lernen konnte.

Da ſah man Meiſter, welche haſteten und eilten und immer voraus waren. Die dachten, etwas zu fangen, eine fette Suppe oder derlei etwas, wie man zu ſagen pflegt. Das waren die Ehrgeizigen, die da des Glaubens waren, auf dem Schloſſe gebe es etwas zu verſchneiden; da theile der Herr große Ehren aus — oder es waren die Habſüchtigen, die da dachten, der Herr wolle ſeine portugieſiſchen Schätze auftun und ſagen: Greifet zu! Oder die Naſcher, die ein leckeres Mahl vermutheten und die Erſten ſein wollten — oder die Augendiener, die dem Herrn Grafen recht ihren Gehorſam offenbaren wollten und ihre Gefügigkeit. Die eilten mächtig dem Ziele zu.

Andere gingen ruhigen, gemeſſenen Schrittes ihres Wegs und redeten von Wind und Wetter, Ackerbau und Viehzucht, Flachswuchs und Weberei und dergleichen. Das waren die geſetzten, rechtlichen Männer mit gutem Gewiſſen, die kein unerles Verlangen trieb, auch keine Neugierde. Sie lächelten über die Läufer, die ſo haſteten, und

sagten: Wir kommen auch noch hin und wollen's machen wie der Jekuf, der immer sagte: Nu, wart's ab Was emel am Spieß steckt, das laaft nit fort! —

Wieder Andere schlichen hintennach und machten just keine Gesichter wie die Kinder am Weihnachtsabend. Die

erwarteten sich das Schlimmste, weil sie sich irgend eines Bubenstückes bewußt waren, oder einer Lumperei, oder der Liederlichkeit, die einmal in der Woche vorkam, nämlich von Sonntag Morgen bis Samstag Abend; bei ihnen zeigte sich das böse Gewissen in seiner peinlichen Beängstigung.

Alle erreichten das Ziel und für die Hastigen war's eine arge Kränkung, daß sie warten mußten, bis die Letzten da waren.

Als es neun Uhr schlug, erschien ein fürstlicher Bedienter und geleitete sie in einen Saal, in dessen Mitte ein Tisch stand, auf dessen dunkler Decke zwei Hemden lagen.

Die Meister sahen sich theils lächelnd, theils verblüfft, theils spottend einander an; doch war nicht Zeit zu flüsternden Äußerungen ihrer Meinung gegen einander, denn der Graf trat ein. Die ehrfurchtgebietende Heldengestalt des edeln Fürsten machte einen tiefen, mannichfach verschiedenen Eindruck auf die Meister, deren Herzen in der Erwartung dessen, was da kommen sollte, aufs Heftigste pochten und schlugen. Aller Blicke ruhten auf dem Grafen. Nachdem er die Meister freundlich gegrüßt und sie sich zum Gegengruße ehrfurchtsvollst verbeugt hatten, hob der Graf also zu reden an:

Ich weiß von Lange her, daß ich im Lipper Lande tüchtige Bild- und Kunstweber habe, besonders in Steinhude; daher hab' ich Euch, die vertigen Meister in dieser Kunst, zu mir beschieden, um Euch eine Frage vorzulegen, die Ihr mir ehrlich und offen beantworten sollt. Dort liegen zwei Hemden von großer Schönheit und Feinheit, aber noch ganz besonders darum zu beachten, weil keine Nadel dran gekommen ist, sondern sie ganz und gar ein Werk des Webestuhls sind. Sie sind mir verehrt worden, und da ich deren mehr haben möchte, so wäre es mir darum zu thun, daß Ihr Euch aussprächet, ob ihr mir solcher ein paar Dutzend weben wolltet? — Besehet Euch die Hemden nach Herzenslust und nach einer Stunde will ich wiederkehren und Euere Antwort vernehmen.

Auf diese Rede verließ der Graf den Saal und die Meister überstürzten sich fast zu dem Tische, wo das Meisterstück lag.

Der Erste, welcher Eins der beiden Hemden in die Hand nahm, war Niklas Schmitt. Mehrere seiner Freunde traten zu ihm. Die Arbeit wurde gedreht und gewendet, gemustert und bespähet — vornen, hinten, neben, unten, oben. Endlich sagte er: Himmel und Erde, das ist ein Stück Arbeit, wie ich es nicht fertig bringe. Wie der Kerl das gemacht hat, begreif' ich nicht. So gern ich Geld verdiene, da mach' ich links um! Darin stimmten nach der Prüfung Alle überein, das sei in deutschen Landen nicht gemacht worden und der Herr werde es wohl aus Flandern, England oder gar Portugal erhalten haben; aber auch darüber waren sie Eins, daß sie das Weben eines solchen Hemdes nicht könnten fertig bringen. Hierauf gab denn Jeder den Senf seiner Weisheit zum Besten, wie er glaube, daß es etwa der Weber könne gezettelt und eingeschlagen, und was er am Stuhle habe müssen verändern lassen.

Da ist denn wieder Dummes und Gescheidtes zu Markte gebracht worden, und Jeder wollte wieder Recht haben. Das gab ein Durcheinanderschreien so überlaut, wie etwa in einem polnischen Reichstag oder in einer Judenschule; ja es war selbst hier und da nahe daran, daß sie sich an den Köpfen kriegten.

Der Graf, der mit seinem Haushofmeister in einer an den Saal stoßenden Nebenstube sich befand, und Alles hörte, wollte schier platzen vor Lachen. Endlich aber, als er den Hader ernstlicher werden hörte, dachte er wohl, es möchte Zeit sein, wieder unter sie zu treten, auf daß kein Ärgerniß entstehe.

Gleich darauf öffnete der Haushofmeister die Thür und rief: Seine Erlaucht, der Herr Graf!

Das wirkte wie ein Blitz. Alle fuhren an ihre Stelle zurück und ein Todesschweigen herrschte.

Der Graf trat ein und sagte:

Ihr habt Euch nun erkundigt: saget mir also zuerst, wie gefällt Euch das Werk?

Niklas Schmitt, rede du! flüsterten die Meister.

Gnädigster Herr, sprach Niklas Schmitt, wir glauben unser Handwerk ordentlich zu verstehen und das Steinhuder Damastgewebe hat keinen übeln Ruf in der Welt; aber ein solches Kunstwerk ist uns noch nicht vorgekommen. Wir sind Alle weit herumgewandert, aber solcher Kunst sind wir nirgends begegnet, so weit uns auch die Wanderschaft herumgeführt hat. Dannenhero auch unsere Vermuthung steht, Eure hochgräfliche Gnaden möchten wohl solches aus Flandern, aus England oder gar aus dem Lande Portugal erhalten haben, da in deutschen Landen solches nicht kann gewoben worden sein.

Der Graf lächelte.

Haltet Ihr also den, der solches geweben, für einen rechten und echten Meister? fragte der Graf, und alle Meister sprachen, wie mit Einem Munde: Ja!

Und wenn er ein junger Mensch, ein Geselle wäre, der noch gar nicht gewandert, würdet Ihr ihn von der Wanderschaft freisprechen?

Alle sagten lachend: Ja!

Ihr lachet, fuhr der gnädige Graf fort, weil Ihr das für unmöglich haltet, aber ich gebe Euch mein fürstlich Wort darauf, daß er ein Geselle ist, der noch nicht vor seinen Geburtsort hinauskam, den Ihr also zum Meister ernennet und von der Wanderschaft freisprechet. Ihr werdet es mir daher auch nicht verargen, daß ich ihn, kraft meiner landesherrlichen Befugniß, von der dreijährigen

Wanderschaft befreit, zum Meister gemacht und zu meinem Hofweber ernannt habe, und das Alles tax- und kostenfrei.

Alle standen starr da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

So wäre er also aus Euren hochgräflichen Gnaden Landen? fragte Niklas Schmitt.

Ja, Meister Schmitt, erwiederte der Landesherr, das Lipper Land mag stolz auf solchen Meister sein.

Mein' Seel! sagte Niklas Schmitt, dazu hat's Grund und Ursache sattsam! — Vor dem hab' ich Respect! —

Und wenn nun dieser junge, kunstreiche Meister, der zugleich ein Muster eines guten Sohnes, Christen und Menschen ist, käme und sagte: Meister Niklas Schmitt, Ihr habt ein feins Töchterlein, gebt mir's zum Weib und nehmet mich als Sohn an? —

Euer Gnaden! rief Niklas Schmitt, ich sagte Ja aus vollem Herzen. Dabei lachte er herzlich.

Ihr Meister seid alle Zeugen, sprach jetzt sehr ernst der Graf. Meister Schmitt, ich werbe für ihn um Eure Tochter!

Da verging denn doch dem Niklas Schmitt das Lachen. Er wurde kreidebleich und schwieg.

Nun? fragte der Graf, was sagt Ihr, wenn ich Euch beim Worte nehme und für den jungen Meister werbe, gegen den Nichts einzuwenden ist?

Ich — will ihm meinen Segen geben! sagte sehr betroffen und verlegen der Niklas Schmitt, vorausgesetzt —

Da ist nichts mehr vorauszusetzen, sprach mit solchem Nachdruck der Graf, daß Niklas Schmitt mit Schrecken zusammenfuhr.

Der Graf winkte dem Haushofmeister, der hinter ihm stand, und dieser ging weg.

Dietrich Bühmann saß nun schon seit drei Stunden in dem Gemache, wohin man ihn gewiesen und wo man ihm Frühtrunk und Frühstück vorgesetzt, und harrte in peinlicher Ungeduld, was doch endlich aus der Geschichte werden sollte. Er saß, wie man sagt, wie auf Nadeln. Besorgnisse kamen keine in seine Seele, denn der gnädige Herr hatte ihn mit Huld überhäuft. —

Jetzt ging die Thür auf und der Haushofmeister rief ihm zu: Komm' eilig!

Dietrich nahm seinen Hut und folgte; als er aber in den Saal trat und die Meister alle aus Steinhude vor sich sah und seinen gnädigen Landesherrn, da wurde es ihm ordentlich grün und gelb vor den Augen und es schwindelte ihm schier. Der Graf nahm ihn aber freundlich bei der Hand, führte ihn vor die Meister hin und fragte ihn: Dietrich Bühmann, hast du diese beiden kunstreichen Hemden ohne fremde Beihilfe mit eigener Hand in deinem Hause in Steinhude gewoben und kannst du das vor Gott, deinem Landesherrn, und allen diesen deinen Mitmeistern betheuern?

Ja, sagte Dietrich, und es war ihm dabei, als komme plötzlich ein Muth in seine Seele, den er kaum für möglich gehalten.

Gib mir das Decretum, welches ich dir gestern verliehen, sprach der Graf, und Dietrich überreichte es mit aller Ehrfurcht.

Der Graf las es den Staunenden vor, in deren Zügen Neid, Mißgunst, Zorn und Ärger zu lesen war, und reichte es ihm wieder. Darauf nahm er Eins der kunstreichen Hemden, und sagte: Da keiner der Meister in Steinhude sich zutraut, ein ähnliches zu weben, so verehre ich dir Eins derselben zurück. Das sollst du aufheben zum Zeugniß deiner Kunst und es in deiner Familie forterben von Geschlecht zu Geschlecht, so lang ein Faden an dem andern hält, und so oft wir oder unsere Nachkommen allhier auf dem Lustschlosse Hagenburg am Steinhuder Meere verweilen, soll solches aus seinem Schrein genommen und von deinen Nachkommen vorgezeigt werden, damit sie sehen, welche Kunst in Steinhude zu dieser Zeit blühete. Dies Andere behalte ich und sende es als ein gar rares, fürstliches Stück an meinen gnädigen Herrn, den König in Portugal, auf daß Seine Majestät einsehe, wie hoch die Kunst in seines getreuen Feldmarschalls Landen gestiegen ist.

Er schwieg eine Weile, um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte auf die Meister machten, und fuhr alsdann fort:

Damit aber ein so wackerer Stamm, wie der deine, von deinem seligen Vater her, nicht aussterbe, habe ich für dich als Freiwerber gefreit um des Meisters Niklas

Schmitt einziges Töchterlein und habe das Jawort für dich erhalten.

Niklas Schmitt war roth und weiß geworden während der Graf sprach; er wollte jetzt reden und Einwendungen machen; aber seine Nachbarn stießen ihm die Ellenbogen so kräftig in die Seite, daß er schwieg.

Der Graf hatte es bemerkt und ein Zornblitz fuhr aus seinen Augen, als er fortfuhr:

Wir wissen, daß zwischen deinem seligen Vater und dem Meister Niklas Schmitt ein Hader war, an dem dein Vater unschuldig gewesen ist. Das reuet, wie ich erwarte, den Schmitt, weil solches unchristlich und gottlos war. Gib ihm die Sohneshand und Ihr, Niklas Schmitt, reicht ihm die Vaterhand und Friede sei mit Euch und Glück und Segen mit dem jungen Paare, dessen Hochzeit ich selber ausrichten lassen werde.

Dietrich ging zu Schmitt, reichte ihm seine Hand und sagte: Ich will Euch ein gehorsamer, liebreicher Sohn sein!

Schmitt zauderte, als er aber seines Landesherrn Zornblick sah, da reichte er Dietrich seine Hand und sagte: Du sollst mir lieb und werth sein! —

Nun gastirte der Graf die Meister und fröhlichen Herzens zogen Alle am Steinhuder See hin, gen Steinhude, und wenn der alte Grell wach werden wollte, sagten seine Freunde: Du kannst stolz sein auf deinen Eidam! Und Alles wurde wieder gut.

Als sie nach Steinhude kamen, führte Schmitt den Dietrich in sein Haus.

Wie staunte die Mutter! Wie erbleichte Stinchen!

Schmitt erzählte Alles haarklein und mit wörtlicher Treue und Genauigkeit und ließ das Hemd zeigen und bewundern.

Dann sagte er: Stinchen, was sagst aber du dazu, daß der gnädige Herr Graf um dich für den Dietrich geworben hat und ich mein Jawort gegeben habe? —

Das Mädchen fiel der Mutter um den Hals, die wie eine Seligverklärte dastand, der der liebste Wunsch erfüllt ist.

Ich weiß, seit der Zaungeschichte, wie's mit Euch ist,

fuhr Schmitt fort, und da hatt' ich kein Bedenken, zumal Dietrich Meiſter und Hofweber iſt. Und nun nahm er ihre nicht widerſtrebende Hand und legte ſie in die Dietrich's und dann gingen ſie Alle hinüber zu der Leidenden.

Die wußte aber ſchon Alles, denn es waren bereits Leute bei ihr geweſen, die ihr die merkwürdige Begebenheit erzählt hatten.

Die Freude hatte ſie aber ſo ſtark gemacht, daß ſie in dem Bett ſaß, als Alle eintraten. Das war eine Freude! Die Brautleute aber ſaßen bei einander, blickten ſich ſelig in die Augen; lächelten und weinten und meinten, es wäre Alles ein Traum.

Doch es war Wirklichkeit! —

Bühmann's Haus wurde in der nächſten Zeit von Nah und Fern faſt geſtürmt, da Jeder das kunſtreiche Hemd ſehen wollte, das ſolche Wunder bewirkt.

Der Graf hielt Wort. Er richtete die Hochzeit aus und der ehrliche Teichmeier ſaß dabei oben an. Der Graf ſchenkte auch Dietrich eine reiche Ausſteuer, und mit dieſer und Stinchen's Morgengabe zahlte am Tage nachher ſchon Dietrich die Schuld ab.

Ein glücklicheres Paar aber war in Steinhude nicht und eine beſſere Schwiegertochter nicht im Lippiſchen Lande, als Stinchen.

Dietrich's Geſchäft wuchs ſo an, daß er bald ſechs

Gesellen nehmen mußte. Durch seinen Wohlstand wurde es ihm möglich, die liebe Mutter in das Bad Lippspringe zu bringen, wo sie so weit hergestellt wurde, daß sie ihre Enkelin, die Stinchen ihr schenkte, schaukeln und herumtragen konnte. Sie war noch lange Zeuge des Glücks ihrer Kinder, und als sie starb, war ihr letztes Wort ein Segensgebet für sie. Das Hemd aber blieb ein Heiligthum in der Familie.

Hundert Jahre sind seitdem vorüber gegangen. Von Dietrich Bühmann's Familie lebte nur im Jahr 1850, da der Spinnstubenschreiber Euch, liebe Leser, diese Geschichte niederschreibt, noch ein Enkel Johann Dietrich's Bühmann, nämlich der ehrsame Webermeister Heinrich Bretthauer zu Steinhude, und dieser bewahrt das merkwürdige Meisterstück noch heute wie ein Heiligthum auf, und zeigt es Jedem, der es sehen will. Kommt Einer von Euch dorthin, so versäumt's nicht, es zu sehen, und Euch von der vollen Wahrheit dessen zu überzeugen, was ich Euch erzählt.

Aber noch Eins! Im Jahr 1850 war in England die große Kunstausstellung in dem mächtigen Hause von Glas, das sie in der Stadt London erbaut haben, um Alles aufzustellen zur Schau, was in der ganzen Welt menschlicher Kunstfleiß erdacht und hervorgebracht hat. Da haben die Zeitungen denn auch ausposaunt als etwas

Extra's, es sei auch ein supperfeines Hemd da, ohne Naht und Nadelstich, im Ganzen gewoben.

Es hat mir, wahrhaftig! Freude gemacht, Euch zu erzählen, daß schon vor hundert Jahren ein solches Kunstwerk in Steinhude von Johann Dietrich Bühmann ist gewoben worden, und der hatte einen so künstlichen Weberstuhl nicht, wie man sie heutzutage hat. Es war mir eine ebenso große Freude, Euch zu verkündigen, wie ein hochherziger deutscher Fürst solche Kunst seines braven Unterthans belohnte, und ebenso große Freude ist es mir, dem unbekannten guten Freunde hier zu danken, der mich durch seine wahrheitsgetreue Mittheilung in den Stand setzte, diese schöne Sache Euch erzählen zu können. Der Spinnstubenschreiber ist niemals in Steinhude gewesen, und so wär' ihm die merkwürdige Thatsache und Begebenheit nicht bekannt geworden und Euch auch nicht.

Darum möchte der Spinnstubenschreiber zum Schlusse noch beifügen: Ihr lieben Leute, die Ihr aus Euerer Heimath etwas Schönes und Gutes wisset, seid so gut und theilt's dem Spinnstubenschreiber mit. Der bringt's mit Gottes Hilfe an den Mann, daß sich Viele darüber freuen, und das ist auch ein gutes Werk!

---

8. Ein Räthsel.

Eins im Andern, macht das Ganze
Fest und stark für den Gebrauch. —
O wie stünd' es wohl um Alle —
Stünden so die Menschen auch!

Wär's die Liebe, die verbände
Alle, die der Haß getrennt —
— Eng' und innig, fest und herzlich —
Was das Räthſelwort Euch nennt!
Nicht entbehren kann's der Landmann,
Und der Fuhrmann miſſen nicht.
Wehe, wenn's dir zuerkenn'te,
Wohlverdienet, das Gericht!
Was des Sclaven ſteter Jammer —
Iſt der Frauen güld'ne Zier.
Neth und Hochmuth, Sünd' und Laſter
Trägt's. — Nun, Rather, nenn' es mir!

9. Der Engel mit dem Hämmerchen.

Blick' ich auf das Bild da vornen in der Spinnſtube, ſagte eines Abends der Schmiedjacob, ſo mein' ich, ich blickte in die Stube hinein, wo meine gute Großmutter, Gott hab' ſie ſelig! uns Kindern ſchöne und lehrreiche Geſchichten erzählte. Grade ſo umſtanden wir ſie oder ſaßen um ſie, die Kinder der Nachbarn und ich, Sonntag Nachmittags, wenn das Kapitel aus Gottes Wort geleſen war. Sie verſtand das Erzählen aus dem FF und war eine

gottesfürchtige Frau vom echten, alten Schrot und Korn, in der Wolle gefärbt, und hatte immer Pulver auf der Pfanne. Das waren köstliche Stunden, und wir gaben gar gerne das Spielen und Herumschwärmen dran. Ich erinnere mich noch jetzt recht lebhaft eines solchen Sonntagnachmittags. Es war eben in der Passion, und ich, als der einzige Sohn des Hauses, hatte die Leidensgeschichte unseres lieben Herrn und Heilands aus dem Evangelium des Marcus gelesen. Daran, und besonders an Petrus und Judas, knüpfte die Großmutter, als mein Vater und meine Mutter weggegangen waren, ihre Nutzanwendungen, und sagte: Der liebe Herrgott gibt jedem Menschenkind ein Engelein ins Herz, das hat ein Hämmerchen in seiner Hand — und sitzt ganz still in dem warmen Stübchen der Brust. So lange der Mensch gut ist und Gott vor Augen hat, guckt das Engelein gar freundlich auf des Menschen Thaten und Wege, lächelt und spricht: So ist's recht! So gefällst du mir und dem lieben Gott! Und dann ist's dem Menschen gar wohl zu Muth; aber, wenn der Mensch Gottes Wege verläßt, bösen Gedanken, Lockungen und Verführungen folgt — dann fängt es an mit dem Hämmerlein im Herzen zu klopfen. Erst warnend; wenn aber dann der Mensch nicht hört und nicht folgt, immer härter und schneller, daß der Mensch keine Ruhe mehr hat, sich nicht mehr zu helfen weiß, und entweder, wie Petrus, reuevoll Buße thut, und zu Gnaden kommt, wo dann das Engelein wieder zu klopfen aufhört und wieder freundlich wird und mildiglich lächelt — oder — wie bei Judas, immer heftiger klopft, bis der Sünder verzweifelt und zur Hölle fährt. Dann fliegt das Engelein traurig in den Himmel zurück und überläßt den Menschen seiner Strafe in der äußersten Finsterniß, wo da ist Heulen und Zähneklappern. Nun fügte sie in der Regel Geschichten hinzu, die uns tief in die Seele gingen.

Dies Wort der Großmutter ist mir lebhaft in der Erinnerung geblieben und vieltausendmal ist es mir vor die Seele getreten und auch in meiner eigenen Brust hab' ich das Engelein wohl hämmern gefühlt. Da merkt' ich aber allemal, wie viel Uhr es war, dachte an Petrus, kehrte um und das Engelein hörte wieder auf, und an

dem Frieden, den ich wieder gewann, merkt' ich, daß das Engelein mit mir zufrieden war, und es geschah, wie es im Sonntagsevangelium am vierten Sonntag nach Epiphanius, Matthäus 8, 23 bis 27 heißt: „Da ward es ganz still." An dies Wort meiner Großmutter selig bin ich in diesen Tagen recht lebhaft wieder erinnert worden durch eine Geschichte, die sich in Tyrol im Jahr 1851 zugetragen hat, und die mir ein guter Freund aus der Stadt gestern erzählte. Sie war so: Zu Eichelkamm, einem Dorf in Bayern, wohnte vordem ein Nagelschmied, der Krepper hieß. Er hatte einen Sohn, der Seppel hieß, was so viel ist, als Joseph, der das Sprüchwort leider wieder bewährte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm;" denn sein Vater war Einer von denen, die es mit dem, was vor Gott recht ist, nicht genau nehmen und auf das Klopfen des Engeleins mit dem Hämmerchen in der Brust nicht hören und Acht geben. Er war in der Arbeit faul, im Biertrinken und Branntweintrinken aber der Allerfleißigste; ebenso war's im Karten und der „blaue Montag" währte bei ihm oft bis Samstag hinaus, wenn nämlich das Geld verhielt.

Meist war er Abends betrunken — wie ein Thier — und noch schlimmer, denn das liebe Vieh weiß, wenn es satt ist und hört auf; aber der Nagelschmied Krepper wußte das nicht und trank fort, bis er, wie ein Stück Holz, von der Bank zur Erde stürzte.

Die Erfahrung lehrt es leider tausendfach, wie solch' ein Beispiel auf die Kinder wirkt und wie auch das Sprüchwort seine Anwendung findet: „Wie die Alten sungen, so zwitscheren die Jungen." Was man als Kind alle Tage sieht und hört, das prägt sich gar tief und nachhaltig in die Seele, absonderlich in die eines Kindes, die noch wachsweich ist.

Hierzu kam noch, daß der alte Krepper seinen Seppel gar oft mit ins Wirthshaus nahm, wo denn vollends das Gift recht tief in seine Seele drang. Seppel sah nichts Gutes, hörte nichts Gutes, wie konnte er da gut werden? Er hat daheim alle Malefizstreiche angestellt und war in Summa, was man einen rechten Galgenstrick nennt. Den hatte sein Vater allein auf dem Gewissen

und solche Verantwortung möcht' ich nicht theilen. Eine fromme, gute Mutter hatte er leider nicht und der alten Base, die das Gnadenbrod im Haus aß und die der Alte, wenn er trunken war, oft unbarmherzig mißhandelte, folgte er nicht, weil er keinen Respect vor ihr hatte. Schon, da er noch ein Knabe war, ist er eine wahre Drangsal und Zuchtruthe für das Dorf gewesen. Das Engelein hämmerte wohl in seiner Brust, aber der Strolch hörte nicht drauf und folgte den bösen Eingebungen seines Herzens.

Der Nagelschmied zu Eschelkamm hatte noch einen ältern Bruder, der als Nagelschmiedgeselle auf die Wanderschaft gegangen und nach Kufstein gekommen war, in das Land Tyrol. Nahe bei Kufstein in einem ansehnlichen Dorfe hatte er Arbeit gefunden, und da er seinem Bruder zu Eschelkamm glich wie ein Eichhörnchen einem Igel, fleißig und rechtschaffen, gottesfürchtig und treu war, so fand seines Meisters schöne Tochter ebensoviel Gefallen an ihm, als er an ihr, und da der Vater sein gutes Geschäft gern auf einen braven Schwiegersohn übertragen mochte, so wurde eine Hochzeit und eine glückliche Ehe draus, der leider aber der beste Segen fehlte, nämlich Kinder, und das that ihnen Beiden gar herzlich leid. Als nun der brave Bruder in Tyrol hörte, wie schlecht sein Bruder zu Eschelkamm geworden, und wie der Seppel so ein rechter Höllenbrand zu werden anfange, da jammerte ihn des Knaben und er dachte dran, ihn zu retten, und sagte eines Tages zu seiner Frau: Brenneli, ich will gen Eschelkamm nach Bayern hineinwandern, wo ich daheim bin, und meinen Pathen, den Seppel, meines Bruders Kind, herholen, wenn es dir recht ist; damit er aus meines Bruders Haus und Händen komme; denn dort geht der Bub' zu Grunde. Ich kenn' die Wirthschaft und der Teufel läßt's selten bei Einem. — Siehst du, ich hab' als Taufpath' die Pflicht, Mitvater zu sein und rechter Vater, wenn eben der rechte Nichts taugt. Ich mein', ich könnt' einen Stuhl im Himmel verdienen, wenn ich ihn aus den Klauen des alten Bierschlauchs zöge und ihn mit Gottes Gnad', Hilf' und Segen rettete! Wie meinst? —

Die Frau seufzte tief auf, und dann sagte sie: Geh' mit Gott, Seppel, und hol' ihn, und ich will ihn halten wie mein eigen Kind! —

Darauf hat der Seppel Krepper seiner Frau die Hand fröhlichst gedrückt und hat sich auf die Sohlen gemacht gen Eschelkamm in Bayern.

Als er dorthin kam, hörte er, wie es so trübselig mit seines Bruders Haushaltung stand, und wie es ganz nahe daran sei, daß es ihm drunter und drüber ging; aber er hörte auch so viel Schlimmes von dem Buben, daß es ihn schier gemahnen wollte, er gehe rechter heim ohne Kind, als mit so einem Strolchen; aber der liebe Gott rief dem Engelein in seiner Brust, und das klopfte und hämmerte so lange, bis dieser Gedanke von ihm wich und der siegte, welcher also hieß: Vielleicht ist es mit Gottes Beistand noch möglich, den Buben zurecht zu bringen, denn er ist noch jung und das Unkraut hat noch nicht so tief gewurzelt, daß es nicht noch auszuraufen wäre sammt der Wurzel. Ich will's mit Gott versuchen!

So ist er denn zu seinem Bruder gegangen, und der war froh mit ihm, aber er wurde noch froher, als er des Bruders Meinung mit dem Seppel hörte. Der Rabenvater war den Buben gerne los, damit er das, was er ihn zu ernähren und zu kleiden kostete, durchbringen könnte mit Prassen.

Es ist ganz entsetzlich, wie der Branntwein das Menschenherz ruinirt, und es noch schlimmer macht als das Thier, das nach seinem Jungen brüllt und schreit und es liebkost. Kurz und gut, der Unmensch gab das Kind ohne Thränen weg und der Krepper aus dem Tyrol nahm es mit sich in die Berge seiner Heimath; denn der Tyroler Bruder hatte es schon am dritten Tag in Eschelkamm hautsatt, — und sehnte sich, wieder daheim zu sein im stillen Frieden seines Hauses.

Auch der Bub' weinte nicht einmal viel, als sie fortgingen. Freilich darf Einen das nicht wundern. Statt der Liebesworte hörte er nur Flüche und statt des Streichelns bekam er Dachteln dutzendweis', und darüber hinaus nach der Schnur und Elle. Da ist auch kein rechtes Feld, wo die Kindesliebe wurzeln könnte und gedeihen und blühen.

Als ſie nach Tyrol kamen, gefiel's dem Seppel gleich beſſer als daheim. Die Baſ' nahm ihn auf mit rechter Lieb' und Zärtlichkeit, und es war ihr, als hab' ihr Gott ein Kind geſchenkt, als ſie den Buben nun hatte.

Dem Seppel gefiel ſchon Alles, und er hatte es ſo gut niemals in ſeinem Leben gehabt; aber Eins gefiel ihm nicht. Er mußte in die Schule gehen, denn er wußte doch noch gar Nichts, und wenn er heimkam, ſo war das Herumſtrolchen am Ende. Der Path' meinte nämlich, man müſſe ſich früh an die Arbeit gewöhnen, ſonſt ging es nicht ein damit, und ein Bub' von ſeinem Alter ſei zu alt zum Laufen und Spielen. Da hatte ihn der Path' gleich an den Ambos geſtellt, hatte ihm ein leicht Hämmerlein gegeben und geſagt: Kannſt das Eiſenſtänglein glühen, ſpitzen, in die Form ſchlagen, abbrechen, ſo und ſo vielmal ihm auf den Kopf ſchlagen und ein Schuhnagel iſt fertig. Wie geſagt, das gefiel unſerem Seppel nicht; aber an ein Widerſetzen durfte er nicht denken, denn der Path' verſtand keinen Spaß in dem Artikel, und ſagte, es ſtehe in der Bibel,

wer nicht arbeite, der ſoll auch nicht eſſen — und das war denn doch eine bedenkliche Geſchichte; und der Path' hielt ſich ſtreng' an die Bibel. Als er endlich aus der Schule war, da hieß es Morgens um fünf Uhr: Seppel, heraus! Dann dauerte die Arbeit bis Mittags eilf, und von zwölf ging's bis Abends ſieben, und davon biß die Maus keinen Faden ab.

Noch ein Anderes gefiel ihm übel. Sonntags ging der Path' und die Baſ', wie ordentliche Chriſtenmenſchen, in die Kirche und in die Veſper, auch wenn chriſtliche Lehr' war, da hinein und er mußte mit, wenn auch die Sonne noch ſo ſchön ſchien, die Vögelein noch ſo luſtig pfiffen, die Erdbeeren noch ſo herrlich dufteten und Heidel- und Preißelbeeren noch ſo ſchön Einen anlachten. An Vogelneſterſuchen, Haſelnußpflücken, Obſtſtehlen war abſolut nicht zu denken; denn nach der Kirche mußte er eine Schrift ſchreiben; ein paar Exempel rechnen und aus der Bibel oder der Chronica vorleſen. Der Path' hatte auch ſonſt ſo altväteriſche und altmodiſche Gedanken. So meinte er, ins Wirthshaus und auf die Kegelbahn gehöre kein Bub' und es tauge auch in Summa Nichts, wenn die Buben Geld in den Fingern hätten, das verführe zum Naſchen und zu anderen Lumpenſtreichen. Dagegen trank er mit dem Path' und der Baſ' ein Glas Bier daheim oder auch einmal Sonntags eine Taſſe Kaffe, wozu die Baſ' bisweilen auch einen Fladen oder Kuchen zu backen pflegte.

Über ſolche Dinge dachte der Seppel anders, nämlich ſo, wie man's in Eichelkamm trieb. Da iſt denn gar oft die Sehnſucht und Begierde in ihm erwacht, daß er möge Geld haben, um ſich einmal des Guten nach Herzensluſt bei anderen jungen Geſellen ſeines Alters anzuthun, und er wurde dem Path' und der Baſ' recht gram, daß ſie ihm den Hafer ſo hoch hingen und ihn ſo kurz, knapp und ſtrenge hielten wie einen Kloſterpater.

Solche Begierde wuchs immer mehr mit den Jahren und als er ein Jungburſche war, konnt' er ſie faſt nicht mehr bezwingen. Was hilft es mir, ſagte er oft zu ſich ſelbſt, wenn ſie mir auch Alles vermachen, wenn ſie ſterben, und ich muß ſieben Jahre um die Nabel ihres Vermögens dienen und darben! Ich wollt', ich wär' zu Eichelkamm

bei meinem Vater, da wär' ich frei und könnte luſtig mit ihm leben.

Man ſieht an ſolchen Gedanken, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen und daß des Seppel's Herz ſchon ärger verdorben war, als der Path' geglaubt hatte.

Es iſt ein Sprüchwort, das ſagt: „Wen der Teufel zum Tanz führen will, dem beſorgt er auch den Geiger."

Der Seppel war ein ganz brauchbarer Burſche geworden, kräftig, ſtämmig, friſch und blühend von Angeſicht. Er wäre ſchon ein ganz hübſcher Jung geweſen, wenn nicht in ſeinem Auge ſo etwas Lauerndes, Heimtückiſches, ſo etwas von dem grauſamen, blutdürſtigen, lüſternen Ausdruck einer Katze gelegen hätte, die eben auf die nichts Böſes ahnende Maus ſpringen will. Eben das ließ eigentlich kein Zutrauen zu ihm aufkommen. Nur der Path' und die Baſ' ſahen das nicht, weil ſie ſich dran gewöhnt hatten, wie man überhaupt das unbeachtet läßt, was man immer ſieht.

Gar oft ſchickte ihn nun ſchon der Path' nach Kuffſtein, daß er eine Laſt fertiger Nägel zu Kaufleuten, Bauherren, Tiſchlern, Dachdeckern oder dergleichen trage und eine Laſt Nageleiſen dafür zurückbringe. Geld bekam er da nicht in die Finger, weil der Path' theils mit den Leuten in Rechnung ſtand, theils die Koſtenbeträge ſelbſt einkaſſirte, wenn er einmal über Kurz oder Lang nach Kuffſtein kam.

Da führte denn der Weg den Seppel an den Wirthshäuſern vorüber, wo die luſtigen Kuffſteiner jubilirten und ihr Bier tranken, Karl ſpielten, Kegel ſchoben und ihre Dienkle, wie ſie die Mädchen nennen, im Tanze ſchwangen, und wenn er ſo vor dem Fenſter ſtand und hineinſchaute, kam die Luſt in ſeine Seele, daß er es doch auch ſo möge machen können und Theil nehmen an ſolcher Herrlichkeit, die ihm über die Maaßen lieblich, reizend und lockend dünkte; aber da war der Krahnen zugedreht. Er hatte kein Geld, und ein Gaſt ohne Geld iſt dem Wirth gleich einer tauben Nuß oder noch ſchlimmer, er iſt ihm ein Dorn im Auge, weil er den Platz Demjenigen verſperrt, der Geld hat und verzehrt.

Je länger, je mehr wurmte ihm das, und die böſe

Luſt wuchs alle Tage mächtiger an, Geld zu kriegen. Der Rath' gab ihm keins, das wußte er ja längſt. Er war in ſeinen Augen ein ſchmutziger, ſchuftiger Geizhals. Das aber hatte er längſt gelernt, zu verbergen, was er ſo in der Seele trug; auch ſeinen Groll und Grimm hinter

einer gar glatten, freundlichen Miene zu verſtecken. So ſtellte er ſich denn auch jetzt demüthig, beſcheiden und gleichgiltig gegen die Luſtbarkeiten, nach denen doch ſeine Seele mit aller Gluth der Begierde verlangte. Er war, um es kurz und rund herauszuſagen, ein rechter Heuchler und Tuchmäuſer geworden. That ſcheinheilig und war keinen Schuß Pulver werth.

Auf ſeinen Gängen nach Kufſtein war er öfters einem jungen Mädchen begegnet, die, ob ſie gleich ärmlich ausſah, doch ein wunderhübſches „Dienbl" war, ſchlank und fein. Beide gefielen ſich und kamen ſchnell zu einer Bekanntſchaft, daß ſie ſtreckenweiſe mit einander gingen, plauderten, ſcherzten und ſich allemal freuten, wenn ſie ſich wiederſahen. Gutmüthig und offenherzig ſagten ſie ſich gegenſeitig, was ſie in Kufſtein thäten, und ſo erfuhr Seppel, daß das Mädchen allemal in den letzten Tagen des Vierteljahrs nach Kufſtein gehe, um für ſeinen Vater, der Schulmeiſter in der Nähe ſei, die Beſoldung zu holen, die in zwölf Gulden dreißig Kreuzer baarem Gelde beſtehe.

Zwölf Gulden dreißig Kreuzer! dachte Seppel. Welch' ein Reichthum! Wie lange könnteſt du dich damit beim Bier erluſtiren, beim Tanz die „Dienbl'n" ſchwingen, bei Kart- und Kegelſpiel gewinnen!

Laß dich nicht gelüſten! ſpricht des Herrn Gebot; aber der Teufel fing an zu geigen, weil er den Seppel zum Tanz führen wollte. Die zwölf Gulden dreißig Kreuzer gingen ihm gar nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Nimm's dem Mädel ab! raunte ihm der Verſucher ins Ohr. Aber da fing das Engelein in der Bruſt an zu hämmern, daß es eine Art hatte, und doch dachte Seppel nie, daß er ſo dumm geweſen, dem Mädel zu ſagen, wer er ſei und woher. Das kränkte und ärgerte ihn jetzt hintennach. Kannte es ihn nicht, ſo — wär's anders geweſen — dachte er.

Eines Tags, und es war noch dazu an einem Tage des Herrn, ſchickte ihn morgens der Bath' hinaus an ſeine Kirſchbäume, ein Körblein reifer Kirſchen zu brechen. Er ſtieg auf den Kirſchbaum und konnte von da aus weit hinab- und hinaufſchauen auf den Weg.

Neben den Kirſchbäumen, wo ſich ein Abhang ins

Thal ſenkte, floß ein Bächlein, über das man, wenn man des Weges kam, wegſpringen mußte. Zu beiden Seiten ſtanden mächtige Erlenbüſche und Weidengeſtrüpp. Als er ſein Körblein kaum halb voll hatte, kamen Fiedler und Schnurrpfeifer daher, die gen Kuffſtein gingen, und da knüpfte ſich wieder eine lange Reihe von Wünſchen dran, über die er gar nicht Herr werden konnte. Selbſt das Glockengeläute, das aus der Ferne zu ihm klang, trug ſeine

Seele nicht himmelwärts. Als endlich sein Körblein voll war, aß er sich selber rund satt, und da die Juliſonne heiß brannte, dachte er: Es iſt noch Zeit zum Heimgehen. Kannſt dich 'mal ein Stündlein dort in den Schatten legen und ruhen. Gedacht, gethan!

Aber wie er ſo dalag in der Stille des Sabbatfriedens, kam wieder das unſelige Gelüſten nach Geld in ihn, und das hing mit den Muſikanten zuſammen, die gen Kuffſtein gegangen waren. Er dachte an die zwölf Gulden dreißig Kreuzer, und rief halblaut: Ha! wenn ich die hätte!

Er ſteht auf und geht auf die andere Seite des Bächleins, wo man hinab gen Kuffſtein blicken konnte. Er ſpäht mit ſeinen Falkenaugen und ſiehe, da kommt eine ſchlanke Mädchengeſtalt des Weges von Kuffſtein her. Der hüpfende, leichte Gang, die Geſtalt, die Kleidung ſagt ihm, es iſt das herzige Käthi, des Schulmeiſters wunderliebliches Töchterlein, und — heute iſt der letzte Tag des Juli — ſie war in Kuffſtein und hat das Geld, die zwölf Gulden dreißig Kreuzer, gholt.

Schnell ſpringt er über den Bach auf die andere Seite und überſchaut den Weg. Keine Seele nah, noch bei — als das Mädchen.

Schlag' ſie tot! und das Geld iſt dein und kein Hahn kräht darnach! raunt ihm der Teufel ins Ohr.

Da beginnt das Engelein im Herzen zu hämmern, daß es die Wände der Herzkammer ſchier zerbrechen zu wollen ſcheint. Es hämmert und hämmert; aber der Teufel flüſtert: Du's! Und ohne auf des Engleins Warnung zu hören, eilt der gottloſe Menich, ſein Körblein

mit Kirschen zu verbergen, sucht sich im Bach einen schweren, spitzen Stein und stellt sich grade da, wo man über den Bach muß, mit dem Rücken gegen die Erlenbüsche und harrt mit zitternder Begier, wie das blutgierige Raubthier, auf seine Beute. —

Umsonst hämmert im Herzen der Engel mit Macht; umsonst hallt das Glockengeläute des Hochamtes herüber. —

Jetzt naht das liebliche Mädchen, arglos wie das Lamm, auf welches der gierige Wolf lauert. — Es singt ein heiteres Lied und will eben den kleinen Sprung über das Bächlein thun, da holt mit seinem starken Arm der Verruchte aus und — der spitze, schwere Stein streckt das Mädchen lautlos und — todt in den Bach! —

Jetzt wirft er sich über sie, wie ein blutlechzender Tiger, schleppt sie ins Dickicht und untersucht das leichte Körblein, das sie am Arme trägt. Er hatte sich nicht getäuscht. Das gemordete Mädchen hatte die zwölf Gulden dreißig Kreuzer gelöst, die das Brod für Vater, Mutter und sieben Geschwister beschaffen sollte. — Schnell steckt er das Sündengeld in seine Tasche; vertilgt jede Spur am Bache; lädt den Leichnam auf seine Schultern und trägt ihn weit hinauf am Bache, wo er ihn im dichten Laube verbirgt; dann wäscht er seine Hände und Kleider, nimmt sein Körblein mit Kirschen und geht, wie wild und heftig auch der Engel mit seinem Hämmerchen in der Brust pocht und klopft — singend und pfeifend heim, und keine Menschenseele merkt dem versteckten Heuchler und Bösewicht etwas an. Er war wie alle Tage.

Als nun das Mädchen mit dem Gelde nicht heimkam, wurde es den armen Eltern unheimlich zu Muth; aber sie dachten: Es ist Sonntag heute und die Bas' zu Kufstein wird einen Kuchen gebacken und es nicht haben fortgehen lassen. Als es aber auch bis zum Montag Mittag nicht da war, lief der geängstete Vater nach Kufstein, sie zu suchen. Als er aber hier hörte, sie sei gleich, nachdem sie das Geld gelöst, wieder heimwärts gegangen, da fiel eine Centnerlast auf des armen Vaters Seele, denn es stand nun außer Zweifel, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Seine Verwandte von Kufstein gingen mit ihm zur Polizei, und nun wurde nach ihr gesucht — und

richtig, in den Büſchen am Bächlein fand man das erſchlagene und beraubte Mädchen.

Voll Entſetzen hatten die Spinnſtubengenoſſen der Erzählung Schmiedjacob's gelauſcht. Die Frauen und Mädchen hatten vergeſſen, den Faden aus dem Rocken zu ziehen und Manchem unter den Männern war die Pfeife ausgegangen. Großer Gott! ſeufzte das Kathrinchen. Möge doch jede Menſchenſeele alle Tage recht innig beten: „Führe uns nicht in Verſuchung!“

Ja wohl, ſagte der Schmiedjacob, und wachen und beten! Ihr mög't Euch den Jammer der armen Eltern ſelber ausdenken! —

Alle Welt nahm Antheil an ihrem entſetzlichen Leid und an dem ſchrecklichen Tode des lieblichen, guten Kindes, ja, man kann ſagen, es war ein wahrer Aufruhr in ſelbiger Gegend über die Schandthat, denn ſeit vieler Menſchenalter Gedenken war kein ſolches Verbrechen hier herum verübt worden. Man ſprach von nichts Anderem und auch im Hauſe des Seppel kam's vielfach zur Sprache. Wie mag da der Engel in der Bruſt des Übelthäters gehämmert haben! Aber ſo gut verſtand der Unmenſch die Heuchelei, daß ihm Niemand irgend eine Bewegung anmerkte. Sein Mordgeſell verbarg er ſorgfältig — denn er war klug genug, einzuſehen, daß, wenn er auch nur einmal einen Kreuzer verzehre, er den Verdacht auf ſich lenke. Er ging ſelbſt Sonntag Mittags in die Kirche und ging Montags ſingend und pfeifend, wie alle Tage, an ſeinen Ambos und ſchmiedete Nägel im Takte ſeiner Lieder und Tänze.

Das Amt in Ruffſtein ſpürte nach, wie es nur irgend möglich war. Die ehrlichen Muſikanten, als die Einzigen, die man in Ruffſtein des Weges hatte kommen ſehen, wurden verhaftet und endlich wieder losgelaſſen, als Nichts auf ſie konnte gebracht werden; aber das Gerüchte bezeichnete ſie dennoch als die Mörder, und ſie nahmen den ſchrecklichen Ruf, als ſie in ſpäteren Jahren ſtarben, mit hinüber vor Den, der allein ihre Unſchuld an dieſem Verbrechen kannte.

Endlich wuchs Gras über die Geſchichte.

Seppel fröhlockte, daß auch kein Menſch ihn geſehen und auch nicht der Schatten eines Verdachts auf ihm

haftete. An Den, der ins Verberg'ne schaut und Alles weiß, zu Dem das Blut des gemordeten Mädchens um Rache schrie — dachte er nicht; aber wenn er nach Kuffstein ging und an die Stelle kam, dann hämmerte der Engel in seiner Brust, daß er es schier nicht ertragen konnte, und er lief, wenn auch drei viertel Centner Nägel oder Nageleisen auf seinen Schultern lag, was er laufen konnte, um der Qual zu entgehen, die ihn hier erfaßte.

Gleich nach der That wurde er von der Naglerzunft als Gesell aufgedungen und freigesprochen. Er verdiente nun Geld und allmählich griff er auch sein Mordgeld an und kehrte nun die verborgen gehaltene, inwendige Seite heraus; er trieb's jetzt, so weit das Geld reichte, wie sein Vater zu Eschelkamm, der seitdem all' sein bischen Habe durchgebracht und elendiglich umgekommen war. Der ehrliche Path' warnte, bat, zankte — aber der Seppel kehrte sich nicht dran, betrank sich, kartete, machte blau und am Ende sagte er zu seiner Frau: Weißt du was, Brenneli, wir haben uns eine Schlange im Busen großgezogen. Wenn's noch währt, bis wir alt und schwach werden, so hackt uns der liederliche Gesell das Mus auf dem Kopfe. Besser früh gebrochen, als spät geweint! Wie meinst'? Die Frau dachte ebenso; denn an eine Besserung war nicht zu denken, da keine Warnung, kein Drohen, keine Vermahnung noch Bitte verfangen wollte, er es vielmehr täglich ärger trieb und dazu noch grob und unhöflich gegen seine Pflegeltern war und sie verspottete und verhöhnte.

So kam's denn, daß ihm der Path' eines schönen Morgens sagte: Seppel, mit uns Beiden ist's aus und am Ende. Hier hast du deinen Wochenlohn; schnall' dein Felleisen und zieh' hin, wohin du willst, komm' mir aber dein Lebtag nicht mehr unter die Augen!

Seppel räsonnirte — aber er wußte, daß mit seinem Pathen nicht zu spaßen war; überdies hämmerte der Engel in der Brust alle Tage mehr und wilder, und manchmal mußte er im Rausche Hilfe suchen. Er fühlte, daß er's hier, wo er den Weg über das Bächlein nicht vermeiden konnte, nicht mehr lang aushalten könne; drum machte er's kurz und zog trotzig und unholdig ab.

Auf der Wanderschaft trieb er's, wie bei dem Pathen. Daher kam es denn auch, daß ihm die Meister, bei denen

er Arbeit gefunden, gar bald den Laufzettel gaben. Dazu kam, daß er eigentlich auch nirgends Ruhe hatte, denn der Engel in der Bruſt hämmerte alle Tage mehr. Durch Trinken und liederliches Leben ſuchte er ſich zwar zu betäuben, aber nachher war's um ſo ärger, und in ſeinen Träumen ſah er immer das Bild des gemordeten Mädchens. Noth und Jammer beiſtete ſich an ſeinen Fuß und der Fluch Gottes laſtete auf ihm. Mehrmals hatte er ſich als Meiſter geſetzt; allein das Unglück verließ ihn nicht. Er ſank in Armuth und Elend und mußte wieder wandern. So hatte er's gebracht bis zu ſeinem vierzigſten Jahre, da aber kam's gar wunderlich. —

Ich habe, unterbrach der Schmiedjacob den Gang der Erzählung, in meinem langen Leben mehrmals erfahren, daß die ſtrafende Hand göttlicher Gerechtigkeit den Verbrecher aus weiter Ferne wieder an den Ort des Verbrechens führte, damit ihn dort die wohlverdiente Strafe treffe. Dazu bedient ſich der Herr eben des Engels mit dem Hämmerchen im Herzen des Sünders.

Grade ſo war es auch bei dem Seppel Krepper der Fall.

Es war in den letzten Tagen des Monats Januar, des Jahres der Gnade 1851, als, wie die Zeitung von Insbruck in Tyrol meldet, ein zerlumpter, widerlich ausſehender Menſch in den Straßen der genannten Stadt bettelnd umherzog. Die Polizei von Insbruck, die etwas beſſer zu ſein ſcheint, als die hier herum, griff den Bettler auf, der etwa vierzig Jahre alt war und ſich Joſeph Krepper aus Eichelkamm in Bayern nannte, und ſetzte ihn, da es Abend war und man ihn heute nicht mehr auf dem Schub weiter bringen konnte, in Numero Sicher.

Ihr ſeht ſchon, ſagte Schmiedjacob, daß es Niemand anders war, als unſer Nagelſchmied Seppel, der ſo tief herabgeſunken war in den beſten Jahren ſeiner Mannskraft, daß er bettelte, und verſtand doch ein ehrlich und ſchön Handwerk; aber ihm fehlte der goldene Boden der Rechtſchaffenheit, der Gottesfurcht und des guten Gewiſſens.

In dieſer Nacht, in den dunkeln Kerkermauern, fing der Engel in ſeinem Herzen noch einmal an zu hämmern und hämmerte ſo nachdrücklich, daß der Seppel ſchier verzweifelte. Es war die ſchrecklichſte Nacht ſeines Lebens. So nahe dem Schauplatz ſeines Verbrechens, fiel dieſes

mit dem ganzen Gewichte ſeiner Schuld auf ſeine Seele. Er ſah das gemordete Mädchen vor ſich ſtehen mit dem zerſchmetterten Kopf und drohend die Hand gegen ihn erheben. Was er auch verſuchte, das ſchreckliche Bild los zu werden — es wich nicht. Er zitterte am ganzen Leibe. Seine Haare ſträubten ſich und kalter Schweiß bedeckte ſeinen Leib und der Engel hämmerte immer mehr und immer gewaltiger.

So kam endlich der Morgen und der Bettelvogt trat zu ihm ein, um ihn weiter nach ſeiner Heimath zu fördern. Der Seppel aber machte keine Miene ihm zu folgen; vielmehr rief er heftig aus: Erbarmt Euch meiner und laßt mich hier. Schließt die Pferde wieder und ruft mir den Landrichter, daß ich ihm ein Verbrechen bekenne und meiner Qual loswerde!

Biſt du verrückt? rief der Bettelvogt; aber als er in das zerſtörte Geſicht ſah, wurde es ihm unheimlich.

Flehentlich bat da der Seppel, daß er ihm den Landrichter rufe. Er müſſe ihm ein ſchweres Verbrechen bekennen, das ihm keine Ruhe mehr laſſe.

Da ſchüttelt der Bettelvogt den Kopf und geht und

bald darauf tritt der Landrichter und ſein Schreiber ein, und nun bekennt Serpel Alles genau, was er an dem ſchuldloſen Mädchen vor Jahren verübt.

Als Alles zu Protokoll genommen war, läßt ihn der Landrichter in ein ſchwereres Gefängniß bringen und Handſchellen anlegen — und — daß ich es kurz mache — er empfängt durch den Nachrichter ſeines Verbrechens verdienten Lohn.

Schmierjacob ſchwieg. Eine Todtenſtille herrſchte in der Stube und alle Räder ſtanden ſtill.

Seht, wie wahr hat meine Großmutter geredet, fuhr nach kurzem Schweigen der Alte fort. Wir Alle haben den Engel mit dem Hämmerchen in unſerem Herzen. Wohl Dem, der auf ſein warnendes Klopfen merkt und nicht willigt in die Sünde und nicht thut wider Gottes Gebot! Der Engel mit dem Hämmerchen aber, den uns Gott in das Herz gab, iſt — das Gewiſſen — und ſo meinte es meine ſelige Großmutter.

Gute Nacht! ſagte der Schmierjacob, und ging, und ſtille gingen Alle, grüßend, heim.

10. Auch in dem Schwachen iſt der Herr mächtig.

Der tiefe Eindruck, den die Erzählung Schmierjacob's vom vorigen Abend hervorgebracht hatte, war noch ſichtbar, als am drauf folgenden die Freunde wieder zuſammenkamen.

Ich ſehe wohl, ſagte der Alte, das, was ich Euch geſtern erzählte, liegt Euch noch ſchwer auf der Seele, und das iſt gut ſo; aber ich möchte Euch heute wieder Etwas erzählen, das eine freundlichere Seite des Menſchenherzens uns beſehen läßt.

Als ich vor vierzehn Tagen in Mainz war, wo Österreicher in Garnison liegen, kam ich im „Rössel," wo ich meinen grausamen Durst durch ein gut Glas Bier stillte, mit einem Böhmen zusammen, den ich schon oftmals dort traf, und der eine gute Seele ist. Man spricht da so Dies und Das, fragt und antwortet, wie es sich so macht, und da er weiß, daß ich Euch manchmal in der Spinnstube erzähle, so fragt er mich: Nun, Schmiedjacob, wie geht's in der Spinnstube? So, so, la, la, sag ich drauf.

Hört 'mal, spricht er da, ich will Euch da eine Zeitung geben, den „Österreichischen Soldatenfreund," Nro. 144 von Anno 1850, da steht eine Geschichte drin, die mich an das „Mädchen von Sasbach" gemahnt hat, von dem Ihr einmal erzähltet. Leset's und erzählt's Eueren Freunden. Ich bedankte mich fein, nahm das Blatt, steckte es in die Tasche und las es. Nun paßt 'mal auf, ich will Euch die Geschichte erzählen, die ich in dem Blatte las und danke hier nochmals dem guten Freund aus Böhmen, der mir's mitgetheilt hat! —

Am 23. November 1850 ist es gewesen, als ein hundert fünf und fünfzig Pferde, begleitet von zwei und siebzig Leuten, unter Führung des Lieutenants Carl Preyß von Linz, nach Wien gehen sollten. Sie gehörten zu dem Packwesen des Infanterieregiments Wohlgemuth, Nro. 14. Auf der Landstraße sollten sie aber den Weg nicht machen, sondern auf der Donau, und die Donau ist ein wildes, stark strömendes Gewässer, das im Jahr gar manch' Menschenleben in seinem Schooße begräbt. Sie fließt weit strenger als der Rhein, und im November hat sie vollends ihre Mucken, weil ihr Wasserstand dann hoch ist und Stürme nicht selten sind. Die Schifffahrt hat auf ihr auch ihre besonderen Schwierigkeiten, wie Ihr gleich sehen werdet.

In der Stadt Linz ist viel Verkehr und die Schifffahrt gen Wien geht wacker und manchmal so stark, daß man warten muß bis die Reihe an Einen kommt. Als die Leute und die Pferde ankamen, waren wohl zwei Schiffe da, sie aufzunehmen, aber es blieb ein Rest übrig von vier und zwanzig Leuten mit neun und vierzig Pferden, und da kein Schiff mehr da war, so mußten sie mit einem

Floß vorlieb nehmen, und dies konnte nicht einmal mit den Anderen abfahren, da Schiffe davor lagen, die erſt mußten abfahren.

Der Lieutenant Preuß blieb natürlich, wie es ſeine Pflicht war, bei den Letzten, und wenn es ihm auch ſehr unangenehm war, nicht zugleich anzukommen mit ihnen, da es mit dem Einholen auf dem Waſſer bekanntlich nichts iſt, ſo mußte er ſich eben drin fügen. Endlich fuhren ſie ab, beteten, wie der Schiffenden und aller Chriſtenmenſchen heilige Pflicht iſt, und befahlen ihre Seele Gott. Die hatten's abſonderlich nöthig, denn ihnen ſtand Schweres bevor.

Anfänglich ging die Fahrt gut; aber mit ſo einem Floß (Floots ſagen ſie am Rhein in ihrer Mundart) iſt's etwas ganz Anderes, als wie mit einem oder in einem Schiffe. Sie ſind lang, breit und unbehilflich, und es darf Keiner darauf fahren, der Näſſe nicht vertragen kann und etwa von naſſen Füßen Schnupfen und Zähnepein kriegt, weil das Ding manchmal ordentlich vom Waſſer überdeckt und überfluthet wird. Überdies darf der Steuermann keine Poſſen treiben, ſondern muß aufpaſſen und das Fahrwaſſer wohl kennen und einhalten, ſonſt gibt's Geſchichten! —

Bis in die Nähe von Grein kamen ſie ohne Gefahr. Sie waren fröhlich und wohlgemuth und manch' frohes Lied hallte von den Uferbergen wieder, und auf dem Waſſer klingt's gar ſchön; dabei gehen die Ruderſchläge im Takte des Lieds und man rudert noch einmal ſo leicht; das merkten die Soldaten gleich, weil ſie ſelber rudern mußten.

Nun muß ich Euch noch ſagen, daß mitten auf dem Floß eine Art Verſchlag war oder Verdeck. Unter dieſem leichten Bretterbau ſtanden die Pferde, oben drauf aber lag das Futter für die Thiere, Packwerk und Lebensmittel für die Menſchen. Dieſe ſelbſt lagen oder ſaßen darauf, je nachdem ſie vom Rudern abgelöſt wurden, und an den Seiten dieſes niedern Verdeckes waren die beiden Riemen oder Ruder angebracht, welche das Floß fortſchoben und ihm die Richtung gaben, welche der Steuermann angab. Um aber den Rudern die rechte Kraft der Fortſchiebung

zu geben, mußten die Ruderer hin- und hergehen oder laufen, je nachdem es langſamer oder ſchneller nöthig war. Hierdurch theilweiſe, und theilweiſe durch die ſchwere Laſt, welche auf dem leichten Bauwerk lag, geſchah es, daß urplötzlich das ganze Dach des Verdeckes mit Menſchen, Gepäck und Fütterung zuſammenbrach und Alles bunt durcheinander auf die Pferde fiel.

Das war ein Schrecken! Allein es war ein noch größeres Übel. Zwar hatte Gottes Gnade wunderbar gewaltet, daß kein Menſchenleben verloren ging, ja nicht einmal Einer irgend welchen Schaden nahm, auch kein Pferd Noth litt. Darüber waren ſie hoch erfreut und dankten Gott, ihrem Herrn; aber daß nun ihre Riemen und Ruder fort waren und ſie nicht mehr rudern konnten; daß das Fahrzeug willenlos der Strömung hingegeben war; daß ſie nun ohne Zweifel in die größte Bedrängniß gerathen könnten, das fiel ihnen um ſo ſchwerer auf die Herzen, als ſie ſich grade jetzt den gefährlichſten Stellen des Stromes näherten. Zu helfen war nicht mehr, denn ſie hatten auch keine Werkzeuge dazu, wenn ſie auch gewollt hätten. Da blieb in der Herzensangſt nichts übrig, als Den anzurufen, Der geſagt hat: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten und du ſollſt mich preiſen,“ und das thaten ſie auch aus Herzensgrunde.

Bedenkt's Einer, daß ein Floß, das ohne Leitung iſt, ſtatt der Länge nach mit den Wellen zu ſchwimmen, leicht in die Quere geräth und dann, wenn Inſeln und Felſen oder Untiefen im Waſſerwege ſind, kaum dem Untergange zu entgehen im Stande iſt, ſo begreift ſich's leicht, daß die armen Leute bebten und zitterten, zumal ſie ſich nicht weit von einer ſehr gefährlichen Stelle, dem ſogenannten „Donauſchwall“ befanden, wo faſt alle Jahre, bei aller Vorſicht und Hilfsmitteln, Unglücksfälle ſich ereignen. Und wenn ſie, was ein Wunder Gottes geweſen wäre, hier glücklich durchgekommen wären, ſo ſtand ihnen weiter unten in dem mit Recht gefürchteten „Donauſtrudel“ eine noch weit größere Gefahr bevor, der ſie mit dem ruderloſen Floß gar nicht entgehen konnten.

Das war wahrlich kein Scherz. Da pochten die Herzen; da rangen ſie die Hände; da riefen ſie ſich heißer

nach Hilfe. Da ſtiegen die Gebete um Rettung aus ſolcher Todesnoth heißer, als je, zum Herrn empor. Kam keine wunderbare Rettung, ſo waren ſie ſammt und ſonders, menſchlichem Anſehen nach, verloren. Sie machten ſich auf ihren nahen Tod gefaßt. Manche weinten laut; Andere ſaßen in dumpfer Stille da; noch Andere lagen auf ihren Knieen und beteten. Auch die Leichtſinnigſten gingen in ſich. An den Ufern war kein Menſch zu ſehen, der ihr Hilferufen hätte vernehmen können — als — dort ein kleines Mädchen und ein Knabe, und in weiter Entfernung ein Mann, wie es ſchien.

Das Mädchen hieß Katharina Steller und war kaum den Kinderſchuhen entwachſen. Sie war eine arme Waiſe, die von einem ebenfalls armen Familienvater, Namens Buchberger, erzogen wurde, deſſen Sohn, ein Knabe, jetzt bei dem Mädchen am Ufer war, wo ſie Vieh hüteten. Sie waren aus Grein. Kaum erblickte das Mädchen das ruderloſe Floß und hörte den Hilferuf der Unglücklichen, als ſie die Gefahr erkannte und zu dem Knaben ſagte: Da müſſen wir helfen! Sie winkte ſchnell dem fernen Manne, der eiligſt herbeilief und nun auch die Noth der Schiffenden erkannte.

Gott wird uns helfen, ſagte Katharina Steller, ſprang in den am Ufer liegenden Kahn, löſte ihn los und hob den Knaben hinein. Jetzt kam auch der Mann. Dieſer ſprang raſch ans Steuer; Katharina und der Knabe ergriffen die Riemen, ſteckten ſie in die Dollen und pfeilſchnell ſchoß der Kahn in den reißenden Strom.

Was werden Die uns helfen? Mochten die Angſterfüllten auf dem Floße denken; aber Gott iſt auch in den Schwachen mächtig!

Immer reißender wurde der Strom jetzt; immer näher kam der gefürchtete Donauſchwall; aber immer gewaltiger wurden die Anſtrengungen der Schiffenden, dem Floß ſich zu nähern.

Halt aus! halt aus! rief Katharina Steller dem Knaben zu, ſonſt erreichen wir ſie nicht und müſſen ſehen, wie alle die vielen Leute untergehen!

Man meinte, ſie müßten erlahmen, die beiden Kinder, die rudern wie kräftige Männer. Ihre Riemen griffen

mächtig ein. Jetzt waren ſie an der gefährlichen Stelle des Fluſſes — Gott, hilf ihnen! — — Er half! ſie fuhren glücklich hindurch und jetzt nahte der Kahn der Seite des Floßes. Sie warfen vom Floß ein langes Seil aus, das der Knabe in den Kahn zog; aber jetzt galt's wieder eine ungeheuere Anſtrengung, ſie mußten nämlich ſo ſchnell als möglich das Ufer zu erreichen ſuchen, um das Seil anzuziehen. Auch das gelang nach ungeheuerem Aufbieten von Kraft. Jetzt landeten ſie. Das Mädchen ſprang zuerſt ans Ufer und zog das Seil an; der Knabe und der Mann folgten und aus Leibeskräften zogen ſie — und es gelang, das Floß an das rettende Ufer zu ziehen. Sie waren Alle gerettet!

Heiliger Gott! Wer in Todesnähe war und Gottes rettende Huld erfuhr, der allein kann es nachfühlen, wie es den Geretteten zu Muthe war. Wie haben ſie den Herrn geprieſen! Wie haben ſie den Rettern gedankt!

Das Mädchen wurde von dem Lieutenant nach Kräften beſchenkt, denn es hatte am Meiſten dabei gethan. Sie war unendlich glücklich, daß ihr ſo ein Rettungswerk gelungen war, und dankte Gott nicht weniger, als die Geretteten.

Bedenkt man, daß das Kind dem Kaiſer einen Werth von fünfzehn tauſend Gulden rettete, von den unbezahlbaren Menſchenleben ganz abgeſehen, ſo möcht' ich glauben, daß der auch des Kindes gedachte, wie der edle Großherzog von Baden des Mädchens von Sasbach, und ich wollte, es theilte Einer von Euch dem Spinnſtubenſchreiber mit, was da geſchehen iſt für das Kind. Dann erführen wir's auch, ſagte der Schmierjacob, und ich könnte mich mit Euch für das arme Waiſenkind freuen. Ich aber ſage, wenn ich das Kind ſähe, ich wollt's an mein Herz drücken und meine Hand auf ſein Haupt legen und ſagen: Wohl dir! Gott hat dich früh erwählet zu einem Werkzeuge ſeiner Liebe und Treue. Er hat dich geſegnet, und wen er ſegnet, der iſt recht geſegnet! Amen.

11. Altes = Gold.

Nächſt den Sprüchwörtern ſtehen die ſprüchwörtlichen Redensarten, und in denen liegt ſo viel altes, echtes Gold, wie in den Sprüchwörtern ſelbſt. Da fällt mir ſo eine ein, die ich am Rhein und da herum gar oft gehört habe. Sie lautete ſo:

„Ach, wie ſchmeckt das Waſſer ſo gut, — hätt' ich mein Mühlchen noch," ſagte der Müller!

Da liegt Etwas drin; denn der Müller, dem man's so in den Mund legt, konnte auch sagen: „All' mein Silber und all' mein Gold ist mir durch die Gurgel gerollt, und das Mühlchen dazu," und, als er statt des Weins und Branntweins, in dem Hab' und Gut und Mühlchen ertrunken waren, Wasser trank, um seinen Durst zu löschen, sagt' er: „Ach, wie schmeckt's Wasser so gut! Hätt' ich jetzt mein Mühlchen noch einmal," ich wüßt', was ich thäte! Aber die Reue ist meist wie der hinkende Bote, sie kommt, wie der, zu spät. Wenn sie's auch nicht sagen, wie hier in der Redensart, die Saufause, die im Alter darben und betteln und Wasser trinken und gerne trocken Brod äßen, wenn sie's hätten; wenn sie's auch nicht aussprechen, sag' ich, wie mag's im Herzen so oft klingen: „Wie schmeckt das Wasser so gut, hätt' ich mein Mühlchen noch" — oder meine Aker, mein Haus — meinen frühern Wohlstand! Und wenn sie auf das Häuflein bettelnder Kinder blicken und denken, wie hätt' ich die versorgen können! Und wenn sie hinaufzublicken wagen, wo Der wohnt und thront, der sie ihnen anvertraut — Hu! mich schaudert bei dem Gedanken! Wie mag's da in der Tiefe der Seele aussehen? Aber das bleibt nicht aus, niemals! Die Reue kommt mit ihrer Qual. Bedenk's, du Leichtsinniger, du Tagedieb und Kartenspieler, du Säufer und Verschwender, bedenk's! Geh' in dich, da es noch Zeit ist, und zähme dein Gelüsten! Kommt die Folge deines Thuns, Armuth und Elend, über dich — dann wehe dir! Auch der Wassertropfen, der deinen Durst löscht, wird zur bittern Galle und deine Schuld drückt dich zu Boden! Und das ist die rechte Ernte deiner Aussaat. „Junger Spieler, alter Bettler; junge Verschwendung — alte Noth" — sagt das Sprüchwort. Das folgt, wie zweimal zwei Vier

iſt. Aber, ob's gleich in Tauſenden von Beiſpielen vor Augen ſteht — ſagt mir — warum hilft's nicht? Warum warnt's nicht? Warum hält's nicht zurück? — Ei, wem der Teufel zum Tanze helfen will, dem ſendet er den Geiger umſonſt! Sie meinen Alle: Mir geht's nicht ſo! Sie ſind eben blind. Der Geiger ſpielt auf! ſie tanzen und die Hölle lacht über ihren Sieg. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!"

12. Ein Räthſel.

So ſchläfſt du nun, du Mutter aller Mütter,
Liegſt da, erſtarrt, mit bleichem Angeſicht! —
Es kommen ſchon die Schweſtern und die Brüder
Im dunkeln Kleid, und in den Blicken liegt
Viel Kummer, Schmerz und bange Nahrungsſorgen;
Die Mutter todt! Wie ſorgſt du, Vater, nun
Für deine Kinder? Sind ſie All' geborgen?
Sprichſt wohl: O laßt die Gute endlich ruh'n!
Mit mütterlicher Liebe bis zum Sterben
Hat ſie geſorgt für Kleider und für Brod.
Drum werden meine Kinder nicht verderben.
Ich ſorg' für ſie, iſt auch die Mutter todt. —
So ſpricht der gute Vater zu den Seinen,
Und breitet dann ein weißes Leichentuch
Sanft auf die Mutter hin. O laßt das Weinen,
Ihr Name ſteht in einem großen Buch,
Und wenn dereinſt am Auferſtehungstage
Am Himmel glänzt ein Frühlingsmorgenroth,
Dann freuet Euch, und jede bange Klage
Verſtumm' — die Mutter lebt, — iſt nicht mehr todt!
So nenne mir den liebevollen Vater,
Die Mutter auch, und auch der Kinder Schaar;
Der Mutter Tod, und was alsdann, du Rather,
Das blanke Leichentuch der Mutter war!

Den Auferſtehungsmorgen darfſt du nicht vergeſſen,
Willſt du des Räthſels Inhalt ganz ermeſſen!

G. L. K. *)

13. Unrecht Gut gedeihet nicht.

„Das iſt auch Eins von den Sprüchwörtern, die hundertmal gehört werden; auf die eine reiche Erfahrung des Lebens hinweiſt, und die doch die Seelen nicht beſſern, die von Habgier erfüllt, die Wege der Ungerechtigkeit nicht verſchmähen, ihr gottloſes Gelüſten zu befriedigen. Leider! Aber immer wieder muß man ſie in die Ohren der Leute rufen; immer muß man ihnen die Thatſachen des Lebens vor die Augen der Seele hinſtellen, vielleicht daß doch hier und da ein Funke zündet.“ So ſprach ein ehrwürdiger Greis zu mir vor vielen Jahren. Er war reich an Lebenserfahrungen und ich verdanke ihm Viel. Die Geſchichte aber, die er an dieſe Worte anknüpfte, hat ſich tief in meine Seele geprägt, ſo daß ich ſie jetzt meinen lieben Leſern wiedererzählen kann, obgleich dreimal zehn Jahre ſeitdem zerronnen ſind im Streme der Zeit, und der Hügel tief eingeſunken iſt, der ſich über den Gebeinen des Ehrenmannes wölbte.

Haſt du den alten Burrmeyer noch gekannt, der als ſiebzigjähriger Greis betteln ging und dann eines plötzlichen Todes ſtarb? fragte er mich damals.

Ich konnte die Frage mit gutem Gewiſſen bejahen, denn ich hatte den Greis mit dem tiefgefurchten Geſichte, dem gebeugten Nacken, den ſchneeweißen Haaren wohl noch als Knabe gekannt und ihm mitleidig manche Gabe an meiner Eltern Thüre gereicht. Ich wußte auch, daß er in der Stadt nicht viele theilnehmende Herzen hatte. Weißt du, fuhr der Greis fort, warum der immer ſo unter ſich ſah? — Er hatte ſein gutes Gewiſſen verloren, das er ſuchte und nicht wieder finden konnte. Ich will dir ſeine Lebensgeſchichte erzählen.

*) Das Räthſel hat mir ein guter Freund geſchickt mit der Bitte, es hier den Spinnſtubenfreunden zum Rathen zu geben. Ich thu's gerne.

Burrmeyer hatte beſſere Tage geſehen. Er war der Sohn wohlhabender Eltern, aber allezeit ſo ein Tuckmäuſer und Schleicher. Im zweiten Stocke ſeiner elterlichen Wohnung wohnte der Rath Wolf, ein ſteinreicher aber wunderlicher Kauz. Verheirathet war er nie geweſen, führte auch eigentlich keine eigene Haushaltung, ſondern ließ ſich, weil er ſehr ſparſam war, das Eſſen aus einer Garküche kommen für ſich und Lorenz, ſeiner verſtorbenen Schweſter Sohn, den er geerbt hatte und erzog, und der hier in die lateiniſche Schule ging.

Der Lorenz war ungefähr zehn Jahre jünger als des Hausmannes Sohn, der Burrmeyer. Geſtrene Tage hatte der arme Schelm ſchon vornherein bei dem griesgramigen Oheim nicht, denn er war ein muthwilliger und etwas leichtſinniger Burſche, der's eben mit Nichts genau nahm, am Wenigſten aber unſtreitig mit dem

Lernen. Daß aber ſein Oheim oft fuchswild über ihn war, das kam auf die Rechnung des Schleichers Burrmeyer, der dem alten Manne jeden Bubenſtreich ſeines Neffen hinterbrachte und nicht verſäumte, ihn noch ordentlich zu verſalzen. Das war ihm eine beſondere Luſt, denn er konnte Lorenz einmal nicht leiden und mochte ſchon damals ſeine Segel ausſpannen nach einem Ziele, das in ſeinem ſchwarzen Herzen feſt geworden war, denn er ſchmeichelte dem alten Manne, wo und wie er konnte und machte ſich ihm durch ſeine Gefälligkeiten unentbehrlich. Lorenz ging ſpäter auf das Gymnaſium. Da wurde er wohl fleißiger, aber ſeine Zeugniſſe hatten allemal einen Haken und ganz ſauber war keins.

Der Rath Wolf hielt ihn kurz und hing ihm den Brotkorb hoch. Lorenz drückte ſich durch und kam endlich auf die Univerſität, um als Arzt zu ſtudiren. Gott hatte ihm ein reiches Maaß von Gaben beſcheert und ein gutes Herz; aber leichtſinnig war er und kam mit dem Gelde, das ihm ſein Oheim ausſetzte, nur drei Viertel aus und oft noch weniger. Nun, er war ja des Rath Wolf's alleiniger Erbe, und der war ſehr reich. Da machte ſich Lorenz nicht viel Kummer. Er borgte und lieh. Man weiß leider, wie es auf den Univerſitäten immer Leute gibt, die offene Säckel für ſolche reiche Windlipſe haben, die von Daheim her kurz im Zügel gehalten werden.

Das hätte der Oheim nicht erfahren, wenn nicht der Schleicher, der Burrmeyer, ſich ein Geſchäftchen draus gemacht hätte, das Alles genau auszukundſchaften, und dem Oheim brühwarm zu hinterbringen. Ja, er log dazu und erzählte, wie Lorenz Nichts lerne; wie er den ganzen Tag gaſſadengehe, herumflankire und bummle; wie er nur nach hübſchen Mädchen ausſchaue, ſpazierenfahre, karte, tanze, kegele — kurz und gut, wie er ein rechter Tagedieb ſei. Er hetzte den alten Mann in einen wüthenden Koller gegen Lorenz, und der ſchrieb ihm einen Brief, den er nicht an den Spiegel ſteckte, der ihn aber auch in heftigen Zorn brachte, weil das Alles ein Lügengewebe war. Nun ſind ſo junge Hitzköpfe gleich oben draus und meinen, das Gutewortegeben ſei ihre Sache nicht. Hätte Lorenz ſeinem Oheim ruhig die Lügen Burrmeyer's aufgedeckt, ſo wäre

das Feuer nicht geſchürt worden. Anfänglich wollte er ſchreiben, aber, als er kälter und ruhiger geworden war, fand er's beſſer, gar keine Antwort zu geben, und damit arbeitete er dem Schleicher wieder recht in die Hände.

Seht Ihr's, verehrter Herr Rath, ſagte er zu dem Rathe Wolf, das Gewiſſen ſchlägt ihn! Der ungezogene, undankbare Menſch, er gibt Euch nicht einmal eine Antwort!

Zu Lorenz Unglück war nun unter ſeinen Gläubigern ein Jude. Der treibt, drängt und keilt den Lorenz auf die Bezahlung ſeiner Forderung. Da nun der arme Schelm nicht bezahlen kann, geht er zu ſeinem Oheim, da der Wohnort des Raths Wolf nicht eben weit wegliegt. Der alte Mann geräth in eine wahre Raſerei; bezahlt aber doch das Geld, um einer Klage zuvorzukommen.

Da ſchleicht der Burrmeyer herzu und jagt den alten Rath vollends aus der eigenen Haut heraus, ſchimpft auf den Lorenz, und ſagt dann, als er's eben da hat, wohin er's haben wollte: Wißt Ihr, was ich thäte, verehrter Herr Rath? Ich enterbte den Tagdieb, den Verſchwender und Bruder Liederlich, aus dem doch mein Lebtag kein Doctor wird. Laſſet ihn laufen und zappeln. Das iſt das beſte Heilmittel für ſolche Racker! Es gibt dankbare Seelen, bei denen Euer ehrlich erworbenes Gut beſſer aufgehoben iſt.

Hol' mir den Notar! ſchäumt vor Zorn der Rath, und der Schleicher denkt, friſche Eier, gute Eier! Eilt ſelbſt hin und holt den Notar.

In dem Zorne, worin der alte Rath war, ließ er auch kein Zureden gelten. Er machte ein Teſtament, wodurch er den Lorenz enterbt und den Burrmeyer, der ihm alle Dienſte bisher in dieſer Hoffnung geleiſtet hatte, zum Alleinerben einſetzt.

Die Aufregung war aber zu heftig geweſen. In der Nacht rührte der Schlag den Rath und er blieb auf der Stelle todt.

Lorenz kam und trauerte herzlich um den alten Mann, den er geliebt hatte, trotz ſeiner ſchroffen Ecken. Er ahnete nichts von Dem, was geſchehen war, und Burrmeyer erwies ihm die größte Zuvorkommenheit.

Wie ein Donnerſchlag, wie ein Blitz aus heiterm

Himmel traf Lorenz die Eröffnung des Teſtaments. Ein bodenloſer Abgrund öffnete ſich vor ihm. Was ſollte er beginnen? Wer ſeine Schulden bezahlen? Wie ſein Studium fortſetzen? Der Burrmeyer nahte ſich ihm mit Beileid, wollte ihm verſichern, wie er Nichts dazu gethan habe; wollte ſogar den Großmüthigen ſpielen und Lorenz eine Gabe der Barmherzigkeit anbieten; aber da kam er an den Unrechten. Herr Burrmeyer, ſagte Lorenz, bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe — ſonſt könnt' ich mich vergeſſen und am Ende meine Hand an den Spitzbuben legen, der das Erbe, das mir gehörte, erſchlichen hat. Glauben Sie dem Wort: Unrecht Gut gedeihet nicht; und wenn der Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes Sie erfaßt und Sie zu Boden drückt, ſo denken Sie, Sie hätten's an dem armen Lorenz verdient und an dem alten Manne, dem Ihre böſe Zunge das Herz umwandte! — Er ging und Burrmeyer ſtand da wie ein armer Sünder vor ſeinem Richter.

Lorenz kehrte zur Univerſität zurück und ging zu ſeinen Gläubigern. Klar und ehrlich legte er ihnen Alles dar und bat ſie um Ausſtand, indem er ſie ehrlich bei Heller und Pfennig bezahlen wolle, wenn ſie ihn nur mit dem Allernothwendigſten für das letzte Jahr ſeines Studiums verſorgen wollten. Einer unter ihnen war ein Ehrenmann, der Kaufmann Lenwart. Der ſagte: Ich verbürge mich für ihn bei Euch Allen. Das nahmen ſie

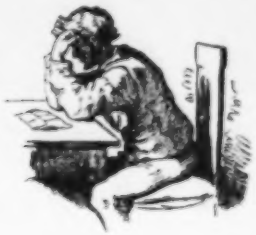

an und Lorenz dankte mit Thränen in den Augen dem Ehrenmann, und — auf seinen Knieen Dem, der ihm diese Hilfe gesendet.

Leuwart dachte, Lorenz würde nun viel Geld brauchen; aber er hatte sich geirrt. Er zog sich von allen seinen Gesellschaften zurück; studirte Tag und Nacht und gab Unterricht an Kinder vornehmer Leute, wodurch er sich seinen Unterhalt verdiente. Viele, die ihn um solcher Zurückgezogenheit und Fleißes willen achteten und lieb gewannen, boten ihm ihre Unterstützung an. Er dankte und meinte, eine enterbte Waise müsse entbehren lernen. Er gewinne dabei mehr, als er einbüße. Und das war richtig, denn er lernte den Wechsel der irdischen Dinge kennen; er lernte sich selbst beherrschen; er lernte sich Wünsche versagen, demüthig werden — und was mehr war, als Alles — er lernte seinen Gott suchen und finden. Das war ein reicher Gewinn, der alle Verluste aufhob.

Das Jahr ging unter Entbehrungen hin, aber erstarkt in nützlicher Erkenntniß, in Selbstbeherrschung, Demuth und Gottesfurcht stand Lorenz da und der Kaufmann Leuwart gab mit Freuden das Geld zum Doctorwerden. Nun setzte sich Lorenz in D..... als Arzt. Es ist, wie du weißt, eine reiche und betriebsame Stadt. Es glückte ihm die erste Kur, und nun war er ein gemachter Mann. Gott hatte ihn gesegnet, wie er es von seiner Gnade erfleht. Schon nach einem Jahr begann er tüchtig abzuzahlen, und es währte kaum fünf Jahre, so waren seine Schulden bezahlt.

Mit dem Kaufmanne Leuwart war er aber recht in Liebe und Dankbarkeit verbunden. Seine jüngste Tochter wurde seine Frau und Doctor Lorenz Weidenbaum wurde der berühmteste Arzt in D..... und der Umgegend. Als hier die Stelle eines Kreisphysikus oder Amtsarztes erledigt wurde, versetzte ihn die Regierung hierher. Er war schon ein reicher Mann damals, denn als Leuwart starb, hinterließ er ein großes, ehrlich erworbenes Vermögen, was Niemand erwartet hatte, da Leuwart sich immer still und bescheiden hielt und in den großen Ton der Kaufleute nicht einstimmte, der sie in der Regel zum Bankerott führt.

Aber, sagte ich, wie ging's denn dem Erbschleicher Burrmeyer?

Das will ich dir sagen, mein Sohn, versetzte der Greis. Mit rechter Lust wühlte er in seinen Schätzen und, wie es geht, er bekam immer neues Verlangen, sie zu vermehren. Er lieh auf Pfänder, auf Judenzinsen und machte Händel aller Art. Anfänglich schien's zu glücken; aber Einer nach dem Anderen schlug fehl. Ein Windlips von Kaufmann, dem er auf ungeheuere Zinsen ein schweres Kapital gelieben, machte Bankerott und er verlor die ganze, bedeutende Summe. Das gönnte ihm Jedermann, denn der Erzwucherer war aller Welt verhaßt. Niemand mochte mit ihm umgehen, der ihn nicht nöthig hatte. Gott weiß, wie es mit dem schlechten, fluchbelasteten Gute ging. Es rutschte ihm unter den Fingern weg; wie Spreu trieb's der Wind fort. Mit einem Male hieß es, der Burrmeyer hat Haus und Hof verkauft und zieht in das kleine Häuschen, aus dem er den armen Schneider Wiebel vertrieben hat mit seinen sieben Kindern! Es war so und nun ging's alle Tage mehr den Krebsgang. Es warf ihn eine schwere Krankheit darnieder und so schon litt er Mangel und Noth. Auch dies Häuschen mußte er wieder verkaufen und zog in die Miethe in ein kleines Stübchen, und nach einem Jahre — ging er betteln. Da wurde wahr, was der Lorenz ihm gesagt hatte. Er ging herum, wie du ihn noch gesehen hast, unter sich blickend und scheu. Niemand konnte ihn leiden, und ich glaube, Niemand war bei ihm ein fröhlicher Geber — als — Doctor Lorenz Weidenbaum. Der unterstützte ihn reichlich und sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt. Endlich konnte er kaum mehr fort, und eines Tages sagte Jemand zum Doctor: Der alte Burrmeyer soll so sehr übel sein! —

Da eilte Lorenz zu ihm, ihm seinen ärztlichen Beistand zu bringen. Als er eintrat, richtete sich Burrmeyer auf und starrte ihn lang an, dann streckte er ihm seine dürre Hand hin, und sagte: „Unrecht Gut gedeihet nicht, und wenn der Arm der strafenden Gerechtigkeit Gottes Sie erfaßt und Sie zu Boden drückt, so denken Sie, Sie hätten's an dem armen Lorenz verdient und an dem alten Manne, dem Ihre böse Zunge das Herz umwandte."

Das haben Sie mir damals gesagt und das hat auf meiner Seele gebrannt. Es ist wahr geworden. Es gedieh nicht, das unrechte Gut, das ich erschlich, und die strafende Hand Gottes hat mich ereilt und zu Boden gedrückt. Vergeben Sie mir! — Aber ehe Lorenz zu seinem Bett näher hinzutreten und das Wort der Vergebung aussprechen konnte, zuckte Burrmeyer zusammen und war todt! —

Das hab' ich erlebt, sagte der Greis und schwieg — und mich überlief es eiskalt.

---

14. Höflichkeit — hat noch Keinen gereut.

Als ich die Geschichte niederschrieb: „Unrecht Gut gedeihet nicht" — da fiel mir eben eine andere ein, die mir einige Jahre früher, ich war damals vielleicht zwölf Jahre alt, der Greis erzählte und die ich Eltern und Kindern zu Nutz hierherschreiben möchte, als einen Wegweiser.

In dem Städtchen, wo ich als Pfarrer stand, erzählte er mir damals, hatt' ich zwei Nachbarn, die mich immer sehr zum Nachdenken reizten.

Der rechts nebenan war ein Mann, der ledigen Standes lebte. Hagestolze sind kuriose Heilige, mein Sohn; sie haben alle einen Streifschuß ans linke Ohr gekriegt, das heißt, sie haben so einen kleinen Rappel und ihre absonderliche Eigenheiten und Narrheiten. Der war auch so Einer. Er ging mit keinem Menschen um, grüßte und dankte keinem Menschen, der ihn grüßte, und galt als ein Menschenfeind. Er war erschrecklich reich und hatte Niemanden mehr in der Welt, nicht einmal sogenannte lachende Erben. Er lebte regelmäßig; ging zur festgesetzten Stunde zu Bett und stand ebenso auf; ging regelmäßig zur selben Stunde spazieren und kam zur Stunde heim. Ein alter buckliger Bedienter war seine einzige Umgebung, und der war ein ebenso brummiger Mensch wie sein Herr.

Links von mir wohnte ein Schuster oder vielmehr ein Schuhflicker; ein armer Mann, dem es kratzig ging und der acht Kinderchen zu ernähren hatte in theuerer Zeit. Und wenn der Nachbar rechts seines Reichthums

gar nicht froh wurde und im Überfluß ein Geſicht machte, als leide er Noth; ſo lebte der Nachbar links freudig in ſeiner Noth dahin; ſang und pfiff den ganzen Tag, gewißlich oft bei leerem Magen. —

Unter den acht Kindern des Schuſters Fuchs war ein Büblein von etwa acht Jahren, ein bildſchöner Bub' mit blauen Augen, rothen Backen und krauſem, blondem Haar, munter wie ein Eichhörnchen und gar freundlich gegen Jedermann. Er ging an Niemanden vorüber, er blickte ihn mit ſeinen hellen ſchönen Augen an, zog ſein Käpplein höflich ab und grüßte ihn gar freundlich, und wenn ihm auch Keiner dankte. So machte er's auch dem Herrn Fiedler, dem Brummtopf, der mein Nachbar rechter Hand war. Hundertmal hab' ich zugeſehen, wie das Peterchen den Herrn Fiedler grüßte und der ſauertöpfig vorüberſchritt und das Kind nicht anſah. Ich ärgerte mich recht über den unfreundlichen Menſchen; aber das Peterchen blieb ſich gleich, ſtand höflich auf, wenn es auf der Thürſchwelle ſaß, und grüßte den Herrn als wenn er noch ſo höflich gedankt hätte. Er wird's doch einmal beachten! dachte ich — aber Proſt die Mahlzeit! Wie das Peterchen in der Höflichkeit nicht ermüdete, ſo der Herr Fiedler nicht in der — Grobheit.

Ich gewann das Bübchen lieb. In der Schule war Peter Fuchs der beſte Schüler. Der Herr hatte das Bübchen mit außerordentlichen Gaben geſegnet und der Lehrer ſagte oft zu mir: Ach, Herr Pfarrer, wie iſt es doch ſchade, daß ſo ein Talent, wie das des Knaben, verkommt. Aus dem würde einmal ſicherlich etwas Rechtes, worauf er ſich auch würfe; aber ſein armer Vater kann Nichts für ihn thun.

Ich konnte nur bedauernd die Achſeln zucken, denn ich konnte Nichts erübrigen, was ich ihm hätte geben können; ich hatte ſelbſt eine große Familie, kein Vermögen und ein knappzugemeſſenes Einkommen.

Eines Tages klopfte es an meiner Studirſtubenthür.

Ich sage: Herein! und — du kannst dir mein Erstaunen denken, der Nachbar von rechts, der Menschenfeind Fiedler, tritt unter vielen Entschuldigungen herein.

Was wird denn der mit dir wollen? dachte ich, als ich ihm höflich Willkommen sagte und niederzusetzen einlud.

Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, sagte er, daß ich Sie störe: ich habe eine Herzensangelegenheit, die ich mit Ihnen besprechen möchte.

Sie wissen, ich geh' alle Tage spazieren. So oft ich nun an des Schusters Fuchs Thüre vorbeigehe oder wo es mir sonst begegnet, grüßt mich immer ein Kind des Mannes mit so herzgewinnender Freundlichkeit, daß ich drauf aufmerksam geworden bin. Ich dachte: Du mußt 'mal den Knaben probiren. Jahre lang hab' ich gethan, als säh' ich ihn nicht, und er ist einmal wie das andere Mal höflich geblieben. Da merkt' ich, daß das nichts Eingebläutes, Eingelerntes ist, und daß das Büblein ein gar freundlich Herz hat. Ich hab's beobachtet und beobachten lassen durch meinen Valentin, und das Ende vom Lied ist, daß das Kind gegen alle Leute so artig ist. Ich denke, du mußt des Kindes Art auch 'mal auf eine andere Probe stellen! Da bin ich gestern wieder vorübergegangen, zog mein Sacktuch heraus und absichtlich den Geldbeutel mit, der zur Erde fiel. Ich that, als säh' ich das nicht und ging rasch weiter; aber, wer blitzschnell hinter mir herkommt und mir das verlorene Gut bringt, ist der Knabe. Nun wollte ich mich einmal mit Ihnen besprechen, was ich für das Kind thun kann.

Aha, dacht' ich, da hat Gott das harte Herz angerührt, und es ist milde geworden! Gott sei Lob und Preis! Ich schilderte ihm vorerst die sorgenvolle Lage der braven Eltern, und sagte ihm dann, wie der Lehrer des Peterchen's Talente so sehr gerühmt habe. Er schwieg eine Weile, als ob er nachsänne und sah zur Erde nieder, indem er seinen Hut auf seinem Stecke rundherumtanzen ließ, endlich sagte er: Lieber Herr Pfarrer, ich habe so meine Besonderheiten und dazu gehört, daß ich es nicht leiden kann, wenn sich Jemand bei mir bedankt. Es ist einmal so. Was Sie mir da sagen, rührt mir das Herz. Ich bin reich und brauche wenig; wollten Sie mir erlauben, daß ich dem

armen Fuchs eine wöchentliche Unterstützung durch Sie zufließen lasse? Aber er darf nicht ahnen, woher es kommt! Sodann möchte ich, daß die reichen Gaben des höflichen Bübchens der Welt nicht verloren gehen, sondern gute Frucht tragen. Geben Sie mir doch guten Rath!

Ich ergriff seine Hand und sagte: Mir müssen Sie schon gestatten, daß ich Ihre Hand für dies Vertrauen drücke, und für die Freude, daß ich Sie kennen lerne. Ich habe Sie für einen Menschenfeind gehalten.

Er lächelte und sagte: Ein Jeder hat so seine Weise! Was das anbetrifft, fuhr ich fort, daß Sie den armen Schuster Fuchs unterstützen wollen, so will ich mit Freuden die Hand dazu bieten und Ihr Geheimniß in meiner Brust begraben. Nur auf die Art und Weise der Unterstützung kommt's an. Almosen — Geld — sind in den meisten Fällen keine Wohlthat, sondern eher ein Unglück. Angenommen, Herr, Sie gäben dem Schuster Fuchs Geld, wöchentlich ein bestimmtes Geld — ich fürchte, es würde ihm durch die Finger laufen; die Leute rechneten darauf und ihre Lage würde um nichts besser. Ich meine vielmehr, es wäre eine große Wohlthat, wenn man ihm Leder kaufte, daß er, statt Schuhflicker zu sein, Schuhmacher würde, daß er durch seinen Fleiß die Gabe erst recht zur Wohlthat machte? Das meine ich. Sagen Sie Ihre Meinung.

Der Brummbär machte da urplötzlich ein Gesicht, das mich an die Herbsttage erinnerte, wo oft ein dicker Nebel Stadt und Dorf, Wald und Flur, Berg und Thal einhüllt; plötzlich aber siegt die Sonne; der Nebel fällt und vom klaren blauen Himmel blickt die Sonne wunderherrlich auf die Erde nieder. Grade so ging es mit dem Gesichte des Herrn Fiedler.

Er faßte meine Hand und rief: Das ist ein prächtiger Gedanke! Unser Einer trabt so dumm durch die Welt und meint, wenn er Geld gäbe, so sei jede Wunde geheilt. Ich bedanke mich bei Ihnen für die herrliche Lehre! Ich sehe, Sie versteh'n's, und um so herzlicher bitte ich, werden Sie mein Sachwalter! Sehr gerne! war meine Antwort.

Wieviel denken Sie, als dazu nöthig wäre? fragte er rasch. Das kann ich Ihnen nicht sagen, erwiederte

ich. Da muß ich erſt Erkundigungen einziehen. Wiſſen Sie was? — Ich beſtelle mir bei dem Meiſter ein Paar Stiefel, die ich doch haben muß. Da wird ſich Gelegenheit geben. Sie beſtellen ſich übermorgen auch ein Paar und, ich denke, es wird ſich dann ſchon machen.

Thun Sie, was Sie wollen, ich billige Alles und folge Ihnen — nur geſtatten Sie mir, daß ich bisweilen wiederkomme, ſagte er.

Ich verſicherte ihn, wie lieb mir das ſei, und dieſer Punkt war erledigt.

Aber wie ſteht's mit dem Büblein?

Ja, ſagte ich, da iſt fürs Erſte nichts weiter zu thun, als was die Schule an ihm thut. Hat er die durchlaufen, ſo geht unſere Sorge um ihn erſt an. Bis dahin iſt nichts weiter zu thun.

Er ſah mich finſter an. Herr, ſagte er, ich könnte ſterben!

Freilich, Herr Nachbar; aber ich auch, ſagte ich zu ihm.

Er ſchwieg eine Weile; dann hob er an: Ich denke, ich vermache ihm für den Fall ein Kapital, und bedinge aus, daß der jedesmalige Pfarrer zu Sanct Catharinen dafür ſorgen muß, daß aus dem Büblein etwas wird.

Sehr gut! rief ich. Thuen Sie das heute noch.

Er verſprach's und entfernte ſich mit der Bitte, ihm über Das, was der Schuſter nöthig haben ſollte, Nachricht zu geben.

Vorerſt hab' ich Gott recht warm gedankt für die Hilfe für den armen Schuſter und ſein Kind, und ließ mir dann den Vater rufen.

Er kam.

Meiſter Fuchs, ſagte ich, könnt Ihr mir ein Paar Stiefel machen?

Er ſah mich traurig an und ſagte ſeufzend: Warum ſollt' ich das nicht können? Aber mir fehlt das Leder zu Schaft und Sohle.

Ei, da wollen wir helfen, ſprach ich; das Geld zum Leder will ich Euch ohne Zinſen leihen. Kauft Euch. Wieviel Geld braucht Ihr?

Der arme Mann ſah mich erſt zweifelhaft, dann mit

aufleuchtender Freude an. Ach, ſagte er, wollten Sie das? Ich brauche ein Kalbfell und das Leder zu Sohlen ꝛc.

Wiſſt Ihr was, ſprach ich, kauft Euch gleich ein paar Felle und eine ganze Rindshaut.

Es wäre zu viel, meinte er, da er doch keine Kundſchaft habe.

Die wird kommen, ſagte ich zuverſichtlich und ſchrieb ihm an den Lederhändler einige Zeilen, daß er ihm auf meine Rechnung das Leder gebe.

Du hätteſt den Mann ſehen ſollen, wie er ſelig war. Er nahm das Maaß, dankte innig für das Zutrauen und ging.

Nach einigen Tagen hatte ich ein Paar vortrefflicher Stiefel. Er hatte ſie, wie es der Schuſter Sitte iſt, ans offene Fenſter zum Trocknen geſtellt. Das lockte Andere. Er bekam Kundſchaft dadurch und durch mich, der ich ihn überall empfahl. Nach drei Wochen kam er, um mir ſchon auf das Kapital abſchläglich zurückzuzahlen. Nun ſagte ich ihm, ein Wohlthäter habe mir das Geld für ihn geſchenkt, um ihm aufzuhelfen. Er ſolle nun wacker fortarbeiten, vor Allem aber keine Lederſchulden aufkommen

lassen. Und wenn er einmal in Noth komme, so solle er ja wieder zu mir kommen.

Der arme Mann war ganz starr vor Erstaunen; dann traten ihm Thränen in die Augen und er wußte kaum Worte zu finden, seinen Dank auszudrücken. Sie sollen sehen, daß ich jetzt, wo Sie mir geholfen haben, wieder auf eigenen Beinen stehen kann, auch wacker gehen lerne! sagte er. Und er hielt Wort. Sein Geschäft blühte auf und nach einem Jahre war er der gesuchteste Schuh- und Stiefelmacher; mußte sich Gesellen halten und wurde ein gemachter Mann. Nur noch einmal mußte er unterstützt werden, als seine Frau und mehrere Kinder erkrankten; dann nicht wieder.

Als ich zu Herrn Fiedler kam und ihm Rechnung legte, und das Vorgefallene erzählte, sagte er: Haben Sie Dank! Ich sehe, Sie verstehen's, wie einem armen, braven Manne geholfen werden muß! — Er war ungemein fröhlich und meinte, es sei zu wenig für den Mann gethan worden.

Lassen Sie ihn durch eigne Kraft sich heben: das hat reichern Segen; aber wollen Sie etwas thun, so bescheren Sie ihm und seiner Haushaltung zu Weihnachten Stoffe zu neuen, tüchtigen Kleidern und geben Sie mir die, welche Sie ablegen, für die Buben, das ist eine rechte Hilfe, denn das fällt ihm noch schwer, und lassen Sie ihm auf den Winter Holz oder Steinkohlen anfahren, das wird ihm aufhelfen.

Das geschah und die Familie war für die Zukunft geborgen. Das Testament hatte Herr Fiedler, den ich allmählich als einen sehr ereln Mann kennen lernte, gemacht. Mir gab er's zum Aufheben; allein es war nicht nöthig. Er wurde ein steinalter Mann und hatte an dem aufblühenden Wohlstande des ehrlichen Fuchs und seinem Peterchen seine wahre Herzensfreude; denn das Bübchen wuchs wie Flachs und nahm zu an Kraft, Fleiß und Wohlgefallen bei Gott und den Menschen. Als er alt genug war, kam er auf das Gymnasium oder die lateinische Schule und Herr Fiedler zahlte Lehrgeld, Kleider und Bücher. Das war dem alten Fuchs eine Freude! Er hätte gar gerne gewußt, wer der Wohlthäter sei; aber ich hielt mein gegebenes Wort unverbrüchlich.

Auch auf dieſer Lehranſtalt blieb der Peter ſich gleich. Immer höflich, freundlich, dienſtfertig, fleißig und anſtändig; war ſeiner Lehrer und aller Menſchen Liebling. Endlich wurde er für reif erklärt, auf die Univerſität zu gehen. Jetzt wollte ihn doch auch Herr Fiedler kennen lernen. Er traf ihn bei mir und nun löſte ich auch ihm und ſeinem Vater das Räthſel, obgleich Herr Fiedler ordentlich ärgerlich trüber wurde. Indeſſen war's jetzt heraus und es war gut ſo. Peter erklärte, wenn er denn doch wählen ſolle, ſo wolle er Geiſtlicher werden. Das geſtand ihm Herr Fiedler gerne zu und er ging ab. Drei Jahre unterſtützte ihn — oder daß ich es beſſer ſage — unterhielt ihn Herr Fiedler auf der Univerſität, und nun iſt er Pfarrer und wirkt recht im Segen für das Reich Gottes.

Die anderen Knaben ließ Herr Fiedler tüchtige Handwerker werden, und ſie ſind alle wohlgerathen. Als er ſtarb, fand es ſich, daß er alle Kinder des Fuchs wohl bedacht hatte; aber das ihnen vermachte Kapital durften ſie nicht antaſten, ſondern nur die Zinſen beziehen. Dadurch wurde er ihr Wohlthäter auf folgende Geſchlechter.

Peter hielt ihm die Leichenrede. Mit edler Offenheit und Wahrheitsliebe legte er der ſtaunenden Gemeinde dar, wie der Selige an ihm und ſeiner Familie gehandelt. Es war eine aufrichtige Rührung in aller Herzen und die, die ihm ſo viel verdankten, trauerten aus Herzensgrund um ihn.

Sieh, ſagte der Greis, ſo hat die freundliche Höflichkeit eines Einzelnen den Grund ſeines und des Glückes ſeiner Familie gelegt. Sie iſt eine feine Zucht, beſonders wenn ſie aus einem treuen Herzen ſtammt, und das Sprüchwort lügt nicht: „Höflichkeit — hat noch Keinen gereuet!“ —

15.

Altes Gold.

oder auch nicht.

Tausendmal hab' ich das Wort gehört: „Wenig — schadet wenig.“ Gewiß, Ihr auch, und hab's — und Ihr auch — ganz richtig gefunden und durch die Erfahrung bewährt; aber erst, als ich darüber nachdachte, kam mir's vor, als sei das so ein Vorwand, hinter dem sich so recht verderblich der Teufel verbergen könnte, und da erst ist mir ein Licht aufgegangen, daß das Eins von den Sprüchwörtern ist, die des Unheils viel bereiten. Drum hab' ich mir vorgenommen, es Euch auch 'mal so ins Licht zu setzen. Sagt Einer so, der sein Büblein zur Arbeit anführt, und ein Anderer meint, sie sei ihm zu schwer — ei, dann laß ich mir's gefallen; denn so muß das Büblein angeführt werden, daß es allmählich erstarke und tüchtig arbeiten lerne. Sagt's ein Vater von der Lustbarkeit, die er seinen Kindern an der Kirmeß zuläßt und gönnt — ich will's auch noch gelten lassen, wenn's nur nicht die erste Sprosse einer langen Leiter ist, von deren oberster sie später herunterstürzen — ins Verderben. Aber — sagt's Einer, der ins Wirthshaus geht, ein Schöpplein trinken, so sag' ich — gib Acht, Alterchen! „Wenig schadet viel;“ denn du gewöhnst dich leicht dran und wirst ein Wirthshausmann, ein Schoppenstecher, ein Säufer, ein Gott und Pflicht vergessender Tagedieb — ein Lump an Leib und Seele. Sagt's Einer vom Einsetzen in die Lotterie oder ins Lotto

— so sag' ich: Hab' Acht! „Wenig schadet viel!“ Denn, wenn der Teufel Einen will tanzen machen, findet er leicht Einen zum Aufspielen, oder er thut's selber. Weck' die böse Lust in deiner Seele und kein Wasser löscht den Durst nach Mehr! Der Kreuzer, den du setzest, ist fort — du hast ihn sauer verdient; das ist ein Verlust. Die Unruhe, bis die Ziehung kommt — das ist der zweite; der Unmuth, wenn's — wie neun und neunzig Mal bei hundert Einsätzen — Nichts ist — ist der dritte und — das Wiedersetzen ist der vierte, dem leider oft bis zum Bettelsack Viele, ach leider, so Viele folgen. „Wenig schadet viel!“ — Oder, wenn Einer sich zum ersten Mal ans Karten setzt und denkt: „Wenig schadet wenig,“ so hat ihn der Teufel schon am Ohrläpplein, und er mag wohl zusehen, daß er ihn nicht ganz kriegt. Sagt's aber Einer, der nach seines Nächsten Gut und Eigenthum die Hand reckt, wehe dann! Da ist das Wenig Viel, sehr Viel, denn er ist ein Dieb, ob das, was er stahl, eine Stecknadel war oder der Werth von Tausenden. Er hat des Herrn Gebot übertreten, sein Gewissen belastet, Gottes Beifall eingebüßt und das Gelüsten in sein Herz gelassen, das ihm nicht leicht mehr herauswandern wird. Sagt's ein Mädchen, wenn es zum ersten Mal der Putzlust fröhnt und über die bescheidene Grenze seines Standes schreitet — dann „wenig ist viel und schadet viel,“ weil eben der Weg zum Mehr gebahnt ist und es nicht bei dem Wenig bleibt. Sagt's aber Eins, das Abends gassaten geht, o weh! weh! — da ist Unschuld, Ehre — Alles auf dem Spiel, und das Wenig schadet so viel, daß ein Leben in Reue und Thränen die Flecken nicht tilgt. Drum kehr's um und sage: „Wenig schadet viel,“ wenn's unrecht ist, und meide es, daß deine Seele rein und frei, dein Gewissen ruhig, dein Gott dir gnädig bleibe!

16. Ein Räthſel.

Komm her, du Rathsherr von Nürenberg,
Und rathe einmal fein,
Was für ein Ding ich möge ſein!
Ich trage viele, viele Röcke
Selbſt in der Sommerszeit,
Die liegen Alle enge an,
Und Keiner iſt mir weit;
Doch frier' ich nicht, wenn's naß und kühl,
Und ſchwitze nicht, iſt's warm und ſchwül.
Und ziehſt du mir den Einen aus —
So iſt ſchon der Andere nah, —
Und fährſt du fort bis ganz ans End' —
So bin ich ſelbſt nicht da:
Die Röcke — nun, ich bin es ſelbſt! —
Das geht dir wohl ans Herz? —
Denn — irr' ich nicht — ſo weinſt du ja? —
Iſt's etwa Reu' und Schmerz? —
O tröſte dich! dein Weiblein braucht
Die Röcke gar zu gern —
Wenn anders nicht mein Wohlgeſchmack
Iſt widerlich dem Herrn. —
Denn ſieh', ich bin ein Leckerbiſſen —
Ja, ich!
Und Viele ſelbſt die Speiſe miſſen —
Fehl' ich!
Doch Viele fliehen voll Entſetzen,
Wenn Naſ' und Zunge mich entdeckt;
Man kann ſie jagen ſelbſt und hetzen
Mit mir, wenn man's bezweckt.

Nun, lieber Rathsherr von Nürenberg,
Halt' mich nicht für groß; ich bin ein Zwerg,
Und fragst du mich, wo ich zu Hause bin?
So weiß' ich auf die Erde hin.
Und fragst du, wer sei die Pflegerin mein?
So wird's am Ende die Hausfrau sein!

17. Der Kartschläger.

Seht einmal, ruft der Gevatter, das ist Etwas für Euch, Ihr abergläubischen Weiber und Mädchen. Gebt Acht, der Spinnstubenschreiber thut Euch auch 'mal Etwas zu Gefallen und erzählt Euch einmal eine wunderbarliche Geschichte, wie es einmal eingetroffen, was so eine alte Hexe beim Kartschlagen verkündigt hat!

Fehlgeschossen! Meint Ihr, der Spinnstubenschreiber sei so ein Windbeutel, der, den Leuten zu Gefallen, Lug und Trug zusammentrommelte, um am Ende dem Aberglauben zu fröhnen, den Gott verdammt? Nein, was ich Euch hier erzählen will, das ist eine Geschichte, die sich in Baden zugetragen hat, als die Preußen noch dort lagen, nachdem die Freischärler vor ihnen fortgelaufen waren. Und daß es eine wahre Geschichte ist, verbürgt mein Gewährsmann, der es aus dem Munde des lustigen Soldaten hatte, der dabei gewesen ist.

Es weiß alle Welt, wie es in Baden stand, als Polacken und Franzosen sich dort breit machten und die guten Leute quälten und ihnen die Säcke leicht machten. Da gab's im Lande viele Narren und nicht Alle waren sie jung an Jahren, wenn auch — am Verstande.

So ist denn auch in einer

der Städte des ſchönen Landes, nennen will ich ſie nicht, weil die Spinnſtube auch in Baden viel geleſen wird, ein Bartfeger geweſen, der ſich gern „Herr Doctor“ ſchimpfen ließ; ein ganz ordentlicher Mann von etwa fünfzig Jahren, der auch ſehr gut ſtand; bei dem aber wieder das Sprüchlein galt: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht!“ — Als das Revolutionsfieber die Leute ergriff und ſtark zu Kopf ſtieg, daß es ihnen wirr und toll wurde, da fängt die Freiheit an und ſteigt dem Alten auch zu Kopf, wie Freiburger oder Ulmer Bier oder Markgräfler, wenn man nämlich von Beiden zu viel ſaugt. Er wollt' auch für die Reichsverfaſſung, wie das wunderliche Ding hieß, Gut und Blut einſetzen. Seine Frau ſagte: Andres, raſir' die Leute — und wüſte Bärte haben die lumpigen Kerle genug, raſir' ſie umſonſt und bleib' ſein daheim und geſcheidt. Heutzutage ſteckt die Narrheit an wie die Cholera! Laß die Baden toll werden und halt' Fuß beim Mal. Da hätt' Einer den Barbirer ſehen ſollen! der war ordentlich kopfſcheu, wie ein Gaul! ſchmiß hinten aus und räſonnirte über ſeine Frau, die nicht fähig ſei, zu faſſen, was des deutſchen Mannes Pflicht ſei. Er werde ſein Haupt nicht mit Schande bedeckt in die Grube legen wollen; ihm gelte es, bluten für das Vaterland und ſo weiter. Und der alte Mann war grundverrückt. Seine brave Frau — Kinder hatten ſie keine — ſah mit Betrübniß, wie's dem Alten rappelte, aber ſie konnte Nichts ändern. In der tapferen Bürgerwehr ſtand er ſchon als Corporal und ſah poſſierlich genug aus; als aber in der Pfalz, wie in Baden, die allgemeine Hirnentzündung zunahm, zog er einen blauen Kittel an, trug einen grauen Heckerhut, rupfte ſeinem rothen Hofhahn die Schwanzfeder aus und ſteckte ſie darauf; trug einen Sarras an der Seite, ließ ſeinen Bart wachſen, der ſtark ſchwarz und weiß gemiſcht war und ſah aus wie ein Prachtſtück von einem Freiſchärler, trotz ſeinem alten Kopf und dicken Bauche. —

So lange die Sache beim Exerciren und Wirthshausgehen, beim Plaudern und Schreien blieb, war die Tapferkeit ſpottwohlfeil. Man konnte ſie centnerweiſe um ein Billiges haben und unſer Bartfeger — Doctor, wollt' ich ſagen — war keiner der Letzten, der das Maul voll

nahm und ſo in eine erſtaunliche Hitze und Tapferkeit hineinräſonnirte; allein es blieb bekanntlich nicht ſo. Die verdrießlichen Preußen kamen und der Heerbann wurde aufgerichtet, alſo unſer Held als Corporal eingereiht. Da kamen ihm doch allerlei Bedenken. Er dachte an die Spitzkugeln, die ſo hübſche Löcher machen; an die Zündnadelgewehre, die ſo abſcheulich weit treffen — und das Herz ſenkte ſich um ein Bedeutendes tiefer. Er hatte indeſſen A geſagt und mußte nun auch B ſagen. Als die Preußen nahe waren, wurde er mehrmals unwohl — aber das half Nichts. Endlich ſollte es ans Treffen gehen!

Unſer Held aber dachte: Rette ſich, wer kann! Er machte ſich auf und davon und erreichte endlich die theuere Stadt, wo ſein liebes Weib um ihn trauerte. Freilich hatte er manche Trübſal zu überſtehen gehabt; war Nachts gewandert auf übeln Wegen und kam denn auch zur Nachtzeit an den Mauern an. Als guter Kümmeltürke wußte er, wie man auf Schleichwegen heimkommen kann; allein in ſeinem jetzigen Aufzuge wagte er's nicht in die Stadt zu gehen, und da er vor der Stadt einen Garten und darinnen ein Häuschen hatte, ſo erwählte er dieſes zum

stillen Hauptquartier und schlief auf der harten Gartenbank wie ein König, obwohl er Hunger und Durst hatte. Aus Erfahrung wußte er, daß seine liebe Frau eine tüchtige Hausfrau und Gärtnerin war und besonders in den frühen Morgenstunden gerne säete, pflanzte und goß. Jetzt, dachte er, wo sie der Kummer um mich wie ein Alp drückt, treibt sie gewiß die Unruhe noch früher heraus. Sie will ihren Kummer verarbeiten. Da hatte er richtig geschlossen. Er schlief noch recht fest nach der starken Ermüdung, als die betrübte Frau in den Garten trat. In das Häuschen zu gehen hatte sie keine Veranlassung. Die Läden waren, wie allezeit, geschlossen und die Thüre zu. Ihr fiel auch nicht das Mindeste auf; aber sie seufzte tief und wischte sich die Thränen ab. Endlich, als sie einmal an dem Gartenhäuschen stand, brach ihr Schmerz in die Worte aus: Ach Gott, wär' er doch nur mit heiler Haut daheim! Verdammt soll alle die unselige Narrheit sein!

Der schlafende Held erwachte bei diesen laut ausgestoßenen Worten, an denen er seine liebe Frau erkannte, und seufzend sprach er zu dem letzten Stoßseufzer und Glückwunsch: Amen.

Nun raffte er sich auf. Die Sehnsucht, seine Frau wieder zu sehen und bald Kaffe zu bekommen, war gleich mächtig in ihm. Er hörte, daß die Seufzende wieder von dem Gartenhäuschen sich entfernt hatte. Nun widerstand er dem doppelten Verlangen nicht länger, öffnete ein Bischen den Laden und rief: Bst! Bst!

Seine Frau hörte den Ton und richtete sich erschrocken auf, denn in den Nachbargärten war's noch todtstille.

Bst! Bst! klang's wieder und nun unterschied sie klar, daß der Ton vom Häuschen herkam. Nicht ohne freudigen Schrecken blickte sie dahin und dachte: Sollt' er sich ranzionirt haben? Sollt' er's selber sein? —

Jetzt öffnete er weiter und sie sah das Vollmondgesicht mit dem Kümmel- und Salzbart, erkannte ihren theuern Ehewirth und hätte laut aufgeschrien vor Wiedersehensfreude, wenn er nicht mit der Hand gewinkt und St! St! gerufen hätte. Sie merkte, wie viel Uhr es war; trat langsam zum Häuschen heran, öffnete, trat ein und lag an seinem Herzen!

Das war eine Freude für die gute Frau, aber auch ebenso für ihn, da ſich allerlei daran knüpfte, dem er entgangen war.

Haſt du den Kaffe fertig, Crescenzle? fragte er eilfertig, als er ſie begrüßt.

Noch nicht, ſagte die gute Frau, aber ich will mich eilen, daß ich ihn fertig habe, wenn du heimkommſt.

Ach, du Himmel! rief er aus. Ich kann ja, bv Gott, nicht heimgehen: die Leute würden mich als Ausreißer verklagen und anzapfen und ich würde von dem Peladengeſindel Knall und Fall todtgeſchoſſen, denn die ſind tapfer, wie all' nichts Gut's und — werden bald hier ſein vor den Preußen. —

Ach, was fang' ich denn an? fragte die Frau voller Angſt.

Geh' heim, ſagte der Barbiererer, koch' Kaffe und kaufe Wecke, und deren nicht wenig, denn mein Appetit iſt multiplicirt durch Anſtrengung, Faſten und Schlaf. Kauf' ſie aber bei dreierlei Bäckern, auf daß Keiner Etwas wittere. Dann kommſt du und bringſt ihn im Henkelkorbe hierher. Grade ſo muſt du's mit dem Mittageſſen halten. Abends nehm' ich mit kalter Küche vorlieb, und wenn die Nacht da iſt, ſchleich' ich erſt heim. Mit dem Kaffe bringſt du mir auch meine Kleider und was ich nöthig habe, damit ich das Teufelszeug vom Leibe kriege.

Die gute Frau Crescenz machte ſich alſobald auf die Socken und that, wie ihr Ehewirth ihr befohlen.

Während dieſer Zeit verbarg er ſich, wo das Dach

des Gartenhäusleins auf den Mauern auflag, ſeine Büchſe, ſeinen Hirſchfänger und in der Ecke die Patrontaſche voll ſcharfer Patronen und noch ein beſonderes Päckchen derſelben, ſammt dem edlen Heckerhut und der nun zerknickten Schwanzfichel ſeines ehrſamen Hofhahns. Als das Alles mit daliegendem Stroh hinlänglich bedeckt war, fiel eine Centnerlaſt von des Helden Seele, und er dachte: Einmal Soldatches geſpielt und mein Lebtage nicht mehr! Abgeſehen davon, daß es mich hölliſches Geld gekoſtet, hätte es mich das Theuerſte koſten können, das bischen Leben; denn man iſt tapfer und heißblutig und hätte ſich, in der blinden Hingebung an die gute Sache, leichtiglich bis in die niederträchtig ſpitzen Bajonnette der Menſchenfreſſer, der Preußen, ſtürzen können, wäre elendiglich geſpießt, maſſacrirt und, nachdem man am Wachtfeuer gebraten, ſofort verſpeiſt worden! —

Eiskalt überlief es ihn bei ſolchen Greuelgedanken, und wer weiß, wie weit eine ſolche Einbildungskraft den Faden ausgedehnt und geſponnen hätte, wäre nicht leiſe die Thüre des Häuschens geöffnet und darin Frau Crescenz ſichtbar geworden. Sie trug ein mächtiges Bündel leiblicher Bedeckungsgegenſtände und einen anſehnlichen Henkelkorb mit duftendem Kaffe, deſſen Wohlgeruch des Helden Naſe augenblicklich mit ſeliger Freude und Genugthuung entdeckte. Kleiderwechſel, Gefahr, erduldetes Leid und Alles, was eben noch weiter daran hing, war mit dieſem Geruche reinweg vergeſſen und Frau Crescenz konnte nicht eilen genug, ihre Erquickung darzubieten.

Daß eine Hebamme gehörig Kaffe trinken kann, ſintemal ſie von einer Kindtaufe auf die andere geht, weiß Jedermann; aber in ganz Baden war, und da verwett' ich Alles, nicht Eine, die es heute mit unſerem Helden aufgenommen hätte. Vier Wecke,

und die Wecke in Baden ſind nicht ſo klein, wie die hieſigen, nach denen die ehrſame Polizei nicht guckt, verſchwanden wie Rauch.

Frau Crescenz war ſtarr vor Erſtaunen und fragte, ob ſie ſich beim Volksheer vielleicht durch Faſten und Büßen zur Schlacht bereitet?

Er nickte mit komiſchem Lächeln, kaute fort und ſagte dazwiſchen: Zum Laufen, ja! — aber halt's Maul Crescenzle; es könnt's Einer hören.

Nachdem er hinlänglich geſättigt war, es bis Mittag auszuhalten, zog er ſich an, in die Kleidungsſtücke nämlich, die Frau Crescenz gebracht, und als er mit dem Bündel auf den Boden kam, fuhr er in freudigem Schrecke zuſammen, denn da lag ſeine Sonntagspfeife, die Luſt hatte wie ein Schornſtein, ein Päckchen guter Tabak, Streichhölzle und zwei Krüge Ulmer Bier, nebſt einem Glas von anſehnlichem Umfang.

O du Krone der Weiber! rief er aus, du heißeſt nicht für den blauen Nebel Crescenzia, was wir Gelehrten mit „die Wachſende" überſetzen; denn du wächſeſt an Vollkommenheit alle Tag, und wenn du auch ausgewachſen biſt, nimmſt du noch immer zu, grad' wie der Barribal in der großen Thierſammlung, die einmal hier zu ſehen war.

Dieſe Worte dankbarer Liebe hörte diesmal Frau Crescenz nicht, denn ſie war, obwohl ihr Herz im Gartenhäusle geblieben war, doch an ihre Arbeit gegangen, damit Niemand Lunten röche.

Bald dampfte das Pfeifchen und der Held ſtreckte ſich auf die Bank aus, um mit Verſtand und Ruhe drei wichtige

Dinge zu verrichten, nämlich: 1) zu verdauen; 2) zu rauchen, und 3) zu trinken. Damit, und zeitweiser Unterhaltung mit Frau Crescenz, ging der Tag herum, und als die Nacht kam, trat unser Held, voll des seligen Bewußtseins seiner Rettung, in die eigene Behausung, wo er sich in allen Ecken umsah, ob denn in den drei Tagen seiner Kriegslaufbahn gar Nichts sich verändert habe; sodann setzte er sich, nachdem die Thüre verschlossen war, vor den Rasirspiegel und, während Frau Crescenz droben das Stübchen zurechtmachte, dessen Fensterlein mit runden, blinden Scheiben nach dem Schloßberge ging, das heißt, hinten hinaus, wo Einen keine Seele sah, fiel seines Kinnes Zierde unter dem unbarmherzigen Messer und die Zeit vor Anno 1848 wurde mit einigen kühnen Strichen wieder in seinem Gesichte so vollkommen hergestellt, daß gar Niemand ahnen konnte, was sich zwischen Anno 1847 bis Anno 1850 in selbiger Gegend zugetragen und wie todesmuthig dort der zweifarbige Bart sich ineinander gewirrt hatte. Crescenz hätte vor Lust laut aufgejauchzt, als sie diese Veränderung sah, aber sie durfte nicht und verstummte in innerlicher Lust.

Besser hätte der nunmehr wieder hergestellte Bartscheerer nicht schlafen können, als nach alle den Erlebnissen in seinem eigenen Bett. Unglücklicher Weise weckte ihn am andern Morgen lauter Trommelwirbel. Er sprang aus dem Bett; horchte, aber konnte nicht ins Klare kommen. Endlich kam seine Frau mit dem Kaffe. Crescenzle! rief er, was deutet's? —

Ei, deine Collegen sind einmarschirt, sagte die Frau. Sie machen aber ganz andere Gesichter, als vor drei Tagen! —

Die haben sich schnell nachgemacht! sagte mit tiefer Empfindung der Held; aber ich habe doch Einen Tag früher, als sie Alle, meine häusliche Ordnung wieder gewonnen und bleibe hier, und sie würden noch laufen lernen, wenn sie's nicht schon könnten. Glückliche Reise! Behüt' Euch Gott, sammt der Reichsverfassung, von der ich mich feierlich lossage. Ich halt's wieder mit dem Großherzog und — wenn sie da sind — mit den Preußen!

Seine Glückwünsche für die Eingetrommelten waren nöthig, denn sie zogen — nach eingenommener Erquickung

und Stadtkaſſe — wieder ab. So ging's den Tag noch mehrmals. Endlich hörte man Kanonendonner in einiger Entfernung; dann ſchnelles Laufen; darauf wieder Trommeln und dann einen dröhnenden, gemeſſenen Schritt mit Muſik. Das waren ſchon die Preußen.

Wie der Blitz war nun der Bartfeger unten; machte den leutſelig, gaſtfreien Wirth, und kein Menſch ahnete, was in ihm oder worin er geſteckt hatte. Auch die Preußen weilten nicht, denn ſie mußten den Anderen nach, und wenn man die kriegen wollte, durfte man nicht weilen.

Allmählich kehrte Alles zur Ordnung zurück. Die Nachbarn kamen zu dem Bartfeger und er ergriff wieder Barbiſchüſſel, Serviette und die Waſſerflaſche von Meſſing, ſteckte ſolches Alles, ſammt den Meſſern und der Seife unter die linke Bruſthälfte des Rocks und ging, die Kunden zu bedienen, wie ſonſt auch. Da wurde denn Viel gefragt, und unſer Held ſchwor heilig und theuer, er ſei innerlich pickelfeſt großherzoglich geweſen, habe aber nur mit den Wölfen gebeult, weil ſie ihm ſonſt das Fell abgezogen hätten. Er freute ſich herzlich, daß es den Leuten Allen gegangen war, wie ihm, und ſie aufs Haar ſo dachten, wie er und auf das Freiſchaarenvolk ſchimpften. Nirgends ſah man mehr die Bilder von Heder, Struve und Brentano, welche doch überall die Wände geziert Anno 1848 bis 1850. Selbſt die Nägel, wo ſie gehängt, zogen ſie aus und machten die Löchle zu, daß man nicht etwa fragen konnte, wer dort ſei aufgehängt geweſen. Mehr Bärte hatte unſer Held nie abgeſäbelt, als heute, denn die waren mit einem Mal aus der Mode gekommen, und die Leute meinten, es ſei doch eine läſtige Mode geweſen, und ſo ſei's viel hübſcher und ſauberer, zumal die Meiſten auch roth geweſen ſeien. Er kam ſpät heim und Frau Crescenz hatte ſchon wieder Einquartierung von den Preußen, die aber ſehr artig waren und mit dem Hausherrn gar freundlich umgingen, wo denn auch der Schrecken vor den Menſchenfreſſern recht ſchnell verſchwand. Das iſt nun Alles wieder ganz gut und in aller Ordnung zugegangen, und als die Einen wohlbehalten in der Schweiz angekommen und die Anderen an der Grenze ausgeruht, kamen in ſelbige Stadt, wo unſer Bartſcheerer wohnte, Preußen zur

Beſatzung, denen es gut ging, die Land und Leute lieb-gewannen und daher in Baden gerne waren.

Nehm's ihnen nicht übel. Es iſt ein Garten Gottes, das ſchöne Land; geſegnet in allen Ecken, und das Volk iſt ein gutmüthiges und freundliches, und der Markgräfler ſchmeckt gut.

Zu thun hatten die munteren Soldaten nicht viel. Ein Bischen exerciren war Alles — und dann war das Spazierengehen an der Ordnung.

Eines Tages ſchlenderten ihrer Drei zwiſchen den Gärten der Stadt herum und ſchmauchten oder — wie der Schwarzwälder ſagt: „tranken ihr Piſle.“ Es war furchtbar heiß und die drei muthwilligen Burſche ſehnten ſich nach kühlem Schatten. Unglücklicher Weiſe hatte die Frau Crescenz heute früh vergeſſen, die Gartenthüre zu ſchließen. Zu naſchen war Nichts im Garten, daher denn auch Einer der Drei den Vorſchlag machte: Laßt uns hineingehen und in dem kühlen Gartenhäuschen ein Stündchen plaudern oder ſchlafen; wir ſtehlen ja Nichts!

Das fand Beifall und bald ſtanden ſie an des Häuslein's Thür und traten ein, da ſie offen war. Auf der Bank fanden ſie alle Drei Platz. Als ſie ſich aber da umſahen, bemerkten ſie zuerſt die in der Zugluft nickende Hahnenfeder, die aus dem Stroh vorwitzig herausſah. Einer zog dran, das Stroh fiel herunter und — Heckerhut, Büchſe, Hirſchfänger, Patrontaſche und Patronen lagen vor den erſtaunten Blicken da. Einer meinte: Das müſſe man ſchnell dem Stadt-Commando anzeigen; die beiden Anderen aber durchſchauten die Sache beſſer und kamen der Wahrheit ziemlich nahe. Sie ſteckten das Stroh wieder ſorgfältig vor die ſchlimmen Geſchichten und gingen aus dem Garten heraus; ſtellten ſich aber an die Thür und thaten, als betrachteten ſie ſich mit Wohlgefallen den ſchön gepflanzten Garten. Da kam denn ein ſchmuckes Weiblein daher, an die richtete der Eine die Rede: Das ſind ſchöne Gärten hier, ſchönes Frau'chen; ich bin ein Gärtner meiner Profeſſion und verſtehe mich drauf.

O ja, ſagte die junge Frau.

Wem gehört denn dieſer Garten? fragte er weiter.

Ei, dem Barbirer — deſſen Frau iſt aber auch eine

Gärtnerin, bei der man Etwas lernen kann, ſagte die junge Frau.

Das bejahte der Soldat und mit freundlichem Gruße ging die junge Frau ihres Weges.

Hört, ſagte er zu ſeinen Kameraden, das iſt der alte Narr, von dem mir mein Hauswirth erzählte; der ein ſo hitziger Freiſchärler war, aber alsbald durchbrannte, als er es knallen hörte. Er iſt reich; hat keine Kinder, aber guten Wein im Keller. Sollen wir ihn unglücklich machen? — Nein; aber häuſeln wollen wir ihn einmal, wenn es Euch recht iſt, und um ein paar Flaſchen Markgräfler ſchröpfen! Das gefiel Allen und, da ihre Bärte des Raſirens benöthigt waren, ſo gingen ſie ſchnurſtracks in ſein Haus.

Guten Tag, Herr Doctor! grüßten die Soldaten. Iſt Keiner Eurer Geſellen da? Wir möchten gerne ſchön gemacht ſein!

Der Bartfeger, den der Titel: Doctor, ſchon kitzelte, wollte doch auch nicht eingeſtehen, daß er keine Geſellen habe, und ſagte ſehr höflich: Ich bedau're, meine geehrten Herren, daß ſie alle Drei über Feld ſind; Aderlaſſen, Schröpfen und Verband anlegen iſt ihr Geſchäft dort — aber, wenn ich die Herren bedienen dürfte, würde ich es mir zur Ehre anrechnen, unſeren theueren Befreiern geholfen zu haben!

Die Soldaten machten indeſſen einige Einwendungen, worauf er ſtärker in ſie drang, und ſie ſich endlich niederſetzten.

Der, welcher am Gartenzaun geredet und den Anſchlag gegeben, war ein Cölner, ein echter „cöl'ſcher Jung," voller Schelmenſtreiche und mit allen Hunden gehetzt. Er ſetzte ſich und warf dem Alten ein ganzes Regiment ſchöner Redensarten an den Kopf, daß er ganz ſelig war.

Als ſein Bart ab war, kam der Zweite und endlich auch der Dritte an die Reihe.

Nun fragte, nach den größten Lobeserhebungen über die treffliche Arbeit, die der Herr Doctor gemacht, der Cölner nach ihrer Schuldigkeit.

Da kam die Reihe der Höflichkeiten an den Alten und er ſagte: Es ſei ihm eine Ehre und eine Freude geweſen, ſo feine Leute bedient zu haben. Sie möchten

nur kommen, wann ſie wollten; er würde jederzeit es ſich, wie heute, zur Ehre anrechnen, ihr Kinn zu ſäubern? Natürlich wollten das die drei Schelme nicht zulaſſen, und es wurde eine Weile hin und her geredet, ohne daß aber der „Herr Docter“ von ſeinem Vorſatz abging.

Da bleibt uns denn nichts Anderes übrig, als uns höflichſt zu bedanken, ſagte der Cölner; aber eine Hand wäſcht die andere. Habt Ihr ſchon von dem berühmten Hexenmeiſter, dem Janchen von Amſterdam, gehört?

Ei, verſteht ſich, ſagte ſelbſtzufrieden der Barbirer. Habe ſelber ſeine Künſte zur Meſſe in Frankfurt mehr als einmal geſehen.

Denkt Euch, Herr Docter, das war mein Vater, ſeliger!

Ei, der Blitz, rief der Barbirer, das freut mich über die Maaßen! Habt Ihr denn auch ſo Etwas von ſeiner Kunſt geerbt? —

Verſteht ſich, erwiederte der Cölner. Fragt hier meine Freunde und Kameraden, ob ich nicht der wunderbarſte Kartſchläger bin, den die Erde trägt? Noch vor der Schlacht bei Waghäuſel hab' ich auf den Schimmel unſeres Majors die Karte auf einer Trommel geſchlagen und vorausgeſagt, daß er fallen werde; und richtig, die dritte Kugel erſchlug das edle Roß, that aber ſeinem Reiter keinen Schnitz! — Habt Ihr eine Karte, ſo ſchlag' ich ſie Euch einmal!

Ei, gewiß, rief der Barbirer, als ob ſich das ſo von ſelbſt verſtünde, daß Jeder eine Karte im Hauſe habe; lief davon und brachte eine.

Der Cölner räumte den Tiſch ab, damit er Raum bekomme. Der Barbirer, ſeine Frau und die zwei anderen Preußen ſtellten ſich um den Tiſch herum und er miſchte ſie ſorgfältig und legte ſie dann.

Es iſt ſeltſam, ſagte er, nachdem er lange in die aufgelegten Karten geblickt hatte, ſie weiſt heute nicht vorwärts. Ich ſehe bloß einen ſehr ſauber und geſchickt gepflanzten Garten und ein gar ſchönes Gartenhäuschen drin. Eine Frau arbeitet drin von Morgens früh bis Abends ſpät, drum iſt er auch ſo ſchön, und die anderen Weiber ſtehen am Zaun und ärgern ſich, weil in dem Garten ſchönere Sachen ſind, als in ihren Gärten.

Er warf die Karten zuſammen und der Barbirer nickte bedeutſam lächelnd ſeiner Frau zu, und ſagte: Der verſteht's! Man meint, er hätte deinen Garten geſehen und kennete ihn ſo genau wie du, und das iſt doch nicht möglich! —

Die Frau lächelte vergnügt und ſagte zu dem Cölner: Nun, nur weiter! —

Abermals legte der Schelm die Karten; allein je länger er hineinblickte, deſto mehr runzelte er ſeine Stirne, deſto ſeltſamer ſchüttelte er den Kopf.

Nun? fragte der Barbirer, der kaum warten konnte.

In dem Garten ſteht ein Häuschen und darin ſcheint — ein Schatz vergraben zu ſein. —

Was? ſchrie der Barbirer. Was ſagt Ihr? Es könnte möglich ſein, denn der Garten gehörte vor mir einem alten Herrn von — der Geld genug hatte und ein Geizhals geweſen iſt.

Seht Ihr nichts Genaueres? fragte er den Cölner; etwa, wo er liegt? Wie viel es iſt? Und dergleichen? —

Der Cölner hatte eifrig die Karte zuſammengeworfen. Dreimal, ſagte er, darf man ſie ſchlagen. Ich hoffe jetzt genauen Aufſchluß. Bedenkt, Herr Doctor, wie das Alles ſo regelmäßig gekommen iſt. Zuerſt der Garten; dann das Häuschen drin und in dem Häuschen der Schatz. Da iſt es ja ſichtbar, daß Euch Etwas ſoll enthüllt werden, woran Ihr gar nicht denket.

Während der Alte in der größten Aufregung und Spannung da ſtand und die Fülle der Reichthümer ſchon ſchätzte, welche er erhalten würde, legte der Cölner die Karte.

Als er ſie aber überblickte, ſtieß er einen Schrei des Schreckens aus und ſchlug die Hände zuſammen. Alle ſtarrten ihn an. Was iſt's? rief erbleichend der Barbirer. Ach, ach, ſagte der Cölner — was ich für einen Schatz hielt, iſt etwas Anderes! Da ſeh' ich eine Büchſe und einen Hirſchfänger; eine Patrontaſche voll ſcharfer Patronen und noch ein Säckchen gleicher Art mit fünf und zwanzig Patronen neben dran; da ſeh' ich einen Freiſchärlerhut mit mächtiger, blutrother Cocarde und der bekannten Hahnenfeder, und Euch — o das muß ein Blendwerk ſein! —

Euch, Herr Doctor, ſeh' ich in dieſen Kleidern; Ihr thut ſie aus und verbergt ſie unterm Dach, und ſtopfet Streh davor! Es iſt entſetzlich!

Schon bei den erſten Worten war der Barbirer bleich geworden wie eine Leiche. Jetzt erſt gedachte er, daß er die verrätheriſchen Gegenſtände nicht längſt verkauft oder ſonſt weggeſchafft; er bedachte den Kriegszuſtand, der in Baden herrſchte, und die Caſematten von Raſtatt, die ihn erwarteten. — Da fiel ihm das Herz in die Schuhe. Er fiel dem Cölner zu Füßen, umklammerte ſeine Kniee, und rief: Habt Erbarmen mit mir! Ich bin ein verlorener Menſch!

Der Cölner ſah ihn groß an. Seid Ihr toll, Herr Doctor? Iſt denn das Alles wirklich ſo? Waret Ihr ein Freiſchärler, Ihr alter, verſtändiger Mann? Und wenn Ihr's wirklich waret, habt Ihr die verrätheriſchen Kennzeichen Eurer Tollheit nicht beſſer verborgen? Liegen ſie in Eurem Häuschen, ſo ſind ſie unſer und Ihr mit, und Gott ſei Euch gnädig; geviertheilt zu werden iſt das Geringſte!

Ach, ſeid barmherzig! rief in Todesangſt der Barbirer. Nehmt Alles, nur ſaget, Ihr hätter's ſonſtwo gefunden! Ach, verrathet mich nicht!

Wir dürfen das Alles nicht nehmen, ohne es dem Stadt-Commando zu übergeben, und dann Euch ſelber dazu, ſagte der Cölner ſehr ernſt. Doch will ich Euch einen Vorſchlag machen. Schaffet in der Stille Alles weg und vertilgt es. Ich habe es ja nur in den Karten geſehen! — Allein in der Karte ſehe ich noch mehr, das nämlich, daß Ihr in Eurem Keller ein oder zwei Faß köſtlichen Markgräfler liegen habet. Holet davon ſo viel, bis wir des Schatzes im Gartenhäuschen vergeſſen haben, und es ſoll in ganz Baden kein Hahn darnach kräben, ſo wenig, als nach ſeiner verlorenen Schwanzfeder!

Da fiel ein ſchwerer Stein von des Barbirers Seele. Er weinte vor Freude, und rief: Crescenz, hole Wein aus dem beſten Faß und dürre Wurſt, Butter und Käſe. Backe Eier und Schinken, daß es eine Art hat, denn dieſe Herren haben mich vom Tode durch die verdammten Spitzkugeln erlöſt!

Die Frau that, was der Mann geſagt, und als die

Drei zum Appell kamen, meinte der Feldwebel, Jeder von ihnen habe ſo einen halben Freiſchärler im Kopfe. Dagegen proteſtirte ſein Landsmann, der Cölner, indem er ſagte: Es ſei kein halber Freiſchärler, ſondern ein ganzer Markgräfler.

Diesmal ſolle es ihnen durchgehen, meinte der Feldwebel, aber beim nächſten Male gäbe es Arreſt. Worauf ſich denn der Cölner vernahm, die Karte nicht mehr zu ſchlagen.

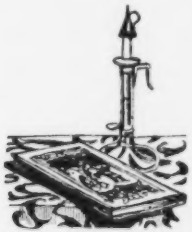

Da ſeh' ich das Lichtlein, auf dem der Löſcher ſitzt. Das mahnt an das Ende. So ſeid denn Gott befohlen, Ihr treuen Freunde Alle, und will's Gott, ſo ſehen wir uns Anno 1856 wieder. Das walte Gott!

In J. D. Sauerländer's Verlag sind erschienen:

Washington Irving's
ausgewählte Schriften.

Herausgegeben von

Dr. J. V. Adrian.

Zweite, sorgfältig verbesserte Auflage in vier Bänden mit acht Stahlstichen. Schillerformat. Rthlr. 3. 18 Sgr. fl. 6 rhein.

Die Werke dieses geistreichen Amerikaners sind bereits in alle Sprachen des gebildeten Europas übertragen.

Der erste Band enthält Geoffried Crayon's **Skizzenbuch**, der zweite Band bringt das vielgelesene und vielgerühmte **Bracebridge-Hall** oder die **Charaktere** und der dritte die so überaus anmuthigen **Erzählungen eines Reisenden.** Der vierte Band enthält drei Werke, welche das große Talent Washington Irving's auf die unzweifelhafteste Weise bekunden. Das Erste wurzelt in Spanien und die Alhambra ist der gigantische Stoff, den der Dichter mit überraschender Leichtigkeit bewältigt. Das Zweite spielt auf englischem Boden und führt uns nach Abbotsford und Newstead-Abbey, den Geburtsstätten der beiden größten Dichter aus Großbritannien neuester Zeit. Das dritte und letzte dieser Werke ist die Reise auf den Prairien und bietet eine treue Schilderung der unabsehbaren, fruchtbaren Steppen des fernen Westens, welche uns ein sehr anschauliches Bild dieser großartigen Natur verleiht, das alle Wonnen und Schauer in uns weckt.

Die Abenteuer
Herzogs Christoph von Bayern,
genannt der Kämpfer.

Ein **Volksbuch**, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Zwei Bände. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr. rhein.

Ein lebendiges Stück Mittelalter, mit ergreifender Wahrheit geschildert. Abwechselnd ernst und heiter, aber immer mit tiefem katholischen Bewußtsein. Der Reichthum an geschichtlichen Vorkommnissen, an welche sich das Sagenhafte anmuthig anreiht, wäre unübersehbar, wenn nicht alles Massenhafte bis zur gefälligsten Aeußerung überwunden wäre. Noch nie ist das deutsche Mittelalter so kernig, so schlicht, so treu, so frisch

geschildert werden, als von Trautmann. Um den bayerischen Christoph, jenen großen, vorzugsweise katholischen Helden, gruppirt sich ein reiches, urkräftiges Zeitalter, das, wie der Nibelungenschatz im Bett des Rheines, lange unverstanden und ungewürdigt in alten vergessenen Chartekn fortgeträumt hat, bis es von einer glücklichen Schatzgräberhand ans Tageslicht gefördert und zu neuer Gloria erweckt werden ist.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8 Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr. rhein.

Eppelein von Gailingen, der einst weitgefürchtete, ist einer der echtesten Repräsentanten des deutschen Mittelalters, ein Held an Ritterlichkeit, aber auch an unerschöpflicher List und Schalkheit. Die Meisterschaft Fr. Trautmann's in Vorführung alter Zeiten hat sich hier wieder glänzend bewährt. Eppelein, reich an abenteuerlichem Inhalt, wie Gil Blas, Don Quixote u. s. w, und genial unmittelbar in der Darstellung, wie Götz von Berlichingen, ist eine bedeutende Erscheinung der deutschen Erzählungsliteratur und sicher ein **echtes Volksbuch**. — T. Muttenthaler's höchst charakteristische Illustrationen verleihen dem Ganzen einen würdigen Bilderschmuck.

Drei Bücher deutscher Prosa

in

Sprach- und Stylproben

von Ulphilas bis auf die Gegenwart.

Herausgegeben von

Dr. Heinrich Künzel.

Drei Theile. Zweite wohlfeile Ausgabe. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rhein.

Dies ächte **deutsche National-Werk** sollte in keiner **Hausbibliothek**, sowie in den Büchersammlungen von Lehrern fehlen, und kann der Jugend und Fremden als **vollständigster Sprachschatz der deutschen Prosa** mit bestem Gewissen empfohlen werden.

Deutsche

Balladen, Romanzen

und

Erzählungen.

Mit historischen, literar-historischen und ästhetischen Anmerkungen

herausgegeben von

Joseph Braun.

40 Bogen in 8. Geheftet. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein.

Eine vortrefflich ausgewählte Sammlung mit besonderer Berücksichtigung des Deklamirbaren, welche reiferen Schülern zur Belehrung und Aufmunterung dienen, wie auch ein größeres Publikum, welches weder Zeit noch Gelegenheit hat, sich genauer über den Stand der Literatur des Vaterlandes zu unterrichten, wenigstens an eine Stelle führen soll, von welcher es dieselbe wie eine weite, schöne Gegend in Umrissen sehen und einige näher gelegene Theile genauer betrachten kann. Die mehr als die Hälfte des Buches füllenden Anmerkungen geben lebensgeschichtliche Umrisse der Dichter, Notizen über ihre Werke, Urtheile theils über diese überhaupt, theils über das aufgenommene Gedicht, und endlich den Stoff, aus dem dasselbe gebildet, oder, wo dieser nicht zu ermitteln war, andere ähnliche Erzählungen und Bearbeitungen.

Vorträge

über

christliche Kirchengeschichte

für Gebildete

von

Lic. Karl Sudhoff.

Zwei Bände. Rthr. 2. 16 Sgr. fl. 4. 24 kr. rhein.

Allgemein wurde bisher das Bedürfniß gefühlt und wiederholt öffentlich ausgesprochen, daß es an einer Darstellung der Kirchengeschichte fehlt, welche das gebildete Gemeindeglied in

den Stand ſetzt, ſich ein klares Urtheil über den Entwickelungsgang der chriſtlichen Lehren, Einrichtungen, Verfaſſungsveränderungen u. ſ. w zu bilden. Die Zeitereigniſſe, und beſonders das Hervortreten mancher Beſtrebungen auf dem kirchlichen Gebiete haben auf vielen Seiten das Verlangen nach klarer, gemeinverſtändlicher, kirchengeſchichtlicher Belehrung geweckt. Das vorſtehende Werk kommt dieſem Wunſche und Bedürfniß in einer Weiſe entgegen, welche auf den allgemeinſten Beifall rechnen darf. In ſeinen Fundamenten und Reſultaten durchaus auf der Höhe der deutſchen Wiſſenſchaft ſtehend, ſetzt es an die Stelle der gelehrten Form der Darſtellung jene, dem Gebildeten ſo zugängliche und erwünſchte, der blühenden, ſpannenden Erzählung, welche jeden Hauptmoment der Entwickelung jedesmal in den intereſſanten Rahmen eines einzigen Vortrags bringt. Wir wiſſen daher unſeren Gebildeten kein Buch zu empfehlen, das für unſere Zeit nöthiger, belehrender und zugleich unterhaltender wäre, als dieſes neue Werk dieſes vielfach anerkannten Schriftſtellers.

Die Mythologie

der Aſiatiſchen Völker, der Aegypter, Griechen Römer, Germanen und Slawen,

herausgegeben von

Dr. Konrad Schwenck,

Conrector am Gymnaſium zu Frankfurt am Main.

Erſter Band: „Die Mythologie der Griechen," für Gebildete und die ſtudirende Jugend. Mit 12 Tafeln. gr 8. Geheftet. Rthlr. 2. 10 Sgr. fl 4 rhein.

Zweiter Band: „Die Mythologie der Römer." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Dritter Band: „Die Mythologie der Aegypter." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 16 Sgr. fl. 2. 40 kr. rhein.

Vierter Band: „Die Mythologie der Semiten." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Fünfter Band: „Die Mythologie der Perſer." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Sechster Band: „Die Mythologie der Germanen." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Siebenter Band: „Die Mythologie der Slawen." gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. 26 Sgr. fl. 5 rhein.

☞ **Jeder Band iſt einzeln zu haben.**

Goethe's Werke.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

8. Geh. 22½ Sgr. fl. 1. 20 kr. rhein.

Schiller's Werke.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

8. Geh. 26 Sgr. fl. 1. 30 kr. rhein.

Wörterbuch

der deutschen Sprache

in

Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung

von

Dr. Konrad Schwenck.

Dritte viel verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 48 kr. rhein.

Der Verfasser dieses nützlichen, äußerst schön ausgestatteten Buches hat sich bemüht, die Ergebnisse deutscher Wortforscher in der Kürze und so allgemein faßlich, als der Gegenstand es zuläßt, anzugeben. Auf diese Art ist der Grund zu einem deutschen Wörterbuche gelegt, welches sich von den früheren wesentlich dadurch unterscheidet und sich zum brauchbaren Schul- und Handgebrauch dadurch vorzüglich eignet, daß auch die gangbaren Fremdwörter mitaufgenommen und, zur Erleichterung ungelehrter Leser, die etwa vorkommenden griechischen Wörter mit lateinischen Buchstaben neben der griechischen Schrift gedruckt sind. Eine große Anzahl von Wörtern sind auf ihre Wurzeln zurückgeführt, und aus der Vergleichung der althochdeutschen, gothischen, angelsächsischen mit der schwedischen, niederländischen, englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache Resultate gewonnen, die viele Leser in Erstaunen setzen werden.

Deutsch-französisch-englisches phraseologisches

Handbuch

der

Handelscorrespondenz

und des

Geschäftsstyls.

Von

F. L. Rhode.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Der Verfasser darf des Dankes Derer gewiß sein, die sich seines Werkes bedienen. Bei sorgfältiger Vergleichung wird man finden, der Verfasser dürfe von seinem Buche mit Recht sagen, daß man nicht leicht einen Ausdruck vermissen werde, der in Mittheilungen über Wechsel-, Waaren-, See-, Papierhandel ꝛc. vorkommen könne; ja schwerlich sich irgend ein bedeutsamer Ausdruck in dem ausgedehnten Kreise des Handels- und Geschäftslebens finden möchte, der nicht mehr oder minder ausführlich in diesem Werke besprochen worden wäre. Dieses Werk wird nicht nur in den Händen des Geschäftsmannes, sondern auch in Real- und Handelsschulen mit großem Vortheile gebraucht werden können, und man darf wohl sagen, daß deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hier eine Arbeit lieferte, wie keine Nation sie aufweisen kann.

Der

Bau des menschlichen Körpers.

Handbuch für Volksschullehrer

von

Dr. J. B. von Franque.

Herzogl. Nass. Ober-Medicinalrathes

Mit einem anatomischen Atlas von 17 Tafeln. Zweite Auflage. gr. 8. Rthlr. 2. 10 Sgr. fl. 4 rhein.

Dieses schöne, bereits in zweiter Auflage erschienene Werk ist zwar zunächst nur für Lehrer geschrieben, aber es löst in

Verbindung mit den Tafeln seine Aufgabe höchst gründlich und umsichtig, so daß es von der Herzoglich nassauischen Regierung nicht nur zum Gebrauche bei dem Unterrichte in den Schullehrer-Seminaren zu Montabaur und Dillenburg, sondern auch zur Aufnahme in die Bibliotheken der nassauischen Volksschulen bestimmt wurde; aber es sollte in keiner Volks- und Bürgerschule fehlen, um der mehr herangereiften Jugend die Lehre vom menschlichen Körperbau zur klaren Anschauung in seiner Verbindung und in seinen einzelnen Theilen zu bringen.

Die Zierpflanzen

unserer Blumenbeete, Blumenklumpen, Blumengebüsche und Blumengestelle der Zimmer und Pflanzenhäuser.

Eine gedrängte Beschreibung der nöthigen Vorkenntnisse zur Pflanzen- und Blumencultur und möglichst abgekürzte, alphabetisch geordnete Aufzählung aller zu diesem Zweige der Gärtnerei gehörenden in- und ausländischen Land- und Topfpflanzen, ihre Vermehrung, Behandlung und Verwendung, von

A. F. Lenz,

kurfürstl. hess. Hofgärtner und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.

8. Zwei Bände, zusammen 966 S. broch. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr. rhein.

Die Freunde schöner Pflanzen erhalten in diesem so vollständigen, als im Preise billig gestellten Werke eine ausführliche Übersicht aller, die Pflanzencultur angehenden Beobachtungen, vermöge welcher sie in ihren Studien wie im praktischen Verfahren zu den besten Resultaten gelangen müssen — Bei der zum Nachschlagen sehr geeigneten alphabetischen Anordnung des Buches wurde zugleich auf Beifügung der systematischen und Gattungsnamen gesehen. Diesen folgen die Angabe der Familie und Gruppe des natürlichen und die Klasse und Ordnung des künstlichen Systems, welcher sie angehören. Gleicherweise ist jeder Pflanze der Autor, der sie beschrieb, beigesetzt, die deutsche Benennung, die Varietäten, sowie die Angabe der Dauer und des Vaterlandes, wodurch die Cultur sehr erleichtert wird. Alles, was irgend Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen haben kann, ist sorgfältig angedeutet, sowie die eigentlichen botanischen und horticulturalen Vorkenntnisse im ersten Bande auf das Gewissenhafteste dargelegt sind.

Bibliothek

der gesammten

Weinbau-, Weinbereitungs-

und

Weinerziehungskunde,

erläutert durch die bewährtesten Grundsätze der vegetabilisch-organischen Chemie.

Ein önologisches Real-Wörterbuch,

bearbeitet

für Weinbauer, Weinerzieher, Weinhändler ꝛc. und als Leitfaden für Alle, welche sich sowohl dem praktischen, als auch dem naturwissenschaftlichen Studium der gesammten Weinbaukunde zu widmen streben.

Herausgegeben von **B. Kölges**,

Medicinal-Assessor, während 18 Jahren Weingutsbesitzer zu Rüdesheim im Rheingau.

gr. 8. geb. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. In Carton-Einband Rthlr. 2. 9 Sgr. fl. 4.

Dieses Wörterbuch ist nicht bloß Denjenigen zu empfehlen, welche den Weinbau und die Weinbereitung als Gewerbe betreiben, sondern auch Allen, die sich bloß als Laien für diesen Zweig des Landbaues und der Technologie interessiren, sowie Solchen, welche den Weinbau nur als Weinconsumenten befördern und über einzelne Weingegenden und Weinsorten nähere Nachweise zu erhalten wünschen.

Neuestes

Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als anderthalb Tausend Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privatküchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, das Dressiren und Spicken des

Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln, und einem Anhange: Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von **W. Schünemann,**

ehemaligem ersten Koch im Gasthof zum „weißen Schwan" in Frankfurt a. M., nunmehr Besitzer einer Restauration daselbst. (Hirschgraben Nr. 19.)

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. In Sarsenet geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rhein.

C. A. Wild's

praktischer Universal-Rathgeber

für den

Bürger und Landmann.

Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen,

enthaltend Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, der Oekonomie, des Luxus und des Handels.

Aufs neue nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von

Dr. Poliar.

Sechste Auflage. Zwei Theile, mit lithograph. Tafeln und in den Text eingedruckten Figuren. Geheftet 26½ Sgr. fl. 1. 30 kr. rhein.

Ein so gemeinnütziges Werk wie das vorliegende muß dem Landmann, dem Bürger und der Hausfrau unstreitig als willkommene Gabe erscheinen, um so mehr, da der Ladenpreis, trotz der zeitgemäßeren Ausstattung, noch niedriger gestellt wurde. Zudem dürfen wir getreulich versichern, daß auch dieser neuesten Auflage, nach einer gänzlichen Umarbeitung, ein Standpunkt angewiesen worden ist, der vollkommen mit jener Stufe harmonirt, auf der im Momente der Arbeit Wissenschaft und Kunst standen. — Es dürfte daher wohl zur hinreichendsten Empfehlung genügen, wenn wir auf den Inhalt und das Register verweisen, aus denen man sich am leichtesten von der umfassenden Reichhaltigkeit und unverkennbaren Brauchbarkeit des „Wild'schen Rathgebers" überzeugen wird. Das Register umfaßt über 800 Gegenstände.

Mit k. k. östreich. ausschließlichem Privilegium und k. preuß. Concession.

Hülfe für Hautkranke.

Das **ächte Kummerfeld'sche Waschwasser,** welches seit 60 Jahren durch viele segensreiche Erfahrungen bewährt ist, heilt radical und ohne alle schädliche Nachwirkung die meisten Arten von nassen und trocknen Flechten, Schwinden, Finnen, Pusteln, veraltete Krätze, Kupferflecken, Hitzbläschen und andere derartige Ausschläge und Hautkrankheiten. — **Gerichtlich beglaubigte Zeugnisse** werden jeder Flasche beigegeben. — Die ganze Flasche kostet 2 Thlr. 5 Sgr. oder 3 fl. 54 kr. rhein. — die halbe 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. rhein. — Bestellungen sind zu richten an Dr. **Ferd. Jansen,** Buchhändler in Weimar. — Briefe und Gelder franco.

Mein jetzt 11 Jahre alter Knabe bekam im Alter von ½ Jahr auf dem Kopfe den sogenannten Ausprung, welcher sich auch mit über das Gesicht verbreitete. — Dieses Übel wurde durch Hülfe eines Arztes in 14 Tagen zwar beseitigt, aber 4 Wochen später zeigten sich in den Gelenken der Kniekehlen rothe Fleckchen, welche sich bald zu den bösartigsten nassen Flechten ausbildeten, so daß die Beine von der Kniekehle bis an den Fuß mit einem der Baumrinde ähnlichen Ausschlage überzogen waren, wovon das Kind nicht allein fürchterliche Schmerzen auszuhalten hatte, sondern späterhin dadurch auch am Gehen verhindert wurde. — Alle angewandten Mittel vieler und berühmter Ärzte, so wie alle nur erdenklichen Hausmittel blieben fruchtlos und es blieb mir nach Verlauf von 10 Jahren nur die traurige Aussicht, ein unglückliches Kind für die Zukunft zu erziehen. — Doch endlich erschien im vorigen Jahr ein Glückstern: — Ein Freund hatte in einer Schrift von dem berühmten Kummerfeld'schen Waschwasser gelesen und rieth mir, damit einen Versuch zu machen. Anfangs ließ ich mir eine halbe Flasche kommen, und der Erfolg zeigte sich schon in den ersten 8 Tagen vortheilhaft, so daß ich mich veranlaßt fühlte, die Kur fortzusetzen. — So habe ich denn mit Gottes Hülfe im Verlauf eines Jahres sechs ganze Flaschen mit solchem Erfolg verbraucht, daß der Knabe jetzt ganz rein und gesund ist und die sonst so üblen Stellen des Körpers mit einer zarten Haut überzogen sind. — Es haben sich auch durchaus keine nachtheiligen Folgen irgend einer Art gezeigt, sondern es hat sich sogar die Lungenkrankheit, mit welcher der Knabe sonst behaftet war, ganz verloren. — Allen an Flechten und Ausschlag leidenden Menschen rathe ich daher dringend, sich dieses berühmten Kummerfeld'schen Waschwassers zu bedienen und der Erfolg wird ein günstiger sein. Suden, den 17. October 1851.

Kau, Steueraufseher.

DER ABGEWATER.

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1856.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Elfter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit vier Vignetten.)	1
2.	Auflösung der Räthsel von Anno 1855. (Mit zwei Vignetten.)	6
3.	Bücherblättlein für 1856. (Mit zwei Vignetten.)	8
4	Verpfuscht! Eine Geschichte. (Mit dreizehn Vignetten.)	11
5.	Der Lohn des Redlichen. (Mit zwei Vignetten.)	30
6.	Ein Räthsel. (Mit Vignette.)	35
7.	Altes Gold oder auch nicht (Mit Vignette.)	35
8	Ein Zug aus dem Leben Mendelsohn-Bartholdy's	36
9	Der Schleicher Eine Geschichte. (Mit dreißig Vignetten.)	39
10.	Der hatte sich auch verrechnet!	102
11.	Ein Räthselchen. (Mit Vignette)	107
12.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	108
13.	Von den Saufhändeln (Mit fünf Vignetten.)	109
14	Die seltene Erbschaft. (Mit zwei Vignetten.)	115
15.	Eine Fürstentochter	119
16.	Ein Räthselchen. (Mit Vignette.)	123
17.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	124
18.	Eine Anekdote	125
19.	Der Martinitag. Eine Geschichte. (Mit sieben Vignetten.)	126
20	Das heiß' ich Mißverstehen!	138

Seite

21. Der beste Koch. (Mit Vignette) 139
22. Altes Gold. (Mit Vignette) 143
23. Wie's manchmal Handelsleuten auf der Reise geht. Zwei Geschichten in Einer. (Mit Vignette.) . 144
24. Ein Räthsel. (Mit Vignette) 154
25. Die Geschichte von den zwei gesalzten Ohrfeigen. (Mit vierzehn Vignetten) 155
26. Altes Gold. (Mit Vignette) 186
27. Ein Räthsel. (Mit Vignette) 187
28. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 188
29. Ein vierblätteriges Kleeblatt. (Mit Vignette.) . . 195
30. Ein Gesellenspiegel. (Mit Vignette.) 205
31. Des Frommen wohlverdienter Lohn. (Mit zwei Vignetten.)

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Liebe, freundliche Leſer, es gibt Dinge, die Einem auf der Seele liegen wie Centnergewichtſteine, und man hat nicht eher Raſt noch Ruhe, bis ſie herunter ſind. Bei meiner Treu, mir geht's ſo mit einer hochwichtigen Sache, die ich Euch Allen möchte ans Herz legen, weil ſo gar viel davon ab und dran hängt. Ich hab' meiner Tage gar oft, leider nur gar zu häufig, die Erfahrung machen müſſen, daß alte Eltern von ihren Kindern gottlos vernachläſſigt und verſäumt wurden; ja, daß ſie darbten, in einem Eckelchen wohnen mußten, während die Kinder herrlich und in Freuden lebten. Sie hätten den guten Alten, die doch nur für ſie gearbeitet, geſorgt, entbehrt und geduldet hatten, gerne ins Grab geſehen. Oder ich mußte erleben, daß die Kinder den Eltern heillos übers Maul fuhren und ſie behandelten, wie altes Geräthe, das man in die Rumpelkammer ſteckt,

weil man's nicht mehr brauchen kann. Großer Gott, welch' ein Schickſal für die Eltern! Großer Gott, wie iſt das Gebot mit Füßen getreten: „Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt!“ —

In der Stadt München, in Bayern, liebe Leſer, da lebt ein Mann (er heißt G. H. von Schubert), dem ich in dieſer Stunde einen warmen Herzensgruß ſende, und den ich und viele Tauſende hochverehren und lieben, der hat einmal eine Reiſe nach dem gelobten Lande gemacht, nach Jeruſalem und an die anderen heiligen Orte, weil er gerne da beten wollte, wo der Herr gelebt, gelehrt und gelitten hatte. Da iſt er durch das Land der Türken gekommen und hat ſich, da er's überall vor Augen ſah, fragen müſſen: Woher mag's doch kommen, daß dieſe Völker eines ſo reichen Segens überall genießen, und verachten doch den, deſſen Name nur allein den Menſchen unter dem Himmel gegeben iſt, daß ſie darinnen ſollen ſelig werden? Und er hat die Antwort nur allein darin finden können, daß dieſe Völker alleſammt ſo aufrichtig Vater und Mutter lieben, fürchten und ehren, und darum des Segens der Verheißung theilhaftig ſind, welche allein dieſes Gebot von dem Herrn empfangen hat für den, der es getreulich erfüllt. Das Wort des alten Gottesmannes iſt mir oft durch die Seele gegangen, wenn ich den Jammer ſah, der ſo oft Einem hier zu Lande vor die Augen tritt, und die Jahre 1848 und 1849 haben's uns erſt wieder recht aufgedeckt, wie es ſo betrübt um uns ſteht. Da ſind Abgründe ſittenloſer Verworfenheit und unbändiger Rohheit und Verwilderung aufgedeckt worden, vor denen Einem ein Schauder durch die Adern läuft.

Fragt man nun: Wie iſt das möglich? So gut waren die Schulen niemals, wie ſie jetzt ſind; ſo viel haben die Kinder nie gelernt, wie heutzutage; ſo viele Mühe gaben ſich niemals die Lehrer und Seelſorger, recht wohlthätig auf Jugend und Alter zu wirken; ſo häufig war niemals die Bibel in jedem Hauſe, wie ſie jetzt iſt durch das fromme Beſtreben der Bibelgeſellſchaft; und doch geht ein finſterer Geiſt durch die Welt und die Menſchen ſind ſo gottlos! — Wo liegt das? — Nun

wirkt da freilich Mancherlei zusammen, aber eine Haupt- und Pfahlwurzel des Übels ist die schlechte Kinderzucht, nicht nur diese allgemeine Verwilderung unserer Jugend, sondern auch ihres pflichtvergessenen Betragens gegen ihre Eltern, denen sie weder kindlichen Gehorsam noch rechte Lieb' und Treue leisten.

Sehet Euch nicht verwundert an, daß ich einmal da den Deckel vom Topfe wegnehme. Glaubt auch ja nicht, ich suche etwas, wo es nicht liegt. Nein, der Spinnstubenschreiber hat, Gottlob, gesunde Augen; sah und sieht noch alle Tage in gar manches Haus, und das Leben in demselben, daß er wohl weiß, wo der Schuh drückt und der Hase im Pfeffer liegt.

Freilich, wenn die ganze Erziehung Eurer Kinder darin läge, worin ein Vater es jüngst suchte, dem ich das auch vorhielt und der mir antwortete: Ich hane den Tagedieb doch alle Tage bis auf die neunte Haut! — läg's bloß darin, was Eltern thun sollen, so wäre meine gerechte Beschwerde dennoch falsch, denn leider an Prügeln im Zorne fehlt's nicht; aber du lieber Gott, ist das die Erziehung? Im Heidelberger Katechismus steht bei der Erklärung des Gebotes: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," das grundangebende Wort: „Dieweil uns Gott durch ihre Hand regieren will." Da liegt klar und einfach das Nothwendige ausgesprochen. Gott will durch Eure Hand die Kinder regieren, das heißt, Ihr sollt sie dahin führen, leiten, wohin sie Gott haben will, und das hat er in seinem Wort ausgesprochen: „Welcher will, daß Allen geholfen werde und zur Erkenntniß der Wahrheit komme und zum Ziele himmlischer Berufung in Christo Jesu, unsern Herrn. Erkennen müsset Ihr also zuerst, daß Eure Kinder ein herrlich Gut sind, das Euch Gott anvertraute, ein herrlich Gut, weil sie unsterbliche Seelen sind, berufen, im Reiche Gottes Bürger und Kinder und Erben zu sein.

Erkennen müßt Ihr, daß Gott sie durch Eure Hand regieren will und einst von Euch Rechenschaft

fordern wird, ob Ihr davon Kein's durch Eure Schuld verloren habt.

Da wird's Euch bange! Ihr fühlt's, das iſt ein ſchwerer Beruf. Freilich! Darum dürft Ihr's nicht auf die leichte Achſel nehmen. Ihr ſollt ſie regieren, ſie zum Guten führen, zu guten Menſchen, tüchtigen Bürgern, aber was das Höchſte iſt, zu wahren, gläubigen Chriſten und Kindern Gottes heranbilden. Das thun aber Prügel nicht, ob's gleich einem böſen Buben kerngeſund iſt, wenn er, falls er nicht hören will, auch einmal eine geſalzte Dachtel faßt. Das darf aber nur das äußerſte Strafmittel ſein. Soll's gut werden, müßt Ihr's anders anfangen. Zunächſt muß die Luft eine andre werden, die Eure Kinder einathmen. Verſteht mich recht! In Eurem Hauſe muß die Gottesfurcht einkehren und der Friede und die Sitte. Das gibt eine andere Luft. Sie athmen dann die Gottesfurcht früh ein. Sie lernen beten und arbeiten.

Wenn ſie kein Fluchen und Zanken, Schimpfen und Kollern hören, werden ſie ſanft und milde. Das Wort regiert ſie, und die Liebe zu den Eltern iſt die Quelle des ſtillen Gehorſams. Wenn der Friede ſie umfängt, halten ſie ihn ſelber; wenn nur Reines vor ihren Augen iſt, bleibt ihre Seele rein. Liebt Ihr ſie, ſo lieben ſie Euch, und die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. Achtung vor den Eltern iſt dann das heilige Band, das ſie mit Euch verbindet,

und wenn Achtung und Liebe zu den Eltern in ihren Herzen wohnt, dann ehren sie Vater und Mutter, wie es Gott, der Herr, fordert im Gebote. Das liebevolle Ermahnen wirkt tausendmal mehr, als stetes Prügeln, denn das wirkt nur bündische Furcht und Abscheu und störriges Wesen, und es verhärtet sie im Bösen. Dazu muß Euer Beispiel kommen. Wie mit dem Worte in Liebe und Ernst, sollt Ihr sie dadurch regieren.

Sind die Eltern wahrhaft gottesfürchtige Christen, so braucht's nicht viel der Lehre. Das, was die Kinder sehen, setzt sich früh in ihrer Seele fest. Lehrst du, treue, gute Mutter, sie beten, wenn du sie in ihr Bettchen legst und betest mit ihnen und segnest sie vor dem Einschlafen; lehrst du sie am frühen Morgen beten und bei Tische, und sie sehen und hören, wie du und der Vater beten mit ihnen; sehen sie dich und den Vater in der Bibel lesen und den Sonntag heiligen, und in das Haus Gottes gehen, das Wort Gottes zu hören und zu lernen; sehen Euch in treuem Fleiße arbeiten, Jedem das Seine lassen und geben; ehrlich und rechtschaffen sein; hören sie in Eurem Hause kein Lästern und Afterreden, kein Fluchen und Schwören — dann wächst das Alles in ihre Seele tief hinein und wurzelt so, daß auch kein Sturm des künftigen Lebens, keine Hand des Verführers die Wurzel auszureißen vermag. Das ist die Saat des frommen Familienlebens; diese Einflüsse erziehen mehr, als Alles.

Nun muß aber noch hinzutreten Lehre und Ermahnung. Der Feind kommt immer und säet Unkraut unter den Waizen. Das muß ausgejätet werden. Da heißt's: Ermahnen, Warnen, Belehren, Zurechtweisen. Und wenn das Unkraut mächtig werden wollte, heißt's auch: Strafen. Da ist aber das Wort in ernster Liebe das Erste, das Wort des scharfen Gerichts folgt ihm erst, wenn das Erstere nicht hilft — und was Sirach sagt, es sei ein Zeichen der Liebe, das Züchtigen bleibt zu allerletzt.

O liebe Brüder und Schwestern, faßt das ins Herz und übet's im Aufblick zu dem Herrn, der ja zu Allem den Segen gibt, was gut ist, und die Zuchtlosigkeit endet. Es wird besser mit unserer Jugend, und wir bilden und erziehen ein Geschlecht, das ein Segen der Nachwelt wird.

Aber noch mehr — wir ſchaffen uns den Segen, die Freude, das Glück. So erzogene Kinder ſind eingedenk des göttlichen Wortes: „Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren.“ Sie werden der Segen unſeres Alters, und ſie erben die Verheißung des Gebotes: „daß es dir wohlgehe, und du lange lebeſt auf Erden;“ denn der's geſagt hat, iſt treu und wahrhaftig, und was er geſagt, das hält er gewiß.

Gott walt's!

2. Auflöſung der Räthſel von Anno 1855.

In der Spinnſtube von 1855 habe ich Euch nur drei Räthſel aufgegeben, und ob ich gleich glaube, daß ihr die Nüſſe, gleich dem Eichhörnchen, das drüber ſitzt, ſchon lange aufgeknackt habet, ſo will ich doch auch meinen Senf noch dazu thun.

Das erſte (Nr. 7) iſt die Kette. Sieht man

die Kette so an, wie da ein Ring in dem anderen hängt, so treu und einig, so drängt sich einem der Wunsch in die Seele: Ach, daß doch die Menschen auch so Ring in Ring einträchtig und liebevoll zusammenhielten und nicht Neid, Hochmuth, Habsucht, Geiz, Hartherzigkeit und Sittenlosigkeit die Ringe auseinander risse! Wie schön könnt's auf Gottes Erde sein und wie viel Unheil und Unglück gäb's weniger! Daß die Kette der Landmann und Fuhrmann braucht, ist klar; aber wehe dir, wenn sie dich fesselte, weil als Strafe deiner Verbrechen dir sie das Gericht zuerkennete. Das wäre entsetzlich! Bleib' allezeit auf Gottes Wegen und halt' ihn vor Augen und im Herzen, so hast du das nicht zu fürchten! Daß sich reiche Frauen mit goldenen Ketten schmücken, ist bekannt, daß aber noch Menschenbrüder die harten Ketten der Sclaverei tragen, das ist schrecklich — und die Amerikaner, die so viel von ihrer Freiheit reden, sollen beschämt zur Erde blicken; — denn sie haben noch Sclaven. Schöne Freiheit, die den armen Bruder der Freiheit beraubt!

Das zweite (Nr. 10) ist mir von einem guten Freunde mitgetheilt worden. Du wirst's verstehen, wenn ich dir sage: die Mutter — ist die Erde; der Vater — der liebe Gott. Die Kinder sind alle Geschöpfe Gottes. Der Mutter Tod — ist der Winter. Das Leichentuch der Schnee; der Auferstehungsmorgen ist der Frühling, wo ja Alles wieder auflebt im Strahle der lieben Sonne und im milden Hauche der Frühlingsluft.

Das dritte (Nr. 15) ist die Zwiebel. Die hat viele Schalen — hier Röcke genannt. Du mußt weinen, wenn du ihr die Röcke ausziehst, die Schalen lösest. Das Übrige gibt sich von selbst.

3. Bücherblättlein für 1856.

Seit einer Reihe von Jahren sind meine lieben Leser es gewöhnt, daß ich sie auf gute Bücher aufmerksam mache. Soll auch diesmal geschehen, und zwar zuerst werde einiger gedacht, welche zur Erbauung dienen.

Wer den alten, lieben, glaubenskräftigen, derbwahren Valerius Herberger liebgewonnen hat, dem sei das bei Julius Fricke in Halle 1854 aufs Neue wieder erschienene Werk empfohlen, das zwar theilweise einen lateinischen Titel hat, aber kerndeutsch ist: **De Jesu scripturae nucleo et medulla Magnalia Dei.** Die großen Thaten Gottes. Wie Gott Vater mit seinem Sohne Jesu Christo durch die ganze heilige Schrift gepranget und großgethan hat, daß also die ganze Bibel ist ein immerwährendes Zeugniß und Kunstbuch von Christo: Jesus aber hingegen der ganzen heiligen Schrift Herz, Kern, Stern, Leben, Mark, Ziel, Ende, Zweck, edler Stein und Heiligthum, nachgewiesen von Valerius Herberger, Prediger am Kripplein Christi zu Fraustadt in Polen.

Ferner: Der aufrichtige Cabinetsprediger von Gottlieb Cober, aufs Neue herausgegeben von M. H. Lange, Domprediger zu Halberstadt. Halle, bei Julius Fricke, 1854. Auch ein Buch, das Jeder brauchen kann, dem es ein Ernst ist, seine Seele zu retten. Der alte Cober greift frisch ins Herz hinein und rüttelt und schüttelt; aber dann bringt er die Fülle göttlichen Wortes zu Trost und Leben.

Dr. Martin Luther's geistliche Lieder nach den Originaltexten, herausgegeben und mit erklärenden Bemerkungen

verſehen von Wilhelm Schircks, Paſtor zu Rhoden bei Hornburg in der preußiſchen Provinz Sachſen. Halle, bei Julius Fricke, 1854, wird Vielen eine theure Gabe ſein.

Zur lehrreichen Unterhaltung habe ich gar Mancherlei warm zu empfehlen. Da hat uns ein lieber Freund, der Pfarrer Molenaar in Monsheim, drei Büchlein eines vortrefflichen Gottesmannes in Holland J. de Liefde ins Deutſche überſetzt, die ich gar hoch halte. Es ſind:

1) Der Schiffbrüchige aus dem fernen Lande. Erinnerungen aus dem Leben eines Studenten, von J. de Liefde. Stuttgart 1854, bei P. W. Quack.

2) Der Sträfling. Eine wahre Geſchichte. Nach eigenen, mündlichen Mittheilungen erzählt von J. de Liefde. Worms 1852, bei Daniel Schmidt.

3) Des Chriſten Einnahme und Ausgabe. Einige Seiten aus dem Tagebuche eines Geiſtlichen. Mitgetheilt von J. de Liefde. Stuttgart 1851, bei G. Rümelin.

Laſſet ſie Euch, liebe Leſer, beſonders warm empfohlen ſein! Nicht minder des lieben O. Glaubrecht's

Erzählungen aus dem Heſſenlande. Frankfurt a. M. bei Zimmer, und

Stadt- und Dorfgeſchichten aus alter und neuer Zeit, für Alt und Jung, erzählt von Louis Würdig. Leipzig bei Im. Traug. Wöller.

Gar luſtig und unterhaltend ſind die chronikartigen Geſchichten von Franz Trautmann, die bei Sauerländer in Frankfurt 1855 erſchienen ſind unter dem Titel: Die gute, alte Zeit. Münchener Geſchichten für Jung und Alt. Meine Leſer kennen den Mann ſchon aus ſeinem Herzog Chriſtoph und Eppelein von Gailingen.

Wer ſeinen lieben Kindern an frohen Winterabenden eine nützliche und unterhaltende Beſchäftigung machen will, der ſehe ſich dazu an: Fünfhundert Räthſelfragen aus der Geographie und Geſchichte, beſonders der europäiſchen Länder, für Eltern, Lehrer und Kinder bearbeitet von Carl Strack, Pfarrer zu Oberroßbach in der Wetterau. Leipzig, bei G. Mayer, 1853.

Zuletzt ein beſcheiden Wörtlein von mir ſelber. Ich habe wieder in einem Bande Erzählungen geſammelt, es iſt der elfte in der Reihe, die bei Sauerländer in

Frankfurt am Main zu haben sind, ebenso den dritten Band von

Des alten Schmiedjacob's Geschichten, bei demselben Verleger, 1854; und dann bei Kreidel und Niemer in Wiesbaden fünf kleine Bändchen Geschichten, und zwar:

1) Ein Ostindienfahrer. Eine Geschichte für die Jugend und das Volk.

2) Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus Sanct Domingo.

3) Von den zwei Savoyarden-Büblein.

4) Der Herr ist mein Schild; und endlich

5) Das Büchlein von dem Feldmarschall Blücher.

Zu lesen genug für ein ganzes Jahr und mehr! werdet ihr sagen. Freilich; aber man hat doch auch in einem Jahr manche Abendstunde in der Spinnstube, im Familienkreis und im einsamen Stüblein, da man einmal Etwas lesen will, das erfreut, und das ist auch wahr.

Seid Gott befohlen!

4. Verpfuſcht!

Eine Geſchichte.

Es iſt im Leben meiſt ein Segen, wenn man einen Blick zurückthut, ſagte der Schmiedjacob, ſei's nun in Bezug auf unſer eignes Herz oder Leben, oder auf die Begebenheit, die man durchlebt hat.

So bin ich heute an dem Hauſe vorbeigegangen, wo jetzt der Wagner Lauer wohnt, drunten im Unterviertel, an dem ſtattlichen Baue. Da iſt mir eine Erinnerung lebendig geworden, deren Wenige von Euch gedenken, vielleicht ſelbſt wiſſen Wenige davon. Was mich aber darauf geführt hat, iſt — die Kindtaufe, die heute der Lauer hält.

Die Kindtaufe? fragte lachend eine der Frauen.

Ja doch, ſagte der Schmiedjacob. Ich will's Euch erzählen. Als ich noch ein Kind war, wohnte in dem Hauſe der Peter Wormſer, ein Bauer, ſo gut und feſt gebacken wie einer im Reich. Er hatte ſeine ſechzig Morgen Acker, zwei prächtige Pferde, ein Paar Ochſen und einen Stall voll Kühe und Rinder, wie kein Anderer im Dorfe. Dabei hatte er Geld, baar und ausgeliehen, kurz, er war ein reicher Bauer und der Kamm war ihm mächtig gewachſen. Er bildete ſich ganz erſchrecklich viel ein, und wußte gar nicht, wie er gehen und tänzeln ſollte. Er war glücklich verheirathet, aber es fehlte ihm dennoch Eins — ein Kind.

Schon elf Jahre verheirathet, ohne Kinderſegen — da meinte er, nun ſei keine Hoffnung mehr.

Und ein Jahr ſpäter war Kindtaufe im Hauſe!

Da könnt ihr euch denken, daß das eine war, wie ſeit Menſchengedenken keine im Dorfe; — da floß der

Wein und die Weiber tranken Kaffe und aßen Kuchen, als ob ſie es auf Commando thun müßten.

Meine Mutter, Gott hab' ſie ſelig, war mit des Lauer's Frau verwandt; aber der liebe Gott allein wußte wie. Sie wurde auch eingeladen, und da es Sitte war,

daß man die Kinder mitbrachte, ſo war ich auch dabei und that auch mein Möglichſtes, dem Vetter von ſeinem

Kuchen zu helfen. Ihr wißt, man sagt im Sprüchwort: Kleine Kessel haben auch große Ohren. Ich war so ein kleiner Kessel mit großen Ohren und saß, nachdem ich mich ordentlich getroffen hatte, in der Ecke und horchte auf die Gespräche wie ein Hechelmacher.

Ich kann mir's noch vorstellen, wie wenn's heute gewesen wäre. In der langen Stube stand ein Tisch mitten durch. Obenan saß der Herr Pfarrer, ein dicker Herr, der ernst, aber mild und freundlich war. Er sprach nicht gern viel, aber was er sprach, das hatte Hand und Fuß und traf allemal den Nagel auf den Kopf. Neben ihm rechts saß der Path' und links die Goth, und neben dem Path' saß der Kindtaufsvater, der Wormser, der heute voll Lust und Herrlichkeit war, und den Wein fließen ließ. Bei so Kindtaufen gibt ein Wort das andere, und bald ist man vom Wetter, dem Preis der Früchte auf allen möglichen Dingen, wenn sie auch noch so seitwärts liegen. —

Wie ich denn so zuhöre, was die Leute sprachen, fing so recht in seinem Hoch- und Übermuthe der Wormser an: Ich muß euch, liebe Kindtaufsgäste, nun doch auch Etwas sagen, was ich vorgestern, als mir der liebe Gott den Buben schenkte, gelobt habe. Ich sagte zu meiner Frau, der muß mir studiren und ein Pfarrer werden.

Ach, du lieber Gott! riefen verwundert die Weiber, wo wollt Ihr hinaus!

Das ärgerte den Wormser, daß er anlief wie ein gesottener Krebs; denn er war entsetzlich ehrgeizig, und es wollte ihm vorkommen, als sagten sie: Ihr wollt höher fliegen, als Euch die Flügel gewachsen sind!

Nun, was ist denn das? rief er mit glühendem Kopf aus und stieß sein Glas auf den Tisch. Ich kann's manteniren, wenn's Einer hier kann! Euer Verwundern soll mich nicht kopfscheu machen. Was sich der Wormser einmal vorgenommen hat, das wird er auch fertig bringen!

Die Weiber schwiegen mäuschenstill. Die Männer sahen vor sich nieder und dachten ihr Bestes, mochten sich aber doch das Maul nicht verbrennen, und Path' und Goth lachten mit dem ganzen Gesicht, denn die hörten schon im Geiste den Herrn Pfarrer „Path' und Goth" sagen.

Der Pfarrer war ein frommer Mann, der vermeſſene Reden nicht hören konnte.

Er ſah den Kindtaufsvater ernſt an und ſagte in ſeiner ſanften Weiſe: Wenn ich ſo ein Wort höre, denke ich allemal an das heilige Wort des Apoſtels Jacobus, der uns räth, wenn wir Etwas uns vornehmen, allemal erſt frommen Sinnes zu ſagen: Wann Gott will und ich lebe, will ich morgen dies oder das thun, in dieſe oder jene Stadt gehen. Ich meine darum, mein lieber Wormſer, Ihr thätet wohl, bei dem, was Ihr da ausgeſprochen habet, zuzuſetzen: So Gott will und mein Kind und ich leben bleiben, von Anderm zu geſchweigen; denn unſer und unſerer Kinder Leben ſteht in Gottes Hand.

Der Wormſer hatte einen tüchtigen Reſpect vor dem ernſten und würdigen Pfarrer, und ſein Wort traf ihn juſtement recht auf die hochmüthige Naſe.

Er ſah unter ſich, aber man konnt's ihm anſehen, daß das, was ihm unter vier Augen gewiß eingegangen wäre, ihn hier, bei ſo Vielen, und nachdem ihn die Weiber ſchen ärgerlich gemacht hatten, krippte.

Nach einer Weile ſagte er: Das verſteht ſich aber von ſelbſt; denn wenn mein Fritzchen ſterben ſollte, hört das Studiren von ſelbſt auf.

Nicht ſo, ſagte der Pfarrer: Wir ſollen Alles nur mit dem Gedanken thun, den Ihr ausſprecht, wenn Ihr Euer Zugvieh antreibt, nämlich mit dem: „Gott walt's!" Und Etwas, was ſo weit hinausſchaut, ſollen wir vor Allem unter Gottes Willen ſtellen und nie des ſchönen Sprüchleins vergeſſen:

„An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen."

Der Wormſer behielt ſeinen rothen Kopf; aber er konnte darauf Nichts entgegnen, denn es fühlte ein Jeder, wie richtig das war.

Zugegeben, ſagte endlich der Wormſer, nachdem eine Windſtille eingetreten war, daß man gut hätte Haſer ſäen können. Was habt Ihr denn damit gemeint, Herr Pfarrer, daß Ihr ſagtet: „Von Anderm zu geſchweigen?" Sind denn die Koſten ſo gar unerſchwinglich, wenn Einer ſtudiren will? Es hat doch mancher Mann ſchon ſeinen

Sohn ſtudiren laſſen, der auch keinen Malterſack voll Carolinen im Kämmerlein ſtehen hatte! —

Damit hat er geglaubt, dem Pfarrer eine aufs linke Ohr zu geben; denn des Pfarrers Vater war ein braver, aber armer Lehrer geweſen, der ſieben Kinder hatte.

Der Pfarrer merkte, wie viel Uhr es geſchlagen hatte; aber er war ein offener Mann, der ſich nicht, wie ſo mancher Eſel heutzutage, ſeiner Armuth und ſeines Herkommens ſchämte.

Daran hab' ich nicht gedacht, ſagte er, obgleich denn das doch tüchtig in die Wagſchale fällt. Ihr habt vollkommen Recht, lieber Wormſer, daß ſchon mancher arme Schelm ſtudirt hat, und ich bin ein redend Exempel davon. Ich will Euch einmal ſagen, wie ich mich durch die Welt ſchlug. Ihr wißt Alle, mein Vater war ein armer Mann, und hatte viele Kinder und ein geringes Gehalt. Dies Gehalt reichte kaum für die große Haushaltung hin. Er wollte mich auch gar nicht ſtudiren laſſen, aber mein Herz hing daran, einmal meines Herrn und Heilandes Evangelium zu verkündigen. Er hat mich viel tauſendmal abgemahnt; aber ich lernte für mich und mit Anleitung unſeres alten, ehrwürdigen Pfarrers raſtlos fort, weil ich den Glauben hatte, Gott werde mir eine Thüre aufthun, wenn die Zeit und Stunde käme, wo es nöthig wäre, und mein Gebet gnädiglich erhören.

Und die hat er mir denn auch in Gnaden aufgethan. Einmal kam nämlich der Herr Inſpecter aus der Stadt, wo die lateiniſche Schule war, auf die ich mußte, wenn ich voran kommen ſollte, und beſuchte unſeren Pfarrer. Der ſagte ihm, daß ich ſo fleißig und lernbegierig wäre und auch, wie es daheim bei den Eltern ausſähe. Das verurſachte, daß dieſer ehrwürdige Mann mich vornahm, examinirte und mich tüchtig ins Gebet nahm. Als es fertig war, klopfte er mir auf die Schulter und ſagte: Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt.

Mittags ließ er meinen Vater rufen und ſprach lange mit ihm.

Ich ſaß daheim wie auf glühenden Kohlen. Endlich kam er und ſein Geſicht ſtrahlte von Freude. Mutter, rief er, als er in die Stube trat, denke dir, wie uns Gott

ſegnet! Der Carl geht ſchon den nächſten Montag in die Stadt. Der Herr Inſpector nimmt ihn in ſein Haus. Es koſtet uns Nichts, und er geht in die Schule bei dem Rector. Das war eine große Freude für Mutter und Geſchwiſter, aber eine noch größere für mich. Nun wurde genäht, geſtickt, gewaſchen und geſtrickt und, richtig, am Montag ging ich in die Stadt. In dem Hauſe des Herrn Inſpectors hatte ich es ſehr gut. Er hatte keine Kinder, und ich war wie das leibliche Kind gehalten. Sechs Jahre blieb ich dort und lernte fleißig, und am Ende des ſechsten Jahres hieß es: Er muß auf die Univerſität.

Da fiel mir und meinen Eltern das Herz in die Schuhe! Aber der Herr Inſpector ſagte: Seid gutes Muthes. Der alte Gott in Iſrael lebt noch. Dem vertrauet! —

Er kleidete mich und ich ging ab. Wenig Geld hatte ich, ſehr wenig; aber einen Sack voll Briefe, die er mir geſchrieben hatte. Die gab ich in der Univerſitätsſtadt ab an die, an welche ſie gerichtet waren, und überall wurde ich mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Die Herren fragten mich gleich, ob ich ihren Kindern Unterricht geben wolle? Der wird in ſolchen Städten ganz erſtaunlich gut bezahlt. Ich ſagte zu und, daß ich es kurz ſage, ich verdiente mir nicht nur meinen anſtändigen Lebensunterhalt und meine anſtändige Kleidung, konnte mir viel gute, theuere und ſchöne Bücher kaufen, ſondern auch meine lieben Eltern und Geſchwiſter unterſtützen.

So hat der Herr mir geholfen, und da liegt auch der Beweis klar, daß es das Geld allein nicht iſt, was ich meinte, ſondern Anderes. Wollet mich einmal anhören! Ich meine, zu jedem wichtigen Berufe gehöre auch ein entſprechender innerer Beruf. Das heißt, man muß einerſeits dazu geeigenſchaftet ſein, und andererſeits eine angeborene, von Gott gegebene Liebe dazu haben. Ohne das gibt's eitel Unheil, Pfuſcherei und Verderben. Wenn Ihr nun, mein lieber Wormſer, in der Wickel Euer Kind ſchon einem Berufe beſtimmt, da Ihr doch ſo eigentlich gar noch nicht ſagen könnt, ob der Knabe die nöthigen Eigenſchaften dazu hat und ob ihm der liebe Gott auch den anderen Beruf dazu in die Seele gelegt hat, ſo kommt mir's doch recht vermeſſen vor, zu ſagen: Ich hab' mich feſt entſchloſſen, mein Kind muß Pfarrer werden; ja es will mir faſt ſcheinen, als ſei es frevelhaft, wenn Ihr nicht aus gläubiger Seele zuſetzet: So Gott will und wir leben.

Der Wormſer ſah betroffen unter ſich wie ein Hühnerdieb, der ertappt iſt. Er wurde bleich; doch wußte ich nicht zu erkennen, ob's vor Zorn oder Beſchämung war, und ich dachte: Was wird er denn auf das Wort des Pfarrers antworten?

Er ſchwieg eine Weile und ſagte dann, gleich als wolle er abſichtlich das Wort des Pfarrers mißdeuten: Man meint doch aber auch, es müſſe Einer mit den Gaben vom Himmel gefallen ſein, der Pfarrer werden wolle! Sein Geſicht verzog ſich zornig und ſpöttiſch dabei und ſeine Stimme zitterte ordentlich.

Mein Gott, ſagte der Pfarrer, Ihr wollt mich nicht verſtehen, lieber Wormſer. Das hab' ich ja nicht geſagt; aber wenn Ihr's ſo nehmet, ſo will ich Euch nicht verhehlen, daß ganz erſtaunlich viel gelernt ſein will, ehe man zu dem Amte fähig ſein ſoll. Und ſelbſt von dieſer Seite muß ich auf mein voriges Urtheil zurückkommen, daß eine ſolche Beſtimmung, falls ſie wirklich ein Gelöbniß und unabänderlich ſein ſoll, vermeſſen iſt; denn wo habt Ihr die Bürgſchaft, daß Euer Kind ein offener Kopf und ein frommes Gemüth ſein wird? Ihr, lieber Wormſer, ſeid ein ſehr verſtändiger Mann und kirchlich geſinnt.

Damit iſt's aber allein noch nicht gethan, und wie weit das Sprüchwort unumſtößlich für wahr kann gehalten werden: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," wiſſen wir recht gut. Ich meines Orts habe wenigſtens vielfach gefunden, daß er weit davon wegfiel. Iſt Eure Erfahrung eine andere, ſo ſoll's mir ſchon recht ſein.

So viel war klar, der Wormſer ließ, wie man zu ſagen pflegt, das Maul hängen und die Freude war geſtört. Der Pfarrer wollte aber dem Kindtaufvater mit ſeinem wohlgemeinten Worte nicht im Entfernteſten wehe thun, und da er ſah, daß es ihn verſchnippte, mochte er denken, er habe ſeiner Pflicht genug gethan, und führte das Geſpräch auf andere Wege, wo es dann bald wieder die Art und Weiſe gemüthlicher Unterhaltung annahm, und erſt, als er ſah, daß dies geſchehen, entfernte er ſich.

Kaum trat Wormſer von der Begleitung des Pfarrers wieder in die Stube, als ſich ſein Zorn Luft machte. Er ſchlug auf den Tiſch und rief: Da ſeh' 'mal Einer den Hochmuth! Meint man nicht, die Pfarrer ſeien alle als Hexenmeiſter vom Himmel gefallen? Iſt es nicht, als hätten ſie allein den Verſtand gepachtet? Aber merkt's

nur, er will nicht, daß eines Bauern Sohn im Chorrock auf der Kanzel stehe! Nur die Pfarrersbuben sollen wieder Pfarrer werden. Wart' ein Weilchen! So wahr ich Wormser heiße: Mein Kind muß Pfarrer werden! —

Natürlich stimmten die Gevatterleute und auch die Mehrzahl der übrigen Kindtaufgäste zu, obwohl viele von dem überzeugt waren, was der Pfarrer gesagt. Nur die Bessern unter ihnen schwiegen still. Es wurde auf den Pfarrer in der Wickel angestoßen und getrunken, und das so oft und so gründlich, daß bald die Köpfe benebelt waren, worauf dann der redliche Pfarrer durch die Hechel gezogen wurde, wie gebrochener und geschwungener Hanf oder Flachs. Jeder wußte Etwas gegen ihn, und das dauerte noch fort, als meine Mutter mit mir heimging.

Daheim erzählte sie es meinem Vater. Der sagte: So geht's! „Ein gut gemeint Wort, findet selten einen guten Ort," wenn es gegen das Köpfchen geht, das sich Etwas in seinem Hochmuthe vorgesetzt hat. Er schüttelte den Kopf und sagte: Es ist eben noch nicht aller Tage Abend da! —

Durch des Pfarrers Äußerung wurde der Wormser so fest in seinem Plane, wie Stahl und Eisen, und da er, wie es hochmüthige Leute machen, gar gerne davon sprach, weil er einerseits seinen unabweisbaren, festen Sinn darthun, andererseits dadurch auf seinen Reichthum hinweisen wollte, so wußte alle Welt, was der Bub werden sollte, und er faßte und behielt den Namen: „Das Pärrchen!" — Unter dem Namen ist er euch Allen wohl noch genannt worden; denn es weiß fast jeder Alte im Dorfe noch ein Stücklein von ihm, wenn's auch eben nicht wohl lautet. Gewiß! Gewiß! sagten die älteren Glieder der Spinnstubengesellschaft; denn dem Einen hatte sein Vater, dem Andern seine Mutter von ihm erzählt.

Über die erste Jugend des „Pärrchen" kann ich weggehen, sprach der Schmiedjacob. Sie war eben so, wie es bei einem einzigen Prinzchen zu sein pflegt. Verzog er einmal die Mienen, so war gleich ganz Holland in Noth. Die Amme lief wie toll in die Stadt in die Apotheke und holte ein Fläschchen auf das andere; das Kind wurde geputzt wie ein Pfau und zur Schau getragen, und zu

allen Leuten ſagte die Mutter und der Vater: Guckt nur einmal, wie extrageſcheidt das Knörzchen aus ſeinen ſchelmiſchen Augen guckt! Man ſieht's ihm an, daß er einen mächtig guten Kopf kriegt! Schrie der Bub wie ein Buchmarder und fuhr mit den Armen herum, ſo ſagte der Wormſer: Der kriegt einmal eine Stimme — anders, wie unſerer! Und damit meinte er den Pfarrer, auf den er ſeit der Kindtaufe einen Pick hatte. Guck nur einmal, Mutter, ſagte er, der Bub vagirt ſchon mit den Armen, als ob er auf der Kanzel ſtünde! Man ſieht doch recht, daß der zum Pfarrer geboren iſt!

Die Mutter lächelte wie eine Selige dazu. Und damals war das Kind noch in der Wickel!

Item, das folgende Jahr war wieder Kindtaufe in Wormſer's, und dann noch einmal. Hatten ſie auch gewiß die anderen Kinder lieb, ſo blieb doch der Bub die Krone und der Inbegriff aller Vollkommenheiten, die nur ein Kind an ſich haben kann und auch nicht; denn was fehlte, das ſahen die Eltern dazu.

Niemand im Hauſe ſah mißvergnügt zu dem Treiben der Affenliebe, als des Wormſer's alter Vater. Der war ein ruhiger, verſtändiger Mann, der mit dem Allem mißvergnügt war. Er hatte bei der Kindtaufe dem Pfarrer vollkommen Recht geben müſſen; aber er mußte ſchweigen, denn er hatte an ſeinem Söhnchen nicht gethan, was der alte Weiſe im alten Teſtamente ſagt: er hatte die Ruthe geſchont und das Bäumchen nicht gebeugt, da es noch biegſam war. So war ihm der Sohn über den Kopf gewachſen, und da er vollends die Unklugheit begangen, das Sprüchwort nicht zu beachten: Thue dich nicht aus, ehe du ſchlafen gehſt; das heißt: da er alle ſeine Habe dem Sohne übergeben hatte, ohne ſich durch den nöthigen Aufenthalt eine ſelbſtändige Stellung zu ſichern, ſo hing er nun von dem hochfahrenden Sohne ab, und mußte Fünf grad ſein laſſen und zu Allem ſchweigen, damit er nicht ſcheel angeſehen wurde oder gar noch eine derbe Zurechtweiſung von dem allein weiſen Sohn empfing. —

Wenn der Unverſtand das Regiment führt, hilft verſtändiges Reden nichts. Es iſt Waſſer in den Rhein getragen. Der alte Mann hatte ſich einmal das Maul verbrannt, und die Wahrheit des Sprüchwort's: „Ein verbranntes Kind ſcheut das Feuer," bewährte ſich auch an ihm.

Das Bübchen war einmal ein Engel, daran biß keine Maus einen Faden ab. Zwar nahm er ſich vor, im Stillen ſeine Pflicht zu thun, um dem Strome elterlicher Thorheit, ſoviel an ihm wäre, einen Damm entgegen zu ſetzen, aber das „Pärrchen" wußte bald, daß es zog, wenn es dem Vater ſagte: der Großvater hat mich gezankt! oder: x hat mir auf die Finger geklopft — oder dergleichen, da war der Wormſer ſo verblendet, daß er es dem alten Vater vor dem Buben verwies. —

Prächtige Zucht! Wer Wind ſäet, erntet Sturm! ſagt das Sprüchwort, und der Wormſer ſäete ſchon Sturm ſtatt Wind! —

Wenn das „Pärrchen" unnütz war, und ſein Mäntchen laufen ließ, ſo war's Witz; wenn's die Fenſter einwarf, ſo war's feſter Wille; wenn's einen Kopf wies, wie Stahl und Eiſen, ſo war's angeborne Männlichkeit;

wenn's den Geschwistern übers Maul fuhr, oder dem Großvater oder den Eltern selbst, so war's Klugheit und Verstand. So wurde der Strick mit fleißiger Hand gedreht und die Zuchtruthe gebunden.

Als der Bub in die Schule kam, und der Lehrer ihn in die Zucht nahm, und so zu Zeiten einmal übers Knie wickelte, wenn der Bub nichts lernte, weil es ihm an Eifer, Fleiß und auch wirklich an den Gaben fehlte, so mußte das der Lehrer sagen und thun, weil es ihm der feindselige Pfarrer so befohlen hatte, der ja einmal seit der Kindtaufe dagegen war, daß der Bub sollte ein Pfarrer werden.

Ging's mit rechten Dingen zu, und wär' nicht Parteilichkeit im Spiele, so müßte mein Bub der Oberste in der Schule sein, sagte Wormser; aber da sieht man's, wie sie's machen! Der Eine will nicht, und der Andere darf nicht! — Aber, rief er aus, und wenn sie sich auf die Hinterfüße stellen und sich bäumen, er wird doch ein Pfarrer, so wahr ich Wormser heiße!

Der Großvater, dem die Kinder ihre Aufgabe jeden Tag hersagen mußten, wie wir's da vornen auf dem schönen Bildchen sehen, schüttelte traurig den schneeweißen Kopf. Das wird schlimme Geschichten geben, sagte er stille vor sich hin; der Bub könnte ein wackerer Bauer werden, wenn er besser erzogen würde, aber zum Pfarrer ist er zu dumm und, Gott weiß, zu schlecht gezogen. Mein Sohn wird's lernen, wohin er's bringt. Gottlob, daß ich das traurige Ende von dem Liede nicht zu erleben brauche! Und das war auch wirklich so, denn der alte, brave, fromme Mann starb in dem Jahre, in welchem das Fritzchen auf die lateinische Schule in die Stadt kam. Jetzt ging der Wormser noch einmal so tänzelig über die Gasse und meinte, alle Berge seien nun schon überstiegen. Er hatte den Buben in ein Bürgerhaus, in das eines Bäckers, eingemiethet. Es waren schon brave Leute, aber sie hatten drei Bäckerburschen, das waren grundliederliche Gesellen, von denen das Fritzchen Dinge hörte, die vor eines Knaben Ohr nicht kommen sollten; aber sie gefielen ihm besser als die guten Lehren seiner Lehrer.

Der Wormser gab ihm auch Geld in die Hand.

Dafür ließen die Bäckerburſche Wein und Zucker holen, und er trank mit ihnen ſüßen Wein, wie's Oben ſteht, und kein Menſch ahnte davon etwas, weil ſie's heimlich trieben.

Ein Jahr war Fritzchen auf der Schule, da ließ der Rector den alten Wormſer kommen, und ſagte ihm rund heraus, ſein Bub ſei dumm und faul. Dumm und fleißig, das ginge noch; aber dumm und faul, das ſei doch zu viel für die Geduld der Lehrer und die Zukunft des Schülers; er rathe ihm, den Jungen heimzunehmen und in ſeinem Ackerbaue anzuführen, daß er ein tüchtiger Bauer werde; für einen anderen Beruf ſei Hopfen und Malz verloren.

Hier widerbellen, wie er Luſt getragen, das ging nicht, denn der Rector war ein ſtämmiger Mann, und die Buben ſagten, die Hände ſeien ihm nicht recht an den Leib gewachſen. Er ſchwieg alſo ſtill und ging; aber das wußte er ja, von wannen das kam. Der Rector war ja ein guter Freund des Pfarrers und kam oft zu ihm. Brauchte man da noch zu fragen, woher der Wind blies? — Statt das redliche Wort des Mannes zu prüfen, ſchimpfte er auf die gelehrte Zunft und ſann nach, wie er es machen ſolle, ihnen dennoch eine Naſe zu drehen. Der arme Pfarrer mußte wieder an Allem ſchuld und der Sündenbock ſein, der alle Schuld zu tragen hatte, und wußte doch vor Gott nichts von der Geſchichte, und war doch auch wahrlich nicht die Urſache, daß Wormſer's Fritz ein Eſelskopf war!

Und er muß Pfarrer werden! ſagte der Wormſer im wüthenden Zorn und klopfte auf den Schenkel, daß es an der Lederbuchs klatſchte.

Einem reichen Bauer fehlt's an Rathgebern nicht. Er findet in jedem Wirthshaus ein Dutzend, das mit ihm trinkt, wenn er bezahlt. So ging's dem Wormſer auch, und bald war er im Reinen; denn Einer, ſo ein langfingeriger Winkeladvocat oder Ferkelſtecher, der ſich gut aufs Aderlaſſen am Bauernſäckel verſtand, rieth ihm, das Fritzchen nach einer etwa zehn Stunden weit entfernten

Start zu thun, wo ſie's ſo genau nicht nähmen, wie hier zu Lande, und wo Einer gleich gegen hier zu Lande um zwei Klaſſen hinaufrücke.

Der ſchlitzöhrige Ferkelſtecher wußte Beſcheid. Es war wirklich ſo. In dem Lande, worin wir wohnen, nimmt man's haarſcharf, wie ich höre, und will eben tüchtige Leute haben; aber dort drüben kommt's ſo genau nicht darauf an. Alſo war mein Wormſer kurz aufgebunden, packte, als die Schule zu Ende war, ſeinen Buben auf den Leiterwagen, ſpannte ſeine Füchſe davor und rollte von dannen über die Grenze und ſo weiter, bis er in der Start ankam, wo man's nicht ſo genau nahm.

Da kam wirklich Fritz um eine Klaſſe höher hinauf, und der Wormſer jubilirte, daß er ſeinen Fritz einmal aus den Klauen der Schulmeiſter heraus habe, auf die der Neidhack, der Pfarrer, wie er meinte, Einfluß habe.

Die Schule, wo Fritz hinkam, war erſtaunlich ſtark beſucht; der Director war ein alter, abgelebter Mann; die Aufſicht ſchlecht — kurz, die Buben trieben arge Teufeleien und kein Hahn krähte darnach. Wormſer kratzte ſich als einmal hinter dem Ohre, wenn es Geld über Geld koſtete, und dachte manchmal an des Pfarrers Wort, daß

das Geld auch tüchtig in die Wagschale falle; aber er schwieg doch, um nicht eine Blöße zu geben.

Endlich war denn die Zeit da, wo Fritzchen die Universität besuchen sollte, wozu er's mit Ach und Krach gebracht. Wormser meinte, er solle es auch machen wie der Pfarrer, und durch Unterricht sich soviel verdienen, was er brauche. Das wies aber stolz der Sohn zurück und sagte: Das sei seine Sache nicht. Die seien so die „Leimsieder," die sich so durchdrückten durch die Welt; man verachte sie; überdies komme nichts heraus; denn was man auf der Einen Seite gewinne, das verliere man auf der Andern. Die Zeit, welche man auf das Unterrichten fremder Kinder verwende, müsse man ja doch dem Studium entziehen, und so müsse man um so länger draußen bleiben und der Vater erlebe dann am Ende die Zeit nicht, daß sein Sohn auf die Kanzel steige, wornach doch sein Herz verlange, wie der Hirsch dürstet nach der Quelle.

Mit Erstaunen hörte Wormser diese weise Rede seines Herrn Sohnes an (denn anders redete er nicht von ihm). Mein vieles Geld ist doch gut angewendet, sagte er mit innerer Lust und Freude, schwieg still, und zahlte.

Auf der Schule stand das liebe Fritzchen doch noch unter der, wenn auch noch so lahmen, Schulzucht. Er trieb dort das Trinken und Karten heimlich, und sie hatten so ihr Klübbchen, wo sie solche Aufgaben lösten, für die in der Schule keine Stunde angesetzt war, und da die Herren Lehrer eben nur für die Schule da waren, so kümmerte sich auch Keiner um das, was die Schüler außer der Schule trieben, es müßte denn sein, daß sie darüber gestolpert wären, oder daß die Flamme zum Dache hinaus geschlagen wäre.

Fritz war in solchen Dingen pfiffig; den kriegten sie nicht; auch nicht darin, daß er häufig seine Aufgaben abschrieb, wofür er einem anderen Mitschüler Geld gab.

Kurzum er wurde Student, und jetzt waren alle Zügel los. Lernen? Bah! sagte Fritz, dazu ist's noch lange Zeit. Er war alle Abend toll und voll. Er ritt und fuhr spazieren, wenn's ihm gefiel; er kleidete sich wie ein Prinz; aß im besten Gasthof und trieb's wie ein

Junkerchen oder dergleichen. Wermſer mußte Geld über Geld ſchicken. Es kamen Wechſel über Wechſel, und bald fingen ihm die Haare auf dem Kopfe zu wackeln an. Er ſah doch, daß der Pfarrer recht gehabt hatte.

Sein baares und ausgeliehenes Geld war rein fort, und er mußte Schulden in der Stille machen, weil er doch ſein Gut nicht veräußern durfte. Er ſchrieb dem Fritz Briefe alles Ernſtes voll, aber der antwortete ſo fein; wies nach, daß er ſehr ſparſam lebe, ſich viele Bücher kaufe, die er doch einmal haben müſſe — kurz, Wermſer ſah, daß es ſeines lieben Fritz Schuld nicht war, daß er ſo ein Heidengeld brauchte.

Es wird ja nach drei Jahren ein Ende nehmen! ſagte er. So will ich's verſchmerzen und ſtill abthun. Die Freude iſt auch deſto größer nachher.

Sie kam denn auch endlich, die Zeit, wo Fritz heimkam; und der trat auf wie ein Graf!

Himmel und Erde, war das ein feiner Menſch!

Er ging endlich ins Examen, aber — er fiel durch.

Was heißt denn das? fragte das Kathrinchen.

Nun, Kind, es heißt ſo viel als: er wußte Nichts; hatte Nichts gelernt, war ein Eſel, und ſie konnten ihn nicht brauchen. —

Er wollte nun tüchtig arbeiten, aber das Sitzfleiſch fehlte. Er ging zum zweiten Mal ins Examen, und es ging ihm ebenſo. Da ſagten ihm die Herren, er ſolle den Gedanken, Pfarrer zu werden, an den Nagel hängen und ein anderes Geſchäft wählen.

Wermſer war tief gebeugt. Allmählich aber fand ſeines Sohnes Verſtellung Eingang bei ihm: Es ſei bloße, purinzige Feindſchaft, weil man den Bauernſohn nicht wolle zu Etwas kommen laſſen.

Aha, ſagte er, es iſt doch, wie ich's immer geſagt.

Art läßt nicht von Art, und ein Wolf frißt den andern nicht! Was iſt aber zu machen? — Geh' in das Land, wo ſie's mit der Schule nicht genau nehmen. Da geht's vielleicht; allein das ging wieder nicht. Fritz lag derweile gemüthlich auf der Bärenhaut, und aß und trank, rauchte und ſpielte im Wirthshauſe mit den Bauern und gewann ihnen, weil er das „Mauſcheln“ verſtand, das Geld ab.

Eine Weile ging's; aber endlich ſagte ihm ſein Vater: Hör' 'mal, Fritz, du haſt mich ein Heidengeld gekoſtet, und liegſt mir nun noch fort und fort auf dem Pelz. Das geht nicht. So die Füße unter des Vaters Tiſch ſtrecken, geht wohl, ſo lange man ſein eigen Brod nicht verdienen kann. Du kannſt's, nun mach' der Sach' ein Ende!

Fritz merkte, daß da ſein Vater auf eine unangenehme Schleuder kam. Er faßte aber den Entſchluß, in der Stadt ſo eine Ferkelſtecherei anzufangen. Er zog dahin und that's. Es ging auch, und er verdiente ſchönes Geld; allein was hilft's, wenn man zwei Gulden verdient und vier braucht? —

Aus dem Wirthshauſe kam er nicht mehr heraus. Er äße darin und müßte auch mit den Bürgern und

Bauern darin häufig verkehren, ſagte er zu ſeinem Vater, wenn der ihm Vorſtellungen machte. Item, er brauchte mehr, als er verdiente, und machte Schulden wie ein Edelmann. Die Leute in der Stadt borgten dem Bruder Liederlich, weil er einen reichen Vater hatte. Indeſſen verheirathete Wormſer ſeine zwei Töchter und ſteuerte ſie aus, und das Gut wurde klein. Jetzt ging's auch mit der Ferkelſtecherei nicht mehr, weil Fritz das Vertrauen verloren hatte. Das Geld fehlte und der Durſt blieb. Da ſtieg er eine Staffel herunter und ging aus dem großen Wirthshaus in eine Schnapskneipe und trank Schnapps. —

Da fing es denen, die ihm Geld geliehen, oder bei denen er in der Kreide ſtand, als da waren Wirthe, Schneider, Schuſter, Pferdeverleiher und Hauderer, mit deren Wagen er gefahren, an, bange zu werden. Sie gingen an ihn; dann an den alten Wormſer hier und — der alte Großvater konnte wohl froh ſein, daß er das Ende vom Liede nicht erlebt hatte! Dem Wormſer wurde Haus und Gut verſteigert, und er zog, kahl wie eine junge Ratte, zu einem ſeiner Tochtermänner, nachdem ſeine Frau vor Herzeleid geſtorben war. Auch er ſtarb nicht lange nachher, ließ aber vor ſeinem Ende den alten Pfarrer zu ſich rufen und that ihm Abbitte, indem er eingeſehen, wie richtig ſein Urtheil geweſen.

Großer Gott, ſagte der Gevatter, es iſt doch eine betrübte Geſchichte! Aber es iſt ſo, wie der Schmierjacob erzählt. Ich hab's mit erlebt. Ja, er iſt noch nicht am Ende!

Leider nein! ſprach der Schmierjacob.

Der Fritz war nun am Bettelſtab; denn Niemand borgte ihm, und ſeinen Verſtand hatte der Branntwein mitgenommen. Da nun in der Stadt ein Fruchtmarkt

war, ſo wurde er Makler. Er hielt ſich am Thor auf, und wenn ein Bauer einen Wagen voll zu Markt brachte, ſo half er ihn ihm verkaufen. Da fiel ein Gröſchlein hier und eins da ab — für — Branntwein. Er wohnte in einem elenden Kämmerlein und lag auf Streh; denn ſeine beiden Schwäger hatten ins Blättchen ſetzen laſſen, ſie bezahlten Nichts für ihn und zögen die Hand von ihm ab.

Nach nicht geraumer Zeit reichte auch das nicht mehr aus. Er führte fremde Leute in der Stadt, wenn ſie keinen Beſcheid wußten; hielt ſich im Poſthof auf, um Etwas durch Tragen zu verdienen, zuletzt bettelte er ſein Brot vor den Thüren, oder vielmehr ſeinen Schnapps; denn er vertrank jeden Kreuzer, taumelte trunken in den Straßen umher, und war der roben Gaſſenbuben Spott.

Eines Tags war ich, damals noch ein junger Mann, in der Stadt, da gab's einen Auflauf. Als ich fragte, was zu thun ſei, ſagten ſie: ſie hätten eben den Fritz Wormſer in einer Goſſe, todt im Waſſer liegend, gefunden. Er ſei wieder beſoffen geweſen, ſei hineingefallen, und da habe ihn der Schlag gerührt. —

Es war todtſtille in der Spinnſtube geworden. Der alte Schmiedjacob aber ſagte: Schreibt's euch in die Seele: „Man ſoll Gott nicht vorgreifen!“ —

5. Der Lohn des Redlichen.

Ehrlich währt am längſten! Wenn ich Euch, ſagte wieder einmal Abends der Schmiedjacob über dies Sprüchlein, auch noch ſo viel ſagte, es würde doch von einer Geſchichte aufgewogen, die ich kürzlich irgendwo geleſen und mir gemerkt habe. Ich will ſie Euch erzählen. Da ſie aber in England paſſirt iſt, ſo muß ich Euch erſt mit einer Einrichtung bekannt machen, die dort häufig beſteht. In England gibt es viele ſehr reiche adelige Herren, die einen außerordentlich reichen Grundbeſitz, das heißt, viele und große Güter und Ländereien haben. Da ſie ſie nicht ſelbſt bewirthſchaften, ſo geben ſie ſie wackern Bauersleuten in

Pacht. Zu dem Gute gehören denn auch Höfe, Häuser mit Scheuern und Stallungen, die mit zum Pachte gehören. Ist so ein Pächter ein ehrlicher, pflichttreuer Mann, so kann er, Kinder und Kindeskinder im Pachte bleiben, und diese englischen Pächter sind wohlbehaltene Leute, obgleich sie keine Handbreit Grund und Boden als Eigenthum besitzen.

Da lebte denn in der Grafschaft Yorkshire in England auf einem kleinen Pachthof ein junger Mann, Namens Thomas Bird, mit seiner jungen Frau, und die Kindtaufe war nicht ferne, als die Jagdzeit kam.

Tom, wie man in England den Namen abkürzt, hatte zum ersten Male sein neues Pachtland mit Weizen eingesäet, und der Stand dieser Saat war so herrlich, daß sein Herz in der Brust vor Freude hüpfte; denn, kam er sicher unter Dach und Fach, so reichte der Ertrag allein hin, seinen Pachtzins zu bezahlen, und alle anderen Früchte waren sein freies Eigenthum. Das berichtete er eines Abends seiner lieben Frau, als er vom Felde kam, wo eben der erste Schnee die Saat ein wenig deckte, und ihre Herzen waren voll Dankes gegen Gott für einen so glücklichen Anfang ihrer Wirthschaft.

An das Gut, dessen Pächter Tom geworden war, grenzte eine Besitzung des Grafen Fiz-William, eines jungen, sehr reichen Herrn, der ein leidenschaftlicher Jäger war.

Ihr wißt schon, die Jagd ist eine Leidenschaft, die den Menschen ganz beherrscht, und ihn Essen und Trinken, ja oft selbst das Unrecht übersehen läßt, welches durch ihre Ausübung Anderen bereitet wird.

Der Graf Fiz-William war so ein toller Jäger und hatte, da der erste Spurschnee gefallen war, eine Gesellschaft von dreißig Personen zur Jagd geladen. In England werden diese Treibjagden alle zu Pferde gehalten, und die reichen Herren bringen ihre gleichfalls berittenen Jäger und Bedienten mit, sammt ganzer Koppeln von Hunden.

Ohne weiter zu fragen, wo er sich befände, ließ Graf Fiz-William die Jagdgesellschaft, die, außer den Führern der Hunde, aus siebzig Berittenen bestand, auf dem Weizenfelde Tom's sich versammeln. Da tummelten sie ihre Pferde, bis endlich Alle da waren.

Tom, der den Tumult, das Blasen der Hörner hörte, trat aus seinem Haus, und sah zu seinem Entsetzen, wie der benachbarte Gutsherr seine Weizensaat in die Erde treten ließ und seine Hoffnung vernichtete, die seine Seele so freudig erheben hatte.

Bleich vor Schrecken und Unwillen, trat er zu dem Grafen und sagte ihm ruhig und anständig, aber dennoch das Gefühl des ihm zugefügten Unrechts aussprechend, wie er auf *seinem* Pachtgute sei und die Hoffnung seines Fleißes vernichte.

Der Graf erschrak und sagte, das sei nicht absichtlich geschehen. Er wolle den Schaden ganz und gerne ersetzen; er solle die Summe nennen.

Tom gerieth hierdurch in Verlegenheit, weil er noch nicht Erfahrung genug besaß, seinen Schaden zu berechnen. In dieser Verlegenheit kam es sowohl dem Grafen, als Tom sehr erwünscht, daß in demselben Augenblick ein anderer Pachter, ein bejahrter Mann, vorüber ging.

Ist es dir recht, wenn der den Schaden abschätzt? fragte der Graf.

Als Tom dies bejahte, wurde der Pächter herbeigerufen und ihm der Antrag gestellt, den er willig übernahm. Er ging nun über das Weizenfeld hin, betrachtete es genau und erklärte dann, der Schaden sei wenigstens fünfzig Pfund Sterling, oder etwa unseres Geldes sechshundert Gulden.

Ohne ein Wort zu verlieren, zahlte der Graf sogleich die fünfzig Pfund an Tom und, da mittlerweile das Jagdgefolge versammelt war, ritt er mit seinen Begleitern davon und sah nicht mehr um. —

Tom erschrak, als er das Geld in der Hand hielt, und sagte zu dem alten Pächter: Ihr habt den Schaden offenbar zu hoch angeschlagen! Es ist zu viel!

Der Pächter lachte: Hättest du nicht Lust, es zurückzugeben und den Schaden stille zu tragen? Der Graf kann's bezahlen, und du kannst's brauchen. Sei kein Esel, Tom! Vor Gericht wäre er noch schlimmer weggekommen; denn er hätte auch noch Strafe leiden müssen. Er grüßte Tom und ging seines Weges.

Tom brachte das Geld heim, aber es ließ einen

Dorn in seiner ehrlichen Seele, weil er immer meinte, es sei zu viel. Indessen brauchte er das Geld recht nöthig; denn bald erfreute ihn seine liebe Frau mit einem Sohn, und da gab's denn mancherlei Ausgaben, die vorher nicht zu berechnen gewesen waren.

Der Winter ging herum. Der Schnee hatte seine wärmende, flockige Decke über das Feld gelegt, und als der Frühling kam mit warmem Regen und belebendem Sonnenschein, da erholte sich Tom's Weizenfelt über alles Erwarten, und der Sommer brachte ihm eine reiche, seine Hoffnungen noch weit übersteigende Ernte. Er bezahlte seinen Pachtzins aus dem Erlöse des Weizens, und es gab in ganz England kein glücklicheres Paar, als Tom und seine Frau.

So kam der Herbst und Graf Fitz-William traf wieder auf seinem Schloß ein, um die Freuden der Jagd zu genießen. Schon am andern Morgen meldete sein Diener den Pächter Tom Bird.

Der Graf hatte längst die Geschichte vergessen, und kannte daher den Namen nicht.

Er ließ den Mann aber doch hereinkommen. Als er ihn erblickte, erkannte er ihn sogleich wieder und rief, indem er nach seinem Geldbeutel griff: Aha, lieber Mann, du willst mir wohl sagen, daß dein Schaden größer gewesen ist, als der Ersatz, den ich dir geleistet! Es hat mir sehr leid gethan; denn ich habe von meinem Jäger gehört, du seist ein Anfänger, und ich habe deine Flur zertreten lassen. Sage mir schnell, wie viel du forderst. Ich weiß dir noch besonders Dank, daß du so bescheiden warst. Ein Anderer hätte mich vor Gericht verklagt!

Verzeihen Sie, sagte demüthig der ehrliche Tom. Das ist meine Absicht nicht; vielmehr drängt mich mein Gewissen, die fünfzig Pfund Ihnen zurück zu erstatten, und ich bin so frei, sie hier auf den Tisch zu legen. Es war gleich Anfangs zu viel, und der Schiedsmann hatte offenbar die Schätzung zu hoch genommen. Erst bei der Ernte zeigte es sich, daß das Zertreten meiner Saat nicht nur gar Nichts geschadet hat, sondern daß gerade auf den zertretensten Stellen der Weizen am schönsten war und die reichsten Ähren trug. Das Geld, welches ich ohne

Fug und Recht besaß, hat mir auf der Seele gebrannt, und ich werde jetzt erst wieder recht zufrieden, wo ich es in den Händen Desjenigen weiß, dem es gehört und von dem ich es gegen Recht und Gerechtigkeit erhalten hatte.

Mit tiefer Bewegung hörte der Graf diese Rede an, trat dann zu Tom, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Hast du Familie, Tom?

Einen Sohn, erwiederte er mit Freuden. Gott erhalte ihn!

Ja, Gott erhalte ihn dir, sagte der edle Graf; denn es wäre Schade, wenn ein so redlicher Vater seine Grundsätze nicht auf seine Kinder vererben könnte. Höre, Tom, fuhr er dann fort: Das Geld bleibt dein, und als Lohn so seltener Redlichkeit lege ich hier noch fünfzig Pfund hinzu. Lege sie zu ehrlichen Zinsen an, und wenn dein Sohn volljährig geworden ist und sich niederläßt, so gib's ihm zur Aussteuer und sage ihm, woher es stammt und wie du dazu gekommen bist!

Tom wollte es nicht nehmen; aber der Graf drang so lange in ihn, bis er's that.

Ehre dem ehrlichen Tom und dem braven Grafen!

Tom's Sohn hatte ein schönes Heirathsgut, aber ein noch schöneres war das, welches gewiß sein Vater ihm mitgab, nämlich das Gewöhnen an treues Festhalten an der Ehrlichkeit.

Erzählt's Eueren Kindern zum Vorbild und ahmet's selber nach. Wenn auch die Ehrlichkeit selten solchen menschlichen Lohn empfängt, so hat sie doch einen doppelten, und den nimmt ihr Niemand, den im Gewissen und den, welchen der Herr dem niemals fehlen läßt, der rechtschaffen, treu und ehrlich ist.

6. Ein Räthsel.

Es hat vier Beine,
Doch keinen Bauch;
Wohl einen Rücken —
Der Kopf fehlt auch.
S'ist stark zum Tragen,
Doch kann's nicht geh'n;
Hast du wohl jemals
So was geseh'n? —
So toll es klinget,
So ist's doch wahr;
Du hast es nöthig,
Oft lieb sogar.

7. Altes Gold.

oder auch nicht.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm;" sagt ein Sprüchwort, und wenn das Land eben ist, so ist's wahr, denn er bleibt meist darunter liegen; aber wie ist's, wenn nun der Baum an eines Berges Abhang steht? Da ist's am Ende mit dem Sprüchwort, und der Apfel rollt oft weit vom Stamme weg. Gerade so unsicher ist es mit dem, wohinaus das Sprüchwort eigentlich will. Es will ja nichts anderes sagen, als: Wie die Eltern, so die Kinder.

Das trifft ſich wohl auch, daß ſchlechte, gottloſe Eltern, eben ſolche Kinder haben, weil ſie weder Gutes hören noch ſehen. Indeſſen iſt's auch oft gegentheilig. Das verwerfene Leben der Eltern, die gerechte Verachtung, die ſie traf, hat wohl auch ein Kindesherz umgewendet, daß es den Weg verließ, den die Eltern wandelten, und den Pfad Gottes einſchlug. Heil dir, Kindesherz, das ſolchen Weg einſchlug. Da iſt der Apfel weit vom faulen Stamme gefallen, und wahrlich, wurmſtichig war er nicht: aber auch herzliches Mitleid dem Kinde, das ſich mit Abſcheu von dem Thun derer wegwenden mußte, denen es doch die größte Liebe und Dankbarkeit ſchuldete! Und wehe euch, Eltern, die ihr euer Kind zu ſolchem Abwenden zwanget!

Aber es iſt auch leider nicht ſelten der Fall, daß gute Eltern die Erfahrung machen müſſen, daß der Apfel weit vom Stamme fiel und ein Kind mißrieth, durch böſe Geſellſchaft, die gute Sitten verdarb, und der Wurm der Sünde die geſunde Frucht anfraß, während ſie noch an dem Aſte hing. Wollten die Eltern dem Sprüchwort blindlings trauen, ſo wär's ein gefährlich Ding. Nein, da heißt's: „Es iſt nicht alles Gold, was glänzt," und dies Sprüchwort gehört eben auch dazu. Warnend ruft die Pflicht: „Wachet, daß nicht der Apfel weit vom Stamme fällt! Wachet, daß nicht die Weſpe kommt und die Frucht anſticht, oder der Wurm ſich hineinfrißt." Die Verantwortung iſt unendlich. Je gleichgültiger Ihr ſeid, deſto eher nahet ſich die Gefahr, deſto eher fällt der Apfel weit vom Stamme, und die Thränen helfen nicht, wenn es zu ſpät iſt.

---

8. Ein Zug aus dem Leben Mendelſohn-Bartholdy's.

Ob viele Leſer der Spinnſtube den Mann kennen, deſſen Name hier oben zu leſen iſt, weiß ich nicht mit Gewißheit. Einem oder dem Andern aber iſt es doch bekannt, daß er ein reichbegabter Mann war, deſſen Herz zu den edlen gezählt werden mußte; der gar herrliche Muſik

ſchrieb und im deutſchen Vaterlande nimmer vergeſſen werden wird. Hoch angeſehen und geehrt war er ohnehin, wie er es verdiente. Ein Stücklein möcht' ich hier erzählen von ihm, das mir ein alter, würdiger Geiſtlicher mittheilte, der es aus dem Munde der Mutter, von der hier die Rede ſein wird, vernahm, die in dankbarer Verehrung gar herzinnig die Huld des ſeltenen Mannes pries.

Ein junger Mann, Namens Krebs aus Lichtenau bei Lauban in der preußiſchen Ober-Lauſitz, Sohn einer unbemittelten Wittwe, die außer ihm noch für andere vier Kinder zu ſorgen hatte, war eine Reihe von Jahren als Diener im Hauſe Felix Mendelſohn-Bartholdy's in Leipzig. Er war ein guter Menſch, und in Liebe treu ergeben ſeinem lieben, guten Herrn; aber er war auch ein guter Sohn und Bruder, der ſeiner Lieben nicht vergaß, als es ihm gut ging, und die ſchweren Sorgen des treuen Mutterherzens dadurch zu erleichtern ſuchte, daß er dem lieben Mütterlein daheim alle Monate zwei Thaler ſandte von ſeinem ehrlich verdienten Lohne, und dies nie vergaß. Das muß wohl der Herr Mendelſohn gewußt und ſeine Freude dran gehabt haben, wie wir, die wir's hier hören und leſen und es gerne allen Söhnen ans Herz legen möchten, die in gleicher Lage ſind, mit der Mahnung unſeres lieben Herrn und Heilandes: „Gehet hin und thut deßgleichen!“ Solche Brotkreuzer aus lieber Kindeshand thaten der braven Wittwe zu Lichtenau gar wohl und es ruhte der Segen der Liebe darauf, den der droben im Himmel ſpricht, der ſo ergreifend ſagt: „Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergeſſen?“ Und in dies Wort das Andere ſtill einflicht: „Darf auch ein Kind ſeiner Mutter vergeſſen, die es mit Seufzen groß zog?“

So waren denn mehrere Jahre dieſe lieben Kindesgaben der armen Mutter zugefloſſen, und oft hatte ſie ſie mit Freudenthränen, mit Dank gegen den Herrn und mit dem Segensgebete für den lieben Sohn empfangen, da — kam ein Brief von Leipzig an, von fremder Hand geſchrieben. Zitternd erbricht ihn die Mutter. — Er war von Herrn Mendelſohn's Hand und enthielt die betrübende Nachricht: der liebe Sohn ſei gefährlich erkrankt, und wünſche noch einmal ſein Haupt an die treue Mutterbruſt

zu legen; ſie möge doch eiligſt kommen. Zugleich hatte der edle Mann zehn Thaler eingelegt, damit etwa der Mangel nicht ein Hemmniß der Reiſe werde. — Du armes Mutterherz, welch' eine ſchwere Reiſe war das für dich? Wie magſt du gebeucht, gebebt, gebetet haben? — Und doch ruht der gute Sohn ſchon im kühlen Grabe, als die Mutter die Thürme Leipzigs erblickt. Sie kommt an, und Herr Mendelsohn iſt's, der ſie liebevoll empfängt, der ſie ſanft vorbereitet auf den ſchweren Schlag, der ſie erwartet, der mit ihr dann trauert um den guten Sohn, und den linden, heiligen Troſt in ihre Seele gießt. Er beſchäftigt ſich ausſchließlich mit ihr; er geht mit ihr zum theuern Grabe; er thut Alles, ihre Seele aufzurichten. — Vergelt's ihm Gott droben im Himmel, wo er nun auch ſchon iſt! Ja ſag' ich aus Herzensgrunde, und gewiß, ihr alle mit mir, theure Leſer!

Aber damit iſt's eben noch nicht am Ende. Mendelsohn hält die arme Mutter bei ſich, ſo lange ſie bleiben kann und will. Und als ſie endlich die traurige Heimreiſe antritt, händigt er ihr des Sohnes Erſparniß ein mit neunhundert und fünfzig Thalern, legt zwölf Thaler für die Heimreiſe zu, und legt eine Urkunde in ihre Hand, worin er ſich verpflichtet, ſo lange die Wittwe Krebs lebe, ihr monatlich zwei Thaler auszuzahlen, und das hat er ehrlich bis zu ſeinem Tode gehalten.

Item, da wird das heilloſe Wort der Leute: „Man hört doch gar nichts Gutes mehr!“ einmal wieder gründlich zu Schanden.

Mir iſt's eine Freude geweſen, dieſen ſchönen Zug von einem Manne zu erzählen, den ich zwar nie geſehen, aber der mir durch ſeine herrlichen Tonwerke ſchon manche köſtliche Stunde, ſchon manche Erhebung des Herzens bereitet hat, und der mir dadurch noch um Vieles lieber geworden iſt. Dem alten, lieben Pfarrer aber, der mir's ſchrieb und verbürgte, drücke ich im Geiſte die Hand.

Möge es in vielen Herzen ein Saatkörnlein werden, das da aufgeht und Früchte trägt!

9. Der Schleicher.

Eine Geſchichte.

I.

Das grüne Hochland des Hunsrückens fällt gegen die ſchmalen Ufer des Rheines faſt durchweg in jähem Felſengehänge ab, und es iſt ſelten zwiſchen den grünlichen Wogen des Alpenſees und den Bergen, auf deren flachen Gipfeln der Hunsrücken anbebt, ein breiter Streifen fruchtbaren Landes, ja meiſt beſpülen ſeine Wellen geradezu den Fuß der häufig nackten, nur mit grünen Hafel- oder Eichenbüſchen bewachſenen Felſen, an denen freilich, wo eben ſich nur Erde aus verwittertem Schiefer gebildet hat, Reben ranken, und es hat lange Zeit und viele Mühe und Aufwand gekoſtet, auch nur die Landſtraße dem Rheine und den Felſen abzuringen, wie es zwiſchen Bingen und Koblenz faſt überall zu ſchauen iſt.

Wo aber breitere Uferſtreifen ſich angelegt haben, da ſtehen die uralten Städtchen und Dörfer mit ihren grauen Mauern und Thürmen, die ſich im Rheine ſpiegeln, und ſicherlich ſchauet vom nächſten Felſenkopfe das verwitterte Mauerwerk einer alten Ritterburg ins Thal, welche meiſt alle die Franzoſen im Jahr 1689 gebrochen und zerſtört haben, da ſie das ſchöne Rheiniſche Land zu einer Wüſtenei machten, und Städte und Dörfer verbrannten. Es iſt ſo ihre Art von Alters her!

Dennoch aber iſt das Schiefergebirge des Rheines reich an mächtigen Spalten und Seitenthälern, die ſich vom Ufer des ſchönen Rheines oft tief und weit in das Gebirge hineinziehen, ehe ſie allmählich enger werden und aufſteigend ſich in die Fläche des Hunsrückens verlaufen und ausmünden.

Gewöhnlich liegen die menſchlichen Wohnorte, Städte wie Dörfer, an dem breitern Ausgange ſolcher Thäler und Schluchten, und ziehen ſich, da am Ufer des Rheines nur ſehr wenig Raum iſt, in dieſe Thalſpalten hinein, wo ſie ſich dann behaglich im Schutz der Bergwände aus-

dehnen. Unsere Erzählung führt uns in ein solches Thal. Es zieht sich vom Rheine zuerst in westlicher Richtung eine bedeutende Strecke zwischen den hohen Bergen fort; wendet sich dann wieder etwas gegen Nordwesten; lauft wieder in dieser Richtung ziemlich lange hin, verengert sich stellenweise; weitet sich dann wieder und tritt zuletzt schmal und enge die südwestliche Richtung an, bis es, immer enger werdend, endlich zu der Bergfläche ansteigt und kaum merkbar oben endet.

Zwei Dörfer liegen in diesem Thale, das reich an malerischen, theilweise wilden, aber auch an fruchtbaren Stellen ist. Das größere liegt in der Ausmündung des Thales am Rhein und zieht sich noch bedeutend in das Thal hinein. Es ist groß, wohlstehend, und verdiente mehr den Namen eines Fleckens, als den eines Dorfes. Gewaltige Ringmauern aus uralter Zeit schließen es theilweise noch ein, und erst in der neuesten Zeit, da der Raum der wachsenden Bevölkerung zu enge geworden ist, haben die Bewohner ihre Häuser hinausgebaut aus den Mauern, in denen ihre Väter schutzbedürftig in einer wilden, längst zu Grabe gegangenen Zeit sich enge zusammendrängten. Einige Thürme stehen noch, welche diesen Schutz vermehrten, und von der Felskuppe, die sich über dem Dorfe erhebt, schauen die Trümmer einer einst mächtigen Burg ins Thal herab. Noch steht ein prachtvoller Thurm, und das äußerst feste Gemäuer, welches das Pulver der Franzosen nicht sprengen konnte, gibt Zeugniß, wie groß und stark sie einst muß gewesen sein. Acht Jahrhunderte hindurch hat der Zahn der Zeit an ihnen genagt und hat sie nicht zerbröckeln können, und der Epheu rankt in gewaltigem Geäste drum herum und dran hinauf, als wollt' er mit seinen Armen halten, stützen und schützen, daß sie nicht zerfallen — ein rechtes Bild der Treue, die sich festrankt, bis die letzte Hoffnung bricht, die auch ihr den Tod bringt. —

Folgt man den Windungen des Thales, so wandert man durch manche enge, aber reizende Schlucht, wo die Berge enge zusammenrücken, die Felsen sich grauenhaft auf einander thürmen. Das üppigste Strauchwerk wuchert da, und aus der feuchten Tiefe, wo der Bach schäumend

über das Gestein strömt, heben sich schlank, nach dem Licht und dem freien Raum ringend, Linden, Erlen, Ahorne und einzelne Eichen empor. Da ist's so still und friedlich, und Nachtigall, Drossel und Grasmücke findet da manch heimlich Plätzchen zum Nisten, wohin die bösen Buben nicht kommen, und erfreuen durch ihren Gesang den sinnigen Wanderer, welcher auf dem Verbindungswege dahinschreitet, und unwillkürlich stehen bleibt, den Sängern in der stillen Tiefe zu lauschen.

Hat man solcher Schluchten mehrere hinter sich, so erweitert sich das Thal, die Felsen verschwinden. Unten in der Thalsohle zieht sich ein breiter, frischer Wiesenstreifen fort, und rechts steigt, fast von der Thalsohle aus, die Pflanzung der Rebe, mit großer Sorgfalt gepflegt, bis zum Gipfel der Berge hinan, ihre Seiten wie mit einem Teppich von grünem Sammte bekleidend, während auf der linken Seite die schönsten Fruchtfelder liegen, darinnen freilich kein Pflug, sondern allein die Hacke in der Menschenhand dem keimenden Fruchtkörnlein die Stätte bereitet, und ein wahrer Hain von Obstbäumen, und namentlich prachtvollen Wallnußbäumen, sich ausbreitet.

Wo solche Spuren des Fleißes der Menschenhand sichtbar sind, da können die Wohnungen nicht ferne sein. Wirklich tritt dann auch das zweite Dorf des Thales alsbald hervor.

Gerade, wo es liegt, verengt sich das Thal außerordentlich gegen seine Sohle hin. Ein Bergvorsprung nur bietet freieren Raum. Auf ihm liegt die alte Kirche, das Pfarrhaus, die Schule und einige Bauernhäuser. Die übrigen sind in die Thalschlucht also hineingezwängt, daß sie nur Eine Gasse bilden, daß man aus den Giebeln der Rückseite (da sie alle mit den Giebeln gegen die Straße stehen) in die Weinberge gehen kann, und die Häuserreihe der sogenannten Abseite, vor denen der Bach sich vorüberwälzt, der oft recht wild werden kann, durch gewölbte Brücken vor ihren Thüren mit der Straße in Verbindung steht. Rechts ziehen sich die Weinberge bis an die Häuser; links steigt ein Wiesenrain an, auf dem ein Wald uralter, prächtiger Nußbäume steht — bis dann weiter oben die Fruchtfelder beginnen.

hinanſteigt. Raſen bekleidet den Fuß dieſes kleinen, ſtillen Hains von Nußbäumen, die, wie die Mühle, ſich nur der Morgen- und Abendſonne erfreuen, während zur glühenden Mittagszeit ein wunderbar erquickender Schatten darauf liegt.

Es gab eine Zeit in meinem Leben, die längſt mit ihren Leiden und Freuden hinter mir liegt, da führte mich mein Lebensweg oft in dieſes reizende Thal. Ich lernte es mit ſeinen Bewohnern und ihren Geſchicken genau kennen, und aus dieſer Zeit und dieſer Bekanntſchaft erwuchs die Mittheilung der Begebenheiten, welchen dieſe Blätter gewidmet ſind, und deren nächſter Schauplatz die beſchriebene Mühle war. Gar oft hat mein Auge auf ihr mit großer Vorliebe geruht, und wenn mich die friedliche Stille anheimelte, konnte mich wohl der Traum beſchleichen, als müßten gute, glückliche Menſchen in ihr wohnen. Aus dieſem Traum erwachte ich damals, obgleich er ſpäter ſeine Verwirklichung fand. Nun, der Menſch trägt ſeine Sünden und Fehler überall hin, und ihre Folge — das Elend. Aber wenn auch ein Fluch damals auf der Mühle ruhte, er iſt in Segen umgewandelt worden. Das ſag' ich mit Freuden!

Warum ich aber ſo lange bei der Beſchreibung des Thales weilte? Beraget mir's nicht! Erſtlich hat Jeder in der Welt ſein Lieblingsplätzchen, das lebhaft vor ſeiner Seele ſteht; zweitens aber mein' ich immer, die Schickſale der Menſchen, die ſich an gewiſſe Räume jedenfalls anknüpfen, zögen uns mehr an, wenn wir die Umgebung genau kennen, in der ſie ſich ereigneten. Das ſind die Gründe, warum ich dieſe landſchaftliche Beſchreibung, die noch heute das Spiegelbild des Thales und ſeiner Wohnſtätten iſt, obwohl mehr denn vierzig Jahre ſeitdem verrauſcht ſind, vorausgeſendet habe. Beraget mir's nicht! So ſprach eines Abends der alte Schmiedjacob, der heute beſonders ernſt und feierlich geſtimmt war. Man ſah es ihm an, das, was er erzählen wollte, ging ihm ans Herz.

II.

Zu der Zeit, fuhr Jener fort, die ich im Vorhergehenden näher bezeichnet habe, war die Mühle, von der ich zuletzt geredet, von drei lebenden Wesen bewohnt, die zu einander paßten wie Ein Ei zum andern. Freilich waren auch noch andere lebendige Wesen drin, allein die gehen uns Nichts an.

Diese drei Wesen waren: Hannjest, der Müller, Suse, seine Base, und der alte weiße Spitz, der Hofhund. Wir müssen sie uns näher ansehen! Es war ein köstlich Kleeblatt! —

Johann Justus Berg hieß eigentlich der Müller; aber sein Taufname hatte nur Geltung im gemeinen Leben, und hieß im Munde des Volkes kurzweg: Hannjest.

Der Müller hatte außer seinem Tauf- und Geschlechtsnamen auch noch einen andern. In dem Thal und besonders in dem Dorfe, zu dem die Mühle zunächst gehörte, herrschte der üble Brauch, daß Jeder so seinen Nach- oder Spitznamen hatte. Damit war denn auch der Müller bedacht worden, der allerdings im Thale nicht viele gute Freunde hatte. Sie nannten ihn hinter dem Rücken den „Wasserjest."

Wäre der Grund dieses Nachnamens etwa der gewesen, daß die Mühle so wasserreich war und in dem tiefen Grunde lag, wo es allerdings feucht war, so hätte das noch gehen können; allein der Name hatte einen schlimmern Grund.

Der Müller war nämlich sehr reich, seine Mühle, die einzige des ganzen Thales, ging Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht, und das warf Etwas ab, wenn ehrlich gemolkert wurde; geschah's aber über den Strom, über Maaß und Gebühr, wie hier, so trug's doppelt und mehr

ein. Da nun die armen Bauern ihr Brod nicht fürs ganze, ja kaum fürs halbe Jahr zogen, so mußte der borgende Müller aushelfen. Nun suchte er sich, wenn der Herbst und die Weinlese kam, dadurch bezahlt zu machen, daß er den Leuten ihre Trauben oder ihren Most abkaufte, wobei natürlich der billigste Preis dem Müller zu gut kam. Wenn er nun, sagten sie im Dorfe von ihm, seine Fässer füllte und es fehlte etwa bis zum Spunden noch Etwas — aber es war kein Most mehr da — dann — habe er Wasser zugegossen, und daher brandmarkte ihn dieser Name außerordentlich. Ob das eine bloße üble Nachrede sei oder nicht weit von dem Ziele treffe, wer könnte das mit der vollsten Entschiedenheit sagen, da sich die Bubenstücke überall und immer in ein wohlberechnetes Dunkel hüllen, dahin das Auge Gottes allein schauet. Übrigens — ist es in der Regel nicht ganz ohne Grund, wenn Einer den Namen Wolf kriegt; vom Lämmerhüten stammt er sicherlich nicht. Der Müller war unstreitig der reichste Mann im Dorfe, vielleicht im ganzen Thal; aber er war der ärgste Filz und Geizhals weit und breit, ja die Bauern sagten, der größte zwischen der Quelle und Mündung des Rheines. Das will freilich entsetzlich viel sagen, wenn ich bedenke, wie viele eingerostete, knauserige, schuftige Geldseelen dazwischen und in der Schweiz und Holland sitzen auf ihren Geldsäcken, die Thaler zählen und die Zinsen berechnen nicht mit Subtrahiren, sondern mit Multipliciren. So viel ist gewiß, es war schlimm genug mit dem Geize des Müllers und seiner Habsucht; denn wenn Einer Geldleihens halber zu ihm kam, so wendete er sich und drehte sich wie ein Aal und schmußte wie ein Jude, und hatte keinen Kreuzer baaren Geldes im Haus; aber wenn dann der Bedrängte sich vernehmen ließ, daß es ihm auf ein paar Procentchen über den ehrlichen, gesetzlichen Satz nicht ankäme, dann rieb er die Hände, erklärte, er zwacke sich das Geld ab und gebe es dem Anleiher nur, weil er es sei und dergleichen. Um Martinitag kam der Blutsauger, wie man den Gerichtsvollzieher nannte, der auch noch Bauernschinder hieß, nicht aus der Mühle, und dieser Mensch, der das Gesicht eines Satans hatte, war justement so voller Erbarmen, wie [illegible] selbst. Wenn ich

hinzufüge, daß die Armen an des Müllers Thüre Nichts bekamen, ſo iſt das Bild des Müllers nahezu fertig, wenn ich nur noch geſagt habe, daß er ſich ſelber Nichts abgeben ließ; daß er ſechsmal gemüllt hatte, was ſo viel hieß, daß vor einigen Jahren zum ſechsten Mal eine Null in der Zahl der Jahre deſſelben vorkam; daß er ein Hageſtolz war und über Alles brummte und knurrte, weil es ihm Niemand recht machte, am Wenigſten der Mahlknecht und die alte Suſe. Die Suſe war eine ehrbare Jungfer von etlichen achtzig Jahren, die aber vom Sterben noch Nichts wiſſen wollte.

Sie krech den ganzen Tag herum, beſorgte noch die ganze Haushaltung, und ſcharrte zuſammen, was ſich nicht wehrte, natürlich Alles für den Hannjoſt, der ihr Vetter und alleiniger Erbe war, ſintemal ſie ein Teſtament auf ihn gemacht hatte. Sie gab Nichts weg, nicht einmal einem Armen, die ſie gründlich haßte und mit Ehrentiteln belegte, die ich nicht nennen mag. Es kam ihr und dem Müller und ihrem gemeinſamen Frieden ſehr zu Statten, daß ſie ſtocktaub war; denn ſo hörte ſie des Müllers Gebrummel nicht und ging ihren gewohnten Gang, das heißt, machte es, wie ſie wollte. Merkwürdig war es jedenfalls, daß die Alte den Müller tüchtig unter der Schnicke hatte und er ihr parirte, wie nur irgend ein gutgezogener Ehemann dem Pantoffelregimente ſeiner lieben, alleinweiſen Frau. Sauber und reinlich war die Alte eben nicht, aber der Müller, der nie etwas Anderes ſah, hatte ſich ſo dran gewöhnt, daß er es nicht empfand.

Die dritte Hauptperſon in der Mühle war der alte, weiße Spitz, ein Muſter von einem wachſamen Hund, aber dabei ein ſogenannter „Eiterbiſſer,“ wie es eben ſtand. Der Hund hatte eine merkwürdige Unterſcheidungsgabe und Menſchenkenntniß. Er biß und bellte nur gegen Bettler, Handwerksburſche und Solche, die Etwas haben wollten. Er war, wenn Suſe der erſte Zaun ums Haus war, ohne allen Zweifel der zweite, und der Grundzug, der dieſe Drei verband, war der Geiz. Sie hatten ſich aber auch erſtaunlich lieb, und was der Spitz den Armen entzog, dadurch, daß er ſie von Weitem ſchon wegbiß und ſcheuchte, das ließ ihm die alte Suſe durch nahrhafte Koſt zu Gute kommen.

Die Drei lebten ein ziemlich abgeſchloſſenes Leben mit einander, und nur der Verkehr trieb die Leute in die Mühle, ſei er nun Mahlen oder Gelbleiben oder Bezahlen geweſen. Nur Einer war der getreue Hausfreund, des Müllers Schatten, nämlich der Schulpeter oder der Schleicher, wie ſie ihn im Dorfe nannten. Den müſſen wir kennen lernen, weil er in die Geſchichte ſehr eingreift.

Peter war ſein Taufname und Schulpeter hieß er, weil er einmal hatte Schulmeiſter werden ſollen und wollen. Die Bauern ſagten, es ſei ihm die Weisheit bis an den Hals gekommen, aber nicht in den Kopf, weil er durch das Examen bei dem Herrn Inſpecter gepurzelt war.

Sie irrten ſich aber wenn ſie meinten, der Schulpeter ſei dumm. Er hatte Nichts lernen wollen, weil ihm der Hochmuth zu Kopfe geſtiegen war, und er meinte, er

wiſſe ſchen Alles. Nun war's ſchief gegangen im Examen, darum auch Peter ein zweites nicht riskiren mochte. Wer ſtand ihm dafür, daß der einfältige Inſpector wieder Fragen ſtellte, die er nicht beantworten könnte, denn es iſt ja weltkundig, daß ein Narr mehr fragen kann, als hundert Gelehrte zu beantworten wiſſen. Damit tröſtete ſich der Schulpeter und, da er einiges Vermögen hatte, legte er ſich auf die flache Seite, was ſo viel heißt als: er ſcheute die Arbeit, und ſein liebſt Geſchäft war Faullenzen. Ob er gleich gerne geheirathet hätte, ſo mußte er doch vierzig Jahre alt werden und ledig bleiben, weil ihn Keine nahm und ſeine Freiereien überall auf Körbchen und Körbe hinausliefen. Am Ende ſteckte er's bis auf Weiteres auf, ſo meinten wenigſtens die Leute; aber er hatte einen geheimen Plan, der ſpäter zu Tage kam, und der war ſchlau und fein ausgeſonnen und ausgeſponnen.

Da er nun nichts zu thun hatte, ſo ſchlich er hier und da herum in den Häuſern; machte den Makler bei Weinhändeln; ſpielte vor dem Friedensgericht den Winkeladvocaten oder, wie man hier ſagt, den Ferkelſtecher; ſchrieb den Leuten die Kaufacte, Briefe, Verträge und dergleichen, und hetzte Land und Leute hintereinander, um Vortheil daraus zu ziehen.

Da er ſich nun einen ſo leiſen Gang angewöhnt, nannten ſie ihn den Schleicher, was auch recht bezeichnend war. Die Beſſern ſagten: Es iſt doch die alte Erfahrung, daß Keiner ſchlimmer iſt, als ſo ein verdorbener Schulmeiſter; Andere, die er am Garne hatte, hegten ungeheuern Reſpect vor ſeinem Wiſſen und Können. Unter dieſe gehörte der Müller Hannjoſt, und das kam ſo: Der Schulpeter war im Laufe der Jahre, im Fleiße des Nichtsthuns endlich auf die Hefen ſeiner Habe gekommen. Sie beſtand noch in einem Weinberg, der alt, vernachläſſigt, aber gut gelegen war.

Wer wird mir ihn abkaufen? fragte er mit einem Seufzer. Da fiel ihm der Hannjoſt ein. Der lag neben dran mit einem Weinberge. Der hatte Geld. Eines Tages ſchlenderte er nach der Mühle hin. Der Spitz fiel ihm wüthend in die Beine, weil das Thier in ihm den ahnen mochte, der etwas von ſeinem Herrn wolle.

Anfänglich begütigte er: Kusch! kusch! mein Spitzchen! Aber das Spitzchen wollte sich nicht begütigen lassen. Da gab er ihm tückisch einen Tritt, daß der Köter heulend in die Hundshütte floh und ihn nun gehen ließ, wenn er auch die Zähne wies.

Der Hannjost kam ans Fenster. Was gibt's? rief er wüthend.

Dem hab' ich einen Tritt nach Verdienst gegeben, sagte hochfahrend der Schulpeter. Der Racker hat mich für einen Bettler gehalten, fuhr er fort, und den Irrthum hab' ich ihm gründlich benommen.

Zu einer andern Zeit hätte der Hannjost den Schleicher anders tractirt; heute kam er ihm recht kläglich. Er hatte nämlich einen Prozeß vor dem Handelsgerichte in Köln, der ihm Tag und Nacht die Ruhe raubte. Vor drei Vierteljahren war nämlich ein Kölner Weinhändler gekommen, um seine Weine zu probiren, die von mehreren Jahrgängen da lagen. Der Eifer, sie alle mit einem Pasch zu verkaufen, machte ihn blind. Er schloß den Handel ab; er ließ sogar den Wein verabfolgen, ohne sich um den Mann näher erkundigt zu haben, und nun, wo einmal die Sache geschehen war, überredete er sich, der Mann sei grundehrlich. — Das war er aber nicht. Der Wein war

in Terminen zahlbar. Der erste und zweite Termin kam, ging vorüber, und kein Geld erhielte; auf die Mahnbriefe, die der Schleicher geschrieben hatte, kam nicht einmal Antwort. Da blieb nichts übrig, als eine Klage am Handelsgericht, wozu er einen Advocaten angenommen. Aus einer reichen, aber nicht sehr angenehmen Erfahrung, wußte der Hannjest, welche Triller die Advocaten schlagen und wie sie es verstehen, Einem das Geld auszufangen, wie ein Vogelsteller das Blut.

Der Prozeß, so einfach die Sache war, kostete schon ein Heidengeld und das Ende schien noch ferne. Er selber konnte nicht hinunterreiten. Jemanden konnte er nicht brauchen, um ihn nach Köln zu schicken, und doch hätte er gerne einmal klaren Wein gehabt in der Geschichte. An den Schleicher hatte er wohl gedacht; aber würde der es thun? das war die Frage.

Jetzt kam er wie gerufen. Darum verwies ihm der Hannjest auch den gesalzenen Fußritt nicht, den sein gerechter Spitz auf seinen Berufswegen erlangt hatte.

Der Schleicher ging hinauf, setzte sich an den Ofen, wo auf der andern Seite die alte Base saß, eine Klammbrille auf der Nase und Strümpfe strickend.

Was bringst du, Peter? fragte der alte Hannjest. Hast gewiß einmal nach meinem Weinherzeslie fragen wollen?

Freilich, sagte Schulweter. Er liegt mir am Herzen, als wär' er mein eigner Handel. Ja, rief er, wär' er mein, ich ging selbst nach Köln, und wollte ihnen schon Feuer machen.

Weißt du was? sagte Hannjest, geh' für mich hin. Ich zahle dir, was die Reise und was der Aufenthalt in Köln kostet, und ein Trinkgeld geb' ich dir eben drein, das sich gewaschen hat.

Hm! war des Schleichers Antwort. Er stützte den Kopf in die Hand und dachte: Köstlich! Hier verdienst du Geld, lebst wie der reiche Mann im Evangelium, und behältst deinen Weinberg fürs Erste — denn zum Verkaufen ist immer noch Zeit!

Was Ihr da sagt, erwiederte er dann, das hat seine Flausen. Es ist ein weiter Weg. —

Du sollst auf dem Rheine fahren; da gehen immer

Schiffe! fiel ihm Hannjoſt ein. Du bringſt mir's zur Rechnung, denn ich weiß, du gibſt kein unnöthig Geld aus.

Natürlich! ſagte der Schleicher; aber Köln iſt ein heißes Pflaſter; es koſtet Geld da!

Laß es koſten! rief eifrig der Hannjoſt, dem mehr und mehr die Hoffnung wuchs. Du gehſt natürlich nicht ins Erſte Wirthshaus.

Denk' nicht dran, entgegnete der Schleicher.

Aber, fuhr er fort, wenn ich nun nichts ausrichtete?

Du ſiehſt doch, wie die Sache ſteht! rief Hannjeſt, und mußt mir die Sache rund machen.

Geb't mir einmal den letzten Brief des Advocaten! bat er.

Hannjeſt, der des Leſens und Schreibens nicht übermäßig kundig war, ſintemalen die Schulen in Kurpfalz keine Nürnberger Trichter hatten, um in Dummköpfe die Weisheit einzugießen, hatte dieſen, ohnehin gelehrt, das heißt, unleſerlich geſchriebenen Brief, weder gehörig herausgeklaubt, noch verſtanden, zumal der Advocat mit allerlei fremden Wörtern um ſich warf. Der Schleicher war damit vertrauter, und fand ſchnell heraus, daß der Prozeß gewonnen war. Sein Herz jubelte, aber ſeine Miene war ſehr bedenklich.

Das ſieht freilich nicht abſonderlich! ſagte er.

Gelt! rief der Hannjeſt. Sieh' ſo machen's die Advocaten, die —

Wart! verſetzte der Schleicher, ich will hinter ihm aufſtehen, und den Prozeß zu Ende bringen!

Gelt! lachte ſelighaft Hannjeſt. Ich hab's doch gleich gedacht. Nun, wenn du das fertig bringſt, Peter, ſollſt du an mich denken!

Peter beſprach nun Alles mit dem Müller, und am andern Tage zogen ſie in die Stadt, ließen eine Vollmacht ausſtellen, wie ſie nur umfaſſend ausgeſtellt werden konnte, und Tags darauf reiſte Schulpeter, der Schleicher, ab. —

Das waren Tage der Unruhe und Sorge, die nächſten vierzehn Tage, denn Peter wollte auch einmal des Lebens froh werden und blieb ſo lange in Köln, ob er gleich die Sache erledigt fand und der Advocat die zwei fälligen Terminſummen ihm baar ausbezahlte.

III.

Reichthum verſteinert das Herz, das iſt eine alte Erfahrung. — Bei dem Hannjeſt erwies ſich das beſonders gegen die einzige Verwandte, die er in der Welt hatte, außer der alten Suſe.

Dieſe war Geſchwiſterkind mit ſeiner Mutter geweſen oder noch ein paar Staffeln weiter — er wußte es ſelber nicht und grübelte auch nicht darüber nach, da er ſie doch

beerbte. Aber noch eine Verwandte lebte im Dorfe, die Else, eine Frau von etwa dreißig Jahren, die Wittwe war und die Tochter des Bruders seines Vaters.

Ihr Vater hatte dasselbe schöne Erbe erhalten, welches auch Hannjoſt's Vater empfangen. Freilich beſtand schon ein anſehnlicher Unterſchied darin, daß Hannjoſt's Vater ein klug berechnender Menſch war und eine ſehr reiche Erbin freite, während ſein Bruder ſeinem Herzen folgte, ein armes Mädchen heirathete, mit der er ſehr glücklich lebte, die ihm aber früh ſtarb und die Else ihm unmündig zurückließ. Er heirathete nicht mehr um ſeines Kindes Willen, und da er zu gut war, betrogen ihn die Mägde überall: er ſprach gut für Andere und mußte bezahlen; er borgte Geld aus, ohne zu bedenken, ob er es je wieder bekäme und bekam's nicht. Dazu kamen einige magere Jahre und er war ein Bettler. Das nagte an ſeinem Herzen. Als Else achtzehn Jahre alt war, wurde ſie eine Waiſe und hatte, als alle Schulden bezahlt waren, nichts mehr übrig. Sie mußte dienen.

Unter den Müllern iſt es auch Sitte, daß ihre Söhne als Mahlburſchen Erfahrung ſammeln. Hannjoſt war auch in die Fremde gegangen, und zwar mehrere Jahre. Da ſein Vater das Unglück hatte von dem Gebälke der Scheune herabzuſtürzen, und ſo ſeinen jähen Tod zu finden, ſo mußte er nach Hauſe. Die alte Baſe, die Suſe, war damals ſchon in der Mühle, denn ſein Vater war auch lange Jahre Wittwer geweſen; aber mit der alten Suſe mochte er nicht hauſen. Hannjoſt wollte heirathen. Da ſah er Else, die das ſchönſte Mädchen des Thales war, und in ſeiner Seele ſtand es feſt: Dieſe muß dein Weib werden. Daß er da ein Kerbchen bekommen konnte, weil Else einen armen, aber braven Burſchen liebte, der in einem Steinbruch arbeitete und ihr nur ein darbendes Loos bieten konnte, auch nicht einmal ein eignes Häuslein hatte, das ſchien ihm ſo fabelhaft, daß er den Gedanken mit Unwillen wegwies. Und doch kam es ſo. Else, die ſchöne, arme Else, ſchlug ihres reichen Vetters Hand aus und legte die Ihre am Altare in des armen Steinbrechers Hand zum heiligen Bunde. Das war zu viel für Hannjoſt! Er hatte ſie lieb in ſeiner Weiſe. Die Liebe wurde Haß, und nun entſagte

er der Ehe. Er blieb ledig, aber Elſe ſah er nie wieder an; er grüßte ſie nie; er dankte ihr nie, wenn ſie grüßend an ihm vorüber ging. Ein unverſöhnlicher Haß gebr in ſeinem Herzen. Er wählte eine andere Braut, die ihn auch nicht verſchmähte — das Geld. Dem blieb er treu und zu eigen und es war ſein höchſtes Gut. Die blutende Wunde verharrſchte. Er fand das Leben des Hageſtolzes ganz angenehm. Nun war ja auch Alles ſein alleine, was er hatte und erwarb, und das war auch ein Glück. Nach einem Andern rang er nicht mehr. — Die Elſe lebte etwa ſieben Vierteljahre mit ihrem Gatten ſo glücklich, als nur ein Leben geführt werden kann auf Erden. Zwar ging es ihnen ſehr dürftig; allein die Liebe trägt ja Alles, duldet Alles und beneidet Andere nicht. Grade als ſie ihre kleine Irmel, was eigentlich Irmengard heißt, zum erſten Male allein laufen ſah, traf ſie der entſetzliche Schlag, daß ihr Gatte im Steinbruche ſtürzte und ſeinen Tod fand.

Elſe war namenlos unglücklich. Das ganze Dorf nahm Antheil an ihrem Geſchicke; nur Hannjoſt nicht. Sie hat es ja ſo gewollt, ſagte er boshaft, und begleitete nicht einmal die Leiche des Verunglückten. Nicht die mindeſte Unterſtützung floß ihr zu; ja, hätte er ſie mit einer Brodrinde vom Hungertode retten können, er würde es ſchwerlich gethan haben.

Soweit kam es mit Elſe nicht; aber doch weit genug. Sie arbeitete im Tagelohn, half waſchen, ſpann — und doch konnte ſie leider nichts erübrigen, und als ſie gar kränklich wurde, da hätte ſie darben müſſen, wenn nicht die Armuth, die allzeit ein Herz für ihresgleichen hat, ſich ihrer erbarmt hätte. Der alte Hirte räumte ihr das einzige Stübchen, das er frei hatte, im Hirtenhäuschen um Gotteswillen und unentgeltlich ein, und ſie flickte dem alten

Mann und seinem Kinde dafür, wusch und verjorgte sein Hauswesen. Er war so arm wie sie, und die kleine Irmel und der Hirtengottlieb mußten betteln gehen. Freilich kamen die zwei Kinder an die Mühle nie, denn der Spitz hatte ordentlich ein Gift auf sie und von der alten Hexe, der Suse, wäre ihnen doch kein Stücklein Brot gegeben worden, wenn's auch der Hannjesi gewollt, woran aber nicht zu denken war.

Als die Irmel, die noch schöner zu werden verhieß, als ihre Mutter, zwölf Jahre alt war, brach das Herz der armen Else.

Der Pfarrer, ein sehr braver Mann, hatte oft das Herz des Müllers zu erweichen versucht, daß er das schöne Irmelchen zu sich nehme; aber da wird eher ein Bachkiesel weich wie Brei, als daß solch ein Herz, das das Geld versteinert hat, sich zum Erbarmen neigte! Ja, er schien den Haß gegen die einst geliebte Mutter auf das Kind übertragen zu haben.

Da mußte denn irgendwie für das Kind gesorgt werden. Es fand sich ein Bauer, der es als Kindermädchen ohne Lohn, da es noch zur Schule gehen mußte, für die Kost annahm.

Irmelchen ging es da sehr übel. Der Bauer war selber arm. Da gab's schmale Kost, grade in der Zeit, wo das Mädchen rasch heranwuchs. Arbeit aber war genug da, denn der Bauer und seine Frau gingen in das große Dorf in der Ausmündung des Thales in den Tagelohn, und Irmel hatte für die Kinder und das Vieh, so wie für das Hauswesen, die Sorge allein. Es war Viel, daß das junge Ding das bestritt; allein es gelang. Die Leute waren zufrieden und Irmelchen klagte nicht und duldete. Trotzdem, daß es ihr so knapp ging und sie sich so plagen mußte, wuchs sie schlank auf. Waren auch ihre Wangen bleich und ihr Auge matt und ohne Glanz, so hätte doch Einer stockblind sein müssen, der nicht gesehen hätte, welch' eine reizende Jungfrau aus dem hübschen Kinde geworden war. Selbst im dürftigsten Kleide war sie die Rose des Thales. Und ihre Demuth lieh ihr einen wunderbaren Schmuck. Sie ahnte nicht, wie schön sie war. Stille verrichtete sie ihre Arbeiten, und mit Niemanden ließ sie sich ein. Fromm und rein war ihre Seele, arbeitsam und untadelig ihr Wandel und Leben. Mancher junge Knabe war ihr besonders freundlich, aber Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie einem Gehör gegeben.

Dem lauernden Blicke des alten Schleichers waren die Reize des erblühenden Mädchens nicht entgangen, und sein begehrliches Herz neigte sich zu dem Mädchen. Er war ihr ausnehmend freundlich; aber sie grüßte, dankte für seinen Gruß und — ließ ihn laufen. Diese Abneigung des reinen Mädchens ließ sich aus einem tiefen Grunde vollständig erklären, aber es kam noch der üble Ruf des alten Schleichers dazu und seine Häßlichkeit. Die Pocken hatten ihn zerrissen, daß sein Gesicht einer frischen Tenne glich, auf der Erbsen gedroschen waren; er schielte mit dem linken Auge rechts und mit dem rechten links, daß es ein Entsetzen war, wenn er Einen ansah und eigentlich, wenn mehrere Personen da waren, keine sicher wußte, welche er dann ansähe. Das junge Volk, das so etwas gleich weghatte, neckte das Irmelchen wohl mit ihm, aber dabei hatte es auch sein Bewenden.

So stand's, als der Schleicher oder Schulpeter nach Köln gegangen war. In der Mühle ging Alles seinen

Gang; nur Hannjeß war in steter Unruhe. Da stand eines Morgens die alte Suse nicht auf, wie sie sonst pflegte, und als der Müller nach ihr sah — war sie eine Leiche. —

Das war ein Schlag für ihn. Was sollte er nun machen?

Er richtete ihr ein glänzend Leichenbegängniß aus, und, da er keine Magd hatte, indem die im Hause dienende geheirathet hatte, mußte er für sich und den Mahlburschen kochen. Dem schmeckte das nicht — und er kündigte auf und ging seines Weges.

Da saß der alte Hannjeß fest!

Tausend Pläne gingen durch seinen Kopf, aber keiner reifte. Wahrhaft einsam und unheimlich war's ihm in der Mühle.

Wäre doch jetzt der Schulpeter da! sagte er hundertmal; allein dem ging's lange gut genug in Köln.

Endlich reifte ein Gedanke doch. Er sah eines Tages das Irmelchen jenseit des Baches vorübergehen. Welch' ein stattliches Mädchen war sie geworden! Wie nett und sauber Alles an ihr! Wie rasch und leicht jede Bewegung! Der mußte die Arbeit von der Hand gehen! Er erkundigte sich genauer, was er jederzeit verschmäht hatte. Was er hörte, war so löblich, so vorzüglich, daß er nun zu handeln beschloß.

Sein Gedankengang war dieser: Einer Magd hätte er lohnen müssen, und dann war noch die Frage, wie sie ausfiel? — Das Irmelchen nahm er als — Verwandter auf. An Lohn dachte gewiß Niemand, wenn er es ernährte und kleidete. Und Kleider hatte er noch eine Kiste voll von seiner seligen Mutter und der alten Suse, deren steinreiches Erbe er einzethan hatte. Die konnte er dem Mädchen nach und nach zurechtschneidern lassen — und sparte auch hier das Geld. Überdieß konnte er sich das Mädchen so recht nach seinem Sinne ziehen und gewöhnen und — er wurde der ewigen Quälereien des Pfarrers los — der — wie die Andern, die ihn hart und geizig nannten — nun erkennen mußte, daß er barmherziger sei, als alle Welt glaubte.

So stand's fest.

Als er gegen Abend, als eben die Sonne ihren letzten Gruß dem schönen Thale zusandte, in seinem Fenster lag, und diesen Gedanken noch einmal nach allen Seiten däumelte, siehe, da hinkte müde und matt der Schulpeter den Weg daher. Ein strotzender Büchsenranzen hing an seiner linken Seite.

Als er den Müller erblickte, rief er heitern Angesichts: Hurrah! schwenkte die Kappe lustig, klopfte auf

den strotzenden Büchsenranzen und rieb den Daumen und Zeigefinger an der Spitze, eine Bewegung, die allemal ins Deutsche übersetzt, Geld heißt.

Den Müller hätte schier der Schlag gerührt vor Freude. Er lief ihm entgegen und rief: Gewonnen?

Versteht sich! war des Schulpeters Antwort, und das Geld der zwei abgelaufenen Termine blank im Ranzen. Das hat mir schwer gemacht! Komm heran, mein lieber Peter! rief entzückt der Müller und legte in die Worte so viel Süßes, als er erübrigen konnte.

Nun kam denn der Schulpeter, der sich noch viel ermüdeter stellte, als er war, endlich in die Stube und begann zu erzählen. Da hatte er denn natürlich Alles gethan; hatte vor Gericht, zum Erstaunen der Richter, die Sache selbst geführt — kurz, daß es so stand, war sein Werk. Den faulen Advocaten hatte er natürlich abgedankt und bezahlt, worüber er Quittung vorlegte. Das Urtheil las er dem Hannjeß vor, wonach der Schaltner pünktlich bezahlen mußte. Dann strich er ihm das Geld auf. Natürlich ging ein Rambaftes für Zehrung in Köln ab — aber das sah Hannjeß gar nicht an, verschleß das Geld ins Schränkchen; holte dann den Schwartenmagen aus dem Schornstein und eine Flasche Wein, und nun thaten sich Beide gemüthlich dem Guten an. —

Wo ist denn die alte Suse? fragte endlich doch der Schulpeter, dem es auffiel, daß die Alte beim Essen fehlte.

Guck' da, rief Hannjeß aus, das hab' ich dir vergessen zu sagen! die ist vorgestern begraben worden.

So? nun, die konnte abkommen! versetzte der Schleicher,

der ſeine Leute wohl kannte und wußte, daß hier der Troſt nicht nöthig war.

Ach ja, ſagte Hannjoſt; aber ich bin übel dran. Nun hab' ich Niemand, der mir kocht, und ich ſelbſt verſteh's ſo ſchlecht, daß mir der Lump von Mühlburſch fortgelaufen iſt.

Das iſt ſchlimm, bemerkte der Schulpeter. Eure Klugheit wird aber wohl den Weg um die Ecke finden?

Iſt ſchon gefunden, ſagte, die Hände reibend, der Alte, und ſetzte nun ſeinen Plan auseinander.

Ein Blitz leuchtete aus des Schulpeters verdrehten Augen, indem er ſchnell überlegte, wie günſtig ihm dies Zutreffen ſei. Er belobte höchlich des Alten Weisheit und, da er müde war, ging er heim, ſich zeitig zu legen.

Der Müller aber, der ſich nicht aus der Mühle entfernen konnte, ließ den Pfarrer durch Peter um einen Beſuch dieſen Abend noch bitten, indem ihm der Schulpeter auseinanderſetzte, warum der Hannjoſt nicht ſelber kommen könne.

Der Müller erwartete den Pfarrer mit Ungeduld, denn wie er reden, was er ſagen wollte, damit der Pfarrer ſeinen Entſchluß für eine Sinnesänderung und nicht für das halte, was er eigentlich war, das war Wort für Wort erwogen, und der Pfarrer wurde wirklich getäuſcht — und Hannjoſt lachte noch recht herzlich über die fromme und gelehrte Einfalt, die ſich ſo hänſeln ließ.

IV.

Einen Tag ſpäter war Irmel ſchon in der Mühle, und wer ſie da herum hantieren ſah, der mochte drauf ſchwören, das Mädchen ſei, wer weiß wie lange in dieſen Räumen geweſen. Vorerſt ging's ans Säubern. Da wurde jede Ecke ausgefegt, Alles abgeſtäubt, geſcheuert, gewaſchen, dann häuslich zurecht geſtellt und gelegt, und das Alles ging wie Pulver.

Der Alte hatte ſeine Luſt daran. War er auch mit der Zeit der alten Suſe Sudelei und Unſauberkeit gewohnt geworden, ſo war er denn doch der Reinlichkeit nicht ſo entfremdet, daß ſie ihm nicht hätte mehr zuſagen ſollen, als der frühere Zuſtand.

Er sah bald ein, daß er mit der Irmel einen Schatz ins Haus gebracht hatte. Sie that alle Arbeit allein, besorgte Haus und Stall, Garten und Küche, und überall war sie zu Hause, überall war, was sie that, gründlich, ächt und sauber. Nur einmal hatte er ihr gezeigt, wie man den Stein schärfe, wie man die Mühle stelle u. s. w. und schon verstand sie's besser, als der fortgelaufene Mühlbursch. Als er einmal davon sprach, wieder einen

solchen anzunehmen, da rieth sie ernstlich ab und übernahm es, die Mühle zu besorgen. Das Mädel besaß eine Stärke zum Erstaunen. Ein halb Malter Korn warf sie auf die linke Achsel, als sei's ein Sack voll Federn. Der Müller erstaunte und freute sich.

Nachdem er sie so erprobt fand, überließ er ihr Alles ohne Sorge und befand sich besser, als je.

Da hatte denn doch das Mädchen einmal satt und gut zu essen! Aber, wie ging es auf! Wie ein Schwamm im Wasser. Sie blühte wie eine junge Rose.

Hatten früher die Leute gesagt, das Irmelchen, wenn es so fort macht, gibt das schönste Mädchen im Thale — so war's das wirklich geworden. Ja, es mußte Jeder bekennen, daß sie ein Gesichtchen hatte wie Milch und Blut; zwei blaue Augen, wie sie schöner und strahlender nicht konnten gefunden werden; ein Haar glänzend wie Flachs, und so reich und wallend, daß sie gar nicht konnte Herr darüber werden, wenn sie es ordnen und flechten wollte. Es hing dann wie ein Mantel um die jugendlich volle Gestalt, deren Ebenmaß vollendet war. Lächelte sie, so zeigten sich zwei Grübchen in den Rosenwangen, und ich hätte den Menschen sehen mögen, der diesem Lächeln hätte widerstehen können? —

So bescheiden und demüthig das Mädchen war; so sehr sie sich bemühte, dem alten Hannjost zu Gefallen zu leben; so mußte sie doch so etwas von einer Hexe an sich haben; denn der Alte knurrte und brummte nicht, wenn sie den Armen Stücke Brodes schnitt, daß es eine Art hatte; daß er es geben ließ, wenn sie den Leuten den ackerlichen Molter nahm und keine Handvoll mehr. Selbst der alte Spitz war umgewandelt. Er bellte und biß keine Armen mehr weg, und that nur seine Schuldigkeit im Anmelden der Leute. Die Bauern sagten: Das Blitzmädel hat Alles anders gemacht! Wir kriegen jetzt einen Molter genommen, wie's recht ist, und Säcke voll Kleien, während es sonst nur Stümmelchen waren! Und wenn der Wasserjost auf das Irmelchen zu reden kommt, wird er mit Rühmen nicht fertig. Das erbt ihn gewiß einmal ganz! —

Daran hatte das Irmelchen noch nie gedacht, ja es ist die Frage, ob es das wußte, daß es der alleinige,

rechtmäßige Erbe sei? — Es that seine Pflicht um Gottes-willen; es wollte den Fluch der Armuth von dem Hause wegthun, in dem es lebte; es wollte wohlthun, weil es selber wußte, wie es um das Hungern war; es wollte den alten Mann pflegen, wie ein Kind, weil er keins hatte, das es thun konnte. Es war ein anderer Geist in der Mühle und wahrlich kein böser. Die Armen segneten die Mühle; die Kunden kamen und gingen mit Freuden; die Tagelöhner kamen gerne, selbst wenn sie nur die Zinsen ihrer Schuld abverdienten, und das Alles bewirkte Irmel, ohne daß sie darüber sprach und der Alte ließ es geschehen, weil er sah, daß ein sichtbarer Segen auf der Mühle ruhte, seit das Mädchen darin schaltete und waltete. Wenn Martini kam und der Blutsauger, der Gerichtsbote kam, sagte sie: Vetter, habt doch ein Einsehen mit den armen Leuten und stülpt sie nicht! — Und er schickte den zornigen Gerichtsboten fort und that, wie Irmel gesagt. Dem Mädel kann kein Mensch etwas versagen! sagte er dann, und ließ es gehen, wie sie wollte. Wenn's eine Hexe gab, da war Irmel Eine! —

Wenn aber auch der Wasserjost das nicht erkannt hätte, was das Mädchen ihm leistete, so wär' er nicht werth gewesen, daß ihn die Sonne beschiene. So junge Dinger schlafen sonst wie die Dächse, und man muß eine Kanone lösen, um sie zu wecken; aber wenn die Schelle der Mühle klingelte und also anzeigte, daß die Mühle leer sei, so sprang sie, und wenn's mitten in der Nacht war, auf, zündete ihr Laternchen an und schüttete auf. Der Hannjost wurde nicht einmal mehr wach, so sicher wußte er, daß Alles geschah, was nöthig war. Sie verkaufte mehr Butter in einem halben Jahr, als die alte Suse in einem ganzen, und dabei war sie treu wie Gold und brachte dem Alten jeden Heller.

Ließ er ihr aus den alten zipfattnen Fahnen der Suse und seiner Mutter Kleider machen, so war sie herzlich dankbar, und das uralte Zeug putzte das Mädchen schöner heraus als die neuesten Stoffe. Die reichen Mädchen des Dorfes spotteten und lachten nicht einmal darüber, weil sie alle die seelengute Irmel von Herzen lieb hatten, deren Leben und Thun so untadelig und musterhaft war.

Wie sie zu dem alten Hannjest stand, so war auch nicht der geringste Zweifel mehr, daß er ihr all' sein Hab und Gut hinterließ. Das hatten die Jungburschen des Dorfes auch herausgerechnet, und wenn sie das liebliche Mädchen damit zusammenaddirten, so kam in Summa heraus, daß Jeder sich glücklich gepriesen hätte, ihr Schatz zu sein. Daß es da an dem Bemühen nicht fehlte, es zu werben, liegt auf der flachen Hand; aber es war gerade die alte Geschichte wieder. Es kam Keiner bei ihr an. Freundlich war sie Allen; aber Keinem absonderlich und Keiner konnte sich eines Vorzugs rühmen. Es wär' auch schwer gewesen, mit ihr zusammen zu kommen, denn sie ging nicht aus. Bei der Musik auf dem Tanzboden sah man sie niemals, und wenn ihr Einer auf dem Wege begegnete und mit ihr kosen wollte, sagte sie: Geh' an deine Arbeit, wie ich an die meine! Und damit war's rund ab. —

Aber Einer war, der ließ sich damit nicht abfinden. Das war der Schulpeter, und der hätte ihr Vater fast sein können, dem Alter nach. Der alte Strick war ganz geckig auf das reizende Mädchen, obgleich sie ihn mied wie das Feuer, und ihn abtrumpfte, daß ihm die Augen übergingen.

Als er sah, daß Alles nichts half, faßte er die Sache anders an. Seit dem Kölner Prozeß, der nach und nach die Frucht getragen, daß Hannjest sein Geld unverkürzt erhielt, und seit der Schleicher selbst das Trinkgeld ausgeschlagen hatte, das ihm Hannjest versprechen und hatte geben wollen, schwer der Müller nicht höher, als bei ihm. Er war Hahn im Korbe. Hannjest that Nichts ohne ihn. Er lieh ihm sein Geld aus, trieb die Zinsen ein; machte die prächtigsten Mehl- und Weinhändel für ihn — kurz, der alte Hannjest konnte ruhig im Sessel sitzen und seine Mühle und sein Hauswesen blühn: durch die Irmel und sein Geldsack schwoll an durch den Freund Schulpeter.

Da war's denn fast natürlich gekommen, daß der Alte nichts mehr wünschte, als diese Zweie würden ein Paar. Die hielten gewiß sein Geld zusammen und in Ehren. Wem hätte er es lieber hinterlassen können? —

Von dem Schulpeter wußte er, daß er ein Auge auf die Irmel hatte; er wußte nur nicht welches, da, wie schon erwähnt, Niemand eigentlich wußte, mit welchem seiner Augen der Schulpeter Einen ansah. Einmal hatte er bei der Irmel so auf den Busch geklopft, von wegen des Schulpeters, aber da war Feuer im Dache und die Lust verging ihm, noch einmal davon zu reden. Und doch nagte der Wunsch an seinem Herzen, und er tadelte bitter, daß das Mädchen sich von der freilich — das gestand er sich selbst — nichts weniger als schönen Leibesgestalt seines Lieblings abschrecken ließ, die guten Eigenschaften desselben, die er alle Tage mehr erkannte, zu verachten. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, es würde sich mit der Zeit machen, — aber es machte sich nicht. Der Schulpeter war seit Anzem so traurig. Das that dem Alten wehe, weil er den Grund genau kannte, nämlich die Abneigung der Irmel. Curios kam es ihm vor, daß das Mädchen gar keine Liebschaft hätte und doch so widerspenstig war gegen den guten Schulpeter.

Er konnte das Herzeleid des armen Schulpeters, der alle Tage gegen ihn zutraulicher wurde, nur mit Mitleid sehen. Da nahm er einmal das Blatt vom Munde und redete frank und frei mit ihm von der Sache. Der Schulpeter hatte auch gar kein Hehl, ging aber mit dem Mittel, das Mädchen geneigt zu machen, wie die Katze um den heißen Brei herum; tippte so hier einmal ein Bißchen, und dort einmal ein Bißchen, so daß endlich der Alte gradezu fragte: wie er es denn eigentlich meine? —

Da rückte denn der Schulpeter mit süßen Worten heraus und sagte, da er, der Hannjest nämlich, doch dem Irmelchen Alles vermachen würde, was er habe, so wär' das das einzige Mittel, daß er die Bedingung in das Testament setze, es werde Irmel nur dann die Erbin, wenn sie den Schulpeter heirathe. Das Alles hatte ihm aber der Hannjest herauswinden müssen, so schwer hielt es dem guten Peter es auszusprechen. Der Hannjest erkannte recht seinen zarten Sinn, der nicht wehe thun, nicht kränken wollte, und war fast bis zu Thränen von solcher Gesinnung gerührt.

Das leuchtete dem Alten sonnenklar ein und er

wollte am andern Tage mit dem Schulpeter nach der Stadt fahren und Alles in Ordnung machen vor dem Notar. Aber, sagte der Alte zuletzt, wenn sie's nun doch nicht thut?

So könnt Ihr machen, was Ihr wollt, sagte der Schulpeter. Ihr seid ja Herr über Euer Gut. Ihr vermacht dem starrköpfigen Mädel ein Kleines und —

Dir Alles! rief der Hannjest und die Sache war richtig.

Leider aber saß an dem Sonntag Nachmittag die gute Irmel, ohne daß es der Alte und der Schulpeter ahneten, in dem kleinen Nebenstübchen an der Bibel und

las eifrig, bis das laute Gespräch in der Stube ihre Gedanken gefangen nahm. Sie hörte Alles und schlich dann weinend durch die Thüre hinaus, die nach der Küche führte.

Am andern Morgen früh kam der Schulpeter im Sonntagsrock und holte den Müller zum Gange in die Stadt ab.

Der Schleicher hatte sein Ziel erreicht. Niemand war glücklicher als er — denn entweder wurde ihm Irmel und das Erbe zu Theil, oder doch das Erbe und — auch damit war er zufrieden, im schlimmsten Falle.

V.

War denn Irmel's Herz wirklich so frei? Hat das schöne Mädchen nichts Liebes. So möchte man fragen, wenn man von den Erfahrungen des Lebens einen Schluß ziehen muß. Ein Blick in Irmel's Leben wird die Frage beantworten.

Es ist erzählt worden, daß, als Irmel's Mutter in der größten Noth ihres armen Lebens war, der arme, alte Hirte ihr im Hirtenhäuslein eine Freistätte bot. Der alte Hirte war auch Wittwer. Er hatte noch in späten Lebensjahren die Freude erlebt, daß ihm seine liebe Frau ein Knäblein schenkte. Sein Glück hatte aber nicht lange gedauert, denn seine gute Frau starb. Das Kind, der kleine Gottlieb war nun sein Glück, und der Knabe blühte fröhlich auf, ein Ebenbild seiner schönen Mutter. Er war nur um ein Jahr älter, als das Irmelchen. Nie haben Kinder sich lieber gehabt als diese Zwei. Sie spielten zusammen, gingen später zusammen in die Schule, und als dem alten Hirten, weil er nicht mehr der Heerde warten konnte, das Amt genommen und einem armen Gemeindsmanne gegeben wurde, der sein eignes Häuschen hatte, ließ die Gemeinde, in Rücksicht seiner treuen Dienste, den alten Mann frei im Hirtenhäuschen wohnen und die Else auch. Da aber nun das Brod fehlte, mußte der Gottlieb und das Irmelchen das Säcklein nehmen und betteln gehen.

Für die zwei Kinderchen hatte das Betteln das Bittere nicht, was es sonst für gutgeartete Kinder hat. Kein Mensch hatte für die zwei hübschen Kinder ein hartes Wort, vielmehr waren die Leute in den zwei Dörfern des Thales, einem natürlichen Zuge des Herzens folgend, freundlich gegen sie und reichten die Gabe gerne. Sie kamen auch nur Mittwochs und Samstags, wenn Nachmittags keine Schule war und Jedermann kannte die Lage der armen Else, die von Jedermann werth gehalten wurde, und des armen Hirten, der brodlos geworden war, nicht durch seine Schuld, sondern durch die unabweisbare Gebrechlichkeit des Alters. Sie waren auch gar nicht wie andere Bettelkinder. So bescheiden und stille

traten sie an und in die Thüren; so unendlich freundlich sahen sie die Leute an, ohne ein Wörtlein zu reden; und dieses stumme Bitten hatte eine mächtige Wirkung auf die Herzen der Leute. Da war denn wieder das schöne Irmelchen aller Leute Liebling. Wenn das Kind Jemanden ansah mit seinen wunderbaren, leuchtenden Augen, so war jeder Widerstand umsonst. Auch das härteste Herz wurde bezwungen von dieser ganz besondern, stillen Macht, und das kam dem Hirtengeschlecht auch zu Gute. Bekam Ein's von ihnen ein größeres oder schöneres Stück Brod, so theilten sie es gewiß, und wenn sie Kartoffeln erhielten, so wurden sie sicherlich an einem heimlichen Plätzchen gezählt und getreulich getheilt, damit doch ja Kein's mehr habe als das Andere.

Schien die Sonne warm in den langen Sommertagen, und sie hatten Zeit, so saßen sie gewiß eine zeitlang im Schatten eines Baumes, erzählten sich Mährlein oder spielten mit einander, pflückten Erdbeeren oder dergleichen, wo dann der Knabe dem Mädchen die dichten und schönsten brachte, die er fand — oder sie belauschten den brütenden Vogel auf dem Neste. Dann war es aber auch Irmelchen, das die wilde Lust des Knaben bändigte mit ihrem süßen Worte, daß er abstand, das Nestlein auszuheben. Meist reichte es hin, daß sie den Schmerz seines Vaters ihm schilderte, wenn böse Menschen ihn dem Vater raubten. Die Nutzanwendung auf das Vögelchen machte sie dann so beweglich, daß mehr als einmal Thränen in des Knaben

Augen traten. Wenn sie ihn aber auch um Etwas bat, so war kein Baum zu hoch, auf den er nicht geklettert, kein Wasser zu tief, durch das er nicht gewatet; kein Dorngestrüppe zu wild, durch das er nicht gedrungen wäre, ihren Wunsch zu erfüllen, und ihr süßes Lächeln war ihm reicher Lohn.

Dies Zusammenleben in der heiligsten Unschuld hatte eine wohlthätige Macht über Beide und einen Reiz, der unwiderstehlich war.

Einmal hatte eine Frau zu ihnen gesagt: Ihr seid schon acht Jahre alt und könnt noch nicht beten! Der Hirtengottlieb erröthete, denn ihn traf dies Wort. Irmelchen legte sogleich andächtig ihre Händchen zusammen, betete die schönen Gebetlein, die sie ihre fromme Mutter gelehrt, daß die Frau, bewegt von des Kindes rührender Andacht, die doppelte Gabe ihnen reichte.

Als sie heimwärts gingen, war der Hirtengottlieb recht traurig und stille.

Warum bist du traurig, Gottlieb? fragte theilnehmend Irmel.

Ach, ich kann nicht beten! sagte weinend der Knabe.

Sei du stille, rief da Irmel, seine Thränen mit ihren Händchen wegtrocknend, ich lehre dich beten!

Da leuchtete des Knaben Auge, und sie setzten sich unter den Weg ins grüne Gras und Irmel lehrte ihn ihre Gebete, und diese Lehrstunden wurden so lange eifrig fortgesetzt, bis er sie alle wußte.

Und als sie nun wieder an die Thüre kamen, wo ihnen die Frau jenen Verwurf gemacht, und Gottlieb sie erblickte, rief er strahlend vor Freude: Nun kann ich auch beten! Und er betete so innig, wie das Irmelchen.

Wer hat's dich denn gelehrt? fragte die Frau.

Das Irmelchen! war seine freudige Antwort.

Da nahm die Frau das herzige Mädchen, hob es empor und küßte es. Von da an empfingen sie jedesmal doppelte Gaben von der Frau.

So lebten die Kinder ein liebreiches, seliges Kinderleben. Sie konnten ohne einander gar nicht sein. Mehr als einmal gaben die Schulkinder an: Herr Schulmeister, der Hirtengottlieb hat wieder der Irmel zugenickt! Dann rief ärgerlich der alte Lehrer, der die Angeberei haßte: Laßt ihn nicken! Es ist besser als zwicken, was ihr einander thut. Das war dann ein Triumph, der sie weidlich ergötzte; allein dies selige Kinderleben sollte enden. Der Tod Elsе's riß sie auseinander, und bald darauf starb auch der alte Hirte. Da wußten denn die Bauern gar nicht, was sie mit dem Hirtengottlieb anfangen sollten, bis sie sich dahin einigten, er solle alle Tage von einem Hause zum andern übergehen, das heißt, vom Morgen bis zum andern Morgen von jedem Einwohner verpflegt werden. Da war der arme, verlassene Knabe nirgends willkommen und die knickerigen Bauern, die nun auch den Knaben benutzen wollten, ließen die Nachtwache von ihm halten, die sonst von ihnen abwechselnd mußte gehalten werden.

Sie wollten, und das ist Bauernweise, doch auch wissen, warum sie ihn ernährten. An den armen Knaben und seine Gesundheit dachte eben Niemand. Ja, es waren nicht Wenige, die, obgleich er von zehn bis drei Uhr die

Stunden geblasen, dann nur wenige Stunden geschlafen, ihn noch im Tage mit in die Feldarbeit nahmen. Das schwere Loos, das Irmel gefallen war, sollte der arme Gottlieb in herberem Grad erfahren; aber auch er, durch den Tod seines Vaters, durch das Getrenntsein von Irmel tief gebeugt, duldete still, oft bis zur Erschöpfung seiner Kräfte.

Was die Kinder allein noch aufrecht erhielt, war das, daß sie sich doch in stiller Nacht ihr Leid klagen durften und Eins aus der Seele des Andern Trost schöpfen konnte.

Irmerl's Kämmerlein lag hinten gegen den Bergrain, wo die hohen Nußbäume stehen. Sobald Gottlieb die Stunde geblasen, saß er gegen dem Fensterlein über auf dem Rasen und wartete, bis Irmel kam, und so flüsterten sie sich ihre Gedanken zu, und das war das Einzige, was sie ihr Glück nennen konnten, und was Niemand wußte, noch ahnete.

Mehrere Jahre hatte dies Glück gewährt, da kam Irmel in die Mühle, und wie sich auch Gottlieb freute für Irmel, so lag es ihm doch schwer auf dem Herzen, daß nun dies beglückende Sichsehen und Sichsprechen würde aufhören müssen, zumal der abscheuliche Spitz der unbezweifelte Verräther zu werden drohte.

Indessen änderte sich Spitz gar wundersam. Er bellte den Gottlieb kaum an, als er einst für den Bauer, bei dem er die Tageszehrung gerade hatte, Etwas in der Mühle besorgte. Er schmeichelte ihm und der alte Feind schien sein Freund geworden zu sein, und das wurde allein dadurch bewirkt, daß Irmel dem Gottlieb so freundlich entgegen kam. Ein paar Worte reichten zur Verständigung hin, und schon am selbigen Abend harrte Gottlieb im Dunkel der Nußbäume hinter der Mühle, bis Irmel an ihr Fensterlein kam, und der Spitz bellte heute gar nicht — weil ihn Irmel in den Kuhstall gesperrt hatte. Da war denn zu ihrem Glücke der Verkehr wieder hergestellt, und gar oft stillte das liebe Mädchen Gottlieb's Hunger zum Fensterlein hinaus, und erfreute sein Herz durch ihre herzigen Worte. Ihre Seelen hatten vor einander keine Geheimnisse. Nur das

Eine verhehlte ihm Irmel lange — daß der Schulpeter ihr nachgehe und sie mit seiner Liebe verfolge. Sie konnte es gar nicht über sich gewinnen, ihm davon etwas zu sagen.

Aber auch diese Stunden erfreuender, schuldloser Gemeinschaft sollten ein Ende nehmen, doch aber zu Gottlieb's Bestem.

Eines Abends war er unendlich ermüdet. Es war zur Erntezeit. Am Tage mußte er im sengenden Sonnenstrahle dem Bauern, bei dem er den Tag sich aufhielt, Garben binden helfen, und zwar bis in die sinkende Nacht, und nun sollte er noch wachen und die Stunden abblasen! So kam die Nacht endlich, lau und warm. Kein Luftzug durch das Thal milderte die Schwüle. Der Himmel war tiefblau. Der Mond schien hell, daß es fast war wie am Tage. Auch Irmel war heute ungewöhnlich schläfrig, darum kürzten sie ihre Zwiesprache, und schon um Zwölf saß Gottlieb auf einem Haufen Bauholz, der am Eingange des Dorfes, nicht ferne von der Mühle lag, und harrte des Schlages der alten Thurmuhr, um

seinen Gang durchs Dorf anzutreten. Seine Gedanken weilten bei Irmel. Sie stand in all ihrer Schönheit vor seinem innern Auge. Die Gedanken aber wurden unbewußt immer mährchenhafter und träumerischer, immer undeutlicher, bis das Auge zusank, der Kopf sich auf den obersten Balken neigte und das Horn der Haut entwich und leise hinabrutschte, bis es im Wege festlag. Nur der tiefe Schlaf übermäßiger Ermüdung drückte sein Siegel auf die bleichen Züge Gottlieb's, die der Mond mit seinem bleichen Strahle fast mit todtähnlicher Blässe deckte.

An diesem Tage war der Pfarrer und der ihm sehr befreundete wackere Lehrer, der an des Alten Stelle getreten war, auf einer Conferenz in der Stadt gewesen. Die Besprechungen hatten sich bis an den Abend verzogen und so war es schon Nacht, als sie in Gesellschaft des Pfarrers und Lehrers des unteren Dorfes dieses erreichten. Der Pfarrer dieses Dorfes ließ mit Bitten nicht nach, bis sie endlich einwilligten, das einfache Abendbrot mit ihm zu theilen. Da wurde denn noch Vieles besprochen, was die Conferenz unentschieden gelassen, und ehe sie es sich versahen, war die eilfte Stunde da und mahnte ernstlich an den Aufbruch, damit die lieben Frauen daheim nicht in Sorge und Angst um sie kämen. Aber die Nacht war zu schön, um zu eilen; sie war zu traulichem, ernstem und heiligem Gespräche so ganz geschaffen, daß beide Männer langsam dahin schritten im milden Mondeslichte.

Im wechselnden Gange der Besprechung war auch der brave Lehrer darauf zu reden gekommen, wie betrübend es sei, daß nach der Entlassung aus der Schule das in ihr Gewonnene, weil es keine Pflege mehr erhalte, sich verwische und mit seltenen Ausnahmen zu Grunde gehe; daß so manches reiche Talent im Volke verkomme, das der Welt ein Segen werden könne.

Sie waren, als eben dieser Gegenstand noch lebhaft zwischen ihnen erörtert wurde, dem Dorfe nahe gekommen; der Lehrer, der nicht auf den Weg sah, weil ihn der Gedanke zu lebhaft ergriffen hatte, strauchelte plötzlich über Etwas, das im Wege lag; bückte sich und hob das Nachtwächterhorn auf. In demselben Augenblicke sah er Gottlieb ins bleiche Gesicht. Erschrecken benahm er sich über den

Schläfer, deſſen tiefe Athemzüge jedoch die Angſt, die ihn ergriffen hatte, ſcheuchten.

Er kehrte auf den Schlafenden und ſagte zum Pfarrer: Sehen Sie hier das Beiſpiel zu dem, was ich eben ſagte. Dieſer arme Verlaſſene war noch Ein Jahr mein Schüler. Selten habe ich ſo reiche Gaben bei einem ſo durchaus guten Herzen und untadeligem Betragen auf meinen Berufswegen gefunden, als bei Gottlieb. Wohl erkannte ich es, wie er zu einem Lehrer paſſe, wie ſelten Jemand; aber ſo geht nun dies Pfund verloren. Und welch ein beklagenswerthes Loos hat er? Von Hauſe zu Hauſe wandernd, wird ihm nur kümmerliche Nahrung; überall empfangen ihn ſaure Geſichter. Keine Lebensfreude keimt in dem jugendlichen Herzen. Müde gearbeitet am Tage, ſoll er für die filzigen Bauern auch noch wachen, damit ſie doch für das kärgliche Stücklein Brod, das ſie ihm unwillig geben, noch möglichſt vielen Erſatz gewinnen. Muß nicht der arme, brave Junge an Seele und Leib verkommen?

Den Pfarrer ergriff der Anblick Gottlieb's und des Lehrers Worte mit gleicher Gewalt.

Sie haben recht, ſagte er; aber was hindert uns, das zu ändern? Gerne will ich ihn in mein Haus und an meinen Tiſch nehmen; gerne will ich ihm meine freien Stunden widmen, wenn Sie mit mir Hand in Hand gehen wollen im Unterrichte. Segnet der Herr unſer Werk, dann ſoll einſt ein tüchtiger Lehrer aus ihm werden!

Da ſchlug der Lehrer freudig in die dargebotene Hand, und der Vater im Himmel freute ſich des Bundes, der hier zur Rettung des armen Gottlieb's geſchloſſen worden war, ohne daß ſeine Seele es ahnte. Darauf weckte ihn ſanft der Pfarrer.

Ein Entſetzen ergriff des Gottlieb's Herz, als er die zwei ſchwarzen Männer vor ſich ſtehen ſah im Taumel des ſchweren Erwachens. Zugleich fiel ihm die verſäumte Pflicht aufs Herz.

Des Pfarrers und Lehrers Zureden beruhigten ihn indeſſen wieder, und ſoviel begriff er aus den Worten, daß er morgen frühe zum Pfarrer kommen ſolle. — Er blies nun ſeine Stunden, nachdem ihm der Pfarrer die Zeit auf ſeiner Uhr nachgewieſen hatte, kroch dann in der Scheune des Bauern in das Streh und vergaß bald Alles im tiefen, erquickenden Schlafe.

Am Morgen ging er denn zu dem Pfarrer, wo er auch den Lehrer traf. Die Unterredung lief denn endlich auf die Frage hinaus, ob er nicht Lehrer werden wolle?

Solch ein Gedanke war wohl manchmal, wie ein ſchöner Traum, durch Gottlieb's Seele in früheren Tagen gezogen; aber die Erinnerung — an ſeine Armuth und Verlaſſenſein verdrängte ihn ſchnell wieder und das Leben und Sterben als Knecht oder Tagelöhner ſtand als Ziel da, dem er nicht entgehen könne. Jetzt, wo ſich dieſer Lieblingswunſch nahe vor ihn hinſtellte mit der Ausſicht naher Erfüllung, zitterte Gottlieb und erbleichte. Endlich ſagte er, wie das einſt der Lieblingswunſch ſeiner Seele geweſen; daß er aber jetzt zu alt dafür ſei.

Das widerlegten ihm die wohlwollenden Männer, wenn nur Fleiß und Luſt und Liebe bei ihm vorhanden ſei. Und als endlich alle Einwürfe ſiegend widerlegt waren, zog eine heilige Freude in ſeine Seele ein und der Gedanke durchzitterte ſie: Was wird Irmel ſagen?

Der Pfarrer ging ſogleich mit ihm zum Ortsvorſtande und die Sache war beendet. Eine Stunde ſpäter zog Gottlieb mit ſeinem kleinen Bündelchen ins Pfarrhaus ein, wo er liebevoll aufgenommen wurde.

Das war ein wunderbarer Wechſel, den der Schulpeter, über Pfarrer und Lehrer ſpottend, in der Mühle

erzählte. Irmel mußte hinausgehen, um ihre Bewegung zu verbergen; aber in ihrem Kämmerlein sank sie auf ihre Kniee, dem Herrn Preis und Dank zu sagen für solche gnädige Fügung. —

Das geschah lange vor dem Ereigniß mit dem Testamente. — Gottlieb ging es sehr wohl. Der Pfarrer kleidete und nährte ihn, und da das Ehepaar keine Kinder hatte, so trug es seine Liebe auf den guten Gottlieb über. Der Unterricht begann mit Eifer und Fleiß, und die Fortschritte Gottlieb's waren so augenscheinlich und übertrafen so sehr die Hoffnungen seiner beiden treuen Lehrer, daß sie selbst erstaunten und einen reichen Lohn ihrer Opfer darin erkannten.

Die Bauern ärgerten sich, denn sie erkannten, welche große Vortheile sie alle durch Gottlieb gehabt und nun verloren hatten; sie höhnten und spotteten über Pfarrer und Lehrer, bis Gottlieb zum ersten Male die Orgel spielte und den Gemeindegesang leitete, und bei der Schulprüfung der Herr Inspector vor dem Schul- und Kirchenvorstande den Gottlieb hochbelobte und erklärte, er werde ohne Zweifel ein tüchtiger Lehrer werden. Da schwiegen sie und nur der Schulpeter, der dadurch sehr unangenehm berührt wurde, ließ seiner giftigen Zunge freien Lauf. Er ahnte freilich nicht, wie sehr er sich gerade dadurch das Herz entfremdete, dessen Liebe er so gern erringen mochte.

So glücklich auch Gottlieb in dem Gedanken war, einmal eine ehrenvolle und heilbringende Thätigkeit erringen zu können, und so sehr sich Irmel auch für Gottlieb freute, so schloß doch dies veränderte Verhältniß ein Schmerzliches für sie in sich. Sie konnten nicht mehr die Abende verplaudern, wie sie es einst gekonnt, als noch Gottlieb die Stunden blies und unter den verschwiegenen Nußbäumen stand, bis sie ans Fensterlein kam. Sie sahen sich jetzt nur sehr selten, denn Gottlieb saß über seinen Büchern oder hatte Lehrstunden oder befand sich bei dem Lehrer in der Schule. Da blieb keine Zeit und aus dem Pfarrhause durfte Gottlieb Abends nicht weggehen.

Das waren Prüfungen für sie, die gewiß nicht klein zu nennen waren. Begegneten sie sich, so war oft nicht einmal ein Wörtlein zu wechseln. Sie sahen sich nur,

aber auch das war für sie ein Glück. Irmel wußte, daß es ihm wohl ging; daß er sich auf seinen Stand vorbereite, und daß es mit Erfolg geschah. Er blühte frisch auf und jene bleiche Farbe des Mangels bedeckte nicht mehr seine Wangen. Er litt nicht mehr Hunger. Das zu wissen, war ja hinreichend, ihre Seele mit Freude zu erfüllen, wie viel mehr der Gedanke an seine Zukunft! —

Welch' eine Seligkeit war es für sie, als er zum ersten Male die Orgel spielte; zum ersten Male den Gemeindegesang begleitete! Ihr Auge schwamm in Thränen und ihre Dankgebete stiegen aus tiefster Seele zu Gott empor. —

Aber in diese Zeit des Nichtsehens, Nichtsprechens, fiel auch jenes Ereigniß, das sie so namenlos unglücklich machte. Sie war ja selbst Ohrenzeuge jener Besprechung des Hannjest's und des Schulpeter's gewesen und, da der Schleicher in seiner Herrlichkeit über das so leicht errungene Ziel nicht schweigen konnte, so hörte sie es von Andern, daß das Testament wirklich in aller Form Rechtens gemacht war. Erst dann sollte sie Erbin sein, wenn sie den Schulpeter heirathe, außerdem aber, oder wenn sie diese Bedingung nicht erfüllte, so sollte ihr lediglich eine, ihrem etwaigen Lohne gleiche Aussteuer gegeben werden. So stand es fest, und Hannjest glaubte ihr Bestes zu wollen. Er hatte sie wirklich lieb, so weit das bei ihm möglich war, und die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter mochte manche Erinnerung wecken. Der Haß gegen die Heimgegangene schien ersterben zu sein. Darum fiel es ihm schmerzlich aufs Herz, als deutliche Spuren verriethen, daß sie oft heimlich weinte. Er grübelte darüber nach, ob sie etwas von dem Testamente wissen könne, mußte es aber verneinen, da ihm Niemand sagte, was die Leute im Dorfe redeten, und daß der Schulpeter selbst es ausplaudern könne und gar ausgeplaudert habe, glaubte er vollends nicht, da er ihn für zu klug hielt.

Im Pfarrhause, wo man nichts von dem Verhältnisse Gottlieb's zu Irmel wußte, kam die Sache auch zur Sprache und der Pfarrer, wie seine Frau, sprachen sich mit unverhaltener Bitterkeit über die Handlung der Undankbarkeit aus, welcher Hannjest gegen Irmel sich

schuldig mache. Man sprach von Irmel's Kummer, und Gottlieb brannte vor Begierde Irmel zu sprechen, um ihr zu sagen, sie solle Alles fahren lassen und nur den schlechten Schulpeter nicht nehmen; allein er wußte gar nicht, wie er dies anfangen solle, da sich keine Gelegenheit dazu bot und vollends in der letzten Zeit, wo Hannjest erkrankt war, und Irmel nicht von seinem Bett kam Tag und Nacht.

Der Schulpeter jubelte, denn er rechnete sicher auf des Alten Tod.

Seit das Testament eine Thatsache war, hatte der Schulpeter in dem Wirthshause wieder Credit, und den machte er sich zu Nutze. Er saß ganze Tage, ganze Nächte beim Wein und beim Spiel. Die unausbleibliche Folge war, daß er den alten Hannjest versäumte, sehr selten zu ihm kam, und selbst dann einigemal betrunken. Eine andere Folge war, daß er seiner Zunge freien Lauf ließ und sich über die Einfalt des Alten gehörig lustig machte, selbst die Geschichte seiner Reise nach Köln in ihrem wahren Thatbestande erzählte.

Die Abneigung gegen den Schleicher, der sich des alten, schwachen Hannjest's Gunst erschlichen hatte und ebenso das Testament und nun auch den Besitz des schönen Irmelchen's erschleichen wollte, war zu allgemein im Dorfe; der Unwille über die gelungenen Schliche zu groß, als daß nicht jetzt, wo er triumphirend den Tod des Alten verkündigte und im Trunke das ganze Gewebe der Täuschung des Alten ausplauderte und noch dazu mit dem schnödesten Undank ihn verhöhnte, Einer oder der Andere es sich vorgenommen hätte, dem Hannjest die Augen zu öffnen.

Das Wort des Herrn: „Ich bin krank gewesen, und du hast mich nicht besucht," hat noch einen lebendigen Nachklang im Volke. Man hält es für eine heilige Pflicht, den Kranken zu besuchen, auch wenn keine näheren Bande die Leute mit ihm vereinigen.

Es war Sommer. Die Arbeiten des Landbaues forderten ungetheilt die Zeit und die Kräfte; aber der Sonntag Nachmittag ist frei, und dann werden die Besuche, zu denen das Herz und die Pflicht treibt, getreulich

abgeſtattet. So war es auch jetzt hier. Außerdem hatte ja die Krankheit des alten Hannjoſt nicht den Charakter der Sterbensgefahr, wie ſich freilich der Schleicher vorſpiegelte, ſondern es war eine ſehr ſchmerzhafte, laufende Gicht, ein alter Fehler Hannjoſt's, der dann und wann wiederkehrte, aber auch wieder verging. Zu verkennen war es indeſſen nicht, daß er ſeit einem Jahr ungemein gealtert war, augenſcheinlich in hohem Grade an Kräften abgenommen hatte. Da durfte nun noch Etwas hinzukommen, und es war um ein Paar Augen gethan, wie die Leute ſich ausdrückten.

An einem Sonntag Nachmittag in dieſer Zeit kamen denn verſchiedene Leute, theils bloßärmlich in der Weſte, theils im Sonntagsnachmittagswamms, und ſetzten ſich theilnehmend auf den Bänken herum in Hannjoſt's Stube. Es war ihm ſehr angenehm, Beſuch zu bekommen, da ihn die Langeweile plagte, wenn ihm Irmel nicht aus der Bibel vorleſen konnte, was er gerade ſeit dieſer Krankheit oft wünſchte und Irmel mit Freuden that, wenn es ihre häuslichen Arbeiten und die Sorge für die Mühle zuließ, was Alles auf ihren jungen Achſeln ruhte.

Auch an dieſem Nachmittage hatte ſie ihm aus der Bergpredigt Chriſti vorgeleſen, und das Wort: „Selig ſind die Barmherzigen,“ war in ſeine Seele gedrungen wie ein zweiſchneidig Meſſer.

Darüber waren die Beſuchenden gekommen, und Irmel hatte ihr Vorleſen eingeſtellt und war einmal hinunter in das Gärtchen gegangen, und dort, wo es ſo ſtille war, da die Mühle, ſeit Irmel im Hauſe war, Sonntags ſtille ſtand; wo das Waſſer im Bache ſo eintönig rauſchte, kam der Schlaf über das Mädchen, das nun ſchon ſeit vier Nächten das Bett nicht geſehen hatte, und ſie nickte einige Male, wollte gegen

die Gewalt der Erschöpfung kämpfen, aber vermochte es nicht, und sank in einen recht tiefen, erquickenden Schlaf.

Während dessen war das Gespräch in der Stube seinen langsamen Gang gegangen. Das Wetter, die Ernte, wie viel die Garbe simmerte, das heißt, wie viel Frucht von einer Garbe ins Simmer gedroschen wurde und dergleichen, lieben den Steff dazu, bis der alte Birkhäußer eintrat. Er war ein Altersgenosse Hannjest's, ein wohlstehender Bauer, und geachtet und gefürchtet wegen der rückhaltlosen Derbheit und Ehrlichkeit, womit er Jedem vor den Kopf sagte, was er ihm etwa einzureiben hatte.

Als sie ihn erblickten, sahen sich die Bauern an und zwinkerten sich mit den Augen zu, denn nun wußten sie, daß Birkhäußer die Kastanien aus dem Feuer holen würde, an denen sie sich die Finger nicht verbrennen mochten.

Grüß' dich Gott, Hannjest, sagte der ehrliche Birkhäußer, seine Hand drückend. Was machst für Händel? Wirst wohl noch nicht sterben wollen?

Hannjest lächelte und sagte: Wenn's mir nach ginge, möcht' ich wohl noch ein Wenig leben.

Um auf der Hochzeit des Schleichers und der schönen Irmel zu tanzen, gelt'? —

Hannjest wurde betroffen; aber er nahm sich's nicht an und sagte bloß: Du weißt, Jacob, das ging mir mein Lebtag nicht sonderlich ab.

Freilich, hattest immer mordsteife Beine: aber sag' 'mal, was hör' ich denn von dir? Bist wieder einmal mit dem Löffel neben die Schüssel gefahren?

Wie so, Jacob? —

Nun, du weißt, mein Tochtermann ist Wirth, und da geh' ich wohl 'mal Abends hin, um meine Pfeif' in Gesellschaft zu schmauchen; auch wohl einmal ein Glas Bier zu trinken. Da posaunt der Schleicher Allerlei aus, was ich nicht von dir glauben mag.

Was denn? rief Hannjest und richtete sich auf, was er seit drei Wochen nur mit Mühe und Schmerzen konnte.

Ei, fuhr Birkhäußer fort, er kartet alle Abend und trinkt sich vor Freuden voll, daß du nun abstatterest —

Was sagst du? rief Hannjest, dem das Blut in ungewöhnliche Wallung gerieth.

Die da können's alle bezeugen, fuhr Birkhäußer fort, indem er auf die Männer zeigte, die an den Wänden hin auf der Bank saßen.

Die Bauern sagten einstimmig: Wir haben's mit unseren Ohren angehört!

Er sagt, er habe dich einmal am Narrenseile herumgegängelt. Du meintest, Er habe den Prozeß in Köln gewonnen, aber der sei längst gewonnen gewesen, als er hingekommen sei, und er habe einmal dort in Floribus auf deinen Rappen gezecht. Man müsse die Narren mit Rechen kämmen und ein Esel müsse Säcke tragen, auch wenn er alt sei und Hannjest oder Wasserjest heiße. —

Der Alte bebte vor Grimm — und Birkhäußer fuhr, ohne sich im Mindesten irre machen zu lassen, fort: Da habe er dich denn mit deinem eigenen Schmalz eingerieben, daß du gelehrt und handthierlich geworden wärst. Er hätte dir das Geld ausgeliehen, aber sich dabei nicht vergessen, nämlich allemal habe ihm der Anleiher ein Zählgeld von fünf bis zehn Gulden geben und doch die ganze Summe verschreiben müssen. —

Das lügst du, Birkhäußer, rief Hannjest, das kann er nicht gesagt und nicht gethan haben!

Da stand ein junger Mann auf, der sein Haus hatte bauen müssen, das dem Einsturz drohte, und sagte: Nehmt's nicht quer, Hannjestvetter, wenn ich Euch Etwas sage, was Ihr nicht wisset: Ich hab', um mein Haus zu bauen, Geld bei Euch leihen müssen, zweihundert Gulden, und Ihr gabt mir's. Der Schulpeter brachte mir das Geld, als ich eben den Gerichtsboten kriegen sollte, aber er zog zwanzig Gulden für sich ab und ich mußte mit blutendem Herzen doch die Handschrift über zweihundert

Gulden ausstellen und sie verzinsen. Glaubt aber nicht, daß ich der Einzige bin, dem er's so gemacht hat! —

Hannjest schwieg, aber er knirschte mit den Zähnen. —

Und dem Strick und Strolch hast du sogar dein Hab und Gut vermacht, fuhr Birkhäußer fort, und entziehst's deinem eignen Blute, dem guten Irmelchen, ja, was noch schändlicher, wenn's wahr wäre, du sollst sogar ihm das Irmelchen verkuppeln wollen durch das Testament? — Hannjest — man lernt heutzutage viel glauben, was früher unerhört war — aber das glaub' ich nicht von dir. So ein blitzschönes, junges Blut dem alten Strolch verkuppeln — das wär' hängenswerth! Und wer gäb' dir ein Recht dazu? Hat dir das Kind da die lange Jahre gedient treu wie Gold; hat dir die Magd und den Mühlknecht gespart; hat Segen in deine Mühle gebracht, in die die alte, geizige Suse den Fluch gebracht hatte; hat dich gepflegt, wie kaum eine Tochter den Vater pflegen kann und was wurde ihr dafür? Mit alten Lappen kleidetest du ihren jungen Leib; Geld und Lohn gabst du ihr nicht, und nun willst du sie aus Dank für das Alles an den verrufensten Kerl im Thale verkuppeln oder doch, was eben so viel ist, durch Enterbung zwingen, ihn zu nehmen? Ist das wahr, Hannjest? Sag' mir's ehrlich!

Hannjest wurde roth und wieder weiß wie Schnee. Er rang sichtbarlich mit dem ehrlichen Bekenntniß seiner Schuld.

Endlich rief er: Der Schulpeter, der Hallunke, hat mich dazu beschwatzt! Aha, sagte Birkhäußer, einen Schritt zurücktretend, das ist die alte Geschichte, wie sie in der Bibel steht: Als der Herr Adam zur Rede stellte wegen seiner Übertretung, sagte er: Das Weib hat mich verführt, und das Weib schob's auf die Schlange — in Summa: sie hatten's gethan und du auch. — Und du willst vor deinen Richter treten, Hannjest? Guck', du bist alt und ein Wind weht dich um. Wie dann? Willst du das Lebensglück, das du zerstörst, mit auf deine Rechnung nehmen? Sie wird ohnehin mehr als einen Bogen lang sein! — Und der Fluch des armen, braven Kindes dazu? Himmel und Erde! Hannjest, ich mag nicht Halbpart mit dir machen! Tunk's allein aus! — Der alte Birkhäußer

ſchüttelte ſich, als ob ihm ein Schauder über die Haut rieſelte — drehte ſich um und ging hinaus. Und Einer nach dem Andern folgte ihm, und ehe ein paar Minuten zerronnen waren, ſah ſich Hannjeſt allein in der Stube.

Kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn und eine Fiebergluth brannte in ſeinen Adern. Seine Hände waren krampfhaft gefaltet. Seine Augen ſtarrten nach der Decke, und die Lippen bewegten ſich leiſe und zuckend; kein Laut kam über ſeine Lippe, aber der Gichtſchmerz war wie weggeblaſen. —

VI.

Gerade an dieſem Sonntag war der Pfarrer mit ſeiner Frau nach Tiſch auf das nächſte Dorf zu den dortigen Pfarrersleuten gegangen, und Gottlieb ging eine Strecke mit ihnen, in der Abſicht, auf dem Rückwege Gelegenheit zu ſuchen, mit Irmel zu ſprechen. Der Gedanke, ſie könne ſich haben bereden laſſen, den Schulpeter zu nehmen, war wie ein zündender Funke in ſein Herz gefahren, und mit einemmale wurde ihm klar und deutlich, was unbewußt die Seele erfüllt und regiert hatte, nämlich, daß er Irmel liebe mit aller Kraft ſeines jugendlichen Herzens; daß ohne ſie das Leben eine Wüſte für ihn ſei. Woran er niemals gedacht, das war ihm jetzt klar geworden, daß nämlich Irmel ſeine Frau werden müſſe, wenn er überhaupt leben ſolle. Das mußte er ihr ſagen, ihre Geſinnung kennen lernen. Es ließ ihn nicht mehr raſten; es nagte an ſeiner Seele ohne Ende, ohne Raſt. Er hatte dieſe Nacht kein Auge geſchloſſen. Dreimal war er am Fenſter, um an dem Rebengeländer, welches das Haus umſchloß, hinabzuſteigen; aber immer riß ihn der Gedanke zurück, es könnte der brave Pfarrer es hören, und er dann deſſen Vertrauen und Liebe einbüßen und ſeine ganze Zukunft zerſtören. Endlich, als ſchon der Tag im Oſten glühig den Himmel malte, war er zu einem ruhigern Entſchluſſe gekommen, zu dem nämlich, heute am Tage Irmel aufzuſuchen.

Als er an der Mühle vorbeiging, ſah er viele Leute in der Stube, aber Irmel nicht. Ein Blick auf die Bank unter dem hohen Herzkirſchbaume verrieth ihm ihre Geſtalt,

die gewiß ſonſt kein Auge würde entdeckt haben, da dichtes Gebüſch den Abhang bedeckte, der ſich vom Wege zum Bache hinabzog und ſo den Garten völlig den Vorübergehenden verſchloß. Noch eine Strecke ging er mit den guten Pfarrersleuten, dann verließ er ſie, ſtieg den Abhang hinunter, ſprang über den Bach und befand ſich in dem Wieſengrunde, der ſich bis zum Garten der Mühle hinzog, wo er Irmel unter dem Kirſchbaume ſchlafend ſitzen ſah. Im raſchen Laufe erreichte er die Hainbuchenhecke, des Gartens und ein kräftiger Schwung und Sprung brachte ihn in den Garten.

Er näherte ſich ihr bebend. O wie war ſie ſchön! Wie lag der ganze Zauber einer reinen Seele in dieſem Antlitz, deſſen Wangen ſanft geröthet waren. Sollte er, durfte er die Ermüdete wecken, die vielleicht ſeit vielen Nächten zum erſten Male ſchlief? — Und doch — die Zeit, die Gelegenheit — wann kam ſie ihm und ihr ſo gelegen wieder? —

Er trat näher und berührte leiſe mit der Hand ihre Schulter.

Sie fuhr empor, aber kein Schlaftaumel umnebelte ihre Augen. Gleich völlig wach, ſtrahlten ihn dieſe lieblichen Sterne an, und Gottlieb! rief ſie halblaut, und doch lag in dem Tone der ganze Jubel der Freude — und beide Hände reckte ſie ihm entgegen. Er faßte ſie mit Entzücken und ſetzte ſich zu ihr.

Sind wir allein und ſicher hier? fragte er dann ſchnell. Ach, Irmel, was ich gehört, drückt mir das Herz ab. Du ſollſt den Schleicher, den Schulpeter, heirathen, und der alte Hannjoſt ſoll es in ſein Teſtament haben ſetzen laſſen? Iſt es wahr, Irmel, iſt es wahr, daß ich dich verlieren ſoll, ohne die ich nicht leben mag und kann?

Sie sah ihn an, erröthend in tiefer, tiefer Gluth, — denn so hatte er ja nie mit ihr geredet — aber sie sah ihn an und in ihrem Auge lag ihre ganze Seele.

Ja, es ist wahr, sagte sie dann, und so gewaltig ergriff es sie, daß mit diesem Ja ein Thränenstrom aus ihren Augen hervorbrach. Ich habe es selbst mit angehört, als Hannjestretter und der Schulpeter es mit einander ausmachten; aber ich hab' wahrlich nicht gelauscht, Gottlieb, setzte sie, das Verwerfliche von sich weisend, hinzu. Ich saß an selbigem Sonntagnachmittag im Nebenstübchen an der Bibel. Da fingen sie so laut an zu reden, daß ich es hören mußte; und als ich es gehört, schlich ich mich weinend davon.

Gottlieb zitterte wie ein Espenlaub im Winde. Es schwindelte ihm fast bei diesen Worten.

Und wie steht's mit dir? stieß er endlich heraus. Wie steht's mit dir? Willst du den Schulpeter zum Manne nehmen um den Mammon?

Ich? fragte Irmel, und sah ihm starr in die Augen. Ich, den Schulpeter nehmen? Nein, so wahr der Herr lebt, lieber heute sterben, auf der Stelle, wenn's anders nicht möglich wäre!

Da kam wieder Leben in Gottlieb. Er athmete tief auf, als sei eine Centnerlast von seiner Seele weggehoben.

Gottlob! Gottlob! rief er aus. Also du nimmst ihn nicht?

Und wenn er der König wäre, nein!

Und willst lieber das Erbe hingeben, das von Gottes und Rechts wegen dir gehörte?

Ja, Gottlieb, so wahr mir Gott helfe!

Und willst mit mir in ein stilles Schulhäuschen ziehen als mein treues, liebes Weib, und mit mir theilen meine Armuth? —

Sie senkte den Kopf, daß er das glühende Antlitz nicht sähe und schwieg.

Irmelchen, rief er, hast du darauf keine Antwort? Liebst du mich nicht? Hab' ich mich selber getäuscht und betrogen, da ich meinte, du lebtest nur für mich, wie ich für dich? Sag's, Irmelchen, sag's hier vor Gott, willst

du mein Weib werden und ausharren in Treue bis ich dir die Hand reichen kann?

Sie fühlte wie seine Hand zitterte. Sie hörte es dem Tone seiner Stimme an, wie sein Inneres in fieberhafter Bewegung war. Da hob sie das schöne Haupt empor, sah ihm verschämt ins Auge, schlug es dann blitzschnell nieder und sagte: Ja, Gottlieb, ich gelobe dir's vor Gottes Angesicht! —

Da umfaßte er sie zum ersten Male und zog sie an seine Brust, und der erste Kuß, der Brautkuß, besiegelte

ihren Bund. — Lange ſaßen ſie ſtille, Bruſt an Bruſt. Das Mädchen hatte ſeinen Kopf leiſe an ihn gelehnt; ihre Hände waren gefaltet. Sie betete, und auch Gottlieb's Blicke hingen droben am ewigen Blau des Himmels und auch ſeine Seele redete mit Gott. —

Nach einer langen Stille ſagte Gottlieb: Irmelchen, nun traure nicht mehr. Weine dem Reichthum, der nicht für dich ſein ſollte, keine Thräne mehr nach! O, ich hab's gehört, daß die Leute ſagten, deine Augen ſeien roth von den vielen Thränen. Denke, wie dein Vetter deine arme Mutter darben ließ, ſo weiſe er auch dich als armes Mädchen weg aus ſeinem Hauſe. Laß ihm Alles, dem ſchändlichen Schleicher. Der Fluch Gottes trifft ihn doch. Gott wird uns helfen. Wir haben Bettelbrod mit einander gegeſſen und haben gedarbt mit einander, wir wollen auch unſer kärgliches, aber, Gott gebe es! — ehrlich verdientes, und nicht vom Fluche der Armuth belaſtetes Stücklein Brod theilen. Mir iſt nicht bange. Wir werden durchkommen und durch Fleiß und Sparſamkeit uns ſchon etwas erwerben. Gottes Segen war mit uns bis heute, weil wir ihn vor Augen und im Herzen hatten. Sieh', du kamſt in die Mühle, ich ins Pfarrhaus. Das iſt kein Menſchenwerk, das iſt Gottes Finger. Und der Herr wird auch ſchon für uns ſorgen. Diene du treu fortab deinem Vetter, und fluche ihm nicht ob des Unrechts, das er an dir thut. Pflege ihn wie eine treue Tochter. Laß ihm ſein Gut. Mag es der Schulpeter kriegen und in wenigen Jahren verſpielen und vertrinken. Segne ihn und fluche ihm nicht. Die Zeit wird mit Gottes Hilfe auch kommen, daß ich ein Schultienſtchen kriege; dann komme ich und hole dich und der Friede Gottes wird mit uns einziehen in unſer Häuslein, aber das ſoll drinnen ewige, heilige Regel und Richtſchnur ſein, was Joſua ſpricht: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

Das Mädchen hatte ſeinen begeiſterten Worten mit ſteigender Andacht zugehört. Das klang ihr wie die Stimme Gottes in das Herz, und als er geendet hatte und nun ſchwieg, liſpelte ſie leiſe: Amen!

Ja, Amen! ſagte Gottlieb. Und nun geh' ich in

Gottes Namen an meine Bücher. Die Angſt iſt weg; die Qual iſt von mir genommen. Du bleibſt mir treu und ich dir und Gott wird mit uns ſein!

Er drückte ihre Hand noch einmal, legte ſeinen Arm um ſie, zog ſie an ſeine Bruſt und küßte die kirſchrothe, friſche, reine Lippe. Dann ſtand er auf, zu gehen.

Irmelchen, ſagte er noch, gedenke dieſer Stunde vor Gott, und laß dich nicht bereden. Wir können uns vielleicht lange, lange Zeit nicht wieder ſehen und ſprechen, denn mein Examen iſt nahe; aber unſer Gelöbniß hat Gott gehört. Er ſegne es. Bleib' bei meinen Ermahnungen und dann laß, wie mein guter, ſeliger Vater zu ſagen pflegte: Gottes Waſſer über Gottes Land laufen, und vertraue auf ihn und bleib' mir treu!

Mit dieſen Worten ſprang er wieder über die Hecke, dann über den Bach; kletterte die jenſeitige Bergwand hinauf, erreichte den Weg, grüßte noch einmal das Mädchen und war verſchwunden hinter der dichten Laubwand der Büſche, die den Weg begrenzten.

Irmel ſah ihm nach, ſo lange ſie ihn ſehen konnte; dann aber ſaß ſie ſtille da, den ſchönen Kopf auf die wogende Bruſt geſenkt. Alles, was er zu ihr geſagt, ging noch einmal an ihrer Seele vorüber und heilige Schauer durchrieſelten ſie. Nun war über ihre Zukunft, über ihr Leben entſchieden; nun wußte ſie, wem ſie angehöre und das ganze Glück dieſes Bewußtſeins erfüllte ſie.

Das, was ſo nahe lag bei Irmel's frommem Herzen, konnte nicht ausbleiben; ſie betete, betete lange heiß und innig zu dem Herrn in Dank und Fürbitte und Flehen, und als ihre gläubige Seele das vertrauende Amen hingehaucht, ſtand ſie auf, denn es war Zeit, an ihre häusliche Beſchäftigung zu gehen und einmal nach dem leidenden Hannjoſt zu ſehen.

Wie leicht aber war es ihr ums Herz! Wie ruhig konnte ſie jetzt an das verlorene Erbe denken! Wie ſtark fühlte ſie ſich, das greuliche Anſinnen, den Schulpeter zu heirathen, von ſich zu weiſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit ihrem Vetter zu zerfallen und die Mühle zu verlaſſen. War ſie doch ſtark, geſund, erfahren in jeglicher Arbeit! Da konnte ihr ein Magdrienſt hier oder da nicht fehlen. —

VII.

Die tiefe Erſchütterung, welche des Birkhäuſer's gewaltige, derbe Worte auf den Hannjoſt hervorgebracht, ging nicht ſo ſchnell vorüber, als man hätte denken ſollen. Eine Wirkung hatte ſie aber, an die der alte, ehrliche Bauer gewiß nicht gedacht hatte: der Gichtſchmerz war vorbei, wie weggezaubert, weggeblaſen. Er konnte ſeine Glieder dehnen, bewegen, regieren wie er wollte; aber daran kam er nicht, daß er daran hätte denken können.

Noch einige Zeit hatte er ſtarr im Bett gelegen, noch ganz gefangen unter dem Eindruck der Worte Birkhäuſer's. Die Stimme des Gewiſſens gab dem Alten Recht. Hannjoſt fühlte das ſchnöde Unrecht an Irmelchen, fühlte es mit brennender Scham und Reue. Er erkannte nun erſt, wie ihn der verworfene Schleicher eingethan, gehänſelt, betrogen, hinters Licht geführt hatte. Und dieſer Menſch freute ſich nun auf ſeinen Tod, und zählte die Stunden, bis er eintrete; dieſer Menſch praßte nun ſchon auf ſein Hab und Gut hin; dieſer Menſch, ſtatt ihm Dank zu wiſſen, verhöhnte ihn öffentlich als einen Simpel; dieſer Menſch vernachläſſigte ihn nun, da er glaubte, es ſei Alles niet- und nagelfeſt gemacht, und das Teſtament unwiderruflich! Als er dieſer Reihe der Gedanken folgte, litt es ihn nicht mehr im Bett. Er lag wie in brennenden Nesseln. Er ſprang auf, ſo leicht, wie lange Zeit nicht. Er holte ſich ſeine Kleider und zog ſich völlig an und ſetzte ſich in den Sorgſtuhl. Da trat Irmelchen's Thun im Gegenſatze gegen das des Schulpeter vor ſeine Seele. O wie war das anders! Wie zart, wie kindlich behandelte ſie ihn! Wie wahr hatte Birkhäuſer geredet, als er ihre Dienſte, ihre Pflege, ihre Treue, ihre Unermüdlichkeit pries! Und er hatte das nicht erkannt; er war blind geweſen gegen die Vorzüge, die Engelsgüte, die Geduld und Sanftmuth des Mädchens! Was hatte ſie denn von ihm gekriegt für die Jahre ſchwerer Dienſtbarkeit? Mit alten Fahnen hatte er ſie gekleidet, und ſie war dankbar dafür geweſen, als wär's das Köſtlichſte. Keine Freude hatte er ihr gemacht, keine Erquickung ihr bereitet! Dieſer Undank fiel jetzt doppelt ſchwer auf ſeine Seele. Er ſprang

auf und ſchwur voll Reue und Scham, das ſolle anders werden! Ein Entſchluß war in ſeiner Seele gereift; aber er bedurfte Irmel's dazu, denn ins Freie zu gehen bei dem nahenden Abend, das wagte er nicht.

Wo war Irmel? Sie war weggegangen als die Bauern kamen. Sollte ſie ſchlafen? Ach, das wäre ſo natürlich! Ihr ſo nothwendig, ſo gut, nach den vielen Nächten unverdroſſenen Wachens an ſeinem Schmerzenslager.

Vielleicht war ſie im Garten!

Er klopfte leiſe, dann ſtärker an die Thüre ihrer Kammer. Es blieb ſtille drinnen. Jetzt drückte er leiſe die Thüre auf. Sie war leer; aber das Eine der drei kleinen Fenſter, das nach dem Garten ging, ſtand offen. Die beiden, welche nach den Nußbäumen gingen, waren geſchloſſen. Da hörte er im Garten eine fremde Stimme — dann die der weinenden Irmel.

Wer war bei ihr? — fragte er ſich. Die Stimme war ihm fremd.

Er ſchlich zum offenen Fenſter; blickte vorſichtig hinaus, und ſah Gottlieb und Irmel auf der Bank unter dem Herzkirſchenbaume in traulicher Stellung ſitzen. Sie kehrten ihm den Rücken. Er konnte jede Sylbe, die ſie ſprachen, deutlich verſtehen.

Er hörte ihr ganzes Gespräch. Er war ganz Ohr; aber es wurde ihm seltsam zu Muth, als er die edlen Äußerungen Gottlieb's vernahm — es traten zum ersten Male vielleicht in seinem liebeleeren Leben Thränen in seine Augen. Immer tiefer wurde sein Herz bewegt. Die gewaltsame Spannung, in die ihn Birkhäußer's Worte versetzt hatten, wich mehr und mehr und — löste sich in ein wohlthuendes Gefühl auf. Er weinte wie ein Kind. —

Erst, als Gottlieb ging und Irmel aufstand, verließ er die Kammer, ging in die Stube, wusch sich die Augen und setzte sich in seinen Sessel, denn sie durfte nicht ahnen, daß er der ungebetene Zeuge des heiligsten Augenblicks gewesen, der Vertraute ihres süßesten Geheimnisses war.

Wenige Augenblicke später trat sie in die Stube. Ihr erster Blick fiel auf das Bett, und als sie es aufgewühlt, ihn nicht mehr in demselben sah, ergriff sie ein jäher Schrecken und sie stieß unwillkürlich einen lauten Schrei aus.

Brauchst nicht zu erschrecken Irmelchen, sagte er sehr freundlich, die Gicht hat mich verlassen. Ich bin geheilt. Gott hat heute ein Wunder seiner Gnade an mir Unwürdigen gethan!

Irmel's Schrecken löste sich in eine freudige Verwunderung auf. Sie schlug die Hände zusammen und rief: Wahrlich, das ist ein Wunder der Gnade Gottes! Gottlob! Gottlob, daß Ihr keine Schmerzen mehr habt! Sind sie wirklich vorüber?

Willst du es mir nicht glauben, so sieh' es selbst, sagte er freundlich lächelnd und ging durch die Stube so kräftig, wie in seinen besten Tagen.

Aber nun, mein liebes Kind, mußt du Alles stehen und liegen lassen, sagte er freundlich, und mußt mir unseren Taglöhner, den Brendel, rufen. Sag' ihm, er solle sich anziehen, damit er heute noch eilings über Feld gehen könne. Er solle sich tummeln; ich erwartete ihn gleich. Wenn du aber hinaus gehest, so schließ' die Thüre zu und stecke den Schlüssel zu dir; ich will nicht, daß Jemand zu mir komme! —

Irmel war gewohnt, die Befehle ihres Vetters sogleich und pünktlich auszuführen. Sie that also, wie

er ihr befohlen, und ging. Brendel aber wohnte am äußersten, oberen Ende des Dorfes. Sie hatte weit dahin und mußte nothwendig lange ausbleiben.

Die Sonne hatte ihren Lauf mehr als zu drei Vierteln vollendet; aber es war so warm, so lau; — kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume. Eine Stille herrschte, die recht zu innerlicher Betrachtung geeignet war. Nur einer Grille eintöniges Zirpen schwirrte aus den Büschen jenseit des Baches herüber und das Jubeln spielender Kinder drang dann und wann durch das Geräusche des schäumenden Baches. Nur Morgens bei ihrem Aufgange und in der Nähe ihres Niederganges fielen die Strahlen der Sonne auf die Mühle im tiefen Grunde. Auch jetzt beschien die um vieles mildere Abendsonne das Fenster, an dem Hannjest in tiefen Gedanken saß. Des Schulpeter's Verworfenheit und sein schnöder Undank bewegten ihn und fesselten seine Gedanken. Da bellte der alte Spitz heftig und der Klopfer an der Thüre rasselte. Hannjest stand auf, blickte hinaus und sah den Schulpeter an der Thüre stehen. Gerade in diesem Augenblicke sah er nach dem Fenster und fuhr, als er Hannjest erblickte, voll Schrecken zurück.

Dieser Anblick regte des Alten Galle auf.

Bist du es, Strolch! rief er ihm zu, und erschrickst du, weil du mich lebend und gesund sieh'st, und dachtest schon dein Erbe zu haben? Hast schon frohlockt, aber zu früh! Hast dein Herz aufgethan und den alten Simpel verhöhnt, der sich von dir einthun ließ, und dachtest mit dem Erbe das schöne Irmelchen zu kriegen oder ohne sie das ganze Erbe, und schwelgest und prassest schon darauflos. Nicht wahr, das Geld, um das du mich belogst und betrogst, ist schon durch die Gurgel gegangen? Diesmal, Schleicher, hast du dich verrechnet! Das Testament ist umgeworfen. Kein Tippchen auf dem J., nicht was du im Auge leiden kannst, krieg'st du! Nun fort mit dir, Betrüger und Hallunke, oder ich hetze den Hund auf dich. Laß dich nicht wieder blicken in der Nähe der Mühle, sonst jage ich dir einen Schuß Schrote aus meiner Flinte in die Beine! —

Wenn der Blitz vor ihm in den Boden geschlagen,

und der Donner um ſeine Ohren unerwartet gepraſſelt hätte, lähmender hätte der Schrecken nicht ſein können, als dieſe im Grimme ausgeſtoßenen Worte Hannjoſt's ihm brachten. Schulpeter ſtand ſtarr, wie eine Bildſäule, bleich wie eine Leiche da. Seine Lippen waren blau,

ſeine Augen ſtarrten den Alten ausdruckslos, gedankenlos an, denn alles Denken war ihm vergangen und das Blut ſtockte in ſeinen Adern. Der kleine Rauſch, mit dem er gekommen war, verrauchte wie ein Gedanke. Er hörte und ſah nichts mehr, und nur das Eine vernahm er, daß Hannjoſt das Fenſter heftig zuwarf.

Lange ſtand er auf dem Flecke. Alles wirbelte im

bunten Durcheinander vor seinen Augen, als ob er trunken sei, und doch war er sich seiner völligen, raschgewordenen Nüchternheit klar bewußt. Er hatte die schrecklichen Worte gehört. Alle seine Hoffnungen waren zerstört, zerstört durch ihn selbst! Das war die schauderhafteste Gewißheit. — Nach langem Starren erwachte er, wie aus einem wüsten Traume. Das sah er, hier konnte er nicht stehen bleiben. Langsam und den Kopf gesenkt, voll Grimm, Zorn und Ärger ging er die Anhöhe hinauf und kam aus dem Bereiche der Mühle. Da begegnete ihm das reizende

Mädchen, das mit dem Brendel aus dem Oberdorfe kam. Er ſah das ſeelenheitere Weſen in aller Herrlichkeit daher kommen; er ſah, wie der kleine Fuß kaum die Erde zu berühren ſchien — und mußte ſich ſagen, daß ſie für ihn verloren ſei. Das preßte ihm die Bruſt zuſammen, daß er kaum athmen konnte. Ihren Gruß konnte er nicht erwiedern! —

Aber als ſie vorüber war, ſtand er einen Augenblick ſtille. Dann ſchnalzte er mit dem Daumen und Mittelfinger in die Luft und ſagte lachend: Was iſt's weiter? Peter, du war'ſt dümmer als der Hannjoſt! Mach' dir keine Grillen. Es hat ſich Mancher verrechnet, der eine Krone trug, und du biſt nur der Schulpeter! Und gerades Weges ging's ins Wirthshaus, auf deſſen Bank der völlig Berauſchte die Nacht verſchlief. —

Als Irmei heimkam, ging ſie ſchnell an ihre Arbeit. Das Betragen des Schulpeters, der ſonſt die Freundlichkeit ſelbſt gegen ſie geweſen war, fiel ihr zwar auf, aber ſie war jetzt nicht geſtimmt darüber zu ſinnen.

Brendel ging gleich zum Hannjoſt und entfernte ſich bald darauf wieder eiligſt. Alles das beachtete Irmel nicht — nur das Eine fiel ihr auf, daß Hannjoſt ſie heute dreimal „mein liebes Kind" genannt hatte. —

VIII.

Am andern Morgen gegen neun Uhr rollte ein Wagen vor die Mühle und ein Herr ſtieg aus, den Irmel für einen Weinhändler hielt, die öfters bei der Mühle vorfuhren.

Als er aber in das Zimmer trat, begrüßte ihn der Hannjoſt mit den Worten: Guten Morgen, Herr Notar! Das hörte freilich Irmel nicht, weil ſie im Stalle das Vieh zu beſorgen hatte. Auch das ſah ſie nicht, daß Brendel den alten Birkhäußer aus dem Acker in die Mühle holte, wie ſie ſich denn nie um die Geſchäfte Hannjoſt's bekümmert hatte.

Die erſte Frage Hannjoſt's an den Notar war die: Haben Sie die Urſchrift des Teſtaments mitgebracht?

Hier iſt ſie, ſagte der Notar und wickelte die Rolle

im ledernen Umſchlag auf und legte ein dickes Papierheft auf den Tiſch.

Hannjeſt nahm es, ſetzte ſeine Brille auf und betrachtete es genau; dann riß er es in tauſend kleine Fetzen und warf ſie zum Fenſter hinaus.

Was macht Ihr? rief der Notar.

Ich caſſire das Teſtament, wie Sie ſehen. Nun wollen wir ein Anderes machen, ſobald die Zeugen da ſind. Sie haben doch das nöthige Stempelpapier nicht vergeſſen?

Nein, ſagte der Notar, hier iſt Alles. Er ließ ſich nun mit Hannjeſt in ein Geſpräch ein und rieth ihm, wenn er der Treue der Perſonen, die er bedenken wolle, gewiß ſei, eine Schenkung unter Lebenden zu machen. Das leuchtete ihm ein.

Als Birkhäuſer und Brendel kamen, begann der Notar zu inſtrumentiren.

Bei Einem Punkte lachte Birkhäuſer laut auf.

Kannſt du das Kuppeln denn gar nicht laſſen? fragte er. Gib Acht, daß du dich noch einmal neben den Stuhl ſetzeſt? Diesmal nicht! entgegnete ebenfalls lachend der Hannjeſt. Wir ſind zu Ende, bemerkte nach einiger Zeit der Notar. Gut, ſagte Hannjeſt. Geh' Brendel, und rufe mir den Herrn Pfarrer, den Schulmeiſter und den Gottlieb hierher. Sag', ich bitte ſie gleich zu kommen, es habe Eile!

Der Brendel lief und die Gerufenen kamen in geſpannter Erwartung. Beſonders war Gottlieb betroffen. Er ſtand ſchüchtern und verlegen in der Ecke am Ofen. Jetzt rief Hannjeſt die Irmel. Als das Mädchen ins Zimmer trat, und die Leute alle, ja auch Gottlieb erblickte, wäre ſie ſchier ohnmächtig geworden. Sie wollte wieder hinaus laufen, aber Hannjeſt hielt ſie an der Hand.

Leſet vor, Herr Notar! bat er dann. Und der Notar las den Schenkungsact aller Habe Hannjeſt's an Irmel vor, unter der Bedingung, daß ſie alsbald ſich mit Gottlieb vermähle. Als er geendet hatte und das Mädchen todtbleich und bebend da ſtand, redete ſie Hannjeſt an. Er ſagte ihr, daß er ihrer Unterredung Zeuge geweſen ſei, und daß er ihr Glück aufrichtig wolle, um

wieder gut zu machen, was er im besten Meinen übel gemacht habe. Dann fragte er sie, ob sie der Bedingung der Schenkung nachkommen wollten?

Es kostete Mühe, bis das weinende Mädchen Ja sagte und Gottlieb auch. Dann verlobten sie sich vor dem Pfarrer und das Actenstück wurde unterzeichnet.

Die selige Irmel mußte nun das Beste auftischen und Brendel mußte den besten Wein im Keller zapfen. Und fröhlichere Menschen gab es kaum.

Freilich sahen der Pfarrer und der Lehrer sauer drein, daß ihr schöner Plan, aus Gottlieb einen Lehrer zu bilden, zu Grunde ging; doch sie gönnten ihm sein Glück, und meinten ein tüchtiger Müller, der redlich und gottesfürchtig sei, könne doch auch des Guten viel thun.

Als der Hergang im Dorfe bekannt wurde, freuten sich schier Alle herzlich. Nur einige Jungbursche sahen betrübt drein und der Schulpeter ließ sich mehrere Tage gar nicht sehen. Drei Wochen später war Hochzeit. Eine

ſchönere Braut, und eine demüthigere, ſtand nie am Altare der Dorfkirche. Alle Bewohner wohnten der Trauung bei, die der Pfarrer ſehr feierlich vollzog.

Das glücklichſte Paar aber waren Gottlieb und Irmel. Sie trugen den alten Hannjoſt auf den Händen und der alte Mann lernte erſt jetzt ein Glück kennen, das er nie geahnet hatte.

Der Pfarrer und Lehrer blieben die geehrteſten Freunde des jungen Müllers, deſſen Redlichkeit im Moltern überall her die Kunden herbei brachte. Irmel waltete im Hauſe mit Treue und Fleiß und machte ihrem Gottlieb das Leben zu einem Paradieſe. Ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen und Nothleidenden war ohne Grenzen. Und als der Schulpeter von Stufe zu Stufe tiefer ſinkend, als Bettler an die Thüre der Mühle kam, da empfing er ſtets die reichlichſte Gabe mit der gewinnendſten

Freundlichkeit. Der Segen Gottes aber ruhte sichtbarlich auf der Mühle und ihren glücklichen Bewohnern und bannte und scheuchte den Fluch der Vergangenheit.

10. Der hatte sich auch verrechnet!

Gegen einen Unbekannten soll man ja recht vorsichtig und höflich sein, und ihn lieber für mehr halten, als für weniger — das ist eine alte Regel, und keine üble; denn man sieht's nicht immer dem Vogel an den Federn an, was er für Einer ist, zumal bei Denen — die keine Flügel und keine Federn haben. Das hat auch einmal Einer erfahren, der nicht viel in die Welt kam, schlicht und recht war und ein braver Lehrer dabei. Ich will Euch die Geschichte erzählen, die aber nicht da geschehen ist, wo der Bach gebrannt hat und die Leute ihn mit Stroh gelöscht haben; versteht Ihr's? — Einst machte der sehr ehrenwerthe Consistorialrath und Professor M..... zu Marburg, in Kurhessen, ein sehr gelehrter und braver Mann, eine Reise zu Fuß, die ihm der Doctor des vielen Sitzens und Studirens wegen angerathen hatte. Er war kein Mann von der Art, die viel auf kostbare Kleidung hielt. Das lag ihm neben dran. Was ich bin, bin ich doch, dachte er, und zog ein einfach leicht Röcklein an. Ueberdies mein' ich, meines Orts, ein Gelehrter und Geistlicher solle nicht Kleiderprunk treiben, was für junge Laffen paßt — nun — es ist gesorgt, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen — denn die Meisten könnten's nicht, wenn sie auch etwa wollten. —

Kurz und gut, unser lieber Herr Professor wandert zum Thore von Marburg hinaus, und mit jedem Schritt in Gottes freier Luft, im Grün der Felder und Bäume, im heitern Sonnenschein — wird's ihm wohler und behaglicher, und er erkennt schon jetzt dankbar, wie gut es der Doctor gemeint, der ihn von den Büchern hinaus in die Welt geschickt hatte, um seine Ferien gut zu benutzen.

Nun machte es sich, daß, als der Professor eine ordentliche Zahl von Wegstunden von Marburg weg war, ein alter, wackerer Landschullehrer des Weges ging, der den Herrn Consistorialrath nicht kannte. Als der den Mann im schlichten grauen Rocke, schwarzen Hosen, mit dem abgetragenen Hütlein auf dem dünnen Haare und dem spanischen Rohr in der Hand, gesenkten Hauptes dahinschreiten sah, dachte er: Ohne Zweifel ein College!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09419/016

Mit dem könntest du durch Plaudern den Weg bis zum nächsten Dorfe dir kürzen, auch obendrein ihm einmal auf den Zahn fühlen, ob er ein Schulmeister ist, oder ob in seinem Titel das H in ein E zu verwandeln ist. Der Alte meinte nämlich den Titel: Lehrer, der dann schlimmer Weise: Leerer heißen müßte. Flugge ist er bei dem Consistorialrathe, bietet ihm herzhaft einen guten Tag oder guten Morgen, wie's eben an der Zeit war, und fügt dann hinzu, wie schön es sei, daß sie beide, die doch desselben Berufs und Amtes warteten, sich hier träfen.

Der gelehrte Mann aus der Universitätsstadt, wie denn das so seine Art war, ist denn auch nicht im Mindesten ungehalten über des Lehrers Anrede. Er dankt freundlich, und drückt dem offenherzigen, grundehrlichen Herrn Amtsbruder die Hand (was freilich mancher Herr Professor nicht gethan haben würde), was diesem den letzten Zweifel scheucht, zumal er das leichte Lächeln im heiligen Eifer gar nicht wahrnimmt, das um des Herrn Consistorialraths Lippe spielt, als nun der alte Lehrer sein Examen anhebt. Da er es aber doch endlich sieht, denkt er: das wird Verlegenheit sein, wie sie sich für einen jüngern Collegen in Gegenwart des Ältern ziemt, der mehr erfahren hat! doch brauchst du ihn deßwegen nicht zu schonen. Rom ist nicht auf einen Tag erbaut, und die Praxis lernt man nicht sonderlich auf dem Seminarium. Dazu gehört, daß man schon manch' Simmerlein Salz im Schulstaube gegessen hat! — Darum wird er denn mit seinen Fragen immer dringender; kommt vom Allgemeinen auf das Besondere; spricht mit ihm über Lesen, Rechnen, Schreiben, und die beste Weise, es den Kindern beizubringen; fragt nach Pestalozzi und anderen Meistern im Unterrichtssache und den Werken, welche sie geschrieben und so weiter. Der Consistorialrath M..... gibt auf Alles bescheidenen, aber gründlichen Bescheid, und die Freude des Alten an dem tüchtigen Collegen wächst mit jeder Minute und jeder Antwort, so daß er sich endlich nicht enthalten kann, ihm seinen Beifall darüber auszudrücken. In Wahrheit, ruft er aus, Sie haben gut bestanden! Wiewohl ich erwartete, Sie über Vieles belehren zu können, so habe ich Manches von Ihnen noch gelernt; aber Eins ist noch zurück, und

bevor ich Sie nicht auch in diesem noch geprüft, kann ich Sie für keinen ordentlichen Schulmeister erklären. Zwar weiß ich, daß dies Eine von Vielen geringe geachtet wird, nichts deste weniger aber kann ich Ihnen aus langjähriger Amtserfahrung sagen, daß es das Hauptstück ist, welches den Lehrer nicht nur bei der Schule, sondern bei der ganzen Gemeinde hochstellt, und sowohl in der Woche als am Sonntage seine ganze Kraft in Anspruch nimmt, und das ist das „Singen." Sind Sie auch hierin gutbeschlagen, Herr Amtsbruder? —

Wieder spielt um den Mund des Consistorialraths das eigenthümliche Lächeln, aber das war seine schwächste Seite in Wahrheit. Er gestand nach kurzem Bedenken, das Singen sei eben seine Sache nicht; er habe keine besonders gute Stimme; auch mangle es ihm an Übung.

Thut nichts, lieber College, entgegnete eifrig der Alte. Naturgaben sind wohl nicht zu verachten; auch thut Übung viel; allein die Methode ist es, Freund, die Methode, auf die Alles hinausläuft. Mit ihr schwindet manches Hinderniß, und ist sie nur gut, so ist's schon halb gewonnen Auch ist mir's dran gelegen, besonders diese bei Ihnen zu prüfen. Sie haben mir so manchen Beweis von Denkkraft und Überlegung gegeben, daß ich nicht zweifle, Sie haben auch hier den rechten Weg gefunden. Stimmen Sie doch einmal ein Lied an! —

Der Consistorialrath zögerte aus zureichenden Gründen. —

Wie? rief der Alte. Sie wollen nicht? Vor mir brauchen Sie sich nicht zu schämen! Nur Muth, College! Nehmen Sie eine leichte Melodie, etwa: „Nun ruhen alle Wälder ꝛc." Ich helfe Ihnen; falle mit ein. Fangen Sie doch an!

Trotz des freundlichen, ermuthigenden Zuredens, kam aber kein Ton aus dem Munde des vermeintlichen Collegen, vielmehr erklärte derselbe bei einem Kreuzwege, daß sie sich jetzt trennen müßten, und leider die Unterhaltung nicht mehr fortsetzen könnten.

Zum Abschiede drückten sich Beide noch einmal die Hände aufs Herzlichste und schieden. Der Fremde im grauen Röcklein verschwand bald hinter den Bäumen des

Waldes, durch den ſie bis anher geſchritten waren, und der alte Lehrer wandte ſich der Heimath zu, noch oft ſich nach dem Collegen umſehend und bedauernd, daß doch ſo ſelten alle Gaben zuſammen gefunden würden auf Erden. Schöne Kenntniſſe, rechten Eifer, gute Anſichten, murmelte er in den Bart, aber — daß auch nicht einmal die bekannte Melodie ging, das war doch ſchade! Verdirbt ſich am Ende mit dem Einen Mangel ſeine ganze Wirkſamkeit! —

Selbſt zu Hauſe und die ganze Woche hindurch konnte der gute Mann dieſen Gedanken nicht los werden, und als er am nächſten Montage zur Stadt pilgerte, und, zwar mit Beklommenheit, aber doch auch mit einem freudigen Hinblicke auf ſein bisheriges Wirken, nebſt einem ſehr guten Zeugniſſe ſeines Pfarrers in der Taſche, um ſich um eine beſſere Stelle zu bewerben, erinnerte er ſich wieder recht lebhaft des tüchtigen Collegen, der aber nicht ſingen konnte. Könnten wir heute wieder zuſammengehen, dachte er, oder wäre er damals nicht ſo ſchnell linksab gegangen, wer weiß, ob der College nicht doch noch gelungen hätte; vielleicht ſtand's doch noch beſſer, als er in ſeiner Beſcheidenheit meinte, und ſeine Methode hätte ihm wohl nützen mögen!

Unter ſolchen Gedanken erreichte er Marburg und endlich auch die Thüre des Conſiſtorialrath M....., des Mannes, von dem heute ſein Schickſal am Meiſten abhing. Seine Beklommenheit wuchs, als ihm dieſer Umſtand recht ins Bewußtſein kam.

Noch einmal wurden die Schuhe gereinigt; das Taſchentuch hervorgeholt und zu ſeinem Dienſte verwendet; nach der Bittſchrift und dem Zeugniſſe in der Taſche gefühlt, ob's noch da und zur Hand ſei — und dann die Treppe hinaufgeſtiegen.

Zitternd pochten die Finger an der Thüre des vielvermögenden Mannes.

Der Ruf erklang: Herein! Und er trat ein mit einem tiefen Bücklinge; ſchwindelig ſchier, flimmerte es ihm dergeſtalt vor den Augen, daß er keinen Gegenſtand unterſcheiden, noch weniger aber den ihm ganz unbekannten Herrn Conſiſtorialrath genau betrachten konnte. Beim ungewiſſen Nebel, der ihn umflorte, gewahrte er nur, wie

der Herr Consistorialrath aufstand und auf ihn zuging. Dies vermehrte seine Angst, und er machte einen zweiten Bückling, nebst kräftigem Kratzfuße hintenaus.

Allein, wer beschreibt seine Überraschung, als die Stimme des Fremdlings von neulich, des von ihm auf der Landstraße examinirten Collegen, ihm zuruft: Nun, lieber Herr College, was suchen Sie bei mir? — Der Alte traut seinen Ohren nicht; blickt auf; besinnt sich — und meint vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen — denn er war's leibhaftig, dem er den Zahn gefühlt, den er mit Gewalt zum Singen getrieben, und der's doch nicht konnte. Der Consistorialrath und Selbiger — Eine Person! —

Aufs Neue wollten ihm die Sinne vergehen, und nur den Ruf: O, ich Armer! bringt er heraus. Doch dieselbe Hand, die damals die Seine zum Abschiede so herzlich gedrückt, ergreift sie auch jetzt und geleitet ihn zum Stuhle.

Suchen Sie etwas bei mir? fragte der Consistorialrath mit herzgewinnendem Tone. Bitte, erholen Sie sich doch!

Ach, stöhnte endlich das gepreßte Herz, ich — wollte mich zu der vacanten Stelle zu X melden — aber jetzt ist meine Hoffnung dahin!

Und warum denn? spricht der vermeintliche College; habe ich Sie doch als einen tüchtigen Meister Ihres Faches kennen gelernt, als Sie mich für einen jüngeren Collegen hielten?

Aber ich! rief verzweifelnd der Lehrer; daß ich auch so dumm sein konnte!

Ihr Versehen war so groß nicht, tröstete der brave Consistorialrath: bin ich doch auch ein Lehrer, wenn auch gerade nicht in einer Dorfschule. Männer, wie Sie, fuhr er fort, können wir gar wohl brauchen. Darum sagen Sie mir offen Ihr Anliegen! Ist es einigermaßen billig, wie ich nicht anders glaube, so ist es Ihnen im Voraus gewährt! — Solche Worte richteten den niedergeschmetterten Mann wieder auf. Er wagte es, in das milde Auge des edeln M..... zu blicken, faßte ein Herz und trug seine Bitte ausführlich vor, und — er brachte die Ernen-

nung zu dem beſſern Amte, das ihn ſorgenfrei ſtellte, mit nach Hauſe, und pries gar oft noch den trefflichen Conſiſtorialrath M....., der zwar nicht ſingen könne, allein was noch mehr Werth habe, mild und freundlich, gerecht und leutſelig ſei, und einen alten Mann nicht die Zudringlichkeit entgelten laſſe, die er ſich im Irrthum habe beigehen laſſen.

11. Ein Räthſelchen.

Wo die Berge ſich erheben,
Oben auf der Felſenkante
Bin ich ſicherlich zu finden,
Stehe da recht derb und feſte.
Dennoch führt des Mägdleins Finger,
Wenn das ſchöne Haar es ordnet,
Das es um das ſchmucke Haupt legt,
Mich mit Kunſt und mit Gewandtheit.
Dort gehör' ich an dem Felſen —
Hier — Ja lächle! nur dem Ochſen!

12. Altes Gold.

„**Eine** Schwalbe bringt noch keinen Sommer," sagt das Sprüchwort, und wir wissen Alle, daß das richtig ist. Auch die wenig warmen Tage können eine bei uns überwinterte Schwalbe aus ihrem Schlafe wecken; aber der Sommer ist ferne: es wird wieder kalt und das Schwälbchen legt sich noch einmal zum Schlafe nieder bis der warme Lenz und auch die fernher kommenden Schwalben nahen. In dem Sprüchwort steckt aber mehr. Es will vor Täuschungen warnen, denen wir so leicht uns hingeben. Wenn du Ein gutes Wort, Eine gute Handlung eines dir sonst Unbekannten siehst oder hörst — glaub' ja nicht gleich, er sei in allen Beziehungen edel, und gib dich ja nicht ganz und schnell ihm hin. Wie oft hat ein Heuchler schon andere so getäuscht! Wie manches Mädchen ist seiner Leichtgläubigkeit zum Opfer geworden, und hat ein Dasein voll Jammer und Täuschung bis zum Grabe getragen. Wie manches bittere Lehrgeld hat's besonnenere Männer gekostet! Nein, Eine Schwalbe bringt den Sommer nicht; aber wenn einmal überall in der blauen und lauen Luft sie herumschwärmen, dann ist's Sommer. Wenn das ganze Denken und Thun für einen Menschen ein gutes Zeugniß gibt, dann ist er des Vertrauens werth!

Item — Ihr Väter und Mütter, vergeßt's nicht, Eine Schwalbe bringt den Sommer nicht. Wenn ihr

bei euren Kindern einmal eine gute Anlage entdeckt, haltet sie darum weder für Engel, noch für ausgeheckte gute Köpfe. Da ist das Urtheil so leicht bestechen, wo die Liebe mit zu Rathe sitzt. Und solch' unklug Urtheil hat manches Kindes Lebensweg falsch geleitet, daß es zum Lumpen wurde und zum Thunichtgut.

Aber auch im Bösen ist's nicht gut zu glauben, daß Eine Schwalbe den Sommer bringe, obwohl eine schlechte Handlung genug ist, weil ein guter Mensch sie nicht begehen wird; aber auch hier kann Übereilung, Verführung mehr gethan haben, als die Grundlage des Herzens und die Reue führt oft auf gute Wege zurück.

In Summa, Eine Schwalbe bringt den Sommer nicht! Urtheile nicht gleich aus Einem Worte, Zuge, oder einer Handlung, über Menschen und Dinge ab. Prüfe erst wohl, und wenn der Gründe Viele sind, die dir maßgebend sind, dann urtheile erst, und du wirst sicherer sein, das Rechte zu treffen, als wenn du bei der ersten Schwalbe glaubst, es sei heller Sommer!

13. Von den Saufhändeln.

Merk's! Zu den zahlreichen Dingen, die einen feststehenden Bauersmann rasch und sicher zum wackeligen Bettelmanne machen, rechne ich die Saufhändel, sagte der Schmiedjacob. Es geht ihnen freilich immer etwas voraus, was schon ein Verderben ist, nämlich das Wirthshaus-

gehen und das Saufen; aber es kommt doch auch vor, daß ein ehrlicher Hannstappindieschüssel von pfiffigen Halunken erwischt wird, ohne daß er's eben merkt. Sie locken ihn ins Wirthshaus; machen ihn, da er an so etwas nicht gewöhnt und sein Magen noch nicht verpicht ist, trunken, und nun machen sie einen Kauf mit ihm, etwa über sein Haus, ein Feldstück, ein Paar Zugochsen oder dergleichen, und ramschen es ihm um einen Bettel ab. Wird er dann nüchtern und kommt zu sich, so sieht er seinen tollen Streich ein, oder die Thränen seiner armen Frau öffnen ihm die Augen. Will er dann hingehen und sagen: Ihr habt doch wohl Spaß gehabt? den Weinkauf oder Winkuf, wie's gewöhnlich heißt, will ich ja gerne bezahlen (nämlich den Wein, der auf den Kauf getrunken wurde), so heißt's: Nein, Brüderchen! Verkauft ist verkauft. Wir haben Zeugen. Was bleibt da dem armen Schelm übrig, als Reukauf? — Er muß

eine Summe, die sie ihm setzen, bezahlen und die wird wieder versoffen, und darauf war's eigentlich abgesehen, wenn nicht darauf, ihn um das Verkaufte zu prellen.

Ich hab's, fuhr der Alte fort, mehr als einmal

erlebt, daß so Leute in arge Verlegenheiten und großen Schaden gekommen sind, und es wäre gut, wenn die Herrschaft überall, wo ihr so ein Saufhandel zu Ohren kommt, tüchtig dareinschmisse und die Tagediebe am Ohrläppchen faßte, um sie einmal zu zeichnen, daß ihnen die Lust zu gleichen Streichen für immer verginge. Item, mein Rath wäre gut, aber der andere noch besser, der nämlich: Bleib' aus dem Wirthshause, dann machst du keine Saufhändel und kommst nicht in Versuchung. Ich hab's oft gesagt, die Wirthshausschilder sind nur Wegweiser für Tagediebe; für ehrliche Leute sind sie Warnungszeichen, daß sie da nicht hinein gehen sollen.

Da bin ich am 5. November Anno 1851 in der Stadt gewesen, und hab' bei meinem Gevattermann eine Frankfurter Zeitung gefunden, da hat ein recht warnend Exempelchen von so einem Saufhandel darin gestanden. Das möcht' ich euch Allen zur Warnung erzählen.

Kürzlich (so hieß es nämlich in der Zeitung) saßen im Wirthshause zu Hanau bei einander ein Nagelschmied und ein Pferdehändler oder Roßtäuscher, auch Roßkamm genannt, die waren alle beide durstige Brüder, nur mit dem Unterschiede, daß der Jüd, der Roßkamm, wenn er auch ordentlich trinken konnte, doch allemal noch wußte, was er that. Sie becherten vergnügt mit einander und redeten Kurzweil und machten Witze und Späße. Endlich sagt der Hebräer: Nu, ich muß fort; ich möcht' gern mein Rößel noch verkaufen.

Ich will dir's abkaufen, Hebräer, sagte der Nagelschmied, dem der Kopf nebelich war, wie die Spitzen unserer Rheinischen Berge im November.

Nei, sagt der Handelsmann, mir ist's einerlei, ob mir ein Bauer zu Oberursel oder der Nagelschmied zu Hanau das Thier abkauft; es steht an der Thür. Sie gehen's nun besehen, und da es ein hübsch Pferd, aber dürr' war, daß man hätte den Hut auf seine Hüften hängen können, wenn's Einem zu heiß gewesen wäre, so sagt der Nagelschmied und lacht dabei pfiffig: Ich geb' dir so viel Pfund Nägel, als die Schindmähre schwer ist!

Patsch! klatscht des Juden Hand in der des Nagel-

ſchmied's. Es iſt dein, das Röſſel! Der Wirth und der Hausknecht ſtanden lachend dabei. Die ſind Zeugen, ſagte der Jür.

Da war des Nagelſchmied's Rauſch verflogen wie die Spreu im Winde. Er wurde kreideblеich und machte ein Geſicht wie eine Katze, wenn's donnert, und ſagt:

Mauschel, du wirst doch Spaß verstehen? — Haben wir doch Ulz getrieben beim Glase?

Fordern und Bieten macht den Kauf, sagte der Jude r[illegible]. Nimm dein Pferd, Nagelschmied, und komm', n[illegible] wollen's wiegen!

Der Nagelschmied wendete und drehte sich wie ein Aal an der Angel; er bat; er flehte; Alles war umsonst. Er bot Reukauf. Der Jude stand unerschütterlich. Willst du nicht, so gibt's hier noch ein Gericht, sagte der Jude zuletzt und wollte gehen.

Da sah der Nagelschmied ein, daß das Liedlein am Ende war und er machte es wie die Franzosen.

Wie machen denn die's? fragte das Kathrinchen.

Sie machen gute Miene zum bösen Spiel, und pfeifen lustig, wenn sie hungrig sind wie die Bären, antwortete der Schmiedjacob. Es war ihm drum zu thun, daß die Geschichte nicht an die große Glocke käme und namentlich, daß seine liebe Frau nichts davon erführe, denn die hatte Haare auf den Zähnen.

Kurzum, sie wiegen das Roß, und so dürre es auch war, es wog an dreihundert Pfund und darüber.

Jacöbchen, sagte der Schmiedjacob, wenn du nun weißt, wie viel ein Pfund Nägel kostet, so kannst du's ausrechnen, was den Nagelschmied das Thier gekostet hat.

Heimbringen durft' er's gar nicht; denn er brauchte kein Pferd, und hatte nicht einmal einen Pferdestall im Hause. Und hätt' er einen gehabt, so hätte er's doch nicht heimgeführt. Er schlug also dem Jüd vor, er wolle ihm das Thier gleich wieder verkaufen.

Das war dem Mauschel schon recht, aber er bot ihm so wenig, daß sich der Nagelschmied die Haare wollte ausraufen. Endlich wurden sie doch einig, und der Jüd

führte sein Pferd vor des Nagelschmieds Haus und lud einen schweren Sack voll dargewogener Schuh- und Speichernägel auf, daß schier das Pferd zusammenbrach, und das war das Aufgeld des Nagelschmieds. Der Jüd fuhr fröhlich ab.

Des Nagelschmieds Frau sagte zu ihrem Manne: Der Jüd hat gewiß eine Lieferung, daß er so viele Nägel auf einmal kauft?

Freilich, sprach seufzend der Mann.

Aber er hat sie ja nicht bezahlt? fragte sie weiter.

Es ist ein ehrlicher Mann, antwortete der Nagelschmied; ich borge ihm vier Wochen.

Damit war die Frau zufrieden; aber auf des Nagelschmieds Seele lag die Lüge und das ganze Gewicht der Nägel, die der Jude mitgenommen.

Ob der Nagelschmied noch mehr solcher liederlichen Händel zu machen Lust trug, möchte ich wohl bezweifeln und möcht's ihm auch wünschen; denn, wenn er auch ein reicher Mann wäre, ein Lump müßte er doch werden, über Kurz oder Lang. Euch aber, ihr Jungen, geb' ich die Warnung vor Saufhändeln, die hier so leibhaftig vor Euch steht. Es wird halt aus dem Wirthshausleben nichts, als eitel Verderben, so oder so, und es ist gar nicht nöthig, daß Einer auch noch Saufhändel mache, er wird doch ein Lump, wenn er ins Wirthshaus geht, seine Abende zu verjubeln. Leider wird das leicht zur Gewohnheit und der Hausstreit, der Verfall der Gottesfurcht und Kinderzucht, der Mangel und das Elend folgen allemal so gewiß, als der 11. November der Martinitag ist, wo es heißt: Zinsen und Ackerziele bezahlt! Mit leergetrunkenen Weingläsern oder gar Schnapsgläsern bezahlt Keiner. Merkt's! —

14. Die seltene Erbschaft.

In den großen Städten geben Dinge vor, von denen man sich auf dem Lande nichts träumen läßt. Davon kann die nachfolgende Geschichte ein Beispiel abgeben.

Aus einer der Provinzen Frankreichs war ein junger Mensch nach Paris in ein Kaufmannshaus als Handlungsdiener gekommen, der auch wußte, wie das Brod der Armuth schmeckt. Er war einer armen Wittwe Sohn, die von ihm noch eine Unterstützung bedurfte, und die er ihr als treuer Sohn mit Freuden gab, obgleich er sich's am Munde absparte.

Der junge Mensch hieß Eugen Bertin. Er war nur glücklich, daß er ein Gehalt von zwölf Hundert Franken bezog.

Da werdet Ihr, liebe Leser, denken, das ist doch erstaunlich viel! Da konnte er leicht die alte, arme Mutter unterstützen! Ihr habt, wenn Ihr das Leben auf einem stillen Dorf oder in einem kleinen Städtchen in Anschlag bringt, wohl Recht; allein ich hab' da doch noch ein Wörtlein mitzureden, und das hört 'mal ruhig an.

In Paris ist es nicht, wie bei dem Krämer in der Stadt, wo der Ladendiener an seines Brodherrn Tische ißt, und sein Stübchen oben im Hause hat, und Holz, Licht, Wäsche und, was er bedarf, dazu. Da muß sich der Ladendiener Alles stellen. Er muß eine Stube miethen mit einem Bett und einem Stuhl und einem Tische; das kostet gar viel im Jahre, gar sehr viel, und einhundert Franken sind weg, ehe man 31. December schreibt. Er muß sein Frühstück, Mittag und Abendbrod stellen, das kostet sehr viel, auch wenn er's nur beim Nächsten bewenden läßt, und da sind ein paar hundert Franken schnell weg, und er braucht Morgens nicht einmal Kaffe zu trinken und keinen Tropfen Wein. Er muß sich, und das

erfordert die Ehre ſeines Bruderherrn, ſehr gut kleiden, immer blank und nett einhergehen — das koſtet ſehr viel in Paris, erſtaunlich viel, und dann hat er noch kein Holz und noch kein Licht; keine Stiefel und keine Schuhe, die auch ſehr viel Geld koſten; es iſt noch nichts geflickt und geſtopft, und ſeine Hemden ſind noch nicht gewaſchen, und gerade die müſſen immer ſauber ſein. Wenn Ihr nun das Alles zuſammen rechnet, ſo wird's Euch klar, daß Eugen von ſeinen zwölfhundert Franken kaum etwas für die arme Mutter übrig gehabt hätte, wenn er es ſich nicht am Munde abgeſpart hätte.

Er war eine treue, gute Seele. Das bewies er dadurch, daß er, ſo lange er einen Pfennig in ſeiner Taſche hatte, einem armen, alten Manne, der an der Straßenecke ſaß, wo er alle Tage vorüber mußte, und bettelte, jeden Tag ein paar Pfennige in die Hand drückte und dafür ein tröſtliches: Gott vergelt's! mit hinwegnahm.

Gegen das Ende des Monats hatte er aber regelmäßig nichts mehr, und wenn er dann Morgens zu ſeinem armen Alten an die Straßenecke kam und ihm ſeinen guten Morgen ſo freundlich bot, ſagte er allemal wehmüthig: Ich gäbe Euch gerne etwas, aber — ich habe leider ſelber keinen Pfennig mehr und heute — Faſttag! So hatte ſich zwiſchen dem Bettler und dem guten Eugen eine Freundſchaft gebildet, die gegenſeitig auf herzlichem Wohlwollen ruhte.

Eines Tags, und es war im letzten Winter, kam Morgens Eugen wieder um die Ecke. Der arme Alte lächelte ihn freundlich an und wünſchte ihm einen guten Morgen. Ach, ſagte Eugen, ich habe mir für meinen letzten Kreuzer einen Weck gekauft, um meinen Hunger zu ſtillen. Für Euch iſt nichts mehr übrig!

Geht mit Gott, junger Herr, ſagte der Bettler, und macht Euch kein Kopfbrechens darüber. Der liebe Gott wird mir ſchon fröhliche Geber ſenden! Es iſt ſo gut, als hättet Ihr mir eine Gabe gereicht! — Mit betrübter Miene geht Eugen vorüber, als einige Schritte weiter ein armes Weib daherwankt, das Bild des Hungers und des Elends, und auf ihrem Arme trägt ſie ein weinendes Kind. Als ſie Eugen um eine Gabe der Barmherzig-

keit bittet, ihren und ihres Kindes Hunger zu ſtillen, erſchrickt der arme Eugen. Er durchſucht alle ſeine Säcke; aber, ſelbſt wenn man ihn auf den Kopf geſtellt hätte, wäre kein Pfennig herausgefallen. Da ſtand der gute Menſch, tief betrübt, daß er der armen Frau nichts geben konnte, und ſo ihre Hoffnung, etwas zu erhalten, täuſchen mußte. Da dachte er: hungere du lieber. Du kannſt es beſſer, als die arme Mutter, die ſchon länger gehungert hat mit ihrem Kinde. Er greift raſch in ſeine Rocktaſche, gibt ihr das Milchbrödchen, das er ſich zum Eſſen gekauft, und eilt ſchnell hinweg. — Das hatte der Vater im Himmel geſehen, der nichts vergißt und mitleidig lich und gnädig herabſchaut auf ein barmherziges Menſchenherz und durch ſeinen eingeliebten Sohn uns Menſchen die Verheißung gab: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie ſollen Barmherzigkeit erlangen.“ Und auch ein Menſch hatte es geſehen, dem es in die Seele ging, und der aus des Jünglings treuem Munde ſelbſt wußte, wie es um ihn ſtand, nämlich der alte, arme Mann, der dort an der Straßenecke bettelte, Eugen's Freund. Dem Alten ging es durch die Seele. Das iſt ein echter Samariter, dachte er und ſetzte bei ſich hinzu: Das will ich dir nicht vergeſſen!

Ihr denkt gewiß, liebe Leſer, das wird dem armen, ſeelenguten Eugen wenig helfen, daß der alte Bettler ſo ſpricht! Aber wartet einmal ein Bißchen!

Einige Tage darauf kommt Eugen wieder und freut ſich, daß er nun ſeinem alten, guten Bekannten wieder einen Pfennig geben kann; denn er hat ſein Monatsgeld eingetheilt, hat der Mutter ihr ſchönes Theil geſchickt und, da er keine Kleider zu kaufen, keine Stiefel zu ſohlen hat in dieſem Monat, ſo bleibt ihm ſo viel, daß er ihm alle Tage ſeine Gabe mit dem Morgengruße reichen kann; allein wie erſtaunt Eugen! der alte Mann fehlt heute. Am andern Tage war's wieder ſo. Da denkt er mit Wehmuth: Sollte der arme, alte Mann krank ſein? Er erkundigt ſich bei den Nachbarn; aber Niemand kann ihm ſagen, wo der alte Mann hingekommen iſt, da Niemand weiß, wo er eigentlich wohnt. In einer Stadt, wie Paris, wo ſo viele Hunderttauſende zuſammen leben und

wohnen, weiß leider Keiner viel von dem Andern, und meist gar nichts. Wer könnte sich da auch viel um Andere bekümmern in dem Wogen und Fluthen einer so ungeheuern Menschenzahl!

Am dritten Tage sitzt Eugen an seinem Schreibtische und arbeitete emsig, da kommt ein Herr in die Stube und fragt Eugen's Brodherrn, ob er nicht einen Handlungsdiener oder Schreiber habe, der Eugen Bertin heiße?

Warum fragen sie nach ihm? Dort sitzt er! sagt der reiche Kaufmann.

Ich bin Notar, sagte der Fremde und habe die Ersparnisse eines armen Mannes, Namens Jerome, verwaltet, der ohne Erben und Verwandte zu haben, gestern im Hospital gestorben ist. Er ließ mich vor seinem Ende rufen, fuhr der Notar fort, und dictirte mir dies Testament, worin er sagt, daß, da er Niemanden in der Welt mehr habe, er sein Vermögen von fünfzehntausend Franken dem jungen, braven Eugen Bertin vermache, der sein gutes Herz gegen ihn bewiesen, aber in vielen Tagen, da er selber nichts mehr gehabt, das Milchbrödchen, das er sich für sein letztes Geld gekauft, einer armen, hungernden Frau gegeben und selber gehungert habe. Das habe sein Herz vollends dem braven Jungen zugewendet. Da erstaunte der Kaufmann und noch mehr Eugen selbst. Der aber blickte dankbar nach oben und dachte: Gute Mutter, nun ist dein Alter ohne Sorgen! An sich dachte er nicht.

Ihr erstaunt auch, liebe Leser! Will's euch nicht übel nehmen; aber die Geschichte ist nicht erdichtet, sie ist wahr, und die Pariser Zeitungen haben sie verkündigt. Ich aber knüpfe einige: Merk's daran!

Erstes Merk's! Es bleibt nichts Gutes ohne Lohn. Der treue Vater droben, der Alles weiß, lenket's oft wunderbarlich. „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!“

Zweites Merk's! Wohlthun heißt Gott leihen. Der bezahlt die Zinsen reichlich und sicher und fünf Prozent ist nicht sein Zinsfuß im Vergelten. Ein junges Herz voll Barmherzigkeit ist eine Schatzkammer fürs Alter.

Drittes erk's! Es gibt Bettler, die reicher sind, als die, die ihnen geben; denn das Betteln ist ein leicht Handwerk, das seinen Mann ernährt. Der Geiz ist eine Wurzel Alles Übels. Er ist nicht allein bei Reichen zu Hause; aber der liebe Gott faßt auch mal' je ein Herz an und bewegt's, wie die Wasser des Teiches Bethesda, daß die Kraft zu heilen hineinkommt. Er lenket's wie er will, und da wird allemal gut gemacht, was die Menschen übel gemacht haben.

Viertes Merk's! „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, lieben und versorgen;" das ist das alleinige Gebot, das eine Verheißung hat, auf daß dir's wohl gehe auf Erden!

13. Eine Fürstentochter.

Als ich die voranstehende Geschichte hinschrieb, wie ich sie in den französischen Zeitungen gelesen, da ist mir aus alter Zeit eine Geschichte ins Andenken gekommen, die es wohl verdient, daß ich sie Euch hier erzähle. Es geht Einem halt so, daß man bei einer guten und schönen That, gleich an eine andere erinnert wird.

Es war im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Graf Heinrich über die Lande der Grafen von Solms herrschte. Er war ein milder Herr und seine

Unterthanen hatten ihn lieb. Das konnte in jener Zeit, wo sich die kleinen Landesherren, ja die einzelnen Ritter einander unaufhörlich bekriegten, dennoch nicht hindern, daß der edle Graf mit Andern in Hader und Fehde oder Krieg gerieth. Man kann's ja auch dem Besten darnach machen, daß er einmal aus den Eisen schlägt!

Der Graf Heinrich von Solms wohnte damals auf dem Schlosse Ottenstein, bei der Stadt Ottenstein und die Herrschaft gleichen Namens bei Absunsen, und Verden in Westphalen gehörte ihm. Wie es zuging, weiß ich eigentlich nicht genau, daß er mit dem Bischof von Münster, Otto, dem Vierten dieses Namens, in einen verdrießlichen Streithandel kam. Der Bischof war ein zorniger Mann, der, wie die Bischöfe der damaligen Zeit häufig thaten, lieber das Schwert führte, als das friedenspendende, segnende Kreuz oder den friedlichen Hirtenstab.

Da nun Graf Heinrich von Solms nicht tanzen wollte, wie der Bischof pfiff, fiel er mit Kriegsmacht in die Herrschaft Ottenstein ein und verheerte das Land, rückte auch endlich vor das Schloß und die Stadt Ottenstein selbst und belagerte sie. Der Graf und sein einziges Kind, eine wunderschöne, edle Tochter, war mit seinen Getreuen im Schlosse. Die Stadt hatte Mauern und Thürme und die Bürger hingen treu an ihrem Grafen und Herrn und hatten ihn lieb. Wie wahrhafte Männer wehrten sie sich wacker. Der Bischof berannte mehrmals die Stadt, aber er wurde allemal mit blutiger Nase zurückgeschlagen. Das krippte ihn erschrecklich und sein Stolz konnte es nicht ertragen, daß ihm ein so tüchtiger Widerstand geleistet wurde. Der Kamm schwoll ihm und sein Zorn wurde immer heftiger. Dennoch half es ihn nichts; denn die Bürger wußten heimlich Lebensmittel in die Stadt zu bringen und der Bischof hatte nicht Mannen genug, sie so einzuschließen, daß nicht hier oder dort ein Schlupf geblieben wäre. So zog sich die Belagerung zu des Bischofs Grimm zwei Jahre hin.

Endlich war denn doch seine Geduld zu Ende. Sein Grimm schlug in lichter Lohe auf und er schwur, Alles aufzubieten, endlich das Nest sammt dem Grafen

in seine Gewalt zu kriegen. Er bot Alles auf, was in seinem Lande Beine hatte und eine Waffe führen konnte, und schloß Stadt und Schloß also ein, daß an ein längeres Ausdauern, ohne daß die gräßlichste Hungersnoth entstand, gar nicht zu denken war.

Der Graf sah mit Entsetzen, daß seine lieben, getreuen Bürger bald würden müssen Hungers sterben, wenn nicht eine Aussöhnung und Frieden herbeigeführt würde; aber damit stand es bei dem zornmüthigen Bischof schlimm. Der wollte nur von Ergebung auf Gnade und Ungnade wissen.

An des Grafen Seele nagte noch ein anderer Kummer, nämlich der, daß seine geliebte Tochter die Noth theilen sollte, die mit jeder Stunde drohender hereinbrach. In dieser Noth schickte er an den grimmigen Bischof einen eigenen Herold ab und ließ ihm sagen: er wolle ihm noch an selbigem Tage die Burg Ottenstein öffnen, wenn er milde gegen die Bürger sein, und seine Tochter ohne Gefährde abziehen lasse mit den ihr gehörigen Kleinodien.

Der Bischof, den die langwierige Belagerung schon viel und schweres Geld gekostet hatte, war hocherfreut, als er das vernahm und sich endlich am Ziele seiner Wünsche sah, den ihm verhaßten Grafen einmal in seine Gewalt zu bekommen. Er gewährte sogleich die Bedingung des Grafen und sandte den Herold mit der Antwort zurück: „Wenn heut' Mittag um zwei Uhr die Thore der Burg mir geöffnet werden, so soll in Gottes Namen und bei meinem bischöflichen Wort und meiner fürstlichen Ehre, des Grafen Tochter mit allen Kleinodien, die sie tragen kann, der freie, ungefährdete Abzug gestattet sein!" Als der Herold mit solcher Botschaft in die Burg zurück kam, jubelte das holdselige Fürstenkind in ihrem Herzen. Sie war eine starke, stattliche Jungfrau und kein so verzimbelt Dunzelchen, wie heutzutage die enggeschnürten, bleichsüchtigen Mädchen, die nicht einmal Fürstenkinder sind. Sie hatte ihren Plan gemacht vor Gott im stillen Kämmerlein im Gebete und ihre Seele war froh in dem Herrn.

Sie packte Alles, was sie an Kostbarkeiten und Kleinodien von ihrer seligen Mutter ererbt hatte und noch manch köstlich gülden und silbern Gefäß in ihre Schürze,

und trat vor ihren Vater und sprach: Vater, des Bischofs Wort ist doppelt verpfändet, ich nehme dich, als mein köstlichstes Kleinod, auf meinen Rücken und trage dich hinaus aus den Thoren unserer Burg und hinab in das Lager und du bist gerettet aus schmählicher Gefangenschaft und schwerer Mißhandlung.

Der Graf hörte staunend seiner Tochter Wort und es traten ihm die Thränen in die Augen ob solcher Liebe seines Kindes; aber er weigerte es. Du wirst zusammenbrechen unter der Last, sagte er, und wird doch nimmer geholfen sein!

Aber die Jungfrau, stark in ihrer heiligen Kindesliebe, warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte ihn an. Ja, sie sprach fest aus, daß sie ohne ihn auch nicht die Freiheit und Rettung wolle.

Und in dem Kampfe der Kindesliebe mit der Vaterliebe, siegte die Erstere, und als es auf der Thurmuhr Zwei schlug, sah staunend der Bischof, wie die edle Jungfrau, stark und mächtig, ihren Vater auf dem Rücken und die Kleinodien in der Schürze, aus dem Burgthore trat und ohne zu ächzen oder zu wanken in das Lager schritt, und erst jenseits desselben ihren Vater absetzte.

Da hätte des Bischofs Herz doch ein Kieselstein sein müssen, wenn ihn solche Kindesliebe und Treue nicht hätte tief im Herzensgrunde rühren sollen. Thränen in seinen Augen, trat er zu der Jungfrau, legte segnend seine Hand ihr aufs Haupt und sagte: Du hast mich besiegt durch deine Kindesliebe. Gott segne dich, wie ich dich segne! Und dem Grafen reichte er seine Hand und versöhnte sich zur Stelle mit ihm und schloß Frieden, ja selbst den Bürgern verzieh er um der Grafentochter willen, die also ihre Kindesliebe bewährt.

Wie gefällt euch das? — Der Graf war ein reicher Vater! Gott geb' euch Eltern solche Kinder!

16. Ein Räthſelchen.

Zwei Dinge kenn' ich verſchiedener Art,
Doch haben ſie Vieles gemein.
Das Eine wächſt luſtig am grünenden Zweig,
Im ſtrahlenden Sonnenſchein.
Doch ſei's noch ſo lieblich, ſei's noch ſo ſchön,
Zerſtampfet muß es doch ſein,
Zertreten, zermalmt, dann wird es erſt recht
Wie Gold, ſo edel und rein;
Und hat es gelitten, geduldet viel
Der mannichfaltigſten Pein,
Dann wird es Erquickung und Labung erſt
Für Alte und Müde ſein.
Das Andre wächſt nicht am grünenden Zweig,
Das ruht im verborgenen Schrein.
Doch gleicht es dem Erſten in ſeiner Art,
Bedenk's wohl, du Rather mein!
Es gehet durch arges und ſchweres Leid
Viel Gutes erſt in es hinein.
Und wird es zertreten vom breiten Fuß
Des Unglücks, wie gut wird's ihm ſein!
Da wird es geläutert zum klaren Gold,
Wie die Sonne ſo lauter und rein.
Nun rathe wohl und ſuche die Zwei,
Die hier in dem Räthſel ich mein'!
Dann reicht dir das Zweite gar wohlgemuth't,
Das Erſte und gießet dir's ein!

17. Altes Gold.

„Zieh vor dem Teufel den Hut ab, und er nimmt dir den Hut und deine Hand dazu.“ So lautet ein altes, körniges Sprichwort und es liegt drin eine mächtige Wahrheit. In Allem, was deine Sinne reizt und kitzelt, was dich verlocken will zum Unrecht, zur Unzucht, zur Sünde in Summa — darin grüßt dich der Teufel. Merk's! Ziehst du vor ihm den Hut ab, ei, so lächelst du ihm zu, stimmst ihm bei, bist ihm geneigt. Gib acht, ehe du dich versiehst, hat er den Hut und deine Hand und du folgst ihm zum Verderben. Das ist so der Sünde Gang und Ende. Sie lockt in allen Täuschungen und Verführungen. Lauschest du nur ihren Lockungen, so bist du ihr Knecht, und um deine Unschuld, deine Ehre, deinen Frieden, deine Seligkeit ist's geschehen. Wache und bete! Da ist die Anfechtung! Grüße den Teufel nicht! Sieh' nicht hin nach ihm, wenn auch seine Gestalt noch so schön und lockend ist. Geh' vorüber und mach' das Auge zu! So nur gelingt's! —

„Aus dem Auge sieht die Lust und der Teufel hinein!“ sagt ein anderes Sprüchwort. Das ist auch wieder so recht aus dem Schatze der Erfahrung geschöpft. Ach, du lieber Gott, wie ist es so wahr! Wenn so das Auge begehrlich blickt und leuchtet und flammt, so ist's gewiß da immer im Herzen nicht just. Es blickt die böse Lust heraus, und dann sieht allemal der Teufel hinein,

aber bei dem Hineinsehen bleibt's nicht; er nimmt seinen Sitz im Herzen und es ist um es geschehen. —

„Weit vom Ziel ist gut vor dem Schusse," sagt ein drittes Sprüchwort, und will soviel sagen, als bleib' aus dem Bereiche, wo dich eine Kugel treffen kann, wenn sie nach der Scheibe schießen. Das ist ein guter, vernünftiger Rath; aber das Sprüchwort hat unter dieser guten, silbernen Schale noch einen goldenen Kern, den nämlich: Willst du reine Sitten und ein reines Herz bewahren, so meide die Versuchung, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Traue dir nicht zuviel Kraft im Guten zu. Meide böse Gesellschaft, sie verdirbt gute Sitten; aber die schlimmste Gesellschaft sind die eigenen, bösen Gedanken und Gelüste. Scheuche sie von dir, daß sie nicht Herr über dich werden. Wache und bete, daß du nicht in Anfechtung fallest, und wer da meint, daß er stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle! Das Sprüchwort sagt: „Das Mäuslein, das lüstern nach dem Specke sieht, geht sicher in die Falle! — — — — — — !"

18. Eine Anekdote.

Ein Flurschütze trifft einen Jurenknaben, wie er an einem Apfelbaum sich die schönsten Äpfel herab wirft mit Steinen. Als ihn der Knabe sieht, gibt er Fersengeld und macht sich aus dem Staube, der Flurschütze hinterdrein. Das Jüngelchen ist aber flinker auf den Beinen als der Flurschütze, und dieser, die Hoffnung ihm an den Kragen zu kommen aufgebend, nimmt seine Zuflucht zu einer Kriegslist, indem er auf die Neugierde des Buben rechnet. Er ruft ihm zu: Bleib' 'mal stehen, Jüngelchen, ich will dir etwas sagen!

Der Bub aber dreht sich rasch herum und sagt: Nu, die Jüngelcher brauche nit Alles zu wisse, sägt mei Atte und der hot Recht! — Und mit den Worten macht er sich fort.

19. Der Martinitag.

Eine Geschichte.

Es ist in der That ganz seltsam, sagte eines Abends der alte Schmiedjacob, daß der Martinitag der allerunbarmherzigste Tag im Jahre ist und doch den Namen eines Mannes trägt, welcher gerade durch seine Barmherzigkeit verehrungswürdig ist.

Wie meint Ihr denn das? fragte der Gevatter und blies eine aschgraue Wolke, AB Reiter Nr. O, in die Luft.

Ei, wißt Ihr denn nicht, Gevatter, daß der edle Martinus, als er einst einen Armen schier nackt daliegen sah in bitterer Kälte, mit seinem Schwerte den weiten Reitermantel, den er um seine Schultern trug, entzwei schnitt und die Hälfte dem Armen gab, daß er seine Blöße

decke? — Und ist's Euch denn gar nicht erinnerlich, daß auf Martini einmal für allemal die Zinsen müssen bezahlt sein, und wenn Güter oder sonst etwas versteigert wird, die Ziele alle auf Martini gesetzt werden, He? — Darum hab' ich den Martinitag scherzweise den unbarmherzigsten

Tag im Jahre genannt und im Ernste mich darüber gewundert, daß er doch im Kalender gerade den Namen eines so barmherzigen Mannes trägt.

Ja, ja, fuhr er fort, es ist ein gefürchteter Tag im ganzen Lande, und wahrhaftig! er ist es mit Grund. Bezahlen sollen und kein Geld haben, sind Dinge, die Einem die Haare können wackeln machen.

Intessen hab' ich es einmal erlebt, ich war damals noch Geselle in Rothenberg, daß er ein Grund des Glückes wurde. Soll ich euch das einmal erzählen?

Ja doch, ja! riefen Alle.

Nun, sagte der Alte und rückte sein Käpplein aufs linke Ohr, in Rothenberg lebte damals eine Familie, die sich ehrlich herum zu thun suchte, der es aber erschrecklich schwer wurde. Der Vater war ein Leinenweber; aber er war ein kränklicher Mann und konnte, da er eine schwache Brust hatte, das Sitzen und Arbeiten am Webstuhle nicht vertragen. Feldgut hatte er kaum so viel, daß er das halbe Brod zog, und acht lebendige, kerngesunde Kinder nebst der Frau verlangten Nahrung und Kleidung. Während des Winters spannen die Mutter und die älteste Tochter, die achtzehn Jahre alt war; aber die anderen Kinder mußten noch zur Schule mit Ausnahme eines Mädchens, das im Pfarrhause als Magd diente.

Die Familie war gottesfürchtig und kein Makel haftete an ihr; aber es ging ihr gar kümmerlich, obwohl sie arbeiteten Tag und Nacht.

Die älteste Tochter war ein sanftes, gutes Mädchen, und dabei schön wie ein Engel. Sie war die Krone des Dorfes. Um etwas zu verdienen, fing sie im Herbst

einen Obſthandel an und ſaß oft mit ihrem Korbe Tagelang in ſchlimmem Wetter auf dem Markte des nahen Städtchens in Geduld harrend, bis die Käufer ihrer ſchönen Äpfel oder Birnen kämen, und was ſie an ſo einem Korbe voll Obſt verdiente, reichte doch kaum hin, am Abend Salz, Öl und ein Brod mit heimzunehmen für die hungrigen Geſchwiſter.

Das fittige, ſtille, ſchöne Mädchen war übrigens im Städtchen allgemein beliebt, und von ihr vorzugsweiſe kaufte ein Jeder gerne Obſt, Manche, um ihr, deren Armuth man kannte, etwas zu verdienen zu geben.

Gegen der Stelle über, wo ſie ſaß, wohnte eine reiche Wittwe, aber nicht eine von der Sorte, von der der Herr redet, wenn er ſagt: Es ſei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme, ſondern eine, die ein Menſchenherz hatte.

Wenn ſo das arme Mädchen, blau vor Kälte und halb durchnäßt, bei ihrem Obſtkorbe ſaß, rief ſie ihr und gab ihr zu Mittag warmes Eſſen und auch Mittags ſpäter eine Taſſe warmen Kaffe, und ſie freute ſich allemal der Dankbarkeit des ſchönen Mädchens und ihr ſchmeckte ihr Kaffe noch einmal ſo gut.

Die Wittwe hatte auch einen zwanzigjährigen Sohn, einen braven fleißigen Menſchen, der der Mutter nachartete. Der ſtand manches Mal am Fenſter und blickte auf das bildſchöne Urſelchen hin und dachte bei ſich: Es gibt doch nichts Schöneres und Herzigeres, als das Mädchen! —

Ihr wiſſet's Alle, wie im Jahr 1814 das Nerven-

sieber hier herum seine Verheerungen anrichtete. Es war ein Vermächtniß aus dem Testamente der Franzosen, das sie bei Leipzig in Todesnöthen aufsetzt und bei Hanau rechtsgiltig unterschrieben hatten, aber wahrlich ein schlimmes; denn die Kirchhöfe faßten an vielen Orten die Leichen nicht mehr und der Waisen waren viele. Damals wurden viele Wohnungen feil und um wenig Geld von den Vormündern solcher Waisen verkauft, ohne daß man in der Verwirrung der Zustände die gesetzlichen Bestimmungen gehörig beobachtete.

Damals hatte der Leinweber auch in der Weise sein Haus angekauft und sein Bißchen Feldgut. Darauf war er aber noch einen Theil des Capitals schuldig, da man den Käufern erstaunlich weite Ziele zu setzen genöthigt war, um nur Gebäude und Grundstücke an den Mann zu bringen. Ihr wisset auch Alle, was es mit dem Jahr 1816 für eine naßkalte Bewandtniß hatte und wie das Jahr 1817 einen Mangel und Hungersnoth brachte, wie sie bei Menschengedenken nicht dagewesen war.

Der arme Leinweber mit seinen vielen, blühenden Küchlein war in der Ernte fast leer ausgegangen. Seine Kartoffeln reichten noch nicht bis Weihnachten und sein Brod keine halbe Woche weiter. Es gab schmale Bissen schon frühe und die rothen Backen der Kinder wurden alle Tage bleicher, der Blick des sonst so klaren Auges trüber, und Vater und Mutter sahen mit schweren Sorgen den kommenden Tagen entgegen.

Damals saß das schöne Urselchen oft bei seinem Obstkorbe da, und es fielen manchmal heiße Thränen in ihren Schooß. Sie mochte an ihre Eltern und Geschwisterchen denken, und vielleicht drückte sie selbst der Hunger, und doch wagte sie es nicht, einen der Äpfel zu essen, aus denen sie einige Batzen zu erübrigen hoffte, um ein Laiblein Brod und ein Viertelpfündchen Kaffe mit heim zu bringen.

Damals stellte es sich recht klar heraus, welch' ein Segen der Kaffe für die leidende, darbende Menschheit war, denn es lebten Tausende nur von Kaffe, und ohne ihn, wären sie Hungers gestorben.

Wenn dann der Wittwe braver Sohn am Fenster stand, und in das schöne Gesichtchen blickte, und es so

bleich geworden war, und so traurig drein sah, sagte er: Mutter, das arme Urselchen da drüben darbt gewiß!

Dann rief es die Mutter herüber, und sättigte es, und es fiel ihr oft auf, wie doch, da der Hunger so groß war, das Mädchen so bescheiden und anständig aß, und wie es so rührend dankte, wenn sie ihm noch ein Stück gab zum Mitnehmen.

So kam denn endlich der Martinitag, vor dem des armen Leinwebers Herz gebebt hatte, und der Mann, der das Geld zu erheben hatte, kam und sagte: Peter, meine Geduld ist aus. Schon am letzten Martini solltest du dein Ziel bezahlen und konntest nicht; Zinsen hast du auch keine bezahlt, und ich muß Geld herbeischaffen für die Waisenkinder; denn Eins heirathet im Advent, der Bub kommt zu Weihnachten in die Lehre zu einem Schlosser, wo ich das halbe Lehrgeld vorausbezahlen muß, und von den Anderen ist das Kostgeld fällig, und sie müssen Schuhe und Kleider haben. Zahlst du in acht Tagen nicht, so laß ich dein Haus und Feld wieder versteigern!

Vergebens bat der arme Mann mit heißen Thränen um Ausstand und Nachsicht. Der Vormund blieb bei seinem Worte und bemerkte noch: Ich habe dir lange genug nachgesehen. Jetzt ist's am Ende!

Abends saßen die Armen bei einander und weinten und seufzten, der Vater, die Mutter und Urselchen, und sie wußten nicht Hilfe, nicht Rath; denn geliehen bekam der arme Mann nichts. Urselchen dachte wohl an die reiche Wittwe in der Stadt und ihren Sohn, die immer so gütig gegen sie waren, und der Sohn war ein so lieber, guter Junge — aber wie konnte sie die anreden? — Sie hätte ja in die Erde sinken müssen vor Scham.

Sie sannen und sannen wieder und doch zeigte sich kein Ausweg. Die acht Tage gingen herum und der Martinitag war übermorgen, wo sicherlich der Vormund die Klage anhängig machte, und was sollte dann aus der Familie werden, wenn ihr Obdach ihnen entrissen würde, ihr Bißchen Gut und die übrige Habe, sammt dem Kühchen auf die Kosten drauf ging, die gleich so sehr aufliefen, daß man sie kaum bezahlen konnte. Die

Seelenangst der Armen war bis zum höchsten Grade gestiegen, da fiel Urselchen etwas ein.

Sie hatte im letzten Winter ihr erstes Stück Tuch gesponnen von dem Flachs, den sie selbst gezogen, gebrochen und gehechelt hatte und ihr Vater hatte es gemacht. Das sollte Hemden für sie geben; denn sie hatte deren so wenige, und die waren verwachsen und geflickt und gestopft.

Auch die Mutter hatte daran gedacht, aber sie wollte ihrem guten Kinde die einzige Freude nicht rauben. Jetzt sagte Urselchen: Ich verkaufe mein schönes Stück Tuch, das ich selbst gebleicht habe. Es gibt doch, wenn ich die Elle zu vier und zwanzig Kreuzer verkaufe, gewiß seine fünf und zwanzig Gulden. Bringt ihr das dem Manne, so sieht er euren guten Willen und ist zufrieden. Ach, sagte der Vater, wenn du das wolltest!

Ich will, sagte das Mädchen, obgleich mit dem Worte sich ein tiefer Seufzer losrang.

Als am andern Morgen das schöne Urselchen gebetet hatte, nahm es mit Thränen sein schönes Tuch aus der Kiste, legte es in den Korb und ging frühe fort, und nüchtern, daß es den lieben Eltern und Geschwistern das Frühstück spare und eilte nach der Stadt.

Und von Haus zu Haus bot das Mädchen das schöne Tuch aus; aber dem Einen war es zu theuer; dem Andern nicht weiß genug; dem Dritten zu grob; dem Vierten zu fein — kurz, Jedes setzte etwas aus und Kein's kaufte es, und es war schon vier Uhr Mittags und Urselchen hatte noch nicht so viel genossen, als man im Auge leiden kann.

Ach, seine Thränen rannen stromweise. Was sollte nun werden?

Da kam es zu dem Hause der Wittwe am Markt. Es war draußen eine eisige Luft und das arme Mädchen war dünne gekleidet. Der Frost durchschauerte

es um ſo mehr, als der leere Magen keine Wärme gab. Der Hunger plagte es doch ſo, daß es nicht mehr zu ertragen war, und Niemand hatte ihm einen Biſſen angeboten, und Betteln? Nein, das konnte Urſelchen nicht.

Als es das Haus der Wittwe ſah, war's ihm, als flüſtre ihm ein Engel ins Ohr: Tritt ein, hier iſt deine Noth am Ende!

Und es trat ein in die warme Stube, aber der Wechſel von Wärme und Kälte wirkte ſo gewaltig, daß es zuſammenbrach und ohnmächtig wurde.

Die Wittwe war nicht daheim. Nur der Sohn war in der Stube. Er ſtieß einen Schrei des Schreckens aus und eilte dem lieben Mädchen zu Hilfe.

Er hob ſie auf und trug ſie auf der Mutter Bett, holte Wein und wuſch ſie an und hielt ihr ihn unter die Naſe, und flößte ihr einige Tropfen in die roſigen Lippen.

Und wie er ſo vor ihr ſtand und ſie dalag wie eine ſchöne Leiche, da wurde es dem Jüngling ſo eigenthümlich

ums Herz, und er sagte leise: Großer Gott, wenn du mir stürbest!

Und als er das Wort „mir" ausgesprochen, erschrak er ordentlich über das Wort; aber es war ihm aus der innersten Seele herausgekommen, und es wurde ihm klar, wie er dem Mädchen angehöre in treuer Liebe. Da beugte er sich über sie in tiefem Erröthen und horchte an ihrer Lippe, ob sie athme, und dann, als er leise den Hauch hörte, konnte er nicht Herr werden über sich und er küßte sie auf die sich wieder röthende Lippe und sagte: das ist mein Brautkuß!

Da erwachte das Mädchen und ehe sie noch sah, wer bei ihr war, flüsterte sie: Brod! Brod!

Gerechter Gott, rief er, sie hat den Jähhunger! eilte hinaus und brachte ihr Brod; aber das war kein Jähhunger, wo nur der Geruch von Brod wieder herstellt; sie verschlang das Brod. Und er reichte ihr Wein und sie trank.

Da erst, als sie sich aufrichtete und um sich sah, gerieth sie in Angst und Verwirrung.

Ach Gott, wo bin ich? rief sie, vom Bett herabspringend.

Bei mir, Urselchen, sagte er, und in dem Ton seiner Stimme lag sein Herz voll Liebe, und der Ton klang wunderbar in des Mädchens Herz.

Sie sah ihn an, brach in Weinen aus und sagte: Ach, jetzt besinne ich mich erst wieder. Verzeiht mir doch!

Was soll ich dir verzeihen, liebes Mädchen? sagte er, daß du zu mir kamst? Nein, dafür dank' ich Gott; denn als ich dachte, du stürbest, da ist es mir erst deutlich geworden, wie lieb ich dich habe und daß ich ohne dich nicht leben mag.

Ach, Gott, sagte das Mädchen bald erglühend, bald erbleichend, was redet Ihr da! Uzet doch ein armes Mädchen nicht so. Und sie beugte sich zu ihrem Korb und eine Thräne des Unwillens fiel zur Erde.

Da ergriff der junge Mensch ihre Hand. Urselchen, sagte er, vor Gott schwöre ich dir, du oder keine wird mein Weib, wenn du mich lieb hast. O, ich bitte dich, sage mir's, willst du es werden?

Urſelchen richtete ſich auf und ſah ihm mit den großen, glänzenden Augen in die Seinen, als wollte ſie da leſen, ob es Wahrheit ſei.

Er aber zog ſie an ſich und ſie widerſtrebte nicht und ihr Bund war geſchloſſen. Jetzt, wo ſie an ſeiner Bruſt ruhte, geſtand ſie ihm, daß ſie heute noch nichts gegeſſen; geſtand ihm die Noth ihrer Eltern, und wie ſie ihr ſelbſtgeſponnenes Tuch habe verkaufen wollen, um dieſe Noth zu lindern.

Das ging dem Jüngling durch die Seele. Er holte Lebensmittel, was er fand, und Urſelchen mußte eſſen und trinken, und in ihren Korb ſtopfte er, was nur hineinging, daß ſie es faſt nicht tragen konnte. Aber endlich mußten ſie doch ſcheiden; aber er gelobte heilig, morgen zu kommen.

Glücklicher iſt Urſelchen nie heimgegangen. Sie kam vom Weg und wußte nicht wie. Jetzt erſt fühlte ſie's

auch, daß ſie den braven und ſchönen Heinrich lieb habe und längſt gehabt habe; allein es kamen nun auch die Bedenken, ob es auch ſeine Mutter zugeben werde? Ob ſie denn auch für ihn und in die Stadt paſſe? Und das fiel ihr ſchwer auf das Herz. Und ſollte, durfte ſie es ihren Eltern ſagen? — Das Alles überlegte ſie ſich und ſeufzend ſtellte ſie Alles Gott anheim, und wurde bei ſich einig, gegen die Eltern zu ſchweigen.

Wenn auch die Lebensmittel die Hungrigen ſättigten, ſo war doch ihr Kummer groß, daß Urſelchen ihr Tuch nicht angebracht, und es folgte für den armen Leinweber

eine schlaflose Nacht — wie für sein Kind, dem allgemach die Geschichte wie ein Traum vorkam.

Als Abends der junge Mensch bei seiner Mutter am warmen Ofen saß, drückte es ihn gewaltig, sein Herz in kindlichem Vertrauen vor ihr auszuschütten.

Sie sah, daß er etwas auf dem Herzen habe, und fragte ihn deßwegen.

Nun erzählte er ihr denn, was sich mit dem herzigen Urselchen begeben habe, und die Mutter faltete ihre Hände und sagte: Gottlob, daß wir helfen können. Wir wollen dem armen, braven Manne das Geld vorschießen. Meinst du nicht, Heinrich, und die arme Familie unterstützen?

Heinrich fiel seiner Mutter um den Hals und das fiel ihr noch mehr auf.

Du bist ja so ganz besonderlich heute? sagte sie, ihn ansehend.

Jetzt ging ihm das Herz auf, und er sagte ihr mit der Offenheit, wie ein Kind es soll, daß er schon lange das Mädchen lieb habe und das sei ihm heute recht klar geworden. Sie habe oft den Wunsch ausgesprochen, daß er ihr möge eine brave Schwiegertochter ins Haus führen; eine bravere kenne er nicht und eine, die ihm lieber sei, und wenn sie wolle, daß er überhaupt heirathe, so solle sie ihm gestatten, das Urselchen zu nehmen.

Die Mutter war denn doch wie aus den Wolken gefallen, als sie das hörte. Sie meinte, das Mitleid habe ihn über sich selber getäuscht, und ob denn auch das Landmädchen in ihr Haus passe.

Damit hatte es denn so viel nicht auf sich; denn wenn auch die Wittwe Schneider sehr reich war, so war doch ihre Haushaltung einfach und Ackerbau und Viehzucht ihr alleiniges Gewerbe, und über das Andere sprach sich Heinrich so bestimmt aus, daß sie endlich ihre Einwilligung gab — denn er meinte, was dem lieben Mädchen fehle, das könne sie ihm beibringen mit leichter Mühe.

So war denn hier das leichter erlangt, als es Heinrich sich vorgestellt, und was Urselchen's Seele beängstigte, sollte bald sich in Freude verwandeln.

Am andern Morgen eilte er auf das Dorf.

Wie schaute der arme Leinweber drein, als Urselchen

dem Heinrich entgegeneilte, als er sie küßte und nun an ihrer Hand hereintrat und förmlich um sie ward! —

Aber die Eltern hatten auch die Bedenken, die Heinrich's Mutter ausgesprochen; die indessen Heinrich schnell widerlegte und dann erfolgte die Verlobung, und Heinrich war bei einer Tasse Kaffe und trockenem Brode glücklich wie ein König. Mittags fragte er denn nach der Schuld auf Haus und Gut, und sagte, er werde am Martinitage kommen und Alles bezahlen.

Da war Alles geändert, und statt des tiefen Leides zog die Freude ein in das stille Haus.

Am Martinitage kam Heinrich mit seiner Mutter gefahren, und auf dem Wagen stand Vielerlei für die armen Eltern der Braut. Aber wie bleich war das innerlich so glückselige Mädchen, als Heinrich es zu seiner Mutter führte und sie es segnend umfaßte! — Wie war es so treu gemeint, als sie sagte, sie wolle ihr allezeit eine willige, liebreiche, gehorsame Tochter sein! —

Heinrich eilte aber bald zu dem Gläubiger und zahlte die ganze Schuld blank aus, und als er die Quittung hatte, ging er zu dem Pfarrer, das Ausrufen zu bestellen. Der wünschte ihm aufrichtig Glück, denn er kannte das vortreffliche Mädchen genau.

Aber was machten die Bauernmädchen lange Hälse, und wie spöttisch rümpfte manch Stadtdunzelchen die Nase, als sie hier und in der Stadt ausgerufen wurden! —

Als die Städter aber das engelschöne, junge Frauchen sahen, meinten sie, der Heinrich Schneider sei kein Narr gewesen; und als Urselchen eine demüthige, treue, fleißige Hausfrau wurde, die sich vortrefflich in die Stadt paßte; als endlich die alte Wittwe Schneider sagte, mit der Schwiegertochter sei ein Engel an Herzensgüte und Reinheit in ihr Haus gekommen, da meinten sie, der Heinrich Schneider sei ein glücklicher Mann und habe Recht gehabt, so zu handeln.

Dem armen Leinweber ging es von nun an sehr gut, denn seine Kinder unterstützten ihn treulich und Urselchen sagte oft: der Martinitag ist ein Tag des Heils für uns geworden, und wir zitterten doch so sehr vor ihm. Drum soll man doch niemals verzagen. Wer hätte

das gedacht, als ich hungernd und mit dem Herzen voll Trauerns, daß ich mein Tuch nicht verkauft, in das Haus meiner guten Schwiegermutter hineintrat? Wenn auch nicht immer so, sagte der Schmiedjacob, so möchte ich doch von Herzen wünschen, daß jedem sorgenschweren Herzen der gefürchtete Martinitag ein Freudentag werde!

20. Das heiß' ich Mißverstehen!

Der Kaiser Joseph, der Zweite, war ein Herr nach dem Herzen Gottes und sein Volk in Österreich betete ihn schier an vor Liebe und Bewunderung, wenn's nicht Götzendienst gewesen wäre. Er verdiente auch solche Liebe in dem reichsten Maße, denn glückliche Menschen zu machen, war seine Seligkeit.

Im Jahr 1773 reiste er durch alle seine Lande, weil er sie alle kennen lernen, und einmal selber sehen und hören wollte, wo sein Volk der Schuh drücke. Das war eine große Herrlichkeit überall und viele Meilenweit strömten die Leute zusammen, um den „guten Kaiser," wie sie ihn nannten, von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

So war denn auch in der Stadt Warasdin eine Menschenmenge von vielen Tausenden versammelt, als der Kaiser dort ankam und Alle jubelten ihm aus liebenden Herzen entgegen.

Als endlich der Wagen vor dem Stadthause anhielt, wo auf dem Markte die Menschenmenge Kopf an Kopf stand, blickte der Kaiser mit freundlichem Antlitze über die Volksmenge hin. Da fiel ihm ein Mensch in einfacher Bauerntracht auf, der von so erstaunlicher Größe war, daß er in Wahrheit mehr denn eines Kopfs Länge, gleich dem Könige Saul, über Alle hinausreichte.

Einen so großen Menschen hatte der Kaiser noch gar nicht gesehen. Er winkte ihm daher, daß er zu ihm an den Wagen kommen solle, und nicht wenig stolz auf diese Ehre, theilte der lange Lenz mit kräftigem, wenn auch nicht sehr höflichem Arme die Menge auseinander und stand bald vor seinem Kaiser.

Wie heißest du? fragte er ihn.

Der Bauer nannte seinen Namen und setzte hinzu, er sei Schultheiß oder Schulze in seinem Dorfe.

Ei, sagte lächelnd der Kaiser: so haben sie ohne allen Zweifel den Hervorragendsten im Dorfe zum Schultheisen gemacht.

Der Lange lächelte.

Wie viel Schuhe hast du? fragte der Kaiser weiter, und meinte, wie viel Schuhe er in der Länge habe.

Der Lange wurde jetzt kreidebleich, weil er ein armer Schelm war und stotterte beschämt: Ein Paar Schuhe, Euere Majestät, und für Sonntags ein Paar Stiefeln.

Der Kaiser lachte laut auf, griff in die Tasche und nahm eine Handvoll Dukaten heraus, und reichte sie ihm. Nun dann, mein Lieber, laß dir auch noch ein Paar Pantoffeln machen! —

Jetzt verstand das Volk den Kaiser und brach in ein schallendes Gelächter und Vivatrufen aus.

21. Der beste Koch.

Liebe Frau, sagte der General von R. zu seiner Gemahlin, es ist just meine Mode nicht, das Essen zu tadeln, besonders, wenn Gäste dabei sind; auch war deine Suppe gut und der Braten nicht schlecht; aber das Gemüse — ich meine, das hätte können besser sein! Wir haben einmal in Amerika Kartoffeln gegessen — in meinem Leben hatte mir nichts so köstlich geschmeckt. Die hatte der alte Peter gekocht, dem man's gar nicht ansieht, daß er ein solcher Meister ist.

Die Frau Generalin war eine verständige Frau und hatte ein treffliches Gemüth; auch lernte sie noch im Alter gerne etwas Nützliches, was nicht alle thun, wie jedermänniglich weiß.

Wenn der alte Peter solch ein Meisterstück der Kochkunst fertig brachte, lieber Mann, entgegnete sie, so denke ich es auch noch zu vollbringen. Es kommt nur darauf an, daß er mich es lehrt.

Wolltest du wirklich von dem alten Peter etwas lernen? fragte lächelnd der General. Nun, er soll dich's lehren!

Er befahl dem Bedienten, sogleich den alten Peter zu rufen, der mit dem Hessischen General den Krieg in Amerika mitgemacht hatte.

Keine fünf Minuten später stand der alte Peter vor allen Gästen und vor seiner Herrschaft. Er war ein treuer Diener seines Herrn gewesen, hatte Sauer und Süß mit ihm durchgemacht und wurde nun als Invalide gut gehalten im Hause.

Peter, ruft der General, weißt du noch, wie du damals so gute Kartoffeln kochtest, als wir nach der Schlacht am Feuer in dem gewaltigen Walde saßen?

Peter schmunzelte und sagte: Wohl weiß ich's noch, Euer Excellenz! Nun sag' einmal, fuhr der General fort, wie du sie damals kochtest. Ich möchte noch einmal solche Kartoffeln essen, ehe ich sterbe! Doch der Peter schmunzelt nicht mehr. Er schüttelte ängstlich mit dem Kopf, und kein Wort will aus seinem Munde. Er weiß nicht, wohin er vor Verlegenheit seine Augen wenden soll.

Willst du wohl sprechen, alter Kauz? befiehlt der General.

Ach, Euer Excellenz! stöhnt Peter in wachsender Verlegenheit, an der sich die Gäste ergötzen.

Meine Frau will's von dir lernen! ruft der General.

Ach Gott, Euer Excellenz! ächzt Peter in halber Verzweiflung.

Heraus damit! ruft wieder der General. Solch ein köstlich Kochrecept darf nicht mit dir zu Grabe gehen!

Wenn's denn sein muß — spricht endlich Peter, so will ich reden, aber halten Euer Excellenz zu Gnaden, wenn's so nicht ausfällt wie Sie denken! Wir hatten, wie sich Euer Excellenz erinnern werden, damals in acht Tagen nichts Warmes, und auch sonst nicht viel gegessen, und das Fleisch war uns auch nicht zwischen den Zähnen stecken geblieben, weil wir keins hatten, aber beinahe wär' unser eigenes von den Knochen gefallen. Ich hab' damals jeden Morgen meine Säbelkoppel enger um den Leib geschnallt, und ich glaub', Euer Excellenz Degenkoppel wußte auch davon zu erzählen, daß das Zünglein der Schnalle um ein Loch enger werden mußte, damit der Magen nicht zum Bellen Raum hatte. —

Recht, Alter, ſo war's! rief der General. Es war eine arge Faſtenzeit mitten im Jahre. Aber wie war's doch mit den Kartoffeln? Ich glaube, du willſt mir entſchlüpfen, Alter? —

Doch nicht, Excellenz, fuhr Peter, den die heitere Miene der Geſellſchaft und die gute Laune ſeines alten, lieben Herrn muthig machte, fort, ich will's gerne erzählen. Einmal erwiſche ich, wo und wie weiß ich nicht mehr, Kartoffeln zum Mahle. Wer war froher als ich? — Aber gekauft hatte ich ſie nicht, ſondern — gemauſt! —

Alter Narr, lachte der General, das hab' ich ihnen auch nicht angeſchmeckt! Ich will nur wiſſen, wie du ſie kochteſt, nicht, woher du ſie hatteſt!

Belieben Euer Excellenz zu bedenken, fuhr ehrerbietig Peter fort, daß es im Felde war, im Kriege, wo allemal Fünfe grad ſein muß. —

Aber mach' die Geſchichte kurz, rief ungeduldig der General. Niemals hat mir ein Gericht beſſer geſchmeckt!

Aber ich erlaube mir nochmals zu ſagen, fuhr Peter endlich beherzter fort, ſeit einer Woche hatten wir nichts gehabt, als Regen, Kälte und Scharmützel. Der Himmel und die Bäume waren unſer Dach; das Moos des Bodens unſer Lager und Hungerleiden war die angenehme Zuthat. Mein Feldkeſſel ſchwitzte vor Plaiſir, als er wieder einmal an ein Feuer kam, und machte ordentlich mit dem Waſſer Muſik, als die Kartoffeln in ihn kamen. Womit ſalzeſt du ſie aber? fragte ich mich mit Sorge, denn in der Wildniß war kein Laden, wo man's kaufen konnte, das nothwendige Salz. Die Kartoffeln fingen ſchon an weich zu werden, als mir mein Pulverhorn einfiel. Halt! dacht' ich, das iſt ein guter Gedanke! Mußt aber was mehr nehmen. So laß ich alles, was drin war, in den Keſſel laufen. —

Womit nun aber ſchmelzen? dacht' ich mit Schrecken. Da war Holland in Noth! Butter oder Schmalz war für Geld nicht zu haben. Endlich fiel mir ein, daß ich noch ein Stümpfchen Talglicht hatte, womit ich meinen Zopf gewöhnlich wichſte, wenn's zur Parade ging. Mag der Zopf auch einmal nicht ordonnanzmäßig ſein, dachte ich; hier zu Lande iſt ja Vieles nicht ordonnanzmäßig,

auch nicht das Hungern! Ich schütte das Wasser ab und werfe das Entchen Talglicht in den Kessel, das schnell vergeht, ziehe den Docht ab und — das Gericht ist fertig. Das ist's, was ich zu sagen habe, und Gott weiß, es ist Wahrheit.

Alle Pest! rief der General, alter Kerl, ich lasse dich heute noch vier Wochen krumm schließen! Potz Schießpulver und Talglicht!

Ein brausendes Gelächter erfolgte an der Tafel, denn Niemand konnte sich mehr halten.

a, sehen Euer Excellenz, sagte Peter, Sie haben's ja befohlen, daß ich Alles sagen solle! Der Hunger ist und bleibt der beste Koch. Es war im Felde, und wir hatten acht Tage lang nichts Warmes gegessen. Halten Sie zu Gnaden!

Soll ich dir solche Kartoffeln heute Abend bereiten lassen, da ich nun das köstliche Recept habe? fragte schalkig die Generalin.

Prrrr! schüttelte sich der General. Bleib' bei deiner Weise, liebe Frau! Ich will mich nicht mehr in dein Regiment mischen! Er wandte sich zu Peter. Da, Alter, hast du einen Thaler! Trink' Eins damit, aber bleib' mir mit deiner Kochkunst vom Leibe. Ich will nun sterben, ohne noch einmal solche Kartoffeln gegessen zu haben!

22. Altes Gold.

„Wo ein Kirchthurm ist, da reckt der liebe Gott den Finger in die Höhe; denn es ist eine Kirche und ein Kirchhof dabei," also läßt sich ein uraltes deutsches Sprüchwort vernehmen, und das ist ein goldenes, echtes, und zeugt für den frommen Sinn unserer Alten. Du lieber Gott! für Viele in unseren Tagen reckt da der Herr den Finger umsonst in die Höhe. Sie sehen ihn und denken dabei höchstens an das Zifferblatt der Uhr, ob's bald Mittag oder Feierabend sein möchte. An ein Aufwärtsrichten des Herzens im Gebete denkt selten Einer; noch seltener, daß am Sonntage der Herr mit dem aufgereckten Zeigefinger mahnt: „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen, wie Etliche thun; nicht, daß ein Kirchhof dabei ist, wo die Gräber sind, darinnen wir einst unser leiblich Theil zur Ruhe legen, während die Seele vor ihren Herrn und Richter tritt." O du, der du dies Sprüchwort hier vielleicht zum ersten Male liest, schreib' dir's in die Seele. Gottes Finger ist der hohe Thurm, von dem die Glocke als ein Mahnruf dir ins Ohr und Herz dringen soll. Er erinnert dich: „Hier ist eine Kirche; darin hat dein Vater und deine Mutter für dich gebetet. Komm' und bete auch, daß deine Seele den Herrn finde, der vom Tode errettet." Es ist ein Kirchhof dabei, mahnt er dich, darauf auch du deine Ruhestätte finden wirst, wenn's Gottes Wille ist. Denk' an den Tod, daß dir das Leben zu Theil werde!

23. Wie's manchmal Handelsleuten auf der Reise geht.

Zwei Geschichten in Einer.

Im schönen Thüringerwalde liegt ein großer Ort, der halb nach Gotha, halb nach Kurhessen gehört und Kleinschmalkalden heißt. Die hohen, steilen Berge, zwischen denen er eingeschlossen ist, haben zu der Sage Veranlassung gegeben, daß einst Bergleute vom Harz sich in dies Thal verirrt und vergebens wieder einen Ausgang gesucht hätten. Sie wären also gezwungen gewesen, sich daselbst niederzulassen und hätten auf diese Weise den Ort gegründet. Treffliche Waldwiesen gibt es in den Abhängen, von klaren Quellen bewässert; Ackerbau dagegen findet man wenig, da weder Korn noch Wein hier gedeiht, sondern nur etwas Sommerfrucht und schmackhafte Kartoffeln. Trotz dem lebt sich's recht glücklich in Kleinschmalkalden. Die Einwohner sind gesellige, fleißige, genügsame Menschen, fromm ohne Heuchelei, fröhlich, doch mit Gottesfurcht. Viele haben natürliche Anlagen zur Musik und lernen auf ihren weiten Reisen nicht nur Welt und Menschen kennen, sondern sich auch höflich und gesittet betragen, und wissen über Dinge zu reden, die man unter ihrem schlichten Gewande nicht sucht. Weil sie nämlich keinen Landbau haben, so müssen sie sich entweder als Korbmacher oder Eisenarbeiter ernähren, oder die gefertigten Waaren auf Messen und Märkten verreiben und absetzen, und so trifft es sich, daß sie in dem ganzen deutschen Vaterlande und sogar in weiten, fremden Ländern herumkommen und sich manchmal durch Fleiß und Sparsamkeit ein hübsches Vermögen erwerben, allein auch Gefahren mancherlei Art zu bestehen haben.

Ich kannte dort einen Kaufmann, Namens Sigismund Fuchs. Manche Stunde saß ich bei ihm in seinem Gärtchen, das er selbst umgrub und pflanzte, obgleich er schon bei Jahren war und sich's hätte bequem machen können. Im Winter selbst, und der dauert in Kleinschmalkalden lange, mußte er sich mit Etwas beschäftigen. Gern erzählte er von seinen Erlebnissen. Bruder Jacob, sagte er, fuhr jährlich mit meinem Vater von Lübeck

nach Riga, während ich, als der Jüngere, entweder die Geschäfte und Einkäufe zu Hause besorgte oder nur zu kleineren Reisen mitgenommen wurde. Wir handelten nämlich mit Pfeifenköpfen von Meerschaum, welche in Rubla zu vielen Hunderten und Tausenden verfertigt werden und hatten unser gutes Einkommen dabei. Aber die Reise nach Riga, so kurz sie ist, war damals nicht immer ohne Gefahr. Es gab noch keine Dampfschiffe wie jetzt, und der entgegenwehende Wind oder eine lange Windstille konnten sehr unangenehm, ein Sturm sehr gefährlich werden, zumal die Insel Ösel Klippen und Untiefen in Menge hat. Man gewöhnt sich zwar an Alles, steht in Gottes Hand zu Wasser wie zu Lande, und sein heiliges Wort begleitet uns auf allen Wegen und ist der Trost in jeder Noth. Mein Vater hielt deßhalb strenge darauf, daß wir keine Kirche versäumten, und auf der Reise mußte Jeder stets sein Losungsbuch bei sich haben. Es ist das eine Art Kalender, der in der Brüdergemeinde üblich ist, wo für jeden Tag des Jahres irgend ein frommer Spruch aus der Schrift verzeichnet steht, der am Morgen gelesen wird und Stoff zum Nachdenken für den ganzen Tag gibt. Von Lübeck, wo die Beiden sich eingeschifft, war die Fahrt bis dahin glücklich von Statten gegangen. Schon näherten sie sich der Insel Bornholm, und der Capitän, mit dem sie schon oft gereist waren, sagte zu meinem Vater und Bruder, daß sie's nun gewonnen hätten und bald am Ziele sein würden. Doch, als wären seine Worte Vermessenheit gewesen, erhob sich kurz darauf ein schrecklicher Sturm. Der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken; Blitze zuckten wie feurige Schlangen am Himmel hin und der Donner rollte grausig. Ein gewaltiger Regen fiel hernieder, während die Wellen wie Berge sich auftürmten und der Sturm das Schiff bald hier, bald dorthin warf. Anfangs hoffte der Capitän, unter Gottes Beistand, mit Klugheit und Geschick das Übel zu überwinden; allein als nun vollends die Nacht hernieder sank; als der Sturm immer fort wüthete und mit jeder Minute wilder und drohender wurde; als alle Anstrengungen fruchtlos blieben und er weder vom Steuer, noch von den Segeln guten Gebrauch

machen konnte; als man im Toben der Elemente weder seine Befehle hören, noch weniger aber, wenn man sie auch gehört, ausführen konnte; als endlich der Schiffsraum sich mit Wasser füllte und die Mannschaft das Entsetzen des Todes ergriff, — da verlor auch er endlich den Muth und, das Nutzlose seines Widerstandes erkennend, trat er zu den Passagieren oder Mitreisenden, die voll Angst und Furcht sich in einen Winkel zusammengedrängt hatten, und sprach: Kinder, schließt Eure Rechnung mit dem Leben ab. Wir sind verloren! Betet zu Gott. Eh' eine Stunde vergeht, werden wir Alle in der Ewigkeit sein!

Da hätte Einer das Jammern und Wehklagen hören sollen, das noch lauter und schrecklicher tönte als der Sturm. Auf die Kniee fielen Alle, die es nicht schon vorher gethan; umarmten sich; faßten sich bei den Händen, um wenigstens in der allgemeinen Trostlosigkeit Einen zu haben, auf den sie sich stützen konnten. Weiber schlossen weinend ihre Kinder in die Arme, und Männer, die vielleicht nie eine Thräne vergessen hatten, weinten wie Kinder.

Mein Vater und mein Bruder Jacob hatten den Mastbaum umklammert, damit sie von den gewaltig über das Verdeck wegschlagenden Sturzwellen nicht weggespült würden. Sie gedachten der fernen Heimath, ihrer Lieben und wie sie sie nun nicht mehr hienieden wiedersehen sollten, und das preßte ihre Herzen in eben dem Maße, als die Furcht vor dem langsam und grausig nahenden Tode. Jacob hatte sein Losungsbuch herausgezogen und beim spärlichen Schimmer der einzigen, hin- und herschwankenden Laterne in den Bibelsprüchen geblättert, welche er fast alle auswendig wußte. Da fiel sein Blick auf die Tageslosung, auf den Vers nämlich, welcher gerade für diesen Tag angeschrieben stand, und er las:

„Prophet Jesaias 43, 1 und 2. „Und nun, spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jacob, und dich gemacht hat, Israel, fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein! Denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden!“

Dies Wort des Herrn, so wunderbar für diesen Tag gegeben, so passend auf ihre Lage, so tröstend in ihrer Noth und so aufrichtend in ihrer Todesverzweiflung, rührte, ergriff, erhob und erquickte sein Herz mit unaussprechlicher Macht und Gewalt. Es war ihm, als ob eine gewaltige Hand vom Himmel diesen Spruch ihm in die Seele drücke, so daß nichts ihn auslöschen könne. Wie ein Blitz wirkte er, aber nicht wie ein Blitz, der niederschlägt und tödtet, sondern wie einer, der Heilung, Licht, Trost und Leben bringt in die tiefste, grausigste Todesnacht. Es traf so Alles zu: die Angst und Gefahr, die Wasserfluthen und die Feuerflammen und selbst der Name: Jacob! Er raffte sich auf; hielt das Blatt fest in der Hand und schritt sicher und getrost, denn er fühlte in seinem freudigen Glauben kaum des Sturmes Toben und des Schiffes Schwanken, auf den Capitän zu, der in dumpfer Verzweiflung an der Ankerspille lehnte.

Herr, rief er ihm zu, zaget nicht! Gott im Himmel hat uns nicht verlassen. Wir werden in diesem Unwetter nicht verderben!

Der ruhige Blick, die Freudigkeit des Glaubens, das feste Wort meines Bruders machten auf den Capitän einen wunderbaren Eindruck. Einen Augenblick wankte er noch und stierte trübe vor sich hin, doch gleich darauf richtete er sich in die Höhe, sah Jacob an und fragte sanft: Woher weißt du das? Und mein Bruder wiederholte laut und mit glaubensfestem Ausdrucke die Worte der Tageslosung Jesaias 43, 1 und 2.

Der Unglückliche hat allezeit für die Stimme des Helfers ein gar feines Gehör. Nicht nur der Capitän vernahm jedes Wort meines Bruders, sondern auch fast Alle, welche auf dem Verdeck des Schiffes sich befanden. Sie eilten aus ihren Schlupfwinkeln herbei. Ihr Wehklagen verwandelte sich in Freude, ihre maßlose Niedergeschlagenheit in gläubiges Vertrauen und Hoffnung. Und — ist diese erst in des Menschen Brust wieder eingekehrt, so ist ihm auch Nichts mehr zu schwer, wie der Heiland sagt: „Alles ist möglich Dem, der da glaubet!“

Die Matrosen eilten ohne Geheiß an die Pumpen, um das eingedrungene Wasser zu entfernen, und alle Mit-

reiſenden halfen dabei, und wo das Schiff einen Schaden gelitten, da wurde er raſch und mit vereinten Kräften ausgebeſſert. Der Capitän ſelbſt führte das Steuerruder; die Segel, welche auf dem Verdecke lagen oder an den Raeen hingen, und der Mannſchaft und dem Schiffe nur Schaden bringen konnten, wurden eingereffft und entfernt. Wenn nun auch noch mehrere Stunden in einer unſäglichen Anſtrengung vergingen, ſo legte ſich doch allmählich der Sturm. Einige Sterne begannen am Himmel zu leuchten; bald röthete er ſich im Oſten und die Sonne ging auf, und im Glanze ihrer Herrlichkeit fielen die Geretteten nieder auf ihre Kniee, Dem zu danken, der ſein prophetiſch Gnadenwort in die umnachteten Herzen gerufen und es wahr gemacht in ſeiner großen Huld und Barmherzigkeit — und am andern Tage landete das Schiff wohlbehalten, wenn auch vielfach ſchadhaft, in Riga! —

Viele Jahre hernach, erzählte Siegmund Fuchs weiter, kam ich einmal zurück von derſelbigen Stadt. Die Geſchäfte waren gut gegangen, Waaren brachte ich nicht viel mit, dagegen aber eine hübſche Summe Geldes. Ich beſchloß, nicht zur See zu gehen, ſondern die Rückreiſe mit einem Fuhrmanne zu machen, deren damals Viele längs des Strandes die Straße zogen, und ſo, wenn auch langſam, doch ſicher meine errungenen Güter nach der Heimath zu bringen. Vor den Gefahren des Meeres

brauchte mir also nicht bange zu [illegible], wohl aber vor anderen, nämlich vor Räubern und Dieben — an denen es in jener Zeit, wie in jeder anderen, nicht fehlte.

Am Meeresufer und in den Gegenden, durch welche meine Straße führte, gab es wenige Dörfer und Städte, nur hier und da, und meist in großer Entfernung von einander, standen einzelne Wirthshäuser, „Krüge" genannt, und in diesen selbst war es oft gar nicht geheuer. Ihre Besitzer und Wirthe, schmutzige und zerlumpte polnische Juden, verbargen nicht allein allerhand schlechtes, landstreicherisches Gesindel, sondern bestahlen, beraubten und ermordeten nicht selten die Reisenden selbst, wenn die Gelegenheit dazu günstig und ein ordentlicher Fang zu machen war. An Beispielen fehlte es nicht, und mir selbst waren einige genau bekannt.

Ich trat daher nicht ohne Zagen meine Reise an. Ich hatte Alles in einer Kiste, die ziemlich schwer war. Theils ging ich zu Fuße, theils setzte ich mich zu meiner Kiste auf den Wagen, die ich überhaupt niemals aus den Augen ließ. Für den Nothfall war ich mit einem Paare guter Pistolen und einem derben Knotenstock versehen. Mit Einem oder Zweien konnte ich es schon aufnehmen. Am Schlimmsten für mich war immer die Nacht, wo in einem solchen Kruge eingekehrt werden mußte und der Wagen mit meinen Habseligkeiten und meinem Gelde allen Angriffen preisgegeben dastand. Eines Abends langten wir wieder ziemlich spät bei einer solchen einsamen Herberge an. Die Gegend mit den düstern, verkrüppelten Kiefernwaldungen war nicht geeignet, freudige Gefühle in mir zu erwecken, sondern vermehrte noch die Beklemmenheit meiner Seele, welche durch den kurzen, nebeligen Octobertag und meine verlassene Lage hervorgerufen worden war. Ich warf noch einen prüfenden Blick nach dem Wagen und betrat dann das Haus, da ich hungerte und fror. Allein auch hier sollte ich keinen besondern Trost finden. Zwar wurde ich vom Wirth in der Thüre zuvorkommend und selbst mit Freundlichkeit empfangen, doch schien diese etwas erkünstelt, und der lauernde Ausdruck seines einzigen grauen Auges — das andere war mit einem großen, schwarzen Pflaster bedeckt — sowie sein ganzes kriechendes,

hinterlistiges Wesen schreckte mehr zurück, als es Zutrauen erweckte. Ich bestellte ein einfaches Abendbrod, denn Leckerbissen waren ohnehin hier nicht zu suchen, und schritt nach dem Zimmer, aus dem mir lautes Gespräch entgegen schallte. —

Hier saßen in einer Ecke, bei dem trüben Schein einer Thranlampe, fünf bis sechs schmutzige Burschе und thaten sich gütlich an Branntwein. Ihr Gelächter und Plaudern verstummte bei meinem Eintreten. Sie rückten enger zusammen, warfen bedeutungsvolle Blicke nach mir und raunten sich dann wieder unverständliche Worte ins Ohr. Allen Muth mußte ich zusammennehmen und meine einzige Hoffnung beruhte jetzt auf dem Fuhrmanne, der ein handfester Kerl war, und mit dem ich auf der ganzen Reise in gutem Vernehmen gelebt hatte. Sind unserer auch nur Zwei, dachte ich, so hoffe ich doch die Gesellen zu überwinden, denn wir haben Waffen, und, was mehr werth ist, ein gutes Gewissen, während jene ein schlechtes Handwerk treiben. Mit Ungeduld wartete ich daher auf das Erscheinen meines Gefährten; der aber erst seine Pferde besorgte. Endlich kam er; aber wer denkt sich meinen Schrecken — als es mir scheinen wollte, daß ihm die verdächtigen Burschе nicht ganz fremd seien!

Zwar nickte er ihnen nur so obenhin seinen Gruß zu, setzte sich auch näher zu mir, als zu ihnen; dennoch blickte er oft nach der Ecke, wo sie zechten, und das namentlich, wenn er sich unbemerkt glaubte. Mein Herz schlug hörbar. — Ich mußte Gewißheit darüber haben, ob mein Fuhrmann mit den Räubern im Einverständniß war oder nicht! — Nachdem ich mein Essen hastig hinuntergeschluckt hatte, nahm ich irgend einen Vorwand und verließ das Zimmer. Der Mond schien trübe durch den Nebel. Ich schritt zum Wagen und tastete nach den Stricken, womit meine Kiste befestigt war. Es fand sich noch Alles in Ordnung. Jetzt schlich ich mich zum Fenster und beobachtete, was drinnen vorging. Sehen konnte ich wenig; aber deutlich vernahm ich die Stimme des Fuhrmannes, der mit den verdächtigen Burschen eine eifrige Unterhaltung führte. Meine Angst wuchs, denn meine Vermuthung bestätigte sich immer mehr. Mir blieb zuletzt kein Zweifel,

daß es sich um eine verbrecherische That handle. Auf jeden Fall war ich das Ziel derselben. Mein Geld, mein Leben schwebte in der größten Gefahr! — Was sollte ich anfangen? Das Beste wäre freilich gewesen, wenn ich ein Dorf hätte erreichen können; da gab es doch eine Obrigkeit; aber wer sagte mir, ob ein solches überhaupt in der Nähe war? Ich dachte daran, einen Hügel zu besteigen, um mich nach allen Seiten umsehen zu können; allein ich vergaß den Nebel, der dicht Alles einhüllte, und daß überhaupt Hügel dort eine Seltenheit sind. Gesetzt aber, es wäre ein Dorf in der Nähe, wie sollte ich meinen Fuhrmann bewegen, dorthin aufzubrechen, zumal, wenn er im Complott mit den Gurgelabschneidern stand, und es nur möglich war, hier die That auszuführen? — Mir schwindelte, wenn ich an das Trostlose meiner Lage dachte, und an die Unmöglichkeit einer Rettung. —

Zum zweiten Male schlich ich zum Fenster. Sie lachten immer noch, stießen mit den Gläsern an, so frech, so höhnisch, daß es mir eiskalt über den Rücken lief. Wahrscheinlich tranken sie auf das Gelingen der Freveltat, nicht auf meine Gesundheit, sondern auf meinen Tod! Hätte ich nur meine Kiste tragen können, ich hätte sie auf meine Schulter geladen, und wäre so weit ins Nebelgraue hineingelaufen, als mich meine Beine trugen; das Übrige meines Gepäckes mochten dann die Schufte unter sich theilen. Das hätte ich ihnen schon gönnen mögen. Doch die Kiste war mit Stricken sehr sorgfältig von mir selbst angebunden. Ohne Geräusch, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, konnte ich sie gar nicht abnehmen. Zudem war sie so schwer, daß ich sie kaum fortbringen konnte, und mir lag's ohnehin wie Blei in den Gliedern. Ich wäre damit nicht weit fortgekommen, und war dann um so sicherer eine Beute der Verbrecher.

Ich mußte auf ein anderes Mittel der Rettung sinnen, wenn überhaupt noch eine möglich war. Da fiel mir ein, die Nacht im Wagen hinzubringen, und ohne Verzug setzte ich das ins Werk. Der Wagen war mit Tuch bespannt, und hatte starke, große Leitern. Er bildete eine gar nicht üble, kleine Festung, in der ich mich hinter

den großen Waarenballen, Fässern und Kasten nicht nur recht gut verschanzen, sondern auch eine Zeit lang vertheidigen konnte. Ich war zwar ein Mann des Friedens, und bin es noch; allein ich mußte, so zu sagen, aus der Noth eine Tugend machen, und mich gegen einen starken, listigen Feind rüsten, denn es stand Alles auf dem Spiel! Ich stieg nun so leise, als möglich, hinauf, rückte mit allen Kräften mehrere Fässer hinweg, und richtete mich zwischen ihnen aufs Beste ein. Ich untersuchte sodann meine Pistolen; den Reisestock behielt ich in der Hand, und ob ich mir gleich ein ganz weiches Lager von Stroh hätte bereiten können, so vermied ich es geflissentlich, weil ich sonst fürchten mußte, der Schlaf übermanne mich. Letzteres war auch ein Hauptgrund, warum ich in das Haus nicht mehr zurückkehren mochte; denn setzte oder legte ich mich auf die Bank, so war ich bei großer Ermüdung kaum fähig, den Schlaf abzuhalten, und dann war Alles aus. Mit großer Kraft wehrte ich daher den Schlaf ab, und hielt meine Blicke beständig auf das Haus gerichtet, und meine Waffen in Bereitschaft. Langsam zogen die Stunden vorüber. Aus dem Zimmer hörte ich bisweilen einzelne Töne, und sah dunkele Gestalten vor dem Fenster vorüberschweben. Nach und nach wurde es stiller, und das Licht schwächer. Endlich erlosch es ganz. Mit größter Spannung hatte ich das Alles beobachtet und der Hoffnung Raum gegeben, daß ich mich dennoch geirrt, und dem Fuhrmanne, so wie seinen Gesellen Unrecht gethan habe. Da — es mochte gegen Mitternacht sein — wurde plötzlich die Thüre der Herberge leise geöffnet. Ich sah, wie ein Mensch heraus und auf den Wagen zuschritt. Jetzt ist's um dich geschehen, dachte ich, und meine Pulse stockten. Dem Einen werden die Übrigen nachfolgen — dann beginnt der Kampf! Doch — ich konnte noch weiter Niemand gewahren. Jene Gestalt umschritt mehrmals den Wagen, als ob sie etwas suche. Nun stand sie meinem Verstecke nahe! — Wer da! rief ich mit einer Donnerstimme, während ich mit der Hand meinen Knüttel schwang, mit der anderen die Pistolen erfaßte. —

Die Gestalt prallte zurück. Dann rief sie verwundert aus: Mein Gott, Ihr seid's? Was in aller Welt macht

Ihr denn hier? Ich glaubte, Ihr hättet Euch längst zu Bett gelegt. Ich wollte eben noch einmal sehen, ob noch Alles an unserem Wagen in Ordnung ist! —

An der Stimme erkannte ich den Fuhrmann und — schämte mich jetzt meiner Furcht und Angst, so wie meines Verdachtes.

Kommt doch herein, sagte er, Ihr müßt ja hier entsetzlich frieren. Der Wirth hat ein gutes Fremdenbett.

Wo sind denn aber die Anderen? fragte ich endlich kleinlaut.

Er, die liegen schon eine gute Zeit auf ihrer Streu, schlafen wie die Dächse, nur schnarchen sie entsetzlich, daß ich nicht zum Schlafe kommen kann. Darum ging ich noch einmal heraus, nachzusehn, ob Alles in Ordnung sei.

Was sind's denn eigentlich für Leute? fragte ich wieder.

Zwei sind Schneidergesellen aus meiner Heimath, erwiederte der Fuhrmann, die ich Anfangs gar nicht wiedererkannte, weil sie mir, der ich meist unterwegs bin, aus den Augen gewachsen sind. Es sind furchtsame Jungen, die zum ersten Mal in die Welt gucken. Sie haben sich vor Euch gefürchtet, was sie mir unter Lachen nachher gestanden.

Allein die beiden Anderen, wo sind denn die her? entgegnete ich ihm, um nur Etwas zu sagen.

Ach, das sind auch so ein paar Muttersöhnchen, die noch nicht viel fremdes Brot gegessen haben. Wo sie her sind, weiß ich nicht, aber sie müssen Geld haben, denn sie haben die ganze Zeche bezahlt, aus Freude, in mir einen Bekannten ihrer beiden Reisegefährten gefunden zu haben. Ich glaube, sie hatten auch Angst vor uns Beiden!

Ganz leise steckte ich meine Pistolen ein, kroch vom Wagen in ein gutes Bett, wie ich es gar nicht in dem Kruge erwartet hatte, und schlief, als ich endlich warm geworden war, prächtig bis an den hellen Morgen. Dem Fuhrmanne gestand ich freilich nicht, was mich in die Festung auf dem Wagen getrieben hatte. — Aber ich dankte Gott, daß es so abgelaufen war.

21. Ein Räthsel.

Beliebt und angenehm im Winter,
Schiebt man im Sommer mich zur Seite.
Auch kennen mich die schönen Kinder,
Vom Lande mehr, als Städter. Beide
Zwar lieben mich. Drum bin ich doch kein Mann,
Obwohl ein Knecht mir dienen muß und kann.

Auch hab' ich, denkt euch, eine Mutter,
Und bin doch nicht ihr Kind. Zuweilen
Beschmiert man mich mit Fett und Butter,
Damit ich mich soll besser eilen.
Allein, wenn ich auch laufe Tag und Nacht,
So hab' ich es doch niemals weit gebracht.

Ich komme gar nicht von dem Platze,
Zur Nachbarin muß man mich tragen.
Ich schnurre gleich der besten Katze,
Und bin doch ohne Kopf und Magen.
Laß ich auch meine Flügel selten ruh'n,
So kann ich Besseres doch, als Fliegen, thun.

Erschrick nur nicht, wenn ich dir sage,
Daß endlich ich auf meinem Rücken,
Zwei Jungfern nebst dem Galgen trage!
Doch hab' ich sonst noch meine Tücken;
Denn, was die Hand durch mich hervorgebracht,
Das wird dir später gar noch weiß gemacht!

25. Die Geſchichte von den zwei geſalzten Ohrfeigen.

Obgleich, meine lieben Leſer, man für die Dinger, deren in der Überſchrift als eines geſalzten Pärlein's gedacht iſt, je nach Landesgebrauch verſchiedene Namen hat, ſo bleibt doch die Sache ſich ziemlich gleich und annehmlicher wird ſie darum keines Fingers breit.

Soviel ich weiß, kommt der verſchiedene Name je von dem Orte wo die Sache abgeſetzt wird oder auf-klappt. Trifft nämlich die flache Hand eines Menſchen in raſcher Bewegung gegen das Ohr ſeines Nachbars, ſo nennt man's: eine Ohrfeige; kommt ſie mit dem Munde in eine unliebſame Berührung, ſo heißt's: Maul-ſchelle; fährt der Hieb auf die Naſe, die ohnehin vorwitzig iſt und am Weiteſten draußen ſteht, ſo heißt er: Naſen-ſtüber; klatſcht er auf den Backen, ſo iſt's eine Backpfeife, und die pfeift Einem freilich ganz abſcheulich in die Ohren. Ohrkappe heißt's auf dem Hunsrück, weil die größere Hand das ganze Ohr bedeckt, und Kopfnuß heißt's am Rheine, weil der Hieb auf den Kopf geführt, dieſen ſchier wie eine Nuß aufſchlagen könnte.

Soviel weiß ich, daß der Name nichts auf ſich hat und Jeder gerne die Quittung ausſtellt, ehe er die Summe empfangen hat.

Ich glaube feſt, wir kennen ſie Alle aus ärmerer oder reicherer Erfahrung und ſind, bei reiferem Überlegen nicht geneigt, die empfangenen für Verlorene zu achten, ſondern die, denen wir durch eine geſchickte Wendung entgangen ſind. Was dieſe Wendungen betrifft, ſo gibt es Buben, die darin Meiſter ſind. Ich kenn' Einen, der verſuchte ſie auch; als er aber merkte, daß dann ein unangenehmes Multiplicationsexempel gemacht wurde, daß nämlich aus Einer Sechs wurden, ſo ließ er's fein bleiben. Wie aber eine bittere Arznei dem Magen gar wohlthätig iſt, ſo ſind auch die Ohrfeigen äußerſt wohlthätig und machen oft die Augen ſehr klar, wenn ſie ſie auch im Augenblick trüb machen.

Ehe ich aber auf das komme, worum es ſich eigent-lich handelt, muß ich noch erläutern, warum ich da oben

hingeschrieben habe: „Gesalzte.“ Ich verstehe darunter eines Theils recht nachwirksame, wie denn das Salz das Fleisch erhält, und dann andern Theils recht kräftige, wie dann eine Suppe ohne Salz fast und kraftlos ist.

Die Geschichte aber, welche ich zum Besten geben will, wird die Bezeichnung schon rechtfertigen, wie ich denke.

Ganz derselben Meinung, wie ich sie da vornen ausgesprochen, nämlich, daß eine gesalzte Ohrfeige immer eine gute Folge habe, waren auch drei gute Freunde, welche sich nach einer langen Zeit der Trennung einmal wieder fanden. Sie redeten von der Naseweisheit und Vorwitzigkeit, der Lümmelhaftigkeit und Keckheit der lieben Jugend dieser Zeit, die dem Alter übers Maul fahre, wie's ihr beliebe und das edle, gottgefällige Gehorchen ganz verlernt zu haben scheine, und kommen immer eifriger in den Text, ohne daß sie in ihrer Ansicht verschieden gewesen wäre.

Das Alles liegt an der Zucht, sagte der Eine. Wie selten hören die Kinder in dieser Zeit das Wort Gottes: „Du sollst das Alter ehren und vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen!“ Vor purer Menschenfreundlichkeit, die heutzutage Alles thun soll, geben die Leute dem kleinen Volke keine Ohrfeigen, Maulschellen und Dachteln mehr. Gute Worte? Ja, wart ein Bißchen! Darum kümmern sie sich keine Minute. Ich meine im Gegentheil, das viele Geschwätze und Geplauder tauge nichts in der Erziehung der Kinder, wie in den Welthändeln. Mit alle dem Geplauder jagen sie keine Katze hinter dem Ofen heraus, wieviel weniger eine Teufelei aus einer bösen Bubenseele. Da reden sie von Ehrgefühl, gerade, als ob das etwas Funkelneues und erst in dieser Zeit auf die Welt gekommen sei. Und dies Ehrgefühl soll Alles fertig bringen. Ich frage euch, sind wir alten Kerle dann ehrlos geworden, weil uns Vater, Mutter und Schulmeister dann und wann eine Gesalzte steckten, daß wir meinten, wir

hörten im December die Nachtigallen ſingen oder es werde das Feſt mit allen Glocken eingeläutet? Es ſind halt lauter lahme, contracte, ſchiefgewickelte Vorſtellungen. Ich ſage: Wer die Buben wie Erwachſene behandelt, der muß gewärtigt ſein, daß die Buben ihn wie ein Kind behandeln. Statt, daß ſo ein kurzer, ſummariſcher Richterſpruch mit fünf Fingern den Prozeß entſcheidet, ſagt ſo ein feiner Herr Papa: Erlaube mir herzlieber Sohn, daß ich dir bemerklich mache, du ſeieſt ein Strick, Schlingel, Fielskopf oder derlei Etwas! Puff! Eine ſalzige und geſalzte Ohrfeige iſt mehr werth. Die bringt erſtaunlich ſchnell zur Erkenntniß, was man will; und wahrlich auch im übrigen Leben wäre ſie an ihrem Orte. Himmel und Erde, wie oft hat mir's Anno 1848 und 1849 im Ellenbogen gezuckt, wenn ich ſo von der Freiheit reden hörte. Das wär' eine Widerlegung geweſen, die nachdrücklich gewirkt hätte, und ich bin überzeugt, mancher Held, der im Geſichte verwachſen war, wie Graf Eberhard im Bart, würde auf ſo eine Antwort ſtillgeſchwiegen haben und den Leuten wären die Köpfe nicht weiter verdreht worden.

Du magſt Recht haben, ſagte ein Anderer von den Dreien, und ich könnte euch eine Geſchichte von zwei Ohrfeigen erzählen, die genugſam bewieſen, welchen außerordentlichen Erfolg die Ohrfeigen haben.

Thu' es! riefen die beiden Andern; wir hören dir mit Freuden zu.

Ich bin in einer kleinen Stadt des mittlern Deutſchlands geboren worden, hob er an, als die Leute noch die Affenſchwänzlein im Nacken trugen, die man Zöpfe nannte, und hingen die ſchwarzen Haarbeutel und Schlüpfe von Band daran. Wären noch die Alten allein ſolche Narren geweſen, ſo hätt' ich's gelten laſſen; aber wir Kinder mußten ſie auch tragen, und ich erinnere mich noch recht gut, daß ich damals, wo meine Haare ganz weiß waren, ſo einen ſchwarzumwickelten Zopf hatte, der kerzengrade hinten hinausſtand und ſo dünne war wie ein Rattenſchwanz. Damals, wo noch die Ohrfeigen in ihrer geſegneten Wirkſamkeit waren, die heutzutage auszuſterben drohen, wie das Geſchlecht der Mopshunde, zum großen

Nachtheil des Menschenglückes, hatten solche Schwarenstecher im Nacken ihre Mucken. Wollte man so einer gesalzten Ohrfeige durch eine kühne Wendung entgehen, flupp! hatte der Schulmeister ihn gefaßt und man mußte dem kühnen Griff stille halten und empfing seine Auszahlung vollgiltig und vollwichtig, wie unbeschnittene Kremnitzer Ducaten.

Noch einmal sag' ich's, lassen's die Väter und Lehrer dahin kommen, daß die Ohrfeigen aussterben, so weit' ich Hundert gegen Eins, es gibt keine echten, ehrlichen Kerle mehr, sondern Schufte, Simpel und Tanzmeister!

Die beiden Freunde lachten hell auf und der Redende selbst mußte schmunzeln.

Hört mich an, fuhr er fort. Ich habe eine Jugend durchgemacht, wie keiner von euch Beiden, und ihre Irrfahrten sind euch unbekannt; darum will ich sie erzählen, und ich kann meine Lebenszeit in zwei Abschnitte theilen, in den ersten, in welchem ich eine gesalzte Ohrfeige, die ich empfing, eine erhebliche Rolle spielt, und in den zweiten, wo eine gesalzte Ohrfeige, die ich gab, wiederum von der größten Wichtigkeit wurde. Der erste Abschnitt ist der trübe, traurige, der zweite, der heitere, glückliche.

Ehe ich meiner äußeren Lebensumstände gedenke, muß ich ein Bild von mir selbst entwerfen, dessen Rückseite ihr schon kennt, von obiger Beschreibung meines Zopfes. Was das Vordertheil betrifft, so war ich kein unebener Bub, auch nicht grade auf den Kopf gefallen.

Ich gedenke da einer Redensart, die man in der Gegend von Wetzlar häufig hört. Sagt Einer da von einem Andern: „Der macht's grad wie der Pfarrer Raßmann!" Und man fragt: Wie machte denn der's? So ist die Antwort: „Grad, wie er wollte!" — So war ich auch. Ich pflegte es auch gerne zu machen, wie der Pfarrer Raßmann, nämlich ich hatte so mein Köpfchen, und das war mein. Gar leicht scheß das kleine Töpfchen über, wenn's heiß wurde. Solch ein Köpflein muß gebrochen werden, sonst kommt keine Seele mit ihm aus, und was die Eltern und Erzieher versäumen, durch deren Hand, wie der Heidelberger Katechismus sagt, uns Gott regieren will, so muß der liebe Gott das Bürschlein in

die Schule nehmen und sein hartes Köpflein so ein paar Tuzendmal wider die Wand rennen lassen. Nun freilich, der liebe Gott versteht das Zieben am Besten, aber damit sind die nicht schuldfrei, in deren Hand Gott unsere erste Erziehung legte.

Gott verzeihe mir's, wenn ich da meiner guten Mutter einen Vorwurf mache. Ach, wie war sie engelsgut! aber zu gut, und so viel ist gewiß, Weiber können keine Buben erziehen. Entweder gibt's starrköpfige Racker, wie ich einer war oder altkluge Schlafhauben.

Meine selige Mutter starb, als ich eben dreizehn Jahre alt war, und sie war eine Wittwe. Von allen Vettern und Basen, die ich mochte haben, war nur noch Einer im Städtchen auf den Beinen. Der wurde mein Vormund, und ich mußte in sein Haus ziehen, und er war Apotheker. —

Der Vetter war in der Stadt als ein Erbsenzähler und Bohnenspalter bekannt; als ein Filz und Geizhals erster Sorte. Und er war ein alter Junggeselle! Das will viel sagen; denn da sind auch nur zwei Dinge möglich, entweder werden sie eckige, eigensinnige Kümmelspalter oder Narren, die vor lauter Angewohnheiten nicht zu sich selber kommen. Mein Vetter und Vormund bildete eine dritte Klasse, nämlich er war Beides zusammen in einer Person, und er war ein Apotheker. —

Ich muß ihn euch aber ein wenig abmalen, denn es gehört dazu, daß man ein richtiges Bild gewinne.

Herr Oswald Gumpel war etwa sechs und fünfzig Jahre alt und etwa sechs Fuß, zwei Zoll groß; dabei so überschwänglich dürre, daß es mir allemal Angst und Schrecken machte, wenn er seine irdene, lange Pfeife anstechte, weil ich fürchtete, er möge selber in Flammen geriethen, wie ein dürrer Span. Seine Arme waren erstaunlich lang und seine Finger sahen aus wie die Füße einer sogenannten Schneiderspinne, so lang und dürre waren sie, und er war ein Apotheker. —

Sein langes Gesicht war gelb, sein Ausdruck widerlich. Seine Stimme klang wie ein gerissenes Posthorn. Den ganzen Tag nörgelte er und Nichts war ihm recht, was Andere thaten. Nur mit sich selbst war er zufrieden,

und sein häufiges und langes Judenspiegelschen bewies, daß er noch eitel war.

Nichts in der Welt ärgerte ihn mehr, als wenn Einer einen gesegneten Appetit und gute Laune hatte.

Mit diesen letzten beiden Eigenschaften war ich in außerordentlichem Grade gesegnet. Ich konnte essen, daß es wirklich verwunderlich war, denn ich wuchs wie Flachs, und guter Laune war ich immer gewesen.

Der konnte sie Einem versalzen!

Denkt euch, zu diesem Menschen kam ich nun und sollte mit ihm und bei ihm leben!

Das war eine schwere Aufgabe; aber, wo sollte ich sonst hin? Vermögen hatte ich nicht, und keine Seele nahm sich meiner an.

Als ich in das Haus trat mit meinem Bündel unter dem Arme, sagte er, mich in die Stube ziehend: Ludwig, du bist nun mein Hausgenosse. Ich erwarte von dir Gehorsam, Stillschweigen, Mäßigkeit im Essen und Trinken, Fleiß und Ausdauer. Ich hab' mir die Sache überlegt, du sollst Apotheker werden. Eine schöne Kunst, Ludwig; neun und neunzig Prozent, wahrlich, eine schöne Kunst. Alles, was man lernen will, muß man aber bei dem A B C anfangen. Ich habe deßwegen meinen Stößer fortgeschickt, dessen Stelle du einnimmst, wenn die Schule aus ist. Einstweilen trittst du in die lateinische Schule, denn ein Apotheker muß Latein kennen, daß es eine Art hat, weil er das kauderwälsche Latein der Doctoren auf ihren schmalen, sparsamen Zetteln lesen und wissen muß, wie die Medicamente lateinisch heißen. Wenn du ein halbes Jahr Stößer warst, und Abends Düten, Säckchen von Papier und Pulverbriefchen machen gelernt hast, so avancirst du. Dann machst du Rauchkerzchen, schneidest Kräuter am Schneidemesser, drehest Pillen und wirst im Laboratorium verwendet zum Blasen des Feuers, Filtrirlappen waschen, Pressen und dergleichen Handgriffen, und so steigst du auf der Stufenleiter der Vollkommenheit bis zum Provisor. Ich denke, du machst dich. — Hast du eine Grammatik? —

Nein, sagte ich, und das Weinen war mir näher, als das Lachen; denn an dem Apothekerwesen hatte ich keine Lust, wohl aber wäre ich gerne Mechanikus geworden, denn dazu trug ich große Lust und Liebe, konnte auch alles Mögliche posseln. Eiskalt wurde es mir bei der Rede des Herrn Vetters und namentlich fiel mir der Punkt mit der Mäßigkeit centnerschwer auf die Seele.

Er ließ mich in der Stube allein und ich hatte Zeit, meine Lage zu überdenken.

Gleich darauf kam die Zweite im Hause, die alte Haushälterin, die dreinsah wie eine Kreuzspinne. Glaubt

ihr, daß ſie mich angeſehen hätte? Behüte Gott. Sie ſchlurfte mit ihren Schlappſchuhen an mir vorüber, ohne auch nur zu beachten, daß ich daſtand; aber ſie brummte etwas in den Bart, was ich nicht verſtand.

Nach einer Weile drang ein gellender Pfiff an mein Ohr. Das gilt dir gewiß, dachte ich, blieb aber ſtehen. Es pfiff noch einmal. Ich regte mich nicht. Da kam die Alte an die Thür und ſagte knurrend: Hörſt du nichts, Eſel? —

Ich eilte die Treppe hinauf und entſchuldigte, daß ich nicht gewußt, daß der Pfiff mir gelte.

Wenn ich pfeife, ſo gilt das immer dir, was du dir merken mußt, ſagte er, wies mir ein Dachkämmerchen an und zeigte auf ein Buch, an dem der Rauch ſeine färbende Kraft und Mäuſe und Motten ihr Zerſtörungstalent erprobt. Hier iſt eine Grammatik, ſagte er. Sollte

der alte Rector sagen, sie tauge nicht, so sagst du — ich hätte gesagt, sie sei noch recht gut. Alle paar Tage führen sie heutzutage neue Lehrbücher ein. Das kostet ein Heidengeld und die Alten sind noch immer die Besten, das wissen wir Gelehrte.

Das war Alles. Er winkte und ich folgte ihm in das Laboratorium, wie er einen Winkel nannte, wo allerlei Geräthe standen, auch ein Mörser, dessen Stößer an einer Stange hing, die ihm Schwung gab. Es ist drei Viertel auf Zwölf, sagte er, du kannst noch die Galläpfel stoßen. Nun wies er mir, wie ich das zu machen habe, und ging.

Ich faßte den Stößel und begann seufzend mein Werk. Das war eine furchtbare Arbeit und in der Viertelstunde bis Zwölf brach ich schier zusammen. Er kam, sah nach und meinte, mit etwas freundlicherem Gesichte: Nun seien sie gut, und wir wollten essen gehen.

Als ich den Tisch ansah, fiel ich schier in Ohnmacht. Da stand ein kleines Kümpchen mit Suppe; auf einer Schüssel lagen so viel Kartoffeln, daß ich damit hätte meinen gesunden Bubenappetit wecken, aber nicht befriedigen können, und daneben lag auf einem Tellerchen ein Pfannenküchlein, so groß wie eines Mannes Hand, und drei Teller standen auf dem Tische.

Wir setzten uns. Die Speisen wurden alle in drei Theile gemacht und als ich mein Drittheilchen verzehrt, standen wir auf. Ach, ich hätte die Welt vor Hunger anfallen mögen!

Mittags mußte ich, weil der Herr Vetter bereits mit dem alten Rector geredet hatte, in die Schule.

Ich habe, um das Leben des ersten Tages zu schildern, nur noch beizufügen, daß ich aus der Schule an den Mörser mußte und Abends wieder so ein Mahl erhielt; dann bis zehn Uhr Dutten klebte und — zu Bett ging. Die Abendmahlzeit war mir noch einfacher und der Herr Vetter machte mir begreiflich, daß nichts der Gesundheit nachtheiliger sei, als wenn man sich Abends den Magen überlade.

Gott ſteh' mir bei! Dafür, daß das nicht geſchah, war geſorgt! —

Denkt euch meinen Hunger! Ich konnte nicht ſchlafen, aber ich weinte die halbe Nacht, und dann erſt ſchlief ich vor Ermüdung ein. Meine Glieder ſchmerzten mich ohnehin von der Arbeit an dem Mörſer unbeſchreiblich.

So ging es denn fort; aber es iſt wirklich eine Erfahrung, die ich gemacht habe, daß der Magen zuſammenſchrumpft. Nach langer Übung reichte das Fingerhütchen voll Suppe, die drei Gabeln Gemüſe und der Brocken Fleiſch, ſo groß wie eine Nuß, hin, mich zu ſättigen.

Damit war noch nicht Alles überwunden. Der Griesgram der Haushälterin, das Nörgeln des Vetters, das Stoßen am Mörſer, und draußen ſchien Gottes liebe Sonne, und vor dem Hauſe ſpielten meine Kameraden und ich ſaß wie der Gefangene im Kerker!

Ach, wie oft ſind meine heißen Thränen in den großen Mörſer gefallen; wie manche Nacht hab' ich durchweint! Wie war Alles ſo anders! Kein gutes, liebes Wort;

keine gemüthliche Unterredung, kein freundlich Angesicht — und wenn ich das Unglück hatte, etwas zu zerbrechen, das Schimpfen, das Verwerfen, daß ich das Gnadenbrod esse; das Erkennen, daß ich überall überflüssig, nur ein Stein des Anstoßes sei, und vollends die Apothekerei, die mir ein bitterer Tod war. — Ach, meine Jugend, meine frohe glückliche Jugend! Mutter, Mutter! rief ich oft halb verzweifelt aus, wenn du wüßtest, wie es deinem armen Kinde geht, du betetest zu Gott um seine Erlösung durch den Tod!

Singen und Pfeifen war vorüber, denn alle jugendliche Heiterkeit starb hin. Ich wußte ja nicht mehr, was Frohsein hieß. Meine Wangen waren bleich; mein Auge trüb und traurig, meine Haltung gebückt. Die Leute sahen mich mitleidig an, wo ich vorüber ging.

Und nun noch das Latein dazu und der grämliche alte Schulfuchs von Rector! Ich wäre damals gerne gestorben. — Mein Leben war ja eine Kette von Herzeleid.

Wenn man dem Alten auch nur das Geringste recht gemacht hätte! Allein über Alles knotterte er; Alles war falsch. Wenn ich mich auch noch so sehr anstrengte; wenn ich auch jedes seiner Worte pünktlich erfüllte, es half doch nicht. Zu Hause hatte ich leider vor Arbeit keine Zeit zum Lernen. Kam ich dann in die Schule, so ging ein neues Leid an. Zeit zum Lernen bekam ich nicht, und sollte doch lernen. Am Mörser hatte ich das alte Buch in der Hand und plagte mich damit herum. Wußte ich dann Morgens Nichts, so ging erst das Wetter los! So kam ich aus der Traufe in den Regen, und aus dem Regen in die Traufe, und so ging's drei Viertel Jahre fort, da kam ein Tag herben Unglücks über mich.

Ich sollte, als ich aus der Schule kam, im Laboratorium aufräumen und abstäuben. Da standen allerlei Gläser und derlei zerbrechliche Dinge. Um oben über dem Rauchfang zu räumen mußte ich ein Leiterchen anstellen.

Gott allein weiß, ob ich es unsicher gestellt, oder wie es kam, als ich einen schweren Topf in die Höhe hob, fing das Leiterchen unter mir zu wackeln an, ich verlor das Gleichgewicht, wollte mich erhaschen, aber der schwere

Topf flog hinab in das Gläserwerk, und es klingelte überall, und die Scherben flogen rechts und links hin. Durch das Wanken mit der Leiter und den Versuch, mich an ihr zu halten, fuhr sie von der Wand zurück und prallte dann wider das Fenster, daß klirrend die Scheiben auf die Gasse flogen. Jetzt hatte ich den Kopf verloren, wollte herabspringen und stürzte noch vollends zur Erde, daß mir Hören und Sehen verging.

Grade als mein Vetter an die Stätte des Elends kam, trat der alte Rector herein und folgte dem Zuge des Vetters und der Haushälterin zu mir.

Nein, es reicht nicht aus, wenn ich Bogen beschreibe, euch die Reihe der Schimpfnamen aufzuzählen, die es auf mich regnete, und nun begann noch der Rector:

Ja, Herr Gumpel, der Junge ist ein vernagelter Esel. Er kriegt nichts in den Kopf. Ich rath' Euch, laßt ihn Schuhmacher werden. Zum Pechvogel taugt er noch etwa. Zudem habt Ihr da die vermaledeite alte Scharteke von Buch, das nichts werth ist, da wird man vollends toll!

Das fehlte noch! Die Wuth meines Vetters war beispielles. Seine Augen waren roth, seine Lippen blau. Er zitterte und hatte Schaum vor dem Munde, gleich einem Rasenden. Mit einer Stärke, die ich nie dem langen Bohnenpfahl zugetraut, faßte er mich am Kripf, hob mich aus den Trümmern heraus und faßte dann meinen Zopf mit der Rechten und zog mir mit der Linken eine Ohrfeige, so aus dem untersten Salze, daß es mir noch am andern Tage in den Ohren singelte. Zugleich schleuderte er mich in den Gang hinein, daß ich bis vor die Theke der Apotheke fuhr.

Hier raffte ich mich auf, denn die alte Haushälterin fuhr mit ihren Geierkrallen auf mich zu, und eilte zur

Hausthüre hinaus, aus welcher mir eiligen Schrittes der Rector folgte; denn der mußte auch übel weggekommen sein. Ich rannte die Straße hinab und zum Thore hinaus. Im Kopfe brummte und singelte es noch immer fort, und wo die langen Finger des Apothekers sich aufgelegt hatten, da brannte es wie glühendes Feuer.

Jetzt stand es fest in meiner Seele, in dieses Haus brachte mich keine Macht der Erde mehr zurück; denn mein Abscheu vor dem Geschäfte war eben so gründlich, als der vor dem Vetter und der alten Haushälterin. Fort! fort! klang's in meiner Seele, in die Welt. Verhungern wirst du ja nicht, denn hungern hast du meisterlich gelernt. Aber wohin? das galt mir fürs Erste gleich. Mein Köpfchen machte sich geltend. Ich erschien mir

ja doch als völlig unschuldig, und eine solche Ohrfeige! Nein, das war doch nicht erlaubt. Mitleid hätte der Geizhals mit mir haben sollen, dachte ich, nicht aber mich prügeln!

Ich rannte ohne Mütze, in meinem verwachsenen Röcklein geradezu auf der Landstraße fort, bis ich vor Ermüdung fast zusammenbrach. Die Sonne schien glühend heiß auf die schattenlose Landstraße. Ich fühlte es, sollte ich nicht hinsinken, so mußte ich Ruhe suchen.

Nicht weit ab von der Landstraße sah ich ein Kornfeld. Es stand eben in der Blüthe. Dahinein kroch ich, und legte mich krumm wie ein Igel, und schlief bald ein.

Der Abend war nahe als ich erwachte. Alles war still; aber in der Ferne sah ich zwei Polizeisoldaten daher kommen, die zur Stadt zurückkehrten. Ihr Gespräch, das ich verstehen konnte, machte mich schier schwindelich.

Wo nur der Tagedieb hin sein mag? sagte der Eine. Niemand will ihn gesehen haben, und doch ist er zum Thore hinaus.

Weißt du was, sprach der Andere; ich denke, er kommt schon von selber wieder; denn wie will der Bub durchkommen? Ohne Paß ist er; fast ohne gehörige Kleidung, und versteht nichts! —

Wieder? Mein Lebtag nicht! Der arme Bub hat ausgestanden, das weiß kein Mensch!

Aber der Gumpel sieht es als eine Ehrensache an, ihn wieder zu bekommen, und er bewegt Alles, um es zu erreichen, sagte der Andere, und auf dem Schub werden sie ihn bringen.

Ich wünsche dem armen Schelm glückliche Reise! sprach der Erstere — und damit waren sie vorüber, und ich verstand ihre Rede nicht mehr.

Jetzt lag ich da, einen Hunger fühlend, wie ich ihn lange nicht gefühlt, und nun nicht wissend, wo ich ihn befriedigen sollte; rathlos, hilflos! — Da ist die Reue über mich gekommen, und ich dachte, fortlaufen geht nicht; aber zurück in dies unselige Haus? Großer Gott, lieber wollt' ich ja sterben! Ich kniete nieder und betete um Erleuchtung, und es war mir, als käme der Gedanke von Oben, der sich jetzt in meiner Seele einstellte. Geh' zum Pfarrer, dem braven, alten Manne, der dich in der Religion unterrichtet, klag' ihm deine Noth. Bitte ihn um Gotteswillen, daß er dir helfe. Er hat dich ja oft so mitleidig angesehen. Er wird dich nicht verlassen! Je mehr ich den Gedanken in meiner Seele bewegte, desto fester wurde er. Die Noth hatte mein Köpfchen schon bald gebrochen. Allmählich kam die Dämmerung, und als endlich die Nacht sich über die Gegend gelegt hatte, schlich ich durch das Thor in die Stadt, bog rechts in die erste Straße und stand vor der Thüre des Pfarrers.

Ich zog die Klingel und wurde gleich zu dem Pfarrer geführt, dessen Sohn, etwa meines Alters, mein Spielkamerad gewesen, als ich noch frei war.

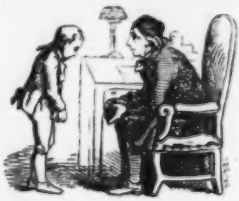

Der alte Mann sah mich strafend an und fragte: Was treibst du, Kind? Wo kommst du her? —

Da stürzten mir die Thränen aus den Augen und ich erzählte von A bis Z Alles, was ich

erfahren, erlebt, erduldet, und flehte dann um der Barmherzigkeit Gottes willen, er solle mir doch helfen, daß ich aus dem Hause käme; Apotheker könne und wolle ich nicht werden; ich fühle vielmehr ein recht lebhaftes Verlangen, Mechanikus oder der Art ein Geschäft zu lernen, auch zum Kaufmanne glaube ich Lust zu tragen, wenn's nicht anders wäre, nur Apotheker könne ich nicht werden.

Der Pfarrer hörte mich mitleidig an.

Kind, sagte er nach einer Weile der ruhigen Erwägung, zu deinem Vetter mußt du zurück; es kann nichts helfen.

Ach Gott, rief ich, lieber will ich sterben! Denn wie werden sie mir's jetzt erst machen, wenn sie mich in die Klappen kriegen! Sie haben mich vorher schon halb verhungern lassen, wie wird's erst jetzt werden!

Hast du jetzt Hunger? fragte ordentlich erschreckend der alte Mann.

Ach, erwiederte ich, seit dem kargen Frühstück ist nichts über mein Herz gekommen!

Er rief seiner Frau, auch einer barmherzigen Samariterin, nahm seinen Hut und sagte: Bleib' 'mal hier und iß dich satt, ich will sehen, was ich thun kann.

Er ging und ich erhielt bald von der guten Frau eine solche Menge Essen, daß es für des Vetters Tisch für volle acht Tage ausgereicht hätte, Notabene, für uns alle Drei.

Was aber seit diesem Morgen in der Stadt vorgegangen war, konnte ich nicht wissen. Es stand aber so: Der Lärm im Hause hatte die Nachbarschaft aufständisch gemacht. Herr Gumpel war bei aller Welt verhaßt, und seine Beißzange von Haushälterin noch mehr, denn die gab nie einem Armen etwas; jagte sie vielmehr von der Thüre, wie ein böser Hund. Sie lieh keinem Nachbar ein Geräthe, und, da sie schimpfen konnte wie ein Rohrspatz, so haßten sie die Leute alle. Vor dem Hause standen Haufen Volks. War nun schon früher, ohne daß ich es ahnte, das allgemeine Mitleid groß mit mir, so bildeten jetzt alle Leute meine Partei.

Er hat ihn zu Tode hungern lassen wollen, der Geizhals, und die Kreuzspinne hat ihm alles Blut ausgesaugt! riefen sie laut.

Der arme Bub iſt in den Rhein gelaufen! riefen Andere, und daran iſt er Schuld!

Gibt's denn keine Gerechtigkeit mehr, die ſich der Waiſen annimmt? fragten Dritte.

Man ſollte ihm die Fenſter einwerfen! ſprach ein Erztagedieb, den der Apotheker wegen der Apothekerrechnung verklagt hatte.

Das fand Anklang, und Klirrr! Klirrr! ging's mit Steinen in die Fenſter, daß keine Scheibe ganz blieb am Hauſe.

Gumpel kam wüthend heraus, aber es trat ein Sackträger zu ihm und ſagte: Das iſt für das Hungerleiden des armen Kindes. Muckt Euch nur, dürrer Bratſpieß, ſo wird Euch das gelbe Fell gegerbt.

Gleich darauf erſchien der Bürgermeiſter und Friedensrichter; aber das Volk wich nicht.

Was gibt's? rief zornig der Bürgermeiſter. Geht nach Hauſe.

Ich werde die Sache unterſuchen! ſprach der Friedensrichter.

Er hat ein Waiſenkind verhungern laſſen! ſchrie aus dem Haufen eine Stimme. Iſt das Aufſicht und Sorgfalt? Und nun hat er ihn zerſchlagen, daß der arme Bub wahrſcheinlich in den Rhein gelaufen iſt! —

Das machte doch die beiden Herren betreffen. Sie traten in das Haus.

Da lag zitternd und weinend der Apotheker in ſeinem Seſſel. Der Rector wurde beſchieden. Die Nachbarn verhört; alle zeugten gegen Gumpel.

Der Richter entſchied, wenn der arme Bub bis Morgen nicht gefunden ſei, werde er den Apotheker ſofort verhaften laſſen.

Die Protocolle wurden geſchloſſen. Die Rädelsführer der Fenſtereinwerfer feſtgeſetzt; aber der Grimm in der Stadt gegen Gumpel hatte kein Maaß.

Er war ſelber ganz vernichtet und ſagte ſich ſelbſt, er habe mir Unrecht angethan. In dieſer Stimmung fand ihn der Pfarrer, der ihn von innen heraus bearbeitete, während die Anderen alle von außen hinein gearbeitet hatten. Der Pfarrer erkannte, daß das Eiſen warm ſei

und ſchmiedete es. Er erreichte endlich, daß er mir *Kleidung und Schuhe ſtellen wolle, wenn* ich bei einem Kaufmann umſonſt in die Lehre komme.

Friſche Eier, gute Eier! dachte der Pfarrer und ging ſogleich zu einem guten Bekannten, der Kaufmann war, redete dem zu, daß er mich nehme und ich für das Lehrgeld ſtehen ſolle. Er nahm den Kaufmann mit, auf daß der Contract geſchloſſen würde, ſo lange Gumpel mürbe ſei, und das gelang ihm herrlich. Er verſprach, mich fürs Erſte ordentlich zu kleiden und dann mich auch ebenſo zu unterhalten. Der Kaufmann kannte ſeine Leute, und machte in Contracte ſogar Alles namhaft und Gumpel unterſchrieb mit thränendem Augen und blutendem Herzen.

Ach, wär' er nur erſt wieder da! ſeufzte er. Wenn der Strick in den Rhein gelaufen wäre? —

Ach, was, ſagte der Pfarrer, ich bring' ihn ſchon wieder. Schickt nur den Schneider und Schuſter morgen früh in mein Haus!

Das thue ich, ſagte der Kaufmann; ich bringe hernach Alles zur Rechnung.

Dazu ſchwieg Gumpel, und ſie entfernten ſich. Gumpel ließ in der Nacht die Fenſterſcheiben alle machen und verzichtete auf Schadenerſatz. Die Tagediebe wurden aber beſtraft.

Als der Pfarrer zurückkam, ſagte er: Du magſt dieſe Nacht hier ſchlafen. Wer war froher als ich?

Morgens kamen Schneider und Schuſter, nahmen Maaße, und ich folgte dann dem Pfarrer zum Kaufmanne Lippert, wo ich meine Lehre antrat.

Von jetzt an begann ein neues Leben für mich. O das war eine brave Familie, zu der ich gekommen war. Sie hielt mich wie ihr eigen Kind.

Für mich begann wirklich ein neues Leben. Ach, ich war verkümmert. Mir ging's wie einer Pflanze, die im ſchlechten Boden keine Nahrung hat und der man das Licht der Sonne entzieht.

Jetzt hatte ich hinlängliche Nahrung, angemeſſene Arbeit, die mich nicht körperlich niederdrückte, und fand Liebe, ſorgende, pflegende, mich zum Guten lenkende Liebe in der Familie, und nun erſt entwickelte ich mich an Leib

und Seele. Ich wuchs und sah aus wie das Leben. Ich lernte mit Freuden, was ich lernen mußte. Ich dachte nicht daran, mein Köpfchen einmal aufzusetzen. Ich geborchte in Liebe und Dankbarkeit. Segne Gott die wackere Familie in allen ihren Gliedern, und vergelte Gott denen, die er abgerufen hat, was sie Gutes an mir Armen thaten.

Aber ich preise die gesalzte Ohrfeige, die mir der Vetter gab, als die heilbringende Ursache dieses Wechsels; denn erstlich hat sie bewirkt, daß der scharf gespannte Bogen sprang, oder mit anderen Worten, daß das Mißverhältniß, in welchem ich mich elend fühlte, das schon so groß war, brach. Ich erkläre euch, liebe Freunde, das ich zittere, wenn ich darauf zurückblicke. Was sollte aus mir werden in dieser Umgebung? Jede Empfindung meiner Seele hätte sich in Abneigung und Haß umwandeln müssen; das stetige Unterdrücken derselben, die ich ja doch nicht hätte äußern dürfen, hätte mich zu einem verstockten, verruchten Heuchler machen müssen, und zu einer jener in stetem, stillem Grimme verbissenen Naturen, die in der Welt mehr ein Unsegen als ein Segen sind.

Sodann würde ich, zum Zweiten, zu einem Geschäfte verdammt gewesen sein, das mich zu einem elenden Krüppel hätte machen müssen. Ich würde an dem schweren Stößel zu Grunde gegangen sein, da die Arbeit zu schwer für mich war und die Kost, die ich bekam, nicht ausreichte, meinen Körper stark genug für solche Anstrengungen zu machen. Wer weiß, ob ich es länger als etwa zwei, drei Jahre ertragen hätte, ohne zu sterben; endlich aber wäre ich, falls ich es überstanden hätte, an ein Geschäft gebunden gewesen, zu dem ich weder Lust noch Talent gehabt; ich würde also ein Pfuscher geworden sein. Die Ohrfeige war der größte Segen für mich, und noch heute danke ich Gott dafür.

Aber wie ging es denn mit deinem Vetter? fragte einer der Freunde.

Nun, sagte der Erzähler, dem öffnete der Unwille, dem er in der ganzen Stadt begegnete, doch die Augen etwas. Er hielt treulich sein Wort und stellte mir, was ich bedurfte, wobei ihn freilich der Kaufmann gar nicht schonte. Ich befand mich wohl in dem Hause und lernte

mein Geschäft recht gut, so daß ich auch später, als meine Lehrzeit vorüber war, in dem Hause blieb. Später ging ich auf den Rath des wohlwollenden, wahrhaft väterlich für mich sorgenden Mannes nach Hamburg, und nachdem ich dort einige Jahre gestanden hatte, nach England. Ich war gut bezahlt und sparte mir ein schönes Kapital, von dem ich einst hoffen konnte, mein eigenes, kleines Geschäft zu beginnen.

Es ist indessen wunderbar, wie das deutsche Herz in der Fremde nicht gedeiht. Ich war nun meine vier und zwanzig Jahre alt geworden und dachte daran, in meine Heimath zurückzukehren, und mir den Rath des Mannes für mein zu errichtendes Handelsgeschäft zu erbitten, bei dem ich einst als Knabe gelernt hatte.

Früherhin schrieben wir uns wohl; allein seit ich in England war, hatte dieser Briefwechsel aufgehört. Nun wollte ich selber sehen, wie es um ihn stände.

Ich fuhr mit dem Postwagen. Sie wissen, wie es da ab- und zugeht. Die Leute steigen hier ein, dort aus, und ist es gar dunkel, so weiß man gar nicht, wie die Leute aussehen, mit denen man fährt. Man kümmert sich am Ende auch gar nicht um sie und es sieht Einen gar nicht an, wer neben Einem sitzt und schläft.

Es war an einem späten Nachmittag im Spätherbst. Es war empfindlich kalt. Regen und Schnee stritten um die Herrschaft, und am Ende trug der Schnee den Sieg davon. Ich saß in meiner Ecke, dicht in meinen Mantel gehüllt und dachte daran, daß ich nun des Morgens um acht Uhr in meiner Vaterstadt ankommen würde, wo

Freude und Leid mir in reichlichem Maaße geworden war. Ich dachte an die brave Kaufmannsfamilie und ob ich sie wohl noch alle am Leben finden würde, Eltern und Kinder, die ich so lieb hatte; ich dachte an den alten, würdigen Pfarrer, dem ich so viel verdankte; auch an den Vetter und an die Haushälterin und an die gesalzte Ohrfeige und ihre gesegneten Folgen. Ich rief mir alle die Bilder der Vergangenheit zurück, und da trat denn auch das freundliche Bild Hannchen's, der ältesten Tochter meines Lehrherrn mir wieder vor die Seele. Sie war so gut und mild und hatte mir so viel Zuneigung erwiesen, daß ich deren nie vergaß, und ich will es auch gar nicht verhehlen, daß ich an dem Gedanken mit meiner ganzen Seele hing, daß sie einst möchte die Gefährtin meiner Lebenstage werden. Sie war einige Jahre jünger als ich, und schon damals ein sehr liebliches Mädchen. Fand ich sie noch unvermählt, so hoffte ich, daß sie vielleicht den Gefährten ihrer Jugend nicht zurückstoßen würde. Diese Gedanken beschäftigten mich die ganze Reise, und wenn ich mir genaue Rechenschaft geben wollte, so fand ich, daß Hannchen mit ein Grund meiner Sehnsucht nach der Heimath war.

Auf der vorletzten Station hatte ich über Mittag einen Nachbar gehabt, der aus meiner Vaterstadt war.

Ich fragte nach dem alten Pfarrer und hörte, er sei lange schon gestorben. Das betrübte mich; ich hätte ihm noch gerne meine Liebe und Dankbarkeit ausgesprochen mögen.

Ich fragte nach meinem Vetter, dem querköpfigen Apotheker, ohne daß ich mich übrigens zu erkennen gab.

Haben Sie den gekannt? fragte der Mann und betrachtete mich scharf; allein er fand wahrscheinlich keine Spur irgend einer Ähnlichkeit, die er suchen mochte, und sagte dann: der ist auch gestorben und zwar vor etwa drei Wochen. Nun, es hat ihm Niemand nachgeweint; hatte auch Niemand Veranlassung dazu. Ein Testament hat er hinterlassen über sein bedeutendes Vermögen und die Apotheke, das aber noch nicht hat eröffnet werden können, warum, weiß ich selber nicht; aber ich glaube, weil man einen Anverwandten, den er als Knaben einmal

bei sich hatte und den er abscheulich mißhandelt haben soll, nicht hat finden können. Er soll in England gewesen sein; als man aber jüngst dort nach ihm forschte, hieß es, er sei abgereist; man wisse aber nicht wohin.

Daß das mir galt, lag am Tage; aber ich hielt es nicht für nöthig, mich darüber zu äußern, und der Schmerz über des Vetters Hinscheiden verrieth meine Angehörigkeit auch nicht.

Was ist denn aus der Apotheke geworden? fragte ich den redseligen Landsmann.

Die verwaltet der zweite Sohn des Kaufmanns Lippert, der Apotheker geworden ist, sagte er.

Wie geht es denn Lippert? fragte ich weiter und es wollte mir dabei die Brust etwas zusammenschnüren.

Nicht zum Besten, sagte der Landsmann. Er hat viele Kinder. Die kosteten ihn viel und der Handel geht eben nicht sonderlich.

Sind denn noch keine seiner Kinder verlorgt? fragte ich noch beklommener.

Mit seinem kurzen: Nein, nahm der Mann mir eine wahre Centnerlast von der Seele.

Der Mann, den ich bisher ausgefragt, schien nun nicht übel Lust zu haben, mich dazwischen zu nehmen und durch seine Fragen mich in die Enge zu treiben.

Zum Glück blies der Postillon.

Die Reisenden standen auf und bezahlten, und das Fragen war abgeschnitten, da der Landsmann an dem Orte blieb.

Nur Einer stieg ein, um bis zu meinem Geburtsorte mit zu fahren.

Es war ein junger Kaufmann, der sich durch sein kecks und anmaßliches Benehmen und sein unaufhörliches, oft sehr unsittliches Geschwätze be-

merklich machte. Einige Mal wurde er tüchtig zurechtgewiesen, und da sich ferner Niemand mit ihm einließ, mußte er zuletzt schweigen.

Auf der letzten Station stiegen alle Mitreisende aus. Nur der widerliche Mensch blieb und ein junges Mädchen stieg ein. Sie war dicht verhüllt und ein schwarzer Schleier deckte ihr Gesicht völlig.

Sie setzte sich schüchtern in die Ecke und regte sich nicht. Es war, wie ich schon bemerkt, dunkel geworden, und ich saß eben in meinen Gedanken über die Ereignisse in meiner Vaterstadt. Daher kam es, daß ich von dem neuen Ankömmling gar keine Kenntniß nahm. Doch wurde ich aufmerksamer, als ich einen tiefen Seufzer hörte, der sich aus ihrer Brust hervorarbeitete.

Der Musterreiter, wie man damals diese Leute nannte, rückte dem Mädchen allmählich näher, und suchte sie in ein Gespräch zu ziehen.

Sie erwiederte nichts und man konnte bemerken, daß sie sich immer mehr in ihre Ecke rückte, um dem frechen Menschen auszuweichen.

Ihr Schweigen machte ihn nur kecker. Immer zudringlicher wurde er und seine Rede ging zuletzt in ein Flüstern über, weil er sich denken mochte, ich schliefe.

Es kam mir vor, als hörte ich ein leises Weinen.

Jetzt wollte er ihre Hand fassen.

Mit einer von Weinen unterdrückten Stimme stieß sie einige Worte hervor, die, wenn in dem Menschen auch noch ein Funken besseren Gefühles gewesen wäre, ihn hätten müssen mit tiefer Scham erfüllen und ihn zurückweisen in die Grenzen, welche Zucht und Sitte anweisen. Das Alles aber wirkte nur das Gegentheil. Er brach in ein so bodenloses Hohngelächter aus, daß es mir durch die Seele ging.

Jetzt konnt' ich mich nicht mehr halten.

Herr! rief ich mit einer donnernden Stimme dem Musterreiter zu, wer gibt Ihnen die Erlaubniß oder das Recht, so roh und schonungslos dies Frauenzimmer zu behandeln? Das Wort, welches Sie soeben gehört, sollte Sie zurückgewiesen haben, wenn Sie irgend Gefühl und Sitte hätten. Ich sage Ihnen, wenn Sie sich nicht

anständiger benehmen, so werde ich Sie lehren, was Zucht und Sitte heischt! —

Ei, ei! rief er in einem Tone, in welchem die Verlegenheit mit der Frechheit rang, da kriegt ja das Dämchen plötzlich einen Beschützer! Sagen Sie mir doch, fuhr er fort, wie weit hat Ihre Nase in die Welt gereicht, daß Sie nicht wissen, was von reisenden Mädchen zu halten ist? —

Das war denn doch zu viel für meine Geduld und Langmuth.

Grade so weit, um Ihnen zeigen zu können, wessen ich Sie werth halte! rief ich im überquellenden Zorne und steckte ihm eine Ohrfeige, die heller klatschte, als des Postillons Peitsche. —

Der Schirrmeister vernahm den hellen, eigenthümlichen Klatschton. Hätte er ihn aber auch nicht vernommen, so mußte ihn des Mädchens gellender Angstschrei zum Anhalten gezwungen haben. Er sprang ab und stand schnell am offenen Schlage, als eben der Getroffene mich am Kopfe fassen wollte, was ich aber dadurch zurückwies, daß ich ihn durch einen Stoß in die Ecke des Wagens schleuderte, daß dieser krachte.

Was gibt's hier? rief der Schirrmeister.

Ach lassen Sie mich um Gottes Willen heraus! bat weinend das Mädchen, ehe ich antworten konnte.

Was denken Sie? rief der Schirrmeister, es ist dunkle Nacht und wir haben noch weit zur Station. Aber was ist denn vorgefallen?

Jetzt erzählte ich ihm, unterbrochen von dem Schreien des Musterreiters, wie sich der Mensch betragen habe und was ich gethan.

Ist das so? fragte er das Mädchen, und diese bejahete es. Aha, ich kenne das saubere Vögelchen schon, sagte der Schirrmeister, denn es ist nicht das erste Mal, daß ich das Glück habe, mit ihm zu fahren. Daß Sie ihm Eine gesteckt haben, ist in der Ordnung. Heraus mit Ihnen, Herr Musterreiter! befahl er.

Ich habe meinen Platz bezahlt, rief der Schlingel; ich will Den sehen, der mich heraus bringt!

Postillon! rief der Schirrmeister, komm und hilf mir einmal da den Burschen herauswerfen.

Soll ich auf der Landstraße übernachten? schrie der Musterreiter, und man hörte ihm an, daß es ihm anfing bange zu werden.

Ei bewahre, sagte der Schirrmeister, ich packe Sie bloß zu mir vorn hin, bis zur Station, wo ich Sie absetze. Indessen war der Postillon herbeigekommen und die Sache nahm eine ernste Miene an.

Ich muß der Gewalt weichen, sagte er, aber ich werde Sie morgen zu finden wissen. Wie heißen Sie?

Das zu wissen ist Ihnen nicht nothwendig, entgegnete ich: da ich den Postwagen erst mit Ihnen verlasse, so seien Sie ohne Sorgen, daß ich Ihnen durchbrenne.

Schimpfend und hadernd entfernte er sich und setzte sich zu dem Schirrmeister. Dort aber verstummte er bald, weil der Schirrmeister ihm erklärte, wenn er nicht auf der Stelle schwiege, so würde er ihn nebst seinem Koffer hier auf der Landstraße aussetzen, wo dann sein Zorn sich in der Nachtluft bald abkühlen würde.

Darauf ist es denn stille geworden; aber das arme Mädchen weinte und rang die Hände.

Großer Gott, rief sie, muß ich denn nun noch die schuldlose Ursache schlimmer Auftritte sein!

Seien Sie doch darüber ohne Sorge, sagte ich. Der elende Mensch ist so feig, daß ich meinen Kopf zum Pfande setze, er macht sich aus dem Staube, ehe wir aussteigen, und ist froh und glücklich, wenn ich ihn in Ruhe lasse. Glauben Sie mir, ich kenne diese Art von Menschen so genau, wie sie nur Jemand kennen kann. Und selbst, wenn er wider Erwarten mehr Muth hätte, als ich ihm zutraue, so seien Sie überzeugt, daß ich die Sache auf eine Weise beenden werde, die Sie jeder Sorge überhebt. Nur muß ich Sie um Entschuldigung bitten, daß ich so handgreiflich und rasch einschritt. Ich schwieg lange und beobachtete ihn. Schon seit der vorigen Station hat er mich zum Zorne gereizt, und ich habe die vollständige Überzeugung, jede andere Weise der Zurechtweisung wäre ohne Wirkung geblieben. Mein Zweck ist erreicht. Sie haben Ruhe. Nur das Mittel verdient, daß ich mich entschuldige.

Sie wollte sich gar nicht beruhigen lassen.

Wäre ich doch in — sie nannte die Station, wo sie aufgestiegen war — geblieben! Aber, ach! eine kranke Mutter erwartet mich. Ich hatte keine Ruhe mehr.

Im Laufe der nun fortdauernden Unterredung erzählte sie, daß sie auf der nächsten Station bliebe.

Es ist meiner Eltern Wohnort, sagte sie.

Ich habe auch einmal die Bekanntschaft eines Menschen aus der Stadt gemacht, der auch Kaufmann war.

Sie schwieg.

Ich nannte meinen Namen.

Großer Gott, sagte sie tief bewegt, der junge Mensch war bei meinen Eltern in der Lehre!

Da durchbebte es mich wunderbar. Hatte doch diese reine, klare Stimme mich schon lebhaft an Hannchen erinnert. Und nun saß sie vor mir!

Ich zitterte, so überraschte mich das.

Dann, sagte ich endlich, sind Ihre verehrten Eltern mir auch nicht unbekannt, denn er redete mit solcher Verehrung und Liebe von ihnen, wie es kaum ein leiblicher Sohn von seinen Eltern thun kann.

Ach, sagte sie, und es schien, als sei alle Angst, aller Schrecken von ihr gewichen, wo haben Sie ihn denn gefunden?

In London, sagte ich.

Wann war das, wenn ich fragen darf? sagte sie mit wachsender Theilnahme.

Vor einem halben Jahre etwa, entgegnete ich, er wollte damals England verlassen und heimkehren.

In seine Vaterstadt? fragte sie mit fast bebender Stimme.

Ich glaube ja, sagte ich.

Ach, wie wird sich der Vater freuen, sprach sie nach einigem Schweigen, wenn ich ihm das sagen kann.

Wir plauderten nun viel von mir selbst und sie erzählte mir sehr beweglich meine eigene Geschichte. Ich konnte aus dem Allem entnehmen, daß sie mir Alle im Hause noch gut waren und sie wohl auch.

Wie pochte mir das Herz! —

Wie gerne hätte ich ihr gesagt, wer ich sei; aber es war nothwendig, daß ich schwieg.

Allmählich kam der Tag. Sie saß jedoch so in der Ecke und der schwarze Schleier, der von ihrem Hute herabhing, verbarg völlig ihr Gesicht, daß ich vergeblich meine Augen anstrengte, ihre Züge zu sehen.

Endlich wurde es hell.

Jetzt schlug sie ihren Schleier zurück und sah nach den Thürmen der Vaterstadt, die vor uns lag.

Ja, ja, es war Hannchen! Aus dem schönen Kinde war eine blühende, stattliche Jungfrau geworden; aber der liebliche Ausdruck kindlicher Unschuld und Reinheit lag noch ganz auf dem schönen Gesichte, wie einst auf dem des Kindes.

Ich mußte mit aller Macht mein Gefühl bemeistern, das hervorzubrechen drohte mit all der Liebe, die ich ihr bewahrt. Einmal schlug sie das große, klare Auge auf und sah mich an, aber dann senkte sie es wieder. Sie hatte mich nicht erkannt.

Dies war übrigens auch natürlich, weil ich einen starken Bart trug.

Gleich darauf hielt der Wagen.

Sie erbleichte.

Seien Sie ohne Sorgen, sagte ich, mein Wort wird sich bewähren.

Der Schirrmeister kam jetzt lachend an den Schlag und sagte: Ihr großmäuliger Gegner ist schon mit seinem Koffer weg. Dort geht er! Sehen Sie, wie er sich eilt!

Hannchen faltete die Hände, als ob sie Gott danken wolle.

Wir stiegen aus. Der Posthalter sah Hannchen und sagte: Seien Sie guter Dinge, Fräulein Lippert, Ihre Frau Mutter ist wieder wohl!

Da verklärte sich ihr Gesicht.

Sie dankte mir für meinen Beistand und empfahl sich. Ich aber stand und sah ihr nach, wie sie über das Pflaster dahin schwebte und in der Thüre ihres elterlichen Hauses verschwand.

Ich wartete bis Mittag; dann ging ich nach Lippert's Hause.

Ach, da war noch Alles, wie ehedem! Es kam mir vor, als sei es gestern gewesen, da ich zum ersten Mal über diese Schwelle trat, in ein Haus, das mir das Vaterhaus wurde im edelsten Sinne des Wortes. Und doch war es anders geworden. Auch der Posthalter hatte mir gesagt, daß der brave Lippert in mißlichen Verhältnissen stehe.

Ich klopfte an, und auf einen freundlichen Ruf trat ich ein.

Vater, Mutter und Tochter saßen bei einander und es schien, sie habe eben dem Vater den Auftritt im Postwagen erzählt; denn kaum erblickte sie mich, als sie ausrief: Vater, das ist der freundliche Herr, der mich in Schutz nahm!

Lippert trat mir entgegen, aber einen Schritt von mir blieb er betroffen stehen, sah mich schärfer an und rief, die Arme ausbreitend: Ach, das ist ja unser guter August!

Ich lag an der Brust des biedern Mannes und meine Thränen brachen unaufhaltsam hervor. Die Mutter und Hannchen waren herzugeeilt. Die Mutter begrüßte ich zuerst: dann faßte ich Hannchen's Hand.

Und du hast mich nicht wieder erkannt? fragte ich das erröthende Mädchen. Dich erkannte ich auf der Stelle an deiner lieben, klaren Stimme; aber ich that mir Gewalt an, die mir fast zu viel kostete. Nur der Gedanke, dich hier zu finden, gab mir die Kraft.

Da sank sie an meine Brust.

Ach, sagte sie, lieber August, Angst und Sorge haben meine Augen getrübt. Aber jetzt kenn' ich dich freilich wieder! Wie herzlich dankten mir die Eltern für den Schutz ihres Kindes.

Hör' aber, sagte Lippert, du mußt doch dem Musterreiter Eine gesteckt haben, die sich gewaschen hatte, denn Hannchen sagte, sie sei von dem urplötzlichen Klatsch so erschrecken, daß sie von ihrem Sitze in die Höhe gefahren sei.

Nun, entgegnete ich, es war eine ebenbürtige Schwester von der, welche mir der selige Vetter Gumpel gab, als ich das Gläserwerk zerbrach, und es ist Schade, daß ich sie ihm nicht hier gab, damit die Schwester auch einen Geburtsort gehabt!

Also du weißt, daß dein Vetter tort ist? fragte er.

Ein Einwohner von hier erzählte es mir auf der vorletzten Station, entgegnete ich.

Also du hast meinen Brief gar nicht erhalten? fragte er.

Gott bewahre, sagte ich, ich bin lange schon auf der Reise und habe davon keine Ahnung gehabt!

Desto besser ist es, daß du da bist, versetzte Lippert. Wir können nun heute noch die Eröffnung des Testaments bewirken.

Von einem Wohnen auf der Poſt durfte keine Rede ſein. Meine Sachen wurden geholt und Hannchen ordnete mein Stübchen.

Mit der Eröffnung des Teſtaments zog es ſich noch ſehr in die Länge. Mittlerweile lebte ich in der theueren Familie wie das Kind im Vaterhauſe; aber es zeigte ſich bald, daß mir Hannchen die alte Liebe bewahrt hatte. Ich ſprach mich gegen ſie aus, wie ich es als ehrlicher Mann verpflichtet war zu thun, und ſie geſtand mir, daß ſie mich noch liebe wie früher.

Da ſind wir denn vor die Eltern getreten und haben um ihren Segen gebeten, den ſie uns gerne gaben.

Jetzt eröffnete ich Lippert, daß ich mir ein ſchönes Kapital erſpart und bot ihm an, mit ihm gemeinſchaftlich ſeinen Handel zu betreiben.

Ich ſah, wie ihn das erhob. Nun konnte er wieder in die alten Verhältniſſe eintreten und ſeinen geſunkenen Handel neu beleben.

Der Vertrag wurde denn nun geſchloſſen, und bald darauf meine eheliche Verbindung mit Hannchen, die bis heute mein Glück war.

Endlich kam es denn auch zur Eröffnung des Teſtaments. Wie ſtaunte ich über den Inhalt deſſelben.

Als Einleitung ſagte Gumpel unter Anderm: „Ich habe noch eine ſchwere Schuld abzutragen. Meinem Vetter (nun kam mein Name), den ich als Kind in das Haus genommen, habe ich einmal, ohne daß er es verdiente, eine Ohrfeige gegeben, die ihn aus meinem Hauſe trieb, die mir den Haß meiner Mitbürger zuzog, und die ſeitdem auf meinem Gewiſſen brennt. Da ich nun keinen nähern Verwandten habe, ſo mache ich ihn hiedurch zu meinem alleinigen Erben, ſo, daß ihm mein Haus und die Apotheke, mein Feldgut und meine Kapitalien zufallen, von denen er aber die nachbenannten Legate zu bezahlen hat," u. ſ. w.

Die Legate betrugen etwa vier Tauſend Gulden, aber die Kapitalien allein machten die Summe von etwa fünf und zwanzig Tauſend Gulden aus. Nun war mir geholfen. Meinem Schwager verkaufte ich die Apotheke, und ich war ein wohlbehaltener, glücklicher Mann.

Ich segnete den seligen Vetter und seine Ohrfeige, die offenbar mein Glück gemacht; denn sie hatte mich in einen Beruf gebracht, den ich liebte; sie hatte mir, nebst der andern, die ich gab, zu meiner trefflichen Frau geholfen, und machte mich zum reichen Manne.

Nun könnet ihr, theure Freunde, schloß der Erzähler, begreifen, warum ich so viel auf eine gesalzte Ohrfeige halte.

Alle lachten herzlich.

Aber, sagte der Eine, lassen wir den Scherz bei Seite, und betrachten die Sache von Seiten ihres Ernstes. Es sind die Wege der Vorsehung Gottes, die wir hier wieder bewundernd anerkennen; denn nicht die Ohrfeigen, sondern die Fügung Gottes hat dein Glück gemacht.

O, sagte der Erzähler, glaube mir, Freund, ich kenne das wohl, und weiß Scherz und Ernst zu scheiden. Ich kann nur die Wege Gottes preisen, die Alles wohlmachen! Aber das magst du nicht in Abrede stellen, daß beide Ohrfeigen auch Mittel in der Hand Gottes waren. Darum komm' ich nochmals darauf zurück, es wäre ein Unglück, wenn sie ausstürben!

Da kannst du ruhig schlafen, erwiederte der Andere. So lange es noch griesgrämliche Vettern und tölpelige Buben, bitzköpfige Väter und junge Herren gibt, wie du damals im Postwagen warst, und freche Musterreiter und böse Buben, so lange ist keine Noth, daß sie ausesterben, und ich denke, trotz aller schulmeisterlichen Empfindsamkeit, auch bei diesen Leuten wird die Überzeugung bleiben, daß zu gehöriger Zeit und am gehörigen Ort eine gesalzte Ohrfeige eine rechte Wohlthat ist.

Prosciat! riefen, herzlich lachend, die beiden Anderen.

26. Altes Gold.

„Frische Eier, gute Eier," pflegte meine selige Mutter allemal zu sagen, wenn ich mit meinen Schulaufgaben die lange Bahn suchen wollte, und sie hatte Recht mit ihrem echt rheinischen Sprüchworte. Wie die frischen Eier nur die brauchbaren sind, so ist die frische That die rechte, das heißt, die nicht allzu lange aufgeschobene. Freilich sagt das nicht: die unbesonnene! Denn das „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht," ist eine goldene Wahrheit. Ganz im Einklang mit obigem Sprüchworte sagt ein anderes: „Die Faulen finden nur alle sieben Jahre einmal ihren Vortheil." Und das Sprüchwort: „Frische Eier, gute Eier," will eben nur sagen: Schiebe nichts auf die lange Bahn! „Wer gern bis Morgen wartet, kommt auch Übermorgen noch nicht dran," sagt das rheinische Sprüchwort und setzt hinzu: „Der Schiebauf macht den Weg doppelt und kommt doch zu spät," und ein anderes: „Der heut' nicht, ist morgen Lumpensammler geworden." In allen diesen Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten dringt Eins heraus, das nämlich: „Wolle nicht morgen thun, was du heute thun kannst. Wie ist's so gut ruh'n nach gethaner Arbeit!" Ist's weggethan, was geschehen muß, so wird die Seele leicht; ich gewinne Zeit für ein Anderes; ich bin um einen guten Schritt

weiter und habe die Zeit ausgekauft. Ich glaube, wir hätten weniger Lumpen, Tagediebe und Bettler, wenn ſie das Wort berächten: „Friſche Eier, gute Eier.“

27. Ein Räthſel.

Steht zur Schlacht das Heer gerüſtet,
Steh'n wir rechts und links;
Auf dem Feldherrn ruh'n die Blicke,
Harrend ſeines Winks.
Wo im trocknen Land das Waſſer
Mangelt, ſind wir auch,
Daß das liebe Brod nicht fehle,
Tüchtig im Gebrauch.
Wenn die Schwalbe heimwärts ziehet,
Sind wir ſtets dabei;
Wie bei hoher Herren Schlöſſern,
Allemal zu zwei.
Nur wenn der Muſik wir dienen,
Wird die Eh' getrennt.
Doch — nun will ich weislich ſchweigen —
Sonſt mich Jeder nennt!

28. Eine Anekdote.

An einem Fruchtmarkt fiel ſtarker Regen. Die Bauern eilten ihre Ochſen und Pferde unter Obdach zu bringen. Einer fährt mit ſeinen Ochſen an einen Gaſthof und bittet den Wirth, ſeine armen Thiere doch in ſeinen Stall zu nehmen. Trotzig weiſt ihn der Wirth ab und ſagt: In mein Haus kommt nie ein Ochſe! Zornig wendet ſich der abgewieſene Landmann und ſagt: Da muß doch einmal eine Ausnahme gemacht werden ſein, nämlich als Ihr hineinkamt!

29. Ein vierblätteriges Kleeblatt.

Hie und da kommen Begebenheiten vor, die, wie unſcheinbar ſie auch ſein mögen, doch uns gewaltig ergreifen, wenn wir ihrem innern Zuſammenhange nachdenken und uns nach Oben weiſen, wo die Vatertreue Gottes für uns Alle und jeden Einzelnen wunderbar ſorgt. Das zeigt auch eine Geſchichte, die ſich Anno 1833 in Hamburg zugetragen hat. Ich will ſie euch, liebe Leſer, um ſo lieber getreulich berichten, als ſie euch gewiß in dem freudigen Vertrauen auf Gottes heilige Verſehung und Regierung befeſtigt. Möge ſie euch lehren auf Alles, auch das Kleinſte, in eurem Leben achten, dann werdet ihr gewiß auf mehr wie Ein vierblätteriges Kleeblättlein ſtoßen, wie das, von dem ich euch jetzt berichte.

Es war, wie gesagt, Anno 1833, als ein junger Mann aus Hamburg sich zur Reise nach Amerika anschickte. Er war Keiner von Denen, die das Geld simmerweise haben, und es wär ihm auch nicht so leicht zugeflogen, wie die Tauben in den Schlag fliegen, wo schon Tauben sind. Er hatte es sich müssen sauer werden lassen, um sich so viel zu verdienen, daß er die Reise machen und in Amerika ein einträglich Geschäft gründen konnte. Endlich war er so weit und im Hafen lag auch ein Handelsschiff, das eben nur noch auf günstigen Wind wartete, um die Seefahrt nach Amerika anzutreten. Das Schiff hatte einen schönen Namen. Es hieß: „Gute Hoffnung." Ihr wißt's ja von den Rheinschiffen her, daß jedes Schiff einen Namen haben muß.

Als nun der junge Mensch Alles in Ordnung hat, geht er zu dem Schiffscapitän und sagt ihm, er wolle mit ihm nach Amerika fahren; ob er noch ein Plätzchen für ihn und seine sieben Sachen habe.

Warum nicht? sagt der Capitän; aber Ihr müßt das Reisegeld bezahlen, damit ich Sicherheit habe, und Euch dann bereit halten. Sobald der Wind günstig wird, segle ich ab.

Das Alles verstand sich von selbst, und der junge Mann zahlt blank sein Reisegeld, erhält seine Quittung und stellt seinen Koffer in ein Wirthshaus am Strand.

Es ist nun die Sitte, daß die abfahrenden Schiffe in drei Abschnitten Kanonenschüsse thun. Dann machen sich die Reisenden herbei; denn der müßte stocktaub sein, der solchen deutlichen Ruf nicht hörte.

Nun hatte aber der Capitän gesagt, vor fünf Uhr Mittags brauche der junge Mann sich nicht einzufinden, selbst wenn der Wind günstig würde, denn so lange sei noch auf dem Schiffe genug zu thun.

Abschied hatte der junge Mann bei seinen Freunden und Verwandten genommen und zu ihnen wollte er nun nicht mehr gehen; vielmehr fiel es ihm ein, er wolle sich die Umgebung der Stadt noch einmal recht ansehen, wo er als Knabe so manche frohe Stunde verlebt. Das Weggehen aus der lieben Heimath und Vaterstadt hat ohnehin so sein Eigenes, und es wird dem Herzen bei dem

Gedanken: Wer weiß, ob du sie jemals wieder siehest, so eigen und schwer zu Muthe. Grade so war's dem jungen Manne, der ohnehin zu den Windbeuteln und Leichtfüßen nicht gehörte.

Nun hat die Stadt Hamburg auf dem ehemaligen Festungswall gar schöne Spaziergänge, und einer der schönsten Orte, welche zu ihnen gehören, ist der sogenannte „Stintfang;" diese Stelle ist zugleich die höchstgelegene, wo man die schöne Stadt ziemlich überblicken kann, und auch den Fluß und Hafen, wo die Schiffe liegen. Dorthin geht der junge Mann; setzt sich auf eine Steinbank und schaut recht wehmüthig da hinaus, von wo er nun vielleicht für immer scheiden soll. Das bewegt sein Herz. Er denkt an Vater und Mutter, die im Grabe ruhen; an Bruder und Schwester, die schon längst unter dem grünen Grase des Gottesackers schlafen und allmählich wird ihm das Auge feucht. Er blickt zum tiefblauen Himmel auf, von wannen der Segen allein kommt, und betet in stiller Andacht, und eben als er Amen sagt — Bumm! da tönt von seinem Schiffe der erste Signalschuß zu ihm herauf. Er steht auf und schreitet rasch die Anhöhe hinab. Da blickt er auf das grüne Gras neben seinem Wege und sieht — ein vierblätteriges Kleeblatt. Er lächelt und gedenkt des Aberglauben seiner Kinderjahre, daß so ein Extrakleeblättlein Glück bringe, und der Gedanke kommt in seine Seele, daß er sich das seltene Kleeblättlein abpflücken und in seine Brieftasche legen wolle, als ein Andenken an diese letzte Stunde auf dem Boden der lieben Heimath.

Es besteht aber in Hamburg ein Gesetz, daß, wer auch nur ein Blättlein in diesen schönen Gartenanlagen abbricht, arretirt, und auf die Polizei geführt wird, wo er das Blättlein theuer bezahlen muß. So ein Gesetz ist recht nothwendig, weil sonst bald von alle den schönen Blumen und Pflanzen nichts mehr übrig wäre, wenn Jeder, der da spazieren geht, muthwillig Dies oder Jenes abreißen dürfte. Ob dies Gesetz der junge Mensch in seiner traurigen Stimmung vergessen hatte oder ob er denken mochte, es sieht's ja Niemand (wie auch Manche denken, die Schlimmeres thun — und betrügen sich selbst

damit!, oder wie es eben war, er besinnt sich, da er Eile hat, nicht lange, bückt sich, bricht das Kleeblättlein ab und legt's säuberlich in seine Brieftasche. Wie er die aber eben wieder einstecken will, ruft ein wachehabender Stadtsoldat: Halt! Da fuhr denn doch das Bürschlein tüchtig zusammen, denn er wußte, diese Leute hielten streng auf ihre Pflicht. Er selbst dachte auch zu rechtschaffen, als daß er den Soldaten hätte bestechen wollen, ihn für ein Trinkgelt laufen zu lassen; denn es ist ebenso schlecht, solches einem Menschen, der seine Amtspflicht kennt, anbieten und ihn in Versuchung führen zu wollen, als auch eine solche Bestechung anzunehmen. Da war denn gar nichts weiter zu thun, als den Beutel zu ziehen und die Strafe zu bezahlen. Das that denn auch der junge Mann, der wußte, wie viel die Strafe betrug, und reicht dem Soldaten das Geld.

Hier ist meine Strafe, sagte er. Seht, ich habe nichts verderben wollen; aber in einer halben Stunde reise ich nach Amerika ab, da wollte ich das Kleeblättlein als ein Andenken an die Scheidestunde mitnehmen.

Ist mir schon Einerlei, was Ihr damit wollt, sagte der Soldat; aber das Geld habe ich nicht zu nehmen. Das zahlt Ihr auf der Hauptwache.

So seid so gut und führt mich dahin! bat der Jüngling. Das kann und darf ich nicht, entgegnete ihm der Soldat. Meinen Posten darf ich nicht verlassen; Ihr müßt vielmehr warten, bis ich abgelöst werde. Gerechter Gott! ruft der Jüngling angstvoll aus, so versäume ich ja mein Schiff und habe doch schon die Überfahrt bezahlt. Habt doch ein Einsehen, guter Mann!

Da ist's mit allem Einsehen aus, entgegnete der Soldat. Ich kenne meine Pflicht und kann Euch nicht helfen. Ihr hättet, da Ihr das Gesetz so genau kennt, daß Ihr die Strafe bei Heller und Pfennig wißt, das Kleeblättlein sollen ruhig stehen lassen. Da Ihr aber das nicht gethan habt, so müßt Ihr Euch auch jetzt in Alles fügen, was draus folgt.

Da war denn nun nichts zu machen, als, da es schon Dreiviertel geschlagen, die Ablösung abzuwarten; aber der junge Mensch saß wie auf glühenden Kohlen.

Der zweite Signalschuß donnerte vom Hafen herauf, und noch kam die Ablösung nicht.

Seine Lage war freilich auch keine angenehme. Ging das Schiff fort ohne ihn, so konnte er bis gen Cuxhaven nachfahren, und das kostete viel Geld. War aber das Schiff dann auch dort nicht, so war das schwere Reisegeld völlig verloren. Er kratzte sich hinter den Ohren, stampfte mit dem Fuße und verwünschte das Kleeblatt, das ihm diesen unangenehmen Handel zuzog.

Endlich kam die Ablösung. Er folgte dem Soldat auf die ziemlich entfernte, noch gar in einer dem Hafen entgegengesetzten Richtung liegenden Hauptwache. Als er eben an der Thüre derselben ankam, donnerte dumpf der dritte Signalschuß vom abiegelnden Schiffe. Er stürzte in die Hauptwache, erzählte kurz seine Lage und bat flehentlich, ihm die Strafe abzunehmen, damit er doch noch auf das Schiff komme. Das geschah denn auch und nun ging's, hast du nicht gesehen — auf dem nächsten Wege, durch Straßen und Gäßlein dem Hafen zu. Das war aber ein weiter Weg, und als er endlich ankam, sah man von dem Schiffe keine Spur mehr.

Jetzt fällt ihm das Herz in die Schuhe. Es bleibt nichts übrig, als dem Schiffe nachzueilen.

Das geht, da er nun kein Geld schonen kann, wie im Fluge. Er eilt Altona, fragt; aber die „Gute Hoffnung" ist längst vorüber.

Fort geht's nach Blankensee — auch hier ist's zu spät.

Nun ist noch eine einzige Hoffnung, es in Cuxhafen zu erreichen. Auch dort kommt er an — aber der Wind war immer stärker geworden. Das Schiff fuhr mit vollen Segeln. Es war fort und die Nacht hüllte Land und See ein. Der Wind blies scharf und die See ging hoch. Da war alle gute Hoffnung vorüber!

Bittere Thränen des Unmuths rollten über die Wangen des jungen Mannes. Die schöne Aussicht war getrübt. Die kostbare Zeit verloren. Immer näher kam die Zeit der Stürme, welche allemal zur Zeit der Frühjahrs- und Herbst-Tag- und Nachtgleiche wehen, und den Seefahrern große Gefahren bereiten. Das Reisegeld war fort; die Kleeblattstrafe und die schnelle Reise bis

Curhaven, die auch nicht wenig kostete, dazu. Und überdies verzehrte er nun noch sein Geld in Hamburg, bis ein anderes Schiff abfuhr. Und an dem Allem war das Kleeblatt oder besser, er selber schuldig, und es ist kein größer Leid, als das, welches der Mensch sich selber anthut.

Unmuthig, niedergeschlagen, traurig kam er nach Hamburg zurück. Er haderte mit der Vorsehung, die seine Pläne so gräßlich durchschnitt. —

Doch schon nach drei Tagen that sich ihm eine andere Aussicht auf. Ein anderes Handelsschiff hat seine Ladung eingenommen, und macht sich segelfertig. Froh, nicht allzuviel Zeit zu verlieren, miethet er sich gleich einen Platz und läßt auch gleich seine Sachen auf das Schiff bringen. Hier erzählt er dem Capitän, wie es ihm mit dem Schiffe, die „Gute Hoffnung" ergangen sei. Der Capitän, ein ernster, christlicher Mann, sagte zu ihm: Hadert nicht; wer weiß, wozu es gut war. Gottes Wege sind andere, als die der Menschen. Einen guten Rath will ich Euch aber geben, fährt der Capitän fort, damit es Euch nicht zum zweiten Male so übel ergeht, bleibt gleich auf dem Schiff und verlaßt es nicht wieder.

Das schien dem jungen Manne denn auch der beste Rath, und er nahm ihn mit Freuden an.

Da er sich in der Capitänscajüte eingemiethet, so macht er sich's da bequem, und, da auch das Wetter noch hübsche Herbsttage brachte, so saß er die meiste Zeit auf dem Verdeck und rauchte sein Pfeifstein im Frieden. Freilich wurde dieser Frieden noch manchmal durch die bittere Erinnerung an seine Verluste getrübt, besonders wenn er zu berechnen anfing, daß er nun so und so viel weniger mit nach Amerika bringe.

Endlich kam der Tag der Abreise. Der Capitän ging noch einmal ans Land, Eins und das Andere in Ordnung zu bringen.

Als er aber endlich kam, wurden die Flaggen und Segel entfaltet. Die Kanonen grüßten die Stadt, welche im Golde der Abendsonne dalag, und lustig ging's dem Meere zu.

Wenn so ein Schiff absegelt, hat der Capitän und die Mannschaft tüchtig zu thun. So lange es hell blieb,

weilte der junge Mann auf dem Verdeck. Als aber die Nacht kam, das Essen vorüber war, befahl er sich Gottes Obhut im Gebet und schlief ruhig ein. Als er am andern Morgen auf das Verdeck trat, lag die See vergoldet von der Morgensonne da, und vom Lande war bereits der letzte Streifen verschwunden.

Die Schiffsglocke rief zum Frühstück. Nachdem es vorüber war, zog der Capitän ein Bündel Zeitungen aus der Tasche, die er noch gestern vor der Abreise erhalten hatte, und begann sie zu lesen.

Plötzlich hielt er inne und rief: Gottes Wege sind wunderbar!

Dann trat er zu dem jungen Manne, der ihn neugierig ansah, hielt ihm ein Zeitungsblatt hin und deutete mit dem Finger auf eine Stelle.

Da leset einmal! sagte er.

Und der junge Mensch las: „Ein so eben hier ankommendes Schiff bringt die Nachricht, daß das Handelsschiff „Gute Hoffnung" in dem Sturme der vorgestrigen Nacht zu Grunde gegangen ist. Es ist mit Mann und Maus versunken und kein Mensch von der Bemannung gerettet worden."

Als der junge Mann das gelesen, wurde er weiß wie Kreide. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und er faltete seine Hände zum stillen, heißen Dankgebete. —

Nach einer Weile fragte ihn der Capitän: Habt Ihr das Kleeblättlein noch? —

Ja, sagte der junge Mensch.

Nun, sprach feierlich der wackere Capitän, so hebet's auf wie einen Edelstein. Betrachtet's oft und erinnert Euch dabei, daß Gott oft unsere Wünsche und Pläne zu Nichte macht, um uns vor Noth und Gefahr zu retten, und daß grade das, was wir für ein Unglück ansehen, oft unser größtes Glück ist. Behaltet allzeit Gott vor Augen und lernet Euch schicken in seine Fügungen. Sie sind immer gut, auch dann, und dann oft am Meisten, wenn wir's nicht einsehen und begreifen!

30. Ein Gesellenspiegel.

ent' zu Tage kann man nicht genug jedem Stande und Beruf (versteht sich, auch sich selber, und das recht ordentlich) einen Spiegel vorhalten, damit die Leute lernen, was ihnen Noth ist. Der Spinnstubenschreiber läßt's da an sich nicht fehlen, wenn nur die, denen es gilt, recht hineinsehen wollten und dann auch lernten, wo's gilt, zu helfen! Er stöbert hier und dort herum, in Chroniken und Büchern, guckt mit gesunden Augen in das Thun und Leben der Menschen, und was er da findet, das bringt er in der Spinnstube zu Markte.

Da ist ihm denn vor nicht langer Zeit eine Siebenbürger Chronica in die Hand gekommen, darin hat er eine Geschichte gelesen, die sich Anno 1532 in der Stadt Marburg zugetragen und die er nun erzählen will. Dies Marburg ist aber nicht die Universitätsstadt Marburg im Kurfürstenthum Hessen, sondern die gleiches Namens in Siebenbürgen.

Im Jahr 1530 stand in selbiger Stadt und zwar auf dem Zimmerplatz, ein junger Zimmermann, Namens

Peter Predenigg, und lechte seine Balken an einer Wand, die er seinem Nachbar, dem Bäcker Deivert einziehen sollte. Der junge Mann hatte sich eben verheirathet. Er verstand sein Handwerk tüchtig, hätte auch Arbeit genug für Zwei gehabt, aber die Lebensmittel waren theuer in selbigem Jahre und seine liebe Frau hatte ihm nichts mitgebracht, als das Haus, worin sie wohnten, das Bißchen Hausrath und ein Herz voll treuer Liebe. Das waren freilich köstliche Dinge, aber ein junger Anfänger braucht auch Geld. Predenigg arbeitete wie ein Feind; Tag und Nacht war er thätig; aber er brachte es allein nicht mehr fertig, und doch — einen Gesellen zu halten — das war kein Spaß; denn der wollte essen, und es ging knapp her; der wollte schlafen — und es fehlte noch ein Bett; der wollte Lohn haben — und das verdiente Geld hatte doch noch gar zu viele Plätzlein, wo es sich in nothwendiges Hausgeräth, Handwerkszeug und dergleichen verwandelte. Mußte Predenigg Holz schneiden, so nahm er sich einen Taglöhner. Das ging aber nicht mehr länger so, da seine Mitbürger ihm, dem jungen, aber sehr verständigen und gleich braven Meister alle Tage mehr Vertrauen schenkten und Arbeit gaben.

Das überlegte er sich eben so, als mit dem Handwerksgruß ein junger Mensch zu ihm trat und fragte: Braucht Ihr Hilfe, Meister? —

Meister Predenigg wandte sich rasch um und dankte für den Gesellengruß und sah sich den Burschen an. Es war ein Ungar mit seinem zirkelrunden Gesicht, der aber lumpig und zerrissen aussah, und dem Meister gar keine gute Meinung einflößte.

Du hast ja nicht einmal Kleider, wie es einem ordentlichen Gesellen ziemt; nicht einmal Schurzfell und Axt! sagte der Meister mit dem Ausdrucke des Vorwurfs.

Verachtet mich deßhalb nicht, sagte der Geselle, denn ich verdiene es nicht. Bei einem Streifzug haben die Türken mich in die Sclaverei geschleppt, Haus und Hof verbrannt, Vater und Mutter, Bruder und Schwester todtgeschlagen, wo soll ich da, nachdem ich, durch Gottes besondere Gnade, bin befreit worden, das kriegen, was Ihr fordert, ohne Verdienst und Arbeit? Seit drei Wochen

lauf' ich herum und suche sie, und Niemand gibt sie mir. Das Betteln ist mir eine Schmach und ein Herzeleid, dabei Hungerleiden nicht die beste Zugabe ist. Gebt mir Arbeit und habt Vertrauen zu mir. Ihr sollt Euch an mir nicht betrügen!

Wie heißt du denn? fragte der Meister.

Anton Bensky, antwortete der Geselle.

Ich will's 'mal mit dir probiren, sagte der Meister. Da nimm die Bundaxt und lecke diesen Riegel ein! Mit einem Satze war der Geselle über den Werktag der Wand, hatte sein kleines Bündelchen neben hin geworfen und war fix an der Arbeit.

Meister Predenigg blickte als einmal hinüber, ob für und gut bei dem Bensky Einerlei sei? Und es war so. Der Meister dachte, den kannst du herrlich brauchen! —

Als die junge Meisterin ihrem Manne das Morgenbrod auf den Zimmerplatz brachte, riß sie ihre Augen weit auf über den neuen Gesellen, für den sie keins hatte.

Maria, sagte Predenigg freundlich, nimm ein paar Groschen und hol' uns beim Bäcker neben dem Thore ein Laiblein Brodes; die Suppe mag ich heute entbehren. Die Frau that also und bald saßen Meister und Geselle auf der Bette der Wand und aßen.

Ach, sagte der Geselle Bensky, guter Meister, erschrecket nicht, daß ich so erstaunlich esse. Seit zwei Tagen ist dies der erste Bissen, den ich über mein Herz bringe, und wahrlich, ich hab' gemeint, das Herz hinge mir an einem Faden Spinnwebe, so elendiglich war mir's zu Muthe. Gottlob und Dank für die Kost! Nun soll aber auch die Arbeit von der Hand gehen! — Darauf nahm er seine Kappe ab, betete still und ging wieder zu seiner Bundaxt.

Der Meister hatte seine Freude an dem Burschen, denn es ging ihm wie Pulver von der Hand. Der Riegel war fertig, ehe er sich's versah und Bensky forderte andere Arbeit. Die gab ihm der Meister; aber er selber konnte kaum so flinggs arbeiten als der Geselle.

Mittags beim Essen sagte Predenigg: Bensky, du kannst bei mir bleiben, aber ich bin ein Anfänger und

es fehlet noch viel zum Meisterhause. Du wirst noch etliche Wochen müssen auf Stroh schlafen.

Thut gar nichts, sagte der Geselle darauf. Ich bin jung und nichts Besseres gewohnt!

So war die Sache in Ordnung; denn der Vensky verlangte einen gar geringen Lohn.

Predenigg mußte ihn heute allein auf den Zimmerplatz schicken, da ihn der Rath der Stadt zu sich beschieden hatte. Dieser Rath der Stadt hatte gerade zur selbigen Zeit in Gratz bei einem geschickten Meister im Glockengießen eine großmächtige Glocke bestellt, und für die sollte im hohen Thurme der Pfarrkirche der Glockenstuhl gemacht werden, den sie dem Meister Predenigg übertragen wollten. Er mußte darüber einen Riß und Kostenanschlag alsobald machen, und so kam es denn, daß er erst ganz kurz vor der Feierabendglocke auf den Zimmerplatz kam.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen war die Wand fertig, an der, wie Predenigg gerechnet hatte, sie Zwei noch einen halben Tag zu thun haben würden.

Ei, du bist ja ein halber Hexenmeister! rief er freudig dem lächelnden Vensky zu; ich dachte, wir Zwei hätten da noch Arbeit bis Abend.

Der Geselle muß, wenn der Meister ihm die Arbeit allein anvertraut, doppelt fleißig sein, sagte Vensky.

Das ging nun wirklich alle Tage so fort, und Predenigg sagte am Ende der Woche zu seiner Frau, an dem Vensky hat mir Gott einen rechten Schatz geschenkt. Wir wollen ihn auch in Ehren halten! Der Rath der Stadt hat mir zu dem Glockenstuhl einen tüchtigen Vorschuß bewilligt. Dafür kauf ihm schnell ein Bett.

Das that die junge Frau gerne, da ihr lieber Mann den Vensky so sehr lobte; aber es war auch recht gut; denn das bessere Leben, das Vensky nun führte, hatte in seiner Natur eine Veränderung bewirkt. Er wurde schwer krank.

Wir müssen und wollen ihn pflegen, wie es einem christlichen Meister geziemt, sagte Predenigg zu seiner Frau. Hat er in gesunden Tagen für mich gesorgt in Treue, so muß ich jetzt in Treue für ihn sorgen!

Und die junge Frau, die eine gar gute Seele war, sagte mit Freuden: Ja, und that gleich also.

Die Krankheit brachte den armen Bensky an den Rand des Grabes; aber der herbeigerufene Laborant kochte ihm ein Tränklein aus Kräutern, die in den Bergen wuchsen, das bitzebraun aussah, aber eine solche Wirkung that, daß die Krankheit alsobald umschlug und Bensky auf den Weg der Genesung kam.

Der treue Mensch war für die Wohlthat, die er empfing, gar dankbar. Oftmals traf ihn die Meisterin, wenn sie mit einer Erquickung in seine Kammer trat, daß er betete und daß heiße Thränen über seine Wangen liefen.

Ach, sagte er dann, wenn ich's nur vergelten könnte, was Ihr an mir Armen thut! Aber Gott wird's vergelten, zu dem ich alle Tage darum bete.

Mit solchen Gesinnungen, wachte er auf, und mit ihnen schlief er ein.

Bald konnte er außer dem Bett sein, aber da kam auch das Herzeleid über ihn, daß sein Meister sich allein an dem neuen Glockenstuhle plagen müsse. Dieser tröstete ihn aber reichlich und war guter Dinge; denn es war ihm in dieser Zeit eine große Ehre widerfahren, die Zünfte hatten ihn, der doch der allerjüngste Meister in der ganzen Stadt Marburg war, in den Rath der Stadt gewählt, und solche Ehre verdankte er nur allein seinem Fleiße, seiner Rechtschaffenheit und seiner nicht geringen Einsicht.

Endlich war denn Bensky wieder im Stande, zu arbeiten. Durch verdoppelten Fleiß holte er das Versäumte nach.

Nun begannen die Maurer die Mauerlöcher im Thurme zu machen und acht Tage später war der Glockenstuhl fertig, das mächtige Seil befestigt, mit dem die Glocke gelüftet aufgewunden werden, und die ganze Stadt freute sich auf das Fest der Glockentaufe und darauf, daß sie die mächtige Stimme zur Ehre Gottes erschallen höre vom Thurme über die Stadt hin und ins weite Land hinaus.

Ehe das aber geschah, erfuhr die Stadt noch eine schwere Züchtigung.

Alle die Lande des Reiches und des Kaisers, welche dazumal an der Grenze des Landes des Großtürken, der in der vormals christlichen Stadt Constantinopel hauste, herum lagen, hatten an den Türken eine rechte Zuchtruthe. Nicht nur, daß die Unmenschen oftmals mit großer Heeresmacht herausbrachen in Ungarn und Siebenbürgen, sondern

selbst in das Reich und bis zur Kaiserstadt Wien vordrangen, wie ich Euch einmal in der Spinnstube erzählt habe, sondern sie kamen auch oft mit ihrer flüchtigen Reiterei, welche sie Spahi's nannten, plötzlich über die Grenze; überfielen Städte und Dörfer; raubten sie aus; schleppten Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, junge Männer und Frauen in die greulichste Knechtschaft und Sclaverei, und ermordeten Alte und Gebrechliche, und steckten dann die Orte an und brannten sie nieder, ehe die kaiserlichen Söldner kamen, um sie zu vertreiben und ihnen den Raub abzujagen. Das Alles vollbrachten sie mit wahrer Blitzesschnelligkeit, und verschwanden dann wieder so schnell und spurlos, wie sie gekommen waren. Darum wurde in dieser und in einer noch viel spätern Zeit noch allsonntäglich im Kirchengebete der Herr um Schutz vor dem Erbfeinde, dem Türken, angerufen.

Hieß es dann in dem Lande: Die Türken kommen! so floh, wer fliehen konnte, mit der besten Habe in die Berge und Wälder, und die Orte waren so eingerichtet, daß wenn sie sich zeigten, Eilboten überall hingeschickt wurden zur Warnung, und um schnell die Hilfe und den Beistand der kaiserlichen Söldner herbeizurufen.

So geschah es denn auch, daß grade um die Zeit, als sich die Stadt Marburg auf das Glockenfest freute, der Schreckensruf erschallte: Die Türken kommen!

Da galt kein langes Besinnen! Alles lief wie toll durch einander.

Der Meister Predenigg kam eilig heim und sagte zu seiner Frau und Bensky: Versteckt, was Ihr verstecken könnet; aber haltet Euch nicht dabei zu lange auf und fliehet in die Berge; Bensky, trage du mein Kind und schütze mein Weib! Ich muß auf das Rathhaus und mit dem Rathe sorgen für die Stadt. Gott schütze, behüte und geleite Euch!

Damit rannte er eiligst wieder aus dem Hause, um seine Pflicht zu thun.

Man kann sich's leicht vorstellen, wie der jungen Frau der Kopf schwindelte in solcher Noth um ihren lieben Mann und um ihre mühsam erworbene Habe.

Sie und der treue Bensky schleppten nun Weißzeug, Kleider, Betten und gutes Geräthe in den Keller und

häuften dann Steine, Balkenwerk und dergleichen vor die Thüre, um sie vor dem ersten Angriff zu schützen. Als dies geschehen war, machten sie sich auf, um zum Thore hinauszueilen, einen Schutz in den nahen, bewaldeten Bergen zu suchen.

Aber, ach, sie hatten sich verspätet! Die Thore waren geschlossen. Die bewaffnete Mannschaft der Bürger eilte schon nach dem Gratzerthore, wo ein wüthendes Gebrülle und fallende Schüsse es anzeigten, daß die gefürchteten Feinde da seien.

Bleich vor Entsetzen stand die junge Frau da mit ihrem lieblichen Kindchen auf dem Arme und sah Bensky an, der selber rathlos war.

Es ist Alles vorbei! rief sie. Wir fallen in ihre Hände, Bensky hilf, um Gottes Willen!

Da richtete Bensky sein betendes Auge gen Himmel und es war, als zeigte ihm Gott den hohen Glockenthurm, wo er mit dem Meister den Glockenstuhl gemacht.

Da hinauf! rief er. So lange Zeit haben sie nicht, daß sie auf den Thurm steigen, so sind ihnen die kaiserlichen Völker im Rücken!

Die Frau erkannte, daß das allein ihre Rettung sein könne, und ohne umzuschauen, eilte sie der Kirche zu. Sie war offen, und ohne Aufenthalt ging es die Treppen hinauf, bis dorthin, wo die Leitern anfingen.

Gebt mir das Kind! rief Bensky, und nahm es ihr ab, da er, gewohnt, mit einer Last aufwärts zu steigen, es am Besten hinaufbringen konnte. So stieg sie in athemloser Hast hinauf, und als sie auf dem sichern Glockenstuhl ankamen, brach das arme Weib vor Anstrengung und Angst zusammen.

Sie erholte sich indessen bald wieder. Bensky gab ihr das Kind, und er trat an die Luke, um zu sehen, was es in der Stadt gäbe.

Noch kämpften die treuen Bürger am Gratzerthore; allein sie waren zu schwach gegen die ungeheure Übermacht der Türken. Sie sprengten das Thor mit einer Pulvermine und die Bürger flohen nach allen Seiten. Bald erschallte der Türken Gebrülle, der Bürger Klagegeschrei in die Luft zu dem Ohre des Horchenden. Er sah das Gemetzel in den Straßen der Stadt und seine Haare

sträubten sich. Er sah die Türken zur Kirche stürmen und wäre fast vor Schrecken umgesunken.

Wie steht es in der Stadt? fragte das geängstete Weib. Schlecht genug, antwortete voll Schrecken Bensky. Die Türken sind drin und morden und rauben!

Allmächtiger, schütze meinen Mann! flehte das arme Weib. Jetzt gab's unten in der Stadt neuen Lärm. Die Türken mußten Kundschaft erhalten haben, daß die Kaiserlichen ihnen auf der Fährte waren, denn sie tummelten sich und jagten mit ihrer Beute zur Stadt hinaus.

Aber was das Schrecklichste war, sie hatten mehrere Häuser in der Nähe der Kirche in Brand gesteckt, die Flamme prasselte hier und dort heraus.

Noch schrecklicher aber war es, daß aus dem Thurme Brandgeruch heraufstieg, bald darauf Qualm, und dann Flammen!

Der Thurm brennt! schrie das Weib. Wir verbrennen lebendig!

Seid doch nicht trostlos, sagte Bensky, der das Alles sah, aber mit der nahenden Gefahr seine ganze Ruhe, seinen vollen Muth wieder bekam.

Er kniete einen Augenblick zum heißen Gebete um des Herrn Schutz nieder, dann zog er das starke Seil an sich, womit die Glocke sollte aufgewunden werden, und ließ es zu der Dachluke hinaus gleiten, wo es am Mauerwerk des Thurmes hinab hing.

Nun stieg er hinaus und rief: Kommt schnell; faßt Euer Kind in den linken Arm und schlinget den rechten um meinen Hals. Macht, wenn es euch schwindeln sollte, die Augen zu, und dann befehlt Euch, Euer Kind und mich der erbarmenden Gnade Gottes!

Das Alles konnte mit leichter Mühe geschehen, aber nun begann für den treuen Bensky das Schwerste.

Seine Füße wider das Mauerwerk des Thurmes stemmend, glitt er mit seiner theuern Last hinab. Jetzt sahen die Leute unten das entsetzliche Wagstück, und Alle zitterten und bebten, Alle beteten und flehten.

Viele liefen und thürmten Bettzeug auf um die Herabfallenden aufzufangen.

Da rief Bensky mit verzweifelnder Stimme: Ich kann nicht mehr!

Das Blut rieselte aus seinen Händen am Seile hinab, denn die innere Handfläche war bis auf die Muskeln und Sehnen des Fleisches beraubt, das an dem Seile hing.

Sie hörten Alle den Ruf. Halte noch zwei Minuten! riefen sie ihm zu, und er hielt mit der letzten Anstrengung seiner sinkenden Kraft.

Da kam Predenigg herbei und sah das entsetzliche Schauspiel, und der starke Mann stürzte ohnmächtig zu Boden.

Da man, um den Brand in der Kirche zu löschen, bereits sehr hohe Brandleitern herbeigeschafft hatte, so wurden diese schnell angestellt. Beherzte Männer stiegen hinauf und erreichten Bensky glücklich. Die schier besinnungslose Frau und das Kind nahm man ihm ab, während ihn selbst starke Männerarme hielten. Dann wurde auch er hinabgeschafft.

Sie waren nun glücklich gerettet, aber man trug sie wie Todte heim. Dort wurde ihnen und Predenigg wohlthätige Pflege und bald genasen sie wieder.

Nur der arme, treue Bensky litt lange Zeit, bis seine Hände geheilt waren, und seine Schmerzen waren fürchterlich. Indessen überstand er sie und wurde, wenn auch nach langer Zeit erst, hergestellt. Unermüdet war die pflegende Liebe Predenigg's und seiner Frau für ihn. Er aber und sie waren voll Lobes und Dankes Gottes, der die Rettung hatte gelingen lassen, und wenn Predenigg und seine Frau seine Treue und Aufopferung priesen, dann sagte er: Ich danke Gott, daß ich durch seine Gnade mächtig war, auch nur einen Theil jener Dankesschuld abzutragen, die ich gegen Euch habe!

Wunderbar war es, daß seit jener Stunde, wo er mit seiner theuern Last in der Luft schwebte, seine dunkeln Haare schneeweiß geworden waren, wie bei dem ältesten Greise, und doch zählte Bensky kaum fünf und zwanzig Jahre seines Alters. Dies Malzeichen an die überstandene Todesangst behielt er bis zum Grabe. Mittlerweile hatte denn die Bürgerschaft treu gearbeitet und war des Feuers, sowohl in den Häusern, als in der Kirche Herr und Meister geworden. Der Schaden war zwar groß, allein er wurde noch vor Ablauf der guten Jahreszeit wieder hergestellt.

Die kaiserlichen Reiter waren auch zur guten Stunde angekommen und faßten die Türken in einem Walde, durch den sie mußten. Es war ein hartnäckiger Kampf, der dort sich entspann, aber die Kaiserlichen siegten. Die meisten der Türken blieben auf dem Platze. Alle Beute, welche sie in der Stadt Marburg und in den übrigen Städten, Flecken und Dörfern an Menschen, Vieh und Geld und Geldeswerth gemacht, wurde ihnen abgenommen, und nur Wenige waren so glücklich, daß sie mit heiler Haut konnten über die türkische Grenze kommen. So wurden denn Vieler Herzen wieder erfreut und getröstet.

An dem Tage des heiligen Martinus kam endlich unter großem Jubel die neue Glocke von Graz herüber.

Vor dem Dom wurde sie von dem Bischof geweiht und getauft, und alsdann wurde sie aufgewunden an dem Seil, an dem Bensky Predenigg's Weib und Kind gerettet. Und als sie nun droben hing und ihr mächtiger Ton erklang, da sank das Volk auf seine Kniee und dankte Gott für seine Rettung von der Türken Gewalt, und viele der andächtig Betenden gedachten auch dankbar der wunderbaren Rettung der im Thurme Verborgenen.

Als das Volk sich wieder erhoben und das: „Herr Gott, dich loben wir!“ angestimmt und gesungen war, da machte alles Volk einen Kreis, und die Zunft der Zimmerleute trat vor, und Predenigg übergab unter rinnenden Thränen der Dankbarkeit seinem Gesellen, Anton Bensky, das Zeugniß, daß ihn die Zunft kostenfrei als Meister aufnehme.

Darauf trat der Bürgermeister der Stadt Marburg vor und übergab ihm die Urkunde, wodurch er zum Bürger der Stadt Marburg ernannt wurde.

Bensky stand da und wußte nicht wie ihm geschah. Predenigg fiel ihm um den Hals und rief: Bruder, scheide dich nicht von mir! Dir verdank' ich, nächst Gott, daß ich nicht der Ärmste geworden bin. Du hast mir Weib und Kind gerettet!

Und alles Volk brach in Jubel aus und rief: Hoch, der tapfere Bürger und Meister Anton Bensky!

Und Bensky trennte sich niemals von Predenigg, selbst auch da nicht, als er sich verheirathete und einen eignen Hausstand gründete. Sie wohnten in Einem Hause;

aßen an Einem Tische, und Brüder, die Eine Mutter unter ihrem Herzen getragen hat, können nicht einträchtiger und liebevoller zusammen leben. — Da ist Etwas zu lernen, meine Lieben, sowohl bei dem Benshy, als bei dem braven Meister Predenigg. Geb' Gott Segen dazu, daß es einschlägt wo's Noth thut!

31. Des Frommen wohlverdienter Lohn.

Es gibt kein traurigeres Zeichen für die Verderbtheit eines Menschen, als wenn er so tief gesunken ist, daß er über das, was einem Andern heilig ist, spotten und höhnen kann! Es ist ein Zeugniß tiefer Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit, wenn die Religion, und was auf sie Bezug hat, verspottet werden kann, und es Leute gibt, die solchen Spott belachen oder gar einstimmen.

Solches war unserm deutschen Volke lange fremd. Sein tiefes Gemüth lehrte es, das Heilige achten, lieben und ehren. Das ist leider in unseren Tagen auch seltener geworden, und das Spotten über die Religion und göttliche Dinge kommt auch in Schwung, besonders bei unseren jungen Leuten, die meinen, das sei ein Zeichen von Weisheit und erhöhe sie selbst, wenn sie das Heilige verspotten. Was soll's da werden? Wenn der einzige sittliche Halt, die Religion, fehlt, dann ist Alles dahin, und der Strom der Treulosigkeit, Schamlosigkeit und Gottlosigkeit bricht reißend herein und zerstört vollends Alles, was noch Gutes

übrig ist. Was soll da aus dem Familienleben, aus der Ehe und Kinderzucht werden — in Summa, aus den unsterblichen Seelen? — Gott besser's!

Ihr habt vielleicht schon davon gehört, daß in der Revolution in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, das Volk einmal nach Versailles zog, wo der königliche Hof war, und in das Schloß drang und Thaten verübte, die ich euch nicht erzählen mag. Damals wurde gestohlen und gemaust, und Mancher der dabei war, hat sich später geschämt, ist aber seines Raubes dennoch nicht froh geworden, wie denn unrecht Gut nie gedeiht, weil es den Fluch Gottes in sich trägt.

Einer, der auch dabei war, hatte unter anderen Dingen ein in den Koth getretenes Cruzifix aufgerafft und mitgenommen. Er hatte gemeint, er hätte was Rechts erwischt, aber es schien ihm nichts werth, und er schmiß es wüthend, daß er sich mit dem schmutzigen Ding geplagt, in eine Ecke unter altes Gerölle, und da lag es bis zum Jahr 1834, in welchem der alte Sünder, der ein Gewürzkrämer geworden war, starb.

Frau und Kinder hatte er nicht; daher ließen denn seine Anverwandten Hab und Gut durch einen Notar versteigern.

Die Leute aus der Vorstadt kamen zusammen und die Versteigerung begann.

In dieser Vorstadt wohnte ein blutarmer, junger Maler, dem es gar binderlich ging. Er war sehr geschickt, aber er hatte kein Geld; er hatte keine vornehmen, guten Freunde, die ihn empfehlen konnten — denn ohne das geht's in Paris nicht — und er saß brodlos in seinem engen Dachkämmerlein in der Vorstadt Saint Anteine, und verzweifelte schier. Erst in der letzten Zeit hatte ein Wirth seinen Tanzsaal ausmalen lassen, und da er fast verhungert war, so dünkte es ihm nicht zu geringe, den Tanzsaal auszumalen.

Den hatte eine fromme Mutter frühe beten gelehrt, und die Noth, die er litt, setzte das gute Werk in ihm fort. Er war fromm und blieb es, und er bewahrte ein reines, gottesfürchtiges Herz. Das war in Paris ein seltener Vogel! Zwar spotteten seine Bekannten gewaltig über ihn, daß er den Sonntag heiligte; daß er in die

Kirche ging, Gott zu verehren, aber das machte ihn nicht irre. Er blieb dem heiligen Zuge seines Herzens treu.

Er hatte bis jetzt jede Nacht auf einem Strohsack ohne Leintuch geschlafen, weil seine Armuth es anders nicht zuließ. Nun hatte er an dem Ausmalen des Saales Geld verdient, und wollte es nützlich anwenden. Er hörte von der Versteigerung in seiner Nachbarschaft, erkundigte sich und vernahm, der Gewürzkrämer sei ein sehr reinlicher Mann gewesen, habe ein noch neues, gutes Bett, und auch Leintücher dazu, die er wohlfeil würde ersteigern können. Der junge Mann stürzte seine Kasse. Er hatte an dem Saale dreihundert Franken verdient, dafür hatte er sich Kleider und Hemden, Schuhe und Stiefel gekauft, denn die wollten gar nicht mehr halten, und sein Schneider und Schuhflicker hatten ihm gesagt, es sei Hopfen und Malz daran verloren, weil kein Stich mehr halten wolle.

Er fand noch hundert Franken, und seufzte.

Wirst du dafür ein Bett kriegen? fragte er sich mit schweren Sorgen und Ängsten.

Auf solchen Versteigerungen, die alle Tage zu Hunderten in der großen Stadt vorkommen, geht's manchmal curios. Sind viele Liebhaber da, so wird das alte Gerölle theuer; fehlt's dran, so kommt das Gute um einen Bettel weg.

So war's bei der Versteigerung des alten Gewürzkrämers auch. Unser guter Maler steigerte das gute Bett nebst dazu gehörigem Weißzeuge für das wenige von fünf und siebzig Franken. Sein Herz jubelte. Sogleich zahlte er aus und ließ sich Alles in seine Wohnung tragen. Kein König war reicher und glücklicher wie er! Nun blieben ihm noch fünf und zwanzig Franken.

Geh' noch einmal auf die Versteigerung, sagte er zu sich selbst, vielleicht kannst du noch Etwas, was du brauchen kannst, wohlfeil an dich bringen. Gedacht, gethan!

Er geht wieder hin; aber die Versteigerung ist nahe zu Ende. Nur noch altes Gerölle, was in der Ecke des Speichers liegt, wird unter Spott und Lachen ausgeboten.

Da kommt auch ein Crucifix, das ganz mit angedörrtem Kothe bedeckt ist, an die Reihe. Es geht von Hand zu Hand in der Versammlung.

Es ist von Blei! ruft Einer; ich gebe einen halben Franken dafür.

Einen Franken! ruft ein Anderer.

Den Maler durchrieselt es eiskalt. Entziehe der Rohheit das Bild des Heilandes, das Zeichen des Kreuzes! dachte er, und bot laut: fünf Franken!

Der Notar reicht es ihm mit einer spöttischen Verbeugung; aber der Maler zahlt sein Geld, nimmt unter allgemeinem Lachen das Crucifix in Empfang und geht, voll Aerger und Ingrimm über die Rohheit und Entartung dieser Menschen, heim.

Seine Wirthin hatte ihm unterdessen sein Bett frisch überzogen und eingerichtet. Er stellt sein Crucifix auf einen Eckstisch und macht noch einen Spaziergang, legt sich dann bei Zeit nieder, und schläft wie ein König.

Als er am andern Morgen erwacht, fällt sein Blick auf das schmutzbedeckte Crucifix.

Er denkt: Reinige es einmal!

Nun nimmt er eine Bürste und beginnt von dem Fuße desselben den Koth zu entfernen.

Da sieht er Buchstaben. Er reinigt sie vollends und — es ist der Name: Benvenuto Cellini, den er mit großem Erstaunen liest.

Nun muß ich Euch aber sagen, was es mit diesem Namen auf sich hatte.

Dieser Benvenuto Cellini war in Florenz in Toscana geboren und ein sehr kunstreicher Mann, besonders in getriebener Arbeit. Er war ein hochgeehrter Künstler, der meist nur für Fürsten und Könige arbeitete, und da seine Arbeiten alle wahre Kunstwerke waren, so wurden sie ungeheuer theuer bezahlt. Da er ursprünglich Goldschmied war, so arbeitete er meist in Gold und Silber. Auch dieses Crucifix war durch eine Königin von Frankreich nach Paris, und dann in das Schloß von Versailles gekommen, wo es bei dem schon gedachten Überfall des Volkes ein Dieb stahl, der es auf der Straße, im Gedränge wahrscheinlich, verlor. Im Straßenkoth herumgewälzt und getreten, fand es der Gewürzkrämer, nahm es mit und, da er es für unwerth hielt, warf er es in die Rumpelkammer.

Wär' es nur aus Kupfer gewesen, so hätte es als eine Arbeit des berühmten Benvenuto Cellini einen hohen Werth gehabt.

Der arme Maler wußte aber, daß der hochangesehene Benvenute Cellini nur und lediglich in Gold und Silber gearbeitet hatte und dachte gleich, da stecke etwas dahinter.

Nun macht er sich, vor Freude zitternd, daran, das Cruzifix zu reinigen und bald glänzt ihm ein wunderherrlich Kunstwerk aus gediegenem Golde entgegen.

Wer beschreibt seinen freudigen Schrecken?

Gegen ihm über wohnt ein Goldschmied. Zu dem geht er und zeigt ihm sein Cruzifix.

Herr! ruft er, Ihr habt da einen doppelten Schatz; denn einmal ist es ein kostbares Kunstwerk von außerordentlicher Schönheit, und dann ist es gediegenes, reines Gold! Laßt es uns einmal wiegen!

Mit freudigem Schrecken sah alsbald der Maler, daß es zwanzig Pfund wog.

Ihr seid ein reicher Mann, Herr, hob darauf der Goldschmied wieder an; denn der alleinige Werth des Goldes ist etwa fünfzig Tausend Franken. Die will ich Euch heute noch dafür liefern. Wird Euch aber auch der Kunstwerth bezahlt, so mögt Ihr ohne Zweifel auf sechzig Tausend Franken zählen, und selbst noch mehr, je nachdem der Liebhaber ist.

Ich habe, sagte er, mancherlei Verbindungen am Hofe und will Euch behilflich sein!

Das nahm der Maler dankbar an und schon am Nachmittage wurde er zu dem Könige beschieden. Er nahm sein Kunstwerk unter den Arm und wanderte frohen Muthes in das Schloß.

Als der König das herrliche Cruzifix sah, war er ganz außer sich vor Bewunderung und kaufte es sogleich für sechzig Tausend Franken.

Nun aber mußte ihm der Maler erzählen, wie er dazu gekommen, was er offen und ehrlich that. Mit großer Theilnahme hörte ihm der König zu und belobte ihn höchlich über seinen frommen Sinn. Er sprach aber auch mit ihm über die Malerei und hörte bald, daß er es da mit einem wohlunterrichteten jungen Manne zu thun habe.

Wißt Ihr was, sagte endlich der König, Ihr könnt Morgen wieder kommen und mein Bild malen. Dies

galt dem jungen Maler fast noch mehr, als die sechzig Tausend Franken; denn nun konnte er einmal seine Kunst zeigen und an den Mann bringen. Genügte er dem Könige, so war sein Glück am Hofe und in Paris gemacht.

Also er kam am andern Tage um die Stunde, welche ihm der König bestimmt, und zeichnete vorerst die Umrisse des Königlichen Gesichts und vollendete dann in der gehörigen Zeit das Bild zu des Königs größter Zufriedenheit.

Dies wurde bekannt und bald war nun der Name des Malers in aller Leute Mund. Er bekam Bestellungen auf Bilder und sein Glück war gemacht.

Das ist eine von den Begebenheiten, die einem vernünftigen Menschen viel zu denken geben können, und ich hoffe, meine lieben Freunde in der Spinnstube lassen es sich nicht zweimal sagen.

Wer wollte den Finger Gottes darin verkennen? O der ist in so viel Tausend Begebenheiten recht sichtbar, wenn wir ihn nur sehen wollen.

Und mit dem Worte will ich für dieses Jahr die Feder niederlegen:

„Darum will ich dir mit Freuden
Dankbar und ergeben sein;
Will auch unter Kreuz und Leiden
Dir ein Herz voll Demuth weih'n.
Dich, o Herr, dich laß' ich walten,
Du wirst mich stets aufrecht halten;
Sende Freude, sende Schmerz,
Immer preiset dich mein Herz!"

Anzeigen.

Conversations-Lexikon.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Die zehnte Auflage dieses berühmten Werks ist vollendet.
Die Verlagshandlung veranstaltet davon jetzt eine

neue Ausgabe in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Monatlich drei Viertelbände (am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai an). Vollendung bis Ende 1856.

Das Werk ist auch folgendermaassen zu beziehen: **vollständig auf einmal** (20 Thlr.), **in 15 Bänden** (zu 1 Thlr. 10 Ngr.), **in 120 Lieferungen** (zu 5 Ngr.), und zwar **in allen beliebigen Terminen.**

Gleichzeitig und in denselben Terminen erscheint von dem

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon

eine dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.

(500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst über 100 Bogen Text.)

Das ganze höchst lehrreiche und schöne Werk ist fortwährend auch **auf einmal vollständig** (24 Thlr.) oder **allmälig** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) *in beliebigen Terminen* zu beziehen, jede der *zehn Abtheilungen* als selbständiges Werk auch *einzeln*.

Im Verlage von **J. D. Sauerländer** in Frankfurt am Main sind erschienen:

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von **Muttenthaler.** 8. Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Eppelein von Gailingen, der einst weitgefürchtete, ist einer der echtesten Repräsentanten des deutschen Mittelalters. Ein Held an

Ritterlichkeit, aber auch an unerschöpflicher List und Schalkheit. Die Meisterschaft Fr. Trautmann in Vorführung alter Zeiten hat sich hier wieder glänzend bewährt. Ernstein, reich an abenteuerlichem Inhalt, wie Gil Blas, Don Quixote u. s. w. und genial unmittelbar in der Darstellung, wie Götz von Berlichingen, ist eine bedeutende Erscheinung der deutschen Erzählungsliteratur und sicher ein **echtes Volksbuch.** — F. Muttenthaler's höchst charakteristische Illustrationen verleihen dem Ganzen einen würdigen Bilderschmuck.

Die Abenteuer
Herzogs Christoph von Bayern,
genannt der Kämpfer.

Ein **Volksbuch**, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Zwei Bände. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Ein lebendiges Stück Mittelalter, mit ergreifender Wahrheit geschildert. Der Reichthum an geschichtlichen Vorkommnissen, an welche sich das Sagenhafte anmuthig anreiht, wäre unübersehbar, wenn nicht alles Massenhafte bis zur gefälligsten Aeußerung überwunden wäre. Noch nie ist das deutsche Mittelalter so lernig, so schlicht, so treu, so frisch geschildert worden, als von Trautmann. Um den bayerischen Christoph, jenen großen Helden, gruppirt sich ein reiches, urkräftiges Zeitalter, das, wie der Nibelungenschatz im Bett des Rheines, lange unverstanden und ungeglücklichen Schatzgräberhand ans Tageslicht gefördert und zu neuer Gloria erweckt werden ist.

Die gute, alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Sarazin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathsschreiber Wurzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechts-

freund Calomälus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen, so bei unserer lieben Frauen zu München unter der Sonnenuhr begraben liegt.

Für Alt und Jung

erzählt von

Franz Trautmann.

Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Vorträge

über

christliche Kirchengeschichte

für Gebildete

von

Lic. Karl Sudhoff.

Zwei Bände. Rthlr. 2. 16 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Allgemein wurde bisher das Bedürfniß gefühlt und wiederholt öffentlich ausgesprochen, daß es an einer Darstellung der Kirchengeschichte fehle, welche das gebildete Gemeindeglied in den Stand setzt, sich ein klares Urtheil über den Entwickelungsgang der christlichen Lehren, Einrichtungen, Verfassungsveränderungen u. s. w. zu bilden. Die Zeitereignisse, und besonders das Hervortreten mancher Bestrebungen auf dem kirchlichen Gebiete haben auf vielen Seiten das Verlangen nach klarer, gemeinverständlicher, kirchengeschichtlicher Belehrung geweckt. Das vorstehende Werk kommt diesem Wunsche und Bedürfniß in einer Weise entgegen, welche auf den allgemeinsten Beifall rechnen darf. In seinen Fundamenten und Resultaten durchaus auf der Höhe der deutschen Wissenschaft stehend, setzt es an die Stelle der gelehrten Form der Darstellung jene, dem Gebildeten so zugängliche und erwünschte, der blühenden, fesselnden Erzählung, welche jeden Hauptmoment der Entwickelung jedesmal in den interessanten Rahmen eines einzigen Vortrags bringt. Wir wissen daher unseren Gebildeten kein Buch zu empfehlen, das für unsere Zeit nöthiger, belehrender und zugleich unterhaltender wäre, als dieses neue Werk dieses vielfach anerkannten Schriftstellers.

Wörterbuch der deutschen Sprache

in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

Von Dr. Konrad Schwenck.

Vierte, vielverbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. 15 Sgr. 54 kr.

Das Ganze erscheint in fünf Lieferungen, die noch in diesem Jahre ausgegeben werden.

Goethe's Werke.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

8. Geh. 22½ Sgr. fl. 1. 20 kr.

Die Mythologie

der Asiatischen Völker, der Griechen, Römer, Ägypter, Semiten, Perser, Germanen und Slaven,

herausgegeben von

Dr. Konrad Schwenck,

Conrector am Gymnasium zu Frankfurt am Main.

Neue Ausgabe. Sieben Bände in gr. 8. Geh. Preis Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr.

Erster Band: „Die Mythologie der Griechen," für Gebildete und die studirende Jugend. Mit 12 lithogr. Tafeln.
Zweiter Band: „Die Mythologie der Römer."
Dritter Band: „Die Mythologie der Aegypter." Mit 13 lithogr. Tafeln.
Vierter Band: „Die Mythologie der Semiten."
Fünfter Band: „Die Mythologie der Perser."
Sechster Band: „Die Mythologie der Germanen."
Siebenter Band: „Die Mythologie der Slaven."

☞ Jeder Band ist einzeln zu haben und kostet Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

General-Register

hierzu gratis für die früheren Abnehmer des ganzen Werks. Diejenigen, welche nur einzelne Bände besitzen und sich das Werk aus dieser Ausgabe zu ergänzen wünschen, erhalten dasselbe ebenfalls gratis.

Schiller's Werke.

Erklärungen von Dr. Konrad Schwenck.

8. Geh. 26 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Carl Malß

Volkstheater

in

Frankfurter Mundart.

Zweite stark vermehrte Auflage mit zwei Kupfern.

Inhalt:

Biographie des Verfassers — Der alte Bürgercapitän — Hamrelmann im Eilwagen — Landpartie nach Königstein — Hamrelmann sucht ein Logis — Die Bauern — Die Bonzenellen-Comödie — Jungfer Köchinnen — Stelldichein im Tivoli — Prinz Ferdinand von Rekrotenga — Nachlaß.

Preis: Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Neuestes

Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als anderthalb Tausend Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privatküchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, das Dressiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln, und einem Anhange: Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von **W. Schünemann,**

Besitzer einer Restauration in Frankfurt a. M. (Hirschgraben Nr. 19.)

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. In Sarsenet geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Dr. A. White's Augenwasser

hat sich seit einer Reihe von Jahren bei **Augenschwäche,** bei chronischen **Entzündungen** und krankhafter **Affizirung der Augen,** bei **Schmerz, Thränen** und **Brennen** in denselben als vorzüglich bewährt. **Gesunde** Augen werden durch Anwendung desselben **gestärkt** und bis ins hohe Alter **conservirt.** Gerichtlich beglaubigte Zeugnisse von Chemikern, Aerzten und Geheilten werden jedem Fläschchen beigegeben. Das Fläschchen, inclusive Emballage und Gebrauchsanweisung, kostet 15 Sgr. (54 Kr. rhein.) Briefe und Gelder sind **franco** zu richten an **J. Zufch,** Apotheker in **Großbreitenbach** (Thüringen).

Leidende

werden auf nachstehende empfehlenswerthe Schriftchen aufmerksam gemacht, welche durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Schwabe, Dr. C., **Heilmittel gegen Hautkrankheiten,** namentlich gegen trockene und nässende Flechten, Schwinden, Hautfinnen, Mitesser und ähnliche Hautausschläge broch. 5 Sgr = 18 kr.

Venus, Dr. K. J. A., **Belehrungen über Gicht und Rheumatismus** in ihren verschiedenen Formen. broch. 5 Sgr. = 18 kr.

Rathgeber für Männer in Schwächezuständen. Oder: Sichere Hülfe gegen unnatürliche Kraftlosigkeit. Von einem praktischen Arzte broch. $7\frac{1}{2}$ Sgr. = 27 kr.

Händel, Frz. (prakt. Arzt), **Hülfe für Augenkranke,** besonders für Solche, welche an **Augenschwäche,** Trockenheit der Augen, chronischen **Entzündungen** und deren Folgen leiden. broch 5 Sgr. = 18 kr.

Venus, Dr. K. J. A., **praktische Belehrungen für Nervenleidende.** broch 5 Sgr. = 18 kr.

Verlag von J. D. Sauerländer

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1857.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Zwölfter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum zum Troste! (Mit zwei Vignetten.) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1856. (Mit Vignette.) 8
3. Bücherblättlein für 1857. (Mit Vignette.) 10
4. Die Grundeicher. Eine Geschichte. (Mit ein und dreißig Vignetten.) 12
5. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 117
6. Altes Gold. (Mit Vignette.) 118
7. Eine Anekdote 119
8. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. (Mit Vignette.) 120
9. Wie einmal ein Tabaksraucher bekehrt wurde . . . 128
10. Ein Stücklein von dem Kaiser Joseph. (Mit zwei Vign.) 130
11. Der Brandstifter. Eine Geschichte. (Mit sechs Vignetten.) 133
12. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 163
13. Altes Gold oder auch nicht. (Mit Vignette.) . . . 164
14. Von einer edlen Frau. (Mit vier Vignetten.) . . . 165

Seite

15. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 181
16. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 182
17. Von einem wackern Schweizer, von dem Mancher etwas lernen kann 182
18. Altes Gold. (Mit Vignette.) 205
19. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 207
20. Ein Gläubiger und sein Schuldner. (Mit zwei Vignetten.) 208
21. Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann. (Mit sechs Vignetten.) 211

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum zum Troste!

Nun's draußen kalt, regnerisch, stürmisch — in Summa winterlich und unheimlich ist, nicht wahr, liebe Freunde aus der Spinnstube, dann ist's Einem erst recht behaglich und wohl im stillen Stüblein mit seinem warmen Ofen, bei Weib und Kind und lieben Hausgenossen? Wer von uns hätte das nicht schon erfahren? Und wenn man draußen war, so zieht's Einen mit aller Macht, wie mit tausend Armen, in diesen stillen, lieben Kreis.

Nun meine ich das nicht lediglich und allein von dem leiblichen Behagen, welches eine wohleingerichtete und friedliche Häuslichkeit bietet und bereitet, vielmehr denke ich mir das Leben einer Familie in einem innerlicheren Sinne, und da zeigt sich sein Segen noch reicher, umfassender und nachhaltiger.

Wenn das Leben und Thun der Menschen da draußen in der Welt nicht so ist, wie es nach des Herrn Wort, Gebot und Ordnung sein soll, und es uns in seiner Gottlosigkeit und Verweltlichung abstößt; wenn sie treulos in Wort und That sind, und uns selbstsüchtig und herzlos, falsch und heuchlerisch erscheinen, daß wir uns mit tiefem, heiligem Unwillen von ihnen abwenden; wenn's gar toll, zügellos hergeht; über Obrigkeit und Gottes Ordnung räsonnirt wird, und Keiner gehorchen will, aber Alle regieren wollen, und das Unterste zu Oberst aufgährt — so etwa zugeht, wie leider anno 1848 und 1849, und es einem treuen, ehrlichen Christenherzen nicht mehr geheuer wird unter den lexikalischen gewordenen — Menschen (bald hätt' ich etwas Anderes gesagt!) — wo findet das Herz dann den Frieden, nach dem es sich sehnet und den es überall vergebens sucht? Nun, ich denke, Ihr saget: Im stillen, heimlichen Stüblein, bei Weib und Kind, Vater und Mutter, treuen Geschwistern und lieben, gleichdenkenden Gefreundten! Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen, und ich merke, Ihr redet aus Erfahrung von anno 48 und 49, oder gar von früher. Proficat! und probatum! Das sind zwar lateinische Worte, aber ich weiß, meine rheinischen Landsleute verstehen und gebrauchen sie, und vielleicht auch die im weiteren Vaterlande, und wissen, daß ich damit sagen will: So ist's und so sei's!

Ja, ja, Die lieben uns und wir sie; die sind mit uns Eins und wir sind's mit ihnen. Nur da ist's uns recht wohl; nur da wird das Weh und Leid, die Sorge und die Noth leichter überwunden und getragen, und die Freude und das Glück werden doppelt gefühlt — eben weil zu beidem, zu Leid und Lust, eine liebevolle Theilnahme gehört, deren nun einmal der Mensch nicht entbehren kann, wenn er nicht heillos selbstsüchtig ist oder gänzlich verkommen und verkümmern will und soll!

Und das ist der Segen des christlichen Familienlebens, daß es ist wie ein stiller Hafen, wenn ringsum und draußen das Meer schäumet und braust; daß es das Leid mildert, die Freude mehrt, und zwar dadurch, daß ein Hauch göttlicher Liebe und himmlischen Friedens, des treuen, innigen Zusammenhaltens hindurch ziehet, der da stammet aus dem

Bekenntniß Josua's: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ Ohne Gottesfurcht, ohne gläubiges und treues Halten an dem Herrn gibt's kein rechtes Familienleben. Soll aber das Familienleben ein Alle umfassendes, einigendes und wahrhaft beglückendes sein, so gehört freilich Dieß und Das dazu, was man im Treiben der Welt, in lustiger Wirthshausgesellschaft und sonstwo, da das Leben geführt wird, wie leider zumeist in dieser Zeit, weder findet, noch lernt.

Lasset mich einmal Eins und das Andere davon hervorheben und in's Licht setzen! Ich hoffe dabei, Ihr prüfet's rechtschaffen und seid dann eingedenk des Wortes des Apostels: „Prüfet Alles, und das Gute behaltet.“ Wie schon oben gesagt: Gottesfurcht und echte, in der Welle gefärbte Frömmigkeit ist das Erste, denn das ist überall das Erste, und der Grundstein alles Heils, da ja kein anderer Grund gelegt werden kann, als der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Was damit zusammenhängt, und wie sich solche Frömmigkeit äußern muß, hab' ich wohl in den früheren Jahrgängen der Spinnstube gesagt, und ich will's hier nur kurz bezeichnen mit dem Worte des Apostels, daß es ist ein „Wachsen in allen Stücken an Dem, welcher das Haupt ist, Christus.“

Soll ein Familienleben ein echtes und beglückendes und gesegnetes und wieder segnendes sein, so muß es mit Vater und Mutter beginnen, nämlich: die Ehe muß im Himmel, in, mit und durch den Herrn geschlossen sein. Hat das Ehebund der Geldsack geschlossen, oder die Aecker, oder der Hochmuth, oder der Sinnenrausch — o wehe dann! das häusliche Glück ist — Spreu! Der Wind wehet hinein — es braucht noch gar kein Sturm zu sein — und sie fliegt in alle Lüfte! Da ist die Saat nur von der Art, daß Reue, Herzeleid, Thränen, Seufzen, Hader und Elend die Ernte sein kann — eine Ernte, die das Leben in eine Wüstenei verwandelt, aus der kein Ausweg ist, als das Grab.

Warum leider in unseren Tagen das Familienleben so selten ein wahrhaft glückliches ist, das kommt daher, daß die Gottesfurcht es nicht heiligt und die Ehe nicht in, mit und durch den Herrn geschlossen ist — sondern

durch Das, dessen ich gedacht. Daher denn die traurige Erscheinung, daß das eheliche Leben so heillos zerrissen ist; daß Männer und Frauen nur draußen im Wirthshause und in Gesellschaften ihr Glück suchen und die Erziehung der Kinder vernachlässigen; daß Hader und Zwietracht die Herzen elend macht und das Zusammenleben eine Pein ist. Hat aber Liebe, Achtung und wahre Herzenseinigkeit die Ehe geschlossen und wird sie als ein heiliger Bund betrachtet, dessen Ziel es ist, das Reich Gottes in immer weiteren Kreisen zu bauen, dann ist sie im Himmel geschlossen und der Herr hat Herzen und Hände für immer zusammengefügt, daß gar keine Fuge mehr sichtbar ist, und sie völlig Eins werden, Ein Fleisch, wie die heilige Schrift sagt, Ein Herz und Eine Seele. Da sind die Gesinnungen und Bestrebungen einig; da bleibt kein Geheimniß, das sich, wie ein Keil, zwischen die Herzen hineindrängt und sie auseinander treibt; da will Keins froh sein ohne das Andere und Jedes will des Anderen Sorgen theilen und verscheuchen. Steht's so, dann ist allen Gliedern der Familie nur da wohl, wo sie zusammen leben, wirken, sich freuen und dulden, in ihrem Hause — oder — wenn sie das nicht haben, in ihrem Stüblein, ob's eigen oder gemiethet ist, und draußen suchet kein Glied derselben das Glück und die Freude mehr. Allein will Keins froh sein, das Andere soll seine Hälfte haben oder wie es sich theile — und, wie gesagt, das Leid, das die rechte Liebe tragen hilft, wird leicht.

In solch' einem Familienleben wohnt der Friede. Kein Keifen, Hadern, Zanken, Fluchen stört das Glück oder untergräbt es. Zwar ist der Himmel auch da nicht immer blau und wolkenlos. Wo Menschen sind, da sind ja überall Fehler, und dumme Streiche machen wir Alle, aber es ist in solch' einem Hause, wie der Apostel sagt: „Lasset Alles in der Liebe geschehen. Eines trage des Andern Last; und die Liebe decket der Sünden Menge zu;" — oder wie der Herr Jesus sagt: „Vergebet, so wird auch Euch vergeben, und lasset die Sonne nicht untergehen über Eurem Zorne." Die Eheleute verständigen sich in sanftmüthigem Geiste, weil sie sich lieben und Gott vor Augen und im Herzen haben; sie vergeben sich, weil Jedes

seine eigenen Fehler kennt — und die Sonne sinkt nicht hinab, ohne daß sie auf versöhnte Herzen ihren Abendstrahl fallen ließe. Und — beten sie gemeinsam, so kann ja vollends kein Zwiespalt bleiben. In solchem Familienleben ist ein Hand-in-Hand-Geben und Arbeiten. Jedes dienet dem Andern mit der Gabe, die es empfangen hat, mit gutem Rath, gewiegter Einsicht, freundlichem Zureden, thatsächlicher Handreichung. Sie haben ja nur Ein Ziel, ihr gemeinsames Glück, ihren gemeinsamen Wohlstand.

Es wird Keins seine Last dem Andern aufbürden, da es sie etwa nicht tragen möchte. Jedes wird im Stillen und ohne Lärm und Geräusch die Hindernisse wegräumen, die dem gemeinsamen Glück und Frieden im Wege stehen möchten. Da wird Keins dem Verleumder, Zwischenträger und Störefried das Ohr leihen. Eins wird dem Andern seine Fehler liebreich vorhalten und bitten, daß es sie ablege. Und wer könnte dem Bittworte treuer Liebe das Herz verschließen?

Und nun denkt Euch Großeltern und die Kinder hinzu — wie geht da ein Strom heiliger Liebe, Friedens und Segens durch diese Herzen! Da ist's, wie die Schrift sagt: „Der Herr gibt Segen und Friede ewiglich," und es ist solch' ein Haus, wie es im Psalm 128 beschrieben wird. Schlaget die Bibel auf und leset's nach! —

Der Eltern Liebe und Frieden heiliget die Kinderherzen. Auch sie lieben sich unter einander und es ist wohl fein und lieblich, wo Brüder einträchtig bei einander wohnen. Wie trägt da wieder Geschwisterliebe und Geschwisterfriede ein so reiches Maaß des Glückes in das Familienleben hinein! Wie fördert da die Arbeit! Welche Lust im Wetteifer, den Eltern und den Geschwistern zu dienen!

Malet Euch so ein Bild aus und dann haltet's an Euer eignes Familienleben als Maaß, daran Ihr das Eure messet, und — findet Ihr's, wo's bei Euch fehlet, o, da legt die bessernde Hand an, daß schnell das Unkraut ausgejätet werde, damit es nicht mit dem Weizen Eures Glückes aufwachse und ihn ersticke! — Solch' ein in Gottesfurcht, Liebe und Frieden verbundenes Haus- und

Familienleben ist ein rechter Hafen wahren Glückes, wahrer Zufriedenheit und christlichen Lebens, ja ein rechter Tempel Gottes. Ströme des Segens gehen daraus hervor in die Tage der Zukunft. Wohlgerathene Kinder haben im Elternhause das rechte Familienglück kennen gelernt. Sie pflanzen's einst wieder in's eigne Haus und aus Einem solchen gesegneten Familienkreise werden zwei, drei und mehr vollkommen ähnliche, soviel Kinder aus ihm heraustreten, um eigne Familienkreise wieder zu bilden.

Wenn man das so bedenkt, so faltet man die Hände dankend und preisend, wenn man's hat, und flehend, daß es komme, wenn man es leider nicht haben sollte. Allein da mußt du auch selber Hand anlegen und wirken, daß das Reich Gottes zu dir komme und der Herr zu dir komme, wie einst zu Zachäus und Wohnung bei dir mache.

Ach, wie wohl könnte es um uns Alle und um die Welt stehen, wenn Gottesfurcht, Liebe und Friede die Säulen wären, darauf unser häusliches Leben ruhete, und der Ausgangspunkt des Menschen in die Welt! Aber wenn ein Mensch in einem Familienkreise die ersten Eindrücke empfinge, wo nichts vor seinen Augen und Ohren geschähe, als was aus Gottlosigkeit, Lieblosigkeit, Zwietracht und Härte geschieht, könnte es da anders kommen, als daß er einst ein ähnliches Leben um sich erstehen ließe? Denn das Sprüchwort ist ein entsetzlich wahres: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!“

Ermißt man in Gedanken, wie aus solch' einem Hause des Fluchens und Haderns und der Gottlosigkeit in eine weite Zukunft sich Ströme des Elends und Verderbens ergießen; wie es ein Fluch kommender Geschlechter wird, ein Fall und Untergang vieler Seelen — dann schaudert's Einen und man blickt hinauf zum Herrn und betet: Herr, besser's! Und in dem kurzen Gebete von zwei Worten liegt Viel.

O betet am Morgen und am Abend: Herr, bessere es! Und wie Ihr betet für Die, die solches Gebet hervorrufen, so unterlasset's nicht, zu beten für Euch, daß Ihr durch Gottes gnädige Hilfe angethan werdet und Euer eigen Familienleben erbauet zu Dem, für welches diese

Worte der heiligen Schrift Losung und Wahlsprüche sind:

„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

„Lasset Alles geschehen in der Liebe!“

„Lasset die Sonne nicht untergehen über Eurem Zorne!“

„Suchet den Frieden und jaget ihm nach!“

„Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!“

Und Der, der so gerne Ja und Amen sagt zu unseren herzinnigen, gläubigen Gebeten, der wird's uns nicht versagen. Das walte Gott durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen.

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1856.

Auf Seite 35 unter Nr. 6 der Spinnstube des vorigen Jahres steht das erste der Räthsel, und das ist der Stuhl, der Beine und Rücken hat, aber weder Kopf noch Bauch. Lieb ist er dir, wenn du müde bist. Möge er dir Ruhe geben nach redlich erfüllter Pflicht! Ich glaube, außerdem säße man im weichsten Lehnstuhl wie — auf Nadeln.

Das zweite Räthsel, Seite 107, Nr. 11, löst sich mit dem Worte: Kamm. Ihr nennt ja auch die scharfen Kanten der Felsgipfel: Kamm, und das Andere kennt Ihr ja auch. Versteht sich, daß ich zuerst den Felsenkamm meine, und dann den aus dem Horne des Ochsen gemachten Kamm, damit die Mägdlein ihr schönes Haar schlicht machen.

Das dritte Räthsel, Seite 123, Nr. 16, redet von Zweien, die, wie verschieden sie auch seien, doch Vieles gemeinsam haben. Ich glaube, es meinet die Weintraube und das Menschenherz. Das scheint wohl seltsam, aber bedenkt: die Weintraube muß recht zerstampft, gepreßt und gekeltert werden, ehe sie den Wein gibt, der den Müden labt — und just grade so geht's dem Menschenherzen. Wenn das recht vom Unglücke gepreßt und zertreten wird, dann weicht der Uebermuth und die Sündenluft von

ihm, und es lernt beten und bessert sich. Wohl dir, wenn dich nicht erst Unglück und Elend zu dem Herrn führen müssen!

Das vierte Räthsel, Seite 154, Nr. 24, ist: das Spinnrad. Wer es kennt, und ich denke, das sind die Meisten meiner lieben Leser, weiß, daß das Holz, welches am Tritte und an der Scheibe anhält und diese dreht, der Knecht heißt; weiß ferner, daß eine Mutter die Schraube genannt wird, wodurch die Saite strammer oder loser gespannt wird, wenn die Spuhle den Faden schärfer oder loser einziehen soll; weiß ferner, daß der lange hölzerne Halbkreis, daran die Häkchen für den Faden sind, der Flügel genannt wird; weiß endlich, daß die Hölzer, welche, aufrechtstehend und durch das unten querlaufende verbunden, die Spuhle tragen, von seiner (hier umgekehrten) Form der Galgen heißen, und die beiden auslaufenden Arme, zwischen denen die Scheibe sich bewegt, die Jungfern genannt werden. Das ist die ganze Herrlichkeit!

Das fünfte Räthsel findest du auf Seite 187 unter Nr. 27, und es ist das Wort: Flügel. Dabei merke: das Kriegsheer wird allemal vor einer Schlacht in drei Theile getheilt, in das Mitteltreffen und in den rechten und linken Flügel, die stehen dann da, gewärtig der Befehle und Winke des Heerführers. In trockenem und flachem Lande, wo das Wasser fehlt oder schlechten Fall hat, da hat man Windmühlen, die auch Flügel haben, die der Wind dreht. Die Vögel haben sie zu zweien und die treue Schwalbe bedarf ihrer besonders, wenn sie über Meere hinüber in's warme Land zieht, wo kein Winter ist. An den Schlössern der großen Herren heißen die Seitengebäude Flügel, und große, viereckige Klaviere nennt man auch Flügel, und da hier nur Einer ist, so bab' ich, im Hinblick auf die vorigen Dinge, wo allemal zwei waren, gesagt: Bei der Musik werde die Ehe getrennt, da hier nämlich nur Ein Flügel ist.

3. Bücherblättlein für 1857.

Will Euch einmal wieder an etliche Bücher erinnern, wenn Ihr etwa zum Winter Neues und Gutes zu lesen trachtet. Manche Christenseele will auch etwas Erbauliches von echtem Schrot und Kern. Das also zuerst:

1) Ohne Zweifel kennen und haben Viele von Euch die vortrefflichen Geistlichen Erquickstunden oder 300 Haus- und Tischandachten von Dr. Heinrich Müller (Berlin 1852. Preis: 8 Silbergroschen) — ein Buch voll Glauben, Saft und Kraft. Von diesem Gottesmann ist wieder ein Buch neu aufgelegt worden, das in der heiligen Passionszeit und zu jeder Zeit Segen stiften wird, nämlich:

Der leidende Jesus nach den 4 Evangelien. Ein Passionsbuch von Dr. Heinrich Müller, aufs Neue veröffentlicht von Dr. J. L. Pasig, Superintendent zu Pegau. Halle 1856, bei Julius Fricke.

2) Ein anderes empfehlenswerthes Buch zur Erbauung an dem Herrn ist von Dr. W. Fr. Besser wieder herausgegeben worden, nämlich: Uebung in der Heiligung von Georg Ritsch, weiland Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha. Halle 1856. 3te Aufl. Bei Richard Mühlmann.

3) Bei Julius Fricke in Halle sind Anno 1854, wie ich Euch im vorigen Jahre sagte: Luther's Geistliche Lieder erschienen; dazu kamen Anno 1855: Der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt Geistliche Lieder, in einer Auswahl nach dem Originaltexte herausgegeben mit einer Lebensbeschreibung der frommen

Dichterin, von Dr. Pasig. Auch bei Jul. Fricke in Halle, 1856, kamen zu dieser schönen Sammlung evangelischer Liederdichter und -dichterinnen hinzu:

Des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig und Lüneburg Geistliche Lieder, nebst einigen Melodien nach den Originalnoten ausgewählt und herausgegeben von Hermann Wendeburg, und ferner:

Der Landgräfin Anna Sophia von Hessen-Darmstadt ꝛc. Leben und Lieder, herausgegeben von Dr. Ch. W. Stromberger.

Da treten die frommen Liederdichter, die wir aus den kirchlichen Gesangbüchern kennen, wieder einmal recht nahe an uns heran und wir lernen sie, die wir liebgewonnen in ihren erbaulichen und erhebenden Liedern, auch in ihrem Leben und Thun, in ihren Schicksalen und Lebensgängen kennen.

Der fromme, treue, liebe Gotthelf Heinrich von Schubert in München hat uns zwei Büchlein dargeboten, die ich Euch, liebe Leser, nicht genug empfehlen kann, nämlich:

4) Meine Jugendgeschichte. Von G. H. von Schubert. Erlangen 1854, bei Palm und Enke; und

5) Mährchen und Erzählungen für das kindliche Alter, als Zugabe zu den kleinen Erzählungen für die Jugend von Dr. G. H. von Schubert. Neue, vermehrte Auflage. Erlangen 1855, bei Palm und Enke.

6) Lasset Euch gesagt sein von einem guten Büchlein, das den Titel führt: Das Feiertagsbuch. Ein Kranz von neuen Erzählungen, der reiferen Jugend Deutschlands und häuslichen Kreisen überhaupt zur Veredlung des Geistes und Kräftigung des Charakters herzlich gewidmet von Julius Ebersberg. Erlangen 1856, bei Palm und Enke. — Und nicht minder

7) Spiegelbilder aus dem Leben für das Leben, Geschichten für das Volk und die erwachsene Jugend von Louis Würdig. Leipzig, Jmm. Traug. Weller. — Endlich

8) Philipp der Großmüthige. Ein Bild aus der Reformationszeit, dem Volk und der Jugend mitgetheilt von Carl Strack, Pfarrer und Lehrer zu Oberrosbach in der Wetterau. Friedberg, bei C. Bindernagel, 1855.

4. Die Grundelcher.

Eine Geschichte.

Der Flachs war geröstet, gebrochen und gehechelt. Die Abende wurden lang und die lieben Engelein droben im Himmel schüttelten ihr Federbettlein aus, daß es weiß auf Berg und Thal, Wald und Flur in vieltausend Flocken herabrieselte, und die Leute nannten es Schnee. Das ist so die Mahnung an die warme Spinnstube, an das traute liche Zusammensitzen und Plaudern, damit die Spinnerinnen recht lustig den feinen Faden zupfen und das Füßlein den Knecht am Spinnrade wacker im Tacte tritt. Es ist das eine gar liebe, gemüthliche Zeit, wo die Arbeit lustig geht und die Kinder, wenn sie ihren Katechismus, ihre biblische Geschichte oder ihr schönes Lied aus dem Gesangbuche gelernt, ihr Exempel auf der Tafel gerechnet haben, daß das Facit klappt, vom heiligen Christ und Pelznickel träumen.

So gerne sich auch der Schmiedjakob am Ambos erlustirte, wenn sein braver Sohn kräftig zuschlug, und so gerne er auch einmal in's Feld ging und an Gottes warmem Sonnenscheine sich labte, solche Winterabende im Kreise seiner Kinder, Enkel und Freunde waren ihm doch die allerliebste Zeit. Er saß dann behaglich im Großvaterstuhl am Ofen, schmauchte sein Pfeiflein und — erzählte gerne, und die Anderen freuten sich schon lange vorher auf seine Geschichten, die er, wie eine fleißige Biene im Sommer den Honig, auch im Sommer sammelte und sich

zurecht legte für die Zeit, wo sie ihn Alle entweder so lange fragend anfahen, bis er anfing, oder ihn geradezu darum baten.

Das Kathrinchen und der alte Gevatter waren darunter immer die Ungeduldigsten.

So ging's auch heute am ersten Abend der versammelten Genossenschaft der Spinnstube wieder. Erst sahen sie ihn Alle an, und als er, sie neckend, schwieg, rief das Kathrinchen: Schmiedjakobsvetter, wollt Ihr denn, daß ich um neun Uhr schon nucken soll?

Du wärst prächtig für einen Steuerboten, sagte er lachend. Du ließest den armen Steuersäumigen keine Rast, noch Ruhe!

Ja, Gevatter Schmiedjakob, hob da der alte, treue Nachbar und Gevatter an, du hast uns einmal verwöhnt, und das Warten ist ein langweilig Geschäft, das ich mein Lebtag nicht habe ordentlich lernen können.

Merk's schon, war des Alten Antwort; aber was gät's dann, wenn ich nicht mehr da wäre?

Langweilige Abende und Schlaf! rief das Kathrinchen; drum thut Euer Säcklein auf! Ich weiß schon, es steckt was für uns drin!

Was will ich denn machen? sagte schmunzelnd der geschichtenreiche Alte, und hob an.

Diesmal sollt ihr eine Geschichte aus der miserabeln Zeit hören, da das morsche Gebäude der alten Churpfalz zusammenbrach und die Grundelcher kamen. Ihr wißt schon, daß wir auf dem Hunsrücken die Soldaten der Revolutionsarmee mit diesem Spottnamen getauft haben, und das hängt so zusammen: In unseren Bächen lebt der kleine Fisch, den sie auch Stichling nennen, weil ihn die Buben mit Gabeln stechen, wenn sie ihn nämlich kriegen. Er ist ein witschelig, zappelig Kreatürchen, und weil das Franzosenvolk auch so witschelig und zappelig ist, so haben wir's auch Grundelcher geheißen, und ich meine, der Vergleich machte Dem, der den Spottnamen zuerst ihnen angehängt hat, grade keine Unehre, wenigstens seinem Witze. Wenn ich euch den Namen des Dorfes nennen wollte, wo die Geschichte passirt ist (und daß sie passirt ist und ich sie nicht aus meinem Wammsärmel schüttele, könnt ihr mir

glauben), so thäte ich etwas Ueberflüssiges. Ihr verlangt's auch nicht, und ich möchte die Leute nicht nennen, um ihnen keinen Denkzettel anzuhängen, darum nenn' ich auch das Dorf nicht. Soviel will ich euch nur sagen, daß es hoch liegt, daß man von der Kirche aus weit in's wald-, wiesen- und flurenreiche Land sieht, und daß viele recht brave Leute drin wohnten und wohnen. Warum sollte darunter nicht ein Narr sein und ein paar Schmachtlappen, Kartenspieler und dergleichen? Es gibt ja, wie das Sprüchwort sagt, keine Heerde, in der nicht ein paar räudige Schafe sich finden!

In dem Dorfe kommt's uns auch lediglich auf ein paar Häuser an und auf die Leute, die drinnen wohnten. Die standen sich aber auch einander so nahe, daß sich die Bewohner einander in die Stuben sehen konnten, wenn die Läden nämlich nicht zu waren, und das geschah selten.

Davon war denn eins das Pfarrhaus, das eine hohe Treppe hatte und ein Wetterdächlein drüber; helle, große Fenster und neben dran den Hof und hinten den Garten. Dann das Haus des sogenannten langen Konrad, welches dem Pfarrhaus grade gegenüber stand. Der damalige Bewohner hieß der lange Konrad, weil der Konräder mehr im Dorfe waren und ihm der liebe Gott erschrecklich lange Beine und eine ebenso lange und dürre Leibesbeschaffenheit gegeben hatte. Sie hätten ihn auch den reichen Konrad heißen können, weil er die schönsten und besten Aecker hatte, zwölf Milchkühe und zwei Paare glänzender Zugochsen im Stall und manch' Kapitälchen auf Zinsen stehen hatte, sie nannten ihn aber lieber so, oder wenn Einer ihn anders nennen wollte — Narr. Wie das kam, werdet ihr schon erfahren.

Das dritte Haus stand rechts neben dem Pfarrhause. Der Kirchmeier wohnte drin, ein ehrbarer Leinweber und ein braver Mann dabei, der aber das Arbeiten am Webstuhle nicht sonderlich vertragen konnte, weil er eine gar schwache Brust hatte; und das vierte Haus, um das wir uns kümmern müssen, war das des Bäckers, der auch eine kleine Wirthschaft hielt und keine Kinder hatte. Er war des Kirchmeier's Schwager.

Der Abend, mit dem die Geschichte eigentlich anhebt, war stichdunkel. Es stand doch auch kein Sternlein am Himmel, und weil die lieben Engelein fort und fort ihr Federbettlein ausschüttelten, hatten sie keine Zeit, die Lichtlein droben anzustecken. Es stand übrigens auch Neumond im Kalender und nach dem richtet sich bekanntlich der Mond immer und verdirbt's nicht gerne mit ihm, spielt ihm nur bisweilen den Possen, daß, wenn der Kalender Mondschein schreibt, der Mond sich neidisch hinter seinen Bettvorhang versteckt, nämlich hinter die Wolken. Daß ich es ordentlich sage, es schneite, als ob's nicht mehr gut schneien wäre und als ob die ganze Welt bedeckt werden sollte. Die Halbtroll, die Zeit nämlich, wo, wie ihr wißt, die munteren Spinnerinnen ihre Räder stehen lassen und einmal in eine andere Spinnstube springen, um ein paar Wörtlein im Scherz oder Ernst zu plaudern, was etwa um neun Uhr zu sein pflegt, war noch lange nicht da. In Kirchmeier's war's sackdunkel, denn der Weber saß in Bäcker's, und seine Frau und die Bäckerin saßen in einer befreundeten Spinnstube und die Kirchmeierin hatte die Kinder mitgenommen.

Aus Bäcker's Fenstern fiel das Licht ganz melkig durch den fallenden Schnee auf die Gasse, wie auch aus dem Pfarrhause, denn das Heerchen, wie man statt Herrchen zum Pfarrer sagte, saß, wenn man durch die Fenster sah, in Mitten der sieben schlafenden oder spinnenden Katzen der Jungfer Maximarlehne (wie man den Namen Maria Margaretha Helena der dicken Köchin des Heerchens zusammenzog) und schlief wie ein Sack, während sie selbst spann und alle zwei, drei Züge mit der Nase an's Nebblechlein kam, weil sie selber von dem Schnarchen des Heerchens, dem Spinnen der Katzen und dem Gähren ihres Rades schläfrig wurde. Das war so alle Abend des Heerchens Arbeit, wenn er ein gutes Abendessen zu sich geführt hatte, denn so klein er auch war, so kam doch sein Bäuchlein sehr zum Vorschein, und vom Fasten kam's nicht, denn er schlug eine riesenhafte Klinge und half mit Moselwein nach, der übrigens kein Untermoseler war, welcher bekanntlich an einer scharfen, natürlichen Säure ebenso großen Ueberfluß, als Mangel an Geist hat.

Im Hause des langen Konrad war nur noch in der Küche Licht, weil die schöne Aengel, oder wie es die Leute dort aussprechen: Engel, seine liebreizende Tochter, die aber in der heiligen Taufe den Namen: Angelika erhalten hatte, entweder noch spühlte, oder — es nicht that. Wer in das Fenster hätte sehen können, würde gefunden haben, daß das Letzte der Fall war; denn alles Geräthe stand spiegelblank an seiner Stelle, bis auf die Löffel im Löffelblech. Auf dem Herde war längst kein Feuer mehr, wohl aber stand ein Lanternchen drauf, darinnen ein Oelämpelchen brannte und neben dem Herde stand ein Spinnrad, dessen Rocken mit einem bunten Rockenbande neben der Scheibe lag. Man sah, es war Alles zum Sprunge fertig, um schnell in die Spinnstube zu laufen. Wo aber die schöne Engel, des langen Konrad's einziges Kind, steckte, das hätte Niemand durch's Küchenfenster sehen können, da die Küchenthüre mehr denn drei Viertel zugezogen war und vor der Thüre die Flur sich befand, die an die Hinterthüre führte. Dort war eine ägyptische Finsterniß.

Diese Hinterthüre war gebrochen, das heißt, sie bestand aus zwei Theilen und auswendig war auch ein Wetter-

dächlein darüber. Der untere Theil der Thüre war zu, der obere aber ſtand offen, und auf ihm lehnte ein junger Mann, und innerhalb der Thür, in der Flur, ſtand die Engel, und war ein großer Raum zwiſchen ihnen.

Der junge Menſch war Kirchmeier's Martin. Er war, wie alle Welt ſagte, der ſchönſte Burſch im Dorfe, wie Engel das ſchönſte Mädchen, und ſo war's ein Pärlein, wie es feiner die Tauben nicht hätten zuſammenleſen können, die doch immer die ſchönſten und beſten Körner zu finden wiſſen.

Beide unterredeten ſich, aber fröhlich und neckiſch war die Unterredung nicht, das konnte man an den Stimmen der Zwei hören, wenn man auch gar die Worte nicht verſtanden hätte.

Martin's kräftige Gestalt ruhte mit beiden Armen auf der Thür, außerhalb welcher er stand. Das Wetterbächlein schützte ihn vor dem Schneefall, den er sich übrigens auch gerne hätte gefallen lassen, um nur mit seiner lieben, herzigen Engel ein paar Minuten plaudern zu können. Engel stand da und hatte den Zipfel ihrer Schürze in der Hand, womit sie nicht selten sich über die Augen fuhr, um ein paar rollende Thränen wegzuwischen. Die rücksichtsvolle Vertraulichkeit des jungen Paares war übrigens vollkommen berechtigt. Sie waren nämlich, wenn auch noch jung, doch mit vollster Zustimmung ihrer Eltern, Verlobte, und ihre Vermählung war eben aus diesem Grunde noch ein Jährchen hinausgeschoben. Gegen Weihnachten nächsten Jahres sollte die Hochzeit sein, wenn es nämlich Friede blieb und die Franzosen nicht in's Land brachen, wie man es aber fast voraus sah, da sie an der Grenze des Landes des Churfürsten von Trier, da hinten an der Saar herum, gar allerlei malefizige Streiche machten und mit ihrem Kommen droheten.

Ach, lieber Gott, hob Engel an, und seufzte tief auf, was soll das noch werden? — Ihrer melodischen Stimme konnte man am zitternden Ton anhören, wie tief ihr Gemüth bei dieser Frage erschüttert war. Siehst du, Martin, fuhr sie fort, mein Vater hat gar kein Sitzfleisch mehr daheim. Morgens ist die Suppe kaum gegessen, so greift er nach dem Rock im Schranke, nach der Pelzkappe am Nagel und nach dem Stock in der Fensterecke. Dann geht's spornstreichs nach der Stadt, das Wetter mag sein, wie es will. Abends spät kommt er wieder, oft lange nach der Abendglocke, und dann ißt er nicht einmal immer mit uns, und läuft in Bäckers, von dannen er oft erst um elf, ja selbst um zwölf heimkommt. So geht's alle Tage, die Gott kommen läßt. Um die Haushaltung bekümmert er sich gar nicht mehr; nach dem Vieh guckt er nicht; was Knecht und Magd thun, sieht ihn gar nicht mehr an. Es ist ein rechtes Glück, daß wir so braves Gesinde haben, daß ich so ein wenig auf das blicke, was mein Vater nicht mehr ansieht, und daß die Arbeiten draußen, bis auf etliche kleine, an denen nicht viel gelegen ist und die der Knecht allein thun kann, geendet sind.

Alles vergißt, Alles versäumt er um der gottlosen Franzosen willen.

Martin hörte stumm zu. Endlich sagte er, ebenfalls seufzend: Es ist betrübt, Engelchen, recht betrübt; aber da läßt sich bei deines Vaters Natur nichts machen. Wollte man ihm einreden oder Vorstellungen machen, so wäre erst recht Feuer im Dache.

Ach, ich weiß es wohl, klagte Engel. Ich sag' dir's auch nicht darum, daß du es thun solltest. Das ginge gradaus gar nicht. Ich klage dir ja nur meine Noth. Es drückte mir ja sonst das Herz ab. Man kann nicht Alles so in das Herz hinunterdrücken. Ich fürchte selbst, dein Vater, der, wie mir die Bäckersbas sagte, ihn manchmal erdentlich ablappt, macht sich ihn zum Feinde. Und dann — ach, Martin, dann ist's aus mit uns, denn wenn er seinen Kopf einmal aufgesetzt hat, so bricht ihn keine menschliche Gewalt mehr. Die Jungfer Mariemarlehne erzählte mir der Tage, das Heerchen habe ihn neulich einmal erdentlich dazwischen gehabt und aus dem Fundament abgekapitelt, allein was hat's gefruchtet? Er fuhr dem alten Heerchen abscheulich über das Maul und hintennach fluchte er über ihn wie ein Türke, und noch heute darf man ihm das Heerchen nicht nennen, so kriegt er einen rothen Kopf wie des Heerchens mälscher Hahn, und es bricht der alte Zorn auf's Neue los. Er ist ja trotz meines Bittens und Flehens seitdem nicht mehr in die Kirche gegangen. Denk' nur einmal! Ja, er tobt und flucht über die Pfaffen, daß sich Einem die Haare zu Berge stellen, und sagt frisch heraus, die Franzosen hätten recht, daß sie ihnen die Köpfe abschlügen, und so lange das nicht auch bei uns geschähe, würde es nicht gut.

Die Haut schaudert Einem, so etwas von einem Christenmenschen hören zu müssen! sagte Martin.

Ach, ich glaube nicht, daß er es so meint, und du mußt das auch nicht glauben, sagte Engel. Er wird nur wild, wenn man gegen die Meinung ist, die er in der Stadt einfangt, und von der er meint, es sei so wahr und recht.

Er kann einmal keinen Widerspruch ertragen, sagte Martin. Das hab' ich auch schon gar oft meinem Vater

gesagt und ihn gebeten, er möge doch Ohren haben und nicht hören, und einen Mund und nicht reden — um unsertwillen. Aber siehst du, mein Vater ist eben gar gut deutsch gesinnt und hat die Pfälzer Herrschaft lieb, und kann nicht leiden, wenn sie schlecht gemacht und über sie räsonnirt wird, wie es dein Vater leider alle Tage thut. Er ist auch hitzig, und da kommt oft auf den groben Keil ein grober Klotz. Er bleibt uns auch nicht aus Bäckers, wie ihn auch meine Mutter bat, hinter die ich mich gesteckt hatte. Freilich, der Bäcker ist sein Schwager und Kumpeer und Special von Kindesbeinen an, und seit er verheirathet ist, arbeitet er bis neun Uhr Abends; dann geht er seitdem in Bäckers und hat im Sorgstuhl hinter dem Ofen seinen herkömmlichen Platz. Mir ist's bei der Geschichte auch gar nicht heimlich, denn es könnte wohl kommen, daß sie einmal mit harten Worten auf einander platzten, und dann wär's für uns schlimm.

Engel schluchzte leise. Ach, es ist noch Anderes schlimm. Er gewöhnt sich auch an's Karten und Branntweintrinken!

An alle dem Unglück ist der Schimmel schuldig, der lumpige Advocat in der Stadt, sagte Martin. Der will nur im Trüben fischen. Der hat deinen Vater so angeködert und heimlich gemacht, daß er nicht mehr loskann und Alles für ein Evangelium ansieht, was der Spitzbube sagt.

Engel weinte. Martin schwieg eine Weile kummervoll.

Meinst du denn, Engel, er nähme sein Wort zurück? —

Ach — er hat's gestern Abend im Zorn ausgestoßen, als sie wieder aneinander waren! schluchzte sie.

Großer Gott! rief Martin erschüttert aus.

Es trat nun eine lange Stille ein, in der man nur Engel's Weinen hörte und Martin's Seufzer.

Plötzlich richtete sich Martin hoch auf und fragte mit lebhaftem Ausdruck und fester Stimme: Engel, sag' mir's hier vor Gott, nimmst du jemals einen Andern? Sag'!

Nie, nie! rief das Mädchen.

Gib mir deine Hand, Engel! bat Martin.

Sie reichte sie ihm.

Er drückte sie kräftig und sagte: So wahr Gott uns sieht und hört, werde ich nie eine Andere zum Altare führen, als dich, und lieber ledig sterben!

O, auch ich! rief begeistert das Mädchen.

So laß Gott walten, Engel, sprach Martin, und bet' zu ihm, und hoff' auf ihn, wie ich auch. Ist es sein heiliger Wille, so können uns Menschen nicht scheiden, und will Er es nicht, so kann uns auch der Väter Jawort nichts helfen. Uebrigens, wir sind jung und können's ja abwarten, was Gott über uns beschlossen hat.

Sie drückten sich noch einmal die Hand, so recht aus des Herzens Grunde, und dann eilte Martin vorsichtig das schmale Gäßchen hinunter. Engel aber trat in die Küche und das Herz war ihr so voll, daß sie vor dem Herd auf ihre Kniee sank, die Stirne an die Eisenplatte

legte und weinte. Dann aber faltete sie ihre Hände und betete leise eine geraume Zeit. Ruhiger stand sie auf, eilte zum Gußsteine, wusch sich mit eiskaltem Wasser das schöne Gesicht und die blauen Aeugelein, damit Niemand die Spuren der vergossenen Thränen sähe; nahm dann Spinnrad und Lanternchen und ging nach dem Nachbarhause, wo man sie schon lange im Kreise der Spinnerinnen erwartet hatte. —

Während dieſes Geſpräches der zwei jungen Leute fand im Hauſe des Bäckers ein anderes Statt, deſſen Inhalt leider mit dieſem in naher Beziehung ſtand. Dort hatte ſich heute die allabendliche Geſellſchaft ziemlich frühe verſammelt.

Bäckerjakob's Stube war niedrig, wie alle Hunsrücker Stuben ſind. Ein ſchwerer Durchzug oder Tragebalken lief mitten an der Decke hin und trug das Bodengebälke des oberen Stockwerkes. In der Ecke ſtand der große, viereckige, eiſerne Ofen, auf deſſen Platten in erhabenem Guſſe Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte ſichtbar waren, und zwar vornen der Held Simſon, wie er mit des Eſels Kinnbacken die Philiſter ſchlug; zur linken Seite, wie er die Schwänze der Füchſe zuſammenband, um den Brand in die Aehrenfelder ſeiner Feinde zu tragen, und rechts, wie er die Säulen des Gebäudes niederriß, darinnen die Feinde verſammelt waren. Ueber dem Ofen war das Reck, wo naſſe Leinwand und Kleider getrocknet wurden. Zur Seite des Ofens lief eine breite Bankliſte hin, darauf jeden Abend der Bäckerjakob ſein Schläfchen hielt, indem er, des Backens wegen, Morgens gar frühe aus dem warmen Neſtlein heraus mußte. Auf der anderen Seite ſtand der Sorgſeſſel, in dem der Kirchmeier ſein altes Recht hatte, ſeine Abendſtündchen abzuſitzen. In der Stubenecke, dem Ofen gegenüber, und an den Fenſtern hin, ſtand der lange Tiſch von eingeſeltem Kirſchbaumholz, daran die Gäſte ſaßen, welche gewöhnlich aus dem langen Konrad und dem Schuſterpeterz beſtanden, einem verdächtigen Menſchen, der, ſtatt ſein ehrlich Handwerk zu treiben, in den Häuſern herum falfakterte, Händel machen half, wenn Juden mit Vieh in's Dorf kamen, wilderte und im Geruche ſtand, als habe er mit der Spitzbubenbande des Schinderhannes, die in dieſen Gegenden lange genug ihren Tummelplatz hatte, in einem vertrauten Verkehre geſtanden. Ab und zu kamen noch ein paar Andere, von denen mit Grund die allgemeine Stimme ſagte, ſie ſeien weder die beſten Haushalter, noch Hausväter.

Bäckerjakob's Frau war in der Regel in derjenigen Spinnſtube, wo auch die Kirchmeierin war; denn wie die beiden Männer Ein Herz und Eine Seele waren, ſo waren es auch die beiden Frauen.

Während nun allabendlich der Bäcker auf der Bankkiste lag und schlief, versah Kirchmeier die Wirthschaft durch Einschenken von Bier und Branntwein, Einkassiren des Geldes oder Aufstreiben auf die Schiefertafel, die hinter dem Ofen hing. Eine oft sehr trübe brennende Ampel erleuchtete die Stube.

Unter den Gästen ragte der Vater der schönen Engel hervor wie einst König Saul über Israel, nämlich eines Kopfes Länge, aber er machte sich auch außerdem bemerklich durch ein entsetzliches Qualmen aus seiner Pfeife, durch ein überlautes Wortführen und durch heftiges Aufklopfen auf den Tisch, wenn er seinen Worten einen besondern Nachdruck geben und seiner Weisheit recht Eingang verschaffen wollte.

Letzteres haßte Niemand mehr, als der Bäckerjakob, weil er gar häufig, dadurch erschreckt, aus seinem süßen und wohlverdienten Schlaf auffuhr, dem er, der Länge nach auf die Bankkiste am Ofen ausgestreckt, huldigte. Er

schalt dann wie ein Rohrspatz, fluchte auch einmal herzhaft, sank aber dann alsobald, noch knurrend, in den tiefen Schlaf zurück, was man am Schnarchen hörte, das er in so langen Tönen auszog, wie wenn Zimmerleute Diele schneiden.

Von dem langen Konrad war's nicht gerade absichtlich, daß er ihn weckte. Im Feuereifer seiner Reden vergaß er allemal wieder, was er kurz vorher sich vorgenommen hatte, gewiß zu beachten.

An dem Abende, dessen ich gedenken will, sagte der Schmiedjakob, war es nun schon dreimal geschehen, daß

der lange Konrad den Bäcker aus seinem süßen Dusel aufgeweckt hatte, und der Zorn des Aufgeweckten war mit jedem Male heftiger entbrannt. Beim ersten Male hatte er nur gebrummt; beim zweiten Male gehadert, daß des langen Konrad's miserable Gewohnheit ihn doch gar nicht ruhen lassen könne; beim dritten Male hatte er aber ganz heidnckenmäßig getobt und geflucht. Das hatte denn doch bei dem hitzigen Aufklopfer durchgeschlagen. Er mochte es eben doch mit dem Bäcker nicht verderben, denn er war auch durch eine langjährige Gewohnheit in der Lage, wie der alte Kirchmeier, sich nur hier wohlzufühlen, und — er wußte es wohl — anderswo mochte man ihn nicht wohl leiden und gab ihm dies ziemlich deutlich zu verstehen.

Es gehörte zu den unerläßlichen Bedürfnissen des langen Konrad's, jeden Abend die Neuigkeiten an den Mann zu bringen, die er am Tag in der Stadt gehört, besonders die aus Paris, wo sie eben recht in der Tollwuth waren. Seine Quellen waren einestheils der Winkeladvocat und Ferkelstecher Schimmel, ein verkommener Tagedieb, der allerlei Geschäfte machte, die Leute hintereinander hetzte und aus dem Hader Prozesse hervorlockte, die ihm Geld eintrugen, während sie die Anderen arm machten, und die Coblenzer Zeitung, die der Adlerwirth hielt und die damals Einer schrieb, dem man's hernachmals nicht ansah und anhörte, daß er es hielt mit den Halsabschneidern in Paris, und der, nachdem er mehrmals die Farbe und Jacke gewechselt hatte, nichts mehr wissen wollte von dem, was er früher für Malestz angerichtet und getrieben hatte.

Aus diesem heillosen Blatte sogen damals die Franzosenfreunde und Patrioten, wie sie sich nannten, das Gift, das sie dann überallhin ausprützten und leere Köpfe schwindelig und toll machten. So trieb es auch der Lump, der Herr Schimmel, und der lange Konrad hörte seinen verrückten Redensarten zu, als wär's ein heilbringendes Evangelium. Und was er dann so aufgefischt und halb verdaut hatte, das brachte er Abends in Bäckers zu Markte und hielt es um so höher, je weniger er ein eigenes Urtheil hatte und je mehr der Herr Schimmel ihn lobte, als

Einen, der eines rechten, klaren Verſtändniſſes ſei und die Forderungen der Zeit und die Bedürfniſſe der Welt erkannt habe. Es war, das ſag' ich in Summa, wie Anno 1848 und 1849, wo auch die Strolche, die im Trüben fiſchen wollten, ſich an die Simpel machten und ihnen die leeren Köpfe voll ergelten, bis ſie ſie am Köder und an der Angel hatten, daß ſie mit ihnen machen konnten, was ſie wollten und zu ihren heilloſen Zwecken dienlich war.

Heute war der lange Konrad, wie alle Tage, in der Stadt geweſen und kramte nun alle die Geſchichten, die er gehört, hausbackig aus, wie auch das Geſchwätz der Zeitung, das er irgend behalten hatte, und das darauf hinauslief, daß das wahre Heil der Bürger und Bauern nur von den Franzoſen käme, die Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe brächten, die Zehnten aufhöben und die Grundzinſen, Beedt, Rauchhafer, Baſtardfall und alle die alten Abgaben, die drückten. Man hörte es ihm deutlich an, daß der hochgeprieſene Herr Conſulent Schimmel, wie er ſich ſchimpfen ließ, ihm Alles ausgelegt und eingetrichtert hatte, alſo daß er jetzt die Nutzanwendung auf die Zuſtände machen konnte, wie ſie in der Churpfalz und im nahen Trieriſchen obwalteten.

Der Schuſterpeter und die drei Anderen hörten mit offenem Munde zu, als der lange Konrad ſo weislich redete, beſonders als es ſich um das Aufhören der Steuern handelte, da nach ſeiner Meinung die liebe untheilbare Republik Frankreich gar keine Steuern nöthig hatte, indem ſie von den Gütern der aufgehobenen Klöſter fett wurde und das Vergeltungsrecht an den fetten Bäuchen der Mönche übte, die nun auch einmal, wie billig, faſten könnten. Das war natürlich Waſſer auf die Mühlen dieſer müßigen Strolche, die Alle auf dem letzten Loche pfiffen und zum Bettelſacke ſo weit hatten, wie zur Karte, die ſie in ihren Händen hielten, um das angefangene, nur durch des langen Konrad's Weisheit unterbrochene Spiel fortzuſetzen. Beſonders wichtig war ihnen die Auseinanderſetzung der drei Schlagworte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Freiheit brauchen wir, rief er aus, denn in dem vermaledeiten Churpfälzerlande darf man ſich gar nicht mucken, ſo haben ſie Einen ſchon am Kriws und ſtecken Einen in Numero Sicher, daß man weder Sonne noch Mond zu ſehen kriegt. Holt ſich Einer eine Bürde Holz, ſo haben ihn flugs die Waldhüter am Lappen: ſchießt Einer einmal einen Dreiläufer oder gar einen Spießer, hui! kann man ſich von Glück ſagen, wenn er mit heiler Haut davon kommt. So ein Lump von Landſchreiber, der ſich das Bon mit dem letzten Reſte ſeiner leichten Habſeligkeit gekauft hat, beſiehlt nur, und unſer Einer muß gehorchen, und macht er Männchen, wie ein Haaſe im jungen Klee, ſo iſt der Landtragener da und ſtrüpft ihm die Haut über die Ohren. Das Liedlein müſſen wir alle Tage ſingen und die Melodie ſteht mir bis oben! Ich bin ein freier Mann, und will es auch ſein.

Bei meiner Seele, das iſt wahr! ſagte der Schuſterpeter.

Ich meine dann! fuhr der lange Konrad fort. Das muß ein Ende haben. Alles muß veracciſt werden, was man hat, und wenn die Erndte kommt, ſo nimmt der Pfaff den Zehnten und das Beſte dazu. Die faulen Bäuche und Beamtenlumpen nehmen Alles, und wir haben nichts frei, als Waſſer und Luft. Und denk' ich vollends an das

Frohnden in den Wäldern und auf den Landstraßen, ei, so bleibt Einem ja kaum so viel Zeit übrig, daß man sein eigen Land bestellen kann.

Hör' mal, Konrad, sagte Kirchmeier ruhig, dem es zu arg zu werden anfing, man kann doch dein schimmeliges Gedudel nicht mehr anhören. Mein Nachbar ist ein Calvinischer, der hat seine Bibel, und wenn ich Sonntags Mittags bei ihm mase, dann lese ich auch als einmal darin, ob's gleich das Heerchen nicht haben will: da steht's klar, wie die liebe Sonne, daß der Zehnte eine göttliche Ordnung ist und schon zu Zeiten des alten Testaments gebräuchlich war. Von was soll denn das Heerchen leben?

Woven er will! rief Konrad. Er soll arbeiten, wie wir auch. Mag's von dem Zehnten stehen, wo's will, mir ist's Einerlei. Recht ist's nicht, und die Franzosen sind gescheidter als wir, die haben ihn abgeschafft und die Pfaffen dazu. Unserer braucht sich nicht von meinen Aeckern zu mästen und seiner Köchin Katzen zu füttern. Er soll arbeiten, wie ich auch, dann hat er zu leben. Gucket einmal vor's Dorf hinaus in die Flur — der Pfarracker ist das schönste und beste Land in der Gemarkung, und den Zehnten nimmt er dazu. Er nähm' Alles, wenn wir's ihm gäben. Das Pfarrland muß getheilt werden und der Pfaff fort. Alle zehn Tage haben die Franzosen einmal Sonntag, das ist genug, und dann predigt der Ortsvorstand, aber nicht der Paster. Wir sind gescheidt genug und können's auch, und die Messe haben wir in unseren Büchern und schon in der Schule gelernt und beim Meßdienen.

Prächtig! sagte der Kirchmeier. Erst den Pfaffen fort; dann das Gut getheilt; dann den Sonntag abgeschafft und den lieben Herrgott dazu, und dann ist's fertig. Dich machen wir zum Ortsvorstand und du predigst uns; aber, Konrad, wenn's nicht besser ist, als dein Geschwätze hier, so jagen sie dich mit den Hunden zur Kirche hinaus, und mein Spitz soll nicht der letzte sein, der dir in die Beine fällt!

Die Bauern lachten.

Konrad schluckte die Pillen hinunter in innerlichem Zorn und that, als hätte er's nicht gehört. Er kannte

des Kirchmeier's ſcharfe Pfeile und mochte für's Erſte nicht tiefer mit ihm in den Text kommen. Er wandte ſich an ſeine Geſellen und fuhr fort: Nicht nur die Freiheit gefällt mir an den Franzoſen, wo doch Jedweder machen darf, was er will, auch die Gleichheit. Hört nur einmal: da iſt Jeder Bürger und damit iſt das Lied am Ende. Die Beamten wählen ſie ſich und die ſind ihres Gleichen. Denkt einmal an uns! Vor dem Landſchreiber, ja, was ſag' ich, vor dem Amtsreiter muß man den Deckel vom Kopfe reißen, wenn er noch ſieben Viertelſtunden von Einem entfernt iſt, ſonſt ſtecken ſie Einen in's Loch oder rippen Einen mit Geld, daß Einem die Augen Waſſer geben. Man meint, ſo ein landläufiger Lump wäre ein König? Büßt er Einen für einen Frevel, ſo muß man ſich noch für die gnädige Strafe bedanken. Auch Das muß ein Ende nehmen, ſo wahr als ich Konrad heiße, denn wir ſind vor dem Geſetz Alle gleich.

Damit ſchlug er auf den Tiſch, daß das Licht umgefallen wäre, wenn es nicht, glücklicher Weiſe, der Schuſterpeter erwiſcht hätte. Der Bäcker fuhr kerzengerade in die Höhe und ſchrie im wildeſten Zorne: Rebellſt du wieder, du langer Narr? Ich vertreib's dir doch noch! Es wäre mir nicht zuviel, ich faßte dich am Kripf und würfe dich zur Thüre hinaus!

Da müßte ich doch auch noch dabei sein! warf ihm Konrad trotzig entgegen. Hinauswerfen laß ich mich noch nicht. Wenn ich gehen will, dann gehe ich!

Laß ihn, Schwäher, sagte Kirchmeier, der Mond steigt bald wieder. — Auch hab' ich noch ein Nüßchen mit ihm zu knacken. Er war heute wieder in der Stadt bei dem Herrn Schimmel, dem Erzlumpen. Da hat er wieder für sein gutes Geld einen Sack voll wohlfeiler Weisheit eingethan. Ich will euch eine Geschichte erzählen, paßt einmal auf! Drunten, in Fankel, an der Untermosel, wo der Saueremus wächst, den ihr Alle kennt, da der Faller im Lämmchen davon zapft, da war ein armer Schulmeister, der einen Buben hatte, der nicht auf die Nase gefallen war. Läßt ihn der Pastor einmal rufen und sagt: Mein lieber Herr Schulmeister, Euer Peter könnt' Pastor werden. Was meint Ihr dazu? Ich wollte ihn gerne zustutzen und so viel Latein lehren, als nöthig ist. Dann kommt er in das Seminarium und studirt, bis er Pastor ist, und das soll Euch keinen Pfifferling und kein Fettmännchen kosten. Er bekäme dann eine gute Stelle, und wenn Ihr abständig werdet, hättet Ihr gute Tage bei ihm, dem Herrn Sohn. Denkt Euch die Ehre und das Glück für Euch! Dem braven Mann gefällt das über die Maßen, und er sagt dreimal Ja für einmal. So geht denn der Peter hin und lernt Latein und allerhand, was dazu gehört, denn das Fankeler Heerchen ist mächtig gescheidt — und es kostet den braven Vater kein Fettmännchen. Der Peter hatte Grütze im Kopf und lernte, daß es eine Art hatte; aber nun wollte er: Musje Peter geheißen sein, und hatte einen Hochmuth im Kopfe, daß er drei Stockwerke hoch auf seinen Vater herunter sah. Schlimm war's, daß der alte Pastor eine blutjunge Köchin hatte, und die gefiel dem Musje Peter und er ihr, und der Pastor merkte Unrath und schafft ihn fort in's Seminarium, und die Köchin schickt er hin, woher sie gekommen war. Im Seminarium war's aber dem Musje Peter zu still und zu eng. Da stieg er Nachts zum Fenster hinaus und kam Morgens wieder, und treibt, was Gott verboten hat. Wenn ihr aber meint, das ginge so, dann seid ihr schief gewickelt. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Und

der brach bald. Der Regens im Seminarium, wie ſie den Oberſten darin heißen, verſteht keinen Spaß, und an einem ſchönen Morgen kommt Muſje Peter nach Fankel. Habt ihr Ferien? fragt der arme Vater. Ja, für's ganze Jahr! ſagt der freche Schlingel, und dem armen Vater fangen die Fundamente und das Gebälke zu wackeln an. Was ſoll er nun mit dem Stricke machen? Eine Zeitlang treibt er ſich im Dorfe und in der Nachbarſchaft herum und macht allerlei Lumpenſtreiche. So kann's natürlich nicht fortgehen, und mit dem Paſterwerden war's Matthäus am Letzten. Nun hatte der Paſtor einen Vetter in Coblenz, der ein Krämer war. Er erbarmt ſich des troſtloſen Vaters und macht ihm dort eine Stelle aus. Muſje Peter geht hin; aber nun beſtiehlt er dem Manne die Theke, weil ihm die Finger in Trier etwas länger gewachſen waren, als anderen ehrlichen Leuten. Was war das Ende? Der Kaufmann jagt ihn fort. In ſo einer Stadt kann man Leute brauchen, die eine hübſche Handſchrift ſchreiben. So wird nun Muſje Peter Schreibersgeſell, aber da gab's Gelegenheit, falſche Schriften zu machen, und Muſje Peter hat gelernt, anderer Leute, auch ſeines Brodherrn Handſchrift nachzumachen, daß der ſie ſelbſt nicht von ſeiner eigenen unterſcheiden kann. Das treibt er eine Zeitlang und ſchafft ſich manchen Kreuzer in die Taſche, den er verjurt; aber das kommt heraus und der ſaubere Finke kriegt frei Koſt und Logis in Nummer Sicher. Als er endlich frei wird, kommt er zu unſerm Landſchreiber als Schreibersgeſell, und iſt ſo ſtill, als ob er keine Drei zählen könne; aber kaum iſt er warm, ſo mauſt und betrügt er, wie früher, da eine Katze das Mauſen nicht laſſen kann. Da wird er dann auch fortgejagt, und nun iſt das ſaubere Peterchen ein Winkeladvocat, Fertelſtecher und Alles, was nichts taugt; hetzt Land und Leute hintereinander, und denkt, wenn die Franzoſen kommen, dann iſt's gut im Trüben fiſchen, und da du maulfechten kannſt, ſo wählen ſie dich zu einem Aemtchen. Mittlerweile verdreht er ſchwache Köpfe und läßt ſich von ihnen, die er am Narrenſeile führt, die Gurgel ſchwenken. Und wenn ihr mich fragt, wer das ſaubere Vögelchen ſei? ſo ſag' ich euch: es iſt der von Konrad vielgeprieſene Herr Conſulent Schimmel!

Das lügſt du in deinen Hals hinein! ſchrie der lange Konrad und ſchlug auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzten.

St! winkte der Bäckerjakob, der über der Erzählung Kirchmeier's wach geblieben war. St! Alle Welt weiß, daß es wahr iſt, was mein Schwäher da erzählt hat. Der predigt dir von der Freiheit, wie ſie der Schinderhannes ſuchte und übte, nämlich zu nehmen, wo etwas zu kriegen war; von der Gleichheit, weil ihn Niemand in der Stadt achtet und kein rechtſchaffener Mann mit ihm umgeht —

Was? ſchrie Konrad außer ſich, ich gehe mit ihm um und bin alſo kein rechtſchaffener Mann?

Das hab' ich nicht geſagt, bemerkte der Bäckerjakob, du biſt mir in's Wort gefallen.

Du wollteſt ſagen, verſetzte Kirchmeier, Narren beteten ſeine lüderliche Weisheit an, und wenn du, Konrad, das thuſt, ſo biſt du ein Narr, und damit Holla!

Das war nun ein klares Punktum! Dem Konrad aber ſtieg nun das Blut in den Kopf. Wüthend ſprang er auf und faßte mit ſeinen ſieben Ellen langen Armen den Kirchmeier bei der Bruſt. Damit war er aber übel gefahren, denn wie lang er auch war, ſo hatte er doch keine Kräfte, und der Kirchmeier war zwar auch kein Simſon, der die Säulen umreißen konnte, wie es auf Bäckerjakob's Ofenplatte zu erſehen war, aber gewandt und gelenkig. Er ſprang aus dem Sorgſtuhl auf, ſchlug des langen Konrad's Hand von ſeiner Bruſt weg und

rannte ihn ſo heftig an, daß das lange Regiſter das Gleichgewicht verlor und der Länge nach in die Stube ſtürzte.

Kirchmeier ſetzte ſich wieder in den Sorgſtuhl, als ob nichts vorgefallen wäre, aber der lange Rebeller, wie ihn der Bäckerjakob nannte, wüthete und ſchäumte, als er wieder auf ſeinen langen Beinen ſtand. Doch zu einem neuen Angriff fehlte ihm der Muth gänzlich, weil er fürchtete, es möchte ihm daſſelbe noch einmal paſſiren, oder noch Schlimmeres. Er legte ſich auf's Toben und Schimpfen.

Meinſt du, dein eckiger Bub ſollte meine Engel kriegen? rief er, als er ſich tüchtig in Schimpfwörtern ergangen, die Kirchmeier ruhig anhörte. Ja, wart' ein Weilchen! Lieber ſoll mir das Mädel in's Kloſter gehen und eine Nonne werden! Ich ſage dir hiermit auf. Mit Einem, der mich anfällt, wie der ſchwarze Peter, will ich nichts mehr zu thun haben. Es iſt ab und los für ewig!

Er nahm ſeine Mütze und rannte nach der Thüre.

Wart' ein wenig, mein lieber Nachbar Konrad, ſagte der Bäckerjakob in heilloſem Spotte, ich leuchte dir, daß du die Thüre findeſt! Kommſt du aber jemals wieder auf den Gedanken, noch einmal über meine Schwelle zu kommen, ſo leuchte ich dir anders, nämlich mit zwei Bäckerfäuſten, die dir einen Denkzettel anhängen ſollen, den du nicht wieder ſo leicht vergeſſen ſollſt.

Damit nahm er das Licht, verbeugte sich tief und leuchtete dem Wüthenden hinaus; alsdann stellte er das Licht wieder an seine Stelle, legte sich der Länge nach auf die Banktiste und war schon nach wenigen Minuten so fest eingeschlafen, daß man ihn hätte rütteln oder, wie Konrad pflegte, auf den Tisch schlagen müssen, um ihn aufzuwecken.

Man hätte denken sollen, die treuen Spießgesellen des langen Konrad wären nach diesen nachdrücklichen Vorgängen auch abgezogen, aber es schien, als ob ihnen das nicht in den Sinn käme. Eine Weile war es gut Hafer säen, was nach dem Hunsrücker sprüchwörtlichen Redegebrauche so viel heißt als: es war Alles stockmäuschenstille; aber dann griff der Schusterpeter zur Karte, die sie zurückgelegt hatten, und ein Spielchen begann wieder seinen gewöhnlichen Gang, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen, was die Gedanken in eine andere Bahn geleitet hätte.

Kirchmeier saß gedankenvoll und mit schwerem Herzen in dem Sessel. Es zog ein tiefempfundenes Leid durch seine Seele, daß es denn doch endlich so weit hatte kommen müssen. Er gedachte an seinen braven Martin, an die seelengute Engel und an ihre nun untergegangenen Hoffnungen, und das legte sich centnerschwer auf sein Herz. Der lange Konrad war, wie alle feigen Menschen, rachsüchtig, und es war vorauszusehen, daß er nach solchem Schimpf nie mehr seine ausgesprochene Gesinnung ändern würde.

Und doch — konnte es anders kommen? sagte er stille zu sich. War nicht Konrad ein Mensch geworden, mit dem gänzlich nicht mehr zu leben war? Er war zwar immer ein Hans Hasenfuß, der seinen eigenen Weg gehen wollte; aber mit verständigen und guten Worten konnte man ihn doch wieder zu Verstande bringen; allein seit der unselige Schimmel ihn ganz eingethan hatte, war's

völlig aus mit ihm. Mußte nicht heute oder morgen derselbe Fall doch eintreten? Nun denn, sagte Kirchmeier, besser jetzt, als später; besser, daß das Zerwürfniß vor der Verheirathung der Kinder eintrat, als wenn es gekommen wäre, wenn Martin schon in seinem Hause lebte.

Eigennutz von Kirchmeier's Seite hatte ohnehin die Verbindung nicht gefördert, denn er selbst war ein wohlstehender Mann, und Bäckers waren sehr reich, und Kirchmeier's Kinder erbten Alles von ihnen, die überdies ihrem Lieblinge, dem Martin, ein Schönes vorausvermacht hatten.

Als es zehn Uhr schlug, kam die Bäckerin heim. Sie wußte schon Alles, denn es war wie ein Lauffeuer durch die Spinnstuben gegangen, aber völlig entstellt, weil des langen Konrat's Erzählung die Quelle war. Sie sah unmuthig ihren Bruder, den Kirchmeier, an und sagte: Was hast du denn für eine Geschichte angefangen?

Da erzählte ihr Mann, der wach geworden war, wie sich Alles gemacht und zugetragen habe, und da erkannte sie denn, daß Kirchmeier sich seiner Haut habe wehren, und daß Alles so habe doch einmal kommen müssen.

Ich sage tausendmal, schloß sie die Erzählung ihres Mannes, lange Brautstände taugen in den meisten Fällen nicht viel, und mit dem Franzosennarren ist's nicht mehr auszuhalten. Nur die armen, guten Kinder jammern mich, die haben sich so lieb, und nun wird ihr junges Leben voll bittern Leides!

Ach was, meinte der verwitzige Schusterpeter, der den Mantel nach dem Winde zu hängen meisterlich verstand, das gibt sich wieder. Und wenn sich's nicht gibt, so kriegt der Martin eine Frau, wo er will, und die Engel ebenso einen Mann, und die trüben Augen waschen sie sich am Brunnen aus, daß Niemand mehr etwas dran sieht. Das ist meine Meinung! —

Um die dich, Manteldreher und Schmarutzer, Niemand gefragt hat, und die du darum für dich hättest behalten können, rief da ärgerlich der Bäckerjakob aus. Ueberhaupt wär' mir's viel lieber, ihr ginget Allesammt Abends wo anders hin. Ich bin schon lange die Wirthschaft müde. Morgen ziehe ich mein Schild ein. Was brauch' ich mich von den Schmachtlappen wach klopfen zu lassen, wenn ich müde bin und gern mein Schläfchen halte? Ich kann

leben auch ohne die Lumpenkreuzer, und das verfluchte Kartſpieleu hab' ich auch ſchon lange ſatt!

Gottlob, ſagte ſeine Frau, daß du einmal zu dieſer Einſicht gekommen biſt! Das war ſchon lange mein heimlicher Wunſch! Wir laden nur den Fluch der armen Weiber und Kinder auf unſer Haus, wenn wir die lüderlichen Männer hegen, und die Hand bieten zu Kartſpiel und Trunk, während die daheim darben und wehklagen. Nur das Eine hätte ich wünſchen mögen, daß es früher geſchehen wäre, ehe das Herzeleid herbeigeführt worden iſt; denn es iſt bekannt: Scheiden und meiden thut weh!

Nach dieſen Eröffnungen machten ſich der Schuſterpeter und ſeine Geſellen ſo ſchnell als möglich aus den Reifern, und auch Kirchmeier ſchied ſchweren Herzens.

Die überraſchende Kunde von dem, was an dieſem Abend in Bäckers vorgefallen war, und die noch auffallendere, daß wirklich der Bäckerjakob ſein Schild — das doppelte

Dreieck mit dem ſchäumenden Bierglaſe darinnen — eingezogen habe, machte in den folgenden Tagen im Dorfe viel Redens und Flüſterns. Viele freuten ſich, daß das Verlobungsband zwiſchen Martin und Engel zerriſſen war. Alle gönnten übrigens dem verhaßten langen Konrad, daß ihm der Kirchmeier den Staar geſtochen und ihm zugleich thatſächlich bewieſen habe, wie erbärmlich er ſei.

Wenn sich Viele der Trennung Martin's und der Engel freuten, so geschah es, weil Beide gute Partieen waren, und für Söhne und Töchter sich nun Aussichten eröffneten, die höchst erfreulich waren. Doch muß es auch zur Ehre des Dorfes erwähnt werden, daß es ebenso Viele und noch Mehrere gab, welche die Trennung der braven, jungen Leute von Herzen bedauerten, und zu diesen gehörten vorzugsweise das Heerchen und seine Köchin, die Jungfer Mariemarlehne, die es mit der herzigen Engel und dem braven Martin von ganzer Seele gut meinte.

Es war auch bei dem alten Heerchen nicht allein die amtliche Pflicht, das Getrennte zu vereinigen und zu versöhnen, sondern auch ein Bedürfniß seines guten Herzens, daß er Alles aufbot, das Zerwürfniß zu beseitigen. Er hätte es gerne sehen mögen, wenn der brave Kirchmeier auf den langen Konrad einen guten Einfluß ausgeübt hätte; dann aber hätte er auch das braveste Paar des Dorfes, die Muster für alle junge Leute waren, als Mann und Frau sehen mögen, weil diese Zwei, nach seiner festen Ueberzeugung, einen recht christlichen Hausstand würden gegründet haben, zum Vorbilde für alle Ehen der Gemeinde.

Er ließ sich daher heimlich den Kirchmeier kommen, der ihm den ganzen Hergang genau erzählen mußte, und dann erst sandte er den Küster zu dem langen Konrad und ließ ihn zu sich citiren.

Da hätte man nun aber doch wetten mögen, der Mann der Freiheit und Gleichheit, der alle Pfaffen gleich hätte köpfen lassen mögen, wäre nicht gekommen, sondern hätte dem alten Heerchen etwas sagen lassen, das mit seiner oft und offen ausgesprochenen Ueberzeugung übereinstimmend gewesen wäre; allein dem war nicht so. Als der Küster, dem es gar nicht heimlich bei dem Gange war, in die Stube trat, wurde der lange Konrad weiß wie eine Leiche. Er war schon sprungfertig, nach der Stadt zu gehen, um Neues zu erfahren und dem Herrn Schimmel Alles zu erzählen, was er für seinen guten Ruf gethan und gelitten habe, woraus zu ersehen, daß ihm der Küster höchst ungelegen kam.

Der Küster traute seinen Augen kaum, ja, er wurde ganz an dem langen Konrad irre, als dieser auf die Botschaft, die er ihm ausrichtete, eine so ungemein höfliche

Antwort gab und beifügte, er solle ihm den Herrn Pfarrer sein grüßen, und er würde auf der Stelle kommen.

Das Heerchen selbst war nicht wenig erstaunt, als der Küster ihm die unerwartete Antwort brachte, und Konrad selbst bald darauf, nichts weniger als keck, in die Stube trat.

Der Pfarrer schärfte ihm zunächst sattsam das Gewissen und zeigte ihm schon in dieser Einen und ersten Folge seines tollen Treibens den Nachtheil derselben. Er wies ihn auf das Unglück hin, das er seinem Kinde bereite, das doch von Jugend auf den Martin lieb gehabt habe, und rieth dann mit der herzlichsten Eindringlichkeit zur Versöhnung mit Kirchmeier, den er rufen zu lassen sich bereit erklärte.

So ruhig, ja, so demüthig auch Konrad das Alles angehört hatte, so verrechnete sich doch diesmal das Heerchen in ihm. Als er den Hergang erzählte, natürlich mit Verschweigung alles dessen, was das Heerchen beleidigen und kränken konnte, und nichts weniger als zu seinem Nachtheil, steigerte sich wieder sein Zorn bis zur Raserei. Der Pfarrer ließ es natürlicher Weise an Einreden, Zusprechen, Bitten und auch ernsten Mahnungen nicht fehlen, allein diesmal predigte er völlig tauben

Ohren. Nachdem er ihn von allen Seiten angefaßt hatte, aber nirgends eine Pforte fand, die zu dem Herzen führte, ließ er am Ende die Flügel der Hoffnung ſinken, dieſen Menſchen, der an ſeinem Ehrgeize zu heillos verwundet war, zur Verſöhnung zu ſtimmen. Er entließ ihn mit herzerſchütternden Worten, die aber alle fruchtlos blieben.

Im Nebenſtübchen hatte Jemand geborcht, dem dieſe Angelegenheit mehr zu ſchaffen machte, als man hätte denken ſollen, nämlich die wohlbeleibte geiſtliche Schaffnerin, Jungfer Mariemarlehne. Sie horchte aber nicht, wie ſie ſonſt pflegte, um doch, da ſie zum geiſtlichen Haus-

halt gehörte, und nicht das unwichtigste Stück desselben zu sein sich vermaß, auch ein Weniges die Herzensgeheimnisse der Pfarrgenossen kennen zu lernen, sondern entschieden in Uebereinstimmung mit den Absichten des Heerchens. Versöhnen wollte sie, wieder zusammenbringen das Getrennte, und es dauernd vereinigen.

Soviel hörte sie, daß wenig Hoffnung für ihren freundlichen Plan war; allein ihr wollte es scheinen, als ob das Heerchen den Punkt viel zu frühe berührt habe, der als letzte Batterie hätte müssen aufgefahren werden, nämlich das Herzeleid der beiden jungen Leute. Das schlaue Weib rechnete besser, als ihr Herr, glaubte es wenigstens, indem sie also ihre Schlußfolgerungen zog: So lange noch die schöne Engel die blühenden Rosen auf den Wangen hat, und die Augen noch so sonnenklar leuchten, glaubt der lange Konrad an kein tiefeingebendes Leid; aber wenn einmal die Wangen des schönen Mädchens bleich, die Aeugelein trübe sind, dann sieht's der lange Rebeller selbst und dann wär's die gelegene Zeit, voranzugehen. Nun, sagte sie zu sich selbst, dann gibt's auch noch etwas für mich zu thun. Und welch ein Triumph, wenn ich in's Werk bringe, was dem Heerchen nicht hat gelingen wollen! Ja, ich will mit den Waffen meiner beweglichen Rede, denen, soviel ich mich erinnern kann, noch kein Männerherz hat Widerstand leisten können, selbst das des Heerchens nicht, und das will etwas sagen, weil man mit seinem Kopfe Wände durchrennen könnte, ehe er nachgibt, verrücken und den Sieg mir erringen!

Die Berechnung, sofern sie auf die Zeichen tiefen Leids gegründet war, betrog Jungfer Mariemarlehne nicht. Das zeigte sich schon nach einigen Tagen auffallend genug, um von Jedem bemerkt zu werden, der es nicht absichtlich unbemerkt lassen wollte, wie der lange Konrad.

Die schöne Engel war tiefgebeugt, denn das Glück ihres Lebens war ja so heillos zerstört. Sie kannte die Starrköpfigkeit ihres Vaters zu gut, um noch der Hoffnung auf ein Umschlagen seiner Gesinnung in ihrem Herzen Raum zu geben. Sie sah bleich aus und ein, jedes fühlende Herz rührender Gram lag in ihren Zügen, Augen und ganzem Wesen.

Jetzt glaubte Mariemarlehne, die es so gut mit dem Paare meinte und ein reiches Maaß jener kupplerischen Neigung hatte, welche so mancher gutmüthigen Weiberseele inwohnt, ihre Stunde sei gekommen, um, wie sie sich ausdrückte, ihre Batterie schweres Geschütz aufzufahren und auf das steinerne Herz des langen Konrad's spielen zu lassen.

Sie paßte zu ihrem Versuche den Augenblick ab, als Konrad einmal früher als gewöhnlich aus der Stadt zurückkam, und, da der Weg übel gewesen war, müde in seinem Sorgsessel am warmen Ofen saß. Die Dämmerung nahte schon, und das schien ihr die rechte Zeit, wo das Gemüth sich offen hingibt.

Darin hatte sie gewiß recht, aber sie vergaß, daß erst auch ein weiches Gemüth da sein muß, das sich traulicher Zusprache öffnen könne. —

Sie trat freundlich grüßend zu ihm und setzte sich auf die andere Seite des Ofens. Konrad war allein, denn die Magd war im Stalle beschäftigt, der Knecht trug Holz in die Küche und Engel stand am Herd, um für das Abendbrod zu sorgen.

Ihr Plan war nicht übel angelegt; sie machte durch trauliche Rede den langen Konrad heimlich und zutraulich und rückte auf weiten Umwegen ihrem Ziele allmählich nahe. Sie besaß die Eigenschaft, daß sie durch mehrmaliges Zupetzen ihrer kleinen, im Fett ihres Angesichts versenkten Augen auf ihre Thränendrüsen nach Belieben einwirken konnte. Je nachdem sie es für nöthig erachtete, rann Eine Thräne langsam über die dicke Wange, oder das Kummerwasser floß in Strömen. Sie hatte dadurch manchmal schon das Herz des Heerchens gerührt und auch bei Anderen ihren Zweck befriedigend erreicht. So war sie denn auch jetzt ihres Zieles im Voraus gewiß. Ihr Vorschreiten war, nachdem sie den Boden für geebnet hielt, rasch und siegesgewiß.

Der lange Konrad war jedoch schlauer, als sie glaubte. Er hatte gleich Anfangs weg, wo sie hinaus wollte, und waffnete sich mit voller Widerstandskraft. Je mehr sie sprach und er schweigend zuhörte, desto weniger wirkte ihre Rede, und als endlich die Schleuße ihrer Thränen aufging und sie den Hauptsturm gemacht, hustete Konrad,

that einen langen Zug aus ſeiner Pfeife und ſagte: Es thut mir leid, Jungfer Mariemarlehne, daß Sie ſich ſo erhitzt. Das iſt nicht gut und ſchadet Ihrer Geſundheit, und vollends wär's beſſer, wenn Sie das Plärren ließe. Hab's mein Lebtag nicht leiden können, zumal ich weiß, daß es Weibsleute gibt, die für einen Groſchen und für einen Sechsbätzner heulen können. Zum Andern aber, mein' ich, es ſollte ſich Niemand unberufen in anderer Leute Sachen miſchen, denn gebetene Speiſen ſchmecken nicht, und wenn's Pfannenkuchen wäre. Es muß ein Jeder vor ſeiner eigenen Thüre kehren. Ich bin nun ſchon etliche Mal über meine ſieben Jahre hinaus, und es iſt nicht nöthig, daß Sie mich am Gängelbande führt. Ich danke für den guten Willen! Zum Dritten aber mein' ich, was dem Herrn Paſtor zukäme, das ſtünde noch lange nicht ſeiner Köchin zu. Drum wünſch' ich, daß Sie heim geht und Ihre Nachtſuppe kocht, denn es iſt Zeit dazu, und Ihre Finger aus meinen Sachen läßt; ich könnte Ihr ſonſt einmal draufklopfen und Sie zur Thür hinauswerfen, ſtatt daß Sie jetzt hinausgeht. Mach' Sie den Prozeß kurz; ſchiebe Sie ſich; bleib' Sie daheim und denk' Sie an das Sprüchwort: „Was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht!“

Die gute, geiſtliche Schaffnerin ſaß da wie Loth's Weib, die zur Salzſäule wurde. Ihr Unterkiefer ſchloß nicht mehr an den obern, vielmehr bewegte er ſich willenlos, wie wenn Einen ein jäher Froſt überkommt. So etwas hatte ſie gar nicht geahnt. Und dieſer kalte, ätzende Spott! dieſe entſetzliche Ruhe und Abgemeſſenheit, womit er ſie ſo unverſchämt abtrumpfte und heimſchickte. — Nein, das war zuviel, und unter anderen Umſtänden wäre ſie völlig in Ohnmacht gefallen. Davor ſchützte ſie aber Eins, nämlich der beshafte Satz: Was dem Herrn Paſtor zukomme, das ſtehe noch lange nicht ſeiner Köchin zu. Das war zu viel für ihre Eitelkeit; das machte Blut und Galle kochen. Die Thränen ſteckten, als wäre die Schleuße plötzlich geſchloſſen, und keine Probe floß mehr, aber im Dunkel ballten ſich die Fäuſte; ihre Backen, Stirne und Naſe gingen vom Kirſchroth in ein bedenkliches Blaureth über; die kleinen Augen ſchoſſen Blitze auf den

„langen Rebeller," die er leider nicht einmal ſah, die geballten Fäuſte faßten Peſto auf den Hüften, wo überdies die gepolſterte Wulſt, die den faltenreichen Rock oben hielt, einen recht handlichen Punkt darbot, und dann begann gleich einem Wolkenbruche der Strom der Rede in einer Höhe der Stimmlage, welche alle paar Minuten den Ueberſchlag in die Fiſtel oder Kopfſtimme vermittelte; es folgten Ausrufungen, Schimpfworte, Drohungen, Warnungen, Alles bunt durcheinander, und es wirbelte ordentlich, ſo raſch arbeitete die Zunge. —

Man kann's Euch aber doch anhören, Schmiedjakobsvetter, ſagte, ihn hier unterbrechend, das Kathrinchen, daß Ihr's recht drauf angelegt habt, uns armen Frauen und Mädchen heut' Abend Eins anzuhängen. So hab' ich Euch meiner Lebtage noch nicht reden gehört!

Der alte Gevatter lachte, daß er ſchockelte. Meiner Sir, rief er aus, mir fällt da ein Sprüchwort ein!

Welches denn? fragte Kathrinchen, und warf ihre friſchrothe Unterlippe etwas höhniſch in die Höhe, was ſie allemal that, wenn ſie etwas beleidigt war und als

Advocat für die Partie der, wie sie meinte, gekränkten Frauen einstand.

Nun, bis bist du einmal, sagte der Gevatter, der's noch hinter den Ohren hatte, da geht's dann in Einem Sturme hin. Ich habe an das Sprüchwort gedacht: „Es schreit Keiner härter, als wenn man ihm unversehens auf das Krähenauge tritt!"

Kathrinchen zog die Lippe noch höher, und sagte: Ich weiß wohl, ihr stehet euch einander nicht ab!

Der Schmiedjakob hatte geschwiegen, aber es war etwas über sein Gesicht geflogen, was auch an ein Bischen Schelmerei gemahnte. Du hast recht, sagte er, ich hab' nie so geredet; aber was kann ich dafür, daß eben die Jungfer Mariemarlehne so Eine war? Du wirst mir, der ich nur getreulich berichte, was geschehen ist, doch nicht gar Alles in die Schuhe schütten wollen? Dann brech' ich lieber ab, und rauche meine Pfeife in Frieden. Das hatte sie denn doch weder gewollt, noch erwartet. Plötzlich wandte sie das schöne Gesicht dem Alten zu mit all' der lächelnden Freundlichkeit, und sah ihn mit den schwarzen Augen so liebreich an, daß, wenn's dem Alten wirklich Ernst mit dem letzten Worte gewesen wäre, der Sieg doch sicher der schönen jungen Frau geblieben wäre. Zum Ueberflusse reichte sie ihm noch ihre Hand, und sagte: Seid mir wieder gut; ich will auch nicht mehr dreinreden!

Er drückte lachend ihre Hand und sagte: Dein Faden ist abgerissen, wie der meine; wir wollen Beide wieder anknüpfen und rüstig fortspinnen. —

Anfänglich hatte dies ungewöhnlich brausende Hagelwetter den langen Konrad ein wenig verdutzt; als es sich aber von Augenblick zu Augenblick steigerte und ihre Stimme überknappte, wie wenn ein junger Hahn zu krähen anfängt, so brach er in ein so gewaltiges Gelächter aus, daß die Wände davon wiederhallten.

Das war für die zornglühende Köchin das Aergste. Mit aufgehobenen Armen und nach innen gebogenen Vordergliedern der Finger, die zum Kratzen gestellt waren, fuhr sie rauschend auf ihn zu — aber — es war ein Glück, daß sie sich halbwegs eines Bessern besann, sprach einen entsetzlichen Fluch über ihn aus und rauschte

zur Thüre hinaus, wie ein wälſcher Hahn, der im Uebermaaß des wüthendſten Zornes iſt.

Konrad's beredtes Gelächter folgte der fliehenden Feindin, die nun wirklich laut weinte, und zwar ohne Abſicht, weil ihr ſolch ein unerhörter Schimpf nie war angethan worden, und weil ſie nie eine Schlacht ſchmählicher verloren hatte, als dieſe, in die ſie ſich ſiegestrunken eingelaſſen. Noch auf der Gaſſe, wo die Klugheit ſie verſtummen machte, reckte ſie die geballte Fauſt gegen die

Fenſter, und nur die ſtillen Thränen einer grenzenloſen Wuth begleiteten dieſe Bewegung, welche Niemand aus den Nachbarhäuſern ſah, ſowie im Innern der entſchiedene Vorſatz, nie, nie, bis zum Grabe nicht, dem langen Rebeller dieſe Mißhandlung zu verzeihen, vielmehr nun einen heimlichen Krieg gegen ihn zu beginnen, deſſen Folgen er fühlen ſolle. Sie eilte ſogleich in die Küche, wuſch ſich mit eiskaltem Waſſer, trank ein Glas zur

Beruhigung und legte ihre Mienen ſchnell in die Falten der alltäglichen Ruhe, damit weder die Stallmagd, noch das Heerchen etwas merken ſollten.

Das fehlte mir gerade noch als Nagel zu meinem Sarge, ſagte ſie zu ſich, daß Der es wüßte! Der würde lachen, wie der lange Rebeller, und mir alle Tage die Geſchichte aufwärmen, bis ich mich todt grämert hätte. Aber Mariemarlehne iſt ſo dumm nicht, daß ſie ſo etwas eingeſteht! Er ſchlief im Sorgſtuhl, mitten unter meinen lieben Katzen, und merkte nicht, daß ich weg war. Nun will ich mich beim Kochen in Acht nehmen, daß ich nichts verſalze!

Damit war's denn für's Erſte abgethan, wenigſtens äußerlich, ob es gleich im Innern noch lange fortgehr.

Was die arme, gute Engel gelitten, das ſagen Worte nicht. Der Alte that, als wär' nichts vorgefallen, und als ſähe er Engel's verweinte Augen nicht.

Wenn auch nicht gerade ſo, wie Jungfer Mariemarlehne, doch mit nicht anderm Erfolge zogen Andere ab, die aus Mitleid mit der guten Engel Sühneverſuche machten. Der lange Konrad gewann nachgerade die Ueberzeugung, es ſtecke hinter allen dieſen Verſuchen einer friedlichen Ausſöhnung Niemand anders als Kirchmeier, der ſeine That bereue, weil die Heirath ſeines Sohnes mit der reichen Engel dadurch zurückgegangen ſei, und das machte ihn um ein Großes hartnäckiger und übermüthiger. Er verbot, ohne auf des Mädchens tiefes Weh und Leid im Geringſten zu achten, jeden Umgang mit Martin und Kirchmeier's Hauſe, und ſetzte, in feſter Rechnung, daß ſein ebenſo gehäſſiges, als gefühlloſes Machtgebot unweigerlich und in ſeiner ganzen Ausdehnung befolgt werde, ſeine Gänge nach der Stadt, zu ſeinem treuen Freunde, dem Herrn Schimmel, fort, dem er aus zarter Schonung nicht einmal mittheilte, was Kirchmeier's böſe Zunge von ihm verlautbart hatte — denn — Konrad wußte, daß es wahr, aber auch, daß eine ſolche Wahrheit entſetzlich kriebele, wenn man ſie aus anderm Munde, und wenn es ſelbſt der eines Freundes iſt, der die Miene annimmt, als glaube er's nicht, hören muß.

Das Verbot Konrad's fiel herber als Alles auf

Engel's Seele. Wie konnte ſie das halten? Denn ſie hatte ja jetzt ihren Martin noch viel lieber! Und ſein Haus ſtand grade gegenüber. Auf die Augen konnte es ſich ja doch nicht erſtrecken! —

Die Jungfer Mariemarlehne kam ſchon am andern Morgen, als ſie den langen Konrad hatte nach der Stadt ſegeln ſehen, herüber und that ihr Möglichſtes, ſie davon zu überzeugen, ſie habe einem ſo ungerechten, unbegründeten, abſcheulichen Verbote durchaus keinen Gehorſam zu leiſten, denn es gehe weit über die väterliche Gewalt hinaus. Das fand natürlich guten Boden, was die unverſöhnliche Feindin Konrad's ſäete. Es war ja ohnehin im Einklange mit dem Herzen des Mädchens, und ſo preßte es ihre Bruſt weit weniger.

Der Haß, der die Seele der alten Jungfer erfüllte, machte ſie völlig blind gegen das Unrecht, das ſie that, indem ſie das Kind zum Ungehorſam gegen den Vater verleitete. Das menſchliche Herz, deſſen Dichten und Trachten von Jugend auf böſe iſt, neigt ſich nur gar zu gerne Dem zu, der ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelt, und willigt lieber in die lockende Sünde, als in das hartſcheinende Rechte und Gute. Auch Engel's ſonſt ſo treues und gutes Gemüth lauſchte den verführeriſchen und lockenden Reden der Köchin mit um ſo größerem Zutrauen, als ſie in ihr ein weſentliches Stück des geiſtlichen Haushalts erblickte, das mit dem Scheine untrüglicher Wahrheit in ihren Augen bekleidet war. In gleicher Weiſe wirkte die Jungfer auf Martin, und ſo iſt es weniger zu verwundern, als zu tadeln, daß ſie durchdrang und wenigſtens hinter dem Rücken ihres Feindes einen Sieg errang, den ſie im Angeſichte deſſelben aufgegeben hatte. Das war der Beginn ihrer Rache, bei deren Süßigkeit ſie nicht erwog, was ſie that, und welche unſelige Folgen dies frevelhafte Thun haben könne. Da die Häuſer Kirchmeier's und Konrad's einander gegenüber lagen, ſo begannen bald die lockenden Lehren der feindſeligen Köchin Früchte zu tragen. War die tiefbetrübte Engel in ihrer Oberſtube, ſo war gewiß Martin in der gegenüber liegenden ſeines elterlichen Hauſes. Da gab's dann einen ſtillen Verkehr aus der Ferne; es gab bald Zeichen, die man ſchnell verſtand.

Bei dieſen Zeichen blieb es nicht; denn Mariemarlehne redete Beiden zu, das enge Neulchen zu benutzen und an der ſchon bekannten Hinterthüre ſich zu ſprechen. Das war nun gar leicht zu bewerkſtelligen. Ein Sprung Martin's über die Gaſſe brachte ihn in das Gäßlein, welches nur die Traufe der beiden Dächer von Konrad's und des Nachbars Hauſe aufnahm, und dann konnte ihn, natürlich im abendlichen Dunkel, kein Menſch mehr beobachten. Benutzte man Konrad's Entfernung, der jeden Abend, ſeit er mit dem Bäckerjakob zerfallen war, in das Haus des Schuſterpeter's ging, ſo war weder Störung, noch Entdeckung zu fürchten. Das wußten Beide wohl, aber auch Mariemarlehne, und dieſe gewiſſenloſe Verſucherin machte ſie erſt recht darauf aufmerkſam, und triumphirte und ſchlug Schnippchen in die Luft, daß ſie ſich ſo herrlich an Konrad rächen könne. Ja, ſie ging noch weiter, und veranſtaltete an den Sonntagnachmittagen, an denen das Heerchen meiſt bei guten Freunden auf dem Filialdorfe

blieb, Zuſammenkünfte im Pfarrhauſe. So war denn wieder der lange Konrad Abends um halb acht Uhr in Schuſterpeter's gegangen, als Martin, dem Rathe Mariemarlehne's folgend, und nachdem die Zuſammenkunft mit Engel durch Zeichen in der Oberſtube verabredet worden war, ſchnell wie ein Gedanke aus der Hausthüre des eigenen Hauſes in das Gäßlein ſprang und völlig unbeachtet an der ſchon bekannten Hinterthüre anlangte, wo die bebende und ihr Unrecht ahnende Engel hinter der halbgebrochenen Thüre ſtand. Martin wagte es nicht, zu ihr in's Haus zu treten, wie er es denn nie, auch früher nicht, gethan hatte; er blieb vor der Thüre ſtehen und faßte die beiden Hände des weinenden Mädchens.

Sie erzählte ihm, wie alle bis jetzt vorgenommenen Verſuche mißglückt ſeien, ja, wie ihr Vater dadurch nur hartnäckiger würde.

Das konnte ich mir denken, ſagte Martin. Alle haben es gewiß gut und treu mit uns gemeint; aber es wäre beſſer geweſen, ſie hätten den erſten Sturm verrauſchen laſſen.

Lange ſprachen ſie ſo miteinander, klagten traurig über ihr Schickſal und gelobten ſich auf's Neue ewige Treue.

Da regte es ſich im Höfchen und eine Geſtalt wurde im unſichern Zwielicht der Sterne ſichtbar.

Engel ſtieß einen unterdrückten Schrei aus und Martin ſtand ſtarr vor Entſetzen. Ihre Angſt ſchwand jedoch bald, als ſie die Geſtalt und Stimme Mariemarlehne's erkannten, die der ganzen Unterredung ungeſehen beigewohnt hatte und ſich höchlich freute, daß Engel nicht ihres Zuſammentreffens mit ihrem Vater gedachte, was ihr ſehr unangenehm geweſen wäre. Sie war im Nachbarhauſe geweſen, und hatte bei einem Blicke nach den Fenſtern von Kirchmeier's Oberſtube den Martin geſehen, deſſen Blicke nach den Fenſtern der Oberſtube in Konrad's Hauſe mit ganz beſonderm Ausdrucke gerichtet waren. Man ſagt im Sprüchworte: „Niemand ſieht einen Andern hinter dem Ofen, er ſei denn ſelber ſchon dahinter geweſen.“ Das traf merkwürdig bei der Jungfer Mariemarlehne zu, deren jüngere Jahre die Schule geweſen waren, wo ſie Das gelernt, was ſie

jetzt bei Engel und Martin in's Werk zu setzen suchte. Sie wurde auf der Stelle aufmerksam, und bald sah sie, daß Martin die acht Finger erhob. Aha! dachte sie, das bedeutet acht Uhr, und wo und zu welchem Zwecke, das weiß ich schon!

Nun wurde es ihr doch manchmal etwas heiß, wenn sie daran dachte, welche Rathschläge sie ertheilt hatte, und so kam es denn, daß sie schon um halb acht Uhr, trotz einer rauhen, eisigen Luft, auf einem Häuflein Taubholz saß, und der Unterredung der zwei jungen Leute, innerlich beruhigt, zuhorchte.

Sie trat schnell herzu und flüsterte: Erschrecket nur nicht! Ich bin's, und will euch nur sagen, daß ihr vorsichtiger sein müßt. Aus des Nachbars Haus hab' ich alle deine Fingerzeichen gesehen, Martin. Das könnte nun auch einmal ein Anderer sehen, und es könnte auf gradem Weg oder über's Eck dem Konrad gesteckt werden. Was gäb's dann für Häntel. Laßt das Zeichengeben, und saget mir's allemal, wenn ihr euch sehen und sprechen wollet. Ich will's besorgen. Vertrauet mir nur wie einer Mutter, und ihr sollt erfahren, wie treu ich es mit euch meine.

Beide gelobten das dankbar und schieden, indem Martin der dicken Schaffnerin und Köchin half, daß sie ohne eine unangenehme Schlittenfahrt ohne Schlitten das abhängige Gäßchen hinab und unbemerkt in's Pfarrhaus kam, dessen Thüre sie nur angelehnt hatte. Martin und Engel waren nun ruhiger geworden, denn sie wußten, daß sie sich, wie es auch käme, die Treue bewahrten.

Der lange Konrad ahnete nichts von diesen Zusammenkünften, die Mariemarlehne bestellte und überwachte. Er hielt die mehr und mehr zurückkehrende Ruhe Engel's für eine Folge seines unabänderlichen Willens, und gab sich ganz dem Treiben hin, in das ihn der betrügerische Schimmel verstrickt hatte. Dieser schlaue Mensch wußte ihn vollkommen zu seinem Vortheil auszubeuten, ohne daß es Konrad merkte, weil er sich ganz unbedingt Schimmel ergeben hatte. Sein Plan war dabei ein doppelter. Zuerst hoffte Schimmel durch Konrad's Einfluß, den er freilich, sich selbst betrügend, viel zu hoch anschlug, einen breiten Fuß im Volke sich zu bereiten, damit, wenn die Franzosen

kämen, er als ein Mann der Volksgunst und des öffentlichen Vertrauens sofort die Laufbahn zu Aemtern und Würden sich eröffnet sähe. Der andere Zweck war dieser: Schimmel brauchte oft Geld. Durch seine Franzosenliebhaberei hatte er sich die ganze Stadt und Umgegend verfeindet, und das wirkte natürlich ungemein schlimm auf seine Einnahmen. Seiner Anhänger waren nur Wenige. Konrad, ein Rasirer, ein verkommener Schneider und ein Kaufmann, der schon zweimal Bankrutt gemacht hatte und es gerne noch einmal würde gethan haben, wenn's angegangen wäre, das war der edle Klubb, welcher im Adler, im kleinen Stübchen hinter der großen Wirthsstube, seine Versammlungen hielt, und dessen ersten Platz der Herr Schimmel einnahm. Der Feldscherer, der Schneider und der Kaufmann waren so arm wie Kirchenmäuse. Nur Konrad hatte Geld. Daher war es denn auch natürlich, daß Herr Schimmel auf ihn am Meisten hielt, ihn nur „Herr" Konrad nannte; seine eigenen Gedanken dem langen Simpel als die seinigen unterlegte und ihn auf eine Höhe hob, die ihn völlig schwindelig machte.

Ihr sehet schon, sagte Schmiedjakob, daß dieser Schimmel kein Dummkopf war, wohl aber wußte, wie man Dummköpfe wie Hühnerhunde dressiren kann, nur nicht mit Stachelhalsband und Hundspeitsche. Die Mittel kannte er und wandte sie mit dem glänzendsten Erfolge an.

Soviel Geld er sonst mit Wühlerei und Hetzerei, Briefschreiben und Bittschriftenmachen verdient hatte, so dachte er nie daran, daß es anders werden könnte — und sparte nichts, und nun er die völlig unbeliebte Seite herauskehrte, hörte plötzlich seine Geldquelle zu fließen auf. Nun geht's mit solchen Leuten so, daß sie sich selber immer tiefer in den Sumpf hineinarbeiten, und es kaum merken, bis er ihnen an den Kragen geht. Sie räsonniren sich hinein, bis sie nicht mehr rückwärts können, und dann geht's vorwärts, ohne zu überlegen, was folgen muß, nämlich das Zurückziehen aller ehrlichen Leute, die allgemeine Mißbilligung und Verachtung, und, wenn sie vom Vertrauen und der Theilnahme anderer Leute ihr Brod verdienten — am Ende der Mangel. Glückt's — dann suchen sie sich Tagediebe und Simpel, und klammern sich

an diese an. Tagediebe haben aber selten viel zu geben, und so ist es die Naturfolge, daß die Simpel herhalten müssen, an denen etwas zu rupfen ist.

Was ich da von der damaligen Zeit sagen muß, bemerkte einschaltend der Schmiedjakob, das haben wir Anno 1848 und 1849 alle Tage vor unseren Augen sich wiederholen sehen, und wie mancher Simpel, den die damals sogenannten Tonangeber gerupft haben, hat hintennach mit trüben Blicken seine Lage betrachtet, die vor lauter Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe so nahe an den Bettelstab gekommen war, daß er keine Poststation mehr zu ihm hatte. Wie wahr ist doch das Wort Salomon's, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt! So ist es beinahe auch dem „Herrn" Konrad ergangen. Ich sage beinahe, denn der liebe Herr im Himmel wachte über ihm und seinem Kinde, daß die bösen Rathschläge sie Beide nicht elend machten. Doch ich will meiner Geschichte nicht vorgreifen! Der lange Konrad ging dem Herrn Schimmel in's Netz, das dieser sorgfältig zuzog. Das Mittel, dessen sich vorzugsweise der pfiffige Schimmel bediente, war der sogenannte „Hochmuthszipfel." An dem, den der reiche Bauer gerne aus der Rocktasche heraushängen läßt, etwa als rothen Taschentuchszipfel, faßte ihn der Herr Schimmel.

Alle Welt redete mit Konrad per „Ihr," aber Schimmel sagte „Sie." Alle Welt sagte schlechthin: „Wie geht's, Konrad?" Der Schimmel sagte: „Herr Konrad!" Weitschweifig räsonnirte Schimmel über die Landesherrschaft, daß sie den Tüchtigsten, Brauchbarsten, Gescheidtesten in seinem Dorfe nicht zum Schultheiß gemacht habe. Die Esel, sagte er, nimmt man zu dem Amte; aber lassen Sie einmal die Franzosen kommen, mein werther Herr Konrad, dann lautet's anders; dann wird dem Verdienste seine Krone! Dann gilt Der, der durch seinen Kopf etwas werth ist, und das gesunde, verständige Volk wird seine rechten Leute wählen. Man muß sich nur, setzte er, ihm vertraulich in's Ohr flüsternd, hinzu, bei Zeiten geltend machen, sich Anhang erwerben, sich für einflußreiche Freunde sorgen, wenn es Einen auch etwas kostet. Das kommt nachher tausendfach wieder bei. Ich zum Beispiel, und

das sage ich Ihnen, meinem besten Freunde, habe meine Verbindungen bis Paris. Es kann nicht ausbleiben, daß ich die einflußreichste Stellung einnehmen werde. Dann aber sollen meine Freunde erleben, was Freundschaft heißt. Ich werde für sie sorgen wie ein Vater für seine Kinder, und wenn sie nicht schon reich sind, so sollen sie es doch werden in Bälde!

Hörte nun Konrad seinem unsinnigen, lügenhaften Gewäsche mit offenem Munde zu, so klopfte ihm Schimmel auf die Schulter und sagte: Sie, Herr Konrad, sind der Mann, der mich versteht; der meine erhabenen Ansichten und edeln Gesinnungen, die nur auf wahres Volksglück gerichtet sind, fassen und begreifen kann. Sie sind ein Mann von Einsicht, wie wir Wenige haben. Ihnen kann es gar nicht fehlen und — zählen Sie auf mich! Ich werde Sie heben! — Dann war Konrad außer sich vor Entzücken über diesen Mann, dessen hohen Werth das dumme Volk nicht erkannte. Herr Schimmel ließ sich dann erbitten, eine Flasche Rheiner oder guten Obermoseler zu trinken und eine Wurst mit ihm zu essen oder ein Stück Schinken, wie man es eben im Adler bekam. Und beehrte Herr Schimmel seinen Freund Konrad mit dem tiefsten Vertrauen und sagte ihm, er sei augenblicklich in Geldverlegenheit, da er die großen Herren, die ihm Geld schuldig seien, doch nicht gradezu vor den Kopf stoßen wolle, so war es ja doch eine Ehrensache, den verehrten Freund nicht stecken zu lassen. Er gab, so lange das vorreichte, was er baar bei sich trug, und er nahm stets Geld mit in die Stadt. Nun kamen auch Fälle vor, wo er für den Freund Bürge wurde. Den Leuten war der vermögende Bauersmann sehr angenehm als Bürge, denn ihn konnte man am Lappen fassen, aber den Schimmel nicht, der, wie Kirchmeier zu sagen pflegte, an der Erde nichts zu suchen hatte, wenn er auf einen Baum stieg.

Waren wieder solche Opfer von Konrad gebracht, so sagte Schimmel: Wenn unsere Erndtezeit kommt, gibt's volle Garben! Konrad verstand was er meinte, nickte ahnungsvoll lächelnd seinen Beifall und ließ alle seine Wechsel auf die blaue Hoffnung stellen. Natürlich waren diese Hilfleistungen mit dem Schleier freundschaftlicher Verschwiegenheit bedeckt, sofern es möglich war. Was er

baar gab oder für Schimmel bezahlte, erfuhr Niemand; aber bei Bürgschaften kam denn doch dies und das unter die Leute und drang dann auch bis in das Dorf und selbst zu Engel's Ohren, die aber den Muth nicht gewinnen konnte, den Vater zu fragen: ob das Gerede wahr sei?

Bisweilen ging auch im Nebenstübchen des Adlers der Stoff der Unterhaltung aus. Dann schlug Einer der Klubbisten, wie man die Sippschaft des Herrn Consulenten Schimmel benannte, ein Spielchen vor, und Konrad konnte nicht zurückbleiben. Wurde er dann gerupft bis auf den letzten Flaum, so borgte der Adlerwirth gar gerne das fehlende Geld. Sie ließen ihn wieder etwas gewinnen, um ihn recht spielhitzig zu machen und ihm dann desto sicherer Alles abzugewinnen, was er hatte.

Dennoch tröstete ihn für alle diese Verluste die Ehre, mit den Stadtleuten auf so vertrautem Fuße zu stehen und — Klubbist genannt zu werden.

Wie es in des Vaters Geldschränklein stand, wußte die gute Engel nicht, denn er hatte ja allein das Schlüsselchen in der Tasche. Sie brauchte auch kein Geld, da sie Alles im Hause hatte, was sie bedurfte, und die Einnahme von Butter, Eiern und dergleichen für das Uebrige ausreichte. Sie sah, wie er das Geld, das er vom Fruchtmarkt brachte, hinein legte; aber was er herausnahm, das verbarg er aus einer Gewissenscheu, da er sich doch nicht verhehlen konnte, daß er sein Kind um das Seine brachte.

Wie es genau stand, wußte auch sonst Niemand im Dorfe, denn die Genossen des Klubbs schwiegen wohlweislich, und in dem Spitzbubenvortheile des Wirthes lag es ja auch, reinen Mund über Das zu halten, was im Stübchen des Klubbs vorging.

So ist der lange Konrad immer tiefer hineingerathen in das Gewebe schlauer Betrüger, und er mochte es gar nicht erkennen, daß seine Dummheit den Einschlag dazu hergab. Wer ihm die Augen öffnen wollte, und das wollten manche brave Leute in der Stadt, kam übel bei ihm an. Das waren natürlich nur Feinde der wackern Glieder seiner Gemeinschaft und blinde, unverständige Anhänger der churpfälzischen Wirthschaft, die nach den Grundsätzen der Klubbisten längst faul war.

Einem ehrlichen Christenmenschen blutet das Herz, sagte nach einiger Ruhe der Schmiedjakob, wenn er sieht, wie ein Mensch in's Verderben geräth, sein Kind unglücklich macht und es auf Wege hindrängt, wo eine alte Jungfer es über seine Kindespflicht täuscht und zu Handlungen verleitet, die unselig waren.

Indessen ist dafür gesorgt, daß am Rande des Abgrunds noch die rettende Hand nahe ist. Freilich sind die Wege dieser rettenden Hand dornig und herbe, aber bittere Arznei ist dem Magen gar sehr gesund, und wir wollen sehen, welcher Art sie war und was sie bewirkte.

Ich muß euch nun einmal auf die Zustände hinweisen, die im Lande allmählich sich entwickelten.

Droben an der churtrierischen Landesgrenze ging's schon: Piff! Paff! und die französischen Kugeln fanden schon deutsche Herzen, um sie zum Verbluten und Stillestehen zu bringen, wo es dann aber auch nicht ausblieb, daß deutsche Kugeln einen der freiheitstollen Franzosenschädel trafen, daß das Sonnenlicht hineinschien und, leider zu spät, eine gesunde Luft hineindrang, die freilich den übeln Dunst nicht mehr heilsam vertreiben konnte.

Leider hatte aber in den Orten und Städten dort herum die Freiheitsschwindelei viele Köpfe toll gemacht, die allein das Heil und den Segen von den Franzosen erwarteten, und — es waren bei Weitem nicht Alle Schelme, wie der Herr Consulent Schimmel, aber gehirnkrank waren sie Alle. Nur im eigentlichen Kerne des Volkes, im Bürger- und Bauernstande, fanden sie keinen Anklang und Halt, es sei denn, daß es hin und wieder so eine Art langer Konrad gewesen wäre. Wie das Volk am alten Glauben mit eiserner Treue hielt, so hielt es auch am alten Regiment, am alten Herrn und am alten Rechte. Das zeigte sich besonders auf dem churpfälzischen Hunsrück, wo das Volk fest, treu, derb, echt und bieder stand und nicht wankte, wenn auch Einer einmal toll wurde, wie der lange Konrad. Die aber waren verabscheut, ja gehaßt von den Besseren. Und wenn sie sich auch einen kleinen Anhang verschaffen konnten, so war es Gesindel, wie es denn Konrad's Anhang in seinem heimath-

lichen Dorfe an dem Schusterpeter und seinen Genossen deutlich genug bewies.

Ich sag' euch, es war im Jahr 1848 und 1849 gerade so. Das Volk ist treu und echt. Wären es nur die sogenannten „Herren" gewesen und — weiter will ich nicht greifen, es möchte sonst übel klingen und scheinen, als wollt' ich auf eine besonders abweichende Melodie des Liedleins hinweisen: „Dess' Brod ich esse, dess' Lied ich singe!" — Ich bin einmal im Schwetzinger Garten, droben bei Mannheim, gewesen, schloß der Schmiedjakob diese Abschweifung, und las da die Inschrift: „Reden ist Silber und Schweigen ist Gold!" Dann fuhr er fort: In früheren Zeiten, als der lange Konrad noch ein ordentlicher, treuer und fleißiger Mann war, hätte er es sich für eine Schande und Schmach gerechnet, mit Menschen umzugehen, die man im Dorfe mit dem wegwerfenden und brandmarkenden Namen: „Schmachtlappen" bezeichnete. Jetzt, wo er in Bäckerjakob's nicht mehr gehen konnte, war es theils Noth, theils berechnende Klugheit, ihre Gesellschaft zu suchen: Noth, weil er nun kein Haus mehr hatte, wo er majen konnte, ohne daß er die bittersten Pillen zu schlucken bekam und derbe Zurechtweisungen und Warnungen dazu; berechnende Klugheit, weil er den Satz seines Freundes, des Herrn Schimmel, wohl begriffen, man müsse sich Anhang verschaffen, damit man seiner Zeit, wenn die rechte Erndtezeit komme, einen Einfluß in der Gemeinde habe. Wenn es nach der Mehrheit der Stimmen gehe, so wiege die eines Schuftes gerade so viel, wie die eines ehrlichen Mannes. Spottende Bemerkungen machten ihn nicht irre; er krakeelte wohl dagegen und wies sie mit Grobheit zurück, aber er blieb dabei, weil's ihm zu dienen schien. Das verfing aber nicht bei ihm; allein auch nicht bei seinen Gegnern. Die Waffen kehrten sich immer wieder gegen ihn, bis er zuletzt ganz unverwundbar, hieb- und stichfest wurde, und es sich gar nicht mehr zu Herzen nahm, daß sich die ganze Gemeinde von ihm mit Abscheu und Aergerniß abwandte.

Sie werden schon noch zur Einsicht kommen, sagte er zu sich selbst. Sie sind jetzt blind. Sind einmal die Befreier da und athmen sie die süße Luft der Freiheit, so fällt's

wie Schuppen von ihren Augen! Ebenso blind, kalt und theilnahmlos war er gegen den stillen Kummer seines eigenen Kindes. Wie hätte er sich auch um solche Kindereien bekümmern können, wo er wichtigere Dinge zu bedenken hatte, nämlich, wie künftig das „gemeine Beste" müsse wahrgenommen und gepflegt werden, wie es mit der Vertheilung des Pfarrguts müsse gehalten, wie das Gemeindegut, namentlich der Gemeindewald, Jedem nutzbar gemacht und das Laubscharren, Holzholen und dergleichen Dinge recht gut besorgt werden müsse, was Alles bisher heillos verpfuscht worden war und mit den Franzosen mußte in das rechte Gleise kommen. Daß er dabei im Stillen der Gesellen sprach, denen er diese Pläne auseinandersetzte, versteht sich von selbst; und sie huldigten diesen Plänen um so lieber, als Nichts bequemer und angenehmer ist, als zu ernten, wo man nicht gesäet hat.

Unter den euch erzählten Umständen, fuhr der Schmiedjakob fort, ist es recht begreiflich, daß das Einrücken der Rothmäntel auf den Hinter-Hunsrück eine Sache war, die sehr verschieden beurtheilt wurde.

Rothmäntel? riefen die Frauen, davon haben wir viel Arges gehört!

Nun, erläuterte Schmiedjakob, ich hätte auch Serethschaner oder Kroaten sagen können, das wäre richtiger gewesen; aber unter dem Namen: Rothmäntel stehen sie noch lebhaft im Andenken der Leute. Sie trugen eben rothe Mäntel und tragen sie heute noch, und daher kommt der Name. Sie gehörten dem Kaiser und gehören heute noch zu Oesterreich. Daß ihr nicht viel Gutes von ihnen gehört habt, ist allerdings nicht ohne Grund. Sie sind eben wilde Gesellen, die da, wo sie die Mannszucht der Offiziere nicht im Zaume halten kann, Vieles thun, was gesittete Menschen nicht thun, und namentlich etwas längliche Finger haben. Der beste Ruf ist ihnen weder vorausgegangen, noch gefolgt. Das Volk sah in ihnen intessen einen Wall gegen die Franzosen. Wenn es sie auch fürchtete, so war es doch bereit, Opfer zu bringen und sie in's Quartier zu nehmen, weil es eben eine Nothwendigkeit war, die es doch unter allen Umständen derjenigen vorzog, die Franzosen aufnehmen zu müssen.

Man liebte sie nicht, diese wilden Rothmäntel, die man alle für Heiden und Türken ansah, und hatte, wie es aus ihren früheren Standquartieren verlautete, auch keine Ursache, sich zu ihrem Kommen Glück zu wünschen; allein man wollte über die Menschen hinaus auf die Sache sehen, welcher sie dienten, und das gab doch am Ende den Ausschlag.

Anders war es bei Konrad und seinen Freunden. Die haßten die Sache und die Menschen dazu, die ihr dienten. Die fluchten und haselirten über die wälschen Heidenhunde, die da kämen, vom Kaiser gesandt, die meriche Pfalz vor dem Einstürzen zu bewahren, in der doch nichts Gutes mehr sei und jedes Amt käuflich und jeder Beamte bestechlich, was leider auch nicht aus der Luft gegriffen war.

Lange schon hatte man gemunkelt: Wir kriegen Rothmäntel! allein da es so lange dauerte, waren Viele wieder, zu ihrer Beruhigung, zweifelhaft geworden.

Da rasselten eines schönen Morgens die Trommeln, und eine Compagnie Rothmäntel rückte in's Dorf. Das war ein Schrecken!

Nicht weit vom Pfarrhause war ein freier Platz. Hier stellten sie sich auf, und nicht nur die liebe Jugend, sondern Alt und Jung stand da, die mit Schrecken erwarteten wilden Gäste sich anzusehen, die so greulich weit heim hatten, schier an das Ende der Welt, die Heiden, ja, was noch schlimmer war, leibhaftige Türken waren; die so greuliche Waffen, Flinten, Pistolen und lange Messer, trugen, und gar nicht so aussahen, wie die Christenmenschen hier herum, so absonderliche, fremde Kleidung trugen, und so schauderhaft menschenfresserig aussahen und eine Sprache vollends redeten, die Einem eine Gänsehaut über den Nacken jagte. Manchem wurde es gruselig, wenn er in die erschrecklichen Gesichter sah und sich dachte, er würde eine Reihe von Wochen mit diesen Auswüchsen des menschlichen Geschlechtes unter Einem Dache leben müssen.

Auch der lange Konrad stand da und machte ein Gesicht, wie eine Katze, wenn's donnert. Man wußte nicht, wollte er weinen oder lachen, war er trotzig oder verzagt; aber im Innern stand's schlimm. Sah er diese Türken und Heiden an, mit ihren Mänteln, roth wie purinzig

Menſchenblut; mit dieſen Meſſern, die durch und durch gingen; mit dieſen langläufigen Piſtolen und ellenlangen Flinten, die, wie die Leute ſagten, einen Groſchen zwiſchen zwei Fingern herausſchoſſen, ohne den Fingern etwas Leids

anzuthun: dann fühlte er ſo eigentlich im Mark der Knochen ein Fröſteln und in den Gliedern eine Bewegung, die Jeder, aber nur Er nicht, für unzweideutiges Zittern hätte erklären müſſen. Beſonders äußerte es ſich in den langen, dürren Beinen. Durfte er es aber ſehen und merken laſſen? — Dann war's aus, und der Uhz hatte dann kein Maaß und keine Grenze, womit ihn die Leute übergoſſen hätten. Darum nahm er ſeine Kraft zuſammen und blickte ſo bärbeißig die Rothmäntel an, als wollte er ſie Alle in Einem Frühſtück aufzehren, woran doch ſeine angſtvolle Seele ſo wenig dachte, als an des Himmels Einfall. Sah ihn ſo ein Rothmantel an, ſo zuckte es ihm in den Gliedern, und er ſchlug die Augen nieder wie ein verſchämtes Mädchen.

Der Schultheiß brachte nun die Hausnummerzettel, die ſofort an die Rothmäntel vertheilt wurden. Der Offizier, der ein Deutſcher war, kam in das Pfarrhaus, und die Soldaten gingen nun auseinander, die Quartiere nach den Nummern zu ſuchen. Der lange Konrad wollte ſich nichts vergeben, und nicht, wie andere Bauern thaten,

den Rothmänteln die Zettel lesen und sie zurechtweisen. Er schlenderte, als ob ihn das gar nichts anginge, die Hände in den Hosentaschen, langsam seinem Hause zu und sah nicht einmal um, ob ihm ein Soldat folge.

Plötzlich erhielt er einen Kolbenstoß zwischen die Schultern, daß er fast vornüber in den Koth der Straße gestürzt wäre. Es war ein Rothmantel vom wildesten Aussehen, der den Dahinschlendernden auf diese nachdrückliche Weise erinnerte, sich des Unkundigen anzunehmen und ihm sein Quartier zu zeigen.

Kreidebleich vor Schmerz, Schrecken und Zorn fuhr der lange Konrad herum und wollte eben in eine Fluth von Schimpfwörtern ausbrechen, als er in das entsetzliche Gesicht des Rothmantels blickte, der ihn mit blitzfunkelnden Augen ansah und etwas zornig daher wälschte. Der Schrecken, welchen dies wilde Gesicht hervorbrachte, überbot Alles und schlug den Zorn nieder, drängte jede Aeußerung desselben zurück und nöthigte ihn, eine andere Fahne auszustecken, die auf Frieb', Freud' und Einigkeit hindeuten sollte. Seine Gesichtsmuskeln nahmen den Ausdruck grinsender Freundlichkeit an. Er ergriff den Quartierzettel und sagte, bebend vor Entsetzen: Ach, Herr Rothmantel, Sie haben Ihr Quartier bei mir! Er hatte unwillkürlich dabei die gewobene baumwollene Strumpfmütze abgenommen und einen Diener gemacht, dem nur der Kratzfuß fehlte, um das Höchste aller Höflichkeit zu sein. Ein brausendes Gelächter gellte plötzlich in Konrad's Ohren. Es kam von einigen Bauern, die Zeugen des Auftritts waren. Eine Zornesgluth, an der auch große Beschämung ihren Antheil hatte, übergoß Konrad's Gesicht mit brennender Röthe. Zu anderer Zeit würde er losgeschlagen haben mit nicht eben sehr glimpflichen Reden; jetzt aber schlug der Gedanke an eine Wiederholung des Kolbenschlags jede Regung der Selbstvertheidigung nieder und ein giftiger Zornblick nach jenen falschen Lachern mußte seinem Rachegefühl genügen. Er deutete auf sein Haus und ließ dem Herrn Rothmantel, weniger aus gefälliger Höflichkeit, als um ihn vor sich zu haben, den Vortritt. So wenigstens kam doch kein Kolbenschlag mehr in den Rücken.

Der Rothmantel verstand das Zeichen, gab dem langen Konrad einen Rippenstoß mit dem Ellenbogen, daß er auf die Seite fuhr, und eilte der Thüre zu. Konrad folgte zögernd dem untersetzten und robusten Rothmantel, dessen Muskelkraft er schnell, als der seinigen unendlich überlegen, ermessen hatte.

Als der Rothmantel über die Schwelle trat, pickte eben ein junges, schönes Huhn, das schon zu legen begonnen hatte, einige Brosämlein in der Hausflur, die ihm Engel's Hand eben erst gestreut. Blitzschnell warf er das lange Gewehr auf den Rücken, zog das breite, lange Messer blank, und ehe noch Konrad, der vor Schrecken stille stand, erwägen konnte, was er mit dem greulichen Messer vorhabe, lag der Kopf des schönen, jungen Thierchens zu des Unholds Füßen, und im Todeskampf tummelte sich der Rumpf umher, bis er unter heftigem Flügelschlage zuckend zu des Rothmantels Füßen verendete. So lange wartete der Rothmantel. Konrad stand, völlig betäubt, noch etwa drei Schritte von der Thür. Zorn und Entsetzen stritten in ihm um den Vorrang. Faß' ihn, Konrad! riefen die uhzenden Bauern. So ein Franzos, wie du, ißt ja drei Rothmäntel im Frühstück auf!

Aber wer that, als hörte er den bittern Uhz nicht, und auch weit entfernt war, den Rothmantel zu fassen, oder auch nur ein Zeichen der Mißbilligung zu geben, das war Konrad. Es wurde ihm erst wieder etwas leichter um das geängstete Herz, als der Rothmantel das Blut von der Klinge an seinem Mantel abstrich und diese in die Scheide schob.

Jetzt bückte sich der Unhold, hob das verendete Thier auf, warf es Konrad vor die Füße, machte mit der Hand die Bewegung des Rupfens und rief: Bauer, brat'! — Darauf hob er die halbgeschlossene Hand gegen den Mund, als ob er trinken wollte, und sagte ziemlich verständlich: Branntwein!

Konrad verbeugte sich bejahend und lüftete wieder die Strumpfkappe zum Zeichen seiner Willfährigkeit. Das brausendste Gelächter der Bauern brach abermals los, und wüthend über alle die erduldete Unbill stürzte Konrad dem eintretenden Rothmantel nach.

Als er in die Küche kam mit dem Leichnam des schönen Thierchens, stand Engel hier und weinte; denn sie hatte sich das schöne Hühnchen gezähmt, und es war ihr besonderer Liebling. Rief sie: Pipi! so kam es zu ihr und nahm sein Futter aus ihrer Hand. Und nun hatte sie sehen müssen, wie es der Unmensch mordete, und sollte es ihm nun rupfen und braten!

Da! rief er mit einem tiefen Seufzer, rupf's oder laß es rupfen von der Annlies und brat's dem Hunde. Das ist der Satanas selbst, und wir können von Glück sagen, wenn er uns nicht um's Leben bringt. Weine jetzt nicht, Engel! Dazu ist keine Zeit. Suche mir nur den Satan zufrieden zu stellen, daß er nicht noch ein Unglück anfängt! —

Schnell wandte er sich dann; eilte in den Keller, wo der Schnappskrug stand, den er erst kürzlich von dem Bohnenpeter, der echten Drusenschnapps vom Rheine her brachte, hatte füllen lassen, um zu Zeiten, wenn er Pein hatte, ein Tröpflein als Medicin, und zu Zeiten,

weil es gut schmeckte, einen Schluck sich beizulegen. Er füllte ein stattliches Glas und trug es in die Stube.

Dort hatte sich's der Rothmantel bequem gemacht. Am Zapfenbrett, das auf zwei Seiten der Stube unter einer Diele hinlief, auf welcher einige Kürbisse, Aepfel und Birnen zwischen allerlei spiegelblankem Porzellain standen, wie man es bei den Händlern kauft, die es aus der Gegend von Wittlich, da hinten in der Eifel, bringen, hatte er den rothen Mantel, die rothe Mütze, den Tornister, das Gewehr und die langen Pistolen mit den kurz gebogenen Kolben aufgehängt. Lediglich das entsetzliche Messer steckte in dem blau und roth gewirkten Gürtel, welcher um seine Hüfte geschlungen war. Er lehnte behaglich in Konrad's Sorgstuhl und drehte an dem rabenschwarzen Schnauzbarte, der eine Hand breit an beiden Mundwinkeln, aufwärts gebogen, in die freie Luft hinausstand und nichts weniger als auferbaulich anzusehen war. Dies Gesicht hatte dem langen Konrad als ein solches erscheinen wollen, das nur lachen könne, wenn Einer den Hals breche, allein er sah jetzt, daß er sich geirrt hatte, denn der Rothmantel zog den breiten Mund noch um ein Ansehnliches breiter; die schneeweißen Zähne sahen erschrecklich unter dem schwarzen Schnauzert heraus, aber es war in der That gelacht! Und dies Lachen, das Einem zu Muthe machte, als solle man eben in die Folter gespannt werden, kam daher, daß das scharfe Auge sogleich weghatte, daß Konrad nicht ein Gläslein, sondern ein stattliches Glas voll krystallhellen, gelblichen Branntweins brachte, nach dessen lieblichem Genusse der Unhold lüstern war. Er reckte seine Hand aus, an der noch das Blut des gemordeten Hühnleins klebte, ergriff das mit aller Höflichkeit und einem Proficiat, dessen Wahrheit freilich sehr in Zweifel zu ziehen war, dargebotene Glas, setzte es, nachdem er den Schnauzert zurückgestrichen, an die Lippen, und ehe Konrad noch seinen Bückling ganz vollendet hatte, der das Proficiat begleitete, war es leer, daß auch nicht Eine Thräne übrig gewesen wäre. Das geht gut, dachte Konrad, als der Rothmantel ihm das Glas wieder darreichte und nach der Thüre deutete, was Konrad so nahm, als solle er's noch einmal füllen. Damit hatte er

denn auch seines Gastes Willensmeinung auf ein Haar getroffen, und er lächelte wieder so schön dazu, daß Konrad abermals das leise Frösteln in allen Gliedmaßen fühlte.

Als er in die Küche trat, sagte er: Engel, was das gibt, weiß der liebe Gott! der trinkt den starken Trusenbranntwein, als wär's Bornwasser, und lacht, daß Einem das Blut in den Adern gerinnt! Er schlich in den Keller, goß das Glas voll und nahm zur Vorsorge den Krug mit herauf in den Küchenschrank, um doch nicht allemal in den Keller hinabsteigen zu müssen. Er säumte absichtlich etwas länger und brachte dann das Glas dem Rothmantel, der noch greulicher als das erste Mal lachte, „gut Vater" sagte und es wieder in Einem Ruck hinabgoß. Ganz dieselbe Handbewegung erfolgte wieder, und Konrad sah sich genöthigt, denselben Gang zum dritten Male anzutreten.

O tränkst du Gift, Türkenhund! dachte Konrad in seinem Herzen, neigte sich aber freundlich und sagte: Gleich, gleich, Herr Rothmantel! Als er zum dritten Male dasselbe Glas, mit seinem Leibgetränke gefüllt, nahen sah, lachte der Rothmantel mit dem ganzen Gesichte, daß Konrad vor Schrecken zusammenfuhr, aber er meinte, die Augen des Unholds sähen doch schon duselig drein, und als er reden wollte, versagte die Zunge ihren Dienst, und es gab nur ein Lallen. Diesmal wollte er doch keinen Branntwein mehr, da er die große Stärke des Getränks empfand.

Engel hatte derweile ein Frühstück von Butter und Käse zurecht gemacht, das sie ihm brachte. Sie setzte es auf den blank gescheuerten Tisch und hatte den Muth nicht, den abscheulichen Mörder ihres lieben Thierchens anzusehen, auch nicht die mindeste Lust dazu. Es war gut, daß sie es nicht that, denn sie würde einem glühenden Blicke begegnet sein, der sie mehr erschreckt haben würde, als sein Zornblick ihren Vater.

Der starke Branntwein begann indessen seine vollste Wirkung bei dem Rothmantel geltend zu machen. Seine Bewegungen wurden in eben dem Maaße unsicher, als er sich bestrebte, diese Unsicherheit zu verdecken. Die wilden Regungen seiner Natur wurden immer entfesselter, als sie es im nüchternen Zustande waren.

Mit unsichern Schritten nahte er sich dem Tische und indem er sich auf die Bank niederplumpsen ließ, rief er: Bauer, Schnapps! Was wollte Konrad machen? Hätte er gesagt: Du oder Sie, es ist nun für's Erste genug! — dann hätte der Unhold ihn sicherlich mit dem Messer gespießt oder ihm den Kopf abgehauen, wie dem schönen Hühnchen, das Engel das Herz so schwer machte. Er zog daher das Klügere vor, nahm das Glas und ging den schweren Gang noch einmal, während der Rothmantel unter dem Gedanken an das bildschöne, blonde Mädchen sich der Speisen bediente, welche ihre Hand ihm vorgesetzt hatte.

Konrad blieb absichtlich lange aus. Zeitgewinn, dachte er, ist bei diesem Saufaus auch ein Gewinn. Komme ich so schnell wieder, so ist's auch ebenso schnell wieder leer. Das war allerdings richtig, allein es half ihm zu Nichts; denn kaum hatte die unsichere Hand des Rothmantels das Glas gefaßt, als er es mit kaum begreiflicher Schnelligkeit zum Munde führte und es hinter dem greulichen Schnauzert verschwinden ließ.

Bauer, Schnapps! lallte der Unhold wieder und schob ihm das leere Glas hin.

Das kam denn doch dem langen Konrad zu dick. Sein Krug war auf der Neige; auch meinte er, und damit hatte er gewiß recht, der Rothmantel habe mehr als genug, womit freilich und ohne Zweifel der Rothmantel aber nicht im Geringsten übereinstimmte. Konrad konnte übrigens das Uebermaaß seines Grimms über den unverschämten Menschen nicht mehr bezwingen und stieß zornig die Worte heraus: Du hast für diesmal schon zu viel und kriegst nichts mehr!

Verstand's der Rothmantel, oder begriff er die unwillige Miene, den murrenden Ton der Rede, oder die abschlagende Handbewegung, welche die Worte begleitete, wie dem auch mag gewesen sein, es blieb ihm über Alles zusammen nicht der geringste Zweifel, und dies weckte seinen wildesten Zorn.

Er sprang auf, um seine Wuth an dem Bauern auszulassen; aber in demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und Engel trat in die Stube. Sie sah, wie

der Rothmantel im rasendsten Zorn sein Messer zog, und ein gellender Angstschrei zitterte durch die Luft. Der Stich, den der Rothmantel geführt, hatte den langen Konrad getroffen. Er taumelte gegen den Ofen. Jetzt aber hatten des Rothmantels Gedanken plötzlich eine andere Richtung genommen; er schob das Messer in die Scheide und taumelte auf das Mädchen zu, das ihrem blutenden Vater angstvoll zu Hilfe eilte.

Martin war ein Augenzeuge der Auftritte gewesen, seit Konrad mit dem Rothmantel in Berührung gekommen war. Hinauf in die Oberstube war er geeilt, von dannen er in Konrad's Stube sehen konnte, um sich zu überzeugen, was drüben sich begeben möchte.

Es ahnete ihm, daß es zu schlimmen Auftritten kommen könne. Als der Rothmantel Engel's schönem, zahmen Hühnchen den Kopf abhieb, da zuckte es ihm schon in allen Gliedern, und er wäre hinübergesprungen, den Unhold zu züchtigen, wenn ihn nicht seine Mutter um Gottes Willen gebeten hätte, keine Händel mit dem blutdürstigen Heiden anzufangen. Sie wolle Gott danken, sagte sie, wenn sie mit dem ihrigen in Frieden zurechtkämen; Engel könne sich ja wieder ein anderes Hühnchen zähmen, da sie deren noch mehr drüben hätten. Es sei eben wildes Kriegsvolk, und dazu Türken und Heiden; da müsse man ein so kleines Opfer nicht ansehen, und es ihrem wilden Uebermuth zu Gute halten.

Damit hatte, ohne Zweifel, die Mutter recht, und Martin sah das auch ein, so sehr es ihn wurmte. Uebrigens war die Mutter über ihres Rothmantels Natur und Art bald beruhigt. Es war ein bescheidener, gut gearteter Mensch, der sich sehr manierlich betrug und mit Allem zufrieden war.

Martin aber war nicht so beruhigt über Das, was sich etwa drüben ereignen möchte. Er ging wieder auf die Lauer in die Oberstube und sah genau, was da geschah, selbst der Blick des Unholds war ihm nicht entgangen, als das reizende Mädchen in die Stube trat, denn der Sorgstuhl, darin der Rothmantel saß, stand zwischen dem Ofen und dem Fenster, also daß Martin ihn gerade im Auge hatte. Zorn und Unmuth wuchs in seiner Seele, als er

ſah, wie der Saufaus Konrad mit Schnapps drangſalirte, und Martin war über die Wirkung deſſelben außer Zweifel, aber auch in ſteigender Unruhe über die nachfolgenden Auftritte, die er im Geiſte ſich bis zum Schlimmſten ſteigern ſah. Als er des Rothmantels Meſſer blinken, den Stich auf Konrad führen und dieſen taumeln ſah, und nun Engel's Schrei hörte, da war's aus. Er ergriff des Vaters Knotenſtock, der in der Ecke der Oberſtube bei ſeinem Hute ſtand, ſchlang den Riemen um die Rechte und war in drei mächtigen Sätzen drüben. Gerade, als

er die Thüre aufstieß, rang die schöne Engel in ungleicher Kraft mit dem Unholde, und von der herbeigeeilten Magd unterstützt, lag Konrad blutend und bleich auf der Ofenbank. Der Rothmantel bemerkte nicht die kräftige Gestalt, die in die Stube stürzte, denn er wendete Martin den Rücken zu; aber er fühlte alsbald den muskelkräftigen Arm, der ihn von Engel wegriß und in die Stube schleuderte. Einen Augenblick lag er da und schien sich zu besinnen, was ihm geschehen sei, dann aber raffte er sich auf, riß das Messer heraus und stürzte wüthend auf Martin zu, um ihm das Messer in die Brust zu stoßen.

Engel war ohnmächtig am Ofen niedergesunken. Sie sah nicht die Gefahr, welche ihrem Retter drohte. Die Magd stieß einen gellenden Schrei aus; aber ehe noch der Rothmantel nahe genug war, um zum grimmigen Stoße auszuholen, traf seinen bloßen Kopf die ungeheure Wucht eines Schlages mit dem Knotenstocke, daß er ohne einen Laut auf dem Flecke zusammenstürzte und keine Muskel mehr zuckte.

Martin kümmerte sich um Niemand anders, als um seine Engel. Sie lag in einem ergreifenden Zustande da. Ihr schönes, blondes Haar war aufgelöst und floß wie ein seidener Mantel um die Gestalt, ihr Kleid war zerfetzt, das Tuch, welches die keusche Brust so züchtig verhüllte, war weggerissen. —

Martin trat zurück. Komm', Annlies, sagte er, ich will deinen Herrn halten, trage Engel in die Kammer!

Das geschah alsbald, und nun erst sah Martin, daß viel Blut unter Konrad's Weste und Kamisol herausfloß, und es ergriff ihn neuer Schrecken! — Er rief zum Fenster hinaus um Hilfe.

Die nahte schon; denn Mariemarlehne war auch aus des Pfarrhauses oberster Stube Zeuge der Auftritte gewesen bis zu dem Augenblicke, da der Rothmantel sein Messer nach Konrad zuckte und dieser taumelte. Da war sie herabgeeilt und in's Zimmer gestürzt, wo der Offizier noch bei dem Heerchen saß und einer Flasche Obermoseler alle wohlverdiente Gerechtigkeit angedeihen ließ.

Da drüben ist Mord und Todtschlag, Herr Hauptmann! schrie sie voll Entsetzen, eben hab' ich zugesehen,

wie der Rothmantel den Bauer niedergestochen hat mit seinem greulichen Messer!

Wo ist das? rief der Hauptmann aufspringend und seinen Säbel umschnallend.

Ich will Euch hinführen, rief Mariemarlehne; aber eilt, Herr Hauptmann, ehe es zu spät ist!

Dieser Mahnung bedurfte es nicht, denn der Hauptmann kannte seine Leute, und sein menschenfreundliches Herz wollte gerne Arges verhüten.

Die dicke Schaffnerin seines geistlichen Wirthes ging ihm viel zu langsam. Als er auf die Treppe des Pfarrhauses kam, hörte er das Jammergeschrei von Annlies und Engel schon, die sich schnell erholt hatte und in das Zimmer zurückgekehrt war. Er rief dem Rothmantel, der in Kirchmeier's lag, ein paar Worte in seiner Sprache zu, worauf dieser hinwegeilte, während mit wenigen Sprüngen der Offizier in Konrad's Stube stand.

Was gibt's hier? rief der Hauptmann mit einer Donnerstimme in die verworrenen Töne hinein, die hier laut wurden, da schon mehrere Bauern hereingestürzt waren, mit deren Hilfe Martin den verwundeten Konrad entkleidet und eben auf das Bett gebracht hatte.

Martin erkannte den Offizier. Herr Hauptmann, sagte er, den Soldaten hab' ich niedergeschlagen, ich überliefere mich Ihnen!

Gehörst du in das Haus? fragte der Hauptmann.

Nein, versetzte Martin, ich bin der Sohn aus dem Nachbarhause und sah, wie der Unhold den Bauer niederstach und dann dies Mädchen anfiel. —

Ach, Herr Offizier, rief Engel, Alles vergessend, Martin hat nicht angefangen; er hat mich nur von dem schändlichen Menschen befreit, der meinen Vater getroffen hat und auch Martin erstechen wollte, als er ihn von mir wegriß. Da hat er ihm mit dem Stocke da Eins auf den Kopf gegeben, daß er zusammenbrach. Die Annlies da hat Alles gesehen. Martin ist unschuldig!

Trotz allen den schlimmen Geschichten, die hier vorgefallen waren, flog doch ein Lächeln über des Hauptmanns ernstes Gesicht, als er des Mädchens beredte Vertheidigung hörte.

Sei ruhig, mein Kind, sagte er zu ihr, so ein Rothmantelskopf ist nicht so leicht eingeschlagen. Es riecht hier stark nach Branntwein, der wird am Ende mehr gethan haben als der Schlag. Hat er viel getrunken?

Viermal dieses Glas! sagte Engel, ihm das Glas hinhaltend.

Ja, ja, der Klapka ist der größte Säufer und der wildeste Unhold in meiner Compagnie, sagte der Offizier; dafür kenn' ich ihn schon gar lange. Ich habe ihn sogar deßwegen ganz in meine Nähe legen lassen, damit er sich aus Furcht vor mir im Zaum hielte; aber ihr habt ihm zu viel zu trinken gegeben, und —

Ach, Herr Hauptmann, fiel ihm Engel in die Rede, die auf einmal alle Schüchternheit verloren hatte, gerade darum erstach er ja meinen Vater, weil er ihm keinen Schnapps mehr geben wollte, weven er schon völlig trunken war.

Er trat zu Konrad. Zeige mir deine Wunde! sagte er, und als er sie gesehen, setzte er hinzu: Du kannst Gott danken, daß der Klapka trunken war; denn hätte er nüchtern diesen Stoß geführt, so wärst du längst todt. Sei nur ruhig, deine Wunde ist nicht gefährlich!

Als er dies eben gesagt, eilte der Compagniechirurgus herein. Er untersuchte zuerst den leblos daliegenden Rothmantel.

Herr Hauptmann, sagte er, wer Den getroffen, hat eine gesunde Kraft. Ein wenig stärker, so wär's aus — und — ein wenig Branntwein weniger, so hätt' ihn der Andere nicht getroffen. Es thut nichts. Lassen Sie ihn wegtragen, ich werde ihn bald wieder zu sich und auf die Beine bringen.

Nun trat er zu Konrad und untersuchte den. Konrad zog schmerzhafte Mienen, als der Chirurgus nicht eben sehr fein die Sonde einsenkte. Hierauf sagte er zum Hauptmann:

Der Stoß ist auf einer Rippe abgeglitten, sonst wär's am Ende gewesen. Auch das thut nichts und wird bald heil sein.

Er schritt nun zum Verbande des Rothmantels und dann zu dem Konrad's.

Während dieses Alles vorging, war die Stube so voll Bauern, Soldaten, Frauen, Mädchen und Kinder geworden, daß man sich nicht mehr rühren konnte.

Gehet nach Hause! sagte der Hauptmann zu den Bauern. Die Soldaten hieß er bleiben.

Zu Martin gewendet, sagte er: Sei ruhig, mein Sohn, es soll dir nichts passiren. Ich kenne den Unhold, den Klapka, und glaube dem Mädchen, daß du unschuldig bist. Schlägst du aber noch einmal, so bedenke, daß ein menschlicher Hirnschädel nicht von Stahl und Eisen ist!

Er befahl hierauf dem anwesenden Profos, den Klapka wegzubringen. Dieser erwachte, als sie ihn anfaßten. Er widersetzte sich heftig, und schimpfte auf den Hauptmann.

Auch Das noch? rief dieser. Profos, fesselt ihn!

Diesem Befehle konnte nicht ohne große Schwierigkeit genügt werden, da sich Klapka wie ein Rasender wehrte. Endlich aber überwältigten sie ihn.

Schließt ihn krumm! befahl der Capitän, glühend vor Zorn, und der Profos stieß ihn vor sich zum Zimmer hinaus.

Darauf wandte sich der Hauptmann, ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, zu dem Chirurgus.

Wenn ich recht gesehen habe, so glitt bei dem Bauern die Klinge auf einer Rippe ab und fuhr durch's Fleisch heraus. Ist's so? —

Euer Gnaden haben das so richtig erkannt wie ein Mann der edlen Heilkunst, sagte mit Würde der Chirurg.

Der Capitän lächelte.

Ich empfehle Euch die sorgfältigste Behandlung dieses Mannes, versetzte der Capitän.

Der Chirurg verbeugte sich.

Wird er auch nicht sterben? fragte Engel mit weinerlicher Stimme.

Diesmal nicht, mein schönes Kind, sagte der Hauptmann.

Ach, was wird es aber geben, wenn der Rothmantel wieder in das Haus kommt! rief Engel voll Angst durch diesen plötzlich in ihr aufsteigenden Gedanken.

Auch darüber kannst du ruhig sein, sprach der Hauptmann. Er wird das Dorf nicht wiedersehen!

Während nun der Feldscherer einen genaueren Verband anlegte, entfernte sich der Hauptmann.

Mariemarlehne stand fortwährend bei der besorgten Engel. Jetzt, als die Stube leer war, hob sich ihre Brust frank und frei. Sie setzte die Hände in die Flanken und

ſagte: Das muß ich ſagen: es iſt doch eine alte Lehre und eine wahre, daß das Unglück das Menſchenherz offenbart und man in ihm ſeine treueſten Freunde erſt recht erkennen lernt, die man in entſetzlicher Bosheit von ſich geſtoßen hat. Kommt da der gute Martin und rettet die Engel aus den Klauen dieſes Teufels, rettet den Vater, den er ſicher maufetott noch hintennach geſtochen hätte. Wenn Ihr ihm das vergeſſet, Konrad, ſo ſoll der liebe Gott Eurer vergeſſen, was Ihr nicht beſſer verdientet. Von mir, die ich den Herrn Hauptmann gerufen und alle Kränkung vergeſſen, will ich nicht reden, aber Kirchmeier's waren die Erſten, die da waren, als Ihr in Noth waret. Gott ſegne ſie dafür! Unſer Herr Hauptmann aber iſt ein wahrer David, wenn er auch keine Harfe ſpielen kann; ein Mann nach dem Herzen Gottes. Der ſoll reden von der Mariemarlehne! Alle Kunſt und Gunſt ſoll er erfahren in den beſten Biſſen, die ich kochen kann. Mag dann auch das Heerchen brummen. Der denkt nur: Selbſteſſen macht fett. Unſereins aber weiß, was die chriſtliche Liebe befiehlt. Noch Eins, Konrad, das iſt der erſte Lohn Eurer Franzoſennarrheit und die erſte Frucht von des Herrn Schimmel's Saat. Schreibt's Euch hinter's Ohr und legt die Narrheit ab und gebt die Engel dem Martin. Geht in Euch! ſag' ich.

Geht Ihr zum Hauſe hinaus, alte Kreuzſpinne! ſchrie da der Konrad in giftigem Zorne, der es deutlich merken ließ, daß er, wenn er gekonnt, ſie würde zum Hauſe hinausgeworfen haben. Er machte wirklich Miene, als wolle er zum Bette herausſpringen.

Fort! rief da der Chirurgus der Köchin zu: Ihr bringt mir den Mann ja außer ſich!

Mariemarlehne dachte ſchnell daran, ihre Haut zu ſalviren; als ſie aber die Thüre erreicht hatte und mit ihr das Bewußtſein der möglichſt raſchen Flucht und alſo einiger Sicherheit, auch beim ängſtlichen Umſchauen keinen Verfolger auf ihren Ferſen erblickte, da drehte ſie ſich um und eine Fluth von Schimpfreden brach hervor, darunter „Narr" und „langer Rebeller" die mildeſten waren.

„Kreuzſpinne!" — „Alte Kreuzſpinne" hatte ſie der lange Konrad genannt. Nein! So etwas war ihr noch

nicht vorgekommen. Konnte sie das stille tragen und verwinden. O wart'! wart'! rief sie, die alte Kreuzspinne wird ein Gewebe um dich spinnen, daß du zuletzt als arme Mücke darin zappelst! Plane aller Art gingen der rachsüchtigen Köchin durch den Kopf, und von Haus zu Haus ging sie im Dorfe, um Konrad's Niederträchtigkeit auszuposaunen, der sie eine Kreuzspinne genannt. Die meisten Bauern lachten herzlich und meinten, das sei das Dummste nicht, was der lange Konrad in seinem Leben gesagt. —

Mariemarlehne hatte nun gar Viel zu thun und zu beschicken; denn sie wußte dem Herrn Hauptmann gute Bissen kochen, wozu das geizige Heerchen gar scheel sah; sie mußte sich trüben erkundigen, ob der alte und lange Rebeller auch recht Pein leide; sie mußte Engel trösten; mit Martin über die Hoffnung einer Sinnesänderung des langen Konrad's hoffnungslose Reden führen; sich um die Geschichten, die in den Häusern vorfielen, wo Rothmäntel lagen, erkundigen und die etwa wichtigen dem Herrn Hauptmann melden, der, seit sie so vortrefflich kochte, ihr ungemein artig und freundlich war; ja, sie hatte noch Eins, was ihr am Herzen lag, wie es nämlich um den Rothmantel, den Klapka, stand. Das konnte Niemand sicherer mittheilen, als der Herr Profos, der mit dem Haselstock den Soldaten das Maaß nahm. Mit dem wurde sie schnell befreundet, denn es war ein Deutscher und ein schöner, stattlicher, sehr gefälliger Mann, der ihr sagte, der Klapka habe bereits ein Hundert gesalzter Hiebe gefaßt, die aber seiner Haut nicht einmal sonderlich viel gethan, da sie daran gewöhnt sei; außerdem habe er vierwöchentlichen Arrest bei Wasser und Brod, und Handschellen. Die Widersetzlichkeit komme vor's Kriegsgericht und dessen Spruch würde schwanken zwischen Spießrutlenlaufen oder Hängen, was freilich im Erfolg auf Eins hinauslaufe, obgleich das Hängen jedenfalls plötzlicher sei als das Spießrutlenlaufen, denn wenn er, der Profos, einen aufknüpfe, dann hänge er sich in der Regel unten an seine Füße, und es sei dann schnell vorüber.

Die Jungfer Mariemarlehne überriefelte es doch ein wenig, als der Herr Profos das so mit lachendem Munde

ſagte; aber ſie vergaß es und lohnte ſeine Güte mit einem gebratenen Täubchen und ein paar Krammetsvögeln, welche ſie ihm eingewickelt zuſteckte, und die er mit großem Vergnügen annahm.

Das war denn doch eine abſcheuliche Geſchichte mit dem langen Konrad, ſagte der Gevatter, als Schmiedjakob ſeine Pfeife ſtopfte. Wie mag er ſich über die Marie-marlehne geärgert haben!

Das kannſt du dir denken, entgegnete Schmiedjakob.

Aber wie mag's denn bei ihm in Betreff des Martin geſtanden haben?

Die gute Geſinnung, die Martin's Benehmen geweckt hatte, ſagte der Schmiedjakob, ging durch der Köchin dummes Gerede rein wieder flöten. Hätte die ſich nicht unberufen hineingemiſcht, und wäre Konrad ſeinen eigenen

Gedanken überlassen geblieben, wer weiß, was geschehen wäre; denn eigentlich schlimm war er nicht; nur toll gemacht, ehrgeizig und hitzköpfig. Die Hitzköpfigen sind aber leichter zur Versöhnung gestimmt, als die Knörpeler, die vierzehn Tage erst knörpeln, knurren und brummen, ehe sie zornig werden. Wer weit zum Zorne hat, hat auch weit zur Versöhnung, das ist eine alte Erfahrung.

Der Chirurgus behandelte ihn auf Befehl des Herrn Hauptmanns mit Sorgfalt, aber er ging nicht säuberlich und zart mit ihm um, und der Konrad lernte etwas von feldatischer Heilkunst kennen, die ich auch in Spanien erprobt habe, sagte Schmiedjakob. Du lieber Himmel, diese Pflasterkasten nehmen sich nicht viel Mühe, und ob's wehe thut oder nicht, das belastet sie nicht, wenn sie nur fertig werden.

Nun war die Wunde nicht sonderlich tief und heilte gut. Das Schlimmste war für Konrad das Daheimbleibenmüssen und die Langweile, die er litt. Es kam auch Niemand als der Schusterpeter und seine Genossen, die gerne ein Kartspielchen auf der Bettdecke mit ihm gemacht hätten, wenn sich Konrad nicht der Sünde gefürchtet und vor seinem Kinde geschämt hätte.

Als er außer dem Bett sein konnte, guckte er zum Fenster hinaus und fand doch etwas mehr Zeitvertreib. Ueber den Chirurgen war er wild. Der verbot ihm das Ausgehen, weil es der Wunde gefährlich werden könne, ja, er sagte, auch wenn sie ganz heil sei, dürfe er nicht weit gehen, sonst werde sie wieder aufbrechen. Die Todesfurcht bei Konrad war sehr groß, daher galt das Wort des Pflasterkastens als Gesetz. Er ahnte nicht, daß die dicke Mariemarlehne ihm diesen Streich gespielt und auch den Pflasterkasten durch ein paar heimlich in seine Rocktaschen geschobene Flaschen Obermoseler auf ihre Seite gebracht hatte. Dachte er an Herrn Schimmel, an die Freunde im Nebenstübchensklubb, an die Coblenzer Zeitung, an die Neuigkeiten aus Paris, dann hätte er mögen aus der Haut fahren. Zwar schickte er bisweilen den Schusterpeter ab, um Neuigkeiten zu bringen, aber der war ein Esel, wie es kaum einen auf einer der Mühlen gab. Entweder konnte er nichts behalten, oder wollte nicht, und wenn er wieder kam, so mischte er Kraut und Rüben untereinander,

und Konrad konnte nicht so viel daraus nehmen, als der Botenlohn werth war. Das mehrte seine Ungeduld, und selbst die gute Engel mußte darunter leiden, die leider an eine Zusammenkunft mit Martin gar nicht denken durfte in dieser Zeit.

Der Chirurg war überdies ein Unmensch, denn er verbot dem armen Konrad den Wein. Wassersuppen, Rahmbrühe, das war seine Erquickung. Dachte er daran, wie seine Freunde nun bei einem Glase Steeger, Manubacher oder Diebacher saßen und die Zeitung lasen, so ging ihm vor Aerger die Pfeife aus, und das war das Höchste, was man sich vorstellen mag. Zuletzt wurde er auch über den Schusterpeter so wild und zornig, daß er ihn fortjagte.

Nun lag er und saß er vollends allein da, schlief am Tage und wachte dafür die halbe Nacht. Es gab keinen Fluch im ganzen deutschen Reiche, den er nicht über die Rothmäntel ausstieß — wenn er sicher war, daß es Keiner hörte; denn sonst hätte er es nicht gewagt, aus Furcht, es möchte weiter getragen werden, und diese greulichen Heiden und Türken ihm noch einmal über die Haut kommen.

Mehrmals erkundigte er sich oft an einem Tage, ob denn noch Niemand im Dorfe todt gestochen worden sei? Aber überall lebten die Leute in völligem Frieden mit ihren Rothmänteln, ja, es waren Viele, welche sie als musterhaft brav lobten. Das wurmte ihn dann noch mehr, weil nun der Schein auf ihn fiel, als könne Niemand mit ihm leben, und das mußte ja, in weiterem Ausspinnen der Gedanken, dem Kirchmeier und Bäckerjakob zu Gunsten kommen, und ihm auch in dieser Geschichte zum sonnenklaren Nachtheil.

Das Heerchen besuchte ihn mehrmals, aber er war ein sehr unwillkommener Gast; denn er ermahnte ihn zur Einkehr bei sich selbst, zur Buße und Aenderung seines Sinnes und Wandels, da ihm der Herr den Tod so nahe gerückt. Davon wollte aber Konrad so wenig wissen, als von einer Aussöhnung mit Kirchmeier und seiner Familie. Freilich wagte er es nicht, den Geistlichen abzuschnauzen, wie seine bußpredigende Köchin; aber er gab durch sein Stillschweigen zu verstehen, das sei nicht nach seinem Sinne.

So blieb denn das Heerchen am Ende auch weg, und Konrad sah Niemand als seine gute Tochter um sich, die mit himmlischer Geduld seine Launen und sein Knuttern trug. Selbst der Knecht und die Magd waren kopfscheu geworden und meinten, wenn ihr Herr nichts weiter könne, als Knuttern, Brummen und Hafeliren, so möge er sich Leute dazu in Dienst nehmen; sie seien nicht dafür gedingt, sondern für die Arbeit, und diese verrichteten sie treu. Am Erschrecklichsten waren ihm die langen Abende. Dann saß die arme Engel da und spann, und da das Gespräch bald endete, so kam dem von der Tagesarbeit müden Mädchen das Nicken an.

Manchmal in den langen Nächten kam ihm der Gedanke, er trage doch wohl allein die Schuld, daß alle Leute ihm den Rücken kehrten. Andere Kranke würden doch so fleißig besucht, nur Er nicht! Allein das verfing nicht viel und nicht lange. Er war zu sehr verrannt in der Meinung von seiner Unschuld, als daß solch' eine Selbsterkenntniß Raum bei ihm fassen und dauernd Wurzel schlagen können.

Er ist doch eine wahre Drangsal und Zuchtruthe, sagte Mariemarlehne, wenn ihr Engel einmal klagte; aber dann vertheidigte das gute Kind gleich wieder den Vater, der so viel Schmerzen und Langeweile auszustehen habe.

Schlief Konrad einmal, so sahen sich Martin und Engel in ihren heiterseitigen Oberstuben und blickten sich liebevoll an, nickten sich zu, und dieser stillschweigende Verkehr gab Engel wieder auf lange Zeit Geduld und Muth. Das wußten auch alle Leute im Dorf, aber nur Konrad nicht, und der Eine, der es ihm hätte verrathen können, der falsche Schusterpeter, durfte nicht mehr über seine Schwelle kommen, und schlug sich seitdem entschieden zu den heftigsten Gegnern Konrad's.

Endlich konnte der Chirurgus, auch wenn er es noch lieber gewollt, ihn nicht mehr an die Stube und das Haus bannen, denn von der Wunde war nichts mehr übrig als eine kleine Narbe.

Nun wurde Konrad's Loos ein besseres — aber wohin sollte er des Abends gehen? Er war jetzt mit Allen verfeindet und, ehrlich es zu sagen, er fürchtete sich auch.

Die Rothmäntel sahen ihn ja doch als die Veranlassung des harten Schicksals ihres Kameraden Klapka an, und wie leicht konnte Einer, so hinterrücks, ihm Eins versetzen? Und in die Stadt gehen? Nein, das ging vollends nicht. Dort war ja der Klapka, und wer bürgte ihm, daß der Profos die Wahrheit gesagt?

Er lag den ganzen Tag am Fenster und rauchte. Das war denn auch für Engel und Martin eine neue Pein, denn nun hörte auch der kümmerlichste Verkehr auf, der bisher ihnen hatte genügen müssen, der, sich in den Oberstuben zu sehen und sich liebevoll zuzunicken; denn nun mußte es Konrad sehen, wenn sie es versuchten.

Ein neuer Grimm erwuchs aber in diesen Tagen der Seele Konrad's. Der Pflasterkasten kam und brachte seine Rechnung, die sehr hoch war. Wie? Was? rief Konrad, wer hat Euch bestellt? Der Herr Hauptmann, ich nicht. Das geht also auf Regimentskosten!

Der Pflasterkasten lachte.

Wenn Ihr nicht bättet bezahlen wollen, dann bättet Ihr es mir sagen sollen; sagte er, ich hätte Euch dann liegen und elendiglich sterben lassen. Nein, entweder Ihr bezahlt, oder ich zeige es dem Herrn Hauptmann an, und der legt Euch so lange den Klapka als Execution ein, bis Ihr zahlt. Er ist in der Stadt und liegt im Quartier bei dem Spitzbuben, dem Schimmel, dem er die Franzosenliebe aus den Rippen treibt. Der versteht's. Hätte er erst gewußt, daß Ihr auch so ein balber Schimmel wäret, er hätte Euch noch ganz anders traktirt. Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht? —

Das fuhr denn doch wie ein Blitz in Konrad's Seele. Kam Der wieder — dann Adieu!

Konrad fluchte, sogar einmal französisch, was er von dem Herrn Schimmel gelernt hatte, aber er ging an's Wandschränklein, bezahlte und ließ sich die Rechnung quittiren. Der Chirurgus zog seine schönen, harten Kronthaler ein und ging fröhlich von dannen.

Du sollst kriegen, was du verdienst! rief ihm Konrad in seinem Herzen nach. Ist das eine Rechnung! Die ist so rothmäntelisch, wie es keine zweite in der Welt gibt! Dafür hätte ich mir den alten Conz von Oberwesel können

holen lassen, und der ist doch ein Doctor und so kein Pflasterkasten! Wo der dickige, grobe, dumme Mensch aus Innerösterreich nur gelernt haben mag, so eine Rechnung zu machen? Er lief auf und ab in der Stube; raste und tobte, aber es war nicht zu ändern. Das Geld war fort. Ach, wie viel schlimmer wäre es gewesen, hätte er gewußt, daß die Kreuzspinne drüben im Pfarrhause, die Mariemarlehne, mit dem Pflasterkasten verbandelt und ihm gesagt hatte, der Bauer sei reich; er solle ihn tüchtig schröpfen! Wie sollte er erst getobt haben, hätte er in der Prellerei des Chirurgen einen Rachestreich der alten Jungfer erkannt, die ihm die „Kreuzspinne" eingetränkten wollte! Aber es war so, daran konnte kein Zweifel obwalten.

Die Bauern gönnten es ihm, weil er überhaupt keine Freunde in der Gemeinde mehr hatte. Es hatte etwas Komisches, ihn allerwegen das alte Lied ableiern zu hören, da ihn niemals Geld, was er geben mußte, in dem Grade geschmerzt hatte wie dieses. Es war ihm ein Dorn in der Seele, der gar nicht heraus wollte. Endlich war denn die Zeit der langen Prüfung, die leider ohne Segen geblieben war, für ihn vorüber. Eines Tages rasselten die Trommeln wieder und die Rothmäntel zogen ab, und wenn sie nichts mitnahmen, der konnte von Glück sagen, oder hatte scharfe Augen gehabt.

Wenn auch alle Leute froh waren, daß sie endlich abzogen, so war es die Jungfer Mariemarlehne nicht, denn sie hatte den Herrn Profos recht liebgewonnen. Konrad aber war der Glücklichste von Allen. Dem Chirurgus, der ihn lachend grüßte, wünschte er gründlich alles erdenkliche Unheil auf den Weg, was dieser vermuthen mochte, aber mit Ergebung hinnahm, da er das schöne Stück Geld in der Tasche trug.

Keine zweihundert Schritte hinter den Rothmänteln drein ging Konrad. Sie sammelten sich in der Stadt, und er kehrte so lange in der Mühle vor der Stadt ein, bis er die Trommeln wirbeln hörte und so die Gewißheit gewann, sie seien endlich fort.

Nun aber hielt ihn nichts mehr ab, nach so langer, schmerzlicher Trennung zu seinem Freunde Schimmel zu eilen.

Der freute sich über die Maßen, ihn zu sehen, und meinte, heute müsse er, nämlich Konrad, zur Freude des Wiedersehens nach so langer, schmerzlicher Trennung einige Fläschlein Enkircher setzen. Das war Konrad von Herzen bereit, und so wanderten sie in den Adler, in's Klubbstübchen, wo sich bald der Schneider, der Bartscheerer und der Kaufmann auch einfanden und den Herrn Konrad, den vielwerthen Freund, bewillkommneten.

Der hatte viel zu fragen, und während eine Flasche Enkircher nach der andern verschwand, theilte ihm Herr Schimmel Alles mit, was in der Zeit seiner Leidenstage Großes in Paris geschehen war. Das war ein Labsal für seine Seele. Er fühlte sich so glücklich, daß es kein Wunder nehmen konnte, wenn er eine tüchtige Zeche an das Bein bekam, weil er gar nicht darauf achtete, daß die vier durstigen Gesellen sogen, wie Blutegel. Endlich war dies Kapitel bis zu diesem Tage geführt und Konrad's Fragen alle erschöpfend beantwortet. Nun kam er an das Erzählen. Er berichtete alle seine Erlebnisse; aber Niemand wird es in Zweifel ziehen, daß in diesem Berichte sein Muth und seine Mannhaftigkeit eine ganz andere Gestalt hatten, als sie in der Wahrheit gehabt; daß sein Leiden in's Ungeheuere stieg und *seine* Tapferkeit in die Stelle der des braven Martin trat.

Aber, Herr Schimmel, wie sind Sie denn mit dem Hunde von Rothmantel, dem Klapka, zurechtgekommen, der bei Ihnen im Quartiere lag? fragte Konrad mit großer Theilnahme.

Ich? gegenfragte Schimmel voll Erstaunen. Hab' ja gar keinen Rothmantel im Quartiere gehabt!

Was? rief Konrad. Nun, so lüg' denn, du vermaledeiter Pflasterkasten, in deinen Hals hinein!

Ja, der hat Sie recht genarrt, Herr Konrad, sagte Schimmel, und geprellt dazu. Wahrscheinlich steckten Ihre guten Freunde im Dorfe mit unter der Decke. Er hat hier, im Adler, Alles erzählt, und ich hab's mit meinen eigenen Ohren mit anhören müssen, wie er meinen besten Freund hänselte. —

Jetzt war das Aergern erst recht am langen Konrad. Er hätte noch einmal eine Rechnung, wie die des

Pflasterkastens bezahlt, hätte er die gekannt, die ihm diese abscheulichen Streiche gespielt. Die Rechnung für den zum Willkomm getrunkenen Enkircher war schier halb so hoch wie die des Pflasterkastens; aber er bezahlte sie mit Freuden, denn er hatte doch etwas dafür, und — wenn's auch nur vermehrter Aerger gewesen wäre.

Seit dem Abmarsche der Rothmäntel aus dem Dorfe stand es überhaupt sehr schlimm. Was Konrad, Schimmel und seine Genossen hofften, aber viele Tausende mit Entsetzen erwarteten, das rückte näher und näher, nämlich das Kommen der Franzosen über die Grenze ihres Landes. Je näher dies gefürchtete Ereigniß kam, desto größer war der Schrecken. Wer ein heimlich Gemach, das heißt einen Versteck, im Hause hatte, der pries sich glücklich und steckte seine und seiner Freunde Sachen hinein; Anderes, was nicht faulte, wurde in die Erde vergraben mit sorgfältiger Heimlichkeit. Die Leute wußten, daß die Franzosen nichts brachten, wohl aber kamen, um zu holen.

Martin half, als zuverlässiger und treuer Mensch, des Pastors Sachen verstecken, und da noch Raum war, so trug er auch seiner Eltern beste Habe hinüber in's Pfarrhaus.

Was wird denn die Engel machen? fragte Martin die Jungfer Mariemarlehne.

Was wird sie machen? antwortete sie. Nichts, Martin! Meinst du denn, der lange Rebeller ließe etwas verstecken? — Die Franzosen sind ja seine besten Freunde. Was könnte er da fürchten?

Ei, so sollte sie doch heimlich das Beste in Sicherheit bringen, sprach Martin. Ihr Vater ist einmal verblendet; aber wenn's zu spät ist, kommt in der Regel die Reue!

Mariemarlehne ließ ihr Versteck noch offen und sagte der Engel, was Martin geäußert.

Ich will's doch meinem Vater erst sagen, meinte Engel.

Als er Abends heim kam, sagte sie zu ihm: ob sie denn nicht auch Dies und Jenes verstecken solle? —

Meinst du, die Franzosen seien solche Strolche, wie diese Rothmäntel? fragte er. Die kommen, um das Land zu behalten. Da wären sie ja doch Esel, wenn sie es erst

ausplünderten! Sie bringen uns Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, und an's Plündern denkt Keiner. Laß mir nur das Verstecken bleiben!

Aber die Grundeicher, Vater? gegenredete Engel.

Hast du auch schon den vermaledeiten Spott- und Schimpfnamen für unsere Befreier kennen gelernt? rief er aus und lief roth an bis zur Stirne. Laß mich ihn nicht wieder aus deinem Munde hören! Ihr Menschen seid alle blind und toll. Ihr wisset nicht, was uns fehlt, darum begreifet ihr auch nicht, was wir zu hoffen haben! Aus und in meinem Hause darf nicht das Geringste versteckt werden, aber auch nicht das Beste. Ich lasse den Schlüssel in meinem Geldschränklein stecken, wenn sie kommen, um das volle Vertrauen auszudrücken, welches ich in sie setze.

So sprach Konrad, und Engel, die wußte, was die Leute thaten, zitterte bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Plünderung. Das Schlimmste dabei war die Lage des Dorfes. Sie war hoch. Man sah es weithin in's Land. Es lag nahe genug der Landstraße, um von Ausreißern erreicht werden zu können, und rings herum waren Wälder, die Schutz genug solchen Ausreißern boten. Die Kirche schien mit ihrer hellen Farbe, gehoben durch das Dunkel der Wälder, gar anziehend und lockend Denen entgegen, welche die Heerstraße von Trier nach dem Rheine verfolgten. Da konnte es dann gar nicht ausbleiben, wenn die Masse der Armee nach dem Rheine zog, daß Nachzügler die Gelegenheit benutzten, um zu plündern. Das ist bei allen Heeren so, und ist von je so gewesen. Außerdem lag es auf der Hand, daß das Dorf, so nahe der Heerstraße, Opfer genug durch Einquartierungen und Lieferungen zu bringen hatte. Und, kam es zu einem entscheidenden Kampfe, so war mit Grund zu erwarten, daß gerade hier eine Stelle war, wo ein Hauptpunkt sich dem Auge der Feldherrn darbot. Und wie es dann ausfiele — wer konnte es sagen? Aber das Loos des armen Dorfes konnte in solchem Falle mit ziemlicher Gewißheit bestimmt werden.

Da gebet die Klugheit, zu sichern, was zu sichern war, und Engel, gedrängt von Mariemarlehne und Anderen, versteckte das Beste der Leinwand und Anderes hinter des Vaters Rücken im Pfarrhause, und gewann dadurch einige Beruhigung.

Immer näher rückte der gefürchtete Augenblick, und endlich war es denn kein Zweifel mehr, daß der Einfall geſchehen, daß mit ſtarken Märſchen das franzöſiſche Heer nahe.

Eines Abends zog das Gerücht durch's Dorf, ſie ſeien da. Wirklich vernahm man in der Nacht ein dumpfes, fernes Geräuſch, dann Kanonenſchüſſe aus der Ferne. Das Ereigniß war gekommen, welches das ſchöne Rheinland auf zwanzig Jahre vom Herzen Deutſchlands losriß. Die Armee, welche die Franzoſen zurückhalten ſollte, wich über den Rhein zurück, und das Revolutionsheer nahte wie ein reißender Strom.

Konrad war heute nicht in der Stadt geweſen, aber andere Leute brachten die Nachricht, die Franzoſen ſeien eingerückt.

Am Morgen des folgenden Tages ſah man vom Kirchthurme aus die Wachtfeuer der Vorpoſten an der Ecke eines Waldes, etwa eine Viertelſtunde vom Dorfe.

Der Schrecken lag lähmend auf jedem Herzen. Die dunkle Zukunft mit ihren Geſchicken drückte jedes Gemüth. Niemand dachte an Arbeit. Ueberall ſtanden und ſaßen die Leute in den Häuſern zuſammen und rathſchlagten, was zu thun ſei, und Keiner wußte es zu ſagen.

Nur Konrad zagte nicht. Er war voller Freude, voller Hoffnung. Mit einem großen Kruge voll Branntwein,

einem Bündel Brod und Würsten, da er kurz vorher ein fettes Schwein geschlachtet, eilte er an die Waldspitze, wo die Vorposten standen, um den Willkomm zu feiern mit den längst erhofften und ersehnten Befreiern vom churpfälzischen Joche und allen den Lasten, welche mit diesem Joche verbunden waren.

Auf ihren Ruf: „Qui vive?" (was soviel heißt als: Wer da?) der hell und langgedehnt ausgestoßen wurde, antwortete Konrad, wie ihn der Herr Schimmel gelehrt: „Bon ami" (was Gut Freund heißt), und nun ließen sie ihn näher kommen.

Er erschrak aber doch heftig, als er, näher tretend, ihre zerlumpte Kleidung und ihre schlechte Bewaffnung sah. Höchstens Fünfe unter der Feldwacht hatten Gewehre, die Anderen bloß Säbel und noch Andere bloß Knüttel und Stöcke. Keiner trug eine eigentliche Uniform, und ihre buntscheckig zusammengewürfelte Kleidung war fast gänzlich aufgerissen. Noch schlimmer aber stand es um die Bekleidung ihrer Füße. Ob es einst Schuhe oder Stiefel gewesen, das war jetzt höchst schwierig zu bestimmen; denn es waren höchstens noch Schlappen, oft mit einem Riemen oder einem Stücke Kordel an die Füße gebunden. Er blieb in einiger Entfernung von ihnen betroffen stehen; aber sie eilten ihm entgegen, nahmen ihm Krug, Brod und Würste ab und machten sich gleich darüber her; Einer aber, der mit scharfem Augenmaaße mochte gefunden haben, daß sein Fuß und der des langen Konrad so ziemlich in der Länge und Breite übereinstimmten, trat hinter ihn, faßte ihn unter den Armen, wie es Knaben wohl einander zur Lust und Kurzweil zu thun pflegen, und nöthigte ihn so, indem er ihm die Kniee in die Kniekehlen stemmte, sich auf die Erde zu setzen.

Konrad lachte herzlich über die gemüthliche und gute Laune der Franzosen. Das sind doch andere Leute, als die vermaledeiten Rothmäntel, dachte er. Die machen Spaß, während Jene Einen über den Haufen stechen. Mit Denen kommt man doch blitzschnell in lustige Kameradschaft! Er setzte sich also bequem zurecht, aber er machte denn doch ein etwas verblüfftes Gesicht, als Der, welcher ihn so kameradschaftlich auf den Rasen gesetzt hatte, nun vor ihn

hintrat, ſein Bein ergriff und ihm den Stiefel auf die gemüthlichſte Weiſe von der Welt auszog und daſſelbe Geſchäft alſogleich am anderen Fuße begann. Konrad, der ſich die ſeltſame Art von Höflichkeit und Freundſchaft gar nicht erklären konnte, wagte es nicht, irgend welche Einwendung zu machen, ſo unangenehm auch der franzöſiſche Spaß zu werden ſchien, da es der Liebhaber der Stiefel offenbar auf einen Tauſch abgeſehen hatte, denn er zog Konrad's Stiefel an, die ihm herrlich paßten, und warf ihm ſeine Schlappen hin, daß er ſich ihrer bediene.

Konrad mochte ein unendlich einfältiges Geſicht machen, denn die Franzoſen lachten wie beſeſſen, aßen und tranken aber fort, ohne ihn zur Theilnahme einzuladen.

Das war Alles für Konrad ſehr unangenehm und doch auch gar nicht recht; denn er war in ſo guter Abſicht gekommen und nun behandelte man ihn ſo unanſtändig. Es war offenbar, daß die vielgerühmten feinen Sitten der Franzoſen nicht weit her waren. Was war aber zu thun? Der Franzoſe gab ihm die Stiefel ſicherlich nicht wieder, denn er ſtelzirte gar ſeelenvergnügt darin herum. Wollte nun Konrad wohl oder übel, er mußte die jammervollen Schlappen des Franzoſen anthun, wenn er in dieſer rauhen Jahreszeit nicht barfuß gehen wollte. Das war freilich eine Kunſt, denn erſtlich waren ſie ihm zu klein und zum Andern, ſo mußten ſie vermittelſt eines Riemens angebunden werden, was ihm mit Mühe gelang. Daß ihn die Franzoſen mit ungeheuerer Luſtigkeit auslachten, ärgerte ihn auch. Soviel Mühe er ſich auch geben mochte, er brachte ſein Geſicht nicht in eine freundliche Form. Im Ehrenpunkte war ohnehin Konrad kitzlich.

Während des ungleichen Tauſchhandels war der Krug geleert worden und Brod und Würſte verſchwunden. Die gute Laune der Franzoſen war durch dieſes Frühſtück ungemein erhöht. Einige traten zu ihm heran und begannen ſeine Weſten- und Hoſentaſchen zu unterſuchen. Viel Geld hatte er nicht bei ſich; allein ſie waren genügſam und auch mit dem Wenigen zufrieden, was ſie fanden.

Konrad zog ein eſſigſaures Geſicht und drückte die vorwitzigen Hände zurück. Sie klopften ihm aber lachend auf die ſeinen, daß es ihm ernſthaft wehe that.

Jetzt entdeckte Einer die silberne Uhr, welche Konrad in einer kleinen Tasche seiner Lederhose trug, und wollte sie ohne Umstände herausziehen. Da kam es denn doch dem langen Konrad für Scherz zu dick. Er schlug dem Franzosen derb auf die Hand und sprang auf, so gut er in den Schlappen konnte. Das war aber das Zeichen, daß nun Alle über ihn herfielen, ihn ergriffen, ihn auf den Boden legten und auf's Genaueste durchsuchten. Sie nahmen Alles, was sie fanden, Uhr, Messer, Feuerzeug, Pfeife und Tabaksbeutel und alle die Dinge, welche ein Bauersmann stets bei sich zu führen pflegt.

Konrad hatte anfänglich die Sache für eine besondere Art französischer Späße gehalten, und sich mit dem Sprüchlein zu trösten gesucht: „Landesart, Landessitte," aber jetzt gingen ihm die Augen auf.

Ei, die soll ja Dieser und Der! rief er, sprang auf und lief, so gut er mit den Schlappen laufen konnte, dem Dorfe zu. Sie aber wollten sich halbtodt lachen über die linkischen Sprünge des langbeinigen Konrad's, dem alle paar Schritte ein Schlappen ausging.

Was war das? fragte er tief aufathmend, als er den Hochwald erreicht hatte, der sich dem Dorfe auf dieser Seite zuzog, und weit genug entfernt war, um nicht mehr die Verfolgung fürchten zu müssen. Was war das? Sind das die Bringer der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe? Sind das die vielgerühmten, höflichen, gesitteten Franzosen? Sind das unsere Erretter? Die hole der Kuckuk, wann er will! Schöne Bruderschaft haben die mit mir gemacht! Ei, du sollst ja kriegen, was du verdienst! Haben mich ausgeplündert! Und das ist der Dank für meine Gaben,

für mein freundliches Entgegenkommen? — Er schüttelte den Kopf, kratzte sich hinter den Ohren und schüttelte abermals den Kopf. Die hätten mich noch völlig ausgezogen, wenn ich mich nicht aus den Reifern gemacht hätte? — Doch — es sind ja Verpesten, und darunter mögen auch Tagediebe sein! Was kann das ganze Volk für solche Stricke? — Item — was mach' ich, wenn ich in's Dorf komme? Was sag' ich, wenn ich zu meiner Engel komme? O, wär's doch stichdunkle Nacht, daß mich Niemand sähe, ich wollte ja gerne Alles missen, was mir die Spitzbuben genommen haben! Die verlorene Uhr merkt Keiner; auch weiß Keiner, daß sie mir alle Säckel ausgemaust haben; darüber kann ich also stille schweigen; aber die Schlappen, die vermaledeiten Schlappen! — Er konnte leider auch durchaus nicht von hinten in sein Haus schlüpfen. Er mußte durch einen Theil des Dorfes. — Eine Weile stand er in tiefes Sinnen versunken, dann klärte sich seine düstere Miene etwas auf. Richtig! rief er, schlug ein Schnippchen in die Luft, und fuhr fort: So mach' ich's! O, der lange Konrad ist nicht so dumm, wie er aussieht! Ich sage, ich hätte ihnen aus purinziger Liebe und Freude über ihr Kommen meine Stiefel geschenkt, weil der Herr Corporal die seinen in der letzten Schlacht verloren habe. So sag' ich. Das ist prächtig. Es geht gewiß Keiner hin und fragt, ob's wahr sei? Und was brauch' ich meinen Feinden Alles auf die Nase zu hängen, daß sie mir's gönnen und mich auslachen? —

Nun schritt er rüstig dem Dorfe zu. Aber Konrad hatte nicht an die Macht gedacht, welche die Neugierde über die Menschen ausübt; er hatte nicht erwogen, daß ein dichter Schlagwald sich auf der andern Seite, wo die Feldwacht stand, hinzog. Der in allen Schlichen und Pfiffen wohlerfahrene Schusterpeter, der manchmal für seinen Freund Schinderhannes viel gefährlichere Dinge ausspionirt hatte, war von einer unbezwinglichen Neugierde gefoltert. Er wollte die sogenannten Grundelcher sehen. Ueberdies sah er den Konrad beladen droben die Anhöhe hinaufsteigen und auf die Verposten losteuern. Was es da gäbe, das mußte er sehen, um es dem Dorfe erzählen zu können. Als nun Konrad links die Anhöhe auf gebahntem Pfade

hinaufstieg, schlich Schusterpeter rechts mit der Schlauheit eines Fuchses und so leise wie ein Marder, welcher das schlafende Huhn beschleichen will, in den dichten Schlag hinein. Noch war das Laub, gelb und braun gefärbt, an den Eichenbüschen fest genug, um einige Sicherheit zu gewähren in ihrem Bereiche.

Als er der Stelle näher kam, wo die Feldwacht stand, legte er sich nieder und kroch vorsichtig auf Händen und Füßen dem Rande des Gehölzes zu, wo es die Landstraße berührte. Er hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo er, ohne daß man eines Menschen Nähe ahnete, den ganzen Anblick der Feldwacht und ihres Feuers vor sich hatte und seinen beobachtenden Blicken nicht das Geringste entgehen konnte.

Die Bauern wußten, daß der Schusterpeter spioniren war, und standen in Haufen beieinander, seine Rückkehr zu erwarten, damit sie genaue Kunde empfingen, wie eigentlich die Grundelcher aussähen und wie sie ihren Freund Konrad behandelt hätten.

Und so war denn der Schusterpeter allernächster Zeuge des Vorganges, welcher Konrad mit Fug und Recht so viel Aerger bereitet hatte. Oft war es dem Schusterpeter, als müsse er herausplatzen im wiehernden Gelächter; aber seine Gefahr erwägend, hielt er an sich und freute sich herzlich, nun Dem, der ihn aus seinem Hause hinausgejagt, einen Denkzettel anhängen und ihn dem Hohne und Spotte des ganzen Dorfes überliefern zu können. Das war eine Rache, süßer als er sie sich irgend nur zu erdenken hätte wagen dürfen.

Mit all der Gewandtheit und Vorsicht, mit welcher er sich herangeschlichen, zog er sich wieder zurück, und erst als er völlig aus dem Bereiche der Kugeln war, lief er schneller. Drüben sah er Konrad an einer Eiche stehen und rath-

ſchlagen mit ſich ſelbſt. Dann aber erblickte er ihn, wie er mit den Schlappen rang und doch nur ſehr langſam ſich fortbewegen konnte. Er lief nun, was er konnte, um zeitig genug im Dorfe zu ſein, vor Konrad's Ankunft die Geſchichte erzählen zu können.

Noch konnten die Bewohner des Dorfes Konrad nicht ſehen, als ſchon der dürre Schuſterpeter in vollem Lauf ſich ihnen nahte. Alles lief zuſammen und umringte ihn. Er konnte aber kaum reden vor Lachen.

So bange es auch den Leuten vor den Franzosen war, so wirkte denn doch des Schusterpeter's Erzählung so unbezwinglich komisch, daß Alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Er machte aber auch die ganze Geschichte so vortrefflich nach, schilderte Konrad's Gehaben dabei so wahr und doch so possierlich, daß die Bauern gar nicht vor Lachen zur Ruhe kamen, und dies Lachen erst wieder mit aller Macht und Gewalt losbrach, als sie nun den langen Konrad mit seinen schönen Schlappen, den vollgiltigsten Beweisen der Wahrheit der Erzählung des Schusterpeter's, daherhumpeln sahen.

Sie sind da! rief er, eine Freude heuchelnd, von der seine Seele keine Probe wußte, dem Haufen der Bauern zu. Ihr thut wohl, daß ihr so fröhlich seid! Das sind Leute!

Freilich, versetzte der Bäckerjakob mit der Miene, womit er seinen ätzenden Spott zu begleiten pflegte, freilich, wir freuen uns im Voraus auf das, was du, als ihr Freund, bereits an ihnen prositirt hast. Wo sind denn deine neuen Stiefel? Konrad erschrak heftig. Den Ton kannte er genau, in dem der Bäckerjakob sprach. Sollte Der etwas wissen? Es preßte ihm die Brust zusammen und das Herz schlug im Sturmschritt. Ich — ich — habe — sie — dem Herrn Corporal — verehrt — stotterte Konrad, weil — er die seinen in der letzten — Schlacht verloren hat!

Sind sie ihm todtgeschossen worden? fragte der Bäckerjakob, und Alles lachte laut auf.

Du bist aber doch ein freigebiger Mann, fuhr der Spötter fort, das muß ich sagen! Schenkst ihm deine silberne Uhr, dein Geld, deine Pfeife, Tabaksbeutel, Feuerzeug — in Summa — Alles, was du bei dir hast. Du bist ein treuer Freund! Wahrscheinlich bist du fortgelaufen, damit du ihnen nicht Wamms, Kamisol, Hosen und Hemd, sammt den Strümpfen schenken mußtest? Aber gelt, Konrad, das Schenken bei den Franzosen ist anders als bei uns? Hier zu Lande wartet Einer, bis man ihm das gibt, was man ihm schenken will. Die Franzosen nehmen sich's selber! —

Konrad sah unter sich wie ein Hühnerdieb. Aller Muth entsank seiner bekümmerten Seele. Er sah ein, daß sie Alles wußten, und daß seine, wie er meinte,

so schlau ersonnene Lüge völlig fruchtlos war. Wie das zuging, war ihm ein unlösbares Räthsel. Als er aber einmal aufblickte und Schusterpeter's Gesicht sah, in dem der Triumph der Rache sich spiegelte, als er überdies dessen beschmutzte Kleidung sah, da blieb ihm kein Zweifel mehr über die Quelle dieser genauen Kenntniß, und sein Muth sank völlig.

O du langer Pfiffikus, rief der Bäckerjakob aus. Meinst du, dein Mährlein könne uns irre führen? Nein, wir wissen Alles: wie sie dir die Stiefel auszogen, Alles nahmen, und bloß aus reiner Dankbarkeit für das gute Frühstück, das du ihnen brachtest. Geh' heim, Narr, und trag' ihnen noch eins hinaus! Dann nehmen sie dir auch noch deine Kleider, und du gehst als Putzemann und Vogelscheuche heim. Ihr Männer, wandte er sich jetzt zu den um ihn stehenden Bauern, die das Lachen nur unterdrückten, um seine Worte zu hören, wir wollen den langen Narren und Simpel, den die Franzosen so herrlich prellten und hänselten, noch einmal aus Herzensgrunde auslachen!

Da brauste das rasendste Gelächter auf, das weithin in's Dorf schallte und Alt und Jung vollends an die Fenster zog.

Konrad schäumte vor Zorn. Er ballte beide Fäuste und sprang auf den Bäckerjakob los. Unglücklicherweise war aber der Boden schlüpfrig, und er vergaß, daß er die unglückseligen französischen Schlappen an den Füßen hatte, kurz — er glitt gerade vor dem Bäckerjakob mit beiden Beinen aus und fiel der Länge nach in die Pfütze.

Noch unmäßiger brauste das Gelächter auf, das sich fortpflanzte, so weit man aus den Fenstern den Hergang mitansehen konnte.

Konrad weinte vor Wuth, aber er sah ein, daß nichts zu machen sei, daß Schmach und Schimpf ihn bedeckte, und daß es am Gerathensten sei, sich so schnell als möglich den Blicken der Leute zu entziehen.

Fluchend und tobend erhob er sich und eilte, so schnell es sich nur irgend thun ließ, sein Haus zu erreichen, dessen Thüre er laut hallend in's Schloß warf.

Engel, die des Vaters Schmach mitangesehen, saß am Tische und hatte das weinende Gesicht in beide Hände verborgen. Nur Eines tröstete sie, und das hatte trotz aller seiner Wuth auch Konrad bemerkt, — an Kirchmeier's

Haus zeigte sich Niemand. Ohne auf Engel zu achten, ließ sich Konrad laut heulend auf das Bette fallen und grub sein glühendes Gesicht tief in die Federdecke hinein.

Gerne hätte er den Verlust seiner Uhr, seiner Stiefel und all der unentbehrlichen Dinge ertragen, aber eine solche Schmach war noch nicht erhört worden. Sie brach ihm schier das Herz. Und solche Feindschaft, solchen Haß, wie er nun erst erkannte, als Frucht seiner Tollheit — nein — es war gräßlich!

Draußen wurde es allmählich stille. Der bittere Ernst und die trostlose Aussicht, welche doch Jedermann als Nutzanwendung aus Konrad's komischer Geschichte zog, kam allmählich in sein nur zu gutes Recht. Man verbarg noch vollends alles gute Schuhwerk und alle besseren Kleidungsstücke und was die Raubgier der Grundelcher etwa reizen könnte. Und so ging der Nachmittag und der Abend vorüber, bald im Lachen über des langen Rebellers Schicksal, bald in ernsten und ahnungsvollen Gesprächen, und eine der schwersten Nächte voll Angst und Sorge legte sich auf Dorf, Flur und Wald.

Niemand dachte, daß die erlittene Schande und Schmach eine nachtheiligere Wirkung auf Konrad haben würde, als etwa Demüthigung und Heilung vom Franzosenschwindel. Aber was Niemand ahnete, das traf ein.

Die ungeheure Gemüthserschütterung, welche der verflossene Tag gebracht, konnte nicht spurlos vorübergehen. Sie war allzu heftig gewesen.

Er sandte Engel hinaus und legte sich zu Bette, wo er wie ein Kind zu weinen anfing und gar nicht aufhören wollte zu schluchzen. Engel horchte angstvoll an der Thüre. Sie hörte mit bebendem Herzen das Weinen und betete zum Herrn, daß es möge eine Traurigkeit zum neuen Leben sein. Dies Schluchzen ging aber allmählich in ein Stöhnen und Wehklagen über. Jetzt ertrug sie es nicht länger, und trat in die Stube und zum Bette des Vaters.

Was ist Euch, Vater? fragte sanft und liebevoll das gutmüthige Kind, und die Thränen rieselten unaufhaltsam.

Ach, sagte er, ich habe entsetzliches Kopfweh. Mein Herz glüht, mein Kopf glüht und doch friere ich, daß ich zittere, wie Espenlaub im Winde.

„Habt Ihr denn gar keinen Appetit? Ihr habt ja nichts zu Mittag gegeſſen, ſagte ſie.

Ich kann, ich mag nichts eſſen! antwortete er.

Soll ich Euch denn nicht einen leichten Kamillenthee kochen? fragte ſie. Vielleicht bringt der Euch Schweiß?

Er nickte mit dem Kopfe, und Engel eilte hinaus in die Küche, wo ſie den Thee kochte. Als ſie ihn brachte, trank er wohl, aber es änderte in ſeinem Zuſtande nichts. Gegen Mitternacht erſt verlor ſich der Froſt, und es trat eine trockene Gluth mit verzehrender Kraft ein. Er trank ungemein viel, ohne daß es die Gluth mäßigte. Kein erquickender Schlaf kam und er warf ſich in qualvoller Unruhe von einer Seite auf die andere.

Engel ſtellte ihr Spinnrad in die Nähe des Bettes und weilte bei dem Vater. Sie zog den Bettvorhang vor, daß das Licht nicht den Kranken quäle, und ſpann dann

eifrig, und mit dem Faden spann sie manchen Seufzer, manche bange Ahnung ihrer Seele mit hinein. Erst nach Mitternacht schien sich Konrad's Hitze zu brechen und ein unruhiger Schlaf einzutreten. Er währte nicht lange. Aus schweren Träumen fuhr er geängstet auf, und aus den irren Worten hörte Engel, wie er es bald mit den ihn beraubenden Verpesten, bald mit den ihn verhöhnenden Bauern zu thun hatte; aber Alles ging bunt durcheinander. Manchmal schimpfte er auch auf Schimmel, der ihn belogen und betrogen habe. So verging in wilden Phantasien die lange Nacht, und erst gegen Morgen schlief er ein, und auch Engel's müdes Haupt sank auf die kummervolle Brust und die müde Hand in den Schooß, und der Schlaf der Erschöpfung legte sich auf ihr Auge, in dessen langen Wimpern noch eine Thräne zitterte.

Der Tag kam endlich. Der Knecht und die Magd standen auf und fütterten das Vieh und thaten ihre Arbeit.

Die Magd, welche den Zusammenhang all der Ereignisse des gestrigen Tages kannte, auch durch den Schalter in der Wand in die Stube geblickt hatte, sagte zu dem Knechte:

Peter, die arme Engel hat die ganze Nacht gewacht, denn das Feuer im Ofen glüht noch. Thue langsam und leise und gönne ihr die wohlverdiente Ruhe, bis der Alte erwacht. Die Morgensuppe will ich kochen.

Sie fachte leise das Ofenfeuer wieder an, kochte die Suppe, ohne daß Engel erwachte, und auch Konrad schlief fort und fort.

Plötzlich aber fuhr Engel erschreckend in die Höhe und sah verwirrt um sich. Auch Konrad fuhr empor und fragte: Was ist das?

Lauter Lärm tönte durch das Dorf herauf.

Engel sprang von ihrem Rad auf und eilte an das Fenster.

Sie schlug angstvoll die Hände zusammen und rief: Himmel und Franzosen!

Mit einem Angstruf sank Konrad in die Kissen zurück.

Ein wilder Lärm wurde immer hörbarer. Einzelne Schüsse knallten dazwischen. Händeringend sah man die Frauen aus den Häusern eilen, Jammergeschrei hallte dazwischen — kurz, es war ein Zustand schauderhafter Verwirrung im ganzen Dorfe.

Bald darauf fuhr mit einem Kolbenstoße die Thüre auf und fünf bis sechs Franzosen von fürchterlichem Aussehen stürmten in das Zimmer. Sie stürmten gerade auf das Bett los, hinter dem sich die angstvolle Engel verborgen hatte, setzten dem Kranken das Bajonet auf die Brust und riefen: Geld, Bauer! — Einer erblickte Engel und rief, sie ergreifend: Geld! Geld!

In der Angst ihrer Seele deutete Engel zugleich mit ihrem Vater auf das Schränkchen an der Wand. Die Franzosen stürmten darauf zu und schlugen es auf. Nur Einer, dem die Schönheit Engel's mehr in die Augen leuchtete als das Geld, nahte sich ihr, um sie mit seinen Armen zu umfassen; aber das in der Verzweiflung riesenstarke Mädchen stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß er rücklings auf die Erde stürzte. Das geladene Gewehr mochte er mit dem Fuße berührt haben — es entlud sich, und der Schuß fuhr, an dem Kopf eines Andern vorüber, in die Wand.

Engel, ihre Lage erkennend, benutzte die Verwirrung des Augenblicks und den die Stube erfüllenden Pulverdampf, und entsprang durch die Thüre. Vor dieser stand zitternd die Magd.

Fort! fort! rief in wilder Angst das erschütterte Mädchen, und zog die Magd mit sich hinaus. In wilder

Hast eilten sie durch den Garten und den Grasgarten, über Zaun und Hecke springend, in's Freie, und dann links

über die Felder dem Dunkel des nahen Kiefernschlages zu, wo schon vor ihnen andere Jungfrauen und Frauen Schutz gesucht hatten. Immer tiefer drangen sie in das dichte Gehölze hinein, bis sie nichts mehr von dem Lärm des Dorfes vernahmen, und nun erst sich sicher haltend, aufzuathmen wagten.

Indessen war der Franzose aufgestanden und suchte in höchstem Zorne nach Engel, während die Anderen in größter Eile das Geld unter sich theilten, das sie in dem Schränklein gefunden hatten. Da das über Erwarten viel war, so schlossen sie auf den Reichthum des Bauern, und da sie die Erfahrung belehrt haben mochte, daß die Leute das Beste versteckt hatten, so begannen sie nun über den Kranken herzufallen. Zuerst drohten sie, ihn zu erstechen oder zu erschießen, wenn er nicht verriethe, wo er sein übriges Geld und Gut versteckt habe, und als das nichts fruchtete, begannen sie ihn zu mißhandeln. Sie rissen ihn aus dem Bette,

stießen ihn umher, schlugen und traten ihn, bis er ohnmächtig zur Erde sank. Ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, rissen sie das Bett heraus, durchwühlten es bis auf den Boden der Bettlade, und als sie nichts weiter fanden, zogen sie die Leinwand ab und ließen Alles liegen, wie es lag.

Aus der Stube drangen sie in das Haus. Dort fanden sie den Knecht, der sich versteckt hatte. Sie hielten ihn für den Sohn des Hauses und schleppten ihn mit sich, daß er ihnen Verborgenes zeige. Als er das nicht konnte, stießen sie ihn mit den Kolben ihrer Gewehre, bis er einen günstigen Augenblick wahrnahm und entsprang. Eine Kugel, welche sie ihm nachsandten, traf ihn glücklicher Weise nicht, und auch er gewann den schützenden Wald.

Aber nun drangen noch mehr Franzosen in's Haus, und es begann ein Treiben, das nur mit dem, alles Unheil eines solchen Thuns bezeichnenden Worte „Plündern" ausgedrückt werden kann. Jeder Winkel wurde durchsucht; jeder Schrank, jede Truhe erbrochen; alle Hemden, Stiefel, Kleidungsstücke Konrad's, des Knechtes und selbst der weiblichen Glieder des Haushalts, Engel's und der Magd, in Bündel gepackt, gebunden, geschnallt und zum Mitnehmen bereit gemacht. Auch was sich an Lebensmitteln vorfand, namentlich Fleisch, wurde mitgenommen, und dann brach die räuberische Horde auf, um die Landstraße wieder zu gewinnen.

Drei Stunden hatten hingereicht, die Bewohner des Dorfes aller derjenigen Habe zu berauben, die sie nicht versteckt hatten, und selbst manche Verstecke waren den erfahrenen Blicken der Plünderer nicht entgangen, und ausgeleert worden. Kein Haus war verschont geblieben, kein Mensch ohne größere oder gelindere Mißhandlung. Eine junge Frau, die mit Aufbietung aller Kraft der Verzweiflung mit einem Franzosen gerungen hatte, war in der Wuth von ihm erstochen worden, daß sie augenblicklich ihr Leben aushauchte. Ueberall her ertönte Jammergeschrei. Man sah blutende Männer und Frauen ihren Häusern entfliehen. Kinder eilten laut weinend durch die Gassen und suchten vor dem Dorfe oder hinter den Häusern Schutz. In größerer oder geringerer Entfernung vom Dorfe standen Trupps der armen Beraubten,

die nichts Geringeres fürchteten, als daß die Plünderer nun noch das Dorf anzünden würden, um ihrem grausamen Werke die Krone aufzusetzen. Dies geschah jedoch glücklicher Weise nicht.

Auch Kirchmeier's hatten ihr Haus fliehen und den Plünderern überlassen müssen. Martin, der den ersten Eindringling, als er mit aller Heftigkeit Geld forderte, wieder hinausgeworfen und die Thür hinter ihm zugeschlossen hatte, entging nur durch eine besondere Fügung der Kugel, welche dieser durch die Fuge der gebrochenen Thüre schoß. Er entsprang durch die Hinterthür, die er in's Schloß warf, und die ein Unkundiger nicht leicht öffnen konnte. Er sprang über die Hainbuchenhecke der Pütz oder des Wiesengartens, und mußte sich auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes in den Wald flüchten, um den Schutz zu suchen, den Engel auf der andern Seite zu finden so glücklich gewesen war.

Seine alten Eltern und jüngeren Geschwister waren schon früher dem Hause entflohen, wie es die meisten Bewohner des Dorfes hatten thun müssen. So konnten die Plünderer schalten und walten, wie es sie gelüstete.

Erst da, als man sie, beladen mit dem geraubten Gute, abziehen sah, und sie sich weit genug entfernt hatten, wagten es die armen Geplünderten wieder, zu ihren Wohnungen zurückzukehren. Martin war Einer der Ersten, die sich in das Dorf wagten. Der marternde Gedanke an seine Eltern und Geschwister, an die theure Engel, an ihren kranken Vater ließ ihm keine Ruhe mehr. Engel hatte ihm ja am vorigen Abende, wo sie ihn nur einen Augenblick gesprochen, ihre schwere Besorgniß über ihres Vaters Kranksein mitgetheilt; er hatte das Licht die ganze Nacht brennen sehen und Engel, am Spinnrade sitzend, wachen. Das ließ ihm nun keinen Augenblick Ruhe. Er hatte selbst nicht geschlafen und sich erst gegen Morgen in seinen Kleidern auf's Bett geworfen, von dem ihn das Toben der Plünderer aufgeschreckt.

Für Engel's Sicherheit war er von dem Augenblick an ohne Sorge, in dem er sie mit der Magd hatte nach dem Walde entfliehen sehen, ohne daß sie verfolgt wurde;

aber er hatte den Schuß in ihrer Stube gehört und den Schrei der Verzweiflung, den Engel ausgestoßen. Wer sagte ihm, ob sie nicht verwundet, vielleicht gefährlich getroffen sei? Eben, als er hinüber gewollt, um sich Gewißheit zu verschaffen, drang der Franzose in seine Thüre ein, und es ereignete sich, was ihn selbst zur hastigen Flucht trieb.

Als Martin durch die offene Hinterthür in das Haus trat, bot sich ihm ein entsetzenerregender Anblick dar. Kisten, Kasten und Schränke waren erbrochen und ihres Inhaltes beraubt. Die Thüren und Deckel waren in Splitter zerschlagen. Eine Menge Küchen- und anderes Geräthe lag in Trümmern umher. Was Werth hatte, Kleider, Schuhe, Weißzeug, Lebensmittel, sofern sie tragbar waren, war verschwunden. Es war ein haarsträubender Anblick wilder, schonungsloser Zerstörung, und man sah es deutlich, auch die Rachsucht hatte sich gekühlt, weil die Kugel ihn verfehlt, welche ihm für das gebrauchte Hausrecht zugedacht gewesen war. Alle Räume des Hauses waren offen, leer — kein Ton des Lebens ließ sich vernehmen und die Angst des Todes durchschauerte ihn. — Er rief, aber Niemand antwortete. Die Angst seiner Seele wuchs. Er eilte die Stiege hinauf, und fürchtete überall, den Leichnamen seiner Lieben zu begegnen. Als diese Befürchtung sich als grundlos erwies, wagte er zu hoffen, daß sie sich glücklich geflüchtet, und es schien ihm, daß gerade darum die Zerstörungswuth der Plünderer sich so rückhaltlos Luft gemacht.

Einige Augenblicke stand er rathlos da; es wirbelte ihm im Kopfe, wie wenn ein Mühlrad drinnen ginge. Die Gedanken jagten und kreuzten sich, ob zur Furcht oder zur Hoffnung Grund sei. Da blickte er hinaus und sah von der Kirche her alle seine Lieben unversehrt nahen. Er dankte inbrünstig dem Herrn, der seine schützende Vaterhand über sie gebreitet hatte. Jetzt hielt ihn nichts mehr ab, in das Haus Konrad's zu eilen, nachdem er den Seinigen den Gruß der Liebe und Freude zugewinkt und auf das Haus gedeutet hatte, wohin sein Herz ihn zog.

Es überlief ihn eiskalt, als er eintrat. Auch hier herrſchte die Stille des Grabes. Auch hier hatte der Plünderer Wuth ſich geäußert; auch hier herrſchte der volle Graus der Verwüſtung und Zerſtörung. Entſetzlich war der Anblick der Stube! Die Betten lagen zerſtreut umher. Konrad konnte er nirgends erblicken, als er durch die Thüre ſah. Wo war der Kranke? Er eilte in die Stube. Da war es ihm, als höre er ein leiſes Wimmern. Er hob die Decke des Bettes vom Boden auf, und er erblickte Konrad, der zitternd und bebend auf der Diele lag und ſich mit der Decke, die er erreichen konnte, bedeckt hatte, um nicht zu erfrieren; denn im Ofen war kein Feuer mehr und durch die offenen Thüren drang die kalte, feuchte Luft. Er ſtarrte Martin noch wirre an und mochte ihn für einen der zurückgekehrten Plünderer halten, der gekommen ſei, ſeinem Leben ein Ende zu machen.

Um Gotteswillen, Konrad, wie finde ich Euch hier? rief Martin aus, voll Schrecken und Entſetzen.

An der Stimme erkannte ihn der Kranke.

Ach, jammerte er, Martin biſt du es? Sind die Unmenſchen fort? Ach erbarme dich meiner, und lege mich wieder in das Bett, denn ich ſterbe vor Froſt.

Martin eilte, das Bett, ſo gut er konnte, wieder zurecht zu legen. Er hob den Kranken hinein, deckte ihn ſorgfältig zu und lief dann in die Küche, um Feuer in den Ofen zu machen und ihm warme Milch zu reichen, das Nächſte, was ſich ihm darbot.

Als er ihm die Milch brachte, trank er ſie begierig, und ihre belebende Wärme durchdrang ſeinen Körper höchſt wohlthätig.

Jetzt erſt konnte ihm Martin auf ſeine Frage antworten.

Ja, ſagte er, die heilloſen Plünderer ſind fort; aber wie ſieht es aus im Dorfe? Alles ausgeraubt, zerſchlagen, zerſtört! Auch in Euerem Hauſe ſieht's gräßlich aus.

Konrad ſeufzte tief. Wo iſt meine Engel? fragte er.

Seid ruhig, Engel iſt gerettet; ſie entfloh mit der Magd und anderen Mädchen und Frauen nach dem Walde. Sie haben ſie nicht verfolgt. Gott ſei gelobt!

Ach, Martin, geh' hin, ſuche ſie und bringe mir ſie her. Ich habe kein Leintuch auf dem Bette. Sie wird mir eins geben.

Wenn Ihr noch eins hättet, ſagte Martin. Kiſten und Kaſten ſind leer.

Konrad rang die Hände.

Ach, hole mir mein Kind! bat er wieder.

Da flog denn Martin auf dem kürzeſten Wege dem Walde zu. Er ſtaunte; denn Alles war hier ſo ſtille, als athme kein lebendes Weſen in dieſem Nadelgehölze.

Engel! Engel! rief er dann, ſo laut er konnte. Ich bin's ja, Kirchmeier's Martin! Die Franzoſen ſind fort. Kommet ſchnell zurück zu euren Wohnungen!

Da regte ſich's im Walde überall, als hätte ein Zauberſchlag Leben und Laute in dieſe Grabesſtille und Grabesruhe gebracht oder aus der Erde heraus die Menſchen wachſen laſſen, die nun ſichtbar wurden. Greiſe, Frauen, Kinder, Jungfrauen kamen zum Vorſchein in den ſeltſamſten Aufzügen; Manche kaum halbbekleidet, Andere mit

deutlichen Zeichen von Blut, das einer Wunde entſtrömt, die von den Plünderern empfangen worden war. Sie zitterten Alle vor Froſt, vor Schrecken und Angſt, denn ſie hatten es nicht gewagt, ein Feuer anzuzünden, weil ſie fürchteten, dadurch die Verfolger auf den Verſteck aufmerkſam zu machen, für den ſie Gott dankten.

Martin fand ſeine theuere Engel unverletzt. Die leuchtenden Blicke des Mädchens kündigten ihm an, wie glücklich ſie ſei, daß ſie ihn geſund und ohne Schaden wiederſähe.

Was macht mein Vater? war ihre erſte dringende Frage. Warſt du bei ihm?

Ihr Herz wurde leichter, als er ihr ſagte, wie er ihn gefunden, was er einſtweilen gethan; und daß er nach ihr verlange. Sie drückte ſeine Hand, ſah ihn einen Augenblick an, mit einem Ausdrucke, in dem Dank, Freude und Hoffnung ſich ausſprachen; dann aber flog ſie, wie das geſcheuchte Reh, über Acker und Wieſe dahin, dem Dorfe zu, welches ſie vor Allen, welche ihr nacheilten, erreichte. Auch von der andern Seite des Dorfes gab jetzt der ſtille Wald die Schaaren wieder, welche in ihm Zuflucht geſucht und gefunden hatten. Man ſah ſie den theueren Räumen häuslichen Friedens zueilen, darinnen auf kurze Zeit der Menſch in ſeiner rohen Entartung und Verwilderung gewaltet hatte, deren Spuren ſich überall den Blicken darboten. Hatten ſich die theuern Angehörigen wieder Alle zuſammengefunden, ſo war man Zeuge rührender Liebe und Treue und eines Dankes gegen den himmliſchen Hüter und Retter, daß es Einem unendlich wohlthat und ſelbſt mit zum Dankgebete hinzog.

Nur Einem breiteten ſich keine Arme liebend entgegen! Er ſank jammernd an der ſchönen Leiche ſeines jungen Weibes nieder, mit der ſein ganzes Glück zertrümmert war. Erſt kurze Zeit waren ſie vermählt, und ſie hatten ſich ſo lieb gehabt. Eines nur konnte ihn beruhigen, — daß ſie unentweiht geſtorben war. Ihr eigenes Leid und Weh vergeſſend, eilten die Nachbarn zu dem unglücklichen Gatten, um ihn zu tröſten, ihm beizuſtehen und zu helfen.

Ergreifend war es, als am andern Tage die ſchöne Leiche in's Grab gelegt wurde. Das ganze Dorf folgte wehklagend dem Sarge und dem thränenlos hinter demſelben wankenden Gatten. Ergreifend waren die Worte des greiſen Paſtors, die aus einem tiefbewegten Herzen kamen. Nie waren Troſtworte wärmer geſprochen, nie demuthsvoller hingenommen werden. Trauer lag auf dem Dorf, und kein Laut der Freude, nicht einmal von Kindern, wurde vernommen. Keine Familie war ohne herbe Verluſte geblieben. Manchem hatten die Plünderer gerade das Beſte ſeiner Habe genommen, das er nicht ſorgfältig genug verborgen gehabt. Faſt nackt und bloß ſtanden ſie da und mußten wieder beginnen, ſich das Nöthige zu erwerben, durch alle die Mühen und Entbehrungen von Neuem hindurchringen, die ſie ſchon einmal kennen gelernt hatten.

Und wie lähmte der Blick in die nächſte Zukunft den Aufſchwung der Seele! Der Krieg hatte erſt begonnen. Erſt die Vorhut der Armee war bei ihnen geweſen und hatte ſie an den Rand haushälteriſchen Verderbens gebracht. Was ſollte es nun werden, wenn auf dieſer Straße die

ganze Masse des Heeres heranzog, welches unter dem Namen: „Armee der Sambre und Maas“ hierher geschickt worden war?

Da kam wohl keine frohe Hoffnung in den Herzen mehr auf, vielmehr legte sich die Furcht centnerschwer auf die Herzen der armen, schon so schwer geprüften Leute. Welche Leiden, welche Opfer, welche Gefahren standen ihnen noch bevor? Wie Mancher konnte noch, wie der unglückliche Gatte, um ein theueres Wesen trauern müssen? —

Zum Glücke kann ich, sagte der alte Schmiedjakob, dem Gange der Erzählung etwas hier vorgreifen, und es euch sagen, daß das Dorf keine Plünderung mehr zu erleiden hatte, wohl aber deste mehr Einquartierungen, die sich lange Zeit fast täglich aufeinander folgten. Eine Lieferung von Frucht, Fleisch und Pferdefutter folgte der andern, Kriegssteuer auf Kriegssteuer folgte, bis der Wohlstand bis auf die Hefen erschöpft war; am herbsten aber traf das Dorf die letzte Heimsuchung des Krieges. Der französischen Armee folgten oft sehr zahlreiche Heerden von Schlachtvieh. Wie überhaupt für die Verpflegung äußerst mangelhaft gesorgt war, so wurde auch diesem Schlachtvieh nicht die geringste Sorgfalt zugewendet. Mangel an Futter, Erkältung, üble Behandlung und Uebermüdung und alle die schlimmen Einflüsse, denen die armen Thiere preisgegeben waren, erzeugten eine Seuche, welche mit reißender Schnelle diese Heerden wegraffte und sich in gleicher Weise über den ganzen Hunsrücken verbreitete, dessen Bewohner von jeher in einer sehr ansehnlichen Viehzucht eine Hauptquelle ihres Wohlstandes erblickten.

Furchtbar waren die Verheerungen dieser Seuche. Fast kein Rind auf dem weiten Gebiete blieb verschont, und in weniger als acht Tagen war im ganzen Dorfe keine Klaue Rindvieh mehr. Das schlug die Armen fürchterlich, und doppelt hart war es, da ein Theil der Nahrung der Familien dahin war und der Gedanke an die Bedürfnisse des Ackers und die Betreibung des Ackerbaues höchst niederdrückend war.

Auch Konrad's schöne Ställe leerten sich in wenigen Tagen, und dieser Verlust, der der Plünderung und der seines Lebens in der letzten Zeit vor dem Kommen der Franzosen — gaben seinem Wohlstande einen bedeutenden Stoß.

Als Engel aus dem Walde, wohin sie sich gerettet, im Fluge heimgeeilt war und in die Stube trat, überall

die heillose Verwirrung und Zerstörung sah, da schrie sie laut auf und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

Konrad richtete sich im Bett auf und streckte ihr seine Hand entgegen. Engel erfaßte sie mit aller Innigkeit des kindlichen Gefühls. Dieser Beweis von Liebe war ihr so neu, so fremd, daß er ihr Thränen der Freude auspreßte. Ein Strahl von Hoffnung flog durch ihre Seele, daß vielleicht alle die niederbeugenden Erfahrungen der letzten Zeit eine wohlthätige Aenderung bei ihm könnten hervorgebracht haben.

Er war keines Wortes fähig, aber man sah, er dachte einmal wieder an seinen Gott, denn er faltete die Hände und blickte stumm nach Oben. Es war das Dankgebet des wiedererwachten Vaterherzens für das vom Herrn ihm beschützte, gerettete Kind.

Engel fiel ihm um den Hals und weinte heiße Thränen. Sie dankte dem Herrn für seine Rettung aus der Hand der Plünderer, und in dies Dankgebet schlich sich auch das Flehen hinein, daß der Herr sein Herz doch zur Versöhnung stimme.

Als sie sich endlich aufrichtete, sah sie, daß das Linnen auf dem Bette fehlte. Ach, rief Engel, sie haben ja die Betttücher mitgenommen.

Du lieber Gott, hob da die Magd an, die mittlerweile auch angekommen und bereits eben im Hause gewesen war; wenn das Alles wäre! Droben aber ist Alles leer, gestohlen, zertrümmert, zerschlagen! Was Ihr auf dem Leibe traget, das ist Alles, was Euch von Leinwand geblieben ist!

Engel wurde bleich vor Schrecken. Sie eilte hinauf und erblickte überall die Bestätigung dessen, was die Magd bereits angekündigt hatte. Laut weinend kehrte sie zum Vater zurück.

Ach, Vater, Vater, rief sie, es ist Alles fort, was die selige Mutter mit fleißiger Hand gesponnen und was ich gesponnen und gebleicht habe! Die Magd hat recht, wir sind völlig entblößt. Was wird das werden, wie wollen wir's ersetzen?

Sei stille, Kind, sagte Konrad, Gott lebt noch und wir leben noch. Er wird uns ja nicht ganz verlassen, noch versäumen!

Das Wort ergriff Engel's Herz mit einem freudigen Schauer. Sie hatte fast nie solch ein Wort von ihm gehört.

Welch ein Glück ist es, sagte sie darauf schüchtern, daß ich — gegen Euern Willen und Befehl — doch versteckt habe. Ich könnte Euch jetzt kein Hemd, kein Betttuch mehr geben!

Hast du versteckt? fragte er lächelnd.

Ja, sagte Engel muthiger durch dies Lächeln, die gute Mariemarlehne ließ mir keine Ruhe, und so hab' ich das Feinste, Beste und Meiste drüben im Pfarrhofe versteckt.

Gottlob, daß du klüger warst und weiter sahest, als ich, sprach er, und wieder hob sich freudig Engel's Herz bei diesem Worte.

So geh' denn, fuhr er fort, und hole, wenn du kannst, reine Betttücher. Ich kann so nicht mehr liegen! Aber laß das Andere drüben. Die Spitzbuben könnten wieder kommen!

Engel traute ihren Ohren kaum. Spitzbuben hatte er die plündernden Grundelcher genannt. Das war ihr ein noch stärkerer Halt für die beglückende Hoffnung, daß wirklich eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen sei.

Noch Eins, Engel, sagte er, hast du Kaffee im Hause?

Nein, sagte das Mädchen mit Bedauern. Möchtet Ihr vielleicht trinken?

Er nickte.

Ich will ihn gleich haben, rief sie, sich schnell besinnend, aus. — Komm, sagte sie zur Magd, geh' mit mir hinüber in's Pfarrhaus. Die Jungfer Mariemarlehne hat so etwas immer in Vorrath. Du nimmst ihn dann mit herüber, während ich die Leinwand hole.

Auch darüber sagte er nichts. Noch gestern und vorgestern würde er lieber gedürstet, als gelitten haben, daß man bei der verhaßten Feindin etwas leihe oder borge.

Nicht lange, so kam Engel wieder und brachte unter ihrer Schürze verborgen die Leinwand. Mit Hilfe des Knechtes, der sich auch wieder eingestellt, stieg er auf und kleidete sich an, so gut es ging. Und als eine kundige Hand das Bett bestellt und er wieder darinnen ruhte und sich wohl fühlte, sagte er zu Engel:

Der Martin hat gewiß sein Möglichstes und Bestes gethan, als er mir das Bett machte; aber, daß sich Gott erbarme, es war Mannsarbeit in Weibsangelegenheiten, und die ist allemal gründlich schlecht. Jetzt lieg' ich doch wie ein Kurfürst!

Er hatte Martin's Namen wohlwollend genannt! Engel wäre fast ein Freudenschrei entfahren, als sie es vernahm; allein sie bezwang ihr Herz und schwieg darüber, indem sie lachend bemerkte, wie ungeschickt sich auch überhaupt die Männer anstellten, wenn sie etwas verrichteten, was in die Arbeit der Frauen einschlüge. Wir wollen aber darum auch gern eingestehen, daß wir uns eben so zwerg anstellen, wenn wir etwas thun wollen, was in Mannsarbeit einschlägt.

Die Magd brachte nun den Kaffee, der Konrad erquickte, und er nöthigte sie Alle, mit ihm zu trinken, etwas, was er auch früher nicht gethan hatte.

Darauf ging dann Engel mit der Magd und dem Knechte daran, Ordnung und Reinlichkeit im Hause wieder herzustellen. Der Schreiner mußte kommen und nageln und leimen, damit das Geräthe nur wieder in einen brauchbaren Stand kommen und man die Thüren wieder verschließen konnte.

Es gingen mehrere Tage darüber hin, ehe Alles wieder in einer erträglichen Ordnung war. Nun sah erst Engel, was Alles gestohlen war; da fehlten nicht bloß Kleider und Weißzeug, sondern auch Brod und geräuchertes Fleisch; da fehlte des Vaters Uhr, und von all seinem Gelde war natürlich auch kein Pfennig mehr übrig. Mit wunderbarer Ruhe und Ergebung trug Konrad das Alles, und wie sich Engel darüber freute, so nahm auch zu ihrer dankbaren Freude in Gott seine Gesundheit täglich zu.

Engel und die Magd spannen jetzt um die Wette, das Fehlende zu ersetzen. Sie blieben aber zu Hause, damit Konrad nicht zu sehr an Langweile litte. Kam dann die Rede auf die Plünderung, so hub er, da er sich nun kräftiger fühlte, zu erzählen an. — Ja, sagte er, als du, Engel, wegwarst und die Unholde sich von dem Schrecken erholt hatten, den ihnen der plötzliche Schuß bereitet, kamen sie an mein Bett und meinten, ich hätte Geld darin verborgen. Sie setzten mir das Bajonet wieder auf die Brust und drohten, mich zu erstechen. Darauf warfen sie mich aus dem Bett hier auf die Erde, daß mir die Sinne vergingen. Was sie von da an in der Stube und im Hause trieben, weiß ich nicht. Als ich aber erwachte, fielen zwei Schüsse, und ich dachte, sie hätten dich todtgeschossen, und vor Schrecken und Leid fiel ich in eine neue Ohnmacht. Als ich wieder zu mir selbst kam, war Alles todtstill im Hause. Die Stubenthüre stand auf. Ein eisigkalter Luftzug strömte herum und ich lag ohne einen Schutz, ohne eine Decke auf dem harten, kalten Stubenboden; das Feuer im Ofen war längst ausgegangen. Gottes Gnade hatte es so gefügt, daß die herabgeworfene Bettdecke nahe bei mir lag. Ich konnte sie über mich ziehen, mich hineinwickeln, sonst wär' ich vor Kälte gestorben. Endlich hörte ich Jemand kommen. Es war der gute Martin, der mich nun in's Bett hob,

Herrn war über ihm und hat ihn ergriffen und sein Herz umgewandelt. Ach, ich segne das Unglück, das über uns gekommen ist, denn es war in Gottes Hand ein gesegnetes Heilmittel. Er ist wieder ein liebevoller, freundlicher Vater, wie er es in vielen, ja wohl, vielen Jahren nicht mehr war. Er ist ein anderer Mensch geworden. Gott sei gelebt!

Dürfen wir denn wieder hinüber zu euch kommen? fragte Martin.

O, gewiß, viel Engel, strahlend vor Freude und Glück, kommet nur Alle, und gleich!

Und du, Kirchmeier, sagte die Mutter, ihn ansehend, wie steht es um dich? Willst du gerne verzeihen?

O du närrisch Weib, sagte Kirchmeier, war ich denn jemals ein Feind Konrad's? So lange er redlich dachte, redete und handelte; so lange er bei Verstande war, gab's Keinen, der sein treuerer Freund gewesen wäre; und dann, als er in die unglückseligen, unehrlichen Wege kam, beklagte ich ihn; aber gehaßt hab' ich ihn nie, das weiß Gott! Auch hab' ich das, was Bäckerjakob neulich that, schwer gemißbilligt. Es konnt's ja kein Mensch ertragen, was Konrad redete, ohne daß ihm die Galle übergeschossen wäre! Ja, wär's noch seine eigene Meinung gewesen, man hätt's noch eher ertragen; aber man wußte, daß es ihm der vermaledeite Schimmel einpfropfte und eintrichterte, und daß er es nur wiederkäuete, und das ging einem ehrlichen Christenmenschen gegen das Kamisol, und da hab' ich halt nicht schweigen und mich fremder Sünden theilhaftig machen können. Wär' aber deine Frage dein Ernst, Frau, so könnt' ich dir aus Herzensgrunde falsch werden.

Nun, diese Mühe brauchst du dir nicht zu geben, Alter, lachte die Kirchmeierin, faßte ihren Mann bei der Hand und zog ihn über die Straße zu Konrad's Haus, und Engel und Martin folgten.

Da bring' ich ihn dir, Konrad, sagte die Kirchmeierin, als sie in die Stube traten, daß du ihm die Hand reichst und er dir. Im Unglück thut Eintracht doppelt noth. Du bist geheilt durch die Grundelscher von der Franzosenliebe, und mein Kirchmeier hat dir dann keinen Widerpart mehr zu halten, und es wird wieder Alles gut, wie es einst war, als wir noch gute, glückliche Nachbarn waren.

Ja, Kirchmeier, Gottes Gnade hat mir die Augen aufgethan und mich durch eine herbe Schule der Demüthigung gehen lassen. Er sei gelobt dafür! Nun weiß ich, was mir frommt; nun weiß ich, wer es gut mit mir gemeint. Geb' mir deine Hand, rief Konrad, darnach reichend, und Kirchmeier gab sie ihm. Sei wieder mein Freund, Kumpeer, und guter Freund, wie du es allezeit warst! Verzeih' mir, daß ich toll gewesen bin und auf Abwegen ging, die ich als gottlos verdamme! Ich bin zurückgekommen und will fortan christlich wandeln vor Gott. Sei mir wieder gut! Das Alte soll vergessen sein!

Amen! sprach Kirchmeier, und drückte seine Hand.

Aber wo sind denn Martin und Engel? fragte der lange Konrad.

Ja, wo werden die sein? rief die Mutter aus und lachte. Die werden in der Küche beieinander auf dem Herde sitzen und sich erzählen, denn sie haben sich lange nicht miteinander unterreden können.

Da seid Ihr sehr irre, Nachbarin, versetzte da mit einem Male die Jungfer Mariemarlehne, die, als sie Kirchmeier's herübergehen sah, nicht fehlen wollte bei der Versöhnung, und die mit Rührung Zeuge der Sinnesänderung Konrad's gewesen war. Da seid Ihr sehr irre. Sie haben sich oft an der Hinterthüre, auch einmal Sonntags bei mir im Pfarrhause gesehen und gesprochen, und das Heerchen sagte: Der Konrad kommt schon wieder auf bessere Gedanken. Ich gebe ihn nicht auf. Er ist bloß irregeführt, denn was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. 'So hab' ich auch gedacht, und mich der armen, verlassenen Kinder angenommen, die sich doch so herzlich lieb haben. Nichts für ungut, Nachbar Konrad! Ich komme denn auch, Euch die Hand wieder zu reichen zu alter Freundschaft und Nachbarschaft, wenn Ihr mich auch noch so hart beleidigt habt und mich eine Kreuzspinne gescholten; aber ich denke, eine geistliche Schaffnerin ist doch so ein Stück von der Geistlichkeit, und muß darum auch ein versöhnlich Herz haben.

Konrad sagte: Ihr habt mir eben so viel und noch viel mehr abzubitten, wie ich Euch, nach Eueren eigenen Worten; aber es soll vergeben und vergessen sein. Er drückte ihre

fette Hand und Mariemarlehne weinte aus Herzensgrunde vor Freuden, und es waren keine von den Thränen, von denen sie das Maaß im Zwinkern mit den Augen hatte.

Nun aber ruft mir auch die Kinder! bat Konrad.

Das geschah denn, und hocherröthend trat Engel ein mit ihrem Martin.

Konrad drohte mit dem Finger und sagte: Eben hab' ich gehört, wie es hinter meinem Rücken herging. Das soll mir nicht wieder passiren. Deßwegen kannst du, Martin, hinüber zum Heerchen gehen und das Ausrufen bestellen, wenn ihr nämlich brave Eheleute werden wollet?

Gewiß! rief Martin, und Engel barg ihr Gesicht an der Brust der Kirchmeierin.

Es ist zwar eine böse Zeit zum Heirathen, fuhr Konrad fort; aber ich denke, Engel bedarf des Schutzes, der stärker ist als der meinige. Es sind schlimme Zeiten. Martin hat's am Kopfe des Rothmantels bewiesen, daß er den Schutz handhaben kann in einer Art, vor der man Respect haben muß.

Ja wohl, versetzte Jungfer Mariemarlehne, und durch die Reihe der sich aneinander schließenden Gedanken wurde sie von dem Kopfe des Rothmantels auf die Schmisse geleitet, die er erhielt, und von diesen auf den, der sie gab, nämlich auf den Herrn Prefos. Sie seufzte tief und sagte: Die Rothmäntel waren nicht alle schlimm. — Die Franzosen haben sie gut gemacht. Der Eurige, Konrad, war ein wahrer Höllenpfuhl; indessen der Herr Prefos ein Mann, wie es Wenige gibt. Auf Den laß ich nichts kommen.

Seid nur stille, sprach Konrad. Sie sind alle Beide, Rothmäntel und Franzosen, keine Heilige, und ich hab' ein Andenken an Beide, das ich so leicht nicht vergessen werde, absonderlich an den Pflasterkasten, der kriegen soll, was ihm gebührt!

Lasset Alles begraben sein, meinte Kirchmeier, das ist am besten.

Du hast recht, Kumpeer, versetzte Konrad, und brach dies Gespräch ab. Zu Kirchmeier aber sagte er: Setze dich einmal. Es ist wahr, hob er an, dein Schwäher, der Bäckerjakob, hat mir übel mitgespielt, und das letzte Stücklein auf der Gasse war doch das allerärgste; aber ich

habe mir in den ſchlafloſen Nächten über Alles Rechnung vor Gott gethan, und habe einſehen gelernt, daß es ſo kommen mußte, und daß ich's verdiente. Ich weiß, daß meine Franzoſennarrheit und mein Hochmuth das Alles verſchuldet hat. Ich bitte dich, bringe ihn heute Abend mit hierher, daß ich mich mit ihm verſöhne. Ausgehen mag ich nicht mehr Abends. Darum wollt' ich dir noch Eins ſagen: Kommet Abends zu uns: du, deine Frau, der Bäckerjakob und ſeine Frau. Der Martin wird von ſelber kommen. Wir wollen uns zuſammenhalten, wie es ſo nahen Verwandten, die wir werden, ziemet. Iſt dir das recht?

Von Herzen! war Kirchmeier's Antwort.

Und glaubſt du, daß der Bäckerjakob —

O, da ſei ohne Sorgen, Konrad. Ich hab' ihm über das Verſpotten auf der Gaſſe die Leber geſchleimt. Das war ein Bubenſtreich, zu dem ſich ein alter Schmeger wie der Bäckerjakob nicht hätte herbeilaſſen ſollen. Er hat's eingeſehen und bereut, und als du krank wurdeſt, ich ſage es dir in Wahrheit, da wußte er ſich nicht zu faſſen. Er iſt ein Herzguter, aber wenn er einmal gereizt iſt, ſo macht er viel dumme Streiche. Nun, ſei guter Dinge! Er wird dir zu gegenſeitigem Verzeihen die Hand reichen und in die Maje zu dir kommen.

Damit war denn der Friede gewonnen, und wirklich kamen ſie Alle des Abends, und der Bäcker war nie ſo vergnügt. Es kam ihm nicht ein einziges Mal der Schlaf, und Konrad ſchlug nicht Einmal auf den Tiſch. Er hatte es ſich abgewöhnt.

Mit der völligen Sinnesänderung Konrad's hatte es ſeine volle Richtigkeit. Er war in der Schule des Mißgeſchicks gründlich geheilt worden. Sein erſter Gang war zum Heerchen, dem er gar viel abzubitten hatte; aber er fand auch bei dem alten Mann ein ſo mildes und verſöhnliches Herz, daß es ihm gar wohl that. Eine Bußpredigt hielt er Konrad nicht; denn der liebe Gott hatte ihm eine im Gewiſſen gehalten, und der Text: „Noth lehrt beten" ſtand auch ſo in ſeine Seele eingegraben, daß er nicht auszulöſchen war, wie auch der aus der heiligen Schrift: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erhören und

du ſollſt mich preiſen.“ Zu beiden hatte der liebe Gott die thatſächliche Nutzanwendung gefügt, und die ſchlägt beſſer durch als menſchliche Worte, und wären ſie noch ſo gewaltig. Als er das Alles dem Heerchen mit der offenen, redlichen Weiſe wahrer Sinnesänderung beichtete, da drückte ihm dieſer die Hand und ſagte: Der, welcher ſo mächtig zu dir geredet hat, und hat das ſteinerne Herz aus deiner Bruſt genommen und ein weiches dafür hineingethan, der halte ſein Auge über dir offen, und ſeine Hand führe dich auf dem Wege des Lebens! Amen.

Als endlich die drei Sonntage der Verkündigung vorüber waren, da hielten Engel und Martin Hochzeit, aber ſtille, wie es in die Zeit und zu dem Sinne des Brautpaares paßte. Nur die Armen vergaß die junge Frau nicht. Sie ſagte: Der liebe Gott befiehlt: „Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag haſt!“ Das Gebet der Armen dünkte ihr ein beſſerer Glückwunſch, als jeder andere.

Konrad ging nach und nach wieder aus, und die Leute vergaben ihm Alles. Nach der Stadt aber ging er nicht mehr. Martin mußte Alles dort für ihn beſorgen. Er mochte ſich nicht an ſeine dortige Vergangenheit erinnern.

Es kamen wohl noch recht ſchlimme Zeiten. Die Viehſeuche leerte auch Konrad's Ställe; die Einquartierungen, Lieferungen, Brandſchatzungen und Kriegsſteuern, das Stocken des Handels und Verkehrs — es waren harte Schläge, aber Konrad ſagte zu ſeinen Kindern: Gott will uns züchtigen, weil ich es verdient habe; aber es geſchieht auch zu dem Zwecke, daß wir im Glauben, Vertrauen und Gebete recht feſt werden und künftigen Segen deſto dankbarer empfangen. Der Herr ſchlägt wohl, aber er heilet auch wieder. Wir wollen an ihm nur recht feſthalten.

Das thaten ſie in echter Gottesfurcht, und die argen Zeiten gingen vorüber; in Fleiß und Treue ſahen ſie wieder beſſere, und die alten Wunden heilten aus. Sie erlebten die Tage, wo das ſchöne Rheinland ein friſchblühend Glied des deutſchen Vaterlandes wurde.

Daß die alte Churpfalz zu Grabe ging, bedauerte beſonders der alte Kirchmeier, aber er war allezeit ein

stiller, friedlicher Unterthan der Macht, die Gewalt über ihn hatte. Als aber das Land an Preußen kam, sagte er: Gott walt's! Der alte König ist ein frommer Herr, der auch ein Stücklein von dem Plündern zu singen weiß, und solche Zeiten sind eine Schule, darinnen man aufblicken lernt zu dem Herrn, der doch allein Alles wohl zu machen weiß!

Konrad war durch und durch ein anderer Mensch geworden. Mit dem Heerchen hielt er die beste Nachbarschaft und Freundschaft, und Mariemarlehne war die rechte Hand im Hause und sorgte für Engel wie eine Mutter.

Im Hause Konrad's war fortan die traulichste Maje, und nie störte ein falscher Ton den Frieden. Es verstand sich von selbst, daß man von den Zeiten nicht redete, die alle dem Unglück vorangegangen waren. Die Sinnesänderung Konrad's zeigte sich auch noch einmal im hellsten Lichte. Die Gemeinde wählte ihn zu ihrem Schöffen, aber er nahm die Wahl nicht an.

Auch von dem Schusterpeter ist zu rühmen, daß er wieder Sitzfleisch bekam und an seiner Schuhbank fleißig arbeitete, woran gewiß sein braver Schwiegersohn die Ursache war. Dadurch ging's ihm wieder gut, und er sagte seinen früheren falschen und gottlosen Wegen Valet, und gewann wieder Vertrauen und Kundschaft, zu der selbst Konrad und die Seinen gehörten.

Wie es dem Herrn Schimmel und seinen Gesellen ging, das erzählte eines Tages der Kirchmeier, als darauf doch einmal die Rede kam. Die drei Gesellen gingen in der Stadt betteln, das war Allen bekannt. Von Schimmel aber hatte Niemand etwas gehört, da er aus der Stadt wie weggeblasen war, als er alle seine Hoffnungen zu nichte werden sah. Selbst das alte Geschäft des Ferkelstechens und Schriftenmachens ging nicht mehr, da er das Vertrauen der Bürger und Bauern gänzlich verloren hatte und kein Französisch verstand. Der Kirchmeier sagte: Seinen Gesellen hatte er abgesagt, oder sie ihm — wer weiß es? Zum Bettelsack mochte er sich doch in der Stadt nicht herablassen, und der Wirth im Adler borgte nichts mehr, da er genug in den Schornstein zu schreiben hatte und schlimm in die Seite sah.

Vor etlichen Monaten, fuhr er dann fort, war ich einmal in der Stadt und trank einen Schoppen Bier in der Vorſtadt; da ſaß neben mir der Krämer, bei dem ich verſchiedentlich etwas mitnehme. Er iſt ein braver Mann. Da kamen wir denn auf Dies und Jenes zu reden und auch auf den Herrn Schimmel.

Wo iſt der nur vom Winde hingeweht worden? fragte ich. Das kann ich Euch ſagen, nahm da der Krämer das Wort. Vor etwa drei Wochen oder mehr war ich einmal als Zeuge in Coblenz vor dem Landgericht. Geh' ich nach der Sitzung ſo langſam die Rheinſtraße hinauf, gegen den kleinen Paradeplatz zu. Da kommt Einer daher, dem die Sonne durch den Leib ſcheinen konnte. Er ging am Stock und die Lumpen hingen ihm um den Leib herum wie ein Sack. Er mußte einmal ein Bäuchlein gehabt, das aber bei ſchmaler Koſt und Waſſertrinken nicht ſeines Bleibens mochte gehabt haben. Freilich ließ die blaurothe Naſe nicht gerade auf vieles Waſſertrinken ſchließen. Er guckte ſich um wie eine Dohle im Flug, und als er keine Polizei witterte, nahm er ſein gebleichtes und löcheriges Hütlein ab und ſagte: Ach, lieber Herr, gebt einem armen, alten Mann einen Kreuzer!

Als ich die Stimme höre, merk' ich, daß es der Herr Schimmel war.

Ei, wie geht's denn, Herr Schimmel? ſag' ich.

Da fährt er zuſammen. Kennt Ihr mich? fragt er mit Erſchrecken.

Freilich, ſag' ich, kenn' ich Sie; aber ich merke, der Adler in der Stadt iſt Euch nicht hierher gefolgt. Ja, dem ſind die Flügel auch lahm geworden wie Ihnen, Herr Schimmel!

Ach, es ſind ſchlimme Zeiten! klagte er.

Mir ging's durch die Seele. Ich gab ihm ein paar Gröſchlein, die er haſtig nahm, dankte und ſchnell die Platte putzte. Ich blieb ſtehen und ſah ihm nach. Er ſteuerte raſch auf ein Haus zu, das zum Schilde die Worte hatte: „Allhier gut Bier und Branntwein.“ Ihm galt natürlich nur das Letzte! So ſteht's mit dem Herrn Schimmel, mein lieber Kirchmeier. Damit ſchloß der gute Krämer.

Ich aber dachte: Wer zum Lumpen geboren iſt, mag ſich vor den Papiermüllern in Acht nehmen!

Damit war denn auch des Kirchmeier's Erzählung zu Ende, und ich kann auch für heute die meinige ſchließen, ſagte der Schmiedjakob. Es iſt aber nicht Allen ſo gut bekommen wie dem langen Konrad, ſetzte er noch hinzu. Ich kenne Andere, für welche die Prüfung der Zeit erfolglos blieb. Sie ſind freilich Alle zu Lumpen geworden, und das iſt gewöhnlich das Ende von ſolchem Liedlein, und das heilloſe Branntweintrinken ſteht dabei allezeit Nr. 1.

---

3. Ein Räthſel.

Immer meinen ſie das Schönſte,
Wenn ſie meinen Namen nennen,
Seien's Menſchen, ſeien's Dinge,
Welchen ſie ihn zuerkennen.
An der Pflanze bin ich eben,
Und am Hafen immer hinten;
An dem Weine muß die Naſe
Vor der Zunge mich ſchon finden.

---

6. Altes Gold.

„Der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er bricht.“ Dies Sprüchwort hält gar Manches warnend vor, das Der und Die beherzigen könnte. Freilich wär's im Sinne des Sprüchworts beſſer, wenn der Krug gar nicht zum Brunnen ginge! Merk's, Lügner, Betrüger, Dieb! Du lügſt dich heute glücklich heraus aus einer unſaubern Geſchichte — oder haſt heute einmal mit Erfolg gegen andere Leute falſch Zeugniß geredet, verleumdet, verdächtigt, beſchimpft, — aber der Krug bricht morgen ſchon, und Verachtung und Strafe trifft dich. Redet die Wahrheit ein Jeglicher mit ſeinem Nächſten, dann bricht der Krug nicht! Du übervortheilſt Andere im Handel und Wandel, und es gelingt prächtig! Du lachſt im Herzen über die Eſel, die ſich anführen ließen, wenn du dein Preſtichen berechneſt, und du wirſt kecker. — Sieh, dem Kruge wackelt ſchon der Henkel! Noch ein — zwei — dreimal — und er bricht — deine Spitzbüberei iſt entdeckt. Schmach und Schande, ſchuldbelaſtetes Gewiſſen — der Arm der Gerechtigkeit und ſeine wohlverdiente Strafe — ſie haben dich ereilt und der Krug iſt in Scherben. Du ſtiebſt! — Alle Diebe, Räuber und Mörder haben mit kleinen Dingen in der Jugend angefangen und an den Krug gar nicht gedacht. Es gelang, und ſie wurden nicht entdeckt. Das war gerade ihr Unglück, denn nun ging immer raſcher der Krug zum Brunnen. Der Dieb wuchs

am Leibe und an Geschicklichkeit zu stehlen und an Frechheit und Sicherheit. Patsch! Da bricht der Krug! Die Gerichte haben ihn, und das Urtheil in dieser Welt läßt nicht lange auf sich warten — das treiben bleibt nicht aus.

Merkt's, ihr Mädchen, die ihr heimlichen Umgang pfleget hinter der Eltern Rücken, wie da vornen die Mariemarlehne der Engel den heillosen Anschlag gab. Die war gottesfürchtig und Martin auch! Seid ihr Alle so? Könnet ihr Alle die Hand auf's Herz legen und das Auge zum Himmel erheben? Die Schlange schlich sich auch in das Paradies! Es ist ein Gehen zum Brunnen. Wehe, wehe — wenn der Krug bricht! Drum noch einmal sag' ich: es ist besser, der Krug gehe nicht zum Brunnen. Was gut ist, scheuet das Licht nicht, und Schlechtes decket auch Finsterniß nicht, denn die Finsterniß ist vor Gott wie das Licht. Beachtet's in allen Fällen, wo Gefahr für Recht, Pflicht, Gottesfurcht, Sittlichkeit ist, beachtet's um Gottes willen, was das Sprüchwort sagt: „Der Krug gehet so lange zum Brunnen, bis er bricht." „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen," und das Auge Gottes schläft nicht; sein Arm ist nicht verkürzt und sein Wort spricht: „Wer da meinet, daß er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!"

7. Eine Anekdote.

Wenn die Kinder mit Geld spielen, so kann das oft üble Folgen haben, besonders wenn's Kupfergeld ist, das Grünspan ziehen und so den Tod des Kindes herbeiführen kann. So ist's auch einmal unvorsichtigen Eltern ergangen. Nämlich ein Kind verschluckte einen Pfennig. Die Angst der Eltern war nun sehr groß. Sie liefen zum Doctor. Der war ein grimmiger Feind des Steuereinnehmers, der seines Orts den Ruf hatte, daß er mit den Steuerpflichtigen kurzen Prozeß mache und durch gehörige Kosten und Executionen ihnen das Geld herauspresse. So sitzt dann selbiger Steuereinnehmer damals gerade am Tisch und rechnet seine Procente heraus, da stürzen Vater und Mutter mit dem Kinde herein, das den Pfennig verschluckt hat.

Was gibt's? ruft zornig der gestrenge Mann.

Ach, ruft die geängstete Mutter aus, unser Kind hat eine Kupfermünze verschluckt, und wenn die nicht herauskommt, so muß es elendiglich sterben. Wir sind zum Doctor gelaufen, aber der bringt sie nicht heraus und schickt uns mit einem schönen Gruße zu Euch. Er sagte: Lauft zum Herrn Steuereinnehmer; wenn der's nicht herausbringt, so gebt die Hoffnung auf, denn der bringt den Leuten allemal sicher den letzten Pfennig heraus, es mag gehen oder brechen! — Ob der sich über die Botschaft seines guten Freundes gefreut haben mag? —

8. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.

(Hiezu das Titelkupfer.)

Seht einmal dies Bildchen an, sagte der Schmiedjakob eines Abends zu seinen lieben Gästen, die bei ihm maßen, und zeigte ihnen dabei das Bildchen, das da vornen die Spinnstube ziert. Ihr erblickt da eine schöne, junge Frau, die ihr Kind an die Brust drückt. In ihrem Stübchen ist's kalt; ärmlich sieht's drin aus — und drüben im hellerleuchteten Wirthshause ist alle Lust und Herrlichkeit, und man sieht durch's Fenster, wie die lustigen Gesellen die Gläser aneinander klingen lassen. Hier Noth, Kummer, Sorge, denn das leset ihr leicht in dem Gesichtchen der jungen Frau, und da drüben Schwelgerei und Prassen. So ist's im Leben ja oft nahe beieinander, und das Sprüchwort hat recht, das da sagt: „Der Zehnte weiß nicht, wie der Elfte lebt.“ Daß aber das Bildchen eine Geschichte hinter sich hat, aber vor sich, wie ihr wollet, das darf ich euch nicht verhehlen.

Ach, so erzählt sie uns doch, sagte seine brave Schwiegertochter. Wir kennen ja jetzt schon die liebe, junge Frau, und die Geschichte ist uns doppelt angenehm dadurch.

Wohlan, sagte der ehrliche Alte, so hört mir einmal zu! In einer mittelmäßigen Stadt, nicht sehr weit von hier, sind viele Fabriken. Sie beschäftigen eine Menge

Arbeiter. Was sie machen, das sind tausenderlei Dinge für Leute, die Geld haben, nämlich schöne Brieftaschen, Arbeitskästchen, Nähkästchen, Schächtelchen für goldenes Geschmeide, Geldtäschlein und Gott weiß was für Dingelchen für Leute, die nicht wissen, wie sie ihr vieles Geld unterbringen sollen.

Wenn da Einer ist, der das Buchbinderhandwerk gelernt hat und fein und sauber küfteln kann, so ist er der rechte Mann für diese Leute, und da sie, wie in den meisten Fabriken, auf's Stück arbeiten, so ist Einer, der bei sauberer Arbeit fix ist und fingerfertig, gar nicht übel dran. Er kann ein Heidengeld verdienen. Bei großem Verdienst und leichtem dazu fehlt's auch nicht, daß diese Arbeiter viel brauchen und leichtfertig werden, was die böse Folge hat, daß sie auch leicht mit ihrem Gelde fertig werden — das heißt, daß Viel davon, oft Alles durch die Gurgel rollt. Für solche Leute ist's doppelt schlimm, die daheim Frau und Kind haben. Sie verjubeln den Verdienst und die Armen daheim frieren, hungern und jammern.

Nun wißt ihr auch, daß der Martinitag im Land am Rhein und Main und da herum ein schlimmer Tag ist, nämlich einmal werden die Ziele da bezahlt und die Zinsen, Miethe und dergleichen, und sodann ist's ein Jubeltag, wo die Leute aus den Fabriken gerne blau machen, das heißt nichts arbeiten und im Wirthshause sitzen, um sich gütlich zu thun. Der eilfte November hat etwas auf sich!

So ein eilfter November ist's, den ihr auf dem Bildchen sehet. Draußen liegt schon der winterliche Schnee. Drüben jubeln die leichtfertigen Zecher und hier im Stübchen ist's kalt, weil das Holz fehlt. Eine trockene Brodrinde war des jungen Weibes Nahrung. Das Kindchen ist im Zahnen, und die arme Mutter will es stillen durch den süßen Quell der Mutterbrust — aber — ach, der ist versiegt, denn eine Brodrinde war ihr Nachtessen und eine gleiche ihr Mittagmahl — das gibt keine Milch. Sie blickt durch's Fenster mit unsäglichem Weh im Herzen, denn — da drüben bei den Zechern sitzt ohne Zweifel auch ihr Mann und vertrinkt den Wochenlohn in lustiger Gesellschaft, und an sie, an die hungernde Mutter, an das leidende Kind denkt er nicht. Sie beugt sich gegen die Scheiben, an denen die Eisblumen aufschießen, ob sie ihn nicht sähe —

aber was hilft's — die Scheiben sind trübe und die Thränen machen das Auge trübe — sie sieht ihn nicht. Trüben aber ist er gewiß, denn es ist schon nahe zu Mitternacht, und er ist seit dem Morgen noch nicht heimgekommen. Es ist Samstag, wo abgelohnt wird, und — er hat's ja seit einem Jahre so getrieben, und all ihr Flehen, Bitten und Weinen hat's nicht gebessert.

Ach, er war so still, so bescheiden, so sparsam, so brav als Junggeselle und Bräutigam — bis der Müller, der Gelnhäuser, herkam und sich an ihn hing wie eine Klette. Der schlechte Geselle zog ihn mit sich in die abschüssige Bahn des Verderbens, und gewann eine solche Gewalt über ihn, daß die Liebe zu seinem Weibe, zu seinem Kinde, die sonst sein Alles, sein Glück und seine Freude waren, erkaltete, und er in Spiel und Trunk Alles vergeudet, was er verdient.

Und die Noth riß ein und der Mangel, der Friede und das Glück des häuslichen Lebens flohen, und Schuld und Ungeduld durchbrachen die Dämme, daß der Strom eines am Herzen des treuen Weibes nagenden Elendes hereinbrach in zerstörender Gewalt.

Und wie schön hätten sie leben und Etwas vor sich bringen können!

Er war ein fleißiger, geschickter und sixer Arbeiter. Der Fabrikherr hielt besonders viel auf ihn, und wenn er etwas Besonderes zu machen hatte, das sich durch gediegene und geschmackvolle Arbeit auszeichnen sollte, so hieß es: Gabriel, machen Sie das, und jedes Mal fiel es so gut aus, daß ihm der Fabrikherr ein außerordentliches Trinkgeld gab. Leider war aber auch das und der Lohn der Woche in Wahrheit Trinkgeld geworden. Er machte jede Woche den Montag blau, was er nie gethan, und der Fabrikherr hätte ihn ganz gewiß fortgeschickt, wenn er ihn hätte entbehren können. Vorstellungen hatte er ihm oft gemacht, aber die waren alle in den Wind gesprochen, seit der Gelnhäuser ihn am Bändel hatte.

Ricke, die junge, schöne Frau auf dem Bildchen, war eine geschickte Näherin. Sie ging aus in die Häuser der Stadt zum Kleidermachen, Stopfen, Flicken und Leinwandnähen. Man hatte sie überall gerne, denn Ricke genoß des

beſten Rufes, war beſcheiden, anſtändig und ſchweigſam. Sie trug nie etwas aus einem Hauſe in das andere, und ihre Arbeit war ſehr lobenswerth. So ging es im erſten Jahre ganz vortrefflich. Sie konnten herrlich beſtehen, und legten ſich außer der Miethe ein kleines Capitälchen zurück. Freilich kam im zweiten Jahre ein kleines Hinderniß dazu, nämlich ein kleines Mädchen; aber die Kunden verließen darum die brave Ricke nicht. Sie gaben ihr die Arbeit in's Haus, und ſie verdiente eben ſo viel. Da wurde Gabriel lüderlich und das Kind oft krank, weil die Mutter ſich preßte und vielen Kummer trug.

So ſtand's, als der Martinitag kam. Sie zitterte vor dem Tage, denn es war ein Samſtag, wo abgelohnt wurde für die Woche. Kam Gabriel heim am Abend, ſo war's gut — aber — er kam Mittags nicht heim. Es wurde Abend. Die Feierglocke läutete. Er kam nicht. Es wurde acht, neun, zehn Uhr — er kam nicht. Es wurde nahezu Mitternacht, und er kam nicht. Ach, da war kein Zweifel mehr, der Verführer, der Gelnhäuſer, hatte ihn in's Wirthshaus drüben gelockt, und nun ging's, wie es ſchon ſeit drei Wochen gegangen war — er kam völlig trunken heim und der Wochenlohn war bis auf den letzten Heller fort.

Denket auch die Lage des armen Weibes! Sie hatte gearbeitet bis um Mitternacht, und heiße Thränen waren auf ihre Arbeit gefallen, denn das Kind war krank. Es glühte und weinte unaufhörlich und wollte nur die Mutterbruſt, aber der Quell des Lebens war verſiegt durch Kummer und Mangel. Sog das arme Würmchen, ſo that es ihr erdenklich Stiche in die Bruſt, und Milch bekam das leidende Weſen doch nicht.

Und da drüben im Stern ſangen und jubelten die lüderlichen Geſellen, und ſie hörte den Geſang, den Gläſerklang, das wilde Toben und meinte Gabriel's Stimme darunter zu erkennen. Wer zählt die Seufzer und Thränen!

Endlich konnte ſie es nicht mehr ertragen. Sie legte das Kind in die Wiege, und Gott that eine Wohlthat an ihr und dem Kinde: es ſchlief ein, aber die Gluth war vorüber; es lag da wie eine liebliche Leiche.

Da kam das Uebermaaß des Schmerzes über die Mutter. Sie ſank an dem Bettchen nieder und weinte,

weinte heiße Thränen unsäglichen Jammers. Wie Verzweiflung kam es über sie; aber ihr Herz war fromm und Gott ergeben. Nur Einen Augenblick währte dieser Zustand,

dann wandte sie das Auge empor; die Hände falteten sich, und aus der Tiefe eines zerrissenen Herzens stieg ein Gebet empor zum Herrn, wie es ihr Gefühl ihr eingab. Es war ein Gebet für Gabriel's Rettung aus den Ketten des Lasters und der Verführung, so heiß, so innig, so glaubensvoll, wie nur ein Menschenherz in solcher Lage beten kann. Und wunderbar! Sie stand getröstet auf. Sie wankte vor Erschöpfung zu ihrem Bette, sank in den Kleidern darauf nieder, und der Schlaf senkte sich mit bleierner Schwere auf ihre Augen, in denen noch Thränen zitterten.

Die junge Frau war noch nicht lange eingeschlafen, da kam Einer mit schnellen Schritten die Straße herauf.

Als er gegen das Wirthshaus kam, wo der helle Jubel auf die Straße schallte, da stand er still und blickte nach den hell erleuchteten Fenstern. Er schwankte: sollte er eintreten in die Reihen zechender Genossen, deren fröhliche Stimmen er alle kannte? Ein paar Schritte that er gegen den Thorbogen des Wirthshauses. Da stand er still. Es war ihm, als höre er da droben eine weinende Kinderstimme. Er blickte hinauf. Das Licht aus den Gasthofsfenstern fiel auf die gefrorenen Scheiben der Fenster.

Ein Schauder rieselte durch seine Glieder und rasch wandte er sich, zog einen Schlüssel aus der Tasche, schloß schnell die Thür auf, trat ein und schloß und riegelte

von innen. Er ſtieg ſchnell die Treppe hinauf und horchte, oben angelangt, an der Thür. Alles todtſtill! Er trat in die Küche, griff nach dem Lichte, zündete es an, und ſein Blick fiel auf den Herd. Keine Spur von Feuer war zu ſehen. Er leuchtete in den Ofen — auch da war kein Funken. Und nirgends war Holz zu ſehen. —

Armes, armes Weib! rief er, und der innerliche Froſt durchbebte ihn wieder. Eine Weile ſtand er ſo da. Sie hat heute nichts Warmes genoſſen und kein Feuer im Ofen, und es iſt ſo kalt! Allmächtiger Gott! — rief er aus, und zwei Thränen rannen über ſeine Wangen. Er ſtieg wieder hinab in's Haus und klopfte den Hausleuten.

Dieſe glaubten ihn trunken. Murrend ſtieg endlich die Frau auf und fragte, was er wolle? Zugleich kam eine herbe Strafpredigt.

Er hörte ſie ſtill an.

Ich hab's verdient, Frau Schmieder, ſagte er wehmüthig, aber Gott iſt mein Zeuge, heute thun Sie mir unrecht. Die Hand Gottes hat mir das Herz umgewendet. Ich ſchwöre es Ihnen, es iſt am Ende; aber droben liegt Weib und Kind in einer eiſig-kalten Stube; heute hat die Arme noch nichts Warmes genoſſen und ſoll das leidende Kind ſchenken. Hier iſt mein Wochenlohn. Erbarmen Sie ſich und geben Sie mir Holz, Milch und Kaffee, daß ich mein armes Weib labe!

Frau Schmieder war eine gute Frau. Ach, ſagte ſie, hätte ich das doch gewußt! Sie hörte an Gabriel's Stimme, daß, was er ſagte, aus einem erſchütterten Herzen kam. Sie gab ihm Holz, Milch, Kaffee und nahm kein Geld dafür, als er ihr den Grund ſeines Ausbleibens nachgewieſen.

Glücklich wie ein König trug er Alles hinauf; machte leiſe in den Ofen Feuer, kochte die Milch ab und machte den Kaffee fertig; dann ſchlich er mit dem Lichte hinein.

Welch ein Anblick!

Bleich wie eine Leiche lag das Kind in der Wiege; bleich wie eine Leiche die unglückliche Mutter in den Kleidern auf dem Bett. Noch zitterten Thränen in den langen, dunkeln Wimpern. Das ergriff ſeine Seele entſetzlich. Er zitterte am ganzen Leibe. Seine Thränen brachen hervor. Er ſank auf ſeine Kniee nieder, und ein

reuevolles Bekenntniß stammelte seine Lippe. Heilige Entschlüsse und Gelöbnisse sprach er aus.

Da regte sich die junge Frau.

Es ist ja warm in der Stube! rief sie aus — und nun erst sah sie den Knieenden vor sich.

Gabriel! rief sie voll eines freudigen Schreckens, sprang auf, kniete neben ihn hin, und er legte das weinende Haupt auf ihre Schulter. Gabriel! rief sie. Hat Gott dich mir wiedergeschenkt?

Ja, schluchzte er. Unser armes Kind hat wieder einen Vater, du einen Gatten. Der Herr hat mir das Herz umgewendet!

Wie es bei diesen Worten dem armen Weibe war — wer könnte das schildern?

Aber noch lange lagen sie so still und stumm auf ihren Knieen und hielten sich umschlungen, und doch redeten die Herzen, aber mit dem Herrn droben, der die Menschenherzen lenken kann wie Wasserbäche.

Als sie aufstanden, sagte Gabriel:

Heute früh kam unser Fabrikherr zu mir und sagte: Gabriel, da habe ich eine Arbeit für Sie. Sie muß aber heute fertig sein. Sie dürfen nicht heimgehen; es hält Sie zu lange auf. Ich schicke Ihnen Essen und Trinken in die Werkstatt. Sie müssen fortarbeiten und wenn's Mitternacht wird; denn morgen früh muß es zur Post. Sie erhalten dafür dreifachen Taglohn. Ich blieb, Rickchen, und arbeitete bis vor einer Stunde. Der Gelnhäuser wollte mich abwendig machen, aber ich blieb. Als er fortging, sagte er: Gabriel, es ist heute Martinitag. Der muß verjubelt werden. Ich erwarte dich im Stern und wenn's zwölf Uhr wird! Denn heute kannst du ein Uebriges thun.

Als ich fertig war und die Arbeit brachte, war der Fabrikherr über die Maaßen vergnügt; denn die Arbeit war sehr schön. Er gab mir meinen Wochenlohn und noch zwei Taglöhne mehr und ein Trinkgeld. Glücklich eile ich fort. Als ich an den Stern komme, da hör' ich sie jubeln, und es zieht mich wie mit unsichtbaren Armen zu den Zechbrüdern. Da blicke ich zu unseren Fenstern auf und sehe durch das helle Licht drüben die Eisblumen,

und es fällt auf mich eine Angst, ein Schrecken, daß ich zittere. Es war mir, als riefe mir Einer in's Ohr: Gabriel, kannst du deines Weibes, deines Kindes vergessen, die da drüben darben? Kehre um! Reiße dich los!

Da stürz' ich auf die Hausthüre zu und eile hierher. Und in der Küche kein Holz und kein Feuer; im Ofen kein Holz und kein Feuer! Allmächtiger! das faßt mich mit wunderbarer Gewalt. Du hast nichts Warmes genossen und sollst das Kind schenken! Ich eile hinunter zur Frau Schmieder, die mir den Text liest, aber sie hört mich an, und dann gibt sie mir Holz, Milch, Kaffee umsonst; ich mache Feuer in den Ofen, und koche Kaffee, den ich dir jetzt holen will.

Da fällt sie laut weinend um seinen Hals.

Ach, ruft sie, soll denn noch einmal das Glück bei mir und meinem Kinde einkehren? Großer Gott, wie soll ich's dir danken? —

Da schwört er ihr die Umkehr und ein neues Leben, und dann holt er der Glücklichen den labenden Kaffee und sie erquickt sich. Er legt ihr das Geld in die Hand und sagt: Du sollst es von nun an immer haben!

Und als das Kind erwachte, konnte sie es schenken, und ihr Herz war voll Preisens und Dankens gegen den Herrn, der ihr Gebet erhört hatte. Das Kind genas.

Am andern Tage ging Gabriel ungemahnt zur Kirche, was er seit einem Jahre nicht mehr gethan. Er las Mittags seiner lieben Frau die Geschichte vom verlorenen Sohn aus der Bibel und sagte: Sieh', Rickchen, ich war tot und nun bin ich wieder lebendig; ich war verloren und du hast mich wiedergefunden!

Gelobt sei der Herr! rief sie freudig aus.

Und wirklich konnte man das von Gabriel sagen. Sein Leben war forthin ein anderes. Niemand sah ihn mehr im Wirthshause. Er mied den liederlichen Gesellhäuser, der, als er sah, daß Gabriel nicht mehr in sein Horn blasen mochte, von ihm abließ.

Der Fabrikherr machte ihn bald zum Aufseher der Fabrik. Nun mußte er mit seiner Familie in das Fabrikgebäude ziehen, wo ihm eine schöne Wohnung eingeräumt wurde. Er fiel nicht mehr zurück, und ist heute ein

ebenso geachteter als wohlstehender Mann, der Gott nicht genug preisen kann, daß er seine Seele gerettet, und wer sein Weib siehet, die glückliche Mutter von vier wohlgearteten Kindern, sieht aus ihren heitern Mienen das Glück lächeln.

Siehe, so schloß der Schmiedjakob, das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist, und der liebe Herr droben, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen," — er kann thun über unser Bitten, Hoffen und Verstehen, und das steinerne Herz nehmen aus der Menschenbrust und in sie legen ein weiches, mildes Herz, und er ist's, der die Herzen lenket wie Wasserbäche. Ihm sei Ehre und Preis in Ewigkeit! — Amen! sagte der Gevatter und nahm sein Käpplein ab, und alle Männer in der Stube thaten desgleichen, und die Frauen ließen den Faden fahren, falteten ihre Hände und sagten: Amen!

9. Wie einmal ein Tabaksraucher beehrt wurde.

Im Jahrgang 1850 der Spinnstube hab' ich erzählt, wie der Tabak zu uns kam. Damals gab's manchen recht possigen Auftritt, und ich möchte meinen lieben Lesern einen nachtragen, der wahr und lustig ist, und vom ersten Tabakrauchen in der Mark Brandenburg Bescheid gibt.

Der große Churfürst von Brandenburg war ein Landesvater und Einer, vor dem Jeder den Hut tief abzieht, der seine Denk- und Handlungsweise kennt. Sein Andenken steht nicht bloß in Preußen in hohen Ehren.

Item — er kehrte einmal vom Rheine heim, wo er seine Lande besuchte — oder war's dazumal, als er von einem seiner Feldzüge gegen den König von Frankreich zurückkehrte — genau weiß ich's nicht, thut auch nichts zur Sache — kurz, er kehrte vom Rheine heim und brachte einen kohlpechschwarzen Mohren mit, so Einen, wie sie in Afrika daheim sind. Schön sind diese Afrikaner nicht, und an der rabenschwarzen Farbe ihrer Haut hat unser Einer auch kein Extraplaisir. Damals war so Einer etwas Rares

im Lande, und wenn er seinen Herrn, den Churfürsten, begleitete in seinem prächtigen Turban und in den gold- und silberstoffigen, absonderlichen Kleidern, so kam's wohl, daß mehr Augen nach ihm blickten, als nach dem vielgeliebten Churfürsten. Manchem ehrlichen brandenburgischen und märkischen Bauern und seiner lieben Frau und Kindern fuhr urplötzlich bei seinem Anblick ein Schrecken in die Glieder und eine Gänsehaut mit etlichen Schudern über den Leib — denn sie glaubten, es sei der Teufel selbst leibhaftig.

Nun begab es sich einmal, daß der Churfürst eine Reise in's Land machte, und der Mohr war auch dabei, der ein Erztabakraucher war, was man damals im Lande noch nicht kannte. Alles Volk strömte zusammen, um den geliebten Landesvater zu sehen und ihm die Huldigungen der Liebe darzubringen. Bald genug aber hieß es: Seht einmal dort! Wenn das der Gottseibeiuns nicht ist, so will ich mich hängen lassen! — Aller Augen sahen auf den Mohren. Dem machte das viel Spaß, und er ließ sich weidlich begucken und lächelte dazu, daß man das weiße Gebiß sah, und es den Leuten bei solchem Lachen kruselig wurde. Hielten sich auch ziemlich ferne von ihm. Zuletzt wurde die Geschichte dem Mohren langweilig, und er mochte denken: Kannst Eins schmauchen! Er zog also sein Pfeiflein heraus, stopfte sich's und begann, zu neuem Schrecken der ehrlichen Bauern, wacker zu dampfen. Als die Rauchwolken aus seinem Munde quollen, wichen die Bauern voll Entsetzen ein paar Schritte weiter zurück; Etliche aber blieben muthig stehen, wenn auch das Herz popperte, um sich die Sache genauer anzusehen. Da juckt's den Mohren; er tritt auf sie zu und reicht Einem die Pfeife hin, als wollt' er sagen: Da, Landsmann, probir's auch mal! Schmeckt gut! — Da zieht aber der Bauer seine Mütze ab, macht einen Kratzfuß und sagt: „Nee, gnädigster Herr Dümel, ick freete keen Füer!" Was in unserer Mundart heißt: Nein, gnädigster Herr Teufel, ich fresse kein Feuer!

Item! Wie hat sich's seitdem geändert! Die märkischen Bauern haben das „Feuerfressen" seitdem ordentlich gelernt,

und vor dem Feuer fürchten sie sich auch nicht; das haben sie Anno 1813 bis 1815 wacker bewiesen auf manchem blutigen Schlachtfelde.

---

10. Ein Stücklein von dem Kaiser Joseph.

Das Königreich Böhmen suchte zu der Zeit, da Kaiser Joseph II. herrschte, eine große Theuerung heim und daraus wurde eine Hungersnoth, die erschrecklich war. Kaiser Joseph war ein rechter Landesvater. Um die Noth der armen Böhmen zu lindern, ließ er eine Menge Korn und andere Lebensmittel nach Böhmen schaffen, und reiste dann selbst in's Land, um mit eigenen Augen zu sehen, wie es zugehe und wie die Gabe vertheilt werde, und überhaupt, ob die Beamten das thäten, was er in wahrhaft väterlicher Fürsorge befohlen hatte.

Der Kaiser liebte es, ungekannt hier und da sich einmal einzufinden und nachzuforschen.

So kam er denn auch in einfacher Offizierskleidung, nur von Einem Bedienten begleitet, von Prag aus in eine kleine böhmische Stadt.

Vor dem Amthause stand eine ansehnliche Zahl Wagen und Karren, alle mit Frucht hochbeladen, und um die Wagen herum standen wieder leere Wagen, Karren und Schubkarren und viele Bauern mit leeren Säcken, die sehnsüchtig auf das Abladen der Früchte und ihre Vertheilung warteten. Trotzdem wurde nichts gethan, die armen Leute zu befriedigen.

Der Kaiser sah das aus den Fenstern des Gasthofes und konnte gar nicht begreifen, woran die Schuld der Verzögerung liege. Er trat endlich heraus und unter die Leute, und fragte einen alten Mann: Vater, wie lange wartet Ihr denn schon auf das Vertheilen der Früchte?

Ach, leider schon acht volle Stunden, sagte der Bauer, und wir und unser Vieh hungern, denn wir haben nichts mitgenommen, weil wir glaubten, bald abgefertigt zu werden. Außer uns warten aber auch die hungernden Bewohner der Stadt selbst auf die Vertheilung.

Warum geschieht denn das? fragte unwillig der Kaiser.

Der Herr Amtmann hat große Gesellschaft, sagte wehmüthig die Achseln zuckend der Bauer. Da will er vor uns armen, hungernden Leuten nicht gestört sein.

Des edlen Kaisers Unwille wallte mächtig auf. Er knöpfte fester seinen Offiziersoberrock zu, und trat in das Amthaus. Ein Amtsschreiber kam ihm entgegen und fragte nach seinem Begehren.

Melden Sie mich bei dem Herrn Amtmann! sprach der Kaiser.

Der Amtsschreiber zauderte.

Der Herr Amtmann wollen heute unbelästigt sein, sagte er.

Ich muß ihn sprechen, sagte mit großer Bestimmtheit der Kaiser. Melden Sie mich auf der Stelle!

Der Amtsſchreiber traut dem Wetter nicht, führt den Kaiſer in die Amtsſtube und meldet ihn dann.

Es währte ſehr lange. Endlich kam der Herr Amtmann, höchſt ärgerlich über die unangenehme Störung, trat hochmüthig auf den Kaiſer zu und ſagte barſch:

Wer ſind Sie?

Offizier in kaiſerlichen Dienſten, entgegnete höflich der Kaiſer.

So? Womit kann ich dienen? Was wollen Sie?

Ich will bloß verlangen, daß Sie die Armen da draußen abfertigen und ihnen die vom Kaiſer geſendeten Lebensmittel austheilen. Sie warten ſchon volle acht Stunden, ſagte der Kaiſer.

Das geht Sie nichts an, rief zornig der Amtmann. Die Bauern können warten. Ich will mich durch ſie in meinem Vergnügen nicht ſtören laſſen!

Acht Stunden, verſetzte der Kaiſer, ſind für einen Hungernden eine entſetzlich lange Zeit. Die Leute haben außerdem einen weiten Heimweg, und ihre Angehörigen daheim erwarten ſie mit Verlangen.

Ich frage Sie, rief noch wilder der Amtmann, was Sie die Bauern angehen?

Der Kaiſer mäßigte ſeinen aufwallenden Zorn und ſagte beſcheiden: Man muß menſchlich ſein, Herr Amtmann, und die Noth der Leute nicht ohne Grund vermehren. Es iſt eine große Qual, neben dem Ueberfluß zu darben!

Sparen Sie Ihre guten Lehren, rief der Amtmann immer zorniger werdend, bis Sie aufgefordert werden, Sie zu ertheilen! Ich weiß, was ich zu thun habe!

Aber was ſoll es mit den armen, hungernden Menſchen werden, fragte der Kaiſer, die auf die Lebensmittel warten? —

Der Amtmann drehte ſich zornig um, wies dem Kaiſer den Rücken und rief ihm im Weggehen zu:

Sorgen Sie für Ihre Angelegenheiten und miſchen Sie ſich nicht unberufen in die Anderer. Merken Sie ſich das!

Halt! ruft da der Kaiſer, deſſen Geduld zu Ende war, reißt den Oberrock auf, zeigt dem Amtmanne den kaiſerlichen Stern auf ſeiner Bruſt und tritt einen raſchen Schritt auf ihn zu.

Ich bin der Kaiſer! Ich will Sie lehren, was Ihnen ziemt! Sie ſind auf der Stelle Ihres Amtes entſetzt. Und zu dem Amtsſchreiber gewendet, der mit mitleidigen Augen die Armen betrachtet hatte, was dem ſcharfen Blicke des Kaiſers nicht entgangen war, — ſagte er: Sie ſind Amtmann! Geben Sie den Leuten ſchnell ihre Lebensmittel, und nehmen Sie ſich die Lehre zu Herzen, welche Sie aus dieſer Unterredung gewonnen haben. Sie wiſſen nun aus meinem eigenen Munde, wie ich meine Unterthanen behandelt haben will.

Er wandte ſich und ging, und das Volk, das Zeuge des ganzen Auftritts war, jubelte dem edlen Kaiſer zu.

Der Amtmann wankte hinweg. Die geladene Geſellſchaft ſtob auseinander. Der neue Amtmann that ſo ſchnell als möglich des Kaiſers Wille, und die Hungernden bekamen Speiſe.

Item, wie gut wär's, wenn ſo hin und wieder der Landesherr das Thun ſeiner Herren Amtmänner, Bürgermeiſter und dergleichen mit anſehen könnte!

---

11. Der Brandſtifter.

Eine Geſchichte.

Ihr wiſſet euch zu erinnern, ſagte der alte Schmiedjakob, daß ich vor einem halben Jahre als Zeuge in unſerer Kreisſtadt vor Gerichte erſcheinen mußte. Ich ſaß da eines Abends im Gaſthofe in einer ſtillen Ecke, und hörte den Leuten zu, die da zu einem Abendtrunke zuſammenkamen. Es waren ihrer an dieſem Abend nicht Viele, aber reſpectable, ehrenwerthe und untereinander wohldefreundete Männer.

An dieſem Tage war die ganze Stadt von einer ſchauderhaften Begebenheit bewegt geweſen, denn in einem benachbarten Orte war in der vorhergehenden Nacht ein Brand ausgebrochen, bei dem ſo verdächtige Umſtände hervortraten, daß man kaum anders denken konnte, als — er ſei abſichtlich angelegt und mit der Abſicht beſonders, durch die Auszahlung des Capitals, für welches das Haus und die Geräthe verſichert waren, großen Gewinn zu machen. Die Unterſuchung war ſchon lebhaft im Gange. Leider aber hatte das Feuer nicht allein das Haus des vermuthlichen Brandſtifters verzehrt, ſondern noch fünf bis ſechs andere mit, deren Bewohner nicht verſichert hatten und nun, um Hab und Gut gebracht, am Bettelſtabe waren. Außerdem war noch das Schauderhafte geſchehen, daß zwei Perſonen, die Eine die Mutter von ſieben unerzogenen Kindern, die Andere ein Vater von fünf Kindern, das Leben in den Flammen verloren hatten.

Unter Denen, die hier um den Tiſch herum ſaßen, befand ſich auch der kleine, dicke Doctor Weidner. Er ſaß während der Unterredung ſtille da und ſchien in Gedanken anderer Art verſunken.

Nun, Doctor, ſagte endlich der Notarius Appel, Ihr ſeid ja heute ſo ſtumm wie ein Fiſch? Das iſt doch ſonſt Euere Art nicht. Habt Ihr einen bedenklichen Kranken?

Das nicht, bemerkte der Doctor, aber mir iſt da über euerem Geſpräche ſo eine Begebenheit wieder in's Andenken gekommen, die ſchon eine Reihe von Jahren alt iſt, und deren Erzähler nun wohl ſchon lange vom Herrn abgerufen worden iſt. Wenn ihr Herren die Geduld haben wollet, mich anzuhören, ſo will ich ſie euch erzählen, denn ſie ſchlägt gerade in das Kapitel ein, das ihr da eben über die vermuthliche Brandſtiftung abgehandelt habet.

Der Doctor war ein Mann, dem man, das hatte ich wiederholt wahrgenommen, mit vieler Hochachtung und Werthſchätzung begegnete.

Gewiß, gewiß! riefen die Herren von der Geſellſchaft, — ſetzten ſich zurecht, um ihm recht in Ruhe zuhören zu können, und ich that meine Ohren auch auf, denn ich dachte: Sieh zu, da hörſt du eine Geſchichte, die du daheim

in der Spinnstube auch wieder an den Mann bringen kannst. Ihr seht schon, ich denke überall an euch!

Ihr seid auch recht brav, sagte das Kathrinchen.

Nun so paßt auf!

Es war in den schönen Junitagen Anno 1847, erzählte Doctor Weidner, als ich mich selber in's Bad schickte und zwar nach Badenweiler, droben im Badener Lande. Ich hatte einen alten Umstand an mir, für den das dortige Bad besonders heilsam gehalten wird. Nun gehorcht man bekanntlich keinem Menschen lieber als sich selbst. Daher hab' ich mich denn auf den Weg gemacht und bin glücklich dort angekommen.

Es ist ein gar schönes Fleckchen von Gottes Erde, das Badener Land, und Badenweiler ist in ihm noch ein gar hübsches; kommen viel preßhafte Leute hin von nah und fern; denn es ist so kein Bad wie Baden-Baden, wo sie Einen im Kurhause auf gut Französisch so rein auskuriren, daß man heim kommt wie eine Kirchenmaus, ich meine aber da die Narren, welche eine solche Kur suchen — nämlich spielen am Spieltisch. Nein, in Badenweiler ist solcher Greuel einer Leib und Seele verderbenden Spielhölle nicht. Man lebt da sich selber, seiner Heilkur und Gottes schöner Welt. Der Herr hat ohnehin den Schwarzwald zu einem großen Hause der Genesung gemacht, denn der Waldduft ist köstlich, und man wird zum Laufen und Spazierengehen genöthigt. Das ist besonders gut für Unterleibskranke, welche Krankheit man mit einem guten judenhebräischen Worte auch benennen kann, nämlich mit dem: die Leute seien „meschuckt." Wer's weiß, der versteht's!

In den herrlichen Umgebungen von Badenweiler begegnete mir, fuhr der Doctor Weidner fort, gar oft ein stiller, ernster Mann. Er war ein Geistlicher, das sah ich ihm an, und ein frommer, bescheidener Mann dazu.

Ich, meines Orts, zähle mich nicht zu Denen, die sich wie eine Klette gleich an Jeden anhängen. Kann das einmal durchaus nicht leiden! So begegnete mir der würdige Greis oft, denn er war schon nahe jener Grenze des Lebens, von der die heilige Schrift sagt: „siebzig, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig," ohne daß ich ihn

angeredet hätte, und er schien gleicher Art zu sein, denn er ließ mich auch laufen. Und doch wäre ich herzlich gerne mit dem Manne bekannt geworden, wußte nur nicht recht, wie ich meinen Sack anhängen sollte.

Eines Tages schlenderte ich in der weiteren Umgebung des Badeortes umher und kam in eines jener schmalen, aber gar lieblichen Wiesenthälchen, wie sie dem Schwarzwald eigenthümlich sind. Das Grün des Wiesengrundes, durch welchen sich in der Regel ein klares Bächlein schlängelt, ist unbeschreiblich frisch und thut den Augen gar zu wohl. Zu beiden Seiten des Thälchens wölbt sich das schwarzgrüne Geäste der riesenhaft großen Tannen zu einem Dache, durch das fast kein Sonnenstrahl dringt, und eben, wo das Wiesenthälchen anhebt, rücken die Tannen so nahe, daß sich ihre Aeste ordentlich ineinander schlingen und sie eine großmächtige Laube bilden.

Aus dem grünen Grunde steigt eine frische Kühle auf; aus dem Walde haucht der stärkende Harzduft und der blaue Himmel gibt die reinste Luft dazu. Da wird die Brust so frei und es athmet sich so leicht, als gäb's keinen alten Umstand mehr, der Einem Gepresse machen könnte.

Wie gesagt, ich schlenderte am Waldessaume links hinauf und schaute nicht weiter um mich. Endlich bin ich dem Ende des Thälchens nahe, wo eben der Wald nahe zusammentritt und in Eins übergeht. Da blicke ich um mich, und vor mir sitzt auf einem Tannenstamme, der daliegt und geschält und aller seiner Aeste beraubt ist, der alte Pfarrer und liest in einem Buche.

Anfänglich dacht' ich: Geh' zurück und störe den alten Herrn nicht. Ehe ich jedoch diesen Plan ausführen konnte, hatte er mich bemerkt. Er steckte schnell sein Buch ein und sagte, indem er mich begrüßte: Kommen Sie ohne Bedenken! Erstlich ist Platz für uns Beide und zweitens habe ich das Alleinsein hier nicht im Pacht, und drittens ist mein Buch geduldig und wartet, bis ich wiederkomme; zuletzt aber ist mir Ihre Gesellschaft sehr angenehm, wenn Ihnen die meine nicht unangenehm ist.

Darauf saß ich denn schnell neben ihm und sagte: Ich glaube, wir passen auch zueinander, just wie Leib und Seele. Sie, Verehrtester, sind Seelsorger und ich bin Leibsorger, das

will ſagen: ſo Einer von Denen, die die langen, ſchmalen, lateiniſchen Zettel ſchreiben, dafür die Leute in der Apotheke die Pillen, Pulver, Latwergen und braunen Brühen kriegen, nach denen nur Derjenige verlangt, der da hangt, Jedermänniglich aber ein abſcheulich Geſicht ſchneidet, — kurz zu ſagen, ein Doctor.

Er lachte, und wir drückten uns die Hände, und von da an waren wir Freunde, die nicht mehr voneinander ließen, und in das ſchöne Schwarzwaldthälchen, wo wir uns gefunden, gingen wir faſt alle Tage; denn dorthin kamen ſelten Leute und Niemand ſtörte unſere Geſpräche. Ein ſolch Geſpräch iſt ein curios Ding. Erſtlich ſchließt es, wie ein guter Hauptſchlüſſel, die Herzen Derer auf, die es führen; zum Andern, ſo wickelt es den Faden von dem Haſpel der Erfahrung herunter, daß man ihn durch die allerſeltſamſten Verſchlingungen verfolgen kann, und zum Dritten, ſo geht's ſelber ſo wunderliche Wege, und oft ſo weit weg von dem Ausgangspunkte, daß man mit Erſtaunen

fragen möchte: wie sind wir denn doch eigentlich dahin gekommen, wo wir in diesem Augenblicke stehen? und man kaum die Antwort zu geben im Stand ist, obgleich das Ganze doch enge zusammenhängt.

So sind wir denn auch eines Nachmittags dort selbander gesessen und Gott weiß, wie wir auf die vielen Feuerversicherungs-Gesellschaften zu reden kamen und auf die Frage, ob sie wirklich so wohlthätig wirkten, als man zu rühmen pflegt, und ob nicht auch ein sittlicher Nachtheil dadurch begründet werden.

Soviel ist mir gewiß geworden, sagte der Pfarrer, daß diese Gesellschaften die Leute gleichgiltiger gegen die pflichtmäßige Sorgfalt für Feuer und Licht gemacht haben. Ich will nicht sagen, daß sie zu dem gottvergessenen Frevel der Brandstiftung führten, obgleich auch solche Erfahrungen vorliegen, zum Theil erwiesen, zum Theil mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet und geglaubt.

Meinen Sie? fragte ich zweifelnd.

Freilich mein' ich's, sagte der alte Herr, ja, ich bin leider genöthigt, es zu glauben, und dürfte es, so beklagenswerth und entsetzlich es ist, klarer beweisen können, als Sie zuzugeben Lust haben würden. Sehen Sie meine grauen Haare an, da liegt stillschweigend der Beweis, daß meine Erfahrungen nicht von gestern sind. Ich bin am Rheine zu Hause, fuhr er fort; in meinem Wohnorte sind Leute gewesen, die achtzig Jahre alt geworden sind, und es waren, da ich noch ein Kind war, und sie hatten keinen Brand im Ort erlebt. Ich habe mein fünfzigjähriges Jubiläum hinter mir, und auch ich hatte es nicht erlebt, daß es ein einziges Mal in dem Orte gebrannt hätte, bis — in die zwanziger Jahre, da die französischen Versicherungs-Gesellschaften ihre wuchernden Ranken über unser Land ausbreiteten. Sie wuchsen damals wie Pilze aus der Erde, und ihre Agenten liefen den Leuten die Schwellen ab, sie anzupreisen. Es war ein wahres Werbegeschäft, Bürger und Bauern zu veranlassen, nicht bloß Haus, Scheune und Stall, sondern auch den Plunder Hausrath zu versichern, woran bis dahin kein Mensch gedacht hatte.

Und wissen Sie, wie sie es anfingen?

Sie griffen einen verrufenen, liederlichen Gesellen heraus, und ließen ihm die Ruhe und Rast nicht, bis er versicherte, und zu einer Summe, für deren Drittheil man sieben Haushaltungen hätte einrichten können, wie die seine. Nun hörten das die redlichen, braven Nachbarn, und es wurde ihnen in den Haaren Angst, der Saufaus könne sein Haus anstecken und sie dann mit abbrennen. So blieb keine Wahl für sie, als Hab' und Gut auch zu versichern, um wenigstens einige Sicherheit zu gewinnen.

Um aber wieder auf das Brennen zu kommen, so sage ich Ihnen, daß es von 1829 bis 1835 mehr in der Stadt brannte, als in den hundert und dreißig Jahren früher. — Wenn ich nun auch weit davon entfernt bin, den Leuten aufbürden zu wollen, sie hätten alle ihre Häuser angesteckt, ein Frevel, vor dem meine Seele schaudert, so kann ich doch nicht anders, als geradezu die Behauptung aufzustellen, daß die Feuerversicherungs-Gesellschaften die Leute nachlässiger in der Bewahrung von Feuer und Licht gemacht haben. Denn wie wollen Sie es rund machen, was ich Ihnen gesagt? Wie wollen Sie es in den wenigen Jahren die rasch aufeinander folgenden Brände erklären, während früher ein so außerordentlich langer Zeitraum herumging, ohne daß ein Aehnliches geschehen wäre?

Außerdem liegen Fälle vor, die es zur moralischen Ueberzeugung erheben, daß Brandstiftung, absichtliche, teuflische Brandstiftung obgewaltet, wenn man auch nicht im Stande war, nach den strengen Forderungen des Gesetzes den Beweis zu führen, der zur Bestrafung ausgereicht hätte.

Sie haben wohl recht, rief er aus, wenn Sie sagen, es sei etwas Schreckliches, Jemanden nachzusagen, er habe Feuer in die geheiligten Räume des eigenen Hauses gelegt. Ich mag den Gedanken gar nicht ausdenken; denn ist nicht jeder Winkel des Hauses geheiligt durch eine theuere Erinnerung in Freude oder Leid? Da haben die Großeltern, die Eltern gelitten und geduldet, und den letzten, schweren Kampf gekämpft; da ist der Mensch selber geboren werden; da hat er seine Kindheit verlebt; an treuer Mutterbrust gelegen; da haben sich seiner die Eltern gefreut, für ihn gearbeitet, gewirkt, gebetet; da hat er ihnen die

treuen Augen zugedrückt. Da hat er seine Knabenspiele gespielt; da ist er Jüngling geworden, Mann, Gatte, Vater; da hat er in glücklicher Ehe gelebt; vielleicht gedarbt, gerungen, geweint; da hat er so oft die Hilfe Gottes erfahren; so manche Freude, so manches Leid getragen; seine Kinder sind ihm Wonne und Freude gewesen in diesen Räumen; sind ihm vielleicht gestorben — und diese geheiligte Stätte des Hauses sollte er selber frevelnd vernichten um von Gott verdammten Gewinnes willen? Herr, es überläuft mich eiskalt! Und denke ich weiter, daß ein so gottesvergessenes Herz durch seinen Frevel seiner schuldlosen Mitmenschen Leben, Habe und Gut mit vernichtet, dann will mir's scheinen, solch ein Mensch müsse ein vollendeter Teufel sein, oder es sei ganz und gar unmöglich!

Die Worte des alten Mannes, gesprochen mit seltener Kraft und Feuer, hatten mich tief erschüttert.

Wahrhaftig, rief ich aus, Sie haben recht!

Leider ja, nahm bewegt der Pfarrer das Wort wieder, man sollte es wohl kaum für möglich halten, daß ein Menschenherz solcher grauenvollen That fähig wäre; aber, ach, bis zu welcher schauderhaften Tiefe des Lasters und der Verderbenheit ist auch in unseren Tagen der Mensch hinabgesunken! Wie ist er roh und gefühllos geworden! Seine wilden, ungebändigten Leidenschaften führen ihn bis zum Schauderhaftesten. Ich hab' es erlebt, daß in solch einem, mehr als wahrscheinlich angelegten Brande ein fallender Balken einem blühenden, braven Jüngling, der retten wollte, beide Beine in dem Grade zerschmetterte, daß sie mußten abgenommen werden und er zeitlebens ein hilfloser Krüppel geworden ist; ich hab's noch einmal in einem ähnlichen Falle erlebt, daß zwei Menschen elendiglich in den Flammen umkamen. O, ihr Jammergeschrei höre ich, so lange ich lebe! Und von dem völligen Verarmen so vieler Familien will ich gar nicht reden; aber fragen muß ich: Denkt denn solch ein Auswurf der Menschheit, solch ein teuflisches Herz gar nicht daran, welche furchtbare Folgen seine Brandstiftung haben kann, da das einmal entfesselte Element nicht mehr in seiner Hand ist, nicht mehr gehemmt werden kann? Denkt er nicht

an seinen himmlischen Richter, des weltlichen Gesetzes und seiner Strafen gar nicht zu gedenken, das ihn doch zum Tode und im gelindesten Falle zu lebenslänglicher, strenger Gefangenschaft verdammt?

Mich schüttelte ein wahrer Fieberfrost, sagte der Doctor, als ich den lebendigen Worten des Geistlichen mit meinen Gedanken folgte. Es ist schauderhaft, sagte ich, sich auch nur in die Lage solch eines Verbrechers zu denken, denn wenn auch sein Gewissen so abgestumpft sein sollte, daß er im ersten Augenblicke nicht das Maaß seiner Schuld fühlte, es erwacht doch einmal und je später, desto schrecklicher!

Gewiß, versetzte der Pfarrer; und dennoch kommen die schrecklichen Fälle vor. Ich habe am Todtenbette eines Brandstifters gestanden. Herr, es war die entsetzlichste Amtserfahrung, die ich gemacht habe!

Wie? rief ich, wahrhaft erschreckend. Ihnen ist das begegnet? War er verurtheilt?

Verurtheilt? sagte er, — Ja und Nein, wie Sie wollen. Von den irdischen Gerichten war er nicht verurtheilt worden, denn der Beweis war nicht so zu führen, daß das Gericht hätte eine völlige Ueberführung des Verbrechers erzielen können; aber das öffentliche Urtheil hatte ihn verdammt. Man hatte ihn Salamander, Feuermännchen, Brandstifter geradezu genannt, und er hatte nie den Versuch gemacht, sich dessen gerichtlich zu erwehren. Droben aber, Herr, droben bei Dem, vor dessen heiligem Auge Alles bloß und entdeckt ist, da war's anders. Er schien nie gedrückt zu sein, aber, als die Todesstunde kam — da — —

Der alte Mann schwieg eine Weile, und ich konnte es in seinen Zügen lesen, daß jetzt jene schauerliche Stunde an seiner Seele vorüberging. Ich rastete indessen nicht, bis er mir die Geschichte jenes Brandstifters mittheilte, die ich ihnen nach dieser nothwendigen Einleitung erzählen will.

In einer Stadt, hob der Pfarrer an, in der ich wohne, lebte ein Kaufmann, der des Rufes der Ehrlichkeit und Biederkeit, seine Frau des Rufes einer sehr achtbaren Hausfrau genoß. Er gehörte zu einer der ersten Familien der Stadt, hatte ursprünglich ein schönes Vermögen, das die Morgengabe seiner Frau um ein Erhebliches vermehrte.

Traurig war es, daß ihn das Unglück wahrhaft verfolgte; daß alle seine Handelsunternehmungen mißglückten, und so das Vermögen wie ein Quell im Sande versiegte. Man hörte davon heimlich munkeln, das Vermögen, welches er ererbt habe, sei fluchbeladen. Es sei unrecht Gut, und die Erfahrung bestätigt es, daß das nimmer gedeiht. Wie Spreu vor dem Winde fährt es dahin, und wenn es auf die Enkel kommt, so ist's eben ein Wunder.

Wie sich auch der Mann ärgerte, es wollte halt einmal nicht, wie man bei uns sagt. Die Edelleute hatten nur Ein Kind, einen Sohn, der auch Kaufmann werden sollte. Der bewies recht die Unwahrheit des Sprüchwortes: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“ Franz, so hieß er, war ein Erzstrick und Tagedieb. Er artete, wie es schien, dem Erblasser nach, der das ungerechte Gut zusammengebracht hatte, das Franzens Eltern unglücklich machte.

Obgleich Franz viele Anlagen hatte, so wollte er doch nichts lernen, und es wurde ihm ja so spottleicht.

Lumpenstreiche machen, Müßiggehen, seinen Liebhabereien fröhnen, das gefiel ihm besser. Vergeblich versuchte der brave Vater Alles, was ihm zu Gebote stand, um auf den Sohn zu wirken, aber es blieb so erfolglos als der Mutter Thränen und Bitten. Es gelang ihnen nicht, ihn auf gute Wege zu leiten. Er blieb, was er war, nämlich der leichtsinnigste Finke, den man auf Gottes Erde finden konnte, und die Leute sagten, den muß das Elend bessern, sonst ist es nicht möglich. Sie bedauerten die unglücklichen Eltern herzlich.

Böse Streiche waren es, strenge genommen, nicht, die er trieb. Nur leichtsinnige Possen und Schalksstreiche. Die Eltern hofften, ein reiferes Alter würde ihn verständig machen; aber es lag doch in diesem Treiben auch der Keim zu Schlimmerem, das anzuführen bis jetzt die Gelegenheit sich nicht dargeboten.

Sein Vater that ihn zu einem andern Kaufmann in die Lehre, und, ob er ihn gleich nicht knapp hielt, so zeigte sich doch hier die verborgene Kralle des Bösen. Er bestahl seinen Lehrherrn und trieb sich mit dem Geld in den Wirthshäusern und Kaffeehäusern der Stadt herum; spielte den Großen; denn Hochmuth saß auch in seinem

Herzen, und nicht wenig. Darauf machten wohldenkende Leute den Kaufmann aufmerksam, die wohl wußten, daß Franz von daheim das Geld zu solchen Ausgaben nicht bekommen konnte. Nun paßte man dem Vögelchen auf, das, weil es Anfangs unentdeckt blieb, immer kecker wurde, und fing es richtig in dem gelegten Schlupfe.

Der Kaufmann dachte redlich genug, daß er den Eltern den Jammer ersparen wollte, den Franz vor Gericht zu stellen, denn er hätte es thun können. Er nahm ihn vor, redete mit dem heiligen Ernste der strengsten Rechtschaffenheit ihm in's Gewissen, schrieb dann seinem armen Vater die volle, nackte Wahrheit und schickte ihn heim.

Das gab einen harten Auftritt im Vaterhause. Er weinte Krokodilsthränen, welche die guten Eltern für Zeichen einer wahrhaft göttlichen Traurigkeit ansahen, gelebte Besserung — und die elterliche Barmherzigkeit ließ nicht lange auf die Vergebung warten.

Er blieb fortan daheim, und man hörte nicht gerade Uebles von ihm; auch lebte er eingezogen. Nur dann und wann schlug er einmal aus den Eisen. Daran sah man's wohl, es fehlte nur am Getre, sonst wär' das Vögelchen in allen Lüften gewesen. Es ist aber eine alte Geschichte, daß Keiner höher fliegen kann, als ihn seine Flügel tragen. Niemand hielt viel auf ihn. Auch war die Geschichte von seinem Stehlen nur zu bekannt. Ließ er sich einmal unter Altersgenossen aus, so war es ein Grunzen in seiner Seele, nur reich zu werden, ohne daß er gerade sich über die Mittel und Wege, dahin zu gelangen, viel Kopfbrechens machte, am wenigsten aber geneigt war, die Goldwage des Rechts und der Pflicht dabei zu gebrauchen. Die heilige Schrift sagt: „Die da reich werden wollen, fallen in Stricke!"

Er war etwa neunzehn bis zwanzig Jahre alt, da starben ziemlich schnell nacheinander seine Eltern, an deren Herzen der Kummer wie ein Geier genagt, den er ihnen bereitet hatte. Jetzt zeigte es sich, daß, wenn das Bischen Feldgut, der Garten vor der Stadt und das Haus würden verkauft sein, nichts übrig bliebe. Indessen fand er doch wohlwollende Herzen, und das Haus wurde ihm

erhalten, aber es ſtanden allerdings verzinsliche Capitalien darauf.

Der Schmerz um ſeine guten Eltern drückte ihn nicht zu Boden. Er ging nicht tief ein, und ein komiſcher Kauz ſagte damals: Dem Franz iſt der kindliche Schmerz zwiſchen Haut und Fleiſch ſtecken geblieben.

Jedermann war begierig zu ſehen, wie Franz ſeinen Sack anhängen würde.

Es zeigte ſich ganz unerwartet, daß er ſeine Lage ganz verſtändig auffaßte, verſtändiger, als man es ihm zugetraut hatte. In ſeiner Vaterſtadt waren viele Beamtete, die oft wechſelten, daher eine eigene Wohnung ſich anzuſchaffen Bedenken tragen mußten. Baulust war auch keine in den Bürgern. So kam es natürlich, daß die Miethwohnungen ſelten und daher theuer waren. Franz konnte ſein wohlgelegenes Haus theuer vermiethen, und that es. Er ſelbſt ging in ein Handlungshaus als Ladendiener, weil er noch kein eigenes Geſchäft anfangen wollte. Nach einigen Jahren, da er ſich gut betrug, wurde er Muſterreiter, wie man damals die Handlungsreiſenden nannte, welche den Kunden die Waaren in der Ferne anbieten ſollten, und auch den Nichtkunden Daumſchrauben anſetzten, bis ſie ihnen etwas abkauften. Heutzutage fahren dieſe Leute; damals ritten ſie noch und hatten ihre ganze Herrlichkeit im Mantelſack hinten auf's Pferd geſchnallt. Alle, welche ſeine Lage genau und richtig beurtheilen konnten, ſtaunten über ſeine berechnende Klugheit; denn erſtlich konnte er, wenn er gut haushielt, aus der Miethe in wenigen Jahren ſein Haus frei machen, und er, der noch blutewenig von der Handlung verſtand, konnte erſt jetzt ſich ausbilden, und that es auch. War er ſchuldenfrei, dann konnte er ein Geſchäft anfangen.

Und wirklich, er machte es ſo. Freilich mit der extragroßen Weisheit war's nun doch nicht weit her; denn eigentlich war es bei Franz nur Geldgierde. Um Erweiterung ſeiner Kenntniſſe war es ihm auch nicht ſehr zu thun, denn er war in ſeinem Hochmuth überzeugt, er wiſſe doch mehr, als alle Die, mit denen er in Verbindung kam. Es war ihm darum zu thun, die Neben-, Schleich- und Schlupfwege der Kaufmannſchaft kennen zu lernen und

wie man mit wenig Geld und viel Credit ein glänzendes Geschäft einrichten, und etwa durch ein pfiffig angelegtes Bankruttchen reich werden könne.

Wir wissen's ja, im Handelstande sind der Schwindler viele, die so einen Bankrutt und etwa zwei und drei machen, und hinterher reiche Leute sind. Wenn sie nichts haben, nun, so hat die Frau ein großes Vermögen, das wird vornabgezogen, und ist die Sache gut gemacht, so bleibt den Gläubigern das Nachsehen. Ich kenne solche Schurken, die bei ihren künstlichen Purzelbäumen manche ehrliche Familie an den Bettelstab brachten, ohne daß sie arm wurden. — Auf solche Dinge studirte Franz und machte sich mit allen Schleichwegen, die dahin führen, bei Zeiten vertraut. Ehrlich etwas zu erwerben, war ihm ein gar zu langsamer Weg. Es mußte schnell mit dem Reichwerden gehen, daß er dessen auch recht lange froh werden könnte. Bei dem vielen Umgange mit der Rotte Korah der Musterreiter kamen im vertrauten Gespräche manche Geschichten zu Tage, deren Nutzanwendung bei ihm nicht verloren ging.

Drei bis vier Jahre sah man ihn in seiner Vaterstadt gar nicht; aber man hörte von ihm, daß er von der Miethe seines Hauses und seinem Gehalte seine Schulden bezahlt habe. Das Haus war also nun sein freies Eigenthum durch Sparsamkeit geworden. Wie hatte ihm doch da der Herr den Weg gezeigt, auf dem er sich sein Bestehen gründen könne! —

Plötzlich kündigte er dem Miether seines Hauses auf und der bisher geschlossene Laden wurde eröffnet, gelüftet; dann wurde daran gehämmert, gemeisselt, gebaut. Statt des Erkerfensters, das als Schaufenster gedient hatte, wurden zwei Fenster gemacht, welche die ganze Ladenlänge einnahmen. Es wurden Spiegelscheiben eingesetzt, die man mit der Elle ausmessen konnte. Alles wurde glänzend angestrichen und prächtig hergestellt. Ein Schild mit erhabenen, vergoldeten Buchstaben zeigte den Namen der neuen Handlung, das heißt, ihre Firma.

Die ganze Stadt war in Bewegung, als endlich der Laden eröffnet wurde; denn so etwas hatte man in den stillen Mauern der Stadt noch nicht gesehen, nicht erlebt. Dort war bisher Alles beim Alten geblieben, während

draußen die Welt in allen Wegen vorwärts eilte und die Pracht der Kaufläden etwas ganz Gewöhnliches geworden war. Darum machte es auch jetzt das unerhörte Aufsehen. Ein guter Vogelfänger muß Lockvögel haben. Anfänglich scheuten sich die Leute, in den neuen Laden zu gehen, weil sie fürchteten, es sei Alles unerhört theuer; aber als es einmal Der und Jene versucht, und man die Preise billig, das Maaß voll und die Waare festlich fand, da wurde der Laden gar nicht mehr leer.

Nach und nach aber wurde knapper gemessen. Die Waare war minder gut und theurer als früher. Alle Tage pries Franz im Wochenblättchen neue, seltsame Waaren an, aber die Kunden kamen seltener. Wenn es die Leute ihm gradezu in's Gesicht sagten, was sie fanden, dann überschüttete er sie mit Redensarten, aber es blieb, wie es einmal war.

Die Grenzwächter merkten schon seit Franz seinen Laden eröffnet hatte, daß heilloses geschmuggelt wurde; aber es war Alles so schlau angelegt, daß sie, trotz ihrer angestrengten Wachsamkeit, der Schurkerei nicht auf die Spur kommen konnten.

Sie umstellten das Haus des Franz, weil sie entschieden der Meinung waren, er sei es, der das Gesetz so frech umgehe; aber sie wachten ganze Nächte umsonst. Sie kamen ihm nicht an das Kamisol. Sein Magazin, welches dem Wohnhause gegenüber lag, wurde mehrmals urplötzlich überrumpelt, sein eigenes Haus durchsucht, aber immer umsonst, obgleich es alle Tage mehr zur Gewißheit wurde, daß er die geschmuggelten Waaren erhielt. Die ganze Stadt sprach von Franzens blühendem Geschäfte, das nach und nach auch wieder mehr Kundschaft erhielt, da man bei ihm fand, was man vergeblich in allen Läden der Stadt suchte.

Er brachte die Mauthbeamten zur Verzweiflung, und doch entging der schlaue Fuchs allen Schlingen, die man ihm legte. Das kam aber so, daß Niemand das heimliche Gemach ahnte, wo er die Schmuggelwaaren barg; dann aber, daß er seine Leute flott bezahlte und selbst einige Grenzwächter in seinem Solde hatte, die ihm verriethen, was gegen ihn sollte ausgeführt werden. In dieser Weise

entging er glücklich allen Pfiffen, und überwand sie durch größere Pfiffigkeit.

Um diese Zeit hieß es, Franz, der jedenfalls sehr wohlhabend war durch seinen Handel, heirathe eine ungeheuer reiche Person, so eine reiche, uralte Jungfer, die sitzen geblieben war, weil selbst ihr Geldsack, den der Ruf sehr groß machte, nicht im Stande gewesen war, ihre schönen Eigenschaften zu verdecken, deren hervorstechendsten Geiz und Habsucht, Bosheit und Zanksucht waren.

Uebrigens hätte sie seine Mutter sein können, was das Alter betraf. Es war richtig. Er brachte eine Frau in's Haus, die im vollen Sinne der sprüchwörtlichen Redensart ein Zaun um's Haus war. Ihr Aussehen nahm nicht für sie ein. Ihr gelbes Gesicht zeigte, daß die Galle ihr oft überlief. Sie war häßlich, wie es nur möglich war, und der Ruf eines giftigen Maules und einer Zunge, scharf wie ein Scheermesser, ging ihr voraus, und die Nachbarn sagten bald aus, der Ruf habe ihr nicht zu viel gethan. Sie kam mit Wenigen in Berührung, aber die Leute sahen, daß bald ein anderes Gesetz im Hause galt, als früher, und das war ihr Wille.

Dies Haus hatte, so lange Franzens treffliche Mutter gelebt, den Ruf der Wohlthätigkeit gehabt. Es wohnte eben in ihr eine rechte Samariterseele. Auch Franz gab den Armen — aus Klugheit. Er wollte sich einen guten Ruf sichern, aber die Armen meinten, die Gaben des Sohnes seien nicht so geeignet, weil keine Liebe und Freundlichkeit dabei walte. Jetzt aber war das aus. Franzens Frau jagte ohne Erbarmen alle Armen fort. Wenn ihr Mann sie tadelte, so rief sie

zornig: Gib Alles dem Bettelzeug und Lumpenpack, und du wirst bald ihres Gleichen werden!

Er mußte schweigen, denn gegen sie kam er nicht auf den Damm. Er stand unter einem heillosen Pantoffel, und sie führte ein Hausregiment, wie etwa ein Sclavenvogt in Südamerika es über die armen Neger führt. Wie Franz dazu kam, die alte, böse Jungfer zu heirathen? Sie stand im Rufe eines ungeheuern Reichthums, und da sie ein ansehnliches Alter hatte, so war die Hoffnung einer baldigen, frohen Wittwerschaft mit Einschluß des Erbes eine Aussicht, die über manches Bittere trösten konnte. Leider hatte sich Franz getäuscht. Der Ruf hatte seine vortreffliche Ehehälfte wenigstens um zwei Drittheile reicher gemacht, als sie wirklich war, und nun hatte er bei der bittern Täuschung in Geldsachen auch noch das entsetzliche Loos, mit diesem Drachen zusammenleben zu müssen, und ihre Gesundheit war so eisenfest, daß sie am Ende ihn noch überleben konnte. Sie war so an das Herrschen gewöhnt, das sie selbst im Laden mit angriff und regierte. Das merkte Franz bald; denn die Leute mieden sein Haus. Jetzt erweiterte er sein Geschäft und legte Holz- und Eisengeschäft dazu; allein trotz aller Anstrengungen ging's um Vieles langsamer, wie früher. Franz spielte in drei bis vier Lotterien, verspielte ein Heidengeld, und gewann nichts. Er begann in Oel, Wein und Frucht zu speculiren, allein seine weitaussehenden Speculationen schlugen fehl und er bekam eine Schlappe nach der andern. Nicht mehr viele durften kommen, so war der Purzelbaum da. Freilich wäre da Franz ärmer geworden, und ein rechter Meister im Bankruttmachen darf nicht ärmer werden — er darf nichts verlieren, als seine Schulden, und muß das Doppelte gewinnen.

Franz verstand dies Kunststück aus dem FF. Er hatte manch Meisterstück in seinem Stande erlebt und die Kniffe kennen gelernt, die dazu erforderlich sind. Er ließ nun das Vermögen seiner Frau feststellen, dreimal so hoch als es in Wahrheit war, und ließ sich dies erste Kunststück etwas kosten, damit es bei einem gewissenlosen Beamten gehörig gemacht werde. Sodann ließ er sich Massen von Waaren aller Art schicken und schleuderte die gegen baare Zahlung

um die Hälfte des wirklichen Werthes und Preises weg, und dann, als damit aufgeräumt und der baare Betrag in seinen Händen war, immer noch eine bedeutende Summe, brach eines schönen Morgens der Bankrutt los. Die Frau zog das Übrige an sich, und den Leuten, die auf guten Glauben die Waaren gegeben, blieb — das Nachsehen. Er fing nun seinen Handel, dieses Mal ein Spezerei-Geschäft, auf's Neue an, doch eigentlich nicht er, denn die Gesetze erlaubten ihm das nicht, sondern seine Frau. Dieser Handel nahm einen guten Fortgang. Im Hause selbst herrschte ein Geiz, der alle Begriffe überstieg. Sie nahmen viel ein und gaben nichts aus; Kinder hatten sie nicht; den Armen gaben sie niemals etwas; Gesellschaft und Umgang hatten sie auch nicht.

Wenn Sie mich aber fragen, wie Franz in der Achtung stand, ja, dann kann ich Ihnen sagen, daß er verachtet wurde, und wenn die Leute bei ihm kauften, so thaten sie es um ihres eigenen Vortheils willen, weil er gute Waare führte.

Im Hause selbst ging das alte Haderleben seinen Gang fort, und von Gottesfurcht war keine Spur da.

Eine Zeitlang, mehrere Jahre nämlich, ging der Handel fort. Da brach plötzlich wieder ein Bankrutt aus. Kein Mensch begriff, wie das zuging und wie es möglich war, allein er war da und die Leute schrien, es sei ein rechter Spitzbubenbankrutt. In Wahrheit hatten sie Alles auf die Seite geschafft und die Gläubiger fanden nichts vor.

Jetzt aber faßte ihn die Hand der Vergeltung. Was er auch begann, mißglückte. So ging's denn nun wirklich und in Wahrheit den sogenannten Krebsgang und so rasch, daß es gar nicht lange dauerte, so war Franz auf den Hefen. Manche Leute meinten, man habe ihm doch vielleicht Unrecht gethan, daß man seine beiden Bankrutte für spitzbübisch gehalten, aber es war eben nur und lediglich die Hand göttlicher Vergeltung, die ihn ergriffen hatte und die ihn wohlverdient traf.

Franz machte alle möglichen Anstrengungen, sich wieder zu heben. Er machte Commissionsgeschäfte für Andere; wurde Makler bei Frucht- und Weinkäufen; suchte überall etwas zu verdienen, und es war ihm nichts zu geringe,

nichts zu mühsam, wenn er einen Verdienst erzielen konnte, aber das Unglück heftete sich an seine Ferse. Es glückte nichts mehr. Der Segen von Oben fehlte, und an dem ist allein Alles gelegen.

Um diese Zeit war es, als die vielen Feuerversicherungen gestiftet wurden, und französische Gesellschaften unter allen erdenklichen Namen entstanden und mit ihren Agenten das Land überschwemmten. Sie suchten überall Agenten, denen sie ansehnliche Vortheile gewährten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Franz diese Gelegenheit ergriff, sich einen Verdienst zu verschaffen. Er war auch recht wie geschaffen dazu. Erstlich kannte er alle Welt genau; zweitens hatte er die Gabe der Ueberredung in hohem Grade, und konnte den Leuten so honigsüß plaudern, daß ihm schwer zu widerstehen war; zuletzt kam es ihm nicht darauf an, den Leuten etwas vorzulügen, um seine Gesellschaft vor allen anderen herauszustreichen. Alle Schliche benutzte er, um Vortheil daraus zu ziehen.

In das Treiben dieser Gesellschaften blickte er schnell und tief hinein, und dachte dabei auch an sich. Seine Wohnung, die er in den beiden Bankrutten von Anderen hatte ansteigern lassen und die durch einen betrügerischen Scheinkauf zuletzt wieder in seine Hand kam, hatte er um eine ungeheuere Summe versichert und sein geringes Hausgeräthe ebenso. Da man ihm nicht traute, versicherten seine Nachbarn nun auch hoch.

War der Geldurst dieses Menschen unendlich groß, als er noch im Reichthume saß, so läßt es sich denken, daß er jetzt noch viel größer wurde, da sein Vermögen täglich unter seinen Händen zerrann, und sein geldgieriger Hausdrache, sein abscheuliches Weib, quälte ihn unablässig und maß ihm die Schuld bei, daß auch ihr Vermögen zu Grunde gegangen sei.

Er war wirklich nach und nach so sehr heruntergekommen, daß er ein armer Mann genannt werden konnte, und daß er nicht ferne vom Bettelstab war. Und mit jedem Tage wuchs Hader und Zwietracht zwischen ihm und seiner Frau.

Jetzt raunte ihm der Teufel ein Wort in's Ohr, das nicht zum andern hinausging. — Dennoch sträubte er sich noch gegen den heillosen, teuflischen Gedanken. Er fürchtete

ſich, ihn ſeinem Weibe mitzutheilen. Aber dieſe durch und durch verworfene Seele hegte ganz denſelben Plan und hatte ihn bei ſich längſt ausgeheckt. Und es kam die Stunde, wo ſie ſich gegen einander ausſprachen und zum erſten Male in Einem Gegenſtande völlig übereinſtimmten. Da reifte der teufliſche Plan. —

Eines Tages, es war im Winter 1833, und zwar bei einer Kälte, daß Stein und Bein zuſammenfror, rief ein gellender Schrei die Nachbarn Franzens an die ſchwer zu öffnenden Fenſter.

Der Ruf: Feuer! erſchallte ſchon von mehreren Seiten, und nach einigen Minuten, in denen der furchtbare Schrecken die Leute lähmte, ſtieg eine helle, gelbe Lohe aus Franzens Haus empor, die mit einer fabelhaften Schnelligkeit das Balkenwerk des oberen Hauſes und das Dach ergriff, ohne daß der ſonſt bei Bränden ſo entſetzliche Qualm aufſtieg. Es war lichte, helle Flamme, und die gegenüberwohnenden Leute wollten geſehen haben, wie das Feuer in ſchmalen Streifen, wie feurige Schlangen, und oft in geraden Linien an den Wänden und Balken hinlief, und ſie dann erſt ergriff und verzehrte. Andere ſagten aus, es ſei ihnen, als ſie zuerſt in das Haus drangen, ein Terpentinölgeruch entgegengekommen, der ihnen ſchier den Athem weggenommen habe. Mit der Schnelle des Blitzes ſtand das ganze Haus in lichten Flammen, und nur der umſichtigſten Thätigkeit

der Löschenden war es zuzuschreiben, daß nicht die Häuser der ganzen, langen Marktgasse niederbrannten. Es war ein Grimm in den Leuten, von dem man sich keine Vorstellung machen kann. Daß das Haus sei angesteckt worden, bezweifelte kein Mensch. Man sagte es laut und öffentlich, obgleich Franz Angst, ja Verzweiflung vollkommen zur Schau trug, so täuschend, daß man sie hätte für wahr und echt halten können. Des Volkes Zorn war so groß, daß, während sein Haus in hellen Flammen stand, ein robuster Arbeiter ihn faßte, um ihn in die Flammen zu werfen, und es kostete in der That Mühe, ihm sein Opfer zu entreißen. Er wolle probiren, ob die Lebensversicherung auch etwas werth sei, die Franz so sehr angepriesen, sagte er. — Hinein mit ihm in das Feuer, riefen Andere, mit ihm und seinem gelben Drachen!

Ich sage Ihnen, sprach der Pfarrer, es kostete Mühe, ihn aus den Händen der Wüthenden zu retten.

Als endlich das Feuer gelöscht war, wollte Niemand ihn und seine Frau aufnehmen. Alle Mühe der Behörden blieb fruchtlos, und am Ende mußte man ihn und seine Frau in dem städtischen Versorgungshause für arme, alte Leute unterbringen.

Man hätte denken sollen, dies öffentliche Urtheil hätte Franz gebeugt, hätte ihn niedergedrückt; allein das war nicht der Fall. Es schien, als wolle er durch Frechheit der öffentlichen Meinung Trotz bieten. Er ging so keck umher, wie früher auch. Ueberall wich man ihm aus. Trat er in ein Wirthshaus, so verließen es alle Gäste auf der Stelle, oder der Wirth mußte ihn, so höflich, als es sich thun ließ, hinausschaffen. Gewöhnlich stand Einer auf und sagte laut: Wirth, es riecht brandig in der Stube. Schaffet uns bessere Luft, sonst müssen wir gehen; aber das Alles schien keinen Eindruck auf den Gewissenlosen und Ehrlosen zu machen. Er klagte nicht auf solche Beleidigung. Er trug sie stille, wenn auch mit innerem Grimm.

Eine richterliche Untersuchung war gegen ihn eingeleitet worden und wurde mit dem größten Nachdrucke betrieben; allein die Nachbarn, die die bedenklichen Entdeckungen hatten gemacht haben wollen, hielten jetzt zurück,

weil sie seine Rache fürchteten. So kam es, daß er unbelastet daraus hervorging und sein Versicherungscapital empfing. Als Agent wurde er aber sofort entlassen.

Nun baute er sein Haus wieder auf, weil er es aufbauen mußte. Andernfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß er das Geld würde genommen und sonst wohin sich würde gewendet haben. Ehe das Haus indessen fertig war, starb seine Frau. Ein Handelsgeschäft konnte er nicht mehr anfangen. Er nahm Hausmiether und wurde Winkeladvocat, Ferkelstecher, wie man bei uns diese Sorte nennt, deren Geschäft es ist, faule Händel zu machen, die Leute hintereinander zu hetzen und die unselige Menge der Prozesse hervorzurufen, die den Wohlstand der Familien rettungslos vernichten — und das Seelenheil dazu. —

Auch mit diesem Versuche glückte es ihm nicht, denn wer konnte zutrauen zu einem Menschen haben, dessen Leben in dem Maaße gebrandmarkt war, wie das seine? Selbst die verworfene Sorte Derer, welche ohne Hader und Prozesse nicht leben können, mochte ihn nicht. Um sich Kundschaft zu suchen, schlich er in die allerverrufensten Branntweinschenken, Handwerksburschenkneipen und derlei Orte, wo nur ein Gelichter zusammenkommt, welches an der Ehre und am Gewissen nichts mehr zu verlieren hat. Das Branntweintrinken, an das er sich gewöhnte, ruinirte vollends seine Kraft und Gesundheit. Er sah älter aus, als er war. Seine Augen lagen tief; das Gesicht war aufgedunsen und das Haar war völlig weiß. Alles, was er auf- und losbringen konnte, trug er in ein nahes Städtchen, das jenseit der Grenze lag. Dort war ein Lotto; diese Pest der Menschheit ergriff auch ihn. Er wollte das Glück zwingen, bei ihm einzukehren.

Das währte so lange, als der geringe Ueberschuß der Versicherungssumme dauerte. Als der aus seiner Tasche herausgelotterirt war, blieb ihm noch die Hausmiethe, die er zog. Die reichte kaum hin, ihn nothdürftig zu kleiden und zu ernähren.

Wie er sich auch bemühte, der öffentlichen Meinung zu trotzen, die Verachtung, die man ohne Hehl ihm bewies, drückte ihn doch in einem Grade, daß ihm das Leben in seiner Vaterstadt zur Qual wurde. Er faßte

daher den Entschluß, das Letzte, was er hatte, sein neues, schönes Haus zu verkaufen.

Er fand einen Käufer und gewann eine schöne Summe. Was er aber nun im Schilde führte, wußte Niemand, denn er hatte keine befreundete Seele, in die er das, was er auf dem Herzen trug, hätte ausschütten können. Plötzlich war Franz spurlos verschwunden. Keine Seele wußte, wohin er sich gewendet. Wie klug er aber daran gethan, in dieser Weise seinen Erlös zu retten, das ging daraus hervor, daß die Gläubiger aus seinen Bankrutten eben Arrest auf die Summe wollten legen lassen, als der Vogel davongeflogen war.

Jetzt redeten die Leute, welche früher aus Furcht, er möge ihnen ihre Häuser anzünden, geschwiegen hatten. Es stellten sich Umstände heraus, die auch nicht den geringsten Zweifel an seiner Brandstiftung aufkommen ließen. Eine Zeitlang wurde das Alles lang und breit besprochen, dann vergaß man die Geschichte und Franz selbst, von dem keine Spur aufzufinden war, so sehr auch seine Gläubiger sich bemühten, ihn zu entdecken.

Es war über der Erzählung des Pfarrers später Nachmittag geworden, sagte der Doctor Weidner. Aus dem schmalen Wiesengrunde stieg schon ein feiner Nebel auf, und vom Walde her wehete es kühl. Ohnedem war der alte Mann müde von dem vielen und langen Sprechen.

Wenn Sie nichts dagegen haben und Ihre Neugierde bezähmen können, sagte er mit seinem herzgewinnenden Lächeln, so wollte es mir scheinen, als sei es für einen alten Kurgast, wie ich bin, Zeit, heim zu gehen. Ich bin ohnehin, wie ich glaube, der Aelteroater aller Kurgäste zu Badenweiler und müßte daher von Rechts wegen den Anderen ein gutes Beispiel in der Fürsorge für die Gesundheit geben! Wie meinen Sie?

Versteht sich, sagte ich, und meine Pflicht wäre es gewesen, als Arzt, schon früher an den Aufbruch zu mahnen.

Nun, sagte er, meinen Arm nehmend, um sich bei dem feuchten und abschüssigen Boden darauf zu stützen, wir sind auch bei einem natürlichen Abschnitte meiner

traurigen Geschichte angekommen, und ich gestehe es Ihnen, ich möchte die eigentliche Entwickelung heute Abend nicht mehr erzählen, weil sie mich zu sehr aufregen und mich sicherlich um den erquickenden Schlaf dieser Nacht bringen würde.

Wir gingen nach dem Orte zurück, aber das darf ich sagen, daß wir unterwegs noch das Kapitel fortsetzten von leichtsinnigen, schwindeligen Kaufleuten; von dem Luxus, den dieser Stand treibt und zur Schau trägt; von dem Uebermuth, der sich bei der großen Mehrzahl geltend macht; von der Leichtfertigkeit, womit sie ihren Sturz vorbereiten; von der Unredlichkeit, daß sie ihren Frauen ein Vermögen an Thalern zuschreiben, das kaum soviel an Kreuzern umschließt und durch einen falschen Ehecontract schon für künftige Fälle Vorsorge treffen, um die ehrlichen Gläubiger pfiffig und spitzbübisch zu prellen. Wir handelten dies Kapitel weitläufig und tiefumgehend ab. Daß dabei die Redlichen, Tüchtigen, Rechtschaffenen ausgenommen wurden, wenn den Stand in seiner jetzigen Stellung und Lage ein hartes Urtheil traf, darf ich nicht erst erwähnen. Allein auch das konnte nicht verschwiegen werden, wie das verschwenderische, lüderliche Leben so vieler junger Handelsreisenden eine gar heillose Vorbereitung für ihr künftiges, selbständiges Leben sein müsse, und wahrlich, wer Gelegenheit hatte, an den von ihnen besuchten Wirthstafeln ihr Thun zu beobachten, ihre Gespräche anzuhören, der muß mit blutendem Herzen, wenn er anders ein Menschenfreund ist, an die Zukunft dieser Leute, an ihre künftige Gattin und Kinder, und an Die gedenken, welche ihnen Vertrauen schenken und Credit geben. Daß auch hier Ausnahmen stattfinden, doch nur seltene — versteht sich von selbst.

Wir trennten uns in sehr ernster Stimmung.

Am andern Nachmittage war unser uns so liebgewordenes Waldthälchen der Ort wieder, wo wir uns trafen.

Es sind, hob der würdige Geistliche an zu erzählen, nicht viele Monate in's Land gegangen, da trat der Verwalter des Hospitals meines Wohnortes in meine Stube. Er war mir ein lieber Freund, daher hatte sein Besuch nichts Auffallendes für mich. Er setzte sich zu mir und begann

das Gespräch mit der Frage: Erinnern Sie sich des Franz, der sein Haus ansteckte und später mit dem Gelde, das er für den Verkauf des neuerbauten erlöste, durchging, ohne daß man ihn irgendwo hätte ausfindig machen können.

Gewiß, entgegnete ich; aber wie kommen Sie auf den zu reden? Er ist ja seit Jahren verschollen!

Glauben Sie denn nicht, daß ein Verschollener wiederkehren könne? fragte er. Haben Sie es nicht erlebt, daß eine wunderbare Macht den Verbrecher, der unentdeckt blieb, grade nahe dem Ausgange aus dieser Welt wieder an den Ort hintreibt, wo er seine Verbrechen verübt? Denken Sie sich, er ist hier; er ist in unserem Hospitale! — Ehegestern saß ich an dem Fenster meiner Wohnung, welches den Blick auf eine bedeutende Strecke der Landstraße gestattet. Da sah ich einen unbekannten Menschen daherwanken, an seinem Stabe sich stützend; es schien, daß kaum seine Beine ihn mehr trugen. Sehr alt schien er gerade nicht zu sein, und doch waren seine Haare weiß wie Schnee, sein Gesicht welk und zerfallen. Er war in Lumpen gehüllt und sein ganzes Aussehen verrieth einen Kranken. Von der Landstraße bog er gegen das Thor des Hospitals ein und zog die Klingel. Als der Diener öffnete, hörte ich ihn einen Schrei ausstoßen. Ich eilte sogleich hinab und sah, daß der Arme ohnmächtig zusammengebrochen war, und auf den Stufen lag, die zum Eingangsthore führen.

Wir Zweie faßten ihn und trugen ihn in den Saal, wo wir ihn auf ein Bett legten. Die Wärter kamen, kleideten ihn aus und brachten ihn in das Bett. Bald darauf erschien der Arzt und verordnete das Nothwendige. Er kam auch bald wieder zu sich, war aber so matt, daß er sich nicht regen und nur flüstern konnte. Der alte Bernhard folgte mir, als ich, nachdem ich die unerläßlichen Anordnungen getroffen, nach meiner Wohnung zurückkehrte. Ach, Herr Verwalter, hob er hier an, und man hörte, wie beklommen und bewegt er war, kennen Sie den Mann nicht?

Nein, war meine bestimmte Antwort; denn wirklich hatte der Kranke auch nicht Einen Zug, der mir bekannt gewesen wäre.

Erinnern Sie sich denn des Franz nicht, der —

Wie kommen Sie denn auf den, Bernhard? fragte ich betroffen.

Nun, sagte der Alte, wenn unser neuer Insasse der nicht ist, so bleibt mir nichts übrig, als mir eine Brille zu kaufen. Wir sind miteinander in die Schule gegangen, haben unsere Knabenspiele miteinander gespielt, haben das spätere Leben miteinander hier gelebt: ich denke, Herr Verwalter, da kennt man sich, wenn auch die äußeren Umstände sich noch so sehr verändern. Auch will's mir's vorkommen, als sei sein Leiden weniger körperlich, als daß es von innen heraus kommt. Wenn's da brennt, sagte er, auf die Brust deutend, dann bricht das Gehäuse auch zusammen, und wenn es auch noch so fest wäre.

Ich gestehe, die Sache war mir sehr wichtig. Lassen Sie uns wieder hinuntergehen, Bernhard, sagte ich, und wir gingen.

Als wir in das Wärterzimmer vor dem Saale, wo der Kranke lag, traten, kam der Doctor wieder aus dem Saale heraus.

Wie geht's dem Kranken? fragte ich.

Er zuckte die Achseln. Das ist auch so Einer, sagte der Doctor, wo's, wie ich glaube, da innen, im Herzen oder im Gewissen sitzt. Meine Arznei wird wenig helfen. Anfangs glaubte ich, der Mensch sei leberkrank, weil seine Farbe, sein ganzes Aussehen darauf zu deuten schien, aber ich fand bei der näheren Untersuchung davon keine Spur. Der hat's an der moralischen Leber, sag' ich Ihnen. Da muß der Pfarrer herbei, der muß seine Kur anfangen. Für's Erste war freilich seine Ohnmacht die Folge der Anstrengung und des Hungers; aber leiblich krank ist er nicht. Indessen ist er alt, seine Kräfte sind erschöpft. Man kann für nichts stehen. Lassen Sie sich seine Papiere geben, damit wir erfahren, wer er ist, und woher er stammt. Jetzt schläft er etwas, aber sehr unruhig. Tragen Sie, was Sie in den Papieren finden, in die Register.

Und welche Krankheit, Herr Doctor.

Ja, sagte er, ich weiß keine — als — Gewissensqual und daraus folgend, Hinschwinden der Kräfte. Doch — lassen Sie die Rubrik einmal offen — ob ich gleich glaube, daß mich mein Blick nicht betrogen hat.

Er ging in einen andern Krankensaal.

Der alte Bernhard nickte mit dem Kopfe, und sagte: Der Doctor hat doch ein Mark und Bein durchdringendes Auge! — Soll ich mit Ihnen gehen?

Nein, sagte ich. Es ist besser, Sie halten sich etwas von ihm zurück. Er dürfte Sie erkennen, was vielleicht schlimm auf ihn einwirken könnte.

Sie haben recht, sagte er.

Ich ging in den Saal und trat leise an das Bette. Er lag da mit krampfhaft gefalteten Händen. Das große, tiefliegende, dunkle Auge war nach oben starr gerichtet. Der Ausdruck seiner Züge verrieth eine tiefe Seelenerregung.

Können Sie, ohne daß es Sie zu sehr angreift, mir einige Fragen beantworten? fragte ich sanft und theilnehmend. Die Ordnung unserer Anstalt fordert, daß

Namen, Stand und Wohnort der Aufgenommenen in die Stammregiſter eingetragen werden.

Er wandte ſich mit einer fieberiſchen Raſchheit zu mir. Ich weiß das, ſagte er, allein da das Reden mir ſchwer wird, ſo bitte ich Sie, aus meiner Schreibtafel, die auch den Paß enthält, das Gewünſchte zu entnehmen. Sie finden Alles dort.

Ich ließ mir die Brieftaſche vom Wärter geben, nahm bloß den Paß heraus und legte ſie ihm dann unter das Kopfkiſſen.

Haben Sie keinen beſondern Wunſch? fragte ich dann.

Er ſah mich durchdringend an, und nach einem kurzen Schweigen ſagte er: Lebt der alte Pfarrer noch? (wobei er Ihren Namen nannte.)

Gewiß, ſagte ich. Er iſt der Seelſorger unſerer Anſtalt. Wünſchen Sie etwa ſeinen Beſuch? —

Ach ja, entgegnete er. Meine Minuten ſind gezählt, das fühle ich.

Ich verſprach ihm, Sie zu einem Beſuche bei ihm einzuladen und verließ ihn.

Als ich auf meiner Stube den Paß entfaltete, fand ich Bernhard's Vermuthung beſtätigt. Es iſt Franz. Was ſeine Seele drücken dürfte, das wiſſen Sie beſſer, als ich es Ihnen ſagen könnte.

Wann werden Sie kommen, daß ich ihn darauf vorbereite? —

Gleich, gleich, ſagte ich. Vielleicht wäre es morgen zu ſpät.

Doch nicht, verſetzte der Verwalter. Zögern Sie noch eine halbe Stunde. Das entſcheidet nichts. Er verlangte, in einem Stübchen allein zu ruhen. Ich muß ihn erſt noch mit aller Schonung dorthin bringen laſſen. Da ihn das nun doch angreifen wird, muß er ſich erſt vor Ihrem Kommen etwas erholen.

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Verwalter eilig.

Nach Ablauf einer halben Stunde ging ich in das Hoſpital und wurde zu dem Kranken geführt.

Er ſaß in ſeinem Bett aufrecht. Viele Kiſſen ſtützten ſeinen Rücken. Er war allein. Sein Haupt war auf die Bruſt geſunken, ſeine Hände waren gefaltet und ein tiefes

Aechzen und Stöhnen war der einzige Ton, der zu meinen Ohren drang.

Als er mein Eintreten hörte, zuckte er zusammen und richtete seine großen, dunkeln, hohlen Augen auf mich mit einem fast grauenhaften Ausdrucke.

Ich trat zu seinem Bett, redete ihn herzlich an, nahm einen Stuhl und setzte mich zu ihm.

Kennen Sie mich? fragte er.

Ich erklärte ihm offen, daß, wenn ich seinen Namen nicht von dem Verwalter erfahren hätte, ich ihn nicht würde wieder erkannt haben.

O, ich glaube es wohl, sprach er. Als Sie mich kennen lernten, war ich noch nicht vom Jammer und Kummer gealtert. Die Qual im Innern (er deutete auf seine Brust), der Wurm, der nicht ruht, die Flamme, die nicht löscht, hatten noch nicht meine Lebenskraft zerstört. Ich genoß noch äußerer Ehre vor der Welt, wenigstens dem Scheine nach; aber jetzt — jetzt! — Er rang die Hände in einer Aufregung, daß sein abgemagerter Körper zitterte.

Ich bat ihn, zur Ruhe zu kommen, und dann, wenn er Vertrauen zu mir habe, seine Seele durch ein offenes, reuiges Geständniß zu entladen.

Vertrauen, ja, das habe ich zu Ihnen, sagte er; aber wollen Sie mich auch nicht verlassen mit dem vollen Abscheu Ihrer Seele, wenn ich Sie in einen Pfuhl von Greueln und Lastern blicken lasse?

Ich sagte ihm das Nöthige, was ihm die Gewißheit gab, er dürfe sich versichert halten, daß ich unter allen Umständen meines Amtes heilige Pflicht üben würde.

Noch Eins, sagte er; was ich Ihnen sagen werde, ist kein Geheimniß; nein, ich wünsche vielmehr, daß Sie es recht Vielen sagen, damit mein Beispiel ein Entsetzen wirke bei Allen, die es kennen lernen. Und nun hob er an und theilte mir das mit, was ich Ihnen bereits gestern hier thatsächlich erzählt habe. Nur von dem Brande sagte er nichts; aber ich sah es, wie er fürchterlich mit sich rang und kämpfte. Was er zuletzt sagte, war dieses: Das Geld, welches er aus dem Verkaufe des Hauses erlöste, war nun, als er seine Vaterstadt verließ, seine ganze Habe, an die sich sein Geiz mit aller Macht festkrallte und anklammerte.

In seinem Heimathlande zu bleiben, hatte er aus kluger Berechnung nicht gewagt; denn hatte er früher durch trügerische Akte sein Haus als das Eigenthum eines Anderen erscheinen lassen, so fiel diese Täuschung, als er es verkaufte. Darum eilte er weit weg, wo er seine Schätze bergen könne. Damals gerade fühlte er sich unwohl und ging nach Baden-Baden, um sich herzustellen. Der Gewinn eines Russen verblendete ihn; die Begierde ergriff wieder seine Seele mit aller Macht. Er setzte und gewann, gewann beträchtlich. Alle seine Nerven bebten und zuckten an ihm. Er spielte weiter; verlor, ja, verlor Alles bis zum letzten Pfennig. Als beim letzten Satze der Spieler das entsetzliche: Verloren! aussprach, stürzte Franz leblos an der Bank zusammen. Man brachte ihn in's Freie, wo er wieder zu sich kam; durch Unterstützung gelang es ihm, noch eine Weile zu bleiben und die Kur zu gebrauchen, dann aber trat die Frage an ihn heran: Was nun weiter? Ein böser Geist gab ihm den Gedanken ein, nach Frankreich zu gehen. Es gelang ihm endlich, sich bis nach Paris zu betteln, und hier gerieth er mit Gaunern und Dieben in Gemeinschaft. Immer tiefer sank er herab, bis zum Taschendiebe und Räuber. Als einst die Bande, zu welcher er gehörte, aufgehoben wurde, gelang es ihm allein, zu entkommen. In Frankreich konnte er nicht bleiben. Auf ein entwendetes Wanderbuch erhielt er einen Paß und bettelte sich über den Rhein. Im Vaterlande, so versicherte er, habe er sich vom Diebstahl und Betrug rein erhalten. So blieb nichts als Betteln übrig. Vor etwa drei Wochen kam er in ein Städtchen in der Nähe, und nun, sagte der Pfarrer, will ich ihn selber redend einführen, denn seine Worte haben sich mir so unauslöschlich eingeprägt, daß ich sie nie und nimmer vergessen werde!

Ich hatte, sagte er, das Städtchen durchbettelt; Mitleid gab mir reichlich. Ich konnte mich einmal wieder sättigen und einen Tag ausruhen, und meine Kleider und Hemden reinigen und flicken lassen. Vor meiner Vaterstadt hatte ich einen Schrecken, und doch trieb mich eine unerklärliche, unwiderstehliche Gewalt hin zu dem Orte, welcher der Schauplatz meiner Greuelthaten war. In einer Nacht, wo ich einmal wieder ruhiger schlief, als seit langer Zeit, wurde ich geweckt durch den schauerlichen Ton der Brandglocke. Sie

heulte entsetzlich durch die taghelle, vom Brande erleuchtete Nacht; sie heulte, wie einst in meiner Vaterstadt als mein Haus brannte. Es war derselbe, entsetzliche Ton, den ich jede Nacht im Traume gehört. Ach, Sie können sich meine Stimmung denken. Im Bette duldete es mich nicht, fuhr er fort, ich mußte heraus, obgleich das Entsetzen mich so ergriffen hatte, daß meine Beine mich kaum trugen! —

Der Spitzbube hat sein Haus angesteckt! schrien die Leute in fürchterlicher Wuth. Fasset ihn und werfet ihn in die Flammen! hörte ich sie rufen. —

Da erfaßte mich die Qual der Hölle. Ich meinte, ich, ich sei es, den sie in die Flammen schleudern wollten, und ich rannte hinweg, zum Thore hinaus. Rastlos irrte ich in dieser Nacht umher, bis ich todtmüde, zerrissen von der Qual meiner Seele hier ankam. — Ach — noch keiner Seele habe ich das entsetzlichste Geheimniß meines Lebens anvertraut. Ihnen muß ich es sagen, denn es brennt in meiner Seele, ich muß es bekennen: Ich — ich — habe mein eigenes Haus angesteckt! Ich — hab' es — angesteckt, um — Gewinn daraus zu ziehen! —

Er hatte diese Worte hervorgestoßen, und seine Brust arbeitete entsetzlich und hob und senkte sich mit unnatürlicher Gewalt.

O, sagen Sie, — rief er dann und richtete sich schnell ganz gerade auf und starrte mich fürchterlich an — Sagen Sie, ist für einen solchen Verbrecher jenseits, beim Richter der Ewigkeit, Gnade? — — —

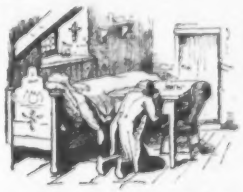

Ehe ich meine Lippe öffnen konnte, sank er zurück, zuckte, und der Schlag hatte ihn getödtet.

Ich aber sank, überwältigt von dem schauerlichen Ereigniß, am Bett auf die Kniee und betete heiß und innig für den Verbrecher. —

Der Pfarrer schwieg.

Wir saßen lange noch in dumpfem Schweigen nebeneinander; dann gingen wir stille heim und drückten uns

beim Abſchied ſtumm die Hand. Das habe ich Ihnen erzählen wollen, ſagte der Doctor Weidner, nahm ſeinen Hut und Stock, und ging.

Und das hab' ich euch wiedererzählt, wie es ſich in meine Seele gegraben hat, ſagte der alte Schmiedjakob, und ein Entſetzen ergriff Aller Herzen, und Niemand ſprach mehr ein Wort, bis ſie ſich eine gute Nacht ſagten.

12. Ein Räthſel.

Auf mir ruht der Müde
Von des Tages Laſt;
Unter mir vom Leben
Hält der Pilger Raſt,
Bis der große Morgen
Weckt den Schläfer auf,
Daß er neu beginne
Seinen beſſern Lauf. —
Kehr' mich um, ſo zeig' ich
Dir das Häuslein klein,
Wo du, müder Pilger,
Wirſt gebettet ſein.
Siehſt du mich im Frühling
Friſch und grün erblüh'n,
Denke, daß die Stunden
Raſch vorüber flieh'n!
Denn gar ſchnell ich welke,
Und ein Bild dir bin,
Daß zum Himmel richte
Sich dein ird'ſcher Sinn.

13. Altes Gold.

oder auch nicht.

„Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!" sagt ein Sprüchwort, und scheint freilich recht zu haben, wenn man's so einfach auf eine Brandwunde bezieht. Und noch einmal hat's recht, wenn's, und das will das Sprüchwort auch sagen, auf die Geheimnisse Anderer bezogen wird. Da sollst du nicht blasen, deine Nase nicht hineinstecken wollen, um zu wissen, wie's dort beschaffen ist. Ueberhaupt soll's warnen, sich ungerufen und unberufen in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, denn man kommt dabei gar übel weg. Aber es ist teuflisch, wenn's so angewendet wird, daß du dich zurückziehst, wenn Feindschaft Zweie scheidet, die du versöhnen könntest und solltest; wenn du schweigst, wo du die Ehre und den Glimpf eines Bruders retten könntest, den eine giftige Zunge vernichten will; wo du ein Verbrechen der Obrigkeit entdecken könntest, damit der Verbrecher seine Strafe fände und der Verdacht nicht Schuldlose treffe; wo du einen Schaden verhüten, ein Unglück abwenden, eine gottlose Handlung wehren, wo du ein gedrücktes, zerbrochenes Herz aufrichten, eine Thräne trocknen, einen Hungrigen speisen, in Summa: Gutes wirken könntest. Siehe, da verstecken sich die harten, lieblosen, geizigen Herzen hinter diese Rede: „Was dich nicht brennt, das blase nicht!" Es ist eine gar schöne Sache für Den, der nicht will, wenn er so einen Versteck hat,

und ich sage dir, lieber Christ, den hat der leidige Teufel erdacht, daß nicht des Herrn Wille geschehe. Damit sind sie dann allemal bei der Hand, wo es in ihren habsüchtigen, geizigen Kram taugt. Nein, lieber Christ, blase du in solcher Lage tüchtig! Es brennt dich auch, denn die Leidenden sind deine Brüder in Christo, und Der, welcher die herrliche Geschichte vom barmherzigen Samariter erzählt hat, der verwarf solch einen teuflischen Rath und stellte ihn warnend vor deine Seele im Priester und Leviten.

14. Von einer edlen Frau.

Die edle Frau, von der ich in den nachfolgenden Blättern erzählen will, war Pauline, Fürstin von Schwarzenberg, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, vermählt dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg in Wien.

Einen großen Theil des Jahres pflegte die Fürstlich Schwarzenberg'sche Familie sich in Wien aufzuhalten, und das war eine Zeit reicher Tröstungen für Arme und Nothleidende, welche die edle Fürstin Pauline versorgte, und deren Thränen zu trocknen ihr die süßeste Freude war. Sie verschmähte es nicht, in die Hütten des Elends und in die dunkeln Winkel menschlichen Jammers zu gehen, und mit den Spenden ihrer Barmherzigkeit den Trost liebreichen Wortes in die kummerbelasteten Herzen zu flößen. Auf solchen Gängen geleitete sie (außer den Engeln Gottes, die unsichtbar solch ein Menschenherz voll Liebe zur leidenden Menschheit begleiten) ein alter, treuer Diener des Hauses, weil die edle Fürstin gerne im Verborgenen Gutes that.

Eines Tages war sie wieder auf solch einem Gange der Barmherzigkeit, von ihrem Diener begleitet, allein aus dem Thore ihres Palastes getreten. Sie war so einfach gekleidet, daß Niemand in ihr die reiche Fürstin Schwarzenberg erkannt haben würde. Um aber auch etwa begegnenden Bekannten unbekannt zu bleiben, trug sie vor dem schönen Antlitz einen dunkeln Schleier. Ihr Samariterweg führte sie an diesem Tage weit hinaus in eine der Vorstädte Wiens, wo eine unglückliche Familie lebte, deren Schutzengel sie geworden war.

Sie hatte endlich die Vorſtadt erreicht, und wollte eben in eine kleine, enge Seitengaſſe einbiegen, als ihr ein Mädchen auffiel, das an der Ecke ſtand und ein Lied zu den einfachen Akkorden einer Guitarre ſang.

Solche ſingende und ſpielende Kinder ſind in Wien nichts Seltenes; auch nicht dieſe etwas verſchämtere Weiſe des Anbettelns der Vorübergehenden. Das Kind würde jedenfalls eine Gabe von der Fürſtin empfangen haben, wenn es auch nicht ihre Aufmerkſamkeit in beſonderer Weiſe auf ſich gezogen hätte. Dies war aber in ungewöhnlichem Grade durch Verſchiedenes geſchehen, und ich kann hiervon meinen lieben Leſern ſchon nähere Auskunft geben.

Das Erſte, was die Fürſtin aufmerkſam machte, war des Kindes Stimme. Sie war glockenrein und voll des lieblichſten Klanges; aber auch das iſt in Wien, wo ſo viel Muſik getrieben wird und ſie bei Hohen und Niederen ſo beliebt iſt, nichts Ungewöhnliches; vielmehr war es etwas in dieſer Stimme, was mit Macht zum Herzen der Fürſtin ſprach — ſie zitterte nämlich ſehr von innerer Bewegung, und das vernahm der Fürſtin feines Ohr. Sie blickte das Kind an — und da wirkte ein Zweites auf ſie nicht weniger mächtig, nämlich zwei große, kryſtallhelle Thränen in des Kindes Augen; und nun machte ein Drittes ſeinen Einfluß geltend: die Schönheit des Kindes, das etwa ſo ſeine zehn Jahre alt ſein mochte; und als ihr Blick über des Kindes Geſtalt hinflog, fiel ihr ein Viertes auf, nämlich, daß die ſehr dürftige Kleidung des Kindes ungemein reinlich und nett war, und, wenn auch an vielen Stellen Flicken aufgeſetzt und eingeſetzt waren, dieſe ebenſo ſorgfältig genäht erſchienen, wie das Kleidchen ſelbſt.

Die Fürſtin blieb ſtehen und betrachtete das Kind mit liebreicher Freundlichkeit und Theilnahme. Das gab der Kleinen Muth und Zutrauen. Sie trat in beſcheidener Weiſe und zugleich beherrſchend näher zur Fürſtin hin und ſagte: Ach, ſchöne, gnädige Frau, erbarmen Sie ſich meiner armen Mutter und meines armen Bruders, welche Beide zu Hauſe krank daniederliegen und weder Pflege noch Nahrung haben!

In dem Tone des Kindes sprach sich ein so tiefes Weh aus; die Röthe ihrer Wangen hatte sich zu tiefer Gluth gesteigert, und die Thränen rannen strenweise, während sie ihr Auge zu Boden schlug.

Die Fürstin fühlte es gleich heraus, daß das keine Bettlerin vom Handwerk war, denn bei Denen ist die Scham eine seltene Blume, und das taktmäßige Herleiern einer eingelernten Redeweise gibt sich augenblicklich kund.

Die Fürstin blieb stehen und sagte mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit: Solche Noth ist's, die dich zwingt, das Mitleid der Vorübergehenden anzusprechen? Armes Kind! Haben denn deine Kranken keinen Arzt?

Doch, doch, gnädige Frau. Ach, er ist ein gar milder, guter Mann; er kommt alle Tage zu uns — aber —

Sie stockte.

Nun, aber? fragte die Fürstin.

Aber, fuhr das Kind fort — wir haben ja kein Geld, die Medicin in der Apotheke zu bezahlen. Der Apotheker ist ein harter Mann, der uns nichts mehr gibt; was soll da werden? — Ich griff zu dem Mittel, durch Gesang die Aufmerksamkeit und Barmherzigkeit auf mich zu leiten — doch — die Leute gehen meist kalt vorüber und achten nicht auf mich. Die Medicin kostet zwei Zwanziger und ich habe nur einen Sechser bekommen an diesem Morgen. Mein Bruder hungert — und ich habe doch selber nichts!

Unter stetem Schluchzen brachte sie diese Worte heraus.

Die Fürstin war bewegt im innersten Grund ihres Herzens. Kind, sagte sie, ich glaube deinem Worte. Hier hast du eine Krone; dafür bekommst du die Medicin für deine Mutter und auch Nahrungsmittel für deinen genesenden Bruder und dich.

Das Kind schlug jetzt das leuchtende Auge zur Fürstin auf und rief: Lohn's Gott, edle Frau, lohn's Gott!

Und dahin flog sie wie der Wind. Ihre Füßchen berührten kaum den Boden.

Joseph, sagte die Fürstin zu ihrem getreuen Diener, eile dem Kinde nach, ich folge dir.

Kaum vermochte der Bediente sie im Auge zu behalten, und es wäre ihm auch sicherlich nicht gelungen, wenn die Kleine nicht in eine Apotheke getreten wäre, die in ihrem Wege lag. Hier bezahlte sie die Medicin voraus, die sie alsbald abholen zu wollen erklärte, und dann eilte sie in eine Garküche, aus der sie mit Gefäßen wieder heraustrat. Nun mußte sie langsamer gehen, und Joseph kannte ihr folgen.

Nicht lange, so trat sie in ein kleines, ärmliches Haus und eilte die Stiege hinauf.

Joseph erkundigte sich unten im Hause und hörte, daß allerdings eben eine kranke Wittwe mit ihrem kranken Sohne und dem kleinen Mädchen wohne. Er merkte sich Haus und Hausnummer, und ging dann seiner Herrin entgegen, die ihm langsam gefolgt war.

Es ist so, wie die Kleine gesagt hat, meldete er ihr.

So komm, sprach die Fürstin, und ging auf das Haus zu. Unten trat sie in eine Stube. Es war die Werk-

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09420/017

stätte eines Schusters. Höflich grüßend trat der ebenfalls arme Meister ihr entgegen und berichtete ihr auf die Erkundigungen nach der Familie des kleinen Mädchens, daß die Mutter eine gar stille, gute Frau sei, deren Mann als Offizier in der Schlacht von Aspern gefallen sei, die aber leider kein Gnadengehalt habe und bisher durch Fleiß sich und die zwei Kinder nur sehr kümmerlich habe ernähren können. Zwar habe in der letzten Zeit auch der Sohn etwas durch Schreiben verdient; aber Beider Erkrankung habe sie in die mißlichste Lage versetzt. Er selbst, sagte der ehrliche Mann, sei arm und habe acht Kinder zu ernähren mit seiner Hände Arbeit, aber er habe doch wohl noch etwas übrig gehabt für die Aermeren, die gerne arbeiten wollten, aber nicht könnten, und nun sei auch der Hauszins fällig, den er zum Lederankauf so nöthig brauche, und er wisse gar nicht, wo es endlich hinaus solle, wenn nicht Gottes Gnade den armen Leuten milde Herzen erwecke.

Wieviel Miethzins schuldet die arme Frau? fragte die Fürstin. — Der Schuster nannte eine kleine Summe.

Seid so gut, lieber Meister, und quittirt für ein halbes Jahr voraus, sprach die edle Fürstin, hier ist das Geld. Sie zählte es auf die Werkbank, und staunend und freudig stellte der Schuster die Quittung aus.

Jetzt aber hielt auch nichts mehr die Fürstin zurück, in das Stüblein der Wittwe zu treten, um Trost und Hülfe zu spenden.

Ich muß aber zuerst meine lieben Leser eine kurze Frist zurückblicken lassen.

Das glückliche Kind, dessen Reichthum nie die hohe Summe einer Krone erreicht hatte, war außer sich vor Freude davon geeilt, ohne für irgend etwas Anderes Sinn zu haben, als daß sie der Mutter Medicin und dem Bruder Labung bringen könne, war endlich mit den Gefäßen, darin Suppe und etwas gebratenes Fleisch war, in die Stube getreten.

Die beiden Kranken richteten sich, trotz ihrer Mattigkeit auf, als das Kind so stürmisch hereintrat.

Da, lieber Aloys, rief sie, hab' ich dir stärkende Suppe und Fleisch und ein schönes Stück Weißbrod! Und dir, liebe Mutter, hole ich gleich jetzt deine Medicin!

Aber, Maria, sagte die Mutter kaum hörbar, wie kommst du denn zu dem Allen?

Ach, das weiß ich selbst nicht, rief freudig das Kind; aber, liebe Mutter, es ist wirklich wahr, was du mir oft sagtest, daß der liebe Gott auch noch heute seine Engel auf die Erde sendet und in die Herzen guter Menschen, und noch mehr — diese Engel nehmen auch wohl Menschengestalt an, und helfen dann den Armen! Siehst du, als ich da in meinem Leid an der Ecke stand und sang, gab mir wohl Der einen Kreuzer und Jener einen, und ich erkannte mit unsäglichem Leide, daß ich doch nicht bekäme, was ich nöthig hatte für Euch Beide. Da kam eine Dame daher, o Mutter, sie ist schön wie ein Engel, und ist gewiß auch Einer — der sing' ich mein Lied, und sie sieht mich an mit himmlischer Milde und gibt mir — denke dir! — eine Krone! Damit lauf' ich in die Apotheke, bezahle dem harten Manne die zwei Zwanziger voraus, daß er die Medicin mache, und laufe dann in Prechtl's Garküche, hole für Aloys die Suppe und das Fleisch, bezahle auch das und habe nun noch eine Handvoll Geld übrig!

Und im Uebermaaße ihres Glückes schüttete sie das Geld der Mutter auf die Decke.

Diese faltete ihre Hände, blickte nach oben, dankte dem Helfer in der Noth und flehte Segen herab auf die unbekannte Wohlthäterin. Auch den Jüngling hatte des Kindes Erzählung so ergriffen, daß er zugleich dankend und um Segen flehend die Hände faltete.

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thüre und die Fürstin blieb überrascht von dem Anblicke der Betenden auf der Schwelle stehen.

Mutter, Mutter! rief plötzlich das Kind aus, sieh, da ist unser Engel!

Die Mutter fuhr empor, ebenso der Jüngling in seinem Bett, und herein trat nun, seltsam bewegt, die Fürstin.

Kleine, sagte sie, du hast deine Mutter erschreckt. Ich bin nur ein Mensch wie du; aber, Liebe, sagte sie zur Wittwe, ich bitte, legen Sie sich nieder. Ich setze mich zu Ihnen!

Sie ergriff einen Stuhl, rückte ihn zum Bett und ließ sich nieder.

Die Kleine stand scheu in einer Ecke und schien mit sich uneins — wer denn nun recht habe, sie oder die Dame.

Ein Blick hatte der Fürstin ein kleines Zimmerchen gezeigt, in dem, außer dreien Betten, einige Stühle, ein Tisch, eine Commode, ein kleiner Spiegel und das Bild eines schönen Mannes in Lieutenants-Uniform das ganze Geräthe ausmachten. Die größte Armuth, aber auch die größte Reinlichkeit und Ordnung war überall sichtbar, und bestärkte vollends die Fürstin in der Ueberzeugung, daß sie Gottes Gnade als Werkzeug seiner rettenden Liebe und Vorsehung hierher geführt habe, wo die Wohlthat ihre rechte Stätte habe.

Durch die herzgewinnende Weise, mit der die Fürstin sich aussprach, war bald die Lage der Familie ihr klar.

Aber warum haben Sie keinen Gnadengehalt? fragte die Fürstin, nachdem ihr die Wittwe ihre Geschichte erzählt.

Zwanzig Jahre sind es in diesen Tagen, sagte die Kranke, daß ich meinen Gatten heirathete. Er war damals

Feldwebel; aber seine Treue im Dienste, seine Tapferkeit im Felde brachte es in einer Reihe von wenigen Jahren dahin, daß er zum Lieutenant, und dann zum Oberlieutenant erhoben wurde. Er war streng im Dienste, doch außer demselben ein Vater seiner Untergebenen, wie er denn als Gatte und Vater die Herzensgüte selber gewesen ist. Ach, sagte die Kranke, einen Fehler aber hatte er. Er schlug seine Verdienste vielleicht zu hoch an gegen diejenigen Offiziere, welche durch Geburt und Rang, durch Einfluß und Familie schnell den Grad erreichten, den er sich erworben hatte mit manchem Opfer und im blutigen Felde des Krieges. Als nun ein blutjunger Herr von hohem Adel Hauptmann der erledigten Compagnie und er dabei übergangen wurde, wallte sein Zorn über. Es kam zu einem Duelle, in welchem er den Hauptmann verwundete, daß er lange daran litt. Das geschah kurz vor der Schlacht von Aspern. Er fiel dort vor einer feindlichen Batterie, die er stürmen sollte, und entging so der Schmach seiner Entlassung, die damals bereits ausgefertigt war. Freunde hatte er unter den hohen Offizieren wenige, und so kam es, daß mir nichts zu Theil wurde. Ich habe oft darum angehalten, aber immer wurde ich abgewiesen. Da ließ ich es endlich und arbeitete, um meine Kinder und mich zu ernähren. Das wurde schwer, gnädige Frau, in den Kriegszeiten, wo Alles theuer war. Ich mußte nach und nach alles Entbehrliche, und — auch nicht Entbehrliche, um Spottpreise an Trödler verkaufen, und als ich und mein Alexis erkrankten, da war unsere Noth bis zum höchsten Grade gestiegen, und die gute Maria mußte — ach, es ist so schwer! — betteln.

Die Fürstin trocknete heiße Thränen.

Seien Sie ruhig, sagte sie; es ist mir möglich, etwas für Sie zu thun; ich werde Sie nicht vergessen, auch es an mir nicht fehlen lassen!

Da brach die Kranke in innige Ergießungen ihrer Dankbarkeit aus. Die Fürstin aber bat sie, zu schweigen, versprach, bald wieder zu kommen, und legte etwas auf den Tisch, was in Papier gewickelt war. Dann schied sie mit erhebenden Trostesworten, und die Segnungen der drei Unglücklichen folgten ihr.

Derweile war denn der treue Joseph unten bei dem Schuster eingetreten, der, glückselig, daß er nicht nur den rückständigen Miethzins erhalten hatte, sondern sogar ein Halbjahr voraus, aus Herzensgrunde die schöne, milde Dame pries. Da ging dem treuen Diener auch der Mund von dem über, daß sein Herz voll war, und er erzählte, wie gut und wohlthätig sie sei, und vergaß im heiligen Eifer seiner Liebe das Gebot seiner Herrin, und nannte ihren Namen.

Als sie denn nun fort war und Maria das Päcklein öffnete, welches die Fürstin auf den Tisch gelegt, da rollten vier Goldstücke heraus, und als das Kind in dem Papier die Katzenfüße der Schreibkunst des Meisters Zandl erblickte und die Quittung las, da war das Maaß des Glückes denn doch für einmal fast zu groß.

Eines nur drückte sie Alle, daß sie nicht wußten, wer ihre Wohlthäterin sei, die jedenfalls ebenso reich als vornehm sein mußte. Das schlossen sie daraus, daß Maria, die ihr nachgeblickt, sagte, es sei ein Bedienter hinter ihr drein gegangen.

Das Kind hatte indessen durch all das Erlebte die Medicin in der Apotheke zu holen vergessen. Das fiel nun auf ihr Herz. Sie eilte hinweg, sie zu holen. Wie erstaunte sie aber, als der Apotheker überaus freundlich zu ihr sagte: Sie solle nur Medicin holen, so viel der Doctor verschreibe; sie brauche kein Geld. Auf ihre Fragen hörte sie, die Dame sei dagewesen und habe gut gesprochen für Alles, und das sei vollgültig.

Maria lief eilig zur Mutter zurück. Unterwegs wurde sie aber völlig mit sich Eins, sie sei doch ein Engel, und sie habe eben nur so gesagt, daß sie ein Mensch sei wie Maria auch, um nicht erkannt zu werden.

Kaum aber war Maria eingetreten, so steckte Meister Zandl den Kopf durch die Thüre und fragte, ob er recht komme?

Mit Freuden begrüßten sie den braven Mann, der sich so aufrichtig mit ihnen freute über die Hülfe in der Noth.

Wiſſen's denn auch, wer's iſt? fragte er endlich mit einer Miene, die es anfündigte, daß ihm der Schlüſſel geworden ſei, das Räthſel zu löſen.

Ein Engel Gottes! Nicht ſo, Meiſter Zandl? rief Maria aus.

Etwas davon hat ſie gewiß an ſich, ſagte Meiſter Zandl lächelnd, aber mittlerweile iſt ſie die — Fürſtin Pauline von Schwarzenberg!

Ich will nichts reden von dem Erſtaunen, das dem Nennen dieſes Namens folgte; nichts von dem Preiſe ihrer Güte und Huld; nichts von den Gebeten, die für ſie zum Himmel ſtiegen; nichts von Maria's Unmuth, daß ſie nun doch ihren ſchönen Glauben aufgeben mußte; nur davon muß ich reden, daß, als der menſchenfreundliche Arzt am andern Morgen kam, er ſich gar nicht von ſeinem freudigen Erſtaunen über die Veränderung im Zuſtande ſeiner Kranken erholen konnte.

Alons saß angekleidet im Sessel am Ofen, und der Mutter, so erklärte er, thue jetzt keine Arznei mehr nöthig, sondern nur Ruhe und gute Nahrung, um bald völlig zu genesen.

Aber sagen Sie mir doch, was dies Wunder bewirkt hat, denn meiner Arznei wage ich es nicht zuzuschreiben, rief der Arzt.

Da erzählte die Mutter Alles, und der theilnehmende Menschenfreund meinte, so eine Doctorin könne freilich andere Arznei verschreiben, als er; aber, daß sie solche verschrieben, dafür möge sie Gott segnen!

Schon nach wenigen Tagen kam die Fürstin wieder, und freute sich sehr, die Kranke außer dem Bett zu finden, die nun des Dankes kein Ende wußte. Sie betrachtete jetzt die Wohnung, die finster und feucht war. Sie sagte nichts, aber es reifte in ihrem Herzen ein Entschluß, den sie an dem Tage noch ausführte.

Ihr Gatte, der Fürst Joseph von Schwarzenberg, kehrte an diesem Tage von seinen Gütern in Böhmen zurück, wohin er eine kurze Reise gemacht hatte. Ihm erzählte sie die ganze Begebenheit, welche dem Fürsten die aufrichtigste Theilnahme einflößte.

Vorerst zog er am andern Morgen sogleich die nöthigen Erkundigungen über den Gatten der Wittwe ein. Was sie gesagt hatte, bestätigten vorurtheilslose höhere Offiziere vollkommen. Man erkannte es als ein Unrecht, daß man der Frau eines tapferen Offiziers einen Gnadengehalt verweigert, weil er einem adeligen Milchbart einen Denkzettel angehängt, der ihn, wie alle seine Bekannten aussagten, durch seinen Uebermuth gereizt hatte.

Fürst Joseph bat um eine Audienz bei dem milden Kaiser Franz und trug die Sache selbst vor. Der Kaiser befahl eine Untersuchung, die des Gefallenen Verdienste, wie das ihm angethane Unrecht in's Licht stellte. Selbst nach seinem Tode wurde sein Abschied zurückgenommen, und als Anerkenntniß, daß ihm ein Unrecht geschehen, erhielt die Wittwe mit ihren Kindern jährlich zweihundert Gulden Gnadengehalt.

Allein damit war die Fürstin noch nicht zufrieden. Auf einem ihrer Güter in Böhmen war der Schloßver-

walter ein Greis, dem jüngst die Tochter gestorben war, die ihn gepflegt, und der nun Niemand mehr in der Welt hatte. Dorthin, das sagte sie dem Gatten, wollte sie die Wittwe versetzen. Aloys würde vom alten Verwalter alle Zweige des Berufs als Schloßverwalter erlernen und dann einst sein Nachfolger werden, wenn Gott über den Greis würde verfügt haben.

Der Fürst hörte ihr lächelnd zu. Ich sehe schon, sagte er, mir soll nun einmal nur das Allerwenigste bei dieser schönen That zu Theil werden. Wohl, theuere Pauline, erndte du den Segen allein. Thue, was du für gut hältst, mir ist Alles genehm!

Die Fürstin dankte dem Gatten mit einer Thräne im Auge, und eilte, ihren Schützlingen die Wendung ihres Schicksals anzukündigen.

Meine Feder vermag nicht die Freude und das Glück der Geretteten zu schildern. Nur Einer war traurig: Meister Zandl, daß er die Miethe verlor. Die Fürstin entschädigte ihn hinlänglich, als die Familie nach einem halben Jahre wegzog, und neue Miethsleute waren bald wieder gefunden.

Hier, liebe Leser, ist meine Geschichte zu Ende, und ich könnte abbrechen; aber es liegt mir noch etwas auf dem Herzen. Zwei Züge aus dem Leben der edeln Fürstin Pauline von Schwarzenberg hatte ich euch zu erzählen gelobt; aber so viel Freude es mir machte, den ersten schönen Zug edler Wohlthätigkeit zu erzählen — den zweiten, wo die reiche Mutterliebe dieser edeln Frau, ihre Muttertreue sich überaus herrlich bewährte, zu erzählen, wird mir schwer — weil — doch ich will der Geschichte nicht vorgreifen!

Es ist bekannt, daß Napoleon der Erste, Kaiser von Frankreich, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin hatte scheiden lassen, sich am 2. April 1810 mit der Erzherzogin Maria Louise von Oesterreich, der ältesten Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, vermählte. Der Glanz der Feste, welche diese Vermählung feierten, überbot Alles, was man in Paris bis jetzt gesehen hatte. Alles wetteiferte, seine Freude über ein so wichtiges Ereigniß

an den Tag zu legen, das endlich den Frieden beſiegeln ſollte, nach dem ſich alle Völker ſehnten.

Es war natürlich, daß der Geſandte Oeſterreichs nicht zurückbleiben konnte und wollte, wo Feſte gab, wer ſie nur geben konnte. Dieſer Geſandte war der Fürſt Carl von Schwarzenberg, der Bruder des Gatten der edlen Fürſtin Pauline von Schwarzenberg. Sie war mit ihrem Gemahle und ihren acht Kindern grade damals in Paris.

Fürſt Carl Schwarzenberg's Feſt entſprach ſeiner Stellung, als Geſandter des Vaters der neuvermählten Kaiſerin, und ſeinem weltkundigen Reichthume. Ein eigener Ballſaal von ungeheurer Größe wurde erbaut. Er war natürlich leicht aus Holzwerk hergeſtellt, da er nur zu dieſem einen Balle ſollte verwendet werden; aber was Kunſt und der feinſte Geſchmack vermögen, wenn ungezähltes Geld zur Verfügung ſteht, das ſollte er zeigen, und zeigte er wirklich.

Ich erinnere mich, liebe Leſer, noch lebhaft jener Tage, wo die Pariſer Zeitungen gar nicht ermüdeten, die Pracht dieſes Ballſaales oder vielmehr Ballzeltes zu beſchreiben. Im Inneren ſtrahlten viele Tauſende von Kerzen und zwiſchen ihnen liefen Gewinde von künſtlichen Blumen und feinen Zeugen in den Farben Frankreichs und Oeſterreichs hin. Den Eindruck, den das Ganze machte, bezeichnete man damals als einen wahrhaft bezaubernden.

Es war wieder ſehr natürlich, daß bei dieſem großartigen Feſte, das alle Vornehmen von Paris, alle Geſandten fremder Herrſcher, alle hohen Fremden, die ſich in Paris aufhielten, vereinigte, dem der Kaiſer Napoleon und ſeine junge Gemahlin beiwohnten, denen zu Ehren es bereitet worden war, auch Fürſt Joſeph von Schwarzenberg und ſeine Gemahlin, die ſchöne Fürſtin Pauline, nicht fehlten und fehlen durften.

Zwei ihrer Töchter, damals noch ſehr jung, begleiteten das Elternpaar in das geſchmückte Ballzelt.

Jetzt erſchien auch das Kaiſerpaar, die Muſik erſchallte und der Ball wurde eröffnet.

Da fing, vom Luftzuge bewegt, eine aus feinem Mouſſelin beſtehende Verzierung an den Kerzen Feuer. Das ganze Innere des Zeltes war mit den allerleichteſten und feinſten Stoffen in verſchwenderiſcher Fülle verziert. Kaum hatte eine dieſer ſchwebenden Verzierungen ſich entzündet, ſo war es gerade, als ob in Einem Augenblicke der ganze Saal von unten bis oben in die Spitze ein Feuermeer wäre, das ſich dem Holzwerke an allen Enden mit ebenſo großer Schnelligkeit mittheilte. Furchtbar war der Eindruck auf die Anweſenden. Alles drängte nach den Ausgängen, um ſich zu retten; denn die herabfallenden brennenden Zeuge drohten ſelbſt die leichten Ballkleider der Frauen zu entzünden und dadurch maßloſes Unglück zu bereiten. Bald krachte das Gebäude, das ſo luftig und leicht erbaut war, und ſchon ſtürzten einzelne Theile vom Balkenwerk des Daches in den Saal, deſſen Holzboden ebenfalls zu brennen begann.

Mit jedem Augenblicke, mit dem die Gefahr wuchs, mehrte ſich die Haſt, dieſer Gefahr ohne Schaden zu entrinnen. Jetzt ſtürzte der rieſig-große Kronleuchter mit einem großen Theile der Decke herab; Viele wurden verwundet; das Geſchrei der Angſt und Verzweiflung nahm zu und die herabgeſtürzten Trümmer verhinderten es, einen der Ausgänge, die zudem ſehr enge waren, zu benutzen. Jetzt erreichte der Tumult ſeinen höchſten Grad. Niemand wurde mehr geſchont. Alles ſuchte das Freie zu gewinnen und das eigne Leben zu retten. Das Balkett ſtand im Garten; hatte man dieſen erreicht, ſo war alle Gefahr vorüber, da das Gebäude des Ballzeltes in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen mußte.

Die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg war eine der letzten Perſonen, welche mit ihrem Gatten und ihren beiden Töchtern den Ballſaal verließen. Sie führte ihre jüngſte Tochter an der Hand. Dieſe fiel über brennende Trümmer, die im Wege lagen, während die Fürſtin von ihr fortgedrängt wurde. Einer der Gäſte ſah die Kleine fallen, ergriff ſie und trug ſie glücklich aus dem brennenden Gebäude hinaus. Die Fürſtin verlor aber im Gedränge ihren Gatten mit ihrer anderen Tochter aus dem Geſicht, und als ſie, mehr von der Menſchenwoge getragen als

fortgedrückt, den Garten erreicht hatte, vermißte sie auch die Jüngste, deren Fall sie noch gesehen, an ihrer Seite.

Als sie ihre Tochter nicht mehr sah, ergriff das Mutterherz eine namenlose Angst. Verzweifelnd rief sie ihren Namen, eilte umher, sie zu suchen — aber fand sie nicht. Wieder drängt sie sich hier und dort durch, ruft verzweifelter nach dem Gatten, nach dem vermißten Kinde und, als nirgendsher eine theure Stimme antwortet, glaubt sie ihr Kind noch im brennenden Saale. Mit einer Liebe und Selbsthingabe, der nur ein liebendes Mutterherz fähig ist, eilt sie, die Gefahr für das eigne Leben nicht achtend, in den brennenden Saal zurück, ihr theures Kind zu retten. Aber — statt der Arme des liebenden Kindes, die sie um ihren Nacken zu fühlen hoffte, umfangen sie die gräßlichen Flammen. Ihr Gewand fängt Feuer. Balkenwerk stürzt auf sie — und das edelste Leben, das treueste Mutterherz endet unter den Qualen des Flammentodes als Opfer der Mutterliebe. —

Wohl wurde sie vermißt, überall gesucht — aber bald blieb kein Zweifel mehr, wie sie ihr Leben geendet. Erst mit Anbruch des nächsten Tages fand man ihren Leichnam und erkannte ihn an dem Schmucke, den sie trug, und über den das Feuer nichts vermocht hatte.

Ungeheuer war die Erschütterung, welche dieses Ereigniß überall hervorbrachte; allgemein die Trauer und der Schmerz über den Tod der edeln Fürstin, ohne daß man ihr edles Herz kannte; aber tiefer und inniger in Wien, wo so Viele ihr nachweinten, die Rettung und Hilfe ihr verdankten. Nach Böhmen ließ der Fürst die theuern Ueberreste bringen, und es war gerade das Erbbegräbniß in jenem Schlosse, wo die Mutter mit Aloys und Maria, durch sie beglückt, lebten. Da weinten treue Herzen am Grabe der edeln Wohlthäterin, und nun hatte Maria recht: Sie war ein Engel geworden!

15. Eine Anekdote.

Ei, was ist denn das für eine dumme Geschichte, Johann, sagte ein Rittmeister zu seinem Burschen, du bringst mir ja da ein Paar Stiefel, die nicht zusammenpassen? Einer hat einen ganz hohen Schaft und der andere einen kurzen!

Ich hab' mich auch schon darüber gewundert und begreif's nicht, wie's zugeht, sagt darauf der Bursche; aber das Allercurioseste ist das, Ihr' Gnaden, daß drunten auf dem Schuhschranke gerade noch so ein Paar steht! —

Ein andermal sagte Morgens der Rittmeister, indem er dem Johann einen Strumpf hinreichte: Laß ihn stopfen, Johann, an der großen Zehe ist ein heidengroßes Loch!

Stopfen, Ihr' Gnaden? rief Johann. Das ist ja gar nicht nöthig; wenden Ihr' Gnaden nur den Strumpf um, dann kommt das Loch inwendig hinein!

16. Ein Räthsel.

Wo die Blumen lieblich blühen,
Findest du's voll Pracht und Duft.
Wenn des Sabbaths Friede nahet,
Hallet's mahnend durch die Luft.
Mahnt der mächt'ge Klang die Seele
An die heil'ge Christenpflicht,
Dann versäumst du nicht die Stätte,
Wo der Herr zur Seele spricht,
Und wo zu dem Vater betet
Seiner Kinder gläub'ge Schaar,
Und zu Brüdern sich vereinet,
Friede findet am Altar.

17. Von einem wackern Schweizer, von dem Mancher etwas lernen kann.

Unser lieber, trefflicher Claudius sagt einmal in einem seiner Lieder: „So Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen," und gerade so geht's heuer dem Spinnstubenschreiber. Der hat auch im Sommer 1852 eine Reise gethan, damit er seine Gesundheit wieder frisch herstelle, und von dieser Reise kann er gar Mancherlei erzählen, und will's auch thun und gleich frischer That damit anfangen.

In den schönen Julitagen des gedachten Jahres kam ich gen Zürich in der Schweiz.

Das ist eine liebe, traute Stadt, mit viel braven, biedern Leuten drin, und liegt in einem wahrhaftigen, blühenden Garten Gottes an dem wundervollen See, der seinen Namen von der Stadt empfing. Ich dachte: Hier ist gut sein! Lasset uns Hütten bauen! Wär' wahrlich gerne all' mein Lebtag dageblieben, so schön es auch am Rhein und an der Nahe ist, wo mir der liebe Herr meine Hütte angewiesen hat.

Die Stadt liegt ansteigend an einer sonnigen Höhe, und die breite Limmat fließt durch sie hin, die aus dem See kommt, den die Stadt oben an seinem schmalen Theile umarmt.

Und von ihr hinab breitet sich der schöne, große See aus, den rechts und links die wundergrünen Höhen einschließen, und von des Sees grünlicher Fläche steigen die Menschenwohnungen hinan, bald einzeln in der reizendsten Lage, bald zu Dörfern, Flecken und Städtlein aneinander geschaart, daß eines dem andern die Hand reicht, und man nicht recht weiß, wo Zürich anfängt oder wo es endet, weil es so aussieht, als sei's immer dieselbe Stadt, nur liege da oben am See, um das große Gotteshaus, ein Klumpen Häuser zusammen, und daherum an den beiden Ufern des Sees hätten sie sich nur so ein Bißchen vertrippelt, wie wir hier zu Lande sagen — und das reicht rechts und links stundenweit bis hinunter, wo die Berge schroff werden und steil, und es mit dem Anbau schon seine Mucken hat, obgleich der Mensch doch auch da sich nicht hat abschrecken lassen, sein Nestlein hinzubauen.

Meiner Treu! Es ist ein Stücklein Paradies da. Vom dem frischen, geldigen Grün dieser Uferhöhen hat man hier zu Lande schlechterdings keine Vorstellung, nicht einmal im Frühling. Unser Grün ist trübe, grau und dunkel, ja, ich möchte sagen, schmutzig dagegen. Mit solchem Grün, das man anzublicken gar nicht müde wird, ist der Züricher See eingefaßt bis hinab gen Rapperswyl, und das ist eine schöne Strecke. Unten aber am Ende des Sees, welches der Stadt entgegenliegt, blicken furchtbare Berge herüber und reichen hoch, hoch in's Blau der Lüfte hinauf, daß unsere höchsten Berge nur dagegen kleine Hügel sind. Und diese Berge sind Jahraus, Jahrein mit

Schnee und Eis bedeckt, und könnt' sich Einer mitten in den Hundstagen die Plaisir machen und Schlitten fahren, wenn er das Halsbrechen riskiren wollte, was er leicht in den Kauf bekäme, und hundertmal eher als nicht. Oder wenn Einer Lust hätte, im Kühlen sich zu ergehen, so stünd's ihm da oben auch frei, so weit es überhaupt die Berge zulassen, denn an Wege ist da nicht zu denken, und muß sie sich Jedweder suchen, und an Felswänden von viel hundert Fuß Höhe und an Abgründen, viel hundert Fuß tief, ist da kein Mangel. Das sind die Alpen der Schweiz, und ich gestehe, daß es mir ganz bange um das überaus herrliche Grün wurde in der Nähe dieser Schnee- und Eisriesen; aber das that ihm auch nicht den geringsten Schaden, denn diese Berggeliathe sind weit weg und nur in der ungemein reinen Luft meint man Wunder, wie nahe sie wären, täuscht sich aber tüchtig. — Wo wir bei unseren Bergen die Höhe nach Hunderten von Fußen selten rechnen können, da geht's bei denen gleich eine Stelle höher, nämlich in die Tausende, und es schwindelt Einem zu ebener Erde, wenn man an die greuliche Höhe von zehn bis vierzehntausend Fuß denkt bei diesen Riesen mit ihrem nie schmelzenden Schnee und den glänzenden, grünlichen Gletschern, die mit ihrem Eise ganze Thäler und Schluchten ausfüllen, und aus denen die mächtigsten Ströme Europas, zuerst nur als reißende Bäche, hervorstürzen, wie denn auch unser Rhein einen ähnlichen Ursprung hat. Man lernt da recht die Allmacht des Schöpfers anbeten!

Die Alpen hatte ich schon näher gesehen als hier, ja selbst ganz nahe, und überall wollte es mir gar nicht gerathen, die Augen davon wegzuwenden, zumal wenn sie im Abendsonnengolde glühen, wie wenn sie in Feuer getaucht wären. Gar herrlich aber nimmt sich der See und Alles, was mit ihm zusammenhängt, von den Höhen hinter Zürich aus und vom botanischen Garten oder dem uralten Hardtthurm. Als ich wieder am Ufer stand, lockte mich der Rauch, der aus dem Schornsteine des Dampfbootes aufstieg, zu einer Fahrt den See hinab. Das that ich denn und sah mir nun die Herrlichkeit der Seeufer näher an, und ein gar freundlicher Züricher stand

mir zur Seite. Wie er heißt, weiß ich nicht, weil ich nach seinem Namen zu fragen vergaß. Sollte ihm die Spinnstube aber zu Gesicht kommen, so erinnert er sich vielleicht seines Reisegesellen, und wird dann einen Gruß aus der Ferne gewiß nicht unfreundlich aufnehmen, auch wenn er etwa fünf Jahre unterwegs gewesen ist. Er gab mir gar treuen Bescheid über Dies und Das, was der Fremdling zu fragen hatte.

Die Fahrt war köstlich; im heitern Sonnenscheine schaufelte das Dampfschiff nur gar zu schnell die Spiegelfläche des Sees hinab. Leider ging es nicht bis an des Sees unteres Ende, und ich kehrte mit dem Dampfer nach Zürich zurück, weil meine Zeit beschränkt war. Dort nahm ich von dem freundlichen Manne Abschied und wollte schon am andern Morgen weiter, der fernen Heimath zu.

Mit meinem lieben Züricher Begleiter kam ich aber da auf einen Mann seiner Vaterstadt zu reden, den ich wohl schon kannte, auch wußte, wie er segensreich gewirkt hatte, nämlich auf Hans Konrad Escher von der Linth, und hätte gerne Genaueres gehört von ihm, auf daß ich meinen lieben Lesern wieder einmal von einem rechten Ehrenmann erzählen könnte, der ein Herz hatte für der leidenden Brüder Noth, und den Muth und die Opferfähigkeit, Alles aufzubieten, jener Noth zu steuern. Mein guter Freund war indessen über seine Lebensverhältnisse eben auch nicht auf's Allergenaueste unterrichtet, wie man das auch nicht eigentlich erwarten konnte; aber er führte mich in eine Buchhandlung, wo eben eine Lebensbeschreibung Escher's im Druck ausgegangen war. Ich kaufte das Buch und fand was ich suchte. Dankbar schied ich von dem freundlichen Mann, um am nächsten Morgen, wie gesagt, abzureisen. Als ich aber Abends in dem Wirthshause saß und in dem Buche las, und fand, daß ich dem menschenfreundlichen Werke des edeln Escher's so nahe war, da sagt ich dem Wirthe im Storch zu Zürich kurzweg: er solle meine Siebensachen aufheben, bis ich wieder käme, und damit war's abgethan, und statt nach Basel, fuhr ich mit dem Dampfboote am folgenden Morgen beim heitersten Himmel den See hinab. Es war früh, als ich zum Ufer kam; das Dampfboot lag noch so schläfrig

da, als wollt's noch etwas nachholen durch ein Morgen-Nickerchen, damit es Kräfte zur Fahrt sammle.

Ich hatte Zeit genug, eine nahe Anhöhe links von Zürich hinanzusteigen und Zürich und seine reizende Umgebung im Lichte der Morgensonne, und drüber die weißen Alpen sanft erröthen zu sehen, aus Lust, daß die liebe Sonne sie wieder anlächelte. Und zum Preise Gottes war das Herz da recht angethan, der seine Welt so herrlich ausgestattet, daß sie überall voll seiner Güter ist.

Endlich qualmte das Dampfboot, und bald flogen wir da hinab, wo die Schneeberge näher in den See schauen, wo Rapperswyl liegt, wo die Brücke von Holz über den See geht, und nicht nach langer Zeit war ich in dem Linththale, wo das fruchtbare Gelände der fleißig bebauenden Menschenhand lohnt und Wiesen schöne Heerden mästen.

Die Linth, ein ziemlich starker, sehr reißender Fluß, kommt vom Wallenstädter- oder kurzweg Wallensee her, und fließt in, wie es schien, schnurgrader Linie hinab in den Zürichsee. Das konnte kein natürliches Bett sein, wie es das launenhafte Bergwasser sich zu wühlen pflegt, besonders wenn's starken Fall hat; nein, das war's auch nicht, sondern der weltberühmte Linth-Canal.

Da wird mancher Leser fragen: Was ist denn das? Aber schon der alte Gevatter oder der weltkundige Schmiedjakob könnten antworten: Das ist ein von Menschen künstlich gegrabenes, ausgemauertes oder von Rasenstücken und Holzbündeln aufgebautes, eingedämmtes Flußbett oder Rinnsal, und ist das im Großen, was ein Mühlenteich im Kleinen ist. Hier ist's aber so ein künstlich Bett für einen wilden Fluß, der noch mehr Unheil anrichtete, als bei uns die Nahe, wo leider so wenig gethan wird, um viele sumpfige Wasser zur Raison zu bringen, obschon es viel leichter wäre, als hier bei der gewaltigen Linth, die ganz anders gehaust hat.

Nun war ich schnell meiner Sache gewiß; ich befand mich an dem Linth-Canal, an des wackern Escher's riesenhafter, segenbringender, seinen Namen in der Zeiten Ferne ruhmvoll hinabtragender Lebensarbeit.

Bleiben wir hier einen Augenblick weilen! Ich höre im Geiste meine Leser fragen: Wer war denn dieser

Escher? Darauf will ich zunächst antworten, und an der geeigneten Stelle in seinem Leben müssen wir nothwendig wieder auf dieses sein Werk zurückkommen. Hans Konrad Escher, dem sein dankbares Vaterland, des köstlichen Werkes wegen, das er durch die Eindämmung der wilden Linth vollbracht, den Beinamen: von der Linth für sich und seine Nachkommen gab, ist ein Züricher Kind gewesen, und hat am 24. August des Jahrs 1767 zum ersten Male geweint, da er zum ersten Male die schwere Erdenluft athmete und fühlte. Seine Familie ist eine uralte, geehrte und reiche Familie in Zürich, wo sie heute noch blüht.

In seiner Vaterstadt hat er den ersten Unterricht empfangen, den er später anderweit fortsetzte. Viel hat das Büblein gerade nicht versprochen, aber später desto mehr geleistet, und mir will's vorkommen, als ob das besser wäre als umgekehrt. Ich hab's leider manchmal erlebt, daß ein Büblein sehr geweckt war, und die Eltern meinten, das würde einmal ein rechtes Licht werden, und ist hintennach kaum eine brauchbare Hausampel geworden. Nun, es geht so in der Welt, und die Leute verrechnen sich wohl einmal. Affenliebe und Kinderhochmuth im Elternherzen sind verdammt gar schlechte Rechnenmeister! —

Das Beste, was brave Eltern geben können, eine tüchtige, gottesfürchtige Erziehung, hat er im Vaterhause gekriegt, zu Fleiß und Thätigkeit ist er angehalten worden und die Grundsätze strenger Rechtschaffenheit und fester Herrschaft über sich selbst sind in seine Seele gepflanzt worden, und das Alles hat, wie es kaum anders sein konnte, überaus köstliche Früchte getragen für ihn selbst und Andere.

Was ich an dem trefflichen Manne besonders hochschätzen lernte, das sind zwei Dinge: einmal, daß er sich von Jugend auf gewöhnte, sich selbst vor Gott Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben. Das ist das Eine — und leider in der Welt so selten! Jedesmal am Ende eines durchlebten Jahres ist er in die Einsamkeit gegangen, am liebsten auf einen hohen Berg, und hat Gott und sich selbst Rechenschaft abgelegt über das hinter ihm liegende Jahr. Dabei war er gar nicht sonderlich nachsichtig gegen den Knaben Absalom, und der Herr Ego (ego heißt ich)

kam, wenn er gefehlt, gar nicht glimpflich weg; denn es war ihm ein heiliger Ernſt, beſſer zu werden. Wollte Gott, wir machten's auch ſo! Vor wie vielen dummen und ſündhaften Streichen würden wir gewarnt, und wie würde die göttliche Traurigkeit in unſeren Herzen geweckt, die da Leben wirkt und wahre Freude, weil ſie zur Beſſerung führt.

Das Zweite iſt ſeine große Liebe zu ſeinem Vaterlande. Das hat er in ſeinem Herzen getragen und ihm ſeine beſte Kraft geweiht. Daran fehlt's leider gar ſehr bei uns Deutſchen. Wollte Gott, wir lernten Alle von Eſcher! Wieviel beſſer ſtünde es um unſer Volk und Vaterland, hielten wir uns ſauber von fremder Nachäfferei und hätten die rechte Vaterlandsliebe, die ſich ſelbſt vergißt, wo es gilt, ihm zu dienen!

Eſcher war zum Kaufmanne von ſeinen Eltern beſtimmt, aber in ſeiner Seele lag ein mächtiger Trieb des Erkennens, und dieſem edeln Triebe zu genügen, war ſein heißes Verlangen. Wenn auch ſeiner Seele heißer Wunſch mit dem des Vaters nicht recht klappen wollte, ſo war Eſcher ſeiner kindlichen Pflicht zu ſehr eingedenk, als daß er nicht im willigen Gehorſam ſich dem Wunſche des Vaters hätte fügen ſollen. So trat er, nachdem er ſich die hierzu nöthigen Kenntniſſe erworben, in des Vaters Fabrik. Dies war eine Weberei von Flor. Er widmete dieſem Berufe ſeine volle und unausgeſetzte Thätigkeit zu des Vaters voller Zufriedenheit. Darum geſtattete ihm auch der Vater zu ſeiner weiteren geiſtigen Ausbildung eine Reiſe durch Frankreich, England und Deutſchland.

Eſcher hegte aber einen Wunſch, den er lange ſtill im Herzen trug, nämlich den, auf der berühmten Univerſität Göttingen zu ſtudiren, um ſich von den grundgelehrten Männern, welche dort die jungen Leute unterrichteten, in die Tiefen menſchlichen Erkennens führen zu laſſen. Daheim hatte er ſo recht den Muth nicht, das dem Vater zu ſagen, weil er fürchten mochte, es gehe gänzlich gegen den väterlichen Plan. Darum bekannte er erſt aus der Ferne dem Vater den ehrenwerthen Wunſch.

Das mochte freilich dem alten Herrn Eſcher etwas unerwartet gekommen ſein; aber er war dennoch nicht

starrköpfig, wie es manchmal hier und da ein Vater ist, der von seinen neun Augen nicht abgehen will, sondern er bewilligte dem lieben, braven Sohne, der ihm stets zu Gefallen gelebt, diesen Wunsch. Das war eine Freude für den tüchtigen jungen Mann!

So gab er denn auch mit Freuden Frankreich und England dran und eilte nach Göttingen, und sammelte sich dort Schätze des Geistes, Kapitalien, deren Zinsen ihm, seiner Familie, seinem Vaterlande, und seinem Lebensberufe nicht minder zu Gute kamen. Sein Eifer und Fleiß war dort, wo innerer Trieb dazu kam, noch viel größer und sein geistiger Gewinn ein reichlicher. Als seine Zeit in Göttingen um war, machte er noch eine Reise nach Italien und kehrte dann heim in's Vaterland, in die Vaterstadt, in's theure Vaterhaus. Der Vater erkannte bald, auch im Geschäfte, was er an dem wackern, vielseitig ausgebildeten Sohne hatte; seine Mitbürger sollten es auch bald erkennen, daß sein Erwerb an Kenntnissen kein Gut war, welches er eigennützig nur für sich selbst verwenden wollte, sondern dessen auch sie sollten theilhaftig werden.

Es ist so, daß, was wir wissen und können, auch wenn es gar nicht unsere besondere Absicht wäre, dennoch zu Nutz und Frommen unserer Mitmenschen verwendet wird, sobald wir nämlich nur einmal es richtig anwenden, sei es auch in einem engen Kreise. Das ist aber auch Gottes Absicht und Wille und sein Wort spricht es klar aus, indem es sagt: „Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, und sehet Euch an als die Haushalter der mancherlei Gnadengaben Gottes!“ Das sollte und wollte nun auch der wackere Escher. Die Uhr der Zeit schlug damals, als er in das Alter kam, wo man wirken muß, manche schwere Stunde für die Schweiz, wie für die übrige Welt.

Escher's Mitbürger erkannten in ihm einen Mann, der ihre Sache recht führen würde, und wählten ihn in die Reihe ihrer Vertreter. Da stand er am rechten Flecke und an der Stelle, wohin er gehörte. Offen und treu, fest und ehrlich hat er das Beste seines Vaterlandes und des Kantons Zürich im engeren Kreise besorgt, bis er berufen wurde, für das Wohl der gesammten Schweiz

thätig zu sein. Mittlerweile, wenn es ihm Zeit und Beruf nämlich gestatteten, folgte er einem Zuge seines Herzens und Geistes dadurch, daß er in den Alpen der Schweiz umherwanderte, ihre eigenthümliche Beschaffenheit und Natur, sowie das Leben und Thun des Volkes recht genau kennen lernte. Dies war seine Erholung, seine Freude, der Lohn, den er sich selbst erst dann zuerkannte und zugestand, wenn er seinen Berufspflichten mit vollster Hingebung sich gewidmet hatte.

Durch solche Wanderungen, die unendlich mühevoll, oft höchst gefährlich waren, wurde er ein Gebirgskundiger, wie es damals in der Schweiz nicht Viele gab. Darunter durfte aber sein Beruf auch nicht im Mindesten leiden, und gebot dieser, so opferte er willig seine Liebhaberei auf.

Auf solchen Bergwanderungen kam er denn auch in das Gelände, welches zwischen dem Wallenstädter- oder Wallensee und dem Zürichsee liegt, und das die Linth durchströmt. Das bot dem Auge des Menschenfreundes einen schauerlichen und grausenhaften Anblick dar.

Die reißende Linth, die bald zum Hochwasser anschwoll, bald in ihr Bett zurücksank, durchströmte das Thal in den launenhaftesten Krümmungen, und wenn es ihr einfiel, so ließ sie ihr letztjähriges Bett links oder rechts liegen und wühlte sich ein neues, wie und wo es ihr gerade gefiel, verwandelte herrliches Land in Wüsteneien oder Sümpfe und spottete menschlicher Thränen und menschlichen Leides in dem Maaße, wie sie die schwachen Versuche zu nichte machte, ihrem willkürlichen Schalten und Walten Einspruch zu thun. Da sah man weite Strecken mit dem Rollgeschiebe bedeckt, ja selbst mit Felsblöcken, die das Hochwasser in seiner ungeheueren Macht und Gewalt aus den Schluchten der Hochgebirge mit sich geführt; da sah man Wiesen, die noch im letzten Jahre im frischesten Grün dagestanden, in Sümpfe verwandelt, die bald genug pestartige Dünste aushauchten, und wo nun Ried und Binsen um die Herrschaft rangen. Der Fleiß war umsonst, denn er hatte keine Sicherheit, daß er morgen noch da wirken könne, wo er es heute gethan.

Bald genug zeigten sich die stets wachsenden Früchte dieser Verheerungen des Wassers. Die Luft wurde unge-

sund und durch die vielen Sümpfe, besonders in heißen Sommern, wahrhaft verpestet. Wechselfieber machten die Bewohner zu bleichen Schatten, und der Hunger drohte sie vollends zu verzehren. Sie starben hin wie fallende Schneeflocken, und Viele wichen aus der fluchbelasteten Heimath, um ihr Brod anderswo zu verdienen — und so geschah es, daß ein breites, fruchtbares, reiches Thal zur Wüste wurde, wohlhäbige, fleißige Menschen darbten, hinsiechten und starben. Die Regierung kannte die schreckliche Noth, aber es fehlte an rechter Einsicht, Kraft, Willen und Mitteln, ihr zu steuern oder gar sie zu heben. Dem edeln Escher, der mit dem größten Nachdruck die Blicke darauf leitete, blutete das Herz. Dies Herz sagte es ihm, daß da müßte geholfen werden; aber das Wann und das Wie lag im Schooße einer undurchdringlichen Zukunft. Dennoch konnte ihn dies ungewisse Ziel weder lähmen noch zurückschrecken.

Wenn einmal eine edle, kräftige Natur ein strebenswerthes Ziel erkannt hat, so rastet sie nicht, und es ist ein göttlicher Trieb in ihr, daß sie ringet, bis sie das Ziel erreicht hat. Die Rettung des Linththales wurde Lebensaufgabe des edeln Escher, und wachend wie im Traume trug er diesen Lieblingsgedanken auf seinem Herzen.

Je mehr er das Land durchwanderte, welches die Linth beherrschte, um es zu verderben, deste sicherer bildete sich in seinem Geiste der Plan der Rettung aus. Es war kein flüchtiges Gebilde seiner Einbildungskraft — nein, es war die Frucht des allernüchternsten Prüfens, Erwägens, Sinnens, und die Hilfsmittel der Wissenschaft waren zur Hand, die Ausführbarkeit festzustellen, sowie die Art und Weise des Angriffs.

Auch für die Mittel zu diesem großen Werke entwarf er sich einen zwar weitaussehenden, aber zum Ziele führenden Plan.

Für's Erste suchte er die Aufmerksamkeit aller Vaterlandsfreunde auf das nothwendige Rettungswerk zu lenken und jede Gelegenheit, wo er öffentlich darüber reden konnte, mit Feuer zu ergreifen. Es gelang ihm, die besten und tüchtigsten Männer der Schweiz dafür zu begeistern.

Sein Plan reifte im Stillen heran. Er selbst suchte sich alle die nothwendigen Kenntnisse anzueignen, um geeig-

nete Vorschläge zu machen, die ihn dem gewünschten Ziele zuführen mußten. Keine Anstrengung war ihm zu groß dazu, nichts zu weit entlegen, nichts zu schwer.

Es sollte sich so fügen, denn es war der Plan Gottes, sein Werkzeug an die rechte Stelle zu setzen, daß Escher in die Tagsatzung, das ist die damalige oberste Regierung der Schweiz, kam. Jeder Kanton schickte zu dieser Versammlung seine Vertreter. Hier war der Ort, wo er für das unglückliche Linththal reden, handeln, wirken konnte.

Schon früher hatte er einen Aufruf zur Hilfe in der Noth für das unglückliche Linththal an alle seine Landsleute erlassen, worin er selber also spricht: „Vier Stunden über dem Zürichsee liegt der ebenfalls vier Stunden lange Wallensee. Die beiderseitigen Gebirge, die denselben einschließen, sind so steil und abhängig, daß keine fahrbaren Straßen längs den Ufern desselben Raum finden, und also die Kaufmannswaaren durchaus über's Wasser verführt werden müssen.

„Am oberen und unteren Ende des Wallensees fanden daher die Bewohner der beiden Städtchen Wallenstadt und Weesen reichlichen Verdienst bei diesem Transithandel, und Wohlstand erhob sich um so mehr unter ihnen, da die Gegend rings umher sich durch natürliche Fruchtbarkeit auszeichnete. Bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts blieb die Lage der beiden kleinen Städte eine günstige, und Niemand ahnete das Herannahen einer der furchtbarsten Ursachen menschlichen Unglücks. Eine halbe Stunde unterhalb Weesen vereinigt sich mit der aus dem Wallensee abfließenden Maag die Linth, die aus den Thälern des Kantons Glarus dem Zürichsee zueilt. Dieser Strom hat seine Quellen in dem vergletscherten Hochgebirge des Hausstocks und des Doediberges, von denen stets eine zahllose Menge von Steinen durch die Verwitterung herabstürzen, welche bei großen Anschwellungen der Linth von dieser mehr oder minder weit fortgeschwemmt werden, wodurch sich dann das Bett dieses Stromes, wie fast aller Bergströme, allmählich erhöht und das benachbarte Land häufigen Ueberschwemmungen und Verheerungen aussetzt. Diese Erhöhung des Strombettes der Linth verlängerte sich

allmählich bis unter ihre Vereinigung mit der Maag hinab, so daß nach und nach der Wallensee in seinem Abflusse gehemmt wurde. Die natürliche Folge war das Steigen seiner Wasserfläche und das Austreten des Sees über die niedrigen Wiesen an beiden Endgestaden, wodurch bereits einige Jucharten des schönsten Landes entweder versäuet oder in Sumpf verwandelt worden sind. Da unterdessen die verderblichen Ursachen immer fortwirken, so greift auch das Uebel immer weiter und unaufhaltsamer um sich. Die Hebung des Strombettes folgt durch das ganze breite Thal hinab dem Laufe desselben bis zu seinem Eintritt in den Zürichsee, und in dieser ganzen Länge werden die Wiesengründe überschwemmt. Bereits ist das Uebel so angewachsen, daß die Anwohner der Linth unvermögend sind, demselben zu wehren. Auch der Schänniserſumpf in dem Umfang einer halben Meile ist daher entstanden. So kommt es dahin, daß selbst Ordnung, Arbeitsliebe und Sparsamkeit die Bewohner dieser Gegenden vor drohender Armuth nicht mehr zu schützen vermögen. Die Straßen von Wallenstadt und Weesen sind im Sommer nur noch für Schiffe brauchbar. Die Ueberschwemmung fluthet in die Erdgeschosse der Häuser, ersteigt sogar schon da und dort die ersten Stockwerke, wo dann im zurückgelassenen Schlamme die Sommerhitze verpestende Dünste entwickelt und ekelhafte Insekten erzeugt. Daher kommt es, daß die Bevölkerung schon seit längerer Zeit unter ihrem früheren Verhältnisse steht. In den schwächlichen, blassen, geistlosen Gestalten glaubt man wandelnde Schatten zu sehen, abgehärmt durch das Gefühl ihrer eigenen Abnahme, noch mehr durch den Anblick ihrer noch unglücklicheren Kinder. Da dann ferner der in dem trägen Moraste und faulenden Wasser erzeugte Krankheitsstoff sich endlich der ganzen, zwischen den hohen Gebirgen gefangenen Luftmasse mittheilt, so werden durch die immer gefährlicheren Wechsel- und Faulfieber nicht mehr bloß die bereits genannten Stätte, sondern auch die großen Dörfer zwischen dem Wallen- und Zürichsee betroffen. Selbst über diese schreitet schon die Seuche hinweg und erzeugt, fern von ihrem Ursprunge, bisher unbekannte Krankheiten, die man aus keiner anderen Quelle herzuleiten weiß."

Dies einfache, klare, in den Grenzen strenger Wahrheit sich haltende Wort des edeln Mannes war, wie von seinem Gebete, so von dem Segen Gottes begleitet, denn es that die Augen und die Herzen auf, und von da gab's auch einen Weg zu dem, was die meisten Menschen noch verschlossener halten als ihr Herz — ich meine — zum Geldbeutel. Der war hier verab nothwendig. Die Tagsatzung konnte der Macht, die solche Rede übte, nicht widerstehen. Sie ging endlich auf Escher's Gedanken ein. Drei Männer, von denen natürlich der eifrige, aber auch überaus ortskundige Escher einer war, bekamen den Auftrag, das Linththal in Augenschein zu nehmen, die Lage der Bewohner und des Landes nach allen Seiten zu erforschen, um Mittel zur Abhilfe vorschlagen zu können.

Die Männer eilten hin in's unglückliche Thal; sahen den herzerschütternden Jammer; prüften Alles auf's Eingehendste und statteten dann ihr Gutachten ab. Die Tagsatzung wurde dadurch völlig überzeugt, beschloß die empfohlenen Wege zur Rettung einzuschlagen, und beauftragte Escher und Decan Itz aus Bern, einen Aufruf an alle Schweizer zu erlassen, damit ein Jeder die Noth der Brüder zu Herzen nähme und nach Kräften sich bei dem Werke rettender Liebe betheilige. So hatte denn Escher mit der Zähigkeit wahrer, treuer Menschenliebe ein Ziel erreicht, das freilich erst an der Schwelle des Werkes angelangt war, aber von ihm aus erblickte sein frohes, dankbares Herz das Endziel in einer nicht halb mehr so großen Entfernung.

So kam das Jahr 1807. Escher dankte dem Herrn inniglich, denn er sah den Aufruf an die Schweizer herrliche Früchte tragen, und er konnte das Linthwerk endlich beginnen. Da war freilich noch gar viel vorher zu thun; denn da mußte vermessen, da mußte gesucht werden, wie viel Fuß Fall das Wasser habe, und viel Tausend Dinge dieser Art, die aber zum Gelingen des Werkes durchaus unerläßlich waren. Schier wäre es für die Kräfte des Einen, der das Werk als sein Kindlein auf dem Herzen trug, denn doch zu viel gewesen. Sein Beispiel war aber ein zündender Funke für Andere, und edle Männer traten ihm an die Seite, die seine Bürde freudig

theilten. Sein raſtloſer Eifer feuerte auch ſie an. Vor Eſcher's Seele ſtanden immer die hinwelkenden, hinſterbenden, armen Menſchen. Sie vom Verderben zu retten, war Eile Noth. Jede verlorene Stunde konnte den Todeskeim in Viele legen. — Den ganzen Sommer brachte Eſcher im Thale der Linth zu, um überall bei der Hand zu ſein, ja, als er von einer Gebirgswanderung, wo er faſt eine Beute des Todes geworden wäre, zurückkehrte, fand er es nothwendig, bis zum Ende des Jahres dort zu verweilen, weil die ſich häufenden Schwierigkeiten des Werkes ſeine ſtete Nähe und Einwirkung erheiſchten; denn ſein Einfluß auf das ihm vertrauende Volk, ſeine genaue Ortskenntniß und ſeine umfaſſenden und reichen Kenntniſſe in der Waſſerbaukunſt waren allein hier im Stande, Ordnung herzuſtellen, Abhilfe zu leiſten und vor Abwegen zu bewahren. Wo, wie hier, Einer die Seele eines ſolchen Werkes iſt, da geht's wie bei unſerer Seele: iſt da das Band der unmittelbaren Verbindung des Leibes und der Seele gelöſt, ſo iſt der Leib todt und nichts mehr nütze.

Ueberall war er, wo es galt; keine Mühe, keine Zeit, keine Kraft, kein Geldopfer ſcheute er, das Werk in's Leben zu rufen, welches ſeine Lebensaufgabe geworden war. Einen Theil ſeiner ihm lieb gewordenen amtlichen Thätigkeit gab er auf; die Freuden des Familienlebens mit ſeinem erquickenden Frieden und ſeiner Behaglichkeit brachte er zum Opfer; auf Jahre hinaus verzichtete er auf Lieblingserholungen, wozu ſeine Bergreiſen zu rechnen waren, um eben nur da zu ſein, wo er recht nützen konnte, nämlich am Linthwerke.

In Schännis wohnte er. Von hier aus durchwanderte er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend das Thal. Kälte und Näſſe konnten ihn nicht zurückhalten, ja, es kamen der Fälle viele vor, wo er, wenn er einen erſchöpften Arbeiter antraf, zu ihm ſagte: Ruhe dich aus! Aber damit nicht die Arbeitskraft dem Werke entzogen werde, nahm er des Ruhenden Hacke und Schippe, und arbeitete mit aller Kraft an ſeiner Statt, bis er ſich erholt hatte. Wie das wirkte, läßt ſich begreifen, und man braucht nicht zu fragen, wie das das Band zwiſchen ihm und den Leuten geſtaltete. Ich möchte den Menſchen ſehen, der zu

solch einem Manne nicht hätte eine volle Liebe fassen können und müssen. Er war ein Volksfreund! Ach, du lieber Herr, wie fällt mir das Wort „Volksfreund“ auf die Seele! Denkt einmal, liebe Leser, an Die, welche sich Anno 1848 und 1849 mit solchem Ehrennamen nannten, und haltet sie einmal gegen Escher! Den Schluß, den ihr da selbst herausziehet, will ich nicht aussprechen. Kann's auch mit gutem Gewissen unterlassen, denn in eueren Augen, und ich glaube auch droben im Himmel, sind sie gerichtet! —

Escher war der treueste, uneigennützigste Freund der Arbeiter. Das wußten sie Alle. Er hörte ihre Klagen, schlichtete ihre Streitigkeiten, theilte ihre Lasten, theilte selbst ihr Mahl, unterstützte die Dürftigen und Kranken aus seinem Sack und sorgte für sie wie ein Vater für seine Kinder. So gewann er durch seinen Ernst, durch seine strenge Gerechtigkeit, seine unantastbare Unparteilichkeit, milde Barmherzigkeit und Liebe einen Einfluß auf die Bevölkerung und die Arbeiter, daß er Dinge mit ihnen vollbrachte, zu denen weder Versprechungen großer Vortheile, noch Geld sie hätten bringen können.

Es würde den Spinnstubenschreiber zu weit führen, wollte er den edeln Mann, den er von ganzem Herzen liebt und ehrt, auf allen seinen Schritten und Tritten im Thale der Linth begleiten, denn es gehen Jahre in's Land, bis das Werk fertig ist, und es sieht's dem Riesenwerke, das sich nun schon seit schier dreißig Jahren in all seinem Segen, in aller seiner Vortrefflichkeit bewährt hat, kein Mensch an, was es Den kostete, der es mit Gott anhob und mit Gott vollendete. Seine Seele fand aber auch reichen Lohn, als mit dem Fortschreiten des Werkes die wohlthätigen Folgen sich herauszustellen begannen, und als seine Landsleute, als die Regierung das Vortreffliche und Verdienstliche seiner Arbeiten ehrenvoll anerkannten, und ihm Dank und Liebe aus jedem Auge entgegenlachte.

Zuerst war es der Mellifer Canal, der die Linth in den Wallensee leitet, welcher 1811 am 8. Mai eröffnet wurde. Das war eine Lust! Tausende von Menschen waren von Nah und Fern versammelt, und harrten des Augenblicks, wo die Linth in den Canal strömen sollte.

Ein Augenzeuge berichtet davon das Folgende: „In Aller Herzen, auf Aller Zungen war Liebe, Hochachtung, Dank gegen die Menſchenretter Eſcher und ſeinen Gehilfen Schindler. Freude glänzte auf den Geſichtern aller Zuſchauer. Ein frohes Gemurmel ging durch die Reihen, als die Linth anfing, in den Canal einzuſtrömen. Mit dem angeſtrengteſten Fleiße durchſtachen die Arbeiter an dieſem ihrem Ehrentage den hohen Sandwall, ermuntert durch das Intereſſe (die Theilnahme) der Zuſchauer. Ein Freudenruf — und ſiehe, die Linth folgt ihrem Meiſter und Führer, wie er will. Erſt ein Bächlein, das die neue Bahn ſucht; dann immer breiter, tiefer und voller; Welle auf Welle; die Sandufer ſtürzen ein; wogend und ſchäumend ſtrömt ſie in den Canal, und iſt gefangen im ſchönen, geregelten Bette, und nun fließt der reißende Strom gefällig in ſanften Wellen dem Wallenſee zu. Dort legt ſein ſonſt verheerender Schutt erſt neues Land an, und verſinkt dann ſpäter in die Tiefe des Seekeſſels!“

Da möchte man fragen: Wie ſah's im Herzen des Mannes aus, dem dies Werk gelungen war, als er den Jubel des Volkes vernimmt, die Liebe ſieht, die man ihm entgegenbringt, und den Dank, den ihm Jeder zollt?

Das war ein Tag der Ehren,
Wie ihn nur Der erlebt,
Der mit treufrommem Herzen
Der Brüder Wohl erſtrebt.
Das war ein Tag der Freuden,
Da ſich in Demuth beugt
Die Seele, und mit Preiſen
Von Gottes Beiſtand zeugt!

Was dieſe Worte ſagen, das hat die Seele Eſcher's erfüllt. „Nicht mir, nicht mir, Deinem Namen die Ehre!“ Das war der Grundton, der in ihm klang. Zum Schwindeligwerden durch die Volksgunſt war der Mann nicht angethan, und die Ehre vor den Menſchen war ſein Ziel nicht, ſonſt hätte er's jetzt ſchon erreicht gehabt. Es war ein Großes erreicht, das konnte Niemand leugnen, aber es war ja nur ein Theil des großen Ganzen, und der bei weitem größere, ſchwierigere lag noch da und ſollte nun erſt in Angriff genommen werden.

Abgesehen davon, daß dieser Canal als das Fundament des großen Werkes zu betrachten war, und daß dieses Fundament nun meistermäßig gelegt war, so mußte eine andere Seite desselben wohl in's Auge gefaßt werden. Wo fehlen, wenn etwas Großes unternommen wird, die Splitterrichter, Zweifler, Superklugen, die Alles tadeln und besser gemacht hätten, die Hakensammler und Propheten, die da sagen: Es gelingt doch nicht, und das Geld, die Zeit, die Mühe, die Arbeit — ist all umsonst! Meint ihr, die hätten dem Werke des edlen Escher gefehlt? Gewiß nicht. Aber die waren nun auf's Haupt geschlagen. Sie verstummten und schämten sich; auch dieser Sieg war errungen, und was den Einfluß auf's Volk betraf, so war er wahrlich kein kleiner.

Jetzt ging's mit neuer Lust, neuem Eifer, neuem Fleiß an's größere Werk, an jenen Canal, der zwischen dem Wallen- und Zürichsee die reißende Linth in fast ganz gerader Richtung in einer Länge von siebenundfünfzigtausend Fuß bis zur Ausmündung in den Zürichsee bei Grynau lenkt. Die 57,000 Fuß wollen etwas sagen! Bedenkt ihr, liebe Leser, daß 12,000 Fuß eine gute Stunde sind, die, wie man hier sagt, der Fuchs gemessen und die Schwanzlänge immer zugegeben hat, so werdet ihr die Entfernung schnell herausgerechnet haben und nöthigenfalls könnt's schon das Jakobchen. Da war Escher, wie er es bei dem nun schon vollendeten Canale gewesen, die Seele des Ganzen, ja, man konnte sagen, seine Freudigkeit hatte einen neuen Sporn erhalten, daß er seine Thatkraft verdoppelte und allen bösen Einflüssen der verpesteten Sumpfluft des Thales trotzte. Gottes Hand war über ihm. Er hielt aus; endlich war das Werk seines Herzens und Lebens vollendet, und, merkt das wohl, liebe Leser, zwanzigtausend Morgen herrlichen Landes waren gerettet von der Ueberdeckung mit Rollgestein und Felsblöcken und von der gänzlichen Versumpfung. Nun verschwanden die Lachen sumpfigen, brackigen Wassers, die schon gebildeten Sümpfe, und neues Leben, neue Thätigkeit begann. Die gesunde Luft des Thales war hergestellt, die pestartigen Fieber verbannt und Tausende von Menschenleben vor dem Siechthume und langsamen Hinsterben bewahrt.

Ich bin an Ort und Stelle gewesen und habe das Werk bewundert, das Volk glücklich gepriesen, den Meister gesegnet, aber vor Allem Gott gedankt, der das Gedeihen gab.

Ich will mich einer genaueren Beschreibung enthalten und lieber drei hochachtbare Männer reden lassen.

Die Professoren Pictet, Baucher und Duby sagen darüber Folgendes, wie es Hettinger bruchstückweise mittheilt: „Ein glückliches Ungefähr (so heißt es in ihrem Berichte) ließ uns in Stanz Herrn Escher antreffen, der in Begleitung des rühmlich bekannten Weltumseglers Horner, seines und unseres Freundes, und eines tüchtigen Ingenieurs, des Herrn Pestalozzi, zu Fuß nach der Abtei Engelberg reiste. Es ward ihm leicht, uns zu bewegen, ihm zu folgen, und diese Episode unserer Reise wird uns ebenfalls im lebhaften Andenken bleiben. Am folgenden Tage trennten wir uns, um uns in Rapperswyl wiederzufinden, wo wir am Abend des 23. Juli eintrafen. Am 24sten früh Morgens reisten wir nach Utznach ab, ließen dort unseren Wagen und traten den Weg zum Canal zu Fuß an. Bei dem Schlößchen Grynau macht dieser die letzte leichte Wendung und zieht sich in grader Richtung dem Zürichsee zu. Hier auch führt eine Brücke an's andere Ufer, von der wir, bis derselbe in weiter Ferne sich verlor, nicht einen Canal, wie so viele andere, sondern einen schönen, majestätischen Fluß vor uns sahen, der in einer Breite von 80 Fuß bei gewöhnlicher Wassergröße mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, ungefähr zehn Fuß in der Secunde, dahinströmt.

„An beiden Ufern erheben sich Dämme zu hinreichender Höhe, um beim Anschwellen der Wassermasse die ausgedehnten Ebenen zu schützen. Auf dem rechten Damm ist ein breiter Reckweg angebracht. Wirklich folgten wir auch einem Schiffe, das durch fünf Pferde flußaufwärts gezogen wurde. Längs der beiden Seiten des Hauptcanals ziehen sich noch besondere Abzugsgräben hin, welche es möglich machen, je nach Bedürfniß die der Cultur fähigen Stellen trocken zu legen oder andere, welche Schilf erzeugen, der zur Lagerung für das Vieh bis nach Zürich verführt wird, feucht zu halten. Wir bedurften vier Stunden, um längs des Canals von Grynau bis Wesen zu gelangen, einbegriffen die Fristen, in denen wir um unseren Führer (Escher)

uns sammelten, um seine Erklärungen anzuhören, und einen kurzen Halt auf der Ziegelbrücke, der dritter die über den Canal führt. Sieht man diesen schönen, schiffbaren, so sanft dahinströmenden Fluß, so geräth man in Versuchung zu glauben, daß dies immer so gewesen sei, und macht sich keine Vorstellung von der Wichtigkeit des Unternehmens, sowie von den Schwierigkeiten seiner Ausführung. Diese treten erst in ihr volles Licht, wenn man weiß, gegen welchen Feind man zu kämpfen hatte, und welche Gefahr im Verzuge lag.

„Seit die Linth eingedämmt ist, hat es sich ergeben, daß dieselbe, je nach dem, was die Jahreszeiten mit sich bringen, bald anschwillt, bald sinkt, und zwar in so auseinandergehenden Verhältnissen, daß sie im ersten Falle bis an sechszehntausend Kubikfuß Wasser in der Secunde fortwälzt, im zweiten, beim niedrigsten Wasserstande, hingegen nur sechs- bis achthundert. Man mußte daher bei dem für sie bestimmten Canale darauf Bedacht nehmen, daß derselbe einestheils in ihrer vollen Größe sie aufnehmen, anderntheils aber auch bei niedrigem Wasserstande die Schifffahrt gesichert werden könnte. Man gelangte dazu, indem man in demselben Canale gewissermaßen zwei Bette herstellte; das eine, mehr senkrecht gebaute, nimmt die Tiefe des Canals ein, die auf diese Weise immer mit hinreichendem Wasser gefüllt bleibt; das andere, über das erste hinausragende, dessen Böschungen in dem Maaße ihres Ansteigens sich voneinander entfernen, erhält dadurch die hinreichende Breite, um den Strom auch beim höchsten Wasserstande zu fassen. Auf dem einen dieser höheren Dämme zieht sich der Neckweg hin."

Im Ganzen war die Länge der beiden Canäle, des Melliser- und des Linth-Canals, zwischen dem Wallen- und Zürichsee siebzigtausend Fuß. Das Gelände war der Versumpfung abgerungen; die Krankheiten sind verschwunden, und das Ganze kostete 850,000 Schweizer Franken, ein Kostenbetrag, der gar nicht nennenswerth ist gegen die Riesenarbeit und den Gewinn an Land, Sicherheit, Gesundheit. Seitdem hat sich der Wallensee so bedeutend erniedrigt in seinem Wasserstande, daß auch Wallenstadt und Weesen von Ueberschwemmungen befreit sind. Unendlich groß sind

die Segnungen dieses Werkes, und die blühende Gesundheit der Bewohner des Linththales, ihr verhältnißmäßiger Wohlstand und ihre Zufriedenheit wären redende Beweise und Denkmale für Escher's gemeinnütziges Wirken, wenn nicht der Canal selbst das Großartigste wäre und die Rettungsanstalt verwahrloster Kinder, die er unter dem Namen: Linth-Colonie auf dem dem Fluß abgewonnenen Lande gründete.

Es ist wahrhaft rührend, wie der edle Escher an dem Linthwerke mit ganzer Seele, mit reicher, voller Liebe hing, und ihm alle Kräfte widmete, und wie er dann erst vom Herrn abgerufen wurde, als der reichste und vollste Segen seines Werkes in seiner ganzen Ausdehnung und seinem vollen Umfang sichtbar, sein Name aber überall ein gesegneter war. Der Herr wollte ihn recht die Früchte seines Strebens sehen und genießen lassen, und darin war er bevorzugt vor vielen Tausenden, die ihm im Geiste verwandt sind, oder es waren.

Auch in der Gründung der Linth-Colonie zeigt sich sein edles Herz. Angeregt durch Das, was der Menschenfreund Pestalozzi bereits in der gottgefälligen Erziehung der Armen im Volke geleistet hatte, trat der Gedanke auch ihm nahe, hier, wo sich die Gelegenheit so ungesucht darbot, einen Schritt zur Verwirklichung des Werkes rettender Menschen- und Christenliebe an armen Waisen, an verkommenen und an solchen Kindern zu thun, die im Bettel verdorben waren oder als Vagabunden umherzogen. Aber die nächste Veranlassung gaben arme Leute aus dem Kanton Glarus, welche ohne eigentliche Wohnsitze waren und an den Canalarbeiten geholfen hatten, und nun wieder einem herumziehenden Bettlerleben anheimgefallen wären, als im Jahre 1822 das ganze mächtige Werk vollendet war. Dieser erste Anlaß trug den andern, arme, verwahrloste und verwaisete Kinder durch eine christlich-fromme Erziehung zu retten, als Keim in seinem Schooße.

Die Anstalt, welche gegen vierzig Kinder umfaßt, bildet sie aus zu Lehrern in Volksschulen, oder zu christlichen Handwerkern, auch wohl, je nachdem sie geeigenschaftet sind, zu tüchtigen Ackerknechten. Sie ruht jetzt, wie alle ähnlichen, großentheis in der Unterstützung christlicher Liebe.

Daran ist die Schweiz nicht arm, und wenn es auch einmal zu stocken scheint, so kommt's dann auch wieder ein anderes Mal desto reichlicher, denn der alte Gott in Israel lebt noch, der der jungen Raben und darum auch sicherlich seiner hilflosen Menschenkinder nicht vergißt. Er klopft dann hier und da an ein mild und fromm Menschenherz, und es thut sich auf und versteht des Herrn Ruf: „Wer Eins dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!"

Sind solche Anstalten in dem Herrn Jesu gegründet und ruhen sie auf dem Felsen des Glaubens, der nicht wankt, so hat's mit ihnen schon gute Wege. Sie gehen nicht unter.

Escher blickte mit dem dankbarsten Erkennen der helfenden Gnade Gottes auf sein Werk; aber es war nicht das einzige, zu dem er mit Rath und That half. Sein Name war in einem so guten Klang im Lande, daß überall, wo das Wasser Gefahr drohte oder auch wirklich brachte, sein Rath eingeholt wurde, den er aber auch mit völliger Selbstaufopferung gab.

Die Schweiz, die umstarrt ist von den riesigen Bergen, wo Schnee und Eis niemals schmelzen, das heißt, ganz wegschmelzen, und wo fast alle Ströme Europas, oder doch die mächtigsten darunter, ihren Ursprung haben, hat gerade durch das in manchen Sommern raschere Schmelzen des tiefer herabreichenden Schnees und Eises, durch Einsturz verwitterter Felsenmassen, die das Wasser stauen und seinen Abfluß hemmen, bis es mit fürchterlicher Gewalt bei stetem Anwuchs ohne Abfluß sich selbst seine Bahn bricht, oft und viel zu leiden, und des Elendes ist ein reiches Maaß, das dann über viele Gemeinden und einzelne Gehöfte hereinbricht. Da war denn bald hier, bald dort große Angst und Noth, und Escher war's, an dessen erprobte Einsicht, an dessen hilfreiches Herz man sich wendete. Selbst unter den schweren Arbeiten, Sorgen und Mühen, die ihm das Linthwerk machte, bot er gern die Hand, und es war ihm nicht zu viel, selbst an Ort und Stelle zu eilen und seine Einsicht zu Nutz und Frommen der Bedrängten wirksam zu machen. Er war eben Einer von Denen, die Allen angehören und sich nie entziehen von ihrem Fleische.

Sein klarer, sicherer Blick, seine ungemein genaue Kenntniß der Gebirge seines Vaterlandes, seine reichen

Kenntniſſe im Fache der Waſſerbaukunſt, die ein ſo ſchwieriges Gebiet iſt, gaben immer den rechten Ausſchlag und trafen den Nagel auf den Kopf. Unermüdet wirkte er noch außerdem für die Jugendbildung in Zürich, und wo es eine Gelegenheit gab, ſeinen Mitbürgern in ihren eigenen Angelegenheiten zu dienen. Er war immer bei der Hand, und auch das Wohl ſeiner Familie verſäumte er nicht. Da möchte man denn fragen: Wie brachte der Mann das Alles fertig? Nun, die Frage iſt eine wichtige, aber doch leicht zu beantworten. Wer, wie Eſcher, mit der Zeit haushält; nichts verpampelt; keine ſogenannte müßige Stunde kennt, der kann, wenn er Gott vor Augen hat und im Herzen, wohl viel thun, leiſten und fertig bringen, zumal, wenn er ſich gewöhnt, nichts halb hängen zu laſſen. Faule Bäuche und Pampeler bringen nichts zum Ende und Ziel, aber auch Die nicht, die zu viel anfangen und darum nichts fertig machen.

Eſcher's Leben war ein thätiges, nicht raſtendes; aber uns Allen bleibt die Nacht nicht aus, da Niemand mehr wirken kann. Der Abend, der dieſer Nacht vorhergeht, kam auch für ihn. Leiden mancher Art und Schwäche ſtellten ſich bei ihm ein, und ſo kam endlich der 9. März 1823. Es war der letzte Tag ſeiner Pilgrimſchaft vor der Einkehr in die ewige Heimath. Er ſtarb an dieſem Tage. Sein letzter Blick auf die Seinigen war voll Liebe, der Ausdruck ſeines Angeſichts voll Frieden.

Das iſt ein ſeltener Menſch geweſen, und der Spinnſtubenſchreiber, der nach ſeiner Rückkehr vom Wallenſee und Linth-Canal an ſeinem Grabe ſtand, hat ſeinen Hut abgezogen.

Es war im Lande Zürich wie in der Stadt eine tiefe, herzliche Trauer, als die Nachricht ſeines Heimgangs zu den Leuten kam. Sein Leichenbegängniß bezeugte, wie man den Ehrenmann geliebt und geachtet; aber die Trauer breitete ſich über einen großen Theil der Schweiz aus, wo man wußte, was man an ihm verloren hatte.

Ein Freund ſagte von ihm, nach langem Umgange: „Nie ſah ich ihn unfreundlich oder hart gegen Andere, nie mürriſch, wenn ein unangenehmer Zwiſchenfall eintrat. Stets fand man bei ihm das heitere Weſen und die Ruhe des Bewußtſeins, welche die Grundlage ſeines Charakters bildeten. Ungeachtet ſeiner ſteten Bereitwilligkeit zur Hingabe für Vaterland und Menſchheit, ungeachtet ſeiner Uneigen-

nützigkeit, die ihn auf Belohnungen und äußere Vortheile, welche er aus seiner Stellung hätte ziehen können, verzichten ließ, glaubte er dennoch nie genug gethan zu haben."

Die Regierung von Zürich legte seiner Familie zu dem Namen Escher den: von der Linth bei, auf daß der Name den kommenden Geschlechtern sage, was einst der Väter Einer hingebend und treu für sein Volk gethan.

Eine Denkmünze wurde auf ihn geschlagen, und gleich hinter der Ziegelbrücke über dem Linth-Canal zeigt sich eine schwarze Marmortafel, welche in den Felsen eingelassen ist, und die von der Tagsatzung der Schweiz für ihn, das heißt für die Erhaltung seines dankbaren Andenkens bestimmte Inschrift trägt:

„Dem Wohlthäter dieser Gegend,

Johann Conrad Escher von der Linth,

Geboren den 24. August 1767.
Gestorben den 9. März 1823.

Die Eidgenössische Tagsatzung.

Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
Der Fluß den geordneten Lauf,
Natur und Vaterland hoben sein Gemüth.
Eidgenossen,
Euch sei er Vorbild!"

Das ist ein einfaches, schönes Wort zum Andenken dieses Menschenfreundes. Das Wort Gottes bürgt aber, daß auch ohne dies sein Andenken in Segen bleibe, denn es sagt: „Das Andenken des Gottlosen vergehet, aber das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen!"

Die Tagsatzung hat ein tüchtig Wort an den Schluß gesetzt: „Eidgenossen, euch sei er Vorbild!" Möchte er's nur eben jetzt sein, wo doch auch ein arger Riß durch die Eidgenossenschaft hindurchgeht! Sie könnte solche Männer brauchen. Wir auch, meinet ihr nicht? Ich glaub's von Herzen, und so setzt denn zu den Worten: „Eidgenossen, euch sei er Vorbild!" der Spinnstubenschreiber aus Grund seiner Seele hinzu: „und uns Allen!"

18. Altes Gold.

Eine jede Gegend im Vaterlande hat, außer den Allen angehörenden Sprüchwörtern, auch noch ihre besonderen. A seiner rheinischen Heimath hat gelegentlich der Spinnstubenschreiber altes Gold in der Spinnstube zu Markte gebracht, und so will er denn auch jetzt wieder einmal eines mittheilen, das er gar oft aus dem Munde braver Alten gehört hat. Es lautet so:

„Aus der Hand in den Mund —
Macht im Alter die Rippen wund;
Aus der Hand in den Kasten —
Läßt im Alter fein ruhen und rasten!“

Bei meiner Treu', das wär' ein Text, darüber ein Pfarrer eine ganze Predigt in vier Theilen halten könnte! Ob ich nun, wie ihr wisset, auch ein Pfarrer bin, so denk' ich doch nicht dran, eine Predigt darüber zu halten, aber ein paar Wörtlein können nichts schaden, denn sie vermitteln das Verständniß. „Aus der Hand in den Mund.“ Das, liebe Leser, ist leider vieler Leute Grundsatz. Was sie verdienen, wird vergessen und selbst vertrunken. Ich kenne Handwerker und Taglöhner genug, die das thun, und, wenn sie einmal viel verdient haben, am lieben Brode sich nicht genügen lassen, sondern Wecklein kaufen oder Kuchen backen. Merk's, was aber das zweite Verslein sagt. Das erste ist der Zettel, das zweite der Einschlag.

Es sagt: daß „aus der Hand in den Mund," nämlich das Aufzehren alles Verdienstes, ohne einen Nothpfennig zurückzulegen für Hauszins, Krankheit, Alter — im Alter die Rippen wund mache, nämlich, daß sie hart liegen müssen und nicht einmal ein wärmend und weich Bettlein haben für die alten Knochen. Das ist ein goldenes, wahres Wort. Aber die „aus der Hand in den Mund" Lebenden denken nicht an's Alter, leben in den Tag hinein, oder denken: Betteln ist ein leicht Handwerk und nährt seinen Mann! Pfui, der Schmach und Schande! Aber wenn im Alter die Rippen wund gelegen sind auf harter Pritsche, dann ist's zu spät für die Reue, und die Thränen machen das Bettlein nicht weicher. Merk's! Drum laß dir rathen, und beherzige bei Zeiten den zweiten Theil des Sprüchworts, der eine doppelt goldene Lehre dir gibt: „Aus der Hand in den Kasten!" Nun geht das freilich nicht mit Allem, was verdient wird. Man will ja auch leben und sich kleiden, und die Kinder wollen auch essen und sollen nicht nackt gehen. Gewiß, das ist wahr; aber, Freund, wer alle Tage Einen Pfennig in den Kasten legt, hat am 31. December mit dem letzteingelegten 365 Pfennige, fünf mehr als einen Thaler! Nun denk' ich, wenn du alle Tage einen Silbergroschen einlegtest, dann wär' das schon ein Sümmchen von 12 Thalern und mehr, und das wäre zum Hauszins meist genug — besser, wenn du es spartest und könntest es in eine Sparkasse einlegen, wie sie, Gott sei Dank, an vielen Orten, wenn auch leider nicht überall, bestehen, und es käme so alle Jahre ebenso viel dazu und die Zinsen der Sparkasse noch extra — wahrlich, du brächtest es dahin, wovon das Sprüchwort im letzten Verslein redet: „daß es im Alter fein ruhen und rasten lasse," nämlich, wenn's mit der Arbeit nicht mehr fort will und die Tage und Jahre kommen, von denen man sagt: „Sie gefallen uns nicht!" Ach, wie gut thut's da, wenn die Rippen nicht wund werden müssen vom harten Lager, oder in Summa, wenn die Noth nicht drückt. Wie erquickend, wenn man nicht von den Kindern abhängig ist, oder gar vom Mitleid Anderer leben muß. Sorg' darum in der Zeit, dann hast du's in der Noth! Häng' dir jung selber den Brodkorb hoch — das heißt — lerne

dir etwas versagen, dann kannst du ihn im Alter tief hängen, das heißt: fein ruhen und rasten — nach gethaner Arbeit. Zu dem rheinischen alten Golde setze ich aber hinzu: **probatum!**

---

19. Eine Anekdote.

Im guten Schwabenlande leben gar pfiffige Leute, wie anderwärts auch wohl; wer aber die Schwaben für dumm kauft, der gibt sein Geld umsonst aus. Das zeigt sich an dieser Geschichte.

Ein schwäbischer Bauer hatte eine liebe, gute Frau, die ihm aber nach einem Wochenbette leidend wurde und viele Jahre zu Bett lag. Er pflegte sie, so gut er konnte, und auch getreulich, aber froh war er natürlich darüber nicht. Nun kam's aber gar, daß er sich auch einmal überthan hatte und kreuzlahm wurde für längere Zeit. Da lag er denn bei der armen Frau im Bette und die Arbeit blieb ungethan. Im Bett hielt er's freilich nicht lange aus und schlockerte am Stocke herum. Einmal saß er so am Bett seiner Frau und dachte seinem Hauskreuz nach,

da sagte er aus treuem Herzen: Kätherle, weißt, ich wollt', der liebe Gott thät' uns etwas Gut's, und nähm' Eins von uns zu sich — dann zög' ich gleich zu meiner Schwester nach Wieselbach!

---

20. Ein Gläubiger und sein Schuldner.

In Stadthagen in Westphalen und daherum gibt's viele Weber, Knopfmacher und dergleichen Gewerbsleute, und sie plagen sich ehrlich um ihr Stücklein Brod. Gott lohn's! Ein Stücklein selbstverdientes Brod schmeckt und gedeiht besser, als der köstlichste erbettelte Braten.. Wenn freilich das Gewerbe nicht geht, kann man garstig hinten dran kommen; aber da heißt's wieder mit dem Sprüchwort: „Besser geleiert, als gefeiert," und man muß es nicht machen wie der zu Lübbecke, mit dem der Meister Wiebe von Stadthagen zu thun hatte. Der machte Schulden, und dachte gar nicht dran, sie zu bezahlen.

Das war nämlich so. Der Meister Wiebe zu Stadthagen war ein wohlstehender, aber auch wohlmeinender, fleißiger und braver Mann. Er hielt sich zu seinem Geschäfte immer einen Vorrath von Kameelgarn und dergleichen, was man zum Knopfspinnen nöthig hat, und gab's auch anderen Gewerbsgenossen ab um ein Billiges; ließ es ihnen überdies noch stehen, bis sie es bezahlen konnten, und drängte sie auch nicht. Da war denn auch Einer in Lübbecke, der wacker borgen kam zum Meister Wiebe, aber an's ehrliche Bezahlen dachte er, wie es schien, gar nicht; er verdiente aber doch mit dem erborgten Garne Geld!

Wiebe mahnte ihn freundlich, aber es blieb beim Alten. Da dachte Wiebe: Ein Jeder ist des Seinigen

werth. Der zu Lübbecke iſt ein Schuldenmacher und Tagedieb. Da wird's nicht ausbleiben können, daß ich ihn, nachdem ich ihn oft und brüderlich vermahnt und er drauf nicht geachtet hat, vor's Amt muß laden laſſen! Wer nicht hören will, muß fühlen!

Solche Gedanken und Reden waren dem Meiſter Wiebe nicht zu verargen, denn er hatte glimpflich und ſäuberlich verfahren mit dem „Knaben Abſalom.“ Er war eben ſelbſt kein reicher Mann, und fünfzig Thaler, bis zu welcher Summe der Lübbecker die Schuld hatte auflaufen laſſen, ſind für einen Geſchäftsmann in Weſtphalen ſo viel werth, wie in Bayern oder Baden neunzig Gulden, und die kann Keiner ſo leicht miſſen, wie das Jakobchen eine Feder in die Luft bläſt.

So macht ſich denn, als alle gütliche Verſuche ohne Erfolg geblieben waren, Meiſter Wiebe auf die Sohlen, und wandert nach Lübbecke, um ſeinen Schuldner vor's Amt laden zu laſſen. Als er aber dort ankommt, denkt er: Geh' noch einmal an's Aeußerſte; geh' ſelber zu ihm in's Haus, wo du doch noch nicht geweſen biſt, und ſieh' dich da mal um, und verſuche das Letzte!

Gedacht, gethan! Statt auf's Amt geht er zu ſeines Schuldners Wohnhaus und tritt hinein.

Aber, du lieber Gott! — wie ſieht's da aus! Ueberall Armuth, Noth, Schmutz — kurz, Wiebe wird im Herzen bewegt, und als er in die Stube tritt, ſteht vor ihm ein Bube, der frech und roh ihn höhniſch anſieht, und es klar erkennen läßt, der wachſe auf zu einer Brennneſſel, weil Vater und Mutter nicht wiſſen, „daß Gott durch ihre Hand die Kinder regieren will,“ wie der Heidelberger Katechismus ſagt, das heißt, erziehen für das Reich Gottes. Das fällt dem guten Wiebe noch ſchwerer auf die Seele, und es wird ihm zu Muthe, als müſſe er weinen. Sein Schuldner aber ſteht da, als ſolle er jetzt gleich gehängt werden. Wiebe ſieht ihn eine Weile feſt an, dann ſagt er: Lieber Meiſter, ich ſeh's wohl, Geld werdet Ihr mir jetzt nicht geben wollen und können, ſo will ich denn Euren Sohn hier an Zahlungsſtatt annehmen!

Da reißt der Schuldner die Augen groß auf und ruft aus: Seid Ihr ein Seelenverkäufer, wie die Gottesfeinde

zu Tunis, Algier und Marokko, daß mein Kind Euer Sclave werde? Nun und nimmermehr!

Davor behüte mich mein Gott und Herr, sagte ruhig der Meister Wiebe, daß ich solch einem gottlosen Gedanken sollte Raum geben in meiner Seele! Nein, ich mein' es christlich. Ich sehe, Euer Büblein ist schlecht gezogen, und mit seinem christlichen Unterricht wird's auch nicht weit her sein. Ich sehe ferner, Ihr seid ein armer Mann. Die Schuld von fünfzig Thalern will ich Euch schenken und Euer Kind zu mir nehmen, es nähren, kleiden, christlich erziehen und das Handwerk lehren, weil's Euch doch zu schwer ist.

Da fällt's wie Schuppen von des Lübbecker's Augen, und in die Seele kommt Scham und Reue, aber noch mehr, auch Rührung und Dankbarkeit für solche christliche Barmherzigkeit. Mit Thränen in den Augen ergreift er des braven Wiebe Hand, drückt sie, dankt und sagt: Ja, nehmt das Kind in Gottes Namen mit. Bei Euch geräth's wohl besser, als bei mir; aber, das gelob' ich Euch und dem lieben Gott und Herrn: es soll auch bei mir anders werden, und Ihr sollt es erfahren!

Solch reumüthiger Gesinnung half Wiebe durch guten Rath und Zuspruch auf, dann ging er und nahm den Buben mit. Aus dem rauhborstigen Schlingel wurde ein tüchtiger, gottesfürchtiger Mensch, und daheim ging's wirklich fortab mit Gottes Hilfe besser, denn der Wiebe kam öfter und half stützen und stärken.

Der Wiebe war um fünfzig Thaler ärmer und um einen Miteſſer reicher, aber in seiner Seele war er um ein großes Capital reicher geworden, und — meint ihr nicht, liebe Leſer, das sei einer von den Schätzen im Himmel, von denen der Herr Jeſus redet? —

21. Eine alte Geschichte, die aber heute noch nützen kann.

Drehen in Schwaben, bei Schwäbisch Gmünd herum, lebten zwei Bürgersmänner, die alle Beide über die Zeit der Milchzähne schon lange hinaus waren, viele Zähne thaten ihnen sogar nicht mehr wehe, wenn etwa Zahnepein an Einen oder den Anderen kam. Beide waren im Laufe der Zeit Wittwer geworden, und da sie Beide nicht mehr konnten, wie sie wollten, so dachten sie daran, ihr Gut an ihre Kinder zu geben und den Rest ihrer Tage in Frieden und Ruhe zu verleben, was in unserer Landessprache so viel heißt als: Ausenthaltsväter zu werden.

Beide hatten durch Fleiß und Thätigkeit in ihrem Berufe ein hübsches Vermögen erworben. Der Eine, der Bastian hieß, war ein Metzger seines Zeichens, und der Andere, der Jodocus hieß, ein Schuster. Der Bastian hatte einen Sohn, der eines braven Mädchens Bräutigam war und seines Vaters Geschäft trieb, der Jodocus oder wie man es dort zu Land abkürzt Dokes eine hübsche Tochter, die mit dem Altgesellen auch so stand, daß sie bald daran dachten, sich vom Pfarrer ausrufen zu lassen.

Saßen einmal die beiden Alten im Rössel beim Bier und besprachen Dies und Das, und da sie von Kindesbeinen an gute Kameraden gewesen waren, sagte der alte Dokes zu seinem Nachbar Bastl: Bastl, sagt er, ich mein', ich sollt' mir's leicht machen. Ich bin ein alter Bursche geworden, und den Pechdraht kann ich nicht mehr so recht ziehen, daß er Brandsohle, Sohle und Oberleder zusammenpreßt, als wär's von einem Hautstück und schier zusammengewachsen. Weischt, ich hab' mir was Ehrlich's erworben; Haus, Feld und auch hier und da ein Capitälchen, auf Zins zu fünf Procent ausgethan. Mein Sabinel und der Pechhammer, der Altgesell aus Ulm, sehen sich gern und könnten sich heirathen, und die Kundschaft blieb' im Haus, denn der Pechhammer versteht's Handwerk. Was meinscht dazu?

Dokesle, sagte der Bastian, du sagst da Etwas, das liegt mir auch schon bislang im Sinn. Mein Fritzl ist

jetzt seine acht und zwanzig alt und könnt' sein Minel heirathen, und ich könnt's machen wie du, und ihm den Schar übergeben. Es will bei mir auch nicht mehr wie vor dreißig Jahren; aber ich will dir was sage, Dokesle: Mein Großvater seliger hat immer gesagt (da lebt' er noch): „Thu' dich nicht aus, eh' du schlafen gehst; zehn Kinder kann Ein Vater ernähren, aber zehn Kinder nicht Einen Vater;" „Hungern im Alter thut fast so weh wie in der Jugend, und Gnadenbrod im Alter ist hart; die alten Zähne können's nicht beißen;" und endlich: „Weiße Haare und schimmelig Brod kommen allemal zusammen, wenn die Kinder Herren werden." So hat er gesagt und noch ein paar andere Sprüchlein dazu, von denen das letzte gar schauerlich klingt, nämlich: „Thränen im Alter sind oft Bächlein, die aus Hungerquellen fließen!" Merk's, Dokesle; ich stell' mich sicher, obschon ich glaub', daß weder mein Fritz, noch sein Minel mich hungern ließen. Sie sind Beide gut; aber Vorsicht hat noch Niemand gereut. Siehscht, Dokesle, das isch so mai Mainung!

Meine sind auch herzseelengut, sagte Jodocus, und man hat sie auch erzogen in der Furcht Gottes, da werden sie doch keine Unmenschen sein!

Merk's, lieber Leser, dem Jodocus ist es gegangen wie dem Manne, der zu einem Freunde kam und fragte, was er von einem Mädchen halte, das er heirathen wolle? Der Andere fuhr greulich los und warnte vor dieser Kratzbürste. Da sagte der Andere: Hätt' ich doch drei Tage früher dich gefragt, gestern hat mich unser Pfarrer mit ihr copulirt. — Das hättest du mir früher sagen sollen, sprach da der Andere, dann hätt' ich gesagt, sie wär' a Scapulirläusle!

Item, der Jodocus hatte die Sache leider schon fertig gemacht und seinen Kindern Alles ohne Ausenthalt übergeben, das wußte aber der Bastian noch nicht, und der Jodocus hütete sich auch, es ihm so hinzusagen.

Der Bastian zog auf die letzte Rede seines Genossen bald die rechte, bald die linke Achsel in die Höhe und sagte: Dokesle, mit der Kinder Lieb' und Barmherzigkeit gegen die Eltern ist es ein gar curios Ding. Es geht ihr wie einer Schwarzwälder Tanne: sie wird in der Länge

dünne, besonders weit oben, wo die vielen Aestlein angehen. Verstehst? —

Man muß doch auch nicht gleich das Schlimmste denken, sagte Jodocus, dem es nicht recht geheuer war, und der die von Bastian erregten Sorgen seines Herzens gerne einlullen wollte. Man hat sie ja doch auch in Lieb gehegt und gepflegt, als sie unmündig waren, Bastl, und hilflos dazu. Das können sie nicht vergessen!

Ganz recht, Dokesle, sprach Bastian; aber das Wiederbezahlen ist unangenehm, und Wohlthat in Braubütten bringt Dank in Nußschalen.

So redeten die alten Knaben noch eine Weile und gingen dann heim.

Als der Bastian heim kam, sagte sein Fritzl zu ihm: Vater, ich möcht' gern heirathen. Mit der Magdwirthschaft geht's übel, und die Reinlichkeit im Fleischladen wär' schon lang in's Gegentheil umgeschlagen, wenn Ihr nicht fragtet, oder ich: Sollen wir die Mägde sein, so mein' ich, könnten wir den Lohn sparen? Ihr wißt's schon, die Minel ist ein proper Mädchen, brav dazu und

bettelarm auch nicht. Nun habt Ihr neulich selbst gesagt, eine Tochterhand fehlte Euch überall. Drum, so bitt' ich, gebt mir Euern Segen! Das Geschäft aber führ' ich ja doch, und es könnt' so fortgehen wie bisher. Wollet Ihr das aber nicht, nun, so machet's, wie Ihr wollet, mir ist Alles recht, was Ihr thuet. Behaltet Euch Alles, nur lasset mich bei Euch wohnen und übergebt mir die Hantierung. Wir Zweie sind jung und wollen uns gerne plagen, wie Ihr es seiner Zeit auch mit der seligen Mutter gethan habet!

Das ist brav geredet, entgegnete der Alte darauf. Meinen Segen sollt ihr mit Freuden haben, das Geschäft auch, und die Frau soll dich auch nicht zum Manne machen! Laß mich's nur machen! Du wirst zufrieden sein. Geh' einstweilen morgen früh zum Pfarrer, wenn's der Minel und ihren Eltern recht ist, und bestell' das Aufgebot.

Da drückte der Fritz mit Dank und Rührung seines Vaters Hand und ging fröhlichen Herzens zur Minel, ihren Eltern und dann zum Pfarrer.

In Bastian's Haus war oben eine Küche mit zwei Stuben, die man heizen konnte; die hielt er sich aus und sechs Morgen Land und sein schön Theil Capitälchen. Die sechs Morgen Land gab er dem Fritz in Pacht und sagte: Dafür, denk' ich, kannst du mir die Kost geben, wie ich sie bislang hatte. Alles aber, was Fritz und Minel ihm leisten sollten, und was er ihnen übergab, das schrieb der Notar nieder, und für den Bastian war gut gesorgt, so weit es eben ein Menschenkind erachten kann.

Der Fritz heirathete die liebe Minel, und Alles ging gut; den alten Bastian trugen sie auf den Händen, und er meinte, den Act vom Notar, der viel Geld gekostet, hätte er am Ende gar nicht nöthig gehabt.

Auch gegen den alten Jodocus waren Sabinel und Pochhammer nach der Verheirathung gar gut, und so dachte er nicht daran, etwas nachträglich für sich zu thun, um sich einen Aufenthalt zu sichern. Er hatte einmal den festen Glauben, sie würden ihre kindlichen Pflichten unwandelbar treu erfüllen, und meinte, der Bastl habe doch zu wenig Vertrauen und thue seinen Kindern wehe dadurch, daß er Alles so festgestellt.

Alles ging auch bei Jodocus gut, bis alle Jahre regelmäßig der Pfarrer Ehns aus dem Hauſe zu taufen hatte, und eine ganze Schaar kleiner Pechhämmerchen herumlief und herumkrabbelte. Da begann es ſich denn zu zeigen, daß Mißmuth die Herzen einnahm über die vielen Teller, die auf den Tiſch mußten geſetzt werden, und die gar hohen Schüſſeln voll Gemüſe und die Marktſchiffe von Suppenſchüſſeln, die kaum mit ihrem Inhalte hinlänglich waren. Die Eheleute fingen an zu geizen.

Da hieß es denn, es ſei doch gar kein Raum in der Nebenſtube, und es thue ſehr Noth, daß die Mutter mit dem kleinen Tiz warm ſchlafe. Item, des Großvaters Bett wurde hinaufgeſtellt in die Kammer, wo kein Ofen war.

Euer Bett iſt ein gar gut Federnbett, meinte Sabinel, das iſt Euch doch warm, und Ihr könnt Euch einen warmen Krug für die Füße machen oder Steine auf den Ofen legen und mit in's Bett nehmen.

Ferner war an dem Tiſche kein Platz. Da bekam der Großvater ſein Eſſen hinauf in die kalte Stube. — Item, einen Ofen konnte man ohne einen neuen Rauchfang nicht ſetzen, und dazu fehlte es am Gelde.

So ging's alle Tage einen Schritt weiter im Krebsgang kindlicher Liebe. Da der Alte kein Geld mehr in die Hand bekam, so mußte er es aufgeben, zum Bier zu gehen, ja das Rauchen, das sein einziger Genuß war, kam nur dann an ihn, wenn ihm in guter Laune der Pochhammer eine Pfeife voll schenkte. Zuletzt kümmerte man sich kaum mehr um ihn, und manche Thräne rollte über des Alten Wange. In Summa, er lebte ihnen zu lange! —

Das ist ein hartes Loos für einen Vater oder eine Mutter, die ihre Kinder getreulich auferzogen haben und nun leider Undank erndten!

An dem alten Jobocus wurde aber wahr, was ihm der Bastian prophezeit hatte. Selbst seine Thränen flossen zuletzt aus der Hungerquelle — denn Sabinel meinte, für einen alten Magen sei Vieleſſen sehr schlimm. —

Bastian hörte davon munkeln, denn es entging doch auch den anderen Leuten nicht, wie Pochhammer's gegen ihren braven, gutmüthigen Vater handelten.

Einst war er unwohl, wie es hieß, aber er blieb im Bette, weil es so kalt war, und er unten in der Wohnstube alle Minute die Worte hören mußte: Man kann sich doch wegen der vielen Menschen gar nicht regen und bewegen!

Das hörte der Bastian und kam, seinen alten Kameraden zu besuchen.

In seiner Kammer war's eisig kalt. Die Fenster waren dick gefroren und Jodocus lag im Bett.

Aha, Alter, sagte Bastian, deine Krankheit könnte Einer heilen, der auch kein Doctor wäre, nämlich wer dir einen warmen Ofen gäbe?

Der Greis im Bett seufzte — und schwieg.

Denkst du noch an unsere Unterredung beim Bier? fragte er weiter. Siehst du nun, wohin das führt? Ich war gescheidter. Ich hab' mir einen Ausenthalt festgesetzt, von dem keine Maus ein Fädlein abbeißt, und nun bin ich geborgen. Hättest du mir geglaubt! —

Da fing der arme Jodocus laut zu weinen an, und sagte zu Bastian: Ach, Bastl, jetzt denk' ich oft dran! Zu gut ist auch nicht gut; aber es ist zu spät. Möge mich Gott erlösen!

Hör', Dokes, sagte Bastian, der Mensch soll sich das Ende nicht herbeiwünschen, sondern es Gott anheimstellen. Ich glaub' aber gar nicht, daß es zu spät ist. Du weißt, ich mach' mal gern einen Schalksstreich, und da ist mir einer eingefallen, der dir gar gute Frucht tragen kann. Nimm da den Beutel. Es sind hundert Kronthaler drin, die ich mir gespart habe. Nun machst du's damit, wie ich dir sage. Du schließest ein paar Tage nach einander deine Stubenthüre zu und ziehst das rothe Vorhängel vor das Thürfensterlein, und setzest dich an den Tisch. Drauf zählst du das Geld recht oft und laut; lässest auch einmal einen Kronthaler auf die Erde rollen, und wenn deine Enkel kommen, läßt du dir ihn aufheben. Nach acht Tagen komm' ich wieder und hol' mir mein Geld; ich weiß gewiß, dann brauchst du's nicht mehr. Fragen dich deine Kinder, was du gemacht, so sagst du: Du hättest deine Begräbnißkosten abgezählt, denn du wolltest nicht wie ein Heide fortgeschleppt, sondern doch wie ein Christ ehrlich begraben sein, und da sie nicht für dich sorgten, so wolltest du es selbst in der Zeit thun. Folge mir genau, und du wirst sehen, mein Anschlag trägt prächtige Früchte für dich!

Als nun der schlaue Bastian fort war, schloß Jodocus ab, zog das rothe Vorhängel vor das Fensterlein, das in der Thüre war, und that, wie Bastl gesagt.

Gleich darauf kamen ſeine Enkelein, und da er einen blanken Krenthaler hatte auf die Erde rollen laſſen, ſo ließ er ſich ihn von dem Aelteſten aufheben. Auch Mittags zählte er wieder das Geld und rappelte wacker damit.

Als die Kinder wieder herunter kamen, ſagte der älteſte Bub zu ſeinem Vater: Ach, was hat der Großvater viele große Batzen! —

Was? fuhr der Pochhammer vom Pechſtuhl auf.

Ja, ja, ſagten die Kinder alle zuſammen, und malten mit den Fingerlein in die Hand, wie groß ſie ſeien.

Da ſpitzte der Pechvogel die Ohren und lief zu ſeiner Frau in die Küche und ſagte: Sabinel, weißt du auch, daß der Alte droben eine heimliche Mauck voll Thaler hat? So und ſo haben die Kinder erzählt. Schleich' mal hinauf, und lauſtere einmal, ob's wahr iſt.

Dem geizigen Sabinel leuchteten die Augen, und es ſchlich ſachte hinauf an das Fenſterlein. Aber — Proſit die Mahlzeit! — Der Alte hatte das Vorhängel vorgezogen. Doch an der rechten Ecke des Fenſterleins hatte das Vorhängel ein Loch, und — ſo viel konnte Sabinel ſehen: der Tiſch lag voll blinkender Krenthaler, die der Alte in einen Sack that und es rappelte, als wären in dem Sacke noch gar viele.

Als das Sabinel dem Pochhammer zu lang blieb, ſchob er ſeine Pantoffeln von abgeſchnittenen Stiefeln bei Seite und ſchlich nach, und guckte auch durch das Loch im Vorhängel und hörte und ſah, wie's klang und glänzte, und ſein Herz hüpfte vor Erbeluſt.

Sie ſchlichen wieder hinunter und ſagten zum Jokel, dem älteſten Bub: Frag' mal: Großvater, was machſt du? Das that der Bub, und der Großvater gab richtig die Antwort, die ihm der Baſtian diktirt hatte. Getreulich erzählt's der Bub unten wieder. Da gab's lange Hälſe und windſchiefe Geſichter.

Mittags, es war grimmig kalt, kommt der Pochhammer herauf und iſt freundlich wie ein Ohrwürmlein, und ſagt: Großväterchen, ich hab' zu meiner Frau geſagt: Es iſt zu kalt für des alten Mannes alte Knochen da droben. Euer Bett muß hinunter in die warme Stube, und das Eſſen hier oben wird Euch kalt, ehe Ihr's verſchluckt. Das muß anders werden, und ich denk', Ihr ſitzt unten am Ofen im Sorgſtuhl beſſer, und eſſet mit uns am Tiſch. Wir rücken ein Bißchen zuſammen, und das Peterchen, Antönchen, Stöffelchen und Dokeschen, Euer Pathe, eſſen an der Bank, und nur die ſechs Größten ſitzen am Tiſch.

Ach Gott, es wäre mir schon lange so lieber gewesen. Nun sterb' ich bald, und jetzt kommt Ihr erst damit, sagt der Alte. Der Bastian meint, ich sollt' mir mit meinem Sparpfennig eine Stelle im Pfründenhaus kaufen, da würde ich doch menschlich verpflegt, wie es einem Greise zukommt. Da hab' ich meine Begräbnißkosten abgezählt und will's thun.

Der Pechhammer verschluckt die Pillen stille, und hielt sich nur an das Pfründenhaus, und sagte: Die Schmach und Schande werdet Ihr doch Eueren Kindern nicht anthun? Was würden die Leute sagen? Verlaßt Euch darauf, es soll anders werden, und Ihr sollet Euch nicht mehr über uns zu beschweren Ursache haben.

Wollen sehen, sagte der Alte.

Mittags kam der alte Bastian zum Pechhammer und ließ sich ein Paar Flehmstiefel anmessen. Da kam die Red' auf Dies und Jenes, und der Bastian sagte: Es thut mir leid, Meister Pechhammer, aber Ihr wisset, ich war allezeit ein guter Freund von Euch, darum muß ich Euch etwas heilig sagen: In der ganzen Stadt redet man, wie schlecht Ihr Euern Schwiegervater hieltet, der Euch doch in ein warm Nest gesetzt hat, und Ihr ihn dafür in ein kaltes. Hab's nun selber gesehen, daß dem so ist, und hab' ihm gerathen, er solle sich in's Pfründenhaus einkaufen. Er klagt mörderlich über Kälte und — Hunger. Da bleibt ihm keine Wahl. Das ist unchristlich und verdammlich von Euch und Euerer Frau. Ihr solltet an das einzige Gebot gedacht haben, das eine Verheißung hat. Ihr kennet's schon! Ich geh' jetzt zu ihm und dann zum Vorstand des Pfründenhauses.

Freilich, sagt der Pechhammer, und wird weiß und roth vor Grimm und Scham, und das Gewissen pocht in ihm, freilich! Und dann fing er an, sich weiß zu brennen, und meinte, das Alter sei curies und pinkelig.

Der Bastian aber, der bibelfest war, las ihm den Text, daß es ein Ecke hatte, und das Sabinel hört's hinter dem Küchenschalter, und es schlägt auch bei ihr durch.

Drauf legt sich der Pechhammer auf's Versprechen und Verheißen, und bittet, der Bastian solle dem Alten doch das Pfründenhaus aus dem Kopf bringen. Das

versprach Bastian; aber er sagte: er wolle selber nachsehen, ob's besser würde. Drauf ist er hinaufgegangen, hat sein Geld wieder eingesteckt und zum Jodocus gesagt: Sie sind an die Angel gegangen, und ich habe sie gefangen. Nun sei ruhig. Es wird gut gehen. Aber halte das Maul! —

Lange saß der Pochhammer stille da, stützte den Kopf in die Hand und dachte, wie das seiner Kundschaft schaden könnte. Dann kratzte er sich hinterm Ohr, legte den Pechdraht weg und ging zum Sabinel, das in der Küche stand und ein Gesicht machte wie eine Katze, wenn's donnert.

Und noch selbigen Tages kam des Alten Bett herunter, und er saß im Sorgsessel hinter dem warmen Kachelofen, und aß am Tisch, und sie waren gar zuthunlich, und der alte Jodocus ging an wie ein Licht, dem man Oel zugießt, und hatte gute Tage bis an sein selig Ende. Der Bastian aber lachte in's Fäustchen, und besuchte ihn alle Tage, und war Alles Lieb's und Gut's fortab.

Der Pochhammer und sein Sabinel schnupperten aber überall herum wie eine Katze, die den Braten riecht und nicht finden kann, wo der Alte das Geld möchte versteckt haben; aber sie konnten's nicht entdecken, und meinten, der alte Mann sei schlauer, als sie geglaubt, und er werde es schon dem Bastian vertraut haben, wo er das Geld verborgen.

Als er aber ehrlich und stattlich, wie er's verdient, begraben war, und sie Alles um und um gewendet und das Geld nicht gefunden hatten, da ist der Pochhammer eilings zum Bastian gekommen, und hat gesagt: Es ist doch eine curiose Geschichte, daß der alte Mann seinen Sparpfennig so gut versteckt hat, daß wir ihn gar nicht finden können. Euch hat er's doch gewiß vertraut, wo er liegt. Seid so gut, und saget mir's doch!

Aber da hat ihm der Bastian den Kümmel gerieben, daß der Pochhammer dastand wie Butter in der Sonne. Er hat's ihm auch ehrlich gesagt, wie er's mit den Kronthalern gemacht, und wie er ihn, weil er ein schäbiger Geizhals sei, gehänselt habe, damit's seinem armen Kameraden besser gehen möge. Ihr seid in meine Falle gegangen, schloß er, wohl bekomm's Euch! Der arme, ehrliche, gute Jodocus wäre sonst umgekommen! Das war

mein Zweck. Ihr habt aus Geldgier gethan, was Ihr aus Lieb' und Dankbarkeit hättet thun sollen, und um Gotteswillen. Der Herr verzeih's Euch!

Da ist der Pochhammer heimgeschlichen wie eine begossene Katze. Wie es in seinem Gewissen stand — weiß nur Gott! —

Meinet ihr nicht, fragte der Schmiedjakob, da wäre Etwas zu lernen für Kinder und Eltern? Wollte Gott, schloß er, die Lehre dieser Geschichte schlüge recht tief ein, besonders in die Kindesherzen!

Und somit legt der Spinnstubenschreiber die Feder wieder einmal für ein Jahr nieder, mit dem Wunsche, daß des Herrn Gnade und Frieden mit euch und bei euch Allen sei im Herzen, im Hause, im Handwerk und Berufe, und im Leben und Thun!

Bücher-Anzeigen.

Schriften über bewährte Heilverfahren & Hausmittel.

Der Darmkanal. Sitz der größten Uebel: als der Hypochondrie, der Gicht, der Magen- und Von Dr. **Heinrich Scheth.** Verdauungsschwächen, Hämorrhoiden und anderer Unterleibskrankheiten, und die Ausrottung sowie Verhütung derselben durch Dr. **M. Strahl's** Heilverfahren. Preis: 5 Sgr. = 18 kr. rhein. = 20 kr. C. M.

Lungenschwindsucht heilbar. Durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens. Die umgearbeitete Auflage seiner Schrift: „Die Wirkung meiner Essentia antiphthisica." Preis: 10 Sgr. = 36 kr. rhein. = 40 kr. C. M. Von Dr. **Julius Lobethal.**

Taubheit heilbar. Hülfe Ohrenleidenden jeder Art. Ein Wort über Dr. **Pinter's** Heilmittel. Von Dr. **M. Feldberg.** Volle Genesung steht bei richtigem Gebrauche des hier Gesagten in sicherer Aussicht. 12te Auflage. Preis: 7½ Sgr. = 27 kr. rhein. = 30 kr. C. M.

Die chronischen Nervenleiden. Die Quelle d. meisten Krankheiten neuerer Zeit und deren Heilung. Ein Wort über ein zuverlässiges Präservativ ꝛc. ꝛc. 18te Auflage der Schrift des Sanitätsraths **Cernow** über die Wirksamkeit von Dr. **Hilton's** Heilverfahren. Preis: 7½ Sgr. = 27 kr. rhein. = 30 kr. C. M. Von Dr. **Th. Fleischer.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **R. Graßmann** in Stettin ist erschienen:

Poullenois, Frèd., „Rathgeber für Anfänger im Seidenbau, in Bezug auf Maulbeerzucht, Raupenzucht und Haspeln der Kokons." Aus dem Französischen. Preis: 15 Sgr.

Graßmann, R., Biblische Geschichte des **Alten** Testamentes zum Gebrauch für Schulen. Mit zwei Karten und mehreren Abbildungen. 210 Seiten gr. 8°. Preis: 10 Sgr.

— — Desgleichen des **Neuen** Testamentes. Mit drei Karten. 217 Seiten gr. 8°. Preis: 10 Sgr.

Telschow, das Hohelied Salomonis. 96 Seiten in 8°. Preis: 15 Sgr.; elegant gebunden 22½ Sgr.

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig ist erschienen:

Das rothe Buch.

Neue Märchen für mein Kind

von

Jul. Stern.

Mit einem Titelbild nach Ludwig Richter.

Elegant cartonirt. Preis: 18 Ngr.

Empfehlenswerthe Bücher

aus dem Verlage von **J. D. Sauerländer** in Frankfurt a/M.:

Die Naturkunde

in ihrer Beziehung

zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft,

zur Bildung

rationeller Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundiger Hausfrauen,

leichtfaßlich dargestellt von

Dr. Ludwig Glaser,

Großherzoglich Hessischem Realschuldirigenten.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis: Geheftet Rthlr. 1. 5 Sgr. = fl. 2.

Inhalt: **Allgemeine Naturkunde.** Astronomie und mathematische Geographie — Physik (allgemeine Naturverhältnisse, Naturkräfte und Naturgesetze) — Physikalische Geographie und Meteorologie — Chemie oder die Stoffverhältnisse der Naturkörper — Vom thierischen Organismus und thierischen Leben (Anatomie und Physiologie) — Von den Organen und Verrichtungen der Pflanzen. — **Angewandte Naturkunde.** Geschäfte und Verhältnisse des Hauses, des Gartens und Feldes (Agricultur); a) Mineralien, Boden und Ackerbau; b) Thierkunde, Viehzucht; c) Pflanzenkunde. — Tafel der Maße und Gewichte.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr

1858.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Dreizehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von **L. Richter**, geschnitten in dem Atelier von A. Saber in Dresden.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHE
REGIA
MONACEN

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.) 1
2. Bücherblättlein für 1858. (Mit Vignette.) . . . 5
3. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1857. (Mit Vignette.) 9
4. Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen! Eine Geschichte. (Mit achtzehn Vignetten.) . . 10
5. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 84
6. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 85
7. Altes Gold. (Mit Vignette.) 86
8. Zwei Brüder. Eine Geschichte. (Mit sechzehn Vignetten.) 88
9. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 154
10. Altes Gold. (Mit Vignette.) 155
11. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 159
12. Etwas vom Bier. (Mit Vignette.) 160
13. Von eines Erzherzogs von Oesterreich vortrefflicher Frau. (Mit Vignette.) 167
14. Wie einmal ein Kaiser zum Freiersmanne gemacht wurde. (Mit zwei Vignetten.) 183

Seite

15. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 197
16. Eine Anekdote 198
17. Altes Gold. (Mit Vignette.) 199
18. Eines Fürsten echter Freund 202
19. Eine traurige Geschichte, die aber leider viele ähnliche in der Welt hat. (Mit sieben Vignetten.) . . . 205
20. Ein Stücklein von dem Kaiser Joseph dem Zweiten. (Mit zwei Vignetten.) 223
21. Ein frommer Soldatentod. (Mit Vignette.) . . . 229

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Je mehr wir, liebe Leſer und Freunde, uns von unſern alten Sitten, Gebräuchen, Tracht, Ordnung und Zucht entfernen, deſto ſicherer wir dem Verderben in die Arme eilen, das eben aus dieſem Grunde Tauſende zu Bettlern, Auswanderern und Gott weiß zu was noch mehr macht, obgleich an dem ſchon genug wäre. Nehmen wir nur einmal Eins aus der Reihe der Fünfe heraus — die Tracht, die Kleidung, um uns einen Spiegel vorzuhalten. Als unſere in Gott ruhenden Groß- und Urgroß-Eltern jung waren, da hatte noch jede Gegend, manchmal ſelbſt jedes Dorf ſeine eigne Tracht, das heißt, die Kleider waren in Steff, Farbe und Schnitt allen Leuten und bei allen Leuten gleich. Da war kein Unterſchied zwiſchen Reichen und Mittleren und Armen, es müßte denn geweſen ſein, daß der Reiche ſich einen feineren, beſſeren Steff, etwa Tuch, gekauft hätte, als es der Mittelmann und das arme Bäuerlein kaufen konnte; aber das hat er nicht gewagt, daß er

seinen Rock oder den seiner Frau und seiner Töchter von andrer Farbe als seine übrigen Mitbürger gewählt oder gar ihm einen Schnitt hätte geben lassen, der abweichend von dem landes- oder ortsüblichen und herkömmlichen gewesen wäre.

Im lieben deutschen Vaterlande hab' ich mich hier und da recht umgesehen und lieber mit meinen lieben Bauern verkehrt, als mit den geputzten Herrenleuten. Da hab' ich mit Freuden, wahrhaftig mit rechten Freuden — wahrgenommen, wie noch gar manche Land- und Ortschaft ihrer alten schönen Volkstracht treu geblieben ist, so z. B. in Baden, Baiern, Tyrol, Hessen, Sachsen, Thüringen, am Rhein (am wenigsten leider!) und auf dem Hunsrücken. Laßt mich aber noch etwas Anderes aussprechen, das dazu gehört und das rechte Punktum dazu setzt, nämlich das, daß ich überall, wo man die alte Tracht festhielt und bewahrte, einen gediegenen Wohlstand und — keine Bettler gefunden habe. Merk's! Da liegt etwas drinnen, was mehr sagt als tausend Worte und Redensarten. Wie hängt aber das zusammen? fragt Ihr. Ei, wie Ein Ring der Kette in dem Andern hängt, antworte ich, und will's Euch einmal recht auslegen! —

Man glaubt es gar nicht, wieviel mit der alten herkömmlichen Tracht zusammenhängt; aber es ist so. Wer sich kleidet wie Alle, der will nicht mehr sein, als die Andern. Merk's, da hat der Hochmuth und Ehrgeiz einen gewaltigen Damm, über den er sich hinaus nicht wagt; wer an der alten herkömmlichen Tracht hält, der bleibt auch in der hergebrachten Einfachheit des Lebens, der Bedürfnisse. Es ist ihm so recht, wie es bisher war, und er wünscht nichts Anderes in seinem Hause und seinen Einrichtungen. Wer an der alten Tracht hält, der bleibt auch in der hergebrachten Ordnung, Sitte und Zucht, und — er behält viel Geld in der Tasche und in der Kiste oder im Wandschränklein, was Andern die wechselnde Mode kostet. Merk's, das Alles will Etwas heißen!

Wenn ich so über den Verlauf der Zeiten seit etwa dreißig bis vierzig Jahren hinblicke, wie ist's da anders

geworden in den Gegenden und Orten, die ihre alte Tracht verließen!

Eins für Vieles! Eure Väter trugen die hirschlederne Hose. Die war stark, im Sommer kühl, im Winter warm. Sie erbte vom Großvater auf den Vater; vom Vater auf den Sohn; vom Sohn auf den Enkel und Urenkel selbst und blieb immer noch ein köstlich Kleidungsstück. Heutzutage trägt man Sommerzeuge, die kaum zwei Sommer halten; Tuch, das sich abträgt und fadenscheinig wird. Da müssen neue gekauft werden. Nun fraget einmal, was das in einem Menschenleben ausmacht? Alle Jahr eine neue Kappe, eine neue Weste, dieß und das. Es ist wohlfeil, sagt Ihr — aber es ist auch danach und das Geld ist theuer, das Ihr dafür ausgebet. Ihr müsset's sauerlich verdienen, und mancher Schweißtropfen rinnt von der heißen Stirne, bis es verdient ist. Damals war das Hochzeitskleid das Ehrenkleid für's ganze Menschenleben in Freude und Leid, und die Tage, welche man in solchem Kleid erlebt, die kamen wieder in's Andenken, wenn man es anlegte. Das stimmte wohl ernst und hielt im Zaume, im Gleise. Es war wie im Kleide, so im Sinn etwas Ruhiges, Gehaltenes, Festes, Würdiges, daß dem Flatterſinn gar kein Raum gegönnt war und die Eitelkeit konnte nicht aufkommen. Einzelne Narren gab's freilich überall und immer. Seit die alte Tracht dahin ist, kehrt die Mode ein, die alle paar Wochen ein anderes Angesicht hat. Andere Stoffe, Muster und Farben sind ausgestellt und locken hinter den Spiegelscheiben der Krämer. Das muß ich auch haben, heißt's, weil's der oder die sich gekauft hat! Ich kann's so gut wie die und der auch! Eins treibt das Andere aus den Fugen und das Geld geht flöten, zum Wohlstand kommt's nicht mehr. Das sind bittere Aussichten, aber blickt um Euch, und Ihr findet's überall. Der Weg zum Bettelstab ist geöffnet. Nur wacker neue, modische Kleider gekauft; dann fehlt's nicht, Ihr erreicht ihn bald! Und mit dem kommt Schlechtigkeit, Leichtsinn, Sittenlosigkeit und der Strom des Unheils. Sieht man

ſich um, ſo haben eigentlich jetzt die Standesunterſchiede aufgehört, und hören immer mehr auf. Das Bauermädchen kleidet ſich wie die Städterin. Dabei bleibt's aber nicht. Die Mode iſt immer neu. Erſt werden die Haare ſo geflechten, wie ſie die Herrenleute tragen. Das ſieht man ab. Es koſtet nichts. Aber dazu paßt Kleid, Halstuch, in Summa der Anzug weder im Stoff, noch im Schnitt. Es muß doch zuſammenklappen. Nun wird ſo lange genangelt, gequält, bis die Eltern nachgeben. Die Kleider werden gekauft. Nun fehlt das große Tuch — es muß herbei und kommt auch. Die in der Stadt dienenden Mädchen bringen in der Regel dieß Unheil mit. Eine Pracht auf dem Leibe, aber oft kein ganzes Hemde — auch oft keine Ehre, keine Reinheit mehr — denn auf welchen Wegen iſt oft der Staat erworben worden? — Gott erbarme ſich!

Ein geputztes Bauermädchen, ein im Staat ſteckender Burſche — ſie ſind alle Beide auf einen Wagen zu kurz und auf einen Karren zu lang — verſtehet Ihr mich? — Herren und Damen ſind ſie doch nicht, und Bauern, ehrliche, brave, fleißige Bauern, vor denen ich meinen Hut tief abziehe, tiefer als vor manchem Städter — ſind ſie auch nicht mehr. Da hebt das Elend an. Im Hauſe wird's jetzt auch anders. Es gehört dazu. Goldene Ohrringe — Fingerringe — feine Röcke und Hüte — das Alles muß herbei. Da ſchmeckt die Arbeit nicht mehr; auch nicht das einfache Eſſen. Auch darin geht's voran und — abwärts, immer abwärts. Statt daß ein Aeckerchen gekauft wird, wird ein ererbtes verkauft und — Ihr könnt's ausrechnen, das Exempel, bei dem eine Null der Reſt iſt.

Glaubet nicht, daß ich da ſo in den Tag hinein räſonnire! Leider hab' ich Beiſpiele vor Augen. Wenn auch nicht überall die Aecker verkauft werden, ſo iſt das Borgen gewiß. Aber einmal bricht das Eis — doch es kommt kein Frühling drauf; vielmehr der rauhe Winter der Noth; denn am Ende muß es ja doch bezahlt werden und der Bauer wird geſtülpt.

Da ſagen die Leute: Weber hat der nur die vielen Schulden gekriegt? Ja, ja, ich weiß es, und Ihr könnt's auch wiſſen — er hat die alte Tracht verlaſſen und was drum und dran hängt!

Ach, ich bitte Euch, bleibt doch bei der alten Tracht und wehret, daß nicht Eure Kinder der Modeſucht anheimfallen. Ich mein' es ſo treu mit Euch. Erkennet's doch und folget mir, und der Strom des Elends wird, wenigſtens von dieſer Seite her, gedämmt! — Die elterliche Nachgiebigkeit iſt wohl auch einmal gut, ja nothwendig. Die Kinder ſollen auch keine Sclaven ſein; aber geht's da hinaus — da ſoll der Vater und die Mutter feſt ſein wie Stahl und Eiſen, und lieber einmal das Mädchen und den Buben mit rothen Augen herumlaufen laſſen, als nachgeben, denn wer einmal A geſagt hat, kommt allemal, früher oder ſpäter, zum Tz, und mit dem hat das A B C ein Ende. Dann wird buchſtabirt: L — u — m — p! edeß gar ſchon flüchtig geleſen.

Steh' mal ſtille, Freund, und denke dem nach, was dein guter Freund, der Spinnſtubenſchreiber, dir geſagt hat. Schlag's nicht in den Wind — es iſt — goldene, wenn auch etwas bittere Wahrheit! Alte Tracht, alte Sitte, alte Zucht und Ordnung und alter Wohlſtand geht Hand in Hand. Wohl dem, der's erkennt, wenn es noch Zeit iſt!

---

2. Bücherblättlein für 1838.

Es iſt ſo eine Uebereinkunft zwiſchen uns, liebe Leſer, daß ich Euch auf dieß und das, was heilſam und anſprechend zu leſen iſt, aufmerkſam mache. Soll auch heuer wieder einmal geſchehen, und zwar zuerſt auf das, was erbaulich iſt.

Schon im vorigen Jahre habe ich Euch auf die Sammlung geiſtlicher Lieder aufmerkſam gemacht, die mit der Beſchreibung des Lebens der Dichter und Dichterinnen bei Julius Fricke in Halle herausgekommen ſind. Daran reihen ſich auf's Neue an:

1) Salomo Franck's, Nicolaus Herman's und Johannes Matheſius', Dr. Nicolaus Selneccer's, M. Salomon Liscovius' und J. A. Freylinghauſen's Geiſtliche Lieder, großentheils mit den Lebensbeſchreibungen der Dichter von verſchiedenen Herausgebern. Es ſind ſo niedliche, handliche Büchlein, in denen manche Perle geiſtlicher Dichtung ruht, und die für den billigen Preis von 5 Sgr. bis 7½ Sgr. zu haben ſind.

Denen, deren Seelen ſich erfreuen an dem heiligen Werke der Heidenmiſſion, kann ich zwei Büchlein warm empfehlen, nämlich:

2) Leiden und Freuden rheiniſcher Miſſionäre von J. C. Wallmann, Inſpector der rheiniſchen Miſſions-Anſtalt. Halle, bei Julius Fricke (1 Thlr.); und

3) Der kleine Miſſionsfreund, von Demſelben und ebendaſelbſt erſchienen (7½ Sgr.). Sodann von dem trefflichen Dr. Friedrich Ahlfeld in Leipzig (in zweiter, reſp. dritter Auflage) die beiden kleinen Predigtſammlungen.

4) Der verlorene Sohn über Luc. 15, 11 — 32. Sieben Zeitpredigten; und

5) Der chriſtliche Hausſtand. Fünf Predigten über Epheſer 5, 22 — 33, und Kap. 6, 1 — 9. Beide in Halle bei Mühlmann erſchienen; und bei Demſelben:

6) Amadeus Creuzberg's gottſelige Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, mit einem Vorwort von Ahlfeld. Zwei Bände. Reich an Erbauung! —

Von dem lieben Otto Glaubrecht empfehle ich Euch ein in zweiter Auflage erſchienenes Büchlein von Herzensgrunde, nämlich:

7) Chriſtlicher Hausſpiegel oder Unterricht über den Ehe- und Hausſtand. Frankfurt und Erlangen bei Heyder und Zimmer.

8) Dann mache ich Euch auf ein bei Sauerländer in Frankfurt in dieſem Jahr erſchienenes, ſehr erbauliches Communionbuch von Carl Sudhoff aufmerkſam. (12 Sgr.) Ferner auf:

9) Das christliche Hauswesen gegenüber seinen Verunstaltungen durch den Zeitgeist, Frankfurt und Erlangen bei Heyder und Zimmer.

Ferner, in derselben Buchhandlung erschienen, auf:

10) Dr. Martin Luther über christliche Kindererzucht, herausgegeben von Jeh. Schiller, Pfarrer zu Iggelheim — ein kostbar Büchlein! und

11) Ueber christliches Familienleben, von H. W. J. Thiersch.

12) Unter dem Unterhaltenden steht eben an: Ein böses Jahr. Erzählung für das Volk, von O. Glaubrecht. Frankfurt und Erlangen bei Heyder und Zimmer.

13) Lustig zu lesen: Chronica des Herrn Petrus Röckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit. Zu Kurzweil und guter Mahnung für Alt und Jung erzählt von Franz Trautmann. Zwei Theile.

Darf ich ein Wörtlein auch von mir reden, so möchte ich Euch mittheilen, daß ich Anno 1857 vergessen habe, Euch zu sagen, daß ich bei Kreidel und Niedner in Wiesbaden habe ausgeben lassen von den kleinen Schriftchen für die Jugend und das Volk 1856:

a) Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
b) Die Boerenfamilie von Klaarfontain.
c) Gottfried Pellmann.
d) Der Strandläufer, und
e) Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen.

Für 1857 erschienen ebendaselbst:

a) Die Biberfänger.
b) Die Vergeltung.
c) Die Gemsjäger.
d) Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.
e) Das Leben der Churfürstin Dorothea von Brandenburg und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.

Ich denke, diese Büchlein werden Euch bei angenehmer Unterhaltung auch noch Etwas geben, nämlich Belehrung

über fremde Länder, Völker und Sitten und — auch manchen guten, frommen Gedanken anregen. Gott walt's!

Nun aber noch Etwas! Von schönen und guten Bildern habe ich hier noch nicht zu Euch geredet. Und nun thu' ich es, und ich denke, nicht umsonst.

Ihr Alle freuet Euch der trefflichen Bilder, womit der kunstreiche Mann in Dresden, der Professor Ludwig Richter, unsere Spinnstube ziert, und ich denke, Ihr seid dem lieben Mann Alle herzlich gut. Nun, der hat ein radirtes, großes, köstliches Blatt herausgegeben, das eine rechte Zierde aller Stuben sein würde, nämlich eine bildliche Darstellung der Christnacht. Hab' mich dran erfreut und erfreue mich alle Tage dran, so schön, lieb und herzig ist es! Sodann liegt mir ein trefflicher Holzschnitt von Professor Richter's Sohne vor: Christus am Kreuze (6 Sgr. der Preis) nach dem berühmten alten Maler Michel Angelo, und ein anderes Blatt: Christus, der Auferstandene, nach dem alten Maler Memling (auch Hans Hemling) (8 Sgr.). Beide ausgezeichnet!

In dem Verlage von Richter und Gaber sind noch zwei Werke erschienen, wozu der liebe, kunstreiche Ludwig Richter die köstlichsten Bilder gezeichnet hat, nämlich das Vater Unser, ganz vortrefflich! (1 Thlr. 20 Sgr.) und eine Sammlung von frommen Kirchenliedern mit prächtigen Bildern, unter dem Titel: Christenfreude in Bild und Lied (1 Thlr.).

Lasset Euch das Alles empfohlen sein und seid selber Gott befohlen!

3. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1837.

Das erste Räthsel (Nr. 5. Seite 117) löst sich durch das Wort „Blume.“ Sagt man: Es ist die Blume, so nennt man von Menschen und Dingen das Schönste. An der Pflanze ist sie das Höchste am Stengel; am Hasen heißt das Schwänzlein: Blume, wie's die Jäger wissen. Am Weine muß die Blume, der Wohlgeruch, von der Nase zuerst gefunden werden.

Das zweite (Nr. 12. S. 163) ist ein Umkehrräthsel. Gras — umgekehrt Sarg. Auf dem Grase ruht der Müde, unter dem Grase, im Grabe, ruhen wir Alle leiblich von der Lebensarbeit aus, bis einst der Herr uns weckt am Tage des Gerichtes. Dann ist umgekehrt: Sarg das Bettlein für uns. Siehst du das Gras grünen, dann ist der Frühling nahe und der Winter verüber. Danke dem Herrn dann und blick' hinauf — dann ruhst du einst friedlich darunter.

Das dritte (Nr. 16. S. 182) löst sich durch das Wort: „Glocke.“ An den Blumen und im Kirchthurm kennst du sie wohl. Wenn sie läuten, ruft der Herr dir: Komm' zu mir, du Mühseliger und Beladener, ich will dich erquicken! Höre den Ruf! Läutet sie am Feierabend, dann denke, daß einmal der letzte Feierabend dir kommt!

4. „Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen!"

Eine Geschichte.

Die deutschen Sprüchwörter fassen in der Regel das, was sie eben fassen und greifen wollen, derb und handfest an, und können das Sachtethun und Scharwenzeln nicht leiden, sagte Schmiedjakob zu seinen Freunden. Das wissen wir Alle, und das Sprüchwort, welches ich Euch da genannt, als Grundwort der Geschichte, die ich Euch erzählen will, macht's auch nicht gerade säuberlich. Wenn's dem Esel einmal zu wohl wird, und er auf's Eis tanzen geht, so bricht er sicherlich ein Bein, denn er ist ein schlechter Tänzer. Nun, wir wissen vom Spinnstubenschreiber aus einem früheren Jahrgang, was es mit dem Sprüchwort auf sich hat, und die Geschichte, denk' ich, wird's ungefähr auch sagen. Zuerst will ich

I.

Von dem Thomaschen, das sich gerne eine fette Suppe verdiente, und von dem, der sie ihm anrichtete,

reden, denn wir müssen unsere Leute kennen lernen. Paßt 'mal auf! Es war einmal Sonntags Nachmittags im Sommer, da die christlich gesinnten Leute in der Kirche waren, wo der Pfarrer der Jugend den Katechismus aus-

legte, dabei für die Alten ebenſo viel abfiel, wie für das junge Volk, als Einer das Dorf herunter geſchlendert kam und ein Anderer eben vom Mittagsſchläfchen im Sorgſeſſel erwacht war und, ſich ſtreckend und gähnend, am Fenſter ſtand und nach dem Wetter ausſchaute. Es waren gute Speciale, die Zweie, mochten alle Beide nicht gerne viel arbeiten, aber etwas Gutes eſſen und trinken, und waren an dem Punkte Eins, ſo verſchieden ſie auch ſonſt an Leib, Seele und Geldbeutel waren.

Der das Dorf herunter geſchlendert kam, hieß Thomas Weinheimer, war ſeines Zeichens ein verderbener Schneider und wohlgerathener Tagdieb; hatte kein Sitzfleiſch, war aber ſchlitzohrig wie ein Thierſchreiber und dermalen wohlbeſtallter Spießmann oder Tagwächter, auch Ausſcheller, ſanftſchlafender Nachtwächter und Dorfmährchenträger, der gelegentlich die Leute bänſelte, die Einfältigen ſchröpfte zu ſeinem Vortheil, und Andern etwas aufband, daran ſie zu tragen hatten, wenn es ihm ſo gefiel.

Keinem Menſchen im Dorfe fiel es ein, ihn Thomas oder gar Weinheimer zu heißen; vielmehr hieß er bei Alt und Jung kurzweg: Thomaschen, und er war ſo leutſelig oder ſo dran gewöhnt, daß es ihn gar nicht verdroß, und ſelbſt den Buben keine hinter die Ohren ſteckte, wenn ſie ihn ſo nannten, obgleich er zu ſolchen Liebesdienſten anderweitig ſtets für und bereit war und die Buben vor ſeiner langen, dürren Linken erſchrecklichen Reſpekt hatten, dieweil er damit abſcheulich treffen und klatſchen konnte. Er ließ ſich ſchon etwas gefallen, wenn er damit eine fette Suppe verdienen konnte, und Ihr wißt ſchon, was dieſe ſprüchwörtliche Redensart auf ſich hat. Wüßtet Ihr's aber etwa nicht, ſo könnt' ich's mit Fug ſo erklären: Er verſtand es, Jedem etwas ihm Angenehmes zu ſagen; Jeden mit ſeinem eigenen Schmalze zu ſchmieren, damit hier und dort etwas für ihn abfiele. Er war nicht ſo dumm, als er ausſah, wie's wohl auch Andern geht — und — umgekehrt. Warum ihn aber die Leute Thomaschen nannten, das hatte ſeinen natürlichen Grund und hing alſo zuſammen:

Als er eben im beſten Wachſen war, fiel Froſt ein. Da wurde ſein Wachsthum unterbrochen und ſtand ſtill. So iſt er über drei und einen halben Fuß nicht hinausgewachſen, auch wenn er noch ſo hohe Abſätze an den Stiefeln getragen hätte — wie ich einen Andern kannte, der meinte, das thue als ein Zöllchen. Als er noch kaum drei Tage alt war, trug ihn ſeine Mutter an die Sonne, und da ging's ihm, wie es dem grünen Holze gehet, namentlich mit den Beinen — ſie verzogen ſich und nahmen die Geſtalt zweier mit den Griffen und Spitzen gegen einander gekehrter Sicheln an. Seine Wiege ſtand ferner zwiſchen zwei Fenſtern, und da die Neugierde ihm angeboren war, ſo wollte er immer durch beide Fenſter zugleich hinausſehen,

wovon es denn kam, daß das rechte Auge in die Gerſtenflur, das linke in die Kartoffelflur ſchaute, was gar kurios ausſah und Jedermann zweifelhaft ließ, wohin er eigentlich blicke. Seine Mutter erklärte es anders und meinte, es komme daher, daß ſeine Augen ſo zwerg ſtünden, daß er zuviel Gefallen an ſeiner entſetzlich langen und ſpitzen Naſe gefunden und ſie in Einem fort mit beiden Augen betrachtet

habe. Sie war aber auch ein wahrer Schwerenstecher! Nun, seine Mutter war ein Weib, und die müssen allemal das letzte Wort und Recht haben. Sie mag Recht behalten mit ihrer Erklärung. Sie machte ohnehin Fehler genug. So setzte sie ihm ihres Mannes Kappe auf, die ihm zu weit war, woraus folgte, daß der Kopf am ganzen Kerlchen am stärksten wuchs und so erstaunlich dick wurde, daß er, wenn er fiel, allemal auf den Kopf, beziehungsweise auf die Nase fiel, womit er später zwei sprüchwörtliche Redensarten rein zu Nichte machte, nämlich diese: Daß man von einem schlitzöhrigen Schelmen sagt, wie er Einer war, er sei nicht auf die Nase gefallen, oder, wie sie auch lautet: nicht auf den Kopf. Bei ihm also trafen beide Redensarten gar nicht ein. Er war ein Erzpfiffikus, wie man ihn nur etwa in Berlin finden kann. Nur noch einen Fehler will ich berühren, den seine Mutter zu seinem bleibenden Nachtheile beging, den nämlich, daß sie ihn mit einem allzu großen Löffel fütterte, was die unausbleibliche Folge hatte, daß die quergezogene Oeffnung zwischen Nase und Kinn, die man gewöhnlich Mund oder Maul nennt, über alle Vorstellungen sich in die Breite zog, was, wenn er lachte, ganz zum Entsetzen war. Es hätten Drei dran genug gehabt. Ich habe absichtlich hier nachgewiesen, wie äußere Umstände auf den jungen Menschen einen übeln Einfluß haben können, und hoffe, damit mancher jungen Mutter, die ihr Erstgebornes auf dem Schooße wiegt, einen rechten Gefallen gethan zu haben. Sie weiß nun, was sie zu vermeiden hat, um nicht auch so ein Thomaschen zu kriegen, und eine gute Lehre und Warnung ist jungen, unerfahrenen Frauen gar heilsam, wenn sie sie anders anzunehmen Lust tragen. Das ist und bleibt ihre Sache. Das Meinige hab' ich gethan.

Wenn ich nun alle die schönen Eigenschaften addire, die ich hier im Einzelnen genannt, so gibt's eine Summa, die darauf hinausläuft, daß kein Mensch in Wahrheit dem Thomaschen nachsagen könnte, 'es sei schön gewesen. Es ist auch nicht vorgekommen, und bei dem Freien ist es

ihm gar nicht gedeihlich ergangen. Die Mädchen trieben alle ihren Uz mit ihm, aber damit hatte auch die ganze Geschichte ihr Ende. Es muß auch Hagestolze geben, sagte er, sich tröstend, sonst wär' ja der Name überflüssig, und um dem Namen das Leben zu retten, wurde er einer.

Es ist ein großer Irrthum der Eltern, wenn sie es so ansehen, als müsse jeder kleine Knirps ein Schneider werden, gerade als ob die Zunft es auf sich hätte und so eindarmig wäre. Diese Zunft sollte sich dagegen verwahren und Protest einlegen; denn wenn es auch meine Sache nicht ist, das hier aufzuzählen, was zu einem zunftgerechten Schneider gehört, so ist es doch etwas Anderes. Nur Eins muß ich hier hervorheben. Ein Schneider muß sitzsam sein. Ich schreibe das Wort, wie es sich gehört, damit daraus kein Irrthum erwachse. Er muß Sitzfleisch haben, was aber bildlich zu nehmen ist, weil es sonst nicht nöthig wäre, es zu erwähnen.

Auch des Thomaschen's Eltern sagten zu einander: Was sollen wir aus dem Kerlchen anders machen, als einen Schneider? Es liegt in seiner Leibesbeschaffenheit; denn für etwas Anderes ist er nicht genatürt. Sie thaten ihn also zum Meister Zipperer in die Lehre. Das ging anfänglich; denn so ein Schneidersjunge muß laufen wie ein Jagdhund. Garnholen, Kleidern austragen und dieß und das. Da lief denn Thomaschen, wie der Wind durch alle Gassen streicht, und arbeitete mit seinen Sichelbeinen, daß es ganz verwunderlich war, daß er sich nicht verwickelte. Als er aber nun auch auf der Boutik, im Loche, sitzen sollte und nähen, trennen, staffiren, steppen und Stoßnähte machen, Knöpfe

ansetzen und Knopflöcher herstellen und wie die Näbte alle heißen, und die Arbeiten, die ein Schneider auswendig wissen muß (denn es ist Alles eine Wissenschaft!) wie der Hahn das Krähen (darum er auch die Augen dabei zumacht) — da fing's an zu hapern und zu stecken. Da wurde mein Thomaschen kopfscheu, und eines schönen Abends schlich er, statt auf den Speicher, in's Kämmerlein, mit seinem Bündel unter dem Arme zum Pförtlein an Meister Zipperer's Hinterhause hinaus und kam heim und sagte: Lieber hänget mich auf, als daß ich mein Leben versitzen soll. Das ging denn doch den Eltern durch's Herz. Der Meister hatte das Lehrgeld, nahm sich einen andern Jungen und Alles ging nach beiderseitigen Wünschen vortrefflich. Nun trieb er sich in der edlen Arbeit des Nichtsthuns herum; machte Possen und Affenstreiche und wuchs — nicht einen Zoll. Als seine Eltern starben, hinterließen sie ihm schon genug, daß er hätte bestehen können; allein Thomaschen geriet in gute Gesellschaft; lernte trinken, spielen und dergleichen, und nach einigen Jahren war Alles fort. Wenn er auf einen Baum stieg, hatte er auf Erden nichts mehr zu suchen. Aber der Hunger ist so unverschämt, daß er doch kommt. Da bewarb er sich denn um die verschiedenen Gemeindeämter, von denen ich Eingangs geredet, und erhielt sie, und sie erhielten ihn.

Das Taghüter- oder Spießmannsämtlein war sein Liebstes; daran hing seine Seele, wie das Pech am Schuster. Es sagte ihm allerwege zu, denn dabei konnte er den ganzen Tag verkauf, verfab spazieren gehen, den Spieß in der Hand; in alle Fenster gucken und sich setzen, wo die Sonne warm schien, oder wo Schatten war, je nach Tages- und Jahreszeit. In der Schmiede, beim Schuster, beim Bäcker und wenn der Wanderspengler kam, bei diesem, konnte er denn Neuigkeiten hören und weiter tragen nach Herzenslust. Er hatte die Gabe, Jedem mundgerecht zu plaudern, und dabei kam er niemals zu kurz. —

Eben jetzt kam er das Dorf herabgeschlendert, hielt den Spieß mit beiden Händen auf dem Rücken und sah sich

um nach allen Seiten wie eine Axel im Flug. Er hatte das wollgestrickte Sonntagsnachmittagswamms an, die Strumpfkappe auf dem dicken Kopfe und eine kurze dampfende Pfeife im Munde.

So überzwerg auch seine Augen standen, so scharf sah er. Dießmal guckte er in alle Fenster, denn es war ihm kaffeetrinkerig, und hätte er eine Familie beim Kaffee erblickt, so würde er arglos eingetreten sein, Prosiziat gesagt haben und hätte sich niedergesetzt. Hätte dann die Hausfrau gesagt: Wollet Ihr's mithaben? So würde er geantwortet haben: Warum denn nicht? Hätte sich angesetzt und das Seinige gethan. Aber damit war's nichts heute. Die Leute waren in der Kirche. Es war noch zu frühe.

Von Weitem erblickte er indessen jetzt den, der im Fenster sich reckte, dehnte und gähnte.

Halt, rief er da in sich hinein. Das ist der Rechte. Dem rühmst du seine Aecker, seine Weinberge, seine Weisheit, und dann ist's abgemacht. Der trinkt keinen schlechten Kaffee und raucht keinen A. B. Nr. 11, den die Bauern Skaferlatti heißen. Man muß seine Leute kennen, und darauf versteht sich das Thomaschen!

Dennoch nahm er sich's nicht an und that, als ginge er in tiefen Gedanken und sähe den Andern nicht.

Als er gegen das Haus kam, rief der Andere vom Fenster: Nun, ich glaub', du machst Kalender, Thomaschen, und siehst die Leute nicht?

Thomaschen that, als erschrecke er; fuhr schnell herum und zog höflich die Strumpfkappe und sagte: Grüß' Gott, Herr Windmüller! Hab' Euch meiner Sir nicht gesehen! Was aber das Kalendermachen betrifft, so habt Ihr Recht. Ich war eben dran, herauszuknöcheln, warum es nicht alle Tage Sonntag ist, weil man da Mittags einen guten Kaffee trinkt — wenn man ihn nämlich erst hat.

Der Herr Windmüller lachte über den seinen Witz und sagte: Weil du denn keinen hast, so komm' herein und trink' ihn mit mir. Die alte Bärbelshas kocht ihn eben. Ich will's ihr sagen, daß sie einen Wurf Bohnen mehr nimmt.

Der Herr Windmüller schloß das Fenster, um dieß auszuführen, und Thomaschen lachte inwendig.

Was doch das Wörtlein „Herr“ und ein Gruß mit abgezogener Strumpfkappe thut? sagte er zu sich. Kostet mich nichts und trägt mir einen guten Kaffee ein! Nun, jedem Narren gefällt seine Kappe, und mir der Kaffee. Die Bärbelsbas kocht ihn gut, und wenn ein Bauer ein Herr wird, so kriegt er gleich auch einen Herrengeschmack und Liebhabereien. Das hängt so aneinander, wie die Häse am Schinken.

Thomaschen trat ein und Windmüller saß im Sessel. Thomaschen that die Strumpfkappe ab und legte sie neben sich.

Setz' auf, Thomaschen, sagte der Hausherr.

Man muß wissen, wo man ist und was sich schickt, erwiederte der Taghüter, und wies damit die Einladung höchst höflich ab und zeigte seinen Respekt.

Ich heiße dich ja, sprach wohlgefällig lächelnd Windmüller, und erst nach mehrmaligem Erinnern willfahrte Thomaschen und zog die wollene Strumpfkappe über die Ohren.

Ihr seid ja ganz mutterseelenallein, hob Thomaschen an. Wo ist denn der Sohn?

Er ist in die Stadt, sagte Windmüller. Dann ist's still im Hause, wenn der draußen ist; denn der singt und pfeift den ganzen Tag, daß Einem der Kopf toll wird.

Was sollt' ihm fehlen, sprach Thomaschen. Des reichsten und angesehensten Mannes Sohn; der schönste Bursch im Dorf! —

Windmüller lächelte. Ja, sagte er, es ist wahr, mein Emmerich ist ein prächtiger Kerl!

Er hat's von keinem Pfuscher geerbt, fuhr Thomaschen fort; denn er ist Euer Ebenbild, und wer Euch sieht, möchte schwören, Ihr wäret bloß sein älterer Bruder, statt daß Ihr sein Vater seid.

Windmüller lächelte wieder und sagte: Gottlob, ich bin auch frisch und gesund.

Das mein' ich, fuhr Thomaschen fort. Aber iſt's ein Wunder? Keine Sorgen; alle Tage gut Eſſen und Trinken, ein Schöpplein oder zwei; das hält friſch. Wie viel habt Ihr?

Fünfzig beinahe, war Windmüller's Antwort.

Thomaschen ſchlug auf's Bein, daß es an der Lederhoſe klatſchte.

Brennt Ihr und der Kuckuck mir da etwas auf! Hätt's ein Andrer geſagt, ſo hätt' ich ihm erwiedert: Trag's weiter! Ich bin kein Liebhaber von faulen Fiſchen! Fünfzig? Wer Euch das glaubt, muß ſchief gewickelt ſein? Fünfzig? Und ſeht noch ſo grün aus wie Einer von dreißigen!

Mach's gelind, Thomaschen, fiel ihm mit dennoch ſehr wohlgefälligem Lächeln Windmüller in die Rede, ſonſt verſchüttet die Bärbelsbas den Kaffee.

Sie hört's nicht! verſetzte der Kleine. Ich wette, wenn's donnert, daß unſere Berge zittern, ſo ſagt ſie: Proſit! weil ſie meint, Ihr hättet geniest. Der Windmüller wollte ſich halb todt lachen, und die alte Baſe, die eben mit dem Kaffee hereintrat, ſagte: Hat er wieder ein Schalksſtücklein erzählt? Damit ſah ſie das Thomaschen forſchend an und blieb ſtehen, um die Antwort zu erwarten.

Thomaschen trat zu ihr, hob ſich auf die Fußſpitzen, damit er gegen ihr Ohr kam, und ſchrie dann aus Leibeskräften: Ich ſagte zu Eurem Herrn Vetter, wir Zweie wären ein herrlich Pärchen; er ſolle mir ein gut Wort bei Euch verleiben.

Die alte Baſe ſetzte den Kaffee auf den Tiſch und ſchlug nach ihm; aber er duckte ſich ſchnell und ſaß wieder an ſeinem Platze.

Der kann die Lumpenſtreiche nicht laſſen bis in's Alter! ſagte ſie gutmüthig lachend und ging wieder in die Küche, die Taſſen zu holen.

Es iſt eine gute Seele, ſagte nun Thomaschen. Ihr könnet Eure Thaler für den Lohn einer Hausbälterin noch ein wenig Zins tragen laſſen, wenn ſie Euch leben bleibt. Sie iſt Euch ein Zaun um's Haus im guten Sinne.

Windmüller nickte anerkennend, während die Alte mit köſtlichem Stülpheniq hereintrat und einſchenkte.

Rücket herbei! ſagte ſie dann; die Baſe und die Männer leiſteten, nachdem die Pfeifen bei Seite gethan waren, willigen Gehorſam. Windmüller bediente ſich zuerſt; dann langte Thomaschen zu und that wacker das Seine. Windmüller gönnte dem armen Schelmen das, was er genoß; denn er unterhielt ihn auch dafür, daß er keine lange Weile hatte. Denn das Leſen in der Bibel gefiel ihm nicht mehr, ſeit er wußte, daß es die Herren in der Stadt, die in allen Stücken ſeine Vorbilder waren, auch nicht thaten. Er wollte in allen Stücken ein Herr ſein. Da war es denn nöthig, wie er ſich ſtädtiſch kleidete, daß er auch die feinen ſtädtiſchen Sitten annahm.

Nachdem mit großer Gemächlichkeit der Kaffee getrunken war und die Baſe abgeräumt hatte, griffen Beide zu den Pfeifen, und Thomaschen ſtopfte mit Herrn Windmüller, der Neuwieder Jäger rauchte. Das Geſpräch begann wieder und erhielt dadurch eine neue Wendung, daß Beide die Leute muſterten, die aus der Kirche kamen. Darunter war auch der Schöffe, den Windmüller haßte. Siehſt du, wie er wieder aufſteigt! ſagte Windmüller auf ihn deutend.

Was kann's ihn helfen? fragte Thomaschen. Er iſt doch, unter uns geſagt, ein Lump und nichts dahinter. Und mit dem Schöffenamt iſt's am Ende.

Was ſagſt du? fragte Windmüller erſtaunt und froh erregt.

Was ich weiß, bemerkte wichtig Thomaschen. Unſereiner kommt in alle Häuſer und hört alle Glocken läuten. Ich weiß, was ich weiß. Mit dem ſeinem Hochmuthe iſt's bald Matthäus am Letzten!

Wirklich? fragte Windmüller.

Was ich Euch ſage, entgegnete Thomaschen. Niemand will ihn mehr. Ihr werdet's ſehen, wenn in vierzehn Tagen die Neuwahl iſt. Die Leute ſagen, wir müſſen einen Mann zum Schöffen haben, der etwas vorſtellt; der etwas zuſetzen kann und nicht hier und dort Geld nimmt;

dann muß er Anſehen in der Stadt haben und ſein Wort zu reden wiſſen.

Windmüller ſah nachdenklich zur Erde.

Endlich ſagte er: Ja, ja, das iſt ſchon Alles recht gut; aber wo finden ſie denn gerade ſo Einen?

Wie? rief Thomaschen. Meint Ihr, die Leute ſeien blind? Sie kennen Einen und ich auch, der unſer Schöffe werden muß! —

Windmüller verſtand ihn; aber er hätte es gerne genauer gehört.

Wer iſt denn das? fragte er.

Fragt Ihr noch? rief Thomaschen. Ihr ſeid's und ſonſt Keiner!

Ich? dehnte Windmüller.

Ja, Ihr, fuhr Thomaschen fort. Ihr hört das nicht und Niemand will es Euch ſagen; aber ich ſag's Euch, weil ich es für die Pflicht deſſen halte, der es gut mit

Euch meint. Zwar habt Ihr Feinde im Dorfe, das wißt Ihr. Es ſind alle die, die ſich reich dünken, über die Ihr aber hinausſchauet, wie Saul über Israel. Ich will nur wiſſen, ob Ihr's annehmet?

Nun, ſagte Windmüller, ich negire es nicht. Zwar iſt es eine Bürde, aber ich habe gute Schultern.

Dann iſt's lange gut, bemerkte Thomaschen. Ich werde im Stillen wirken für Euch, und wenn ich Denen, die es gerne werden möchten, ein Bein ſtellen kann, ſo thue ich's. Wißt Ihr, fuhr er fort, mir muß es auch daran liegen, daß ein räſonabler Mann Schöffe wird; denn ich habe Viel mit ihm zu thun. Traktirt der mich wie einen Hund, ſo halt' ich's nicht aus. Den Euch werde ich mit Freundlichkeit und Manierlichkeit behandelt. Das iſt hoch anzuſchlagen. Meint Ihr, der Schöffe ließe mir mehr als die Hälfte zukommen, wenn das Geld für eine Bekanntmachung bezahlt wird? Wäret Ihr's, Ihr ſagtet: Thomaschen, du biſt ein blutarmer Schelm, nimm's ganz!

Das verſteht ſich, ſagte Windmüller.

Das weiß ich, fiel Thomaschen ein. Der gibt mir noch keinen Biſſen Brod.

Höre, Thomaschen, ſagte er dann zu ihm und ſein Kopf glühte — mach', daß ich Schöffe werde, ſo ſollſt du auch wiſſen, was du gethan haſt.

Thomaschen nickte bedeutungsvoll und reichte ihm die Hand, die Windmüller drückte. Der Bund war geſchloſſen, und Niemand glücklicher als Windmüller.

Aber ſtille müſſet Ihr Euch halten, ſagte Thomaschen. Ihr dürft nichts dazu thun. Nur ſeid freundlich gegen die Leute, wie immer. Das iſt wirkſam. Höflich — das gefällt. Gehet als einmal in Bäckers, das macht dann auch, daß die Leute ſehen, Ihr ſeiet nicht ſtolz. Im Uebrigen redet mit Niemand ein Wort über die Wahl.

Thomaschen's Belehrungen würden noch weiter ſich ausgedehnt haben, wäre nicht Emmerich aus der Stadt zurückgekommen. Er grüßte und ging. Windmüller aber ſchwindelte es ſchier, wenn er dachte, daß er Schöffe würde.

II.

Wie der Windmüller ein Windmacher geworden iſt,

fuhr der Schmiedjakob fort, das iſt eine ziemlich lange Geſchichte, aber ſie hat ihres Gleichen noch in vielen Törfern. Peter Windmüller war der einzige Sohn, aber nicht das einzige Kind des Andres Windmüller, und der war ein gebackener Bauer, aber auch ein rechter Dreigenäh'ter. Er konnte den Kreuzer zum Gulden machen, und that's auch. Seine erſte Regel war: Gib kein Geld aus, und das iſt der gerade Weg zum Reichthum. Aber, ſagen da Manche, wie fing er denn das an? Streng genommen war's freilich nicht möglich, und vielleicht iſt's richtiger ſo ausgedrückt: Gib' ſo wenig Geld aus, als möglich; verab kein's unnöthig!

Das wußte Andres Windmüller gut fertig zu bringen. Er hielt noch an der alten Tracht; ſein Hochzeitsrock von Anno 84 war ſein Staatsrock, der Sonntags in die Kirche angethan wurde, und dann war's am Ende. Er trug ſeine Lederbuchs alle Tage, ſeine lange grüne Manchesterweſte und ſein Wamms, dann eine Strumpfkappe, wie alle Bauern. So koſtete ihn ſeine Kleidung faſt nichts. Lebensmittel hatte er in Ueberfluß. Er verſtand ſeinen Ackerbau aus dem FF, verkaufte ſeine Früchte, wenn ſie einen Preis hatten, der ihm zuſagte; trieb Viehzucht; verkaufte nie ein geſundes Kalb, und mäſtete tüchtig. Er hatte zwei Kinder, alſo eine kleine Haushaltung. Da ging's herrlich vorwärts. Seine Frau ſtarb ihm frühe, und das beugte ihn tief, weil die ſeine Hauswirthſchaft beſorgte. Nun kam ſeine Schweſter Bärbel zu ihm, die, wie noch ein paar Andere, ledig war. Andres Windmüller hatte von ſeinen Eltern ein Schönes ererbt, und das war in ſeiner Hand gewachſen. Auch ſeine Tochter ſtarb ihm frühzeitig.

Sein Sohn Peter war ſcharf von ihm gehalten. Er war an Fleiß und Einfachheit gewöhnt. Aber er mußte Soldat werden, drei volle Jahre, und dieſe drei Jahre

änderten viel. Erstlich lernte er faul sein und herumlungern, und das gefiel ihm besser, als daheim die strenge Arbeit; sodann ging er in's Wirthshaus und trank Eins, spielte Eins — das gefiel ihm auch, denn daheim hätte er das nicht gedurft. Dann lernte er, da ihm der Vater Geld gab, etwas Gutes essen — und das schmeckte auch besser, als alle Tage gequellte oder Pell-Kartoffeln.

Es war eigen. So geizig der alte Andres war, als sein Sohn Soldat wurde, sagte er: Noth sollst du nicht leiden. Soldat-sein ist schlimm genug. Hier hast du Geld; brauchst du, so schreib'!

Das that denn auch Peter ganz ordentlich und spielte den Reichen in der Garnisonsstadt, und die Herren Corporäle ließen seinem Geldbeutel gehörig zur Ader; denn die verstehen's, und rupfen solche junge Gelbschnäbel, daß es eine Art hat.

Als er zurückkam, hatte der Alte seine Freude an dem schönen Burschen, aber Alles kam wieder in's alte Gleis, wie früher, was Peter gar nicht gefiel, besonders der Artikel vom Arbeiten und Essen.

Ich wollt's ihm aber nicht gerathen haben, daß er etwas hätte laut werden lassen, denn der Alte verstand keinen Spaß an dem Artikel vom kindlichen Gehorsam. Er mußte schweigen, und wenn er auch einmal in die Stadt, auf einen Jahrmarkt und eine Kirchweih ging, so hielt ihn der Alte knapp, und dachte ganz anders, als damals, da er Soldat gewesen. Einmal wagte er's, ein Wörtlein fallen zu lassen. Da hob der Alte den Zeigefinger in die Höhe und sagte: St! Nun bist du wieder Bauer, und wenn der Bauer sein Maul zu Gaste lädt, so wird er ein Lump, wie Der und Jener, und er hatte da so viele Exempel im Vorrath, daß der Sohn gern stille schwieg.

Allein Peter Windmüller war nun einziger Erbe, und als sein Vater starb, erbte er ein Sachspiel zum Erstaunen. Er fing nun seine eigne Haushaltung an, und die Bärbelsbas sagte: Peter, heirathe. Ich habe zu leben und gehe wieder zu meiner Schwester. Das ließ er sich nicht

zweimal sagen, denn er hatte eine alte Liebschaft mit seines Nachbars Fellinger's Schwester. Die war gar nicht wie ihr Bruder, der ein stiller, ehrbarer, bescheidener Mann war, obgleich er sich, was das Vermögen betraf, mit Windmüller's Peter messen konnte. Sie war ein leichtsinniges, lustiges Wesen, der es gar leicht wurde, sich an ein besseres Leben zu gewöhnen, als sie es im Vater- und Bruderhause gewohnt war.

Peter sagte oft zu seiner Frau: Was brauch' ich ängstlich zu sparen? Die zwei Brüder meines Vaters sind reiche Kauze, sparen und schrappen zusammen, um mir Alles zu hinterlassen, und die Schwestern meiner Mutter sind zwei reiche, alte Jungfern, die mir ebenfalls ihr Erbe lassen müssen. Das gibt ein hübsch Sümmchen, ohne die Aecker, Wiesen und Weinberge, die sie haben.

Das war richtig, und als nach einer herrschenden Krankheit die beiden Vettern das Zeitliche gesegnet hatten, da war Peter Windmüller dreimal so reich, als früher, und die Basen lebten noch und waren nicht einmal sehr alt.

Lieschen, sagte er zu seiner Frau, wenn wir uns etwas abgeben ließen, wären wir rechte Narren! Das meinte sie auch, und so lebten sie gut und wurden doch alle Tage reicher.

Mit dem guten Leben hing auch Anderes zusammen. Peter Windmüller ging nun im feinen Rock nach städtischem Schnitt einher; trug einen feinen Hut und ein spanisch Rohr mit silbernem Knopf und dergleichen mehr. Er rauchte aus einem Ulmer Wasserkopf, der dick mit Silber beschlagen war, alle Tage, und Sonntags aus einer Meerschaumpfeife, die schweres Geld gekostet hatte. Er selbst arbeitete nicht mehr, sondern ging nur ab und zu, nachzusehen.

Nur Eins mangelte dem vollen Glücke: der Kindersegen. Auch dieser Wunsch wurde erhört, aber Lieschen starb im Wochenbette mit Emmerich. Jetzt zeigte es sich, wie brav sein Schwager Fellinger und seine Frau waren, denn da Frau Fellinger fast um dieselbe Zeit mit einem Mädchen

gesegnet worden war, so nahm sie den armen, kleinen Emmerich zu ihrem Kind an ihre Brust und ersetzte ihm die Mutter.

Das konnte sich Windmüller schon gefallen lassen, da es ihn nichts kostete, und das Jüngelchen gedieh lustig mit seiner Milchschwester, des Fellinger's Annchen. Er heirathete nicht mehr; denn die Lisebas starb, und die Bärbelsbas, ihre Schwester, sagte: Nimm's, Peter, was sie hat; ich brauch's nicht; ja, sie trat zu ihm in's Haus, und führte ihm die Haushaltung umsonst und so treu und gut, wie ihre eigene. So treu konnte er Niemanden finden, das mußte ein Feind zugestehen. Sie leitete das ganze Hauswesen, und half selbst noch in der Landwirthschaft. Sie war ein rechter Segen für ihn, und es ging, das sah Jeder, selbst besser wie bei seiner Frau. Er hielt sie aber auch werth und ließ sie schalten und walten, wie sie es für gut hielt. Am Ende lag schier Alles auf ihr, und das war ihm grade nach Sinn, denn nun konnte er desto öfter und sorgloser in die Stadt gehen und den Herrn spielen nach allen Seiten.

Es ist eine kuriose Sache, daß, wenn ein Bauer den Herrn spielt und das Geld laufen läßt, er in der Stadt eine Menge guter Freunde findet, die mit ihm essen und trinken, und ihm damit eine Ehre erweisen. Es sind das Leute, die sonst stolz und hochmüthig auf ihn herabblicken. In der Regel sind das recht theuere Freunde, denn sie lassen sich traktiren; machen mit ihm ein Spielchen; rupfen ihm gemüthlich die Federn aus, und hinter seinem Rücken lachen sie ihn aus und verhöhnen seine Einfalt weidlich. Dem Peter Windmüller ging's auf's Haar so; aber sie nannten ihn „Herr Windmüller" oder auch „Freundchen;" lobten Alles, was er hatte und that, und steigerten seine Eitelkeit immer höher. Er merkte gar nicht, wie es mit ihnen und ihrer Freundschaft stand; nahm Alles, was sie sagten, für baare Münze hin, und war nur glücklich, daß sie sich nicht schämten, mit ihm umzugehen und auf seine Kosten zu essen und zu trinken.

Ich brauche nicht zu sagen, daß Peter Windmüller ein gut Theil Einfalt hatte und glaubselig war, und seine Eitelkeit eine große Macht über ihn ausübte. Das Loben und Preisen, das selbst oft purer Spott und Hohn war, umnebelte ihm vollends den Kopf.

Wie gesagt, um seinen kleinen Emmerich kümmerte er sich kaum. Nun, der lag an einem treuen Herzen, denn die Fellingerin war ein Weib nach dem Herzen Gottes. Sie wußte am Ende kaum, welches ihr eigenes Kind war, so lieb hatte sie den schönen, fröhlichen, guten Knaben. Sie nährte sie ja auch Beide aus demselben Lebensquell und mit ihrem Marke. Wie hätte sie da einen Unterschied machen können, zumal der kleine Emmerich eine Waise war, die ihr Gott zugetheilt. So wuchs das Kind heran mit seinem Milchschwesterlein, und der Kinder gegenseitige Eintracht und Liebe war ein recht reicher Lohn für die gute Mutter und den braven Fellinger. Er wuchs heran in einem Hause, in dem ein stiller, heiliger Familienfriede wohnte, in dem man Gott fürchtete und rechtthat; in dem Gottes Wort ein Schatz war, dessen man sich theilhaftig

machte; in dem das Gebet alle Hausgenossen einigte und heiligte, und eine Liebe waltete, die Alles trug, glaubte, duldete und hoffte, und zu jedem Opfer bereit war. Da wehte eine andere Luft, als drüben im Vaterhause. An ein fromm christliches Hausleben dachte da Niemand. Die Bärbelsbas war stocktaub, und das Gesinde folgte ihr, weil sie so gut war. Aber es betrog sie doch hinten und vornen trotz ihrer scharfen Augen. Sie konnte nicht zanken, poltern, hadern und fluchen.

Windmüller spielte den Herrn. Er sah wohl nach, ordnete an und dergleichen; allein selbst legte er niemals mit Hand an das Werk.

Ging's dann einmal nicht recht, dann haselirte und fluchte er wie ein Stecktürke und Bootsknecht. Da gab es oft mehrere Tage, wo von dem frühen Morgen bis zum späten Abend fortspektakulirt wurde, daß Eins über das Andere stolperte und erst recht nichts gethan wurde. Das nannte er dann Aufräumen und Nachsehen. Fein war's nicht, aber vornehm, denn er sah und hörte, daß es die Herren einmal so machten, und da meinte er, es gehöre dazu, und that's auch.

Niemand verstand es besser, mit ihm zu handiren und ihn zu handhaben, als das Thomaschen. Ich hab's schon im Beispiel gezeigt, wie der es machte. Er galt aber etwas bei ihm, weil er ihm den Fuchsschwanz strich, wie man sagt; ihn lobte, beehrte und so plauderte, wie es Windmüller gern hörte. Das trug dem pfiffigen Schelmen manches Trinkgeld ein, und manches Mittagessen oder Kaffee oder Fläschlein Wein. Dabei wußte er sich so anzustellen, als angele er nach nichts; als suche er kein Vortheilchen, und nähme es nur an, weil es ihm Windmüller aufdränge. Auch das nahm Peter Windmüller als baare Münze und hielt Thomaschen für höchst uneigennützig. Er sah ihm nicht in die Karte, wohl aber Thomaschen ihm, und Windmüller vertraute ihm Alles an, was er auf dem Herzen hatte. Thomaschen hörte seine Erzählungen aus der Stadt mit stiller Verwunderung an, und freute sich mit

ihm, daß ihn die Herren so ehrten. Er gewann so nach und nach einen angemessenen Einfluß auf Windmüller. Nur war es ihm im Hause nicht geheuer, als der Emmerich herangewachsen war — denn — der durchschaute Alles. Deßwegen kam er auch nur, wenn er wußte, daß Emmerich abwesend war. Emmerich hatte oft seinem Vater klaren Wein über den pfiffigen Schelm eingeschenkt; aber da predigte er tauben Ohren, denn wenn einmal Peter Windmüller es auf Einen gepackt hatte, dann hob ihn Niemand aus dem Sattel, und das Thomaschen konnte er nicht entbehren; er hatte sich einmal an ihn gewöhnt, und wer lobte auch Alles so? Wer brachte so die Mährchen aus dem ganzen Dorfe? Wer spionirte ihm so Alles aus wie Thomaschen? — Nein, auf den ließ er nichts kommen! Mit seinem Schwager Fellinger ging er nicht viel um, obgleich eine Feindschaft nicht bestand.

Fellinger war ein biederer, treuer, wahrheitsliebender, von Herzen frommer Mann. Der kannte hundert Dinge, die sein Schwager that, nicht billigen, und sagte es ihm stracks vor den Kopf. Das waren Püffe, die nicht wohlthaten und ihm nicht gefielen. Lieber mied er ihn, wo er konnte.

Fellinger besserte damit freilich nichts. Er erkannte das auch, und ließ es am Ende gehen. Einen Mohren wascht man nicht weiß, sagte er. Ich seh's ein, der muß lediglich durch Schaden klug werden. Vernünftige Rede und Vorstellung fruchten einmal nichts. Emmerich wird's seiner Zeit anders machen, dafür ist gesorgt, und zum Bettler macht ihn der alte Hochmuthsnarr doch nicht, dafür sorgt schon die gute Bärbelsbas. Ob's aber in dieser Weise dem Emmerich wohl war im eigenen Vaterhause? Das war eine andere Frage.

Leider war es nicht. Er sah Fellinger's Haus als sein Vaterhaus an. Nur da war ihm wohl. Der Athem des Friedens, der da ruhte, die Gottesfurcht und Liebe, die da walteten, hatten auch ihn angehaucht und erfüllt. Für Fellinger's Wort war immer sein Ohr und Herz offen; für Fellinger's Beispiel schien er nur ein Auge zu haben, und

die Milde und Sanftmuth der Mutter, an deren Bruſt er geruht, ging auf ihn über; aber da war doch noch ein anderer Zug nach Fellinger's Hauſe, deſſen ich gedenken muß.

Annchen, Fellinger's Tochter, Emmerich's Milchſchweſter, betrachtete ihn als ihren Bruder und er ſie als ſeine Schweſter, bis ſie es hörten, daß ſie es nicht ſeien. Eigentlich grämten ſie ſich darüber nicht; ſie hatten ſich nur um ſo lieber. Das war aber auch kaum anders möglich; denn der Emmerich, darin hatte Thomaschen recht, war der ſchönſte Burſche des Dorfes, und, was höher zu veranſchlagen war, der braveſte und geſittetſte. Annchen hätte blind ſein müſſen, wenn es das nicht hätte bemerken ſollen. Und wiederum war das ganze Dorf darin einig, es ſei nie ein ſchöneres Mädchen im Dorfe geweſen, als Annchen. Sollte das Emmerich nicht meinen? Und in ihrem Weſen und Thun war ſie das Ebenbild der vortrefflichen Mutter.

Alle Welt wußte auch, daß Beide ſich lieb hatten, und ſah es als eine ausgemachte Sache an, daß ſie einſt ein Paar würden; denn ſie paßten ja zuſammen, meinten die Leute; wie ſie die Schönſten ſeien, ſo ſeien ſie auch die Reichſten. Obgleich der Fellinger kein zäher Geldbauer war, ſo ſchien ihm das doch richtig, und der Windmüller hatte nicht das Geringſte dagegen, wenn ihm auch der Fellinger einmal den Kümmel abſcheulich rieb. Wußte er ja doch, wie gut es Fellinger meinte! — Daß

III.

die Schöffenwahl im Dorf ein Dorfunheil und Familienelend

werden kann und leider häufig genug wird, iſt eine ziemlich allgemeine Erfahrung. Ich, meines Ortes, ſagte der alte Schmiedjakob, hab's mehr erfahren, als es mir lieb geweſen iſt. Ich meine überhaupt das viele Wählen ſei ein Unglück. Die Leute werden kopftoll; ſie bilden ſich den Henker ein, und der Ehrgeiz findet ſeine Tenne, darauf er ſeine taube Frucht driſcht. Meine Erfahrung gilt mir mehr, als all

das tolle, unvergehrene Gerede, das die Leute darüber machen; von Bürgerrechten und was weiß ich reden, und die einfachen Bauern aus dem Gleichgewicht bringen. Alles hat seine Grenzen. Ich sehe noch hinab in die Tage, da die Obrigkeit einen braven, brauchbaren Mann von gesetztem Alter zum Ortsvorstand setzte. Neider hatte er freilich, aber das verging schnell. Jetzt wird durch so eine Unglückswahl das ganze Dorf aufgeregt; alle Leidenschaften werden wach; Jeder zieht sich seine Parthei heran, und am Ende ist Alles durcheinander, und der Haß frißt sich so tief in die Herzen, daß ihn Niemand mehr herausbringt. Da lösen sich die Bande der Familie, und Neid und Zwietracht halten eine unselige Ernte oft auf viele, viele Jahre hinaus. Ich wiederhole es, es wäre besser, wenn's wieder wäre, wie es zu meiner Jugendzeit gewesen ist! — Da sitzen sie, wenn die Wahl im Anzug ist, beisammen. Die Lumpen natürlich im Wirthshause. Da wird getrunken und getutschelt, und getutschelt und getrunken, bis sie dann Einen ihres Gelichters herausgefingert haben, dem sie ihre Stimmen geben wollen. Andere, die eines Leithammels nöthig haben, sammeln sich um diesen, der ihnen weise macht, seine Gedanken seien die ihrigen. So bilden sich drei, vier Parteien, und da jede ihren eigenen Plan hat, der dem der anderen schnurstracks gegen die Nase geht, so meiden sie sich, beargwöhnen sich, und der Keim zu langen Zerwürfnissen ist gesäet. In der Wahl kann nur Eine Partei siegen. Die höhnt nun im Uebermuthe des Sieges die Andern, die unterlagen, lachen sie aus, und dann ist Wind gesäet und der Sturm geht auf. Der Keim der Feindschaft geht auf; schießt in giftige Blüthe und Frucht auf, welche das Dorf um das Beste bringt: um die Eintracht und den Frieden. Nun drückt der Schöffe und seine Partei auf die Gegner; alter Kohl wird aufgewärmt, alte Geschichten hervorgezogen, und nicht selten schlägt's in Prozesse aus, die die Bauern arm und die Advocaten reich machen. Die sagen: Wenn doch alle Monat Schöffenwahl wäre! Sie wissen schon, warum. Das

iſt das Dorfunheil, aber auch das Familienelend bleibt ſelten aus. Ich hab's erlebt, daß Brüder und Schweſtern einander Jahre lang nicht anſahen; daß Brautpaare getrennt wurden, die ſich lieb hatten; daß Klüfte entſtanden, die ſich nie wieder recht ausfüllten. Und der, welcher Schöffe wird, wird in der Regel erſt ein Lump, wenn er nicht auf guten Beinen ſteht. Von Zehn in der Regel Acht. Er heißt nun nicht mehr ſchlechthin: Hannpeter oder Hannes, ſondern „Herr Schöffe.“ Er muß einen neuen Rock, Hut u. ſ. w. haben, wie es für das Amt paßt. Er muß zum Schöffenrath in die Stadt; muß dort über Mittag bleiben. Sich ein Stück Fleiſch mitzunehmen, das geht nicht mehr an, wie ſonſt zur Zeit der Väter. Ein ehrlicher Bauer thut's, geht in's Bierhaus und trinkt einen Schoppen Bier dazu; aber der „Herr Schöffe“ darf das nicht. Es ſchickt ſich nicht. Er würde ja ausgelacht. Er muß hingehen, wo auch ſeine „Herren Collegen“ hingehen, nämlich in den goldenen Stern, Adler oder wie das Wirthshaus heißt; ißt dort zu Mittag, trinkt ſeinen Schoppen, wenn nicht zwei, und — das koſtet mehr als einen halben Thaler. Und daheim liegt Acker und Pflug! Ich weiß, wieviel brave Bauern über den „Herrn Schöffen“ geſtolpert ſind. Sie meinten, zu Hauſe ſchmecke es nicht ſo gut, wie im Wirthshaus in der Stadt. Sie wurden Leckermäuler, Säufer und Erzlumpen, und ihre Familie iſt in's Unglück gerathen.

So bleibt's dabei, das Wählen iſt ein Unglück und öffnet dem Uebel Thür und Thor. So ein gewählter Schöffe oder Bürgermeiſter, oder wie er heißt, hat in der Regel keine Schneide, er fühlt ſich gebunden, denn in drei oder ſoviel Jahren wird wieder gewählt. War er ſtreng, ſo wählen ſie ihn nicht mehr, drum läßt er's gehen, wie's geht, und denkt nur daran, ſeine Wiederwahl zu ſichern, indem er ſich die Wortführer, Schreibälſe, Leithämmel und Maulfechter zu guten Freunden zu machen ſucht. Ich bleib' dabei, es war beſſer für die Gemeinden geſorgt, als die Herrſchaft einen geſcheidten, braven Mann herausſuchte und den zum Ortsvorſtande machte.

Doch — was plaudere ich da, und mache doch die Sache nicht beſſer! Ich muß Euch zurück in des Windmüller's Stube führen, und zwar an jenem Sonntagnachmittage, da Thomaschen mit ihm Kaffee getrunken. Als Emmerich weggegangen war, ſetzte ſich die Bärbelsbas mit der Klammbrille auf der Naſe an's Fenſter und nahm die große Baſeler Bibel auf den Schooß, und Thomaschen und Windmüller konnten ungeſtört ſich unterreden, da die Baſe kein Sterbenswörtchen von dem hörte, was ſie ſprachen.

Ja, ſagte Thomaschen und horchte, wie Emmerich die Stiege hinunter ging, Ihr ſeid ein glücklicher Mann, Herr Windmüller, denn Ihr waret ſchon reich, als Ihr noch in den Windeln laget. Eure Erbſchaft brauchtet Ihr mit Niemanden zu theilen, und Eure Frau brachte Euch ein ſchön Sachſpiel mit, und dann ging's an's Erben, daß es eine Art hatte, und das hat noch kein Ende, denn die Bärbelsbas hat noch ein ſchön Säcklein voll, und die verringert's, meiner Treu! nicht. Das iſt das einträglichſte und reichſte Geſchäft auf dieſer Welt, aber nur für die Glückskinder. Ich, du lieber Himmel, wenn alle Eulen ausſterben, erbe ich noch keine Schwanzfeder, und die ſind doch alle Collegen von mir, nämlich Nachtwächter. Nun, Gott gönn's Euch! Ihr ſeid ein Mann, der doch auch ſeinen Reichthum genießt und ſeiner froh wird, und laſſet doch auch für einen armen Schlucker, wie ich, etwas abfallen. So ſollten alle Leute ſein! Und darum hätt' ich's längſt gewünſcht — Er hielt inne, weil er meinte, es käme Jemand, und horchte nach der Thüre hin; aber der Schelm hatte einen andern Zweck im Auge, er wollte das, was nun folgen ſollte, um ſo wichtiger machen. Windmüller hatte ihm mit großem Wohlbehagen zugehört, und fragte jetzt haſtig, weil's ihm zu lange wurde, bis Thomaschen fortfuhr: Was denn? Auf was horchſt du denn? Es hat ſich ja keine Maus geregt!

Thomaschen nickte bejahend und ergänzte: Daß Ihr Schöffe werdet! Er blickte dabei Windmüller an, um die Wirkung dieſer Worte auf ſeinem Geſichte zu leſen.

Der wurde kirschroth, da er sich auf dem Gedanken ertappt sah, der ihn schon lange wachend und im Traume beschäftigt, und der ihn jetzt, wo der Zeitpunkt einer neuen Wahl verhanden war, nicht ruhen und nicht rasten ließ.

Wann wird einmal der Mensch zufrieden? rief der alte Schmiedjakob aus. —

Der Windmüller hatte Geld, Wohlleben, war ein glücklicher Vater durch seinen braven Sohn. Was bedurfte er mehr? — Dennoch quälten ihn eitle, tolle, ehrgeizige Wünsche. Der Ehrgeiz ist ein übler Geselle und Hausgenosse. Er wird nie zufrieden. „Herr Schöffe" — das Wort ging ihm allemal durch die Seele, wenn er so den alten Hans Müller nennen hörte, der jedesmal, wenn er von der Schöffenrathssitzung heimkehrte, taumelte und turkelte, daß ihm der Weg zu schmal war. Er war den Weg der meisten Schöffen gegangen; war ein Säufer geworden, während er in seinem Vermögen heruntergekommen war und nichts zuzusetzen hatte. Wär' ich Schöffe! dachte er. Ich sollte und wollte schon meinen Büchsenranzen anders anhängen! Ich hätte auch etwas zuzusetzen, und stellte doch auch einen rechten Schöffen vor. Ich könnte doch auch mit den Herren in der Stadt umgehen, die schon alle meine Freunde sind, die ich kenne wie mein Sonntagnachmittagswamms.

Solcherlei Gedanken drängten sich in seiner Seele, und er suchte, seit die Schöffenwahl herannahte, überall und in aller Weise um die Gunst der Bauern zu buhlen. Ja, das Thomaschen, dem er, weil der Schelm einen großen Einfluß auf ihn ausübte, zutraute, daß er einen ebenso großen auch auf die übrigen Bauern hätte, schien ihm das rechte Werkzeug zu sein, seine Wünsche zu ihrem Ziele zu führen. Darum gab er ihm heute gerne Gehör und suchte ihn durch den Kaffee zutraulich zu machen, und hielt ihn bei sich, um das Nähere vorzubereiten.

Er suchte lange nach der geeigneten Wendung und konnte doch die Umkehr nicht finden. Thomaschen schien aber in seiner Seele lesen zu können und fing von selber

an. Das war Waſſer auf Windmüller's Mühle. Er ſtellte ſich überraſcht und hatte beſchloſſen, für's Erſte noch nicht ganz herauszurücken; aber das ging nicht.

Was du doch für allerlei Spargemente machſt! ſagte er. Das kommt daher, weil die Tage lang ſind und du Langweile haſt. Paſſ' ich denn zum Schöffen?

Ihr? rief das Thomaschen, und ereiferte ſich. Ihr? wiederholte er langſam. Ei, ſo möcht' ich doch den ſehen, der paßte, wenn Ihr nicht paßt! Das ſagen alle braven Leute im Dorfe!

So? fragte haſtig Windmüller, und vergaß ſeinen vorgefaßten Plan.

Das mein' ich, fuhr Thomaschen fort. Was ich ſo rede, das iſt nicht aus der Luft gegriffen. Ich kenne die Geſinnung der Leute. Ich komme in alle Häuſer. Mir ſagen die Leute Alles, was ſie denken, weil ſie wiſſen, daß ich für das gemeine Wohl beſorgt bin. Und wie ſollt's anders ſein? Erſtens habt Ihr die rechte Poſitur für einen ſtattlichen Schöffen; zweitens habt Ihr den rechten Verſtand von den Sachen; drittens habt Ihr Zeit, denn die Bärbelsbas beſorgt das Haus, der Emmerich das Feld und die Weinberge; viertens ſeid Ihr reich, habt Etwas zuzuſetzen und braucht auf Euern Vortheil nicht zu denken; fünftens ſeid Ihr ein leutſeliger Mann, ohne Hochmuth, dem der geringſte Bürger ſo viel gilt wie der Erſte im Dorfe. Das Alles wiſſen Alle, und es wiegt ſchwerer, als Ihr ſelber wiſſet. Aber laſſet mich als Euerm beſten Freund Euch rathen. Ihr müſſet Euch mehr unter den Leuten ſehen laſſen, beſonders bei dem Bäcker, wo ſie Abends ſitzen und Krieg und Frieden machen; Ihr müſſet es ausſprechen, daß Ihr Euch vor Keinem fürchtet, er möge ſein, wer er wolle; Ihr würdet Alles durchfechten; Ihr müſſet gewaltig auf alle die Maßregeln des Bürgermeiſters, des Landraths und der Regierung ſchimpfen, und überhaupt räſonniren wie ein Rohrſpatz. Ihr müſſet gegen die vielen Frohnden reden und ſagen, das Bürgerholzloos müſſe größer werden. Wenn die Gemeinde unter der Linde verſammelt iſt und rathſchlägt,

müsset Ihr mit nichts zufrieden sein, immer dem Schöffen hartnäckig Widerpart halten. Dann sagen die Leute: Aha, der hat Haare auf den Zähnen. Der wird's ihnen einmal sagen, und Ihr seid Schöffe so gewiß als zweimal zwei vier ist. — Das schlug durch bei dem Windmüller, und als Thomaschen ging, drückte er ihm warm die Hand. —

Thomaschen ging und lächelte siegestrunken. Den hab' ich im Netze, sagte er zu sich selbst. Er erkennt meine Verdienste an und wird meine Freundschaft belohnen. Gelingt mir's, ihn zum Schöffen zu machen, so bin ich dreiviertel der Schöffe. Ich will's schon dahin bringen, daß er meinen muß, es seien längst seine eigenen Gedanken, was ich ausgeheckt habe. Herrlich! Dann will ich meine Feinde trillen — und — Alles kommt auf seine Rechnung! Wenn dann nach drei Jahren die Geschichte wieder ihr Ende nimmt, dann bin ich nicht nässer, als ich heute bin, und werde Mittel finden, mich schon wieder zu trocknen!

Windmüller saß noch lange stille und sinnend im Lehnstuhl. Er legte sich Alles zurecht, was Thomaschen gesagt, und fand es probat. Er machte sich nun seinen Plan, und wurde damit schnell fertig.

In allen Dörfern weit und breit ist bei dem Bäcker eine Schenke- und Herberge. In der Regel sammelt sich da der Abhub und Bodensatz der Männer aus dem Dorfe. Die braven Leute sitzen daheim im Kreise ihrer Familie oder guter Freunde, Verwandten und Nachbarn; plaudern da zutraulich, lesen etwas Gutes vor; arbeiten dabei, wie nur in der Spinnstube, und sind unter sich vergnügt. Zu rechter Zeit gehen sie schlafen, um frühe wieder an der Arbeit zu sein; aber die Liederlichen sitzen im Wirthshause bei Schnapps oder Bier, räsonniren über alle Welt, spielen Karten und geben heim, wenn Früh und Spät vorbei ist. So saßen denn auch beim Bäcker ein Trüpplein sauberer Vögel allabendlich zusammen, und am Sonntagabend ganz absonderlich Viele.

Was machten die für große Augen, als der Peter Windmüller auf einmal hereintrat? Der war nie dort

gewesen. Wie erstaunten sie, als er so liebevoll und leutselig war, gleich mitkartete und eine Flasche nach der andern zum Besten gab? Er muckste gar nicht, als er tüchtig verlor.

Alle dachten im Stillen: Das hat doch auch seinen besondern Grund und Boden, aus dem es herauswächst! Und seltsamer Weise, sie kamen Alle auf das Eine hinaus, daß sie sagten: Der will gewiß Schöffe werden und angelt Stimmen.

Sie thaten ihm freundlich Bescheid im Trinken; aber als er um zehn Uhr heimging und er fort war, brachen fast alle Anwesenden in ein übermäßig Gelächter aus.

Merkt Ihr's, rief Einer. Der will Schöffe werden!

Gewiß! Gewiß! riefen Alle aus.

Es ist kein Zweifel, sagte Einer, der neben dem Hirtenhäuslein wohnte, darinnen Thomaschen seine Wohnung hatte; ich hatte es gleich weg! Denn das Thomaschen war den ganzen Mittag bei ihm; trank Kaffee mit ihm und sagte, als er heimkam und ich auf der Schwelle meiner Hausthüre saß, der Peter Windmüller sei der rechte Mann zum Schöffenamte. Er redete mir zu, daß ich wirken helfe, daß er recht viele Stimmen bekäme, denn der alte Hans Müller wolle nicht mehr im Amte bleiben. — Ich meine aber, fuhr er fort, wenn wir den bekämen, so hätten wir einen Tausch gemacht wie die Wormser Juden, die fünf Kreuzer für ein Batzenstück gaben, wie man im Sprüchwort sagt.

Könntest es noch besser durch ein ander Sprüchwort ausdrücken, versetzte ein Dritter, nämlich, wir machten den Bock zum Gärtner. Der sorgt für sein eignes Anwesen nicht, wie könnte der für unsre Gemeinde sorgen? Wenn nicht die alte, ehrliche Bärbelsbas wäre und sein braver Emmerich, er könnte, trotz seines Reichthums, noch trübe in die Flanke sehen. Meine Stimme kriegt er nicht, der Hochmuthsnarr!

Meine auch nicht! Meine auch nicht! riefen die Andern.

Laßt uns ihn aber am Narrenseile herumführen, sagte

ein rechter Strolch, daß er meint, wir gäben sie ihm. Ich wette, dann kommt er alle Abende hierher; bezahlt ein paar Schöpplein und — läßt sich im Kartenspiel von uns rupfen, wie heute Abend.

Unter schallendem Gelächter wurden die lüderlichen Gesellen einig, so zu verfahren, wie sie es ausgemacht, und das geschah, denn Windmüller ging im besten Meinen in ihre Falle. Er kam jeden Abend wieder und erkannte in seiner Verblendung nicht, wie sie es mit ihm trieben. Er meinte vielmehr, er sei ihrer Stimmen sicher und war überglücklich; die leckeren Zeisige aber lachten in's Fäustlein und höhnten ihn im Rücken.

Derweile war Thomaschen nicht unthätig, denn es war ihm ein rechter Ernst, den Peter Windmüller zum Schöffen zu kriegen. Sein entschiedener Vortheil wär's gewesen und um Weiteres machte er sich keine Sorge. Hin und wieder gewann er einen Einfaltspinsel. Die Gescheidteren machten nur einen Scherz daraus, sagten ihm zu und lachten. Wohl kam es auch vor, daß ihm ein braver Mann sagte: er solle seinen Taghüterdienst getreulich thun, Nachts weniger die Stunden verschlafen und sich um ungelegte Eier nicht kümmern. Das ärgerte ihn sehr, aber er nahm sich wohl in Acht, etwas davon laut werden zu lassen, wenn er zu seinem Freunde Windmüller kam; vielmehr erzählte er ihm, daß er mit seinen Bemühungen prächtige Geschäfte mache, und wiegte diesen dadurch in eine thörichte Gewißheit, die ihn nicht wenig aufblähte.

Windmüller that getreulich das Seine. Höflicher, dienstfertiger, zuvorkommender war er nie gewesen und freigebiger hatte ihn Niemand gesehen. Er lieh den ärgsten Lumpen Geld auf Handschein, was er nur mit größter Vorsicht früher gethan, und nie ohne Bürgen; aber wie es in der Wirklichkeit mit seiner Hoffnung stand, erfuhr er doch nicht, da es ihm Niemand sagen mochte. Der gesunde Sinn der Bauern lehrte sie erkennen, daß nur der bravste Mann des Dorfes ihr Schöffe werden dürfe und könne, zumal das Dorf schwere Kosten aufbringen mußte zum Baue eines

neuen Schulhauses und einer neuen Landstraße. Sie wurden einiger als je, und fast alle Parteien lösten sich auf, um einmal recht verständig zu handeln. Dem, den sie Alle einmüthig in Aussicht nahmen, kam es am allerwenigsten in den Sinn, daß Jemand an ihn denken könne — nämlich dem braven Fellinger.

Windmüller ahnete davon nicht das Geringste. Er war von Eitelkeit und Selbstüberschätzung völlig blind und soweit gekommen, daß er auf die Schöffenstelle unbedingt rechnete, da Jedermann ihn hänselte und Thomaschen im Ernste daran glaubte. Windmüller war niemals fröhlicher gewesen. Er stolzirte schon im Geiste als „Herr Schöffe" und träumte mit offenen Augen, wie prächtig er sich als Schöffe ausnehmen würde.

Einmal fing Emmerich von der Sache zu reden an, und machte dem Vater bescheidene Vorstellungen; sagte ihm auch, wie es eigentlich um ihn und um die Sache stehe; aber da gab's ein Gewitter mit Donner und Blitz, daß Emmerich es beklagte, auch nur Ein Wort geäußert zu haben.

Da ist leider nichts zu wollen, sagte er betrübt; ich muß ihn gehen lassen, so wehe es mir auch thut, meinen Vater sich lächerlich machen zu sehen!

So ungefähr standen die Sachen, als endlich der Wahltag kam. Auf Mittags zwei Uhr war die Wahl bestellt, welche der Bürgermeister abhielt, der bei dem Pfarrer eingekehrt war, mit dem er freundlich stand.

Schon um halb Eins sah man den Peter Windmüller mit dem beglückenden Bewußtsein, es könne ihm heute gar nicht fehlen, unter seiner Thüre stehen. Er hatte ein neues, feines, dunkelblaues Kamisol an und eine schneeweiße Baumwollmütze auf, die links umgebogen war und deren dicke Troddel unter dem linken Ohre baumelte. Seine graue Sonntagshose trug er und gewichste Stiefeln; dabei rauchte er aus der Meerschaumpfeife, wie er es nur am Sonntagsnachmittage zu thun pflegte. Er wollte sich noch einmal allen Leuten zeigen, um sie in ihrem Plane, ihn zu wählen,

vollständig fest zu machen. Er grüßte und dankte mit herablassender Würde und Freundlichkeit, und gab überall freundliche Worte und Redensarten. Dieß wurde ihm um so leichter, als sich das Dorf lang im Thale ausdehnte und die Leute sich bei Zeiten im unteren Theile des Dorfes sammelten, wo das Schulhaus lag, in dessen Saale die Wahl abgehalten werden sollte. Thomaschen stand an der

Hofthüre des Pfarrhauses, um dem gestrengen Herrn Bürgermeister zu Wink und Befehl zu sein. Ihm wurde es aber, als er die Gruppen der Bauern sah und hier und da ein Wörtlein aufschnappte, immer unheimlicher und sein Herz schlug mitunter so heftig, daß ihm schier der Athem ausging. Er dachte sich die Möglichkeit des Mißlingens seines Planes, und sah dann mit Beben Windmüller's Zorn und der Bauern allgemeinen Unwillen gegen sich ausbrechen. Indessen war er schlau genug, zu bedenken, wie er Windmüller versöhnen könne. Um die Bauern bekümmerte er sich weniger, denn von ihnen erwartete er weniger und seine Aemtlein nahmen sie ihm schon darum nicht, weil sie ihn sonst doch hätten ernähren müssen. —

Endlich schlug es Zwei und der Bürgermeister befahl, daß er das Zeichen mit dem Gemeindeglöcklein gebe. Schnell kehrte er wieder, um das Schreibzeug an Ort und Stelle

zu tragen. Windmüller hatte seinen Platz nahe am Tische genommen und blickte mit gewinnendem Lächeln über die Männer hin, die ihn indessen nicht beachteten. Wohl begegnete er hin und wieder einem spöttischen Lächeln, das er aber anders auslegte. Die Strolche nickten und blinzelten ihm zu. Er war aus Eitelkeit blind und aus Kurzsichtigkeit eitel; war betrogen und betrog sich selbst. Die Verhandlung begann. Der Bürgermeister zollte dem abgehenden Schöffen gebührendes Lob, wie es so Sitte ist, und empfahl ihn zur Wiederwahl.

Da kein Kästlein zur Wahl da war, nahm Thomaschen auf Befehl den Hut des Bürgermeisters und sammelte die Wahlzettel.

Herr Windmüller, sagte darauf der Bürgermeister, Ihr seid geübt im Lesen und Schreiben, seid so gut, und setzt Euch zu mir, um die Wahlzettel zu lesen!

Geschmeichelt von solcher Anerkenntniß seiner Fähigkeiten, eilte Windmüller, der Einladung Folge zu leisten, denn nun mußte ja sein Triumph um so größer werden, wenn er so oft den eigenen Namen ablesen konnte!

Er öffnete den ersten Zettel. Windmüller! rief er voll Lust und Freude; aber der zweite lautete: Fellinger, und Fellinger lauteten alle, ohne Ausnahme, nur der eigene Wahlzettel lautete wieder: Windmüller! Es war außer allem Zweifel: Thomaschen und er selbst waren die auf ihn Stimmenden.

Es war entsetzlich anzusehen, wie er sich entfärbte, bis sein Antlitz kreidebleich war; es war erschrecklich zu hören, wie der Ton seiner Stimme von der ersten Lust herabsank, und zuletzt klang wie ein dumpfes, zornsprühendes Brummen; wie seine Hände zitterten und sein ganzes Wesen in der wildesten Aufregung war. In der Kopf an Kopf gedrängt stehenden Gemeinde betrauerte den Gecken Niemand; vielmehr flog über manches Gesicht ein Lächeln hin, ja man konnte selbst dort, wo das Trüpplein der lockeren Zeisige beisammenstand, ein leises Zischeln und Kichern hören, dessen Verständniß Jedem klar war.

Als endlich die Wahl, die unter ſolchen Umſtänden für Windmüller eine Todesqual geweſen, vorüber war, ſagte der Bürgermeiſter der Gemeinde Dank für ihre ehrenwerthe Einmüthigkeit, und belobte ſie, daß ſie einen ſo durchaus achtbaren und braven Mann gewählt. An ſeiner Beſtätigung ſei auch keine Minute zu zweifeln.

In dieſem Augenblick trat der beſcheidene Fellinger zu dem Tiſche und dankte der Gemeinde herzlich für den Beweis von Achtung und Vertrauen, den ſie ihm gegeben; aber er könne die Stelle unmöglich annehmen und bitte darum, einen Andern zu wählen.

Der Bürgermeiſter und Viele der achtbarſten Männer der Gemeinde redeten ihm zu, ſich der Gemeinde nicht zu entziehen, die ihn mit vollem Vertrauen gewählt, allein Fellinger blieb bei ſeinem Worte, dankte und trat zurück.

In Windmüller's Seele regte ſich noch einmal die Hoffnung, obgleich ſeine Niederlage und Fellinger's Ehre wie ein Berg auf ſeiner Bruſt lag. Er blickte Thomaschen an, der ſo bleich war wie er, und dieſer zuckte leiſe die Achſeln mit einer Miene, die den Zorn über die Bauern kenntlich ausdrückte. Dieſes Mal ging die Wahl langſamer vor ſich. Die Stimmen waren mehr getheilt, aber Wind-

müller hatte wieder nur zweie, und die Mehrzahl einigte sich auf einen anerkannt tüchtigen und braven jungen Mann, der die Stelle annahm.

Windmüller kam heim wie eine halbe Leiche; aber im Innern kochte Wuth und Grimm. Emmerich war nicht zu Hause. Er saß drüben bei seinem lieben Annchen und plauderte gemüthlich mit ihr.

Wo ist der Emmerich? rief wüthend der Windmüller in das Ohr der Bärbelsbas, daß sie erschrak und ihn fragend ansah.

Was ist dir passirt? fragte sie, ihn erschrocken ansehend.

Du siehst ja aus, als ob du ganz rasend wärest? Wo wird er sein? Drüben beim Annchen, wo er alle Tage ist.

Das hat von heut' an ein Ende! rief er aus. Meines Todfeindes Kind kann nicht meine Schwiegertochter werden!

Er rannte wie toll die Stube auf und ab, focht mit den Armen in der Luft, daß die Bas auf die Seite ging, um nicht per Gelegenheit eine abzukriegen, und fluchte, pustete, tobte.

Die Bas, die nichts von der Wahl gehört; nichts von Windmüller's und Thomaschen's Planen erfahren — wußte auf aller Welt nicht, was das zu bedeuten habe. Sie schüttelte den Kopf; sah ihm eine Weile mit bedenklichen Mienen zu und sagte zu sich: Es kommt mir fast vor, als sei's ihm nicht just hinter der Stirne! Sie wollte den Sturm austoben lassen, ehe sie weiter fragte, daher sie in ihrer Arbeit fortfuhr, ihn aber stets mit sorglichem Blicke beobachtete.

Windmüller war Einer von denen, die das, was sie drückt, nicht lange allein tragen können. Er ärgerte sich, daß die Alte nicht weiter fragte; nicht einmal wegen Emmerich's und Annchen's, die ihre Lieblinge waren. In letzterem Punkte that er ihr Unrecht. Sie hatte ihn nicht verstanden, sonst hätte es keinem Zweifel unterliegen können, daß sie ihn würde zur Rede gestellt haben, darüber zuerst, wie sein Schwager Fellinger plötzlich zu seinem Todfeinde geworden, und dann, warum er Emmerich und Annchen trennen wolle. Beides wäre der alten, treuen Seele zu wichtig gewesen, um gleichgiltig zu schweigen.

So trat denn Windmüller zu ihr und sagte: Ihr seht, daß ich rasend bin, Bärbelsbas, und schälet Eure Kartoffeln, als wär's nichts weiter als ein Schnakenstich, was mich betroffen.

Was ist's denn? fragte sie theilnehmender.

Windmüller erzählte ihr nun die Hergänge, wie er sie durch die gelbgefärbte Brille des verletzten Ehrgeizes und des dadurch erregten Grimms ansah, nämlich, daß Fellinger, ohne Zweifel, gehört habe, er, Windmüller nämlich,

solle Schöffe werden. Da habe Fellinger dann, um ihn um das Amt zu bringen, sich angestellt, als wolle er das Amt selbst annehmen, um es dann, sich als den Bescheidenen weißbrennend, dem Gabriel Herder zuzuspielen, der gegen ihn ein Esel und ein Bube und ein Bettelmann sei.

So hatte er sich's zurecht gelegt.

Die Bas schüttelte den Kopf und fragte: Mußtest du das Amt haben, um zu leben?

Nein! sagte er heftig — aber —

Warum suchtest du es denn? fuhr sie fort. Geh' deinem Ackerbau und Weinbau nach. Sorge für dein Hauswesen. Bleib' daheim. Du brauchst kein Amt zum Stelziren und Spaziren! Und warum verdammst du auf einmal den grundbraven, grundehrlichen Fellinger? Seit vierzig Jahren ein treuer Schwager und jetzt auf einmal ein Heuchler, ein Todfeind. Und die Kinder willst du trennen? Schäme dich, Peter, schäme dich vor Gott und Menschen. Dich hat der Hochmuth zum Narren gemacht!

Das waren einfache, wirksame, aber harte und bittere Pillen. Allein das ist eben überall das Erbe derer, die beträchtlich dumm sind, daß sie auch ihres Kopfes sind, eigensinnig wie ein stätig Roß, und meinen, wie sie die Sache ansehen, so sei es und müsse es absolut sein — und geradeso war es bei Windmüller's Peter. Ich brauche nicht zu sagen, daß das nicht einmal ganz von ihm selber ausging, sondern vom Thomaschen, der es ungerne sah, wenn zwischen Windmüller und Fellinger Friede war; denn er konnte den geraden, ehrlichen Fellinger nicht leiden, weil er — keine Mährlein von ihm hören wollte, überhaupt ihn nicht in seinem Hause einheimisch wollte werden lassen.

Einen Grund hatte Windmüller in seiner Seele verschlossen, um dessenwillen er besonders hätte mögen Schöffe werden: des früheren Schöffen Sohn war vom Soldatenstande befreit worden, weil er an einem Uebel litt, das die Eltern immer sorgfältig geheim gehalten und Niemand im Dorfe kannte. So entstand die Meinung: weil der Schöffe mit den Beamten gut stehe, hätten sie seinen Sohn frei

gegeben. Im Stillen hatten die Bauern viel darüber gehadert. Laut wagte es Keiner zu sagen, aus Furcht vor dem Schöffen und denen, deren Arm weiter reichte. Windmüller meinte das auch. Gelang's dem, — so mußte es ihm gelingen, denn er war ja doch ein ganz andrer Mann, der ja nöthigenfalls auch konnte ein Dutzend Goldfüchse springen lassen oder zwei, wenn's noththat. Und Emmerich kam dieses Jahr zur Aushebung. — Und daß gerade der Gabriel Herder mußte das Amt kriegen! Mit dem hatte er erst vor einem halben Jahr einen Prozeß über eine Wiesengrenze, und den hatte Gabriel Herder verloren. Kam nun Emmerich zur Aushebung, so mußte er so gewiß Soldat werden, als Thomaschen keiner werden konnte. Das aber war ein Schlag für Windmüller. Seit vier bis sechs Jahren betrieb Emmerich den ganzen Feldbau mit dem Knecht allein, und Windmüller mußte es sich sagen, er verstand's besser, als sein Vater. Ohnehin geneigt, Schlinke-Schlanke zu gehen, was so viel heißt, wie Ihr wisset, als: „aus dem Bette an den Tisch; von dem Tisch in den Sessel zu reisen; sich um nichts zu kümmern, als um's Rauchen und um's Spazierengehen," — war Windmüller, seit er Herr Windmüller hieß, gerne aller Sorgen überhoben, als etwa ausgenommen derer: Das Geld einzunehmen und in das Schränklein in der Wandecke einzuschließen. Ging ihm der Emmerich fort, so lag die ganze Bürde auf ihm, und wollte er nicht, daß Feld und Weinberge zu Grunde gingen, so mußte er in's Geschirre mit aller Macht, und um sein behaglich, faul und geruhsam Tagediebsleben war's geschehen. Jetzt sah er das vor Augen mit großer Sicherheit und Gewißheit und das wurmte ihm auf heillose Weise neben dem Ehrgeize. Darum tobte er so in schäumendem Zorne und mochte doch diesen geheimen Punkt nicht kundgeben. —

Von dem Auftritte, der erfolgte, als ahnungslos und froh, daß es so gekommen war, Emmerich nach Hause kam, will ich lieber schweigen, sagte Schmiedjakob; Ihr könn't ihn Euch wohl vorstellen!

Dießmal war das Dorfelend vorübergegangen, weil die Gemeinde ziemlich einhellig war, aber, wie es so geht, zu einem falschen Ziele sich geeinigt hatte. Sie war als Gemeinde nicht arm und dennoch war sie gegen zwei höchst wohlthätige Pläne der Vorgesetzten.

Das uralte Schulhaus, welches neben Windmüller's Hause lag, und dessen Gärtchen hintenhinaus sich an Windmüller's Garten und Pütz oder Wiesenfeld anschloß, war ein Gebäude, das gewiß seine zweihundert Jahre unverändert gestanden und schon gar lange seinen Nordgiebel bedenklich geneigt hatte. Die Bauern wollten es auf ihre Faust repariren, weil es längerhin so nicht gelassen werden konnte. Die Reparatur aber kostete in voller Gewißheit mehr Geld, als ein Neubau, und dabei blieb es das alte Nest. Was den meisten Tadel verdiente, war das, daß sie es nicht einsehen wollten, wie verderblich es für den Unterricht und die Gesundheit ihrer sehr zahlreichen Dorfjugend sein müsse, daß diese in dem engen, niedern Schulzimmer aufeinander saßen wie die Häringe in einer Tonne. Sechs bis acht Stunden saßen die armen Kinder in diesem eingepferchten Zustande, bei einer Hitze, die oft fast erstickend, und einer Luft, die wahrhaft verpestet war. Wir haben auch drinn gesessen und sind weder verkommen, noch gestorben, sagten sie, bedachten dabei aber freilich nicht, daß die Schülerzahl fast doppelt so groß war, als zu ihrer Zeit. So widerstrebten sie der wohlwollendsten Absicht der Regierung und schafften den alten Schöffen ab, weil sie fürchteten, er leiste nicht den rechten Widerstand und wählten Windmüller nicht, weil der Alles zugegeben haben würde. Der Herder, so meinten sie, da Fellinger es nicht wollte, würde ihr Mann sein, da er mit zu denen gehörte, welche am heftigsten dagegen waren.

Das war das Eine. Das Andre betraf die Anlage der neuen Landstraße, welche durch das Dorf führen sollte.

Was kann einem Dorfe vortheilhafter sein, als gute Verkehrswege? Jeder hat Vortheil und Gewinn, und wie groß ist die Ersparniß an Zeit, Geräthe und Zugvieh?

Ueberdieß können die Weine und Früchte leicht geholt und fortgebracht werden. Aber es war etwas Neues. Seit Anno Tabak, wie man zu sagen pflegt, um eine unvordenkliche Zeit zu bezeichnen, waren die Wege des Dorfes die schlechtesten weit und breit; allein die Urgroßväter, Großväter und Väter hatten sie befahren und sie waren ihnen gut und recht gewesen: warum sollte man nun auf einmal bessere Wege bauen? Es war eine Ratte des Landraths, weiter nichts. Der hatte einmal an seinem Wägelchen ein altes, morsches Rad zerbrochen auf diesem Wege. Nun sollte er neu werden!

Auch dagegen mußte man sich in den Riß legen und es zu nichte machen. Hatten sie da einen schwammigen oder knetbaren Schöffen, so war's alle. Drum mußte Einer gewählt werden, der Haare auf den Zähnen und Schneide an der Zunge hatte; der am Alten hielt und sich nicht den tollen Launen der Vorgesetzten fügte.

Wäre, wie ich schon gesagt, die Gemeinde arm gewesen, so war's schlimm, aber die beiden Pläne waren gut, heilsam und höchst nothwendig, und das Gemeindevermögen vertrug einen Aderlaß.

Vielleicht hätte dennoch das Thomaschen dem Peter Windmüller eine größere Anzahl Stimmen verschafft, hätte er nicht zu gut gestanden mit den Herren in der Stadt und somit die Aussicht gegeben, er ließe sich weichdrücken. Nun schien Alles gut und Alle waren, bis auf Einen, mit der Wahl zufrieden.

Aber wie stand es in der Familie? Das Dorfelend schien begütigt, wie war es mit dem Familienelend, als welches ich die Wahlen bezeichnet habe? sagte Schmiedjakob.

Windmüller war allen Bürgern Feind, vorzüglich seinem braven Schwager Fellinger.

Er zeigte seinen Grimm Allen unverhohlen, schimpfte, nannte sie treulose Buben und Mammelucken. Es war gut für diese seine Stimmung, daß er durch seinen Wohlstand von Allen unabhängig war. Er ging umher und machte ein Gesicht wie vierzehn Tage Regenwetter. Wer

ihm schuldig war, konnte für Geld sorgen. Wenn er auch anhielt wie ein kananäisch Weibchen, es half ihm nicht. Sie mußten zahlen oder wurden eingeklagt. Er schien alle Rücksicht und Barmherzigkeit bei Seite gesetzt zu haben. Niemanden lieh er ein Werkzeug oder Gerätbe. So stellte er sich feindselig gegen alle Leute, nur Thomaschen blieb der Vertraute, der mit ihm schimpfte und über die Andern haderte, die auch ihn betrogen hatten und ihn gar hintennach auslachten.

Mit Fellinger waren alle Bande gelöst. Er sah das Haus nicht mehr an und Emmerich durfte nicht mehr hinüber, sollte es wenigstens nicht.

An dem Abend, als Windmüller seinen Zorn gegen seinen Sohn ausließ, nahm dieser schweigend Alles hin. Er erkannte, daß Widerrede nur Oel in die Flamme würde gegossen haben. Er ging endlich hinaus und hinüber in Fellinger's, was freilich Windmüller nicht glaubte und nicht erfuhr, da die Bärbelsbas es vertuschelte. Noch einmal wollte er bei ihnen sein, um ihnen Alles zu sagen, auch was er zu thun entschlossen sei.

Die Familie saß friedlich nach dem Abendessen um den Tisch und Vater Fellinger hatte eben einen schönen Psalm gelesen aus der Bibel, die noch auf dem Tische lag, und dann ein Gebet gesprochen aus Starck's Gebetbuch, als die Thüre aufging und Emmerich sehr niedergeschlagen hereintrat.

Was ist geschehen? fragten alle Drei, wie mit Einem Munde.

Ach, sagte Emmerich, das Schlimmste, was mich treffen konnte! Er setzte sich auf die Bank und erzählte, was vorgefallen war.

Großer Gott, rief Fellinger, wie weit kann Eitelkeit und Hochmuth den Menschen bringen? Du hast doch geschwiegen?

Ich habe ruhig versucht, Euch zu rechtfertigen; ich habe gethan, was ich nicht lassen konnte, aber wie es dem Kinde zukommt, denn Ihr habt mich Gehorsam gelehrt, auch wenn der Vater irrt. Ich schwieg, als es umsonst war. Er

verbot mir allen Umgang mit Euch und Annchen. Ich will Gehorsam leisten; aber es wird mir kaum möglich sein. Es wird mir unendlich schwer werden, von Euch mich zu trennen, die Ihr mich stets Gutes lehrtet; von Euch, die Ihr mir Mutter waret — von — ach, Vater und Mutter, laßt es mich sagen, von Annchen — an dem meine ganze Seele hängt mit tausend Banden. Ich habe noch nie darüber ein Wort gesagt, aber Ihr müsset es wissen, wir haben uns lieb und ich werde nie eine Andre zum Weibe nehmen, Annchen nie einen Andern zum Manne, das haben wir uns vor Gott gelobt, weil wir wußten, daß Ihr damit zufrieden wäret. Jetzt aber ist durch meines Vaters Haß eine Kluft zwischen uns. Sie wird, sie muß sich mit der Zeit wieder ausfüllen. Aber für's Erste muß ich Euch Alle meiden. Das ertrag' ich nicht, wenn ich hier bleibe, drum gehe ich fort. Bis März müßte ich doch Soldat werden, da ich keinen Fehler habe, der mich befreite. Drum geh' ich freiwillig. Er sagte das mit Festig-

keit; aber man hörte es ihm an, wie es ihm um das Herz war.

Schon morgen geh' ich, sagte er und trat zum Vater Fellinger, und sagte: Wenn ich auch Eure Schwelle nicht mehr betreten darf, glaubet doch, daß ich Euch liebe bis in den Tod! Der Alte sah ihn lange an. Die Augen wurden ihm naß. Er sagte: Es ist gut so, Emmerich, mein Sohn. Gehe in Gottes Namen. Es wird größerem Hader vorbeugen und Gott wird schon Wege finden, wenn es sein Wille ist, dich wieder zu uns zu führen. Dann nahm er des Jünglings Hand, legte sie in die des schluchzenden Mädchens, und sagte: Bleibt Euch treu. Gott segne Euch!

Er und die laut weinende Mutter beugten sich über die Kinder und segneten sie.

Emmerich drückte das Mädchen an seine Brust, gab ihr vor den Eltern den Brautkuß, umarmte die geliebte Mutter, riß sich los und eilte heim.

Als er in die Stube trat, saß Windmüller im Lehnstuhl und die Bärtelsbas spann. Es war todtstille in der Stube.

Ich meinte, du wärest schlafen? sagte sie verlegen.

Nein, versetzte Emmerich, und trocknete seine Thränen, ich war in Fellinger's und habe dort Adjes gesagt, und will jetzt Euch Adjes sagen, Vater und Bas!

Der Alte sah ihn starr an und der aufledernde Grimm erstarb auf halbem Wege im Schrecken.

Was willst du? fragte er den Sohn.

Euch gehorsam sein, erwiederte dieser. Wenn ich hier bliebe, könnt' ich's nicht; denn Fellinger ist mein Vater geworden, seine Frau meine gute, treue Mutter. Sollt' ich ihr Haus meiden, so ertrüg' ich's nicht. Drum gehe ich fort und werde Soldat, im März müßt' ich's doch werden.

Der Alte war völlig starr über diese Rede. Emmerich reichte der weinenden Bas die Hand, dann dem Vater. Er gab ihm stumm die Hand.

Emmerich ſah ihn an mit einem Blicke, der ihm durch die Seele ging — aber wandte ſich und verließ das Zimmer.

Morgens fehlte er bei dem Frühſtück. Wo iſt Emmerich? fragte Windmüller, dem Alles, was geſtern geſchehen war, wie ein Traum erſchien.

Er iſt mit ſeinem Bündel vor Tage fort, ſagte die Magd. Ich ſah ihn das Dorf hinuntergehen.

Jetzt ging dem Alten ein Licht auf. Er ſetzte ſich in den Seſſel und — weinte, denn das hatte er nicht gedacht. Doch das Weinen ging vorüber, und an Alles ſich erinnernd, ſagte er: Es iſt gut ſo. Iſt er ſeines Kopfs, ſo will ich's auch ſein.

Er wurde ſcheinbar ruhiger; aber inwendig fraß ein Geier an ſeinem Herzen.

Die alte Bärbelsbas kam aber, als das Geſinde fort war, herein, und fing an, ihm Alles vorzuhalten, was ſie erfahren hatte. Ihre Worte trafen ihn mit Macht; doch die Alte machte es, nach Weiberart, zu lang und zu breit; er

ermannte sich und sein alter Zorn erwachte. Er fuhr ihr über die Nase, bis sie stille war und bereute, daß sie der Wahrheit Worte gegeben hatte.

Sein Grimm wurde wild, verbissen und scharfkantig. Er gab Niemanden ein gutes Wort.

Das Schlimmste für ihn war, daß er nun ganz in die Stelle Emmerich's treten und arbeiten mußte; aber er war so klug, einzusehen, daß, wenn er das nicht thue, seine Wirthschaft zu Grunde gehen müsse. Bis jetzt war Alles, was er that, nur Poltern und Lärmmachen gewesen. Seine Thätigkeit stand im abnehmenden Licht. Das war nun alle. Aber nun erkannte er auch erst, was er an seinem braven Sohne gehabt. Er mußte überall eingreifen.

Abends war er bis zum Umfallen müde. Das Themaschen redete dann oft tauben Ohren, denn er schlief darüber ein. Die Knechte und Mägde kamen nun mit ihren Fragen zu ihm, und er wußte nicht, wie es stand, weil er sich früher darum nicht gekümmert hatte. Das ärgerte ihn, und nöthigte ihn, Alles genau zu besehen.

Im Ganzen war es ihm sehr gut, denn es bewahrte ihn vor mancher Thorheit, zu der ihn sein Grimm würde verleitet haben. Es gab ihm Beschäftigung, und das ist ein Glück.

Man hätte freilich denken sollen, er ließe das Prozessen mit seinen Schuldnern; aber das besorgte ein Winkeladvocat, und es ging seinen begonnenen Gang fort. Daß ihm oft mildere Gedanken gegen Fellinger kamen, dessen Rath er wohl oft nöthig gehabt hätte, ist wahr; aber bis sich so ein reicher Bauernkopf bricht, muß viel Wasser den Rhein hinunterlaufen!

IV.

Es hat sich schon Mancher verrechnet, der ein guter Rechner war, warum nicht auch 'mal ein ungeschickter?

fragte der alte Schmiedjakob. Der ungeschickte Rechner war Windmüller.

Erstlich hatte er sich an den Bauern verrechnet — denn die ließen ihn an der Schöffenwahl sitzen.

Zweitens an dem Emmerich; denn er glaubte, der werde sich auf's Bitten um gut Wetter verlegen — und der ging unter die Soldaten, und er war der Geschlagene, der nun arbeiten mußte von Morgens früh bis Abends spät, was er längst nicht mehr gethan. Das schmeckte sehr bitter! Er hatte gerechnet, Fellinger's würden Alles aufbieten, ein friedlich Verhältniß anzubahnen; aber die gingen ihren stillen, friedlichen, ruhigen Berufsweg, und nur das schöne Annchen war bleich, traurig, und die rothen Aeugelein zeigten, daß die Thränen ihnen nicht fremd waren.

Er hatte gerechnet, die Bauern würden es bereuen, daß sie ihn nicht zum Schöffen gemacht; aber das fiel Keinem im Traum ein. Zwar hatte Windmüller den hohen Triumph, daß, obwohl Gabriel Herder, der neue Schöffe, sich ritterlich gewehrt hatte, dennoch vorerst die neue Landstraße in Angriff genommen wurde und im nächsten Jahr auch der Bau des Schulhauses voranging. Er dachte, die Querköpfe im Dorfe würden nun sagen: Hätten wir den Peter Windmüller gewählt, der würde es sicher nicht dazu haben kommen lassen. Sie sagten aber statt dessen: Unser braver Schöffe hat sich wacker gewehrt; aber

er hat's nicht packen können. Nun müssen wir uns fügen, — und thaten's auch.

Er hatte gerechnet, die Bärbelsbas würde für immer schweigen, weil er sie einmal so derb abgetrumpft; aber die that's nicht, und hielt ihm oft seinen Hochmuth vor, seine unchristliche Feindschaft gegen den braven Fellinger und dergleichen. Da schlug er aus den Eisen, und es kam so weit, daß die Bärbelsbas ihm einfach sagte: sie habe sich zu Weihnachten eine Wohnung gemiethet. Sie ziehe dahin; sie wolle nicht Grobheiten für gute Meinung einerndten. Er solle machen, was er wolle.

Taube Leute sind hartnäckige Leute. Was sie einmal gesagt, das geschah sicherlich.

Das fehlte gerade noch, um das Maaß voll zu machen! — Man hätte denken sollen, nun werde der harte Kopf gebrochen. —

Prost die Mahlzeit! sagte Schmiedjakob, jetzt wurde er erst recht verbittert, verhärtet, erbost. Nach allen Seiten schlug sein verbissener Grimm aus.

Einmal saß er Sonntags in der Stadt, da er Werktags keine Zeit mehr hatte, und natürlich im Wirthshaus bei seinen guten Freunden, und zechte mit ihnen, und eine Flasche folgte der andern, bis endlich sein Kopf toll und voll war. Da ließ er dann die Bänder seiner Zunge los. Unter anderen losen Reden fiel auch die: Wäre er Schöffe geworden, so würde sein Emmerich gewiß nicht Soldat geworden sein, denn die Söhne der Schöffen kämen alle frei. Das ginge so. — Das war ein heilloses Wort, so unwahr als freventlich. Und an Solchen, die es weiter trugen, fehlte es nicht, bis es dem Landrathe zu Ohren kam, der das Kitzeln nicht vertragen konnte und es sich hinter das Ohr schrieb.

Dem Windmüller ahnete nicht, was das für Früchte tragen sollte. So kam denn die Zeit der Aushebung, und Windmüller, von der Neugierde getrieben, war auch im Saal und der Landrath behielt ihn im Auge. Als der Name seines Sohnes aufgerufen wurde, sagte der Schöffe:

Emmerich Windmüller ist freiwillig in's Heer getreten. Er nannte Regiment, Bataillon und Compagnie, bei der er stand.

So? sagte der Landrath, winkte einem Soldaten, und alsbald stand Windmüller vor dem Landrathe, den Offizieren, Bürgermeistern, Schöffen und mehr als dreihundert anderen Leuten. Er dachte, er müsse nähere Auskunft geben, aber wie sah er drein, als ihm der Landrath vor allen den vielen Leuten nun seine unnütze Rede vorhielt! Er sagte ihm, daß er ihn würde vor Gericht gestellt haben, wenn es nicht erwiesen wäre, daß er das Wort im Zustand einer Betrunkenheit geredet habe, die ihn unzurechnungsfähig mache. Aber nun seifte er ihn mit Worten ein, und bardierte ihn mit Worten der Art über den Löffel, daß Windmüller meinte vor Scham und Zorn in die Erde zu versinken. Darauf ließ ihn der Landrath wegführen, und der Soldat war nicht eben sehr höflich, sondern gab ihm dabei etliche Rippenstöße, die gerade nicht als sehr liebevolle und freundschaftliche anzusehen waren.

Das war das Härteste, was ihm je begegnet. Solch' eine Beschimpfung vor aller Welt, und stillschweigen zu müssen, weil Alles, was der Landrath gesagt, wahr und richtig gewesen, das überstieg das Maaß dessen, was er ertragen konnte. Er lief heim in einer Hast und Aufregung, wie niemals; um nur Niemanden zu begegnen, wählte er die weitesten Umwege. Er weinte und fluchte. Sein ganzes Wesen war in einem entsetzlichen Aufruhr, und als er heimkam, mußte er sich niederlegen.

Am andern Morgen war er gelb wie eine Citrone. Die Gelbsucht war bei ihm eingetreten und er war sehr krank. Der Doctor mußte geholt werden und hatte seine Arbeit, ein Nervenfieber abzuhalten, das im Anzuge war.

Die Bärbelsbas pflegte ihn mit hingebender Treue; aber als er wieder außer dem Bette war, legte sie sich nieder unter der Last von zwei und siebenzig Jahren und so vielen Anstrengungen und — sie brauchte nicht zu Weihnachten von dem Undankbaren wegzuziehen. Ehe der

Advent kam, trugen sie die treue Seele in's kühle Bettlein unter der Erde.

Das war denn doch schier zu viel zum Ertragen. Windmüller war tief gebeugt. Was sollte er nun anfangen? Eine Mägdewirthschaft? Man kennt die zu gut. Wäre Emmerich da, sagte er zu Thomaschen, das bei ihm saß, dann möchte er in Gottes Namen das Annchen nehmen und mir wäre dann geholfen!

So? versetzte Thomaschen. Also Ihr wolltet zum Rücking blasen? Das fuhr wie ein Natterbiß durch seine Glieder. Sollte er sich so flach legen? Aber wie die Sachen seit der höllischen Predigt des Landraths standen, war ja auch an ein Loskriegen des Emmerich gar nicht zu denken.

Wär' ich an Eurer Stelle, fing endlich das Thomaschen mit spitzfindigem Gesicht und bitterem Lächeln an, ich setzte allen meinen Feinden, auch meinem ungehorsamen Sohn eine Brille auf die Nase!

Wie so? fragte Windmüller.

Ei, ich heirathete vom Zaune weg ein Mädchen, das mir gefiele! sagte er, und sah lauernd in Windmüller's Augen.

Der erschrak bei dem Worte, und es durchzuckte ihn erdenklich, als der tückische Versucher also sprach.

Ich? heirathen? sagte er endlich. Thomaschen, ich glaube, du bist reif zum Narrenhause!

Bei weitem nicht! sagte Thomaschen. Als ob das so etwas Erschreckliches wäre? Fünfzig Jahre; frisch wie eine Zwiebel; ein schöner, blühender, kräftiger Mann! Recket einmal die Hand zum Fenster hinaus und an jedem Finger habt Ihr eine junge, hübsche Frau. Dann wär' Euch geholfen, und Die, die spottend und sich kitzelnd auf Euer Ungemach blicken, die wären die Geprellten.

Thomaschen, sagte ernst Windmüller, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, so bleib' mir mit deinen tollen Reden vom Leibe!

Als Thomaschen fort war, kam der alte Lehrer Bender zu ihm, der ihn, als treuer Nachbar, jetzt besuchte. Wind-

müller klagte ihm seine Lage, und Bender schlug ihm vor, eine alte Wittwe vom nächsten Dorf als Haushälterin in's Haus zu nehmen. Das that er denn schnell. Als aber der Schullehrer heim kam, sagte seine Frau: Ich hätte einen bessern Rath gewußt!

Der Alte verstand sie. Sei stille mit deinen Anschlägen! sagte er. Ich will kein Kuppler werden! —

V.

Alter schützt vor Thorheit nicht,

sagte der Schmiedjakob, und das Sprüchwort hat so Unrecht nicht. Wer sagen wollte: Der oder Jener sei ein alter Narr, der müßte einen alten Mann bezeichnen, der noch einmal heirathete, zumal eine junge Frau — mich ausgenommen — Kathrinchen, wenn du noch ledig wärest und wir Zweie heiratheten uns!

Alle in der Spinnstube brachen bei dieser neckenden Wendung des Alten in ein lautes Gelächter aus.

Warum habt Ihr das nicht früher gesagt, gab das maulfixe Kathrinchen den Scherz des Alten zurück. Meinen Mann hätt' ich dann laufen lassen. Wir wären ein prächtig Pärchen geworden, und — wer weiß, ob ich es nicht besser gehabt hätte, sagte sie mit einem neckischen Blick auf ihren Mann, der still lächelnd da saß, — denn — fuhr sie fort, das Sprüchwort sagt: „Bei den Alten ist man gut gehalten!“

Ja, ja, nahm der Gevatter das Wort, der seinen Senf auch nicht schuldig bleiben wollte, der weise Sirach weiß auch ein Liedlein davon zu singen. Doch, Schmiedjakob, vergesset Eure Rede nicht!

Richtig, sagte der Alte, und da es mit dem Kathrinchen doch nichts ist, so will ich fortfahren.

Wenn man manche Dinge im späteren Leben der Menschen verstehen will, so muß man in ihre Jugend zurückblicken; da findet sich meist der rechte Schlüssel, um spätere Räthsel zu lösen. So ist's auch mit dem Wind-

müller gegangen, und ich sehe wohl, daß ich Euch da ein Stücklein aus seiner Jugend erzählen muß, das auch im Stand ist, das Dunkel aufzuhellen, welches auf den letzten Worten des alten Schulmeisters Bender und denen seiner Frau liegen möchte.

Ich habe schon erzählt, daß Peter Windmüller als ein Mann von fünfzig Jahren noch ein hübscher Mann war. Das, was Themaschen zu ihm gesagt, als er vom Heirathen sprach, um Allen, die ihn in Verlegenheit gesetzt oder sich über seine Verlegenheiten freuen möchten, eine Brille auf die Nase zu setzen, das war buchstäblich wahr und keine Schmeichelei, die nach einer fetten Suppe angelte. In seiner Jugend erst war er, wie jetzt sein Emmerich, der blühendste, schönste Bursche des ganzen Dorfes, ja ich glaube nicht zu lügen, wenn ich sage, des ganzen Kreises. Wenn er einem Mädchen freundlich war, so lachte es mit dem ganzen Gesicht und wo der Peter war, da waren sie Alle gerne. Alle stellten ihm ihre Netze auf, nur seine nachmalige Frau nicht, und ich glaube, daß das ein Hauptgrund war, daß er sie liebgewonnen. Daß sie ihn heimlich lieb hatte, daran hab' ich wenigstens nie gezweifelt, und es zeigte sich auch recht in ihrem späteren Leben. Und dennoch war Eine, die er noch lieber gehabt hätte, als seine nachmalige Frau, wenn nicht seine Eltern dagegen gewesen wären. Denen war das Mädchen erstlich zu arm und dann weiter zu kirre, zu gefallsüchtig, zu eitel, und dieß Mädchen war die Tochter des Schulmeisters Bender. Ich kann mich des Mädchens noch recht gut erinnern. Glänzenderes schwarzes Haar, brennendere schwarze Augen, ein frischeres, lieblicheres Gesichtchen von etwas bräunlicher Färbung, einen wohlgebildeteren Körper konnte man kaum finden. Dabei war sie heiter und fröhlich, neckisch, beweglich, leichtfüßig, und hatte eine Stimme wie eine Nachtigall. Sie war eine muthwillige Hexe und that es allen Burschen an, daß sie sie liebhaben mußten. Da Schullehrers mehrere Kinder hatten, so nahm sie eine Mutterschwester zu sich in die Stadt. Sie kam als achtzehnjähriges Mädchen wieder.

Damals war unter allen Burschen im Dorf und noch mehr unter den Mädchen ein wahrer Aufruhr durch das schöne Lieschen.

Nun frag' ich ehrlich, sollte der Peter Windmüller blind gegen ihre Schönheit sein, wo er sie doch alle Stunden des Tages im Garten sah, hörte, sprach? Das wär' ein Wunder gewesen. Und ich frage noch einmal, sollte das ohnehin etwas verliebte Lieschen nicht sehen, daß sein lieber Jugendgespiele Peter der hübscheste aller jungen Leute im Dorfe sei? Sie fand ihn sogar hübscher, als alle die, welche sich in der Stadt um ihre Gunst beworben hatten. Sie fand ferner, daß ihr der Name: Frau Windmüller ganz gut zu Gesichte stehe und daß sie in dem reichen Gute Peter's gar hübsch würde handiren können; daß sie sich darin recht wohl fühlen könnte, war ihr außer Zweifel. Stellten ihm die andern Mädchen Netze, warum sollte sie es nicht thun und thun dürfen, zumal sie beide immer gut miteinander als Nachbarskinder gestanden hatten.

Es lag überdieß ein eigner Reiz für sie darin, den für sich zu gewinnen, dem alle Mädchen gerne zum Altar gefolgt wären. Nun legte es Lieschen darauf an, dem Peter zu gefallen, und das ging federleicht und bald gab es Ständchen am Abend im Garten und die Zweie waren einig.

Aber da zog ein Unwetter herauf. Peter's Vater verstand keinen Spaß. Es gab zwischen ihm und seinem Sohn ernste Auftritte. Dennoch ließ er nicht von dem Mädchen. Da ging sein Vater hinüber und verhandelte das Kapitel mit der Mutter Lieschen's, die die Partie, wie man zu sagen pflegt, gerne gesehen, weil ihr Töchterchen da warm gesessen hätte. Der ehrliche Bender wußte nichts von der Geschichte. Der alte Windmüller aber und die Benderin, die eine flackerige Zunge hatte, kamen in ein so tiefes Kapitel miteinander, daß man es drei Häuser weit hören konnte, und für ihre Worte hatten sie keine Goldwage. Dennoch wäre das Band nicht getrennt worden, wenn nicht Peter hätte Soldat werden müssen. Drei Jahre sind lang

und es kommen in dieser langen Zeit allerlei Gedanken in des Menschen Kopf. Aus den Augen, aus dem Sinn, dachte der alte Windmüller, aber er hätte sich doch verrechnet, wenn nicht der alte Bender einen Strich durch die Rechnung seiner Frau gemacht hätte.

Das Lieschen mußte fort. Es kam bei einer vornehmen Herrschaft in den Dienst als Kindermädchen. Sie sagte im Dorfe, weil ihr das Wort: Dienst zu geringe war, sie komme in eine „Condition." Die Leute lachten und meinten, das sei nicht weit auseinander, aber Jeder habe das Recht, sein Streh Heu zu nennen. Lieschen's Abschied von Peter war betrübt. Sie schwuren sich ewige Treue; aber die Ewigkeit war bald am Ende; denn die vornehme Herrschaft zog den Sommer über auf ein Landgut, wo sie bis zur herrlichen Jagdzeit blieb, da der Herr ein Jagdfreund war und dort große Wälder hatte. Zu den Wäldern aber gehören Förster und unter diesen war ein junger, bildhübscher Mann, der auch sein schönes Auskommen hatte. Der machte der Ewigkeit ihrer Treue ein Ende. Er ward um sie; sie gefielen sich und noch vor Weihnachten war Lieschen Frau Försterin.

Das hörte Peter in der Garnison. Er trauerte wohl, aber er dachte: Kannst du mich vergessen, so wär' ich ein Narr, wenn ich mir um dich die Augen blind weinen sollte!

Sie hörten und sahen nun nichts mehr voneinander, und beide starben nicht aus Kummer.

Wie es mit Peter's späterer Verheirathung ging, habe ich erzählt, und so hatte die Geschichte ein Ende für dießmal — doch für immer nicht. —

Peter blieb, wie Ihr wisset, Wittwer, weil er seinem Kinde keine Stiefmutter geben wollte. Die Bärbelsbas hielt ihm Haus. Auch was später kam, wisset Ihr, bis Themaschen einen Funken in seine Seele warf. Emmerich fehlte sehr, daß er seinem Vater niemals schrieb und wenn er Geld brauchte, es sich von Fellinger erbat, der es ihm nicht abschlug. Das erzürnte den alten Windmüller noch mehr. Wie sehr er auch den Gedanken wegwies, den Themaschen

ausgesprochen; er kam doch zu Zeiten wieder, denn die Frau, die ihm haushielt, war ihm nicht reinlich genug. Er haderte oft darüber, aber es stack einmal so im Holze bei der Frau, daß sie von ihrer Art nicht lassen konnte. Sollte er sie fortschicken und eine Andre nehmen? Das ging doch auch nicht gut. So trug er's, aber sein Widerwille wurde denn doch alle Tage größer, und mehr als je tauchte Thomaschen's Rede in seiner Seele auf.

Dem Lieschen war es recht gut gegangen. Sie hatten aber, wozu Lieschen viele Anlagen hatte, etwas zu flott gelebt. Sie meinte, da sie keine Kinder hätten, brauchten sie ja auch nicht so sehr zu knickeren. So kam es, daß Null vor Null aufging. An das Alter dachten Beide, da sie gleich leichtsinnig waren, gar nicht, und so ist es gekommen, daß, als Lieschen's Mann starb, sie in sehr bedenklicher Lage war.

Sie hätte wohl können als Haushälterin ihr Unterkommen finden, aber da kam ein Brief ihrer Mutter, den sie heimlich hinter dem Rücken ihres braven Gatten geschrieben, und eines schönen Morgens blickte Lieschen aus dem Fenster des alten Schulhauses heraus, und die Leute sagten: Sie ist bei den vier und vierzig, die sie auf dem Rücken hat, noch immer eine wunderschöne Frau. Und das war sie auch, bei meiner Treu'!

Windmüller, der von allem Umgang, außer Thomaschen, abgeschlossen war, sah es ungemein gerne, daß der brave alte Lehrer seit seiner Krankheit ihn dann und wann besuchte. Er ging, sobald er wieder ganz hergestellt war, fleißig hinüber, denn sie hielten sich eine Zeitung zusammen, und da gaben die Kriegshändel viel zu reden, die damals, weit von dem deutschen Vaterland, entbrannt waren.

Da er seit seiner Krankheit und ärgerlichen Geschichte mit dem Landraube gar nicht ausging und seine alte Haushälterin sich um nichts bekümmerte, was im Dorfe vorging, auch Thomaschen seit einigen Tagen krank daniederlag, so hörte er, obwohl das Haus nebenan lag, gar nichts von der Neuigkeit, die das ganze Dorf bewegte,

nämlich von der Ankunft der schönen Försterswittwe, von Bender's Lieschen.

Sie war zwar schon einige Male im Garten gewesen trotz dem rauhen Wind und Schneegestöber; hatte auch ihre noch immer flammenden Augen hinüber nach Windmüller's Fenstern plänkeln lassen; aber Peter hatte nichts von alle dem gesehen und gehört.

Abends wollte er die ausgelesene Zeitung selber seinem Herrn Nachbar bringen und ging hinüber, blieb aber unter der Stubenthüre betreffen stehen — denn er sah Lieschen's, freilich etwas umfangreichere, immer aber noch schöne Gestalt vor sich und im kleinen Spiegel, gegen den sie saß, ihr schönes Gesicht.

Alle Drei blickten auf, als die Thüre aufging.

Nur herein, Herr Nachbar, sagte Bender. Was macht Euch denn so stutzen? Es zieht kalt herein, denn in der Hausflur steht kein Ofen!

Das thue ich gewiß, sagte mit liebreizendem Lächeln die schöne Frau, sprang behende auf und reichte Peter die kleine weiße Hand dar, die noch nicht viel schwere Arbeit im Leben gethan hatte.

Grüß Gott, liebes Lieschen, rief Windmüller, die Zeit vergessend, die zwischen damals und jetzt lag; aber schnell besann er sich und verbesserte: Frau Zeiler!

Lieber Peter, sagte sie mit der volltönenden, schönen Stimme, sind wir uns denn so fremd geworden, daß du mich anders nennen willst, als in unsrer schönen Jugend? — Sie maß ihn schnell mit ihrem sichern Blick und erkannte, daß er noch immer ein schöner Mann sei, den eine schöne Frau zu heirathen gar kein Bedenken tragen durfte, ganz abgesehen von dem Erbe und den Erbschaften der Vettern und Basen, deren Letzte vor Kurzem erst das Zeitliche gesegnet hatte. Sie zog ihn zum Tisch und nöthigte ihn, sich an ihre Seite zu setzen.

Der Windmüller war ganz erstaunt über das völlig unerwartete Wiedersehen. Er sah sie fast immer an und gestand sich, sie sei sehr schön. Er horchte mit Wohlge-

fallen auf ihre schöne Stimme. Ihr Plapperment ging wie ein Uhrwerk, und sie sprach so schön, wie es eben im Buche stand.

Da flogen die Stunden wie Minuten hin. Wenn sie ihn mit den glänzenden, schönen Augen ansah und aus den frischen Lippen noch die schönen, weißen Zähne hervorschimmerten, dann war es ihm, als sei es gestern gewesen, daß Lieschen unter heißen Thränen Abschied von ihm nahm.

Während sie erzählte, waren seine Gedanken immer in der Vergangenheit. Er gedachte der abendlichen Ständchen unter dem Holunderbaume, der zwischen dem, den Schulgarten von seinem Garten trennenden Zaune stand, und es wurde ihm so warm im Herzen, wie seit Jahren nicht. Er sann nach, warum Lieschen nicht seine Frau geworden — und das Wort Thomaschen's fuhr wie ein Blitz durch seine Seele. —

Lieschen war seit dem Ablaufe des Trauerjahres ihres Gatten in der Meinung sehr fest geworden, der Wittwenstand sei nicht der angenehmste, und sie beschloß, nicht eigensinnig darin zu beharren, wenn etwa irgendwo sich eine Gelegenheit finden sollte, ihm auf eine passende Weise zu entsagen. Sie fand schnell, daß ihre Mutter wahr geredet, als sie ihr geschrieben und gesagt, sie würde ihren alten Schatz noch immer annehmbar finden und es sei der Mühe werth, einmal zu versuchen, ob er den Wittwerstand denn wirklich so lieb gewonnen habe, daß er ihm jedes Opfer zu bringen bereit sei.

Sie hatte wohl schon Freier gehabt, aber Keiner darunter konnte ihr ein Leben bieten, wie sie es wünschte; auch hatte ihr eigentlich Keiner gefallen. Sie gestand sich, daß doch an dem Worte: „Alte Liebe rostet nicht," viel Wahres sei. Sie zeigte Peter'n soviel Zutraulichkeit und Liebe, daß er meinte, es sei noch etwas übrig von ehedem, und das wirkte gar mächtig auf ihn ein. Als er wegging und sie ihm leuchtete, klang das „Gute Nacht, mein lieber Peter!" so wundersam, daß er es noch in seinen Ohren klingen hörte, als er längst auf dem einen derselben lag.

wie er denn auch den warmen Druck der kleinen, zarten Hand noch langehin zu fühlen meinte.

Lieschen müßte nicht Lieschen gewesen sein, wenn sie nicht bemerkt hätte, wie Peter's Wohlgefallen an ihr von Augenblick zu Augenblick gewachsen war; wie eine Erinnerung nach der andern wieder lebendig wurde. Sie hatte ihren Plan gemacht und der reifte, daran war nun nicht mehr zu zweifeln. Sie hätte aufjauchzen mögen, wenn sie sich dachte, wie sie sich das Leben so angenehm würde mit Windmüller's Gelde machen können. Aber da fiel ihr etwas ein. Der Emmerich! — Sie besann sich indessen schnell, daß das Vermögen meist von Windmüller's Seite kam, und dafür wollte sie schon sorgen, daß er ihr im Ehecontracte soviel sichern sollte, daß der Emmerich ihr nichts möchte anhaben. Kam er wieder und es that kein gut, nun dann konnte ihm Windmüller das mütterliche Erbe geben und er Annchen heirathen. Sie blieb ja dann noch immer der Vogel im Hanfsamen.

Ihr sehr, Lieschen war eine kluge Frau und hatte sich schon am ersten Abende des Wiedersehens Alles so gut zurechtgelegt, wie es der beste Advocat und Notar nicht besser konnte und ihre Mutter half rathen. Die konnte es.

Als Windmüller am andern Morgen, nach dem Kaffee, in seinem Sessel saß, kam wieder Thomaschen's Wort in seine Seele.

Aber Emmerich? sagte auch er.

Bin ich denn aber nicht Herr, zu thun, was ich will? fragte er sich. Bin ich denn dem Buben, der sich nichts um mich kümmert, mir nicht einmal schreibt und lieber darbt, als mich um Geld bittet (er wußte nichts davon, daß er Geld von seinem Nachbar Fellinger erhielt), Rechenschaft schuldig? Der bleibt noch über zwei Jahre bei den Soldaten und wenn er wiederkommt, heirathet er, zieht hinüber in Fellinger's und ich bin ein Ausenthaltsvater mit all dem Elende, das ich jetzt habe. Und ein Ausenthaltsvater mit zwei und fünfzig Jahren? Und in welcher Lage bin ich? Ich sterbe vor Ekel, wenn das so fortgehen sollte!

Plötzlich aber schwieg er und sann.

Du sprichst grade so, als hätteſt du ihr Jawort schon! sagte er zu sich. Nimmt sie dich denn auch? Sie iſt an ein gutes Leben gewöhnt und wer weiß, ob sie nicht schon etwas Anderes im Werke hat. So einer schönen Frau fehlt's nicht. Er nahm sich also vor, behutsam zu Werke zu gehen. Mittags kam Thomaschen geschleckert. Er ging am Steck und sehnte sich nach einem Gläslein guten Weines. Windmüller nahm ihn freundlich auf. Er ging selbſt in den Keller, um ihm eine Herzſtärkung zu holen.

Was gibts Neues? fragte er ihn.

Zweierlei, sagte Thomaschen. Glaubt Ihr, daß Emmerich mit seinem Bißchen Hungerfeld auskommt?

Er muß wohl, sagte betroffen Windmüller, denn mir hat er noch kein Geld gefordert; überhaupt hat er mir noch nicht geschrieben, selbſt da nicht, als ich ihm den Tod der Bärbelsbas schreiben ließ vom alten Schulmeiſter.

Glaub's, sagte Thomaschen pfiffig lachend. Das Geld iſt alle, das ihm die Bärbelsbas zugesteckt hat, als er ging; denn Ihr habt ihm ja keins.

Das iſt wahr! rief Windmüller und lief roth an, weil er daran kaum mehr dachte. Das iſt wahr, sagte er noch einmal, und der Bub iſt falsch drüber und redet mich nun auch um keins an. Eigentlich hätt' ich's grad so gemacht.

Nun, er weiß sich zu helfen, sagte Thomaschen und blinzelte mit dem linken Auge.

Wie denn? fragte Windmüller.

Nun, seht Ihr das nicht ein —? — rief Thomaschen. Der Fellinger schickte ihm gestern, als der Schöffe in der Stadt war, zwanzig Thaler. Ich brachte ihm die Post-Quittung und der Schöffe raisonnirte über Euch wie ein Rohrspatz.

Windmüller biß sich in die Lippe. Beides ärgerte ihn gleichmäßig; aber er mußte sich den Vorwurf machen, daß er doch eigentlich selbſt die Schuld daran trage. —

Das machte ihn unmuthig und verdrießlich. Er hätte seinem Sohne doch wenigſtens Reisegeld geben sollen. Damals

freilich war seine Seele zu voll des wüthenden Zornes und der verbreitete sich gleichmäßig über Alles, was ihm vorkam. Hintennach bereute er es; aber es war nicht mehr zu ändern, und er konnte auch Emmerich es nicht sehr verdenken, daß er ihn jetzt um kein Geld anreden mochte.

Thomaschen sagte: Mag's sein, wie's will. Ihr waret damals aus allen Fugen. Er hätte doch sagen können: Vater, ich brauche Geld! Das war seine Sache. Und daß er nicht schreibt, ist sehr unrecht, denn das Kind muß dem Vater nachgeben und nachgehen und nicht der Vater dem Kinde.

Dennoch fiel es dem Windmüller auf's Herz, wie er in das Glück seines Sohnes mit rauher Hand eingegriffen; wie kalt er ihn verabschiedet hatte. Er äußerte das auch.

Thomaschen merkte, daß er weicher gestimmt war, als sonst, und begann nun, ihn zu bearbeiten, bis er ihn wieder in den Zorn hineingearbeitet hatte, daß alle Schuld auf Emmerich fiel und auf Fellinger, der ihn in der Widerwilligkeit gegen seinen Vater stütze.

Daß der Kleine hier ein schweres Unrecht beging, muß ich aber gleich beibringen. Niemand konnte eindringlicher an Emmerich's Herz reden, als Fellinger. Er ermahnte ihn, sich mit seinem Vater auszusöhnen, und suchte ihn zu seiner kindlichen Pflicht zurückzuführen.

Als Thomaschen seine heillose Rede geendet und sein Ziel erreicht hatte, sagte er: Schlagt Euch die Grillen aus dem Kopfe, Herr Windmüller! Ich habe noch eine Neuigkeit für Euch. Wißt Ihr, daß seit vorgestern Euer alter Schatz, Eure erste Liebe wieder hier ist?

Diese Bezeichnung, die mit dem, was sich in seiner Brust regte, so völlig übereinstimmte, brachte ihn in einige Verlegenheit. Er nickte bloß und schwieg.

Habt Ihr Lieschen schon gesehen? fuhr Thomaschen fort. Alle Wetter, das ist eine Prachtfrau! Ja, es kommt mir vor, als sei sie jetzt schier noch schöner, als sie damals war, da die Geldhoffart Eures Vaters eine Kluft zwischen Euch und Lieschen bereitete, die Euch von ihr trennte.

Woher weißt du das Alles? fragte Windmüller.

Thomaschen zuckte die Achseln. Sollte ich allein nicht wissen, was alle Welt weiß? fragte er. Haben denn nicht die Wände Ohren? Lassen wir aber das. Ich sagte Euch neulich, was ich an Eurer Stelle thäte, nämlich heirathen. Wenn ich es so überlege, so kann es Euch kein Mensch verargen in Eurer Lage, und es thut's auch Niemand, wie ich am besten weiß, da ich unter allen Leuten herumkomme. Da ist hier und dort viel die Rede von Eurer Haushaltung. Die Leute erkennen, daß Euch die Noth dazu zwingt. So lange die Bärbelsbas lebte, die Euch mütterlich beistand, dachtet Ihr nicht daran; aber jetzt, wo Ihr mit Fremden hausen sollt, denen Euere Haushaltung, denen Ihr nicht näher anlieget, ist's ein Anderes. Das sagen die Leute, und ich sollte mich wundern, wenn Ihr es nicht selber Euch sagtet. Gesetzt, Ihr denket daran, so wäre eine andre Frage: Wen? Sollte Ihr, der Ihr ein noch so lebensfrischer Mann seid, etwa die alte Wittwe nehmen, die Euch haushält? Das fällt Niemanden auch nur entfernt ein. Nehmet Ihr ein blutjunges Mädchen — kriegen würdet Ihr schon Jede, welche Ihr wolltet — so wäre das für Eure Feinde nur neuer Stoff, Spott und Hohn, Galle und Eifer auf Euch zu werfen. Daran denket Ihr aber auch nicht; schon darum nicht, weil es keine passende Stiefmutter für Emmerich wäre. Er hätte keinen Respect vor ihr; aber das Lieschen, die nur eine geringe Zahl Jahre jünger ist, als Ihr; die eine gesetzte Frau ist; eine Frau, die grade für einen Mann, wie Ihr seid, paßt, wie kaum eine Andere, — das wäre das Rechte, und überall werden die Leute sagen: der Herr Windmüller hat wohlgethan. Das ist so meine Ansicht von der Sache. Nehmt's nicht übel, daß ich mich so in Eure Sachen mische, aber ich konnte nicht anders als Euer bester Freund. Guten Morgen! —

Er ging und Windmüller war in ein so tiefes Sinnen versunken, daß Thomaschen schon vor dem Hause war, als er erst seine Entfernung wahrnahm.

Noch lange saß er so; dann stand er auf, kleidete sich

sorgfältiger als sonst, und ging auf's Feld, um zu sehen, was der Knecht thue. Als er an den Fenstern des Schulhauses vorüberging, saß Lieschen an dem Fenster der Wohnstube und strickte. Sie war einfach, aber schön gekleidet und strahlte in ihrer Schönheit. Er sah sie schon von Ferne und grüßte. Mit allem Liebreiz grüßte sie wieder und nickte dazu mit so zutraulichem Lächeln und einem Blicke, der ihm in das Herz hineindrang. Auch das bemerkte er, daß sie ihm nachsah, so lange sie ihn sehen konnte.

Er brachte sie den ganzen Tag nicht aus seinen Gedanken, und als Abends die Dämmerung kam, aß er schnell und war wieder drüben. Und wieder wußte sie den Abend durch ihre Unterhaltung so angenehm zu verkürzen, wie am Abend vorher, ja noch angenehmer. Sie erzählte so hinreißend schön, daß Windmüller ihr jedes Wort von der Lippe sah, und als er ging, leuchtete sie wieder und der Abschied war wärmer und herzlicher, als am ersten Abend.

So ging es fort und fort und immer näher kamen sie sich, bis er einmal den Muth gewann, seinen Heirathsantrag auszusprechen. Freilich, Lieschen war zu klug, gleich drein zu fahren mit ihrem Ja. Sie bat sich eine Bedenkzeit von acht Tagen aus.

Als die acht Tage um waren, die dem Windmüller eine halbe Ewigkeit zu sein dünkten, da rückte sie dann heraus, klug und schlau. Sie wies darauf hin, wie bedenklich ihre Lage sein würde, wenn etwa Windmüller vor ihr stürbe, da Emmerich denn doch scheel dazu sehen werde u. s. w.

Ei, meinst du, liebes Lieschen, ich wollte dich von der Laune meines Sohnes abhängig machen? Das Vermögen kommt von mir her. Laß mich sorgen. Ich gehe noch heute in die Stadt und lasse einen Act bei dem Notar machen. Den bringe ich dir, und gefällt er dir nicht, so bist du noch immer ungebunden. So sprach Windmüller, und sie wußte nicht genug, ihm ihre Liebe und Dankbarkeit zu versichern.

Schon eine Stunde ſpäter war er auf dem Wege zu dem Notar. In dem Schenkungsact überließ er Lieschen den Sitz im Hauſe mit angegebenen Räumen; er übergab ihr den großen Garten hinter der Kirche und ſetzte ihr eine Summe baaren Geldes aus, welche ſie und ihre etwaige Nachkommenſchaft vor jeglicher Sorge nicht nur ſicher ſtellte, ſondern ihr die angenehmſte Zukunft ſicherte. Er hatte mit freigebiger Hand gegeben, und als er Lieschen den Act gab und ſie ihn geleſen hatte, fiel ſie ihm entzückt um den Hals und gab ihr Ja mit Freuden. Das thaten auch die Eltern, obwohl auf der Stirne des braven, alten Lehrers eine Wolke lag, und ſchon am nächſten Sonntag hörte die Gemeinde das Paar ausrufen.

VI.

„Stiefmutter" iſt ein Name, der ſelten einen guten Klang hat!

meinte der alte Schmiedjakob. Die Erfahrung lehrt's; aber ich kenne auch, Gottlob! viele Fälle, wo er den hellſten, herrlichſten Klang hatte. Das liegt nicht grade an dem Namen, ſondern an den Herzen, welche die Stiefmütter mitbringen, und, das darf nicht vergeſſen werden, an den

Kindern, welche die Stiefmütter aufnehmen, und endlich an den Hetzern und Hetzerinnen, die sich freuen, wenn des Haders Fackel in einer Familie recht hoch auflodert. Das Alles ist nicht zu übersehen. Ich will mich hier nicht einlassen, fuhr Schmiedjakob fort, das Schwere nachzuweisen, fremden Kindern eine Mutter zu sein; auch nicht auf die Schwierigkeit, die eigenen den fremden Kindern und diese den eigenen völlig und ganz gleichzustellen, wie es die Pflicht gebeut; auch darauf nicht, daß es von Seiten der Kinder schwer ist, die Liebe zu der theuern, verlorenen Mutter einer Fremden entgegenzubringen und auf sie überzutragen. Erhalte Gott in Gnaden den Kindern ihre Mütter und den Männern und Frauen ihre Ehegatten, daß nicht etwa ein Thomaschen sie zu tollen Streichen verleitet und — sollte das Thomaschen in der eigenen Haut stecken! — Mir liegt jetzt Anderes näher.

Als die Leute nach dem ersten Aufgebot aus der Kirche kamen, da gab's ein Ohrenflüstern und Tuscheln; ein Räsonniren und Hadern, wie seit Jahren keins im Dorfe vorkam.

Fellinger, seine Frau und Annchen gingen stille nebeneinander dahin, als wäre nichts vorgefallen.

Als sie aber in ihre Stube getreten waren und alle Drei um den viereckigen Plattenofen standen, auf dessen drei Seiten die Geschichte Simson's zu sehen war, nämlich wie er den Füchsen die Feuerbränke an die Schwänze band, der Philister Erndte zu verbrennen; wie er die Philister schlug mit dem Eselskinnbacken, und wie er die Säulen des Hauses einriß, wo seine Feinde Rath hielten — ich sage, als sie, sich wärmend, um den warmen Ofen standen, sahen sie sich gegenseitig an. In Annchen's Augen glänzten ein paar Thränen, denn sie dachte an Emmerich's Leid; die Mutter sah etwas aufgeregt ihren Mann an. Dieser allein zeigte eine Ruhe, die seine Frau nicht begreifen konnte. Es war, als warte ein Jedes auf des Andern Rede und als ob Keins anheben wollte. Endlich sagte die Fellingerin: Es ist doch eine alte Regel: „wenn es dem Esel zu wohl

wird, geht er auf's Eis tanzen!“ Und die zweite sagt: „Alter schützt vor Thorheit nicht!“

Du bist hart in deinem Urtheile, Mutter, sagte Fellinger. Ich stelle mich gerne ganz außer der Sache hinaus, wenn ich urtheile. Man darf da niemals von sich selber ausgehen; denn das führte zum falschen Urtheil. Hör' mich einmal an, sagte er dann, indem er sich in den Sorgstuhl hinter dem Ofen setzte. Ruhig und klar, wie er immer war, stellte er nun Windmüller's Lage vor sie hin. Er wies nach, wie er sich in seine Lage gefügt und wieder zur Arbeit zurückgekehrt sei, als Emmerich ihn verließ; er stellte es in's Licht, wie er sich, um alle üble Nachrede zu entfernen, nach dem Tode der Bärbelsbas die alte Wittfrau in's Haus genommen; aber, fuhr er fort, die ist unreinlich, wie du selber sagst. Windmüller ist bei seiner Frau, meiner Schwester, Gott hab' sie selig, und bei der Bärbelsbas an die größte Reinlichkeit gewöhnt gewesen. Wie mag ihm das eingehen? Und wo und wann sieht er ein Ende für diesen Zustand? Daß ihm da der Gedanke kommt, sich eine brave Frau zu suchen, das, will mir's scheinen, liegt so nahe, ist so gerechtfertigt wie etwas. Mich wundert's, daß er's nicht früher gethan hat. Ich hätt's ihm in seiner Lage nicht verargt.

Die Fellingerin sah beschämt auf die Ofenplatte. Endlich sagte sie leise: Aber grade die!

Warum nicht die? fragte Fellinger. Hat sie einen schlechten Ruf? Nein! Versteht sie etwa die Hauswirthschaft nicht? Ihre Mutter ist eine tüchtige Hausfrau; wir wissen nicht, ob sie es etwa nicht ist. Weil sie hübsch ist? Das ist Windmüller's Sache und sie ist ein alter Schatz aus der Jugendzeit. Daß sie eitel ist und sich gerne putzt — nun, das thun die meisten Frauen gern, und ich glaube deßwegen, daß sie zu ihm paßt.

Aber Emmerich? sagte ganz kleinlaut die Fellingerin.

Emmerich? sprach Fellinger, hat es seinem Vater Dank zu sagen, daß er ihm keine Stiefmutter gab, da er noch ein Kind war, das darunter hätte leiden können. Jetzt hat

er kein Recht, seinen Vater zu tadeln. Wenn er dageblieben wäre, hätte es sich vielleicht nicht so begeben. Er hat also mit Schuld daran und muß aus doppeltem Grunde schweigen. Es ist besser so für ihn und für unser Kind; denn hätten sie sich geheirathet und wären in das Haus Windmüller's gezogen, so wäre vielleicht Herzeleid für Annchen draus erwachsen. Jetzt ziehen sie seiner Zeit, wenn aus der Heirath etwas wird, zu uns und unser Kind hat Frieden.

Er wird ihr aber ordentlich verschreiben müssen? sagte die Fellingerin. Das Lieschen war immer klug!

Dann hat sie recht. Sie muß für ihre Zukunft sorgen, entgegnete Fellinger; denn sie ist arm und ihre Eltern sind hochbetagt. Und wenn er ihr Alles gäbe, was von seiner Seite herkommt, Emmerich hat an seinem mütterlichen Erbe genug, um ehrlich auszukommen, und unser Kind braucht auch nicht betteln zu gehen. Nun, schloß er, hab' ich dir meine Meinung gesagt, und ich denke, es ist das erste und letzte Mal, daß diese Geschichte zur Sprache kommt. Mit Andern lasset euch darüber nicht ein, oder saget, was ich euch gesagt habe.

Damit war in Fellinger's Hause die Sache abgethan, und Alle beruhigten sich. Auch Annchen's Thränen trockneten schnell; aber im Dorfe war es bei weitem so nicht. Da wurde die Sache mit aller Leidenschaft für und wider abgehandelt; allein es änderte nichts, und in der Stille ließ sich Windmüller copuliren, und führte dann als glücklicher Gatte sein schönes Weib in sein Haus ein. —

Sie trug ihn auf den Händen und er sie. Man hörte nichts als Peterchen und Lieschen. Aber das war gewiß, daß er tanzte wie sie pfiff. Sie hatte eine Gewalt über ihn ohne Maaß. Das mußte ihr Jeder und Jede zugestehen: sie war klug. Windmüller ging nicht mit ihr in Fellinger's. Dazu brachte sie ihn einmal nicht. Nun kam sie allein, war lieb und freundlich, besonders gegen das wunderschöne Annchen; sprach sich über ihre Stiefmutterschaft gegen Emmerich so aus, wie man es nur billigen konnte, und hoffte, sie werde noch Windmüller's Zorn mit der Zeit

beſiegen. Indeſſen that ſie ſich entweder nicht viel Mühe an, oder ſein Kopf war felſenfeſt. Uebrigens geſchah ſonſt Alles, was ſie wünſchte. Sie wußte das ſo gut zu machen, daß ſie ihre eigenen Gedanken denen Windmüller's unterſchob, ſo daß er meinte, es ſeien ſeine eigenen. Im Hauſe wurde Vieles verändert. Namentlich den Theil deſſelben, der ihr als Wittwenſitz gehörte, ließ ſie abſonderlich ſchön und wohnlich herſtellen, tapeziren und ließ ſich das ſchönſte Geräthe machen, das zu ſehen war.

Arbeiten, ſagte ſie, ſollſt du mir nicht. Ich will dich mir erhalten. Du nimmſt dir einen zweiten Knecht, und gehſt dann, wenn es nöthig, nachſehen. Des Herren Augen arbeiten mehr, als ſeine Hände. Das gefiel ihm, und es geſchah.

Es kamen Vorhänge an die Fenſter wie in der Stadt. Der Gärtner Peters aus der Stadt kam im Frühling und legte den Garten an, daß es eine Luſt und Pracht war. Im Hofe waren Welſchhühner und allerlei anderes Gethier, auch ein Pfau, weil ſie ihre Freude dran hatte.

Die Kleider, welche Windmüller Werktags getragen, erhielten die Knechte geſchenkt, und die Sonntagskleider trug er an den Werktagen. Sonntags war er ein ſtattlicher Stadtherr, und ſie putzte ihn prächtig. Es verſteht ſich, daß ſie dazu paſſen mußte. — Eine ihrer Mägde lehrte ſie kochen und zog ſie ſich zur Köchin heran; denn ſie machte ſich die feinen weißen Händchen, an denen Windmüller ſeine Freude hatte, ja ſchwarz in der Küche, und das ging gar nicht mehr ab.

Mit den Ackerpferden zur Stadt zu fahren, gefiel ihr nicht. Sie paßten auch nicht zu dem neuen, glänzenden Wagen, den ſie gekauft hatte, um ihrem Mann eine Freude ganz unverhofft — zu machen. Es wurden ein Paar ſchöne, feine Rappen gekauft. Die paßten zum Geſchirr und Wagen.

Windmüller war ſelig. Das war nach ſeinem Sinn. In einem Vierteljahre hatte ſie das Alles fertig; aber ſie hatte auch einen Stall voll Kühe, daß es eine Pracht war;

sie schickte eine Menge Butter und Eier in die Stadt, und das Geld floß, weil es ihr Windmüller schenkte, in ihre Kasse. Das wäre nun freilich Alles überflüssig gewesen, denn sie hatte überhaupt das Geld unter den Händen.

Windmüller war reich genug. Alle diese Verschwendung; alle das üppige Leben, an das sie ihn gewöhnte, that ihm nichts. Aber das ist der Fluch, der auf dem Gelde liegt, daß es geizig und habsüchtig macht. Wer hätte es denken sollen, daß dieß schöne, heitere, lebenslustige Weib eine ausgebeckte Kreuzspinne werden würde, die nur danach angelte, Geld zu machen? — So war's aber. Allmählich brach sie hier und da ab, kargte, wurde zänkisch mit Knechten und Mägden, die ihr nicht genug arbeiteten. Das nahm gar schnell zu, und im Laufe weniger Jahre war sie so geizig, so habsüchtig, daß es ein Greuel war. Wie sie früher das Geld laufen ließ, so hütete sie es nun im Schranke. Sie wurde unbehilflich dick und damit schwand ihre Schönheit hin. Das schien ihre Zanksucht zu steigern. Hörte sie mit den Dienstboten auf, so fing sie mit ihrem Mann an, der so weit unter den Pantoffel gerathen war, daß er nicht mehr den Muth hatte, laut zu reden, und über keinen Kreuzer Herr war. Den Tabak konnte sie nicht riechen. Daher mußte er ihm entweder entsagen, oder heimlich ein Pfeifchen rauchen, wenn er — Geld hatte, ihn zu kaufen! — — —

Thomaschen hatte sich einmal gerühmt, diese Heirath habe er fertig gebracht. Von dem Augenblick an haßte sie ihn in den Tod, und er durfte es nicht mehr wagen, über Windmüller's Schwelle zu treten.

Mit Fellinger's war's auch ab. Sie hatte in ihrer Weisheit vorgeschlagen, Annchen die nöthige Bildung beizubringen, die sie an ihrer künftigen Schwiegertochter sehen möchte. Da meinte Fellinger, das sei ihm gar nicht lieb. Er hasse es, wenn der Mensch aus dem Boden herausgehoben werde, in dem er erwachsen sei. Es zeige sich an jeder Pflanze. Sie querkele nur in dem fremden, ihr nicht zusagenden Boden. Sein Annchen sei ein einfach Bauern-

kind, und solle es bleiben. Was sie als solches zu wissen und zu können nöthig habe, das verstehe ihre Mutter aus dem FF und könne sie's lehren, und habe es auch schon zur Genüge gethan. Was drüber sei, das sei vom Uebel. Darum möge sich die Frau Schwägerin keine Mühe geben. Er danke für die gute Absicht.

Und damit mußte sie kurzweg abfegeln. Wie sie das ärgerte? Sie schimpfte über das dumme Bauernvolk, das ewig im alten Sauerteig wolle stecken bleiben, und selbst die Handhabe, die man in Liebe biete, verschmähe.

Windmüller lächelte, ohne daß sie es sah, und dachte: Fellinger that wahrhaftig wohl!

Mit andern Leuten ließ sie sich nicht ein; aber Gesellschaft aus der Stadt zu haben, dazu ließ ihr Geiz nicht kommen. So saß sie und Windmüller einander gegenüber, gähnten sich an und — eh sie sich dieses Lebens erfreuten, bezweifle ich; denn der arme Windmüller seufzte oft tief, blickte nach Fellinger's hinüber, deren Glück und Frieden er beneidete.

Sein Herzeleid sollte indeß die Hefen noch nicht erreicht haben: Lieschen wurde kränklich. Ihr außerordentliches Fettwerden ließ es nicht mehr zu, daß sie sich viel bewege,

und nun saß sie im Kanape und gab Befehle; jagte ihren Mann umher, bald hierhin, bald dorthin, daß er am Abend so sterbensmüde war, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Ueberdieß war sie noch nicht mit ihm zufrieden; zankte, keifte, knörpelte bis tief in die Nacht, weil sie nicht schlafen konnte, da sie oft ein Stündchen am Tage schlief. Armer Peter Windmüller, wie war die Liebesheirath so übel ausgeschlagen! Er war in den zwei Jahren um zehn Jahre älter geworden, und einen Zustand, wie er jetzt war, konnte er unmöglich auf die Dauer ertragen.

Um diese Zeit war es, als Emmerich ausgedient hatte und zurückkehren sollte.

Wenn ich Euch sage, daß Windmüller manche Stunde an seine Vergangenheit dachte und sein jetziges Leben, das sich so schön angelassen und so häßlich geworden war, mit dem früheren verglich, so kam ihm oft die Sehnsucht nach jenen Tagen. Er hatte doch keine Seele, der er sich mittheilen konnte. Da dachte er denn oft an seinen Emmerich, den er von sich gestoßen, und es wurde ihm recht weh um das Herz. Solche Stimmung kehrte um so öfter wieder, als die Quälereien seiner Frau häufiger wurden. So reifte der Gedanke, sich mit seinem Kind auszusöhnen. Er faßte sich den Muth und ging zum Pfarrer, den zu bitten, daß er sein Bestes dabei thun möge.

Freilich sagte er Niemand, was der Pfarrer mit ihm unter vier Augen verhandelt; aber seine Augen waren roth, als er aus dem Pfarrhofe kam, und so manche Erscheinungen ließen darauf schließen, daß der Pfarrer nicht gerade säuberlich mit dem Knaben Absalon verfahren war.

So war Windmüller nie fleißig zum Hause Gottes gegangen. Es ging ihm wie einem andern Reichen, der meinte, er habe Alles genug; er brauche nicht zu beten. — Der Pfarrer hatte ihm, wie es schien, Dinge gesagt, an die er kaum mehr gedacht haben. Man sah ihn jetzt jeden Sonntag in der Kirche, und recht andächtig. Er betete auch wieder und fühlte sich gestärkt, sein hartes Loos zu ertragen.

Lieschen war von gleichem Schlage gewesen wie er; aber bei diesem verweltlichten Weibe hatte die Schule der Züchtigung noch nicht die Reue geweckt, die Niemanden

gereuet. Sie wollte vom Pfarrer nichts wiſſen, und zum Beten fehlte ihr der Glaube.

Dennoch ſchrieb der Pfarrer an Emmerich und wirkte auf ſein gutes Herz, daß er ſeinem Vater ſchrieb und ſich mit ihm verſöhnte. Das freute Lieschen wohl, aber ſie fürchtete des Sohnes Kommen, weil ſie vermuthete, ihr Mann werde durch ihn weniger fügſam werden.

Endlich kam Emmerich. Er war ein Bild des blühendſten jugendlichen Lebens, ein Bild männlicher Schönheit. Sein Vater fiel ihm weinend um den Hals, aber reden konnte er nicht. Es war auch nicht nöthig: die Thränen redeten ja deutlich genug.

Seine Stiefmutter, die ſchon lange Zeit das Bett hüten mußte, nahm ihn mit gewinnender Freundlichkeit auf, mit einer Freundlichkeit, bei der es den Windmüller überlief, weil er wohl wiſſen mochte, wieviel davon auf ihre berechnende Schlauheit und wieviel auf das Herz kam. Emmerich hielt ſich ruhig, freundlich, aber ernſt, und ging hinüber zu Annchen.

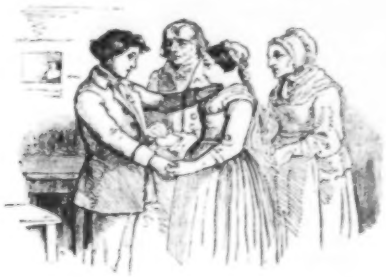

O, da war's anders! Welche Freude! Welche Herrlichkeit! Das glückliche Mädchen betrachtete ihn rechts und links, und dann flüſterte ſie ihm in's Ohr: Du biſt noch

viel schöner geworden! Und er mußte das Bekenntniß auch ablegen; denn als halbes Kind hatte er sie verlassen und als blühende Jungfrau fand er sie wieder! Und wie glücklich waren Vater und Mutter mit ihm!

Lieschen berechnete den Vortheil schnell, den sie von Emmerich haben könne. Sie beschloß einen Knecht zu Weihnachten abzuschaffen, da Emmerich arbeiten könne und müsse.

Emmerich durchschaute sie bald und ganz. Hader wollte er nicht, aber in diesem Hause zu bleiben und schweigender Zeuge des Elendes seines Vaters zu sein, das konnte er nicht. So bat er denn Fellinger's, ihm sein Annchen zu geben, und als diese mit Freuden einwilligten, sagte er es seinen Eltern.

Da brach aber ein Wetter los, wie lange keins dagewesen war. Nun wolle er sein mütterliches Erbe, sagte sie; nun wolle er sie in all' der Last und Bürde stecken lassen und die Errungenschaft fordern! Nun wolle er auch einen Theil des väterlichen Erbes und sie auf's Trockne setzen! — Mit Einem Worte: das Weib zeigte sich, wie sie war.

Emmerich redete kein Wort, drehte sich aber um und ging in Fellinger's und kam nicht wieder. Schon nach drei Wochen wurde er und Annchen getraut.

Hier, in Fellinger's, wohnte Glück, Friede und Frohsinn; drüben in Windmüller's war Zank, Zorn und Hader, mit einem Worte: die Hölle auf Erden.

Windmüller trat am Tage der Hochzeit zum ersten Male wieder in Fellinger's Haus. Alles war vergessen, was sie einst getrennt. Ihm war wohl hier. Jetzt kam er in jeder freien Stunde und schüttete sein Herz aus, das übervoll war. Seine Züchtigung war schwer, aber heilsam für ihn. Was früher in seinem Herzen Raum und Wohnstatt gehabt, das war gestorben. Er ging gebückt von der Last seines Kreuzes; sein Haupt war schneeweiß, seine Gestalt war zerfallen; sein Auge erloschen. Die Einbildungen des Ehrgeizes waren zerronnen und in's eigne Herz war der Blick gesenkt.

Leider stieg sein Kreuz noch höher. Seine Frau bekam die Wassersucht. Man mußte die ungeheuer schwere Frau heben und legen, wenn sie sich von einer Seite auf die andre legen wollte.

Jetzt zeigte sich die Liebe und Treue der Fellingerin und Annchen's. Beide widmeten ihr ihre thätigste Pflege und es war ihnen kein Opfer zu groß, was sie heischen mochte. Fünf volle Monate dauerte dieß Leiden. Wohl wirkten die beiden so innigfromm frommen Frauen auf Lieschen's Gemüth, und es gelang ihnen auch, dem braven Pfarrer den Weg zu bahnen, der nun alle Tage kam und an ihr arbeitete für das Reich Gottes. Sie war geeignet, diese Arbeit, und mit voller Reue über ihre Sünden starb sie.

Das muß ich sagen, tief war das Herzeleid nicht. Sie war es auch nicht werth.

Aber wie stand's denn nun um den, der durch das siebenfache Feuer der Prüfung hindurchgegangen war, ich meine, um Peter Windmüller?

Der war geläutert in den wenigen Jahren!

Er zerriß den Act, den er Lieschen gemacht, daß ihr Emmerich gar nicht sah. Als sie an Lieschen's Kisten und Kasten kamen, schrieen sie fast laut auf über die Haufen Geldes, die ihr gieriger Geiz gehäuft, weil sie fürchtete, ihr Gatte möge vor ihr sterben. Es war zum Erstaunen.

Nimm es, Emmerich, sagte Windmüller; ich brauche es nicht. Ueberhaupt übergab er ihm Alles und vertraute sich dem milden Engel an, den Gott ihm, dem Vielgeprüften, in Annchen gesendet. Die aber war ihm auch eine recht liebende Tochter, die seine Tage noch erheiterte.

Spät kehrte erst, im Glücke seiner Kinder, in der Liebe, welche sie Alle verband, das wahre Glück bei ihm ein.

O, warum war ich blind? rief er oft aus. Warum ließ ich mich aus meinen Fugen heben? Warum gab ich meinen Leidenschaften und einem falschen Rathgeber Gehör? Warum stieß ich die von mir, die mich liebten, und zog die Selbstsüchtigen an mich heran, die mich zu ihren Zwecken gebrauchten? —

Ich habe an das Sprüchwort gar oft denken müssen, welches ich dieser Geschichte zum Titel gab, und an ein anderes, an das nämlich: „Gute Gedanken und das Abendroth kommen, wenn die Sonne untergegangen ist!“ Damit schloß Schmiedjakob seine Erzählung.

3. Ein Räthsel.

Ein Ehepaar kennen wir, ich und du,
Die passen zusammen — wie Viele heute,
Die auch — Gott bessers! sind Eheleute.
Er liebt den Fleiß, — sie liebt die Ruh'.
Er zeigt ein fröhlich Angesicht, —
Das ihre ist finster, — sie kümmert's nicht.
Sie will nur schlafen, er wirken und machen;
Sie liebt die Stille, er Lärmen und Lachen;
Sie kleidet sich an, wenn der Tag sich neigt,
Er, wenn er fröhlich vom Lager steigt.
Sie zündet sich viele Lichter an,
Er braucht nur Eins, der bescheidene Mann;
Und bei dem Einen schafft er mehr,
Als sie bei dem ganzen Lichterheer!
Kommt er, so geht sie, nie sind sie vereint,
Rasch bläst sie die Lichter aus, wenn er erscheint.
Wie theuer das Oel — wer bezahlt das Licht —?
Das kümmert die leise Verschwenderin nicht.
Die käm' mir recht! — Wär' mir sie vertraut —
Ich ließe mich scheiden, das sag' ich laut!

Der iſt geduldig! Doch hört nur, hört!
Der eh'liche Friede bleibt ungeſtört!
Die Haushaltung gehet ſeit langer Zeit
Vortrefflich, wie keine weit und breit!
Und ob ſie gleich nimmer zuſammenpaſſen,
So wollen ſie doch voneinander nicht laſſen,
Und leben in Fried' und Einigkeit
Schon eine gar lange, lange Zeit,
Und behaupten keklich und unverdroſſen,
Die Ehe ſei im Himmel geſchloſſen!
Das mache mir, lieber Errather, rund,
Ich bring's nicht fertig zu dieſer Stund'.
Und bringſt du's heraus, wer das Eh'paar iſt —:
So bekenn' ich, daß du der Klügſte biſt!

6. Eine Anekdote.

Geben Sie mir doch ein Almoſen, lieber Herr! rief ein Bettler einen vorübergehenden Herrn an. Der hörte aber nicht auf ſeine Bitte und ging weiter.

Herr, rief da in verzweifelndem Tone der Bettler und hielt den Herrn an; ich hungere entſetzlich, und wenn Sie

mich ohne Almosen lassen, so zwingen Sie mich, etwas zu thun, wogegen sich mein ganzes Herz sträubt! — Lieber Himmel, dachte der Herr, vielleicht ist der Mensch vor Hunger und Elend in Verzweiflung und thut sich einen Tod an! Du kannst mit einer Gabe ihn retten und dein Gewissen vor einem nagenden Vorwurf bewahren. Drauf zieht er rasch seinen Geldbeutel und gibt ihm ein Stück Silbergeld. — Denke tausendmal! ruft fröhlich der Bettler aus und will fort. — Da hält ihn der Herr am Arm und fragt mit theilnehmendem Herzen: Aber was wolltet Ihr denn thun, wenn ich Euch nichts gegeben hätte? — Arbeiten, sagte darauf der Bettler lachend, und Sie können mir's auf's Wort glauben, — dagegen hat sich mein Lebtag mein ganzes Herz gesträubt!

---

7. Altes Gold.

„Die Hausthüre geht allemal nach Innen auf!" sagt ein Sprüchwort und Mancher denkt daran zum ersten Mal und hat sie so oft aufgemacht; aber sagst du: das versteht sich ja von selbst und ich sehe gar nicht ein, was das Sprüchwort sagen will! Halt! Du hast's noch nicht bedacht, Freund! Es liegt wahrlich etwas drin, das ist tief, wahr, beherzigenswerth. Das Sprüchwort will dir

sagen: Du sollst erkennen, in dem Hause sei dein rechter Ort; in dem Hause deine stille Welt; in dem Hause sei dein Glück; darum sollst du gerne hineingehen und nicht gerne heraus. O wenn das die Hausfrau bedächte, die so gerne in Gesellschaften lauft und ihr Haus im Stiche, ihre Kinder unter den Händen der Magd, ihre häusliche Arbeit ungethan läßt! Wieviel Unheil, wieviel Hausstreit bliebe fern; wieviel an Geld und Zeit würde erspart und wieviel gewönne sie für ihre Zufriedenheit und das Glück und Heil ihrer Kinder! Wenn es der Hausvater bedächte, der in's Wirthshaus den Verdienst des Tages trägt; der dort fein und köstlich isset und trinkt, während Frau und Kinder unter Seufzen und Thränen ihre Wassersuppe essen; wenn er es bedächte, wie er gegen die handelt, die ihm Gott anvertraut; wie er die Armuth seiner Familie, wenn nicht noch Schlimmeres, herbeiführt! „Die Hausthüre geht nach Innen auf!" Wie gut wäre es, wenn es die Söhne beherzigten und zu Hause blieben, statt in loser Gesellschaft sich herumzutreiben; die Mädchen, die Töchter, statt draußen ein Ständchen zu halten — aus dem leider so oft Schande, Elend und Schmach hervorgeht! Wie gut wäre es, wenn die Herrschaften ihren Dienstboten es einschärften, daß sie nicht Abends auf den Straßen umherziehen, wo die Saat der Verworfenheit schnell zur Frucht reift.

„Die Hausthüre geht nach Innen auf!" Wie mahnt das zum Bienenfleiß, der nur einträgt und nicht hinaus! In Summa, wieviel besser stünde es in der Welt, in allen Ständen, wenn dieß Sprüchwort mit seiner goldnen Weisheit überall Lebensgrundsatz würde! Dann blühte wieder unsre schöne Häuslichkeit auf; das eheliche Glück wäre nicht so selten; der häusliche Wohlstand ginge nicht so in betrübender Weise unter und Ordnung und Zucht würde zurückgeführt. Ist's nicht heutzutage, als ob die Hausthüre nach Außen aufginge? Da liegt vielen Unheils Grund. Gott besser's!

8. Zwei Brüder.

Eine Geſchichte.

Die Reihe wird wohl wieder an mir ſein, ſagte der Schmiedjakob, und ſchmunzelte dabei freundlich.

An wem dann? fragte der Gevatter. Wir ſind's einmal ſo gewohnt, daß wir's nicht anders wiſſen und — wollen. Kumpeer, Ihr habt ja auch immer Etwas für uns aus Eurem Schatze hervorgeſucht, darin Altes und Neues genug iſt.

Meint Ihr? gegenfragte der Alte und lächelte wieder. Ich hab' euch verwöhnt, das ſeh' ich ſchon, und wenn ich mich nicht ſelbſt aus der Klemme ziehe, ſo laſſet ihr mich Alle ſtecken. Nun, es iſt ein Glück, daß ſo ein treuer Freund, wie ich einen im Heſſenlande habe, mir hilfreiche Hand leiſtet. Das iſt Einer von meiner Zunft, der ſchon weiß, wie ihr mir's machet; der hat mir eine Geſchichte erzählt, die ihr wohl einmal hören könnet. Sie führt uns aber in ein Land, darinnen Keins von euch geweſen iſt; aber was ſag' ich: Land? Da könntet ihr denken, es läge außerhalb unſeres lieben Deutſchlands, und liegt doch mitten drinne; ich will lieber ſagen: Gegend, da mach' ich den Fehler wieder gut; — denn, daß ich's ehrlich ſage, es geht mir wider das Kamiſol, wenn ich in Deutſchland von deutſchen Ländern reden höre. Es gemahnt mich allemal an unſer deutſches Unglück, nämlich, daß es uns an der Einheit fehlt, an die uns der alte Ehrenmann, der da unten am Rhein, in Bonn, wohnt, wenn er in ſeinem ſchönen Liede ſagt: ſoweit die deutſche Zunge klinge und Gott im Himmel Lieder ſinge, ſoweit ſei Deutſchland, deutſches Volk, deutſches Herz, ſo eindringlich gemahnt. Ich bin nur ein ehrlicher Schmied, und das nicht einmal mehr, ſeit ich meinem braven Philipp die Werkſtatt, die Schmiede nämlich, übergeben habe und im Ausenthalt ſitze, aber ein Deutſcher bin ich von ganzer Seele! Dabei ſchlug er auf ſeine kräftige Bruſt, daß es klang.

Doch — fuhr er fort, ich muß auf meine Geschichte zurückkommen. Die Gegend unseres lieben Vaterlands ist das schöne Thüringen, wo noch ein kernhafter, deutscher Menschenschlag lebt und wirkt. Bin aus meiner Wanderschaft da gewesen und hab' da gearbeitet, und gerade in dem Orte, wo sie sich zugetragen hat, hab' ich in Arbeit gestanden; denn da klingt's auf dem Ambes von früh bis spät und man kann da Etwas lernen, besonders im Schneidgeschirr und in feiner Arbeit. Denke noch mit Freuden an das liebe, schöne Land; an die herrlichen Berge und Wälder, an die guten, treuherzigen Leute und besonders an Bretterode, denn so heißt der Ort, wohin ich euch führen will in Gedanken, wenn ihr mir folgen wollet. Wenn ich euch da Namen von Bergen nenne, so müßt ihr nicht glauben, ich hätte sie erdacht, wie etwa auch den Namen des Ortes, nein, sie sind da, sie heißen so, wie auch der Ort. Ihr könnet mir's auf's Wort glauben!

Am südwestlichen Abhange des Inselberges, das heißt so in der Richtung zwischen den Stellen, wo Mittags die Sonne steht und Abends untergeht, liegt der saubere Marktflecken Bretterode. Der Inselberg ist Einer, vor dem ihr Respect haben sollter, wenn ihr ihn sähet. Bin mehrmals oben auf der Spitze gewesen, wo man eine weite, schöne Aussicht hat. Kommen auch weither Leute, um ihn zu besteigen und sich an der Aussicht zu laben. Das Thal, darin das Bretterode ein Bischen eingeklemmt liegt, windet sich wie ein Aal und der Bach, der durch dasselbe fließt, muß es ihm nachmachen, weil er nicht anders kann, und macht, daß man das Bretterode kaum irgendwo ganz übersehen kann.

Man sieht meist nur ein Stück davon und wieder eines; aber was man sieht, bis man's ganz durchwandert hat, sagt Einem: da wohnen Leute, die erstlich wacker arbeiten und zweitens wohlstehen. Das thut Einem im Herzen wohl. Sieht man einem Ort Armuth an und sitzen die Leute am hellen Tag im Wirthshaus oder lungern vor den Thüren herum, so sind's Lumpen, und Bettler werden draus,

wenn sie's nicht schon sind. In Bretterode sieht's aber oder stand's damals — und ich hoffe, es hat sich nicht geändert — recht gut. Da sieht man hübsche, stattliche Häuser, wohl auch kleine; aber selbst diese kleinen und geringen sind reinlich und wohnlich gehalten, und bezeugen es, daß den Leuten ein sechster Sinn nicht abgeht, der nicht überall so sicher gefunden wird, wie Steine und Wasser, nämlich der Ordnungssinn, der in sich begreift den Sinn für das Reinliche und Anmuthige. Ich, meines Orts, sah immer, wenn ich irgendwo durchkam, zuerst nach den Fenstern. Das sind des Hauses Augen. Sind die klar und sauber, so sieht's auch im Hause gut. Hab' ich dann am Fenster ein paar Blumentöpfe gesehen, so dacht' ich allemal, da wohnen Leute, die haben Sinn für etwas Hübsches und Anmuthiges, und sind nicht bloß Grund- oder Bodenwölfe und Kartoffelsäcke.

Die Häuser und die Gassen sind sauber und die kleinen Gärtchen vor oder neben den Häusern sind keine Unkrautnester und Brennesselpflanzungen, wie man sie wohl hier und da — ich will nicht sagen wo — sieht, sondern sie sind so gehalten, daß ein Wanderer seine Freude dran hat und gerne der Hausfrau oder lieblichen Tochter, die darin jätet, zuruft: So fleißig? oder: Heil' Gott! In dem Thüringen sind die Leute auch besondere Liebhaber von Finken, die sie in Käfigen halten und die ihr Lied lustig schmettern; aber auch diese Thierlein und ihre Käfige sind sauber und nett. Sähet ihr aber Sonntags Frauen und Mägdlein zur Kirche gehen, eine wie die andere in der alten, kleidsamen, schönen, landesüblichen Tracht, ihr hättet auch eure Lust dran. Sie haben nicht, wie ihr am Rhein und da herum, ihre alte Vätertracht abgelegt und dafür Flutter und Flitter an den Leib gehängt, sondern halten ehrbar am schönen, alten Schnitt. Daran hängt immer noch etwas mehr, nämlich die alte, treue, reine Sitte, die geht mit der Volkstracht flöten. Man soll nicht glauben, wie das zusammenhängt, aber es thut's und das Verderben folgt allemal hinterdrein, und zwar im Sturmschritt. Doch —

ich will davon jetzt nicht reden, so sehr mir's am Herzen liegt, denn ich käme da in eine lange Predigt hinein und ihr schlieset darüber ein.

Ackerbau wird in Bretterede wenig getrieben, weil's hoch liegt, aber Kartoffeln gibt's und guten Flachs. Weil nun überdieß das Thal enge ist und in Bretterede, wie überall in Gebirgsgegenden die Bewohner eine ganz absonderliche Heimatliebe im Herzen bergen, so hat jedes Fleckchen Landes doppelten Werth, wie auch das kleinste Hüttchen, das etwa in einem Winkel sich in Demuth und Bescheidenheit verbirgt. Hierzu kommt noch, daß die Söhne das Handwerk der Väter treiben, wie's auch wohl bei uns ist, und Jeder danach trachtet, im Heimaterte sich eine Werkstatt zu erwerben und den eigenen Herd zu gründen. Das hält schwer, und Mancher muß lange sparen und warten.

Alles hat mir da gefallen, nur Eins nicht, und das macht, daß ich ein rheinisch Herz habe, das alle Kinder gleichhält und wenn's zwanzig wären.

Wie? fragte das Kathrinchen; haben die Eltern dort ihre Kinder nicht gleich lieb? —

Kärrchen, sagte der Alte, so ist's nicht gemeint. Vaterherz und Mutterherz ist aller Orten gleich; aber die Sitte ist eine andere, und siehst du, das hängt schon mit der alten Tracht zusammen. Es ist dort wie in Westphalen. Der älteste Sohn erbt Alles und die jüngeren Kinder werden mit Geld abgefunden. So ist das uralte Herkommen, und Niemand weiß es anders. Dabei bleibt's auch. Wie gesagt, mir ist das allemal gegen das Kamisel gegangen. Es hat sein Gutes, ich weiß es wohl, und es läßt sich viel dafür sagen, und besonders, daß es einen tüchtigen Bauernstand erhält; aber — aber — oft blutete mir das Herz, wenn ich sah, wie doch die Abfindungssummen mit dem eigentlichen Gut und Erbe so nicht recht klappten und der Aelteste ein Herr ist und die Andern, die als später Geborene ohnehin im Verluste stehen, arme Schlucker waren, die sich durch die Welt drücken mußten. Das

trat mir besonders dort entgegen, wo die Leute auf Einen Erwerb hingewiesen sind und die wachsende Menschenzahl am Ende das Fortkommen erstaunlich erschwert.

Für Bretterode gibt's nur Eine Nahrungsquelle hauptsächlich, ich meine die Verarbeitung des Eisens, das auf dem Stahlberge und der Mommel gewonnen wird, wie auf andern Punkten des Landes, oder etwa den Tabaksbau, der im Werragrunde getrieben wird, oder endlich, indem Einer mit den beiden Dingen Handel treibt, was auch geschieht und reiche Käuze macht.

Es ist zwar eine bekannte Sache, daß die Verarbeitung des Eisens, wenn der Mensch erfinderisch und betriebsam ist, der menschlichen Thätigkeit ein weites Feld aufthut. Bedenk's nur Einer, was nur unser Einer für tausenderlei Dinge auf seinem Ambos macht, und wie er allen andern Gewerken dient. Dort noch viel mehr, wo eben für den Handel gearbeitet wird und wo Alles entweder Schmied, Schlosser oder Schnallen- und Zirkelschmied ist. Da hängt nun freilich der Erfolg auch viel von den großen Handelsleuten ab, die machen die Preise — und wer anfangen will, muß auch ein Kapitälchen haben. Wie hart geht's da manchem jüngeren Sohne, wie muß er ringen, sparen, kämpfen, bis er ein eignes Plätzlein hat, dahin er seinen Ambos und Feilstock stelle, während sein älterer Bruder gleich ein gemachter Mann ist und im Vaterhause sitzt wie ein Finke im Hanfsamen. Ob da die rechte Geschwisterliebe gedeiht? Ob da nicht Neid in die Brust gesäet wird? Und wenn's einem Unglücksvogel nicht glückt, gar nicht glückt, ob da nicht Haß, Feindschaft aufwächst nach Einer Seite, und nach der andern Mißmuth, Unmuth, Ueberdruß? Ob da nicht oft ein unerdentlich Wesen daraus wird, wenn der Sinn für Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit dennoch nichts erzielt, als eitle, weit hinausgeschobene, vielleicht unerreichbare Hoffnung? —

Das Herz wird Einem schwer, wenn man so dran denkt, und ich weiß nicht, wohin ich neigen soll — ob zum Erben des Aeltesten, oder zum gleichen Theilen aller

Kinder — wo dann freilich am Ende auch nichts heraus-kommt als eitel Lumperei! —

Wir erfahren das auch, und unſere drei Daumen breiten Aeckerlein, die wie Bazenſchnur über die Gewanne laufen,

ſingen auch ein Liedlein, das klingt ſchaurig genug — und der Endreim klingt häufig wie — Bettelſack!

Doch halt! Ich bin wieder in's Plaudern gekommen! Es war an einem hübſchen Nachmittag im Jahr 1834, das der ſchönen Tage mehr hatte als das von Anno 1854;

wo die Sonne so glutbig schien und die Trauben unserer Berge den köstlichen Wein gaben, der die schlimme Eigenschaft hatte, daß er den Kopf dahinbrachte, wo der liebe Gott den Füßen ihr Recht gesetzt, als auf der Höhe des Seimberges, der des Inselberges nächster Nachbar ist, im Schatten hoher Haselnußbüsche ein paar Männer lagen.

Diese Haselbüsche wachsen hier häufig und geben mancher armen Bergerschaft das Zeug zum Brodverdienst, nämlich zu Körben und Wannen, die zwar kein Brettereder macht, weil's ihnen zu gering wäre, womit aber Andere ihr Brod verdienen.

Beide Männer schmauchten ihre Pfeifen und lockten dann bisweilen die Finken, welche gern in diesen hohen Haselbüschen hausen. Aussehen und Kleidung der Zweie war keineswegs der Art, daß man seine Freude dran hätte haben mögen und können, und paßte auch nicht zu dem Aussehen der Brettereder, die sich sauber halten, soweit es das Handwerk zuläßt. Der Eine hieß Konrad Fuchs, war ein Schnallenschmied seines Zeichens, und man kennt's ihm anmerken, daß er bessere Tage gesehen hatte. Ob sie ihn verlassen, oder er sie, das stand nicht lange im Zweifel, wenn man ihn schärfer ansah. In seinem Auge lederte ein unheimliches Feuer, und es rollte herum so rasch und durchdringend, wie das eines Stoßfalken. Wenn Einer die allgemeine Neigung zur Jagd, die im Lande herrscht, kannte, und die nicht selten zur Wilddieberei ausartet, besonders bei verkommenen Gesellen, der war schon dadurch versucht zu glauben, der Konrad Fuchs sei eben Einer von denen, welche die Förster nicht lieben, wohl aber ihr Wild. Um seinen breiten Mund spielte ein kaltes, höhnisches Lächeln, und wenn es im Gebüsche raschelte, dann zuckte er und nickte seinem Gesellen zu, als ob's ein Wild sei, wenn's auch nur eine Haselmaus war. Art läßt nicht von Art.

Der zweite war auch Einer von der Sorte, davon zwei und dreißig auf ein ehrlich Pfund gehen, die vor der ehrlichen Arbeit einen Schucker kriegen und meinen, das

Eſſen des Brodes im Schweiße des Angeſichts ſei Adam's ſchlimmſte Erbſchaft geweſen. Obgleich er eigentlich Heinrich Brenner hieß, ſo kannte ihn doch alle Welt in Brotterode und daherum unter dem Namen: Ginkerlitz, und damit hatte ihm der Volkswitz einen Denkzettel angehängt, der ſeiner und treffender nicht ſein konnte, weil der Name Alles ausſagte, was von dem Heinrich Brenner zu ſagen war, und das war wenig Rühmliches; er war nämlich von der Jugend bis in's Alter ein Faulpelz, Tagedieb, Strick und dergleichen geweſen und hatte dieß Geſchäft nie vertauſcht, am wenigſten mit Fleiß und Arbeitſamkeit. Er aß ſein Brod lieber im Kühlen, als im Schweiße des Angeſichts, und fand das unbequem. Darin hatte er nun freilich recht, aber das Schlimmſte dabei iſt die bekannte Fabel von der Heuſchrecke und Ameiſe —

Was iſt denn das? fragte das Kathrinchen.

Das hab' ich mir eingebildet, daß du gleich bei der Hecke wäreſt! lachte der Alte. Du ſollſt es aber auch hören! Eine Heuſchrecke kam einſt im Winter an einen Ameiſenhaufen, ſagt die Fabel, klopfte an und ſprach: Ihr habt ſoviel geſammelt an Vorrath, daß ihr Ueberfluß habet. Gebt mir doch zu eſſen.

Was haſt denn du im Sommer gethan, während wir für den Winter einſammelten? fragte die Ameiſe.

Ich hatte keine Zeit, entgegnete die Heuſchrecke, denn ich mußte ſingen!

So? verſetzte die Ameiſe. Haſt du im Sommer geſungen, ſo tanze im Winter, das paßt zuſammen!

Das Kathrinchen nickte ſinnend und ſagte: Das iſt freilich ein ſchlimm Kapitel für die Faulpelze.

Mein's auch, ſprach Schmiedjakob, und der alte Heide, der die Fabel erdacht hat, war ein verſtändiger Mann; aber die Nutzanwendung mach' ich mit einem heiligen Bibelwort, das wie ein Hammer, der Felſen zerſchmeißt, auch hier dreinfährt: „Wer nicht arbeiten will, der ſoll auch nicht eſſen!“ — Das klappt und es bedarf gar keiner Auslegung, ſo klar iſt's. Das hätte auch auf den Ginkerlitz gepaßt,

wenn nicht Wilddieberei und dergleichen ein pläsirlich und einträglich Geschäftlein gewesen wäre — nämlich — weit vom Jäger!

Seinen Vater kannte Niemand. Er war auf einem hohen Nußbaum ertrunken, wie man bei uns sich ausdrückt; seine Mutter kannte dagegen Jedermann als eine lüderliche, landläufige Person, die lange Finger hatte und mehr Durst, als nöthig und gut, — und im Jahre 1829 am Inselsberg im Schnee um's Leben gekommen war, weil sie im Branntweindusel einschlief, was bekanntlich unter solchen Umständen ein Erwachen nicht hoffen läßt.

Obgleich Heinrich Brenner schon vierzig Jahre zählte, als er seine liebe Mutter verlor, wär's wohl noch Zeit gewesen umzukehren und einen bessern Lebenswandel anzufangen, weil dazu der Mensch niemals zu alt ist und der liebe Gott die Gnadenzeit recht eigentlich dazu verleiht, und das traurige Ende seiner Mutter hätte ihn mächtiger warnen können, als es leider ihr langjähriges, böses Beispiel gethan hatte. Statt dessen wurde er nur noch leichtsinniger, pflicht- und Gottesvergessener. Im Winter bettelte er und stahl ab und zu, wenn sich eine gute Gelegenheit fand; im Sommer stellte er den Singvögeln nach, oder diente den Fremden, die den Inselsberg besuchten, als Führer und Lastträger. Am liebsten war es ihm, wenn er harmlosen und arglosen Leuten Geld abschwindeln konnte und im Stande war, den Wohlhabenden, gegen die er einen heimlichen Haß trug und Krieg führte, irgend einen Schabernack anzuthun. List und Frechheit fehlte ihm zu Beidem nicht, so wenig wie Anlage und Ausdauer; aber es war von ihm zu sagen, was im Heidelberger Katechismus steht: „Er war untüchtig zu einigem Guten und geneigt zu allem Bösen;" denn galt's ehrlich etwas auszurichten, so fehlte Lust und Liebe und er wandte sich unmuthig ab. Es gibt mehr solcher Menschen und sie sind eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft. Leider fehlt's gar zu sehr an Mitteln, solche lebendige Eiterbeulen am Leibe der Menschheit zu kuriren. Und Mittel müßte es doch geben! —

Der Konrad Fuchs kennte keinen bessern Gesellen finden, und sie waren einig, weil Gleich und Gleich sich gerne gesellt.

Der Brenner oder Ginkerlitz beugte sich jetzt etwas vor und sah in das Thal hinab, wo Leute am Heumachen beschäftigt waren.

Wer macht denn da drunten so fleißig Heu? sagte er. Das wär' auch etwas für mich, bei solcher Hitze die Knochen anzustrengen! Dabei deutete er mit einem besondern Ausdrucke seines verschmitzten Gesichtes nach der Gegend, wo einige junge Leute beschäftigt waren.

Ist denn dein Auge so schlecht, daß du die nicht erkennst? fragte mürrisch der Andre.

Freilich, entgegnete Brenner. Wer ist es? fragte er dann gähnend.

Wer soll's anders sein als meines Bruders einziges Kind, die reiche, schöne Mariane mit den Mägden, erwiederte der Andre.

Die reiche, schöne Ma — ri a — ne! höhnte Ginkerlitz. Man sollte meinen, du wärst verliebt in das Mädchen, Konrad? Ma — ri — a — ne? Wo dein Bruder nur den fremden Namen her hat?

Was geht mich mein Bruder und seine Sippschaft an? rief Fuchs und suchte das Gespräch abzubrechen, welches ihm unangenehm war.

Das wußte Brenner wohl, war aber nicht geneigt, seinen Gesellen so wohlfeilen Kaufs loszulassen; er fuhr vielmehr beshaft fort: Dein Bruder ist doch nun einmal dein Bruder und Mariane deine Base. Was ist daran zu ändern? Wenn ihr euch auch sonst nicht grün seid. Er ist reich und lebt in Fleribus und du siehst zu und der Mund wässert dir,. aber nur, um ihn abzuwischen. Item, ein reicher Bruder wäre mir doch lieber, als gar Keiner.

Schweig' jetzt, oder laß uns von andern Dingen reden! rief mit unverkennbarem Aerger Konrad aus.

Meinetwegen! lächelte Heinrich Brenner. So sag' mir nur, wer ist der Andre, der Bursche, der bei den Mädchen ist und so emsig hilft? Hat denn dein Bruder sich zu seinem großen Gut einen Knecht gedingt, oder einen Verwalter, oder des Etwas? —

Einfältiges Waschmaul, schalt Konrad, der wirklich falsch und böse wurde, es ist ja der Narr, der Peter! —

Meiner Treu! rief jetzt Brenner aus. Jetzt erkenne ich ihn auch. Er sprach das mit einem Ernste, daß man in der That hätte glauben sollen, er wäre kurzsichtig. Das war indessen nicht im Entferntesten der Fall. Sein Gesicht war vielmehr so scharf wie das des Weihen in den Lüften. Er hatte Alle gleich Anfangs erkannt, aber es war ihm darum zu thun, Konrad zu reizen, ihn zu irgend schlechtem Streich anzufeuern, um ihn so recht in seine Gewalt zu bekommen. Konnte er ihm dann mit seiner Mitwissenschaft drohen, so mußte Konrad ihm gehorsam sein, um ihm den Mund zu schließen. Bis jetzt standen sie noch nicht so. Der Ginkerlitz konnte sich nicht einmal rühmen, daß ihm Konrad Fuchs ganz gleichstehe, geschweige daß er ihm gebieten könne. Dazu war auch Konrad nicht eben angethan, daß er sich das gefallen ließe. Es gab bisweilen noch Zeiten, wo sich in Konrad die Regungen eines bessern Geistes geltend machten. Er arbeitete dann wohl tagelang

in seiner Werkstatt als Ringenschmied oder „Ränkenschmied," wie der Brettereder in seiner Mundart sich ausdrückt. Dann wies er den Versucher zurück, verschwor das Branntweintrinken, das Müßiggehen, Vogelstellen und Wilddieben für ganze Wochen, und machte wirklich Miene, zu einem geordneten Leben zurückzukehren oder, wie der Ginkerlitz zu sagen pflegte: in's Kloster zu gehen. Lange hielt leider eine solche Stimmung selten vor, und Ginkerlitz erwarb sich dann das große Verdienst um ihn, ihm die „Mucken" auszureden, was ihm häufig nur zu gut gelang. Er ärgerte sich über solche einfältige Launen Konrad's, wie er meinte, und steuerte darauf hinaus, ihn zu einem Streiche zu verleiten, der ihn mit Gesetz, Sitte und Ordnung in unheilbaren Zwiespalt brächte, damit er dann sein Werkzeug, von ihm abhängig und ihm gefügig würde. Es war ein teuflischer Plan, den der Verworfene mit Ausdauer verfolgte.

Heute schien ihm Zeit und Stunde günstig, seinem Ziele näher zu rücken, deßhalb kehrte er sich auch nicht im Mindesten an den Mißmuth seines Gefährten, und fuhr geflissentlich fort: Ich möchte wissen, was dein Peter im Schilde führt? Er scharmutsirt immer mit dem Mädchen. Der hält mehr auf so nahe Verwandtschaft, als du. Wär' ich sein Vater, wie du es bist, ich wollt' ihm den Narren längst aus dem Kopfe getrieben haben. Am Narrenseile führen sie ihn doch herum, wie sich das von selbst versteht, denn Reich und Arm, das paßt wie eine Faust auf ein Auge und einigt sich so wenig wie Feuer und Wasser! — So ein alterner Junge meint das nicht und wird mit langer Nase heimgeschickt und ist gearrt!

Der Peter war Konrad's einziger Sohn, und seines Vaters Bruder und seine Familie hielt etwas auf ihn. Er war fast nur in ihrem Haus und gerade das Gegentheil seines Vaters, der wegen des Erbes einen alten Groll dem ältesten Bruder trug.

Bei den letzten Worten des Ginkerlitz neigte Konrad sich etwas vor und blickte mit größerer Theilnahme auf die jungen Leute in der Wiese. Er schwieg lange; als er aber

seine Blicke wieder wegwandte und seine vorige Lage wieder einnahm, sagte er wegweisend: Mein Junge mag hingehen, wohin er will. Ich mache ihm darüber keine Vorschriften! —

Hättest wohl gar deine besondern Absichten? rief Ginkerlitz mit pfiffigem Grinsen, und sah ihm scharf in die Augen. Ein Füchslein ist immer schlau, wenn er in einen Hühnerstall kommen möchte!

Deine Nase ist besser als deine Augen, versetzte etwas hochfahrend Konrad Fuchs. Und wenn es so wäre, sag', was ginge das dich an? —

Nun, versetzte spottend Brenner, jedenfalls wird es dem vornehmen Herrn und der stolzen Frau, die da unten Arm in Arm spazierend in die Wiese kommen, nicht so gleichgiltig sein, als mir. Du hast recht, mich geht's nichts an. Ob dich auch nicht, das ist deine Sache, sprach er höhnend und dehnte sich auf dem weichen Moos, auf dem er lag.

Es trat eine augenblickliche Stille ein, und es schien, als wolle sich nun Ginkerlitz nicht mehr um die Sache kümmern.

Die Stelle, wo die beiden Männer verborgen lagen, gewährte einen schönen Blick auf die Gegend. Trüben streckte sich der Inselsberg hin mit seinem Kranze hoher Buchen, wodurch der kahle Gipfel mit dem jetzt abgetragenen Thurm um so deutlicher hervortrat.

Man sah nicht nur die Straße nach Tabarz, sondern auch den obern Theil von Brotterode, und namentlich die Häuser, welche sich vom Schützenhause herabziehen, so genau, daß man bei hellem Wetter die Menschen in den Fenstern und vor den Thüren ihrer Wohnungen erkennen konnte. Am deutlichsten fast zeichnete sich ein großes, schönes Haus von zwei Stockwerken, gelb mit grünen durchbrochenen Läden und hübschen Nebengebäuden aus, welchem im allergrößten und schreiendsten Gegensatz eine armselige Hütte schräge gegenüber stand mit eingefallenem Schornstein und zerbrochenen Fenstern, und deren lotteriges Fachwerk kaum mit Lehm ausgefüllt war. Sie trug den Stempel des liederlichsten Verkommens und der allerschlimmsten Vernachlässigung.

Das große, schöne Haus war Konrad's Vaterhaus, welches als Erbe an den ältesten Sohn gefallen war, die zerfallene Hütte war sein eigenes Wohnhaus, einst ein Stall, den er sich zur Werkstatt und Wohnung kümmerlich hergerichtet und der bei seiner liederlichen Lebensweise in den Zustand gerathen war, den er jetzt, das Innere dem Aeußern entsprechend, dem Auge des Beschauers darbot. Die schroffen Gegensätze zeigten recht augenfällig, wie oft jenes Erben an den Aeltesten sich darstellt in seinen beillosen Folgen.

Man kann's innerlich und äußerlich nicht greller anschauen, sagte, seine Erzählung unterbrechend, Schmiedjakob, als es hier verlag, im Hause dort, das den innern Wohlstand sogleich verrieth, und in der zerfallenen Hütte, die noch immer das Ansehen eines Stalles hatte, zumal sich auch kein Mensch drum und dran sehen ließ — und an den beiden Brüdern; denn der Aelteste war ein steinreicher Mann und der Jüngere lag hier in der Gesellschaft eines Verworfenen, selbst ein solcher geworden im vergeblichen Ringen nach Wohlstand, zuletzt gleichgiltig gegen Alles. Der dort unten ging spazieren; der hier oben ging verbotene Wege, und im Kampfe mit Gesetz und Ordnung seinem Unterhalte nach.

Als hätte den Konrad eine Natter gestochen, so zuckte er zusammen, als er, wie der Ginkerlitz aufreizend und nicht umsonst gesagt, in dem vornehmen Herrn seinen Bruder, in der stolzen Frau seine Schwägerin erkannt hatte. Er kniff die Augen zu, biß die Zähne aufeinander und murmelte eine Verwünschung.

Brenner hatte, ohne daß es Konrad merkte, ihn scharf beobachtet.

Er richtete sich wieder auf, blickte hinab zur Wiese und sagte, als ob er's argles zu sich selber sagte, halblaut: Meiner Seele, ein herrliches Weib die Margarethe! Sie verändert sich gar nicht, und man meint, sie hätte eine ewige Jugend. Sie wird im Gegentheil alle Tage schöner, seit sie etwas dicker wird! Ich kann's dem Franz nicht verdenken, daß er sie so außerordentlich gern hat, zumal er

sie oft monatelang verlassen und auf Messen und Märkten herumziehen muß. Ja, so ein Kaufmann hat's gut! Gewinnt im Schlaf seine Procente und wird alle Tage reicher. Wer doch so ein Kaufmann wäre! Zu plagen braucht er sich weiter nicht, wie Andre, die von Sonnen-Aufgang bis zum Niedergang sich zwischen Esse und Ambos abquälen müssen und Ruß und Rauch einschlucken. Der alte Fuchs war ein simpler Ringelschmied und nun ist der Herr Franz ein Kaufmann, der Tausende umschlägt. Und warum? Weil er die Nase ein Jahr früher in die Welt streckte als sein Bruder. Schöne Ordnung das! Hebt den Einen hinauf und drückt den Andern hinab; macht den Einen reich, den Andern zum armen Mann, und unter Einem Herzen haben sie geruht; Eine Brust getrunken — und doch kein gleiches Recht. Hol' der Henker diese Wirthschaft, an der nichts ist, was gerecht wäre! Ertrag' das, wer's kann. Für mich wär's nicht! So redete er halblaut fort.

Jedes Wort war ein brennender Stich in Konrad's Herz. Sein Angesicht glühte bald fieberheiß, bald wurde es leichenblaß und eisig kalt. Er wühlte mit den Fingern im Moose und riß ganze Ballen davon mit der Wurzel aus, weil die innere Qual einen Ausdruck forderte. Sein Peiniger und Versucher weidete sich heimlich an der Wuth, die in seinem Herzen kochte und die mit jedem Augenblicke wilder wurde. So war nie dieß Verhältniß vor sein Auge getreten wie heute; so hatte er die schreiende Ungerechtigkeit des Schicksals nie gefühlt, und noch ein anderer Wurm wühlte tiefer im Herzen, den der Ginkerlitz wohl kannte und absichtlich zuerst geweckt hatte. —

Nachdem er eine Weile gewartet, um seine Worte in ihrer für Konrad ätzenden Schärfe nachwirken zu lassen, that er, als bemerke er erst dessen wilde Aufregung, und sagte theilnehmend: Was ist dir, Konrad, leidest du am Sodbrennen oder Magendrücken? Hier, trink' einmal. Das ist gut für Beides! Damit reichte er ihm eine Flasche, die mit rother Flüssigkeit gefüllt war.

Konrad Fuchs ergriff sie mit Heftigkeit, setzte sie an und leerte sie fast auf Einen Zug.

Den Henker auch! Wo hast du das Zeug her? fragte Konrad, dem der Trank fast Lippe und Gurgel verbrannte und ihm zu Mutbe machte, als flirrten Feuerfunken vor seinen Augen.

Noch ein Receptchen von meiner Alten! sagte Brenner.

Das ist nicht wahr! Dieser Branntwein ist nicht von hier. Wo hast du ihn her? fragte dringend Konrad.

Gestern zeigte ich drei Studenten den Weg auf den Inselsberg, versetzte darauf Brenner. Es waren fidele, trinbersige Jungen: ich mußte ihnen die Ränzel bis Schnepfenthal tragen und hab' ihnen auf dem Wege gar Manches aufgebunden von Weib und Kind, die ich ernähren müßte, und von einer kranken Mutter, daß ihre Gemüther breiweich wurden und sie mir einen harten Thaler gaben beim Abschiede. Nun, dachte ich, mußt du dir einmal etwas zu Gute thun, als ich durch Waltersbausen schlenderte. Ich gehe zur Apotheke, wohin ich zu Zeiten, wenn's anders nichts zu verdienen gibt, von den großen, gelben Blumen bringe. Da sag' ich denn: Nun geben Sie mir aber auch einmal etwas von Ihrem Besten. Da hat mir der Apothekersknecht das Fläschlein gefüllt, das du eben fast mit dem Tröpflein, das drinnen war, hinuntergeschluckt hättest. Und weil mir das Ding noch nicht recht schmeckte, hab' ich über Nacht Kräuter und Wurzeln hineingelegt, wie es meine Mutter that, wenn sie einmal recht schlafen wollte, Samanderlein, Alantwurzel und Tausendgüldenkraut. Ich kann dir davon geben, wenn du haben willst und guten Schnapps hast, um es anzusetzen; es ist für Alles gut, gegen Hieb und Stich, wie man sagt.

Zum Kuckuck ja! Thue das, Heinrich; mir ist so wohl geworden, wie selten. Und ich will dir's jetzt sagen, vorhin war mir so schlecht, daß ich glaubte, ich würde ohnmächtig.

Vielleicht hat das auch bloß der Anblick deines alten Schatzes bewirkt? lachte Ginkerlitz, und legte auf jedes Wort einen ganz besondern Nachdruck.

Wie ſo? Weßhalb? rief Konrad, der ſeinen Bruder und ſeine Schwägerin ganz vergeſſen hatte, die während der Zeit immer näher gekommen waren, aber keine entfernte Ahnung davon hatten, daß, und von wem ſie ſo genau beobachtet worden waren.

Die beiden glücklichen Ehegatten gingen wirklich Arm in Arm daher unter herzlichem, traulichem Geplauder, der Wieſe zu, wo ihre geliebte Mariane, ihr einziges Kind, ein blühend ſchönes Mädchen, das Heu wenden half. Franz war erſt den vorigen Abend von einer längeren Handelsreiſe

zurückgekehrt, und da gab es so Vielerlei zu erzählen und zu hören, daß sie kaum dazu kamen, einmal nach ihrer lieblichen Tochter zu sehen, bei welcher sich ein lieber Mitarbeiter eingefunden hatte, der hübsche, anstellige Peter, Konrad's Sohn.

Beide Kinder waren sich nahe aufgewachsen, denn ich hab's ja vorhin gesagt, wie nahe sich die freilich sehr ungleichen Wohnungen der Eltern standen. Da aber eine alte Feindschaft zwischen ihnen bestand, so durften die Kinder kaum miteinander spielen. Das aber grade war der mächtigste Reiz für sie. Selten sahen sie sich, aber deste lieber wurden ihnen diese seltenen Augenblicke des gemeinsamen Spieles, und was spielend begonnen hatte, das entwickelte sich mit den reiferen Jahren ernster. Sie hatten sich lieb. Das wußten sie Beide, aber sie sprachen nicht davon und es ruhte tief im geheimen Grunde der Brust.

Peter wäre so gerne hinübergegangen zu seinem Oheim Franz, aber da gab es harte Auftritte mit seinen Eltern, und sprach er einmal mit Marianen und die Leute sahen es, dann war in ganz Bretterede ein Gerede davon, als sei es ein todeswürdiges Verbrechen, und die schüchterne Mariane bat mit weichen, innigen Worten den Jüngling, sie zu meiden. Die Leute wittern oft Dinge von zwei jungen Leuten, die diese selbst nicht wissen. So war auch in Bretterede viel Gerede darüber, Mariane und Peter hätten sich lieb und wünschten einmal ein Pärchen zu werden, und Mariane wußte sich vor den tausendfachen Sprötzereien und Neckereien ihrer Bekannten gar nicht zu helfen.

Was willst du nur mit dem Lappländer und Müßiggänger anfangen? hieß es da immer, wenn die einzige Tochter des reichen Handelsmannes Franz Fuchs, die den feinsten Mantel und das geschmackvollste Kopftuch, das sie in Bretterede „Schnipphaut" heißen, trug, im Kreise der Angesehensten des Ortes stand und alle Gespielinnen an Liebreiz und Schönheit übertraf.

Es war leider wahr, daß der treue, ehrliche Peter, der doch — das konnte keine leugnen, der schönste Junge in

ganz Bretterede war, was seinen Anzug und seine Wäsche betraf, nicht immer so gut und reinlich aussah, wie es hätte sein sollen und können; aber sie waren doch zu ungerecht. Was konnte der arme Peter denn dafür, daß sein Vater ein so liederlicher Geselle war, daß er Alles verthat und zum Kaufen besserer Kleider ihm alle Mittel fehlten? Was konnte er dafür, daß, da seine Mutter gestorben war, kein weiblich Wesen im Hause Ordnung hielt? Und was den Müßiggang betraf, so lag das ja leider centnerschwer auf seiner Seele, daß sein Vater herumschweifte; daß das Handwerkszeug fehlte; daß kein Geld da war, Material zur Arbeit zu kaufen? Haus und Werkstätte waren zerrüttet und drohten den Einsturz. Konnte er sie ohne alle Mittel herstellen? Peter hatte schon häufig sich selbst kleine Vorräthe angeschafft; hatte dann mit rastlosem Fleiße gearbeitet und Waaren geliefert, denen auch der gelbe Neid den Preis vor vielen geschickten Handwerkern des Ortes zuerkennen mußte; aber kam sein Vater daran, so war es wie weggeblasen, was er verdient hatte, und zum neuen Ankauf fehlte das Nothwendigste. Da sank sein Muth und sein Gemüth war gedrückt und manchmal wäre er in seinem Leide vergangen, wenn nicht ein süßer Mund drüben herüber ihm zugelächelt, zwei glänzende Augen ihm Trost gespendet, dann verstohlen und heimlich ein Wort voll Liebe ihn aufgerichtet hätte.

O, die Welt ist hart und schonungslos in ihren Urtheilen! Sie blickt nur auf das Nächste und der tiefere Grund bleibt ihr verborgen, weil sie nicht danach forscht. Und wie tief schneidet doch ihr schonungsloses Urtheil oft in eine vom Leide verwundete Seele hinein!

Hätte nur Peter ein kleines Kapitälchen gehabt, die Welt würde gesehen haben, wie er alle Schnallen- und Ringelschmiede an Fleiß, Sauberkeit und Tüchtigkeit der Arbeit hinter sich gelassen haben würde. Die Welt kannte den still tragenden, schmerzlich duldenden Peter nicht, wenigstens so nicht, wie ihn Mariane kannte. Sie allein wußte, was er litt; sie allein wußte es, wie sauer er sich's werden ließ; wie er mit seinem Vater stand, und wie er doch nie ein

Wort über ihn redete, welches gegen die kindliche Liebe und Ehrerbietung sich vergangen hätte; sie allein wußte, was er von diesem Vater zu tragen hatte. Leider erinnerte sie sich von ihrer frühesten Kindheit an, daß der Vetter Konrad die Ursache der meisten Zwiste war, die den Frieden ihres Hauses störten. Anfangs hatte die Mutter oft zu Gunsten des Schwagers geredet, doch war dann sonderbarer Weise ihr Vater zornig und deste härter gegen ihn geworden, und hatte nie zugegeben, daß er unterstützt würde. Später wollte der Vater ihm doch durch vortheilhafte Bestellungen aufhelfen, fand aber nun an der Mutter die ärgste Gegnerin, welche kühn behauptete, dem Konrad sei jetzt gar nicht mehr zu helfen; man müsse ihn seine Wege gehen lassen. Dieß waren wohl die öffentlichen Verhandlungen im Hause. Die geheimen lauteten jedoch anders und Mariane kannte diese am genauesten, denn sie war die Vertraute des Vaters und der Mutter, die Beider geheime Wohlthaten in das Häuschen gegenüber brachte und die nun auch darauf selbst ausging, dem armen, verlassenen Peter das zu ersetzen, was er durch der Mutter frühen Tod und des Vaters Liederlichkeit einbüßte. Das war freilich schon lange her, denn jetzt wurde natürlich die erwachsene Tochter, die blühende Jungfrau nicht mehr zu solchen geheimen Liebesdiensten verwendet; dennoch schrieb aus den lieblichen Kindertagen und aus jener Zeit herrlich wohlwollenden Verkehrs sich die kindliche Vertraulichkeit Beider und des Jünglings Anhänglichkeit her.

Mariane, die Peter lieb hatte und jene Stichelworte ihrer Gespielinnen schmerzlicher fühlte, um Peter's willen, der so unschuldig litt und den sie, wollte sie nicht das unerträgliche Spötteln noch vermehren, nicht einmal vertheidigen durfte, nahm es sich oft vor, ihren Vater in einer guten Stunde zu bitten, daß er dem guten, verleumdeten Peter ein kleines Kapital gebe, damit er doch sich etwas verdienen könne, aber eine Scheu, über die sie gar nicht Herr werden konnte, schloß ihr immer wieder den Mund, wenn sie sich Muth gesammelt hatte, den entscheidenden Schritt zu wagen. Heute aber war es anders geworden. Er

war zu ihr gekommen, hatte ihr treulich geholfen und, sich in ihrer für ihn so beglückenden Nähe haltend, einmal sein schwer gedrücktes Herz ganz ausgeschüttet. Seitdem war der Entschluß reif geworden, und sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie so lange geschwiegen.

Aber wie er auch so traulich geredet hatte, kein Wort von Liebe war über seine Lippe gekommen; aber aus jedem Worte, jedem Blicke hatte sie hervorgeleuchtet. Nun, daß sie sich einander angehörten, war ja auch für Beide so ausgemacht, daß es keiner Worte bedurfte.

Was ihn aber so tief beugte, das war die täglich wachsende Kluft, die seines Vaters Leben und Thun zwischen ihm und Mariane grub. Das Alles hatte er wohl angedeutet, aber nicht ausgesprochen.

Das Mädchen war bewegt. Sanfte, liebevolle Trostesworte hatte sie zu ihm geredet, und die Hoffnung lebte wieder auf in seiner Seele.

Marianen aber war es nicht gegangen wie ihren Eltern, die in ihrem eifrigen Gespräche gar nicht gesehen hatten, daß Peter bei Marianen gewesen war. Sie sah ihre Eltern von Ferne kommen, und weil sie eben für ihren lieben Peter reden und handeln wollte, mußte sie sich völlig freie Bahn halten. Darum bat sie ihn mit liebevollem Blick und Worte, sie jetzt zu verlassen, und der Glückliche schied mit innigem Händedruck und verschwand hinter den Haselbecken, ohne daß die Eltern oder die beiden Lauscher auf der Anhöhe es bemerkt hatten.

Ihr erinnert euch, sagte der alte Schmiedjakob, nachdem er seine Erzählung einige Augenblicke unterbrochen hatte, daß der schlechte Heinrich Brenner seinen Gefährten auf jede Weise aufzureizen gesucht hatte und selbst zu dem benebelnden Branntwein seine Zuflucht nahm, als es seinen Worten nicht nach Wunsche gelingen zu wollen schien. Jetzt, wo der Branntwein zu wirken anhob, sah er seine Absicht ihrem Ziele näher rücken.

Als Konrad Fuchs mit vom Zorn und dem von Branntwein erhitzten Gesicht und funkelnden Augen um sich

ſchaute, erblickte er ſeinen Bruder und ſeine Schwägerin im zutraulichſten Geſpräche, heiter ſcherzend und lachend, ſich ziemlich nahe. Das giftige Wort des Brenner vom „alten Schatze“ fuhr wie ein zündender Blitz durch ſein erhitztes Gehirn. Dieſer aber, um ſeiner Sache ganz gewiß zu werden, ſagte: Oder iſt die wunderhübſche Margarethe nicht einmal deine Geliebte geweſen? —

Der Branntwein löſte die Zunge und das Schloß des Herzens; ſonſt würde er gewiß zu dieſem Menſchen nicht ſo geredet haben.

Verſteht ſich! Und was ſie für ein Schatz war, meine liebe Margarethe, das weiß kein Menſch, rief er aus. Sie hätte auch Niemanden genommen, als mich, wenn nicht der

schlechte Franz so lange um sie herumscharwänzelt und bei den Eltern mit den Thalern geklimpert hätte, bis sie fest darauf bestanden und mein Feinsliebchen nothgedrungen, nach vielen Kämpfen und Thränen doch, um Frieden im Hause zu haben, Ja gesagt hätte. Hole sie Beide der Henker! rief er wild aus; aber gleich sagte er dann wieder: Nein, meine liebe, gute Margarethe nicht, aber ihn, den Erbschleicher, den Betrüger, den Fälscher! Er läßt sich in meines Vaters Haus wohl sein; bläht sich auf und läßt sich Kaufmann schelten, und doch ist er nichts mehr und nicht besser als ich. Mich auf die Straße zu werfen, mir eine elende Geldsumme zu geben, während er sich in der Eltern Haus und Hof, Aecker und Wiesen mästet, ist das gerecht, ist das billig und brüderlich? Da kann Jeder sich hübsche Kleider anschaffen; einem Andern das Mädchen abspannen, wenn man es so leicht gewinnt, wie der es gewonnen hat! — Wie hab' ich mich quälen müssen, bis ich nur erst Ziegeln auf mein Dach bekam? — Von der Werkstätte und dem Hausgeräthe will ich noch gar nicht reden. Aber Niemand hatte Erbarmen. Ja, hätte er mir noch meine Margarethe gelassen! Für die hätte ich noch gerne arbeiten, dulden und kämpfen wollen. Mit ihrer Mitgift hätte ich mir ein besseres Haus kaufen können, als den Stall, in dem ich verkümmern mußte, und der nur neben seinem Prachthause steht, damit alle Welt ausrufe: Seht doch, hier wohnen zwei leibliche Brüder, Söhne Eines Vaters und Einer Mutter! Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß der Eine ein einziges Jährlein früher zur Welt kam als der Andere, und dieser Eine, kleine Unterschied von dreihundert fünf und sechzig Tagen hat den Einen zum reichen Herrn, den Andern zum Bettler gestempelt! Ha, Spitzbube! kämst du mir einmal in die Klauen, vielleicht könnte sich dann Manches ausgleichen, und Anderes wird in der Zukunft geschehen! Kannst du mit all' deinem Geld und Hochmuth einen Erben verschaffen oder das Kind zurückerkaufen, das der Tod unerbittlich als Lohn deiner Schlechtigkeiten dir aus den Armen riß? Dein ganzes Besitzthum

wird dennoch an Andere kommen, und du wirst es erleben müssen, daß ein Fremder es verprasst! Hüte dich, meinen Zorn zu reizen! Nein, Heinrich, komm', rief er plötzlich, ich kann seinen Anblick nicht länger ertragen. Laß uns tiefer in den Wald gehen, ehe sie etwa hierher kommen. Ich könnte heute für Nichts stehen!

Mit diesen Worten raffte Konrad Fuchs sich auf, packte seinen Gesellen an der Hand und zog ihn mit sich fort.

Der Schmiedjakob schwieg.

Wie nahe hing da das Verbrechen an einem Haare! sagte der Gevatter nachdenkend, und wie sieht man hier es so deutlich, welcher Mittel sich der Teufel bedient, wenn er eine Menschenseele verderben will. Aber ich fühl' es Euch nach, Kumpeer, daß es doch mir vorkommen will, als sei es eine arge Ungerechtigkeit, wenn die Eltern ihre Kinder nicht gleich halten. Wenigstens sollten sie, wenn solche Sitte herrscht, die nachgebornen Kinder so stellen, daß sie nicht in's Elend kämen.

Mein's auch, sagte der Alte. Es ist einmal gewiß kein Mittel, die Geschwisterliebe zu fördern. Es war ein Glück, daß der Konrad kein Gewehr hatte, denn wer weiß, was in dieser teuflischen Aufreizung des verworfenen Brenner geschehen wäre, vielleicht hätte sich die Geschichte Kain's und Abel's wiederholt. Zu was ist der Mensch fähig, wenn seine wilden Leidenschaften in ihrem tiefsten Grund aufgewühlt sind? Und wie hatte der teuflische Mensch so vorsichtig und klug Schritt vor Schritt sein Schlachtopfer weiter geführt! — Behüte Gott jede Menschenseele in solcher Stunde!

Aber was der Verfluchte noch dort im Waldesdunkel brütet, das wissen wir nicht. —

Und doch war Franz Fuchs nicht halb so schlimm, als ihn sein verderbener Bruder machte, aus dem jetzt die erhitzte Leidenschaft redete. Es war eine Folge der Landessitte, daß Franz der Alleinerbe war. Nur darin fehlten die Eltern, daß sie die Abfindungssumme für den nachgeborenen Bruder viel zu niedrig griffen.

Franz hatte aber nicht gewirthschaftet wie sein Bruder Konrad. Er war sehr thätig und umsichtig. Er wußte durch Fleiß, Treue und Liefern guter Arbeit sich die besten Kunden zu verschaffen; seinen Namen zu Ehren zu bringen und das gewonnene Vertrauen sich zu erhalten. Nicht aus Hochmuth oder Trägheit hatte er den Hammer selbst aus der Hand gelegt, um zum Vertriebe der Arbeiten Anderer zu greifen, sondern weil er eingesehen, daß er mit seinen Mitteln Größeres fertig bringen, höhern Gewinn erlangen könne. Der Geringere begreift oft nicht, daß man mit dem Kopfe mehr verdienen könne, als mit den Händen. Der Kopf muß freilich dazu da sein, und nicht Jeder hat ihn. Franz aber erkannte, daß er ihn besaß, und wendete ihn gehörig an, und darin lag das Räthsel seines schnellen Aufkommens, das sich so leicht lösen ließ. Verstand, Thätigkeit und Rechtschaffenheit sind drei Dinge, die, wenn das vierte dazu kommt, nämlich Geld, Außerordentliches zu Wege bringen können.

Man hört viel darüber plaudern, schaltete der alte Schmiedjakob ein, daß es heutzutage so schwer sei, zu etwas Tüchtigem zu kommen. Das sind aber reine Flausen! Wenn die drei ersten Dinge vorhanden sind, so ist selbst nicht einmal das vierte, das Geld meine ich, nothwendig, um sich sein Fortkommen zu gründen. Ich kenne manchen armen Schelm, der durch Verstand, Thätigkeit und Redlichkeit, auch ohne alles Vermögen sein Fortkommen gründete und ein behaltener Mann geworden ist, der auf festen Beinen steht. Kommt Geld dazu, so geht's um so besser. Das ist aber nicht Jedermanns Ding. — Durch solche Mittel glückte es Franz, ein reicher Mann zu werden, und in ganz Brotterode fiel es keinem ehrlichen Mann ein, zu sagen, er habe andere Wege eingeschlagen. Man wußte recht gut, daß er ein ebenso tüchtiger, als fleißiger und redlicher Geschäftsmann war. Im Umgange mit achtbaren Leuten hatte er seine Manieren abgeschliffen, war gewandt im Umgange geworden und wußte die Menschen sehr für sich einzunehmen. Es war daher kein Wunder, daß er, der

noch dazu ein schöner Mann war, auf Margarethe, die zu den schönsten Jungfrauen Bretterode's zu zählen war, einen bessern Eindruck machte, als der rohe, auffahrende, boshafte Konrad, der schon damals Hang zum Trunk und Müßiggang zeigte.

Uebrigens stand sie auch niemals so zu ihm, wie er gegen Brenner sich geäußert hatte. Wohl war eine flüchtige Neigung zu ihm in ihrem Herzen gewesen, aber sie erschrak, wenn sie daran dachte, daß seine zudringliche Liebe zu einer Verbindung mit ihr führen sollte. Ihr reifender Verstand zeigte ihm alle die möglichen Folgen. Sie löste daher selbst das lose Band zwischen Konrad und ihr, ehe noch sein Bruder Franz seine Absichten durch ein Annähern an sie an den Tag gelegt hatte, und Franz würde, wenn eine solche Verbindung der Herzen zwischen ihr und seinem Bruder bestanden hätte, nie sich Margarethen genähert haben, um sie dem eigenen Bruder abzuspannen. Erst als er die Ueberzeugung hatte, daß sie sich von Konrad völlig losgemacht, warb er um sie, und sie wurde sein Weib.

Nie hatte Margarethe das zu bereuen. Franz trug sie auf den Händen und ihre Ehe war eine sehr glückliche, die nur durch Konrad getrübt wurde. Franz war stets brüderlich gegen Konrad gewesen. Er hatte ihn oft gemahnt, gebeten, doch fleißiger und ordentlicher zu sein; aber schnöde hatte er ihn dann abgewiesen. Er hatte ihm Bestellungen gegeben, aber er führte sie entweder gar nicht, oder so lotterig aus, daß Franz seine Hand von ihm abziehen mußte, weil er sie nicht verwerthen konnte. Das, was er für Konrad that, wurde nicht öffentlich, er that's im Stillen, und Margarethe, welche Konrad's Haß erwachsen sah, als sie, die ihn verschmäht, nun des Bruders Gattin war, meinte wohl, Franz thue zu wenig für ihn. Da gab es wohl trübe Stunden und Franz verweigerte seinen Beistand, weil er wußte, es war völlig fruchtlos und nur Mittel, Konrad noch lüderlicher zu machen. Er meinte, die Schule der Noth müsse ihn bessern, und dann erst sei ihm zu helfen.

So standen freilich die Sachen für Peter zweifelhaft, wenn auch geradezu nicht schlecht, doch auch nicht hoff-

nungsgrün. Jedenfalls hatte Peter das für sich, daß er nicht in die Fußstapfen seines Vaters trat. Franz hatte den Jungen sehr scharf beobachtet und war ihm nicht abgeneigt, und selbst die Neigung Marianens zu Peter und seine zu ihr war den Eltern des Mädchens nicht völlig unbekannt.

Wie gesagt, Marianens Eltern hatten nicht bemerkt, daß Peter bei ihr in der Wiese gewesen war. Sie sprachen mit der lieblichen Tochter, belobten ihren Fleiß, gaben noch einige Weisungen und kehrten dann zum Orte wieder um, weil Margarethe noch einige Haushaltungsgeschäfte zu besorgen hatte. Er begleitete seine Frau zurück, allein Franz, der so selten ohne Geschäfte im Freien weilen konnte und heute einmal frei war, wollte lieber zu seinem Kinde zurückkehren, als im Hause sitzen, zumal der Nachmittag so wunderschön war. Er kehrte daher zu Marianen zurück, und da die Mägde die durch Peter's frühere Hilfe ungemein geförderte Arbeit allein thun und leicht zu Ende bringen konnten, so ging er mit Marianen zwischen den duftenden Haufen frischen Heues das Thal noch weiter hinauf, und an einer schönen, einsamen Stelle setzten sie sich in den Schatten einer weitästigen Erle auf den Rasen nieder in traulichem Gespräche.

Franz fühlte sich so glücklich. Er war von einer Handelsreise heimgekehrt, die ihm einen schönen Vortheil abgeworfen und so viele Bestellungen gebracht hatte, daß er einen weit größeren in sicherer Aussicht hatte. Er war gesund heimgekehrt; fand die theure Lebensgefährtin und sein Kind gesund wieder, und seine Seele war voll Dank und Preis gegen den Herrn, seinen Gott, dessen Segen sichtbarlich auf den Geschäften und auf seiner Familie ruhte. Solches Bewußtsein macht innerlich froh und glücklich. Und nun sah er in das klare, treue Auge seines schönen Kindes, hörte ihre liebliche Stimme und vernahm Worte der kindlichen Liebe, Offenheit und Zutraulichkeit, die er leider durch seine Reisen oft lange Zeit entbehren mußte und die ihn doch so glücklich machten.

Weiberlist, sagte Schmiedjakob, steckt in jedem Mädchenkopf, wenn sie kaum die Kinderschuhe ausgetreten haben. Sie wissen schlauer wie der pfiffigste Advocat ihrem Plan Eingang zu verschaffen und ehe es ein besonnener Mann recht überlegt hat, was und wie er's machen will, sind sie schon drei Viertel des Weges zum Ziel, auch wenn's noch so weit abläge. Man meint, die Mütter wickelten es mit der Wickelschnur in sie hinein. Das zeigte sich auch wieder hier bei der hübschen Mariane. Ehe sich's ihr Vater versah, war das Gespräch, ohne daß er wußte und merkte, wie es gegangen war, — beim Peter.

Franz merkte schnell, wie warm sie von ihm sprach, und machte einige Bemerkungen, welche Vorwürfe gegen Petern enthielten; tadelte absichtlich Dieß und Jenes an ihm; aber da hätte Einer hören sollen, wie sie sich für ihn in den Riß legte; wie sie ihn vertheidigte; wie sie des Vaters Einwände mit Stumpf und Stiel zu nichte machte. Und dabei glühten ihre Wangen, ihr Auge leuchtete wunderbar und die Worte rollten wie Perlen über die frische Lippe. Mochte auch vielleicht Manches von dem, was der Vater gesagt, sein Ernst gewesen sein, er hörte dennoch mit lächelndem Beifall dem schönen Advocaten zu, der die Vertheidigung des schönen Jungen so beredt und siegreich führte, daß er am Ende die Segel streichen mußte.

Ja, schloß sie ihre Rede, ich weiß wohl, daß sie dem guten, armen Jungen vorwerfen, daß seine Hemden nicht weiß genug, seine Kleider schlecht seien. Du lieber Gott, wer soll sie ihm denn waschen, bleichen und bügeln? Er hat ja keine weibliche Seele, die sich seiner annimmt, und die Mannsleute verstehen einmal dergleichen Dinge durchaus nicht. Auch der gescheidteste stellt sich zwerg an dazu und verpfuscht's. Woven soll er sich bessere Kleider anschaffen, wenn sein Vater ihm den Wochenverdienst abnimmt und durchbringt? Ich weiß, daß sie ihm vorwerfen, er thue nichts für sich selbst; aber ist es nicht aller Ehre werth, daß er auch gegen den pflichtvergessenen Vater noch der pflichttreue Sohn ist? Was kann er für sich unternehmen, wenn er

keine Vorschüsse, kein Kapitälchen hat? Er ist der tüchtigste und gewandteste Schnallen- und Zirkelschmied in Bretterode, aber wenn ein Schmied keine Kohlen, kein Eisen hat, dann ist's eine Kunst zu schmieden, die Keiner versteht.

Gib ihm, lieber Vater, ein kleines Kapital, daß er sich Vorräthe von Kohlen und Eisen anschaffen kann, und du sollst sehen, was er thut. Ich verbürge mich für ihn!

Lächelnd sagte der Vater: Deine Bürgschaft ist mir schon viel werth und gilt etwas bei mir, aber meinst du denn, liebes Kind, ich könnte gleich so eine ansehnliche Summe aus dem Geschäfte nehmen? Mit Wenig ist dem Jungen nicht gedient, wenn man ihm gründlich helfen wollte. Ueberhaupt aber, verstehst du denn etwas von der ganzen Sache? Mein Bruder hat seine Wohnung zu einer Spelunke verfallen lassen; es fehlt am nöthigsten Handwerksgeräthe, kurz, ein kleines Kapital schickt dem Peter nicht.

Sei es so, lieber Vater; so wie es ist, kann es aber doch mit dem guten Jungen nicht bleiben; das Haus verfällt täglich mehr und stürzt einmal ein. Er selbst aber geht in Leid und Elend unter! Sie sprach diese Worte mit einer so tiefen Wehmuth, daß es dem Vater an's Herz ging.

Es ist wahr, sagte er, es wird täglich ärger; aber wie man's treibt, so geht es. Hat nicht Konrad alle meine Bitten, Ermahnungen und Hilfleistungen mit Grobheit von sich gewiesen? Würde er jemals so tief haben herabkommen können, wenn er fleißig und ordentlich gewesen und die Rettungshand von ihm nicht weggestoßen worden wäre? Wie viele haben mit Wenigerem angefangen als er, und sind wohlstehende und geachtete Meister geworden? Und wie gerne hätte ich ihm ja die Aufträge gegeben, die ich jetzt Anderen ertheile? —

Ich rede ja nicht vom Vater, sondern vom Sohne! flüsterte das zu Boden sehende Mädchen noch trauriger.

Das ist richtig, versetzte der Vater, und ich habe es wohl bemerkt, mit welcher ungewöhnlichen Theilnahme dieß von dir geschehen ist. Soll ich nicht auch die Meinung aller Brettereder theilen, daß du den Peter lieb habest und er dich, und daß eben die Liebe seine Sache so warm geführt hat?

Mariane barg plötzlich das erglühende Gesicht, indem sie dem Vater um den Hals fiel und sagte: Wie kannst du nur den Leuten glauben? —

Ob ich daran glaube oder nicht, fuhr Franz, der wohl sah, wie es im Herzen seines Kindes stand, fort, das ist jetzt gleichgiltig; allein würden sie dann nicht erst recht Grund und Ursache zu solcher Rede haben, wenn ich mit einem Male dem Peter so augenfällig unter die Arme griffe? Oder kann es mir überhaupt einerlei sein, was man von meinem Kinde redet? Würdest du deinen Namen mit dem eines so armen Burschen in Verbindung bringen wollen?

Unverschuldete Armuth schändet doch nicht! flüsterte das Mädchen, ohne ihre Stellung zu verändern.

Oder mit dem Sohne eines solchen Vaters? fuhr er fort.

Was kann das Kind für den Vater? sagte sie. Er ist dein Bruder: achtet dich darum Jemand geringer?

Das ist wahr, sagte er darauf. Höre mich an, Mariane, sagte er dann nach einigem Besinnen. Deinem wahren Glücke werde ich nie hindernd in den Weg treten, das glaube fest. Obgleich ich und deine Mutter andere Plane haben mögen, so will ich doch mit ihr die Sache überlegen. Du weißt vielleicht, daß Konrad einst um deine Mutter warb. Ich war damals abwesend und er hatte sich einige Neigung bei ihr heimlich und gegen den Willen ihrer Eltern erworben. Ich will offen zu dir reden. Deine liebe Mutter reichte mir, als sie Konrad's Wesen erkannt und durchschaut hatte, freiwillig ihre Hand. Dennoch — nun das menschliche Herz ist einmal so, machte mir dieß frühere Verhältniß bittere Stunden genug. Rasch und unbesonnen heirathete mein Bruder noch eher, als ich, und uns gleichsam zum Trotze, die Erste, Beste, die sich ihm darbot.

Wie unglücklich er mit seiner Frau gelebt, hast du wohl gehört. Beiden zum Glücke hat der Tod das Band längst gelöst, welches ein heilloser Leichtsinn und Frevelmuth geknüpft hatte. Konrad fühlte sich doppelt elend, wenn er unser häusliches Glück sah, und leider fühlt er jetzt noch den Verlust, den ich ihm in Margarethen, ohne es zu

wollen, zugefügt, und wäre es auch nur um des Vermögens willen, dessen Besitz er durch sie erlangt hätte. Viele Beispiele könnte ich anführen, die das beweisen. Du weißt, daß man hier und anderwärts das entsetzliche Wort hört: „Der Beleidiger kann schon vergessen, aber der Beleidigte nicht.“ Leider ist diese Gesinnung im Leben gar zu oft bethätigt und ich muß fürchten, daß es bei Konrad ebenso ist. Seine Gesinnung, wie sein ganzes Thun spricht

dafür. Was wird er nun thun, wenn er hörte, sein Peter habe Aussicht auf deine Hand? — Glaubst du, er werde einwilligen; er werde Peter seinen Segen geben? Niemals wird er das! Fluchen wird er der Verbindung. Das ist die Aussicht, die zunächst liegt, die mich mit Trauer erfüllt, die ich dir aber nicht verheimlichen kann und darf. Siehst du da einen freundlichen Ausgang? — Mir graut vor meinem Bruder; mir graut vor ihm, seit er in der Gesellschaft des verworfensten Menschen umherzieht, des Ginkerlitz, der nie etwas Gutes ausgeheckt hat. Dieser hat auch Haß gegen mich, weil ich leider einst Zeuge eines Schurkenstreichs war, der ihn auf ein halbes Jahr in's Zuchthaus brachte. Der wird ihn noch mehr reizen.

Mariane weinte an des Vaters Brust die Thränen eines in seinen schönsten Träumen gestörten Herzens. Sie sprach kein Wort, aber ihre Thränen redeten laut genug und deutlich. Lange saßen sie so und merkten nicht, daß die Sonne schon lange mehr den Gipfel des Inselberges beschien; daß schon feuchte, dünne Nebel aus den Wiesen aufstiegen. Endlich sagte der Vater: Kind, stelle es dem anheim, der Alles wohl zu machen weiß, und auch ich will es im Gebete thun. Ich aber will es erwägen, wie ich dem guten Peter irgend helfen kann!

Inniger drückte sich das Mädchen an des Vaters Brust, trocknete ihre Thränen und nun standen sie auf.

Was Franz sagte, war wahr und treu gemeint. Ihm und seiner Frau schien es der Weg zur Versöhnung, zur Ausgleichung und zur wahren Befriedigung, wenn Mariane und Peter ein Paar würden, und das war die Seite, von der sie im Stillen diese Sache ansahen. Es gab Augenblicke, wo in beiden Herzen der Gedanke aufstieg, daß sie Beide — ach, gewiß nicht böswillig — aber dennoch eine Schuld trügen an Konrad's tiefer Versunkenheit, und so trieb es von innen heraus Beide, sich auf halbem Wege zu begegnen, der zur Verbindung der Kinder führte; wenn auch vielleicht der Ehrgeiz andere Ziele haben mochte. Und wahrlich, wenn ihre Kinder glücklich werden konnten,

so war ja dieß und die Aussicht, vielleicht in dieser Weise Konrad zu versöhnen, ihn auf bessere Wege zu führen und ihn vom offenbar drohenden Verderben zu retten, eine Aussicht, welche ihren Herzen einen erquickenden Lohn verhieß! — Als sie zu den Mägden kamen, arbeiteten diese noch an den letzten Haufen, und Vater und Kind wollten dann mit ihnen nach Hause gehen.

Dort oben in dem Dickicht des Seimbergs hatten indessen zu teuflischem Rathe zweie zusammen gesessen. Konrad war von dem Branntwein in jenen Zustand versetzt, der auf der einen Seite mehr als halber Rausch war, auf der andern aber die Erinnerung und die Folgereihe der Gedanken noch nicht völlig ausschloß. Der Strolch, der ihn schon zum wildesten Zorne gereizt, schürte fort und fort die Gluth seines Zornes mehr und mehr an.

Wär' ich an deiner Stelle gewesen, sagte er, nur je den Gedanken hinwerfend, ich hätte es bei meiner Seele nicht ertragen, meinen Todfeind in dem schönen Hause wohnen zu sehen, während ich hätte in der Rattenfalle wohnen müssen! —

Was hättest du denn gethan? fragte mit glühenden Blicken Konrad und angehaltenem Athem.

Brenner zuckte die Achseln. Ich weiß es! sagte er dann. Sag's heraus! schrie Konrad außer sich vor Zorn, Rache, Neid, Eifersucht. Sag's heraus, und ich thue es heute noch! Du? — höhnte der Ginkerlitz. Du? O du hast ja nicht einmal so viel Kurasch, einem Fuchs Feuer in den Bau zu legen, daß ihn Rauch und Gluth schußfertig heraustreiben! —

Ha! rief Konrad, dem es plötzlich in die Seele fuhr, was der Landstreicher meinte. Du hast recht! Feuer muß in' den Bau des Fuchses gelegt werden, daß er arm wird wie ich. Ha! Wie will ich mich freuen und aufjubeln, wenn's qualmt und lebet! Komm', komm' schnell! Jetzt ist Brotterode leer. Alles ist im Heu. Er und Margarethe bei ihrem Kinde. Das Haus leer. Komm', komm', keine Stunde ist gelegener! Hast du Feuerzeug? Hier! sagte

Ginkerlitz mit teuflischer Freude in seinen Zügen und reichte ihm, was er suchte und in seinen Taschen nicht fand. Du stehst Wache! sagte mit den Zähnen knirschend Konrad, und Beide eilten, so lange sie es in den Hecken konnten, schnell dem Orte zu. Erst da, als dieser deckende Schutz aufhörte, gingen sie anscheinend gleichgiltig nebeneinander auf Konrad's Wohnung zu. Hier blieben sie stehen und horchten. Alles war todtstille, denn an solchen Tagen pflegt Alles in Bretterode, was sich rühren kann, in's Heu zu gehen. Selbst der fleißige Meister verläßt seinen Ambos, um einmal, ohne müßig zu gehen, in Gottes schöner Welt eine reinere Luft als die seiner Werkstätte zu athmen. Der Vornehmere pflegt nach Herges oder Trusen mit den Seinigen zu lustwandeln und dort ein paar Stunden heiter zu verleben. Das war so recht Zeit und Stunde zu einem verruchten Streiche, wie ihn der Ginkerlitz in Konrad's Seele gelegt hatte. Sie traten jedoch nicht in Konrad's Haus, sondern Ginkerlitz trat in den Schatten desselben und Konrad kletterte wie eine Katze auf den Stall seines Bruders, der eine erreichbare Lucke hatte, und wo er Streu und Heu vermuthete. Es war ja sein noch unverändertes Vaterhaus, wo er jeden Winkel kannte. Als er oben war auf dem Speicher, welcher über dem Stalle lag, sah sich indessen Konrad getäuscht. Hier war weder Heu, noch Streu, sondern es standen Eisenwaaren da herum und Kisten und Kasten, darin solche verpackt waren. Das war kein Zündstoff, der ein schnelles Feuer verhieß. Er sah sich getäuscht — und es war, als ob die Hand des Herrn seine Seele erfaßt hätte. Die entsetzliche Größe seines Verbrechens trat ihm plötzlich in's immer aber noch nicht klare Bewußtsein. Er schauderte dennoch davor zusammen und blieb sinnend stehen. Es war sein Vaterhaus; der Raum, wo seine Wiege gestanden; wo er seine glückliche Kindheit verlebt, wo seine Eltern ihn geliebt, wo sie ihr Auge im Tode geschlossen! Ein neuer Schauder ergriff ihn.

Da rief ihn ein verstellter Husten seines ruchlosen Gefährten an die Lucke.

Bist du bald fertig? rief er halblaut herauf. Es scheint mir im Hause nicht ganz just zu sein! Ich meine, eine Thüre gehen gehört zu haben. Mach' fort!

Es ist kein Zündstoff da, sagte Konrad — und — und — ich kann nicht!

Siehst du, feiger, elender Hund, daß ich recht hatte? rief der wüthende Ginkerlitz. Komm' herunter, armseliger Mensch! Du bist ein Maulfechter und nichts weiter. Du verdienst, daß dich dein Bruder zum elenden Bettler gemacht und daß er dich übervortheilte und das Erbe nahm. Dir geschah recht, daß er dir dein Mädchen abspannte, sie zur Frau nahm und dich bänselte. Geh' herunter und laß ihn im Schooße des Glückes schwelgen, dieweil du darbst und bettelst!

Diese mit Wuth hervorgestoßenen Worte erfaßten Konrad's Seele auf's Neue. Der gute Eindruck war vorüber. Die Hölle hatte ihr Opfer wieder ergriffen und ließ es nicht mehr los. Wie ein Rasender stürzte Konrad in das Gebäude zurück, wankte sich zu einem Gange, der nach der Scheune führte, aber zu dem auch eine Treppe

aus dem Hause heraufführte. Eine Thüre, die verschlossen war, leitete zum Heubeden. Es konnte aber die Thüre Konrad nicht hemmen, denn es war noch die alte Thüre von den Zeiten seiner Eltern her, deren Schloß er hundertmal mit seinem Taschenmesser geöffnet hatte. Auch jetzt gelang ihm das schnell und er war auf dem Boden der Scheune, wo dürres Heu genug lag, um sein hölliſches Ziel zu erreichen. Er besann sich nicht lange, schlug Feuer, schob den Schwefelspahn dazu, deckte es mit losem Heu und eilte auf den Gang zurück, um durch die Lucke zu entspringen. —

Margarethe war, ohne daß es Konrad ahnete, unten im Hause beschäftigt.

Wunderbar ist es, sagte der alte Schmiedjakob, und tausend Beispiele beweisen es, daß oft dann, wenn uns ein Unglück bevorsteht, von dem wir nicht das Geringste wissen, eine unerklärliche Unruhe uns beschleicht. Da hilft kein eigenes Ausredenwollen. Man wird die Angst nicht los, die uns die Seele erfüllt, und diese Angst läßt uns keinen Augenblick ruhen. Das ist die Ahnung, die gewiß der Herr in unsere Seele legt. Solch eine Ahnung, solch eine unbewußte, quälende Angst überfiel plötzlich Margaretha's Seele. Sie ging durch alle Räume des untern Hauses. Da war Alles in bester Ordnung. Jetzt trieb es sie in's Oberhaus und jene Treppe herauf, an der Konrad vorübergegangen war, als er nach der Scheune schlich. Er hatte sein teuflisches Werk vollendet. Der Qualm stieg schon in dem nach allen Seiten geschlossenen Raum empor und wälzte sich nach der Thüre, die er eben wieder schließen wollte, als Margarethe, bleich vor Entsetzen, auf dem obersten Tritte der Treppe stehend, den unheimlichen, boshaften Menschen vor sich sah. Auch er, den das Gewissen schlug, stand fast zitternd vor ihr.

Einige Augenblicke starrten sie sich gegenseitig an, dann rief Margarethe, zuerst zur Besinnung kommend und Arges ahnend: Konrad, um Gottes Willen, was treibst du hier heimlich in unserm Hause, und wie bist du hereingekommen?

Diese angstvoll ausgestoßenen Worte des von unbestimmter Qual gefolterten Weibes brachten Konrad wieder zu sich, und seine ganze Verworfenheit kehrte zurück.

Ha, ha, ha! lachte er mit satanischem Hohn, ich will dich besuchen, mein Schätzchen! Ist dir's nicht so angenehm wie sonst?

Konrad, Konrad! rief sie aus, du lachst, daß mir das Blut in den Adern gerinnt. Du hast nur Absichten auf unser Verderben! Was willst du hier?

Hast du nicht gelacht und herrlich gethan, als du mit Franz zum Traualtare gingst und wußtest, daß mir das Herz brach? — rief er.

Schweig', rief sie. Warst du nicht schon verheirathet? Und warum schleichst du in unserm Hause umher, um mir beim Begegnen solche Dinge zu sagen? Das war nicht deine Absicht! Du gehst die Wege ruchloser Bosheit gegen uns, mir ahnet's! — Konrad, Konrad, du wirst uns doch nicht Feuer legen? —

Ha, ha, ha! lachte Konrad mit teuflischer Schadenfreude und sprang zur Thüre, die er eben angelehnt. Er riß sie auf und Margarethe blickte in die Gluth des brennenden Heues. — Und du, Treulose, rief er, auf sie zuspringend,

die betäubt daſtand, du ſelbſt, wenn du nicht mit mir leben wollteſt, jetzt dann ſterben mit mir!

Wie ein Raſender ſtürzte er nach ihr hin; aber Margarethe ſtieß ihn mit rieſiger Kraft zurück, daß er taumelnd wider die Wand ſtürzte; dann im Augenblicke wandte ſie ſich, ſtürzte die Treppe hinunter, riß die Hausthüre auf und ſchrie: Feuer! Zu Hilfe! Dann ſank ſie leblos auf der Schwelle nieder.

Peter war der Erſte, welcher dieſen Ruf vernahm.

Er war heimgekehrt aus der Wieſe mit ſchwerem Herzen und hatte ſich, wie er pflegte, in den dunkelſten Winkel des Hauſes zurückgezogen, um ſeinen Gedanken und Empfindungen Raum zu geben. Als er den Ruf vernahm, erkannte er auch die Stimme Margarethens. Augenblicklich

war er in der Thüre. Neuer Schrecken ergriff ihn, als er sie, gleich einer Leiche, daliegen sah. Zum Glücke kam ein Nachbar, ein Schmied, in diesem Augenblicke herbei. Es muß im Hause brennen! rief Peter. Nehmt die Ohnmächtige und tragt sie in Euer Haus, ich eile hinauf, zu sehen, wo es ist, und dann an die Glocken! Dies sagend, war er schon auf der Treppe. Als er auf dem Gang ankam, sah er die Flammen auf dem Speicher. Schnell schlug er die Thüre zu; entsann sich, wie leer heute Brotterede von Menschen sei und sprang zur Kirche. Mit einem kräftigen Fußtritt flog die Thurmthüre ein und schnell faßte er mit der wunderbaren Kraft, welche Angst und Erregung dem Menschen gibt, die Seile mit seinen zwei Händen und im Augenblick klang das heftige Geläute hinaus in die Berge und Thäler, den Unglücksruf und Nothschrei zu den Ohren der Entfernten tragend, die, den Ruf verstehend, hastig heim eilten.

Dennoch hatten die Ruchlosen sich geirrt, wenn sie auf nur Wenige gerechnet hatten, die zu Hause seien. Es waren deren mehr da, als sie gedacht. Blitzschnell eilte Alles, was Leben hatte, herzu, und als Peter aus der Kirche wieder in das Haus stürzte, fand er schon die Spritze und Wasserträger genug, um den ersten wirksamen Schritt zum Bekämpfen des Feuers zu thun. Der überall durchdringende Qualm hatte die Leute zu dem Hause geleitet. Folgt mir, rief er, ich habe gesehen, wo der Herd des Feuers ist! Er eilte die Stiege hinauf. Peter war Einer von den Menschen, die in solchen Lagen die volle Klarheit des Verstandes und der Ueberlegung bewahren. Während der schreiende und tumultuirende Haufe an und in dem Hause sich mehrte, war es ihm klar geworden, daß, wenn das Feuer durch das Dach der Scheune nicht sich einen Ausweg suchen könne, nothwendig das Wohnhaus ergriffen werden müsse. Deßwegen entriß er einem Zimmermanne die Art, und eilte in den brennenden Raum, um eine Oeffnung in das Dach zu schlagen, damit auch die Spritze von dieser Seite an den Herd des Feuers kommen könne.

Ohne zu beachten, daß er in dem Qualm erſticken könne; ohne zu bedenken, daß er ſich dem Feuertod ausſetze, ſprang er dahin, wo die Flamme ſchon züngelte. Seine Kleider begannen zu brennen, und doch ſchlug er mit Rieſenkraft gegen die Bretterunterlage des Daches. Sie begoſſen ihn mit Waſſer. Er fühlte den entſetzlichen Schmerz der Brandwunden, aber er hörte nicht auf, bis endlich ein Loch gemacht war, und nun ſeine Arbeit leichter wurde. Als er endlich eine Oeffnung gemacht hatte, wollte er umkehren, aber er wankte vor Entſetzen, denn überall umgab ihn ein Feuermeer. In der Todesangſt wagte er einen Sprung gegen die Thüre, dort aber brach er zuſammen. Mehrere Männer ergriffen ihn und trugen ihn in ſein Haus, auf ſein Bett.

Mit Blitzesſchnelle loderte nun die Flamme durch die Oeffnung empor und zugleich wurden Brandleitern angeſtellt, die Spritze und der dorthin geleitete Schlauch begannen gleichzeitig zu arbeiten. Den innen beſchütteten Leute das bereits angebrannte Gebälke des Wohnhauſes und des Stalles, und der immer wachſenden Hilfe und zweckmäßigen Leitung derſelben gelang es, dem Feuer bald die Kraft zu brechen. Das Oberſtockwerk der Scheune

brannte zwar nieder, aber das Magazin, das Wohnhaus und der Stall wurden gerettet. Als Franz und Marjane bei ihrem brennenden Haus anlangten, riefen sie zuerst nach Margarethen. Niemand hatte sie gesehen. Sie war auch jetzt nirgends zu erblicken. Unaussprechliche Angst ergriff die zwei liebenden Herzen. Da eilte der Nachbar herbei, der sie in sein Haus getragen, und beruhigte sie. Und dennoch dachten Beide nicht an ihr Haus, sondern an Weib und Mutter, und eilten zu ihr. Sie lag leichenblaß auf dem Bette, von dem Schrecken gelähmt, und rang weinend die Hände. Als sie ihre Lieben sah, schlang sie ihre Arme um sie und rief weinend: Wie steht es um unser Haus? Ist das Feuer gelöscht?

Jetzt erst entsann sich Franz, wie nöthig er dort sei. Er entfernte sich und ließ Mariane bei der Mutter. Zum Glücke war ein Arzt in der Nähe. Er trat in das Gemach und verkündete, daß die Gefahr vorüber, das Haus und Magazin, wie auch der Stall gerettet seien. Nur das Obergeschoß der Scheune sei niedergebrannt.

Gott sei Preis! flüsterte Margarethe, und eine neue Ohnmacht umhüllte Auge und Geist.

Der Arzt tröstete die jammernde Mariane, aber es war ihm nicht heimlich, denn Margarethens Zustand war der Art, daß er schwerlich ohne eine schlimme Nachwirkung bleiben konnte.

Als Franz zur Brandstätte zurückkehrte, war die Gefahr zum großen Theil schon bewältigt und bald ganz beseitigt. Der Schaden war zwar erheblich, aber keineswegs so groß, wie man anfänglich befürchtet hatte. Die Scheune war ohnehin ein altes, baufälliges Gebäude, an dessen Neubau Franz schon dachte. Aber über den Ursprung des Feuers liefen die widerstreitendsten Meinungen ein. Die Meisten glaubten an Brandlegung. Niemand aber hatte die beiden Verbrecher gesehen, welche sich auch so schnell entfernt hatten, daß an sie Niemand bestimmt zu denken wagte, oder doch sich scheute, dem Bruder gegenüber einen Verdacht zu äußern, den vielleicht Mancher still im Herzen nähren mochte.

Franz dankte den helfenden Mitbürgern für den treuen, hilfreichen Beistand; da riefen Alle, daß das Verdienst lediglich dem Peter zukomme; er sei zuerst zur Stelle gewesen; er habe für Margarethens Sicherheit durch den Nachbar gesorgt; er habe durch Sturmgeläute die Hilfe zur rechten Zeit herbeigerufen; er habe das Haus, das Magazin, den Stall vor Ergreifung durch die Flammen gerettet, indem er mit Aussetzung seines Lebens dem innerlich um sich greifenden Feuer den Ausweg nach Außen geöffnet und dadurch das wirksame Löschen ermöglicht habe; er müsse entsetzlich verbrannt sein, denn man habe ihn leblos in seine Wohnung getragen.

Und ihn habt ihr vergessen und ohne Hilfe gelassen? rief Franz, und eilte hinüber zur Stätte, wo der Arme unter unsäglichen Schmerzen stöhnte.

Dort fand er ihn auf dem armseligsten Lager, allein, verlassen, unter furchtbaren Schmerzen. Seine Kleider waren verbrannt, seine Haare gesengt, sein Gesicht und seine Hände nicht nur geschwärzt vom Rauche, sondern voller Brand-

blasen. Mit Entsetzen erblickte ihn Franz. Schnell ließ er ihn hinüber in sein Haus tragen und den Arzt rufen. Dieser fand die Wunden zwar nicht gefährlich, aber so zahlreich, daß er die schnellste Hilfe nöthig erachtete. Diese leistete er mit aller Umsicht und Gewissenhaftigkeit, aber der Jüngling sank aus einer Ohnmacht in die andere und der Arzt wich nicht von seinem Bette. Franz theilte seine Sorgfalt zwischen ihm und seiner theuern Margarethe und Mariane stand ihm mit aufopfernder Treue zur Seite. Der Arzt, der mehr für Margarethe, als für Peter fürchten zu müssen glaubte, verließ die heimgesuchte Familie nicht, und es zeigte sich auch bald, wie gegründet seine Befürchtung war, denn Margarethe fiel bald nach ihrer Rückkehr in ihr eigenes Haus in Fieberirrsinn. Sie wollte fort; wollte Feuer! rufen. Wo ist Peter? rief sie oft. Der ist doch immer der Erste gewesen, wenn wir in Noth waren! Es war wunderbar, daß sie den Namen Konrad auch in diesem Irrsein gar nicht aussprach, und ich möchte annehmen, sagte der alte Schmiedjakob, daß der Entschluß, den sie, nachdem sie wieder zur vollen Besinnung gekommen war, unabänderlich gefaßt hatte, diesen Namen durchaus nicht zu nennen und überhaupt über die Ursache des Brandes jede genauere Andeutung zu vermeiden, ihre Seele so fest band, daß sie auch jetzt darüber völlig schwieg. So ahnete denn Niemand den Zusammenhang und die nothwendig folgende Gerichtsuntersuchung blieb ohne allen Erfolg. Nicht einmal ein Verdacht leitete zur rechten Quelle hin. Daß Konrad aber acht Tage von Hause wegblieb, konnte Niemand in Verwunderung setzen, da dieß in der Regel so war.

Margarethe fiel in ein Nervenfieber, welches sie an den Rand des Grabes brachte. Groß war der Jammer, der über Franz und Mariane hereingebrochen war, die bisher in ihrem Glücke keine so herbe Störung erlebt hatten. Groß war die allseitige Theilnahme in ganz Bretterede und es zeigte sich diese ebenso lebhaft und aufrichtig für die überall geachtete und geliebte Frau, deren heimliches Wohlthun an den Armen jetzt erst zu Tage kam, da die

trauernden Armen davon redeten, was sie ihnen streng untersagt, als für den braven Peter, der durch sein muthiges, umsichtiges und aufopferndes Handeln nicht nur das Unglück von seinem Oheim, sondern vielleicht von vielen anderen Bewohnern des Orts abgehalten hatte.

Wie Beide aber auch gleich sorglich, gleich treu und liebevoll gepflegt wurden, das wußte und pries Jedermann in dem Marktflecken. Lange war dieß Unglück und seine Folgen das Gespräche der Bewohner. Alle nahmen warmen Antheil, nur Konrad nicht. Er schlich wohl dann und wann einmal zu seinem leidenden Sohn, aber er wußte den Augenblick zu benutzen, wenn Franz ausgegangen, oder bei dem Baue der Scheune, der von Grund aus neu vorgenommen werden mußte, beschäftigt war, und Mariane am Krankenbette der Mutter saß, was er aus seinem Fensterlein wohl beobachten konnte. Wie entsetzlich tief dieser Mann gesunken war, das zeigte sich in dieser Lage recht augenfällig. Selbst für seinen so schwer leidenden Sohn hatte er nur eine geringe Theilnahme, für Margarethens Leiden gar keine. War's aber auch zu verwundern? Die Angst möglicher Entdeckung folterte ihn unaufhörlich; das Gewissen quälte unablässig. Um bei so folternden Qualen Ruhe zu gewinnen, war er fast täglich von Branntwein trunken, und dieser vergiftende Genuß des allerschädlichsten Getränkes, welches der Mensch irgend genießen kann, stumpfte nicht blos seinen Leib, sondern, wie das immer die unausbleibliche Folge ist, auch seine Seele in dem Grad ab, daß er gleichgiltig gegen Alles, unempfänglich für Alles wurde, was sonst dem menschlichen Herzen heilig und theuer ist. In eben dem Maaße wurde er aber auch ein fast ganz willenloses Werkzeug in der Hand des verworfenen Brenners. Nur in dem Einen Punkte leistete er diesem Verworfenen noch einigen Widerstand, daß er nicht auf's Neue zu ruchlosen Handlungen gegen seinen Bruder die Hand bot, wozu Brenner im unersättlichsten Haß ihn anzureizen suchte. Er hatte davor eine unüberwindliche, völlig unbezwingliche Scheu, deren Beweggründe aber keines-

wegs edler Art, vielmehr abergläubisch waren, denn er meinte, nachdem ihm der ruchloseste Versuch mißglückt war, seinem Bruder sei einmal nichts anzuhaben. Das hatte sich so fest bei ihm gesetzt, daß der Ginkerlitz nichts dagegen vermochte und am Ende abstand und zufrieden war, wenn Konrad ihm sonstbin half: Wache stand, wenn er stahl; auskundschaften half, wo etwas zu machen sei, und Nachts auf den Wechseln des Wildes sein treuer, scharftreffender Gehilfe beim Wilddieben war, da dieß gottlose Gewerbe das einträglichste für sie war und blieb.

Franz dankte dem Herrn, daß größeres Unglück von ihm abgewendet worden war. Er grübelte wohl über den möglichen Grund und die Ursache des Brandes, aber an Konrad dachte er nicht und auf den Ginkerlitz, dessen Feindschaft er zwar wohl kannte, verfiel sein Verdacht um so weniger, als kein Mensch ihn an dem Tage in oder um Bretterode gesehen haben wollte. So blieb bei Margarethens beharrlichem Verschweigen dessen, was zwischen ihr und Konrad vorgefallen war, die Ursache des Brandes in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt und weder Franz, noch Mariane ahneten, daß ihnen die Mutter etwas vorenthielte. Sie waren glückselig, daß sie, wenn auch langsam, doch ohne Unterbrechung ihrer Genesung entgegenging. Auch Peter's Wunden heilten ziemlich schnell bei der liebevollen Pflege Marianens. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß Beide oft allein waren. Ach, mit welcher Liebe hing da sein Blick an dem geliebten Mädchen, die so aufmerksam, so besorgt für ihn war! Wie glücklich machte ihn ihre Nähe! Und wie wohlthuend war es ihr, wenn sie seine Schmerzen lindern, ihm eine Erquickung bereiten konnte. Da wuchs die gegenseitige Liebe immer tiefer in die Herzen hinein, und sie gedachten nicht, daß es je einmal wieder anders werden könnte. Es blieb aber auch nicht aus, daß sie sich ihre Liebe gestanden und bekannten und so das volle Glück genossen, dessen unschuldige und treue Herzen fähig sind.

Als dieß Geständniß über ihre Lippen ging, war Franz eben im Begriff, in das Zimmer zu treten. Er sah, wie

Mariane ihren Kopf an ſeine Bruſt legte, und zog die Thüre wieder leiſe zu; aber er blieb ſtehen und kein Wort ging ihm verloren. Leiſe ſchlich er ſich dann hinunter zu Margarethen und erzählte ihr lächelnd, was er gehört und geſehen.

Haben wir es denn nicht längſt gewußt? fragte die Geneſende den Gatten. Wir hätten ja blind und taub ſein müſſen! Aber es thut dann auch Noth, daß wir uns darüber verſtändigen. Ich will's nicht leugnen, fuhr ſie fort, daß mir Konrad ein Stein des Anſtoßes war.

Vielleicht wäre er zu retten, wenn wir ihn mit Peter in unſer Haus nähmen? ſagte Franz.

Nein! Nie! rief heftig Margarethe. Ihm ist nicht zu helfen. Siehst du es denn nicht, wie er alle Tage vorüber taumelt? Er wird ja seit längerer Zeit nicht mehr nüchtern, wenn er hier ist. Und was mag er mit dem verworfenen Ginkerlitz treiben, der sein täglicher Geselle ist? Gutes wahrlich nicht! Nein, das stille Glück unseres Hauses würde mit ihm zu Grabe getragen. Und müßte er es durch seine Schlechtigkeit wieder verlassen, so wäre das zweite Uebel größer, als das erste.

Franz sah, wie aufgeregt Margarethe war; er ließ daher diesen Gedanken fallen.

Aber wie soll es denn werden? fragte er.

Peter wird unsres Kindes Gatte, fuhr sie, ruhiger geworden, fort; darin sind wir ja einig, aber es mag bleiben, wie es ist. Konrad kümmert sich ja jetzt nicht um ihn, er wird es auch dann nicht thun, wenn Peter unser Eidam ist.

Aber wird er in die Heirath willigen? fragte er.

Warum nicht? Er kann ja doch gegen das Glück seines Sohnes nicht ankämpfen wollen? Peter mag mit ihm reden, sagte Margarethe, deren Aufregung so groß war, daß Franz gerne die Unterredung abbrach und das Weitere der Zeit überließ, die ja, wie die Leute sagen, guten Rath bringt.

Es kam die Rede nicht mehr auf diese Angelegenheit, deren Hauptsache ohnehin ja als gesichert durch das Einverständniß der Ehegatten anzusehen war.

Die Genesung der beiden Kranken war endlich vollendet und Peter dachte mit Schrecken daran, das liebe Haus verlassen zu müssen, da er dieß unthätige Leben nicht ertragen mochte und doch hier keine Arbeit hatte. Es war ihm auch in gewissem Betracht unerträglich, länger das Brod hier zu essen, das er nicht verdiente.

Eines Tages sagte er zu Margarethen: Es ist hohe Zeit, daß ich gehe. Ich muß arbeiten. Euer Brod habe ich zu lange schon gegessen und Eure Güte mißbraucht.

Peter, sagte sie betroffen: Wie kommst du zu dieser Rede? Sahest du je, daß wir dich ungern bei uns hatten?

O gewiß nicht, gewiß nicht! rief er aus und die Thränen

traten ihm in die Augen. Ach, Ihr wisset nicht, wie schwer es mir wird, aus Eurem Hause zu gehen, wo es mir war, als wär' ich jetzt erst bei Vater und Mutter; denn drüben hab' ich ja leider keinen Vater und statt Liebe nur Poltern und Herzeleid; aber überlegt es selbst, liebe, gute Base, ich bin gesund und kräftig. Euch kann ich nichts nützen, nichts helfen und auf der faulen Haut liegen, das geht einmal durchaus nicht an. Ich weiß, was die Leute sagen, und will einmal entschieden durchgreifen. Ich trete als Gesell in eine Werkstatt ein und arbeite für mich. Mit meinem Vater kann ich ja nicht vorwärts kommen. Ich will ihn unterstützen, wie es einem Kinde zukommt, aber ich brauche Hemden, Kleidung, Schuhe und will mir sie ehrlich verdienen. Ihr könnet mir nicht unrecht geben. Wollet Ihr, denen ich zu Dank und Liebe ewig verschuldet bleibe, mir es erlauben, wenn ich frei habe, Euch auf eine Stunde zu besuchen, so thut Ihr an mir eine neue Wohlthat — denn — ich — möchte nicht leben ohne Euch!

Sie wollte ihm eben aus vollem Herzen antworten, als die Thüre aufging und Franz und Mariane eintraten, die auswärts gewesen waren.

Franz, sagte Margarethe und gab ihm einen Wink mit den Augen, ich habe dir etwas Neues zu sagen, was du gewiß nicht wirst glauben wollen: Peter ist unser Haus satt, er will absolut fort!

Ach Gott, was redet Ihr da! rief Peter und wurde todtbleich vor Schrecken. Wie habt Ihr mir meine ehrlichen Worte ausgelegt?

Margarethe lachte, denn auch Mariane wurde bleich, starrte bald ihre Mutter, bald Peter'n an.

So? erwiederte Franz, der seine Frau vollkommen verstanden hatte. Nun, da kommt mir Peter auf halbem Weg entgegen. Ich muß eine lange Geschäftsreise nur zu bald antreten, und, so nahe du uns auch verwandt bist, lieber Peter, so schickt es sich allerdings nicht wohl, daß du im Hause bleibst; aber, sagte er, anscheinend ernst, es geht auch durchaus nicht, dich, der du mir Haus und Hof

gerettet haſt, ohne den ich, wenn auch — kein Bettler, doch um mein Obdach und, Gott weiß es, um einen großen Theil meiner Habe gekommen wäre, aus dem Hauſe zu weiſen. —

Mariane zitterte wie Espenlaub; ihre Thränen brachen unaufhaltſam hervor und ſie wankte in den Hintergrund der Stube, um ihre Thränen zu verbergen.

Da weiß ich nun gar keinen Rath, fuhr Franz fort. Noch Eins aber, nach dem, was geſchehen iſt, kann ich auch Weib und Kind ohne Schutz nicht wohl im Hauſe laſſen. Nun, Margarethe, rathe du, wie ſoll ich aus der Klemme kommen? Grade unſern guten Peter hätte ich am liebſten zum Schutz im Hauſe gelaſſen!

Mariane, ſagte er, ich glaube gar, du weinſt? Laß ſehen! Iſt dir's ſo leid, daß Peter euer Schützer werden ſollte!

Mariane legte ihren Kopf auf den Tiſch und war ihrer Gefühle nicht Meiſter, denn ihres Vaters Worte hatten wie ein zweiſchneidig Meſſer durch ihr Herz geſchnitten.

O du blindes, thörichtes Kind, rief er da plötzlich aus. Kennſt du deine Eltern ſo wenig, daß du das, was ich ſagte, für Ernſt nahmſt? Hab' ich nicht vor vierzehn Tagen geſehen, wie du an Peter's Bruſt lagſt? Hab' ich die Schwüre eurer Liebe und Treue nicht gehört? Nein, ich will dich, ich will Peter nicht länger quälen!

Er nahm Peter's Hand und führte ihn zu Mariane, die nicht aufzublicken wagte. Willſt du den Peter nicht mehr, dem du damals Treue gelobt bis in den Tod? Haſt

du ſo ſchnell deine Meinung geändert? Gib mir deine Hand, Kind, gib ſie mir und erkenne, wie es deine Eltern mit dir meinen!

Da richtete ſich Mariane auf und fiel ihrem Vater um den Hals.

Du irrſt dich, ſagte er ſcherzend; ich bin ja Peter nicht! Sieh', hier ſteht er wie ein armer Sünder! Rede, willſt du ihn zum Gatten?

Ja, ſagte da Mariane feſt und laut. Und der Vater fügte ihre Hände zuſammen und ſegnete ſie mit der vor Rührung tief ergriffenen Mutter.

Sieh, Peter, ſagte Franz mit freudeſtrahlendem Geſicht, nun iſt alles Bedenken gehoben. Du richteſt dir meine Schmiede ein und arbeiteſt wacker drauf los, und deine junge Frau kommt wohl 'mal zu dir, plaudert ein paar freundliche Worte mit dir und die Arbeit geht um ſo friſcher und fröhlicher, und ich kann ohne Sorgen auf die Reiſe gehen. Sprich morgen mit deinem Vater, und ſchon in vierzehn Tagen könnet ihr eure Hochzeit feiern, ſpäteſtens doch in drei Wochen, und ſo lange ich jetzt verreiſen muß, ſchützeſt du mir Weib und Kind, Haus und Hof.

Ich will nichts ſagen von dem Glücke der Kinder und der Freude der Eltern, ſprach der alte Schmiedjakob. Es iſt allerwegen, wo ſich gute Menſchen lieb haben, ſich gleich; aber das muß ich erzählen, was es am andern Morgen drüben in Konrad's Hauſe gab.

Er war, was zu den Seltenheiten in der letzten Zeit gerechnet werden mußte, einmal eine Nacht zu Hauſe und ſaß Morgens bei einem Glaſe Schnapps, als Peter hereintrat.

Er ſah ihn mürriſch an.

Kommſt du doch einmal wieder in dein armes Vaterhaus? fragte er. Ich dachte, es ginge dir da drüben ſo gut, daß du deinen Vater für immer entbehren gelernt hätteſt?

Vater, ſagte Peter, dem dieſe Worte wie Pfeile durch's Herz fuhren, warum ſeid Ihr ſo hart gegen mich? Wann hab' ich jemals meine kindliche Pflicht vergeſſen? Daß ſie mich drüben mit Liebe pflegten, gönntet Ihr mir das nicht?

Was hätte hier aus mir werden sollen, als ich auf den Tod verbrannt war? Ihr seid wochenlang fort; fragtet kaum einmal nach mir. Ich hätte ja sterben müssen oder verhungern?

Konrad schwieg, denn die Wahrheit war zu klar, als daß er hätte etwas dagegen sagen können.

Sie haben mir drüben mehr Gutes gethan, als ich vergelten kann. —

Das Gewissen wird meinen Herrn Bruder drücken, sagte mit bitterm Hohne der Vater, daß er am Kind ein kleines Theilchen gut machen will, was er am Vater gesündigt?

Was hat Franz Euch Uebels gethan? fragte Peter. Daß er das Erbe allein empfing und Ihr eine schwache Abfindungssumme, ist seine Schuld nicht. Das Erste ist geheiligte Sitte von Alters her, das andere thaten die Großeltern.

Ja, aber er steckte dahinter? rief Konrad bitter.

Ich weiß das nicht; vielleicht wisset auch Ihr es nicht und Euer alter Haß vermuthet, was er gerne möchte, sagte Peter. Ach leget doch einmal den Haß ab, lieber Vater! Sie meinen es mit Euch so gut!

Wie der Wolf mit dem Schaf und der Iltis mit der Taube! rief Konrad.

Ach, Vater, wie handelt Ihr undankbar! sagte innig betrübt Peter. Wie gut sie es meinen, zeigen sie, daß sie mir Marianen zur Frau geben. Gestern Abend ist es richtig geworden, und ich komme, um Euren Segen zu bitten.

Konrad starrte ihn an. Ist das Ernst? fragte er, und man sah, daß es gewaltig in seiner Brust arbeitete, denn sie hob und senkte sich rascher als sonst.

Ernst? fragte Peter. Sie haben uns verlobt! In drei Wochen ist Hochzeit.

So? sagte Konrad gedehnt, und es schien, als sei die augenblickliche bessere Regung wieder verschwunden.

Was dich betrifft, so mach', was du willst. Ich will dir nicht im Wege stehen; aber der schlaue Franz weiß,

was er thut. Sand will er mir und der Welt in die Augen ſtreuen! Ha, ha, ha! lachte er und dieß Lachen beengte Peter's Bruſt, daß er faſt keinen Athem ſchöpfen konnte. Das Marianchen, fuhr Konrad fort, wird ihnen ſo lange geleiert haben, bis ſie nicht mehr anders konnten. Vielleicht ſchlug ihm vollends das Gewiſſen! Meinetwegen! Ich will nichts dagegen haben, aber dafür auch nichts.

Er ſtand auf, nahm ſeine Büchſe, hing die Taſche um und ſagte: Geh' hinüber, denn ich muß fort, und will abſchließen.

Peter ſtand da wie eine Bildſäule. Die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen.

Konrad ſah ihn an und dieſe Thränen ſeines guten Sohnes weckten den Reſt väterlicher Liebe in ſeinem Herzen.

Nun, Peter, ſagte er, ich wünſche dir Gottes Segen. Du wirſt beſſere Tage ſehen, als ich ſie ſah.

Vater, rief Peter und fiel ihm um den Hals, es iſt ja noch Zeit. Es kommen noch gute Tage, Tage des Glücks und des Segens kommen für Euch, wenn Ihr wollet. Bleibt bei uns. Wir wollen drüben zuſammenwohnen!

Konrad machte ſeine Arme ſanft los. Was du da ſagſt, Peter, fuhr er fort, das verſtehſt du nicht. Ich drüben

wohnen? Hub! es schüttelt mich wie Frost. Nein, nie, und müßte ich unter freiem Himmel liegen! Daraus kann nichts werden!

Nun geh' in Gottes Namen! sagte er sanfter. Ich muß fort. Grüße Marianen. Sie ist gut und unschuldig an meinem Unglück. Möge es dir und ihr wohlgehen!

Weinend ging Peter aus dem Haus und Konrad war schnell aus seinen Augen.

Das Alles erzählte er drüben und es wirkte niederschlagend auf Franz, obgleich Peter das verschwieg, was ihm besonders wehe thun mußte. Margarethe war bleich geworden, starrte in eine Ecke; dann schauderte sie zusammen und eilte hinaus. Mariane weinte bitterlich und Peter war fast trostlos.

Endlich sagte Franz: Laßt es euch nicht zu Herzen gehen, meine Kinder; geflucht hat er ja eurer Verbindung nicht. Vielleicht läßt es uns Gott gelingen, ihn doch noch durch unsre Liebe zu besiegen und auf bessere Wege zu bringen. Lasset's nicht an euch fehlen; Margarethe und ich werden das unsre thun. Alles Andre stellen wir Gott anheim.

Schmiedjakob stand auf, um seine Pfeife auszuklopfen und frisch zu stopfen. Das gab eine unwillkommne Unterbrechung.

Es ist entsetzlich, sagte Philipp zu dem Gevatter, wie eine Menschenseele verhärten kann, wenn eine böse Gesellschaft ihn fortreißt!

Freilich, entgegnete der Gevatter, aber der Branntwein ist eine noch schlimmere, denn er macht stumpf und gefühllos, und dann gelingt es so einem teuflischen Ginkerlitz freilich nur allzu gut, ihn in den Abgrund zu stürzen. Gottes Gnade wolle alle Menschen behüten!

Macht nicht so lange, Kumpeer, sagte der Gevatter. Wir können's kaum erwarten, bis die Geschichte weiter geht.

Bin schon fertig, sagte lächelnd der Alte, und rollte seinen schmalen, langen Tabaksbeutel, der aus einem Katzenfelle bereitet war, zusammen.

Nun aber muß ich euch zuerſt ſagen, wie es in Brotterode mit einer Hochzeit gehalten wird, nahm er das Wort wieder. Im Thüringer Wald iſt es noch nicht wie bei uns, wo eine alte Sitte nach der andern ſchlafen geht. Dort halten die Leute am Alten feſt und das iſt gut. Reich und Arm, Vornehm und Gering fügt ſich ohne Anſtand in die alte Sitte. Eine Hochzeit iſt überall ein hochwichtiges Ereigniß, und in Brotterode auch. Es verſteht ſich, daß, als die Sache laut wurde, Jedermann ſagte, er habe das längſt gewußt. Das war aber, wie überall, auch dort nicht wahr, denn es gab Leute genug, die ſagten: der reiche Franz gibt nie ſein ſchönes Kind dem armen Peter, und wie die Brüder ſtehen, das wiſſen wir ſchon — und Franz mag mit ſeinem ſchlechten Bruder nichts gemein haben. — Andre ſagten: dem braven Peter gönnen wir's von Herzen! Und das war vollends nicht wahr, denn ſie hätten's lieber geſehen, wenn ihrer Söhne Einer das reiche, ſchöne, brave Mädchen gefreiet hätte. Es ging da wie hier und überall. Am Ende fand ſich Jeder in das Unvermeidliche. Darin aber ſtimmten ſie denn doch Alle überein, es ſei ein ausgeſuchtes Pärchen, denn Jedes von Beiden ſei das Schönſte in Brotterode und ſeit langer Zeit ſei kein ſchönerer „Schömpfer" und keine lieblichere „Schömpferin" in Brotterode geweſen. In Brotterode nämlich heißt ſo Bräutigam und Braut. Darin hatten ſie aber auch Alle unbedingt recht. Nun herrſcht die Sitte, daß die „Schömpferin" ſich an gewiſſen Tagen auch ganz eigen kleiden muß. An dem Sonntag, an welchem das Paar zum dritten Mal aufgeboten wird, muß die „Schömpferin" in dem ſogenannten „Sirkesmieder" zur Kirche kommen und die ganze Predigt ſtehend anhören, während alle anderen Kirchleute, wie auch ſonſt, ſitzen. Vielleicht ſoll damit angedeutet werden, daß die chriſtlichen Ermahnungen zu dem neuen Stand, in welchen ſie treten will, ganz beſonders nöthig ſeien, um nicht in der heiligen Pflicht zu ermüden und zu wanken, oder daß zu einem glücklichen Eheſtande des Herrn Segen beſonders nöthig ſei. Beides iſt gewißlich wahr und die

Sitten der Alten haben da wieder eine recht heilsame Bedeutung. Mit dem „Sirkesmieder“ aber verhält es sich so: Es ist ein kostbares, mit Silber reich gesticktes Leibchen, das, weil es kostbar und ein Heiligthum in der Familie ist, oft von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Die Aermeren leihen es sich bei den Reicheren, das gerne, ja mit Freuden dargeliehen wird zu diesem besondern Tag, um damit anzuzeigen, daß sie den Rahm und die sonstigen Geschenke in Bereitschaft halten sollen, mit denen das junge Paar vor der Hochzeit bedacht werden muß. Von dem Rahme werden nämlich die mit Recht beliebten und berühmten Rahmkuchen bereitet, die bei solch einem Feste nicht fehlen dürfen. Sie sind der Stolz der Thüringer Frauen und schmecken köstlich! Kathrinchen, sagte Schmiedjakob, ich wollte, ich wüßte, wie sie sie machen. Du müßtest einmal einen probiren! Da nun der Anfang des Haushalts schwer ist und die erste Zeit des ehelichen Lebens die Sorge nicht trüben soll, so bringen nicht nur Anverwandte eine solche Menge Rahm, daß das Brautpaar oft verlegen ist, sondern schier alle Bewohner des Ortes, aber auch andre Dinge für den neuen Haushalt fehlen nicht. Unter diesen nimmt das schöne, vollgepfropfte Kopfkissen, welches die Pathe bringt, den ersten Platz ein. Alle diese Geschenke werden von dem Bräutigam mit dem Namen der Geber aufgeschrieben, denn wenn einst des Gebers Kinder sich verheirathen, muß er ihnen dasselbe geben. Sind da viele Kinder, so trägt ihm sein Hochzeitsgeschenk schlimme Zinsen.

Alle diese reichen Geschenke flossen denn auch bei Marianen und Peter zusammen. Alles sah einer recht fröhlichen Hochzeit entgegen. Leider war dennoch Peter's Gemüth oft recht trübe; denn sein Vater trieb es täglich ärger. Er kam selten nach Hause und wenn er kam, verlangte er schamlos Geld von Peter, und Mariane steckte ihm gehörig zu, damit er den Abscheulichen abfinden könne. Das aber drückte Peter's Herz entsetzlich.

Konrad trieb sich mit dem verworfenen Heinrich Brenner immer umher. Seit der Brandstiftung hatte dieser ruchlose

Menſch eine Gewalt über Konrad, die ihn völlig zu ſeinem Werkzeuge gemacht hatte. Seinem leiſeſten Winke gehorchte Konrad blind und wagte es nicht, auch nur mit einer Miene etwaigen Unmuth darüber merken zu laſſen.

Geh zu deinem Buben und hole Geld! befahl er, und Konrad ging und kam immer öfter, immer ſchamloſer. Sagte Peter: Lieber Vater, wo ſoll ich's denn herhaben? ſo antwortete er: Das iſt nicht meine Sorge. Dem Schwiegerſohne des reichen Franz Fuchs kann es ja nicht mangeln? Es ſind ja auch nur ſchwache Zinſen von dem Kapital, um das er mich betrogen hat.

So war Peter's Glück bitter vergällt durch den eignen Vater, und mit Entſetzen dachte Peter, was das in die Zukunft werden ſollte. Er ſagte es mit Thränen ſeinem künftigen Schwiegervater, als dieſer zurückkehrte von ſeiner Reiſe.

Ich kann nicht ſo viel verdienen, als er fordert! ſprach wehklagend Peter. Wo ſoll das hinaus?

Franz ſagte: Gib's ihm nur jetzt, daß er uns nicht noch Händel macht! Kommt Zeit, kommt Rath! Dennoch wurmte es ihm gewaltig. Ging das ſo fort, ſo konnte allerdings Peter auf keinen grünen Zweig kommen, und ſeines Kindes Glück ſtand mehr als in Frage. Das lag auf ſeinem Herzen wie eine Centnerlaſt, und ſo glücklich ihn Marianens Glück machte, ſo kam doch wohl einmal der Gedanke in ſeine Seele, ob er wohlgethan, Peter'n ſein Kind zu geben unter dieſen betrübenden Ausſichten. Es mußte ja doch einmal zum Bruche kommen, und was gab es dann? Sagte dann nicht der verſunkene Menſch, er, Franz nämlich, habe auch ſelbſt des eigenen Sohnes Herz vom Vater abgewendet?

So trübe auch dieſe Gedanken waren, ſo ſcheuchten ſie dennoch Marianens glückſelige Heiterkeit und das Lob, welches Margarethe Peter's Fleiß zollte, der ſich Franzens Werkſtätte hergerichtet hatte. Das Mädchen ſtört ihn alle fünf Minuten, ſagte ſie, und er müßte nicht ein glücklicher Bräutigam ſein, wenn er nicht um ihretwillen den Hammer

ruhen ließe; aber geh' einmal in's Magazin und ſieh die viele und wunderſchöne Arbeit, die er, ſeit du wegwarſt, gemacht hat, und ſage mir, ob du es für möglich hältſt? Und wie iſt er ſtille, beſcheiden und anſpruchslos! Mit dem Grauen des Tages klingt es ſchon auf dem Ambos und bis zum Sternenlicht gönnt er ſich keine Ruhe. Und wären wir arm, wie er; mir bangte nicht für unſeres Kindes Zukunft, wie mir bei ſeinem treuen Gemüthe für ſein Glück nicht bange iſt.

Der Tag der Hochzeit nahte heran.

Im Hauſe der Braut wurden alle Vorkehrungen zu einer Hochzeit gemacht, wie ſie ſletter in Bretterode ſeit Jahren nicht gefeiert worden war. Alles wurde im Ueberfluß angeſchafft. Nur Eins fehlte, was Franz ungerne vermißte — ein Wildbraten. Der konnte aber, da die hohe Jagd noch nicht offen war, anders nicht als heimlich herbeigeſchafft werden.

In eines echten Bretteroders Herzen regt ſich in ſolcher Lage immer die geheime Luſt, die Büchſe zu nehmen und einen Rehbock zu pürſchen, und es möchten Wenige im Orte ſein, die es nicht über ihr Gewiſſen brächten, die Reihe des Wildes um einen feiſten Bock zu lichten.

Franz ſprach auch ohne Rückhalt davon, aber da hing ſich Margarethe an ihn und flehte ihn, um Alles, was ihm lieb ſei, an, dieß nicht zu thun, denn es überfiel ſie bei dem Gedanken eine ſo räthſelhafte Angſt, daß ſie deren gar nicht Herr werden konnte. Er mußte es ihr geloben, es nicht ſelbſt zu thun — ob er gleich über dieſe Angſt lachte.

Margarethe dachte des entſetzlichen Wortes, welches Konrad ausgeſprochen hatte, als er ſie in die Gluth des Feuers werfen wollte, und dieſe Worte klangen unaufhörlich in ihren Ohren. So gut ſie auch dem treuen, braven Peter war, gewiß hatte in ihrer Seele innerſtem Grunde der Gedanke mit Antheil an ihrer Einwilligung, daß ſie glaubte, Konrad dadurch zu verſöhnen, und die hölliſchen Gedanken aus ſeiner Seele zu entfernen. Als ſie aber die Ueberzeugung gewinnen mußte, ihr Schweigen über ſein

ruchloses Verbrechen und die Verlobung ihres reichen Kindes mit Peter habe ihn dennoch nicht geändert, da kam oft eine Angst über sie, die sie nicht ruhen und nicht rasten ließ, und diese Angst galt mehr ihrem Gatten, als ihr, mehr seinem Leben, als dem ihrigen. Daher erfüllte denn auch die maßlose Angst ihre Seele, wenn sie dachte, daß er allein hinausgehen und Konrad im Dunkel des Waldes begegnen könnte, denn was es dann geben könnte, das wagte ihre Seele nicht auszudenken. Darum bat und flehte sie, Franz solle doch den Wildbraten lassen.

Aber so ist das menschliche Herz! Jemehr sie bat, deste größer wurde Franzens Verlangen nach einem saftigen Rehziemer.

Während denn im Haus alle Hände mit den Vorbereitungen für die Hochzeit in Küche und Keller beschäftigt waren, ging ihm der seltene Braten, der allein mangelte, im Kopfe herum. Wie wär's, dachte er, wenn du dem Konrad einen Wink gäbest? Kurz besonnen, ging er hinüber zu seiner Wohnung, deren offene Thüre bewies, daß er zu Hause sei. Vielleicht, sagte er noch unterwegs zu sich, bringst du ihn auch auf andere Gedanken überhaupt, wenn du einmal nach vielen Jahren brüderlich traulich zu ihm redest.

Konrad saß mit dem Ginkerlitz beim Mahle, bei dem der Branntweinkrug immer und heute wieder besonders eine Hauptrolle spielte. Brenner sah grade zum Fenster hinaus, als Franz langsam Konrad's Wohnung zuschritt.

Eben kommt der Heuchler! rief er, dein sauberer Herr Bruder, der dich um Erbe und Geliebte betrog. Ha, er wird dich zur Hochzeit laden! Und mit diesen Worten nahm er Krug, Glas und Hut und eilte in das Kämmerlein, dessen Thür er schnell hinter sich schloß.

Franz trat ein und ahnete nicht, daß Heinrich Brenner ihm so nahe sei. Er grüßte den Bruder herzlich, der aber nur mürrisch seinen Gruß erwiederte. Franz sprach seinen Wunsch dennoch aus. Konrad hörte ihn unmuthig an. Es wäre nicht schwer, einen Hirsch zu erlegen, sagte er, denn

am Inselsberge, gleich über den letzten Kartoffelfeldern haben die Hirsche ihren Wechsel. Es ist ein Leichtes, fuhr er fort, ihnen beizukommen. Rehe sind in der Nähe nicht.

Nun, versetzte Franz, ein Hirsch wäre mir noch lieber. Wolltest du mir nicht einen zu deines und meines Kindes fröhlicher Hochzeit schießen?

Hättest es früher sagen müssen, versetzte Konrad; heute bin ich zu müde, denn ich bin weit gegangen; auch fehlt mir die Lust, die Partie mitzumachen, setzte er mürrisch hinzu.

Franz hatte zwar ein solches Gebahren nicht erwartet; aber er kannte seinen Bruder genugsam. Da es ihm ein heiliger Ernst war, sich gründlich mit Konrad auszusöhnen, so legte er sich nun auf's Bitten und meinte, der Weg sei ja nicht weit, und einem so guten Schützen, wie er, werde es ja bald gelingen, das erwünschte Wild zu erlegen.

Konrad schwieg hartnäckig. Da setzte sich Franz neben ihn, nahm seine Hand und sagte: Bruder, laß doch einmal

das Vergangene ruhen und vergessen sein! Siehe, wir einigen uns jetzt wieder in unseren Kindern. Dein Peter ist mein Erbe und Alles ist ausgeglichen, was das Herkommen und die Bestimmung der seligen Eltern zwischen uns gestellt hat. Wir werden Beide alt und sind vielleicht nicht mehr ferne von unserm Lebensziel. Können wir Besseres thun, als die wenigen Stunden, die wir noch zu leben haben, in Frieden zu verleben? Des Glückes unserer Kinder uns zu freuen? Ich habe dir den Vorschlag zu machen, daß du zu uns ziehest und dieß Haus verkaufst, das ohnehin ausgebessert werden müßte, wenn es nicht zusammenfallen soll.

Du würdeſt dich, fuhr er fort, gewiß für deine alten Tage glücklicher fühlen in häuslicher Ruhe und Ordnung, gepflegt von der Kinder Liebe, als in dieſem Herumſchweifen und in dem lotterigen Leben und im Umgange mit dem verworfenen Ginkerlitz, dieſem weltbekannten Tagedieb und Spitzbuben, der ohnehin dem Galgen verfallen iſt, und der dich am Ende mit in ſeinen Untergang hineinreißt! Wie urtheilen die Leute hart über deinen ſteten Umgang mit dieſem Auswurf, mit dem ſich ja ein guter Menſch nur zu reden ſcheut.

Konrad wurde todtenbleich bei dieſen Worten. Einestheils rührte ihn die Weiſe ſeines Bruders, ſo mit ihm in brüderlichem Tone zu reden; anderntheils war es der Schrecken, der ihn ergriff, daß er dachte, der Ginkerlitz höre jedes Wort ſeines Bruders und mache ihn nur zu einem grimmigeren Feinde ſeines Bruders, als er ſchon war. Die liebevollen Worte brannten wie feurige Kohlen auf ſeinem Herzen. Es war ihm, als müſſe er ihm um den Hals fallen und ihm ſein Verbrechen bekennen, das ihn von Tag zu Tag ſchwerer drücke und deſſen Erinnerung ſelbſt der Branntweinrauſch nicht mehr tilgen konnte. Aber der Gedanke, daß Brenner in der Kammer Alles höre und ihn, wenn er eine ſolche Schwäche verrathe, auf's Heftigſte anfallen würde, die Furcht vor ihm gab ihm ſeine Störrigkeit ganz wieder.

Bruder, bat Franz, komm', laß uns zuſammen an den Ort gehen, wo die Hirſche wechſeln! Es iſt der Ehrentag unſerer Kinder, das Feſt unſerer Vereinigung. Auf dem Wege dahin können wir noch Alles beſprechen, wie es mit uns in Zukunft werden ſoll, daß Liebe und Frieden wiederkehren und uns glücklich machen!

Konrad zitterte, ja ergriff ihn ſeines Bruders Rede, aber er dachte an Ginkerlitz und ſagte feſt: Nein, ich kann wirklich nicht!

Gekränkt und voll Verdruß über dieſe Herzenshärtigkeit ſtand Franz auf und ging in ſein Haus.

Kaum war er jenſeit der Thüre, als Ginkerlitz herausſtürzte und Fluch auf Fluch immer gräßlicher und raſender

gegen Franz ausſtieß. Nun, Pinſel, rief er Konrad zu, du wirſt doch darauf eingehen? O der Heuchler, wie er dich kirren will; du ſollſt ſehen, wie er Margarethen lieb hat und ſie ihn? Du ſollſt vor Neid berſten: das iſt ſein Zweck. Dir das Leben verpfeffern und verſalzen will er, um dich dein Elend recht fühlen zu laſſen. Und wenn du drüben biſt, darfſt du dich nicht mucken, ſo rückt dir Margarethe das Feuerlegen in ihrem Haus auf und du mußt dich krümmen wie ein Hund zu ſeinen Füßen und Gnadenbrod eſſen, das er dir reicht. Da trink' einmal, daß dein von ſeinem lockenden Geſchwätze vernebelter Verſtand klar wird. Trink', ich mag keinen mehr! Trink' den Krug aus und wirf ihn unter den Tiſch. Wär' er mein Bruder und lockte mich ſo in die Falle, ich ſchöſſe ihm eine Kugel in's Genick! Und wenn du zu feig dazu biſt, nun, ſo thu' ich's; denn was er von mir geſagt hat, deſſen gedenk' ich und reibe es ihm ein, ſo oder ſo, heute oder morgen!

Er kannte die Gewalt, die er über Konrad hatte; es war die Gewalt, welche, wie man ſagt, die giftige Klapperſchlange durch ihren bezaubernden Blick auf das Vögelchen hat, das ſie anſieht und das zuletzt ihr in den giftigen Rachen hineinlauft.

Konrad ſetzte den Krug an, der faſt noch zur Hälfte voll war, und leerte ihn. Dann warf er ihn im Zorn unter den Tiſch.

Ich wette, er geht allein auf den Wechſel! rief der Ginkerlitz. Das will ich ihm vertreiben! Zähneknirſchend nahm er ſeine Büchſe und Konrad die ſeine, und ungeſehen im nahenden Dunkel des Abends ſchlichen ſie dem Inſelsberge zu, wo die Hirſche wechſelten. Als ſie nahe genug waren, ſagte Brenner: Du ſchleichſt links heran, ich rechts. Heute iſt er verloren! —

Wie der fürchterliche Menſch geſchloſſen hatte, ſo war es gekommen, aber Franz war früher gegangen, als ſie. Er hatte hinter dem Stamm eines gewaltigen Baumes ſeinen Platz gewählt und ahnete nicht, daß Konrad noch kommen könnte, am wenigſten, daß Ginkerlitz bei ihm ſein könne, von deſſen Anweſenheit er überhaupt nicht das Mindeſte wußte.

Beide ſchlichen heran in weitem Kreiſe, bis ſie ihre Plätze innehatten. Die Dunkelheit war ſo weit vorgeſchritten, daß nur ein Auge, wie das Heinrich Brenner's, der ſich rühmte, er ſähe im Dunkeln wie eine Katze, die Dinge unterſcheiden konnte.

Konrad war auf ſeinem Gange zu beſſeren Gedanken gekommen. Der häufige Genuß des unſeligen Branntweins hatte ſeine Natur ſo abgeſtumpft, daß er ein ſo großes Maaß genießen konnte, wie er in ſeinem Hauſe zu ſich genommen, ohne trunken zu werden. Es regte ihn eben nur etwas mehr auf. Ein Anderer als er wäre davon völlig ſeiner Sinne beraubt worden. Als er ſo dahinſchlich auf Wegen, die ihm ſo bekannt waren wie ſeine eigene Wohnung, gedachte er der liebevollen Worte ſeines Bruders; gedachte, wie wahr doch auch das ſei, was er über den verruchten Ginkerlitz geſagt hatte, deſſen wahrhaft tranniſche Gewalt, die er ſich über ihn anmaßte, ihm nachgerade in Augenblicken des klaren Erwägens höchſt läſtig erſchien. Wie war doch dieſer Menſch, das fühlte er in dieſem Augenblicke des Alleinſeins im unheimlichen Dunkel recht lebhaft, die Urſache der verruchteſten That ſeines Lebens, die ihm

mit unsäglicher Gewissensqual das Leben verbitterte und ihn rastlos umhertrieb, wie den unstät und flüchtigen Kain; wie war er in seinem teuflischen Hasse gegen Franz jetzt wieder bemüht gewesen, ihn zum Brudermorde zu treiben!

Nein, sagte Konrad leise zu sich selbst, nein, es ist nun endlich Zeit, daß ich mich von ihm losmache! Ich will zu meinem Bruder ziehen, und — kannst du das aber, fragte er sich plötzlich und ein Schauder durchrieselte seine Seele, kannst du das, der du ihm mit ruchloser Hand Feuer in sein Eigenthum legtest? Er zitterte bei dem Gedanken, und ganz betäubt von dem, was seine Seele beschäftigte, ging er, ohne zu wissen, was er that, weiter vor, als er ursprünglich gewollt und erreichte eine Lichtung, die eigentlich den Zweck, ein Wild zu erlegen, was ihm zum festen Entschlusse gereift war, fast vereiteln mußte.

Franz stand in schußmäßiger Entfernung von der Stelle, wo Konrad sich bewegte, hinter seinem Baume. Daß Konrad noch kommen könnte, fiel ihm, nach dem, was zwischen ihnen geschehen war, nicht ein. Scharf sah er nach der Stelle, welche ihm Konrad als den Ort, wo das Wild wechsle, bezeichnet hatte. Er hörte es im Laube rascheln; er meinte etwas sich bewegen zu sehen, legte an und — schoß. — In diesem Augenblicke, wo er sich bückte, um genauer nachzusehen, knallte es rechts von ihm, und eine Kugel schlug in den Baum, daß die Stücke der Rinde ihm an den Kopf fuhren.

Heiliger Gott, das galt mir! rief er bebend; aber in diesem Augenblicke hörte er den Ruf: Heinrich, ich bin getroffen! Das war die Stimme Konrad's. Sie kam dorther, wohin er gezielt und geschossen! —

Todesschrecken bannte Franz an die Stelle, wo er stand. Aber das Wimmern weckte ihn aus seinem Bann. Er eilte an die Stelle. — Da wand sich ein Mensch am Boden und wimmerte: Ich sterbe! Jetzt erkannte Franz die Stimme seines Bruders.

Allbarmherziger Gott! rief er. Konrad, bist du es? Wie kommst du hierher? Ich, ich bin dein Mörder!

Ha, ha, ha! hallte es da herüber, wie das ſchreckliche Hohnlachen eines Teufels. Dann wurde es ſtille.

Franz, in ſeiner Seele zerriſſen, keines Gedankens fähig, kniete zu Konrad nieder.

Bruder, ach Gott, Bruder, wo iſt deine Wunde? Sie iſt ja vielleicht nicht gefährlich? Gott im Himmel, erbarme dich! Er riß ſein Halstuch ab, ihn zu verbinden, und richtete ihn auf; aber der warme Blutſtrom quoll aus der Bruſt.

Nein, nein, ſagte Konrad leiſe, ich fühle es, ich ſterbe. O, das iſt ein Werk des Ginkerlitz! Gott wird ihn erreichen. Du biſt ja unſchuldig. Du wußteſt ja nichts von uns, und er wollte mich verleiten, dich todtzuſchießen, und er hat auch nach dir geſchoſſen, ich hab's gehört. Gott, du biſt gerecht! rief er dann ſtöhnend. Franz, Franz, kannſt du mir vergeben? Sieh', ich — ich habe das Feuer in dein Haus gelegt. Ich wollte dich verderben, weil ich dich haßte und Ginkerlitz mich reizte. Kannſt du mir vergeben? Und er wollte mich zum Brudermord verleiten und ich — o ich hätte es gethan, wenn nicht Gott auf dem Wege hierher — das Herz umgewendet hätte. Ich — gedachte — deiner Worte — voll Liebe; ich wollte dir einen Wilderer liefern und deine Vergebung ſuchen — und bei dir ſterben. Nun ſterb' ich bei dir! Franz, verzeihe mir, daß mir Gott gnädig ſei!

Franz weinte heiße Thränen. Das Entſetzliche, daß er den eigenen Bruder erſchoſſen, hatte ſeine Seele ſo furchtbar ergriffen, daß er kaum hörte, was Konrad ſagte. Erſt als er wiederholt um ſeine Vergebung bat und ſich als den Brandſtifter bezeichnete, war es ihm klar.

Er neigte ſich zu ſeinem Bruder und vergab und flehte um Vergebung. Da ſchlang Konrad ſeine Arme um des Bruders Nacken — aber ſie ließen plötzlich nach, ſanken ſchlaff herab und Franz hielt eine Leiche in ſeinen Armen. —

Großer Gott! riefen die Frauen in der Spinnſtube, als Schmiedjakob innehielt und vor innerer Bewegung nicht weiter erzählen konnte. —

Erſt nach einer ziemlichen Weile ſagte er: Ihr mögt euch in die Lage des armen Franz denken; euch den Schrecken Margarethens, Peter's, Mariannens, ja aller Leute in

Brotterode denken! An eine Hochzeit konnte unter diesen Umständen nicht gedacht werden.

Franz stellte sich selbst den Gerichten. Die ärztliche Untersuchung zeigte, daß die Kugel von hinten eingedrungen und durch und durch gegangen war. Franz wurde zwar freigesprochen, aber sein Muth, seine Lebensfreude, seine Thätigkeit war geknickt. Sein bleiches Antlitz, sein kummervoller Blick, sein stilles Hinbrüten zeigte, wie es an seiner Seele nagte, der unschuldige Mörder seines Bruders geworden zu sein.

Peter und Mariane wurden ein Paar; aber auch auf ihrem Glücke lag ein trüber Schatten, denn Vater und Mutter, die einst so harmlos glücklichen Gatten, waren unglücklich geworden.

Peter mußte das Geschäft seines Schwiegervaters übernehmen und that es mit Eifer und Erfolg. Zwar milderte Zuspruch eines treuen Geistlichen und die Macht der Zeit Franzens Leid, aber es war die Ursache seines frühen Todes. Margarethe folgte ihm nicht lange nachher im Tode.

Und Ginkerlitz? fragte der Gevatter.

Von dem Tag an war er verschollen, sagte der Alte; aber dem strafenden Arme des Herrn ist er sicherlich nicht entgangen.

O, schloß er, aus der Geschichte ist Vieles, Vieles zu lernen! Ich will's nicht verpredigen, glaube vielmehr, Jeder findet sich das Rechte heraus und Gott segne es dann, daß es Frucht trage!

Es war spät geworden. Niemand sprach mehr ein Wort, und an dem „Gute Nacht" konnte man hören, wie tief hinein in die Herzen die Geschichte gegriffen hatte.

9. Ein Räthſel.

Du ſollſt mir einmal ſagen: Wer ich bin,
Du feiner Rathsherr, hör' mir einmal zu!
Wie's reiche Leute machen, mach' ich's auch:
Im Sommer bleib' ich gern im Freien, Grünen,
Und kommt der Winter zieh' ich mich zurück,
Dahin, wo ich das finde, was ich ſuche.
Kalender bin ich — doch von eigner Art.
Ich zeige dir des Frühlings Nahen an —
Und willſt du wiſſen, ob der Winter nah',
Acht' nur auf mich, und du betrügſt dich nie.
Im Wetterprophezeih'n erreichet mich
Der hundertjährige Kalender nie,
Und nie das Wetterglas; denn — wird es hell,
So ſteig' ich hoch hinauf; und ſenk' ich mich,
So iſt der Regen nah. Es iſt gewiß!
Baumeiſter bin ich auch, und baue ſchnell
Ein feſtes, warmes, gutgefügtes Haus.
Mißtrauiſch bin ich nicht — denn nie hab' ich
Mit einer Thüre dieſes Haus verſchloſſen,
Und doch, mein ganzer Reichthum iſt darin.
Auch geizig bin ich nicht; denn, zieh' ich aus,
So mag hineinzieh'n, wer da will; die Miethe
Braucht er mir nie zu zahlen, kehr' ich heim.
Auch friedlich bin ich. Kehr' ich heim und finde

Den Miethsmann in dem Hauſe noch, der nicht
Es räumen will, ſo leſ' ich ihm den Text,
Wie's recht und billig iſt, doch zum Prozeſſe
Kommt's nicht — ich kenn' die Advocaten!
Ich bin nicht arm — bau' mir ein neues Haus,
Und trag' das Unrecht ſtill. Ich diene gern
Dem Nachbar; weck' ihn auf, ſo oft er will,
Wenn früh der Morgen fern im Oſten tagt.
Und wollte Gott, ein Jeder lernt' von mir,
Wie Morgenſtunde Gold im Munde hat.
Von mir könnt' auch, was Fleiß betrifft, gar viel
Gar mancher Träge lernen. Lieb' und Treu',
Und Kinderzucht nicht minder. Sage mir
Nun, wer ich bin? Und trifft's du's und hältſt Friede
In deinem Hauſe — will ich bei dir wohnen!

10. Altes Gold.

Ich pflege das „Alte Geld," das eine echte Währung hat, aufzuleſen und aufzuheben, wo ich es finde, und denke, meine lieben Leſer wiſſen mir's ſchon Dank. Anno 1852 war ich in dem baieriſchen Hochgebirg und in Tyrol und da herum, wo die Alpen hoch emporſtarren und unvergänglicher Schnee und Eis ihre Gipfel bedecken, welche die Wolken des Himmels küſſen. Da hab' ich wohl an den

Häusern mancherlei schöne Sprüche geschrieben gefunden, in denen auch Geld steckte, und altes, echtes. Da dacht' ich: Schreib's in dein Handbuch. Es kommt der Spinnstube und ihren lieben Lesern zu gut! Ich that's und bring' euch hier einmal zwei Proben davon. Gefällt's, so kommt mehr.

An einem Hause fand ich folgendes Sprüchlein — ich glaub', — es war irgendwo in Tyrol:

„Mit Müh' hab' ich gebaut dieß Haus;
Doch zieh' ich bald schon wieder aus,
Zieh' in ein Haus, gar eng und klein,
Darin ich muß zufrieden sein.
Schaut' ich zum Fenster stolz hinaus —
So mahnt mich an dieß kleine Haus! —

Ich blieb stehen und dachte: das war eine fromme, demüthige Seele, die das in die Steintafel eingraben und diese an dem Erker des Hauses einmauern ließ! Wie gut wär's, wenn das an vielen Häusern stünde und die Hausherrn mahnte an die Vergänglichkeit dieser Welt und an den Sarg, darin ihr Hochmuth ein Ende hat! Er wollte ja, daß, wenn er stolz etwa zum Fenster seines neuen Hauses hinausschaute, Jeder ihn an den Sarg erinnern sollte. Du lieber Gott, wie selten ist heutzutage solche Demuth! Wie stolz blicken die Leute aus ihren neuen, schönen Häusern auf die anderen Leute, und ich wollt' mal hören, wenn Einer zu einem Solchen sagte: Lieber Bruder, sei nicht stolz auf dein Haus und Anwesen! Denn heut' oder morgen mußt du's dahinten lassen und ausziehen, nackt, wie du auf die Erde gekommen bist, und sie legen dich dann in das enge Häuslein von acht Brettern. Sieh' zu, daß dir das Eine, was noth ist, nicht fehle! Der sollt' so Einem den Marsch blasen! Und doch wie gut, wie nothwendig wär's, daß die Hoffahrt ihre Flügel senkte und der Dünkel aufhörte, sich zu blähen!

Wir wollen uns das Sprüchlein in's Herz schreiben. Es ist uns Allen gut! Wir vergessen dann nicht, an unsre Brust zu schlagen und zu sprechen: Herr, sei mir Sünder gnädig! Wir suchen dann über dieß „letzte, kleine Haus" hinaus etwas Anderes, nämlich die Stadt Gottes, droben im Himmel, und vor Allem den, der aller Sünder Heiland

und Troſt iſt, und thun Buße, daß ſein Reich zu uns komme. Gott geb's!

In Mittenwalde, an der bayeriſch-öſterreichiſchen Grenze, fand ich an einem Hauſe dieß Sprüchlein:

„Schau auf dich und nicht auf mich,
Thu' ich Unrecht, hüte dich!
Laß Jeden geben, wie er iſt,
So fragt man auch nicht, wer du biſt!"

Ich dachte: der wollte ſich die Naſeweiſen vom Leibe halten und ſich vor ihrer böſen Zunge ſchützen; aber mir fiel doch Allerlei dabei ein, und das Sprüchlein, näher beſchaut, hat doch Manches, was zu bedenken iſt.

Jedenfalls hatte der ehrliche Bauersmann, der es an ſein Haus ſchreiben ließ, Selbſterkenntniß genug, um zu wiſſen, daß des Herrn Wort von dem Splitter und Balken den Leuten nicht genug geſagt werden kann, und daß es leichter iſt, Andere zu tadeln, als ſich ſelbſt zu beſſern. Drum ſagte er: Schau' auf dich, und nicht auf mich! Allein auch das hat zwei Seiten! Allerdings hat er recht, wenn er ſagt: Schauteſt du auf dich, du naſenrümpfender, ſelbſtgerechter Narr, dann würdeſt du inne werden, daß du auf dem Wege biſt, dein eigenes Seelenheil ganz zu vergeſſen vor lauter Kümmern um Andere! Daß du beſſer thäteſt, Buße zu thun und deine eigenen Fehler zu erkennen und abzulegen, das iſt gewiß. Anderer Verdammung iſt Selbſtverdammung, das ſteht feſt! Bedenk's! Wenn aber der Mittenwalder haben wollte, daß Keiner auf ihn ſehen ſolle, ſo war das grundfalſch. Nein, Alle ſollen auf mich ſchauen und mir meine Fehler in Liebe verrücken, die mir etwa verborgen ſind, damit ich ſie ausjäte aus meiner Seele, wie das Unkraut aus meinem Garten. Und wenn Einer nicht auf mich den Blick der Liebe richtete, wie ſollte ich dann brüderliche Liebe und Handreichung finden in meiner Noth und Sorge? Daran hat aber gewiß der ehrliche Mittenwalder nicht gedacht, ſondern an den falſchen Phariſäerblick, den wollte er ſich verbitten: den Späherblick, den Blick des Neides. Darin hatte er recht, der iſt vom Uebel und — ich verbitt' ihn mir auch, wo möglich.

Sagt er ferner: Laß Jeden gehen, wie er ist! — so läge darin eine völlig unchristliche Lieblosigkeit, die das heilige Evangelium verbietet. Wir sollen die Irrenden zurechtweisen; die Blinden führen, daß sie den rechten Weg finden, die Sünder strafen, damit sie ablassen vom Bösen und Gutes thun lernen, und in Summa für unserer Brüder Seelenheil sorgen, wie für das eigene. Und wie stünd's bei des Mittenwalders Rath um die Liebe, die Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit? Da verschanzte sich der Geiz und die Lieblosigkeit hinter das saubere Sprüchlein: Was geht's mich an? — Sagte zu sich: Laß Jeden gehen, wie er ist! Also auch den Nackten, den ich kleiden, den Hungernden, den ich speisen, den Durstigen, den ich tränken, den Kranken, den ich pflegen soll? Das wäre ja ein teuflischer Rath! Wehe dem, der sich ihn zur Richtschnur wählte!

Nein, nein, so hat's der ehrliche Mann nicht gemeint! Er wollte eben nur sagen: Kehre vor deiner Thüre, da liegt Unrath genug, und laß deinen Nebenmenschen ungehudelt von deiner Zunge — nämlich deiner übeln Nachrede, deinem Spott, deinem Schimpf und deiner Rachsucht — und darin hat er wahrlich recht.

Nun könnte man aber meinen, mit dem Schlußverslein wolle er sagen: Wenn du die Leute gehen lässest, so hast du den Vortheil, daß man auch nicht fragt, wer du bist! Du kannst's dann treiben, wie du willst. Prost die Mahlzeit! Der Menschenzunge und ihrer Hechel entgeht Keiner. Sie rupfen und zupfen an Einem, daß es eine Art hat und oft die Fetzen daron fahren. Nein, so hat er's nicht gemeint.

Es ist so ein Lieblingsgeschäftchen mancher Leute, besonders derer, die selbst am unsaubersten sind, Jedem einen Denkzettel anzuhängen, einen Nachnamen aufzupfropfen, ihren Witz an Anderen zu üben. Denen sagt er: Laß Jeden gehen, wie er ist — dann decken sie dir das Töpflein auch nicht auf — und das wäre dir doch das Aergerlichste! Hei, wenn man das thäte! Wie manchem alten Sünder, der so ein Allerweltsrichter und Spötter ist und Alles besser

weiß, als andere Leute, ginge da das Oel ſeines Lämpleins aus! Sie wollen aber nicht gefragt ſein, wer ſie denn eigentlich ſind? Dem entgehen ſie aber hier unten ſelten, droben — nie!

11. Eine Anekdote.

Ein Lehrer examinirte über die Flüſſe 'Oeſterreichs. Nenn' mir mol anen! rief er einem Büblein zu.

Die Donau! rief der Knabe.

Guet! ſprach der Lehrer. Noch anen!

Die Achſe! rief das Büblein mit ſtrahlendem Angeſicht.

Biſt talket, Bua? ruft der Lehrer zornig; ſo gibt's je kanen im Land! Wo iſt denn dieſer nagelneue Fluß?

Ganz nah' bei der Donau, ſagt drauf das Büblein, denn mein Vater kennt's g'nau. Der war z' Wien und ſagt immer: Wos nit uf der Donau noch Wien geht, das geht uf der Achſen hin! —

12. Etwas vom Bier.

Das ist ein Kapitel für mich! ruft der Gevatter, denn ich halt' etwas drauf. Warum nicht? Es ist ein Getränke, das erquickt und nährt, und nicht Leib und Seele verdirbt, wie der unselige, heillose Branntwein, dieß Gift, dessen Unsegen und Verderben die Leute gar nicht erkennen wollen, bis es zu spät ist.

Den Branntwein hat vor mehr denn vierhundert Jahren Einer erfunden, der Raimund Lullus hieß und ein gelehrter Mann und selbst ein Geistlicher war. Gott verzeih' ihm das Unheil, das er angerichtet hat, ohne es zu wissen. Der Mann wohnte auf der spanischen Insel Majorka und der Graf dieser Insel half ihm dabei und — noch Einer. Gott sei bei uns!

Mit dem Bier wird nicht so viel Schaden gestiftet, wenn man's nicht in einem Uebermaaße trinkt, wie etwa die Bayern welche aufweisen können. Da hab' ich Bierbäuche und Trinker gesehen, da mein Begreifen schnurstracks ein Ende hatte. Dem arbeitenden Mann ist es eine Stärkung und Erquickung. Wie kemmst du aber grade auf das Bier? könnte Mancher fragen. Nun, Lieber, mit dem Weintrinken sieht's Anno 1856, da ich dieß schreibe, schlimm aus. Seit Anno 1848 ist nichts Sonderliches mehr gewachsen, und den Nachenputzer machen sie jetzt mit Zucker handirlich und mundgerecht, ja ein Apotheker macht's noch besser — er pfuscht Wein aus Gott weiß was, aber nicht aus Trauben. Mag auch ein fein Gebräu sein! Und wär' ich Landesherr, dem legt' ich sein Handwerk, und wär'

ich krank, von dem nähm' ich keine Arznei! Wer nun nach solchen Jahren, wo es Sauerampfer gab, kein Wasser trinken will,' um seinen Durst zu löschen, sucht ein Glas Bier, und das Biertrinken ist schon recht in Aufnahme gekommen und wird fast überall ein gutes gebraut.

Da fragt wohl Dieser und Jener: Woher stammt denn das Bier? Es ist doch ein künstlich Gebräu; wer hat's denn erfunden? Das weiß man freilich nicht genau, aber es ist ein uraltes Getränke und ist sicherlich nicht viel hundert Jahre nachher erfunden worden, nachdem die Menschen Ackerbau trieben und Gerste erndteten.

Die allererste Nachricht vom Bier gibt uns Aeschylos, der um das Jahr 500 vor Christi Geburt lebte und ein hochbegabter Dichter war. Er berichtet, daß man in Griechenland einen Wein aus Gerste getrunken habe, was ohne Zweifel ein dem Bier ähnliches Gebräu aus Gerste war. Ich gedenke seiner darum besonders, weil ich zeigen möchte, wie ein blinder Heide eine Ahnung Dessen hatte, was ein rechter Christ weiß.

Die Griechen nämlich liebten es, Alles, was ihnen angenehm und nützlich war, ihren Göttern zuzuschreiben. So hieß es denn, der Gott Bachus habe die Menschen, die durch die Lage ihrer Gegend keinen Wein bauen und ziehen könnten, ein wohlschmeckendes Getränke aus Gerstensaft bereiten gelehrt. Man sieht, daß diese Heiden, die Alles ihren Göttern zuschrieben, das tiefe Bedürfniß der geistigen Natur des Menschen in sich trugen und verstanden, Alles als Gabe Gottes zu erkennen — aber freilich in ihrer Art und Weise. Gottlob, wir wissen's besser und das heilige Wort Gottes lehrt es uns recht.

Das Bier war in Aegypten auch bekannt. Herodotos, welcher Anno 450 vor Christo lebte, und auch ein anderer Grieche, Dieder von Sizilien, erzählen, daß die Aegypter ein dem Weine verwandtes Getränke aus Gerste bereiteten, und zwar ganz besonders in der Stadt Pelusium, welches berausche und unter den Namen: Zythos und Pinon bekannt und dort sehr beliebt sei. Ob das aber nicht eine

Sorte von Meth gewesen, da Meth aus Gerstensaft und Honig bereitet wurde, ist nicht mehr zu erkennen.

Die Hebräer scheinen das Bier gar nicht gekannt zu haben und auch die Römer brauten keins, da ihnen ihr gesegnetes Land Wein in Fülle bot. Sie pflanzten auch, wenn es nur immer Klima und Lage des Landes zuließ, überall, wo sie sich festsetzten, Reben an und noch Etwas — Kastanien, die sie sehr liebten. Bei den Galliern und den deutschen Stämmen lernten sie aber ein Getränke kennen, das aus gegohrener Gerstenbrühe bereitet wurde und ungemein berauschte. Sie nannten es: Cerevisia (man glaubt, der Name sei gebildet aus dem Worte: Ceres, welches der Name der römischen Göttin der Feldfrüchte und des Getreides war, und dem Worte: vis, welches Stärke und Kraft heißt), und tranken es sehr gern. Außer diesem Getränke bereiteten die Gallier noch ein anderes aus Gerste, welches uns unter dem Namen: Corma bekannt ist. Was es war, weiß Niemand.

Ein gelehrter Römer Namens Plinius, welcher etwa um das Jahr 70 vor Christi Geburt lebte, erzählt, daß man auch in Spanien ein Getränke aus Gerste bereite, welches Coria heiße. Dieß soll indessen einen übeln Geruch gehabt haben, warum auch der römische Kaiser Julianus es durch ein Gedicht verspottet habe. Dieß durfte indessen, wenn die Spanier anders damals auch schon die Sitten und Gewohnheiten hatten wie heute, damit zusammengehangen haben, daß sie ihre Flüssigkeiten in Schläuchen aufhoben, welche aus der festzusammengenähten, gegerbten Haut der Ziegen und Böcke gemacht sind. Steht oder liegt da eine solche Flüssigkeit lange drin, so mag sie leicht etwas muckeln, wie wir am Rheine sagen, und die feine Nase des verwöhnten Römers mag davon unangenehm berührt worden sein. Einem Spanier thut das nichts, denn er nimmt's nicht genau, auch was die Reinlichkeit und Appetitlichkeit in anderen Dingen betrifft. —

Der deutsche Name des Getränkes „Bier" hat Denen, welche überall gern auf den Grund gehen, viel Kopfbrechen

gemacht. Bei den Angelsachsen habe Bier und Bear soviel bedeutet als Meth, der, wie schon bemerkt, aus Gerstensaft und Honig hergestellt wurde. Andere meinen, das Wort komme von „Beere," was eine Frucht bedeute, z. B. Erdbeere, Himbeere; es heiße darum auch Gerste und anderes Getreide: Beere, wie wir sie noch mit dem Namen Frucht überhaupt bezeichnen. Das sind Sachen der Gelehrten. Uns kann's gleich gelten, wie die Leute auf den Namen gekommen sind. Der fand sich bald, als sie das Bier gefunden hatten.

Soviel steht fest, die Deutschen verstanden ein köstlich Bier zu brauen, auch ohne Brauhäuser und die künstlichen Einrichtungen, wie man sie jetzt hat. Sie ließen es nicht lange liegen, sondern tranken davon mehr, als ihnen gut war. Denn da dieß an Kraft und Muth unbändige Volk auch unbändig in seinen Leidenschaften, roh und wild war, so liebte es die Trunkenheit. In solchem Zustande verspielten sie Hab' und Gut, Weib und Kind, ja ihre eigene Freiheit, wenn sie sonst nichts mehr hatten, und erkannten und fühlten ihr Elend erst, wenn der Rausch vorüber war und Nüchternheit und Ueberlegung zurückkehrten. Sie waren überhaupt keine Muster dessen, was wohl lautet, unsere alten Verfahren, und sie doch zu preisen fehlt uns aller Grund und Ursache.

Durch das ganze Mittelalter war das Bier das vorherrschende Getränke, besonders in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo der Wein nicht mehr gedieh. Der Weinbau hatte aber auch in denjenigen Gegenden Deutschlands, die ihm zusagen, bei weitem die Ausdehnung nicht, als in späteren Zeiten. Es wurde daher in den Klöstern in jenen Zeiten sehr viel auf ein gutes Glas Bier gehalten und ein Biername aus jener Zeit lehrt uns, wie man dabei verfuhr. Man bereitete nämlich einen zweimaligen Aufguß auf das Malz: den ersten, stärksten und besten Aufguß behielten die Herren für sich und der zweite, schwächere war für die Dienenden des Klosters, den man Convent oder Covent nannte, was deutsch Zusammenlauf, Zusammen-

kunft, Versammlung hieß. So nannte man aber auch alle zum Kloster gehörigen Personen. Nun heißt heute noch ein mattes Halbbier Convent oder Covent spottweise. Manche Klöster brauten auch ein Bier, das besondere Kraft und daher Ruf hatte. So das Salvator-Kloster in München, wo noch das Salvator-Bier eines namhaften Beifalls sich erfreut. Man hielt beim Brauen nicht überall dasselbe Maaß und Verfahren ein; auch übt die Beschaffenheit des Wassers starken Einfluß auf das Bier. So kam es, daß fast jeder Ort sein besonderes Bier hat, wie heute noch in Bayern, Sachsen und anderen Ländern; da man denn das Bier nach dem Orte benannte, wo es eigenthümlich gebraut wurde. Oft aber trug auch das Bier den Namen des Brauers und behielt ihn, oder den des Abzeichens der Brauerei, wie denn das Bier der Brauerei „zum faulen Pelz" in Heidelberg weithin berühmt war.

Der Name des „Bocks" oder Bockbiers in München, der so ziemlich in aller Welt bekannt ist, hat einen andern Ursprung. Es ist dieser: In der Stadt Einbeck wurde schon in früherer Zeit ein köstlich Bier gebraut (schickte doch der Herzog von Braunschweig Luther'n nach der berühmten Sitzung des Reichstages zu Worms einige Flaschen oder Krüge Einbecker Bier zur Erquickung nach solcher Anstrengung) und weithin ausgeführt. Dieß Einbecker Bier wurde nun auch in München stark ausgeschenkt, und die Münchner nannten es „Einbeckle." Aus dem Verlangen: „a Einbeckle" wurde dann scherzweise a Beckle und a Böckle, und als man in München anhob, ein gleich starkes und gutes Bier zu brauen, erhielt es denselben Namen, und aus dem a Böckle wurde a Bock. Der Name Bock ist geblieben und wird bleiben. Während das Einbecker Bier an seiner Güte und an seinem Rufe viel einbüßte, lief ihm der Münchner Bock den Rang ab. Scherzweise konnte man sagen: dieser „Bock" stoße gewaltig, und so manche taumelnde Gestalt, die aus dem Bockkeller wankt und verschiedentlich die Erde küßt, konnte den Beweis liefern.

Anno 1852 habe ich mit eigenen Augen gesehen, was dieser Bock für Stöße ertheilen kann, und die Eröffnung des Bockkellers bot Auftritte dar, die wenig Auferbauliches hatten.

Im Jahr 1492 begann der Brauer Christian Mumme zu Braunschweig das nach ihm noch heute benannte dicke, mit Wachholder, Majoran, Thymian, Fliederblüthe und Pflaumen, wie auch Syrup gemischte Bier zu brauen, welches damals eines ungeheuern Rufes genoß und als „Braunschweiger Mumme“ weithin ausgeführt wurde. Auch sein Ruf ist ziemlich geschwunden.

Der Brauer Konrad Breihahn in Hannover begann im Jahr 1526 ein eigenthümliches Bier zu brauen. Es war dem englischen ähnlich. In Hamburg, Lübeck und Bremen war es sehr bevorzugt. Wenn er auch sein englisches Vorbild nicht erreichte, so behauptete sein Bier doch seine eigenthümliche Stelle und seinen Ruf, wie auch seinen Namen „Breihahn“ oder „Breihahn,“ wie es heute noch genannt wird.

Auch aus Hafer braute man im fünfzehnten Jahrhundert ein damals beliebtes Bier. Es erhielt sich jedoch nicht in seinem Ruf und ging wieder ein.

In Nürnberg braute der Brauer Hans Kräne, der aus den Niederlanden stammte, um das Jahr 1541 das erste Weißbier, dessen Ruhm anfänglich außerordentlich war. Indeß verlor es ihn wieder, hielt sich aber doch und wurde mehr in den Norden Deutschlands verpflanzt. In Berlin nennen sie das Weißbier: „die kühle Blonde.“

In Goslar wurde auch eine besondere Art Weißbier gebraut, das, weil man das Wasser dazu aus dem Flüßchen Gose schöpfte, diesen Namen erhielt. In der Stadt Goslar scheint dieß Gebräu in heutiger Zeit weniger mehr gebraut zu werden; desto häufiger aber in Döllnitz. Von Mannheim und Erlangen gingen zuerst die stärkeren und fetteren Biere aus, welche zum Lagerbier den Uebergang bildeten. Jetzt genießt mit Recht das bayerische Bier eines weitverbreiteten Rufs und versteht man überhaupt jedes untergährige starke Bier unter diesem Namen.

Gar wunderſame Namen haben die Biere an einigen Orten Deutſchlands, ohne daß man im Stande wäre, den geſchichtlichen Urſprung jetzt noch nachzuweiſen. In Lübeck z. B. gibt es ein Bier, welches „Iſrael“ heißt. In Leipzig ein ſolches, welches „Raſtrum“ oder kurzweg „Raſter“ geheißen wird. In Wittenberg trinkt man den „Kuckuck,“ in Delitſch den „Kuhſchwanz,“ in Braunſchweig außer der Mumme den „Duckſtein,“ in Jena den „Dorfteufel,“ in Halle den „Puff“ und in Eisleben den „Krabbel an die Wand.“ Ohne Zweifel ließe ſich dieſes ſeltſame Namenregiſter noch um ein Anſehnliches vermehren und käme dabei Manches zu Tage, was zum Lachen reizen würde. Deutſcher Stämme Lieblingsgetränk iſt das Bier und ſie haben es auch vorzugsweiſe ausgebildet und zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Wenn auch andere Völker gegohrene Getränke aus Früchten bereiteten, ſo ſind ſie doch im Allgemeinen mit dem Biere weder im Geſchmack, noch in der Art der Bereitung verwandt. Das ſtammverwandte England braut Biere, die ihres Rufes würdig ſind. Sein „Ale“ (Oel) iſt ein treffliches Getränke, das wie Oel zart hinuntergleitet, aber doch den Schelm im Nacken hat. Der „Porter“ (zu deutſch „Sackträger,“ weil nur Leute es trinken ſollen, die durch tüchtige körperliche Anſtrengung es wieder verarbeiten) iſt eins der ſtärkſten Biere und ungemein berauſchend. Auch ein dem Weißbier ähnliches Gebräu hat man in England, das man dort „Broding“ nennt; ein anderes, welches dem Wein ähnlich iſt, heißt „Stock,“ wie man in England den Rheinwein, namentlich den Hochheimer nennt. Das ſogenannte „Table-beer“ iſt ſüßlichen Geſchmacks, und „Pure“ und „Ginger-beer“ (Ingwerbier) haben gewürzige Beimiſchungen, welche nicht Jedermanns Geſchmack zuſagen. Das in Belgien beliebte Bier, das den Namen „Faro“ trägt, iſt ungemein ſtark, aber etwas ſäuerlich von Geſchmack. Auch die Chineſen brauen aus Gerſtenſaft, Honig und Zwiebeln ein ſehr beliebtes, berauſchendes Getränk, und in Japan braut man ein ſolches aus Reis. Zu welcher Zeit

man in Deutſchland und anderwärts die Hopfenblüthe dem Bier ſetzte, iſt nicht genau anzugeben.

Soviel iſt vorauszuſehen, daß das bayeriſche Bier ſich in ſeiner Herrſchaft in Deutſchland behaupten wird, und die Zunahme des Biertrinkens aller Orten ſpricht jetzt ſchon dafür, daß es immer mehr Gebiet ſich erobern wird. Möchte nur ein gutes Bier überall dem Volke geboten werden, damit der verderbliche, vergiftende heilloſe Branntwein immer mehr verſchwände. Leider geben die hohen Fruchtpreiſe der letzten Jahre ſolchem Wunſche wenig Ausſicht zu ſeiner Verwirklichung.

13. Von eines Erzherzogs von Oeſterreich vortrefflicher Frau.

Unſer vortrefflicher Matthias Claudius, von dem vielleicht Einer und der Andere meiner lieben Leſer ſchon mehr gehört und geleſen hat, ſagt in einem ſeiner Lieder:

„Wenn Jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reiſen wählen.“

Grade ſo iſt mir's Anno 1852 auch ergangen, und es war nicht ohne Urſache, denn es that mir aus mehr als Einem Grunde noth, daß ich einmal mich erfriſchte und alle Sorgen hinter mich warf und alle Meleſte, Laſten und Bürden.

Gottlob! ich bin erfriſcht am Geiſt und am Herzen und geſtärkt am Leibe heimgekehrt; habe viel erlebt und geſehen und die Herrlichkeit des Herrn geſchaut in ſeinen herrlichen Werken. Aber auch Vieles hab' ich mitgebracht, was heute oder morgen den lieben Leſern der Spinnſtube eine angenehme und nützliche Stunde bereiten kann und ſoll. Und damit will ich, wie ich im Alten Geld angefangen, hier fortfahren.

Auf dieſer Reiſe kam ich auch nach Tyrol und in dieſem ſchönen Bergland auch nach Innsbruck, ſeiner Hauptſtadt.

familie oder eines reichen Handelshauses, wie man ſich ausdrückt, wohl mit Recht behaupten konnte, denn ſie liehen Königen und Kaiſern, Fürſten und Herren Geld und deß genug, ja ganze Säcke voll Geld, wenn die hohen Herren einmal erfuhren, was wir geringen Leute gar oft erfahren, nämlich, wie es Einem zu Muth iſt, wenn man bezahlen ſoll und Nichts hat. Nun, dieß Liedlein hat niemals eine ſchöne Melodei und klingt unangenehm einem Kaiſer, wie einem Spinnſtubenſchreiber.

Die Welſer und beſonders Herr Barthelemäus Welſer, lieben auch das Geld nicht umſonſt, ſondern ſie bekamen ſchöne Zinſen und extra manch Vertheilchen, das in ſolchen Händen zu einem gewaltigen Vortheil erwuchs oder es ſchon gleich Anfangs war. So verpfändete Einer der mächtigſten deutſchen Kaiſer, der auch zugleich König von Spanien war, und es liebte zu ſagen, die Sonne gehe in ſeinem Königreiche nicht unter, einſt für ein ganz hübſches Sümmchen das ſchöne und reiche Land Venezuela in Amerika an Herrn Barthelemäus Welſer, unter ſolchen Umſtänden, daß der Augsburger Kaufmann um das Jahr 1547 ein mächtiges Königreich in Amerika beſaß. Das war ein Krämerchen! Ihr Handel war aber auch ſo erſtaunlich wie ihr Reichthum und ihre Macht. Dieſer Barthelemäus Welſer hatte ein Töchterlein, das Philippine hieß, deſſen außerordentliche Schönheit wie eine Wundermähre allenthalben geprieſen wurde. Eine Tyroler Chronik ſagt von ihr, ihre Haut ſei alſo fein, weiß, zart und durchſichtig geweſen, daß, wenn ſie rothen Tyrolerwein getrunken, man ihn an ihrem ſchneeweißen Halſe habe durchleuchten ſehen.

Angenommen, daß dieß ein Bischen Jägerlatein geweſen ſei, was wohl die ſtinken Gemsjäger in Tyrol ſo gut werden reden können, als die Haſenjäger hier zu Lande, ſo ſteht doch ſoviel feſt, und die Bilder von ihr, die man, wie ſchon geſagt, in Schloß Ambras und im Nationalmuſeum in Innsbruck ſieht, bezeugen es, daß ſie von einer herzgewinnenden Schönheit war. Das wäre nun nichts weiter als ein leiblicher vergänglicher Schmuck

gewesen und hätte sie mit viel anderen schönen Frauen eben nur gleichgestellt; Philippine Welser aber trug in ihrem keuschen, reinen, frommen und treuen Gemüth ein Kleinod, das sie höher stellte, als alle ihre Schönheit, und ihr den unvergänglichen Werth vor Gott und Menschen verlieh. Sie stand eben im reichsten, herrlichsten Schmucke jungfräulicher Blüthe, als bei dem Reichstage von Augsburg Fürsten, Grafen und Herren aus dem ganzen deutschen Reiche zusammenströmten, um mit dem Kaiser die ernste Lage des Reiches zu berathen, sein Wehe und sein Wohl. Da war denn auch das Haus des reichen Raths- und Kaufherrn Bartholemäus Welser der Zusammenfluß der hohen Herren, und der reiche Welser zauderte nicht, zu zeigen, was er könne, namentlich in dem Punkte, welcher in Küche und Keller seine Stützen hat. Gar manches Essen, gar manches Bankett mit Spiel und Tanz wurde im Welser'schen Hause gehalten, und da traf es sich, daß der jugendliche Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, der Sohn des Königs Ferdinand des Ersten, gen Augsburg kam, an jenen Festlichkeiten im Welser'schen Hause theilnahm und die schöne Philippine sah, im Tanze schwenkte und mit ihr in Ernst und Kurzweil redete. Nun war der junge Erzherzog Ferdinand ein Bild von einem hübschen Mann und die Chronik sagt: der schönste Mann auf dem Reichstag in Augsburg. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort, und manchmal ist das geschehen mit dem ersten Blick. So war es auch bei Philippine Welser und dem Erzherzog Ferdinand. Sie gefiel ihm und er ihr über die Maßen und die Herzen faßten alsbald eine Liebe zueinander, die bis über das Grab hinaus dauern und verklärt werden sollte durch Treue, die jede Probe glorreich bestand.

Beide fühlten in ihrem Herzen, wenn sie jemals sich verheirathen sollten, so müßte es eben nur Philippine Welser und Erzherzog Ferdinand sein.

Das scheint nun so jugendlichen Herzen ein gar leichtes Spiel zu sein; denn die kennen nichts als ihre Wünsche,

und fragen nicht danach, was die Welt dagegen haben könne. Aber die hatte hier viel dagegen! Philippine war ein Bürgerkind, zwar reich wie eine Königin und schöner und frommer wie viele Königinnen der Erde — allein doch nur ein Bürgerkind, und also, wie es die vornehmen Leute ausdrücken, dem Erzherzog nicht ebenbürtig, d. h. nicht gleich geboren, nicht aus fürstlichem Stamme wie er. Wäre ihre Ehe auch etwa geschlossen werden, so wären ihre Söhne und Töchter keine Erzherzoge gewesen. Das sind so die Grundsätze an den Höfen der Fürsten, an denen man entschieden festhält.

Der Erzherzog Ferdinand war anderer Meinung. Er sagte: Solche Frömmigkeit, Zucht, Sitte und Schönheit sei ein höherer Adel von Gott gegeben, als er von einem zweifelhaften Stammbaume der Menschen könne abgeleitet werden, den eine gefällige Schreibershand auf ein vergilbtes Pergament male. Das sprach er freimüthig und fest aus, und ich glaube, Philippine war im innersten Kämmerlein ihres Herzens derselben Meinung, aber die Zwei wurden um ihr Dafürhalten nicht gefragt. Da hatte der Kaiser, des Erzherzogs Familie, der hohe Adel, der wohl Welser's Geld gerne hätte haben mögen, doch nicht seine Verwandtschaft, drein zu reden. Einen Makel trug Welser's Familie nicht, als nur den, daß sie nicht adelig, gräflich oder fürstlich war. Das ging krans widereinander und die schönsten Augen in Augsburg weinten viel heiße Thränen und der Erzherzog fehdete herum mit aller Welt und hielt fest an seiner Liebe. Er war eben Keiner von den wächsernen Männern, die man kneten kann, wie man sie haben will, wenn man ihnen irgend einen Köder zeigt. Er widerstand und schwur, lieber ehelos durch das Leben zu gehen, das ihm ohne Philippine eine Wüstenei sei, als von ihr lassen.

Ja, ja, mache Einer dem Herzen etwas vor! Was kümmert das sich um Stammbäume und altes, hohes Herkommen! Die Zwei hatten sich einmal lieb und der Erzherzog rastete nicht, bis endlich Philippine und ihre

Eltern darein willigten — daß das Paar heimlich getraut werde, und so trauete denn ein Priester die Zwei in stiller Nacht und heimlich, und ihr Liebesbund war nun ein kirchlich gesegneter Ehebund, der nicht mehr kennte gelöst werden.

Der Erzherzog hatte aber an dem hohen Adel von Oesterreich und seiner eigenen Familie so viele Späher, daß dieß Geheimniß nicht lange heimlich blieb.

Zuerst flüsterte man es sich zu, — dann sagte man's laut, — und dann ging der Zedermordio an! Die männlichen und die weiblichen Glieder des erzherzoglichen und kaiserlichen Hauses arbeiteten mit gleichem Eifer, gleichem Zorn ob solch einer unerhörten Geschichte, und obgleich die Kirche eine Ehescheidung verbot, sollte doch der Papst die Ehe lösen.

Da hatte man sich denn aber doch an dem Erzherzog Ferdinand versehen. — Lieber wollte er des Kaisers ganzen Zorn auf sich laden, Alles dulden, Alles tragen, als seine geliebte Gemahlin, die er nun, wo er sie erst recht kennen gelernt, noch um soviel höher achtete und liebte, von sich trennen zu lassen. An seinem männlich festen, unerschütterlich treuen Herzen scheiterten alle Pläne, sie zu trennen, die man geschmiedet hatte.

Da brach denn des Kaisers ganzer Zorn wie ein mächtiger und verheerender Strom über das glückliche Paar herein. Anfangs wollte ihn der Vater verstoßen und enterben, als sei der Erzherzog sein Kind nicht mehr. Sein Zorn war grenzenlos, aufgestachelt von allen Seiten; aber auch der junge Erzherzog hatte mächtige, einflußreiche Freunde, die nicht müßig waren, diesen Schritt väterlichen Ingrimms zu verhindern. Das war freilich eine Arbeit, daran manche Kraft gebrochen werden wäre; allein sie erreichten doch so weit ihr Ziel, daß der väterliche Zorn sich milderte und des Kaisers Unwille nur darin sich kundgab, daß er dem Erzherzog und seiner Gemahlin verbot, an seinem Hoflager zu erscheinen.

Das war eine Strafe, die angenehmer für beide junge Ehegatten nicht hätte sein können. Philippine hatte kein

Gelüſten, am Hofe des Kaiſers zu glänzen. Ihr war die Stille zu Schloß Ambras unendlich lieber, denn ihre Demuth ſuchte keinen Glanz, ihr häuslicher Sinn mochte keine zerſtreuenden Hoffeſte. Der Erzherzog kannte das Hofleben zu gut, um nicht den herzloſen Schimmer für das Glück einer ſtillen, faſt bürgerlichen, einfachen Haushaltung und für ein in Liebe gelegnetes, von wahrer Herzensfrömmigkeit geheiligtes Familienleben mit Freuden hinzugeben.

Acht volle Jahre lebten ſie ſo in Liebe und Frieden das allerbeneidenswertheſte Leben. Keine Stunde war ihnen getrübt durch eigene Schuld. Blühende Kinder hatte ihnen der Herr gegeben, der allerwegen ihres Herzens Troſt und ihr Theil war, und zu dem ſie mit dem frommen Volke Tyrols und in ſeiner Mitte beteten, geliebt von dieſem treuen Volke, wie ſelten ein Fürſt des Volkes Liebe beſitzt und ſelten eine Fürſtin.

So ſehr aber der Erzherzog das Hofleben entbehren konnte und ſo glücklich er in dieſem ſtillen, friedlichen, anſpruchsloſen, ſittigen und frommen häuslichen Leben ſich fühlte, ſo gab es doch zwei Dinge, die ihm eine endliche Ausſöhnung mit ſeinen Eltern und Angehörigen, wie auch dem Kaiſer wünſchenswerth machten, nämlich der Wunſch ſeines eigenen kindlichen Herzens und dann die Zukunft ſeiner Kinder. Er mochte es als treuer Vater nicht ganz gleichgültig mitanſehen und dadurch es gleichſam gutheißen, daß Niemand vom Kaiſerhofe ſich um ſie kümmerte; daß Niemand danach fragte, welchen Namen ſie einſt in der Welt tragen, welcher Stand ihnen zukommen, welche Würde ſie bekleiden ſollten. Das war ſeine heilige Vaterpflicht, und er hätte nicht väterlich an ſeinen herzigliebten Kindern gehandelt, hätte er daran nicht denken wollen. Sie ſeinem hohen Namen und Stande gemäß zu verſorgen, war eine Angelegenheit, die ihn jemehr und mehr drückte und ihn Tag und Nacht beſchäftigte. Da war aber die Kehr nicht leicht zu kriegen, wo überall die Ecken ſo ſchroff hervorſtanden. Man kann es ſich, bei der innigen Liebe

Philippinens zu ihrem Gemahle, denken, daß seine Sorge auch die ihrige, sein Kummer der ihre war. Es gab Stunden, wo der Schmerz ihre Seele tief ergriff, daß sie der Grund dieses Zerwürfnisses in der hohen Familie ihres Gemahles war, und dieser Schmerz nagte tiefer an ihrem Herzen, als sie es merken ließ.

Sie überlegte sich Alles nach allen Seiten und in aller Weise, und fand oder glaubte endlich einen richtigen Weg zu finden, der ihrem edlen Herzen als Gattin und Mutter gleiche Ehre macht. Sie wollte in unscheinbarem Aeußern nach Wien eilen, vor dem Kaiser einen Fußfall thun und flehen, daß er doch endlich vergebe und sich mit ihrem geliebten Gemahl aussöhne.

Das war wahrlich ein gewagter Schritt! Ein Mannesherz, und ein so hochgestelltes, dem Alles zu Willen ist, wird oft gar hart und fest. Gab der Kaiser noch dem Zorn in seiner Seele Raum, so konnte gerade durch solch eine Handlung Alles verloren werden.

Acht Jahre sind aber eine lange Zeit. Manches Feuer erlischt in solcher Zeit; mancher Zorn wird milde; manches Vorurtheil zerrinnt. Waren denn nicht auch die Fürstenherzen Elternherzen, wie des Erzherzogs Herz ein Sehnesherz war? Hatten sie doch Zeit und Kundschafter genug, die ihnen sagten, wie glücklich ihr Sohn lebe; wie beldselig, fromm und sittig seine Philippine sei? Hörten sie doch, wie sie in Gottes Furcht ihre engelschönen Enkel erzogen? Erfuhren sie doch, wie Philippine dem Volk, einer Heiligen gleich, verehrt wurde, und wie sie ein helfender Engel für Arme und Nothleidende war? Sollte nicht auch da die Sehnsucht erwacht sein, nach acht langen Jahren den Sohn wiederzusehen, seine Kinder an das großelterliche Herz zu drücken und sie zu segnen?

Ich meine, wenn's anders gewesen wäre, müßten diese Herzen von Stein gewesen sein! —

So war denn allerdings in dieser Zeit Vieles anders, milder und gottgefälliger geworden, und es stand anders wie acht Jahre früher — als sich eines Tags eine züchtig

verhüllte, wunderschöne und Liebe und Ehrfurcht einflößende Frau in der Hofburg zu Wien melden ließ, weil sie Ihre Majestät den Kaiser in einer überaus wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Sie wurde zum Kaiser geführt, der sie gnädig aufnahm.

Armes, treues Herz, wie magst du gebebt, geruckt, gepocht haben? Stand nicht dein und der Deinigen Glück für alle Zukunft auf dem Spiele? Hing es nicht von Eines Menschen Herzen und seiner augenblicklichen Stimmung ab? —

Sie trat festen Schrittes ein; als sie aber der Kaiser anblickte, da zitterte sie fast sehr. Die Thränen brachen stromweise hervor, und im stillen Herzen flehte sie: Ach, du aller Könige König, rühre sein Herz! Lenke es, der du der Könige Herzen lenkest wie Wasserbäche!

Und nieder fiel sie auf ihre Kniee und reichte dem Kaiser eine Bittschrift, darin sie ihre Lage schilderte und um Gnade für den Gatten, die Kinder und sich flehte.

Dem Kaiser war es seltsam zu Muthe. Der Anblick der liebreizenden, sittsamen und züchtigen jungen Frau, deren Haltung eine so würdevolle und wahrhaft ehrfurchtgebietende war, hatte schon des Kaisers Herz bewegt. Die rollenden Thränen, die tiefe Erregung der Bittenden thaten es noch mehr. Als er aber in die Schrift blickte und erfuhr, wer diese herrliche Weib sei, das so gewaltig die Herzen umwenden konnte, da rührte ein Hauch göttlicher Milde sein Herz an und ein Strahl himmlischer Gnade fiel in sein Herz. Er hob sie auf mit inniger Rührung und liebreichen Worten und zog sie an seine Brust. Und der Zorn wurde Milde, der Haß Liebe, und ihr und ihrem Gatten vergebend, war der Kaiser wie umgewandelt.

Welche selige Wonne und Freude durchbebte Philippinens Brust! Wie schwoll ihr Herz voll Dankesinbrunst zu Gott, der ihr Gebet so herrlich erhört hatte!

Nun wurde sie wie des hohen Hauses berechtigtes Glied aufgenommen und behandelt; der Erzherzog von Schloß Ambras nach Wien berufen mit den Kindern, und

Liebe und Versöhnung feierten ein Fest, über das droben im Himmel Freude war vor dem Herrn und seinen heiligen Engeln. Selbst im hohen Kaiserhause war überall Freude und Lust, und die, welche scheel dazu sahen, lächelten doch, als wär's so recht ihre Freude, aber Niemand fragte nach ihnen und gar manches Herz wandelte noch Philippinens bezaubernde Liebenswürdigkeit um und gewann es.

Jetzt wurde Alles geregelt und geordnet. Philippine wurde die wohlverdiente, äußere Ehre reichlich gegeben, wie auch ihren Kindern, und der Kaiser verlieh dem Erzherzog Ferdinand das Erzherzogthum Vorder-Oesterreich und die gefürstete Grafschaft Tyrol zu völligem Besitz und Herrschaft, und nachdem sie noch lange im Kreise des Kaiserhofes in Wien verweilt, kehrten sie glückselig heim in das stille Schloß Ambras und machten es zu ihrem dauernden Wohnsitz.

Wer konnte aber das Maaß des Jubels schildern, als das den braven Tyrolern so theure Paar in das Land kam? Die Tyroler hatten sie seit acht Jahren kennen, lieben, verehren gelernt, und bei der innigen Freundlichkeit beim Einzug in's Land, als dessen Herrscher, gewann Philippine vollends alle Herzen des treuen Bergvolkes.

Das Leben auf Schloß Ambras erlitt nur eine kaum merkliche Aenderung. Sein Glück blühte unbeirrt fort. In Frieden und Eintracht floß es hin und noch inniger wurde ihre Frömmigkeit durch das Dankgefühl für Gottes wunderbare Rettung und Hilfe. Der Erzherzog und seine Gemahlin begannen stets ihr Tagewerk durch Andacht in der Kapelle des Schlosses Ambras; aber sie hielten auch darauf, daß an dieser Andacht ihre Kinder und ihr gesammtes Hofgesinde theilnahm. Das war eine fürstliche Haushaltung, auf die, wie auf ein hohes Vorbild, jede andere hinblicken kann. Möchte sich dieß Beispiel noch heute, wo wir es anschauen im Geiste, segensreich und wirksam erweisen!

Seinem Regentenberufe widmete sich der Erzherzog mit allem Eifer. Er widmete ihm seine meiste Zeit. Die ihm übrig blieb von diesem hohen Berufe, gehörte seiner geliebten

Philippine und ihren Kindern, deren christliche Erziehung die Hauptaufgabe der trefflichen Mutter war; aber Philippine stand auch, selbst Hand anlegend, ihrem Hauswesen vor in Küche und Keller. Ihr Stand als Gemahlin eines regierenden Herrn änderte darin nichts; aber ihre Wohlthätigkeit wurde fortab reicher und umfassender.

So stieg des Volkes Liebe zum Herrscherpaare mit jedem Tag.

Im Jahr 1570 war die Ernte gänzlich mißrathen. Mangel und sogar der Schrecken und das Elend der Hungersnoth suchte Deutschland auf eine, schaudererregende Weise heim; aber während jenseit der Berge das grausigste Elend herrschte, kannte man in den Thälern Tyrols keinen Mangel; denn der edle Erzherzog versagte sich selbst alle Kurzweil und fürstlichen Aufwand nicht nur, sondern Alles, was er nur irgend persönlich entbehren konnte; nahm das dafür zu verwendende Geld und alle seine Ersparnisse und kaufte Korn dafür auf; ließ es in sein Land bringen und gab es um die billigsten Preise an seine Unterthanen ab. Wie sehr sie ihn dafür segneten, ihn und Philippinen, wie Engel und Heilige verehrten, läßt sich kaum sagen. Es war ein unbeschreiblich reiches Maaß des Segens, welches sie dem Lande zuwendeten. Sie waren im schönsten Sinne des Wortes Landesvater und Landesmutter.

Was der Erzherzog mehr als Regent im Großen that, das wirkte Philippine im engeren, kleineren Kreise. Sie hatte ihre eigene Handkasse für Arme und Leidende. Täglich sammelten sich an der Pforte des Schlosses die Nothleidenden. Zur bestimmten Stunde trat sie selbst mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit unter sie und theilte Jedem seine Gabe aus; allein da traf es sich wohl, daß die Gabe nicht immer in die würdigste und bedürftigste Hand kam. Damals nämlich, wie sie es heute nicht sind, waren gerade die Bettler die Aermsten und Bedürftigsten nicht, aber wohl die frechsten und schamlosesten. Darum forschte sie unablässig durch Vertraute nach der verschwiegenen, im Stillen duldenden und darbenden Hausarmuth,

nach verlaſſenen Kranken, Hilfloſen, Wittwen und Waiſen, und eilte dann ſelbſt hin, mit der Gabe das Wort tröſtender Liebe zu ſpenden. Konnte ſie nicht ſelbſt kommen, ſo ſandte ſie ihre vertrauteſten und zuverläſſigſten Diener und Dienerinnen zu den Unglücklichen. In die Hütten der Armuth, zum Schmerzenslager der Kranken ſelbſt hinzueilen, ſelbſt mit eigner Hand zu pflegen und für anderweitig ausreichende Pflege zu ſorgen, war ihr tägliches Geſchäft am Nachmittage, denn der Morgen gehörte ihrem Hausweſen und ihren Kindern. Wo einer Mutter die ſchwerſte Stunde kam, da eilte ſie hin und ſtand ihr liebevoll bei in der Noth und Gefahr mit Handreichung, Troſt und Gebet, und wurde ſo ein rettender Engel für Viele.

Da frag' ich denn, ob es denn anders möglich war, als daß das Volk ſie mit einer Begeiſterung liebte, die kaum ihres Gleichen hat?

Wir dürfen es nicht vergeſſen, daß Philippine Welſer in ihres Vaters Haus in einem Ueberfluß und Aufwand erzogen werden war, der vollkommen ein fürſtlicher genannt werden konnte, ſo wundern wir uns, wenn wir von ihrer Demuth hören, von ihrer Anſpruchsloſigkeit und Einfachheit, und gerade dadurch erſcheinen dieſe Tugenden in deſto hellerem, ſtrahlenderem Lichte. Niemand ſah ihr in ihrem ſchwarzen, einfachen Kleide die Gemahlin eines Erzherzogs und regierenden Herrn an.

Ich habe die Bilder geſehen, die von ihr vorhanden ſind in Tyrol, liebe Leſer. Sie ſteht da wie die einfache Hausfrau des wohlhabenden Kaufmanns oder Bürgers jener Tage, ſo einfach und ſchmucklos und doch geſchmückt mit ihrer Schönheit und in dieſer Schönheit mit ihrer Milde, Sanftmuth und Reinheit. Gerade das prägt ſich im Bild aus und bürgt dafür, daß das Bild ähnlich iſt. Und alle dieſe Tugenden waren die Früchte ihres Glaubens an den Herrn. Sie betrachtete ſich als des Herrn „treue Magd," und wie ſelig muß ſie ſich in dieſem Berufe gefühlt haben, wenn ſie Segen in die Hütten der Armuth trug? Nie war ſie müßig. Obwohl eine fürſtliche Frau, die ja Hilfe

die Fülle hatte, ging Alles durch ihre Hand, was im Haushalte verbraucht wurde, und sie griff in der Küche wacker mit an. Dabei spann sie und nähete und web am Webestuhle, wie es die Hausfrauen jener Tage thaten, die noch ihre kostbare Zeit nicht im vornehmen Getändel hinbrachten und Arbeiten noch nicht für eine Schande achteten, oder mit Handschuhen an den Händen in die Küche gingen, wie sie es heutzutage in weit niederern Ständen thun! — Sie pflegte, wusch, kämmte und kleidete ihre Kinder selbst und hielt sie strenge zur Lehre und Thätigkeit an, während sie sie heutzutage der Wartefrau überlassen, und froh sind, wenn sie sie „vom Halse haben!“ — — Gott erbarme sich! —

Da kann wohl manche Frau von der eines Erzherzogs von Oesterreich lernen, was einer Hausfrau, einer Mutter und einer Christin obliegt! Wenn aber eine sagen wollte: Was Anno 1560 paßte, daß passe Anno 1855 oder 1860 nicht mehr, so sag' ich ihr in's Angesicht, was der Herr sagt: „Tausend Jahre sind vor Gott wie eine Nachtwache;“ ich sage ihr, was Jesus, der hochgelobte Sohn Gottes und Heiland, sagte: „Arme habt ihr immer bei euch!“ — ich sage ihr endlich, was er sprach: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich,“ und erinnere sie an das, was er uns am jüngsten Tage sagen wird: „Ich bin hungrig gewesen und du hast mich nicht gespeist; ich bin durstig gewesen, und du hast mich nicht getränkt; ich bin nackt gewesen, und du hast mich nicht gekleidet; ich bin krank gewesen, und du hast mich nicht besucht,“ und wie er dann nachweist, daß Er in jedem Armen uns nahetritt und das, was wir den Armen, Verlassenen und Unglücklichen thun, ansieht, als hätten wir es ihm gethan. Merk's und bedenk's! Wenn Hohe, Vornehme, Reiche solches nicht thun, wer soll's dann thun? — Nun, die Armen selbst, soviel und soweit sie können, und auf ihr Scherflein legt dann der Herr den allerreichsten Segen und Erfolg! Die Frau des Erzherzogs that das Werk der Liebe und Barmherzigkeit mit eigener Hand —

das war das Rechte. Von ihr gilt darum auch das Wort des Herrn: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen.“ Anno 1852 fuhr ich im Postwagen mit einem Tyroler über den hohen Arlberg nach Vorarlberg hinüber. Da nannte ich Schloß Ambras und den Namen Philippine Welser. Da hättet ihr den Mann sehen sollen, wie ihm das Auge leuchtete, als er erzählte, wie sich ihr Wirken durch die Stürme der dazwischenliegenden Jahrhunderte im Munde des Volks und in seinem dankbaren Herzen erhalten hat! Tief hat es mich ergriffen, als er ihre Tugenden pries und mir sagte, wie man in Tyrol dies geheiligte Andenken bewahre.

Am 14. April 1580 durchlief eine Schreckenskunde Innsbruck und die Dörfer in der Nähe herum, eine Schreckenskunde, die alle Herzen erschütterte.

Philippine war plötzlich und so heftig erkrankt, daß der Arzt mit bleichem Antlitz und Thränen in den Augen erklärte, der Anfall sei sehr gefährlich und er fürchte das Schlimmste. Kaum hatte sich das tiefergriffene Volk von dem ersten Schrecken erholt, als Tausende in die Kirchen strömten und auf ihren Knieen um die Erhaltung ihrer Wohlthäterin flehten. Tag und Nacht wurden die Kirchen nicht leer.

O, das ist ein Zeichen der Liebe, das höher anzuschlagen ist und mehr gilt, als irgend ein anderes! Da zeigt es sich, wie tief die Liebe im Herzen saß!

Zehn Tage dauerten ihre schweren Leiden, die sie mit der Geduld eines Engels ertrug. Ihr Gemahl wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager und seine Gebete einigten sich mit denen seiner Unterthanen; aber der Allmächtige wollte es anders. Er hatte sie lieb und nahm sie zu sich.

Ihre letzten Stunden waren heilige Stunden. Mit großer Sammlung des Geistes und großer Innigkeit der Liebe nahm sie Abschied von Allen, die sie mit Liebe umschloß, besonders von ihrem Gemahl und ihren Kindern, die sie gläubig segnete. Zu ihrem Beichtvater sagte sie wenige Augenblicke vor ihrem seligen Ende: „Ich sehe den

Himmel offen und die Engel Gottes mir entgegenkommen!“ Das waren ihre letzten Worte. Wie ein sanfter Schlummer kam der Tod über sie.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an, ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!

Als ihr Tod bekannt wurde, da zog ein ungeheuchelter, tiefer Schmerz durch alle Herzen in den Thälern und auf den Bergen Tyrols. Es war ein lautes Wehklagen überall, wie der Kinder Jammern um die geliebte Mutter. Ihr Gatte war ganz trostlos. Ihr Leichenbegängniß war umgeben von kaiserlicher Pracht; aber das weinende Volk, das ihr folgte, war eine größere Anerkenntniß ihres Werthes, als diese Kronen und Fackeln!

Der Erzherzog ließ „seiner seligen Philippine“ ein köstlich Denkmal an der Hofkirche zu Innsbruck errichten. Er ließ eine Denkmünze auf sie schlagen und sich das Grab neben ihr bereiten, auf daß er nicht von ihr geschieden sei bis zum Tage der Auferstehung.

An diesem Grabmal hab' ich Anno 1852 lange gestanden, und was ich euch hier erzählt habe von ihr, das ist mir damals durch die Seele gegangen.

Aber eine seltsame Erscheinung war es, daß sich das Volk es gar nicht ausreden ließ, sie sei an Gift gestorben, was durchaus unwahr ist. Selbst jener Tyroler, der, wie ich erzählt habe, mit mir über den Arlberg fuhr, sprach es entschieden aus und sagte, weil sie eine Bürgerliche gewesen und nicht zu den „Andern paßt habe.“ Es ist gerade, als ob die Leute geglaubt hätten, ein solches edles Herz habe im Gange der gewöhnlichen Lebensordnung nicht brechen können. Auch die Liebe kann sehr ungerecht sein.

14. Wie einmal ein Kaiser zum Freiersmanne gemacht wurde.

Als Kaiser Joseph II. seine Reise durch Böhmen machte, passirte es ihm, daß er des Sitzens im Wagen müde geworden war. Er wollte eine Strecke gehen und seinen Gedanken ungestört sich überlassen. Er gebot darum seinem Gefolge, vorauszureisen bis in das nächste Städtchen und ihn dort zu erwarten. Nicht einmal einem Adjutanten oder Kammerherrn gestattete er, ihn zu begleiten. Der Kaiser setzte sich auf einen Stein zur Seite der Landstraße, bis der Zug der Wagen und Reiter aus seinen Augen war; dann stand er auf und stieg die Anhöhe langsam hinauf. Sie war ziemlich hoch und Wald umgab die Straße rechts und links. Oben war der kleine Berg kahl, aber desto reicher war die Aussicht in's weite Land voll Wälder und Berge.

Die Sonne schien heiß, daher war des Kaisers Bleiben nicht lange, und er war froh, als er auf der andern Seite des Berges wieder in das kühle Waldesdunkel trat.

Der Kaiser war, wie es überhaupt seine Weise gewesen ist, sehr einfach gekleidet. Man konnte ihn für einen Hauptmann in der Armee halten. Er trug die Uniform ohne alle Abzeichen, die hohen Stiefeln, den militärischen Hut, jedoch ohne Federn, und ein langes spanisches Rohr in der Hand. Ein einfacher Degen an seiner Seite fehlte natürlich nicht.

So schritt er langsam und gedankenvoll dahin in dem kühlen Wald, als an einem Kreuzweg ein junger, sehr hübscher Bauernbursche herauskam und dicht vor ihm mit höflichem Gruße stehen blieb. Er trug die Kleidung der Landleute dieser Gegend. In seinem schönen Gesichte war der Ausdruck tiefer Trauer zu erkennen.

Guten Tag, Herr Werbeoffizier, sagte der junge Mensch deutsch, indem er seine Mütze zog. Er kommt mir wie gerufen, setzte er hinzu, und ich sehe jetzt recht, daß es Gottes Wille ist?

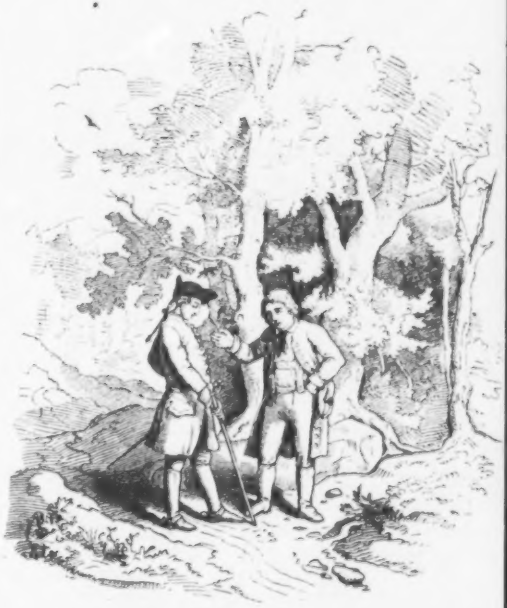

Was denn, mein Sohn? sprach der Kaiser.

Ueber des Burschen trauriges Gesicht flog ein Lächeln wie ein matter Schimmer.

Ja, sagte er, wenn ich Sein Sohn wäre, stünd's besser um mich, ob ich gleich eher Sein Bruder sein könnte. Nichts für ungut!

Du hast mir aber noch nicht auf meine Frage geantwortet! sagte der Kaiser, der an dem Burschen Gefallen fand.

Er ist doch der Werbeoffizier von Leitmeritz, derjenigen Stadt, von welcher der Kaiser eben herkam?

Nun? fragte der Kaiser, der die Frage nicht bejahen und doch auch die Täuschung nicht aufklären mochte, in welcher sich der Bursche befand.

Ja, ich wollte mich anwerben lassen oder vielmehr — ich muß!

Du? Warum denn? Ist dir etwas Schlimmes begegnet, was dich zu diesem Entschlusse treibt?

Freilich, entgegnete der Bursche, das Schlimmste, was mir begegnen konnte. Ich will's Euch erzählen, wenn Ihr's einmal absolut wissen wollet. Seht, ich bin eine Waise und stehe mutterseelenallein in der Welt. Arm bin ich auch und war frühe gezwungen, mein Brod unter fremden Leuten zu verdienen. So steh' ich denn seit sechs Jahren im Dienste des alten Prebuda, dessen Hof hier links im Thale liegt. Er ist reich und hat zwei Töchter, zwischen die einst der Hof und das Gut getheilt werden wird. Treu hab' ich ihm gedient und er hatte auch ein großes Vertrauen zu mir und überließ mir den Ackerbau fast ganz allein, ja er behandelte mich wie das eigene Kind. Nun, lieber Herr, man ist halt jung und das älteste Kind des Bauern, die Kathel, ist auch jung und saftisch hübsch. Da hab' ich mich in das Madel verliebt und es in mich und wir haben uns vor Gott ewige Treue gelobt. Der alte Prebuda hat gethan, als sähe er's nicht, wie lieb wir uns haben, oder wollt's geschehen lassen. Aber er schwieg still und gestern faß' ich mir den Muth, und halte um die Kathel an. Ach, Herr, was gab's da für eine Geschichte! Der Bauer war rasend vor Zorn und heißt mich einen hergelaufenen Malefikerl, einen Lumpen, der nichts habe. Wie ich mir könne einfallen lassen, um sein Kind zu freien? Ich solle mich packen und nie mehr seine Schwelle betreten. Nun war's aus, denn der hat einen Kopf wie Stahl und

Eisen. Die arme Kathel sitzt im Kämmerlein und weint sich todt. Die hält's nicht aus. Und ich — was bleibt mir übrig? Soldat muß ich werden und wollt', die erste Kugel führe mir in's schwere Herz hinein, dann wär's auf einmal aus!

Dem armen Jungen rieselten dabei die hellen Thränen über die Wangen herab.

Der Kaiser hatte ihm mit inniger Theilnahme zugehört. Er stand eine Weile in Nachdenken versunken und zeichnete mit der Spitze des spanischen Rohrs allerlei Figuren in den Sand des Heerweges. Endlich schien er einen Plan gefaßt zu haben.

Wie heißt du? fragte er.

Jakob Jakobowitz, entgegnete der junge Mensch.

Zeige mir doch den Weg nach dem Hofe des alten Probuda!

Was wollt Ihr denn da? fragte der Bursche. Du lieber Gott, laßt es Euch nur vergehen, wenn Ihr etwa denket, den herumzubringen. Eher steckt Ihr den Hradschin in den Hosensack und die Moldaubrücke in den der Weste. Gebt das auf und macht's kurz mit mir.

Wenn du's nicht anders willst, entgegnete der Kaiser, griff in die Tasche und gab ihm einen Kremnitzer.

Da hast du eine Abschlagszahlung auf's Handgeld, sagte er zu ihm; geh' nun in das nächste Städtchen und warte, bis ich selbst dorthin komme.

So will ich in den Karpfen gehen, dort kehrt Ihr wohl auch ein? sagte er.

Thue das und warte dort, bis ich komme, sprach der Kaiser, und Jakob ging betrübt von dannen.

Kaum war er dem Kaiser aus den Augen, so wendete sich der Kaiser dem Wege zu, auf welchem Jakob ihm entgegengekommen war. Er schritt rasch den abhängenden Waldweg hin, der ihn freilich von der Richtung völlig abbrachte, welche sein Reisegefolge eingeschlagen hatte. Nach einer ziemlich langen Wanderung stand er am Saume des Hochwaldes. Vor ihm breitete sich ein schönes Thal aus, dessen Sohle grüne Wiesen bildeten. An den sanften

Abhängen der Höhen zog sich das Ackerland hin, dessen Früchtesegen im Lichte der ihrem Untergange nahen Sonne erglänzte. Aus den Wiesen des Thales, die ein ansehnlicher Bach tränkte, stiegen schon feuchte Nebel auf. Der Kaiser sah sich um nach allen Seiten, konnte aber keinen Hof entdecken. Einige Augenblicke war er unschlüssig; indessen besann er sich schnell, denn der Weg, welchem er bis jetzt gefolgt war, mußte ihn ja doch zu einer menschlichen Wohnstätte geleiten. Ohne Bedenken folgte er ihm mit verdoppelten Schritten.

Noch etwa eine Viertelwegstunde war er an der linken Seite des Thales vorangeschritten, als sich hinter einem Waldvorsprunge, der gegen Osten Schutz verlieh, ein hübsches Gehöfte zeigte. Der Kaiser lenkte unbedenklich seine Schritte dorthin. Er bedurfte der Ruhe und Erquickung und der Durst plagte ihn ganz besonders.

Vor der Thüre des Hofes, welche sich neben dem Einfahrthore befand, lag ein großer Hund, der mit wahrer Wuth den Kaiser anfiel. Er hatte Noth, sich seiner zu erwehren.

Da sprang ein wunderhübsches Mädchen heraus, begütigte den Hund und legte ihn schnell an eine Kette im Hofe. Dann trat sie mit großer, natürlicher Anmuth dem Kaiser entgegen und sagte: Verzeiht, Herr Hauptmann, daß Euch der Köter belästigte! Ihr habt doch nichts von ihm erlitten?

Der Kaiser besah sich das reizende Landmädchen und eine Ahnung sagte ihm, es sei die sagenhafte Geliebte des Angewerbenen, denn ihre lieben Augen zeigten die Spuren vieler Thränen und ihr feines Gesichtchen war bleich und sein Ausdruck kummervoll.

Ist dies der Hof des alten Prebuda? fragte er freundlich.

Das Mädchen bejahte.

Ich muß ihn sprechen. Ist er zu Hause?

Nein, sagte das Mädchen. Droben am Waldwege steht er mit meiner Schwester und unseren Leuten. Er

möchte den Kaiser sehen, der vorüberkommt und ihm eine Bittschrift überreichen.

So? versetzte der Kaiser. Dann muß ich auf ihn warten. Aber, liebes Mädchen, ich bin müde, durstig und hungrig, könntest du mir etwas reichen?

Mit Freuden, sagte das schöne Mädchen, und die Freundlichkeit, welche in diesem Augenblicke das reizende Gesicht überstrahlte, zeigte erst recht, wie schön das Mädchen war.

Alles, was das Haus vermochte, Honig, Butter, Käse, Waldbeeren, Kirschen, setzte sie dem Gaste vor und dazu einen Krug sehr guten Obstweins.

Noch nie hatte es ihm besser geschmeckt als hier, wo auf einem schneeweißen Tischtuch alle diese ländlichen Lecker-

bissen vor ihm standen und ein liebenswürdiger Mund ihn herzlich bat, nach Lust zuzulangen. Der Kaiser, dessen gute Laune durch des Burschen Erzählung getrübt worden war, wurde mit jeder Minute heiterer.

Weißt du, was dein Vater mit der Bittschrift von dem Kaiser will? fragte er das Mädchen, während er es sich trefflich schmecken ließ.

Das ist kein Geheimniß, Ihr Gnaden, sagte das Mädchen. Der Hof, auf dem wir wohnen, ist ein kaiserlicher Lehenhof und ein Mannleben. Nun sind wir zwei Töchter, das Evorl und ich, des Vaters einzige Kinder, und bei seinem Tode fällt also das Leben an den Kaiser heim und wir Zwei wären übel dran. Da wollte er den Kaiser bitten, das Mannleben in ein Kunkelleben zu verwandeln.

Ueber des Kaisers Antlitz fuhr in diesem Augenblick ein Strahl der Freude. Er äußerte indessen nichts weiter und unterhielt sich mit sichtlichem Vergnügen mit dem reizenden Mädchen, das indessen alle Augenblicke wieder in seinen früheren Trübsinn zurückfiel.

Der Kaiser hatte sich kaum erquickt, als er draußen Stimmen vernahm, die es kundgaben, es seien die, welche den Kaiser hatten sehen wollen, zurückgekommen. Der Abend war indessen immer näher herangekommen.

Wenige Minuten später trat der alte Probuda in's Zimmer. Er war nicht wenig erstaunt, einen Offizier hier zu finden, grüßte ihn demüthig und fragte sehr höflich, wie denn der gnädige Herr hierhergekommen sei.

Der Kaiser erläuterte ihm, wie er mit dem Gefolge des Kaisers von Leitmeritz komme, vom Durste geplagt den Weg zur Seite des Heerweges eingeschlagen, in der Hoffnung, den Hof nahe zu finden, von dem ihm Jemand gesagt, er liege nahe. Indessen habe er sich recht müde gegangen, ehe er ihn gefunden. Seine liebe Tochter habe ihn recht mit den köstlichen Gaben des Hauses erquickt u. s. w.

Probuda war ein betagter Mann, aber noch rüstig. Man sah es ihm an, daß er Einer jener schlitzöhrigen,

reichen Bauern war, die Alles wohl berechnen und schlau bei Allem, was sie thun, ihren Vortheil berechnen. Er maß mit schlauem Blicke seinen Gast, freute sich, daß er ihm die Ehre seines Besuches erwiesen und setzte sich dann breit zu dem Kaiser und langte zu mit einer Eßlust, die in ihrer Riesenhaftigkeit des Kaisers Begreifen überstieg. Da es in der Stube, die nur kleine Fenster hatte, schnell dunkelte, brachte Kathel ein Licht, und nun trat auch mit lächelndem Kopfnicken das Everl herein. Sie war jünger als Kathel, und der Kaiser wäre übel dran gewesen, hätte er zwischen beiden Mädchen den Preis der größten Schönheit vertheilen sollen.

Also Ihr gehört auch zum Kaiser, Gnaden? fing der Bauer seine Prüfung an, die er sich schnell vorgenommen. So etwas von Adjutant oder dergleichen?

Jawohl, sagte der Kaiser, dem es schwer eingehen wollte, etwas zu sagen, was nicht ganz wahr wäre.

Aber, Gnaden, sagt 'mal, wie ist denn das, daß der Kaiser nicht bei seinen Herrschaften und Wagen ist?

Er hat manchmal ganz curiose Launen, flüsterte der Kaiser dem Bauer vertraulich zu, als ob er es nicht wage, laut es auszusprechen.

Der Bauer nickte langsam mit dem Kopf und einer Miene, die es ankündigte, er verstehe diesen Artikel.

Ja, fuhr der Kaiser fort, die Herren haben so ihre Grillen.

Wenn Ihr aber sein Adjutant seid, warum verließet Ihr ihn denn und ginget so allein Eure Straße? —

Der Kaiser hat alle Adjutanten fortgeschickt und wollte allein gehen. Wo er steckt, wissen seine Leute selbst nicht.

Das ist eine seltsame Geschichte, sagte kopfschüttelnd der Bauer. Da müßt Ihr aber ja doch z' Abend im Städtel sein, Gnaden?

Freilich, entgegnete der Kaiser; aber man will doch auch essen und trinken, um zu leben und gehen zu können!

Das ist wahr. Wie wollt Ihr aber den Weg zum Städtel finden, Gnaden, in der dunkeln Nacht und im Gebirge?

Da hab' ich mich auf die Hofleute und zunächst auf Euch verlassen, erwiderte lächelnd der Kaiser. Ich weiß, daß ein ehrlicher Deutschböhme einem Diener seines Kaisers gerne fortbilft.

Der Bauer schlug auf den Tisch, daß Alles darauf zu tanzen anfing, und sein Gesicht wurde hell und freundlich, während es vorher einen Zug düstern Mißtrauens nicht ganz hatte verbergen können.

Da habt Ihr recht, Ihr' Gnaden! rief er lustig aus. Aber Ihr sollt auch nicht den Weg zu Fuß gehen, sondern ich selbst fahr' Euch und lief're Euch gehörigen Orts ab!

Deife lieber! sagte der Kaiser.

Aber, nicht wahr, Ihr' Gnaden, Herr Adjutant, Ihr thuet mir auch einen Gefallen?

Zwei für einen! rief der Kaiser.

Danke, danke! entgegnete Probuda. Es ist an Einem genug. Ich will Euch die Sache erzählen!

Nun berichtete er, was Kathel dem Kaiser bereits mitgetheilt, und fuhr dann fort: Es ist mir ein sakrischer Malefizstrich durch meine Rechnung g'west, daß der Kaiser nicht dabei war. Ich hab' die Bittschrift Einem geb'n, der sie dem Kaiser geben will. Aber, Gnaden, wenn der's vergißt?

Das wird er nicht!

Ja, der Kuckuck! Trau Einer so einem Weißrock mit goldenen Tressen! Sie haben auch des Kuckucks sein Zeug im Kopfe.

Nun, dann weiß ich es ja und werde es dem Kaiser selbst vorlegen.

Ach ja, darauf rechne ich! rief Probuda. Macht mir aber auch keine Malefizstreiche und vergesset's auch!

Nein, da könnet Ihr ohne Sorge sein; aber es wird spät. Seid so gut und lasset anspannen!

Ja, Gnaden, aber Ihr müßt auf einem Leiterwagen fahren und auf einem Strohsacke sitzen! — Ich hab's nicht besser.

Thut nichts, entgegnete der Kaiser, und Probuda gab seine Befehle.

Ehe jedoch der Wagen vorfuhr, trat ein Ereigniß ein, welches der Lage der Sachen eine völlig veränderte Wendung gab. Man hörte nämlich plötzlich Getrappel wie von vielen Pferden. Sie kamen näher. Es waren mehrere Adjutanten und andere Herren mit militärischer Begleitung und vielen Fackelträgern, angeführt von — Jakob Jakobewitz, den der Kaiser durch's Fensterlein erkannte.

Was ist zu thun? rief Prebuda erbleichend.

Seid ruhig, sagte der Kaiser. Sie suchen den Kaiser, der noch zurück ist, und da kann ich jetzt auch mit guter Gelegenheit, ohne Euch zu belästigen, fortkommen.

In diesem Augenblick aber traten die Herren unter den freudigsten und ehrfurchtsvollsten Begrüßungen ein und riefen: Gottlob, daß wir Eure Majestät hier finden!

Der einfache Zusammenhang der Sache war dieser.

Als die Begleitung des Kaisers das Städtchen erreicht hatte, wartete sie da auf die Ankunft der Majestät.

Die zog sich aber weit in den Abend und die Besorgniß wuchs mit jeder Minute.

Adjutanten jagten den Weg gegen Leitmeritz zurück, aber nirgends eine Spur des Kaisers!

Jetzt kam die ganze Begleitung des Kaisers in eine höchst beängstigte Bewegung. Nach allen Seiten eilten sichere Boten, aber Keiner brachte den Kaiser. Natürlich verbreitete sich die Nachricht schnell, vergrößert und verschlimmert, im Städtchen.

Jakob Jakobewitz saß derweilen im Gasthause zum Karpfen und wartete auf den Werbeoffizier von Leitmeritz, der ihm auf Abschlag den blanken Kremnitzer gegeben.

Auch zu ihm drang das Gerücht; aber er nahm keinen weitern Antheil daran, denn seine Gemüthsstimmung war gedrückt und traurig.

Endlich sagte der Wirth zu ihm: Hör', G'sell, du sitzt da und läßt das Maul hängen; könnt'st auch etwas verdienen und den verlorenen Kaiser suchen helfen!

Das schlug durch bei Jakob. Er eilte zu dem Gefolge des Kaisers und bot seine Dienste an. Da er genau in

der Gegend bekannt, von dem Karpfenwirth als zuverlässig empfohlen war, so wurde er sofort angenommen.

Ihr Gnaden, sagte er aber, wie sieht denn der Kaiser aus?

Der Adjutant beschrieb ihm die Gestalt und die Kleidung ganz genau, und Jakob erschrack heftig, denn das war ja Einer, der glich seinem Werbeoffizier, wie ein Wassertropfen dem andern.

Er erzählte sein Begegnen im Walde dem Adjutanten und zeigte ihm den funkelnden neuen Kremnitzer.

Das war der Kaiser! rief der Adjutant aus.

Dann kommt schnell, sagte bewegt Jakob; ich weiß dann, wo er ist!

Das gab den Ausschlag und sie fanden den Gesuchten heiter und vergnügt auf dem Hofe Prebuda's.

Die beiden Mädchen hatten sich voll Schrecken in die Ecke am Ofen gedrückt, als sie hörten, ihr Gast sei der Kaiser selbst, aber sie reckten die weißen Hälse doch um Vieles länger in ihrer Ecke, um sich ihn noch recht genau zu besehen. Da fasste eine Hand die Kathel's, daß sie bald laut aufgeschrien hätte. Wer aber ermißt ihr freudiges Erschrecken, als sie ihren lieben Jakob sieht, der ihr nun flüsternd Alles erzählt? Freude und Schrecken erfüllen sie zugleich. Er war nun da bei ihr; aber er war angeworben! Gott allein konnte da helfen!

Auf den alten Prebuda hatte diese Veränderung der Umstände fast lähmend im ersten Augenblicke gewirkt; aber bald erholte er sich und bedachte, wie doch nichts in der Welt seinen Wünschen günstiger sein konnte als diese Umstände, zumal der, welcher mit dem Kaiser redete, der Adjutant war, dem er seine Bittschrift übergeben hatte.

Beehren Eure Majestät sogleich wegzureiten? fragte der Adjutant.

Nein, entgegnete der Kaiser. Sie haben ohne Zweifel heute von diesem Mann eine Bittschrift erhalten? sagte der Kaiser, auf den sich vordrängenden Prebuda zeigend.

Ich glaube ja, versetzte der Adjutant. Sie liegt indeß bei einem Schock anderer.

Ach, gnädigster Kaiser! hob jetzt Probuda an und wollte vor dem Kaiser das Knie beugen; der Kaiser aber runzelte die Stirne und sagte: Pfui! Probuda; ein Christenmensch soll vor Keinem seiner Mitmenschen das Knie beugen und wenn er der Höchste auf Erden wäre! Vor Gott, vor dem ich es auch beuge, beuget Euer Knie; vor mir nicht!

Probuda fuhr erschrocken und verwirrt empor und wußte in diesem Augenblicke kein Wort hervorzubringen, so war er erschrocken.

Ich kenne den Gegenstand Eurer Bitten genau aus Eurem eigenen Munde und bin geneigt, ihm zu willfahren; aber nur in Einer Weise. Mache ich den Hof zu einem Kunkellehen, so erbt ihn nur die älteste Tochter, und ertheile ich ihr zugleich damit die Freiheit von dem Willen ihres Vaters, also daß sie heirathen darf wann und wen sie will. Ihr, Probuda, erhaltet Euren Aufenthalt reichlich, aber die Kathel tritt in den Besitz des Uebrigen.

Ein Todesschrecken rieselte durch des reichen Bauers Gebeine. Das ging ihm ganz gegen das Kamisel. Das Everl war sein Lieblingskind und dies wollte er nicht ausgeschlossen wissen. Er hatte darum gebeten, das Kunkellehen auf beide Mädchen übergeben zu lassen, weil Zwei zufrieden und glücklich auf dem Hofe leben könnten.

Halten's zu Gnaden, Eure kaiserliche Majestät; halten's zu Gnaden! rief er in seiner Todesangst aus. So geht's ja gar nicht! Soll denn mein Everl verstoßen sein?

Ich kann nach dem Lehensrecht und Brauch anders nicht entscheiden, als daß das Leben auf die Aelteste übergeht, sagte der Kaiser sehr ernst.

Probuda verstummte und sah bleich vor Schrecken zur Erde.

Probuda! sprach darauf der Kaiser, ich nehm's auf mich, die Kathel zu bestimmen, daß sie das Everl versorgt; aber nur unter Einer Bedingung.

Probuda blickte scheu den Kaiser an. Welche wäre das? fragte er.

Daß Kathel den Jakob Jakobewitz heirathet und sogleich Verlobung gehalten wird!

Großer Gott! rief Probuda, seid Ihr allwissend?

Er starrte den Kaiser an mit halbwirrem Blicke.

Das gerade nicht, entgegnete der Kaiser; aber ein Kaiser weiß mitunter mehr, als ein anderer Sohn des Staubes, wie Ihr sehet; macht's kurz! Wollt Ihr so, sonst ist Alles nichts und Jakob Jakobewitz wird Euer Nachfolger im Leben.

Probuda kratzte sich hinter beiden Ohren. Endlich sagte er: In Gottes Namen!

Jakob Jakobewitz und Katharina Probuda, tretet einmal vor! rief der Kaiser.

Die hatten zitternd und bebend beieinander in der Ofenecke gestanden und ihre ganze Seele schien im Auge und Ohr zu wohnen. Nur einmal muß die des Jakob doch auch im rechten Arme Platz genommen haben, nämlich als er bei des Kaisers erstem Ausspruch die schöne Kathel warm und selig an sich gedrückt und ihr die Thräne vom Auge geküßt hatte.

Die Stube war nicht groß, und jetzt standen sie Kopf an Kopf gedrückt. Daher kostete es Jakob Mühe, sein glühendes Mädchen durchzubringen.

Endlich standen sie vor dem Kaiser. Er sah sie wohlwollend und lächelnd an und sagte: Seid Ihr mit mir zufrieden?

Ach, Herr Kaiser! — stotterte Jakob.

Wollt Ihr Beide Euch als getreue Ehegatten lieben und Euch nicht verlassen? fragte der Kaiser.

Ja! rief überlaut in der Freude seines Herzens Jakob; aber das Wort, eh's gleich im Herzen laut erklang, wollte nicht über die Lippe des Mädchens.

Kathel, Kathel! rief Jakob. Sag' Ja! es ist ja Verlobung und kein Spaß!

Da blickte das erglühende Mädchen den Kaiser an und sagte Ja.

Probuda! rief der Kaiser.

Der Alte trat vor, aber er machte ein mürrisches Gesicht.

Der Kaiser bemerkte es. Ihr seid mürrisch? rief er.

Soll ich Das thun, was ich nach Recht und Brauch thun darf?

Probuda wurde blitzschnell freundlich und sagte: Ach, Eure Majestät, gedenket meines Everl's!

Wohlan! fuhr der Kaiser fort, gebt Ihr gern und mit Freuden Eure väterliche Einwilligung, daß Eure Tochter Kathel den Jakob Jakobewitz heirathe?

Ja, sagte Probuda.

So seid Ihr Verlobte vor Eurem Kaiser und morgen lasset Ihr Euch vom Pfarrer trauen; aber noch Eins. Jakob Jakobewitz und Katharina Probuda, versprecht Ihr dem Everl, Eurer Schwester, die Hälfte des Hauses und Guts abzutreten, so lange sie lebt, die Hälfte des Ganzen, welche übrig bleibt, wenn dem Vater Probuda Sitz im Haus und ein reichlich Auskommen gesichert ist, das nach seinem Tod an Euch zurückfällt?

Ja, ja! riefen Beide.

Herr von Kobenzl, rief der Kaiser, setzt Euch her und nehmt eine Urkunde in aller Form Rechtens auf über das, was Ihr hier verhandeln gehört!

Herr von Kobenzl nahm die Urkunde auf, die der Kaiser alsdann vollzog. In ihr war auch das Auskommen Probuda's festgestellt, wie er es sich selbst festgestellt hatte.

Es war spät geworden über diese Verhandlungen, allein man hatte den Kaiser nie heiterer und glücklicher gesehen. Als Alles vollendet war, wünschte er dem jungen Paare Glück und empfahl Allen Frieden und Eintracht. Heiße Thränen fielen auf die Hand des Kaisers aus den schönen Augen Kathel's, als sie die Hand ihres kaiserlichen Freiersmanns küßte, aber es waren Freudenthränen, die ja, wenn sie über Kaiser und Könige geweint werden, Perlen in der Krone werden, die sie dreden, herrlicher als die indische, erwartet.

Ein Lebehoch dem Kaiser erschallte, als endlich der Zug den Hof verließ und in die dunkle Nacht hinausritt.

Das war eine seltsame Geschichte, sagte lachend der Kaiser zu den Herren seines Gefolges, und wahrscheinlich

das erste Mal, daß ein deutscher Kaiser der Freiersmann eines schönen Bauernmädchens wird. Immerhin schloß er, es ist mir ein recht fröhliches Ereigniß und die Erinnerung wird mir angenehmer sein, als hätt' ich einen unmenschlichen, herrschsüchtigen Amtmann in die Schranken der Pflicht und der Milde und Gerechtigkeit gewiesen.

Spät erreichten sie das Städtchen, wo man wegen des Ausbleibens des geliebten Kaisers in nicht geringer Sorge war.

13. Ein Räthsel.

In einer hölzernen Scheide
Da steckt ein — weiches Schwert;
Doch kann's kein Hitzkopf ziehen,
Der Blut zu vergießen begehrt.
Wohl kann's zum Streite dienen,
Wenn's fähret hin und her —
Doch Blut hat's kein's vergossen,
Selbst wenn es diente im Heer.
Es nützet dem Geschäfte,
Es dienet gern der Kunst —
War Manchem eine Leiter
Zu hoher Ehr' und Gunst.
Und wenn es auch der Streiche
Gar viele Tausend führt,
So thut's in rechten Händen,
Doch nur, was sich gebührt.

Und rechnet's, mag sich's hüten
Vor der unrechten Zahl
Und dem Multipliciren,
Das bringt Gewissensqual.
Oft zeigt's die graden Wege
Dem oder Jenem an,
Der sie nicht innehalten,
Nicht wiederfinden kann.
So nutzt es sich im Leben
Und im Gebrauche ab
Und sinkt dann — unbeweinet
Ins kühle, stille Grab.

---

16. Eine Anekdote.

Zwei Schwaben lungerten herum und sahen in eines Andern Garten einen Baum voll prächtiger, reifer Birnen, nach denen sie lüstern wurden.

Hörst, Jockel, sagte der Eine: z' Obed steiget mer nei und holet uns unser Theil!

Jo, sagte gleichmüthig der Andere. Und als die Nacht kam, stiegen sie ein, um sich ihren Theil, wie sie sagten, zu holen.

Jockel stieg auf den Baum, schüttelte dem Andern, der unten blieb, eine gehörige Menge und Beide begannen zu essen nach echt schwäbischer Weise, das heißt, im riesenhaften Maaß und Eile, aus Furcht, sie möchten gestört werden.

Plötzlich rief der, welcher unten aß: Jockel, sag', hewwe de Birnle auch Beinle?

Na! antwortete der auf dem Baume.

Puh! rief der unten, und schüttelte sich, se hab' i bi Gott, a Krötle g'fressa!

---

17. Altes Gold.

Wieder einmal ein Bau- oder Hausspröchlein! Warum denn nicht? Es steckt oft darin so gutes, echtes, altes Geld, wie in unsern Sprüchwörtern, und als Hausspruch hat es noch den entschiedenen Vortheil, daß es allen Leuten täglich in's Andenken gerufen wird, dafern sie nämlich an dem Hause vorübergehen und es lesen.

Wieder an einem Hause in Mittenwalde, an der baierisch-österreichischen Grenze, las ich an einem Hause das Sprüchlein:

„Dies Haus ist mein, und doch nicht mein;
Dem, der mir 'stiehlt, wird's auch nicht sein!"

Aha! ruft da vielleicht ein Superkluger, der das Gras wachsen sieht und die Liebe husten hört, das läßt sich ja ganz leicht! 'S ist ein öffentlicher Schuldschein für den, welcher ihm das Geld zum Bauen geliehen hat, aber ein schlimmer, denn er bekennt, daß es auch sein Sohn nicht zurückbezahlen kann und also das Haus ein Pfand dafür bleibt!

O du Pfiffikus! Das wäre dann doch offenherziger als es nöthig und Jemanden zuzumuthen wäre, und zugleich stellte sich der Erbauer vor aller Welt das Zeugniß aus, daß er ein — Esel wäre! Denn ernstlich, wie stünd' es um den Credit des Mannes, der es an sein Haus schriebe, daß er ein Erzdumm wäre? Nein, so dumm ist kein Mitten-

walder! Item, du Pfifficus, sie brauchen dich nicht zum Vormund! Sodann, wenn die Noth einen ehrlichen Mann am Ohrläpplein faßt, daß er einmal Geld leihen muß, muß und wird er's gleich vom Büttel ausschellen lassen? Und noch schlimmer, dauernder, aller Welt bekannter würde es, wenn er es so an sein Haus schreiben und in Stein eingraben ließe. Die Schuld müßte doppelt drücken, wenn sie die Kirchenleute und Schulkinder kennten, und die Feinde, die doch am Ende Jeder in der Welt hat, lachten in's Fäustlein und machten erst noch aus der Mücke einen Elephanten. Das wäre das Zweite, und das Dritte ist noch sicherer. Ich meine, der verständige Mensch sollte immer an das Sprüchwort denken: Es fliegt kein Vogel höher als er kann, das heißt: wer bauen muß, der wird erst sein Geld stürzen, seine Mittel prüfen, seine Kräfte erproben. Kann er kein Haus bauen, nun so baut er ein Häuslein, denn sonst baut er es für andere Leute.

Das hab' ich zweimal erfahren. Einmal hatte ein Mann sein Haus durch den Brand verloren. Er mußte bauen und bekam aus der Brandkasse so viel, daß er sich ein nettes Häuslein hätte bauen können, darinnen er zufrieden hätte leben können bis an sein Ende; aber da sagte seine unbesonnene, hochmüthige Frau und andere Leute (Narren): Baue jetzt ordentlich und nicht für heute und morgen! Man baut nur einmal und für Kindes Kind. Was thut's? Wenn's dich auch was mehr kostet, das bezahlst du mit der Zeit.

Das nahm sich der sonst recht brave Mann zu Herzen, lieh Geld und baute ein stattlich Haus, und als er's nun zwei Jahre bewohnt hatte, mußte er es versteigern, zog in die Miethe und Andere in sein Haus. Wie mag ihm das Herz geblutet haben, wenn er sein schönes Haus ansah, um das er sich gequält und Andere sahen aus den Fenstern?

Ein Anderer fürchtete den schönen Bauplatz einzubüßen und baute ein prächtig Haus für — seine Kinder, die noch nicht einmal erwachsen waren. Er verblutete sich daran, und nicht bloß der Bauplatz, darauf das Haus stand, sondern

das Haus selbst kam in anderer Leute Besitz. Wenn recht reiche Leute Baunarren werden (wenn's denn einmal Narren geben muß!), so mag's hingehen; die armen Leute verdienen Geld dabei; aber wenn ein Baunarr das Geld zum Bauen leihet, dann ist er ein gestarrter, gepreßter Narr! Er baut anderen Leuten seine Paläste und ihm bleibt noch keine Hundshütte. Es gibt auch solche Narren, aber ihr Lauf geht — in's Spittel!

Nein, Nein; an so etwas hat der ehrliche Mittenwalder mit seinem Sprüchlein nicht gedacht. Er hat etwas Tieferes im Sinne. Wenn er sagt: Dies Haus ist mein, und doch nicht mein, so spricht er es aus mit anderen Worten, was die heilige Schrift auch sagt, nämlich, daß wir hienieden keine bleibende Stätte haben; Pilgrimme, Wanderer, Gäste auf Erden sind, welche die zukünftige Stätte suchen sollen; daß wir Alles, was wir unser nennen, hier einst zurücklassen müssen, wenn es uns der Wechsel der Dinge nicht früher entzieht.

Ach, wie hat der Mann so demüthig und so wahr gesprochen, wenn er an sein Haus schreiben ließ: Dies Haus ist mein, und doch nicht mein! Und wie ernst hat er seine Erben und Nachfolger damit gemahnt, wenn er hinzusetzt: Dem, der mir folgt, wird's auch nicht sein!

Solche Erinnerungen an die Nichtigkeit des Besitzes sind sehr wohlthätig, denn sie erinnern den „Geldweis," den „Grundweis," den „Ehrenweis" und den „Genußweis" (wie man die Narren nennt, die nicht satt Geldes, nicht satt der äußeren Ehren, nicht satt des Grundes und Bodens, nämlich der Aecker ꝛc., nicht satt im Genusse der Lust werden können) daran, daß all ihr Ringen ein tolles, unsinniges und sündhaftes ist, weil sie nichts mit aus dieser Welt nehmen können, und das Eine, was Noth thut, darüber vergessen und versäumen. Mir fällt dabei der schöne Gedanke aus einer Strophe eines Gellert'schen Liedes ein:

„Gerechte, was für Gott bestehen;
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Nutzen,
Ein jeder Stand auch seine Last!"

So hat der Bauspruch an dem Haus in Mittenwalde für uns Alle eine ernste und tiefeingehende Bedeutung, und seine Mahnung lautet etwa so: Sieh' das, was du hast, sei's Geld, Gut, Ehre, Wohlleben; seiens Gatten, Kinder, Eltern, Geschwister, Freunde, an denen dein Herz hängt, an, als seien sie für dich nur ein geliehenes Gut; ebenso dein eigenes Leben in dieser Welt. Sieh' das Alles an, als müßtest du es heute oder morgen wieder ab- und zurückgeben. Dann trägst du's ruhiger, gottergebener, wenn die Stunde kommt, wo es dir genommen und du es wieder hergeben mußt. Bedenk's, mein Lieber, und sey' dir das Hausspröchlein so um:

Das, was du ein nennst, ist nicht dein!
Dem, der dir setzt, wird's auch nicht sein!

Denk' oft dran; es gereuet dich nicht! Probatum.

18. Eines Fürsten echter Freund.

Unechte haben die Fürsten genug, Heuchler und Augendiener, die nur an sich denken; echte, treue, wahre Freunde finden sie leider selten in der Welt; der aber, von dem ich hier erzählen will, hatte einen wahren, echten Freund.

Im Jahr 1740 regierte im Lande Anspach und Baireuth der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, der ein wahrer Schrecken für alle seine Unterthanen war, und namentlich für die, welche das Unglück hatten, seinen Zorn auf sich zu laden, sein plötzlich und blitzschnell aufloderndes Jähzorn kannte kein Ziel, kein Maaß, keine Schranke. Er wurde dann einem Rasenden gleich, der zu Allem fähig ist, was ihm eben in den Sinn kommt. Wie alle schnell aufbrausenden Menschen, war er auch wieder sehr gutmüthig und schnell besänftigt, und dann reute ihn das, was er im Zorne gethan, gewaltig. In dem Zustande solcher Raserei des Jähzorns scheute er sich nicht, einen Menschen todtzuschießen oder zu erstechen, der ihn gereizt hatte.

Er hatte daher den Namen: der wilde Markgraf.

Da läßt ſich's denken, daß ihm Jeder aus dem Wege ging, wo er nur konnte. Das konnte wohl Dieſer und Jener, die nicht in unmittelbare Berührung mit ihm kamen, aber nicht der arme Schäfer, der einmal in einem Hohlweg, wo das Ausweichen unmöglich war, ihm ſeine Heerde gerade entgegentrieb, weil er's ja auch gar nicht wiſſen konnte, daß der „wilde Markgraf" eben von der Jagd kam und ihm begegnen würde.

Nun weiß auch ſchier Jeder, daß es nicht wohl dümmere und ſteckigere Thiere gibt als Schafe, denn wo Eins hingeht, da gehen ſie Alle hin und drücken und drängen ſich Alle auf Einen Knäuel, und wenn's ihr Verderben und Tod wäre. Das war aber wirklich ſo, und den Markgrafen begleitete ſein Stallmeiſter von Reizenſtein. Als der Markgraf eben in den Hohlweg ritt, trieb gerade der Schäfer unten ſeine Heerde hinein, und die Schafe waren ſchon ſchier alle im Hohlwege, als ſie der Markgraf ſah und der Schäfer ihn.

O mein Gott! was wird das geben? dachte der wackere, edle Stallmeiſter von Reizenſtein, der den Markgrafen nur zu gut kannte. An ein Umwenden der Pferde war in dem ſchmalen Hohlwege gar nicht zu denken, und die Schafe drängten unabläſſig vorwärts, den Pferden entgegen.

Vergebens ſandte der Schäfer ſeinen klugen Hund, um die Vorderſten umzuwenden; ſie drängten immer mehr den Reitern und ihren Pferden entgegen, und ballten ſich, weil ſie vor den Pferden ſcheuten, immer enger zuſammen, ohne aber ſich umzuwenden.

Blitzſchnell loderte des Markgrafen Jähzorn auf, als er ſtille halten mußte und weder vorwärts noch rückwärts konnte. Er ſtieß gräßliche Flüche aus und rief dem Schäfer zu: Verdammter Kerl, wenn du nicht auf der Stelle die Thiere aus dem Hohlwege ſchaffeſt, ſo ſchieß ich dich nieder wie einen tollen Hund!

Bleich vor Schrecken über dies Wort, das unbezweifelt die Erfüllung auf der Stelle hinter ſich hatte, ſtürzte ſich der Schäfer auf die Schafe und riß ſie mit aller Kraft

zurück; aber jetzt drängten sie sich mit den Köpfen in der Todesangst immer enger zusammen und blökten voll Verzweiflung — aber an ein Wegbringen war nicht zu denken.

Der Markgraf schäumte vor Zorn und Wuth. Er fuhr mit der Hand nach seinen Pistolenhalftern — aber die waren heute zum Glücke leer. Die Jäger trugen seine Waffen und die waren einen andern Weg gegangen.

Reizenstein! schrie er glühend vor Zorn, reicht mir Eure Pistolen, daß ich den Kerl niederschieße!

Ach, Ihr Durchlaucht, rief der wackere Reizenstein, ich kann nicht zu Willen sein, sie sind nicht geladen!

Der Markgraf raſete völlig.

Ladet sie auf der Stelle! schrie er. Schnell! ich befehle es!

Der Stallmeister beeilte sich, wie man denken kann, gerade nicht sehr, den Befehl zu vollziehen, und ehe er Pulver auf die Pfanne gebracht, war es dem Schäfer doch noch gelungen, die Thiere aus dem Hohlwege hinauszubringen, die nun nach allen Himmelsgegenden wie toll und thöricht davonliefen. Aber auch der Schäfer säumte nicht und lief was er laufen konnte, um ein Gebüsch zu erreichen, das zur Seite eine Wiese begrenzte. Es glückte ihm, sich den Augen des „wilden Markgrafen" zu entziehen, und allmählich begann sich der Zorn desselben zu legen.

Ruhiger ritt er aus dem Hohlwege hinaus und ließ sich bald mit Reizenstein in ein Gespräch ein, unter dem sie die Stadt Gunzenhausen erreichten.

Als Beide eben in das Thor des Schlosses einreiten wollten, schoß plötzlich Reizenstein seine beiden Pistolen los.

Der Markgraf, der natürlich voranritt, fuhr tüchtig zusammen und sein edles Pferd zuckte auch nicht schlecht und hätte ohne Zweifel einen rechten Sprung gethan, wenn's der Markgraf nicht mit den Schenkeln und dem Zügel als guter Reiter gebändigt hätte.

Nun, was fällt Euch ein? herrschte er dem Herrn von Reizenstein zu, und sein kaum besänftigter Zorn war schon wieder nahe am Losbrechen, da sagte Reizenstein: S' ist —

ein Freudenſchuß, Eure Durchlaucht! Wahrlich, Eure Durchlaucht ſchlafen heute Nacht viel ruhiger, daß Sie meine Piſtolen erſt jetzt krachen hören, als eine Stunde früher!

Der Markgraf ſchwieg betroffen und ritt in den Schloßhof ſtille hinein. Als aber Beide abgeſtiegen waren, reichte der Markgraf dem edlen Reizenſtein die Hand und ſagte: Ich danke Euch, Reizenſtein; denn Ihr habt mich vor einer ſchweren Schuld bewahrt! Gott lohn's und vergelt's Euch!

Da mag's dem edeln Reizenſtein doch wunderlich wohl um das Herz geweſen ſein! Treiben aber iſt gewiß ſolche That in das Buch des Lebens eingeſchrieben worden.

Der Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt. Merk's! Kannſt du aber einen Bruder vor einer Sünde behüten, ſo ſäume nicht.

Allen Fürſten aber — ja, was ſag' ich, allen Menſchen, wünſchte ich ſo treue Freunde, wie der brave Reizenſtein der Freund ſeines Markgrafen war!

---

19. Eine traurige Geſchichte, die aber leider viele ähnliche in der Welt hat.

Es war an einem recht wildſtürmiſchen Winterabend, als der alte Schmiedjakob ſtill und nachdenklich im Sorgſtuhle ſaß. Er war nicht heiter wie ſonſt.

Was bewegt Euch denn ſo? fragte der Gevatter theilnehmend. Wir rechneten auf eine hübſche Geſchichte dieſen Abend.

Hübſch? Ja, da meint Ihr vielleicht eine, die Euch einmal lachen machte? Nein, dazu bin ich nicht aufgelegt. Es liegt mir eben eine Geſchichte in der Seele, die mich recht bewegt, recht verſtimmt hat. Und doch muß ich ſie Euch erzählen. Sie enthält eine fürchterliche Wahrheit, und wollte Gott, ſie ſchlüge mit Macht hinein in alle Herzen, die zu ähnlicher Schuld Neigung haben!

Doch zuerſt Etwas, was ich vorausſchicken muß. Ich darf mit Freuden ſagen, und danke Gott dafür, daß ich

viele gute Freunde in der Welt habe, die mir wohl einmal ein Erlebniß, eine Erfahrung, eine Begebenheit, die sie aus verbürgter Quelle vernommen haben, für die Spinnstube mittheilen.

Da hab' ich denn auch da drüben in Rheinhessen, zu Sprendlingen, einen solchen guten Freund, der früher als Freiwilliger die Kriege in Griechenland mitmachte, und nun dort im Amte steht. Der hat mir diese Geschichte mitgetheilt, die ich Euch nun erzähle.

Er sagt: Es war an einem recht rauhen und stürmischen Spätherbsttage des Jahres 1846, als ich, vom Tagewerke ruhend und eine rechte Friedenspfeife rauchend, am

warmen Ofen saß. Es war noch hell genug, um in einem guten Buche zu lesen, das ich zur Hand hatte, aber dies Lesen wurde oft durch einen Blick durch die hellen Fensterscheiben unterbrochen. Draußen trillte der Sturm

die Wetterfahnen auf den Dächern und die wolligen Schneeflocken in der Luft, daß sie im tollsten und wildesten Tanze durcheinanderstieben.

Bei solchem Wetter fühlt man doppelt das Friedliche eines freundlichen Zimmers und die ganze volle Behaglichkeit eines warmen Ofens; man ist geneigt, an die armen Menschen zu denken, die jetzt draußen auf offener Landstraße wandern müssen; man wird unwillkürlich geneigt, den eigenen Blick in die Vergangenheit zu richten. Das erfuhr ich heute besonders. Ich legte das Buch zur Seite, sah den blauen Ringeln meiner dampfenden Pfeife zu und dachte an so manche Strapaze, an so manche schwere Stunde, die ich in Griechenland und anderwärts verlebt, als ein ganz unerwarteter Anblick mich gewaltig bewegte, so schnell er auch dem Blicke wieder sich entzog. Ich gewahrte nämlich, wie Einer rasch an den Fenstern meiner Wohnstube vorüberging. Das wäre nun durchaus nichts Erhebliches gewesen, da es sich ja alle Tage viel hundertmal wiederholt; vielmehr war es die Mütze, die er trug, welche so auf mich einwirkte. Es war in Schnitt und Farbe die mir nur zu gut bekannte griechische Soldatenmütze, die aber jetzt vor meinen Augen in einer so invaliden Gestalt vorüberging, daß ich von der Mütze auf den schließen durfte, der sie in solch' unfreundlicher Witterung zum Schutze seines Kopfes verwandte.

Vielleicht ein Kriegsgefährte aus Griechenland! sagte ich zu mir, den das Leben verschlagen hat, wie der Sturm das auf den Meereswogen dahinsegelnde Schiff. Steht's bei ihm wie bei seiner griechischen Dienstmütze, so hat er überdies noch ohne Zweifel Schiffbruch gelitten.

Ehe ich mich noch erheben und zum Fenster treten konnte, um genauer nachzusehen, ging die Hausthür auf und es klopfte leise und bescheiden an meiner Stubenthüre.

Auf mein „Herein!" öffnete sich die Thür und es trat ein Mann herein, der mir schnell als Einer jener Unglücklichen erschien, die bei ihrer Heimkehr aus Griechenland einem traurigen Loos anheimgefallen waren. Seine

Kleidung war dürftig, sein Aussehen kummervoll, und das Elend hatte ihm sein Siegel aufgedrückt.

Sie kennen mich wohl nicht mehr? sagte er demüthig und bescheiden. Ach, ich glaube es! Armuth, Unglück, Elend haben mich schnell altern lassen.

Ich sagte ihm, daß ich mich allerdings umsonst seiner zu erinnern suchte. Freilich wohl mußten die Gewalten, die er nannte, ihn schwer getroffen haben, daß seine Züge so gar keine Handhabe zum Wiedererkennen mir darboten.

Mit tiefer Wehmuth sagte er darauf, er heiße M., sei aus F. in der baierischen Pfalz und habe im sechsten königlich griechischen Linien-Infanterie-Bataillon gedient. Er reichte mir seinen Abschied.

In Athen habe ich Sie oft gesehen, sagte er, und da ich im nächsten Ort erfahren, daß Sie hier wohnten, so wollte ich Sie doch besuchen.

Schon als er mir seinen Namen nannte, und ehe er noch den seines ehemaligen Wohnorts ausgesprochen, erkannte ich ihn wieder, und verwundert rief ich aus: Wie, Sie sind M., der geschickte und fleißige Schuhmachermeister, der zu F. an dem Speyerer Bach in dem kleinen, sauberen

Häuschen, das so hübsch grün angestrichen war, gewohnt hat? —

Ach leider bin ich der, erwiderte er; aber woher kennen Sie mich denn so genau?

Ich sagte ihm, daß ich in F. als Knabe gelebt und dort ihn gekannt habe. Ich erinnerte ihn an Einzelnheiten, deren ich mich erinnerte und — heiße Thränen liefen über seine Wangen.

Ich ahnte, hier müsse ein tiefes Leid von mir berührt worden sein, ohne daß ich jedoch etwas Näheres davon wußte. Ich sah aber, daß es ihm wohl that, freundlich behandelt zu werden, hieß ihn sich niedersetzen und meine Frau erquickte ihn mit Speise und Trank. Als er seinen

Hunger gestillt, sprach ich über seine früheren Verhältnisse weiter mit ihm. Ich sagte ihm, daß ich oft in seinem Hause gewesen, seine nette, junge Frau gekannt habe und auch den braven Gesellen, den er damals gehabt.

Als ich den Namen des Gesellen nannte, zuckte er innerlich zusammen. Ja brav, daß sich Gott erbarme, sagte er dumpf und heftig zugleich. Er ist der Urheber meines Elends.

Wie so? fragte ich betroffen.

Thränen traten dem Mann in die Augen und er sah lange starr und stumm vor sich nieder. Dann sagte er: Das ist eine traurige Geschichte, die, wenn ich sie Ihnen erzähle, wieder mein Herz bluten macht. Aber was hilft's? Sie haben ein Anrecht, meine Geschicke kennen zu lernen. Sie kannten mein Glück und sollen auch mein ganzes Unglück wissen. Sie kannten meine Frau. Sie war meine Freude, mein Glück, aber ach! dieses Weib und jener Geselle sind es, die mein Glück heilloß zerstörten, mich in die Welt hinaustrieben und mich zum Bettler machten.

Der tiefe, gewaltige Schmerz des Mannes drückte sich in seinem Gesichte so ergreifend aus, daß ich auch keine Frage mehr wagte; aber ich ahnte dunkel, wovon es sich handelte; ich begriff, wie die Erinnerung ihn ergreifen und elend machen mußte.

Nach einiger Zeit fuhr er unaufgefordert fort: Wohl hab' ich schöne Tage verlebt in meinem hübschen, kleinen Häuschen an dem Speyerer Bach. Ich war ein geachteter Bürger. Meine Kundschaft war die beste in der Stadt. Mein Fleiß nährte mich reichlich. Doch ich muß weiter zurückgehen. Meine Frau war schön, sehr schön. Wir kannten uns lange. Daß sie gefallsüchtig war, eitel und leichtfertig, das übersah ich in meiner Liebe zu ihr. Uebrigens hatte sie als Mädchen niemals Veranlassung gegeben, daß sie Tadel hätte treffen können. Ihr Ruf war unbefleckt. Sie war noch sehr jung, als wir uns verheiratheten, und nichts trübte unser stilles Glück, das sich noch höher hob, als sie mir ein Kind schenkte, so schön wie man die Engel im Himmel sich denkt. Ich war der glücklichste Mann unter der Sonne. Gesang würzte meine Arbeit und Frohsinn ließ mich keine Ermüdung fühlen, wenn ich den ganzen Tag angestrengt gearbeitet hatte. Es war ja für mein liebes Weib und mein liebliches, theueres Kind!

An ein Hinausgehen, etwa in's Wirthshaus, kam mir kein Gedanke. Ich hatte ja mein größtes Glück in meinem

Häuschen. Da zieht's nicht hinaus; ja, wenn ich ausgehen mußte, so zog es mich wie mit tausend Armen wieder heim, und mit welcher Freude trat ich wieder in mein Haus, wenn mein liebes Weib mich anlächelte und mein Kind seine Aermchen nach mir ausreckte! Der Kreis meiner

Freunde und Altersgenossen hatte sich in F. sehr gelichtet. Der Eine war hierhin, der Andere dorthin gewandert und hatte sich gesetzt, nur Der, mit dem ich auch einige Zeit gewandert war und der sich noch einige Jahre als Handwerksbursche herumgetrieben, kehrte endlich wieder heim. Er hatte schon früher bei mir gearbeitet und mit Freuden nahm ich ihn jetzt wieder an, da ich bei wachsender Kundschaft eines Gesellen bedurfte und er ein rascher, gewandter und tüchtiger Arbeiter war. — Anfangs schien er mir immer noch der Alte zu sein, aber bald sah ich ein, wie sehr er sich seit seinem ersten Aufenthalte bei mir geändert hatte. Früher ein stiller, verträglicher, friedlicher Mensch, der sich höchstens Sonntags einige Stunden bei einem Glase Wein vergnügte, war er jetzt ein höchst ausgelassener, leichtsinniger Bursche, der selten eine Woche vorbeigehen ließ, in der er

nicht häufig blau machte; Sie wissen, was das im Handwerkerstande heißt; selten ging es dann da, wo er sich mit liederlichen Kameraden herumtrieb, ohne Zank und Streit ab. Selbst an den Wochentagen ging er in diesen Kreis unsauberer Genossen. Früher in seiner Kleidung einfach und bescheiden, spielte er nun den Aufgeblasenen, kleidete sich wie die jungen Herren der Stadt, fein und vornehm, und suchte Aufsehen zu machen. Kurz, er war ein rechter Windbeutel geworden.

Ich sagte ihm offen und ehrlich meine Meinung darüber, aber er scherzte und meinte, ein junger Bursche müsse doch auch wissen, daß er jung sei, und was für einen Ehemann nicht passen würde, das stehe ihm doch an. Und es blieb dabei.

Schon bei seinem Wiedereintritt in mein Haus hatte er gegen meine Frau eine Art von Vertraulichkeit angenommen, die mir von Tag zu Tag mehr auffiel. Meine Frau, statt ihn in seine Schranken zu weisen, scherzte und lachte mit ihm, und allmählich kam sie ihm mit derselben Vertraulichkeit entgegen. —

Da war am Ende kein Unterschied mehr zwischen Gesell und Meisterin und gar bald mußte ich gewahren, daß der Geselle Miene machte, die Stelle des Meisters im Hause zu spielen und daß ich fast die Stelle des Gesellen einnahm.

Anfangs trug ich's mit stillem Kummer und mancher heimliche Seufzer entstieg meiner gepreßten Brust. Ich dachte, meine Frau würde durch meinen Kummer zu ihrer Pflicht zurückgeführt, aber ich irrte mich. Ihr Verhältniß zu dem Gesellen wurde in dem Grad auffallender, als sie kälter und liebloser gegen mich wurde.

Es kostete mich viele Mühe, mich zu überreden, daß meine Frau eine strafbare Liebe zu dem Gesellen gefaßt habe, und daß sie ehr- und pflichtvergessen genug sein könne, auch die Treue gegen mich zu brechen; aber immer mehr befestigte sich leider diese Ueberzeugung bei mir, und es kam dann zu Auftritten zwischen uns, die mein stilles, friedliches Häuschen zur Hölle für mich zu machen begannen.

Lange hatte ich gekämpft mit Trostlosigkeit und Jammer. Meine Ruhe, mein Frieden, mein Glück war zerstört. Und doch — mein Herz hing noch an der Treulosen!

Wie konnte ich aber in dieser Stimmung fleißig arbeiten? Meine Kunden sahen sich schlecht bedient und Einer nach dem Andern verließ mich. Nun kamen zu der Unzufriedenheit, dem Kummer und Jammer, die mich zu Boden drückten, auch noch die Sorgen um das tägliche Brod. Mein Elend hatte aber noch nicht sein volles Maaß erreicht, ob ich gleich glaubte, es könne nicht mehr wachsen. Da erkrankte mein Kind. Das Letzte, was mich fesselte an mein verödetes Haus, das einzige Gut, das ich noch mein nennen konnte, und um dessen willen das Leben noch einen Werth für mich hatte; es siechte, von seiner pflicht- und gottvergessenen Mutter versäumt, einem sichern Tod entgegen. Ja, der breite Fuß des Unglücks trat auch diesen letzten Rest meines einstigen Glücks in den Staub. Es starb, und der Schmerz brachte mich fast um meinen Verstand. Ach, es gab doch noch Augenblicke, in denen ich mich fragte, ob ich denn nicht in meiner Eifersucht zu weit gegangen sei; ob ich nicht dennoch durch mein Hadern mit ihr ihr Herz mir entfremdet, und ob ich nicht am Ende in meiner Leidenschaft zu weit gegangen sei? Es wird dem ehrlichen, treuen, liebevollen Herzen so schwer, sich ganz dem entsetzlichen Gedanken hinzugeben, von dem Wesen betrogen zu sein, das man allein in der Welt mit der ganzen, innigen Liebe umfaßt hatte! Leider sollte mir auch der letzte Rest meiner bessern Meinung zerstört werden! Ich wurde Zeuge ihrer Treulosigkeit! — Was ich gethan an jenem Abend, ich weiß es ja selbst nicht mehr, und ich kann mir keine deutliche Rückerinnerung verschaffen! Als der Tag graute, war ich weit weg von F. Im halben Wahnsinn war ich in dunkler Nacht davongegangen!

Ich war, wie gesagt, fortgerannt, ziellos, in einem Zustande, der gewiß dem Wahnsinn nahe verwandt war. Als es hell wurde, lagen die Thürme von Sp. vor mir. Dort war eine königlich griechische Werbeanstalt. Das wußte ich.

Wirre Gedanken durchkreuzten mein Gehirn. Ich war mir Eines Gedankens endlich sicher. Er gestaltete sich fest und immer fester in meiner Seele. Fort, fort von hier, fort aus dieser Gegend, diesem Lande, dieser Luft, die sie noch mit mir athmete! Das war's, was meine Seele erfüllte. Nach kurzem Besinnen trat ich in die Werbe-Anstalt, und da ich jung, kräftig und gutgewachsen war, nahmen sie mich auf und ich war Soldat.

Sie haben unter derselben Fahne, in demselben Lande gedient. Ich brauche Sie nicht an die Reise und ihre Mühseligkeiten, Strapazen und Entbehrungen zu erinnern. Sie kennen den Krieg, den wir führten; die Leiden, die wir erduldeten; die Entbehrungen, die uns auferlegt wurden; den tückischen Feind, gegen den wir stritten; das Volk endlich, mit dem wir es zu thun hatten, das uns haßte mit Gluth und Ausdauer — Sie wissen das, und ich dachte: Nun hast du das vollste Maaß des Elends erduldet. Es kann nichts mehr kommen, als der Tod durch eine feindliche Kugel, die endlich dem zerrissenen Herzen Ruhe gibt; doch ich hatte mich geirrt.

Ich will Sie nicht ermüden mit Einzelnheiten. Sie kennen ja selbst das Alles genau.

Wie Ihnen bekannt, wurde das Bataillon, in dem ich, wie Sie aus meinem Abschied ersehen haben werden, gedient habe, im Jahr 1834 zur Unterdrückung des Mainottischen

Aufruhrs verwendet. Ich machte natürlich diesen Zug mit. Sie wissen auch, wie er uns heimsuchte, und wie Alles, was wir bisher erduldet und gelitten hatten, gegen das, was uns hier traf, nur ein Kinderspiel gewesen ist.

Ach, dachte ich oft, wirst du denn das Alles überstehen? Wird denn der Tod an dir vorübergehen wie bisher? Ich war des Lebens müde; ich hätte Gott gedankt, wenn er mich erlöst hätte. Es war nicht sein Wille.

Sie wissen es ja, wie das Nervenfieber in der schlimmsten Gestalt unsere Kameraden ergriff, als wir die Thürme in dem Hochgebirge des Taygetes erstürmt und zerstört hatten. Ich war Einer der Ersten, die davon ergriffen wurden.

Nun, dachte ich, ein ehrlicher Soldatentod ist dir nicht beschieden; vielleicht erlöst dich die Krankheit. Hunderte meiner Kameraden fielen dem verheerenden Fieber zum Opfer; ich, ich allein genas! — Ich genas, um noch einmal den bittersten Kelch zu kosten! Unser Bataillon verließ, als der Zug nach Maina den Frieden im rauhen Gebirgsland errungen hatte, dieses unselige Gebiet, in dem so mancher brave Deutsche sein frühes Grab, ferne von der theueren Heimat, fand, und bezog als Standort die Festung Nauplia.

Ich genas hier vollständig und wurde wieder kräftig am Leibe, wie krank auch das Herz war. Wir hatten Ruhe. Oft, gar oft zogen meine Gedanken hin zum kleinen Häuschen am Speyerbache, wo ich so glücklich gewesen und so elend geworden war; öfter noch weilten meine Gedanken bei dem kleinen Grabe auf dem Kirchhofe von F., wo ich mein theueres Kind hineingelegt hatte, und meine Thränen flossen, ungesehen von meinen Kameraden. Sie galten einem schönen, sonnenhellen Zeitraume des Glückes, dem eine lange, lange Zeit voll Jammer folgen sollte.

Eines Tages ließ mich der Auditor des Bataillons zu sich bescheiden. Es fiel eine Centnerlast auf meine Brust. Mir ahnte, daß das, was er mir zu sagen hatte, in jene Zeit zurückwies, die ich so gerne hätte vergessen mögen und

deren ſchreckliche Bilder ich doch nicht aus meiner Seele verbannen konnte, die vielmehr wachend und im Traume mich marterten.

Es war leider ſo. Er eröffnete mir, daß durch ein Schreiben des Gerichts in F. ihm mitgetheilt worden ſei, daß meine Frau, weil ich ſie böslich verlaſſen habe, eine Eheſcheidungsklage anhängig gemacht habe. Er forderte mich auf, in dieſe Eheſcheidung zu willigen oder die Gründe meiner etwaigen Nichteinwilligung ihm zu Protokoll zu geben.

Wie mich das wieder erſchütterte, können Sie ſich denken. Nicht als ob ich etwa nicht hätte einwilligen wollen, ſondern weil die Verworfenheit dieſes Weibes jetzt wieder recht vor mir daſtand. Es war kein Zweifel, ſie wollte ihren Buhlen heirathen! Dennoch willigte ich ein, um auch das letzte Band zu löſen, das mich an das verworfene Geſchöpf band, das mich ſo namenlos unglücklich gemacht hatte. Die Wirkung dieſer tiefen Gemüthserſchütterung blieb nicht aus. Ich wurde noch einmal eine Beute deſſelben Fiebers, von dem ich nur langſam geneſen war. Diesmal gaben mich Alle verloren. Und dennoch überwand meine ſtarke Natur die Kraft der entſetzlichen Krankheit wieder gegen meinen heißeſten Wunſch. Ich war zum Gerippe abgezehrt. In dem armſeligen Lazarethe, das man für uns hergerichtet hatte, konnte ich es nicht wohl aushalten, und ſobald ich nur einigermaßen meine Glieder zu gebrauchen im Stande war, ſuchte ich mich aus demſelben fortzuſchaffen. Kaum bei der Compagnie eingeſtellt, mußte ich wieder Dienſte thun, da mehr als die Hälfte derſelben theils in der Erde Maina's ihr Grab gefunden, theils noch im Lazarethe lag. Noch vom Fieber geſchüttelt, wurde ich zur Wache auf Ipkale commandirt. Der Unteroffizier der Wache, ein harter, erbarmungsloſer Menſch, ließ mich ſogleich die erſte Nummer des Poſtens beziehen. Ich glaubte, die zwei Stunden, die ich auf dem Poſten ausgehalten hatte, nicht überleben zu können; doch der Menſch kann viel, ſehr viel ertragen. Ich brachte die

zwei ewig langen Stunden herum. Erſchöpft und zum Tod ermüdet fiel ich, als ich in die Wachtſtube zurückkehrte, auf die harte Pritſche nieder und blieb während der Zeit, die ich poſtenfrei war, da liegen in einem Zuſtande, welcher wahrlich dem Tode näher als dem Leben war. Als mich die Zeit, Poſten zu ſtehen, wieder traf, rüttelte mich der Unteroffizier auf. Kaum konnte ich den Kopf erheben und mit der fiebertrockenen Zunge lallen, daß ich nicht aufſtehen könne. Ich bat ihn flehentlich, er möge doch einen Andern ſtatt meiner commandiren. Er achtete nicht auf meinen bemitleidenswerthen Zuſtand, ſondern ſtieß mich auf eine empörende Weiſe unter Fluchen und Toben von der Pritſche. Wo ich da die Kraft hernahm, weiß ich heute noch nicht; aber Fieberwahnſinn, Erbitterung und Wuth müſſen das Ihre dazu beigetragen haben — kurz — meiner nicht Herr, ſprang ich vom Boden auf, ergriff mit Blitzesſchnelle ein nahestehendes Gewehr und rannte meinem unbarmherzigen Quäler das Bajonet durch den Leib. — Ich war in völligem Wahnſinn in dieſem ſchrecklichen Augenblick und wußte nicht, was ich that. Aber ich kam nur zu bald wieder zu mir, als ich ihn, im Blute ſchwimmend und ſterbend, vor mir liegen ſah. — Sogleich wurde ich feſtgenommen und in den Kerker geworfen. Hier kam Reue und Gewiſſensqual auf fürchterliche Weiſe über mich,

und ich kann nicht mit Worten meinen schauderhaften Seelenzustand schildern. Nur wenige Tage währte es, da wurde Standrecht über mich gehalten — aber — es fiel anders aus, als ich erwartet hatte. In Berücksichtigung, daß meine schreckliche Handlung im Fieberwahnsinn begangen worden sei, wurde ich zu einem Jahre Festungsstrafe verurtheilt, die ich auf der Feste Palamides zu erstehen habe.

Ein Jahr geht für den Glücklichen schnell herum; für einen Unglücklichen ist es eine Ewigkeit. Meine Lage war furchtbar. Schmerz, Reue, Gewissensqual — und dazu die verwerfenste Gesellschaft, die man sich denken kann, brachten mich zur Verzweiflung. Es war ein Leben voll Höllenqual und — doch überstand ich es. Als meine Gefangenschaft zu Ende war, trat ich wieder in das Bataillon, aber Alle mieden und flohen den Mörder, und es dauerte lange, bis ich wieder von den Kameraden auf- und angenommen wurde. Meine tiefe Reue erweichte ihre Herzen doch zum Mitleide mit mir.

Die vier Jahre der Dienstzeit gingen langsam herum, und als sie endlich um waren, nahm ich auf's Neue Dienst an — denn was sollte ich daheim? — Wahrlich, nicht Lust am Soldatenstande war es, was mich dazu bewog! Sie wissen es, daß das griechische Soldatenleben nichts Lockendes, nichts Verführerisches hatte. Die trostlose Ueberzeugung, ein Ausgestoßener zu sein, keinen Menschen mehr in der Welt zu haben, der mir, dem ich angehörte, der auch nur Antheil an mir nähme, das war es, was es mir gleichgiltig machte, ob ich in Griechenland oder sonstwo in der weiten Welt mein elendes Dasein herumschleppte.

Als vor drei Jahren endlich der letzte Rest der deutschen Freiwilligen in die Heimat zurückgeschickt wurde, da verließ denn auch ich das Land, wo ich den Kelch des Jammers bis auf die Hefen geleert hatte; aber nicht, um in die Heimat zurückzukehren, sondern sonstwo mein Brod zu suchen.

Seit dieser Zeit treibe ich mich nun schon als Handwerksbursche in der Welt herum, suche Arbeit; aber nur

ſelten ſchenkt mir ein Meiſter das Vertrauen, mich unter ſein Dach aufzunehmen. Heruntergekommen in meinem Aeußern, verlumpt und zerriſſen, wie ich ausſehe, hält Jeder mich für einen Vagabunden und macht die Thüre vor mir zu. So gern ich auch arbeiten wollte, Niemand will meine Arbeit. Der Fluch laſtet auf mir. Ich irre in der Welt herum und der Tod ſcheint mich zu fliehen wie Ahasver, den ewigen Juden!

Meine Vaterſtadt hab' ich nicht wiedergeſehen. Wie der Vogel, dem die böſen Buben das Neſt ausgehoben, die Stelle fliehet, wo es ſtand, ſo floh ich die Stätte, wo mein Glück geblüht, wo mein Unglück mich ſo elend gemacht. Ich wußte darum auch nichts von dem Schickſale meines Weibes und ihres Verführers. Ich mochte nicht nach ihnen fragen und forſchen, um zuerſt wohl mich nicht zu verrathen, ſodann auch nichts mehr von Denen zu hören, die meines Unglücks und Elends Quelle waren.

So irre ich denn umher ohne Heimat, ohne Ziel, ohne Frieden; innerlich zerriſſen; ich irre umher unter der Laſt eines namenloſen Elendes. Das Aeußere iſt nichts, aber da, da — (er deutete auf die Bruſt), o da iſt nicht Friede, nicht Ruhe!

Er ſchwieg eine Weile, preßte ſeine Hände krampfhaft feſt gegen ſeine Bruſt, als wollte er da Ruhe ſchaffen, wo doch keine war, — alsdann ſagte er: Geſtern Abend kam ich auf meiner Irrfahrt nach W., wo ich übernachtete. Als die Leute von mir erfuhren, ich ſei in Griechenland geweſen, erzählten ſie mir, daß in dem benachbarten Sprendlingen ein Mann wohne, der griechiſcher Offizier geweſen. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich Ihren Namen und Ihre jetzige Stellung. Dies veranlaßte mich, heute Morgen meinen Weg hierher zu nehmen, um Sie zu beſuchen.

Denken Sie ſich aber, was mir auf dieſem Wege begegnen ſollte. Als ich durch A. ging, erkundigte ich mich nach einem Schuhmacher, um bei dieſem meine zerriſſenen Stiefel ein wenig zu flicken, etwas, was der Meiſter dem wandernden Geſellen gerne geſtattet. Man zeigte mir

ein Häuschen, in das ich nun eintrat und meine Bitte aussprach.

Kaum aber hatte ich einige Worte gesprochen, als ich in der Nebenstube einen gellenden Schrei hörte, der mir durch Mark und Bein ging.

Ach Gott, das ist ja mein M...! rief eine weibliche Stimme und zugleich stürzte eine weibliche Gestalt in die Wohnstube, starrte mich einen Augenblick an und fiel dann starr und ohnmächtig vor mir nieder.

Es war mein ehemaliges Weib; ich stand unter dem Dach ihres Verführers! An meiner Stimme hatte sie mich wieder erkannt; aber zehn Jahre mit ihren bitteren Erfahrungen waren über unsere Häupter dahingefahren. Das Elend hatte mich ihnen — ich weiß nicht, ob allein die zehn Jahre, hatten sie mir unkenntlich gemacht. Hatte ich mich schrecklich verändert, o so war mit ihr noch eine schrecklichere Veränderung vorgegangen! Sie war nur noch ein Schatten von dem, was sie gewesen war. Tiefgefurcht, gelb — hohläugig, hingewelkt — jetzt noch vollends ein Bild des Todes, lag sie vor mir da. —

Herr, da sind in Einem Augenblicke noch einmal die letzten zehn Jahre von mir durchlebt worden! Ich stand da, als wäre ich starr. Ich konnte kein Glied rühren; aber ich mußte den Blick von ihr abwenden, denn ein Thränenstrom brach aus meinen Augen.

Der Mann, der so lange mit mir unter Einem Dache gelebt, der so lange mit mir mein Brod gegessen, der mir am Ende Alles geraubt, was mir theuer war, er hatte mich nicht erkannt, ich ihn nicht — er war auch sehr gealtert; seine Gestalt war zerfallen wie die meinige, wie die einst meines — nun seines Weibes.

Nach und nach erholte sie sich von ihrer todtähnlichen Ohnmacht. Ihr erster Blick fiel auf mich. Sie faltete ihre Hände vor der sturmbewegten Brust und mich anblickend mit einem Ausdrucke, für den ich kein Wort habe, sagte sie leise und matt: Ach, wie danke ich Gott, daß er dich noch einmal zu mir geführt hat, ehe ich sterbe! Nun darf

ich vielleicht hoffen, versöhnt mit dir zu sterben. Ach, verzeihe mir, was ich an dir gesündigt, was ich tausendfältig bereut, mit blutigen Thränen bereut habe; seit Krankheit und Siechthum mich befallen und mir die verblendeten Augen geöffnet haben. Gottes Strafgerichte sind über mich gekommen und sein Arm hat mich erreicht. Ach, vergib mir, vergib mir, daß ich sterben kann; denn ich kann nicht sterben ohne deine Verzeihung. Ich wäre schon im Grabe, hätte ich nicht durch die Hoffnung mich aufrecht erhalten, ich würde dich noch einmal sehen. Nun führt dich Gottes Hand hierher. O, vergib mir, der Sünderin; vergib großmüthig derjenigen, die dich elend gemacht hat; sei barmherziger, als ich es verdiene!

Herr, das ist mir durch die Seele gegangen wie ein zweischneidig Schwert. Der Gedanke, der mich so oft gemartert, kam wieder, der nämlich, daß ich selbst mit schuld war an ihrem tiefen Falle, da ich den verworfenen Gesellen wieder in das Haus nahm und ihn nicht sogleich entfernte, als ich Unrath merkte; daß ich nicht andere Wege anwandte, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen und ihr Gewissen zu wecken, ehe es zu spät war. —

Dieser Gedanke, zu dem mich ruhigeres, besonneneres Nachdenken hingeführt, bestürmte jetzt mein Herz. Es war wach geworden. Konnte ich sie lassen ohne Vergebung? Sagt nicht das Wort Jesu: „Vergebet, so wird auch euch vergeben?“ — Ich bedeckte die thränenden Augen mit der Linken und reichte ihr die Rechte.

Sie erfaßte sie mit Hast. Ihre Hände glühten. Ach, rief sie, das ist keine Verzeihung! Willst du mich vollends verzweifeln lassen? Erbarme dich um des Engels willen, der bei Gott ist!

Herr, Herr, als sie das sagte, war ich zermalmt! Ich verzeihe dir, rief ich aus, ich verzeihe dir, wie ich hoffe, daß Gott dir und mir verzeihen wird!

Da küßte sie mit ihren brennenden Lippen meine Hand. Dank! Dank! rief sie erschüttert, nun kann, nun werde ich sterben und Gott wird milde richten!

Sie riß ein kleines Medaillon von ihrem Halſe, darin goldgelbe Härchen lagen.

Nimm es, ſagte ſie; ich bin nicht werth, daß ich es trage, noch weniger, daß ich es mit in's Grab nehme. Es ſind die Haare unſeres Kindes!

Ich riß mich los, ohne den Verworfenen anzublicken, der wie vernichtet in der Ecke ſtand, das Bild des Sünders, der vor dem Gerichte bebt, das über ihn ergeht. Ich riß mich los und eilte hinweg.

O, wie lange hat es gedauert, bis ich hierher kam! Ach, das Wetter paßte zu meinem Seelenzuſtande! —

Die Erzählung des unglücklichen Mannes hatte mich tief erſchüttert. Fort konnte ich ihn bei dieſem Wetter nicht laſſen. Er blieb, und erquickt, getröſtet, beſchenkt an Leinwand und Kleidern und Geld, ſchied er am andern Morgen, um ſeine Irrfahrt fortzuſetzen. Wo er ihr Ziel gefunden? — Ich weiß es nicht. Aber am andern Morgen verbreitete

sich die Kunde, das Weib des Schusters H. in A. sei plötzlich gestorben. Man sprach von Selbstmord. Gott weiß es, ob dem so ist!

Das erzählte mir mein guter Freund, sprach der alte Schmiedjakob und wischte sich eine Thräne vom Auge; auch die Uebrigen waren bewegt, Viele tief erschüttert. Keins sprach ein Wort. Schmiedjakob aber faltete seine Hände, blickte nach oben und sprach: „Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!“ Amen.

---

20. Ein Stücklein von dem Kaiser Joseph dem Zweiten.

In Oesterreich weiß Jeder, wenn der Name des Kaisers Joseph des Zweiten genannt wird, daß der ein Mann nach dem Herzen Gottes war und daß er seines Volkes rechter Vater gewesen ist. Wie gern er wohl that und wie er es that, davon redet dies Stücklein aus seinem Leben.

Als einst der Kaiser, wie immer schmucklos und einfach, ohne alle Begleitung in einer der Vorstädte Wiens spazieren fuhr, trat ein kleiner, schöner, aber sehr ärmlich gekleideter Knabe an den Wagen, hob seine Händchen empor und rief unter rinnenden Thränen: „Einen Gulden, einen einzigen Gulden! Ach erbarmen Sie sich!“

Dem Kaiser war es noch nicht vorgekommen, daß Jemand um eine so bestimmte Summe flehte. Er sah in das bleiche, rührend traurige Gesicht des schönen, etwa neunjährigen Knaben und ahnte, daß hier etwas Besonderes obwalten müsse.

Der Kaiser ließ halten und fragte: Was willst du denn mit so viel Geld machen, Kleiner?

Ach, antwortete unter rinnenden Thränen das Kind, es ist wohl viel, ich weiß es; aber ich muß einen Gulden haben, denn meine liebe Mutter ist todtkrank. Sie hat mich fortgeschickt, einen Arzt zu holen, weil sie's nicht mehr

tragen kann. Da bin ich nun ſchon bei Zweien geweſen; aber Keiner will kommen, wenn ich ihm nicht einen Gulden gebe, und meine liebe Mutter iſt doch ſo krank und wir haben keinen Kreuzer. Ach, Ihr' Gnaden, haben Sie Erbarmen! Sie haben gewiß einen Gulden. Geben Sie ihn mir, daß mir meine liebe Mutter nicht ſtirbt. Ich habe ſonſt Niemanden mehr in der Welt! Ich habe noch nicht gebettelt und will gewiß mein Lebtag nicht mehr betteln!

Dem Kaiſer gingen des Kindes Worte durch die Seele. Es lag ſo ungeſchminkte Wahrheit in dem Wort und dem feinen Geſichtchen, daß er es hier mit keinem jener verſchmitzten, lügenhaften Gaſſenbettler zu thun hatte.

Wie heißt denn deine gute Mutter, und wo wohnt ſie? fragte bewegt der Kaiſer, deſſen Herz die heilige Macht jetzt berührte, die der Könige Herzen wie Waſſerbäche lenkt.

Der Knabe nannte den Namen und die Straße, und der Kaiſer gab ihm einen Gulden, worauf er innigſt dankte, des Kaiſers Hand küßte und eiligſt davonlief mit allen Zeichen der ſeligſten Freude in ſeinem Geſichte.

Der Kaiſer, dem die Noth des Geringſten ſeiner Unterthanen zu Herzen ging, war von dem, was er eben erlebt, ſo ſehr innerlich bewegt und ergriffen, daß er ſelbſt nachſehen und ſich überzeugen wollte, ob auch der Knabe die volle Wahrheit geſagt. Er befahl alſo dem Kutſcher, dorthin den Wagen zu lenken, wo der Knabe den Wohnort der Leidenden bezeichnet hatte.

Der Kaiſer mußte durch manche enge Gaſſe der Vorſtadt fahren, die er nie geſehen, bis er endlich ein kleines, ärmliches Häuslein erreichte, worin unten ein armer Schuhflicker wohnte.

Er hatte ſich dicht in ſeinen Mantel gewickelt, damit ihn Niemand erkenne.

Als der Wagen vor dem Häuschen hielt, trat der Schuhflicker, höflichſt grüßend, heraus.

Ach, Sie ſind gewiß der Herr Doctor, den der kleine Auguſt gerufen hat? ſagte er. Ja, da oben thut's Noth, Krankheit allein iſt ein Unglück; aber, beſter Herr Doctor,

wenn Armuth, Kummer und Noth dazu kommen, dann ist's erstaunlich hart! Wir thun, was wir können, aber wir sind selbst arm, und wenn man sieben Würmlein mit seinem Handwerk ernähren muß, hat man nicht viel abzugeben.

Glaub's wohl, sagte der Kaiser wehmüthig und trat mit dem Mann in's Haus. Er wies ihn eine Treppe hinauf, die eher einer Hühnerleiter glich; aber es war überall Ordnung und Reinlichkeit, und des Schuhflickers Kinder, die sich neugierig in die Thüre drängten, grüßten freundlich und höflich, was auf den Kaiser einen guten Eindruck machte.

Er trat endlich in das Krankenzimmer. Da sah man in dem kleinen, engen Stübchen noch Spuren, wenn auch höchst kümmerliche, aus früheren, besseren Tagen, aber auch die unverkennbarsten Zeichen einer erschreckenden Armuth und Noth. Die Frau des Schuhflickers saß am Bett

einer noch ziemlich jungen, aber schwer kranken Frau, die vergeblich sich aufrichten wollte, um den Herrn Doctor zu begrüßen, der so mild und freundlich zu ihr trat.

Der Kaiser bat den Schuhflicker und seine Frau, ihn mit der Kranken allein zu lassen.

Sie entfernten sich, und nun trat der Kaiser nahe zum Bett, sah die Leidende bewegt an und fragte nach ihren Umständen. Sie erzählte ihm mit schwacher Stimme, sie sei die Wittwe eines Offiziers im kaiserlichen Heere, der früh gestorben sei. Ohne Vermögen, habe sie die kleine Pension, die sie erhalte, nur vor dem Hungertode retten können. Da habe sie denn mit Nähen und Stricken sich etwas für sich und ihr theueres Kind zu verdienen gesucht, um doch den Hauszins der braven Miethsleute zu bestreiten. Aber sie müsse sich zu sehr angestrengt haben bei ihrem schwachen Körper und kümmerlicher Nahrung, und der nagende Kummer wegen der Zukunft ihres Kindes, der Schmerz um den verlorenen Gatten — das Alles habe sie auf's Krankenlager geworfen, und nun, da der Verdienst aufhöre, sei ihre Lage schauderhaft.

Der Kaiser sah wohl schnell, daß das eine Krankheit sei, die mehr von Innen herauskomme, und tröstete die gute Frau auf's Herzlichste. Dann bat er um Schreibzeug und Papier.

Ach, sagte die Leidende, daran wird's fehlen; doch — dort oben auf dem Brette liegt August's Heft und Schreibzeug. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie bitten muß, es sich selbst herabzunehmen.

Der Kaiser ging zu dem bezeichneten Orte, nahm das Heft und das Schreibzeug herunter und fand zum Glück in dem Heft ein weißes Blatt; darauf schrieb er, wie die Kranke glaubte, ein Recept; dann versprach er wiederzukommen und ging.

Unten im Hause trat er in des Schuhflickers Stube und redete freundlich mit dem Manne, dankte ihm auch für die Pflege und bat ihn, ihn zu begleiten. Den Wagen schickte er fort und ging mit dem Manne. Da erforschte

er denn Alles noch weiter und freute sich herzlich, nur Gutes von der kranken Frau und dem Knaben zu hören. Reich beschenkt entließ er endlich den glücklichen Schuhflicker.

Während dies geschah, kam dann endlich August mit einem Arzt. Erstaunt sagte die Kranke, es sei schon ein Arzt dagewesen, der dort ein Recept habe liegen lassen.

Der Arzt eilte zum Tisch, um das Recept durchzumustern und vielleicht Stoff zu finden, dem Herrn Collegen einen Denkzettel anzuhängen; aber er prallte zurück und rief: Ein Arzt? Ja, gute Frau, so Einer bin ich nicht. Der verschreibt ganz besondere Recepte.

Wie so? fragte erschrocken die Frau.

Ich will's Euch sagen, fuhr der Arzt fort; der bei Euch war, das war Kaiser Joseph in höchsteigener Person. Hier steht's geschrieben, und das Recept lautet auf fünfzig Dukaten, die Ihr bei der Hofkasse erheben sollt auf diese Anweisung des Kaisers.

Da überfiel Schrecken und Freude die Frau, aber der Arzt beruhigte ſie, verſchrieb ihr Etwas und ging. Er ſah voraus, daß die Freude mehr wirken würde als ſein Recept, und ſo war es auch. Die Frau war in wenigen Tagen wieder hergeſtellt.

Und wirklich kam nach einigen Tagen der Kaiſer wieder, freute ſich der Geneſung und der großen Dankbarkeit der Frau und erklärte ihr nun, daß er ihr eine Penſion ausgeſetzt habe, die ſie vor Mangel ſchützen würde, und daß er die Koſten der Erziehung und Bildung ihres Sohnes übernähme. Da war Freude und Jubel die Fülle, und der Name des edlen Kaiſers wurde unter Thränen geſegnet.

Kaum war er fort, ſo ſtürmte mit freudeſtrahlendem Angeſichte der Schuhflicker herauf und rief jauchzend: Freuet Euch mit mir, der Kaiſer hat mich gerettet! Er erzählte nun, wie ihm der Kaiſer zwei Knaben wolle erziehen und bilden laſſen, und wie er ihm Geld gegeben, um ſich einen Ledervorrath zu kaufen. Nun könne er Schuhmacher werden und all ſein Elend ſei vorüber. Und die beiden Glücklichen ſegneten den guten Kaiſer mit dankbaren Herzen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 09421/618

21. Ein frommer Soldatentod.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, wo das preußische Heer sich in fast regelloser Flucht über die Saale zurückzog, wurde auch ein aus Langensalza gebürtiger Trompeter von seiner Schwadron abgeschnitten und hierauf von mehreren französischen reitenden Chasseurs auf's Wüthendste verfolgt.

Obgleich fast zu Tode gehetzt, wollte der wackere Trompeter sich doch den Feinden nicht ergeben, sondern jagte dem Ufer der nahen Saale zu, indem er auf das glückliche Durchschwimmen des Flusses die einzige Hoffnung der Rettung seines Lebens und seiner Freiheit setzte.

Leider täuschte den Armen diese Hoffnung, denn sein Mißgeschick führte ihn gerade an eine der Stellen, wo das Ufer in senkrechter Felswand hoch hinabfiel und unten in der schwindelnden Tiefe rauschte der Fluß, während das jenseitige Ufer flach und sandig war.

Zu wählen blieb keine Zeit, denn die Verfolger waren hinter ihm. Freiheit oder Tod war die Wahl. Kühn entschlossen blickt er zum Herrn auf und fleht um Gnade für seine Seele; dann drückt er seinem todtmüden Roß den Sporn in die Weiche und bäumend stürzt Reiter und Roß in die Tiefe.

Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Entsetzens entrährt den Verfolgern. Sie halten oben am Rande des Felsens und blicken hinab, wo eben der Trompeter sich den Fluthen entringt.

Gott hatte seine starke Hand über den wackern Preußen gehalten; denn sank auch sein treues Roß zerschmettert in die Tiefe, so erreichte er doch das flache jenseitige Ufer der Saale.

Aber Dank für diese wunderbare Rettung und Erhaltung war auch das erste Gefühl, welches den frommen Soldaten durchdrang. Ohne an seine weitere Sicherheit zu denken, kniete er auf den flachen Sand, zog seine Trompete vom Rücken und blies in zitternden Tönen den herrlichen Choral: Jesus, meine Zuversicht ꝛc.

Tief ergriffen von solch sichtbarem Schutze Gottes und überrascht von solcher seltenen Frömmigkeit, ließen auch drüben die Reiter ihre schon erhobenen Karabiner sinken und beugten sich so unwillkürlich vor dem wunderbaren Walten Gottes und dem Ausdruck eines tiefreligiösen Gefühls. Andere unterdessen herangekommene französische Soldaten hegten aber leider nicht gleich fromme Scheu, so daß, als eben des Trompeters Gott geweihte Töne zum Schluß erklangen, ein tödtlicher Schuß seine fromme Seele zum Throne des Ewigen sandte. —

Und mit diesem Stücklein will ich die Spinnstube schließen. Seid Alle Gott befohlen, Ihr lieben Leser und Freunde!

Den Herren Landwirthen und Volksschullehrern zur gefälligen Beachtung empfohlen.

Im Verlage von J. D. Sauerländer zu Frankfurt a. M. ist erschienen:

Die Landwirthschaft

in

ihrem ganzen Umfange.

In populären Briefen

nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft

dargestellt für

Landwirthe, Lehrer und Gemeindevorstände.

Von

H. K. Schneider,

Lehrer der Landwirthschaft und Vorsteher des landwirthschaftlichen Bildungs- und Versuchsvereins zu Ostheim.

Preis: Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Jeder Gebildete weiß, daß die Landwirthschaft sich auf Grund der naturwissenschaftlichen Fortschritte aus der puren Empirie zu einer ehrbaren Wissenschaft aufgebaut und dadurch einen Aufschwung genommen hat, der wirklich bewundernswürdig ist. Dem landbautreibenden Volke, gemäß den Fortschritten, die nöthigen Kenntnisse mitzutheilen, welche zu erfolgreichem Betriebe seines Gewerbes erforderlich sind, haben die landwirthschaftlichen Vereine, landwirthschaftlichen Schulen und landwirthschaftlichen Zeitungen bereits Vieles gethan, und auch die Staatsregierungen haben vielfach gezeigt, **daß die Landwirthschaft heben das Nationalwohl vergrößern heißt.** Aber die meisten der wichtigen Entdeckungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der rationellen Landwirthschaft sind für die **Masse des Bauernstandes** so gut wie nicht vorhanden, und der Verfasser, welcher seit sechs Jahren in verschiedenen Gegenden für Erwachsene

des Bauernstandes landwirthschaftliche Vorlesungen gehalten hat und fast ständig mit dem Bauernstande verkehrte, ist überzeugt, daß die Zeit noch nicht vorüber ist, wo die Masse für ihren Beruf weiter nichts glaubt lernen zu müssen, als das mechanische Nachmachen dessen, was Andere ihm geistlos vormachen.

Diesen Uebelstand beseitigen zu helfen, hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, landwirthschaftliche Bildung unter dem Bauernstande zu verbreiten und namentlich denselben anzuregen, sein berufliches Wissen und Können zu erweitern, damit er endlich den gewohnten Schlendrian verlasse und sich den verbesserten und einträglicheren Betriebsweisen zuwende.

Die vorliegende Schrift soll diesen Zweck mit erreichen helfen, und zwar in vorreiter Weise. Sie soll nämlich den **Bauernstand** belehrend auf die Erfahrungen, Entdeckungen und Verbesserungen aufmerksam machen und ihn anregen, seinem Gewerbe fernerhin nach den Ergebnissen der Wissenschaft vorzustehen. Daher ist das Buch in populärer Briefform so gehalten, daß es auch Demjenigen, der in dem geistigen Auffassen von Gelesenem wenig geübt ist, für alle Fälle seines Gewerbes ein treuer Rathgeber sein wird. Der Verfasser glaubt in dieser Beziehung den rechten Ton und die rechten Grenzen um so eher getroffen zu haben, als er durch steten Umgang mit Landwirthen deren Anschauungs- und Auffassungsweise kennt und denselben mit redlichem Bemühen Rechnung zu tragen suchte, so daß er sich fest überzeugt hält, daß seine Briefe des Landwirths Wissen und Können fördern und überzeugen werden, wie viel besser es ist, durch das Lesen eines guten Buches sich mit den Anforderungen seines Berufes vertrauter zu machen, statt in den arbeitsfreien Stunden mancherlei Vergnügungen nachzujagen, die oft an einem einzigen Abende mehr kosten als eine gute landwirthschaftliche Schrift, durch deren Studium ihre Kosten durch einen verbesserten Betrieb tausendfach gedeckt werden.

Das Buch soll aber auch den Herrn **Volksschullehrern** dienen, und zwar als Wegweiser für den landwirthschaftlichen Schulunterricht, sowie auch als Hilfsmittel in den ländlichen Fortbildungsschulen und bei etwaigen Vorlesungen, um so auch die Erwachsenen zu belehren über das, was noththut, um die oft mühsam erworbenen Erfahrungen Anderer sich nutzbar zu machen. Aus diesen Gründen empfehlen wir unser Buch auch den Herrn **Volksschullehrern** angelegentlich und halten uns überzeugt, daß es manchem der Herrn eine Brücke sein werde, auf welcher sich die beiden leider sehr entfernt stehenden Faktoren der Jugendbildung: **Schule** und **Haus**, in würdigster Weise begegnen und Hand in Hand gehen lernen.

Noch sei erwähnt, daß das Buch nicht der Landwirthschaft irgend einer bestimmten Gegend dienen soll, es ist vielmehr für die Allgemeinheit berechnet, daher denn auch, noch ehe das Ganze vollendet war, von Dr. **Holzamer** eine Uebersetzung in die englische Sprache unternommen worden ist. —

Die Landwirthschaftlichen Briefe bestehen aus zwei Theilen:

Erster Theil: Ackerbaubriefe.

I.	Abtheilung:	Einleitung, des Landwirths Tugenden.
II.	"	Die Ackerbauchemie.
III.	"	Klimakunde.
IV.	"	Bodenkunde.
V.	"	Fruchtfolge.
VI.	"	Düngerlehre.
VII.	"	Bodenverbesserungen.
VIII.	"	Bodenbearbeitung.

Zweiter Theil: Pflanzenbaubriefe.

I.	Abtheilung:	Natur der Pflanzen im Allgemeinen.
II.	"	Fortpflanzung.
III.	"	Pflege der Pflanzen im Allgemeinen.
IV.	"	Anbau der einzelnen Culturpflanzen.

Das Buch kann durch alle Buchhandlungen schleunigst bezogen werden.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Neuestes Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als Sechzehn Hundert Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, Erklärung der in der Küche allgemein gebräuchlichen Ausdrücke, das Tranchiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln, und einem Anhange:

Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von **W. Schünemann,**
Inhaber der Restaurationen großer Hirschgraben Nr. 19.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. In Sarsenet geb. à Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rhein. Gebestet à Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr. rhein.

Die **Frankfurter Küche** hat in den weitesten Kreisen die größte Anerkennung gefunden. Da sie die Leckereien aller civilisirten Nationen in sich aufgenommen, so verdient das vorliegende Kochbuch wohl nicht mit Unrecht den Namen eines „Allgemeinen."

Der gegenwärtigen vierten Auflage, die um nicht weniger als hundert Recepte vermehrt und wobei wiederum das Einmachen der Früchte, Gemüse und Fleischarten — auch jenes in hermetisch verschlossenen Büchsen — gründlich erörtert wurde, ist eine Einleitung beigegeben, wodurch man in den Stand gesetzt wird, das Kochen ohne alle weitere Anleitung selbstständig von Grund aus zu erlernen.

Allgemeines Waaren-Lexikon

in

französischer, deutscher, englischer und italienischer Sprache.

Von

Professor **de Castres.**

Supplement zu allen Handbüchern der Handelscorrespondenz, sowie zu allen deutsch-französisch-englisch-italienischen Wörterbüchern.

☞ Dasselbe erscheint in fünf Lieferungen à 10 Sgr. 36 kr. rh. 32 kr. C. M.

F. L. Rhode's

Handbuch der Handels-Correspondenz,

deutsch, französisch, englisch und italienisch.

3te Auflage. 55 Bogen. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Konrad Schwenck's,

Wörterbuch der deutschen Sprache

in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

4te Auflage. 52 Bogen. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Beide Werke sind als eben so gediegen wie praktisch brauchbar allseitig anerkannt. Wer sie besitzt, darf sicher sein, über jeden sprachlichen Zweifel Aufschluß und Belehrung zu finden. Zum Selbststudium, zu nützlichen Geschenken, zu Prämien in Handels-, Bürger- und Realschulen kann nichts Passenderes empfohlen werden.

Der Volksschullehrer und die Volksschule,

als Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt.

Dargestellt in classischen Stellen tüchtiger Schulmänner.

7¾ Sgr. 27 kr.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8. Geheftet. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Kornähren.

Eine Sammlung von Parabeln.

Herausgegeben von

A. Jungari.

Mit einem Titelkupfer.

Rthlr. 1. 12 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Ein schöner, lieblich duftender, das Herz erquickender Aehrenkranz! Das Beste, was unsere deutsche Literatur auf dem Gebiete parabolischer Darstellung geschaffen hat, finden wir hier zu einem Ganzen vereinigt, welches in seiner Vollständigkeit, Anordnung und Auswahl von keinem ähnlichen Werke überboten wird. Für alle Stände des Volkes ist hier ein ungemein reiches Material zur ästhetischen und Gemüthsbildung geboten, daher wir wünschen müssen, daß das Buch unter allen Ständen eine weite Verbreitung finde.

Deutscher Dichterfrühling

der neueren und neuesten Zeit.

Herausgegeben von

A. Hungari.

Zwei Bände. Miniaturausgabe in Sarsenet gebunden mit Goldschnitt. Rthlr. 3. 21½ Sgr. fl. 6. 30 kr. rhein. Geheftet. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Diese Anthologie übertrifft alle bis jetzt erschienenen an Reichhaltigkeit. In ihr sind einerseits über sechshundert, und zumeist weniger bekannte Dichter der neueren Zeit mit mehr als tausend ihrer nach Inhalt und Form vollendetsten Leistungen vorgeführt; andererseits aber ist Alles — das Zartgefühl Verletzende, die Welt Vergötternde und die Religion Verhöhnende aus ihr strengstens ausgeschieden; so daß man bei der Lesung dieses Buches einen stets reinen poetischen und darum Geist und Herz wahrhaft erhebenden und erquickenden Genuß zu erwarten hat. In nur classischer Poesie wandelt der sittliche Ernst und das anmuthig Gefällige Hand in Hand durch diesen prachtvollen, blüthen- und duftreichen Dichter-Frühling.

Gottes-Blumen.

Eine Festgabe religiöser Lieder und Gedichte.

Herausgegeben von

A. Hungari.

Zweite vermehrte Auflage. 2 Bde. 75 Bogen. Min.-Form. mit 2 Stahlstichen nach L. Richter. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rh.; eleg. geb. mit Goldschn. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 40 kr. rhein.

Wenn die „**Gottes-Blumen**“ schon bei ihrem ersten Erscheinen sich überall zahlreiche Freunde erwarben, so darf diese neue, ungleich werthvollere und elegantere Auflage eines willkommenen Empfangs um so gewisser sein.

Lic. K. Sudhoff:

Kommunionbuch.

Mit einem Titel in Farbendruck. 8°. 1857. Geheftet à 54 kr. 16 Sgr. — In Sarsenet gebunden mit Goldschnitt fl. 1. 48 kr. Rthlr. 1. — In feinstem Chagrin-Kalblederbband mit Goldschnitt fl. 3. Rthlr. 1. 21 Sgr.

Vorträge

über

christliche Kirchengeschichte

für Gebildete

von

Lic. Karl Sudhoff.

Zwei Bände. Rthlr. 2. 16 Sgr. fl. 4. 24 kr. rhein.

Allgemein wurde bisher das Bedürfniß gefühlt und wiederholt öffentlich ausgesprochen, daß es an einer Darstellung der Kirchengeschichte fehle, welche das gebildete Gemeindeglied in den Stand setzt, sich ein klares Urtheil über den Entwicklungsgang der christlichen Lehren, Einrichtungen, Verfassungsveränderungen u. s. w. zu bilden. Die Zeitereignisse und besonders das Hervortreten mancher Bestrebungen auf dem kirchlichen Gebiete haben auf vielen Seiten das Verlangen nach klarer, gemeinverständlicher, kirchengeschichtlicher Belehrung geweckt. Das vorstehende Werk kommt diesem Wunsche und Bedürfniß in einer Weise entgegen, welche auf den allgemeinsten Beifall rechnen darf. In seinen Fundamenten und Resultaten durchaus auf der Höhe der deutschen Wissenschaft stehend, setzt es an die Stelle der gelehrten Form der Darstellung jene, dem Gebildeten so zugängliche und erwünschte der blühenden, spannenden Erzählung, welche jeden Hauptmoment der Entwicklung jedesmal in den interessanten Rahmen eines einzigen Vortrags bringt. Wir wissen daher unseren Gebildeten kein Buch zu empfehlen, das für unsere Zeit nöthiger, belehrender und zugleich unterhaltender wäre, als dieses neue Werk des vielfach anerkannten Schriftstellers.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Worte des Heilandes an Christenkinder. Eine Neujahrsgabe in 17 Kinderpredigten von Frauenhand. Nach dem Englischen. Zweite, mit einigen Liedern vermehrte Auflage. Mit 1 Holzschnitt nach L. Richter. 1855. 32. geh. mit Goldschnitt 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchhaucht von echter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine echte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde."

(St. Galler Blätter.)

Lavater: Worte d. Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 10. und 11. Auflage. 1856. 1857. Prachtausgabe mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher mit L.'s Porträt in Stahlstich und Farbendrucktitel. geb. mit Goldschn. 1 Rthlr. 15 Sgr. — Miniatur-Ausgabe geh. 12 Sgr. geb. mit Goldschnitt 20 Sgr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin und, nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

Von dem Fürstlich Metternich'schen Weinbergs-Inspector und Kellermeister zu Schloß-Johannisberg, **J. B. Heckler,** erscheint demnächst bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ein

Lehrbuch des Weinbaues und der Weinbehandlung,

worauf wir einstweilen hinweisen. Der Verfasser ist als eine Autorität in dieser Wissenschaft anerkannt.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1859.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Vierzehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Richter, Th. v. Oer und A. Erhardt, geschnitten in dem Atelier von A. Gaber.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troße! (Mit fünf Vignetten.) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1858. (Mit Vignette.) 13
3. Rosel. Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben. (Mit vierzehn Vignetten.) 16
4. Ein Räthsel? — (Mit Vignette.) 99
5. Altes Gold. (Mit Vignette.) 101
6. Eine Anekdote 103
7. Die Spinnerin. Ein Geschichtlein. (Hierzu der Stahlstich und zwei Vignetten.) 103
8. Der König von Preußen und der Bauer. (Mit Vignette.) 116
9. Für die Hilfe Gottes sind viele Wege da. Eine Geschichte nach einer wahren Begebenheit. (Mit fünf Vignetten.) 120
10. Schuster, bleib' beim Leisten! (Mit zwei Vignetten.) . . 137
11. Ein Zug aus Haydn's Leben. (Mit Vignette.) . . . 142
12. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 146
13. Eine Anekdote 147
14. Altes Gold. (Mit Vignette.) 147
15. Die böse Nachbarschaft. Eine Geschichte. (Mit sechs Vignetten.) 149
16. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 186
17. Noch Eins! 187
18. Eine Anekdote 187

Seite

19. Der geheimnißvolle Brief. Eine Geſchichte. (Mit acht Vignetten.) 187
20. Von einer braven Frau, an der ſich manche Andere ſpiegeln kann. (Mit drei Vignetten.) 216
21. Eine Anekdote 225
22. Ein Räthſel 225
23. Altes Gold. (Mit Vignette.) 226
24. „Reden iſt Silber, aber Schweigen iſt Gold.“ (Mit vier Vignetten.) 227

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wir leben noch, du lieber Leser, und ich, der Spinnstubenschreiber, die wir uns bisher alljährlich in der Spinnstube begegnen. Das ist eine unverdiente Gnade Gottes, die uns Beide daran aber auch gemahnen soll, die uns etwa noch gnädiglich gefristeten Stunden treulich im Dienste des Herrn, unseres Gottes, zu verwenden, auf daß wir bereit seien zur Rechenschaft, wenn der Ruf an uns ergeht: „Komm' wieder, Menschenkind!" Und der andere: „Thue Rechenschaft von deinem Haushalte!"

Solche Mahnung wollen wir uns alle Morgen, nach unserm Gebete, vorhalten, dieweil es Noth thut, daß man's nicht in den Störungen und Zerstreuungen des Lebens vergesse. Mit diesem Entschlusse reiche mir im Geiste die Hand, und freudiger ruf' ich dir dann zu: „Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!"

Ihr wisset's wohl, daß ich mich allezeit zu Euch gestellt habe, wie ein treuer, väterlich wohlwollender Freund, der kein Blatt vor's Maul nimmt, wenn's gilt, der Freunde Bestes zu erwägen und dazu zu rathen; Schäden und Gebrechen, rechts oder links, aufzudecken und etwa zu zeigen, wie der Schaden Joseph's zu heilen sei. So muß es der rechte Freund thun, denn die da Alles gutheißen und preisen und leben, die sind keine Freunde. Mir ist's lieber, derb und wohlgemeint, als sammetweich und zuckersüß, und es steckt ein Spitzbube dahinter. Euch auch, ich weiß es recht gut.

Da denk' ich denn, Ihr machet's mit mir grade, wie mit dem Docter. Ihr wisset's auch, der gibt bittere Arznei, weil er Euch den Magen kuriren will mit Gottes Hilfe, und doch gehet Ihr immer wieder zu ihm, wenn Euch ein Umstand plagt. Ihr kommet auch alle Jahre wieder zum Spinnstubenschreiber und leset andächtig fein: „Gott zum Gruß," und was dran hängt, wenn's auch 'mal derb die wunden Flecke anfaßt, denn Ihr wisset, er will ja auch mit Gottes Hilfe heilen. So ist's das Rechte!

Nun, als ich dies Wort der Ansprache schreiben wollte, gedachte ich an drei Briefe, die ich im Laufe des Jahres empfangen hatte: einen aus dem Elsaß; den andern, da hinten, an der Werra herum geschrieben; den dritten, der mir vom Rheine her zugekommen ist, wo ich jung gewesen bin und bin schier alt dort geworden.

Und was brachten sie dir, diese drei Briefe? fraget Ihr mich. Ihr sollet's haarklein wissen, aber etwas Zuckersüßes ist's nicht und fein und lieblich klinget's nicht, weil's eben nicht zu dem gehört, davon der Apostel sagt, daß es wohl laute.

Item — ich kann nicht gegen die Wahrheit, und ein Mäntelein darum zu hängen, ist meine Art und Liebhaberei nicht.

Alſo zur Sache, nämlich zu den Briefen!

Der erſte iſt, wie ich Euch geſagt habe, aus dem Elſaß droben und von der Hand eines Mannes, der es mit ſeinen Neben- und Mitmenſchen gar treu und herzlich meint. Er ſchreibt mir dieſe Worte: „Sagen Sie mir doch, ſind denn bei Ihnen die winterabendlichen Spinnſtuben ſo, wie Sie ſie beſchreiben? Sitzt man da in treuem Fleiße, in ſtiller Ordnung und wahrer, ſittiger Zucht bei einander und hört etwa einem Erzähler oder Vorleſer achtſam zu? — Bei uns ſind ſie leider Stätten, wo faul und zotig Geſchwätz, verfängliche Reden, dabei erröthet, wer noch rein iſt, ſitten- und ſchamloſe Lieder und Handlungen zu Hauſe ſind, davon ich nicht reden mag. Da wird das Herz verderbt; die Sitte zertreten und die Jugend frühe hingeführt zur Zucht- und Gottloſigkeit u. ſ. w.“

So redet der liebe, treue Mann, und ich geſtehe es vor Gott, mir iſt's eiskalt über den Rücken gelaufen, als hätte mir Einer Eiswaſſer oben hineingegoſſen!

In dem Elſäſſer, der ein bißchen eckig iſt, und bisweilen ein bißchen wälſcht, und ſich ſelbſt mitunter gebehrdet, als wär' er Dreiviertel von einem Franzoſen oder ein Ganzer, ſteckt doch ein ächter, deutſcher Kern und ein deutſch Gemüth, und ich hab' ſie allezeit lieb gehabt und es tief beklagt, daß ſich Deutſchland hat das ſchöne Land und treue Volk von der mütterlichen Bruſt reißen laſſen, daß es als Wache von Fremden gehalten würde, zu denen es doch nimmer gehört. Ich hab' ihnen im Geiſte allezeit die treue Bruderhand gereicht, obwohl es mir, als ich vor Jahren im Elſaß war, nicht recht daheim werden wollte. Doch Art läßt nicht von Art, und die ächte, deutſche Art am wenigſten. Da iſt's mir

recht in die Seele gefahren, wie ein verwundender Pfeil, was der liebe Mann mir geschrieben. Also dort, wo noch deutsche Sprache zum Herzen redet, die kein Mäntelein um das Schlechte hängen kann, soll sie im Dienste der Verworfenheit stehen, wenn die Freunde zusammensitzen an den langen Winterabenden? Dort soll die altväterliche Art, zusammen zu arbeiten, zur Unart, Unsitte und Selbstverderbniß geworden sein, und die trauliche Abendgenossenschaft zum Ausgangspunkte dessen, was Gott leid ist?

Gott erbarme sich in Gnaden! —

So etwas habe ich nicht für möglich gehalten, denn in dem Länderstriche, darinnen ich die winterabendlichen Spinnstuben von Kindesbeinen an kenne, da sind sie so, wie ich sie zeitweise beschrieben habe: lauter, fleißig, rechtschaffen. Eltern und Kinder wissen nichts von solchem heillosen Mißbrauche; aber die Alten würden ihn auch nicht dulden, und

ich wollte es einem losen Buben, der etwa bei den Soldaten solches gelernt, nicht rathen, seine Weise einführen zu wollen. Der würde blitzschnell lernen, wo der Zimmermann das Loch gelassen, wenn er's nicht wüßte. — Aber wo sind denn dort die Alten, die Väter des Hauses? Wo sind die Mütter, die Pflegerinnen der Zucht und Sitte ihrer Kinder, ihrer Töchter und Söhne? — Haben sie vergessen, was Gottes Wort ihnen gebietet, und was das Gewissen sie lehrt? — Wie tief muß da schon die Zucht und Sitte gesunken sein, wenn so etwas im Hause heimisch werden kann? Wie wenig muß die Gottesfurcht ihre Wirksamkeit im Herzen, im Leben, in des Hauses Räumen entfalten, wo solches Unkraut gedeiht und Dornen und Disteln der Acker trägt, darauf der Waizen des Herrn zu reichen Garben reifen soll! Wo ist da der heilige Herd des deutschen Familienlebens? Wo soll's hinaus? Ist da nicht ein Quell, vor dessen Abfluß, wenn er zum Bächlein wird, Einem grauet?

Auf im Namen des Herrn, Ihr Väter und Mütter! Eurer Kinder Verderben schreiet hinauf zum Himmel, wie das Blut Abel's! Auf, zu Gott zurück, daß es besser werde! daß die heilige, deutsche Sitte wiederkehre und mit ihr des Familienlebens reicher Gottessegen! Auf Ihr Besseren im Volke, wehret dem Strome, der versumpfend über seine Ufer tritt! Mit Wort und Beispiel, gestählt von der Macht des Gebets, angethan mit dem Harnisch Gottes, absonderlich mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, gehet muthig daran, Euer Haus und Familienleben zu reinigen, das Unkraut auszujäten, das den einst guten Boden überwuchert hat. Da muß geholfen werden, wenn nicht der letzte Halt brechen soll! —

Und der andere Brief aus dem mittleren Deutschland ist nicht viel tröstlicher, als der erste. Auch dort soll es Gegenden geben, wo die Abendgesellschaften lose sind, und nicht mehr der Geist der Heiligung und der Zucht in ihnen waltet und die alte, reine, keusche Sitte bewahrt. Das ist auch ein traurig Wort, wenn es auch nicht so hart klingt, wie jenes. Gott erbarme sich! Ist's aber vielleicht noch nicht

so arg als anderwärts, so thut's um so mehr Noth, Dämme zu bauen, ehe der Strom ausbricht und das Land verwüstet. Wer aber soll's thun? Nun, ich hab's ja ausgesprochen, wem's zusteht, gebührt, obliegt; aber ich sage noch mehr: Du! Jeder! Vor Allem aber Ihr, die Hausväter und Hausmütter, durch deren Hand, wie der Heidelberger Katechismus sagt, Gott die Kinder und Hausgenossen regieren will. Begreift Ihr, was das sagt? Gott ist's, der durch Eure Hand Eure Kinder und Hausgenossen, in summa — das Haus, regieren, das heißt, bei Gottesfurcht, Zucht, Sitte und Ordnung erhalten will, damit es ein Tempel Gottes werde, wie es sein soll. Durch Eure Hand, durch Euch, durch Euer Wort und Beispiel, will sie der Herr regiert haben. Wo das Unheil, wie dort am Oberrheine, eingerissen ist, da ist der Eltern nächste, und dann Aller Schuld, die sich des Frevels an häuslicher Sitte theilhaftig machen.

Könnte ein zuchtloses Wesen in den Gesellschaften der Jüngeren heimisch werden, ohne daß es die Alten dulden? Ohne daß sie dazu schweigen? Hättet Ihr die ersten Anfänge unterdrückt, wie Ihr die Wasserschößlinge, die Eure Obstbäume unfruchtbar machen, wegschneidet, entfernt, der Frevel, die Zuchtlosigkeit wäre nicht bis zu so hohem Grade gediehen. Doch ist das leider geschehen, so ist's schlimm, aber noch nicht zu spät, zurückzukehren zu dem, was allein frommet.

Es soll nicht, liebe Brüder, also sein, sagt der Apostel, daß Eure Wohnstuben zu Kammern der Unzucht werden. So ein heftig Unkraut wuchert fort. Gebt Acht, wohin es führt! Aber wenn's Euch über den Kopf gewachsen ist, dann klaget Euch, Euch selbst an!

Blicket hinauf, Ihr Väter und Mütter, zu dem, der Euer Herr und Richter ist und Euch bestellt hat zu Wächtern über Eure Kinder und Hausgenossen, daß Ihr durch Eure Schuld keines verlieret. Gottesfurcht, Zucht und Sitte, das sind die drei, die ein Haus regieren müssen, daferne es ein christliches sein will. Kehret also zu diesen dreien selbst zurück, und es wird in Eurem Hause, in Euren Abendgesellschaften bald anders werden. Wo Gottes Wort

und Gebet, wo rechtſchaffenes Chriſtenleben wohnt; wo man nur hört, was wohl lautet; wo man nicht lungert und faullenzt, ſondern in feſter, ſtrenger Ordnung arbeitet, da bleibet das Arge fern. Der Müßiggang iſt überall des Teufels Ruhebank.

Säubert Euer Haus, Eure Abendgeſellſchaften und Spinnſtuben vom Unrath. Damit mein' ich Alle, die gegen eins der oben genannten dreie in Wort oder That ſich vergehen. „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich; wer nicht ſammelt, der zerſtreut.“ Ihr wiſſet, wer das ſagt. Wohlan, entfernet aus Euren Spinnſtuben jenes ruchloſe Geſindel und nehmet nur Leute hinein auf, an die Ihr den Maßſtab jener dreie gelegt, und die ſich bewährt haben darinnen.

Aber, ſagt Ihr vielleicht, man kann doch nicht mit Bengeln drein werfen! Es ſind Verwandte, Nachbarn, gute Freunde!

Ich merke ſchon, Ihr wollet die Flecken ausmachen, aber das Tuch nicht naß machen! Das heißt man: „Nicht kalt und nicht warm ſein.“ Da fehlt's am rechten Willen. Wäre der da, dann würdet Ihr keine Bedenken tragen. Sagt nicht der Herr: wenn dich dein Auge ärgert, reiß' es aus?

Doch halt! ich weiß ein Mittel, das hilft ſicher. Haltet Ihr's nur feſt, es iſt probatum!

Fanget einmal die Abendsarbeitsſtunden in der Spinnſtube mit dem Verleſen eines Pſalms allabendlich und unabänderlich an und haltet ſtrenge auf fromme Ordnung und Zucht. Ich wette Hundert gegen Eins, die wirklich Gottleſen geben dann von ſelbſt und kommen nicht wieder. Das Wort Gottes iſt eine Macht! Bleiben ſie dennoch und Ihr ſtehet auf Eurem Poſten, dahin Ihr gehöret, dann iſt ihnen ein Kappzaum angelegt. Kehren ſie wieder, nun, ſo webet ſie der Athem Gottes an, der auch Todtengebeine beleben kann. Alſo entweder werdet Ihr ſie los oder Ihr beſſert ſie. Sie laſſen ſich durch Gottes Geiſt wieder züchtigen, und Ihr habt ihre Seelen gerettet und die Eurigen dazu! Bleibet nur feſt dabei, der Segen bleibt nicht aus!

Ferner: Haltet mit dem größten Ernſte und der gerich-

tigſten Strenge darauf, daß kein unreiner Mund zuchtloſen Scherz, ſchmutzige, zotige Geſchichten rede und erzähle, daß kein Maulheld über die Schritte Euerer Regierung räſonnire; ebenſo über des Nachbars Haushalt und Familie, das iſt nicht recht und ſoll nicht alſo ſein. Haltet darauf, daß nur geredet werde, was wohllautet, recht und gebührlich iſt. Leſet dann aus einem guten Buche etwas vor. Ich zeige Euch ja alle Jahre ſolche Bücher an in der Spinnſtube;

Und ſolltet Ihr ſagen: Es iſt des Ausgebens dafür zu viel, — dann wiederhole ich Euch, was ich ſchon mehrmals geſagt habe: Leget Alle, jedes Glied der Spinnſtubengeſellſchaft jede Woche, nur Einen Kreuzer in eine gemeinſame Kaſſe, ſo könnet Ihr Euch am Ende des Winters im Beſitze deſſen finden, was Euch alle die Bücher koſten, die Ihr geleſen habt, und die ſind dann Euer Eigenthum und Ihr habet ſie dann für ein anderes Jahr, wo man ſie gerne noch einmal lieſt. Ihr kommet dann nach und nach in den Beſitz guter, ſchöner Bücher, die Ihr auch einmal unter Euch

vertheilen könnet und ausgleichen, was etwa eins mehr als das andere kostet. Was da herauskommt, wird zu neuen Büchern verwendet.

Leset Ihr so etwas Gutes vor, so schweigen von selber etwa lose Zungen. Die Hand arbeitet bei wachem Auge und Geiste um so emsiger und lieber, und ich wette darauf, es ist bald dahin gekommen, daß sie es kaum abwarten können, bis wieder vorgelesen wird. Wem das nicht zusaget, dem brauchet Ihr nicht zu zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat; er sucht's von selber, und — bei großem Gewinne für Euch — wird sein Verlust Euch nicht kränken. Ihr gehet dann, frühe oder spät, zu Bette mit dem zufriedenen Bewußtsein, den Tag wohl angewendet zu haben. — Mehr noch! — Man wird davon reden, wie es in Euerer Spinnstube hergeht, und — die Guten und Rechtschaffenen werden Euch nachfolgen! — Ich bin weit davon entfernt, es Euch wehren zu wollen, daß Ihr einmal ein Stündlein harmlos plaudert, einmal herzlich lachet. Blicket nur einmal in meine Spinnstube, da leset Ihr auch einmal etwas Heiteres, darüber Ihr lachen müsset. Ein steter, trübseliger Ernst macht den Menschen murrköpfig und maßleidig. Auch in unserm Lebenskelche, den uns der Herr im Himmel gnädiglich zu unserm Besten reicht, mischt er ja Freude mit Leid. Warum sollte der gute Mensch nicht einmal aus Herzensgrunde lachen? Nur nicht über Schamloses und Unsittliches, denn das ist eine Schande Dem, der es redet, und Dem, der darüber lachen kann. Der Herr sagt ja, nicht das verunreinige den Menschen, was in seinen Mund geht, nämlich was er ißt, sondern das, was daraus hervorgeht, nämlich die gottlose, zuchtlose, schamlose Rede. Auch dagegen wird kein Mensch Etwas haben können, wenn Ihr einmal eins jenet alten, schönen Volkslieder singet, deren Weisen Ihr Alle kennet; aber ich meine auch, ein schönes, erhebendes Gotteslied aus Eurem Gesangbuche, das Ihr nach Wort und Weise auswendig kennet, könnte da seine Stätte finden und würde seinen Segen bringen, und sicherlich einen größeren, als jedes andere.

Fleiß und Ordnung, mit Gottesfurcht und frommem Sinne vereinigt, müßte so eine Spinnstube recht heiligen, aber dem Herzen so lieb und werth machen, daß es lieber Alles miede, als sie. Da bleibt für Herz und Haus ein Segen zurück.

Wohlan denn, Ihr Lieben, leget Hand an mit ernstem, festem Willen, daß es also geschehe. Haltet fest daran, und es wird jener Schandfleck Eures häuslichen und geselligen Lebens weichen, und Ihr leitet einen Strom des Segens dafür hinein! —

Und nun vom dritten Briefe! Er kommt aus den lieben schönen Rebenthälern des Rheines, daherum her, wo ich meine schönsten Lebensjahre verlebt habe, und es ist ein Bauersmann, der ihn schrieb, schlicht und recht, der's aber gar wohl meint und es herzlich beklagt, wenn Etwas im Leben eine üble Wendung nimmt, weil er weiß, daß oft die Kehr nicht gut zu kriegen ist.

Es soll da eine Unsitte Platz gegriffen haben, die mit den Klagen über das Ausgeartetsein der Spinnstuben nahe verwandt ist oder es zu werden droht, — nämlich dunkle Majen. Ich sehe aber nun schon, daß ich das erläutern muß; Gott gebe, daß ich es ganz läutere! Maje heißt im Altdeutschen Freude, gesellige Freude insonderheit. Majen heißt daher: in Gesellschaft zusammensitzen, um in heiterer, gemüthlicher Weise ein paar Stunden zu verplaudern. Ob das Wort also im Gebrauche, auch weit vom Rhein und Hunsrück im Gebrauche ist, weiß ich nicht. Unter dunkeln Majen werden die Gesellschaften junger Leute beiderlei Geschlechts, das heißt Buben und Mädchen, verstanden, die ganze Sonntagsabende im Dunkeln bei einander sitzen! Und diese sollen dort zu Lande gäng und gebe sein, um — das Licht zu sparen! Item, ich habe allen Respect vor der Sparsamkeit; sie ist etwas recht Löbliches, nur nicht überall und zu aller Zeit! Ich will Euch da an Etwas erinnern! Leset einmal: Evangelium Johannis, Kapitel 13, Vers 30! Da stehet: „Und es war Nacht," grade dahinter, da Judas hinging, den Herrn zu verrathen. Wie schauerlich klingt's

da: Und es war Nacht! Das ist ein mahnend Wort, denn das Schlechte scheuet das Licht. Das Verworfenste sucht die Nacht auf, daß es sein Werk treibe und sein Wesen habe. Sünde und Schande und alles Teufelswerk schleicht im Finstern, wie die Schlange, die auch im Verborgenen ihre gewundenen Wege geht. Was recht ist und ehrlich von Natur, das will nicht im Finstern geben. Offenbar, als am Tage — im Lichte — will der Apostel unseres Herrn, daß der Christ Alles thue. Alle Schurken und Spitzbuben, alle Lucht- und Sittenlose suchen die Nacht zu ihren Schleichwegen, dieweil sie Werke der Finsterniß thun, und zwar einer tieferen, innerlichen, die von Gott nichts weiß!

Merkt's: Wer ehrlich und fromm ist, meidet das Licht nicht, sondern will es, sucht es. Ich will nicht denken, daß solche jugendliche Abendgesellschaften absichtlich das Dunkle suchen, um Aergern zu fröhnen, — aber — betet: Führe uns nicht in Versuchung!

Merkt's: der Apostel sagt: „Meidet auch den bösen Schein!" Was sagt die Welt davon? — Und es war Nacht, als Judas den Herrn verrieth! Ein ehrbar Mädchen und ein ehrbarer Jüngling sollte es fühlen, daß das nicht wohllautet!

Aber Ihr Eltern, die Ihr Euren Kindern gestattet, in dunkle Masen zu gehen, habt Ihr bedacht, was Ihr thuet, und was ich da aus treuem Herzen gesagt?

Es soll Sparsamkeit sein, daß da kein Licht brennet? — Ja, ja, lasset nur dem Teufel ein Mäntelein umhängen, er ist und bleibt doch der Teufel, und unter dem Mäntelein erst recht. Habt Ihr es erwogen, wie Ihr da Eure Kinder so leichtsinnig in die Netze der Sünde und in die Fallstricke des Verderbens gerathen lasset? Wo man das Erröthen der Scham nicht sieht, da ist's auch keine Schutzwehr gegen die Sünde. Das Laster wird deste frecher, wo und wenn das Licht fehlet, vor dem es eine angeborene Scheu hat.

Das Böse kommt langsam und allmählich. Die Scham stirbt auch langsam dahin, aber im Dunkeln geht's reißend schnell.

Weltet Ihr Eure Stuben zu Kammern der Unzucht hergeben? — Wenn Schimpf und Schande über Euch gekom-

men ist; wenn Zucht und Sitte zertreten ist, dann ist's zu spät und Euer und Eurer Kinder Jammer schreiet zum Himmel, aber er ist eine Selbstanklage vor dem, der da richtet; denn wer trägt die Schuld? Ihr, Ihr allein!

Ermannet Euch, Ihr Väter und Mütter, ehe es zu spät ist. Wehret dem Unheil, wenn es noch Zeit ist. Das: Zu spät! ist ein fürchterliches Wort.

An Euch, Ihr Jungfrauen und Jünglinge, in deren Herzen noch Gottesfurcht, Scham und Zucht wohnet, dies. Könnet Ihr so sehr Alles vergessen, was wohllautet, was keusch und züchtig ist, daß Ihr in solche dunkle Majen gehet? Sie scheuen das Licht! Das ist ihr Verdammungsurtheil. Und wenn auch etwa an Euch die Verführung sich nicht gewagt, könnet Ihr so blind gegen Eure Ehre, Euren guten Ruf sein, daß Ihr ihn so unbedenklich aufs Spiel setzet?

Kennet Ihr den alten Spruch nicht, der also lautet:

Geld verloren — Viel verloren;
Ehre verloren — Mehr verloren;
Gott verloren — Alles verloren!

Vom ersten, vom Gelde, das schwer zu verdienen ist — kann hier nicht die Rede sein; aber vom zweiten, denn das läßt sich, wenn's einmal dahin ist, nicht wohl wieder erlangen. Aber es hängt mit dem dritten und höchsten eng zusammen und ist in der Regel bald seine Ursache, bald seine Folge. Darum wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet. Wachet über Euch selbst. Wandelt im Lichte, auch in dem, das dem leiblichen Auge scheint. Wachet über Eure sittliche Reinheit, über Eure Ehre, und meidet auch den bösen Schein. Darum meidet die dunkeln Majen, die den Verdacht des Sittenlosen auf sich geladen haben, wie es aus dem Briefe des biedern, lieben Alten klar hervorleuchtet.

Das mußte vom Herzen herunter, darauf es schwer gelegen hat. Nun ist es herunter, und ich bitte Gott, daß er mein herzlich, treu gemeint Wort, wenn's auch hart ist, segne, damit es nicht leer zurückkehre, sondern ausrichte, dazu es ausgesendet ist. Gott walt's!

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1858.

Räthſelchen ſind ein Scherzſpiel; aber manchmal ſteckt in ſo einem Nüßlein, daran das Eichhörnchen nagt, doch auch Etwas als Kern, was man wohl bedenken mag.

Im erſten Räthſel (Nr. 5. Seite 84) ſteckt auch ſo Etwas, das Eheleute ſich ins Herz ſchreiben können. Das Ehepaar, welches ich meine, iſt eben Tag und Nacht. Da wird's Keiner in Abrede ſtellen, daß dieſe Ehe nicht der Geldſack geſchloſſen, auch nicht der Ehrgeiz, oder ſonſt eine Vorausberechnung. Sie iſt gewiß und wahrhaftig im Himmel geſchloſſen, von Gottes Hand, da er ſprach: „Es werde aus Abend und Morgen der Erſte Tag.“ Darum iſt ſie auch friedlich, einig, ungeſtört und glücklich. Merkt's Euch und nehmet ein Beiſpiel dran, und lebet friedlich und treu, Gott zur Freude, den Menſchen zum guten Beiſpiel und — Euch zum Segen!

Im zweiten Räthſel (Nr. 9. Seite 154) mein' ich: die Schwalbe. Ihr nennt ſie mit Fug und Recht: die treue Schwalbe; denn ſofern ſie auf ihrem weiten Zuge aus und nach Afrika, wo ſie überwintert, nicht zu Grunde geht durch Sturm oder Kälte, ſo kehrt ſie allemal wieder ins alte Neſt, das Ihr ſorglich vor der Kinder Unart ſchützet und hütet. Wer aber iſt ihr Wegweiſer dahin, wo

sie im Winter fliegt und kleine Insektlein in der Luft findet? — Der, welcher für alle seine Geschöpfe, für die treue Schwalbe und das treue Menschenkind, sorgt, der liebe Herr im Himmel; der sie auch das feste Haus bauen gelehrt hat. Wie wunderbar! Mensch, er zeigt auch dir den rechten Weg. Folge ihm nur so treu und gehorsam, wie ihm die Schwalbe unbewußt folgt, so kommt Friede in dein Herz und in dein Haus, auch wenn keine Schwalbe dran nisten kann. Und wie nützlich ist dir dies Thierlein! Sieh', wenn es in den Lüften umhersegelt, oder tief an der Erde fliegt, es verzehrt eine Menge kleiner Insekten, die, wenn sie nicht verzehrt würden, dir nachtheilig werden müßten. Das ist ihr Tagewerk, das ihr Gott aufgegeben hat, und das sie treu verrichtet vom grauenden Tage bis zur sinkenden Nacht. Da möcht' ich dir sagen: Nimm ein Exempel dran! Luther sagt: „Rast' ich, so rost' ich." So ist's gewiß. Der Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Lern' vom lieben Thierlein früh aufstehn, treu arbeiten und nicht müßig sein. Dann rostest du nicht und mit des Teufels Ruhebank machst du keine heillose Bekanntschaft. Noch Eins: Sieh', wie das Thierlein treu für seine Jungen sorgt, und sie, wenn sie flügge sind, unterweist im Fliegen und im Suchen der eigenen Nahrung. Lernen magst du da, wie auch du für deine Würmlein sorgen sollst; aber du bist mehr als die Schwalbe, und deine Kinder sind höhere Wesen, als die jungen Schwälblein. Darum sollst du nicht glauben, du habest Vater- und Mutterpflicht erfüllt, wenn du nur leiblich sie versorgt habest. Gott gab ihnen die unsterbliche Seele. Die Seele ist mehr, denn der Leib. Darum suche sie zu Gott zu führen durch Wort und Beispiel; sie zu erziehen, daß sie Kinder Gottes werden!

Das Alles kannst du von dem lieben Schwälblein lernen, und sollst es. Aber darum sorge auch, daß böse Buben sein Nestlein nicht zerstören!

Das dritte Räthsel (Nr. 15. Seite 197) meint: das Bleistift. Das Metall, das nämlich, was den Strich gibt, und in dem weichen Cedernholze steckt, ist wie

ein Schwert in der Scheide. Aber es vergießet kein Menschenblut, dies schuldlose Schwert; dennoch kann es Unheil genug anrichten, nämlich — wenn's hin und her über das Papier fährt, das heißt: schreibt und Unrechtes schreibt, und Arges. Etwa, wenn der Wucherer mehr anschreibt, als er dem Armen gelieben, oder weniger, als er ihm bezahlt hat, also noch im Reste bleibt, und hat doch Alles berichtigt, oder wenn's Lug und Trug von Andern und über Andere niederschreibt, was Gott verboten hat. Der Kunst dienet's treulich — denn der, der da zeichnet, muß es haben, der Maler, Baumeister und dergleichen mehr.

Es dient aber auch manchem Geschäfte, wie Ihr wisset, darum haben es viele Arbeiter und Geschäftsleute immer in der Tasche, damit sie's zur Hand haben, wenn sie's brauchen. Dient es in treuer Hand ehrlich, aufrichtig und fleißig, so hat's geholfen, daß Mancher zu rechten Ehren gekommen ist.

Beim Linienziehen macht's grade Striche — das ist überall und immer im Leben der rechte Weg. Merk's, und gehe ihn allezeit. Das schöne Kinderliedlein sagt:

„Der gerade Weg im Leben
Ist der beste jedem Streben.
Merkt Euch die Lehr,
Sie nützt Euch Allen sehr!"

Soviel das nützliche kleine Werkzeug auch Allen nützt, wenn's abgenutzt ist, wirft man's weg und trauert nicht einmal drum, sondern kauft sich ein anderes. Geht's ehrlichen Menschen, die treu ihr Lebenlang gedient, nicht oft ebenso? Nun, die haben den reichen Trost, daß, wenn Undank der Welt Lohn ist, Einer droben im Himmel wohnt, der keines Treuen vergißt!

3. Mosel.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben.

(Mit Zeichnungen von Ludwig Richter.)

I.

Wenn ich nicht wie eine fleißige Biene im Sommer sammelte, was hätt' ich Euch dann im Winter zu erzählen? hob der alte Schmiedjakob am ersten Winter-Abend an, als die alten Freunde zusammensaßen und ihre Blicke erwartungsvoll auf ihm ruhten. Ich war, fuhr er dann fort, diesen Sommer bei meinem Vetter in Tiefengrund, dort hinter dem Walde, wo sich die Thäler nach dem Rheine senken und unfern die Mosel ihm zurauscht. Da hab' ich eine Geschichte gehört, die wohl ein paar Abende Euch unterhalten kann. Das Land hinter dem Walde ist, wie Ihr wisset, ein wunderschönes Bergland, mit tiefen, wasserreichen Thälern; Wiesengründen, bei deren Anblick das Herz lacht; Wäldern von wunderbarer Pracht und Ackerfeld, das die reichsten Ernten trägt. Es ist freilich dessen so viel nicht, als wir haben, aber die Leute leben und sind vergnügt. Die meisten Bauern sind dabei Leinen-

weber und bringen am Webſtuhle die Winterzeit nützlich zu. Goldner Flachs wächſt dort viel und gut und ſein Ruf iſt weit verbreitet.

Das Dorf Tiefengrund liegt in einem breiten Thale; die Kirche hoch auf einem Bergvorſprung und drum herum die Häuſer, etwas tiefer. Obſtbäume bilden ordentlich einen Gürtel drum und ſeine Pützen oder Wieſengärten ſind eine rechte Zierde. Die Berge mit ihren Wäldern auf den Gipfeln ſchützen es vor rauhen Winden, und ich weiß kein Dorf hier herum, das ſo ſchön und ſo geſegnet läge. — Wer von hier nach Tiefengrund gehen will, muß die Beine ſchon wacker voreinanderſetzen, wenn er's in fünf Stunden erreichen will. Nicht fern von Tiefengrund kommt man an eine Stelle, wo Keiner raſch vorüberſchreiten kann; aber ein Wirthshausſchildlein iſt's nicht, das Einen lockt und feſthält, — denn eine menſchliche Wohnung iſt nicht da, — ſondern es iſt lediglich die ſchöne Ausſicht, die es den Leuten anthut, daß ſie nicht ſchnell fort können. Das Plätzlein heißt auch mit Recht: „Die ſchöne Ausſicht.“ Ich bin weit in der Welt herumgekommen, habe von manchem hohen Berge weit ins Land hinausgeſchaut, aber ich könnte nicht ſagen, daß ich eine ſchönere Landſchaft geſehen hätte, als dort.

Man iſt lange in dem dunkeln Buchenwalde dahingeſchritten und hat rechts und links nichts geſehen als das grüne Buchenlaubdach und den mit dürrem Laube hochbedeckten Boden, nicht einmal den blauen Himmel, weil die Buchen ſich über dem Wege ſo dicht wölben. Da tritt man plötzlich auf einen freien, rings von uralten Buchen umgebenen Raum, den dort, wo ſich die Ausſicht eröffnet, niedere Hainbuchenhecken wie eine Bruſtwehr umgeben. Gradeaus dehnt ſich weithin ein waldreich, bergig Land. Gipfel reiht ſich an Gipfel. Hier und da blickt ein Kirchthurm aus dem Thale heraus oder eine Mühle aus Erlendunkel. Die Berge ziehen ſich in die blaue Ferne bis zu den Kegelbergen der Eifel.

Grade vor dem Auge hebt ſich ein Berg empor, der gar wild zerklüftete Felſen zeigt und auf ſeiner Kuppe erhebt ſich eine alte Ritterburg mit Thürmen und Mauern,

die 1789 die Franzosen zerstört haben, als sie von Montroyal an der Mosel, dort oben bei Enkirch herum, ihre Horden ausſandten, zu zerstören, was fest und dauerhaft war. Diese alten Mauern ſind eine rechte Zierde der Landſchaft und geben dem Gemüth eine recht ernſte Mahnung, daß Großes wie Kleines einmal in Staub zerfällt. Tritt man näher an die niederen Hainbuchenhecken, wo ſich der Berg hinabſenkt, ſo fällt der Blick in ein breites, wieſenreiches Thal. Ein breiter Bach durchrauſcht es und macht es friſchgrün; Weiden und Erlen umgeben ihn in allen ſeinen Krümmungen. Weidet da im Herbſte das buntſcheckige Vieh und Knaben und Mädchen ſpringen da herum, ſo iſt's ein köſtlich Bild. Eine Mühle, „die rothe Mühle" genannt, liegt in ſeinem Schooße, und dient ſehr zur Verſchönerung der Landſchaft durch ihre zahlreichen, alterthümlichen Gebäude, die mit rothen Ziegeln gedeckt ſind; blickt man rechts hinab, ſo thront die Kirche von Tiefengrund auf ihrer Höhe und die Häuſer des Oberdorfes blicken traulich aus dem Grün der Obſtbäume hervor, dahin der ſchöne Bach wie ein ſilbernes Band ſich zieht.

An der Stelle, deren Ausſicht ich da eben zu ſchildern verſucht habe, die aber meine Worte unmöglich wiedergeben können, münden zwei Wege.

Der eine führt aus dem Walde hervor und kommt von der etwa anderthalb Stunden entfernten Stadt und ſetzt ſich nach Tiefengrund fort; der andere kommt vom Rheine her, zu deſſen ſchönen Ufern etwa vier bis fünf Wegſtunden zu wandern iſt. Dieſer Weg wird jedoch jetzt höchſt ſelten mehr befahren, ſeit die neue Heerſtraße erbaut iſt, und da von Tiefengrund der Weg zur Stadt auf einem Thalpfade näher iſt, ſo wird das ſchöne Plätzlein ſelten und nur von Denen beſucht, die ſich an der ſchönen Ausſicht einmal gründlich erluſtiren wollen.

Hier war es, wo an einem Sonntag Morgen im Monat Mai ein junger Menſch aus dem Waldesdunkel heraustrat auf dem Wege, der vom Rheine herkam. Er mußte in ſeinen Gedanken recht vertieft geweſen ſein, denn plötzlich

ſchien es, er erwache aus einem Traume, als er mitten in dem freien Raume ſtand, und ſeine Blicke hinausſchweiften in die friſche, grüne, duftige Landſchaft.

Ein Ach der Bewunderung entſchlüpfte ſeinen Lippen und unbeweglich ſtand er lange Zeit, um das Bild der herrlichen Berglandſchaft recht in ſeine Seele aufzunehmen. Darauf trat er näher zum Rande, wo die Hainbuchen ſtanden, blickte hinab in das köſtliche Thal und beugte ſich dann weit vor, das Dorf Tiefengrund zu ſehen. Einige Augenblicke ſpäter verſchwand er hinter den Hainbuchenhecken. Er ſuchte ſich ein Plätzchen, ſetzte ſich nieder und ließ ſeine müden Glieder ausruhen, während ſeine Augen ſich ergötzten. Er mußte heute ſchon weit gewandert ſein, denn man ſah es ihm an, wie müde er war, und da man, wie ſchön auch die Ausſicht iſt, und wie ſehr ſie die Seele ergötzen kann, doch davon nicht ſatt wird, wenn Einen hungert, ſo ſchnallte er ſein Ränzlein auf, nahm ſich ein Veſperbrod heraus und begann eine recht lebhafte Arbeit, wie man ſie etwa im zwanzigſten Jahre thut, wo Geſundheit das Mahl würzt und der Appetit ſich rüſtiger einſtellt, als wenn man zum ſiebenten Male genullt hat, wie Unſereiner.

Wer mag das Bürſchlein geweſen ſein? fragt Eins oder das Andere von Euch in Gedanken.

Nun, etwa zwanzig Jahre — eins oder zwei mehr thut nichts zur Sache — war er alt. Sein Wuchs war hoch und ſchlank, aber kräftig; ſein Geſicht friſch, aber wie Milch und Blut; ſeine Augen waren blau, ſein reiches, lockiges Haar blond, und Jeder und Jede würde gleich geſagt haben: Ein prächtiger Menſch!

Auf den blonden Locken ſaß keck ein dunkelfarbiges Mützlein von Tuch. Sein kurzer Rock war ſchwarz, wie auch ſeine Hoſen. Von einem ledernen Ränzelein hab' ich ſchon geredet, und ein Stock von einer jungen, oben umgebogenen Eiche ruhte in ſeiner Hand. Ein Student war er nicht; dazu war er zu einfach und zu wenig auffällig gekleidet; ein Handwerksburſch war er auch nicht, das ſah man gleich. Wer genauer mit der Lage der Dinge in Tiefen-

grund bekannt war, und wußte, daß vor etwa acht Wochen der alte Lehrer Werner, ein von Allen im Dorfe geehrter Mann, geſtorben war, der wäre auf die Vermuthung gekommen, der junge Menſch ſei ein Seminariſt, der ſich die Stelle in Tiefengrund einmal anprobiren wolle, oder gar der neuernannte junge Lehrer Franz Binder, der, wie das Amtsblatt der Regierung gemeldet, eheſtens eintreffen würde. Wer das Letzte gerathen hätte, wäre auf der richtigen Fährte geweſen. Darum ſetzte er ſich auch tiefer an den Abhang, hinter die Hainbuchenhecken, wo er Tiefengrund, ſeinen künftigen Wohnort, theilweiſe überblicken konnte, ohne darum die weitere Fernſicht zu entbehren.

Was in ſeiner Seele vorging, fuhr Schmiedjakob fort, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es ihm köſtlich nach dem anſtrengenden Gange ſchmeckte, und daß er, nachdem er ſeinen Hunger geſtillt, mit ſinnenden Blicken Tiefengrund betrachtete. Es geht Einem ja immer ſo, wenn man zum erſten Male ſeinen künftigen Wohnort ſieht, und es drängen ſich da allerlei Gedanken und Gefühle recht ernſter Art der Seele auf. Was ruht nicht Alles im Schooße der Zukunft? Da mag man's eben recht begreiflich finden, daß auch Franz, wie ich der Kürze wegen den jungen Lehrer nennen will, jetzt in ein recht tiefes Sinnen gerieth. Aus dieſem Sinnen wurde er jedoch bald durch ein Geräuſch in ſeinem Rücken, das heißt, auf der freien Stelle, die er eben erſt verlaſſen, aufgeſchreckt.

Eigentlich habe ich mich falſch ausgedrückt, wenn ich ſagte: aufgeſchreckt, fuhr Schmiedjakob, ſich ſelbſt berichtigend fort, denn Schrecken war's nicht, was Franz empfand, als er ſich umwandte und durch die Blätter der Hainbuchenhecke hindurchlugte, ſondern eine freudige Ueberraſchung, wie man ſie empfindet, wenn man plötzlich etwas recht Schönes oder Liebliches erblickt.

Was er ſah, war ein junges Mädchen, das einen ſchweren Korb voll Kleider auf dem Kopfe trug.

Ihr wiſſet Alle recht gut, daß über dem Walde ein Menſchenſchlag wohnt, der zu den ſchönſten unſeres Hoch-

landes gehört, und daß namentlich Tiefengrund durch die Schönheit seiner Einwohner berühmt ist, und nicht minder durch ihre Kraft und Stattlichkeit. Sie überragen unbezweifelt unsere Leute diesseits des Waldes in beiden Eigenschaften um ein Ansehnliches, und man möchte sich versucht fühlen, zu glauben, sie seien ein anderer Stamm, wozu noch beitragen könnte, daß sie Alle dunkle Augen und Haare haben, braune oder schwarze, während unsere Leute alle hellblond und blauaugig sind.

Ohne es im Mindesten zu ahnen, daß sie Jemand beobachten könne, hob das Mädchen den schweren Korb mit großer Leichtigkeit vom Kopfe, stellte ihn neben sich und setzte sich auf die hoch hervorragende Wurzel des mächtigen Buchenbaumes, die den Wanderer zur Rast auf ihrem Rücken einlädt.

Das Mädchen war groß, stark und ihr Körper vom schönsten Ebenmaße der Glieder. Ihr Gesicht war sehr regelmäßig, fein gebildet und von einer so rosigen Frische, wie man es selten findet. Ihre Haut war weiß wie frischer Schnee, ihr Haar kastanienbraun und reich, und die großen, braunen Augen leuchteten wie zwei Sterne. Als sie den Korb abhob, vermochte der kleine Kamm die Fülle des Haares nicht mehr zu halten und in vollen Ringellocken fiel es auf Nacken und Brust herab. Sie ordnete es kunstlos und stützte dann ihre Ellenbogen auf die Kniee und die blühenden Wangen ruhten in den beiden, kleinen Händen, die das runde Kinn stützten. Träumerisch waren die großen, schönen Augen in die Landschaft hinausgerichtet, aber Franz merkte es ihnen an, daß nicht die Schönheit der Landschaft sie fesselte, sondern daß ein Inneres sie beschäftigte.

Das war nicht etwas Frohes, Beglückendes, denn der Ausdruck des wunderhellen Gesichtchens war kein fröhlicher, und Seufzer, die die jugendliche Brust hoben, waren auch keine Zeichen, daß im Herzen irgend ein Glück erwogen werde. Vielmehr wurde der Ausdruck desselben jeden Augenblick trauriger, und zwei große helle Thränen rannen langsam über die Wangen.

Wenn ſich Franz mit pochendem Herzen geſtehen mußte, daß er niemals ein ſchöneres Mädchen geſehen, über das der wunderbare Ausdruck jungfräulicher Reinheit, Unſchuld und frommer Kindlichkeit in höherem Grade ausgegoſſen war, ſo berührte ihr Schmerz ſeine gutmüthige Seele in ihrem tiefinnerſten Grunde. Wie gerne hätte er dieſe Thränen getrocknet! Aber — er durfte ſich ja nicht regen, um ſie nicht zu erſchrecken und von der Stelle zu ſcheuchen. Die Thränen ſchien ſie gar nicht zu fühlen, denn ſie trocknete ſie nicht. Das bewies, wie tief ſie in das verſenkt war, was ihre Seele bewegte. Sie faltete ihre Hände. Das Auge blickte voll ergreifender Andacht zum Himmel. Die Lippe bewegte ſich leiſe. In ihren Zügen ſpiegelte ſich der vollſte Glaube, die allerdemüthigſte Hingebung. Der Anblick des betenden Mädchens wirkte ſo mächtig auf Franz, daß er unwillkürlich ſeine Hände faltete und lauſchte, ob er die Worte ihres Gebetes höre; aber ihre Seele redete mit Gott dem Herrn, und der Worte bedurfte ſie nicht.

Plötzlich aber war es, als breche nach dickem Nebel die Sonne hervor und breite ihren leuchtenden Glanz aus — das Geſicht des betenden Mädchens war gerade von einer ſolchen inneren Verklärung übergoſſen. Die Augen ſtrahlten in wunderbarem Glanze; die Wangen glühten in höherem Roth; die Bruſt hob ſich ſchneller; aber es waren keine Seufzer, wie früher, die ſie hoben, und die Franz wohl deutlich vernommen hatte. Es mußte ein wunderbar belebender, erhebender Gedanke plötzlich in ihre Seele ausgegoſſen werden ſein, der den Kummer ſcheuchte und der Seele Flügel gab, wie die junger Adler.

Staunend ſah der Jüngling dieſe Umwandlung. Tiefer aber ergriff ihn, was jetzt geſchah. Sie ſprang von ihrem Sitze auf, horchte einen Augenblick hin; ſah ſich ſcheu um, dann aber beug ſie ihre Kniee, faltete aufs Neue ihre Hände, hob das begeiſterte Auge zum Himmel, und wie ſie früher im Glauben und vollſter, kindlicher Hingebung gefleht, ſo dankte ſie jetzt in der heiligſten Freude dem, der einen lichtvollen Gedanken ihr gegeben, einen Ausweg

ihr gezeigt, eine Bahn ihr gebrochen, wo Licht und Leben sein mußte, statt jener Nacht des Leides, das ihre Seele umhüllt hatte.

Auch jetzt wieder fühlte Franz heilige Schauer der Andacht durch seine Seele ziehen mit einer Macht, wie er sie selten empfunden.

Das Gebet des Mädchens hatte einige Minuten gewährt. Sie hauchte ein Amen so leise, so selig, so gläubig und heilig, daß dennoch des Jünglings Ohr erreichte; dann aber sprang sie auf, hob rasch und leicht den schweren Korb auf den Kopf und war wenige Augenblicke später auf dem Wege nach Tiefengrund im Laube der Hecken verschwunden.

Der Jüngling harrte noch in seiner Stellung aus. Seine Hände waren noch gefaltet und das Auge blickte empor zum blauen Himmel, und über die Lippe glitt das Gebet: „Gib ihr, Herr, warum sie gefleht! Laß wahr werden, was sie gehofft! Lege deinen Segen auf das, was ihre Seele gewollt und du in sie gelegt!

Darauf sank er in ein stilles, tiefes Sinnen, indem er die Gegend und Alles, was ihn vor einer Viertelstunde noch so lebhaft bewegt, vergessen hatte, und erst nach geraumer Zeit erhob er sich, hing sein Ränzel um, ergriff seinen Wanderstab und trat auf den freien Platz, wo die Betende gekniet, und es war ihm, als sei die Stätte heilig. Auch er bog sein Knie und flehte, daß Gott sein Leben und Wirken in Tiefengrund segnen wolle, und was sonst noch seine Seele bewegen mochte, er trug's dem Herrn vor, und ihm war's zu Muthe, als habe er nie gläubigfrommer zum Herrn gebetet.

Noch einen langen Blick warf er in die schöne Landschaft hinaus, und dann bog er in denselben Weg ein, wo hinein auch das Mädchen sich gewendet. Und als er im Laubdunkel des tiefen Hohlweges ins Thal hinabstieg, und bei jedem Schritte das Dorf Tiefengrund mehr hervortreten sah zu seinen Füßen, fragte er leise im Herzen: Werde ich sie denn wiedersehen? —

II.

Ich sehe schon, sagte der Schmiedjakob nach einer Weile, in der er geruht und seine Pfeife zurecht gemacht hatte, ich muß auf einige Fragen antworten, die Ihr im Stillen an mich richtet, und die, mein' ich, gelten zuerst dem Franz Binder und dann dem Mädchen, das Ihr noch nicht kennet. Solche Dinge wollet Ihr genau wissen, das kenn' ich eben schon aus Erfahrung. Nun, der Franz Binder war aus einem Städtchen da unten am Rheine, das alt und grau innerhalb seiner hohen Mauern und Thürme liegt. Armer Leute einziges Kind war er nur in einfachem, entbehrendem Leben aufgewachsen. Seine Eltern waren aber gottesfürchtige Leute vom alten Schrot und Korn, Bürgersleute, wie man sie vor vierzig Jahren noch ziemlich häufig in den kleinen Städten am Rheine fand, schlicht und recht, treu und bieder, einfach und anspruchslos, und sie erzogen ihren Sohn in derselben Weise. Seine schönen Anlagen machten seinen Lehrer und Pfarrer bald auf ihn aufmerksam. Da in ihm selbst ein Wunsch erwacht war, als Lehrer mitzuarbeiten, daß wahr werde, was wir im Gebete des Heilandes erflehen in der Bitte: „Dein Reich komme," so gingen Beide um so lieber darauf ein, als sie die Ueberzeugung bald gewannen, er sei wirklich zum Lehramte berufen. Trotzdem daß die Eltern arme Leute waren, redeten Pfarrer und Lehrer ihnen zu, daß sie es zugaben, und förderten den braven Knaben wacker durch Nachhilfe und besonderen Unterricht. So ist er denn zeitig in das Seminarium aufgenommen worden und zeichnete sich hier, wie durch Fleiß und Fortschritte, so durch das musterhafteste Betragen aus.

Als die Zeit des Seminarunterrichts um war, erhielt er allein das Zeugniß Nr. I. in allen Stücken, und man nahm um so mehr Bedacht, ihn möglichst bald und gut anzustellen, da ihn das harte Loos getroffen, beide Eltern kurz nach einander zu verlieren, als er eben noch im Seminare war, und da es sich herausstellte, daß die armen Eltern für seine Ausbildung Schulden gemacht hatten, die

nun alle die Hinterlassenschaft aufzehrten, so daß ihm nichts übrig blieb, als sein Bett, die nöthige Leinwand und ein Schränklein, ein Tisch und ein paar Stühle. All dieß uralte Geräthe war ihm unendlich theuer, denn es war ja das aus dem Stüblein seiner Eltern, und der alte Sorgstuhl seines lieben Vaters war auch dabei, der manchen schweren Seufzer müßte gehört haben, hätte er's gekonnt.

Gerade als das Seminar aufging, wurde Tiefengrunds alter treuer Lehrer von einer dankbaren Gemeinde trauernd zu Grabe getragen und — Franz Binder wurde sofort zu der Stelle ernannt. Er packte seine ihm kostbaren Geräthe, in denen freilich der Holzwurm, der nicht ruht, schon Jahre lang sein Wesen gehabt hatte, auf einen Wagen, und sandte den nach Tiefengrund voraus, mit einem Brieflein an den Pfarrer, darinnen er diesen gar herzlich bat, die Sachen in seinem Hofe so lange zu behalten, bis er selber nachkomme.

Der Pfarrer zu Tiefengrund war ein rechter Lehrerfreund. Als die Sachen ankamen, nahm er sie nicht nur in Empfang, sondern er ließ sie sogleich in das Schulhaus bringen, stellte sie auf und richtete dem jungen Lehrer sein Stübchen recht behaglich ein, daß er, so zu sagen, wie ein Vögelein in ein warmes Nest kam.

Von dem Allen wußte nun freilich Franz Binder nichts, als er in das Wirthshaus von Tiefengrund hineintrat, um sich ein wenig zu säubern. Er gab sich auch dem Wirthe nicht zu erkennen und ging sogleich zu dem Pfarrer, der ihn bei sich behielt und ihn erst am Abend in seine Wohnung geleitete, wo es dem guten Franz gleich heimisch wurde.

Aber als der Geistliche sich entfernt hatte und er nun allein war, fiel es ihm doch recht schwer auf das Herz, als er sich die Wichtigkeit und schwere Verantwortlichkeit seines Berufes vor die Seele rief. Betend befahl er sich der Gnade Gottes und ging dann frühe zu Bette. In seinem Traume aber war er wieder auf dem schönen Fleckleín da droben und das betende Mädchen sah er auch wieder, als stünde es lebend vor seinen Augen.

Wer aber war dieses Mädchen? Rathet Ihr mich, sagte

Schmiedjakob, nachdem er einige Augenblicke inne gehalten. Um Euch auf diese Frage zu antworten, muß ich Euch in die Stadt führen, die, wie Ihr wisset, von Tiefengrund etwa anderthalb Stunden entfernt ist.

Neben dem goldenen Löwen, rechts von dem großen Röhrenbrunnen am Markte, steht ein zwar bescheidenes, aber doch sehr gemüthliches, altes Haus, an dessen Fenstern immer so schöne Blumen stehen. Es ist das Haus der wohlhabenden, kinderlosen Wittib Holderbach. Sie ist eine stille, sinnige, brave Frau, die allgemein geachtet wird. Sehr reich ist sie eben nicht; aber sie thut mit dem, was sie erübrigt, gar viel Gutes und ist eine rechte Armenmutter. Außerdem ist sie bekannt als eine der erfahrensten Spinnerinnen, die ein Fädlein spinnt, so fein, so gleich, so gut gedreht und so stark, wie kaum weit und breit ein Faden gesponnen wird, und das thut sie noch in ihrem hohen Alter aus purer Plaisir am Spinnen und nützlicher Thätigkeit.

Für ihren feinen Faden hatte sie aber auch sich den besten Weber herausgefingert, den es im ganzen Lande gab, und das war der Weber Mohr in Tiefengrund. Der verstand ein Tüchelchen zu weben, wie's bei Bielefeld herum kaum gewoben wird, wo sie ihres feinen Leinengewebes wegen berühmt sind. Er war aber nicht blos in glattem Tuch ein feiner Meister, sondern auch im Bildweben. Sein Damast war herrlich und er wob die biblischen Geschichten in das Tuch hinein, daß alle Welt voll Erstaunen war, ja selbst die Bibelstellen dazu, daß man Alles lesen konnte, wenn man das Tuch nur recht im Lichte hielt. An solchen Prachtstücken hatte die Frau Holderbach so recht den Narren gegessen — wie man hier zu Lande sagt — oder zu Deutsch: ihren Gefallen. Sie besaß in der Art die Taufe Jesu im Jordan und die Einsetzung des heiligen Nachtmahls, die beide der Mohr gewoben hatte, was seine Zeit viel von sich reden machte. Freilich mußte sie etwas dazu haben, an dem sonst die lieben Frauen und Mädchen nicht viel Ueberfluß haben, daß heißt, sie mußte warten können. Nicht aber etwa darum, weil der Weber Mohr zu Tiefengrund ein

Pampeler oder Veit Langſam geweſen wäre, obgleich es ſich bei ſolchen Kunſtwebereien, bei meiner Treu, nicht ſtrudeln läßt, ſondern weil der arme Mohr auf der Bruſt nicht kapitelfeſt war und oftmals gar Blut brach; er hätte dann gerne gearbeitet, aber konnte es nicht bei dem beſten Willen. Nun, die gute Frau Holderbach jackerte und drangſalirte nicht auf ihr Tuch. Sie ließ ihm Zeit und half nebenbei noch wacker aus in allerlei Weiſe, wie es ein Kranker bedarf.

Solche Zeit des willenloſen Nichtarbeitens und Feierns war für den armen Mohr und ſeine Familie ein Jammer, denn der Verdienſt ſtockte, und Doctor und Apotheker koſteten heilles viel Geld. Die Familie war freilich nur klein, denn ſie beſtand, außer dem Weber Mohr, aus ſeiner Frau, der Margreth, und ſeiner Tochter Roſel; aber man wollte doch eſſen, um zu leben, und das Leben iſt ein theuer Geſchäft und das Maul das theuerſte Glied am Leibe. Wie geſagt, in ſolchen Tagen half die gute Frau Holderbach, ſpannte vor und ſchob nach, wie es ging und wo ſie konnte, denn ſie kannte Mohr's Familie als eine treue und gottesfürchtige, und Mohr's Frau, die Margreth, hatte eilf Jahre in Einem Athem bei ihr gedient und war treu geweſen wie Gold. Das macht ſo ein Weibsbild der Herrſchaft gar werth und es gibt ein Band, das aus guten Fäden gewoben iſt und nicht reißt. Heutzutage iſt das eine Seltenheit, daß ſich Gott erbarme! Wenn die Mägde bleiben vom Bündelchestage, wie man den Tag nach dem Weihnachtsfeſt nennt, bis drei Stunden nach Faſtnacht, ſo iſt's ein Wunder. Wer Schuld daran iſt — davon ein ander Mal! — — —

Um wieder auf meine Geſchichte zu kommen, fuhr der Alte fort, ſo kamen bei dem armen Mohr ſolcher Fälle immer mehrere, je älter er wurde. Es wollte gar nicht mehr gehen und alle Tage wurde er wurmſtichiger und auf den Ständern windfälliger. Das machte ihn recht unglücklich, denn er war arm. Das Häuschen, dem Schulhauſe gegenüber, doch etwas höher am Berge gelegen, als dieſes, war zwar ſein, aber es ſtanden noch hundert Gulden Kaufſchil-

ling drauf, die zu verzinſen waren; außerdem hatte er und Margreth einige Aecker und Wieſen in die Ehe gebracht, daß er zwei Kühchen halten konnte, womit er denn ſein Feld pflügte und beſtellte; aber dem Juden Affrom war er auch noch dreißig Gulden ſchuldig und der nahm Zinſen, die Gott verboten hatte. —

Da ging's denn gar nicht mehr recht voran und eines Tages, es war Sonntags Nachmittags am zweiten Advent, nach der Kirche, ſaßen ſie bei einander am warmen Sarlouiſer Oefchen und bedachten mit ſchweren Herzen ihre Lage, denn die Zinſen waren noch nicht bezahlt und der Martinitag war ſeit dem eilften November vorüber, an dem doch alle Zinſen ſollten bezahlt worden ſein, das lag centnerſchwer auf den Herzen der Drei.

Ein Gedanke lag in Aller Herzen, aber Keins wollte ihn ausſprechen, und doch wäre darin ein Heilmittel geweſen. Das drückte abermals. Die Sache aber lag ſo: die Frau Holderbach hatte einmal wieder eine Magd gehabt, die ziemlich gut war, ob ſie gleich am Brunnen allemal eine geſchlagene Stunde ausblieb, und wenn auch die Eimer in fünf Minuten voll waren. Sie überſah's und ſagte: die Eine hat den Schnupfen, die Andere den Huſten. Was will man da machen? Item aber, die Lisbeth bekam einen Freier und da hatte Alles ein Ende. Heirathen hebt allen Dienſt auf.

So ſaß denn die gute Frau recht in der Dinte und wußte nicht, wie ſie ihren Sack anhängen ſollte. Seit Michelstag war das Geſinde verdingt, und die es noch nicht waren — von denen ſagte man landesüblich, ſie ſeien auf dem Schaumlöffel liegen geblieben, was keine Empfehlung war. Von dieſer Sorte hätte ſie ein Schweizer-Dutzend kriegen können, das bekanntlich dreizehn in ſich faßt, aber ſie wollte keine davon, denn ſie hatte ihre Augen auf das Roſelchen geworfen, da ihr das Mädchen wunderlich gefiel. Ihrer guten Margreth hatte ſie das wohl angedeutet, am deutlichſten aber dem alten Arnold geſagt, der mit ſeiner Frau Pathe und Gothe bei Roſelchen war, und Pathe und Goth gelten im Lande dreiviertel Vater und Mutter. Roſel's

Eltern wußten drum; aber es ging ihnen nicht blos an das, ſondern tief unter das Kamiſol. Sie konnten das Mädchen nur ſchwer entbehren und — ſie war ſo jung noch, ſo unerfahren und ſo ſchön. Welche Gefahren in der Stadt, wo der leichtfertigen Mannsleute viele ſind. Ueberdies war Roſel noch nicht aus dem Hauſe geweſen. Hätte ſie nun gedient, ſo hätte Mohr die Gläubiger auf ihren Lohn einſtweilen vertröſten, gegen Oſtern hin damit bezahlen können. Aber um ſolchen Zweck ſein Kind wegzugeben, erſchien ihm wie halbe Seelenverkäuferei. Roſel hatte, ſo jung ſie war, ſich denſelben Weg zur Rettung ihrer Eltern aus der Noth ausgedacht, aber ſie fürchtete, ihre Eltern möchten ihre Entfernung ungerne ſehen. Sie ſchwiegen eben alle Dreie und die Herzen blieben gedrückt und in der Stube war es ſo windſtille, daß man hätte Haſer ſäen können.

Gerade in dieſer Stille ging die Thüre auf und Pathe und Goth, Nachbar Arnold und ſeine Frau, traten mit freundlichem „Guten Tag“ herein.

Arnold kannte ihre Lage und ſeinem ſcharfen Blicke war die kummervolle Stimmung nicht entgangen.

Ihr fürchtet Euch gewiß, daß ſich Eins verrede, weil's ſo ſtille bei Euch iſt, ſagte er lächelnd.

Das Spinnſel geht einem aus, und da hört der Faden auf, ſagte der alte Mohr und ſeufzte dabei, während Roſel aufgeſprungen war, ihren Schemel der Goth anbot und einen andern für den Pathen in den Kreis ſchob.

Da muß man einen neuen Rocken anlegen, meinte Arnold, indem er ſich ſetzte und Roſel liebevoll zunickte.

Iſt mir lieb, wenn du ihn anlegſt, erwiederte Mohr mit traulichem Lächeln.

Das will ich thun, fuhr Arnold fort, denn das Spinnſel hab' ich aus der Stadt mitgebracht und will's an den Mann bringen, benebſt einem ſchönen Gruß von der Frau Holderbach. Darauf begann er dann zu erzählen, daß die Lisbeth heirathe und die gute Frau in Verlegenheit wegen einer braven Magd ſei. Du weißt, Margreth, wandte er ſich an

Rosel's Mutter, wie es im Hause ist, und kennst die brave Wittib besser, als ich. Sie hat noch viel für dich übrig und meint, dein Fleisch und Blut sei wie du. Das meinte ich denn auch, und in Summa, sie möchte Rosel haben.

Er schwieg darauf eine Weile, um eine Antwort abzuwarten. Als Alle schwiegen, nahm er das Wort wieder.

Ich halte dafür, einem Mädchen sei es recht gut, wenn es in einer andern Haushaltung, als daheim, gewürfelt würde, und in ein besseres Haus, in bessere Hände ist unsre Goth nicht zu bringen. Das ist eine gute Schule für das Mädel.

Ja freilich, wären wir Alten nur nicht so windfällig und wurmstichig, bemerkte halblaut die Mutter.

Nun wohl, entgegnete Arnold, aber Ihr seid doch alle Beide auf den Beinen. Unter Gottes Beistand wird's ja gehen. Der lieben Frau geschähe ein Uebriges damit. Und, gelt, Gothchen, du bist keine Hauskatze, keine Ofenbutsch, die drei Schritte vor dem Dorfe das Heimweh kriegt?

Gewiß nicht, Pathe, sagte lächelnd das Mädchen. Wenn nur nicht die Kränklichkeit meiner Eltern wäre. —

Pah, Kind, Pah! rief Arnold aus. Wir sind ja auch da, meine Liese und ich, Gevattersleute und Nachbarn, die sich allemal Prosit sagen können, wenn Eins hüben oder drüben in der Stube niest. Gucken einander in die Fenster! Man muß nicht so bange sein und anderer Leute Brod gegessen haben, um das eigene recht schmackhaft zu finden.

Das ist wahr! rief Rosel aus. Ich ginge schon.

Siehst du, das wußte ich, fuhr Arnold fort. Die Stadt ist ja nicht aus der Welt. So ein Springinsfeld wie du läuft den Weg in einer guten halben Stunde, und alle Tage siehst du die blauen Ulleie*) aus dem Dorf, kannst also alle Tage hören, wie es den Alten geht. Sollte es, wo Gott für sei, schlimm gehen, so ist [illegible] Helderbach

*) Ulle heißt die einfache Mütze aus hellblauem Kattun, vornen mit schwarzem Sammtband eingefaßt, welche Frauen und Mädchen tragen, und die meist ungemein gut kleiden.

die Frau nicht, die dich zurückhält. Geh' in Gottes Namen, denn wer nicht hinaus kommt, kommt nicht heim! Ich meine Ihr Alten solltet Euch nicht bedenken, und fünf und zwanzig Gulden Lohn mit doppeltem Zugehör ist für so ein junges Ding ein Lohn, der auch ins Gewicht fällt.

Da wurde denn noch dies und jenes besprochen, und das Ende vom Liede war, daß man einig wurde, Roselchen in den Dienst der Frau Holderbach treten zu lassen, und als dies denn beschlossen war, fiel eine Last von dreien Herzen herab und die Unterhaltung drehte sich nun um andere Dinge, Wetter, Ortsgeschichten und dergleichen.

Als Rosel am Abend allein war, gab's freilich trübe Augen, aber am andern Morgen trug sie ihre Hemden und Kleider in einem Korbe, ganz leicht freilich, auf ihrem Kopfe und schritt neben dem Pathen Arnold wacker aus, der sie nach der Stadt begleitete, wo er noch besondere Geschäfte hatte und vom Heimweh war keine Rede, denn alle vierzehn Tage durfte sie Sonntags zu ihren Eltern gehen.

Arnold wußte, wo den armen Mohr der Schuh drückte. Als er nach der Stadt kam und Roselchen mit Freuden auf- und angenommen war, rief er die Frau Holderbach allein und sagte ihr, wie es daheim stand; daß nämlich die Zinsen vom Hauskapital noch ausstünden und auch die bei dem Juden Affrom, der Zehne nähme. Da war denn Frau Holderbach gleich bei der Hand, gab ihm das Geld, und er eilte heim.

Siehst du, Gevatter, sagte er zu Mohr, als er es ihm einhändigte, wüßte ich nicht genau, woher es kommt, wenn Ihr alle Beide so trübe Gesichter macht und aus welchem Loche der Wind heult, ich hätte nicht die Freude, dich heute, wo doch dein liebes Kind ferne ist, so heiter zu sehen. Warum bist du nur so ein Duckmäuser, der nicht von der Farbe redet?

Mohr drückte seine Hand, aber er sagte nichts, und als am andern Morgen die Zinsen bezahlt waren, meinte Mohr, so gesund, wie heute, habe er sich in fünf Jahren nicht gefühlt.

Der Rosel wurde das Herz immer leichter, denn sie hörte immer von den Marktleuten, es gehe ihren Eltern recht gut und sie pries die Gnade Gottes, daß er sie so gesund erhielt. Sie selbst konnte es besser gar nicht haben, denn die Frau Holderbach hatte wahrhaft, wie man bei uns

ſagt, ihren Narren an dem Mädchen gegeſſen, und es ſo lieb wie ihr eigenes Kind, und hielt es auch ſo; aber — wenn auch Roſel's beſcheidener, demüthiger Sinn ein anderer geweſen wäre, ſie hätte es nicht zugegeben, daß ſie irgendwie von ihrer ortsüblichen Tracht abgewichen wäre. Deſſen bedurfte es aber auch nicht, denn das Mädchen war in dieſer Beziehung ein Muſter. Ihren ganzen Lohn ſchickte ſie den Eltern, und hätte ihr nicht die gute Frau Holderbach hin und wieder Stoff zu einem Kleide oder etwas der Art geſchenkt, ſie würde ſich auch nicht das Geringſte angeſchafft haben, während Andere ihren ganzen Lohn an den Putz hingen.

Ein Jahr und mehr ging ins Land, und Roſel's Vater hielt ſich ungemein wacker. Roſel dankte dem Herrn aus voller Seele und that heitern Sinnes ihre Pflicht und in Summa, Alles, was ſie der Frau Holderbach an den Augen abſehen konnte. Ihr einziger Ausgang, außer in die Kirche, war alle vierzehn Tage zu ihren lieben Eltern. Mit den Mägden hielt ſie ſich nicht auf; am wenigſten hörte ſie auf ſie, wenn ſie am Brunnen ſtanden und über ihre Herrſchaften loszogen. Wohl ſchimpften ſie über Roſel, die ihnen überall von den Brodherrſchaften als ein Muſter vorgehalten wurde, und waren ihr deßhalb falſch — allein Roſel focht das gar nicht an. Sie blieb ihren Grundſätzen treu, und blieb, wie ſie war.

Leider ſollte aber ihre Freude über ihrer Eltern Wohlſein nicht ungetrübt bleiben. Dießmal war's in den Sommertagen, als Mohr wieder Bruſtleiden bekam, und zwar recht arg, ja ſehr arg, und ihre Mutter mußte ſich auch niederlegen, denn die Gicht, die ſie in den Gliedern trug, kam mit den allerheftigſten Schmerzen. Da war denn die Gevatterin Arnold ihre treue Pflegerin. Arnold ſagte: Es iſt nur ſo ein Struwel, der vorübergeht; aber es zog ſich in die Länge, und ſo blieb nichts Anderes übrig, als Roſelchen heimzurufen.

Dieſe Nachricht, eine rechte Hiobspoſt, kam gerade am Tage vor demjenigen, da ſie der junge Lehrer Franz Binder auf dem Plätzlein der ſchönen Ausſicht ſah.

Frau Holderbach theilte ihr Leid und hieß sie selbst heimgehen. Sie kannte gerade ein ordentliches Mädchen in Dienst kriegen. Da war denn auch kein Aufhalten mehr. Sie packte am Abend ihre Sachen in den Korb mit dem Schließdeckel, den sie am Rheine „Schlauskorb“ nennen, und machte sich eilig auf den Weg, nicht ohne eine tiefe Trauer, die ebenso sehr dem schönen Verhältniß galt, aus dem sie in kindlicher Treue schied, als dem schweren Leide, dem sie in kindlicher Liebe entgegenging. Manche Thräne fiel auf diesem Wege in den Staub oder in das Moos. Bedenk's Einer! Der Vater lag schon seit drei Wochen fest danieder. Der Verdienst stockte völlig. Wovon nun leben und bestehen? Ihr Lohn war bis auf einige Gulden längst den Eltern gegeben. Und nun lag auch die Mutter, die sonst Wolle spann und sich damit Geld verdiente, weil daheim die Leute aus Wolle und Linnen ein starkes, festes Zeug zu Frauenröcken weben lassen, das sie „Tärten“ nennen. Das Alles fiel weg, und die Ernte war vor der Thüre. Hätte sie als Schnitterin in den Taglohn gehen können, so hätte sie doch das Allernothwendigste verdient; aber nun mußte sie die eigne, kleine Ernte einthun und die armen Eltern pflegen und für Futter für das Vieh sorgen. Was konnte sie da verdienen?

Das Alles bedachte und erwog das arme Mädchen auf dem Wege, und als sie auf die „schöne Aussicht“ kam, da war sie vor Kummer so niedergeschlagen und müde, als wäre sie zehn Stunden Weges gegangen. Sie mußte einmal ruhen. Sie hob sich dann den Korb, der nun an neuen Hemden und Kleidern um Vieles schwerer war, als damals, da sie mit dem Pathen Arnold nach der Stadt gegangen war, um in den Dienst zu treten, vom Kopfe und setzte sich auf die Wurzel des alten Baumes, der sein dichtes Blätterdach über ihrem Haupte wölbte.

Hier, wo sie, wie sie meinte, ganz allein war, fiel das Alles ihr wieder ein, und ihre Thränen rannen. Sie faltete ihre Hände und betete um des Herrn Hilfe und Beistand, und daß er ihr doch möge einen Weg zeigen, wo sie

ſich ſolle hinwenden, daß ſie einen Ausweg fände aus ihrer Noth.

Wir wiſſen, wie innig, kindlich, gläubig und demüthig ihr Gebet war. — Da gab der Allbarmherzige einen Gedanken in ihre Seele, der neues Leben, neuen Muth, neue Hoffnung in ihre Seele ausgoß. Es war dieſer: der Vater kann nicht mehr weben und das viele Garn wird nun vielleicht geholt und zu andern Webern getragen, die auch im Sommer auf ihrem Stuhle arbeiten, Auſenthaltsväter und dergleichen. Warum kannſt denn du nicht weben, Roſel? Biſt eines geſchickten Webers Kind; haſt's ſo viel tauſendmal geſehen, Tuch aufthun helfen, und haſt zum Spaſſe wohl einmal das Schifflein geworfen und mit dem Blatte geſchlagen? Thue es nun einmal im Ernſte! Und einige Stunden früher aufſtehen bringt das Alles zu Stande! Und wenn dich der Gedanke quält, den zu bezahlen, der die Garben bindet und heimfährt, der ſodann pflügt und die Winterſaat beſtellt, kannſt du denn das nicht Alles ſelber thun, da der Herr dir ſo geſunde Kräfte verliehen hat? Warum ſollte nicht eines Mädchens Arm das können, was der Mann kann? Geht's auch langſamer, ſo koſtet's nichts, und der Pathe Arnold lehrt dich, was du nicht weißt? — Anfänglich werden ſie aber auch lachen; aber das wird mich nicht kümmern, ſagte ſie zu ſich. Das iſt bald vorüber. Thue ich meine Pflicht kindlicher Treue für meine Eltern, ſo frage ich nichts nach dem Leutegerede.

Dieſe Gedankenreihe war klar und friſch vor ihr Inneres getreten, und ſie fühlte, daß es die Frucht ihres Gebetes, eine wahre Eingebung Gottes ſei. Sogleich ſtand ihr Entſchluß unwandelbar feſt und es kam eine Freude in ihr Herz, wie es kaum jemals eine reiner und beſeligender gefühlt hatte.

Was ſo ganz die Seele mit heiliger Wonne erfüllte, das prägte ſich in ihrem Auge, in ihren Geſichtszügen auf das Lebhafteſte aus. Sie ſprang auf, um heimzueilen. Da aber fühlte dies fromme, kindliche Gemüth die Pflicht, Dem zu danken, der ihr Gebet erhört und ihr den Ausweg

gewieſen hatte. Da bog ſie ihre Kniee vor dem lebendigen, ewigen Gotte, dem Retter und Heilande der Gebeugten und Bedrängten, und ihre Seele ergoß ſich in heiliger Dankbarkeit. Und als ſie ſo dem heiligſten Bedürfniſſe genügt, ſprang ſie auf, hob ſich ihren Deckelkorb aufs Haupt und eilte hinab zum Dorfe ihrer Heimat. Aber was in ihrer Seele klar geworden war, das verſchwieg die Lippe, als ſie, recht wie ein helfender Engel, ins Krankenhaus trat und die lieben Eltern nun zu pflegen begann und ſie erquickte mit dem, was die liebe Frau Holderbach ihr für ſie mitgegeben hatte.

III.

Zwei Nachrichten liefen noch am Abend dieſes Tages durch alle Häuſer des Dorfes: die, daß der neue Lehrer angekommen ſei, dem der Pfarrer die Wohnung im Schulhauſe zurechtgeſtellt, und daß Mehr's Roſel aus der Stadt zurückgekommen ſei mit einem ſchweren Schließkorb voll Kleider, die ſie ſich verdient. Beide Nachrichten gaben viel zu ſprechen.

Gegen Abend trafen ſich die Mädchen am Brunnen, wo ſie das Waſſer für die Haushaltung ſchöpften. Da gibt's immer ein rechtes Geplauder und Jede weiß etwas Neues aufzutiſchen. Einige ſagten, trotzdem daß die Roſel nun ſchon über ein Jahr in der Stadt ſei, trage ſie noch ihren Ulles, der ihr ſo ſchön ſtehe, und habe doch in ihren Kleidern auch nicht das Geringſte geändert und ſtädtiſch gemacht.

Martin's Lieschen, ein bildhübſches, aber, weil ſie reich war, etwas eitles und ſchnippiſches Mädchen, bemerkte dazu: Ich weiß gar nicht, wie ihr davon ſoviel Weſens machen könnet? Das ſollte ihr doch fein anſtehen! Sie iſt ſo arm wie eine Kirchenmaus und ihr ſollte es einfallen, ſich extra zu putzen? Sie müßte denn den neuen Schulmeiſter kirre machen, daß er ſie zur Frau Schulmeiſterin machte? Ha, ha, ha! lachte ſie ſpöttiſch, das paßte, wie der Kirchthurm zu dem Schornſteinlein auf dem Häuslein ihrer

Eltern, das noch nicht einmal ausbezahlt ist, denn sie schulden meinem Vater noch hundert Gulden drauf.

Habt ihr den jungen Schulmeister schon gesehen? fragte eine Andere. Diese sagte: Nein; Jene: Ja; wer ihn aber gesehen hatte, der pries ihn als den schönsten jungen Mann von der Welt und wurde nicht müde, dies oder jenes an ihm ganz besonders zu loben.

Lieschen, die sich ärgerte, daß sie ihn noch nicht gesehen, ob sie gleich deßhalb schon zweimal an der Schule vorübergegangen war, warf die schwellenden Lippen in die Höhe und meinte schnippig: Es würde ja nicht sechs Kreuzer kosten, ihn zu sehen, wie den Elephanten, der dieses Frühjahr in der Stadt zu sehen gewesen sei; sie gäbe so viel nicht um ihn aus.

Konrad's Käthe, die so reich war wie Martin's Lieschen und die den jungen Lehrer, da sie dem Pfarrhause gegenüber wohnte, gesehen, aber auch hinter der Thüre bemerkt hatte, wie Lieschen am Schulhause vorübergetänzelt war, sagte lachend: Wer weiß?

Lieschen wurde roth bis hinter die kleinen Ohren und wurde von dem Worte um so mehr getroffen, als sie vermuthete, daß Käthe sie belauscht. Ueberdies lachten die übrigen Mädchen über die kurzen Worte, die Lieschen so in den Harnisch gebracht. Sie sammelte sich indessen schnell und erwiederte bissig: dein Vater ist Censor (soviel als Kirchenvorsteher); da muß er ja in euer Haus kommen und du sparst die sechs Kreuzer. Vielleicht wirst du gar noch Frau Schulmeisterin?

Käthe lächelte über den gelungenen Hieb; denn sie wußte, daß Lieschen sich viele Mühe gegeben hatte, den Fritz aus der Rothen Mühle an sich zu fesseln, weil er unstreitig der reichste Bursche der Gemeinde und des Müllers einziger Sohn war — den sie längst lieb hatte. Darum sagte sie, wenn auch nicht triumphirend im Tone, doch deste mehr im Herzen: Bei mir ist's zu spät, Lieschen; ich trete ihn dir gerne ab, denn seit heute Nachmittag bin ich die Braut

von Rothenmüllers Fritz! Gute Nacht! — Sie nahm ihre beiden Eimer und ging nach ihrem Hause.

Die Mädchen, die alle in diese geheimen Angelegenheiten mehr oder weniger eingeweiht waren, kicherten und die Gluthröthe in Lieschens Angesicht wurde zur Blässe. Diese Nachricht traf sie schwer. Beinahe hätte sie im Abheben von der Brunnenkiste ihren vollen Eimer umgeschüttet, so gänzlich verwirrt hatten sie Käthens Worte gemacht.

Lieschen ging stille nach Hause und vergaß selbst den üblichen Gutenachtgruß.

Das war ein Blitzschlag und kein kalter! sagte Eine, und Alle lachten fast laut auf, gönnten aber dem hochmüthigen Lieschen die arge Niederlage. Noch eine Weile wurde geflüstert über dies und das, bis die Eimer gefüllt waren und Eine nach der Andern den Brunnen verließ.

Die Jungburschen, die unter der Linde auf dem Bauholze saßen, besprachen auch die Nachrichten, aber in anderer Weise. Sie fragten, welches von den reichen und schönen Mädchen im Dorfe wohl der junge Lehrer freien werde, der ja doch nicht lange ledig bleiben könne, da er weder Mutter, noch Schwester habe, wie er dem Wirthe erzählt, wo er eingekehrt sei und seine Kost gleich verakkordirt habe. Nachdem dies Kapitel abgehandelt war, kamen sie auf Rosel zu sprechen, und ließen ihrer wunderbaren Schönheit und ihrem vorwurfslosen Leben in der Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren; allein damit war auch die Sache zu Ende, und man sprach selbst über ihre Schönheit sehr gleichgiltig — Rosel war ja blutarm, denn wenn irgendwo in der Welt Geldsack oder Acker- und Wiesenbesitz den Werth eines Mädchens bestimmen, so ist das in Tiefengrund. Sie wußten und wissen, diese schlauen Tiefengründer, wo Barthel den Most holt, und hatten Alle bei dem alten, verstorbenen Lehrer vortrefflich rechnen gelernt.

Lediglich das Urtheil der Alten, die in Majen zusammensaßen, und „ihr Piste tranken" wie der Schwarzwälder sagt, was soviel heißt, als: ihr Pfeifstein rauchten, war gerecht. Sie meinten von dem Lehrer, es sei ihm ein guter

Ruf vorangegangen, und hofften, er werde den alten Ehrenmann, dem sie Alle soviel zu verdanken hätten, nicht aus dem Auge verlieren, und ihren Kindern werden, was Jener ihnen gewesen. In Betreff Rosel's aber war nur Eine Stimme des Lobes und der Anerkennung bei Allen.

Nur die Zweie, über die dies Gerede im Dorfe ging, ahneten es nicht, daß sie Gegenstände so allgemeiner Unterhaltung seien. Beide waren gewiß die Ersten, welche die Ruhe suchten im Dorfe; Rosel, weil sie recht frühe aufstehen wollte; der Lehrer aber, weil er von dem angestrengten Gange sehr ermüdet war.

Noch graute der Tag nicht, als Franz aufstand und sich ankleidete; denn ihn quälte ein brennender Durst und kein Tropfen Wassers war nahe. Ob er einen Brunnen in der Nähe habe, wußte er nicht. Er trat ans Fenster. Stille lag noch das Dorf da, nicht aber weil die Leute noch schliefen. Um diese Zeit waren Viele schon auf ihr Erntefeld gegangen, um den spröden Halm mit der Sichel niederzulegen, ehe ihn die Sonne noch spröder mache. Nur die Mütter kleiner Kinder und ältere Frauen waren noch im Hause und besorgten die Thiere oder bereiteten das Morgenbrod, das sie, später oder früher, hinaus auf die Felder tragen mußten, da die Schnitter auf dem Acker ihr Frühstück einzunehmen pflegten.

Alles war todtstille. Nur die Hähne kräheten dem kommenden Tage entgegen, und hier und da ließ ein Hund seine Stimme hören oder brüllte eine Kuh, weil ihr Futter länger wie gewöhnlich ausblieb.

Droben, dem Schulhause gegenüber, sah der junge Lehrer Licht durch die Fenster schimmern. Es war ein kleines Häuschen mit einem Strohdache bedeckt, ärmlich aussehend. Es lag etwas höher am Berge, auf dessen nicht sehr hohem Gipfel die schöne Kirche stand, deren dunkle Umrisse sich ziemlich deutlich erkennen ließen.

Jetzt ging die Thüre des Häusleins auf und eine schlanke weibliche Gestalt trat heraus, die zwei Eimer trug. Obgleich der Tag in dieser Jahreszeit ungemein schnell kommt, so konnte doch der Lehrer die Gesichtszüge nicht sehen, sondern

folgte nur mit ſeinen Blicken dem leichten, ſchwebenden Gange recht wohlgefällig.

Von ihr erbitteſt du dir einen Frühtrunk, ſagte er zu ſich ſelbſt, wenn ſie vom Brunnen heimkehrt. Er nahm ſein Henkelglas und trat unter die raſch entriegelte Thüre, ihrer zu harren; aber es dauerte ungemein lange, bis ſie kam. Der Brunnen mußte weit weg ſein. Mittlerweile kam mit

großer Schnelle der Tag in dem Maße, daß sein Auge deutlich jeden Gegenstand in seiner Umgebung unterscheiden konnte. Die Schwalben, die am Wetterdache des Schulhauses nisteten, zwitscherten lustig, und hier und da flog eine aus dem Neste und badete ihre weiße Brust in der erquickend frischen Morgenluft.

Jetzt sah er die Erwartete mit den vollen Eimern kommen. Er ging ihr, als sie nahe genug gekommen war, entgegen, grüßte freundlich und wollte um ein Glas Wasser bitten, als ihm vor freudigem Erschrecken schier das Henkelglas aus der Hand fiel, — denn vor ihm stand das schöne Mädchen, das er auf der „schönen Aussicht" belauscht, und deren Bild sich so tief in sein Herz gegraben hatte.

War sie doch heute noch um Vieles schöner, als gestern! — Der himmelblaue Ulles mit der schwarzen Sammtbandeinfassung umschloß das liebliche Gesichtchen wie mit einem seine Schönheit recht hervorhebenden Rahmen. Zwei der braunen, weichen und langen Ringellocken des noch nicht geordneten Haares hatten sich hervorgestohlen und fielen in ihrer Regellosigkeit ungemein schön auf beide Schultern. Ein einfaches, hellblaues Leibchen oder Mieder, ein langherabfallender Tärtenrock und das züchtig den Hals und die Brust deckende Tuch machten ihre Bekleidung aus, während der Arm nur zur Hälfte und bis nahe dem Ellenbogen mit dem schneeweißen Hemde bedeckt war.

Beide standen in der Gluth des Erröthens vor einander. Er überwältigt von den Erinnerungen des gestrigen Tages; sie, weil der junge Lehrer, den sie gestern mit dem Pfarrer hatte nach dem Schulhause gehen sehen, sie in ihrem Morgenkleide traf — und weil sie ihn gestern mit einigem Wohlgefallen betrachtet hatte, als er vorüberging. Es mochte Beiden zu Muthe sein, als kenne Jedes die Gedanken des Andern. Franz faßte sich zuerst und schnell. Er sagte ihr mit wenigen Worten, ihn dürste so sehr, und er habe in seiner Junggesellenwirthschaft Niemanden, der ihm für Wasser gesorgt habe. Dann bat er, sich schöpfen zu dürfen. Rasch hob das Mädchen ihren Eimer. Er schöpfte und

trank. Jetzt hatte auch Rosel sich gesammelt und erbot sich, ihm einen Eimer Wasser zu holen. Neues Erröthen von seiner Seite erfolgte, denn er mußte ihr sagen, daß er noch keinen Eimer habe.

Sie lächelte und meinte, da sei ja schnell zu helfen, denn sie könne den Einen ihrer Eimer ja leicht entbehren. Schnell eilte sie ihm voraus und stellte den Eimer voll Wasser in seine Küche, und ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, floh sie wie das scheue Reh zu ihrem andern Eimer zurück, grüßte ihn flüchtig und trug den Eimer in das Häuschen, kam dann mit dem entleerten Eimer und einer Bütte wieder und flog, ohne nach dem Schulhause zu blicken, eilig dem fernen Brunnen zu, um das Fehlende zu ersetzen.

Ach, wenn's nur Niemand gesehen hat! seufzte sie, und doch war eine Freude über die Züge verbreitet, die sie ungemein verschönerten, und in ihrem Herzen ein Gefühl, das sie unaussprechlich beglückte.

Er aber stand im Schulhause vor dem vollen Eimer wie ein Träumender und sagte zu sich: Sie hat mir die erste Labung gereicht! Möchte es doch eine gute Vorbedeutung sein!

Mädchen haben scharfe Augen und ein Verstehen dessen, was sie beobachten an Denen, die ihnen werth sind, das über unsern männlichen Verstand weit hinausgeht. Rosel war überdies eine in sich klare Seele. Als sie zurückkehrte, stand der Lehrer in der Thüre des Schulhauses, um das leicht dahinschwebende Mädchen noch einmal zu sehen. Schon von Ferne bemerkte sie das, und so hastig ging sie die kleine Anhöhe zu ihrem Hause hinan, daß kein weiterer Blick für ihn übrig blieb. Auch am Tage, der nun folgte, sah er sie nicht wieder, wie oft auch sein Auge nach dem Häuschen flog. Ja selbst an den folgenden Tagen war sie ihm unsichtbar, und er mußte mit der alten Nachbarin auf der Seite seines Hauses einen Vertrag schließen, daß sie ihm das Wasser besorge und auch den Eimer zu Rosel zurücktrug. Was Rosel gewünscht, war geschehen; Niemand hatte das gesehen, was zwischen ihr und dem Lehrer vorgefallen war,

und die alte Nachbarin, die es erfahren mußte, weil sie den Eimer mit dem Danke zurücktrug, hielt die nachbarliche Gefälligkeit für etwas so Natürliches und sich von selbst Verstehendes, daß sie dessen niemals Erwähnung that.

Wie gesagt, Rosel hatte scharfe Augen und ein klares Verständniß sowohl Anderer, als dessen, was in ihr selbst vorging. Sie hatte in des Lehrers offenes Auge geblickt. Das ist allemal der Verräther dessen, was das Herz bewegt. Was sie in dem schönen Auge des jungen Mannes gelesen, war nicht die bedeutungslose Freundlichkeit, welche eine Bitte um irgendwelche Gefälligkeit zu begleiten pflegt; auch nicht das flüchtige Wohlgefallen an dem hübschen Mädchen, das vor ihm stand; es war mehr als das, es war der unverkennbare Ausdruck von Liebe, die schon ihre Wurzel geschlagen zu haben schien. Das machte sie so grenzenlos verwirrt. Und wenn sie sich selbst vor ihren eigenen Richterstuhl forderte, so fand sie in sich dasselbe mächtig erwachende Gefühl. Sie erschrak. Mit gefalteten Händen blickte sie nach oben. Was soll das werden? fragte sie leise in sich. Ich, das bettelarme Bauernkind und der Herr Lehrer, der, nach dem Herrn Pfarrer, der erste Mann des Dorfes, der Gemeinde ist? — — Nein! Nein! rief sie, und preßte die gefalteten Hände vor die stürmisch wogende Brust, da muß ich dämmen und wehren, denn das paßt und klappt nicht. Der Lehrer ist arm. Er muß, denn so ist es des Landes Sitte und Herkommen, das reichste Mädchen der Gemeinde als Frau wählen. Zum Liebeln fühl' ich mich zu gut — und im Ernste? — Nein! Damit stand der Entschluß vor Gott fest, und nur das beschäftigte sie jetzt, was zu thun sei? — Der Erfolg war, daß sie überall den Lehrer mied; daß sie nur durch die Hinterthüre ihr Wasser holte und selbst erst zur Kirche ging, wenn der Lehrer schon eingetreten war, und daß sie einen Sitz einnahm, wo er sie, sie ihn nicht sehen konnte.

Das that ein kaum siebzehnjähriges Mädchen! Aber, du armes Kind, konntest du so ganz deinem Herzen gebieten? Konntest du blind sein, wenn er vorüberging? Konntest

du dem Gedanken wehren, der oft unbewußt zu ihm flog? Das war ein Kampf, der schier über ihre Kraft ging und der sichtbare Zeichen zurückließ; denn ihre Augen sahen so matt drein, ihre frischen Wangen bleichten, ihre Freudigkeit war gebrochen, und die Liebe saß doch tief und fest im Herzen.

Ihr Wille war indessen stark. Sie suchte in Arbeit und treuer Pflichterfüllung das Mittel, Ruhe zu finden.

Als Vater Mohr am ersten Morgen nach Rosel's Heimkehr erwachte, war es ihm, als höre er draußen in der Stube den Webstuhl gehen. Er hatte ein Stück feines, glattes Tuch unvollendet auf dem Stuhle lassen müssen, als er erkrankt war. Er traute seinem Ohre nicht und meinte, er träume noch; aber er hörte das Verschieben des Zettels, das Rauschen des Schiffleins, das Anschlagen des Blattes, von kräftiger Hand geführt. Das war aber keine Täuschung.

Wer webt denn? rief er aus der Stubenkammer hinaus.

Der Stuhl stand augenblicklich stille, und zwischen der halbgeöffneten Thüre erschien das liebe Gesicht seiner herzigen Rosel. Sie grüßte inniglich und sagte dann Ich, Vater!

Du? fragte erschrocken der leidende Mann. Ach Gott, du wirst mir am Ende das herrliche Stück verderben? — Warum nicht gar, lieber Vater? — fragte sie lachend. Meint Ihr denn, ich wollte Euch schaden? Bin ich denn nicht eines geschickten Webers Kind und habe von frühester Kindheit auf das Weben gesehen und wohl einmal hinter Euerem Rücken probirt? Hab' ich denn nicht lange genug Handreichung gethan bei dem Aufthun, Zetteln, Schlichten, des Spulens nicht zu gedenken. Damals ging's, und Ihr tadeltet nicht, was ich heimlich gethan, merktet's auch gar nicht, da ich aufrollte, was ich gewoben, und sahet's auch später nicht, als Ihr das Stück mustertet. Warum sollt' ich's denn jetzt nicht verstehen? Schlafet nur in Gottes Namen noch ein paar Stündlein in guter Ruhe. Hab' ich's schlecht gemacht, so sei's meine Schuld.

Damit zog sie die Thüre wieder leise zu. Aber da war Mohr's Ruhe am Ende. Er stand auf, um sich zu überzeugen, wie es um des guten Kindes Arbeit stehe.

Es war noch so frühe am Morgen, daß Rosel beim Lichte arbeitete.

Wenige Minuten später schlockerte der kranke Mann am Stocke aus der Kammer heraus, trat zum Stuhle und prüfte mit dem Auge des Kenners. Sie hielt ihm die Ampel recht nahe, daß ihm das Prüfen vollständig gelänge. Die Angst, die in seinen Zügen zu lesen war, schwand schnell, de . was das Mädchen gewoben, und es war schon ein großes Stück, war unübertrefflich, ja meisterhaft gewoben.

Langsam hob er das Auge zu des Mädchens freundlichen Zügen, die sein Urtheil ruhig zu erwarten schienen. Du bist ein wackerer Geselle und könntest ohne Weiteres Meister werden! sagte er freudig. Gott segne dich, mein gutes Kind! Er streichelte ihr die zarte, erröthende Wange. Nun leg' ich mich in guter Ruhe wieder, sagte er und schlich der Kammer zu; aber drinnen wischte er sich eine Thräne aus den Augen und dankte dem Herrn für den Schatz, den er ihm verliehen.

Und mit unsäglicher Freude wob das Mädchen weiter, wenn auch mancher tief im Herzen entsprungene Seufzer mit eingewoben wurde. Das sah ja Niemand dem schönen Tuche an!

Das, was ihr mit dem Lehrer begegnet war, bewegte sie sehr; allein sie besorgte das Vieh und kochte dann den Kaffee für die Eltern. Ihr genügte ein trockenes Stücklein Brod, nachdem der Vater aus dem „Starckenbuch," wie wir das Gebetbuch von Starck zu nennen gewohnt sind, den Morgensegen gebetet hatte. Darauf schirrte sie die Kühe an den Wagen, nahm die Sense in den Arm und fuhr hinaus, um das Futter zu mähen.

Das fiel Niemanden auf, weil auch andere Mädchen und Frauen ein Gleiches thun; ebenso wenig, daß sie bis spät in die Nacht auf dem Aehrenfelde das reife Korn schnitt. Als aber die Leute hörten, sie webe jeden Morgen von drei Uhr bis sieben das schönste Tuch — da redeten doch Viele davon. Die Mädchen lachten, aber die Alten meinten, die Rosel sei eine Krone der Mädchen. Alles, was sie that,

ging ihr wunderbar von der Hand und hatte ein eigenthümlich Geschick und Art. In einer sehr kurzen Zeit war das Stück Tuch fertig. Sie trug es zur Stadt, aber zuerst zu der lieben Frau Holderbach. Sie erstaunte, als sie vernahm, Rosel habe es gewoben, denn es war tadellos.

Nun will ich dir für Kundschaft sorgen, sagte sie, und hielt Wort. Rosel wob mit einer Emsigkeit, einer Ausdauer, daß sie bald wieder ein fertiges Stück zur Stadt tragen konnte.

Mit wahrer Seligkeit strich sie den Weblohn ein und kaufte stärkende Nahrung für die Eltern.

Jetzt aber kam auch Garn zur Bildweberei. Ihr Vater wob herrlichen Damast und war berühmt deßwegen. Solche künstliche Weberei hatte sie indessen nie versucht, und es bangte ihr davor.

Gräme dich nicht, mein braver Geselle, sagte scherzend der Vater, der sich sichtbarlich erholte, seit die Angst vor kommender Nahrungsnoth durch Rosel's Fleiß von ihm genommen war. Du sollst's schnell lernen und begreifen. Er gab ihr nun den nöthigen Unterricht. Mit bandstreifigem Gebilde begann sie, und bei ihrem klaren Verstande, rascher Fassungskraft und entschiedenem Eifer gelang es ihr bald, schöne Damastwebereien zu liefern. Ihre Freude wuchs mit dem Gelingen und größeren Verdienste. Der Vater mußte sie loben, und schon gegen den Herbst war sie so recht im Geschäfte drinnen. Freilich kam nun zunächst eine Zeit, wo sie seltener am Webstuhle saß. In eines andern Lehrmeisters Schule war sie getreten, in die Arnold's. Er lehrte sie die Frucht binden, die sie mit der Sichel abgeschnitten. Sie band sie in Garben; sie führte sie heim, sie drosch sie allein; wendete und reinigte sie, nur bei der Windmühle allein half ihr Arnold. Da zeigte sie eine Rührigkeit und Anstelligkeit, eine Kraft und Ausdauer, daß sie manchen Mann beschämte. Sie bestellte darauf die Aecker und säete die Winterfrucht. Das machte im Dorfe ein ungewöhnliches Aufsehen. Zu den Mädchen kam sie nicht und führte ein vollkommenes Einsiedlerleben. Außer bei der Arbeit, sah man sie nicht

und Franz bestrebte sich oft wochenlang vergebens, die nur einmal zu sehen, nach deren Anblick er sich sehnte. Die Mädchen lachten über sie; am meisten höhnte sie Martin's Lieschen, die mit allen Segeln der Frau Schullehrerin zuzusteuern suchte. Sie ging dem jungen Lehrer zu Gefallen, wo sie konnte. Kein Obst erntete ihr Vater, ohne daß er ihr das schönste davon gab, um es dem Lehrer zu bringen. Mehrmals hatten sie ihn zu Kaffee und Kuchen zu sich eingeladen. Ihr Vater war Schosse im Dorfe geworden, wenn auch nicht erster, doch zweiter oder Beiläufer, wie höhnend die Bauern dies ziemlich überflüssige Amt nannten. Seitdem war ihr Hochmuth noch größer geworden, und seit Käthe auf der Rothen Mühle wohnte, also eine gefürchtete Nebenbuhlerin entfernt war, zweifelte sie nun auch nicht mehr an dem Gelingen. Der Lehrer merkte die Absicht, und das machte ihn maßleidig. Ohnehin gefiel ihm das Mädchen nicht. Sie hatte jüngst einmal über Rosel's männliche Thätigkeit bitter gespottet, als eben Franz bei ihrem Vater war.

Dem jungen Manne ging ein Stich durch das Herz, denn des reichen Mädchens Uebermuth leuchtete aus jedem Worte hervor. Er ließ sie ausreden; dann aber hob er an, dies Verfahren zu züchtigen, indem er das Edle in Rosel's Thun ins Licht stellte. Nachdem er gezeigt, wie sie das Alles in aufopfernder Kindesliebe für ihre Eltern thue, deren Lage ohne sie eine trostlose sein würde, schloß er mit dem Bemerken, daß das vortreffliche Mädchen eine so schiefe und harte Beurtheilung durchaus nicht verdiene, sondern unbestreitbare Achtung von Jedem, der sie kenne.

Es war ihm bei dieser Vertheidigung der Unschuld und Rechtfertigung kindlicher Treue warm ums Herz geworden und das Lob Rosel's war feurig von seiner Lippe geströmt. Er hatte auf ihr züchtiges, stilles Leben hingewiesen und damit eben hin und wieder einen wunden Fleck berührt, ohne daß er es gewollt. Als er endlich schwieg und Lieschen nicht nur mit tiefer Beschämung unter sich blickte, sondern mit Neid und Aerger wahrnahm, wie hoch das Mädchen in des jungen Mannes Achtung stand, schwoll ihr Herz

voll Zornes und voll Bitterkeit, und ſie verlangte von ihrem Vater, nach des Lehrers Entfernung, er ſolle dem Mohr die hundert Gulden ſofort aufkündigen. Die vortreffliche Tochter, meinte ſie, werde ja das Geld ſchon herbeiſchaffen. Sie hoffte ein rechtes Ungemach dem Mädchen zu bereiten und ihre Noth vor dem Lehrer recht aufzudecken.

Wie Arnold Kunde von dieſer Unterredung in Martin's Haus gewonnen, weiß ich nicht, fuhr Schmiedjakob fort, aber das weiß ich, daß er Alles brühwarm hinüber zu Mohr's trug, denn es galt ja ſeinem lieben Pathchen und zeigte, wie der junge Lehrer von ihr dachte. Mohr und ſeine Frau freuten ſich. Roſel ging weg, aber als ſie in ihrem Kämmerlein ſaß, legte ſie den Arm auf den Tiſch, ihr Antlitz darauf und ein Thränenſtrom machte dem Herzen Luft und ſie wußte doch nicht warum, und Thränen des Leides waren es auch nicht.

Noch nicht acht Tage ſpäter entlud ſich das Ungewitter, das Lieschen in ihrem Zorne heraufbeſchworen. Der ſchwache Vater folgte dem Kinde, und der Gerichtsvollzieher kündigte die Forderung kurzweg auf mit der Drohung der alsbaldigen Einklagung.

Todesschrecken brachte diese Geschichte in das kleine Häuslein, wo allmählich wieder Friede einzukehren anfing mit der fortschreitenden Genesung der Eltern. Rosel selbst eilte zu Martin's, um Ausstand zu bitten, aber mit schneidenden Worten wies Lieschen die Arme zurück, die trostlos heimkehrte.

Das war zuviel für den armen Vater. Ein Blutsturz kam über ihn und brachte ihn an den Rand des Grabes. Da kam dann ein Schlag auf den andern, und nur der Glaube an Gottes Erbarmung hielt das trostlose Mädchen aufrecht.

Als Lieschen von dem Jammer hörte, erschrak sie zwar, aber es lag dennoch in ihrer Seele eine Genugthuung. Kein Feuer brennt wilder als verschmähte Liebe. Eine Ahnung

sagte ihr, daß Rosel's Schönheit, daß ihre schöne Handlungsweise des Lehrers Herz gewonnen habe. Darum haßte sie sie tödtlich. Sie zu zertreten, lechzte ihr Herz.

Arnold kam zu ihrem Vater und stellte ihm mit ernsten schweren Worten seine Unmenschlichkeit vor. Martin war geneigt, Alles rückgängig zu machen. Kaum aber war Arnold hinweggegangen, als Lieschen wie eine Rasende hereinstürzte und verlangte, daß ihr Vater vorangehe, ohne Schonung und Mitleid. Auch jetzt siegte das Mädchen und der schwache Martin war umgewendet. Er klagte Mohr, den todtkranken Mann, ein. Das ganze Dorf war empört; aber Niemand, als der junge Lehrer, ahnte den geheimen Zusammenhang.

Warum bin ich arm, rief er ſchmerzvoll aus, daß ich nicht helfen kann dieſen ſchuldlos Verfolgten, an deren Leid ich am Ende die Schuld trage? —

Arnold, der treue Nachbar und Freund, half in dieſer Noth. Er eilte in die Stadt zu Frau Holderbach; ſchilderte ihr die Lage der leidenden Familie und erhielt ohne Weiteres das Geld, um die Pfändung abzuhalten.

Er eilte zu Martin.

Du haſt dein Wort ſchön gehalten, ſagte er ſtrafend, das du mir gegeben. Möge dir Gott das Leid vergeben, das du über die Armen gebracht haſt. Hier iſt dein Geld! Lieschen ſaß dabei. Sie fuhr empor, als Arnold das Geld auf den Tiſch warf, daß es im Säcklein klirrte.

Woher hat denn Roſel das Geld gekriegt? fragte ſie biſſig?

Roſel? fragte Arnold, dem in dieſem Augenblicke ein Licht aufging. Roſel geht das nichts an. Es iſt Sache ihres Vaters, ob es gleich ſcheint, daß der Stich ihr galt. Nun, du kannſt dich beruhigen, du mitleidiges Mädchen, fuhr er fort, ſie hat es nicht geſtohlen, ſondern ich habe es ihr ausgemacht und auf des Kindes treues, ehrliches Geſicht iſt es dargeliehen von Menſchen, die keinen Haß gegen ſie tragen! Lieschen ſchwieg und ſah kreidebleich auf ihren Faden, den ſie anknüpfen mußte, weil ſie ihn in innerer Aufregung zerriſſen hatte.

Martin biß ſich in die Lippe, gab die Schuldverſchreibung heraus und ordnete Alles.

Als Arnold weggegangen war, wandte er ſich zu Lieschen. Du bringſt noch zu der Schmach den Zorn Gottes über uns! rief er aus und — das iſt nicht der Weg, des Lehrers Liebe zu gewinnen. Sieh zu, was du gethan haſt.

Er ging hinaus, und es war gut, daß er ging, denn er hätte eine unkindliche Rede von ſeinem verzogenen Töchterlein hören müſſen.

Frau Holderbach hatte den Arzt geſendet, aber er kam leider zu ſpät. Ein erneuerter Blutſtrom hatte das Leben eines gottesfürchtigen, treuen Mannes geendet.

IV.

Nie war der junge Lehrer tiefer ergriffen, als in der Stunde, da er Mohr's Leiche vom Hause der Trauer zur stillen, letzten Ruhestätte begleiten mußte, denn hinter dem Sarge wankte Rosel wie eine geknickte Lilie; sie hatte keine Thränen, wie der tiefste Schmerz thränenlos ist; aber man konnte sie in ihrem tiefen Weh nicht ansehen, ohne daß es Einem das Herz umwendete. Die ganze Gemeinde folgte Mohr zu Grabe, nur Martin nicht, den Lieschen zurückhielt. Die Worte des Pfarrers ergriffen Alle. Er sprach nicht anzüglich auf des Reichen Härte gegen den Armen, aber Jeder fühlte es heraus, was seines Todes nächster Grund gewesen. Er hob das thätige, ächtfromme Leben des Mannes hervor und tröstete das leidtragende Kind, dessen Treue gegen ihre Eltern er aus tiefstem Herzensgrunde anerkannte.

Lieschen wüthete in ihrer furchtbar aufgestachelten Leidenschaft über diese Rede, wie über die Urtheile, die im Dorfe gefällt wurden. Sie war in einer steten Aufregung, die sie die alte Großmutter, die oben im Hause schon seit vielen Jahren gichtbrüchig daniederlag, und den Vater entgelten ließ. Ihre Hoffnungen auf des Lehrers Hand sah sie erbleichen, ihren Ruf gefährdet durch die letzten Ereignisse — das machte sie hart und immer leidenschaftlicher in ihrem Hasse gegen die schöne Rosel, die ihr doch nicht das Geringste zu Leide that und sie nicht einmal der Schuld an ihrem Unglücke zieh, und Arnold's Ausbrüche mit heißen Bitten und Thränen zurückdrängte.

Im Trauerhause war es noch stiller geworden. Die leidende Mutter war sehr schwach. Der Tod des Gatten war auch ihr ein Schlag, den sie nicht tragen zu können glaubte. Beide empfingen viele Beweise von Liebe und Theilnahme. Wie gerne hätte auch Franz die seine ausgesprochen; aber nun, wo nur die beiden weiblichen Personen im Hause waren, wagte er es nicht zu kommen. Und sein Herz zog ihn doch so mächtig hin! Rosel war ihm den ganzen Winter schier unsichtbar. Sie wich ihm überall aus.

War das Abneigung? fragte er sich, und sein Herz mußte nein sagen, denn einmal war er ihr begegnet, hatte wenige Worte mit ihr gewechselt, und ihr Blick war ja so mild, so freundlich gewesen, sie hatte ihm so warm für seine Theilnahme gedankt. Aber was war es denn? —

Schon lange drängte es ihn, dies Verhältniß zu einer Entscheidung zu bringen. Jetzt hielt ihn die Trauer zurück. Er fühlte es tief, nur mit Rosel könnte er glücklich werden, ohne sie war ihm das Leben leer. Als nun das Trauerjahr nahe zu Ende war, kam ein Ereigniß, das ihm seinen Frieden zu zerstören drohte, aber es machte auch allen Bedenken ein rasches Ende.

Ein junger braver Mensch aus dem Dorfe, der im Vermögen Rosel ziemlich gleichstand, kam von den Soldaten zurück. Seine Mutter war in seiner Abwesenheit gestorben und er mußte an die Gründung eines Hausstandes denken. Er warf sein Auge auf die schöne Rosel, über die im Dorfe, außer Martin's, nur Eine Stimme des Lobes gehört werden konnte. Sich ihr zu nähern, war unmöglich, da sie keinen Umgang hatte. Er wandte sich an Arneld, und dieser sah diese Verbindung gerne, da er an der mit dem jungen Lehrer darum zu zweifeln anfing, weil dieser keine Schritte that. Er wußte freilich nicht, welche Zweifel das Herz des Lehrers quälten, und daß es eine gewisse Blödigkeit, vielleicht die Angst war, Rosel's Abneigung klar hervortreten zu sehen.

Er nahm den Antrag Jakob's, so hieß der junge Mann, gerne auf, denn die Gelegenheit war nicht uneben und Jakob war sehr brav. Er sprach mit der Mutter heimlich, und diese meinte, Jakob sei ein guter Mensch, der sie, die Leidende, wohl menschlich behandeln würde. So stand denn Alles gut, bis auf Rosel's Erklärung. Was Jakob beabsichtige, war im Dorfe kein Geheimniß, und auch Franz erfuhr es. Eine tödtliche Angst ergriff ihn. Jetzt erst erkannte er, wie er das Mädchen lieb habe, da er in Gefahr stand, sie für immer zu verlieren. Ehe er jedoch zu einem entscheidenden Schritte kam, trat Arneld in Rosel's Kämmerlein, wo sie in der Bibel las, denn es war Sonntag Nachmittag.

Rosel erbleichte, denn sie ahnete, es handle sich um Etwas von großer Bedeutung, obgleich die Mutter mit keinem Worte der Sache gedacht hatte.

Arnold sagte ihr von Jakob's Wunsch und Bitte. Alles, was er für die Verbindung sagen konnte, trug er mit ehrlicher Offenheit und warmer Theilnahme vor.

Sie hörte ihn mit Ruhe an, mit einer Ruhe, die Arnold unbegreiflich war, ob er gleich wußte, daß in Rosel etwas ganz Absonderliches lag, was sie von allen Mädchen unterschied, die er je kennengelernt hatte. Sie sah ihn, als er geendet und um eine Erklärung und Antwort ersucht hatte, mit einem Blick an, der ihm in die Seele drang.

Pathe, sagte sie dann, saget dem Jakob, er wäre mir lieb und werth; aber ich müßte seinen Antrag abweisen, weil ich fest entschlossen bin, nicht zu heirathen. Mir ist von Gott mein Beruf gegeben. Ich will ihn erfüllen und meiner kindlichen Pflicht leben. Wie sollte es mit meiner armen Mutter werden, wenn ein Schwiegersohn ins Haus käme?

Ich muß ſie legen und beben. Könnte ich das, wenn andere Pflichten mich bänden? Dem Schwiegerſohne wäre ſie am Ende eine Laſt und Bürde, und nicht nur ſie, auch ich würde mich elend fühlen. Prüfet's ſelber, Pathe; könnt' ich's denn verantworten, meine arme, gute Mutter in eine ſolche Lage zu bringen? Und — beſſer ein armes Mädchen, als eine arme Frau! Damit will ich nicht ſagen, Jakob ſei mir zu arm, und ich warte auf einen Reicheren. Ich summa, ich heirathe nicht!

Aber, Kind, ſagte Arnold, den des Mädchens kindliche Treue rührte, wenn ich auch das, was du ſagſt, erkenne und ehren muß, bedenke, daß deine Mutter dir ſterben kann; daß du älter wirſt; daß am Ende du ein herbes Loos haſt im Alter. Eine ledige Perſon ohne ausreichendes Vermögen iſt doch im Alter übel dran!

Gott erhalte mir meine liebe Mutter, ſagte Roſel, und ihren Augen entriefelten Thränen. Ich will für ſie ſorgen, wie ſie einſt, als ich hilflos war, für mich ſorgte. Fürs Weitere laß ich Gott ſorgen. Noch bin ich jung und ſtark, und ich denke mit Gottes Hilfe mir ſoviel am Webſtuhl zu verdienen, daß ich meine Schulden tilge. Dann fehlt mir's bis zum Grabe nicht. Mein Wille ſteht feſt, lieber Pathe, quälet mich nicht! Es iſt Alles überflüſſig. Ihr kennet mich!

Der Pathe ſah, daß da Alles am Ende war, und ließ ab. Aber als er weg war, blickte ſie nach dem Schulhauſe hinüber und ſah in des Lehrers bleiches kummervolles Angeſicht. Sie erſchrak. Was mag ihm ſein? fragte ſie ſich nicht ohne tiefe Bewegung.

Ihm lag es ſchwer auf der Seele, was er freilich als bereits entſchieden nicht kannte. Er blieb noch länger in der Spannung, obwohl es bereits im Dorfe bekannt war, daß Roſel den Jakob abgewieſen hatte.

Im Dorfe bildeten ſich natürlich wieder Parteien. Martin's Lieschen ſagte giftig: Sie wartet auf den Schulmeiſter, die Vortreffliche, die alle Welt ſo hoch verehrt wie eine Dreiviertelsheilige, wenn nicht als eine Ganze. Unſer

frommer Herr Schulmeiſter, der ſich ſo warm ihrer annimmt, wird ſchon mit ihr im Bunde ſtehen und ihren demüthigen Hochmuth nähren. Aber wart', ich komme ſchon hinter die Schliche der Scheinheiligen! Andere verwunderten ſich und meinten, ſo ein armes Ding ſollte zugreifen. Ein Graf käme doch nicht nach Tiefengrund, um ſie zu freien. Wieder Andere, die die Gründe Roſel's würdigten, gaben ihr Recht und prieſen ſie.

Dem Lehrer fiel eine Laſt von der Seele, als er von Jakob's Körbchen hörte. Es kam wieder neues Leben in ihn. Nun wollte er handeln! — doch — ſelbſt? Dazu fehlte ihm der Muth. Aber wer ſollte für ihn handeln? Ihm fehlte in dieſem Punkte aller Muth, ſo feſt und männlich er anderweitig auch war. Sein Herz wies ihn an den Pfarrer, der in allen Lagen ſich als ein treuer, bewährter, in der Welle gefärbter Freund erwieſen hatte. Der ſchlug es ihm nicht ab, und ſo kam es auch nicht an die große Dorfglocke.

Als er aber am Abend, wie gewöhnlich, zu dem Pfarrer ging, fiel ihm das Herz in die Schuhe, weil er nicht wußte, wie er es einleiten ſollte.

Er ſah bewegt aus, und der Pfarrer merkte gleich, daß er Etwas auf dem Herzen habe, das nicht herunter wollte.

Iſt Ihnen Etwas paſſirt? fragte er theilnehmend.

Jetzt mußte er reden und faßte ſich ein Herz. Er ſprach von ſeinem troſtloſen Alleinſtehen in der Welt. Er habe eine Heimath und doch keine, ſagte er; hänge von Andern ab und brauche mehr, als wenn er eine Haushaltung hätte. —

Ja, ja, ſagte der Pfarrer, das iſt der Fluch des Junggeſellenſtandes, dem alle Gemüthlichkeit, alles Familienglück abgeht. Sie kommen, wenn Sie verheirathet ſind, weiter mit Ihrer Beſoldung, als ſo, das iſt außer Zweifel. So eine Frau weiß Alles einzurichten, zu ordnen und am rechten Orte zu ſparen. Unſer Einer tappt nur herum und zäumt in der Regel den Gaul beim Schwanze auf. Heirathen Sie, ich hätte es ſchon lange gewünſcht um Ihretwillen. Haben Sie ſich denn die Töchter des Landes nicht einmal angeſehen?

Der Lehrer erröthete.

Nun, fuhr der Pfarrer fort, ich will Ihnen einmal einige Mädchen vorschlagen, Martin's Lieschen —

Ich bitte, nennen Sie diesen Namen nicht! Denken Sie an den armen Mohr! Ich kenne den schauderhaften Zusammenhang! rief Franz aus.

Also doch? sagte der Pfarrer. Nun, so nenne ich Bergmann's Lenchen? — Ein ganz vortreffliches Mädchen. —

Sie nennen nur reiche Mädchen, Herr Pfarrer, sagte jetzt der Lehrer. Soll ich mich denn von meiner künftigen Frau ernähren lassen? Vielleicht setzt sie mir den Geldsack alle Tage neben den Teller. Dann wollte ich lieber hungern!

Sie haben Recht, sagte der Pfarrer darauf.

Auch — fuhr Franz fort, möchte ich mir Eine wählen, zu der ich eine aufrichtige Neigung hätte. —

Richtig, fiel ihm der Pfarrer ins Wort; aber warum sagen Sie mir denn nicht, daß sie schon Eine im Auge haben, zu der Sie Neigung tragen?

Franz wurde feuerroth. Es war ihm jusement so zu Muthe, wie damals, als er im Examen die kitzlichen Fragen des scharfprüfenden Herrn Schulrathes beantworten mußte, der ihm mit seinen schwarzen Augen durch die Brille in den tiefsten Grund der Seele blicken zu wollen schien. Grade so sah ihn jetzt der Pfarrer an, jedoch ohne Brille, und der ging auch, wenn er wollte, merdschari an das Kamisol, und dabei konnte er so gutmüthig schalkig lächeln, daß Einem vollends der Muth entsank. Dem armen Franz war es zu Muthe, als wäre sein Halstüchlein entsetzlich fest gebunden und es würge ihn schier — denn die Luft ging ihm bisweilen aus und alle Minute wechselte er die Farbe von Hochroth in Weiß und umgekehrt. Der Pfarrer merkte, wie es dem armen Schelmen zu Muthe sein mochte, der das Thürlein seines Herzens jetzt zum ersten Male erschließen sollte, das er bisher sorglich unter Schloß und Riegel möchte gehalten haben, und er bemitleidete ihn. Er lächelte also nicht mehr und sagte sehr treuherzig: Nun, lieber, junger

Freund, faſſen Sie doch einmal Vertrauen zu mir. Denken Sie, Sie redeten zu Ihrem lieben Vater!

Das ſchlug durch. Franz begann Muth zu faſſen. Er erzählte ihm das Zuſammentreffen mit Roſel auf der „ſchönen Ausſicht“ und am andern Morgen, und wie ſeitdem das Mädchen ihm ſtündlich theurer geworden ſei, und er keinen höheren Wunſch hege, als ſie zur Gefährtin ſeines Lebensweges zu erhalten. Ich weiß, ſagte er; wir ſind Beide arm; aber der Reichthum iſt nicht das Glück und auf Geldehen ruht meiſt der Fluch.

Als er ſich ausgeſprochen, reichte ihm der Pfarrer die Hand und drückte herzlich die ſeine. Das iſt eine Wahl, ſagte er, die alle Verſicherungen einer glücklichen Zukunft in ſich trägt und die Ihnen alle Ehre macht, lieber Binder. Ich wüßte kein Mädchen, mit dem ich Sie lieber möchte verbunden ſehen, als mit Roſel. Iſt es richtig gedeutet, was Sie mir von Roſel's Betragen an jenem Morgen geſagt, ſo zweifle ich kaum an ihrer Einſtimmung. Aber ich muß, als Ihr beſter Freund, Sie auf Roſel's häusliche Lage aufmerkſam machen. Sie bringt Ihnen als hauptſächlichſte Mitgift eine leidende, hilfsbedürftige Mutter, deren Leiden ſehr langwierig ſein können. Haben Sie bedacht, was das für eine angehende Familie ſagen will?

Der Pfarrer blickte forſchend in des jungen Mannes Augen und mochte vielleicht gedacht haben, er würde ſie jetzt niederſchlagen; aber Franz ſah ihn feſt und ruhig an, und mit einer gewiſſen Freudigkeit ſagte er: Ich habe Zeit genug gehabt, mir das Alles zurechtzulegen, denn ich kenne ja Roſel's Verhältniſſe genau. Roſel's Mutter werde ich als die meinige pflegen, denn ich kann ja die Kindespflicht an meiner leiblichen Mutter leider nicht erfüllen. Roſel's Vorbild wird mich leiten, das zu thun, was einem Kinde obliegt. O glauben Sie nicht, daß das eine Redensart ſei: es kommt aus dem Grunde meines Herzens. Sie wird einen Sohn an mir haben, der mit ihrer Tochter in kindlicher Liebe wetteifern wird, die Leiden zu mildern und die Tage des Alters ihr zu verſchönern. Gerne will ich mit Roſel für ſie

arbeiten, wirken und sorgen und mit ihr mich in der Mutter Pflege theilen.

Der Pfarrer hörte stille diese Ergießungen des Herzens mit an. Eine Weile noch schwieg er, dann aber sagte er mit aufrichtiger Rührung: Ich sehe es ein, Euch zwei hat Gott erwählt, ein Paar zu sein, das vorleuchte Vielen, wenn ich eine solche Aeußerung in meiner menschlichen Kurzsichtigkeit thun darf. Sie, mein lieber Binder, achte ich nun noch höher, als ich Sie bisher geachtet habe. Ohne Zweifel haben Sie schon mit Rosel geredet, und dies ist vielleicht der Grund, warum sie Jakob ein Körbchen gegeben hat? —

Jetzt aber erbleichte Franz wieder einmal gründlich. Er gestand dem Pfarrer, daß er seit jenem Morgen, da sie ihm den Trunk frischen Wassers gereicht, kaum mehr ein Wort mit Rosel gesprochen habe, die ihm überhaupt sichtbarlich und mit Absicht aus dem Wege gegangen sei. Das sei es, fuhr er fort, was ihn quäle.

Aus dem Allem, was noch Franz erzählte, zog der Pfarrer den richtigen Schluß, daß in dem jungen Manne eine mädchenhafte Blödigkeit und Schüchternheit vorwalte, die ihn abgehalten, irgend etwas zu thun, was ihn dem Mädchen habe näher bringen können. Er erkannte wohl, was im Hintergrunde der Seele Binder's für eine Bitte ruhe, und ob er gleich als Geistlicher nie die Hand zu ähnlichen Dingen geboten hatte, so erkannte er doch, daß er hier in den sauern Apfel beißen müsse.

Wissen Sie was, sagte er endlich, lassen Sie mich einmal die Sache in die Hand nehmen. Ich will mir's ruhig überlegen, wie ich es am besten anfasse, und dann —

Der Pfarrer hatte noch nicht ausgeredet, als ein hellgellender Schrei sie aufschreckte. Beide eilten an das Fenster, stießen den Laden zurück — und — eine Feuersäule, die sie im Unterdorfe aufsteigen sahen, lähmte sie fast für einen Augenblick; aber auch nur für einen Augenblick. Der Pfarrer sammelte sich zuerst. Schnell nach dem Glockenthurme! rief er dem Lehrer zu, der auch zugleich Glöckner war und zu stürmen hatte. Franz flog nach seiner Wohnung, holte die

Schlüssel, und bald wimmerte die Brandglocke mit ihrem schauervollen Rufe in die Nacht hinaus, während von allen Seiten die Menschen nach der Stätte des Unglücks stürzten.

Ziemlich lange zog der junge Mann mit Aufbieten aller Kräfte die Glocke, um ferne Hilfe herbeizurufen; allein es drängte ihn zur Brandstätte, um retten zu helfen.

Als er aus dem Glockenthurme herausstürzte, blickte er in eine furchtbare Lohe. Dort, im Unterdorfe nämlich, waren fast alle Häuser und Nebengebäude noch mit Streh gedeckt. Freilich standen die Häuser nicht enge zusammen, und es lagen Gärten und Wiesenplätze dazwischen, aber der Wind hatte sich erhoben und konnte leicht die Strohbüschel weiter tragen und mit ihnen das Feuer, und es mangelte überhaupt an Wasser. Bei wem es brannte, wußte Franz nicht, denn er konnte sich jetzt kaum zurechtfinden. Ueber Stock und Stein stürzte er der Brandstätte zu. Hier herrschte das wildeste Getöse, die größte Unordnung. Das Prasseln der Flammen, das Krachen der Balken, das verworrene Schreien der Menschen, das geängstete Brüllen der Rinder, die theils schon auf dem Felde umherirrten, theils noch in den Ställen der Befreiung harrten, das Alles bildete ein durch einander wirrendes Getöse, zu dem sich das Sturmgeläute zweier naher Dorfschaften gesellte, das ihm jedoch die beruhigende Gewißheit gab, daß man die Noth kannte und den Hilferuf weitertrug. Mit wenigen Sätzen war er auf der Brandstätte und erkannte jetzt erst, daß es Martin's Gehöfte war, das zuerst in Flammen stand, die aber bereits zwei benachbarte Häuser und Scheunen ergriffen hatten. Alles lief wild durch einander. —

Die Erste, welche er erblickte, war Rosel. Sie riß eben die Thüre eines brennenden Stalles auf, drang muthig hinein und löste das Vieh von den Ketten, während schon brennender Estrich herabfiel.

Komm heraus, Roselchen, rief er bebend für das theure Mädchen, du bist ja des Todes!

Gottes Hand ist über mir! rief sie. Wer könnte die armen Thiere leiden sehen?

Er ſprang zu ihr in den Stall und half die Thiere löſen.

Um Gotteswillen, bitt' ich, laßt mich allein hier handeln und eilt zu den Spritzen! Es iſt keine Ordnung. Helfet, ſonſt brennt das halbe Dorf ab:

Ich weiche nicht von dir, rief er. Du könnteſt Noth leiden!

Sie ſchwieg, als aber das letzte Thier los war und hinauseilte, da krachte die Decke. Mit ſtarkem Arm ergriff er das Mädchen und riß ſie zur Thüre, und kaum war ſie im Freien, ſo brach der Stall in Rauch, Flammen und Funken zuſammen.

Gottlob, daß ich zur guten Stunde kam! rief er aus.

In dieſem Augenblicke vernahmen Beide einen gellenden Angſtſchrei. Es war Lieschen, die ihn ausſtieß.

Was iſts? fragte Roſel.

Ach, die Großmutter verbrennt! ſchrie das Mädchen. Sie hatte ihre Kiſte mit Putz gerettet, aber an die Mutter ihres Vaters, die im oberen Geſchoſſe des brennenden Hauſes, an allen Gliedern gelähmt, daniederlag, ohne ſich ſelbſt helfen zu können, hatte ſie nicht gedacht. Selbſt Martin gedachte ihrer nicht, wohl aber ſeines Mammons. Wo iſt ſie? fragte raſch die entſchloſſene Roſel.

Auf der Düne (im obern Stocke) ſagte Lieschen, im Aufenthaltsſtübchen, links! Rettet ſie um Gotteswillen! Sie aber rührte ſich nicht von der Stelle. —

Ohne ſich zu beſinnen, eilte Roſel in die Thüre des lichterlohe brennenden Hauſes. Mit ihr zugleich Franz. Aber des Mädchens Hand drängte ihn dort zurück. Um Gotteswillen zurück! rief ſie angſtvoll. Ihr kennet das Haus nicht und kommet um! Ich bin bekannt hier und finde ſie leicht! —

Heraus! riefen draußen viele Stimmen, das Gebälke kracht! Das Dach bricht ein!

Aber wie ein Vogel flog Roſel die Stiege hinan. Franz ſah ſie ſchon nicht mehr. Flammen züngelten überall; der Rauch quoll in Maſſen aus dem Hauſe.

Rosel! meine Rosel! rief Franz in der Angst des zehnfachen Todes und eilte ihr nach, die Stiege hinauf. Als er aber den Absatz erreichte, wo sich die Stiege nach rechts einbog, da kam sie schon wieder herab und trug die ohnmächtige Frau auf ihrer Achsel.

Sie sah ihn.

Zurück, zurück, rief sie, sonst bricht unter uns die Stiege. Er wich zurück und lehnte sich wieder das schon brennende Geländer des Absatzes, weil er nicht schnell genug hinab konnte. Aber das Geländer brach mit ihm und er stürzte rücklings hinab.

Rosel stieß einen Angstschrei aus und wäre schier zusammengebrochen mit ihrer Last, denn sie hatte ihn hinabstürzen sehen. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft, erreichte sie die Thüre, übergab die Ohnmächtige Andern und rief: Traget sie zu meiner Mutter! Und auf der Stelle stürzte sie wieder in das brennende Haus, das nun auch überall im Innern aufkohete. Niemand begriff das Mädchen, denn nur die Wenigsten hatten den Lehrer in den Qualm ihr nacheilen sehen. Ein Schrei des Entsetzens löste sich aus Aller Munde, als sie nochmals in der Thüre verschwand. Mehrere Männer eilten ihr nach; aber schon nahe der Thüre begegneten sie ihr. Sie trug den leblosen jungen Mann, und als sie eben vor die Thüre kam, brach Dach und Fach zusammen — sie aber sank unter ihrer Last zur Erde. Sie erlag der übermenschlichen Anstrengung ihrer Kräfte, der auf's Höchste gesteigerten, inneren Erregung ihres ganzen Wesens.

Gerade als dies geschah, eilte der Pfarrer herbei, der mühsam endlich Reihen gestellt und die Spritzen so aufgestellt hatte, daß man der Hoffnung Raum geben konnte, des Feuers Herr zu werden.

Er sah die Ohnmächtigen und ließ beide in sein Haus tragen. Mittlerweile waren denn aus der Nähe und Ferne helfende Schaaren gekommen, die willig sich des Pfarrers weisen Anordnungen fügten. Die Spritzen hatten nun Wasser genug, und arbeiteten rastlos. Martin's Gebäude lagen in Schutt und auch das nächste Nachbarhaus brach

in sich zusammen. Nur ein drittes brannte noch in voller Macht. Dorthin lenkte sich die Thätigkeit der Hilfeleistenden, und ehe eine Stunde angestrengter Arbeit vorüber war, gewann man die frohe Gewißheit, daß dies dritte Haus fast ganz gerettet und dem Weiterumsichgreifen des Feuers Grenze gesetzt war. Daß kein Menschenleben beklagt wurde, verdankte man Rosel's aufopfernder Menschenliebe; daß kein Thier den schrecklichen Flammentod hatte sterben müssen, war ihr Werk; denn alle Uebrigen hatten den Kopf verloren und suchten nur Martin's Geräthe den Flammen zu entreißen, was aber nur in einem äußerst geringen Maße der Fall war.

Das Unglück war dennoch groß. Außer dem Wenigen, was man gerettet, war Alles ein Raub der Flammen geworden, besonders die ganze Ernte des Jahres. Glücklicher waren die beiden anderen Familien gewesen, die durch die Treue ihrer Mitbürger das Meiste hatten retten können. Aber es war noch die Zeit, wo die Wohlthat einer geordneten Feuerversicherung unbekannt war, und so war Nichts von Allem, was in Trümmer lag, versichert.

Allgemein pries man Rosel's Thätigkeit und Aufopferung. Sie hatte ihrem Gefühle genügt, die geängstete Creatur zu retten, und großen Schaden abgewendet; aber sie hatte mit Preisgebung des ihrigen zwei Menschenleben gerettet, das überragte Alles. So groß die allgemeine Anerkennung war, in Einem Herzen gehr die ruhelose Leidenschaft. Lieschen hörte mit Grimm dies allgemeine Lob; sie hatte gesehen, wie Franz Rosel nachgestürzt war in den brennenden Stall, wie er sie herausgerissen und vom sichern Tod errettet; sie hatte seinen Angstruf: Rosel, meine Rosel! gehört und die Wuth der rasendsten Eifersucht wühlte in ihrem Herzen. Was Rosel ihr gethan, das galt ihr nichts. Und jetzt, wo das Herz ganz andern Gefühlen offen sein sollte, gebar es einen Racheplan, so teuflisch, wie man ihn einem zarten, weiblichen Herzen nimmermehr hätte zutrauen sollen. —

Der Pfarrer, der überall ordnend, rettend, tröstend zur Hand war und für's Erste nur für die Bannung der Feuersbrunst besorgt gewesen war, traf jetzt im Gedränge der

immer noch zuströmenden entfernteren Hilfe den Arzt aus der Stadt, einen ihm eng befreundeten, sehr menschenfreundlichen Mann. Dringendst bat er ihn, zu dem alten Mütterchen in Rosel's Hause, dann zu den beiden Verletzten in dem seinigen zu gehen, wo gewiß seine Hilfeleistung nöthiger und wohlthätiger sein möchte, als auf der Brandstätte. Er begleitete ihn zuerst zu Rosel's Hause. Man hatte die Gerettete zu Rosel's leidender Mutter gelegt, und helfende Frauen hatten sie wieder ins Leben gebracht. Der Arzt fand sie unverletzt und fürs Erste seiner Hilfe nicht dringend bedürftig. Desto bedenklicher aber erschien ihm der Zustand der Mutter Rosel's.

Schon seit dem Tode ihres Mannes, mit dem sie eine lange und sehr glückliche Ehe geführt hatte, schien das Lämplein ihres Lebens immer schwächer zu glimmen. Es war ein Heimweh in ihrem Herzen erwacht, dort zu sein, wo der zum Frieden eingegangen war, mit dem ihre Seele aufs Innigste verbunden und verwachsen, und ihre Kräfte sanken täglich tiefer, ohne daß Rosel es zu bemerken schien. Arnold und seine Frau bemerkten das wohl, aber sie konnten es nicht über sich gewinnen, der guten Tochter, die mit so voller Liebe an ihrer Mutter hing, die Augen zu öffnen und die Täuschung zu zerstören, in der sie lebte. Nun hatte der unermeßliche Schrecken auf die Leidende aufs Stärkste eingewirkt.

Rosel war, die Mutter beruhigend, hinweggeeilt, um den Unglücklichen zu helfen. Die Kranke hörte das erschütternde Sturmläuten, den unvermeidlichen Lärm und das Geschrei der Löschenden und Helfenden, das Vorüberrollen der fremden Feuerspritzen. Sie sah die Tagesbelle draußen, und der marternde Gedanke, das Feuer könne auch ihr Häuschen ergreifen, ließ sie nicht aus der Angst kommen, die sich von Augenblick zu Augenblick steigerte.

Um sich selbst zu überzeugen, wie es stehe, kroch sie aus ihrem Bette und schleppte sich zum Fenster. Ein kalter Wind hatte sich erhoben, und ergriff die Kranke so recht durch das offene Fenster. Angst und Frost überfielen sie mit

aller Macht, und kaum vermochte sie sich wieder in das Bett zu schaffen, so zitterte sie. Dem Froste folgte eine brennende Gluth. Ein heftiges Fieber begann sie zu beherrschen, und ihre letzten Kräfte mit Riesenstärke anzugreifen. So fand sie der Arzt in einem Zustande, der ihre baldige Auflösung befürchten ließ, wenn nicht schnelle Hilfe geschafft werden konnte.

Das sagte er dem erschreckenden Geistlichen.

Thun Sie, was Sie vermögen, bat dieser. Das Loos des vortrefflichen Mädchens wäre zu hart, wenn sie nun auch die Mutter verlieren sollte.

Der Arzt eilte mit dem Pfarrer nach seinem Hause und verordnete das Nöthige, ehe er selbst zu Rosel ging, und der Pfarrer eilte hinweg, einen Eilboten auf seine eigenen Kosten nach der Stadt zu senden, die Arzneien schnell zur Stelle zu schaffen.

Unterdessen war der Arzt in das Zimmer getreten, wo Rosel im Sessel des Pfarrers lehnte und die Pfarrerin bemüht war, auf ihre Brandwunden Aufschläge zu machen, wie solche als bewährte Hausmittel in ähnlichen Fällen von ihr pflegten angewendet zu werden.

Rosel war an dem Unglücksabend nur leicht bekleidet gewesen, namentlich trug sie kein Mützchen oder Jacke, sondern die Arme blos vom Ellenbogen bis zur Hand. Da konnte es kaum anders kommen, als daß sie sich beide Arme heftig verbrannte. Der Doctor fand indessen, so schmerzhaft auch diese Wunden waren, nichts zu verordnen nöthig, da die Mittel, welche die Pfarrerin angeordnet, zweckmäßig waren.

Desto schlimmer aber stand es um den jungen Lehrer. Er lag in den heftigsten Schmerzen im Nebenzimmer und stöhnte laut. Im Herabstürzen von dem Treppenabsatz hatte er das linke Schlüsselbein gebrochen und sich außerdem nicht unerheblich am Kopf und an anderen Körpertheilen verletzt. Der Arzt eilte zu ihm und richtete den Bruch des Schlüsselbeins ein, legte die nöthigen Verbände an und verordnete [illegible] Aufschläge, die unausgesetzt gemacht werden müßten.

Als er mit seiner Arbeit fertig war, trat er zu Rosel, deren Thränen unaufhaltsam flossen. Sie galten nicht ihren Schmerzen, obwohl sie groß waren, denn das starke Mädchen konnte eigenes Weh tragen und überwinden, sondern dem Zustande des verletzten jungen Mannes. Der Arzt beruhigte sie, daß eine schnelle Heilung eintreten werde, da die Schmerzen schon jetzt aufgehört hätten; aber er suchte sie auf eine zarte Weise zu bewegen, mit ihm zu ihrer Mutter zu gehen, die der Schrecken angegriffen und deren Sorge um sie ihr nur nachtheilig sein konnten.

Rosel sprang auf. Ach, wie konnte ich sie auch vergessen? rief sie vorwurfsvoll gegen sich selbst aus, und folgte dann dem Arzte zu ihrer Mutter.

Rosel erkannte schnell, daß ihre Mutter sehr krank sei, und ihr Schmerz ließ sich kaum beherrschen. Der Arzt, der vom Pfarrer viel von dem trefflichen Mädchen gehört hatte, nahm einen lebhaften Antheil an der Familie und blieb bei der Kranken, bis die Arznei aus der Stadt kam. Das währte aber sehr lange und die Kranke wurde stündlich schwächer und — der Arzt konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß der Erfolg der Arznei ein sehr zweifelhafter sein würde. Er trug darauf an, Martin's Mutter anderswo zu betten, und Rosel gab willig ihr eigenes Bett dazu her, indem sie nicht zugab, die leidende Alte aus dem Hause zu bringen, nach der Sohn und Enkelin nicht einmal zu sehen kamen.

Erst nahe dem jungen Tage kam der Bote mit der Arznei zurück, aber es war zu spät. Ehe die Sonne durch den dichten winterlichen Nebel brach, hauchte in des Kindes Armen die Mutter, sie segnend, ihren Geist aus.

Das Leid, den tiefen Schmerz Rosel's Euch zu schildern, halte ich mich überhoben, sagte der alte Schmiedjakob. Sie hing ja mit voller Seele, mit dem ganzen Reichthum ihrer kindlichen Liebe an der theuern Mutter, die ihr letztes theures Wesen war, das sie besaß. Aber wie tief sie auch gebeugt war, trostlos war sie nicht. Zu tief ruhte in ihrem gläubigen Gemüthe der reiche Schatz der Religion, als daß sie

hätte des Troſtes ermangeln können, den ihr der treue Seelſorger mit väterlicher Liebe ſpendete. Arnold und ſeine Frau kamen nicht von ihr, und alle Bewohner des Dorfes bezeugten ihr eine rührende Theilnahme. Am Tage des Begräbniſſes kam Frau Holderbach in einem Wagen aus der Stadt, ihrer treuen Dienerin die letzte Ehre zu erweiſen. Sie wollte am Abend Roſel mit ſich nach der Stadt nehmen, und der Pfarrer rieth angelegentlich dazu; allein Roſel lehnte es dankbar ab. Sie habe die heilige Pflicht, für Martin's alte Mutter zu ſorgen, ſagte ſie, und in ihrer Pflege finde ſie eine Thätigkeit, die ihr Leid mildere.

Man mußte ihr nachgeben, und ſie blieb; aber Arnold und ſeine Frau ließen ſie nicht allein, zumal ihre Brandwunden ſorgfältige Behandlung nöthig machten, da eine heftige Entzündung eingetreten war. Eins aber verſchwieg das Mädchen. Wie hätte ſie ſich entfernen können, ſo lange Franz litt? Hier hörte ſie doch ſtündlich, wie es ihm erging. — Ach, hätte ſie ihn pflegen können und dürfen, wie glücklich würde ſie ſich geprieſen haben? Aber ihr feines Gefühl litt das nicht, und die Pfarrerin war eine ſorgſame Krankenwärterin, in deren Pflege ſie ihn wohl beſorgt wußte.

V.

Die Urſache eines ſolchen Brandes aufzuklären, iſt Pflicht der Gerichtsbeamten, zumal hier keine zu Tage lag. Der Brand mußte in dem Stall entſtanden ſein, denn dies Gebäude mit dem darüber befindlichen Orte der Aufbewahrung des Heues und Strohes war zuerſt in Flammen geſehen worden, obgleich das Feuer ſich in reißender Schnelligkeit dem Wohnhauſe und der Scheune mitgetheilt hatte, deren Strohdächer mit dem des Stalles in naher Verbindung ſtanden.

Das Gericht kam an dem Tage, da Roſel's Mutter zu Grabe gebracht worden war.

Es vernahm zuerſt die Hausbewohner. Martin wußte durchaus keinen Grund anzugeben. Um acht Uhr Abends

war er im Hofe geweſen, hatte aber nicht die geringſte Spur entdeckt, die ihn hätte beunruhigen können. Im Hauſe brannte nur Ein Licht, und zwar in der Wohnſtube, wo Lieschen und einige Nachbarinnen ſpannen. Um neun Uhr hatte Lieschen eine Oellampe, wie man ſie in Küche und Haus zu gebrauchen pflegt, angezündet, um in den Keller zu gehen, und einige Aepfel von der Horte für die Spinnerinnen zu holen. Als ſie zurückkam, brannte der Stall ſchon, und ſie brachte zuerſt die Schreckenskunde.

Lieschen wurde nun vernommen. Sie ſagte aus, daß ſie in den gewölbten Keller unter dem Wohnhauſe gegangen ſei, deſſen Thüre neben der Hausthüre ſich befinde, weit von dem Stalle, der mit ſeiner Hinterſeite an den Pfad ſtoße, welcher aus dem Oberdorfe zum Brunnen führe. Alles ſei dunkel und ſtille geweſen; aber ſie habe zwiſchen dem Hauſe und dem Stalle, wo ſich ein ſchmaler Durchgang nach dem genannten Pfade befinde, Jemanden wiſpeln hören. Darauf habe ſie ihr Licht in den Hausflur geſtellt und ſei zuerſt nach dem Pfade gegangen. Da habe ſie geſehen, wie Mehr's Roſel, die eine Laterne unter ihrer Schürze verborgen habe, eiligſt gegen die Kirche hingelaufen ſei, wo ihr Häuschen liege, und in demſelben Augenblicke habe das Vieh im Stalle gebrüllt. Sie habe nichts Arges geahnet, ob ihr gleich Roſel's Benehmen ſehr verdächtig vorgekommen, und ſei in den Stall getreten, um nach dem Vieh zu ſehen. Dort ſei Alles in Ordnung geweſen, und ſie ſei wieder dem Hauſe zugegangen, um die Aepfel, die ſie in der Schürze getragen, auszutheilen unter die Nachbarinnen und Freundinnen, die mit ihr die Spinnſtube hielten. In dem Augenblick aber, wo ſie die Schwelle betreten und das am Boden ſtehende Licht habe aufheben wollen, habe ein ſeltſames Brüllen, wie von einer heftigen Flamme, ſie aufmerkſam gemacht. Sie habe ſich umgedreht und — die hausbohe Flamme ſei aus dem niedern Strohdache des Stalles, da, wo der Pfad vorüberführe, aufgeſchoſſen. Voll Schrecken ſei ſie mit dem Rufe: Es brennt in unſerm Stalle! in das Zimmer geſtürzt. Weiter wiſſe ſie nichts zu ſagen.

Befragt, ob sie Grund habe zu glauben, daß Rosel das Feuer gelegt, antwortete sie mit Achselzucken: gesehen habe sie es nicht; könne also auch eine völlige Beschuldigung nicht aussprechen; aber sie stehe seit längerer Zeit nicht gut mit der Rosel, und sie habe es vielleicht durch harte Aeußerungen über das Mädchen selbst verschuldet.

Rosel aber habe doch, fuhr der Beamte fort, ihre Großmutter mit Preisgebung ihres eigenen Lebens gerettet, und verpflege sie seitdem, ob sie gleich sehr arm sei; sie habe ihren ganzen Viehstand vom Verbrennen gerettet, das sei außer Zweifel und widerspreche doch geradezu einem solchen Verdachte.

Lieschen wurde ein wenig verwirrt, aber sie sammelte sich schnell und sagte: Es sei ihr leid, daß sie bis jetzt ihre Großmutter habe in Rosel's Hause lassen müssen; sie habe aber nun Fürsorge getroffen, sie unterzubringen bei einer Familie, wo sie wohl versorgt sei, denn sie wolle sie nicht im Hause ihrer erbitterten Feindin lassen. Was aber die Rettung des Lebens ihrer Großmutter und die ihres Viehes betreffe, so habe, wie es ihr erscheine, Rosel ihr Gewissen geschlagen, und sie habe dadurch es wohl beruhigen wollen.

Der Richter war Einer von denen, die in jedem Menschen einen Spitzbuben sehen, so lange das Gegentheil nicht erwiesen ist. Er schöpfte selbst Verdacht gegen Rosel und ließ sie holen.

Ein Todesschrecken durchrieselte das Mädchen, als der Gerichtsdiener sie berief.

Der Richter fragte sie mit der vorgefaßten Meinung, und Rosel antwortete verwirrt und wollte die Ursache, warum sie die Laterne verborgen und davongelaufen sei, nicht recht aussprechen; endlich sagte sie, es sei ihr ein Bursche in den Weg getreten und ihr auch nachgegangen, als sie für ihre kranke Mutter, auf deren Verlangen, spät noch einmal Wasser mit dem Kruge frisch am Brunnen im Unterdorfe habe holen wollen. Um sich ihm zu entziehen, habe sie die Laterne unter der Schürze versteckt und sei dann durch das Dorf zum Brunnen gegangen.

Alle diese Antworten waren übrigens nicht klar, nicht bestimmt, und bei der Verwirrung Rosel's schöpfte der Richter noch größeren Verdacht; sie leugnete etwas von harten Aeußerungen über sie selbst, die Lieschen wollte ausgesprochen haben, zu wissen; sie hatte kein Feuer am Stalle bemerkt, und wußte auch die Stunde nicht anzugeben, wann sie habe an den Brunnen gehen wollen, glaubte aber, es sei weit früher gewesen, als der Richter sage, denn sie sei längst zu Hause gewesen, als sie den Feuerruf gehört. Den Gang durchs Dorf aber habe sie unternommen, weil sie auf dem hinter den Häusern herführenden Pfade durch die Gestalt eines Mannes erschreckt worden sei. Wer es gewesen, könne sie nicht sagen.

In Rosel's Aeußerungen war Manches ungewiß und unsicher. Einen Eid hatte sie nicht geleistet, darum verschwieg sie, daß es Jakob gewesen war, der sie erwartet hatte, da sie öfters am Abend noch der Mutter frisches Trinkwasser auf diesem näheren Wege zu holen pflegte. Des Richters Kreuz- und Querfragen, die auf einen heillosen Verdacht schließen ließen, machten sie vollends und völlig verwirrt.

Der Richter entließ sie endlich mit der Auflage, zu Hause zu bleiben, weil er sie wahrscheinlich noch einmal werde vernehmen müssen.

Lieschen wurde nun Rosel's Protokoll vorgelesen. Sie stellte in Abrede, eine männliche Gestalt gesehen zu haben. Freilich sei es sehr dunkel gewesen, und sie würde Rosel nicht erkannt haben, wenn nicht der Wind einmal die Schürze von der Laterne gewebet hätte. Sie suchte Alles, was Rosel etwa zu ihrer Entlastung gesagt, zu vernichten, was ihr um so leichter gelang, als Rosel's Verwirrung allerdings des Richters Verdacht geschärft hatte. Soviel Mühe sich auch der Richter gab, den Burschen herauszufinden, den Rosel auf ihrem Wege gefunden haben wollte, weil möglicherweise auch dieser die Ursache des Brandes gewesen sein konnte, so gelang dies doch nicht. Alle anderen Zeugen sagten nur bekannte Dinge aus.

Die, welche, wie es sich später herausstellte, die Wahrheit wußten, wurden nicht berufen, Zeugniß abzulegen, und hielten

zurück, selbſt hervorzutreten, weil ſie nicht ahneten, wie ſich über Roſel's ſchuldloſem Haupt ein verderbendrohendes Wetter ſammele.

Obgleich der Richter im Dorfe bleiben mußte, um noch weitere Zeugenausſagen zu erheben, ließ er am Abend Roſel verhaften und zur Stadt führen. Er gebrauchte dieſe Rückſicht für das Mädchen, von dem er anderweitig viel Gutes gehört hatte.

Roſel war tief erſchüttert; aber ſie ging ruhig, wie das Lamm zur Schlachtbank, durch die dunkeln Gaſſen des Dorfes. Ihr Herz war ja frei, frei, wie nur Eins ſein konnte. Sie blickte vertrauensvoll zum Himmel auf, und in die Hand des Herrn legte ſie Alles, was ſie beugte; aber das Menſchenherz bleibt ja doch ein verzagt Ding, wie die Schrift ſagt, wenn auch die andere Bezeichnung, nämlich die, daß es ein trotzig Ding ſei, bei Roſel keine Anwendung fand. Die Schmach, als Gefangene, als eines ſchauderhaften Verbrechens verdächtig in das Gefängniß abgeführt worden zu ſein, war ihr denn doch eine Bürde, die ſie nicht abſchütteln konnte, ſo wenig, als ſie jetzt noch die volle chriſtliche Sammlung gewonnen hatte, ſie mit völliger Ergebung, in Demuth zu ertragen. Es war eine furchtbare Nacht, die ſie auf dem Gange nach der Stadt und in den dunkeln Mauern des Gefängniſſes verlebte! — Unter Thränen und Gebeten brachte ſie ſie hin; aber die Stunden ſchlichen träge herum für die Unglückliche. Der Kampf ihrer Seele dauerte lange, bis ſie ihn ſiegend hinter ſich hatte; dann aber kam Ruhe in ihre Seele, und ſie harrte der Hilfe des Herrn voll Glaubens.

Als durch Arnold noch am Abende und dann durch mündliche Mittheilung die Nachricht durchs Dorf lief, Roſel ſei von Lieschen der Brandſtiftung angeklagt und gefänglich nach der Stadt gebracht worden, da erſchallte ein Schrei des Entſetzens, des Zornes und der gerechten Entrüſtung durchs ganze Dorf. Der Richter war kaum aufgeſtanden, als er zu ſeinem nicht geringen Schrecken ſchier das ganze Dorf um das Wirthshaus, wo er übernachtet hatte, verſammelt ſah,

in einer Aufregung, die sich in Worten und Bewegungen kundgab.

Der Pfarrer war der Erste, der eintrat. Er war, theils, von dem heftig erschütterten Franz, theils von seinem Herzen selbst bestimmt, gekommen, sich Nachrichten über Rosel's Verhaftung zu holen, um die Leute vor dem Hause zu beruhigen. Dem Richter machte das Volk Sorge. Er theilte dem Pfarrer die Beschuldigungen und Verdachtsgründe mit, und dieser, empört über die verwerfliche Verfahrungsweise Lieschens, eilte hinab, die Leute zu beruhigen.

Sie hörten ihn voll Spannung an. Da erhoben Zweie ihre Stimme und verlangten Zeugniß abzulegen. Es waren Jakob und die Nachbarin, welche Martin's Hause gegenüber wohnte. Der Pfarrer bestimmte die Leute, ruhig heim zu gehen, aber dann zeigte er das Verlangen der Beiden dem Richter an, der zuerst Jakob vortreten ließ.

Mit der Ruhe, die das Siegel der Wahrheit trägt, erzählte er dem Richter, daß er Rosel zur Frau gewünscht, um sie gefreiet und einen abschläglichen Bescheid erhalten, aber die Hoffnung nicht aufgegeben habe, sie noch anderen Sinnes zu machen. Sie habe sich aber absichtlich, wo sie gekonnt, einer Begegnung entzogen. Nun wisse er, daß sie in der Dämmerung oder auch später den Pfad hinter den Häusern, den um diese Zeit Niemand mehr gehe, einzuschlagen gewohnt gewesen sei, um ihrer kranken Mutter noch einen Krug frisches Wasser am Brunnen im Unterdorfe zu holen. Er sei ihr deswegen mehrere Abende nach einander auf dem Pfade zu Gefallen gegangen und habe es auch an dem Unglücksabende gethan, um sie einmal allein zu sprechen. Er habe gerade der Stelle gegenüber gestanden, die als Ausgang aus Martin's Gehöfte auf den Pfad führe und den Einblick in Martin's Hof gestatte. Da habe er gesehen, wie Lieschen mit der unbedeckten, hellbrennenden Oellampe in der Hand aus dem Hause gekommen und in den Hauskeller gegangen sei. Als sie wieder zurückgekommen, habe eine Kuh gebrüllt, und sie sei mit dem offenen, hellauf flackernden Lichte in den Stall gegangen, habe dort ziemlich

lange verweilt, und sei dann mit dem offenen Lichte wieder herausgekommen, das ihr aber, als sie gegen die Oeffnung zwischen den Gebäuden gekommen sei, ein Windzug ausgelöscht habe. Gerade da sei Rosel den Pfad herabgekommen, habe ihn erblickt, erkannt, und sei schnell umgekehrt. Seine Bewegung, Rosel entgegenzugehen, habe Lieschen bemerkt. Er habe sich, da sie ihm nach habe kommen wollen, schnell entfernt, und sei zwischen den nächsten Häusern hinab und die Straße, an Martin's vorüber, wieder das Unterdorf hinaufgegangen, ohne noch Etwas wahrzunehmen. Rosel sei aber im Fluge zurückgelaufen und dann durchs Dorf mit offener Laterne gegangen, die sie auf dem Pfade unter der Schürze verborgen habe, um desto sicherer ihm zu entgehen. Als Rosel vom Brunnen zurückgekommen, habe er auf sie gewartet, allein gleich darauf habe er aus dem Stalle die Flamme auflodern sehen. Es sei kein Zweifel, daß Lieschen's Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit die Ursache des Brandes sei, da im Stalle der feuerfangenden Dinge viele zu liegen pflegten, absonderlich in Martin's Stalle, wo es allerwege unordentlich hergehe. Lieschen wolle augenscheinlich die ihr wohlbewußte Schuld von sich ab und auf Rosel wälzen, die sie von je gehaßt, weil sie geglaubt, sie wolle ihr den Lehrer abspännstig machen.

Jakob erklärte, dies der Wahrheit gemäße Zeugniß durch einen leiblichen Eid bekräftigen zu wollen.

Als er abgetreten war, kam die Nachbarin an die Aussage. Sie stimmte wesentlich mit Jakob's Aussagen überein.

Der Richter schauderte vor dem Abgrunde, der sich ihm auftbat in dem Gemüthe eines Mädchens.

Er ließ Lieschen wieder vorfordern, und hob nun an, mit tiefem Ernste ihr das Gewissen zu schärfen. Er hatte den Pfarrer zugezogen, der das Mädchen mit aller Schärfe seines Blickes faßte. Als der Richter geendet, hob der Pfarrer an, ihr aufs Eindringlichste ans Herz zu reden. Sie erbleichte bald, bald stieg ihr eine Fiederguth bis zur Stirne. Der Pfarrer kannte das ganze Verhältniß zwischen Lieschen und Rosel genau, und faßte sie gerade von dieser Seite. Als er

endlich sie hinwies auf die Heiligkeit des Eides — da brach die Eisrinde, die verschmähte Liebe, gekränkter Ehrgeiz und alle damit verwachsenen Leidenschaften um dies junge Herz gelegt hatten. Sie brach in ein lautes Weinen aus und bekannte ihre Schuld, bekannte, daß sie im Vorbeistreifen das Streh entzündet habe, es zu löschen versuchte, aber ohne Aussicht, es zu zwingen. In der Angst sei sie dahin gelaufen, wo sie menschliche Hülfe gehofft, aber Rosel sei enteilt und in Jakob habe sie den Lehrer zu erkennen geglaubt. Sie sei darauf ins Haus geeilt, um Hilfe zu holen, es sei aber schon zu spät gewesen. Erst, als sie gesehen, wie der Lehrer mit ganzem Herzen Rosel liebe, sei der teuflische Plan gereift, der nun in seinem Luge und Truge vorliege.

Das Geständniß wurde protokollirt. Der Pfarrer und der Gerichtsschreiber unterschrieben es als Zeugen. Darauf rief der Richter die beiden ihn begleitenden Gerichtshelfer, den Gerichtsdiener und einen Gensd'armen, und Lieschen wurde gefesselt, und nun erst eilte ein Bote nach der Stadt, Rosel's Befreiung anzukündigen und sie eilends nach Tiefengrund zu bescheiden, wo sie volle Rechtfertigung finden sollte.

Auf Niemand in der Stadt machte Rosel's Verhaftung einen tiefern Eindruck, als auf Frau Holderbach und den Arzt. Tiefer war gerade unterwegs, zu Rosel zu gehen, als der Bote kam und ihm Alles erzählte. Jetzt begab sich der Arzt mit dem Briefe des Richters ins Gefängniß und führte an seiner Hand das Mädchen, das wunderbar ruhig war, zu Frau Holderbach, die sogleich anspannen ließ, um mit dem Arzte das Mädchen nach Tiefengrund zu begleiten.

Ein unsäglicher Volksjubel begrüßte sie, als der Wagen ins Dorf fuhr. Jeder wollte ihr durch Händedruck seine Mitfreude zu erkennen geben, und diese Liebe und Theilnahme erschütterte Rosel's Herz. Sie war keines Wortes mächtig und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Ein noch erschütternder Auftritt erwartete sie, als sie in den Saal des Wirthshauses trat, wo der Richter seinen Gerichtssitz aufgeschlagen hatte. Lieschen war einer Ohnmacht nahe, als Rosel mit der Frau Holderbach, dem Pfarrer und

Arzte eintrat und alle Bewohner des Dorfes ſich nachdrängten.

Der Richter ſprach ergreifend zu Roſel; er belobte nicht nur ihr edles Benehmen bei dem Brande, er tröſtete ſie auch über das erlittene, ſchwere Unrecht, und wies auf die Genugthuung hin, die ſie habe, daß nun ihre feindſelige Anklägerin ſelbſt ihre Unſchuld feierlich bekannt habe, ſich ſelbſt aber als ſchuldig. Er forderte Lieschen auf, ihr Abbitte zu thun, obgleich das ihre Schuld vor dem Richter nicht mildere, noch mindere.

Lieschen wankte zu Roſel. Sie wagte nicht, ſie anzuſehen. Sie erfaßte ihre Hand, aber war es das noch nicht überwundene ſtörrige Herz, oder das erſchütterte Gemüth — ſie weinte laut, aber ſie ſprach kein Wort.

Roſel richtete ſich auf. Herr Richter, rief ſie, ich bitte,

ich flehe, nehmt ihr die Ketten ab. Ich weiß, wie ſie innerlich drücken ohne Schuld. Laſſet ſie frei! Ich vergebe ihr vor Gott und vor Euch. Vergebe ihr Gott, wie ich ihr vergebe! Ich verzichte auf jede Strafe, die ſie meinethalben erdulden müßte. Laſſet ſie frei!

Dem Richter, der eine eiſenharte Natur war, bebte das Herz und ſein Auge wurde feucht. Er ergriff Roſel's Hand. Mädchen, ſagte er, du biſt eine Perle der edelſten Art. Lohne dir Gott! Aber was du verlangſt, kann ich nicht gewähren. Das Recht muß ſeinen Lauf haben!

Er bat nun, daß Alle ſich entfernten. Eine Stunde ſpäter rollte Frau Holderbach's Wagen an Lieschen vorüber, die in das Gefängniß abgeführt wurde.

Roſel ſaß im Wagen, denn Frau Holderbach ließ es nicht zu, daß ſie nach allen den erſchütternden Ereigniſſen in Tiefengrund bleibe, und drückte ſich in die Ecke, daß die Unglückliche, die einer wandernden Leiche glich, ſie nicht ſah. Als ſie vorüber waren, brach Roſel in ein lautes, krampfhaftes Schluchzen aus, das erſt endete, als ſie in der Stadt aus dem Wagen ſtieg.

VI.

Schmiedjakob bedurfte der Ruhe. Vielfach wurden die erzählten Ereigniſſe beſprochen von den Freunden in der Spinnſtube und Roſel gewann immer mehr die Herzen für ſich.

Nach einiger Zeit fragte der Gevatter: Was machte denn Lieschen's Vater? Ich hätte ihm einen guten Rath geben mögen!

Welchen denn? fragte Veit.

Ich glaube, in dem Rathe ſind wir Alle einverſtanden, meinte des Schmiedjakob's Sohn, der ſtille in der Ecke geſeſſen hatte. Er lautet: Nach Amerika! Dort könnte Lieschen ein neues Leben anfangen. In Tiefengrund war ſie verloren, und ihr Vater war ja mitleidend. Und ſie war ſein einziges Kind, nicht wahr, Vater?

Schmiedjakob nickte bejahend.

Dann, fuhr der junge Schmied fort, war er ein reicher Mann —

Halt! fiel ihm der Alte ins Wort, damit iſt es noch nicht aller Tage Abend! Es iſt mancher dickſcheinende Bauer nur ſo lange ein dicker Bauer, als man ſeine Schulden nicht kennt, und er ſchlau genug iſt, ſich vor Hypotheken zu ſchützen, die Alles an die große Glocke bringen. Handſchriften kennt man nicht, und ſo geſchieht's wohl, daß Einer den Leuten Sand in die Augen ſtreut. Das thut er gern, wenn ſeine Kinder heirathsfähig ſind. Sind ſie gut angebracht, dann bricht oft das Dach mit lautem Krachen ein. Bei dem Martin brach der Kneten mit dem Brande. Die Gläubiger fürchteten ihre Gelder, die ſie ihm auf Handſchriften geliehen und für die er ſich Güter angeſchafft und ſeine Geſchwiſter ausbezahlt hatte für übernommenes Gut vom väterlichen Erbe, zu verlieren, und meldeten ſich ſo ziemlich mit einander. Da fing es dem Martin zu ſchwindeln an. Er ließ verſteigern und — als er rund herum alle Wunden geheilt, blieb ihm nicht viel mehr, als die Narben. Das war ſchlimm, und Lieschen's Hochmuth brach vollends zuſammen. Der Pfarrer beſuchte ſie oft und ſagte freudig, ihre Buße iſt echt und ſegenreich. Sie kam endlich frei, aber es war darüber ſchier Oſtern geworden. Nach Tiefengrund kam ſie nicht mehr. Der Alte hatte ſo viel behalten, daß er nach Amerika auswandern konnte und noch ein paar Hundert Dollar mit ins neue Land brachte. Er holte Lieschen in der Stadt ab und trat die Reiſe an, nachdem der Herr die arme, alte Großmutter zu ſich genommen hatte. Seitdem hat Niemand mehr von ihnen gehört und Gott allein weiß, was aus ihnen geworden iſt.

Aber vom Franz hören wir ja nichts? ſagte Kathrinchen.

O gewiß, verſetzte Schmiedjakob. Ihr ſelber nöthigtet mich ja, zuerſt von Lieschen zu reden und ihrem Vater, der auch ſo klug war, wie Ihr Dreie, und erkannte, wieviel Uhr es geſchlagen.

Um alſo wieder auf den armen Franz zu kommen, ſo hatte er eine ſchwere Zeit durchzukämpfen, doch innerlich

ſchlimmer als äußerlich. Innen iſt ſo ein Schlüſſelbeinbruch keine Kleinigkeit, aber die guten Pfarrersleute handelten an ihm, wie die Eltern an ihrem Kinde. Er blieb im Pfarrhauſe in treuer Pflege und ein Aſpirant hielt die Schule, bis er geneſen war.

Innerlich, ſagte ich, habe er mehr gelitten, und das iſt gewißlich wahr; denn ſeine Seele hatte ja nur Ein irdiſches Gut, und das war Roſel. Mußte ihn nicht ihr unverſchuldetes Unglück beugen; aber ebenſo groß war auch wieder ſeine Freude über ihre volle Rechtfertigung und über die edle Rache, die ſie an Lieschen nahm, welche ſie elend machen wollte. — Eins nur machte ihn traurig, daß ſie nach der

Stadt gezogen war und dort [illegible] zu wollen schien, denn sie ließ ihre Habe versteigern, das Häuschen vermiethete sie und ihre wenigen Feldstücke gab sie in Pacht.

Seitdem war Tiefengrund für ihn eine Wüste geworden und sein Leben war noch trauriger, als früher. Er mochte gar nicht mehr der Hoffnung Raum in seinem Herzen geben, die er vor einem Jahre genährt, und da der Pfarrer über die Bitte, die er am Abende des Brandunglücks an ihn gerichtet, schwieg, so wagte er es auch nicht mehr, ihn daran zu erinnern. Indessen hatte der Pfarrer es nicht vergessen, und einst trat er in das stille Haus der Frau Holderbach. Frau Holderbach war ausgegangen. So traf er denn Rosel allein, was ganz nach seinen Wünschen war.

Er setzte sich zu Rosel, die noch ganz das einfache Tiefengrunder Bauernkind war, das er getauft und confirmirt hatte. Sie war wahrhaft glücklich, ihn einmal wieder zu sehen.

Von ihren Geschicken und wie sie Gott geführt, redete er lange und ernst mit ihr. Ruhig sagte er, es sei doch vielleicht besser von ihr gethan gewesen, wenn sie dem Jakob, der doch ein braver Mensch gewesen, ihre Hand gereicht habe; sie stünde dann jetzt nicht allein in der Welt.

Sie erröthete, hob aber hervor, wie sie an Frau Holderbach eine zweite Mutter gefunden habe; dann machte sie alle die Gründe geltend, welche der Pfarrer schon kannte, warum sie Jakob's Antrag abgelehnt habe. Dennoch verrieth dem Pfarrer ein leiser, unbewachter Seufzer, daß noch ein anderer Grund im Herzen ruhe, den sie verschweige.

Der Pfarrer rückte mit Sorgfalt seinem Ziele näher; ließ ihren, sie damals leitenden Gründen alle Gerechtigkeit widerfahren; dann aber fuhr er plötzlich und ganz unvorbereitet mit der Frage dazwischen: ob sie denn nicht heute, wo alle die damals giltigen Gründe weggefallen seien, einem braven Manne, der ihr alle Bürgschaft eines stillen, zufriedenen und glücklichen Lebens bieten könne, ihre Hand reichen wolle am Altare Gottes? —

Von der Frage wurde sie augenblicklich betroffen und überrascht; sie wurde bleich wie eine Lilie. Eine Weile blickte

sie stille zu Boden, als wolle sie dem Sinne der Frage nachdenken oder sie auf bestimmte Personen beziehen; dann aber richtete sie ihre großen, klaren, schönen braunen Augen auf den Pfarrer und sagte, nicht ohne ein leises Wanken der Stimme, das auf innere Bewegung schließen ließ: Mein Entschluß steht fest, heute, wie damals, ich bleibe ledig!

Der Pfarrer war ein bejahrter Mann; er hatte viel in der Welt erfahren. Darum suchte er die Gründe zur Geltung zu bringen, die einem Mädchen es zur Pflicht machen, eine günstige Gelegenheit zu einer glücklichen Ehe zu ergreifen. Du könntest, schloß er, das Glück deines Lebens von dir stoßen, und eine zu späte Reue ist eine bittere.

Es wird eine solche nie in meine Seele kommen, sagte sie; denn was ich thue, habe ich vor Gott im Gebete erwogen und beschlossen! Sie trocknete ihre Thränen.

Sind diese Thränen nicht der Beweis, daß dieser Entschluß dir schwer geworden ist? fragte er.

Sie erröthete, faltete ihre Hände vor der Brust, seufzte tief auf und sagte: Das Herz kann einmal weich werden, aber es wird auch wieder fest. Das meine ist fest geworden mit Gottes gnädigem Beistande. Ein armes Mädchen thut wohl, ledig zu bleiben. Sie wird nur eine arme Frau, eine noch ärmere Mutter werden. Es ist schwer in dieser Zeit, arm anzufangen und sich zum Wohlstande zu erheben. Arm angefangen, heißt's, arm fortgegangen; Nichts erworben und arm gestorben. Meine guten, fleißigen Eltern sind der Beweis.

Aber, Rosel, sagte der Pfarrer sehr ernst, ich hätte nicht gedacht, daß du geldgierig wärest?

O mein Gott, Sie thun mir unrecht! rief das Mädchen aus. Verstehen Sie mich doch recht! Ich erinnere Sie an ein anderes Sprichwort: Arm zu arm beißt Harm zu Harm! Ein reicher Bursche freiet auch kein armes Mädchen. Nun denn, Noth allein getragen, ist leicht; Noth mit und für die Familie ist schwer, sehr schwer.

Und doch wüßte ich Einen, der ein schönes Amt und Auskommen hat, und doch ein armes Mädchen freien möchte,

weil er es hochachtet und liebt. Und das Mädchen bist du, Rosel, und — der junge Mann — der Pfarrer sah sie an und erschrak. — Rosel saß da wie eine Leiche. Alles Blut schien sich zum Herzen gezogen zu haben. Sie zitterte wie die Blätter einer Silberpappel, wenn der Wind durch die Zweige geht. Sie faltete ihre Hände krampfhaft vor der Brust, und preßte sie gewaltsam dagegen. So saß sie vor ihm. Kind, was ist dir? rief der Mann und ergriff ihre Hand. Sie athmete einige Male tief auf, dann sagte sie fest: Es ist vorüber!

Ich verstehe, hob sie leise an, wen Sie meinen —

Ja, Kind, fiel ihr der Pfarrer ins Wort, es ist unser treuer, tüchtiger, braver Lehrer, für den ich bei dir ein Wort reden möchte. Ich kenne ihn, wie ihn Niemand in Tiefengrund kennt; was ich von ihm gesagt mit wenigen Worten, ist eine volle, runde Wahrheit. Ich weiß allein, daß er dich im Herzen trägt; daß du mit ihm glücklich werden würdest. Trotzdem, daß du dich augenfällig von ihm zurückgezogen, ist seine Liebe zu dir nur gewachsen. Sieh, er bittet durch mich um deine Hand zum Gange durch dies Leben!

Rosel erbebte aufs Neue. Es war, alsob ein wunderbar Gefühl sie durchschauerte. Ihre Thränen flossen. Sie hatte jedem Worte des Pfarrers gelauscht. Wie treu und wahr der Mann war, das wußte sie.

Als er endlich schwieg, senkte sie das Haupt, wie die Blume im sengenden Sonnenstrahle. Lange Zeit saß sie stille da. Dann erhob sie Haupt und Blick, und sagte fest und mit einer Ruhe, die dem Pfarrer unnatürlich vorkam: Ach, zürnen Sie mir nicht, wenn ich geradezu dies Wort, das ich ehre, das mich mehr ehret, als ich armes Bauernkind verdiene, dennoch mit einem entschiedenen: Nein! beantworte. Ich achte und ehre den jungen Mann; aber er ist arm und ich bin es. Da liegt das Unpassende; „arm zu arm bringt Harm zu Harm sagen die Tiefengrunder; ich hab's nur gesagt, weil es mir ahnete, wohin Sie zielten. Hier gerade findet's seine Anwendung. Ihm stehen alle Thüren offen.

Er muß ein Mädchen freien, das zu ihm paßt. Ich bin ein dummes Bauernkind; er muß ein reiches Mädchen freien, um seinem Stande gemäß zu leben; ich bin arm, ja das ärmste der Mädchen von Tiefengrund. Er muß ein Mädchen freien, dem kein Vorwurf gemacht, über das kein Spott und Hohn ausgegossen werden darf. Sie wissen, wie ich beides getragen habe, als ich für meine theuern Eltern arbeitete. Und nun die Schmach, als Brandstifterin, wenn auch schuldlos, im Kerker gesessen zu haben! Nein, nein! Das geht nie und nimmermehr! Bitten Sie ihn, lieber Herr Pfarrer, den Gedanken an die arme Rosel aufzugeben. Sie paßt nicht zu ihm, und was sich nicht paßt, soll sich nicht an einander ketten für ein langes Leben. Es gibt kein größeres Weh, als Reue über einen Schritt, der einmal gethan und nicht wieder zurückgethan werden kann. Es sind Ihre eigenen Worte, deren Wahrheit ich tief fühle. Dabei bleibt's! Gott vergelte Ihnen Ihr Wohlmeinen und segne ihn, wie er es verdient!

Dem Pfarrer war es so weich um das Herz geworden, daß ihm schier die Thränen aus den Augen perlten. Er hatte in Rosel's Herz geblickt. Sie hatte ihn lieb, das war ja gewiß, aber sie opferte sich willig einem festen, offenbar vielfach erwogenen Plane, den sie sich zu des Lehrers Glück zurechtgelegt hatte.

Der Pfarrer wollte ihr nun alle diese Gründe widerlegen und hätte es gekonnt, aber er wurde unterbrochen, da Frau Helderbach mit einer Fremden auf das Haus zukam. Sie kannte den Pfarrer sehr wohl, und er blieb noch eine halbe Stunde. Rosel sah er nicht wieder an diesem Tage.

Der Pfarrer war innerlich bewegter nie aus der Stadt gegangen, als heute. Er hatte die beiden trefflichen Menschen so lieb; er war überzeugt, daß sie das glücklichste Paar würden; daß die Bauern in Tiefengrund Niemanden lieber als Frau ihres Lehrers gesehen hätten, als Rosel, die so hoch in ihrer Achtung als in ihrer Liebe stand. Und dennoch gab er alle Hoffnung auf, denn er kannte die Festigkeit ihres Wesens.

Er ging über die schöne Aussicht.

Hatte Franz eine Ahnung von dem, was heute sein treuester väterlicher Freund in der Stadt thun wolle, oder wollte er die Erinnerung einer Stunde feiern, die so nachhaltig in sein Leben hereinsah, und so bitter nachwirkte. Er war, nach seinen Schulstunden, wie er es seit längerer Zeit öfter gethan, auf die Stelle gegangen, wo er Rosel zuerst heimlich beobachtet und ihr Bild sich so tief in seine Seele eingeprägt hatte.

Dort traf ihn der Pfarrer, der ja auch jenes Ereigniß aus seinem Munde kannte.

Franz erkannte schnell die eigenthümlich wehmüthige Stimmung des Pfarrers und fragte bestimmt, ob er heute mit Rosel geredet habe?

Der Pfarrer berichtete treu und wahr.

Franz senkte den Kopf auf die Brust und stand lange, sehr lange stille und in sich gekehrt da. Wollte Gott, sagte er dann mit bebender Stimme, ich hätte diese Stelle nie betreten!

Reden Sie so nicht, sprach der Pfarrer. Nicht jeder Wunsch kann uns erfüllt werden. Es muß Vieles überwunden werden, ehe wir zum Frieden kommen. Mit Hoffnungen mag ich Sie nicht hinhalten, lieber Binder, fuhr er fort. Der Mann muß ertragen lernen, auch das Schwerste. So nur wird er geläutert, und es zeigt sich, ob er in der Wolle gefärbt ist.

Franz nickte mehrmals bedeutsam mit dem Kopfe und ging schweigend mit dem Pfarrer heim, der ihn seinen eigenen Gedanken und Gefühlen ungestört überlassen zu müssen glaubte, weil er es so für das Beste hielt. Ueber die Sache aber wurde kein Wort mehr geredet, denn die Dreie schlossen tief in ihre Brust das Geheimniß dieser Unterredung und — Zweie — davon ihr Leid dazu.

Kein Geheimniß ist aber schwerer zu verbergen, als heimliches Leid und heimliche Freude. Diese lacht aus jedem Blicke, jeder Miene, jeder Bewegung; jenes klagt stumm aus dem matten, trauernden Auge, aus den bleichen Zügen, aus den unbewacht sich aus der Brust losringenden Seufzern.

Die sonst so frischblühende Rosel sah bleich, und trübe

war das Auge, das sonst so strahlend in die Welt geschaut. Oft war es äußerlich geröthet, und man sah, daß es Thränen vergossen hatte. Ihr sonst sich so leicht hebender Fuß schien schwer nur sich fortzusetzen, und glaubte sie sich unbemerkt, so seufzte sie tief auf und blickte lange ziellos in die Weite hinaus.

Frau Holderbach sah das mit Leid, denn sie liebte das treue, gute Mädchen wie ihr eigenes Kind; aber sie schrieb es dem Verluste ihrer Eltern, den bittern Geschicken zu, die sie in der letzten Zeit erlebt hatte, und hoffte, die Zeit werde auch ihr Theil auf sich nehmen, um sie wieder so frisch und froh zu machen, wie sie früher gewesen.

Tiefengrunder Leute besuchten sie oft und viel, aber sie wagte keine Frage nach Franz, und doch lag ihr diese Frage, wie eine recht brennende, auf dem Herzen.

Endlich kam nach langer Zeit ihre Goth, die gute Arnoldin, einmal an einem Sonntag Nachmittage zu ihr. Ihr Mann sagte von ihr: das Plappermaul ist und bleibt das Beste an ihr; das geht wie ein Mühlrad, und wer sie todtschlagen wollte, müßte das Maul noch besonders todtschlagen, sonst stünd' es doch nicht stille. Das meinte er freilich nicht böse, sondern hatte damit seinen Spaß, denn sie geiferte und perverte nicht, auch räsonnirte sie nie über andere Leute, aber sie plauderte und erzählte gerne auf die gutmüthigste Weise und recht behaglich und breit.

Rosel war ganz allein zu Hause, und nun konnte die Goth so recht ihrem Schnäbelchen ein Gutes anthun, und es plaudern lassen. Ich meine, das that sie denn auch. Sie fing bei dem ersten Hause im Unterdorf an und hörte bei dem letzten im Oberdorfe auf, Alles zu berichten, was im Haus und Stalle sich zugetragen, seit Rosel in der Stadt war. Rosel hörte mit großer Hingebung alle Geschichten noch einmal, die sie schon im Einzelnen von Anderen gehört hatte. Endlich sagte sie: Liebe Goth, Ihr habt nun alle Häuser durchgemacht, nur zweie habt Ihr übersprungen, das Pfarrhaus und die Schule.

Meiner Getreu! rief die gute Alte aus, du hast recht; nun, ich hol's nach! Nun erzählte sie von Pfarrers Alles,

was ihr nur irgendje bekannt geworden war. Das war meist nur Erfreuliches. Wollte Gott, fuhr sie dann fort, ich könnte dir auch von unserm guten Lehrer Gutes sagen; aber da hapert's! Es weiß kein Mensch, was ihm fehlt. So lange sein Arm noch nicht geheilt war, dachten die Leute, dies wäre Schuld, daß er so düster und trübe, so traurig und stille drein sieht; aber nun ist er wieder so frisch und gesund wie eine Eichel und thut seinen Dienst in Schul und Kirche, wie früher; aber er ist gar der Mensch nicht mehr wie früher. Man sieht ihn nicht lächeln und er ist so stille und maßleidig, zieht sich so von allen Menschen zurück, daß man meinen sollte, er sei griesgramig oder krank. Höflich ist er, wie immer; auch freundlich, wenn er Einen grüßt oder mit Einem redet, aber man sieht, das kostet ihn ordentlich Mühe und Ueberwindung, denn er fällt auf der Stelle in sein altes Thun und Wesen zurück. Geht das so fort, so fürcht' ich, wir begleiten ihn noch zu Grabe, statt er uns. Stundenlang steht er, außer der Schulzeit, am Fenster und starrt dein Häuschen an. Er macht alle Tage einen Spaziergang, aber nur an Einen Ort, nämlich auf die „schöne Aussicht." Da soll er stundenlang auf der dicken Buchenwurzel sitzen oder etwas tiefer in den Hecken, am Abfall des Berges. Die Leute sagen, Manche hätten ihn da gefunden, daß er sie gar nicht bemerkt habe, und sie hätten es deutlich gesehen, daß seine Augen voll Wasser gestanden hätten.

Was ihm nur sein mag? Ich glaub', wenn er eine Frau hätte, wie er sie sich wünschte, so wär' Alles gleich wieder gut. Vielleicht nagt eine Lieb' an ihm? — Sagt man zu ihm: Herr Lehrer, warum verheirathen Sie sich denn nicht? Ihre schönste und beste Jugendzeit geht ja so hin. Dann lächelt er, als wolle er weinen, und sagt: Ich bleibe ledig; dann weint mir auch Niemand nach. Damit thut er aber recht Unrecht! Das ganze Dorf weinte ihm nach, denn die Leute haben ihn alle so lieb.

Rosel hörte das mit an, und die Alte sah im heiligen Eifer des Plauderns nicht, wie Rosel so bewegt war, und

wie sie sich anstrengen mußte, ihre Thränen zurückzuhalten; aber wie flossen sie, als endlich die Goth sich auf den Heimweg gemacht hatte? Gar manche Stunde lag sie schlaflos im Bett, und vor ihren Augen stand die welkende Gestalt des Jünglings, den sie doch so innig liebte und für dessen Bestes sie ihre Wünsche glaubte opfern zu müssen. Sie hatte geglaubt, daß, wenn sie ihm aus den Augen seie, er sie vergessen würde; nun sah sie, daß sie sich darin geirrt, und daß sie ihn elend mache. Das lag schwer auf ihrem Herzen, und die mädchenhafte Scheu hielt sie doch auch zurück, einmal selbst nach Tiefengrund zu gehen. Nähern konnte und durfte sie sich ihm ja doch nicht, das fühlte sie lebendig. Und doch — wie schwer lag's ihr auf der Seele!

VII.

So stand es in den Tagen, da der Lebensathem Gottes die Erde wieder mit frischem Grün und Tausenden von schönen Blüthen und Blumen bekleidet hatte, und über Berg und Flur dieser Lebenshauch wehte. Da kam eines Nachmittags der alte Arnold gelaufen, daß man ihm ansah, er habe etwas Schweres auf dem Herzen. Es war schon spät, als er in die Stube trat, wo Rosel und Frau Holderbach saßen und arbeiteten. Rosel hatte ihn kommen gesehen und rief ihm besorgt entgegen: Was ist Euch passirt, lieber Pathe? Bringt Ihr Schlimmes? —

Ja, sagte traurig der alte Mann, der vor Ermüdung sich niedersetzen mußte, meine liebe Frau ist krank. Ich war beim Doctor und in der Apotheke. Er erzählte nun, daß ihr alter Umstand, die Engbrüstigkeit, sie ungewöhnlich heftig überfallen habe; daß sie Tag und Nacht nicht ruhen könne und nichts sehnlicher wünsche, als Rosel's Pflege, die so sanft und milde sei.

Frau Holderbach sah Rosel an und wurde nachdenklich. Was meinst du, liebe Rosel? fragte sie.

Das Mädchen sah unter sich. Endlich sagte sie: Mir steht's ja nicht zu, Etwas zu bestimmen! — — —

Ich will dir Etwas sagen, Kind, sprach Frau Holder-

bach. Geh' heute Abend zu unserer alten Magd, der Schmidtin, und rede mit ihr, ob sie auf eine Woche die Arbeit thun will; dann kannst du bei der Goth in Tiefengrund bis künftigen Sonntag bleiben. Ich hoffe, bis dahin soll es mit deiner Goth soviel besser gehen, daß du heimkommen kannst. Sollte es, wider Verhoffen, noch nicht besser gehen, so werden wir ja sehen, was zu thun ist. Den Wunsch einer Kranken muß man schon berücksichtigen.

Mit diesem Troste ging Arnold, nachdem er sich herzlich für so viel Güte bedankt hatte, und Rosel lief zur Schmidtin, die gerne die Arbeit übernahm, da es ihr in ihrem eigenen Haushalte so gut nicht wurde, als dazumal, als sie ihre Füße unter den gedeckten Tisch der Frau Holderbach streckte, obwohl sie das, wie Hunderte anderer Dienender, nie geglaubt.

Am andern Morgen hatte Rosel noch dies und das für ihre gute Frau zu besorgen, und es wurde Mittag, ehe sie fortgehen konnte.

Es war gerade Samstag und der schönste blauhimmelige und blumenreichste Maitag lachte herab auf Berg und Thal, Wald und Flur. Rosel setzte ihre Füße wacker vor einander, und es mochte vier Uhr sein, als sie nahe zu der Stelle der „schönen Aussicht" gekommen war. Jetzt fiel die Erinnerung daran, daß sie hier Franz zum ersten Male gesehen, wie ihr der Pfarrer gesagt hatte, wieder recht auf ihr Herz. Sie dachte an den Jüngling, und ihr Herz pochte vor lebendiger Hoffnung, und doch auch wieder vor banger Erwartung, wie er aussehen würde.

Der Tag war so wunderschön und der Wald so duftig, durch den der Hohlweg zur „schönen Aussicht" führte, daß auch Franz sich entschlossen hatte, hier oben, auf der ihm so theuern Stelle den Nachmittag zuzubringen. Er wußte nichts von Rosel's Kommen nach Tiefengrund, und stieg langsam die Höhe hinan, stille und traurig, wie er immer war. Doch als er da oben auf der Buchenwurzel saß, und die Sonne die frischgrünen Berge verklärte, der blaue Himmel so tief und rein sich darüber wölbte und der Vögel Schaar ringsum in Jubelliedern ihre Lust aushauchte, als ein so ungestörter

Frieden ihn umfing, da wurde es ihm leichter um die Seele, und er dachte wohl, es könne vielleicht doch noch das Glück ihm zu Theil werden, außer welchem er hienieden keins wünſchte. So ſaß er lange Zeit in tiefem Sinnen da. Niemand kam des Weges; Alles war ſtille ringsum. In ſeiner Seele wäre auch dieſer Frieden eingekehrt, hätte er nicht darüber gegrübelt, warum doch Roſel einen ſo großen Widerwillen gegen ihn hege? Das legte ſich wieder niederſchlagend auf ſein Herz.

In dieſem Augenblicke war es ihm, als höre er von der Seite her, wo man von der Stadt herkam, leiſe, leichte Tritte. Er ſtand auf, um nicht von Fremden in dieſer trüben Stimmung und traurigen Stellung überraſcht zu werden, und wandte ſich nach der Richtung hin, wo der Weg mündete.

In dieſem Augenblicke trat Roſel aus dem Walddickicht und ſtand erſchreckend, einige Schritte entfernt, vor ihm da, erbleichend und bebend. Sie hatte ja in dieſem Augenblicke ſeiner in Liebe gedacht, und ſie meinte, er müſſe ihr das in den Augen anſehen; darum war ſie ſo betroffen, ſo erſchrocken bei ſeinem Anblick; allein es wirkte außerdem noch Eins — ſein Ausſehen. O, das war ja nicht mehr der blühende, fröhliche Jüngling, wie er nach Tiefengrund gekommen war! Wie bleich waren ſeine Wangen, wenn ſie auch jetzt die Erregung des Herzens, welche Roſel's Anblick hervorgebracht, etwas mehr röthete. Wie matt blickte das Auge, wie trübe und düſter! Ja, ſie erſchrak, und es war ihr, als flüſtere ihr eine Stimme ins Ohr und Herz: das iſt dein Werk, und du haſt ihn ja doch ſo lieb! — Die Wirkung dieſer Vorſtellung war ſo heftig, daß ſie ſchier in die Kniee brach.

Franz ſah das. Er trat ihr näher, und ſagte ſchmerzlich: Vergib mir, daß du mich hier triffſt! Ich wußte ja nicht, daß du kämeſt, ſonſt wäre ich dir aus dem Wege gegangen, daß dir mein verhaßter Anblick wäre entzogen werden.

Die Worte ſchnitten durch des Mädchens Seele.

Verhaßt? rief ſie mit bebender Stimme aus. O ſprecht das Wort nicht mehr aus. Gott vergebe es Euch! Warum ſollte ich Euch haſſen? —

Wie ein Blitz die Nacht erhellt, so wirkte dies auf Franz. Er richtete den Blick auf sie, der wieder leuchtete, faßte ihre Hand, und sagte: Theure Rosel, bin ich dir denn nicht verhaßt? Warum fliehst du mich denn immer? — Wichest du mir nicht aus, wo mir dein Anblick geboten wurde, den ich suchte, wie der Kranke die Sonne?

Rosel stand vor ihm und war unfähig, ihm ihre zitternde Hand zu entziehen. Sie schwieg.

Rosel, fuhr er fort, sieh, der Tod reckt seine Hand nach mir aus, und ich fühle es, daß ich seine Beute bald sein werde, und ich dich vielleicht zum letzten Male sehe. Gib mir den einzigen Trost mit ins Grab, daß du mich nicht hasseſt!

Hassen? Gott weiß es allein, daß ich Euch nie gehaßt. Ach nein, sagte sie, mit ihren thränenfeuchten Augen ihn ansehend, ach nein! Aber sterben sollt und dürft Ihr nicht!

Wozu soll ich leben? sprach er wehmüthig, was mich auf Erden lieb hatte, das ist droben bei dem Herrn. Da möcht' ich denn auch sein, und ich fühl's wohl, das Stündlein kommt bald! —

Rosel's Thränen flossen. Wie möget Ihr sagen, Alle, die Euch liebten, seien droben bei dem Herrn? sagte sie. Wisset Ihr nicht, wie lieb Euch die Tiefengrunder haben? —

Er zuckte die Achseln. Rosel, liebe Rosel, ich gäbe Aller Liebe hin für Eine! —

Rosel richtete sich plötzlich auf, blickte ihn in Thränen lächelnd an und drückte seine Hand leise.

Den Jüngling durchzuckte es wunderbar. Er fuhr in sich zusammen, aber er blickte sie wundersam an.

Rosel, rief er, habe ich dich verstanden? Wärest du mir gut? Wär' Alles, was mich so elend machte, Täuschung?

Er zog sie näher an sich und — willenlos legte das Mädchen das weinende Gesicht an seine Brust.

Großer Gott, ist's wahr? rief er aus, und preßte sie mit stürmischer Gewalt an seine Brust, und als sie: Ja! flüsterte, da vergingen ihm schier die Sinne ob des Wechsels.

Es ist lange, lange geworden, ehe die Zwei ihre stockstumme und doch so wunderbar beredte Unterhaltung schlossen, und wieder, wie andere Menschen, zu reden anfingen.

Aber nun drängte es das liebende, glückliche Mädchen, ihm zu sagen, daß sie ja nur aus Liebe zu ihm sich ihm entzogen, und erst da ihrem Herzen das Recht gelassen, als sie gesehen, wie unglücklich sie ihn gemacht, statt ihn, wie sie es gewollt und gehofft, glücklich zu machen. Da lösten sich die Zweifel und Dunkelheiten, und die volle Gewißheit seines Glückes zog in Franzens Herz ein.

Gelt' du stirbst mir auch nicht? fragte sie ihn, als sie geendet hatte, so liebevoll, so kindlich, so rührend, daß er sie noch einmal an seine Brust zog und ausrief: Gott wird mich ja nicht wegnehmen, wo mir zum ersten Male die Freude in meinem Leben so herrlich entgegenlächelt und meine Seele voll Preisens und Dankens ist!

Die Sonne war im Sinken. Sie mußten eilen, vor der Nacht das Dorf zu erreichen.

Der Pfarrer lag eben im Fenster seiner Studierstube und blickte hinüber in das lachende Grün des Bergabhangs, als Franz und Rosel aus dem überwachsenen Hohlwege auf die Wiesenabhänge traten, die sich zum Dorfe hinabsenken. Den Lehrer erkannte er an seiner Tracht, aber das Mädchen nicht. Er traute seinen Augen kaum. Der Lehrer an der Hand eines Tiefengrunder Mädchens! War das Rosel? Nein, sagte er zu sich, das wäre ja ein Wechsel, zu dem mir alle Beweggründe zu fehlen schienen? Kann's nicht glauben! Aber eine Andere? Nein, das ist ebenso undenkbar! Er eilte, sein Fernrohr zu holen; aber das hatte er verlegt, und als er es fand, waren sie im Dorfe verschwunden. Er schüttelte den Kopf, und meinte am Ende, es sei der Lehrer nicht gewesen, denn das ginge ja kaum mit rechten Dingen zu!

Als er zu seiner Frau eilte und es ihr erzählte, lachte diese ihn bestens aus und meinte, diesmal hätten ihn denn doch seine scharfen Augen, auf die er sich Etwas zu Gute zu thun pflege, einen recht argen Schalksstreich gespielt. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und steckte die Bemerkung stille

ein; aber er hätte Alles darangesetzt, daß er den Lehrer erkannt habe!

Die beiden Glücklichen waren aber von sonst Niemanden gesehen werden, da der Beruf die Leute nach allen Seiten ins Feld geführt hatte, und Arnold's Haus am Aeußersten im Dorfe, gegen die Kirche hin lag, wo man aus den Wiesenhängen gerade zur Thüre gelangen konnte. Arnold's Stube war dunkel. Als sie eintraten, saß er bei seiner Frau am Bette, die auf die Verordnung des Doktors sich um ein Mächtiges besser fühlte. Er erkannte sie nicht gleich. Rosel trat vor das Bette, und begrüßte die liebe Goth und den Pathen.

Siehst du, Alte, rief glücklich der Pathe aus, das liebe Kind bleibt nicht aus, wie du meintest, als es so spät wurde. Warum kommst du aber auch so spät?

Ich will's Euch sagen, Nachbar Arnold, sprach der Lehrer. Sie hat erst Verlobung, oder, wie Ihr hier saget: Handstreich gehalten! — Das geht so schnell nicht ab.

Arnold starrte offenen Mundes den Lehrer an, den er erst jetzt sah. Herr Lehrer, sagte er darauf, das ist ein dunkel Gerede. — Machet's mir verständlich!

Es ist so, lieber Pathe, nahm Rosel das Wort. — Kind, du wirst doch geschcidt sein? rief dieser aus, ihr ins Wort fallend. Wirst doch deinen alten Pathen nicht äffen und zum Narren halten? Für das Führen am Narrenseile bin ich zu alt!

Gott behüte mich vor dem Gedanken, sagte Rosel, selig lächelnd. Wenn Ihr nichts dagegen habet, so sehet hier meinen lieben Bräutigam.

Sie faßte Franz bei der Hand und stellte ihn vor Arnold.

Wahr? — rief dieser aus und riß seine wollene Strumpfkappe vom Kopfe und warf sie gegen die Decke des Zimmers. Victoria! rief er. Herr Gott, dich loben wir! Nun ist mein alter, stillgehegter Wunsch erfüllt. — Alte, sagte er zu seiner Frau, die in der Freude ihres Herzens die matten Hände gefaltet hatte, nun können wir Beide sterben, für unsere Goth ist gesorgt. —

Das verhüte der liebe Gott! riefen, wie aus einem Munde, Franz und Rosel aus! Ihr sollet Euch, wenn es Gottes Wille ist, noch lange mit uns freuen!

Es war doch wunderbar, die Freude wirkte noch mehr, als des Doktors gute Arznei! Am andern Tage backte Rosel Kuchen und kochte Kaffee auf der Goth Befehl, und sie saß mit Franz, Rosel und Pfarrers am Tische zur Verlobungsfeier.

Aber ich habe Eins vergessen, sagte Schmiedjakob, das muß ich nachholen. Als sich die Dämmerung über das Thal gelegt hatte, machte mit einem Male die Pfarrerin die Thüre zu der schon erleuchteten Studierstube ihres Mannes weit auf und rief hinein: Ich bitte den scharfen Augen hiermit

meinen Vorwurf gehörig ab! Mit diesen Worten führte sie das Brautpaar ein. Der Pfarrer traute seinen Augen kaum; aber die helle Freude lachte aus seinem Gesichte. Aus Herzensgrunde segnete er sie.

Und als sie weggegangen waren, sagte die Pfarrerin: Ein schöneres und edleres Weib ist nie in das Schulhaus eingezogen, als Rosel, wenn du sie getraut haben wirst!

Das war das Urtheil aller Leute in Tiefengrund, als sie gleich am andern Tage der Pfarrer als Verlobte ausrief. Nur Einer sah trübe. Es war Jakob, aber seine junge Frau strich ihm freundlich über die Stirne und sagte: Bin ich auch nicht so schön wie Rosel, so will ich doch ihr nachahmen, daß ich so brav werde wie sie. Es hat nicht sein sollen, lieber Jakob. Sei mir drum nicht böse. Wenn sie dich zum Manne hätte, so wär' ich ja deine glückliche Frau nicht. Jakob lächelte und küßte sie, und es kam aus dieser Gegend keine Wolke mehr auf seine Stirne gezogen.

Hier könnte ich meine Geschichte füglich enden; aber ich sagte im Anfang, es sei noch nicht länger als seit dem Sommer her, daß ich meinen Vetter in Tiefengrund besucht. Der hat mir die Geschichte erzählt, die ich Euch wiedererzählt habe. Seit der Verlobung der zwei Menschen sind zehn auch zwölf Jahre ins Land gegangen, Jahre stillen, ungetrübten, ehelichen Glückes für das Paar, dessen Geschicke ich erzählt habe. Sie lieben sich noch so treu und innig, wie damals. Der Franz ist nicht nur nicht gestorben, sondern ein schöner, stattlicher Mann geworden, dem man Glück und Zufriedenheit ansieht. Rosel aber ist, selbst als Mutter von vier prächtigen Kindern, das Bild einer schönen Frau, der man die dreißig Jahre so wenig ansieht, daß man sie heute noch für ein Mädchen ausgeben könnte. Der Pfarrer und seine Frau leben noch, und zwischen der Familie des Lehrers und des Pfarrers besteht ungetrübt das innigste Freundschaftsverhältniß, wie damals, als Franz noch jung und unvermählt war. Rosel ist eine demüthige, bescheidene, tüchtige, unermüdete Frau geworden. Eins nur wurde an ihr völlig zur Lüge, nämlich das Sprüchwort: „Arm zu arm gibt

Harm zu Harm," das sie einst, weil es in Tiefengrund gang und gäbe war und leider mehr befolgt wurde, als gut war, dem Pfarrer als Grund der unpassenden Heirath zwischen ihr und dem Lehrer geltend gemacht hatte; denn Rosel wußte Etwas aus der Schulbesoldung zu machen. Sie legte noch jedes Jahr zu ihres Mannes ungläubiger Verwunderung ein Stücklein Geld zurück. Ihr Häuslein durfte nicht verkauft werden. Es wohnte um halben Miethzins eine arme Wittwe drinnen. Ihre Güterstücklein halfen mit dem Schulgute zum guten Auskommen und — in der Oberstube stand ihres guten Vaters Webstuhl, wo Rosel alles Tuch für die Haushaltung wob, das ihre Finger kunstgerecht und untadelig spannen.

Auch Arnold's hatten sich lange des Glückes der lieben Goth gefreut. Frau Holderbach leider nicht. Sie erkrankte schon zwei Jahre nach Rosel's Verheirathung, nachdem sie mit der Arnoldin ihr erstes, engelschönes Kind über die Taufe gehoben. Auch Frau Holderbach half jenes Sprüchwort zu Schanden machen; denn in ihrem Testamente fand sich ein Vermächtniß für Rosel, das sie in Wahrheit reicher machte, als irgend ein Mädchen in Tiefengrund, das Lenchen aus der Rothen Mühle ausgenommen, das an den Rhein geheirathet hat.

Als Arnold's bald nach einander starben, an denen Rosel und Franz recht als treue Kinder gehandelt hatten, vermachten sie ihnen Alles, denn sie hatten nur Einen Verwandten, einen steinreichen Geizhals und Wucherer, der sich ohnehin sein Lebtag nicht um die alten Leute bekümmert hatte.

Obgleich nun der Lehrer Binder ein sehr wohlhabender, vielleicht reicher Mann ist, steht's im Hause so einfach wie in einem guten Bauernhause, aber die Reinlichkeit ist da zu Hause, wie etwa halbwegs in Holland, wo sie vor lauter Reinlichkeit sich das Leben verbittern und doch in manchen Stücken nichts weniger als sauber sind; da herrscht ein Friede, der Einem unaussprechlich behaglich ist; da waltet eine Gottesfurcht, vor der ich meinen Hut bis zur Erde

abziehe; da offenbart ſich eine Liebe, die Einen anweht wie Frühlingsluft, und eine Kinderzucht, die ich allen Leuten zum Muſter aufſtellen kann. Ich ſag's noch einmal, die Roſel iſt eine Perle, und an ihr iſt die Verheißung in Erfüllung gegangen, die das Gebot hat: „Ehre Vater und Mutter!“

Gute Nacht, ſagte der Schmiedjakob, und ging freundlich lächelnd in ſeine Kammer.

---

4. Ein Räthſel? —

Vor mir liegt ein großer Garten,
Doch er iſt gar ſeltner Art.
Auf den Beetlein blühen Blumen,
Liebe pflegt ſie treu und zart;

Netzt ſie mit gar eig'nem Thaue,
Der nicht aus den Wolken fällt. —
Solch ein Beetlein iſt wohl theuer —
Theurer, als Eins in der Welt? —

Andre ſcheinen ganz vergeſſen,
Ohne Blumen, ohne Zier!
Gras und Neſſeln wuchern drüber.
Iſt der Gärtner nicht mehr hier? —

Oder fehlt die treue Liebe,
Die die andern Beetlein pflegt,
Die ſo ſorglich drüber wachet,
Sie vor Unkraut treulich hegt?

Andre decken kalte Steine;
Hohle Worte rühmen Viel.
Liebe macht nicht viele Worte;
Wenn recht tief — ſchweigt das Gefühl. —

Auch ein Acker iſt's, der Allen
Und doch Keinem angehört.
Dem er eigen iſt, er ſäet
Wie er will und ungeſtört.

Seine Saat iſt's, und er wecket
Einſt, wenn's ihm gefällt, den Keim.
Wenn ſein Frühlingsathem wehet,
Führt er ſie in Garben heim.

Eine Schlafſtätt' iſt's, es liegen
Still die Schläfer, Seit' an Seit'.
Ach, wie ging am Tag ihr Streben
Aus einander einſt ſo weit!

Was im Leben ſich befindet,
Ruht im Frieden hier bereits,
Und das Kreuz des Lebens endet
Unter einem kleinen Kreuz.

Iſt's ein Räthſel dir, ein ſchweres?
Lieber, ſieh', ich glaub' es kaum!
Auch für dich iſt hier ein Beetlein
Und ein Beetlein, klein an Raum.

Sorge nur, ſo lang' du wacheſt,
Daß, wenn einſt die Schlafzeit naht,
Rechter Thau dein Beetlein feuchtet,
Blumen blühen früh und ſpat!

5. Altes Gold.

Die lieben, ehrlichen Thüringer kennen den Hamſter beſſer, als die am Rheine, wo er faſt gar nicht vorkommt. Sie haben ein altes Sprüchwort, das lautet: „Dem Hamſter ſchadet der Winter nicht.“ Nun ſagen die am Rheine: Dank's ihm ein ſpitz Holz! Er hat ein warm Pelzlein als Winterkleid und gräbt ſich, wie der Dachs, in die Erde eine Höhle tief hinein, wo er keinen Ofen braucht, wie unſereiner, kein Holz und keine Steinkohlen! Das iſt richtig, mein pfiffiger Rheinländer, aber du haſt den Sinn nicht betappelt, den der Thüringer in ſein Sprüchwörtlein, als ächtes Gold, hineingewickelt hat. Gib mal Acht! Der Hamſter iſt ein klein Thierlein, aber er hat gar weite Backen, ordentliche Backentaſchen, und der liebe Gott, der für alle ſeine Geſchöpfe ſorgt, hat das Thierlein Etwas gelehrt, was du ihm wohl ablernen könnteſt, und es wäre dir gut. Der Hamſter nämlich ſammelt in dieſe Backentaſchen die reifſten Korn-, Weizen- und Gerſtenkörner, bis ſie voll ſind, und dann trägt er ſie in ſeinen unterirdiſchen Hausbau, den ihn Gott hat künſtlich anlegen gelehrt, und dort bewahrt er's auf. Das thut er im Sommer, und wenn der Winter kommt, ſind ſeine Kammern voll, und wenn er draußen nichts mehr findet, hat er reichliche Nahrung für ſich und

seine Familie. Drum schadet ihm der Winter nicht. Verstanden? — Das Sprüchlein ruft dir einige Item zu. Diese nämlich:

I. Item: Lerne vom Hamster deine Zeit gut anwenden. Arbeite treu und fleißig, so lange du Arbeit findest, dann schmeckt die Ruhe am Feierabend süß. Wer immer Feiertag hat, der kennt nicht den Segen der Feierabendglocke und vergißt, wenn sie läutet, sein Käpplein zu lüpfen und ein gläubig Unser Vater zu beten. Ich wünsche dir, du gehörtest nicht zu der Sorte. „Weit von der Arbeit, nah beim Teufel," sagt ein ander Sprüchlein, und das ist auch „Altes Geld."

II. Item: Lerne vom Hamster sorgen für die Zeit der Noth. Das steht nicht im Widerspruch mit dem Worte des Sohnes Gottes: Ihr sollt allerdings nicht sorgen, denn der Herr meint's, wenn er auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde zeiget, doch ganz anders, nämlich: er will vor den Geizhalssorgen warnen, denen das Vertrauen auf Gott abgeht. Wenn's bei dir gehet, wie das Sprüchwort sagt: „Von der Hand ins Maul," so gehet's dir auch, wie es weiter sagt: „Auf den Esel von dem Gaul," nämlich herunter. Der Schweizer sagt: „Der Faullenz und der Lüderli, das sind zwei Zwillingsbrüderli," die aber alle Beide den Bettelsack tragen, weil sie nicht sorgen in der Zeit, da die Noth ist nicht weit. „Wo die Arbeit und der Fleiß das Haus bewacht, da hat die Armuth keine Herberge," und: „Wenn der Hahn und das Huhn wacker scharren, haben die Küchlein allezeit Körnlein zu essen." Merk's!

III. Item: Der Hamster hält zu Rath, thu's auch! „Wer will haben, was er sieht, muß missen, was er hat," oder: „Wenn die Augen mit dem Geldbeutel auf den Markt gehen, so muß der Magen sich auf Fasttage richten." Der Hamster ruft dir zu: „Wer Arbeit liebt und sparsam zehrt, der sich in aller Welt ernährt." Merk's!

IV. Item: Der Hamſter bleibt im Winter bei Weib und Kind daheim! Da lockt ihn keine Karte zum Spiel; kein Wirthsſchildlein zum Trinken und der Bruder Lüderlich macht keine gute Freundſchaft mit ihm. Du ſiehſt, der Hamſter iſt ein guter Schulmeiſter. Werde ſein Schüler und du wirſt's nicht zu beklagen haben. Proficiat, mein Lieber. Du ſiehſt, warum dem Hamſter der Winter nicht ſchadet, und die in Thüringen und da herum ſind geſcheidte Leute!

6. Eine Anekdote.

Als das neue Zellengefängniß in Bruchſal, ein ebenſo ſchönes, als trefflich eingerichtetes Strafhaus, erbaut worden und nahezu fertig war, hatte ein angeſehener Beamter es beſucht und war von der Einrichtung ſehr angenehm berührt worden. Zu einem Maurer, einem Schwarzwälder, gewendet, ſagte er: Ein ſchönes Gebäude! Vortreffliche Einrichtung! Es muß eine Plaiſir für die Spitzbuben ſein, darin zu ſitzen gegen dem da drüben (er meinte das Gefängnißhaus der Geſammthaft, das auch in Bruchſal liegt). Das müſſe Sie beſſer verſtehe, Herr Amtmann, ſagte beſcheiden der Schwarzwälder, i hab' noch in keinem g'ſeſſe!

7. Die Spinnerin.

Ein Geſchichtlein.

(Hierzu der Stahlſtich.)

Seit das Maſchinengarn regiert, ſteht's ſchlimm um die armen Spinnerinnen, die kaum mehr als das Waſſer verdienen, das ſie trinken. Freilich gibt's welche, deren feine Fingerchen einen Faden drehen, wie ihn keine Maſchine fertig bringt, und das Bielefelder Handgeſpinnſte bleibt doch Nr. 1 für ſolche Leute, die Etwas aufs Aechte halten. Das aber bleibt feſt, daß ſo eine geduldige Spinnerin nicht viel

davon bringt. Drunten, in der Gegend, die ich genannt habe, lebte so eine ächte Spinnerin, und sie war jung — und das Bildchen daverne zeigt, daß sie auch ein liebliches Mädchen war. Ihr Loos war freilich nicht aufs Lieblichste gefallen, denn ihr Vater, ein geschickter Bildweber, war längst todt; die alte, treue Mutter — Ihr seht sie auf dem Titelbildchen, wie sie, das müde Haupt stützend in die Hände, vom eintönigen Schnurren des Rades eingeschlafen war — konnte nichts mehr verdienen, denn sie war blind geworden. Blind! Großer, barmherziger Gott, behüte uns in Gnaden! — Das ist ein Schicksal, das zu den schwersten auf dieser Erde gehört. Und sie waren arm; hatten Nichts, als das Häuschen, darin sie wohnten, und ein Gärtlein dran und — was blieb da übrig, als Mariechen mußte die alte Mutter ernähren und für das eigne Brod sorgen. Sie war aber weit und breit die geschickteste Spinnerin. Ihr Faden war so fein; so gleichförmig lief er durch die niedlichen Fingerspitzen, wie man ihn kaum finden mochte. Aber dennoch verdiente sie kaum so viel, daß sie und die Mutter leben konnten. Da kamen oft Stunden herben Wehes und manche Thräne netzte den Faden, den die Spuhle einnahm.

Frommer, sanfter, sittiger aber war kein Mädchen im Dorfe und, ich muß es sagen, auch schöner keins. Sie trug die blinde Mutter auf ihren Händen und ihr Segen und der verheißungsvolle Sinn des Gebotes: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," bildeten ein Heirathsgut, wie selbst die reichsten Mädchen des Dorfes es nicht hatten.

Ja, ja, sagte der Gevatter in der Spinnstube, als der alte Schmiedjakob das gesagt, nach solchem Unsichtbaren werden die Bursche nicht ausgeschaut haben. Die wollen das Heirathsgut sehen in lang sich hinziehenden Aeckern und Wiesen, in blanken Thälern oder deß Etwas, das ins Gewicht fällt.

Leider ist's so, entgegnete Schmiedjakob, und diese Aecker und Wiesen und Thaler machen eine häßliche Hexe schön und eine arge Zecke zu einem Dreiviertels-Engel. Ich weiß es wohl, aber diese Ehen sind auf Erden geschlossen und

der Zank- und Streitteufel zieht mit ins Haus und jagt das Glück hinaus, daß es bis zum Grabe nicht wiederkehrt. Die rechten Ehen, Gevatter, werden im Himmel geschlossen, und da gilt das unsichtbare Heirathsgut, dessen Mariechen ein so schönes Theil besaß, ohne es zu wissen und zu wollen.

Wenn auch die Burschе nicht nach dem Heirathsgut ausschauten, so thaten sie es doch nach dem Mariechen, denn da hätte Einer doch blind sein müssen, wie ihre arme, alte Mutter, wenn er nicht gesehen hätte, wie engelschön das arme Mädchen war. Da gibt's wohl windige Burschе, die eine Liebschaft mit solch einem lieblichen Mädchen anzufangen Lust haben, aber ans Heirathen nicht denken. Und solcher gab's auch in dem Dorfe Mariechen's nicht wenige. Versuchten's auch bei Mariechen, aber da hatten sie sich arg verrechnet. Das Mädchen wies sie zurück in einer Weise, daß ihnen das Wiederkommen verging, ohne daß sie unartig ihnen begegnet wäre; ohne daß sie viele Worte verlor, oft ganz ohne Worte, und doch so gewaltig, daß es keinem mehr ankam, einen ähnlichen Versuch zu machen. Mariechen vergoß manche Thräne über solche Menschen, und sie trugen die Schuld, daß sie in keine Spinnstube ging; daß man sie nie am Sonntag Nachmittage bei den jungen Leuten sah und nie beim Tanze an dem Kirchweihfeste. Allein im Stübchen bei der Mutter las sie dieser aus dem Worte Gottes vor; hörte die Erzählungen der Mutter an, die sie so lebendig aus dem Schatze des Alten und Neuen hervorholte, daran ihr Gedächtniß so reich war, und am Abende führte sie die blinde Mutter hinaus ins Freie. Allerdings mußte sie da manche Geschichte gar oft wiederholen hören, allein sie trug das mit einer wahren Engelsgeduld, und wenn die Mutter nur anbot, dann wußte sie, was kommen würde, und hörte es immer wieder geduldig an. Eine Geschichte war's, die sie am häufigsten wiederholte, weil eben sie gerade den unglückseligsten Einfluß auf ihre Geschicke gehabt hatte, und diese muß ich kurz erzählen, weil damit manches Folgende zusammenhängt.

Als sie, die blinde Mutter und der verstorbene Vater

durch die Geburt Mariechen's die glücklichsten Eltern geworden waren, da stand es besser um ihre häusliche Lage, als in späteren Tagen, und hernachmals je. Es war nämlich in B. eine Leinwandhandlung, die ließ auf Bestellung die feinsten und schönsten Damaste weben und zahlte schönen Lohn. Für diese Handlung arbeitete Mariechen's Vater und die damals junge und noch lange nicht das Erlöschen des Augenlichtes befürchtende Mutter spann das Garn dazu, denn sie galt, wie jetzt ihre liebliche Tochter, als die geschickteste Spinnerin im Lande weit und breit. Da ging's dann Hand in Hand, und der Vater verdiente ein Schönes im Jahre, und ließ es auf Zins bei dem Leinwandhändler, Herrn M....., stehen, bis er es etwa brauchen möchte, und nahm sich eben nur das Nothwendigste fürs Leben. Die Mutter lieferte immer das kunstreiche Gewebe ab, und da begleitete sie denn in späteren Jahren das kleine Mariechen, damals ein engelschönes Kind, an dem alle Leute ihre Lust sahen. Der Herr M..... hatte einen Knaben, der ein Jahr oder so herum älter war, als Mariechen, und mit dem kleinen Leopold spielte sie dann gar fröhlich, und so oft sie mit der Mutter kam, holte er sie gleich zum Spiele und die Kinder hatten sich überaus lieb.

Die Eltern Mariechen's sahen einer recht frohen Zukunft entgegen, denn ihr Kapitälchen wuchs, und sie hatten ihre Pläne gemacht, und wollten sich ein Gütchen anschaffen, um ihr Brod zu ziehen und sich eine oder zwei Kühe zu halten. Dazu wären sie auch ganz gewiß gekommen, wenn — nicht die unglücklichen Kriegsjahre von 1806 und 1807 den Handel gelähmt hätten und eines Tages ein Brand das Magazin des Herrn M..... in Asche gelegt und ihn zum Bettler gemacht hätte. Ein Bankrott mußte folgen, und all' ihr Gripartes war dahin. Von da an kam ein Unglück über das andere. Der Vater bekümmerte sich so sehr, daß er hinwelkte und der Keim der Auszehrung, der in ihm mochte gelegen haben, sich rascher entwickelte und sein Leben endete. Mit Spinnen ernährte sich die arme Wittwe, und als das Mariechen erwachsen war, erblindete sie. Sprach

die arme Blinde von dieſen Ereigniſſen, dann quollen Thränen aus den lichtloſen Augen, und das erſchütterte allemal das Gemüth des weichen Mädchens bis in ſeine Tiefen. Wie ſie aber auch bat, ſie kam immer wieder auf dieſe Ereigniſſe, mit denen ihr Unglück anhob. Es war das, was ihre Seele erfüllte. — Wie aber auch die ſtets ſich erneuernde Geſchichte dieſes Unglücks auf die beiden, davon ſo ſchwer betroffenen Herzen zurückwirkte, kein übles Wort traf den Herrn M..... Sie wußte es zu gut, die arme Blinde, daß er nicht die Schuld des Unglücks trug, ſondern daß es in den Verhältniſſen jener Tage gelegen. M..... wurde ja arm wie Hiob und zog mit ſeinem Kinde und ſeiner braven Frau in die Welt hinein — wohin? das wußte Niemand; aber das wußten Alle, daß die unglückliche Familie, von Allem entblößt, von dannen zog. —

Wenn Ihr das Bildchen anſehet, ſagte Schmiedjakob, ſo erkennet Ihr in den Zügen Mariechen's den Ausdruck der Trauer. Die Mutter hatte eben wieder die Geſchichte erzählt,

ehe sie in den Schlummer sank. Noch eine Weile blieb es ruhig und stille im Stübchen, und nur das Schnurren von Mariechen's Rädchen unterbrach diese Stille. Das Mädchen hing den schmerzlichen Gedanken nach und merkte nicht, daß vor den spiegelblanken Scheiben des Fensterchens Einer stand, der schon lange seine Blicke an ihr, an ihrer Schönheit geweidet hatte.

Der junge Mann mochte fürchten, von ihr entdeckt zu werden. Er trat zurück und ging auf die Thüre zu, denn um die Ecke der nächsten Gasse bog eben ein Karren, welcher bestimmt war, das Gesponnste abzuholen, und der junge Mann war der Beauftragte eines reichen Mannes, der eine Kunstweberei in Leinen errichtet hatte, den Frauen und Mädchen der Gegend den Flachs lieferte und ihnen das Spinnen bezahlte. Dieses Mal kam nicht der gewöhnliche Abnehmer, sondern ein neu in das Geschäft eingetretener, junger Mann.

Warum hatte er so lange das schöne Mädchen durchs Fenster beobachtet? Es war nicht nur die Macht ihrer Schönheit, die freilich hätte allein solches bewirken können, sondern es mußte ein tiefer Liegendes sein. Schon die eigenthümliche Bewegung, welche sich in seinem ganzen Wesen ausdrückte, ließ der Art Etwas vermuthen. Er grüßte freundlich und bemühte sich, jede Bewegung zu verbergen; dann wünschte er die Ablieferung des Gespinnstes, und als diese erfolgt und auf dem wohlbekannten, dazu besonders eingerichteten Karren untergebracht war, zahlte er den schuldigen, im Verhältniß zu den Pfunden stehenden Preis, grüßte wieder und entfernte sich schnell.

Seltsam! dachte Mariechen. Was mag dem jungen Manne begegnet sein? Dem schien das Weinen näher, als das Lachen! Sie schwieg indessen, weil sie nachdachte, wo sie den jungen Mann schon möchte gesehen haben, der ihr so bekannt vorkam.

Die Mutter war, während das Geschäft abgethan wurde, erwacht. Sie hatte stille den gewechselten Reden gelauscht, aber mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit. Als er endlich weggegangen war, sagte sie zu Mariechen: Es ist doch eine

gar wunderſame Sache, daß, ſo ein Sinn Einem abgeht, die andern eine ſo außerordentliche Schärfe erlangen. Ich kann dir gar nicht ſagen, wie die Stimme des jungen Mannes, der das Garn einſammelte, der des Herrn M..... glich. Ich meinte, er wär's ſelber. Doch, ſetzte ſie hinzu, wie ſollte der hierher kommen? Und — nicht wahr, der Einſammler war ganz jung? Das bejahte das Mädchen. Die Alte fing am Abende noch einmal davon an und wollte wieder die ganze Leidensgeſchichte wiederholen, allein Mariechen, ſelbſt eigenthümlich bewegt, ſuchte das zu verhindern, was ihr nur ſchwer gelang.

Einige Tage ſpäter trug ſich Etwas zu, was die Erinnerung aufs Neue weckte.

Der Pfarrer des Dorfes, ein alter, ehrwürdiger Mann, der über fünfzig Jahre ſeinem Amte in dieſer Gemeinde vorſtand, und ein treuer Freund des Herrn M..... geweſen war, kam, was er mehrmals im Jahre zu thun pflegte, zu der blinden Wittwe. Er wußte ganz genau die Umſtände der Familie, und war ein väterlicher Gönner und Freund Mariechen's und ihrer unglücklichen Mutter. Mariechen ſprang von ihrem Rade auf, als der würdige Greis eintrat, reichte ihm die Hand, und führte ihn zum alten Lehnſtuhle, darin ihr Vater oft geſeſſen. Die Mutter hatte ſich ganz nahe dem Ofen geſetzt, weil es eben draußen recht winterlich zu werden anfing.

Nach einigen einleitenden Fragen und Reden hob der alte Mann alſo zu reden an: Mutter Grethe, nicht wahr, Ihr denket oft an Herrn M.....?

Wie ſollte ich nicht? entgegnete die Blinde.

Habt Ihr denn einmal Etwas von ihm gehört?

Niemals ein Wörtlein! Der arme, unglückliche Mann iſt wohl längſt todt?

Das iſt er auch, verſetzte der Geiſtliche, und es iſt ihm recht kümmerlich gegangen bis an ſein Ende.

Ach, du lieber Gott, das iſt mir leid! rief die Blinde, ihre Hände zuſammenſchlagend, das hatte er doch wohl nicht verdient!

Ich freue mich, ſprach der Pfarrer, daß Ihr keinen Haß auf ihn geworfen habet. — Doch das weiß ich ja längſt. Auch ſeine brave Frau iſt todt. Nur der Sohn lebt noch, und dem hat er es ſterbend auf die Seele gebunden, wenn ihn Gott ſegnete, Euch Euer verlornes Gut zu erſtatten.

Siehſt du, Mariechen, rief die Alte, wie wahr ich geredet? Unſer Unglück beugte ihn tiefer, als das eigene — eben weil es ſchwerer war. —

Der Sohn iſt eine grundehrliche Seele, der, ob er gleich noch nicht ſelbſtſtändig ſein Geſchäft hat, ſoviel ſich verdient, daß er außer ſeinem ordentlichen Auskommen noch Etwas erübrigt. — Wie viel war's doch, was Ihr verloret?

Einhundert und fünfzig Thaler, ſagte die Wittwe.

Richtig, verſetzte der Pfarrer. Er will es Euch ehrlich zurückbezahlen mit ſammt den Zinſen aber auf einmal kann er das nicht. Da hat er mir denn —

Zinſen? rief lebhaft die Blinde aus. Zinſen? Gott behüte mich in Gnaden, daß ich einem ſo braven Sohne eines braven Vaters Zinſen abnehmen ſollte! Nun und nimmermehr, nicht wahr, Kind?

O nein, ſagte das liebliche Mädchen.

Der Pfarrer fuhr in ſeiner unterbrochenen Rede fort: Das iſt ſehr ehrenwerth von Euch, und ich danke Euch dafür, hab's aber ſo mir vorgeſtellt. Nun höret weiter: da erhalte ich heute mit der Poſt eine Abſchlagszahlung von fünfzig Thalern für Euch!

Die alte Frau ſchlug die Hände vor Verwunderung zuſammen. Fünfzig Thaler! Ach du lieber Gott, das iſt viel Geld! Wenn ſich nur der brave Sohn, Leopold hieß er ja, gelt, Mariechen? — nicht wehe thut. Wir haben's lange verſchmerzt!

Thut Nichts, entgegnete der Pfarrer. Hier iſt das Geld. Mariechen ſchreibt mir die Quittung!

Beide, Mutter und Tochter, wußten ſich gar nicht zu faſſen, und meinten, es könne nicht ſein; aber es war doch ſo und der Beweis lag vor, daß es noch Ehrlichkeit in der Welt gibt.

Iſt leider dünne geſäet! ſagte der Gevatter halblaut.

Aber doch noch da, ſtrafte der Schmiedjakob, und fuhr dann fort: Als das im Dorfe bekannt wurde, fanden ſich die Burſche wieder ein, denn nun ſchien das Mariechen beträchtlich in ſeinem Werthe geſtiegen zu ſein.

Da haben wir's! ſagte der Gevatter. Es iſt der Welt Gang und Lauf: Erſt Geld — dann kommt das Andere.

Das iſt aber nicht der Welt Gang und Lauf, was ſie hier erfuhren, ſagte der erzählende Alte; denn ſie dachten, das Mädchen nähme ſie nun mit Freuden an und auf; aber die Rechnung war ſo falſch wie ihre erſte. Zum erſten Male kamen ſie, um ſich einzuniſten, aber damit war's Matthäus am Letzten. Sie kamen nicht wieder. Was das Mariechen gemacht und gethan, ich weiß es nicht, aber ſie kamen nicht wieder, das iſt gewiß. Auf des Pfarrers Rath kaufte Mariechen von dem Gelde ein Feldſtück neben ihrem Häuschen zum Gemüſebau; ſtanden auch einige Aepfelbäume drauf, und im nächſten Frühjahr grub ſie es um und bepflanzte es mit großer Freude, zumal ſie Hoffnung auf reichen Obſtertrag hatte.

Mittlerweile war der Garnſammler wiedergekommen und allemal hatte er mit Mariechen liebreich und freundlich geplaudert, und ſich allemal gefreut auf dieſe Stunde.

Wenn die Mutter nicht blind geweſen wäre, ſo hätte ſie merken können, daß der Sammler, wie man ihn, ohne ſeinen Namen zu kennen, im Dorfe nannte, mit gar beſonderlichen Blicken ihr ſchönes Kind betrachtete, ja ſie hätte noch ein Anderes beachten können, nämlich, daß Mariechen's Wangen höher glüheten; daß ihr Athem raſcher ging; daß ihr Auge eigenthümlich glänzte, ja, daß ihre Hand mit dem Faden zitterte, wenn ſie ihn kommen ſah.

In drei Vierteljahren hatte der alte Pfarrer die hundert und fünfzig Thaler bezahlt; aber im Leben und Thun Mariechen's und ihrer Mutter blieb ſich Alles gleich. Nur Eine Aenderung trat ein, die aber die Mutter nicht gewahrte, nämlich, — wenn die Zeit nahte, wo der Sammler kommen ſollte, ſah Mariechen oft durch das Fenſter, was ſie nie

gethan, und wenn er kam, hatte sie allemal mehr des herrlichen Garnes, und er mußte es loben, weil es gleich schön war. Ihr Fleiß verdoppelte sich, weil er ihn pries. —

Ob nun gleich der junge Mann immer bekannter im Hause wurde, so blieb er doch gleich achtungsvoll gegen das Mädchen, wenn er gleich stets traulicher wurde und jeder Andere gesagt haben würde, liebevoller gegen das Mädchen, das jedes Mal glühender erröthete, aber in seiner demuthvollen Scheu sich gleichblieb. Ob's ihr Herz weg hatte, daß er sie lieb habe, das weiß ich nicht, aber — die Mädchen haben so Etwas leicht weg. — Ich lasse es dahingestellt sein, sagte Schmiedjakob, denn ich sehe, das Kathrinchen wirft schon die Lippen etwas schnippig in die Höhe und Streit will ich keinen mit ihr. — Kurz — es ging so ein Jahr und mehr ins Land, da kam der Sammler nicht mehr, sondern ein Anderer, der kurz angebunden war, und den Mariechen im Zaume halten mußte und es auch that und mit gutem Erfolge, denn wie unbescheiden er auch nach Musterreiter-Art auftreten wollte, das einfache Landmädchen schüchterte den kecken Burschen bald so ein, daß er zahm wurde und scheu und allemal froh zu sein schien, wenn er draußen war und sein Geschäft vollendet hatte.

Mariechen aber war seitdem stiller geworden, oft sehr traurig. Ihre Mutter mochte Geschichten erzählen, wie sie wollte, Mariechen hörte sie nicht, denn ihre Gedanken waren sonstwo.

Um diese Zeit kam einmal der Pfarrer wieder und saß lange bei ihnen. Endlich sagte er: Es ist doch — eine recht sichtbare Fügung der Vorsehung Gottes, daß der Leopold M..... eine reiche Erbschaft gethan hat. Ein alter

Oheim, ſeines ſeligen Vaters älteſter Bruder, war als blutjunger Menſch, nachdem er ſeine Lehre als Kaufmann hinter ſich hatte, in die Welt gegangen. Wohin? Das wußte nur der Herr, der Alles lenkt. Vor einem halben Jahre, eben, als der Beſitzer der großen Weberei, für die du ſpinnſt, Mariechen, ſich von ſeinem Geſchäfte zurückziehen wollte, kommt aus Holland die Kunde: Der Leopold M..... ſei ohne Leibeserben in Batavia geſtorben. Die Erben in Deutſchland ſollten ſich melden. Da war denn Leopold M..... der einzige Erbe. Er reiſte ſogleich nach Holland. Darum kam er auch nicht mehr das Garn einſammeln. —

Wer? fragte erſtaunt Mutter und Tochter.

Der Leopold M....., erwiederte der Pfarrer. Ihr ſahet ihn ja alle Monate. Kanntet Ihr ihn denn nicht?

Von dem Erſtaunen der Mutter und Mariechen's könnet Ihr Euch keine Vorſtellung machen; aber daß ſie das nicht wußten, kam daher, daß der junge Mann, wie es ſich nun herausſtellte, abſichtlich ſeinen Namen verſchwieg, um wegen des nachbezahlten Geldes keinen Dank zu ernten, und weil aber Mariechen nie herauskam, auch die Leute nicht viel zu ihr und ihrer Mutter kamen, und ſie abſichtlich immer das Geſpräch über den „Sammler" vermied, ſo blieb ihr ſein Name fremd; während der, der ihn trug, in ihrem Herzen eine Stelle fand, wie ſie darin nie ein Anderer beſaß.

Siehſt du, Mariechen, ſagte die Blinde, wie ſcharf mein Ohr iſt! Ich hab' dir's gleich geſagt, daß mir die Stimme des jungen „Sammlers" gerade ſo vorkam, wie die des Herrn M..... Nun zeigt ſich's, wie das kam. Alſo das war der kleine Leopold? Na, Gott ſegne ihn, den rechtſchaffenen Sohn eines unglücklichen Vaters! Hätt' ich das doch nur gewußt, daß ich ihm hätte danken können!

Darum verſchwieg er Euch ſeinen Namen gerade, bemerkte der Pfarrer. Der wackere Junge wollte das nicht! — Daß er aber ein wackerer Junge iſt, das kann ich bezeugen, fuhr der Pfarrer fort. Durch mich hat er viele der Schulden ſeines Vaters in der Stille abbezahlt, wie bei Euch. Jetzt aber zeigt ſich's noch klarer. Da er ein ſehr reicher Mann

geworden iſt, ſo zahlt er Alles, was durch das Brandunglück und den Bankerott ſeines Vaters verloren ging. Ich habe die Gelder empfangen und bin eifrig daran. Nun dringt er aber auch darauf, Euch die Zinſen zu bezahlen, die Ihr vor zwei Jahren nicht nahmet. Er hat ſie bei Heller und Pfennig berechnet und hier bringe ich ſie! —

Da entſtand denn wieder ein Kampf, denn die Blinde und ihr Kind wollten es nicht annehmen, bis endlich der Pfarrer einen Brief herauszog, darinnen zu leſen ſtand, wie der junge Mann den Wunſch hege, daß mit dem Gelde, das ſchier die Hälfte der Hauptſumme betrug, Mutter und Kind ſich beſſere Tage machen und bereiten ſollten, damit nicht länger Mariechen durch das ſtete Sitzen und Spinnen ihre Geſundheit untergrabe; und die alte blinde Mutter kräftigere und erquickende Lebensmittel genießen könne. Das las er ihnen vor und die Worte wirkten nach beiden Seiten auffallend. Die Mutter vergeß Thränen des Dankes und der Freude über ſolche Theilnahme. — Das Mädchen erbleichte, daß ſie anzuſehen war, wie eine Leiche; aber ſie nahm das Geld und verſprach, es allein zu der Mutter Pflege zu verwenden, da ſie ſelber deſſen nicht bedürfe.

Ich habe, ſagte Schmiedjakob, wohl darüber nachgedacht, warum Mariechen möchte ſo bleich geworden ſein, da doch an und für ſich Urſache zur Freude war? Ich fand eben nur, daß es der Gedanke ſein möchte, er liebe ſie — ein Gefühl, das dem, in ihrer ſtillen, verſchwiegenen Bruſt längſt wohnenden begegnete, und ſo das Ihre durch die Macht des Fremden zum klaren Bewußtſein brachte. —

Alles, was die Mutter zum Preiſe Leopold's ſagte, als der Pfarrer weggegangen war, ging an Mariechen's Ohr ohne allen Eindruck vorüber, denn ihre Seele hatte ſich mit ſich ſelber zu beſchäftigen, und ihre Thränen ſah die Mutter nicht, die dem Kampfe floſſen, den ſie kämpfte, die thörichte Liebe aus ihrem Herzen zu bannen, da nun durch ſeinen Reichthum die ohnehin unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ihr und Leopold um das Doppelte ſich erhöhte. Dieſer Kampf aber war nicht mit Einem Male ausgekämpft; er dauerte,

ſiegreich bald, bald unterliegend, fort und fort und wurde nur dadurch erleichtert, daß ſie auch nicht das Geringſte mehr von Leopold hörte. Das Geſchäft war mittlerweile ſeinen Gang ruhig und geregelt fortgegangen, und Mariechen ſpann nach wie vor für die Fabrik, und ſpann oft gar verwunderliche Träume, bald Seufzer und leiſe rieſelnde Thränen mit dem Faden hinein.

Ihrer völligen Abgeſchiedenheit von den Leuten im Dorfe und ihrem Mangel an allem Umgange war es indeſſen zuzuſchreiben, daß ſie von dem Nichts erfuhr, was ſich in der Stadt und in der Fabrik, für die ſie ſpann, zutrug.

Der bisherige Beſitzer, der ſich ein ſchönes Vermögen errungen hatte, wollte ſeine alten Tage in Ruhe und Frieden verleben und begehrte daher ſeine Fabrik ſammt dem hübſchen Anweſen, das er ſich nach und nach zu einem anſehnlichen Landgute zuſammengekauft und gebaut hatte, zu verkaufen. Das wußte Leopold M....., und ſchrieb daher aus Holland, wo er ſich in Haag bis zur Erhebung ſeines Erbes aufhielt, um den Preis, und unerwartet ſchnell wurde Leopold M..... Herr der ganzen Geſchichte, ohne daß es ein Gerede davon im Dorfe gab.

Endlich aber kam er, nahm Alles in Beſitz und der bisherige Inhaber zog von dannen. Um dieſe Zeit verkehrte der alte Pfarrer viel mit Leopold M..... und er wurde häufig mit einem Wagen zur Stadt gebeten.

Als der Tag der Garnablieferung kam, war es dem Mariechen ſo ganz ſonderlich zu Muthe. Es wußte ſelber nicht, woher es kam, und als ſchnell ein dunkler Schatten am Fenſter vorüberging, wagte es nicht aufzublicken, ja ein leiſes Zittern fühlte ſie in ihren Gliedern, als es endlich anklopfte und — Leopold hereintrat.

Ach, Herr M.....! ſtieß erſchreckend das Mädchen heraus; aber Leopold trat auf ſie zu und faßte ihre Hand.

Mariechen, ſagte er, erſchrick nicht. Es iſt ein treues Gemüth, das heute ſein Glück von deinen Lippen erwartet! — Und nun erzählte er, wie es ihm ergangen, und ſagte dann: Alle ſeine Güter ſeien ohne Werth für ihn, wenn ſie nicht Mariechen mit ihm theile. —

Summa Summarum — er ward um ſie, und ihre Liebe zu ihm brach endlich durch und das Ja erfolgte und der Mutter Segen. Der Pfarrer kam auch und die Verlobung fand ſtatt, und am nächſten Sonntag die Aufkündigung in der Kirche des Dorfes und in der Stadt. Das gab lange Hälſe und neidiſche Blicke, aber es war ſo und Alles half nichts.

Am andern Morgen nahm der bisherige Garnſammler ſeinen Abſchied. Er mochte gerne der jungen Frau aus dem Wege gehen, die ſeine Prinzipalin werden ſollte; und bald genug in ihren neuen Wirkungskreis eintrat, ein Engel an Schönheit, aber auch an Milde, Demuth und Treue! —

Das iſt eine Geſchichte ohne alle Verwickelungen und Abſchweifungen, ſagte der Schmiedjakob, aber wahr iſt ſie, und der ſie mir erzählt hat, kennt Leopold und Mariechen und ihre ſieben Kinder, und ihr eheliches Glück und ihr blühendes Geſchäft und meint, das ſei eine von den Ehen, die ſicherlich im Himmel geſchloſſen ſeien, denn der Segen des Herrn ruhe ſichtbarlich darauf. Die Blinde iſt alt und lebensmüde, aber ihre Kinder und Enkel ſegnend geſtorben und die Gatten meinen, die Jahre ihrer Ehe ſeien eben ſo viele Wochen nach ihrer Hochzeit. Bei dieſer Ehe hat der Geldteufel ſeine Hand nicht im Spiele gehabt, drum wurde ſie — eine glückliche und Leopold's Ehrlichkeit hat ihm bis heute reichen Segen gebracht, wie er niemals ſolchem Thun fehlt.

8. Der König von Preußen und der Bauer.

Zu den ſchweren Leiden, die Schleſien heimgeſucht hatten, kamen im Jahre 1854 noch die hochangeſchwollenen Fluthen und Ueberſchwemmungen, die an vielen Orten maßloſes Unglück herbeiführten. In einer dieſer ſchwer heimgeſuchten Gegenden lag ein Dorf in einer Thalſchlucht, dem zuſammengelaufenen Waſſerſtrome preisgegeben. Was nur ein rieſelnd Bächlein geweſen, war zum rieſigen Strome angewachſen, der unwiderſtehlich Alles mit ſich fortriß. Und immer gewaltiger

wurde die Fluth, die Felsstücke mit sich herabrollte und entwurzelte Bäume des Waldes mit sich führte, und so einen Theil des Dorfes schon weggerissen hatte, sammt aller Habe der jammernden Einwohner. Jetzt stopfte sich der Hauptstrom und das gestaute Wasser, auf welches das aus dem Hochgebirge herabströmende einen gewaltigen Druck ausübte, drohte durch eine schmale Schlucht zu brechen und sich da einen neuen, verheerenden Ausweg zu suchen. Geschah dies, so war auch die andere Hälfte des Dorfes unrettbar verloren.

Dies sah ein Bauer und warf sich mit Preisgebung seines Lebens in diese Schlucht, indem er Alles, was er erreichen konnte, aufhäufte, um den Durchbruch hier zu verhüten. Das that er bis er schon bis unter die Arme im Wasser stand. Jetzt eilten ihm seine Nachbarn zu Hilfe; trugen ihm Alles zu, was auch sie zunächst ergreifen konnten, und was zweckdienlich zu sein schien. Er wich nicht von seinem Posten, wie auch die Gefahr mit jedem Athemzuge stieg; denn — brach das Wasser durch, so war er nicht mehr zu retten.

Gottes Barmherzigkeit hielt das Unglück ab und segnete des braven Mannes redliches Bemühen, damit die Obdachlosen noch in diesem Theile des Dorfes eine Stätte finden könnten, dahin sie ihr Haupt legen möchten. Die Anstrengungen des wackeren Mannes waren sehr groß, fast erlagen seine Kräfte — da brach auf der andern Seite der vom Strome selbstgebildete Damm, und die Rettung war erzielt mit Gottes gnadenvollem Beistande. Ruhig, als hätte er in seinem Acker gepflügt, stieg der Bauer aus der Schlucht heraus, ging nach seinem Hause, dankte Gott inbrünstig und meinte, er habe eben nichts Besonderes gethan. Daß er sein Leben gewagt für die Brüder und es für sie in ächter Treue eingesetzt, das fiel ihm nicht ein. Er meinte, jeder Andere hätte dasselbe thun können und wollen, wäre er an seiner Stelle gewesen — ja, als ihm seine geretteten Mitbürger dankten und seine Tapferkeit priesen, da wies er's entschieden ab.

Als die Nachrichten von diesen Verheerungen und Schreck-

niſſen nach Berlin kamen, ſagte Preußens edler König: Ich will hin zu meinen unglücklichen Schleſiern, ſie tröſten und ihnen helfen, ſoviel ich kann! Das war ein Entſchluß, eines Königlichen Herzens würdig, das einſt gelebt hatte, es wolle ein mildes Königsherz ſein! Geſagt, gethan. — Der König kommt nach Schleſien und bringt Troſt und Hilfe, wohin er kommt, daß ſein Zug durch das unglückliche Land ein rechter Segenszug war, der der Liebe der Schleſier zu ihrem Könige neue Herzwurzeln zu den alten gab.

Kommt auch der König in jenes Dorf, wo der Wackere lebte, der jene That hingebender Liebe gethan. Um ihn ſtand das Volk. Aller Augen ruhten auf dem edlen, freundlichen Antlitze des Herrſchers, den ſein Herz zu ſeinen leidenden Unterthanen gerufen, und in dieſen Augen konnte Einer mehr leſen, als in langathmigen Schilderungen.

Einer der Begleiter des Königs erzählte demſelben an Ort und Stelle, wo ſo Etwas lebendiger in die Augen ſpringt, die Geſchichte von dem, was der Bauer gethan. Das ergriff das empfängliche Herz des Königs mit Macht. Er richtete den glänzenden Blick auf das Volk, das umher ſtand und ſagte: Wo iſt der Mann, der das gethan? Er trete vor!

Der Bauer ſtand in dem Haufen. Er hatte, wie jeder waffenfähige Preuße, für den König und das Vaterland die Waffen getragen und auch Pulver gerochen und nicht hinter der Fronte oder auf der Jagd; auch mit Ehren, denn er trug zwei Kriegsmedaillen auf ſeinem etwas fadenſcheinigen Sonntagsrocke. Er wußte, was dem Landwehrmanne bei ſolchem Rufe ziemt, wenn er auch, von Beſcheidenheit geleitet, unter andern Umſtänden gerne nicht vortreten möchte. In ſoldatiſcher Haltung trat er vor, legte beide Arme eng an die Seiten und ſtand kerzengrade vor ſeinem Könige und Herrn. Der König trat nahe an ihn heran; betrachtete einige Augenblicke den ſtattlichen Mann und ſagte dann mit hörbarer, innerlicher Bewegung: Du biſt ein braver Mann!

Das ging denn dem wackern Schleſier tief hinter das Kamiſol in das beſchlagende Herz, und er konnte nicht anders, er ſagte: Wenn das mein geliebter König und Herr

ſagt, darf ich's ja ſelber glauben! Dabei lächelte er ſo ſelig und die Augen wurden ihm feucht.

Der König faßte des Bauern harte, ſchwielige Hand und drückte ſie herzlich.

Womit kann ich dir helfen? fragte der König.

Dank' ſchön, ſagte der Bauer. Mein Schwiegervater wird mich ſchon noch ein Biſſel durchſtümpern! Sind noch ärmere da! —

Jetzt wurde des Königsauge feucht, denn dieſe Uneigennützigkeit rührte ihn tief.

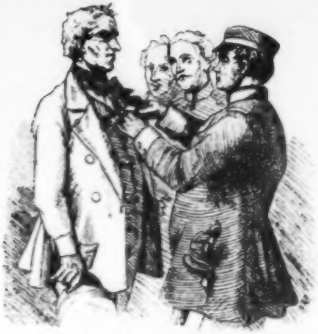

Er ſah noch einmal lange und ſchweigend den edlen Bauer an, drückte herzlicher die harte Hand und rief dann einen Feldjäger herbei, der das Ehrenzeichen erſter Klaſſe trug, nahm es von ſeiner Bruſt und heftete es unter nicht mehr zurückzuhaltendem Jubel des anweſenden Volkes an des Mannes Bruſt. Und zu ſeinem Gefolge gewendet, ſagte er bewegt: Hat Winkelried mehr gethan, als dieſer Bauer? *)

*) Arnold von Winkelried, ein Schweizer, faßte, als ſeine tapfern Mitſtreiter nicht in das gewappnete Ritterheer eindringen

9. Für die Hilfe Gottes ſind viele Wege da.

Eine Geſchichte nach einer wahren Begebenheit.

I.

Wenn man nur ſo alle Namen von Perſonen und Orten, von denen man Etwas zu erzählen weiß, nennen dürfte, ſagte der Schmiedjakob, ſolch' eine Geſchichte hätte ein ganz anderes Echo; aber ſo näher uns und unſern Nebenmenſchen nach Zeit und Ort ſo eine Begebenheit gerückt iſt, deſto häufiger kommt es vor, daß die, welche es Einem mittheilen und erzählen, Einem einſchärfen: Nenn' mir aber ja die Namen nicht! Was will man da machen? Man thut's, wenn man's auch ungerne thut. Gerade ſo gehet mir's, fuhr er fort, mit der Geſchichte, die ich Euch jetzt erzählen will und die auf dem Grunde der Wirklichkeit ruht. Beraget mir's nicht. Es wird mir ſchwer, es nicht zu thun! —

An dem Ufer eines der größten deutſchen Flüſſe zieht ſich eine Landſtraße hin, die da, wo die Berge mehr zurücktreten, oft auch das Ufer des Stromes ſtellenweiſe verläßt, um tiefer ins Land einzubiegen. Da weiß ich eine Stelle, wo auch die Landſtraße das Ufer des Stromes verlaſſen hat. Sie macht einen weiten Bogen ins Land, und läuft an kleinen ſanften Bergabhängen hin, die ſich gegen die Straße abflachen und mit Raſen bekleidet ſind. Dieſen Rain bedecken mächtige Nußbäume, ziemlich regelmäßig gepflanzt. Dieſer friſchgrüne Rain ſteigt bis zu einem Dörflein an, das etwa hundert Feuerſtellen hat oder nicht einmal ſoviel. Es liegt ſchon in anſehnlicher Höhe über der Landſtraße. Gerade hinter demſelben ſteigt ein kahler Fels in die Höhe, auf dem eine Burg liegt, deren Trümmer recht drohend auf das

---

konnten, da ein Wald von Lanzen ihnen entgegenſtarrte, ſo viele Lanzen, als er mit beiden Armen faſſen konnte, richtete ſie alle auf ſeine Bruſt und ſank durchbohrt zur Erde. Die dadurch gemachte Lücke benutzten die Schweizer, drangen ein, und ſiegten.

Dorf schauen und heute noch verkündigen, daß die Raubritter, die in diesem Adlerneste saßen, Gesellen waren, mit denen nicht gut Kirschen essen war. — Eine Kirche hat das Dörflein nicht; vielmehr steht die Pfarrkirche etwas entfernt bei den Mauern eines Klosters, in denen jetzt eine Fabrik ihre emsige Thätigkeit entfaltet. Neben dieser Fabrik liegt das Pfarrdorf, zu dem auch unser Dörflein zählt.

Wohnt auch der Pfarrer nicht im Dörflein, so hat es doch ein stattliches, neues Schulhaus, wie man sie in dieser Zeit baut. Doch — es ist ein goldener Käfig, darin der Vogel Noth leidet, und wenn auch nicht immer, doch zu Zeiten Noth recht arger Art und Mangel dazu. Unter dem Vogel in dem goldenen Käfig verstehe ich den Lehrer, der im Schulhause wohnt. Es ist ein junger Mann noch, etwa vierzig Jahre alt, ein bildhübscher Mann, hat eine kleine, niedliche, freundliche Frau und acht Kinder, die ein Maler nicht schöner malen könnte. Alle Zehne, Vater, Mutter und die acht Kinder sind eichelgesunde Esser; — aber da liegt nun der Spielmann begraben, wie der Schwabe sagt, wo nämlich das Stolpern angeht. Vermögen haben die Schulleute nicht, und nur Ein Hundert und fünfzig Thaler Gehalt, summa summarum, wie der Lehrer sich ausdrückt, der in seiner Jugend bessere Zeiten sah und eine Bildung erhielt, die auf andere Lebenswege hinwies, die aber des Vaters plötzlicher Tod abschloß. Mit soviel Geld und soviel Mäulern, die essen wollen, ist es eine schwere Kunst, sich durchzubeißen, auch wenn Morgens, Mittags und Abends die Kartoffeln in der Nationaltracht auf den Tisch kommen und ein Kaffeeschälchen voll Salz dazu und sonst nichts weiter. Dabei waren der Lehrer, sein treffliches Frauchen und seine Kinder seelenvergnügt und glücklich; verlangten nicht mehr und blühten wie die Rosen. Das hindert aber nicht, daß Tage und Stunden kommen und kamen voll bitteren Leides und Wehes. Die Kindlein waren lustige Springer, da kostet's Schuhe und Kleider und die Eltern konnten doch auch nicht in Lumpen gehen. Du lieber Himmel, wie sind da oft die Herzen so schwer gewesen, und wie verstummte Freude und

Luſt in der Eltern Bruſt! Die Kinder ahnten das nicht und jubelten friſch darauf los. Die Mutter flickte und plackte den ganzen Tag, aber die Zeit kommt für alle Wämmſer und Hoſen, daß das Stopfen nicht mehr hält

und die Fäden, die einen Placken auf eine unfreiwillig entſtandene Oeffnung, die man gewöhnlich Loch nennt, ſetzen und beſten wollen, keinen Halt im Stücke mehr haben und es ihnen geht, wie dem Schiffe, das ſchlechten Ankergrund und hohen Wellengang hat, das alſo den Grund verliert und davon getrieben wird. —

Die Schuhe kann aber die Mutter nicht flicken, die muß der Schuſter haben und — da liegt abermals der Spielmann begraben! — Und der Stellen gibt es leider noch viele, über die Ein Hundert und fünfzig Thaler Beſoldung ungeſtelzert nicht hinaushelfen.

Dennoch war die Familie eine glückliche, denn ſie hatten ſich alle ſo lieb und ſelbſt zwiſchen den Kindern herrſchte eine rührende Liebe und Verträglichkeit, und dies Glück in ſich war beneidenswerth. Kein Lehrer weit und breit war ſo treu und fleißig in ſeiner Schule und bei großer Begabung wußte er ſeine Schule auf eine Höhe zu heben, zu

der keine der andern hinanreichte. Er war gründlich gebildet in der Musik und man konnte nichts Lieblicheres hören, als wenn die Kinder sangen. Zu dem kam sein untadeliches häusliches und öffentliches Leben, und so blieb es nicht aus, daß seine Gemeinde große Stücke auf ihn hielt und die Vorgesetzten ihn achteten und ehrten.

Der brave Mann besaß manches schöne Talent, manche hoch zu schätzende Gabe, die auf dem Dörflein vergraben blieb und die Niemand in ihm suchte.

So hatte er seit zwölf Jahren mit der Noth gerungen und sie wuchs mit den Kindern in die Höhe, und, da der Aelteste nun bald weiterer Bildung bedurfte, schier über seinen Kopf hinaus. Er war ein treufrommes Gemüth, und wenn das Herz auch einmal zum Zerspringen voll war, so schüttete er's im Gebete vor Gott aus und es kam Frieden und Ruhe wieder in dasselbe. Nur durfte er keine Thränen im Auge seiner lieben Frau sehen! Dann, ja dann war er tief gebeugt und die Last des Lebens legte sich drückend auf seine Brust.

Dieses Jahr (es war so in der Mitte der vierziger Jahre) ging's ohnehin trübe her. Die Ernte war kümmerlich ausgefallen; die Bäume trugen kein Obst; die Reben hatten wenige Trauben und die Witterung war so veränderlich und ungünstig, daß die Winzerhoffnung eben so gründlich bleichte, wie das leinene Tuch, welches die Lehrerin selbst in den letzten Winternächten gesponnen und nun auf der Wiese am Abhang zur Landstraße bleichte. Das Allerschlimmste aber war, daß die Kartoffeln, diese Hoffnung der Armen, gar schauerlich hinfaulten und alle Preise hinaufgingen mit Riesenschritten. Zu diesem Allerschlimmsten gesellte sich aber noch ein Allerallerschlimmstes, daß nämlich der Schuster eine Rechnung im Buche hatte von fünf und zwanzig Thalern und auf die Zahlung drängte. Das war eine Aussicht und ein Bewußtsein, das überaus traurig genannt werden mußte, zumal jeden Morgen der Lehrer die runden Löcher in den Sohlen seiner Stiefel betrachtete und sie alle Tage vergrößert erblickte, ohne daß er eine vergrößernde Brille aufgehabt

hätte. — Kummer und Sorgen ſtanden mit auf und gingen mit ſchlafen und das gute Weib wachte über ihre Seufzer, wie ein Bettelvogt über die fechtenden Handwerksburſche, denn ihr lieber Mann berchte immer; ſie weinte nur Nachts, wenn er friedlich ſchlief, denn am Tage blickte er ihr unaufhörlich in die hellen, blauen Augen, und ſie lächelte ihn an, wie die Morgenſonne die Welt, wenn auch das Herz centnerſchwer war. Sah er dieſe Augen trübe, dann faßte er ihre Hand und ſagte mit halberſtickter Stimme: „Sehet die Vögel unter dem Himmel; ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht und ſammeln nicht in die Scheuern, und Euer himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Seid Ihr denn nun nicht mehr, wie ſie?“ —

Dann lächelte die Frau milde, aber wehmüthig, und ſagte: Ja, lieber Fritz, der alte Gott in Israel lebt noch! Er wird uns ja nicht verlaſſen!

II.

Der Herbſt war gekommen; die Kraniche und Schneegänſe ſuchten, in ihren langen, graden Linien ziehend, die milderen Stätten auf, wo ſie ihr Leben friſten könnten. Da ging eine Nachricht durch das Land, die alle Herzen bewegte; es war die: Der Landesherr kommt zu uns! Er wohnte weit weg von dem Dörflein, davon ich rede, fuhr der Schmiedjakob fort, und die Leute hatten ihn alle lieb und freueten ſich allemal, ſein freundlich Angeſicht zu ſchauen.

Da gab's denn überall ein Berathen, ein Beſprechen, wie man dem Landesherrn ſeine Liebe und Anhänglichkeit kund thun wolle, obgleich er viel Pomp und Glanz nicht liebte, der den Leuten viel Geld koſtet. Auch an dem grünen Rain, wo die ſchönen Nußbäume ſtehen, kam der Landesherr vorüber, denn er reiſte nach der Hauptſtadt der Provinz und mußte dieſen Weg nehmen.

Da fragte ſich auch der Lehrer: Was ſoll ich denn thun, um meinem geliebten Landesherrn meine Liebe zu beweiſen? Und wie er ſo ſann, fiel es ihm ein, er wolle, da er der

Gottesgabe der Dichtkunſt theilhaftig war, ein Lied machen, und, da er ein recht tüchtiger Kenner der Muſik, auch zu dem Liede eine paſſende Weiſe machen, und dann ſollten ſeine ſchön ſingenden Schulkinder das Lied ſingen unter den Nußbäumen an der Landſtraße. Das war einfach paſſend, und vielleicht gefiel's dem hohen Herrn, jedenfalls weckte es die Liebe zu ihm in den Herzen der Kinder. An einem ſchönen Oktobertage, an dem die Sonne noch mild herablächelte auf die Berge mit ihrem gelben und rothen Laube und auf die grünen Wieſen unter dem Dorfe, auf denen das bunte Vieh weidete und die Kinder umherſpielten und jubelten, ſtieg der Lehrer hinauf am Berge und ſetzte ſich auf ein Felsſtück, von dem aus man eine herrliche Ausſicht genoß. Auf dieſer ſchönen Stelle war ihm ſchon mancher ſchöne Gedanke in die Seele gekommen und hier wollte er das Lied niederſchreiben, das ſeine Schulkinder dem Könige ſingen ſollten. Und wirklich gelang es ihm, ein ebenſo einfaches als ergreifendes Lied zu dichten. Glücklich durch das gelungene Werk, eilte er heim, ſetzte ſich an ſein uraltes Klavierchen und auch die Weiſe, ſchön und zum Liede paſſend, war gefunden. Er las und ſang es ſeiner lieben Frau vor, die ganz ſelig war und meinte, das müſſe dem geliebten Herrſcher gefallen; es ſei gar nicht zu bezweifeln.

In wenigen Tagen ſangen es die Kinder prächtig und kein Menſch war glückſeliger, als der gute Lehrer. Die Gemeinde wollte im Sonntagskleide dabei ſein; nicht nur ihre Kinder ſingen hören, ſondern auch dem geliebten Landesvater ein jubelndes Hoch bringen.

So war Alles beſprochen und feſtgeſtellt.

Aber Fritz, ſagte die liebe Frau, dein ſchwarzes Röcklein iſt doch gar zu ſchlecht. Wie kannſt du darin vor den hohen Herrn treten? Das Tuch iſt nicht in der Wolle gefärbt. Die Nähte ſind alle weiß! —

Das weiß ich wohl, liebes Ammichen, verſetzte er wehmüthig lächelnd; deßwegen hab' ich geſtern das Röcklein vor die Schmiede genommen und es gereinigt; den Kragen mit Seife ſauber gemacht und die Nähte — mit — Tinte gefärbt. Nun ſieht's ganz reputirlich aus. Einen neuen Rock zu kaufen, das iſt ja rein unthunlich. Auch meinem Hute habe ich an den Kanten die weißen Striche damit angeſtrichen und ſachte mit dem Borſtenpinſel die Stellen beſtrichen, wo er ſo ſtark ins Gelbe hinüberſpielte. Als er trocken war, hab' ich ihn aufgebürſtet. Du kennſt ihn gar nicht mehr. Er iſt völlig neu! —

Trotzdem, daß ihr das Weinen nahe war, mußte ſie doch über ihres Mannes Talent lachen, die ärgerlichen Blößen zu decken.

Siehſt du, fuhr er fort, das Alles geht herrlich, aber die Brandſohlen meiner Stiefel ſind nun auch durch! Der fatale Gang auf die Berghöhe! Da muß Rath werden! So kann ich doch nicht unter die Leute gehen. Man ſieht auf dem Abhange vollends den Jammer!

Die Lehrerin zerdrückte eine Thräne.

Ach Gott, ſagte ſie halblaut, wird auch der Schuſter dir die Stiefel ſohlen, da wir —

Ihm noch zwanzig Thaler ſchuldig ſind! fiel der arme Mann ein —

Und keine zehn Groſchen in der Kaſſe — ſagte das Weib und zerdrückte abermals eine Thräne.

Ach, liebes Ammichen, weine nicht, flehte er voll inniger Liebe. Deine Thränen ſind wie Feuer auf meiner Seele. Ich habe alle meine früheren Ausſichten mit Freuden dran gegeben; ich habe ja mit dir gekultet und kann's ja nicht ändern, weiß ja keinen Rath, keine Hilfe im Augenblicke. Weine nicht, ich bitte dich! Laß uns auf Gott hoffen und nicht verzagen. Er wird ja helfen!

Ach, Fritz, ſagte ſchmerzlich das duldende Weib, dir ſollen ja dieſe Thränen kein Vorwurf ſein, und können's nicht ſein. Du thuſt ja Alles, was du kannſt; darbſt und duldeſt mit uns; aber wenn ich dich leiden ſehe, kann ich denn das ſo gleichgiltig hinnehmen? An mich habe ich ja nie gedacht. Ich brauche ja nichts — aber du — du —

Er zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ihr die Thränen weg.

Der Schuſter wird ja Einſicht haben, und der Schulinſpektor, der meine Lage kennt und ein ſo braver Mann iſt, hat auch verſprochen, bei der Regierung mir Etwas auszuwirken. Gott gibt gewiß ſeinen gnädigen Segen dazu und lenket die Herzen!

Sie ſchien beruhigt, denn ſie hatte ſich gewöhnt, ruhig ſich darzuſtellen, um den Kummer des geliebten Mannes nicht zu vermehren. Noch eine Weile ſaßen die Gatten bei einander, tauſchten ihre Gedanken aus, oder ich glaube eher, ſie verhehlten aus purer, treuer Liebe einander, was ſie im Innerſten ihres Herzens dachten, und redeten von Dingen, die ferne lagen — dann ſtand der Lehrer auf und ging zum Schuſter.

Dieſer war kein harter Mann, aber ſelber Einer, der das alte Meiſterſprüchlein: „Wer will borgen, der komm' morgen. Heut' iſt der Tag, da ich nicht borgen mag," ſo hätte ſchreiben müſſen: „Wer will bei mir borgen, irret ſich, wenn er Stiefel beſtellet an mich; denn ich bin ein Mann, der nicht borgen kann." —

Da war vom Wollen eigentlich keine Rede, denn er konnte nicht mehr, weil ihm der Gerber auf dem Nacken ſaß und kein Leder mehr geben wollte.

Da gab's denn eine üble Lage für den armen Lehrer. Er zeigte ſeine Stiefel, die einzigen, die er hatte, und die Löcher redeten eine Sprache, die der Schuſter und auch jeder Andere ohne Auslegung verſtand. Nur dießmal noch, bat faſt mit Thränen der arme Lehrer. Nur dießmal noch, weil der Landesherr kommt. Ich kann ja doch ſo nicht vor ihn hintreten! Ich verſpreche Euch, meine Kuh zu verkaufen, um Euch zu bezahlen, ſobald der Landesherr vorüber iſt.

Ihr wiſſet, Meiſter, ich halte Wort, mag's gehen, wie es will! —

Als das Wort heraus war, fiel es wie Winterfroſt auf ſeine Seele. Die Noth hatte es ihm ausgepreßt — aber, was ſollte es dann mit ihm und ſeiner Familie werden? Er wurde bleich, wie eine Leiche, und es kam ihm ein leiſes Zittern an. —

Gut, ſagte darauf der Meiſter. Ich will's thun!

So ſeid ſo gut und gebt mir die Rechnung; ſetzet auch die Sohlen noch darauf! ſagte zitternd der Lehrer.

Der Schuſter ging ans Wandſchränklein, an dem die Maſe hingen und der Haken, daran er ſeine Pechdrähte ſtrich, öffnete es und nahm ein langes Blatt heraus. Darauf ſetzte er die Klammbrille auf die Naſe, ſchluriſte in ſeinen Pantoffeln von abgeſchnittenen Stiefeln an den Tiſch und griff nach Feder und Tintengläslein. Dann ſchrieb er:

„Item — ein Paar Stiefel geſohlt, die letzten, wenn nicht die Rechnung bezahlt wird. Hat aber ſein Wort gegeben, die Kuh zu verkaufen. Macht . — Thlr. 14 Sgr.

Dazu die ſchuldigen . . . . 25 „ — „

Macht in Summa . . . . 25 Thlr. 14 Sgr.

Damit aber hat's ein Ende und auch das Borgen und die Geduld. Dabei bleibt's und folgt die Verklagung.

Tobias Lacher,
Schuſter."

Er reichte dem Lehrer das Papier. Unterſchreibt's! ſagte er, damit ſoll's denn gut ſein.

Habet Ihr mich je wortbrüchig gefunden? ſagte der arme Lehrer. —

Der Schuſter zuckte die Achſeln. Meinetwegen! ſagte er dann. Aber nehmet Euch das Papier mit, auf daß Ihr an das denket, was Ihr verſprochen habt.

Der Lehrer hielt es nicht länger in der Stube aus, ſteckte das Papier in die Taſche und eilte hinaus. Heim konnte er nicht gehen, das ging heute in dieſer Stimmung nicht. Und ob er gleich jeden Stein ſchmerzlich fühlte, ſchlich er hinauf auf den Felſen, ſein Lieblingsplätzchen. Und dort

brach der Bann ſeiner Seele und ein Strom von Thränen erleichterte ſie. Dann blieb er ſtille ſitzen und ſah betend hinauf zum Himmel. Als er endlich aufbrach, wuſch er ſein Angeſicht im rieſelnden Quelle und tilgte die Spur der Thränen.

Wohin aber ſollte er das Unglückspapier verbergen, das Ammichen nicht ſehen durfte? Er ging an den Kleiderſchrank und ſteckte es in die tiefe Bruſttaſche ſeines Fracktockes, denn Ammichen hatte ja die gefärbten Nähte *geſehen; er war rein und ſie hatte alſo nichts mehr daran* zu thun. Dort war es am ſicherſten.

III.

Der Tag, an dem der König kommen ſollte, rückte heran. Der ſpätherbſtliche Himmel war ungewöhnlich klar und der ſogenannte Alteweiberſommer dauerte dießmal länger, als vom Morgen des Allerheiligentages bis zu ſeinem Abende.

Alle Leute ſahen freudig der Stunde entgegen, wo ſie das Angeſicht des lieben Landesvaters ſehen und ihre Kinder ihm ein ſchönes Lied der Huldigung ſingen ſollten. Auch die Lehrerin war fröhlich, weil ſie wieder einmal ſich freuen konnte, wenn ihres lieben Mannes Kräfte und Talente anerkannt werden würden. Auch der Lehrer zeigte äußerlich Ruhe und Zufriedenheit, aber — aber — wie ſah es im Innern ſo trübe und düſter aus, im Innern ſeiner Seele, wohin das Auge der Liebe ſeines treuen Ammichen's nicht blicken

konnte. Wie eine Zentnerlaſt lag ja das Wort darauf, ſein Kühchen, das die Milch und Butter gab für die ganze Hauswirthſchaft, ohne die unerbittlich Hunger und Noth einſchreiten mußte, dies theuere Beſitzthum des armen, braven Mannes, hatte er gelobt, zu verkaufen, um die Schuld beim Schuſter zu tilgen. Das war der Quell eines nagenden Schmerzes, den er nicht kund geben durfte. Allmächtiger Gott, erbarme dich meiner! betete er auf ſeinen Knieen, wenn er alleine war und, nicht gehalten durch die Rückſicht auf das duldende Weib, ſeiner Seele Erguß keine Feſſeln anlegen mußte, wovor ihm bangte? —

Ammichen ſah wohl, daß ihn etwas Wichtiges beſchäftigte, aber ſie ſuchte es lediglich in dem Gedanken an den wichtigen Augenblick, der ihn erwartete. Sie bemerkte wohl, wie er oft lange in ein Loch ſah und faſt nichts hörte, wenn ſie zu ihm redete; aber ſie dachte: Er ſinnet auf die Anrede, die er, wenn der König dem Geſange Aufmerkſamkeit ſchenkt, an ihn halten muß. Sie ahnete nicht den nagenden Wurm an dem Herzen, das ihr ſo theuer war.

Am Tage vorher ſagte ſie zutraulich: Lieber Fritz, haſt du denn auch eine ſchöne Abſchrift deines Liedes und ſeiner Weiſe gemacht, wenn etwa der Landesvater es ſollte leſen wollen?

Bei meiner Treu'! rief er aus, du denkſt weiter, als ich — und er ging zum Schranke, holte von ſeinem beſten Papier, ſchrieb die erſte Strophe in die Noten und die andern Strophen darunter und ſteckte dann das Papier über den kleinen Spiegel in der Stube und ſagte zu ſeiner Frau: Hilf mir, daran denken, wenn ich es etwa morgen vergeſſen ſollte! —

So war denn am andern Morgen Alles voll Leben in dem Törfchen. Man ſah ſchon um ſieben Uhr geputzte Kinder umherziehen, und die Zeit der Ankunft war etwa um zehn Uhr angeſetzt worden.

Die Lehrerin ſah mit Freuden ihren lieben Mann, wie er heute, friſch raſirt, ſo ſchön ausſah und ſo feierlich. Sein Frackrock, in dem er kopulirt worden war, ſah recht

ordentlich aus, seit er die Räbte und verschiedene andere Theile aufgefärbt mit Tinte; auch der Hut sah ganz anständig aus, seit sein stellenweises Gelbwerden verdeckt war.

Lieber Fritz, sagte sie, als er sich anschickte, seine Kinderschaar zu sammeln, vergiß ja das Lied nicht!

Hastig ergriff er es und schob es in die tiefe Brusttasche des Frackes und als sich da ein Hinderniß des Hineinschiebens fand, drückte er es achtsam hinunter, bis es gut steckte und ging dann mit pochendem Herzen hinaus auf die Gasse, wo sich die Schulkinder gesammelt hatten, die mit heiteren, lachenden Gesichtern ihrem lieben Herrn Lehrer den „Guten Morgen" zuriefen. Er ordnete sie und der Zug bewegte sich langsam vorwärts. Mittlerweile war auch seine Frau fertig geworden mit ihrem Anzuge und herausgetreten aus dem Hause. Die Frauen schlossen sich an sie an, die Männer an den Ortsvorstand, und so ging's unter den heitersten Gesprächen und Scherzen auf dem breiten Pfade hinunter auf den Rain an der Landstraße.

Hier ordnete der Lehrer zuerst den Halbkreis seiner Schulkinder. An diesen lehnte sich der der Erwachsenen also, daß auf der Seite der Schulmädchen die Jungfrauen und Frauen, und auf der Seite der Schulknaben die Jünglinge und Männer standen.

Stunde um Stunde verging. Die meisten setzten sich, weil sie kaum mehr stehen konnten.

Plötzlich aber hörte man eine halbe Stunde tiefer hinab, wo das Pfarrdorf lag, Schüsse knallen.

Er kommt! Er kommt! riefen alle mit freudiger Stimme und stellten sich in Positur. Die Kinder zappelten vor Erwartung und Neugierde, und der Lehrer hatte alle Mühe, sie in Ruhe zu erhalten.

Da endlich kam der Postbalter der nächsten Stadt mit verhängtem Zügel, und im ersten Wagen saß der Landesherr, den die Meisten kannten. Die Hüte flogen von den Köpfen, der König hielt an, weil er sehen mochte, daß hier ihm eine anspruchlose Huldigung zugedacht sei, und der Lehrer gab das Zeichen.

Sanft anſchwellend begann der Geſang der Kinder und mild und erhebend klang die einfache, ſchöne, ächt volksthümliche Weiſe daher. Der Landesherr lauſchte. Er war Freund des Geſanges, und hier klangen die Stimmen ſo engelrein und zart; man hörte es ihnen an, daß ſie wohlgeübt waren, und das Alles machte ihm große Freude. Kaum war das Lied geſungen und das dreimalige Hoch verhallt, bei dem die Männer die Hüte geſchwenkt hatten, ſo winkte der König dem Lehrer, der bleich und faſt zitternd, in die Nähe des Wagens trat.

Die Kinder haben allerliebſt geſungen, Herr Lehrer, ich danke Ihnen für dieſe Freude, ſagte er mit ſeiner klaren, weithin aufs Genaueſte verſtändlichen Stimme, ſo daß die Gemeinde jede Sylbe vernahm.

Aber, fuhr der Landesherr leutſelig fort, das Lied und die Weiſe ſind mir unbekannt. Haben Sie vielleicht eine Abſchrift von Lied und Weiſe zur Hand?

Der Lehrer verbeugte ſich, griff in die Taſche und holte Beides heraus und überreichte es. Der Landesherr nahm das Papier blickte es genau durch und ein unmerkbares Lächeln flog über ſein Geſicht.

Sind Sie ſchon lange hier angeſtellt? fragte er.

Dreizehn Jahre beinahe, in wenigen Monaten.

Die Stelle iſt wohl gut?

Der Lehrer nannte gewiſſenhaft den Gehalt.

Um des Himmelswillen, das iſt Alles? —

Ja, ſagte der Lehrer.

Und Sie leben davon?

Mit meinem Weibe und acht Kindern, ſagte wehmüthig der Lehrer, der es vergaß, daß er mit dem Landesherrn ſprach, da dieſer ſo ungemein gütig war.

Ueber das Antlitz des Königs flog ein Schatten.

Er reichte dem Lehrer die Hand und dahin ging's im raſchen Galopp, um die verlorne Zeit wieder einzuholen.

Der König legte ſich ſchweigend in die Ecke. Er las das Lied und die Weiſe. Beides zeugte von einem ungewöhnlichen Talente. Aber auch ein anderes Papier entfaltete

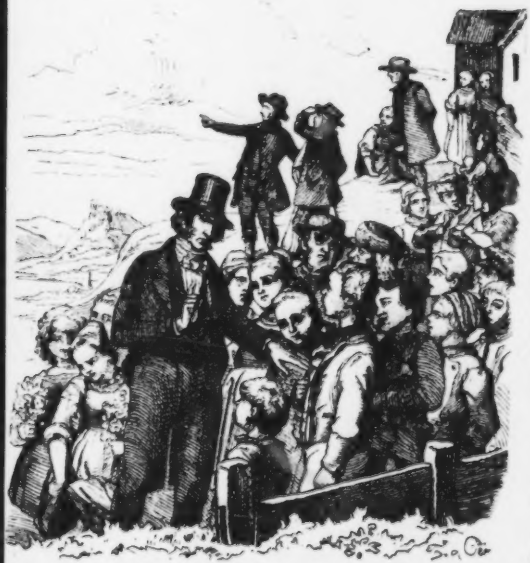

er; es war die Schusterrechnung, die der arme Lehrer in die Brusttasche des Frackes gesteckt hatte und die sich in das steife, kräftige Papier geschoben hatte, darauf das Lied und die Noten seiner Weise geschrieben worden waren. Ohne es zu ahnen, hatte er es mit dem Liede überreicht. Der Monarch ahnete die unabsichtliche Gemeinschaft beider Papiere; er dachte an die unsägliche Verlegenheit des armen Mannes, wenn er entdecken würde, was geschehen war; aber auch sein Entschluß stand fest. Schon auf der nächsten Station der Post mußte der diensthuende Adjutant die Summe sammt der Rechnung dem Bürgermeister des Städtchens übersenden, zu dem das Törflein gehörte, mit der strengen Weisung, es auf der Stelle zu berichtigen und die Quittung dem Lehrer zu übersenden.

IV.

Es war am Tage nach der Bewillkommnung des Landesherrn, gegen Abend, als der Lehrer mit seiner lieben Frau allein in der Stube am Fenster saß. Die Kinder waren schlafen und der Mond schien so helle durchs Fensterlein, daß die Lehrerin stricken konnte, ohne Licht zu zünden, was sie, um das Oel zu sparen, beim Vollmonde oft schon gethan hatte. Ihres Mannes Herz war heute, wo die Aufregung vorüber war, unendlich schwer gedrückt. Ihm fiel jetzt wieder die Versicherung ein, die er dem Schuster gegeben, und der Jammer erfüllte seine Seele und preßte sie zum Bersten. Konnte, durfte er es jetzt seinem Frauchen sagen, die vor Freude und Glück strahlte, daß der Landesherr so lange und so gnädig mit ihrem lieben Manne geredet, ihm beim Abschiede die Hand so gnädig gereicht. Sie war so stolz, solch' einen wackern Mann zu haben, und das Auge strahlte so überglücklich. Durfte er diese Freude mit seinem Bekenntniß vernichten? — Und doch — schon morgen mußte er dies Glück zerstören; denn länger konnte er ja doch nicht warten, sein Wort zu lösen, das er so tollkühn, so unbesonnen gegeben. —

Ich weiß doch gar nicht, wie du auch biſt? ſagte ſie verdrießlich. Ich fühle mich ſo glücklich über die Ehre, die dir widerfahren iſt, und du biſt ſo ſtille und traurig, als hätte der König dich angefahren und dir harte Worte gegeben, oder er hätte mindeſtens dich und dein ſchönes Lied und der Kinder Geſang gar nicht beachtet!

Er lächelte gezwungen und meinte, es freue ihn ja auch. —

Eben wollte die Frau ſagen, daß das doch keine Freude ſei, wenn man trüben Auges in den Mond ſchaue, als draußen Jemand an die Thüre klopfte.

Wer mag denn das ſein? ſagte die Frau. So ſpät kommt doch kein Nachbar mehr! —

Sie ſtand auf, öffnete die Stubenthüre und fragte: Wer da ſei?

Ich, antwortete die Stimme des Gemeindedieners, der das Amtsblatt zum Leſen zu bringen pflegte.

Sie öffnete und er gab ihr einen Brief vom Bürgermeiſter, ſagte: Gute Nacht, und ging wieder.

Der Lehrer blieb in ſeiner trüben Stimmung ſitzen, bis ſeine Frau wieder hereinkam.

Was wollte er? fragte der Lehrer, der die Stimme erkannt hatte.

Hier iſt ein Brief vom Bürgermeiſter, ſagte ſie und legte ihn auf den Tiſch, indeſſen ſie eine Thüre öffnete, die nach der Küche ging, um ein Licht zu zünden. Sie brachte es; ſtellte es auf den Tiſch und ſetzte ſich wieder an ihre Stelle, während ihr Gatte langſam ſich dem Tiſche nahete, das Siegel erbrach, in das Schreiben blickte und mit dem Ausrufe: Herr, mein Gott! faſt zuſammenſank.

Mit einem Schrei des Schreckens ſprang das arme Weib auf, und fing den Taumelnden auf. Was iſt denn geſchehen? rief ſie voll Entſetzen aus, meinend es ſei die Vorladung des Schuſters vor Gericht.

Der Lehrer ermannte ſich wieder. Er trat noch einmal an das Licht; las den Brief des Bürgermeiſters und blickte dann in die Rechnung des Schuſters. Sie war quittirt, weil

bezahlt. So sag' mir doch, was es ist? Ich bitte dich, Fritz, rede doch; ich vergehe ja! rief das entsetzte Weib.

Da faltete der Lehrer seine Hände, blickte gen Himmel und bewegte leicht seine Lippen, dann erst setzte er sich zu ihr und bekannte ihr Alles, was zwischen ihm und dem Schuster sich begeben hatte; erzählte ihr, wo er die Rechnung verborgen, und wie sie sich mußte in die Noten geschrieben haben, wo er sie dann selbst dem Könige überreicht. Und der edle König habe sie bezahlen lassen und sende ihm hier durch den Bürgermeister die Quittung. —

Gottes reichsten Segen über den gnädigen Herrn! rief freudig die glückliche Frau, die nun erst ihres Mannes düsteres, träumerisches Wesen begriff.

Aber, sagte er schmerzlich, was wird der König von mir denken?

Sie lachte laut auf. Meinst du denn, rief sie, er habe nicht den Irrthum erkannt? So ein großer Herr ist doch klüger, wie Unsereins, und das hätte ich ja doch gleich einsehen und mir zusammengereimt. Er hat die Schuld getilgt, die dich und mich unglücklich machte, und dafür segne ihn Gott, schloß sie. Du aber grüble jetzt nicht und freue dich des unverhofften Segens.

Und doch grübelte er die halbe Nacht fort, bis endlich der Schlaf des Friedens, der erste seit langer Zeit, sich erquickend auf seine Augen legte. Er grübelte auch noch länger, aber es half ihn ja nichts, und Ammichen plauderte ihm gar oft die Sorge von der Stirne weg, die sich in Falten drauf gelegt hatte. Der Landesherr hatte indessen des Lehrers Lage genau erforscht und jede seiner Angaben

richtig befunden. Noch in demſelben Jahre erhielt er eine der beſten Stellen jener Gegend und eine perſönliche Zulage von fünfzig Thalern auf ſo lange Zeit, bis das jüngſte der acht Kinder confirmirt ſein würde.

Nie haben dankbarere Herzen den König geſegnet und nie treuere die Gnade und den Segen Gottes für ihn erfleht! —

Kam aber in ſpätern Zeiten eine ſtarke Schuſterrechnung, dann lächelte Ammichen ſchalkig und ſagte: Fritz, haſt du kein Lied für den König? Ich möchte die Rechnung hineinſtecken! —

Dann lächelte er auch und meinte, das Alles ſei nur in dem Fracke möglich geweſen, deſſen Nähte er mit Dinte ſchwarz gefärbt. In dem müſſe ſo eine von den alten Feen geſteckt haben, von denen ſie manchmal ihren kleinen Mädchen erzähle. Aus ſeinem neuen Fracke ſei ſie gewichen, weil er ihr zu jung ſei, und ſeitdem glücke es nicht mehr, wie damals.

10. Schuſter, bleib' beim Leiſten!

Wer von uns, liebe Leſer, hat nicht ſchon dies Sprüchlein angewendet, wenn Einer Etwas thun und machen wollte, dazu ihm Geſchick und Verſtändniß abging? — Es hat ja Alles in der Welt ſeine eigene Weiſe; ſeine beſondern Kunſtgriffe und Vortheile jedes Geſchäft, wie unbedeutend es auch ſcheine, und wer ſie nicht kennt, kommt darin nicht zurecht. Das hat einmal Einer erfahren, der ein recht wohlwollend Herz hatte, es war dies nämlich der König Maximilian Joſeph von Baiern, ein milder, von ſeinem Volke geliebter Herr, der Großvater des jetzigen Königs. Einmal im Sommer ſaß er in einfacher, unſcheinbarer Kleidung im Schloßgarten von Tegernſee und las. Die Hitze war ſo groß, im Garten war es ſo ſtille, daß dem Könige die Augen zufielen. Er legte das Buch neben ſich auf die Bank und ſchlummerte ein. Sein Schlummer währte indeß nicht ſehr lange, und erwacht ſtand er auf, um noch einen Spaziergang zu

machen. An das Buch aber dachte er nicht mehr und ließ es liegen. Immer weiter führte ihn sein Weg, und bald lagen die Anlagen des Königlichen Gartens hinter ihm, und er trat hinaus auf die Grasflächen, welche sich hier und dort gegen die Ufer des See's neigen.

Hier fiel dem Könige sein Buch wieder ein, das er auf der Bank im Parke hatte liegen lassen. Kam da Einer quer, so war es fort, und er mochte sich nicht gerne davon trennen. Da er nun am See hin zum Schlosse zurückgehen wollte, so mochte er nicht wieder umkehren auf demselben Wege, und sah sich daher nach Jemanden um, der ihm das Buch hole und dem er den Ort genau bezeichnen konnte, wo er es hatte liegen lassen. Weit und breit sah er aber keine Menschenseele, als einen Jungen, der eine Heerde Gänse hütete.

Der König ging also auf ihn zu und sagte: Hörscht', Seppele, du könnt'st mir wohl da und da ein Buch holen? Kriegst zwei Zwanziger dafür!

Der Junge, der den König nicht kannte, sah den dicken Herrn ungläubig an. Zwei Zwanziger für einen so kleinen Dienst — das wollte ihm nicht recht eingehen.

Bin kein Talk nit! (Talk: Pinsel, Narr) sagte er sich abwendend. —

Warum glaubst', ich hielte dich für einen Talk? fragte lächelnd der König, dem der frische, kecke Bube gefiel, und der wohl merkte, daß er ihn nicht kannte.

Weil Ihr für so a'n nirigen Dienst zwei Zwanziger bietet! erwiederte der Knabe. Das Geld wird so leicht nicht verdient!

Nun seh' ich, sagte der König lachend, daß du doch a'n Talk bist! Warum glaubst du mir nicht? —

Die da drinnen, sagte der Knabe und deutete auf das ferne Schloß, halten unseranen gern für a'n Narren, und Ihr seid wohl auch Einer daher? —

Und wenn ich's wäre? sagte der König. Hier hast du im Voraus die zwei Zwanziger! Nun geh' und hol' mir das Buch! Des Knaben Augen blitzten, als er das Geld

in der Hand hielt, denn für nicht viel mehr hütete er das ganze Jahr die Gänse.

Er zauderte.

Nun? fragte der König. Warum gehst du nicht? —

Der Knabe schob sein Hütlein auf die Seite und kratzte sich hinter dem Ohre. Ja, sagte er: I wollt' schon — aber i darf nit! Wenn's die Bauern hörten, i hätt' die sakrische Gänsle verlassen, so jagten's mi fort, und i hätt' kan Brot mehr!

Talketer Kerl, rief der König aus, ich hüte sie so lange, bis du wieder kommst.

Ihr? — fragte der Junge gedehnt und spottend. — Ihr wärt mir auch der Rechte für a'n Gänshirt! Seid zu dick und zu steif! da sollt's schöne Arbeit geb'n! Die brächen alle aus und gingen auf die fetten Wiesen, und i könnt' mehr bezahl'n, als i im Jahr verdient'. Und seht da den Hofgärtner, der mit dem schwarzen Kopf und schwarzen Flügeln, der ist an Deserteur, an sakrisch Vieh, an Spitzbub; er ist vom Hofg'findel, das all' nix taugt, der sollt' mir schöne Geschicht'n machen! s' geht nit! —

Der König meinte bersten zu müssen vor Lachen. Er hielt indessen mit Macht an sich und sagte: Warum sollt' ich denn nicht einmal diese Gänse in Ordnung halten können, und muß es mit vielen Menschen thun?

Ihr? fragte wieder der Knabe und maß ihn von oben bis unten. Na, das müssen auch talkete Kerle sein; seid Ihr vielleicht an Schulmeister? I sag' Euch, solche Bub'n sind auch besser z' regieren als die Gänse'.

Mag sein, entgegnete der König; aber mach's kurz. Willst du das Buch holen?

Wollt' schon — aber —

Ich stehe dir für Alles, und zahle den Schaden, wenn der Flurschütze kommt.

Das leuchtete denn doch dem Buben ein. Er empfahl nun dem Könige, genau auf den „Hofgärtner," einen stattlichen Gänserich, Acht zu haben; denn der breche immer aus und verführe die ganze Heerde. Der König versprach's,

empfing die Peitsche und der Junge lief fort, kam aber, als er eine Strecke gelaufen war, wieder zurück.

Was deutet's? rief ihm der König entgegen.

Klappert einmal! gebet der Knabe.

Der König holte aus, aber — es klatschte nicht.

Hob' mir's vorg'stellt! rief der Knabe aus. Will an Schulmeister nun gar ein Gänshirt sein, und kann nit klappern!

Nun riß er dem König die Peitsche aus der Hand und wies ihm, wie er klatschen müsse. Der König konnte sich kaum mehr halten. Dennoch bemühte er sich, das Klappern fertig zu bringen und, als ihm dies eben leidlich gelungen war, legte ihm der Knabe noch einmal die Pflicht des Hirten an's Herz, und lief dann fort.

Jetzt ließ der König seinem Lachreiz vollen Paß.

Es war aber in der That, als merkte das Gänserich, daß sein eigentlicher, strenger Gebieter das Regiment nicht in Händen habe. Der Gänserich, den der Knabe als den „Hofgärtner" bezeichnet hatte, erhob seinen langen Hals, schaute sich überall um, ließ zwei, dreimal seine gellende Stimme erschallen, und — gerade als ob ein Windhauch in einen Haufen Federn führe — alle Gänse erhoben ihre Flügel, schrieen laut, und ehe es sich der König versah, ging's im Sturme nach allen zweiunddreißig Winden auseinander und in die fetten Wiesen am See.

Der König schrie — es half nicht. Er wollte klatschen mit der Peitsche, aber er brachte keinen gehörigen Klatsch hervor. Er lief hierhin und dorthin; allein es half nichts. Von Schweiß triefend setzte er sich lachend auf den Baumstamm, darauf der Knabe gesessen und ließ die Thiere gehen.

Der Knabe hat wahrlich Recht, sagte der König zu sich, daß es leichter ist, ein paar Millionen Menschen zu regieren, als eine Heerde Gänse. Und so ein sakrischer „Hofgärtner" richtet all' das Unheil an! —

Der Knabe war mittlerweile in der Richtung fortgelaufen und hatte das Buch richtig gefunden. Voller Herrlichkeit kam er zurück. Als er aber dicht vor dem Könige stand, und nach seiner Heerde blickte, ließ er vor Schrecken das Buch zur Erde fallen und starrte das Unheil an, welches sein Königlicher Stellvertreter angerichtet.

Da hob'n wir's! rief er fast weinend vor Zorn und Leid. Sagt' ich's doch gleich, Ihr versteht nichts! Was gibt's nun? I allein bring' sie nit mehr z'sammen! Nun helft aber auch!

Er ſtellte den König an, belehrte ihn, wie er die ausgeſtreckten Arme auf- und abheben und ſchreien müſſe, und lief dann fort, die weiteſt Entfernten herbei zu holen.

Der König that ſein Beſtes und nach unſäglicher Mühe war denn endlich die Heerde wieder zuſammen.

Der Knabe ſchimpfte und ſchalt nun den König aus, weil er ſo ſchlecht ſeine Pflicht erfüllt, und ſchloß: Mein Lebtag ſoll mir ſo Einer die Peitſche nicht mehr kriegen und mich mit zwei Zwanzigern verführen, meine Heerde zu verlaſſen. Dem König vertraut' ich ſie nit an!

Da haſt du Recht, mein braver Junge, ſagte der König in lautes Lachen ausbrechend, der verſteht's gerade ſo ſchlecht, wie ich! —

Auch noch? rief der Knabe und ſah ihn voll Aerger an. Sieh nur, ich bin ja der König!

Ihr? Na, das macht a'n Talk weis! mich nit! rief er aus. Holt Euch Euer Buch und macht, daß Ihr heim kommt.

Der König holte ruhig das Buch und ſagte dann, indem er dem Knaben noch vier Zwanziger reichte: Sei mir nicht bös! Ich geb' dir mein Wort, daß ich nie mehr Gänſe hüten will!

Der Knabe dankte, ſah ihn zweifelhaft an und ſagte dann: Wer Ihr auch ſeid, ein guter Herr ſeid Ihr, aber zum Gänshirt taugt Ihr nimmer! Es heißt halt: Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten!

---

11. Ein Zug aus Haydn's Leben.

Haydn, der vielbeliebte Tonſetzer, hatte in ſeiner Jugend mit der Noth vielfach zu ringen und zu kämpfen, und es wurde ihm oft ſchwer, ſein Brod zu verdienen; dennoch und vielleicht gerade darum bewahrte er in ſeinem Herzen ein inniges Mitleid für fremde Noth.

Es war in den Tagen, wo es ihm ſchon beſſer erging, daß er, wenn er aus ſeiner Wohnung in Wien in verſchie-

dene Theile der Stadt gehen wollte, um Musikunterricht zu ertheilen, jedesmal an einer Straßenecke vorüber mußte, wo ein blinder Greis, von einem kleinen, muntern Knaben geführt, seinen Stand hatte. Der alte Mann geigte, und zwar gar nicht schlecht, und der kleine hausbackige Junge hielt des alten Mannes Hut den Vorübergehenden hin und bat um eine milde Gabe für den armen, blinden Großvater. Die Art, wie das von dem Kleinen geschah, war so einnehmend, der Anblick des greisen, blinden Mannes so rührend, daß selten Jemand ohne Gabe vorüber ging. Auch Haydn legte immer einen Kreuzer hinein. Bisweilen sprach er auch einige Worte mit dem Blinden in liebreichem Tone, und so kam es, daß bei der Dankbarkeit des Blinden, dieser ihn zuletzt von Ferne an seinem Auftreten kannte und ihm allemal einen Gruß mit großer Freundlichkeit zurief, ehe noch Haydn ihn angeredet hatte. Abends, wenn Haydn zurückkehrte, war der Blinde längst weg und kehrte dann Morgens in aller Frühe wieder.

So blieb es länger, als ein Jahr. Eines Abends, die Dunkelheit begann eben zu nahen, kehrte Haydn nach seiner bescheidenen Wohnung zurück. Als er sich der Straßenecke näherte, wo er um diese Tageszeit den Blinden nie mehr zu finden gewohnt war, hörte er von einer von Angst zitternden Stimme rufen: Tony, Tony, wo bist du? — Tony, hast du deinen blinden Großvater denn ganz vergessen? — Der Ton wurde immer angstvoller und bebender.

Endlich nahte Haydn und bemerkte, daß der Blinde noch da stand, aber ohne den kleinen Knaben, und daß er es war, der den angstvollen Ruf ausstieß.

Was ist Euch begegnet? fragte Haydn. Warum ruft Ihr so angstvoll das Kind? —

Ach, Herr Haydn, rief der Blinde, Gott sendet Euch einem Unglücklichen zum Troste. Mein kleiner Enkel, sonst so gehorsam und so brav, lief diesen Mittag mit Kindern seines Alters zum Spiele. Ach, ich ließ es ihm so gerne zu. Das arme Kind genießt dies Glück der Kindheit so selten, fast gar nicht. Im Anfange kam er von Zeit zu

Zeit zurück, aber immer ſeltener, bis er mich mir ſelber ganz überließ, und mit den kleinen Knaben ſeines Alters wegſlief. Das hat es verurſacht, daß ich heute nicht halb ſo viel gewann, als ſonſt, und ich muß doch ſieben Menſchen ernähren!

Das aber, fuhr er fort, wäre noch nicht das Schlimmſte. Denkt Euch, er iſt noch nicht zurück! die Nacht iſt da, ich fühle es. Wo iſt das Kind und wie ſoll ich heimkommen, ich armer, blinder Mann?

Haydn wurde bewegt von der Noth des Greiſes, und es ergriff ihn gewaltig, als aus den erloſchenen Augen die Thränen drangen. Haydn ließ ſich ohngefähr die Gegend beſchreiben, wohin der Knabe ſich verlaufen habe und bat den Greis, ruhig und ſtille zu warten, bis er wiederkehre. Er lief nun in die Straße, wohin der Knabe gelaufen ſein ſollte; ſah ſich überall um; fragte überall, aber nirgends war eine Spur des kleinen Ausreiſſers zu entdecken. Die Dunkelheit kam ſtärker und Haydn gab es auf, nach dem Kinde zu ſuchen. Der Knabe war ſo klein nicht, daß er konnte verloren gehen, und Haydn hatte ſich auch ſchon den Plan entworfen, der Polizei Nachricht von dem Vorgang zu geben, nebſt den Kennzeichen des Knaben, den er ſo genau kannte.

Der Blinde lehnte mit gefalteten Händen und dem Ausdrucke tiefen Wehes in den Geſichtszügen an ſeiner Ecke, als Haydn wieder bei ihm anlangte und ihm erzählte, wie fruchtlos ſeine Nachforſchungen geblieben ſeien.

Der Schmerz des alten Blinden war grenzenlos über den Verluſt des Knaben, denn er dachte ſich nicht anders, als er ſei auf irgend eine gewaltſame Weiſe verunglückt.

Haydn tröſtete ihn liebreich und verſprach ihm, Alles dieſen Abend noch aufzubieten, um den Knaben wiederzufinden, und beſonders dies durch die Polizei bewirken zu laſſen.

Ach, rief da der Blinde, Gott wird uns ja das gute Kind wiedergeben, aber wie komme ich heim zu den angſterfüllten Meinigen?

Wo iſt denn Eure Wohnung? fragte Haydn.

Der Blinde nannte eine Haydn unbekannte Gaſſe in einer fernen Vorſtadt. Haydn erſchrak im erſten Augenblick. Er ſollte dieſen Abend in einer vornehmen Geſellſchaft ſpielen. — Aber, was blieb da übrig? Sein Herz gebot und er reichte dem Blinden ſeinen Arm. Zurechtgewieſen von den Vorübergehenden kam er endlich zur Stelle, nachdem er noch einen Miethkutſcher genommen hatte. An einem kleinen, armen Häuschen hielt endlich der Kutſcher. Man hörte ſtarkes Geſpräch darinnen. Als Haydn öffnete, ſtand ein Trupp Kinder um eine junge, ſchöne, bleiche Frau, die troſtlos die Hände rang. Der kleine Tony ſtand, wie ein armer Sünder mitten unter ihnen und hörte, nachdem er die Strafreden der Mutter in Demuth und Schuldbewußtſein angenommen, nicht auf zu weinen. Die Mutter griff eben nach einem Kattunmäntelchen, um nach dem Großvater zu ſehen und ihn, der, wie ſie glaubte, noch an ſeiner Ecke ſtehen würde, abzuholen.

Haydn öffnete die Thüre und trat mit dem Greiſe am Arme ein.

Ein großer Jubel entſtand unter den Kindern, die alle des Großvaters Kniee umſchlangen. Nur Tony ſtand weinend in einer Ecke.

Tony, warum haſt du mir das gethan? fragte vorwurfsvoll der Blinde.

Jetzt ſtürzte der Knabe herbei, fiel auf ſeine Kniee und umſchlang laut weinend des Großvaters Beine. Er flehte um Vergebung und gelobte nie wieder ſich verlocken zu laſſen.

Der Großvater verzieh liebreich und Alles war ausgeglichen. Jetzt aber wandte er ſich, um Haydn zu danken.

Der edle Menſch aber hatte ſich unbemerkt im erſten Augenblicke ſchon weggeſchlichen. Nicht ohne Betrübniß wurde das bemerkt und Segnungen folgten ihm nach.

Haydn, froh in ſeinem Herzen eilte zurück nach ſeiner Wohnung mit dem Miethkutſcher, der auf ihn wartete.

Ein großer Theil ſeines Verdienſtes an dieſem Tage war draufgegangen, aber lange hatte er eine ſolche Freude und Zufriedenheit nicht empfunden, als heute und ſelten ſpielte er ſo ausgezeichnet, als an dieſem Abende.

12. Ein Räthſel.

Jugend wünſcht es heiß und glühend,
Und dem Manne wird's zur Qual.
Klopfſt du Holz mit hartem Hammer
Zeiget es ſich allemal.
Gemſen, Geiſen, Demekraten,
Kalb' und Hunden dient's als Zier.
Hat's der Schloſſer gar vergeſſen,
Bleibt verſchloſſen deine Thür.

13. Eine Anekdote.

In der Kirche war die ganze Gemeinde verſammelt, denn ein Alle erſchütternder Trauerfall hatte eine allgemein beliebte Familie, zahlreiche, unerzogene Kinder zu Waiſen gemacht. Der Pfarrer, ſelbſt tief bewegt, ſprach warm und herzlich zur Gemeinde und den Verwaiſeten und kein Auge blieb ohne Thränen. Nur Ein Bauer ſaß theilnahmlos und ungerührt da. Sein Nachbar, der dies mit Verwunderung bemerkte, fragte ihn, während des Geſanges: Ihr habt allein nicht geweint? — Ich gehöre nicht zu dieſer Gemein', ſagte er.

14. Altes Gold.

Wer mit offenen Augen durch die Welt geht, braucht's nicht zu hören, er ſieht's, daß „Geld regiert die Welt," aber allemal ſchlecht genug. Streng beim Worte genommen, iſt das Sprüchwort ein Frevel, denn der Wille des Herrn iſt's, der die Welt regiert. So meint's aber das Sprüchwort nicht, es will vielmehr ſagen: daß die Menſchen ſich gar häufig durch Geld leiten, beſtimmen und — daß ſich Gott erbarme! — auch beſtechen laſſen, Schwarz Weiß zu heißen und Schlechtes Gut. Verworfenes Geſindel, das! — Es gibt-

deſſen aber viel in der Welt, und vor dem Schlechteſten beugen ſie ſich tief, wenn er reich iſt, während ſie vor dem Redlichſten, wenn er arm iſt, kaum das Käppchen lüften. Es heißt wohl im Sprüchworte: „Der goldene Schlüſſel macht alle Thüren auf — nur Eine nicht — die Himmelsthüre; denn bei dem Herrn gilt ein ander Gewicht, als das der Krämer.“ Das bedenke wohl! — Darum ſuche das, was vor Gott beſteht: „Reich iſt, wer einen gnädigen Gott hat,“ ſagt ein herrlich Sprüchwort, das du dir ins Herz ſchreiben ſollteſt. „Du mußt dem Teufel die Herberge aufkündigen, wenn Gott bei dir wohnen ſoll.“ Wo aber das Trachten nach eitel Geld iſt, da kehrt der Geiz ein und die Habſucht und das ſind des Teufels Geſchwiſterkinder oder Vetter und Baſe, durch die er die Herberge ſchon kriegt, ehe du dich's verſiehſt. „Wo Frömmigkeit wurzelt, da läßt der liebe Gott einen Baum draus werden, und wer Gottes Wege gehen will, darf die Dornen nicht ſcheuen, die ihm der Teufel in den Weg legt.“ Er muß wacker drein ſchreiten und ſie aus dem Wege räumen, und wenn er ſich auch Fuß und Finger ritzt. „Gottes Gnade iſt die beſte Heilſalbe,“ dabei braucht man das Apothekerpflaſter nicht. Die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke, ſagt das Wort Gottes, und das ächt deutſche, fromme Sprüchwort ſagt dazu: „Lauf' nicht, wenn's blinkt und ein Vortheilchen winkt, gar Mancher, der's that, ſein Lebenlang hinkt;“ und das Andere: „Suchſt du Geld, wie alle Welt, denke, daß ſo leicht man fällt. Beim Fallen aber iſt die Kunſt das Aufſtehen, und der Meiſter gibt's wenige drinnen. Ehrlich iſt der rechte Weg und der gerade iſt immer der beſte. Ehrlicher Erwerb geht langſam, aber ſicher und reuet nicht.“

15. Die böse Nachbarschaft.

Eine Geschichte.

I.

Zwei Dinge gehen mir heute durch den Kopf, sagte der Schmiedjakob eines Abends, die kann ich nicht gut verwinden. Das Eine ist, daß es der Väter Viele gibt, die meinen, wenn sie für ihre Kinder nur recht viel Gut und Geld zusammenscharren, so hätten sie ihren Vaterpflichten genügt und darüber versäumen sie das Beste, nämlich die Erziehung ihrer Kinder, die dann aufwachsen wie Dornen und Disteln, die andere ehrliche Leute verwunden und selber doch nur Unkraut sind.

Hat Einer seine Kinder rechtschaffen und gottesfürchtig erzogen und dem Herrn schon im Munde der Säuglinge ein Lob bereitet; hat er Gottes Wort in ihre Seelen gelegt, als Saat einer heiligen, gottgefälligen Ernte; hat er sie demüthig, treu, wahr und fleißig sein gelehrt im Worte und eigenen Beispiel, dann hat er ihnen einen Reichthum hinterlassen, wenn er einst zum Herrn geht, der zwar nicht viel zu rechnen und zu theilen gibt, der aber Alles übertrifft, was er sonst ihnen geben oder hinterlassen konnte. Da frag' ich aber, wie kann das so ein Procentenjäger und Zinsenrechner, der den ganzen Tag an seinen Büchern sitzt oder umhergeht und die Zinsen eintreibt; der herumschnüffelt, wo ein armer Auswanderer nach Amerika geht, um gegen

goldene Hoffnungen bleiernes Elend einzuhandeln, der, um schnell Geld zu kriegen, sein Versteigerungsprotokoll mit Nachlaß von acht, zehn und mehr Procent an der Hauptsumme mit blutendem Herzen nachläßt — damit er's ihm abhandle, der Seelenverkäufer! Ja solche Blutegel ihrer Mitmenschen gibt's Viele und die Ferkelstecher sind ihre Helfershelfer, die ihrer Kinder Seelen gar nicht in Anschlag bringen, sondern nur ihr blankes Erbe. Wie's da mit dem Rechenschaftgeben vor Gott aussieht, mag ich nicht untersuchen; aber das nur möcht' ich fragen: Wenn das zusammengeschrappte Gut wie Spreu und Winde dahingegangen ist, und die Kinder im Elende darben oder als Diebe und Landstreicher, Strolche und dergleichen festsitzen, wo Nummero Sicher ist und die Armbänder von Eisen — wen trifft ihr Fluch? — Hu! mir schaudert's! Der alte Mann schüttelte sich, als wenn ein Fieberfrost durch seine Knochen und Adern ginge, und der Gevatter seufzte tief und sagte: Gott behüte alle Eltern und Kinder und führe sie auf guten Wegen! Und was ist das Andere, das Euch durch den Kopf geht, Schmiedjakob? —

Das trifft die Weibsleute, vornehm und gering, sagte der Schmiedjakob, und es ist ein übles Kapitel. Hilft aber Nichts, es muß gesagt werden. Das ist Jedem bekannt, daß es Gottes Wille ist, daß wir von der Zukunft, von dem, was noch vor uns liegt, nichts wissen sollen. Wär' es uns gut, so wüßten wir's sicherlich. Gewißlich möchte wohl Jeder gerne einmal hinter den Vorhang blicken, der uns die Zukunft verdeckt, absonderlich aber die Mädchen und Frauen. Die Neugierde sitzt ihnen einmal seit der Urelternmutter Eva im Gemüthe und sie können kaum darüber Herr und Meister werden.

Warum nicht gar? fiel ihm das Kathrinchen in die Rede. Man meint' bei meiner Treu', wir wären's ganz allein! Wollt' ich Euch Männern nur einmal das Töpflein aufdecken, so käm auch' ein hübsch Theilchen heraus! —

O ja, sagte der Alte, es gibt wohl Männer, die auch besser Weiberröcke trügen, als die Ihrigen. Wer wollte das leugnen? Aber das hebt mein Wort nicht auf. Sag' mir

doch einmal, Kind, fuhr er, zu Kathrinchen gewendet, fort, ob die Kartschlägerinnen mehr von Männern und Jünglingen, als von Mädchen und Frauen besucht werden? — Oder, wer läßt sich lieber von den spitzbübischen, schwarzbraunen Zigeunerinnen aus der Hand wahrsagen, als Frauen und Mädchen? Pah! rief er aus, ich beschuldige Niemand gerne, aber, was wahr ist, ist wahr, und ich könnte allerlei sagen von der Frau Kimpelin in der Brunnengasse in der Stadt, und wer die am Mittwoch vor acht Tagen besucht hat. Doch ich will schweigen! —

Das Kathrinchen schwieg und bückte sich tiefer herab zur Spuhle, als nöthig war, um den Faden in ein anderes Häckchen am Flügel zu hängen — um nämlich die Schamröthe zu verbergen, die ihre Wangen höher färbte, denn hinter dem Mieder lag ein Zeugniß gegen sie, nämlich im Gewissen. Und noch vor nicht acht Tagen war so eine alte, schwarzbraune Zigeunerhexe im Dorfe und von der hatte sie sich auch wahrsagen oder besser anlügen lassen.

Alle lachten sie aus; doch nahm sehr ernst der alte Schmiedjakob das Wort wieder auf: Es ist eine Sünde und Schande, fuhr er mit Eifer fort, daß wir Menschen überhaupt das wissen wollen, was uns die unerforschliche Weisheit Gottes zu verhüllen für gut fand, und eine eben so große Sünde und Schande ist es, daß die Leute so einfältig und abergläubisch sind, die Zukunft durch bemalte Papierschnitzeln, was doch die verdammten, unheilbringenden Karten sind, die ein altes, dummes Weib legt, oder von alten Landstreicherinnen, wie die Zigeunerinnen sind, zu erfahren suchen. Bei gesundem Verstande kann es sich doch Jede an ihren fünf Fingern abzählen und abklavieren, daß das doch der Verstand der Weisesten nicht ergrübeln kann, was auch Gottes Wort sagt, und darin solchen Frevel verdammt. Das aber, was aus solchem Frevel erwächst, ist Unheil und Verderben, wie denn nie aus einer schlechten Wurzel ein guter, frischer Baum erwachsen kann. Unruhe, Qual, Mißmuth, Unzufriedenheit, wenn nicht noch Aergeres ist allezeit die gewisse, sichere Frucht. —

Ich möchte Euch da die Geschichte erzählen, die ich kürzlich erfuhr. Sie ist zwar in der jüngsten Zeit nicht geschehen, aber das thut nichts zur Sache. Wir sind über Aehnliches noch keinen Zoll hoch hinaus. Seit ich sie mit mir herumtrage, kommen mir auch die zwei Dinge, deren ich gedachte, nicht aus dem Sinne. Sie ist geeignet, Manchem die Augen zu öffnen und den Abgrund zu zeigen, in den eine versäumte Erziehung stürzt, aber auch das Unheil, zu dem die Neugierde, im Bunde mit dem lüsternen Sinne und Herzen führen muß.

Es lebt, fuhr er fort, noch Mancher und Manche in der Stadt, der den Vater der Frau kannte, die ich oftmals mit eigenen Augen sah. Es war eine ziemlich große Frau, noch nicht sehr alt, und doch voller tiefer Furchen im Gesichte, erloschenen Auges, bleich und hager. Man sah es ihr an, daß sie einmal schön gewesen sein mußte, als die Jugendtage ihr noch lächelten. Seitdem waren Jahrzente ins Land gegangen und man sah ihr an, es lag schwerer auf ihrem Herzen, als ein Mühlstein. Sie war dürftig gekleidet und ich hörte oft, daß sie sich recht plagen müsse, ihr täglich Brod zu verdienen.

Es ist mir gerade noch, als wär's heute, als ich vor etwa zehn Jahren einmal bei dem Bäcker Präßel an der Thüre saß. Da kam die Frau die Straße herab, grüßte so traurig und maßleidig, daß es mir eigentlich ans Kamisol ging.

Als sie vorüber war, sagte ich: der ist auch gut geigen!

Warum? fragte der Bäcker, der mich nicht verstand.

Ei, weil sie zum Tanzen keine Lust zu haben scheint.

Ach, lieber Gott! sagte er, der ist's lange schon vergangen. Uebrigens spasset nicht. Es ist eine unglückliche Frau, der es auch nicht an der Wieze gesungen worden ist, wie es ihr jetzt geht. Man sieht es ihr nicht an, daß sie des reichsten Mannes der Stadt einzige, viel beneidete Tochter war. Aber das ist eine traurige Geschichte. Wenn Ihr sie hören wollt, so kommt mit in die Backstube. Da ist's warm. Hier friert's mich.

So ein Bäcker ist eine weichgebätschelte Natur. Sie stehen immer am Ofen oder hocken in der warmen Backstube. Bläßt dann einmal ein wenig ein frischer Wind, der andern ehrlichen Leuten wohl thut, so kriegen sie gleich ein Gänsehäutlein über das Lederwamms, das Einem der liebe Gott angethan hat. Die Geschichte mocht' ich gerne hören und folgte ihm in die Backstube, wo wirklich eine recht anmuthige Temperatur herrschte, so etwa, wie in den Hundstagen in der Sonne, Mittags zwischen Zwölf und Eins. Da setzten wir uns und er hob also zu erzählen an.

Als ich von der Wanderschaft kam und mich als Meister setzte, wohnte droben auf dem Fruchtmarkt in dem großen, prächtigen Hause, das jetzt der Kaufmann Josua Schneider inne hat, der Kaufmann Funk, den sie hier den Millionär hießen. Nun, zu einer Million gehört erschrecklich viel und wörtlich durfte man es nicht nehmen. Es sollte eben nur so viel sagen, daß er der reichste Mann im Städtlein war, und das war auch ohne Zweifel wahr und richtig. Er hatte ein Handelsgeschäft lange Zeit mit erstaunlichem Erfolge geführt und es dann mit einem noch einträglicheren vertauscht, nämlich mit dem eines reichen Mannes, der nur noch Geldgeschäfte macht. Der hätte es gut haben können und noch mehr Gutes thun können — zu Beidem fehlte ihm die Lust und Liebe. Zum Gutesthun gehört: Geben, und er nahm lieber; und zum Guthaben, Gutleben, gehört Ruhe an Leib und Seele, und die hatte er nicht. Der Geldsack ist halt des Teufels liebstes Ruhebettlein, so hart er auch ist. Den ganzen Tag hatte er die Brille auf der Nase und die Feder in der Hand. Vor ihm lagen seine Schuldbücher. Da berechnete er Zinsen, Verzugszinsen, Zinseszinsen, und sie nannten in der Stadt seine Art, die Zinsen zum Capital zu schlagen: die Staffelrechnung, also nämlich, daß alle Jahre der Schuldner eine Staffel höher in die Kreide kam, bis ihm endlich die letzte Staffel so weit über den Kopf hinausging, und Funk ihn von Haus und Herd trieb. Dabei wurde natürlich der alte, leibhaftige Währwolf nicht ärmer, wohl aber die armen Leute, die ihm in die Klauen geriethen; ihnen blieb

meist nichts übrig, als der Bettelsack. Funk war ein entsetzlicher Mensch, ohne Mitleid, ohne Erbarmen; ein Bauernschächter, schlimmer, als der schlimmste Jude, der Wuchergeschäfte treibt. Eine Frau hatte er gehabt, die gegen ihn ein leibhaftiger Engel war, denn so lange sie lebte verwandelte sie durch unabläßiges Wohlthun den Fluch seines Treibens in Segen. Sie heilte die Wunden, die er unbarmherzig schlug; aber sie hatte dafür auch bei ihm ein Leben, das eine Hölle auf Erden genannt werden konnte. Der liebe Gott that ihr eine Wohlthat, daß er sie zu sich nahm.

Der Funk war bald getröstet; denn nun konnte er erst recht wuchern und schächten, denn er hatte doch nicht mehr ihre Vorstellungen zu fürchten; sie wußte ihm nämlich oft so wunderbar eindringlich ins Gewissen zu reden, daß ihm manch' Hühnlein entwischte, das er hätte rupfen können, und mancher arme Bauer heiler Haut davon kam, der nun Haus und Hof hergeben mußte. Sie machte ihn menschlicher; sie brachte ihn in die Kirche; sie bewirkte, daß er selbst einmal einen Anflug von Barmherzigkeit bekam, dessen er sich aber recht innerlich schämte und ärgerlich äußerte, das sei der miserabelste Ueberfluß und Luxus, den der Mensch mit seinem Gefühle treibe. Seit ihrem Tode hielt er wohl Haus damit und keine Seele wußte zu sagen, er sei barmherziger gewesen, als der Marder, der in einen Taubenschlag geräth, oder ein Fuchs, der ein Häslein im Lager erwischt.

Ja, mit dieser guten, milden Seele war der gute Geist von dem Hause gewichen. Freilich war ihr Tod ein rechtes Unglück für die Armen, und mehr noch für das liebliche Kind, das sie in einem Alter von sechs Jahren hinterließ, denn das wuchs jetzt auf, wie eine Brennessel, ohne Liebe, ohne Zucht, und das ist für einen Knaben schlimm, für ein Mädchen aber der größte Jammer. —

An ein Erziehen seines Kindes in Gottesfurcht und Sitte dachte er nicht. Er wußte auch kaum, was das eigentlich heiße: Erziehen. Er hätte aber auch dazu keine Zeit gehabt, weil er für seine erste Pflicht hielt, seinem Thereschen den Geldsack immer voller und schwerer zu machen.

Das war in ſeinen Augen die Hauptſache, und drüber hinaus war alles Andere nichts weiter, als verzimpeltes Weſen, das aus Romanen erwuchs, wie er ſagte, die für Narren geſchrieben ſeien. Er gab ſich alſo damit nicht ab, ging in keine Kirche mehr und berechnete, wie geſagt, Zinſen; zählte Geld, lieh' auf Pfänder und dergleichen mehr, ohne daß er irgendwelche Schonung oder Barmherzigkeit walten ließ. — Er ſah, daß ſein Kind leiblich gedieh, ja, daß es ein bildhübſches, blühendes Kind wurde. Das war ihm Alles werth.

Seine Hauswirthſchaft führte eine alte Magd, griesgrämlich zwar, aber dem Kinde mit wahrer Affenliebe zugethan. So etwas haben die Kinder ſchnell weg, und wiſſen mit einer unglaublichen Schlauheit es zu benutzen. Das wußte auch Thereschen recht gut, und mit Weinen und Schmeicheln und Trotzen konnte es Alles durchſetzen. So bildete ſich ein Eigenſinn heraus, der alles Maß überſchritt. Unbeugſam forderte das Kind, was ihm beliebte, und es geſchah, und ſo lernte es ſeine Launen als das einzige Geſetz kennen, dem es folgte. Die alte Kathrine ließ ſich mit der Zeit ſo unterjochen, daß ſie blindlings that, was das liebe Thereschen wollte, und dem Vater nicht nur jede Unart verhehlte, ſondern nur Liebes und Gutes von ihr ſagte. Unter den Mädchen ſeines Alters war Thereschen nicht beliebt. Es hatte nicht einmal eine Freundin unter ihnen. Das war ſchlimm; hing aber mit ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenſinn ſo enge zuſammen, wie Urſache und Wirkung überhaupt.

Als das Mädchen heranwuchs, und das Bewußtſein, es ſei das reichſte im Städtlein, mit ihm, weiſür Kathrinen's Erzählungen wacker ſorgten, entwickelte ſich eine ungemeſſene Eitelkeit und Putzſucht. Wunderbar war es, daß der alte Filz dazu willig das Geld hergab. Er hatte ſeine Freude an ſeiner ſchönen Tochter, die darum aber auch geputzt ſein mußte, damit ihre Schönheit noch gehoben würde. Manche leichtfertige junge Burſche in der Stadt gingen dem ſchönen Mädchen ſchon zu Gefallen, als ſie kaum den Kinderſchuhen

entwachsen war, um etwa den reichen Schatz heimzuführen; aber darin hatten sie sich verrechnet. Sie waren ihr alle zu gering, denn die alte Kathrine sagte ihr, sie müsse höher hinaus, und das gefiel dem eitlen Mädchen sehr gut. Ein Baron oder Graf mußte es sein, den das reiche Thereschen einmal heirathen wollte, oder sonst etwas Extra's.

Woher das kam? Von der alten Kathrine allein freilich nicht, es hatte noch andere Gründe und Ursachen. —

Funk's großes, schönes Haus stand fast leer, seit er dem Handel Valet gegeben hatte. Das ärgerte ihn manchmal. Er hätte doch Miethe daraus ziehen können; aber es ging nicht, denn für arme Leute war es zu vornehm und die Miethe zu hoch, und die wohlstehenden hatten eigene Wohnungen. Beamte waren wenige da, die nicht eigene Häuser hatten. So stand's leer.

Da kam eine Frau in die Stadt, die allerlei künstliche Arbeiten lehrte. Die wollte ins Haus ziehen, und sie wußte durch ihre Schmeichelei Thereschen schnell für sich zu gewinnen. Sie sollte ins Haus ziehen. Als aber der alte Funk von einer Schule hörte, da grauste es ihm, denn da gab's Lärm und das störte ihn in seinen Berechnungen. Es war das erste Mal, daß er Thereschen gegen das Köpfchen handelte. Das gab Thränen, aber es blieb dabei, weil es ihm zu grausig war, Kinderlärm um sich zu haben. —

Die Frau Runkelin ärgerte sich auch, und räsonnirte über den alten Funk wie ein Rohrspatz; allein es blieb nichts Anderes für sie übrig, als im Hause neben ihm sich eine Stube zu miethen. Das war Thereschen überaus lieb. Sie konnte da ebenso gut bei der lieben Frau Runkelin sein, als im eigenen Hause. Das benutzte sie denn auch ganz nach Herzenslust.

Die Frau Runkelin war eine Wittwe. Niemand kannte sie; Niemand wußte, woher sie war; aber sie wußte so gewandt, die Leute nach ihrer Art zu behandeln, daß sie allgemein, besonders aber bei den jungen Mädchen, beliebt war. Daß sie eine geriebene, weltkluge und weltgewandte Frau war, die wohl zu leben wußte, ungemein belesen war

und redete wie ein Buch, das stellte Niemand in Abrede. Die Leute waren arglos und gutmüthig, und glaubten ihr aufs Wort, was sie aus ihrem Leben so rührend zu erzählen verstand.

Sie war indessen so Eine, die reden konnte, wie man es haben wollte, zuckersüß und rosenduftig; die weinen konnte, wann und wo es wirksam war, und in einem Maße, wie man es haben wollte, für einen Batzen und für einen Kronthaler. — Sie verstand, den Leuten die Fettaugen von der Suppe wegzuplaudern, und lobte und pries Alles, was sie sah.

Eins aber verstand sie am besten, nämlich die jungen Mädchen an sich zu locken. Die waren wie behext von ihr, und schleppten ihr zu aus der Haushaltung, was sich nicht wehrte.

Fragt man aber, was sie denn that, um die Mädchen so an sich zu bannen, so war das Mancherlei. Erstlich wußte sie in und an Jeder das Schöne, was sie etwa hatte oder nicht hatte, mit ergreifenden Worten zu preisen. Mit den Redensarten: Engelchen, süßes Täubchen, holde Rose und dergleichen, warf sie um sich nach allen Seiten. Bald pries sie die herrlichen Augen, bald den rosigen Schein der Wangen, bald das wundervolle Haar, den Wuchs — kurz sie wußte der Eitelkeit zu dienen und zu schmeicheln, daß Jede sich für die Schönste auf Erden hielt. Das war Eins; dann aber wußte sie Ritter- und Räubergeschichten zu erzählen, Gespenstergeschichten und dergleichen, daß sich bald die Haare sträubten, bald die Thränen rieselten, und darin war sie unerschöpflich und immer neu, und trug sie vor, daß man nicht müde wurde, ihr Tagelang zuzuhören. —

Sie hatte indessen noch ganz andere Hilfsmittel, die jungen Mädchen anzulocken, und davon war Eins das wirksamste. Sie wandte es aber nur unter dem Siegel und Schleier des Geheimnisses an, und dadurch gewann es an Reiz und Bedeutung. Sie war nämlich die geschickteste Kartschlägerin, konnte aus den Linien der Hand, aus dem Kaffeesatz, und wer weiß, aus was noch, wahrsagen,

und berückte damit die Köpfe der Mädchen völlig. Traf's ein, was sie sagte, und sie war schlau genug, von den einfältigen Plappermäulern erst das herauszulocken, was sie wissen mußte und was sie benutzen konnte — dann war Jubel, große Verwunderung, und es regnete Geschenke für sie; traf's nicht ein, dann war irgend ein Hinderniß, welches sie ganz sonnenklar aus den Karten ersah, oder das sich bald aufklären mußte.

Der Napoleon sagte einmal, die Lotterie, das sei eine Steuer für die Narren, die allein in seinem Lande keine Steuer für ihre Narrheit bezahlten. Er hatte gewiß Recht dabei, und die Frau Runkelin sah ihr Weissagen auch als eine Narrensteuer an, die sie aber erhob. Die hirnverbrannten Dummheiten der Mädchen waren ihr ja, so redete sie sich ein, daß ihre Betrügerei erlaubt sei, in das Garn gelaufen, wie es die Wachteln auf dem Felde auch thaten. Sie zog blos das Netz zu. Sie kannte alle Familiengeschichten bald, und damit war ihr gedient. Jedes der Mädchen meinte, es allein besitze die Liebe und das Vertrauen der lieben Frau Runkelin, und war glücklich, ihr Alles anvertrauen zu können, was sich auf ihren Schatz bezog. Da ließ es denn die verschlagene Alte nicht an Rathschlägen fehlen, wie man Vater und Mutter betrügen könne, und das gefiel ihnen und knüpfte das Band nur fester.

Außerdem aber verstand sich die Frau Runkelin auch auf das, was gut stand. Kein Mädchen wählte ein neues Kleid, ohne ihren Rath eingeholt zu haben. Der war immer der beste und geschmackvollste, den Jemand geben konnte.

Was aber über Alles hinausging, das waren ihre Bücher. Sie besaß einen Schatz von Liebes-, Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten, und wenn sie vorlas, dann meinte man, man sähe Alles leibhaftig vor sich, und wie sie das erläuterte und erklärte, was etwa über das Verständniß der jungen Dinger hinausging, das war erstaunlich.

Es war überhaupt eine sehr merkwürdige Frau, und man hörte es ihren Reden und sah es ihren feinen Manieren an, daß sie aus einem vornehmen Stande und nur

durch Unglück in eine gedrückte Lage gekommen war. Gerade darin, daß sie ein Geheimniß aus ihren eigenen Schicksalen, ihrer Herkunft und Verwandtschaft machte, und nur hier und da einen Lichtlein darauf fallen ließ, das nur noch neugieriger machte, stand sie hoch angesehen bei den Mädchen, und gewann an Einfluß und Ansehen bei ihnen in einem Maße, wie es meist Vater und Mutter gar nicht argwöhnten.

Zu dieser Frau Runkelin ging Thereschen alle Tage, am Morgen und von Mittag bis Abends spät. Ob sie etwas strickte, stickte oder nähete, wer sah darnach? Die Frau Runkelin strickte aber fast immer feine Baumwollstrümpfe mit den Namensbuchstaben T. F. in Perlen. Wenn das nicht Therese Funk hieß, so mag's meinetwegen Schmiedjakob geheißen haben! Thereschen aber zeigte dem entzückten Vater die schönen Strümpfe, die gestickten Krägelein und der Art mehr, was sie wollte bei Frau Runkelin gearbeitet haben, und damit war's mehr als genug.

Umsonst that das die Frau Runkelin nicht, und das wollte auch Thereschen nicht, darum trug sie Geld, Milch, Butter und andere Dinge aus der Haushaltung zu der Alten hinüber, wenn es dunkel geworden war. Die Alte durfte nur seufzen, so merkte Thereschen gleich, daß sie in Noth oder Verlegenheit war, lockte es ihr heraus und half ab. Leichtsinnig und gutmüthig war das Mädchen, und dumm dazu. Das aber sind die besten Werkzeuge in der Hand solcher alter Weiber, wie die Frau Runkelin war.

Nach ihr sich zu erkundigen oder mit Jemanden über sie zu sprechen, etwa um sie zu belehren, in welchen Händen da sein Kind sei, das fiel dem alten Funk nicht ein. Es hielt ihn ohnedies auch zuviel von seinen Geschäften ab. — Den Vater zu hintergehen, und die Arbeiten der Frau Runkelin für die ihrigen auszugeben, soweit hatte es das sechzehnjährige Thereschen schon gebracht, und ihr sehet, die Schule war gut und die Lehre schlug an! —

Ei, sagte die Alte, so schöne, feine Fingerchen, wie die Ihrigen, Fräulein Thereschen, dürfen nicht durch Rüben, Sticken und Stricken verdorben werden! Bei Leibe nicht!

So ein schönes, reiches Mädchen, wie Sie, soll nicht arbeiten, das ist blos für arme Leute, wie unser Eins. Sie haben es nie nöthig und können sich Dienerinnen halten und Ihre Schönheit pflegen. Je weniger man arbeitet, desto länger bleibt man jung und schön.

Das gefiel dem Thereschen ausnehmend, und sie saß da und sah der Arbeit der Frau Runkelin zu; hörte zu, wenn sie rührende Geschichten erzählte, und, das war das Verwunderlichste, sie strickte und las dabei vor, und es fiel doch keine Musche oder Masche, oder wie sie das Ding nennen.

Wenn's nur mein Vater nicht erfährt? sagte dann Thereschen.

Wie sollte das zugehen? rief lachend Frau Runkelin aus. Wenn Sie bei mir sind, sieht's Niemand, weil wir als treue Freundinnen allein bleiben. Kommen andere Mädchen, nun, dann haben Sie Kopfweh oder sind vom Arbeiten so müde, daß Sie einmal ausruhen müssen, und ich mache mir eine Freude daraus, so lange Ihre Arbeit zu thun. Dann ist Alles rund! Wer aber den Männern Alles sagt, und auf die Nase hängt, der ist toll. Die sagen uns auch nicht Alles! Du mein Däntschelein! *) Ich hatte an meinem seligen Runkel immer einen lieben, schönen, herrlichen Mann, einen Künstler dazu, aber glauben Sie denn, mir wäre es eingefallen, dem Alles zu sagen, was ich that? Das fiel mir im Traume nicht ein, und er liebte mich über die Maßen und war überglücklich mit mir.

Thereschen lächelte beifällig.

Aber, sagte sie, wenn nun mein Vater darnach fragt? —

Ach du liebe Unschuld! rief Frau Runkelin aus, wissen Sie denn nicht, daß man sich angewöhnen muß, den Männern Etwas aufzubinden? Das muß man sich frühe angewöhnen, sonst lernt man's nicht. Man käme schön an, wenn man denen Alles sagte! Lächelt Einem einmal ein junger, schöner Mensch zu, so gefällt Einem das doch, nicht wahr?

Thereschen nickte vergnügt.

---

*) Däntschelein: eine zierliche artige Person.

Nun, ſagen Sie das einmal Ihrem Manne, wenn Sie verheirathet ſind, ſo wird er eiferſüchtig und ſchließt Sie ein und hütet Sie, wie Ihr Vater ſein Geld. Da käme man ſchön an! Sagen Sie nur keck: ich habe es gemacht, und er iſt zufrieden und glücklich.

Das merkte ſich Thereschen für die Zukunft. Es ging ihr viel behaglicher ein, die weißen Händchen in den Schooß zu legen und der Frau Runkelin zuzuſehen, als ſelbſt zu arbeiten. Beim erſten Male, wo ſie ihren Vater betrog, wollte es nicht recht glücken, und es ging ohne Rothwerden nicht ab, was aber der Alte gar nicht bemerkte.

Beim zweiten und dritten Male ging's federleicht, und bald war ſie ſo gewandt, daß ſie triumphirend dem Vater die Arbeit zeigte und dabei ſagen konnte: Siehſt du, lieber Vater, was du für eine geſchickte und fleißige Tochter haſt? Das haſt du Alles der braven Frau Runkelin zu verdanken! Das iſt ein vortreffliches Weib!

Der Alte war dann fröhlich wie eine Axel, lachte mit dem ganzen Geſichte, küßte ſein ſchönes Kind und ſchenkte ihr

etwa den Kronenthaler, um den er einen armen Schuldner heute betrogen hatte.

Kauf' dir etwas dafür, was dir Freude macht! rief er aus. Du siehst, dein Vater mehrt nicht nur dein Vermögen alle Tage, sondern auch dein Vergnügen!

Damit war's gut und Thereschen erhielt außerdem auch noch ein anständiges Nadelgeld von ihm. Die Kasse, aus der das floß, war die der Zinseszinsen. Da wurden Capital und Zinsen nicht berührt und dem Kinde doch das Nöthige verabreicht; denn er sah es gerne, wenn sie sich, als die Reichste in der Stadt, auch am reichsten und schönsten kleidete.

Das ließ sich Thereschen nicht zweimal sagen.

Frau Runkelin kochte übrigens auch die beste Chocolade, den schmackhaftesten Kaffee und Thee, und ein Küchelchen, recht fein und mürbe, backte sie selbst, denn sie hatte ein kleines Backöfchen an ihrem Heerde. Das schmeckte, weil heimlich verzehrt, doppelt gut. Frau Runkelin that nie einen Schritt vorwärts, ohne ihn gehörig vorbereitet zu haben, und Thereschen brachte Mehl, Eier und Butter. Das merkte nicht einmal die alte Kathrine, denn es war in ihrem Hause Alles in Hülle und Fülle. Was that denn da das Wenige, und wie waren sie so seelenvergnügt dabei?

II.

Unter diesen Umständen mußte die pfiffige Frau Runkelin täglich an Werth und Einfluß gewinnen. Es war aber auch eine Frau, die man ja liebgewinnen mußte. Immer so freundlich, herzlich, vertraulich, mütterlich, liebevoll gegen Thereschen. Wer war denn so jemals gegen sie? Ihr Vater wahrlich nicht. War er auch einmal freundlich, so war das vorübergehend und schnell fiel er wieder in sein schweigendes Ueberlegen und Berechnen! Wer sagte ihr so offen, daß sie bezaubernd schön sei? Sie schmeichelte ja nicht; denn sie war ja kein Mannsbild. Sie redete nur Wahrheit, denn der Spiegel hätte sie ja Lügen gestraft,

wenn's nicht so gewesen wäre, wie sie sagte. Das sah ja Thereschen selbst! —

Alle Tage entdeckte Thereschen Neues an ihr. Sie wußte Alles auswendig, was sie einmal gelesen! Ja, es war erstaunlich, daß sie ganze Schauspiele auswendig wußte. Es war bei ihr, als ob man in einem Theater wäre, denn die Umstände, die man im Theater sah, die schilderte und beschrieb sie so genau, daß man meinte, man säh's mit eigenen Augen. Am liebsten hörte Thereschen solche Stücke, wo heimliche Liebschaften hinter dem Rücken der Eltern vorkamen; Entführungsgeschichten, die allemal mit der rührendsten Versöhnung endeten. Sie hätte sich auf der Stelle einmal entführen lassen, wäre nur ein schöner Entführer dagewesen! Das Herz poppelte dem Mädchen oft, als ob es aus der Brust herausspringen wollte.

Aber, — Bäckermeister, fiel ich dem Erzähler in die Rede, merkte denn der alte Funk nicht Unrath? War denn Niemand da, der ihn warnte?

Wie kommt Ihr auf eine so tolle Frage? redete er mich an. Der hatte ja keine Zeit dazu, auf sein Kind Acht zu geben; er mußte ja anders, nämlich für die Vermehrung ihres Vermögens für sie sorgen! Er hörte ja nichts als Liebes und Gutes von der Frau Runkelin. Freilich blieben allmählich alle andern Mädchen von ihr weg. Das hätte ihn können aufmerksam machen, aber das erfuhr er nicht; denn er saß am Pult oder an der Geldkiste, und hatte mit Niemand Umgang, als mit Geldmaklern, Juden und Schuldnern, und waren die da, so war das Geld nur der Gegenstand der kurzen Unterredungen. Reich war die Hauptsache! Wie konnte er sich mit solchen Nebensachen befassen? Einmal wagte es ein ehrlicher Mann, auf die Gefahr seines Kindes hinzudeuten; dem aber sagte er deutlich und einfach, er solle vor *seiner* Thüre kehren! Damit war's am Ende. —

Großer Gott, wie leicht wäre das Mädchen zu lenken gewesen! rief ich aus.

Mein's auch, Schmiedjakob, sagte der Bäcker, allein Ihr wisset, es gibt eine Menge Menschen, die für nichts Höheres

Sinn haben, als für Geld und Erwerb. Ich kenne deren genug, die ihre Töchter und Söhne aufwachsen lassen, ohne das Geringste für ihre weitere Bildung zu thun, jenseits der Ortsschule. Sie sind ja reich, heißt's da. Was brauchen sie mehr? Wir haben nicht mehr gewußt und sind reich und reicher geworden. Wozu sollen sie es? Das viele Wissen ist für die Lumpen, die kein Geld haben!

Seht, Schmiedjakob, so war's gerade bei dem alten Funk, und damit hatte das feine Liedlein ein Ende. Des Kindes Seele? Was ging den Wucherer die an? Er dachte nicht an die seine, wie sollte er dazu kommen, an die seines Kindes zu denken? —

Eines Tages hatte wieder Frau Runkelin eine wundervolle Geschichte erzählt, und Thereschen saß beim duftenden Kaffee, den sie gekauft hatte, bei ihr; da sagte das Mädchen: Wo haben Sie nur das Alles her, Frau Runkelin? Man meint, Sie seien überall selbst dabei gewesen? —

Freilich, theures Kind, Herzblättchen, war ich dabei, sagte sie, nicht ohne durch dies Wort sichtlich bewegt zu sein; was ich Ihnen da erzählt habe, ist zum Theil selbst Erlebtes!

Ach, warum haben Sie davon nie Etwas gesagt? —

Weil man das Beste bis zuletzt aufspart, sagte sie.

Aber nun, nicht wahr, nun erzählen Sie mir ihr ganzes Leben?

Sie nickte, aber sie wischte sich ein paar Thränen weg, worauf sie nach wiederholten Bitten endlich also anhob:

Sie ahnen es nicht, mein theures Kind, was Sie Schweres von mir gefordert haben. Mein Herz blutet, wenn ich des verlorenen Glückes gedenke. Wenn man bessere Tage gesehen hat, dann thut aus bitteren der Rückblick auf solche wehe. Doch Ihren süßen Bitten bringe ich jedes Opfer.

Meine Eltern wohnten in einer der kleinen Hauptstädte des mittleren Deutschlands, in G.... Sie kennen es ja, Thereschen? Thereschen nickte, als wüßte sie das ganz genau, und doch wußte sie nichts von G.... und man hätte ihr ebenso gut sagen können, es läge in der Türkei.

Mein Vater war ein bemittelter Bürger, schlicht und

recht, der seinen Kramladen versah, seinen Ackerbau betrieb und nebenbei Stadtrath war, wie auch Rathskassirer. Mir ging's gerade wie Ihnen, Fräulein Thereschen; meine gute Mutter war frühe gestorben, und ich hatte eine Tante, die auch meine Pathe war, eine sehr feine alte Jungfer, gebildet, belesen, weltkundig, die nahm sich meiner an, wie eine Mutter. Sie bildete meinen Geist und suchte jedes in mir schlummernde Talent zu wecken und zu nähren. Mein Vater kümmerte sich wenig darum. Er verstand nicht, was ein Mädchen wissen muß, und meinte, Rähen, Stricken, Spinnen, Kochen, das umfasse Alles, was zur weiblichen Bildung gehöre, und was darüber sei, das sei vom Uebel.

Ich wurde siebzehn Jahre alt und merkte an den Blicken der jungen Männer, daß ich schön sein müsse, was denn auch mein Spiegel und meine Tante sagte. Wie mir aber auch die jungen Leute zu Gefallen liefen, ich ließ sie laufen; denn ich fühlte, daß ich für etwas Höheres bestimmt sei. Es gefiel mir auch Keiner von ihnen, wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre, vielleicht so eine Staatsbauernfrau, auf einen Karren zu lang und auf einen Wagen zu kurz. Was ich an höherer Bildung gewonnen durch die Bemühungen meiner lieben Tante, das wäre unter Buttermachen und Käsebereiten reinweg zu Grunde gegangen. Nein, für solch ein Leben fühlte ich mich zu gut.

Ich hatte mir ein für allemal vorgenommen, nur den zu heirathen, der mir gefiele, und der mir entweder an Bildung gleich, oder, wo möglich, noch über mir stände.

Da haben Sie recht gehabt, Frau Runkelin, sagte Thekeschen, ich mach' es einmal gerade so!

Versteht sich, Herzenskind! Wer wird sich an einen Mann binden lassen, der roh und ungebildet ist? Es war einmal im Winter, fuhr Frau Runkelin fort, als eine Komödianten-Gesellschaft nach G.... kam und in dem Raume, den der Fürst zum Schauspielhause bestimmt hatte, zu spielen anfing. Das war Etwas für meine Tante. Sie zappelte an Armen und Beinen, als sie es hörte. Sie war außer sich vor Vergnügen, daß man doch einmal eine vernünftige,

gebildete Unterhaltung habe, da man ſonſt ſchier vor Langweile verkomme.

Nun wurde die Geſchichte ausgetrompetet, wie es damals Brauch war, und der, welcher unter den vier koſtbar und ſchön gekleideten Trompetern ausrief, was geſpielt wurde, und zum Beſuche einlud, war auch zugleich der, welcher die Hauptperſonen darſtellte, am beſten ſpielte, und zugleich der ſchönſte Mann, den ich je geſehen hatte. Ich ſage Ihnen, ganz G.... war in ihn vernarrt, und er hatte manchmal, wenn es ein angreifendes Stück war, noch nicht drei Worte geſprochen, ſo weinte ſchon Alles.

Den hätten Sie ſehen müſſen, wenn er einen Räuberhauptmann, Kaiſer, König, Grafen, Baron oder Oberförſter ſpielte! Da war man rein weg. Nebenbei tanzte er wundervoll, gab Tanzunterricht, ſpielte und lehrte die Guitarre und ſang über alle Beſchreibung herrlich. Er war ein Ausbund von einem Manne.

Thereschen hatte ordentlich vor Andacht ihre Hände gefaltet; ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten, ihre Blicke hingen an den Lippen der Erzählerin.

Nun können Sie ſich leicht denken, gutes Thereschen, fuhr die Frau Runkelin fort, daß er ſich alle Herzen gewann. Es war kein Mädchen in der Stadt, das nicht ſterblich in ihn verliebt geweſen wäre, und als er im Wochenblatte bekannt machte, er wünſche ſeine Talente um ein Billiges für Andere nutzbar zu machen, und gebe Tanz-, Guitarre- und Geſangunterricht, da wirbelten alle Köpfe und Beine, und in jedem Hauſe, wo ein junges Mädchen war, war ein muſikaliſches Talent und eine menſchliche Nachtigall. Tänzerinnen vorab, denn Sie wiſſen, den Mädchen geht das Tanzen über Alles. Er bekam ſo viele Stunden, daß der Tag bis in die tiefe Nacht hinein nicht ausreichte. Nur ich, ich arme, durfte keinen Unterricht nehmen, mein Vater war dagegen und tobte ordentlich, wenn er auf das heilloſe Treiben in der Stadt, wie er die ſchönen Wünſche, ſich auszubilden, nannte, zu reden kam. Da war er denn in den offenen Krieg mit meiner Tante gerathen, die mich Alles

wollte lernen laſſen, wozu es nun eine ſo ſehr erwünſchte Gelegenheit gab. Da ſetzte es hellen Hader! Sie ſchimpfte heilloſ über ihn; nannte ihn einen „Kaffern," einen rohen Barbaren, einen Krähwinkler, einen Spießbürger. Das zog und verfing Alles nicht. Endlich ſchlug ſie, als ſie mit mir allein war, auf den Tiſch und rief: Und nun ſollſt du es grade erpreß lernen, und ich bezahl's aus meiner Taſche. Dein Kaffer von Vater, der nicht weiß, was Bildung heißt, braucht es gar nicht zu wiſſen! Wie ich da jubelte, und meiner Tante um den Hals fiel, können Sie ſich leicht denken!

Das war aber doch auch eine vortreffliche Perſon! ſagte Thereschen voll Begeiſterung für die Tante.

Gewiß, war ſie das, ſagte Frau Runkelin, und es geſchah auch, wie ſie geſagt hatte. Er gab mir die Guitarreſtunde Abends allein und ich ging zu einer Freundin, wo eine Anzahl Mädchen Tanzunterricht hatte, und nahm daran Theil. Mein Vater erfuhr's nicht und ſo krähte kein Hahn danach.

Nun muß ich Ihnen, theueres Thereschen, Etwas vertrauen, darüber dürfen Sie mich nicht ſchelten. Nun, ich hatte doch auch keinen Kieſelſtein, wo Andere das Herz hatten; ich war jung und — daß ich es kurz faſſe, ich verliebte mich in ihn, wie die andern Alle — und, was noch mehr war, ich allein war die Glückliche, die er auszeichnete, die auch er liebte. Das ſagte er mir, wenn er mich Abends heim zur Tante begleitete und ich noch ein Viertelſtündchen bei ihm an der Thüre ſtand, ehe ich hinein ging, um der Tante noch einen guten Abend zu ſagen und dann heimzueilen.

Ach, ſeufzte Thereschen, wie glücklich müſſen Sie geweſen ſein? —

Ob ich es war? fuhr die Frau Runkelin fort. Sie können ſich's wohl denken! Er wollte aber haben, die Tante ſolle nichts davon wiſſen. Das gefiel mir auch, denn ſo eine heimliche Liebe iſt gar ſchön. Was brauchte es auch die Tante oder ſonſt Jemand zu wiſſen? So blieb unſer

Glück denn ein ſüßes Geheimniß und Niemand ahnte etwas davon. Wir waren nämlich erſtaunlich ſchlau und vorſichtig. Standen wir vor der Thüre und es kam Jemand, ſo ſchlüpften wir in den dunkeln Flur. Da ſagte er mir denn oft, es ſei ein himmelſchreiendes Unrecht, daß eine Schönheit, wie die meine, hier verkomme; ein Talent, wie das meine, hier untergehe. Ich ſei zu einer Schauſpielerin geboren, und die Kunſt ſei mein Beruf. Ich fand das allerdings auch; ich behielt die Stücke, die ich ſpielen geſehen hatte, Wort für Wort auswendig und wiederholte ſie, beſonders wenn ein Mädchen darin vorkam, vor dem Spiegel ganz erſtaunlich ſchön und viel ſchöner, als die gelbe Schauſpielerin, die ſteif und hölzern ſpielte; ich ſang ſehr gut, und er meinte, es koſte keine Mühe, mich zur erſten Sängerin und Schauſpielerin auszubilden.

Er hatte vollkommen recht, und von dem Tage an war mir alles Andere zum Ekel, beſonders Kochen und derlei häusliche Arbeiten, Räben, Stricken und dergleichen.

Gegen das Frühjahr traf mich das Schwerſte. Er ſagte mir, er gehe nun zu einer vornehmeren Komödiantengeſellſchaft, wo er noch einmal ſoviel, als bei dieſer bekomme, und eine Frau herrlich ernähren könne. — Der Gedanke an die Trennung von mir aber ſei ihm unerträglich; er fürchte, er werde ſterben. Denken Sie ſich meinen Schmerz, meinen Jammer! Als er meine Thränen ſah, ſchlug er mir vor, ich ſolle mich von ihm entführen laſſen! — Wir heirathen uns dann und in wenigen Jahren wäre ich die erſte Schauſpielerin der Welt. —

Das gab freilich einen harten Kampf. Den Vater, die Tante, die Heimath verlaſſen und in die weite Welt gehen! — Aber — Ach! — Ich hatte ihn zu lieb und das Entführen war ſo vornehm, ſo ſchön, ſtand in ſo vielen Büchern, die mir die Tante vorgeleſen, — wie konnte ich widerſtehen? Ich leerte meines Vaters Theke aus, nahm meine Sparbüchſe, die auch ein hübſches Stücklein Geld enthielt, und an einem ſchönen Morgen waren wir Zwei fort, und Niemand wußte, wohin! —

Ach du Himmel, rief Thereschen; hatten Sie dazu die Kuraſche?

Närriſches Kind, ſagte Frau Runkelin, die Liebe überwindet Alles!

Aber, wie ging's daheim? fragte Thereschen.

Hören Sie erſt, wie es mir ging, ſagte Frau Runkelin. Wir kamen am achten Tage unſerer Reiſe in eine ſchöne Stadt, wo ein Bad und viele Leute hinkamen, wenn es warm wurde, Kranke und Geſunde, die aber alle Geld genug haben. Da ſpielte eine vornehmere Komödiantengeſellſchaft, als die in unſrer Stadt geweſen war. Sie nahmen uns, mich und meinen lieben Mann, mit Freuden auf, und mein Mann war wieder, wie überall, der Liebling Aller. Runkel, denn ſo hieß ja mein lieber Mann, verwandte viel Fleiß auf meine Ausbildung; ich machte große Fortſchritte, bald trat ich dann auch auf und — errang den gewaltigſten Beifall. Nun war unſer Glück gemacht. Runkel und ich bezogen ein ſchönes Gehalt; er gab Tanz-, Guitarre- und Geſangunterricht, kurz, wir ſtanden uns beſſer, als der Erſte unter den Beamten in G. . . . — Alle junge Herren bemühten ſich, mir koſtbare Geſchenke zu machen, und wenn ich auftrat, regnete es von Blumenſträußen und Kränzen. Ich war überglücklich, nur Eins ſtörte mein Glück. Mein Mann war entſetzlich eiferſüchtig und bewachte mich auf Tritt und Schritt. Ich ſah daraus, wie lieb er mich hatte, aber er gab dann doch auch harte Worte manchmal; er erkannte jedoch ſchnell das Unrecht, das er mir anthat, und war dann wieder lieb und gut wie zuvor. Wir lebten herrlich und in Freuden; aber das Unglück ſollte nicht ausbleiben. Runkel erkrankte. Ich hoffte, es ſolle eine vorübergehende Krankheit ſein, aber es war anders, es war die Auszehrung, die den jungen, ſchönen, blühenden Mann plötzlich ergriff. Er lag und litt den ganzen Winter, und das alte Wort: „Was der März nicht will, das nimmt der April" wurde an ihm erfüllt. —

Ach, Sie arme, unglückliche Frau! rief Thereschen und weinte dazu, denn Frau Runkelin hatte ihr Angeſicht verhüllt und vergeß Thränenſtröme. —

Eine Weile wurde die Stille nur durch Schluchzen unterbrochen.

Endlich dauerte es Thereschen zu lange. Sie fragte: Wie ſtand es denn aber daheim? —

O Sie können es ſich denken, was das ein Rumor war! nahm Frau Runkelin wieder das Wort. So Etwas, wie eine heimliche Entführung, war in dem altmodiſchen Neſte ſeit Menſchengedenken und noch länger, vielleicht niemals vorgekommen! Mein Vater war rein raſend, und dabei troſtlos. Meine Tante noch mehr, denn mein Vater und alle Welt ſagte, ſie trage allein die Schuld, denn ſie habe heimlich das Alles veranſtaltet, eingefädelt, geleitet und vollführt. Wie ſie ſich auch zu vertheidigen und zu reinigen ſuchte, es half ihr Nichts. Man nannte ſie eine alte Kupplerin und quälte ſie ſo, daß ſie ſich das zu Herzen zog und ſtarb. Statt, wie ſie viel tauſendmal geſagt, mir ihr bedeutendes Vermögen zu vermachen, ſetzte ſie in ihrem Teſtamente feſt, daß Alles der ſtädtiſchen Armenkaſſe anheimfiel. Das beugte mich tief, denn ich mußte mir vorwerfen, ihr nicht geſchrieben zu haben. Das aber durften wir nicht, weil wir ſonſt meinen Vater auf unſere Spur geführt hätten, und der hätte Himmel und Erde bewegt, mich von meinem theuern Runkel zu trennen.

Als ich es vernahm, daß die Tante geſtorben ſei und dies Teſtament gemacht habe, trauerte ich herzlich um ſie und — ergab mich drein.

Mit meinem Vater ſöhnten wir uns noch vor Runkel's Tode aus, aber als er ſtarb, fand ſich's, daß er viele Schulden hatte und mir nur ein kleines Erbtheil zurückblieb, zu wenig zum Leben, zum Sterben zu viel! — Ich war nun eine junge Wittwe, und blieb bei der Komödiantengeſellſchaft mit gutem Gehalte; aber wiſſen Sie, man muß ſich da die koſtbaren Kleider anſchaffen. Das koſtet viel Geld, und ich konnte mir nichts ſparen. Ich zog mit der Geſellſchaft weiter; allein man wird älter und ich wurde kränklich. Da ging's nicht mehr, wie in den ſchönen Jugendtagen. Ich blieb am Ende in einer Stadt krank zurück und kam ins Hoſpital. Als ich

geneſen war, gab ich Unterricht im Tanzen, im Geſang und in der Guitarre, die mich Runkel gründlich gelehrt hatte. Ich ernährte mich kümmerlich, bis ich die Kunſt, die Karten zu ſchlagen, auszuüben begann. Da ſtand ich mich herrlich. Wäre ich dort geblieben! Ich zog endlich hierher, aber Sie wiſſen, wie es mir hier geht. Wären Sie, guter Engel, nicht, ich müßte Noth und bittern Hunger leiden!

Frau Runkelin ſchwieg, aber ihre Thränen rannen wie Ströme.

Thereschen ſaß nachdenklich da. Sie drückte Frau Runkelin die Hand und ſagte: So lange ich lebe, ſind Sie nicht verlaſſen.

Das weiß ich, rief dankbar Frau Runkelin aus und zog das Mädchen an ihre mütterliche Bruſt und küßte ſie.

Nach langem Schweigen hob endlich Thereschen halb träumeriſch an: Ja, es muß etwas Abſonderliches ſein um ſo einen Künſtler, Maler, Schauſpieler, Tanzmeiſter und dergleichen! —

Gewiß, rief getröſtet Frau Runkelin, es ſind herrliche Menſchen. Wie glücklich würde ich gelebt haben mit meinem Runkel, wäre er nicht ſo frühe geſtorben. Sie glauben nicht, wie das eine Frau glücklich macht, wenn ihr Mann täglich berühmter wird!

Thereschen träumte mit offenen Augen. —

Wer doch wüßte, welch' einen Mann in der Welt man bekäme, ob es auch ſo Etwas von einem Künſtler wäre?

Nun, Sie wiſſen ja, Engelskind, wie vorzüglich ich die Karten ſchlage und die Zukunft daraus zu leſen verſtehe. Wir haben das ja ſo oft ſchon gethan. Warum auch nicht einmal in dieſer Abſicht?

Thereschen ſprang vor Freude über dieſen Gedanken auf und rief: Ach ja, aber nur ſogleich!

Sie hatte den Gedanken lange in ſich herumgetragen, einmal die Karte auf ihre künftige Verheirathung ſchlagen zu laſſen, aber es hielt ſie ein mächtiges Schamgefühl davon zurück, dieſen heimlichen Wunſch auszuſprechen. Jetzt kam ihr die liebe, gute Frau auf halbem Wege entgegen! Das war ihr eine Luſt, und ſie konnte es kaum erwarten.

Die alte Augendienerin und Betrügerin, die wohl wußte, mit wem ſie es zu thun hatte, und nichts mehr wünſchte, als das Mädchen recht an ſich zu ketten, räumte langſam das Kaffeegeſchirr hinweg. Sie eilte ſich abſichtlich damit nicht, um das Mädchen deſto eifriger zu machen. Das erreichte ſie vollkommen. Thereschen griff mit an, um ja recht bald ihre Aufſchlüſſe, wie ſie meinte, zu erhalten, und während dieſer Arbeit ſprach die Alte mit geheimnißvollen Worten von ihrer Kunſt und wie ſie Königinnen und Fürſtinnen ihre Zukunft vorausgeſagt und königlich und fürſtlich dafür belohnt worden ſei, wenn ſie es recht gut gemacht, denn die Art, die Karten zu ſchlagen, wie ſie es jetzt wolle, habe ſie hier noch für Niemanden ausgeführt. Man müſſe das Bedeutungsvollſte für die wichtigſten Angelegenheiten aufſparen und der Art mehr. Thereschen drückte ihre Hand und ſagte: Sie wiſſen, Frau Runkelin, ich bin dankbar!

Das war's, was die Alte wollte. Nun war das Tiſchlein abgeräumt. Sie ſetzte die Brille auf; holte eine funkelneue Karte, miſchte ſie unter beſondern Ceremonien und legte ſie dann, was Thereschen noch nie geſehen, in einen Kreis.

Wie geſagt, das Mädel zitterte vor Erwartung.

Als ſie lagen, blickte ſie feierlich das Mädchen an.

Fräulein Thereſe, hob ſie an, dieſe Art, die Karte zu legen, iſt von einem ägyptiſchen Zauberer entdeckt worden. Es iſt die untrüglichſte.

Das Mädchen ſchüttelte ſich im innerſten Schauer.

Trifft's zu mit Ihren geheimſten Wünſchen, fuhr das heilloſe Weib fort, ſo dürfen Sie keine Minute zweifeln, daß Alles buchſtäblich ſo eintrifft.

Das Mädel zitterte wie Eſpenlaub im Winde. —

Der unglückſeligſte Aberglaube, der heilloſeſte, als könne man Gottes unerforſchliche Rathſchlüſſe aus den zuſammengelegten Karten errathen, wohnte in ihrer Seele und das pfiffige, alte Weib hatte ihn genährt durch die lügenhafteſten Erzählungen. Das verworfene Weib fragte nichts danach, welche gottloſe Saat ſie ſtreute. Ihr galt es nur, den eignen Vortheil durch ihre Betrügereien zu erzielen. Sie

hatte ihre gott- und pflichtvergeſſene Lebensweiſe vorſichtig verſchleiert und gefällig aufgeſtutzt. Welch' ein Schand- und Sündenleben ſie geführt, verſchwieg ſie weislich. Daß ſie ihres braven Vaters frühen Tod auf dem Gewiſſen hatte und den ihrer, freilich an ihrem Unglücke ſchuldigen Tante, das wußte ſie zu verbergen, und das unerfahrene Mädchen in ſeiner Beſchränktheit ſog nur Gift aus dem, was ſie ihr darbot.

Endlich hob ſie an, die Karten mit feierlichem Ernſte zu betrachten; hier und da mit dem Zeigefinger darauf zu tippen; bald zuckerſüß lächelnd, zu nicken mit dem Kopfe, bald ihn mit ſprachloſer Verwunderung zu ſchütteln.

Thereschen's Unruhe, Erregung, Neugierde hatten den höchſten Grad erreicht, aber die unerbittliche Quälerin ließ ihr Opfer zappeln, das bald ſie, bald die Karten mit weitgeöffneten Augen, offenem Munde und kreidebleichen Geſichts-

zügen anstarrte. Endlich hob sie das Gesicht und sah mit großen Augen das Mädchen durch ihre grüne Brille an.—

Was ich sehe, sagte sie feierlich, was ich in diesen wunbaren Zeichen lese, übersteigt meine größten Erwartungen! Thereschen, Kind des Glückes, Sie sind zu Etwas bestimmt, was Ihr kühnstes Hoffen übersteigt! Alle Zeichen des glänzendsten Glückes reihen sich um die Herzdame, und das sind Sie. Es naht sich Ihnen bald ein schöner junger Mann. — Er ist Einer der ausgezeichnetsten Künstler. Geliebt von aller Welt, geehrt von aller Welt. Zwar gibt es Hindernisse, aber Sie überwinden Sie durch einen kühnen Entschluß und werden glücklich.

Die Alte schob die Karten zusammen, legte sie in ihr Futteral und sagte, völlig ermüdet und erschöpft: Das war eine schwere, aber lohnende Arbeit! Ich lege sie für Niemanden in der Welt mehr nach ägyptischer Art! Sie sank in ihren Stuhl zurück, und schloß die Augen. Thereschen war vor Schrecken und Freude fast einer Ohnmacht nahe. Was hatte die treffliche Frau ihr für ein schweres Opfer gebracht! dachte sie. Sie nahm sich vor, sie fürstlich zu belohnen, denn ihre Sparbüchse war reich gefüllt. Aber sie hätte jetzt um aller Welt Güter nicht reden können. Auch sie schloß die Augen und ein freudiger Schauder folgte dem andern. Ein Künstler, und der Berühmteste? Bald? Und durch einen kühnen Entschluß erreichte sie ihr Glück? Vielleicht auch eine ritterliche Entführung? — Es wirbelte ihr im Kopfe, und ihre Gedanken verwirrten sich völlig.

Es war wohl berechnet von der heillosen Alten, daß sie sich erschöpft stellte, sowohl um den sich drängenden Fragen des Mädchens auszuweichen, als dieser selbst Zeit zu lassen, die ungeheure Aufregung, in die sie sie absichtlich versetzt, wieder zur Ruhe kommen zu lassen.

Länger als eine Viertelstunde dauerte die lautlose Stille. Dann that die Alte, als erwache sie aus einem tiefen Schlafe, und Thereschen, die nur darauf gewartet hatte, fiel ihr um den Hals und benannte sie mit den zärtlichsten Namen, womit nur eine liebende Tochter die treueste Mutter nennen

kann. Sie verhieß ihr die glänzendste Dankbarkeit, und die Alte wußte, daß sie stets ihr Wort hielt.

Fragen Sie, theuerstes Mädchen, mich nun nicht weiter, sagte sie. Ich darf Ihnen nicht mehr sagen. Glauben Sie aber und hoffen Sie. Es wird wahr werden!

Die Alte hielt mit diesen feierlich gesprochenen, geheimnißvollen Worten das Mädchen in der Spannung, als wisse sie noch mehr. Was auch später das Mädchen anwenden mochte, sie blieb bei ihrem Ausspruche.

Aber wie stand es um das unglückliche, beklagenswerthe Opfer einer abgefeimten Betrügerin? — Wachend und im Traume wiederholte sie sich die unvergeßlichen Worte. Bald glühte sie, bald bebte sie. Nur eine leiblich so kerngesunde Natur widerstand dieser steten, nagenden, zehrenden Aufregung. Sie saß, sie stand am Fenster stundenlang und blickte die Straße hinab und hinauf, ob er denn nicht bald käme, der Ersehnte und schmerzlich Erwartete?

Wäre der alte Funk nicht eine im Wucher verknöcherte Seele gewesen; hätte er ein rechtes Herz und ein väterliches Auge für sein armes, verführtes Kind gehabt, er hätte es sehen müssen, welche unglückselige Veränderung seit jenem unseligen Nachmittage mit seinem Kinde vorgegangen war. Thereschen ging wie eine Träumende herum; sah und hörte oft nichts. Sie lispelte leise einzelne Worte, wie: Der Berühmteste! Bald! Kühner Entschluß! Glück! Die alte Magd meinte manchmal, es sei nicht just in ihrem Kopfe, und sagte: Ach du lieber Gott, Fräulein, was ist Ihnen denn? Was soll das noch geben? Dann lächelte das Mädchen selig und sagte: Kathrine, füttere die Kühe gut, und laß mich in Ruhe. Wart's nur ab! Du wirst's erleben! Dann schüttelte Kathrine den Kopf; wollte wohl einmal ihren Herrn zu Rathe ziehen; aber sie hatte dazu den Muth nicht, denn wenn man den Alten im Rechnen störte, so gab's ein Gewitter mit Donner und Blitz. So blieb's denn, wie es war.

Aber die Frau Runkelin lachte ins Fäustchen, denn das Mädchen hatte Wort gehalten. Zwar die ganze Sparbüchse

leerte sie nicht in ihren Schooß aus, denn dafür hatte Thereschen doch zuviel väterliches Blut in ihren Adern, sondern eine tüchtige Rolle uralter Krenenthaler thaten's auch. Dabei hielt sie der Gedanke vom Zuvielgeben zurück, daß, wenn eine Entführung etwa bevorstände, sie doch auch daran denken müsse, wie das Beispiel der Frau Runkelin sie gelehrt hatte. Seitdem aber war fast nichts im Hause niet- und nagelfest, was nicht hinüber zur guten, lieben Frau Runkelin wanderte. Legte sie ihr eine verfängliche Frage vor, wie lange etwa das Wörtlein: Bald! noch reichen werde, so sagte die Alte bedeutungsvoll mit dem Finger drehend: Geduld! Geduld! Man muß nicht Alles im Sturme erhaschen wollen! Sie wissen, mein süßer Engel, ich darf nicht reden. Die Zunge ist mir gebunden. Es würde Alles zu Nichte, was ich im Buche der Zukunft für Sie gelesen habe, wenn ich es wagte, zu reden und die seltene, fast einzige Gabe ginge unrettbar verloren!

Das Mädchen war so voll Aberglaubens, so verblendet und so von der Betrügerin umstrickt, daß jedes Wort aus ihrem Munde ihr als ein Heiligthum galt. So mußte sie sich fügen; allein was kostete es für eine Mühe und Ueberwindung? Blieben ihr ja doch ihre Träumereien und stillen Betrachtungen! Wären es nur bessere gewesen!

III.

Es war etwa vierzehn Tage vor Weihnachten und der Winter war in rechter Heftigkeit gekommen, da saß eines Tages Thereschen bei der Frau Runkelin am warmen Ofen. Die Sonne schien hell und klar in das Stübchen und schmelz die Eisblumen an den Fenstern allmählich. Frau Runkelin war unendlich fröhlich.

Haben Sie es schon gehört, holdes Thereschen, hob sie, die Hände gar behaglich reibend, an, daß wir nun auch einmal hier glückliche Tage haben werden? Freilich, — ich arme Frau nicht! —

Was denn? fragte rasch das Mädchen.

Es iſt eine Komödianten — wollte ich ſagen: Künſtlergeſellſchaft geſtern Abend im goldenen Hirſch eingezogen!

Künſtler? rief das Mädchen und ſprang vom Stuhl auf.

Ja, erwiederte die Alte mit Wichtigkeit. Hören Sie nur!

In dieſem Augenblicke vernahm man den Klang von ſchrillen Trompetern, die ein luſtig Stücklein bliesen.

Thereschen ſprang zum Fenſter und riß es auf. Da kamen auf zwei mageren Gäulen zwei wunderlich aufgeputzte Leute dahergeritten und hielten vor dem Fenſter ſtille. Volk und Kinder liefen zuſammen. Alle Fenſter ſtanden, trotz der Kälte, auf, und Kopf über Kopf ſahen die Bewohner heraus.

Es war ein Greis und ein ſtattlicher, bildhübſcher, junger Mann, deſſen Blicke ſogleich das ſchöne Mädchen entdeckt hatten. Thereschen erglühte und erbleichte, als ſie ihn ſah. War er das? fragte ſie ſich und das Herz pochte ſtürmiſch. Dem Komödianten entging es nicht, welchen Eindruck er auf das Mädchen gemacht.

Er kündigte ihre Anweſenheit an; pries hausbackig ihre Darſtellungen und bat um die Gunſt der Einwohner. Zugleich kündigte er auf Morgen Abend ein Schauſpiel an, das grauſig klang.

Kennen Sie das Stück? fragte Thereschen.

O gewiß, ſagte die Frau Runkelin; es iſt wundervoll ſchön. Ich habe ſelbſt es vielmals mitgeſpielt und alle Zuſchauer entzückt. O daß ich es ſehen könnte!

Ei, das verſteht ſich von ſelbſt, ſagte ganz außer ſich Thereschen. Sie begleiten mich!

O Sie Engel! rief entzückt die Alte aus. Wie könnte ich Ihnen das vergelten? — Aber haben Sie auch die Blicke geſehen, die der ſchöne Künſtler herauf warf?

Thereschen erröthete glühend und ſchwieg.

Ja, fuhr die Alte fort, ſo ein Künſtlerauge weiß ſchnell die ächte Perle zu finden!

So fuhr ſie fort, die Gedanken des Mädchens zu beſchäftigen, bis Thereschen endlich heimkehren mußte. Aber wie war ihr Kopf voll, wie war ihr Herz im Sturme!

Zum Orte der Schauſpiele war ein Tanzſaal im goldenen Hirſch eingerichtet. Die Zuſchauer ſaßen kaum vier Schritte von der Schaubühne entfernt. Schon um ſieben Uhr ſaß Thereschen auf der erſten Bank. Frau Runkelin that es aber durchaus nicht, daß ſie ſich zu ihr ſetzte. Sie ſtand hinten in einer Ecke, ging auch aus und ein, und machte Bekanntſchaft mit ihren ehemaligen Kunſtgenoſſen. Das vermittelte ſich bald, und der junge Menſch, der Ritter hieß, und ſie neben dem ſchönen Mädchen am Fenſter geſehen hatte, war bald mit ihr bekannt und von ihr eingeladen, ſie gegen Abend wenn's dämmerig wäre, zu beſuchen. Er würde,

sagte sie, liebe Gesellschaft finden! Das war genug. — Beiläufig fiel noch die Bemerkung, das schöne Mädchen, das er bei ihr gesehen, sei das Reichste der Stadt, grausam reich, und ein — Gänschen; der junge Mensch lachte bedeutsam und ging, da es klingelte, in das Theater.

Thereschen zitterte, als er auftrat. Seine strahlenden Augen fanden sie schnell, und nun schien er sonst Niemanden mehr zu sehen. Sie wußte nicht, wohin sie ihre Blicke wenden sollte. Der Herr Ritter spielte wundervoll. Es kostete Thränenströme — sie verging bald vor Entzücken. Was er Zartes und Süßes zu sagen hatte, das richtete er an sie. Es war fast zuviel für sie; sie ertrug es kaum; aber das war er, den die Karten der Frau Runkelin angekündigt! — Der Räuberhauptmann (eben der Schöne!) war der verlorne Sohn eines Grafen, der ihn erkannte, als er eben gehenkt werden sollte, ihn wieder annahm und ihn so rettete. Natürlich war der Räuberhauptmann einer der edelsten Menschen, und nur durch Unglück zum Räuber geworden. —

So ist's nämlich fast immer, sagte der Schmiedjakob, in diesen Schauspielen. Eigentliche Spitzbuben kommen wohl vor, die dann allemal gehenkt werden. Natürlich, sagte er, denn die Dinger werden ja so erdichtet und sind von A bis Z erlogen, aber anmuthig zugestutzt, um die Leute für ihr Geld zu vergnügen.

Aber, sagte das Katharinchen, sieht man denn das, wie so Einer gehenkt wird, und dürfen sie denn das? —

Weiches Kind, lachte der Schmiedjakob, das ist ja Alles blos so Blendwerk. Daran denkt kein Mensch! Man sieht's nicht. Einer kommt und sagt's, er sei gehenkt worden, und damit ist's am Ende.

So! sagte Katharinchen, und zog das: So! sieben Ellen lang.

Ja, Kind, sagte der Schmiedjakob, wenn die alle gehenkt würden, wo bekämen sie dann die Schauspieler alle her? —

Sie stellen sich ja nur so! sagte der Gevatter. Doch, Schmiedjakob, vergesset Eure Rede nicht. Ich will doch sehen, wo das noch hinausgeht! —

Ihr könnt Euch denken, fuhr der Bäckermeister gegen mich fort, sprach Schmiedjakob, daß am andern Tage in der ganzen Stadt vom Adolph Ritter gesprochen wurde, der so herrlich gespielt, und dem man es auf den Blick ansah, daß der nichts Gemeines, sondern gewiß auch so ein vertauschter Grafensohn war, denn sonst hätte er's ja, meinten die Leute, nicht so natürlich machen können. So Etwas, sagten die Klugen, läßt sich nicht lernen, das ist angeboren! —

Thereschen war aus allen Fugen gehoben. Sie lief noch am Abend zu der Frau Runkelin und erzählte ihr Alles, und wußte nicht fertig zu werden mit dem Lobe des liebenswürdigen Künstlers Adolph Ritter.

Es ist leicht zu begreifen, daß das nun schnell sich machte. Der Schauspieler besuchte die Frau Runkelin, und that mit ihr, als kenne er sie schon hundert Jahre. Gleich und Gleich gesellt sich gerne, sagte der Kohlenbrenner zum Schornsteinfeger, denn sie waren beide schwarz.

Anfangs ging Thereschen aus natürlicher Scheu nicht hinüber, wenn der Ritter bei der Frau Runkeln war; die Alte aber wußte von ihm zu reden, daß Einem das Herz hätte jubeln mögen. Da war kein Lob groß genug. Solch' einen Künstler hatte die Welt nicht mehr. Und wie war er sanft, mild, treuherzig, wie ein Kind! Er hatte ihr auch vertraut, daß er von guter Familie sei, daß aber eine giftige Kreuzspinne von Stiefmutter ihn in die Welt hinaus getrieben habe. Das war sehr rührend! Ferner erzählte sie Thereschen, daß er nur Schauspieler bleibe, bis seine Stiefmutter tod sei, der sein Vater die Zinsen seines Vermögens auf Lebenszeit zugesichert habe. Sobald sie tod sei, trete er in den Besitz des väterlichen Vermögens und nähme auch seinen wahren Namen an, der eigentlich Baron von Blumenau heiße. Diesen Namen dürfe er aber als Schauspieler nicht führen, und dergleichen Faseleien mehr, die geeignet waren, dem Mädchen den Kopf zu verdrehen. Endlich aber goß sie vollends Oel ins Feuer, daß sie im Vertrauen Thereschen versicherte, er sei sterblich in sie verliebt.

Das heillose Weib! Nicht nur, daß sie dem Mädchen

den Kopf verrückte, ſie wußte es auch ſo abzukarten, daß Beide bei ihr zuſammen kamen, kurz und gut, nach einigen Wochen waren die Zweie Ein Herz und Eine Seele, und Thereschen verſtrickte ſich in ihrer Unerfahrenheit immer tiefer in die Netze der Verführer — denn die Alte half wacker. Das arme Kind nahm Alles für baare Münze. —

Nun, was ſoll ich lang und breit erzählen, wie der Tagedieb ſie bethörte, und, wie er und die Alte es endlich dahin brachten, daß — es iſt entſetzlich! — ſie ihren eigenen Vater um eine bedeutende Summe — man erfuhr nie, wie viel es geweſen — beſtahl — und mit ihm davon ging in dunkler Nacht.

Niemand im Städtchen erfuhr von dieſen Zuſammenkünften, die die alte Runkelin heimlich zu veranſtalten wußte. Ihr könnet Euch denken, was das ein Aufruhr in dem Städtchen war, als es hieß: Funk's Thereschen iſt mit dem Komödianten Ritter durchgegangen! Er hat ſie entführt! Das war ein Halloh und Spektakel, wie man's niemals erlebt. Auf den Gaſſen ſtanden die Leute beiſammen und flüſterten erſt, dann aber ging's laut los, und alle Welt räſonnirte, verlangte, man ſolle die Komödianten zur Stadt hinausjagen, und dergleichen. Andere

räſonnirten über den alten Funk, der ſich um das Kind nicht bekümmert, und es habe aufwachſen laſſen, wie einen Wildling. Noch Andere ſagten, die alte Here, die Runkelin, die ſelbſt ſo eine alte Komödiantin geweſen, trage allein die Schuld, die ſelle man lebendigen Leibes verbrennen, wie man ehemals die vermeintlichen Heren verbrannt habe. Sie ſei die Helfershelferin des Komödianten Ritter geweſen und habe die Zuſammenkünfte gemacht. Die waren der Wahrheit allerdings am Nächſten. Aber die war mit allen Hunden gehetzt! Sie weinte und heulte über das himmelſchreiende Unrecht, das man ihr anthue. Sie ſei eine ehrbare Frau, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdiene. Sie habe das verwahrloſte Mädchen, um das ja der wuchernde Vater ſich gar nicht bekümmere, unterrichtet, damit es doch Etwas lerne. Da ſei der Ritter zu ihr gekommen und habe ſeine zerriſſenen Hemden und Socken bei ihr flicken laſſen. Sie habe da Geld verdient, aber nicht geahnet, daß die Zweie ein heimlich Einverſtändniß gehabt. Die Leute, bei denen ſie wohne, müßten ihr bezeugen, daß ſie nie Zuſammenkünfte in ihrer Stube gehabt hätten.

Das war nun richtig, daß die Vermiether der Wohnung nichts wußten, denn die Wohnung der Frau Runkelin hatte einen beſonderen Eingang von der Straße, und ſie wohnten ganz von ihr getrennt, da das Haus ein altes, winkeliges, windſchiefes Neſt war.

Sie hatte ohnehin ein Plappermaul, wie ein Advokat, und konnte lügen, wie eine Zeitung. Es gelang ihr, ſich

ziemlich weiß zu brennen; aber es war ihr, wie es scheint, doch nicht heimlich, denn eines schönen Morgens war sie fort und aus dem Staube. Ihre Miethe hatte sie bezahlt, denn Thereschen hatte sie wohl bedacht. Ihre Sieben-Sachen ließ sie sich nachkommen, und Niemand hörte Etwas von ihr lange Zeit, bis man erfuhr, sie sei bettelnd im Lande herumgezogen, habe den Bauernmädchen die Karte geschlagen und da sei die Polizei auf sie aufmerksam geworden. Man habe sie aufgehoben und in ein Zuchthaus gesteckt, und dort sei sie gestorben. Und da ging es ihr noch besser, als sie es verdient, meinte der Gevatter.

Schmiedjakob sagte: Ihrem himmlischen Richter ist sie nicht entgangen! —

Aber wie ging's dem alten Funk? — fragte Kathrinchen, auf die die Geschichte auffallend gewirkt hatte.

Leider gingen ihm zu spät die Augen auf, fuhr der alte Schmiedjakob fort. Er war so erschüttert, daß er todkrank wurde. Erst als er nach sehr langer Zeit wieder genesen war, kamen endlich Briefe von Thereschen und Ritter — weit her. Es waren reumüthige Bekenntnisse, de- und wehmüthige Bitten, Versprechungen und Verheißungen.

Der Alte, den sein Schicksal gebrochen hatte, wurde weich. Er beredete sich mit dem Geistlichen und vergab endlich.

Ritter habe geschrieben, er habe die Kaufmannschaft erlernt, und das war alleine wahr; er wolle zurückkommen, einen Laden anlegen, und Funk solle erleben, daß er einen tüchtigen, soliden, fleißigen Schwiegersohn an ihm habe, der ihn auf den Händen tragen würde; er sei das Schauspielerleben satt und freue sich, ein ehrlich Gewerbe ergreifen zu können. Das Alles klang gut und schön. Der alte Funk ergab sich, und bei Nacht und Nebel, wie sie durchgegangen waren, kamen sie wieder.

Der alte Funk legte in seinem Hause dem Ritter einen Laden an, und es zeigte sich, daß er die Kaufmannschaft verstand. Anfänglich ging es auch ganz gut, und es hatte den Anschein, als wolle der Ritter ein ordentlicher Mann werden; aber, wo einmal die Windbeutelei im Leibe sitzt, da treiben

ſie alle Mächte der Erde nicht heraus. Freilich täuſchte er Anfangs alle Leute. Sein Laden ging prächtig und der Alte hielt ihn kurz. So lange der lebte, ging's auch erträglich. Bisweilen ſchlug Ritter hinten aus, wie man ſagt, aber doch ſelten, und er lebte mit Thereschen ganz gut; aber nach zwei Jahren ſtarb der alte Funk und Rittter bekam das Vermögen. Da ging's an. Den Laden gab er auf. Aus Einem Wirthshaus ging er ins andere. Thereschen machte Vorſtellungen, das gab Streit, und über Kurz oder Lang lebten ſie, wie man ſagt, wie Hunde und Katzen.

Ritter verreiſte oft. Man wußte nicht, wohin. Er blieb wochenlang aus, und wenn er wiederkam, waren die Summen fort, die er mitgenommen hatte. Er ſah verlüderlicht aus, und der Hausſtreit hob an, wo er vor ſeiner Reiſe aufgehört hatte.

Da ging's denn reißend bergab. Er trank und ſpielte viel und hoch, verlor, kam mißmuthig, trunken heim, und Thereschen erlitt ſelbſt Mißhandlungen von ihm.

Als denn endlich nur noch ein Reſt übrig war, fand ſich's, daß er einmal von einer Reiſe nicht wieder kam. Wohin er gegangen, wußte Niemand.

Es war ein Glück für das arme Thereschen, daß ſie keine Kinder hatte. Sie verkaufte das große Haus und kaufte ſich ein kleines Häuschen in der Terngaſſe. Allein Haushalten konnte ſie nicht. Sie hatte es nie gelernt. Arbeiten konnte ſie nichts, um ihr Brod zu verdienen. So war denn das, was ſie aus dem Hauskauf gewonnen, bald verlebt, und nun fing das Elend an.

Ihr könnet Euch denken, daß die Leute auch nicht viel Mitleid mit ihr hatten. Da ſind ihr denn die Augen aufgegangen und die Reue kam — leider — wie immer — zu ſpät. Sie litt oft bittern Hunger. Sie klagte aber Niemand. Auch dies Häuschen verkaufte ſie endlich und zog — in die Wohnung der alten Runkelin, wo ihr Elend angefangen, da hob auch ihre Buße an.

Ihr habt ſie geſehen, Schmiedjakob, ſagte der Bäcker. Ich brauche nicht zu ſagen, wie es ihr geht, das Elend iſt

ihr deutlich aufgeprägt. Sie wird unterstützt aus der Armenkasse, und — ißt Etwas, wenn ihr gute Menschen Etwas geben. —

Der Bäcker schwieg und ich ebenfalls, schloß der Schmiedjakob.

Das Bild des Jammers, das ich hatte vorübergehen sehen, stand vor meiner Seele. Hier stand eine Stadtgeschichte vor meiner Seele, wie sie sich vielleicht nicht einmal sehr selten ereignet. Ueberdenke ich aber den Lebenslauf des armen Geschöpfes, so wird es mir recht wehmüthig um das Herz. Ueberdenke ich die Umstände, so komme ich zur nächsten Quelle zurück, zur versäumten Vaterpflicht und zur zweiten dann — der unseligen Betrügerin und Kartschlägerin, die das arme Kind ausbeutete und zu Grunde richtete. Daher kommt's, wenn Eltern die christliche Erziehung ihrer Kinder versäumen, wenn sie sich um ihren Umgang nicht kümmern, und meinen, wenn sie ihnen nur für das Vermögen sorgten, hätten sie genug gethan. Das steht fest, das arme Thereschen ist durch seinen eigenen Vater zu Grunde gegangen, und der alte Geldwolf hat's zu verantworten droben vor dem himmlischen Richter.

Ist denn gar nichts von dem Ritter kund geworden? fragte der Gevatter.

Doch, sagte Schmiedjakob; es soll ein Todesschein aus den Niederlanden angekommen sein, daß in einer dortigen Stadt ein armer, halbnackter Bettler im Lazarethe aufgenommen werden und dort gestorben sei. Er habe ausgesagt, er stamme aus der Stadt. Die Verwaltung forderte die Kosten von seiner Frau. Ja, ja, da wären sie an die Rechte gekommen? Wie es aber um die Seele des Ritter gestanden, das las man in dem Todtenscheine nicht.

16. Ein Räthſel.

Kauft Schuhe! Kein Schuſter hat ſie gemacht,
Und doch ſind Nägel darein:
Ohne Sohlen und Abſatz ſind ſie. Ihr lacht?
Es kommt ja kein Fuß hinein:
Und dennoch gehen die Leute damit,
Und führen kräftigen, ſicheren Tritt.
Der Fuß wird nicht naß, und wird nicht kalt
Durch ſie, und ging's durch Wieſen und Wald.
Man zieht ſie ſelbſt ohne Strümpfe an,
Und niemals haben ſie wehe gethan
Den Krähenaugen.
Die könnt' ich wahrlich brauchen!
Denkt mancher reiche, geplagte Mann.
Nun, ſchaff' dir ſie an!
Gelogen iſt's nicht, du wirſt's erfahren!
Da könnte ja Mancher auch Geld erſparen
Für Sohlen und Leder? Die Schuſterei
Ging freilich bankerutt dabei.
Doch nein, für den Armen wird's kaum ſein,
Er braucht ſie ſelten, dem Reichen allein
Ueberläßt er ſie meiſt, dem koſten ſie viel,
Und dennoch trägt er ſie faſt zum Spiel!
Es gibt viel kurioſes Zeug in der Welt,
Und jedem Narren ſeine Kappe gefällt.

17. Noch Eins!

Willſt du mich zum Binden?
Bei'm Krämer findeſt du mich.
Und deines Sohnes Frau,
Die iſt's für dich!

18. Eine Anekdote.

Ein reicher Mann, der ſeines Wuchers wegen übelberüchtigt war, aber eben, weil er reich war, doch in Ehren gehalten wurde, bekam mit einem Juden Streit.

Du biſt ein Spitzbube! rief er ihm zu in voller Wuth.

Mein, ſagte achſelzuckend der Jude, mit dem Namen geht's doch grad, wie mit dem falſchen Gelde! Meine Se nit?

Was? ſchrie zornig der Andere, wie verſtehſt du das?

Ei, ſagte der Jude, und machte die Thüre halb auf, Se wiſſe doch, daß das falſche Geld immer an den zurückfällt, der's ausgegeben hat?

19. Der geheimnißvolle Brief.

Eine Geſchichte.

Es ſaßen einmal zwei Mägdlein bei einander, draußen auf dem Felde, nicht weit von einer klappernden Mühle, nur etwas weiter von einem ſtattlichen Dorfe. Die Eine las der Andern einen Brief vor und nicht weit davon ſtand Einer, wie man bei uns ſagt: hinter Winds — das heißt im Verborgenen, und ſchaute das mit an, und der war's, dem ich die Geſchichte verdanke. Meinte der freilich, da handle es ſich um einen Liebesbrief, denn die Eine lächelte ſo ſeelenvergnügt, daß der Schnüffler (ſonſt eine grundehrliche Seele)

dachte, es könne nicht anders sein. Er forschte nach, und siehe da, er hatte einem schiefgewickelten Gedanken Gehör gegeben. — Geht halt oft so in der Welt! — Aber der Mensch war ehrlich, wie gesagt, und zur Buße für seine vorschnelle Meinung erzählte er mir die Geschichte, die ich hier meinen lieben Lesern wieder erzähle. —

Item, in der Spinnstube von 1855, Seite 137, steht eine Geschichte: „der Engel mit dem Hämmerchen," die des alten Schmiedjakob's Großmutter ihren Enkeln erzählte, und der liebe Herr Richter, der die wunderhübschen Bilder zur Spinnstube zeichnet, hat das Engelein abkonterfeiet eben drüber. Ihr mögt's Euch ansehen und die Geschichte noch einmal lesen. Es schadet nichts. Eben der in dem Menschenherzen sitzende Engel mit dem Hämmerchen hat Anno 1822, als der köstliche Wein wuchs und ich meine liebe Frau heimführte, auch droben im Elsaß, nahe an der Grenze von Lothringen, in einem Menschenherzen zu klopfen angefangen, daß kein Rath und kein Trost mehr war — bis — doch ich will meiner Geschichte nicht vorgreifen.

In einem schönen Wetterauer Dorfe, nicht weit von der Stadt Gelnhausen, lebte um das Jahr 1813 der Andres Fichtelberger, der ein dicker Bauer war, das heißt am Niederrheine ein Bauer, der Bohnen hat, und das heißt am Mittelrhein ein reicher Bauer.

Das Dorf lag an der Landstraße oder doch kaum einige Hundert Schritte davon, auf der die Franzosen nach der Schlacht bei Hanau sich aus dem Staube machten. Andres Fichtelberger's Haus war stattlich und heimlich und lag grade der Linde auf dem freien Platze gegenüber, so recht im Anlauf und einladend dazu.

Reiche Bauern halten die Hände zu, wenn's ans Geben geht, und weit auf, wenn zu bekommen ist. Das ist eine alte Geschichte, die alle Tage neu wird. — Am Wenigsten lieben sie essende Unterpfänder, die noch nicht arbeiten können, und das ist ebenso alt und neu, wie das Andere.

Er hatte aus einer glücklichen Ehe, die der Tod frühe getrennt, zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die

beide durch Gottes Gnade gute Kinder geworden waren. Der Kurt oder Konrad war ſchon confirmirt, und die Gretel war eilf Jahre alt, ein gutmüthiges, treues, dralles Mädchen, und die Bas Guſtel führte das weibliche Regiment im Hauſe, Fichtelberger's alte Schweſter, eine gar gute, und treue alte Jungfer, die an den Kindern hing, wie Pech am Schuſter, und ſie lieb hatte, wie eine Mutter, ohne ſie zu verzärteln. Nun war ſeiner verſtorbenen Frau Bruder, ſeine Frau und ſeine erwachſenen zwei Kinder nach einander an dem damals ſo verheerend herrſchenden Nervenfieber geſtorben und nur ein Mädchen übrig geblieben, ein ſtilles, ſanftes Kind, das Bärbelchen hieß und grade ſo alt war, als Fichtelberger's Gretel, und die Kinder hatten ſich von lange her immer ſehr lieb gehabt, faſt wie Schweſtern.

Dieſem Schwager war's nicht ſo geglückt, wie dem Andres Fichtelberger. Mancherlei Unglück hatte ihn heimgeſucht, und ſo war er nicht nur nicht voran, ſondern zurückgegangen, und als er der Krankheit, welche die Seinigen hinweggerafft hatte, erlag, ſtand es um des armen Waiſenkindes Habe gar bedenklich.

Natürlich wurde Fichtelberger Vormund; er war ja der nächſte Verwandte Bärbelchen's und ſie die Goth ſeiner verſtorbenen Frau. Da verſtand ſich das von ſelbſt.

Fichtelberger war klug, das konnte ihm Niemand in Abrede ſtellen. Als er ſich Bärbelchen's Lage vorſtellte und Alles ſich zurecht legte, dachte er ſo: das Häuschen bleibt dem Kinde und ein paar Aeckerchen. Was thut's damit? Es iſt jetzt zehn Jahre alt; bis zum zwanzigſten, wo es etwa, und wenn es etwa heirathet, könnte es zwar Zinſen ziehen durch Miethe und Pacht;

aber die Aeckerchen werden ausgesogen und im Hause muß reparirt werden. Rechne ich das zusammen, so ist's gescheidter, ich verkaufe Alles und lege das Geld als Capital an, — zu fünf Procent muß ich's verrechnen und — sieben bis acht krieg' ich — so fällt auch Etwas für meine Mühewaltung ab, denn Kostgeld für das Mädel wird wenig abfallen.

So judizirte er bei sich, und Ihr sehet, er vergaß sich dabei nicht. —

Nun Vormund heißt der Waisen Beistand, weil er für die Waisen reden soll, wo und wenn's gilt; aber mancher Vormund meint, das Wort käme daher, daß er das Beste von der Waisen Gut wegschnappen und verzehren sollte. S' gibt deren Viele, die es so verstehen, und der Fichtelberger gehört zu der Sorte, als der Ersten Einer.

Das Bärbelchen kam in sein Haus und mußte tüchtig arbeiten, das arme, stille Kind, ob's gleich ein anständig Kostgeld zahlte. Er sah ihm auf jeden Bissen, den es aß, und jeder war ihm zuviel. Das Kind hätte Noth leiden müssen, wenn Fichtelberger's eigene Kinder es nicht von Herzen lieb gehabt hätten. Sie steckten ihm zu, wo und wie sie konnten, und wenn es ihr eigen Schwesterlein gewesen wäre, hätten sie's lieber nicht haben können. Kurt besonders that dem lieben Bärbelchen Alles zu Liebe, und Gretel war sein Bettgenosse und liebte es von ganzer Seele, weil es so lieb und sanft war. Das war um die Zeit, als die Franzosen von Leipzig herkamen und den Weg nach Mainz suchten; um die Zeit, da sich bei der Stadt Hanau die Schlacht vorbereitete, die ihre Macht in Deutschland vollends brach.

Fichtelberger hatte das Häuslein verkauft und die Aecker, und zwar um Spottpreise, weil für baares Geld, denn er konnte nicht lange warten, weil er das Geld auf Judenzinsen ausleihen wollte. Als er das Geld hatte, zeigte er's vor Amt an. Der Amtmann, der wußte, wie viel Uhr es mit den Kriegshändeln war, sagte: Leihet's aus, Fichtelberger!

So will ich's bei Euch niederlegen, bis ich Leute finde, die es nehmen. Es gibt in dieser Zeit schlimme Händel

und wer weiß, wie es uns noch geht. Es könnte ja gestohlen werden, sagte der Fichtelberger.

Freilich, entgegnete der Herr Amtmann, aber mir könnt's grade so gehen und die Waisengelder drücken mich auch. Wisset Ihr was, Fichtelberger, Ihr versteckt ja Euer Geld; versteckt die Siebenhundert Gulden von dem Waisenkinde mit. Es soll Euch, wenn, wo Gott vor sei, eine Plünderung käme, und das Geld mit dem Eurigen geraubt würde, keine Gefahr draus erwachsen. Es geht dann dem Kinde verloren.

Der Fichtelberger kratzte sich hinter dem Ohre und wollte nicht recht dran, aber am Ende that er's doch, denn er hatte Einen im Auge, der es brauchte.

Er ging also wieder heim mit dem Gelde und suchte am Abend den auf, dem er es leihen wollte. Der hatte aber schon anderwärts um billigere Zinsen das Geld bekommen, als sie der Fichtelberger nahm, und so blieb es ihm und die Franzosen kamen immer näher.

In Fichtelberger's Stube war die Holzwand, die sie von der Kammer trennte, auswendig und inwendig mit Brettern sechs Schuh hoch getäfelt. Als er nun sann, wo er sein Geld und seine Papiere verstecken sollte, fällt es ihm ein, das Getäfel loszubrechen, die Steine, womit das Gefach ausgemauert war, heraus zu nehmen, das Geld und Gut da hinein zu legen und die Bretter wieder davor zu nageln. Der Anschlag war gut und er ging in der Nacht ans Werk. Niemand wußte drum. Der Kurt aber schlief neben der Kammer, und eine Thür verband die Kammer, wo der Vater schlief, mit der, wo Kurt's Bette stand. Nachts hörte der Knabe klopfen und wurde wach. Er horcht voll Angst, weil er meinte, es seien Diebe in der Kammer. Er hört auch nur leise thun und schleichen. Da machte er sich aus dem Bette und sieht durch die Ritze. Seine Angst legt sich aber, als er seinen Vater sieht, wie er arbeitet und die Steine aus dem Gefache wegschafft; dann Papiere und Geld hinein legt und das Getäfel wieder anschlägt, daß man nichts davon merken kann, daß es abgewesen.

Der Knabe legte sich wieder und schläft ein.

Kinder sind Kinder. Er erkannte wohl, daß er Niemanden Etwas davon sagen dürfe, denn er hatte ja die Nachbarn mit seinem Vater oft über solch' Verstecken des Besten, was man habe, reden gehört, und verstand auch so viel, daß es hier galt, reinen Mund zu halten; aber seiner Schwester und dem lieben Bärbelchen durfte er's, so meinte er, doch sagen, denn das Geheimniß, um das er wußte, drückte ihm schier das Herz ab. So that er's denn, aber er nahm beiden das Gelöbniß unverbrüchlichen Schweigens ab. Sie schwiegen auch, blickten aber gar oft mit geheimnißvollen Mienen auf die Stelle. Fichtelberger bemerkte das nicht, weil ihm kein Gedanke kam, die Kinder könnten darum wissen.

Die Begebenheiten jener Tage drängten sich. Die Schlacht von Hanau wurde geschlagen und Massen drängten sich gegen die Stadt Gelnhausen. Zahllose Flüchtlinge zerstreuten sich in das Land, nähere Wege gegen Mainz zu finden, und auch, da es nie die Besten sind, in der Absicht, hier und da, wenn's ginge, noch zu erndten, wo sie nicht gesäet, durch Raub oder Erpressung. Das nennt man ja plündern und unsere Eltern, die nun schon lange bei dem Herrn sind, haben's ja in den neunziger Jahren bitter genug erfahren.

Auch das Dorf, wo Fichtelberger wohnte, wurde entsetzlich mitgenommen. Die Einwohner flohen zuletzt in die Wälder und gaben Alles preis. Fichtelberger war ein herzloser, gewissenloser Mensch. Als er mit seinen Kindern floh, gebot er mit entsetzlichem Drohen dem armen Bärbelchen, es müsse in seinem Hause bleiben, und Wache halten. Seine Kinder jammerten und flehten für das Kind; Bärbelchen blickte ihn unter heißen Thränen an. Zu bitten wagte es nicht; aber Alles half nichts. In Todesnoth blieb endlich das arme Kind, und sie entflohen. Massen von Reitern und Infanterie drängten sich durch die Gasse des Dorfes, die gen Gelnhausen wies. Kanonen rasselten vorüber. Wilde Stimmen fluchten und tobten, jammerten und schrieen. Es war ein entsetzlicher Tumult, wie er entsteht, wenn ein Heer auf der wilden Flucht vor dem verfolgenden Sieger ist. —

In Fichtelberger's Stube stand noch ein alter, viereckiger Plattenofen, wie man sie auf Dörfern, in alten Häusern bisweilen noch findet. Hinter diesen Ofen, wo er der Fensterwand nahe stand, hatte sich das zitternde, von Todesangst gefolterte Kind geflüchtet. Einen Stuhl hatte es vor sich gestellt und über seine Lehne ein altes Tuch gehängt. Da hielt es sich sicher, ohne zu bedenken, daß man durch die Stempel des Stuhles es kauern sah in der Ofenecke.

So lange draußen der wilde Strom der Flüchtenden vorüber brauste, kam Niemand, der in das fest verschlossene Haus wollte: als aber der Haupttroß vorüber war, kamen die Nachzügler. Plötzlich, als das Kind, welches im Gebete Trost und Hilfe gesucht, frisch aufzuathmen anfing, und denken mochte, es sei nun alle Gefahr vorüber, hörte es an die Thüre heftig pochen und schlagen und drohende Worte ausstoßen, wenn nicht geöffnet würde. Das arme Kind wagte nicht, sich zu regen. Der Schrecken lähmte seine Glieder und seine Stimme. Es betete alle Gebetchen, die es gelernt,

Da aber polterte es heftiger. Ein paar Kolbenstöße — und die Thüre brach ein.

Brod! rief eine schreckliche Stimme, gib Brod!

Als es stille blieb, stürmte ein riesiger Soldat in die Stube. Er stieß fürchterliche Flüche aus, drohte, Alle niederzustechen, die er finden würde, wenn sie nicht freiwillig herauskämen, und rannte in blinder Wuth umher.

Bärbelchen war vor Entsetzen dem Tode nahe, aber so viel Bewußtsein hatte sie noch, daß sie aufstand.

Jetzt sah der Soldat das todtbleiche Kind, das ihn mit Augen ansah, die ein steinern Herz hätte weich machen können. Das focht ihn aber nicht im Mindesten an. Er stürzte auf das Kind zu, riß es hinter dem Stuhle hervor und drohte, ihm das Bajonet ins Herz zu stoßen, wenn es ihm nicht zu essen gäbe.

Bärbelchen wankte hinaus und er folgte dem Kinde.

Im Küchenschranke lag Brot; Butter stand dabei und Käse. Sie trug es ihm herein und er begann die Speisen wahrhaft zu verschlingen.

Wein! schrie er dann plötzlich.

Das Kind wußte nicht, ob da sei. Es sagte ihm, es sei ein elternles Waisenkind und wisse nicht Bescheid im Hause; aber das verhallte ungehört. Wein! schrie er, oder ich ersteche dich!

Das Kind führte ihn in den Keller. Dort fand er Aepfelwein.

Sie mußte einen Milchtopf holen, den er vollzapfte. Als er gegessen und getrunken hatte, sprang er auf, setzte dem Kinde das Bajonet auf die Brust und rief: Wo ist das Geld! Sag' mir's, oder ich stoße zu!

In der fürchterlichen Todesangst zeigte das Kind auf die Stelle, die Kurt bezeichnet hatte.

Der Soldat holte draußen in der Vorflur ein Beil, das er gesehen hatte, und seinen Hieben, seinem Zwingen gaben die Dielen des Getäfels nach. Ein Bord riß er los, griff hinein und langte einen Pack mit Geld heraus, der in Leinwand gewickelt und zugebunden war. Noch einmal griff er hinein und erfaßte ein Säcklein voll Thaler. — Er steckte beides in

seinen Torniſter, den er abgelegt hatte und aus dem er ſchmutzige, zerlumpte Wäſche heraus warf. Dann ſchnallte er ihn wieder zu. In dieſem Augenblicke vernahm er den Ton eines Hornes. Zuſammenſchreckend, warf er den Torniſter zwiſchen die Schultern, ergriff ſein Gewehr und rief: Zeig' mir die Hinterpforte!

Das Kind eilte ihm voraus, öffnete ihm die Pforte nach dem Garten, und er eilte hinweg durch den Garten, ſprang über die Buchenhecke und verſchwand.

Bald darauf kamen dichtgedrängte Soldatenmaſſen daher und füllten die Gaſſe. Vor dem Dorfe begann ein Schießen; aber es entfernte ſich, und nach einigen Stunden wurde es ſtille. Jetzt erſt ſank das Kind ohnmächtig in der Stube zuſammen und ſein Bewußtſein ſchwand.

Die Geflüchteten, als ſie die Deutſchen ſahen, kehrten aus dem Walde, wo ſie ſich verſteckt hatten, heim.

Fichtelberger, dem ſeiner Kinder Wehklagen um das arme Bärbelchen denn doch das Gewiſſen geweckt hatten, war einer der Erſten, der zurückkehrte. Seine Kinder, vor Froſt und Schrecken ſtarr, konnten ihm nur von Weitem folgen. Als er die Gaſſe herab kam, und die eingeſchlagene Hausthüre ſah, kam ihm ein jäher Schrecken an. Er ſtürzte in das Haus. Alle Thüren, auch die des Kellers ſtanden offen. Er trat in die Stube. — Da lag das Kind, wie tod am Boden, und — der Geldverſteck war erbrochen.

Wie gelähmt ſtand er auf der Schwelle. Seine Haare ſträubten ſich, und eiskalt rieſelte es ihm durch Mark und Gebein. Er war wie gebannt. Er konnte ſich nicht von der Stelle rühren. So fanden ihn ſeine Kinder, die ſich weinend über das für tod gehaltene Bärbelchen warfen. Allmählich kam Fichtelberger wieder zu ſich. Er eilte an das Loch in der getäfelten Wand, fühlte hinein und rief: Es iſt Alles fort!

Ach, Vater! erbarmt Euch doch des armen Bärbelchens! ſchrieen die weinenden Kinder.

Sein Schrecken, ſein Schmerz über den erlittenen Verluſt, ging, wie das ja bei rohen Gemüthern gewöhnlich

ist, in eine wahre Wuth über, und diese suchte nach einem Gegenstande, an dem sie sich entladen konnte.

Er faßte Kurt bei der Schulter, schüttelte ihn, daß der Knabe zitterte vor Angst; sah ihn mit entsetzlichen Augen an und rief: Wußte der Balg da (er deutete auf Bärbelchen) wo das Geld war? —

Kurt war nicht gewohnt, zu lügen.

Ich, ich — hab' es ihr gesagt! stotterte er heraus.

Wüthend erhob Fichtelberger seine geballte Faust über des Knaben Haupt und rief: Woher wußtest du es?

Jetzt beichtete Kurt Alles.

Wüthend schleuderte Fichtelberger den Knaben wider den viereckigen Ofen, daß er vor Schmerz laut aufschrie.

Durch dies Geschrei erwachte Bärbelchen, und, wähnend der entsetzliche Soldat sei noch da, sprang voll Entsetzen das arme Kind auf und eilte nach der Thüre.

Aber Fichtelberger ergriff sie.

Erzähle! donnerte er dem Kinde zu, das ihn jetzt erst erkannte.

Zitternd vor Angst, suchte das Kind seine Gedanken zu

ordnen und erzählte wahrheitsgetreu Alles, was es in den Schreckensſtunden erlebt.

Knirſchend vor Wuth, hörte Fichtelberger dem Kinde zu, und als es ſeine Erzählung geendet hatte, brach ſein Grimm im Uebermaße los und er mißhandelte erbarmungslos das arme Kind.

Seine Kinder hingen ſich an ſeine Beine, an ſeine Arme, laut ſchreiend: Ach, Vater, ſchlagt es doch nicht tod!

Auf dies Geſchrei ſtürzten Nachbarn herzu und entriſſen ihm das blutende Kind, das ſtille, wie ein Lamm, die Mißhandlungen des Unmenſchen ertragen hatte.

Fort mit dir, du Natterbrut! ſchrie er. Laß dich nicht mehr über meiner Schwelle blicken, ſonſt gnade dir Gott!

Vergebens ſuchten ihn die Nachbarn, denen es nicht viel beſſer ergangen war, zu beruhigen. — Es blieb nichts übrig, als das Kind ſeinen Blicken, ſeinem Zorne zu entziehen. Ein barmherziger Mann, der Müller, der weit vom Dorfe weg wohnte und einmal ſehen wollte, wie es hergegangen, war auch in das Haus gedrungen, als er das Geſchrei vernahm; dieſer ſtrafte Fichtelberger mit ſtrengen Worten, und als das nichts fruchtete und er für das arme Kind das Schlimmſte befürchten mußte, wenn es im Hauſe bleibe, nahm er das arme Kind und brachte es zu ſeiner Frau, die es wuſch und vom Blute reinigte, und es in das Bette legte.

Die Müllerin war eine Jugendgeſpielin von Bärbelchen's Mutter geweſen. Sie fühlte ſchon lange, wie Viele im Dorfe, ein herzliches Mitleid mit der Waiſen, denn die Taglöhner Fichtelberger's verriethen, wie arg es das arme Kind im Hauſe ſeines geizigen Vormunds habe, und daß es, wenn es Fichtelberger's Kinder nicht verſorgten, den ſchwarzen Hunger leiden müſſe.

Was ihr Mann erzählt, war genug, um ihr mildes Herz dem Kinde zuzuwenden in noch höherem Grade und reicherem Maße, als dies ſchon durch deſſen hartes Geſchick geſchehen war.

Sie redete ihm liebevoll zu, ſagte ihm, es ſolle nicht

wieder in Fichtelberger's Haus zurückkehren, ſondern bei ihr bleiben und auf ihr kleines Kind Acht geben; es ſolle es recht gut bei ihr haben. Das flößte Troſt in das arme Herz, aber es konnte die Folgen der erlebten Auftritte nicht hemmen.

Als der Abend kam, ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein, und alle Zeichen waren da, daß die ſchreckliche Krankheit, welche die Franzoſen mitgebracht, das Nervenfieber, damals das Lazarethfieber genannt, ſich bei Bärbelchen einſtellen würde. Und ſo war es denn auch. Sie trach mit aller Macht daran, die entſetzliche Krankheit, die damals die Kirchhöfe füllte.

Die Müllerin war ein viel zu treues Gemüth, als daß ſie nicht der armen Waiſen alle Liebe und Sorgfalt, deren ihr Herz fähig war und des armen Kindes Leiden erheiſchte, hätte ſollen angedeihen laſſen. Sie erkannte darin die rechte Samariterpflicht und übte ſie mit ſeltener Aufopferung und Hingabe.

Obgleich das Kind in hohem Grade von der Krankheit war ergriffen worden, ſo erbarmte ſich dennoch der rechte Arzt in Iſrael des Kindes und ſegnete des Arztes Bemühen und der Müllerin treue Pflege, daß es ihr nicht erlag, ſondern langſam wieder genas. Fichtelberger fragte nicht nach ihr. Es war gerade ſo, als wäre das Kind für ihn nicht mehr in der Welt. Deſto mehr aber gedachten ihrer in treuer Liebe ſeine Kinder. Heimlich, denn hätte er's erfahren, er würde es nicht geduldet haben, kamen ſie, ſo oft es ihnen möglich war, in die Mühle und ſaßen oft ſtundenlang an ihrem Bette. Das war denn allemal eine ganz unſägliche Freude für das arme Kind, und die Müllerin kennte es recht wahrnehmen, wie dieſe Beſuche ihre Geneſung förderten. Sie kam aber langſam und die Kräfte des Kindes kehrten noch langſamer wieder. Erſt gegen den Frühling war ſie im vollen Wiederbeſitze derſelben; aber die friſchen, rothen Wangen kehrten nicht wieder. Jener Schreckenstag ſchien ſie für immer wegzuwiſcht zu haben. Bärbelchen behielt ein bleiches Ausſehen, und es lag ein Ausdruck in ihrem Geſichte, der jeden ergriff und rührte, der ſie aufmerkſam

betrachtete — ein stilles Leiden, ein wehmüthiges Wesen, das man freilich mit Worten nicht beschreiben konnte, das aber mit einer wunderbaren Macht jedes Herz erfaßte und dem Kinde ungetheilt zuwandte. So ernst, so stille war auch ihr Wesen und Benehmen. Ihre Seele hing mit reicher Liebe an dem Kinde der Müllerin, und besseren Händen, sicherer Aufsicht konnte sie es gar nicht anvertrauen, als Bärbelchen's. Darum gewann sie es täglich lieber und vergalt dem sanften Mädchen die Liebe, die es ihrem Kinde erwies, durch ebenso reiche Liebe und Zuneigung.

Bärbelchen fühlte sich glücklich bei den braven Müllersleuten, und suchte sich überall und auf jede ihr mögliche Weise nützlich zu machen.

Sah sie Fichtelberger von ferne, so wich sie ihm aus und entfloh, denn eine unbezwingliche Furcht ergriff sie bei seinem Anblick. Wie er gegen sie gesinnt war, ob er Reue fühlte, Niemand wußte es, denn er nannte des Kindes Namen nicht mehr, seit er ihn, da er dem Herrn Amtmann Alles zu Protokoll gab, zum letzten Male hatte nennen müssen.

Als das Kind geneſen war, mußte es vor Amt erſcheinen, um die Ausſage des Vormundes zu erhärten; aber der fürſorgliche Herr fragte nicht, wo ſie ſei, nicht, wie es ihr ergehe. Die Sache war abgethan, und es krähete, wie man ſagt, kein Hahn mehr darnach. Da Bärbelchen nun nichts mehr hatte und kein Koſtgeld ſelber zahlen konnte; er ſich aber doch ſchämte, ein Koſtgeld von der Gemeinde zu beanſpruchen, ſo erwähnte er des Kindes mit keiner Silbe und ließ es willig den braven Müllersleuten. Und wenn dieſen irgend Etwas wohl gerieth, oder über Aller Erwarten gedieh, ſo ſagte die Müllerin allemal zu ihrem Manne: Ich meine, der Segen Gottes ruhte abſonderlich auf uns, ſeit wir das Bärbelchen aufnahmen? Meinſt du nicht auch, Peter? — Dann nickte der Mann lächelnd und ſagte: Der Herr ſagt ja: „Was Ihr Einem unter dieſen Kleinen thut, das thuet Ihr mir!“ Es ſoll eine Heimat bei uns haben, bis es einmal nach Gottes Willen eine eigene findet! Dann ſtrahlte des guten Weibes Angeſicht vor innerer, heiliger Freude. —

Der Fichtelberger, ſagte ſie ein ander Mal, iſt doch ein recht verſteckter Mann! Er fragt nicht einmal nach dem Kinde, und iſt doch ſein Vormund!

Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels, verſetzte ihr Mann. Hätte das Mädchen noch Etwas, ſo wär's wohl anders. Deſto mehr zeigt ſich der verſtorbenen, guten Mutter Herz in den Kindern, ſagte die Müllerin. Die kommen doch faſt alle Tage einmal, nach ihr zu ſehen; und wie lieb ſie ſich haben, das glaubſt du kaum! Soll's denn der Fichtelberger wiſſen?

Ich glaube nicht, verſetzte der Müller. Selbſt mir zeigt er ein mürriſch Geſicht, und läßt ſeitdem auswärts malen. Mag er! Ich kann ſchon ohne ihn leben! —

Die Zeit fliegt und wir merken's kaum; aber an dem Heranwachſen der Kinder kann man's ſchon merken, und dazu, wie alt man wird. Das Bärbelchen gedieh in der Mühle, wie eine Pflanze im guten Erdreich, die Sonnenſchein und Regen zu rechter Zeit empfängt. Wie jugendlich,

kräftig ſie ſich aber auch entwickelte, es kamen keine Roſen auf ihre Wangen, und jener ſchon erwähnte Ausdruck blieb; aber ſie war ein gar hübſches, liebliches, einnehmendes Mädchen, mit herrlichen blauen Augen, reichem, blondem Haar und zarter, ſchneeweißer Haut.

Die Leute blickten ſie verwundert und mit Wohlgefallen an, und meinten, man könne doch nicht leicht Etwas lieblicheres ſehen, als das Bärbelchen, das ſich außerdem Großmann ſchrieb.

War es da zu verwundern, daß Fichtelberger's Kurt, der nun auch ein friſcher, ſchöner Burſche geworden war, grade dieſelbe Meinung hatte, wie die andern Leute? Er hatte ja geſunde Augen! Lieb hatte er das Bärbelchen ſchon von Kindesbeinen an. Da hatte auch ſein Herz nicht viel Arbeit, ſie noch lieber zu haben, denn als Kind. Das machte ſich auch ſo leicht und eigentlich ohne ſein und Bärbelchen's Zuthun, und dem armen Mädchen ging es juſtement grade ſo mit dem Kurt. Das Ende vom Liede war, daß ſie ſich alle Beide erſtaunlich lieb hatten.

Dem armen Kurt brauchte es Niemand zu ſagen, daß es ſein Vater nicht wiſſen dürfe. Der Alte wurde ja alle Tage geiziger und knickeriger. Wie hätte er auch dran denken dürfen, einmal das Bärbelchen als ſein ehrlich und ehelich Weib ins Haus zu bringen? Da iſt denn das Leid zur Lieb' gekommen, wie ſie gar oft ſich begegnen und ſelbander gehen; aber das Leid kann doch der Lieb' in der Regel nichts anhaben, ja es macht ſie nur inniger, ſtärker und ächt. Das bewährte ſich auch hier.

Unrecht erworben Gut gedeihet aber nicht, ſonſt löge ja das heilige Buch, und das iſt ewige, unverbrüchliche Wahrheit, und an dem Fichtelberger ſollte es ſich auch einmal wieder bewähren. Er hatte in ſeinem Leben übel gewirthſchaftet und ging von dem Grundſatze aus: Jed' Vögelein, das über mein Haus fliegt, muß mir eine Feder ablaſſen! Was das heißt, verſteht Ihr Alle! —

Ja, da ließ manch' Vögelein eine Feder und mehr denn Eine; oft wurde es kahl, wie eine junge Maus, und Fich-

telberger bekam die Federn alle. Zinsen nahm er, daß ein Jude davor erschrecken wäre, und von denen soll ja doch das Wort: Judenzinsen herkommen. Die Leute wußten Viel davon zu reden, und Manche mit Ach, Weh und Thränen.

Nun weiß die strafende Hand Gottes Einen zu fassen, und es bleibt nicht aus, was Einer verdient.

Unglück über Unglück kam über Fichtelberger. Einmal fiel ihm ein Stall voll prächtiges Vieh an der Rinderpest, die in Folge des Krieges kam, das war gleich nach dem Verluste seines Geldes durch den plündernden Franzosen; dann hatte er mit einem reichen Fruchthändler Geschäfte gemacht, ihm viel, sehr viel Geld geliehen, und der machte Bankrutt und Alles war fort. Damals wurde er schier närrisch. Noch ein Püff der Art, sagten die Bauern, und der reiche Fichtelberger wird zum armen. An dem Bankrutt war ein langes Schwänzlein. Er verlor hier, er verlor dort, weil Alles auf Handschriften stand.

Der neue Amtmann, der dem alten folgte, der es mit den Waisengeldern so federleicht genommen, und dem Vormund des Waisenkindes Geld erlassen, sah einmal die Rechnungen nach und fand die Geschichte. Der faßte Fichtelberger und wollte das Geld ersetzt haben. Er hätte am Ende es ersetzen müssen, wenn Bärbelchen nicht dagegen eingeschritten wäre; aber nun wurden die Schuldner aufgeweckt, denen er zuviel abgenommen. Es gab Prozesse, die er alle verlor, und nach fünf bis sechs Jahren kam es recht arg. Fichtelberger mußte Aecker versteigern lassen, um zu decken. Wie gesäet, das Unglück kam zu Hauf. Es gingen nicht viele Jahre ins Land, und er mußte sein stattlich Haus vertauschen gegen ein Kleineres. Das ist allemal der Anfang vom Ende bei eines Bauern Wohlstand — der Häusertausch!

Was soll ich alle die Umstände erzählen? Summa Summarum — um das Jahr Achtzehnhundert zwei und zwanzig wohnte Fichtelberger in dem Häuslein, das einst Bärbelchen's Eltern bewohnt hatten. Kurt und Gretel gingen in den Taglohn, und der Alte wäre gern in den Taglohn

gegangen, wenn ihn Jemand genommen hätte, aber er war alt und schwach.

Damals diente Bärbelchen in der Mühle als Magd, und bekam Lohn, freilich, weil das gute Mädchen es anders nicht that, weniger als andere Mägde, aber doch genug, um der lieben Gretel als Etwas heimlich zuzustecken, daß der Alte nicht Noth leiden müsse. —

Es wird Euch seltsam dünken, wie das so schnell kam? Nun von 1813 bis 1822 ist nicht so kurze Zeit, daß sich nicht solcher Art Dinge ereignen könnten! Ich hab's mehr erlebt und selten kommt ein Unglück allein. Ich habe es erlebt, daß die Enkel von Großeltern, die man ungeheuer reich genannt hatte, und die ich gekannt als Kind, betteln gingen, noch ehe ich ein sehr alter Mann gewesen wäre.

Gottes Gericht geht bald schnell, bald langsam, aber allemal sicher und gewiß, und unrecht Gut gedeiht nicht.

Die Drei, Bärbelchen, Kurt und Gretel saßen oft Abends an der Mühle zusammen und redeten wehmüthig mit einander von ihrem Unglück, und es war seltsam, daß sie gar nicht von der Zukunft zu reden wagten. Die beiden braven Kinder Fichtelberger's trugen ihr Geschick mit Ergebung. Nicht so der Alte. Er konnte es nicht verwinden. Aber in sich ging er nicht, bis er einmal aufs Krankenlager kam. Da redete der Herr unhörbar zu seiner Seele, und der Engel mit dem Hämmerchen begann zu klopfen und klopfte fort und

fort, und von dem Krankenlager ſtand der Alte, als ein neuer Menſch auf. Das war ein Wunder Gottes, aber alle Welt ſah und erfuhr es, und ſelbſt zu Bärbelchen kam er geſchleckert und bat es um Verzeihung.

Nach einem Andern aber müſſen wir uns jetzt umſehen — und dieſer Andere iſt der Soldat, der in Fichtelberger's Haus brach, das arme Bärbelchen ängſtete und das Geld ſtahl.

Ach, es iſt eine traurige Erfahrung, daß gute Eltern auch wohl einmal ein mißrathenes Kind haben, das ihnen die Haare auf dem Haupte früh ergrauen macht. —

Im Elſaß, nicht weit von der Grenze des alten Lothringens, liegt in einem Thale ein Hof, der einem adeligen Herrn gehörte. Der Hofmann, der ihn im Erbpachte hatte, war ein braver, treuer Mann, der ſeinen Ackerbau verſtand, fleißig arbeitete und zu Rath hielt. Sein Wohlſtand wuchs und der ſeines Grundherrn ging vorwärts — wie ich, ſagte der Krebs, da ging er rückwärts — ſagt das Sprüchwort.

Nun, Paris und in Paris am Hofe des Königs — das ſind zwei Dinge, die Geld koſten, und der adelige Herr verſtand das Sparen, wie der Eſel das Tanzen und die Nachteule das Muſikmachen. Dazu ſpielte er hoch und toll, und ſo war ſein Beutel eilf Monate im Jahr leer, und im December hatte er erſt recht nichts mehr darin. Da nahm er den Pacht voraus, und als er merkte, daß ſein Pächter, der Huber hieß, Geld hatte, ſo lieh er bei ihm und lieh, bis der Pächter nichts mehr geben durfte ohne Sicherheit, da er an ſeine Kinder denken mußte. Da ſchlug ihm der adelige Herr vor, den Hof ihm zu verkaufen, damit ſeine Schuld zu decken und noch Geld in die Finger zu bekommen. Der Notarius machte den Akt, und der Hof hörte von Gott und Rechtswegen dem Pächter Huber und das Geld des adeligen Herrn ging den Weg alles Geldes, es rutſchte am Ende durch die Finger.

Der Pächter aber blieb ein wohlſtehender Mann, der immer reicher wurde, weil er dem heiligen Spruche folgte: „Bet' und arbeite!“

Huber hatte zwei Söhne; der Eine aber nur gerieth. Der Andere war ein gutmüthiger, aber leichtsinniger Mensch, der nichts lieber that, als Faullenzen, nichts lernen und nichts arbeiten mochte. Für solche Stricke wußte der Napoleon Rath. Er nahm ihn unter die Muskete und schickte ihn nach Spanien. Dort sind Wenige brav, Viele schlechter geworden, als sie waren, denn da wirthschafteten sie schrecklich. Auch der junge Huber that so, wie die Meisten, und raubte und plünderte und trieb, was Gott leid war. Nach Vater und Mutter hatte er kein Verlangen, und auf ihre Briefe gab er keine Antwort, als wenn er Geld brauchte. Er hatte aber den Vater so mit Geldschicken gebrandschatzt, daß dieser am Ende erklärte, nun sei er es müde. Er solle sehen, wie er thue.

Nun, der sah wohl, wie er that. Er wurde der Ruchloseste im Regimente.

Wir wissen's Alle, wie Napoleon, als es in Rußland und Deutschland schief ging, Soldaten aus Spanien rief, wo's auch quer ging, und sie gen Norden hinwarf, daß sie die Feinde zwängen. Aber im Rathe Gottes war es anders beschlossen. In der Schlacht bei Leipzig brach er seine Macht.

Der Huber war auch aus Spanien dorthin gegangen, wo der Uebermuth des Weltbesiegers eine Grenze finden sollte, und was er in Spanien gethan, that er in Deutschland, er raubte, wo er's kriegen konnte. Dieser Huber war es, der nach der verlorenen Schlacht von Hanau zu Bärbelchen kam und es drangsalirte, wie wir's wissen. Es war aber eine wunderbare Thatsache, daß der flehende Blick des Kindes in seiner Seele Allerinnerstes gedrungen war, und daß er ihn gar nicht vergessen konnte. Er mochte sich bemühen, wie er wollte, er sah ihn immer. Gerne hätte er das Geld zurückgegeben, um dies Bild los zu werden, aber es ging doch nicht. Den gestohlenen Schatz untersuchte er erst in Mainz. Da las er die Papiere und fand des Kindes Namen, den des Dorfes, und entnahm den Papieren, daß er das ganze Vermögen eines armen Waisenkindes gestohlen hatte. Das quälte ihn entsetzlich; aber der vorherrschende

Leichtsinn siegte dennoch wieder über ihn, und in Mainz bekam das Geld Füße und Flügel, wie Alles andere, das er je besessen. Wie liederlich aber auch sein Leben war, es kamen immer wieder Augenblicke, wo das bleiche Kind mit dem herzergreifenden Ausdrucke des Jammers vor den Augen seiner Seele stand, und Reue und Gewissensbisse ihn quälten.

Napoleon zog sein Heer ins Innere Frankreichs zurück. Die Deutschen gingen über den Rhein und Huber wurde in einer der Schlachten schwer verwundet, denn eine Kanonenkugel nahm ihm ein Bein weg. Er wurde zwar geheilt, aber mit einem hölzernen Stelzfuß kehrte er auf den Hof seiner Eltern zurück — weil er mußte, denn freiwillig hätte er es aus wildem Trotze nicht gethan. Er kam an und sein Bruder führte ihn an das Grab seines Vaters, an das

seiner Mutter, die er mit Herzeleid in die Grube gebracht hatte. Da hob der Engel mit dem Hämmerchen auch in seiner Brust zu klopfen an, und zwar mit Macht. Die Reue kam über ihn mit aller Qual, die darin liegt daß es zum Wiedergutmachen zu spät ist.

Er that Buße, schwere Buße, Buße, die sein Leben lang währte. Sein Bruder war unverheirathet. Sie lebten friedlich bei einander, und im Jahre 1822 starb der Bruder und der Stelzfuß erbte den Hof und ein sehr beträchtliches Vermögen dazu. —

Der Engel mit dem Hämmerchen aber arbeitete fort und

fort in ſeiner Bruſt. Da kamen ihm eines Tages die Papiere wieder in die Hand, die er aufgehoben hatte, welche um das Geld Bärbelchen's gebunden waren. Da kam ihm der Gedanke: Hier, dachte er, kannſt du vielleicht noch gut machen, und das Bild des Kindes ſtand wieder vor ſeiner Seele mit dem unausſprechlich rührenden Blicke. Es ließ ihm keine Ruhe mehr. Er nahm Papier und ſchrieb an das Amt, ob das Kind noch lebe? Wenn das ſei, ſo ſolle man's ihm doch melden. Dieſer Brief kam dem neuen Amtmann zu, und der war ein rechter Amtmann, der ſeine Pflicht kannte und that. Er ſchrieb ſogleich und legte eine Abſchrift des Protokolls bei, das Fichtelberger damals abgegeben, und auch von dem, welche das arme Bärbelchen abgegeben.

Darin war geſagt, der Soldat habe dem Fichtelberger Fünfhundert Gulden und dem Kinde Siebenhundert geſtohlen und der Herr Amtmann unterließ es nicht, auch zu vermelden, wie arm jetzt der Fichtelberger ſei, weil — der Amtmann vermuthete, dort im Elſaß ſitze der Vogel, der das geheime Neſtlein in Fichtelberger's Hauſe ausgeleert, um ſich das Eigene zu bauen — und — das Gewiſſen beiße ihn jetzt. Der Amtmann aber ſagte nichts. Es ahnete auch Niemand, was ſo ins Geheim ſich vorzubereiten ſchien.

Es dauerte keine zwei Monate, da ſchrieb ein reicher Bankier aus Frankfurt am Main an den Amtmann, es ſei ein Wechſel von Paris da und allerlei Papiere, er ſolle doch einmal kommen, oder Ordre geben, wie es damit ſtehe und zu halten ſei.

Nun war des Amtmanns Frau ein Frankfurter Bürgerkind, und er wollte doch einmal die guten Schwiegereltern mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern beſuchen. So konnte er zwei Mücken mit einer Klappe treffen und ſäumte denn auch nicht lange mit der Ausführung.

Als er zu dem Bankier kam, wies es ſich denn aus, daß er richtig vermuthet, der Wechſel lautete nicht nur auf die beiden Capitale, ſondern auch auf die Zinſen von Anno 1813 bis Anno 1822.

Das war eine Freude für den braven Amtmann, denn er hatte sich die allergenaueste Kenntniß von der ganzen Geschichte verschafft, und seinem ehrlichen Herzen machte es große Freude, daß ein altes Unrecht konnte gut gemacht werden. Das Geld aber sollte voll Vertrauen in seine Hände zur Uebergabe an die beiden rechtlichen Besitzer gelangen.

Als der Amtmann wieder heim kam, schrieb er denn zuerst einen Brief an den Fichtelberger, der lautete etwa so: Ihr seid des Bärbelchen's Vormund, das sei Gott geklagt, und habt es ganz verlassen, Gott vergebe es Euch! Ich gebe Euch hierdurch auf, das Mädchen zu mir zu bringen, indem ich ihm allerlei mitzutheilen habe. Darunter stand das Datum, der Name des Amtmannes und das Amtssiegel.

Damit war nicht lange zu spaßen. Aber gerade damals lag der alte Mann an der Gicht darnieder.

Er gab also den Brief seiner Tochter Gretel, daß sie ihn dem Bärbelchen bringe.

Grade an dem Tage, da Gretel den Auftrag ihres Vaters erhalten hatte, sagte die Müllerin Morgens zu Bärbelchen: Kind, es ist heute ein Tag schwerer Arbeit. Der Mahlknecht ist nach der Stadt gefahren; der Ackerknecht bearbeitet die Brache und das Vieh im Stalle brüllt; es hat Hunger und ist kein Klee da! Weißt du, der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes?

Ich soll Futter holen? sagte mit heiterem Lächeln das Mädchen. Warum sagt Ihr's denn nicht grade heraus? —

Die Müllerin strich ihr über die rechte Wange mit der Hand und sagte: Weil du unser Kind bist und nicht unsere Magd.

Hehe! lachte das Mädchen, Ihr gebt mir ja Lohn!

Kind, sagte darauf die Müllerin sehr ernst, sprich mir nicht immer von dem Lohne! Du arbeitest uns mehr, als eine Magd, sollen wir denn so ganz undankbar sein? Du brauchst dies und das, da mußt du Geld haben. Sei mir stille davon!

Ach, verſetzte das Mädchen gerührt, wer war's denn, der das arme, verſtoßene Kind aufnahm und mütterlich erzog? —

Stille, ſtille! rief die Müllerin. Das Rechnen taucht nichts! Soll ich denn gar kein Gedächtniß haben für die Liebe, die du meinen Kindern erwieſeſt? — Rede nichts mehr! Willſt du ſo gut ſein und ein paar Laſten Klee vom nahen Acker holen?

Bärbelchen wiſchte ein Thräne weg, fiel der lieben Frau um den Hals und eilte fort.

Ich mußte dieſen Auftritt erzählen, weil er zeigt, wie's zwiſchen den Müllersleuten und Bärbelchen ſtand.

Sie nahm Sichel und Grastuch und eilte auf den Acker. Dieſer lag etwa eine halbe Viertelſtunde von der Mühle, dem Dorfe näher, als dieſer und lehnte ſich an einen niedern, mit Gras bewachſenen Hügel.

Bärbelchen mähete eifrig die blühenden, duftenden Kleebüſchel mit ihrer Sichel, und ſah ſich gar nicht um, bis plötzlich Gretel ſie anrief. Freudig überraſcht eilte ihr Bärbelchen entgegen.

Komm' geſchwind, Bärbelchen, ſagte ſie, an deren Glühen man die Eile warnehmen konnte, mit der ſie hergelaufen war; komm' geſchwind, und ſetze dich zu mir! Mit dieſen Worten war ſie zu dem niedern Hügel gelaufen und ließ ſich dort, ruhebedürftig nieder. Bärbelchen ſetzte ſich neugierig neben ſie.

Was iſt denn zu thun, daß du dich ſo außer Athem gelaufen haſt? fragte nicht ohne lebhaftes Erſtaunen das Bärbelchen.

Du haſt gut reden! rief Gretel. Da lies einmal den Brief, und du wirſt anderer Meinung über meine Eile werden!

Sie reichte ihr des Herrn Amtmanns Schreiben.

Die Herren ſcheinen manchmal Etwas darin zu ſuchen, recht unleſerlich zu ſchreiben. Meinen wohl, es ſähe vornehm und gelehrt aus? So war auch des Herrn Amtmanns Brief geſchrieben, als hätte er zu ſeinen Katzenfüßen von

Buchstaben keine Feder, sondern ein Besenreis gebraucht. Die Gretel war im Lesen nicht extra geübt und in der Schule schwer von Verständniß gewesen, während Bärbelchen stets einen sehr offenen Kopf gehabt und leicht von Begriff und Verständniß war. Nun hatte Gretel auf dem Wege lange stille gestanden, um den Brief auch zu lesen; aber sie war aus dem Gekritzel gar nicht herausgekommen, hatte die Zeit versäumt und mußte daher recht laufen, um zu Bärbelchen zu kommen.

Diese entfaltete den Brief.

Lies es laut vor, sagte bittend Gretel: Ich möchte doch auch hören, was es ist, denn — ich hab's nicht herausgebracht.

Bärbelchen las den Brief leicht und ohne Anstoß. Gretel hörte ihr beifällig lächelnd zu.

Als sie das Papier gelesen, sagte sie zu Gretel: Ich begreife nicht, was das sein soll.

Ei, wer weiß, was dahinter steckt? sprach Gretel, die durch den Inhalt des Briefes eben auch um nicht Vieles klüger geworden war. Das aber, fuhr sie fort, steht fest, du mußt sogleich in die Stadt, und, da der Vater krank ist, so wirst du nichts dawider haben, wenn an seiner Statt der Kurt mit dir geht? — Dabei sah sie Bärbelchen so schalkig an, daß diese über und über roth wurde.

Du siehst ja, daß ich Klee heimtragen muß! versetzte das erglühte Mädchen. Unsere Knechte können vor Abend kein Futter holen und das arme Vieh hungert. Es wird auch nicht so an die Sohlen brennen?

Ei, du gleichgiltig Ding! schalt gutmüthig Gretel. Du weißt nicht, daß man dem gestrengen Herrn Ammann blind gehorchen und Alles stehen und liegen lassen und laufen muß, wenn er, wie hier in dem Briefe, ruft! Es ist die Obrigkeit, der man gehorchen muß!

Freilich, sagte Bärbelchen nachdenkend, aber der Klee muß doch heim!

Gut, sagte Gretel, du nimmst eine Last und ich eine, dann ist's genug, und du thuest dich an und gehst gleich mit mir, denn der Kurt wartet schon.

Dem Bärbelchen pochte das Herz, mit Kurt den weiten Weg alleine zu gehen, und doch — freute ſie ſich drauf.

Mach' nicht lange! rief Gretel und begann eine Bürde einzulegen.

Da aber nur Ein Grastuch da war, ſo holte Gretel Weiden am Bach, drehte ſie zu Winden, band ihre Bürde feſt und bald ſchritten Beide der Mühle zu.

Die Müllerin erſtaunte auch über den Inhalt des Briefes, der doch eigentlich Nichts ſagte, meinte aber auch, Gretel habe Recht, Bärbelchen dürfe nicht zögern. So kleidete ſie ſich denn ſo ſchnell als möglich, aber auch ſo nett als möglich an, denn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ich darf doch dem guten Kurt keine Schande machen!

Als ſie herab kam, betrachtete ſie die Müllerin mit Wohlgefallen. Du biſt geputzt, wie eine Braut, ſagte ſie lächelnd, und die noch gerötheten Wangen paſſen prächtig dazu. Wer weiß, was ſich macht, ſo leid es mir auch wäre.

Jetzt erröthete Bärbelchen noch mehr, und Gretel wollte ſich halbtod lachen über der Müllerin Rede und Bärbelchen's große Verlegenheit.

Kurze Zeit nachher ſah man Bärbelchen und Kurt auf dem Wege nach der Stadt.

Es war Sommer und nur ſelten begegnete ihnen Jemand. Kurt betrachtete mit Entzücken das ſchöne Mädchen. Bärbelchen, die es bemerken mochte, ſah unter ſich und redete wenig, obgleich ihr heimlich dies Wohlgefallen Freude machte. Ein Geſpräch wollte gar nicht recht aufkommen, bis Kurt endlich von der Sache zu reden begann, die ſie nach der Stadt rief. Da konnte er übrigens nicht mehr ſagen, als was in dem Briefe ſtand, und den hatte Bärbelchen ja auch geleſen; aber ſie konnten ſich doch in Vermuthungen ergehen und Kurt ſah das als eine Brücke zu dem an, davon ſein Herz voll war. Er war eben nun in den Zwanzigen und beſſere Ausſichten gewann er nicht, und wenn er wartete, bis er vierzig Jahre zählte. So war ihm denn längſt der Gedanke gekommen, ſich mit Bärbelchen zu verheirathen. Sie Beide waren jung, fleißig und ſparſam und konnten ſich Etwas erwerben. Er kannte mehrere Familien, die klein und arm begonnen, und ſich zum Wohlſtande durch Fleiß und Sparſamkeit erhoben hatten. Das hatte er ſich zurecht gelegt, wohl bedacht und wartete nur auf den Augenblick, wo er Bärbelchen einmal alleine ſprechen konnte. Ein günſtigerer, als eben der jetzige, war kaum zu finden. Darum

Ach, ſagte er, mir frommet's nicht. Theilet es unter Euch zweie und wendet es beſſer an, als ich es that, als ich noch in der Verblendung des Mammons dahin wandelte. Und als nun Kurt um ſeine Einwilligung zur Heirath mit Bärbelchen anhielt, da ſegnete der Alte ihren Bund mit ſeinem beſten Segen und Gretel umfaßte die geliebte Schwägerin mit jubelnder Freude.

Nicht weniger freuten ſich die guten Müllersleute über das Glück Bärbelchen's, obwohl der Gedanke, ſie zu verlieren, ihre Freude einigermaßen trübte. Ihre Stelle als Magd in der Mühle nahm Gretel ein, und Bärbelchen und Kurt wurden in kurzer Zeit ein glückliches Paar. Mit rechter Kindestreue pflegte Bärbelchen den alten Schwiegervater. Er ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre und Gretel verheirathete ſich an einen braven, jungen Mann, der ſein genügliches Auskommen hatte.

Mit den Müllersleuten aber blieben ſie ein Herz und eine Seele Zeitlebens.

Als nun nach einiger Zeit des Amtmanns ausführlicher Bericht in die Hände Huber's kam, da dankte er ſeinem Gotte inbrünſtig, daß es ihm gelungen war, wenigſtens Eine ſeiner früheren Schandthaten wieder gut zu machen und der Engel legte ſein Hämmerchen über dieſe That ruhig nieder.

Auf dem Geld aber, das Bärbelchen auf eine ſo wunderbare Weiſe wiedergekriegt hatte, ruhete ein abſonderlicher Segen Gottes. Kurt hatte ſich dafür Aecker und Wieſen angeſchafft und ſeiner Schweſter ihr Antheil an dem Häuschen herausbezahlt. Fleißig und ſparſam hausten ſie, und mit Preis und Dank gegen den Herrn ſahen ſie ihren Wohlſtand wachſen und zunehmen, und als nach langen Jahren Fichtelberger's ſchönes Haus an der Linde feil wurde, wollte es Kurt kaufen; aber Bärbelchen legte ihre Hand auf ſeinen Arm und ſagte, indem ſie ihn mit dem unbeſchreiblichen Ausdrucke ihres lieben Geſichtes anblickte: Lieber Kurt, wenn dir meine Bitte Etwas gilt, ſo thue es nicht! Dies Haus hat mir nur Unglück und Jammer gebracht, und in unſerm, wenn auch kleinen Hauſe, hat uns Glück

und Segen erfreut. Wir wollen darin bleiben, denn ich fürchte, auf jenem ruht kein Segen!

Er ſah ſie lächelnd an und meinte: Ihr Wunſch ſei ſchon genug für ihn; er wiſſe wohl, wie gerecht ihr Widerwille gegen das Haus ſeines Vaters ſein müſſe. Ihm ſei es werth, aber gerne verzichte er. Und ſo blieben ſie in dem kleinen Hauſe und waren glücklich und blieben es, und in ihren Gebeten gedachten ſie auch des reuigen Sünders droben im Elſaß, der ſeine Schuld an ihnen getreulich gut gemacht hatte.

20. Von einer braven Frau, an der ſich manche Andere ſpiegeln kann.

An der Grenze von Preußen gegen Frankreich gibt's gar manche ärgerliche Geſchichte mit dem Gelde; denn in Frankreich haben ſie Franken und Centimen, und in Preußen Thaler, Silbergroſchen und Pfennige, und das gabelt ſich nicht ſonderlich. Freilich hat man's gleich geſtellt im Verkehre, und mit den Fünffrankthalern geht's, denn die gelten Einen Thaler und zehn Silbergroſchen, aber mit Halben- und Viertel-Frankſtücklein und mit den Centimen kann ein Kaufmann, der ſeine Waaren aus Preußen bezieht, nichts anfangen, ſo wenig, als ein Franzoſe umgekehrt mit den Fünfgroſchen-, Zweiundeinhalbgroſchen-Stücklein, den Silbergroſchen und Pfennigen im Innern Frankreichs, woher er ſeine Waaren bezieht; man nimmt ſie nicht an und er muß ſie mit Verluſt in „grobe Münze," wie die Leute ſagen, umwechſeln, und dem Preußen bleibt eben nichts Anderes übrig. In einer ſolchen Grenzſtadt begann ein junger, tüchtiger Kaufmann ſein Geſchäft und nahm ein liebes, braves Mädchen zur Frau. Er war kein Windbeutel und Farenmacher, wie es ſo viele unter den Muſterreitern gibt, die man heutzutage etwas wohlklingender „Reiſende" nennt; hatte auch nicht, wie Viele unter dieſen, ein luſtig und lüderlich Leben geführt und üppig gelebt, ſondern anſtändig und ſparſam, und ſich ein hübſch Capitälchen erſpart, damit er einen Handel in ſeiner Vaterſtadt anfangen könne; da ſeine liebe Braut auch keine von denen war, die Säcke voll Thaler mitbringen, dafür aber Beſcheidenheit, Fleiß, Sparſamkeit und die tüchtige Kenntniß, wie man eine einfache Haushaltung führt, wo die Hausfrau nicht Dame, ſondern Hausfrau iſt und ihrem lieben Manne die Suppe ſelber kocht.

Das iſt leider heutzutage auch eine Rarität; denn die jungen Mädchen werden ſelten mehr ſo erzogen, wie unſere ſeligen Mütter. Sie lernen alle erdenkliche weiblichen Künſte, dazu ein Tänzlein auf einem Klaviere klimpern, Tanzen, ſich putzen und derlei Dinge, wenn ſie aber einmal in die

Küche gehen, so ziehen sie Handschuhe an, damit die feinen Fingerchen nicht schwarz werden, und werden roth, wenn sie etwa ein Besuch in der Küchenthüre überrascht. Statt daß die Mutter die Tochter erzieht und zur Führung der Haushaltung anleitet, wird die Tochter in ein sogenanntes Institut gethan, da lernt sie ein Bischen Französisch parliren, ein Bischen Englisch quiken; zierliche Verneigungen machen und sich recht herausputzen, und es wird ihr eine rechte Portion Eitelkeit in die Seele hineingearbeitet. Ein Jahr nach dem Institut weiß sie keinen Deut mehr von dem Bischen Französisch und Englisch, aber die Eitelkeit und der Hochmuth bleibt, und es geht ihnen, wie Einer, die einmal ihre feine Wäsche im Garten auf dem Wieschen zum Bleichen hatte auflegen lassen, und in selbiger Nacht fiel ein starker Frost ein. Morgens, als die Köchin den Kaffee hereinbrachte, sagte sie: Ach, wie ist es so kalt! Diese Nacht ist Alles erfroren! Ach, du lieber Himmel, rief die junge Frau aus, was fang' ich denn an? Dann sind ja auch alle Schmischen und Krägelchen erfroren! — — Gnade Gott so einem armen Manne! Wenn der des Geldes nicht Säcke voll hat, so mag er zusehen, wie es ihm ergehet! —

Item, so eine unbrauchbare Zierpuppe war des jungen Kaufmanns Frau nicht. Sie hatte eine treffliche Mutter vom alten, ächten Schrot und Korne, eine ächte, deutsche Hausfrau, die dem Manne und der Familie ein Schatz und

Segen iſt, und wenn er ſie ſeine „theuere“ Frau nennt, das nicht ſo meint, wie mancher Ehemann, der ſie „theuer“ nennt, weil ihr Putz und Staat ein Heidengeld koſtet. So hatte ſie denn auch ihre Tochter erzogen, und der junge Mann ſah mit Dank gegen Gott, daß er in ſeiner Frau den Reichthum beſaß, den ſie ihm nicht in Geld und Gut hatte mitbringen können.

Als er im erſten Monat ſeines Geſchäftes einmal eine Ueberſicht hielt, ſah er mit Freuden, daß er ein Schönes verdient, und die Haushaltung ihn wenig gekoſtet hatte. Als er ſo ſeelenvergnügt das Geld aus der Theke ſortirte, warf er die Halben- und Viertel-Frankſtücklein und auch die kupfernen Centimen hin und ſagte, als er fertig war, zu ſeiner lieben Frau: Hör' mal, liebes Lottchen, ich will einen Akkord mit dir machen! Jeden Abend, wenn ich die Theke ſtürze, ſollen alle Halben- und Viertel-Frankſtücklein, ſowie alle Centimen dein ſein. Probire einmal, ob du damit die Haushaltung beſtreiten kannſt. Ich glaube am Ende, es geht, denn du biſt ein herrlich haushälteriſch Weibchen. Haſt du übrig, ſo will ich nichts davon wiſſen; beſtreite deine alltägliche Kleidung davon. Extrakleider kaufe ich, das verſteht ſich, und wenn's dazu nicht reicht, ſpanne ich vor. Willſt du? — Die Frau blickte auf das Häuflein und ſagte: Ich will's mal verſuchen; und lächelte freundlich dazu. Geht's, fuhr ſie fort, ſo ſoll's mich freuen. Du weißt, ich verputze nichts!

Er lächelte und ſagte: Dafür kenne ich dich, Liebe!

Damit war die Sache rund abgethan.

An die Haushaltung zu denken, hatte der Kaufmann keine Zeit; aber ſeine Frau forderte ihm kein Geld, das war ihm genug! Kaffee, Zucker, Oel, Eſſig, Salz und ſolche Dinge, die ſie im Laden führten, bekam ſie natürlich umſonſt, ſoviel ſie brauchte. Der Handel ging aber alle Tage beſſer, und jeden Abend mehrten ſich die Halben- und Viertel-Francs und die Centimen. Die nahm die junge Frau mit Freuden. Nach einem Monate fand ſie, daß ſie eine hübſche Reihe Röllchen mit ſolchen Silbermünzlein zurück-

legen konnte, die sie nicht gebraucht hatte. Die kommen uns einmal zu Gute! sagte sie zu sich, und ich kann ihn einmal freudig überraschen, oder — Gott behüte uns davor! — es gibt einen Rothpfennig zur bösen Zeit. Sie schwieg und sah ihren Schatz sich täglich mehren. — Zu ihrem Geburtstage kaufte ihr der Gatte ein Staatskleid, einen schweren, seidenen Stoff.

Ach, lieber Mann, sagte sie, thue das doch nicht. Sieh', solche Kleider habe ich mehr, als ich brauche, denn meine Mutter sagte zu mir: Die Hausthüre geht in das Haus auf. Daran sollen wir Frauen lernen, daß wir fein zu Hause bleiben sollen. Das thue ich. Wozu nun all' den Babel von Staatskleidern? Du hast mir da ein seidenes gekauft, ich aber würde mir, wenn ich es gewußt hätte, ein wollenes, warmes Winterkleid gekauft haben. Das hätte mir wohlgethan.

Gut, sagte er, so kaufe ich dir ein Solches zum heiligen Christ.

Willst du mir eine Bitte gewähren? fragte sie darauf liebreich.

Zehn für Eine! war die Antwort.

Nun, sagte die Frau, so gib mir, so oft du mir ein Kleid kaufen willst, das Geld, welches es kosten würde. Ich kaufe es mir dann selber und zur Zeit, wo ich es brauche!

Das soll geschehen, liebes Lottchen, versetzte der Gatte, aber ich halte mir aus, daß du es dir auch kaufst.

Das sagte die Frau zu und sie erhielt eine schöne Summe zu dem Zwecke. Sie war stets nett und anständig gekleidet und ihr Mann war fröhlich und vergnügt und brachte ihr höchstens aus der Messe Etwas mit, denn er führte nun auch Ellenwaaren in seinem Laden.

Da war denn ein Gehilfe nöthig und ein Lehrjunge kam auch dazu. Sie hatten zwei liebe Kinder und hielten auch eine Magd. Die Haushaltung erforderte mehr, aber das Geschäft ging alle Tage besser und jeden Abend war das Sümmchen größer, das die Hausfrau mit Freuden einsackte. Item, die geheime Schublade, darin sie ihre Röllchen hatte, wurde alle Tage voller und schwerer.

Der Mann sah wohl, daß er ihr alle Abende mehr gab, aber er sah auch die vergrößerte Haushaltung und kannte seine liebe Frau zu gut, als daß er daran hätte einen Anstoß nehmen können. Er war eben nur froh, daß sie auskam. Oftmals fragte er sie: Lottchen, reichst du denn auch aus? —

Es geht schon, sagte sie dann lächelnd, und wenn's nicht reicht, so strecke ich mich nach meiner Decke.

Jene Bemerkung, die sie hatte fallen lassen, daß die Hausthüre nach Innen aufgehe, und was das besage, war auch bei ihm nicht verloren gegangen. Er blieb seitdem zu Hause, spielte mit seinen lieben Kindern, plauderte mit seiner Frau oder las in einem guten Buche. Da fand er, daß er viel Geld spare, und dies Geld berechnete er monatlich und legte es seiner Frau zu, indem er sagte, daß es darum geschehe, daß sie sich nicht so oft nach ihrer Decke zu strecken brauche. Sie wußte, wo er es erspare, freute sich und legte es in das geheime Schubfach, dessen Inhalt immer wuchs, und sie hatte die Freude, ihren Mann um sich zu haben.

So war es eine Reihe von Jahren fortgegangen. Mit Dank gegen Gott erkannte die Frau, daß keine Noth gekommen war, wo sie ihren Schatz anzugreifen nöthig hatte. Da er aber ansehnlich war, so wurde ihr doch nach grade der Gedanke peinlich, daß sie die ansehnliche Summe dem Geschäfte ihres lieben Mannes entziehe und müßig daliegen habe. Sie war drauf und dran, das Geld in einem Körbchen ihm unter das Christbäumlein zu legen und ihn so freudig zu überraschen, als ein Ereigniß eintrat, das ihrem Entschluß eine andere Wendung gab.

Als ihr Mann in der Messe war, sagte ihm ein vertrauter Freund, er habe Handelsbriefe aus Amerika gelesen, die es in sichere Aussicht stellten, daß Kaffee und Zucker sehr bedeutend in die Höhe gehen würden. Es sei aber noch ein Geheimniß. Sie Zweie wollten von der Messe, statt nach Hause zu reisen, nach Antwerpen oder Amsterdam gehen und schnell bedeutende Einkäufe machen. Dann könnten sie ein glänzendes Geschäft machen. Das leuchtete ein, und

unſer Kaufmann überſchlug ſeine Geldkräfte und willigte ein. Er ſchrieb Alles ſeiner Frau und trat die Reiſe an.

Bis jetzt hatte er ſehr vorſichtig gehandelt, war daher nie in Verlegenheit gerathen. Diesmal, in der ſichern Ausſicht auf einen ganz außerordentlichen Gewinn, verließ ihn ſeine beſonnene Vorſicht. Er erſchöpfte ſeine Mittel und dachte nicht, daß bedeutende Wechſel auf ihn könnten ausgeſtellt werden, die er würde zahlen müſſen.

Beide Freunde reiſten nach Holland und Belgien, kauften für große Summen und kehrten freudig, auf einen außerordentlich großen Gewinn rechnend, nach Hauſe zurück. Die Ankäufe wurden baar bezahlt und die Waaren kamen zu rechter Zeit in Köln an, der Gewinn war ſo gut, als gemacht, aber es forderte noch einige Zeit, bis die Waaren in Geld ſich umſetzen ließen. Unglücklicher Weiſe kamen nach einander Wechſel auf unſern Kaufmann, die er tilgen konnte. Aber eines Tages, da die Kaſſe völlig geleert war, kam ein neuer Wechſel von Dreitauſend Franken, der ſogleich bezahlt werden ſollte. Der Kaufmann meinte, es ſchlüge ihm Einer eine Art auf den Kopf. Ohne zu leihen, konnte er den Wechſel nicht bezahlen, und der einzige Mann, dem er ſich anvertrauen konnte, war auf vierzehn Tage verreiſt. — Seine Lage war fürchterlich. Zahlte er den Wechſel nicht, ſo war ſein Kredit vernichtet und der Bankrutt erklärt. Ein düſterer Ernſt, eine wahre Schwermuth ergriff ihn, die zuletzt in halbe Verzweiflung ausartete.

Seine Frau ſah ſeine Stimmung immer düſterer werden. Sie hoffte, er werde ihr offenbaren, was ihn ſo unglücklich mache, aber er ſchwieg. Endlich konnte ſie ſeinen Kummer nicht mehr ſehen und fragte ihn, als ſie am Abend alleine waren.

Jetzt legte er das ſorgenmüde Haupt an ihre Bruſt und beichtete ihr ſein Leid. Morgen frühe um neun Uhr muß ich Dreitauſend Franken bezahlen und ich habe ſie nicht, ſagte er weinend. Ich bin verloren, wenn keine Hilfe kommt! Ich bin, trotz meines ſicheren, großen Gewinnes, bankrutt!

Die Frau fuhr heftig zusammen; aber sie faßte sich schnell. Sie tröstete ihn auf alle Weise; wies ihn auf das nothwendige Vertrauen auf Gott hin, und es gelang ihren zuversichtlichen Worten, ihn einigermaßen zu beruhigen.

Oft betrachtete er sie voll Verwunderung, wenn sie so fest auf die Rettung aus der Noth rechnete, und an ihrer Zuversicht richtete sich der trostlose Mann auf und schlief seit mehreren Tagen zum ersten Male wieder fest und tief.

Kaum bemerkte dies seine Frau, als sie leise aufstand und hinausschlich. Draußen zündete sie sich ein Licht an und eilte an ihren verborgenen Schatz. Sie zog das geheime Schubfach heraus, nahm die Rollen und Röllchen und zählte, und zählte und hätte laut aufjauchzen mögen, denn seit etwa acht Jahren hatte sie Viertausend Franken zurückgelegt von den Halben- und Viertel-Fränklein und den Centimen, sodann von den Geschenken ihres Mannes, die sie nicht gebraucht hatte, und dem, was er ihr monatlich gab, weil er nicht mehr Abends in das Wirthshaus ging.

Voll seliger Freude nahm sie ein Körbchen, legte sorgfältig all' das Geld hinein und deckte ein weißes Tuch darüber; dann aber fiel sie auf ihre Kniee nieder und dankte Gott mit heißen Thränen, denn sie hatte selbst nicht genau gewußt, daß des Geldes nach und nach so viel geworden war.

Darauf nahm sie das schwere Körblein, löschte ihr Licht wieder und schlich in das Schlafzimmer zurück. Dort stellte sie das Körblein unter den Spiegel auf den Waschtisch und legte sich unbemerkt wieder zu Bette.

Kaum graute der Tag, so erwachte sie, that aber, als schliefe sie hart und fest. Ihr Mann war früh aufzustehen

gewohnt. Als er erwachte, war es schon helle. Er sprang aus dem Bette, aber jetzt fiel auch sein schweres Leid wieder auf seine Seele. Er seufzte zum Erbarmen. Er raufte sein Haar und stöhnte aus tiefster Brust.

Endlich zog er sich an und trat zum Waschtische.

Erstaunt sah er da ein Körblein stehen, das er nicht kannte. Er zog das Tuch weg und — stieß einen Schrei aus. Was ist das! rief er bebend vor Schrecken und Freude.

Da konnte sich die Frau nicht mehr halten. Sie richtete sich auf und sagte: das ist die dir gestern Abend verheißene Hilfe Gottes!

Weib, um Gottes willen, was hast du gethan? Woher ist dies Geld? rief er aus und stürzte auf sie zu.

Weinend vor Freude und unter Thränen lächelnd, sagte sie: Höre mich an, und das Räthsel wird sich lösen!

Weißt du nicht, sagte sie, daß du seit acht bis zehn Jahren jeden Abend, wenn du die Theke stürztest, mir alle kleinen französischen Münzen gabst? Ich sollte damit meine Haushaltung führen und meine gewöhnliche Kleidung bestreiten, sagtest du. Ich fand bald, daß ich täglich Etwas zurücklegen konnte, und that's. Darauf gabst du mir jährlich das Geld baar, das du früher für unnütze Staatskleider ausgabst, die ich nicht brauchte und kaum zweimal im Jahre anzog. Ich war reichlich mit guten Kleidern versorgt, und bat mir von dir das Geld aus, weil ich es für einen Fall der Noth sparen wollte. Später gingst du nicht mehr Abends aus; bliebst bei mir und unsern Kindern und berechnetest, was du dadurch ersparetest. Auch das gabst du mir als Zuschuß zu der Haushaltung. Ich legte es, wie jenes Kleidergeld zurück, und als du gestern verzweifeln wolltest, tröstete ich dich und sprach zuversichtlich von Hilfe. Zwar wußte ich nicht, wieviel es war, aber ich glaubte doch, daß es zureichen würde. Als du schliefst diese Nacht, schlich ich hinaus; zählte meinen Schatz und fand — Viertausend Franken! Dort stehen sie. Sie sind dein! Gott sei Preis und Dank, daß du nun wieder glücklich wirst!

Des Gatten Kniee beugten sich vor dem Bette seines

vortrefflichen Weibes. Sein Haupt ſenkte ſich auf die Decke, und ſeine Hände falteten ſich. So lag er lange im Gebete. Dann aber erhob er ſich, zog das treffliche Weib an ſeine Bruſt und weinte, daß ſeine Thränen auf ihr Angeſicht rieſelten. Und dieſe Freuden- und Dankesthränen des glücklichen, geretteten Gatten dünkten ihr ein Lohn für ihre Sparſamkeit und Beſcheidenheit, den reicher die ganze Welt nicht bieten konnte. Reden konnte der tiefergriffene Mann nicht.

Aber als er wieder ruhig geworden war, rief er, ſie umſchlingend: Du biſt der rettende Engel, den mir Gottes Barmherzigkeit geſendet hat, mich vor dem Abgrunde zu bewahren!

Der Wechſel wurde bezahlt und die Noth war vorüber. Die Spekulation mit dem erkauften Kaffee und Zucker ſchlug herrlich ein und ergab einen außerordentlichen Gewinn. Und als der Handelsfreund zur Abrechnung kam, da erzählte der glückliche Kaufmann ihm, was ihm begegnet war und wie

ihn ſein treffliches Weib gerettet habe, und auch er ſtimmte ein in des Freundes Ausruf: Eine tüchtige Hausfrau iſt der größte Schatz und Reichthum. Und er küßte ſeine erröthende Frau und ſagte: Sie iſt mein rettender Engel geweſen!

21. Eine Anekdote.

Der alte Geheimerath Heim in Berlin, einer der geſchickteſten und beliebteſten Aerzte der Hauptſtadt, wurde eines Tages zu einer Bürgersfrau gerufen, welche an fürchterlichem Kopfweh litt.

Ach, Herr Geheimerath, ſagte ſie, einen Kyrr machend, ich ſterbe faſt vor Kopfweh. Alles hilft nicht. Geſtern rieth mir eine Nachbarin, ich ſollte Sauerkraut auf den Kopf legen, das ſei ſehr wirkſam. Ich that's, aber es half doch nicht.

Glaub's wohl, bemerkte lächelnd der alte Heim. Sie haben das Wichtigſte dabei vergeſſen. —

Wie, Sie halten das Mittel auch für gut? fragte die Frau; o ſeien Sie ſo gütig, mir zu ſagen, was ich vergeſſen habe?

Nun, Sie hätten eine Bratwurſt dazu legen müſſen, ſagte Heim, denn Sauerkraut und Bratwurſt gehört zuſammen!

22. Ein Räthſel.

Zwölfe faßt es keck zuſammen,
Und es bleibt doch nur das Eine!
Schnell, Errather, nenn' das Wörtlein,
Das ich mit dem Räthſel meine!

23. Altes Gold.

„Wer ins Feuer bläſt, dem fahren die Funken in die Augen.“ Das iſt richtig, ſagſt du, weil du das vielleicht ſelbſt erfahren haſt; aber ich meine, der, welcher ins Feuer blaſe, ſei ein Narr. Es brennt ja! Wozu blaſen? — Da meint man doch das alte Sprüchwort ſage Etwas, was zu ſagen unnöthig wäre? Halt! merkſt du nicht, daß Etwas dahinter ſteckt? Gib Acht! Wenn die Leute mit einander zanken und hadern, ſo brennt auch ein Feuer und lodert oft greulich auf. Da iſt's deine Pflicht, zu löſchen, nämlich Friede zu ſtiften und ſie zu verſöhnen, denn Friede ernährt, aber Unfriede verzehrt. Sieh' da gibt's aber Menſchen, die ſchüren ſolch' Feuer, die freuen ſich ſolchen Feuers und blaſen es noch wacker an. Die aber müſſen es erfahren, daß ihnen die Funken in die Augen fahren, denn, wenn die Streitenden ſich wieder vereinigen, dann ſagen ſie ſich, wer es angeblaſen hat, und ihr Zorn fällt auf den zurück, der es angeblaſen und er hat nun zwei Feinde, ſtatt Einen, und das ſind die Funken, die ihm in die Augen fahren und die das Sprüchwort meint. Löſche du; rathe zum Frieden, werde Friedensſtifter zwiſchen den Streitenden, mögen ſie mit Worten ſtreiten oder Prozeſſe führen — und du haſt keine Funken zu fürchten, wohl aber den Segen einer guten That zu

erwarten. Wer Frieden ſtiftet, leget ein Heilpflaſter auf eine eiternde Wunde, ſagt ein anderes Sprüchwort, und der Dank des Geheilten iſt ſein Lohn.

24. „Reden iſt Silber, aber Schweigen iſt Gold."

Dieſer türkiſche Spruch ſteht im Schwetzinger Garten bei Mannheim, an der Wand des türkiſchen Bethauſes, das ſeltſamer Weiſe dort erbaut iſt. Mag es ſtehen, wo es will, ich glaube, es iſt, unter Umſtänden, eine wohlzubeherzigende Wahrheit, und dafür ſpricht eine Geſchichte, die mir ein lieber Mann aus Hersfeld einmal mitgetheilt hat. Ich will ſie hier folgen laſſen.

Es war im Spätherbſte des Jahres 1792, als der Chirurgus Schmidt von Beckernhagen, einem churheſſiſchen Marktflecken an der Weſer, ſeine alljährliche Reiſe nach ſeiner Vaterſtadt Waltershauſen in Thüringen antreten wollte. Bei den Waltershäuſer Kindern ſcheint's zu ſein wie bei uns. Wenn nämlich die Zeit der Kirmes oder Kirchweih herankommt, ſo machen ſie ſich aus allen zwei und dreißig Winden herbei, um dabei zu ſein. So etwas dachte auch Schmidt, denn allemal, wenn die Waltershäuſer Kirchweih nahte, ging's ihm wie den Zugvögeln im Herbſte — er regte die Schwingen, wie ſie, und die Wanderluſt kam ihm in die Glieder. Dann wurden für die „lieben Kleinen"

der Geschwister und Vettern und Basen zu Waltershausen allerlei Geschenke eingepackt und die freuten sich allemal auf den guten Onkel und Vetter, der so wohlschmeckende und schöne Sächelchen mitbrachte. So war's denn auch diesmal. Der Ranzen wurde übervoll gepackt, damit ja Keins vergessen werde und Alles zur Reise zurecht gemacht, als ging's ans Ende der Welt.

Das war aber auch die einzige Freude und Erholung, die sich der amts- und pflichttreue Mann im Jahre gestattete und, um ja möglichst wohlfeil zu reisen, wählte er den zahmen Schusters Rappen und — nahm den Weg unter die Füße. Als aber seine gute und besorgte Hausfrau den Ranzen in den Händen wog, den er auf den Rücken nehmen wollte, da fand sie ihn über die Maßen schwer, und das kam natürlich vom Segen Jakob's in Waltershausen, wo sich die kleinen Neffchen, Nichtchen, Vetterchen und Bäschen alle Jahre mehrten, wenn auch nicht, wie Sand am Meere, doch in ganz erklärlichem Fortschreiten der lieben Verwandtenfippschaft.

Den kannst du nicht tragen, Alterchen, sagte sie; er macht dich halbwegs marode!

Possen! meinte der Chirurgus. Meine Schultern sind noch stammhaft.

Wenn aber einmal eine besorgte Frau so Etwas im Kopfe hat, so läuft eher das Wasser den Berg hinauf, als daß sie ihre Meinung fahren läßt; dann hat sie außer den Tausend Gründen noch einige Andere, und ein braver, gutgezogener Mann wird davon so völlig überzeugt, daß er sich in stiller Ergebung fügt und die Liebe seiner Frau dankbar preist. So ging's auch hier; nur meinte Schmidt, das Geld für einen Boten könne füglich erspart werden.

Da weiß ich Rath, sagte die gute Frau. Zu Baake (das Dorf Baake liegt nahe bei Beckernhagen) ist der Tagelöhner Se und Se, dem du den gebrochenen Arm geheilt hast und der dir die Kurkosten noch schuldig ist, der thut's mit Freuden, daß er dich begleitet. Er bot sich mir schon gar oft zu derlei und anderen Diensten an. Bezahlen thut

er doch nicht, weil er nicht kann. Es ist eine gar ehrliche Haut. Dem laß ich's sagen, und er trägt dir den Ranzen und ist bei dir, daß — dir nichts begegnen kann.

Der Chirurgus schmunzelte und sagte: Meinetwegen! Du hast sonst doch keine Ruhe.

So wurde denn nach Baake geschickt und am andern Morgen, als eben die Hähne die Flügel schlugen und den Tag ankräheten, war der Tagelöhner von Baake schon da und sagte: Guten Morgen, Herr Doctor; es gibt heute prächtig Wetter, denn die Nebel senken sich, wenn die Sonne aufgeht. Sie liegen tief. Er bekam sein Stück Brod und sein Schnäppslein, hing den Ranzen um, griff zu Mütze und Weißdornstock und nach herzlichem: Behüt' dich Gott, der Herr! wanderten sie von dannen und die gute Frau freute sich der Freude ihres Mannes und ihres gelungenen Planes zu seinem Besten.

Das Wetter wurde wirklich gut an diesem Tage; dagegen lag an den folgenden eine undurchdringliche Nebelschichte über Wald, Berg und Flur, daß man schier keine zehn Schritte vor sich sah, und es war recht gut für die beiden Wanderer, daß sie die Wege kannten, wie ihre Hosentaschen, sonst hätte es gar leicht kommen mögen, daß sie ein Weniges oder Viel irre gelaufen wären, wie es bei solchem Nebelwetter einem ehrlichen Christenmenschen gehen kann, auch wenn er nicht schief geladen hat, wie man bei uns von gewissen Zuständen sagt, da Kopf und Beine sich gegen einander empören, man weiß schon, warum. Am Abende des zweiten Tages langten sie in Kreuzburg an der Werra, unweit Eisenach, an. Sie hatten heute einen starken Marsch gemacht und der Nebel war steckdicht gewesen. Sie waren herzlich müde und freuten sich auf die Einkehr zur goldenen Krone, wo Schmidt ein alter Bekannter und guter Freund war, denn er kehrte alle Jahre auf seinen Gängen nach Waltershausen da ein.

Auch mal wieder da, Herr Doctor? sagte freundlich der sehr gemüthliche Wirth, reichte dem Herrn Schmidt die Hand und führte ihn in die Stube, wo ein Flackerchen Feuer im Ofen eine gar behagliche Wärme verbreitete.

Platz genommen! Wie geht's, wie ſteht's? fragte der Wirth nach Wirthsmanier. Alles daheim wohl verlaſſen?

Schmidt erwiederte die Fragen ebenſo freundlich und Antwort und Gegenantwort leiteten das Geſpräch ein, das eine Weile im Gange blieb, bis der Wirth abgerufen wurde.

Nahe dem Ofen ſaß auch eine Fremde. Es war eine ſchlank gewachſene, junge Frau mit einem gar ſchönen, ſehr freundlichen Geſichtchen mit glänzenden Augen. Sie ſaß ſtille da und beobachtete den Chirurgus, der eine ehrliche Thüringer Natur war und den Stempel der Offenheit und Biederkeit auf dem Geſichte trug, und da er ein Mann in geſetzten Jahren war, das heißt, ſo anſehnlich weit hinter den Vierzigen, ſo gewann die junge, hübſche Frau ein rechtes Vertrauen zu ihm und zwar im Stillen.

Als nun der Wirth wieder kam und fragte: ob Schmidt hier, das heißt, in dieſem Zimmer eſſen wolle, und dieſelbe Frage an die junge Frau richtete, ſo ſagte die ſchnell und mit geläufigem Züngelchen, und gar einnehmendem Tone: Wenn es der Herr nicht ungerne ſähe, ſo wolle ſie das doppelte Decken erſparen und ſich zu ihm ſetzen. Sie liebe es, in Geſellſchaft zu eſſen, denn das Plaudern gehöre bei ihr zu Lande zum gemüthlichen Eſſen, wie das Tippelchen auf das i.

Der grundehrliche Schmidt hatte dagegen nicht das Mindeſte einzuwenden, und ſo war das Geſpräch ſchon im Gange, ehe die Teller rappelten und die Suppe dampfte.

Jetzt erſt betrachtete ſich Schmidt die liebliche, junge Frau genauer. Sie war gut gekleidet; trug ein grünes Wollkleid und darüber eine Jacke, dunkel carirt und eng an der ſchönen Geſtalt anliegend.

Ihre Mundart klang Schmidt fremdartig und er fragte daher, nachdem ſie dies und das im Geſpräche abgehandelt hatten, wo ſie zu Hauſe ſei.

Ich bin vom fernen Rhein und komme jetzt aus dem ſächſiſchen Voigtlande, wo ich einen ledigen Oheim hatte, der mir Alles vermacht hat. Ich bin, fuhr ſie fort, jetzt, nachdem ich durch allerhand Verhältniſſe ſchon gar lange von Hauſe weg bin, auf der Heimreiſe, und freue mich gar

inniglich, meinen lieben Mann und meine Kinder wieder zu ſehen, die ſich doppelt freuen werden, denn die Erbſchaft iſt größer ausgefallen als wir dachten. Denken Sie nur, ich bringe Achthundert Thaler mit heim, die ich bei mir habe! —

Die Rheinländer plaudern erſtaunlich gerne, das iſt eine alte Geſchichte. Sie haben aber auch das Herz auf der Zunge und wiſſen nicht recht mit Geheimniſſen umzugehen, das zeigte ſich hier wieder recht augenſcheinlich an der jungen, hübſchen Rheinländerin, die mit einer unvorſichtigen Offenheit redete, welche theils aus der Freude ihres Herzens über die reiche Erbſchaft, die ſie heimbrachte, theils aus ihrer Redſeligkeit und rückhaltloſen Offenherzigkeit entſprang.

Schmidt war ein gereifter Mann. Er kannte die Welt und die Menſchen und wußte aus Erfahrung, daß aus ſolcher Offenheit ein unſägliches Unheil entſpringen konnte, abſonderlich für eine wehrloſe Frau, die allein in fremdem Lande reiſete. Er konnte es ſich daher nicht verſagen, ihr eine wohlgemeinte Warnung zu geben, die, wie jeder beſonnene Menſch anerkennen wird, vollkommen gerechtfertigt war und hier aus einem treumeinenden Herzen entſprang.

Liebe Frau, hob er an, und ſein offenes, freundliches Geſicht nahm einen ſehr ernſten Ausdruck an, ich bitte Sie inſtändigſt, ſagen Sie das Niemanden mehr, als uns. Hier ſind Sie bei erprobten, ehrlichen Leuten, denen Sie dieſes und jedes beliebige Geheimniß anvertrauen können, ohne daß Ihnen Schaden oder Nachtheil daraus erwächſt; aber wir leben in einer böſen Zeit; Sie ſind allein, ohne Schutz, ein ſchwaches Weib; wie leicht könnte der Teufel in Einen fahren, der Ihr Geheimniß gehört, und Sie könnten Ihres Geldes, ja Ihres Lebens beraubt werden! Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich Sie ſo ernſtlich warne. Ich kenne Welt und Menſchen beſſer, als Sie. Verſprechen Sie mir, ich bitte Sie um Ihrer ſelbſt und um Ihres Gatten und Ihrer Kinder willen darum, daß wir die Letzten ſind, denen Sie auf Ihrer Heimreiſe ſagen, daß, und wie viel Geld Sie mit ſich führen!

Die ſchöne, junge Frau erglühte, ſo betroffen wurde

sie von diesen in wahrhaft väterlichem Ernste und Wohlmeinen gesprochenen Worte des biedern Mannes. Sie fühlte und erkannte die Wahrheit an und reichte Schmidt ihre Hand mit aller Dankbarkeit hin und sagte: Ach Gott, ja, ich will es Ihnen geloben! Sie haben sehr Recht und ich danke Ihnen herzlich für Ihre wohlgemeinte Warnung! Ich bin noch unerfahren, denn es ist meine erste Reise, die ich mache, und in meinem guten Glauben meine ich, die Menschen müßten alle so harmlos und ehrlich sein, wie ich. Ich meine es mit allen Menschen so gut, daß es mir nie in den Sinn kam, es könne es Jemand übel mit mir meinen. Sie fuhr nun fort, zu erzählen, daß sie schon vier Monate abwesend von ihrer schönen Heimat sei. Sie schilderte lebhaft ihre Sehnsucht nach der Heimat und äußerte, es sei doch nirgends so schön, wie am Rhein, und nun

erzählte sie vom Rheine, von ihrem schöngelegenen Wohnorte, von ihrer lieben Familie und man sah, wie wohl es ihr that, davon reden zu können. Sie erzählte so gut, der Wohllaut ihrer Stimme, der glückliche Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes, Alles trug dazu bei, daß Schmidt und sein Begleiter ihr mit der lebhaftesten Theilnahme zuhörten,

bis endlich die Zeit nahte, wo es ihnen, die frühe wieder aufbrechen wollten, geboten war, an die Ruhe zu denken.

Ehe dies jedoch geschah, fragte die junge Frau den Wirth, ob sie nicht bis Eisenach ein Fuhrwerk bekommen könne? — das bejahte der Wirth.

Wie weit ist es bis Eisenach? fragte darauf die Frau, und der Wirth entgegnete, daß die Entfernung in zwei Stunden mit dem Fuhrwerke zurückgelegt werden könne.

Da fahren Sie mit mir, rief sie freudig dem Chirurgen zu.

Schmidt entgegnete dankend, das könne nicht gehen, weil er einen andern, nähern Weg und zwar in der Richtung nach Gotha einschlagen müsse. Obgleich Schmidt entschieden ihre Bitte abgelehnt, bat sie dennoch mit ganz besonderer Innigkeit, er möge ihr zu Liebe doch den kleinen Umweg nicht achten, der ja dadurch wegfalle, daß er um so schneller vorwärts komme. Schmidt mußte diese Meinung durch die Ortslage berichtigen und so schieden sie mit einem herzlichen: „Gute Nacht!“ Schmidt's Gedanken weilten noch lange bei der unvorsichtigen Frau und sein herzlicher Wunsch begleitete sie, daß ihr kein Unfall begegnen möge.

Als am andern Morgen die Glocke Fünfe schlug, traten Schmidt und sein Begleiter reisefertig aus ihrer Stube, und in demselben Augenblicke auch die junge Frau aus der Ihrigen. Freundlich, wie das: „Gute Nacht!“ war der: „Gute Morgen.“ Sie frühstückten zusammen und hier wiederholte die junge Frau noch einmal ihre am vorigen Abend ausgesprochene Bitte, mit ihr über Eisenach zu fahren, die aber Schmidt abermals ablehnen mußte, weil der Umweg und Zeitverlust für ihn offenbar zu groß war.

Mittlerweile war ein einspänniges Kortwägelchen vorgefahren. Die Reisenden wünschten sich glückliche Reise und das Wägelchen rollte dahin, während Schmidt den Weg durch des Wirthes Garten einschlug, um einen nähern Fußpfad zu gewinnen, der aber einige Hundert Schritte weiter über die Straße führte, welche die junge Frau gen Eisenach fuhr. An dieser Stelle begegnete Schmidt der Reisenden noch einmal, die ihm mit dem Finger drohte und sagte: Sehen Sie,

daß Sie hätten mitfahren können! Schmidt verneinte dies nochmals, und es war ihm, als müsse er der unvorsichtigen Frau, die ein rechtes rheinisches Plaudermäulchen war, seine Warnung wiederholen. Das that er auch, indem er ihr zurief: Vergessen Sie ja das Versprechen nicht, welches Sie mir gestern Abend gegeben haben! Sie nickte ihm zu, versprach es nochmals und nach einem herzlichen: „Leben Sie wohl!“ rollte das Wägelchen dahin und der undurchdringliche Nebel, der sich heute wieder über das Land gelegt, entzog sie gegenseitig ihren Blicken.

Schmidt kam glücklich nach Waltershausen, blieb dort seine gewöhnliche Zeit froh und glücklich bei den Seinen, und kehrte dann frisch und fröhlich zu seiner lieben Frau heim. An die junge Rheinländerin dachte er längst nicht mehr. — Er sollte indessen wieder an sie erinnert werden. —

Als gegen Ende des Januars 1793 das Thauwetter eingetreten, und den Schnee auf den Feldern und das Eis auf den Flüssen entfernt hatte, und der Februar sonnige Tage brachte, wo ein armer Tagelöhner wieder an einen Brodverdienst nach langem Darben denken konnte, ging Morgens frühe eines Tages jener arme Tagelöhner, der im vorigen Herbste Schmidt nach Waltershausen begleitet hatte, in seinem Stüblein zu Baake unruhig umher. Wenn ich doch Arbeit und Verdienst hätte! seufzte er leise und zu sich redend. Heute habe ich eine Unruhe in mir. Es zieht mich hinaus!

Das letzte Wort hörte seine Frau und fragte besorgt: Ist dir's denn nicht recht?

Das nicht, sagte der Mann, aber ich weiß nicht, wie es mir ist. Es treibt mich mit aller Gewalt hinaus. Ich muß einmal in die frische Luft!

Es ist ja hell und schön heute, sagte die Frau darauf, und es hält dich ja nichts zurück! Geh' doch! Du hast ja keinen Augenblick Ruhe diesen Morgen? So sah' ich's ja nie! Geh' in Gottes Namen, vielleicht findest du Arbeit. Ein kleiner Verdienst käme uns gewiß recht gut! —

Der Mann griff sofort nach seiner Mütze, seinem Weiß-

dornſtock und ſchlenderte, faſt gedankenlos nach Beckernhagen zu, indem er dem Fußpfade über die Wieſen folgte.

Er trieb ſich in einer, ihm ſelbſt unbegreiflichen Unruhe in Beckernhagen herum, ſuchte Arbeit, fand aber keine und trat um Mittag ſeinen Rückweg an.

Als er ein Stück des Fußpfades über die Wieſe zurückgelegt hatte, ſieht er unten an der Weſer Leute ſtehen, die Etwas zu betrachten ſcheinen. Auch er bleibt ſtehen und beobachtet ſie. Was mögen die da thun? fragte er ſich und, ſeiner Neugierde folgend, ſchlendert er am Ufer hinab zu den Leuten. Als er näher kommt, erkennt er den Amtmann, den Aktuar, den Chirurgen Schmidt und den Gerichtsdiener, nebſt mehreren anderen Leuten aus Beckernhagen.

Sie waren dahin gegangen, weil die Anzeige gemacht worden war, es liege in den Weiden ein weiblicher Leichnam, den die Weſer da ausgeworfen habe.

Als der Tagelöhner von Baake nahe kommt, hört er, wie der Chirurgus ſagt: Herr Amtmann, der Leichnam hat offenbar mehrere Monate im Waſſer gelegen und es iſt möglich, daß der gewaltige Schädelbruch ebenſowohl von der Gewalt des Eiſes herkommt, als von einem Schlage. Es läßt ſich unter ſolchen Umſtänden kein Urtheil mit voller Sicherheit abgeben.

Der Tagelöhner war näher getreten, bis er den Leichnam der Verunglückten ſehen konnte. Er ſtarrt ihn lange und ſchweigend an, dann faßt er plötzlich den Chirurgus beim Rocke und ſagt ihm halblaut ins Ohr: Herr Doctor, Herr Doctor, das iſt ja die Frau!

Welche Frau? fragte betroffen der Chirurgus Schmidt.

Die, welche damals in Kreuzburg mit uns gegeſſen und übernachtet hat und die uns mit nach Eiſenach haben wollte! Ach, die arme Frau! rief der Tagelöhner.

Schmidt ſtand, wie vom Blitze getroffen. Alle Umſtände traten wieder in ſein Gedächtniß; die unvorſichtige Offenherzigkeit des jungen Weibes, ſeine Warnung, ihre dringende, wiederholt ausgeſprochene Bitte, ſie bis Eiſenach zu begleiten.

Mein Gott, rief er aus, wie kommst du auf diesen Gedanken.

Ach, Herr Doctor, entgegnete der Tagelöhner, hat Euch denn das Gedächtniß ganz verlassen oder seid Ihr denn stockblind? Seht, das ist ja ihr grünes Wollkleid und die carirte Jacke, und wenn das Alles Nichts wäre, seht doch das schöne, blonde Haar? —! —

Schmidt blickte den Leichnam jetzt schärfer an und rief dann, die Hände zusammenschlagend, aus: Es ist wahrlich wahr! —

Der Amtmann eilte herzu.

Was ist denn wahrlich wahr? Herr Chirurgus! fragte er.

Dieser erzählte nun, nachdem er mit dem Amtmann, dem Aktuar und dem Tagelöhner auf die Seite getreten war, die ganze Geschichte, an die ihn der Tagelöhner erinnert hatte, und Alle wurden von den schauderhaften Umständen tief erschüttert.

Der Chirurgus untersuchte nun noch einmal die Kleidung, die noch deutlich erkennbar war; betrachtete das reiche, noch im Tode schöne Haar; untersuchte noch einmal aufs Genaueste die Kopfwunde und trat dann wieder zu den Gerichtsbeamten mit der Erklärung: Hier liegt der Beweis für ein entsetzliches Verbrechen deutlich vor; ich erkläre jetzt, daß höchst wahrscheinlich ein Schlag auf den Hinterkopf die Unglückliche getödet hat. Es ist ein Raubmord, ohne allen Zweifel, auf dem Wege nach Eisenach, zwischen Kreuzburg und dieser Stadt, begangen von dem Fuhrmanne, der die Arme an jenem Morgen gefahren hat.

Der Amtmann begab sich nun mit Allen, die hier betheiligt waren, nach Beckernhagen zurück, ließ die Aussagen zu Protokoll nehmen, den Leichnam in Sicherheit bringen und besprach mit Schmidt das Weitere.

Einige Tage später trat Schmidt in die Krone zu Kreuzburg.

Es war am Nachmittage und der Kronenwirth nahm ihn ebenso herzlich auf, wie im Herbste. Geht's wieder nach Waltershausen? fragte er. Diesmal kommt Ihr ja frühe? Ist dort Etwas vorgefallen?

Leider Ja, sagt der Chirurgus, und ich habe Eile. Könnte ich nicht ein Fuhrwerk haben?

Warum nicht? entgegnete der Wirth.

Als ich im vorigen Herbste hier war, logirte bei Ihnen eine junge, schöne Frau vom Rheine. —

Der Sie die gute Warnung gaben, ihr flackerig Züngelchen besser zu bewahren? unterbrach ihn der Wirth. Ich erinnere mich ihrer genau!

Nun gut, sagte Schmidt; diese nahm damals ein leichtes Wägelchen, bekam es billig bis Eisenach und der Mann fuhr frisch drauf los. Erinnern Sie sich dessen noch? Könnte ich den auch haben? —

Ei gewiß, weiß ich's noch, sagte der Wirth. Der Mann ist noch da.

Nun, so lassen Sie mir ihn gleich rufen, daß ich mit ihm einen Akkord bis Waltershausen schließe, sagte Schmidt und der Wirth eilte weg, seinem Wunsche bestens zu genügen. Der Chirurgus Schmidt rief ihm noch einmal zu: Es eilt so außerordentlich doch nicht, denn es fällt mir ein, daß ich noch Etwas zu bestellen habe.

Gut, gut! rief der Wirth zurück und Schmidt ging in das Amthaus, gab dem Amtmanne die Akten, die er vom Amte Beckernhagen mitgebracht hatte, erzählte noch einmal Alles und sagte dann, er habe sich den muthmaßlichen Mörder in die Krone beschieden lassen; das Amtspersonal möge in einer Weile sich dorthin begeben.

Schmidt ging nun zur Krone zurück, wo bereits der Fuhrmann auf ihn wartete. Er unterhandelte mit demselben, der ihn nicht mehr kannte, über die Fahrt nach Waltershausen, und während dies stattfand, trat das Amtspersonal ein, ohne aber weiter die Zweie zu beachten.

Was ist denn aus der jungen Frau geworden, die Ihr vorigen Herbst, als ich hier war, Morgens um fünf Uhr nach Eisenach gefahren habt? fragte jetzt, ihn scharf ansehend, Schmidt den Fuhrmann.

Der erbleicht und fährt in jähem Schreck zusammen; will antworten und kann vor Zittern nicht.

Wir haben heute ihren Leichnam in der Weser gefunden, fuhr Schmidt fort. Sie ist erschlagen und beraubt worden an jenem Morgen. —

Allmächtiger Gott! schrie der Fuhrmann — wer sagt das?

Aber schon ergriffen ihn die Gerichtsdiener auf einen Wink des Amtmanns.

Als dieser ihn nun verhört, verwickelt er sich in die gröbsten Widersprüche, und als er darauf hingewiesen wird, gesteht er das ganze Verbrechen ein, indem er erzählt: Er habe sich zu der jungen Frau auf das Wägelchen gesetzt und mit ihr zu plaudern angefangen. Da habe sie ihm denn erzählt, woher sie sei und daß sie im sächsischen Voigtlande eine Erbschaft von Achthundert Thalern gemacht, die sie bei sich habe und damit heimkehren wolle. Da sei die teuflische Begierde nach dem Gelde in ihm erwacht und sein Plan sei schnell gereift. Er habe nämlich, wie es Fuhrmanns Pflicht und Sitte sei, nach dem Hinterrade umgeschaut und plötzlich ausgerufen: Da ist ja der Nagel herausgegangen! Dies sei an einer Stelle gewesen, wo dicht

neben dem Wege die angeschwollene Werra hinfließe. Er habe stille gehalten; sei abgestiegen und habe die hinter der Deichsel befestigte Hacke genommen, um das Rad zu stützen und den Nagel wieder einzuklopfen. Das arglose, junge Weib sei ruhig sitzen geblieben und habe nicht einmal sich umgeschaut. Da habe er ihr denn einen gewaltigen Schlag mit der Hacke auf den Hinterkopf gegeben, daß sie lautlos umgesunken und tod gewesen sei. Darauf habe er ihr das Geld abgenommen, sie aber mit ihrem Kleiderpäckchen in die trübe, wilde Werra geworfen, die sie augenblicklich verschlungen habe. Die Spuren des Blutes habe er darauf sorglich abgewaschen und sei nach Eisenach gefahren, habe sich dort einige Stunden aufgehalten und sei dann nach Kreuzburg zurückgefahren, wo kein Mensch etwas Arges geahnet habe.

So war denn die Schandthat erwiesen. —

Der Lauf der Werra beträgt von der Stelle, wo der Mord begangen worden, bis zu der, wo die Weser den Leichnam ausgeworfen hatte, mit alle den vielen Bogen und Krümmungen vier und vierzig Stunden.

Da drängen sich doch dem nachdenkenden Menschen die allerwichtigsten Gedanken auf und weisen zu dem, der gerecht richtet; der Alles lenkt und ans Licht bringt, was verborgen war! Warum hat die Fluth das beklagenswerthe Opfer eigener Unvorsichtigkeit und grausamer Bosheit nicht früher abgesetzt? Warum trug sie es nicht weiter fort? Warum warf die Fluth grade da den Leichnam aus, wo die einzigen Zeugen waren für das arme Weib und den Mörder? Ein Stücklein weiter oben am Streme hätte der Leichnam auf dem Grund und Boden des Landgerichts Kassel gelegen, weiter abwärts im Amte Carlshafen, wo keine Seele die Unglückliche erkannt haben würde? Aber auch selbst im Amtsbezirke Beckernhagen war nur diese Stelle, wo der Wiesenpfad vorbei führt, die ausgesuchte, denn sonst würde der Tagelöhner nicht dazu gekommen sein. Und warum mußte er grade an diesem Morgen die unbeschreibliche Unruhe fühlen, die Ihn im Zimmer nicht duldete, sondern rastlos hinaustrieb? Warum mußte er nach Beckernhagen gehen,

dort keine Arbeit finden und grade zu dieser Stunde zurück gehen?

Ich bekenne, daß mir bei dem inhaltlosen Worte „Zufall“ allemal ein Schauder über die Haut läuft!

Sieh' hin auf diese Begebenheit, wie auf Tausend ähnliche, und frage dich: Warum kam das Alles so, um den Mord zu entdecken? Blick' hinauf und beuge dich und bekenne: Herr, deine Gerichte sind unerforschlich, aber heilig sind deine Wege! Du führest Alles herrlich hinaus und lässest ernten den Menschen, wie er gesäet!

Die Lehren aber, die die Geschichte gibt, mag sich Jeder und Jede selber herausnehmen. Sie liegen am Tage; aber mit einem betenden Wunsche schließe ich diesen Jahrgang der Spinnstube für Alle, die ihn lesen und für mich, er ist dieser:

„Führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen!“

Literarische Anzeigen.

Verlag von Kreidel & Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

Ein Volksblatt für Alt und Jung

von **W. O. von Horn,** dem Spinnstubenschreiber.

Der, welcher dieses Volksblatt herausgibt, weiß es, daß er sich als Spinnstubenschreiber der Freunde Viele erworben hat in Stadt und Land, bei Alt und Jung, bei Hoch und Nieder, und dies Bewußtsein ist seine Freude und er danket dem Herrn dafür. An diese seine freundlichen Leser und lesenden Freunde schicket er dies Blättlein, gleich als einen offenen Brief, der Allen gilt; er möchte nämlich ein Wörtlein mit ihnen traulich reden und wünscht und erbittet sich dazu offene Herzen und Ohren.

Ich will nämlich eine ächte, rechte Volkszeitschrift gründen, die alle Monate Euch ein Heftlein bringt und um ein sehr Billiges, und da hinein Alles legen, was ich in guten Stunden fertig bringe; aber nicht allein ich, sondern auch andere tüchtige Männer, die das Rechte in Wort und Sache zu treffen wissen, sollen sich anschließen, also, daß die Zeitschrift recht zum Frommen dienen soll. Sie erscheint unter dem Namen oder der Ueberschrift:

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande.

Herausgegeben von **W. O. von Horn.**

Die Maje? Gi, da merkt Ihr gleich, was ich will. Maje heißt ja Freude, Wonne, und daher besonders gesellige Freude. Ihr denkt an den Mai, der fast denselben Namen aus demselben Grunde trägt, und an die Majen, die Ihr an Pfingsten lieben Menschen vors Fenster pflanzt zur Freude. Ganz richtig; damit hängt's auch zusammen, und heißt: zu reiner Freude zusammen kommen oder eine Gesellschaft in reiner, geselliger Freude. Solchen Majen will „die Maje" Liedes, Schönes, Gutes bringen. Was denn aber ins

Besondere? Kun, Unterhaltung in frischer, frommer, gemüthlicher Weise, und Belehrung in gleicher Art und Weise — alle Geschichten aus dem Leben; aber die Maje wird auch über die einzelnen Werke Gottes in seiner weiten, herrlichen Schöpfung, aus der Pflanzen- und Thierwelt, aus Luft und Meer, am Himmel und auf der Erde, Gutes, Anziehendes und Neues bringen zu des Herrn Ehre und seiner Menschenkinder Belehrung; sie wird aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde Euch Vieles bieten, was Euch wichtig, anziehend und belehrend ist; sie wird aus der Geschichte vergangener Zeiten Begebenheiten, edle Thaten, wunderbare Lebensführungen, wie auch die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Menschen Euch vorführen, und das Alles in verständlicher, einfacher, gemüthlicher, frommer Art, damit aus Allem erwachse ein rechter Genuß für das Herz, das Haus und das Leben. Und dann haben uns die tüchtigsten und wackersten Männer an uns angeschlossen, in deren Schatz Altes und Neues köstlicher Art ruht. — Das ist's, was ich Euch in der Maje bieten will, und ihr wisset, wie ich's meine und daß ich mein Wort redlich halte. Daß die Maje billig wird zu halten sein, das werden Euch die sagen, welche das Blatt drucken und hinausgehen lassen ins Land.

Nun, liebe Freunde, laßt Euch die Maje empfohlen sein! Ich wette, sie wird Euch bald recht lieb und werth sein! Und nun seid zum Schlusse Alle dem Herrn befohlen!

W. O. von Horn.

Die Maje erscheint vom October an in Monatheften zu dem billigen Preise von 4 Sgr. oder 14 kr. rhein.

Im gleichen Verlage erschien ferner:

Volks- und Jugendschriften

von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Blücher's Schützling.
Eroberung von Wien 1683.
Lohn einer guten That.
Von Einem, der das Glück gesucht.
Leben Ch. F. Gellert's.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.

Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.

Von den zwei Savoyarden-Büblein.

Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingo's.

Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.

Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.

Die Boorenfamilie von Klaarfontein.

Gottfried Pollmann. Eine Geschichte a. d. siebenjährigen Krieg.

Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.

Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.

Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.

Die Vergeltung.

Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeer.

Die Biberfänger. Eine amerikanische Geschichte.

Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.

Die Eroberung von Algier. Eine Geschichte, der Jugend und dem Volke erzählt.

Wie Einer ein Wallfischfänger wurde und was er dabei erfuhr und erlebte. Eine Geschichte, der Jugend und dem Volke erzählt.

Hans Joachim von Ziethen's Leben und Thaten. Der Jugend und dem Volke erzählt.

Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien, nacherzählt für die Jugend und das Volk.

Vormund und Mündel. Eine Geschichte aus der Vorzeit, der Jugend und dem Volke erzählt.

30 Bändchen elegant cartonirt mit illustrirtem Umschlag. — Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rh. — Jedes Bändchen einzeln zu haben! — Jedes Jahr erscheinen 6 Bändchen.

Von demselben Verfasser erschien:

Johannes Scherer oder Tonsor,

der Wanderpfarrer in der Unterpfalz.

Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641. — Mit einer Abbildung.

Geheftet. Preis: 36 kr. oder 10 Ngr.

Theodor Körner's sämmtliche Werke.

Zu allen Buchhandlungen sind zu haben:

Theodor Körner's sämmtliche Werke. Fünfte vollständige Original-Ausgabe in Einem Bande. 1 Thlr.

— do. — fein gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

— do. — Fünfte vollständige **Classiker-Ausgabe in 1 Bänden.** 1 Thlr. 18 Sgr.

— do. — — in 2 englischen Kattunbänden mit reicher Deckel- und Rückenverzierung in Golddruck. 2 Thlr. 4 Sgr.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Gerstäcker, Friedrich. Die Regulatoren in Arkansas. (Aus dem Waldleben Amerikas 1. Abtheilung.) Neue wohlfeile Stereotyp-Ausgabe. Classiker-Format. 3 Bände. eleg. brosch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich. Die Flußpiraten des Mississippi. (Aus dem Waldleben Amerikas 2. Abtheilung.) Neue wohlfeile Stereotyp-Ausgabe. Classiker-Format. 3 Bände. eleg. brosch. 1½ Thlr.

Der literarische Werth der beiden verschiedenen Werke des berühmten Verfassers ist in **allen Literaturgeschichten der Neuzeit** so rühmend anerkannt, daß es keiner besondern Empfehlung derselben bedarf. **Zahlreiche Uebersetzungen in fremde Sprachen** haben den Werth der Werke außerdem hinlänglich bestätigt.

Leipzig. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

Zu den besten **Volks- und Jugendschriften** gehören die Erzählungen von **Carl Stober** und **Wilh. Redenbacher,** Verlag von Justus Naumann in Leipzig und Dresden, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Karl von Holtei's Romane
in überaus wohlfeilen Ausgaben.

Erschienen sind bisher:

Die Vagabunden.
Roman in 3 Bänden.
Zweite Auflage.
Min.-Format. 56½ Bog. 1857. Eleg. brosch. Preis 1 Rthlr.

Christian Lammfell.
Roman in 5 Bänden.
Zweite Auflage.
Min.-Format. 81½ Bog. 1858. Eleg. brosch. Preis 1½ Rthlr.

Mit dieser wohlfeilen Ausgabe der Werke eines der gemüthvollsten unter den deutschen Romandichtern beabsichtigt der Verleger gegen die Ueberfluthung von Uebersetzungen oft werthloser Werke aus fremden Sprachen anzukämpfen und den deutschen Original-Roman auch in den Schichten der deutschen Bevölkerung einzuführen und zur Geltung zu bringen, in welche derselbe der frühern hohen Preise wegen nicht dringen konnte. — Daß gerade Holtei's Romane diese Bestimmung ganz besonders verdienen — ist durch die gewichtigsten kritischen Stimmen genügend bekräftigt.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

In der Allgemeinen Deutschen Verlags-Anstalt (53, Mohrenstraße) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die
nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft
unter den Thieren,
als die von der Natur bestellten Bekämpfer und Verhüter von Ungeziefer-Schäden und Mäusefraß. Von Dr. **Gloger.**
Preis: 7½ Sgr.

Und:

Kleine Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere,
als naturgemäße Abwehr von Ungeziefer-Schäden und Mäusefraß.
Von Dr. **Gloger.** — Preis: 3 Sgr.

Berlin. Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Otto, A., der Rosenzüchter oder die Cultur der Rosen in den Töpfen und im freien Lande. gr. 8. 1858. 1 Thlr. 6 Sgr. oder 1 fl. 56 kr.

Moleschott, J., Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk. 3. Aufl. 8. geh. 20 Sgr. oder 1 fl.

Für die Jugend zur Anschaffung empfohlen.

Franz Hoffmann's
kleinere Erzählungen mit je 4 Stahlstichen.

à ¼ Bände. — 21 Gr.

Erste bis fünfzehnte Sammlung (75 Bändchen).

Erste Sammlung: (Nr. 1—5)
Jakob Hartig.
Der Tauraden Verurtheilung.
Mylord Lord.
Erziehung durch Schicksale.
Die Noth am höchsten, die Hülfe am nächsten.

Zweite Sammlung: (Nr. 6—10)
Peter Simpel.
Arm und reich.
Ursula.
Der böse Geist.
Die Geschichte vom Teil.

Dritte Sammlung: (Nr. 11—15)
Der Vogelhändler.
Der verlorene Sohn.
Die Schule der Leiden.
Das wahre Glück.
Capital.

Vierte Sammlung: (Nr. 16—20)
Opfer der Freundschaft.
Der alte Gott lebt noch.
Gut und Böse.
Lieber Gute Freude.
Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.

Fünfte Sammlung: (Nr. 21—25)
Der Schein trügt, die Wahrheit siegt.
Unverhofft kommt oft.
Oheim und Neffe.
Der erbe Aehnlichkeit.
Neue versöhnt.

Sechste Sammlung: (Nr. 26—30)
Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.
Eigensinn und Buße.
Ein rechtschaffener Knabe.
Prüfungen.
Antorn der Freiheitsfreund.

Siebente Sammlung: (Nr. 31—35)
Treue gewinnt.
Mutterliebe.
Ariel und Nasi.
Neue.
Die Waisen.

Achte Sammlung: (Nr. 36—40)
Die Macht des Gewissens.
Schwärmerei führt zum Ziel.
Wie die Saat, so die Ernte.
Der Hochthal.
Die Landgrafe.

Neunte Sammlung: (Nr. 41—45)
Nur Kleinigkeiten.
Die Pestbauern.
Furchtlos und treu.
Der Goldsucher.
Willy.

Zehnte Sammlung: (Nr. 46—50)
Krieg sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.
Klugheit.
Unkraut schlägt den einzigen Herrn.
Der Trauerbischer.
Wenn man nur recht schuld hat und warten kann.

Elfte Sammlung: (Nr. 51—55)
Im Schutt begraben.
In bewegten Zeiten.
Jeder ist seines Glückes Schmied.
Weihnachten.
Schmutzige Leben.

Zwölfte Sammlung: (Nr. 56—60)
Braue Leute.
Opfer-Mahl.
Die Aufseher.
Die Sonne bringt es an den Tag.
Ein Königssohn.

Dreizehnte Samml.: (Nr. 61—65)
Ein Mann, ein Wort.
Dienst um Dienst.
Das große Los.
Nur immer drau!
Jeder in seiner Weise.

Vierzehnte Samml.: (Nr. 66—70)
Der Brand-Meister.
Jung gewohnt, alt gethan.
Wohlthun trägt Zinsen.
Der Schatz des Arbeitsmanns.
Recht muß Recht bleiben.

Fünfzehnte Sammlung: (Nr. 71—75)
Hoch im Norden. — Arm Heiter. — Thomasche des Reichthums. — Aus eiserner Zeit. — Wie der Herr, so der Knecht.

Der neue deutsche Jugendfreund,

für

Unterhaltung und Veredlung der Jugend.

Herausgegeben von

Franz Hoffmann.

Mit vielen colorirten Bildern und Stahlstichen.

Jahrgang 1846 – 1858. Preis pr. Jahrgang 2 Rthlr. — 3 fl. 36 kr.

In allen Buchhandlungen sind zu erhalten:

Gustav Schwab's Deutsche Volksbücher.

Der gehörnte Siegfried. Die schöne Magelone. Der arme Heinrich. Herzmäre. Genovefa. Das Schloß in der Höhle La La. Griseldis. Robert der Teufel. Die Schildbürger. Die vier Haimonskinder. Kaiser Octavianus. Die schöne Melusine. Herzog Ernst. Doktor Faustus. Fortunat und seine Söhne.

Neue Auflage mit 180 Illustrationen

nach Zeichnungen von

Camphausen, Dietrich, Eberhardt, Grosse, Manco, v. Otr, Pletsch, Sachse,

in Holzschnitt ausgeführt durch

Hugo Bürkner in Dresden.

Erscheint im Jahre 1858 vollständig in zehn Lieferungen à ⅓ Thlr. — 36 kr. rh. — 30 kr. C.-M.

Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching.

Der schöne und reiche Bilderschmuck, welchen hiedurch einem der anerkannt besten Werke unter den Jugendschriften beigegeben werden ist, wird dasselbe allen Orten von Neuem heimisch machen und auch ferner als ein Lieblingsbuch der deutschen Familien erhalten.

Die im Verlage von C. Wendelin in *Braunschweig* erschienenen billigsten **Zinnstich-Ausgaben** von

Beethoven. 23 Sonaten f. Pfte in 1 Bde für nur . . $3^{1}/_{4}$ Rthlr.
Haydn. 34 Sonaten f. Pfte in 1 Bde für nur . . . . $3^{1}/_{4}$ Rthlr.
Mozart. 19 Sonaten f. Pfte in 1 Bde für nur . . . . $2^{1}/_{2}$ Rthlr.
Mozart. 18 Sonaten f. Pfte u. Violine in 3 Bdn für nur 5 Rthlr.
Ouverturen zu versch. Opern 2 mains für nur . . . $2^{1}/_{2}$ Sgr.
4 mains für nur 5 Sgr. das Stück,

sind in allen Musik- oder Buch-Handlungen stets vorräthig. Prospecte gratis.

Im Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. sind erschienen:

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

herausgegeben von

Franz Trautmann.

Mit 8 Illustrationen von Muttenthaler. 8. Geheft. 24 Sgr. 6. l. 24 kr.

Die Abenteuer

Herzogs Christoph von Bayern,

genannt der Kämpfer.

Ein Volksbuch,

darin gar viel Arges, Tüfteres und Wunderliches aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Erzählt von

Franz Trautmann.

Wohlfeile Volksausgabe in acht Lieferungen mit zwei Illustrationen.

Complet: Rthlr. 2. 6. 3. 30 kr. rhein.

Die gute alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Darin viele und große Kunde zu finden, vom bösen Junker Barain, dem Wettermacher von Frankfurt ꝛc.

Für Alt und Jung erzählt

von

Franz Trautmann.

Preis: 24 Sgr. 6. l. 24 kr. rhein.

Chronica
des
Herrn Petrus Nöckerlein,
eines Glücksritters aus alter Zeit.

Drin auch Kunde zu finden von den Herzogen Wilhelm und Ludwig; vom gelahrten Aventinus, von der schönen Ligsalz Elisabeth und Bart Antonia sammt ihren Freiern — demnächst vom Stadt-Unterrichter Barthelomäus Rußheimer und vielen anderen sonderlichen Gesellen.

Zu Kurzweil und guter Mahnung
erzählt von
Franz Trautmann.

Zwei Theile. Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3. rhein.

Glaser, Dr. L., Kurzer Leitfaden der Naturkunde und Landwirthschaft für Volksschulen und Fortbildungsanstalten in Fragen und Antworten dargestellt. Mit 80 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 12½ Sgr. 45 kr.

Was der Verfasser in seiner 1856 bei uns erschienenen „Naturkunde in ihrer Beziehung zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens ꝛc." für Haus- und Feldwirthe mit Glück und Erfolg angestrebt hat, dazu soll in diesem Katechismus schon die Schuljugend vorbereitet werden. Wir haben den Preis bei sorgfältigster Ausstattung so niedrig wie möglich gestellt, um demselben eine allseitige Einführung und Verbreitung zu erleichtern.

Metzen, Ph. Joseph, Leichtfaßliche Anleitung zur Construction und Aufstellung aller regulären und declinirenden Sonnenuhren auf ebenen Zifferblättern. Mit 47 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 12½ Sgr. 45 kr.

Auf Vorlage des Manuscriptes erhielt der Verfasser von der Herzoglich Nassauischen zuständigen Behörde die schriftliche Zusicherung, das vorliegende Büchelchen zur Anschaffung für sämmtliche Schulen des Herzogthums zu empfehlen, was auch bereits geschehen ist. Es mag dies als Beweis für die erprobte Brauchbarkeit desselben dienen.

Schneider, H. K., Landwirthschaftslehrer in der Provinz Rheinhessen. Zweiter Jahresbericht des landwirthschaftlichen Bildungs- und Versuchs-Vereines zu Oßhofen. $12^3/_4$ Sgr. 45 kr.

Der Verfasser ist durch seine bei uns erschienene „Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, erster Theil: Ackerbau- und Pflanzenbau-Briefe," enthaltend, die sich einer ausgezeichnet günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte, rasch auch in weiteren Kreisen auf das Vortheilhafteste bekannt geworden. — Obiger Jahresbericht enthält in einer Reihe von Aufsätzen die Beantwortung interessanter Fragen auf dem Gebiete der Landwirthschaft und hat daher allgemeines Interesse. — Der zweite Theil der Landwirthschaft, die „Viehzucht" enthaltend, erscheint noch in diesem Jahr.

Konrad Schwenck's

Wörterbuch der deutschen Sprache

in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

Vierte Auflage. 52 Bogen. Mblr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Dieses Werk ist als eben so gediegen wie praktisch brauchbar allseitig anerkannt. Wer es kennt, darf sicher sein, über jeden sprachlichen Zweifel Aufschluß und Belehrung zu finden. Zum Selbststudium, zu nützlichen Geschenken, zu Prämien in Handels-, Bürger- und Realschulen kann nichts Passenderes empfohlen werden.

Die Zierpflanzen,

deren Aufzählung, Vermehrung, Behandlung und Verwendung,

dargestellt von

A. F. Lenz.

Zwei Theile. Preis: Mblr. 1. fl. 1. 48 kr.

Allen **Blumenfreunden** ein treuer Rathgeber in Garten und Zimmer, in Pflanzenhaus und Blumet, behandelt dieses Werk die Zierpflanzen unserer Blumenbeete, Blumenkörbe, Blumenarbeiten und Blumenvasen. Es enthält in dem ersten Theil eine gedrängte Beschreibung der nöthigen Vorkenntnisse zur Pflanzen- und Blumencultur, in dem zweiten Theil eine möglichst abgekürzte, alphabetisch geordnete Aufzählung aller in diesem Zweige der Gärtnerei gehörenden in- und ausländischen Land- und Zierpflanzen, sowie die Vermehrung, Behandlung und Verwendung derselben.

C. J. Wild's

Praktischer Rathgeber.

Für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen.

Siebente Auflage.

Aufs Neue nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet

von

Professor **Dr. Rud. Böttger.**

Preis: Rthlr. 1. sl. 1. 45 kr. rhein.

Für die Vortrefflichkeit dieses **Magazins wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher** wie **„technisch-chemischer Erfahrungen"** bürgt der Name **Böttger**, eine anerkannte Autorität in seinem Fach, als Herausgeber dieser **siebenten Auflage**. Für die Reichhaltigkeit des Buches mag nachstehender Inhalt sprechen.

Inhalt: I. Gegenstände der Oekonomie: Blumen- und Baumzucht, Feld- und Gartenbau. Mittel gegen alle Arten von Raub- und Nagethieren, Insekten, Unkraut und dergl. Bewahrungs- und Schutzmittel gegen alle Arten von schädlichen Einflüssen auf Gegenstände der Oekonomie. Aufenthaltungsmittel, Putzmittel, Kunst- und Fleckenwässerei, Bleichmittel, Beschläge ꝛc. II. Aechte Anleitung zur Untersuchungen und Prüfungen auf die Aechtheit und Güte von Nahrungsmitteln, Handelsartikeln und Fabrikaten. III. Gegenstände der Haushaltung und Landwirthschaft, Zubereitung von Nahrungsmitteln. Ueber das Einmachen von Früchten. Bereitung warmer Getränke, Zucker- und anderer Backwerke, Gelées, Mus, Torte ꝛc. Mittheilung praktisch-technischer Gegenstände. Vorschriften zur Bereitung von wohlschmeckenden Backen, Parfümes, Räucherpulver, Pomaden, Oelen ꝛc. IV. Praktische Verfahrungsweisen aus dem Gebiete der Chemie und chemischen Technologie. V. Nützliches und Wissenswerthes aus dem Gebiete verschiedener Kunst- und Gewerbszweige. Ueber die Bereitung und Behandlung alkoholhaltiger Flüssigkeiten. Ueber Essigbereitung. Neue Vorschriften und Verfahrungsarten aus der technischen Färberei. Vorschriften zur Anfertigung von Hektographien, Bronzen, Metallcementirungen, Firnissen und Lacken ꝛc.

Lic. B. Sudhoff's

Kommunionbuch.

Mit einem Titel in Farbendruck. 8°. 1857. Geheftet à 54 kr. 16 Sgr. — In Sarsenet gebunden mit Goldschnitt fl. 1. 48 kr. Rthlr. 1. — In feinstem Chagrin Kalbslederembband mit Goldschnitt fl. 3. Rthlr. 1. 21 Sgr.

Neuestes Frankfurter Kochbuch.

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als Sechzehn Hundert Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, Erklärung der in der Küche allgemein gebräuchlichen Ausdrücke, das Trèssiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anrenen von Speisezetteln, und einem Anhange:

Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von

W. Schünemann,

Inhaber der Hôtels, großer Hirschgraben Nr. 19.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. In Sarsenet geb. à Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rhein.

Der gegenwärtigen vierten Auflage, die um nicht weniger als hundert Recepte vermehrt und wobei wiederum das Einmachen der Früchte, Gemüse und Fleischarten — auch jenes in hermetisch verschlossenen Büchsen — gründlich erörtert wurde, in eine Einleitung hingegeben, wodurch man in den Stand gesetzt wird, das Kochen ohne alle weitere Anleitung selbstständig von Grund aus zu erlernen.

Deutscher Dichter-Frühling

der neueren und neuesten Zeit.

Herausgegeben von

A. Hungari.

Zwei Bände. Geh. Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.; eleg. geb. mit Goldschnitt Rthlr. 3. 21 Sgr. fl. 6. 30 kr.

Dieses zierlich ausgestattete Sammelwerk deutscher Poesie übertrifft an Reichhaltigkeit bei weitem Alles, was bisher in solcher Art erschienen ist; denn es führt dem Leser [illegible]ihe von nicht weniger als 1208 ausgezeichneten Dichtungen [illegible] deutscher Dichter in geschickt angelegten Gruppen vorüber. Keines der aufgenommenen Gedichte aber verletzt Anstand und Sitte; vielmehr sprudelt hier eine reine Quelle deutscher Dichtung, woran die erwachsene weibliche wie männliche Jugend ohne Gefahr sich laben, erkräftigen und bilden mag.

Jörjakob

Die Spinnstube,

Volksbuch für das Jahr 1860.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Fünfzehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Richter, geschnitten in dem Atelier von A. Gaber in Dresden.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit zwei Vignetten.)	1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1859. (Mit Vignette.)	8
3. Jörjakob. Eine Geschichte aus den Zeiten von Anno 11. (Mit sechzehn Vignetten und Titel-Stahlstich.)	9
4. Ein Räthsel. (Mit zwei Vignetten.)	72
5. Altes Gold. (Mit Vignette.)	74
6. Eine Ehre ist der andern werth! (Mit Vignette.)	75
7. Die Spinnerin. Eine Geschichte. (Mit sechs Vignetten.)	84
8. Wie einmal zwei Kaiser junkerlichen Uebermuth zurückwiesen.	115
9. Das that auch eine brave Frau.	116
10. Ein Räthsel. Unverdiente Schuld. (Mit Vignette.)	124
11. Altes Gold. (Mit Vignette.)	125
12. Es bleibt doch nichts Gutes unbelohnt! (Mit vier Vignetten.)	128
13. Nikolaus von der Flüe. (Mit zwei Vignetten.)	138
14. Von vier Savoyardenbüblein. (Mit drei Vignetten.)	142
15. Ein Räthsel.	154
16. Altes Gold. (Mit Vignette.)	155

Seite
17. Anekdoten. (Mit zwei Vignetten.) 158
18. Eine vierzigstündige Todesfahrt. (Mit drei Vignetten.) . 165
19. Ein Räthsel. (Mit Vignette.) 187
20. Altes Gold. (Mit Vignette.) 188
21. Wie sich einmal Zwei die erlündenden Franzosen vom Leibe hielten. 190
22. Der Vergelter wacht! (Mit acht Vignetten.) 192

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Wieder einmal hat es mir der Herr in Gnaden vergönnt, ein Spinnſtüblein in die Welt zu ſenden und ſo wieder mit meinen alten, lieben Freunden in eine geiſtige Gemeinſchaft zu treten. Ihr wiſſet's ſchon, daß ich da allemal Etwas auf dem Herzen habe, was herunter muß, und Ihr nehmt, ſo hoffe ich, und darum bitte ich den Herrn, der unſres Angeſichts Hilfe und unſer Troſt iſt, das Wort in Liebe auf und in's Herz, daß es nicht leer zu mir zurück kehre.

Ihr wiſſet's wohl, daß ich rechts und links, nah' und fern, theils mit meinen, theils mit treuen Freundesaugen, mich umſchaue bei Hoch und Nieder, Arm und Reich, und da Manches finde, was anders ſein könnte. Heute ſchau' ich einmal in's Dorfleben. Vielleicht trifft's hier und da höher hinauf auch, in den Städten und Städtchen, beſonders bei Bürgern und Handwerksleuten. „Das Herrenſpielen" iſt ein heilloſes Ding für alle Stände, die nicht wirkliche Herren ſind, nämlich nicht die Mittel und die Stellung dazu haben. Aber heutzutage will Jeder eine, oder, wenn's thunlich iſt,

einige Stufen höher hinauf. Im ehrlichen, ächten Bürger- und Bauernstande gefällt's den Leuten nicht mehr, während gerade die hohen Fruchtpreise zeigen, wie der Bauersmann sich stellt. Darin aber liegt auch wieder der Grund, warum es ihm in seinem Kittel zu enge wird, und er heraus will in den Herrenrock und in's — Nichtsthun, Lungern, Faullenzen und Gutleben. Ist denn aber das Eins mit dem Herrenstande? Oder ist das das Herrnsein?

Nun, der Bauers- und Handwerksmann, Geschäfts- und Bürgersmann meint in der Regel: Außerhalb seiner Arbeit gäbe es keine mehr. Daß ein Anderer auch arbeite, auch für ihn arbeite, der Beamte, Einnehmer, Pfarrer, Richter, Lehrer, Arzt u. s. w., das meint er gar nicht. Er nennt sie: Faullenzer, weil er sie nicht ackern, pflügen, schustern, schneidern und dergleichen thun sieht. Daß das ein Irrthum ist, wird der Verständige schnell einsehen. Was ist's also, was das Herrnwerden in den Augen der Leute so lockend macht? Ich will das Kind einmal bei seinem rechten Taufnamen nennen, es ist das Nichtsthun und Faullenzen und Gutleben, was so lockt! —

Ueberall und immer ist der Müßiggang des Teufels Ruhebank. Wer arbeitet, hat nicht Zeit, heillosen Gedanken nachzuhängen; er denkt an seine Arbeit, sein Ziel. Seine Seelenkräfte sind darauf gerichtet und Narretheidinge kommen ihm nicht in den Sinn. Wenn ich darum von Unzucht und Unwesen in den Spinnstuben höre, so weiß ich immer, daß da nicht gearbeitet wird. Aber, sagen Frauen und Mädchen, wir spinnen! Das ist richtig und gut, aber wie ist's mit den Männern und Burschen? Ja, sagen die, wir haben nichts zu thun. Seit das Dreschen vorüber ist, ruhen wir. Ja, ja, ruhen? Lumpenstreiche treiben, Karten, im Wirthshaus sitzen und Trinken oder Rauchen, oder Beides zusammen und Kartspielen dazu! Das ist auf vielen Dörfern die Winterarbeit. Da folgt Alles, was Gott verboten hat! —

Sollte es nicht eines redlichen Vaters erste Aufgabe sein, dahin zu streben, daß sein Sohn oder seine Söhne

die Winterabende und die Wintertage, statt in nichtsnutziger Gesellschaft oder im Wirthshause — daheim mit einer nützlichen Beschäftigung zuzubringen? Ja, was sollen sie denn thun? — Schlimme Frage! Sie zeigt schon, daß Faullenzen im Winter Sitte ist! — Ich will Euch einmal erzählen, wie es hier und da ist, wo steile Berge sind, wenig Ackerbau und viel Wald, und die Leute also im Grunde wenig oder nichts zu thun hätten, wenn sie nicht sich Arbeit gesucht hätten, um die Zeit nicht todt zu schlagen oder sie dem lieben Gott abzustehlen. Ich will da droben bei den Bergen der Schweiz anfangen.

Im Kanton, vormaligen Fürstenthum, Neuenburg ist es so, wie ich vorhin schon gesagt habe: Viele Menschen, wenig Ackerbau. Wovon da leben? Wahrhaftig nicht vom Lungern, wie es so Viele im Winter thun! Der gebirgige Theil des Kantons Neuenburg oder Neufchatel ist besonders beachtenswerth. Sie arbeiten und verfertigen die zahllosen Uhren, goldene und silberne Taschenuhren, die jährlich in die Welt hinausgehen, und die sie machen, sind einfache Landleute. Da arbeiten Männer, Jünglinge, Frauen, Jungfrauen und sogar Kinder. Die Ordnung besteht aber, daß jede Haushaltung nur Eine Art von Rädchen, Spindelchen, Stiftchen u. s. w. Jahr aus, Jahr ein macht und es darinnen zu einer großen Vollkommenheit bringt. Andere setzen diese Einzeltheile zusammen; wieder Andere machen die Gehäuse, die Zifferblätter, die Zeiger — bis endlich die Uhr fertig ist und in den Handel kommt. Das ist wohl seine Arbeit; aber die Leute haben's gelernt und lernen's alle Tage und bestehen prächtig dabei. Im Jahre 1855 wurde in dem Ländchen Eine Million und 500,000 Uhren gemacht in Gold und Silber! Das hat sich nun bis zum Genfer See hinab ausgebreitet, und die Ausfuhr nach England betrug allein 1853: 42,486 Uhren; 1854 schon: 79,206 Stück Uhren und 1855 gar 90,670 Stück. So viele wurden verzollt. Wie viele noch, bei dem hohen Eingangszoll, eingeschmuggelt wurden, weiß man nicht. Und diese Uhren kamen alle aus Neufchatel! Wer aber auch dort

überall die Thätigkeit, den Fleiß vom frühen Morgen bis zum späten Abend sieht, der muß sich der Thätigkeit von Herzen erfreuen und sich erfreuen über den Wohlstand der Leute, der die Frucht des Fleißes ist. Zum Lungern und Bummeln hat uns Gott nicht Kraft und Verstand gegeben. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen," heißt's in der Schrift. Solch' Uhrenmachen läßt sich nun auch nicht auf dem Knie drechen und ich sag's bloß, um zu zeigen, was der Mensch kann, wenn er will.

Geben wir weiter herab! Da zieht sich am Oberrheine der Schwarzwald hin. Ein schönes Land; aber wo Tannen an den Felsen wachsen, geht kein Pflug. Das ist richtig, und die ehrlichen Schwarzwälder haben's mit Seufzen erkannt, wie rar das Brod da ist, wo es nicht im Acker gewonnen wird. Um es sich zu verdienen, haben sie die Holzuhren, die „Schwarzwälder Uhren" heißen, und die für ein Billiges in Euren Stuben hängen, angefangen zu machen. Da arbeiteten auch wieder Männer und Frauen und Kinder, wer Hände hatte, und lange Jahre gab es Brod und Verdienst, denn — Betteln ist für Den, der arbeiten kann, eine Schmach! Vor zwanzig, dreißig Jahren machten sie sie ganz von Holz, Rädchen und Alles, bis auf das, was nothwendig von Draht gemacht werden mußte. Später fanden sie, daß es doch dauerhafter wäre, wenn sie das Uhrwerk aus Messing machten, und das thun sie jetzt und finden sich wohl dabei. Denkende Köpfe machten allerlei Possierliches dazu, etwa einen Kuckuck, der, wenn die Stunde schlug, herauskam und laut: Kuckuck! rief. Andere machten Spieluhren, nämlich ein kleines Orgel- und Pfeifenwerk mit einer Walze, wo denn, wenn die Stunde schlägt, die Uhr ein Stücklein dazu spielt. Die wurden ungemein theuer bezahlt, und die sie machen, sind einfache Bauersleute! Daraus erwuchs ein neuer Erwerbszweig. Man machte die kleinen Drehorgelchen, womit man Blutfinken, Stockfinken und Kanarienvögel Stücklein pfeifen lehrt, und endlich die Drehorgeln, die die Orgelmänner in Stadt und Land herum schleppen und den Leuten vororgeln, daß ihnen die Ohren gellen.

In anderen Gegenden des gebirgigen Schwarzwaldes, wie auch in Tyrol und der Schweiz, ſchnitzen die Leute die ſchönen Spielſachen, Hunde, Pferdchen, Puppengeſtelle und dergleichen aus Holz. Das ſind gar ſchöne Sächelchen, die wieder in alle Welt gehen und Geld in's Land bringen. Auf die Dauer konnten das aber nicht alle. Da hat man auf Neues geſonnen und hat angefangen, Stroh zu flechten. Das fing mit dem Groben an; große Fußabſtreichmatten, Matten, um ſie in Gänge, in Kutſchen und der Art zu legen, daß den Leuten die Füße warm blieben; grobe Strohhüte für das Arbeiten im Freien, wenn die Sonne brannte. Nach und nach wurde es feiner gemacht, ſchöner, koſtbarer, und heutzutage ſind die feinen Strohhüte für die Frauen und Mädchen in den Städten, für die Männer nicht minder, die man ſonſt aus Italien bezog und ſündhaft theuer bezahlte, meiſt von den Schwarzwälder Bauern und Bäuerinnen geflochten, die das feine Stroh dazu oft weit her beziehen, ſelbſt aus Italien, und die Leute ernähren ſich Jahr aus, Jahr ein, ehrbar und herrlich, und haben Arbeit und Verdienſt. Sie fragen nicht: Was ſollen wir denn thun? — So fragt nur die Faulheit, die eben nicht mag. Wer will, der findet überall Arbeit.

In Tyrol, Vorarlberg, wo ich vor einigen Jahren einmal ſelbſt geweſen bin, ſah ich an den Häuſern hin und wieder eine Geige angemalt. Da ich nicht wußte, was das bedeute, und glaubte, da wohnten Spielleute, aber doch mir wieder nicht denken konnte, was all' die vielen Spielleute nöthig mache — fragte ich Einen nach der Bedeutung. Der Mann ſagte: Ihr ſehet, Herr, unſere Berge ernähren uns nicht, und den langen Winter kann man doch nicht herumfaullenzen. Da machen die Leute Geigen, und Alt und Jung, Mann und Weib hilft daran, und es wird Etwas verdient. Im Sommer bringen wir das, was wir im Winter gemacht, in den Handel! — Und das wirft ein Schönes ab!

Das ſchlägt ſchon in das Weſen der Kunſt; aber, liebe Leute, es fällt nirgends der Meiſter vom Himmel und es

muß gelernt werden. Die haben's auch gelernt und von A kommt man zu Z und Tz. Auf dem Hunsrück drischt der Bauersmann im Winter. Iſt er damit fertig, macht er ſich für die nächſtjährige Erndte ſeine Strohſeile, bindet ſie zuſammen und ſtellt ſie auf's Gebälke. Die meiſten ſind Leineweber und weben ihr Tuch für die Haushaltung und für andere Leute in der Stadt, und iſt das fertig und alle, dann denken ſie auf und an Anderes, ſie weben Tartan (Tärtän), ein Gewebe aus Leinen und Wolle in grauer Naturfarbe und in verſchiedenen ſchönen, farbigen Muſtern zu Weiberröcken und allerlei anderen Zwecken, und daraus wird Geld gelöſt. Es iſt Winterarbeit und ehrenwerth, wird auch Etwas dabei verdient. Das geſchieht nicht auf der Bärenhaut, dem Faulpelz!

Am Rheine, in den Thälern bei Bacharach herum, ſtricken Männer, Jünglinge und Buben die Strümpfe für die ganze Familie in den Wintertagen und Abenden; Andere flechten Strohkörbe, ſitzen auf der Schneidbank und machen Eimer, Kübel, ſogar Fäſſer und anderes Gerätde für die Sommerarbeit, Schippenſtiehle, Rechen und dergleichen. Da wird Etwas gethan zu Nutz und Frommen der Haushaltung, und das Lungern führt nicht in's Wirthshaus und zum Kartenſpiel. In einem Dorfe an der Nahe machen die Leute viel Hunderttauſende von den kleinen Beinknöpfen oder Holzformen für Knopfmacher.

Wenn ich mir ſo verſtelle, wie Viele im Winter durch Faullenzerei zur Liederlichkeit und Schlechtigkeit kommen und ſchon als Jünglinge das Fundament legen zum künftigen Lumpen, ſo fällt mir das ſchwer auf's Herz, und ich denke an den Fleiß der braven Leute, von denen ich geredet; ich denke, wie auch Ihr im Winter arbeiten und Etwas verdienen könntet. Eure Frauen und Töchter, wie ſind ſie fleißig und thätig, und Ihr, Väter und Söhne, faulenzt! Pfui, der Schande! Könntet Ihr nicht auch Euch nützlich beſchäftigen, wie Eure Weiber und Töchter? Dann bliebe das Geld im Hauſe und Ihr auch; dann möchten die Wirthshäuſer, dieſe Teufelsherbergen, leer ſtehen und der

ſchmarotzende Wirth, der mit Freundlichkeit alle Schlechtigkeiten in ſeinem Hauſe duldet, weil es ihm Etwas einbringt, könnte auch Beſſeres thun. Dann wären Eure Majen und Spinnſtuben Stätten des Segens, und bei der Arbeit könnte Einer vorleſen oder erzählen und es ginge fixer von der Hand. Arbeit iſt Segen, weil ſie vom Böſen abhält und zum Guten treibt, ernährt und verſorgt, und ſo der Schlechtigkeit und der Armuth und Lumperei die Thüre vor der Naſe zuſchlägt. Verſtanden?

Bedenket das, Ihr Hausväter. Ihr thut Euren Kindern gewiß Etwas, was für ihre Zukunft ein großer Segen iſt, wenn Ihr ſie zur Arbeit anhaltet; aber noch größer iſt der Segen, daß Ihr ſie vor Müßiggang und Sünden bewahret. Arbeit iſt und bleibt der beſte Damm für üble Sitten, und kommt dazu Gottesfurcht und gottſelige Zucht, gutes Beiſpiel und Gotteswort und Gebet, dann iſt's gewonnen und ein Strom des Segens kommt wieder zu uns.

Gott walt's!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1859.

Das erste Räthsel in der vorjährigen Spinnstube (Nr. 4, Seite 99) wird Euch, meine Lieben, an den Gottesacker gemahnen. Wo ein recht christlicher Sinn herrscht, da pflanzen sie auf die Gräber ihrer Lieben schöne Blumen, und dann ist der Gottesacker oder Kirchhof wie ein Garten. Leider stehen viele Gräber ohne Blumen, das macht, die in den Gräbern ruhen, sind vergessen. Schlimm, wenn man unserer so bald vergißt. Laßt uns recht viel Gutes thun, Liebe üben und Segen verbreiten, dann bleibt auch unser Andenken im Segen. Andere Gräber decken Grabsteine mit schönen Redensarten. Leider ist viel davon gelogen! Auch ein Acker Gottes ist er und es kommt ein Tag, wo Alle, die hier ruhen, auferstehen. Geb' uns Gott Allen eine selige Auferstehung, daß wir zu des Herrn Rechten gestellt werden! Dazu müssen wir aber hier im Glauben treu, in der Liebe treu, in der Gottesfurcht treu sein. Er ist eine Schlafstätte. Sie schlummern ja Alle in den Gräbern jenem Morgen zu. Ja, ja, das Kreuz des Lebens endet unter dem kleinen Kreuze, das auf dem Grabhügel steht. Beherziget den Schluß!

Das zweite (Nr. 12, Seite 146) ist — der Bart! Wisset Ihr noch, wie Ihr Buben waret und Euch einen Bart wünschtet? Nun Ihr alt seid, ist er Euch eine Last und Qual. Mir

wenigſtens gewiß. Klopft man Holz, ſo gibt's auch einen Bart. Nun — das Andere gibt ſich leicht. — Aber wenn am Schlüſſel er fehlt, hat's mit dem Schloßaufmachen ein Ende. Die Demokraten, deren ich gedachte, das ſind die Bartmänner von Anno 1848 und 1849, die damals die Welt glücklich machen wollten. Kennet ſie ja! Gott bewahre uns vor ihrer Art von Glück!

Das dritte Räthſel (Nr. 16, Seite 188) ſind die Handſchuhe. Es ſtecken Nägel drin, natürlich, die an den Fingern. Handſchuhe zieht man ja ohne Strümpfe an, die drücken auch keine Krähenauge, wie die an den Füßen.

Das vierte, das gleich dabei ſteht (Nr. 17, Seite 187), das iſt die Schnur — ſo heißt bekanntlich die Sohnsfrau — und auch die Schnur, womit ihr bindet.

Das fünfte (Nr. 22, Seite 225) nun, wenn du grade Zwölfe zuſammen nimmſt, gibt es ein — Dutzend.

3. Jörjakob.

Eine Geſchichte aus den Zeiten von Anno 11.

Guten Abend! rief fröhlich der alte Schmiedjakob eines Abends den Genoſſen der Spinnſtube zu, die ſich ſeit dem Herbſt um ſo viele vermehrt hatten, als eben nur der Raum um das von Balken herabhängende Oellicht zuließ. Er war über Feld geweſen, da die

Witterung noch gut war, und der Gang in friſcher Luft hatte dem rüſtigen Alten wohlgethan.

Ihr kommt ja ſpät, ſagte freundlich die gutmüthige Schnäfrau. Wir hatten Sorge um Euch.

Waren unnöthig, bemerkte er lächelnd, und ſetzte ſich an den Tiſch, wo ſie ihm die warme Milchſuppe auf ein reines Tiſchtuch ſtellte und Teller und Löffel dazu. Mehr aß er nicht, wenn er ermüdet war. Du haſt mich heute geprellt, ſagte der Gevatter, und ich glaube, uns Alle; denn wir hatten auf heute Abend die Geſchichte erwartet, die Du uns zu erzählen verſprochen haſt. Alle ſahen nach dem Alten hin, was er antworten würde.

Er lächelte. Wer ſagt's, daß ich Euch prellen wollte? verſetzte er. Im Gegentheile, ich bin heute, trotz dem Gange zum Müller an der Rodenbach, gar nicht müde, und will's, wenn ich mein Süpplein gegeſſen, verſuchen, ob ich's fertig bringe. Kommen wir heute nicht zu Ende, ſo wird ja der liebe Gott auch noch einen Abend ſchenken, daß ich's zu Ende bringe. Zu dem Müller bin ich grade deßwegen gegangen, weil mich mein Gedächtniß hier und da irre geleitet. Der kannte ihn auch noch.

Wen denn? fragte der Veit.

Hör' Alterchen, ſtatt ſo neugierig zu fragen, könnteſt du mir meine Pfeife ausräumen und ſtopfen. Du wirſt's ſchon noch hören. Abgeführt! lachte Veit, nahm die Pfeife und that nach dem Wunſche des Alten lieben alten Mannes. Er ſtopfte ſie ihm, legte ſie dann auf den Tiſch und ſagte: Nun hab' ich's gethan. Laßt uns jetzt auch nicht lange warten! Eine Hand wäſcht die Andre, wie Ihr wiſſet!

Schmiedjakob war derweilen fertig geworden, zündete ſein Klöbchen an und fing dann, nachdem er ſich behaglich in den Großvaterſtuhl geſetzt, alſo an. Wenn Ihr da vornen in der Spinnſtube das Bild anſehet, ſo ſag' ich Euch feſt und ſicher: Das iſt der Jörjakob, wie er leibt und lebt. So hab' ich noch als Knabe den alten Struwelkopf hundertmal hinterm Buche ſitzen ſehen, die Unterlenze herausgezogen, in tiefer Aufmerkſamkeit. Kam man ihm dann quer, dann ſtrich

er ärgerlich die Haare mit der Rechten auf die linke Seite und konnte höchſt ärgerlich werden. Bös war er nicht, was auch die Geſchichte lehren wird, nur abſonderlich. Der Jörjakob wohnte drüben in A....., wohin ich damals oft kam, und ſo lernte ich ihn in ſeinem Thun kennen und nahm einen großen Antheil an ihm und ſeinem Lebensgange, den ich genau kennen lernte.

Er lebte in ſeinem großen Hauſe alleine. Sein Gut beſorgten zwei Knechte, und eine alte Baſe, die Lisbeth, das Hausweſen. Sein Haus hatte einen ſehr ſeltſamen Namen. Es hieß die Bettlerherberge. Lachet nicht über den Namen, es verdiente ihn vollkommen. Ihr wiſſet, daß auf abgelegenen Dörfern wandernde Bettlerfamilien, Zinngießer, Spengler, Keſſelflicker und dergleichen Künſtler, ſich eine wohlfeile Herberge erbitten und auch allemal erhalten. Etwas zu eſſen gibt es ſchon, und mit der Schlafſtätte nehmen ſie's nicht genau. Streh thut's ſchon. — Warum auch nicht? Wie dem Luſtigen gut aufſpielen iſt, ſo iſt dem Müden gut betten, und verwöhnt, wie die Reichen und Städter, ſind arme Leute nicht. Wenn nun nach A..... Bettler oder ſolche Wanderhandwerker kamen, die nach einer Herberge, das heißt, nach einem freien Einlager, fragten, ſo hieß es gleich: Geht zum Jörjakob, und der nahm ſie allemal freundlich auf und ſpeiſte ſie.

Sagte Jemand zu ihm: Jörjakob, Ihr ſeid der Reichſte im Dorf und nehmt ſo Alles auf, was der Wind in's Dorf weht, iſt's Euch denn nicht bange, daß ſie Euch einmal beſtehlen? Es könnte doch einmal geſchehen?

Laßt mich in Ruhe, ſagte er dann. Wären alle Armen Spitzbuben, ſo müßten alle Reichen Scharfrichter werden! — Mich hat noch Keiner von denen, die ich herbergte, beſtohlen, wohl aber Viele, die eigne Häuſer haben! — Es gibt viele reiche Spitzbuben, und die ſind ſchlimmer!

Oder wenn Einer ſagte: Wo möcht' ich nur alle das Geſindel in's Haus nehmen? Lumpen und Lappen voll Unrath? Man könnte Etwas erben!

S'iſt nicht wahr, ſagte er dann. Ich beſehe ſie allemal

erſt. Rein müſſen ſie ſein, dann kommen ſie unter. Das wiſſen die Meiſten ſchon lange her. Uebrigens, ſetzte er dann ſcharf hinzu, macht's Jeder, wie es ihm gefällt. Ich auch! damit ließ er den ſtehen, der ſolche Bemerkungen machte und ging davon.

Wo war er denn eigentlich her? fragte der Gevatter; ich erinnere mich, einmal gehört zu haben, er ſei nicht von A..... geweſen?

Wer dir das geſagt hat, Kumpeer, entgegnete Schmiedjakob, der hat dir die Wahrheit geſagt, und ſo will ich denn auch, da deine Frage auf den Ausgang dieſes Mannes hinweiſt, darauf zuerſt eingehen. Mit dem Ausgangsorte eines Menſchen hängt Viel zuſammen.

Ihr habt wohl Alle gehört, daß in den achtziger Jahren, vielleicht auch etwas früher, viele Leute aus der Pfalz und den Rheingegenden nach Polen auswanderten, wo man ihnen halbwegs den Himmel verhieß und die Hölle ganz lieferte. Es zogen Leute herum, die recht gewandte Plauderer und Schmutzer waren, die redeten Wunder von dem herrlichen Lande und wie die Regierung ihnen Land gäbe, denen nämlich, die hinein zögen, und zwar nach der Kopfzahl der Familie ſo und ſo viel Morgen. Das war namentlich für arme Bäuerchen lockend, die Kinder genug und Land zu wenig hatten. Die Schmutzer ſagten ſelbſt für Säuglinge die Morgenzahl zu. Ihnen ging's ja wohlfeil ab, und an das Wort halten waren ſie nicht gebunden.

Nun gibt es nicht leicht eine Gegend, die ärmer, und ein Volk, das wanderluſtiger wäre, als das Land am oberen Glan, da bei Kuſel herum, bis Sanct Wendel hinein, die, roth wie Scharfrichter, im Lande herum ziehen mit Weib und Kind, Mann und Maus und ihre Habe nebſt ihrem Handelsartikel auf einem kleinen Wägelchen haben, das ſie mit eigenen Händen ziehen.

Roth wie Scharfrichter, hab' ich geſagt, zögen ſie im Lande herum. Das iſt wörtlich ſo. Man findet nämlich dort in der Gegend den Röthel oder Rothſtein, womit Maurer, Schreiner, Zimmerleute, überhaupt Bauhandwerker, ihre Zeichen

zu machen pflegen. Sobald nun irgend die Jahreszeit es zuläßt, wird das Wägelchen voll Rothstein geladen, den sie sich graben, und dann geht's: Adjes, in alle Welt! Mit dem Röthel wird dann hausirt, und er ist — der Schild für das Betteln, und während Vater und Mutter ihn anbieten, betteln die Kinder, was die Alten auch thun, und es müßte ein schlechter Tag gewesen sein, an dem sie nicht Abends sich satt zu Bette begäben, das heißt, sich auf's Heu oder Stroh in der Scheune legten der Länge nach, und ohne daß sie sich die Mühe nähmen, sich auszukleiden.

Roth aber sind sie vom Kopf bis zu den Füßen, weil der Rothstein außerordentlich abfärbt und seine Farbe sich den Kleidern nicht blos unvertilgbar einfärbt, sondern die Haut auch röthet. Die Leute sehen seltsam, ja mitunter erschrecklich aus für den, der die Sache nicht kennt. Waschen hilft da nicht viel, warum sich denn auch damit Mühe machen? —

Pfui! rief Ammichen. Wer möchte so leben? —

Freilich du nicht, du schmuckes Frauchen, versetzte Schmiedjakob, aber ist man's erst so gewöhnt von Kindesbeinen an — ei, so wird's eine eingefleischte Wasserscheu. Der Art findet sich bei diesen Röthelleuten nicht eine geringe Zahl, wie es denn aber auch recht ehrenwerthe Ausnahmen gibt. S'ist halt, wie überall!

Einmal, es war um die Zeit, als das Nachpolenziehen im Schwunge war, schien Nachts der Mond silberhell durch ein Fensterlein, das nicht viel größer war, als eine Scheibe, wie man sie jetzt in der Stadt sieht, und sein neugieriq Angesicht blickte da in ein Stübchen, das den viereckigen alten Ofen, zwei Bretter auf vier eingeschlagene Hölzer genagelt, als Tisch dienend, eine Bettlade, worin ihrer vier auf Stroh lagen, und einige Andre hinter diesem Bette auf derselben Unterlage ruhten — dieß abgerechnet, auch keine Handbreit Raum mehr hatte. Ueber diesem Stübchen war ein niederer Estrich, unter den Füßen eine Tenne oder geschlagener Lehmboden, daneben ein Küchelchen von etwa vier Fuß Breite, und Alles deckte ein Strohdach, dessen Ent-

seitdem sicherlich hundert Jahre hinter der Nacht, da der Mond zu selbiger Stunde neugierig hineinblickte, liegen mochte, denn es war von allen im Lande vorkommenden Moosarten, selbst dem Bartmoose der Wälder, bedeckt und ornamentirt in allen Farben. Ein Apotheker, der mit der grünen Blechbüchse phantasirend herum handirte, in der Absicht, die verschiedenartigsten Moose zu studiren, hätte auf seltsamem Tischlein ein halbes Jahr Arbeit gefunden und Ausbeute so reich und schön, wie kaum irgendwo. —

Der Mond sah gewiß nicht zum ersten Male da hinein, was schon aus dem hervorgeht, was ich über das Moos sagte, das völlig an die Stelle des Streues getreten war und in dem Lehm, womit einst das Streu war aufgetragen worden, wie es schien, eine vortreffliche Nahrung fand, dann sich immer erhöhend, ein Geschlecht über dem Grabe des Anderen, ansinnte es üppig um einen Stock Hauswurz herum, der so groß, wie ein umgestürzter Tragkorb war, und wie ein grüner Berg aus saftigen Wiesen, mit seiner grasgrünen Farbe aus dem Moose herausstak.

Also er sah gewiß nicht zum ersten Male da hinein, und je nach der Gunst der Stunde und der Lage derer, die in der mit Streu gefüllten Bettstelle der Ruhe genossen, sah er auch sicherlich zum ersten Male in das blühende Angesicht eines kräftigen Mannes, der sich justement damals dem neugierigen Blicke des guten Mondes zuwandte. Das Alles angenommen, als feststehend wahr, so kam noch ein Drittes hinzu, nämlich daß nicht immer der Mann erwacht war, wenn ihm der gute Mond auf die Nase schien. Diesmal aber geschah's und war nicht aus dem Grunde, daß etwa die Macht des hellen Lichtes ihn geweckt, sondern — ihren wegen Polens die Gedanken.

Schon mehr denn einmal war er mit seiner lieben Frau und seinen vier Kindern bis an der Grenze von Polen gewesen und hatte Röthel verkauft oder auch nicht, und sich ranzionirt auf Regiments Unkosten, wie die Soldaten sagen, hier aber sie viel heißen soll, als Fechten bei dem Handwerksburschen, und Betteln im gemeinen Leben. Er hatte

Polen von Ferne gesehen, wie einst Moses das gelobte Land, war aber noch nicht hineingekommen, weil seine liebe Frau nicht gewollt hatte, die das Heimweh allemal um diese Zeit und in dieser Gegend kriegte, weil sie wahrscheinlich einige Züge der Verwandtschaft mit der lieben Heimath trug, was sicherlich nicht in der Eigenthümlichkeit üppiger Fruchtbarkeit gelegen zu haben scheint.

Damals aber dachte noch keine Seele an's Auswandern nach Polen und drei Jahre später waren die Leute so kapital toll, wie Andre mit Amerika. In der Zeit, als der Mond einmal Nachts den Hannpeter weckte, war es wie ein eigenthümlicher Luftzug durch die Lande gegangen, nach Polen auszuwandern. Dort, hieß es, sei eine Menge des allerfeinlichsten Fruchtlandes und keine Hände, die es bauen möchten, denn die Polacken seien faule Gesellen, die lieber herumlungerten und Branntwein tränken, als daß sie arbeiteten. Darum wolle die Regierung Deutsche in's Land ziehen. Sie gebe, sagten die Schmuser, auf jeden Kopf, und wenn es auch ein acht Tag alter sei, fünf Morgen Landes, als freies Eigenthum das Ackergeräthe, oder, wie man sagte: Schiff und Geschirr; jeder Haushaltung oder Familie eine Kuh, ein Schwein und vier Hämmel, zehn Jahre Steuerfreiheit. Ei da konnte ja Einer, den der liebe Gott mit sechs bis acht Bälmern gesegnet, gleich schnurstracks ein steinreicher Bauer werden, zumal auch noch nachgesagt wurde, die Regierung baue ihnen auch noch Häuser, schöner und größer, wie daheim.

Das waren wahrlich Aussichten, die einem armen Kötheldändler, der das Fechten als Nebengeschäft trieb, den Kopf voll Gedanken machen konnten; aber wie nun der gute Hannpeter, den sie im Dorfe mit dem nicht sehr empfehlenden Namen Hannepampel bezeichneten, diese lockenden Dinge im Mondschein erwog, wo sie sich noch weit schöner ansehen ließen, als bei Tage; und er in Betracht zog, daß er, seine Frau, die Gra, und seine vier Kinder zusammen ohne alle Mühe dreißig Morgen Land bekämen, und hier hatten sie keine dreißig Finger breit, da wurde es ihm warm um's Herz. Eine bessere Zukunft that sich vor ihm auf, die Armuth

und der Röthelkarren verschwanden mit dem rothen Kittel und es leuchtete ihm ein Leben entgegen, wie es die Herrchen, nämlich der Paster und der Bürgermeister führten, und der Mund wässerte ihm bei dem Gedanken an die Fleischtöpfe Aegyptens, die nicht hinter ihm wie bei dem Volke Israel in der Wüste, sondern vor ihm in der goldenen Zukunft und im Lande Polen lagen.

Er stieß mit dem Ellenbogen seiner Frau in die Flanke und sagte: Eva!

Die brummte, legte sich herum und schlief weiter.

Abermals ein Ruck. Eva!

Nun, was stößt du mich in die Seite? fragte zornig das sonst so milde Weib.

Ach Eva, sagte er, ich denke an Polen. —

Denk' so lange du willst, knurrte die schlaftrunkene Frau, und laß' mich in Ruhe! Du bist verrückt mit Polen! —

Da haben wir's wieder! seufzte er. Grad' wie an der Grenze von Polen! Man meint, es wäre Gift und Peppermint! Was ich ein Kreuz mit dem köpfischen Weibe habe! Die ist doch, wie alle Weiber, immer das Widerspiel. Man meint, der Röthel wär' ihr an die Seele gewachsen; aber ich kriege sie doch. Wart! Er sann sich einen Plan aus, und der mußte glücken. Er wollte nämlich diesmal auf der Röthel- und Bettelfahrt, die ohnehin in diesen Tagen angetreten werden sollte, einen andern Weg einschlagen und sie unvermerkt so nach Polen hineinbringen. Anders durfte er freilich nicht hoffen, Etwas fertig zu bringen, weil Eva, wie die Urältermutter, schlau war, und der gute Hannepampel mehr nach ihrer Pfeife tanzte, denn sie nach der Seinen. — Grade, wie bei uns auch!

Schmiedjakob zuckte die Achseln dabei, und der Gevatter meinte, es ginge so in der Welt, und es wäre gut, wenn Schmiedjakob über dies Kapitel hinausginge ohne nähere Erörterung — denn, sagte er, ich kenne das auch und weiß, daß wir hier noch ein Breiteres darüber hören werden, weil —

St! zischte ihm Schmiedjakob zu; fang' mir nicht gleich Händel an, Kumpeer. Ich weiß recht gut, wo Barthel

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09422/019

den Most holt, und will darum in meiner Geschichte fortfahren. —

Heran Ihr wohlthut! bemerkte Kathrinchen, die schon kampfbereit den Faden hatte einlaufen lassen, nun ihn aber wieder anzog und zu spinnen fortfuhr.

So ist denn Zeit und Stunde gekommen, daß das rothe Wägelein mit seiner Röthelladung vor der Thüre stand und Eva und ihre Kinder reisefertig dabei. Jörjakob und Ammarie ergriffen das Seil mit dem Querholze, das vor die Deichsel als Vorjoann hinausging: Vater und Mutter traten an die Deichsel und die zwei Kleinen saßen auf zwischen einigen Bündeln, welche hinten in dem länglichen Wägelchen ihren Raum fanden, wo der Röthel durch ein Querbrett zurückgehalten wurde.

Abschied war bald genommen, denn die Häuser des Dorfes, das heißt, die armseligen Hüttlein, lagen weit auseinander, und stellenweise nahm der sich verdrängende Wald es über sich, die Nachbarn vor Hader zu schützen, indem er nicht ohne Macht und Kraft dazwischen trat und sie von einander schied. Die beiden nächsten Nachbarn waren schon mit Kind und Kegel hinaus gewandert vor dem Hannepampel, der immer etwas später auszog. Die Häuslein waren also schon ohne Rauch und Licht, bis auf Eins, wo die alte Großmutter die Schlüssel von Allen bewahrte und gelegentlich einmal nachsah in den leeren Nestern, damit Niemand Etwas hineintrage, da Niemand sich der Sorge hinzugeben brauchte, daß Einer Etwas hole, wo — Nichts zu holen war. — Diese Altmutter, aller Röthelhändler Haushälterin, war zeitweise mit etwaigen Kranken und Preßhaften allein im Dorfe und hatte den Vortheil, außer der Alleinherrschaft im Dorfe, daß sie höchst selten Streit bekam. Ihr übergaben Hannpeter und Eva den Schlüssel, drückten ihr die Hand und waren froh, ungerupft davon zu kommen, da ihre Zunge ein zweischneidig Schwert war, an dem man noch keine Scharte bemerkte, obwohl ein nahezu achtzigjähriger, eifriger und fleißiger Gebrauch so Etwas hätte können befürchten lassen. Für die Schlüsselbesorgung erhielt die Alte bei der Heimkehr irgend ein Geschenk beliebiger Art.

Wie gesagt, Abschied und Fürsorge für das, was man zurückließ, war bald beseitigt, und ohne ein weiteres Abenteuer im Bereiche des Dorfes griffen sie „freudig dann zum Wanderstabe“ und der kleine, niedere, längliche Röthelkarren rollte lustig den Weg dahin in die weite Welt, die nur für den Hannpeter ein geheimes, sicheres Ziel hatte, die äckerreiche Zukunft in Polen, von der jedoch Eva nichts ahnete.

Das Wanderleben muß einen wunderbaren Reiz für die haben, welche sich ihm ergeben, und hat ihn, daran ist kein Zweifel. Wer sein „Daheim“ überall hat, findet auch überall sein Behagen, besonders wenn er, wo möglich, mit Allem zufrieden ist.

Man sah's Allen an den Gesichtern an, daß sie mit der beginnenden Wanderung ihre Wünsche erfüllt sahen, bis auf Einen, und dieser Eine war Jörjakob, Hannpeter's und Eva's ältester Junge. Er war dazumal etwa zehn Jahre alt und ein kräftiger, blühender Junge von sehr ernstem Wesen. Er wäre lieber daheim geblieben und hätte im Felde oder sonst wie gearbeitet, sich etwa als Knecht verdingt oder dergleichen. Es war seltsam von einem Jungen, dem sonst das Umherschweifen eine rechte, helle Lust ist, daß er lieber an Einem Orte weilte, als in der Welt herumzog; daß er lieber im Schweiße seines Angesichts sein Brot gegessen hätte, als es bettelnd vor andrer Leute Thüren zu suchen. Er war da schon oft hart und lieblos angelassen worden, und das wurmte ihm beständig und hatte ihm einen recht gründlichen Abscheu vor dem irrenden Wander- und Bettlerleben beigebracht.

Er hatte das seinem Vater wohl einmal offen gesagt, allein was war da zu machen —?— Hungern oder Wandern, das war die Frage, und die Entscheidung gab, begreiflicher Weise, das Hungern und legte sich schwer in die Schale. Jetzt zog er vornen an der Deichsel nach Leibeskräften. Erst mit der Zeit, wo ein Trieb des Wissens und Erkennens in dem Knaben erwacht war, hatte sich diese Abneigung gegen das Umherziehen eingestellt, und das war so gekommen. Eines Sonntags las ihm die Mutter ein frommes Lied vor aus

einem alten Gesangbuche. Das machte einen tiefen Eindruck in die weiche Seele des Knaben. Er horchte mit angehaltenem Athem. Als sie geendet, fragte er: Mutter, steht das in dem Buch?

Sie nickte bejahend.

Wie kannst du's denn so nachsagen? fragte er weiter.

Sieh', Kind, hier steht's ja, sprach sie lächelnd und hielt ihm das Buch hin. Ich lese es ja!

Wo lernt man denn das? Ach, Mutter, lehrt mich's doch!

Das kann ich nicht, sagte darauf die gute Mutter und streichelte des Knaben Wange. Das lernt man in der Schule.

Warum geh' ich denn in keine Schule? —

Weil wir das Schulgeld nicht aufbringen können! Sie seufzte dabei tief. Auch der Knabe seufzte; aber er brach auf und lief schnurstracks zum alten Lehrer. Das war ein menschenfreundlicher Greis, der sich des Wissenstriebes freute, dessen erstes Erwachen hier ihm so frisch entgegentrat. Er sah in des Knaben offenes Auge und er gefiel ihm wohl.

Weißt du was, Jörjakob, ſagte er, komm' in die Schule; es ſoll dich nichts koſten.

Das war eine Himmelsbotſchaft für ihn, wie ihm keine vorgekommen. Er lief ſogleich zur Mutter zurück und verkündigte ihr ſein Glück, und ſchon Montags war er der Erſte in der Schulſtube. Und von da an verſäumte er keine Stunde mehr. Der Vater, der auch ſein Lebtag kein A B C gelernt, war ärgerlich zwar, daß ihm der ſtarke Bube nicht half den Holzſchlitten nach und aus dem Walde ziehen; die Mutter, die viel Gewalt über ihn hatte, machte das indeſſen wieder rund, und ſo konnte er bis zum Frühlinge die Schule beſuchen, wo denn die Wanderung wieder begann und das Lehren und Lernen unterbrach. Das wäre freilich auch zu Hauſe geſchehen, denn der Schulunterricht hörte überall mit Oſtern auf und begann erſt wieder mit Michaelis. Das war damals ſo in aller Herren Länder und man meinte, die Leute lernten genug, um in der Bibel leſen zu können und in der Kirche im Geſangbuche das Lied, und Purpaßletang (pour passer le temps) wie die Franzoſen ſagen, den Kalender mit ſeinen Geſchichten und Sonnen- und Monds-

finsternissen, nebst den Jahrmärkten. Rechnen lernten sie auch und begabte Buben, mit denen der Lehrer bei'm Examen Eins auslegen konnte, brachten's selbst bis zur wälschen Praktika. Das wollte Etwas sagen. Ja, wenn Einer ein Extrakopf war, so lernte er Steuschisse, Drachen und Husaren rechnen. Das waren Divisions-Exempel, die, wenn sie richtig gerechnet waren, solch' eine Figur darstellten. Es gehörte aber eine hochfliegende Einbildungskraft dazu, um sie als solche anzuerkennen. Es waren Kunststücke, welche die Bauern anstaunten und vor denen der Herr Inspektor einen um so größeren Respekt hatte, als er selbst nicht im Stande war, sie auszurechnen oder nur nachzusehen, ob Alles richtig war, was, streng genommen, auch nicht nöthig war, weil schon die richtige Figur als die Probe galt. Die Kunst des Schreibens war nur für die Buben und bei den Mädchen so selten, wie Anno 1849 ein Hase. —

Warum denn? fragte Ammichen.

Damit sie keine Liebesbriefe zu schreiben Lust bekämen! sagte der Alte und die ganze Spinnstubenfreundschaft brach in ein lautes Gelächter aus, als Ammichen sich zu ihrem Rade beugte, als suche sie den Faden, und doch nur die Schamröthe verbergen wollte.

Nichts für ungut, Ammichen! bat der Alte. Es war aber einmal so damals und die Weiber machten ihr Handzeichen, nämlich: ✝ ✝ ✝.

Laß es dabei, sagte der Gevatter, und setze es nicht weiter auseinander, sonst gibt's wieder Hader!

Meinetwegen, versetzte Schmiedjakob, indem er schalkig lächelte. Kurzum, es war so und war auch gut. Die Mädchen lernten ihre Hausarbeit desto besser. — Männer bekamen sie doch, auch ohne Briefe und auch das dreifache Kreuz hatte seine Bedeutung.

Welche denn? fragte schnippig das Kathrinchen, da Ammichen schwieg.

Nun, sagte Schmiedjakob, das Eine bedeutete: Hauskreuz; das Andere: Ehekreuz, und das Dritte: Kinderkreuz, und damit war es grade genug.

Als ob daran die armen Weiber Schuld wären? Es iſt doch abſcheulich! rief Kathrinchen aus und blickte den Alten recht herausfordernd an.

Drehe den Krahnen zu, rief der Gevatter, ſonſt kommt's trübe!

Ach was, ſagte der Alte, Kathrinchen weiß ſchon, wie ſich's damit verhält und ihr Mann wird ſich nicht patzig machen, der hält Etwas auf den Hausfrieden. —

Noch beſſer! rief die junge Frau. Ich muß zu Allem ſchweigen, ſonſt kriegen wir armen Weiber noch immer mehr von dem böſen Großvater.

Schmiedjakob reichte ihr lachend die Hand und Alles war gut. Vergeſſet aber Eure Rede nicht, ſagte ſie.

Gewiß nicht! rief er aus und fuhr ſogleich fort. Die Reiſe ging ohne bedeutende Ereigniſſe ihren Gang, nur daß Margreth und Jörjakob oft haderten, da er nicht betteln wollte. Das Mädchen war indeſſen zu gut, um es nicht an ſeiner Statt zu thun, während er im Schatten eines Baumes ſaß und in ſeinem neuen Teſtamente, das ihm ſein Pfarrer geſchenkt hatte, las. Hatte ſie ausgebettelt, ſo theilte ſie den Ertrag zwiſchen ihrem und Jörjakob's Säcklein und er dankte ihr dann allemal auf's herzlichſte und die Eltern merkten gar nicht, wie Wiſſenstrieb auf der einen, und Geſchwiſterliebe auf der andern Seite ſich zum kleinen Betruge die Hand geboten.

Die Weiber ſind ſchlau wie die Berliner Schutzmänner, wie man dort die Schandarmen jetzt heißt, die es Einem anwittern auf fünfhundert Schritten, ob er ein Spitzbube iſt. Die Eva merkte es, was der gute Hannepampel im Schilde führte, und als ſie vollends in Thüringen einmal eine Unterredung mit anhörte, hinter Winds nämlich, man nennt's ſonſt Horchen — die ihr Mann mit einem Thüringer hatte, dem er Alles auseinander ſetzte, bis auf den Punkt nämlich, wie er ſeine Frau dran kriegen wollte, da war's rund aus. Sie erklärte ihm Abends ganz kurz, ſie wollten dießmal nicht nach Preußen, ſondern mehr links hinunter, wo der Rebel, wie ſie gehört, rar, theuer und ſehr geſucht ſei. Das that ſie mit ſo weiblicher Entſchiedenheit und Feſtig-

keit, daß eine Appellation im Prozesse abgeschnitten war, wie Hannepampel wohl wußte. Er ließ kummervoll den Kopf hängen, seufzte sehr, aber er ergab sich am Ende drein und dachte: Es soll einmal nicht anders sein! Er war ein zu guter Weibermann und auch von Eva zu gut gezogen, als daß er es hätte sollen merken lassen, daß es ihm an das Kamisol ging. Ueberdieß war er auch Keiner von denen, die sich nicht leicht in Alles finden können.

Es war auch gut so, denn mit der Geschichte in Polen war's viel Windbeutelei und Schnurrpfeiferei und wurde Mancher abscheulich gehänselt, der den Schmußern glaubte. Und auch noch aus einem andern Grunde war's gut, daß sein Plan nicht zur Ausführung kam.

Der liebe Gott geht Wege mit uns, die wir in ihrem Grunde und Ziele nicht erkennen. Wunderbar sind diese Wege und unerforschlich diese Gerichte, wie der Apostel sagt; aber wenn sie auch unsere Plane durchkreuzen, sie sind eitel Güte und Weisheit und erst, wenn wir die Erfolge erwägen können, verstehen wir das.

Es war ein gluthheißer Sommer, da Hannepampel seine Röthelreiſe und Bettelfahrt durch das liebe Deutſchland in ſeinem nördlicheren Theile machte. Dazumal herrſchte die Ruhr gewaltig und verheerend auf weite Länderſtrecken und die Menſchen ſtarben häufig dran. In einem Städtchen in dem Hannöver'ſchen erkrankte daran der arme, gute Hannepampel. Das war eine traurige Geſchichte, zumal wenn man ein Strohlager zum Bette hat und ein armer Röthelkrämer iſt. Die Leute haben aber ein Einſehen und Erbarmen mit ſo einem armen Schelmen. Er lag damals im Häuslein eines armen, braven Schuhflickers am äußerſten Ende des kleinen Städtchens. In dem Städtchen aber befand ſich, als Stiftung eines reichen, braven Mannes, ein Krankenhaus,

wo arme Leute umsonst verpflegt werden. Gottes Segen über den Reichen, der seinen Ueberfluß so anwendet! Welche Wohlthat ist größer und segensreicher, als der leidenden Armuth eine solche Stätte zu gründen? Man sagt im Leben: der kriegt einen Stuhl im Himmel! Wahrhaftig, er verdient mehr. Er ist einer Krone der Herrlichkeit werth und der Herr, der ein Vergelter ist, gibt ihm sicherlich einen Lohn in seinem Reiche, wie er ihn verdient! Und dazu sag' ich: Amen!

Der arme Schuhflicker lief alsbald zum Pfarrer, der mit im Rathe saß, welcher das Krankenhaus verwaltete. Der war, wie ein Pfarrer sein sollte. Er kam selbst und sah die Noth und alsbald wurde der Kranke dorthin gebracht. Ja noch mehr, er brachte auch einstweilen im Armenhause Eva und die Kinder unter.

Im wunderbaren Rathe Gottes war es beschlossen, daß Hannepampel das Röthelland nicht mehr sehen sollte. Eva wich nicht von seinem Bette, das so gut war, wie seine Glieder niemals eins gefunden in der Welt. Aber wie auch ihr treues Auge jede seiner Bewegungen verfolgte; wie auch die betende Lippe zum Herrn flehte, sie mußte seinen letzten Seufzer hören, seinen letzten gebrochenen Blick empfangen — seinen letzten Händedruck und ihm das ehrliche Auge zudrücken. —

O das war eine schwere Heimsuchung! Aber allein stand die Arme nicht, der Pfarrer tröstete sie und richtete ihren Glauben auf nach bester Kraft. Freilich will das Herz sein Recht und das ließ er ihm auch vollkommen; aber an einem solchen tröstlichen Zuspruch liegt denn doch auch sehr viel und er hilft mächtig die Thränen der Liebe trocknen, zumal, wenn er so gläubig ist und aus einem Samariterherzen kommt. Der gute, treue Hirte ließ es auch dabei nicht. Er wußte viele Herzen in seiner Gemeinde zur thätigen Christenliebe zu stimmen. Und das wirkte so mächtig, daß Eva und ihre Kinder neu gekleidet wurden und, reich beschenkt, endlich mit dem nahenden Herbste heimkehren konnten, ohne daß die Sorge um das tägliche Brot sie für den Winter drückte. Der alte Gott, der Vater der Wittwen und Waisen, sorgt allemal väterlich!

Trotz der Trauer, die in dem Herzen wohnte, kehrte sie mit Preis und Dank heim, und Jörjakob besuchte mit einem Eifer seine Schule und lernte mit solchem Fleiße, daß der brave Lehrer seine helle Freude an ihm hatte und Alles aufbot, ihn weiter zu bringen. Das hatte den schönsten Erfolg für den Knaben.

Aber der Winter ging herum. Der Frühling kam. Die Lerche stieg jubelnd in die reinen Lüfte und die Röthelleute luden ihre kleinen Wagen und zogen hinaus in die weite Welt. Wie der Zugvogel im Käfig die Schwingen schlägt und unruhig hin und her hüpft, wenn die Wanderzeit kommt, deren unwandelbaren Kalender Gott ihm in das kleine Herz schrieb, so ging's auch mit Eva.

Was thun daheim mit den Kindern? das war die Frage. Betteln? Ja, bettele Einer bei denen, die bettelnd ihr Leben fristen. Wo Nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, aber nicht der Hunger; der ist allezeit eigensinnig und seines Kopfes, und auf Redensarten läßt er sich einmal gar nicht ein, so zuckersüß und so weise sie auch sein mögen.

Da schien der Mond wieder einmal auf das Strohlager durch's kleine Fensterlein. Dießmal aber nicht auf das offene Auge Hannepampel's, der in einem andern Bettlein in der Ferne den langen Schlaf hielt, da hinein der Mond nicht scheint, wohl aber das nie schlafende Auge dessen, der einst den Staub wieder sammelt — sondern vielmehr auf das thränenfeuchte Auge einer armen Wittwe, die nicht wußte, womit sie die vier vaterlosen Waisen nähren sollte.

Sie weinte heiße Thränen, denn Jörjakob wollte von der Röthelreise einmal durchaus nichts wissen. Sie betete aber zu dem Herrn, er möge ihr gnadenreich den rechten Weg zeigen, und des Knaben Herz dahin lenken, wo es für sie Alle eine Hilfe in dieser Noth gäbe.

Morgens drauf saßen sie um den Tisch und die Mutter schüttete die Kartoffeln drauf, zerdrückte eine Thräne und sagte mit unaussprechlicher Wehmuth im Tone der Stimme: Es sind die Letzten! — Das war eine bittere Zugabe und machte, daß die Kinder fast keine aßen und traurig drein sahen.

Jörjakob hatte das Morgengebet aus dem Gebetbuche von Starck gelesen, das die Leute das „Starckebuch" nennen, und dabei hatte seine Stimme von der Macht einer gewaltigen Erregung gezittert. Er saß in sich gekehrt am Tische. Als er einige Kartoffeln ohne Salz und Brot gegessen, stand er auf, nahm eine Hacke und ging hinaus. Zur Schwester sagte er: Bring' mir den Röthelkarren nach!

Mittags brachten sie ihn beladen heim.

Die Mutter kam ihnen heiterer als am Morgen entgegen. Der Herr hat heute wieder einmal gnädiglich die Bitte erhört: „gieb uns unser täglich Brot." Der Herr Pfarrer hat uns ein Brot und einen großen Korb voll Kartoffeln geschickt! Gott vergelte es ihm tausendmal! rief freudig Jörjakob. Draußen steht der reichbeladene Röthelkarren, fuhr er fort; morgen früh gehen wir mit Gottes Hilfe in's Reich! Das freute die arme Mutter sehr, die eine andre Weise, das Leben zu fristen, nicht kannte, und so geschah es denn wieder, daß sie, dießmal ohne den Vater, in's Reich zogen und fort und fort noch eine Reihe von Jahren, bis der liebe Gott auch die gute Eva abrief.

II.

Jörjakob war eben fünfzehn Jahre alt oder so daherum, als die gute Eva, unter herben Sorgen für ihre armen Kinder, das Zeitliche segnen sollte. Sie fühlte es, daß ihre Stunde kam, und rief ihn an ihr Bette, als die andern Kinder entfernt waren. Sie faßte seine Hand.

Jörjakob, sagte sie matt, ich muß mit dir reden, denn ich fühle, daß ich zu dem Herrn gehen werde. Meine Stunden sind gezählt. Starr vor Schrecken blickte sie der Knabe an, und erst, als der Bann des Schreckens gelöst war, begannen seine Thränen stromweise hervorzubrechen. Er hielt krampfhaft die magere Hand der Mutter und rief mit einem Tone, dem man es anhörte, daß die Worte tief aus dem Innersten der Seele kamen: Ach, Mutter, liebe Mutter! verlaßt uns nicht! Was soll aus uns armen Kindern werden, ohne Euch?

Sie legte ihre linke Hand über ihre Augen, weil sie keine Antwort wußte, und ihr Herz suchte doch nach einer mit dem brennendsten Verlangen. Endlich sagte sie leise: Ach, ich weiß es ja nicht und möchte darum mit dir reden. Du bist schon verständig.

Der Knabe legte seinen Kopf auf das Strohbündel, welches der Mutter Bette ausmachte und weinte, daß er laut schluchzte.

Jörjateb — sprach nach einer Weile, in der sie sich gesammelt, die Mutter — ermanne dich. Laß uns die wenige Zeit, die mir vielleicht noch von dem Herrn vergönnt ist, benutzen; was meinst du anzufangen?

Ach, sagte er, für mich und die Margreth ist gesorgt. Sie verdingt sich als Kindermädchen und ich trete als Knecht in Dienst. Ich verdiene doch etwas mehr, als Brot und Kleider; aber wenn auch Margreth und ich unser Bißchen Lohn hergeben, es reicht nicht für Peterchen und Lieschen. Wer wird sie nehmen?

Die Mutter preßte wieder ihre Hand auf die Augen und ihre Brust hob sich krampfhaft. — Es blieb lange stille.

Weißt du was, sagte sie dann auf einmal, geh' zum Herrchen, *) der ist so gut und schafft vielleicht Rath. Ich will beten, daß Gott ihn erleuchte! —

Jörjakob stand auf, um der Mutter Wunsch zu erfüllen. Vorerst aber schritt er an den Bach, der hinter dem Hause herfloß, besah sich darin, ob man ihm ansähe, daß er geweint habe, und als er seine rothen Augen erblickte, wusch er sich sorgfältig und, als er sich abgetrocknet mit seinem Wammsärmel, ging er schnell dem Pfarrhofe zu, wie man dort die Pfarrwohnungen nennt.

Der Pfarrer war ein gar guter, wohlthätiger Mann. Er wußte wohl, daß Eva, die er mit ihren Kindern vielfach unterstützte, krank geworden war. Sogleich ergriff er seinen Hut und begleitete den Knaben zurück zur Hütte.

Der Anblick des tiefen Elendes erschütterte den Mann gewaltig. Er betete mit Eva; er tröstete sie; dann aber kam die Frage wegen der Kinder, die so schwer auf der Mutter Seele lag. Peterchen war zehn Jahre alt und Lieschen sieben. Da konnten sie ihr Brot noch nicht verdienen, und der Pfarrer war sehr gegen das Herumziehen mit Röthel, weil er darin nur einen Weg des sittlichen Verderbens und der Arbeitsscheu erblickte, der meist zu Laster und Elend führt. Der würdige Mann hatte lange genug gelebt, um zu wissen, wie wahr das Sprüchwort ist, daß Müßiggang des Teufels Ruhebank ist, und die volle Wahrheit jenes heiligen Wortes zu kennen: „Die Sünde aber ist der Leute Verderben." Er hörte es gerne aus der Mutter Munde, daß Jörjakob so sehr gegen das Röthelziehen war und auch selbst Margreth angesteckt hatte. Er fragte Jörjakob, was er denn zu thun gedenke, wenn er die seitherigen Röthel- und Bettelfahrten aufgäbe und was er mit Margreth zu thun gedächte? Er freute sich, die redlichen Absichten des Knaben zu vernehmen und sann darüber nach, was mit den

*) Herrchen oder Heerchen, landesüblicher Ausdruck für: Herr Pfarrer.

Kleinen anzufangen ſei. Noch war er zu keinem Ziele mit ſeinen Gedanken gekommen, das klar vor ihm geſtanden hatte. Er mußte erſt mit dem braven Lehrer reden, der ja auch einen warmen Antheil an der Familie nahm und ein kluger, erfahrener Mann war. Der Pfarrer verſprach daher, wieder zu kommen und ging grades Wegs zu dem Lehrer. Da gab es eine lange, ſorgfältige Berathung, die freilich nur auf eine Hoffnung hinauslief, deren Ziel auch kaum abzuſehen war. Eva nämlich hatte einen Verwandten in einem entfernten Dorfe, der ein Wanderſpengler war. Ihr wißt ja, bemerkte Schmiedjakob, daß viele der Leute aus dortiger Gegend als Blechſchmiede in die Welt gehen und oft Jahrelang nicht heimkehren, weil ſie auf den Dörfern, ja ſelbſt auf den Höfen und ſogar in kleinen Städten von jeher die Flickarbeit an Blech- und Kupferwaaren und Geräthen zu machen pflegen. Der konnte das Peterchen wohl als Balgzieher und Auslaufer brauchen, wenn er nur nicht ſelber viele Kinder hätte, was der alte Lehrer nicht wußte. So wenig auch dieſe Hoffnung gegründet war, ſo war es doch eben eine, und der alte, brave Lehrer unternahm es, ſelbſt nächſten Sonntag dorthin zu gehen. Allein ſchon in der nächſten Nacht wurde der Pfarrer zu Eva gerufen. Sie hatte es geahnet, daß ihre Stunde näher ſei, als ſie alle geglaubt. Der Pfarrer brachte ihr den Troſt des Gläubigen. Darauf ſegnete ſie ihre Kinder, für die der Pfarrer zu ſorgen verhieß und ruhig und ſelig entſchlief die Arme auf ihrem Strohlager, friedlicher als mancher Reiche auf ſeinem weichen, mit Seide überzogenen Pfühl.

Der Pfarrer war lange nicht ſo tief erſchüttert worden, als an dieſem Sterbebette. Als die Mutter ausgerungen hatte, nahm er die Kinder mit ſich in ſein Haus und hielt ſie ſo lange bei ſich, bis ſie irgend würden untergebracht ſein.

Der Lehrer ging nun ſchon am andern Tage nach dem Dorfe, wo der Verwandte Eva's wohnte, und lud ihn zur Leichenbeſtattung ein, wie es die Sitte erheiſcht. Er fand auch da Armuth, aber jene Armuth, die reinlich, ordentlich und fleißig war. Es war Winter und der Spengler zu Hauſe.

Er nahm den Lehrer gar herzlich und höflich auf, ließ ihm einen guten Kaffe kochen und erkundigte sich nach der Familie seiner Base, der er nur dann und wann begegnete, wenn sie auf der Röthelfahrt mit ihrem Manne gewesen, und er auf seiner Geschäftsreise im Lande herum zog. Wieviel Kinder sie hatte, wußte er nicht mehr.

Ja, sagte die Frau des Spenglers, Kinder sind ein rechtes Unglück, wenn man arm ist und ihrer Viele sind. Also viere hat die Eva gehabt? Du lieber Gott, es ist doch aber auch wieder ein Unglück, wenn man keine hat, wie wir. Wie glücklich wäre ich, wenn ich so ein kleines Mädchen hätte.

Ei, sagte der Lehrer, Ihr könnt da eins kriegen, das Ihr nicht einmal so ganz klein aufzuerziehen braucht. Das Lieschen ist ein schönes, gesundes, anstelliges Kind, und gut von Gemüth.

Die Frau sah ihren Mann fragend an.

Er lächelte. Nun, Marthe, sagte er, das wär' etwas für dich, aber ein Bube von dem Alter wär' mir lieber. Das Balgziehen will nicht mehr gehen, und seit der Care todt ist, das verständige Thier, das alle meine Worte verstand, meine Winke, ja, ich glaube, sogar meine Gedanken errieth, ist's mir nicht mehr gelungen, einen Hund so abzurichten. Herr Lehrer, wandte er sich an diesen, ich glaube, das liebe Vieh hat auch seine Gaben und Talente? Alle andern Hunde waren kreuzdumme Bister, in die ich nichts bringen konnte.

Der Lehrer zuckte lächelnd die Achsel und meinte, es möge wohl sein; aber da sei ja auch anderweit besser zu helfen. Die Kinder des Hannpeter und der Eva seien sehr begabte und anstellige Kinder; hätten alle viele Talente und das liebe Peterchen sei eben so ein Büblein, wie er es wünsche; das könne er sich nach seiner Hand ziehen, wenn er es nehmen wolle. —

Dießmal flammte des ehrlichen Spenglers Auge freudig auf. Unser Brot haben wir und auch für die zwei Kinder. Siehst du, Frau, rief er aus, da wären wir quitt; du hättest deines Herzens Wunsch erfüllt und ich den meinen.

Nun, Herr Lehrer, weilt bis Morgen früh, dann gehen wir beide mit Euch.

Das war eine Botschaft, die dem braven Lehrer das Herz in der Brust hüpfen machte. Unter diesen Bedingungen blieb er gerne im Dorfe und schlief bei seinem Collegen, dem Schullehrer des Ortes, den er besuchte, um über den Spengler und seine Frau die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Es war ihm sehr tröstlich und erfreulich, nur Gutes von den Leuten zu hören. Sie waren gottesfürchtig, brav und thätig, sparten sich etwas und lebten sehr friedlich mit einander. Das Alles machte ihn sehr glücklich und voll guter Hoffnungen traten sie selb Dritt am andern Morgen die Wanderung an. Sie kamen bei guter Zeit im Dorfe an und die beiden Kinder, die noch im Pfarrhofe waren, gefielen den Spenglersleuten über die Maßen gut und die Kinder schlossen sich an die guten Leute mit vieler Zuneigung an.

Gott sei Preis, sagte der Lehrer zum Pfarrer, mein Gang war kein Metzgergang, wie wir sagen, wenn Einer einen weiten Weg umsonst gemacht hat. Die Spenglersleute schliefen im Hause des Lehrers, der so ihre Gastfreundschaft vergalt, und als das Leichenbegängniß vorüber war, das die

armen Kinder tief erschütterte, folgten sie gerne den neuen Pflegeeltern, obgleich die Trennung von Jörjakob und Margreth ihnen sehr wehe that.

Nun war denn auch die Entscheidung für den Jörjakob nahe und der Gedanke lag schwer auf seiner Seele. Für die blühende Margreth, die kräftig war, fand sich auf einem nahen Dorfe eine Stelle als Kindermädchen, wo sie bei einer braven Bauernfamilie sehr gut aufgehoben war. Das Häuschen mußte versteigert werden. Der Erlös war klein und reichte kaum hin, um dem Jungen ein Paar neue Schuhe und einige Hemden und Kleidungsstücke zu kaufen, was Alles der Pfarrer gewissenhaft besorgte.

Mit seinem Bündelchen unter dem Arme und einen Knotenstock in der Hand, und noch einigen kräftigen Nahrungsmitteln, die ihm des Pfarrers gutmüthige Köchin eingepackt, trat er denn endlich eines Morgens seine Wanderung an, um sich einen Dienst zu suchen, den er freilich in der Nähe nicht zu finden hoffen konnte. Es war noch dunkel, als er mit traurigem Herzen den Ort verließ, wo er, wenn auch in tiefer Armuth, doch glücklich gelebt hatte; nur hier und da brannte ein trübes Licht in einer Bauernhütte. Sollte er scheiden, ohne auf dem Grabe der lieben Mutter gebetet zu haben? Das litt sein treues, frommes Herz nicht. Ungesehen schlich er zur Kirche hin. Das Thor des Gottesackers war nur angelehnt. Er trat hinein und schritt mit beklommener Brust durch die Gräberreihen, deren Kreuze im hellen Mondenscheine und im Geflimmer der Sterne ihn so ernst und schauerlich anstarrten, daß ihm das Herz beklommen wurde.

Jörjakob wurde jedoch schnell Meister der schauerlichen Gefühle, welche jedes Herz am Orte des Todes, in so schauerlich stiller Stunde und in solcher Einsamkeit, ergreifen. In seiner Seele lebte ein tröstlicher Glaube, der alle kindische Furcht entfernte. Der lieben Mutter frisches Grab, auf das er einen Rosenstock gepflanzt, fand er schnell auf dem kleinen Gottesacker.

Lange stand er da und betrachtete es mit thränenschweren

Blicken, dann fiel er nieder und betete gläubig und innig und lange. Als er sich endlich erhob, fühlte er sich getröstet. Die Sterne waren schon bleicher geworden; der Mond war hinter das waldige Gebirge hinabgesunken; die Hähne krähten im Dorfe überall den Morgen an und hin und wieder sah ein noch schlaftrunkener Bauer aus dem Fenster nach dem Himmel, wie das Wetter werden möchte für den Tag.

Jörjakob schlich im Schatten der Häuser die Gasse entlang. Er mochte nicht erkannt werden, nicht sich in Unterredungen einlassen. Dazu war seine Stimmung zu ernst, zu heilig. Als es Tag wurde, lag ein dichter Nebel über dem feuchten Grunde, in dem das Dorf sich ausbreitete. Er sah von der Höhe nur den Kirchthurm aus dem Nebel herausragen. Sein Blick ruhte lange auf dem Kreuze, das

von den ersten Strahlen der Frühlingssonne beleuchtet war und dieß heilige Zeichen christlichen Glaubens und christlicher Hoffnung leuchtete ihm neue Zuversicht in das Herz hinein, daß es ihm war, als leite und regiere ihn der, der einst am Kreuze für uns alle gelitten und dem der Vater alle Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden. So hatte er einen unsichtbaren aber sicheren Stab, auf den er sich kräftig stützte. Durch manches Dorf wanderte er an diesem Tage; aber es waren arme Dörfer, wo kaum eine Aussicht war, einen Knechtdienst zu erhalten. Er mochte nicht einmal fragen, sondern tiefer hinab zum Rheingebiet ziehende Landschaften aufsuchen, wo er den Wohlstand der Bauersleute aus früheren Tagen kannte. Die Frühlingssaatzeit war da. Das Winterbrot, auf das der Bauersmann mit Recht sieht, war gegessen, und nun ging die Zeit an, wo er Hilfe bedurfte und sie doch seltener, als etwa um die Martinizeit, wo Knechte und Mägde wechseln, finden konnte. Darauf gründete er seine Hoffnung.

Bei armen Leuten hatte er übernachtet und war freundlich aufgenommen worden, da sie auf ihren Röthelzügen schon mehr denn einmal diese Herberge aufgesucht.

Am Abend war er mit dem Manne in ein Gespräch über seinen Plan gekommen.

Hörst du, Junge, hatte der Bauer gesagt, es wird dir nicht fehlen. Du bist aufgeweckt, frisch, stark und jung. Weißt du, wo der Flurhof liegt? Drunten bei dem Dorfe A.? Dort bedarf der Bauer der Hilfe; aber in A. selbst wohnen reiche Leute, bei denen du wohl auch eintreten kannst. Wende dich einmal dorthin.

Das leuchtete Jörjakob ein und dorthin lenkte er seinen Gang.

Das Dorf A. kennt Ihr alle; vielleicht erinnert Ihr Euch noch, daß dort ein reicher Bauer, ein alter Junggeselle, wohnte, der Bartmann war, oder Mennonite und Hopmann hieß? Ich habe ihn noch gekannt, sagte der Gevatter. Es war ein stiller, gottesfürchtiger Mann, wie die meisten Mennoniten sind, wenn sie sich nicht ausgeartet haben. Er

bestellte sein Feld mit musterhafter Treue und alle Leute, die bei ihm im Dienste waren, hatten es gut und blieben viele Jahre unter seinem Dache, wo man keinen Fluch, kein Schimpfwort hörte und eine Stille herrschte, als ob Niemand drinnen wohnte. Er war wohlhabend, aber nicht gerade erschrecklich reich.

Ich sehe, du kanntest den Mann, sprach Schmiedjakob. Nun, dann weißt du auch, daß eine alte Frau, seiner Mutter Schwester, die Frau Salome, ihm Haus hielt; weißt auch, daß er ein erschrecklich dicker Mann war. der mit nahezu zwei Centnern in das Gewicht fiel.

Unser Jörjakob wanderte also frisch zu auf A. los. Es war ihm zu Muthe, als müßte er dort eine Unterkunft finden. Es war eben an einem Mittwoch Abend zur Neumondszeit, wo es stich-sack-dunkel war, als er in die Nähe von A. in den Wald kam, vor dem das Dorf liegt. In der nahen Stadt war Fruchtmarkt gewesen, wo Hopmann seine Früchte verkauft hatte und spät auf seinem Korbwägelchen allein und selbstfahrend heimkehrte. Der Mann war sehr nüchtern; aber, da er vor Tage aufgestanden war und, wie alle sehr dicken Leute, große Neigung zum Schlafe hatte, wenn die Zeit kam, wo er sich zu Bette zu legen pflegte, so kam ihm auf seinem Wägelchen der Schlaf an. Auf sein Pferd konnte er sich, wie er meinte, schon verlassen und ließ ihm daher den Zügel schießen, es im Schritte gehen und nickte ein Bißchen. Der Gaul ging ruhig seinen geraden Weg, Schritt vor Schritt, langsam und bedächtig; daß er aber leicht scheute, hatte Hopmann vergessen oder nicht bedacht. Mitten im Walde stand ein mächtiger, weißer Quarzstein als Markstein. Schon Hundertmal war das ruhige Thier an dem Steine vorübergegangen, ohne irgend jemals zu scheuen. Jetzt erblickte es plötzlich in der pechschwarzen Nacht den Stein, that einen Satz auf die Seite und warf das Wägelchen um. Dadurch noch scheuer und rasender geworden, rannte es blitzschnell fort und schleifte das leichte Wägelchen hinter sich her. Hopmann war herausgestürzt und war so ungeschickt gefallen, daß er den Kopf

heftig aufschlug und die Besinnung verlor. Unglücklicher Weise hatte er das Leitseil, um es nicht fallen zu lassen, um seine Hand geschlungen und dadurch wurde er mit fortgeschleift.

Jörjakob hörte den Sturz des Wagens von ferne und das schnaufende Pferd. Schnell erkannte er, daß ein Unglück geschehen war, lief dem Pferde entgegen, das nur langsam vorwärts kennte und fiel ihm in die Zügel. Mit Mühe brachte er es zum Stehen, lenkte es auf die Seite und suchte den Zügel. So fand er den bewußtlosen und stark blutenden Heymann, wand die Leine los und band das Pferd an einem Baume fest.

Es war zu weit, um nach dem Dorfe zu laufen und Hilfe zu suchen. Er versuchte es daher, das leichte Gefährte allein zu heben und fand es nicht schwer aufzurichten; glücklicher Weise war es auch nicht zerbrochen. Als ihm das gelungen war, machte er sich an den dicken Heymann; aber da war die Arbeit schwerer, denn der dicke Mann war im Zustande der Bewußtlosigkeit schwer wie Blei. Anfangs zweifelte er, daß er es fertig brächte, aber im Wägelchen lagen unter den Sitzen eine große Zahl von Fruchtsäcken. Nun schnallte er den Vordersitz ab, stellte ihn hinter den Hintersitz und lud sich dann mit unsäglicher Anstrengung den Verwundeten auf die Schulter und trug ihn so auf das Wägelchen, wo er ihn so sanft als möglich auf die Säcke bettete. Hierauf band er das Pferd los und führte es, so schnell es nur gehen mochte, dem Dorfe zu.

Schon bei dem ersten Hause hielt er an, um zu erfahren, ob der Mann, den er in seinem Schrecken für todt hielt, in's Dorf gehöre. Als ihn die Leute beleuchteten, schrieen sie vor Schrecken laut auf. Es ist der gute Hopmann! riefen sie aus. Geschwind zu seinem Hause! Und rufe Einer den Bader!

Die Leute bemerkten den fremden Knaben nicht, so sehr war ihnen der Schrecken in die Glieder gefahren. Einer ergriff die Zügel und so eilten sie zum Hause des Verunglückten.

Der Bader war ſchnell zur Hand. Er ließ Hopmann zur Ader, verband ſeine Kopfwunden, die aber nicht ſo bedeutend waren, als ſie unter dem ſtarken Bluten des vollblütigen Mannes geſchienen und verordnete die nöthigen Verhaltungsregeln. Als Hopmann zu ſich kam, erzählte er, was ihm begegnet und wie das gekommen ſei. Jedermann kannte die Wahrheitsliebe und die Nüchternheit des braven Mannes und glaubte ihm auf's Wort. Aber wer war mein Retter? Wen ſandte der Herr zu meiner Hilfe? fragte Hopmann. Niemand wußte es; endlich ſagte Einer: Es ſei ein fremder Jüngling geweſen, der an ſeinem Hauſe gefragt, ob Hopmann in dieſes Dorf gehöre?

Wo iſt er? fragte der Leidende jetzt mit großer Wärme.

Auch darauf konnte ihm Niemand antworten, bis er heraus zum Geſinde ſchickte und darnach fragen ließ. Da hörte er denn, daß mit dem Haufen der Leute, die ihn herbegleitet, auch ein armer Knabe gekommen ſei, der um ein Nachtlager gebeten; in dem Schrecken aber habe ihm Niemand Ja oder Nein geſagt, und ſo ſei er ſtille wieder fortgegangen.

„Herr, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun," betete laut der leidende Hopmann. Ihr habt wahrſcheinlich meinem Lebensretter das Obdach verſagt, rief er betrübt aus. Welcher Undank! der Herr wolle mir die Schuld nicht anrechnen! Eilet, ihn aufzuſuchen. Er iſt ſicherlich im Dorfe. Kommet nicht ohne ihn zurück!

Es war wirklich ſo wie Einer der Knechte geſagt hatte. Jörjakob war ganz demüthig und beſcheiden hinter dem Wägelchen hergegangen, deſſen Pferd nun Andere lenkten; er war mit in Hopmann's Haus gegangen und hatte dort um die Herberge gebeten. In der Beſtürzung über ihres lieben Herrn Unglück beachtete indeſſen Niemand weiter den Beſcheidenen, der nicht davon redete, was er gethan. Noch einmal um ein Nachtlager in der Scheune zu bitten, wollte ihm unbeſcheiden erſcheinen; deßwegen wandte er ſich ſchnell, wegzugehen, als er aus den Worten, die ſie ſich zuriefen, vernahm, daß Hopmann unter den Händen des Baders erwacht und nichts für ſein Leben zu befürchten ſei.

Es sind reiche Leute, sagte Jörjakob zu sich; die kennen die Pflicht der Beherbergung des Obdachlosen nicht. Sie wissen nicht, wie es dem ist, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll und nicht das Geld hat, für eine Unterkunft zu bezahlen. Kein Groll war in seinem Herzen deßwegen; vielmehr erfüllte es die Freude, einem Menschen einen Samariterdienst geleistet zu haben in einem solchen Maße, daß ein anderes Gefühl nicht Raum darin gewinnen konnte.

Ich will die Hütte des Armen aufsuchen, sagte er zu sich. Ich weiß, da gehe ich nicht fehl. Langsam durchschritt er das Dorf. Am Ende desselben stand das Hirtenhäuslein, so klein, wie einst seine väterliche Hütte daheim. Es war schon dunkel drinnen und es schien als habe der Schlaf mit seinen weichen Armen schon die umfangen, welche darinnen wohnten.

Sollte er sie wecken? Sollte er klopfen? War es nicht keck und unartig es zu thun? Und würden sie ihn nicht etwa hart und unfreundlich abweisen? Das waren die Gedanken und Zweifel, die jetzt seine Seele beschlichen. Er wollte eben sich umkehren und anderswo seine Bitte anbringen, als ein Mann ihm entgegen kam, der auch einmal nach Hopmann gesehen hatte.

Suchst du Etwas? fragte er freundlich den Fremdling.

Ein Obdach und ein Bündlein Stroh für die müden Glieder, sagte er. Es ist noch zu kalt, um unter Gottes freiem Himmel zu schlafen.

Da sei Gott vor, daß du das solltest, sagte schnell der Mann. Komm mit mir. Mein Stüblein ist klein aber warm. Da kannst du dich ausschlafen. Wir schlafen in der Kammer.

Und mit diesen Worten ergriff er Jörjakob's Hand und zog ihn zu dem Hirtenhäuslein hin, an dem zweifelnd der Knabe gestanden hatte. Frau und Kinder schliefen schon. Der Hirte holte Stroh, machte das Lager und legte dann das Brot auf den Tisch. Schneide dir ab und iß, sagte er freundlich. Es ist Alles, was ich dir anzubieten im Stande bin!

Jörjakob dankte herzlich und schnitt sich mit seinem Messer, das er erst sorgfältig abputzte, ein Stücklein, denn ihn hungerte. Der Hirte, welcher gleich Anfangs Licht gemacht, sah ihm mit Wohlgefallen zu, denn Bescheidenheit ist ja überall der beste Empfehlungsbrief!

Greif wacker zu, mein Junge, sagte er. Du bist ja zimperlich wie eine Stadtmamsell! Als ich ein Kerl in deinen Jahren war, griff ich anders zu und konnte anders einhauen. Oder scheuest du dich? Närrischer Kerl, es ist Hirten-

bret. Wir haben dessen reichlich. Scheue dich ja nicht. Ich geb' es dir sehr gerne!

Das that dem Knaben wohl und nun ließ er seinem allerdings nicht kleinen Hunger vollen Lauf, bis er, dennoch genüglich gewöhnt, satt war.

Jetzt hob der Hirte ein Gespräch mit ihm an. Er war auch Nachtwächter und durfte sich nicht legen. Er sagte: Wenn ich zehn und eilf geblasen habe, ist's genug, darnach heißt's von meinem Hause: Hier schläft der Wächter, der für's Dorf wacht. Siehst du, ich könnt's ja auch nicht ertragen, denn am Tage muß ich das Vieh hüten und darf nur Mittags, wenn das Vieh ruht und mich meine Frau ablöst, ein paar Stunden schlafen. Die Bauern wissen es und sagen nichts, weil sie wohl einsehen, daß ich das unmöglich aushalten könnte. Hast du auch gehört, was dem braven Manne im Dorfe heute passirt ist?

Freilich, sagte Jörjakob. Ich hab' ihn ja gefunden, aufgehoben und hergebracht!

Du? fragte erstaunt der Hirte.

Der Knabe erzählte Alles.

Und sie haben dich nicht einmal gespeist und über Nacht behalten? Das ist doch sonst Hopmann's Sitte nicht!

Ach, es ging eben drunter und drüber im Hause, erwiederte entschuldigend Jörjakob. Da hat Niemand auf mich geachtet und ich bin stille weggeschlichen.

So? dehnte der Hirte und nahm sich vor, um zehn Uhr es in Hopmann's anzuzeigen, wen er herberge.

Noch erzählte der Hirte, daß der Verunglückte keine gefährliche Verletzung erlitten; dann sagte er: Leg' dich nun; du wirst müde sein und da es bald zehn Uhr ist, will ich mein Horn nehmen und gehen.

Während der Hirte einen alten Mantel umschlug und nach seinem Horne und einer Fuchspelzmütze griff, streckte sich der müde Wanderer auf sein Lager und betete leise seinen Abendsegen. Dann war er auch augenblicklich entschlafen. Da klopfte es.

Der Hirte ging leise hinaus. Es war Hopmann's

Knecht, der den Knaben zu ſuchen ausgeſchickt worden war. Frage und Antwort ſtellten es ſogleich heraus, daß der Geſuchte gefunden war.

Er ſoll ſogleich mit mir kommen! ſagte der Knecht.

Ich hab' ihn aufgenommen, als Ihr ihn weggehen ließet; ich hab' mein Brot mit ihm getheilt, als Ihr ihn hungrig gehen ließet, ſagte mit ſcharfem Vorwurf der Hirte. Nun iſt er mein Gaſt und ſchläft ſchon, und er ſoll mein Gaſt bleiben. Ich wecke ihn nicht mehr. Sag' das daheim. Damit blies er das Licht, das er mit zur Thüre genommen, aus, ſchloß die Thüre ab und ließ den Knecht Hopmann's ſtehen.

Peter, ſagte der ihm nachgehend, ſeid doch geſcheidt und laßt ein Wort mit Euch reden: Es kam ja ſo ohne alle Abſicht.

Was liegt mir dran! brummte der Hirte und da es dann auf der Thurmuhr zehn ſchlug, blies er wacker drauf los ſeine Stunde.

Peter, bat der Knecht und faßte ihn am Mantel, um ihn zurück zu halten, mein Herr hat mich ausgeſchickt mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht ohne ſeinen Retter zurückzukehren.

Was liegt mir dran! war des Hirten Antwort. Er ging weiter.

Peter, rief der Knecht, was hab' ich Euch denn zu Leid gethan, daß Ihr mich ſo abkappt?

Du? Gar nichts, war die Antwort.

Oder mein Herr? fragte der Knecht.

Der am Allerwenigſten, antwortete der Hirte, und ſetzte hinzu: Der trübt ja kein Waſſer!

Wieder blies er die Stunde.

Aber warum ſchnurrt und knurrt Ihr denn ſo?

Weil Ihr den, der Euerm Herrn den Samariterdienſt that, fortgehen ließet, ohne Dank und Trank, ohne Obdach und Brot!

Aber denket doch, wie uns der Kopf ſtand, als ſie den todten Mann brachten!

Er ist ja wieder lebendig geworden.

Ja, da war's zu spät und der Junge war fort. Wecket ihn doch: Ich bitte Euch darum!

Das werd' ich bleiben lassen! Dazu hab' ich kein Recht. Er soll ruhen und schlafen in Frieden. Wollt Ihr ihn morgen haben, so fragt ihn, ob er will.

So gebet doch mit mir und saget das dem Hopmann selbst, sonst meint er, ich hätte meine Botschaft nicht recht ausgerichtet.

Der Hirte stand einen Augenblick still. Es fing ihm an einzuleuchten, daß er in dieser Weise an dem armen Knaben ein Unrecht begehe, und er folgte dem Knechte zu dem Lager des Leidenden. Dort wiederholte er in seiner groben Ehrlichkeit was er dem Knechte gesagt.

Hopmann fühlte die Wahrheit seiner Worte und entschuldigte seine Leute und sich, da er ja von dem Allen Nichts gewußt und es erst zu spät erfahren, es aber dann eiligst habe gut machen wollen.

Das beruhigte den ehrlichen Hirten und er versprach, den Jungen am andern Morgen selbst zu bringen. Er blieb im Hause Hopmann's bis eilf Uhr, blies dann noch einmal seine Stunde und ging dann heim. Nun mögen die Hausshähne mein Amt übernehmen, sagte er. Ich muß meine Kräfte für morgen sammeln. Er ging heim, trat leise in seine Stube und schlich in die Kammer, während Jörjakob den Schlaf der gesunden Jugend, der Ermüdung und des guten Gewissens schlief.

III.

Der Morgen graute kaum, als die Hirtenfrau sich von der Seite ihres Mannes wegschlich, der noch in langgezogenen, gurgelnden Tönen des Schlafes langen Faden abspann. Wie erstaunte sie, als sie neben dem Ofen den Gast fand, von dessen Ankunft sie nichts wußte, da sie zu fest schlief als er kam. An Aehnliches indessen vielfach gewöhnt, trat sie in die Küche und holte eine gute Anzahl Kartoffeln

mehr aus dem Kellerchen, das hinter dem Hause im Berge war, um das Maß der Suppe zu vermehren, da die Jugend des Fremdlings auf einen ordentlichen Zuwachs am gemeinsamen Appetite schließen ließ. Die zwei Ziegen waren schnell befriedigt, aus welchen Peter's Viehstand bestand, und bald flackerte das Feuer auf dem Heerde und der Kessel stand auf, darin die Kartoffelsuppe bereitet werden sollte, die als kräftiges Frühstück, gewürzt mit einer dicken Zwiebel, bald auf dem Tische dampfen sollte.

Während die Mutter und Hausfrau also beschäftigt war, erwachten ihre fünf Sprößlinge und purzelten und balgten sich so laut und lustig in der Kammer, daß der Vater und der Gast erwachten.

Jörjakob hatte sich nicht ausgekleidet. Nur sein Wamms hatte er an das Zapfenbrett der Wand aufgehängt. Ehe noch der Hirte aus der Kammer trat, kam er in die Küche, grüßte freundlich die rüstende Frau und ging zum Bache, um sich zu waschen.

Während dessen trat auch der Hirte aus seiner Kammer

und erschrak, als er seinen Gast nicht sah. Er eilte zu seiner Frau und fragte, ob der Junge fortgegangen sei, hörte aber zu seiner Zufriedenheit, daß er noch da sei. Es ist ein treuer und ordentlicher Junge, sagte er, denn Hopmann fand Alles richtig, was er bei sich getragen und drinnen hat er schon sein Stroh aufgebunden, daß es eine Art hat, und alle Aehren, die abgingen, und alle Hälmchen sind sauber aufgelesen, als wär' die Stube schon gefegt. Das hat noch Keiner gethan, dem wir die Herberge gaben.

Die Frau lächelte befriedigt. Er soll auch mit uns die Suppe essen, sagte sie. Aber was redetest du da vom dicken Hopmann?

Richtig, sagte der Mann, du schliefst wie eine Zecke als ich kam, sonst hätt' ich dir's erzählt.

So thu's jetzt, bat die Frau, die, wie alle Frauen, ihre ordentliche Mitgabe an Neugierde besaß. Dazu war der Hirte bereit und hatte noch hinlänglich Zeit, bis Jörjakob wieder kam und, freundlich die Hand reichend, ihm den: Guten Morgen bot. Er wollte nun sich auf den Weg machen.

Holla, sagte der Hirte, so geht das nicht. Es ist noch Niemand hungrig aus meinem Häuslein gegangen, und du sollst der Erste wahrlich nicht sein. Stell' deinen Stock in die Ecke. Erst wenn du die Suppe mit uns gegessen hast, reden wir weiter. Da war denn nichts weiter zu machen, als zu gehorchen und Jörjakob that's um so lieber, als der Hunger sich rüstig bei ihm einstellte. Als die Suppe auf dem Tische dampfte, traten alle Hausgenossen um den Tisch. Der Hirte betete, alle Kinder nach der Reihe beteten und dann erst faßte Jedes seinen Löffel und fuhr nach der Reihe in der strengsten Ordnung in die gemeinsame Schüssel, führte ihn langsam zum Munde und ließ dann Löffel und Arm auf dem Rande des Tisches so lange ruhen, bis die Reihe es wieder traf. Dieses ordentliche und sinnige Essen ist allgemeine Sitte in geordneten Haushaltungen, sagte Schmiedjakob, aber nur in geordneten, es gibt auch leider Viele, bei denen die schöne und anständige Sitte längst abhanden

gekommen ist und der Hausvater Jedem sein Quantum auf den Teller schöpft, wo es dann über des Hanns Acker rasch und gierig hinausgeht.

Als die kräftige, mannhafte Suppe verzehrt war, sprach der Hirte: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!“ Amen, und erhob sich dann von der Bank und Jedes verließ seinen Sitz. Die Frau ging in die Küche, die Kinder liefen auf die Straße hinaus. Jörjakob reichte dem Hirten seine Hand, dankte und wollte Abschied nehmen; aber der ernste Mann deutete auf die Bank und sagte: Ich habe noch mit dir zu reden! Er erzählte ihm nun, was sich noch am gestrigen Abend begeben hatte.

Du siehst nun, schloß er seine Erzählung, daß ich Wort halten muß. So nimm dein Bündelchen und komm' mit mir.

Jörjakob hatte mit Erstaunen zugehört. Er erkannte wohl, daß er, obgleich Etwas in ihm widerstrebte, doch Folge leisten müsse, um des Hirten willen, den er nicht wortbrüchig machen dürfte. So nahm er denn sein leichtes Bündelchen und dankte herzlich für die Liebe, die er ihm erwiesen.

Vergelt es an anderen Armen und Obdachlosen, wenn du es einst kannst, sagte der Mann, seine Hand schüttelnd.

Draußen bedankte sich Jörjakob bei des Hirten Frau, und da erst um sechs Uhr der Hirte ausfuhr, versäumte dieser Nichts, da er ihn zu Hopmann's Hause begleitete, welches das größte und schönste von allen Häusern des Dorfes war. Was der Hirte ihm als Beweis seiner Dankbarkeit an's Herz gelegt, das gelobte er, so es Gott gefiele, ihm einst ein eignes Obdach zu geben, treulich zu erfüllen.

Als sie in Hopmann's Haus kamen, mußten sie die Leute sogleich an sein Bette führen. Die Glieder waren ihm wie zerschlagen und die eine Seite seines Gesichtes abscheulich geschunden, die Hand aber, die den Zügel gehalten, war arg verletzt und im Gelenke verrenkt.

Er reichte Jörjakob die Andere, die gesund war, entgegen.

Vergib, mein Sohn, sagte er, daß sie dich, meinen

Wohlthäter und Retter, von meiner Thüre weggehen ließen. Meine Schuld war es nicht und, wie leid es mir auch ist, sie thaten es, ohne zu wissen was sie thaten. Setze dich zu mir und erzähle mir, wie es um dich steht. Euch aber, Peter, so wandte er sich an den Hirten, bleibe ich ein Schuldner, da Ihr für mich gehandelt und den Jungen aufgenommen haben. Ich werde es gewiß gut zu machen suchen!

Jörjakob hatte keinen Grund zu verschweigen, wie es ihm und seinen Leuten ergangen und wie er jetzt einen Dienst als Knechtchen suche, wie man den zweiten Knecht zu nennen pflegt bei großen Ackergütern, weil er stets jünger ist als der Oberknecht.

Das konnte ja der Herr für dich und mich nicht schöner fügen, rief, freudig bewegt, der Leidende aus; ich suche einen zweiten oder eigentlich dritten Knecht und weiß keinen zu finden. Willst du bei mir bleiben? Du sollst einen guten Lohn haben, und Peter hier weiß, daß es meine Leute gut haben, wenn sie brav sind.

Des Jungen Augen leuchteten vor Freude.

Ich will gerne bleiben und unverdrossen und treu arbeiten.

Brav geredet, sagte Peter, der Hirte; du wirst's nicht bereuen, hoff' ich!

So war denn der Vertrag geschlossen. Freilich wußte Jörjakob nicht, was er als Lohn erhalten sollte; aber Peter sagte zu ihm: Der Herr Hopmann ist ein kapital-braver Mann. Auf den kannst du dich verlassen; der hat sein Wort noch nie gebrochen!

Das war genug.

Geh, laß dir zu essen geben, sagte Hopmann.

So? rief Peter, meint Ihr, Unsereins ließe einen armen Jungen hungrig seine ungewisse Straße ziehen? Arme Leute haben auch ein Herz!

Vergebt, Peter, sagte Hopmann. So hab' ich's nicht gemeint. Am allerwenigsten hab' ich Euch wehe thun wollen. Nichts für ungut.

Meinetwegen, brummte der Hirte; aber so Etwas thut Einem nicht gut.

Hopmann reichte ihm die Hand und das verwischte seinen Unmuth gänzlich.

Wollet Ihr mir denn nicht eine Arbeit anweisen? fragte Jörjakob?

Ich denke, du bleibst einstweilen, so lange ich liegen muß, mein Pfleger. Kannst du lesen?

O ja, sagte Jörjakob.

Der Hirte sah ihn mit Erstaunen an. Solche Kunst hatte er dem Jungen nicht zugetraut.

Nun so nimm dort das Gebetbuch, sagte Hopmann, und lies mir ein Morgengebet, ich habe noch Keins gebetet. Rufe aber die Knechte und Mägde herein und die Frau Salome.

Das will ich thun, sagte Peter, denn der Jörjakob kennt sie doch noch nicht.

Während Jörjakob also that, wie ihm sein neuer Herr geboten, traten die Gerufenen mit Peter wieder ein. Mit kurzen Worten sagte ihnen Hopmann, daß er Jörjakob in seine Dienste genommen habe und empfahl ihnen, ihm mit Liebe zu begegnen. So lange er leide, werde er ihn bedienen, um die liebe Frau Salome in ihrem großen und schweren Berufe zu erleichtern. Da er lesen kann, fuhr er fort, so soll er an meiner Statt hier die Tageslosung aus Gottes Wort und das Gebet lesen.

Alle stellten sich in die Runde. Kein Gesicht zeigte ein Mißvergnügen mit dem, was der Bretherr gesagt, und Jörjakob begann mit heiligem Ernste und mit frommem Sinne die Stelle der heiligen Schrift zu lesen, die für diesen Tag als Losung vorgeschrieben war. Dann sprach er das Gebet. In seiner Stimme lag ein besonderer Wohllaut. Er las richtig und gut; deutlich und klar sprach er jedes Wort aus, und weil er verstand und fühlte, was er las, so ergriff es Aller Herzen. Der Hirte, welcher der Andacht beigewohnt, fragte Hopmann, ob er alle Morgen kommen und mitbeten dürfe, ehe er ausfahre?

Mit Freuden will ich Euch sehen, Peter, erwiederte Hopmann.

Dann trat er zu Jörjakob. Hast's brav gemacht, sagte er und nun freut's mich doppelt, daß ich dich aufnahm. Bleib' immer gottesfürchtig, setzte er hinzu, dann fehlt dir auch Gottes Segen nie! Und mit den Worten sagte er Adjes und ging, und als nun von Hopmann's Hausgenossenschaft Jedes an sein bestimmtes Tagewerk ging, blies der gute Peter seine Heerde zusammen.

Jörjakob's Arbeit war leicht und nach seinem Sinne. Er las Hopmann aus der heiligen Schrift und anderen frommen Büchern vor; stopfte ihm seine Pfeife; schlug ihm die verordneten Aufschläge auf; legte die Pflaster auf und verband seine Hand. Das that er mit vieler Vorsicht und Geschicklichkeit. Der Bader meinte, er solle die Bärte scheren lernen und Schröpfen und Aderlassen, dann werde er einen Chirurgen abgeben, wie es im Buche stände. Er habe dazu besondere Anlagen, ja einen Beruf. Jörjakob aber lächelte und meinte, es müsse auch Ackerknechte geben und dazu habe er mehr Lust und Liebe, als zu solcher Kunst, die er übrigens gar nicht verachten wolle.

Noch mehrere Wochen blieb Jörjakob in dieser Thätigkeit. Hopmann ließ ihm neue Hemden machen und kleidete ihn von Kopf bis zu den Füßen neu, ächt und gut. Und als nun endlich seine Schäden alle geheilt waren, führte ihn Hopmann allmählich unter seinen Augen zum Ackerbaue an.

Das war eine rechte, helle Lust für Jörjakob. So hatte er es sich oft gewünscht. Darum begriff er Alles so leicht und lernte alle Handgriffe schnell und sicher. Hopmann erkannte die Tüchtigkeit des Knaben, der munter, schnell und in allen Stücken zuverlässig war. Er konnte ihn zu Allem gebrauchen. Schnell und freudig fand er sich in die geregelte Ordnung des Hauses, Knechten und Mägden erleichterte er mit Freuden ihre Arbeit und griff überall an und ein, wo er sich nützlich machen konnte. Ganz besonders aber war er bereit, der alten, guten Frau Salome zu Dienst zu sein in Küche und Keller, wenn er zu Hause war, und sie gewöhnte sich so an seine freundliche Hilfe, daß sie sie

schwer vermißte, wenn er einmal wieder draußen im Acker oder auf den Wiesen oder sonstwie beschäftigt war.

Hopmann sagte oft von ihm: Er ist meine rechte Hand, der Junge, und doch bleibt er bescheiden. Das ist recht hoch anzuschlagen bei seiner Jugend, denn da überhebt sich leicht der Mensch, wenn er merkt, daß er unentbehrlich im Hause geworden ist. Bei dem ist das nicht zu befürchten, und ich muß es sagen, ich könnte ihn nicht mehr entbehren. Als das Jahr um war, zahlte er ihm einen Lohn aus, wie ihn Jörjakob nicht erwartet hatte.

Das hab' ich nicht verdient, sagte er beschämt. Habt Ihr mich nicht gekleidet und genährt und gehalten wie ein Kind? Damit bin ich mehr als belohnt, wenn ich Euch irgend nützlich gewesen bin, und bleibe Euch zu Dank verschuldet. Das kam aus dem Herzen, und Hopmann freute sich dessen von ganzer Seele, aber das Geld mußte Jörjakob nehmen.

Nun denn, in Gottes Namen, sagte er endlich, nachdem er sich vergeblich gewehrt hatte, so will ich es an unseren Pfarrer senden, daß er meinen lieben Geschwistern gute Winterkleider dafür machen läßt. Daran wird's ihnen, wie an guten Schuhen, doch fehlen, denn mein Vetter, der Spengler, hat nicht viel übrig und thut schon genug, wenn er die Kinder erhält und gottesfürchtig erzieht.

Auch das gefiel Hopmann über die Maßen wohl und er selbst schickte das Geld dem Pfarrer und fügte noch etwas mehr hinzu als Wohlthat von seiner Seite. Dabei belebte er Jörjakob verdienter Weise und richtete seine wärmsten Grüße an den Pfarrer und den guten alten Lehrer aus, den Jörjakob warm auf seinem dankbaren Herzen trug.

Die Jahre kamen und gingen in stiller, gottesfürchtiger, geordneter Thätigkeit. Hopmann war allen seinen Leuten ein Vater und ein Muster und Vorbild in jeder Beziehung. Jörjakob war groß, stark und blühend geworden. Er hatte seinen Ackerbau gründlich gelernt und Alles was drum und dran hängt. Und als um diese Zeit der Groß- oder Oberknecht sich verheiratbete, sagte Hopmann zu Jörjakob: Nun sollst du Oberknecht werden. Ich kann mich auf dich ver-

lassen, wie auf einen wohlgerathenen Sohn, und ich denke, wir bleiben bei einander, bis uns Gottes Wille scheidet. Schlag' ein, wenn es dir so recht ist!

Jörjakob wollte Einwendungen machen, weil er dazu noch zu jung und bei Weitem zu arm an Kenntniß und Erfahrung sei; aber das schnitt Hopmann kurz ab, und Jörjakob trat seinen wichtigen Beruf an.

Hopmann war alt geworden und gar oft wurde er vom Schwindel heimgesucht, was ihm den Gedanken an einen nahen Tod in die Seele gab. Er war ein kreuzbraver Mann und erwartete in Geduld den Ruf des Herrn. Frau Salome, die so lange Jahre dem Hauswesen treu vorgestanden, starb alt und lebenssatt, und Margreth, die ein wackeres Mädchen geworden war und einer solchen Hauswirthschaft wohl vorzustehen gelernt hatte, kam als Haushälterin und Schaffnerin an ihre Stelle, die sie treulich ausfüllte. Das erhöhte Jörjakob's Glück und Hopmann's Zufriedenheit. Wenige Jahre später verheirathete sie sich an einen wohlstehenden jungen Bauern des Ortes, wodurch für ihre Zukunft hinlänglich gesorgt war. Die Spenglersleute waren gestorben und Jörjakob's jüngste Schwester kam nun an Margreth's Stelle in's Haus. Auch sie war ein treues, fleißiges und sittiges Mädchen geworden, an dem Hopmann eine tüchtige Haushälterin gewann.

Peterchen hatte das Spenglerhandwerk erlernt und wäre ein Wanderspengler geworden, der es niemals zu etwas Ordentlichem gebracht haben würde. Jörjakob, der die unsäglichen Nachtheile des Wanderlebens kennen gelernt hatte, war aber mit aller Kraft dagegen eingeschritten. Er gab mit Freuden dem Bruder seine Ersparnisse, daß er sich in einem kleinen Städtchen niederlassen konnte, wo er bei treuem Fleiße sein gutes Auskommen fand.

Jörjakob hatte an sich nie gedacht, für sich nicht gesorgt. Ich bin Vater und Mutter zugleich für meine armen, verwaisten Geschwister, sagte er zu Hopmann, wenn dieser ihm Vorstellungen machte, doch auch einmal an sein eigenes Alter zu denken.

Ihr habt mich an Gottes helfende Gnade glauben gelehrt, sagte er dann, und was ich erlebt und erfahren, das ist der Beweis dafür, wie gnädig und barmherzig der Herr ist. Er wird mich im Alter nicht verlassen, und so lange Ihr lebt, ist für mich gesorgt.

Aber ich bin ein gebrechlich Geläß, sagte Hopmann, das einmal plötzlich zusammenbrechen wird.

Gott verhüte es! sagte der ehrliche Jörjakob, aber auch dann verzage ich nicht. So lange ich arbeiten kann, wird mir mein täglich Brod nicht fehlen, und, sollte ich nach Gottes Willen hinfällig werden, so verlassen mich meine guten Geschwister nicht.

Hopmann schüttelte den Kopf und meinte, auf Menschen solle er sich nicht verlassen, die seien ein gebrechlich Werk und ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Er machte indessen den gutmüthigen, vertrauenden Jörjakob nicht irre.

Indessen beschäftigte den braven Hopmann seines treuen Jörjakob's Zukunft mehr als dieser selbst dachte.

IV.

Hopmann war, wie ich schon gesagt, fuhr am folgenden Abende Schmiedjakob fort zu erzählen, ein alter Junggeselle, aber Einer von der besten Art. Es ist sonst diese Zunft reich an kuriosen Heiligen, die alle unsichtbare Zöpfe im Nacken tragen bis halbwegs auf die Erde — das heißt, Launen und Grillen haben, die einem ehrlichen Christenmenschen, der mit ihnen leben muß, das Leben gründlich versalzen können, schlimmer, wie die Köchin die Suppe. Seit die gute Frau Saleme todt war, hatte er die letzte nahe Verwandtin verloren. Es lebten droben in der Pfalz noch entfernte Vettern und Basen von ihm, die hatten sich aber ihr Lebtag um ihn wenig bekümmert und waren dabei allesammt steinreich, daß sie seiner Hinterlassenschaft nicht im Mindesten bedurften. Jetzt, wo er alt war und bald Hoffnung gab, sein fettes Erbe für sich einzuthun, kamen sie angefahren und es hieß: Vetter Jakob hinten und Vetter

Jakob vornen, und der süßen Worte gab's mehr als der Regentropfen, die bei einem Landregen auf die Erde fallen. Der gute alte Hopmann war nicht auf die Nase gefallen, er roch Lunten. Freilich, er hätte auch müssen blind und taub sein, wenn er die Absicht der lieben, hoffnungsreichen Verwandten nicht hätte erkennen sollen. Sie machten ihm das gar nicht schwer; ja eine liebe Base, die fünf Töchter hatte, besah jeden Acker des Herrn Vetter und meinte, das schöne Haus in A. sei doch ein herrlich Nestlein, das er etwa, so lange es noch Zeit wäre, ihrer ältesten Tochter vermachen könnte, die, weil sie weniger hübsch als die Andern, leichtlich ohne Mann ausgehen könnte, im edlen Altenjungfernthum; mit dem schönen Hause und Garten aber, und so weiter — sei es eine sichere Rechnung, daß sie nicht abständig werde.

Hopmann war zu Zeiten ein Schelm, der Einen aus dem ff hänseln konnte. Als die Frau Base das gesagt, runzelte er ernst die Stirne und sagte: Das läßt sich hören, sprach der Taube als er eine Ohrfeige bekam; Frau Base, ich will's hinter's Ohr schreiben und Euch morgen Bescheid sagen.

Nun hatte Hopmann aus Barmherzigkeit einen Blödsinnigen in sein Haus aufgenommen. Er war gutmüthig und that, was er konnte, dafür wurde er von Hopmann ernährt und gekleidet. Er war eine Waise gewesen, jetzt etwa vierzig Jahre alt, bucklig und dickköpfig, und lachte den ganzen Tag ohne Verstand in die Welt hinein. Sein Hauptgeschäft war es, die Viehställe zu misten und rein mit Wasser auszuschwenken. War das gethan, so lag er den

übrigen Theil des Tages auf dem breiten Sitzſteine neben der Hausthürtreppe und kaute Rollenknaſter, daß es eine Pracht anzuſehen war. Er hieß Peter und wurde von aller Welt nur „Pittchen“ genannt. Am andern Morgen nach dem Kaffe bat die Frau Baſe den lieben Herrn Vetter Hopmann, ſie doch alleine einmal wieder in das ſchöne Wieſenthälchen zu begleiten, wo er die ſchöne Rieſelwieſe angelegt habe. Das war Hopmann recht, aber ganz unvermuthet geſellte ſich auch der Frau Baſe Aelteſte hinzu, die ihre ſechs Schuh drei Zoll maß; ſo dürr war, wie eine Hopfenſtange, und eine Geſichtsfarbe hatte wie etwa die einer ausgetrockneten Citronenſchale.

Der frommen Baſe lag es dick und ſchwer auf dem Herzen. Sie mochte gerne wiſſen, was Vetter Hopmann beſchloſſen. Wie die Katze um eine Schüſſel heißen Brei herumgeht und nicht weiß, wo ſie das leckere Gericht anfaſſen ſoll, ohne ſich das Schnäuzchen zu verbrennen, gerade ſo ging es der Frau Baſe.

Es war höchſt ärgerlich! Der alte Vetter Hopmann wollte nicht anfangen, von der Leber zu reden, und das gelbe Töchterlein that doch was menſchenmöglich war, ihn gut zu ſtimmen. Sie erzählte ihm von Kornthal, wo ſie in der Erziehungsanſtalt geweſen war und ihre kleinen, kohlſchwarzen Aeugelein wurden vor lauter Freundlichkeit ſo klein, daß man meinte, ſie verkröchen ſich hinter die Wimpern und ſpielten Verſteckens mit einander. Dieſe Vermuthung wurde noch wahrſcheinlicher, da ſie beide ein wenig gegen einander und ihren Scheidegrund, nämlich die Naſe, ſahen. Um's deutlicher zu ſagen, ſo ſchielten ſie alle beide über die Maßen.

Item, der Vetter wollte nicht herausrücken und die Frau Baſe konnte es kaum mehr länger aushalten.

Endlich, als Alles nichts half, dachte ſie: Wart', ich eiſe dem die Worte doch los! Und kräftig ſagte ſie: Nun, Herr Vetter, habt Ihr Euer Reſolutum gefaßt von wegen des Gegenſtandes, den ich geſtern mit Euch beſprochen?

Gewiß, ſagte Hopmann, es ſteht Alles felſenfeſt.

Und wie lautet's? fragte bebend die Frau Base.

Hab' und Gut vermach' ich dem lieben Kinde, wenn — sie mir die Wahl ihres Mannes läßt!

Das ist eine ehrenwerthe Bedingung, sagte bebend vor Lust die Frau Base, aber es ist Unser-Einer doch nicht so ganz gleichgültig, wer es wäre? Dürfte ich es wissen?

Warum nicht, versetzte sehr ernst Hopmann. Es ist ein Mann von gesetzten Jahren, wie Eure Tochter, die auch schon etwa sechsundzwanzig, nämlich das Alter erreicht hat, wo die Mädchen nicht mehr älter werden. Ihr versteht mich schon? Ueberdieß ist er in der Lage wie Eure Tochter. Ohne eine erhebliche Mitgift kriegt er sein Lebtag keine Frau, weil's ihm geht wie Euerer Tochter in einem weiteren Falle, nämlich in dem, daß er ansehnlich häßlich ist. Um es nun kurz zu machen, so will ich's Euch sagen: Es ist das Pittchen!

Hopmann meinte nicht, daß das etwas entfernt vor ihnen hertänzelnde Bäschen seine Worte gehört hätte; aber ihr Gehör mußte unendlich fein und fernreichend sein, denn sie that einen lauten Aufschrei und zeigte im Umwenden gegen die Mutter und Hopmann, daß ihr Kopf roth war wie der eines wälschen Hahns.

Sie schoß wie eine giftige Schlange daher; ergriff die Hand ihrer, wie völlig betäubt dastehenden Mutter und rief: Mutter, siehst du denn nicht, daß uns der alte Esel und Narr nur hänseln will? Komm, fort von hier! Solche abscheuliche Kränkung ertrag' ich nicht, sonst sterbe ich ledigen Standes!

Sie riß die Mutter fort und Hopmann blieb stehen und sah ihnen lachend nach.

Die wär' ich denn nun einmal los! sagte er. Gott verzeih' mir die Art und Weise, aber, wie es in den Wald schallt, so schallt es auch wieder heraus und ich messe die Leute mit derjenigen Elle, die sie mir selber zu ihrem Maße in die Hand geben. Sie haben mir Liebe geheuchelt auf eine unverschämte Weise und ihre Habsucht hat sich zuletzt nicht einmal hinter dem Mäntelein halten können, das sie

ſich vorgehalten und umgehängt. Eins der lieben Verwandten macht das Andere ſchlecht bei mir„ um es auszuſtechen und in den Alleinbeſitz meiner Habe zu kommen und, bei'm Lichte betrachtet, taugen ſie alle Nichts! Fahrt wohl! rief er aus. Ohne Eure geheuchelte Liebe habe ich nahezu fünfzig Jahre gelebt. Sollt' ich jetzt nicht noch die wenigen Tage, die mir der Herr zulegen wird, ohne ſie leben können? Dem will ich wohlthun, der es mir gethan; dem meine Liebe beweiſen, der mir ſeine Liebe ungeheuchelt und ohne eigennützige Abſicht bewieſen hat. Dabei bleibt's! Er beeilte ſich nicht, heimzukehren, weil er heimlich die Hoffnung nährte, die liebe Frau Baſe werde ihre Heimreiſe ſo ſehr beeilt haben als möglich, daß er, möglicher Weiſe, um den Scheidegruß käme, deſſen Herzlichkeit auch ſein Bedenken haben mochte. Während er denn ſo auf ſeinen Aeckern umherſchlenderte, erwog er Mancherlei und Vieles zuſammen und kehrte dann endlich frohen Sinnes, wie er innerlicher, vollſtändiger Gewißheit entſpringt, nach Hauſe.

In der Thüre kam ihm Jörjakob ganz verſtört ent-

gegen. Gott weiß, was Euern Verwandten begegnet ist, sagte er. Vor etwa drei Stunden kamen sie heim, zornig und aufgeregt. Die Aeltere befahl ihrem Knechte, sogleich anzuspannen, und dann eilten sie die Treppe hinauf, ihre Geschichten alle einzupacken. Der Koffer wurde von dem Knechte, der auch nicht wußte wieviel Uhr es war, gebracht, aufgeschnallt und die Pferde in größter Eile angeschirrt. In der Stube haselirten sie herum, verzeiht, wenn ich mich so ausdrücke, aber ich weiß nicht, wie ich's anders nennen soll, als wären sie besessen, schimpften wie Rohrspatzen, ohne daß ich weiß, auf wen. Meine Schwester wagte es endlich hinaufzugehen und zu fragen: Ob es ihnen denn nicht beliebe, zu Mittag zu speisen vor der Abreise; sie wolle sich damit nach Kräften eilen. Aber sie schnauzten das arme Mädchen ab als wär's ein böser Hund. Sie kam todtbleich herunter und konnte kaum reden, und die dicken Thränen standen ihr in den Augen. Wisset denn auch Ihr nicht, Herr, was geschehen ist? Niemand hat sie beleidigt, Niemand sie gekränkt. Wir alle sind trostlos, weil Jeder meint, er sei die Ursache des Zorns.

Seid nur in Eurem Gewissen beruhigt, sagte lächelnd Hopmann. Ich allein kenne den Grund und ich allein trage alle Schuld. Sind sie noch da?

Ach nein, sagte Jörjakob. Ich bat sie, doch zu bleiben, bis Ihr zurückkämet. Es würde Euch doch leid thun, wenn sie Euch und Ihr ihnen nicht Lebewohl sagen könnten. Was meint Ihr, was ihre Antwort war?

Nun — halb und halb kann ich mir sie denken, sagte Hopmann immer noch lächelnd. Was sagten sie?

Nun die Frau Margaretha, die Mutter, schrie mir zu: Hebe dich weg, Esel! Ich will den Staub von meinem Fuße schütteln, daß ich aus diesem Thale Gahennah nichts mit heimbringe in das Land, da Milch und Honig fleußt!

Siehst du, dieß Land ist die Pfalz, sagte Hopmann, und diese frommen Leute nennen sich auch Mennoniten. Gott bessere sie. Es sind von denen, die der Väter fromme Weise längst verlassen haben und durch und durch verwelt-

licht ſind. Laſſ' ſie gehen, wie ich. Wir ſind ſie los, das iſt meine Freude!

Jörjakob begriff weder das Betragen der Verwandten, noch das Benehmen ſeines Herrn. Der aber ſagte auch kein Sterbenswörtlein weiter, aber er war aufgeräumt und ſogar heiterer als ſonſt. Jörjakob bewies er eine ſeltene Liebe und Freundlichkeit, und gegen Lieschen war er ebenſo herzlich und freundlich. War er es auch ſonſt wohl, ſo war es ihnen doch auffallend, daß er es in einem weit höheren Maße war als früher.

Einige Tage ſpäter ſagte Hopmann zu Jörjakob: Ich muß auf drei bis vier Tage in die Stadt. Ich habe wichtige Geſchäfte dort. Ich übergebe dir das ganze Geſchäft und werde das Knechten und Mägden ſagen. Sie müſſen dir gehorchen wie mir.

Ach Gott, thut's nicht, Herr! bat Jörjakob. Es gibt Neid, Herr, und der iſt ein Unglück, wie es ſchon zu Joſeph's Zeiten war.

Allein es blieb dabei und — es war wunderbar. Die Knechte und Mägde beneideten ihn nicht, denn ſie hatten ihn zu lieb, um ihn zu beneiden. Er diente ja Allen; erwies Allen Gutes, überhob ſich nie gegen ſie, ob er gleich, das wußten ſie Alle, des Herrn Liebling war und er ihn nicht behandelte wie einen Knecht, ſondern wie einen Sohn oder jüngeren Bruder.

Eins aber hab' ich vergeſſen, bemerkte Schmiedjakob, ich habe Peter's, des alten, zwar eckigen und groben, aber doch geldtreuen Hirten nicht mehr gedacht, auch nicht, wie Hopmann ſein Wort gegen ihn hielt.

Daß er Kinder hatte und nicht wenige, hab' ich Euch ſchon geſagt. Der Aelteſte war ein Knabe, der ohne Zweifel auch Hirte geworden wäre, hätte nicht Hopmann auf's Wirkſamſte dem alten Peter Vorſtellungen darüber gemacht. Der hätte indeſſen den alten Starrkopf nicht abwendig machen können, hätte nicht Hopmann einen Weg gefunden, der ſicherer zu des Alten Zuſtimmung führte, nämlich ſeine Frau. Es iſt weltkundig, ſagte lächelnd der alte Schmiedjakob, daß

am Ende alle Männer nur tanzen, wie ihre Weiber aufspielen, und so klug sind sie, daß sie ihre eigne Meinung dem Manne so unterzuschieben wissen, daß er meint, es sei wirklich seine eigene gewesen von Anno Je. Die Hirtenmarie war die beste Frau von der Welt, aber auch die beste ist deßwegen nicht weniger pfiffig, oft noch weit pfiffiger als die schlimme, keifende Frau. Item, sie machte sich an den Peter und kriegte ihn herum, daß der Bub ein Handwerk lernen sollte.

Es war ein kräftiger Junge, frisch und heiter, aber dabei brav und gehorsam den Eltern und höflich gegen die Leute, ja, was Hopmann gar hoch anschlug, barmherzig gegen die Thiere.

Rohheit gegen die arme, seufzende Kreatur, Unbarmherzigkeit und Grausamkeit gegen sie, ist ein Zeichen eines bösen, verwilderten Herzens, sagte er oft. Wer Mitgefühl mit dem Leiden des armen Thieres hat, hat es auch gegen seine Menschenbrüder und der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes.

So ließ ihn denn, nachdem die Hirtenfrau ihren eckigen Peter herumgeorgelt hatte, Hopmann zu sich kommen und Vater und Mutter dazu, und besprach sich mit ihnen. Da meinte er denn, das Wagnerhandwerk sei ein schönes und ein einträgliches. Man brauche es auf dem Lande alle Tage und es ernähre seinen Mann nicht nur, wenn er geschickt, fleißig und sparsam sei, sondern werfe Etwas ab, das für künftige Tage, das Alter, überhaupt die Zukunft, heilsam sei.

Das überwog, und der Knabe wurde zu einem Wagner in die Lehre gethan und das Lehrgeld zahlte Hopmann. Anfangs war Peter etwas brummig; als aber Jörjakob, der oft zu dem alten Biedermanne ging, ihn von dem Heilsamen überzeugte, was Hopmann für den Knaben gethan, da wurde er auch recht dankbar gegen seinen Wohlthäter. Das Zweite seiner Kinder war Marie, ein schönes aber sehr zartes Mädchen. Jörjakob hatte seine Freude an dem schönen, verständigen Kinde, das mit reicher Liebe an ihm hing. Als

ſich das Mädchen zur Jungfrau entwickelte, kam es, als Lieschen's Gehülfin, in Hopmann's Haus, war nun alle Tage um Jörjakob und die Liebe des Kindes wurde eine innige Liebe der ſchönen zarten Jungfrau. Wie hätte Jörjakob ihre Liebe nicht erkennen ſollen und — wie bald wurde ſie

auch in seinem Herzen lebendig! Er war glücklich in der Liebe des Mädchens. Nur selten war es ihnen zwar vergönnt, ein Stündchen zu verplaudern, aber deste glücklicher waren sie auch. Lieschen kannte und billigte diese gegenseitige Liebe, denn sie kannte das Herz Mariechens und schätzte sie sehr hoch; allein oft kam ihr auch eine Furcht an, wenn sie die bleiche Farbe Mariechens sah, die schlanke Gestalt beobachtete und ein unheimliches Hüsteln, das sie bisweilen vernahm.

Hopmann hatte Nichts gegen Beider Neigung und sie einmal als glückliches Paar zu sehen, ihr Lebensglück dann auch äußerlich festzustellen, war ein Gedanke, mit dem sich der edle Mensch viel und gern beschäftigte. Mariechen war damals achtzehn, Jörjakob sechsundzwanzig Jahre alt, und die Zeit dünkte Hopmann nicht ferne, wo er den Lieblingsgedanken auszuführen Lust trug, Jörjakob ein Bauerngütchen im Dorfe zu kaufen und ihn seßhaft zu machen.

Da kamen, wie gierige Stoßvögel, die Verwandten zu Hopmann, die er nie gesehen, nie gekannt; redeten von ihrer Liebe zu ihm und suchten sie ihm zu beweisen; aber sie gaben ihm nur mehr und mehr Gelegenheit, die ächte Liebe Jörjakob's mit dieser gemachten, geheuchelten zu vergleichen. Nun kam der Auftritt mit der Base und ein eigenthümlicher Vorsatz gewann in seiner Seele feste, tiefe Wurzeln.

Nach allen Seiten hin erwog er ihn, und als das Alles sich zur vollsten Klarheit entwickelt hatte, eilte er, ihn auszuführen. Er bestieg am Morgen sein Kerbwägelchen, nahm aber, da er seit jenem Unglücksfalle nie mehr selbst die Zügel geführt, den Knecht nach der Stadt mit. Was er dort thun wollte, sagte er Niemanden.

Jörjakob hatte in diesen Tagen eine recht anstrengende Arbeit. Es war in der Ernte und diese im vollen Gange. Das Wetter war unbeständig und jeder günstige Tag, ja man konnte sagen, jede günstige Stunde mußte benutzt werden, um die Garben trocken unter Obdach oder auf Garbenhaufen, die man hier „Kasten" nennt, zu bringen. Der Umsicht und Thätigkeit Jörjakob's gelang es so vollkommen,

daß er, wenn auch todtmüde am Abend, dennoch mit ſeliger Freude auf ſein Tagewerk zurückblickte und an den Herrn dachte, der gewiß, wenn er auch noch ſo wichtige Geſchäfte haben mochte, an ſeine reiche Ernte und ihre Einheimſung oder Auffaſſung denken mochte. Ehe er zurückkam war Alles in der beſten Weiſe und in den beſten Stunden vollendet. Keine Sorge um die theuere Gottesgabe hatte er ſich zu machen nöthig, denn auch Jörjakob machte ſich keine, denn er wußte, wie ſorgfältig er Alles gethan hatte zum Vortheil ſeines lieben Herrn.

Endlich kam Hopmann. Er war ſo heiter, ſo glücklich, wie ihn Jörjakob ſelten heimkehren geſehen hatte.

Wie ſteht es mit der Ernte? fragte er lachend, als er mit beſonderer Herzlichkeit Jörjakob die Hand gedrückt. Ich habe dir ein ſchön Stück Arbeit aufgelegt. Wenn's noch nicht zu Ende iſt, wie ich glaube, ſo gehöre ich nicht zu den Kleingläubigen, die leicht verzagen.

Jörjakob lächelte und ſagte: Wieviel meint Ihr, daß noch übrig wäre?

Viel? fragte Hopmann zurück.

Es iſt Alles in Ordnung! ſagte freudig der junge Mann.

Ich habe dir auch Etwas mitgebracht, ſagte Hopmann und reichte ihm ein Papier, das das Siegel des Notars trug.

Jörjakob las — wurde bleich und das Papier entfiel ſeiner zitternden Hand. Er konnte keine Silbe reden und ſtarrte Hopmann an.

Endlich, als dieſer ihn fort und fort lächelnd anſah, rief er erſchüttert aus: Was habt Ihr gethan?

Setze dich zu mir und rufe Lieschen und Mariechen herein.

Das geſchah. Alle ſaßen bei ihm, die Mädchen in geſpannter Erwartung. Jörjakob bleich und tief erſchüttert.

Höret mich an, Kinder, ſprach feierlich Hopmann. Ich bin alt und fühle, daß meine Tage gezählt ſind. Habe Verwandte habe ich nicht und die Entfernten, die ſeit einem Jahre zu mir kommen, um mir ihre erheuchelte Liebe zu rühmen und anzupreiſen, ſind Todtenvögel, die nur nach meinem Tode ſich ſehnen und ſelbſt ſehen wollen, ob es

bald zu Ende mit mir geht. Ich kenne sie. Sie wollen nur Erben sein, nichts weiter, und je länger mir der Herr das Leben fristet, deste ungeduldiger werden sie; desto gespannter wird ihre Habsucht. Die, welche zuletzt hier war, wollte Alles für ihre gelbe Tochter allein; sie wollte, ich sollte zu deren Gunsten ein Testament machen und hielt es nicht für eine Schmach, mir das in's Gesicht zu sagen Ich habe sie auf eine Weise heimgeschickt, die mir dafür bürgt, daß sie nicht wiederkommt. Von Euch habe ich Liebe und Treue erfahren, seit Gottes Hand Euch mir zuführte. Ihr habt mich wahrhaft lieb, wie ich Euch. Da lag mir denn kein Gedanke näher, als Euch alle dreie an mich für immer zu binden. Dich, Jörjakob und dich, Lieschen, habe ich an Kindesstatt angenommen, unter der Bedingung, daß Jörjakob dich, Mariechen, heirathet. Ist das Euch auch Recht? — Er schwieg und weidete sich an dem Anblick der Dreie, in deren Zügen Erschrecken, Scham, Rührung und selige Freude zugleich sich kundgab. Einen Augenblick herrschte Todesstille — dann fielen sie ihm um den Hals mit heißen Dankesthränen und Hopmann drückte sie, selbst gerührt, an sein Herz.

V.

Das Aufsehen war groß im Dorfe wie in der ganzen Gegend, welches Hopmann's unerwarteter Schritt machte. Niemand indessen mißgönnte den jungen Leuten ihr Glück, und nicht Wenige sagten: Hopmann hat Recht! Was thut er mit den lachenden Erben, die ihn nie lieb gehabt? die ihm nichts Gutes erweisen können? Er hat, von der Einen Seite angesehen, die treue Liebe reich belohnt; von der Andern aus aber, sich eine liebevolle Pflege im Alter gesichert.

Ob Hopmann eine solche eigennützige Absicht gehabt, ich weiß es nicht, sagte Schmiedjakob, das aber weiß ich, daß drei Menschen sehr glücklich waren und ein Vierter, Hopmann selbst, sich ihrer Liebe erfreute.

Jörjakob wird jetzt hochnasig und dicknasig werden, gebt nur Acht! sagten Manche. Wenn eine Axel auf dem Kirchthurme sitzt, gackert sie doppelt und hebt den Schwanz noch einmal so lustig! Es wäre bei einem Andern möglich gewesen, bei Jörjakob nicht. Zwar mußte er und Lieschen den Namen Hopmann annehmen, aber damit konnten sie keinen Hochmuth annehmen, denn Hopmann war ja eben so ferne davon, wie sie; aber die Leute verrechneten sich völlig. Jörjakob blieb der ehrliche, fleißige, bescheidene Jörjakob auch als Hopmann's Sohn, wie seine Schwester die treue, einfache Haushälterin blieb. Nur Eins gestattete Hopmann nicht: sie durften nicht nach der Stadt gehen, sondern mußten fahren. Alles Andere blieb, wie es war. Sie arbeiteten eben so fleißig wie sonst auch.

Für Jörjakob war eine Wohnung nicht ganz fertig, es fehlte nämlich an der Küche und einigen Räumen, während sie nicht zu bauen, sondern nur auszubauen waren, denn sie waren bei dem Neubau des Hauses, den Hopmann's Vater besorgt, vorgesehen. Jetzt, in der Winterszeit, war nichts zu machen. Darum wurde denn auch die Trauung des Pärleins auf den Frühling festgesetzt.

Rüstig begann Hopmann den Bau. Er nahm aber soviel Raum dazu, daß Jörjakob erstaunt fragte: Wozu der

doch all' dienen sollte? Ei, sagte Heymann, willst du denn deinen Schwiegervater, der nun alt und hinfällig geworden ist, Hirte bleiben lassen? Ich glaube: Nein. Darum richt' ich gleich zwei Stüblein mehr ein. Kochen könnt Ihr zusammen, und Mutter und Tochter an Einem Herde ist etwas Anderes, als zwei andere Frauen, die thun so wenig gut als zwei Hähne auf Einem Hofe.

Er blieb bei seinem Plane und Jörjakob sah wohl, wie er Alles that, um sie glücklich zu machen. Da durfte auch nichts fehlen, was nöthig war. Unnöthiges, aus den Schranken des einfachen Lebens, wie es bei Heymann geführt wurde, heraustretendes, würde er so wenig als Jörjakob gut geheißen haben; aber Alles ächt, gediegen und gut. Das aber hatte Heymann Jörjakob zur Pflicht gemacht, daß er von dem Plane, Peter und seine Frau in das Haus zu nehmen, Mariechen Nichts sage; sie sollte damit so recht erfreut werden.

Als dann das Alles fertig war, ging Heymann zum Pfarrer und bestellte Jörjakob's Aufkündigung zum nächsten Sonntag. Es war den Leuten nichts Unerwartetes, aber Etwas, was sie Alle erfreute, denn sie hatten nun schon die Gewißheit, daß die jungen Leute sich in ihren neuen Verhältnissen nicht überheben würden.

Die Hochzeit war nur im engsten Kreise. Alle Geschwister waren da und — noch zweie, die Jörjakob im Korbwägelchen eigens abgeholt, der hochbetagte Lehrer seiner Jugend und der Pfarrer, der sich der verwaisten Kinder Hannepampel's und Eva's so liebreich angenommen. Die wurden beide hochgeehrt von Allen, und Heymann gewann die beiden Ehrenmänner aus voller Seele lieb. Er klopfte Jörjakob auf die Schulter, als ihm dieser den Wunsch aussprach, sie an seinem Ehrentage bei sich zu haben, und sagte lächelnd: Du hast Recht. Wer seiner alten Freunde und Wohlthäter vergißt, vergißt auch seines gnädigen Herrn im Himmel leicht. Ich freue mich deiner Gesinnung! Die beiden Alten waren die Führer des Bräutigams, und die wunderschöne Braut führte Lieschen und Margreth. Alle Welt freute sich des schönen Paares, und der alte Peter hatte heute seine,

in der Regel mürrische Miene ganz abgelegt und lachte mit dem ganzen Gesichte. Als aber Hopmann ihn in die neue Wohnung führte, die er ihm hatte machen lassen, da brummte er doch und meinte, er wolle und könne nicht auf der faulen Haut liegen. Er müsse Hirte bleiben bis an sein Ende. Hopmann lachte und meinte bei sich, der Weg, der schon einmal zum Ziele geführt, werde des ehrlichen Alten starren Kopf schon brechen. Und nun nahm er mit der jungen Frau die Mutter in's Gebet. Die freute sich des Glückes und meinte, sie habe schon mehr bei ihrem alten Brummbären um die Ecke geschossen, sie würde es auch dießmal fertig bringen.

Nun, hat sie's denn fertig gebracht? fragte Kathrinchen schelmisch lachend.

Freilich, entgegnete Schmiedjakob. Was bringt Weiberlist nicht zum Ziele und welcher Mann widerstände dem schmeichlerischen Zureden seiner lieben Frau? Zu Martini des folgenden Jahres dankte Peter als Hirte ab und zog zu seinen Kindern. Da war er denn in Haus und Hof mit Hopmann thätig und machte sich nützlich wo er konnte.

Hopmann hatte sich gegen seine erlustigen Verwandten die Genugthuung nicht versagen können, ihnen anzuzeigen was er gethan. Da gab's wüste Gesichter und von nun an wußten sie Nichts mehr vom Vetter in A., obgleich der Gedanke an das entronnene, sicher erwartete Erbe wie ein Alp auf ihren Herzen lag.

Sie mögen sich trösten, sagte er lächelnd, wie ich mich über ihren Verlust tröste, denn nun sind sie für mich alle dahin und hinter meinem Sarge geht Kein's her, das mit Zwiebeln die Augen reiben muß, daß sie Thränen geben. —

Ein Jahr des Glückes, der Liebe und des Friedens ging dahin; aber wann bleibt der Himmel über uns ewig klar?

Mariechen begann zu kränkeln. Ihr Gesichtchen war so weiß wie Schnee, und die rothen Wängelein waren wie abgezirkelt, dabei war ihre Haut so durchsichtig, daß man jedes Aederchen darunter sehen konnte.

Hopmann sagte zu sich: Das sind Grabrosen! und ein

tiefer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt los, denn Mariechen war ein Engel an Sanftmuth und Herzensgüte und erwies dem alten Manne beſondere Liebe. Lieschen hatte ſich glücklich verheirathet auf ein nahes Dorf und war dort eine behäbige Bäuerin geworden, die den ſtillen Frieden aus Hopmann's Hauſe mit in das Ihrige hinüber genommen hatte.

Im folgenden März wurde Mariechen ſo hinfällig, daß ſie das Bette hüten mußte, und im April ſchon drückte mit unſäglichem Leide Jörjakob der milden Dulderin das ſchöne Auge zu.

Des Hauſes Krone iſt in's Grab geſunken, ſagte Hopmann und ſeine Thränen rannen um das treffliche junge Weib. Jörjakob trug ſeinen Schmerz ſtille. Er hatte keine Thränen. Ihr Quell ſchien im tiefſten Leide vertrocknet zu ſein; aber er ging umher wie ein Schatten. Er redete nicht, er ſchien ein Traumleben zu führen. Seine Geſchäfte beſorgte er nach wie vor mit gewiſſenhafter Treue, aber ſeine Freude war gebrochen und vernichtet.

Es iſt ſchlimm, ſagte Schmiedjakob, wenn in eine Familie ſo eine Lücke tritt. Es geht da wie mit den Zähnen. Iſt Einer fort aus der Reihe, ſo meint man, die Andern ſtünden alle nicht mehr feſt, und Einer nach dem Andern geht fort.

So war es auch im Hauſe Hopmann's. Zuerſt brach das alte, ſonſt ſo ſtarke Gebäude Peter's zuſammen. Er folgte ſeinem lieben Kinde, das er vor Allen lieb gehabt, ja, an dem ſein Herz beſonders gehangen. Seit Mariechen's Tod war kein Lächeln mehr auf ſein wetterhartes Antlitz gekommen und er ſagte oft: Die zieht mich nach! Es war ſo. Er wurde aufrichtig betrauert, denn unter der harten Rinde ſchlug ein frommes, treues, biederes Herz. Und nun iſt die Reihe an mir, ſagte Hopmann, und auch damit hatte er Recht. Nicht ganz ein Jahr ſpäter legten ſie ihn auch in's Grab. Das war wieder ein neuer, nagender Schmerz für Jörjakob. Es war leer geworden um ihn. Nur ſeine alte Schwiegermutter war ihm geblieben. Ihm war unheimlich in dem großen, leeren Hauſe. Aber ſich noch einmal zu verheirathen,

wie es dem noch jungen Manne seine Freunde riethen, kam ihm nicht in den Sinn.

Ich finde kein Mariechen mehr! sagte er und damit schlug er alle Rathschläge kurz ab.

War von jeher Hopmann's Haus eine Stätte der Wohlthätigkeit gewesen, so war sie es jetzt erst recht. Das war Jörjakob's Freude und Glück. In seinem Hause fand jeder Arme, jeder Wandernde eine Herberge und seine Erquickung. Das wußten sie wohl, darum kamen auch Viele in's Dorf, die sonst weiter gezogen waren und es erhielt allgemein den Namen der Bettlerberberge. Jörjakob wußte das wohl und meinte, das sei ein rechter Ehrenname für sein Haus. Ich hab's meinem seligen Schwiegervater einst gelobt, sagte er, und will's halten so lange ich lebe. Damit aber auch nach meinem Tode der Name erhalten bleibe, will ich eine Armenstiftung machen und ein Haus dafür kaufen und herrichten, wo arme Leute ein Obdach und Nahrung, Kranke eine Unterkunft und Pflege, und alte, gebrechliche Leute aus dem Dorfe einen Ort finden, wo sie vor Jammer und Elend geschützt sind.

Diesen schönen Gedanken führte er mit ruhiger Ueberlegung und Besonnenheit aus und widmete ihm einen ansehnlichen Theil seines großen Vermögens. Daß er den Armen mehr gab als Obdach und Pflege, sagte er nicht, aber er that's. Trost und Zuspruch, Ermahnung und Strafe aus Gottes Wort theilte er reichlich aus und mit, wo und wie er es für nöthig hielt und für segensreich, und so wirkte er viel Gutes im Stillen und führte dem Reiche Gottes manche Seele zu, was nur der wußte, der in's Herze schaut und seinen Segen zu dem gibt, was christliche, glaubensvolle Liebe säet, pflanzt und begießt.

Aller treuer Rathgeber und helfender Freund war er. Wo Streit und Hader in einer Familie oder zwischen Zweien ausgebrochen war, da eilte er zu schlichten und gerne unterwarfen sich seinem Worte und Ausspruch die Entzweiten und reichten sich wieder, ausgesöhnt, die Hand zum Frieden. Wo ein Prozeß sich entspann, da trat er, gerufen oder ungerufen, aber immer innerlich berufen, als Schiedsrichter

auf und das Dorf A., wo einst ein recht prozeßsüchtiges Geschlecht gewohnt, erhielt den Ruf des friedlichsten und friedliebendsten im Lande.

Ebenso wirkte er für den Unterricht der Kinder. Er stiftete ein Kapital zur Verbesserung der Lehrerbesoldung, damit immer ein tüchtiger Lehrer konnte erhalten werden, und wo Leute nachlässig waren im Anhalten ihrer Kinder zur Schule, da ruhte und rastete er nicht, bis er es dahin gebracht, daß es ihnen eine Angelegenheit wurde, ihre Kinder tüchtig unterrichten zu lassen.

Wie er hier sorgte, so war es ihm auch eine Aufgabe, für den irdischen Wohlstand der Gemeinde zu sorgen. Daß ihn die Gemeinde zu ihrem Ortsvorstande erwählte, war ein Zeichen ihrer gesunden Einsicht, aber auch ihrer Achtung und Dankbarkeit für das viele Gute, was sie ihm schuldig war. Mit Rath und That half er im Ackerbau, in der Viehzucht und im Obstbau, den er besonders liebte. War Einer träge, so ging er ihm gehörig zu Leibe und sein Wort hielt Manchen vom Irrwege ab oder führte den Verirrten zurück. Schlechte fürchteten ihn, weil sein Wort gewaltig traf und er stets das Wort zu Hilfe hatte, das Felsen zerschmettern kann, nämlich das Wort Gottes.

Er war ein Segen für das Dorf A., das sich, wie in Zucht und Sitte, in Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit, in Fleiß und Wohlstand, aber was wichtiger war, in ächter Gottesfurcht vor Allen im weitesten Umkreise auszeichnete. Sein Beispiel bekräftigte überall sein Wort und dadurch wirkte er so gewaltig und segensreich.

In seinem Hause lebte er so einfach, wie er es von Hopmann gelernt. Er wollte, obgleich ein reicher Mann, nur ein Bauer sein und Nichts weiter. Am Lesen guter Bücher hatte er seine Lust, und da er die Mittel besaß, schaffte er sie sich an. Er hielt sie aber nicht für sich. Gerne gab er sie den Leuten zum Lesen und weckte dadurch den Sinn für das Lesen guter Bücher und förderte ihn nach allen Seiten.

Meist sah man ihn, wie er da vornen auf dem Bilde zu sehen ist, an einem guten Buche sitzen und eifrig lesen.

Aber dennoch verſäumte er ſeinen blühenden Ackerbau nicht, der ihm am Herzen lag.

Daß ein ſolcher Mann, der ein rechter Dorfſegen war, ſich der Liebe und Achtung weit und breit zu erfreuen hatte, könnt Ihr Euch wohl vorſtellen; damit aber auch zugleich, wie allerwegen, der Ruf: der alte Jörjakob in A. iſt geſtorben, eine tiefe Trauer weckte. Ich erim ere mich deſſen noch lebhaft.

Alt und hochbetagt war das treue Herz gebrochen und ſanft hatte der gnadenreiche Herr ſeinen treuen Knecht überwinden laſſen.

Am Tage ſeines Begräbniſſes ſtrömten von weit und breit Trauernde herbei und gewaltig ging durch alle Herzen des Pfarrers Wort: „Das war der wahre Israelite, in dem kein Falſch war," und niemals fand ein Wort gerechtere und allgemeiner bezeugte Anerkennung. Es floſſen viele Thränen und keine waren geheuchelt.

Gebe der Herr jedem Dorfe einen Jörjakob! ſchloß der Greis und Alle in der Spinnſtube nickten bejahend, aber ſtille, zu dieſem Schlußworte.

4. Ein Räthſel.

Aus kleiner Urſach' wird das Größte oft,
So zeiget ſich's im Gange der Geſchichte.
Aus niederm Stande hebet ſich der Mann,
Der herrlich ſtrahlet in des Ruhmes Lichte.
So iſt's mit mir. Aus Kleinem, Niedrigem,
Erheb' in eig'ner Kraft ich mich zur Höhe
Die Viele, Viele mächtig überragt,
Auf die ich unter mir hernieder ſehe,
Doch ohne Stolz und eiteln Uebermuth —
Denn Hochmuth iſt nur niedern Seelen eigen;
Nie bläh' ich mich, daß mir's gelungen iſt,
Zur ſtolzen Höhe ſo empor zu ſteigen.
Nur nützen will ich in demüth'gem Sinn,
Und ſchirmen, ſchützen, was ſich zu mir naht,
Wie's eines Fürſten heil'ge, hehre Pflicht,
Der Aller Vater iſt im weiten Staat.
Ein Fürſt bin ich, drum trag' mit Fug und Recht
Ich auch die hohe, ſchöne, edle Krone.
Sie iſt die Gabe Gottes, und des Segens Frucht,
Den ich gebracht, ich trage ſie zum Lohne
Von Gottes Gnaden auch. Um ſolche Kronen
Tobt auch der Sturm; es wühlt die Leidenſchaft
Den Boden auf, darauf der Mächt'ge ſteht;
Es iſt des Neides giftiges Gewürm,

Das in der Finsterniß sich übet, ungestraft.
Den Feinden widersteh' ich, und mit Kraft
Breit' fort und fort ich meine Arme aus
Und trage meine Krone fest und stark
Auch in des Sturmes wildestem Gebraus!
Die großen Feinde fürcht' ich nicht, die Kleinen sind
Gefährlicher. Sie nisten schmeichelnd sich
Wohl bei mir ein und lähmen meine Kräfte
Und ihrer Bosheit Tücke falle ich.
Und unter diesen Kleinen ist der Mensch,
Dem ich zum Segen war, der ärgste Feind;
Sein Undank ist des Unheils Ernte mir,
Zu meinem Fall er Kraft und List vereint.
Nur meiner Krone strebt er lüstern nach,
Er möchte sie so gern im Staube sehen,
Und sie vernichten; freu'n sich meiner Schmach.
Und sein heilloses Streben rastet nicht,
Bis seinen list'gen Streichen ich gefallen;
Er jubelt, wenn er siegte über mich,
Den Mächtigsten und Größten unter Allen!

5. Altes Gold.

Man ſollte meinen, das Sprüchwort: „Freunde in der Noth, gehen Hundert auf ein Loth," ſei ſtocktoll. In der Noth iſt ja doch ein Freund Stütze und Stab, Rettung und Hülfe, von Gott uns geſendet, daß wir nicht ſinken und fallen. Man ſollte meinen, es müßte heißen: „Hundert Pfund wiegt ein Freund in böſer Stund'?" — Verſteh's recht, Freund, und du ſagſt: Eins iſt ſo wahr als das Andere! Sieh' einmal in die Welt, in das Leben, in deine eigene Umgebung! So lange Du helfen, rathen, geben kannſt, ſind deiner Freunde ſo Viele wie des Sandes am Meeresſtrande. Jeder iſt dir freundlich; Jeder meint's unausſprechlich gut mit dir; iſt dir treu bis in den Tod; will dir Gut und Blut zum Opfer bringen; aber laſſ' einmal ein Unglück über dich kommen; laß einmal zuſehen, wenn es gilt, dich aus einer Verlegenheit, aus einer Noth zu retten, in die du gerathen biſt — dann ſtehen dieſe Leute da, bedauern, daß ſie dir, mit beſtem Willen natürlich! — nicht helfen können; ſie meiſtern ſogar und ſagen dir, du hätteſt klüger, vorſichtiger ſein müſſen, um dem Unfall zu entgehen; aber Keiner von denen, die dir mit viel hundert Worten Lieb' und Treu' gelobt, hebt die Hand, ſie dir zu reichen, daß du aufſtehen könneſt von deinem Falle; Keiner iſt da, auch nur das Geringſte für dich zu thun.

Das hab' ich im Leben einmal recht lebhaft empfunden. Da hätte Einer, der ſich meinen alten Freund nannte, auch mich aus einer argen Verlegenheit retten können mit einem Federzuge und ſechs Buchſtaben —; aber Proſt die Mahlzeit! Er ließ es ſein bleiben, und ein mir Unbekannter, aber Wackerer, that's ohne meine Bitte. Da dachte ich: Freunde in der Noth, gehen Hundert auf ein Loth! Verſtehſt du's nun? Darum ſo Viele auf ein Loth, weil ſie eben ſo rar, ſo ſelten ſind und man mit der ſchärfſten Brille keine entdecken kann. Darum eben wiegt in böſer Stund' ein rechter Freund auch hundert Pfund! Haſt du, dieſen Schatz von Gottes Gnaden empfangen, o, ſo halt' ihn werth, halt' ihn werth über Alles! Es iſt die ſeltenſte der Gaben Gottes. Sei ihm ein ächter, treuer Freund. Opfere ihm willig Gut und Blut. Aber alle die Maulfreunde laß fahren. Es iſt Spreu, die der Sturm des Lebens in alle Lüfte weht: Ja, mein Bruder, ich kann dir zum Schluſſe Nichts inniger wünſchen als einen Freund, des ſchönen Namens werth, der ſich in deinen böſen Stunden, die ja in dieſem Leben uns Allen nicht ausbleiben, bewährt, wie das Gold im Feuer!

6. Eine Ehre iſt der andern werth!

Es war im Jahre 1757, am 5. November, als Friedrich der Große — oder ich will's beſſer ſagen: der alte Fritz — wie Wetterſturm bei Roßbach über die Franzoſen daher brauſte und ſie ſchlug, daß ihnen vor Furcht und Entſetzen die Zähne klapperten und es ihnen in die Beine kam — nicht zum Tanzen, was ſie ſonſt bekanntlich auch gerne thun, ſondern zum Laufen, ſo weit ſie die Beine trugen, und das war ziemlich weit, da ſie gut zu Fuß ſind. — Damals hat

auch ein preußischer Offizier einem französischen ein Stücklein aufgespielt, das den Uebermuth des Franzosen so gründlich heilte wie der alte Fritz den des Prinzen Soubise, und der alte Fritz war in solchen Fällen ein ausstudirter Doctor! Zwischen den beiden Armeen lag am Bache eine Mühle, die war neutraler Boden, das heißt, sie gehörte keiner der beiden Armeen und keine hatte sie besetzt; vielmehr standen die Vorposten Beider eine Strecke von der Mühle zurück. Noch war kein Schuß gefallen.

Die preußischen Vorposten befehligte ein tapferer Offizier. Aber der arme Mann bekam in der Nacht, welche er im feuchten Bachgrunde, wenn auch am Wachfeuer, zugebracht, ein furchtbares Zahnweh und fror über die Maßen. Man weiß schon, wie es dem armen Soldaten im Felde geht. Bald Nässe, bald Kälte; Tag und Nacht keine Ruhe, kein ordentliches Bette — kurz, Zähnepein ist da wohlfeil und spottleicht einzuhandeln, aber wer sie hat, findet keine Abnehmer, und rasend kann sie auch den Tapfersten, auch den machen, der Schwereres ertragen kann und vielleicht ertragen hat. Wär' nur der Schikaneder heraus, vielleicht hätt' ich dann Ruhe! sagte der Offizier zu dem Lieutenant, der ihm bereits alle Mittelchen, die er im Kasten seiner Erfahrung kennen gelernt, ohne Erfolg angerathen hatte.

Ja freilich, sagte der Lieutenant, aber wenn nur unser Pflasterkasten (und damit meinte er den Compagnie-Doctor) nicht todtkrank wäre! Und wo sollen wir einen herkriegen, der Euch den Störefried herausziehe? Wir sind weit vorgeschoben! — Halt! rief er plötzlich aus. Die Franzosen, so arge Windbeutel sie auch sein mögen, sind doch brav und artig, und gefällig sind sie zu aller Zeit gewesen, auch gegen den Feind. Wie wär's, Herr Hauptmann, wenn wir eine Ordonnanz hinüber zu den Vorposten schickten und um einen Feldscheerer bitten ließen, der Zähne ausziehen könnte?

Ihr seid ein Rathgeber, sagte der Hauptmann, der vor Schmerz rein toll war, wie man ihn nicht leicht findet! Ich danke Euch von Herzen! Thut, wie Ihr gesagt und ich

zweifle nicht, daß der ehrenhafte Feind die Bitte erfüllen wird, wenn er es nur irgend vermag.

Der Lieutenant hatte in der Compagnie einen Soldaten, der französisch radebrechen konnte. Der wurde mit einer weißen Fahne, zu der ein Bohnenpfahl und ein Sacktuch das Nöthige lieferten, zu den feindlichen Vorposten gesandt. Als er dort ankam, verstanden sie ihn lange nicht, bis er endlich durch allerlei bildliche Figuren den Commandanten der Vorposten auf die rechte Fährte brachte. Lachend fragte dieser auf französisch: Gelt' ein Offizier hat Zahnweh?

Wui, Wui, rief der Soldat voll Freude, daß er endlich verstanden worden war.

Und, fuhr der Franzos fort, der will den Zahn ausgerissen haben? — Die Frage begleitete er mit einer Handbewegung, die das Ausreißen deutlich machte.

O, Wui! Wui! rief die Ordonnanz.

Und ich soll einen schicken? fragte der Franzos, indem er mit der Hand von hinnen hinüber wies.

Wui! Wui! Wui! rief überglücklich der preußische Husar.

Sogleich gab der brave Franzos Befehl, den Compagnie-Chirurgen zu holen mit seinen Instrumenten.

Als der französische Pflasterkasten mit seinem Bündel unter dem Arme endlich hastig gelaufen kam, fragte der Commandant: Können Sie Zähne ausziehen? —

Vortrefflich, antwortete der Chirurg. Ich habe in Paris bei einem Zahnarzte in der Rue bon Secours gelernt, studirt, wollte ich sagen, und viel hundert Zähne —

Gut, versetzte der Offizier, um den Strom ruhmredige Worte, der sich zu ergießen drohte, abzudämmen. Haben Sie auch so ein Ding bei sich, womit man die Operation machen kann?

Einen Schlüssel, sagen wir Gelehrte, fuhr der Pflasterkasten drein. Ja wohl, den hab' ich hier. Er wollte sogleich das berührte Werkzeug herausnehmen.

So gehen Sie mit der Ordonnanz dort unten in die Mühle, wohin der Patient kommen mag! Zu dem Soldaten sagte er, er solle den Commandanten sein grüßen und ihm

sagen, daß es ihm Freude mache, dem tapfern Feinde zu dienen.

Das war ein Franzos vom alten, braven Schlage! — Als der Pflasterkasten mit der Ordonnanz wegreiten wollte — denn man sattelte ihm ein Pferd von den Reitern, aus denen auch hier der Vorposten bestand — da trat ein feines, junges Offizierchen vor, das aus einer der hochadeligsten Familien Frankreichs herstammte und dem Prinzen von Soubise verwandt war, grüßte auf feine Weise und sagte lachend, er wünsche zu sehen, was der bärbeißige, lumpige Preuß' für ein Gesicht bei der Operation schneide; der Herr Commandant möge so freundlich sein, ihm zu erlauben, daß er den Pflasterkasten begleite.

Das erlaubte der Commandant, und so ritten sie denn fort. Drüben auf dem preußischen Vorposten stand der arme Geplagte und beobachtete durch ein Fernrohr, was sich drüben begab, und als er sah, daß seine Ordonnanz ein Pflasterkasten und ein Offizier begleitete, sagte er: Das muß ich sagen, höflich sind sie und wacker! Johann! rief er dann: Sattle rasch auf und stecke die Flasche Tokaier in die Pistolenhalfter, die ich dem österreichischen Obristen aus dem Flaschenkeller nahm, als wir die schönen Pferde erbeuteten und die Zieten'schen schönen Säbeltaschen. Es ist nur noch Eine übrig, und die Franzosen sollen nicht sagen, daß sie einen Preußen an Höflichkeit übertreffen hätten. Rasch! — Der Zahn pfeift wieder! —

Das geschah, und kaum waren die Franzosen abgesessen, so jagte auch der an Zähnepein leidende Hauptmann auf einem Prachtpferde, einem Holsteiner, der dem Oesterreicher gehörte, der auch den Tokaierwein so lieb hatte, heran, sprang ab und trat in die Mühle, wo ihn das feine Pariser Lieutenantchen, das um die Hüften so schmal war wie eine Wespe, mit seiner Artigkeit begrüßte und sein Beileid bezeugte. Der Preuße, der gut und fein französisch redete, überhäufte den Franzosen so mit Artigkeiten, daß das von allerlei feinen Wohlgerüchen duftende Lieutenantchen ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit des Preußen war, der seine höllischen Zahn-

ſchmerzen verbiß, um dem Franzoſen nicht zu zeigen, welche Qual er leide.

Beide aber bildeten gewaltige Gegenſätze.

Wenn man erwägt, daß der Krieg damals ſchon eine ſchöne Weile gedauert hatte und Soldaten wie Offiziere in Feldlagern und Schlachten nicht daran denken konnten, ſich recht zierlich herauszuputzen; daß der alte Fritz eines Theils den ächten Soldaten nach ſeinem Muthe, und nicht nach ſeiner feinen und ſchönen Uniform maß, aber auch oft das Geld für andere und wichtigere Dinge brauchte, als dafür, ſeine Offiziere hofmäßig herauszuputzen, ſo begreift es ſich leicht, daß die preußiſche Armee damals nicht parademäßig ausſah in ihrer Kleidung und der Einzelne in ihr ebenſo wenig einem militäriſchen Stutzer glich, als — der franzöſiſche Lieutenant einem preußiſchen Offiziere — denn die franzöſiſchen Offiziere waren im Feldlager bei Roßbach ebenſo fein und zierlich, ja koſtbar gekleidet, wie wenn ſie am königlichen Hofe in Verſailles waren und an deſſen üppigen Feſten Theil nahmen.

So war es gekommen, daß die üppigen, ſtutzerhaften Franzoſen die Preußen „lumpig“ nannten und darin, ſtreng genommen, nicht logen.

Es ſtanden ſich denn die beiden Offiziere recht ſcharf unterſchieden entgegen.

Das franzöſiſche Lieutenantchen trug den Orden des heiligen Ludwig, natürlich nicht aus Verdienſt, ſondern aus ſtammbäumlichen Rückſichten, und brüſtete ſich nicht wenig, ſo jung noch, einen der höchſten Orden ſeines Vaterlandes zu tragen. Der Preuße, ein Mann an der Grenze der dreißig, durch Tapferkeit zu ſeinem Range emporgeſtiegen, hatte ſeine Bruſt mit dem Verdienſtorden geſchmückt, den der alte Fritz warm hielt, das beißt, ſelten verlieh und nur dann und an den, der in einer blutigen Feldſchlacht ſich durch eine Waffenthat ausgezeichnet hatte, die ſolch' hohen Lohnes würdig war. Während das Ordenszeichen des Franzoſen glänzte und prunkte, machte das Preußiſche, an innerem Werthe groß, äußerlich wenig Prunk. Des Franzoſen Uni-

form war neu, fein und glänzend; die des Preußen abgeschabt und hin und wieder mit einem Flickplacken vom Compagnieschneider versehen, damit nicht Wind und Regen mit Hemde und Haut zu schnell vertraute Bekanntschaft machten.

An den Uniformen trug man ziemlich weite, kurze, mit einem breiten Umschlage versehene Aermel und vorn aus denselben heraustretend, lange Manschetten, wie sie Anno 1857 die Frauen trugen; diese Uniformen standen auf der Brust offen und ließen einem breiten Busenstreifen oder Striefel Platz, sichtbar zu werden.

Der Franzose hatte Manschetten und Striefel von den breitesten und kostbarsten Brüsseler Spitzen, während die des Preußen von einfachem Mousselin waren und bedeutende Zeugnisse ihrer Vergänglichkeit an sich trugen, das heißt, vielfach zerrissen waren. Das französische Herrchen hatte den Anzug des Preußen nicht ohne einen Anflug von Spott betrachtet. Das war dem Preußen nicht entgangen und er dachte: Warte nur, ich will dir schon den Spott vergelten!

Der Preuße sagte nun, nachdem sich beide zu lebhafter Unterhaltung an den Tisch gesetzt und der Pflasterkasten in bescheidener Entfernung seinen Zahnschlüssel zurecht machte: Der Herr Kamerad erweisen mir doch die Ehre, ein Glas ächten, uralten Tokaier, den ich in einer Feldschlacht in Böhmen einem österreichischen Obristen abgejagt, zu trinken. Ich habe diese Flasche zu einer besonders ehrenvollen Gelegenheit aufgehoben und, wie ich sehe, nicht zu lange, denn ich zähle die Stunde, wo mir die Ehre des Besuches des Herrn Marquis von Charannes zu Theil wurde, zu den Wichtigsten.

Der Franzose verbeugte sich dankend und zusagend. Johann brachte die Flasche und der Hauptmann goß den köstlichen Wein in die Gläser und bot mit Entschuldigung, daß die Umstände es nicht anders zuließen, ein Glas auf flacher Hand dem Franzosen an.

Der nahm's und wollte an Höflichkeit nicht zurückstehen, klang deßwegen mit dem Preußen an und sagte: Es lebe die tapfere preußische Armee!

Der Preuße klang an, trank und riß dann ſeinen meuſſelinenen, zerriſſenen Strieſel oder Bruſtſtreifen ab, daß es krachte und ſchmiß ihn an die Erde.

Der Franzoſe mußte der Höflichkeit ihren Zoll abtragen und riß mit einem etwas ſäuerlichen Geſichte ſeinen koſtbaren Spitzenſtriefel ab und warf ihn zur Erde.

Bravo! rief der Preuße in der luſtigſten Stimmung, und goß wieder ein. Dießmal nahm er das Glas und rief: Hoch die tapfre Armee des Königs von Frankreich!

Sie klangen an und tranken und — der Preuße riß ſeine geſtickte Mouſſelin-Manſchette vom linken Arme herunter und warf ſie an die Erde.

Daß dich dieſer und der! dachte der Franzoſe und riß ſeine, ein paar hundert Franken koſtende, Spitzenmanſchette herab und ſandte ſie der des Preußen nach.

Die gute Laune des Preußen wuchs zuſehends. Er goß wieder ein.

Der Franzoſe dachte: Du darfſt den Preußen nicht merken laſſen, daß dich die Manſchetten ärgern, ſonſt lacht er dich aus. Er ergriff alſo das Glas mit der allerheiterſten Miene und rief: Es lebe der König von Preußen!

Feurig klangen die Gläſer und ſchnell waren ſie bis zur letzten Thräne geleert.

Kaum war das geſchehen, ſo riß der Franzoſe ſeine andere Manſchette ab und warf ſie weit in die Stube hinein, und die beſcheidene, ärmliche Manſchette des Preußen flog ihr in demſelben Augenblicke nach, dann dankte der Preuße auf's verbindlichſte für die Ehre, daß der Franzoſe ſeines theueren Königs Geſundheit ausgebracht und goß auf's Neue die Gläſer mit dem Reſte der Flaſche voll.

Aber in dieſem Augenblicke ſchoß es ihm wieder in ſeinen kranken Zahn, als habe ſich ein breiter Strom des Schmerzes vollwellig hineingegoſſen. Halt, dachte der Preuße, nun iſt der Augenblick da, wo ich dich Pariſer Windlips kurire. Ein Strahl der Luſt flog über ſein Angeſicht, trotz der hölliſchen Pein, die er litt.

Er ergriff ſein Glas, hob es hoch und ſagte: Hoch lebe

der ruhmgekrönte König von Frankreich! Feurig und Alles vergessend, bob der Franzose sein Glas und leerte es bis auf den Boden.

Rasch warf sich der Preuße, als er sein Glas geleert, auf einen Stuhl, winkte dem Pflasterkasten und sagte, indem er in den offenen Mund deutete, auf französisch: der dritte Backenzahn! Rasch heraus, zur Ehre des Königs von Frankreich!

Der französische Offizier wurde bleich wie Kreide. Er durchschaute die Absicht des Preußen, ihn für seinen uranfänglichen Spott zu züchtigen. Aber was sollte er machen? Hatte er nicht eingestimmt in die Weise des Preußen, als es Stiefel und Manschetten galt! Wie hätte er jetzt, zur Ehre seines Königs um eines gesunden Zahnes willen, zurücktreten dürfen, ohne sich in den Augen des feindlichen Offiziers und des Pflasterkastens eine Schmach zu bereiten? Aber es durchschauerte ihn doch kräftiglich, denn er wußte Bescheid in der Sache, da er sich schon einen hatte müssen ausziehen lassen, der krank war; wie mußte erst ein gesunder schmerzen!

Der Pflasterkasten setzte an und eine Sekunde später lag der kranke Zahn auf dem Tische und der Preuße, seines Schmerzes los, warf ihm einen Dukaten auf den Tisch.

Nun, Herr Kamerad! rief er aufspringend aus, zur Ehre Ihres ruhmwürdigen Königs einen Zahn! Das will nichts sagen für ein königlich gesinntes Herz!

Der Franzose setzte sich nicht ohne ein Fröstеln über den ganzen Leib und einen tiefen Seufzer, der sicherlich keine fromme Fürbitte für den verdammt höflichen und entsetzlich artigen Preußen in sich schloß, und der Pflasterkasten manövrirte abscheulich in dem vornehmen Munde des seinen Marquis herum, bis er endlich den Zahn hatte und dieser krachend, und mit einem Mark und Gebein durchschneidenden Schrei des armen Milchbarts, der Gewalt des Ruckes wich, mit dem ihn der Pflasterkasten heraushob und auf den Tisch warf. Die hellen Thränen rannen dem Lieutenantchen aus den Augen, als er seinen Dukaten zu dem des Preußen warf.

Dieser reichte dem Marquis die Hand und sagte, er

bedauere, daß er nicht noch einige Flaſchen Tokaier habe. Gerne würde er ſich für den Prinzen von Soubiſe noch einen Zahn ausziehen laſſen.

Der Franzoſe dankte unter den furchtbarſten Schmerzen, deren wimmernde Aeußerungen zu unterdrücken er nicht Kraft genug hatte und der Preuße empfahl ſich in der heiterſten Laune mit den Worten: Auf Wiederſehen in der Schlacht!

Der Franzoſe dachte: O wärſt du, wohin ich dich wünſche, geweſen, ehe mich die verfluchte Neugierde trieb, hierher zu gehen! Aber er brachte der Höflichkeit ihren Tribut, ſchüttelte des Feindes Hand und begleitete ihn vor die Thüre der Mühle. Nun aber kehrte er in die Stube zurück und überließ ſich in lautem Stöhnen ſeinem Schmerze, für den in kaltem Waſſer der Pflaſterkaſten das einzig wirkſame Mittel fand, das zugleich das ſtrömende, edle Blut ſtillte.

Droben, auf der franzöſiſchen Feldwacht harrten ſie mit Sehnſucht der Rückkehr und des Berichtes des Lieutenants. Der hätte gerne über die Lektion, die ihm der Preuße gegeben, das tiefſte Schweigen beobachtet, aber der fehlende koſtbare Buſenſtreifen, die fehlenden Manſchetten und das immer mehr aufſchwellende Geſicht, endlich die fatale Mitwiſſenſchaft des ſicherlich nicht reinen Mund haltenden Pflaſterkaſtens, nöthigten ihn, die ganze Geſchichte zu erzählen, der dann natürlich ein ſchallendes, nicht enden wollendes Gelächter folgte, in das einzuſtimmen den armen Marquis Schmerz und Aerger hinderten.

Der Preuße wurde zu ſeiner Freude noch am Abend von der Feldwacht abgelöſt. Im Kreiſe der Offiziere ſeines Regimentes erzählte er die luſtige Geſchichte, die ein lauter Jubel begleitete und die ein Lebehoch auf den Schalk endete.

Am andern Morgen begann die Schlacht. Der Preuße ſah ſeinen franzöſiſchen Herrn Kameraden nicht wieder, der ſein Ludwigskreuz als Kranker in Sicherheit brachte und mit dieſem ſich ſelbſt. Er erreichte Paris lange vor dem Prinzen von Soubiſe, aber an den verdammten Preußen dachte er noch oft, indeſſen nie, ohne ihm Alles Unheil über den Hals zu wünſchen.

7. Die Spinnerin.

Eine Geſchichte.

I.

Sollte ich, liebe Leſer, recht treu das Wörtlein der Ueberſchrift wiedergeben, ſo müßte ich ſchreiben: Die Spinnerich, denn ſo redet der brave Hunsrücker überall im Hochlande. Nun, die Leute dort verſtehen's auch, wenn ich das richtigere Wort: Die Spinnerin, wähle, und die anderwärts wohnen, verſtehen's ſo beſſer. Aber was will's eigentlich ſagen? Ich denke, am Beſten geh' ich gleich in die Geſchichte ein und bring's bei, wo es natürlich geboten iſt. Alſo paßt hübſch auf! —

Wo der Hunsrück mehr und mehr vom „Hochwalde," dem höchſten Höhenzuge gegen die Saar hin, aufſteigt, da wird das Land rauher; die Dörfer liegen weiter auseinander und die Wälder dehnen ſich gewaltiger aus. Das dunkle Grün bekleidet die Höhen überall und gibt dem Lande ein unwirthliches, wildes Anſehen. Wer aber ſich zu der Meinung neigte, als wäre es darum weniger ſchön, der hätte einen Fehlſchuß gethan. Friſch und luſtig hüpfen die Bäche und Bächlein überall über das Geſtein und in die wieſenreichen Thäler hinein. In ihrem klaren Waſſer ſteht die Forelle, verbirgt ſich der Krebs, erquickt ſich das Hochwild, das noch zahlreich in dieſen Wäldern ſteht. Und wo der Wald ſeine Herrſchaft aufgibt, da liegen die Ackerländereien und Wieſen der Dörfer und Höfe, und die Kirchthürme ſchauen traulich aus dem umgebenden Grün.

Rauh iſt das Land, das iſt wahr, und der Winter hält mit Schnee und Eis lange, behagliche Raſt; aber es iſt meiſt fruchtbar und lohnt ehrliche Arbeit reichlich.

Auf den Höhen hat man eine weite, ſchöne Fernſicht, und wie ſich das Auge am friſchen Waldesgrün erquickt, ſo labt die reine Luft die athmende Bruſt.

Eine Stelle iſt da oben ausgezeichnet. Sie heißt: die Eiche, und zwar darum, weil da eine Eiche ſteht, wie im ganzen „Hochwald“ keine zweite mehr. Wie der Rieſe Goliath über alle Philiſter hinausſah, ſo auch dieſe Rieſeneiche über alle Bäume des Waldes. Sie hieß auch die Grenzeiche, weil ſich einſt da gräflich Sponheimiſches, rheingräfliches und kurtrieriſches Gebiet berührte, und Gerichtseiche. In früheren Zeiten hielten nämlich die Gaugrafen und Sendſchöffen an hohen Stellen Gericht über Ehre, Leben und Eigenthum, „hegten den Blutbann,“ ſagte man damals. Und die ungeheuern Feldſteine, welche noch vor zwanzig Jahren und theilweiſe heute noch um die gewaltige Eiche herumſtanden, die flache Seite nach oben gekehrt, daß man drauf ſitzen konnte, zeigten's deutlich an, daß der Name: Gerichtseiche nicht aus der Luft gegriffen war und Grund und Boden hatte im Gedächtniß des Volkes.

Das war ein Baum! Man ſah ihn ſtundenweit über die Wälder ringsum ſein ſtolzes Haupt erheben, ohne einen dürren Aſt, friſch und grün bis in die Zweiglein. Und die Aeſte reckte er aus in mehr denn Mannshöhe, weit und breit und bildete ein Dach, daß der Regen recht eigenſinnig anhalten mußte, bis er auf den Boden darunter kam, wo die Wurzeln, ſo dick wie die umſtehenden Bäume, zu Tage lagen, ebenſo raubberindet wie der gewaltige Stamm. Kein Unterholz konnte da aufkommen; aber ringsum, außer dem Bereich der äußerſten Zweige der wagerecht ausreckenden Aeſte, hatte ſich das niedere Geſindel der Hainbuchen als Hecken und anderes Gehölz ſo dicht herangedrängt, als es die Ehrfurcht vor dem Rieſen und ſein eigener Wille immer zuließ. Es war, als ob ſie bei ihm Schutz ſuchen wollten. Bis zum Wipfel maß er nahezu ſechzig Fuß.

und an der Erde hatte er einen Umfang von sieben Mannesklaftern.

Manches Jahrhundert war an ihm vorübergegangen; mancher Frevel war unter ihm gerichtet, und über manches verwirkte Leben war der Stab hier gebrochen worden. Das umgab in den Augen des Volkes den Baum mit einem geheimnißvollen Schauer, also daß ihn die Leute vermieden, wo und wie sie konnten, und der Aberglaube, der überall thätig ist, wo Etwas aus einer längst vergangenen Zeit in die unserige hereinragt, wollte hier in den Neumondnächten Gestalten seltsamer Art, und in einer blutigen Thätigkeit gesehen haben, während doch nie bei den Hochgerichtsstätten die Urtheile selbst vollzogen worden waren.

Die Aussicht, welche man von dieser Eiche aus hatte, war eine der schönsten weit und breit. Sie stand sehr hoch und nur um die Hälfte des Kreises, den ihre weiten Aeste beschrieben, zog sich das dichte Unterholz. Nach der tiefer liegenden Gegend war Alles frei und offen.

Rechts hinaus sah man hier den Donnersberg und den Odenwald in nebelgrauer Ferne; näher deckte die gewaltige Höhe der Wildenburg mit ihren Ruinen die Fernsicht auf die Höhen der Vogesen. Näher noch sah man die Höhe der Winterhauch; die Berge von Oberstein und die hervorragenden Höhen des oberen und unteren Nahethals, bis zu den Bergen, welche den Rhein zu beiden Seiten begleiten.

Grade aus breiteten sich Thäler nach allen Richtungen, tief eingeschnitten, als eben so viele Rinnen einst abfließender, gewaltiger Fluthen. Kirchthürme sah man aus Waldesgrün auftauchen, Dörfer mit ihren Wiesengründen und Fluren. Links reichte der Blick über die weiten Wälder und Fluren des Hunsrücks, bis zum hohen Idar hin, und über die Moselberge weg konnte man im Duft der Ferne die Kegelform der Eifler Kuppen, besonders die der Hochacht und der Landskrone, wohl auch bei hellem Wetter den Drachenfels des Siebengebirges erreichen. Das war ein Rundgemälde von außergewöhnlicher Schönheit, aber Niemand

würdigte es, weil das Volk keinen Sinn dafür und einen tiefeingewurzelten Schrecken vor dem Orte hatte.

Nur Einer kannte diese Schönheit und genoß sie, und um so lieber, als Ein Punkt sich dem Auge bot, der seinem Herzen theuer war und weil er hier ungestört sein konnte.

Nämlich zur rechten Seite der Eiche, und näher dem Vordergrunde, erblickte man auf dem Gipfel eines Hügels eine einsame Kirche und um dieselbe herum, von weißer Mauer umschlossen, einen Gottesacker von ziemlicher Ausdehnung. An einer Stelle dieses Gottesackers sah man eine frischgrüne, schön gezogene Linde, die ein Alter von ohngefähr dreißig bis vierzig Jahren haben konnte. Die Häuser des Dorfes, zu dem die Kirche gehörte, sah man nicht, denn sie lagen im Thale und eine Hochebene verdeckte sie dem Auge; wohl aber sah man, von Obstbäumen, Wiesen und Ackerland umgeben, einen schönen Hof da liegen, der von Wohlstand zeugte.

Diese Stelle war dem Manne, der oft hier saß, sehr wichtig und sein Auge ruhte oft sinnend darauf, nicht selten umflort, und der Mann war der Revierförster Knebel, dessen Forsthaus im tiefen Walde, etwa eine gute Wegstunde von dem Orte wegstand, wo die Eiche ihren Wipfel in die reinen Lüfte hob.

Der alte Mann lebte dort in der Stille und Waldeinsamkeit. Das Forsthaus war abgeschieden von der Welt. Knebel mochte kein Bedürfniß des Umganges haben, denn man fand Niemand bei ihm zu Besuche als seine Vorgesetzten, die von Zeit zu Zeit der Dienst dorthin brachte.

Er war unvermählt, hatte aber die Tochter seines Bruders, der längst todt war, bei sich, ein Mädchen von etwa 19 Jahren, ein blühendes, kräftiges Waldkind, mild und freundlich, unermüdet thätig und mit einer Liebe an ihrem Oheime hangend, wie sie kaum ein Kind zum Vater hegen kann.

Der Dritte in dem kleinen Haushalt war der Forstlehrling Therwald. Heutzutage nennt man vornehmer diese jungen Leute: Eleven. Er war aus einer braven Familie aus der Umgegend und frühe verwaist, auch nahe daran,

einen Forstdienst zu erhalten, etwa drei- bis vierundzwanzig Jahre alt und des Mädchens erklärter Bräutigam.

Zwischen dem Revierförster und der alten Eiche bestand, man möchte sagen, eine alte Liebe, denn von Kindesbeinen an war es sein Lieblingsplatz. Wohl war er lange Zeit weg gewesen, aber so viele Jahre dieß auch gewährt, immer hatte er eine Sehnsucht nach seiner Eiche in der Brust genährt, bis er in spätern Jahren wieder zu ihr kam.

Zwischen ihr und ihm bestand aber auch eine gewisse Aehnlichkeit, wenn man anders einen Baum mit einem Menschen vergleichen kann. Wie die Eiche gewaltig hervorragte über alle Bäume des Waldes, so ragte der alte Knebel über alle Leute um eines Kopfes Länge und mehr hinaus; wie die Eiche stark war, also daß die wilden Stürme, die auf dieser Höhe ihr um die Nase pfiffen, ihr nichts anhaben konnten, so war er ein kräftiger Mann, und die Sechzig hatten sein Haar noch nicht gebleicht, seinen Nacken noch nicht gebeugt, seiner Muskeln Kraft noch nicht gebrochen. Er wäre noch jetzt im Stande gewesen, einen Achtzehnender an den Stangen zur Erde niederzureißen, und das Volk erzählte sich verwunderliche Geschichten von seiner riesenmäßigen Stärke; wie die Eiche knorrig und ihre Rinde tief gefurcht und zerrissen war, so war Knebel's Angesicht wetterhart, rauh und seine Haut braun und wie gegerbt; wie die Eiche, trotz ihres Alters, noch frisch und grün bis in die Spitzen ihrer Zweige war, so auch er eine kräftige, frische Greisennatur.

Da hätte nun Mancher gedacht: Das wird so ein barter, grober, fluchender Waldteufel sein, der nur einmal im Jahre freundlich und milde ist, und dann nicht einmal! Das aber wäre völlig falsch gewesen. Er war der gemüthlichste Mensch von der Welt, mild, sanft und freundlich. Oft traurig, dann schweigsam und gern alleine, dann aber wieder mittheilsam und das Innerste ohne Rückhalt erschließend.

Thorwald war schon viele Jahre bei ihm und sein Liebling. Man konnte sagen, er habe ihn mit Augusten, so hieß seine Nichte, erzogen. Thorwald war eine Waise, wie

Auguste, und es war des Alten Freude, daß sie einmal ein Paar würden und das sollte geschehen, wenn Augustens Erbe, ein Hofgut, eben das, welches man von der Eiche aus sah, rachtfrei wurde, wo dann freilich Thorwald die Försterei aufgeben und sich dem Landbau hingeben mußte.

Es war an einem Sommernachmittage, da die Sonnenaluth niederdrückend war und man im Walde es kaum aushalten konnte, als Knebel und Thorwald in eine lange Schneuse traten, die dem Luftzuge, so gering er auch war, offen lag.

Ha! rief Knebel aus, da athmet man doch einmal wieder, und die Luft kühlt die brennende Stirne! Doch, wir müssen zur Eiche; da allein ist es heute erträglich.

Ohne daß er Thorwald's Antwort erwartete, schritt er wieder, mit seinen langen Beinen unendlich weit ausgreifend, voran.

Thuet langsam, bat Thorwald, der keuchend kaum mehr fort konnte. Wir haben heute schon seit fünf Uhr schöne Strecken zurückgelegt. Mir geht's wie Eurem Waldmann, der schleicht auch nur noch, und ich glaube, die Fährte eines Spießers könnte ihn nicht mehr frisch und munter machen! Ihr aber schreitet zu, als hättet Ihr die bekannten Stiefeln des Fortunatus an Euren langen Ständern!

Knebel lachte laut auf. Freilich, sagte er darauf, Eure Ständer sind kürzer. Ich will langsam gehen.

Ja wohl kürzer, sagte Thorwald halb ärgerlich. Ich muß allemal drei Schritte machen, ehe Ihr einen macht. Das halt' Einer in dieser afrikanischen Hitze aus!

Knebel blieb stehen. Gutmüthig lächelnd, zog er die Leine aus der Jagdtasche, band sie sich um den Arm und gab das andere Ende Thorwald.

Da! sagte er. Nun wird's gehen. Macht's nur, wie ich dem Waldmann, wenn er hitzig vorwärts will.

Jetzt lachte Thorwald herzlich; aber er faßte die Leine, weil er den alten Mann kannte, der in fünf Minuten wieder das Alles vergessen gehabt hätte und wieder ebenso langstiefelig ausgeschritten wäre. Das kam denn wirklich schnell,

und Thorwald mußte zucken mit der Leine, was dann aber auch half.

Sie verließen darauf die ansteigende Schneuse und traten in den dichten Wald, der die Eiche umgab und nach kurzer Frist standen sie, frisch aufathmend, unter ihrem Schattendache.

Ein leiser Wind wehte von Südwesten her, wo dicke, massige Wolken sich auftürmten. Der Himmel war mit eben solchen Wolken bedeckt, aber stellenweise fielen grelle Lichtblicke zwischen den Wolken durch und beleuchteten dann einzelne Stellen der Landschaft mit voller Gluth. Im Walde war es um diese Zeit stille. Nicht einmal das Hacken des Spechtes oder das äffende Geschrei des Holzhäbers vernahm man.

Einige Augenblicke standen beide Männer im Anschauen der herrlichen Aussicht versunken, dann setzten sie sich auf die mächtigen Feldsteine und gaben den Gewehren einen sichern Standort. Unwillkürlich aber folgten Beider Blicke dem fortschreitenden Licht der Sonne, das oft schnell über weite Strecken hinflog und die andern in Schatten ließ; dann aber seine ganze Stärke wieder auf einer andern Stelle ruhen ließ. Jetzt gerade war der Hof wundervoll verklärt und mit ihm die Kirche und der Gottesacker, und herrlich sah man die Umrisse der Linde.

Knebel's Blicke ruhten ausdrucksvoll auf ihr. Wie schön meine Linde sich dort drüben zeigt und die vier wohlgepflegten Hügel drunter! sagte er darauf deutend.

Eure Linde nennt Ihr sie heute zum ersten Male, hielt ihn Thorwald bei'm Worte. Ich hörte das niemals. Ich weiß nur, wer in den Gräbern ruht. Darf ich Euch bitten, mir darüber Aufschluß zu geben?

Knebel war heute sehr gemüthlich und mittheilsam.

Warum nicht? sagte er. Ihr werdet mir bald noch näher stehen als bisher, und es thut meinem alten Herzen wohl, wenn es einmal den deckenden Schleier vor einem Stücke seines Lebens wegziehen kann. Ich will's Euch erzählen. Freilich ist es eine Geschichte, die nicht erheiternd ist, und die nicht einmal Auguste kennt. Ihr dürfte ich

ſie nicht wohl erzählen. Sie würde in ihr weiches Gemüth zu tief einſchneiden. Die Linde hab' ich gepflanzt, als ich die alle todt fand, die mir theuer waren und die dort neben einander ſchlafen, bis einſt uns Alle die Stimme des Herrn weckt und wir geläutert aus den Gräbern hervorgehen!

Darauf ſchlug er das linke Bein über das rechte, zündete ſeine Pfeife und begann.

Es iſt mir heute ſo eigen zu Muthe, als ob ich einmal gerne über alle die Zeiten wegſchreiten möchte, die rauh und öde an mir vorübergingen. Der Weg iſt weit. Viermal zehn Jahre ſind's, aber ich denke, in Gedanken iſt die Reiſe nicht weit und Ihr folgt mir gerne an die Stätte, wo ich am treueſten Mutterherzen ruhte.

Wenn Ihr den Hof anſehet, lieber Thorwald, den eben noch die Sonne ſo herrlich vergoldete, und der nun wieder tief im Schatten liegt, ſo iſt das die Stätte, und die wechſelnde Beleuchtung iſt ein treffendes Bild meiner Jugend und meines ſpäteren Lebens.

Daneben auf dem Hofe wohnten meine Eltern, er gehörte ihnen als freies Eigenthum und war das Erbe meines Vaters. Meine Mutter war ein armes Mädchen, das bei den Großeltern diente, aber ſie war ein ſo treues Gemüth, eine ſo tüchtige Jungfrau, von ſo fleckenloſem Leben, und zugleich ſo ſchön, daß mein Vater einſt den Eltern offen erklärte, er werde und könne nur ſie zum Altare führen.

Mein Großvater war zwar ein reicher Bauer, aber ſo keine eingefleiſchte Bauernſeele, wie ſie ſo häufig ſind, daß er nur dem Grundſatze gehuldigt hätte: Geldſack zu Geldſack!

Die Großeltern hatten es längſt weg, wie es um die Herzen des Sohnes und des Mädchens ſtand und hätten, wären ſie nicht vollkommen damit einverſtanden geweſen, gewiß das Mädchen aus dem Hauſe entfernt, ehe es dazu kam, daß mein Vater dieß Geſtändniß that, zu dem ihm der Großvater Veranlaſſung abſichtlich gegeben hatte.

Er winkte der Großmutter mit den Augen und die trat zur Thüre, um das Mädchen, das ahnungslos in der Küche beſchäftigt war, hereinzurufen.

Lächelnd ſah ſie der Großvater an und ſagte: Denke dir, Babett, der da, er deutete auf ſeinen Sohn, erklärte mir da eben, er werde und wolle keine Andere heirathen, als dich. Wie ſteht's, biſt du auch derſelben Meinung mit ihm?

Das Mädchen wäre ſchier zuſammengeſunken vor überwältigendem Schrecken, wenn nicht mein Vater auf ſie zugeeilt wäre und ſie umfaßt hätte. Auch meine Großmutter trat zu ihr und ſagte: Rede doch, Kind! Es iſt kein Scherz!

Da blickte das Mädchen mit hellen Thränen in den treuen Augen die Großmutter an, als ob ſie die Wahrheit der Worte in ihren Augen leſen wollte und ſagte dann: Ich bin eine arme Waiſe —

Das weiß ich, sagte lachend mein Großvater, und darnach hab' ich nicht gefragt, sondern ob du meinen Sohn lieb hast, seine treue Frau werden willst und unser treues, gutes Kind? —

Ach Gott! rief das Mädchen aus und zitterte.

Sag's doch, flüsterte mein Vater; aber sie konnte nicht.

Ich seh's schon, fuhr mein Großvater fort, daß ich einmal wieder durchgreifen muß! Darauf stand er auf, nahm des Mädchens Hand und legte sie in die meines Vaters.

Gott segne Euch! sagte er dann. Du kannst nun zum Pfarrer gehen und den Aufruf für nächsten Sonntag bestellen! Damit ging er hinaus, um nicht sehen zu lassen, daß es ihm weich um's Herz war. Sie wußten, daß er auf der Bank unter dem Birnbaum im Garten saß, und dahin brachte die Mutter die glückliche Braut zu ihm, die ihm dort weinend um den Hals fiel und ihm gelobte, eine treue, liebevolle Tochter zu sein.

Sie war es und blieb es und war der Engel unseres Hauses. Ich sag' Euch, Thorwald, eine Frau, wie sie, gibt's nicht mehr! — „Meine Eltern führten die glücklichste Ehe und zwei Söhne schenkte ihnen der Herr, meinen Bruder und mich. Er, sanft und mild wie Jakob, und ich — rauh wie Esau. Bin darum auch ein Förster geworden, was von Kindesbeinen an mir im Fleische saß. Schon als Bube strich ich im Walde herum von Morgens bis zum sinkenden Abend, und der alte Förster Ebel, der in meinem Forsthause wohnte und meines Vaters Freund war, nannte mich immer seinen Jägerburschen und sagte zu meinem Vater: Den müßt Ihr mir in die Lehre geben. Der liebe Gott hat ihm den Forststempel aufgedrückt. Der läßt nicht davon.

So war's auch.

Mein Vater sagte zu meiner Mutter: Wir brauchen uns den Kopf nicht zu zerbrechen, wie wir's mit den Buben machen. Der Fritz rührt keinen Pflug an. Ich glaube, er weiß kaum, ob die Kartoffeln im Frühjahr oder mit dem Korn gelegt werden; aber die Waldbäume kennt er, wenn

man ihm die Augen zubände. Als ich einmal aus der Schule war, strich ich vom Morgen bis zum Abende mit Ebel im Walde herum und kannte das Revier so gut wie er. Ich weiß es noch, wie heute, welch' ein Glück es für mich war, als mir mein Vater einst eine Doppelflinte schenkte. Es ist die, welche ich heute noch führe und die mir an's Herz gewachsen ist. Nun, sie verdient's auch, denn in vierzig Jahren hat sie mir keine zehnmal versagt. Das will Etwas heißen, Thorwald!

Dieser nickte bejahend.

Apropos! sagte der Alte: Wenn ich sterbe, so legt Ihr mir sie in den Sarg. Sie hat mich durch's einsame Leben begleitet als treueste Freundin, sie soll auch neben mir ruhen. Gebt mir die Hand darauf, Thorwald!

Thorwald war von der Liebe des Mannes zu diesem Werkzeuge seines Berufes innig bewegt.

Euer Wille soll mir heilig sein! sagte er, ihm die Hand reichend. Gebe der Herr, daß dieß ferne sei!

Warum? fragte Knebel. Auch diese Eiche muß einst brechen. Ich bin vertraut mit dem Gedanken. Er hat für mich nichts Schreckliches. Und, weil ich gerade bei einem so ernsten Punkte weile, will ich mein Testament vervollständigen. Kommt die Stunde nach Gottes Rath und Willen, so sorget Ihr dafür, daß ich bei den Vieren unter der Linde dort drüben mein Plätzlein finde.

Thorwald nickte.

Nun will ich fortfahren, sagte Knebel und drückte den Tabak in der Pfeife nieder.

Habt Ihr schon eine Mennoniten-Wirthschaft gesehen? fragte er Thorwald. Der verneinte, aber sah den Alten, über diese scheinbare Querfrage, erstaunt an.

Na, fuhr Knebel fort, so muß ich's Euch sagen, wie es da hergeht. Es sind stille, fleißige, fromme Leute, friedlich und einfach. Auf so einem Gute herrscht Euch eine Ordnung, Reinlichkeit, ein Ineinandergreifen, eine Stille und ein Frieden, daß Einem ein neuer Lebensodem anweht und ein unsägliches Behagen, wenn man von einem unserer

Bauernhofe in einen solchen hineintritt. Wenn da hundert Hände arbeiten, so hört Ihr's kaum. Kein Fluch, kein Scheltwort berührt Euer Ohr und doch geht Alles von früh Morgens bis spät Abends wie an der Schnur, und wie das Gebet den Morgen heiligt, so segnet's die Speise und begleitet die Müden zur Ruhe. Damit hab' ich Euch ein Bild des Lebens und Thuns auf unserem Hofe gegeben, obgleich meine Eltern keine Mennoniten waren. So war's beim Großvater gewesen, so war's bei meinen Eltern. Mein Vater war ein stiller, gemüthlicher, fleißiger Mann, und meine Mutter, ich wiederhole es, ein Engel des Friedens und der Liebe. — Es ist mir nur Eine in der Welt vorgekommen, wie sie. — Sie ruht neben ihr drüben unter der Linde. — —

Er schwieg eine Weile und sein Auge ruhte auf der Stelle, wo jetzt wieder ein Streiflicht der Sonne hinfiel. —

Dann fuhr er fort: Wie's bei den Hausfrauen war und bei den ächten, rechten noch ist, die ein Segen ihres Hauses und ihrer Familien sind, so war's bei meiner guten Mutter — die Leinwand war ihr Augapfel und daran hatte sie einen heimlichen Reichthum, dessen sie sich kindlich freute.

Auf dem Hofe wuchs der beste Flachs im Lande. Mein Vater sagte oft scherzend und neckend: Wenn ich nur Flachs baute, so würde ich ein Bettelmann. Fragte Jemand: Wie so? dann antwortete er mit einem neckischen Blick auf die Mutter: Ich hätte Nichts zu verkaufen; denn den behielte meine Frau alle für sich und ließe ihn spinnen, wenn sie's nicht selber könnte, und ein Regiment Leinweber müßte Jahr aus, Jahr ein, unter ihrem Commando stehen! — Dann lachte sie und sagte: Es hat Jeder seine Liebhaberei; du hast sie am schönen Vieh im Stalle, ich an der Leinwand, und wenn du ein blüthenweißes, schönes Hemde anziehest, freut's dich doch! — Sie war aber auch eine Spinnerin, wie selten eine gefunden wird. Ihr Faden war an Feinheit und Gleichheit ein Muster und alle Weber priesen ihn. So fleißig sie früher gesponnen hatte, so durfte sie's später nicht mehr.

Der Arzt hatte es verboten und mein Vater wachte darüber, daß das Verbot gehalten würde, wie ein Flurschütze. Das war denn ein Hartes für die emsige Frau und es machte sie oft traurig, besonders wenn im Winter die Räder der Mägde schnurrten, die für Sackleinwand und dergleichen spannen, oder wenn der goldene Flachs so köstlich gerathen war. Das war für sie kaum zu ertragen; denn, wenn sie auch auswärts spinnen ließ, Keine brachte ihr das Garn so zurwege, wie sie es einst gesponnen hatte, und darüber murrte sie gar oft, und sie konnte selbst Thränen darüber vergießen.

Mein Vater, der sie zärtlich lieb hatte, konnte dann ordentlich wild werden, was selten an ihn kam.

Willst du dich in's Grab spinnen, wie eine Raupe? sagte er dann. Wer hält dich denn ab, eine Spinnerin in's Haus zu nehmen? Dann ist dir ja geholfen und so einer armen Person auch! —

Wenn ich nur Eine fände, wie ich sie suche, sagte sie dann, ich thät's ja gerne.

Nun so suche dir Eine! sagte mein Vater. Es wird ja doch noch in der Welt eine Weibshand geben, die einen Faden zieht, wie eine Kreuzspinne!

Dann lachte die Mutter und es blieb dabei, weil sie eben keine Spinnerin fand, die ihr genügte.

Ich sehe wohl, ich muß Euch die Sache mit der Spinnerin erst erklären, ehe ich weiter in meiner Geschichte vorangehe, sagte Knebel, den Gang seiner Erzählung unterbrechend. Ihr seid Einer von denen, die von dieser Einrichtung nichts wissen. Wenn der Flachs gut gerathen, und das verkauft ist, was nicht für das Haus und die Hausgenossen seine Bestimmung hat, so geht eben das Spinnen an. Sind aber in einer wohlhabenden Familie nicht Hände genug, um das Nöthige an Garn zeitig zu erzielen, daß man frühe zur Bleiche kommen kann, so nehmen sich solche Familien eine Spinnerin. In der Regel ist das eine alte Frauensperson ledigen Standes oder eine kinderlose Wittwe, bisweilen aber auch ein armes Mädchen. Die Spinnerin empfängt nun Wohnung, Pflege und Kost in dem Hause, in welchem sie als Spinnerin eingetreten ist. Sie hat Nichts weiter zu thun, als von Morgens früh bis Abends spät am Spinnrad zu sitzen und ihre Fäden zu ziehen. Ruhestunde darf sie sich gönnen. Und für diese mühselige Arbeit hat sie oft nur zwölf oder einige Kreuzer mehr für den Tag; ja es sind wohl Fälle, wo eine Arme ohne Lohn, blos für Kost und Wohnung, diese Arbeit thut. Da wird ein Erhebliches weggesponnen und dem Weber wacker in die Hände gearbeitet. Sie spart natürlich Kost, Holz, Licht, Wohnung und Wäsche im harten, langen Winter und hat's in der Regel in den Häusern sehr gut. Wer aber so eine Spinnerin in's Haus nahm, war schon ein schwerer Bauer.

Das Wort meines Vaters schlug, wie schon bemerkt, bei meiner Mutter ein. Sie that sich nach allen Seiten um, konnte aber keine Spinnerin nach Wunsch finden, denn sie war kritelich in dem Punkte, weil sie selbst eine so tüchtige Spinnerin war.

Es war just um die Adventszeit, da kam ein Mal der Herr Schulmeister von R..... Sonntags zu Besuch. Es war ein lieber Freund und sehr braver Mann, und meine Eltern hatten ihm eine Tochter über die Taufe gehe-

den, und das stellt die Gevattersleute in die Reihe der nähern Verwandten.

Auf einem ziemlich einsam liegenden Hofe ist ein lieber Besuch ein Ereigniß, das man stets willkommen heißt. So war's hier in noch höherem Grade, weil es der liebe Herr Gevatter war. Man hatte, da er lange nicht da gewesen war, gar viel hott und har zu plaudern, und der Sonntag flog herum, wie eine Stunde. Zum größten Vergnügen meines Vaters — und — der Buben, die gerne den Erzählungen zuhörten, ob wir gleich damals schon sechzehn und siebzehn Jahre alt waren, fing es um zwei Uhr ganz kriminal zu schneien an, so daß man keine Hand vor den Augen sah und dabei wehte ein scharfer Wind. In solchem Wetter kann auch der des Weges Kundigste irre gehen, besonders in waldigen Gegenden, und riskirt dann selbst das Leben.

Das Wetter kommt mir zu paß, sagte mein Vater, nun bleibt Ihr hier, Herr Gevatter, und morgen fahr' ich Euch mit meinem Schlitten heim. Eure Schulkinder werden sich die Augen nicht ausweinen, wenn einmal keine Schule ist, und Jedermann sieht's ein, daß Ihr nicht kommen konntet, denn bei solchem Wetter jagt man keinen Hund vor die Thüre, zu geschweigen, daß man einen lieben, ehrlichen Christenmenschen gehen ließe.

Der Lehrer sah ein, daß es nicht anders war und gab sich drein. Abends wurde denn wieder gemaiet und unter Anderem kam denn auch die Rede auf eine tüchtige Spinnerin.

Wisset Ihr mir keine, Herr Gevatter? fragte meine Mutter. Es läge mir Viel daran. —

Euch, liebwerthe Frau Gevatterin, ist bös eine Spinnerin zu bestellen, weil Ihr selbst die Geschickteste seid, sagte der Lehrer; aber ich glaube, ich wüßte doch einen Rath und Auskunft.

Heraus mit den wilden Katzen! rief freudig mein Vater. Wer ist's? Etwa so eine alte Schabele?

Nein, sagte der Lehrer, diesmal ist's ein junges, nettes Mädchen, an dem Ihr aber zugleich einen Gottesdienst verdienen könnet!

Vorerst aber, sagte die Mutter, wie spinnt sie?

Ich würde der Wahrheit nicht ferne bleiben, sagte der Lehrer, wenn ich Euch antwortete: Fast so schön, wie Ihr!

Das wäre? rief mein Vater, der ungemein guter Laune war. Wir müssen Leimruthen legen, daß wir dies seltene Vögelein einfangen!

Ist nicht nöthig, versetzte der Herr Gevatter. Ich will Euch kurz sagen, wie es mit dem lieben Kinde steht, und dann einen Vorschlag zur Güte daran beiten, auf den Ihr eingehen werdet. Nach R..... kam einmal vor vielen, vielen Jahren, als das Schulhaus, das ich bewohne, gebaut wurde, ein Maurer, der damals am Rheine gearbeitet hatte, ich glaube, er war ein Tyroler, oder so ein Landläufer. Der Kerl war ein bildhübscher Bursche und machte sich an ein grundbraves, aber armes Mädchen im Dorf und heirathete es. Liederlich war er gewesen, aber die junge Frau, die ein Muster war, zog sich ihn nach der Hand und er schien jetzt ordentlich zu werden. Bei uns hat so ein Maurer nicht viel zu thun. Gebaut wird wenig. Der Sommer ist kurz, der Winter lang. Das ist schlimm für die Maurer. Da wurde er denn Schornsteinfeger, Holzhauer, ja auch Zimmermann, denn er hatte Geschick zu Allem. Als aber fünf Kindlein um Brot baten, und es rar war im Hause, da kam dem Maurer wieder einmal das Landlaufen an und eines schönen Tages war er fort, und nun sind zwanzig Jahre in's Land gegangen und er ist verschollen. Ich glaub', die Erde deckt das Grab des gewissenlosen Vaters und Gatten.

Du lieber Gott! rief meine Mutter aus. Wie ging's der braven Frau?

Schlecht genug, Frau Gevatterin, antwortete der Lehrer. Fünf Kinderchen zu ernähren, das ist keine Kleinigkeit. Nun sind unsere Leute brav. Sie unterstützten die gute Frau, aber an ihrem Leben nagte ein Wurm. Sie starb, als das jüngste Kind sieben Jahre alt war. Es waren lauter Mädchen. Die Mutter erzog sie gottesfürchtig, und da sie alle bildhübsch waren, so verheiratheten sie sich bald; die Eine hierhin, die Andere dorthin, aber an arme Männer, die sich

plagen müssen und die nicht viel Seide spinnen. Nur die Jüngste ist noch übrig. Sie heißt Marie, kann wacker nähen und stricken, was sie meine liebe Frau gelehrt hat, und spinnt einen Faden, der sie ordentlich berühmt gemacht hat. Sie ist ein verständiges, stilles, sittiges Mädchen; wohl zu leiden, fleißig und von tadellosem Leben. Sie ernährt sich kümmerlich und würde ein Unterkommen, wie das bei Euch, wie eine Gnadenschickung Gottes annehmen. So ist's mit dem Mädchen. Nun kommt mein Vorschlag. Der Herr Gevatter will mich morgen frühe heimfahren. Da setzet Ihr Euch zu uns auf den Schlitten, Frau Gevatterin, was meine Frau aus dem FF freuen würde, die Euch lange nicht gesehen hat; Ihr sehet Euch das Mädchen und seinen Faden an, macht's mit ihm ab, und könnt's auf dem Schlitten gleich mit her nehmen!

Es geht doch nichts über gescheidte Leute! rief mein Vater, in die Hände klatschend. Da habt Ihr wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen und den Brutvogel auf dem Neste gefangen. Es bleibt dabei, denn Ihr kommt da recht auf die Fährte meiner Frau. Es kann kein Mensch lieber Schlitten fahren, als die!

O du garstiger Mann! rief sie lächelnd aus. Ich komme doch das ganze Jahr nicht weiter, als in die Kirche.

Das macht mich noch gar nicht zum Lügner, erwiederte mein Vater. Fritz, gebet er mir, sag' dem Knechte, er solle den Gäulen heute Abend einen Metzen Hafer mehr geben, du weißt schon warum.

So wurden denn noch diesen Abend des Vaters Mantel, der Mutter Tuchkleid, in Summa, Alles zurecht gemacht, und da es zu schneien gegen Mitternacht aufhörte und der Himmel sich aufhellte, so saßen um sieben Uhr die Mutter, der Lehrer und mein Vater auf dem Schlitten, Alle wohl gegen die Kälte versorgt, und mein Vater ließ lustig die Pferde ausziehen. — Ich hatte hinten noch ein Plätzchen gefunden, um bis zum Forsthause mitzufahren, da jedenfalls heute eine Jagd bevorstand und zwar eine auf Hochwild, und das Forsthaus am Wege liegt. Als ich absprang, rief

ich noch, ich würde auf dem Forsthause auf ihre Rückkehr warten und wieder mit auf den Hof fahren. Das war denn abgemacht und sie brausten mit unseren prächtigen Pferden den Waldweg dahin.

Dem alten, braven Ebel kam ich wie gerufen. Es waren noch drei Schützen da und zehn Treiber. Heute war die erste ordentliche Jagd mit frischer Spur im Schnee. Das war eine unsägliche Lust. Ihr wißt, Thorwald, es ist viel Hochwild da und namentlich Rothwild, und es war noch nicht so zusammen geschossen, wie heute: auch kamen Sauen vor, die eine Art hatten. Die Jagd ging los. Ich zappelte an Leib und Seele. Seit Martini hatte ich meine neue prächtige Doppelflinte. Ebel sagte: Fritz, heute mußt du beweisen, daß du Jägerblut in deinen Adern hast. Schießest du einen Hirsch, so ist das Geweih dein, außer dem Schlegel. Und so ein Paar Stangen über der Thüre Eures Hofhauses sind keine unebene Zier. Sieh' zu, daß du sie dir erwirbst! Er stellte mich an einen Wechsel. Das war die beste Stelle unstreitig. Die Jagd verlief glänzend, aber schön waren wir nahe am letzten Treiben, da die Hoffnung für mich zu bleichen anfing, als es im Gehölze zu rauschen begann, als ob ein Sturm durch dasselbe hindrause. Ihr kennt das, Thorwald, und wisset, wie Einem da das Herz in der Brust poppert und hämmert! Plötzlich kommt ein Edelhirsch daher, prachtvoll und herrlich. Ich lege an, ziele und paff! da knallt's und das Edelthier stürzt im Feuer zusammen. Mein Schuß saß gerade auf dem Blatt. Es war ein Meisterschuß, und es war ein Achtzehnender, aber ein ungrader. Vom Glücke und der Freude, die mich beseelte, habt Ihr kaum eine Vorstellung. Ich war in einem wahren Taumel. Als die Jagd zu Ende war, belobte mich Ebel vor allen Schützen und Treibern, brach selbst das mächtige Geweih mit seinen ungeheuern Stangen und prachtvoller Krone aus und händigte es mir ein. Das war ein Glück, ein Triumph!

Mit zitternder Ungeduld erwartete ich die Rückkehr meiner Eltern. Es wurde spät. Der Mond schien hell und

die Kälte war ſchneidend geworden, da ein ſcharfer Oſtwind über den Schnee fuhr, deſſen Oberfläche feſt fror. Ich aß mit Ebel's zu Nacht und gegen zehn Uhr erſt ließ ſich das Schlittengeläute hören

Ebel that es nicht anders. Die Eltern mußten ſich mit warmem, ſüßem Weine erquicken. Hier hörten ſie denn auch des Sohnes erſte Heldenthat und freuten ſich des Siegespreiſes. Das Mädchen war mitgekommen, aber es zog ſich ſo in den Hintergrund des Zimmers zurück, daß ich es gar nicht im Angeſichte ſah, nur das konnte ich wahrnehmen, daß es eine ſchlanke, ſchöne Geſtalt war. Als wir endlich wegfuhren, band ſie in der Stube ein wollenes, geſtricktes, ziemlich großes und von Farbe dunkles Tuch um ihren Kopf, und ſo ſah ich ihr Antlitz wieder nicht; aber ich geſtehe auch gerne, daß ich dieſen Abend kaum an das Mädchen dachte. Es hatte die Mutter gefragt, ob es dieſen Abend ſchon ſeinen Rocken anlegen könne, und ſie hatte das mit ihrer Freundlichkeit verneint und gemeint, es ſolle ſich durchwärmen und ſich dann zeitig zu Bette legen, was ihr nöthig ſchien, da das arme Kind, leicht gekleidet, ungemein gefroren hatte. Mich machte mein Gewand und mein Schlegel über die Maßen glücklich.

II.

Selten iſt ein glücklicherer Menſch in die Arme eines geſunden Schlafes geſunken, als ich, fuhr Knebel fort. Die Jagd hatte mich tüchtig ermüdet, und ſo kam es, daß ich am andern Morgen ſpät erwachte. Es war ſchon heller Tag, und ich wußte, daß bei meinen Eltern die Sitte herrſchte, noch bei Licht in dieſer Jahreszeit zu frühſtücken. Ich rapperte mich heraus und eilte mich, fertig zu werden.

Als ich die Treppe herabkam, ſagte meine Mutter: Nun, du machſt dich gut als angehender Forſtmann. Die Wilderer und Holzfrevler dürfen nur getroſt morgens frühe in den Wald gehen, um ſicher zu ſein, daß du nicht kommen wirſt. Sie lachte aber dazu ſo ſchalkig, daß ich ihr

um den Hals fiel und, als sie mich herzlich geküßt, wußte ich schon, wie es gemeint war.

Dein Frühstück steht auf dem Ofen. Mariechen kann es dir reichen, sagte sie und deutete nach der Wohnstube.

Mariechen? fragte ich. Wer ist denn das?

Ei, sagte die Mutter, hast du denn unsere Spinnerin vergessen? — Jetzt erst erinnerte ich mich des Mädchens. Sie mußte der Mutter erste Worte gehört haben, denn als ich in die Stube trat, war sie daran, mir reines Linnen auf den Tisch zu legen und meine Suppe dort aufzustellen.

Meinen guten Morgen zu erwiedern, mußte sie sich herumdrehen, und nun sah ich in ein Gesichtchen von einer blendenden Schönheit und Zartheit, weiß wie Schnee, die Farbe und die Backen angehaucht roth; tiefblau, groß und sinnig die Augen, und blond das reiche, weiche, glänzende Haar. Ich war so betroffen, daß ich fast aufgeschrieen hätte. Nein, solch' ein mildes, reines Engelsgesichtchen hatte ich noch nicht gesehen, und ich will es nur gestehen, daß ich davon wie bezaubert war.

Man thut Unrecht, wenn man es bestreitet, daß so ein erstes Sehen den Grund einer tiefen, dauernden Liebe lege. Ich hab' es an mir erfahren, denn das Mädchen hatte einen Eindruck auf mich gemacht, der bleibend für mein ganzes Leben gewesen ist. Ich war jung, rasch, lebendig. Wie konnte es ausbleiben, daß der Eindruck, den das bildschöne Mädchen auf mich machte, ein tiefer war? Und das war ja auch das erste Mal, daß ein weibliches Wesen so gewaltig mein Herz erregte. Das Dorf drüben ist berühmt seiner schönen Mädchen halber; aber da war keins, das Mariechen erreicht hätte.

Ihr Bild begleitete mich wachend und im Traume, und was ich nie gethan, ich saß oft im Walde stundenlang auf einem Baumstrunke und entwarf mir ein Lebensbild. Daß ich nämlich auf einem einsamen Forsthause wohnte und Mariechen mein Weib wäre. O, das waren selige Stunden des Träumens mit offenen Augen! Und heute noch blicke ich in diese Blüthentage zurück mit einem tiefen Heimweh.

Wenn Alles kahl und winterlich geworden ist im einsamen Leben, was bleibt da anders, als solch' ein Traum von Glück? Das soll man Einem nicht verargen!

Wer wird's auch? sagte Thorwald wehmüthig, weil er sah, wie tief die Erinnerung den alten Mann aufregte. Aber wie kam's doch, daß Ihr so alleine durch's Leben gehet? —

Das ist ja eben die Geschichte, die ich Euch erzählen muß, fuhr Knebel fort. Hört weiter!

Das Mädchen in seiner stillen, harmlosen Thätigkeit wurde uns Allen lieb. Meine Mutter mußte es von der Arbeit am Rade wegschicken, weil sie für seine Gesundheit fürchtete. Besonders lieb war sie meiner Mutter, die keine Tochter hatte, und an die sich das arme, mutterlose Wesen wie eine Tochter anschloß. Sie mußte nun bisweilen in der Küche und im Hause allerlei Geschäfte besorgen, damit ihr das Sitzen nicht schade; allein sie ward bleich und sah leidend aus. Was auch meine Mutter that, durch Bewegung ihre Gesundheit herzustellen, es half nicht. Sie hielt sich gewaltsam aufrecht, endlich aber mußte sie sich legen.

Ach, sagte meine Mutter am Morgen, als sie bei'm Frühstück das erzählte, es ist doch ein rechtes Kreuz mit dem lieben Kinde. Nun weint sie, daß sie, statt uns zu dienen, uns zur Last falle, und was ich auch sage, hilft nicht. Als ob man kein christlich Herz hätte? Und ich hab' das Mädchen lieb wie mein eigen Kind.

Es geht mir mit dem Mädchen just wie dir, sagte mein gutmüthiger Vater. Sag's ihr doch, daß sie's einsieht!

Hab's ihr schon hundertmal gesagt, erwiederte die Mutter; aber das verfängt nicht bei ihr. Sie sieht uns an, wie andere Bauern, die Alles nach ihrem Vortheil berechnen.

Nun dann beweis es ihr durch die That! sagte mein Vater, das wird mehr gelten. Das Mädchen ist nun einmal ein Glied meines Hauses und ich will sie so behandelt wissen!

Die Mutter sah ihn an und lächelte wieder so, wie sie nur lächeln konnte, und wie es so wunderbar an ihr war;

aber wir wußten, was es hieß, und jetzt war's von einer Thräne begleitet, die in ihrem schönen Auge glänzte. Das machte das selige Lächeln noch bestimmter und ausdrucksvoller und wirksamer.

Ist noch nicht nach dem Doctor geschickt? fragte er.

Ich will nach der Stadt fahren und ihn holen, sagte mein Bruder, und es war mir zum ersten Male auffallend, daß dabei seine Stimme zitterte und bebte von innerer Bewegung.

Ich fuhr zusammen bei dem Tone und herum, als träfe mich der Blitz. Ich blickte meinen Bruder an und sah, wie bleich er war, sah, wie auch ihm das Weinen nahe war, und zum ersten Male durchzuckte mich der Gedanke, daß auch er das Mädchen liebe.

Soll ich sagen, was bei diesem unerwarteten Erkennen durch meine Seele ging, so war es ein tiefes, schmerzliches Weh. Selten können sich Brüder lieber gehabt, einträchtiger mit einander gelebt haben, als wir zwei, und das war das höchste Glück unserer Eltern. Freilich darf ich nicht sagen, daß der Grund dieses Friedens in mir lag. Ich war ein heftiger Bursche, der auf seinem Willen bestand; aber mein Bruder war eine so sanfte, weiche Seele, die es nie zum Streite kommen ließ. Er gab nach in allen Stücken; versagte sich lieber Alles, um mich nur nicht zu erzürnen. Er suchte durch Liebe mich wieder zu gewinnen, wenn ich mich einmal im Ueberwallen meiner Heftigkeit hatte zu harten Worten hinreißen lassen. Schlafhauberei war's bei ihm nicht, das wußte ich wohl, sondern reine Herzensgüte; es war die treueste Liebe im vollen Sinne des Wortes. Er eilte hinaus, und wie durch Zauberei war im Augenblick der Schlitten da und angeschirrt, und er fuhr pfeilschnell davon.

Der muß den Schlitten schon bereit gehabt haben, sagte lächelnd mein Vater und wiegte den Kopf hin und her, aber es lag kein Unwille auf seinem Gesichte und ich glaube, ich errieth Gedanken in seiner Seele, wie sie eben erst die meinige bewegt hatten.

Meine Mutter that entweder als verſtehe ſie das nicht, oder ſie war wirklich mit dem leidenden Mädchen zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie darauf Achtung gegeben hätte. Ich hing meine Flinte um und ging in den Wald, denn in dieſer Stimmung taugte ich nicht unter die Leute.

Später erfuhr ich, daß mein Bruder ſchon kaum nach einer Stunde wieder da war. Die Pferde waren weiß von Schaum. Er war mit in das Krankenzimmer getreten und der Doctor, der uns Alle genau kannte, ſagte, auf meinen Bruder deutend: Dem hatte es aber Eile! Ich meinte, da wäre Sterbensnoth! Er wird aber im Herzen froh ſein, wenn ich ihm ſage, daß es nicht ſo iſt. — Die Magd erzählte es der andern, und ich hörte, ohne daß ſie mich ſahen, zu.

Ja, ſagte eine alte, treue, ſchon lange im Hauſe lebende Magd, er hat das Mädchen aus dem Fundament lieb.

Der Andere aber auch! bemerkte die Erſte; aber das Mariechen hat den Conrad auch lieb, aber den Fritz nicht.

Ich hab's ſo weg. Und, Kathrine, den Blick hätteſt du ſehen ſollen, den ſie dem Conrad zuwarf, als der Doctor das ſagte!

Meine Mutter ſtörte durch ihr Kommen dies Geſpräch, aber ich hatte genug gehört, um den erſten, tiefen Stachel des Schmerzes zu fühlen. —

Der Arzt fand übrigens das Mädchen recht krank. Er meinte, das Sitzen ſei allerdings ein einflußreicher Grund geweſen; aber das Leiden müſſe wohl ſchon länger als Keim in ihr gelegen haben. Sie habe es zu lange unterdrücken wollen, bemerkte er, und es werde langwierig werden.

Wenn wir ſie nur davon bringen, ſagte mit einem tiefen Seufzer die Mutter. Das hoffte der Doctor.

Es traf ein, was er gemeint. Erſt um Faſtnacht konnte ſie wieder aufſtehen und dann erſt einige Stunden. Wir waren Alle bei ihr, und oft; aber kam Conrad, dann leuchtete ihr Auge in wunderbarem Glanz und ein leiſes Roth der Freude malte ihre bleichen Wangen, deren Haut faſt durchſichtig war. Man hätte blind ſein müſſen, nicht zu merken wie es ſtand. Rührend war ihre Dankbarkeit gegen meine Eltern. Mir war ſie freundlich, nichts weiter. Was ich fühlte, das ſchloß ich mir tief in meine Bruſt. Niemand ſollte es mehr ſagen, wie es unſere Magd geſagt. Ich überwand mein Herz und ging ſelten zu ihr. Nur die Mutter ſchien es zu ahnen, wie es um mich ſtand. Sie ſah mich oft mit einem wehmüthigen Blicke an. — Daß man mir den inneren Kampf anſah, den Schmerz, der an mir nagte, ich glaube es wohl. Nur die Zwei, die ſich ſo innig liebten, ſahen es nicht, und das war gut, und ich war froh, daß es ſo war.

Ach, meine liebe Mutter mochte in ihrem angſtbeklommenen Herzen denken: Sie haben ſie Beide gleich lieb. Was wird das werden? Sie mochte Bruderhaß und Familienzwiſt ahnen; denn ſie war ſtets traurig.

Ach du gute, treue Mutter! Du kannteſt deinen Fritz nicht völlig! Er war, obſchon noch jung, in der kurzen

Zeit der erwachten Liebe zum Manne gereift. Elend hab' ich mich gefühlt, maßlos elend, aber Bruderhaß wäre in mir nicht aufgekommen. Hatte sie ihm denn nicht frei ihre Liebe geschenkt? Aber Eins fühlte ich, ich mußte fort von hier. Ich hätte es nicht hier ausgehalten!

Da kam mir ein günstiges Geschick entgegen.

Es war schon gegen Ostern und das liebliche Bild des wiedererwachenden Lebens in Mariechen machte sie unaussprechlich schön. Es lag etwas Ueberirdisches in dem Blicke und Wesen des Mädchens. Ich saß oft da und war im Anschauen selig. Das durfte so nicht bleiben. Da wurde Ebel in einen Forst versetzt, der etwa zwanzig Stunden entfernt war. Meinen Eltern war das leid, weil sie die Familie lieb hatten: ich sah eine gnadenreiche Fügung Gottes darin. Denn nun war ohnehin der Zeitpunkt gekommen, wo ich in die Lehre bei ihm fest eintreten wollte, und weg, weit weg! Das war das, was ich heiß wünschte.

Ehe noch meine Eltern es wußten, sagte es mir der brave Mann, und ich kannte mich innerlich recht damit vertraut machen, was ich thun wollte.

Meine Eltern waren sehr betroffen, als ich ihnen Ebel's raschen Wegzug und meinen entschiedenen Entschluß ankündigte. Meine Mutter brach in Thränen aus und drückte mich stumm an ihr Herz. Mein Vater sah ernst in's Licht und es gingen mancherlei Gedanken durch seine Seele. —

Mein Bruder, der es nicht ahnte, wie es um mich stand, war traurig darüber, daß ich den Hof verließ. Mariechen sah mich mit einem ihrer tiefen, forschenden Blicke an, die in das Innerste der Seele drangen. Ich mußte hinaus, denn mein Herz wollte bersten! — Ich war in den letzten Tagen fast immer auf dem Forsthause und half packen, und als der erste Wagen, den unser Knecht führte, abging, sollte ich ihn begleiten. Das war mir gerade recht zu Sinne. Je schneller ich fortkam, desto besser war es, denn — der Anblick Mariechen's stieß alle Vorsätze rein wieder um, die ich ferne von ihr gefaßt. —

Aber nun kam der Abſchied! —

Zum erſten Male von den Eltern wegzugehen, das ging mir an die Seele, und ich ſah's ja ſchon ſeit acht Tagen, wie die gute Mutter litt und wie es den Vater bewegte.

Wie ſchloß ſie mich weinend an die Bruſt! Wie rührend, tröſtend, erweckend waren die Worte, die ſie mir zuflüſterte! Sie allein verſtand mich und kannte meine Liebe. Der Vater ſegnete mich mit treuem Herzen. Der Bruder hing weinend an meinem Hals und Mariechen hatte auch eine Thräne im Auge — die — Conrad's Schmerz gelten mochte — mir nicht. Ich drückte ihre Hand und eilte hinaus und fort von der Stätte, wo ich elend geworden war, nach alle dem reichen Jugendglücke! —

III.

Knebel ſtand auf und blickte eine Weile ſtumm über die Gegend hin.

Thorwald fühlte lebendig, was die Erweckung eines alten, auch jetzt noch nicht überwundenen Leides in der Seele des Mannes wirkte, deſſen Haar das Alter ſchon gebleicht hatte. Nach einer Weile ſetzte er ſich wieder.

Es war ein Glück für mich, daß ich durch Ebel's Ueberzug nach der neuen Stelle und dann in der erſten Zeit viel zu arbeiten bekam. Es gibt in ſolchen Lagen kein Heilmittel, das wirkſamer wäre, als tüchtige Arbeit. Sie that mir wohl. Sie ließ mich meinen Gedanken nicht nachhängen. Wie es mir ſchien, ſo war durch die Mutter auch der Vater von der wahren Urſache meines raſchen Entſchluſſes unterrichtet worden. Nur den zwei Liebenden blieb es ein Geheimniß. Die Briefe meiner Mutter waren voll Liebe und das innige Mitleid ſprach ſich warm aus. Es that mir wohl. Mariechen's wurde nie gedacht. Indeſſen geſtaltete es ſich bald ernſter dort. Conrad redete offen mit Vater und Mutter, und Beide, die das Mädchen herzlich liebten, gaben ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung —

ein Zeichen, wie vorurtheilslos und brav meine Eltern dachten. Darüber war indessen ein Jahr hingegangen. Mariechen hatte sich wieder völlig erholt und ein halbes Jahr später wurde sie die Gattin meines Bruders.

Ob ich gleich das Alles vorausgesehen, so erschütterte es mich doch gewaltig. Conrad lud mich arglos zu seiner Hochzeit ein. Er schilderte mir sein Glück, der gute Mensch wußte nicht, wie tief mir das in die Seele schnitt.

Wiewohl meine Eltern nichts mehr wünschten, als mich wieder einmal zu sehen, so mochten sie es doch fühlen, wie wenig meine Gemüthsstimmung dazu paßte. Leider traf mich um diese Zeit ein schwerer Schlag. Mein guter Ebel starb. Was sollte ich nun machen? Heimkehren? Das war unmöglich! Zu einem Andern gehen, um meine Lehre zu vollenden? Das mochte ich nicht. Ich war in einer peinlichen Lage! Da kam mir ein unseliger Gedanke — der: Soldat zu werden. Ihr wisset, Therwald, es war in den ersten Jahren, als Napoleon unser Land beherrschte. Ich trat freiwillig in's Heer, ohne meinen Eltern auch nur ein Wort zu sagen. O wie hab' ich das bereut! — Aber so ist der junge Mensch! Der nagende Schmerz in meiner Seele hatte mich mißmuthig, lebensmüde gemacht. Ich dachte, eine Kugel macht all' deinem Leid ein Ende! Nun, an Kugeln hat es nicht gefehlt, die mir um die Ohren pfiffen, als einmal der Schlachtendonner im Herzen Deutschlands mich umrollte. Keine traf mich. Ich machte alle die Kriege mit, bis mich bei Aspern endlich eine Kugel traf, aber nicht in das Herz, wie ich gehofft, sondern in das Bein.

Ich hatte mir die Gunst eines hohen Offiziers erworben. Er zog mich in seine Nähe und er war es, der mir, als ich genesen zu ihm zurückkehrte, den Abschied verschaffte und eine Anstellung im Forstdienste. So kehrte ich nach vielen Jahren in mein Vaterland, in meine Heimat zurück.

Und wie fand ich's hier?

Den Schritt, den ich unbesonnen gethan, billigten meine Eltern niemals. Ihr Kummer darüber war unaussprech-

lich groß. Wir ſchrieben uns oft, und ſo traf mich kurz vor der Schlacht von Aspern eine erſchütternde Kunde. —

Ich habe Euch geſagt, Mariechen war ein zartes Weſen. Seit ihrem erſten Wochenbette kränkelte ſie und ein Hüſteln ſtellte ſich ein, das meine Eltern und meinen Bruder mit der bangſten Sorge erfüllte. Allmählich entwickelte ſich jene unheilbare Krankheit, die langſam die Kräfte verzehrt. Sie war ein halbes Jahr vor meinem Kommen in den Schooß der Erde, dort drüben unter der Linde, beerdigt worden. Damals ſtand die Linde noch nicht. Ich pflanzte ſie und befeuchtete ſie mit meinen Thränen. — Ein Pfand

ihrer Liebe hatte ſie in Auguſten uns Allen gelaſſen. Mein armer Bruder war in ſeinem Herzen geknickt. Er war nur noch ein Schatten, als ich ihn wieder ſah. Das Glück, das einſt auf dem Hofe geblüht, war untergegangen. Meine Eltern waren alt geworden und des Lebens Bürde drückte ſie ſchwer. Meine Rückkehr gab noch einmal ihrem Alter eine Freude. Meine liebe Mutter widmete ſich ganz dem Kinde, und dies Kind ſchien ſie zu verjüngen; denn ſie fühlte und erkannte es wohl, ſie müßte ihm Mutter ſein.

Mein Vater war zwar noch äußerlich rüſtig anzuſehen, aber die Erfahrungen, die er gemacht, namentlich mein unglückſeliger Schritt, Soldat zu werden, hatte ihn ſchwer getroffen.

Meine Wunde ſchadete mir nicht, und ihre befürchteten Folgen blieben aus. Ich war rüſtiger, als je. Wie oft drangen die Eltern in mich, ihnen wieder eine Tochter zu geben. Ich widerſtand, weil nie eine Zweite in meinem Herzen hätte Raum finden können.

Conrad hatte günſtige Zeiten gehabt, ſeit ihm der Hof übertragen worden war. Er zahlte mir mein Theil heraus. Aber was ſollte mir das Geld? Ich bewarb mich um eine Forſtſtelle, und war ſo glücklich, ſie hier zu finden, wo Ebel geſtanden, und dies ließ mich ganz bei meinen Eltern bleiben. Ich wohnte auf dem Hofe bei ihnen — bis — nun, Therwald, mein Bruder erlag zuerſt einer damals herrſchenden Krankheit. Mein Vater folgte ihm. Wir, meine gute Mutter und ich — wir überſtanden ſie. Es war eine ſichtbare Gnadenfügung für das theuere Kind meines Bruders. Wir hielten es nun für geeignet, den Hof zu verpachten, und meine liebe Mutter folgte mir zum Forſthauſe. Es iſt eine alte, vielbeſtätigte Erfahrung, daß, wenn alte Leute die liebgewordenen Orte ihres früheren Lebens verlaſſen, gleichſam die Wurzeln ihres früheren Lebens abgeſchnitten werden. So ging es meiner guten Mutter. Als Auguſte ſechs Jahre alt war, ſtarb ſie mir. Ich habe ſie Alle da drüben unter den ſich weit ausbreitenden Aeſten meiner Linde gebettet, und nun wiſſet Ihr, warum ich dort zu ruhen wünſche, warum mir der Baum ſo theuer iſt. —

Er ſchwieg und durch Therwald's Herz ging ein Weh und eine innige Theilnahme an dem Geſchicke des ihm ſo theueren Mannes. Lange ſaßen ſie noch unter den Aeſten der Eiche, bis allmählich ein Gewitter drüben über die Wildenburg herüberzog.

Knebel erhob ſich zuerſt und hing ſeine Doppelflinte um. Laſſet uns gehen, ſagte er, das Gewitter naht! Sie

gingen langsam dem Forsthause zu, wo sie Auguste mit Freude empfing. Sie begriff den tiefen Ernst der Männer nicht und fragte leise ihren Thorwald, was die Ursache sei.

Er hat mir seine Lebensgeschichte erzählt, entgegnete leise Thorwald. Sie sah ihn schmerzlich an. Das ist ein Zeichen großer Liebe zu dir, sagte sie. Ich kenne sie wohl, setzte sie hinzu, aber aus fremdem Munde.

Das Gewitter zog furchtbar und gewaltig herauf. Es hing über der Waldhöhe, wo die Eiche stand, als wollte es nicht wenden und weichen, bis ein greller Blitz und ein gewaltiger Schlag seine Kraft brach. Am andern Morgen meldeten die Arbeiter im Walde, der Blitz habe die Gerichtseiche zerschmettert.

Knebel erbleichte.

Nun, sagte er nach minutenlangem Schweigen tief ergriffen, dann werde ich nun auch bald folgen! —

Auguste warf sich weinend an seine Brust. Er streichelte ihre Wangen.

Kind, sagte er, wenn ich dich als die Gattin meines braven Thorwald weiß, ist meine Lebensaufgabe gelöst.

Von da an betrieb er die Vermählung Beider mit großem Eifer und im Spätherbste wurde die Verbindung vollzogen.

Knebel begann schon im Winter zu kränkeln. Eines Abends saß er noch bei seinen Kindern am warmen Ofen. Ach, sagte er, ich wollte, Ihr könntet bald auf Euern Hof ziehen! Aber die Pachtzeit endet erst im nächsten September!

Als Morgens Thorwald den theueren Oheim zum Frühstücke rufen wollte, war er eine Leiche. Ein Schlag hatte schmerzlos sein Leben geendet. Er war seiner Eiche bald gefolgt, und aus ihrem Holze ließ ihm Thorwald den Sarg zimmern und unter seiner Linde fand er seine Ruhestätte, aber Auguste und Thorwald trauerten innig um ihn.

8. Wie einmal zwei Kaiser junkerlichen Uebermuth zurückwiesen.

Um Könige und Kaiser sammeln sich allemal zwei Sorten von Leuten; eine Sorte sind die adeligen Herren und die andere die Gelehrten, die meist dem Bürgerstand angehören und deren Wissen und Erkennen nicht ohne lange und große Anstrengungen erworben worden ist. In der Regel sehen die hohen Herren nicht mit den besten Augen auf diese zweite Sorte, weil sie meinen, ihnen allein gebühre das Recht und die Ehre, um die Fürsten zu sein, und die höchsten Ehrenstellen einzunehmen.

Das erinnert mich eben an zwei Begebenheiten aus dem Leben zweier deutscher Kaiser.

Kaiser Ferdinand I. hatte an seinem Hofe viele tiefgelehrte Männer bürgerlicher Herkunft, deren er sich in den Staatsangelegenheiten bediente, weil ihre Kenntnisse und ihr Wissen sie dazu befähigten. Der hohe Adel stand in diesem Punkte weit hinter ihnen zurück. Was war also natürlicher, als daß der Kaiser jenen Männern sein ganzes, volles Vertrauen schenkte. Darum von dem Adel vielfach beneidet und angefeindet, beschloß der Kaiser, Jene in's rechte Licht zu stellen und Diese zu bestrafen.

Einst befand sich der Kaiser auf der Jagd, als ihm eine große Zahl eingelaufener Briefe von einem Eilboten überbracht wurden.

Er befahl dem Oberjägermeister, die Briefe zu eröffnen und ihm über den Hauptinhalt zu berichten. Leider verstand der Oberjägermeister nicht, die Schrift zu lesen. Er mochte indessen sich keine Blöße geben und suchte eine Menge Entschuldigungen hervor, aber der Kaiser wußte, wie es eigentlich um den wahren Sachverhalt stand. Er befahl darauf den anderen hohen Herren, die Briefe zu lesen; allein hier war der Kaiser aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn Keiner konnte lesen! Da richtete der Kaiser diese Worte an sie: Da ihr nicht im Stande

seid, bei meinen Geschäften die erforderlichen Dienste zu leisten, so lasset auch die Schreiber und Secretäre, welche mehr gelernt haben, als ihr, in Ruhe. Ein Herr und Regent muß nicht blos Jäger und Reiter haben, sondern auch wohlstudirte Leute, auf deren Einsicht und Geschicklichkeit er sich verlassen kann! — Von dieser Zeit an nahmen sich die Herren besser in Acht oder ließen den Anderen die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren.

In einer viel späteren Zeit wiederholte sich Etwas dem Aehnliches.

Kaiser Joseph der Zweite liebte es, Gelehrte um sich zu haben und sich mit ihnen zu unterhalten. Das sah man am Hofe des jungen Monarchen sehr ungern und wagte es endlich, ihm Vorstellungen darüber zu machen, indem man bemerkte, der Kaiser schwäche sein Ansehen dadurch, daß er sich erniedrige und mit seinen Unterthanen aus dem Gelehrten- und Bürgerstande zu viel Umgang pflege. Das machte den Kaiser zornig. Wenn ich, rief er aus, nur mit meines Gleichen umgehen wollte, so müßte ich in die Todtengruft bei den Kapuzinern hinabsteigen, denn da liegen die Kaiser und Kaiserinnen von Oesterreich sammt den Gliedern des Erzherzoglichen Hauses! — Dagegen war Nichts einzuwenden und das Beste war — fortan zu schweigen. —

9. Das that auch eine brave Frau.

In einem früheren Jahrgange der Spinnstube habe ich erzählt, wie eine treffliche Frau durch ihre Sparsamkeit ihren Mann aus einer sehr mißlichen Lage rettete.

Ein mir werther, wahrheitsliebender Mann theilte mir darauf eine Geschichte mit, die es beweist, daß es der tüchtigen, trefflichen Frauen mehr gibt, die sich Entbehrungen auferlegen können, um ihrem lieben Mann eine sichere Zukunft zu gründen. Das sind ächt deutsche Frauen, und was vermag nicht das deutsche Weib in der heiligen Kraft

ihrer Liebe, ihrer Treue, ihres Glaubens? Welches Opfer wäre zu groß, das sie nicht zu bringen, welche Entsagung zu schwer, die sie sich nicht aufzuerlegen vermöchte für den geliebten Gatten und ihre Kinder? — Doch — zu meiner Geschichte!

Ihr wisset wohl, liebe Leser, in Preußen hatte man früher Chirurgen erster und Chirurgen zweiter Klasse. Das hat, soviel ich weiß, aufgehört, und es ist gut, daß es so ist. Warum ich es für gut halte, das gehört hier nicht zur Sache. Ein solcher Chirurgus erster Klasse kam in eine Gegend der preußischen Rheinprovinz, die ich wohl ganz genau bezeichnen könnte, aber aus Rücksichten nicht bezeichnen mag, und erhielt dort die Erlaubniß zu äußerlichen Kuren, wie sie eigentlich in das Gebiet der Chirurgie gehören (auf dem Hunsrück heißen sie's Pieſen, weil eine Chirurgenfamilie in vielen Gliedern und Geschlechtsfolgen Chirurgen waren, die Pies hießen), und er hatte, weil er Etwas verstand, alle Hände voll zu thun. Nun war aber in dem großen Orte, wo der junge Chirurg wohnte, kein Arzt oder eigentlicher Doctor für die inneren Krankheiten, während es ein Bedürfniß gewesen wäre. Die Leute kamen in der Noth zu ihm und baten um Hilfe. Durfte er sie versagen, wenn das Heilmittel ihm bekannt war? Nein, sage ich, trotz der Zunft! So dachte auch der junge, brave Mann. Um sich aber dazu tüchtig zu machen, und um überhaupt auch seiner Sache sicherer zu werden und nachdrücklicher wirken zu können, kaufte er sich die Schriften geschickter Lehrer der Arzneikunde und arbeitete sie mit Fleiß und Eifer durch und erwarb sich viele und sehr schätzenswerthe Kenntnisse und Einsicht; beobachtete scharf und war sehr glücklich in seinen Kuren, das heißt, in's rechte Deutsch übersetzt, der rechte Arzt in Israel sagte: Ja und Amen dazu und gab den Segen — denn — die Herren sollten das doch so wenig vergessen, als wir, die wir uns ihre langen und schmalen lateinischen Küchenzettel zu abscheulicher Brühe verschreiben lassen — an Gottes Segen ist Alles gelegen, und unser Wissen, auch das reichste, ist und bleibt Stückwerk und ächte Pfuscherei.

Mittlerweile machte der junge, allgemein geachtete und wertbehaltene Mann die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Mädchens und die jungen Leute gewannen sich lieb; aber die Familie des Mädchens war gegen diese Verbindung, selbst ihre Eltern. Sie waren reich, und vielleicht war ihnen ein Chirurgus erster Klasse zu gering, zu wenig für ihre Tochter — genau weiß ich's nicht; aber ich weiß, daß der Geldsack den Kopf toll und schwindelig macht, das Auge blind und das Herz steinhart und kalt. Die jungen Leute ließen nicht von einander und das Mädchen erklärte zuletzt rund und einfach, sie würde, wenn sie den Chirurgus nicht heirathen dürfe, ledig bleiben. Daß das Ernst war, lag außer Zweifel, und die bleichenden Wangen, das trübe Auge des Mädchens, oft von Thränen gerötbet, bezeugten's klar. Am Ende gaben denn doch die Eltern die Verbindung zu und — züchtigten die Tochter dadurch, daß sie sie zwar ausstatteten, aber dann die Hand von ihr abzogen. — Nun, die rechte Lieb' und Treue kann sich viel versagen. Obwohl der Kummer an der Tochter Herz nagte, daß die Eltern sich von ihr zurückzogen, sich Nichts um sie kümmerten; sie stand ihrem Hauswesen wacker vor, fand sich leicht in die beschränkteren Umstände ihrer häuslichen Lage und lebte glücklich mit ihrem Gatten, dessen Wirkungskreis sich täglich erweiterte und ein anständiges Einkommen hatte.

Sonst in der Welt, wo Aehnliches ja oft vorkommt, sind die runden, vollen Aermchen der blühenden Enkel die unüberwindliche Schlinge, in denen sich die Herzen der Großeltern unvermerkt fangen und sie den Eltern wieder zuführen, und dann holt die zurückgehaltene Elternliebe Alles bei den verstoßenen Kindern nach, was sie Jahrelang versäumt hat. Hier nicht! — Das trübte mehr und mehr der Tochter Familienglück und — nun kam eine neue dunkle Wolke an ihrem Himmel herauf. — Der Arzt, der bisweilen von den Bemittelten in dem Wohnorte des jungen Chirurgen geholt wurde, saß mit Neid gegen diesen, daß das aufhörte und diese Geldquelle versiegte. Der Neid ist

ein arger Krebsschaden an der Seele. Er frißt sich immer tiefer hinein und läßt nicht Rast und nicht Ruhe. Der Herr Doctor zeigte die ärztliche Thätigkeit des jungen, geschickten Chirurgen bei der Stelle, die darüber zu richten hat, an und — er mußte eine ihn empfindlich drückende Strafe erleiden und aufhören, innere Krankheiten zu behandeln. — Der Neid hatte gesiegt und die Familie saß trocken. — Da werden denn doch die Eltern endlich ihre Pflicht erkannt haben? — So fragt ihr, liebe Leser. Ja, man hätte es denken sollen; aber ich muß, wenn's mir auch gegen die Leber geht, dennoch der Wahrheit die Ehre geben und sagen: Nein! Sie blieben versteckt, soviel auch andere brave Leute für die Tochter und den Schwiegersohn redeten.

Der junge Mann sah voraus, daß nun ein so bedeutender Ausfall in seinen Einnahmen eintreten mußte, daß das, was er und seine Frau sich erspart, nach und nach drauf geben, und mit dem Anwachs der Familie und dem Steigen der Bedürfnisse seine Einnahme den bedenklichsten Krebsgang gehen müsse. Um heimlich und gegen das Gesetz zu handeln, war der junge Mann zu ehrlich. Aber was denn nun machen? Das war hier im vollsten und bittersten Sinne des Wortes eine Lebensfrage. Ein Weg war offen, der, auf eine Universität, wie man die großen Anstalten nennt, wo alle Zweige menschlichen Wissens und Erkennens von den tüchtigsten und erprobtesten Männern gelehrt werden, zu gehen und dort als Arzt die unentbehrlichen Erkenntnisse, wie eine fleißige Biene, zu sammeln; dann die große Staatsprüfung zu machen, und nun mit Fug und Recht als Arzt aufzutreten. Wenn nur die bösen „Aber" in der Welt nicht wären, oder das Eine, das alle Andern in sich schließt und mit seinem rechten Namen GELD heißt! Verkenntnisse hatte er auf einer guten Schule genug gesammelt; ärztliche Kenntnisse hatte er sich einen schönen Vorrath aus den besten und neuesten Büchern reichlich erworben, und es stand ihm schon eine reiche Erfahrung zur Hand, die bei dem Arzte schwer in das Gewicht fällt.

Ueberdies brauchte er zwei wichtige Theile des ärztlichen Wissens gar nicht zu lernen, die hatte er tüchtig inne und in der That besser, als der Doctor, der ihn angezeigt. — Aber! —

Die junge Frau sah die bewölkte Stirn, ihre tiefen Falten, das oft kummervolle Auge ihres lieben Mannes, und das tiefste Weh zog zu dem in das Herz, das schon darin Raum hatte. Sie wußte wohl, was ihn drückte. Er hatte einmal gesagt: Könnte ich nur Ein Jahr auf einer Universität studiren, ich wollte dann mein Staatsexamen machen und mir den Doctortitel, diese eitle Zugabe zum Arzte, so gewiß mit Ehre erwerben, als hundert Andere, die als Doctoren herumsteigen und meinen: Sie wären's! — Aber! —

In eines Weibes stiller Seele werden die Dinge so recht von allen Seiten herumgeträumelt und herumgedüftelt, und beleuchtet und bewegt. So kommen sie dann zum Entschluß und der steht aber dann auch klar vor ihrem Geist und fest gewurzelt in ihrem Willen, und sie gehen, sicher des Erfolges, mit Glauben und Liebe an's Werk. So hatte es die junge Frau gemacht mit dem, was, wie ein Berg, auf ihres Mannes Seele lag, und sie hatte gebetet, daß des Herrn Gnade ihr ein Licht aufstecke, das hell leuchte und scheine auf den rechten Weg. Das ist das Rechte, und der, der um solche Gnade angefleht wird aus demüthigem, gläubigem, hilfesuchendem Herzen, hat niemals die Bitte unerhört gelassen.

Die junge Frau fand den Weg mit dieser alleinigen Hilfe, und nun trat sie zu ihrem lieben Manne, strich ihm die Falten von der Stirn und sagte, ich habe mit Gebet den rechten Weg gefunden!

Willst du den vergeblichen Versuch machen, deiner Verwandten Herzen zu erweichen? — Theueres Weib, das ist ein eitles Thun! rief er aus und seufzte tief auf.

Nein, sagte sie mild lächelnd. Höre mich ruhig an!

Du weißt, sagte sie, wir haben hübsches und gutes Geräthe, und neun Zehntheile davon sind im Grund über-

flüssig. Wenn ich mit den Kindern zwei Stübchen mit dem Unentbehrlichsten habe, so reicht das aus. Alles, was entbehrlich ist, versteigern wir und ich ziehe in die Stadt, in eine kleine Wohnung, deren Miethe wenig kostet. Ich habe unser Erspartes überschlagen, es reicht auf ein Jahr reichlich für mich und die Kinder aus. Was wir erlösen aus den versteigerten Mobilien, wird dir reichlich die Mittel bieten, in Berlin zu studiren, den Doctortitel zu erwerben und dein Staatsexamen zu machen. Dann ist, wenn Gottes Segen, wie ich glaube und hoffe, uns begleitet, das Ziel errungen und deine Sorgen schwinden. Der Neid muß dann schweigen und deine Zukunft, wie die deines Weibes und deiner lieben Kinder, ist gesichert.

Der junge Mann blickte das edle Weib lange staunend an; dann war es, als ob ein Zauber, in dessen Banden seine Seele gefangen gewesen, sich plötzlich löste. Er preßte mit Thränen dankender Liebe das edle, opferbereite Weib an seine Brust und hielt sie lange umschlungen.

Und nie hatte sich das junge Weib glücklicher gefühlt, als in diesem Augenblicke! —

Sie ging nun rasch an das Werk. Sie sagte ihren Freunden und Bekannten, sie verzögen, deßwegen müßten sie Alles versteigern, was entbehrlich sei. Es koste sonst zu viel Transport. Niemand ahnte, was der tiefere, entscheidende Beweggrund war. Alles, was die jungen Leute hatten, war neu, ächt und schön. So kam es, daß Alles zu hohen Preisen angekauft wurde, und mit leuchtenden Blicken zeigte die treffliche junge Frau ihrem Manne die bedeutende Summe, die erlöst worden war. Sie priesen den Herrn aus dankbaren Herzen und verließen mit Schmerz den Ort, wo sie so glücklich gewesen waren, ehe der gelbe Brotneid ihnen den Lebensweg mit giftigen Dornen bestreute.

Die Frau miethete sich in einer fernen Stadt eine ganz kleine, wohlfeile Wohnung, lebte da still und eingezogen und arbeitete unablässig für einen Putzladen, womit sie soviel verdiente, als sie mit ihren Kinderchen brauchte

und der Mann trat auf die sparsamste Weise eine Fußreise nach Berlin an, denn die Post war ihm zu theuer und eine Eisenbahn gab es damals noch nicht.

Mit einem Fleiße, der kein Hinderniß scheute, mit einer Liebe, die sich selbst Alles versagte, was außerhalb des Kreises lag, der das Allernothwendigste für das tägliche Leben, und dieses in der allereinfachsten Weise, umschließt, arbeitete der junge Mann in Berlin an seiner Ausbildung. Die Lehrer der Wissenschaft achteten ihn hoch, und weil sie seine Lage kannten und seinen sittlichen Werth hoch anschlugen, förderten sie ihn auf seiner schwierigen Bahn mit großer Freundlichkeit und leisteten ihm Handreichung, wo es sich nur irgend thun ließ. So schritt er voran, wahrhaft mit Riesenschritten, und das Gebiet seines Erkennens erweiterte sich in der allererfreulichsten Weise.

Sein einziges Glück waren die Briefe seines lieben Weibes; die Nachrichten von seinen theueren Kindern. Alle diese Botschaften der Liebe und Treue waren erfreulich und erquickend. Jeder schwindende Tag, jede durcharbeitete Nacht brachte ihn ja seinem schönen Ziele, dem freudigsten Wiedersehen seiner Lieben, näher, und näher dem Ziele, das er sich gesteckt, für ihre Zukunft mit Ehre und Erfolg wirken zu können.

Ebenso sehnsüchtig wurden daheim, im engen, stillen Stübchen, das Liebe und Fleiß zu ihrem Heiligthum erkoren hatten, die Stunden und Tage gezählt. Und so sparsam lebte das treffliche Weib, daß sie von dem Ersparten, das sie sich eigentlich zum Leben zurück behalten, noch Nichts angegriffen hatte. Ihr Verdienst reichte aus und ihre Kinder blühten wie die Rosen, und sie fühlte sich kaum jemals gesünder und freudiger, als in dieser stillen Thätigkeit.

So war ein Jahr hinabgesunken in den Schooß der Zeit, ein Jahr voll Opfer und Mühen, aber auch ein Jahr des reichsten, innerlichen Segens. Der junge Mann stand am Ziele. Sein Staatsexamen war wohl bestanden. Alle, die ihn kannten und hochschätzten, wünschten ihm aus

treuem Herzen Glück; aber es waren damit Kosten verbunden, die seinem Nothpfennig arg zusetzten. Er sah mit Schrecken, daß er diejenigen Kosten, welche der Doctortitel machte, nicht mehr würde aufbringen können, und in einem vertraulichen Brief an seine Frau meinte er, der Doctortitel sei ja auch nicht nöthig.

Da kam eines Tages der Briefbote und brachte ihm die Nachricht, es sei ein Geldbrief für ihn da.

Das fuhr ihm in alle Glieder mit freudigem Erschrecken. Er eilte zur Post, und siehe da, er war von seiner lieben Frau und enthielt gerade soviel, als das große Papier kostet, das den Doctortitel verleiht. Sie schrieb ihm voll seliger Freude, sie habe durch ihrer Hände Arbeit sich und die Kinder ehrlich durchgebracht, und auch noch die Miethe bestritten. Darum sende sie ihm dies Geld, das ihre ehemaligen Ersparnisse umfasse, die sie nicht habe anzugreifen nöthig gehabt. Der Doctortitel sei eben unentbehrlich.

Da fiel der junge Mann auf seine Kniee und dankte dem Herrn für den Segen, den er ihm in seinem Weibe gegeben.

Und sechs Wochen später trat der wohlbestallte Doctor in das Heiligthum seines Glückes, und Weib und Kinder hingen jubelnd und Dankesthränen weinend, an seiner Brust. Glücklichere Menschen gab es nicht, und nicht leicht konnte wärmer und inniger dem belebenden Gott aller Gnade gedankt werden. Kurze Zeit nachher zogen sie wieder an den Ort, wo sie zuerst gewohnt, und nun erst begann das allgemeine Vertrauen, das der junge Doctor sich schon erworben, seine reichen Früchte zu tragen. Das Glück blieb bei ihnen heimisch. Der Neid mußte schweigen und auch die Versöhnung blieb nicht aus, um ihr Glück voll zu machen.

10. Ein Räthſel.

Unverdiente Schuld.

Von dem Himmel ſtammt mein Name,
Und zum Himmel blick' ich hin,
Wo im blauen Himmelsraume
Meine Brüder ſtille zieh'n.
Send' ich aus dem gold'nen Schooße
Meine farb'gen Strahlen aus —
Dann flieht bald die treue Schwalbe
Aus dem kleinen, trauten Haus.
Flieht ſie denn vor mir? — Sie folget
Meiner Brüder ſtillem Schein;
Folget einem dunkeln Triebe —
Vor mir flieht ſie nicht, o nein!
Komme ſpät, doch ſchmück' ich freundlich,
Und erfreue Aug' und Herz.
O gelang' es mir zu leiten
Aug' und Seele himmelwärts!
Mahne wohl dich an den Heimgang,
Weil ja Alles dran dich mahnt,
Fallend Laub und Sonn' und Himmel.
O das haſt du oft geahn't!
Halte feſt die leiſe Ahnung,
Die mit Wehmuth dich beſchleicht,

S'iſt ein Gruß aus beſſ'rer Heimat,
Der dem Liebesgruße gleicht!
Sieh', auch ich, der letzte Bote
Einer blüthenreichen Zeit,
Bringe ſolche Scheidegrüße,
Denn ihr Ende iſt nicht weit.
Lächle ja in ſtillem Frieden
Zum Beſchauer mild hinauf —
Zürn' mir nicht, denn ſieh', ich gebe
Alles, was ich habe, gern;
Darum ſiehſt du mich, ſo denke
Droben an den ſchönern Stern,
Denke an die hoffnungsreiche
Künft'ge, reiche Frühlingsluſt,
Und es kommt mit Scheidegrüßen
Hoffnung friſch in deine Bruſt!

---

11. Altes Gold.

Unſere Sprichwörter, ich meine die unſeres lieben deutſchen Volkes, zu dem ich die Spinnſtube hinausſende als Boten meiner Liebe, ſind mitunter derb, grob, handfeſt, wie unſer Volk; aber es liegt Gold drin, ächtes, reines für den, der ſie verſteht und zu würdigen weiß. Eins

sagt in dieser Weise: „Einer Geiß gehört kein langer Schwanz, sonst hätt' sie Einen.“ Freilich, wenn sie ihn nöthig hätte, er zu ihrem Bau und Wesen paßte, so hätte ihr der Herr, der sie erschaffen hat, gewiß einen gegeben. Das ist ausgemacht; aber der Kern des deutschen Sprichworts ist ein anderer, weit reichender, heilsamer. Es stammt noch aus der Zeit, da nicht Jeder in üppigem Uebermuth aus dem Stande, darinnen er geboren war, heraus und höher hinauf wollte; da noch nicht der heillose, ächt französische Sinn in die Leute gefahren war, der erndten möchte, wo er nicht gesäet; der ohne Mühe reich zu werden strebt, um ein müßig Luderleben zu führen und zu genießen, ohne es durch treuen Fleiß errungen zu haben. Ihr versteht mich schon, es stammt aus jenen glücklichen Tagen, wo noch Keiner es sich in den Sinn kommen ließ, mit dem Bruder, der reicherer Mittel theilhaftig geworden ist, zu theilen; aus einer Zeit, wo in bescheidener Zufriedenheit Jeder dachte und befolgte den goldenen Spruch: „Bete und arbeite,“ wo man noch glaubte und verstehen wollte den heiligen Spruch: „Reiche und Arme müssen untereinander sein, denn der Herr hat sie Alle gemacht.“ Diese bessere Zeit liegt leider weit hinter uns, wie überhaupt der Mensch das verlorene Paradies immer hinter sich liegen sieht. — Wollte da Einer höher hinaus, als ihm die Flügel gewachsen waren, so hieß es: „Einer Geiß gehört kein langer Schwanz, sonst hätt' sie Einen,“ und der weitaus schweifende Sinn kehrte demüthig zurück in seine engen Grenzen und lernte sich begnügen mit dem, was ihm Gott gegeben. Wie das Wort: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!“ an die bescheidene Genügsamkeit mahnt, so auch dies Sprichwort, das nur in seiner Derbheit noch an etwas Höheres mahnt, nämlich an den, der Alles ordnet, Jedem seine Stelle anwies, wo er sich nützlich machen, dem Ganzen dienen, sein bescheidenes Glück mit Gottes Hilfe bauen und zufrieden werden kann. Wir wissen's Alle wohl, daß Jeden einmal der Schuh drückt, und, selbst ohne Krähenaugen, wo er uns drückt; aber das

iſt's ja, was uns zum ehrlichen, redlichen Streben drängen und mahnen ſoll, was uns in's Andenken rufen ſoll, daß wir hier Fremdlinge und Gäſte ſind und die künftige Heimat ſuchen ſollen im Vaterhauſe, wo uns Jeſus Chriſtus die Stätte bereitet hat, wenn wir im Glauben treu ſind.

Darum ſieh', wenn ein Gelüſten nach fremdem Gut und Beſitz in deiner Seele ſich regen will, ruf' dir das goldene Sprichwort zu: „Einer Geis gehört kein langer Schwanz, ſonſt hätt' ſie Einen!" und du wirſt das Unrecht fühlen, auf deſſen Weg du warſt!

Siehſt du in deiner Dürftigkeit Andere im Wohlſtande, vielleicht in Ueppigkeit leben, vielleicht in Saus und Braus, und der Gedanke will ſich regen: Hätt' ich's auch, wie die! Sprich dann zu dir: „Einer Geis gehört kein langer Schwanz, ſonſt hätt' ſie Einen!" Das wird deinen Gedanken eine Richtung geben, die dir es erkennbar macht, was der fromme Gellert in einem ſchönen Liede ſagt:

„Nie gibt der Stand, nie geben Güter
Dem Menſchen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Gibt Tugend und Genügſamkeit."

Und ſo unpoetiſch es klingt, daran reiht ſich doch, dem Sinne nach, das Sprichwort, das ſo derb iſt: „Einer Geis gehört kein langer Schwanz, ſonſt hätt' ſie Einen." Und nun ſchließ' ich mit Gellert's ſchönem Worte aus demſelben Liede:

„Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt.
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Und jeder Stand auch ſeine Laſt."

12. Es bleibt doch nichts Gutes unbelohnt!

An diesen schönen, reichen Christentrost bin ich oft in meinem Leben recht kräftig durch Begebenheiten, die ich selbst erlebt oder von Anderen, als ihr Erlebtes, erzählen hörte, erinnert worden, und so auch wieder durch eine Begebenheit, die sich im Lippe-Detmold'schen zugetragen hat, und die ich hier, zu Nutz und Frommen meiner lieben Leser, getreu mittheilen will, wie sie mir ein Freund, der dort herum zu Hause ist, erzählt hat.

Nicht weit von der Stelle, wo die berühmten Eggesterſteine zu finden sind, die manchem Alterthumsforscher viel zu grübeln gaben und viele Reisende anziehen; nicht gar zu weit von dem Teutoburger Walde, wo die Deutschen in uralter Zeit den eroberungssüchtigen Römern so abscheulich heimleuchteten, daß nur Wenige den Weg fanden — liegt der freundliche Badeort Meinberg mit seinen Heilquellen, dahin manche Preßhafte eilen, um mit Gottes Hilfe, der auch hier das Wasser durch seine unsichtbaren Engel bewegen läßt, gesund zu werden.

In diesem Meinberg wohnte eine Wittwe, die eine Herberge für Leute hielt, die arm und bescheiden waren in

ihren Ansprüchen. Sie war eine treue, fromme, einfache Seele, die noch nicht gelernt hatte, dem Geldbeutel der Reisenden Schröpfköpfe und Blutegel ansetzen und wacker zur Ader zu lassen, wie solch' chirurgisch Handwerk die Wirthe in den Badeorten, am Rhein, in Ostende (wo der Spinnstubenschreiber sich eben befindet, da er dies schreibt und solches erfährt) und anderwärts mit einem erstaunlichen Erfolg üben.

Sie gab ihr Nachtlager wohlfeil, ihre Speisen und ihr Bier billig, und wenn sie sah, daß es Einem schwer wurde, vergaß sie gar einmal die bekannte Wirthskreide. Daß sie dabei, wie man sprichwörtlich sagt, keine Seide spann, war leicht auszurechnen, wenigstens solche Seide nicht, wie die obgedachten Wirthe, die es allemal dahin bringen, daß ihre Gäste leicht am Beutel und schwer am Herzen, den Staub jenseits ihrer Schwelle von ihren Füßen schütteln.

Item — sie war arm geblieben, trotz ihrer Wirthschaft und Herberge. Das aber fühlte sie recht schmerzlich zu der Zeit, da ihr einziger Sohn, ein kreuzbraver Junge, dem Gott die rechten Gaben verliehen hatte, und der sich dem heilbringenden Lehrerstande gerne widmen wollte, in ein Seminarium eintreten sollte. Da mangelte es beträchtlich an dem, was leider ein so wichtiges Wort mitredet, wenn es gilt, die Kinder, die Einem Gott gegeben hat, für ihren künftigen Lebensberuf auszubilden. Ein Jeder weiß schon, was ich meine! —

Treufromme Deutsche verläßt der liebe Herrgott im Himmel nie; das ist ein Kernwort deutscher Art, aber ich meine, es geschähe dann nicht darum, weil der, dem er hilft, ein Deutscher ist, sondern von wegen des Wörtleins, das da eben vor dem Worte: Deutsche steht, und von wegen dessen, was das Wörtlein sagt. Das sollte eben die Wirthin augenfällig erfahren. Seit langen Jahren kehrte bei ihr eine arme, schon betagte Frau ein, die mit allerlei Kleinigkeiten, als da sind: Schnürriemen, Schnur, schmales Band, Hemdenknöpfe, Fingerhüte, Nähnadeln und dergleichen einen ärmlichen Hausirhandel trieb, und der

Jeder aus Barmherzigkeit Etwas abzukaufen pflegte. Ihr ganzes Krämlein trug sie in einem großen Henkelkorbe am Arme. Da war's klein bei einander; aber die alte Frau war eine so treue, gutmüthige Seele, daß ihr Jeder wohl wollte, und war so viele Jahre schon ein Stammgast bei der guten Wirthin zu Meinberg, daß sie allemal mit freundlichem Gesicht und Handdruck aufgenommen wurde, ob sie gleich zu den Gästen gehörte, für welche die Wirthin keine Kreide hatte.

So kam denn die gute Alte gerade um diese Zeit, als nämlich die schwere Sorge um des lieben Sohnes Fortkommen auf der Wirthin Herzen lag, wieder nach Meinberg; aber als die Wirthin die alte, gute Bekannte auf ihr Haus zukommen sah, erschrak sie recht über ihr Aussehen.

War auch die gute Alte hochbetagt und ziemlich dick, so ging sie doch allezeit frisch und wacker zu mit ihrem schweren Korbe am Arme, darin die Tausende von Dingen ihres Handels waren. Ihr Aussehen war frisch und gesund, und kein Mensch hätte sie für eine Siebenzigerin gehalten, wenn sie so rasch und federkräftig ausschritt. Diesmal aber sah sie fahl, ja gelblich im Gesicht aus; ihre Nase war ordentlich spitz geworden; die Backenknochen standen vor; die Augen lagen tief in schwarz gerandeten Höhlen, und das Auge blickte, matt und krank, aus diesen Höhlen heraus. Dabei war ihr Gang langsam und sichtbarlich beschwerlich. Sie führte einen Krückstock, und man mochte leicht erkennen, wie schwer ihr der Tragkorb wurde.

Die gutmüthige Wirthsfrau sah sie mitleidig von ferne an; ging ihr bis vor die Thüre entgegen, reichte ihr die Hand zum Willkomm und sagte: Kommet geschwind herein! Euch ist nicht wohl. Am warmen Ofen wird es Euch in dieser Herbstzeit, denk' ich, wohl werden, und ein Täßlein Kaffe sollt Ihr gleich zur Stärkung haben.

Lohn's Gott, lohn's Gott! sagte matt das arme Weib und reichte der alten Freundin die Hand, die darin zitterte. Ach, fuhr sie fort, indem sie eintrat, bei Euch sieht doch

eine arme, alte Frau, die auch keine Seele auf der Erde mehr hat, die ihr angehört, allemal ein freundlich Angeſicht! Wie oft blicken ſie Unſereins mürriſch an, und man möchte gerne gleich weiter fort, wenn man könnte! —

Die Wirthin führte ſie zum Seſſel, darin ihr Seliger immer geſeſſen, und eilte dann hinaus, der Kranken ein Täßlein Kaffe zu holen, das ſie für ſich, ſo um zehn Uhr zu trinken, über die Kohlen des Herdes geſetzt hatte. Sie

brachte den belebenden Trank der Alten mit freundlichen Worten und Mienen, und er erlabte und erquickte sie ungemein.

Eine Tochter könnte nicht liebevoller handeln, als die Wirthin an mir, sagte sie zu sich, als diese ihren Geschäften nachgehen mußte und sich um die Alte nicht mehr bekümmern konnte.

Gegen Abend ging die Alte in ihr Stüblein, das ihr die gute Wirthin hatte warm machen lassen, da es um die Zeit war, wo der Sommer die Wohnung räumt, damit der Winter und sein Gehilfe, der Herbst, einziehen könnten.

Auch der junge Mensch, der Wittwe Sohn, kam, um nach der ehrlichen, wohlbekannten Alten einmal zu sehen. Sie lag im Bett und fror dennoch, daß schier die paar Zähne klapperten, die sie noch im Munde hatte.

Wie geht's Euch denn? fragte er theilnehmend.

Schlecht, sagte die Alte. Sieh', das morsche Haus will zusammenbrechen. Wohnt der Stadtschreiber weit von hier?

Nein, sagte der junge Mensch; aber was wollt Ihr denn mit dem?

Möcht' ihn einmal um Allerlei befragen, entgegnete die Alte. Willst du mir ihn nicht rufen und ihm sagen, er solle Papier und das Schreibzeug mitbringen?

Das will ich wohl, entgegnete der junge Mensch; aber ich meine, der Doctor wär' Euch nöthiger? —

Ach, für so einen hat eine arme Frau kein Geld! entgegnete sie.

Wir haben einen Armenarzt hier, der bezahlt wird, sagte darauf der junge Mensch.

O, bleib' mir mit der Sorte vom Leibe! rief die Alte aus. Die haben kein Erbarmen mit der leidenden Armuth; zanken und haseliren, wenn man sie ruft, und was sie einem verordnen, ist Bettelmannsbrühe, damit die Stadtkasse nicht gedrückt wird. Ich kenne so Einen, der erst recht ein Giftmichel ist, weil er sonst nicht viel zu thun

hat und die Reichen zu anderen Aerzten gehen. Wie der mit Einem umgeht, darüber ſoll ſich Gott erbarmen! Nein, lieber ſterben, als einen Armenarzt rufen! Gott beſſere die Gewiſſenloſen!

Der junge Menſch wußte auch, wie wahr die arme Frau geredet hatte, und ging hinaus, um ihr den Stadtſchreiber zu rufen. In der Küche ſah er die Mutter und erzählte ihr ſeine Unterredung mit der Alten.

Geh', ruf' ihr unſeren Doctor, ſagte die Wirthin. Es iſt eine gar brave alte Frau, und dir bringt's keinen Unſegen, wenn ich ihr Gutes thue!

Der junge Menſch lief eilfertig fort. Ihr Doctor wohnte nahe und die Wirthin hatte es ihr geſagt, daß der Arzt, der käme, kein Armendoctor ſei.

Der Arzt kam, aber er ſah, daß hier eine Lebenslampe am Erlöſchen ſei und verordnete nur leichte, lindernde Hausmittel. Zur Wirthin ſagte er: Wollen Sie

nicht die alte Frau in's Krankenhaus bringen laſſen? Man weiß nicht, wie es ſich wenden kann?

Nein, ſagte die Wirthin. Sie iſt in geſunden Tagen in meinem Hauſe geweſen, ſo will ich ſie in kranken Tagen nicht hinausſtoßen, das würde mich auf meinem Gewiſſen brennen, weil es gegen das Wort Chriſti geht. Ich will's nicht machen, wie der Prieſter und Levite im Gleichniß Jeſu!

Sie ſind eine wackere Frau, ſagte mit Rührung der Arzt. Nicht viele werden das thun. Gott lohn's! Und damit eilte er hinweg.

Nun kam der Stadtſchreiber und wurde in das warme Stüblein geführt, wo die Kranke lag.

Der Sohn der Wirthin ließ Beide allein und der Stadtſchreiber blieb über eine halbe Stunde bei ihr, und als er wegging, ſagte er lächelnd zur Wirthin: Ich hab' eben ein Teſtament gemacht, darin Ihr zur Erbin eingeſetzt ſeid!

Die Wirthin, ob ihr gleich das Herz ſchwer war von dem Kummer über ihren Sohn und ſeine Zukunft, weil ſie Geld auf ihr Haus leihen mußte, und vor Schulden entſetzlichen Schrecken hatte, mußte dennoch laut lachen.

Der Stadtſchreiber lachte auch.

Wollet Ihr nicht Halbpart ſagen, Herr Stadtſchreiber? fragte die lachende Wirthin.

Danke! erwiederte dieſer. Diesmal beneide ich Euch nicht, und will Euch das Erbe nicht verkürzen!

Man muß aber doch die ehrliche Abſicht nicht verkennen! ſchloß die Wirthin, und der Beamte bejahte das und ging.

Und dennoch lachte die Wirthin herzlich über die zu hoffende Erbſchaft. Band, Nadeln und Schnürriemen und Hemdenknöpfe werde ich wohl für alle meine Lebtage genug haben, wenn ich ihr Krämlein erbe, ſagte ſie zu ſich, und ſchlimmſten Falls kann ich in ihre Fußtapfen treten und damit hauſiren gehen. Sie ſetzte aber wieder hinzu: Biſt doch eine treue Seele, die Alte! Sie will mir doch ver-

gelten und es ruht gewiß ein Segen darauf, denn treu und ehrlich iſt ſie, wie Gold.

Darauf machte ſie ein Süpplein zurecht und trug's ihr hinauf. Sie aß davon und dankte ſo freundlich dafür, daß es der Wirthin rührend war.

Hört, ſagte die Alte, man weiß nicht, was Gott beſchloſſen hat, da hab' ich Euch mein Bischen vermacht. Es iſt nicht viel, das weiß ich, aber es klebt kein Unrecht dran und wird Euch und Euerem braven Sohne keinen Unſegen bringen. Bezahlen kann ich damit Euere viele Gutthat an mir alten, armen Frau nicht, das weiß ich wohl, aber dafür danke ich Euch von Herzen und bete für Euch, und Gott wird's vergelten hundertfältig!

Die Wirthin dankte ihr für ihre gute Meinung und ſuchte ſie zu beruhigen und ging wieder ihren Geſchäften nach; aber ihr Sohn ging ab und zu bei der alten Frau. Gegen Abend kam er zur Mutter in die Küche.

Ich weiß nicht, liebe Mutter, ſagte er, die Alte hat ſich verändert. Ihr Athem geht ſo kurz. Ich habe auf ihr Verlangen einen Pſalm und ein Gebet vorgeleſen, aber ſie ſchlummert immer zu.

Die Wirthin eilte hinauf. Auch ſie fand eine große Veränderung bei ihr. Das Sprechen wurde ihr ſchwer.

Ich werde die Nacht bei Euch wachen! ſagte ſie.

Ein Blick voll rührender Dankbarkeit traf ihr Auge, und über die ſtarrgewordenen Züge flog noch einmal ein Lächeln, wie der letzte Sonnenſtrahl vor dem völligen Untergang über eine öde Gegend noch einmal verklärend dahinfährt.

Sie that, wie ſie geſagt, die gute Wirthin. Sie las fortwährend aus der heiligen Schrift vor und aus dem Gebetbuch, und die Kranke hatte, zum Zeichen, daß ihr Bewußtſein noch vorhanden war, ihre Hände andächtig gefaltet.

Gegen Mitternacht aber, als ſie eben den Spruch geleſen hatte: „Du frommer und getreuer Knecht, geh' ein zu deines Herrn Freude" — hauchte die Leidende einen

leisen Seufzer aus, und als die Wirthin nach ihr blickte, hatte die Seele das gebrechliche Haus, aus Staub gebaut, verlassen und war zu Gott gegangen, der sie gegeben hatte.

Unwillkürlich durchschauerte es die Wirthin. Es war des Todes Nähe, welche die Lebende durchbebt hatte; aber sie neigte sich zum Ohr und sprach der scheidenden Seele nach: „Ich habe Lust abzuscheiden, um bei Christo zu sein! Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn! Amen."

Und sie drückte ihr mit aufrichtiger Wehmuth die Augen zu und sagte: Schlaf wohl, du treue Seele! Du hast, wie der arme Lazarus, dein Schlimmes auf Erden erfahren, darum wirst du getröstet werden!

Als am Morgen die Wirthin bei dem Amte die Anzeige von dem Tode der armen Händlerin machte, legte der Stadtschreiber das Testament vor, worin die Wirthin zur Allein-Erbin eingesetzt und gesagt war, daß die Erblasserin auf der Welt keinen einzigen Verwandten mehr habe.

Das Amt sprach ihr somit das Erbe zu.

Nachdem die Verstorbene mit Sang und Klang und wie es in Meinberg üblich, ehrenvoll bestattet war, nahm die Wirthin die Kleider der alten Frau von dem Stuhle weg, darauf sie noch immer lagen, wie sie sie selbst darauf gelegt hatte in gewohnter Ordnung.

Als sie den alten Unterrock aufhob, dünkte ihr der, in Betracht des dünnen, abgetragenen Stoffes, ungemein schwer. — Sie befühlte ihn und — fand in dem Bunde, der um den Leib schloß, Geld eingenäht und zwar rund herum, ein Stück an das andere. Nicht ohne ein lebhaftes Erstaunen trennte sie die sorgfältig genähte Naht auf und eine große Zahl blanker Goldstücke leuchtete ihr aus diesem Versteck entgegen! —

Es waren die Ersparnisse eines ganzen langen Lebens, welche die arme Frau, die nicht wußte, wo sie sie sicherer aufheben sollte, hier in eine allerdings unnahbare Sicherheit gebracht hatte.

Als die Wittwe ihren Schatz zählte, fand sie eine sehr bedeutende Summe, die mehr als hinreichte, ihres Sohnes brennenden Wunsch, sich im Seminare zu einem tüchtigen Lehrer auszubilden, zu befriedigen. Da sank sie auf ihre Kniee nieder und pries mit Thränen den Herrn und dankte der Seligen für solche große Wohlthat. Und der Name der Armen, die sie reich gemacht, blieb im gesegneten Andenken der Wirthin und ihres Sohnes.

Dieser trat nun in das Seminar, zu dem er wohl vorbereitet war; lernte treu und fleißig, und trat, wohlbefähigt, nach mehreren Jahren aus demselben heraus. Da er Einer der allervorzüglichsten Zöglinge der Anstalt war, kam er schnell in das Amt und erhielt eine gute Stelle, wo er als ein tüchtiger Jugendbildner in Ehren und im Segen wirkte.

Die Mutter, die auch alt geworden war, gab ihre Wirthschaft auf und zog zu ihrem braven Sohne, wo sie ein glückliches Alter im Sonnenscheine der Liebe verlebte.

Oft, sehr oft gedachten sie Beide der Händlerin, und allemal in Dankbarkeit und Liebe, und jedesmal sagte die alte Mutter: Mein Sohn, der liebe Gott lohnt überreich das bischen Barmherzigkeit! Sein Name sei gelobt!

13. Nikolaus von der Flüe.

Der liebe Decan Stöber in Pappenheim, der Liebling unseres Volkes, schickte mir da kürzlich Etwas für mein Sinnstüblein, was ich mit Freuden begrüßte, und ich denke, es wird euch, liebe Leser, gerade so geben. Vielleicht wenn ihr den trefflichen Erzähler einmal kennt, sucht ihr euch seine Schriften zu verschaffen. Darin liegt ein reicher Schatz, das dürft ihr mir auf's Wort glauben, und ihr werdet dann den Schatz selber heben wollen! — Das, was er mir schickte, lautet so:

„Nikolaus von der Flüe.

Von diesem Einsiedler heißt es in einer Chronik: „„Da zählet 1480, enthielt sich bei den Schweizern in einer ungeheuern Einöde ein alter Mann, gar in abgezogenem Leben bei zwei und zwanzig Jahr ohne alle leibliche Speiß. Den nannten sie Nikolaus. Der war dörres und mageres und ausgeschöpftes Leibes, allein von Haut, Geäder und Bein zusammengeschmückt.““

„Damals lag mitten im Melchthal, am Gelänt der Stor-Egg, eine Wiese. Dahin kam eines Morgens früh,

als der Tag graute, eine Maid mit zwei Sensen auf der Schulter und einem Rechen in der Hand, rüstigen Schrittes, als wäre sie erst einer Stubenlänge weit gegangen, und nicht schon herauf bis von Melk, unten in der Tiefe, am Bach. Als sie aber die große Wiese vor sich sah, stund sie einen Augenblick stille, bald unwillig, bald verzagend, denn die strenge Gotte (Pathe) daheim hatte ihr auf den Weg nachgerufen: Breneli, mach', daß du vor Abig (Abend) wieder heimkommst! Und wie sollten einzige zwei Hände so bald mit dem Mähen und Breiten und Wenden und Schöbern fertig werden? Aber die Dirne rief, als sie das erste Mal mit der Sense ausholte: „In Gottes Namen!" und mähte dann drauf los, als wäre sie der Würgengel, der siebenzigtausend Mann niedermähete, ehe er an die Tenne Aravna, auf dem Berge Zion, kam und seine Hand über Jerusalem ausstreckte, daß er sie verderbte. — Auch rauschte es bald hinter ihr, und als sie sich umsah, war es ein Mann, der hatte die andere von ihren zwei Sensen genommen, und mähete mit ihr um die Wette. An dem Manne aber war nur Haut und Knochen. Der morsche Rock und die weiten Pluderhosen schienen nur ein wanderndes Gerippe zu bedecken. Die Beine standen in den großen Holzschuhen, wie Stelzen von braunem Cedernholz, und der Schädel, mit den tiefen Augenhöhlen, war ganz kahl. Nur der volle, lange Bart ließ auf noch vorhandene Lippen schließen, die ihn hielten, und verhüllte, in Gemeinschaft mit dem Hemdkragen, den Hals, der auch keinen viel größeren Umfang haben konnte, als die Stange, welche bei aufgestellten Rüstungen den Helm trägt. Da dachte die Dirne: „Das ist der leibhaftige Tod" und es lief ihr kalt über den Rücken hinab, kälter noch, als wenn sie daheim die Wasserbütte trug und es traf ein Guß daraus ihren Nacken. Als aber die ganze Matte geschoren war, so kurz und gleich, wie ein Schaf von seinem Scheerer, legte der Mann die scharfe Sense nicht an das Leben des Mägdleins, sondern in den Schatten der Hecke und ging dann wieder seines Weges, worauf die Dirne wiederum

gutes Mutbes wurde und mit dem Rechen die hohen und langen Schwaden Gras breitete, welche über die Wiese hin lagen, und dann nach kurzer Rast fortarbeitete, bis sich der lange Sommertag neigte. Als sie aber fertig war kam der Junker Rudenz auf die Matte im Heimgehen von der Bürschjagd. Der war ein feiner junger Mann, gleich Absalon, von welchem geschrieben steht: „„Es war aber in ganz Israel kein Mann so schön, als Absalon, und hoch darum gepriesen; von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel war nicht Ein Fehl an ihm.““ Aber alle seine Blicke und Geberden, dazu auch alle seine Reden, waren zudringlich und wüst. Und das Mägdlein kannte ihn und seufzte in seinem Herzen: Ach, du lieber Gott, wenn ich nur nicht den langen Weg nach heim mit diesem Menschen alleine gehen müßte! War daher mit ganzer Seele froh, als sich der dürre Mann noch einmal sehen ließ, und antwortete dem Junker, als er ihr seinen Arm reichen wollte: Bhütis Gott! lieber will ich mit dem Tod abe gehen, als mit Euch! Riß sich also von ihm los und bat den Knochenmann, daß er ihr das Geleit geben möchte.

„Daheim aber erzählte Vreneli, wer ihr auf der Stor-Egg geholfen und dann sicheres Geleit gegeben hätte.

„Darüber bekreuzte sich die Gotte, aber der Pathe merkte sogleich, daß es nicht der Tod gewesen, sondern der Bruder Klaus, der Einsiedler in der Zelle am Ranft, und sagte noch denselben Abend zu seinem Sohne: Uli, meinetwegen magst du nun das Maidschi freien, denn eine Dirne, die lieber mit dem Tod geht, als mit dem Junker, ist mir recht!

„Von der Zeit an sagt man in Unterwalden: „Es ist besser, mit dem Tod gehen, als mit den Junkern!“

14. Von vier Savoyardenbüblein.

Im allerersten Jahrgange der Spinnstube, der aber nicht mehr vorhanden ist, daß man ihn kaufen könnte, hab' ich eine Geschichte von einem braven Savoyardenbüblein erzählt. Dort hab' ich auch berichtet von der Art und Weise des Landes Savoyen, das ich nun hier nicht wiederholen will, sondern nur kurz erwähnen, daß es ein armes, wildes Gebirgsland ist, da man nicht viel zu säen und zu ernten hat, da die Berge entsetzlich hoch, steil und mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zum Leben gehört viel, und die guten Savoyarden haben wenig. Da müssen denn die Büblein jung hinaus in die Welt; müssen sich ihr Brot verdienen, um Etwas zu ersparen und zu erwerben suchen, damit sie, wenn sie alt geworden, in ihren lieben Bergen wo möglich sorgenlos leben können, denn ihre Heimatsliebe ist unaussprechlich groß und tiefgewurzelt.

Da wandern sie denn als Tintenverkäufer oder Schuhputzer nach Paris und weiter in die Welt hinein; tragen

in einem Kästchen ein Murmelthier oder eine Schildkrötz, die sie für Geld zeigen; sparen sich ihr Geldchen und fangen einen Handel an und werden meist durch Sparsamkeit, Fleiß und Treue wohlbehaltene Leute.

So zogen denn vor einer Reihe von Jahren vier Büblein aus einem Dorfe, vom Vater und der Mutter gesegnet und gemahnt, Gott vor Augen und im Herzen zu haben, hinaus in die Welt, und stiegen über die Alpen hinüber und kamen in das schöne Frankreich, und überlegten, was sie nun für Geschäfte anfangen wollten, um sich zu ernähren und Etwas zu erwerben; denn es ist eine uralte, aber ewig wahre Sache, daß, wenn Einer nicht frühe anfängt, fleißig und sparsam zu sein, er's selten weiter bringt, als zu einem alten Lumpen; es müßte denn sein, daß es einmal Dukaten regnete — und davon weiß Niemand etwas, als — die Mährlein, und die sind allzumal erdichtet.

Leider fanden sie in allen größeren Städten schon Landsleute, die ihnen zuvorgekommen waren und dieselben Geschäfte im Gange hatten, die sie treiben wollten. Ein ehrlicher Savoyarde verdirbt einem Landsmann die Kundschaft nicht und stiehlt ihm nie den Broterwerb vor der Nase weg. Das ist ehrenwerthe Sache, und es wäre schön, wenn's die Deutschen auch so machten, hier zu Land und draußen!

Was nun thun? Wir gehen weiter, sagte der Aelteste von den Vieren. Die Welt soll groß sein, und ich glaube, wir haben noch weit bis an's Ende! — Das leuchtete Allen ein, und sie wanderten weiter und trieben unterwegs das Handwerk, das die deutschen Handwerksburschen „fechten" heißen und das seinen Mann auch ernährt, wenn er es versteht, warum nicht so ein kleines, braunes Savoyardenbüblein oder ihrer Viere, wenn sie sich ordentlich vertheilen? —

Es ging auch passabel und sie litten keinen Hunger, und, da es überall Wasser gibt, auch keinen Durst. Mit dem Schlafen waren sie auch nicht wählerisch, und nahmen vorlieb in Ställen und Scheunen, auf Stroh und auf dem harten Erdboden, schliefen auch da immer so gut, vielleicht

beſſer, als die reichen Leute in ihren weichen und koſtbaren Betten.

Die Viere waren, wie geſagt, Nachbarskinder, aus einem Dorf in den hohen Bergen, hatten ſich lieb und halfen einander ehrlich, und behielten der lieben Eltern beſtreue Ermahnung immer im Sinn und übten ſie aus, und ſie erfuhren, daß der Herr überall bei den guten Menſchen iſt, mit ſeiner Gnade und Hilfe, und überall Menſchenherzen erweckt zur Barmherzigkeit. So reiſten ſie wohlfeil durch das weite Frankreich, ohne daß ſie eine Stätte finden konnten, wo ſie hätten, bildlich geredet, Hütten bauen mögen.

Und ſo ſtanden ſie denn eines Tages vor dem gewaltigen Pyrenäengebirge, das Frankreichs Grenze gegen Spanien iſt und hoch emporſteigt, wie ſchier ihre heimatlichen Berge.

Mit der Welt- und Länderkunde ſtand's nicht ſonderlich bei den vier Büblein, und einige von ihnen meinten, ſie ſeien da am Ende der Welt. Der Aelteſte aber beſtritt das und meinte, er habe einmal gehört, daß, wenn man an dem großen Weltmeere ſei, dann ſei das Ende der Welt da, und daran ſeien ſie doch noch nicht. Er wolle, fuhr er fort, einmal ſich darnach erkundigen. Das war ihnen Allen recht, und er fragte dann einen Landsmann, der ihnen in einer Stadt daherum begegnete, ob und was für ein Land hinter den gewaltigen Bergen liege, die faſt ihren heimiſchen Bergen glichen?

Der Landsmann ſagte ihnen, er ſei ſelbſt ſchon in dem Lande geweſen; es heiße Spanien, und es ſeien da ſchöne Städte und wenige Savoyarden darin. Da ſei für ſie noch Etwas zu machen. Er rathe beſtenz dazu.

Freudig vernahmen ſie dieſe Kundſchaft, die ihnen faſt ſo klang, wie die, welche Joſua und Caleb in's Lager des Volkes Iſrael brachten. Sie traten gutes Muthes dann die mühſelige Wanderung an und erreichten, nach mancher Fährniß und Entbehrung, das Land, von dem der Landsmann geredet hatte. Als das Gebirge, das wie ein gewaltiger Wall zwei Länder und Völker ſcheidet, hinter ihnen

lag, dankten ſie Gott, denn ſie ſahen, daß das Land lieblich anzuſehen war, und wenn auch Milch und Honig darin nicht floß, ſo mangelte es ihnen doch nicht, und des Herrn ſchützender Arm gab ſich auch hier kund und ſeine Gnade, die Barmherzigkeit in den Menſchenherzen weckt.

Nach manchem weiten und ſchweren Taggange kamen ſie nach der großen und ſchönen Stadt Barcellona und beſchloſſen, da zu bleiben und mit Gottes Hilfe ihr Glück zu verſuchen. Sie gelobten ſich, treu aneinander zu halten und ſich in geſunden und kranken Tagen zu unterſtützen, wie Brüder. Alle Viere hatten ſich mit Schuhbürſten und Wichſe ſchon in Paris verſehen, damit ſie gleich das Handwerkszeug zur Hand haben möchten, wenn irgendwo ein Plätzlein ſich fände, um das Geſchäft anzufangen.

Nach dem Bunde, den ſie geſchloſſen, hielten ſie Rath; durchwanderten dann mit prüfendem Blicke die belebteſten und reichſten Stadttheile und thaten dieß, um die rechte Stelle zu wählen, wo ein Schuhputzer Etwas verdienen könne. Ein ſolcher muß auf Die rechnen, die Geld haben, ſauber und vornehm ſind. Geld haben nun viele Spanier, aber ſie ſind nicht ſauber und reinlich, denn das ſteckt nicht eigentlich im Holz, und auch nicht vornehm geſinnt; laſſen alſo, wenn ſie einen Beſuch machen, nicht vorher Staub und Schmutz von ihren Schuhen oder Stiefeln abputzen. Die Mehrzahl aber hat weder Geld, noch iſt ſie reinlich, noch vornehm. Die gehen auf den dauerhaften Stiefeln, die bis auf den Schädel reichen, und uns einmal vom lieben Gott ſind angelegt worden, um ſie nicht wieder abzulegen, bis wir Staub werden; die mit uns wachſen, und deren Sohlleder wir nie ganz durchlaufen — ich meine — baarfuß. Sie brauchen alſo keine Schuhputzer. Schon damit iſt's genug, um zu beweiſen, wie viel auf die Wahl des Ortes ankommt, wohin ſich der Schuhputzer ſetzt. Nachdem das Alles geprüft, vier prächtig geeignete Plätze gewählt waren, ſagte der Aelteſte unter ihnen, der vierzehn Jahre alt ſein mochte: Nun will ich euch Etwas ſagen. Es wäre unrecht, wenn ſich Jeder das Plätzlein wählen

wollte, wo er sich wollte setzen. Wir müssen darum loosen. Das Loos fällt, wie der Herr will! — Damit waren sie alle Vier einverstanden, loosten also und waren zufrieden, wie es ihnen fiel; denn sie erkannten darin eine Schickung Gottes, die sie demüthig und vertrauensvoll hinnahmen.

Das Geschäft ging sehr gut. Obgleich das Putzen eines Paares Stiefel oder Schuhe nur zwei Quarte's kostete und ein Quarte etwa soviel ist, wie zwei Pfennige, wenn's hoch kommt, so hatten sie in Spanien einen Vortheil, der sich nirgends in der Welt ihnen in dem Grad und Maße dargeboten hätte, denn ihre Lebsucht kostete schier Nichts und das Obdach täglich einen Quarte!

Spanien ist nämlich so voll Klöster aller Art und Farbe, wie kein anderes Land der Erde. Diese Klöster besitzen ein unermeßliches Vermögen an Capital und Ländereien. Alles dieß Vermögen erwuchs aus den Schenkungen und Vermächtnissen frommer Seelen. An diese Vermächtnisse und Schenkungen ist aber meist, ja man kann sagen, allgemein die Bedingung geknüpft, daß sie die Armen speisen und versorgen. Kommt man nun, wenn es zu Mittag läutet, auf irgend eine Gasse einer spanischen Stadt und folgt dem Strome der Bettler, deren Jeder irgend eine Scherbe trägt, so kommt man richtig zu einem Kloster. An der Klosterpforte stehen denn eine Anzahl dienender Mönche, welche auf Strohringen gewaltige Kessel stehen haben, darin die Gerichte sind, welche den Hunger des sehr genügsamen Spaniers stillen sollen. Nun empfängt vom Pater Küchenmeister jeder Arme sein Tractament, setzt sich irgendwo auf die Erde, verspeist mit seinen Fingern (der Spanier nennt's, wie der Deutsche, die Gottesgabel) das Empfangene, dankt und geht seiner Wege, um — auszuruhen von dem mühevollen Nichtsthun, womit er seine Tage herumlungert und herumschläft. Das ist ein lustig Leben für so eine spanische Menschenkreatur! Kleider braucht er nicht viel, denn es ist warm; Schuhe gar nicht, denn er geht barfuß. Essen und Trinken kostet ihn nichts, denn das erste gibt das Kloster, das zweite der Brunnen. Warum da arbeiten?

denkt er. Mehr habe ich ja nicht nöthig! Schatten und Licht gibt Gottes Gnade und ein Obdach bietet am Ende jede der vielen Kirchen, die alle ihre Vorhalle haben. Ob er auf Steinplatten liege — kümmert ihn nicht; in den lauen Nächten ist es angenehm, und eine Decke ist purer Ueberfluß. —

So treibt's der Spanier aus dem Volke, besonders in den Städten. Die Savoyardenbüblein hatten zu solchem Thun keine Lust, denn — es kam dabei nicht zum Erwerben und darauf waren ihre Gedanken und Wünsche gerichtet; aber arm waren sie ja doch und da durften sie auch Mittags an die Klosterpforten gehen und zur Vesperglocke wieder, und ihr Armentractament holen und es verspeisen, nicht aber, wie die Spanielen, mit den Fingern, sondern, wie sie es gewohnt waren, mit einem hölzernen Löffel und einer hölzernen Gabel, die sie sich selber schnitzen konnten aus hartem Holz, und es auch thaten.

Da konnten sie ihre Quarte's sammeln und zu Piastern auswechseln, und diese in das Futter ihrer langen Manchesterwämmsen einnähen, wo jeder Savoyarde seine Schatzkammer hat. War das Silber zum Werthe eines Goldstücks angewachsen, so wurde es eingetauscht und eingenäht. Das ging freilich erstaunlich langsam, aber es ging doch. Das Reichwerden aber war doch in ganz weiter Ferne! — Waren sie denn aber nicht auch noch jung?

Giuseppe, was soviel ist, als Joseph bei uns, hieß Einer von diesen armen, braven Knaben. Ihm war es seit einiger Zeit unwohl, aber er hielt sich aufrecht. Einmal war er in eins der öffentlichen Lazarethe gegangen, um sich umzusehen, wenn er etwa auch hinein müßte; aber da sah's aus, daß Einem der Appetit für immer vergehen konnte! — Gott behüte mich in Gnaden vor dem Erkranken! sagte er zu sich selber, und der arme Schelm war doch krank, das zeigte sein ganzes Aussehen. So lange er sich aufrecht halten konnte, blieb er an seinem Sitze, da er vor dem Lazarethe einen gründlichen Abscheu gefaßt hatte.

Dieser Sitz war an einem Hause, darinnen ein hoher

Beamter wohnte, der eine öffentliche Kasse verwaltete, wo es darum aus- und einging, wie in einem Taubenschlag. Einer seiner Unterbeamten wohnte gleicher Erde und der hatte auch nicht viel übrig. Seine Frau war eine gute, mitleidige Seele. Die hatte den stillen, fleißigen Knaben ordentlich liebgewonnen und ihm Manches zugesteckt, eine Orange, eine Apfelsine oder dergleichen, was er dankbar nahm und sich in der Hitze damit erquickte. Daher sah er immer mit liebevollen Blicken die gute Frau an.

Nun sah sie, daß er so übel aussah und so müde und traurig war; sah wohl auch, daß er einmal eine Thräne trocknete, die sagen mochte: Wär' ich jetzt daheim bei meinem lieben Mütterlein! Und das bewegte das Herz der guten Frau gar mächtig. So eine Thräne redet eine Sprache, die man in der ganzen Welt versteht.

Eines Tages aber, da ſie wieder am Fenſter ſtand, ſah ſie, wie der Giuſeppe, der ſich lange vergeblich aufrecht zu erhalten geſucht hatte, plötzlich ohnmächtig zuſammenbrach. Sie ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, eilte ſogleich hinaus auf die Straße, hob ihn auf und hielt ihm ihr Riechfläſchchen unter die Naſe. Zwar erwachte der Arme wieder, aber er ſank, völlig willen- und kraftlos, wieder in ſich zuſammen. So blieb denn nichts übrig, als daß ſie, dem Zuge ihres Herzens folgend, den Knaben in ihr Haus hineintrug und ihn auf ihr Bette legte. Er war bleich wie eine Leiche und nicht fähig, ſich zu rühren. Der arme Knabe iſt ſehr krank, ſagte ſie zu ſich, machte ihm daher in der Kammer ein Bettlein, legte ihn hinein und pflegte ihn mit einer Hingebung und Liebe, wie eine gute Mutter ihr eigen Kind pflegt.

Ihr Mann hatte auch ein menſchlich Herz und freute ſich der Liebe ſeiner Frau und beſtärkte ſie darin, an dem Leidenden Barmherzigkeit zu üben.

Giuſeppe oder Seppe, wie ihn ſeine Kameraden nannten, hatte eine ſchwere Krankheit zu überſtehen. Seine Kameraden ſuchten ihn auf und ſahen, wie die edle Frau in ihrer eigenen Dürftigkeit mit großer Aufopferung ihn pflegte, weil ſie wohl auch die Krankenhäuſer kennen mochte. Kinder hatte ſie nicht und übte darum Mutterpflicht an dem fremden Kinde, das mutterlos in der weiten Fremde war. Das war ihr ein wohlthuend Gefühl.

Nach langen, ſchweren Leiden genas Seppo endlich wieder zur großen Freude ſeiner mütterlichen Pflegerin. Seine Kameraden hatten ihn oft beſucht und die Liebe geſehen, welche die mitleidige Frau dem armen Savoyarden bewies und ihre Herzen waren ſo voll Dankbarkeit, wie das des guten Seppo. Sie ſahen die Wohlthat, welche Seppo empfing, gerade ſo an, als wäre ſie ihnen allen erzeugt worden. Seppo konnte bald wieder ſeines Geſchäftes warten; allein er hatte den Schmerz zu ſehen, daß das Unglück in mächtigem Strome über ſeine Wohlthäterin kam. Ihr Gatte erkrankte und ſtarb nach wenigen Tagen. Er ſah

ihren Schmerz und fühlte ihn mit ihr; allein ihre Lage wurde nun eine sehr gedrückte. Sie mußte die Amtswohnung ihres Gatten verlassen und miethete sich ein kleines Stüblein in einer der kleinsten und abgelegensten Straßen, wo sie sich mit ihrer Händearbeit ernähren mußte. Er besuchte sie oft und war Zeuge, daß es ihr übel ging.

Eines Tages, es war an einem Sonntage Nachmittags, schlenderten die vier Büblein die Straße Rambla hinauf, die auf beiden Seiten mit hohen, weitästigen, schattengebenden Bäumen bepflanzt war, und wo viele Spanier sitzen, liegen und spazieren gehen, je nach Lust und Behagen. Plötzlich fielen ihre Blicke auf das große, stattliche Haus, darin die Geschäfte der großen Staatslotterie gemacht werden. Einer unter ihnen, dem es mit dem Reichwerden zu langsam ging, machte den Vorschlag, einzusetzen. Da gab's aber Widerstand, denn Seppo meinte, Ein Quarte in der Tasche sei besser, als Hundert, die auf einer unsichern Hoffnung stünden. Sie verhandelten viel her und hin, aber endlich siegte der, welcher den Vorschlag gemacht; sie gingen in das Haus und besetzten fünf Nummern ziemlich hoch.

Nun schlenderten sie gutes Muthes fort; aber die Ziehung ließ lange auf sich warten, und die vier Lotteriespieler hatten zuletzt die Sache ganz vergessen, weil sie glaubten, die Ziehung sei vorüber und sie hätten Nichts gewonnen. Das eingesetzte Geld begann sie zu ärgern und der, welcher den Rath gegeben, mußte alle Tage neue Vorwürfe und zwar viele hören.

Eines Tages saß Seppo an seiner Stelle und dachte mit Wehmuth an seine unglücklich gewordene, gütige Wohlthäterin, aus deren Wohnung eine Andere herausblickte, die kein Erbarmen mit ihm würde gehabt haben, denn er sah die Armen ohne Gaben weggehen und hörte sie mit Mann, Kindern und Dienstboten alle Tage giftig keifen. Er hatte eben einem Herrn die Stiefel geputzt für zwei Quarto's, da eilte ein Lotteriebeamter herbei und rief ihm zu: Holet Euer Geld! Euer Loos hat gestern vierzig Tausend Piaster gewonnen!

Das war ein Wort, das Seppo faſt vor Schrecken unfähig machte, von ſeinem Sitze aufzuſtehen. Vierzig Tauſend Piaſter machen nach unſerm preußiſchen Gelde etwa zwei und fünfzig Tauſend Thaler! Das war ein Wort, das war ein Maß!

Seppo ſtarrte ihn eine Weile ungläubig an, aber der Mann nannte die gezogenen Nummern, und — es waren die Ihrigen.

Jetzt ſprang der glückliche Seppo auf und eilte zu ſeinen Kameraden, ihr gemeinſames Glück zu verkündigen, und wir mögen's uns denken, liebe Leſer, welche Herrlichkeit das für die armen Knaben war.

Sie gingen, nachdem ſie ihr Geld erhoben, in eine Kirche und dankten dem Herrn, der ſie geſegnet, aus vollem Herzen, legten eine reiche Gabe in den Gotteskaſten oder das Almoſen, und wanderten dann fürbaß, und Jeder überdachte, was er mit ſeinem Gelde machen wolle, das ſeine Erwartungen ſo himmelweit überſtieg. Da gab's ein gegenſeitiges Examiniren!

Was machſt du mit deinem Gelde? fragte Einer der Aelteſten unter den Vieren den, der ihm auf der Rambla zunächſt auf der Bank ſaß.

Ich fange einen Handel an! ſagte er mit Selbſtvertrauen.

Und du? fragte dieſer den Zweiten.

Ich bin noch zu jung; ich lege mein Geld auf die Bank, daß es in ſeinen Zinſen wächſt, bis ich groß bin.

Und was machſt du, fragten ſie den Dritten?

Ich ſchicke es meinen Aeltern, die ſollen es anlegen und die Zinſen für ſich verwenden, ſie ſind ſo arm und ich habe zu leben!

Seppo war ſtille dahingegangen. Jetzt fragten ſie auch ihn.

Ich? ſagte er, wie aus einem Traume erwachend, ich theile vorerſt mit meiner Wohlthäterin, die ihren Gatten verloren hat und ſehr arm geworden iſt, und dann werde ich es machen, wie Pepe, und, was übrig iſt, heimſenden.

Seppo iſt beſſer, als wir Alle, rief da bewegt der Aelteſte aus. Er iſt dankbar. Er hat uns gemahnt, in die Kirche zu gehen und Gott zu danken und ein Opfer darzubringen. Thut er, was er vorhat, ſo wird er ärmer, als wir dreie, und das darf nicht ſein! Was die Frau ihm gethan hat, das hat ſie uns Allen gethan. Darum meine ich, Jeder von uns gibt ein Viertheil zu den fünf Tauſend Piaſtern, dann bringen wir's der barmherzigen Frau, und wir ſind dann wieder Alle gleich. Die Frau kann ſich dann helfen und wir haben unſere Schuldigkeit gethan! — Wie denkt Ihr?

Seppo widerſetzte ſich dieſem edlen Vorſchlage ſeiner Kameraden, indem er ſagte: die Frau habe ihm die Wohlthaten erwieſen, und nur ihm komme es zu, ſeiner Wohlthäterin nun, da er reich geworden ſei, auch zu helfen, daß ſie nicht im Alter dem Elende anheimfalle; aber das ließen die braven Knaben ein für allemal nicht gelten. Seppo wurde völlig von den drei Andern überſtimmt. Sie traten nun in eine einſame Stube in dem Speiſehauſe, wo ſie ſchliefen; theilten ihren Schatz und zogen ſogleich die Antheilſumme ab, die ſie der armen Wittwe zu geben gelobt hatten. Darauf verwahrten ſie ihre Schätze ſorgfältig und gingen zu der Wittwe.

Wie erſtaunte die arme, darbende Frau über die reiche, großmüthige Gabe der Knaben! Sie wies ſie zwar zurück, allein als ſie die tiefe Trauer in den Blicken der Knaben ſah, und erkannte, wie wehe ſie ihnen thäte, wenn ſie es nicht annähme, nahm ſie es mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit an. Mit ihrem übrigen Gelde thaten ſie, wie ſie es ſich vorgenommen und waren unausſprechlich glückſelig in ihrer That.

Das geſchah im Jahre 1852 in der Stadt Barcellona in Spanien, und alle öffentlichen Blätter haben es damals mitgetheilt. Gewiß begleitet Gottes Segen dieſe treuen Seelen auf ihrem ferneren Lebenswege, wenn ſie, wie kaum zu zweifeln, dieſe Geſinnung bewahren. Gott walt's in Gnaden!

Aber ich frage: wenn ſo die Armuth eine Wohlthat vergilt, was müßten dann die Reichen thun? — Aber der Herr ſagt ſchon, es ſei eher möglich, daß ein Kameel durch eine Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher das Reich Gottes erwerbe. Warum? — — Das Geld hat Pech an ſich und klebt an den Fingern. — Es will nicht davon laſſen. Deſſen freut ſich der Teufel — und die Armuth — weint!

15. Ein Räthsel.

Einer tritt mich,
Und weiß nicht, was er thut;
Eine zieht mich,
Ohne daß sie ruht,
Aber sie muß, wie der Eine will
Und ruht erst dann, wenn er steht still,
Und dann ist auch mir, dem Müden,
Ruhe beschieden.
Wenn Alles ruht zur Winterszeit
Geht meine Arbeit an,
Erst wenn der Frühling ist nicht weit,
Ist auch mein Werk gethan.
Eine rupft mir ohn' Erbarmen
Alle meine Haare aus,
Erst die langen, schönen, schlichten,
Dann die kurzen, wirr und kraus;
Und erst, wenn jedes Haar geraubt,
Und völlig kahl mein armes Haupt,
Wird nur ihr völlig Ermüden
Mir gönnen einigen Frieden.
Und wenn sie ausgeruht,
Denkt nur, was sie thut!
Sie setzt mir auf — eine Perücke!
Meint Ihr, das wär' mir zum Glücke?
Nein, es ist Hohn und Tücke!
Nein, sie kennt kein Erbarmen
Mit mir, dem Armen!
Denn mit der Perücke auf meinem Haupt
Treibt sie das gleiche, höllische Spiel.
Jedes Härlein ihr auszuziehen,
Ist ihres Strebens einziges Ziel,
Und läßt sich's dann nicht nehmen —
(Sollt' sich vor ehrlichen Menschen schämen!)

Mir eine neue zu ſetzen auf,
Und dann beginnt der alte Lauf!
So gehet meine Plage
Fort alle Tage.
Und wein' ich, ſo gießt ſie, man denke!
Schnell Oel mir in die Gelenke,
Damit ich ſchweige, und immerzu
Ihr ihren Willen thu'.
O du Sonne, ſo mild mit deinem Schein,
Kannſt allein meine Retterin ſein!
O komm' und ſcheine in's Stübchen herein!
Denn, kommt dein milder Frühlingsſchein,
Dann ſchiebt ſie mich weg behende.
Glück auf! Mein Leid iſt am Ende!

---

16. Altes Gold.

Das Freien iſt ein wichtig Ding. Es handelt ſich dabei um das ganze Leben, und wenn das ein dreißigjähriger Krieg wird, und vielleicht noch einmal ein ſiebenjähriger dazu, dann helf' dir Gott! Davon ſagt unſer herrlicher Dichter Schiller:

„D'rum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet,
Der Wahn iſt kurz — die Reu' iſt lang."

Auch hier hat unser Volk in altes Gold seine Weisheit niedergelegt. Ehe ich aber den goldenen Spruch mittheile, muß ich erst sagen, woher ich ihn habe. Ich war ein junger Mann, der heirathen konnte, da besuchte ich einen Freund, der eine vortreffliche, alte Mutter hatte. Sie war reich an Kernsprüchen und Sprüchwörtern und wandte ihren Schatz an altem Golde trefflich an. Sie wußte freilich nicht, daß ich schon eine liebe Braut hatte, als sie einmal mit mir von Freien redete.

Ich will Ihnen da einen Spruch sagen, den ich von meiner Großmutter habe, sagte sie, den schreiben Sie sich hinter's Ohr, wenn Sie freien wollen! Er lautet so:

„Suchst du eine Braut?
Aufgeschaut!
Eine, die gern widerspricht,
Und in jedem Spiegel beschaut ihr Gesicht;
Eine, die sammtweiche Händlein hat,
Die gerne ausgeht, früh oder spat,
Und brächt' sie ein noch so viel in's Haus —
Laß sie d'raus!"

Wer da nicht sagt, das sei altes Geld, ist ein Narr, den man laufen lassen muß. — Der Geist des Widerspruchs steckt zwar so ziemlich allen Frauen im Holze, und ein kleines Mädchen lernt sicherlich zuerst: Nein sagen; aber der Spruch ist golden, daß Eine, die gern als Mädchen schon widerspricht, es als Frau darin zur unübertrefflichen Meisterschaft bringt. O dreißigjähriger Krieg! In den Spiegel sehen sie Alle gern; aber Eine, die an jedem Spiegel, an dem sie vorübergeht, ihr Gesichtlein beschaut, gefällt sich doch über die Maßen gut und hat eine ordentliche Mitgift an Eitelkeit. So Eine kann einem braven Manne das Lebenssüpplein gründlich versalzen. Und brächte sie noch so viel in's Haus, sie könnte es durch ihre Eitelkeit schaffen hinaus. Hat der Mann noch ein geringes Einkommen dabei — dann helf' ihm der liebe Gott! Hat Eine sammtweiche Händlein, so hat sie ihr Lebtag wenig im Hause gearbeitet, und von ihr gilt dann, was in den alten Kalendern stand:

„Ein Mägdlein geboren im Monat Mai,
Verſalzet die Suppe und pfeffert den Brei.“

In Summa, ſie verſteht nichts von einer tüchtigen Haushaltung. Von reichen und vornehmen Leuten, die Geld genug haben, und in deren Hauſe man vor Dienerſchaft ſchier den Hals bricht, iſt natürlich hier nicht die Rede, ſondern von einer ehrlichen, bürgerlichen, hausbackenen Hauswirthſchaft. Was ſoll's da werden in Zeiten, wie die unſrigen, wo alle Lebensbedürfniſſe im Preiſe ſteigen und das Geld immer wohlfeiler in ſeinem Werthe wird, wenn die Hausfrau ſolche ſammtweiche Händlein hat und etwa Glacéhandſchuhe anzieht, wenn ſie in die Küche geht, wo die Mägdewirthſchaft blüht? wenn ſie die Strümpfe für Mann und Kinder ſtricken läßt, die Nähmamſells das ganze Jahr in der Kinderſtube ſitzen und handiren? wenn die Kinder einer Wartefrau übergeben werden, ſtatt daß ſie am Mutterherzen und an der Mutterhand aufwachſen? Oder wenn's ſo geht, wie ich von Einer hörte, daß nämlich im Spätherbſt bei einem heftigen Frühfroſte, die Magd, als ſie den Kaffe brachte, zu ihrer Frau ſagte: Dieſe Nacht iſt Alles erfroren! ausrief: Ach, Kathrine, dann iſt ja auch gewiß alle meine Kinderwäſche erfroren, die dieſe Nacht auf dem Bleichplätzchen im Garten lag? — Armer Mann, wenn du nicht 1000 Thaler Theuerungszulage erhältſt, ſo helfe dir Gott! Item, Eine, die gern ausgeht früh und ſpät, in Kaffe- und Theevifiten, und es daheim zugehen läßt, wie es will und kann — Eine ſolche iſt dann doch auch eine Strafe Gottes für einen armen Ehemann. Wenn der nicht ſelbſt für ein reines Hemd ſorgt, das er am andern Morgen anziehen ſoll und will, ſo mag er zuſehen, wie er dazu gelangt! Da heißt's, bei meiner Treu': Und brächte ſie noch ſo viel in's Haus — laß ſie d'raus! Denn die macht ihre Mitgift ſicherlich bald klein! Der Spruch der guten Alten iſt wahrlich altes, gutes Geld. Drum: Suchſt eine Braut — aufgeſchaut!

Nichts für ungut, Ihr lieben Frauen! Ich bin aber doch überzeugt, die Inderwollegefärbten unter Euch ſagen: das iſt altes Geld und gute Währung! —

17. Anekdoten.

Wie das liebe, deutsche Volk, dem ich angehöre, so hab' auch ich, das will ich nicht wegleugnen, meine geschichtlichen Lieblinge, und dazu gehören, wie auch mannigfaltig sie verschieden waren, der Kaiser Joseph und unser alter Heldenkönig, der alte Fritz, von dem so viel tausend merkwürdige Züge die Geschichte uns aufbehalten hat, die man immer und immer wieder gerne hört oder liest. Von Beiden möcht' ich Euch, liebe Leser, da wieder ein paar Stücklein erzählen, die nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern die ich als verbürgte Thatsachen geben und mittheilen kann. Zuerst vom Kaiser Joseph!

Wie es vor seiner Zeit in Oesterreich, in Böhmen und Ungarn aussah, davon wäre viel zu sagen, was aber nicht klänge wie ein Wiegenliedlein, das sanft in den Schlaf lullt. Denn da hörte man Dinge, die Einem die Haare emporsträubten von Grausamkeit und Unterdrückung, von Adelsherrschaft und Beamtenübermuth. Ein Stücklein der Art liegt zu nahe, als daß ich es übergehen könnte.

Als der edle Joseph seine Lande bereiste, war es ihm darum zu thun, mit eigenen Augen die Zustände seines Volkes kennen zu lernen. In unscheinbarem Gewande, meist in dem eines Offiziers, ging er hier und da hin, fragte und forschte und kam so Dingen auf die Spur, die er sich nicht hätte als möglich denken können.

Eines Tages, bei Gelegenheit seiner Reise in Ungarn nämlich, ging er Morgens früh durch die Straßen von Preßburg. Kein Mensch vermuthete in dem einfachen Offiziersrocke seinen geliebten Kaiser. Es war eben zu der frühen Stunde, wo Jedermann ihn auch noch im Bette dachte. Die Straßen wurden eben von Gefangenen und Züchtlingen gefegt.

Der Kaiser sah eine Weile der Arbeit zu, als ihm ein schöner, stattlicher Greis auffiel, dessen Haar und Bart silberweiß, dessen Gestalt ungebrochen war, und dessen Aussehen

von Einſicht und Verſtand Kunde gab. Er allein hatte eine Kette am Beine mit einer ſchweren Kugel. Er arbeitete dennoch rüſtig, wurde aber faſt unaufhörlich von dem Aufſeher angerufen und, wie es ſchien, abſichtlich gereizt. Stille duldete der anziehende Mann Alles.

Was mag der verbrochen haben, daß er die Kette und Kugel nachſchleift? dachte der edle Kaiſer. Für einen Mörder oder ſonſtigen argen Verbrecher möchte ich ihn nicht halten!

Er trat, unbeachtet von dem ſich entfernt habenden Aufſeher, zu dem Greiſe heran und ſprach: Was habt Ihr denn verbrochen, daß Ihr, alter Mann, allein Kette und Kugel ſchleppt? Der Ton der Stimme klang ſo weich und mitleidvoll, daß der alte Mann ſeinen Beſen ruhen ließ, den Offizier freundlich anſchaute und ſagte: Ich bin ein freier Mann aus dem Comorner Comitate; aber rings um mein kleines Gütchen liegt die Herrſchaft des Herrn Grafen von ***** Gnaden. Der Herr Graf hätte das ſchöne Fleckchen gerne gehabt und ich wollt's nicht verkaufen, weil ich Kinder hatte. Da mußte der Hund das Leder gefreſſen haben; verſtehen Euer Gnaden?

Nein! verſetzte der Kaiſer. Was ſoll das heißen?

Nichts Anderes, als daß ich auf alle Weiſe gequält, geſtraft, verfolgt wurde, ohne daß ich mir Etwas bewußt geweſen wäre. Ein Prozeß nach dem Andern warfen ſie mir an den Hals, die ich alle natürlich verlieren mußte, bis ich endlich ruinirt war. Nun verkaufte ich Haus und Gut an den gnädigen Herrn Grafen. Aber ich hielt mir noch ein Jahr den Genuß des Gutes und der Wohnung aus, damit ich Zeit haben möge, mich nach einem Unterkommen umzuſehen. Das ging man ein, aber ohne die Abſicht, das Wort zu halten.

Eines Tages ſtand ich vor meiner Thüre, als der gnädige Herr Graf eine Hetzjagd hielt. Da kommt ein waidwunder Haſe vor meiner Thür vorüber. Weit konnt' er nicht mehr, und ich dachte, da ich gerade einen Stock in der Hand hatte: Schlag' ihm Eins hinter die Löffel! Ge-

dacht, gethan; aber in dem Augenblicke auch jagt der gnädige Herr daher, sieht's und haut mir die Hetzpeitsche über den Kopf, daß ich zusammenbreche. Gleich kommen seine Diener nach und fassen mich, und ob ich gleich den Hasen mit der Hand nicht berührt hatte, ward ich in das Gefängniß gebracht, sitze da ein halbes Jahr und werde dann auf zwei Jahre hier in's Stockhaus abgetheilt. Frau und Kinder vertreibt man aus der Wohnung und setzt sie in's Elend! — Das, Euer Gnaden, ist meine Geschichte!

Ist sie wahr? fragte der Kaiser streng, denn es durchschauerte ihn ein Entsetzen und sein Unwille gohr gewaltig im Herzen.

Der Greis sah ihn wehmüthig an.

Was hätt' ich davon, wenn ich mich vor Euer Gnaden weißbrennen wollte, so ich schwarz wäre? Fragt weiter, und Ihr könnt's überall hören. Man kennt mich hier und weiß meine Geschichte! —

Aber wie iſt das möglich? Warum erfährt ſo Etwas Euer Kaiſer nicht? — fragte Joſeph.

Ach, der wohnt weit! Der Weg zu ihm iſt ſchwierig, und Unſereins muß Unrecht haben gegen die mächtigen Herren Magnaten! antwortete der Alte mit einem tiefen Seufzer.

Wie heißt Euer Gefängnißinſpektor? fragte der Kaiſer.

Wollen Euer Gnaden Etwas für mich thun? rief ſchmerzlich der Greis aus; o dann bitt' ich, laßt's ruhen! Es hat ſchon einmal ein vornehmer Herr ſich meiner angenommen, das trug mir — fünfzig Stockprügel und dieſe Kette und Kugel ein, die ich ſeitdem ſchleppen muß. Es hilft Alles Nichts!

In dieſem Augenblicke ſtürzte der Aufſeher mit gehobenem Stocke herbei und rief: Alter Faulpelz, verſchwatzeſt du wieder deine Arbeitszeit? Oder haſt du wieder ſo einen barmherzigen, breiweichen Narren gefunden, dem du erzählſt, wie es dir ergeht? Willſt du noch einmal fünfzig Prügel und noch eine Kette und Kugel an's andere Bein? — Der Menſch ſchäumte vor Zorn und Wuth und hob ſeinen Stock, dem Greiſe Eins überzuhauen.

Der Kaiſer fing den Hieb mit ſeinem Meerrohre auf und des Gefangenaufſehers Stock fuhr weit weg.

Herrrrr! rief dieſer wüthend, wer gibt Euch das Recht, einen Beamten in der Ausübung ſeiner Pflicht zu hindern? Ich werd' Euch arretiren! —

Der Kaiſer knüpfte langſam ſeinen Oberrock auf und zeigte dem Menſchen den glänzenden Stern mit dem ſchwarzen Doppeladler auf ſeiner Bruſt — und — der Aufſeher erſtarrte vor Schrecken. Er erkannte den Kaiſer.

Ach, Gnade, Gnade, Eure Majeſtät! rief er und wollte auf die Kniee ſinken.

Fort! rief der Kaiſer. Führe mich ſogleich zum Inſpektor!

Da war nicht mehr zu zaudern. Er ließ ſeinen Stock auf der Straße liegen und eilte mit ſchletternden Knieen und keuchender Bruſt vor dem raſch ausſchreitenden Kaiſer

her. Als ſie das Stockhaus erreichten, blieb der Kaiſer im weiten Hofe einen Augenblick ſtehen, ſah ſich darin um und ſagte halblaut: Wie manches Opfer roher, unmenſchlicher Gewaltthat mag hier in Ketten ſeufzen! O Herr, hilf mir, daß ich überall Recht zu ſchaffen vermag! Er folgte nun dem Aufſeher in das Gemach des Inſpektors, der noch im Bette lag; als aber das Wort Kaiſer ſein Ohr traf, da ſprang er mit gleichen Füßen aus dem Bette und ſtand bald, ebenſo bleich wie der Aufſeher, vor ſeinem Herrn.

Daß der Kaiſer ihm nicht um den Bart ſtrich, mag ſich Jeder ſchon denken, und daß er ihm über das lange Schlafen auch eine kurze, aber eindringliche Predigt hielt, liegt auf der flachen Hand. Er fragte den Aufſeher: Wie heißt der alte Mann? —

Der wußte, wen er meinte, und nannte den Namen.

Gebt mir ſogleich die Prozeßakten über dieſen Sträfling! befahl der Kaiſer.

Der Beamte holte Alles, was, auf den Greis bezüglich, in ſeiner Schreibſtube lag.

Der Kaiſer ſetzte ſich, las die Akten ſorgfältig durch und fand leider Alles vollkommen wahr, was der Greis ihm geſagt. Er ſteckte die Akten in die Bruſttaſche.

Gebt mir ehrliche Antwort! rief er aufſtehend. Das wird Eure Strafe ermäßigen. Bat Jemand für den ****? er nannte den Namen des Greiſes.

Ja, Euer Majeſtät.

Warum wurde die Fürſprache der Menſchlichkeit nicht gehört?

Weil — weil — der Herr Stuhlrichter der Freund des Herrn Grafen iſt, — dem — der **** den Hafen ſtehlen wollte. —

So? Und wer diktirte die Prügel und die Kette mit der Kugel?

Der Herr Stuhlrichter.

Warum?

Damit der Sträfling nicht Jedem die Geſchichte erzähle.

Mein Gott! rief der Kaiſer. Schurken von unten bis

ebenhin! Eine Kette, Glied an Glied, von gleichem Stoff und Werth!

Ohne ein Wort zu ſagen, verließ der Kaiſer das Gemach, kehrte aber noch einmal um und rief: Wehe dem, der dem Greiſe irgend Etwas zufügt!

Er ging raſch, weil in tiefer Bewegung, zum Schloſſe zurück; durchlas noch einmal die Akten und ließ ſich dann den Stuhlrichter rufen.

Ehrlich geſtanden, an deſſen Stelle hätt' ich auch nicht ſtehen mögen, und was er zu hören bekam, auch nicht einſtecken mögen!

Nun, das Ende vom Liede war ſchöner als ſein Anfang!

Der Herr Stuhlrichter wurde abgeſetzt und kam in's Stockhaus auf ein Jahr und mußte an der Stelle des alten **** die Gaſſen von Preßburg kehren helfen, was ihm gar nicht luſtig dünkte; aber er erhielt eine angemeſſene Geſellſchaft in dem Inſpektor des Stockhauſes und dem Aufſeher, der ſeinen Rohrſtock nicht mehr in die Hand, wohl aber per Gelegenheit auf den Rücken bekam. Der Herr Stuhlrichter erhielt außerdem, und zwar mit 5 Procent Zinſen, die fünfzig Hiebe, die er dem Alten hatte aus eigener Machtvollkommenheit aufzählen laſſen, und erbte deſſen Kette und Kugel, ohne ein Teſtament des alten ****.

Der Kaiſer aber ließ ſich dieſen, nachdem er frei geworden war, holen und begann eine Unterredung mit ihm, die ihm bewies, daß er einen gebildeten Mann vor ſich hatte.

Als die Unterredung vorüber war, ſagte der Kaiſer: Ihr ſeid, wie ich ſehe, ein Mann, den ich brauchen kann. Euer Haus und Gut iſt verkauft. Zurückgeben kann ich es Euch nicht. Es würde Euch auch nur den Haß des Magnaten in höherem Grade zuziehen und Euch nicht glücklich werden laſſen; aber es ſteht in meiner Macht, Euch anderweitig zu entſchädigen. Für Eure Verluſte an Eurem Gute werde ich Euch und Eurer Familie eine Summe auszahlen laſſen, die Euch, wie ich hoffe, entſchädigen wird. Dann habt Ihr erfahren, wie es thut, wenn man ungerecht

und unmenſchlich behandelt wird. Ich habe Euch daher zum Inſpektor des Steckhauſes, mit einer anſehnlichen Gehaltserhöhung ernannt. Holt Eure Familie nun zu Euch, aber ſeid gerecht, ſeid menſchlich und milde gegen die Züchtlinge und haltet darauf, daß es Eure Untergebenen ſeien. Sollte aber von ohnher eine Ungerechtigkeit vorkommen, ſo kennet Ihr mich nun. Schreibet es mir ſchnell und genau und, vor Allem, wahr, dann ſollt Ihr allemal von mir hören. Lebt wohl und vergeſſet meine Worte nicht!

Der glückliche Greis wollte danken, aber ihm liebreich zunickend, trat der Kaiſer ſchnell in ein Seitengemach. —

Und nun möge noch ein Stücklein vom alten Fritz ſich hier anſchließen, ob's gleich andrer Art iſt. Es zeigt jedoch ein ebenſo mildes, wohlwollendes Herz, wie es in der Bruſt des edlen Kaiſers Joſeph ſchlug.

Als der König ſiegreich nach dem erſten ſchleſiſchen Kriege nach Berlin zurückkehrte, empfing ihn ein Jubel des Volkes, der, im wörtlichen Sinne des Wortes, kein Maß und keine Grenze fand. Der Wagen des Königs mußte alle paar Schritte ſtille halten, weil das Volk ihn ſehen wollte. Das freute ihn denn auch, und es iſt kein Wunder, daß es ihn freute. Er wurde, wie ihm das wohl in ſpäteren Jahren begegnete, nicht ungeduldig, ſondern nickte lächelnd und freundlich dem jubelnden Volke zu, nach allen Seiten. Endlich erreichte der König das Schloß, wo dann die Volkshaufen zurückblieben.

Nur ein uraltes Mütterchen, deren Aeußeres auf tiefe Armuth ſchließen ließ, trat, als der königliche Wagen endlich hielt, auf den Tritt und blickte mit ſeliger Freude in des theuren Königs Angeſicht.

Wollt Ihr Etwas, Mütterchen? fragte der König milde.

Ach nein, Majeſtät, ſagte das Mütterchen; aber man hat doch auch ein Preußenherz in der Bruſt, und

möchte gerne ſeines jungen, ſiegreichen Königs Angeſicht einmal ſehen, ehe man ſtirbt.

Der König lächelte mild, und es that ihm dies ungeſchminkte Wort wohler, als alle die feingeſetzten Reden, die er ſchon hatte anhören müſſen. Sein ſcharfer Blick erkannte die Dürftigkeit der armen Frau. Raſch griff er in die Taſche, nahm eine Handvoll neuer, mit ſeinem Bilde geprägter Friedrichsd'ore und legte ſie der guten Alten in die Schürze und ſagte mit freundlichem Lächeln: Nehmt die Dinger da, liebes Mütterchen. Da iſt mein Bild d'rauf, das ſehr ähnlich iſt. Ihr könnet da mein Angeſicht anſehen, ſo oft Ihr wollet. Adieu. Und mit dieſen Worten ſtieg er aus dem Wagen und trat in das Schloß.

18. Eine vierzigſtündige Todesfahrt.

Es gibt Schickſale, die ſo furchtbar, ſo erſchütternd, ſo entſetzlich ſind, daß Einem das Herz in der Bruſt erſtarren möchte, und man meint, es ſei kaum möglich, daß ſo Etwas ſich ereignen könne. Auch auf ſolche den Blick zu lenken, iſt heilſam, denn allerlei Gedanken wecken ſie bei dem, der ſie lieſt.

Das Ereigniß, welches ich hier erzählen will, iſt in einer ſo neuen Zeit geſchehen, daß wohl noch Viele am Maine und am Rheine leben, die Zeuge geweſen zu ſein ſich lebendig erinnern können.

Als im Frühling 1807, nach einem herben, ſtrengen Winter, der alle Flüſſe und Ströme in ſeine eiſigen Feſſeln gelegt hatte, die dicke Eisdecke des Maines, nach einem lauen Regen und anhaltendem Südweſtwinde, zu ſpringen und zu krachen begann, und alſo der Eisgang vor der Thüre war, da lagen zu Hanau am Zollhauſe mehrere Flöße, denen große Gefahr drohte; denn, wie feſt ſie auch gemacht ſind, die Gewalt des Eiſes, hinter dem eine ſtarke Waſſermaſſe drückt, zerſchellt ſie und reißt die Bruchſtücke

mit sich fort, ohne daß es irgend möglich ist, sie zu landen. So kann ein Ereigniß dieser Art eines braven Flößers Vermögen heilles gefährden, ja unter Umständen, ihn zum Bettler machen. Da heißt's: Wohl aufgepaßt, um das Bedrohte zu retten!

Nun muß ich aber für solche Leser, die nicht am Maine oder am Rheine wohnen, eine Erläuterung hier beibringen.

Das Tannenbauholz, welches am ganzen Rheine hinab zu haben ist, und das sie auf der Achse weit hinein in's Land bringen, das selbst hinab in das holzarme Belgien und Holland gebracht werden muß, damit sie dort bauen können, wächst droben in Badens schönem Schwarzwalde oder in dem vom Maine bespülten, einst durch seine grauenhaften Räubergeschichten weit bekannten Spessart und in den bairischen Wäldern bei Kronach und daherum.

Himmelhohe Tannen und Fichten wachsen da, deren Stämme so grade sind, wie eine Wachskerze, die bei fünfzig und sechzig, ja noch mehr, Fuß Höhe, erst ihre Kronen haben, tiefer aber auch kein Aestlein. Das ist das federkräftige, köstliche und leichte Bauholz, das zum Innerbau der Wohnungen ganz unentbehrlich ist. Es über Land fortzubringen, würde bei seiner Länge unendliche Schwierigkeiten haben, und seine Preise in's Maßlose erhöhen. Daher kamen die Menschen schon in unvordenklichen Zeiten auf den richtigen Gedanken, diese graden Stämme zusammenzukuppeln mit mächtigen Wieden oder zu einem Seile gewundenen jungen Bäumchen. Diese Wieden haben eine ungeheure Festigkeit, und doch auch wieder, und namentlich wenn sie feucht sind, eine Bindekraft, daß Taue und Seile dagegen gar nicht gehalten werden können, denn ein Floß, mit Tauen oder Seilen gebunden und gekoppelt, würde wie Spreu auseinanderfahren, während diese der größten Wassergewalt ohne Anstand trotzen können. Eine Anzahl der Länge nach durch quer darübergelegte dünnere Bäume und solche Wieden aneinandergebundener Bäume, die man auf dem Flusse schwimmen läßt, und die man vermittelst langer Ruder oben und unten, an den beiden Enden lenkt und

regiert, nennt man ein Floß (am Rheine nennen ſie's: Flotz). In den kleineren Gewäſſern, die zum Maine führen, und den vom Schwarzwaldgebirge dem Rheine zuſtrömenden (welche die wohlwollende badiſche Regierung zum Beiſpiel, vom Gebirge bis zum Rheine ſchnurgrade eingedämmt hat, damit man's deſto leichter könne) flößt man die Stämme einzeln herab, und erſt unten am Maine oder am Rheine, wo dieſe Berggewäſſer einmünden, werden ſie zu größeren und kleineren Flößen zuſammengekoppelt. Am Rheine ſieht man Flöße von einer bedeutenden Größe, die oben mit Borden oder Dielen belegt ſind, daß ſie, wie ein Stubenboden ausſehen, da man trockenes Fußes gehen kann; auf denen Hütten, aus Borden erbaut, ſtehen, wo die Mannſchaft ſchläft und wo man für ſie kocht, und ſind oft mehrere Hundert Floßknechte oder Ruderer darauf, die hinab fahren und herauf zur Heimat wandern. Solch ein großes Floß hat einen Werth von vielen Tauſenden von Thalern, denn die Borde und Latten, die den Boden bilden, werden ebenſo gut als Handelsartikel verkauft, wie die Baumſtämme zum Hausbau und die größten, oft über hundert Schuh langen, zu Maſtbäumen auf die gewaltigen Seeſchiffe.

Auf dem Maine, weil er ſchmal und ſeicht iſt, ſind die Flöße auch noch klein und werden auch erſt unten am Rheine zu großen Flößen zuſammengekoppelt, ich glaube, wenn ich nicht irre, bei Koſtheim. Die, welche Anno 1807 zu Hanau am Zollhauſe lagen, waren kleine Mainflöße, welche urſprünglich nach dem Städtchen Höchſt am Maine beſtimmt waren. Sie wären auch ſicherlich dorthin gekommen vor dem Froſte, wäre dieſer nicht ſo urplötzlich bei kleinem Waſſerſtande eingetreten, und hätte er nicht ſo lange und heftig fortgedauert: da war alles menſchliche Wollen vereitelt und die Flöße mußten liegen bleiben, bis die Eisdecke gebrochen und das Fahrwaſſer reichlich genug würde geworden ſein. Die Gefahr des Verluſtes bei dem Eisgange verhehlten ſich die Eigenthümer des Holzes keineswegs, und waren deßfalls auf ihrer Hut und bei der Spritze, wie man ſagt. Die Ufer von Hanau ſind flach und ſpringen nicht

ver, bilden alſo keinen Hafen; geben daher auch keinen Schutz gegen eine ſchnell anwachſende Fluth des Maines, der, ſo beſcheiden und demüthig er im Sommer ausſieht, im Herbſte, Winter und Frühjahr, wenn in den Bergen hinter ihm der Schnee ſchnell abgeht, gewaltig brauſeköpfig, wild und unbändig werden kann, daß er weite Strecke überfluthet, köſtliches Gelände mit ſich fortreißt, und manche menſchliche Wohnſtätte gewaltig in ihrem Beſtehen bedroht.

Grade ſo war's im Frühlinge 1807. Der tiefliegende Schnee ging mit dem lauen Südweſtwinde und dem Regen, den er brachte, reißend ſchnell ab; die Bäche rollten brüllend und ſchäumend ihre Waſſermaſſe dem Maine zu, deſſen Eisdecke ſich ſchnell hob, berſtete und um ſo größere Gefahr drohte, als die Gewäſſer des Obermains einen ungeheuern Druck ausübten und nun die Fluth Alles zu verderben und mit ſich fortzureißen drohte, was ſie erreichen konnte. Bei ſolchem Anſchwellen des Stromes und ſolchem Waſſerdrucke und ſolchen Eismaſſen, die gewaltiglich fortgeſtoßen wurden, konnten die Flöße am Hanauer Zollhauſe nicht lange Widerſtand leiſten. Bei ſolcher Gefahr ſprangen ſchnell zwanzig bis dreißig beherzte Männer auf die Flöße, um ihren Lauf gen Keſſelſtadt zu richten und ſie dort, wo eine ſichere Stelle war, zu bergen, ſo gut es immerhin möglich war.

Aber, was vermag der arme Mensch mit allen seinen Hilfsmitteln, mit all' seinem Wollen und Denken gegen die wilde, unbändige Macht der Naturgewalten, hier gegen die des Wassers?

Ohnmächtig sieht er sich gegen sie und muß mißglücken, ja untergehen sehen, was er sorglich erwogen, weise berechnet, gebaut und gegründet hat. Ist auch das Feuer eine furchtbare Naturgewalt, wenn die Flamme mächtig lodert und vom Winde gepeitscht wird, so ist dennoch des Wassers Macht eine viel schrecklichere, gegen die der Mensch nicht ankämpfen kann.

Auch hier geschah das wieder in einer Weise, die alle Herzen erbeben machte. Umsonst müheten sich, mit Aufbieten aller Kräfte, die wackeren Schiffer ab, die sicherere Stelle bei Kesselstadt zu erreichen, dort die Flöße zu landen und dann sie sicher (so weit es möglich) mit Tauen festzumachen. Immer höher schwoll des Maines graurothe Wassermasse an, und immer thurmartiger trieb die Fluth die Eismassen gegen die flachen Ufer und schob und drückte sie da krachend und ächzend in einander, daß es Eine festgeballte Mauer gab, wo an ein Landen nicht zu denken war. Da lag denn ein anderer Gedanke jetzt näher, als der an das, wenn auch noch so wertvolle Floßholz unter den Füßen, der nämlich an die Rettung des eigenen Lebens für Vater und Mutter, Weib und Kind. Aber es zeigte sich eine schauderhafte Gewißheit, die nämlich, daß das zur Unmöglichkeit geworden war. Es war Alles umsonst. Das Ufer war nicht mehr zu gewinnen und gegen ein Uhr Mittags war die Fluth und ihr unermeßlicher Druck so entsetzlich groß geworden, daß sämmtliche Flöße in die Hauptströmung geriethen, und nun mit einer von Minute zu Minute wachsenden Gewalt fortgerissen wurden und den Augen der Menschenmassen am Zollhause zu Hanau pfeilschnell entschwanden. —

Das Jammergeschrei der Eltern, Geschwister, Frauen und Kinder war herzzerreißend. Auch der Rohste fühlte den Jammer mit ihnen, und kein Auge blieb trocken bei diesen Auftritten.

Wie groß aber auch die Gefahr auf und mit den Flößen war, und wie sie mit jedem Augenblicke unleugbar stieg, die Männer auf den Flößen hatten ähnlicher Gefahr mehr denn einmal schon mit männlichem Muthe in's Auge geblickt. Auch jetzt sank dieser Muth nicht zur Verzweiflung herab. Sie bewahrten die Gegenwart des Geistes und beteten zu ihrem Gotte um Beistand und Hilfe, während sie Alles aufboten, was in ihren Kräften stand, ihr Leben zu retten. Wie in allen ähnlichen Gefahren ordneten sich die Uebrigen willig dem Geiste und dem Muthe des Erfahrensten und Kräftigsten unter, und so regelte sich der todesmuthige Dienst auf den Flößen in der wünschenswerthesten, weil nothwendigsten, Weise. Aus einer reichen Erfahrung wußten die Schiffer, daß die gährende aufwirbelnde Eisfluth bei den vielen Krümmungen und Biegungen des Flusses früher oder später die Flöße würde an's Ufer treiben, wenn es ihnen nur gelingen möchte, sie aus dem Hauptstrome zu bringen. Dies gelang auch den heftigsten Anstrengungen theilweise. Unfern der Mainkur, theils in der Nähe Offenbachs, wurde es ihnen durch Hilfe der Seile möglich, die man ihnen vom Ufer aus zuwarf, dieses zu erreichen und selbst die Flöße zu bergen, auf denen sie die gefahrvolle Fahrt gemacht; aber es gelang nicht Allen! —

Das zuerst vom Wasserstrome ergriffene und fortgerissene Floß war nicht so glücklich, als die andern. Die Mannschaft, welche auf dies Floß gesprungen war, um es zu retten, bestand aus dem am Maine hin wohlbekannten wackern Flößer Fenner von Wallenfels am Fichtelgebirge, aus dessen Sohne, und zwei Floßknechten. Wie Alle, so arbeiteten auch sie mit aller Kraft und Einsicht, ihr Floß zu retten; aber schon bei'm Abtreiben vom Hanauer Ufer war es in eine Lage gerathen, die jedem kundigen Auge als eine ungleich schwerere und gefahrvollere erscheinen mußte. Es wurde nämlich sogleich zwischen zwei gewaltige Eisblöcke in der Art eingekeilt, daß es mit denselben schier Eine Masse bildete; und was die Schiffer auch versuchten, von ihnen loszukommen, blieb völlig ohne allen Erfolg.

So wurden sie sogleich in den Hauptstrom des Wassers hineingerissen, in den die Andern erst bei Kesselstadt geriethen. Mit furchtbarer, stets wachsender Schnelligkeit trieben sie mainabwärts, und aus diesem wilden, wirbelnden Strome sich herauszuarbeiten, war ein um so eitleres Bemühen, als die langen Hakenstangen, welche sie zur Leitung des Floßes mitgenommen hatten, weder den Boden erreichten, noch bei der Schnelle, womit sie fortgerissen wurden, ein Anstoßpunkt für diese Haken gefunden werden mochte, indem jede Eismasse, an die sie sich anstemmen wollten, weil ohne Halt, ihnen sogleich auswich und nachgab, ja den, der solches versuchen wollte, in die augenscheinliche Gefahr brachte, durch die Wucht des langen Hakens selbst in die gischende Fluth zu stürzen.

Mit jedem Augenblicke beschleunigte sich ihre willenlose Thalfahrt. Sie hatten die andern Flöße längst aus dem Gesichte verloren, und wußten nicht, was aus ihnen geworden war.

Bei dieser schauderhaften Lage der Dinge flogen die Ufer und die Wohnstätten der Menschen an diesen Ufern, blitzschnell an ihnen vorüber. Sie sahen die Theilnahme der Menschen an ihrem entsetzlichen Schicksale; sie hörten die Schreckensrufe, aber nirgends bot sich die Möglichkeit ihrer Rettung.

Der alte Fenner, welcher die Führung des Floßes leitete, war ein ebenso erfahrener, muthiger, als besonnener Mann.

Den Gedanken des Landens müssen wir vorerst aufgeben, sagte er, und es mit Gottes Hilfe versuchen, das Floß zu leiten. Helfe uns Gott nur durch die Bogen der Frankfurter Brücke. Legt es sich quer vor den Bogen, so werden uns die braven Frankfurter schon alle mögliche Hilfe leisten!

Aber der Mensch denkt nicht an Alles, was noch kommen könnte, um seine Lage zu verschlimmern, und es ist gut, weil ihm sonst im Beginne des Unglücks die Ruhe und die Besonnenheit ganz abhanden kommen würde. So erwogen auch die Unglücksgefährten nicht, wie sich ihre Lage verschlimmern mußte, wenn nun die Nacht käme? Ja, ein

Floßknecht wollte sogar den großen Haufen Kienfackeln, die auf dem Floße lagen, in den Main werfen, weil sie ihn einen Augenblick irgendwo gehindert hatten. Jetzt, wo die Nacht, und zwar mit aller Macht, hereinbrach; wo sie durchnäßt bis auf das Hemde, bis auf die Haut, Nichts zum Schutze hatten vor der Kälte der Nacht; wo der Hunger sich einstellte, und auch nicht das Allergeringste da war, ihn zu befriedigen; wo ein furchtbares Dunkel sie umgab und kein Sternlein seinen Hoffnungsschimmer herabsandte in die armen, bedrängten Menschenherzen; wo um sie die Gewässer rauschten, zischten, brausten, kochten; wo sie endlich keine Gefahr beurtheilen konnten, um Wege zu finden sie zu brechen in ihrer Gewalt und drüben am Ufer die Menschen nicht ahneten, daß ihrer Brüder Etliche hier vor dem offenen Rachen eines grauenvollen Todes schwebten, jeden Augenblick gewärtig, daß er sie verschlinge — jetzt waren sie in der höchsten Pein; ihre Lage hatte den höchsten Grad des Elends erreicht, wenigstens für heute und dachten nicht, daß es möglich wäre, sie noch größer werden zu sehen. —

Jedes Gut in solcher Lage ist von unerschöpflichem Werthe und von unschätzbarem dazu. So waren es den Unglücklichen auch die harzigen Fichtenstangen, die noch besonders zu ihrem Zwecke in Pech eingetaucht worden waren. In einem Verschlage befanden sich davon noch eine große Anzahl. Schnell werden mehrere davon angesteckt; allein wenn auch selbst in diesem rothen, trüben, hin und her flackernden, unstäten Lichte ein Erquickliches lag und sich der Gedanke, wie an ein Anker, dran festhielt, daß jetzt vielleicht der Menschen Augen sie leichter bemerken könnte, und der Herr ihnen vielleicht eine Rettung senden würde, so trug es doch auch wieder viel, sehr viel dazu bei, ihre Lage grausenvoller erscheinen zu lassen, denn zum Entsetzen gräßlich erschien in diesem flackernden, rothen Lichte die allernächste Umgebung, während die entferntere in ein desto dichteres Dunkel sich hüllte und das Auge der Unglücklichen sich vergebens anstrengte, es zu durchdringen.

Wir müſſen bald bei Frankfurt ſein, ſagte der alte Fenner zu ſeinen Gefährten. Laſſet uns mehr Fackeln anzünden und durch laute Hülferufe uns bemerklich machen. Vielleicht, daß es der vereinten Kraft Vieler möglich wird, uns zu retten, was wir ja doch umſonſt verſucht haben! Geb's der erbarmungsreiche Herr! —

Was er gebot, geſchah. Viele Fackeln flackerten auf dem Floſſe. Laut riefen Alle um Hülfe, als ſie endlich die Stadt zu erkennen glaubten. Sie ahnten in ihrer Noth nicht, daß man in Frankfurt ſchon von ihnen wußte; daß von Hanau reitende Eilboten die Kunde dorthin gebracht; daß man dort mit alle der Menſchenfreundlichkeit, Barmherzigkeit und Opferbereitſchaft, die Frankfurts ehrenwerthe Bürgerſchaft vor jeher ausgezeichnet hat, in der Eile Alles vorbereitet hatte, was beſonnener Rath und erfinderiſche Menſchenliebe an die Hand gaben, den Armen die rettende Hand zu reichen. Ins Beſondere hatte man von der Mainbrücke, wo die Menſchenmenge pochenden Herzens Kopf an Kopf gedrängt ſtand, die allerſtärkſten Schiffskeile, an die leiterartige Querhölzer befeſtigt waren, dann wieder eigentliche Strickleitern hinabgelaſſen, damit die Unglücklichen ſie ergreifen und daran heraufklettern könnten; man hatte warme Kleidungen, Nahrungsmittel — Alles Mögliche in Bereitſchaft geſetzt für die, wie man feſt glaubte, hier zu Rettenden.

Das war Alles ſo treu und gut gemeint, ſo mit Vorbedacht beſorgt, aber — es blieb Alles erfolglos; denn vor der Brücke war durch Anhäufung des Eiſes und Stauen der Gewäſſer, der Wirbel, das Rauſchen und Drängen zu groß. Das Floß erhielt ſo gewaltig erſchütternde Stöße, daß die Unglücklichen ihre letzte Kräfte aufzubieten hatten, um ſich feſtzuhalten und ſich anzuklammern, damit ſie nicht hineingeſchleudert würden in den entſetzlich brodelnden Wirbel und in die grauſe Brandung an der Brücke. Da waren Taue und Strickleitern umſonſt herabgelaſſen; da war alles Rufen unwirkſam; da blieb die Menſchenliebe troſtlos, ohne Ziel, ohne Zweck und — das Floß legte ſich

nicht quer vor die Bogen und Pfeiler, ſondern ſchoß gerade hindurch wie ein Pfeil und ein ſchmerzliches Ach! aus tauſend Kehlen und Herzen ſtieg in die ſtockfinſtere Nacht und ebenſo viele Gebete ſtiegen zum Herrn empor und hülfeſuchende Hände wurden angſtvoll gerungen — doch dahinab ſchoß das Floß mit dem ſchauerlichen Fackellichte, in dem man die vier Unglücklichen erblickte, wie ſie jetzt der grauſenhaften, nächſten Gefahr entgangen, ihre Hände zum dunkeln Nachthimmel emporrangen. Ein tief gefühlter Jammer ging durch alle Herzen in Frankfurt an ſelbigem Abende und die Gedanken, Wünſche und Gebete weilten nur bei den vier Unglücklichen und begleiteten ſie auf ihrer Todesfahrt — denn — wurden ſie nicht errettet, ehe der Main ſeine Eismaſſen in den mächtigen Schooß des Rheines ergoß, dann fanden ſie dort, ſo ſchloß man mit großer Wahrſcheinlichkeit, ihren ſichern Tod, wo das Abwärtsrollende und das von der Seite darauf ſtoßende Eis in einen brauſenden Kampf gerathen und das Stärkere das Schwächere in die Tiefe der Gewäſſer ſtoßen mußte, ſich ſiegend darüber zu häufen oder auszubreiten. Und während dort ſie aller Seelen Thätigkeit in Anſpruch nahmen; während man kummervoll alle die Anſtalten zu ihrer Rettung als frucht- und erfolglos erkennen mußte, und ſich troſtlos in Betrachtungen erging, wie man es beſſer hätte machen können und müſſen; während den Unglücklichen auch dieſe letzte Hoffnung verblichen war, riß die Fluth unaufhaltſam das Floß fort, übergoß eiſig die erſtarrten Männer und raſete immer ſchrecklicher. Noch war es frühe am Abend, denn die Nacht kommt ja ſchon um vier Uhr, und heute, wo der Himmel grau war und trübe, war der Tag frühe ſchon ihrer Macht gewichen, und ſie hatte ſich rabenſchwarz über glückliche und unglückliche Menſchen ausgebreitet, über die ruhig und leblos daliegende Landſchaft, wie über den in wilder Leidenſchaft tobenden Fluß. Ein namenloſes Entſetzen erfüllte die Herzen der Unglücksgefährten; ſie rangen ihre Hände zum dunkeln Nachthimmel empor und riefen um Erbarmen zu dem, der allein ihr Retter ſein konnte in dieſer wachſenden

Todesangſt und Todesnoth, als die Hoffnung auf Frankfurt vernichtet war.

Es war etwa neun Uhr Abends, als ſie ſich dem Städtchen Höchſt am Main näherten. Mehr Fackeln hatten ſie gezündet und eingeſteckt zwiſchen die Bäume des Floſſes; mit aller Anſtrengung ihrer ſchon ganz heiſer gewordenen Stimmen riefen ſie um Erbarmen, Hilfe, Rettung! — In allen Orten am Main ſind in den Zeiten, da das Eis der Stromdecke zu brechen und eine Waſſersnoth zu kommen droht, Wachen ausgeſtellt, um die Bewohner vor einer etwa drohenden Gefahr zu warnen zu rechter Zeit. Auch in Höchſt ſtand eine ſolche Wache am Ufer auf dem ſichern Uferbaue und beobachtete der Gewäſſer Steigen oder Fallen mit großer Aufmerkſamkeit.

Schon von Weitem erkannte man das nahende Floß der Unglücklichen, von deſſen Kommen überall in den Uferorten reitende Eilboten Kunde gebracht, damit ſie möchten, wenn vielleicht die Gelegenheit günſtiger ſein ſollte, gerettet werden. Wie ein Laufeuer ging der Ruf durch das Städtlein: Sie kommen! Und Alles, was Leben und Kraft und Muth hatte für unglücklicher Brüder Rettung Etwas zu thun, eilte hinaus an's Ufer, das Seine redlich beizutragen. Eine eigene Erſcheinung aber iſt es, wie gerade der Schiffer dem im Waſſer oder auf ihm Nothleidenden zu Hilfe eilt; wie er ſich ſelbſt, die Seinen, in Summa Alles vergißt, wo es gilt zu retten. Er ſelbſt kennt die Macht und Gefahr des Elementes, mit dem ihn ſein Beruf in die ſtetige Gemeinſchaft bringt; er ſelbſt war vielleicht ſo oft ſchon in Gefahr, in dieſem Elemente umzukommen, um nicht zu fühlen, wie es dem iſt, der im Wellengebrauſe um Hilfe ſchreit; er iſt derjenige, der auch vertraut iſt mit den Tücken des treuloſen Elementes und mit den Künſten und Hülfsmitteln zur Rettung. So ſtanden denn die erfahrenſten, todesmuthigſten, opferfähigſten Schiffer in vorderſter Reihe mit Stangen, Haken, Tauen und alle den Hilfsmitteln, deren ſie ſich zur Rettung der Unglücklichen bedienen zu können hofften. Ihre Herzen pochten, wie die der Hunderte,

welche das Ufer bedeckten, und nur Ein Wunsch zitterte durch alle die theilnehmenden, bangen Herzen, der, daß es möglich werden möge, die rettende Bruderhand den Unglücklichen zu reichen. Unter den Männern stand auch der alte Holzhändler Schweitzer von Höchst am Main, der viele Jahre lang mit dem alten Floßer Fanner von Wallenfels in Geschäftsverbindung gestanden, und weil Beide Biedermänner waren, sein engverbundener Freund geworden war.

Sagte es dem alten Schweitzer eine jener unerklärlichen Ahnungen der Menschenbrust, daß sein alter, treuer Freund in der grausen Todesnoth sei? Er mußte immer an ihn denken und sein Herz schlug, als wollte es die starke Brust zersprengen.

Jetzt kam das Floß mit seiner schauerlichen Beleuchtung näher. — Man sah die dunkeln Gestalten, wie sie die Hände rangen und um Rettung flehten; man hörte den Ruf der kaum noch klingenden Stimmen —; aber es war unmöglich, ihnen auch nur zu nahen. Es hätte nichts Anderes heißen können, als in den eigenen Tod sich tollkühn stürzen, ohne das bedrohte Bruderleben auch nur erreichen, geschweige es retten zu können. Wieder der tiefe, alle Herzen folternde Schmerz! Wieder die rinnenden Thränen fremder Noth geweint! Wieder die heißen Gebete für ihre Rettung! Aber die rettende Hand mußte ruhen, das rettende Werkzeug mußte müßig bleiben!

Da drängte ſich der alte Schweitzer an den Rand des Uferbaues vor und gab dem Worte, was ſeine Seele im Innerſten ihres Weſens durchdrang und bewegte. Es waren Worte des Troſtes, die er den Unglücklichen zurief, ſonſt — hatte er ihnen ja Nichts zu bieten! —

Fenner erkannte im Kampfe der Elemente die mächtige, klare Stimme des alten, treuen Freundes. Verzweiflungsvoll ſprang er auf, eilte an den Rand des Floſſes, erhob ſeine hülfeflehenden Arme und rief mit aller Anſtrengung ſeiner heiſeren Stimme: Freund Schweitzer, rette mich, um Gottes willen rette mich, ſonſt muß ich mit meinem Sohne und den treuen Gefährten elendiglich umkommen! Die am Ufer verſtanden die Worte.

Der alte Schweitzer fuhr mit einem Schreie, der Mark und Bein durchdrang, mit beiden Händen in die grauen Haare und raufte ſie. Er war außer ſich der alte Mann! Dort war der alte, treue Freund in Todesnoth und er ſtand hier, wollte mit Gut und Blut ſo gerne helfen, und konnte nicht! Die Thränen ſtrömten aus den Augen des Greiſes, aber die Hände ſanken matt herab; das Herz war zum berſten voll — und doch Alles umſonſt! Sein Schrei, ſeine Verzweiflung wirkten furchtbar auf die Menſchen, die ihn umgaben. Lautes Schluchzen überall; Händeringen, Angſtruie, Jammern! Viele fielen betend auf ihre Kniee nieder und rangen im Gebete mit dem Herrn; noch Andere bedeckten ihr Angeſicht mit den Händen und eilten hinweg, ein Gefühl im Herzen, für das es kaum einen Ausdruck gibt.

Und die Fluth führte das Floß mit ſeinem rothen Fackellichte und ſeinen Unglücklichen, weiter und weiter hinab auf dem wilden Waſſerſtrome und es entſchwand den thränenerfüllten Blicken, die bald wieder die grauſe Nacht umgab! Noch leben alte Leute in Höchſt, die ſich dieſes ergreifenden und tief erſchütternden Auftrittes erinnern können und es bezeugen, es ſei einer der furchtbarſten Augenblicke ihres Lebens geweſen, als ſie das von den Fackeln ſpärlich erleuchtete Floß, mit den dunkeln, verzweifelnd die Hände ringenden Geſtalten allmälich und wahrhaft geiſterhaft verſchwinden ſahen,

zwiſchen den wild aufziſchenden, rauſchenden Wellen und dem krachenden Eiſe. Wie es alle Zuſchauer ſchauerlich dabei durchrieſelte, ſo erfaßte das Gefühl des Mitleids jedes Herz. In den Gaſſen war ein lautes Wehklagen wie draußen am Main. Am tiefſten bewegt war der alte Schweitzer, der um den verlornen Freund tief und aufrichtig wehklagte, und ein weinender Greis iſt ein ergreifender Anblick! —

Die Nacht wurde immer kälter. Ein ſcharfer Wind blies über das ebene Land hin und hob des Mainos Fluthen noch mehr. Immer fort trieb das Floß an den Orten des Ufers vorüber, wo bereits die Nachricht von dem Schickſale der Armen hingelangt war. Nirgends aber war es möglich, ihnen mehr zuzuwenden, als das innigſte Mitgefühl, das ſich auf alle Weiſe kundgab.

Und in dieſe erſtarrende Nacht trieben ſie hoffnungslos hinein. Der Hunger marterte ſie. Die Kälte machte ihre Glieder erſtarren und nur durch ſtarkes Schlagen der Arme, wie es die Schiffer zu thun pflegen, und durch Hin- und Herlaufen auf dem Floſſe vermochten ſie ſich einigermaßen die Lebenswärme zu erhalten. Aber auch ihre Kräfte begannen allmälig nachzulaſſen. Immer näher ging es nun, und immer raſcher dem Rheine zu. Jetzt hörten ſie ſchon das furchtbare Rauſchen und Brauſen ſeiner Gewäſſer, trotz des Tobens der ſie umgebenden Eisfluth.

Sie knieten nieder und beteten für die Ihrigen in der fernen Heimat; um Vergebung ihrer Sünden um deſſen willen, der am Stamme des Kreuzes für die Sünderwelt einmal ein vollgültig Opfer gebracht; um ein ſelig Stündlein und daß der Tod ſchnell ihre Leiden enden möge, und dann ſetzten ſie ſich nieder in ſtiller Ergebung in den unabänderlichen Rathſchluß Gottes.

Immer näher kam das gewaltigere Rauſchen und Brauſen des Rheines, und näher die ſchauerliche Stunde des Hinübergehens zum Richter unſerer Gedanken, Worte und Werke, wie ſie dachten.

Jetzt waren ſie an der Stelle, wo der Main in den Rhein mündet. Furchtbar war hier der Zuſammenſtoß der

Gewäſſer und Eismaſſen. Das Floß ſank vornen in die Tiefe hinab —. Jetzt? — Doch nein, es hob wieder ſein Vordertheil. Man hörte hell durch das Brauſen der Elemente die Uhr eines Mainzer Thurmes zwei Uhr ſchlagen. Sie gingen nicht unter, wie ſie geglaubt und einen Augenblick drang die Lebenshoffnung wieder ermuthigend in ihr Inneres, als ſie raſcher aber ruhiger in der Rheinfluth forttrieben, die ganz von kleineren, wie es ſchien, gewaltſam zermalmten Eisſtücken erfüllt war; aber ein anderer Gedanke mußte ſich den Kundigen, und das waren ſie ja Alle in Bezug auf Flußſchiffahrt, aufdrängen, der, daß dieſe Hoffnung nur eine Täuſchung ſei; denn wieviel weiter waren ſie, bei der größeren Breite des Stromes, von beiden Ufern entfernt, und wie viel weniger Wahrſcheinlichkeit hatte da ihre Rettung? Mit wieviel größeren Opfern war ſie für die Rettenden verbunden? Mit wieviel mehr Schwierigkeiten?

Da ſank denn tiefer und troſtloſer ihr Muth in ſich zuſammen und mit ihm auch die Kraft.

Wie unſäglich groß aber auch die Gefahren geweſen bei der Mündung des Maines in den Rhein, denen ein ſchmales und kleines Floß ausgeſetzt war, das möglicher Weiſe in die Tiefe fahren konnte, wo dann die, welche auf demſelben ſich befanden, weggeſpült werden mußten von der widerſtandslos vorwärts und hinab drängenden, vom Eiſe erfüllten Fluth, — des Herrn Hand hatte ſie vor dem Untergange gerettet und das kleine Floß mit den Männern, die halb verhungert, von Näſſe und Froſt erſtarrt, ſich kaum mehr aufrecht zu halten vermochten, trieb nun verhältnißmäßig ſanfter und ruhiger den breiten Strom des Rheines hinab.

Konnten ſie es ſich aber verhehlen, welche Gefahren hier ihnen drohten. Kannten ſie denn nicht die Inſeln, welche im Rheingaue, im Schooße der grünlichen Gewäſſer des Rheines ſchwimmen? Zwar war die Mainzer Rheinbrücke abgefahren, daran ſie in dunkler Nacht hätten zerſchellen müſſen, aber lag nicht da unten der Mäuſethurm, die Felſenreihe des Bingerlochs, die Felſen der Wirbellai, das wilde

Gefährte, die Heilaſſeninſel, die Pfalz, die ſieben Schweſtern, die Bank? — der unzähligen kleineren gefahrdrohenden Felſen und des Engpaſſes am Lurlei gar nicht zu gedenken? — Mußten nicht den Schiffern alle dieſe Gefahren jetzt vor die Seele treten, und dann frage ich, wie mußten die Fäden, an denen hier die letzte Lebenshoffnung feſthielt, nach und nach dünner, ſchwächer werden? Konnten ſie noch hoffen? möchte man überhaupt fragen. Aber wann verläßt die Hoffnung das Menſchenherz ganz? Sie iſt der Anker, an dem das wankende Schifflein des Daſeins feſt hält, bis das Auge bricht.

Ihre Lage war aber um Vieles troſtloſer geworden, ſeit der Verrath ihrer Fackelſtangen zu Ende war. Am Himmel zeigte ſich kein Sternlein. Die Nacht war fürchterlich dunkel. Sie hatten alſo auch kein Mittel mehr, ſich in irgend einer Weiſe bemerklich zu machen, bis etwa der Tag käme, denn ihre Stimmen waren ſo heiſer geworden, daß ſie ſich ſelbſt im Toben der Elemente kaum mehr verſtanden.

Und dennoch trieben die Armen, umhüllt von dem Mantel einer undurchdringlichen Nacht, unter dem Schutze der Engel Gottes unverſehrt verüber an den Stellen des Rheingaues, wo ein Floß Noth leiden kennte; verüber an den Felſen des Mauſethurmes, durch die enge, damals noch ſehr gefährliche Durchfahrt des „Binger Loches," in die Berge des Mittelrheines hinein.

Welche Nacht! Rabenſchwarz, endlos lang, Todesgrauen und Todesſchauer überall; Menſchen hüben und drüben am Ufer entweder im friedlichen Schlafe, oder, wenn auch wachend, doch ohnmächtig zu helfen; ſchauerlich kalt, für die durchnäßten Männer wahrhaft erſtarrend; und vom nagenden Hunger gequält und von dem Wechſel von Lebenshoffnung und Todesfurcht innerlich gemartert — denke dir's, mein lieber Leſer, und auch du wirſt leiſe Schauer fühlen, die durch deine Seele, und ein Schudern, das äußerlich über deinen Nacken zieht. Auch du wirſt fragen: Iſt es möglich, daß der Menſch das ertrage, ohne daß er innerlich und äußerlich zuſammenbricht, und den letzten Seufzer jammernd ausſtößt?

Und doch iſt es möglich, wir ſehen es an den Unglücklichen, die wir mit unſeren Gedanken auf ihrer ſchauerlichen Todesfahrt begleiten.

Nach endlos langer Finſterniß ſchien es, als wolle es tagen. Und es tagte langſam, wie an jenen Wintermorgen, da der Himmel grau und finſter über der noch vom Froſte nicht befreiten Erde hängt.

Ihre Gemüther waren ſo ſtumpf geworden, daß das Erſcheinen des Tages eine größere Erregung nicht mehr hervorbringen konnte. Wie ſollten ſie auch hoffen, gerettet zu werden, da hier keine rettende Hand nahe war?

Mächtig iſt der Strom in die enge Schlucht, von Bingen bis Bonn hinab, eingezwängt. In eben dem Maße drückt ſich das Eis an den Ufern hinan, als es beengt iſt im Strome. Da ſtehen denn Eiswälle und Eismauern an den Ufern empor, die ſelbſt zehn bis zwanzig Fuß hoch und durch das Reiben des vorüberrutſchenden Eiſes ſenkrecht abgeſchnitten und abgeſchliffen ſind; von denen aber auch, eben durch das ſtete Streifen und Reiben, Stoßen und Anprallen der vorübergetriebenen Eismaſſen in jedem Augenblicke, lawinen- oder vielmehr felsſturzartig, mächtige Blöcke herabſtürzen, wirbelnd untertauchen und dann an die Oberfläche kommend, die Maſſe des abwärts ſich langſam fortſchwebenden, rauſchenden, krachenden, ziſchenden Eiſes vermehren und den ſchnellern Fortgang hemmen helfen.

Hier, das leuchtet ein, mußte auch der letzte Schimmer der Hoffnung erbleichen. —

Auch gewiß mit dem beſten Willen hätte Niemand Hilfe leiſten und Rettung bringen können.

Die hoffnungsloſe, traurige Nacht war vergangen, um einem ebenſo hoffnungsloſen, nur noch ſeelenquälenderen Tage Raum zu geben, da ſie die Menſchenwohnſtätten vor ſich ſahen und doch keine Hilfe hoffen konnten, die Gefahren alle vor ſich und langſam nahen ſahen, die ihnen, war Eine vorüber, an der Andern den Tod droheten. —

Und dennoch hielt ſie Gottes ſtarker Arm über den Waſſern, und führte ſie, wunderbar und unbegreiflich dem,

der Ort und Verhältniſſe kennt, durch alle dieſe Gefahren langſam hindurch. Wohl ſahen die Uferbewohner aus den höher liegenden Häuſern die Unglücklichen und hier, wie droben am Maine, begleiteten ſie die thränenden Augen und die bebenden Herzen, die da bluteten, weil ſie nicht helfen konnten.

Nur langſam rückten ſie vorwärts, ſehr langſam, weil die Eismaſſen ſie von Augenblick zu Augenblick mehr einkeilten. Sich durch Reiben und Gehen, durch Armeſchlagen und jegliche, mögliche Weiſe warm zu erhalten, war ihr einziges Bemühen. Aber der quälende Hunger wuchs, die allmähliche Erſtarrung der Glieder nahm zu, und die Kraft ſank in jeder Minute mehr zur Erſchöpfung herab. —

Noch war es möglich zu ſehen, wie ſie durch die enge Pforte bei der Pfalz bei Caub hindurchgedrängt wurden; aber das Städtlein war durch einen hohen Eiswall vom Strome abgeſchloſſen. Man ſah ſie nicht einmal.

Ach, hätte Ein Menſch hier ihre Nähe geahnet, ein zugeworfenes Seil hätte ſie an's Ufer ziehen können, ſo nahe ſchob das Eis das kleine Floß vorüber; aber eben des hohen Eiswalles wegen, ſah ſie kein Menſch und ihre Stimmen verſagten den Dienſt. Rufen konnten ſie nicht mehr! — Jetzt ſank ſchnell die zweite Nacht herab, die zweite — ſchrecklichere!

Nur um baldige Erlöſung durch einen ſchnellen Tod flehten ſie zu Gott. — Mit dem Leben hatten ſie ja abgeſchloſſen! —

Träger ging die Fahrt, da das Eis gepackter war. Wo ſie vorüberkamen, wußten ſie nicht. Schlief auch einmal Einer von der völligen Entkräftung überwältigt, ſo ließ ihn des Hungers Qual doch nicht lange ruhen oder ein gewaltiger Stoß, den das Floß erfuhr, riß ihn wieder empor, oder die Liebe der Gefährten weckte ihn raſch, daß er nicht in den friedlichen Todesſchlaf hinüberſchlummere. So lag dunkel und verhüllt, die Lebenshoffnung immer noch in der Seele, und man ſieht in ſolchen Lagen und Fällen, wie mächtig ſie in der Menſchenſeele iſt.

Dieſe noch länger erſcheinende, noch dunkler auf ihnen laſtende, noch kältere, noch troſtloſere Nacht ging unausſprechlich qualvoll vorüber. Die Seele, die kaum mehr eine Rettung hoffen konnte, zog heimwärts zu den fernen Lieben, und manche Thräne wäre am Auge zu Eis geworden, hätte ſie die ſtarrende Hand nicht weggewiſcht. Hat denn der Herr, der ſich ja doch erbarmt über Alles, was da lebet und was er erſchaffen hat, unſerer ganz vergeſſen? rief einmal verzweifelnd Einer der jungen Männer aus. Der alte Fenner, der Schwächſte von Allen, weil der Aelteſte, deſſen Lebenskraft am ſchnellſten verſiegte, ſtrafte ihn liebreich ob des gottloſen Wortes. Halt' aus in Demuth und Geduld, bis er kommt mit ſeiner Hilfe, ob zum Leben oder zum Tode! Du haſt Niemanden zu Hauſe, für den du ſchwere Sorgen hegen möchteſt. Sieh mich an! Weib und Kind hab' ich daheim, mein Sohn, ihre letzte Stütze, wenn ich nicht mehr bin, ſteht in gleicher Gefahr und Todesnoth mit mir, und doch hadere ich nicht mit dem, der unſere Geſchicke leitet und regiert! Er mache es mit uns, wie es ihm wohlgefällt! Amen! Und: Amen! ſagten die Leidensgefährten, ergriffen von dem frommen Glauben des Greiſes. —

Jetzt wich die rabenſchwarze Finſterniß der endlos ſcheinenden, furchtbaren Nacht. — Die Dämmerung des Morgens begann. Die entzündeten Augen ſuchten die Gegenſtände am Ufer zu erkennen. Noch war's nicht möglich, weil ein dichter Nebelſchleier Alles einhüllte. Als dieſer endlich ſank, erblickten ſie die Kuppen des Siebengebirges rechts vor ſich. Sie waren bei Bonn. Sie rauſchten an Nonnenwörth vorüber. Jetzt erſchienen die Orte am Fuße des Siebengebirges und dort die Thürme von Bonn. Aber ſie waren ſo ſtumpf geworden gegen dieſe Eindrücke, daß dieſer Anblick kaum mehr die geſunkenen Seelenkräfte zu heben vermochte. Sie hatten alle in dieſer Nacht ihre Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen.

Man ſah ſie von Königswinter, man ſah ſie von Bonn aus. Man zeigte ihnen die vollſte, wärmſte Theilnahme, aber es war unmöglich, auch nur den Gedanken einen Augen-

blick festzuhalten, daß man ihnen Rettung bringen könne. Nur neue Beter für sie gesellten sich zu denen, die weiter eben die flehenden Blicke, Hände und Herzen zum Himmel erhoben.

Jetzt verschwand auch Bonn, nur das Siebengebirge stand noch vor den trüben Blicken. Der Sonne erster Strahl beleuchtete seine höchsten Kuppen. Dorthin richteten sie ihre Blicke und bemerkten nicht, daß hier der Strom weithin das Land überflutete; sie ahneten nicht, daß gerade in diesem Umstande, weil der Strom eben in dem Maße an Tiefe abnahm, wie er an Breite gewann, ihre Rettung lag. Plötzlich fühlten sie einen Ruck, der Einige von ihnen umwarf.

Was ist das? rief der alte Fenner aufspringend und sich umsehend.

Das Floß sitzt fest! rief sein Sohn. Großer Gott, wir sind gerettet!

Wie aus einem tiefen Schlafe erwachend, sprangen Alle auf, um sich zu überzeugen, ob es wahr, ob es keine bittere, schreckliche Täuschung sei.

Es war richtig! das Floß saß auf dem Boden fest auf, und nicht weit von der Stelle, wo es aufsaß, war trockener, fester Wiesenboden. Die Rettung war eben dadurch bewirkt worden, daß die Gewässer, in's Land hineinbiegend, sich mächtig ausbreiteten. Durch dieses Einbiegen und den Widerstand, welchen das Floß selbst dem Wasser leistete, bekam es einen Ruck zur Seite und saß auf dem Grunde.

Wer könnte die Gefühle schildern, welche die vier Unglücksgefährten in diesem Augenblicke durchströmten? Eins aber war in allen Vieren gleich und gleich mächtig. Sie sanken auf ihre Kniee und dankten dem Herrn, dessen rettender Arm bei ihnen und über ihnen gewesen war, mit unsäglicher Inbrunst; aber ein neuer Schrecken ergriff die jungen Männer. Der alte Fenner, auf welchen die Gefühle am mächtigsten gewirkt hatten sank, noch betend, langsam um. Sie eilten auf ihn zu, richteten ihn auf, aber sein Auge war gebrochen; ein Herzschlag hatte sein Leben geendet. —

Das Leid hatte er mit ſtarker Glaubenskraft durchgekämpft, den Becher der Trübſal bis auf die Hefe geleert, die Freude brach ihm das Herz!

Sein Sohn kniete noch weinend bei ihm, als von den nächſtliegenden Orten die Leute herbei eilten, um die Geretteten in ihre Wohnungen zu holen. Erſchütternd war auch ihnen das Ende des Greiſes, der im Augenblicke der Rettung, betend hinüberging. Seine Hände waren noch gefaltet. Sie blieben es auch im Sarge.

Der junge Fenner verkaufte das Floß, ohne daß er einen großen Verluſt erlitt, und gewann ſo die Mittel zur Heimkehr, denn in der Pflege einer rührenden Menſchenliebe erholten ſie ſich bald wieder, und eilten, ſo viel möglich, der fernen Heimat zu, wo man ſie alle als todt betrauerte. Wie oft weilten ihre Blicke auf dem nun eisfrei gewordenen Strome, und die Erinnerung durchbebte ſie an das überſtandene Schick-

sal, wenn sie dann dankend gen Himmel blickten, mischte sich ein Seufzer in ihr Dankgebet und der galt dem Einen, der in ihrer Reihe fehlte, dem treuen Vater, dem, auch von seinen Knechten geliebten, Vater Fenner. Sein Sohn, von dem ein tiefer, schwermüthiger Ernst nie mehr wich, wurde die Stütze und der treue Ernährer der unglücklichen Mutter und der den Vater missenden Geschwister.

Wir lesen oft die Geschichte Schiffbrüchiger in fernen Meeren mit einer großen Theilnahme. Ich weiß nicht, ob sie an dies Ereigniß, das sich auf einem deutschen Flusse und auf seinem schönsten Strome, beide an ihren Ufern dicht bewohnt, zutrug, und das ich hier mit der allergewissenhaftesten Treue erzählt habe, hinanreicht? —

Gräßlicher können die Geschicke solcher nicht wohl sein, nicht wohl ergreifender für den, der ihnen in Gedanken gefolgt ist.

Noch leben, ich wiederhole es, an den Mainufern viele Menschen, die sich des Ereignisses erinnern. Der alte Schweitzer in Höchst betrauerte tief seinen treuen Freund Fenner, und als die Geretteten nur zu Dreien in sein Haus traten, da rang er die Hände und weinte laut über des Freundes Loos. Sein Sohn, der, wenn ich nicht irre, heute noch lebt, bewahrt die Geschichte in lebendigem Andenken, und ist mit Andern die Quelle dieser Geschichte.

Und die, die wir am Schlusse vielleicht fragen möchten, Herr, warum thust du das? — Wir wollen uns daran erinnern, daß Gottes Gerichte gar unerforschlich, und unerklärlich seine Wege sind; aber daß sie soviel höher sind, als die Unserigen, als der Himmel höher ist, denn die Erde. In den Rathschluß des Vaters im Himmel kann keins seiner sündhaften Menschenkinder blicken; Keins darf es wollen. Laß dir an meiner Gnade genügen! so spricht der Herr, und das wollen wir in's Herz schließen und als Leitstern durch des Lebens oft dunkele Wege und Geschicke uns gelten lassen.

19. Ein Räthsel.

Schwere Laſten ſteigen leiſe,
Ungeheures ſenkt ſich leicht;
Unſcheinbarer Macht das Größte
Willenlos und plötzlich weicht.
Was die Kraft von hundert Armen
Nimmermehr zum Ziele bringt,
Das vollend' ich rieſenkräftig,
Und mein Arm es leicht bezwingt;
Denn kein Schweiß rinnt von der Stirne,
Und die Muskel ſchwillt nicht an,
Die, was Menſchen kaum für möglich,
Federleicht hat abgethan.
Kannſt du mir den Starken nennen,
Der, mit ewig junger Kraft,
Seinen Arm zur That erhebet,
Wo dein Muth ſo leicht erſchlafft? —
Sinne, ob du ihn erkenneſt,
Der ein Rieſe iſt an Macht!
Doch, an Goliath, den Großen,
Haſt du nimmermehr gedacht?
Den hat David's kühne Schleuder
Längſt ja in den Staub geſtreckt,
Während der, den ich hier meine,
Seine Arme ſtündlich reckt!

Halt! Er ist's, der traut und innig,
Mit des Wortes Zauberklang
In die unermeß'nen Tiefen
Weicher Menschenseelen drang!
Der in süßen Traum dich wiegt,
Wenn er gold'ne Mährchen singt;
Bald zum tiefen Weh' dich stimmet,
Bald die Lust dir neu beschwingt.
Der im lieblichsten Gewande,
Lachend tiefe Weisheit lehrt;
Und für's Leben gold'ne Schätze
Unter heiterm Witz gewährt;
Der in frohen Lebensstunden,
Und in trüben, hebt den Geist.
Kannst du mir denn endlich sagen,
Wie der Wunderbare heißt?

20. Altes Gold.

Es gibt Menschen, die ein eig'nes Talent mit auf die Welt bringen, nämlich das Erbetalent. Das ist unstreitig eine ganz angenehme Eigenschaft, und kommen viele, alte, lebensmüde, reiche Onkels und Tantens, Vettern und Basen dazu, so ist diese Eigenschaft eine höchst einträgliche,

und so Einer braucht nicht nach Californien zu gehen und Gold zu graben — wo er ohnehin leicht in die Lage kommt, umsonst zu graben, wie so Viele, die das Gold dorthin gelockt hat.

Item, ich halt's mit dem Sprüchwort: **Selbst verdient ist ein Meisterstück** — versteht sich auf ehrlichem Wege, im Schweiße des Angesichts! Alles, was Einem so leicht zufällt, kriegt leicht wieder Flügel und geht davon, wie Spreu. Nicht allemal freilich, aber oft. Hab's erlebt, wie im Zeitraum weniger Jahre das große Loos, in der Lotterie klein gemacht wurde, und die reiche Erbschaft nur soviel übrig ließ, um einen Bettelsack zu kaufen. Was man mit Fleiß und Aufbieten seiner Zeit und Kraft ehrlich erwarb, das blieb, und man hielts sorglich zu Rathe. Nicht der: Krieg' ich — ist der rechte Mann, sondern der: Erhalt' ich. Der Letzte ist ein viel seltnerer Gast in der Welt, als der Erste. Freilich ist auch auf dem Wege fleißiger, treuer Arbeit der Weg langsam, aber sicher ist er allemal und dabei ist's eine Kunst, die nicht Jeder versteht. Jeder Narr kann sich reich erben, wenn's ist, wie ich oben gesagt; jeder Esel in der Lotterie einmal gewinnen, denn er ist eigentlich schon ein Esel, wenn er nur hineinsetzt und ein Narr dazu. Der Napoleon sagte, als man in seinem Staatsrathe vorschlug, die Lotterie aufzuheben: Wozu? die gescheidten Leute in meinem Reiche bezahlen alle Steuern, nur die Narren nicht. Für diese ist die Lotterie, da man eine besondere Steuer nicht auf die vielen Narren legen kann. Merk's! Klug war der Napoleon, das muß man ihm lassen! Wie innniglich freut man sich eines, wenn auch sauern Erwerbs! Wie hält man ihn in Ehren! Wie schläft man so gut nach einem fleißigen Tage, und wie leicht und froh ist das Herz! Drum du treufleißiger Mensch, halt' an und aus! Was du dir mit Gottes Hilfe und Beistand redlich erwirbst, da ruht ein Segen drauf. Das ist dein von Gottes und Rechtes wegen, und das ist das Meisterstück des Lebens und einer nützlichen Thätigkeit. Gönne Jedem das leichtererbte Gut und freue dich deines sauererworbenen, auch wenn es klein und geringe, wenn es

nur rein ist und kein unrechter Kreuzer dabei ist, denn der frißt Tausend Gerechte, weil er sie mit sich in den Untergang reißt, der unrechtem Gute nie ausbleibt. Selbst verdient bleibt ein Meisterstück!

21. Wie sich einmal Zwei die plündernden Franzosen vom Leibe hielten.

Das was ich da als Ueberschrift hingesetzt habe, war in den Neunziger Jahren ein Kunststück, das Viele nicht verstanden (meine Eltern auch nicht!), und daher die Zeche, wie man sagt, mit ihrem ganzen Vermögen bezahlten. Die Franzosen waren damals, wie das falsche Geld, sie kamen immer wieder zurück. Das Verstecken half auch nicht immer, denn sie verstanden sich auf den Artikel, und das Bajonet oder der Säbel auf der Brust ist ein Zwangsbote, der Etwas auf sich hat, und nicht lange das Hin- und Herreden zuläßt.

Dennoch ist es Manchen geglückt, das Ihrige zu erhalten, und zwei Fälle möcht' ich gerade hier einmal erzählen.

In einem rheinischen Dorfe lebte Einer, ich könnt' ihn auch nennen und das Dorf dazu, wenn's nöthig wäre — der schlug, als die Franzosen in's Dorf drangen, schnell die Fenster seiner Wohnstube ein, warf darin Stühl' und Tische über den Haufen, trug eine leere, alte Kiste hinein, deren Deckel er weit aufmachte. Darauf lief er in die Küche, nahm alles irdene Kochgeschirre, Kaffetassen und Kannen, und schmiß sie in der Hausflur kurz und klein, und ließ die Bruchstücke überall herum liegen. Die Thüren sperrte er weit auf, und dann machte er sich mit Weib und Kind aus dem Staube, und ließ Alles im Stiche.

Natürlich kamen die guten Freunde, die angeblich Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe brachten, auch an dieses, dem Ende des Dorfes nicht ferne liegende Haus; als sie aber die Greuel der Verwüstung sahen, sagten sie zu einander: Da waren sie

schon! Da ist nichts mehr zu holen, denn die Spuren verrathen's deutlich! Zogen ab und — der Pfiffikus behielt Alles, bis auf das zerschmissene Geschirre, das nicht viel werth war.

Anders machte es ein Anderer, aber auch gut. —

Als die Franzosen von Mainz her durch die Pfalz zogen, hatten sie nicht viel Zeit, aufzuräumen. In dem Dorfe Frankweiler bei Landau drangen indessen mehrere in das Haus eines alten Mannes, Namens Anlag, setzten ihm die Gewehre auf die Brust und verlangten sein Geld. Sie mißhandelten ihn so unmenschlich, daß der Greis an den Folgen etwas später starb. Damals ging's alle Tage so, und immer neue Haufen und Regimenter folgten sich schier auf dem Fuße. Unter Allen aber waren die reitenden Chasseurs die Schlimmsten, die fürchtete man, wie die Pest, denn sie ließen nichts liegen, als — glühendes Eisen und Mühlsteine. Der alte, damals schon kranke Vater zitterte vor Entsetzen, als er die Trompeter hörte. Das sind Chasseurs, rief er bebend aus; Gott sei uns gnädig! Das sind lauter gestempelte Unholde! —

Der Sohn des Greises H. A. Anlag erschrack nicht weniger, als sein Vater, der schon an den Folgen der empfangenen Mißhandlungen schwer litt. Er fürchtete mit Grund, es möchten sich ähnliche, wenn nicht schlimmere, Auftritte wiederholen und sann, wie er den Anprall abhalten könne von seinem Hause. Da fiel sein Auge auf den Bienenstand. Bienenzucht trieb Vater und Großvater schon mit gutem Erfolge, denn der Bienenstand im Hofe zählte seine Hundert und zwanzig Jahre des Bestehens. Mit dem Blicke auf diesen Ort so friedlicher Thätigkeit zahlloser Thierlein, kam ihm der Gedanke an den Zorn und die Rachsucht der kleinen Thierchen. Als er daher die Hufschläge der Rosse der Chasseurs in der Nähe des Hofthors vernahm, eilte er zum Bienenstande und ergriff einen Korb, darinnen ein recht gesundes, daher lebendiges, und eben daher auch leicht zornmüthiges Völklein seßhaft war, hob ihn herab vom Brette, wo er gestanden und schüttete ihn gerade in's offene Hofthor

aus, indem er sich so schnell als möglich aus dem Staube machte. Im wildesten Zorne über den gestörten Hausfrieden, brummten und summten sie in rasendem Gewirre und weiten Kreisen umher. Sie suchten den Feind, der ihnen Leid und Schmach zugefügt. Da nahten die ersten Chasseurs in raschem Trabe, nach allen Seiten die lüsternen Blicke wendend, nach Häusern, wo noch ein Hühnlein zu rupfen sein möchte; aber in demselben Augenblicke warf sich der zornige Bienenschwarm auf Roß und Reiter! Die Pferde rissen in natürlichem Triebe der Furcht vor den kleinen, giftig stechenden Feinden aus, und in blinder Hast davon, und die Reiter waren froh über die rasende Hast, denn sie fühlten bereits des Zornes Früchte von diesem grimmigen Feinde. Kaum sahen die nachfolgenden Reiter die rasende Flucht der Ersten, an deren Spitze der Obrist ritt, da meinten sie, es sei ein Commandowort, das den Ritt beflügle und vielleicht sei der Feind nicht ferne. Kopfüber folgte das ganze Regiment, und immer weiter und weiter jagten sie, bis kraftlos die Pferde fast unter dem Schmerz der Bienenstiche erlagen. So war in wenigen Minuten das Dorf leer, und für's Erste gerettet durch den guten Gedanken Heinrich Adam Anlag's. Der Bienenstand, der damals rettete, steht heute noch, und H. A. Anlag pflegt heute noch die Thierlein. Prosit! rief ich aus, prosit den Franzosen! Der Honig, so süß und fein, wär' ihnen freilich lieber gewesen, als die Stiche, die sie davon trugen. Nun, mir auch! — aber es hatte gedeihen, das war die Hauptsache!

---

22. Der Vergelter wacht!

I.

Es sind nun fünf volle Jahre, da machte der Spinnstubenschreiber mit einem alten, lieben Freunde (dem er hier einen Gruß von Ostende aus sendet) eine Reise nach Bayern, Tyrol, Vorarlberg und die Schweiz. Ihn trieb ein langes

Jahr des Sitzens und Arbeitens hinaus in Gottes Welt, daß er sich wieder erhole und erstarke. Natürlich bringt Unser einer da wohl Etwas mit heim, und der liebe Leser darf es glauben, daß er dabei auch an ihn und an die Spinnstube gedacht hat.

Von Bamberg nach Schweinfurt mußten die Zwei über Land die Reise machen. Sie fanden, was mir allein gewiß nicht passirt wäre, einen Wagen, der nach Schweinfurt zurückfuhr und mietheten ihn um ein Billiges für sich. Gleich d'rauf, als die Freunde ihren Kaffe tranken, kam der Wirth und sagte: Wären die Herren vielleicht geneigt, noch Jemanden in den Wagen zu nehmen? Es ist ein Flößer oder Holzhändler von Kronach, den ich wohl kenne; ein respektabler Mann, wenn auch schlicht und einfach.

Den Freunden war das Recht, und der Eine sagte: Spinnstubenschreiber, das ist Etwas für Euch! Da könnt Ihr auf den Fang ausgehen. Der muß Euch Geschichten erzählen! —

Der Spinnstubenschreiber sagte d'rauf: Laßt mich machen, Freund. Ihr faßt mir ihn zu eckig an. Ich weiß besser den Krahnen aufzudrehen, daß der goldne Wein riesele!

Meinetwegen, brummte der, und bald darauf, als wir schon bequem im Wagen saßen, kam Nr. 3, ein alter, langer Mann im langen Tuchrocke und hohen Wasserstiefeln; hatte ein treuherzig Wesen, wenig Zähne mehr, aber trank gern „a Bier" und rappelte prächtig. Ich gleich an ihn, und ehe ein paar Minuten 'rum waren, war die beste, gemüthlichste Unterhaltung im Gange, und der freundliche Mann erzählte die nachfolgende Geschichte aus der jüngsten Zeit, deren Wahrheit unzweifelhaft, weil verbürgt ist. Er gab mir die Erlaubniß, sie in der Spinnstube drucken lassen zu dürfen, und nannte Namen und Wohnort, daß ich mich auf ihn berufen könne.

In unserer Gegend, erzählte der ehrliche Flößer, ist es, wie auch wohl anderwärts im Reich, die Gewohnheit der Bauern, ihre Pflüge und Eggen auf dem Felde zu lassen. Das sind dann ganz unberührbare Heiligthümer, an denen

sich Niemand vergreift. Das Gsetz würde ihn, wär' Einer so Gottesvergessen, gewaltiglich strafen. Nun grenzen da oben mehrerer Herren Länder zusammen und es könnt' schon mancher Maleſizſtreich geschehen, geschieht und geschah aber nicht seit vieler Menschen Gedenken, als einmal. — Nämlich, es kam einmal in einem großen schönen Dorfe (er nannte auch den Namen, den ich aber leider vergessen habe) vor, daß Nachts an allen Pflügen, Eggen und Wagen Alles Eisenwerk abgeschlagen wurde, das nur daran war. Das machte ein unerhörtes Aufsehen und brachte in die landwirthschaftlichen Geschäfte eine heillose Verwirrung. Man forschte, untersuchte, wachte — aber den abscheulichen Dieb entdeckte man nicht.

Da blieb nichts Anderes zu thun übrig, als daß man zu dem im Dorfe wohnenden, sehr geschickten Schmied ging und es sich für schweres Geld neu machen ließ.

Seppel, sagte der zu seinem kräftigen Lehrling, der nahe daran war, Gesell zu werden, da können wir uns rühren, wenn wir in kurzer Zeit alle die Pflüge und Wagen neu beschlagen und in die Eggen neue eiserne Zähne machen sollen! Aber es ist ein Verdienst, der nicht alle Tage vorkommt, so wollen wir uns denn auch rühren, und du sollst auch wissen, warum? —

Die Zweie arbeiteten denn auch im Schweiße ihres Angesichts Tag und Nacht, und als sie die Arbeit endlich fertig hatten, da schmunzelte der Schmied und zählte die neuen, schönen Guldenstücke mit des Königs Bild, und schenkte dem Seppel auch ein Paar davon, was dem blutarmen Buben recht zu Gute kam, der dazumal für den Winter ein neues, warmes Tuchwamms brauchte.

Soviel aber auch die Polizei herumschnüffelte und der Landrichter aufpaßte, den Dieb fanden sie nicht.

So wurde nach und nach die Sache vergessen. Der Winter, wo Jeder sein Geräthe im Hause, oder wo er kann, unterstellt, ging herum und die Frühlings-Aussaat begann, und wieder standen die Ackergeräthe ruhig und unbewacht auf dem Felde. Aber Alles blieb ruhig und stille. Man

meinte, der Eisenwerksdieb müsse über die nicht sehr ferne Grenze herübergemaust haben, und er würde sich's vergehen lassen, dasselbe Stücklein noch einmal zu probiren. Die Flurschützen sagten: Sie blieben auch weiter, als Mitternacht, draußen; aber daran war kein wahres Wort. Sie lagen, wie es dunkelte, schon auf dem Ohr, und ließen Gottes Wasser über Gottes Land laufen. — Hätte der Dieb gewollt, er hätte wieder Alles holen können! Da gab's, so um die Mitte des Septembers, eines Morgens wieder ein Halloh durch's Dorf, als sei der Welt Untergang nicht ferne, denn wieder war das Eisenwerk an allen Pflügen, Wagen und Eggen, die auf der Ortsflur standen, rein weggefegt, wie das vorige Mal, und von dem Nachbardorfe kam die Kunde, daß in der Nacht vorher wenigstens an zwanzig Pflügen und Eggen dasselbe Meisterstücklein gemacht worden sei. Das war denn doch über das Bohnenlied! Einer konnte das nicht gethan haben, denn er hätte ja das Eisen nicht einmal heimtragen können. Es mußten mehrere Helfershelfer gewesen sein. Man untersuchte die Spuren; aber die meisten Bauern ließen die Ackerwerkzeuge neben dem Fahrwege stehen, und wo sie etwa in den Aeckern standen, da sah man viele Tritte, die aber alle nach dem Flurwege führten, und wohin sich von da die Diebe gewendet, das blieb zweifelhaft. In den nahen Dörfern that man von Haus zu Haus die genaueste Haussuchung, aber das Alles hatte auch nicht den geringsten Erfolg, ebenso wenig, wie im eigenen Orte, wo sie auch geschah.

Der Dieb meint's gut mit dir, sagten die Bauern zu dem rastlos mit seinem Seppel arbeitenden Schmied, und der erwiederte lachend, wenn er entdeckt wird, nehm' ich ihn zum Pathen bei dem Nächsten! Die Bauern lachten, so säuerlich ihnen auch zu Muthe war, denn es kostete viel Geld, und der Schmied machte wieder seinen Schnitt und der Seppel erhielt wieder Geld zu einem neuen Wamms, das er auch ehrlich verdient hatte.

Eigentlich kamen die Bauern so nach und nach auf einen eigenen Gedanken. Das Eisenwerk war abgeschlagen, ohne

daß das Holzwerk viel verletzt war; man konnte sagen: kunst- oder handwerksmäßig, oder kundig. Entweder verstand der Dieb Etwas vom Schmiede-, oder vom Stellmacher- oder Wagnerhandwerke, sonst hätte er's so gar nicht fertig gebracht. Als sie den Schmied darauf aufmerksam machten, meinte der auch, das sei ihm entgangen, aber die Bemerkung sei vollkommen richtig.

Aber Alles half nicht. Es zeigte sich auch nicht die allerleiseste Spur, ja was noch mehr war, nicht einmal ein Verdacht. Die Schmiede und Wagner in den Orten, die etwa benachbart waren und auch weiterhin, waren wohllebende, brave Leute, deren Ruf unbefleckt war. Auch hatten sie sich gerne der Haussuchung unterwerfen und man hatte keine Spur gefunden, die auf Schuld oder Mitschuld hingewiesen hätte.

Es ist recht seltsam, sagten die Bauern in den Spinnstuben und Masen, daß der Dieb den Herbst abwartet. Das ist seine Zeit. Im Frühling kann man ruhig schlafen. Sicher! meinten die Flurschützen und schliefen im Frühlinge, wie im Herbste ganz kummerlos und ruhig. Der Dieb hätt's ruhig wieder versuchen können. Den ganzen Winter über hatten die Bauern zu reden und sie zerbrachen sich die Köpfe weidlich, wie es doch nur der Dieb angefangen haben möge und, meinten sie, wenn der Herbst wieder käme, dann wollten sie es gescheidter machen, nämlich so, daß mit den Flurschützen je ein Theil der Gemeinde heimlich Wache hielten. Das wäre jedenfalls sehr gut, meinte der Schmied und — in der folgenden Frühlingsnacht geschah zum dritten Male der unbegreifliche Diebstahl!

Wir werden Bettler, wenn das so fortgeht! riefen die Bauern, und der Landrichter wurde versetzt, weil er keine feine Spürnase hatte; es kamen zehn Gensd'armen in's Dorf, und nun mußten auch die Flurschützen gehörig d'ran, die von lauter Spazierengehen so faul wurden, daß sie die Beine nicht vor einander setzen mögen und den Lohn dazu von der Gemeinde kriegen. Aber auch dieses Mal ging es, wie früher. Man fand den Dieb nicht, obgleich der neue

Landrichter von der Polizei in Nürnberg war, wo sie von Alters her „keinen Spitzbuben eher hängen, als bis sie ihn haben," und seit Caspar Hauser's Zeiten so extra schlau geworden sind, daß sie es den Schelmen anriechen, was sie sind. — Item der Pfiffikus fand den Dieb so wenig, als der ehrliche Baireuther, der vor ihm da war, und die Gensd'armen kriegten auch kein Fanggeld, und die armen Flurschützen waren umsonst um Mittag- und Nachtschlaf geprellt.

Es blieb so lange ruhig, bis die Gensd'armen abzogen, das Gemeindewachen den Leuten lästig wurde, und die Flurschützen im Schlafen nachholten, was sie in der langen Zeit des Aufpassens versäumt. Aber nun ging's in der Nachbargemeinde los. Da wurden aber nicht alle in einer Nacht, sondern flurweise die Eisenbeschläge abgemacht; dann wieder auf der Flur eines anderen benachbarten Dorfes. Man meinte, der Dieb müsse sich unsichtbar und unhörbar machen können! Seit drei und einem halben Jahre ging nun dies so fort und wurde nie entdeckt! Das war denn doch zu dick und zu arg!

Aber damit, schien's, sollte auch der Dieb genug haben. Es hörte auf, und nur hier und da kam es späterhin an einem oder zweien der Pflüge der reichsten Bauern vor, aber sehr selten.

Der Schmied aber, bei dem Seppel lernte, hatte Geld verdient, wie Bachwasser, und war ein sehr wohlhabender Mann geworden, der sich einen der besten Aecker nach dem andern kaufte, wenn sie auf den Strich kamen; aber das war natürlich, der hatte ja gewonnen, als die Andern verloren; er hatte seinen Schnitt am Eisen gemacht, und den Arbeitslohn extra dazu!

II.

Wir müssen in unserer Geschichte einmal um etwas weniger als vier Jahre zurückgehen, um ein Dunkel aufzuhellen, das bis jetzt unerklärlich über einem so argen, als kühnen Raube lag.

Da saß einmal der Schmied und sein Schwager, ein verschmitzter, böser Mensch, zusammen. Der Schmied hatte wenig Arbeit und klagte darüber, und so gab Ein Wort das Andere, bis der Schmied einen Gedanken aussprach, der dem

Bauer, wie ein Blitz, in die Seele fuhr. Er meinte: Es wäre doch ein ebenso wohlfeiler und pfiffiger, als nagelneuer und einträglicher Streich, wenn man an allen den Pflügen das schwere Eisen, und an allen den Eggen die eisernen Zähne abschlüge. Man hätte das Eisen und bekäme es für Neues bezahlt, und den Arbeitslohn dazu!

Ja, sagte der Schwager, und seine Augen blinkten in einem unheimlichen Feuer, das wär' ein Fang, der Einem was einträge, aber wohin das viele Eisen thun, wenn Haussuchung gethan würde? —

Da wüßte ich Rath, sagte schlau lächelnd der Schmied, und keine Spürnase könnte den Versteck entdecken!

Wo denn? fragte der Schwager und neigte sich, fast zitternd an allen Gliedern vor Gier, weit gegen den Schmied vor.

Vorigen Winter, nahm der Schmied das Wort, rückte ich einmal das ungeheuere Ambosklotz von der Stelle, denn es klang immer so hohl, wenn ich klopfte und hämmerte; da wollt' ich einmal sehen, wie das wäre. Der Seppel half mir dabei und — was meinst du, was d'runter war? Ein Gewölbchen, fast wie eine Bastion auf einer Festung und Mauern, ein paar Schuhe dick, und eben d'rauf lag das ungeheuere Klotz, d'rauf der Ambos steht. Ich stieg hinab, weil ich glaubte, da unvermuthet einen Schatz zu finden; aber — Pfeffernüsse! Es war nichts darinnen. Ich sann nach, zu was das kleine Gewölbe einmal sollte gebaut werden sein, und wurde der Meinung, daß es zum Verbergen von allerlei werthvollen Sachen im Kriege bestimmt war. Ich sage dir, es findets kein Mensch, und Niemand argwöhnt oder vermuthet, daß Etwas da sei. Viele Centner Eisen könnten da liegen, ohne daß man sie entdecken könnte.

Beide werden über ihren Streich einig; aber der Seppel, der Seppel! sagte der Schmied.

Der Knabe war aus einem etwas entfernten Dorfe, braver Leute Kind, christlich und rechtschaffen erzogen, eine grundehrliche Seele, der vor einem Unrecht zurückbebte, aber arm war er, wie Hiob. Fortschicken konnte man ihn nicht, denn er stand für seine Lehre, weil er zu arm war, Lehrgeld zu bezahlen. Dabei war der Knabe stark und kräftig, und führte seine Schläge, wie Einer von zwanzig Jahren.

Laß mich machen, sagte der Schwager, ein boshafter Mensch. Er nahm den Knaben allein; drohte ihm mit allem Schrecklichen, wenn er nicht helfe, versprach ihm aber im andern Falle eine gute Belohnung.

Der arme Seppel versprach Alles, und schwur dem bösen Menschen einen schrecklichen Eid auf das Cruzifix, daß er nicht nur helfen, sondern auch schweigen wolle. Nun war Alles in der Ordnung. Der Raub wurde seltdritt ausgeführt und das Eisen in dem verborgenen Raume untergebracht, und keine Seele dachte an den Schmied, der, wie schon erzählt wurde, Tag und Nacht arbeiten mußte, um die nothwendigen Geräthe wieder in einen brauchbaren Stand

zu stellen. Am Tage verarbeitete er, sofern nämlich Zuschauer in der Schmiede waren, neues Eisen, allein in der Nacht wurde aus dem sicheren Verstecke das Alte herausgenommen, unkenntlich gemacht und dann mit dem alten Eisen fortgefahren, bis Alles hergestellt war, und die Bauern ihr eigenes Eisen dem Schmiede theuer bezahlten und den Lohn dazu gaben. So trieb es der Schmied bald im Großen, bald im Kleinen, nämlich hier und da einen Pflug herausbend, jahrelang, ohne daß auch nur der geringste Verdacht auf ihn gefallen wäre. Der Seppel hielt reinen Mund und bekam den Abfall vom Diebsgeschäfte.

Aber nun war Seppel's Lehrzeit um. Er sollte auf die Wanderschaft gehen. Der Meister gab ihm die besten Worte, daß er als Geselle bei ihm bleibe, und Seppel ließ sich durch einen reichlichen Lohn bestechen. Natürlich war es dem Meister darum zu thun, einen starken Gehülfen bei seinen nächtlichen Raubgängen zu haben und zugleich Seppel's Mund zu schließen. Indessen ging das auf die Dauer doch nicht. Seppel wurde von den jungen Leuten geneckt, er sei eine Haushutsche, die sich fürchte, in die Welt zu gehen, weil sie meine, die Wölfe fräßen sie auf. Andere riethen eindringlicher, er solle wandern; so sei es Zunftgebrauch, und wer als Handwerker nicht in der Welt gewesen sei, der gälte doch ein Nichts. Das wirkte bei Seppel und er sagte das seinem Meister. Der wollte nicht recht d'ran, aber der Seppel bestand darauf und es ließ sich Nichts d'ran ändern. Da fiel's denn dem Meister erst recht schwer auf das Herz, daß Seppel wohl einmal plaudern möchte. Auf der andern Seite war er froh, ihn, den einzigen Zeugen seiner Thaten, auf den er nicht ganz sicher zählen konnte, recht weit weg zu wissen.

Seppel war in der langen Zeit, wo er Gehülfe des Diebes gewesen war, ziemlich verhärtet worden, und da ihm der Meister nur süße Worte gab, auch frech. Nun sollte er in die Welt hinaus und ein Felleisen fehlte, derbe, gute Kleider fehlten und zu dem Allem das Geld.

Der hat am Raube Profit genug gemacht und ist ein

reicher Mann geworden, ſagte Seppel zu ſich. Er kann mir auch das geben, was ich nöthig habe. Auch das ſagte er mit frechen Worten dem Meiſter. Der erſchrack heftig; denn er wußte ſich in der Gewalt des jungen Geſellen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als alle ſeine Forderungen zu bewilligen. Er ging nach Kronach; kaufte Alles, was nöthig war, und gab dem Seppel nicht nur ſeinen vollen Lohn, ſondern auch ein beſonderes Trinkgeld dazu; aber Seppel mußte abermals einen fürchterlichen Eid ſchwören, über Alles, wie das Grab, zu ſchweigen. Als dies geſchehen war, richtete der Meiſter noch ein Abſchiedsmahl an, wie es Sitte war, wobei ſein Schwager mit zu Tiſche ſaß, und am andern Morgen geleiteten die Kameraden den Wanderburſchen bis zum nächſten Dorfe, bis wohin ſie ihm abwechſelnd das Felleiſen trugen, und dann wurde bei'm Bier Abſchied getrunken, und Seppel zog gutes Muthes ſeine Straße.

Dem Schmied war es erdenwohl, als nun Einer fort war, der darum wußte, wie das Eiſen von den Pflügen in ſeinen Verſteck gekommen war, und doch wurde es ihm auch wieder recht bange und ängſtlich, wenn er daran dachte, daß der leichtſinnige Junge vielleicht einmal im Trunke ausplaudern könnte, was ſie gethan. Dann warf er ſich rubelos auf ſeinem Bette herum und der eiskalte Schweiß trat mitten im Sommer auf ſeine Stirne. Das war aber nur ſo in der erſten Zeit, als Seppel auf der Wanderſchaft war; als es aber ſtille blieb und Niemand Etwas von dem wandernden Seppel erfuhr, da gewann er wieder Muth. Auch ſagte der Schwager zu ihm: Du Einfalt, meinſt der Seppel zeige dich an? Er wär' ja dann auch mit an der Keit, denn er hat ja geholfen! Sei kein Narr, und quäle dich nicht mit ſolchen Gedanken. Es kräht kein Hahn darnach. Ueberdies haſt du ihm hundert Thaler verſprochen, wenn er zurückkommt und ſich in ſeinem Dorfe als Meiſter ſetzen will. Das iſt auch ein ſilbernes Schloß an ſeinem Munde, das ſchon feſtgehalten werden kann bei einem Burſchen, der ſo arm iſt, wie eine Kirchenmaus. Ich laſſe mir kein graues Haar darüber wachſen, und mir ging's ja ſo gut an den

Kragen, wie dir. Drum sei kein Narr und mach's, wie ich! Das waren Worte, die bei dem Schmiede durchschlugen und ihm wieder völlig in den Sattel halfen, aus dem ihn sein erwachendes Gewissen herausgeboben.

Es ist aber mit der Sünde ein entsetzlich Wesen. Sie bleibt nie stehen. Der Teufel reizt allerzeit und die Habsucht ist ein Nimmersatt, und wenn sie noch so viel hat.

Der Schmied dachte immer an das wohlfeile Eisen, das er so theuer an den Mann gebracht hatte, als nämlich endlich das Loch unter dem Ambos leer war. Allemal, wenn er in die Stadt zum Eisenhändler ging und die schweren Stangen den weiten Weg heimtrug oder auch langsam mit seinen Ochsen heimfuhr, dachte er an das viele Geld, das er dafür hatte geben müssen und wieviel weniger nun herauskomme. So hob die böse Lust denn die Flügel wieder, und sein Schwager, der ja auch ein Freund davon war, zu erndten, wo er nicht gesäet hatte, war auch gleich bei der Hand. So machten sich denn die Zwei wieder dran, so hier und da, und je und dann einem Pfluge das Eisen abzuziehen, und zwar nicht blos auf der eigenen Gemarkung, sondern rechts und links auf den benachbarten.

Die Schützen wachten — bis neun Uhr Abends, aber verbießen sich, sie seien die ganze Nacht auf dem Felde. Das wußte nun Niemand besser, als des Schmieds Schwager, dessen Haus gerade zwischen den Häusern der beiden Flurschützen mitten inne lag. Der paßte es recht ab und es ging vortrefflich. Um den Leuten rechten Sand in die Augen zu streuen, machten sie das Eisen an ihren eigenen beiden Pflügen zu verschiedenen Zeiten auch einmal ab und hantirten dann ärger, als die Andern Alle zusammen.

Und so ging's denn wieder fort, das Diebshandwerk, und der Schmied wurde ein reicher Mann und sein Schwager auch, aber sie hielten weislich ihren Reichthum geheim, daß die Leute nicht dahinter kämen.

Derweilen war denn der Seppel gewandert durch die sächsischen Herzogthümer, Braunschweig und Hannover; hatte hier und da lange in Arbeit gestanden, und seine Meister

hatten ihn überall gerne gehabt, da er fleißig und brav war.

Der Seppel war so Einer von der Art, die sich leicht leiten lassen. Da ist's von dem Lenken und Leiten abhängig, ob's zum Guten oder Bösen geht, je nachdem es kommt und die Gesellschaft ist. Es war kein Fall vorgekommen, daß ihm ein Meister einen Spitzbubenstreich, wie etwa sein Lehrmeister vorgeschlagen, und so machte er denn auch Keinen. Es gefiel ihm draußen ganz wohl, und weil er schönes Geld verdiente, sich hübsch und gut kleiden konnte, es ihm auch nicht an Geide fehlte, um sein Bier nach heimatlichem Gebrauche zu trinken und einmal zu Spiel und Tanz zu gehen, so dachte er nicht an's Heimgehen und sich setzen, und sein Vater war damit einverstanden, denn der alte Schmied im Dorfe war noch rüstig und sein Vater hatte, ohne ihn, noch ein Nestlein voll Kinder zu ernähren, die ihm heiß genug machten.

So waren drei Jahre in's Land gegangen und das Vierte hinterdrein. Erst im fünften, als er wieder in der Nähe seiner Heimath war, und in Gotha, bei einem Kurschmied in Arbeit stand, wurde es anders, und das kam so. — In seinem heimathlichen Dorfe lebte ein Bauer, der vier Töchter hatte, davon Eine immer schöner, als die Andere war, die aber alle Viere viel ärmer waren, als ihr Vater und zwar darum, weil er noch das Bischen Hab und Gut zusammen hatte und vertheilt unter die vier Mädel, immer Einer nur ein Viertel des winzig kleinen Ganzen zugefallen wäre. Da hieß es denn: Gehet dienen! Und sie thaten auch so, wie sie der Vater geheißen.

Mit dem Seppelchen war das Kathel in die Schule gegangen und nun diente es neben dem Kurschmiede, bei dem er als Geselle stand, und war eine Jungfrau geworden, wie Milch und Blut. Er hatte die Kathel nicht wiedergesehen, seit er bei dem Schmiede in der Lehre gestanden, der ihn die Pflüge zu bemauen gelehrt, und da machte sich's federleicht, daß aus der Landsmannschaft eine Liebschaft wurde, denn der Seppel war ein prächtiger, großer, stattlicher Mensch

geworden, der schon einem Mädel gefallen konnte, auch wenn's nicht seine Landsmännin gewesen wäre.

Die Zweien waren bald einig, daß die Kathel Frau Meisterin werden sollte, wenn der Seppel Meister würde geworden sein und eine Schmiede habe. Dahin war aber der Weg gar nicht so weit. Er hatte seine drei Wanderjahre hinter sich; es graute ihm, da er sein Handwerk aus dem Fundamente verstand, vor dem Meisterstücke nicht, und in seines Vaters Häuslein war, da die Mädchen auch dienten, und die Buben bei'm Handwerk waren oder Soldaten, noch Raum für die bescheidenen Ansprüche des jungen Paares, dem der Himmel voll Geigen hing, darauf die lieben Engelein fein lustig aufspielten — und zu allerletzt — es war ein Plätzlein dabei, groß genug für eine Schmiede und — der Meister hatte ihm hundert Gulden zugesagt, wenn er wieder käme und sich setzen wollte. Das reichte aus zur Schmiede und Kathel, die ein gar brav und verständig Mäd-

chen war, hatte ihren Lohn nicht vertändelt, sondern sich ein prächtig Bett angeschafft und auch schon dies und das für die Haushaltung und noch drei Jahre Lohn bei der Herrschaft stehen. Da war ja gar keine Rede weiter. Nun kam überdies noch ein Brief von Seppel's Vater, darin hieß es: Nun mach', daß du heimkommst. Der alte Schmied ist gestorben. Man kann sein Häuslein sammt der Schmiede für so und so viel kaufen. Der Seppel und die Kathel rechneten und es kam fast soviel mit des Seppel's Hundert und ihrem Lohn zusammen, daß sie Alles an sich kaufen und bezahlen konnten. Da war denn für den Seppel kein Haltens mehr. Er schnallte sein Felleisen, drückte seine liebe Kathel an's Herz und sagte: Wenn's gut geht, sind wir in drei Monten Mann und Frau! Und die Kathel gab ihm ihren Lohn baar mit.

III.

So ist denn der Seppel nicht geschlendert, sondern hat rüstig ausgegriffen mit seinen tüchtigen Beinen und war bald daheim. Blitzschnell schloß er den Kauf ab und bezahlte der Kathel ihren Lohn gleich baar drauf, ging zum Pfarrer, bestellte das Aufrufen und sagte dann zu seinem Vater: Ich habe noch so viel zu thun und bitt' Euch darum, geht für mich hinüber zu meinem alten Lehrmeister, thuet ihn freundlich von mir grüßen, und saget ihm, er solle so gut sein und Euch die hundert Thaler geben, die ich von meinem Lohne noch bei ihm stehen habe! Der Vater machte große Augen, daß sein Sohn so viel Geld bei dem Meister stehen und ihm doch davon nie was gesagt habe; aber er machte sich auf den Weg, und ging hinüber zu dem Meister, den Gruß und den Auftrag zu bestellen.

Es ist, liebe Leser, eine merkwürdige und verwunderliche Sache mit dem menschlichen Herzen. Angenehme Vorstellungen aus der Vergangenheit ruft es sich gerne in's Andenken und erfreuet sich dran; aber unangenehme und bittere, solche, die im Gewissen einen Dorn zurücklassen, die möchte

es gerne von ſich weggebannen, daß ſie nimmer wiederkehrten — wenn es könnte. —

Unſerem Schmiede, der die Pflüge vom Eiſen kahl machte, um ſie für ſchweres Geld wieder mit demſelben Eiſen zu beſchlagen, war der Gedanke an den Seppel auch ſo Einer, dem er gerne für ewig Valet gegeben hätte, wenn es nur gegangen wäre. Er erkundigte ſich, ſo oft er Einem aus Seppel's Serie begegnete, angelegentlich darnach, ob der Seppel wohl bald heimkommen würde? Gar manchmal war ihm der teufliſche Wunſch in die verruchte Seele gekommen, daß doch der Seppel todt ſein möchte, weil ihm dann der Mund für immer geſchloſſen wäre. Der Seppel war ihm ein rechtes Schreckbild. Wie er in ſeiner kindiſchen Einfalt mit gewerkelt hatte, wie er in dieſer Einfalt bis jetzt geſchwiegen, ſo konnte er, wenn er heimkehrte, auch einmal in ſeiner Einfalt plaudern. Und, hatte er nicht erfahren, daß der Seppel unlest, vorbeugt auf ſein Mitwiſſen, frech geworden war und halb und halb den Herrn im Hauſe geſpielt und ihm Geld abgepreßt hatte, ſo konnte er jetzt wieder kommen und noch frecher geworden ſein. Was dann? Er mußte ihm mit Geld den Mund ſtopfen, und der Burſche konnte ihm, möglicher Weiſe, ſo viel ablunken, daß er wieder ein armer Mann werden mußte.

Das waren die Gedanken in des Schmieds Seele, die ihn Tag und Nacht quälten, wie auch ſein Schwager ihn zu beruhigen ſtrebte. Mit ſeinem wachſenden Vermögen war nämlich der Schmied ein Geizhals geworden, und der Apoſtel ſagt, daß der Geiz die Wurzel Alles Uebels ſei und der Judas, der den Herrn und Heiland um dreißig Silberlinge verrieth, iſt der Beweis dazu.

Der Geiz hatte ſich ſeiner Seele ſo durch und durch bemeiſtert, und ihn in der Weiſe zu ſeinem Sclaven gemacht, daß er in wahre Verzweiflung gerieth, wenn er daran dachte, was er dem Seppel verſprochen, und der Teufel gab ihm allerlei Pläne ein, wie er der Schuld möchte ledig werden.

Freilich, als von dem Seppel Niemand Etwas wußte und vernahm, da hielt er ihn für todt und ſeitdem war er

dann und wann wieder einmal ruhig und froh geworden. Da klopfte es eines Sonntagmorgens an seine Stubenthür und es fuhr ihm ein Todesschrecken durch die Seele. Unwillkürlich mußte er an den Seppel denken. Auf sein: Herein! das er mit zitternder Stimme halblaut aussprach, trat richtig der ihm wohlbekannte Vater Seppel's herein. Der Schmied war allein in der Stube, da seine Frau in die Küche gegangen war.

Wenn der Tod einen Menschen anrührte, könnte sein Schrecken nicht größer, sein Erbleichen nicht gründlicher, sein Erzittern nicht gewaltiger sein, als es des Seppel's Vater jetzt an dem Schmiede wahrnahm.

Seppel's Vater blieb so betroffen stehen, daß er selbst den: Guten Morgen oder: Gelobt sei Jesus Christus! vergaß und vielmehr ausrief: Schmiedmeister, was ist Euch denn? Man meint ja, ich wär ein Schrecken für Euch, so entfärbt, entsetzt und gebärdet Ihr Euch? Soll ich Eurer Frau rufen? Ist Euch übel?

Damit trat er zu ihm und faßte ihn unter den Armen, denn es gemahnte ihn, als wolle der Schmied ganz unkräftig werden und in eine Ohnmacht fallen.

Das aber trug dazu bei, daß der Schmied sich wieder sammelte und ermannte, und es versuchte, sein Entsetztwerden zu bemänteln.

Ach, sagte er, sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend, nehmt's nicht für ungut! Ihr seid nicht Schuld dran. Seit Kurzem überfällt es mich gar oft und plötzlich so und wird mir so raubelich, als ob mich ein Schlag rühren wollte. Es ist ein übel Ding, aber es geht auch schnell vorüber, wie Ihr gleich sehen werdet. Setzet Euch derweile ein Bischen und lasset mich nur hinaus an die Luft und einen Trunk Wasser genicken!

Damit setzte sich kopfschüttelnd Seppel's Vater und der Schmied ging hinaus; blieb ein halbes Viertelstündlein draußen und kam dann wieder herein; sah wieder gut aus, setzte sich freundlich zu dem Bauer; holte ihm dann Essen und einen Schnaps herein und fing so frisch mit ihm zu reden an, als ob gar Nichts geschehen wäre.

Als nun Seppel's Vater, der eine gute, breite Klinge schlug, Ein Stück Brotes nach dem Andern von dem Laibe herabschnitt und, mit Butter bestrichen, verarbeitete mit seinen gesunden Zähnen, hatte sich der Schmied ganz zurecht gefunden, und fragte: Wie es doch um den braven Jungen, den Seppel, stehe, von dem er seit unvordenklichen Zeiten ja kein Sterbenswörtchen mehr gehört? Ob er noch lebe? Ob er recht groß und stark geworden, und frisch ausschaue? Ob er sich verheirathen wolle, wo und mit Wem?

Darauf antwortete der Vater kauend, ruhig und verständig, daß Nichts dahinten blieb; ärgerte sich aber doch heimlich und innerlich über den Schmied, der ihn zwang, zwei Arbeiten zugleich zu thun, nämlich Essen und Erzählen, was doch Jedes allein seinen ganzen Mann forderte.

Da der Alte Alles mit Ruhe und Ueberlegung that, so gewann auch der Schmied Zeit, sich Alles für seine Zwecke zurecht zu legen und that's mit einer ausharrenden Ruhe, die aber zu behalten, gerade da eine gewaltige Tapferkeit erforderte, als der Alte die hundert Thaler verlangte für seinen Seppel.

Als endlich Seppel's Vater Beides, Essen und Berichten, beendet hatte, sprach scheinheilig der Schmied: Grüßet mir fein den braven Seppel, den ich noch lieb habe, wie mein eigen Kind, wenn ich Eins hätte, und saget ihm: Ich ließe ihm Glück wünschen zu seiner Heimkehr und Meisterschaft; aber ich hätt' die hundert Thaler nicht so auf der Stipp daliegen, daß ich's nur nehmen und ihm schicken könnte. Ihr wisset, fuhr er scheinheilig fort, ein armer Handirungsmann, wie ich, der hat kein Geld in der Kiste liegen; hat's ausgeborgt an die saumseligen Kunden, und muß es erst zusammen treiben. Das will ich aber redlich thun. Saget daher dem Seppel, er solle nächste Woche den Mittwoch herkommen, dann hätt' ich's und wollt's ihm gerne geben, dieweil ich es ihm schuldig bin; und saget ihm ferner, wie ich mich darauf freuete, ihn wiederzusehen und von ihm selber zu hören, was er gesehen und erlebt auf seiner langen Wanderschaft.

Das Alles fand Seppel's Vater ganz faßlich und natürlich, und freute sich, daß sein Sohn so hoch angesehen stand bei seinem Lehrmeister, der, was das Handwerk betraf, ein Mann bei der Spitze war und ohne Scharte. Er saß also noch ein Stündchen, auszuruhen, und plauderte mit dem Schmiede von diesem und jenem. Endlich aber stand er auf, bedankte sich für Speise und Trank und ging seines Weges davon. Als er nun heimkam, wär's freilich dem Seppel lieber gewesen, der Vater hätte das Geld gleich blank und faßlich mitgebracht; aber er fand es denn doch auch so in der Ordnung und war nur froh, daß der Schmied es nicht leugnete und er nicht mit seinem alten Meister in Händel kam, die ihnen Beiden leicht hätten können Leibgrimmen machen, von wegen — — —. Als nun endlich der ausbedungene Mittwoch kam, machte sich Seppel auf den Weg und wanderte fröhlichen Herzens hinüber zu dem Dorfe, wo sein Meister wohnte, und pfiff und sang lustig in die Morgenluft hinein.

IV.

An dem Abende des Sonntags, da Morgens Seppel's Vater dagewesen war, ging des Schmieds Frau majen und er saß allein im Sorgsessel und stützte den Kopf auf, und dachte mit Schrecken an die hundert Thaler, die er herausgeben müßte aus der Kiste, obgleich da mehr denn Einhundert Thaler lag, wohlverwahrt und oft gezählt, Sorte bei Sorte, daß es für den alten Geizhalz eine Augenweide war; aber oben dran saß der Teufel und lachte; den sah aber der Schmied nicht. —

Ging plötzlich die Thür auf, daß der Schmied mit einem Angstschrei emporfuhr. Es war aber nur sein Schwager, der ihn ärgerlich ansah. Altes Weib, sagte er zornig; stellst dich wie ein kleines Kind, das sich vor Gespenstern fürchtet! Schäm' dich doch! Du selbst verräthst uns noch einmal, und gewiß eher, als dein Ochse! Sei still! Sei still! sprach der Schmied. So ein Tßier ist auch gefährlich! — Wer kann's wissen?

Und du ein Narr! Was hast du denn wieder? —

Hab' an den Serpel gedacht, an den tückischen, vermaledeiten Buben! sagte der Schmied.

Narr du, rief der Schwager. Wer weiß, wo der begraben liegt?

Begraben? Ja, Pfeffernüsse! entgegnete der Schmied. Er ist da! Sein Vater war heute früh da und forderte die ihm versprochenen hundert Thaler! —

Und du gabst sie ihm? fragte mit einem fürchterlichen Blicke der Schwager, der des kinderlosen Schmiedes Erbe war. Du wirst doch nicht? —

Nein, sagte darauf der Schmied, ich gab's ihm nicht.

Aber wollt's ihm doch geben? fragte der Andere.

Muß ich denn nicht, wenn er stille sein soll? fragte der Schmied.

Wer bürgt dir dafür, daß er dennoch für Immer schweigt? fragte der Andere zurück und sein Angesicht sah aus, wie das eines Tigers, der Menschenblut wittert. Gib Acht, fuhr er fort, nach einem halben Jahre kommt er und sagt: Schmiedmeister, gelt Geld, so und so viel, oder ich plaudere, was Euch nicht lieb ist und Euch an den Galgen bringt!

Hub! rief der Schmied und stöhnte heftig; fuhr mit den beiden Händen in seine wilden, dunklen Haare, als wollt' er sie ausraufen. Das Wort „Galgen" hatte ihn bis in's Mark zittern gemacht. Ich bin ein verlorner Mann! rief er verzweifelnd aus und der Angstschweiß trat auf seine Stirne in dicken Tropfen. Was soll ich machen, daß ich sicher bin vor dem Jungen, der mir so nahe wohnt, Alles weiß und mir das Blut abzapfen kann, tropfenweise?

Ich weiß Rath, sagte der Schwager mit teuflischer Kälte und Sicherheit, ging hinaus in die Schmiede und holte die gewaltige Schlage herein, die er auf den Tisch legte. Siehst du, fuhr er fort und eine fürchterliche Gluth, dunkelroth aber blitzend, drang aus seinen schwarzen Augen, hier liegt mein Rath! die auf den Kopf, einmal mit Macht, dann löst ihm keine Amme die Zunge mehr.

Der Schmied fühlte einen kalten Schauder durch ſein Mark ziehen. Es war die letzte Regung des Guten in ihm, die letzte Mahnung ſeines Gewiſſens.

Der Verſucher aber raſtete nicht. Immer auf's Neue ſchlug er ihm ſeine teufliſchen Plane vor, die in nichts Geringerem beſtanden, als den Seppel in das Gewölbe ſteigen zu laſſen, angeblich, um des Schmied's da verborgenen Geldkaſten herauszuheben. Dann ſolle er ihm die Schlage auf den Kopf mit aller Gewalt ſchlagen oder er, der Schwager, wolle es thun. Da unten könne er liegen, bis ſie ihn irgendwo ſicher in die Erde ſcharreten. Es kräbe kein Hahn darnach, ſagte der Verſucher, und ſie ſeien ihn los und der Schmied behalte das Heidengeld, das er ihm unkluger Weiſe verſprechen. Dazu ſei der Mittwoch der rechte Tag; da gehe Alles, auch des Schmieds Frau, ſchon vor Tag zu Markte und ſei faſt Niemand im Dorfe, als Kinder, Kranke und Alte. Da hätten ſie freie Hand. —

Anfänglich sträubte sich der Schmied dagegen; aber der Versucher siegte und die Sache war zwischen Beiden abgemacht.

Der Mittwoch kam. Des Schmieds Frau und die seines Schwagers waren zu Markte in die Stadt, und, was aus dem Dorfe nicht auf dem Markte war, befand sich in Geschäften auf dem Felde. Im Dorfe herrschte eine Todtenstille, die nur durch spielende Kinder unterbrochen wurde, die aber mehr im Dorfe sich aufhielten, als an dessen Ende, wo die Schmiede und gegenüber das Haus lag, in dem des Schmiedes Schwager wohnte.

Fröhlich in dem Gedanken seines nahen Glückes, kam endlich Seppel an, trat arglos in das Haus des Schmiedes und reichte ihm die Hand zum Willkommen. Der Schmied zündete sich eben seine Pfeife mit einer Schürstange. Als er Seppel sah, fiel die Pfeife zu Boden und zerbrach in Scherben.

Seppel schrieb dies auf die Rechnung seines unvermutheten Hereinkommens, wie auch das Zittern der Hand des Schmiedes. Aber er sammelte sich schnell, führte ihn in die Stube und setzte ihm Speise und Trank vor.

Willst dich also daheim als Meister setzen, sagte nach einigen Fragen über das Ergehen auf seiner Wanderschaft, der Schmied — und willst das Geld holen?

Freilich, sagte Seppel, Ihr habt's ja so meinem Vater gesagt!

Sollst auch haben, fuhr er fort; aber in unsern Zeiten muß man das Seinige geheimhalten. Da hab' ich das Kästlein mit dem Gelde in die Eisenkammer unter dem Amboßklotz gestellt. So komm; wir sind noch alleine, und laß' uns den Ambos abheben und das Klotz wegschieben; aber ich will vorher die Thüre fest zumachen. Du weißt schon warum? —

Seppel nickte und der Schmied schloß ab. Während dieser Zeit hob der kräftige Seppel den Ambos herab, schob mit seinen jugendlich starken Armen das große Klotz weg und als der Schmied kam, war der enge Eingang in das kleine Gewölbe blos, daß es nur des Hineinsteigens bedurfte.

Weißt was, ſagte zurückkehrend der Schmied, kannſt dich beſſer bücken, als dein alter Meiſter. Es iſt noch Eiſen drin. Greif nur hinunter, ſo kannſt du's faſſen.

Seppel kniete ſich, bückte ſich und reichte hinunter nach dem Käſtchen, das der Schmied bezeichnet hatte.

Jetzt griff der Schmied raſch nach der ſchweren Schlage, ſchwang ſie und ließ ſie auf Seppel's Kopf fallen, daß ſie ihn ſchauderhaft zerſchmetterte, und kein Laut kam mehr über die Lippen des Jünglings, der in die Grube ſtürzte. —

Jetzt winkte der Schmied seinem Schwager, der des Winkes drüben harrte. Beide gruben schnell hinter der Thüre der Futterkammer, die nach dem Hofe ging, die Düngergrube auf, stellten den Düngerwagen zurecht; warfen den Leichnam des ermordeten Seppel darauf und luden nun den Dünger darauf und darüber und ließen den Wagen im Hofe stehen. Zwar rann das Blut heraus, als aber dessen Quell versiegt war, deckten sie den Dünger in der Grube darüber, wuschen jede Blutspur weg und eilten dann in die Schmiede, wo sie Alles wieder in Ordnung brachten und auch hier sehr sorgfältig jede Spur des Verbrechens vertilgten.

Als am Abend die Hausgenossen schliefen, schlichen Beide hinaus auf den Acker des Schmieds, der nicht ferne war, und gruben da ein Loch. Als dies vollendet war, spannten sie die Ochsen an und fuhren den Wagen hinaus, luden ihn ab, scharrten, unter Angst und Entsetzen, den Leichnam ein und breiteten den Dünger aus. Darauf wurde noch ein Wagen Dünger in der Nacht geladen, hinausgefahren und ausgebreitet, denn ehe der Tag käme, sollte der Acker gepflügt und mit Steppelrüben angesäet sein, damit Niemand die frischgegrabene Grube bemerken könne. Das Alles glückte, ohne daß irgend Jemand es bemerkte, und die beiden Verbrecher eilten heim.

Als der Seppel an selbigem Tage nicht heimkommt, sagt sein Vater: der Meister, der ihn so lieb hat, hat ihn gewiß zu Gast behalten, und er muß ihm von seiner Wanderschaft erzählen.

Als er auch am andern Tage nicht kommt, erinnern sich die Seinigen, daß er gesagt, er gehe vielleicht, wenn er das Geld habe, von dort aus nach Gotha, um für sich und seine Kathel die Hochzeitskleider zu kaufen. Das beruhigte sie auch über das längere Ausbleiben. Nach etwa acht Tagen geht der Schmied, des Seppel's alter Meister, durch das Dorf und bleibt vor dem Hause Seppel's stehen, grüßt dessen Vater und sagt: Ist der Seppel nicht daheim? Möcht mal seine Schmiede sehen?

Der alte Mann erſchrickt, kommt heraus und fragt: Iſt er denn letzten Mittwoch nicht drüben bei Euch geweſen?

Freilich, ſagt der Schmied. Iſt er denn nicht heimgekommen oder iſt er vielleicht gen Gotha zu dem Mädel?

Wird wohl ſo ſein, verſetzte der Vater.

Das gefällt mir übel von ihm, ſagte der Schmied mit Stirnrunzeln, daß er da die Maurer arbeiten läßt und geht gen Gotha. Ueberhaupt gefällt mir die ganze Heirath nicht. Ein Kerl, wie der Seppel, der ſein Handwerk verſteht, einen ſo hübſchen Anfang hat, und auf eine gute Kundſchaft zählen kann, hätt' auch noch ein ander Mädel kriegen können, als die Bettelbirne.

Es ſind junge Leute, erwiederte der Vater, die machen's ſo und denken nicht weiter, als ihnen die Naſe gewachſen iſt. Das aber iſt das Beſte an der Sache, daß die Kathel ein gar brav und geſittig Mädel iſt.

Nun — er muß zuſehen, ſagte der Schmied und ſchickte ſich an, weiter zu gehen.

Seppel's Vater bittet ihn, bei ihm einzukehren und etwas zu eſſen und zu trinken; aber der Schmied dankte, will's für empfangen annehmen und ſchützt Geſchäfte vor. Drauf grüßt er freundlich und geht ſeines Weges.

Acht Tage ſind bereits um und der Seppel kommt nicht. Wieder acht Tage folgen träge, und als er nun noch nicht da iſt, wird's ſeinem und Kathel's Vater bange und unheimlich. Da entſchließt ſich Kathel's Vater, ſelbſt nach Gotha zu gehen, um nachzuhören, ob er dort geweſen?

Als ihn Kathel ſieht, iſt nach dem Gruße ihr Erſtes Wort: Wie geht's dem Seppel? Er läßt ja Nichts von ſich ſehen, noch hören?

Da wird der Alte vor Schrecken todtbleich und fragt: War er denn noch nicht hier?

Hab' ihn mit keinem Auge geſehen, ruft das ängſtlich werdende Mädchen aus. Iſt er denn nicht daheim?

Jetzt erzählt der Vater, daß Seppel ſchon vierzehn Tage fehle, ſeit er bei ſeinem Meiſter ſein Geld geholt und damit zu ihr nach Gotha gegangen ſei.

Ach Gott! ruft händeringend das Mädchen aus. Es wird ihm doch kein Unglück begegnet sein? —

Nun beſprechen Beide die Möglichkeiten alle und mit jedem Augenblicke wird es ihnen zu einer ſchrecklicheren Gewißheit, daß hier ein Unglück walte, daß er wahrſcheinlich um ſeines Geldes willen — ſie zittern, das Weitere auszuſprechen und das Mädchen bricht faſt unter der Laſt des Gedankens zuſammen.

Sie eilt zu ihrer ſie werthhaltenden Herrſchaft, ſtellt eine Taglöhnerin ein und eilt mit ihrem Vater heim, die nöthigen Nachforſchungen anzuſtellen. Zum Schmied eilen ſie zuerſt. Der erzählt ihnen mit einer unbegreiflichen Unbefangenheit, wie Seppel ſo fröhlich geweſen; bei ihm ſich nur ſehr kurz aufgehalten und ihm geſagt habe, er wolle nun nach Gotha gehen, denn die Kathel verſtehe ſich auf's Kaufen; die müſſe ihm den Hochzeitsanzug kaufen, dabei werde ein halber Rock erſpart.

Nun war's wirklich ein ſeltſamer Umſtand, daß Niemand im Dorfe den Seppel hatte zum Schmiede gehen ſehen, was ſich aber wieder dadurch erklären ließ, daß am Markttage das Dorf wie ausgeſtorben war, weil Jedes etwas zu verkaufen und wieder in der Stadt mancherlei Bedürfniſſe zu erkaufen hatte. Kein Zeuge war da, der den Mörder hätte belaſten können. Ueberdies hatten Kathel und Seppel's Angehörige auch nicht den allergeringſten Verdacht auf ihn.

Kathel und Seppel's Vater gingen aber ſogleich zum Landrichter und zeigten Alles an. Dem Landrichter kam Eins und das Andere, beſonders des Schmieds Beſuch in Seppel's Dorfe bedenklich vor; dagegen hatte aber ſowohl der Schmied als ſein Schwager, der gegen ihm über wohnte, den beſten Leumund in der Gegend.

Item, das Gericht kam mit den Angehörigen Seppel's und der troſtloſen Braut in das Dorf des Schmieds und das Verhör bei und mit dem Schmiede begann. Er erzählte wieder Alles mit denſelben Worten, wie er es damals dem Vater Seppel's geſagt. Plötzlich fragte ihn der Richter: Habt Ihr von Seppel eine Quittung über jene zurückge-

zahlten Ersparnisse? Da lachte der Schmied und sagte: Herr Landrichter, das wär' eine Kunst! der Seppel kann nicht schreiben!

Ist das wahr? fragte er die Angehörigen Seppel's. Sie bestätigten es Alle.

Ueberdies, fuhr der Schmied fort, kam mein Schwager hier grad' an's offene Fenster, als ich ihm das Geld zahlte und das war mir genug. Wir Bauersleute nehmen es nicht so haarscharf, wie die Stadtleute. Es leugnets Keiner ab!

Das genügte dem Landrichter. Alle andere Leute, die er zum Verhör aus der Nachbarschaft rufen ließ, bezeugten Nichts, weil sie Nichts wußten.

Damit war nun das Verhör am Ende; aber der Landrichter war ein Mann, der sich auf die menschlichen Angesichter verstand. Wenn er den Schmied scharf durch seine blänliche Brille ansah, glaubte er allemal eine gewisse Unruhe in ihm zu bemerken. Er ließ ihn, als einen seßhaften, reichen Mann, zwar nicht verhaften, aber er konnte einen Verdacht gegen ihn nicht loswerden, wie denn die Geschichte des Eisendiebstahls, die ihm seiner Zeit soviel zu schaffen gemacht, unwillkürlich wieder in's Andenken kam, denn ihm wollte es immer so vorkommen, als sei das Abschlagen des Eisens von den Pflügen mit einer handwerksmäßigen Geschicklichkeit vollbracht, und da kam ihm jetzt grade der Schmied in Etwas verdächtig vor. Er schwieg indeß darüber und dachte: Es wird ja Licht in dies Dunkel zu bringen sein! Die Herren vom Gerichte sind schlitzöhrig, das muß man ihnen lassen; aber sie meinen doch mit ihrer Pfiffigkeit könnten sie alle Geheimnisse herausfingern, doch viele Hunde jagen sie gerade hinter dem Ofen damit nicht heraus, und die Erfahrung zeigt, daß sie auch gar oft mit ihrer vermeintlichen Weisheit auf falsche Fährten kamen, sich in einer Sackgasse verrannten, aus der sie den Rückweg nicht mehr finden konnten — und — mancher ehrliche Mann wurde das Opfer. Hier aber war der Landrichter auf gutem Wege. Andere Leute meinten, der Seppel habe die Kathel

ſitzen laſſen, und ſei — flöten gegangen, wie man am Rheine ſagt, wenn Einer die Platte putzt. Dagegen aber ſprach der Ankauf des Schmiede-Anweſens und Seppel's Denkart, wie auch ſeine Liebe zu dem Mädchen. Des Gerebes war viel und Jeder meinte, er habe mit den Seinigen den Vogel auf dem Neſte gefangen. Es blieb aber, ſelbſt für den Landrichter, die Sache wie ein großes Fragezeichen ſtehen, darauf die Antwort fehlte und Niemand konnte ſie geben. Die arme Kathel war ſehr unglücklich und Jedermann hatte ein herzliches Mitleid mit ihr. Sie ging wieder in ihren Dienſt nach Gotha und trauerte innig um Seppel.

V.

An einem Sonntag Nachmittag ſaß einmal die Frau des Schmieds bei ihrer Schweſter alleine und ganz vertraulich. Da wiſchte ſie ſich eine Thräne aus den Augen und ſagte: Everl, ich weiß doch gar nicht, was meinem Alten iſt. Der kann gar nicht mehr ſchlafen. Er wirft ſich im Bette herum, als ob ein böſer Geiſt in ihm wäre; ſchläft er einmal, ſo ſtöhnt und ächzt er, und fährt aus dem Schlafe in die Höhe und iſt dann ganz aus dem Häuschen! Ich fürchte, der wird ſchwer krank oder iſt's ſchon. Und wenn ich von dem Doctor rede und von dem Apotheker, dann wehrt er ſich mit Händen und Füßen, und man meint, ſo ein Doctor ſei Gift und Galle.

Ach du lieber Gott, ruft da die Schweſter aus, ſo iſt's doch grad mit Meinem! Ich vergehe manchmal bald vor Angſt. Da ſie Beide einerlei Umſtand haben, ſo fürcht' ich — es iſt das Gewiſſen — weißt, von wegen des Eiſens!

Ach, hätten ſie das doch gelaſſen! ſagte die Schmiedsfrau.

Nun, das vergeht auch wieder, meinte die Andere; ſie müſſen Buße thun und beichten.

Aber Beide mieden das Haus Gottes und ſuchten luſtige Geſellſchaft im Wirthshauſe, und ſuchten im Branntwein

ihre Qualen zu betäuben. Dadurch kam es denn oft vor, daß sie trunken nach Hause kamen. Hausstreit blieb nicht aus, und das Elend zog auch in dieser Gestalt in das Haus ein und machte sich geltend mit seinem Jammer. Das eheliche Glück war dahin, und wie es in der Brust aussah, das wissen wir. Alles das aber verminderte sich nicht, sondern wurde täglich ärger und schlimmer, und beiden wollten sie nicht. So kam denn der Spätherbst heran, und vom Seppel hatte der Landrichter keine Spur aufgefunden, so sorgfältig auch alle die Nachforschungen waren, die er unermüdet fortsetzte. Man zerbrach sich die Köpfe und fand doch Nichts, denn ein Ereigniß wie dieses, verschwindet so schnell nicht aus dem Gedächtniß des Volkes.

Als nun der dritte Klee auf den Feldern nicht mehr so hoch wuchs, daß man ihn abmähen konnte, trieben die Bauern ihre Ochsen hinaus, ihn abweiden zu lassen. So ist's im Herbste an vielen Orten.

Da sagte denn des Schmieds Schwager zu seinem etwa zehnjährigen Buben: Nimm unsere Ochsen und führe sie auf unsern Kleeacker und laß' sie sich satt fressen! Gib aber ja Acht; denn der Vetter drüben, der Schmied, hat neben dran die fetten Weißrüben, daß ja die Ochsen nicht naschen, wie sie es an Weißrüben gerne thun. Wenn's tausendmal mein Schwager ist, der Flurschütze pfändet dich doch!

Der Bub trieb die Ochsen auf den Klee, der recht schön war, und er schmeckte den Ochsen prächtig; aber wo die Rüben in des Schmiedsacker am dichsten standen, und das war eben nur eine etwa tischgroße Stelle, da hielt sich der Eine der Ochsen immer an den Rüben, wie auch der Bube wehren mochte.

Immer lief der Ochse an die Eine Stelle, wenn er ihn auch wegjagte, aber er fraß nicht allein da, sondern er wühlte auch mit dem Horne in die Erde hinein, und der Bub wollte sich halbtodt lachen, weil der „Bläß" so pfiffig sei und nicht blos das Kraut von den Rüben fresse, sondern sich auch die Rüben herauswühle und sie mit dem Kraute verzehre. Und eben weil der Ochse so gescheidt war, und

weit und breit Niemand auf dem Felde zu ſehen war, auch kein Flurſchütze, ſo dachte der Bub: Was thut's denn auch? Der Vetter Schmied hat ja keine Kinder, und wir erben ihn doch einmal! Ob er denn ein paar Rüben mehr oder weniger hat, das trägt nichts aus. Plagt ſich der geſcheidte Ochſe ſo ſehr, ſo ſoll er auch ſeiner Mühe froh werden!

So ließ er denn den Ochſen geben und ſah einen andern Weg hinaus, als ob er's nicht bemerke, pfiff ein Liedlein in die kühle Abendluft und ſchlenderte auf dem Kleeacker herum. Die Abendglocke im Dorfe läutet. Der Bub nimmt ſein Käpple ab und betet ein Ave. Darauf denkt er, daß es nun auch Zeit für ihn und ſeine Ochſen ſei, heimzufahren. Jetzt ſieht er ſich nach dem „Bläß" um und ſieht ihn immer noch mit dem Horne im Boden wühlen. Er läuft hinzu und mit Entſetzen nimmt er wahr, daß der Ochſe einen menſchlichen Arm aus dem Boden gewühlt hat, an dem die Hand ſchon halb verweſet und zernagt iſt und einen ſchauderhaften Geruch verbreitet. Ein Schauder überläuft den Buben nach dem Andern. Er treibt eilig die Ochſen heim, eilt zu ſeinem Vater und erzählt ihm, was in des Vetters Acker der „Bläß" herausgewühlt.

So hatte er aber ſeinen Vater noch nicht erſchrecken ſehen, als bei dieſer Nachricht. Anfänglich war er ſtarr und ſtumm. Dann ſagte er verworren und, wie wenn er irre wäre, da hat gewiß Einer Einen todtgeſchlagen und dem Vetter den Schabernack angethan und hat ihm ihn in den

Acker begraben! Sei um Gotteswillen ſtill davon, Peterchen; denn wenn das herauskäme, ſo könnten wir großen Spektakel kriegen!

Damit ſchüchterte er den Buben ein und da die Nacht ſchnell kam, ſo wartete er bis Alle ſchliefen und ſchlich ſich dann hinweg, nahm ſeine Hacke, eilte auf den Acker und grub den Arm wieder ein.

Aber der Arm des Vergelters hatte ihn ergriffen!

Ein Fieberfroſt von Innen heraus ſchüttelte ſeine Glieder, als er heim kam, und ſein Gewiſſen war mit einer Macht in ihm erwacht, die ihn mit unſäglicher Angſt quälte. Zwar ſchleicht er ſich wieder unbemerkt in's Haus, aber als er ſeine Stubenthüre leiſe aufmacht, ſitzt ſeine Frau hell wach im Bette.

Wo biſt du denn geweſen? fragt ſie. Ich habe tauſendfache Angſt ausgeſtanden!

Er antwortet verwirren, aber ſie ſieht mit Entſetzen, wie ihn der Fieberfroſt ſchüttelt. Jetzt dringt ſie ſtärker in ihn. Sie ſagt ihm, daß ihre Schweſter drüben ihr geklagt, wie ihr Mann nicht mehr ſchlafen könne, und wenn er einmal ſchlafe, oft mit Todesſchrecken aus dem Schlafe emporfahre und ächze und wehklage, und gradeſo ſei es mit ihm, denn ſie habe das längſt ſchon bemerkt, wenn ſie auch davon Nichts zu ihm geſagt habe. Ob ſie denn zuſammen ein Verbrechen begangen hätten, das ſie ſo martere und das ſie mit Branntweintrinken ſich aus dem Sinne treiben wollten? Er ſolle doch Vertrauen zu ihr haben und in ihr Herz ſeine innere Qual ausſchütten! Dieſe Worte der Liebe drangen wie feurige Pfeile in ſeine Bruſt, und er erzählt ihr Alles bis zu der Begebenheit, die ihn eben ſo ſchrecklich erſchüttert hatte.

Der Schrecken der braven Frau war fürchterlich. Sie brach in ein lautes Jammern aus, und rauſte in der Verzweiflung ihr Haar. Dann überhäuft ſie ihn mit Vorwürfen, daß er ſie und ihre Kinder in Elend, Schimpf und Schande ſtürze und dergleichen. Das Alles nahm er geduldig hin, ſeufzte und ächzte, zitterte und bebte. Als ſich die Frau

von dem erſten, überwältigenden Jammer und Schrecken erholt, dringt ſie in ihn, Morgen den Gerichten Alles zu bekennen, damit ſeine Seele doch noch der Gnade empfänglich werde.

Beide Eltern dachten nicht daran, daß vor ihrem Bette das ihres Töchterlein, eines ſiebenjährigen Kindes, ſtünde. Sie dachten nicht daran, daß das Kind erwacht ſein könne. Das war es aber, und hörte das ganze Geſpräch, woron ihm nur zwei Dinge ſich tief einprägten, nämlich, daß ſein Vater und der Schmied den Seppel todtgeſchlagen, ihn im Weißrübenacker begraben hätten und geſtern der „Bläß“ einen Arm Seppel's herausgewühlt habe. Es hört noch, daß der Vater Morgen gleich zum Geiſtlichen gehen wolle um Alles zu bekennen, und dann überwältigt die Macht des Schlafes das Kind wieder.

Am Morgen läutete das Schulglöcklein früh. Mehr aber noch, um dem Zuſtande im Hauſe, wo eitel Jammer waltet, zu entgehen, eilt das Kind in die Schule. Hier erzählt es den Kindern Alles und gleich nach der Schule geht's durch's ganze Dorf, wie ein Lauffeuer, was das Kind erzählt. So kommt's dem Ortsvorſtand zu Ohren, der ſogleich einen Eilboten mit einem Briefe an den Landrichter ſendet. Am Nachmittag erſcheint der Landrichter mit Gensd'armen. Die beiden Verbrecher wurden feſtgenommen, der Leichnam ausgegraben und Beide bekennen ihre ſchwere Schuld. Gleich nach dem Gerichte kam Seppel's Vater, der in troſtloſem Jammer ſeinen Sohn ſogleich erkannte.

Das Ende der Geſchichte iſt kurz. Wie ſie den Mord bekannten, ſo den Eiſendiebſtahl. Das Gericht hatte nicht viel zu unterſuchen. Die beiden Verbrecher wurden zum Tode verurtheilt, jedoch vom Landesherrn zu lebenslänglichem Gefängniſſe begnadigt. Der Schwager des Schmied's aber entſprang über Kurz dem Gefängniſſe. Er entfloh nach Amerika, wo ja eine ſchöne Sammlung von allerlei Strolchen zu finden iſt. —

Die beiden Frauen, weil ſie von dem Eiſendiebſtahl wußten, erhielten auch eine verhältnißmäßige Gefängnißſtrafe.

So erzählte der Holzhändler im Wagen auf dem Wege nach Schweinfurt. Noch lange sprach der Spinnstubenschreiber mit seinem Freunde über diese Geschichte und erkannte mit ihm den Vergelter droben, der nicht schläft, noch schlummert und den Verbrecher erfaßt. Der in Amerika entgehet ihm auch nicht! —

Und auch Ihr, meine lieben Leser, erkennet die strafende Hand Gottes! Haltet rein Euer Gewissen von Schuld! Das ist das Wort, womit ich die Geschichte und die Spinnstube schließe. Haltet rein Euer Gewissen von Schuld und betet alle Tage aus dem Grunde Euerer Seele: Führe uns nicht in Versuchung! Amen!

TRAUMLUST

DER WUND.

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1861.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Sechszehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Druck von J. J. Lauritzen.

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte! (Mit Vignette.)	1
2.	Von den Räthſeln im vorigen Jahrgange ein kurzes Wörtlein. (Mit Vignette.)	6
3.	Ein Stücklein aus der Eifel. (Mit vierundzwanzig Vignetten.)	8
4.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	81
5.	Altes Geld. (Mit Vignette.)	83
6.	Der Fund. (Mit zwölf Vignetten.)	86
7.	Ein Räthſel.	128
8.	Altes Geld. (Mit Vignette.)	131
9.	Aus alter Zeit.	132
10.	Ein Gegenſtück aus alter Zeit. (Mit Vignette.)	136
11.	Anekdote.	140
12.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	141
13.	Altes Geld. (Mit Vignette.)	142
14.	Das Nequeterchen. (Mit acht Vignetten.)	145
15.	Ein Stücklein von einem reich begabten Muſikus. (Mit Vignette.)	177
16.	Ein Räthſel.	180
17.	Von einer edlen Frau. (Mit Vignette.)	181
18.	Führe uns nicht in Verſuchung! (Mit fünf Vignetten.)	191

Meine lieben, theuern Leser und Freunde!

Wie auch die Zeit dahinrauscht und, gleich dem Dampfwagen der Eisenbahn, Alles mit sich fortreißt, was aus der Väter frommer Zucht und Sitte uns geblieben ist, es gibt doch noch Einen Zufluchtsort dafür, wo es sich rettet vor dem Untergange — und das ist die Familie des rechten und ächten Bauersmannes, das ist die des arbeitsamen und fleißigen Handwerksmannes und Bürgers in den kleinen Städten, wohinein die neumodische Weise noch nicht reicht und sie noch nicht aus ihren Fugen herausgerissen hat. Da hab' ich mit rechter Ehrfurcht bisweilen hineingeschaut und diese Stätte mit Herz und Mund gesegnet. Da fand ich noch eine altchristliche Sitte, noch verwirklicht das heilige Wort: „Ihr esset oder trinket, oder was Ihr thuet, so thuet Alles zu Gottes Ehre!" Um den Tisch standen sie noch, die Hausgenossen, so Alt, als Jung, und beteten, vorgebetet vom Hausvater, das Tischgebet; war es nun das: „Aller Augen warten auf dich, Herr ꝛc." oder das treufromme, uralchristliche: „Komm', Herr Jesu ꝛc." oder das heilige: „Unser

Vater," oder sonst ein kurzes, frommes Gebetlein oder Sprüchlein aus der heiligen Perlenschnur des Wortes Gottes.

Fragte man aber dennoch von Haus zu Hause: Betet Ihr noch am Tische? Danket Ihr noch dem, der seine milde Hand aufthut und Alles segnet mit Wohlgefallen was da lebet? — Wie viele würden entweder frech sagen: Nein! oder beschämt die Augen niederschlagen und entweder im Gefühle ihrer Schuld leise sagen: Ach nein — oder schweigen, wo denn Schweigen auch eine Antwort wäre — aber eine eben so schlimme, als jenes kurze, trotzige: Nein!

Bei unsern Vätern war's anders. Im Hause des Vornehmen, wie des Geringen, wurde gebetet, ehe man aß und trank und gedankt, wenn man gegessen und getrunken hatte. Die dachten noch daran, woher jede gute Gabe komme, und daß der Mensch Nichts nehmen könne, auch in diesem Betrachte, als was ihm gegeben würde von Oben. Die wußten, wie wahr des großen Mannes Wort sei: „Mit unsrer Macht ist Nichts gethan:" die schauten noch im Geiste auf ihren Herrn und Heiland hin, wie er das Brod brach.

Aber wissen denn das die Leute dieser Zeit nicht mehr? O gewiß, sie wissen es, denn das kann Keiner wegräsonniren; aber da sind die Ungläubigen, die Verweltlichten, die Aufgeklärten, wie sie sich so gerne nennen, die, die nicht kalt und nicht warm sind, die Mammonsknechte, die, denen der Bauch ihr Gott ist, und welchen Gelichters sie sein mögen, die höhnen, spotten und lachen; die wollen Nichts mehr wissen von der alten, heiligen Sitte; die meinen, sie brauchten den lieben Herrn im Himmel nicht mehr — und die Worte, welche sie gebrauchen, mag ich nicht in meinen Mund nehmen.

Aber Eins, meine Lieben! Das Thier geht auf seine Weide und nährt sich; es geht an die Quelle und löscht seinen Durst. Hinauf blickt's nicht; denn es weiß Nichts von dem, dessen Gaben es genießt und der Leben und Athem gibt allenthalben; der seinen Lebensathem hinwegnimmt, und sie vergehen und ihre Spur wird nimmermehr gefunden. Sie kennen ihn nicht, die armen Thiere, darum

beten sie nicht — ob man gleich meint, die fromme Lerche steige darum am Morgen so hoch hinauf in die reinen Lüfte, weil sie aus voller Seele und mit wunderbarer Kehle den Herrn preisen wolle, der sie das Körnlein für sich und ihre Kindlein finden ließ auf dem Neubruch, wie auf dem Brachacker, und die Schwalbe spreche in ihrer Sprache und Weise das Morgengebet oder das Tischgebet, ehe sie hinausfliegt, die Mücklein zu holen für ihre Kindlein und ihr eigenes Frühstück, wenn sie so wundersam zwitschern und so leise und traulich flüstern im Neste. Kein Wunder, daß die frommen Dichter es so auffassen!

Wie dem aber sei, der Herr fragt: „Seid Ihr denn nun nicht mehr, denn sie?“ Und was will die Frage anders, als den Menschen mahnen an seine geistige Natur? Ihn mahnen daran, daß Gott in seine Seele gelegt hat das Bewußtsein von ihm, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer, wie es denn geschrieben steht, „das Wissen von Gott komme daher, daß Gott es ihnen offenbaret habe.“

Setzest du dich nicht herab zum Thier, du Menschenkind, wenn du dein Theil Speise dahinnimmst, ohne des Herrn zu gedenken, der sie gab? Verleugnest du nicht den gnädigen Geber, wenn du geflissentlich oder absichtslos die Gottesgabe genießest ohne Preis und Dank?

Wie thut es dir wehe, und wie empöret es dich, wenn du einem Dürftigen willig und als freudiger Geber die Gabe reichst, die kleine, und er dankt dir nicht? Und du nimmst Leben und Dasein, Speise und Trank, ohne des erbarmenden Gottes zu gedenken, der sie, das sagt dir ja jeder Blick in's Leben, gibt? —

Aber da lächelt höhnisch der Ungläubige der altväterischen Sitte! Ja, ja, das ist das Kainsbrandmal dieser gottvergessenen Zeit und ihrer Kinder, daran man sie kennet, daß ihre vermeintliche Weisheit zur Narrheit geworden ist; daß sie von Gott nichts mehr wissen wollen, da sie sich selbst vergöttern und anbeten und ihren Bauch zu ihrem Gotte gemacht haben, dem sie dienen, den Luther so kräftig und wahr den elenden Madensack nennt. Da lächeln die soge-

nannten Aufgeklärten, die Alles besser wissen wollen, als der liebe Gott, und nennen's eine altväterische Sitte, die noch gepaßt habe für die Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm und ein Bräutigam wurde, die aber nicht mehr passe in unsre fortgeschrittene Zeit.

Ja wohl, fortgeschritten ist sie mit des Fortunatus Sieben-Meilenstiefeln, wie es im Kindermährlein heißet, über alle Zucht und Sitte, über Glauben und Vertrauen, über Scham und Ehre, über Ehrlichkeit und Treue — zum Leben ohne Gott, ohne Sitte, ohne Scham, ohne — ohne — Ach, Herr, erbarme dich! ohne Gewissen und Religion, und ist nahezu hier und da angekommen auf der Höhenstufe, da das liebe Vieh stehet!

Welch' ein Bild bietet uns das Leben dieser Zeit! Volle Wirthshäuser und leere Kirchen; volle Gefängnisse und leere Gotteshäuser; volle Köpfe und leere Beutel; volle — doch nein, ich will's nicht weiter führen, denn ich müßte selbst schamlos und sittenlos sein, wollte ich's nur vor Euch nennen, was sich leider schamlos im Leben darbietet.

Und wohin soll's? Als ich in der Schweiz war, sah ich die Lawinen von den Höhen herabrollen, im Herabrollen furchtbar wachsen und immer mächtiger werden, bis sie in die Tiefe stürzten, wo man sie nicht mehr sah, aber mit einem Schalle, gleich dem Donner des Gewitters; und da war mir's, als stünde das Leben dieser Zeit in einem grausenhaften Bilde vor meiner Seele. So geht's abwärts, dem sittlichen und ewigen Verderben zu allerwegen und an allen Ecken. Ein kleines Restlein altehrwürdigen Brauches nach dem Andern geht unter, und je weiter wir fortrücken, deste schlimmer wird's.

O Ihr Lieben, haltet doch an dem Restlein eines heiligen Brauches. Es hängt so Vieles drum und dran, daß Ihr erschrecket, wenn Ihr es einmal erfahret. Wo sie noch ist, die fromme Sitte des Gebetes am Tische, da haltet sie fest. Es ist ein Heiligthum. Es ruht ein Segen drauf. Ihr lehret Eure Kinder Gottes gedenken und ihrer eigenen Ohnmacht; Ihr rufet's Euch selbst damit in's Andenken

und Ihr werdet bewahrt vor Uebermuth, Selbſtüberhebung, Hoffarth; Ihr werdet wieder fromme Beter oder bleibet's und bleibet bei dem Herrn und Gotte; Ihr werdet wieder barmherzig gegen die Armen, wenn Ihr Euch ſagen müſſet, Ihr empfinget unverdient die reichen Gaben Gottes — Ihr — doch es iſt genug, denn Ihr beerbet damit den Segen Gottes.

Darum noch einmal aus Herzensgrunde die Bitte: Haltet am frommen, heiligen Brauche des Tiſchgebetes oder führet es wieder ein in Euer Haus und mit ihm einen reichen Segen Eures Gottes, und blicket hin auf den Herrn Jeſum, der, wann und wo er das Brod brach, ſei's für die Tauſende, die er ſpeiſte oder daß er nach dem Abendmahle das Brod nahm und es brach — jedesmal dankte dem heiligen Geber der theuern Gabe, und lernet von ihm, an dem in allen Stücken zu wachſen Euer Beruf, Euer Segen, Euer Heil iſt. Und wie viel ſüßer wird Euch das Mahl ſein, das Ihr mit Gebet geheiliget?! —

Und mit dieſen tiefernſten, aus dem Innerſten meiner Seele geſprochenen Worten komm' ich dießmal zu Euch und ſcheide auch wieder für ein Jahr von Euch. Ach, wie wollte ich meinem Gotte und Herrn danken, dürfte ich mir ſagen: du haſt das Tiſchgebet vielleicht hier und da wieder in ein Haus geführt, da es abhanden gekommen! Wie ſelig wollte ich mich preiſen! Aber ſeid mir geſegnet, Ihr Familien, hin und her im lieben deutſchen Vaterlande, wo die heilige Sitte nach des Herrn Wort und Beiſpiel noch wohnet! Seid mir geſegnet, die Ihr auf's Neue den heiligen Brauch wieder in Euer Haus einführet, den Einen, wie den Andern! —

2. Von den Räthseln im vorigen Jahrgange ein kurzes Wörtlein.

Viel darüber zu sagen, fällt mir nicht ein, aber das kann ich doch nicht lassen, beim ersten Räthsel (Nr. 4, Seite 72), dessen Wort: der Baum ist, an den Keim zu mahnen, aus dem er wird, an das Unterholz, aus dem er aufstrebt und zu mahnen, daß du, wenn es dir der Herr aus unverdienter Gnade gibt, daß du dich über deine Brüder erhebst, nicht hochmüthig und hochmüthig auf sie herabblickst. Das ist so die Art, wenn ein Bauernbüblein zu Etwas wird. Der Erzbischof Willigis von Mainz war eines Wagners Sohn und setzte, damit er das nie vergäße, das Rad in sein Wappen mit der Umschrift: Willigis, nit vergiss, dass dein Vater ein Wagner is. da kann sich Mancher dran spiegeln! Daß der Baum seine Krone trägt, weißt du, und daß der Mensch ihn undankbar oft fällt, weißt du auch. Undank ist der Welt Lohn, aber auch ihre Schande. Meide ihn!

Das zweite (Nr. 10, Seite 124) ist die Aster, die schöne, herbstliche Sternblume, und Aster heißt ein Stern; drum nennt das Räthsel die Sterne ihre Brüder. Ihr spätes Blühen mahnt an das baldige Enden der schönen Jahreszeit — und den nahenden Winter. Es schadet dir Nichts, wenn du von ihr lernst aufwärts zum Himmel blicken, und — auch an dein Ende denken! —

Das dritte (Nr. 15, Seite 154) iſt das Spinnrad. Ein Fuß tritt es, eine Hand zieht die Fäden aus dem Rocken und ſpinnt ihn ab, ſetzt aber gleich einen Andern drauf, wenn Einer abgeſponnen iſt; drum nenn' ich das die Perücke, die dem Kahlkopf aufgeſetzt wird. Das Andre gibt ſich von ſelbſt, wenn du dir das Spinnrad denkſt. Lieber und Liebe, es dienen dir auch Menſchen. Behandle ſie nicht, wie das Spinnrad, und denke, daß du auch einen Richter im Himmel haſt!

Das vierte (Nr. 19, Seite 187) iſt der Hebel, das Werkzeug, womit ungeheure Laſten gehoben werden. Denket an Eure Winde, die iſt auch ein Hebel und du gebrauchſt ihn ja ſo oft, faſt alle Tage. Aber der zweite Theil des Räthſels denkt an den verſtorbenen Prälaten Hebel in Karlsruhe, den liebenswürdigen, gemüthreich, kindlichharmloſen und doch ſo tief fühlenden Dichter, deſſen „Allemanniſche Gedichte" viele Leſer kennen und lieben; deſſen „Rheiniſcher Hausfreund" ſeiner Zeit der erſte, ächte Volkskalender Deutſchlands war, und deſſen „Schatzkäſtlein des Rheiniſchen Hausfreundes" mit Fug und Recht von unſerm gemüthlichen deutſchen Volke hochgehalten wird. Ich darf ſagen, daß ich Viel von ihm gelernt, und daß ich mich allemal innerlich erfreue, wenn ich Eins ſeiner Bücher in die Hand nehme; aber das bekenne ich ebenſo gerne, daß ich ihn liebe und hochſchätze, ſo lange ich lebe.

Einmal iſt er mir auf meinem Pilgerwege begegnet. Er war ein Greis und ich ein Milchbart, aber ſein Bild ſteht noch vor meiner Seele in ſeiner derben Art und ſo voll Gemüth und Liebe.

3. Ein Stücklein aus der Eifel.

Da ich dieß schreibe, liebe Leser, brennt die Augustsonne des Jahres 1858 gluthheiß in ein wundersam schönes Waldthal, wenige Stunden von dem schönen Moselthale, links hinein. Das Thal ist schon ein Stücklein Eifel, denn ¾ Stunden davon ist schon ein ausgebrannter Feuerberg, an denen die rechte Eifel so reich ist, und unten in der dunklen Tiefe, wo der Herr die verborgene Werkstätte seines Waltens und Erhaltens hat, mag's noch brennen und gluthen, denn die heiße Quelle, die am Palmenberge sprudelt und heilende Kräfte in sich schließt, gibt davon Kunde, und an dem Palmenberge liegt das Dorf Bertrich.

Nun wird es jedem meiner lieben Leser einleuchten, daß es meine Heimath und mein fester Wohnort nicht ist, da ich sitze; denn Beide, so weit nämlich der Mensch, der keine bleibende Stätte hat, vielmehr die zukünftige (hilf, Gott, daß es treu geschehe!) sucht, von einer Heimath hienieden reden mag und von einem ständigen Wohnsitze, liegen etwa 12 bis 15 Stunden südlicher, im schönen Thale der Nahe. Es wird aber Jedem leicht, zu errathen, daß ich mich im Bade befinde, und zwar zu Bertrich.

Was thuest du denn da? fragt vielleicht manches, dem Spinnstubenschreiber nicht ganz abholde Herz. Da ich denn doch einmal von mir rede, so will ich's sagen, kurz und bündig. Liebes Herz, ich trage seit dem 15. August 1858 die Sechzig auf meinen Schultern. Daß Sechzig vielfach anders lautet, als Sechzehn — das glaubst du mir auf's Wort, erfährst's vielleicht, wie ich, oder wirst's noch erfahren, so der Herr will und du lebest. Nun darf ich, mit Preis gegen den Herrn, der mir viel unverdienten Segen ver-

leihet, ſagen, daß dato dieſe Sechzig für ein paar kernhafte Hunsrücker Schultern, wie ich ſie vom lieben Herrn erhalten habe, keine allzuſchwere Laſt ſind, aber — das Einmaleins ſagt: Sechs mal zehn ſind ſechzig, und das ſpaßt nicht und iſt auf's Haar richtig. Item — ich trage ſchon lange, außer einem Weh, was von Anno 1 meiner Erdenpilgrimſchaft ſich herſchreibt, in meinem ſonſt, Gott ſei Dank, robuſten Leibe Etwas mit mir herum, was die Alten einen Fluß nannten; was die Herren Doctoren (es iſt eine Zunft, die, weil es viel gelehrter klingt, ſich in den Kopf geſetzt hat, Alles mit lateiniſchen oder griechiſchen Namen zu nennen, auch wenn ihnen der Schnabel deutſch gewachſen iſt) Rheuma nennen, was aber, wenn man dem ungeberdigen Rangen den rechten Namen geben will, Gicht heißt. Gott behüte jeden ehrlichen Chriſtenmenſchen davor! Mag's heißen, wie es will, es iſt ein ſchlimmer Gaſt, und voriges Jahr haben ihn nicht einmal die Wellen der See, die über meinem Kopfe zuſammenſchlugen, bewältigen können. Das zwickt, pickt, reißt und beißt, ſticht und quält Tag und Nacht, und man könnte noch eine ſchöne Zahl Zeitwörter zur Hülfe nehmen, um ſeine unliebe Gegenwart zu bezeichnen, wenn es nicht an denen ſatt und genug wäre, die ich da gebraucht.

Mein alter, guter Freund Schmiedjakob ſagt davon: Wer's hat, der kennt's; wer's kennt, der weiß es und wer's weiß, der verſteht's!

Nun kam in dieſem Sommer eine große geiſtige und auch leibliche Anſtrengung hinzu, und ſiehe da, es regte ſich arg der alte Feind, und um ihn zu bekämpfen, ſandte man mich nach Bertrich.

Bertrich? fragen da wieder nicht Wenige. Wo liegt das in der Welt? Und warum dahin? Alſo muß ich noch einmal antworten.

Kommſt du von Koblenz die Moſel herauf oder von Trier herab, ein Anderer oder, wie ich, ein Dritter über die Höhen des Hunsrückens her, ſo treffen wir Dreie oder dieſe Dreie in dem ſchön gelegenen Dörflein Alf an der

Mosel linkem Ufer zusammen. Setzen wir uns da auf ein Fuhrwerk, Post oder etwas dergleichen, und fahren auf einer prächtigen Landstraße, im Schatten schöner Linden, in das Seitenthal hinein, so nimmt uns eine schöne Berglandschaft auf. Die Berge sind ansehnlich und recken Stirne und Nase bei 900 Fuß in die Luft, ohne hochmüthig zu werden, wie die armseligen Menschenkinder, die ein Bißchen höher, als ihre Menschenbrüder gestellt sind. Das frischeste Waldgrün bedeckt sie von der Sohle bis zum Scheitel, und in dem viel gewundenen, oft sehr schmalen Wiesenthale plätschert der Uelsbach, der bisweilen Lamm hat, wie — doch das geht nicht! Man darf's nicht mit den lieben Frauen verderben! — Da weht Einem eine milde, frische, würzige Waldluft an, daß die Brust sich froh und leicht senkt und hebt. Da schauen die Trümmer einer uralten Burg in's Thal; dort liegt ein schönes Eisenhüttenwerk (wohin ich der freundlichen Hausfrau und dem alten biederen Herrn einen herzlichen Gruß sende); dann ein Dörflein, dann Wald, Wald, Wald! — bis endlich ein schöner Thalkessel sich öffnet und das kleine Dorf Bertrich vor dem Blicke liegt. Da ist's so stille, so harmlos, so friedlich, daß es Einen sogleich anheimelt. Dort sprudelt am Fuße des Palmenberges die warme Heilquelle, die in ihrem Gehalte zwischen Carlsbad und Ems mitten inne steht. Palmenberg heißt aber der Stammvater der Heilquelle, weil dort der Bur (vom Volke Palm genannt) reichlich wild wächst in mächtigen Hecken und den Berg bis zur Hälfte hinauf in sein glänzendes, dunkles Grün kleidet.

Der liebe Gott hat dies Thal wunderbar reich gesegnet und ausgestattet mit einem Maße von Reizen, wie weit und breit kein zweites, und die Hand des kunstsinnigen lieben Mannes, der hier waltet, hat mit dem feinsten Geschmacke und Schönheitssinne jedes Flecklein benutzt, um dem Badegaste Behagen zu gewähren und Freude zu machen. Möge ihn der Gruß, den ich ihm hier sende, nach Jahren noch rüstig finden!

Als die Römer noch das linke Rheinufer beherrschten,

und darüber iſt eine ſchöne Reihe von Jahrhunderten hingegangen, da kannten ſie ſchon die Quelle und badeten darinnen, wie ſie denn das gar ſehr liebten.

Seitdem war in allen Zeiten die Quelle von Bertrich berühmt, beſonders gegen Gicht und dergleichen Leibesübel. Aber ich müßte die Bücher abſchreiben, welche die Doctoren im Laufe der Zeit über Bertrich ſchrieben, um alle die Leiden namhaft zu machen, die hier geheilt werden — oder auch nicht — wie es überhaupt mit den Bädern und — Recepten jener Herren zu gehen pflegt. Sei dem, wie es wolle, das Bad wirkt höchſt ſegensreich und ich ſelbſt bin ein redender Zeuge davon und danke dem Herrn, daß ich das mit Freuden bezeugen kann.

Doch halt! Manche Leſer werden fragen: Warum erzählſt du uns das?

Nun, es mußte ſein, denn es bildet die Einleitung zu einer Eifler Geſchichte. Und noch Etwas muß ich beibringen. Bertrich iſt in der Ferne weder ſo bekannt, noch ſo gewürdigt, wie es das verdiente; deſto mehr aber im Lande am Rheine, der Nahe, der Moſel und Saar, benebſt der Eifel und dem Hunsrücken. Das drängt ſich auch dem Fremden auf, deren in dieſem Sommer viele da waren aus weiter Ferne, ſelbſt weit über die Grenzen des weiten Deutſchlands, ja über die unſres Welttheils hinaus, denn er findet die Bewohner der gedachten Landſtriche häufig hier und namentlich viele Landleute.

Unter dieſen (und damit trat' ich denn endlich der Sache nahe, um die es ſich handelt) war ein Greis, der mich ſehr anzog. Achtzig Jahre hatte er des Lebens Bürde getragen; aber das Auge blickte noch friſch und klar in die Welt hinaus; die breiten Schultern trugen den ſilberlockigen Kopf, mit dem verſtändigen, gemüthlich-heitern Ausdrucke, noch grade und feſt; der Gang war noch ſo kräftig und ſicher; man ſahe, daß ein geſunder Geiſt von dem kräftigen Gehäuſe getragen wurde und umgekehrt.

Wenn auch Unſereiner keine Phyſiognaſe im Geſichte hat, ſo merkt er doch gleich, wo eine edle Stufe im Geſteine

liegt oder wo für ihn Etwas steckt. Für ihn, sage ich, denn ich liebe es, aus dem Volksmunde meine Mähren und Weisen zu schöpfen; ich liebe es, gerade eine solche Quelle zu suchen, die frisch den labenden Quelltrunk bietet.

Als ich den Greis so rüstig daherschreiten sah und in das helle Auge ihm blickte und in das offene, kluge, treuherzige Gesicht, da dachte ich: das ist einmal wieder Einer für dich!

Nun muß man aber die rechte Wünschelruthe haben, um das edle Herz zu finden. Gottlob, die habe ich und bin noch allemal dem lieben, naturwüchsigen Menschenherzen nahe gekommen, oft mitten hinein.

Ich hatte bald das volle Vertrauen meines alten Eifelers, aus dem Kreise Wittlich, gewonnen; ich hatte mich nicht in ihm getäuscht. Er war eine lebendige Chronik der Eifel und reich an Kenntniß der Oertlichkeiten und ihrer Geschichten. Da hat er mir denn, wenn ich ihn im schönen Thale, welches der „Römerkessel" heißt, weil man dort viele römische Alterthümer ausgrub, traf, und mit ihm an einem der schönen Plätzlein im Schatten saß, gar hübsche Geschichten erzählt in seiner einfachen, kindlichen Weise. Davon hat eine mich besonders angezogen, die ich denn sogleich niederschrieb und nun meinen lieben Lesern so gut wiederzugeben mich bestreben will, als ich es vermag, und so hoffe ich, daß sie mir die etwas langstielige Einleitung freundlich vergeben werden, über die ich nicht wohl hinausgekonnt habe, wie gerne ich sie auch weggelassen oder abgekürzt hätte. —

I.

Mein Dorf, erzählte der alte Saveriges (so sprechen die Eifler den Namen: Xaverius) Landscheidt, heißt Bruch und liegt an der Salm, die aus dem Eifelgebirge herauskommt. Sie sieht im Sommer aus, als könnte sie keine drei zählen, aber im Herbste, Winter und Frühling, wenn der Schnee abgeht oder wenn's einmal im Sommer einem Gewitter einfällt, seinen Schooß zu entladen, dann schwillt ihr der Kamm, sie legt ihre Demuth ab und fährt daher, wie eine Rasende. Dann nimmt sie uns oft das duftige Heu von

den Wieſen mit und die Wieſen dazu, und das Kloſter Himmerode und die Törfer da herum, abſcheulich das arme Klüſſerath, wo ſie in die Moſel verläuft, die erfahren's oft mit Herzeleid, was ſie für ein böſe Gewäſſer iſt. Ich meine, ſetzte er, ſchalkig lächelnd, hinzu, alle die Bäche und Flüſſe, die man „die" nennt, hätten ſo Etwas vom Weiberzorn an ſich, der da brennt, wie ein verzehrend Feuer, und von den Weiberlaunen, denen man ja nicht zu viel trauen ſoll. Meint Ihr nicht? —

Ich lächelte und machte: Et! — denn es waren Frauen in der Nähe, mit denen ich es nie verderben möchte.

Solche Launen der Salm, fuhr dann der Alte fort, kannten die Ritter auf der Burg Bruch ſehr wohl und auch die Himmeroder Kuttenherren. Darum bauten ſie die feſte Brücke bei Bruch über die Salm, an der ſie viele, viele Jahre ſchon gerüttelt und geſchüttelt hat, aber ſie ſteht heute noch, nämlich ihre Grundpfeiler, wenn auch das Obergebäu neuer ſein ſollte.

Dieſe Brücke hatte Etwas an ſich, was merkwürdig war. In der Mitte derſelben, da wo die Bogen am höchſten ſind, war am gemauerten Rande oder, daß ich es beſſer ſage: an der Bruſtwehr, welche drei Fuß hoch war, und die Leute vor dem Hinunterfallen ſchützte, ein ganz ſchmales Steinbänklein, darauf etwa drei bis vier Leute enge neben einander ſitzen konnten, und auf beiden Seiten dieſes Bänkleins waren zwei Hände, etwa ſo (und damit zeichnete er die zwei Hände ſo in den Sand:) daß ſie eine Fauſt machten, aber mit den ausgeſtreckten Zeigefingern gegen einander wieſen, in Stein ausgehauen.

Das hatte in der alten Zeit, wo die alten Rechte und Freiheiten noch Etwas galten, eine große Bedeutung; denn auf dem Bänklein zwiſchen den zwei Händen war eine Freiſtatt. Derjenige, der irgend einen Maleſtreich gemacht hatte und von den Dienern der Herrſchaft oder der Gerechtigkeit verfolgt wurde, ſo lange er zwiſchen den beiden Händen auf dem Bänklein ſaß, durfte nicht von ihnen angetaſtet werden und wenn er eines Todtſchlags ſchuldig geweſen wäre.

Das war für ſolche Leute eine Galgenfriſt. Die Ihrigen oder andere milde Herzen wußten ſie mit Speiſe und Trank zu verſorgen, ſo oder ſo; bei ſchönem Wetter ging's, aber fiel arg Wetter ein und pfiff der Eifler Wind, dann hielten ſie es doch nicht lange unter freiem Himmel aus und fielen am Ende, wenn ſie nicht befreit wurden, doch den Gerichts- oder Herrſchaftsdienern in die Hände, zumal wenn es ihnen gelungen war, die Freiſtatt auf beiden Seiten zu beſchen. Solche Freiſtatt galt noch, als die Franzoſen kamen und die Brucher Burſche haben Manchem durchgeholfen, der auf dem Himmeroder Markt einen Lumpenſtreich begangen oder im Trunke eine Uebelthat.

Ich habe da den Himmeroder Markt genannt, und auch deſſen muß ich gedenken, ehe ich meine Geſchichte Ihnen erzähle, fuhr der alte Saveriges Landſcheidt fort. Nicht allzuweit von Wittlich, an der Straße, die gen Trier führt, ſieht man in einem ſchönen Thale oder beſſer, an deſſen Mündung die alten Mauern eines einſt mächtigen Kloſters liegen. Das Wieſenthal iſt lieblich und die Berge ſchützen es von allen Seiten und ſind hoch hinauf bewaldet bis zur Spitze.

Das war das weltberühmte Kloſter Himmerode, darinnen es die Mönche beſſer hatten, als ihre hörigen Leute, denn die mußten arbeiten, und ſie faulenzten; dieſe aßen, wenn ſie Etwas hatten, und jene lebten alle Tage herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann im Sonntagsevangelium, wenn ſie ſich auch nicht in herrliche Leinwand und Purpur kleiden durften, ſondern ihre braunen Kutten tragen mußten von grobem Tuche. Sie hatten Weingüter in den beſten Lagen der Moſel, die ihnen den köſtlichſten Wein lieferten; ihre Höfe und Pächter lieferten ihnen den Zehnten reichlich, wie auch alle Dörfer in der Runde und die Salm hat nicht umſonſt den Namen. Darin ſteigen die Rheinſalmen herauf; darin hat der Hecht ſeine Tümpel, der Karpfen gedieh in den Maaren hier und da, bis zum Gillenfelder und Ulmener Maar, und die Forelle ſtand überall in den Bächen, die zugleich an Krebſen überreich waren. Da brauchten ſie wegen der

nen Trachten (wie ſie damals noch üblich waren, heutzutage aber mehr und mehr, zum Unglück und Unheil unſres Volkes, abkommen und den neuen Moden Raum geben), daher kommen und in die weitgeöffneten Pforten der prächtigen Kirche ſtrömen, aus der Kerzenglanz blitzte und Chorgeſänge ſchallten. Und wenn ſo ein Wallfahrerzug kam, dann läuteten alle Glocken des Kloſters und dies Geläute war an Kraft und Schönheit das Auszgezeichneſte in der ganzen Eifel, ja ſelbſt im ganzen Maifelde.

Der Gottesdienſt dauerte bis Ein Uhr. Dann läuteten noch einmal alle Glocken, und die Menge ſtrömte aus der Kirche in die Buden und Gezelte, und nun begann denn die Weltluſt ihre Tänze aufzuſpielen und Wirthe, Metzger und Bäcker hielten ihre Ernte und die Luſt dauerte fort die Nacht hindurch bis zum andern Morgen und ſelbſt noch den ganzen Tag, wenn nicht noch länger. Daß es da tolle Köpfe und Balgereien gab, ja ſelbſt Mordthaten, iſt kaum zu verwundern, wenn man bedenkt, wie Wein und Tanz die Köpfe erhitzen. Da kamen denn nicht ſelten die zwei Hände auf der Brücke von Bruch zu ihrer Geltung und retteten Manchen, der zwar neuerdings flüchtig werden mußte, aber einſt, wenn Gras über die Geſchichte und vielleicht über einen Grabhügel gewachſen war, wiederkehrte und völlig unangefochten blieb, bis an ſein Ende. Zu bedenken iſt, wenn das verwunderlich ſein ſollte, daß die Mönche zu Himmerode den Blutbann und das Hochgericht hatten. Der Galgen ſtand bei Bruch, wo

der Berg, darauf er ſtand, noch heute der Galgenberg heißt, aber auf der Brücke zwiſchen den Händen war die Freiſtatt, und der Galgen erlebte es ſelten, daß er den Raben ein Mahl lieferte.

Unweit Himmerode liegt die Eiſenhütte. Schon im Zeitraume, da in den Niederlanden der Krieg wüthete und die Holländer das ſpaniſche Joch abſchüttelten, war hier ein Dörfchen bei den Eiſenſchmelzen. Wem das Hüttenwerk gehörte in jenen Tagen, weiß ich nicht, glaube aber, daß es dem Kloſter Himmerode eigen war, denn die Mönche erlaubten den ſpaniſchen Werbern, die der blutgierige Herzog von Alba hier hielt, daß ſie am Markte ihre Werbeſtation und Menſchenfang in das Kloſter verlegten, und ſchützten und ſtützten die Werber mit ihrem geiſtlichen Anſehen.

Dieß Alles hab' ich vorausſchicken müſſen, ehe ich meine Geſchichte beginnen konnte, ſagte der alte Savériges Landſcheidt, denn das greift Alles da ein. Die Begebenheiten, ob ſie gleich in jene Zeit der niederländiſchen Freiheitskämpfe fallen, haben ſich in ſehr genauen Ueberlieferungen erhalten, denn der, welcher darin handelnd auftritt, gehörte in meine Familie, war ein Landſcheidt und trug den Taufnamen Anton.

II.

Nahe bei der Kapelle von Bruch ſtand in jenen Tagen die Dorflinde, von der Sie wiſſen, ſagte der Greis, daß ſie für das Dorf allerdings eine gewiſſe Bedeutung hatte, und immer eine Gerichtsſtätte bezeichnete; wenn ihrer drei zuſammen ſtanden oder noch ſtehen, dann bezeichnete es ein Hochgericht. Auch in Bruch waren es drei geweſen, aber Eine hatte der Blitz einmal zerſplittert, wobei die nebenan ſtehende Feuer fing und nieder-

brannte. Die Eine wurde gerettet. Unter diesen drei Linden hielten der Abt von Himmerode und die Freiherren von Bruch das Halsgericht und den Blutbann, dessen Gehilfe der Galgen, dessen Gegner die uralten zwei steinernen Hände auf der Brücke über die Salm waren. Ganz nahe bei der noch übrigen Linde wohnte der Gerichtsdiener in einem kleinen, strohgedeckten Häuslein, der aber seit Menschengedenken Nichts zu thun gehabt hatte, da der Blutbann nicht war gehegt werden, weil die etwa ihm Verfallenen allemal durch die zwei Hände auf der Brücke entwichten und, weil sowohl die Herren von Bruch, als die Mönche von Himmerode kein Verlangen nach einer Hinrichtung trugen, wenn auch in jenen wilden, rohen Zeiten ein Exempel Nichts geschadet hätte.

Nun war des Gerichtsdieners Amt nicht das des Scharfrichters, und ein solcher war gar nicht da und man hätte im Falle der Nothdurft den Meister Hämmerlein von Trier müssen kommen lassen. Der alte Gerichtsdiener hieß Pitter Landscheidt, war jung gewesen und alt geworden und hatte keinem Urtheilsspruche, keinem Gerichtstage gedient, und starb auch ohne daß er es nöthig gehabt, zu einem solchen Jemand zu laden.

Er hinterließ eine Wittwe und einen siebzehnjährigen Sohn, den Anton Landscheidt. Als der Vater mit Sang und Klang zu seiner Ruhestatt gebracht worden war, ging der Anton und seine Mutter auf das Schloß, wo ein alter Herr von Bruch wohnte, der Morgens anfing Moselwein zu trinken und den ganzen Tag dies wichtigste Geschäfte seines Lebens emsig betrieb und am Abende sich ruhig niederlegte, mit der festen Absicht, das edle Werk am Morgen wieder zu beginnen. Sonst ließ er, wie man sagt, Gottes Wasser über Gottes Land laufen und war mit Allem zufrieden, wenn er nur nicht in seinem standesmäßigen Geschäfte gestört wurde und — von dem Wasser nicht trinken mußte. Mit dem Tode des Vaters, Pitter Landscheidt, war das Amt erloschen und das Häuslein nebst Feld und Wieswachs im Thale fiel an die Herrschaft zurück, wenn nicht der Anton die Stelle erhielt und — dann

ſtand's ſchlimm mit Mutter und Sohn, denn ſie hatten weder Sand noch Land und nichts, als Luft und Waſſer, worüber ſie nach Gottes Willen verfügen konnten, doch für Beide keine Mühle.

Als dem Herrn von Bruch gemeldet wurde, wer da ſei, ſaß er gerade mit Don Rivera, dem ſpaniſchen Werboffizier von Eiſenhütte, am Tiſche und in den mächtigen Pokalen perlte der edelſte Piſporter.

Es iſt mir Alles recht! rief er dem Diener zu. Sie ſollen geben! Der Anton ſoll das Amt haben. Sie ſollen mir nur Ruhe laſſen.

Gnädiger Herr Baron, ſagte der Diener, das mündliche Wort thut's nicht für die armen, braven Leute. Sie müſſen's ſchriftlich haben, ſonſt glaubt's der hochwürdige Herr Abt nicht und nicht der churtrieriſche Schultheiß zu Bruch drunten! —

Ei, ſo wollt' ich, der alte Pitter lebte noch! rief der Freiherr ärgerlich aus, denn — es ſtand mit dem Schreiben etwas bedenklich, da er dieſe Kunſt ſeit ſeiner Jugend nur in den ſeltenſten Fällen geübt. Als der Diener, des Befehles harrend, ſtehen blieb, rief er ihm endlich, ſich hinter dem Ohre kratzend, zu: Rufe den Frühmeſſer! Und zu dem Genoſſen gewendet, ſagte er: Sehet, Herr Hauptmann, was unſer Einer ſeine Arbeit hat!

Der Hauptmann unterdrückte ein ſpöttiſches Lächeln und meinte, das Leben ſei ein ſchweres Geſchäfte.

Dazu nickte beſahend der Herr von Bruch und trank ſeinen vollen Pokal bis auf die Neige aus, um ſich für die große Anſtrengung ſeiner Namensunterſchrift zu ſtärken, über deren Schriftzug er ernſtlich nachdachte, da er ihn ſeit langer Zeit nicht gemacht und faſt vergeſſen hatte.

Eine kleine halbe Stunde ſpäter trat der Frühmeſſer aus dem Dorfe Bruch, ein noch junger Geiſtlicher, herein, legte dem gnädigen Herrn die förmliche Beſtellung des Anton Landſcheidt vor, die er mit vieler Mühe und unterrinnendem Schweiße unterſchrieb. Gottlob, daß das nun beendet iſt, rief er aus.

Haltet zu Gnaden, gnädiger Herr, ſprach der Früh-

meſſer, beendet iſt das Geſchäfte noch nicht. Die herkömmliche Ordnung Eures Hauſes erheiſcht es, daß Ihr ihn in Pflicht nehmet durch Handtreu, worauf ihn der hochwürdige Herr Abt zu Himmerode zu beſtätigen hat. Wäre eine Nullität, wenn das verabſäumt würde und die arme Wittwe könnte leichtlich ihre Lebſucht und Unterkommen verlieren. Der Freiherr ſtieß einen lauten Seufzer aus, winkte dem Frühmeſſer und der, welcher ſeines Gebieters Art verſtand, ließ die Wittwe und ihren Sohn eintreten.

Ohne ſich nach den Eingetretenen umzuſehen, deren Kratz- oder Scharrfüße er bloß hörte, rief er dem Frühmeſſer zu: Thuet Ihr die Red'!

Dieſer erinnerte nun den jungen Menſchen an den Umfang ſeiner Pflichten und fragte ihn dann, ob er ihnen treulich nachkommen wolle? Als der Anten das bejaht, ſagte der Herr Frühmeſſer: So gib dem gnädigen Herren die Handtreu!

Ohne sich umzuwenden, reckte der dicke Herr Baron seine Rechte über den dicken Bauch hinaus, daß sie der Anton kaum sah. Er legte dann seine Rechte in die feiste Hand des aufgeschwemmten Barons, und der Frühmesser schrieb in die Urkunde das ein, was er leer gelassen, und was das Geschehene ergänzte, reichte dann dem Don Rivera die Feder, daß er mit ihm als Zeuge unterschreibe, und gab, nachdem er selbst unterzeichnet hatte, die Urkunde dem Anton Landscheidt und sagte: Nun gehe alsbald hinüber nach Himmerode zum hochwürdigen Herrn, daß er die Urkunde unterschreibe; alsdann zeigst du sie dem Schultheiß Coll und es beißt keine Maus mehr einen Faden davon ab. Mit herzlichen Dankesworten schieden die Glücklichen und der Frühmesser verließ auch das Gemach.

Der angetrunkene Soldat schlug, als die beiden Zechbrüder alleine waren, mit der Faust auf den Tisch und stieß einen schweren, spanischen Fluch aus. Der Freiherr sah ihn erschrocken an und rief: Was deutet's?

Hätt' ich den Menschen früher gesehen, ich wollt' ihm eine Urkunde unterzeichnet haben! Himmel, das ist der schönste Mensch, den je die Eifel trug, die sonst nur kleines Gewächs aufzuweisen hat. Das ist ein Bild von einem schönen, gutgewachsenen Burschen; gäbe ein Arkebusirer, wie ihn das Regiment, seit es Alcala de Henares verließ, nicht mehr gesehen hat!

Hab' ihn nicht gesehen, sagte der Freiherr, aber Ihr hättet doch die Finger von ihm gelassen, denn er ist einer Wittwe Sohn und ihr Ernährer. Da hat Euer Witz ein Ende, Herr Hauptmann, es sei denn, daß Ihr ihn heimlich außer Landes gebracht hättet, so aber wär's nicht gegangen, denn die Bruchers Bursche lauern Euren Werbern auf den Dienst, und Gott helfe und erbarme sich ihrer, wenn sie den Bruchern in die Fäuste fallen, denn dann gibt's Fetzen!

Da müßten unsre Pallasche doch auch dabei gewesen sein, hohnlachte der Hauptmann.

Wie Ihr wollt, versetzte der Freiherr, aber ich habe in meinem Bruch drei Kerle, den Pitter Tripp, den Franz

Bremm und vor Allen den Landolf Luxerather, die nehmen es an Kraft und Muth mit einer Compagnie auf.

Ja wohl, sagte mit ätzender Schärfe der Hauptmann, wenn sie churtrierische Soldaten und Moselwein-Schläuche vor sich haben; aber das würde anders lauten, wenn sie Ihrer Majestät von Spanien erprobte Soldateska vor den Flederwisch kämen. Caracho! Da sollt's eine Arbeit geben, die Flügel vom Leibe kostete!

Wollen's dahin gestellt sein lassen, sagte der Herr von Bruch und goß die Pokale voll, wer die Flügel hergeben müßte. —

Es könnte noch auf eine Probe ankommen, sagte in seinem Uebermuthe der Spanier. Der Himmeroder Markt ist nicht weit. Da gibt's ja fast allemal Püffe! Er brach jedoch hier ab und begann eine seiner beliebten Geschichten von Niederländischen Schlachten, wobei der spanische Heldenmuth natürlich eine hervorragende Stelle einnahm, die aber auf den Freiherrn jedesmal die unaussprechliche Wirkung hervorbrachte, daß er sich entfernte. Dann leerte der Hauptmann alle vorhandenen Weingefäße, selbst den Becher des Freiherrn, damit sich der edle Saft nicht verriebe, und machte sich aus dem Staube, ohne daß man ihm anzusehen vermocht hätte, welch' ein großes Maß des edelsten Weines er genossen.

Sicher schritt er den Berg hinunter, und als ihm unten der glückliche Anten Landscheidt begegnete, dem der Abt eben die Urkunde bestätigt und der auf dem Wege zu dem Schultheiß Cell war, da blieb er stehen und sagte zu sich: Da müßt ich doch nicht der Hauptmann Rivera sein, wenn dieser rührige Kerl nicht sollte in meine Hände gerathen! Da gibt sich dann auch eine Gelegenheit, dem Eifler Baron ein Schnippchen unter die Nase zu schlagen und den Bauernbuben von Bruch, die er als Riesen schildert, den Weg zu weisen, der ihnen das Wiederkommen verleiden soll!

Er wandte sich und ging vollends in's Thal, wo sein Reitknecht das Roß in Bereitschaft hielt; aber als er so

langsam dahinritt, dachte er sich einen Plan aus, wie es gelingen könnte. Dazu bedurfte er aber der besonderen Mithülfe des Paters Piörtner zu Himmerode, darum lenkte er nach dem Kloster sein Roß und trat dort in das Sprechzimmer ein, wo er den Bruder Piörtner aus tiefem sorgenschwerem Schlafe aufweckte und mit ihm eine sehr lange Zwiesprache hielt.

Was die Beiden heimlich mit einander abgeklartet, das ließ sich nur aus späteren Begebenheiten und Erfolgen etwa ermitteln. Des Hauptmanns Gesicht aber strahlte von innerer Zufriedenheit, als er mit seinem Reitknechte den Weg nach der Eisenhütte pfeilschnell dahinjagte. Der Pater Piörtner lächelte, wie ein schlauer Schelm, der er denn auch war, setzte sich wieder in seine Ecke und erlag bald wieder den schwer auf ihm lastenden Pflichten in — süßestem Schlummer.

III.

Daß der Anton Landscheidt ein so bildhübscher und herrlich gewachsener Bursche sei, das hatten die Mädchen von Bruch viel früher weg, als der Hauptmann Rivera. Sie sahen ihn freilich auch öfter und er wuchs mit ihnen auf. Daß er ein flinker Tänzer auf dem Himmeroder Markte, im großen Tanzzelte des Barthel Koch von Wittlich war, das wußten sie auch, ja nahezu der allerflinkste. Drum sahen sie ihn alle freundlich an, wo er ihnen begegnete. Daß er ein armer Schelm, des Gerichtsdieners Sohn war, dem das Haus und Feld nicht einmal eigen war, welches er besaß, das berührte die Mädchen nicht unangenehm, denn beim Tanze gilt nicht das Geld und die Habe, sondern die Beine und die hat der Reiche wie der Arme, nur Einer etwas leichter als der Andere. Wäre es auf das Heirathen angekommen, so hätte Manche doch etwas den Mund verzogen, denn ein Lebenlang das trockene Brod der Armuth zu essen, dazu hat nicht Jede Lust, wenn ihr die freie Wahl bleibt.

Eine aber war in Bruch, sagte der Alte, die hatte ihn bei aller Armuth so lieb, daß sie unbedenklich mit ihm in das kleine Häuschen gezogen wäre und mit ihm gedarbt hätte, wenn das Darben an ihn gekommen wäre. So schlimm war's nun bei Weitem nicht mit dem Anton Landscheidt. Zu darben brauchte er nicht, denn bei dem Häuschen nahe der Linde, oder dem Gerichtsdienerhäuschen, war gutes Feld hinlänglich, um eine Familie zu ernähren und Wiesen genug für eine Milchkuh. Soviel hatten viele Bauern in Bruch nicht im Vermögen; aber darin bestand der üble Umstand, daß dies Gut, wie das Haus, nur dem Amte gehörte, und dem, der es von der Herrschaft trug, und mit den zwei Augen des Inhabers, die sich im Tode schlossen, wegfiel. Das Amt war nun, sammt dem, was dazu gehörte, seit unvordenklichen Zeiten allemal vom Vater auf den Sohn geerbt; aber wer stand dafür ein, daß nicht einmal die Laune des

Burgherrn das änderte? Wer ſtand ferner dafür gut, daß wenn einmal eine Erbtochter da wäre, der etwaige Tochtermann das Aemtchen erhielte? Und ohne das wäre die Familie am Bettelſtabe geweſen, ohne alle Rettung und Hilfe.

Das waren Quäſtionen, die harten Nüſſen glichen, die Niemand mit ſeinen Zähnen aufknacken konnte; die aber gar manchem Mädchen den ſchönen Anton in den Schatten ſtellten.

Nun war er nicht nur der ſchöne Anton, ſondern auch der gute und brave. Gegen Vater und Mutter gab es keinen beſſern Sohn weit und breit; gegen andere Leute keinen gefälligeren, dienſtfertigern, höflichern und manierlicheren, als ihn; in der Arbeit fand man keinen treueren und fleißigeren, und im Umgange und Verkehre keinen, der redlicher, wahrheits- und rechtsliebender, als er, geweſen wäre. Das Alles erkannte Jedermann an, aber was half's. Er hatte ja kein Eigenthum. Er ſaß auf fremdem Grund und Boden, der ihm, wenn er ſtarb, nicht einmal die Sicherheit des Obdachs und der Ernährung ſeiner Familie bot.

Dieß war der Grund, warum er in Bruch nur ein Mädchen von ganz kleinen Anſprüchen und gleicher Habloſigkeit hätte freien können. Und doch war Eine da, welche über das Alles hinausgeſehen hätte, wenn ſie nur gedurft.

Sie allein war ſonſt dem Anton Landſcheidt ebenbürtig, nämlich an Schönheit, an Herzensgüte und Treue der Geſinnung, und die war des Schultheißen Gell einziges Kind und einzige Erbin und er war der Reichſte im Dorfe Bruch, denn er war churtrieriſcher Schultheiß im Dorfe, wo er die Rechte des Landesherrn zu wahren hatte.

Nach Bruch war er aus Luzerath gekommen, als ein im Keim verdorbener Gerber, der dann Schullehrer werden wollte, weil er aber nicht ſingen konnte, abgewieſen wurde. Wie er Schultheiß geworden, wußte eigentlich Niemand; das aber wußten die Leute, daß er raſch ein reicher Mann wurde und die Nase hoch trug und gar gerne dem Vater Anton's Befehle gegeben hätte, wenn der ſie nicht mit Spott

abgewiesen hätte, da er nicht unter dem Schultheißen ſtand. Grade daher datirte ſich aber der Haß, den er auf die Landſcheidt's Alle geworfen hatte, auf Kind und Kegel, in Summa, die ſo hießen.

Schultheiß Goll's Ammichen war ein Mädchen, deſſen Schönheit ſelbſt dem Herrn Hauptmann Rivera in die Augen ſtach, und derenwegen er ſich manchmal bei dem Schultheißen zu ſchaffen machte, wenn er nach Bruch kam. Als das das ſchöne Mädchen merkte, ſah er ſie nicht mehr, was ihn aus dem Fundamente ärgerte.

Dies ſchöne Mädchen, um das ſo viele warben, liebte den armen Anton von ganzer Seele, und wie es eben ſo in der Welt iſt, er ſie auch. Wie der alte Schultheiß dahinter gekommen war, das wußte Niemand; aber er war dahinter gekommen und er hatte abſcheulich hafelirt mit ſeinem ſchönen, guten Kinde; hatte dem alten Landſcheidt eine Botſchaft durch den Büttel geſchickt, die gefalzt und gepfeffert war, und der Büttel nahm wieder eine mit zurück, deren Zuthat noch deftiger gewürzt mußte geweſen ſein, denn der Schultheiß ärgerte ſich ſo gewaltig darüber, daß er den Pater Bartholemäus aus dem Kloſter Himmerode holen laſſen mußte, der ein Docter war, und der ſagte, daß, wenn er ihn nicht purgirt, er die Gelbſucht würde gekriegt haben, ſintemalen die Galle in das Blut ſich durch den Magen ergoſſen hätte und das ſei daß ſchlimm. Seitdem drehte ſich dem Schultheiß Alles im Leibe herum, wenn er den Namen Landſcheidt hörte oder Eins von den dreien ſah, die im Häuschen an der Linde die ganze Haushaltung ausmachten. Als der alte Gerichtsdiener Landſcheidt ſtarb, ſagte der Schultheiß Goll zu ſich: Nun ſind's nur noch Zweie! Und die Zweie müſſen aus dem Dorfe fort, ſo wahr, als ich Goll heiße und Schultheiß bin!

Aber die Zweie kamen ihm zuvor und der Frühmeſſer wußte, was er that. Er kam ſelten in des Schultheißen Haus, weil er den alten Fuchs nicht leiden mochte, der den guten Landſcheidt, den er lieb hatte, ſo grimmig haßte. Heute aber ſaß er bei dem Schultheiß, als Anton mit der

Urkunde gegen das Haus zuſchritt, denn er wußte, daß er kommen mußte und wollte ihn vor der Bosheit des Alten ſchützen.

Oben am Fenſter der Oberſtube lächelte ihm ein Engelsgeſichtchen zu und Anton ging dies Lächeln in die Seele hinein, und es ſtärkte ihn zu dem ſchweren Schritte, der ihm jetzt zu thun oblag.

Mit ſo einem Schultheiß, lieber Herr, ſagte Saveriges Landſcheidt, der bei mir unter der hohen kühlen Kaſtanie des Burggartens ſaß, hatte es in der alten Zeit ſeine Mucken. Der konnte zwicken und pehen auf's Blut, viel ärger als heute mancher Bürgermeiſter, der's wohl auch gern thäte, dem aber zu Viele auf die Finger ſehen und, ſo er ſich's beigehen läßt, d'rauf klopfen. Und der Cell war, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, nicht ſauber und hatte einen Extra-Pik auf den braven Anton, weil er ſein ſchönes Kind lieb hatte, und es ihn.

Er ſaß bei dem Frühmeſſer, der eine treue Seele war, und ſprach mit ihm über Dies und Jenes, da klopfte es höflich und der Schultheiß rief: Ja!

Als mit höflichem Gruße der Anton Landſcheidt hereintrat, da hätte Einer ſehen ſollen, wie des Schultheißen Geberden ſich verſtellten. Die Haare ſträubten ſich ordentlich, wie bei einer böſen Katze, wenn ihr der Todfeind, der Hofhund, nahe kommt; ſeine kurze Stirne legte ſich in Falten, daß es grauenvoll anzuſehen war, der Mund wich an beiden Seiten herunter, daß er einen Bogen machte, und anzuſehen war, wie ein Fiſchmaul, und die Augenbrauen, die wie Schlehenbüſche über den kleinen, blitzenden Augen ſaßen, ſenkten ſich dornengleich herab, daß dieſe Katzenaugen gräulich ausſahen und ſchier ſich in den Anton hineinbohren wollten, wie zwei Kugeln, die auf ihn abgeſchoſſen wurden.

Dem Anton wäre bei ſolchem Anblick das Herz ſchnurſtracks in die Schuhe gefallen, wenn er nicht ſeinen Muth in der Nähe ſeines getreuen Freundes, des Frühmeſſers, gefunden hätte und in dem Bewußtſein ſeines guten Rechts. Er trat daher näher zu dem Tiſche, an dem die Beiden bei

einem Glase sauern Untermosler saßen, legte bescheiden seine Urkunde auf den Tisch und sagte: Gestrenger Herr Schultheiß, wollet diese Urkunde einsehen, wenn es euch genehm ist! —

Da brach's los bei dem Schultheiß.

Wer heißt dich Letterbuben in mein Haus treten? Verdammt soll sein, was Landscheidt heißt! fort mit dir und deinem Wische!

Haltet ein, Herr Schultheiß, fuhr der Frühmesser dazwischen. Ein Letterbube ist einmal der Anton nicht, und Ihr müsset die Urkunde ansehen, das ist Eures Amtes, denn es ist die Bestätigungsurkunde des braven Anton als Gerichtsdiener bei der Linde.

Wer will mich zwingen? fuhr der Schultheiß auf.

Ich, sagte der Frühmesser sehr scharf, denn ich bin Zeuge, und der Herr Weihbischof von Trier ist mein Vetter, wie Ihr wisset. Die Urkunde hab' ich aufgesetzt und ich kenne die üblichen Rechte. Sie ist von dem Lehensherrn und

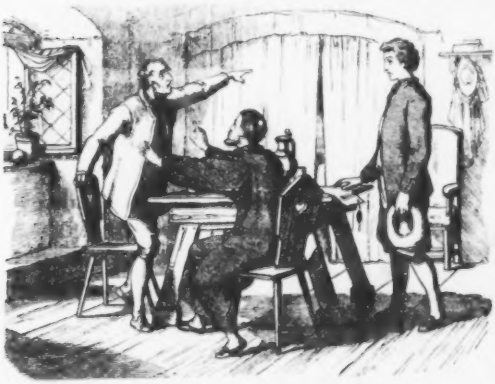

dem hochwürdigen Herrn Abte unterſchrieben. Da müßt Ihr ſie leſen! Doch will ich Euch der Mühe überheben und leſe ſie Euch vor.

Damit nahm er die Urkunde und las ſie laut vor und der Schultheiß ſchnaufte vor Zorn wie ein kopfſcheues Roß.

Als der Frühmeſſer geendet, fragte er: wollet Ihr ſie unterſchreiben?

Nein! rief der Schultheiß.

Gut, ſagte der Frühmeſſer und gab die Urkunde dem Anton, der verlegen da ſtand; ſtecke ſie ein, ſagte er, ich werde auf meinen Prieſtereid darunter bezeugen, daß ich ſie dem Schultheißen vorgeleſen. Laß uns gehen, denn die Sache iſt abgemacht! —

Gehet alle Beide — wohin Ihr wollet, ſetzte der Schultheiß, ſein arges Wort mildernd, hinzu, und der Frühmeſſer und Anton entfernten ſich ruhig, während der Schultheiß wüthete in ſeinem Zorne, und leiſe aus der Nebenkammer Jemand hinausſchlich, der faſt laut weinte und des Schultheißen Töchterlein gleich ſah, wie ein Tropfen Waſſer dem andern.

Der Frühmeſſer beruhigte den hartgetroffenen Anton, zog ihn in ſeine Wohnung, fertigte ſein Zeugniß unter die Urkunde aus, und ſchlug dann den Weg nach Kloſter Himmerode ein, wo der Pater Pförtner, ſein Anverwandter, war, der Viel auf ihn hielt.

Der Pförtner war, was man bei uns einen Pappeler nennt, einer nämlich, der gerne viel plaudert und Alles ausplaudert, weil er Nichts hinter dem Berge halten kann.

Kaum ſaß der junge Frühmeſſer, ſo begann der Pater Pförtner alle die Geſchichten ihm zu erzählen, die ſich ſeit

seinem letzten Besuche zugetragen, und in so acht Tagen passirt Allerlei. Und so kam er denn auch auf den Hauptmann Don Rivera, und was der gegen den Anton Landscheidt im Schilde führe. Mit dem Leichtsinn solcher Leute, die gerne viel plaudern, erzählte er, wie er dem Hauptmanne zugesagt, am nahen Markte ihm behülflich zu sein, daß er den Anton kriege, der dann schnell solle fortgeschafft werden. Ich weiß, schloß er, ich thue da auch dem Schultheiß einen Gefallen.

Wie so denn? fragte der Frühmesser anscheinend ruhig, aber innerlich auf das Heftigste erregt.

Der Pater Piörtner lachte mit seinem breiten Munde, über dem die Nase wie ein kupferrother Klumpen hing und die kleinen, in einem gelblichen Wasser schwimmenden Augen verkrochen sich schier ganz. Du wirst dich wundern, Landolf, was ich dir für Geschichten erzähle, die sich alle mehr oder weniger auf den Anton Landscheidt von Bruch beziehen, den der Abt zum Gerichtsdiener bestellt hat bei einem Blut- und Halsgerichte, das seit unvordenklichen Zeiten schon selig verstorben ist. Doch — was liegt mir dran? — Wenn ich mein Schöpplein und mein Ripplein mit etwas Fleisch und Freitags Fisch habe, dann ist mir Alles Eins.

Aber, sagte der Frühmesser von Bruch, wie ist's denn mit dem Schultheißen?

Nun, du weißt, der ist den Landscheidt's nie gut gewesen. Muß ihm einmal Einer arg auf den Freistallen getreten haben, oder auf das Krähenauge. Doch — was liegt mir dran? — Da hat nun der reiche Schultheiß — wie er reich geworden, weiß ich nicht — ein Töchterlein, das Ammichen, ein gutes, frommes Kind, und schön wie eins der Engelein auf dem Altarbilde in unsrer Kirche, das der geschickte Niederländer gemalt hat — hab' den Namen vergessen. Da will's denn das Unglück, daß der Anton Landscheidt und das Ammichen sich heimlich lieb haben. Dahinter ist der Alte gekommen und nun ist Feuer im Dache, denn er sähe, glaub' ich, lieber das Mädchen an dem baufälligen Galgen sterben, als daß er eine Heirath

zwiſchen Beiden zugäbe. Nun, weißt du, ſo ein reicher Bauer verzeiht Alles, nur das nicht, wenn ein Armer die Hand nach ſeinem Kinde oder vielmehr deſſen Erbe ausſtreckt. Kommt er kürzlich wegen des Zehntens, den der Müller, ſein Schwager, an unſern Convent abzugeben hat, und ſahe, daß er noch Etwas unter dem Kamiſole hat, was ihn mehr drückt, als ſeines Schwagers ſtreitiger Zehnten. Ich denke, laß ihn einmal gehen. Mag er ſich winden und wenden und drehen, wie ein Aal — es muß doch herunter. So wand und drehte er ſich denn wirklich wie ein Aal, bis er endlich ſein Leid klagt und mich fragt, was er thun ſolle, den Lumpenbuben fort und aus den Augen des Mädchens zu ſchaffen? Ich zuckte die Achſeln und ſtellte mich ſteif, wie eine Ginſter und dumm, wie Stroh, da ſagte er endlich: Wenn ihn die Spanier hätten, dann wäre mir das Herz federleicht.

Ich zucke wieder die Achſeln.

Es iſt jetzt bald Himmeroder Markt, ſagte er darauf, da ließe es ſich machen, wenn Ihr die Hand dazu bötet.

Ich ſtelle mich, als mochte ich mit ſolchen Händeln Nichts zu thun haben und weiſe ihn an den Rivera; aber ich verſprach ihm doch, hülfreiche Hand zu leiſten — ob mich gleich die arme Wittwe dauert.

Länger konnt's aber der ehrliche Frühmeſſer Landelf nicht mehr ertragen. Er fuhr los auf den Pater Pförtner, als wollt' er ihn anfaſſen, und der erſchrack auch nicht wenig über ſeines, ſonſt ſo ſanften Vetters, Zorn, der jetzt aus den Eiſen ſchlug, als ob er tollſinnig wäre. Seine Worte trafen das Schwarze in der Scheibe, aber ſolche Eindrücke dauerten bei dem Pater Pförtner nur bis zum nächſten Scherpen, der alle Erinnerung daran gründlich auslöſchte. Der Frühmeſſer glaubte, ihn ganz herumgebracht zu haben, allein es zeigte ſich, daß der Alte eine Wetterfahne war, die ſich drehte, wie der Wind pfiff.

Der Frühmeſſer Landelf hatte aber da in ein Gewebe von Schurkereien geblickt, die er unwirkſam zu machen, und den guten Anton zu retten, für ſeine Aufgabe erkannte.

Für's Erste suchte er Anten zu bestimmen, daß er nicht auf den Himmeroder Markt gehen möge. Wunderbar! Während Landolf, der Frühmesser von Bruch, dachte, das gelänge ihm auf den ersten Wurf — so fand er einen zähen Widerstand bei Anten. Das kam aber wieder ganz natürlich.

Auf einem Markte, wie der zu Himmerode, gab es immer Gelegenheit, mit Ammichen ein paar glückliche Minuten zu verleben. Mochte ihr Vater machen, was er wollte, das konnte und durfte er nicht wehren, ohne ganz Bruch gegen sich zu haben und mächtig gegen sich aufzureizen. Durch eine Freundin Ammichen's war das völlig in Ordnung. Und nun verlangte der Frühmesser, er solle diesem Glücke entsagen? Das that er nicht, mochte auch kommen, was da wollte.

Endlich merkte der Frühmesser den Schnupfen und wie die Pferde im Stalle standen und — er war zu mild und zu gut, um nicht von seinem Verlangen abzustehen, da ihm noch ein anderer Ausweg blieb.

Am Abende, als es dunkel war, ließ er sich den Lutzerather rufen, den Landolf Lutzerather nämlich, den stärksten Burschen in ganz Bruch.

Bald darauf trat Einer in die Stube, der war nicht groß war, aber eine Schulterbreite hatte, wie sie kaum noch einmal vorkommen mochte. Arme und Beine hatte er, wie wenn es junge Eichbäume wären. Von dem dicken Kopfe des Landolf Lutzerather sagten die Bruchet, seine Hirnschale müsse vier Zoll dick sein, sonst müßten die Püffe, die er schon drauf gekriegt, Löcher, wie Kellerlöcher, hineingemacht haben. Der ganze Mensch machte den Eindruck einer riesenhaften Muskelstärke auf Jeden, der ihn ansah.

Setze dich einmal, Lutzerather, sagte, den freundlichen und ehrerbietigen Gruß des jungen Mannes freundlich erwiedernd, der Frühmesser.

Er gehorchte, und der Frühmesser theilte ihm Alles mit, auch die Abneigung Anton's, von dem Markte zurück zu bleiben. Gönnet ihm die Freude, Herr Frühmesser, sagte der Landolf Lutzerather, es kommt an den braven Jungen wenig Freude in der Welt; aber ich hab' ihn lieb und er

iſt mir der beſte Kamerad. So verlaßt Euch denn auch auf mich. Sie ſollen ihm kein Haar krümmen — aber ob ihnen keins gekrümmt wird, das will ich nicht verſchwören. Seid ohne Sorge, Herr Frühmeſſer; kein Menſch erfährt, woher ich es habe, aber es ſoll eine Mauer um ihn ſtehen, über die weder der boshafte Schultheiß, noch die ſpaniſchen Molche, die Werber, hinaus kommen ſollen. Darauf verlaßt Euch. Er ging, und die Seele des guten Frühmeſſers war von der ſchweren Laſt der Sorge befreit. Er wußte nun gewiß, daß alle Ränke ſcheitern würden, ſelbſt die Kniffe des Schultheißen und ſeiner Bundesgenoſſen, des Hauptmanns Rivera und des Paters Pförtner zu Himmerode. Wie er aber fernerhin den guten Anton vor allen den heimlichen Nachſtellungen ſicher ſtellen und vor Wegſchleppung bewahren ſollte, das wußte er freilich nicht; denn die Gefahr war groß, und was die Geier einmal im Auge hatten, das mochte wohl vorſichtig ſein, wenn es ihnen entgehen ſollte.

Beſonders verdiente den Namen eines Geiers der lange Federige, der aus der Provinz Mancha in Spanien war, ein himmellanges Orgelregiſter, dürr wie eine Heupenſtange, aber ſchlitzöhrig wie ein Frankfurter Theerſchreiber von Anno früher. Dem legte der Hauptmann Alles in die Hand, und wußte, daß es da wohl bewahrt lag, denn der lange Corporal redete wenig, dachte viel, und wußte Alles ſo fein anzulegen, daß er ſicher war, es gucke ihm Keiner in die Karten.

Nur in einem Punkte hatte er ſich verrechnet, nämlich er hatte bei einer Unterredung mit dem Schultheiß Coll nicht auf ein paar Mädchenohren gerechnet, die erſt dann ſich auf's

Herzchen legten, als der Name Anton genannt wurde und nicht grade mit zarter Liebe.

Die beiden Ränkeschmiede meinten, Alles haarscharf und superfein abgekartet zu haben und — eine Stunde später wußte es Landolf Luteraher, denn Annmichen's Freundin war sein Schatz. Der lachte in's Fäustlein, ließ seine Helfershelfer, den Pitter Tripp und den Franz Bremm rufen, die alle Zweie solche unterirdische Erdstämme waren, wie er, und nicht weniger Kraft, Muth, Verwegenheit und Rauflust hatten, wie er auch. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das diese drei Gesellen nie brachen, wurde hier ein rechter Kriegsrath gehalten, und an der Freudigkeit der drei Burschen mochte man es abnehmen, daß sie nicht nur einig, sondern auch ihrer Sache gewiß waren, so weit man im Voraus eines Erfolges gewiß sein kann, der noch am allerwenigsten in unsrer Hand liegt und bei dem noch viel Tausend Dinge in Betracht kommen, über die wir nicht Herr sind.

IV.

Ehe noch der Himmeroder Markt kam, ereignete sich Etwas, worüber die ganze Gegend in eine große Bestürzung gerieth, der Hauptmann Rivera aber in eine maßlose Wuth.

Der Unteroffizier Federige war ein großer Freund der Jagd und aß nichts auf der Welt lieber, als einen jungen Rehbraten, so etwa von einem Spießer. Nun durfte er nicht jagen, denn die Wälder gehörten dem Kloster und die Jagd natürlich auch. Die Förster des Klosters waren angewiesen, auf's Strengste zu hüten und die Wilddiebe zu fangen. Der Förster von Eisenhütte war den Spaniern in Summa nicht gut und dem langen Corporal am wenigsten. Darum lauerte er ihm auf den Dienst und hätte ihn gerne einmal an's Brett gekriegt. Der Förster war aber schon ein alter Mann und wagte sich nicht an den langen Spanier; aber es kam ihm da Etwas zu statten.

Seine Tochter war seit kurzer Frist die Braut des Franz Bremm von Bruch, und der Förster ging darauf aus, diesem

den Dienſt nach ſeinem Tode zu ſichern, da er keinen Sohn hatte. Dazu konnte Niemand beſſer helfen, als der gute Frühmeſſer von Bruch, der bei dem hochwürdigen Herrn Abte zu Himmerode über die Maßen gut angeſchrieben war.

Das machte Franz Bremm dem Förſter klar und eben ſo klar, daß es grade jetzt gälte, dem Frühmeſſer einen rechten Gefallen zu thun. Ein Wort gab das andere, und ſo kamen ſie auch auf den Jagdſtripper, den langen Corporal, und der Förſter hörte, daß das der Haupthahn wäre, der Anten zu erwiſchen ſtrebe.

Franz, rief der Förſter, wenn wir ihn erwiſchten?

Da ſprang Franz Bremm auf und ſeine Augen leuchteten vor Luſt. Schwieger, rief er aus, das wär' ein Streich, der nicht zu ſchätzen wäre! Aber wohin ihn thun? — Grade da hapert's!

Wäre Einer auf der Burg Bruch, auf den Ihr rechnen könntet? flüſterte der Förſter. Der alte Säufer rührt ſich nicht, und weiß nicht, was in ſeiner Burg vorgeht. Da könnte man dem Langen das Spiel verderben und ihn einmal eine Zeitlang bänſeln und dann wieder laufen laſſen! Abergläubig iſt er, wie eine Hebamme, und ſomit könnte man Alles von ihm erlangen. Muth hat er keinen. Du weißt, ich kann das „Schrecken" der Rehböcke täuſchend nachmachen und noch viel ſtärker, als die Thiere ſelbſt. Da hab' ich mich denn jüngſt in einen hohlen Baum verſteckt, nahe dem Wechſel, wo er wohl gewöhnlich auf dem Anſtand ſteht. Kaum kam er und ſtand ruhig, da ſchrecke ich in dem hohlen Baum. Nun hätt'ſt du den Schrei hören ſollen, den er ausſtieß, und ſehen ſollen, wie er mit ſeinen langen Beinen davon rannte!

Einige Tage ſpäter fragte er mich ſo hinten herum nach dem ſchrecklichen Tone, und was das möge geweſen ſein? Du kannſt dir denken, daß ich ihm noch Eins dazu aufband. Nun muß aber doch ein Andrer ihn beſſer belehrt haben, denn ſeitdem iſt er mir ſpinnefeind und läßt's nicht, an dem Wechſel auf dem Anſtande zu ſtehen.

Während der Förſter das erzählte, hörte Franz Bremm

nur mit halbem Ohre zu, denn es waren andere Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen. Thürhüter des Herrn von Bruch war ein Vetter von Pitter Tripp, ein durchtriebener Schelm, der einmal zu einem Schelmenstreiche gern die Hand bot; darauf baute er in's Geheim seinen Plan. Er sagte darum heute frühe: gute Nacht, und lief hinüber nach Bruch zu seinen beiden Kameraden und Specialen. Die Drei saßen die halbe Nacht bei einander und schieden endlich guter Dinge.

Morgens in aller Frühe war der Pitter Tripp bei seinem Vetter zu Bruch droben und die Zwei krochen in den Vorließen der Burg herum, als wollten sie einen verborgenen Schatz heben. Verließ heißt aber Gefängniß, und daran war in den alten Schlössern kein Mangel. Eins gefiel ihnen zu ihrem Vorhaben ausnehmend, denn es war stichdunkel und hatte in der Thüre einen Schalter, wodurch man dem armen Schelmen, der da drinnen saß, Speise und Trank reichen konnte. Auch lag's weit weg von dem bewohnten Theile der Burg. Beide machten nun drinnen ein weiches Strohlager, nachdem sie das Gefängniß gefegt, und gingen lustigen Sinnes von dannen.

Es war etwa drei Tage ſpäter, als der lange Federigo wieder zwiſchen Tag und Dunkel in den Wald ſchlich. Er hatte dem Herrn Hauptmann einen ſaftigen Ziemer verſprochen und dachte ihn heute zu liefern, denn der Förſter, das wußte er, lag krank zu Bette. Günſtiger konnten Zeit und Umſtände nicht ſein. Die Stelle aber war keine andere, als die, wo einſt der Förſter den Helden ſo erſchreckt hatte.

Ringsum war ein undurchdringliches Dickicht, mit Ausnahme einer ſchmalen Schneiſe, die dem Wilde zum Wechſelweg diente. Sehen konnte man noch ziemlich, aber allmählig ſank die Nacht mehr und mehr herab.

Plötzlich rauſchte es hinter ihm im Laube und Geſträuche. Als er ſich raſch umdrehen wollte, wurde ihm ein weiter Sack über den Kopf und herab zu den Ellenbogen gezogen, die Flinte entriſſen und er der Länge nach niedergelegt und dann mit langen Riemen an Händen und Füßen der Art gebunden, daß er ſich nicht regen konnte. Sein Zeter-Mordio-Geſchrei hörte Niemand hier und eine Stimme gebot ihm zu ſchweigen. Als er das nicht that, prügelte man ihn ganz erbarmungslos und deutete ihm an, daß ſich das jedesmal wiederholen würde, wenn er zu ſchreien wage. Die Stimme aber war ſo verſtellt, daß er ſie nicht kannte. Die erſte Tracht Prügel, die er empfangen, war übrigens nichts weniger, als geeignet, Verlangen nach einer zweiten zu wecken. Er hielt es daher, ſo gewaltig auch ſeine Todesangſt war, für gerathen, ſich mäuschen-

ſtille zu verhalten. So wurde er denn auf eine Bahre gelegt und von ſchweigenden Männern weit, weit fortgetragen, bergauf und bergab, wie es ihm ſchien, und endlich über Treppen in eine große Tiefe. Dort wurde er in einen dunkeln Raum eingeſchloſſen, nachdem ihm zu Eſſen und zu Trinken vorgeſetzt worden. Die Tritte derer, die ihn gebracht, verhallten und die Stille des Grabes umgab ihn.

Seine Lage war ſchrecklich. Sobald ſich ſein Auge an das wenige Licht gewöhnt, das in ihm drang, erkannte er furchtbare, feuchte Mauern; nirgends war ein Fenſter. Die Thüre war der einzige Aus- und Zugang. Jetzt brach die Verzweiflung ſeiner Seele in einer Art von Raſerei los. Er wollte die Thüre ſprengen, aber das erwies ſich als reine Thorheit, da die ungeheuern Eichenbohlen über und über mit Eiſenbanden beſchlagen waren. Als er die Ohnmacht fühlte, ſolchen Verwahrungsmitteln gegenüber, da fing er an, wie ein Kind zu jammern und zu weinen; allein Eins wie das Andere hatte dieſelbe Wirkung — es blieb Alles wie es war! Hätte er noch gewußt, wer ihn aufgehoben, warum es geſchehen und wohin man ihn gebracht! Aber das Alles blieb in ein nächtliches Dunkel gehüllt und ſeine Einbildungskraft vermochte nicht, es aufzuhellen.

Als der Hauptmann das ſpurloſe Verſchwinden des Mannes erfuhr, der ſeine rechte Hand geweſen war, da gerieth er, im vollen Sinne des Wortes, in eine maßloſe Wuth.

Deſertirt! das war der erſte Gedanke; aber als er die andern Werber zuſammentreten ließ, und Alles erforſchte, mußte er den Gedanken fallen laſſen. Ein zweiter Verdacht fiel auf den Förſter, aber der lag krank. Jetzt hörte aber Alles auf und der Witz war am Ende. Es blieb nichts Anderes übrig, als ein geduldiges Erforſchen, wobei er denn hoffte, die Uebelthäter würden ſich am Ende ſelbſt verrathen. Er war bald bei dem Schultheiß zu Bruch, bald bei dem alten Herrn auf der Burg, und überall forſchte und beobachtete er; überall aber war es erfolglos.

In der Gegend machte das Verſchwinden des gehaßten

Werbecorporals nicht minder großes Aufſehen, nur mit dem Unterſchiede, daß man ſich deſſen freute, was geſchehen war.

Der Hauptmann war aus allen Fugen, und in ohnmächtigem Grimme verzehrte er ſich ſchier. Manchmal, wenn es Abend geworden, ehe er ſein Quartier zu Eiſenhütte erreichte, wurde es ihm ſelbſt unheimlich, und er rechnete es ſich zu einem Glücke, daß er zu Pferde war und den Reitknecht bei ſich hatte. In ſeinem Plane, den Anton Landſcheidt wegzufangen, wurde er aber immer feſter und alle Vorbereitungen betrieb er mit alle dem Nachdrucke, den die Rache wegen ſeines Werbecorporals heiſchte, denn immer wieder wieſen ſeine Vermuthungen nach Bruch. —

So nahte denn der Markt und das Feſt und die Bittfahrt, die zuſammen Eins waren.

Schon zwei Tage vorher war das Spätheu von den Wieſen entfernt. Die Felder waren ohnehin leer, und Nichts hinderte den Bau der Zelte, als etwa der Einſpruch des Paters Pförtner, dem der Abt aufgetragen, die Ordnung der Zeltgaſſen, ihre Breite und ihre Linie zu überwachen. Das war ein Klopfen, Hämmern, Schreien, Zanken; ein Wiehern der Pferde, ein Brüllen der Ochſen, welche Zeltgeräthe und Waarenballen und Waarenkiſten hergefahren hatten, daß man ſchier taub und toll wurde. Da nach des Abtes Befehl Samſtag Abends Alles mußte beendet ſein, damit Ruhe am Vorabend des Feſtes herrſche, ſo ſchlachteten die Metzger einſtweilen ihr Vieh zu Eiſenhütte oder zu Bruch und auch wohl im Walde, und es ſah grade aus, als ſei die Gegend voll wandernder Zigeuner oder Heiden, wie man ſie an der Eifel heißt. Neugierige ſah man wenige, es ſei denn, daß es Brucher Jungvolk geweſen wäre, und auch die gingen ſelten müßig, denn überall gab's Hülfe zu leiſten, und noch ein paar Albus oder Fettmännchen zu verdienen, verſchmähte Keiner, da es ein ſehr erwünſchter Beitrag zu den Koſten des Marktes war, denen kein Burſche entgehen konnte.

So wenig es auch zu der geiſtlichen Nachbarſchaft des Kloſters paſſen mochte, ſo waren es nicht allein Krämer, Wirthe, Metzger und Bäcker, deren Buden ſich hier Eine

an die Andre reibeten, ſondern ſolche, darinnen alle erdenklichen Glückſpiele ihre Stätte hatten und ebenſowohl ſolche, darinnen Planetchen verkauft wurden, daran man glückliche von unglücklichen Tage merken mochte, allerlei Medaillen und Heiligenbilder, Riemen gegerbter Menſchenhaut zu gewiſſen abergläubiſchen Zwecken, Wünſchelruthen, um Schätze zu finden, Volkſbücher und Zaubermittel; item Buden der Gaukler, Seiltänzer, Wahrſager, Kartenſchläger; item ſolche der Quackſalber, die Geheimmittel aller Art für alle erdenkliche menſchliche, wie auch Gepreſte der Kühe, Ochſen und Pferde verkauften; auch wohl Zettel der Paſſauer Kunſt, durch die man hieb- und ſtich- und kugelfeſt im Kriege wurde, und dergleichen mehr; endlich Buden, worin allerlei ſeltene Thiere, als Kälber mit zwei Köpfen und ſo weiter, gezeigt wurden; Alles für's liebe Geld!

Wir heutzutage, wo doch die Leute Etwas mehr an Einſicht und Erkenntniß gewonnen, haben keinen Begriff von einem ſolchen Jahrmarkte in jenen Tagen, obgleich

auch heute noch der Aberglaube ſein Unweſen treibt. Er thuts nur heimlicher, als damals, weil ſeine Kunden ſich zu ſchämen angefangen haben.

Wie das am Markttage durcheinander ging, was das für ein Drängen, Rufen, Anpreiſen, Ausposaunen, Schreien und Lärmen war, das läßt ſich nicht ſagen, aber theilweiſe geben die jetzigen Märkte dieſer Art noch ein Bild davon, wie es damals war; allein das Alles wuchs mit der Nacht, wo die Köpfe voll Weines waren, wo die Tanzmuſik Alles übertönte, wo das Stampfen der Tänzer wie ferner Kanonendonner dröhnte, wo — und das gehörte zum Weſen eines ſolchen Marktes — alle Streithändel zwiſchen einzelnen Dörfern ausgefochten wurden, woran denn Alt und Jung den wildeſten Antheil nahm und in der Regel Blut floß. Ja, Herr, es waren arge Zeiten und ſind ihre Spuren auf unſern Jahrmärkten bei weitem noch nicht alle verſchwunden, bemerkte bedauernd Saveriges Landſcheidt.

Früh am Morgen ordneten ſich in allen Dörfern, nach der Frühmeſſe, die Bittfahrten.

Die weither Gekommenen hatten auch wohl auf den Dörfern in der Nähe Herberge genommen. Sie waren die Erſten, welche ihre Fahnen entfalteten, ihre Reihen ordneten und laut ſingend oder betend den Weg antraten.

Um ſechs Uhr Morgens hallte das herrliche Geläute von Himmerode in die friſche Morgenluft und bald ſah man die Bittfahrer in langen Zügen ſich feierlich nahen und ſo dauerte das ununterbrochen fort, bis alle im Gotteshauſe ihre heilige Pflicht erfüllt hatten und die Glocken wieder das Zeichen gaben, daß das kirchliche Feſt zu Ende ſei und nun die Welt in ihre Rechte trete. Da ging denn das Schmauſen und Trinken, das Feilſchen und Raufen, das Schreien und Johlen, das Anpreiſen und Ausrufen, die Muſik und alle der Spektakel an, der fort und fort zunahm, bis ihn Prügeleien unterbrachen, aber nicht es endeten.

Als der Schultheiß mit Ammichen aus der Kirche trat, und den Gang nach einem Eßzelte richtete, ſagte er: Tan-

zen darfſt du, aber höre ich, daß du mit dem Anten Landſcheidt tanzteſt, ſo gnade dir Gott. Merke dir das!

Aber ich darf's ihm doch nicht abſchlagen, wenn er nun kommt! ſagte faſt weinend das Mädchen. Ihr wiſſet ja doch —

Freilich abſchlagen, rief zornig der Schultheiß. Du berufſt dich auf deines Vaters Verbot. Damit iſt's genug! — Er ſchritt raſch vorwärts und das unglückliche Mädchen folgte, indem ſie die Thränen unterdrückte.

Hört ihr's gehört? ſagte Landolf Luxerather zu ſeinen Freunden Franz Bremm und Vitter Tripp, die Beide mit mächtigen Holzapfelknütteln bewaffnet, dicht bei ihm ſtanden. Ich denke, wir werden dem Anten ſo wohl, wie dem Ammichen, einen Liebesdienſt erweiſen, wenn wir dem Schultheiß unſre Knüttel zeigen. Muth hat er keinen, das weiß ich am Beſten. Kommt, laßt uns ihnen folgen und den Anten ſuchen.

Im Kloſter war heute ein mächtiges Traktiren; denn alle die geiſtlichen Herren, welche Bittfahrten gebracht, ſpeiſ'ten in dem Refektorium und die Tiſche beugten ſich von der Menge der Speiſen, die bereitet waren, die Müden zu erquicken und die Hungrigen zu nähren. Der Pater Koch hatte für ſolche Tage ſich Hülfe zugelegt und der Pater Kellermeiſter hatte auch mehr zu thun, als die Krebbelpfanne an Faſtnacht.

An der geiſtlichen Tafel ſaß auch der Herr Hauptmann Don Rivera und ermangelte nicht, ſowohl dem Pater Koch, als dem Pater Kellermeiſter Ehre zu machen, wie denn auch die Freigebigkeit des Herrn Abtes zu rühmen und zu preiſen. Unten war noch ein Saal. Dort ſetzten ſich des Kloſters Dienſtleute, Förſter und Pächter, und kamen nicht ſchlimmer weg, denn die Herren oben. Bei ihnen ſaßen die fünf Werber aus Eiſenhütte und prahlten auf unverſchämte Weiſe von dem, was ſie ſchon gethan und heute noch thun würden. Sie waren auf gutem Wege, im angehenden Weinduſel das zu verrathen, was ihnen der Pater Pförtner und der Hauptmann anvertraut, nebſt den Wei-

ſungen, die ſie erhalten, als der Kloſterknecht, der es übernommen hatte, den Anton auf die Seite zu locken, noch zu rechter Zeit ihnen zurief: Es wäre beſſer, wenn ſie äßen und tränken, denn daß ſie ausplauderten, was ihnen doch verboten ſei. Das wirkte, wenn ſie auch dem Zurechtweiſer keine allzu freundlichen Blicke zuwarfen.

So war es fünf Uhr geworden und die ungezügelte Volksluſt war auf dem Wege zu ihrem höchſten Gipfel, da trat der Schultheiß mit Ammichen in das Tanzzelt, wo die Brucher alle waren. Ein Blick ſagte der Erröthenden, ihr Anton harre ihrer.

Sogleich drängte ſich Landolf Lutzerather zu dem Schultheiß.

Es iſt ſchön von Euch, daß Ihr zu den Bruchern haltet, ſagte er, und daß Ihr Euer ſchönes Kind ihnen nicht entzieht. Ihr habt doch Nichts dagegen, wenn ich mit ihr tanze?

Der Schultheiß warf einen ängſtlichen Blick auf den entſetzlichen Dornenſtock, den der rieſenhaft ſtarke, vielbekannte Raufer von Bruch an einem Lederriemen um die Hand trug.

Nicht das Mindeſte! erwiederte er.

Wenige Minuten drauf flog das flinke Mädchen an ſeinem Arme durch die Reihen, während Anton Landſcheidt ſeinen Knotenſtock hielt. Nun wollen wir einmal tauſchen, ſagte bei einer Pauſe der Landolf Lutzerather zu Anton Landſcheidt, nimm du das prächtige Mädchen und ich meinen prächtigen Stock, und nun ſchritt er auf den Schultheiß zu, der mit dunkeln Zornblicken den Vorgang mit anſah. Schultheiß, ſagte Landolf Lutzerather, Ihr blickt ja drein, als wolltet Ihr Händel anfangen.

Das nicht, Landolf, erwiederte er mit zornwankender Stimme, aber dir gab ich das Mädchen zum Tanz und nicht dem Anton, der — Landſcheidt heißt, fiel ihm der trotzige Burſche in die Rede. Dem hab' i ch ſie aber gegeben, und das Recht werdet Ihr mir doch wohl nicht nehmen wollen?

Ehe der Schultheiß antworten konnte, ſetzte ſich Landolf vor ihn und ſagte: Schultheiß, habt Ihr noch nicht den Weg gefunden, auf dem der Werbekorporal vereiß iſt? Man ſollte denken, einer ſo feinen Naſe, wie der Eueren und der des Hauptmanns, wär' der längſt bekannt? Aber ich glaube, es reiſen noch Einige zu ihm, wenn ſie ſich heute mauſig machen. Ich habe ſo Etwas munkeln gehört, bei den Eiſenhüttern. Die müſſen drum wiſſen. Mein Rath wäre, Ihr haltet Euch fein ſtille; machtet es, wie der Herr von Bruch — und laſſet Gottes Waſſer über Gottes Land laufen. Ohnehin geht heute nicht Alles, wie es ſoll, darauf könnet Ihr Euch verlaſſen, und wenn das Kloſter in Trümmer geht. Vielleicht wiſſet Ihr Etwas von den Rathſchlägen des Hauptmanns und des Pater Pförtners und noch eines Dritten, die es auf einen Vierten abgeſehen haben? Wehe dem, der dazu die Hand bietet! —

Doch — Nichts für ungut, Herr Schultheiß. Prüfet Alles, und ſeid geſcheidt! —

Dem Schultheißen wurde es blau und grün vor den Augen; denn die nicht ſehr verdeckten Anſpielungen verſtand er vollkommen. O, daß ich dem Mädel nachgab! warf er ſich heimlich vor. Was will ich machen? Der Kerl weiß, was er ſagte; er thut auch, was er andeutet, und es iſt nun kein Zweifel, daß er bei der Geſchichte mit dem Werbekorporal die Hände im Spiele hat. Soll ich denſelben Weg gehen? — Himmel und Erde, das wär' eine arge Geſchichte!

Er ſann nach und fand es endlich ſehr gerathen, ſeinen Eifer und Geifer zu verſchlucken, denn der Landolf hielt ihn mit ſeinen blitzenden Augen ordentlich im Reſpekt, die er nicht von ihm ſchlug. Der aber dachte nicht mehr dran, mit Ammichen zu tanzen, die bis Mitternacht Anton Landſcheidt's Tänzerin blieb.

Um dieſe Stunde trat ſie Anton wieder einmal an Landolf ab. Das Gedränge im Zelte war immer größer geworden. Es blieb nur ein ganz kleiner Raum für die Tanzenden.

Jetzt wollte Landolf Lutzerather ſeine Tänzerin wieder an Anton abgeben. Als ſein Auge dieſen, der über viele Köpfe hinausragte, ſuchte, fand er ihn nicht.

Wo iſt Anton? Fragte er, den Pitter Tripp und den Franz Bremm; der Letztere hatte mit des Förſters ſchöner Tochter getanzt und hatte Anton aus den Augen verloren. Auch Pitter Tripp wußte nicht, wohin er gerathen war. Es gab jetzt eine Verwirrung im Zelt.

Anton Landſcheidt! rief die mächtige Stimme Landolf's durch das Zelt. Die Muſik ſchwieg vor dem Donner dieſer Laute; aber Niemand antwortete.

Anton Landſcheidt! rief er noch einmal und ſeine Stimme flößte Jedem ein Grauen ein.

Jetzt trat ein Bauer auf und ſagte: Ein Kloſterknecht hat ihn heimlich hinausbeſchieden!

Aha! rief Landolf und wickelte den Riemen ſeines Knüttels um ſeine rieſige Fauſt, die im Kloſter, das heißt, der Pater Pförtner und ſeine zwei Genoſſen, der Hauptmann und — noch Einer — und mit dieſem Worte warf er einen Blick auf den Schultheiß, der dieſem ſchier das Blut in den Adern ſtocken machte, haben ihn zum Soldaten beſtimmt. Er iſt im Kloſter und ſoll noch dieſe Nacht nach den Niederlanden fortgeſchafft werden. Wer ſteht zu mir, dieſen Spitzbubenſtreich zu hintertreiben und zu rächen? Wer iſt noch ſicher vor Gewalt, wenn es ſo geht? Wer hilft mir, ihn befreien? Wir, wir Alle! rieſen mehr denn Hundert Stimmen. Und fort brauſte der Strom, der mit jedem Augenblicke wuchs. Die Meiſten wußten nicht, um was es ſich handelte, bis erſt auf dem Wege ihnen kund wurde, die Kloſterknechte und der Pater Pförtner hätten den Anton Landſcheidt von Bruch den Werbern in die Hände geſpielt. Jetzt wuchs der Zorn, denn Alle haßten der Werber ſchändliches Treiben, die manchen ſchönen Burſchen heimlich wegſchafften.

Nahe dem Kloſter rief Einer: Die Werber ſtehen mit blanken Pallaſchen vor dem Hofthor!

Stangen her? rief Landolf Lutzerather.

We sollen wir sie denn hernehmen? fragte Bremm.

Reißt ein Zelt zusammen. Die Zeltstangen sind die besten!

Kaum hatte Tripp das gerufen, da krachte ein Zelt über den Köpfen der Zecher und Tanzenden. Ein furchtbares Zetergeschrei entstand, als das Zeltdach über den Köpfen zusammenbrach; aber die Waffen waren gewonnen und im wildesten Tumulte ging es nun dem Kloster zu.

Wirklich standen die fünf Werber vor dem Thore und erwarteten mit blanker Wehr den Angriff. Als sie die Stangen sahen, welche die Angreifenden ihren Zelten entzogen und nur ihnen, aber ihnen auch recht gefährlich waren, da wurde es ihnen unheimlich. Sie gaben das Heither preis und belehnten die Klosterthüre, aber nur zu bald erkannten sie die Ungunst ihrer Lage, denn zweie stürzten unter den wuchtigen Hieben Landolf's zusammen. Die drei andern zogen sich alsbald in den Kreuzgang zurück. —

Die Kirche ist offen, rief Landolf dem Pitter Tripp zu, eile, daß du ihnen in den Rücken fällst!

Kaum war das Wort gesprochen, so war die Kirche besetzt und wilde Flüche hallten da, wo wenige Stunden vorher fromme Gesänge und Gebete zum Himmel gestiegen waren, und ehe die Spanier im Stande waren, die Andringenden von Bernen abzuhalten, schlugen die durch die Kirche in den Kreuzgang eindringenden Bursche sie nieder.

Wo ist Anton Landscheidt? rief Bremm aus; der Landolf wiederholte mächtiger denselben Ruf.

Niemand antwortete. Der Hauptmann, die Patres und die Geistlichen waren in den Garten geflohen. Einer der Werber und der Hauptmann rissen den gebundenen Anton mit sich fort. Diesem war es aber ein Kleines, das schlecht gebundene Seil abzustreifen und im Garten ein Stück Holz zu ergreifen. Das schlug er dem Hauptmann auf den Kopf, daß er zusammenstürzte, und ehe der Werber ihn wieder ergreifen konnte, lähmte er ihm den rechten Arm

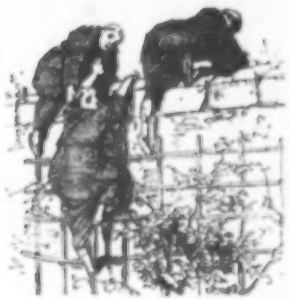

mit Einem Schlage. Dann folgte er den Geiſtlichen und Mönchen, die über die Mauer hinabſprangen und durch das Wiesenthal nach den bewaldeten Bergen ſich flüchteten.

V.

Den Förſter von Eiſenhütte ergriff ein Entſetzen, als er vernahm, Bremm ſei mit dem Haufen nach dem Kloſter gezogen, und dort trieben ſie ein greulich Weſen, zerſchlugen Fenſter und Thüren, Stühle und Tiſche, in Summa, was ſie fanden, und drangen in die Keller, um die Fäſſer der Mönche anzubohren. Was er laufen konnte, lief er, Bremm zurückzuholen. Er fand ihn, wie er, eine Flaſche vor ſich, im Abtsſtuhle ſaß und einen Hirſchziemer zu bearbeiten anfangen wollte.

Des Förſters Vorſtellungen genügten vollſtändig, ihn zum Rückzuge zu veranlaſſen. Als Beide vor das Kloſter herauskamen und die Menge des Volkes ſahen, rief Bremm, raſch ſeinen Vortheil erkennend: Liebe Leute, laſſet uns das Kloſter retten! Da drinnen geht's ſchrecklich zu. Ich alleine vermag Nichts gegen die Vielen, und gegen Vorſtellungen ſind die Trunkenen taub!

Laßt ſie! rief eine Stimme aus dem Haufen. Jeder ſoll thun, was ſeines Amts iſt. Was brauchen die Mönche ihr Kloſter zu einer Werbeſtation zu machen? —

Hört Ihr's, rief Bremm, das iſt auch Einer von den Feinden der geiſtlichen Herren! Niemand iſt Schuld daran, als der Pater Pförtner. Was können die Andern dafür? — Sie ſind doch unſre Wohlthäter in mancher Noth geweſen, und ſorgen für unſre Seelen! —

Das iſt wahr! riefen Andere.

Jetzt ſah Bremm den Schultheiß Goll, der bleich, wie eine Leiche, und zitternd, wie eine Pappel im Winde, daſtand. Schultheiß Goll, rief er, ſtellt Euch an unſre Spitze! Wir treiben ſie hinaus.

Ach Gott, ach Gott! rief der Schultheiß, mir ſchlottern die Glieder am Leibe wegen ſolchen Greuels.

Aha, rief Bremm, das Herz iſt ihm in die Schuhe gefallen, wenn's gilt. Gegen Wehrloſe hat er Muth! Pfui der Schande für einen Schultheiß! Ihr ſeid ein altes Weib und Nichts weiter! Wer folgt mir, das Kloſter zu retten, daß ſie es nicht am Ende in Brand ſtecken?

Da regte ſich die Menge. Da walzte ſich ein Strom gegen Bremm, und bald fluthete die Menge ſchreiend in den Kloſterhof.

Tripp ſah durch ein zerſchlagenes Fenſter. Landolf, ſagte er zu Luyerather, der aß und trank nach Herzensluſt, das Blättlein hat ſich gewendet! der Bremm iſt gegen uns. Er führt ſie an. Laß' uns das Weite ſuchen, da iſt Sicherheit. Im Nothfall bleiben uns die zwei Hände auf der Brücke!

Wüßt' ich nur, wo der Anten wäre! rief dieſer, und erhob ſich.

Daran zu denken, iſt jetzt keine Zeit. Er wird ſich in der Verwirrung ſchon ſalvirt haben. Fort, fort! Sie kommen!

Beide hatten noch eben Zeit genug, ſich auf dem Wege, den Mönche und Geiſtliche eingeſchlagen, davon zu machen. Als ſie in den Garten hinter dem Kloſter kamen, war es ſchon faſt dunkel. Der Hauptmann hatte ſich erholt. Als er die eiligen Tritte hörte, richtete er ſich auf und rief: Ach Ihr guten Leute, helft mir doch auf die Beine! der Anten Landſcheidt, der Hallunke, hat mich zuſammengeſchlagen und auch den Rodriguez dort!

Ei du Molch, rief Landolf, dir iſt Recht geſchehen, und hätt' ich Zeit, ich gäbe dir noch eine Tracht in den Kauf und als Handgeld.

Er hatte nicht übel Luſt, das Geſagte auszuzahlen, aber Tripp riß ihn fort. Hörſt du ſie nicht? rief er. Wir wiſſen nun, daß Anten wie ein braver Burſche ſich ſelbſt geholfen hat. Laß' den ſpaniſchen Molch liegen, und denk' an dich ſelber!

Wenige Augenblicke ſpäter ſprangen ſie die Mauer hinab, und erreichten das Freie.

Der Bremm, der Bremm! rief Pitter Tripp. Wer hätte es ſich einfallen laſſen, daß der gegen uns ſich wenden würde!

Er iſt klug, ſagte Landolf, und hält ſich die Hinterthüre zur Förſterſtelle offen. Im Grunde hat er Recht! Die Kloſterbrüder ſind gezüchtigt. Nun iſt's gut. Wenn aber die Andern Maleſiz treiben, ſo iſt das Unrecht. Vielleicht rauben und ſtehlen ſie auch. Das wollen wir nicht. Anten iſt frei, damit iſt's genug. Freilich hat er ſich eine Brühe angerührt, daß er den Hauptmann niederſchlug, die ihm

ſchlimm aufſtoßen wird. Nun mag er ſelbſt zuſehen, wie er ſie austunkt!

Während die beiden Geſellen in eiligem Laufe dieſe Worte wechſelten, waren unter Franz Bremm's und des Förſters Anführung, diejenigen, welche das Kloſter vor allzugroßen Verluſten retten wollten, in die Räume eingedrungen, wo ſie freilich arge Verwüſtung fanden. Die Mehrzahl der früher Eingedrungenen war in den Kellern und hatten dort das Uebermaß ſchon genoſſen. Zum Widerſtande waren ſie meiſt unfähig. Man trieb ſie hinaus, ſchleifte die völlig Trunkenen hinaus und ſtellte die Ruhe her. Der Förſter und Bremm wählten ſich etwa fünfzehn aus, die Wache zu halten, und die Andern eilten ſo ſchnell als möglich wieder in die verlaſſenen Zelte.

Als es im Kloſter ſtille geworden war, kehrten die Kloſterknechte zurück, und Bremm gebot Einem, daß er ihn begleite, den Herrn Abt und die Brüder zu ſuchen und zurückzuführen. Im Kloſtergarten entdeckten ſie, als ſie mit Fackeln dorthin gingen, wohin die geiſtlichen Herren geflohen waren, die beiden Spanier und — den Bruder Pförtner. Er hatte, ohne daß er wußte von wem, furchtbare Schläge empfangen, und konnte ſich kaum regen.

Bremm konnte vor unterdrücktem Lachen kaum ſein Beileid bezeugen; aber der von Entſetzen noch angegriffene Pater nahm's gerne für baare Münze und ließ ſich von ihm in ſeine Zelle geleiten, wo er ſich ächzend zu Bette legte. Dem Hauptmann half Bremm alsdann auch zurecht; wuſch ihm das Blut aus dem Geſichte, und verband ihm, ſo gut es ging, die Wunde, die indeſſen ſo ſchlimm nicht war, und ihn ſchwerlich um das klare Bewußtſein würde gebracht haben, wenn nicht der reichlich genoſſene, edle Moſelwein dies vorher ſchon völlig getrübt gehabt hätte. Auch der Soldat Rodriquez war bald wieder ſeiner ſelbſt Meiſter, denn der Arm, der zwar blau und ſchwarz war, zeigte nirgends einen größeren Schaden.

Als auch die beiden Spanier wieder ſoweit in Ordnung und, von einem Kloſterknechte begleitet, auf dem Wege nach Eiſenhütte

waren, wobei sie, um nicht von den Marktleuten gesehen und erkannt zu werden, durchaus kein Fackellicht wollten, trat Franz Bremm seinen Weg an mit seinem Begleiter.

Sie waren kaum durch das Wiesenthal gegen den Wald gekommen, als sie laut riefen, das Kloster sei frei und von den Unholden gesäubert, und sie seien gekommen, die geistlichen Herren zurückzuführen, da kroch hier Einer hervor und dort ein Anderer. Es waren nur Geistliche des Klosters. Die Fremden hatten sich, so eilig als sie konnten, auf ihren Heimweg gemacht, weil sie Raub, Zerstörung und Brand befürchteten.

Auch der Abt fand sich und drückte Franz Bremm die Hand, der es als geeignet erkannte, seine und seines künftigen Schwiegervaters rettende That in's gehörige Licht zu setzen. Aber er konnte es auch nicht lassen, bedauerlich zu äußern, daß der Pater Pförtner an alle dem Unglücke allein die Schuld trage, weil er dem Spanier geholfen, den Anton heimlich einzufangen, der doch des Convents Beamter und einer armen Wittwe Sohn sei.

Der Abt wußte von diesen heimlichen Streichen des Hauptmannes und des Paters Pförtner nicht das Geringste, und gerieth in heftigen Zorn darüber. Er dankte Bremm für diese Nachrichten und gelobte ihm, nicht nur die Streiche

des Paters Pförtner strenge zu bestrafen, sondern auch seine und des Försters Treue gebührend zu belohnen.

An Bremm's Arm erreichte der Abt das Kloster, wo Pater Bartholomäus, der Arzt, sogleich nach des Paters Pförtner Zelle entsandt wurde, ihn zu pflegen, aber ihm auch einstweilen Entsetzung vom Pförtneramte und Zellenhaft anzukündigen.

Die Klosterknechte und der Förster hatten in der Zwischenzeit das Möglichste gethan, die Spuren der angerichteten Verwüstung zu entfernen, daß sie nicht allzuschreiendes Zeugniß von dem wilden Treiben gäben, das hier geherrscht, allein es blieb dennoch genug übrig, um das Herz des guten Abtes mit Schmerz zu erfüllen. Er bat den Förster und Bremm mit ihrer Wache die Nacht und so lange zu bleiben, als der Markt währe, zumal sie auch Zeugen sein mußten, wenn das Gericht die Untersuchung einleite.

Bei diesen Worten wurde es Franz Bremm etwas unheimlich zu Muthe; indessen vertraute er seinem guten Glücke. Vielleicht hatte ihn Niemand beobachtet, und er konnte dann durchschlüpfen, jedenfalls beschloß er die Wahrheit zu sagen, zumal er versichern konnte, daß er eigentlich die Absicht nicht hatte, das Kloster zu beschädigen.

Bitter Tripp und Landolf Lutzerather waren so lange in einem Zuge gelaufen, bis ihnen der Athem zu versagen anhob. Es ist sehr dumm, so unsinnig zu laufen, sagte Landolf, denn wir sind aus dem Bereiche, wo man uns haschen könnte. Unser Vorsprung ist zu groß! Er horchte — und Alles blieb stille, und ohne weitere Sorge setzte er sich auf einen Stein, den er bei'm Sternenlichte am Wege liegen sah. Tripp folgte ihm darum sogleich nach.

Eine Weile saßen sie stille, dann sagte Landolf: Es ist d'rum doch eine schlimme Geschichte, und ich wollte, es wäre nicht geschehen! Der Schultheiß hat's auf mich gepackt. Kann er mir Eins versetzen, so krieg' ich's, ich mag mich stellen, wie ich will. Wir haben das Marktrecht gestört, das Kloster beschädigt; die Werber vertrieben — es ist schlimm!

Ja, ſagte Tripp, wenn uns der Bremm, der ſo ein halber Advokat iſt, und das was viereckig, rund ſchwatzen kann, nicht heraus hilft, dann kann's uns übel gehen. Das Schlimmſte aber iſt und bleibt, daß wir den langen Werbe-Corporal ſo heimlich weggefangen und in das wüſte Loch geſteckt haben.

Halt, rief plötzlich Landolf, da kann ſchnell geholfen werden! Laß uns laufen und auf die Burg eilen. Wir holen ihn heraus, verbinden ihm die Augen, führen ihn auf allen Pfaden kreuz und quer und laſſen ihn dann auf freiem Felde ſtehen. Er wird ſchon, wie ein Buchmarder in der Falle, ſchreien. Die Marktleute hören ihn, befreien ihn und wir ſind ihn los!

Das iſt vortrefflich! rief Tripp, und Beide fingen wieder an, aus Leibeskräften zu laufen. Sie erreichten die Burg und fanden den Thorhüter noch wach.

Alle drei drangen ſtille in die Tiefe und in das Verließ. Dort banden ſie den feigen, zitternden Kriegshelden wieder, daß er ſich kaum rühren konnte, verbanden ihm die Augen und thaten, wie ſie es abgeredet.

Nachdem ſie ihn kreuz und quer herumgeführt, ließen ſie ihn nahe dem Wege, der von Himmerode nach Bruch führt, ſtehen; Landolf aber raunte ihm mit verſtellter Stimme in's Ohr: Hüte dich vor dem Walde! — und dann liefen ſie beide davon, um ihre Wohnungen in Bruch einſtweilen zu ſuchen. Hier jedoch trafen ſie durch feſten Verſchluß ihrer Hausthüren und Leitern an ihren Hinterfenſtern alle Vorkehrungen zur Flucht — auf die Brücke, zwiſchen die zwei Hände.

Eine Weile ſtand der Werbecorporal ſtille, dann kam eine maßloſe Angſt über ihn, und er ſchrie aus Leibeskräften um Hilfe.

Es war Mitternacht längſt vorüber, als dieß geſchah, und die heimkehrenden Marktleute ihn fanden. Er wußte nicht, wo er war und ſtaunte, als man ihm ſagte, er ſei unfern des Kloſters Himmerode. Sie lachten über die Erzählung ſeiner Gefangennehmung und Gefangenſchaft, weil ſie es für ein Mährlein hielten, und Einer war gutmüthig

genug, mit ihm auf den rechten Weg nach Eisenhütte zu gehen, wo er nicht mehr irren konnte. Er erzählte ihm unterwegs die Vorgänge zu Himmerode, und der Corporal pries sich heimlich glücklich, diesem Scharmützel entgangen zu sein.

Als er endlich das Dorf erreichte, eilte er zu dem Hauptmanne, der mit verbundenem Kopfe im Bette lag. Was er ihm wahrheitsgetreu erzählte, machte dem Hauptmanne schier den Kopf toll, und es war nicht geeignet, die Sorgen, die wegen seiner Stellung hier, an sein Herz sich herandrängten, zu verscheuchen — denn er sah überall ein Complott, das gegen die Werber offene und heimliche Gewalt zu üben bereit war. Tiefer als je bereute er seine Schritte gegen Anton Landscheidt, denn diese Geschichte hatte Feuer in die Köpfe gebracht, und die schmähliche Niederlage der Werber gab dem widerwilligen Volke Muth und stellte ihre, ohnehin nicht sehr gerühmte Tapferkeit in ein äußerst zweideutiges Licht.

VI.

Ich muß, nahm Saveriges Landscheidt nach einigen Augenblicken der nöthigen Ruhe das Wort wieder, Sie daran erinnern, daß der Schultheiß Coll vor Wuth über Landolf Luzerathers falsches Spiel gegen ihn, und dann aus Schrecken über das Erstürmen des Kloſters und aus Furcht, es möge sein Antheil an Anton's Wegfang durch die Werber an das Licht kommen, ganz den Kopf verloren hatte. Er ließ Ammichen stehen und rannte hinaus, dem Haufen nach.

Ueber des guten Mädchens Wangen rieselten bittere Thränen, als sie hörte, Anton sei in der Werber Händen.

Was sollte sie thun? Hier bleiben, wo nun keine Freude mehr für sie war, oder den Weg gen Bruch einschlagen, um sich ihrem Weh ganz hinzugeben? Sie wußte keinen Rath. Niemand kümmerte sich um sie. Ueberall herrschte Lärm, Aufruhr, Gewaltthat, und selbst ihr Vater eilte weg! Was sollte sie thun?

Fast willenlos begab sie sich mutterseelenallein in der stets zunehmenden Dunkelheit gen Bruch auf den Weg. Es war todtstille überall draußen und ihr Herz wollte schier vor Kummer brechen. Erst als sie sich unter Gottes freiem Himmel hingekniet und heiß und innig für Anton's Rettung gebetet, wurde sie ruhiger und ging festeren Schrittes den Heimweg.

Als sie die Brucher Brücke erreichte, war sie so müde, daß sie sich auf das Bänklein der Freistatt zwischen den zwei Händen niedersetzte, um sich zu erholen.

Wenige Augenblicke mochte sie da gesessen haben, da hörte sie Jemanden in keuchender Hast und Eile daherrennen. Er sah sie nicht; aber die Worte, die er halblaut herausstieß, sagten ihr, es sei Anton. Freude und Schrecken raubten ihr fast die Sprache.

Anton! Das war Alles, was sie hervorstoßen konnte, aber im nächsten Augenblicke umfingen sie seine Arme und er legte das glühende Gesicht auf ihre Schulter.

Ammichen, rief er aus, dich ſendet mir Gott, daß ich Rath und Troſt finde in meiner Noth!

Nicht hier, Anton, flüſterte das Mädchen. Komm! laß uns nach unſerm Hauſe gehen; mein Vater iſt noch in Himmerode, er trifft und ſtört uns nicht!

Sie zog ihn fort; öffnete die Thüre und ſchloß vorſichtig innen wieder ab. Dann zog ſie ihn in eine Kammer, deren Fenſter hinten hinaus ging, und zachte ſchnell ein Licht an. So! ſagte ſie ruhiger, nun erzähle mir Alles!

Das that er und berichtete, wie ein Kloſterknecht ihn herausgerufen und geſagt, der Pater Pförtner wolle ihm Eins an den Herrn Frühmeſſer zu Bruch auftragen. Da ſei er denn mit ihm gegangen bis in den Kloſterhof, dort aber ſeien die Werber über ihn hergefallen, hätten ihn nach langem Wehren überwältigt und gebunden, in ein finſtres Loch im Kloſter geworfen. Dort habe er denn geſeſſen, bis die treuen Kameraden ihn zu befreien in's Kloſter gedrungen ſeien. Da ſei der Hauptmann und der kleine Rodriguez gekommen und hätten ihn fortgeſchleppt durch den Garten. Das Stricklein, damit er gebunden geweſen, habe er ſchon in ſeiner Haft ſo weit gelockert, daß er es ohne Mühe habe abſtreifen können. Das habe er raſch im Garten gethan,

einen derben Pfahl ergriffen und den halbtrunkenen Hauptmann zu Boden geschlagen und dann dem Rodriguez den Arm gelähmt und sich alsdann aus dem Staube gemacht.

Ach Gott, Anton, was wird das werden? rief das Mädchen angstvoll aus. Gott möge dir helfen, sonst bist du verloren!

Mich kriegen sie nicht! rief Anton. Ich suche das Weite und Brod gibt's für gesunde Arme und ehrlichen, guten Willen überall! Aber meine Mutter, meine alte, gute Mutter? —

Um die mach' dir keine Sorgen. Sie ist ja auch meine Mutter, und wenn du nicht da bist, liegt mir die Sorge für sie auf der Seele! Glaube mir, vertraue mir, sie soll und wird keine Noth leiden!

O du bist ein Engel, der überall Segen spendet! rief er aus und drückte sie an seine Brust.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre draußen.

Mein Vater! rief das Mädchen, und Anton stand schon draußen im Hofe, denn das Fenster war offen, das, zu ebener Erde, in den Hof führte.

Hörst du den Hund nicht bellen, wie er gewöhnlich thut, wenn er gegen das Haus kommt? fragte leise das Mädchen. Anton horchte. Nein, sagte er, es ist stille.

Dann ist er's nicht. Warte einmal noch ein Wenig. Ich gehe zur Thüre und öffne und spreche den Namen des Kommenden so laut, daß du dich darnach richten kannst, sagte leise Ammichen.

Sie ging mit dem Lichte hinaus und fragte, wer da sei?

Ich, antwortete der draußen stehende Frühmesser. Oeffne schnell! Kind, öffne schnell!

Ach, der Herr Frühmesser! rief Ammichen, und Anton sprang sogleich wieder in die Kammer zurück.

Wenige Augenblicke später traten die Zwei herein, und ehe der Frühmesser Anton gesehen, fragte er mit großer Beklemmenheit: Weißt du Nichts von Anton? Wo mag er sein?

Ach, hier ist er, Herr Frühmesser! rief das Mädchen

und Anton faßte und küßte des treuen, vorsorglichen Freundes Hand.

Gottlob, daß meine Augen dich sehen und daß du frei bist! Wie aber bist du es geworden? fragte der Frühmesser.

Anton mußte Alles noch einmal erzählen. Der Frühmesser horchte mit angehaltenem Athem zu und fragte dann: Was gedenkst du nun zu thun? Deine Sache steht jedenfalls sehr schlimm!

Ich weiß, erwiederte Anton, wie es aussieht. Das sind nicht die Leute, die Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen! Ich muß d'ran, wenn ich hier bleibe! Aber ich —

Aber hier bleiben willst du nicht, fiel ihm der Frühmesser in die Rede, und daran thust du wohl. Das ist aber die Frage, wohin?

Anton rief fest: Hochwürdiger Herr Frühmesser, ich laufe schnurstracks nach Trier und zeige an, wie es mir erging. Der Herr Churfürst wird mich nicht von sich stoßen. Ihr selbst habt ja gesagt, wie gut er sei!

Das hat dir Fleisch und Blut nicht gesagt, mein Junge, sprach der Frühmesser. Das ist der rechte Weg, gehe ihn in Gottes Namen, und komm' mit mir, ich gebe dir ein Sendschreiben mit, das soll dir nicht schaden. Aber schnell, denn der alte Coll könnte uns treffen. Macht's kurz, Kinder, mit dem Abschied!

Leicht sagen war das schon, aber schwer thun; indessen der Frühmesser drängte und hatte Grund dazu; darum schieden sie schnell und schritten rasch durch die Nacht. Es war aber hohe Zeit gewesen, denn kaum waren beide, der Frühmesser und Anton, in die Stube des Frühmessers getreten, als drunten auch schon Ammichen dem Vater öffnen mußte.

Die Ruhe des Gemüthes, die der alte Coll sonst so leicht nicht verlor, die er aber in Himmerode heute völlig eingebüßt, hatte er noch nicht wieder gefunden, und ein großer Theil seiner Sorgen, die um Ammichen, fiel hier doch ganz weg. Er schimpfte über alle Welt, fluchte und hasselirte,

bis er endlich zur Ruhe kam. Jetzt ging auch das arme Mädchen auf sein Kämmerlein, das oben lag, und dort erst rang sich der Schmerz, den sie kräftig niedergehalten hatte, mit aller Macht los, und ein Strom von Thränen löste hier seine Fesseln. Dann warf sie sich vor ihrem Muttergottesbilde auf die Knie im frommen Gebete, bis die Stirne auf den Sitz eines Stuhles sank. Da fand sie noch der junge Tag. — Sie war betend, überwältigt von Erschöpfung, eingeschlafen.

Während dieses Ringens im Gebete, saß Anton kummervoll in der Ecke der Stube des Frühmessers, und auch seine Hände waren gefaltet und die Seele betete und redete leise mit dem Herrn, in dessen treue Vaterhand er seine Geschicke vertrauensvoll legte.

Endlich war der Brief gesiegelt, der Quersack, gefüllt mit den Lebensmitteln, die seinen Hunger stillen sollten, hing um die Schultern, und dieß und das sagte ihm noch mündlich der wohlwollende Frühmesser, und dann schritt nach stummem Händedruck der Jüngling dem grauenden Tage entgegen, und nur allein der Himmeroder Markt war die Ursache, daß ihn auch kein Menschenauge sah, denn die waren noch alle vom Schlafe gehalten.

Anton war, da er für's Kloster gar manchen Brief bestellt, aller Pfade kundig, die den Weg mit der Mosel vermittelten. Aber konnte er gehen, ohne die Mutter gesehen und getröstet zu haben?

Leicht, wie ein Vogel in den Lüften, sprang er die Höhe zur Linde hinauf, und klopfte am Fensterlein. Sie schlief nicht, die arme Mutter, die alle die Geschichten von Himmerode gehört und in Thränen und Gebet die Stunden der Nacht verlebt hatte.

Sie erschrack heftig, als sie klopfen hörte, aber wie leicht wurde ihr, als sie des geliebten Sohnes Stimme hörte, ihn gehend und frei vor sich sah. In gedrängten Worten theilte er ihr Alles mit, auch seine Absicht, nach Trier zu gehen und dort seine Beschwerden anzubringen. Aber, schloß er dann, die Hähne krähen schon. Gib mir deinen Segen, mein Mütterchen, flehte er, und neigte das lockige Haupt auf den Fensterrand. Und die Mutter legte voll heiliger Liebe, voll kindlich frommen Glaubens, voll seliger Hoffnung gnadenreicher Erhörung, betend und segnend ihre Hände auf des guten Sohnes Haupt, und eine heilige Stille herrschte in diesem Augenblicke und gewiß sah des Herrn Auge wohlgefällig auf Mutter und Kind und sprach sein allmächtiges Ja zu ihrem Amen.

Und nun behüt' dich Gott! Ammichen und der Herr Frühmesser werden dir beistehen, bis ich wiederkehren darf! Das sagte er mit weicher Stimme zur Mutter, küßte sie noch einmal und — war im Halbdunkel des dämmernden Morgens verschwunden.

So junge Beine säumen nicht, und der Weg verschwindet vor ihnen, als nähme ihn Einer weg und wickelte ihn auf, wie der Weber ein Stück Tuch, zumal, wenn er erheblich lang ist, und wenn der Segen einer frommen Mutter, die Liebe eines trefflichen Mädchens und die Freundschaft eines wackeren Mannes dahinter ist, als eine treibende Kraft — und die eigene Zukunft mit ihren Wünschen und Hoffnungen.

Jeder Waldpfad wurde benutzt. Jede eintönige Haide

rasch durchkreuzt. Er ließ die Mosel links liegen und hielt sich fast in gerader Linie gen Trier.

Nur Einmal hielt er ein Nachtlager, und zwar mit einem ehrlichen Schäfer, der bei Wittlich zu Hause, und ebenfalls einst den Werbern entsprungen war; darum aber ebenfalls die Heimath meiden mußte. Der nahm den Heimath- und Schicksalsgenossen liebevoll auf und wies ihm am Morgen den nächsten Weg gen Trier.

Anton hatte herrlich in dem Schäferkarren geschlafen, während der treue Schäfer draußen, unter demselben, sein Lager fand, denn es war eine ungewöhnlich milde Nacht. Früh weckte ihn der Gastfreund, und so konnte er hoffen, heute noch die Thürme von Trier zu sehen, die er, da er schon einmal mit Briefen des Herrn Abtes von Himmerode dort gewesen, wohl kannte.

Als der Abend das liebliche Thal vergoldete, darinnen, wie das ſchöne Kind im lieben Mutterſchoße, die Stadt Trier liegt, ſchritt Anton die Höhe herab. Er war heute entſetzlich müde geworden, denn er war ausgezogen, als hetzte ihn Einer.

Sollſt du noch zum Herrn Weihbiſchof gehen? fragte er ſich, und es war ihm, als ſpräche eine Stimme in ſeinem Innern: Ja!

In Gottes Namen denn! rief er aus, ſchritt noch einmal tüchtig aus und ſtand bald vor dem Thürhüter an der Wohnung deſſen, den er ſuchte.

Woher und was willſt? fragte knurrig der rieſengroße Kerl mit dem Stabe, der einen ſilbernen Knopf trug und den Anton mit vollſter Ehrerbietung gegrüßt, weil er ein Anhängſel der geiſtlichen Hauswirthſchaft war und ſich in die Bruſt warf, als wär er drei Viertel vom Herrn Weihbiſchof.

Anton berichtete in Demuth, und als der Thürhüter vernahm, die Briefſchaften, welche er bringe, hätten Eile, da wies er ihn durch die weitgeöffnete Pforte hinein und ſagte ihm, er ſolle oben in die erſte Thüre zur rechten Hand treten.

Anton's Kopf war denn doch in den fremden und nicht nur hohen, ſondern in ſeinen Augen heiligen Verhältniſſen und Räumlichkeiten etwas wirre geworden, ſo, daß er kaum hörte, was der Thürhüter ſprach, der noch zuſetzte: Da hinten in der Eifel müſſen ja alle böſe Geiſter los ſein! Du biſt heute ſchon der zweite Eilbote, der dorther kommt! —

Das und die nähere Weiſung wegen der Thüre hatte Anton gründlich überhört. Er ſchritt mit einem herzlichen Stoßgebete die breite Stiege hinauf, und ohne Weiteres in den Gang hinein, wo der Thüren ſo viele waren, daß er nicht wußte, wo er eintreten ſollte.

Du horchſt einmal, dachte er, und wo du reden hörſt, da darfſt du hoffen, Menſchen zu finden! Beißen werden ſie dich ja nicht, da der unten, der die Stelle des Hofhundes bei uns vertritt, dich nicht gebiſſen hat!

Er horchte, und hörte wirklich in einem Gemache reden. Ohne Weiteres trat er ein und befand sich, zu seinem nicht geringen Schrecken, dem Herrn Weihbischof, den er schon einmal gesehen, grade gegenüber. Dieser sprach mit einem Herrn, der in der ehrerbietigsten Stellung vor ihm stand.

Als der Weihbischof das Zurückprallen und Erbleichen des schönen Burschen sah, flog ein Lächeln über seine Züge. Er trat auf ihn zu und sagte: Nicht wahr, du sandst da draußen Niemanden und gingst den Menschenstimmen nach? — Thut Nichts, mein Sohn; sei gutes Muthes, und sage mir, von wannen du kommst und was du bringst?

Solche Freundlichkeit des Hochwürdigen Herrn trieb denn schnell alle Furcht von ihm, und er reichte ihm den Brief seines Herrn Vetters, des Frühmessers von Bruch.

Der Weihbischof hieß ihn sitzen und trat zum Lichte, um den langen Brief zu lesen, da es in dem hohen Gemache schon düster zu werden begann.

Anton setzte sich.

Die Stille, die ihn umgab; der weiche Polstersitz, den er einahm; die Ermüdung, die er erst jetzt recht fühlte — das Alles wirkte zusammen, daß er schnell einschlief und, wie es natürlich war, in einen tiefen Schlaf fiel.

Der Weihbischof las den Brief mit großer Aufmerksamkeit. Er kannte seinen jungen Verwandten genau und wußte recht gut, daß er ihm die volle, reine Wahrheit berichte.

Der Inhalt des Briefes ergänzte den des Abtes von Himmerode vielfach, den er vor einer Stunde durch einen berittenen Eilboten empfangen hatte; aber er stellte auch manche Dinge und Ereignisse ganz anders dar.

Das ist eine arge Geschichte, sagte der Weihbischof zu sich und überlas beide Briefe, die vor ihm lagen, noch einmal; dann wollte er einmal mit Anton mündlich verhandeln, da der Frühmesser ihn als einen goldtreuen, durchaus wahrhaftigen Menschen schilderte. Als er aber sich gegen den Boten wandte, sah er, daß sein Kopf auf der hohen

Lehne des Polſterſtuhles zurückgebogen lag und er in den tiefen Schlaf der Erſchöpfung geſunken war.

Der mag arg gelaufen ſein! ſagte er zu ſich, nahm das Licht und leuchtete ihm in's Angeſicht.

Ein blutſchöner Junge, ſagte er, und welch ein Ausdruck der Seelenreinheit und des Friedens in dieſen Zügen! —

Darf ich ihn denn wecken? fragte er ſich. Nein, entſchied er dann; ich will mir einmal die Sache zurechtlegen, wie ich ſie bis jetzt kenne.

Er ſetzte ſich in ſeinen koſtbaren Lehnſeſſel und ließ die Geſchichte an ſeinem Geiſte vorübergehen. — Allmählig wurde es ihm klar, daß die Himmeroder Mönche mit dem Pater Pförtner und den Werbern eine Gemeinſchaft hatten und den Werbern offenbar in die Hände arbeiteten. Der Pater Pförtner, des Weihbiſchofs entfernter Verwandter, war ihm genugſam als Einer bekannt, der unter dem geiſtlichen Gewande allerlei ungeiſtliche Streiche trieb, das heißt, ſich gerne in weltliche Händel miſchte. Er war offenbar hier der Strafbarſte und bei dem Weihbiſchofe ſtand es feſt, daß er in ein andres Kloſter ſeines Ordens verſetzt werden müſſe, wo er nicht, wie in Himmerode, durch ſein

Amt von den nächtlichen Andachtsstunden zu entbinden sein dürfte, damit er büße für seine unbekennenen Streiche. Die Haft bei Wasser und Brod, die einstweilen der Abt verfügt, war ihm sehr wohlthätig.

Ein Zweites, was dem scharfen Blicke des Weihbischofs klar erschien, war die Nothwendigkeit des Aufhebens der Werbestation in Eisenhütte; denn hier lag all' des Unfugs Urgrund. Was der Frühmesser von dem Schultheißen Coll sagte, war schlimm. Der Mensch war nicht auf die säuberste Weise ein reicher Mann geworden; das hatte der Weihbischof schon früher gehört. Das ließ sich indessen nicht mehr klar machen. Daß er vom Amte zu entfernen sei, war ein wohlbegründeter Antrag; aber den Anton zum Schultheißen zu machen, wie es der Frühmesser beantragte, das ging, bei der Jugend des Burschen, doch auch kaum an. Nun, schloß der Weihbischof seinen Gedankengang, in vierzehn Tagen beginne ich meine Amtsreise zur Firmelung. Was hinderts, daß ich in Bruch beginne und bis derthin die ganze Geschichte aufschiebe? —

Er stand auf, schob den Sessel zurück und von dem Tone wurde Anton geweckt, der aufsprang und mit weit geöffneten Augen, voll Angst und Schrecken, sich umsah, weil er vergessen hatte, wo er war.

Den guten Weihbischof ergötzte das im ersten Augenblick, dann aber beruhigte er ihn und fragte nach den Geschichten von Himmerode.

Anton, der sich gesammelt, erzählte nun Alles aufs Genaueste und verschwieg Nichts. Manchmal zuckte über das Antlitz des hohen Geistlichen ein Lächeln, das gerne zum lauten Lachen hätte werden mögen, aber doch sich mußte unterdrücken lassen. Als die Geschichte erzählt war, ließ der Weihbischof einen Bedienten eintreten, befahl ihm, den Boten tüchtig zu speisen und ihm dann ein gutes Nachtlager anzuweisen, indem er ihn morgen noch einmal zu sprechen nöthig habe. Das war für Anton eine willkommne Botschaft und herzlich dankend, und eine gute Nacht wünschend, verließ er den freundlichen Mann.

VII.

Der Himmeroder Markt war vorüber; aber die Ereigniſſe, die er hervorgerufen, lebten in aller Munde. Bremm war von dem Abte die Förſterſtelle zugeſagt und er hatte ſeine Hochzeit mit des Förſters ſchöner Tochter gefeiert. Der Werbkorporal ging umher, wie Einer, dem aller Muth genommen iſt, ſo fern er irgend welchen jemals hatte. Auch dem Hauptmann, obgleich ihn Pater Bartholomäus geheilt, ſchien es nicht geheuer, denn er fürchtete, daß ihm Churtrier auf die Finger klopfe, weil er ſich Eingriffe erlaubt, die ihm nicht zuſtanden, einer Wittwe Sohn geraubt und ſogar ſich an Einem, der ein Amt trug, vergriffen. Der Abt drängte auch nicht auf Unterſuchung der Sache und ließ ſtillſchweigend des Kloſters genommenen Schaden ausbeſſern. Der Schultheiß hielt ſich ſtille und freute ſich, daß Anton Landſcheidt fort war. Die beiden Rädelsführer der Geſchichte, Lutzerather und Tripp, hüteten ſich zwar, irgend ſich zu Gute zu thun, daß ſie ſtraflos blieben, aber heimlich lachten ſie in's Fäuſtchen, und Ammichen war, das begriff der Schultheiß am Allerwenigſten, ganz guter Dinge. Daß ſie heimlich Anton's Mutter beſuchte, ahnte er freilich nicht.

Nur Einer freute ſich über das, was in Himmerode geſchehen war, und dieß war der Herr von Bruch. Er trank alle Tage einige Scheppen mehr, weil die Burſche von Bruch, wie er ſich ausdrückte, die Spanier abgewalkt, wie er es dem übermüthigen Hauptmann vorausgeſagt habe. Dieſer ließ ſich ſeitdem nicht mehr auf der Burg ſehen und der Burgherr meinte, es geſchähe aus Scham, während doch Nichts zu Grunde lag, als Furcht vor den Bauern von Bruch, die ihm verſchiedentlich hatten mittheilen laſſen, er möge ſich vor ihren Fäuſten in Acht nehmen.

So ſtanden die Sachen, als mit einem Male Anton Landſcheidt wieder in Bruch eintraf und dem Schultheiß ein Schreiben von Trier brachte, das ihn anwies, dafür zu ſorgen, daß die Werber nicht Hand an ihn legten.

Dieß Schreiben händigte er ihm aber erst ein, als er sein liebes Ammichen wiedergesehen und zwar in der Hütte bei der Linde, wo sie seine Mutter zu besuchen kam, als ihr Vater nach Wittlich auf den Markt gefahren war. Das war ein frohes Wiedersehen und die guten Menschen feierten glückliche Stunden. Ammichen sollte indessen auf diese Stunden der Freude Stunden des Schreckens erleben, denn am Abende wurde ihr Vater in sehr schlimmen Zuständen heimgebracht.

Unterwegs nämlich waren die Pferde scheu geworden und durchgegangen. Der Knecht vermochte sie nicht zu halten, und als der alte Schultheiß von seinem Hintersitze nach vornen steigen wollte, um selbst das Leitseil in die Hand zu nehmen, kam der Wagen mit dem Rand des Weges in Berührung, hob sich auf dieser Seite mit einem gewaltigen Ruck und der Schultheiß stürzte herab. Er brach ein Bein und litt furchtbare Schmerzen.

Sorgfältig mußte er vom Wagen gehoben werden, was nur mühsam gelang. Ein Bote holte den Pater Bartholomäus und während dieser Zeit saß der Frühmesser an seinem Bette, um ihn zu trösten.

In einer sehr kurzen Zeit eilte der Pater herbei und machte die spitzige Bemerkung, ihm schlotterten die Glieder nicht, wie dem Schultheiß, als er zur Rettung des Klosters aufgefordert worden sei, und doch sei er ein dreißig Jahre schier älter, als der Schultheiß und habe Niemanden zur Hülfe. Das mußte der Schultheiß hinnehmen, so bereit er auch sonst war, solche Bemerkungen mit einer Grobheit zurückzuweisen, die ihres Gleichen suchte, und selten fand. Trotzdem, daß Pater Bartholomäus ihm den Beinbruch eingerichtet, litt er entsetzliche Pein und das arme Ammichen mußte, bei der Ungeduld des Alten, der sich nicht rühren sollte, viel ertragen. Sie trug es geduldig und ermüdete nicht in der Erfüllung ihrer kindlichen Liebespflicht, wenn sie auch Tag und Nacht keiner Ruhe genoß. Der gute Frühmesser kam alle Tage an des Schultheißen Krankenbett und suchte sein Gemüth zu bearbeiten, daß er den Haß

gegen Anton fahren ließe, der auf's Neue erwacht war, weil er [illegible] verantwortlich gemacht worden war, daß Anton nicht in die Hände der Werber fiele. Dafür hätte er nicht zu sorgen nöthig gehabt, denn die waren zahm geworden, wie die Lämmer, so groß früher ihr Uebermuth gewesen war. Die Schlappe, welche sie in Himmerode erlitten, hatte sie gewaltig niedergedrückt und man sah sie nirgends, als in Eisenhütte und selbst da mieden sie den Anblick Bremm's, weil dieser ihnen höhnende Blicke zuwarf, und es selbst an Spottreden nicht fehlen ließ, besonders, wenn ihm der lange Corporal irgend in die Quere kam. Er allein hatte Vortheil aus der Geschichte gezogen und Niemand wagte es, die wahre Sachlage aufzudecken.

Im Allgemeinen lag auf den Gemüthern derer, die in irgend einer nähern Beziehung zu der Geschichte standen, ein gewisser Druck, der einer Vorahnung schlimmer Folgen, die noch kommen sollten, nicht unähnlich sah. So kam endlich die Zeit, daß der Herr Weihbischof zur Firmelung kommen sollte. Sie fand für die ganze Umgegend in der schönen, großen Kirche zu Himmerode Statt. Das Zuströmen des Volkes war unermeßlich und sie dauerte mehrere Tage in einem Zuge fort. Der Ernst des Weihbischofs erwies, daß er nach der heiligen Handlung noch Eins und das Andre zu beschicken hatte.

Endlich war's vorüber.

Das Erste, was er vornahm, war die Untersuchung über die heillose Theilnahme der Klosterbrüder an dem abscheulichen Handwerke der Werber. Da stellte es sich denn heraus, daß es nicht bloß der Pater Pförtner war, der sich solches ungeistlichen Thuns schuldig gemacht, sondern noch sechs Andre. Zur Buße und Strafe wurden sie in entfernte Klöster gesteckt, mit dem besondern Auftrage an Aebte und Prioren, sie strenge zu halten. Selbst der Herr Abt kam nicht ohne das weg, was man im gemeinen Leben eine Nase nennt. Er wurde strenge auf die Ueberwachung der Conventsglieder verpflichtet und unter vier Augen lautete die Ermahnung noch schlimmer, denn sie hatte

als Anhängsel die Drohung der Versetzung in ein andres Kloster, was der Buße und Strafe so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Als dieses Zuchtgericht verüber war, wurde der Hauptmann der Werber eingeladen, im Kloster zu erscheinen. Der kam wohl, aber er trug seine Nase nicht ganz so hoch, wie sonst. Was ihm eröffnet wurde, war ganz dazu angethan, daß er die Flügel bis zur Erde sinken ließ — denn — es war der landesherrliche Ausspruch, daß die Werbestation aufgehoben sei und er sich mit seinen Leuten im Zeitraume von acht Tagen, auf Nimmerwiederkehr nach den Niederlanden zu begeben habe, wenn er nicht wolle, daß man sie gesammter Hand über die churtrierische Grenze bringe.

Das waren bittere Tropfen, und als der Stellvertreter des Herrn Churfürsten hinzufügte, daß der Herr Hauptmann sich glücklich schätzen könne, daß die ungesetzlichen, vertragswidrigen Handlungen, die höhern Orts die Aufhebung der Werbestation begründeten, hierorts nicht gebührend bestraft würden, da wurde sein Gesicht etwas länglich und verlor die Farbe, so weit der bläuliche Anlauf der Nase und der Wangen es zuließen, welche Farbe seltsamer Weise der

weiße Moselwein hervorbringt, der doch gar Nichts von dieser Farbe an und in sich hat. —

Die Weisung war zu entschieden, als daß irgend eine Einrede zulässig gewesen wäre. Stumm verbeugte er sich, stumm entfernte er sich; aber sein: Saracho! knirschte zwischen den Zähnen, als er aus des Klosters Pforte trat und lauter hallte es draußen, als er gen Eisenhütte einbog. —

Noch nicht vier Tage waren um, da fand man von den Berbern keine Spur mehr, als etwa in den Schuldbüchern der Wittlicher Wirthe, die das Nachsehen hatten. Nicht einmal bei dem Herrn von Bruch nahm er Abschied, der edle Hauptmann, und der hatte ihm doch manches Mal die Gurgel genetzt und das Herz gelabt.

Du hast mir gesagt, der Schultheiß Coll habe ein Bein gebrochen? sagte nach Erledigung dieser Geschäfte der Stellvertreter des Landesherrn zu seinem Vetter, dem Frühmesser von Bruch. Wie steht es mit ihm?

Schlimm, versetzte dieser. Er wird zeitlebens lahm bleiben. Der Pater Barthelemäus hat hier kein Meisterstück seiner Kunst gemacht.

Passirt auch studirten Doctoren und sehr oft, sagte lächelnd der Weihbischof. Er ist seines Amtes entlassen, da er sich so miserabel bei dem Anfall gegen das Kloster benahm. Er hätte es schützen können, wenn er den Muth dazu gehabt! —

Erlaubt, Hochwürdigster, daß ich daran zweifle, sagte der Frühmesser. Die Wuth des Volkes war so groß und die Köpfe waren meist schon benebelt. Ihr wisset, wessen dann das Volk fähig ist, und was der Einzelne dagegen vermag.

Das ist wahr, versetzte der Weihbischof, aber er konnte es, als ihn der Unterförster Bremm dazu aufforderte, und er thats nicht. Ich will, wenn du es glaubst fertig zu bringen, gestatten, daß er freiwillig zurücktrete. Willst du es übernehmen?

Mit Freuden, versetzte der Frühmesser. Aber —

Was meinst du mit dem: Aber? fragte der Weihbischof. Gilts dem Anton und des Schultheißen Tochter?

Ich erstaune! rief überrascht der Frühmesser.

Da ist gar Nichts zu erstaunen, fuhr der Weihbischof fort. Der offene, treue Anton hat mir sein ganzes Herz ausgeschüttet, und was er nicht geradezu sagte, das hab' ich ihm abgefragt. So weiß ich von der Sache. Und grade den Anton Landscheidt, so jung er auch ist, hab' ich zum Schultheißen ausersehen!

Ueber des Frühmessers Angesicht verbreitete sich ein Freudenstrahl. Er dankte für die Mittheilung und Vollmacht und wollte sogleich sich auf den Weg nach Bruch machen; allein der Weihbischof hielt ihn zurück.

Nur Geduld! rief er aus. Es ist noch Vieles zu besprechen. In Bruch leben die zwei Rädelsführer des Angriffs auf das Kloster, der Landolf Lutzenather und Pitter Trixx und Beide blieben unbestraft. Wie kam das?

Es waren Ihrer drei, sagte der Frühmesser, der dritte, es ist der Unterförster Bremm, war klüger als die Andern. Als ihm die Geschichte zu arg wurde und sein Schwiegervater fürchtete, es könnte ihn um die Aussicht bringen, Unterförster zu werden, da holte er ihn zurück und Bremm wurde der Retter des Klosters vor größerer Unbill.

So? dehnte der Weihbischof. Und zum Lohne machte ihn der schwache Abt zum Unterförster?

So ist es! entgegnete der Frühmesser. Durfte er da die beiden Andern zur Strafe ziehen? Außerdem möchte der Herr Abt muthmaßen, daß die von Euch, Hochwürdigster, bestraften Mönche in der Sache nicht lauter seien, und wünschte, Gras drüber wachsen zu lassen. Daß aber dabei auch die Bitten des Hauptmanns Don Rivera Etwas thaten, liegt außer Zweifel, denn wäre die Geschichte zum Untersuchen und Aburtheilen gekommen, so hätte er dann doch das Maß der auf ihn fallenden Schmach nicht tragen können. Endlich fürchtete sich der Schultheiß Coll vor den beiden Burschen, die zwar muthwillige Gesellen, aber keiner bösen That fähig sind. Sie wollten Anton retten, aber

gewiß das Kloſter nicht beſchädigen! Wie? rief der Weihbiſchof, du nennſt am Ende den frevelhaften Ueberfall eines gottgeweihten Kloſters keine böſe That? Keinen Frevel! —

Verzeiht, gegenredete der Frühmeſſer, wenn der Schein gegen mich iſt! Ihr kennet meine Geſinnung, aber alle dreie waren Freunde Anton Landſcheidts, der ein Opfer des Haſſes des Schultheißen, der Gleichgültigkeit der Euch bekannten Kloſterbrüder und der ſoldatiſchen Habſucht des Hauptmanns werden ſollte. Das wußten ſie, und, vom Weine erhitzt, ließen ſie ſich zu dem Handſtreiche herbei, ihn zu befreien. Dem Kloſter, als heiliger Stätte, ſollte ja Nichts zu Leide geſchehen. Aber — dämmet den Strom, der aus ſeinen Ufern getreten iſt! Wer kann's? —

Du haſt Recht, ſagte der Weihbiſchof; indeſſen dürfen ſie doch ſo ganz frei nicht ausgehen. Sende ſie mir Morgen hierher. Ich will ihnen den Text aus den Leviten gehörig leſen, und dann mögen ſie Gott danken, daß ſie mit ſolchem Reiben des Kümmels davon kommen. Ich denke, es ſoll ſie vor ähnlichen Streichen bewahren. Was ich aber vor Allem herausfinde, iſt, daß es um das Gerichtsweſen im Lande übel beſtellt iſt. Ich will mir es als ein Verdienſt anrechnen, daß ich dafür ſorgen werde, daß die Strafgerichtsbarkeit aus dem dreiherrlichen Verbande, dem Abte, dem alten Herrn von Bruch und dem Trieriſchen Schultheißen beſtehend, gelöſt und einheitlich durch einen

tüchtigen Gerichtsbeamten verwaltet werden soll. Es müssen eben solche Fälle, wie der hier vorliegende, zusammenwirken, um dem Uebel an die Wurzel zu kommen. Das sind Reste einer Zeit, die zu Grabe getragen werden muß, wenn das Gesetz wieder Achtung in den Augen des Volkes gewinnen soll.

Einige Stunden nach dieser Unterredung trat der Frühmesser in das Schultheißenhaus zu Bruch, das nicht dem Schultheißen Gell gehörte, sondern der Herrschaft, von der er das Amt trug. Der Schultheiß Gell war so weit genesen, daß er in seinem Lehnstuhle sitzen konnte. Freilich standen zwei Krücken zu beiden Seiten des Stuhles, ohne die er sich nicht von der Stelle bewegen konnte.

Nach Gruß und Gegengruß fragte der Schultheiß: Ist's wahr, daß es zu Himmerode scharf hergeht? —

Im Kloster und weiter, sagte scharf betont der Frühmesser.

Weiter? fuhr der Schultheiß auf, und seine Farbe wurde erdfahl.

Nun, das konnte doch nicht ausbleiben, versetzte der Frühmesser. Waren ja doch die Mönche nicht alleine die, welche am Markte sich Pflichtversäumniß zu Schulden kommen ließen! Habt Ihr schon gehört, daß die Werder innerhalb acht Tagen fort müssen?

Wa — wa — was? stotterte der Schultheiß.

Die Werbestation ist durch die Geschichte mit Anton Landscheidt für ewige Zeiten aufgehoben.

Der Schultheiß schlug die Hände zusammen.

Ja, fuhr der Frühmesser fort, es sind da allerlei saubere Stücklein zu Tage gekommen. An Anton's Unglück hatten mehr Leute Theil, als man meinte.

Der Schultheiß verstummte.

Der Herr Weihbischof, der mit churfürstlicher Vollmacht betraut ist, wollte Euch auch nach Himmerode bescheiden, aber ich sagte ihm, Ihr könntet das nicht.

Wa — was will er denn mit mir? fragte zitternd der Schultheiß.

Es thut mir leid, daß er mich beauftragt hat, über eine unangenehme Geſchichte mit Euch zu reden; allein ich wollte Euch wenigſtens vor Schmach und Unheil bewahren. Ihr ſeid nämlich von Eurem Amte abgeſetzt. Das weiß aber Niemand, als der Herr Weihbiſchof und ich. Da hat ich denn für Euch, daß Euch die Vergunſt bleibt, abzudanken. Das wird Euch von der Schmach retten. Wenn Ihr bedenkt, daß Ihr ein alter Mann ſeid, und zeitlebens an zwei Krücken gehen müſſet, ſo ſeht Ihr ſelber ein — daß da nicht lange zu wählen iſt. Auch kennt der Herr Weihbiſchof Euer Benehmen am Markte, als Euch Bremm zur Rettung des Kloſters aufforderte, und — Euer Antheil an Anton's Geſchichte. Das erfährt natürlich Niemand weiter. Nun rath' ich Euch, als Euer beſter Freund, ergreift die gewährte Schonung und danket ab!

Der Schultheiß war in der That einer Ohnmacht nahe. Er hielt mit beiden Händen krampfhaft die Lehnen des Stuhles. Kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne. Er ſtarrte lange lautlos an den Boden.

Endlich erhob er das bleiche Geſicht zu dem Frühmeſſer und ſagte mit matter Stimme: Ihr ſeid mein Freund, Herr Frühmeſſer, ſagt, gibt es keinen Ausweg? —

Keinen! entgegnete der Frühmeſſer. Was ich Euch anbiete, iſt lediglich die Milde des Herrn Weihbiſchofs.

Ach, ſagte Goll kleinlaut, es ſollte mir weniger ſchwer werden, hätte ich in der Zeit, die mir gegeben war, an die gedacht, die jetzt da iſt, und hätte mir ein Haus gekauft oder gebaut. Jetzt ſoll ich aus dem Hauſe mit meinem Kinde, jetzt, wo ich alt und gebrechlich geworden bin, und wohin? Es iſt kein Plätzlein im Dorfe, wo ich mein gebeugtes Haupt hinlegen könnte!

Er fing bitterlich an zu weinen. —

Es iſt hart für Euch, ſagte theilnehmend der Frühmeſſer, aber es iſt nicht zu ändern; ſo oder ſo, müſſet Ihr das Haus räumen, wenn nicht Euer Nachfolger bei Euch wohnen könnte. —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL.(F.)W.(P.)

3-598-52093-9
FN. 09423/020

Wie soll das zugehen? fragte der Schultheiß, der alle Kraft verloren hatte. Wer ist's denn?

Anton Landscheidt! sagte der Frühmesser.

Wa — was — Anton Landscheidt Schultheiß, der Bube?

St! warnte der Frühmesser. Er ist sechs und zwanzig Jahre alt. Ihr waret nicht älter, als Ihr Schultheiß wurdet. Ihr habt mir das selbst gesagt. Und arm, wie Hiob, waret Ihr auch. Euer Gewissen wird es wohl wissen, wie Ihr reich wurdet. Man sagt, es ruhe nicht viel Segen auf Eurem Vermögen!

Der Schultheiß ließ seinen Kopf auf die Brust sinken. Lange Zeit saß er lautlos da und auch der Frühmesser schwieg absichtlich. Er wollte ihm Zeit gönnen, der Stimme seines Gewissens, was er eben geweckt hatte, Gehör zu geben.

Endlich sagte der Schultheiß: ich mag's betrachten, wie ich will, ich bin ein verlorner Mann!

Ich glaube, der Fluch, der auf Eurem Vermögen ruht, bemerkte der Frühmesser, könnte noch in Segen verwandelt werden. Euer gutes Kind ist auf dem Wege dazu, und wenn ein frommer, braver Mann mit ihr wirkte, so wäre das Werk vollendet.

Meint Ihr? fragte, wie aus einem Traume erwachend, der Alte.

Ja, Schultheiß Coll, das meine ich, sagte eindringlich der Frühmesser, zumal, wenn Ihr zugleich damit einem gottlosen Hasse entsagt. Doch, ich will's grade heraus sagen: Gebt Euer Ammichen dem Anton; dann bleibt Ihr im Hause; kindliche Liebe pflegt Euer hilfloses Alter, denn Anton ist eine lautere, treue Seele. Ihr machet Euer gutes Kind glücklich; Ihr sühnet den Haß, und in den Händen dieser guten Seelen wandelt sich der Fluch, der auf Eurer Habe ruht, in Segen!

Zu andern Zeiten würde eine solche Rede den Schultheiß in einen Zorn getrieben haben, der weder Maß noch Grenze gekannt und jeden Damm, den etwa Achtung vor dem Seel-

ſorger aufgebaut, zertrümmert haben. Das was er heute gehört und erlebt, hatte ihn innerlich geknickt. Wieder ſank er in ein dumpfes, brütendes Schweigen. Man ſah, wie der alte Menſch in ihm gegen den guten Rath des treuen Seelſorgers kämpfte — und gegen die beſſere Einſicht in ſeine Lage. Der Frühmeſſer glaubte ihn ſich ſelbſt überlaſſen zu müſſen.

Ueberlegt Euch Alles wohl, ſagte er. Ich gehe jetzt, weil ich Lutzerather und Tripp zum Herrn Weihbiſchof beſcheiden laſſen muß. In einer Stunde komm' ich wieder, dann muß ich Eure Entſcheidung haben!

Mit dieſen Worten ging er und ließ den Schultheiß alleine. Noch einige Zeit ſaß er ſo in ſich verſunken, dann ſagte er halblaut zu ſich: Er hat Recht. Er meint es treu und gut, und ich kann ſo manche Schuld ſühnen. Herr, Herr, vergib meinem harten Herzen ſeine ſchwere Schuld!

Gleich darauf rief er ſeinem Ammichen, die, weil ſie beſchäftigt im Garten war, des Frühmeſſers Anweſenheit gar nicht wußte. Ammichen, ſagte er, ſetze dich einmal zu mir!

Lange war er ſo milde nicht gegen ſie geweſen. Das gute Kind ſetzte ſich und ihr Herz pochte und ihr Auge wurde feucht.

Ammichen, sagte er mit weicher Stimme, ich bin ein hülfloser Mann geworden. Unserer Feldwirthschaft kannst du allein nicht vorstehen, denn ich bedarf deiner Pflege zu sehr, und Knechtsarbeit ist halbe Arbeit, wenn man nicht dabei ist. Es muß ein Schwiegersohn in's Haus.

Ammichen schrack zusammen.

Erschrick nicht, Kind, ich will dein Unglück nicht. Der Herr hat mich heimgesucht und meinen harten Sinn gebrochen. Ich weiß, daß du den Anton Landscheidt lieb hast und er dich. Ich will nichts gegen diese Heirath haben. Geh' rufe den Anton, aber gleich. Ich will Euch meinen Segen geben!

Vater! rief das Mädchen und fiel ihm weinend um den Hals. Ist das Euer Ernst? —

Ja, Kind, ja, er ist's, sagte der Schultheiß.

Ach, sagte das Mädchen, er ist draußen am Gartenzaune. Ich redete eben mit ihm.

Sie sprang auf und flog hinaus.

Anton hielt kaum für möglich, was er aus des Mädchens Munde hörte; aber sie öffnete die Gartenthüre; sie zog ihn herein, in's Haus, zum Schultheißen.

Und hier erfuhr er dann wirklich sein Glück und der alte Schultheiß, der ein anderer geworden zu sein schien, legte ihre Hände in einander und segnete sie. In diesem Augenblicke trat der Frühmesser wieder herein und war Zeuge, wie auf den Gesichtern dieses glücklichen Paares eine selige Freude sich aussprach. Er hielt feierliche Verlobung, damit der Alte nicht weiterwendisch werden konnte, und dann flüsterte ihm der Alte in's Ohr: Nun geht in Gottes Namen nach Himmerode und saget dem Herrn Weihbischof, ich dankte hiermit ab! Dabei drückte er warm des Frühmessers Hand und schien vollkommen glücklich.

Was die Kunde der Verlobung Ammichen's mit Anton für ein Aufsehen im Dorfe machte, läßt sich denken. Ein Theil der Brucher sagte: der Schultheiß stirbt bald! Andere meinten, er müsse kindisch geworden sein; noch Andere aber meinten, der Herr müsse ein Wunderwerk an ihm verrichtet

haben. Es fehlte indessen auch an solchen nicht, die sich gradezu aussprachen, es müsse Etwas dahinter stecken, was sie zur Stunde noch nicht wüßten, was sich aber bald zeigen müsse. Als sie darauf hörten, er habe freiwillig sein Schultheißenamt niedergelegt, da schüttelten sie die Köpfe und sagten: sein freier Wille hat in Himmerode gesessen. Er hat gemerkt, woher der Wind blies, und als endlich Anton als Schultheiß der Gemeinde vorgestellt wurde, womit sie, beiläufig gesagt, Alle zufrieden waren, da legten sie sich die Sache in einer Weise zurecht, die der Wahrheit ziemlich nahe kam.

Wie es aber auch zusammenhing, über des Frühmessers Lippe kam nie ein Wort. Er segnete den Ehebund der beiden Glücklichen, und der alte Schultheiß Coll bereute es nie, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben zu haben und Anton's Mutter sah nach trüben Tagen die eines schönen, von Liebe getragenen Alters. Friede wohnte im Schultheißenhause und Wohlsein ging davon aus und Barmherzigkeit die Fülle; der Fluch wandelte sich so in dauernden Segen.

Aber auch die Bruder beklagten es nie, daß Anton ihr Schultheiß geworden war. Er übte seines Amtes Pflichten in Liebe und Strenge, je nachdem es Noth that, und Jedermann liebte ihn.

Der Frühmesser aber blieb des Hauses treuester Freund, denn er bekam das Pfarramt, als der alte Pfarrer starb.

Landelf Lutzerather und Pitter Tripp rühmten niemals, was ihnen damals der Weihbischof zu Himmerode gesagt hatte; aber Beide hielten sich fortan brav, verheiratheten sich und wurden stille, fleißige und brave Männer. Sie und Bremm, der nach seines Schwiegervaters Tode, die Försterei überkam, blieben Anton's treueste Freunde.

Und von seiner Ehe mit Ammichen kann ich sagen, daß sie ein Himmel auf Erden war; daß aber auch der Segen Jakob's ihnen nicht fehlte, schloß der alte Saveriges Landscheidt seine Geschichte, davon bin ich der redende Zeuge, denn ich stamme in gerader Linie von ihnen ab, und noch

heute lebt ihr Andenken in Bruch ungetrübt fort und in weitläftiger Sippſchaft. —

Und nun, ſagte der heitere Greis, Nichts für ungut, daß ich Sie ſo lange hier aufgehalten habe. Es wird kühl unter den alten, hohen Kaſtanien, und es iſt für uns Beide Zeit, nach Hauſe zu gehen, da gichtiſche Badegäſte die abendliche Kühle meiden ſollen, und alte vorab. —

Er brach auf und wir gingen zuſammen unſern Wohnungen zu; die Geſchichte aber hab' ich alſobald zu Papier gebracht, wie ſie hier vorliegt.

4. Ein Räthſel.

Ohne mich bleiben die Glocken ſtumm
Auf allen Thürmen im Land herum!
So? — Biſt du der Glöckner vielleicht? O nein,
Der möchte ich nun und nimmermehr ſein!
Ohne mich ginge kein Schiff in die See,
Und es fehlte den lieben Frau'n der Kaffee!
Noch mehr, trotz den Dampfbooten groß und klein,
Würde die Schifffahrt am Ende ſein,
Und nicht blos zur See, auch auf dem Rhein,
Der Donau — und wo es ſonſt möchte ſein.
Biſt du ein Matroſe? O nein, o nein!
Der möcht' ich um alle Welt nicht ſein!
So immer auf dem Schiffe zu leben,
Und zwiſchen Waſſer und Luft zu ſchweben,
Paßt nicht zu meinem ſoliden Sinn;
Auf feſtem Boden ſchreit' ich gern hin!
Ohne mich hörte der Bergbau auf,
Und lägen da drunten die Erze zu Hauf!
Biſt du denn ein Bergmann und Knappe gar?
Behüte! die Luft da oben iſt rein und klar!
Ohne mich ſtünden die Wagen ſtill
Und was man als Fuhrwerk bezeichnen will.

Der Bauer hörte zu pflügen auf,
Und die Pferde raſ'ten in irrem Lauf.
Ja, gäb' es noch Galgen, ohne mich
Käm' Keiner daran, glaub's ſicherlich!
Biſt Kutſcher oder Scharfrichter gar?
Ich bin kein Kutſcher, und Hämmerleins Zunft! —
Pfui! Und hätt' ich verloren alle Vernunft,
Bekäme mich nie in ihre Reih'n!
Wer mag's denn ſein?
Du kennſt mich nicht, du armer Tropf?
Hör'! Alle Haare zieh' ich aus meinem Zopf,
Und doch iſt ohne Glatze mein Kopf.
Wer rückwärts ſich richtet, den richtet die Welt.
Und dieſe Richtung mir dennoch gefällt,
Und obgleich im acht und vierziger Jahr
Uns Rückwärts der Weg ſchier zum Galgen war,
Hat Niemand drum mich angeklagt.
Biſt du etwa ein Krebs? In Wahrheit geſagt,
Der hat mir im Sommer gar herrlich behagt,
Wenn roth er auf meinem Teller lag!
Ich rupfe und zupfe jeden Tag —
Nun hab' ich's! du biſt ein Advokat —
Ein Ferkelſtecher und Bauernrath? —
Die Anlagen hätt' ich ſchon alle dazu —
Denn drehen kann ich Alles im Nu,
Und in die Länge zu ziehen iſt meine Luſt;
Doch ſag' ich's freudig von der Bruſt:
Mit denen hab' ich Nichts gemein
Und ihres Gelichters möcht' ich nicht ſein!

5.

Oder auch nicht!

„Ihr wisset's wohl, liebe Freunde, es gibt so manche sprüchwörtliche Redensarten, denen man doch auch einmal in's Angesicht schauen soll. Ich habe da oft welche am Rheine gehört, die wohl auch weiter in's Reich hinein gäng und gäbe sind. „Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen!“ So hieß die Eine und Jedermann — vielleicht besser, jede Frau, weiß schon, wie richtig das ist. Da könnte man denn denken, das hieße so viel, als: „Will man Etwas thun, so muß man das Zeug dazu haben.“ Das ist richtig und solche Deutung paßte; aber der Sinn ist ein Andrer, Freund, den man am Rheine damit zu verbinden pflegt, etwa ähnlich dem: „Wer gut schmeert, der gut fährt.“ Es will sagen: „Soll dir Einer dienen, so mußt du ihm geben“, anders und so: ihn bestechen! Man sieht, es stammt aus einer Zeit, wo Beamten schmieren Sitte war. Nun, da brauchte es noch nicht gar alt zu sein, denn die Herren Beamten in Churpfalz verstanden ihr Handwerk und die der lieben Franzosenzeit am Rheine — hui! — die waren so recht eigentlich drauf angewiesen. Hier ein Stücklein, das verbürgt werden kann. In einem

Städtlein des linken Rheinufers, wo ein Tribunal oder so eine Art Kreisgericht war, wohnten zwei Richter einander gegenüber. Ein Bauer, der einen Prozeß hatte, ging zum Richter A. Als er aus dem Hause herauskam, lag die Frau des Richters B. am Fenster, winkte dem Bauer und sagte, als er herantrat: Was habt Ihr denn bei dem da drüben gethan? Habt ihm wohl ein paar Fünffranckthaler gebracht? — Je! sagte ohne Hehl der Bauer, „mit Wasser backt mer kä Pannekuche!" — Gelt, sagte die edle Frau Richterin, an den könnet Ihr denken, und meinen Mann, der auch gern Etwas verdient, vergesset Ihr? sitzt doch auch dabei und urtheilt mit. Das Nächstemal denkt auch an uns, und es soll schon besser gehen. Versteht Ihr mich? Jo! sagte der Bauer, und meinte in seinem Sinn, es wäre doch nicht gut, daß die Zweie einander gegenüber wohnten, denn nun koste es doppelt! — Gott seis geklagt! Das Sprüchwort ist noch unseliger, wenn es auch im Umgangsleben zur Geltung kommt, und Keiner dem Andern mehr dient, er habe es ihm denn schon im Voraus vergelten. Behüte uns, du lieber Herr! Gott sei es aber gedankt, daß es mit den Beamten heutzutage anders steht als damals, zwischen 1712 und 1812. Höchstens ein Wucherer und zweibeiniger Blutegel oder ein Ferkelstecher denkt heute so. Ueberall hat sich ein besserer Sinn Bahn gebrochen und das heilige Wort Gottes ist nicht ohne gesegnete Frucht im Leben geblieben. Da wird denn diese sprüchwörtliche Redensart wohl, mit des Herrn Hülfe, hinsterben. Er gebe es! Eine Andre ist: „Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen." Im einfach und natürlich aufgefaßten Sinne ist das auch wieder Etwas, das sich von selbst versteht, denn ich möchte doch den Narren sehen, der sich dem abwärts fließenden Wasser entgegenstellen wollte, um es aufzuhalten oder zu dämmen. Der Vernünftige sucht Schaden abzuhalten, so viel er kann, aber Einen Lauf muß er ihm doch lassen. Gottes ist allerdings das Wasser, und Gottes das Land, und wie des Herrn Wille Alles ordnet und regiert, so läuft es auch, wie er will, aber es kann auch

kommen, daß der Herr will, daß die Menschen dem wilden Laufe des Wassers eine geordnete Bahn weisen, es richten, abgraben, und dämmen und grade leiten, damit es nicht das Land wegreiße und versumpfe. Wenn die Regierung im Badener Lande hätte Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen, so wäre das Flachland zwischen dem Schwarzwalde und dem Rheine vielfach versumpft und Hunderte von Morgen wären öde geworden. Jetzt sind alle die vom Schwarzwalde abfallenden Gewässer schnurgrade eingedämmt. Das Land ist der Versumpfung entzogen, dem Menschen gerettet und das Schwarzwaldholz, die Baustämme und Bretter werden ohne Mühe bis in den Rhein geflößt, wo sie dann in mächtigen Flößen rheinabwärts, bis in's ferne Holland, das trotz seines Uebermuths ohne die deutschen Moff's nicht bestehen kann, gebracht. — Hätte der edle Escher von der Linth die wilden Gewässer der Linth im Linththale, jenseits des Zürichsee's, in der Schweiz, ohne Weiteres über Gottes Land laufen lassen, das Thal wäre vollends versumpft und eine Wüstenei geworden, was es theilweise schon war. Der edle Mann rastete nicht, bis die Linth durch seine Vorsorge gedämmt und grade geleitet war, und Tausende von Morgen des besten Landes sind gewonnen; die Sümpfe sind verschwunden; die Menschen sind gesund und ihr Wohlstand ist blühend. Gott segne ihn dafür! Hätte die Nahe auch so einen Escher! Da liegen viele, sehr viele Morgen Landes verwüstet und sie reißt hier fort, setzt dort an — und man läßt — Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Da bin ich wörtlich bei der sprüchwörtlichen Redensart geblieben; sie hat aber auch einen tiefern Sinn. Von Einem, dem Alles recht ist, Gutes und Schlechtes; von einem sogenannten Hannepampel, wie man am Rheine sagt; von Einem, der nicht kalt und nicht warm ist, sagt man, er lasse Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Schade, daß es für solche Unglücksvögel in der menschlichen Gesellschaft keine Galgen mehr gibt! Die richten mehr Schaden an, als Spitzbuben und Volksverderber andrer Art. Denkt Euch so Einen als

Pfarrer und Seelsorger, als Lehrer, als Arzt, als Bürgermeister, und höher hinauf in den Stockwerken der Beamten oder denkt ihn Euch als Hausvater, Familienvater, Bauer, Handwerker, denkt ihn Euch — wie er Alles gehen läßt, wie's geht — und sagt selbst: Verdiente er nicht den Galgen? Wer abermal Gottes Wasser über Gottes Land laufen läßt, ist ein gewissenloser Schurke! Das ist so meine Meinung, und ich halte diese sprüchwörtliche Redensart für eine unselige, verdammenswerthe; denn — was sollte aus dem Menschenelende werden? Was aus den verwahrlosten Kindern? Was aus den unglücklichen Irrsinnigen und Blödsinnigen? — O das Feld ist ohne Grenzen, wenn man so fort fragen könnte. — Was sollte aus der Welt werden, wenn die Besseren Gottes Wasser über Gottes Land laufen ließen? Nein, nein, liebe Brüder, es soll nicht also sein!

6. Der Fund.

Eine Geschichte.

(Hierzu der Titel-Stahlstich.)

I.

Wenn Ihr, sagte der alte Schmiedjakob, das Bildchen da vorne ansehet, so sagt Ihr gleich: das sind Schwaben! Richtig! Sie sind's auch, und wenn ich von den Schwaben rede, wird mir allemal das Herz weit. Hab' sie auf meiner Wanderschaft kennen und lieben gelernt, diese treuen, frommen, gemüthlichen Menschen, die es so gut meinen und so ehrlich es Einem unter die Nase sagen!

Wie das Bildchen Euch hineinführt in eine behäbige Stube des Schwabenlandes, so will ich's jetzt auch thun, und hier gilt's, Euch vorab die drei Menschen auf dem Bildchen näher bekannt zu machen.

Der Alte, der hemdärmelich im Sorgstuhle am Tische saß und in der Bibel las, ist der Velten, ein wohlstehender

Bauer. Er hat im Eifer den Seſſel zurückgeſchoben, denn das Friederchen, ſein Jüngſter, der allein noch im Vaterhauſe iſt, ſollte nach Eßlingen gehen, um allerlei nothwendige Dinge zu beſorgen und einmal nachſehen, wie es dem lieben Mareile gehe, das in Amtmanns Dienſt genommen hat, damit es ein Weniges von der Frau Amtmännin geſchult werde; er hat auf dem Rückwege einen Pack Papiere gefunden, die, Gott weiß, wem gehören, und ſtatt ſie auf der Polizei abzugeben, damit ſie an den rechten Mann wieder hätten kommen können, hat er ſie mit heimgebracht.

Daß der Knabe darüber einen Verweis von ſeinem Vater faſſen würde, war ihm, als er dem Dorfe näher kam, klar geworden, darum ging er denn auch zuerſt in die Küche und nahm die Mutter als Fürbitterin und Ausgleicherin mit, und wir ſehen's ihm auf's Haar an, wie verlegen er iſt, und wie er ſich hinter dem Ohre kratzt, als ihn der Vater abkanzelt, obgleich ſein Geſicht nichts weniger als zornig iſt. So ſtanden die Sachen an ſelbigem Morgen, da das Friederle den Pack Papiere dem Vater gibt.

Darnach hat er ſie neben die Bibel, auf den Tiſch gelegt, hat dem Armſeſſel wieder einen Ruck gegeben gegen den Tiſch, hat die Brille aufgeſetzt und ſein Kapitel aus-

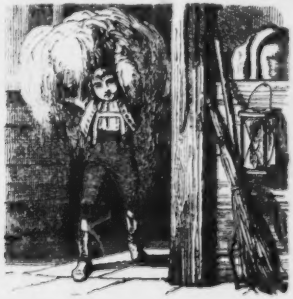

gelesen, während die Mutter wieder in die Küche ging und das Friederle eben hinauf, um den Sonntagsrock abzulegen und die rothe Sonntagsweste, die Sonntagsstiefel, Hosen und Hut, und die Werktagskleider anzuziehen, denn es war Zeit, daß er die Kühe und Ochsen im Stalle füttere, was so seine Arbeit war vor dem Mittagessen, auf was er sich, nach dem Gange im frischen Morgenwind, herzlich freute.

Item — die Leute sahen behäbig und behaglich aus, und es war doch Kreuz genug im Hause. Wo fehlt das aber in dieser Welt?

Sorgen muß der Mensch haben — und hat er keine, — nun so macht er sie sich selbst, das hab' ich Hundertmal erfahren an Andern und — an mir selbst.

Da werdet Ihr mich dann fragen, worin das Kreuz bestand, und ich will's Euch erzählen:

Der Belten und seine Frau hatten drei Kinder. Der Peter war auf dem Riedhofe an die Erbtochter verheirathet, das Mareile war, wie ich schon sagte, in Amtmanns halb als Magd, halb als Eme, die ein Bischen in der Haushaltung und im Umgang mit ordentlichen Leuten gehobelt werden soll, und das Friederle war daheim. Alle waren wohlauf und Mangel drückte nicht.

Wo war denn das Kreuz? fragte der Gevatter.

Wart' ein Bischen, Alterle, sagte Schmiedjakob. Das kommt allzeit früh genug.

In dem Dorfe waren viele hübsche Mädchen und Burschе, aber wenn Ihr auf dem Bildchen die Mutter ansetzt, so müsset Ihr's eingestehen, sie ist noch mit etlichen Vierzig eine bildhübsche Frau; der Belten ist auch nicht uneben, ob er gleich schier vierzehn Jahre älter ist, als seine Frau, und da kann man schon etwa schließen, daß das Mareile auch nicht uneben ist, ob's gleich nicht auf dem Bildchen zu sehen ist; ich aber setze hinzu — wenn das Mareile des Königs Töchterlein gewesen wäre, so hätten alle Prinzen in der Welt gesagt: das ist die Schönste unter allen Prinzessinnen in der weiten Welt, und, meiner Treu! wenn das Bauernkind Prinzessinnen-Kleider angehabt, es wäre so ge-

Marcile und Auguſt.

weſen! Etwas Feineres, Zarteres, Reineres, Schöneres gabs in ganz Schwaben nicht, als Veltens Mareile! Nun war der Alte nicht arm, freilich auch kein Millionär, aber doch ein gutgeſtellter Bauer. Da konnt's an Liebhabern nicht fehlen, aber, wie es in der Regel zu gehen pflegt, wenn Hundert da ſind, die den Eltern recht ſind, und Einer nicht, ſo hängt ſich ſo ein Mädel gewiß an den. Es iſt die alte Eva'sgeſchichte, die Lüſternheit nach dem Verbotenen!

Gerade ſo war's mit dem ſchönen Mareile, und der Auguſt ging ihm überall nach und — es wich ihm nirgends aus.

Im Grunde, wenn man ſo ganz neutral über die Sache hätte nachdenken wollen, ſo hätte man ſich nicht eben wundern können. Gleich und Gleich geſellt ſich gern, aber nie die Ackerkrähe und die Taube. Der Auguſt war als Buriche ebenſo ſchön, als Mareile, und da zog ſich das Gleiche an. Warum aber war das ein Kreuz? War der Auguſt etwa ſehr arm? Nein; er war ohne Zweifel des alten Lehrers Erbe und der hatte ein Vermögen, das dem Mareile's entweder gleich war oder, und das glaube ich ſicherlich, es noch an ein Erkleckliches überſtieg. Und brav war der Auguſt, wie Einer; ſtille und abgeſondert, er vermied ſogar das Wirthshaus das ganze Jahr.

Sag', Schmiedjakob, hat's denn dem Velten unter dem Pelzkäpple gerappelt? fragte der Gevatter.

Schütte das Kind nicht mit dem Waſchwaſſer aus, und höre erſt einmal ſeine Gründe, bemerkte verweiſend der alte Schmiedjakob. Du weißt, es heißt im alten, deutſchen Rechte: Eines Mannes Rede iſt keines Mannes Rede, man ſoll ſie hören alle Beede! —

Der Velten hielt mit Recht Etwas auf ſeinen unbeſcholtenen ehrlichen Namen und — der Auguſt — hatte Keinen.

Keinen Namen? Er hieß doch Auguſt? fiel Kathrinchen in die Rede des alten Mannes.

Kathrinchen, hier zu Lande ſagt man von Einem, der

ſeinen Vater nicht kennt, er iſt ein Bankert; dort droben heißt er auch ſo oder Baſtard oder Findling, und wenn man ſo Etwas hier zu Lande verblümt ſagen will, ſo heißt es: Sein Vater iſt auf einem Nußbaume ertrunken. Du weißt auch, daß leider in den Augen der weißen Menſchen auf ſolch' einem Unglücklichen eine Schmach ruht, und wenn er ſonſt halbwegs ein Engel wäre. In dem Dorfe Veltens war's ebenſo und Velten ſelbſt fand in der Sache ein Haar. Er wollte ſo Einen in ſeiner Familie nicht. Drum verbot er dem Mareile den Umgang mit dem Auguſt. Das half wenig. So gehorſam das Mädchen war, ſo konnte ſie es doch nicht wehren, wenn der Auguſt hier oder da zu ihr kam, und wenn er ſie manierlich anredete, ſo konnte ſie ihn doch nicht grob abweiſen. — Kurz, für einen Kreuzer Urſache kann ſich auch der Aermſte kaufen. — Drum wurde das Mareile in Amtmanns gethan und Velten dachte: aus den Augen, aus dem Sinne! Ob das richtig war, wird ſich wohl zeigen; aber ich zweifle, denn das alte Sprüchlein iſt dagegen:

„Ueber Thäler und Berge,
Ueber Bäch' ohne Steg,
Und durch Felſen und Abgründ'
Findet Liebe den Weg!"

Mit dem Auguſt hatte es eine ſeltſame Bewandtniß. Vor etwa zwanzig Jahren war des Lehrers Frau in den Wochen und ihr Kind ſtarb wenige Tage drauf. Die junge, friſche Mutter litt viel durch die gewaltig andrängende Milch. Da fuhr eines Abends ein Wagen an und ein Herr und eine Dame ſtiegen heraus und gingen in das Schulhaus, und die Dame war jung und überaus ſchön, der Herr aber war ſehr alt und Einer von denen, die nur dann lachen, wenn der Nachbar das Bein bricht. Sie blieben lange in der Schule, und, was ſie verhandelten, das hat Niemand erfahren, aber als ſie fortfuhren, weinte die junge Dame bitterlich, und das Kindlein, das ſie an ihrer Bruſt getragen, das blieb bei den Schulleuten, trank der Lehrerin Bruſt und wurde von ihnen erzogen und das iſt der Auguſt. So

war er getauft, und weiter hat's mit dem Namen ein Ende. Das ist Eins, was dem Leiten in dem Magen liegt, wie ein Backen, den er nicht verdauen kann und ob's ein vornehmer oder ein geringer Bankert ist, das gilt und galt ihm gleich und darin gab ich ihm Recht, denn die Vornehmigkeit macht keinen Unehrlichen ehrlich und die Niedrigkeit der Geburt keinen Ehrlichen unehrlich.

Nun, in der heiligen Schrift steht, daß Reiche und Arme unter einander sein müssen, weil der Herr sie Alle gemacht hat, und so muß es auch Vornehme und Geringe geben.

Das versteht sich; aber wenn die Vornehmen dicknasig auf einen Niedergeborenen herabblicken, und meinen, sie wären von besserem Schrot und Korne, dann ist's schmählich und sie vergessen, daß wir doch vor Gott alle Eins sind und nicht sie die gnädigen Herrn, sondern Er, der gnädige Herr alleine, dessen Gnade wir Alle bedürfen, dieweil wir alle arme Sünder sind.

Ob nun der alte Herr, des Augusts Großvater, ohne Zweifel, so ein dicknasiger Vornehmer war, weiß ich nicht; aber die Schulleute erzogen den Knaben, wie ihr Kind; und der Lehrer that nur das Eine extra, daß er ihn noch besonders unterrichtete, ihn Klavier spielen lehrte und es

veranlaßte, daß der Herr Pfarrer Unterricht im Latein, Franzöſiſch und dergleichen Dingen gab, von denen der Schullehrer Nichts verſtand. Der Bub aber wollte nicht mit in's Feld gehen und nicht leiblich arbeiten, das ſchmeckte ihm nicht, und er meinte ſpäter, er ſtudire und brauche es nicht; aber mit dem Studiren iſt es doch Nichts geweſen, und er hat ſich mit der Landwirthſchaft bekannt gemacht, aber wie Einer, der mit ſeidenen Handſchuhen an den Pflug greift, um ihn zu regieren. Man nennt ſolche Leute auch lateiniſche Bauern — ſie werden — Lumpen.

Das war das zweite, was der Velten nicht verdauen konnte. Er ſagte: Die Arbeit ſchändet Keinen, ſondern er ſchändet ſie, wenn er ſie faul, liederlich und träge thut. Darin ſtimme ich ihm bei und hätt' ich eine hübſche Tochter gehabt, ſo Einer, der nur ein Manſchettenbauer ſein will, und doch nicht genug zum Leben hat, wäre mir juſt ſo angenehm gekommen — wie, ſagt man im Sprüchworte: ein Schwein in des Juden Haus. Daß man doch das Liebesband ſich nicht zerreißen ließ, das wäre Kreuz genug geweſen, aber es kam noch Eins dazu. Der Peter nämlich, des Velten älteſtes Kind, hatte das liebliche Lieschen auf dem Riedhofe geheirathet, das den Hof erbte, wie man gemeint, aber nun ſtellte ſich die Sache anders heraus, nämlich der alte Riedhofbauer, des hübſchen Lieschens Großvater, ſagte immer, er habe den Riedhof von dem Herrn von Sch..... ehrlich gekauft und bezahlt, und habe Quittung über Heller und Pfennig. Nun aber trat ein Herr von Sch..... auf und ſagte: ſein Vater habe gar nicht das Recht gehabt, den Hof zu verkaufen, denn er ſei von der Mutter, einer geborenen von W....., hergekommen. Nun ſtehet auch im Schlußſtein des Hofthorbogens und überall ſonſt, wo die Adeligen drei Wappenſchilder anzubringen pflegen, das Wappen Derer von W..... und nicht das der Herren von Sch..... — Alles liegt nun ſo ſchlimm, als möglich, denn über die Kaufſumme, die doch in fünf Terminen bezahlt worden war, iſt auch kein Blättchen Quittung da. Kam es nun zum Prozeß, womit

sollte Lieschens Vater die eingezahlte Summe nachweisen, die ihm im schlimmsten Falle, nämlich wenn er den Hof hätte hergeben müssen, die Rückgabe des Preises sicherte und die Vergütung der Verbesserungen.

So schwebte das Kind hier in Gefahr, einem Menschen zuzufallen, der unehrlich geboren und nebenbei auf einen Karren zu lang, und auf einen Wagen zu kurz war; das Andre dort, Hab und Gut einzubüßen und am Ende an die Luft und unter der Sterne Obdach gesetzt zu werden.

Da frage Einer, ob das nicht Kreuz genug war für Einen?

Peter's Schwiegervater hatte, wie man sagt, das ganze Haus umgewendet, die Quittungen zu finden, aber sie fehlten, während Andere aus jener Zeit vollständig da waren. Dunkel meinte er sich erinnern zu können, daß zu seines Vaters Lebzeiten schon einmal an dem Riedhofe sei gerüttelt worden. Da habe sein Vater die Quittungen vorgelegt durch den Advokaten Pfeifer von Eßlingen und habe seine Verbesserungen nachgewiesen und durch die hohe Summe, die sie zurückzubezahlen gehabt hätten, sei den Ansprachmachern ein Schrecken in die Glieder gefahren und sie hattens beruhen lassen. Vielleicht hatte der Pfeifer die Papiere zurückbehalten und leider waren sie dann sicher fort, weil der ein Säufer gewesen, ja es stand noch mehr auf dem Spiele; man hielt nämlich dafür, der Pfeifer sei auch ein Spitzbube gewesen und könnte sie — den Gegnern am Ende vermöbelt haben.

Lange war diese Sache so im Gemümmel gewesen, das bekanntlich der Jude hatzt, weil meist Etwas draus herauskommt, was nicht taugt, bis denn endlich ein Eßlinger Advokat die Sache in die Hand nahm und den Schwiegervater Peters, den Riedhofbauern, vor Gericht laden ließ im Namen derer von W..... —.

Das weiß man schon, daß dort so ein Prozeß nicht gleich zur Entscheidung kommt, denn es ging damals Alles schriftlich und da trieben die Advokaten das Seilerhandwerk nebenbei, nämlich, sie zogen Alles in die Länge und nicht

zu ihrem Schaden, denn die Termine koſteten herrliche Gebühren und die Schriften wollten anſtändig bezahlt ſein. Summa Summarum — es könnte ein Bauer ſterben und verderben und ſein Prozeß hätte noch nicht die Hälfte ſeiner zähen Lebensdauer erreicht. Auch dieſer Prozeß ſchwebte nun und koſtete Geld und es war vorauszuſehen, Peter Veltens kleiner Heiny, der ein Jahr und acht Wochen, weniger drei Tage alt war, konnte es in ſeinem dreißigſten Jahre erleben, daß das Urtheil gefällt würde und mittlerweile hatten die Herren Advokaten den halben Werth des Riedhofes als Koſten und Sporteln in ihre Taſche hinein manövrirt. Das nagte am Herzen des Vaters und ſeines Sohnes, in Summa der ganzen Familie. — Und das Alles zuſammen, war, bei meiner Treue, Kreuz genug und über genug.

II.

Droben im Schwabenlande, wo es gebirgig und waldig iſt, liegen zwei alte Burgen in ihren Trümmern, die einſt mit ihren Mauern und Thürmen zu den feſteſten und trotzigſten des Landes gehörten. Die Zeit mit ihren Stürmen hat ihre Zinnen gebrochen, ihre Mauern niedergeſtürzt, und die Sage hat von ihnen Viel zu berichten, aber auch die verbürgte Geſchichte.

Das Schlimmste von dem, was man von den Familien weiß, die einst auf diesen Felsennestern hausten, ist das, daß sie durch lange Jahrhunderte sich gegenseitig aufs Grimmigste haßten und sich oft bekriegten oder befehdeten, und sich gegenseitig jeden Schabernack anthaten, zu dem sich nur irgend eine Handhabe finden ließ. Der Grund dieses Hasses war, wie noch heutzutage auch, das leidige Mein und Dein. Das säet unter Bauern und Herren das meiste Unheil. Zwischen beiden Bergen nämlich, aber mehr in das Gebirge hinein lag ein prächtiger Hochwald von vielen Hunderten von Morgen, der beiden gemeinsam gehörte. Wie das gekommen war, dafür fehlten die Urkunden und es war nur so ein uraltes Herkommen. Nun sagten die Herren von Sch....., der Wald gehöre ihnen allein, und die Herren von W..... sagten gerade so. Die Einen sagten: Ein Ritter von W..... habe Einen ihrer Vorfahren, der ein Simpel gewesen, die Hälfte des Waldes auf eine himmelschreiende Weise im Würfelspiel abgerammscht, und die Andern sagten, ein Herr von Sch.... habe einem Tiefverschuldeten ihrer Vorfahren Geld auf Judenzinsen geliehen und die Staffelrechnung so gründlich verstanden, daß am Ende der arme von W..... die Schuld nicht mehr habe baar bezahlen können. Er habe sich denn damit aus der Tunke gezogen, daß er, auf Wiedererlösung, die Hälfte des Nießbrauches, nicht aber die Hälfte des Grund und Bodens des Waldes dem Wucherer verpfändet habe. Der Andere habe durch Bestechung des Burgcaplans die Urkunde an sich gebracht und vernichtet; daß sie nun die Wahrheit nicht mehr zu beweisen im Stande wären, der halbe Wald aber sei fort! So lag die Sache und keine Menschenseele wußte hier Hott oder Hahr. Nachdem sie sich durch ein Jahrhundert das Leben verpfeffert und versalzt hatten, kam es endlich zum Prozesse vor dem Reichskammergericht zu Wetzlar, und da hieß es, die Sache müsse erst wie die Winterbirnen im Liegen mürbe werden, sowie durch das Bedüfteln der Advokaten am Reichskammergerichte, und so ging's dann auch und der Prozeß

nahm kein Ende. Mittlerweile fielen die Burgen in Trümmer oder wurden im Bauernkriege zerstört; die beiden Familien wurden arm, verkauften ihre Güter und es stand wackelig mit ihnen. Da schienen sie sich auszusöhnen in späterer Zeit und eine Heirath zwischen einem Herrn von Sch..... und einem Fräulein von W..... sollte den Frieden besiegeln. So wollte es der Herzog von Würtemberg. Er brachte die Heirath zu Stande, aber die Zweie lebten in einem Frieden, wie Katze und Hunde, und da war das Lied am Ende, die Frau starb und der Wittwer verkaufte den Riedhof, wie ich bereits erzählt habe. Seitdem brach dann der alte Haß wieder lichterlohe aus und loderte fort bis dato.

Nun aber stand die Familie von Sch..... auf ungemein schwachen Füßen. Der alte Herr, der Letzte seines Stammes, hatte nur eine Tochter, aber die war die Krone von Stuttgart, denn ihre Schönheit war berühmt. In Stuttgart aber stand ein Herr von W..... unter den Husaren des Herzogs als Lieutenant. Der war ein schöner Mann und das zweierlei Tuch that das Seine dazu, ihn noch hübscher zu machen. Fräulein Julie von Sch..... wurde in Stuttgart, bei einer alten Verwandten ihrer Mutter erzogen, die eine gar gute, sanfte Seele war. Gar oft sprach sie sich mit bittern Klagen über den Familienhader aus, und meinte, es sei gottlos und vor Gott nicht zu verantworten, da des Herrn Wort sage: Ist's möglich, so viel an Euch ist, so habt

mit allen Menschen Friede, und abermals: Suchet den Frieden und jaget ihm nach! — Im Grunde, fuhr sie fort, handle es sich da doch nur um das Mein und Dein, und das sei eine Schande. Niemand hörte das lieber, als Julie von Sch . . . . . , denn unter allen jungen Männern Stuttgarts gefiel ihr Keiner in dem Maß und Grade, als der Lieutenant von W . . . . . , der mit seinen großen, blauen Augen fast die Fensterscheiben durchsah, wenn sie dahinter saß. Sie konnte keinen Grund des Hasses finden; im Gegentheile, sie hatte den schönen Husaren sehr lieb, und freute sich inniglich, daß sie damit gegen das heilige Wort so ganz und gar nicht nur nicht anstieß, sondern damit im Einklange sich befand. Was ihr Vater dazu sagen möchte, das zu fragen fiel dem leichtsinnigen Dinge nicht ein. Der Husar war aber in Julien bis über die Ohren verliebt, und doch hatten sie noch kein Wort mit einander gesprochen. Wanns mit zwei jungen Leuten so steht, so bleibt das Sichsprechen gewiß nicht aus, denn zuerst halten die Augen eine Zwiesprache und dann kommen auch die Zungen dran. So ging's gerade auch hier, denn an gefälligen Helfern fehlt es nie! Julie hatte eine Freundin, deren Bruder ein Freund des schönen Husarenlieutenants war, und so machte es sich durch deren Vermittelung, daß sie zusammenkamen und sich sprachen und sich sagten, wie lieb sie sich hätten, und außer der Freundin und dem Freunde wußte und ahnete das kein Mensch, weil sie ihre Zusammenkünfte heimlich hielten.

Bei den vornehmen Leuten gehts anders, als in unserm Stande, wo der Eltern und der Taufpathen Wort noch Etwas gilt. Gottlob, daß es so ist! Da fragen leider die jungen Leute nicht lange: Gibts Vater und Mutter auch zu, und was sagen unsre Gothe und Pathe dazu? Sie machens leider, wie es ihnen gefällt und ihnen gut dünkt, und es fehlt nicht an Beispielen, daß sie mit einander durchgehen, oder daß der junge Mann das junge Mädchen entführt und sie sich heimlich irgendwo kopuliren lassen, und die Eltern den Aerger, den Kummer und das — Nach-

sehen haben. Pfui der Schande! rief der Gevatter im Zorne aus. —

Du hast Recht, Gevatter, sagte mit großem Nachdrucke der alte Schmiedjakob; auch ich sage: Pfui der Schande! Das ist ein gottloses, pflichtvergessenes, heilloses Treiben, und an ihnen geht meist allemal in Erfüllung, was der Herr sagt: Sie haben ihren Lohn dahin! Ist der Rausch der Liebe vorüber, dann kommt meist das Elend hintennach, denn das Gebot, das allein eine Verheißung hat, ist schnöde übertreten und die verachtete Verheißung wird zum Fluche für sie, wozu sich noch der Fluch der Eltern gesellt.

Die Zweie wußten recht gut, wie es mit ihren Familien stand, und daß ihre gegenseitigen Eltern Niemals Ja und Amen zu ihrer Verheirathung sagen würden, da von Geschlecht zu Geschlecht der Haß fort geerbt war, bis er denn endlich in diesen beiden jungen Zweigen dieser Familie sich in Liebe verwandelte. Es wäre gewiß gut gewesen, daß das endlich so kam und es wäre recht seltsam gewesen, wenn es die Menschen nicht wieder verdorben und abermals den Segen in Fluch verwandelt hätten. Eines schönen Morgens war der Husarenlieutenant und das schöne Fräulein von Sch..... auf und davon, und ihre Spur, wenn sie auch Einer gesucht hätte, war nicht zu entdecken. Als der Vater des Mädchens den Brief der alten Tante mit ihrem Lamento und guten Rathschlägen, endlich den Wink des Himmels zu beachten und Frieden zu schließen, erhielt, da wars gerade so, als ob er irrsinnig geworden sei, denn er raſete und tobte und wußte doch nicht, wie er den Sack anhängen sollte. Endlich eilte er nach Stuttgart; verfuhr mit der guten Alten, als wolle er sie aufzehren im Zorne; bewegte alle Welt, bis zum Herzoge hinauf, und der meinte, es sei das Beste, gute Miene zum bösen Spiel und endlich einmal des alten Haders Ende zu machen. Da war der Herzog an den Rechten gekommen! daß sich Gott erbarme, denn gerade in diesen Tagen hatten die von W..... vor dem Hofgerichte den Prozeß gewonnen, von wegen des

Riedhofs, nämlich, daß ihn der von Sch..... nicht zu verkaufen das Recht gehabt hatte, alſo — das Geld herausgeben mußte, wonach auch der Kauf ſelbſt ungültig war, was dem Riedhofbauern entſetzlich in die Gebeine fuhr, denn er mußte nun auf die Rückgabe des Kaufſchillings klagen — und die von W..... auf die Herausgabe des Hofes. Das Alles waren ſchöne Ausſichten auf Bettelſäcke, denn an's nahe Ende dieſer Prozeſſe war nicht zu denken und über zwanzig Jahre konnten ſie dauern, ehe ihnen der Athem ausging. Bisweilen ruhten ſie auch eine Zeitlang aus, um wieder Kräfte zu ſammeln, und ein anderes Mal ſtarb ein Advokat und die Akten mußten an den neuen übergeben werden, der ſich denn auch hineinſtudiren mußte, kurz: Eile und Weile galt als Grundſatz und der alte hinkende Bote hätte nicht der Kalenderbringer ſein müſſen, ſondern das vollgültige Zeichen der wohllöblichen Juſtiz und ihrer Verwalter und Ausüber. — So ſtands, als die Zweie in die Welt hinausgeflogen waren als flügge Vögelein, die als ein Paar heimkehren ſollten. So kamen ſie denn endlich mit ihrem richtigen Trauſcheine heim und der Himmel hing überall voll Geigen für ſie.

Es ſtellte ſich aber heraus, daß dieſe ſich ſehr ſchnell verſtimmten und daß das, wie man ſagt: ein Katzengebiſſe ſtatt eines Einklangs gab. Gar bald zeigte ſich, was die beſonnene Seele vorausgeſagt, daß ſowohl der junge Mann, als ſeine Frau leichtſinnig waren und nun gab's Streit, Zwietracht, und der Alte von Sch..... leitete einen Scheidungsprozeß ein. Er holte ſeine Tochter und zog mit ihr auf ein fernes Gut und der Herr Gemahl, der Huſarenlieutenant nämlich, der verließ den Würtembergiſchen Soldatendienſt und ging nach Oeſterreich, wo eben die Türken ſich mauſig machten und ſehr ſchnell fand eine Türkenkugel den Weg in ſein leichtſinniges Herz. Mittlerweile hatte ſeine Frau ein Knäblein geboren, das wurde Auguſt getauft und kam zu dem Lehrer, wie ich erzählt habe. Sie ſah das Kind nicht wieder, denn ſie bekam die Auszehrung und ſtarb, und der Alte von Sch..... war ein völliger Men-

ſchenfeind und Griesgram geworden, der mit Niemanden umging, und wollte das Kind nicht ſehen, bezahlte wohl das Geld für ſeinen Unterhalt, kümmerte ſich aber um Nichts, und die von W..... wußten gar nicht, wohin der Alte von Sch..... das Kind hingebracht hatte. So wuchs denn der Auguſt beim Lehrer heran und der altadelige Sinn des lieben Nichtsthuns ſchien ihm angeboren, und da die Bauern im Dorfe und daherum nichts von ſeiner Abkunft wußten, Niemand ſeinen Namen kannte, ſo hielt man ihn für einen Findling und die ganze Schmach dieſes Urſprungs lag auf dem armen Auguſt, der ohne Rückhalt ſeiner Eltern oder vielmehr ſeines Vaters Namen hätte führen können, wenn er ihn ſelber gewußt hätte. Der Lehrer durfte Nichts ſagen, denn er hatte, da er das arme Kind in Pflege nahm, ſchwören müſſen, von dem, was ihm der alte von Sch..... mitgetheilt, nie eine Sylbe über ſeine Lippen kommen zu laſſen und das hatte er treulich gehalten, ſowohl gegen den Auguſt ſelbſt, als gegen Andre, ſo wehe es ihm auch that, daß der arme Junge ſchuldlos die Schmach einer unehrlichen Geburt zu tragen hatte. Von dem Allen ahnete Niemand Etwas, und nicht einmal des Lehrers Frau wußte die wahre Lage der Sachen, ſonſt wär's vielleicht doch ſo heimlich nicht geblieben, denn Schweigen iſt Gift und Galle für die Weiber. — Sie erzählte bloß, Auguſts Mutter ſei die ſchönſte Frau oder — Mamſell geweſen, die ſie ihr Lebtage geſehen, und nur Veltens Mareile gliche ihr, ſo viel ſie ſich beſinnen könne, aufs Haar, denn das Maidle habe auch ſo Etwas an ſich, als ob es Etwas Vornehmes ſei, und ſei doch nur ein ſchlichtes, einfaches Bauernkind. Sie könne es nie vergeſſen, wie ſie das Kind ihr an die Bruſt gelegt — denn ein größer Mutterleid habe ſie nie geſehen; aber der Alte habe ein Geſicht gemacht, wie ein Topf voll Teufel.

III.

Seit seiner Tochter Tod lebte der alte Herr von Sch..... wie schon gesagt, das Leben eines Einsiedlers und, wie die Leute sagten, eines Menschenfeindes. Mit solchen Namen, deren schrecklichen Sinn sie weder kennen noch bedenken, sind die Leute in der Regel sehr freigebig. Sie sind fluggs fertig damit und ob sie einem ehrlichen Manne damit schaden oder nützen, oder ob sie ihm damit die Ehre abschneiden, was fragen sie darnach? Der Erste sprichts leichtfertig aus, der Zweite plauderts ohne Nachdenken nach, und beim Dritten ist es schon eine ausgemachte Sache und unumstößliche Wahrheit. Das ist eben das Unheil, das so viel Schaden stiftet und schon manches Menschenleben vergiftet hat. Freilich, es kann damit noch schlimmer gehen. Es kann heimliche Bosheit, Haß, Neid oder was es für eine Teufelei im Menschenherzen sein mag, so Etwas ersinnen und aussprechen und es geht damit ganz denselben Gang.

Der alte Herr von Sch..... war ein harter Kopf, das ist wahr, und Stahl und Eisen brachen ihn nicht in Bezug auf den Familienhaß gegen die von W.....; allein sonst war er ein guter freundlicher Mann und ehrlich war er, grundehrlich und ein Unrecht that er mit Wissen schwerlich nicht. Das Unglück hatte ihn schwer getroffen. Erst die Flucht und Entführung seiner Tochter; dann ihr Tod — das traf ihn entsetzlich hart und kein Leid ätzt sich tiefer in die Seele hinein, beugt einen Vater mehr, als Leid, das ihm seine Kinder anthun, für die er doch nur allein gelebt, gesorgt und gewirkt hat. Das kann ein Vaterherz zerreißen und so elend machen, wie sonst Nichts. Das kann es verdüstern, daß keine Freude mehr darinnen aufkommt; daß es sich von der Welt zurückzieht und sein Weh in sich und sich in sein Weh versenkt, ohne in irgend einer andern, als der allernothwendigsten und unvermeidlichsten Beziehung mit der Außenwelt zu treten und treten zu wollen. Grade so gings dem verlassenen, das Aussterben seines Stammes betrauernden Herrn von Sch....., den die siebzig Jahre voll herber und

bitterer Erfahrungen innerlich mürbe und brüchig gemacht hatten. Außerdem kam noch hinzu, daß, wenn er das Kapital des Riedhofs erstatten mußte, denen von W..... oder dem Riedhofbauern, das war Einerlei, so war er im hohen Alter ein — Bettler. Nimmt man das Alles zu Einem, so ist es begreiflich, daß der Gemüthszustand des alten Mannes kein heiterer sein konnte. Er hielt sich auf einem kleinen, ihm alleine noch übriggebliebenen Landgute auf und sah, außer einem alten treuen Diener, Niemanden bei sich.

Eines Tages durcharbeitete er seine alten Papiere, die lange Zeit unbeachtet geblieben waren und fand zu seinem Schrecken dort die Quittungen vor, welche einst dem Riedhofbauern gegen seine vollen Zahlungen ausgestellt worden waren. Ein Brief des mehrgedachten Advokaten, der dabei lag, führte den offenbarsten Beweis, daß dieser ein wahrer Halunke war, die Quittungen, die ihm vom alten Riedhofbauern waren anvertraut worden, auf die Seite geschafft und sie an die Voreltern des Herrn von Sch....., die nicht besser waren, als der Advokat, verkauft hatte.

Ein Entsetzen durchrieselte ihn bei dieser Entdeckung. Es war eine so großartige Verworfenheit und Schlechtigkeit, die hier vor seinen Augen lag, daß er fast erstarrte. — Es währte eine geraume Zeit, bis er sich sammeln konnte.

Was ist hier zu thun? fragte er sich und die Antwort seiner Ehrlichkeit konnte nicht zweifelhaft bleiben. Die Quittungen mußten in die Hand des Riedhofbauern gelangen, wie es sich auch für ihn gestaltete; denn um den ehrlichen Bauersmann war es gespielt, wenn er den Prozeß gegen die von W..... verlor, und, nach wie vor mußte er das Kapital ersetzen. Zur Ehre des Greises sei es aber bemerkt, daß er keine Minute in Versuchung war. Aber in keine fremde Hand durften sie mehr. Er selbst wollte sie dem Manne einhändigen. Er legte die Quittungen zur Seite und las weiter in den alten Geschriften. Plötzlich entsank seiner Hand ein Papier! —

Also doch! rief er aus und seine Hand zitterte. Was

er gefunden, war eine rechtskräftige Schenkung des Herrn von W..... an seine Gattin, worin er ihr den Riedhof als Eigenthum für den Fall übergab, daß er vor ihr stürbe und diese Schenkung hatte der Herzog veranlaßt, der die Ehe zu Stande brachte, um beide Familien zu vereinigen. Er hatte eigenhändig die Schenkung unterschrieben. Dem Greise fiel eine Zentnerlast vom Herzen und er faltete seine Hände zum Dankgebete. Nun war sein Alter vor Noth geschützt; aber es lief doch auch wieder die unselige Härte des Gemüthes mit unter — die von W..... waren geprellt und die Kosten des Prozesses fielen ihnen anheim. Er feierte einen Triumph seines Hasses. — Es gibt aber Stunden im Leben des Menschen, wo die göttliche Gnade das Herz erweckt und ergreift. Eine solche Stunde war für den alten von Sch..... gekommen. Er schauderte über seine eigene Herzenshärtigkeit zusammen. Er dachte an das Gericht Gottes, dem er so nahe stand, und der Hauch Gottes wehte ihn an. Er erkannte seine Schuld — er fiel auf seine Knie und flehte um Vergebung. Die Rinde seines Herzens war geschmelzen. Der heilige Spruch: Vergebet, so wird auch Euch vergeben, klang mit einer überwältigenden Kraft in seine Seele hinein.

Sogleich setzte er sich nieder und schickte das Dokument der Schenkung an den Präsidenten des Gerichtes, daß er die Familie von W..... davon in Kenntniß setze und

einen gütlichen Vergleich wegen des ſtreitigen Waldes vorſchlage. Er ſei, ſo hieß es in dem Schreiben, des langen Haders müde und wünſche mit dem Bewußtſein zum Herrn zu gehen, daß er nicht die Schuld trage an dem längeren Forterben des Haſſes, der ſchon zweimal in der Familie der Grund des Elends von vier Familiengliedern geworden ſei. Er trage ſelbſt große Schuld und die Hand des Herrn habe ihn ereilt. Er hoffe, daß der Enkel, der noch lebe, in dem das Blut der beiden Familien fließe, das Ende des langen Zwiſtes vermittele.

Die Aenderung in dem Innern des alten Mannes war eine ſo durchgreifende, daß man ſagen konnte, er war ein anderer Menſch geworden.

Es erwachte in ihm jetzt ein nicht zu unterdrückendes Verlangen, ſeinen Enkel wiederzuſehen. Er hatte keine Ruhe mehr. Darum bereitete er ſich zur Reiſe vor, die er aber zu Pferde und nur von ſeinem Bedienten begleitet, machen wollte. Zugleich wollte er dem Riedhofbauern die Quittungen bringen, die ihn gegen alle Anfechtungen ſicher ſtellten und ſeinem Auguſt wollte er die zwei wichtigen Dokumente übergeben, den Trauſchein ſeiner Eltern und ſeinen Taufſchein.

So trat er denn endlich die Reiſe an. Ganz nahe dem Ziele ſeiner Reiſe nahm er die Papiere und ſteckte ſie, um ſie bei der Hand zu haben, in die Bruſttaſche ſeines Rockes. Statt aber im Dorfe ſich aufzuhalten, wo er Auguſt nicht fand, der nach Eßlingen gegangen war, ritt er nach Eßlingen. Dort wollte er die Urkunden in Betreff Auguſts dem Amtmanne übergeben.

Wer aber ſchildert ſein Entſetzen, als er dort angekommen, entdeckte, daß er die unerſetzlich wichtigen Papiere verloren hatte. So müde er war, ritt er mit dem Bedienten ſogleich zurück, aber ſie waren nicht mehr zu finden. In wahrer Verzweiflung eilte er zur Stadt, zum Amtmanne, dem er Alles anzeigte, und ihn bat, durch ſchnelle Bekanntmachungen ſie wieder herbei zu ſchaffen. Dazu war der Amtmann bereit, aber es war ſchon Abend und der folgende Morgen mußte abgewartet werden.

Hätte der alte Mann ahnen können, wie nahe er seinem Enkel war! —

Ich habe da vornen das bekannte Sprüchlein angeführt, das da sagt, wie die Liebe den Weg findet, sprach Schmiedjakob; das ist nur zu wahr.

Der alte Velten meinte, der August habe längst das Mareile vergessen; aber das war fehlgeschossen. In des Amtmanns Haus kam er zwar nicht; aber sie hatten vor der Stadt einen großen Garten, darinnen das Mädchen oft gärtnerte und die Frau Amtmännin war nicht immer dabei. August wußte das, und ließ sich den weiten Weg nicht verdrießen und wenn er auch fünfmal umsonst ging, das sechste Mal gelang's doch und er traf das Mädchen alleine. Dann saßen sie stundenlang bei einander, wie zwei glückliche Kinder und freuten sich des Zusammenseins und August machte seine Pläne für die Zukunft. Mareile wies ihm wohl nach, daß an eine Heirath nicht zu denken sei, weil er ja doch gar nicht arbeiten könne, und von was sie dann leben sollten. Das hatte denn im letzten Jahre bewirkt, daß August des Lehrers Feldgut selbst bestellte und so wacker arbeitete, daß die Bauern im Dorfe ihre Freude an ihm hatten und meinten, er mache sich, und es sei auch noch Zeit genug, daß er ein recht verständiger Bauer werden könne. Das gab ihm Muth und Lust und wenn er Mareile die Schwülen in seinen Händen zeigte, lachte die helle Freude aus ihrem schönen Gesichtchen, und die seligste Hoffnung erfüllte ihre Brust, daß der Vater doch am Ende noch Ja sagen werde.

So waren sie auch heute wieder eine Stunde zusammen gewesen und schieden voll Hoffnung und Freude.

Abends pflegte die Amtmännin nicht frühe zu Bette zu gehen, und Mareile, das hier Mariechen hieß, saß noch bei ihr mit weiblicher Handarbeit beschäftigt. Manchmal kam dann der Amtmann noch ein Stündchen und rauchte seine Abendpfeife, wenn nicht in der Schreibstube zu viel zu thun war.

Auch heute kam er, und erzählte die Geschichte von

den verlorenen Papieren des Herrn von Sch..... seiner Frau.

Auch Dich geht die Sache an, Mariechen, ſagte er zu dieſer, denn unter den Papieren befanden ſich die Quittungen wegen des Riedhofes, davon Du gewiß ſchon gehört haben wirſt.

Ja freilich, ſagte das Mädchen. Ach, ſie werden ſich doch wieder finden, Herr Amtmann?

Der Amtmann zuckte die Achſeln. Vielleicht, ſagte er; allein ſicher iſt es nicht. Indeſſen würde das Nichts thun, denn der Herr von Sch..... könnte im Nothfalle beſchwören, daß er ſie gehabt, zumal er nun ſicher iſt, daß der Riedhof dem jetzigen Beſitzer nicht mehr genommen werden kann, weil ſein Vorfahrer ihn rechtmäßig verkaufen durfte und verkauft hat. Bedenklicher iſt es mit zwei andern Papieren. Sag', kennſt du den Auguſt, den der Lehrer in deinem Dorfe erzogen hat? —

Aus des Mädchens Angeſichte ſchlug ſchier eine Flamme, und es war ein Glück, daß der Schatten des Schirmes, den die Amtmännin ihrer Augen wegen immer vor dem Lichte ſtehen hatte, auch ihr feines Geſichtchen mit bedeckte. Sie ſtotterte hervor, daß ſie ihn kenne. Der Amtmann lächelte über die Verfänglichkeit ſeiner arglos geſtellten Frage, und fuhr zu fragen fort: Iſt es ein braver Menſch?

Mareile ſuchte ſich zu ſammeln, und es gelang ihr auch, als ſie ſich überzeugte, daß der Amtmann ohne alle Neckerei oder andre Beziehung dieſe Frage geſtellt. Daher ſagte ſie auch ruhiger, es könne ihm Niemand irgend etwas Nachtheiliges nachſagen. Nur habe es geſchienen, als ob ſo etwas Vornehmes in ihm ſtecke, denn er habe nicht angreifen wollen bei der Arbeit; aber ſeit einem Jahre arbeite er, wie ein Feind. Was ihm viel im Dorfe geſchadet, das ſei der Umſtand geweſen, daß Niemand ſeine Herkunft gekannt und, weil auch der Lehrer beharrlich geſchwiegen, man ihn für einen — Findling gehalten habe, und das ſei im Dorfe eine arge Schmach.

Dann dauert er mich um ſo mehr, wenn die Papiere

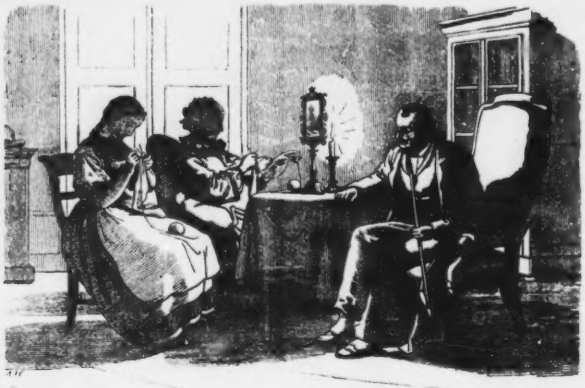

Marzile und der Amtmann.

nicht wieder gefunden werden sollten. Freilich ließen sie sich im Nothfalle ersetzen, aber das ist doch schon mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. So sprach der Amtmann.

Warum denn? fragte dessen Frau, die darum einigen Antheil an dem jungen Menschen nahm, weil sie ihn einmal an der Thüre ihres Gartens bei Mariechen gefunden, und ihre stillen Betrachtungen über die auffallende Schönheit der beiden jungen Leute angestellt hatte. An eine nähere Verbindung zwischen Beiden dachte sie damals nicht, aber die unverkennbare Befangenheit des Mädchens an diesem Abende schien ihr denn doch nicht ohne Grund, wenn sie damit eine Andeutung des alten Veiten in Verbindung brachte, die dem sonst so vorsichtigen Bauern entschlüpft war, als er sie gebeten, das Mädchen zu sich zu nehmen.

Weil es der Taufschein des jungen Menschen und der Trauschein seiner Eltern war, sagte der Amtmann.

Mariechen schlug ihre Hände zusammen und rief: Ach Gott, hat er einen ehrlichen Namen? —

Freilich hat er den, versetzte, jetzt selbst aufmerksamer auf des Mädchens Erregung, lächelnd der Amtmann, aber Einen, dabei Ihr Mädchen nicht an ihn denken dürfet, einen Namen, der ihn weit über den Bauernstand hinausrückt. Er ist ein Herr von W.....!

Ach du lieber Gott, da freu ich mich doch für den armen Jungen, daß endlich die Schmach von ihm genommen und er ehrlicher Eltern Kind ist! rief Mariechen aus, die das, was der Amtmann gesagt, großen Theils überhört hatte.

Du scheinst aber einen großen Antheil an ihm zu nehmen, sagte der Amtmann. Hast ihm doch nicht zu tief in die Augen gesehen? Liebes Kind, das wäre schlimm für Dich, denn wenn ihn früher die Schmach, ein Findling zu sein, tief unter Dich, die Tochter einer ehrbaren Bauernfamilie, gestellt hat, so hebt ihn nun seine Geburt so weit über Dich hinaus, daß Du nicht mehr an ihn denken darfst.

Jetzt schien erst dem guten Kinde das rechte Verständniß der Lage der Sachen aufzugehen, und eine Zentnerlast auf ihre junge Brust zu fallen. Wie die Gluth früher ihre

Züge überstrahlte, so überzog jetzt plötzlich eine Todesblässe ihr Gesichtchen, und ein paar Thränen wollten aus den Augenwinkeln heraus und in die langen, seidenen Wimpern hervorbrechen; aber mit Gewalt drängte sie sie zurück, beugte sich tiefer auf ihren Strickstrumpf und schwieg.

Der Amtmann erzählte nun die Geschichte des langen Haders der beiden Familien, die Geschichte der Ehe der Eltern Augusts und der kummerbelastete Tod der schönen, jungen Frau, die dem eisernen Willen eines unbeugsamen Vaters unterthan, ihr Kind an eine fremde Brust legen und sterben mußte, ohne es noch einmal gesehen und gesegnet zu haben, gab eine willkommene Gelegenheit, den Thränen freien Lauf zu lassen, zumal die Amtmännin selbst sie nicht hatte unterdrücken können. —

Du armes Herz, sagte Kathrinchen, Du hast frühe Deine schönsten Hoffnungen opfern müssen?

Ist's nicht Einerlei, fragte Schmiedjakob, dem auch eine tief in's Herz dringende Erinnerung erwachte, ob wir das frühe oder spät thun müssen? Kind, wie viele Herzen müssen es und bei denen, die es frühe gemußt, vernarben die Wunden eher, als bei denen, die in spätern Lebensjahren solche schwere Opfer bringen müssen. Glaube mir, bei ihnen heilen sie nie mehr ganz, bis — das Herz stille steht, dann freilich heilen alle Wunden.

Alle, die die Geschicke des alten Mannes kannten, fühlten es tief, daß das Kathrinchen, ohne es zu wollen, da eine wirklich noch oft nachblutende Wunde im Herzen des alten vortrefflichen Mannes aufgerissen hatte, und alle schwiegen unter dem Gewichte dieses Umstandes.

Schmiedjakob saß einige Augenblicke stille da und sah zur Erde. Dann stand er auf und ging hinaus.

Ach Gott, sagte Ammichen, Du hast ihm recht wehe gethan! Gott weiß es, rief Kathrinchen, und sie legte die Hand auf ihre Brust, und die hellen Thränen perlten aus ihren dunkeln Augen, ich hab' es ja nicht gewollt, nicht im Entferntesten daran gedacht, daß ich eine alte Wunde berührte, die nun wieder blutet.

Sei ruhig, ſagte ſein Sohn. Mein Vater iſt ein innerlich ſtarker Mann, und Dir, ſeinem Liebling, nimmt er nichts übel, zumal er weiß, daß Du nicht daran dachteſt, wie es ihm um's Herz war und daß Du mit dem gutgemeinten Worte ihn an ſein eignes Geſchick nicht erinnern wollteſt. Gewiß, ſo iſt es, ſagte der Gevatter: dafür kenne ich ihn! Laſſet uns aber von Etwas Anderm reden, damit er nicht merkt, wie uns Alle ſeine weiche Stimmung bewegt hat.

Das war ein guter Rath des Gevatters, und die alte Feindſchaft der beiden adeligen Familien gab einen ausreichenden Stoff, der denn auch von dem kleinen, befreundeten Kreiſe nach allen Seiten erwogen wurde.

Ich bin nur begierig, ſagte Nachbar Veit, ob die Papiere, die Veltens Friederle gefunden hatte, diejenigen ſind, welche der alte Herr von Sch..... verloren und ob ſie wieder in die rechten Hände kamen? —

Warum denn das nicht? verſetzte der Gevatter. Wie uns der Schmiedjakob den alten Velten geſchildert hat, iſt es ein Ehrenmann, ſo ein Schwab vom alten, ächten Schrot und Korn, in der Wolle gefärbt, und von Herzen fromm. Glaubſt Du, der werde fremdes Gut ſich aneignen? Ich habe den Glauben, daß er ſie noch nicht einmal angeſehen hat und traue ihm zu, daß er ſie am andern Morgen ſelbſt auf's Amt getragen hat, damit ſie nicht noch einmal in Hände gerathen, für die ſie nicht waren. Das würde wenigſtens, wie ich glaube, eines ehrlichen Mannes Pflicht geweſen ſein.

Freilich, ſagte Veit, aber es hätte doch Mancher einmal hineingeguckt. Und das wäre ſchlecht von ihm geweſen, ſagte der Gevatter.

IV.

Der alte Schmiedjakob war ſehr ernſt, als er wieder hereintrat. Man ſah es ihm an, daß die Wendung, welche ſeine Erzählung durch die Unterbrechung genommen, ihn erſchüttert hatte in ſeinem Innerſten, dennoch hatte er ſich

gesammelt und begann den Faden seiner Erzählung wieder aufzugreifen mit einem gewissen Eifer, grade als ob er den Gedanken entrinnen wollte, die auf ihn eindrangen.

Am andern Morgen, hob er unaufgefordert an, liefen in aller Frühe die Boten nach allen Orten der Umgegend, den Ortsvorständen die Nachricht zu bringen, daß dem, der unverletzt die verlornen Papiere wiederbringe, auf der Amtsstube eine reichliche Belohnung ausgezahlt werde. Ehe aber noch Einer dieser Eilboten sein Ziel erreicht haben konnte, ja, ehe noch der Amtsdiener in der Stadt die Schelle hatte erklingen lassen, dasselbe zu verkündigen, trat der alte Velten in das Amthaus.

Mariechen trat ihm entgegen und begrüßte ihn liebevoll und herzlich. Er blickte sie scharf an und sagte dann nicht ohne Besorgniß: Mareile, ist Dir Etwas begegnet? Du siehst aus, als hättest Du die ganze Nacht geweint? —

Das Mädchen erröthete ſehr ſtark und meinte, die Augen brennten es gar ſehr; ſie wiſſe nicht recht, ob ſie ſich vielleicht erkältet habe.

Der Alte ſchüttelte bedenklich den Kopf und war ſichtbarlich unbefriedigt von der Antwort. Er ließ jedoch die Sache zunächſt ruhen, und fragte, ob der Herr Amtmann ſchon auf dem Amte ſei. Mareile bejahte das und er ging raſchen Schrittes der Amtsſtube zu, klopfte an und trat dann auf den einladenden Zuruf von Innen in die Amtsſtube, wo er den Amtmann ſehr höflich begrüßte, der ihm dagegen mit großer Freundlichkeit die Hand bot. Neben dem Amtmann ſaß ein fremder Herr, den Velten nicht kannte.

Was führt Euch ſo frühe zu mir? fragte der Amtmann.

Eine verwunderliche, mir ſehr unangenehme Geſchichte, erwiederte der Bauer. Geſtern war mein Friederle hier in der Stadt. Da findet er auf dem Heimwege ein Packet Papiere, die ſicherlich ein Reiſender verloren hat. Ich hab' das Büble tüchtig ausgeſchmählt, daß er nicht gleich zurück und zu Euch, geſtrenger Herr Amtmann, gelaufen iſt, um ſie Euch einzuhändigen, damit ſie der Eigenthümer wieder bekäme. Damit ſie nun durch das Büble nicht noch einmal verloren gehen, bringe ich ſie ſelber. Hier ſind ſie!

Der Herr ſprang freudig auf, nahm die Papiere in die Hand und prüfte ihr Aeußeres, legte ſie aber dann mit zufriedener Miene vor ſich hin.

Wiſſet Ihr, was Ihr da hattet, Velten? fragte der Amtmann.

Herr Amtmann, rief Velten, verletzt durch die Frage, ich habe nie ein fremdes Papier geleſen. Ebenſowenig dieſe!

Vergebt dem Herrn Amtmann die Frage, ſprach nun der fremde Herr. Es iſt wahr, die Papiere ſind völlig unverletzt. Ich weiß genau, wie ich ſie zugebunden. Sie ſind noch ſo, und keine Hand hat das Band gelöst, das ſie umſchließt.

Ich danke Euch, Herr, für das Zeugniß! ſagte Velten.

Gebt mir die Hand der Verſöhnung, lieber Velten, ſagte der Amtmann; ich dachte in der That, bei der Freude, die-

sem Herrn hier sein Eigenthum zurückgeben zu können, nicht daran, mit wem ich es zu thun hatte.

Laßt's gut sein, entgegnete lächelnd Velten und drückte des Amtmanns Hand, indem er hinzusetzte: Wir kennen uns ja!

Setzt Euch, Velten, bat der Amtmann, und fuhr dann, als es geschehen, fort: Eben laufen die Boten nach allen Richtungen mit der Nachfrage nach den Papieren. Ihr bringt sie unaufgefordert, seid also ohne Weiteres der ausgesetzten Belohnung werth.

Was? rief Velten aus, und lief bis zur Stirne roth an, Ihr wollt mir etwa Geld dafür geben, daß ich that, was ich zu thun schuldig war, wenn ich kein Spitzbube sein wollte? Seit wann ist denn das Sitte in Altwürtemberg? Ich hoffe, es ist mit dem Worte Euer Ernst nicht, wenigstens nicht in Bezug auf mich? —

Der Amtmann sah, daß er den zweiten dummen Streich in der kurzen Zeit gemacht hatte, und wurde verlegen, wie er sich glimpflich aus der Geschichte herausziehen möchte.

Der Herr, der mit Wohlgefallen den Bauern betrachtet hatte, stand jetzt auf. Lieber Mann, sagte er, wenn alle Menschen die Ehrlichkeit hätten, wie Ihr sie habet, dann freilich hätte ich keine Belohnung auf das Wiederbringen meiner Papiere auszusetzen nöthig gehabt, ja es nicht einmal wagen dürfen; aber da die meisten Menschen nur dann für einen Fremden Etwas thun, wenn sie dafür bezahlt werden, so glaubte ich dies thun zu müssen. —

Dann habt Ihr nicht viel Umgang mit Menschen gehabt, die da wissen, was des Herrn Gebot in sich schließt: Du sollst nicht stehlen!

Ihr mögt Recht haben, sagte der Herr von Sch....., denn der war's, darum zürnet dem Herrn Amtmanne und auch mir nicht, daß es geschehen ist! Beide, der Amtmann und Herr von Sch....., reichten ihm abermals ihre Hände dar, die er herzlich drückte.

Aber, Velten, hob der Amtmann wieder an, Ihr ahnetet es nicht, welchen Schatz Ihr in Händen hattet. Zwar

nicht für Euch, aber für Euren Peter auf dem Riedhofe und für seinen Schwiegervater.

Während er so sprach, hatte Herr von Sch..... das eigenthümlich um die Papiere geschlungene Band gelöst, öffnete den Umschlag und legte Velten drei Papiere vor, mit dem Bemerken: Jetzt dürft, ja jetzt müsset Ihr sie lesen, weil sie so wichtig für Euern Sohn sind!

Velten blickte die Herren zweifelhaft an; aber Beide drängten ihn, die dargebotenen Papiere zu lesen. Er nahm seine Klammbrille aus dem ledernen Futterale, setzte sie auf und ergriff das Erste. Als er es gelesen, sagte er: Du mein Gott und Herr, so wäre also der August, den wir für einen Findling und Bankert gehalten, gar ein ehrlich geborener Freiherr von W.....? Wer hätte das denken sollen? — Er seufzte leise, aber der Seufzer galt nicht etwa seines Kindes hohem Stande, wenn er die Liebelei zugegeben hätte, sondern dem Unrechte, das er und alle Bauern daheim dem armen Jungen zugefügt.

Nun, setzte er dann hinzu, der liebe Herr im Himmel wolle es ihm zum Segen werden lassen! Aber was das mit meinem Sohne zu thun hat, begreif' ich alleweg nicht! —

Halt, rief der Herr von Sch.....: Wir haben uns verthan! Doch es schadet Nichts; Ihr konntet auch das lesen. Hier aber leset dieß! Und er hielt ihm eine Quittung hin.

Gerechter Gott, Dein Name sei gelobt, rief Velten aus, nun wird doch mein Kind kein Bettler!

Nein, Nein, rief der alte von Sch....., das wird Euer Sohn nicht, und den Riedhof behält er auch, denn meine Verfahren durften ihn rechtmäßig verkaufen.

Velten faltete seine Hände und blickte gen Himmel. Herr, Dein Reich sei gelobt in Ewigkeit! Amen.

Der alte Herr von Sch..... beobachtete den Bauer. Als er sah, wie seine Seele zuerst den Herrn pries, der Alles so herrlich gefüget, daß nun eine recht schwere Sorge, ein nagender Kummer von seiner Seele genommen war, ergriff es ihn im Innersten und er hatte Mühe, seine Thränen zurückzuhalten.

So belohnt der Herr die Redlichkeit, sagte der Amtmann, Veltens Hand warm drückend.

Habt Ihr Mariechen schon begrüßt? fragte er weiter.

Ja, sagte Velten, als ich hereinging, aber es ist mir auf's Herz gefallen, daß sie dickverweinte Augen hatte. Sollte sie das Heimweh haben?

Nein, nein! rief der Amtmann. Sie ist fröhlich und guter Dinge gewesen bis gestern Abend. Es scheint mir ein anderer, aber tiefliegender Grund zu sein. Wir reden ein Andermal davon. Es gibt Dinge, die wohl schwer zu überwinden sein mögen für ein junges Herz, die aber überwunden werden müssen. —

Ich glaube Euch zu verstehen, Herr Amtmann, und das war auch ein Beweggrund, sie Euch zu geben. So wie es war, konnte es ja nimmer gehen, und so wie es nun ist, noch viel weniger. Nur fürchte ich, wird es ihr schwer werden, denn sie ist ein zartes, weiches Gemüth. Gott wird ja die rechten Wege finden, hoffe ich. Ihm will ich Alles anheim geben! Er wird's wohl machen!

Ja, gewiß, sagte der Amtmann. Uns ist das vortreffliche Mädchen lieb, wie ein eigenes Kind.

Damit war die Unterredung zu Ende, die dem Herrn von Sch..... dunkel und unverständlich blieb.

Die Verhandlungen wegen Anerkennung seines Enkels machten wenig Arbeit und der Herr von Sch..... verließ noch an diesem Morgen die Stadt, um nach dem Riedhofe zu reiten, wo er mit der Rückgabe der Quittungen glückliche Menschen machte. Darauf ist er denn in das Dorf geritten, wo sein Enkel, August von W....., Pflegesohn des Lehrers war, um ihn an sein Herz zu drücken, ihm seine Dokumente einzuhändigen, und ihn mit sich zu nehmen.

Ich will über das Erstaunen, die Freude und das Glück des jungen Menschen hinweggehen, der so plötzlich einen ihn liebenden Großvater fand, und einen Namen dazu, und auch darüber, daß er einer so vornehmen Familie angehörte, denn es wäre unnatürlich gewesen, wenn es anders hätte kommen sollen. Als aber der Großvater davon sprach, ihn nun gleich mit sich auf sein fernes Gut zu nehmen, da erschrack er auf's Heftigste. Hing er doch mit wahrhaft kindlichem Herzen an den Pflegeeltern, die ihm zu Vater und Mutter im vollsten und schönsten Sinne dieser heiligen Namen gewesen waren bis zur Stunde. Als er ihren Schmerz, ihn verlieren zu müssen, sah, da brach ihm schier das Herz. Großvater, rief er, laß mich hier! Ich war hier so glücklich, wie ich es nie mehr werde!

Der Großvater bemühte sich, ihm die Nothwendigkeit zu zeigen, daß er nun in ein standesmäßiges Verhältniß zu seinen Verwandten und zur Welt treten müsse, und daß seine künftige Stellung Anderes von ihm fordere.

Er hörte ruhig zu; aber dann sagte er: Behalte Deinen Adel und seine Vorrechte; behalte das mir zufallende Vermögen und gib mir nur so viel, um hier ein ausreichendes Ackergut zu kaufen. Ich war glücklich in meinen bescheidenen Verhältnissen, und soll sie nun aufgeben, um unglücklich zu werden; meine Familie, wie du sagst, hat sich zwanzig Jahre nicht um mich bekümmert, und nun, wo sie es zu thun beginnt, will sie mich elend machen? Nein, ich bleibe! —

Der Großvater versuchte Alles, was ihm zu Gebote stand, der Pfarrer, denn Herr von Sch..... hatte ihn bitten lassen, erschöpfte seine Beredsamkeit; aber Alles blieb fruchtlos, bis der Lehrer ihm zuzureden begann, bis man ihm versprach, er dürfe so oft und so lange er wolle in's liebe Dorf zurückkehren; da endlich verstand er sich dazu, aber nicht sogleich, erst nach einigen Tagen.

Das mußte Herr von Sch..... zugeben, und nahm bis dahin sein Quartier bei dem Pfarrer, der es ihm zuvorkommend anbot. Hier hörte er auch von der Liebe Augusts zu Veltens schönem, vortrefflichen Kinde, und nun erst verstand er die Worte, welche der Amtmann und Velten gewechselt hatten.

Diese Mittheilung war ihm allerdings unangenehm; aber es freute ihn doch, daß Velten die Hand dazu nicht bot, mochte auch der Beweggrund anfänglich ein anderer gewesen sein, den übrigens der alte Herr sehr ehrenwerth fand. Er hoffte indessen, daß die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse auf August eine Macht üben würden, die alle früheren Erinnerungen vertilgen würde und meinte, eine solche Jugendliebe habe doch so tiefe Wurzeln nicht geschlagen, daß sie nicht die Zeit und die anderen Umgebungen vertilgen könnten. Der Vater meinte das wohl auch, wies aber auf Augusts festen Sinn, auf den Einfluß, den das Mädchen auf ihn ausgeübt, hin und sagte dann: Es wird schwer werden, und ich fürchte, zwei Herzen verbluten!

Der Pfarrer ahnete nicht, welchen furchtbaren Eindruck diese Aeußerung auf den Greis machte; er wußte es nicht, daß sie ein also verblutetes Herz, das seiner Tochter, ihm vor die Augen der Seele stellte; nur begriff er nicht, daß der alte Herr so plötzlich abbrach und in so tiefer Bewegung nach seinem Schlafzimmer ging.

Der folgende Tag graute kaum, so war August schon in der Stadt. Peinlich, fast unerträglich waren ihm die Stunden, die er warten mußte, bis die Familie, die nur aus dem Amtmanne, seiner Frau und Mareile oder wie sie sie hier nannten, Mariechen bestand, am Frühstücke saß.

Mariechen erbleichte, der Amtmann ſah den bildſchönen jungen Mann betroffen an; aber Auguſt entſchuldigte in einer Weiſe ſein unziemliches Eintreten, daß der Amtmann noch betroffener wurde, denn es leuchtete aus jedem ſeiner Worte ein klarer Verſtand, eine angeborne Gewandtheit, und ein feſter, entſchiedener Wille. Einfach und klar, ſetzte er die Umſtände aus einander; ſprach zart und innig von ſeiner Liebe zu Mariechen, die ſchier verging, und fragte dann, ob er denn nicht auf den Namen, Stand und das Vermögen verzichten könne?

O Auguſt, das darfſt Du nicht, rief das Mädchen in heiliger Begeiſterung, wenn auch ihre Thränen ſtromweiſe rannen. Sie wußte mit ſo überzeugender, natürlicher Beredſamkeit, Auguſt an ſeine höheren Pflichten zu erinnern, daß einerſeits der Amtmann und ſeine Frau im Grunde ihrer Herzen erſchüttert waren, andrerſeits aber eine innige Hochachtung für die zwei Menſchen ſie erfüllte.

Der Amtmann ſprach ſich ſehr beſtimmt in demſelben Sinne, wie das Mädchen, aber mit andern Gründen aus.

Auguſt hörte es an mit großem Ernſte. Er war bleich geworden, und man ſah im Zucken ſeines Geſichts, welchen ſchweren, inneren Kampf er kämpfte.

Endlich ſtand er auf und faßte Mariechens Hand und drückte ſie innig.

Wohlan, ſagte er, ich gehe mit meinem Großvater; ſo ſchwer es mir wird, ich will es überwinden; aber ſie ſollen ſehen, daß ſie eher unſre Berge ebenen können, als meinen feſten Willen ändern. Ich mag ihren Plunder nicht. Ich will ja gerne Bauer bleiben! Warum kommen ſie jetzt mit ihren Papieren und Plänen? Hätten Sie mich als Kind gebeten — nun, ich wäre als Kind mitgegangen! Jetzt iſt's anders. Leb' wohl, Mareile, ſagte er dann und noch bleicher wurden ſeine Wangen. Seine Lippen zitterten, die Muskeln ſeines Geſichtes zuckten — und plötzlich brach ein Strom von Thränen hervor. Er lehnte ſich an des Mädchens Schulter und ſtand lange ſo. Dann richtete er ſich auf. Kind, ſagte er, bleib' mir treu, ich bitte dich vor Gott,

reiche Deine Hand keinem Andern, bis — Du hörst, ich sei gestorben oder bis ich wiederkehre!

Das Mädchen war aufgelöst in Schmerz. Es sah ihn mit einem Blicke an, in dem seine Seele lag; aber reden konnte es nicht.

Er riß sich los und wollte wegeilen; aber in der Thüre kehrte er um.

Herr Amtmann, sagte er, vergeben Sie mir, daß ich in ihr Haus drang! Entschuldigen Sie es mit dem Drängen der Umstände, aber seien Sie, wenn es nöthig sein sollte, Zeuge dessen, was sie hier erlebt. Leben Sie wohl! — Dann, — nachdem er noch einen langen, seelenvollen Blick auf das Mädchen geworfen — eilte er weg! Mariechen verließ die Stube.

Mutter, sagte der Amtmann zu seiner Frau, die weinend da saß, das war ein wirklich ergreifender Auftritt. Zwei als Bauern erzogene Menschen, die den höchsten Ständen Ehre machen würden! Bei meiner Ehre, das Mädchen ist werth, eine Freifrau zu werden, und der junge Mensch verdient, ein schlichter, treuer Bauer zu sein! Du verstehst mich, was ich damit sagen will! Glaubst Du, daß es die Familie fertig bringt, die Zweie zu trennen? Vielleicht!

Aber dann brechen wieder zwei Herzen. — Er ſchüttelte den Kopf und ging mit den Worten hinaus: Warum gibt's denn ſolche Scheidewände? —

In unglaublich kurzer Zeit legte der Jüngling den weiten Weg zurück! Glühend trat er in das Zimmer des Pfarrhofes, wo ſein Großvater bei dem Pfarrer ſaß.

Du biſt ſehr erhitzt, Auguſt, ſagte Herr von Sch....., ihm die Hand reichend. Wo warſt Du denn?

Dort, erwiederte Auguſt, wohin mich mein Herz trieb. Nun iſt's klar und gut. Laß uns heute noch abreiſen!

Herr von Sch..... ſah ihn erſtaunt an. Heute noch? fragte er.

Ja, ſogleich, wenn es Dir recht zu Sinne iſt, erwiederte Auguſt. Es iſt gut, wenn es denn ſein muß, daß es ſchnell geſchehe. Bleibe ich länger, ſo wird es mir nur ſchwerer.

Er hat Recht, ſagte der Pfarrer. Es wird ſo am Beſten ſein!

Und eine halbe Stunde ſpäter ritten ſie von dannen. Auguſt auf des Pfarrers Pferd, das er von der nächſten Station der Poſt zurückſchicken wollte. Auguſt nahm von Niemanden Abſchied, als von ſeinen Pflegeeltern und den Pfarrersleuten. Aber dieſer Abſchied war ſchwer. —

Als ſie vor dem Dorfe waren, ſagte er: Großvater, laß uns ſcharf zureiten! Ich muß ſchnell hier weg, ſonſt kehre ich um. Du glaubſt nicht, wie ſchwer es mir wird, die Orte meiner Kindheit, meiner Knabenſpiele, meines Jugendglückes, zu verlaſſen! O Ihr möget mir geben, was Ihr wollt, das gebet Ihr mir nicht, das erſetzet Ihr mir nicht, das machet Ihr mich nicht vergeſſen. Hier nur iſt die Welt und das Leben reich und ſchön; dort, draußen, wo es ſei, und wie ſchön es da ſei, iſt ſie arm! doch ſtille, wir wollen raſch zureiten!

V.

Schmiedjakob schwieg eine Weile und blickte sinnend den Ringeln nach, die aus seiner Pfeife aufstiegen und Jeder und Jede der Andern dachte mit Wehmuth des armen Jungen, der einem Leben entgegenging, das er nicht kannte und an dessen Glück er im Voraus verzweifelte.

Endlich nahm der Alte das Wort wieder.

Ueber fünf Jahre muß ich Euch hinausführen, sagte er und dann an einen Ort, den ich manchmal genannt habe, — auf den Riedhof. Er lag an einer sanften, südlichen Abdachung des Gebirges, dessen Höhenzug südwestlich war, und dessen dunkelbewaldete Gipfel das Auge bis in die weiteste Ferne verfolgen konnte. Vom Riedhofe aus stieg das Gebirge ziemlich steil an, und schon etwa eine Viertelstunde hinter demselben begann die Region des Waldes, der dem Riedhofe einen schönen dunkeln Rahmen darbot.

Das Ackergut lag an dem schönen Hof herum, der sich von drei Seiten in einem Walde von Obstbäumen verbarg und nur nach Süden hin, wo üppig grüne Wiesen sich hinabzogen, eine offene Aussicht bot, wo denn auch der Blick sich ergehen mochte in einem breiten, schönen Thale, durch welches ein Fluß sich, wie ein silbernes Band hindurch zog. Dörfer und zwei größere Städte mit ihren Thürmen konnte man da überblicken und auf der Bank neben der Hausthüre war die Aussicht wundervoll.

Um das Haus war es stille, und der alte, treue Wächter, der Hofhund, lag halb in, halb außer seiner Hütte und schlief behaglich; Schaaren von Hühnern ergingen sich in dem frischen Grase. Schwärme von bunten Tauben umkreisten die Gebäude und der Singvögel lustiger Schlag schallte aus den blühenden Obstbäumen in der größten Verschiedenheit und Anmuth. Vor einem großen Bienenhause summten zahlreiche fleißige Bienen in der reinen Frühlingsluft und brachten Wachs und Honig aus dem Walde der blühenden Obstbäume.

Alles athmete Frieden und Behaglichkeit, und jenes unverkennbare Gepräge des Wohlstandes war allem aufgedrückt, was Haus und Flur überblicken ließ.

Drinnen im Hause mußte an diesem Nachmittage ein Familienfest sein, denn ein wunderhübsches junges Weib, die jedoch nicht die Kleidung der Bäuerinnen der Gegend trug, flog bald in die Stube, bald wieder in die nahe Küche und trug Tassen und dampfende Kannen und allerlei Backwerk herbei. Drinnen am Tische saßen zwei Greise, Einer im geschmackvollen Schlafrocke, der Andere im langschößigen Kamisol und in der Ecke ein junger blühender Mann, der zwei Kinder neben sich sitzen hatte, einen Knaben und ein Mädchen, blühend, wie junge Rosen.

Endlich trat denn auch die liebliche, junge Frau zu dem Tische und goß den Kaffee in die Tassen und sah dabei aus, als fühle sie ganz das reiche Maß des Glückes, dessen sie sich erfreute und ihre liebevollen Blicke fielen bald auf die beiden Kinder, bald auf den jungen Mann.

Endlich setzte sie sich.

Diesen Augenblick wollte ich abwarten, sagte der junge Mann, um Euch, liebe Großväter, meine Kinder und uns Alle daran zu erinnern, daß es heute fünf Jahre sind, als ich mit Dir, lieber Großvater, aus dem Dorfe drunten am Berge hinausritt, einer dunkeln, für mich räthselhaften Zukunft entgegen und darum hat meine theure Frau ein einfaches, häusliches Fest bereitet. Ich denke, es ist gut und ein Dankfest gegen Gott, das wir begehen.

Du erinnerst Dich noch des Wortes, lieber Großvater, das ich damals aus einem blutenden Herzen sprach. Es ist mir oft so gewesen, als sei das Wort aus einer Verahnung der Zukunft hervorgegangen und es hat mir immer und immer wieder in der Seele nachgeklungen.

Es ist wahr geworden. Ihr habt mir mit alle der Liebe nicht das bieten können, was ich auf meinem lieben Dorfe zurück ließ. Und leider sah ich doch durch alle die freundlichen Mienen einen alten Haß hindurchblicken, wie eine teuflische Fratze. Du meintest es treu und gut, aber die andern konnten es nicht vergessen, was früher geschehen war; nicht vergessen, daß sie den halben Burgwald verloren hatten, nicht, daß sie mir mein väterliches Erbe herausgeben mußten.

Ich war an die Wahrheit der Gefühle, an die Wahrheit des Wortes, an die in der Wolle gefärbte Treue gewöhnt, und sah dort nur Heuchelei, Lüge und Falschheit. Ich hatte das schnell durchschaut und sagte zu Dir: Laß uns fort von hier ziehen, fort aus der Stadt voll Schimmer und Glanz, unter dem das Otterngezüchte sich birgt! Du wolltest nicht; Du glaubtest den erlogenen Aeußerungen des Gefühls, den hohen heuchlerischen Worten, alle dem Truge, der Dich umgab, bis auch Du die Wahrheit erkanntest.

Wir flohen nach Deinem stillen, schönen Gute, das nun schuldenfrei geworden war, aus dem Erlöse des durchforsteten Waldes, der nun erst ein rechter Prachtwald geworden war. Aber da duldete es mich nicht. Ich hatte an Eurem Leben einen gründlichen Ekel gewonnen, und die Sehnsucht nach meinem verlorenen Glücke wurde mächtig, endlich mächtiger, als mein Wille, der Dir so gerne sich untergeordnet hätte und doch nicht konnte. —

Du weißt es, ich erkrankte. Was es war, weiß ich heute noch nicht; aber mir war so sterbenswehe und nur mein Dorf und mein Mariechen standen vor meiner Seele.

Du, theurer Großvater und der wackere Arzt, Ihr verstandet meine Krankheit, es war das Heimweh nach Mariechen und dem Dorfe, wo sie athmete — und um mich trauerte. Reisen konnte ich nicht mehr, so war meine jugendliche Kraft innerlich gebrochen, denn ich hatte ja das tiefe Weh schon lange innen getragen, bis es äußerlich wurde und meine Jugendkraft knickte und brach.

Da fiel ich in seltsame Träume und Phantasien. Ich sah mein Mariechen am Bette sitzen und sah ihre Thränen perlen. Ich sah Vater Velten mit gefalteten Händen und tiefer Betrübniß daſtehen; ich sah Dich, wie Du, einem Schattenbilde gleich einherschlichest. Das waren dunkle Bilder; allein seltsam war es, daß sie immer heller und klarer wurden; daß sie aus ihrer nebelhaften Umhüllung immer runder und wesenhafter hervortraten, und daß es mir war, als könnte ich sie mit meinen Händen fassen, und ich konnte doch kein Glied rühren. Einmal aber sah ich Euch nicht, Dich Großvater und Vater Velten nicht, sondern nur das weinende Mariechen, da war mir's, als fühlte ich ihren Athem mich anwehen, als fühlte ich, wie sie mir einen Kuß auf die Lippen hauchte — und der Bann, der auf mir lag, war gelöst.

Ach, August! flüsterte das junge Weib und erröthete mächtig. Das war ja doch nur ein Fiebertraum!

Mariechen, sagte er lachend, laß mich wahr sein! Warum denn verhehlen, daß Du mich lieb hattest, und auf meinen fühllosen Zustand und das Alleinsein rechnend, mich küßtest?

Dieſer Kuß einer heiligen Liebe löſte den Bann, der wunderbarer Weiſe allen, ſelbſt den gewaltſamſten Mitteln der Kunſt des Arztes widerſtand. Ich erwachte, und Du, mein geliebtes Weib, ſaßeſt an meinem Bette! Ich konnte es ja nicht glauben, bis ich meine Hand ausſtreckte und die Deine ergriff und Du einen beſeligenden Schrei ausſtießeſt. O das Wort klingt ewig in meiner Seele: Er lebt!

Da ſtürzte der Arzt herein und Ihr Zweie folgtet und ich war dem Leben wieder gewonnen!

O ich kann es noch ſehen, wie der treue Arzt ſich lächelnd zu Dir, Mariechen, niederbog und Dir heimlich zuflüſterte, Du ſeieſt ein geſchickterer Arzt als er, und Du vor Scham faſt vergingeſt, weil Du glaubteſt er wiſſe, was geſchehen ſei! —

Nun genas ich raſch und Vater Welten und Du, mein geliebtes Weib, Ihr verließet mich erſt, als ich völlig auf dem Wege der Geneſung war und — als mein künftiger Schwiegervater und meine holdſelige Braut, denn der liebe, gute Großvater hatte unſere Hände in einander gelegt und

uns gesegnet. Damals, als ich wieder mit Dir, lieber Großvater, allein auf dem Gute war, das so rauh und unfreundlich lag, regte sich in mir ein anderer Wunsch, der nämlich, nicht im Dorfe in Vater Veltens Hause zu leben, sondern auf dem schönen Riedhofe, den Mariechens Bruder bewohnte und besaß nach dem Tode seiner beiden Schwiegereltern.

Ich sprach Dir diesen Wunsch aus, theurer Großvater, und Du sagtest kein Wort darüber, handeltest aber deste entschiedener, heimlich und hinter meinem Rücken. Mein Schwager Peter hatte schon längst einen anderen Hof im Auge, der ihm vortheilhafter zu liegen schien. Du schlossest, ohne es mir zu sagen, den Handel mit ihm ab; er kaufte den andern Hof; Du verkaufstest das alte Gut und am Tage unserer Hochzeit legtest Du in Mariechens Schooß die Kaufurkunde oder den Kaufbrief des Riedhofes.

Und wir zogen hierher und leben hier seitdem, von Gott gesegnet, und mein Glück wurde alle Tage blühender.

Und wem dank ich's als Euch, theuere Greise, nächst dem Herrn, der Alles wohl machte? Sein Name sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit. Freudig drücke ich Euch die treue Hand. Und das that er und dann drückte er sein Weib an seine Brust, herzte seine Kinder und sagte: Welch' leeren Tand hab' ich hingegeben für dieß Glück? Erhalte mir's Herr in Gnaden! Alle sprachen sie: Amen!

7. Ein Räthsel.

Die Auswanderer.

An eines Flusses lachendem Gestade,
Wo rings des Fleißes schönste Früchte blüh'n,
Wo an der Berge jähem Hang die Reben
Die fruchtbelad'nen Ranken zieh'n,
Lag still ein Dörfchen, drinnen Friede wohnt
Und reiche Ernte treuem Fleiße lohnt;
Dort lebt ein Eh'paar in dem kleinen Haus
Mit ihrer Kinder blühn'der, heitrer Schaar,
Und glücklicher nicht leicht ein Ehepaar,
Auf Gottes weiter, schöner Erde war.
Sie leben fröhlich, nicht in Saus und Braus,
Und müssen eifrig sorgen, Tag für Tag,
Daß das Nothwend'ge nimmer fehlen mag.
Und doch war das ein Lachen, Scherzen, Ringen,
Und fröhlicher das Leben zu verbringen,
Und zu genießen kaum je möglich war;
Sie hatten, was sie brauchten; keine Sorgen.
Ihr heiterer Gesang begrüßte jeden Morgen,
Und jeder Abend sank mit heiterm Spiel hinab,
Und neue Lust der neue Morgen gab.
Doch — solch' ein Thun in Leichtsinn und in Lust,
Der Sorge für die Zukunft nimmer sich bewußt,
Das nimmer sorget für des Winters Tage —
Bringt allemal zuletzt den Kummer und die Klage;
Es ist dann, die Erfahrung lehrts, zu spät,
Der Leichtsinn wird's erfahren, wie's ihm geht! —
Der Sommer flieht; die Blumen sterben hin;
Am Himmel graue, düstre Wolken ziehn,
Und über's Stoppelfeld der Nordwind weht,
Und wer nicht muß, nicht aus dem Stüblein geht.
Allmählig wird es stille rings herum;
Des Waldes Sänger, alle sind sie stumm.

Was nun? Der Winter wahrlich nicht mehr lange ſäumt —
Des ſchönen Herbſtes Traum, bald iſt er ausgeträumt;
Kein Vorrath iſt im Hauſe, wenn der Schnee
Die weiten Fluren deckt! O weh! O weh!
Quält Ihr mit Sorgen Euch; wir wahrlich nicht!
Alſo der eingefleiſchte Leichtſinn lachend ſpricht.
Mir grauſets, denn ich ſeh' die Noth
Sich naben, die mit Elend, Hunger — droht.
Der Leichtſinn kennet dieſe Sorgen nicht,
Er blickt hinaus mit lachendem Geſicht,
Und ſpricht:
Die Welt iſt groß! Dort drüben, über'm Meer
Da kennt man nicht der Sorgen grinzend Heer?
Dort iſt ein Land, wo Milch und Honig fließt;
Wo ſich ein Strom von ew'ger Luſt ergießt.
Der Sonne helles Licht
Hemmt keine dicke, dunkle Wolkenſchicht.
Ein ew'ger Sommer lacht uns an; wir wandern aus, —
Wir laſſen hier das öde, leere Haus —
Wir ſagen Lebewohl des Nordens eis'ger Welt —
Hin zu der Palmen ſchönem Blätterzelt
Zieht's uns mit Macht. Ein ſchön'res Daſein winkt,
Wenn in das Meer die heim'ſche Küſte ſinkt!
Sie ziehen fort. —
Die Reiſ' iſt glücklich bis zum fremden Port.
Sie bauen ſich die Hütte ſchnell und leicht,
Sobald ſie's Palmenland erreicht. —
Da lacht der Himmel, ewig blau; die Erde lacht,
In tauſendfacher Blumen Farbenpracht.
Doch in dem Grün die gift'ge Schlange ſchleicht,
Die bald die Hütte dort erreicht
Und ihrer Kleinen treugeliebte Zahl —
Sie wird des Ungeheuers grauſig Mahl. —
O, wehe, wehe! Bodenloſer Schmerz
Ergreift der Eltern liebend Herz!
Sie ſelbſt, ſie retten kaum das nackte Leben.
Fort! Fort! So klingts und ihrer Stimme Beben

Zeigt, wie der Schmerz in ihrem Innern wühlt.
Kein Freundesherz theilt, was das Ihre fühlt.
Des Segens Fülle, die sie rings umgibt —
Die Herrlichkeit, die rings ihr Auge schaut —
Das Glück, das sie im Traume aufgebaut —
Es ist dahin mit Dem, was sie geliebt!
Jetzt erst gedenken sie der alten Heimath Glück —
Es zieht das Heimweh sie dahin zurück.
Und als die Zeit des Frühlings in der Heimath naht,
Da suchen sie zur Heimath schnell den Pfad.
Und über Meere, Berge, Ströme ziehen sie,
Der alten Heimath zu. Da hat ja nie
Solch Elend sie bedroht,
Nie *solche* Noth!
Und als sie kommen an den trauten Ort —
Aus ihrem Haus erschallt kein liebend Wort.
Ein grimm'ger Feind verwehrt den Eingang jetzt.
Er hat es wider Recht, aus eigner Macht besetzt.
Und an die Rückgab hat er nie gedacht
Und obdachlos vergehet manche Nacht.
Was bleibt den Armen übrig? Neu zu bauen
Ein Haus; neu zu beginnen, wie vor Jahren. Traun!
Sie fühlen tief, wie sie ihr Leid verdient
Als ihrer Thorheit Frucht, als Schuld, die nicht gesühnt
Nimm Dir ein Beispiel dran! O bleib im Vaterlande,
Wo Dich umschließen theure, heil'ge Bande,
Und nähr' Dich redlich; treu verdientes Brod,
Es sichert Dich vor Elend und vor Noth!
Doch — halt' den Leichtsinn fern von Deinem Heerde,
Daß er Dir nicht zum Grab des Glückes werde!

8. Altes Gold.

Unſere Väter fuhren nicht immer ſäuberlich drein, wenn ſie ihre Weisheit und Erfahrung in Sprüchwörter zuſammen faßten, die ſie kurz ausdrücken ſollten, und manchmal ſtellten ſie auch die Sache auf die äußerſte Spitze, aber das thut Nichts. Wahrheit bleibt Wahrheit, auch wenn ſie brennt, wie eine Neſſel. Eine ſchauerliche Wahrheit ſpricht das Sprüchwort aus: Wer den Eltern nicht folgt, muß dem Scharfrichter folgen! Ohne Zweifel iſt hier das Allerſchlimmſte, das Alleräußerſte angenommen; aber wie oft iſt doch das Sprüchwort eine ſchauerliche Wahrheit geworden! Blicken wir in das Jugendleben der Verbrecher und Verbrecherinnen, die auf dem Richtplatze ihr Leben laſſen müſſen, und wäre es uns immer möglich, einen Blick in ihr Jugendleben, in ihre Häuslichkeit zu thun, wir würden immer finden, daß Ungehorſam und Widerſetzlichkeit gegen die Eltern die erſte Grundlage ihrer Widerſetzlichkeit und ihres Ungehorſams gegen die heiligen Geſetze Gottes und der Menſchen war, die nun ihren Tod durch Henkershand fordern müſſen. Das iſt immer der erſte Fluch ihres Lebens geweſen, der fort und fort gewuchert hat in ihrem Leben. Da ſind feine Fäden, die aber zurückführen bis zum erſten Anhub des Böſen im kindlichen Herzen. Das Gemüth,

das einmal aus den heiligen Schranken des Gebotes getreten ist, das die Verheißung hat, hat sich los gemacht von der Hand Gottes und die, die er nun ergreift, wohin kann sie ihn führen? Zum Elende, zum Jammer, aber auch weiter, zum Verbrechen, das nie alleine bleibt und da endet, wohin das Sprüchwort weist. Haltets Euren Kindern vor, Ihr Väter, was Eure Väter aus den Erfahrungen ihrer Tage schöpften, daß es ihnen ein Schrecken werde! Zweifelst Du daran? Hat nicht der Räuber mit dem Diebstahl einer Kleinigkeit angefangen, wie Judas mit einem Scherflein? Hat nicht der Mörder erst mit gefühllosem Mißhandeln eines armen Thieres begonnen und sich an das kalte Hinmorden gewöhnt, ehe er seinen Bruder, seinen Menschenbruder, erschlug? Und war nicht die warnende Stimme der Eltern an sein Herz ergangen und er hatte sie verachtet? So ist gerade diese Uebertretung des Gebotes: Ehre Vater und Mutter, der erste Schritt auf einer Verbrecherbahn gewesen, die auf dem Richtblocke des Scharfrichters ihr Ende fand!

9. Aus alter Zeit!

Wir sind gewöhnt an große Thaten, an große Tugenden, aber auch an große Fehler zu denken, wenn wir in die Zeit unseres Volkes zurückblicken, da Kaiser Otto über Deutschland herrschte, und was uns die Chroniken berichten aus jenen Tagen, die Achthundert und mehr Jahre hinter uns liegen, das klingt eben rauh und roh, wild und gewaltig, aber es treten auch Züge hervor von so zarten Gefühlen und so mächtigen, daß es im Innersten unser Herz ergreift. Mitten durch rohe Gewaltthat fällt ein Lichtstrahl deutschen, tiefsinnigen Gemüthes hindurch, der uns eben durch diesen schroffen Gegensatz gewaltig in die Seele hineindringt.

Aus dem Leben des Kaisers Otto I. will ich, um das zu bewähren, einen Zug erzählen!

Das Herz der Mutter des Kaisers hatte sich von dem ältesten Sohne, eben Otto I. abgewendet, als er die Kaiserkrone empfangen sollte. Gegen das geheiligte Gesetz, das dem Erstgebornen das Erbe zusprach, wollte sie dem jüngsten Sohne die Krone des Reiches zuspielen, und an Ränken ließ sie es nicht fehlen und nicht an Handlungen, welche ihrem Mutterherzen keine Ehre machten. Otto I. wurde Kaiser und ein gewaltiger Unwille stellte sich zwischen die Mutter und ihn. War's anders möglich?

In Nordhausen war ihr Wittwensitz, wo sie ein Kloster gestiftet und sich erwählt hatte, um für den Himmel zu leben.

Während dieser Zeit führte Otto I. sein Gegenschwert gegen die, die dem deutschen Land und Volke Unheil bereiten wollten, und manche Schlacht hatte er siegreich geschlagen, manchen Kriegszug ausgeführt, um des Reiches Sicherheit nach Außen, und gesetzliche Ordnung im Innern zu erringen. Das wilde Kriegsleben, besonders das jener Tage, war wahrlich zu Nichts weniger geeignet, als zum Pflegen der reichen und edeln Gefühle des Herzens. Und doch gab es im Schlachten- und Lagerleben des Kaisers Zeiten, wo das Bild der Mutter, die ihn unter ihrem Herzen getragen, mit Schmerzen geboren und an ihrer Brust, mit ihrem Lebensmarke, genährt, die seine Jugend betend bewacht hatte und der er die edelsten Regungen seiner Seele dankte, ich sage, wo das Bild der Mutter vor seiner Seele stand und das Auge seines Geistes auf ihr ruhte, die des Kaiserhofes Glanz mit des Klosters einsamer Stille, und die Krone mit dem schwarzen Wittwenschleier hatte vertauschen müssen, und dies Bild erschütterte seine starke Seele.

Auch jene Bestrebungen der Mutter, ihm die Krone zu nehmen und dem jüngeren Sohne zuzuwenden, erweg er in ruhigerem Nachdenken, und die Schuld der Mutter an ihm, dem die Krone nach des Reiches heiligen Ordnungen zustand, erschien ihm im mildern Lichte, weil er sie von dem Standpunkte des schwachen Mutterherzens ansah. Der Groll, den er unkindlich gegen die Mutter gehegt, schmelz je mehr

und mehr, bis auch der letzte Schatten desselben verschwunden war, und die Kindesliebe wieder das starke Herz erfüllte, und nun die Sehnsucht nach der theuren Mutter in ihm erwachte, gewaltig, wie er selbst ein gewaltiger Mensch, nur gewaltiger Regungen fähig war. Nun duldete es ihn nicht mehr, fern von der Mutter zu sein und zu bleiben. Es entstand ein Heimweh nach des Kindes rechter Heimath, nach dem Mutterherzen, in seiner Brust, das ihn hintrieb, hinzog, wo die Mutter einsam weilte und weinte. Es war im Jahre 965, als er gen Nordhausen ritt, um nach langen Jahren die alte Mutter noch einmal zu sehen und ihr abzubitten, was er an ihr verschuldet in wüstem, unseligem Grolle.

Mit großem Gefolge erreichte er die Stadt und eilte vor Allem zur Mutter, die ihre Arme dem edeln, großen Sohne öffnete mit rechter Liebe.

Sieben volle Tage weilte er bei ihr und verließ sie nur, wenn etwa des deutschen Kaisers Pflicht ihn rief, oder wenn er am Abend das Ruhelager suchte. Für sein Gefolge war er nicht da. Für den Sohn nur die Mutter, für die Mutter nur der Sohn. —

Was sie geredet und verhandelt in diesen Tagen, wir wissen es nicht; aber die dunkeln Schatten der Vergangenheit, die noch auf diejenigen der Gegenwart fallen mochten, sie verschwanden alle und: „Vergeben und Vergessen" war die Losung dieses Zusammenlebens der Mutter und des Sohnes — das sagt uns ihr Abschied, den Augenzeugen uns also schildern:

Ihre letzte Gemeinschaft hatten sie im Gebete, in der Klosterkirche zugebracht und auf dem Platze vor der Kirche harrete das niedere Gefolge des Kaisers, während die Fürsten, Grafen und Herren mit ihrem Kaiser im Hause Gottes waren.

Jetzt verhallten die heiligen Gesänge. Der Segen war ertheilt. An der wankenden Mutter Hand tritt die Heldengestalt des Kaisers unter das Portal der Kirche.

Hier, vor den Ohren der versammelten Ritter und Geistlichen, vor den Ohren des Volkes, bekennt die Mutter

ihr Unrecht, das sie an dem Heldensohne begangen, und übermannt von ihren gegenseitigen Gefühlen, fallen weinend Mutter und Sohn sich um den Hals und halten sich lautschluchzend umschlungen, daß schier kein Auge trocken bleibt bei denen, die Zeugen sind.

Es war ein ergreifender, heiliger Augenblick, dessen sich die Engel des Himmels freuten.

Als sie sich aber nun losrissen von einander und sich den Abschiedskuß gaben, der blühende Sohn und die dem Grabe zuwankende Mutter, da brach Alles, Volk, Hohe und Niedere, in ein lautes Weinen aus.

Die Mutter führte den Sohn hinab zu seinem Rosse. Noch einmal drückt er die Mutter an sein Herz und in den Sattel schwingt er sich und das Roß fliegt mit ihm davon, während noch ein großer Theil seines Gefolges an und in der Kirche zurück ist.

Und die Mutter verhüllt ihr thränennasses Angesicht und wankt die Stufen zur Kirche hinan; wankt hinan in das Gotteshaus; kniet nieder, wo des Kaisers Fuß gestanden, während des Gottesdienstes, und küßt die Stelle, da der edle Sohn gestanden; küßt den Boden, wo er gestanden.

Der Graf Witigo und andere Edle waren deß Zeugen; sie eilen dem Kaiser nach und erzählen ihm, was sie gesehen.

Da wirft der Kaiser sein Roß herum mit mächtigem Arme, und jagt zurück zur Kirche. Er springt aus den Bügeln; er eilt die Stufen hinauf, in die Kirche. Er findet die Mutter, aufgelöst in ihrem Schmerze, noch an derselben Stelle, und neben ihr kniet er nieder; legt seinen Arm um die Theure, und die Edlen des Gefolges hören aus seinem Munde nur das Eine: O ehrwürdige Frau, wie kann ich Euch diese Thränen vergelten? —

Dann verstummen die Worte, weil die Herzen reden, die keiner Worte bedürfen. —

10. Ein Gegenstück aus alter Zeit.

Kaiser Heinrich IV. von Deutschland hatte auch unter den Fürsten des Reiches Gegner und Feinde, die er meist durch eigne Schuld sich zugezogen, aber dadurch noch vermehrte, daß er den gehässigen Ohrenbläsern und verläumderischen Anschwärzern nur zu sehr sein Ohr lieh. So war Graf Hune von Oldenburg bei ihm angeklagt, er habe die Kaiserliche Majestät geschändet und mit Schmach bedeckt. Das war Hochverrath und forderte entsprechende Sühne. Ob wahr, ob unwahr, der heftige Kaiser glaubte in seinem Argwohne der Anklage, und nahm sie als eine entschiedene Thatsache an. Heinrich hatte sein Hoflager grade in der Stadt Goslar, als ihm jene Mähr hinterbracht wurde.

Sogleich wurde ein Herold abgesendet, den Grafen vorzuladen, daß er sich rechtfertige, oder der Strafe des verwirkten Lebens wegen seines Hochverrathes gewärtig sei.

Hune fürchtete entweder des Kaisers jähzornige Härte oder wußte sich nicht frei von Schuld.

Der Tag seiner geforderten Rechtfertigung erschien, aber der Graf — nicht.

Des Kaisers wildester Zorn loderte auf über den Unehrerbietigen und Ungehorsamen, und mit der scharfen Weisung, in acht Tagen sich vor dem Kaiser zu stellen, eilt der zweite Herold zum Grafen.

Entsetzen ergreift den hochbetagten Greis; aber da ist nicht zu zaudern. Er rüstet sich schnell zur Reise, und, begleitet von seinem Sohne Friedrich und einigen getreuen Vasallen, trifft er in Goslar ein.

Was zu andern Zeiten den Zorn des Kaisers gelähmt und beschwichtigt, es wird versucht — aber der eiserne Wille ist diesmal nicht zu beugen. Bittere Erfahrungen haben des Kaisers Sinn hart und unbeugsam gemacht. Er will ein Beispiel geben, wie der Arm des Kaisers den deutschen Fürsten trifft, der sich an des Kaisers geheiligter

Friedrich von Oldenburg's Kampf mit dem Löwen.

Majestät vergangen. Alle Sühneversuche sind erschöpft und gescheitert — es bleibt keine Aussicht auf Rettung, der Graf mußte vor dem Kaiser erscheinen, dessen durchbohrender Blick ihn mit aller Macht des Zornes traf. Sein Kanzler und sein Sohn begleiteten ihn.

Mit vieler Geistesgegenwart vertheidigte sich der Graf, aber es blieb dennoch Schuld genug und des Kaisers Scharfblick durchschaute die Sache.

Ein Anderes war es, ob der Graf die Unwahrheit über den Kaiser gesagt; denn des Kaisers Handlungen waren auch nicht frei von Schuld.

Des Kaisers hartes Gemüth sprach ein furchtbar Urtheil: der alte Graf solle mit einem hungernden Löwen, den der Kaiser besaß, um sein Leben kämpfen. So lautete der Spruch, und das war Nichts anderes, als aussprechen: der Löwe soll dich zerreißen, weil der Greis nicht vermochte, das Thier in seiner Wildheit, Gier und Kraft zu besiegen.

Hier tritt uns wieder die Barbarei jener Tage entgegen; das harte, wilde Wesen des Kaisers und der oft gerügte Mißbrauch seiner Gewalt.

Der Spruch erfüllte alle, die ihn vernahmen mit Entsetzen und Grauen. Es war eine allgemeine Aufregung am Hofe und in Goslar.

Begreiflich ist es, daß dem Kaiser Vorstellungen gemacht wurden, wie er durch solche Härte die Zahl seiner Feinde nur mehre, das Urtheil des Volkes über ihn schärfe, und die Herzen sich entfremde; aber der Kaiser, in seinem Starrsinne, glaubte der Majestät des Reichsoberhauptes Etwas zu vergeben, wenn er mildernde Rücksichten eintreten lasse; glaubte eine Schwäche an den Tag zu legen, die seine Feinde kühner mache und die Furcht vor seiner Strenge mindere. Er blieb bei seinem Spruche.

Der Löwe hatte schon Tage lang kein Futter erhalten; er brüllte vor Hunger, und die Stunde, die der zornige Kaiser bestimmt, rückte näher und näher. Von allen Seiten wurde der Kaiser in einem solchen Grade bestürmt, daß er am Ende selbst bedenklich wurde — und, wie ein will-

kommener Retter aus solcher Verlegenheit, erschien Graf Friedrich von Oldenburg, des alten, verurtheilten Grafen jugendlicher Sohn, um die Bitte auszusprechen, daß er an des alten Vaters Statt mit dem Löwen kämpfen dürfe.

Des Kaisers Herz hatte solcher Sohnesliebe nicht Viel erfahren. Desto tiefer ergriff ihn dieser Beweis derselben. Gerne hätte er, hierauf hin, den ganzen Kampf erlassen und somit die Strafe, aber er glaubte das, aus den bereits ausgesprochenen Gründen, nicht zu dürfen und gestattete dem kräftigen Heldenjüngling den Kampf.

Die Stunde wurde anberaumt, in der das Gottesurtheil Statt finden sollte, und Graf Friedrich trat in den Raum und schob vor sich einen großen Strohmann, in dessen Inneres er die stark riechenden Eingeweide geschlachteter Thiere hatte bergen lassen. Sonst trug die Strohgestalt männliche Bekleidung und Ansehen. Hinter dies zweifelhafte Bollwerk stellte sich mit gezücktem Schwerte der junge Graf und harrte des Augenblicks, da das wüthende Thier in den Raum gelassen werden würde, dessen grausiges Hungergebrülle mit Entsetzen Jeden erfüllte, der es vernahm.

Alle Zuschauer hielten angstvoll den Athem an, als die Thüre des Behälters aufging, darin das hungernde Thier zurückgehalten worden war.

Mit einem wilden Sprunge und einem schrecklichen Brüllen stürzte der Löwe in den Raum. Furchtbar anzusehen war es, als er plötzlich den Strohmann erblickte; furchtbar die Ringel, die er mit dem Schweife schlug. Jetzt roch er die Eingeweide im Strohmanne; schnupperte einige Augenblicke gierig, und legte sich dann nieder, wie die Katze, wenn sie zum Sprunge auf ihre Beute sich bereit macht. Einige Sekunden hielt Alles vor Entsetzen den Athem an. Der junge Graf stand ruhig und fest da, denn eine Oeffnung durch den Strohmann gestattete ihm, den Feind zu beobachten. —

Der Löwe sprang nicht. Er mochte erkannt haben, daß es kein Mensch sei, den er vor sich habe. Langsam, aber

unwillig knurrend, erhob er sich und schlich, sich wie eine Katze halb zur Erde duckend, näher, endlich, als sich der Strohmann nicht regte, ganz nahe heran und schnupperte nach den Eingeweiden, damit er wisse, wo er sie zu finden habe. Jetzt mochte das gierige Thier sicher sein; es erhob eine seiner Pranken, und als es eben den niederreißenden Schlag führen wollte — blitzte im Sonnenstrahl ein Schwert, pfiff durch die Luft, traf des Löwen Nacken — und — der Kopf des Thiers rollte blutend zu des Grafen Füßen hin! —

Ein unermeßlicher Jubelruf der versammelten Menge stieg zum Himmel auf.

Gott hat gerichtet! rief die Menge, und über des Kaisers Züge flog ein Strahl von Freude. Auch sein Herz war einer schweren Bürde los!

Er eilte zu dem alten Grafen Hugo und drückte seine Hand als Zeichen der Versöhnung, und als der wackere Sohn herauf eilte und an des Vaters Brust seinem Gefühle genug gethan, umarmte ihn der Kaiser, und hing die goldene Kette, die er selber trug, um des wackern, treuen Sohnes Hals.

---

11. Anekdote.

Ein im Auslande lebender Schwabe erhielt einen lange erwarteten wichtigen Brief aus der Heimath. Lesen konnte aber die gute Seele nicht. Da war denn Nichts weiter zu thun, als zu einem guten Freunde zu gehen, und ihn zu bitten, daß er ihm das Briefle vorlese. Dieser war bereit dazu, und ruhig hörte der Schwabe zu. Plötzlich aber kam in dem Briefe Etwas vor, was er nur allein wissen sollte und wollte. Er sprang daher auf, lief zu dem Vorleser hin, hielt ihm beide Ohren zu und sagte zu ihm: Nun les' in Gottes Namen weiter! Er war ruhig, weil ja der Vorlesende nicht, wie er, höre, was in dem Briefle stehe. —

---

12. Ein Räthſel.

Blau und grau und braun von Farbe,
Schwarz, voll Glanz und Feuergluth;
Gelb und roth, des Auges Weide,
Sieht ſich's an, und ſchmeckt gar gut.
Weiß umrandet, grün umgeben,
Voller Seele, friſch gepflückt,
Bringt es Leid gar manchem Herzen
Und gar Manchen hat's erquickt.
Wirds gepreßt, ſo gibt es Waſſer —
Wirds gepreßt, ſo gibt es Wein.
Hüt' vor Jenem dich, und gieße
Dieſen in den Becher ein.
Schlimmes Ziel für Pfeil und Bogen,
Das ein Unmenſch einſt gebot;
Und in ſchöner Hand ein Unheil,
Das uns Allen bringt den Tod!

13. Altes Gold.

Die Sprüchwörter unſres deutſchen Volkes ſind voller Weisheit, und es ſteckt allemal eine Fülle von Lebenserfahrung und oft überraſchender Beobachtung darinnen, die Jedem, der ſie beherzigt, ungemein heilſam und nützlich werden kann. So hörte ich einmal ein Sprüchwort im Schwarzwalde von einem alten, biedern Bauersmann, das mir fremd war, das aber, genauer beſehen, wie ächtes Gold erſchien. Wir ſprachen davon, wie ſo oft Einer, der ſich recht abmühte, ſein Ziel verfehle, und ein Andrer, der in trägem Schritte durchs Leben wandere, auch neben dran komme, und nur das Uralte: Eile mit Weile, zum rechten Ziele führe. Mein Vater pflegte zu ſagen, ſprach der Bauer:

„Haſten und Raſten
Führen zum Faſten,
Und leeren den Kaſten.“

Welche Wahrheit in den wenigen Worten und wie ſpiegelt ſich darin der Lebensgang ſo Vieler, beſonders in unſern Tagen, wo das „Haſten“ ſo recht im Schwunge ſteht. Haſten — ſich eilen, tummeln. Blickt einmal in's Leben, wie das drängt und haſtet; wie Jeder im Fluge ſein Ziel erreichen will; wie jeder Schwindel ſeine Begünſtiger und

Theilnehmer findet, wenn er nur raſch zum Reichwerden führet. Es iſt, als ob die Eiſenbahnen mit ihrer Haſt ſonder Raſt den Menſchen in das Gemüth, in das Herz und in die Seele hinein dies haſtige Ringen und Treiben gepflanzt hätten. Meiſter werden, ohne Lehrjunge geweſen zu ſein, das iſt allen zu Sinn und je höher hinauf die Spekulation greift, je lieber. Hinaus aus dem Stande, in dem man geboren und in dem die lieben Eltern glücklich waren, höher hinauf geht das haſtige Streben. Nur weiter verwärts. Wie Mancher fällt da auf die Naſe, daß er ſein Lebtage den Schnupfen behält. Wie mancher fällt kopfüngs hinunter, woher er kam; wie mancher ſetzt Hab und Gut auf ein windig Spiel und verliert's, weil er in Haſt es gewinnen wollte, und weil das glänzende Ziel ihn verlockte — und Haſten — leert den Kaſten, worin das ehrlich aber mühſam erſparte Erbe des Vaters lag, der ſich drum plagte — und das Faſten folgt auf dem Fuße und die Reue hat das Schlimme, daß ſie allemal hintennach erſt kommt, wenn Haſten zum Faſten geführt hat.

Nicht anders iſt es mit dem „Raſten", dem trägen Hindämmern und Abwarten, bis die gebratenen Tauben etwa Einem jählings in's Maul fliegen. Da zehrt der Träge vom Erbe der Eltern, wenn er Eins hat — oder macht Schulden, ohne dran zu denken, ſie jemals zu bezahlen. Auf ſein eingebildetes Verdienſt pochend, meint er, ihm müſſe alleine etwas Extraes auf dem Präſentirteller gebracht werden.

Von unten an ehrlich zu dienen; ſeine Kräfte ehrlich anzuwenden; ſich zu rühren, wenn's gilt; zu arbeiten und im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot zu verdienen, das ſtrengt das Herrlein zu ſehr an. Das iſt für das Volk, nicht für ſo einen vom Zaune gebrochenen, verzogenen Jungen, „Herr" genannt, dem die Ruhe das Liebſte, die Raſt das Ziel iſt. Lernen? Er bewahre! Das iſt für die Dummen. Geſcheidte Leute lernen nicht. Die Kreiſe des Lebens liegen nahe, wo ſolche Tagediebe aus dem Neſte krochen. So lange Vater und Mutter leben, müſſen ſie

es sich für eine Ehre anrechnen, den Schweiß ihrer Mühen dem Herrn Sohne zu opfern, der nur zum Verzehren da ist. Aber schließen sich die thränenmüden Augen — wie dann? dann trägt das Rasten seine Frucht — das Fasten, weil eben der Kasten des Ersparten leer geworden ist. Dann heißts entweder: Du mußt! und die Noth lehrt dann wohl noch zur Arbeit greifen oder das Fasten führt zum Betteln, nicht selten zum Anführen Andrer, zu Lug und Trug und zum freien Quartier bei Wasser und Brot, und, das ist auch ein Fasten, nur kein Volles und Ganzes. O wie viele sind der Art in unsern Tagen! Darum sollten Eltern, Lehrer, Meister, Vormünder und alle, die mit jungem Volke zu thun haben, des Schwarzwälders Sprüchwort tief in die Seele deren hineinlegen, die ihnen vom lieben Gotte anvertraut sind, damit es besser in der Welt werde und die Jugend einmal wieder lerne, daß seit den Tagen, da das Urtheil gesprochen wurde: Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen und im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, die Arbeit des Menschen Beruf ist, welcher Art sie auch sei, und daß der Herr uns Kopf und Hände nicht gegeben hat, um das Leben zu verdämmern und zu verliederlichen, sondern getreulich zu arbeiten und zu wirken in dem Berufe, in den uns Gott gesetzt, und daß kein Stück Brot besser schmeckt, als das, welches den selbstverdienten Beigeschmack hat. Darum

„Hasten und Rasten
Leeret den Kasten
Und führet zum Fasten!"

14. Das Roquelorchen.

Eine Geſchichte.

I.

Das möcht' ich nur wiſſen, Schmiedjakob, ſagte der Gevatter, wo Ihr alle die Geſchichten her habet, die Ihr uns ſchon in der Spinnſtube erzählt habet? Erlebt haben könnet Ihr ſie doch nicht alle, und ſelbſt ausgeheckt? — das will mir auch nicht zu Sinn.

Närriſcher Kauz, lachte der Alte im Sorgſeſſel neben dem Ofen, ich will dir das ſo klar beweiſen, wie das, daß zweimal Zwei Vier iſt.

Erſtlich weißt du, daß ich viel in der Welt in Krieg und Frieden herumgeworfen worden bin, und offene Augen und Ohren ſind eine Mitgabe des lieben Herrn im Himmel, die ſo dankenswerth iſt, wie ein ſogenannter „offener Kopf", der mir auch niemals ganz gefehlt hat. Da ſammelt man viel wie eine fleißige Biene. Das Alles liegt nun in irgend einem Winkel des Gedächtniſſes und wenn ein verwandter Gedanke durch die Seele fährt, ſo ſtreckt auch gleich die Begebenheit, an die er erinnert, die Naſe aus ihrem Gedächtnißwinkelchen heraus. Das iſt Eins; aber das Andere iſt dieſes: Ich habe auf meinem Lebenswege der Freunde Viele gefunden, die mir wohl einmal einen Steff, ſo eine Geſchichte im Reden, mittheilen, die ich dann zurechtmache und polire, und dafür bin ich jederzeit den Gebern ſehr dankbar. —

So hab' ich Einen dort am Maine herum, der hat

auch offene Augen und einen offenen Kopf vom lieben Gotte gekriegt, und der hat mir vor Jahren einmal ein Blättlein geschickt, darauf stand eine Geschichte, die ich Euch heute erzählen will und die er „das Requelerchen" nannte.

Requelerchen? Was ist denn das? fragte Kathrinchen.

Das will ich dir sagen, Kind, nahm Schmiedjakob das Wort. Du hast es ohne Zweifel schon gehört, daß die Franzosen sehr erfinderisch in neuem Kleiderschnitte oder in den unseligen Moden sind, die so oft wechseln wie die Jahreszeiten im Jahreslaufe. Haben sie nun so einen neuen Rockschnitt ausgeheckt, so sind sie flugs auch mit einem neuen Namen dafür bei der Hecke. So hat man vor Jahren eine Art ziemlich enge anschließender Mäntel im Winter getragen, die einen kleinen Kragen über die Schultern hatten, der etwa bis an den Ellbogen, und nicht einmal soweit, reichte. Diese Kleidungsstücke nannte man, denn sie kamen aus Frankreich zu uns, mit dem Namen: Roquelor, weder der aber stammt, ob von dem, der das Kleidungsstück zuerst trug oder von dem Schneider, der es zuerst machte und in die Mode brachte, das weiß ich nicht.

Ich denke, damit läßt du dir genügen, und wenn du vermuthest, daß so ein Röcklein in der Geschichte, die ich dir, nach der Mittheilung meines lieben Gewährsmannes, jetzt erzählen will, zu irgend welcher Geltung und Bedeutung komme, so bist du dem Ziele nahe; welche das aber ist, das wirst du wohl abwarten müssen. Um jedoch deine Geduld, von der ich weiß, daß sie nicht weit her ist, nicht allzusehr auf die Folter zu spannen, will ich gleich mit der Geschichte anfangen.

II.

Ich habe in der Spinnstube da vornen gesagt, der Millionäre, so freigebig auch in Scherz und Ernst die Leute mit dem Namen sind, gebe es nur Wenige, aber der armen Teufel, die ringen und sich plagen müssen, erstaunlich Viele. Das ist und bleibt wahr, wie es denn auch der Groschen und Batzen erstaunlich viele zerstreute in der Welt gibt, aber selten sind sie in Säcken vereint, darauf Hundert

Tausend Gulden geschrieben steht, oder Thaler, und davon sind allemal zehn neben einander nöthig, ehe es eine Million gibt.

So gab es denn auch einmal Zweie dieser Sorte, die sich in Frankfurt am Main begegneten und sich schnell zusammenfanden, obgleich ihr Lebensberuf weit auseinander lag.

Der Eine war ein Kandidat des evangelischen Pfarramtes und der Andere war ein Handlungsgehülfe. Der Kandidat hieß — ich will den Namen nur mit dem Anfangsbuchstaben nennen — D., weil mein Gewährsmann mich darum gebeten hat, und der Kaufmannsgehülfe hieß R. Der Erstere war in der Maingegend zu Hause oder in der Wetterau, und der andre war ein Hamburger Kind.

Des Kandidaten D. Vater war ein Landpfarrer gewesen — einer von denen, die, bei treuem Amtsfleiße, tüchtigem Erkennen, doch wenn es Brei regnet, keinen Schöpflöffel haben, was so viel heißt, als, die den Daumen in der Buttermilch zerbrechen. Seine Pfarrstelle trug ihm just soviel ein, daß er ehrlich mit Weib und Kind, bei gehöriger Sparsamkeit durchkam, aber an das Erwerben kam er nicht und Kapitalien hatte er keine. Dennoch war die Familie eine der glücklichsten und zufriedensten und ein frommes, schönes Familienleben trägt seinen Segen in der Kinder Herz und Leben über und vererbt ihnen Etwas, was besser ist, als Silber und Gold.

Der Vater erzog und unterrichtete seinen Sohn selbst und zwar auf die ehrenwertheste und erfolgreichste Weise. Er hatte eben nur nöthig, einige Jahre das Gymnasium in Weilburg zu besuchen, damals eine der besten gelehrten Schulen, die es weit und breit gab, um alsdann mit Ehren und Erfolg auf die Universität Marburg gehen zu können, wo er sich dem Studium widmete, das auch seinem Vater seinen Lebensberuf bereitet hatte. Die drei Jahre hatte er mit sorgsamer Benutzung der Zeit und der dargebotenen Lehrmittel in Marburg verlebt, da starben seine treuen, lieben Eltern bald nach einander. Es ist gar traurig, daß in solchen Fällen das liebgewordene Vaterhaus keine Heimath mehr für die Kinder ist. Es zieht ein andrer Pfar-

rer ein, und — des seligen Pfarrers Kinder Obdach ist — der Himmel, so weit er blau ist und so weit die Wolken gehen. Das ist eine weite Heimath, in der es einem armen Jüngling bange und unbehaglich wird, denn das Wörtlein: „Heim" umschließt nur einen engen Kreis, darin aber das Herz ungemein weit wird und das Alles in sich faßt, was es Schönes, Liebes und Theueres gibt.

Der junge D. mußte diese Erfahrung machen. Er eilte, als ihn die Trauernachricht traf, schnell von Marburg, wo er eben fertig geworden war, zu dem stillen Dörfchen, da seine glücklichste Lebenszeit hingeflossen war, benetzte die Erde der Hügel, die seine theuern Eltern deckten mit seinen Thränen, veräußerte sein Bischen Habe und stand dann alleine in der weiten Erdenheimath und fragte sich, wo hinaus nun, daß du dir ein Stücklein Brotes erwerben könnest, denn, dein Erbe reicht nicht weit hinaus in die Tage, die da kommen sollen, und es könnte leicht sein,

daß du, ohne alt und betagt zu ſein, von ihnen ſagen müßteſt, ſie gefallen mir nicht.

Das war eben keine Ausſicht, die das Herz erfreuen kann. Und wenn er auch auf der Univerſität mehr trockenes Brot, als gebratene Hähnlein verſpeißt, und dazu mehr friſches Waſſer getrunken, als Champagnerwein, und ſo es gelernt hatte, mit Wenigem ſich begnügen, ſo blieb dennoch ſeine Ausſicht trübe.

Wo hinaus? fragte er ſich, und ein Seufzer hob die Bruſt. Wo hinaus? Nun, Wege waren genug da, rechts, links, Feldwege und Landſtraßen; aber welchen wählen? Das war die Frage; die ihm Niemand beantwortete. Da blickte er in ein weites, ſchönes Wieſenthal, das ein Hügel abſchloß, über deſſen Niederwald ein Kirchthurm herausſah.

O, ich Pflichtvergeſſ'ner! rief der arme Kandidat. Lebt nicht dort des Vaters Freund? — Iſt er nicht auch der Meine, der väterliche Freund, deſſen ich in meinem Leide und meinen Sorgen um das wenige Irdiſche vergeſſen konnte?

Zu verſäumen hatte er ja Nichts. Im Hauſe des braven Lehrers, der mit ſeinen ſeligen Eltern in treuer Liebesgemeinſchaft lange Jahre gelebt, und der ihm den erſten Jugendunterricht ertheilt, hatte er ſchon acht Tage zugebracht. Der Lehrer ſelbſt hatte viele Kinder, viel Sorgen, viel Arbeit und wenig zu beißen. Er durfte dem theuern Manne, der ſo gerne ſein Brot mit ihm theilte, nicht länger zur Laſt fallen. Darum ging er jetzt ſchnell zurück, ſagte, daß er den Freund des Vaters beſuchen wolle und ſchritt dann zum Dorfe hinaus, den Weg zu jenem Kirchdorfe hin.

Deine und deines Vaters Freunde vergiß nicht! ſprach der ehrwürdige Pfarrer, als er den Kandidaten an ſein Herz drückte. Du hatteſt Sorgen und Mühen, darum fiel es mir nicht auf, als du nicht ſogleich kamſt; aber, ich wills nicht leugnen, daß es mir wehe that, daß du meiner nicht gedenken zu wollen ſchienſt. Sei mir nun deſto herzlicher willkommen!

Da ging dem Verlaſſenen das Herz auf und wurde

wohl weich, aber auch weit und bei des Mannes christlichem Troste ruhig und ergeben.

Es war natürlich, daß man im Gespräche auch auf des Jünglings Zukunft kam. Als nun der junge Mensch so gar keine Aussicht zu haben klagte, lächelte der Pfarrer und sagte: Weißt du denn nicht, mein Lieber, daß dein seliger Vater und ich lange Jahre Hauslehrer waren, ehe wir in das Pfarramt eintraten? Es gibt in den Städten Leute genug, die ihre Kinder von jungen Kandidaten gerne wollen unterrichten und ihre Lieblinge nicht hinaus in die Schule wollen gehen lassen, weil sie da Unarten mit heim bringen? Sie haben Geld genug, um dies zu können. Freilich bezahlen sie nicht stett, aber ist irgend die Familie brav, so hat es der Hauslehrer gut und kann nebenbei noch für sich tüchtig studiren, um sich für sein Examen vorzubereiten. Du weißt, es sind in unserm Lande so viele Kandidaten, daß, wenn alle Pfarrer in Einer Nacht stürben, für jede Pfarrei Einer da wäre, der, wie der Kranke am Teiche Bethesda, viele Jahre harrete, bis sich auch für ihn der Retter fände, und es blieben noch die Jüngsten, zu denen du gehörst, übrig, damit die hoffenden Kandidaten nicht aussturben.

Sei gutes Muthes; ich bin in Frankfurt wohlbekannt und reite in diesen Tagen auf meinem Klepper hinein in die Stadt, und fügt es Gottes Huld, so bringe ich dir eine Stelle mit, wo du Arbeit und Unterkommen findest.

Das war der erste warme Sonnenblick der Hoffnung, der in das Leben des Armen fiel. Der alte Freund seines Vaters thats nicht anders, er mußte seine Sachen von dem treuen Lehrer herüberholen, und einstweilen seinen Wohnsitz bei ihm aufschlagen, bis es Mittel und Wege gäbe, wo hinaus er seinen Wanderstab in's bewegte Menschenleben setzen könnte.

Der Abschied von der treuen Lehrerfamilie war herzlich und sie sahen es ungerne, daß der liebe Sohn des verstorbenen Freundes aus dem Hause schied, wo man so gerne das karge Brot mit ihm theilte. Er versprach bald und

oft wiederzukommen und ihnen zu ſagen, wie ſich ſein Lebensgang geſtalten würde, und zog dann mit Hab und Gut hinüber auf das nahe Pfarrdorf, und — Hab und Gut drückte ein ehrlicher Taglöhner ſeines verſtorbenen Vaters auf einem Schubkarren und — hatte nicht ſchwer.

Der Pfarrer hielt ſein Wort. In Frankfurt wandte er ſich an einen Amtsbruder und der wußte Rath. Eine fromme, aber nicht eben ſehr reiche Kaufmannsfamilie hatte ihn, wegen eines Hauslehrers, um Rath gefragt. Viel konnte ſie, außer Wohnung und Koſt, nicht geben; allein es war doch ein ehrlich Unterkommen, ein ſelbſtverdientes Stücklein Brotes, und das war für unſern Kandidaten von hoher Wichtigkeit, weil er ſonſt müßig in der Welt herum hätte ziehen müſſen oder unthätig Freundesbrot eſſen, was ihm auf die Dauer drückend geweſen wäre.

Der Pfarrer ging ſelbſt hin zu dem Kaufmanne. Die Familie gefiel ihm und er ſchloß den Vertrag ab.

Als er heiteren Angeſichtes zurückgeritten kam, ſchlug des jungen T's. Herz laut vor Freuden, denn er las in den Zügen des lieben Mannes ſeines Wunſches Gewährung.

Schon nach wenigen Tagen trat er im Hauſe ein und begann mit Treue und Fleiß ſein Werk mit zwei Knaben, die wohlgezogen und voll Anlagen waren, daß ihm ſein Beruf recht zur Freude wurde.

Dazu half aber auch noch Anderes.

Es kommt, wie ich von unſerm Herrn Pfarrer gehört habe, ſagte Schmiedjakob, nicht ſelten vor, daß die Leute, welche Hauslehrer halten, dieſe wie einen Knecht behandeln. Das macht einem ſolchen jungen, gelehrten Manne das Leben natürlicherweiſe ſauer und bitter, und er denkt je eher, je lieber daran, den Staub von ſeinen Füßen zu ſchütteln und ein Haus zu verlaſſen, wo er ſich nicht wohl fühlt. Das iſt die Eine Schattenſeite des Hauslehrerlebens, die Andere iſt dieſe: die Eltern wollen von dem Hauslehrer ſoviel Vortheil ziehen, als möglich. Darum darf er die Kinder gar nicht verlaſſen, damit ſie ihnen, den Eltern nämlich, möglichſt wenig Arbeit, Mühe und Laſt machen. Da

ist der Hauslehrer erst recht ein Sklave, kann Nichts für sich arbeiten, und entbehrt in der Regel des Umgangs mit gleichaltrigen jungen Männern, was doch gerade in der Jugend ein wahres Herzensbedürfniß ist.

Beides war in dem Hause so nicht, in dem D. aufgenommen wurde. Die Kaufmannsfamilie war erstlich keine so hochgestochene und hochmüthige; sie zog den jungen Mann in ihren Familienkreis, als Glied desselben, herein, daß es ihm gar wohl und heimisch in demselben wurde, und er das dienende Verhältniß gar nicht fühlte, in dem er stand. Es war eine von den Familien, die man damals „die stillen im Lande" zu nennen pflegte, die der Geist Jung-Stilling's angeweht hatte, des frommen, sinnigen Jüngers unsres Herrn Jesu Christi, dessen Umgang der Kandidat D. schon in Marburg genossen, ob er gleich nicht zu seinen unmittelbaren Schülern in der Wissenschaft gehörte.

Es war in dem Hause nicht nur ein gottesfürchtiges Wesen im Innern, sondern auch das äußere Familienleben trug jenen ächtchristlichen Stempel, den der junge D. aus seinem stillen Vaterhause mit in die Welt genommen, und in ihr bewahrt hatte. Der Tag wurde mit Vorlesen der heiligen Schrift und Gebet begonnen und ebenso geendet und so oft sich die Familie niedersetzte zum Mahle, wurde ein herzliches Gebet und zum Schlusse ein Dankgebet gesprochen. Das legte der Hausvater in D's. Hand und bestellte ihn so zum Hauspriester, einem Berufe, der nach allen Seiten seinem Wunsche und seinem Herzensbedürfniß entsprach, und den er mit einer Liebe und einer Weise pflegte, die ihm aller Herzen gewann.

Zu den beiden Eltern gehörte auch noch der Ladengehülfe, der im Hause wohnte und mit am Familientische aß, Etwas, das schon damals selten, jetzt kaum mehr gefunden wird, und doch so segensreich für die jungen Männer ist.

Der junge Kandidat fand in dem Ladengehülfen R. einen jungen Mann von sanftem, liebenswürdigem Wesen, frommen Sinne und goldtreuen, reinen Herzen und Leben und schloß sich mit dem warmen, jungen Herzen an ihn

an. Daraus wurde eine Freundschaft, wie die Davids und Jonathans, die wir aus der heiligen Schrift kennen, und der Hausherr sah es mit Freuden, wie die Zweie sich lieb gewonnen, denn für Beide war das etwas so Gutes und vom bösen Wege Abhaltendes, wie es der grundehrliche Mann nur wünschen mochte; für beide junge Leute aber war dies Zusammenleben und Zusammengehen in freien Stunden eine Freude und ein Segen, der ihnen dies theure Haus nur noch theurer und lieber machte, wenn auch der Gehalt Beider nur ein sehr Geringes genannt werden konnte.

R. war aus Hamburg und von einem dortigen Handelsfreunde, bei dem er die Lehre mit Erfolg bestanden, an seinen jetzigen Brotherrn oder Principal, wie die Kaufleute sagen, empfohlen worden.

Auch er war ein armer Schelm, wie D. Sein Vater war Lehrer gewesen und war, als sein Sohn noch in der Lehre war, an der Auszehrung gestorben, die sich der pflichttreue Mann auf seinen schweren Berufswegen zugezogen. Die arme Wittwe ernährte sich und versorgte ihr einziges Kind durch feines Nähen, darin sie sehr geschickt war; allein ihre Augen hatten bei dieser Arbeit, die sie Tag und Nacht

übte und ausüben mußte, um durchzukommen, so sehr gelitten, daß sie es grade da aufgeben mußte, als ihr Sohn nach Frankfurt in das Geschäft kam. Der brave, treue Sohn gab mit Freuden alles, was er von seiner nur nothdürftigen Kleidung auf- und losbringen konnte, der guten Mutter; daß sie nicht zu darben brauchte. Damals war aber auch die Kleidung der jungen Leute noch nicht so verschwenderisch, wie heute, das weiß ich aus Erfahrung, bemerkte Schmiedjakob. Sie hatten noch nicht so tausenderlei affige Bedürfnisse, wie heutzutage, wo die Eitelkeit und Putzsucht nicht bloß in die Weibsleute gefahren ist, sondern auch in die Mannsleute. Man meint, wenn man heutzutage einen solchen Kaufmannsgehülfen mit seinen zwei Röcken übereinander herumstolziren sieht, es wäre wenigstens ein Graf und ist doch oft nur eines Bauern oder Handwerkers Sohn, dem man solch ein Liedlein bei der Wiege nicht gesungen hat. Das schlimme Schwänzlein was die Sache hat, ist das, daß nun auch ein entsprechendes Leben folgt — Wirthshausleben und dergleichen und die natürliche Folge ist, daß die arme Mutter daheim darben mag, während der Herr Sohn prächtig einherstolzirt, den Mädchen nachläuft und mit seinen „Herren Collegen" vom besten Weine trinkt und an der feinsten Tafel speist, und — mit einem Gehalte, welcher das Doppelte jener Tage übersteigt — nicht auskommt, und nebenbei — Schulden macht — wenn man ihm nämlich borgt! — Da hat sich Viel geändert, doch, was sag' ich, allein da? Du lieber Himmel, überall! Die alten Sitten und Trachten auf unserm Dorfe verschwinden mehr und mehr, und die Mädchen, die in der Stadt gedient haben oder noch dienen, hängen alles, was sie verdienen, an den Staat; bringen die neuen Moden mit,

die die Mädels daheim nachahmen, und so geht alles aus den Fugen. Wer kann denn heutzutage ein Nähmädel in der Stadt von einer Kaufmannsfrau, Pfarrerin oder Präsidentin unterscheiden? Je lumpiger von zu Hause, je stolzer auf der Straße! Himmel und Erde, hab' ich mich neulich geärgert! Ihr wisset, der Schneider Preßler ist ein alter Freund von mir, den ich auf der Wanderschaft kennen und lieb haben lernte; er hat nicht Viel übrig, weil er aus der Mode gekommen ist und macht nur noch Kleider für alte Herren und die Buben seiner alten Kunden, wo es nicht viel drauf ankommt, obs die neueste Mode des Schnittes ist oder nicht. Er hat eine Tochter, ein Nähmädel, das viel Geld verdient. Geh' ich da auf der Gasse und sehe eine vornehme Person mir entgegenkommen, geputzt wie ein Pfau; mit einem Hütlein, das nur ein Drittheil des Hinterkopfes bedeckt, und Federn drauf und so ein leichtes flattriges Ding, das der Wind hinten hinausweht und trillt wie eine spinnwebene Wetterfahne, das sie Schleier nennen; mit einem Halstuche, das für drei groß genug gewesen wäre, und einem seidenen Kleide, das rauschte, wie ein Wasserfall. Die schwänzelt daher und trägt ein Sonnenschirmlein in der Hand, und die Sonne hatte doch an selbigem Tage gar keine Lust, hinter den Wolkenvorhängen am grauen Himmel herauszugucken in das unsinnige Treiben der Menschen.

Denk' ich in meinem Sinne, das muß was Rechtes sein! Als ich näher komme, zieh ich meine Kappe tief ab und biete einen guten Tag in wahrem Respekte. Da ruft lachend das flackerige Ding: Guten Tag Schmiedjakobsretter! Der Vater wird sich freuen, Euch einmal wieder zu sehen. Er ist daheim auf der Butik und flickt Röcke und Buchsen für die Buben seiner Kunden!

Wer mit offenem Maule da stehen bleibt, war ich. Ei so soll dich ja eine Kröte pepen! dacht ich. Das ist ja Preßlers Annemariechen, das Nähmädel! Als ich mich von meiner Ueberraschung erholt, war das Dunzelchen kichernd fortgeeilt. Ich aber auf, und stracks zum Alten,

und habe da mein Mäulchen ſpazieren gehen laſſen und dem Alten den Kümmel gerieben, daß es eine Art hatte. Freilich dachte ich hintennach: Hättſt's auch ſparen können! Es war Waſſer in den Rhein getragen. Aber ſo ſtehts und die Lumperei bleibt Herr: Das hat mir lange Zeit gegrübelt und heute noch ärgerts mich gründlich, wenn ich dran denke, und daß das flackerige Ding über mich alten Eſel gelacht hat hintennach. Doch ich ſehe, ich bin von meiner Geſchichte abgekommen, und muß wieder einlenken.

III.

Für den Kandidaten hatte das Haus, in dem er lebte, eine beſondere Bedeutung gewonnen. Man las die Berichte über die Wirkſamkeit der Miſſionäre in fremden Welttheilen. Ihr wiſſet ſchon, daß das Geiſtliche ſind, die einen brennenden Eifer in der Seele tragen, den Heiden das Evangelium zu verkündigen und ſie für das Reich Gottes zu gewinnen,

die keine Mühe, keine Arbeit, keinen Mangel, ſelbſt keine Gefahr ſcheuen, die ihr heiliger Beruf für Leben und Geſundheit mit ſich führt, und freudig die Heimath verlaſſen, über das große Waſſer ſegeln und Jeſus, den Erlöſer, denen zu verkündigen, die noch im Schatten des Todes ſitzen, wie es einſt die heiligen Apoſtel des Herrn und nach ihnen durch alle Zeiten Gottbegeiſterte Männer gethan.

Das Leſen dieſer Nachrichten feſſelte den jungen D. in einem Maße, daß ſeine Seele ganz davon erfüllt wurde und am Ende Nichts Höheres für ihn in der Welt war, kein Wunſch ſeines Herzens glühender die Bruſt erfüllte, als der, Miſſionär zu werden und zunächſt zu den Indianern in Canada, in Amerika, als Prediger des Heils zu gehen. Um ſich zu ſeinem Berufe tüchtig zu machen, mußte er Sitten und Gewohnheiten dieſer Völkerſchaften kennen lernen, und, um das zu erreichen, mußte er die engliſche Sprache lernen.

Dieſer Sprache, ſo wie des Franzöſiſchen, war nun der Handelsgehülfe R., ſein treuer Hausgenoſſe und Buſenfreund, mächtig und ſein liebſtes Geſchäfte war es, ſeinen lieben D. darin zu unterrichten. Dazu wurden die Winterabende verwendet und Beider Brotherr ſah mit Freuden, das eingezogene Leben der beiden jungen Männer und ihre heilſame Beſchäftigung.

So waren Beiden mehrere glückliche Jahre hingefloſſen. Der Kandidat hatte öfters ſeinen väterlichen Freund und die liebe Lehrerfamilie beſucht und auch ihnen den erwählten Lebensberuf mitgetheilt.

Da traf es ſich, daß für R. ſich eine Ausſicht eröffnete, in Metz eine ſehr einträgliche Stelle zu erhalten, grade zu der Zeit als ſein Freund D. nach Halle einen Ruf erhielt, um in der Miſſionsanſtalt des Frankiſchen Waiſenhauſes (von dem ſchon einmal in einem früheren Jahrgange der Spinnſtube erzählt worden iſt) ſich zu ſeinem heiligen Berufe vollends zu befähigen, zu dem ihm ein frommer Geiſtlicher Frankfurts verholfen hatte.

Es war mitten in dem ſtrengſten Winter.

Der Kandidat war ein empfindlich Männlein, der nicht leicht eine herbe Kälte ertragen konnte. Er hatte sich daher schon in einem früheren Winter einen Roqueler, wie man damals die Mäntel nannte, angeschafft, das auch bisweilen dem Freunde R. gedient hatte, der es, weil er die gute Mutter unterstützen mußte, zu einem solchen wärmenden Kleidungsstücke in seiner Armuth nicht hatte bringen können. Der Kandidat nahm dazu Biber, ein Wollenzeug, das man wohl auch Flaus nannte, das warm hielt, aber nicht doch in's Geld lief.

Nun war das braune Roquelerchen schon weidlich abgetragen, aber diente noch immer, und jetzt, wo eine bissige Kälte herrschte, ganz besonders. Beide Freunde sprachen oft mit Sorgen von der Winterreise und gedachten des heiligen Wortes: „Bittet, daß Eure Flucht nicht im Winter geschehe!"

Daran war nun aber, wie die Sachen standen, Nichts zu ändern, und Beide mußten sich in die Lage fügen, die sie Beide sich ja herbeigewünscht hatten. Dennoch wurde den Engverbundenen das Scheiden unendlich schwer.

R. kam zuerst an die Reihe.

Es war Weihnachten vorüber, und das alte Volkssprüchwort: „Wenn die Tage anfangen zu langen, so kommt der Winter gegangen," fand einmal wieder seine vollste Bewährung.

Er kam gegangen und hatte einen Ostwind zum Gesellen und Vorreiter, der Mark und Bein durchpfiff und scharf war, wie ein Scheermesser. Die Postwagen, die man damals noch Landkutschen nannte, waren für Beide das Mittel, fortzukommen, aber Eilwagen, wie heutzutage, waren sie nicht. Sie gingen oder schlichen dahin, wie eine Schnecke im hohen Grase, und ihr Wahlspruch war: Kommst du heut' nicht, so kommst du morgen! Bei gutem Wetter schliefen die Postillone auf dem Bocke gemüthlich ein und die Gäule schlappten mit hängenden Ohren dahin und träumten von dem Hafer, den sie hatten kriegen sollen. Dabei waren sie nicht dicht verschlossen, wie sie jetzt sind,

ſondern dem lieben Luftzüge ließ man ſehr gefällige offene Fugen hinten und vornen, unten und oben, und ſtatt der Polſter, auf denen man heutzutage ſitzt, waren harte Bänke von Holz darin. Wenn ſo das Ding, das man Landkutſche hieß, langſam dahin knarrte, ſo kam es vor, daß ein Loch in der Straße auch einmal die Schläfer weckte, die Gott danken konnten, wenn ſie, ohne umgeworfen zu werden, bloß mit einem die Rippen an ihre Zerbrechlichkeit mahnenden Rucke davon kamen.

So täglich, im glücklichſten Falle, ſieben bis acht Stunden, unter einer verzweifelnden Langweile mit untermiſchten Rippenſtößen und Purzelbäumen des vollgepfropften Wagens in dem Kaſten zuzubringen, war eine Ausſicht, vor der man einen eingebenden Schrecken kriegen konnte. Zur Winterszeit, wo ohnehin nur der reiſet, der muß, war in der Regel die krachende Karrete wenig beſetzt, und der Froſt um ſo empfindlicher, weil die Menſchennähe nicht warm hielt.

R. trat dann am Abende des Tages jener Abreiſe, die um Mitternacht ſtattfinden ſollte, in das Stüblein ſeines treuen D., um die Stunden noch traulich am warmen Ofen zu verplaudern, da es zum Schlafenlegen zu kurz war.

D. betrachtete mit doppelter Wehmuth den Freund, von dem er vielleicht für das ganze Leben ſcheiden ſollte, denn er trug eine Kleidung, die für einen kühlen Herbſtabend zu dünne erachtet werden mußte, und ſie ſollte in dieſer

Kälte, die einen Bären aus seinem Lager hätte scheuchen müssen, dem armen Freunde Schutz gewähren? Die Unmöglichkeit leuchtete ihm ein, und sein Requelorchen fiel ihm ein. Du gibst es dem Freunde, der sich sonst heillos verfriert, sagte er zu sich: Dir wird ja der Herr auch schon forthelfen, und es ist gut, wenn du dich abhärtest, denn in dem Canada, wohin du willst, macht der Winter auch keinen Menschen schwitzen. Davon aber redete er nicht, bis die Mitternachtsstunde nahete, wo R. fort mußte, da brachte er es ihm, und es entstand ein Streit der Liebe, in dem am Ende denn doch der Kandidat den Sieg davon trug. R. nahm mit Thränen des innigsten Dankes das Requelorchen an und reiste in Gottes Namen, begleitet von den Segenswünschen des Freundes und seines bisherigen Principals seiner Bestimmung zu. —

Bald darauf schlug auch für D. die Scheidestunde.

Er war noch bei dem alten, treuen Freunde gewesen, hatte seiner lieben Lehrerfamilie ein herzinniges Lebewohl gesagt und schied aus dem Hause, das ihm eine leibliche und geistige Heimath geworden war, mit heißem Danke und auch ihm folgten Aller Segenswünsche und Fürbitten.

Ihm lächelte das Glück von Einer Seite mehr, als dem armen R., denn das Wetter war umgeschlagen und sehr milde geworden; aber von der Andern zeigte es ihm eine desto trübere Miene. Der Koth war schuhtief, durch den sich das träge Unthier der Landkutsche hindurchwinden mußte, und über die allzugroße Eilfertigkeit des schwerfälligen Gebäudes der Wagner- und Sattler-Hand sich zu beschweren, hatte er nicht die mindeste Ursache. Glücklich erreichte er indessen sein Ziel und arbeitete rüstig an seiner Ausbildung zum Missionär. Nach etwa zwei bis drei Jahren, die er noch in England zubrachte, trug ihn ein englisches Schiff nach Canada, wo er alsbald seinen wandernden Apostelberuf antrat.

Von England aus schrieb er seinem Principale in Frankfurt und legte einen Brief an R. bei, aber von ihm erhielt er keine Antwort, weil ihn sein Brief nicht erreicht

hatte und R. konnte ihm von dem Wechsel seiner Schicksale keine Kunde geben, da er seine Adresse nicht wußte.

Von dem Wechsel seiner Schicksale sagte ich, fuhr Schmiedsjakob fort, und der war unerwartet und wichtig.

R's. Mutter war die Schwester eines Mannes, der seit seiner frühesten Jugend ein Strick und Taugenichts gewesen war oder doch dafür bei Verwandten, Bekannten und Nachbarn gegolten hatte. In der Schule wollte er Nichts lernen, obgleich er außerordentlich begabt war vom lieben Gotte. Bei den Meistern, wo er ein Geschäft lernen sollte, fing er Händel an, daß sie ihn fortjagten. Er ist der erste Nagel zu meinem Sarge! hatte der Vater gesagt und es schien, als sollte dies wahr werden, denn am frühen Tode desselben hatte das tiefe Leid über diesen bösen Buben gewiß einen großen Antheil. Die arme Mutter hatte unsägliches Kreuz durch ihn; aber, als er ihren Kummer und Leid sah, ging's ihm doch durch die Seele, denn gutmüthig war er von Natur.

Was er aber anfangen sollte, das war die Frage, die der Mutter mehr Leid und Kummer machte, als ihm. Blieb doch die See am Ende übrig, und er ging zur See.

Von dem Tage an war er verschollen und blieb es. Die Mutter starb und die Schwester wurde alt, Wittwe, arm — und an den Bruder dachte Niemand mehr, weil man ihn für todt halten mußte, da vierzig Jahre vorübergegangen waren, ohne daß sich eine Spur von ihm gezeigt hätte.

Der junge R. war vielleicht ein halbes Jahr in Metz und freute sich, von seinem größeren Gehalte der Mutter auch größere Gaben senden zu können, daß sie sich besser in ihren alten Tagen pflege, da kam von der Holländischen Regierung an den Rath von Hamburg die Frage, ob noch Glieder der Familie vorhanden seien, welcher der Schiffscapitain M....r angehört habe; derselbe, hieß es ferner, sei auf Java unvermählt gestorben und habe ein sehr bedeutendes Vermögen zurückgelassen; die Regierung der Colonien ersuche den Rath, die nöthigen Nachforschungen an-

stellen zu lassen, damit das Vermögen den rechten Erben verabfolgt werden könne.

Wenn so ein Holländer ein Vermögen bedeutend nennt, so hat das Etwas auf sich und wird dabei nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden gerechnet, und so stellte es sich denn auch heraus, daß die arme Frau R., welche die einzige Schwester des Kapitains gewesen war, selbst in dem reichen Hamburg noch eine sehr reiche Frau war, wenn sie in den Besitz dieses Nachlasses ihres Bruders kam.

Ohne Schwierigkeit wurde die Erbberechtigung dargethan und als wieder der Winter kam, brauchte sich R. kein Roquelorchen mehr schenken zu lassen.

Er richtete sich nun ein Handelsgeschäft in Hamburg ein, das einen blühenden Aufschwung nahm; beirathete ein liebenswürdiges, braves Mädchen, das auch nicht mit leerer Hand in's Haus kam und war von da an, wie man sagt: ein gemachter Mann.

Als er von Metz heimkehrte, trug er das Roquelorchen seines Freundes D. und sagte zu seiner Mutter: Mag es mir gehen in der Welt wie es will, und mag mich der Herr hinführen, wohin er in seiner Weisheit und Gnade für gut findet, dies Mäntelein soll mich begleiten und soll aufgehoben werden, wie ein seltener Schatz, denn es hat mir Segen gebracht, und nun erzählte er der theuern Mutter, wie es ihm der gute D. geschenkt und ihn ohne Zweifel dadurch vor schlimmen Folgen bewahrt habe, die unabweisbar ihn würden getroffen haben, wenn er in seinen dünnen, abgetragenen Kleidern die weite und lange Winterreise von Frankfurt nach Metz hätte machen müssen. Wüßte ich nur, schloß er seine Erzählung, wo die treue Seele jetzt ist, daß ich ihm Gutes thun könnte; — vielleicht sitzt er in den Urwäldern Canada's mit den Wilden am Feuer und würde Gott danken, wenn er sein Roquelorchen hätte.

Was hier der treue Freund befürchtend sagte, war nur zu wahr, wenn auch nicht in dem Punkte, daß damals schon D. in den Urwäldern Canada's am Feuer der Wilden saß. Er war nämlich auf der Reise nach England

und ſtand auf dem Verdecke des Paketbootes, das von Bremerhafen nach England ſegelte, und der Wind pfiff ſcharf und ſchneidend durch das Takelwerk und durch das ſchwarze Röcklein, das ihm nicht den Widerſtand leiſtete, der den alle Glieder ſchüttelnden Froſt hätte abhalten können. Da dachte er an das Roquelorchen und wünſchte es ſich um die Schultern, da in dieſer Jahreszeit auf dem Feſtlande der liebe Freund ſeiner wohl nicht mehr bedurfte. In ſolche Gedanken vertieft, trat der Kapitain zu ihm und ſagte: Patron, Ihr friert ja, wie ein däniſcher Windhund! Legt Euch in Eure Koje und trinkt Etwas, was Euch erwärmt, ſonſt lauft Ihr Gefahr, zu erkranken!

Die Koje, nämlich der Behälter in der Schiffswand, worinnen eben grade ein Menſch liegen kann, gefiel dem armen Kandidaten, aber das erwärmende Getränke nicht, denn das koſtete Geld und er hatte daran nicht den geringſten Ueberfluß, ſondern ſein Vorrath war überflüſſig geringe.

Er folgte daher dem erſten Theil des guten Rathes und unter dem dicken Blanket, wie man die mächtigen wollenen Teppiche nennt, damit ſich die Matroſen und Schiffsreiſenden in den Kojen zu bedecken pflegen, wurde es ihm wieder warm und des Roquelorchens gedachte er nicht mehr ſehnſüchtig, wie vor einigen Augenblicken, und wenn er fortan wieder einmal auf dem Verdeck weilen wollte, dann nahm er ſein Blanket mit und wickelte ſich hinein und es diente ihm köſtlich, wie auch die Matroſen und Reiſegefährten darüber lachen und ſpötteln mochten, und das Roquelorchen war durch ſeinen weißen Stellvertreter mehr, als erſetzt, und die Freſtleiden der Seereiſe bewältigt.

Wie man ſich bilft, ſagte der Kandidat zu ſich, wenn's eben nur rechtſchaffen und ehrlich iſt, es gilt vollkommen gleich und ob Blanket oder Roquelor, was kümmerts mich, es hält mich warm? —

IV.

Zwölf Jahre sind eine lange Zeit, hinreichend, das Bild eines Menschen vor den Augen der Seele erbleichen zu lassen, doch nicht vor der eines treuen, ehrlichen Menschen, wie R. war. Er vergaß im Reichthume den nicht, den er in seiner Armuth als Bruder geliebt und dem er, das erkannte er erst jetzt, wo er in reiferen Jahren stand, vieles verdankte. Er besaß kein anderes sichtbares Andenken an ihn, als das Roquelorchen, das er aufgehoben, so lange als möglich; aber die Motten hatten das grobe Wollgewebe lieb gewonnen und fanden es vortrefflich, ihre junge Brut darin zu bergen, und diese hatte so rüstig gearbeitet, daß kein Faden mehr an dem andern hielt.

Da sagte eines Tages seine liebe Frau: Wenn du nicht willst, daß unser ganzes Haus ein Mottennest werde, die sich dann auch deinem Magazine mittheilen, so erlaube mir, den alten Roqueler fortzuschaffen. Er zerfällt, wörtlich genommen, in einzelne Fetzen, so haben sie ihn zerbissen.

Muß denn auch das Letzte, was ich von ihm habe, zu Grunde gehen! klagte mit tiefempfundener Wehmuth der treue R.; allein er überzeugte sich selbst von der Wahrheit dessen, was seine Frau gesagt, daß er es zugeben mußte. Er blieb indeß den ganzen Tag verstimmt und weich.

Abends fragte seiner Frau Schwester, ein junges, treffliches Mädchen, das seit der Eltern Tod im Hause ihres Schwagers und ihrer Schwester lebte, nach der Bewandtniß mit dem alten Flausmäntelchen. Sie hatte nämlich aus ihres Schwagers Munde nie die Geschichte gehört.

Es that ihm in seiner Stimmung wohl, einmal wieder sich im Geiste in die sorgenschweren und doch so glücklichen Tage seiner Jugend zurück zu versetzen, und gerne ergriff er die Gelegenheit, einmal wieder aus der Vergangenheit theure Bilder zurückzurufen. Mit der vollsten Begeisterung der Liebe schilderte er sein Zusammenleben mit D., schilderte ihn selbst und das Bild des Freundes konnte nur bei solcher Schilderung gewinnen; dann kam er auf die Lage,

in der er und T. ſich damals befanden, und auf das ihm unſchätzbare Geſchenk des Roquelorchens bei der Abreiſe nach Mey.

Mathilde, die Schweſter ſeiner lieben Frau, hörte mit voller Hingabe der Seele dieſer ihr ganz neuen Erzählung zu und in ihrer Seele geſtaltete ſich das Bild D's., als das eines Heiligen, das ſie nur mit heiliger Ehrfurcht ſich vorſtellen konnte.

Wo iſt er denn jetzt? fragte ſie mit großer Theilnahme ihres unſchuldigen Herzens.

Das iſt die Frage, die mich ſeit zwölf Jahren quält, ſagte R. Bis nach England habe ich ſeine Spur verfolgt, aber mit ſeiner Abreiſe nach Amerika iſt ſie mir verloren gegangen und ich habe ſie nicht wieder entdecken können, ſoviel Mühe und Sorgfalt ich auch angewendet habe. Er iſt wirklich als Miſſionär unter die Wilden in Canada gegangen; hat da gewirkt — und das iſt das Letzte, was ich von ihm weiß. O, was gäbe ich drum, rief er aus, wenn ich ihn noch einmal wiederſähe!

Damit war das Geſpräch zu Ende und man ging ſchlafen. Mathildens Seele war voll von dem, was ſie gehört. Ehe ſie einſchlief malte ſie ſich im Geiſte das entbehrungsvolle Leben des frommen Miſſionärs unter den Wilden recht lebhaft aus, und als endlich der Schlaf ihr Auge ſchloß, da ſpann die Seele den Faden fort, und ſie träumte: ihr Schwager R. ſei eines Tages mit einem ſchönen, ſchwarzgekleideten Manne in's Haus gekommen und habe ihn als ſeinen theuern Freund T. vorgeſtellt, der aus Amerika gekommen ſei, um ſeine liebe Heimath und das theure Vaterland noch einmal zu ſehen, und — ſich eine Deutſche zur Frau zu ſuchen. Er ſei aber nicht mehr Miſſionär, ſondern Pfarrer in einer der größeren Städte Amerika's. Sie ſeyen Alle ſo glücklich geweſen, den lieben Freund R's. wieder zu haben, und auch er habe ſich ſo glücklich gefühlt und ſei lange bei ihnen geblieben. Da habe ſie ihn, er ſie liebgewonnen und ſie ſei ihm als ſein glückliches Weib über das Weltmeer gefolgt und habe es niemals bereut. —

Träume sind Schäume, sag' ich, fuhr nach einer Weile der Alte fort, und der Doctor Krummelhof in der Stadt sagt: sie kommen alle aus dem Magen, wie auch das sogenannte Alpdrücken. Ich habe meiner Lebtage Nichts auf solche Träume gehalten; aber dennoch habe ich so Vieles darüber gehört, daß namentlich sehr zarte Frauen und Mädchen oft sehr seltsame, prophetische Träume haben. Mit dem verrückten Doctor stimme ich nicht überein. Es ist offenbar, daß die Seele, selbst in dem Zustande, da der Körper, wie todt daliegt, nämlich im tiefen Schlafe, fortarbeitet, fortdenkt, und insbesondere den Faden der Gedankenreihe fortspinnt, dem sie sich im Wachen, vor dem Einschlafen des Leibes, hingegeben und der sie lebhaft beschäftigt hat. Nun sind aber die Sinne, als Augen, Ohren u. s. w. für die Welt, die uns äußerlich umgibt, geschlossen und sie führen der Seele die Gegenstände der wirklichen Welt nicht zu. So kommt es denn, daß die Gedanken der im Schlafe träumenden Seele oft so toll, so närrisch, so spukhaft, so verworren sind. Warum sollte aber da nicht einmal ein Traum sich so gestalten, daß er in späterer Zeit seine Erfüllung findet? Trifft sich's ja doch oft so seltsam im wachenden Leben — warum sollte dies nicht einmal mit einem Traume übereinstimmen können?

Ich weiß wohl, sagte Schmiedjakob, nachdem er lange sinnend und nachdenkend geschwiegen hatte, daß das leicht Eins oder das Andere dazu bringen könnte, nun jedem tollen Traume eine vorausverkündigende Bedeutung zu geben, und das könnte zu Traumdeuterei und all' dem Unsinne und dem sündhaften Thun und Treiben führen, was manche Köpfe schon toll gemacht hat, und ich will ihm keineswegs das Wort im weitesten Sinne reden, aber der, von dem ich die Geschichte habe, ist ein Mann von klarem Verstande und unbefangenem Urtheile, und er — dem ich viel Achtung und Zutrauen schenke, bürgt dafür, daß Mathilde diesen Traum, so wie er ist von mir erzählt worden, geträumt und ihn, unter dem Gelöbnisse unverbrechlichen Schweigens am andern Morgen der Schwester erzählt habe —

erzählt habe, nicht als ob ſie daran geglaubt und ſeine Erfüllung erwartet habe, ſondern eben nur als einen tollen Traum, der ſich an die Erzählung des vorigen Abends angeknüpft und daraus erwachſen. Das Verſprechen des Schweigens aber habe ſie der theuern Schweſter darum abgenommen, daß R. Nichts davon erfahre, der ſie ſonſt auf die unerträglichſte Weiſe würde geneckt haben, denn das war ſo ſeine Art und hatte er Etwas, das ihm ſo recht paßte, ſo war des Neckens und Quälens kein Ende.

Da aber das Ereigniß, welches der Traum verkündigt hatte, nicht eintraf, ſo wurde er bald wieder vergeſſen, nur nicht von dem jungen Mädchen, das ihn ſo oft in ihrer Seele bewegte, und ſo kannte es ſich auch nicht anders machen, als daß ſie denſelben Traum öfters wieder, ganz ſo wie das erſtemal, träumte. Ihre Schweſter aber hatte, was ſonſt die Frauen ſelten thun, reinen Mund gegen ihren Mann gehalten, der von dem Traume des Mädchens nicht das Geringſte erfuhr.

Laß den Traum des Mädels in Ruhe, ſagte der Gevatter zu Schmiedjakob; mich gelüſtets zu hören, wie es dem armen Kandidaten T. ergangen iſt. Schmiedjakob lächelte, denn er ſah, wie Kathrinchen gar ſeltſame Gedanken mit ihrem Faden hineinſpinnen mochte, denn ſie ſah vor ſich hin, als habe ſie die Welt um ſich gänzlich vergeſſen; dann aber fuhr er zu erzählen fort: der junge T. war von Halle nach England an Miſſionsfreunde dort warm empfohlen worden und wurde herzlich aufgenommen, als er endlich, nach einer ſtürmiſchen Seereiſe, in London an's Land ſtieg.

Die dortigen Miſſionsfreunde nahmen ſich ſeiner in Liebe an und er blieb, wie ich ſchon kurz erwähnt habe, dort, bis er der engliſchen Sprache ſo kundig war, daß er ohne Sorge ſeinen Beruf antreten konnte. Er hatte ſich überdies von kundigen Leuten in der Sprache der kanadiſchen Indianer unterrichten laſſen, und war am Schluſſe ſeines Aufenthaltes in England im Stande, auch darin ſich leidlich auszudrücken.

Sein Feuereifer raſtete aber nun auch nicht länger und

er ging zu seiner Bestimmung ab, besser ausgestattet, als der arme R., da er seine Winterreise nach Mex antrat und so glücklich war im Besitze des bereits fadenscheinigen Requelerchens.

Nach einer Seereise, die von keinem Unfalle getrübt war, erreichte er die Küste des Landes, darin er ein Apostel des treuen Heilandes, ein Träger seines Lichtes, werden wollte, und sogleich trat er seine Landreise an.

An den Grenzen des Gebiets, wo die Indianer umherziehen auf ihren Jagden, haben die Engländer damals Forts oder kleine Festungen gehabt, um die Wilden im Respekte zu erhalten und die Niederlassungen der Weißen zu schützen, zugleich dienten diese Forts aber auch dem Tauschhandel mit den Indianern, deren Pelze einen wichtigen Handelsgegenstand ausmachten, theils um als feines Pelzwerk nach Europa ausgeführt, theils um als Häute zur Lederbereitung zu dienen. Nach solch' einem an den Grenzen der Indianergebiete liegenden Fort wurde der junge, deutsche Missionär gesendet und begann dort sein Wirken unter den sogenannten Rothhäuten, wie die Amerikaner europäischer Abkunft, die Wilden, ihrer kupferrothen Hautfarbe wegen, nennen.

Sieben volle Jahre wirkte er in seinem heiligen Berufe mit ebenso seltener Treue, als erfreulichem Erfolge, denn Viele der Wilden bekehrte er zu Christo und brachte sie dazu, feste Wohnsitze zu gründen und in erfolgreichem Ackerbaue ihren Lebensunterhalt zu suchen, statt im unsichern Jagen des Wildes.

Was aber eine Lebensweise, die mit der der abgehärteten Wilden fast gleich war, denn er mußte mit ihnen ziehen, um sie für das heilige Evangelium zu gewinnen, mit sich führte und für den zärteren Körperbau des Europäers und endlich noch für eine zarte Natur, wie D. war, mit sich führen mußte, das zeigte sich auf unzweideutige Weise. Gichtartige Leiden begannen ihn heimzusuchen, und er mußte, wie schwer es ihm auch wurde, dem theuern, selbstgewählten, vielfach vom Herrn gesegneten Berufe entsagen. Der Missions-

gesellschaft in London war dies hinlänglich bekannt und sie setzte ihn durch ein anständiges Ruhegehalt in den Stand, sorgenlos seiner Zukunft entgegenblicken zu können, obgleich sie den Ueberfluß ebenso, wie den Mangel, ausschloß. Ohne alle Thätigkeit zu leben, war ihm unmöglich. Nachdem er sich also erholt und seine Gesundheit wieder erlangt hatte, bat er um Verwendung seiner Kräfte im Dienste der Kirche.

Die Verdienste, die er sich als Heidenmissionär erworben und die schöne Gabe, vortrefflicher Prediger zu sein, konnten nicht unbeachtet bleiben. Als daher die erste Pfarrstelle an der Sanct-Pauls-Kirche in Louisville durch den Tod des alten Pfarrers erledigt worden war, wurde T. dazu berufen, und trat den Beruf mit Freuden an und gewann sich bald die Liebe und das Zutrauen seiner neuen Gemeinde in dem Grade, der ihm ein gesegnetes Wirken möglich machte. Seine Wohnung war prachtvoll und groß; aber in den schönen Räumen lebte er alleine mit einem alten treuen Diener. Dies Leben war unerträglich für einen gemüthlichen Menschen, wie T. es war.

Er stand auch nun in den Jahren, wo es Zeit war, wenn er sich überhaupt verheirathen wollte, alles Ernstes an diesen wichtigen Schritt zu denken.

So lange nun aber auch T. schon in Amerika gelebt, er war durch und durch ein Deutscher geblieben, und wenn er den Gedanken, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, in seiner Seele bewegte, so kam ihm der Gedanke, nur eine Deutsche dürfe es sein, zu solcher Gewißheit des Entschlusses, daß er ernstlich daran dachte, eine Reise nach Deutschland zu machen, um sich dort ein Wesen zu suchen, das zu ihm passe. Dadurch kehrten seine Gedanken gar oft wieder zur theuern deutschen Heimath zurück und das Andenken seines theuern Freundes R. wurde lebendiger wach, denn je. Unvermerkt bildete sich bei ihm ein wahres Heimweh aus, und nun war kein Halten mehr. Er suchte um den nöthigen Urlaub nach, schiffte sich ein und hatte die Freude nach einer etwas langen und stürmischen Reise die Thürme von Hamburg zu sehen.

Er war nie in Hamburg gewesen, und hatte diese Stadt darum zu erreichen gesucht, weil er hier, am Geburtsorte des Freundes, Nachrichten von ihm, ob er noch lebe und wie es ihm gehe, zu gewinnen hoffte.

Es war schon dunkle Nacht, als er in den Gasthof trat, der ihm empfohlen worden war, und müde von der Seereise, wollte er sich erst einmal recht erholen, ehe er in die Stadt selbst sich begäbe.

Dies that er denn und erst am zweiten Tage nach seiner Ankunft, trat er in das Gastzimmer, wo er den Wirth traf. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte dann, ob ihm der Name R. bekannt sei.

Bemerken muß ich aber, unterbrach der Alte den Gang seiner Erzählung, daß der Name R. Einer derjenigen war, die sehr häufig in Deutschland sind und fast so häufig, wie die Handwerkernamen: Schmied, Schneider, Schreiner, Müller u. s. w.

Freilich, entgegnete der Wirth auf D's. Frage, kenne ich einen Herrn dieses Namens hier und gar ist er Einer von denen, die hier am Schwersten in das Gewicht fallen. Er ist Großhändler. Seine Schiffe blähen ihre Segel in allen Meeren und man trifft nicht weit neben dran, wenn man ihn einen Millionär nennt. Er ist Mitglied des Rathes und Einer unsrer geachtetsten und wackersten Männer der Stadt und ein großer Wohlthäter der Armen.

Alles, was Ihr sagt, Herr Wirth, trifft zu, bis auf zwei Dinge, den Millionär nämlich und den Großhändler und Schiffsbeder, und an den zwei Punkten scheitert Alles. Mein R. war zwar auch ein Kaufmann, aber ein armer Schelm, und somit ist's Nichts, was mir sehr leid thut, sagte D. Habt Ihr denn nicht eine Wittwe R. gekannt, eine arme Frau und ihren Sohn Ludwig?

Ludwig R. heißt der auch, versetzte der Wirth, aber einer armen Frau Sohn war er meines Wissens nicht.

Esel! murmelte D., ärgerlich über den Menschen, der immer auf seinen Neun Augen stehen blieb, und ging auf seine Stube, nachzudenken, wie er es anfinge, Nachrichten

einzuziehen; denn damals war es eben noch nicht, wie heute, wo die Polizei Jeden zurechtweisen kann.

Es war an demselben Abende, als R. ernst und sinnend in den Kreis seiner Lieben trat.

Ist dir Etwas? fragte liebevoll seine Frau. Du scheinst mißstimmt. Nichts weniger, als das, erwiederte R. Hättest du gesagt, du bist traurig, so wärest du der rechten Bezeichnung nahe gekommen. Denke dir, als ich heute durch den Hafen gehe, erblicke ich einen Mann von edler, kräftiger Gestalt und Haltung in einiger Entfernung vorübergehen, einem dort liegenden Gasthofe zu. Dieser Mann, in der Tracht eines Geistlichen, erinnerte mich so lebhaft an meinen treuen guten D., daß ich ihn fast angerufen hätte. Ich war so betroffen, daß ich ihn darüber aus dem Auge verlor. Es war sein liebes Gesicht, nur seine Gestalt nicht. D. war kleiner und sehr schmächtig.

Mathilde wurde bleich und Frau R., die das mit schalkigem Lächeln bemerkte, sagte: Wenn ich aber an deiner Stelle gewesen wäre, ich hätte Gewißheit haben müssen, und wäre ihm in den Gasthof unter einen leicht zu findenden Vorwande gefolgt. Warum könnte er es nicht sein? Konnte er nicht noch später gewachsen oder dein Augenmaß von seiner Größe nicht mehr das Rechte sein? Und stattlich, nun, das bist du ja auch geworden, warum nicht er?

R. sah starr in eine Ecke.

Du hast Recht, sagte er; ich habe sehr unbesonnen gehandelt! Aber Morgen in aller Frühe bin ich in dem Gasthofe, darauf kannst du dich verlassen. Trügt mich das sonst so sichere Auge der Freundschaft nicht, so ist er es!

Mathilde blieb den ganzen Abend über ernst und stille und Frau R. versuchte umsonst das junge Mädchen heiter zu stimmen.

In der Frühe des folgenden Morgens trat R. in den Gasthof, in dessen Thüre er den Fremden hatte verschwinden sehen. Der Wirth wußte nicht, wohin er die Ehre dieses Besuches schreiben sollte, bis ihm die gestrige Unterredung mit dem amerikanischen Geistlichen wieder einfiel.

Es ist doch seltsam, sagte er, daß Sie heute so frühe mein Haus beehren, das sich Ihres Besuches noch nie zu erfreuen hatte, und gestern erkundigte sich ein Herr, der bei mir wohnt, sehr angelegentlich nach Ihnen. Als ich ihm aber nähere Verhältnisse angab, meinte er, Sie seien der Gesuchte nicht, da der ihm befreundete Mann ihres Namens ein armer Schelm gewesen sei.

Wie heißt der Fremde, der das gesagt hat? rief da mit einer Heftigkeit Herr R., daß der Wirth ordentlich zusammenfuhr.

Pastor D. aus Louisville, entgegnete er.

Wo ist er? Wo ist er? rief R. und faßte den Wirth bei der Hand und zog ihn fort.

Er wird kaum aufgestanden sein! sagte dieser abwehrend. Erlauben Sie nur einen Augenblick, daß ich — gehe und nachsehe! R. mußte sich gedulden, aber wenige Augenblicke später trat D. in den Saal.

Sich sehen, die Arme ausbreiten und Einer sich an des Andern Brust werfen, das war Eins.

Da dachte der Wirth, er wäre überflüssig, woran er denn auch vollkommen Recht hatte, und verzog sich.

Die Freude des Wiedersehens war stürmisch und es verging eine geraume Zeit, ehe sich die Wellen der Freude legten und ein ruhigeres Besprechen eintrat.

R. wollte seinen D. sogleich mit in sein Haus führen, was aber D. aus Rücksicht gegen die Familie ablehnte und im Gasthofe frühstückte, was freilich nicht weit her war, denn die unverhoffte Freude, nachdem sie durch des Wirthes geirrige Aeußerungen zurückgedrängt worden war, hatte ihm den Appetit gänzlich verdorben.

Einige Stunden später saßen Frau R. und Mathilde bei einander und harrten der Rückkehr R's. mit gespannter Erwartung, als sie ihn, mit einem Fremden redend, die Stiege heraufkommen hörten.

Mathilde erbleichte und entfloh dann in der Angst ihres Herzens in das Nebenzimmer, konnte es sich aber dennoch nicht versagen, durch das Schlüsselloch den Fremden

zu besehen, dessen männliche Schönheit ihr Herz höher schlagen machte.

Sollte der Traum in Erfüllung gehen? dachte sie und eine glühende Röthe bedeckte ihr Antlitz.

Drüben im Gemache war lebhaftes Gespräch und der Ton der Stimmen gab Zeugniß von der Freude der Herzen.

Endlich fragte R.: Wo ist denn Mathilde?

Nun mußte sie kommen; aber sie kam in einer Verlegenheit, die R. nicht begriff, ebenso wenig, wie er die schalkigen Blicke seiner Gattin verstand, die mitunter Mathildens Verlegenheit und Erröthen aufs Neue hervorriefen, wenn sie sich mühsam gesammelt hatte.

Erst da wurde sie ruhiger, als D. seine Schicksale erzählte, und nun auch R. die Seinigen mittheilen mußte. Dem Requelorchen wurde eine Lobrede gehalten und der, der es in seiner Armuth dem noch ärmeren Freunde gegeben, wieder einmal an die Freundesbrust gedrückt. So glücklich hatte Frau R. ihren Mann noch selten gesehen,

und nicht weniger glücklich war D. im Wiederfinden des Freundes. Nicht selten standen Thränen in ihren und Mathildens Augen, wenn sie die Innigkeit ihrer Liebe sahen und die Versicherungen ihres Kummers vernahmen, daß sie so lange keine Kunde von einander erhalten hatten.

In den folgenden Tagen zeigte R. seinem Freunde D. die Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt. Da gewann denn Mathilde wieder die ruhige Sammlung, deren sie bedurfte, aber Frau R. fand sie oft träumerisch dasitzen, neckte sie aber doch nicht mehr, denn sie hatte D's. Blicke auch bemerkt, die mit Wohlgefallen auf dem schönen Mädchen ruhten.

Auf einem ihrer Spaziergänge bekannte denn D. auch seinem Freunde, daß es seine Absicht sei, sich in Deutschland eine Frau zu suchen, da er vor den eitelen, trägen Amerikanerinnen einen Abscheu habe, die Nichts weniger seien, als Hausfrauen. Er verhehlte dem Freunde nicht, wie wohl ihm Mathilde gefalle, und dieser konnte dem tüchtigen Mädchen nur das trefflichste Zeugniß geben.

Abends sagte er es seiner Frau und diese erzählte ihr des Mädchens seltsamen Traum.

Ich gäbe dem Freunde herrliche Zinsen für sein Mäntelchen, rief R. freudig aus, wenn ich ihm das Mädchen könnte zum Weibe geben!

Ja, sagte seine Frau, Mathilde ist ein Schatz, dessen Zinsen ein Leben verschönern und glücklich machen können. Laß Gott walten, theurer R. Thue du Nichts in der Sache, wie ich Nichts thun werde. Will es Gott, und ist ihre Ehe im Himmel geschlossen, so würde ich dem treuen D. am liebsten meine Schwester geben, denn ich wüßte, daß ich sie keinem Bessern anvertrauen könnte.

So waren denn Beide in der Weise ihres Verhaltens einig.

Aber schon nach einigen Wochen waren auch D. und Mathilde einig und eines Abends traten beide Hand in Hand zu R. und seiner Frau und baten um ihren geschwisterlichen Segen.

Sieh, rief der glückliche R. aus, ich gebe dir in ihr

einen Ersatz für deine Liebesgabe, als ich nach Metz ging; möge sie dein Leben zu einem sonnenhellen Tage machen, wie ihre Schwester das Meinige mir gemacht hat.

Nun aber kam auch Mathildens Traum zur Sprache, in dem Alle eine Ververkündigung des Himmels erblickten. D. schloß seine Mathilde an sein Herz und rief: Du bist mir vom Herrn bestimmt und das ist die Bürgschaft unires Glückes.

Und es war so.

R. ließ es sich nicht nehmen, Mathildens reiche Ausstattung zu besorgen, und seinen lieben Schwager D. wußte er unvermerkt in Eins der großen Kleidergeschäfte zu führen, wo ihn der Meister mit scharfem Auge besah. Und am Hochzeits-Vorabend wurde ein kostbarer Anzug gebracht, den R. dem Freunde mit den Worten übergab: Zürne mir nicht, mein lieber Freund und Schwager, daß ich dir dies Kleid als Gegengabe für das kostbare Roquelorchen übergebe. Ich habe es so lange bewahrt, bis die Motten es zerstörten!

D. mußte das Kleid annehmen, wollte er R. nicht erzürnen und ihm wehe thun, und in diesem Kleide wurde er mit Mathilde getraut.

Dann reiste er mit ihr in seine Heimat. Leider war der alte treffliche Lehrer todt und auch der Pfarrer, und nur ihren Kindern konnte er seine Liebe und Dankbarkeit beweisen; aber in Frankfurt lebte sein theurer Principal noch und nahm ihn mit rührender Liebe auf. Im Kreise seiner Familie weilte er einige Wochen, Tage, an die er zeitlebens mit Freude und Dank sich erinnert.

Von Frankfurt kehrte er, begleitet von den Segenswünschen der theuern Familie, nach Hamburg zurück, genoß hier noch des liebevollen Umgangs derer, die ihm nun noch durch andere Bande, als die der Liebe und Freundschaft angehörten, und führte dann sein liebes junges Weib hinüber nach Louisville.

Der Abschied war schwer, aber die Hoffnung öfterer Wiederkehr nach Hamburg versüßte sein Bitteres. Dieses

Wiederſehn wurde ihnen im Laufe der Jahre und bei dem wachſenden Verkehre noch oft zu Theil, und ſo oft ſich die glücklichen Geſchwiſter auch wiederſahen, immer wurde des alten Roquelorchens gedacht, das im Lebensgange der beiden Freunde eine ſo nachhaltige Bedeutung gewonnen hatte.

15. Ein Stücklein von einem reich begabten Muſikus.

Viele meiner lieben Leſer kennen die herrliche Muſik, welche der reichbegabte Beethoven hinterlaſſen hat, die das Gemüth mit ſo wunderbarer Kraft ergreift. Manche wiſſen auch, daß er ein ſeltſamer Kauz war, der überall ſeine eigenen Wege ging, und darum oft andern in den Weg kam, die ſich an dem ſcharfkantigen Manne ſtießen. Oft ging er ſo in ſeine Gedanken vertieft, daß er an ſeinen

besten Freunden vorüberging, ohne sie zu bemerken. Wenn der musikalische Geist über ihn kam, dann konnte er sich, wo es auch war, hinstellen oder setzen, und seine Gedanken in Noten niederschreiben. Nichts störte ihn dann, weil er, was um ihn verging, weder hörte, noch sah.

Einst begegnete es ihm in Wien, wo er lebte, daß er auf der Straße plötzlich einen musikalischen Gedanken hatte, den er niederschreiben mußte, wenn er ihm nicht sollte verloren gehen. Ohne Weiteres trat er in das nächste Haus. Es war zufällig der Gasthof zum römischen Kaiser. Die Aufwärter gafften den Mann im grauen Rocke, mit dem finster dreinschauenden Gesichte und dem struppigen Haare, das fast borstenartig, in dichtem Stande, den Kopf umgab und von demselben in wilder Unordnung abstand, mit verwunderten Blicken an, denn er schien sie gar nicht zu bemerken, warf seinen Hut auf ein Seitentischchen, setzte sich an die schon zum Mittagessen bereitete Wirthstafel, zog eine Rolle Papier heraus und ein kleines Tintenfaß, und begann eifrig Noten zu schreiben.

Was ist das für Einer? fragte ein Kellner den Andern, aber Keiner wußte zu antworten, weil Keiner den großen Meister kannte. Seine seltsame Erscheinung begann die jungen Leute zu beschäftigen.

Geh, frag' ihn einmal, was er will? sagte Einer zum Andern, aber Keiner mochte den so bärbeißig aussehenden Fremden anreden. Endlich faßte sich Einer ein Herz, kam höflich auf ihn zu und fragte: Was befehlen Sie, mein Herr? — Beethoven fuhr, wie aus einem Traume, auf, sah den Kellner mit verworrenem Ausdrucke, aber höchst ärgerlich, daß er ihn so aufdringlich gestört, an und sagte: Noch Nichts! Aber lassen Sie mir meine Ruhe!

Das sagte er in einem so barschen, ärgerlichen Tone, daß der Kellner erschreckt zurückfuhr und sich eiligst zu seinen Genossen zurückzog, die ihn weidlich neckten und halblaut kicherten.

Das störte den Meister nicht, vielmehr fuhr er eifrig fort, Noten zu schreiben; trat dabei mit dem Fuße den

Takt und ſummte ziemlich laut die Melodieen, die er auf das Papier niederſchrieb. Das beluſtigte die Kellner gewaltig, aber Beethoven ließ ſich nicht ſtören. Er ließ ſich auch nicht im Mindeſten ſtören, als ſich der große Speiſeſaal allmählig mit Gäſten füllte, die ſelbſt den taktirenden, ſummenden und notenſchreibenden Muſikus mit Erſtaunen und mit Lachen betrachteten. Es ſtörte ihn nicht, ja er bemerkte es gar nicht, daß die Glocke in der Flur die Stunde des Mittageſſens angab durch ihr ſchallendes Läuten und die Gäſte ſich rings um ihn an die Tafel ſetzten. Ebenſo wenig vernahm er das Klappern der Teller und ſelbſt der Geruch der Speiſen ſchien ſeine Naſe nicht zu berühren.

Es war ein Glück, daß Einer der Gäſte ihn kannte, weil er ſonſt vielleicht von den Kellnern hätte können auf eine unangenehme Weiſe ausgewieſen werden, da er eine Störung an der Speiſetafel machte. Nun flüſterte Einer dem Andern zu: Es iſt Beethoven! Laſſet ihn ja ungeſtört, denn er componirt eben!

Das bewirkte, daß man ihn gewähren ließ und ihm mit Achtung ferne blieb.

Er aber trat fort und fort den Takt mit dem Fuße, ſummte halblaut ſeine Melodieen und ſchrieb ſo ſchnell ſeine Noten, als er nur konnte. Selbſt das ſehr laut werdende Tiſchgeſpräch hatte keinen Einfluß auf ihn, woran freilich auch ſeine bekannte Harthörigkeit ihren Antheil haben mochte.

Die Tafel dauerte ſchier zwei volle Stunden. Die Gäſte verließen den Saal und allmählich klirrten und rappelten Teller und Gläſer wieder, denn die Tafel wurde abgeräumt, aber Beethoven fuhr unverändert in ſeiner Beſchäftigung und in ſeiner Weiſe fort.

Jetzt trat der Kellner wieder zu ihm und ſagte: das Eſſen iſt vorüber. Wollen Sie denn immer noch nichts genießen?

Im höchſten Aerger und Zorne rief Beethoven: Kann man denn nirgends ungeſtört ſein? Gehen Sie zum Kuckuck, und laſſen Sie mir meine Ruhe!

Verblüfft zog ſich der Kellner abermals zurück und Beethoven taktirte, ſummte und ſchrieb fort, als ſäße er

daheim an seinem Pulte, und Niemand wagte es mehr, eine Frage an den Meister zu richten.

Noch einige Zeit fuhr er so fort, dann rollte er plötzlich sein Notenheft zusammen, steckte den Korkstöpsel in sein Dintenglas; schob seine Feder in das Papier und dann Alles in seine Tasche. Heiter blickte er in den leergewordenen Saal und winkte dem Kellner. Der eilte herbei und Beethoven sagte zu ihm: Ich will bezahlen! Was bin ich schuldig? —

Mein Gott, sagte verlegen der Kellner, Sie haben Nichts zu bezahlen, denn Sie haben ja nicht das Allergeringste genossen! Soll ich Ihnen vielleicht aufwarten? —

Seltsam! sagte Beethoven. Ich bin aber satt! Darauf grüßte er artig den Kellner, stülpte seinen Hut auf das struppige Haar und ging von dannen.

Das ist doch eine seltsame Geschichte, sagte der Kellner zu dem Gastwirthe, der Beethoven ist von den Tönen, die er summte, so satt geworden, daß er meinte, er habe an der Tafel gespeist, und wollte im vollen Ernste bezahlen. Es gibt doch allerlei seltsame Kostgänger am großen Tische des lieben Gottes, aber gewiß nicht viele, wie der! Der Wirth nickte lächelnd und sagte: Für uns wär's schlimm, wenn wir viele solcher Gäste hätten, denn ich glaube, außer dem zerstreuten Beethoven dächte Keiner dran, für solche Kost, die er sich am Ende noch selbst bereitet hat, zu bezahlen!

16. Ein Räthsel.

Ich trage Viele über Land und Meer;
Doch weder für ein Schiff, noch einen Wagen
Wird Einer mich erkennen, wie sie auch
Gar Viele über Land und Meere tragen.
Das fehlte noch, daß mich der Mensch regierte,
Der nicht mehr weiß, wo seine Kräfte enden!
Ihm sei's genug, daß süße Töne er
Aus meinem Innern lockt mit seinen Händen.

17. Von einer edlen Frau.

Wie es mir eine rechte Freude ist, Gutes und Schönes mitzutheilen, das wissen meine lieben Leser recht gut, und auch, wie ich mich freue, Frauen und Jungfrauen einen Spiegel vorzuhalten, nicht daß sie ihr schönes Antlitz darin betrachten — denn das thun die Meisten alle Viertelstunde fünfzehnmal — sondern bildlich verstanden, daß sie darinnen ein Bild schauen, dem nachzuahmen ihre Seele erweckt werde.

Das, was ich hier zu erzählen beabsichtige, ist aus dem Leben einer edeln, von uns Allen tiefbemitleideten deutschen Fürstin, die ihr Geschick mit einem aus der Familie des entthronten Königs von Frankreich, Ludwig Philipp, verband: ich meine die Herzogin von Orleans. Deutschen Fürstinnen an und auf dem französischen Throne hat das Geschick nur Leid gebracht. Auch diese edle Fürstin erfuhr das. Ihr Gatte, der Erbprinz von Frankreich, fand in der Blüthe seiner Jahre den Tod durch ein schweres Unglück. Sie wurde Wittwe und bald mußte sie das Land fliehen mit ihren hoffnungsvollen Söhnen, denen keine Hoffnung blühte, die Stellen einzunehmen, zu denen sie ihre Geburt berechtigte. Im stillen Eisenach lebte sie fortan; erzog ihre Söhne und war in Liebe thätig für alle Leidende und Gedrückte, wie ein helfender Engel.

In den Sommertagen besuchte sie diejenigen Heilbäder, welche ihre Aerzte ihr anriethen; kein's heilte die Wunde im Herzen. — Aber, wo sie erschien, da priesen Arme und Unglückliche sie als ihre Wohlthäterin und segneten sie, und, wie eine zweite Elisabeth von Thüringen, genügte es ihrem Herzen nicht, durch Unterstützungen die leibliche Noth zu lindern, sie fügte persönlich den Balsam der Theilnahme, der segnenden Liebe, des erquickenden, aus Gottes Wort fließenden Trostes hinzu, was mehr war, als die Gabe, die sie reichte.

So war sie in den letzten Jahren im Stachelberger Bade in dem Kanton Glarus, in der Schweiz, mit ihren beiden Söhnen. Ueberall hin ging ihr der Ruf ihrer

Barmherzigkeit voraus und die Bedrängten, Leidenden und Armen in dem Dorfe Linthtbal erwarteten sie mit jener Sehnsucht, die der Hülfe gewiß ist.

Sie gab, sobald sie im Stachelberger Bade anlangte, sogleich den Befehl: unter keiner Bedingung einen Armen abzuweisen. Damit war es ausgesprochen, daß man die Armen zu ihr selbst lasse; sie ihr bringe, daß zum Almosen die höhere Gabe aus ihrem schönen Munde und Herzen gefügt werde, die wirksamer ist, als die, welche sich nach Schweizerfranken berechnen läßt. Nicht aber sie allein gab mit lieblicher, wohlthuender Freundlichkeit, auch ihre Söhne hatte sie das gelehrt, daß „Almosengeben nicht armet."

Es ist ein Segen für die Kinder, wenn die Mutter durch der Kinder Hände Armen wohlthut. Der Dankessegen ruht ja dann auf der Kinder Haupt und ihr Herz lebret frühe die selige Freude des Wohlthuns kennen. Das prägt sich tief in's Kinderherz hinein, und säet die Mutter ein Saatkorn himmlischer Liebe, nicht durch das Mahnwort, das leicht verhallt, sondern durch die That, die zum Bedürfniß wird für das ganze Leben. So hatte es die edle Fürstin in Eisenach gehalten, so hielt sie es, wo sie sich aufhielt. Noch mehr, die beiden jungen Prinzen mußten sparen lernen, und ihre Sparkasse wurde die Quelle ihrer eigenen Wohlthätigkeit, wobei der Mutter herrlich Vorbild vor ihren Augen stand, ausgestattet mit all' jener anziehenden Liebenswürdigkeit, die so mächtig auf jugendliche Herzen wirkt, so mächtig zur Nacheiferung antreibt.

Wenn sie nun an die Armen des Linththales, die sie suchten, Wohlthaten spendete, so thatens ihre Söhne in ihrer Weise und auch sie hatten von der Mutter sich angewöhnt, nicht zu geben mit abgewendetem Gesichte, sondern mit Liebe, Theilnahme, Ermahnung und Segensspruch.

Kaum war sie eingewohnt, so begann sie ihr Wirken in der Liebe Christi; denn sie fragte nach den Armen, Alten, Kranken und Nothleidenden und ließ sich nicht abhalten, sie zu besuchen am Schmerzenlager; ließ sich nicht zurückschrecken, wenn die Noth etwas Abschreckendes, Schwerzuüber-

windendes hatte; trat in die niedrigste Hütte, in's engste, dunkelste Kämmerlein, und war überall gleich einem tröstenden Engel.

Einst ging sie durch das Ennetlinth und gewahrte da schon von Ferne ein altes Mütterchen, das, von der Gicht ganz zusammengezogen, auf der Bank vor einem unansehnlichen Häuslein in der Sonne saß oder vielmehr kauerte.

Das leidende Ansehen des hochbetagten Mütterchens wurde noch verstärkt durch das Aermliche ihrer Kleidung, die indeß reinlich und sauber war.

Der edlen Herzogin gings justement, wie andern, ehrlichen Leuten, denen die Armuth viel mehr zu Herzen geht, die reinlich und ohne Löcher in den Kleidern, ohne herabhängende Fetzen uns vor Augen tritt. Da hilft man um hundert Prozent lieber, als da, wo Schmutz und Lumpen auf innerliches Verkommensein, Liederlichkeit und sittliche Schlechtigkeit zu schließen berechtigt. Aeußerliche Lumpen sind überall ein Zeichen von innerlichen Lumpen, die der Gabe und der Theilnahme nicht werth sind. Sie verhalten sich zu jenen Andern, wie Gassenbettler und Hausarme, wie man sie am Rheine herum zu unterscheiden pflegt. Jene tragen überall ihre Noth zur Schau, und meinen: Je lumpiger, desto mehr Erbarmen weckts, irren sich aber fast immer; diese verbergen dem Auge der Welt ihr Leid und Weh, ihre Noth und Armuth; aber das Auge Gottes sieht's und führt ihnen Herzen zu, wie die Herzogin von Orleans und Andere, die der Herr bestellt zu haben scheint, als seine Bevollmächtigten und Almosenirer, wie sie die Könige Frankreich's hatten, die aber nicht immer so handelten, wie diese.

Kaum erblickt die Herzogin das Mütterlein, so lenkt sie rasch ihre Schritte zu ihr hin, und richtet liebreiche, herzgewinnende Worte an sie. Da hört sie denn, und die Nachbarsleute bestätigen es vollkommen, daß das alte Mütterchen schon seit Jahren sich nicht mehr willkührlich bewegen, weder stehen, noch gehen kann, weil sie die Gicht schier zu einem Klumpen zusammengezogen hat. Sie hört,

daß sie überall hin getragen werden muß; daß sie sich nicht einmal in ihrem Bette von der einen auf die andere Seite zu wenden vermag. Sie hört ferner, daß das Mütterchen allzeit fleißig und treu für ihre Kinder gearbeitet und gewirkt hat, so lange sie es vermochte, bis die schreckliche Krankheit sie zum Gegenstande fremder Hülfe und Erbarmung machte.

Die Arme war unendlich unglücklich, denn ihre Hände waren zusammengezogen und ihre Beine unfähig, sie zu tragen. Sie war mager wie ein Gerippe und aus den tiefen Augenhöhlen blickte trübe und erbarmenflehend das Auge.

Das Herz der Herzogin wurde von dem Anblicke tief ergriffen.

Sie wandte sich an die herbeigekommenen Nachbarsleute, und fragte nach ihren Umständen, und ob sie Jemanden zu ihrer Pflege und Unterstützung habe? —

Da hörte die Herzogin noch mehr, sie vernahm noch ein größeres Maß von Elend. Die Arme hatte ihren Ehemann noch, aber der lag auch schon seit vielen Jahren krank darnieder und konnte das Bette nicht verlassen; aber sie hörte auch, wie der Allmächtige den armen Eltern eine vortreffliche Tochter gegeben habe, die die beiden alten, kranken Eltern pflege, hebe und trage und nicht ermüde in solchem kindlichen Liebeswerke; sie habe, erzählten die Nachbarn, sich gut verheirathen können, habe aber die Hand eines braven, reichen Mannes ausgeschlagen, um die Eltern treulich bis an ihr Ende pflegen zu können, und wolle darum ledig bleiben.

Das war ein Kind, wie's selten vorkommt, und solche Töchter sind dünne gesäet. Das mochte die Herzogin auch denken und vielleicht die Worte der Nachbarn zu Gunsten des Mädchens als eine Empfehlung an ihre Wohlthätigkeit ansehen.

Könnet Ihr mir das brave Mädchen nicht hierher rufen? Sie soll nur kommen, wie sie geht und steht, sagte die edle Frau, und die Nachbarinnen eilten, das Mädchen zu rufen.

Herzogin von Orleans.

Jedermann kannte die Herzogin, ſo erfuhr das beſcheidene, ſchüchterne Mädchen, zu wem es ſogleich, und wie es gehe und ſtehe, kommen ſolle, und eine kaum beſiegbare Angſt kommt über das ſcheue Dorfkind. Dennoch muß ſie folgen, und bald bleich, bald glühend, tritt das Mädchen in ſeinem ländlichen Tagwerkanzuge, aber ſauber und nett, vor die hohe Frau und grüßet ſie, kaum wagend, ſie anzuſehen.

Die Herzogin betrachtet ſie mit Wohlgefallen, denn ihre Züge drücken Milde und Freundlichkeit aus. Sie reicht der Schüchternen ihre Hand. Sie ſpricht ſich aus ihres edlen Herzens Grunde warm und anerkennend über die Treue gegen die unglücklichen Eltern aus und geht dann,

nachdem sie des Mädchens Vertrauen gewonnen, auf eine zarte Weise darauf ein, warum sie denn die Hand eines um sie werbenden Mannes ausgeschlagen? —

Da geht des Mädchens Herz auf und sie erzählt von der Lage ihrer beiden Eltern und sagt, wer könne denn die Gewißheit geben, ob denn auch der Schwiegersohn ein Herz für die Armen und ein Herz voll Mitleid und Geduld, voll Zartheit und Erbarmen allzeit behalten habe, wenn er's auch anfänglich gehabt. Wer hätte die Eltern pflegen sollen, setzte sie geschämig hinzu, wenn nun ihr Hausstand sich gemehrt und Kindespflicht und Mutterpflicht eine Last, für Eine zuviel, geworden sein möchte? Nein, sagte sie, sie habe des Herrn Gebot höher geachtet, als die Rathschläge der Menschen und ihres eignen Herzens, wenn auch der, der sie habe freien wollen, Milch und Anken genug gehabt habe, es sei ihr, mit Gottes Beistand, leicht geworden, Nein zu sagen.

Zur Erläuterung der Worte des Mädchens muß ich beifügen, daß Anken Butter bedeutet, und Beides, Milch und Anken so viel im Kanton Glarus sagen will, als bei uns: Er hat Haus, Acker und Wiesen — oder im Allgemeinen: Er ist ein recht wohlhabender, wenn nicht reicher Mann, denn das: Milch und Anken genug, — deutet auf einen als reich bekannten Mann hin.

Mit inniger Rührung drückte die Herzogin der guten frommen Tochter Hand, und legte den allerletzten Fünffrankthaler in des Mädchens Hand. Sie war auf dem Heimwege und da hatten ihre Fünffrankthaler schon nach manchen Richtungen Flügel bekommen. Dabei ließ sie es aber nicht, sondern bat das Mädchen, sie nach ihrer Wohnung zu begleiten. Liebreich sprach sie mit ihr und als sie in ihre Wohnung kamen, erhielt das Mädchen eine reichliche Gabe und ihre Seele war voll heißen Dankes, denn sie war arm und hatte nur den Sitz mit den Eltern im Häuslein, das ihrem verheiratheten Bruder, dem Maurer Andreesen, erblich zugekommen war. Der aber hatte auch zu ringen, zumal sein Handwerk sein Alles war, und dies

Handwerk nur in der guten Jahreszeit geht, im Winter aber brach liegt.

Wenige Tage später lud ein herrlicher Sommertag, an dem die Sonne klar und hell vom blauen Himmel herabschaute auf den gewaltigen Berg Glärnisch und den spitzig aufsteigenden Tödi, auf deren Häuptern der Schnee in gewaltigen Massen lag, wieder zu einer Wanderung ein, deren Ziel ein Punkt war, da man diese Bergriesen und ihre Nachbarn und Genossen prächtig schauen möchte. Die Herzogin und eine sehr zahlreiche, vornehme Gesellschaft wurde wieder durch das Ennetlinth geführt, wo die gute Tochter und die unglücklichen Eltern wohnten. Da es ein warmer, schöner Tag war, hatte der Sohn das arme Mütterlein wieder vor die Thüre getragen, daß sie sich sonne.

Als die Herzogin sie erblickte, eilte sie sogleich zu ihr, um mit ihr freundliche Worte zu reden; aber dieses Mal fiel ihr auch der leidende Gatte ein, den sie das erstemal, als sie hier war, nicht gesehen und getröstet hatte. Den wollte sie jetzt besuchen. Aber da trat ein unbekanntes, unerwartetes Hinderniß ein, und dies lag in der landesüblichen Bauart der Häuser. Ueberdies war das Haus klein und enge.

Da der verheirathete Sohn zu Hause war, so fragte die Herzogin, wie man denn in die obere, sogenannte Außenthaltskammer des kranken Vaters gelangen könne. Ein Blick durch die Hausthüre in das Innere hatte in der Herzogin den Zweifel geweckt, ob sich im Innern eine Stiege finde, die in das obere Stockwerk leite.

Es war denn in der That so, weil überhaupt, um Raum zu gewinnen, und um die wenigen Wohnräume nicht noch zu beeinträchtigen, gar keine Stiege vorhanden war.

So ist's aber, wie gesagt, fast durchweg in den Glarner Häusern. Man gelangt durch eine Oeffnung über dem Ofen in die oberen Räume. Das hat im Winter sein Gutes, denn da oben wirds warm, da die warme Luft überhaupt leichter als die kühle ist und sich nach oben zieht.

Diese Oeffnung über oder auch hinter dem Ofen heißt

seltsamer Weise: „der Ofenschmuck.“ In manchen Häusern ist auch noch in der Flur eine Oeffnung in die Bodenkammern. Zwischen Wand und Ofen ist dann eine schmale Treppe und vom Ofen aus, noch eine kleine, die hinaufleiten. Das ist aber schon etwas Vornehmes und fehlt in den Hütten der ärmeren Volksklassen. In diesem Hause konnte man von Außen gar nicht nach oben gelangen. Der Ofen, ohnehin ein derber, viereckiger Geselle aus derben Kacheln, stand so nahe an der Wand, daß dahinter eine Treppe nicht sein konnte. Man mußte also zuvörderst auf den Ofen steigen und von da aus durch den „Ofenschmuck“ oder die viereckige Oeffnung in der Decke sich hinaufschaffen, mit einem Hupfer oder mit einer Art Turnerkunst, indem man sich auf die Hände stützte und sich so hinaufhob. Bisweilen ist an der Wand eine Leiste angenagelt, auf der dann der Fuß eine Stütze findet. Diese fehlte aber auch hier ganz, und wenn der stämmige Sohn die zusammengewachsene Mutter hinauftrug am Abende und Morgens herab, was an sonnigen Sommertagen geschah, dann mußte die Schwester bereits oben sein, um ihm die Leidende abzunehmen und sie so lange oben zu halten, bis er sich nachgeschoben und sie dann mit ihr in's Bette bringen konnte.

Die Herzogin war in die Stube getreten und als der Sohn der Leidenden ihr diese schwere Hinaufkunft zeigte, da wurde es dem Sohne der Herzogin, dem Grafen von Paris, unheimlich und er sagte zu ihr: Liebe Mama, da kommen Sie nicht hinauf!

Man muß nicht vor jeder anscheinenden Schwierigkeit zurückschrecken, sagte die edle Mutter. Wir sind schon in Hütten gewesen, wo es schwieriger war, zu den armen Leidenden zu kommen, sagte sie dann, wehmüthig lächelnd.

Sie besah sich noch einmal die Sache — packte dann ihr schwarzes Wittwenkleid zusammen, schwang sich vermittelst eines Holzstuhles auf den Ofen und war mit verwunderlicher Schnelligkeit oben bei dem leidenden Manne, der nicht wenig über solchen Besuch erstaunt war.

Der Graf von Paris sah es nun als eine Ehrensache

an, der theuern Mutter zu folgen, und ſchneller als ſie war der gewandte und leibesgeübte junge Mann oben bei ihr und dem Kranken.

Raum war oben nicht für einen Stuhl, da ein zweites Bett, worin wahrſcheinlich die gichtbelaſtete Mutter und die Tochter ſchliefen, nur einen ganz ſchmalen Gang zwiſchen den beiden Betten ließen. Da blieb nichts Anderes übrig, als ſich auf das leere Bett zu ſetzen und ſo nahmen dann die Herzogin und der Graf von Paris ohne Umſtände Platz und ſogleich begann die hohe Frau eine tröſtende Unterredung mit dem Leidenden, die über eine Viertelſtunde währte.

Der alte Glarner verſtand leider die hochdeutſche Mundart der Fürſtin nicht ſonderlich und war überdies von dem Ereigniß, daß eine Fürſtin ihn da oben mit mildem Herzen aufſuchte, ſo ergriffen, daß er vor Weinen und Schluchzen kaum zu reden vermochte; aber der Eindruck war deſto tiefer, den er empfing, und darin lag ja auch Etwas, was vieler Worte nicht bedurfte, um ſich unauslöſchlich in die Seele zu graben.

Herunterzukommen war nun wieder eine nicht ganz leicht zu löſende Aufgabe; allein die Herzogin war ſchnell im Klaren. Sie ſetzte ſich auf die Diele der Bodenkammer und rutſchte dann raſch auf den Ofen, wo ihr der junge Mann des Hauſes ſeine ſchwielige Hand reichte, die dann leicht einen Sprung vermittelte, welcher ſie wieder auf den Boden der Stube ſtellte. Leichter wurde es dem gewandten Grafen von Paris; allein unten angelangt, war es ihm eine Herzensangelegenheit, es ſich auseinander ſetzen zu laſſen, wie ſie das von der Gicht zuſammengezogene Mütterchen hinauf- und herabbrächten. Als ihm dies der Sohn erklärt hatte, rief er aus: Nein, ſo darf es nicht bleiben! Es ſoll meine Sorge, ja meine Herzensangelegenheit ſein, Mittel zu finden, daß die Arme leichter und ohne Schmerzen hinauf- und herabgeſchafft werden kann!

Die Mutter nickte ihm, freundlich lächelnd und ſich des Mitleids freuend, zu und trat dann wieder hinaus, wo die Geſellſchaft ihrer gewartet hatte.

Sie trat mit der Gesellschaft etwas auf die Seite — dann nahm der junge Graf, ohne auch nur ein Wort zu reden, seinen Hut ab und trat, den Hut hinhaltend, mit einem Blicke, der den Weg zu jedem Herzen fand, von Einem zum Andern. Alle gaben in schönen, blitzenden Goldstücken so viel, daß den Armen auf lange Zeit geholfen war.

Die Herzogin trat nun zum alten Mütterchen, das noch auf der Bank kauerte, und schüttete ihr die Goldstücke in den Schooß.

Was diese sagte, erzählt der Berichterstatter weiter, was diese sagte unter Thränen und Schluchzen, das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß sie wünschte, „die Tochter möge das Gold in Silber auswechseln; Silber sei schwerer und mache einen größeren Haufen, und dann sollte sie ihr das Geld in die Hand geben; einen Augenblick möchte sie es doch auch haben; so viel Geld habe sie in ihrem Leben nicht bei einander gehabt."

Was sie nun empfand, als die Tochter ihr die Hand öffnete und die armen, gekrümmten Finger, einen nach dem andern von einander that und die dreißig Fünf-Franksthaler hineinlegte, das wolle der liebe Leser selber überdenken. —

Daß das Andenken der edlen Herzogin dort ein wahrhaft geheiligtes blieb, ist begreiflich, aber auch, daß der Schmerz groß war, als die Todeskunde eintraf. Da ist manche heiße Thräne geflossen und manch Segensgebet zum Himmel gestiegen.

Als die einfachen, guten Menschen hörten, die edle Herzogin sei ohne Todeskampf hinüber gegangen zu ihrem Gott und Herrn, den sie treu im Herzen getragen, da sagten sie: „Es wundre sie nicht, denn das habe sie an den Armen verdient."

18. „Führe uns nicht in Verſuchung!"

Eine Geſchichte.

„Wer da weiß, wie ſchwach das arme Menſchenherz und wie leicht es auf Abwege zu bringen iſt, der betet aus Herzensgrunde alle Morgen die heiligen Worte, die uns der Heiland beten lehrte, und betet ſie inniger, wenn er ſelbſt durch ſeines Herrn Hilfe einer Verſuchung entging oder eine Erfahrung Anderer vernimmt, die ihm jene heiligen Worte eindringlich zurufen. Das iſt mir gar manchmal im Leben begegnet und wiederholt ſich ſchier alle Tage aufs Neue." Dieſe Worte ſprach ein alter Herr, mit dem ich auf einer Reiſe im Schwarzwalde vor Jahren zuſammentraf und mehrere Tage zuſammenreiſte.

Jeder von uns wußte dazu eine Begebenheit zu erzählen, deren Ausgang nicht immer derſelbe war, aber lebhaft an die Macht der Verſuchung erinnerte.

Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, bob endlich, nachdem ich eine Lebenserfahrung mitgetheilt, der Reiſegefährte wieder an, daß ich aus Lübeck bin und dort ein Handelsgeſchäft habe, das die Gnade Gottes recht blühend hat werden laſſen. Da möchte ich Ihnen denn noch eine Begebenheit aus meiner Vaterſtadt mittheilen, die auf eine ergreifende Weiſe an jene heiligen Worte des Heilands erinnert und insbeſondere daran, daß wir ſie, eingedenk jener heiligen Mahnung: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet," nicht oft genug betend in unſerem Herzen bewegen können.

Ich möchte meine Geſchichte beginnen mit den Worten: Es war einmal ein Kaufmann in Lübeck — denn mit ſolchem Anfange entgehe ich näheren Bezeichnungen, die ich meiden möchte und Sie ſind damit zufrieden — alſo: Es war einmal ein Kaufmann in Lübeck vor vielen, vielen Jahren, der ein mächtiges Geſchäft hatte, deſſen Schiffe in fernen Meeren Handel trieben; der ein prachtvolles Haus in der ſchönſten Gegend der Stadt beſaß, und einen Garten

dran, wie ihn in Lübeck nur Wenige besitzen; der in einer herrlichen Kutsche daherfuhr, vor der die schönsten englischen Pferde stolz trabten, und welcher die goldbetreßten Bedienten, die hinten aufstanden, ein Ansehen gaben, als säße irgend ein Potentat des deutschen Reiches darin. In Summa, Vieler Augen folgten der Kutsche und dem, der drin saß in der weichen Polsterecke, ihr folgte mancher Seufzer, der sich etwa so ausdeuten ließ: Ach, wer es doch so gut hätte, wie Der! — Ja, ja, das ist so der Menschen Meinung, wenn sie den Prunk des Reichthums sehen, daß Die, die darinne sitzen, auch dem Glücke im Schooße säßen, keinen Kummer kennten und alle Wege eine Feder in die Luft blasen könnten, wie harmlos spielende Kinder. — Preist die Mahlzeit! möchte ich Denen zurufen, denn sie schießen ebenso neben die Scheibe, wie ich es kürzlich in Badenweiler bei einem Preis- und Scheibenschießen gethan habe. — Wie oft ist dieser Glanz von Außen die Schminke, die ein kummervolles Antlitz frisch und roth erscheinen läßt; wie oft brennt ein verzehrend Feuer in der Brust, die mit Orden und Ehrenzeichen gleißt; wie oft ist das Lächeln des Angesichts ein erzwungenes, das nur mit großer Kraftanstrengung der Zähre wehrt, die hervorbrechen will, weil drunten im Herzen das tiefste Leid und Weh seine Stätte hat! — Glauben Sie mir, junger Mann, setzte er bedeutungsvoll hinzu: man lernt das erst kennen, wenn man eine weite Strecke auf der Bahn, die wir Leben nennen, zurückgelegt hat, und wenn dann so glänzende Aeußerlichkeiten den Wunsch gebären wollen: Ach, wenn ich es doch so hätte, wie Der! — dann betet man inniger: „Führe uns nicht in Versuchung!“ —

Nun, bei dem Anblicke der Herrlichkeit des Lübecker Kaufmanns wurde in manchem Herzen jener Wunsch erregt, weil es ihn als einen vom Glücke Begünstigten ansah, und nicht, wie der Herr droben im Himmel, in das Herz sehen konnte — das, trotz des äußeren Schimmers, ein sehr unglückliches, elendes war, wie wenig es das auch zu sein schien. —

Der Kaufmann war bei allem seinem Reichthume ein blutarmer Mann. Er hatte keine Stunde völliger Zufriedenheit, keine Stunde erquickenden Schlafes. Alle Leckerbissen seiner Tafel schmeckten ihm nicht; der edelste Wein erfreute sein Herz nicht — denn — wenn nicht bald eine günstige Nachricht, wie er sie hoffte und sehnlichst erwartete, einlief, so brach alle der Glanz und Reichthum zusammen; alle seine Habe kam in die Hände Derer, die ihm ihr Geld anvertraut. Selten, das wissen Sie, fuhr er fort, ist der Kaufmann im Stande, mit eigenem Gelde alle die weitaussehenden Unternehmungen und Speculationen zu machen. Er muß sich dazu fremder Mittel, die ihm um redlichen Zins von solchen anvertraut worden, welche keine Handelsgeschäfte machen, bedienen. Er wagt damit wohlberechnete Geschäfte im Großen, die, wenn sie glücken, einen Gewinn abwerfen, der weithin die Summen übersteigt, die er daran gewagt hat und ihn oft mit einem Male zu einem sogenannten Millionär machen, ob es gleich deren in Wahrheit nur sehr Wenige gibt. Kam seine Habe unter den Hammer des Ausrufers und wurde, wie es da oft zu gehen pflegt, zur Hälfte dessen, was es gekostet, weggegeben und verschleudert, so stand noch Schlimmeres, als Armuth und Schande, so stand selbst der Schuldthurm in naher Aussicht.

Ich frage Sie, ob da Frieden ins Herz kommen, die Mahlzeit schmecken, der Schlaf erquicken, das Glück des häuslichen Lebens erfreuen kann?

Unser Lübecker Kaufmann war Einer der Ersten seiner Zunft, wenn nicht der Erste. Auf seiner Schreibstube saßen ein ganzes Schweizerdutzend junger Leute, und das Schweizerdutzend hat dreizehn Stück. Seine Schiffe segelten im nördlichen Eismeer, um auf dem Wallfischfange den Thran zu gewinnen; nach Ost- und Westindien, um die köstlichen Produkte jener Himmelsstriche nach Europa zu bringen, seien es nun Produkte, die der liebe Gott dort wachsen läßt oder solche, welche menschlichem Kunstfleiße ihren Ursprung verdanken, und die Summen, um die es sich handelte, liefen in die Hunderttausende.

Er hatte oft sehr glückliche Geschäfte gemacht und Tausende in Kurzem rein gewonnen, und so war sein Reichthum von Wenigem Viel geworden; er hatte, weil er pünktlich seine eingegangenen Verpflichtungen erfüllte, das allgemeine Vertrauen, Aller Achtung gewonnen. Niemand traute ihm zu, daß er schwindeligen Unternehmungen sich hingeben könne. Da nun Alle dachten, bei ihm sei ihr Geld am Besten und Sichersten aufgehoben, so übergaben ihm Viele ihr Hab und Gut, und befanden sich viele Jahre sehr wohl dabei. In seiner Hand verdoppelte es sich und pünktlich konnte er seine Zinsen entrichten, die etwa zurückgeforderten Kapitalien zurückzahlen. Die Schiffe, die er nach Ost- und Westindien sandte, waren mit kostbaren europäischen Waaren beladen, um sie dorthin zu bringen, und gerade die letzt abgesegelten mit besonders kostbaren, die aber alle noch nicht bezahlt waren; erst in sechs Monaten mußten die Summen baar in Leipzig, zur Messezeit, ausbezahlt werden. Daran biß keine Maus einen Faden ab! — Aber für die glücklich abgesetzten Waaren schwammen getrocknete Ochsenhäute aus Südamerika, Kaffe aus Indien und Java, Zucker, Pfeffer und, Gott weiß, welche Erzeugnisse des fernen Ostens und

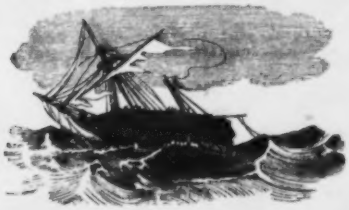

Westens auf den unsichern Wellen des Weltmeers, auf dem Wege nach der freien Reichsstadt Lübeck. Aber welche Gefahren drohen da? Wer denkt nicht an den Sturm, der die Tiefe aufwühlt und so ein, wenn auch noch so festes Ge-

bäude der Menschenhand, wie ein Kauffahrteischiff ist, dennoch gleich einer Nußschaale umherschleudert, knickt, bricht und sammt seiner reichen Ladung in die Tiefe des Meeres stürzt, daß seine Spur nicht mehr gefunden wird? —

Wer hat nicht schon die Schauermähr vernommen, daß solch ein Schiff, mitten im Weltmeer, Feuer fängt, und in Flammen aufgeht und mit allem verbrennt, was an Bord ist? Wer wäre nicht schon den schrecklichen Begebenheiten gefolgt, wenn das zusammengewürfelte Gesindel der Matrosen eine Meuterei anfing, die Befehlshaber ermordete, die Ladung verkaufte, sammt dem Schiffe, und dann auf und davon ging? — Sehen Sie, fuhr der Kaufmann fort, das sind so Beispielchen, an die das Herz eines Handelsherrn denkt, ja unwillkührlich denken muß, wenn die Zeit verstreicht, innerhalb welcher er, laut den empfangenen Anzeigen, seine Schiffe in den Hafen einlaufen zu sehen hoffen kann und sie kommen — nicht, und Wochen verstreichen und sie erscheinen nicht. Wo es sich, wie bei dem Lübecker Handelsherrn, um etliche Millionen Speciesthaler handelt, da wird das Herz zum Brechen voll und schwer, wenn die Schiffe ausbleiben, und der Gedanke an ihren möglichen, allmählig gewisser werdenden Untergang nicht mehr zu verdrängen ist.

Solcher Schiffe erwartete er schon seit acht Tagen dreie, nämlich Eins mit Kaffe und Zucker aus Java, Eins mit köstlichen Waaren aus Cuba, und Eins aus dem nördlichen Eismeere mit Thran und Fischbein, aber Kein's kam. — Als nun eine Woche nach der andern an's Land ging und Keines der Schiffe in Sicht kam, da lag ein Berg auf der Seele des Mannes, größer und schwerer als der Lurlei am Rheine, und der wuchs alle Tage an Größe und Gewicht, und drinnen in der Seele sah es schauerlich aus, und um so schauerlicher, als nämlich dem Kaufherrn der rechte, volle, bebende und tragende Glaube nicht in der Seele wohnte. — Da war der Abgrund, schwarz und gähnend, vor dem inneren Auge geöffnet!

Führe uns nicht in Versuchung! — Da war die Angst

der Verzweiflung nahe an der Pforte und wenn nur ein Lücklein war, ſo war ſie fluggs in der Seele; wer konnte ſie abhalten, da der Engel mit dem Flammenſchwerte nicht davorſtand.

Täglich liefen Schiffe aus Nord und Süd ein, aber es waren keine der Seinigen. Fragte er, ſo hatte kein's der Schiffe die Erwarteten geſehen; Kein's war ihnen begegnet, weder in den entſprechenden Häfen; noch auf dem ſpurloſen Seewege. Troſtloſer kehrte er jeden Abend heim und — verbarg doch das namenloſe Leid, die unausſprechliche Qual der Angſt, ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, daß ſie nicht mit ihm litten, was er litt, und denen draußen, daß doch ſein Credit nicht wankend würde und die Leute, deren Geld er in ſeinem Handel ſtecken hatte, nicht alle auf einmal hereinbrachen über ihn und er ſeinen Bankrot erklären müſſe. Da gab es Stunden, die ihn ſchier an den Rand der Verzweiflung brachten. —

Ueberſah er in ſolchen Stunden die Reihe ſeiner Gläubiger, ſo fing es ihm an zu ſchwindeln und die Haare ſeines Hauptes ſträubten ſich in die Höhe. Obgleich Einer wie der Andre ſeines Geldes werth war, ſo trat doch in ſolchen Stunden der Selbſtqual eine Wittwe immer vor ſeine Seele, die mit dem vollſten Glauben und Vertrauen all' ihre Habe, die ſie zu Gelde gemacht, ihm übergeben hatte. Sie mußte von den Zinſen mit ihren Kinderchen leben und verlor ſie ihre Gelder, ſo mußte ſie betteln. Mehr noch, ihr Gatte war ſein Freund und erſter Wohlthäter geweſen, hatte ihm, als er ſein kleines Geſchäftlein in Lübeck anfing, durch Bürgſchaft und Waaren, durch baare Darlehen und auf alle und jede Weiſe geholfen, und er mußte dieſen nun lange verſtorbenen Ehrenmann, dem es nicht in dem Maße hatte glücken wollen, wie ihm, als den Gründer ſeines Wohlſtandes, nächſt Gottes gnädiger Hülfe, anſehen. Sie bedurfte der Zinſen ihres Kapitals zum Lebensunterhalte; warten konnte ſie durchaus nicht, und doch — ſeine Kaſſe war leer — leer. — Entſetzliches Wort! Und er mußte es ſich immer wiederholen: Sie war leer!

Er konnte der Wittwe ſeines Wohlthäters jetzt nicht einmal ihre verfallenen Zinſen zahlen, an die ſie zwar noch nicht gemahnt hatte, aber wie zu erwarten ſtand, eheſtens mahnen würde. —

Durfte er ſich ſo bloßſtellen, daß er zu ihr hinging, und ihr ſagte, wie es um ihn ſtand? — War es von der geängſteten Frau zu erwarten, daß ſie reinen Mund hielt in einer ſo entſetzlichen Lage? Und redete ſie nur Eine Sylbe, wie es mit ihm ſtand, dann brachen alle Gläubiger über ihn los und ſein Fall war da, er ſtürzte unrettbar in den Abgrund und Alle mit ihm, die ihm vertraut. Bat er ſie, unter etwa vorgeſpiegelten Gründen um Ausſtand, ſo war damit Nichts gewonnen, als ein paar Tage eines erborgten Scheines, Nichts weiter. Noch war einiger Schein der Hoffnung da, wenn auch nur ein blaſſer, verſchwimmender. Er mußte den Glücklichen heucheln und war der Unglücklichſte. Führe uns nicht in Verſuchung!

Des Kaufmanns Lage wurde mit jedem Tage ſchrecklicher, unerträglicher, marternder. Immer ſtand des Freundes Wittwe und ihre Waiſen vor ſeinen Blicken. Er ſah ſie in ſeinen Träumen, bleich und in Lumpen gehüllt, umherſchleichen und ihr Brot betteln. Aus ihren hohlen Augen las er den Fluch über ſich und die Seinen; von ihrer bleichen Lippe hörte er ihn murmeln, und wenn er dann erwachte, raufte er ſein Haar und rang ſeine Hände, daß Alles Blut aus ihnen zurückwich. —

Konnte der Mann nicht beten? So fragen Sie mich, fuhr der Kaufmann fort, und Sie und ich, wir hätten uns zu dem Einen gewendet, der Aller Troſt und Helfer iſt; hätten gerungen im Gebete mit dem Herrn, wie Jakob einſt mit ihm rang, und hätten an dem Herrn, der vom Tode errettet, einen Helfer gehabt in unſrer Noth. Er leider nicht! — Und warum nicht? fragen Sie mit Recht. Lehrt nicht die Noth beten? O ja, aber man muß es vorher ſchon gekonnt haben, ſage ich drauf. Sie wiſſen, daß nach dem heiligen Worte der Schrift, der Glaube nicht Jedermanns Ding iſt. So war er auch nicht heimiſch im Vaterhauſe

des Kaufmannes gewesen. Die Mutter, die berufen und befähigt war, des Glaubens heilige Saat in das Gemüth der Kinder zu pflanzen, starb zu frühe, und die an ihre Stelle trat, war des Vaters Schwester, eine alte Jungfer, die den Grimm, daß sie sich nicht verheirathet, durch das ganze Leben nicht verwinden konnte, und keifend vom Morgen bis zum Abend, den Kindern das Vaterhaus zur Hölle machte. Da wurde die heilige Saat nicht gestreut, die der Geist Gottes befruchtet, und jener Grund nicht gelegt, außer dem kein Anderer gelegt werden kann, daß das Gebäude des Heils darauf gebauet werde. Leider war auch der Unterricht, den er später empfing, unfruchtbar und so blieb das Herz leer und verarmt an dem, was ihm Halt und Weihe gibt. Es geht leider Tausenden auch heute noch so, und es darf uns gar nicht Wunder nehmen, wenn wir ächter Frömmigkeit so selten begegnen. Wo wir sie aber finden, da hat eine treufromme Mutter gewiß den Boden des Gemüthes bestellt und die Pflanze des Heiligen hineingesenkt und begossen, und der Herr hat das Gedeihen gegeben. Wohl dem, der Solches preisend rühmen kann! — Leider fehlte dem reichen Lübecker dieser innere Halt, dieser Anker, daran sein Lebensschifflein sicher gelegen, diese Gotteskraft, die selig machet mitten in Leid, Trübsal und Bedrängniß den, der sie in sich trägt. In das Haus Gottes kam er sehr selten, und meist nicht in der Stimmung, und aus dem Beweggrunde, der ein Christenherz hineinführt.

Durch die Marienkirche in Lübeck führt eine Verbindungsstraße, die zwei Hauptstraßen vereinigend, dem Wanderer einen Umweg spart; daher denn Viele diesen Durchgang benutzen, um schneller zum Ziele zu kommen. Ob es heute noch so ist, weiß ich nicht, weil mich meine Lebenswege weit von der Heimath weggeführt haben. Vielleicht, daß die neuere Zeit diesem Unfuge gebührend entgegengetreten ist und ihn aufgehoben hat.

Ruhelos, nirgends bleibend, trieb es den Unglücklichen umher. So war er denn auch eines Tages in die Ma-

rienkirche gekommen, nicht um in der Stille zu beten, und Frieden da zu suchen, wo er schon in so viele innerlich zerrissene Gemüther gestößt worden ist; sondern lediglich, weil ihn die Unruhe der Angst diesen Weg geführt hatte.

Hier fand er sich plötzlich den Gegenständen gegenüber, die allein und ganz geeignet sind, die Seele zu dem Ueberirdischen zu leiten. Da wölbte sich der hohe Dom über ihm in seiner heiligen Stille; da stand der Altar, wo die Gnadenmittel gespendet werden; dort die Kanzel, wo das Wort des Lebens verkündigt wird; dort über dem Altar das Bild des gekreuzigten Erlösers mahnend an jene Quelle alles Heils und aller Gnade; rings an den Wänden die Denkmäler der Entschlafenen im Frieden und an ihnen so mancher welke Blumenkranz, den die Thränen trauernder Liebe benetzt.

Welches Herz, bedrängt von Qual und Jammer, wie das Seine, hätte nicht darin eine Fügung Gottes erblickt und wäre in einem Winkel niedergesunken auf die Kniee, um zu beten aus voller Seele zu dem Helfer in der Noth? Auf welches Gemüth in ähnlicher Stimmung und Lage hätte nicht das Alles einen tiefen, erschütternden Eindruck gemacht, und vielleicht — eines neuen Lebens Morgen heraufgeführt? — Leider — leider — blieben alle diese Gegenstände, die doch Mahner zu etwas Heiligem waren, bei ihm, der ohne inneren religiösen Grund war, völlig wirkungslos. Andere Gedanken zogen durch seine Seele.

Führe uns nicht in Versuchung! —

Dort oben, neben dem Altar, stand der umfangreiche, wohlverschlossene Gotteskasten. — In diesem werden die Opfer der Gemeinde verwahrt und nach jedem Gottesdienste geschüttet. Erst am Ende des Jahres pflegte er geleert zu werden und dann theilten die Diakonen den reichen Ertrag unter die Armen der Stadt aus. In Lübeck war von je ein milder, wohlthätiger Sinn, und keine fromme Seele verließ das Haus des Herrn, ohne eine reichliche Gabe zu opfern dem leidenden Theile der Brüderwelt. So konnte Jeder es wissen, daß in dem Gotteskasten eine schöne

Geldsumme lag, aber noch nie hatte der Teufel in einer Menschenseele den frevelnden Gedanken geweckt, ihre Hand zu legen an das Heiligthum frommer Mildthätigkeit seit die Kirche steht — und die ist altersgrau und hat zahlreiche Geschlechter kommen und gehen sehen.

Warum sind die Blicke des unglücklichen Mannes so stier, so glühend auf den geheiligten Gotteskasten gerichtet?

Ist der Versucher nahe, der in Judas Seele die Begierde weckte, daß er den Herrn verrieth um dreißig Silberlinge? Will er wieder eine Menschenseele bestricken, daß sie in seine Netze falle? Zeigt ihm der Versucher von ferne den lockenden leichten Gewinn? Führe uns nicht in Versuchung!

Er hatte heute einen trüben Blick in seine Kasse geworfen; sie war in der That völlig leer!

Wie zu Zeiten seines Ueberflusses hatte er Feste und Essen gegeben, die Tausende verschlangen. Er wollte Sand streuen in die Augen der Menschen, die, wie er meinte, es ihm auf der Stirne lesen müßten, wie es um ihn stehe. Da war das Letzte hingegangen. Er war ohne alles Geld und der Augenblick des Zusammenbrechens war da. Das Schwert, das ihn treffen mußte, zitterte an einem Haare über seinem Haupte. Ja jeden Augenblick mußte er gewärtig sein, daß es falle und ihn tödtlich treffe.

Und wieder stand die Wittwe vor seinen Augen mit ihren bettelnden, hungernden, frierenden Kindern und das Bild des verstorbenen Freundes deutete auf sie hin und sagte: So vergiltst du meine Wohlthaten? —

Er lehnte an einer Säule des Gotteshauses, als seine erhitzte Einbildungskraft diese Bilder ihm vorführte. Es durchschauerte ihn ein Frost, wie im hohen, kalten Winter. Er zitterte. Seine Augen sahen gieriger nach dem Gotteskasten. —

Führe uns nicht in Versuchung!

Aber so betete er nicht, sonst würde er auch haben zusetzen müssen: „Sondern erlöse uns von dem Bösen!“ und der Versucher wäre von ihm gewichen. Der aber flüsterte

in ſeine Seele hinein: Hätteſt du, was da drinnen iſt, du könnteſt das arme Weib zufrieden ſtellen! Du könnteſt deine Zahlungen leiſten, die jede Stunde drängen; du hätteſt Brot! Brot! das dir Morgen ſchon fehlen muß!

Nein! Nein! rief er halblaut aus und ſah ſich angſtvoll um, denn er glaubte, es höre ihn Jemand; aber er war mutterſeelenallein in der Kirche. Nein! Nein! Es iſt der Wunſch ſchon eine Sünde! Es gehört den Armen! Es iſt der Schatz Gottes für die nothleidenden Brüder! Ein Dieb wäre ich ja, ein Frevler am Hauſe Gottes! —

Er ſank in einen der Kirchenſtühle nieder und legte ſeinen glühenden Kopf auf das Buchbrett. So ſaß und lag er lange. Aber er betete nicht: Führe uns nicht in Verſuchung! —

Die Angst seiner Seele wuchs. Es konnte schon in dieser Stunde ein Wechsel einlaufen und — er war ein Bettler. —

Da flüsterte wieder des Versuchers Stimme in sein Ohr: Es ist wohl für die Armen — aber bist du nicht der Aermsten Einer? Hast du nicht ein Anrecht dran? Sieh, dort in dem Kasten liegt der todte Mammon und hilft Keinem Dir, dir würde er helfen aus entsetzlicher Noth! Und ein Dieb? Nein, ein Dieb wärest du ja nicht; denn du liebest ja nur das Geld. Deine Umstände ändern sich vielleicht rasch und du legst es wieder hinein und noch reichliche Zinsen dazu. Niemand weiß es, Niemand erfährt es, Niemand ahnet es, was du gethan. Zaudere nicht! Hilf dir selbst und dir ist geholfen! —

Aber ein Frost schüttelte ihn aufs Neue, während seine Stirne brannte. Es schien, als rufe eine andere Stimme in ihm: Wer sich durch eine Sünde retten will — ist verloren; der Versucher ruhete und rastete nicht. Ist es auch dann ein Raub, wenn du für jeden Groschen einen Thaler hineinlegst? Und das kannst du, wenn deine Schiffe ankommen. Und sie kommen. Sie müssen kommen.

Immer aufs Neue derselbe Kampf des Bessern in ihm mit der ruchlosen Begierde, sich zu helfen durch eine strafbare Handlung, durch Frevel schauerlicher Art, und immer schwächer wird der Widerstand, und immer nachdrücklicher läßt sich die Stimme des Versuchers vernehmen. —

Führe uns nicht in Versuchung! —

Wohin eilt der Unglückliche? Heim in sein Haus! Was sucht er in der Hast? Schlüssel, Zange, Hammer, Brecheisen! — Großer Gott, hat die Hölle gesiegt? — Ja — er hat nicht gebetet: Führe uns nicht in Versuchung! —

Er steckt Alles zu sich; er eilt zurück zur Kirche; er verbirgt sich in einem dunkeln Winkel, die Blendlaterne in seiner zitternden Hand. Hier harrt er in fieberischer Erregung, aber der Verfucher hat seine Seele bestrickt. —

Und es wird Nacht. — Die Thüren des Gotteshauses werden geſchloſſen. Die Stunden ſchleichen träge. — Noch einmal kämpft er den furchtbaren Kampf, aber der Verſucher ſiegt in ſeiner Seele. Sein Entſchluß ſteht feſt; es iſt der Entſchluß der wilden Verzweiflung.

Allmählig erſtirbt der Lärm des Lebens draußen auf den Straßen. Die Lichter erlöſchen in den hohen alten Häuſern ringsum, ſo weit ſein Blick reichen kann. — Jetzt ſchlägt es Zwölfe. Es iſt die Stunde, da die finſtern Mächte walten, wie der Volksaberglaube ſagt. Jetzt ermannt er ſich, aber die Stirne glüht im Fieber, und der Froſt rüttelt die Glieder. Er naht ſich dem Altare, dem Gotteskaſten und ſiehe — Einer ſeiner Schlüſſel paßt. Er ſchließt auf. — Seine Seele jauchzt. Es liegt eine reiche Summe drinnen!

Ich ſtehle ſie nicht; ich leihe ſie nur und dreißigfältig gebe ich ſie dem Gotteskaſten wieder! So ſpricht der Frevler und zählt genau jeden Kreuzer und füllt die Geldſäcke, die er mitgebracht. Alles ſchreibt er bei Heller und Pfennig auf, und durch ein Pförtlein, das er öffnen kann, durch das der Meßner eintritt, ſchleicht er mit ſeiner Laſt hinweg und trägt ſie heim in nächtlichem Dunkel. —

Führe uns nicht in Verſuchung! —

Schlafen? Nein, das kann er nicht! Er zählt der Wittwe Gelder ab und rollt ſie ein. Er zählt die unabweisbarſten Zahlungen ab und ordnet ſie, und es bleibt noch ein Sümmchen für Unausweichliches. Es iſt ihm für den Augenblick geholfen.

Wie ſich aber auch, als die Gelder ausbezahlt ſind, ſein Gewiſſen beruhigen will — es geht nicht; der Wurm, der nie ruht, wird wach in ihm und beginnt ſeine quälende Arbeit. Das Feuer, das nicht gelöſcht werden kann, flammt auf in wilder Lohe und brennt und brennt, ohne daß er es löſchen kann. Die Qual iſt endlos, Tag und Nacht. Nirgends Frieden, nirgends Ruhe. Unſtät und flüchtig iſt er bald hier bald da. Nirgends aber lange — denn es duldet ihn nicht. In der Menſchen-Geſellſchaft, wie in

der Einſamkeit bleibt ſich ſeine Qual gleich und die Leute betrachten die rätſelhafte Erſcheinung und begreifen nicht, wie ſich der Kaufherr geändert. Der Eine ſucht die Urſache hier, der Andre dort, Keiner aber da, wo ſie iſt.

Daß der Gotteskaſten beſtohlen ſei, ahnet kein Menſch, denn er iſt unverletzt. Daß des Meßners Pförtlein am Morgen nur angelehnt geweſen, das fällt nicht auf, weil es nicht das erſte Mal war, daß der vergeßliche Alte gemeint, er habe es geſchloſſen, und es war doch offen geblieben. Erſt zu Neujahr hätte der Frevel entdeckt werden können, wenn das Geld des Gotteskaſtens zur Vertheilung kommen mußte, allein bis dahin waren noch ſchier drei Monate. Bis dahin kann ſich Vieles ändern, dachte der Frevler. —

Aber wo iſt die Gewähr, daß es ſich ändert zu meinen Gunſten? Und wenn es ſich nicht änderte? Dieb, Dieb am Heiligthume, Frevler, den die Rache des Herrn ergreifen muß! Er lehnt die brennende Stirne an die kalte Wand — dann eilt er hinaus; aber er ſieht den Thurm der Marienkirche. Er dünkt ihm, der drohend aufgerichtete Finger des ewigen Richters zu ſein. O die Angſt iſt größer, als die war, die ihn zerriß, da er noch die Schuld nicht auf ſeine Seele geladen. Er ſtand bisweilen am Waſſer und blickte hinein und der, der die Seelen verdirbt, flüſterte leiſe in ſeine Seele, da drunten iſt Ruhe und Rettung für dich! —

Führe uns nicht in Verſuchung! —

Und ein guter Engel, der ihn von ſchwererem Frevel zu retten geſendet war, flüſtert ihm zu: Harre! Halte-aus! Vielleicht! —

Da hebt er das Auge zur Ferne. Was ſind das für Segel? fragte er die umherlungernden Seeleute.

Herr, kennet Ihr denn Eure eignen Segel nicht? fragen ſie ſtaunend zurück. Seid Ihr denn ganz blind? — das iſt ja Euer Grönlandsfahrer, der heimkehrt mit Thran und Fiſchbein! Der Lootſe iſt ja ſchon hinaus! Und dort, das iſt ja Euer Oſtindienfahrer, der mit reichen Schätzen naht,

die er in Batavia geladen — und Jenes dort in der Ferne iſt ja Euer Schiff „gute Hoffnung," das nach Weſtindien geſegelt iſt, und Euch nun die Schätze Südamerikas und der Antillen heimbringt. Glück auf Herr! Waret Ihr nicht der reichſte Mann Lübecks, dieſer Schiffe Ladung machte Euch dazu! So ſprachen die Matroſen und der Kaufmann bricht zuſammen in tiefer Ohnmacht, daß ſie meinen, er ſei eine jähe Leiche geworden vor Freuden, denn ſie wiſſen nicht, wie es jetzt in der Seele deſſelben ausſah. —

Sie tragen ihn in ein nahes Haus und erſt nach vielen Anſtrengungen erwacht er wieder, und ſeine erſte Frage iſt: Iſt es denn wirklich wahr, daß meine Schiffe kommen! Ja, iſt die Antwort, alle drei, reich beladen! —

Da springt er auf und eilt wieder nach dem Strande und schaut hinaus durch sein Fernrohr und sieht nun selbst, daß es kein Mährlein, keine trügerische Luftspiegelung ist, sondern Wahrheit und Wirklichkeit.

Dankte er nicht dem, der ihn gnädiglich erhört? Leider nein: Er dankt nicht, daß nur des Herrn Arm ihn gerettet! — Wenigstens jetzt nicht! —

Die Schiffe nahen. Sie laufen glücklich mit der Fluth ein. Sie gehen vor Anker. Es ist alles wahr, leibhaftige Thatsache. Nun ist er der reichste Mann in ganz Lübeck. Es wirbelt ihm im Kopfe! Die Waaren werden ausgeladen. Welche Fülle, welcher Segen! Sie werden in seine Magazine gebracht. An Manchem ist Mangel, in Lübeck, in Bremen, in Hamburg. Die Käufer kommen schnell. Für die Waaren fließen unermeßliche Summen in seine Kisten und Kasten! Sein Reichthum übersteigt sein kühnstes Hoffen. Als nun alle die mit solchem Ausladen, Bergen im Magazine, Verkaufen und Einkassiren der Preise verbundenen Geschäfte, Mühen und Sorgen vorüber sind — da erlebt Lübeck ein Schauspiel, wie es nie ein Gleiches gesehen. —

Vier starke Sackträger, die stärksten ihrer Zunft, tragen eine neue Mulde, in des Kaufmanns Haus, und er selbst schüttet ganze Säcke Goldes und Silbers wohlgezählt hinein. Er sagt zu sich selbst: Nun ist's richtig! Es ist dreißigfältig die Summe, die ich aus dem Gotteskasten genommen.

Und langsam schreiten die vier riesenkräftigen Männer durch die Straße der Stadt und hinter ihnen der reiche Kaufherr. Wohin geht der mit dem vielen Gelde? fragt das Volk: Und es folgt neugierig, es schwillt an zum Haufen und je weiter sie schreiten, desto größer wird er und als sie an der Hauptpforte der Marienkirche anlangen, da ist es eine Prozession geworden.

Sie tragen die Mulde hinein und setzen sie vor dem Gotteskasten nieder. Das Volk füllt die Kirche in allen Räumen. Am Altare vorüber schreitet der stolze Kaufherr.

Zum Gotteskasten tritt er hin und — in die Oeffnung desſelben läßt er die Gold- und Silberſtücke hinabrollen und Niemand hört außer ihm den hohlen Klang da drinnen. Ihm geht er in die Seele hinein; ihm klingt er wie ein Donner des Gerichts.

Langſam rollten die Summen hinein, bis dieſer entſetzliche Klang endet und raſſelnd Geldſtück zu Geldſtück rollt. Endlich iſt die Mulde leer, der Gotteskasten voll und zurücke kehren Träger und — Schenker unter dem preiſenden Jubelruf des Volkes. Aber dieſer Preis und Ruhm klingt dem Kaufmann ſchauerlicher als der Ruf: Kirchendieb! Almoſenräuber! Schänder des Heiligthums! Frevler am Gute des Herrn! — Dieſe Rufe vernimmt er in ſeinem Innern. Kalter Schweiß ſteht auf ſeiner Stirne und doch brennt dieſe Stirne, wie wenn Feuer im Gehirne wäre. Das Herz pocht, als wolle es ſeine Schutzwände, die Bruſt, zertrümmern. War früher ſeine Angſt ſchrecklich geweſen, jetzt wird ſie doppelt groß. Er ſinkt auf's Krankenlager, denn der Leib kann nicht länger tragen die Angſt der Seele. In wilden Fieberträumen ſpricht er vom Raub am Gotteskasten. Er klagt ſich des ruchloſeſten Frevels am Heiligthume an. Seine Frau will nicht, daß ſolche Dinge Andern bekannt werden. Sie, ſie alleine, wachet bei ihm und pfleget ihn. Sie leidet mit ihm die Folterqualen ſeiner Seele — und fürchtet, daß ſich ſeine Kraft aufreibe. Das fürchtet auch der treubefreundete Arzt. Dennoch überwindet ſeine eiſerne Natur die Gewalt der Krankheit. Er erwacht aus den wilden Fieberträumen. Er geneſet langſam, aber was er im Fiebertraume geſprochen, das bekennt er der liebevollen Gattin nun ganz reumüthig. Sie erſchrickt auf den Tod. Sie will ihn beruhigen, aber es iſt umſonſt. Der Beichtvater wird herbeigerufen. Ihm beichtet er ſeine Schuld; ihm bekennt er ſeine Reue; ihm erzählt er den Gang ſeiner Verſuchung, und ſein Erliegen unter heißen Reuethränen. Der mahnt ihn zur Buße; der weißt ihn zu Jeſu, dem Sünderheilande; der zeigt ihm die Hoffnung der Begnadigung, weil er es ſo reichlich

wieder erstattet, weil er es so tief bereut. Das gibt ihm Ruhe. Er lernt hoffen und beten und der Morgen eines neuen Lebens dämmert von Ferne. — Doch sein völliges Anbrechen hemmt noch der Stolz des natürlichen Menschen. — Die Gnade des Herrn, zu dem er beten gelernt hat im Glauben und Hoffen — hilft weiter, hilft auch diesen letzten Feind besiegen. Sein Glaube, ihm vom Herrn geschenkt, wird der Sieg über die Macht der Welt in ihm. —

Er geneset endlich. Die alte Kraft ist zurückgekehrt und nun drängts ihn zum Letzten, was ihm den vollen Frieden raubt.

Der Rath der Stadt Lübeck hat sich in Sachen der Reichsstadt und ihres Wohles versammelt. Alle Glieder sind da, nur der Stuhl, darauf der Kaufherr zu sitzen pflegt, ist noch leer, seit seiner schweren Erkrankung. — Da gehet die Pforte des Saales auf, und hereintritt der Langvermißte; dessen weisen Rath sie alle hochgehalten, dessen Rechtlichkeit sie hochgeehrt, dessen Milde sie alle oftmals von dem Wege herber Strenge zur Sanftmuth geführt und zur verschonenden Gnade.

Alle springen von ihren Sitzen auf, ihn zu begrüßen. Der Bürgermeister reicht ihm seine Hand, um ihn zu seinem Sitze zu geleiten. —

Aber er weißt sie alle mit einem großen Ernste zurück, und erst jetzt sehen sie, daß er Büßerkleidung trägt und staunen! —

Er beugt seine Kniee vor den Stufen der Erhöhung, darauf der Rath der Stadt um den schwarzbehängten Tisch sitzet und spricht zu den Erstaunten:

Höret, Ihr Herren des Rathes, das Bekenntniß eines schweren Verbrechers in Gnaden an; dann lasset den Profoß kommen und mich in das Gefängniß führen, daß Ihr das gerechte Urtheil fället, dem ich mich in gebührendem Gehorsame und in tiefer Demuth unterwerfe! Und nun beginnet er zu erzählen von dem ersten Beginne an seine Noth, seine Qual, seine Angst, sein Ringen mit der Macht

ſchwarzer Verzweiflung. Dann klagt er ſich an, daß ihm der Glaube, das Vertrauen auf den Herrn, das Heil und der Segen des Gebetes gemangelt; dann ſchildert er den Kampf der Verſuchung in der Marienkirche und den Sieg des Böſen über ihn — ſeinen Diebſtahl am Gotteskaſten, und wie er ſein Gewiſſen in den Schlaf gewiegt mit dem Scheine, als leihe er nur das Geld; wie er es in jener ſchrecklichen Nacht des Verderbens für ihn treulich gezählt und das Gelübde gethan und dieſes getreulich erfüllt habe, es dreißigfältig wieder zu erſtatten. Erſt in der Krankheit habe der gnadenreiche Herr ihn heimgeſucht und ihm die Augen der Seele geöffnet. Er habe Buße gethan, aber noch habe der Stolz vor der Welt und dem Geſetze ihn gehalten, bis mit Gottes gnadenreichem Beiſtande ſeine Seele auch dieſen letzten Feind ſeines Heiles beſiegt habe. In Folge dieſes Sieges ſei er im Büßergewande hier erſchienen und begehre nichts weiter, als ſtrenges Urtheil nach Lübiſchem Rechte und unnachſichtliche Strafe. Willigſich lege er ſein Haupt unter das Beil des Nachrichters, daß er ſeine Seele rette und volle Gnade droben finde! Starr vor Entſetzen über ſo unerhörtes Bekenntniß ſtanden die Lübiſchen

Richter. Ein Schauder nach dem andern durchrieselte die Männer, die als Väter der Stadt ihr heiliges Recht zu pflegen und zu wahren hatten. Kein Wort kam über ihre Lippen und alle blickten ebenso tief erschüttert von der aufrichtigen Buße ihres Amtsgenossen, als von dem Gewichte seines Bekenntnisses, bald auf ihn, der in Demuth sein Haupt zur Erde neigte, daß es auf der letzten Stufe der Erhöhung ruhte, bald auf den greisen Bürgermeister, den Mann von eiserner Strenge.

Es war ein Augenblick, wie ihn Lübecks Gerichtssaal noch nicht geschaut, seit er dem Gerichte zum Urtheilen diente. —

Der greise Bürgermeister sammelte sich zuerst. Finster war der Ausdruck seines Gesichtes, rauh der Ton seiner mächtigen Stimme, als er dem Thürsteher gebot, den Profoß zu bescheiden.

Alle Richter sahen bebend in dies Antlitz, das seine eiskalte, richterliche Miene zeigte.

Der Profoß trat ein.

Führe diesen Verbrecher in das tiefste Verließ! das Gebot wurde sogleich erfüllt. Der Profoß faßte den Kaufherrn am Arme. Als er ihm aber in das Gesicht sah, fuhr er voll Entsetzen zurück und es bedurfte eines nachdrücklicheren Gebotes, daß er seine Pflicht thue, die ihm, der den Kaufherrn hochhielt, nie schwerer zu erfüllen mochte geworden sein. —

Was die Gerichtsdiener mit angehört, ohne daß des Bürgermeisters Gebot ihnen den Mund geschlossen hatte, das lief mit der Schnelle des Blitzes durch die Stadt und war in aller Munde.

Anfänglich ergötzte es den Pöbel, daß einmal auch ein Reicher und Vornehmer gerichtet werden würde, als arger Verbrecher; aber es währte nur wenige Stunden, so schlug auch in den untersten Schichten der Bevölkerung die Meinung um. Als sie Alles erwogen: das reichliche Erstatten, das reumüthige Bekenntniß, die tiefe Buße und Selbster-

niedrigung, da regte ſich das Erbarmen mit einer ſolchen Uebereinſtimmung, daß das Volk zum Rathhauſe ſtürmte und ſein Ruf: Gnade! Gnade! bis in die dunkle Zelle des büßenden Gefangenen drang und einen Lichtſtrahl in dies tiefe Dunkel fallen ließ.

Der Bürgermeiſter wies das Volk zur Ruhe, und hob die Sitzung auf, um reiflich den ſeltenen Gerichtsfall zu erwägen; aber als er daheim ſein Amtskleid abgelegt und in ſeinem Sorgſeſſel ſaß, da rieſelten ein paar Thränen über die gefurchten Wangen und er betete leiſe: Herr, Herr, gib mir das Rechte in die Seele, daß ich richte nach deinem heiligen Sinne!

Nie war Lübeck in einer ſolchen Aufregung geweſen, wie an dieſem Tage. Verſammlungen der Zünfte und Innungen, der Genoſſenſchaften und Vereine, der Gilden und Kameradſchaften wurden gehalten, und Abordnungen an den regierenden Bürgermeiſter entſendet und nur Ein Wort bewegte alle Herzen, war auf allen Lippen, das Wort: Gnade! Er hat gebüßt, gelitten, geduldet. Gott hat durch die Kirche ihm Gnade angedeihen laſſen. Die Menſchen dürfen nicht ſtrenger ſein wollen, als der Herr, an dem er geſündigt! Das waren die übereinſtimmenden Aeußerungen aller Stände.

Endlich berief der Bürgermeiſter den Rath zum Gerichte. Alle Zugänge zum Rathhauſe waren gedrängt vom Volke beſetzt, das aber heute in ehrenwerther Beſcheidenheit und Stille ſich verhielt, um nicht den Ausſpruch des Gerichtes zu ſtören. Er konnte kaum zweifelhaft ſein. —

Der Bürgermeiſter las den Spruch des Geſetzes laut vor, aber ſeine Stimme zitterte, als er das Wort geſetzesmäßiger Strenge verlas, welches in alter Zeit und in alter Strenge gefaßt war. —

Hier iſt das Urtheil geſprochen, ſagte er. Wir haben Nichts zu thun; aber der Rath kann vor Recht die —

Gnade! Gnade! riefen, ſich von ihren Sitzen erhebend, die Richter und Gnade! Gnade! rief tauſendſtimmig draußen

das Volk, zu deſſen Ohren der Richter Ruf gedrungen war. So ſpricht auch mein Herz, hob gerührt der Bürgermeiſter wieder an; aber bedenket das Beiſpiel und ſeine unberechenbaren Folgen! — Ich habe zum Herrn gebetet, fuhr der ehrwürdige Greis fort, daß er mir den rechten Weg zeige, und er hat mir ihn gezeigt. Gnade dem reumüthigen Verbrecher, aber dem Geſetze ſein Recht. Er muß neben den Gotteskaſten, den er beraubte, ſein Bild in Stein aushauen laſſen, wie er die Thaler aus der Mulde in den Gotteskaſten zählt. Das ſei die Sühne und das ewige Warnungszeichen vor ähnlichem frevelhaftem Gelüſten.

Zwar meinten Viele der Herren des Raths, es ſei zu hart und ein ewig Schandmal, aber des Bürgermeiſters Gründe wegen ſchwerer und beſonders der, daß der Verbrecher, wenn ſeine Reue ächt ſei, ſolche Schande gerne trage, und Alle ſtimmten endlich ein und bei, und der Büßer wurde geholt, ſein Urtheil zu vernehmen. —

Gebeugt, zerknirſcht, trat er herein, den Blick zur Erde geſenkt. In die Augen der Männer des Gerichts traten Thränen bei ſeinem Anblicke. Wieder kniete er ſich, gleichwie bei ſeinem Bekenntniß und ſeiner Selbſtanklage vor den Stufen des Gerichtes nieder und harrete des Spruches in tiefem Schweigen und gewaltiger Bewegung. Als ihm der Bürgermeiſter den Richterſpruch kund gab, da faltete er ſeine Hände und betete leiſe; dann dankte er dem Gerichte und erhob ſich.

Und als er hinabſchritt, da begleitete ihn das Volk mit allen Zeichen freudiger Theilnahme zu ſeinem Hauſe, wo der lange Kummer ſich wieder in Freude verwandelte.

Alſobald ließ er den geſchickteſten Bildhauer und Steinmetzen der Stadt rufen, und trug ihm das vom Rathe verordnete Bildwerk auf, wie es im Urtheile beſtimmt war.

Während der Bildhauer meißelte, war es des Kaufherrn angelegentlichſte Aufgabe, von den Reichthümern, die ihm Gottes Gnade geſpendet, ſegensreiche Stiftungen zu machen und die Schenkungsurkunden dem Rathe zu überſenden, der

ſie dann veröffentlichte und den Mann der lebendigen Buße dem Volke theurer machte, als er ihm jemals geweſen war.

Mit ſolch' einem Bildwerke aber gehets nicht ſo ſchnell, wie mit einer Urkunde, die der öffentliche, kaiſerliche Notarius in kurzer Friſt ſchrieb und ſiegelte, ſammt den Zeugen, die das Geſetz erheiſchte. Der Bildhauer muß Zeit und Luſt dazu haben. So dauerte es denn länger als ein Jahr, ehe er fertig damit wurde.

Mittlerweile wurde es bekannt, daß der Kaufherr ſeinen Raths- und Richterſitz nie mehr eingenommen habe und das ſtellte ihn noch höher in aller Liebe und Achtung. Als daher die Zeit der Wahl kam, ſo wählten ihn die Wähler einſtimmig wieder und der Rath verfügte ſich im Zuge nach ſeiner Wohnung, ihm das Ergebniß der Wahl zu verkünden und ihn feierlich auf ſeinen Sitz abzuholen.

Was auch meine theuern Mitbürger bewogen haben mag, ſprach er gerührt, aber mit feſter männlicher Stimme, mich zu ſolcher Ehre zu erheben, deren ich mich ſelber nicht mehr würdig erachtet habe und auch heute noch mich erachte, nie kann ein ſolcher Ehrenſitz von mir, dem Tiefgefallenen, eingenommen werden. Jedes Urtheil, das mitzufällen mir die Pflicht und das Gewiſſen geböte, wäre ein himmelſchreiendes Zeugniß gegen mich ſelber!

Er nahm den Beruf nicht an. Als endlich das Bildwerk aufgerichtet wurde, ſtand er unter heißen Thränen dabei und als es aufgerichtet ſtand, wandte er ſich zum Volke, das in Schaaren verſammelt war und ſagte: O vergeſſet es nie, alle Tage zu beten: Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Böſen!

Und ſtille unter dem tiefen Eindruck dieſer Worte, aus dieſem Munde, verlief ſich das Volk.

Das Bildwerk ſteht heute noch, ſchloß der alte freundliche Mann. Der Name des Büßers iſt verklungen, wie ſeine Gebeine zu Staub geworden ſind, aber mahnend bleibt es für Jeden, der es ſiehet, an die Gefahr der Verſuchung

und an die heiligen Worte: Wer da meinet, daß er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle, und daß wir alle beten sollen alle Tage: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!

Literarische Anzeigen.

Verlag von Kreidel und Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Frz. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Pathengeschenk. Eine Geschichte.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben d. Feldmarschall Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Llanoführer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Buben.
Ein Mungo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sklavenleben Dr. Dominges.
Das Büchlein v. Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Bovrenfamilie von Klagenfurt.
Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der aus den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im indischen Inselmeere.
Die Biberjäger. Eine amerikanische Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebt.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schützling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Kriegen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Binde. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Wanderungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friedericil's Kriegsfahrten anno 1812 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.

40 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Johannes Scherer oder Tonsor,

der Wanderpfarrer in der Unterpfalz.

Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641. — Mit einer Abbildung.

Geheftet. Preis: 36 kr. oder 10 Ngr.

Ein Volksblatt von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Verlag von Kreidel und Niedner in Wiesbaden.

Das erste Heft ist vorräthig in jeder Buchhandlung.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande

von

W. O. von Horn.

Erscheint in Monatsheften zu 48 Seiten gros Octav, deren jedem ein schönes Kunstblatt beigegeben ist.

Preis des Heftes nur 4 Silbergroschen.

Die Maje bringt vorzugsweise Unterhaltung in frischer, gemüthlicher Weise und Belehrung in gleicher Art und Weise — also Geschichten aus dem Leben; aber die Maje gibt auch über die einzelnen Werke der weiten, herrlichen Schöpfung, aus der Pflanzen- und Thierwelt, aus Luft und Meer, am Himmel und auf der Erde Gutes, Anziehendes und Neues, sie bietet aus der Länder- und Völkerkunde Vieles, was wichtig, anziehend und belehrend ist, und aus der Geschichte wichtige und interessante Begebenheiten, edle Thaten, wunderbare Lebensführungen, wie auch die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Menschen. Das Alles in verständlicher, einfacher, gemüthlicher Art.

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen sittlichen Boden haben, so bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige sittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbesorgt in die Hände seiner Angehörigen legen, denn jede Zeile ist rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Im Verlag von **Breitkopf und Härtel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Hauslexikon.

Encyklopädie praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Dritte, durchaus neu bearbeitete Auflage.

Neunte Lieferung. (Schluß des dritten Bandes.) Geh. Preis 20 Sgr.

Das **Hauslexikon**, seit lange bekannt und geschätzt, erscheint jetzt in einer den Fortschritten der praktischen Wissenschaften entsprechenden, völlig umgearbeiteten dritten Auflage; es umfaßt das gesammte praktische Leben eben so wie die Conversationslexika das Reich des Wissens. Bei der zunehmenden Richtung unserer Zeit auf das Praktische wird ein solches Werk immer nöthiger und wichtiger; die Artikel, welche die bedeutendern Gegenstände behandeln, bilden eben so viele werthvolle Monographieen; Anderes findet sich in entsprechender Kürze dargestellt; und so wird diese neue durchaus vervollständigte und an geeigneten Stellen illustrirte Auflage sich Tausenden als ein werthvoller Rathgeber, als unentbehrliche Hausbibliothek erweisen.

Das Hauslexikon erscheint in **18 Lieferungen** von 18 bis 20 Bogen Lexikon-Octav, welche 6 **starke Bände** bilden. Der Preis jeder Lieferung ist 20 Sgr.

☞ Außerdem haben wir eine Ausgabe desselben Werkes in

60 Heften von 5 bis 6 Bogen zu 6 Sgr.

veranstaltet, um die Anschaffung Jedermann bequem zu machen! Von beiden Ausgaben liegen Exemplare in allen wohlassortirten Buchhandlungen zur Einsicht vor. Ebendaselbst sind auch ausführliche Prospecte des Ganzen unentgeltlich zu haben.

Leipzig, 1. Juni 1860. **Breitkopf und Härtel.**

Bei L. C. Lanz in Weilburg ist erschienen:

Volkssprache und Volkssitte im Herzogthum Nassau. Ein Beitrag zu deren Kenntniß von Jos. Kehrein, Director des Herzogl. nassauischen Schullehrerseminars zu Montabaur. 1. und 2. Lieferung. Brosch. à 9 Ngr. = 30 kr.

Dieses neueste Werk des als Sprachforscher so rühmlich bekannten Verfs. wird allen Freunden der Volkssprache und Volkssitte höchst erwünscht sein, da man nur Tüchtiges zu erwarten hat. Es erscheint noch im Laufe dieses Jahres vollständig in 6 bis 7 Lieferungen.

Weilburg, im Juni 1860.

Von **H. Klemm's Verlag** in **Dresden** sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

☞ **Neue Pariser Moden- und Modellzeitung** für Damen- und Kinder-Garderobe, herausgegeben von den renommirtesten Fachgenossen in **Paris, Wien, Berlin, Dresden** ꝛc. Erscheint alle 14 Tage im allergrößten Formate mit den neuesten **Musterschnitten in natürlicher Größe**, leichtfaßlicher Erklärung und Abbildungen der vollendeten Anzüge. Preis pro Quartal nur $^1/_8$ Thaler, so daß jedes vollständige Modell neuer Mäntel, Mantillen, Jäckchen, Kinderkleider ꝛc. kaum einen Groschen kostet.

☞ **Pariser Moden-Salon für Damengarderobe,** Moden und weibliche Arbeiten. Alle 14 Tage eine Lieferung. Bringt außer den neuesten **Modeschnitten** auch noch Strick-, Stick- und Häkelmuster und dergl., sowie **colorirte Pariser Modenkupfer.** Preis pro Quartal nur $^3/_8$ Thlr.

NB. Bei directem Bezug unter Kreuzband ist $^1/_8$ Thaler pro Quartal für Porto extra zu vergüten. —

☞ **Vollständiges Handbuch der Bekleidungskunst für Damen** zum gründlichen Selbstunterrichte, mit sehr vielen Schnittzeichnungen und Abbildungen $1^1/_4$ Thaler. Mit Centimeter und **Maaßnotizbuch** zusammen 2 Thlr.

☞ Für Herren-Kleidermacher! ☜

☞ **Europäische Modenzeitung** für **Herrengarderobe,** mit deutschen, französischen und englischen Original-Modenkupfern nebst Schnittzeichnungen, pro Halbjahr 2 Thaler; direct per Post unter Kreuzband bezogen $2^1/_2$ Thaler.

☞ **Vollständiges Handbuch der Bekleidungskunst für Civil und Militär,** von H. Klemm jun. **Fünfzehnte** Auflage mit 240 fein lithographirten Zeichnungen. Preis nur $2^1/_2$ Thlr. Mit corporismetrischem **Bürtel**, elegantem **Maaßnotizbuche** und Pariser Centimetermaaße zusammen $4^1/_2$ Thaler.

☞ **Das Buch der Livreen.** Vollständige Zusammenstellung von **106** Schnittmustern und bildlichen Darstellungen. 1 Thaler.

☞ Die vollständige **Chemie des Fleckenreinigers und Kunstwäschers,** in mehr als 100 werthvollen Mittheilungen und **Gemisch-technischen Rezepten zur Behandlung jeder Art von Zeugen und Flecken.** $^1/_4$ Thaler.

Verlag von H. Klemm in Dresden, Neumarkt No. 12.

Im Verlage von J. G. Cnden in Hamburg erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Die kleinen Arbeiter im Weinberge des Herrn." Eine Erzählung. Nach dem Englischen. Mit zwei schönen Illustrationen. In illuminirtem Umschlag, cartonnirt 26 Sgr. Elegant in Callico gebunden 1 Thlr. 6 Sgr.

Im Verlag von **H. R. Sauerländer** in **Aarau** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

J. P. Hebel's

Allemannische Gedichte.

Elfte

vollständige Original-Ausgabe.

Elegante, in gepreßtem Umschlag (mit Goldverzierungen und schöner Vignette) gebundene

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis: 1 Thlr. — 1 fl. 45 kr.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt am Main.

Die Naturkunde

in ihrer Beziehung

zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft,

leichtfaßlich dargestellt von

Dr. Ludwig Glaser.

Mit zahlreichen Illustrationen. gr. 8°. Geh. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Das Buch ist vollständig geeignet, um rationelle Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundige Hausfrauen heranzubilden. Nirgends todte Wissenschaft, sondern praktische Lebensweisheit, es ist eine angewandte Naturkunde, die von der Wohnstube ausgeht, in Küche, Keller und Stall schaut, und die sich um Feld und Garten, um Wiese und Wald bekümmert. Allüberall wird die anschauende Erkenntniß lebendig gefördert, allüberall werden die fortschreitenden Erfindungen der Physik und Chemie praktisch angewandt und für das Leben ausgekundet.

Es kann dieses Werk ein wahrer Schatz für jeden Haushalt genannt werden!

Glaser, Dr. L., Kurzer Leitfaden der Naturkunde und Landwirthschaft für Volksschulen und Fortbildungsanstalten in Fragen und Antworten dargestellt. Mit 80 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 12½ Sgr. 45 kr.

Daß der Verfasser in obigem Werke für Haus- und Feldwirthe mit Glück und Erfolg angestrebt hat, dafür soll in diesem Entscheidungs lesen die Schuljugend vorbereitet werden. Wir haben den Preis bei sorgfältigster Ausstattung so niedrig wie möglich gestellt, um demselben eine allseitige Einführung und Verbreitung zu erleichtern.

Die landwirthschaftliche Buchführung

für den mittleren Bauernstand und den größeren Grundbesitzer.

Mit dem linirten Schreibbuch,

den Erndte-, Fruchtvorräthe-, Viehstand-, Dungregister und einem Haus-Notizbuch für den Landwirth.

Leicht verständliche, praktisch dargestellte Anleitung zur Führung landwirthschaftlicher Bücher. Für Landwirthe, Gutsbesitzer, Gutsverwalter ꝛc., sowie zum Lehrvortrag an landwirthschaftlichen Fortbildungs- und Landschulen.

Von

J. G. Meyer.

gr. 4°. 17½ Bogen. Broschirt. Rthlr. 1. 5 Sgr. d. 2.

Es ist in neuerer Zeit in landwirthschaftlichen Versammlungen und Vereins-Verhandlungen vielfach aufgesprochen worden, wie nothwendig auch für den Landwirth eine geordnete Buchführung sei, die ihm gleich dem Kaufmann gestatte, schnell und klar seine Vermögensverhältnisse, Schulden und Lasten seines Grundbesitzes, seine Einnahmen und Ausgaben übersehen zu können. Mancher scheckte wohl nur vor der ersten Einrichtung zurück; diese Schwierigkeit ist jedoch gehoben durch vorstehende Schrift, die nicht allein eine leichtfaßliche, auf Beispiele gegründete Anleitung gibt, sondern auch ein vollständiges Schreibbuch mit den nöthigen Regiskerformularen zur sofortigen praktischen Anwendung enthält.

Metzen, Ph. Joseph, Leichtfaßliche Anleitung zur Construction und Aufstellung aller regulären und declinirenden Sonnenuhren auf ebenen Zifferblättern. Mit 47 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 12½ Sgr. 45 kr.

Auf Vorlage des Manuscriptes erhielt der Verfasser von der Herzoglich Nassauischen zuständigen Behörde die schriftliche Zusicherung, das vorliegende Büchelchen zur Anschaffung für sämmtliche Schulen des Herzogthums zu empfehlen, was auch bereits geschehen ist. Es mag dies als Beweis für die erprobte Brauchbarkeit desselben dienen.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

C. A. Wild's

Praktischer Rathgeber.

Für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen.

Siebente Auflage.

Auf's Neue nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von

Professor Dr. Rud. Böttger.

Preis: Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rh.

Für die Vortrefflichkeit dieses **Magazins wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher** wie **„technisch-chemischer Erfahrungen"** bürgt der Name **Böttger**, eine anerkannte Autorität in seinem Fach, als Herausgeber dieser **siebenten Auflage.** Für die Reichhaltigkeit des Buches mag nachstehender Inhalt sprechen.

Inhalt: I. Gegenstände der Oekonomie: Blumen- und Baumzucht, Feld- und Gartenbau. Mittel gegen alle Arten von Raub- und Nagethieren, Insekten, Unkraut und dergl. Bewahrungs- und Schutzmittel gegen alle Arten von schädlichen Einflüssen auf Gegenstände der Oekonomie. Aufbewahrungsmittel, Putzmittel, Kunst- und Fleckenwäscherei, Vertilgungsmittel, Beseitigung ꝛc. II. Gründliche Anleitung für Untersuchungen und Prüfungen auf die Echtheit und Güte von Nahrungsmitteln, Handelsartikeln und Fabrikate. III. Gegenstände der Haushaltung und Landwirthschaft, Zubereitung von Nahrungsmitteln. Ueber das Einmachen von Früchten. Bereitung warmer Getränke, Zucker- und anderer Backwerke, Gelees, Muße, Syrupe ꝛc. Mittheilung praktisch-technischer Gegenstände. Vorschriften zur Bereitung von wohlriechenden Wassern, Parfums, Räucherpulver, Pomaden, Oelen ꝛc. IV. Praktische Verfahrungsweisen aus dem Gebiete der Chemie und chemischen Technologie. V. Nützliches und Wissenswerthes aus dem Gebiete verschiedener Kunst- und Gewerbszweige. Ueber die Bereitung und Behandlung alkoholhaltiger Flüssigkeiten. Ueber Essigbereitung. Neue Vorschriften und Verfahrungsarten aus der praktischen Färberei. Vorschriften zur Anfertigung von Holzbeizen, Bronzen, Metallcomositionen, Firnissen und Lacken ꝛc.

Neueste Volks- und Jugendschrift

vom Spinnstubenschreiber.

Silberblicke,

Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen,

gesammelt und der Jugend wie dem Volke dargereicht von

W. O. von Horn.

Geh. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2. eleg. carton. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Mit 6 prachtvollen Illustrationen.

Eine Sammlung von Biographien ausgezeichneter Menschen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen, darinnen sich Alt und Jung zur Nacheiferung spiegeln und Geist und Gemüth daran erheben kann. **Eine köstliche Weihnachtsgabe**, die — so hoffen wir — von den zahlreichen Freunden der Spinnstube und ihres allbeliebten Verfassers mit Freuden willkommen geheißen wird.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Neuestes Frankfurter Kochbuch,

enthaltend zwei und vierzig Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als Sechzehn Hundert Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privat-Küchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, Aufbewahrung der Ingredienzien, über die Annahme von Maaß und Gewicht, über das Anrichten der Speisen, Erklärung der in der Küche allgemein gebräuchlichen Ausdrücke, das Tranchiren und Spicken des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln und einem Anhange:

Vorschriften über das Tranchiren.

Herausgegeben von

W. Schünemann,

Inhaber des Hotels, großer Hirschgraben Nr. 19.

Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. In Sarsenet gebd. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rh. brosch. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr.

Der gegenwärtigen fünften Auflage, die um mehr als hundert Recepte vermehrt und wobei wiederum das Einmachen der Früchte, Gemüse und Fleischsarten — auch jenes in hermetisch verschlossenen Büchsen — gründlich erörtert wurde, ist eine Einleitung beigegeben, wodurch man in den Stand gesetzt wird, das Kochen ohne alle weitere Anleitung selbstständig von Grund aus zu erlernen.

Die heilige Weihnachtszeit,

nach Bedeutung,

Geschichte, Sitten und Symbolen

dargestellt von

Dr. Joh. Marbach.

8°. 8 Bogen. Brosch. 12½ Sgr. 45 kr.

Der Inhalt zerfällt in drei Abschnitte: Die Sehnsucht im Heidenthum, die Erfüllung im Christenthum, Kampf der Weihnachtszeit mit den heidnischen Elementen und Ueberwindung derselben. — Die Geschichte der Weihnachtszeit gibt uns ein Miniaturbild von der Entwicklung des Christenthums auf Erden, worin dessen Radien und Schwingungen, sammt den menschlichen Schwankungen und Irrthümern, sich abspiegeln. In diesem großartigen Zusammenhang ist diese heilige Zeit hier aufgefaßt und dargestellt.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Gedichte

von

Friedrich Rückert.

Auswahl des Verfassers.

Zwölfte Auflage mit Porträt und Facsimile.

8°. Brochirt Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Liebesfrühling

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschn. Rthlr. 1. 15 Sgr fl. 2. 42 kr.

Die Anna-Lise.

Ein Schauspiel in fünf Akten

von

Hermann Hersch.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet. Preis: 16 Sgr. fl. — 56 kr.
„ „ Eleg. geb. „ 26 „ „ 1. 30 „

Der Verfasser war in der Wahl dieses dramatischen Stoffes aus der Jugendgeschichte des „alten Dessauer" außerordentlich glücklich. Das Stück ist bereits über beinahe sämmtliche deutsche Bühnen gegangen und hat überall enthusiastischen Beifall errungen.

Von demselben Verfasser erscheint demnächst:

Maria von Burgund.

Ein Schauspiel in fünf Akten.

Min.-Ausg. Geh. 16 Sgr. fl. — 56 kr.
„ „ Eleg. geb. 26 „ „ 1. 30 „

Ein gleich glücklicher Stoff, dessen Held der jugendliche Maximilian ist, später deutscher Kaiser und von Anastasius Grün als „letzter deutscher Ritter" verherrlicht.

Einladung zur Subscription.

In unterzeichnetem Verlage erscheint im October d. J. die erste Lieferung von:

W. O. von Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe

in 12 Bänden

oder 50 Lieferungen à 12 kr. rhein. 4 Sgr.

Mit 12 Illustrationen und dem Bildniß des Verfassers.

Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Manubach, jenes stille, verborgene Rheinthal, und Sobernheim, jener Flecken auf dem waldigen Hunderück, das sind die poesieumrauschten Orte, an denen W. O. von Horn seine Erzählungen schrieb, das sind zugleich die malerischen Schauplätze, auf deren Boden die Scenerie der meisten dieser Erzählungen fußt. Hart an der französischen Grenze ein Stück deutsches Leben voll Phantasie, treuherziger Gemüthlichkeit, reiner Kindlichkeit und tiefem Sinne. Das Alles gemalt mit den einfachsten, schmucklosesten Farben, aber jener Kenntniß des menschlichen Herzens, welche die tiefsten Quellen des Lebens öffnet. Kann es da noch Wunder nehmen, daß W. O. von Horn ein Liebling deutscher Nation geworden ist, und daß seine Schriften sich in jedem Pallaste und jeder Hütte eingebürgert haben?

Während aber die Spinnstube, dieser in Nord und Süd so allgemein beliebte Volkskalender, ihre Leser nach Hunderttausenden zählt, konnten die vorliegenden Erzählungen in der bisherigen theuern Ausgabe, à Rthlr. 13, nur einem gewählten Publikum dargeboten werden. Seit Jahren sind wir daher von vielen Seiten gedrängt worden, den zahlreichen Freunden des Spinnstuben-Schreibers auch diese seine größeren, mit so ungetheiltem Beifall aufgenommenen Erzählungen zugänglich zu machen.

Wir hoffen, diesem Wunsche mit vorliegender billiger Volks-Ausgabe entgegen zu kommen und rechnen auf eine allgemeine Theilnahme.

Alle deutschen Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Subscribenten-Sammler erhalten auf 12 Expl. das 13. frei.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Zur Erzählung

AM VOGELHERDE.

Verlag von J. D. Sauerländer.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1862.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Siebenzehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte! (Mit drei Vignetten.) 1
2. Die Räthſel von 1861. (Mit zwei Vignetten.) . . . 9
3. Spät, doch nicht zu ſpät. Eine Geſchichte aus den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges. (Mit neun Vignetten.) . 13
4. Ein Räthſel. (Mit Vignette.) 82
5. Altes Gold. (Mit Vignette.) 85
6. Von einem Luftſchiffer von Anno 1805. (Mit Vignette.) 87
7. Ein Räthſel. (Mit Vignette.) 102
8. Eine Anekdote. (Mit Vignette.) 104
9. Am Vogelherde. Eine Geſchichte aus vergangener Zeit. (Hierzu der Stahlſtich und fünfzehn Vignetten.) . . 106
10. Altes Gold. (Mit vier Vignetten.) 140
11. Die Gefahren im Schwarzwald. Eine Geſchichte. (Mit eilf Vignetten.) 145
12. Ein Räthſel. (Mit zwei Vignetten.) 180
13. Altes Gold. (Mit Vignette.) 182
14. Ein Standbild in der Hofkirche zu Innsbruck in Tyrol. (Mit neun Vignetten.) 185

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Es ſind jetzt ſechshundert Jahre her — da lebte auf der baleariſchen Inſel Majorka, in der Hauptſtadt Palma, ein gelehrter, ſehr verdienſtvoller Mann, Namens Raimundo Lullo. Seine beſondere Luſt war es, ſich mit der Chemie oder der Scheidekunſt und anderen Naturwiſſenſchaften zu beſchäftigen. Einſt machte derſelbe eine Entdeckung, von der er glaubte, daß ſie eine Wohlthat für die Menſchen ſei, aber er ahnte nicht, daß dieſe Entdeckung eine Peſt, ein Fluch für die Menſchheit werden würde. Seitdem ſchreitet ſie, wie ein böſer Geiſt, durch die Welt; iſt ein Mörder der Geſundheit des Leibes und der Seele, ein Mörder des Familienglückes und des Seelenheiles von Tauſenden geworden, ein Gift, das leider der Menſch noch häufig für eine Wohlthat hält, von dem leider viele Tauſende noch meinen, es ſei der Geſundheit dienlich. Wiſſet Ihr, theure Leſer und Freunde, was ich meine? Es iſt der **Branntwein**, von dem ich rede, der Branntwein, die Quelle unſäglichen Unheils.

Mit einer Schnelligkeit, die an's Unbegreifliche grenzt, hat sich Lulle's Entdekung ausgebreitet; der Wucher auf der einen und die wilde Lust des Berauschens auf der anderen Seite und, daß ich es recht sage, der Teufel in der Mitte, dieses Kleeblatt hat sich vereinigt, ihm die Wege zu bahnen, auf denen Gräber, Todtengebeine, Elend und Fluch die Wegweiser sind, und Laster und Verdammniß das Ziel.

Einen Mörder der Gesundheit des Leibes und der Seele hab' ich den Branntwein genannt. O ich bitte und beschwöre Euch, höret mich an und beherziget mein treues Freundeswort! Euer Wohl ist ja einzig mein Ziel. Es ist eine Thatsache, und jeder Arzt wird es Euch sagen, — doch, was rede ich vom Arzte? Blickt um Euch, an jedem Branntweinsäufer könnet Ihr es selber mit eigenen Augen sehen, wie der Branntwein die Gesundheit des Leibes zerstört. Wie ist des Branntweintrinkers Gang schlotterig und wankend, unsicher und ungewiß, selbst wenn er einmal nüchtern ist. Die Beine thun ihre Dienste nicht mehr; die Muskeln sind erschlafft; die Hände zittern; er kann keine anstrengende Arbeit mehr thun. Es kommt mit ihm dahin, daß er kein Glied mehr rühren kann, bis er am Morgen ein Maß, wie er es gewohnt ist, Branntwein getrunken hat; dann erst kann er sich regen und bewegen, wenn der giftige Trank seinen Nerven wieder Reiz, seinen Muskeln eine Spannkraft gegeben hat, aber diese Spannkraft ist trügerisch, sie hält nur so lange vor, als die Wirkung des Branntweins, und täglich ist mehr nothwendig — bis — das Leben des Säufers plötzlich endet. Sehet ihm in's Angesicht! Bleich ist er; die Farbe der Gesundheit ist dahin; es liegt etwas Starres darin und doch auch eine anekelnde Schlaffheit. Der Athem hat den widerlichen Branntweingeruch; das Auge schwimmt in einem gelblichen Wasser. Mehr und mehr ändert sich aber die Farbe des Gesichtes. Sie wird roth, kupferig — blauroth, und dann ist's nicht mehr weit zum — Grabe! So sieht er nüchtern aus. Den schrecklichen Zustand, der den Menschen tief unter das Thier herabsetzt, die Trunkenheit — nein, mich schaudert, dies

Bild zu zeichnen! Auch der Roheſte muß ſich davor entſetzen. Der Branntweintrunkene iſt kein Menſch mehr, er iſt mehr, als ein Thier, ein entmenſchter Menſch, der nur noch vom Menſchen die ekelhaft entſtellte Geſtalt hat, ſonſt nichts! Solche Zuſtände erſchüttern auch die kräftigſte Geſundheit. Das genoſſene Branntweingift wirkt langſam, aber ſicher, ſchauerlich ſicher. Es iſt ſeines willenloſen Opfers gewiß! Willenlos? fragt Ihr. O da kommen wir auf das andere Gebiet, auf das der unſterblichen Seele, und hier zeigen ſich uns Verheerungen des Branntweingiftes, die uns ſchaudern machen, die ſchrecklich ſind. Ich wiederhole es, von dem Betrunkenen rede ich nicht, ſondern vom Branntweinſäufer im nüchternen Zuſtande. Habt Ihr es verſucht, in der edlen Abſicht, einen Menſchen zu retten für die Welt und den Himmel, für Zeit und Ewigkeit, einem Branntweinſäufer in's Gewiſſen zu reden, daß er ſein Leib und Seele verpeſtendes Laſter laſſe? Habt Ihr mit warmer Liebe, mit religiöſer, frommer Begeiſterung zu ihm geſprochen, mit aller Kraft und Wärme der rettenden Liebe? Nun, Ihr ſahet, wie Euer Wort ihn erſchütterte; Ihr ſahet, wie Scham ihn durchdrang, wie eine Thräne in ſeinen Augen glänzte. Er reichte Euch die Hand, gelobte dem Branntwein zu entſagen — und — wenige Augenblicke, nachdem er Euch mit den heilſamſten Eindrücken verließ, in dem Augenblicke, wo Ihr in einer ſeligen Hoffnung lebtet, Ihr hättet ihn gebeſſert — ſitzt er im Wirthshauſe und ſtürzt ein Glas nach dem anderen hinab! — Iſt's möglich? Lieber Leſer, ich bezeuge es vor Gott und meinem Gewiſſen — ich habe dieſe beugende Erfahrung nicht einmal, ich habe ſie leider, daß ich es ſagen muß, oft gemacht!

Der Wille des Menſchen, ſonſt eine unbeugſame Kraft, die Alles vermag, von dem unſer Sprüchwort ſagt, er ſei (auf's Gute gerichtet) des Menſchen Himmelreich, weil er dahin führt, oder (auf's Verworfene gerichtet) ſeine Hölle — er iſt bei dem Branntweinſäufer nichts mehr. Nicht mehr der kräftige Wille und ſeine Frucht, der Entſchluß, beherrſcht Denken und Thun, ſondern das mehr als thieriſche Ge-

lüſten, ſich einen augenblicklichen Gaumenkitzel zu verurſachen oder einen Rauſch anzutrinken, der ihn unter das liebe Vieh herabſetzt — denn es trinkt nur, um ſeinen Durſt zu löſchen, das klare Quellwaſſer, während der Menſch ohne Durſt trinkt, bloß um — ſich zu berauſchen, ſich ſeiner menſchlichen Vernunft und Würde ſündhaft zu berauben. Kein guter Eindruck haftet mehr; kein liebend Wort faßt mehr, als vorübergehend, Boden in ſeiner Seele. Er iſt willenlos, ein ſtumpfer Sklave eines ihn leiblich vergiftenden, die Seele verderbenden hölliſchen Gebräues. Wie er zu einer nützlichen leiblichen Thätigkeit an Geſchäfte erſt keine Luſt mehr, ſpäter keine Kraft mehr hat, ſo iſt ſein männlicher Wille dahin, aber auch ſeine Denkkraft. Stumpfſinnig geht er dahin. Es iſt ihm Alles gleichgültig — bis auf den Branntwein. Im Geſpräche mit anderen Menſchen, im Umgang mit ihnen merkt man ſchnell, wie der Verſtand, das Gedächtniß, die Urtheilskraft, mehr noch die Vernunft abgenommen hat, täglich mehr abnimmt, bis er endlich kaum mehr eines vernünftigen Gedankens fähig iſt, in thieriſcher Stumpfheit und Dummheit verſunken, nur noch ein Daſein friſtet, das ihn von der vernünftigen Menſchenwelt ausſcheidet. Tauſend Beiſpiele ſind zur Hand. Ihr habt ſie vor Euch leider ſo häufig, daß ich davon keine näher zu bezeichnen brauche.

Wie ſteht's um andere Seelenthätigkeiten? Das Gefühl der Scham iſt dahin. Es iſt ihm gleichgültig, ob er in der Goſſe liegt oder nicht; ob loſe, böſe Buben ihren Spott und Hohn mit ihm treiben oder nicht; ob ihn beſſere Menſchen, die ihm einſt theuer waren, die er einſt werth hielt und hoch achtete, verachten, ſich von ihm abwenden oder nicht; ob er in der allerverworfenſten, ſchlechteſten Geſellſchaft ſich herumtreibt, die, wie er, ſchon ſo tief geſunken, daß man ſich mit Unwille von ihnen abwendet — das Alles gilt ihm gleich. — Er denkt nur an den — Branntwein. Höheres, Edleres kennt, ſucht, ſchätzt er nicht mehr. Was gilt ihm die Achtung der Welt, wenn er Branntwein hat? — Die Liebe zu Eltern, Gatten, Geſchwiſtern, zu den eigenen Kindern — ſie iſt in ſeinem Herzen erſtorben. Er achtet ihre Worte, Bitten, Thränen nicht mehr; er vergeudet ihr Gut, ihre Habe. Es gilt ihm gleich, ob ſie ihr Brod mit Thränen eſſen, mit Thränen, die ihn vor dem ewigen Richter anklagen, oder ob ſie darben und hungern, wenn er nur ſeinen Branntwein hat. Er fragt nicht darnach, ob ſie zum Bettelſtabe herabſinken, der Verwilderung, ſittlichen Verderbniß anheimfallen — er iſt völlig ſtumpf gegen jedes heilige Gefühl. Der Religion und ihrer heiligen Uebung, dem Gottesdienſte, hat er längſt entſagt, an Gott zu denken, zu ihm zu beten, hat er längſt verlernt. Was bleibt noch Menſchliches an ihm? —

Seine Seele iſt verderbt durch das teufliſche Getränke, denn zu welchen rohen Greuelthaten treibt der wilde Branntweinrauſch? Er zerſchlägt Alles im Hauſe, was noch übrig iſt; er mißhandelt Weib und Kind, er iſt zu allem Verworfenen fähig, und jeder beſſere Einfluß bleibt machtlos. So fährt er zur Hölle! —

Stirbt er, Niemand trauert, ja, das Urtheil iſt ein allgemeines — und wer möchte ſeine Gerechtigkeit beſtreiten? — Es iſt gut, daß er todt iſt! —

Schrecklich! —

Und wie allmälig ſinkt er von Stufe zu Stufe tiefer in den Abgrund, aus dem keine Rettung mehr iſt! Ohne

es zu merken, wird er ein Sklave des Branntweins, ein Knecht der Sünde, ein Erbe des zeitlichen und ewigen Verderbens.

O, meine Lieben, merket Ihr, daß Einer Neigung zu diesem tödtenden Gifte hat — denn der Branntweinsäufer wird frühe ein Opfer dieses Giftes, ein wirklicher Selbstmörder —, so suchet ihn zu retten, wenn es noch Zeit ist. Stellet ihm vor, was ich hier aus treuem Herzen und mit vollster Wahrheit gesagt, daß er mit Gottes Gnadenhülfe (flehet alle Tage darum!) gerettet werde aus den umstrickenden Banden des Verderbens! Und — solltet Ihr selbst — (Gott wolle es in Gnaden verhüten!) Neigung zu dem teuflischen Getränke haben, ich flehe Euch an, entsagt ihm, meidet es, um Gottes, um Eurer ewigen Seligkeit, um Eures Familienglückes, um Eurer Gattin und Kinder willen!

Es ist ein erschrecklicher Wahn, dem viele Menschen, besonders im lieben, ehrenwerthen Bauernstande noch ergeben sind, als nähre und stärke der Branntwein, weil er uns augenblicklich aufregt. Das ist keine Stärkung, denn es folgt eine desto größere Erschlaffung und Schlärigkeit. Er schwächt in der That, statt zu stärken. —

Es ist erwiesen, daß er ein Gift enthält, das langsam tödtet, aber sicher, wenn man sich dem unseligen Genusse hingibt. Blicket, um Euch das im Großen anschaulich zu machen, hin auf die Indianer Amerika's. Sie sterben aus, denn die Berührung mit den Europäern hat sie den Branntwein, den sie das Feuerwasser nennen, kennen gelernt. Sie trinken ihn in maßloser Leidenschaft, in unglaublicher Menge, und die Folge ist — ihr Aussterben. Schrecklich ist es, daß die Amerikaner dies Teufelsgetränke benützt haben, um ihnen weite Länderstrecken für Branntwein abzukaufen; daß sie noch heute, namentlich auf der Pelzmesse in St. Louis, wohin der Wilde die Beute seiner Jagden, Bären-, Biber- und die Felle anderer kostbarer Pelzthiere bringt, diese Waaren für Branntwein abhandeln, den sie schnell wegtrinken und aus einer Berauschung in die andere fallen und

dann oft, weil die Lebensmittel, welche ſie kaufen wollten, fehlen, im ſchrecklichſten Sinne des Wortes, verhungern. Es iſt furchtbar, aber es iſt wahr! Nicht minder wahr iſt es im Einzelnen, für welches die Beiſpiele alle Tage vorliegen in Raufhändeln und im frühen Hinſterben der Branntweinſäufer. Und wie gibt es deren ſo viele, heimliche und öffentliche? Wie viele Familien, die vom Wohlſtande zum Bettelſtabe herabſanken, haben nur den Branntwein als ihren Verderber anzuklagen!

Und wie wird es mit dir einſt ſtehen droben vor dem himmliſchen Richter, wenn es heißt: Gib nun Rechenſchaft von deinem Haushalt, von deinem ſittlichen Haushalt, von dem nämlich deines Denkens, Redens, Wollens und Thuns? Wie willſt du verantworten den Mord an deinen Seelenkräften, an deinen Leibeskräften, den Selbſtmord, den du begangen durch den Genuß eines Giftes, das dich frühe alt gemacht, dich vor der dir von Gott beſtimmten Zeit zum Grabe geführt? Wie willſt du verantworten deine ſittliche Schuld? Wie verantworten die Verſündigung an der Menſchenwelt, deren ſittliches Glied du zu ſein von Gott beſtimmt warſt? Wie deine Verſündigung an der Kirche Gottes, deren gläubiges, thätiges Glied du einſt warſt und der du dich durch deine Sünde entzogſt? Wie an der gegen deine Familie, die du in's Elend geſtürzt, der du den Vater, den Ernährer und Erzieher ſelbſtmörderiſch raubteſt durch eine ungezügelte Begierde? Du haſt dein Urtheil dahin. Es iſt dir im Voraus geſprochen. Rette dich, es iſt noch Zeit! Rette deine Seele und entſage einem Genuſſe, der dich elend macht im vollſten Sinne des Wortes! Kehre um und entſage dem teufliſchen Gifte, deſſen Sklavenketten du trägſt, ſo lange noch ſo viel ſittliche Willenskraft in dir iſt, es zu können. Bald iſt es zu ſpät. Du biſt verloren, ehe du es glaubſt! Helfet ihm Ihr Alle, die Ihr wiſſet, was es heißt, eine Seele retten! Laſſet nicht nach mit Ermahnen, Bitten, Flehen gegen ihn ſelbſt und zu Gott, daß es gelinge!

O ich habe auch ſolche Menſchen kennen gelernt, die

ſich im Gefühle ihrer ſchweren Schuld ermannten und aufraffſten; die ſprachen wie der verlorne Sohn: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater zurückkehren! Denen es gelang; die wieder Chriſten, Menſchen, Väter ihrer Familie wurden und feſthielten am Beſſern mit aller Kraft und die keine Verſuchung mehr zum Rückfalle brachte.

Heil ihnen, den zeitlich und ewig Geretteten! Welch' ein ſeliges Bewußtſein muß in ihrem Gewiſſen eingekehrt ſein? Sie ſtanden am Abgrunde, ſie wankten ſchon über dem Rande des ſchwarzen Abgrundes, und die Hand Gottes riß ſie zurück, der Hauch Gottes wehte ſie an, und die Kraft eines neuen Lebens durchſtrömte ſie.

Heil ihnen, die mit Gott, der den ernſtlich Wollenden die Kraft verlieh, das große Werk ihrer Rettung vollendeten!

Ich ſchließe mit dem Gebete zum Herrn: Rette Du, Allerbarmer, die Verirrten! Verleihe Du Kraft zur Selbſtbeherrſchung den Schwachen! Zerbrich Du die Feſſeln, die ſie tragen, daß ſie frei werden von den Banden der Hölle, daß ſie frei und wieder Deine Kinder werden! Amen.

2. Die Räthſel von Anno 1861.

Ich hoffe, Ihr habet ſie leicht gelöſt, und dieſe wenigen Worte wollen eben nur beſtätigen, was Ihr, liebe Leſer, gefunden.

Nr. 4 im Jahrgange 1861 (Seite 81) bringt das erſte Räthſel. Es iſt leicht zu löſen geweſen. Ich meinte den Seiler, der immer rückwärts geht und — ſo er fleißig, doch voran kommt mit ſeinem Werke und im Wohlſtande; der die Taue, Seile und Stricke macht (gib Acht, ſie ſind auch zum Aufhängen der Spitzbuben gedreht!); der ſeinem Hanfzopfe die Haare auszieht. Was ſonſt ſo hier und da in dem Räthſelchen abfällt, ſind Brocken, die Mancher und Manche aufleſen mag. Es wird, ſo es beherzigt wird, keinen Schaden bringen, denke ich.

Nr. 7 (Seite 128) bringt das zweite. Die Auswanderer ſind die Schwalben, die heimkehren und einen Spatzen ſeßhaft in ihrem Neſte finden. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich, es iſt noch Platz da für gute Menſchen!“ Das iſt ſo die Lehre, die das Räthſel geben möchte. Ach wenn es doch die leichtfertigen Auswanderer bedächten, die nicht dem Zuge Gottes folgen, wie die lieben, frommen Schwalben, ſondern dem Zuge ihres eigenen, thörigten Herzens, ihrem Leichtſinne oder der heilloſen Verführung Anderer, die ihnen

goldene Berge verſprechen und kahle Felſen liefern, wenn ſie nicht den Himmel verſprachen und die Hölle lieferten, wie es die heilloſen Verführer thaten, welche die unglücklichen Auswanderer nach Braſilien lockten, wo ſie Sklaven geworden ſind und Sklaven bleiben, bis die nagende Reue ihnen das Herz bricht! Wie oft gründen ſie ihr Glück, das ſie geträumt? In hundert Fällen neun und neunzig und vier Viertel mal — nicht! Dann kommt die Reue und frißt am Herzen, wie der Geier im alten heidniſchen Mährlein, das ſo viel Wahres enthält; dann kommt das ſtill nagende Heimweh und, da keine Rückkehr möglich iſt, verblutet das arme Herz, und der Sand des fernen, fremden, liebeleeren Landes deckt es bald. Wohl ihm, wenn es ausgerungen hat! Bedenke wohl, was du thun willſt, mein lieber Bruder, ehe es zu ſpät iſt. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in großs Leid gebracht; das iſt der kurze Inhalt manches verarmten Lebens, dem Reue und Heimweh als trauriger Gewinn zufiel.

Nr. 12 (Seite 141) bringt das dritte. Sein Wort iſt der Apfel. Da dachte ich an den Apfel am Baume, an den im Auge, — der erſte hat Manchen erquickt und thut's alle Jahre; der zweite hat Manchen und Manche getäuſcht, betrogen, verführt und in's Elend geſtürzt. Du verſteheſt mich? Und das Weh endete auch erſt — im Grabe!

Wird der am Baume gepreßt, du weißt's ja, ſo gibt's Aepfelwein, der auch wohl mal Einen und den Anderen zu dummen und — heilloſen Streichen verführt hat; wird der im Auge gepreßt, ſo gibt's Thränen! Die brennen oft bis in's Herz hinab, und zu trocknen ſind ſie ſchwer, beſonders wenn ſie die Reue auspreßt. Merke dir's!

Ich habe ferner dabei an den Apfel gedacht, den einſt der Schweizer Tell auf Befehl des grauſamen Landvogts Geßler von dem Haupte ſeines eigenen Kindes ſchießen mußte, und an alle die Folgen dieſes unglücklichen Schuſſes, — denn er brachte dem grauſamen Geßler den Tod von Tell's Armbruſt und dem Schweizervolke die Freiheit von drückender Gewaltherrſchaft, die ihm den Nacken wund gedrückt.

Ich dachte endlich an den Apfel der Eva im Paradiese und an das heillose Erbe dieses Apfels — die Sünde, und — an den Tod, der der Sünde Sold ist, und, wie die Sünde, durch Alle hindurchgedrungen ist. O da ist viel zu denken, und so ein Räthselchen saßt's nicht! —

Nr. 16 (Seite 180) bringt das letzte dieses Jahrgangs. Ich meine damit „den Flügel". Da dachte ich an den Vogel, den er durch die Lüfte trägt, und den Zugvogel, dem er als Mittel dient, Land und Meer zu überfliegen, um im warmen Südlande zu leben, bis im Norden der Frühling wieder die Erde bekränzt mit seinem Grün und seinen Blumen, — und — an den Flügel, wie man bekanntlich eine Flügelform habende Art von Klavieren nennt. Da berührt der kunstfertige Finger die Tasten, und liebliche Musik erfreut des Menschen Herz, und sollte öfters dazu dienen, den Herrn zu preisen, der der Geber alles Guten ist, statt eitler Lust und Kurzweil zu dienen.

3. Spät, doch nicht zu spät.

(Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.)

Du hast noch vor 'nem Jahre einmal verfänglich gefragt, sagte der Schmiedjakob zum treuen Gevatter, als sie am ersten Abende der altherkömmlichen Spinnstube wieder behaglich am warmen Ofen saßen, und draußen, wie die Kinder sagen, die Müller und die Bäcker sich zankten, wer von ihnen die größten Schelme seien, das heißt im Volksmunde, wenn's draußen stürmt und Schnee und Regen um die Herrschaft streiten, — woher ich meine Geschichten alle nähme? Vielleicht liegt dir diese Frage jetzt wieder im Herzen und auf der „Lippe? — Ich möchte dem gerne zuvorkommen und lieber selbst gleich Rechenschaft geben.

Ihr wisset Alle, die Zeit des siebenjährigen Krieges mit seinem Erz- und Haupthelden, dem „alten Fritz", und den Anderen, die mit ihm um den Lorbeerkranz des Ruhmes rangen, ist eine gewaltige Zeit, eine rechte Heldenzeit, und wir Alle hören gerne davon erzählen. Mündliches davon zu hören, das hat seine Mucken, denn von denen, die da mitkämpften, wird's alle Tage leerer. War ja doch, als der König von Preußen das großartige Denkmal Friedrich dem Großen unter den Linden in Berlin, wie dessen schönster Stadttheil wegen der schönen Linden-Alleen heißt, errichtete, nur noch ein ganz kleines Häuflein solcher silberhaarigen Schnurrbärte im Lande, die der König nach Berlin kommen ließ, auf daß sich ihr Herz erfreue an der Ehre,

die ihrem Heldenkönig, wohlverdient, angethan wurde. Aber es ist ein Glück, daß viele Bücher vorhanden sind, die davon erzählen, so lebendig, treu und genau, daß man, wenn man sie liest, meint, man wäre dabei gewesen.

Da hat mir denn mein Freund, der alte Krämer Lips in der Stadt, einmal gesagt, er habe auch ein gar köstlich, alt Buch, darinne zu lesen stehe vom alten Fritz, vom Ziethen, vom Seydlitz und allen den tapferen Helden jener Tage gar anmuthige Geschichten.

Das könntet Ihr mir einmal, auf ehrlich Wiedergeben, leihen, sagte ich zum alten, ehrlichen Lips, und dachte, er wird dir's doch wohl nicht abschlagen?

Mit allem Willen, sagt der Bauer, wenn er muß, versetzte lächelnd der gutmüthige, freundliche Mann und holte das Buch. Das war dickbäuchig, wie ein Bürgermeister, und ich erschrak und sagte: Wie lange darf ich's denn aber behalten? —

Was läßt sich da anders sagen, erwiederte er, als, bis Ihr's ausgelesen habt, eher hört Ihr ja doch nicht auf, dafür kenne ich Euch. Nun liest der Hans schnell, der Kunz langsam, und alte, brillenbehaftete Augen müssen schon langsam thun. Drum behaltet's, so lange Ihr wollet!

Das war das Wort eines verständigen, ehrlichen Mannes, der einem Anderen gerne etwas anvertraut. Ich nahm's also dankbar mit und las den Sommer über fleißig darin, denn es war reich an köstlichem Inhalte, und vor acht Tagen war ich fertig bis auf das letzte Blatt, wo gedruckt steht: Ende, und wo der Mann, der die Spinnstube druckt, gewöhnlich ein Bildchen hinsetzt, das ein Licht zeigt, darauf ein Löscher steht, der die Lichtflamme deckt und löscht.

Ich brachte es selbst dem ehrlichen Lips wieder und bedankte mich von Herzen, weil ich manche angenehme Stunde durch das Buch gewonnen hatte; als ich ihm aber von der Spinnstube sagte, da gab er mir's wieder und sagte: Leset ihnen daraus vor, so viel Ihr wollet.

Darin steht nun eine Geschichte von dem tapferen Reitergeneral Seydlitz, die mir gar wohl gefiel. Daß ich, wenn

ich so etwas lese, das mir ausnehmend gefällt, es nicht wieder leichtsinnig vergesse, wie etwa ein fackelig Mädchen seinen Auftrag, wenn es in die Stadt auf den Freitagsmarkt geht, das rechne ich mir zu einem Glücke und danke meinem Gotte, daß er mir in meinem Alter noch die Gnade schenkt, ein gutes Gedächtniß zu haben. Ihr wisset aber auch noch etwas mehr, das nämlich, daß ich dabei immer an Euch und die Spinnstube denke. Ihr quält mich ja doch allemal, bis ich Euch erzähle. Den Schatz, den man aus eigener Lebenserfahrung und Anschauung sich erworben hat, erschöpft man am Ende doch auch einmal — da bleibt mir denn justement nichts übrig, als ich muß die ganze Frühlings- und Sommerzeit wie eine fleißige Biene eintragen und sammeln, daß ich Euch ein Geschichtlein dann und wann zu erzählen im Stande bin. Nun hab' ich Euch auch einmal etwas vorzulesen.

Gleich dacht' ich bei Lesung der Geschichte dran, die wär' etwas für Euch, und da hab' ich sie zweimal gelesen, daß ich sie schier auswendig wußte, vom A bis zum Tz, und wenn Ihr nichts dagegen einzuwenden habet —

Einzuwenden? Schmiedjakobsvetter, wo denkt Ihr hin? rief das lebendige Kathrinchen, das bei einem hübschen Häuflein Kinder noch gerade so fix bei der Hand und so lebendig ist, wie damals, als sie neunzehn Jahre alt war und hinter dem Laden durch die Fuge luchste, wenn der Fritz, ihr Mann, vorbei ging und einmal mit einem anderen Mädchen einen Scherz machte.

Das Kathrinchen hat wieder einmal Recht, sagte der Gevatter.

Wie allemal! sagte leise der Fritz und schielte dabei nach ihr.

Sie hörte es, machte ihm eine Faust und sagte: Sei du nur still! Euch aber, setzte sie, zu Schmiedjakob gewendet, hinzu, danken wir Alle schon im Voraus und wollen recht still horchen!

Nun denn! sprach der Alte und begann die nachfolgende Geschichte vorzulesen, wobei der alte Mann die Klemmbrille fest auf die Nase drückte.

I.

Wer einmal etwas vom siebenjährigen Kriege gelesen oder gehört hat, der weiß, daß die Schlacht von Zorndorf so recht eine Zornschlacht war, denn der Zorn Friedrichs und seiner Preußen über die höllische Bosheit, Rohheit und Schonungslosigkeit, womit die Russen gegen das Land und die Leute drin verfuhren, war eben so gerecht als gewaltig. Die Russen haben den Zorn gefühlt, und der Seydlitz hat die Münze, die der Zorn schlug, ausbezahlt bis auf Heller und Pfennig, nämlich auf dem absonderlichen Zahltisch — dem Rücken der Russen.

Das wisset Ihr schon, daß damals König Friedrich II. in einer Lage war, die man sich nicht wünschen mag und auch einem Anderen nicht. Es gehörte eben so ein großer Friedrich dazu, um nicht darinnen stecken zu bleiben. Der Feldzug, den der König in Mähren unternommen, war ohne erhebliche Früchte geblieben; man kann sagen: er war mißlungen. Sein Rückzug nach Böhmen war ein Meisterstück des Helden. Er wußte an der böhmisch-schlesischen Grenze bis in den Monat August 1758 sich zu halten, wie auch der Oesterreicher Daun sich anstellen mochte, ihn zu vertreiben. Auf den hatte es Friedrich gepackt, und ohne Zweifel würde er ihm das Kamisol am Leibe ausgeklopft haben, wäre nicht etwas passirt, das ihn auf andere Gesinnungen bringen mußte.

Unter dem Befehle des russischen Obergenerals, Grafen von Fermer, waren siebenzig Tausend Russen dem Könige in die Ahke oder in den Nacken gekommen. Das war, bei meiner Treu'! kein Spaß. Nun waren die Russen damals noch wilde Gesellen, roh und unbändig; seit 1758 sind volle hundert Jahre vorbei, die doch geeignet waren, der Sonne der fortschreitenden Bildung und Erkenntniß Bahn zu brechen durch die Sumpfnebel, die auf Rußland lagen. Aber Anno 1758 ist es noch anders gewesen. —

Die Botschaften, welche Friedrich tagtäglich erhielt, waren lauter Hiobsbriefe. Wenn der Eine meldete: Die Russen

sind in die Neumark eingefallen, so berichtete der Andere: Wenn sie auch gegen das eigentliche „Preußen" schonend verfahren, weil sie das einzusacken gedenken mögen, welche Zeche vor dem Wirthe gemacht scheint, so wüthen die Kosaken in den anderen Provinzen wie wahre Teufel. Das Volk verzweifelt, die Städte und Dörfer brennen, das Land ist verwüstet. Jeder dieser Berichte und Botschaften hatte aber denselben Schluß, den: Komm', Heldenkönig, und hilf und rette uns! — Das war ein Ruf der Landeskinder an den Landesvater.

Das fuhr dem König in die Knochen wie die reißende Gicht. Er stampfte mit dem Fuße; stieß den Krückstock an die Erde und schüttelte den Kopf, daß der lange Zopf von einem Schulterblatte auf das andere fuhr. In das große, zornsprühende Auge wagte vollends keiner zu blicken, denn das hielt keiner lange aus. Dabei maß er das Gemach von einem Ende bis zum anderen. Rings herum an den Wänden standen seine Generale und Feldherren. Plötzlich blieb er vor dem Seydlitz stehen, vor dem Dragoner, der statt eines Commandowortes sein Tabakspfeiflein in die Luft warf, und sagte: Die Russen stehen vor Küstrin. Weiß Er, was das heißt? —

Majestät, daß wir hinreiten und sie fortjagen sollen! sagte der Seydlitz.

Der König lächelte und sagte, mit der Hand dem schönen Seydlitz auf die Schulter klopfend: Da ist Er ganz meiner Meinung! Auf denn, meine Herren, wandte er sich zu den anderen Generalen, lassen Sie uns einmal rasch aufbrechen! Bereiten Sie Alles schnell vor! Adieu!

Damit waren die Herren gnädig entlassen, hatten ihre Befehle und wußten recht gut, was das Wörtlein „Rasch" im Munde Friedrichs zu bedeuten hatte, denn da hatte es seine ursprüngliche Bedeutung verdreifacht.

Sie standen wirklich vor Küstrin, die Russen, und das Land rings war weithin eine Wüste und rauchende Brandstätte, überall das Zeugniß, daß die Kosaken dagewesen waren. Dem armen Küstrin ging's noch schlimmer. Fermor

wollte es haben und der Commandant, der wackere Obriſt Schack von Wuthenow, wollte es nicht geben. Da mußten die Kanonen den Schiedsrichter machen. Die flogen denn auch raſch heran und ſpieen ihre Kugeln, kalt und heiß, in die arme Stadt, die nur noch zwei Gebäude übrig behielt, die ſchöne Garniſonskirche und ein ganz kleines Häuslein am kurzen Damm und über der Kieperpforte. Unter den Ruinen hauſten Einwohner und Soldaten ſo gut es ging, und ſoviel ihrer übrig waren; aber der brave Schack ſagte: Kinder, lieber hier bei Waſſer und Brod, als in der Gewalt der Unholde und vor Allem und über Alles, dem Eide und dem Könige treu!

Allen Reſpekt! ſagte der Gevatter und nahm ſein grünes Sammtkäpplein ab. Allen Reſpekt!

Auch Schmiedjakob nahm das Käpplein ab und ſagte: Das war Recht, Gevatter. Vor Einem der Art, in Summa, vor einem Ehrenmanne, zieht man Hut und Käppel ab, denn ſo präſentirt der Bürger das Gewehr vor ihm! — Dann fuhr er fort: Dem Könige, nämlich dem alten Fritz, war's zu Muthe, als hörte er das, denn der marſchirte einmal wieder, wie Allnichtsguts. Von Landshut bis an die Oder in eilf Tagen — bei ſchlechten Wegen, das iſt ein Wort, und nicht Viele machen's ihm nach! Aber es galt auch, die Ruſſen zu jagen, und die Landeskinder in den Regimentern ſagten: Wartet nur, Ihr Moskowiter, wir fahren unter Euch, wie ein Gewitter, und Donner und Blitz ſoll Euch treffen! — Da gings vorwärts, und Keiner wurde marode, wie der Franzos ſagt oder abſtändig, wie's uns mundgerecht iſt.

Bei Marſchnau und in Gorgaſt vereinigte der König ſich mit den Truppen des Grafen Dohna, der gegen die Ruſſen ſtand, aber zu ſchwach war. Bei der Muſterung dachte der König daran, daß dieſe Soldaten bei Groß-Jägerndorf ſich hatten ſchlagen laſſen, und konnte den Aerger nicht verbeißen. Er ſagte zu Dohna, da Alle ſehr ſauber und gut gekleidet ausſahen: Ihre Leute haben ſich außerordentlich geputzt! Ich bringe welche mit, die ſehen aus

wie die Grasteufel, aber — sie beißen! Das mußte der General einstecken, wenn's auch kein angenehm Präsent war und kein Zuckerplätzlein! —

Eine ganz hübsche Anzahl hatte der König nun da beisammen; freilich nicht soviel wie die bärbeißigen Russen; aber, wie er sagte: Gute Bisser, die die Oesterreicher manchmal gebissen hatten, daß sie nach Gott schrieen. Es waren zusammen: vierzig Bataillone Infanterie und auch um achtzig Schwadronen Reiterei und Er und der Seydlitz! An Kanonen war auch kein Mangel, aber da war die Oderbrücke zu besetzen und Küstrin mußte auch seine Besatzung haben, und so blieben ihm denn gegen die überlegenen „Moskowitter" vier und dreißig Bataillone Fußgänger und drei und achtzig Schwadronen Reiter.

Der alte Fritz war aber gewohnt, erst Alles genau zu erforschen, ehe er anfing, und als das Alles zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, sagte er: Nun wollen wir an sie gehen! In Güstebiese umringten ihn eine Menge Menschen, welche ihm klagten, was sie durch die Russen erlitten. Es waren saubere Geschichten, die er da von den Unhelden zu hören kriegte! —

Der König tröstete sie liebreich und sagte: Nun seid nur ruhig, Kinder, wir wollen sie schon kriegen! — Bei dieser Gelegenheit kam eine Frau zum Könige heran und legt die eine Hand auf des Pferdes Hals und schaut ihn freundlich an und fragt: Ihre Majestät, was macht denn mein Mann, der Unteroffizier Bindar bei dem — sie nannte den Namen — Regimente? — Ich kenne ihn wohl, sagte freundlich der König, er ist Gottlob noch gesund.

Na, ich danke; grüßen Sie ihn viel Tausendmal von mir, und dabei überreicht sie dem Könige einen Brodkuchen, den sie, wie sie sagte, für ihren lieben König gebacken habe. Friedrich nahm den Kuchen freundlich, dankte der guten Frau und versicherte: er solle ihm gut schmecken! Das zeigt, was er bei seinem Volke galt, und wie er zu ihm stand. Es war halt doch ein Extrastück von einem König in allen Fugen und Ecken!

Am 24. Auguſt lagerte die Armee bei Darmietzel und von da bis zur Neudammer Mühle. Bei der Mühle, zwiſchen Neudamm und Zorndorf, hielt der König und da fanden ſich Hegemeiſter, Flurſchützen und Förſter ein, die zu Wegeweiſern dienen ſollten. Nachdem noch ein Spion berichtet hatte, leuchtete des Königs Angeſicht. Er wandte ſich an die Generäle und ſagte: Adieu, meine Herren! Ich gratulire Ihnen, die Schlacht iſt gewonnen!

Aber ſie war's für's Erſte doch noch nicht, denn es gab harte Sträuße und auch Püffe für die Preußen, und der junge Seydlitz zauderte mit ſeinen Klingen zu ſegen, wie er es bei Roßbach gethan. Die Ruſſen benutzten einen Fehler, den ein General gemacht, und warfen fünfzehn Bataillone über den Haufen und die Artillerie dazu. Das brachte aber dem linken Flügel der Preußen eine heilloſe Verwirrung. Das war ein Unglück, wie es die Preußen noch in keiner Schlacht erlebt. Viele ſahen ſchon Alles als verloren an. —

Der König ſah's und ſah auch, daß Seydlitz nicht dreinfuhr. Er ſandte einen Adjutanten, und ließ ihm befehlen, drauf zu gehen.

Jetzt war's Zeit, und der Seydlitz fuhr drein, jagte die ruſſiſche Reiterei in die Flucht, und warf ſich dann auf das Fußvolk. Bei dieſer Gelegenheit kam ein Auftritt vor, deſſen hier zu gedenken iſt, da es der Anfang der Geſchichte iſt.

In dem Dragener-Regimente des Generals Seydlitz war ein Rittmeiſter, ein Bürgerlicher, der Heumar hieß. Es war ein ſehr tapferer Offizier, aber arm von Haus aus, der ſich durch Verdienſt heraufgeſchwungen hatte. Der Seydlitz war ein herrlicher General, aber koſcher, wie der Jüd ſagt, war er nicht, ſondern etwas lüderlich, was ſein Unglück war. Der Rittmeiſter Heumar dagegen war ein Mann von den allerſtrengſten ſittlichen Grundſätzen, und redete oft friſchweg von der Leber. Er tadelte einſt des Generals Lebenswandel im Kreiſe vertrauter Offiziere — wie er meinte, — aber es war doch ein Judas drunter, ſo ein Ohrenbläſer und Weiterträger, der ſich bei

dem General eine fette Suppe verdienen wollte. Der erzählte dem General von Seydlitz Alles haarklein, was der Heumar gesagt, und noch Einiges dazu, was er nicht gesagt hatte.

Seydlitz wies ihn derb ab, denn er war zu ehrlich, um solche Ohrenbläsereien anzuhören; aber — der Heumar hatte die Wahrheit gesagt, das konnte Seydlitz nicht in Abrede stellen, als er darüber nachdachte. Zwar besserte das ihn leider nicht, — aber es blieb etwas hängen und er warf einen Groll auf den Heumar. Der konnte nun nichts mehr zu Recht machen. Es ist schlimm, daß in solchen Fällen die Wahrheit doppelt zwickt.

Heute commandirte Heumar seine Schwadron — und ritt — irre geleitet von einem Kundschafter, in einen Sumpf. Die Pferde arbeiteten sich höchst mühsam durch, und bedurften der Ruhe, ehe sie in den Kampf gingen. Hinter einem kleinen Hügel, der die Schwadron deckte, ließ Heumar Halt machen. Kinder, sagte er zu den Leuten, die ihm mit Leib und Seele zugethan waren, unsere Pferde müssen sich erholen. Sie sind auf den Tod erschöpft. — Ja, Herr Rittmeister, riefen die Leute. Ihr habt noch Brod, fuhr er fort, theilt's mit den guten Thieren. Wir wollen das, was wir versäumen, schon ordentlich nachholen!

Fluggs saßen die Reiter ab, und gaben den Thieren Brod. Als sie eben wieder aufzäumten, sieht Seydlitz von Ferne die ruhende Schwadron. Er nimmt sein Fernrohr vor's Auge und ruft: Das ist der Rittmeister Heumar! Was Teufels macht der Kerl! Adjutant, ruft er. Dort schnell hin! Fragen Sie den Heumar, ob ich ihm und der Schwadron Schlafmützen schicken solle?! —

Der Adjutant fliegt fort. Er richtet den Befehl milder aus, als ihn Seydlitz vor seinem ganzen Stabe gegeben.

Heumar ist außer sich. Er erzählt kurz, warum er das gethan; dann sitzt die Schwadron auf und rast in die Russen hinein. Sie thun Wunder der Tapferkeit. Sie erobern eine ganze russische Batterie und bringen nach der gewonnenen Schlacht eine Fahne und hundert und fünfzig Gefangene zurück, sammt der eroberten Batterie.

Der Adjutant hatte berichtet, was Heumar gesagt, und Seydlitz hatte, tief beschämt, sein Unrecht erkannt. Er sowohl als der König waren Zeugen der Tapferkeit der Schwadron und ihres Führers und der König ernannte den Heumar zum Obristlieutenant. Das wußte nur Seydlitz.

Als die Schlacht geendet ist, reitet die Schwadron mit ihrer Batterie und ihren Gefangenen auf und Rittmeister Heumar überreicht mit der linken Hand dem General die erbeutete Fahne.

Seydlitz nimmt sie und sagt: Herr Obristlieutenant, Sie haben Wunder der Tapferkeit gethan.

Ich bin Rittmeister, sagte trotzig Heumar, und bitte um meinen Abschied! Ohnehin bin ich zum Dienste untauglich. Mein Arm kann den Säbel nicht mehr führen.

Seydlitz sieht ihn betroffen an. Gott verhüte, daß Sie invalide werden, sagte er. Seine Majestät haben Sie zum Obristlieutenant ernannt.

Danke Ihrer Majestät. Schlafhauben taugen nicht zu Obristlieutenants.

Seydlitz erbleicht. Er reitet nahe an ihn heran und sagt: Ich habe Sie beleidigt. Jede Genugthuung zu leisten bin ich bereit.

Excellenz haben Sie gegeben, sagte der feste Heumar; ich bin zufrieden; aber ich fordere meinen Abschied hiermit unwiderruflich, und als Rittmeister!

Meine Herren, ruft in diesem Augenblicke Seydlitz seinem Gefolge zu: Ich habe dem Obristlieutenant Heumar das schwerste Unrecht angethan. Ich — habe ihm Genugthuung angeboten, aber er will seinen Abschied!

In diesem Augenblick sinkt Heumar, der sich nur durch seine Willenskraft aufrecht erhalten, bewußtlos vom Pferde. Die Reiter fangen ihn auf. Er wird in ein fliegendes Lazareth gebracht. Dort wird, weil sich Brand in der Wunde am Ellnbogen zeigt, der Arm abgenommen. Die Heilung fordert indessen Ruhe und Zeit, und Heumar wird nach Berlin gebracht, wo seine Gattin und seine Tochter ihn in Pflege nehmen. —

II.

Der Krieg ging ſeinen unaufhaltſamen Gang fort. Seydlitz verfolgt ſeine Heldenlaufbahn. Dennoch iſt es eine Thatſache, daß er heimlich froh war, den ihm zuwidergewordenen, trotzigen Heumar los zu ſein, und ihn nicht mehr alle Tage ſehen zu müſſen. Dem Könige mußte er berichten, daß Heumar die wohlverdiente Standeserhöhung als Obriſtlieutenant zurückgewieſen und ſeinen Abſchied verlangt habe.

Der Trotz des Mannes beleidigte den König und erzürnte ihn auf's Heftigſte. Wie das gekommen, erfuhr er nicht. Der Abſchied erfolgte in kühlen Ausdrücken für den Rittmeiſter Heumar — ohne Penſion! — Von da an erfuhr Niemand mehr etwas von dem wackern Manne. Der Krieg nahm endlich ein Ende, wie der Dichter mit den Worten ſagt:

„Der König und die Kaiſerin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede."

Es war nach dem Frieden viel Zeit zerronnen. Seydlitz lag in Garniſon. Seine Gemahlin, mit der er in ſehr betrübten Verhältniſſen lebte, vergnügte ſich, abgeſondert von ihrem Manne, in allerlei Luſt und Kurzweil, wozu rauſchende Bälle beſonders gehörten. Die waren Seydlitz' Liebhaberei niemals geweſen. Er nahm daher auch niemals Antheil daran, ſondern zog ſich allein in ſein Gemach zurück, wo er ſeine Pfeife zu rauchen pflegte, wenn er nicht hinausritt, mit ſeinem Regimente zu exerzieren. Eines Tages war es wieder ſo. Der November war mit dem abſcheulichſten Wetter gekommen. Der Himmel war in graue Wolken gehüllt, und ein Nebel, ſo dicht, daß man nicht drei Schritte weit ſehen konnte, lag auf der Gegend. Dabei ſtrich dann und wann ein eiſiger Wind über das Land, wirbelte den dicken Nebel wild unter einander, aber vermochte nicht, ihn zu beſiegen. Naßkalt war es draußen in hohem Grade.

Seydlitz' Gemach war faſt ſchmucklos. Karten und Schlachtpläne hingen an den Wänden, nebſt allerlei Waffen. Ein einfacher Tiſch ſtand in der Mitte, an der Wand ein Schreibepult.

Am Kamine lag ein hoher Haufen Buchenholz und ein luſtiges Feuer brannte darin. In der Ecke ſtand ein Haufen langer Pfeifen, ein Kaſten voll holländiſcher Thonpfeifen ſtand auf dem Tiſche und daneben ein großer Bleitopf voll Tabak. Zur linken Seite, dem Kamine nahe, ſtand ein Seſſel, der ſehr einfach und mit Rohr geflochten war. Darin ſaß Seydlitz und rauchte — und die Stube erfüllte eine bläuliche Wolke, die Frucht der zahlreichen Pfeifen, die der General, der ſich ſehr unwohl befand, geleert hatte.

Die ganze Bekleidung des Generals beſtand in einem mit Pelz gefütterten, bis zu den Füßen reichenden Schlafrocke, der um die Hüften von einem Gürtel zuſammengehalten war.

Die Dämmerung war heute früher als ſonſt eingetreten und ebenſo die Nacht. Kein anderes Licht, als das, welches vom flackernden Feuer des Kamins ausging, erleuchtete das Gemach. Die einzige Thätigkeit des Generals beſtand darin, Holz von Zeit zu Zeit zuzulegen und Dampfwolken aus ſeiner Pfeife zu blaſen, deren Ringeln er, ſo lange es hell war, gedankenlos nachzuſehen ſchien.

Von den Zimmern ſeiner Gemahlin tönte eine rauſchende Tanzmuſik von Zeit zu Zeit zu ihm herüber. Sie machte auf den alleine daſitzenden General heute einen eigenthümlichen Eindruck — ſie ſtimmte ihn weich und wehmüthig. Immer dicker wurden ſeine Dampfwolken. Immer lauter wurden die Töne der Tanzmuſik, je ſtiller es auf den Straßen wurde. Immer mehr verſank Seydlitz in ſeine Gedanken. — Endlich ging ihm die Pfeife aus, ob er ſie gleich weder aus der Hand, noch aus dem Munde nahm. —

Am Geiſte des Generals gingen jetzt die Ereigniſſe des Krieges vorüber, mit ihrem mannichfaltigen Wechſel, Leiden und Freuden. Beſonders war es die Schlacht bei Zorndorf, bei welcher ſeine Gedanken weilten.

Seine Stirne legte ſich jetzt in tiefe Falten und er begann ein Selbſtgeſpräch.

Heumar, ſagte er halblaut. Warum doch immer das widerliche Bild dieſes Menſchen mir vor dem Auge ſtehen muß? — Es folgte ein minutenlanges Schweigen; dann fuhr er fort.

Warum war mir eigentlich der Mann ſo zuwider? — Er war ein tüchtiger Offizier, ein wackerer, tapferer Soldat! Die Schwadron hielt ſich ausgezeichnet, und bei Zorndorf? — Ja, ich ſagte damals aus vollem Herzen: ſie habe Wunder der Tapferkeit gethan; aber der heilloſe Ausdruck mit den Schlafmützen! — Ob es ihm der Adjutant Reibnitz wohl grade ſo geſagt haben mag? — Es wäre dumm von ihm geweſen; — aber — ich hatte es ſo im Aerger befohlen. Im Aerger! Ja —, aber wäre der Offizier ein anderer geweſen — ich hätte es nicht gethan; ich hätte höchſtens fragen laſſen, warum er nicht am Kampfe Antheil nähme? Da bin ich wieder bei dem Grelle gegen den Heumar. — Und warum grollte ich ihm? — Hatte er nicht die Wahrheit geſagt? —

O warum ging ich — damals nicht in mich? — Er hatte Recht, und der, der mir's hinterbrachte, war ein Verräther. Er hatte es, wie er meinte, im Bruderkreiſe geſagt. Was er, der ſtreng ſittliche Ehrenmann ſagte, das haben doch die Andern gedacht? — Keiner konnte es als unwahr bezeichnen. Sie haben Alle Heumar zugeſtimmt — vielleicht der Ohrenbläſer ſelbſt. — Und — weil er dem wackern Heumar Feind war, verrieth er's. Und ich? — Statt es als eine ernſte Lehre anzunehmen, zürnte dem Manne, der es treuer mit mir meinte, als ich ſelbſt! — Warum nahm er aber auch meine Ehrenerklärung nicht an? — Seydlitz, was hätteſt Du gethan, wenn Du an ſeiner Stelle geweſen wäreſt? — Ja, ja, ich trage allein die Schuld! Ich jagte ihn tollkühn in's Gefecht, wo er den Arm verlor! Ich hatte ihn gequält, daß er es im Dienſte nicht mehr aushalten konnte; er machte mir ja nichts mehr recht! — Ich, ja ich war die Urſache, daß er trotzig die Standeserhöhung zurückwies und — daß er ohne Penſion entlaſſen wurde — denn ich mußte ja dem Könige ſagen, daß er den Obriſtlieutenant ausgeſchlagen. Und der König hält lange nach! —

Wo der Mann ſein mag? Wie es ihm gehen mag? Vielleicht leidet er Noth? —

Seydlitz ſprang auf und ging haſtig die Stube auf und nieder. Vielleicht leidet er Noth? wiederholte er — und ich trage die Schuld? Herr, gebe deßwegen nicht mit mir in's Gericht! Ich habe ja genug zu büßen! — Er ſank in den Seſſel. Die Thonpfeife fiel zur Erde und brach klirrend in Stücke. — Er bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und ſaß ſo geraume Zeit da. Endlich erhob er ſich wieder und klingelte.

Was befehlen Excellenz? fragte der Bediente.

Licht, erwiederte Seydlitz, und dann rufe den Adjutanten von Reibnitz.

III.

Mit dieſem Reibnitz verhielt es ſich aber folgender Maßen:

Bei einem der großen Manöver, welche der König hielt oder vielmehr bei einer großen Heerſchau in Potsdam, welche der König in Perſon abhielt, bemerkte Seydlitz einen jungen Huſarenkornet, der vortrefflich ritt. Er ſelbſt war bekanntlich einer der beſten, aber auch waghalſigſten Reiter. Daß er — als die Windmühle bei Ohlau ſich im heftigſten Winde drehte, durch die Flügel derſelben hindurchritt, iſt bekannt. Damals war er ſchon ein ziemlich bejahrter Mann. In ſeiner Jugend war er in Geſellſchaft des wilden Markgrafen von Schwedt oft durch Windmühlenflügel geritten und noch wildere Reiterſtücklein hatten ſie gemacht. Immer hielt er auf ein tüchtiges Reiten ſehr viel, und ein junger Mann konnte ſich nicht beſſer bei ihm empfehlen, denn dadurch, daß er ein waghalſiger Reiter war.

Wer iſt der Huſarenkornet dort, der ſo trefflich reitet? hatte er ſeinen Adjutanten gefragt. Erkundigen Sie ſich einmal nach allen Richtungen nach ihm! —

Einige Stunden ſpäter rapportirte der Adjutant, er heiße von Reibnitz, ſei ſehr brav, ſehr arm und von einer etwas heruntergekommenen Familie, die aber nichts deſto weniger ſehr ehrenwerth ſei.

Das Alles empfahl ihn dem General. Bei nächſter Audienz bei dem Könige erbat er ſich den jungen von Reibnitz zum Adjutanten vom Könige.

Er iſt ja Kornet! ſagte der König.

Er verdiente ſchon lange Lieutenant zu ſein, erwiederte Seydlitz. Wenn das iſt, ſo ſoll er es werden! ſagte mit dem vollſten Zutrauen der König. Weiß Er was, Seydlitz, ſagte er, laſſe Er ihm das Patent ausfertigen.

Taxfrei, Ew. Majeſtät? Er iſt ſehr arm? fragte Seydlitz und blickte den König fragend an.

Ja, ja, lachte der König. Iſt Er nun fertig mit dem Reibnitz? —

Nein, Majeſtät; er muß ſich ausrüſten und da fehlt's. Er muß zwei ſchöne Pferde haben, die koſten Geld und er hat keins!

So ſoll er das auch noch haben, ſagte der König, aber nun denk' ich, iſt's genug? — Gehe Er zu Anderem über, ſonſt wird der Kornet noch General!

Seydlitz lächelte und neigte ſich dankend. Er ſandte bald nachher nach Reibnitz. Der kam und war nicht wenig verlegen, als er vor Seydlitz trat, und, als ihm dieſer ſagte und er hörte, was ihm Alles die Gnade des Königs gewährt, da gerieth er in ein maßloſes Erſtaunen. Reiten Sie zum Könige, laſſen Sie ſich melden und bedanken Sie ſich bei ihm, ſagte Seydlitz.

Der junge, bildſchöne Reibnitz, dem das Herz von Freude bis zum Berſten voll war, flog dahin, und der König gab ihm Gehör. Er beſah ihn wohlgefällig, und ſagte dann: Weiß Er was, Lieutenant Reibnitz, reite Er zurück zu dem General Seydlitz. Der hat Ihn in den April geſchickt. Nicht bei mir, bei ihm muß Er ſich bedanken. Er allein hat das Alles fertig gemacht. Glaub' Er mir's!

Reibnitz verbeugte ſich und eilte, ſich dem General zur Verfügung zu ſtellen. Als er ihm ſagte, was der König bemerkt, lachte Seydlitz und ſagte: Der König will den Dank vom Halſe haben! Das Beſte iſt, Sie haben's und ſind's, Reibnitz, nun zerbrechen Sie ſich den Kopf nicht, durch und von wem es kommt. Eilen Sie und rüſten Sie ſich in Berlin aus. Laſſen Sie ſich mit den Pferden nicht betrügen, die Roßkämme taugen alle nichts, und wenn's Generäle wären! Betrügen iſt ihr Handwerk! —

Nach einigen Tagen meldete ſich der junge Mann zum Dienſte. Seydlitz muſterte ſeine Pferde, die trefflich ausgefallen waren.

Seydlitz ſagte: Ich ſehe, Sie verſtehen ſich auf die Pferde, das iſt ſehr gut, beſonders für meinen Adjutanten, da ich nur ein Weniges davon verſtehe. Ich werde mich auf Sie verlaſſen.

Aber, lachte Reibnitz, Ew. Excellenz haben neulich etwas von den Roßkämmen geſagt. —

Nun, das müſſen Sie nicht ſo ſcharf nehmen. Es gibt keine Regel ohne Ausnahme! —

Jahre waren ſeitdem verfloſſen. Reibnitz war als ein tapferer, einſichtsvoller Jüngling raſch zum Oberlieutenant geſtiegen, aber Seydlitz' Adjutant geblieben. Er war ſeine rechte Hand. Er beſorgte ſeine Privatgeſchäfte. Er war ſein Vertrauter, ja es war zwiſchen ihnen ein Verhältniß eingetreten, wie zwiſchen Vater und Sohn. Der Umgang mit dem in ſeinen Sitten ſehr lockeren General hatte auf die Sitten des Adjutanten keinen Einfluß geübt. Sein Leben und Thun, als Menſch und Chriſt, war ebenſo untadelig geblieben, als das als Soldat, Offizier und Adjutant.

Reibnitz hatte großen Einfluß auf den General, aber er benutzte ihn nur zum Guten; machte zugleich höchſt ſelten Gebrauch davon, und hütete ſich vor der großen Gefahr eines vertrauten Adjutanten, den Fürredner und Schützer Anderer zu machen. Er äußerte ſich über Perſonen nur, wenn ihn der General ausdrücklich dazu aufforderte, und ſagte dann mit unbeſtechlicher Redlichkeit nur die Wahrheit. An ſich ſelbſt und ſeinen Vortheil dachte er nie, machte ihn auch nie geltend. Grade dieſe Uneigennützigkeit und Wahrheitsliebe, dieſe Beſcheidenheit und Treue machte Seydlitz den jungen Mann ungemein theuer und werth.

Während er nach dem Selbſtgeſpräche ſo ſtille da ſaß, hatten ſeine Gedanken die Richtung genommen, die zur That führte.

Es währte nicht lange, ſo brachte der Bediente Licht, ſchürte das Kaminfeuer und fragte:

Befehlen Ew. Excellenz das Abendbrod, ehe ich den Herrn Adjutanten rufe?

Beſtelle Thee, ſagte Seydlitz. Der Reibnitz ſoll ihn mit mir trinken! —

Reibnitz erſchien, und gleich drauf trat der Bediente herein, ordnete den Theetiſch, ſchob ihn nachher zum Kamine, fragte nach weiteren Befehlen, und entfernte ſich, als dieſe verſagt wurden.

Reibnitz, hob der General an, nun legen Sie einmal

den Adjutanten ab und betrachten Sie sich als den jüngeren Freund bei dem älteren. Gießen Sie den Thee ein und, wenn Sie Ihrem Appetite genügt haben, so zünden Sie sich eine Pfeife an.

Reibnitz blickte dankbar den General an und that, wie er gesagt. Seydlitz aß nichts. Er trank nur den Thee zu der Pfeife. Endlich brannte auch die Pfeife des Adjutanten. Im Gemache war eine behagliche Wärme. Der Bediente hatte frische Luft durch's Fenster eingelassen. Es war ungemein behaglich, und man empfand das heute besonders, da es draußen so unfreundlich war.

Reibnitz, sagte der General und legte sich in seinem Sessel zurück, wenn man so verlassen und alleine ist, wie ich, so kommen einem allerlei Gedanken, und es sind meist die dummen Streiche, die man in seinem Leben gemacht hat, die oft mehr als dumme — die unrechte Streiche waren und Andern zum Nachtheile gereichten.

So ist es mir heute bei dem abscheulichen Wetter gegangen, wo mir alle Lust schwand, auszureiten, da habe ich viel an einen Mann denken müssen, dessen Sie sich vielleicht auch noch erinnern. Entsinnen Sie sich des Namens Heumar noch?

O gewiß, Excellenz, von Zorndorf her! sagte Reibnitz.

Seydlitz seufzte. Nicht wahr, fuhr er fort, Sie waren es, dem ich auftrug, den Rittmeister zu fragen, ob ich ihm und seiner Schwadron Schlafmützen senden sollte? —

Ja wohl, Excellenz, erwiederte Reibnitz etwas verlegen.

Verdammt sei das Wort! rief Seydlitz und stampfte mit dem Fuße auf. Ich gäbe, Gott weiß was, drum, wenn ich es nicht gesagt hätte! Aber Reibnitz, eine Gewissensfrage an Sie, antworten Sie ohne Hehl, haben Sie ungemildert, gerade so, wie ich es gesagt, die Ordre ausgerichtet? Sagten Sie wörtlich: ich ließe fragen, ob ich ihm und der Schwadron Schlafmützen senden sollte? —

Reibnitz wurde feuerroth.

Excellenz, hob er nach einigem Schweigen an, zürnen Sie mir nicht, wenn ich gestehe, daß ich — den Ausdruck

nicht gebrauchte, ſondern, ſoviel ich mich erinnere, nur ſagte, Excellenz beföhlen, ſofort einzubauen. — Erlauben mir aber Excellenz, daß ich dieſe Willkür dadurch rechtfertige, daß Heumar mir ſehr lieb und werth war, weil ich ihn als ſtreng ſittlichen Menſchen, von warmer Religioſität, als Mann von ſtrengem Dienſte und untadeliger Tapferkeit kannte. Ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihm das herbe, höhnende Wort zu ſagen! Aber er merkte es doch!

Seydlitz warf ſeine Pfeife in die Luft, daß ſie klirrend zur Erde fiel, ſprang auf, umhalste ſeinen Reibnitz und küßte ihn, der vor Verlegenheit ſich nicht zu faſſen wußte.

Lohn's Ihnen Gott, rief Seydlitz, daß Sie das thaten! Er hat es vielleicht nie gehört? fragte er.

Ich glaube, daß er es ſpäter erfahren hat, erwiederte Reibnitz, denn ich ſprach ihn ja, als ich ihm den Abſchied brachte. Er äußerte aber damals nichts davon —

Was äußerte er? rief Seydlitz, als der Adjutant ein wenig ſtockte. Reden Sie offen! Sagen Sie Alles!

Zu Befehl, Excellenz, ſprach Reibnitz. Nun, er äußerte, das ſei die Frucht eines ehrlich, aber kühn ausgeſprochenen Tadels Eurer Excellenz! Ein Verräther habe es hinterbracht.

Das war Alles?

Alles! ſagte Reibnitz. Kein bitteres Wort kam über ſeine Lippe. Ja, er ſetzte noch hinzu, Sie ſeien ein edler Mann, und er zweifle nicht, daß, wenn nicht ein ohrenblaſeriger Hallunke ihn verleumdet habe, er und Eure Excellenz einander näher gekommen ſeien. Da aber bei Eurer Excellenz einmal ein Groll in der Seele gewurzelt habe, ſo habe er vorausgeſehen, daß das keine erſprießlichen Früchte habe tragen können.

Seydlitz hatte ſich wieder geſetzt und Reibnitz reichte ihm eine holländiſche Pfeife, die er ihm geſtopft.

Reibnitz, Reibnitz, rief der General aus, und man hörte es an dem Tone, daß die Worte aus dem Tiefinnerſten ſeiner Seele kamen — der Heumar iſt einer der Edelſten, die mir im Leben begegnet ſind; aber er hat feurige Kohlen auf meinem Haupte geſammelt, die brennen unerträglich!

Ich weiß, ich fühle es mit ſeinem ganzen Gewichte, daß ich allein Schuld an all ſeinem Unglücke bin. Wo mag er ſein? Es iſt noch Zeit, es wieder gut zu machen, und ich will es, ſo wahr ich hoffe, daß Gott mir barmherzig ſein wird! Wiſſen Sie etwas von ihm, von ſeinen Schickſalen?

Leider muß ich mit Nein antworten, ſagte Reibnitz. Meine Dienſtverhältniſſe geſtatteten nicht, daß ich mich mit Nachforſchungen nach ihm beſchäftigte.

Gott, mein Gott, rief Seydlitz aus, Sie wiſſen nicht, wie es mich auf dem Gewiſſen brennt, ſeit ich mir klar bewußt worden bin, daß ich die Schuld an dem Unglücke des Ehrenmannes trage! Wiſſen Sie denn nicht, woher er war?

Doch, Excellenz, erwiederte Reibnitz, ich weiß, daß er aus Berlin und der Sohn eines armen Sprachlehrers war, der ſich dort mit dem Unterrichte in der franzöſiſchen Sprache ernährte. Ihm gab Heumar Alles, was er erübrigen konnte. Der alte Mann ſtarb, und da erſt, als er Rittmeiſter geworden war, verheirathete ſich Heumar. Das iſt Alles, was ich weiß.

Sagen Sie mir, haben Sie Verbindungen in Berlin? — Keine, Excellenz, erwiederte der Adjutant.

Vielleicht lebt der edle Menſch in Berlin im Elende! Wie alt kann er wohl jetzt ſein? Sollte er noch leben? Helfen Sie mir, Reibnitz, ich finde ſonſt keine Ruhe mehr!

Er kann jetzt nahezu ſechzig Jahre haben, wenn er noch lebt, ſagte Reibnitz bewegt. Man könnte ja, ſetzte er hinzu, auf der Generalſtaatskaſſe nachfragen. —

Stille, Reibnitz, rief der General, Sie ſtoßen einen Dolch nach dem andern in mein Herz! Das iſt ja das Schrecklichſte, daß er keine Penſion bezog! daß ich, zornig über ſeinen ſtarrköpfigen Trotz, ihm keine erwirkte, ſondern durch die Erzählung der Thatſachen, ohne meinen Antheil daran, ſelbſt den König gegen ihn erzürnte. Aber hören Sie, in Berlin muß er ſtecken, wenn er, was Gott in Gnaden geben wolle, noch lebt. Man ſagt, die Berliner Kinder kennten nichts Höheres, als Berlin, und wenn irgend

das Sprüchwort seine Anwendung fände: „Wo das Häslein gedeckt ist, da ist es gern", so wär's bei Einem, der in Berlin zu Hause wäre. Er muß gefunden werden! die Bürde muß von meinem Herzen herunter. Aber wie? Das ist die Frage. Rathen Sie, lieber Reibnitz, helfen Sie! Sie sehen, mit mir geht's zu Ende. Ich fühle das. Darum thut Eile Noth. Sagen Sie mir nichts zum Troste. Ich kenne meine Lage! Wissen Sie was, Reibnitz, ich meine, es wäre am besten, wenn Sie — Sie nach Berlin gingen. Ich gebe Ihnen einen unbegrenzten Urlaub, alle Mittel, deren Sie bedürfen. Nur das Eine will ich, schaffen Sie mir Nachrichten von Heumar!

Ich stehe zu Befehl, erwiederte Reibnitz. Euer Excellenz Ruhe ist mir Alles werth. Nichts soll mir zu schwer sein, und ich will ihn suchen in Berlin, wenn's Noth ist, von Haus zu Hause, bis ich ihn habe.

Ich kenne Ihre Liebe und Treue, sagte gerührt der General; aber ich glaube, daß es Ihnen so viele Mühe nicht kosten wird. Die Polizei ist gut eingerichtet, die wird Ihnen schon aufspüren helfen. Geld sollen und dürfen Sie dabei nicht scheuen. Also Sie sind entschlossen?

Unbedingt! rief Reibnitz. Soll ich schon morgen abreisen?

Nein, lieber Reibnitz, sagte der General. Sie müssen ja doch allerlei Vorkehrungen treffen. Thun Sie das morgen mit Ruhe und Besonnenheit, und nehmen Sie Ihre Galauniform mit, denn Sie sollen zum König. Ich werde morgen die nöthigen Briefe schreiben. Kommen Sie morgen, wenn Sie Alles vorbereitet haben, um sechs Uhr zu mir und trinken Sie den Thee mit mir, wir besprechen dann noch einmal Alles. Namentlich müssen Sie die Geschichte, die ich mit Heumar hatte, genau kennen. Ich werde sie Ihnen mit aller Ausführlichkeit und aller Offenheit erzählen.

In diesem Augenblicke hallte ein Kanonenschuß durch die Nacht. Es war das Zeichen, daß jeder Soldat und Offizier heim mußte. Drüben verstummte die Tanzmusik und Seydlitz reichte seinem Adjutanten die Hand und sagte:

Gute Nacht, lieber Reibnitz! Sie haben ſchon einen Theil der Laſt von meiner Seele gewälzt. Gebe Gott, daß Sie es ganz können! Gute Nacht!

IV.

Am folgenden Tage hatte Seydlitz viel zu beſchicken. Als Alles, was der Dienſt erheiſchte, abgewickelt war, befahl er dem Bedienten, Jedermann abzuweiſen, indem er ungeſtört bleiben wolle.

Er ging zu ſeinem Schreibpulte, zog eine Schieblade heraus und nahm eine Rolle Goldſtücke hervor, die er ſorgfältig zählte, dann wieder rollte und zur Seite legte. Dann nahm er eine zweite und verfuhr gleichmäßig. Als auch dieſe wieder gerollt war, ſagte er, ſie links hinlegend, ich denke, daß Reibnitz damit mehr als genug haben ſoll, um nöthigenfalls vier Wochen in Berlin auf gutem Fuße leben zu können. Er ſoll nicht knickern. Ich will es nicht. Er ſoll als mein Adjutant auftreten, wie es ſeine Stellung erheiſcht. Punktum! das iſt für Reiſegeld. — Er legte noch eine kleine Rolle dazu. Dann nahm er die andere, größere Rolle und legte ſie zur rechten Seite. Die iſt für Heumar. Täuſcht mich meine Ahnung nicht, ſo findet er ihn im Elende. Da ſoll er gleich helfen. Die Penſion vom König muß und wird nachkommen. —

Aber wie ſoll er's ihm beibringen? Ja, der Trotzkopf wird vom Elende noch nicht gebrochen ſein! Es iſt ein eiſerner, gußeiſerner Menſch, der Heumar. Gott weiß es, ob er ihm beikommen wird? Nun, der Reibnitz iſt ein gewiegter, gewandter Menſch. Der mag es rund machen. Es wird ihm ja gelingen! — Vorſchreiben läßt ſich da nichts.

Wie mir's heute ſo wohl iſt! Ich meine, die halbe Laſt ſei von der Seele gewälzt. Wenn's erſt ganz gelungen iſt, wie wird mir's dann ſo leicht und wohl ſein! Aber halt: jetzt muß ich ſchreiben! Wie ſoll ich's nur anfangen, um dem König das Alles zu ſagen? —

Er ſtützte den Kopf eine Weile in die Hand und murmelte halblaut vor ſich hin. —

So! rief er dann freudig aus, so ist's gut, griff zu der Feder, legte sich das Papier zurecht und begann eifrig zu schreiben.

Der Brief wurde lang. Er legte seinem Könige ein treues Bekenntniß seiner Schuld gegen Heumar ab; er sagte dem Könige, er stehe mit einem Fuße im Grabe und wolle nicht vor seinen Richter jenseits treten, mit dieser Schuld belastet, er habe außerdem genug Schuld auf seiner Seele, um, was er vor Menschen und in Gefahren nie gethan, vor Gott zu zittern. Er flehte, nachdem er das Alles geschrieben, den König an, das, was er an Heumar verschuldet, endlich wieder gut zu machen. Er forderte eine für jene Zeit ansehnliche Pension und ihre Nachzahlung vom Tage der Schlacht bei Zorndorf, nach welcher der Heumar seinen Abschied, durch ihn selbst dazu genöthigt, gefordert habe, nachdem er eine Batterie, eine feindliche Fahne und eine bedeutende Anzahl Gefangener gemacht. Ueber Heumar's Lage werde ihm sein treuer, tapferer Adjutant, der ihm treu sei, wie ein leiblicher Sohn, und den er Seiner Majestät besonderer Gnade empfehle, berichten, denn er eile in seinem Auftrage nach Berlin, denselben zu erforschen.

Als dieser Brief an den König beendet war, leuchtete Seydlitz' großes Auge in freudigem Glanze. Er las ihn noch einmal, nickte mit dem Kopfe, legte das Blatt zu, siegelte und schrieb die Aufschrift.

Gottlob! rief er aus. Ich bin zufrieden. Er ist mir besser gelungen, als ich gedacht. Man sollte doch immer bei'm Briefschreiben frischweg das Herz reden lassen! Das wird immer am besten. Alles das Gekünstel, Gedrechsel, das Ueberlegen und vorher Aufsetzen ist keinen Schuß Pulver werth! Mit diesen Worten schob er den Brief bei Seite und sagte: Nun wollte ich, Reibnitz käme! Aber es ist noch zu frühe am Tage, er hat noch Vieles zu beschicken!

Er stopfte sich eine Pfeife, setzte sich in den Sessel, warf Holz auf das Kaminfeuer und blies die blauen Wölkchen mit heiterer Miene in die Luft.

Der Brief an seinen König war ihm wirklich überaus gut

gelungen. Ohne es abſichtlich zu wollen, hatte Seydlitz geredet wie Einer, der eine ſchwere Schuld bekennt. Er hatte geredet wie Einer, der ſeine Todesſtunde nahe weiß. Er hatte dem Könige geſagt, er habe nie für ſich etwas erbeten, ſeines Königs Gnade habe ihm reichlicher gelohnt, als er es je verdient; hier aber gelte es, ſein Herz zu entlaſten, und da müſſe er ſeinen erhabenen, gnädigen König und Herrn zum erſtenmale in ſeinem langen Leben um eine Gnade anflehen. Was er Heumar thue, das thue er ihm.

Solch' ein Brief, auf den das Abendroth eines dem Könige geweiheten Lebens fiel, mußte einſchlagen.

Es war fünf Uhr geworden, als der Bediente den Adjutanten von Reibnitz meldete.

Er ſoll gleich kommen, ſagte Seydlitz. Bringe du dann Licht und den Thee. Niemand wird weiter vorgelaſſen; hörſt du?

Der Diener verbeugte ſich zum Zeichen, daß dem Befehle des gnädigen Herrn genügt werden würde, und bald darauf trat Reibnitz ein.

Schön, daß Sie kommen, ſagte der General mit freudigem Tone. Es iſt mir ſchon ſo froh und leicht um das Herz, als ſei Alles gelungen, wie ich es mir denke und wie ich es hoffe. Setzen Sie ſich, lieber Reibnitz, ich habe noch Allerlei mit Ihnen abzuwickeln.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter ihren Pferden keines kenne, mit dem ſie würdig, als mein Adjutant, in Berlin erſcheinen könnten!

Reibnitz erſchrak. Seine Kaſſe war gar nicht in dem Zuſtande, eine bedeutende Summe für ein ſchönes Pferd ausgeben zu können.

O, ſagte er, ich meine doch, Excellenz, mein Brauner —

Ach was! rief Seydlitz aus. Das iſt eine alte Mähre, der es ſchon etwa fünfzehn Jahre gedenkt, ſeit ſie das Geſtüt verlaſſen hat.

Aber — bemerkte Reibnitz, deſſen Verlegenheit mit jedem Augenblicke wuchs, wo ſoll ich in dieſem Augenblicke ein ausgezeichnetes Pferd bernehmen, wenn auch — mein —

Geldbeutel die Mittel hätte, wie ſie ihm denn aber in Wahrheit abgehen. —

Aha! lachte Seydlitz, ich habe mir doch ſo etwas gedacht! Die jungen Herren haben nie Geld — und wenn die Alten nicht ſorgten? Na, weiß wohl, Reibnitz, daß Sie kein Windbeutel und Verſchwender ſind; weiß wohl, daß Sie, als treuer Sohn, für eine brave, alte Mutter ſorgen. Sie wiſſen, wie ich das achte und ehre, und müſſen mir einen Scherz zu Gute halten. Für einen tüchtigen Gaul iſt geſorgt. Mein Apfelſchimmel kann ſich vor dem Könige ſehen laſſen. Den nehmen Sie, als ein Zeichen meiner Liebe, von mir an und reiten ihn in Berlin. Schicken Sie morgen mit dem grauenden Tage Ihren Peter. Das Pferd wird fix und fertig, geſattelt und gezäumt, zur Abreiſe fertig ſein, wie Sie ſelber! —

Der Apfelſchimmel war ein Araber vom reinſten Blute, ein Thier von der ſeltenſten Schönheit, des Generals beſonderer Liebling. Er hatte ein ungeheures Geld gekoſtet und wurde allgemein bewundert.

Reibnitz war ſtarr vor Erſtaunen. Er wollte reden, danken —

Stille, Reibnitz, rief der General. Die Sache iſt abgemacht. Ich befehle Ihnen, zu ſchweigen! Ohnehin habe ich Sie zu belehren, was Sie zu thun haben. Paſſen Sie ja genau auf! Dieſe Rolle enthält die nöthigen Gelder für Ihren Aufenthalt in Berlin. Er kann ja leicht ſich bis zu vier Wochen ausdehnen. Sie müſſen mir auch in Ihrem äußeren Auftreten Ehre machen. Sie wiſſen, das gehört dazu, und die Berliner haben gar feine Näschen und rümpfen ſie gerne und fix, wenn ſie meinen, Das oder Jenes könnte beſſer, glänzender ſein. Dieſe kleinere Rolle iſt ihr Reiſegeld, und dieſe hier, auf die ich „Heumar" geſchrieben habe, iſt — für ihn. Wie Sie es anfangen, es ihm in die Hände zu ſpielen, das muß ich Ihrem Scharfſinne, Ihrer Klugheit und Gewandtheit überlaſſen. Ich weiß, es iſt die ſchwerſte Ihrer Aufgaben, denn Heumar iſt ein Trotzkopf und Einer, den man fein anfaſſen muß.

Ach, ich ahne, er wird es nöthig haben; ich fürchte, Sie werden ihn — ach, mein Gott, wenn Sie ihn nur noch am Leben treffen — im Elende finden! Haben Sie ihn aber entdeckt, dann bitten Sie, als mein Adjutant, in meinem Namen, um eine Audienz bei Seiner Majestät und überreichen dieſen Brief. Sie warten, bis ihn der König geleſen, geben über Heumar Auskunft und nöthigenfalls über mich, wobei Sie dem Könige ſagen können, „ich pfiffe auf dem letzten Loche" — und das Weitere wird ſich finden. Alſo morgen mit dem grauenden Tage reiſen Sie ab? —

Zu Befehl, Excellenz, ſagte der Adjutant.

Sie können ſich denken, wie ich auf Nachrichten erpicht bin — und Sie werden mir, ſobald Sie Heumar entdeckt haben, gleich berichten und dann — alle Tage — nicht wahr? —

Es wird mir Pflicht und Freude ſein! ſagte mit dem Ausdrucke der vollſten Wahrheit der Adjutant.

Seydlitz lächelte ihm zu, klopfte ihm leiſe auf die Schulter und ſagte: Sie ſind läſſig im Dienſte, Reibnitz, der Thee wird kalt!

Das hatte Reibnitz vergeſſen. Er beeilte ſich nun, den General zu bedienen, da er einmal bei'm Thee die Stelle der Hausfrau vertreten mußte, die nie zu Seydlitz auf ſein Gemach kam, und er ſeit lange her im Scherze mit dieſem Geſchäfte betraut werden war. Darauf wurden Pfeifen angezündet, wie es immer zu geſchehen pflegte, wenn Reibnitz außer dem Dienſte mit dem Generale zuſammen kam, der im Dienſte ſtrenge auf das hielt, was die Unterordnung forderte.

Niemand kannte Seydlitz ſo genau, als der junge Reibnitz; er kannte alle ſeine Beſonderheiten, ſeine Launen, ſeine Fehler, aber auch ſeine Tugenden, ſeine guten Gemüthseigenſchaften. Niemand wußte ihn ſo zu behandeln, wie er. Daher kam denn auch das ungetrübte, ſchon Jahre dauernde Verhältniß; daher die wahrhaft väterliche Zuneigung des Generals zu ihm, das allerinnigſte Vertrauen und die Rückhaltloſigkeit, womit ſich Seydlitz gegen ihn benahm.

Das aber sprach nicht allein für Reibnitz: er war ein streng sittlicher Mensch, tadellos und unbescholten in allen Fugen; ernst, gemessen, verschwiegen, uneigennützig im höchsten Grade, sparsam und eingezogen. Von seinem geringen Gehalte unterhielt er seine betagte Mutter. So kannte ihn der General, so die sämmtlichen Offiziere, die gerade ihn am liebsten als Adjutanten haben mochten, da er, obwohl er nie ihre leichtfertigen Händel und muthwilligen Streiche theilte, sie auch wohl einmal tadelte, nie solche dem General hinterbrachte, vielmehr gerne die Hand bot, Einen oder den Anderen aus einer schlimmen Lage zu retten, wobei eine ernste Mahnung und Strafpredigt freilich immer in den Kauf genommen werden mußte. Er war zu ehrenwerth, als daß man das nicht gerne hingenommen hätte oder nur ihm hätte darüber gram werden können, wie denn, wenn ihn der General beschenkte oder ehrte, niemals der Neid ihm das mißgönnt hatte, was er, wohlverdient, empfing.

Ehe der Tag graute, war der Adjutant auf dem Wege nach Berlin, auf dem ihn die besten Wünsche des Generals begleiteten. Der Nebel war verschwunden. Ein scharfer Ostwind blies über das Land und durchschauerte den jungen Offizier, der, tüchtig eingehüllt, dahin ritt, einstweilen im gestreckten Schritte, um bei'm Beginn der Reise die Thiere nicht zu sehr anzustrengen.

Peter, sein treuer Reitknecht, führte links ein bepacktes Saumroß, rechts den Apfelschimmel, der vorsichtig in Decken gehüllt war, obgleich er sich an das nordische Klima mit seiner, der Heimath fremden, Kälte schon hinlänglich zu gewöhnen Gelegenheit hatte.

Der Blick seines neuen Herrn wandte sich oft nach ihm zurück, obgleich nichts von ihm zu sehen war. Nur das gesunde, frische, muthige Schnurren und Schnaufen vernahm er mit immer neuer Freude. Als aber nun der Tag kam und die hellen Ränder des Horizontes oder Gesichtskreises sich zeigten, dann die Goldfarbe an dem Ostrande desselben sich heller färbte und dies mäßige Licht es gestattete, die Dinge zu unterscheiden, da labte sich Blick und Herz an

den herrlichen Formen des wahrhaft königlichen Thieres, das gar nicht geben zu können ſchien, ſondern fortwährend in ſchiefer Richtung hüpfte und tanzte und dabei jede Bewegung maleriſch erſcheinen ließ. Manchmal meinte der beſcheidene Reibnitz, es ſei doch zu ſchön und koſtbar für ihn, und es ſchien ihm, als habe er es nur für den General zu hüten, — bis dann wieder die frohe Gewißheit des Beſitzes ihn mit neuer Luſt durchglühte. Er ritt dann zu dem edlen Thier, das auf den Namen „Hafiz" hörte, und reichte ihm Zucker, den er zu dieſem Zwecke in der Manteltaſche führte. Dann wieder ließ er ſich mit ſeinem Peter in eine, die Schönheiten ſeines Hafiz rühmende, Unterhaltung ein, und jedes begeiſterte Wort des Reitknechts, der eben ein ſo großer Pferdenarr war, als ſein Gebieter, that ſeinem Herzen wohl und der lächelnde Blick ruhte auf Hafiz, um ſeine volle Beſtätigung ſogleich zu finden. —

Der Gevatter und Fritz lächelten.

Man ſollte meinen, ſagte der Gevatter, es wäre doch kaum möglich, ſo geckig mit einem Pferde zu ſein? —

Schmiedjakob ſah ihn ärgerlich an.

Das begreifſt du nicht? rief er aus. Gibt's ein ſchöneres, klügeres, ich möchte ſagen, verſtändigeres Thier, als ſo ein Pferd? Das macht, du haſt noch keines geſehen, das über des Fritz hübſche Ackergäule hinausreicht! Nein, ich finde, was die Geſchichte erzählt, vollkommen wahr, und nehm's dem Offizier nicht übel, daß er geckig mit dem Hafiz war. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich an Leib und Seele zapperlte, als ich des Napoleon milchweißen Schimmel ſah, den er aus Aegypten mitgebracht, und den der treue Mammeluke Ruſtan am koſtbaren Zaume führte. Man meinte, das Thier wüßte es, daß nur ein Kaiſer es reiten dürfe, ſo ſtolz trug es ſein Köpfchen. Oder, als ich in Spanien die andaluſiſchen Prachtpferde erblickte, die der Marſchall Suchet — manöeſe oder mitgehen hieß! — Das waren Thiere, die mich kapitalgeckig hätten machen können. Darum begreife ich recht leicht, daß ein Pferdenarr ein recht verſtändiger Menſch ſein kann, und nehme es dem Reibnitz

nicht übel; denn in dem Buche, aus dem ich die Geschichte nahm, die ich Euch gerade vorlese, steht es geschrieben, daß er ein blutarmer Schelm war, der noch nicht viele schöne Pferde besessen. Da ist's ja um so natürlicher. Ueberdies — frag' ich, was hat so ein Reiteroffizier im Frieden und in der Garnison, wo er so ein Schlaraffenleben führt, zu thun, wenn er nicht schöne Pferde hat und darüber mit seinen Genossen plaudert? Du lieber Gott, er gähnt, wenn er aufsteht und an den langen Tag denkt; er gähnt Mittags im Gedanken an die Langweile, die er Morgens ausgestanden; er gähnt Abends, wenn er an die langweilige Gesellschaft denkt, die ihn erwartet, und gähnt, wenn er zu Bette geht, vor entsetzlicher Uebermüdung vom Nichtsthun des langen Tages. Wenn er nicht seine Pferde hätte, müßte er am Ueberfluß der Zeit sterben.

Freilich, sagte der Gevatter, es kommt Alles darauf an, wie man so eine Sache ansieht. Vergiß aber deine Rede nicht und mach's nicht, wie das Kathrinchen, dem eben wieder der Faden gebrochen ist!

Weil ich über die Beschreibung des Gähnens der Offiziere in der Garnison zum Gähnen kam, sagte die Berufene. Kehret zum Reibnitz zurück, Schmiedjakobsvetter!

Weibsart! sagte schelmisch lachend der Alte. So ein junger hübscher Offizier zieht sie mehr an, als Alles!

Das thut's auch, sagte schnippig das Kathrinchen, und der Schmiedjakob nahm seinen Geschichtsfaden wieder auf.

Der Adjutant war glücklich zu preisen, daß er diese Unterhaltung hatte, denn die Gegend war langweilig, durch die er ritt, und mit seinem Peter war außerhalb des Pferdestalles und auch etwa einem Reitergefecht nichts zu wollen. Es war eine ehrliche pommerische Haut, aber etwas dumm und viereckig, zum Pferdeknechte geboren und bestimmt. Daher hörte drüber hinaus Alles auf. Auf ihn konnte sich der Adjutant unbedingt in allen Fugen verlassen. Das war das Beste, und diese Treue wußte Reibnitz zu schätzen.

Er mußte kurze Tagereisen machen wegen der immer schneidender werdenden Kälte, aber er machte sie auch schon

aus Rückſicht auf ſeinen theueren Hafiz, der geſchont werden mußte.

So kam er denn endlich in Berlin an.

Als er das Reiſegeld ſtürzte, wie der Kaufmann das Nachrechnen bezeichnet, ſo fand er, daß er, ob er gleich nicht geknauſert hatte, dennoch nur ein Viertel des Ganzen gebraucht. Bei dieſem Ergebniß überſtrahlte eine ſelige Freude ſein Geſicht. Er ſetzte ſich nieder, ſchrieb an die theuere Mutter einen langen Brief und legte eine Anzahl der „Füchſe," wie man die Goldſtücke nennt, in den Brief, und Peter, der mittlerweile ſeine vier Pferde mit liebender Sorgfalt abgefertigt hatte, trug ihn eben noch zur Poſt. Und ich weiß einen, ſagte Schmiedjakob, der ſich nach dieſer Handlung kindlicher Liebe freudig zu Bette legte, und nachdem er für die theuere Mutter, den General und das Gelingen ſeines Auftrags gebetet, in den ſanften Schlaf ſank, wie er nur bei einem guten Gewiſſen möglich iſt. Ich denke, wir verſuchen's auch einmal, ſchloß der Alte, ſtand auf und ſagte, indem er in ſeine Kammer ging: Gute Nacht! —

V.

Geſtern Abend haſt du einen trefflichen Abbruchspunkt gewählt, ſagte der Gevatter am folgenden Abend zum Schmiedjakob. Ja, rief Kathrinchen, mir hat er's zum Schabernack gethan, weil ich gähnte, als er von der Pferdeliebhaberei ſprach — Narrheit, darf ich nicht ſagen! —

Schmiedjakob ſchmunzelte. Heute mach' ich's gut, falls du nicht wieder gähnſt. —

Das iſt Eure Sache. Leſet Ihr friſch drauf los, dann fällt mir's nicht ein, aber das Offiziersgarniſonsgähnen wirkte doch gar zu mächtig. Ihr beſchriebt's zu kräftig. Ich bitte aber, beginnet auch gleich!

Ja, ja, erwiederte der Alte, und nahm den Faden ſeiner Erzählung wieder auf, den er ſich im Buche bezeichnet hatte.

Friſch und fröhlich erwachte vom geſunden Schlafe der Adjutant am anderen Morgen. Die Fenſter waren indeſſen bis oben hin mit ſeltſamen Eisblumen bedeckt, die das

Kaminfeuer, welches Peter angemacht, gar nicht zum Schmelzen bringen wollte.

Rasch fuhr Reibnitz in die schöne Uniform, die Peter schon zurecht gelegt. Harnisch und Sarras, wie sie den graden, langen Säbel nennen, glänzten in hellster Pracht. Nach dem einfachen Warmbier, welches er genoß, legte er Alles an und ging dann hinab. Peter führte den wunderschönen Hafiz vor, bestieg den Braunen, den sonst Reibnitz geritten und rasch ging es nach den Linden, denn dort wohnte sein ehemaliger Obrist und der Commandant von Berlin, bei dem er sich zu melden hatte, während er dem Obristen seine Ehrerbietung bezeugen, und bei ihm Erkundigungen einziehen wollte. Das ging ziemlich schnell vorüber — aber der Obrist, der wohl den Heumar gekannt, wußte nicht das Mindeste über ihn. So ging es bei vier, fünf Bekannten, die er noch an diesem Tage besuchte. Man war allgemein der Meinung, Heumar halte sich in Berlin nicht auf. Das drückte Reibnitz' Hoffnungen sehr herab. Selbst den Commandanten von Berlin, der Seydlitz persönlich befreundet war, hatte er gefragt, aber auch er wußte nicht, ob Heumar noch lebe, viel weniger, daß er in Berlin sich aufhalte.

Die Polizei wollte er erst in Anspruch nehmen, wenn alle Stränge gerissen sein würden. So lief er denn in den nächsten Tagen Berlin auf und ab. Er ritt über die Linden und ließ seine Blicke schweifen; er ging in die Comödie und sah sich überall um; er durchstreifte den Thiergarten — sein Hafiz fand überall die lauteste Bewunderung, aber — er fand den Gesuchten nicht.

Da blieb eben nur die Polizei übrig. Sie war damals noch nicht so langarmig und vielaugig, nicht so feinnasig und pfiffig wie heute — und Namen wie Duncker und Stieber glänzten noch nicht als Sterne erster Größe! sagte der Schmiedjakob unterbrechend.

Der Mann, der an der Spitze stand, konnte Reibnitz nur sagen, daß er den Namen Heumar gar nicht kenne; er wolle, versicherte er, alle erdenklichen Nachforschungen ein-

treten laſſen, damit feſtgeſtellt werden könne, ob der Geſuchte in Berlin ſei oder — was er eher glaube — nicht. —

Da war denn eben ſo wenig die Kehr zu finden, als anderwärts, und der Muth begann dem Adjutanten mehr und mehr zu entſinken.

Er berichtete genaueſtens aber alle Schritte, die er gethan, ſeinem Generale, und fügte verheißener Maßen, an jedem Abende, einen ebenſo troſtloſen Bericht zu den früheren. Als er wieder bei der Polizei nachfragte, rühmte der Director, wie er alle ſeine Mannſchaft auf die Beine gebracht und in Thätigkeit geſetzt habe, ohne doch nur die geringſte Spur von dem Manne entdecken zu können.

Vierzehn Tage war er nun in Berlin, ohne ſeinem Zweck und Ziele um einen Zoll näher gekommen zu ſein. Es war ihm des Bemerkenswerthen Vieles zu Geſichte gekommen. Kunſtkammern und dergleichen hatte er ſehr fleißig beſucht und alles Sehenswerthe beſichtigt. Das Alles trat aber in den Hintergrund vor der Aufgabe, die ihn nach Berlin gebracht — nur Eins nicht, das gar oft ſeine Gedanken und Gefühle beherrſchte.

Eines Tages, da er in den Gaſſen und Gäßchen des alten Berlins und Cölns an der Spree ſchon lange herumgeſchlendert war, und überall ſeine Augen auf Entdeckungen ausgeben ließ, blieben ſie auf einem Punkte haften. —

Es begegnete ihm nämlich ein Mädchen von einer Schönheit, wie er ſie niemals zuvor geſehen. Was ihn aber überdies ſo ſehr anzog, war des noch ſehr jungen Mädchens Sittigkeit, Zucht und Beſcheidenheit. Sie war ganz einfach und anſpruchlos, ja ärmlich gekleidet, und dennoch kleidete ſie Alles ſo gut.

Reibnitz war ganz hingeriſſen von dem Anblicke des Mädchens, die das durchaus nicht bemerkte oder beachtete. Er verfolgte ſie mit ſeinen Blicken, bis er ſie in einem der entfernteſten Gäßchen, in der Thüre eines unſcheinbaren Häuschens verſchwinden ſah, aus welcher Thüre er einige Augenblicke ſpäter eine Anzahl munterer Knaben herausſpringen ſah. Reibnitz hielt einen derſelben an.

Wer wohnt in dem Häuschen, aus welchem Ihr kamet? fragte er.

Der Knabe entwand ſich ſeiner Hand, ſah ihn ſchelmiſch an und rief: He! Wer wird da wohnen? Unſer Lehrer und andere Leute! —

Wer iſt denn Euer Lehrer? fragte er weiter. Der kleine Strick aber lachte laut auf, rief: Fragen Sie ihn ſelber! und lief davon. Die Anderen lachten in hellem Haufen mit und liefen eiligſt davon, wie der Gefragte. —

Reibnitz ſtampfte vor Aerger den Boden.

Sie ſind doch nicht mit Unrecht verrufen, dieſe Berliner Jungen! ſagte er, und, indem er ſich Straße und Richtung merkte, wandte er ſich der Gegend zu, wo die Linden ſich hinziehen und das rechte Berliner Leben ſich bewegt.

Er ſchritt in ſeinen Gedanken dahin, und dieſe Gedanken waren bei dem Mädchen, das einen ſo außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wie nie ein anderes. Wenn's hoch kam, war ſie ſiebzehn Jahre alt, und ihre ganze Weiſe verrieth Verſtand und Bildung, wie Unſchuld des Herzens und Reinheit der Seele. Sie ſtand lebendig vor ſeiner Seele, er ſah nichts als dies liebliche Bild. So ganz verſunken war er, daß er es nicht wahrnahm, daß ein alter Herr, in bürgerlicher Kleidung zwar, aber mit dem ganzen Ausdrucke und der Haltung eines alten Soldaten, ſtehen blieb und ihm nachſah; dann zweifelnd den Kopf ſchüttelte, ſich umwandte und ihm folgte, ſo ſchnell, als es das hohe Alter zuließ, das er auf ſeinen Schultern als ſchwere Bürde trug. —

Reibnitz wandte ſich endlich dem Greiſe wieder entgegen, und jetzt, wo dieſer ſeine Geſichtszüge vollſtändig ſah, blieb er ſtehen, ſah dem Adjutanten mit der lächelndſten, freundlichſten Miene in die Augen, und reckte ihm ſeine Hand entgegen und ſagte: Irret ſich mein altes Auge nicht, ſo iſt es meines längſt vorangegangenen Freundes Sohn, dem ich meine Hand entgegenreiche!

Reibnitz, zu deſſen ehrenwerthen Eigenſchaften es gehörte, dem Alter die vollſte und aufrichtigſte Ehrerbietung zu erweiſen, trat ſchnell herzu, grüßte ehrfurchtsvollſt und erwiederte, die Hand des Greiſes faſſend: Ich würde mich glücklich ſchätzen einen Freund meines ſeligen Vaters ſo unerwartet und unvermuthet zu finden. Ich heiße Reibnitz.

Ach, ſagte der Greis, und drückte inniger die Hand des jungen Mannes, ſo hab' ich mich nicht getäuſcht! Auguſt, meines Reibnitz Ebenbild, kommen Sie an mein Herz!

Er zog Reibnitz an ſeine Bruſt, und die Thränen, die in des Greiſes Augen traten, gaben Zeugniß von dem, was in ſeinem Herzen vorging.

Reibnitz war tief bewegt. Er hatte von ſeinem Vater nur noch ein dunkeles, unſicheres Bild in ſeiner Seele, denn er war noch ein Knäblein von etwa ſechs Jahren, als er ſtarb. Wie mußte der Greis ihn lieb haben und gehabt

haben, der nach mehr denn zwanzig Jahren in den Zügen des Sohnes den Vater wieder gefunden hatte! —

Der Greis zog den Adjutanten mit sich fort durch einige auf die Linden mündende Straßen, und dann traten sie in ein freundliches Haus, wo eine betagte Frau dem Gatten und dem Fremden entgegen kam.

Da, Caroline, rief der Greis, hast du meinen unvergeßlichen Reibnitz wieder, wie er leibt und lebt. Sieh' ihn nur an; es ist der kleine August, den du so oft auf deinen Knieen geschaukelt, der mit seiner trefflichen Mutter in den Jahren des Krieges ganz für uns verschwunden war!

Die alte Frau ergriff nun auch seine Hand mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit, und die freundlichen Alten zogen ihn in das Gemach.

Hier stellte es sich denn heraus, daß der alte Flemming ein Jugendfreund seines Vaters gewesen war, und dieser lange Zeit mit ihm in demselben Regimente gedient, in den Friedensjahren mit ihm in engster Freundschaft zusammen gelebt, und dem Frühvollendeten die Augen zugedrückt hatte. Im ersten schlesischen Kriege war dann Flemming mit in's Feld gerückt, während die Wittwe seines Freundes ihren Wohnort mehrmals veränderte, und er sowohl, als seine Gattin sie ganz aus den Augen verloren hatte.

Jetzt erinnerte sich Reibnitz dieses Namens. Seine Mutter hatte ihn stets mit Liebe genannt.

Wie den eigenen Sohn nahmen die beiden kinderlosen Gatten den Sohn des Freundes und der Freundin auf, und August, der so lange Zeit das Familienleben hatte entbehren müssen, genoß es hier einmal wieder mit vollen Zügen. Ihm war unaussprechlich wohl bei den lieben Alten. Er hörte da, wie ihm eine nie rostende Jugendliebe Züge aus dem Leben seines Vaters schilderte, die ihn den Verlust eines solchen Vaters nur noch mehr betrauern ließ. Er mußte von der lieben Mutter, ihren und seinen Schicksalen den innigst Theilnehmenden erzählen, und so fand ein Austausch der Mittheilungen statt, welche gegenseitig erfreueten und die Herzen recht warm aneinander schlossen.

Bei dem lieben Paare zu wohnen, wie ſie es wünſchten und forderten, das ging nun freilich nicht an, aber ſo oft als möglich bei ihnen zu ſein, das gelobte Reibnitz mit Herz und Mund, und hielt es getreulich.

Immer hieß ihn die aufrichtigſte Liebe willkommen; immer blieb dieſe Liebe ſich gleich. Er hatte ſeit Jahren ein ſolches befriedigendes Behagen nicht gefühlt, als wenn er bei dieſen lieben Menſchen war.

Der alte Flemming hatte als Huſar noch den erſten ſchleſiſchen Krieg mitgemacht, war aber verwundet worden und trat, dienſtunfähig, als Major aus den Reihen der Truppen des großen Königs und Helden, an dem er mit einer begeiſterten Liebe hing. Gerne erzählte der Alte von ſeinen Kriegsfahrten, und, da er gut erzählte, ſo hing Reibnitz' Auge an ſeinem Munde und die Stunden hatten mächtige Flügel in ſeiner Geſellſchaft.

Dennoch lag oft eine Wolke auf des jungen Mannes Zügen, und dieſe Wolke galt den ſtets erfolgloſen Bemühungen, Heumar aufzufinden. Seydlitz war ebenſo unglücklich, als Reibnitz, und ſeine Briefe ſprachen dies oft mit rührenden Klagen aus.

Der alte Flemming hatte im Erzählen von Reibnitz' Vater und ſeinen eigenen Lebenswegen gar nicht daran gedacht, zu fragen, was denn eigentlich ihn nach Berlin geführt und ihn dort feſthalte. Eines Tages aber gab es ſich ganz ungezwungen, dieſe Frage zu ſtellen. —

Einem ſo wackeren Manne gegenüber durfte Reibnitz kein Geheimniß aus den Triebfedern machen, welche Seydlitz beſtimmt, ihn nach Berlin zu ſenden, und eben ſo wenig aus ſeinen fruchtloſen Beſtrebungen, den Mann zu entdecken. Reibnitz hatte, ohne es zu wollen, den Namen bei ſeiner Erzählung nicht genannt.

Flemming ſchüttelte den Kopf. Das iſt ja eine ganz eigene Geſchichte, ſagte er; aber lieber, junger Freund, haben Sie abſichtlich den Namen des Geſuchten verſchwiegen und dürfen Sie ihn vielleicht nicht nennen? —

Wie? rief Reibnitz aufſpringend. Habe ich wirklich den

Namen nicht genannt? O gewiß darf ich ihn nennen. Er heißt Heumar, einst Rittmeister in meinem Regimente und seit der Schlacht von Zorndorf blessirt und verabschiedet!

Heumar! rief der alte Flemming, der finstere, menschenfeindliche, brave, arme Heumar! Nun, dann sei es Gott gedankt, daß ich Sie zu ihm führen kann! Ich kenne ihn. Er lebt in drückender Armuth, aber in jener stolzen Armuth, die auch aus eines Freundes Hand keine Unterstützung annimmt. Er ertheilt Unterricht und erwirbt sich damit sein kümmerliches Stücklein Brod. Er ist von der Welt vergessen, weil er sie von sich zurück stößt, und dieser finstere Sinn ist noch finsterer geworden gegen die Menschenwelt, seit ihm der Tod sein vortreffliches Weib entriß. Der gute Gott aber hat ihm einen milden Engel für sein Alter in einer liebenswürdigen Tochter geschenkt, die ganz für den Vater lebt und für die allein er die liebevolle Freundlichkeit hat, die ein Grundzug seiner Seele ist und die nur die harten und schweren Erfahrungen seines Lebens zurückgedrängt haben. —

Reibnitz war außer sich vor Freude und Glück, daß er nun endlich seinen Vielgesuchten finden sollte. Er horchte mit großer Spannung den Worten Flemming's, und als dieser seiner Tochter gedachte, da übergoß, ohne daß es der Greis beachtete, eine tiefe Gluth sein Angesicht und die Frage bewegte gewaltig sein Herz: Sollte Sie es sein, die ich gesehen? —

Von jetzt an war aber auch nur Heumar der Gegenstand ihrer Unterredung, ihrer Berathungen.

Reibnitz sagte Flemming, daß er eine ansehnliche Summe von Seydlitz in Händen habe, um sie Heumar zufließen zu lassen und bat ihn, ihm doch Weg und Steg zu zeigen, wie er, bei der schroffen Seite, die der Mann der Außenwelt zukehre, dies bewerkstelligen könne?

Lassen Sie mir Zeit, hatte Flemming gesagt; ich hoffe, mit Gottes Hülfe den richtigen Weg zu finden! Ich will mit mir selbst alleine zu Rathe gehen! Morgen kommen Sie ja zu uns. Da wollen wir Rath gefunden haben!

Seit der Zeit, die er in Berlin zubrachte, war er noch nicht glücklicher nach ſeinem Gaſthofe geeilt, als heute. Er wußte, welchen Stein er durch ſeinen Brief von Seydlitz' Seele wälze. Er ſah im Geiſte, wie Freudenthränen ſeine großen blauen Augen füllten, und wie ſie ſich dankend gen Himmel erhöben. Darum ſetzte er ſich ſogleich nieder und ſchrieb ihm. In dem Briefe erzählte er das Zuſammentreffen mit dem alten Major Flemming, das ſich ſo recht als eine jener wunderbaren Fügungen des Herrn erwies, und theilte dann die Umſtände mit, welche ihm Flemming von Heumar erzählt und wie ſie morgen über den Weg berathen wollten, auf dem ihm das von Reibnitz anvertraute Geld zuzuwenden ſein dürfte. Ob das ein naher, kurzer, leichter Weg oder ein weiter ſein würde, könne er noch nicht ſagen, überhaupt ſtehe er jetzt, nach nahezu vier Wochen, endlich am Anfange deſſen, was er zu vollenden habe. —

Ich muß, ſagte Schmiedjacob, meiner Geſchichte vorgreifen. Einige Tage ſpäter kam ein Brief vom General an. — Darin redete er ſo recht aus dem Herzen und man ſah aus jedem Worte, wie dies Herz vor Freude überquoll, daß der Geſuchte noch lebe und er gut machen könne, was er übel gemacht. Er verlängerte den Urlaub ſeines Abgeſandten um vier volle Wochen und ſandte einen Wechſel auf ein Handelshaus in Berlin, der im Betrage ganz dieſelbe Summe enthielt, welche Reibnitz von ihm empfangen und die er kaum angebrochen hatte. Daß der Urlaub verlängert worden, war Reibnitz die froheſte Nachricht, denn — er hatte nun eher Hoffnung, das Mädchen wiederzuſehen, das wachend und im Traume vor ſeiner Seele ſtand.

VI.

Als Reibnitz am anderen Morgen zeitig zu Flemming kam, erwartete ihn der Greis mit heiterer Miene. Der Dichter hat Recht, rief er ihm zu, daß nämlich

„Ueber Weiberliſt
Nichts geht auf Erden, wie ihr wißt!“

Als ich nämlich gestern mit meiner lieben Alten über die Sache sprach, meinte sie auch, dem Heumar sei entsetzlich böse beizukommen. Gäbe oder brächte es ihm Jemand, so wiese er es mit aller Härte und Schroffheit zurück; aber sie meine, wenn eine unbekannte Hand ihm schriebe und ihm sagte, daß sich ein ehrlicher Mensch erinnere, ihm das Geld schuldig zu sein aus besseren Tagen; er habe es aber nicht zurückgeben können; nun sei endlich die Stunde gekommen, daß er es mit Freuden zurückerstatte und sein Gewissen entlaste — es sei nämlich sein Beuteantheil an der Fahne und Batterie aus der Schlacht von Zorndorf, den er — unterschlagen habe und ihm vorenthalten. Das habe ihn gedrückt und er habe es doch nicht abwälzen können!

Lieber August, das ist der einzige Weg, jenseits dessen unser Witz am Ende ist.

Ja, aber, sagte Reibnitz bedenklich, wenn er damals aber das Geld erhalten hätte?

Nein, rief Flemming, das hat er nicht! Ich weiß es aus seinem eigenen Munde; er äußerte sich einmal bitter gegen mich über die Unredlichkeit in der Militärverwaltung und erwähnte gerade dieses Umstandes zum Beweise. Ich kenne die Ordnung in solchen Dingen und vermuthe wirklich, daß ein unredlicher Mann, der Seydlitz' Abneigung gegen Heumar kannte und dessen Abschiedsforderung wußte, sich den Umstand zu Nutze machte.

Dann danke ich Ihnen herzlichst für den Weg, den Sie mir eröffnet! sagte Reibnitz. Nun aber habe ich noch ein Bedenken. Wieviel würde nämlich in einem Falle, wie der uns vorliegende, der Betrag des sogenannten „Prisengeldes" sein? — Es muß klappen, sonst laufen wir wieder Gefahr, daß er die Sache zweideutig findet, die Lunte riecht und das Geld öffentlich am Ende zurückweist. Es ist ihm, wie Sie und Seydlitz ihn geschildert haben, so etwas zuzutrauen!

Da haben Sie wieder Recht, entgegnete Flemming. Wissen Sie, was ich thun will? Ich gehe zu einem Rathe von der Intendantur der Armee, der weiß Bescheid. Wäh-

rend der Zeit holen Sie das Geld und zählen es. Damit denk' ich, kommen wir bald zurechte!

Während Reibnitz nach seinem Gasthofe eilte, legte der alte Herr seinen Schlafrock ab, kleidete sich an und ging seinem Ziele zu.

In einer jener kleinen, engen Gassen, welche in der Richtung gegen den Kreuzberg damals noch ausliefen und nahe dem Ende der Häuserreihe, also unfern der alten Stadtmauer von Berlin, stand ein einstöckiges Häuslein, klein, unansehnlich, mit niedriger Stube und kleinen Fenstern. Es war eins aus einer Reihe von etwa Zwanzig, die ein reicher Wucherer auf einem der Stadt um ein Billiges abgekauften Grundstücke erbaut hatte, um sie an arme Leute um hohen Preis zu vermiethen. — Es erwies sich bei ihm, wie bei allen seines Gleichen, daß wer auf die Noth der Armuth zu speculiren schlecht genug ist, niemals eine falsche Rechnung macht. Der himmelschreiende Wucher gelang dem reichen Räuber und Diebe, und es kam keine strafende Hand über ihn, weil er den Schein des Rechts zu wahren wußte, weil die Armen froh waren, Wohnungen zu finden und darum Keiner über den Wucherer Klage führte.

In diesem Häuschen wohnte Heumar seit vielen Jahren; in diesem Häuschen hatte er, trotz der drückendsten Armuth, seine glücklichsten Jahre verlebt. Er gab Unterricht, da es in diesem Artikel damals in Berlin sehr unangenehm aussah und die Leute froh waren, ihre Jungens für ein Billiges unterrichtet zu kriegen. Seine Frau nähte, strickte, wusch, bügelte und gab einer Anzahl Mädchen Unterricht in diesen und anderen weiblichen Haushaltungskünsten. So konnten sie die Miethe bestreiten und ihre sehr geringen Bedürfnisse befriedigen. Alles ging gut; aber vor zwei Jahren war sein geliebtes Weib nach einem langen Krankenlager gestorben. Sie war seiner Seele Seele. Mit ihr wäre auch der letzte Schimmer der Lebensfreude erblichen, wenn ihm nicht Hannchen, das einzige Kind der glücklichsten Ehe, geblieben wäre. Zu dem am Herzen nagenden, nie rastenden Wurme des Schmerzes kam das Herzeleid der Kosten

des Doctors und der Apotheke. Die Beiden hatten ein Einsehen und borgten auf Jahre hinaus; nicht so der Hausbesitzer, dessen Miethe seit jenen Unglückstagen ebenfalls aufgelaufen und noch nicht bezahlt war. Auf Barmherzigkeit und Milde war einmal gar nicht zu rechnen. Unaufhörlich drängte er, und in den jüngsten Tagen rückte er mit der Drohung hervor, Heumar ohne Weiteres auf die Straße zu setzen und sein Häuschen an andere Leute zu vermiethen, die nur auf sein Wort warteten.

Bei einem solchen Menschen zu bitten und zu betteln, verstand Heumar nicht. Hannchen that's hinter des Vaters Rücken und erwirkte noch einmal einen Aufstand von drei Wochen. Sie arbeitete ganze Nächte durch, ohne daß es der Vater ahnte; er rauchte seit Monaten schon keine Pfeife Tabak mehr, und doch war nur ein Theil errungen. Den brachte ihm Hannchen an jenem Tage, da Reibnitz sie sah. Obgleich Reibnitz meinte, sie habe ihn gar nicht bemerkt, so ist doch so ein Mädchenauge nicht so da. Sie hatte wohl den Eindruck bemerkt, den sie auf ihn gemacht; sie hatte auch ihn zwar flüchtig, aber genugsam betrachtet, um zu wissen, er sei ein sehr schöner Mann, der nicht jenes kecke, unanständige Wesen habe, was andere Offiziere in Berlin sich zu Schulden kommen ließen. Dennoch eilte sie, aus seinen Augen zu kommen. Hätte sie nur dem Vater eine frohe Botschaft bringen können! Leider gab der Wucherer nur vierzehn Tage Frist für den Rest des Geldes. Der Kummer legte sich wieder mit aller Schwere auf die bedrängten Herzen, denn es war eine Unmöglichkeit, in vierzehn Tagen zu erschwingen, was noch an der Summe fehlte.

Da saß eines Morgens der arme Heumar in seinem Lehnstuhle, dem einzigen Geräthe, das ans schöneren Tagen ihm geblieben war. Sein Auge blickte betend zum Himmel. — Da klopfte es in raschen Schlägen an die Thüre und im schnellen Tritte seines Berufes trat der Postbote nahe an Heumar heran.

Herr Heumar, nicht wahr? fragte er.

Ja, erwiederte etwas betroffen der Angeredete.

Bringe ohne Zweifel willkommene Botſchaft. Hier dieſen Brief und dieſe Geldrolle. Alles frei.

Der Poſtbote nahm ſein Buch hervor. Schreiben Sie gefälligſt den Empfang hier ein! ſagte er.

Halt! rief Heumar. Woher iſt's?

Aus Berlin! war die Antwort.

Von wem? fragte Heumar und er lief roth an.

Herr, ſagte der Poſtbote, ſind Sie bei Troſt? Wie kann ich wiſſen, wer die Gelder ſendet? Darf ich Briefe erbrechen? — Machen Sie es kurz und ſchreiben Sie den Empfang ein. Unſer Eins hat keine Zeit, ſich mit müßigem, unſinnigem Gerede abzugeben!

Heumar mochte zur Einſicht gekommen ſein, daß der Poſtbote, wie grob auch ſeine Rede war, dennoch im Rechte ſei. Er ſtand auf,, nahm ſeine Feder und ſchrieb den

Empfang ein. Als er aber die Angabe der sehr hohen Summe sah, erschrak er und sagte: Sollte es nicht ein Irrthum sein?

Da kümmere und scheere ich mich den Henker drum! rief der Postbote. Auf der Adresse steht Ihr Name, Ihr Stand, Rittmeister außer Dienst, die Nummer Ihres Hauses, der Name der Straße — mehr bedarf es nicht. Wenn Sie das Geld nicht wollen, werfen Sie's gefälligst zum Fenster hinaus, da werden wohl Leute sein, denen, es zu nehmen, keine Scrupel erwachsen.

Damit warf der Postbote die Thüre zu, in dem Bewußtsein, daß er seinem Stande keine Unehre gemacht.

Es war übrigens ein Glück, daß er sich schnellfüßig aus dem Staube gemacht, denn Heumar war ein Brausekopf und das spanische Rohr war schon in seiner Hand, das wohl eine genauere Bekanntschaft mit seinem Rücken würde gemacht haben, als ihm erwünscht geweien wäre.

Grobes, ungehobeltes Volk! rief er aus und maß einige Male die Stube. Da fiel sein Blick auf die Rolle, die er im Aerger ganz vergessen hatte. Jetzt nahm er den Brief, erbrach ihn und las.

Sein Gesicht entfärbte sich.

Also doch so und Seydlitz trägt die Schuld nicht? Vergib, Herr, daß ich es ihm zur Last legte! O Herr, Herr, ich danke Dir für Deine Hülfe in der Stunde der Noth! Vergib dem, der mich drum betrog!

Dann rannte er an die Thüre, und: Hannchen! Hannchen! rief er fast jauchzend gegen die Thüre des Kämmerleins, wo Hannchen sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigte und die Thränen einmal ungehemmt laufen ließ, die sie den Vater nie sehen lassen durfte. Dieser Ton in des Vaters Stimme war ihr so fremd, so neu, daß sie fast erschrak. Sie vergaß ihre Thränen zu trocknen und eilte herbei.

Der Vater sah sie lächelnd an, doch plötzlich wurde er ernst.

Thränen? sagte er, die Hand liebevoll unter ihr Kinn legend und ihr in's Auge sehend. Kind, du bist für solche

Thränen zu jung! Gott ſei Preis in Ewigkeit! Sie ſind getrocknet! Sieh einmal hier! Lies den Brief und ſieh' die hohe Geldſumme, die uns allem Jammer enthebt, der uns drückte — ſeit — o Gott, hätte ſie es doch erlebt! Und er deckte ſeine Augen mit ſeiner Hand und weinte faſt laut.

Hannchen fiel ihm um den Hals und lange ſtanden ſie ſo und ihre Thränen miſchten ſich.

VII.

Abend war's geworden. Der Schnee fiel in dünnen, hagelartigen Körnern vom grauen Himmel, aber ſo dicht, ſo heftig, daß er ſchnell den Boden bedeckte. Dieſe Hagelkörner nahmen dann die Form gewöhnlicher Schneeflocken an und es ſchien, als ſolle noch in dieſer Nacht die Erde das flockige Winterkleid anlegen.

Reibnitz ſchlug ſeinen weißen, weiten Mantel um ſich und ſchritt kaum hörbaren Trittes jenes Gäßchen hinaus, zu jenem Häuschen, wo er das Mädchen, deſſen er gar nicht vergeſſen konnte, verſchwinden geſehen.

Die Stube war erleuchtet; kein Laden geſchloſſen; man konnte von Außen Alles überblicken, was in der kleinen Stube verging.

Das Mädchen ſaß am Tiſche vor einer Oellampe, und in dem Seſſel ſaß der Vater und rauchte eine Pfeife mit dem Ausdrucke des Behagens, wie er nur bei einem Raucher wahrzunehmen iſt, der, obwohl an den Genuß des Rauchens gewohnt, ihn lange entbehren mußte.

Lange ſtand Reibnitz da und es wurde ihm zur vollen Gewißheit, daß es Heumar und ſeine Tochter ſeien, die er hier vor ſich habe.

Eine Bewegung des Mädchens gegen das Fenſter ſcheuchte

den Beobachter von dannen, der ſich im Schatten verbarg und von ihrem Blicke unentdeckt blieb.

Auf dem kürzeſten Wege eilte er zu Flemming. Er war, da er an Seydlitz geſchrieben, geſtern nicht bei dem alten, lieben Paare geweſen. Er wußte noch nicht einmal, wie Heumar das Geld auf- und angenommen.

Der Poſtbote, dem der alte Flemming ein gutes Trinkgeld verheißen, wenn er Alles wohl beſorge und ihm hintennach berichte, hatte das bis auf die wörtlichen Grobheiten gethan, die er jedoch, durch ſtete Uebung abgeſtumpft, gar nicht mehr für Das hielt, was ſie waren, und der gute Flemming erwartete ſeinen jungen Freund mit der Ungeduld, die allemal bei lebhaften Naturen dann eintritt, wenn ſie etwas auf dem Herzen haben, deſſen Bedeutung und Wichtigkeit ſie kennen. Der Poſtbote hatte noch mehr

gethan; er hatte, nachdem er die Thüre geſchloſſen, Poſto davor genommen, war dann dem erſten, neben der Thüre ſich befindenden Fenſterlein näher gerückt, und hatte ſo Alles, was geſchah, genau kennen gelernt, und dies dem freigebigen Alten mitgetheilt.

Reibnitz hörte mit Luſt, daß die Kriegsliſt, die ſie angewendet, nicht nur vortrefflich gelungen, ſondern noch mehr, daß auf die Weiſe ſelbſt Sevdlitz von dem unwürdigen Verdachte der Schuld an der Nichtbezahlung der Priſengelder gereinigt und die Gabe eine entſetzliche Noth gebrochen und geheilt. Der junge Mann und der Greis drückten ſich im Bewußtſein einer, wenn auch auf ſeltſamem Wege geſpendeten, großen Wohlthat und ihrem Segen die Hand; Beide aber huldigten der weiblichen Liſt, die ihnen dieſen Weg bezeichnet, der, bei der Eigenthümlichkeit des Mannes, faſt nur allein zum Ziele führen konnte.

Eine Schwierigkeit wäre denn mit Gottes Hülfe beſiegt! ſagte Flemming; aber meinen Sie nicht, lieber Auguſt, es wäre jetzt gerechtfertigt, meiner lieben Frau Sitz und Stimme in unſerem Kriegsrathe zuzuerkennen? Sie hat ſich bewährt durch ihr letztes Einſchreiten — wenn ich nicht Manövre ſagen will!

Gewiß! rief Reibnitz, rückte den Seſſel an den Tiſch, in dem gewöhnlich die vortreffliche Frau zu ſitzen pflegte; dann eilte er zu dem alterthümlichen Sopha, wo ſie mit herzlichem Lachen der Verhandlung zugehört, reichte ihr ſeinen Arm dar und führte ſie, als „verehrte Frau Geſellin“ zu dem Seſſel, wo dann freilich der Ernſt, bei ohnedem freudiger Herzensſtimmung, lange nicht auf die Beine kommen konnte und wollte.

Endlich kam man denn doch ſo weit, die Sache in Berathung zu nehmen, namentlich, was jetzt zu thun ſei? Flemming meinte, die Zeit zur Audienz bei Seiner Majeſtät ſei gekommen, damit ſtimmten die beiden Anderen ein, und Reibnitz eilte heim, um, da er nicht wußte, wann der König ihn annehmen würde, mit Sack und Pack nach Sansſouci, wo der König wohnte, zu überſiedeln, bis nach empfangener Audienz.

Dort angekommen, ließ er durch den Generaladjutanten Seydlitz' Brief überreichen und wurde auf den folgenden Morgen zur Vorstellung vor Seine Majestät beschieden.

Als er in voller Galla-Uniform in's Schloß trat, wurde er in ein Gemach geführt, wo der König in voller Uniform am Kamine saß und eifrig in einem Buche las.

Der schöne Windhund sprang auf, als der diensthuende Kammerherr eintrat und den Namen des Adjutanten nannte. Als der König den Namen „Seydlitz" hörte, erhob er sich rasch und richtete die durchdringenden Augen auf Reibnitz, den er vom Kopf bis zu den Zehen musterte. Der Hund hatte nicht geknurrt. Er schmiegte sich vielmehr an Reibnitz' Seite und der König bemerkte dies wohlgefällig.

Nach einigen Augenblicken, in denen Reibnitz die Blicke des Königs ruhig und ernst ausgehalten, winkte der König dem Kammerherrn und dieser entfernte sich sogleich.

Der König trat wieder zum Ruhesessel, legte sein Buch auf das Gesimse des Kamins und sagte:

Er ist also der Adjutant des Generals von Seydlitz? — Wie heißt Er? —

August von Reibnitz! erwiederte der Adjutant mit der Kürze, welche der König am Soldaten besonders liebte.

Setze Er sich! sprach der König, auf einen Stuhl deutend, der ihm gegenüber stand.

Er ist wohl schon lange Adjutant bei Seydlitz? —

Schon ein Jahr vor der Schlacht bei Zorndorf war ich, durch Eurer Majestät Gnade, Adjutant und bin es seitdem geblieben.

Er hat ja einen absonderlichen Kalender? sagte nicht ohne ein, jedoch kaum bemerkbares Lächeln der König.

Halten zu Gnaden, Majestät, erwiederte Reibnitz; es ist so Soldatennatur, vor und nach einem großen Siege zu zählen und das Datum zu bestimmen.

Der König wiegte den Kopf, sah dann plötzlich Reibnitz an und fragte: War Er damals dabei!

Ich freue mich und bin mein Lebtag stolz auf diese Ehre! erwiederte lebhaft der Adjutant.

Dann iſt Er auch wohl mit dem Vorgange bekannt, der ſich damals zwiſchen dem General von Seydlitz und dem Rittmeiſter Heumar zutrug?

Reibnitz bejahte.

So erzähle Er mir Alles ausführlich; aber lüge Er nicht zu Gunſten ſeines Generals! Sei Er unparteiiſch und vergeſſe Er nicht, daß ich die Geſchichte in ihren Hauptzügen genau kenne, nur nicht in den hier wichtigen Einzelheiten.

Reibnitz hob damit an, einige Reibungen zwiſchen Seydlitz und Heumar zu erwähnen, welche in Seydlitz' Hitzköpfigkeit und Heumar's Starrköpfigkeit ihre Grundurſachen hatten; dann gedachte er des Tadels Heumar's über Seydlitz' Leben und Thun und des Hinterbringens durch einen Ohrenzeugen. — Er war in ſeinen Ausdrücken ſehr gemäßigt.

Weiß Er, wie der Schurke heißt? fuhr der König auf.

Er iſt todt, Majeſtät, ſagte Reibnitz.

Nun, ſo hat Er Recht, den Namen nicht zu nennen! ſprach Friedrich. Fahr' Er fort!

Reibnitz kam nun auf die Schlacht bei Zorndorf, und ſchilderte die Lage der Schlacht und des Kampfes in dem Augenblick, wo ihn der General zu Heumar entſendet. Er trug kein Bedenken, den Befehl Seydlitz' in ſeiner ganzen beleidigenden Härte zu wiederholen.

Das war zu hart, das verdiente Heumar nicht! rief der König, der mit großer Lebhaftigkeit den Worten des Adjutanten folgte. Es muß ſo geweſen ſein, ſetzte er hinzu, ſonſt hätten die Folgen nicht ſo ſchwer ſein können!

Ich habe mir erlaubt, es zu mildern, ſagte Reibnitz, und Seine Excellenz haben es hintennach, als der Zorn verraucht war, gutgeheißen.

Der König nickte mit dem Kopfe und ſagte: Was war aber Grund des unſtatthaften Benehmens Heumar's? —

Jetzt begann Reibnitz mit aller Wärme die Gründe zu entwickeln.

Dafür hätte Seydlitz ihm Dank wiſſen ſollen! ſagte der König — und fuhr fort: Wäre der Seydlitz bibelfeſt, ſo

hätte er wissen müssen, daß es heißt: der Zorn thut nicht, was vor Gott Recht ist. Was aber geschah nun weiter?

Als ich, fuhr Reibnitz fort, meine Ordre ausgerichtet, befahl Heumar sogleich: Aufsitzen! Und nun stürmte er in den Feind, eroberte eine Batterie, eine feindliche Fahne und machte eine große Zahl Gefangene —

Richtig, fiel der König ein, das schreibt mir Seydlitz. — Weiter!

Als er das Eroberte überreicht, fuhr Reibnitz fort, verlangte er seinen Abschied. Seydlitz, der sein Unrecht eingesehen, nahm seine Beleidigung zurück, bat ihn um Verzeihung, bot ihm jede Genugthuung an — aber Heumar blieb auf seinem Kopfe. Er erhielt seinen Abschied, ohne Rangerhöhung, ohne Pensien —

Ist richtig, sagte der König, und von da an beginnt die Schuld des Generals Seydlitz; denn auf seine Darstellung, ich habe mir nämlich Alles vorlegen lassen — ist Heumar entlassen worden. Das Alles ist so, aber nun geht erst das an, was Er mir berichten soll! —

Reibnitz hob nun an, wie das Alleinsein und die Ahnung eines nicht mehr fernen Todes den General an das Unrecht gegen Heumar erinnert und er — im Gewissen keine Ruhe mehr, ihn nach Berlin gesendet, Heumar aufzusuchen. Nach unsäglichen Mühen sei ihm das endlich geglückt. Nun erzählte er, wie er ihn im Elende und in der Armuth, aber ehrenhaft und tadellos, gefunden; wie er sich durch Unterricht kümmerlich mit einer Tochter ernähre, und gerade jetzt unter den drückendsten Umständen seufze. Er stellte auf die ergreifendste Weise diese Lage des armen, so ehrenwerthen Mannes dar und schwieg dann.

Der König stand auf und ging einigemale das Gemach auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Reibnitz stehen, der sich erhoben hatte.

War Er selbst bei dem Heumar? fragte er.

Das durfte ich nicht, denn der Mann ist leider durch sein Schicksal innerlich verbittert. Ein alter Freund meines seligen Vaters half mir bei meinen Erkundigungen. Er kannte Heumar.

Es iſt dem verdienten Manne, der im Kampfe dienſtunfähig wurde, ſchweres Unrecht geſchehen, und das wieder gut zu machen, iſt meine Pflicht und wird geſchehen. Schreib Er das dem Seydlitz. So ſprach der König. Aber, fuhr er fort, nun berichte Er mir, wie es um Seydlitz ſteht.

Das that Reibnitz.

Der König hörte ihm mit großer Theilnahme zu und man ſah es an ſeinen Mienen, wie er innerlich bewegt war. Wiederum ſchritt er im Gemache auf und nieder und blieb dann abermals vor Reibnitz ſtehen.

Es thut mir leid um ihn, ſagte er, denn ſolch einen Reiterführer werde ich nicht wiederfinden! Sag' Er ihm das; ſag' Er ihm, daß es mir eine heilige Pflicht ſein wird, ſein Gewiſſen zu entlaſten und von der Unruhe zu befreien. Bleib Er noch ſo lange hier, bis ich das gethan habe. Melde Er ſich dann noch einmal um eine Audienz. Adieu! Reibnitz war gnädig entlaſſen und eilte mit dem ſeligen Bewußtſein heim, ſeines geliebten Generals Herz erquicken zu können. Er ſchrieb die ganze Unterredung mit dem Könige an Seidlitz und kehrte dann in der Nacht noch nach Berlin zurück.

Ihn zog das Herz. Er fühlte, daß er Heumar's Tochter liebe, daß er, ſollte er ſich je vermählen, nur mit ihr den Bund für das Leben ſchließen müſſe.

Wie er ihr aber nahe treten ſolle, das wußte er nicht. Da fiel ihm ein, daß er wohl am beſten thue, dem ehrlichen alten Flemming gerade zu ſein Herz auszuſchütten. Das wurde, je länger er es ſich überlegte, deſto klarer und gewiſſer.

So kam er denn bei ſtrenger Kälte, ſpät in der Nacht in Berlin an. Er konnte nicht mehr zu Flemming gehen, und verſchob es daher auf den morgenden Tag. Innig aber dankte er Gott, ehe er ſich zur Ruhe legte, für das Gelingen ſeiner Aufgabe, und — flehete, wenn es des Herrn Wille ſein ſollte, ihm ſeines Herzens Wunſch zu gewähren. —

Als indeſſen Reibnitz am anderen Morgen erwachte, fühlte er ſich unwohl. Sein Kopf brannte ſo heftig und der

Schmerz ſchien ihn verſprengen zu wollen. Vergebens verſuchte er es, aufzuſtehen. Er mußte im Bette verharren.

Peter erſchrack heftig, als er ſeinen Herrn in der allerheftigſten Fieberhitze fand. Er wollte ſogleich nach einem Arzte laufen; aber Reibnitz glaubte, in einer heftigen Erkältung ſein Uebel ſuchen zu müſſen, und ließ es nicht zu. Er traute auf ſeine jugendfriſche, unverdorbene Natur und ihre Kraft, die ſich ſelber einen Ausweg ſuchen würde.

Dennoch war er bereits vier Tage nicht aus dem Bette gekommen, als endlich Schweiß ausbrach, dem er ungehemmten Verlauf ließ. Darauf wurde es allmälig beſſer und drei Tage ſpäter konnte er zuerſt wieder außer dem Bette ſein. Jetzt ſandte er Peter erſt zu Flemming.

Mit dem Reitknechte kam der rührige Alte. Recht ernſt las er Reibnitz den Text über ſein Schweigen und daß er keinen Arzt angenommen habe. Er glaubte ihn noch in Sansſouci. Das iſt aber einmal herrlich abgelaufen! rief er endlich.

Wie ſo denn? fragte erſtaunt Reibnitz.

Flemming zog ein Blatt heraus und las ihm vor: „Ihro Majeſtät haben in Gnaden geruht, den Rittmeiſter außer Dienſt, Carl Friedrich Heumar, für die in der Schlacht von Zorndorf bewieſene Tapferkeit zum Obriſt-Lieutenant zu ernennen, ihm eine Penſion von achthundert Thalern zu verleihen, welche ihm vom Tage der Schlacht von Zorndorf nachzuzahlen iſt.“

Reibnitz faltete ſeine Hände und ſagte: Gott ſegne den gerechten König! — Dann wandte er ſich an Flemming mit der Frage: Weiß es Heumar? —

Hören Sie mich, ſagte der Alte: Unter den Linden, wo ich ehegeſtern ſpazieren ging, zeigt mir ein alter Offizier dies Blatt und fragt: Wer iſt der Heumar? — Ich ſage ihm das, erbitte mir aber das eben erſt ausgegebene, noch druckna ſſe Blatt und eile in das abſcheuliche Winkelgäßchen, wo er wohnt und trete friſchweg ein.

Flemming! ruft er überraſcht, aber nicht unfreundlich, wie kommen Sie zu dem von der Welt Vergeſſenen?

Weil er die Welt, zu der ich mich auch rechnen muß, von sich stieß, sagte ich, suchte sie ihn nicht mehr auf. Freunde haben Sie nie ganz aus dem Auge gelassen, fuhr ich fort, und Freunde haben den Beruf, frohe Botschaften zu überbringen!

Frohe Botschaften bringen Sie mir? fragte er nicht ohne Bewegung. Welche könnten das sein?

Haben Sie so mit dem Leben abgeschlossen, daß es Ihnen keine Freude mehr bringen könnte? fragte ich. Heumar, Sie sind ungerecht! fuhr ich fort. Mir hat der Herr die Vaterfreude versagt, Ihnen gab er ein theures Kind. Wenn auch das, was ich Ihnen mit theilnehmendem Herzen mitzutheilen habe, für Sie keine Bedeutung mehr hätte, für Sie, als Menschen, so muß es Sie als Vater doch erfreuen! Da lesen Sie!

Ich reichte ihm das Blatt.

Er las. Mit jedem Worte, das sein Blick verschlang, wurde er bleicher; es zuckte wunderbar über sein Gesicht, die Augen wurden roth, dann feucht — dann rollten zwei dicke Thränen über die Wangen.

Spät, aber nicht zu spät! sagte ich und faßte seine Hand. Heumar, sagte ich, ich schätze mich wahrlich glücklich, der Bringer dieser Botschaft zu sein!

Er stand still da. Seine Lippe zuckte unaufhörlich, als wollte er reden und könne doch nicht. Ich ließ ihm Zeit. Endlich erholte er sich.

Ich danke Ihnen, Flemming! sagte er. Sie waren mir immer ein Freund. Auch Sie habe ich in meiner Verbitterung von mir gestoßen. Vergeben Sie mir!

Das, lieber August, fuhr der alte redliche Flemming fort, hatte ich nicht erwartet. Es war, als ob die königliche Gnade der Sonne gleich gewirkt, nämlich die Eisrinde seines Herzens aufgethaut hätte.

Noch saßen wir da, als mehrere Pferde das Gäßchen herauf galoppirten und an der Thüre hielten. Es war ein königlicher Adjutant, der eintrat und mit herzlichen Glückwünschen Patent und Kabinetsordre in seine Hand legte.

Heumar sprach seinen Dank aus und erbat sich die Gnade, Seiner Majestät persönlich danken zu dürfen.

Der königliche Bote verhieß das auszuwirken und entfernte sich.

Flemming! rief Heumar aus; helfen Sie mir doch auf die Fährte! Weber kommt das Alles? — Weber jetzt, nach Jahren, so spät?

Nicht zu spät! wiederholte ich. Sie und Ihr Kind können sich noch des Glückes freuen, das Ihnen so reich zu Theil wird; aber wenn es Ihnen darum zu thun ist, den wahren Zusammenhang zu ergründen, so haben Sie sich zum Glücke an den Rechten gewendet, denn außer Seiner Majestät und dem Adjutanten von Reibnitz kann Ihnen in Berlin Niemand die volle, ganze Wahrheit sagen, als ich!

Reibnitz? wiederholte Heumar. Der Name klingt mir, wie eine Erinnerung aus vergangenen Tagen. War das nicht der blutjunge Adjutant des Generals Seydlitz, der mir den unangenehmen Gruß des Generals brachte, der Ursache an allem meinem Unglücke war? Es ist so, erwiederte ich. Reibnitz hat mit schwerem Herzen das ausgerichtet, was der General befohlen. Ich glaube das, sagte Heumar, denn er hat das Bittere verzuckert, so viel es zu verzuckern war. Aber wie kommt der zu Ihnen und zu dieser Sache? —

Sie begreifen, lieber August, daß ich Alles ihm mittheilte. Sie hatten es mir nicht verboten und ich dachte, es wäre dann doch hier, wie überall und immer, die Wahrheit das Beste, wenn sie auch vielleicht hin und wieder eine schöne Täuschung zerstören sollte.

Ich danke Ihnen dafür! rief Reibnitz; aber ich bitte, fahren Sie fort! Sie können es sich gar nicht denken, wie wichtig mir das ist, was Sie mir da erzählen.

Als ich dann nun Alles beendet hatte, — manche Querfrage mußte ich ihm natürlich beantworten, — stand er auf. Lieber Flemming, hob er an, ich bin Ihnen unendlich verbunden für das, was Sie mir gesagt; aber wo ist der Adjutant von Reibnitz? Ich muß ihn sprechen! O ich sage Ihnen, ich möchte Seydlitz jetzt um den Hals fallen und

ihm abbitten, daß ich ihm so lange gegrollt; daß ich ihm sogar eine Unredlichkeit, eine Unterschlagung zugetraut. (Sie wissen, Reibnitz, das betraf eben die Prisengelder!) Ich danke Gott, daß ich ihn, wie ich ihn nach der Schlacht bei Zorndorf verkannt, als einen edeln Mann kennen lerne. Sie haben Recht, lieber Flemming, es ist spät, aber noch nicht zu spät! In diesem Augenblicke wird die Thüre aufgerissen, und ein engelschönes Mädchen stürzt fast athemlos herein. Sie sieht mich gar nicht, so voll ist ihr Herz. Vater, theurer Vater, was ist denn geschehen? Es sollen ja hohe Offiziere bei dir gewesen sein? Gott im Himmel, was soll das Alles? Ich sterbe fast vor Angst, Sorge, Freude — weil ich nicht weiß, was ich im Herzen hegen darf? —

Nun, Hannchen, du siehst in deiner Aufregung nicht, daß uns ein alter Freund, als Bote einer großen Freude, besucht hat? — Er faßte sie bei der Hand und führte sie zu mir. In holdseliger Verwirrung begrüßte sie mich. Ich sage Ihnen, August, ich sah sie zuletzt als Kind; jetzt stand sie als blühende Jungfrau vor mir. Ich traute meinen alten Augen nicht; aber ein schöneres Mädchen habe ich meiner Lebtage nicht gesehen!

Ich faßte ihre kleine schneeweiße Hand und sagte: So will ich denn aber auch dem lieben Vater vorgreifen, und Ihnen sagen, daß Seine Majestät der König Ihren lieben Vater zum Obristlieutnant ernannt und eine Pension von 800 Thalern bewilligt hat, die ihm vom Tage der Schlacht von Zorndorf nachbezahlt werden soll!

Lieber August, es ist mir in meinem langen Leben ein solcher Ausdruck nicht vorgekommen, wie ich ihn in diesem Augenblicke in diesem wunderholden Gesichtchen sah. Staunen, Zweifel — Freude — ich weiß es nicht, was Alles noch darinnen sich aussprach. Nur einen Augenblick sah sie mich an, dann fuhr sie herum, sah in das lächelnde Gesicht ihres Vaters und rief: Ist's wahr? —

Ja, mein Kind, es ist eine volle Wahrheit, sagte er.

Da fiel sie an seine Brust und der Zwiespalt de-

Gefühle, die ihr Herz bestürmt hatten, löste sich in einen Thränenstrom auf.

Hannchen, sagte Heumar, die Seligen im Himmel sind nicht so von uns geschieden, daß sie nicht wüßten, was uns begegnet. Sie, um die wir trauern, bis wir sie wiedersehen, freuet sich mit uns, wie sie einst mit uns gedarbt hat!

Dabei rollten auch seine Thränen heftig über die tiefgefurchte Wange herab.

Lieber August, ich schäme mich nicht, es Ihnen zu gestehen, daß die Thränen in Anderer Augen mich allemal völlig wehrlos machten und mich völlig hinrissen; aber gar die Thränen im Auge eines Mannes, den das Schicksal gehärtet hat, wie der Stahl gehärtet wird, haben eine Gewalt über mich, daß ich nicht widerstehen kann. Auch ich mußte mit ihnen weinen!

Jetzt riß mich Heumar stürmisch an seine Brust, und rief überwältigt aus: Wer sich mit uns freut und mit uns weint, der gehört uns an, der gehört an unser Herz!

Ich habe einen Augenblick von solcher Bedeutung kaum jemals erlebt. — Das aber steht fest, fuhr Flemming fort, indem er sich die wieder in der Erinnerung feucht gewordenen Augen trocknete, daß seit dem Empfange des von Ihnen unter falscher Firma ihm zugespielten Geldes, und seit dem Empfange dieser letzten Freudenbotschaft, Heumar ein anderer Mensch geworden ist. Die Erstarrung ist von ihm gewichen. Er hat Leben gekriegt. Das Gefühl ist aus den eisernen Banden frei. Er lebt, er freut sich wieder. Das ist ein Wunder, das ihn innerlich wieder in das rechte, bisher verschobene, Gleichgewicht gebracht hat.

Keine Arznei der Erde, und wenn es ein wirklicher Wunderbalsam gewesen wäre, hätte Reibnitz schneller zur vollen Genesung führen können, als die Mittheilungen des guten, alten Flemming, der übrigens die unermeßliche Dankbarkeit so wenig begriff, die ihm Reibnitz zollte, als die ausgelassene Freude, daß er Heumar persönlich wiedersehen sollte, den er seit Zorndorf nicht mehr gesehen hatte — doch das Räthsel sollte sich bald für ihn lösen!

VIII.

Bei dem Scheiden warnte zwar der vorsorgliche Flemming seinen jungen Freund, daß er, da es bedeutend kalt war und der Ostwind durch die Straßen Berlins pfiff mit einer Schärfe, wie man sagt, wie ein Scheermesser, noch auszugehen, da das nachtheilig werden könne, und er versprach es auch; aber —!

Am anderen Mittage hatte der alte Herr kaum sein Mittagsschläfchen gehalten, da hörte er einen bespornten Tritt auf der Hausflur.

Ich glaube gar, der August kommt! sagte er zu seiner Frau. Es ist doch ganz entsetzlich mit dem jungen Volke heutzutage. Haben, in Summa, nicht warten gelernt! So brummte er noch, als August von Reibnitz eintrat.

Der Alte wollte ihm eine Strafpredigt halten; allein Reibnitz faßte seine beiden Hände und bat ihn, er möge nicht grollen; er habe ja auch einmal gefühlt, was Liebe sei!

Liebe? rief lachend Flemming. Segeln Sie unter dieser Flagge? Freilich, da ist des Wartens nicht lange, das weiß ich wohl; aber wie hängt das mit Heumar zusammen? Ich will doch nicht hoffen, daß meine Schilderung des wunderhübschen Hannchens Feuer an die Pulvertonne Ihres Herzens gebracht hat? —

Ja und nein, wie Sie wollen! sagte lachend Reibnitz. Er erzählte nun, wie es ihm mit dem Mädchen gegangen, wie er so lange ihr heimlich nachgespürt, bis er gewußt, wo sie wohne, und zu seiner unaussprechlichen Freude habe er dann die Gewißheit gewonnen, daß sie Heumar's Kind sei. Das müsse er bekennen, fuhr er fort, daß er ohne dies liebenswürdige Wesen nicht leben möchte. Er habe keinen höheren Wunsch, als sie als Gattin heimzuführen. Freilich sei seine Stellung als Premierlieutenant dazu nicht angethan, sich zu vermählen, aber er dürfe doch sich verloben; freilich habe er kein Vermögen, aber dann, wenn er heirathen könne, müsse die theuere Mutter zu ihnen kommen, und dann fließe das, was er ihr zu geben die heilige

Pflicht habe, wieder großentheils in seine eigene Haushaltung zurück, daß es eben doch gehe. Nun wolle er den Vater Flemming bitten, ihn bei Heumar baldmöglichst einzuführen; vielleicht lächle ihm das Glück, daß er vor seiner Abreise noch zu einer beglückenden Gewißheit komme. Und wenn Vater Flemming ihm hier und da mit gutem Gewissen ein Fürwörtlein gönnen könne, würde er ihn noch viel lieber haben, als er ihn schon habe!

Die beiden guten Alten lachten herzlich, und Frau Flemming sagte, ihr Mann habe ihr von dem schönen Kinde so viel erzählt, daß sie einestheils habe anfangen wollen, eifersüchtig zu werden, doch halbwegs umgekehrt sei und dem Verlangen Raum gegeben habe, das engelgleiche Mädchen doch auch kennen zu lernen. Nun habe Augusts Begeisterung vollends den Ausschlag gegeben. Sie müsse darum bitten, daß man sie bei dem Besuche mitnehme.

Hören Sie, Reibnitz, sagte Flemming, ich stimme unbedingt dafür, daß meine Frau uns begleite. Solche alte Frauen sind nämlich schlau und pfiffig auf der einen, auf der anderen Seite haben sie ein gutmüthiges Kuppeltalent, von dem sich Unsereiner nichts träumen läßt. Die bringt Ihre Angelegenheit in einer Stunde weiter, als Sie und ich in einem halben Jahre.

Scherz folgte auf Scherz, und in der heitersten Stimmung traten sie zu Dreien dann den Weg an, der freilich für die gute Mutter Flemming, welche Reibnitz führte, ein recht weiter und beschwerlicher war, und in eine Stadtgegend führte, von deren Dasein sie sich nie hätte träumen lassen. So erreichten sie Heumar's Haus. Hannchen, welche durch's Fenster Reibnitz erblickte, war wie mit Gluth übergossen, und Frau Flemming, die mit weiblichem Scharfsinne das gesehen und richtig gedeutet hatte, wußte mit so sicherem Takte das in's Gleichgewicht zu bringen, daß sich das liebliche Mädchen schnell fand.

Die Männer standen mit stürmenden Gefühlen einander gegenüber. Endlich sagte, sich beherrschend, Heumar: Zweimal standen wir einander gegenüber, junger Mann. Ein-

mal senkten Sie, ohne es zu wollen, einen giftigen Pfeil in meine Brust, und jetzt kommen Sie und ziehen ihn heraus, und gießen Wein und Oel in die Wunde. Damals habe ich Ihnen nicht gegrollt, jetzt drücke ich Ihnen mit redlichem Danke die Hand!

Reibnitz lehnte Letzteres von sich ab, aber es blieb doch, wie es eben war. Einige Stunden blieben sie, und gerne gab beim Scheiden Heumar die Erlaubniß, daß er, so lange er noch in Berlin sei, oft wiederkommen dürfe. Er hatte ihm auch so viel zu erzählen, daß Heumar gar nicht müde wurde, zu fragen und zuzuhören. Was Hauptzweck für Reibnitz war, den alten Haß zu beseitigen, den Heumar gegen Seydlitz gehegt, das gelang vollständig. Mit jeder Stunde wich dieser alte, häßliche Groll und machte einem mitleidvollen Wohlwollen Platz.

Als sie endlich schieden und Frau Flemming an Reibnitz' Arm dahin ging, sagte sie zu ihm: Nun habe ich einmal Grund und Boden geprüft. Nein, das ist eine Perle, das Mädchen! Reibnitz, ich preise Sie glücklich, wenn Sie sie heimführen!

Das ist ein Weg, der sich im räthselhaftesten Dunkel verliert! sagte er.

Wer sagt das? fragte Frau Flemming. Ich sage Ihnen, das schuldlose Herzchen hat wohl gemerkt, daß der schöne Tragonerofizier nach ihr geblickt, und sie hat ihn auch betrachtet. Das ist gewiß. Und das ist ebenso gewiß, daß von dem Wohlgefallen zum Liebhaben nicht viel Tagreisen sind. Seien Sie froh, wenn Sie sich des Vaters so sicher wissen, als der Tochter! Das sagte die treffliche Frau im vollen Ernste. Daß sie Grund dazu hatte, daß das arglose, schuldlose Mädchen sie in ihr Herz schauen ließ, ohne daß sie es ahnete, unterlag nicht dem geringsten Zweifel.

Auch Heumar hatte Reibnitz achten und lieben gelernt in der kurzen Zeit. Sein scharfer Blick erkannte schnell die Tüchtigkeit der Gesinnung in dem jungen Manne, der sich frei und rein gehalten von dem, was mit Grund an Seydlitz

und vielen anderen in der dortigen Garnison lebenden Offizieren zu verdammen war.

Heumar sprach sich Abends darüber aus, und Hannchen horchte mit Entzücken dem Lobe des jungen Mannes, das von ihres Vaters Lippen floß, die karg waren im Spenden des Lobes.

Reibnitz kam oft und öfter zu Heumar.

Hannchen konnte die Stunde seines Kommens kaum erwarten.

Heumar konnte nicht lange im Zweifel bleiben, wie es um die beiden jungen Herzen stand. Es beglückte ihn der Gedanke, vielleicht sein Kind an die treue, männlich feste Brust dieses Mannes zu legen, den er so liebgewonnen und den er so aufrichtig hochachtete.

Flemming war ebenso glücklich in dem Gedanken, hier ein Ziel herbeizuführen; aber Reibnitz kam ihm zuvor. Wie es dem redlichen jungen Manne gezieme, trat er zu Heumar und bekannte ihm seine Liebe zu Hannchen, und bat, falls sie ihm wohlwolle, um ihre Hand. Zwar, sagte er, könne er, als Premierlieutenant, nicht daran denken, sogleich sich zu verheirathen; indessen hoffe er, sein Aufrücken im Range würde ja doch nicht mehr allzulange auf sich warten lassen. Heumar zog ihn an sein Herz und gab ihm seine Einwilligung, wenn ihm Hannchen ihr Herz und ihre Hand schenken wolle.

Da riß sich der Glückliche los und eilte hinaus, wo das erglühende Mädchen stand, ahnend, was die Männer verhandelten. Lange indessen dauerte es nicht, da führte er sie herein zum Vater, und sie sank vor ihm nieder auf die Kniee, blickte ihn durch Thränen an, und Reibnitz kniete an ihrer Seite und bat: Segnen Sie uns, wir sind in Liebe vereint!

Da übermannte das Gefühl den starken, eisenfesten Heumar, und er legte die Linke auf ihre Häupter und segnete sie — denn die Rechte hatte er ja nach der Schlacht bei Zorndorf in die Erde gelegt, sammt dem abgenommenen Arme. —

Flemming brummte, als am anderen Tage ein Wagen vorfuhr, und Reibnitz, Hannchen und ihr Vater ausstiegen, und er Hannchen als seine Braut vorstellte.

Mit herzlichem Lachen schalte ihm seine Frau ein Rätchen und sagte: Die jungen Leute erobern Alles im Fluge. Bis du, Alter, mit deiner Freiwerberei nachkommst, wirst du zur Hochzeit geladen!

Um Flemming zu versöhnen, wurde dann feierliche Verlobung gehalten, und Alles war wieder gut, obgleich seine Frau es sich gar nicht nehmen ließ, ihn weidlich zu necken.

Ausgemacht wurde denn nun auch, daß Heumar eine Wohnung nicht weit von Flemming's beziehe, damit die wackere Frau Flemming Hannchen noch recht tüchtig in den Haushaltungsgeschäften mache. Reibnitz hatte der Mutter Alles berichtet und sie um seinen Segen gebeten. Frau Flemming, ihre alte Freundin, legte einen Brief bei, worin denn des Lobes von Hannchen nicht wenig stand, und bald traf der Mutter Segen ein, den die Verlobten im nächsten Frühling sich persönlich bei ihr holen wollten.

Wie aber immer im Leben das Leid der Freude und dem Glücke so nahe steht, so nahte raschen Schrittes des Urlaubs Ende und die Scheidestunde, an welche die Glücklichen mit Schmerzen dachten.

Vorher meldete sich Reibnitz in Sanssouci zur Audienz bei'm Könige. Der König nahm ihn an und fragte ihn heiteren Antlitzes: Was sagt Seydlitz zu dem, was für Heumar geschehen ist?

Excellenz legen den Dank ihres Herzens Eurer königlichen Majestät zu Füßen! erwiederte Reibnitz.

Und Er kehrt nun zu Seydlitz zurück? fragte der König.

Zu Befehl, Eure Majestät, war Reibnitz' Antwort, doch setzte er hinzu: Wollen Eure Majestät mich eines Allerhöchsten Auftrags an Seine Excellenz vielleicht würdigen?

Ja, sagte der König, grüße Er Seydlitz von mir, sage Er ihm, ich hoffe bald bessere Nachrichten über seine Gesundheit zu erhalten. Endlich aber sag' Er ihm, ich schicke ihm seinen Adjutanten als Rittmeister heim, wolle ihm

aber gestatten, die Treue eines Sohnes unverkürzt, wie bisher, auszuüben!

Reibnitz erbleichte vor freudigem Schrecken. Er wollte danken, aber der König sagte: Schon gut, schon gut, Rittmeister von Reibnitz. Bei der Frühlingsheerschau sehen wir uns wieder! Er gab das Zeichen der Entlassung und Reibnitz eilte im Fluge nach Berlin zurück, wo vier Herzen sich mit ihm seines Glückes freuten und den König segneten.

IX.

Der König hatte vom Frühlingsmanöver geredet, aber er kam nicht, und Seydlitz siechte langsam hin; indessen war eine unendlich große Veränderung in ihm vorgegangen, seit Reibnitz von Berlin zurückgekehrt war. Alle seine Wünsche waren erfüllt.

Reibnitz traf ihn sehr leidend. Er konnte das Zimmer nicht mehr verlassen, und zu einem Exerciren des Regiments kam es nicht mehr. Mit offenen Armen empfing er ihn, als er, zurückgekehrt, bei ihm eintrat.

Ach, sagte der General, die letzte Dampfwolke wegblasend, Sie kommen mir wie ein Engel des Friedens! Sie können sich gar nicht denken, wie Ihre ersten Briefe, die so hoffnungslos waren, mich beugten! Man las es zwischen den Zeilen, wie unglücklich Sie sich fühlten, mir solche hoffnungsleere Briefe schreiben zu müssen.

Excellenz dürfen das glauben, sagte Reibnitz.

Weiß es ja, fuhr er fort, seine abgemagerte Hand auf die lebenswarme seines jungen Freundes legend. Und wenn ich es nicht gewußt hätte, der Jubel in dem ersten Briefe, nachdem Sie den alten Flemming gefunden, und durch ihn Heumar, hätte es beurkundet, ohne Brief und Siegel besonders zu bedürfen, wie man sagt. Nun, die alten Flemming's müssen aber auch köstliche Menschen sein?

Excellenz, rief Reibnitz aus, ein Paar, wie es die Tauben nicht feiner hätten zusammenlesen können! Goldtreu, grundehrlich, kindlichtreuherzig und liebevoll — ich

lungen von der Stellung und Macht der Fürsten, ohne daß wir es wollen, über uns eine gewaltige Macht ausüben.

Das ist die Majestät von Gottes Gnaden! bemerkte Seydlitz. Es ist keine Frage, es liegt ein Etwas darin, das uns niedergestellte Leute überwältigt, ohne daß wir uns darüber genau Rechenschaft geben können. Ich sage Ihnen, lieber Reitnitz, ich habe so oft mit dem Könige geredet, gekämpft, gestritten, wo er in Wahrheit sich seiner königlichen Stellung ganz entkleidete; aber es ist mir immer wieder so gewesen, wie Ihnen. Nun ist auch dieser König eine Ausnahme selbst von der Königsregel. Der liebe Herrgott hat ihm ein apartes Königssiegel auf die Stirne gedrückt, und in die großen Augen hineingelegt eine Verbriefung, daß er ein geborner König ist, womit ich etwas Anderes ausdrücken will, als die Russen mit ihrem „Im Purpur geboren," nämlich eine von Gott gegebene Königsanlage, Königstalent, ja Königsgenie würde ich sagen, wenn das Wort bräuchlich wäre.

Warum nicht, Excellenz, sagte Reitnitz. Es drückt ja eben die ganze Fülle der reichsten Geistes- und Seelenkräfte aus, welche des Herrn Gnade ihm vor anderen Königen gegeben hat. Sieht er Einen an mit seinen Adleraugen, so könnten einem gewöhnlichen Menschenkinde schier die Gedanken vergehen oder centuß werden. Man meint, er schaue Einen durch und durch, und diese Augen werden einen Löwen wahrlich in die Flucht zucken. Mit dem besten Gewissen von der Welt wackelt Einem das Herz.

Aber — nahm Seydlitz das Wort wieder, Sie haben mir gesagt, wie überaus gnädig der König sich über mich äußerte, doch von Ihnen selbst haben Sie mir nichts gesagt?

Ich muß immer zuletzt kommen, sagte der Adjutant, und wenn Excellenz erlauben, sage ich die Worte, welche Seine Majestät bei der zweiten Audienz zu mir sagte. Er sprach: Grüße Er Seydlitz von mir; sage Er ihm, ich hoffte bald bessere Nachrichten über seine Gesundheit zu erhalten. Endlich aber sag' Er ihm, ich schickte ihm seinen Adjutanten

als Rittmeiſter heim, welle ihm aber geſtatten, die Treue eines Sohnes unverkürzt, wie bisher, auszuüben!

Das war wieder ſo ein Königszug von der Extraſorte! rief der General aus. Brave! Ich gratulire! Aber, Herr Rittmeiſter, damit wären Sie dem Adjutanten-Kreiſe entrückt?

O nein, Excellenz, der König geſtattete allergnädigſt, daß ich Ihr Adjutant bleibe, bis Sie mich nicht mehr wollen!

Seydlitz zog Reibnitz an ſich und umarmte ihn. So ſei's, ſo bleibe es! ſagte er mit einer innigen Rührung.

Mit nicht geringerer Theilnahme und freudigſter Erregung vernahm Seydlitz ſeines jungen Freundes Verlobung mit der Tochter Heumar's. Aus der Frage aber, ob er ſich bald vermählen werde, leuchtete eine Beſorgniß des Generals hervor, es werde dann Reibnitz ſich ſeiner in ſeinem täglich hülfloſer werdenden Zuſtande nicht mehr ſo warm annehmen, als in ledigen Tagen. Reibnitz hatte Heumar die Bitte nicht abſchlagen dürfen, mit ſeiner Vermählung bei Hannchens Jugend noch zu warten, und ſelbſt Frau Flemming mußte dieſer Bitte des Vaters noch Bedenken über der jungen Braut noch fehlende Kenntniſſe in der Führung eines größeren Hausweſens zuzufügen, und ſo war denn beſchloſſen worden, daß die Vermählung noch um ein Jahr verſchoben würde. Das konnte Reibnitz dem Leidenden ſagen, und das tröſtete ihn.

Der Winter ging herum mit manchen Sorgen und ſchweren Stunden für den Kranken und den ihn redlich pflegenden Reibnitz. Selbſt bis zum folgenden Herbſte zog ſich das fortſchreitende Leiden hin.

Reibnitz durfte ſich nicht einmal ſo lange entfernen, daß er, wie es ihm als heiliger Wunſch am Herzen lag, der Mutter ſeine theuere Braut bringen konnte. Er opferte auch willig dieſen Wunſch, deſſen großes Opfer Seydlitz würdigte.

Der Herbſt kam und das Manöver oder die königliche Heerſchau. Reibnitz wurde vom Könige ausgezeichnet. Er mußte über das Befinden des Generals berichten und den König begleiten, als er Seydlitz perſönlich beſuchte. Es war

ein ergreifender Augenblick. Seydlitz bis zu Thränen über seines Königs Gnade gerührt, der König tief bewegt.

Seydlitz empfahl ihm seinen treuen Reibnitz und der König versprach, seiner zu gedenken.

Indessen nahm jetzt bald die Krankheit einen Gang, der das Ende nahe erscheinen ließ. Seydlitz fühlte das. Er beschenkte Reibnitz ungemein reichlich. Er vermachte ihm alle seine Pferde und Waffen. Dies war eine seiner letzten Handlungen.

Reibnitz war an seiner Seite bis zum letzten Seufzer. Er betete laut an seinem Bette, und als er seine Seele ausgehaucht, drückte er ihm das starre Auge zu.

Er trug bei dem Leichenbegängniß die Orden des Verstorbenen. Er begleitete die Leiche nach dem Gute Minkowsky, wo Seydlitz am Fuße zweier alter, ehrwürdiger

Eichen im Garten eingesenkt wurde. Das Denkmal fand erst später dort seine Stätte.

Die Ueberreichung der Orden wurde vom Regimente Reibnitz übertragen. Er eilte nach Berlin, wohin ihn auch noch ein tieferer Zug des Herzens rief.

Wie glücklich war das Wiedersehen des jungen Paares! Welche Stunden voll Freude waren ihnen in dem engen Kreise, den der Vater und Flemming's bildeten, aufgespart! Reibnitz hatte sich einen längeren Urlaub erwirkt.

Dem Könige die Orden zu überreichen, ging er nach Sans'souci. Der König empfing ihn sehr gnädig. Mit großer Bewegung blickte er auf die Orden, mit denen er die Brust des Tapiern geschmückt.

Setz' Er sich, befahl der König, und erzähle Er mir ohne alle Schminke von den letzten Stunden des Generals.

Reibnitz gehorchte im vollen Sinne des Wortes.

Friedrichs Kopf sank auf die Brust. Die beiden Hände ruheten auf dem Krückstocke.

So saß der König noch, als Reibnitz geendet hatte.

Er hat dem Helden große Opfer gebracht, sagte der König, dafür danke ich Ihm! Ich weiß, daß Ihm dies Opfer um so größer war, als Er seine Vermählung hinausschieben mußte. Der König schwieg und sah Reibnitz erwartend an.

Verlegen sagte Reibnitz: Er habe sich erdreisten wollen, Seine Majestät um die Gestattung der Vermählung mit der Tochter Heumar's zu bitten.

Gratulire! sagte freundlich der König und gab das Zeichen der Entlassung.

Friedrich II. hatte die Gewohnheit, verdienten und von ihm geschätzten Offizieren je und dann Geldgeschenke zu machen.

Am folgenden Tage saßen die fünf in Liebe verbundenen Menschen bei Flemming's zusammen, als ein königlicher Kammerherr eintrat und, nach Begrüßung der Gesellschaft, auf Reibnitz zutrat. „Ihro Majestät," sagte er, „lassen Ihnen, Herr Rittmeister, Allerhöchstihren gnädigen Gruß entbieten und haben mich zu beauftragen geruht, einen Beitrag zur Ausstattung des künftigen Haushalts in Ihre Hand zu

legen und den Glückwunsch Ihrer Majestät zuzufügen.“ Ohne irgend eine Aeußerung des Dankes des erstaunten Bräutigams abzuwarten, empfahl sich der Kammerherr, nachdem er auch seine Glückwünsche kurz dargebracht hatte, und entfernte sich schnell.

Nun, sagte Flemming, Ihr Zwei macht ja so lange Gesichter, als ob Euch ein maßloses Elend begegnet sei, und ich sehe doch nichts als Freude, wohin ich blicke, und königliche und kammerherrliche Glückwünsche obendrein. Es wäre, scheint's mir, gescheidter, einmal zu sehen, was in dem Päckchen ist; denn ich vermuthe, daß die königlichen Glückwünsche eine goldene Grundlage haben!

Lächelnd eilte Reibnitz zu seiner schönen Braut.

Hannchen, sagte er, es ist dein; denn, was die Ausstattung und das Hauswesen betrifft, so ist das deine Sache.

Hannchen wollte in ihrer verschämten Weise das schwere Päckchen auch nicht nehmen und erröthete höchlich über ihres Bräutigams Worte; allein Frau Flemming machte dem doch ein Ende.

Ich sehe schon, sagte sie, daß ich hier einmal Mutterstelle vertreten muß! — Sie nahm's, löste das königliche Siegel und zählte in Gold zweitausend Thaler vor den erstaunten Blicken auf. Von des Königs eigener Hand lag ein Zettel mit den Worten dabei: „Dem treuen Krankenpfleger!“

Also wieder ein Segen von Seydlitz! sagte Reibnitz und trat in das Nebengemach, wo er lange allein blieb.

X.

Es mochten wohl vier bis fünf Wochen nach den im vorigen Kapitel beschriebenen Ereignissen sein, da fuhr an dem Thore des Hofes vor dem Schlosse von Minkowsky eine Karosse vor.

Das Schloß Minkowsky lag da so stille, als ob sich kein Leben in seinen Räumen regte. Alle Läden waren geschlossen, ebenso alle Thüren. Kein lebendes Wesen zeigte sich irgendwo.

Wie unheimlich! flüsterte eine wunderschöne junge Frau einem Dragonerrittmeister vom Regimente Seydlitz zu, der zuerst aus der Karosse ausgestiegen war und eine alte Frau aus derselben auf die liebreichste Weise heraushob, dann einem Obristlieutenant, der einen Arm verloren hatte, heraushalf, und zuletzt das junge Weibchen heraushob.

Du hast Recht, Hannchen, flüsterte er zurück. Hier ist Alles leer und todt, seit er starb.

Der Dragonerrittmeister wußte indessen hier Bescheid. Er reichte den Frauen den Arm, ließ das Schloß rechts liegen und ging einem eisernen Thore zu, das innerhalb des grasbewachsenen Schloßhofes lag. Es war offen und sogleich traten sie in die wohlgepflegten Sandwege des Schloßparkes.

Jetzt eilte aus der Ferne der Gärtner herzu. Als er näher kam, wurde sein Gesicht freundlich.

Willkommen, Herr Rittmeister! sagte er, und Reibnitz reichte ihm seine Hand und sagte: Guten Tag, lieber Jakob! Helf sorgen, daß die Pferde Futter und Wasser bekommen, und lasse uns allein!

Wohl, Herr Rittmeister, sagte der Gärtner und begab sich in den Schloßhof.

Während dessen führte Reibnitz seine Begleitung, die aus seiner jungen Frau, seiner Mutter und seinem Schwiegervater bestand, durch die Schattengänge des Parkes zu einem schönen, freien Rasenplatze, auf welchem in der Mitte zwei mächtige Eichen standen.

Zwischen diesen lag ein Grabhügel. Immergrün umgab den Fuß des Grabhügels, der ganz mit frisch erblühten Blumen bedeckt war.

Als sie sich dem Grabe näherten, entblößten beide Männer das Haupt und rings um das einsame Grab knieten alle Viere, falteten ihre Hände, senkten die Häupter und beteten in lautloser Stille.

Der Wind säuselte leise durch die Zweige der beiden Eichen und von dem Grasplatze stieg eine Lerche zum Himmel, ihr melodieenreiches Lied erhebend.

Als die vier Menschen aufstanden, glänzten Thränen in ihren Augen. Kein Mund hatte ein Wort.

Reibnitz pflückte ein Zweiglein Immergrün, und sie gingen stille wieder dem Schloßhofe zu.

Die Pferde waren gefüttert und getränkt. Die Karosse wurde gedreht und sie stiegen ein. Reibnitz war der Letzte.

Er trat zum Gärtner, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und sagte: Du hast es schön gepflegt; ich danke dir!

Die Karosse rollte dahin.

Jakob, der alte, treue Leibdiener Seydlitz', stand lange da und sah ihnen nach. Dann sagte er: Die Treue ist doch in der Welt noch nicht ausgestorben! Wenn es aber dem Reibnitz übel in der Welt gehen sollte, so müßte ich an des Herrn Gerechtigkeit zweifeln!

Etwa ein halbes Jahr später wurde auf dem Grabe ein eirunder Sockelbau errichtet, darauf kam ein schlafender Löwe und eine Urne von schwarzem Marmor zu stehen. Als Alles fertig war, wandte sich Jakob an Reibnitz, der stille und ernst wider einer der Eichen lehnte, und sagte: Nun

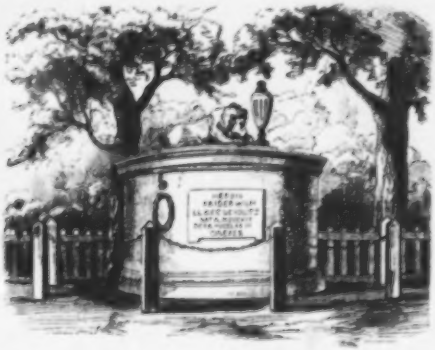

will ich meine Blumen drum herumpflanzen, und Epheu an die Urne, und wenn das dran herumrankt, ist es ein Sinnbild der Treue, und ich weiß, an wen ich dabei denke!

Schmiedjakob machte das Buch zu und nahm die Brille ab. Ich bin müde, sagte er.

Wir nicht! versetzte der Gevatter. Du hast uns recht erfreut und wir danken dir! An der Geschichte ist viel zu lernen! Gute Nacht!

---

4. Ein Räthsel.

Sieh' doch in den Kelch der Lilie,
Wie so herrlich er erblüht;
Sieh' des Baumes Blüthenreichthum,
Der im Frühlicht sanft erglüht! —
Sieh' die Steinbrüch' in den Felsen,
Unterm frischen Blättergrün;
Sieh' die Schäflein, die am Himmel
Still und fromm vorüberziehn!
Sieh' die Rose, die am Grabe
Eine treue Seele pflegt;

Sieh' der Jungfrau reine Stirne,
Drum ſich ſchwarz die Locke legt —
Sage dann, ob wahr der Dichter,
Der ſie alle mir vergleicht? —
Nein, die Wahrheit richtet ſtrenge —
Sie iſt's, die den Preis mir reicht! —
Dir den Preis? der du des Todes,
Des Erſtarrens Träger biſt?
Der mit ſchonungsloſer Härte
Des Erbarmens ganz vergißt?
Der dem Vöglein ſeine Nahrung
Ohne alles Mitleid raubt?
Armer Thor, der Dichterworten,
Ohne alle Prüfung, glaubt!
O die träumen von den Blumen,
Wenn der Winter ſtarr und kalt,
Reden von der Jugendfriſche,
Wenn die Wange fahl und alt! —
Schmückeſt dich mit Edelſteinen,
Du, der Blumen ärgſter Feind,
Höhneſt ihn auf Schritt und Tritte,
Wenn vor Froſt der Arme weint!
Uebeſt aus die herbſte Herrſchaft
Ueber dunkler Locken Pracht —,
Eitler, willſt mit Mondlicht ringen
Um den Preis zur Zeit der Nacht? —
Du zertrümmerſt übermüthig,
Was der Menſchen Fleiß erſann;
Und in deinem tollen Sturze
Seiten Einer dir entrann;
Willſt nicht leiden, daß in Liebe
Menſchen ſich zu Menſchen nahn!
Nein, noch hat die Menſchenſeele
Nie beſchlichen ſolch ein Wahn!
O, wie hart! du Undankbarer,
Der du meinen Werth verkennſt!
Der du, ohne alle Milde,

Mich den Unheilbringer nennst!
Mich, des Landmanns stilles Sehnen
Und des Städters rechte Lust;
Mich, der sich in warmer Liebe
Bettet an der Mutter Brust;
Ihre Kindlein liebend schließet
In den treuen Freundesarm,
Daß sie still und friedlich schlafen,
Wie im Bettlein, weich und warm;
Der so treu ist, daß er lieber
Unter Thränen sanft vergeht,
Als sich treulos loszureißen,
Wenn der Sturm vorüberweht!
O, ich nehme keine Rache —
Decke selbst dich milde zu,
Daß dich nimmer Frost berühret
In dem Bettlein deiner Ruh!
Ziere dann mit Edelsteinen
Deine Decke, arger Feind!
Und bin unter deinen Freunden
Der am längsten um dich weint,
Und mit seinen Thränen netzet
Deinen Hügel, daß er grünt. —
Sag', ob eine solche Treue
Deinen Haß nicht endlich sühnt? —

5. Altes Gold.

Ein altes Sprüchwort (Friedrich Petri 1605 theilt es mit) lautet:

„Freunde in der Noth,
Freunde im Tod,
Freunde hinterm Rücken.
Das sind drei gute Brücken!"

Und das ist sicherlich eine Wahrheit, die freilich selten gefunden wird, und sind seltene Brücken, so gut sie auch über reißende Ströme und Abgründe sicher hinüber führen.

„Freunde in der Noth gehn dreißig auf ein Loth," sagt ein anderes Sprüchwort, und das sagt wohl genau, wie sie selten sind in der Welt. Wer hätte es nicht erfahren? Wenn sie in der Noth sind, ja dann rufen sie: Hilf, Freund! Aber wenn man selber drin ist, wenden sie uns den Rücken. Freunde im Tode sind noch seltnere Vögel — denn: „Im Tode ist nichts mehr zu fischen, wenn du nicht Erbe bist," sagt ein Sprüchwort, und ein anderes setzt das rechte Tüppchen auf's I, wenn es sagt: „Wer im Glücke und Leben ein Habicht war, der wird in Noth und Tod ein Krebs," — weil er sich dann aus dem Staube macht. Freunde auf dem Rücken?

O da ſtehet's auch ſchlimm in der Welt und ſieht ſcheu aus! Die Sprüchwörter machen ſelbſt ihre Gloſſen dazu: „Die ſich vorne bücken, machen ein Fäuſtlein im Rücken.“ das iſt die Phariſäerſorte, die niemals ausſtirbt, und heute noch einmal den Herrn kreuzigen würde, die uns im Kamiſol und im Fracke begegnet und mit zuckerſüßem Geſichte und eſſigſauerem Herzen ihre Liebe verſichert, während ſie an dem Stricke drehen möchte, uns — aufzuhängen, und gemüthlich uns an die ſprüchwörtliche Redensart erinnert: „Sei nicht blöde, Freund, ſagte der Hahn zum Regenwurm — da fraß er ihn auf!“ Oder an die: „Ich küſſe dich, Liebe, ſagte der Fuchs zum Huhn, da biß er ihm den Kopf ab.“ Freunde hinterm Rücken? O da machen die Sprüchwörter ihre weiteren Gloſſen. Sie ſagen: „Zünglein, in's Geſichte fein, wie ſpitz magſt du im Rücken ſein?“ Oder: „Ade, liebſte Baſe, ſagte der Fuchs zur Häſin, aber er wandte ſich und würgte Häſin und Häslein!“ Oder: „Du thuſt wohl, daß du gackerſt, ſagte der Iltis zur Henne, denn dein Ei iſt gar ſchön! — Aber da hatte er's ſchon.“ Oder: „Ei iſt Ei, ſagte der Küſter zum Paſtor an Oſtern, aber er nahm ſich das Gänſe-Ei!“ — Wohl dem, der aber dieſe drei ſicheren Brücken erwarb und nicht bloß die Liebe in Worten fand, ſondern die in der Wirklichkeit und Wahrheit; denn auch hier ſagt das Sprüchwort warnend: „Worte, die berücken, ſcheinen ſich're Brücken, aber der drüber will gehen, mag ſehen, wo ſeine Füße ſtehen!“

Da ſind viele Kugeln auf Eine Scheibe gerichtet! — Ja, Freund, denn die Scheibe iſt eben alleine und der Kugeln und Schützen ſind viele! Merk's!

6. Von einem Luftſchiffer von Anno 1805.

Durch die Luft raſch und ſchnell dahin fahren, wo kein Widerſtand zu ſein ſcheint; es den lieben Vögelein nachzumachen, das hat den menſchlichen Uebermuth oft gereizt, und im tiefen Alterthume war es Ikarus, der mit wächſernen Flügeln fliegen wollte, die aber im Fluge gegen die Sonne ſchmolzen und das Herabpürzeln dem Ikarus überließen. Das erzählt uns die alte Sage, und die neuere Geſchichte fügt ein Beiſpiel hinzu in dem Wiener Degen, der ſich auch eine künſtliche Flugmaſchine machte und in Wien auf der Baſtei in die Luft ſteigen wollte. Der arme Schelm flog eine Strecke und dann fiel er in die Donau und das Vögelein wurde ein Fiſch, dem's hart an den Gripps ging, daß er nicht ein 'o ſchlechter Fiſch als Vogel war.

Trotz der Gefahren hat's immer wieder Verwegene gegeben, die in der Luft fliegen wollten. Daß es eine brennbare Luft gibt, die viel leichter iſt, als die Luft, welche wir athmen und die uns rings umgibt, das wußte man,

seit man die sogenannten Irrlichter auf Sümpfen und Kirchhöfen herumtanzen sah, daß man diese Luftart künstlich hervorbringen kann, wußte man auch, wie man denn ferner wußte, daß diese Luftart, wenn sie in eine Kugel, die inwendig hohl ist, hineingelassen wird, diese Kugel hoch in die Luft hebt. Darauf gründeten nun die Franzosen Stephan und Joserh Montgolfier um das Jahr 1783 ihren Plan, auf ein eisernes Gerüste recht dichte Seide zu spannen und dadurch eine große Kugel hervorzubringen und diese mit der gedachten Luft zu füllen und aufsteigen zu lassen. Dies gelang und nun war der Luftballen erfunden. Man hing unten ein Schifflein dran, setzte sich hinein und ließ sich über weite Strecken in der Luft wegtragen. Nach Montgolfier waren es Blanchard (der übrigens den Hals brach) und Garnerin, zwei Franzosen, welche selbst oft — freilich nicht so oft, als der Engländer Green — sich mit emportragen ließen. Blanchard fuhr zuerst über das Meer zwischen Frankreich und England hinüber nach England. Darin folgte ihm der Italiener Zambeccari, nämlich im Fahren über dem Meere, und von dessen Luftfahrt wollte ich erzählen.

Zambeccari war, soviel man weiß, aus Bologna, und ein wohlunterrichteter und geschickter, aber auch willenskräftiger und höchst muthvoller Mann. Er versprach sich von der Luftschifffahrt außerordentliche Erfolge, die aber bis heute nicht verwirklicht worden sind, und glaubte, man werde sicher die Kunst erfinden, den Luftballon zu lenken und zu leiten, wie einen Wagen auf der Erde und ein Schiff auf dem Meere, und dann ein Mittel gefunden zu haben, in kurzer Zeit und wenigen Kosten ungeheuere Entfernungen zurückzulegen.

So weit war man indessen, und auch Zambeccari nicht, als er am 22. August 1805 seine Luftfahrt, von Bologna aus, unternahm, auf der wir ihn in Gedanken begleiten wollen — wenn uns auch das waghalsige Unternehmen mit Grauen und Schrecken erfüllt und wir darin, mit Fug und Grund, einen frevelhaften Uebermuth der schwachen Menschen-

natur erkennen, die uns die Bestimmung zu haben scheint, unten zu bleiben auf der Erde. Dennoch müssen wir Muth und Geisteskraft bewundern, die sich unter so schrecklichen Umständen offenbart und bewährt. Ich will indessen der Erzählung der Umstände seiner Luftschifffahrt nicht vorgreifen, welche den sichersten Quellen, seinen eigenen Mittheilungen, entnommen ist.

Am 21. August, Nachts gegen 12 Uhr, kündigten drei Kanonenschüsse der Stadt Bologna an, daß man angefangen habe, den Ballon mit leichter Luft zu füllen.

Auf einer Wiese, nahe bei der Kirche delle Acque, wurde dies Werk unternommen. Dort war an mächtigen Seilen und Gerüsten der Ballon in die Schwebe gebracht und frei aufgehängt, in einer Höhe, die es bequem zuließ, ihn auf gleicher Erde zu füllen.

Der Ballon bestand aus einem eisernen Gerüste, die Reifen ähnlich, sich zu einer nach unten offenen Kugel bogen. An dem Ballon war eine Art Gallerie befestigt, und darunter hing die Gondel oder das Schifflein, in das sich Zambeccari setzen und aufliegen wollte.

Tausende von Menschen umgaben den Raum, um Zeugen des wundersamen Unternehmens zu sein, und brachen sich gerne den Schlaf ab, da man nur selten Gelegenheit hat, eine solche Vorbereitung zu sehen.

Der Ballon war von außerordentlicher Größe. Er maß fünf und dreißig Pariser Fuß im Durchmesser. Das Gewicht des Ballons, sammt dem sämmtlichen Geräthe, betrug achthundert und fünfzig Pfund. Nun muß man aber noch den Ballast oder dasjenige Gewicht hinzunehmen, das der Ballon so gut wie ein Seeschiff nöthig hat, um sich im Gleichgewichte zu halten.

Um drei Uhr Morgens war man mit allen Vorbereitungen, die alle mit der Sorgsamkeit und Vorsicht gemacht wurden, die ein so kostspieliges als kühnes Unternehmen erheischte, fertig, und man konnte daran denken, nun dazu überzugehen, den luftdichten Ballon mit der leichten Luftart zu füllen, die man künstlich erzeugen kann, und die man

mit dem Namen Gas bezeichnet. Die Vorrichtungen dazu waren im Verhältniß zu dem außerordentlich großen Raume des Inneren des Ballons. Dabei halfen Zambeccari zwei sehr geschickte Männer, die Brüder Domenico und Gaetano Sgarzi, und diesen standen noch thätig zur Seite die Herren Tartarini und Fratta, alle von dem gleichen Eifer beseelt, dem Werke das Gelingen, so weit es im Bereiche menschlicher Erkenntniß und Kraft liegt, zu sichern.

Um das Gas zu erzeugen, war Zink, Schwefelsäure und Wasser nöthig, und zwar allein an Zink 3548 Pfund, was mit dem großen Umfange des Ballons in Einklang stand. Schon nach einer Stunde hob sich der Ballon, ein Zeichen, daß er schon ziemlich gefüllt war. Man würde ohne Zweifel schnell zum Ziele gelangt sein, wenn es nicht Unterbrechungen gegeben hätte, die nicht zu vermeiden waren.

Endlich war dann gegen sechs Uhr des Morgens das wichtige Werk vollendet. Abermals erschallten einige Kanonenschüsse, und eine unabsehbare Menschenmenge strömte der Gegend zu, wo das nie gesehene Schauspiel erfolgen sollte; dennoch währte es noch bis gegen elf Uhr, als endlich Zambeccari und sein Gefährte Andreoli die Gondel bestiegen. An der Gondel befanden sich eigenthümlich eingerichtete Luftruder, mit denen die Luftschiffer den Versuch machen wollten, ob man damit nicht dem Ballon die Richtung geben könne, welche man wünsche, namentlich, ob man ihn damit nicht wagerecht fortbewegen könne. Der erste Versuch damit sollte gemacht werden, so lange noch der Luftballon an dem Seile befestigt wäre, das ihm erlaubte, sich fünfzig Fuß hoch zu erheben. Kaum waren sie in der Gondel und der Luftballon geschlossen, als er sich erhob so weit, als das Seil es zuließ. Zambeccari warf 25 Pfund Ballast aus und ließ die Ruder arbeiten. Der Ballon folgte regelmäßig der Bewegung der Ruder, aber in absteigender Richtung, so daß es sich also erwies, daß durch die Ruder die Kraft von 25 Pfunden überwunden wurde. Diese und ähnliche Proben wurden vorgenommen und gelangen zur Zufriedenheit.

Als die Verſuche beendigt waren, ſtieg der Ballon mit den Luftſchiffern ſo ruhig und ſtätig empor, wie es nur gewünſcht werden konnte. Tauſendſtimmiger Jubel folgte den kühnen Männern.

Die Luft war heiter, der Wind geringe, aber in verſchiedenen Höhen veränderlich, doch am veränderlichſten unten an der Erde. Dieſer Umſtand verhinderte es, daß der Luftballon ſich weit von Bologna entfernte. Man konnte ihn überall mit den Augen begleiten. Die Aufſteigung war einförmig und die Ruder erwieſen ſich vortheilhaft. Anfangs ging er nach Süden; in einer höheren Luftſchichte nahm er die Richtung gen Weſten, weil dort ein anderer Wind wehte, und noch etwas höher geſtiegen, wandte er ſich gegen Norden, und in dieſer Richtung entſchwand er den Blicken der aufmerkſamen Zuſchauer. Die Reiſenden veränderten durch Anwendung der Ruder und anderer kunſtreicher Hülfsmittel Stellung und Richtung des Luftballons, und machten allerlei ſehr wichtige Beobachtungen.

Um ein Uhr Nachmittags ſchwebte der Luftballon über Capo d'Argine, einer Poſtſtation auf der Straße nach Ferrara, etwa ſechs Meilen von Bologna. Jetzt kam ein ſtarker Luftſtrom, der den Ballon nach Nordweſt führte. Die beiden Luftſchiffer waren Anfangs mit dieſer Richtung zufrieden, aber es traten Umſtände ein, die ſie doch bedenklich machten. Der Luftſtrom war zu ſchwach, ſie in eine größere Entfernung zu treiben, und dann erkannten ſie nachgerade, daß, wenn ein ſtärkerer Wind einträte, die Kraft zweier Männer nicht ausreiche, den Ballon zu regieren und auch zugleich die wiſſenſchaftlichen Beobachtungen zu machen, um die es ihnen natürlich beſonders zu thun war.

Zambeccari entſchloß ſich daher, den Ballon zur Erde niederzulaſſen, und er gehorchte wieder, ganz zufriedenſtellend, der Leitung, die ſie ihm gaben. Tauſende von Menſchen liefen überall zuſammen, Zeugen des kühnen Unternehmens zu ſein.

Als der Luftballon ſich der Erde näherte, befand er ſich über einem moraſtigen Boden, und augenblicklich gaben ſie

dem Ballon wieder neue Kraft, daß er sich emporhob. Er flog über ein Posthaus weg, und da sie in geringer Entfernung ein Feld wahrnahmen, wo keine Schwierigkeiten entgegenstanden, so ließen sie den Ballon sinken durch Anwendung der Klappen, vermittelst welcher sie die Flämmchen der Spirituslampe schlossen und löschten, deren neue Entzündung den Ballon würde gehoben und steigen gemacht haben.

Schon war der an einem vier und siebenzig Fuß langen Seile befestigte Anker ausgeworfen, der den Ballon an der Erde festzuhalten bestimmt war, und faßte leidlich fest an einem dünnen Aste einer Ulme. Sie hegten die gegründetste Hoffnung, glücklich wieder die feste Erde zu betreten. Zahlreich strömten die Menschen herzu, behülflich zu sein, als sich ein Unfall ereignete, der nicht vorherzusehen war — der Ballon legte sich nämlich im Herabsteigen auf die Seite. — Es war eine Folge des Windes, der ziemlich stark blies. Kaum hatte der Anker gefaßt, als das Seil sich verwickelte und die Gondel einen Stoß erhielt, welcher den Ballon so sehr auf die Seite legte, daß der Spiritus, der die Lampe füllte, die unter der Ballonöffnung hing, überfloß und in Brand gerieth. Die kleine Gallerie, welche oberhalb der Gondel um den Ballon herumlief, war unglücklicherweise von verschüttetem Spiritus naß. Sie gerieth in Flammen. — Dieser Unglücksfall verwirrte die beiden Luftschiffer in dem Grade, daß sie die Flamme noch vermehrt hätten, um den Ballon zu heben. Er stürzte mit seiner ganzen Wucht zur Erde, und dieser neue Stoß verursachte ein abermaliges Ueberfließen des Spiritus, wodurch die Flamme noch mehr um sich griff. Zu noch größerem Unglücke erreichte sie eine Flasche, welche ungefähr dreißig Pfund Spiritus enthielt, und welche sich mit einem Male und mit einem heftigen Knalle, die Flasche zersprengend, frei machten und ebenfalls sich entzündeten. Hierdurch erhob sich der Ballon mit Schnelligkeit, aber noch hielt ihn der Anker. Das Alles ereignete sich mit einer Schnelligkeit, die kaum einem besonnenen Gedanken Zeit gönnte, sich

geltend zu machen. Der Strick, daran der Anker ſich befand, hatte ſich verwickelt und drohte das Ruder zu zerbrechen. Die umſtehenden Leute waren von einer Todesangſt für die Luftſchiffer durchdrungen, und verſuchten, nach ihrer Einſicht, ſich hülfreich zu erweiſen, um den Ballon feſtzuhalten.

Die Lage der beiden Luftſchiffer war ſchrecklich. Feuer umgab ſie von allen Seiten, und doch konnten ſie nicht aus der Gondel heraus, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, Arm und Beine zu brechen, vielleicht das Leben zu verlieren. Sie ſahen das einzige Rettungsmittel darin, daß die Leute das Seil anzögen, um ſo den Ballon der Erde näher zu bringen, und riefen angſtvoll, daß dies geſchähe. Ihre Gefahr wuchs mit jeder Sekunde; denn ihre Kleider brannten, ihr Geräthe, das Netz, die Stricke der Gallerie, Alles rings um ſie, und ſie ſelbſt im Feuer, brennend — da galt's raſches Einſchreiten, kräftiges und entſchiedenes Handeln!

Zambeccari hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, eine Flaſche Waſſer zu ergreifen und ſich dieſe über den Kopf zu gießen und über ſeine Kleidung. Dieſes Mittel half ſo viel, daß er die Flamme am eigenen Körper und auch die in ſeiner nächſten Umgebung löſchte; Andreoli rutſchte, um ſich raſch zu retten, am Ankerſeile hinab. Die Eile aber, womit er das that, ließ ihm das Seil entſchlüpfen und bewirkte, daß er, nachdem er ſich noch den Kopf am Maſtbaume tüchtig anſtieß, ſehr heftig an die Erde geworfen wurde.

Da der Ballon durch Andreoli's Verlaſſen der Gondel wieder ein Anſehnliches an Gewicht verlor, ſo ſtrebte er auf's Heftigſte in die Höhe. Es war keine Kraft mehr im Stande, ihn zu halten. Er flog mit entſetzlicher Geſchwindigkeit in die Luft empor, und der unglückliche Zambeccari ſaß alleine in der Gondel! So lange die Blicke noch den Unglücklichen erreichen konnten, ſah man ihn beſchäftigt, das Feuer zu löſchen und auszuſtreichen, welches wieder ſeine Kleidung ergriffen hatte, und zugleich alles vom Geräthe, was er nicht löſchen konnte, herabzuwerfen. Bald aber war der Ballon zu einer Höhe geſtiegen, daß man

ihn nur noch als Punkt sah. — Dann wurde er in nordwestlicher Richtung fortgetrieben und entschwand den Blicken!

Das, was hier erzählt wurde, geschah fast schneller, als die Leser im Stande sind, die Worte zu lesen. — Ganz betäubt standen im Anfange die Menschen da, welche sich zu einem großen Haufen gesammelt hatten. Als die Betäubung des Augenblicks vorüber war, nahm das Mitleid mit dem Unglücklichen, der rettungslos dem schrecklichsten Tode entgegen ging, alle Herzen in Besitz, und laute Wehklagen, rinnende Thränen, Ringen der Hände, bezeugten, wie gewaltig der Eindruck der Vorstellungen von seiner verzweifelten Lage auf die Herzen war, die ohnehin zu leidenschaftlicher Heftigkeit weit mehr Anlage und Neigung haben, als die Bewohner des kühleren Nordens.

Es ist indessen ein rühmliches Zeichen persönlichen Muthes, daß Zambeccari in seiner entsetzlichen Lage die Besonnenheit wieder gewann; allein welche Hülfsmittel blieben ihm? Er befand sich in einer so ungeheueren Höhe, daß er, wie er sagte, die Wolken nur noch als einen ungeheueren, unermeßlichen Abgrund unter sich erblickte! Wie hoch er mit dem Ballon gestiegen war, ließ sich leider nicht mehr ermessen, da das Instrument, womit er das hätte thun können, sein vortrefflicher Barometer, zerbrochen war. So hoch aber war er, daß er bald, besonders an seinen arg verbrannten Händen, die allerempfindlichste Kälte empfand. Eine Beruhigung lag für ihn in dem Umstande, daß er an der Schlaffheit der Wände des Ballons wahrnahm, daß dieser noch mehr hätte ausgedehnt werden, also noch höher hätte steigen können; zugleich gewann er die tröstende Ueberzeugung, daß an ein plötzliches Herabstürzen nicht zu denken war.

Was unter ihm lag, sah er, wenn die Wolkenschichte einen Durchblick gestattete, deutlich, indem die Luft frei von verschleiernden Dünsten war.

Jetzt ergriff den Ballon ein starker Windstrom und trieb ihn — über die Fläche des adriatischen Meeres. Welch' eine Lage! Feuer, Luft und Wasser, die drei un-

ſicheren, treuloſen Elemente um ihn, und er mittellos, willenlos ihr Spiel in einer unermeßlichen Höhe, wo nirgends ein Rettungspunkt ſich darbot! In der That, wenn wir uns in die Lage des feſten Mannes denken, ſo preßt der Gedanke uns die Bruſt zuſammen, daß wir kaum athmen können? — Kalte Schauer durchrieſeln uns und die gepreßte Seele denkt nur Eins: Gott erbarme ſich ſeiner!

Es war gegen zwei Uhr des Nachmittags, da erblickte man an verſchiedenen Uferſtellen des adriatiſchen Meeres den Ballon, aber mit bloßem Auge konnte man Nichts unterſcheiden. Unbekannt mit der Natur des Gegenſtandes, den ſie erblickten, überhaupt unwiſſend, wie das Volk in jenen Gegenden iſt, und abergläubiſch im höchſten Grade, hielt man den Ballon zuerſt für eine fremdartige, wunderbare Lufterſcheinung — dann für ein hereinbrechendes Strafgericht Gottes — und Angſt und Schrecken bemeiſterte ſich der Gemüther.

Wie mag es dem unglücklichen Zamboccari geweſen ſein, als jetzt der Ballon mehr und mehr zu ſinken begann und er zuverſichtlich erwarten mußte, ſeinen Tod in den Wellen des Meeres zu finden? — Zwar ſaß er in einer Gondel, einem Schiffſein, das man eben zu dem Zwecke in dieſer Form eingerichtet, damit, wenn etwa der Luftſchiffer das Unglück haben ſollte, über einer größeren Waſſerfläche niederzukommen, die Möglichkeit der Rettung ihm erhalten bliebe; aber wie mächtig war das Boot an den Ballon befeſtigt? Konnte er es davon löſen mit ſeinen verbrannten Händen? Was geſchah, wenn ſich der Ballon auf die Seite oder wenn er ſich gerade auf das Boot ſenkte?

Bei ſolchen Fragen bebt das Herz wieder und man ſieht die Todesgefahr zu drei Viertheilen ſich erheben, während die Rettungshoffnung kaum ein Viertheil der Möglichkeit für ſich hat.

Und es kam endlich der zu fürchtende Augenblick, daß der Ballon das Meer berührte. Zamboccari ſtand bereits bis zum halben Leibe im Waſſer — und die Entfernung von der Küſte war mindeſtens fünfundzwanzig italieniſche Meilen.

Angstvoll ſchweiften des Unglücklichen Blicke nach allen Seiten, aber Himmel und Waſſer umgab ihn und nirgends zeigte ſich menſchliche Nähe! —

Dennoch verließ ihn der Muth nicht. Weit, ſo meinte er, könne er von der Küſte, alſo vom Lande, nicht ſein. Er bemerkte, daß auf dem Meere der Luftſtrom eine entgegengeſetzte Richtung von denen hätte, die in der Höhe herrſchten, und daß dieſer niedere Luftſtrom die Seebriſe war, wie ihn die Schiffer nennen, nämlich, daß er vom Meere zum Lande hin wehe, ihn alſo, möglicher Weiſe, ſanft dem Ufer zuführe.

Zambeccari war indeſſen von ſeinen Gemüthsbewegungen und leiblichen Anſtrengungen ſehr erſchöpft. Er harrte — aber keine Küſte wollte ſichtbar werden. Seine Schmerzen peinigten ihn gewaltig, weil er an ſo vielen Brandwunden litt, die nun mit dem kalten Seewaſſer in Berührung kamen. Er fürchtete, die Ermattung, der Schmerz, der Hunger, der ihn ergriff, könnten ihn kraftlos machen und er dann umſinken; er wollte ſich daher das Ankerſeil um den Leib winden, um ſich dadurch feſthalten zu laſſen, wenn er dazu unvermögend ſein ſollte, ſich aufrecht zu halten.

Aber wie erſchrack er, als er das Ankerſeil umziehen wollte, und bemerkte, daß der Anker Boden gefaßt hatte, und den Ballon an ſeiner Stelle feſthielt? Es war alſo eine Täuſchung ſeiner Sinne geweſen, daß der Ballon fortrücke, hervorgebracht durch die Bewegung des Meeres! —

Da war denn nur Ein Mittel der Rettung, er mußte, wie der Seemann ſagt, das Seil kappen, das heißt, durchſchneiden. Womit aber? Das war die Frage. Er hatte Nichts, was ihm hätte dienen können, kein Meſſer, Beil, Säge oder ſonſt Etwas, ja, wenn er ein Solches gehabt, — er hatte keine Hände dazu! Die Eine war ihm, das erkannte er leider ſchon lange, in der Höhe, wohin der Ballon geſtiegen war, völlig erfroren, die Andere war durch die entſetzlichſten Brandwunden völlig unbrauchbar geworden. —

Schreckliche Lage unter hölliſchen Schmerzen und dem Gewichte der Angſt des unvermeidlichen Todes! —

Von jeher aber war ja die Noth die Mutter der Erfindungen. In der Todesangſt dachte er an ſein koſtbares Fernrohr. Er machte, ſo gut es ging, das geſchliffene Glas deſſelben heraus, zerbrach es und nahm das größte Stück deſſelben zwiſchen die Zähne. Mit dieſem begann er das aus Seidenfäden gedrehte Seil zu bearbeiten. Es würde im trockenen Zuſtande, ohne Zweifel, länger dieſer mühſeligen und unzureichenden Arbeit Widerſtand entgegengeſetzt haben; jetzt aber, da es durchnäßt und durchweicht war, ließ es ſich leichter durcharbeiten. Dennoch war es eine ſtundenlange, höchſt anſtrengende Arbeit, bis es ihm gelang, den Ballon dem Spiele des Windes zu überlaſſen. Er wurde fortgerückt, der Küſte zu, allein nicht ſo ſchnell, als es Zambeccari zu wünſchen gezwungen war; er half daher, mit beiden Armen rudernd, dem Fortbewegen der Maſchine nach. Die Seebriſe hielt zu ſeinem Glücke an und der Herr erhörte die heißen Gebete des ſchwergeprüften Mannes.

Etwa fünfzehn Meilen mochte der Ballon und der bis an die Bruſt im Waſſer ſtehende Verunglückte der Küſte zugeführt worden ſein, als Zambeccari in einer, freilich noch weiten Entfernung von ihm, ſechs bis ſieben Fiſcherbarken wahrnahm. Welch ein Gefühl muß ihn durchdrungen haben, als er ſich nicht mehr hülflos alleine im und auf dem Waſſer wußte, ſondern Menſchen ſah, und Hülfe von ihnen hoffen durfte? —

Mit allem Eifer bewegte er ſeine Arme, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Dieſe war aber ſchon lange erregt, denn ſie hatten die ſeltſame, ihnen unerklärliche Erſcheinung auf dem Meere ſchon geſehen, ehe Zambeccari, der ſoviel tiefer ſtand, ſie und ihre Boote erblicken konnte.

Mit angſterfüllter Seele waren ihre Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet, die ſie auf ſich zukommen ſahen und für ein Meerungeheuer der ſchrecklichſten Art hielten. Je näher der Ballon kam, deſto ſchredlicher wurde ihre Angſt. Plötzlich ergriffen ſie die Flucht, richteten ihre Segel nach dem Lande auf und waren bald aus den Augen des nun bald verzweifelnden Unglücklichen.

Indessen waren es nur die vier am weitesten im Meere sich befindenden Boote, welche eine so schmähliche Flucht ergriffen. Die drei übrigen Boote waren mit einer vernünftigeren und muthigeren Mannschaft besetzt, die zur Flucht, schlimmsten Falls, noch Zeit genug zu haben und doch erst den Gegenstand des Schreckens näher ansehen zu müssen glaubten. Sie ruderten daher ihre kleinen und niederen Barken näher, freilich mit einer Langsamkeit und Vorsicht, welche es zeigte, daß auch sie geneigt waren, in dem unbekannten Gegenstande eher ein Seeungeheuer, als ein Werk der Menschenhand zu vermuthen. Die Mannschaft einer dieser Barken mußte indessen schon etwas von einem Luftballon gehört, und das, was sie sahen, für einen solchen erkannt haben. Sie hatten auch die fortgesetzten Bewegungen der Arme Zambeccari's gesehen und als Zeichen der Menschennoth erkannt. Sie setzten ihr Segel auf und lavirten so lange, bis sie nahe genug waren, um sich vollends von der Richtigkeit ihrer Ansicht zu überzeugen.

Antonio Malta hieß der Besitzer der Barke, der das Verdienst errang, den unter so schrecklichen Umständen Verunglückten zu retten. Er war aus Chioggia.

Seit vier vollen Stunden stand nun Zambeccari im Wasser. Er war schier völlig erstarrt und kaum mehr fähig sich zu halten.

Keine Stunde hätte er länger aushalten können. Ueberdies sank auch die Gondel immer tiefer und mit ihr der Ballon, so daß er noch eher den Tod in den Wellen würde gefunden haben.

Als Antonio Malta sich ihm zur Rettung nahte, stand er bereits bis an den Hals im Meere.

Neue Schwierigkeiten zeigten sich aber jetzt. Zambeccari's Rettung war nicht bloß mühevoll, sie war auch mit sehr großen Gefahren verknüpft für die Rettenden selbst.

Endlich gelang es, ihn mit Seilen, die sie ihm zuwarfen, und die er, unter unsäglichen Mühen und furchtbaren Schmerzen, sich um den Leib band, zu ihrem Boote zu ziehen. Als er im Boote war, wollten sie auch ver-

ſuchen, den Ballon zu retten; allein er war nicht ſobald von dem Gewichte Zambeccari's erleichtert, als er ſich mit großer Schnelligkeit erhob, und von einer höheren Luftſtrömung, die der Seebriſe entgegen wehte, ergriffen, anfangs gegen Comacchio, dann aber, ſtets höher ſteigend, gegen die illyriſche Küſte, dann aber nach den Bergen getrieben wurde, welche ſchon zur Türkei gehören. Dort entſchwand er dem menſchlichen Auge. Wohin er geflogen, wo er, vom Sturme zerriſſen und der leichteren Gasfüllung mehr und mehr entledigt, zur Erde ſank, wurde nie bekannt. Jedenfalls war er in jenen Gegenden ein Gegenſtand des größten Schreckens für Tauſende, ehe er zu Grunde ging. Die menſchenfreundlichen Schiffer ſuchten dem unglücklichen Zambeccari jede in ihren Kräften ſtehende Hülfe zu leiſten, die ſeine Noth augenblicklich zu lindern im Stande war, namentlich ſtillten ſie ſeinen Hunger, legten ihn auf weiche Decken und ſorgten, daß der Froſt ihn nicht zu gewaltig rütteln könnte. Vor Tage konnten ſie Chioggia nicht mehr erreichen und ſo mußte der Arme dieſe Nacht über noch in einer kleinen, ſchmalen Barke verweilen. Seine Uebermüdung war ſo groß, daß er bald in einen Schlaf der Betäubung ſank, aus dem er erſt erwachte, als die Fiſcher und Schiffer im Hafen von Chioggia landeten. Trotz aller Nächſtenliebe, die man ihm hier erwies, war dennoch ſeines längeren Bleibens nicht, denn er bedurfte zu ſehr ärztlicher Behandlung und Pflege und verlangte darum lebhaft nach Magnavacca gebracht zu werden, wo er dies zu finden hoffte.

Bewundernswürdig, faſt unglaublich iſt es, daß Zambeccari nach allen den Schrecken und Aengſten, nach allen den Leiden, Schmerzen und Entbehrungen nicht gänzlich zuſammenbrach und in eine ſchwere Krankheit fiel. Der mächtige Geiſt des Mannes trug den ſiechen, wunden, abgematteten Körper mit ſolcher Kraft, daß er ſich aufrecht erhielt und verhältnißmäßig friſch in Magnavacca ankam; hier jedoch war ſeines Bleibens nicht, weil auch hier nicht ſo für ſeine ärztliche Behandlung konnte geſorgt werden, wie

es nothwendig war. Er wurde also noch einmal in seinem leidenden Zustande weiter gebracht und zwar nach Comacchio. Hier nahm ihn der Delegat der Präfektur mit großer Freundlichkeit in sein Haus und pflegte ihn, wie es sein Zustand erheischte und sein Mißgeschick es verdiente.

Ein geschickter Arzt nahm ihn in seine sorgfältige Behandlung. Anfangs fürchtete derselbe, er würde ihm die rechte Hand abnehmen müssen, allein nachdem zwei Finger derselben abgelöst waren, gelang es dem Arzte, ihm die Hand zu erhalten und herzustellen.

Alle Bewohner von Comacchio wetteiferten dem Unglücklichen durch Beweise ihrer Theilnahme und Liebe die schweren Stunden schmerzhafter Leiden zu erheitern. Nicht nur ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung war er, sondern der liebevollsten Theilnahme und Aufmerksamkeit. Sein Geschick war um so härter, als mit dem höchst kostbaren Ballon auch der größte Theil seiner Habe, seines Vermögens, unrettbar dahin war. Auch in dieser Beziehung erwies sich die Liebe reich. Man sammelte, ohne sein Wissen und Ahnen, bedeutende Summen, die man ihn, als er endlich die Reise nach Bologna antrat, dieses Mal nicht in der Luft, sondern auf dem Meere und theilweise zu Lande anzunehmen nöthigte.

Es ist selbstverständlich, wie groß in Bologna die Angst um sein Geschick war, als man bei Andreoli's Heimkehr die schrecklichen Ereignisse kennen lernte. Damals trug noch kein Telegraph die Nachrichten blitzschnell in weite Entfernungen. Es währte daher eine geraume Zeit, bis man in Bologna erfuhr, wie es ihm ergangen, was er gelitten, und wo er sich, gerettet, befand. Alle Herzen erfüllte das wohlbegründete Mitleid, und auch dort, wo man den Mann ohnehin kannte und hochschätzte, war die Menschenliebe thätig, seine schweren Verluste zu decken.

Als endlich die Nachricht von dem Tage seiner Rückkehr nach dem Schauplatze des Beginnes seiner muthvollen Auffahrt kam, erfüllte ein wahrer Jubel die Stadt. Weithin ritt und fuhr man ihm entgegen; die Behörden der Stadt

verſammelten ſich am Thore derſelben, um ihn feierlich zu empfangen und die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, ihn zu begrüßen. Es war eine Feierlichkeit des Empfanges, die ebenſo wohl den Mann ehrte, der ſo Außerordentliches unternommen und Schreckliches erduldet, als Diejenigen, welche ihm in ſo ausgezeichneter Weiſe ihre Theilnahme und Hochachtung bezeugten. Es iſt nicht die einzige Luftfahrt, die mit ſolchem Mißgeſchicke verbunden war. Andere berühmte Luftſchiffer verloren ihr Leben durch ihre kühne Wagniß. Kaufmann in Dresden erfuhr ebenfalls ſchreckliche Schickſale, kam aber glücklicher davon.

Man ſollte ſagen, daß ſolche Gefahren die Menſchen von neuen Unternehmungen dieſer Art für immer abgeſchreckt hätten; allein Zambeccari's unglückliche Luftfahrt zeigte dennoch, daß ſeine Verbeſſerungen von unermeßlichem Vortheile waren. Wann wurde der kecke Muth vom Unglücke zurückgeſchreckt? Hat nicht das Unglück des Nordpolfahrers Franklin ähnliche Erfolge gehabt? Immer auf's Neue dringen muthige Seefahrer in die Eisgefilde der Nordpolarmeere.

Die mit Rieſenſchritten fortſchreitende Wiſſenſchaft hat ſeit Zambeccari's unglücklicher Luftfahrt das Ziel, in der Luft zu ſchiffen, um Vieles näher gerückt. Der Engländer Green hat mehr denn dreißig Fahrten in die blauen Räume des Himmels gemacht, und ſie waren im Allgemeinen glücklichen Erfolges.

War doch in Frankreich in dem Kriege in der Krimm ſchon der Vorſchlag gemacht und ſeiner Ausführung nicht ſehr ferne, vermittelſt der Luftſchifffahrt die Stellungen eines feindlichen Heeres, die Lage einer belagerten Feſtung, zu erkunden!

Ob man die ſchwindelichen Gedanken, Luftreiſen von einem Orte zum anderen zu machen, je ausführen wird? Wer weiß es? In einer Zeit, die ſo außerordentlicher Erfolge menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſt ſich rühmen kann, wie die unſrige — wo man durch Metallfeile Länder (der Verſuch an den Welttheilen iſt vor der Hand geſcheitert!) unter dem

Meere mit einander verbindet, und den Gedanken der Menschen daran fortleitet, daß er ungeheuere Räume mit blitzähnlicher Schnelligkeit durchläuft — scheint freilich auch ein solches Unternehmen nicht völlig unmöglich; aber — darauf gebe ich jedem meiner lieben Leser die Hand — ich fahre nicht mit, auch wenn ich es erleben sollte, daß es zur Ausführung käme, wohin immer noch ein sehr weiter Weg ist — und ich glaube, meine lieben Leser theilen meinen Entschluß von ganzem Herzen.

Wir wollen uns einstweilen mit Dampfschiffen und Eisenbahnen begnügen, mit denen man schnell genug dahinrasen kann, wenn man Lust hat. Wie schnell es auch gehe, an einem Punkte kommen wir Alle sicher an — es ist das Grab. Gebe uns Allen der Herr in Gnaden eine selige Ankunft drüben!

---

7. Ein Räthsel.

Wenn Zwei gewinnen dieselbe Wette —
Wenn alle Dürren werden Fette —
Wenn schließen einen Friedensbund
Vor unsern Augen — Katz' und Hund —
Wenn Nachbarinnen einig bleiben —
Und alle Ecken werden — rund —
Perücken auf dem Kopf sich sträuben —
Bei irgend welcher Schreckenskund' —

Wenn Advokaten Frieden ſtiften —
Wenn jährlich wächſt der beſte Wein —
Wenn Wolf und Lamm ſich auf den Triften —
Vergnügen freh in dem Verein —
Wenn Wäſcherinnen ſtille ſchweigen —
Maulwürfe in die Lüfte ſteigen —
Und Damen bei Kaffe und Thee
Nicht über Andre räſoniren —
Zur Luſt wird jedes Ach und Weh —
Wenn alle Schlöſſer von den Thüren
Im ganzen Land' ſind abgeſchafft —
Der Armen Nöthe Reiche rühren —
Der Pflaſtertreter nicht mehr gafft —
Wenn dem Verdienſt die Krone würde,
Die es im Leben nicht erringt —
Wenn Wahrheit herrſcht in jedem Munde —
Und treuer Fleiß den Lohn erzwingt —
Wenn Schiffe auf trocknem Lande fahren —
Und Wagen über's weite Meer —
O dann — ja, dann würd'ſt du erfahren
Daß Alles — in der Ordnung wär'!
Ja, wenn's ſo wäre, wie es ſollte —
Und jeder Wunſch Erfüllung fänd' —!
Sei ſtille, Ther, dann wär's am End'!
Laß ruh'n den Scherz! fort mit dem Spaß!
Wär' Alles gut auf dieſer Erde
Die Welt, ſie wäre — was? —
Ja rathe! Doch — ich ſeh', ich werde
Dir's ſagen müſſen! Wart' einmal —
Die Erde wäre — kein —?
Das iſt die Frage; die Antwort iſt leicht —
Doch dieſes Ziel wird nie erreicht!

8. Eine Anekdote.

Maulfechter gibt's allezeit und überall und es gibt Leute, die ſich ſo in ihre Lügen hineinlügen, daß ſie ſie am Ende ſelber glauben.

Einer, der unter dem erſten Napoleon mit in Spanien und um Weniges vor Hochmuth toll war, rühmte ſich gerne ſeiner Heldenthaten gegen Spanier und Engländer und warf dann mit franzöſiſchen Redensarten und namentlich mit franzöſiſchen Flüchen um ſich, als ob das Etwas extra

wäre. Einmal erzählte er wunderreiche Geſchichten von einer Schlacht, ich glaube bei Ciudad Rodrigo, und vergaß, daß Einer, der wie er und in derſelben Compagnie, dieſelbe Schlacht mitgemacht hatte, dabei ſaß. Der ſchwieg ſein ſtille, und ließ den alten Windmacher gehen, der, je mehr er ſich in die Kuraſche hineinredete, und wacker dazu Wein trank, deſto ergreifendere Geſchichten, deſto größere Thaten von ſich erzählte.

Ja, rief er, es war nahe daran, daß wir die Schlacht gewonnen hätten, da hab' ich Etwas gethan, deß können ſich Wenige, die im Kriege waren, rühmen! Ich war mit Fünfen im Kampfe. Einer fiel — und Viere machte ich laufen; aber wie? Ich ſage Euch, daß die Haſen nicht ſo ſchnell vor dem Jagdhunde laufen! — Parbleu! Es war ſchön!

Einige aus der Geſellſchaft hatten großen Zweifel an der Wahrheit und ſagten zu dem Kameraden: Fritz, iſt's denn wahr? Du mußt ja doch auch dabei geweſen ſein?

Gewiß war ich dabei, ſagte dieſer, und es iſt vollkommen wahr — nur die Umſtände waren anders! Als nämlich die Fünfe, die alle Patronen verſchoſſen hatten, auf ihn einſtürmten, um ihn gefangen zu nehmen — ja, da fiel Einer, nämlich auf die Naſe, und die Anderen machte er wirklich laufen — denn er machte kehrt und lief ſo meiſterhaft, daß ſie ihn, trotz aller Anſtrengung — nicht kriegen konnten!

9. Am Vogelherde.

Eine Geſchichte aus vergangener Zeit.

(Herzog der Erzählt.)

Wo unſer Gemeindewald ſich der Landſtraße nähert, die ſich dort ſchon zum Rheine hinabſenkt, iſt eine große, weite Lichtung. Sie wird von einem ziemlich breiten Waldſtreifen von der Landſtraße getrennt, und ſo zwar, daß man ſie von der Straße aus nicht ſieht. Ihr kennet ſie Alle; aber wiſſet ihr auch, warum ſie den Namen: „Am Vogelherde“ trägt?

So fragte eines Abends im Winter der alte Schmiedjakob ſeine lieben Spinnſtubengenoſſen.

Nun, das verſteht ſich denn doch kinderleicht! antwortete der Gevatter: Will einmal dort ein Vogelherd war. Mein Großvater, ſeliger, hatte ihn als Kind noch geſehen.

Kann wohl ſein, ſagte der Schmiedjakob, aber verlaſſen iſt er — nicht wahr?

Freilich, verſetzte der Gevatter. Es gab ſchon damals keinen Vogelſteller mehr im Dorfe.

Auch richtig, entgegnete Schmiedjakob. — An der Stelle hätte auch Keiner mehr Vögel gefangen.

Das erinnere ich mich wohl auch gehört zu haben, ſagte darauf der Gevatter.

Weißt du aber auch warum? fragte der Alte.

Auch deſſen entſinne ich mich dunkel, verſetzte der Gevatter. Es ſoll einmal eine Mordthat dort verübt worden ſein.

Auch das iſt richtig, und noch heute haben ja die Leute eine abergläubiſche Furcht vor dieſer Stelle, ob ſie gleich die ganze Geſchichte nicht mehr wiſſen, bemerkte der Schmiedjakob, und dieſe möchte ich Euch einmal erzählen.

Erlaubt mir nur vorher noch eine Frage, fiel das Kathrinchen ein. Was iſt denn ein Vogelherd? Ich habe das Wort wohl oft gehört, aber nie das Ding geſehen, das es bezeichnet.

Nun, Kathrinchen, wie dir, ſo gehts jetzt Manchem hier im Lande, denn die Sache iſt jetzt ſehr ſelten geworden, weil alle Haiden urbar gemacht worden ſind und es keine Wachholderbeeren mehr gibt, oder doch ſehr wenige.

Hängt denn das zuſammen? fragte die junge Frau neugierig.

Gewiß; erwiederte Schmiedjakob. Kennſt du die Krammtsvögel?

O ja, erwiederte ſie. Ich habe ſchon ſelbſt welche geſehen. Es ſind große, ſchöne Vögel, die im Herbſte kommen, auch wohl im Frühjahre.

Das ſind ſie, entgegnete der alte Schmiedjakob, aber ich ſehe wohl, ich muß Euch davon Etwas ſagen, was ich in einer guten Naturgeſchichte geleſen habe. In dem großen Haushalte des lieben Gottes iſt manche wunderbare Einrichtung, die, mit rechtem Verſtändniſſe betrachtet, die heilige Weisheit unſeres Gottes bewundern lehrt. Damit mein' ich beſonders die Züge und Wanderungen der Vögel im Frühlinge und Herbſte. Wer zeigt ihnen den Weg nach dem Süden über die hohen Schneealpen hinüber? Wer hat es ihnen kund gethan, daß nun der Winter kommt, der in unſerem Norden die Erde erſtarren läßt, das Leben der kleinen Thierwelt zurückdrängt und mit dem Schnee Alles deckt? Lange noch vor der Zeit, da der Winter eintritt, ziehen ſie fort, der Storch hinüber nach Afrika, die Schwalbe nach Indien, die Nachtigall nach Perſien, über Berge und Meere? — Andere Vögel, wie die Droſſeln und ihre Sippſchaft, wechſeln auch ihren Wohnort und ſind ſo eine Art von Zigeuner, die ja auch Herbſt und Frühjahr wandern. Zu dieſem Geſchlechte, den Droſſeln nämlich, gehört auch der Krammtsvogel. Im Sommer hält er ſich im Norden von Europa auf, nur ſehr wenige niſten in Deutſchland. Im Herbſte und Winter aber, wo es ihnen

im hohen Norden zu kalt wird und ihnen dort die Nahrung fehlt, kommen ſie ſchaarenweiſe nach Deutſchland, weil dann die hellleuchtende, rothe Vogelbeere reift und die Wachholderbeere ebenfalls, wie unzählige andere Beeren, an denen ſie ſich pudelnärrisch eſſen. Am liebſten aber ſind ihnen die Wachholderbeeren, die auch ihrem Fleiſche einen Wohlgeſchmack geben, wie ihn nicht leicht das Fleiſch eines anderen Vogels hat, und dies bringt's wieder, daß man ſie gerne gebraten ißt. Die Wachholderſtaude wächſt nun am liebſten auf Haiden und Waldlichtungen, daher ſie denn auch da recht ihr Weſen haben.

Die Feinſchmecker und Leckerbißler eſſen ſie gar gerne, daher ſie ziemlich theuer bezahlt werden. Dieß iſt denn auch der Grund, daß man ihnen häufig nachſtellt. Sie werden mit Sprenkeln, Schlüpfen in den ſogenannten Schneußen, das heißt, durchhauenen Gängen im Walde, und an den Rändern der Wälder gefangen, und allemal ſind es die weitleuchtenden, hellrothen Beeren der ſogenannten Vogelskirſche, welche gebraucht werden, ſie anzulocken. Darinnen fangen ſich nun freilich auch wieder viele andere Vögel außer dem Krammtsvogel. Am ſicherſten iſt der Vogelherd und auf ihm wurde früher, als es, wie ſchon geſagt, bei uns Haiden und alſo auch Wachholderbüſche in Menge gab, der Krammtsvogel in Maſſe gefangen. Seit dieſe Haiden aufgebrochen ſind, alſo ſeine Nahrung fehlt, wird bei uns der Vogel immer ſeltener und die Vogelherde ſind meiſt hier zu Lande verſchwunden.

Wenn ſo ein Vogelherd angelegt wurde, ſo wählte man gerne eine Lichtung im Walde oder eine Haide, wo indeſſen einige Bäume ſtanden, darauf der Vogel ſeinen Sitz nahm. Nun wurde eine Stelle geebnet und in die Erde ein kreisrundes oder länglich viereckiges Loch gegraben, darinnen ein Mann in gebückter Stellung ſtehen konnte. Mit Raſenſtücken wurde eine Thüre angebracht, die auch von Außen einen Gang nach dem inneren Raume hatte; dann wurde oben mit Holz eine Decke darüber gemacht, Raſen und Erde darüber gebreitet, daß Niemand, am

wenigsten aber ein Vogel es wahrnehmen konnte, daß da drinnen ein Mensch saß. Diese Erdhütte, darinnen der Vogelsteller saß, war nicht höher als der Boden und ein Loch, das vornen angebracht war, ließ den eigentlichen Vogelherd ganz überblicken. War nun die Stelle gemacht und gesichert, wo der Vogelsteller saß, so werden Wachholderäste und Aeste von Vogelskirschen geholt, der Vogelherd damit umsteckt, das Netz aufgestellt und in einem kleinen Käfig ein Lockvogel unter das Netz gestellt. Dieser war ein überwinterter Krammtsvogel. Kamen nun die Züge der wandernden Vögel in die Nähe, ließ der Lockvogel seine gellende Stimme hören und dieser lockte die Vögel in Schaaren herbei! Waren dann auf dem Herde frisch gesammelte Wachholderbeeren recht reichlich gestreut, dann fielen die hungrigen Vögel, besonders Morgens frühe und gegen Abend, gierig ein und das Netz deckte plötzlich eine Menge, die nun die Beute des Vogelstellers wurden. Oft kamen sie so zahlreich, daß er sich eilen mußte, die Gefangenen zu tödten und in seine Erdhütte zu bringen, damit er das Netz wieder aufstellen und neue Schaaren fangen konnte. So war der Fang zweimal im Jahre sehr reichlich, im Frühlinge und im Herbste, wenn die Vögel kamen und wegzogen, und des Vogelstellers Verdienst gar kein übeler.

Sieh', Kathrinchen, schloß er, so war's mit dem Vogelherde, und wenn der Vogelsteller glücklich war, und einen guten Lockvogel hatte, so konnte er sich ein schönes Stücklein Geld mit verdienen, besonders hier, da die Händler alle Tage kamen und die Vögel aufkauften. Sie trugen sie in die Städte und Städtchen am Rheine, wo es keine Krammtsvögel gibt, weil der Wachholder fehlt.

Es war noch in der Churpfälzerzeit, da wohnte drunten am Brunnen, in dem Hause, wo jetzt der Hannjakob wohnt, ein Leinenweber Namens Mühlbach. Damals freilich sah das Haus anders aus wie heute. Es war alt und baufällig und baufällig, hatte nur Ein Stockwerk, kleine, winzige Schiebefensterlein und ein Strohdach, das auch

keine Erneuerung erfahren ſeit Menſchengedenken, und darum eine ſammtgrüne und braungefleckte Moosdecke hatte, durch die kein Waſſertropfen drang. Eine Stube, eine Kammer, eine Küche und ein Ställchen für eine Kuh, wenn eine da war, oder etliche Geiſen, und unter dem Dache war die Scheuer und der Speicher zugleich. Damit war aller Raum beſchrieben. Ich habe das Häuslein noch gekannt, ehe es des Hannjakobs Vater abreißen mußte und neu baute. Ich war oft darin, und wie klein das Stüblein, wie blind die runden Scheiben in den Fenſterlein ſein mochten, wie groß auch der viereckige Ofen war, es gab kein Stüblein, das behaglicher geweſen wäre, als dieſes.

Es iſt mit der Behaglichkeit eine kurioſe Geſchichte. Man kann nicht recht ſagen, wo ſie ſteckt. Ich war in großen, ſchönen, ſonnenhellen Stuben, wo das Geräthe ſchön war und die Einrichtung gefällig — und doch war mir's niemals behaglich darinnen, und daher mag es wohl kommen, daß ich noch gar oft an jenes enge, dunkele, niedere und doch ſo unendlich behagliche Stüblein denken muß, das in dieſem Augenblicke wieder lebendig vor den Augen meiner Seele ſteht. In der Zeit aber, da die Geſchichte ſich zutrug, die ich Euch erzählen will, dachte noch Niemand an mich. Ich war noch nicht geboren, dazumal wohnte darin der alte Mühlbach und ſein Franz, das war ſein Sohn und einziges Kind und er war Wittwer ſchon manches Jahr. Der Franz kochte, ſpülte, wuſch, in Summa, er that alle Weibsarbeit und war doch dabei ein tüchtiger Burſche, der auch Geſchick zu jeder Mannsarbeit hatte. Die Zweie kamen prächtig zurecht, und im Hauſe war's ſo

sauber, wie geblasen. Sie hatten eine Geis, die Franz melken konnte und fütterte, dabei einen kleinen Wiesengarten oder Pütz, ein paar Hühner und ein Schwein im Stalle bei der Geis, das war wieder der ganze kleine Haushalt.

Der alte Mühlbach war ein Leinenweber und der Webstuhl stand noch in dem Stübchen. Wenig Raum mag damals freilich übrig gewesen sein, aber doch genug für die Zweie. Franz lernte des Vaters Handwerk auch und auch das, was der Vater dabei trieb, nämlich die Vogelstellerei. Da hingen denn auch noch oben an der Decke, zunächst dem Fensterlein, die Käfige der Lockvögel. War der Vater auf dem Vogelherd, so wob Franz, und wob der Alte, so ging Franz hinaus auf die Lichtung und fing die Strichvögel und brachte, da er besonderes Glück hatte, oft ordentliche Lasten heim.

Zur Churpfälzerzeit ging's nicht, wie Anno 48, Gott sei's geklagt. Da durfte Keiner in den Wald mit einer Flinte, er mußte denn die Jagd gepachtet haben, und Niemand durfte einen Vogelherd anlegen, ohne das Recht dazu erkauft zu haben. Dann war für alle Zeit dies Recht aber auch sein und seinen Nachkommen und keine Macht konnte ihn darin stören. Er hatte seinen Rechtsbrief, und damit Lied am Ende.

Wenn Ihr nun am Brunnen Wasser holet und gradaus schauet, so sehet Ihr auf dem Giebel des Hauses des Matthes Rheingaus ein Hirschgeweih, einen ungraden Sechser, und das hat auch seinen Grund, denn damals wohnte der Förster hier, der nachmals nach Weikenbach zog. Der damalige Förster hatte nämlich die Tochter aus dem Hause geheirathet, die es alleine erbte. Da setzte er denn gleich das Försterwahrzeichen auf den Giebel, daß Jeder von Ferne sah, daß hier der Grünrock wohnte, der den Bauern auf die Finger sah, wenn sie den Wald bemauseten um Holz oder Streue, je nachdem sie's bedurften. Der Förster Brechtel sah ihnen ordentlich auf die Finger! Nun, er war ein mißgünstiger, beshafter Giftmichel, in dessen gelbem Gesichte man schon den Neid lesen konnte, der

Niemanden Etwas gönnte. Er pfändete die Bauern über Gebühr. Da er nun keinen Vogelherd anlegen durfte und in den Schneußen, wo er Sprenkel und Schlüpfe ſtellte, nichts Erhebliches fing, ſo hatte er den alten Leinenweber und ſeinen Sohn auf dem Striche und lauerte ihnen viel hundertmal auf, ob ſie nicht am Abende eine Laſt Holz mitnahmen. Die wußten's aber wohl und hüteten ſich wohlweislich, und auf der Thüre am Vogelherd hing ein Schloß und das ärgerte den Giftmichel noch vielmehr, weil er, wie ſtrenge er auch gegen das Waldfreveln war, ſich dennoch es nicht als Unrecht angerechnet haben würde, heimlich einmal den Vogelherd zu benutzen. War er dem Vater und dem Franz falſch, ſo war er es noch vielmehr dem Schuſterpeter.

Ein verdorbener Handwerker iſt natürlicher Weiſe ein Lump, aber meiſt auch ein ſittlicher Lump, das heißt zu Deutſch ein Tagedieb und ſchlechter Menſch. Das Handwerk hat überall und allezeit einen goldenen Boden, aber es ſind doch zwei Quäſtionen dabei, wie unſer Nachbar Veit zu ſagen pflegt, nämlich die, daß man das Handwerk verſtehe und — Sitzfleiſch habe.

Wenn ein Schuſter verdirbt, ſo iſt er ſelber Schuld daran; die Leute laufen ihm ja zu, weil ſie ihre Sohlen verlaufen, mit Ausnahme der Bettelbuben, die ihre allererſten Stiefeln noch anhaben, die auch mit ihnen wachſen und die nimmer gefehlt zu werden brauchen.

Nun verſtand der Schuſterpeter erſtlich ſein Handwerk nicht. Er konnte keinen Pechdraht

machen, der Halt hätte gehabt, und Sitzfleiſch hatte er auch nicht. Er liebdecterte nebenbei und wenn man ihn zu einer kranken Kuh oder Geiß rief, ſprang er freudig vom Pechſtuhl auf und kam — denn da gab's außer dem Trinkgelde noch zu trinken und einem Schnapſe war er mehr zugethan, als einem Pechdraht. Ging auch leichter ab.

Dabei hatte er auch noch eine andere Liebhaberei, die an und für ſich einen Handwerksmann und einen Bauer regelmäßig zu einem Lumpen macht, ich meine die Jagdſtripperei.

Er ſagte immer: Es war ein rechter Druckfehler, daß ich zu einem Handwerk geſtempelt wurde, das ich nicht vertragen kann; denn, wenn ich eine Stunde ſitze, ſo zwickt's mich in den kurzen Gedärmen, ſo zippelt's und zappelt's mir in den Beinen, daß ich aufſpringen und davonlaufen muß. — Es wäre ſchlimm, wenn's wahr geweſen wäre; aber der Schuſterpeter ſah aus, wie ein reifer Holzapfel und war kernfriſch.

Er mochte nicht — da lag der Haſe im Pfeffer, und Spazierengehen iſt ein Handwerk, das zwar nichts einbringt, aber Manchem gefällt, und eine lange Pfeife im Munde iſt auch etwas.

Item, ſo wurde mein guter Schuſterpeter mit lauter Luſt ein Lump erſter Klaſſe. Eine Flinte kaufte er ſich bei einem Trödeljuden in der Stadt, die trefflich ausſiel, zu ſeinem Unheile aber, und nun war er im Walde ein allzeit fertiger Wilddieb. Dazu hatte er Geſchick.

Er konnte einen Rehbock blaten, beſſer, als ein gelernter Förſter, konnte die Lockſtimmen aller Thiere nachmachen und kam ſelten heim ohne irgend eine Jagdbeute. Der Händler wußte das und ſchaffte Alles heimlich fort und bezahlte gut, denn den Schuſterpeter kümmerte keine Hege- oder Brutzeit, er ſchoß, wenn's kam und was kam und war daher ſchlimmer als ein Luchs, Wolf oder Fuchs. Dabei war er ein verwegener Menſch und gewiſſenlos, wie ein ächter Wilddieb.

So ein Spitzbube lebt im ſteten Krieg mit den Forſtleuten und ſie ſtellen ihm ärger nach, als dem Wilde. Ihr wiſſet aber, daß dies verworfene Geſindel immer einen gottesläſterlichen Frevel im Munde führt, nämlich ſie ſagen: Man muß das eilfte Gebot verſtehen! Fragt man: Was iſt denn das? So antworten ſie: Es lautet: Laß dich nicht erwiſchen!

Darin war denn mein Schusterpeter ein Meister. Er konnte seinen Leib winden und biegen, wie ein Aal, und war dennoch riesenhaft stark. Er hatte Augen wie eine Katze, denn er sah bei Nacht besser, wie unser Einer am Tage. Hitze, Kälte, Regen und Schnee ertrug er, ohne Nachtheil zu fühlen. Mit einem Stücke Brod und seinem Schnapskrüglein im Sacke, strich er Tag und Nacht durch die Wälder und da er nicht erwischt wurde, sagten die dummen, abergläubischen Leute: Er kann sich unsichtbar machen! Dummes Alteweibergeschwätze! Seine Pfiffigkeit brachte Alles hervor. Erstlich ging er hinaus, wenn der Förster heimging —; sedann beobachtete er ihn schlau. Ging der rechts, so ging er links. Sah er ihn im Walde mit seinen scharfen Augen, so benutzte er Bäume und Sträucher, um sich zu decken, und entwischte ihm regelmäßig. Einmal aber, als er gerade einen Rehbock ausweidete, war's anders. Der Förster faßte ihn rücklings am Kragen, trat mit dem Fuß auf die neben liegende Flinte und schlug ihm mit der anderen Hand das Waidmesser aus der Hand.

Dennoch hätte ihn der Schusterpeter überwältigt und der Förster wäre mit dem Leben nicht davon gekommen, wenn nicht der Franz Mühlbach gerade nach dem Vogelherde gegangen und dazu gekommen wäre. Da war's denn aus und der Schusterpeter wehrte sich nicht weiter. Der Förster ließ ihn laufen, aber der Rehbock war fort, die Flinte und der Knicker waren fort, und ein Zeuge zum Protocoll war da. Nun hatte er den Bock in der Hegezeit geschossen, das war doppelter Frevel. Die Landdragoner holten ihn und er bekam ein Jahr zu sitzen und alle Kosten.

Seitdem trug er dem Förster tödtlichen Haß und sann nur, wie er ihn einmal schußgerecht kriegen könnte, um ihn kalt zu machen. Und fast ebenso bitterlich haßte er den Franz, der übrigens nichts dafür konnte, denn er war seinen gewöhnlichen Fußweg gegangen und ohne Wissen und Willen Zeuge geworden. Der Schusterpeter kam endlich wieder, natürlich ungebessert, denn er hatte mit allerlei Spitzbubengesindel zusammengesessen und gelernt, was er noch nicht gekonnt. Den beiden Mühlbach's verdarb er auf lange Zeit den Vogelherd, indem er ihnen einmal eine Eule darauf festband, ein anderes Mal aber einen Steinmarder. Sie fingen lange Zeit nichts. Das war ein Verlust für sie, aber sie mußten's tragen, denn sie wollten und konnten es ihm nicht beweisen, daß er es gethan. Das „sie wollten nicht" hatte bei Vater und Sohn sehr verschiedene Beweggründe. Der Vater sagte: Könnten wir es ihm beweisen und er würde gestraft, so würde er uns nur neues Unheil zufügen; darum ist es besser, wir schweigen stille. Der Sohn hatte andere Gründe, die sagte er aber nicht. Ich werde sie Euch aber verrathen. Der Schusterpeter war ein schlechter, in seiner Rachsucht gefährlicher Mensch, der unstreitig zu jeder bösen That fähig war; aber eine Frau hatte der Unhold, die war, wie man sagt, „der gute Tag selbst." Treu, brav, gottesfürchtig, hielt sie in regem Fleiße zusammen, und daß es noch leidlich um die Haushaltung stand, das war der Segen Gottes, der auf ihr ruhete. Und ihr Kind vollends — sie hatten nur

dies eine — war ein Ausbund aller Mädchen, eine Perle an Leib und Seele. Wer ihr in's blühende, liebliche Gesichtchen sah, wer den schlanken, ebenmäßigen Wuchs beachtete oder ihr mildes, blaues, großes Auge, oder das reiche, blonde Haar oder in Summa das ganze Wesen des Mädchens, der mußte sagen, sie sei die Schönste weit und breit; aber wer ihren stillen Fleiß, ihre gewinnende Freundlichkeit, ihre geschämige Sittsamkeit und wieder in Summa alle ihre Tugenden zu beobachten Gelegenheit hatte, der mußte gestehen, es sei wohl weit und breit kein so vortreffliches Mädchen, als des Schusterpeters Lorchen. Da war der Apfel weit vom Stamme gefallen.

Nun denke man sich einen jungen, hübschen Burschen, etwa so alt, wie sie, der das Alles sieht und weiß, und Jeder wird es natürlich finden, daß er sie lieb hatte und sie ihn, und zwar aus Herzensgrunde und von Jugend auf, denn sie waren Nachbarskinder und mit einander aufgewachsen, waren beide gleich brav und zurückgezogen vom oft recht wilden, unbändigen Thun der jungen Leute des Dorfes.

Die Zweie hatten die Leute im Dorfe längst für einander bestimmt und sie sich selber auch, wie denn die Mutter ganz derselben Meinung war. Nur der Vater konnte den Gedanken nicht ertragen, daß der Franz, der gegen ihn gezeugt und ihn also in's Gefängniß bringen half, sein Eidam werden sollte und er fuhr wild auf, wenn darauf die Rede kam. Nächst dem Förster war Franz ihm der Verhaßteste auf der weiten Erde.

Das machte den beiden jungen Leuten schweren Kummer. Wohl that die Mutter Alles, was sie konnte, zur Aussöhnung, aber der Schusterpeter war hart, wie ein Kiesel und blieb in seinem Zorne sich vollkommen gleich.

Wo sich eine Gelegenheit bot, daß Franz oder sein Vater ihm dienen konnte, da vergaßen sie gerne Eule und Marder, und thaten's, aber das verfing nicht bei dem Unholde. Selbst das nicht, daß Franz, als er einst erkrankt war, seine Wiese mähete und seine Aecker bestellte, ohne auch nur einen Kreuzer

dafür zu beanſpruchen. Da war Nichts zu machen, das lag am Tage, und die Hoffnung, je ſeine Einwilligung zu einer Verbindung der jungen Leute zu erhalten, ſchwand mit jedem Tage mehr.

Ob das auch die Liebe brach? Nein! Nein! Wir wiſſen's ja, daß ſie nicht bloß im Glücke blüht. Die Tage des Unglücks binden enger zuſammen; die Hinderniſſe machen ſie tiefer wurzeln, verklären ſie, und ſelbſt das Schwinden aller Hoffnung kann ſie nicht ertödten, wenn ſie ächt iſt. Wie das Gold im Feuer, ſo wird ſie dadurch geläutert und geheiligt in den treuen Herzen.

Dies unglückliche Verhältniß wandte beſonders bei Lorchen den Sinn nach Innen. Es lag ein ſtiller, wehmüthiger, duldender Ausdruck auf dem ſchönen Geſichtchen. Sie klagte nicht, aber für das, was anderer Mädchen Luſt, Sinnen, Trachten, Wünſchen und Hoffen iſt, für andere Luſt und Freude, hatte ſie keinen Sinn mehr, ſo jung ſie auch noch war. Ihr ganzes Weſen war ernſt gehalten, aber auch feſt.

Ohne den Segen ihres Vaters wollte ſie ihre Ehe mit Franz nicht ſchließen. Das Unglück würde auf uns ruhen, ſagte ſie. Du wirſt wohl thun, dir ein anderes braves Mädchen zu ſuchen! ſetzte ſie hinzu, aber da brach die Stimme und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. Sie riß ihre Hand aus der des Jünglings und eilte hinweg, um in Thränen dem Schmerze ihrer Seele den Ausbruch zu laſſen. Da lag's ja klar, wie es um dieſes Herz ſtand, und daß es gebrochen wäre, wenn Franz eine Andere gefreit hätte.

Kam aber je ſo ein Gedanke in ſeine Seele? Ich darf es ausſprechen, weil ich es weiß, daß ein ſolcher Gedanke ihm ſo ferne lag, als ihr. Lorchen war ja ſeine Welt, ſein Alles. Drüber hinaus war ihm das Leben leer und arm.

So war ja auch ſein Herz belaſtet, bekümmert, und jede Freude wich von ſeiner Schwelle. Das allein waren ſelige Stunden, wenn er einmal mit Lorchen zuſammenſaß bei ihrer Mutter. Wie ſchwer es auch auf des Mädchens Herzen lag, ſie ſuchte in ſolchen Augenblicken heiter zu erſcheinen; ſie ſuchte das Geſpräch auf Anderes zu leiten. Sie ſchien harmlos, und es gelang ihr bisweilen, Franz ſein Leid vergeſſen zu machen. Lange aber währte das nicht, denn wenn der Wunſch in ſeinem Herzen rege wurde: Könnte ſie doch mein liebes, treues Weib werden! dann war Alles wieder anders, und der ſchöne Augenblick zerrann und es wurde wieder ſo dunkel, daß kein Sternlein der Hoffnung leuchtete. Es war nicht bloß des Schuſterpeters brave Frau, die den ſtarren Sinn ihres Mannes zu brechen, ſein ſteinernes Herz zu erweichen ſuchte, es waren auch andere brave Leute im Dorfe, die ihr, ohne daß ſie es ahnete, darin beiſtanden; aber trage Einer Waſſer in den Rhein! Waſche Einer einen Mohren weiß! Ja, es ſchien, als wirke ſolches vernünftige Ein- und Zureden nichts weiter, als daß der Schuſterpeter nur hartnäckiger wurde, ſein Haß gegen Franz bitterer. Im Hauſe, am Handwerk, duldete es ihn gar nicht mehr. Vor Tage ſchlich er hinaus; tief in der Nacht kam er, in der Regel mit Wild beladen, heim. Immer erpichter wurde er auf die Wilddieberei, und der Förſter, der faſt keinen Haſen,

kein Rebhuhn, keinen Rehbock mehr bekam, wußte genau, woher das Alles kam, und dennoch konnte er den schlauen, gewandten Wilddieb nicht einmal ertappen. Er schwur doch und theuer, er würde, wo er ihn fände, auf ihn losdrücken, gleichviel, was erfolge. Das hörte Schusterpeter von den Zuträgern, die sich am Hader freuen, Wort für Wort wieder, und auch sein Grimm wuchs tiefer noch, als der des Försters gegen ihn.

So stand es, als der November kam mit seinem trüben, nebelichen Himmel. Sehr kalt war es noch nicht, und Regen war noch selten gefallen. Es schien, als wollte der Martinitag statt kalten Regens, den er gerne bringt, Schneemassen auf die trockene Erde legen, um die Saat zu erfrischen, die mager und dünne aufgekeimt war und bräunlich, statt frisch grün, dastand. Franz, sagte eines Tages der Vater, wo das Land nebelfrei war, ich glaube, heute kommen Vögel. Der Martinimarkt in der Stadt ist nahe. Die Vögel sind rar und theuer. Ich brauche ein warmes Unterwamms und das Geld ist noch nicht vollständig da. Wie wär's, wenn du den alten Lockvogel nähmst und gingest auf den Herd?

Franz stand schweigend auf. Er war gewohnt, als guter Sohn, des Vaters Wünschen Folge zu leisten; aber hätte er Rechenschaft geben sollen, wie es um sein Wollen stand, er wäre lieber daheim geblieben. Der Gedanke, daß der Nachmittag günstig zum Fange sein könnte, lag ihm sehr nahe, aber es widerstrebte Etwas in ihm, er wußte nicht, was. Es war ihm zu Muthe, als stünde ihm Etwas bevor, was unselig und schlimm sei. Er schämte sich, das seinem Vater zu sagen, der vielleicht ein Anderes darin gesucht und gefunden hätte, vielleicht auch gesagt hätte: Meinetwegen, bleib daheim; ich will gehen! Und doch war es für den alten, engbrüstigen Mann gar nicht zulässig, daß er in dieser Jahreszeit sich der Abendluft aussetze. Er schwieg also, wie schwer es ihm auch wurde, zog ein altes leinenes Wamms unter sein Kamisol, nahm die warme Strumpfkappe, den Lockvogel und ging.

Als er in den Wald kam, war es heiteres Wetter auf

der Höhe. Man ſah Alles ſehr klar und beſtimmt. Er ordnete ſchnell Alles zum Fange, ging in die Erdhütte und ſaß in ſtillem Gedankenbrüten da, als der Lockvogel ſeinen Ruf gellend hören ließ. Bald darauf ſenkte ſich ein wolkenartiger Schwarm Krammtsvögel und Droſſeln auf den Herd. Das Netz fiel und unter ihm wimmelte es, ſo viele Vögel hatte es beſchloſſen. —

Franz eilte, ſie zu holen. Kaum hatte er ſie in der Hütte und war daran, ſie zu Gängeln zu ordnen, ganze Vögel zu ganzen, halbe zu halben und Krützchen zu Krützchen, da rief der Lockvogel wieder. Er mußte von ſeiner Arbeit aufſtehen, um das Netz zu beobachten. Diesmal fing er noch eine größere Zahl, und ſo zog er noch zweimal das Netz zu, nicht minder reichlichen Fanges. Nie hatte er ein ähnliches Glück gehabt. Die Hütte war ſo voll von todten Vögeln, daß er ſich kaum in dem engen Raum rühren konnte,

dennoch war es noch ſo frühe vor Abend, daß er hoffte, ſie aufzängeln und ordnen zu können.

Da nun aber der Lockvogel ſchwieg, ſo ſchloß er ganz richtig, es ſeien keine Züge mehr in der Nähe. Er ging deßhalb hinaus, nahm die Aeſte weg, entfernte das Netz und kehrte mit Netz, Lockvogel und Vogelbeerkäſten in die Erdhütte zurück, wo faſt kein Raum mehr war. Jedenfalls war morgen frühe der Strich der Vögel nicht minder ſtark. Daher beſchloß er, den Lockvogel im Herde zu laſſen, und mit dem erſten Lichte des jungen Tages wieder zum Herde zu eilen, mittlerweile aber ſeine Vögel zuſammen in den Sack, der da lag, zu packen, und heimzugehen, um ſie dort mit dem Vater zu ordnen, da jedenfalls morgen der Händler kam. Alles war ringsum todtſtille.

Mit einem Male war es Franz, als hörte er raſche, ſchwere Tritte am Herde vorüber kommen. Er wandte ſich zu dem Schalter, zog ihn zurück und ſah hinaus. Da trug keuchend der Schuſterpeter einen Rehbock vorüber, und warf ihn am Fuße einer mächtigen Eiche nieder, indem er ſich den Schweiß abtrocknete. Nachdem dies geſchehen war, lud er ſein Gewehr mit einer Kugel und machte es ſchußfertig; dann neigte er das Ohr gegen den Boden und ſchien in einer unruhigen Spannung zu ſein. Als es ſtille blieb, brach er Reiſig ab, zog den Rehbock in eine Vertiefung, deckte ihn zu und wollte, wie es ſchien, noch einmal in das gegenüber

liegende Dickicht eines Schlages treten, als er plötzlich herumfuhr und hinter einen dicken Baum sprang, wo er sogleich das Gewehr anlegte.

Halt! Wilddieb, leg' dein Gewehr ab oder ich jage dir eine Kugel in den Leib! hörte jetzt Franz die wuthzitternde Stimme des Försters rufen.

Heute noch nicht! erwiederte drüben der Schusterpeter höhnisch. Sieh dich vor, sonst kriegst du eine!

Franz konnte den Förster nicht sehen; er stand hinter dem Herde. Indessen mußte er, dem Tone der Stimme nach, ganz nahe stehen. Dies erwies sich noch sicherer, als Franz jetzt fast über seinem Kopfe das Knäckern des gespannt werdenden Hahnes hörte. — Es überlief ihn eiskalt, aber er konnte sich nicht regen. Er war wie gelähmt. Kein Warnungsruf wollte aus seiner Kehle heraus, wie er sich auch anstrengte, um die beiden Todfeinde vor dem Schrecklichsten abzuhalten. Dennoch gewann er endlich so viel Kraft, daß er aufsprang, um herauszueilen und ein Unglück zu verhüten, aber in demselben Augenblick blendete ihn ein Blitz. Er kam von Schusterpeters Seite. Ein heftiger Knall folgte augenblicklich und diesem ein gellender Schrei des Försters und ein dumpfer Fall. Dann wurde es stille. —

Von schrecklichen Ahnungen erfüllt, sank Franz auf seinen Rasensitz zurück. — Er war in diesem Augenblicke keines Gedankens fähig. Er war wie gelähmt.

Gut getroffen! rief des Schusterpeters Stimme, die klang, als käme sie aus der Hölle. Gut getroffen! Er zuckt nicht mehr! So! Hallunke, nun bin ich dich los. Nun wollt' ich, ich hätte den Anderen auch, daß ich ihn mit meiner Flinte todtschießen könnte!

Franz hörte diese Worte deutlich. Er wußte, wem sie galten. — Er wußte, was er zu erwarten hatte, wenn er sich jetzt bemerklich machte.

Der Schusterpeter hatte die Gewohnheit, laut zu denken, wenn er in großer, leidenschaftlicher Aufregung war. Er mußte sich auf den Rasen gesetzt haben, der oben den Vogelherd deckte.

Schneller, als es zu erwarten gewesen war, kam der Nebel wieder zur Erde und mit ihm rasch die Nacht. Schusterpeter rührte sich nicht.

Endlich hörte Franz, der mit angehaltenem Athem auf jeden Laut lauschte, daß er sagte: Was mach' ich nur mit ihm? — Halt! rief er dann: ich trage ihn in den vertieften Gang zum Vogelherde und stelle ihn gegen die Thüre! Vielleicht kann ich dann die Schuld auf ihn lenken, weil der Schuß durch und durch geht; da kann er ja eben so gut von hinten als von vornen gekommen sein!

Die Finsterniß kam mit sehr raschen Schritten. Schon konnte Franz Nichts mehr deutlich unterscheiden, als er des Schusterpeters schwere Tritte vernahm. Er trug den Leichnam des Försters. Um ihn mit dem Rücken gegen die sich nach außen zu öffnende Thüre zu stellen, mußte er ihn von vornen packen und schwebend tragen. Das war nicht leicht, da der Förster ein schwerer Mann war. Franz hörte, wie er keuchte. Jetzt stellte er den starren Leichnam gegen die Thüre, die in diesem Augenblick Franz nach außen aufdrückte.

Der Schusterpeter, wie Alle seines Gleichen, sind verwegene Spitzbuben, aber im Grunde der Seele unendlich feig und in der Regel voller Aberglauben. Schusterpeter hatte den Leichnam in demselben Augenblick losgelassen, als der Druck nach außen von Franz erfolgte. Der Leichnam bewegte sich und fiel mit seiner ganzen Schwere auf den Mörder, der nicht ausweichen konnte, da der Gang zum Vogelherde tief von beiden Seiten eingegraben war. Voll Angst wollte er sich an der Rasenwand halten und sich auf die Seite ziehen, aber die Hand glitt ab und der kalte Leichnam lag auf ihm. Er schrie furchtbar, so verzweifelnd und verzweifelt, daß es dem Jüngling, der ohnehin in dieser entsetzlichen Lage und Aufregung keines klaren Gedankens Meister war, durch Mark und Gebein ging und er fast willenlos den Todten faßte, um ihn aufzuheben. Er hatte ihn jedoch nicht fest genug gefaßt; er glitt ihm aus den Händen und fiel mit seiner ganzen Wucht abermals auf den Schusterpeter, der aber während des Augenblicks, wo er

ſich frei fühlte von der erdrückenden Laſt des Leichnams, mit ſeiner großen leiblichen Gewandtheit ſeine Stellung ſo weit verändert hatte, daß ihm jetzt der Todte auf den Rücken fiel, indem er kriechend ſich aus dem vertieften Wege des Vogelherdes zu winden dachte. Jetzt erſt ſchrie er fürchterlich und in dem Schreien drückte ſich die abergläubiſche Angſt ſeiner Seele auf's Beſtimmteſte aus. —

Schmiedjakob hielt einen Augenblick ein. Die Frauen hatten im Entſetzen aufgehört zu ſpinnen; den Männern waren die friſchdampfenden Pfeifen ausgegangen. Alle blickten, bleich von Entſetzen, den Erzähler an, und harrten der Fortſetzung der Geſchichte.

Ich muß meine Geſchichte nur einen Augenblick unterbrechen, ſagte er. Ihr kennet alleſammt, aber ich hoffe, Ihr heget ihn nicht in Euren Seelen — den Aberglauben, als müſſe der Mörder den Ermordeten auf ſeinem Rücken tragen, bis er ſeine Schuld bekannt. Der trägt wohl den Todten mit ſeiner ganzen und noch vermehrten Laſt — nicht auf dem Rücken — wohl aber auf dem Gewiſſen, das iſt wahr. Jenes iſt ein Ammenmährlein; aber hier zeigte es ſeine Macht. Der Schuſterpeter war dieſes Aberglaubens voll und das marterte ihn fürchterlich und daher kam ſein entſetzliches Geſchrei. Es war wunderbar, daß keine Seele des Weges kam an dieſem Abende! — Die freilich nie belebte Umgebung ſchien ausgeſtorben.

Franz, voll Mitleid mit dem zum Tode Geängſteten, hob jetzt kräftiger den Leichnam und Schuſterpeter eilte davon, getrieben von allen Geißeln der Hölle. Franz, dem es auch jetzt hier grauenhaft wurde, lief ihm nach, nicht um ihn zu ergreifen, ſondern um je eher, je lieber aus dem Bereiche zu kommen, wo er ſo Gräßliches erlebt. Wie aber ein ängſtliches Gewiſſen ſich überall des Aergſten verſieht, ſo hörte der, wie ein Raſender davoneilende Schuſterpeter die eiligen Tritte des ebenfalls geängſteten Franz, und meinte, es ſei der Todte, der hinter ihm herkomme. Schreiend, ächzend, hülferufend und keuchend nahete ſich endlich der in kaltem Schweiße gebadete Mörder dem Dorfe. Jetzt ſchwieg er,

aber ſein Laufen wurde gehört. Die Leute eilten auf die Straße und folgten ihm nach. Sie hörten, wie er die Thüre ſeines Hauſes zuwarf und verriegelte und ſeiner fragenden Frau zurief: Laß zu, Käthe, der todte Förſter will herein! Ich hab' ihn todtgeſchoſſen und er hing ſich auf meinen Rücken, aber ich entwiſchte ihm! —

Noch ſtanden die Nachbarn bebend unter der furchtbaren Macht dieſer Worte, als denſelben Weg ein Zweiter gelaufen kam. Alle umringten ihn. Es war Franz, aber er war völlig athemlos.

Man führte ihn in ſein Vaterhaus, wo er ſich erſt erholen mußte, ehe er im Stande war, auf die hundert Fragen zu antworten, mit denen ſie ihn überſchütteten. Ehe indeſſen dies geſchah, hörte man ein Jammergeſchrei drüben in Schuſterpeters Hauſe und drüben im Hauſe des Förſters. Alle eilten hinaus und drangen in Schuſterpeters Haus, weil es das nächſte war.

Als sie nach heftigem Klopfen endlich eingelassen wurden, bot sich ihnen ein grauenvoller Anblick dar. Mitten in der Stube, am Boden, lag der Schusterpeter, mit blauem Gesichte, entsetzlich aufgerissenen Augen, mit beiden Händen sein Haar raufend und war — todt. Der Schlag hatte ihn mitten in einer an Raserei grenzenden Selbstanklage getroffen.

Der Anblick war entsetzlich. — Nur einige Beherzte hoben ihn auf, bogen die noch nicht erstarrten Arme herab und drückten ihm die greulichen Augen zu. Sie legten ihn auf's Bett und eilten zu der unglücklichen Försterin, und von ihr wieder zu Franz, der ihnen nun Alles erzählte, was er erlebt.

Schnell bereiteten sich die Männer mit einer Tragbare und Laternen zum schauerlichen Gange. Der Schultheiß und das Ortsgericht begleiteten sie. Als sie sich dem Vogelherde naheten, fanden sie Alles, wie es Franz beschrieben, aber auch einen Fuchs, den der todte Förster nicht erschreckt hatte, und der unter den Krammtsvögeln aufzuräumen nicht blöde gewesen war.

Während die Männer die Leiche und — den Rehbock auf die Bahre legten, die beiden Flinten, des Jägers Hut und Schusterpeters Mütze zusammenlegten, schloß einer die Thüre

am Vogelherde ab, und dann traten sie den traurigen Heimweg an, wo dann noch das Gericht ein Protokoll verfaßte und einen Eilboten an den Landrichter absandte.

Nach zweien Tagen, nachdem das Gericht alle Umstände erhoben und alle Zeugnisse dazu, wurde das Opfer des Wilddiebs beerdigt mit allen Ehren, der Wilddieb wurde in einer Ecke des Kirchhofs stille eingescharrt. Er war der Schärfe des Schwertes der Gerechtigkeit entgangen, aber der Fluch des Mordes lag auf ihm — und — droben?

Franz hatte in seinem Zeugnisse schonend das unterdrückt, was er als Selbstgespräch aus dem Munde des Mörders gehört; aber er war überzeugt, hätte Schusterpeter davon eine Ahnung gehabt, daß er in dem Herde sei, seine Kugel würde ohne Zweifel den Weg auch zu seinem Herzen gefunden haben. Das kam indessen nie über seine Lippen und er vergab und vergaß, was der wilde, boshafte Mensch gegen ihn getragen hatte.

Schmiedjakob schwieg, und Alle senkten die Augen zum Boden. Ja, droben? hob nach einer Weile der alte Mann wieder an. Dem irdischen Richter war der Mörder entzogen, aber nicht dem, der allein gesagt hat: Mein ist die Rache! Ich will vergelten! —

Ihr kennet den Volksglauben oder, daß ich es richtiger ausdrücke, den Volkswahn, als müsse der Verbrecher an der Stelle, wo er die Freveltat verübt, „gehen bis an den jüngsten Tag“ und habe keine Ruhe. Daß er keine Ruhe findet, das ist gewißlich wahr, aber nicht herumirret hier auf Erden, das ist auch wahr. Der Leib wird zur Erde, sagt das Wort Gottes, wie er gewesen ist, und der Geist gehet zu Gott, der ihn gegeben hat, um zu ernten seiner Thaten Lohn, wie der Herr Jesus im Gleichnisse vom reichen Manne und armen Lazarus augenscheinlich lehrt. Für die Seele ist die Erde nicht mehr, wenn der Leib im Grabe ruht. Ja, sagt mir einmal ehrlich und offen, wäre denn für Einen, der sich auf Erden so recht seiner Uebelthaten freute, die Menschen ärgerte, quälte, betrog, elend und unglücklich machte, das eine Strafe, wenn er auch nach seinem

Tod noch ſie ängſtigen und quälen könnte? — Ich glaube: Nein! Und ſomit fügte ihm der gerechte Richter im Himmel nicht nur keine Strafe zu, wenn er ihn „gehen“ ließe, ſondern es wäre noch recht ſeine eigenſte Luſt. Es iſt ein heilloſer Aberglaube, der aber leider ſchon viel Unglück und Unheil geſtiftet hat.

Auch Franz und ſein Vater waren davon nicht ganz frei; denn von dem Tage an betrat Keiner von Beiden mehr den Vogelherd. Er zerfiel und die ganze Gegend war eine verrufene, dahin, ſobald die Dämmerung eintrat, Niemand mehr gegangen wäre, und wenn man ihm alle Schätze der Welt gegeben hätte; denn es hieß: der Schuſterpeter geht dort und hat den Förſter auf dem Rücken hängen und will ihn Demjenigen aufhängen, der ihm begegnet. Darum meidet bis heute Jedweder die Gegend, und es heißt: „Am Vogelherde iſt es nicht juſt.“ Vom Vogelherde iſt nichts mehr zu ſehen und die Geſchichte iſt ſelbſt im Munde der Leute nicht mehr, wie Ihr ſie denn, außer dem Gevatter, alle nicht gekannt habet, und ſelbſt dieſer geſtand mir, als ich ihn fragte, daß er mit dem Zuſammenhange nicht vertraut ſei. Nicht, Gevatter?

Dieſer nickte. Die Zeit, beſonders unſere Zeit, ſagte er, wo Alles ſo raſch mit den Eiſenbahnen auf und davon geht, ebnet Alles, und die alten Geſchichten gehen mit den alten Leuten zu Grabe.

Ja, ja, ſagte Schmiedjakob, ginge auch — nur der Aberglaube mit zu Grabe! Aber der bleibt trotz der Eiſenbahnen und Telegraphen, ſelbſt dann, wenn die äußeren Zeichen verſunken ſind, an die er ſich einſt ankrallte.

Kathrinchen blickte bei dem Erguſſe des Alten ihn nachdenklich an. Schmiedjakobsvetter, ſagte ſie, ſeid Ihr denn am Ende mit der Geſchichte? Ich wenigſtens hätte noch Dies und Das zu fragen.

Weiß wohl, Kind, ſagte der Alte, und ich will dir's eben auch nicht vorenthalten, zumal dieſe Ereigniſſe ſo weit hinter uns liegen, daß nur Wenige unter uns davon wiſſen. Es iſt wohl kaum von meiner Seite nothwendig,

darauf hinzuweisen, daß die Begebenheiten am Vogelherde auf unserem Dorfe lagen, wie eine drückende Last, die man nicht von der Brust wälzen konnte. Der Winter, mit seinen Zusammenkünften befreundeter Familien oder Nachbarn, war da. Um Martini schnurrt ja das Spinnrad schon, und Schnee und Regen streiten um die Herrschaft, wo man sie dann streiten läßt und sich in gemüthlichem Behagen hinter den warmen Ofen setzt. Wenn nun da überhaupt die jüngsten Thatsachen der Erfahrung, die neuesten Erlebnisse besprochen werden sollen und auch jedes Mal besprochen werden, ohne daß ein Kapitel überschlagen wird, so mögt Ihr's Euch denken, daß da der Schusterpeter und der Förster und der Förster und der Schusterpeter mit einander abwechselten. Da weiß denn, je nachdem er zu Einem von Beiden gestanden, Jeder einen Zug, eine Geschichte, die bis daher verschwiegen geblieben war. Bald ist's zum Lobe, bald zur Schmach; aber es währt dann doch nicht lange, so ist das Kapitel abgehandelt bis auf's letzte Punktum. Erst als dies geschehen war, dachte man an die Hinterbliebenen, so hart und schwer Getroffenen, und so unschuldig Leidenden.

Mit der Försterin hatte Jedermann Mitleid. Sie war ein Kind aus dem Dorfe, Vielen verwandt, und, weil sie stets gutmüthig und verträglich gewesen war, den Meisten lieb und werth. Ihr Mann war ein rauher, wilder Mensch gewesen, eigennützig, mißgünstig und falsch, der Niemanden zu Gefallen lebte, sich vielmehr fast das ganze Dorf zu Feinden gemacht hatte. Man wußte aber, wie sie ihn so oft gebeten, abzulassen von solchem Thun. Statt ihrem wohlgemeinten Rathe zu folgen, war er hart, grob und unartig gegen das sanfte und liebenswürdige junge Weib. Sie hatte keine Rosentage in ihrer Ehe mit ihm gehabt, wohl aber viele Dornentage. Sparsam, ja habgierig und geizig war er gewesen, und daher hatte sich das Vermögen gemehrt und die junge Frau mit ihren zwei Kinderchen konnte ohne Sorge leben, wenn sie nicht auf den erzdummen Einfall gekommen wäre, den Nachfolger ihres Mannes, einen jungen, hübschen Kerl, zu heirathen, der ein Kartenspieler

und Säufer war und klein machte, was der Ermordete gemehrt hatte. Doch das kam erſt einige Jahre ſpäter.

Der alte Mühlbach, des Franz Vater, war, wie ich ſchon geſagt, ein ſehr engbrüſtiger Mann. Die Ereigniſſe des Novembers wirkten auf ihn in eben dem Grade nachtheilig und heftig, wie die vielen und ſchweren Nebel dieſes Monats. Er wurde immer kurzbrüſtiger und gegen Weihnachten ſchwollen ihm die Füße an und die Bruſtwaſſerſucht bildete ſich aus. Franz pflegte ihn, wie es nur eine liebende Gattin oder Tochter gekonnt hätte. Tag und Nacht verließ der treue, brave Sohn den leidenden Vater nicht. Er hatte zeitig den Doctor aus der Stadt geholt, und der that das Seine; aber der matte Docht eines nie kräftigen Lebens brannte immer ſchwächer, trüber, und erloſch endlich zwiſchen Weihnachten und Neujahr.

Jetzt hatten die Spinnstuben von Neuem zu thun.

Er muß heirathen, sagten die Frauen, welche eine oder mehrere heirathsfähige oder heirathslustige Töchter hatten, und es gerne gesehen hätten, wenn er den Freiersmann zu ihnen in's Haus geschickt hätte.

Er kann heirathen, sagten Andere, die weniger betheiligt waren; denn sein Häuschen ist schuldenfrei, seine paar Aeckerchen und Wieschen auch, und sein Handwerk versteht er aus dem Salze, das ist auch ein Kapital. Ueberdies ist er ein braver, stiller, fleißiger Mensch, auf dem der Segen des Gebetes ruht, das allein die Verheißung hat.

Und ein schöner Bursch ist er, wenn nicht der schönste im Dorfe, sagten die Mädchen zu sich, weil sie das nicht zu sagen den Muth hatten, da sie ausgelacht zu werden fürchten mußten.

Dachte denn kein Mensch an das arme Lorchen? fragte das Kathrinchen.

Doch; das kannst du dir wohl denken, erwiederte der Schmiedjakob. Ihr wisset's wohl, wie leicht man einen Stein auf einen Andern wirft, und wie unter einer That, wie sie der Schusterpeter verübt, die ganze Familie zu leiden pflegt; aber das gereicht ebenso sehr den Dorfleuten zur Ehre, als der jungen Försterswittwe, daß sie die Unglücklichen, die ja so schuldlos waren, nicht leiden ließen unter dem Urtheile des verworfenen Vaters. Vielmehr war es ja allgemein bekannt, wie viel hundert Mal Lorchen und ihre Mutter den Vater und Gatten vor Gott beschworen, das Wilddieben zu lassen und seinem ehrlichen Handwerke zu leben, das ihn mit dem Gute, das sie hatten, wenn's auch nur wenig war, ehrlich und rechtschaffen hätte nähren können. Aber was hatte es geholfen? Er wurde nur erpichter darauf, und selbst die Gefängnißhaft diente ihm nicht als Abschreckung.

Es war sicherlich ein Beide ehrendes Zeugniß, daß die junge Försterin zuerst zu Lorchen und ihrer Mutter kam und ihnen sagte, wie wenig sie Haß oder Abneigung gegen sie trage. Auch die, welche mit ihnen allezeit in Verbin-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09424/021

dung gestanden, kamen nach wie vor zu ihnen, und das schreckliche Ereigniß kam ihnen nirgends zum Nachtheile.

Als Schmiedjakob einen Augenblick einhielt, wandte Kathrinchen ihr schönes Gesichtchen gegen ihn, mit fragendem Blicke.

Ich weiß, was du willst, sagte er, und werde darauf eingehen. Während der Krankheit des alten Mühlbach kam Lorchens Mutter gar oft zu Franzens Beistand, aber sie that das nur Abends, wenn sie Niemand sehen konnte. Was die brave Frau dabei leitete, war das tiefe Gefühl der Schmach, welche auf den Angehörigen eines Mörders lag. Dies Gefühl drückte sie und ihr Kind so schwer, daß sie sich vor Niemanden sehen ließen, ja selbst die Kirche mieden, weil, wie sie sagten, sie Niemanden entehren wollten dadurch, daß sie neben ihm säßen. Das war nicht bloß so vorgehalten und vorgegeben, es lag so in ihrer Ueberzeugung. Der Pfarrer merkte das wohl und fand auch den Schlüssel dazu ganz richtig.

Eines Tages kam er zu ihnen und redete lange mit ihnen. Er hatte ihnen vorgestellt, wie Jedermann sie ob des unverdienten Schicksals bedauere, aber himmelweit davon entfernt sei, ihnen auch nur die geringste Schuld aufzubürden. Man wisse vielmehr recht wohl, wie sie Beide sich bemüht hätten, ihren Gatten und Vater auf andere Wege zu führen, wie ihnen das aber leider niemals gelungen sei. Das, was geschehen, gehe mit dem Verstorbenen heim, sie aber trügen deßwegen keine Schuld noch Verantwortung. Sie sollten doch zur Kirche kommen, wie sie das früher so fleißig gethan, und wieder unter die Leute gehen, wie sonst auch. Sie würden dann sehen, daß ihnen das schreckliche Ereigniß nicht im Mindesten Abbruch an Liebe und Achtung gethan.

Das liebreiche Wort des treuen Seelsorgers drang tief in die leidwunden Herzen. Sie hatten außerdem ja der Beweise so viele, wie wahr das sei, was er ihnen gesagt, daß daran keinen Augenblick zu zweifeln war. Dennoch konnte er es nicht ganz von ihren Herzen herabwälzen.

Zwar in die Kirche kamen sie wieder regelmäßig, aber der Menschen Umgang mieden sie geflissentlich.

Franz sah sein geliebtes Mädchen fast nie. Sah sie ihn kommen, so eilte sie in das obere Stockwerk, wo ihre Kammer lag, und schloß sich ein. Das brach ihm schier das Herz. Jetzt gerade, wo sein Vater gestorben war, hätte er einmal sein Herz mögen in das Ihre ausschütten, und konnte es nicht erreichen.

Einmal, es war gegen Lichtmeß und Sonntagnachmittags, war ihre Mutter zur Kirche gegangen und Lorchen allein zu Hause geblieben, daß die Stube warm bleibe, weil es so bissig kalt war. Sie glaubte, sie hätte die Hausthüre abgeschlossen, und saß stille am Ofen. Die Bibel lag vor ihr aufgeschlagen, aber sie weinte leise und so heftig, daß die Blätter des göttlichen Buches völlig naß geworden waren, ohne daß sie es irgendwie merkte.

Sie fühlte so recht ihr Unglück. Mußte sie ja doch dem entsagen, den ihre Seele mehr liebte, als das eigene Leben, weil sie ihren entehrten Namen nicht an den seinigen knüpfen durfte. Die Tochter eines Mörders durfte ja nie die Gattin eines unbescholtenen Jünglings werden. Und sie sah doch, wenn sie ihn einmal heimlich sah, wie seine Wangen bleich geworden und jede Freude von ihm gewichen war. Sie waren Beide unglücklich, aber es gab kein Heilmittel für dies Leid.

In diesen kummervollen Gedanken war ihre Seele versenkt. Alles um sie war todt. Sie hörte nicht, sie sah nicht, aber laut schluchzte sie und es that ihr wohl, einmal den tiefen Seelenschmerz ausweinen zu können, ohne daß es die gute Mutter wußte und sah.

Da fühlte sie plötzlich, wie sich ein Arm um sie legte. Sie fuhr auf, als hätte sie eine Schlange gestochen, und verwirrten Blickes sah sie in — das thränengefüllte Auge ihres Franz! — (Siehe das Titelkupfer.)

Ach, du armes Menschenherz, wie mächtig ist doch der Augenblick und sein Eindruck auf dich! Ja, in diesem Augenblicke war Alles, Alles vergessen. Seit einem Viertel-

jahre war sie ihm ausgewichen, hatte sie ihn nur heimlich und von ferne gesehen; und jetzt saß er neben ihr, legte seinen Arm um ihren Leib, zog die Weinende sanft an sich und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippe. Es durchschauerte sie, als er sagte: Lorchen, das ist der Brautkuß! Sie sprang auf und entwand sich seinem Arme.

Niemals! rief sie ganz außer sich, niemals! Die Tochter eines Mörders, das schmach- und fluchbeladene Kind eines Verbrechers, den nur allein der plötzliche Tod dem Beile des Scharfrichters entzog, kann und darf nie eines braven Mannes Weib werden! Sie muß allein durch das Leben gehen, daß Niemand in ihre Schmach, in ihr Elend hineingezogen werde!

Das rief sie in einem Zustande, der nichts von Ruhe, nichts von Sammlung, wohl aber die volle Macht einer halb wahnsinnigen Erregung an sich kenntlich machte. Sie wollte ihm entrinnen, aber er vertrat ihr den Weg. Er flehte, er bat sie, ruhig zu werden und einmal dem Worte der Vernunft Gehör zu geben. Hätte doch, sagte er, der Pfarrer sie in Bezug auf die Kirche eines Bessern belehrt, so würde es ja auch ihm gelingen, ihre Gedanken aus dem Kreise heraus zu reißen, da hinein sie ihr finsteres Hinbrüten, ihre Menschenscheu gebannt. So und Anderes sprach er mit ruhiger Sammlung. Sie setzte sich; sie hörte ihm zu — aber manchmal zitterte er, denn es kam ihm vor, als sei ihr Verstand in seiner Thätigkeit gestört. Darin irrte er aber.

Es war die Ueberraschung gewesen und die Furcht, sie möge in ihrer tiefsinnigen Liebe zu Franz zu schwach sein, seinen Bitten und Vorstellungen zu widerstehen, was sie in diesen Zustand der Erregung gebracht; denn seit langer Zeit hatte sie sich den alle Freude, alles Glück zerstörenden Gedanken aufgeredet, sie könne nie Franzens Gattin werden — aus den Gründen, die sie eben gegen ihn ausgesprochen, und jetzt fühlte sie erst recht, wie alle diese Vorstellungen vor der Macht ihrer Liebe in Nichts zusammenbrachen. Darum wollte sie ihm entfliehen, um sicher in dem gebannten Kreise ihrer Vorstellungen zu bleiben.

Da rief Franz: Sollen denn zwei Herzen zu Grunde gehen eines Wahnes wegen? Dann will ich fort, hinaus in die Welt! Hier halt' ich es nicht mehr aus, weil du mich nicht mehr liebst!

Da stieß sie einen Schrei aus, der selbst den Jüngling erschütterte, sprang auf und schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte laut. Aber es war auch, als sei mit diesem Schrei der Bann ihrer Seele gelöst, als habe das Wort des Jünglings: sie liebe ihn nicht mehr, das volle klare Erkennen und Verstehen ihres eigenen Herzens ihr gegeben.

So standen sie noch, als die Mutter kam und freudig überrascht in der offenen Thüre stehen blieb. Kinder, meine Kinder, rief sie aus, habt Ihr Euch endlich verstanden?

Lorchen richtete sich auf. Sie hatte mit dem Gesichte auf Franzens Schulter gelegen. Sie lächelte unter Thränen und sagte: Ach, Mutter, er will mich ja noch zum Weibe! Er meinte, ich hätte ihn nicht mehr lieb, und Gott weiß es, daß ich nur für ihn leben kann.

Nun, rief voll seliger Freude die Mutter, und legte, ohne Lorchens Widerstreben, ihre Hände in einander. Nun, so segne Euch der Herr aller Gnade, und lasse aus der Thränensaat eine Erndte in Freuden werden, und aus der Nacht des Jammers aufgehen einen lichten, hellen Tag des Glückes für Euch! —

Allen Respekt vor solch' einem Mädchen, sagte Kathrinchen, die, weil sie aus lauter Theilnahme den Faden hatte einlaufen lassen, jetzt wie eine Begeisterte sich erhob. Allen Respekt vor dem Mädchen, das mit einem treuen Herzen voll überschwänglicher Liebe dennoch allen Hoffnungen entsagen wollte, um den, den sie liebte, nicht in den Kreis ihrer Schmach hineinzuziehen.

Du hast Recht, sagte Schmiedjakob, aber es war nur ein Wahn.

Freilich; aber ich kann mich doch so recht an des Lorchens Stelle denken. Es lag doch Etwas in der Sache, das heute oder morgen wie ein zerstörender Blitz in das

Glück ihres ehelichen Lebens hineinschlagen konnte, sagte Kathrinchen, und — ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle ebenso gehandelt.

Um ebenso dem Wahne zu entsagen! sagte ihr Mann.

Sie sah ihn schelmisch lächelnd an, wandte sich aber dann wieder in tiefem Ernste zu Schmiedjakob. — Wisset Ihr denn, Schmiedjakobsvetter, wie ihre Ehe war?

O das kann ich dir sagen, erwiederte er. Ich hörte einst, daß meine liebe Mutter selig mit der lieben Großmutter selig darüber sprach, und ihre Worte — eben weil sie das vollste Bild meiner Ehe enthielten — sind mir unversehrt im Gedächtnisse geblieben. Sie sagte: Ich glaube, die Zweie — sie meinte eben Franz und Lorchen — haben nie eine trübe Stunde durch eigene Schuld verlebt. Ihr Leben ist wie ein milder, freundlicher, blüthenreicher Maitag hingeflossen; ihre Kinder sind wohlgerathen, alle, ohne Ausnahme; sie tragen, wie man sagt, die Eltern auf den Händen, und Gott hat ihrer Hände Fleiß gesegnet und Unglück von ihnen abgewendet.

Da hast du Recht, sagte darauf meine Großmutter, vollkommen Recht, und nie habe ich gehört, daß man dem lieben Lorchen ihren Vater vorgeworfen hätte, was sonst, wie du weißt, die Leute so gerne thun, wenn ihnen Jemand, dem sie so Etwas vorwerfen können, auf die Zehe oder das Krähenauge getreten hat. Das machte aber ihr gottseliger, reiner, liebereicher Lebenswandel. Da mußten die bösen Zungen schweigen.

Ich denke, mit diesen Worten kann ich meine Geschichte schließen, sagte Schmiedjakob. Wie wenig man mit Franz und Lorchen die Ereignisse am Vogelherde in Verbindung brachte, das zeigt, daß sich die abergläubische Vorstellung vom Vogelherde erhalten hat, aber fast Niemand mehr Etwas von ihnen weiß. Ihre Kinder haben sich auswärts verheirathet, das weiß ich, und auch das, daß sie alle brav waren, und es ihnen wohlgegangen ist.

10. Altes Gold.

Wer auf das heutige Leben der Leute sieht, kann doch, was den Mittel- und Handwerkerstand, den Stand der unteren Beamten betrifft, ein Gefühl der Wehmuth mit unseren Zuständen nicht unterdrücken. Auf den Leib wird Alles gehängt, nämlich an Putz und Kleider. Man will's um jeden Preis Andern gleich thun. An das „Zurücklegen" denkt keine Seele, und man darbt lieber am Essen und Trinken, wenn man nur nach der Mode einhergeht. Das ist eine großartige Lumpenwirthschaft, der es, genau angesehen, an Allem fehlt, nur nicht am Putz. Man meint, der amerikanische Geist wäre in das einst so solide Deutschland gefahren, dessen Grundsatz ist: Zwei Hemden, aber fünf Röcke nach der Mode! Wo soll das hinaus? — Wie soll's um die Familie und das Familienleben in Zukunft werden? — Das fällt einem ehrlichen Christenmenschen centnerschwer auf's Herz. Es ist eben ein Eintagsleben. An die ehrliche Zukunft denkt man nicht; nicht an die Zukunft der Kinder, die schon „gepützelt" werden in der Wiege — wenn man eine hat? — Da fällt mir ein rheinisch Sprüchwort ein, das mir einmal ein alter, vortrefflicher Bürgersmann sagte, der es von seiner Lebensreise — vom Bettelsack bis zum Wohlstande — erprobt hatte. Es lautet:

„Drei Pfennige hielten die Alten werth:
Den Zehrpfennig, der erhält und nährt,
Den Sparpfennig, der sich in Noth bewährt,
Den Nothpfennig, der am längsten währt."

Sehen Sie, sagte der alte Biedermann, die drei Pfennige hielt ich auch sehr werth. Ich war als Bettelbube in die Welt gesetzt worden, behaftet mit dem Makel unehelicher Geburt. Ich kannte meinen Vater nicht und die Mutter starb mir frühe. Ein Bruder von ihr nahm mich in sein Haus, damit ich ihm das Brod bettele. Mit dem Bettelsack ging ich von Thüre zu Thüre, von Dorf zu Dorf. Baarfuß und in Lumpen gehüllt ging ich einher, schlief, wo ich eine weiche Unterlage fand, gleichviel, ob ein Dach oder das große Weltdach, der blaue Himmel, mich deckte. Den Zehrpfennig brauchte ich da freilich nicht; aber ich dachte bei Zeiten, daß eigenes Brod, verdientes Brod, besser schmecken müsse, als Bettelbrod. Da faßte ich einmal Kurasche und sagte zu einem reichen Müller: Höret

einmal, könntet Ihr mich nicht brauchen in der Mühle? Ich mag nicht mehr betteln; ich will arbeiten und mein Brod verdienen! — Der Müller sah mich groß, aber mit Wohlgefallen an. — Jüngelchen, sagte er, du gefällst mir. Brauchen könnt' ich dich schon, und ordentlich kleiden und ernähren wollt' ich dich, und dir auch später Lohn geben, wenn du mehr leistest; aber wie steht's? Darfst du dich denn so mir Nichts dir Nichts zu mir verdingen? — Ich erzählte ihm Alles, ging heim, brachte das Säcklein mit Bettelbrod und sagte kurz und gut, ich hätte mich verdingt — und ging in die Mühle. Mir ging's gut. Ich wurde vor Allem ein — Mensch, und dann ein Christenmensch und hatte meinen Zehrpfennig, das heißt, eine ordentliche, ausreichende Nahrung. Der Müller hielt Etwas auf mich. Er schenkte mir dann und wann Geld. So wenig oder so viel es war — es wurde mein Sparpfennig. Ich dachte: Spare dir Etwas. Wie leicht kann der Müller sterben? Was dann? — In der nahen Stadt war eine Sparkasse. Das ist ein rechter, großer Segen! Dahinein legte ich mein Büchlein und kriegte mein Kapitalbüchelchen. Der Müller klopfte mir auf die Schulter und sagte: Das ist brav! Jetzt schenkte er mir öfter und mehr und der Sparpfennig wuchs. Als ich endlich Mühlbursche geworden war, sagte er zu mir: Philipp, du mußt wandern. Es fordert's die Zunft! Zwar seh' ich dich ungerne ziehen, allein es muß sein. Was wirst du mit deinem Sparpfennig anfangen?

Den laß ich stehen, sagte ich. Das gibt den Nothpfennig! Ihr behaltet mein Büchelchen und legt die Zinsen zum Kapital und lasset's quittiren. Kann ich Etwas draußen sparen, so send' ich's dazu!

Richtig! sagte er und ich ging und hab's zum ersten Male erfahren, daß Scheiden und Meiden wehe thut!

Jetzt galt's! Einen Zehrpfennig hatte mir der Müller gegeben und Brot und Schwartemagen für gewiß acht Tage, auch einen Kuchen von Schwingmehl hatte mir die Müllerin eingepackt. Ich dachte, weit in der Nähe willst du nicht

herumkommen, und wanderte fort, bis mein Zehrbrod all' war. Nun hieß es: fechten, das Handwerk ansprechen oder den Zehrpfennig angreifen! Ich focht nicht; ich sprach das Handwerk nicht an, was eigentlich nichts mehr und nichts weniger als Betteln heißt — aber ich fand ein Unterkommen und der Zehrpfennig wurde Sparpfennig, und der ersparte Lohn kam dazu und das schickte ich dem Müller, der's in die Sparkasse legte. Als ich nach anderthalb Jahren diese Mühle verließ, mußte ich freilich einen Zehrpfennig anwenden, und jetzt fand ich, daß er erhält und nährt und vor dem Bettelbrod bewahrt. Ich fand bald wieder Arbeit, legte mir den Zehrpfennig zurecht und schickte meinen Verdienst, so weit ich ihn nicht für die nothwendigen Kleider brauchte, an den Müller. Nach vier Jahren, die ich so glücklich und froh durchlebt, schrieb mir der Müller, er werde baufällig, ich solle doch zu ihm kommen; er zahle denselben Lohn, den ich auch draußen verdiene. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und kam heim.

Aber, was machte ich große Augen, als mir der Müller das Büchlein gab und ich sah, daß ich ein hübsches Kapitälchen erspart hatte.

Summa: Der Zehrpfennig war zum Sparpfennig, der Sparpfennig zum Nothpfennig geworden, und der währte am längsten und wurde mir zum Se[illegible]

Ich will's kurz machen: Der alte Müller starb. Da sagte die alte Müllerin: Philipp, bleib' bei mir und führe das Geschäft. Kinder hab' ich nicht und du selbst wissen, warum du dich plagst! Ich blieb und diente treu; bekam reichen schönen Lohn, der ganz in die Sparkasse floß; denn ich brauchte ihn nicht. Endlich starb die alte, brave Frau auch. In ihrem Testamente vermachte sie mir ein paar hundert Thaler. Jetzt sah ich den Segen meines Sparpfennigs ein. Eine Mühle konnte ich nicht kaufen. So ging ich in die Stadt, legte einen Mehlhandel an und wurde, was ich bin, ich glaube sagen zu können, ein behaltener Mann! Ich fing's so an: Einen Zehrpfennig hielt ich — nämlich so und so viel durfte nur meine Haushaltung kosten. Das überschlug ich genau; dann wurde der Sparpfennig jeden Sonntag zurückgelegt, und für bedenkliche Fälle hatte ich den — Nothpfennig!

Ich glaube, der Lebenslauf des alten Mannes und das Sprüchwort von den drei Pfennigen sind beide altes Gold. Ihr lieben Leute, die Ihr von Hand zu Mund lebet — spiegelt Euch daran — und nicht bloß das — Gehet hin und thuet desgleichen — und haltet die drei Pfennige werth! Ich wette, Ihr bereuet's nicht, und um Euch und Euere Kinder und — um Euer Alter wird's besser stehen. Proficiat!

11. Die Gefahren im Schwarzwald.

Eine Geſchichte.

Es gibt keinen luſtigeren Kauz, als der Bäcker Luſt in der Driebelsgaſſe in der Stadt, ſagte der alte Schmiedjakob. Hab' für mein Leben gern mit ihm zu thun; hat immer Etwas auf dem Tapet; aber iſt kein Windbeutel, und Aufſchneidereien und Beckpfeifereien kann er ſo wenig leiden, wie ich. Es mögen vierzehn Tage her ſein, da war ich bei ihm und wir erzählten uns von unſerer Wanderſchaft, obgleich die ſeinige vierzig Jahre jünger iſt, als die meinige. Da hat er mir eine Geſchichte erzählt, an der ich mich ergötzt habe, und die ich Euch wiedererzählen will.

Ich bin einmal, ſagte Luſt, von Freiburg im Breisgau, über Ebnet, wo der dicke Wirth noch lebte, den ſie den: „Sufetwibigett!“ nannten und den ſchier alle Welt kennt und unter dieſem Namen kannte, in's „Höllenthal“ hineingewandert. Ihr wiſſet, es iſt dies ein wunderſchönes Schwarzwaldthal, wo die Felſen eben ſo nahe zueinander die Naſen recken, daß einmal ein gehetzter Edelhirſch ſoll darüber, das heißt, über das Thal hinüber geſetzt haben, daher die Stelle noch der „Hirſchſprung“ heißt. — Hier, am Rheine, iſt's hübſch, das weiß der liebe Gott und die ganze Welt; aber in dem Schwarzwalde iſt's auch hübſch in ſeiner Art. Himmel, Tiefe ſchönen Berge, von deren

Gipfeln man die Alpen der Schweiz sieht; diese Tannen, die achtzig Fuß hoch, eine Pyramide bilden, unten nämlich bis an die Erde beastet, und oben in eine Spitze auslaufend; diese Tannenwälder mit ihrem Helldunkel und ihrem wundertar erquickenden Duft, diese Wasserfälle, die sich von Fels zu Fels, oft ganz in feinen Wasserstaub aufgelöst, stürzen, diese frischgrünen Wiesenthäler zwischen den bis zum Fuße bewaldeten Bergen, diese einsam stehenden Holzhäuser mit ihren morgengroßen Stroh- oder Schindeldächern, die so weit überreichen; diese treuherzigen, biederen Menschen — ich sag' Euch, man möchte im Schwarzwald wohnen, wenn man nicht am Rheine wohnte!

Item aber in dem Höllenthal ging mir's gerade nicht himmlisch schön, wenn auch nicht höllisch übel. Es überfiel mich hinter Ebnet ein Gewitter. Das Himmelsgewölbe schien einstürzen zu wollen, so krachte der Donner, so zischten die Blitze, so strömte der Regen! Wer bis auf die Haut naß wurde, war ich, und wer im stets herabstürzenden Regen fortwandern mußte, war kein Anderer. Nun war's zwar Sommer, aber doch ein „Bizzele" spät, wie die Schwarzwälder sagen. Die Tage waren schon stark beschnitten und die Abende kühl, und wenn dazu, wie bei mir, ein leerer Magen kommt, so friert's Einen ungemein leicht, und man schnattert vor Frost, wie eine Ente.

Wirst ja ein Dorf finden! dachte ich; aber Prost die Mahlzeit! Ich fand keins! Da seh' ich zur Rechten so ein köstlich Haus stehen, dessen Dach dreißig Fuß über die Wand auf beiden Seiten überstand, von Holzsäulen gestützt, und denke: Es ist doch ein Obdach! Lasse also die Landstraße links liegen und laufe unter das Ueberdach, wo ich mich, müde und schachmatt, auf einen Holzstamm setze. Der Bauer mußte mich gesehen haben, kam heraus zu mir und sagte: Guten Tag, Gesell, woher, wohin?

Ich sagte ihm, was er wissen wollte, und da er dann bemerkte, wie es mit mir war, hielt er mich zur Herberge.

Abends wurde viel erzählt, geplaudert und gescherzt. Da erzählte der Bauer eine Geschichte, die in selbigem

Sommer geschehen war, und von der er genau Bescheid wußte.

Jedermann weiß, sagte er, was es mit der sprüchwörtlichen Redensart für eine Bewandtniß hat, mit der nämlich: „Der ist mit der Pelzkappe geschossen!“ Das ist ein vielbedünklicher Schuß, dessen blaues Mahl oder Narbe man am Kopfe nicht sieht, wohl aber im Kopfe verspürt. Woher der Schuß kommt, weiß kein Mensch, da den Schützen und seinen Stutzen Niemand gesehen. Mancher kriegt den Schuß mit der Pelzkappe in der Jugend, Mancher auch später, ja, wenn das Sprüchwort wahr ist: „Alter schützt vor Thorheit nicht“ (und ich glaub's), so hat Mancher auch noch im Alter den maleßigen Schuß gekriegt.

Solcher Pelzkappgeschoßener gibt's nun allerwärts und überall nicht wenige, und die Zunft hat in allen Ständen

ihre Jungen, Gesellen und Meister. Das Seltsamste aber ist dabei, daß eben Keiner mit der Pelzkappe geschossen sein will; daß es Keiner von sich selbst glaubt und Jeder weiß es nur von dem Anderen, fast gerade so, wie es mit den Trunkenen geht. Kurios ist es, aber wahr, daß es in keinem Land und unter keinem Volke mehr Pelzkappgeschossener gibt, als in England. Da laufen sie zu Dutzenden herum. Sie haben dafür einen andern Namen in ihrer Sprache, nämlich den: Spleen — thut aber nichts und kommt mit unserem „Pelzkappgeschossen" auf's Haar auf Eins heraus. Man begreift's aber auch recht gut, wenn man die langbeinigen, dürren Kerle ansieht, die bei uns herumstrolchen, Alles sehen wollen, langgedehnt ihr ye—s sagen und wieder fortlaufen. Das ist eine absonderliche Sorte. Daran aber, daß diese Engländer so häufig mit der Pelzkappe geschossen sind, soll der viele Nebel schuld sein, der sie in England so oft und so lange einhüllt, daß man schwören möchte, ganz England sei mit der Pelzkappe geschossen, und wenn Einer sagte, es sei „benebelt", so hätte er, meiner Getreu, Recht, und ich glaube, daß solcher Ursprung richtig ist, da das „Benebeltsein" in unserer Sprache schon einen Zustand anzeigt, darinnen es im Oberstübchen nicht richtig und geheuer ist.

Nun könnte man uns Schwarzwäldern auch so Etwas leichtlich nachsagen, denn an Nebeln fehlt's uns nicht. Da wir aber das ganze Jahr das „Pelzkäpple" tragen, so kommt's selten vor, daß bei uns Einer damit geschossen ist.

Sei's aber, wie's wolle, ich muß da eine Geschichte von einem Engländer erzählen, der den Schuß frühzeitig bekommen hatte; denn als er erwachsen war, konnte Jedermann gleich das blaue Mahlzeichen davon merken.

Sonsthin sah er ganz leidlich und verständig aus; aber, wenn's auf Einen Punkt kam (und das war eben das blaue Mahl im Kopfe), dann war's richtig, und Jedermann hatte es weg, womit er geschossen war. So soll's aber den Bewußten in Deutschland gerade gehen; man hält sie für gescheidte Leute, kann mit ihnen ein ganz verständig

Wort reden, bis auf einmal das „Käpple“ 'raus kömmt, und Einer auf die Naſe gefallen ſein müßte, wollt' er nicht, auch ohne Uhr, wiſſen, wieviel Uhr es ſei.

Unſer junger Engländer war ein Lord, was in England juſt ſo viel heißt und gilt, als bei uns ein Baron oder ein Herr von, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Lords in England erſtaunlich reich ſind, während es bei uns viele Herren von Habenichts gibt, denen keine Ziegel auf dem Dache mehr eigen iſt, und die den polniſchen Koch im Hauſe haben, der Fettſuppſchöpfabski heißt und ein Vetter von Koch Schmalhans iſt. Doch das geht uns hier nichts an.

Der junge Lord war entſetzlich reich und beinahe der Rothſchild ein Lump gegen ihn. Er hieß Rotburn. Es machte ihm ordentlich Sorge, wie er ſein Geld loswerden ſollte, was zwiſchen ihm und mir einen ausreichenden Unterſchied bildete, abgeſehen davon, daß ich weder ein Lord, noch ein Herr von, aber doch ein Freiherr auf meinem Grund und Boden bin.

Wenn Ihr mich fragt, worin denn der Schuß beſtand, den er hatte, ſo ſag' ich, es war das Angeln. Tagelang konnte er am Waſſer ſitzen und Fiſche angeln — wenn er ſie nämlich kriegte. Darüber vergaß er Eſſen und Trinken, Schloß und Park, in Summa, Alles. Es war bei ihm eine ſolche Leidenſchaft, daß ſie ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Alle Bücher über das Fangen der Fiſche mit Angeln, die es in England gibt, und deren gibt es viele, hatte er

durchstudirt; wußte, wie jeder Fisch „genaturt" war, was er zur Nahrung liebe, was ihn an die Angel lockte, wo er sich aufhielt und wie man ihn am besten und leichtesten fangen könnte, ob mit Netzen, Reußen, Hamen, Gabeln, Angeln oder wie sonst etwa. Besonders aber verstand er zu machen, was den Fisch an die Angel lockt oder den Köder. In England, Schottland und Irland war kein See, kein Fluß, kein Bach, kein Tümpel, in dem er nicht gefischt hatte. Als er damit fertig war, da sah er sich gedankenvoll um, wo er neue Gebiete seiner Thaten finden möchte zur Abwechslung.

So kam es denn, daß er Anno 1849 irgendwo einmal mit einem seiner Landsleute zusammentraf, der denselben Schuß mit der Pelzkappe hatte, wie er. Der war etwa zwei Jahre früher in Deutschland gewesen und hatte die blauen Bergseen des bayerischen Hochlandes durchgefischt, und rühmte ihm den Fang der Renken im Stahrenberger See, der Karpfen im Laacher See am Rheine, der Lachse bei Sanct Gear, der Lachsforellen im Bodensee, und er erzählte ihm endlich von der riesengroßen Lachsforelle, die bei Constanz mit dem Kopfe wider der Mauer stand, gerade als ob sie mit der Pelzkappe geschossen wäre, wie ein Lord in Altengland. Nun weiß alle Welt, daß es ein Jägerlatein gibt, in dem die Jäger mit einander reden und sich belügen, daß die Augen Wasser geben. Justement so gibt's auch ein Anglerlatein, und das sprach der Engländer über die Maßen gut und belog den Lord Norburn, daß es über alles Begreifen hinausging.

Der sperrte Augen, Maul und Nase auf, und es zappelte ihm in allen Gliedern bei solchen Geschichten — ja die Haare stellten sich ihm vor lauter Plaisir zu Berge — und in seinen Gedanken war Alles zur Reise fix und fertig an alle die Orte, die der Landsmann genannt.

Das ist aber noch Alles nichts, fuhr der Landsmann fort, gegen die Plaisir, die ich an der Treisam im Schwarzwald ausgestanden habe, nämlich unweit der Steige, wo der Herr Faller sein Wirthshaus stehen hat und wo die

Treisam in seltsamen Sprüngen vom Kaiserstuhl oder, wie der Berg heißt — Feldberg — glaub' ich oder Bergfeld — weiß es nicht mehr genau, herabkömmt.

So? fragte der Lord. Liegt das Land in Indien, das Land: Schwarzwald — oder in Afrika, Amerika oder Australien, oder sonstwo?

Nun, die guten Oberländer brauchen sich das nicht zu Herzen zu nehmen, daß so ein Lord ihr schönes Land nicht kannte. Dafür konnte der Schwarzwald nichts, und ich selber ebenso wenig, sondern lediglich der Erzieher und Lehrer des Lords, der gleich weghatte, daß, wie man sie in England betitelt, Seine Lordschaft kein Liebhaber vom Lernen war, namentlich an der Erdbeschreibung keine Plaisir hatte und in der Naturgeschichte nur allein an dem Kapitel von den Fischen. Da dachte er: der hat Geld, das gilt mehr, als das eitele Wissen, das ja doch Stückwerk bleibt; er braucht nichts zu lernen für's tägliche Brod, und England besteht doch, ob es einen Lord-Esel mehr oder weniger hat. Was brauch' ich den armen, dürren Buben — und mich — ihn mit Lernen, mich mit Lehren, zu plagen. — Er hat klingenden Verstand, und der hilft besser durch die Welt, als der andere, der nicht klingt. Wenn, fuhr der in seinen Gedanken fort, alle Reichen geschidt wären, was bliebe dann den Armen? Da ließ er denn den jungen Lord angeln, und so kam es, daß er so fragte, was uns irrthümlich dumm erscheint. Ein Reicher kann, soll und darf nicht dumm genannt werden; das ist ein Irrthum und Fehler, auch wenn er's dreitausendmal ist!

Als er nun so fragte, wo das Land Schwarzwald läge, kam dem Landsmann ein Weniges das Schmunzeln an; aber der hatte den richtigen Lebens-maßstab und dachte: Der junge Mensch ist reich, also wozu Kenntnisse? Reiche Esel sind ja doch im Leben gescheidte Leute! Er antwortete daher so: Ei bewahre, der Schwarzwald ist das herrliche Gebirgsland im Großherzogthum Baden, und Baden liegt in Deutschland, und Deutschland in Europa, und so weiter.

So? sagte verwundert der Lord. So? — Aber worin hat Ihre verwunderliche Plaisir bestanden?

Im Fang der Forellen! sprach mit dem ganzen Nachdruck des Stolzes der Andere.

Forellen, was ist das? fragte der Lord sehr eifrig.

Ei, Fische sind's, die Altengland gar nicht kennt! Fische sind's, die köstlicher die Erde nicht hat, wollt' ich sagen, das Wasser!

Richtig, sagte der Lord. Der Fisch lebt im Wasser. Aber wie sehen die aus?

Nun mußte der Landsmann dran, sie zu beschreiben nach Gestalt, Größe, Lebensweise, Fang und Geschmack. Das war dem Lord etwas ganz Neues, und das verhieß, die eklige Langweile zu vertreiben, und der Mund wässerte ihm darnach, so lecker beschrieb sie der Andere, und man esse sie nirgends besser, als auf der Steige bei dem Herrn Faller im Schwarzwalde.

Goddam! rief der Lord, da muß ich sogleich hin.

Schwarzwald, Treisam, Steige, Faller — wiederholte er und schrieb's in sein Taschenbuch, denn er litt an kurzem Gedächtniß.

Ja, sagte der Landsmann, da haben Sie Recht, und wenn Sie hinauffahren mit der Eisenbahn, so halten Sie in Offenburg an und wohnen Sie in der Fortuna. Da wird's Ihnen gefallen. Ist ein prächtiger Gasthof und wird Einem wohl da, besonders dem Engländer, denn der wird überall besonders beehrt.

Auch das schrieb er sich auf, drückte dann dem Landsmann die Hand und dankte aus Herzensgrunde.

Morgen reise ich ab nach den Forellen im Lande Schwarzwald, nach Fortuna, Treisam, Steige und Faller.

Prost die Mahlzeit! rief der Andere. Sind Sie bei Trost? Da ist's alleweile nicht just, nicht geheuer, da hausen die Freischärler!

Freiſchärler? fragte der Lord, der immer neue Namen hörte, und nicht begriff, was das ſei. Was ſind das für Fiſche? Sind das Raubfiſche, wie der Hecht?

So Etwas von der Art, aber ſind viel faule Fiſche dahinter, lachte der Landsmann; es ſind Fiſche auf dem Trocknen, die nach Luft ſchnappen — Menſchen aber ſind's; eine bunte, ſchöne Sammlung von Leuten aller Art und Sorten, deren Hoffnung in's Blaue ſchillert, die meiſtens geborne Theilungskommiſſäre ſind und lieber nehmen, als geben. Ihr Ausſehen hat Einiges, was abſchrecken könnte. Sie tragen entſetzliche Bärte bis zum Gürtel, wenn ſie ſo langes Wachsthum haben, bisweilen auch Hemden; meiſt Blouſen von etwas zweifelhafter Farbe, Kalabreſer Hüte, bisweilen Schuhe, können aber auch ohne dieſe windſchnell laufen.

Was ſagen Sie? rief der Lord. Sind ſie auch bewaffnet?

Bis an die Zähne! erwiederte der Landsmann.

Geddam! dann bleibe ich hier, bis sie sich verlaufen haben, sagte der Lord. Lieber keine Forellen, als solche Gesellen!

Ich denke, sagte der Landsmann, mit dem Verlaufen wird sich's unter der Hand schon machen.

Aber warum jagen sie sie nicht fort? fragte der Lord.

Die Preußen sind eben dran! erwiederte der Andere. Lesen Sie denn keine Zeitungen, mein Lord?

Bei'm Angeln bleibt Einem dazu wenig Zeit, sagte der Lord seufzend über die Last seines Berufs.

Als ihm aber der Landsmann anrieth, die Berichte aus Baden zu lesen, da nahm er es sich vor, aber er vergaß es dennoch wieder über dem — Angeln. Was ging ihn die Welt an, wenn er Wasser und Fische hatte?

Es war indessen dem edlen Lord doch eine große Pein, so lange das Verlangen nach den Forellen des Schwarzwaldes zu unterdrücken. Muth hatte er, die Wahrheit zu sagen, sehr wenig — aber den braucht auch ein Lord nicht, der zumal Geld hat. Er kann sich ja Schutz verschaffen, wo er will, warum denn nicht gegen die Freischärler, die etwa noch in den von dem Landsmann beschriebenen Schluchten steckten? So oft er aber den Landsmann traf, mußte er ihm von den Forellen im Lande Schwarzwald erzählen und von den Freischärlern. Da belog ihn denn der Windbeutel über die Maßen und sagte ihm, schlimmer als die Freischärler seien die Bären im Schwarzwald und die Wölfe, von denen es wimmele, und die eine absonderliche Lust nach englischem Lordsfleische hätten, davon sie schon verschiedentlich verspeist. Die Lordshaut bekam einige Aehnlichkeit mit der eines deutschen Gänserichs; aber trotz aller Gefahren blieben die Forellen eine Macht für den Lord, die alle Schrecken überwand, und selbst Bären Freischärler und Wölfe aus dem Felde schlug.

So kam nach langen Winterträumen vom Angeln der Forelle an der Hafenmauer von Constanz und denen in der schäumenden Treisam endlich der Frühling auch nach

England. Der Lord stellte sein Fischgeräthe auf's Feinste her und ließ es unter seinen Augen packen, sammt Vorräthen an Pferdehaarschnüren, künstlichen Fliegen und Ködern in Fläschchen und Töpfchen, wie man sie gewiß drüben, in Europa, wohin er ja von England reisen mußte, dem Lande, wo man noch auf Bären, Freischärler und Wölfe Jagd mache, noch weniger aber in dem Lande Schwarzwald finden mochte. Als endlich das Alles fix und fertig war, suchte er seinen Landsmann, den Kundigen im Lande Schwarzwald, auf und sagte: Wie steht's, haben Sie die Wische, die man Zeitungen nennt, gelesen? Wie steht's um die Bären, Freischärler und Wölfe?

O da können Sie nun gutes Muthes hinüberreisen, sagte der, denn die Bären sind ausgewandert in die freie Schweiz, die Freischärler, sofern sie nicht in die Hände ihrer Feinde fielen, ebenso, und die Wölfe sind niedergeschossen. Der Kriegslärm im Lande hat alle wilden Thiere verscheucht, Mylord, und es ist so sicher im Lande, wie in Ihrer Hosentasche. Für den Nothfall packen Sie ein Paar guter Pistolen unten in Ihren Koffer, damit Sie nicht mit der Douane und Polizei drüben in unangenehme Berührung kommen! Glückliche Reise!

Der Lord dankte und lief heim. Sein Herz klopfte vor Lust und Herrlichkeit, und am 21. März 1850 schiffte er sich auf einem Dampfer ein nach Holland.

Jeden Reisenden, der ihm Rede stand, fragte er nach dem Lande Schwarzwald und den Bären, Freischärlern und Wölfen, und es gab Schalke genug, die ihm allerlei aufbanden, woran er zu tragen hatte. Koffer, Reisesäcke und Kasten mit dem Fischgeräthe wurden sorgfältig auf den eigenen Reisewagen gepackt, und so setzte sich der Lord in Bewegung, oder vielmehr seinen Wagen.

Im Laacher See angelte er vorzügliche Karpfen, die vorzüglich schmeckten und vorzüglich bezahlt werden mußten. Das richtete ihn auf und erfüllte ihn mit Freudigkeit.

Mittlerweile hatte er doch auch gefunden, daß es in dem Europa ganz gebildete Leute gab. Die Kellner in den

Wirthshäusern verſtanden Engliſch und konnten anſtändige, ſtandesmäßige Rechnungen machen, und Alles war recht gemüthlich. Es ging ihm in Sanct-Goar ſchlecht; denn Salmen, Lachſe? — Ja, das ſind ſeltene Vögel, ſchrieen die Fiſcher. Seit die Dampfboote den Fluß peitſchen, ſind ſie alle nach dem Rheinfall ausgewandert oder bleiben im Meer und denken nicht mehr an Sanct-Goar!

Rheinfall! Was iſt das für ein Land? fragte der Lord. Die Schiffer lachten und ſetzten es ihm aus einander.

Hingehen! Yes! war ſeine Entſcheidung.

Nun war nichts Beſonderes mehr unterwegs, und er eilte in den Schooß der Offenburger Fortuna. Hier wurde

es ihm heimathlich und behaglich. Hier hörte er, daß man ihn mit Bären, Wölfen und Freischärlern weidlich gehänselt habe; darüber ärgerte er sich, glaubte aber am Ende auch dieser Belehrung nicht, und blieb eben zwischen Furcht und Hoffnung hängen, bald der einen, bald der anderen Raum in seiner Seele gönnend, je nachdem die Umstände sich gestalteten. Man rieth ihm ab, sogleich nach Constanz zu eilen, denn mit der Urgroßmutter aller Lachsforellen im Bodensee, die dort ihren harten Kopf nicht einmal an der Hafenmauer gebrochen, wo sie ihn starrsinnig seit, Gott weiß, welchem Jahrhundert widergestämmt, sei's Nichts. Es scheine nur eine Spiegelung der Wasser zu sein! Vielmehr wurde ihm der Reise- und Anglerplan so vorgeschlagen, daß er zuerst an den Titisee angeln gehe, dann an die Treisam.

Steige — Faller? fragte der Lord.

Yes, wurde ihm erwiedert — und dann an die Murg mit dem Standorte Offenburg. — —

Alles erwogen, fand er es vortrefflich. Er sandte seinen Bedienten auf die Post, der endlich Pferde brachte, denn mit der Eisenbahn hatte er gründlich gebrochen, seit er dabei gewesen, daß ein Zug aus den Schienen gekommen war. Er selbst war mit einigen Quetschungen weggekommen, also verhältnißmäßig gut, Andere desto schlimmer. Seitdem führte er wohl seinen vortrefflich eingerichteten Wagen mit sich, nahm aber überall Postpferde. Es war theuer, aber er war ein Lord, und damit: Holla!

Da saß er denn mutterseelenalleine in dem bequemen Wagen. Wenn er nicht schlief, träumte er von Forellen. Als er aber die hohen Schwarzwaldberge sah und die dunkeln Wälder, wurde es ihm unheimlich. In Freiburg weilte er nur, um die Pferde zu wechseln, und dann eilte er, schnell durch diese Wälder und Schluchten zu kommen, obwohl es schon etwas spät am Tage war.

Er war immer geneigt, seinem windbeuteligen Landsmanne mehr zu glauben, als den Deutschen, und unter ihnen den Wirthen; denn es schien ihm klar, daß diese ihrem Lande keine Schmach bereiten wollten, als sei es ein

Land, wie die Urwälder Amerika's, wo auch Bären und Wölfe, aber statt der bärtigen Freischärler unbärtige Wilde hausesen. Die, meinte er, wollten die Reisenden nicht zurückschrecken, während sein Landsmann neutral und also wahr sei. Es beruhigte ihn übrigens, daß er wohl bewaffnet sei, weil ja doch in dem Koffer, in welchem das feine Anglergeräthe verpackt sei, ganz unten am Boden ein Paar ausgezeichneter, mit Kugeln geladener Pistolen lägen, mit denen er sich seiner Haut wehren könne.

So fuhr er denn ziemlich spät am Tage in das sogenannte Höllenthal hinein. Rechts strömte der dunkelgefärbte Gebirgsbach, dessen dunkle Farbe ihm auffiel, während der Schaum schneeweiß war. Mächtige Tannen standen überall in ziemlich weiten Entfernungen von einander, dann auch wieder kahlstämmig eng an einander gedrängt, und hoch oben das dunkle Laubdach bildend, das kein Streiflein des

blauen Himmels ſichtbar werden ließ. Weit und breit kein Dorf und, wie man ihm in Ebnet geſagt, wenn er es anders richtig gedeutet, zwei bis drei Stunden weit erſt das Poſthaus und Menſchennähe! — Das war bedenklich.

An Naturſchönheiten hatte der Lord nie Geſchmack gefunden. Was war da zu bewundern? Wald war Wald, Fels Fels, Berg überall Berg. Waſſer, in dem Fiſche lebten, das allein übte Reiz auf ihn aus. So war es denn begreiflich, daß er ſich auch in dieſer wildſchönen Gegend in die Kiſſen ſeines Wagens legte, zumal die Luft ſchwül und dick von Dünſten angefüllt war, und gewitterartig, lähmend auf des Lords Nerven fiel, die übrigens zu den feinſten nicht gezählt werden durften.

So war es denn auch nicht zu verwundern, daß er bald einſchlief und ein Traum ſeine Seele beſchäftigte, ein Traum, der mit dem Eindrucke der menſchenleeren Gegend und dem, was ihm der Landsmann davon geſagt, im engſten Einklange ſtand.

Er hörte Bären brummen, ſah ihre rothen Augen und zottigen Leiber, ihre bekrallten Tatzen im dicken Pelz. Er hörte hungrige Wölfe heulen. Rufe unheimlicher Art ließen ſich hören; es waren zerſprengte Freiſchärler, die ſich zu einer Räuberbande vereinigt hatten und hier dem Reiſenden auflauerten. Sie mußten herausgebracht haben, daß er Geld, viel Geld bei ſich habe, und darauf waren ſie erpicht. Jetzt kam das Unheil näher. — Er hörte ferneS Schießen. Sie kamen näher! — Der Wagen kroch langſam die anſteigende Landſtraße hinauf. — Der Kutſcher ſchlief; der Bediente, der treue John, ſchlief. Jetzt erblickte er einen Freiſchärler, auf's Haar ausſehend, wie ihm ſein Landsmann in London ihn geſchildert. Er ſah ihn an mit fürchterlich rollenden Augen. Die rothen Haare an Kopf und Bart ſahen entſetzlich aus. Er legte ſeinen Muskedonner an die Backe, rief: Farewell, Mylord! (was ſo viel heißt, als: Nun Adje, Lord!) und es blitzte und krachte fürchterlich — und — der Lord erwachte mit einem lauten Angſtſchrei.

Zwar war kein Freischärler zu sehen — aber sein Erwachen war doch eben kein angenehmes.

Ein Gewitter, das den ganzen Tag gedroht, war murrend und grollend herangezogen. Es fuhren die Blitze wie feurige Schlangen umher, obwohl man nicht viel Himmel in der Felsschlucht sehen konnte, desto greulicher aber heulte der Sturm, desto gräßlicher rollte der Donner.

John! John! rief er angstvoll — denn es war völlig dunkel geworden — wo sind wir?

Schwarzwald! Höllenthal! war die Antwort des Bedienten, der auch geschlafen hatte und eben, vom Blitz und Donner erschreckt, erwacht war.

Mylord, wären wir in London oder im Schlosse zu Roxburnhall!

Der Lord seufzte und im Seufzer klang ein ähnlicher Wunsch durch.

Der Wagen schlich nur hin. — Es schien, als schliefen auch die Pferde. — Laß zufahren! rief er John zu.

Yes! antwortete der gedehnt, gähnte kräftig und stieß dem Kutscher in die Rippen. Schnell! rief er ihm in's Ohr. Schnellllll!

O du verrückter Engländer, wärst du, wo der Pfeffer wächst und ich in Freiburg! stöhnte der Mensch im schwefelgelben Postwamms, hieb aber auf die eine solche Mahnung nicht erwartenden Pferde aus Leibeskräften. Sie zogen stürmisch an, daß der Wagen einen heftigen Ruck that. In diesem Augenblick fuhr ein greller, Alles rings erhellender Blitz in's Thal. — Der Donner prasselte gellend und schauerlich nahe; eine Tanne stürzte krachend und in lichtem Brande in's Thal, und fast quer in den Weg. Das Alles war das Werk Eines Augenblicks. Die Pferde wurden scheu — rissen den Wagen einem jäh abfallenden Wiesenlande zu, das der Treisam sich zusenkte, die tief unten schauerlich rauschte. — Es gab einen Ruck, dem folgte ein Gekrache. Der Kutscher flog vom Bocke auf die Wiese, John ebenfalls in einem Bogenschuß ihm nach — und der Wagen lag, und — die Achse war zerbrochen! — —

Das fehlte noch! —

Da regnete es Flüche; dort hörte man schreien und ächzen! Der Lord hatte einen anständigen Puff an den Kopf gekriegt und konnte von Glück sagen, daß die klirrend umherfahrenden Fensterscheiben ihn nicht schwer verletzt hatten.

Betäubt von all' dem Schrecklichen, was ihn hier in dem umheimlichen Felsthale traf, kam endlich der junge Lord wieder zu sich.

Der Wagen lag völlig auf der Seite. Der Kutscher, der die Pferde lösen mußte, wenn sie nicht umkommen sollten, schnitt die Riemen durch. John, dem Hören und Sehen von dem Sturze vergangen war, hinkte den Abhang herauf, indem er seine Gliedmaßen befühlte, ob sie nicht gebrochen wären. Als er den Wagen umliegen sah, wandten sich seines Herzens Gedanken von seinem eigenen, schmerzhaften Leibe zu seinem Herrn, von dem er weder Etwas hörte noch sah. Mylord, Mylord! rief er — leben Sie noch oder sind Sie todt?

Ach, John, rief es heraus, ich bin sprachlos! Welch' ein Jammer! Was soll aus uns werden? Hilf mir heraus aus diesem Kasten, wo Alles über mich gefallen ist, was nicht niet- und nagelfest war!

Das aber war eine Aufgabe, die ihre Mucken hatte. Postillon, hilf! rief John.

Ja, hilf! Hilf dir selber, du Narr! grollte der derbe Schwarzwälder. Erst sorge ich für meine Gäule, dann für dich und den, der da drinnen schreit.

Unbeirrt von den nachdrücklichen Vorstellungen Johns, die mit manchem altenglischen Fluche durchwoben waren, fuhr er in seinem Werke eifrig fort. Da aber waren Zweie im Gegensatz, ein deutsches, stumpfes Postillonsbrodmesser und die Riemen vom besten englischen Leder und diese Gegensätze waren schwer zu versöhnen. Dennoch gelang es endlich. Er band die schnaubenden Thiere an einen Baum und sagte dann zu John, der mit seinem Herrn eifrig verhandelte: Nun hör' auf, zu parliren und komm!

Beide machten sich nun daran, den Wagen etwas auf-

zuheben, damit der Lord erlöst werden konnte aus seinem Gefängnisse. Endlich gelang das. Er kroch mühselig heraus, und nun mußte er mit angreifen, daß der Wagen wieder aufgerichtet werde, wenigstens der Kasten, denn es begann nun ein furchtbarer Regenstrom sich zu entladen und kein Obdach war weit und breit; das machte der Postillon mit allerlei Zeichen deutlich. Der Lord verstand's und nun blieb Nichts übrig, als den Postillon nach Hülfe zu senden. Daß er das thue, drückte ihm der Lord ein Goldstück in die Hand. Er selbst kroch in den Wagen und John eilte mit dem Postillone davon. Alles bestens zu besorgen.

Da saß der Aermste in seinem Kasten, dessen Fenster beide zerbrochen waren. Die Nacht war stockfinster; die Blitze zuckten schrecklich; der Donner rasselte furchtbar, und die Tanne brannte lichterlohe im Sturmgeheule und beleuchtete gräßlich die Umgebung, die schauerlicher gar nicht gedacht werden konnte, und der Regen strömte und drang in den Wagen. Die Treisam, anschwellend zum wütenden Bergwasser, rauschte immer gewaltiger seitwärts in der Tiefe und stieg aus ihrem tiefen Rinnsal herauf auf die Wiese.

Er war allein in dem Aufruhr aller Elemente, allein, hülflos. Seine Pistolen lagen in dem sammtausgeschlagenen Kästchen, unten im Koffer, der hinten aufgeschnallt war, wenn ihn nicht schon die Räuber abgeschnitten! —

Die Einbildungskraft, die gerade in solchen Lagen am fruchtbarsten ist, begann jetzt ihre Thätigkeit. —

Wie leicht konnte der Blitz den Wagen treffen, an dem so viel Eisen war! Wie leicht konnte der Blitz wieder eine Tanne treffen und gerade über den Wagen herschleudern, daß er elendiglich verbrennen müßte! Wie leicht konnte ein Felsstück da oben sich lösen und ihn zerschmettern! Wie schrecklich, wenn von des heftigen, wolkenbruchartigen Regens Gewalt die Treisam fortwährend wuchs, des Wassers Gewalt ihn mit fortreißen sollte, also, daß er im eigenen Wagen ertrinken müßte! — Schrecklich! Schrecklich! rief er aus und rang die Hände. Er wollte heraus, aber der Sturm platschte ihm den Regen in's Antlitz, daß er erschrocken zurück fuhr

und die Thüre wieder schloß und seinen Kopf mit völliger Hingebung in die Kissen begrub! — Er schloß die Augen; aber was war da gewonnen? Er horchte hinaus in den wilden Aufruhr in der Natur. War das nicht Wolfsgeheul? — War das nicht das schreckliche Brummen eines Bären, von denen der Landsmann in London erzählt, daß sie einen vorwiegenden Appetit nach Lordsfleisch hätten? — Er bebte; aber das, was er gefürchtet, blieb doch aus. — Allein, wenn sich dennoch, trotz aller Versicherungen der Wirthe, irgendwo vertriebene Freischärler umtrieben und jetzt daher kämen und sagten mit höhnendem Worte: Eure Herrlichkeit wollen die Gnade haben, sofort aus ihrem Kasten sich zu scheren, wo wir uns dann die Ehre geben, Ihnen eine Kugel durch das Gehirn zu jagen, um des Vergnügens theilhaftig zu werden, sie hier einstweilen zu beerben. Wir sind höfliche Leute, wie weiland die Straßenräuber in Altengland; wir sind bescheidene Deutsche, die sich, als Erben, mit dem Wenigen begnügen, dessen sie sich auf der Reise bedienen! Himmel, welche Bilder der Einbildungskraft! Es war ihm zu Muthe, wie den sieben Schwaben, als sie vor dem blühenden Flachsacker standen, den sie für einen gewaltigen See hielten, und jene berühmten Todesbetrachtungen anstellten.

Was sollte er beginnen? —

Er horchte mit angehaltenem Athem. Die Zeit schlich gar träge. — Wie, wenn der gelbe Postillon — statt voraus, rückwärts geritten wäre, und ihn im Stiche ließe? — Aber John war ja bei ihm! — Konnte er den aber nicht mit einem Peitschenhiebe vom Pferde werfen? — Wo lag der dann? —

Sie kamen nicht. Die Dreisam stieg immer höher, brüllte und tobte in ihrem Bette. Der Donner rollte noch immer, wenn er sich auch zu entfernen schien und die Blitze zuckten fort und fort mit gleicher blendender Helle durch die schwarze Nacht. Der Regen floß, ungeschwächt in seiner Kraft vom Himmel — und er war und blieb — alleine!

Wärst du noch einmal in Kerkurnhall, alle Forellen des Schwarzwaldes sollten dich nicht mehr herauslecken in dies verwünschte Land! —

Da, mit Einem Male, blitzt's wieder so grell, wie noch kaum einmal. Es that einen Schlag, daß der Wagenkasten dröhnt. Er reißt in der Verzweiflung die Wagenthüre auf und springt hinaus in den strömenden Regen.

Fort! ruft's in ihm. Fort, aus diesem Thale, das siebenfach ein Höllenthal ist!

Er rennt fort. Allmälig hört der Regen auf; aber die Straße ist schlüpfrig. Es ist höchst beschwerlich zu gehen. Er denkt nicht daran, daß er seine ganze Habe zurücklässt. Es ist eine Todesangst in ihm, die Furcht vor den Wegen der Treisam und den Blitzen des Himmels. Er rennt, als brenne es hinter ihm; aber die Blitze kommen seltener. Der Donner dröhnt in der Ferne, das Gewitter ist vorüber. Deste dichter ist aber die ihn umgebende Finsterniß. Er keuchte, als trüge er auf seinen Schultern eine ungeheure Last. Der Athem wollte ihm bisweilen schier ausgehen — aber er muß fort, es ruhet nicht in ihm. —

Bereits war er in einer fieberhaften Aufregung eine ziemlich weite Strecke fortgegangen oder vielmehr fortgerannt, als er plötzlich stille stand und mit einer verstärkten Angst in die Nacht hinaus horchte. Nichts unterbrach mehr die Stille, als das Brausen des zum Strome angeschwollenen Flüßchens. Dem Sturme war auch der Athem ausgegangen. Deutlich konnte man durch das Brausen der Gewässer ein Pferdegetrappel und wilde Männerstimmen hören, die näher zu kommen schienen.

Seine erhitzte Einbildungskraft faßte die Zügel wieder, die sie eben auf dem Wege war, ruhigerem Ueberlegen zu überlassen.

Das sind die leibhaftigen Freischärler! rief er bebend aus. Der verdammte gelbwammsige Postillon stand mit ihnen unter einer Decke. Er nahm die Pferde mit, daß ich nicht fort konnte, den John, daß ich keine Hülfe hätte — und jetzt bringt er sie, um mich todt zu schlagen und

den Wagen zu plündern! — Hier aber auf der offenen Straße darf ich nicht bleiben! Da finden sie mich und Farewell, du letzter Sprosse des edlen Stammes der Rorburn's von Rorburnhall! — Lieber Alles verloren, als das Leben!

Ein matter Blitz erleuchtete jetzt noch einmal die Stelle, wo er stand, und glücklicherweise erblickte er auf der anderen Seite des Weges hohe Hecken und Stauden. Rasch sprang er hinüber und kroch unter das triefende Gebüsch, wo er endlich, naß, wie eine begossene Katze, für den Augenblick gerettet, stille lag und den Athem anhielt, um auf den nahenden Haufen Freischärler zu warten, daß er sie doch sehen möchte, die Entsetzlichen.

Der Lärm, und, wie es schien, die streitenden Menschenstimmen, kamen näher, jetzt waren sie gegen ihm über, aber es war dunkel. Was konnte er sehen? Hören aber konnte er ihr Lachen, dessen Klang Etwas an sich hatte, was an die Hölle mahnte. Ha, das war die höllische Freude über den Raub, der ihnen zufiel! Armer John, wo mochte dein Leichnam liegen?

Kaum waren sie vorüber, als er, noch erfüllt von dem Entsetzen, was die Töne, welche er gehört, in ihm erweckt, unter den Hecken hervorkroch, naß bis auf die Haut, und, da sich die Luft durch das Gewitter abgekühlt, zitternd vor Frost, die Landstraße zu gewinnen suchte. Das gelang ihm, und nun — es war ein Glück für seine leibliche Gesundheit, begann er, zu laufen, als gelte es einen Wettlauf nach einem lockenden Ziele. Er mochte einen nicht unbedeutenden Raum zurückgelegt haben, als ihm ein heftiges Milzstechen ankam. Er beugte sich, so quälend war der Schmerz. Endlich mußte er sich auf einen Steinhaufen setzen, bis allmälig der stechende Schmerz abnahm. Bei einer Rundschau, die er vornahm, sah er — Licht!

Licht und Menschennähe ist in einer Lage, wie diejenige, in welcher sich Lord Rorburn befand, ein unaussprechliches Glück. Das Gefühl der Sicherheit durchströmt uns und treibt die Furcht, die Sorge, in Summa, alle bösen Geister, aus. —

Freudig bob sich seine Brust. Da wohnen Menschen! rief er halblaut aus und steuerte mit neuen Kräften dem Lichte zu. Allmälig war es etwas heller geworden oder sein Auge hatte sich an die Dunkelheit in dem Maße gewöhnt, daß er jetzt leichter die Dinge und ihre äußeren Umrisse unterscheiden konnte.

Als er sich der Stätte näherte, wo das Licht aus einem herzförmigen Einschnitte in einem Laden hervorquoll, fiel aber der Schrecken auf's Neue mit einer Wucht auf ihn, daß er schier zusammenbrach. Es war ein seltsames, aber umfangreiches Gebäude, schwarz, wie die Nacht, die ihn umgab, mit einem ungeheueren Dache.

Ein gewaltiger Hund, das schloß er der Stimme nach, raſete an einer Kette, und würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte er ihn mit seinen Zähnen erreichen können. Sollte das — denn das Haus lag weit vom Wege seitwärts am und im Tannenwalde — sollte das die Räuberhöhle sein? fragte er ängstlich.

Außer dem gröhlenden, heiseren Bellen des Hundes vernahm man Nichts. Es schien ausgestorben, dies greuelhafte Haus. Natürlich, sagte er zu sich, die Mordgesellen sind ja alle fort, um mich zu ermorden! —

Seine Lage war verzweifelt. Naß bis auf die Haut, kam jetzt, theilweise vielleicht auch von Innen, ein Frost über ihn, der seine Glieder schüttelte, seine Zähne klappern machte. Der Zustand war entsetzlich, unerträglich.

Sterben muß ich! rief er, aber in diesem Froste langsam sterben ist zehnfacher Tod!

Halb in Verzweiflung, klopfte er an der Thüre.

Der Hund raste völlig.

Er klopfte wieder und stärker.

Endlich hörte er eine Thüre aufgehen. Das Licht, das durch das Herz im Laden geschienen, erleuchtete nun die Hausflur. Er blickte durch die Fuge, welche die in der Mitte quer gehälftete Thür ließ und — erblickte einen wilden Gesellen, der ein Gesicht machte, als hätte er noch nie im Leben einen Menschenbruder freundlich angeblickt oder nur

dann gelacht, wenn ein Anderer den Hals gebrochen. Er stieß halblaute Worte aus, die Alles Andere sein mochten, aber sicherlich kein Willkommen für den Klopfenden.

Wer da? lautete es jetzt hinter der Thüre. Zugleich gab der Unhold dem Hunde einen Tritt, daß er heulend unter Etwas kroch, was einer Backmulde ähnlich sah. Der arme, pudelnasse, zitternde und schlotternde Lord verstand keine Sylbe Deutsch. Er gurgelte ein paar englische Worte, die sein Schicksal in wenigen Worten darstellten.

Wieder so ein dürrbeiniger Engländer! sagte der hinter der Thüre. Man meint, es hätte solche Kerle heut' Abend geregnet!

Er öffnete und leuchtete dem Fremden in's Gesicht. Als er dies todtbleiche Gesicht erblickte; sah, wie der arme Mensch

vor Frost zitterte, ja vom Froste gerüttelt und geschüttelt wurde, da kam denn doch ein Zug in sein Gesicht, der an Mitleid und Barmherzigkeit erinnerte. Der Bauer sagte dem Engländer, es sei schon Einer seiner Race in seinem Hause sammt seiner mondscheinartigen Tochter und etliche zwanzig andere Leute, welche das Wetter unter sein Dach geführt, er könne ihm keine besondere Stube geben. Er führte ihn an die Thüre einer Stube und öffnete, indem er ihm sagte, da müsse er sich ein Plätzchen suchen.

Der Lord verstand von dem Allen kein Wort; aber was aus der Stube drang, das verstand er — denn es war eine Luft, von Tabaksqualm so dick und übelriechend, daß ihm nicht bloß der Athem stockte, sondern nahezu Etwas über ihn kam, was die Aerzte durch Brechweinstein bewirken.

Das ist wohl die Herberge der Freischärler! dachte der Lord, und zu dem ihn schüttelnden Froste kam das Entsetzen. Er schüttelte mächtig den Kopf, hielt abwehrend eine Hand gegen die Thür und rief: No! No!

Willst du wälscher Habersack da nicht hinein, sagte knurrend der Bauer, so magst du zusehen und dir eine Stube malen, denn ich habe keine mehr. In die da kroch der alte Engländer; in der Kammer ist seine Tochter; da oben wohnt mein Sohn mit seiner Frau und seinen Kindern; neben dran der Andere und hinten hinaus die Mädels. Da ist Nichts übrig als die Küche. Und dahinein führte er ihn und gab ihm zu verstehen, das sei sein einziger leerer Raum im Hause, mit Ausnahme des Speichers.

Der Bauer, der neben seinem Berufe eine Art von Fuhrmannswirthschaft trieb, verstand des Lords Zeichen, daß er hier bleiben wolle, weil der Herd, auf dem an diesem Abende für zwanzig Personen gekocht worden war, eine ihm wohlthuende Wärme aushauchte; er verstand ihn auch, als er ihm das Zeichen gab, er habe Hunger und Durst.

Er ließ ihm das Licht, welches er von einem Brette nahm und anzündete, wies auf die Herdplatte, die er ihm

mit einem Besen von der Asche reinigte, die noch darauf lag, und ging, ihm das Verlangte zu holen.

Mittlerweile legte sich der Lord der Länge nach auf die Herdplatte. Die Wärme that ihm gar wohl, und er würde hier wahrscheinlich, müde an Leib und Seele, bald eingeschlafen sein, hätte es einestheils die Angst, anderntheils das leibliche Bedürfniß des Hungers und Durstes zugelassen.

Einige Augenblicke später kam der Wirth wieder, stellte einen Teller mit saftigen Schinkenschnitten, Brod und Butter, nebst einem Kruge und einem Glase hin, sagte: Wohl be-

komm's! und ging in das Qualmneſt, dahinein er den Lord hatte bringen wollen. Wie ein Löwe über ſeine Beute, ſo fiel der hungrige Lord über die Schinkenſchnitten her. Aus dem Kruge aber floß ein Fuſel ſchrecklichſter Sorte, der ihn anekelte; allein der Durſt iſt eine weit unerträglichere Qual, als der Hunger. Der Schinken mehrte noch den Durſt. Er überwand ſich und trank. Auch hier war der bekannte beſte Koch thätig; denn das grobe, harte Brod ſchmeckte ihm beſſer, als jemals das feine Weißbrod, welches er in England zu eſſen pflegte.

Der Fuſel goß auch einige innere Wärme in ſeine Eingeweide und bewirkte eine Milderung des Froſtes. Er wollte nun die Thüre ſchließen und ſich mit völliger Hingabe an das, was kommen würde, auf die Herdplatte legen und ſchlafen; aber an der Küchenthüre war kein Schloß!

Wieder erwachte der entſetzliche Argwohn, er ſei in eine Mörderhöhle gerathen, und um ihn bequemer abſchlachten zu können, habe ihn der Wirth in einen Raum gewieſen, wo auch nicht der geringſte Widerſtand zu leiſten war. Wie viel tauſend Vorwürfe machte er ſich ſelbſt darüber, daß er ſeine Piſtolen ſo tief unten in ſeinen Koffer habe packen laſſen. Er hätte dann doch ſein Leben ſo theuer, als möglich, verkaufen können. Das war aber zu ſpät und die Reue iſt allemal der hinkende Bote, der den Kalender des abnehmenden Lebens bringt. Er nahm nun ſein Licht und unterſuchte den Raum. Da war neben dem Herde noch eine Thüre, die in eine Stube führte, worin er manchmal reden hörte, aber ſo leiſe, daß er Nichts verſtehen konnte. — Wer das war, ob auch Freiſchärler? Wer konnte es ſagen? Und dieſe Thüre ging von Innen auf. Da konnte er ſich ja nicht ſchützen. Was war da zu thun? — Sich abſchlachten laſſen wie ein Lamm, das blieb übrig, ſonſt rein Nichts. Da fiel der Schein ſeiner qualmenden Oellampe auf ein Hackbeil und ein großes Meſſer, wie es die Metzger führen bei'm Schlachten! Schnell holte er ſich beide ritterliche Waffen und legte ſie neben ſich; ſetzte die Lampe auf den Tiſch und befahl ſeine Seele Gott und rückte Alles, was

beweglich war, vor die Thüre. Lange saß er stille da. Wieder vernahm er Laute hinter der Thüre und dieses Mal waren es die süßen Töne einer Frauenstimme und die rauheren eines Mannes, und — sie unterhielten sich in seiner Muttersprache. Es waren Engländer! Rasch sprang er auf und klopfte an der Thüre, und eine Mannesstimme fragte ärgerlich, was es gebe? Bald waren die Namen genannt, die Landsmannschaft festgestellt und das gemeinsame Loos besprochen; der Schlüssel drehte sich und der Lord trat ein. Die Hände wurden gedrückt und Alles war im Klaren, nur nicht ihre Lage.

Der Engländer war ein Mann von fünfzig Jahren, derb und kräftig und ein Mann von guten, feinen Sitten; die Tochter aber war ein leibhaftiger englischer Engel an

Schönheit und Liebenswürdigkeit. Der Lord sagte sich, trotz seiner Stimmung, das sei das schönste Mädchen Englands.

Sir Redwood hieß der Alte und Miß Lucy seine Tochter, er ein Gutsbesitzer aus Midleser, und sie die Eigenthümerin eines weichen Herzens.

Beide waren vom Gewitter überrascht worden und ihr Postknecht hatte sie in dies Haus gebracht, da das Weiterreisen nach Freiburg unthunlich gewesen.

Anfänglich meinte Sir Redwood, er sei in einem schlichten einfachen Bauernhause; aber nach und nach habe sich das Haus mit allerlei verdächtigem Gesindel gefüllt, und sei ein wüstes Treiben entstanden. Da sei es ihm bedenklich geworden und er habe seine Pistolen geladen. Er sei nun doppelt froh, einen tapferen Landsmann zur Seite zu haben.

Der Lord unterdrückte einen Seufzer, als ihn das schöne Mädchen mit einem höchst vertrauensvollen Blicke ansah, der seinem Muthe und seiner Mannhaftigkeit galt, von der er selbst nicht viel zu halten schien.

Er theilte nun umständlich den Zweck seiner Reise mit, den Sir Redwood sehr standesmäßig fand, und schilderte dann Alles, was er erfahren und was er von den Freischärlern wußte und heute selbst erfahren.

Jetzt erst fuhr ein voller Schrecken in die Glieder der Inhaber der Stube und sie gingen nun in die Vertheidigungspläne ein, welche Lord Norburn mit einem großartigen Talente entwickelte.

Sein Vertheidigungsplan lag in Folgendem: Alles, was in der Küche waffenähnliches sich vorfand, in die Stube zu schaffen; sodann Tische, Schrank, Stühle und was sonst nicht nagelfest war, als sogenannte Barrikaden — man kennt das Wort von Anno 1848 und 1849 sehr genau — vor den beiden Thüren aufzubauen, deren eine in die Küche, die Andere in die Hausflur ging. Das Alles aber, meinte Norburn, müsse so stille geschehen, daß weder der Wirth, noch sonst eine Seele Etwas davon merke. Daß man mit heimlichen Spähern und Lauschern umgeben sei, bezweifle er gar nicht.

Alle diese Pläne wurden unbedingt im Kriegsrathe, dem, ganz ungewöhnlicher Weise, ein wunderschönes Mädchen beiwohnte, genehmigt und sofort mit dem größten Eifer in's Dasein gerufen.

Mit großer Vorsicht und nicht geringer Mühe wurde Alles vollendet, dann die Waffen untersucht, die in den Pistolen Redweed's, einem Metzgermesser, Hackmesser, Beil und in einem Bratspieße bestanden, zurechtgestellt und gelegt, und dann setzte man sich auf die Bank aus schneeweißem Ahornholze und redete leise mit einander, wo denn der Ernst der Lage jede heitere Verstellung ausschloß, und wobei dann manche Thräne über eine zarte Wange rann, die jetzt bleich, aber sicherlich in besseren Lagen des Lebens mit den schönsten Rosen geschmückt war. Diese Thränen feuerten Lord Norburn's Muth bis zur äußersten Kraftanstrengung an. Für Sie ging er hundertmal in den Tod, wenn es nicht mit Einem Male im Nothfalle hinlänglich gewesen.

Tief beklagte er in Augenblicken, wo er schwieg, daß er dieses schöne Wesen nicht in England gesehen — denn alsdann würde ohne Zweifel, weder Sie noch Er in die Lage gerathen sein, welche jetzt diese Thränen aus den schönen Augen lockte.

Dieser durch und durch wehmüthige Gedankengang wurde jetzt auf's Uebelste unterbrochen.

Der Hund, der den erziehenden Fußtritt vergessen hatte, begann wieder sein rasendes Toben. Draußen hörte man Lärm wirrer Stimmen, Gefährte, Pferdegetrappel, Alles toll durcheinander. —

Das sind sie! flüsterte Norburn seinem Mitbelagerten zu. Jetzt haben sie meinen Wagen geplündert und bedauern ohne Zweifel, daß sie mich nicht gefunden, weil sie mich dann meinem unglücklichen Johu würden schnell nachgeschickt haben!

Bald darauf wurde an der Thüre ziemlich unsanft geklopft. Der Hauswirth wurde wach und die Thüre wurde geöffnet; dann aber entspann sich eine unermeßliche Verwirrung von

Stimmen, die Alle zu gleicher Zeit sprachen, haderten, schimpften und fluchten. —

Plötzlich polterte in der Küche das Geräthe zusammen, denn auch hier hatte der Lord eine Barrikade errichtet. Der Wirth schrie, wie ein Besessener. — Alles, was Leben hatte, stürmte jetzt in die Küche. Wir sind verloren, sagte der Lord. Ich höre, daß neuer Zuzug von Außen her gekommen ist. Das sind fremde Stimmen, die ich noch nicht gehört habe. Die Uebermacht ist zu groß. Befehlen wir unsere Seele Gott und vertheidigen uns so lange und so gut wir können.

Im Gemache wurde es stille; man vernahm nur das leise Schluchzen des Mädchens hinter dem riesig großen Kachelofen, der in dem Gemache an der Wand stand. Auch draußen wurde es stille; aber es schien nur, daß man Kriegsrath halte. Plötzlich aber brach ein wüstes, höllisches Gelächter in der Küche aus.

Der Lord zitterte heftig. Sein Finger kam dadurch mit dem Drücker der Pistole Redwood's in Berührung. Der Schuß ging los und Redwood, meinend, die Festung sei erobert, drückte ebenfalls blindlings los. Ein gellender Angstschrei Miß Lucy's folgte. Ehe aber die beiden muthigen Vertheidiger wieder zu laden im Stande waren, flog von einem kräftigen Fußtritte gesprengt, die Thüre auf und es that Noth, daß beide Vertheidiger zurückspringen, sonst hätte sie die eig'ne Barrikade erschlagen. Dadurch aber trat ein neues Unglück ein, sie wurden von ihren Hieb- und Stichwaffen getrennt, die auf der Bank, nächst der Thüre, lagen.

Nun ist's aus! rief laut Lord Norburn; aber am Rande des Grabes zeigte sich seine ritterliche Seele, er ergriff schnell einen der Stühle, deren Beine ohne ärztliche Kunst abgenommen worden waren, und sprang vor die Ofenecke, wo das schöne Mädchen halbtodt vor Schrecken auf ihren Knieen lag. — Einen Augenblick standen beide Theile staunend da, dann aber brach ein so maßloses kräftiges Gelächter auf Seite der Angreifer los, daß die Wände hallten; und

ſelbſt der todesmuthige Ritter und ſein Beiſtand die Macht empfanden und ihre todesbleichen Geſichter ſo verzogen, daß das Losbrechen des Gelächters nicht ferne war.

Mylord! Mylord! rief jetzt des Lords treuer John, wand ſich durch und drückte, vor Freude weinend, ſeines Herrn

Hände. Ach, Gott sei Dank, daß ich Sie wieder finde; ich dachte, Sie wären in den Fluß gestürzt und ertrunken. Diese braven Leute halfen mir mit abgehauenen Stangen nach Ihnen suchen und trostlos kehrte ich hierher zurück.

Welche braven Leute? fragte der Lord etwas kleinlaut.

Diese da, sagte John, auf den Haufen deutend, der sich in die Stube drängte.

Sind's denn keine Freischärler? fragte verblüfft der Lord.

Ehe aber John antworten konnte, trat ein Mann herein, der ganz das würdevolle Ansehen eines Beamten hatte. Er gehörte zu den zuletzt Angekommenen. Er hatte schnell die Sachlage überblickt und richtig gedeutet. Zwar konnte er des Lachreizes, der immer wiederkehrte, kaum Herr werden; Endlich bezwang er sich und begann nun eine Art komischen Verhörs. —

Zuerst war es der Lord, an den er seine Fragen richtete. Er erzählte Alles, Alles, bis auf das Kleinste. Es ist begreiflich, daß er oft von einem wiehernden Gelächter begleitet wurde, in das er, nothgedrungen, meistens mit einstimmte. Wenn auch auf Augenblicke der Ernst sich einstellen wollte, immer brach auf's Neue der Sturm los und wollte gar nicht enden.

Selbst der Bauer, in dessen Hause sich das Alles entwickelt hatte, der gewiß Ursache genug gehabt hätte, zornig zu werden, vergab Alles, als er erst recht in den Zusammenhang eingeweiht war.

An ein ruhiges Schlafen war gar nicht zu denken. Die Gesellschaft blieb bei einander und vergnügte sich, so gut es ging, und wie es den Einzelnen zusagte.

Der zerbrochene Wagen des Lords stand vor dem Hause und nicht das Geringste fehlte.

Alles klärte sich auf. Gewitter und schlechte Wege waren die Ursache, daß wandernde Leute, die nach Freiburg zum Markte wollten, hier Obdach suchten, wie auch der Beamte, der mit einigen Herren geritten war. Als der Postillon mit dem Bedienten des Lords ankamen und die Lage des armen Lords schilderten, brachen die gutmüthigen Leute, die

hier ein Obdach gesucht, auf, und gingen nach dem Wagen. Das war der Trupp, den der Lord mit seiner erhitzten Einbildungskraft für mörderische Freischärler gehalten.

Unsäglich war Johns und des Postillons Schrecken gewesen, als sie den Lord nicht mehr fanden. Sie riefen, aber Niemand antwortete. Da war denn der Gedanke nahe gelegt, er möge aus dem Wagen gestiegen und in der Dunkelheit in die Treisam gestürzt sein. Sie hieben nun Stangen ab, und suchten im wildempörten Wasser nach ihm bis weit hinab in's Thal. Als sie aber Nichts fanden, kehrten sie zurück, stellten, so gut es ging, den Wagen her und spannten die Pferde vor. Mit unsäglicher Mühe brachten sie ihn endlich an das einsam stehende Bauernhaus, wo eben der Beamte und seine Gefährten auch einkehrten und sich trocknen wollten. Es war ein Glück, daß er englisch sprach und schnell den Wirrwarr durchblickte und richtig beurtheilte.

Der arme, gute John, der seinen, an sich sehr sanften und guten Herrn aufrichtig liebte, war trostlos gewesen und man kann sich seine Freude vorstellen, als er seinen Herrn wohlbehalten wiederfand. Die Kugeln der beiden Pistolenschüsse steckten in der Wand und hatten Niemand verletzen können. So löste sich Alles in's Freundlichste auf.

Der Lord bezahlte allen Schaden reichlich, lohnte auf's Freigebigste die gutmüthigen Menschen, denen er so großes Unrecht angethan und Alle waren froh, daß sich die Geschichte so friedlich ihrem Ende zuneigte. Das Nöthigste war aber nun, daß am Morgen der Postillon nach dem, etwas weiter oben im Thale, etwa in der Hälfte des Weges zwischen dem Aufenthaltsorte der Geängsteten und der Steige liegenden Posthause ritt, und Hülfe für den zerbrochenen Wagen holte.

Er wurde so weit hergestellt, daß man ihn doch nach Freiburg schaffen konnte, wo er hergestellt werden mußte.

Während dieser Vorbereitungen und der Ankunft der Post, die auch die am Meisten bei der Geschichte im Nachtheile sich befindenden Engländer nach Freiburg bringen sollte, schieden die Meisten der Anwesenden, und Norburn, Redwood und Miß Lucy luſtwandelten in dem herrlichen Tannenwalde

und das gemeinsam erduldete Geschick brachte sie einander näher, als es sonst vielleicht jemals und irgendwie möglich gewesen wäre.

Endlich kam die Post und sie stiegen ein, während der schadhaft gewordene Wagen des Lords hinter ihnen hergeschleppt wurde.

Im Zähringerhofe in Freiburg ordnete sich Alles bestens. Auch Redwood und seine Tochter blieben, um später die Reise in Lord Rorburn's Wagen mit ihm fortzusetzen.

Bei'm Abschiede sagte der Lord zum Wirthe, es sei Nichts so schlimm, es sei doch Etwas gut dran. Zum Forellenangeln sei er zwar nicht gekommen im Lande Schwarzwald, aber er kehre als glücklicher Bräutigam nach Altengland zurück.

Und wirklich hatten sich die beiden Herzen gefunden, und die schöne Miß Lucy die Stelle der Forellen in des Lords Herzen eingenommen und nach der Heimkehr wurde sie seine glückliche Gattin.

Das Abenteuer im Schwarzwalde mag dem glücklichen Paare und dem alten Redwood noch manchmal eine heitere Unterhaltung gewährt haben, wenn sie in der schönen Rorburnhall zusammen saßen. Nur mag es der Lord gewünscht haben, daß man davon schwiege, wenn etwa Gesellschaft sich einfand, weil sein Muth dann doch sich nicht glänzend bewährt hatte.

Er kam nicht mehr nach dem Lande Schwarzwald Forellen angeln und seine junge Frau scheint auch überhaupt ihm die Liebhaberei abgewöhnt zu haben. So erzählte wenigstens der Landsmann, der den Lord in den Schwarzwald gehetzt und ihm die Bären alle aufgebunden hatte, als er Anno 1856 wieder in Freiburg war.

Dort hörte ich es erzählen, sagte der Bauer.

Ich aber, schloß Schmiedjakob, und der Bäcker Luft, wir lachten herzlich über die Geschichte und machten unsere weiteren Glossen über das Geschossensein mit der Pelzkappe.

12. Ein Räthsel.

Hoch bin ich geſtellt,
Ueber aller Welt;
Schaue weit in's Land hinaus
Und ſtolz herab auf manches Haus,
Darin ſich meines Gleichen finden,
Die wenden und drehen ſich nach allen Winden
Und machen's doch keinem Recht
Weil ſolches Wenden — ſchlecht!
Mir bleibt die Ehre, der gute Name,
Denn, was ſie thun aus eig'nem Trieb —
Das muß ich, wär' mir's leid oder lieb.
Das iſt ein ander Lied,
Und ein mächtiger Unterſchied!
Luſtig bin ich, 's iſt wahr,
Das ganze Jahr,
Und tanze wie thöricht und toll,
Als wär' ich ſüßen Weines voll;
Und doch kommt mir davon kein Tröpflein zu,
Davor hab' ich gute Ruh!

Es pfeift mir Einer aus voller Bruſt
Seine eig'ne Melodei,
Und tanzen muß ich — ob mit Luſt,
Das iſt ihm Einerlei.
Bin angeſeh'n vor vielen Andern,
Die ſtolz an mir vorüber wandern;
Und wenn's nicht geht in Feld und Flur,
Ein Jeder nach mir ſieht —
Und tanz' ich luſtig und ruhe nicht —
Die Sorge bald entflieht.
Und doch ſteh' ich auf Einem Bein,
Jahr aus, Jahr ein!
Und bin kein Storch, kein Vogel zumal
Und ächze oft vor Schmerz und Qual;
Bin müde und darf nicht raſ'n.
Muß, wenn das Heer zu Felde zieht,
Auch dort das Meine thun.
Da trifft mich manche Kugel wohl,
Doch ſterb' ich nicht davon,
Und bin ich zerfetzt, zerriſſen ſchon,
Dann iſt erſt Ruhm mein Lohn.
Doch denket Keiner in ſeinem Sinn,
Zu flicken mich, bleib', wie ich bin.

13. # Altes Gold.

Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten sind sich in ihrer Bedeutung oft gleich, gleich an Werth und Gehalt. Dennoch sind die Letzteren meist komischer Art. Mir fällt da aber auch eine recht ernste, rheinische, sprüchwörtliche Redensart ein. Sie lautet: „Es ist nicht alle Tage Kirmeß!"

Alle Welt weiß, daß „Kirmeß", „Kirchweih" des Dorfes froher lustiger Tag ist, oft nur der Eine, wo einmal der Mensch seine Bürde abwälzt, seine Sorgen scheucht, seine Arbeit ruhen läßt, um sich mit seinen Freunden und Verwandten einen frohen Tag zu machen. Wäre der Tag dann gehalten in Schranken, welche Sitte und Zucht vorschreiben, dann wär's gut, aber er hat seine ursprüngliche Bedeutung völlig verloren. Es ist nämlich, und das zeigt der Name: Kir- oder Kirchmesse, Kirchweihe an, dies Fest das Erinnerungsfest an die heilige Weihe der ersten oder der neuerbauten und eingeweiheten Kirche im Orte. Es ist diese Erinnerung gewiß schön, und geeignet, ein Tag der edlen, ja der edelsten Freude zu sein. Das war sie der Gemeinde auch einst, die dankbar freudige Erinnerung an das Glück,

ein eigenes Gotteshaus zu haben, wo dann in diesem Gotteshause die Gemeinde sich zu Dank und Preis versammelte, und dann mit den Ihrigen sich freute.

Das ist im Laufe der Zeit, obwohl der Name immer das Andenken zu erhalten geeignet war, längst aus dem Bewußtsein geschwunden und der Tag heiliger Freude, sittiger Freude ist ein Tag toller Lust, gesundheitraubender Lust, ein Tag der Ausschweifung und Trunkenheit und Schwelgerei geworden, der jedes edleren Gewandes entkleidet ist. Je toller, je lieber, je besser! Das ist seine Weise. Alles Maß hat aufgehört. Die Bande der Zucht und Sitte sind gelöst. Trunkenheit und Prügelei — zeichnen ihn aus und oft, ja meist, folgt bittere Reue, Kummer und Sorge.

Es ist doch sehr beklagenswerth, daß die Kirchweihen in dem Maße ausgeartet sind! Bei der herrschenden Gesinnung wird es aber so bleiben und es wird schwer halten, daß eine Gemeinde dies Gemeindefest auf sein Ursprüngliches zurückführt und solchem wüsten, heillosen Treiben Schranken setzt.

Wollte Gott, es geschähe! Wieviel Kummer und Jammer bliebe fern, und wie manches Gewissen unbelastet, wie manches Herz rein, wie manches Leben unverpestet von Schande. Ob an solche edlere Kirmeß oder an eine so entartete, zucht- und sittenlose die sprüchwörtliche Redensart denkt, ich weiß es nicht. Jedenfalls ist sie alt und denkt sich, abgesehen von der Art, wie er ist, einen frohen Tag.

Der ist so wenig alle Tage da, wie die Kirmeß! Aber was will das Sprüchwort sagen? Erstlich will es dich erinnern, mit deiner Lage zufrieden zu sein, auch wenn sie nicht rosig sein sollte. Es ist nicht alle Tage Kirmeß und kann's nicht alle Tage sein. Wohin sollt's denn kommen? —

Verstehest du das ernste Wort? Nun, es sagt dir: Verlange nicht, daß dein Leben Ein Freudentag sein sollte! Die Hand des Herrn, in dem wir leben, weben und sind, von dem und durch den alle Dinge sind, hat Freude und Leid im Kelche, den wir trinken müssen, weise und gütig gemischt. Das hält uns innerlich im Gleichgewichte. Das läßt uns

im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht trostlos werden. Darum gebärde dich nicht, wie Einer, der keine Hoffnung hat, wenn dir einmal deine Wünsche und Pläne durchkreuzt werden. Es kommt nach dem Sturme auch wieder Sonnenschein! Trage zufrieden dein Kreuz, es kann nicht alle Tage Kirmeß sein! Sei männlich und stark im Unglücke, weil du weißt, daß ein liebend Vaterauge auf dich herniederschaut und ein treuer Vater für dich sorgt, dich führt und leitet, und daß kein Haar von deinem Haupte fällt, ohne den heiligen Willen dessen, der sie alle gezählt hat.

Es kann nicht alle Tage Kirmeß sein! Bedenk's, wie leicht der Mensch die Schranken des Lebens vergißt und sie überspringt. Bedenk's, wie leicht er übermüthig wird und seines Gottes vergißt, wenn alle Tage Kirmeß, wenn alle Tage Freudentage wären! Darum erinn're dich im Glücke, daß es nicht immer so bleiben kann, daß Ach und Weh kommen, Scheiden und Meiden einmal früher oder später kommen muß. Das wird dich weise und besonnen machen; du wirst dankbar die Freude aus Gottes Hand nehmen, ihrer genießen, aber des Gebers nicht vergessen, das Maßhalten nicht vergessen, dem keine bittere Reue folgt.

Das wäre das Rechte, auch bei der wirklichen Kirmeß.

Es kann nicht alle Tage so sein. Sei froh mit den Deinen, aber halte Toben, Schwelgerei, rohe Unsitte fern! Sie vergeht schnell — und ein Jahr liegt dazwischen. Solls ein Jahr des Kummers werden? Mensch, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun!

Es kann nicht alle Tage Kirmeß sein! In trüben, schweren Tagen gedenke der frohen und guten, die dir die Hand des Herrn gab, und sei zufrieden.

Es kann nicht alle Tage Kirmeß sein!

14. Ein Standbild in der Hofkirche zu Innsbruck in Tyrol.

Es sind nun schon sieben Jahre in's Land gegangen, seit ich in dem schönen Tyrol einmal gewesen bin, und meine lieben Leser haben seitdem in der Spinnstube wohl Dies und Das von jener Reise gehört. Auch heute, wo frohe und trübe Blicke über Tyrol hinab fahren, dahin, wo der Krieg gehaust, tritt mir eine Erinnerung vor die Seele, die ich festhalten will.

Als ich am Grabmale der edeln Philippine Welser, von der ich schon in der Spinnstube erzählt habe, in der Hofkirche zu Innsbruck stand, da fiel mein Blick auf ein Denkmal in derselbigen Kirche, das in schneeweißem Marmor ausgeführt ist und einen schönen stattlichen Mann in der bekannten kleidsamen Tyroler Volkstracht darstellt. Es ist ein ehrenfestes, treues Angesicht, und der Stutzen, wie sie die Kugelbüchse in Tyrol nennen, in seiner Hand, zeigt, daß er für sein Vaterland wacker gestritten.

Die Inschrift nennt den Namen, den man aber schon weiß. Es ist das Standbild des wackern Andreas Hofer, der Oberanführer der Tyroler im Jahre 1809 gegen die Franzosen war. der

Hab' ich Euch, liebe Leser, von des Erzherzogs vortrefflicher Frau erzählt, die hier begraben liegt, warum sollte ich Euch nicht auch von einem der treuesten Söhne Tyrols aus dem edeln Bauernstande erzählen, der es werth ist, daß Ihr seinen Namen mit Ehren nennet?

Im Passeyrthale, am Sand, wie eine vom Bergstrome einst verwüstete, nun aber fruchtbare Stelle heißt, stand ein Haus, darinnen die Wanderer, welche die Straße kamen, einzukehren pflegten, um ihren Hunger zu stillen und ihren Durst in dem leichten, rothen Tyrolerweine zu löschen.

Sie fanden da, als Wirth, einen schönen, kräftigen Mann, mit schwarzem Barte, der aber in seinem Gesichte den vollen Ausdruck kindlicher Gutmüthigkeit und aufrichtiger Frömmigkeit trug. Er war dabei vom heitersten Gemüthe und raschesten Wesen, schnell zur That bereit, wo es galt. Jeder war dem Sandwirth gut, der Jedermann wohl, Niemand übel wollte.

Ueber Alles aber ging seine Liebe für sein theures Tyrol und seinen Kaiser in Wien.

Der Verkehr im Passeyrthale ist ein namhafter, und da Alle am Sande einkehrten, so war der Sandwirth Andreas Hofer ein im ganzen Lande Tyrol bekannter, werthgehaltener Mann. Er war ein echter Gamsjäger, ohne Furcht und Tadel, und seine Kugel traf sicher und gut. Außer seiner Wirthschaft trieb er einen nicht unbedeutenden Handel mit Tyroler Wein und mit Pferden, und in Beidem war er wohlerfahren. Alle Schliche und Schluchten im Lande kannte er genau, und Muth hatte er auch, wie es einem Manne zukommt, der in den Bergen mehr als einmal dem Tode in's Angesicht geschaut.

So konnte es denn kaum fehlen, daß er, als die Tyroler sich gegen die Franzosen aufwarfen, zum Führer einer Compagnie freiwilliger Tyroler Scharfschützen gewählt wurde. Dies geschah zu der Zeit, als 1796 die Franzosen sich Tyrol näherten, in der Absicht, das Land zu erobern. Er führte seine Compagnie bis zum Garda-See hinab. Seine Landsleute setzten große Stücke auf ihn. Als der Erzherzog Johann nach Tyrol kam, und das Land wehrhaft machte, gegen die Franzosen zu kämpfen, da war Andreas Hofer rüstig dabei. Er hatte die Franzosen tüchtig auf dem Striche. Als es aber im Jahre 1805 sich nicht mehr verhehlen ließ, die Kanonen Napoleons gegen Oesterreich würden bald brummen und Oesterreich würde einen tüchtigen Strauß mit dem Napoleon zu bestehen haben, und es sich zu regen begann im treuen Volk der Berge, da zogen die Boten von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg, von Haus zu Haus und sprachen: Rüstet die Stutzen und gießet Kugeln! Der Sandwirth von Passeyr läßt's Euch sagen; denn er war zu Wien bei'm Kaiser und der Erzherzog Johann und der Hormayr haben den Plan gemacht. Da folgten Jünglinge und Männer in Tyrol dem Botenruf; denn der Name des Sandwirths klang hell und rein im Lande von den bayerischen Bergen bis an die Etsch.

Trotz dem, daß es Alle wußten, erfuhr außerhalb Tyrols keine Menschenseele, was in Tyrol vorging. Das lag in der treuen Tyroler Brust verschlossen; aber als der

Feind hereinbrach in's Land, da erhob sich in Tyrol Mann an Mann, und in dreien Tagen, vom eilften bis dreizehnten April 1809, stand ganz Tyrol in den Waffen.

Wo der liebe Herrgott Festungen gebaut hat, wie in Tyrol, nämlich die hohen Berge, da ist der Kampf für die, welche nicht Kinder der Berge sind, keine Kleinigkeit. Die Tyroler hatten in kurzer Frist den Feind hinausgewerfen, achttausend Mann gefangen genommen, und die ausgenommen hatten, die starben an den Kugeln der Tyroler Stutzen, deren Zahl war groß. Was aber dem Feinde am ärgerlichsten war, das bestand darin, daß die Verbindung zwischen Italien und Deutschland abgeschnitten war, und das hatten einfache Bauern gethan, die ihr Vaterland im Herzen trugen und ihrem Kaiser treu waren. Das war dem Napoleon ein Strich durch die Rechnung, der ihm wurmte. Noch mehr, Hofer zwang mit seinen Bauern, die meist nur mit Heugabeln, Dreschflegeln, alten Morgensternen bewaffnet waren und nur wenige Schützen mit Stutzen hatten — ein ganzes bayerisches Bataillon, daß es die Waffen strecken und sich gefangen geben mußte, und trieb die Reiterei in die tollste Flucht.

Diese Kriegsthat machte überall Rumor, und der Name Andreas Hofer klang hell und herrlich weit und breit im Lande. Nun zog Hofer mit dem Hormayr hinab in das südliche Tyrol, wo bei Trient die Franzosen mit großer Macht standen. Die wollten in's Tyrol, um die erlittene Schmach zu rächen und jene Verbindung wieder herzustellen. Da fuhren die Tyroler unter sie wie Feuerbrände, schlugen sie auf's Haupt, daß sie zurück wichen und den kühnen Gedanken aufgaben, in's Tyrol einzudringen.

Am 23. April 1809 wurde zwischen den Franzosen und den Oesterreichern in und bei Regensburg eine mörderische Schlacht geschlagen. Die kostete viel Tausenden das Leben. Die Oesterreicher wurden geschlagen und wichen, ohne ferner Widerstand zu leisten, zurück. Jetzt war's verloren und der siegreiche Feind rückte gegen Wien vor. Tyrol war von mehreren Seiten eingeschlossen und sollte

nun herhalten für das, was sein Volk gethan. Die Bayern drangen in das Land herein mit wilder Gewalt. Da tönte ein Schrei der Noth und des Zorns durch Tyrol. Um das Unglück voll zu machen, wurde Chasteller völlig geschlagen und zersprengt. Was er retten konnte, das führte er zum Brenner, einem der wichtigsten Pässe Tyrols. Dazu kam die Hiobspost: Wien sei in des Feindes Gewalt!

Hofer hatte seit dem Mai 1809 nicht gefaullenzt. Er war mit dabei, als der Leiningen wieder auf den Feind losging. Jetzt war er in Tyrol und die Landsleute schaarten

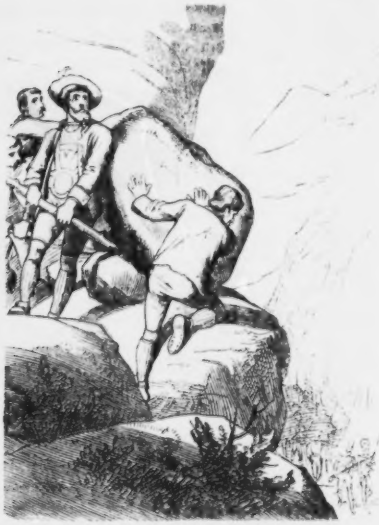

sich um ihn; er war ihr Halt und ihre Stütze. Er muß uns führen! hieß es überall im Lande.

Die Bayern waren unter schweren Kämpfen und herben Verlusten bis Innsbruck vorgedrungen. Oftmals hatten die Tyroler, wie bei Schroffenstein, nicht ferne von Landeck, Baumstämme, Felsblöcke von den Bergen herabrollen lassen auf die Bayern und diese Vertheidigungsmittel zerschmetterten unten, im tiefen Thale, die Feinde gliederweise. Es war ein wilder Kampf, voll Haß und Erbitterung auf beiden Seiten.

Gegen Innsbruck aber, auf dem rechten Ufer des Inn, liegt der Berg Isel, ein gewaltiger Bergstock, zu dessen rechter Seite die neue, schöne Straße nach Italien zieht. Hier stand Hofer mit seinen Tyrolern und griff am 25. und 29. Mai 1809 die Bayern mit solcher Wuth an, daß, nachdem am 25. die Schlacht blutig und schrecklich gewesen, die Bayern sich aber noch hielten, er sie am 29. noch einmal angriff, dann aber ihnen eine solche Niederlage beibrachte, daß sie rasch Innsbruck und Tyrol räumten, verfolgt von den Tyrolern, die sie todtschlugen oder gefangen nahmen, wie es sich machte.

Dennoch kam das Unglück hart und schwer über Tyrol. Alle Zufuhr war ihm abgeschnitten, und bei Wagram siegte der Feind über Oesterreich, er siegte bei Znaim und darauf der Waffenstillstand, nach dessen Bestimmungen die Oesterreicher Tyrol und Vorarlberg preisgaben und räumten. Das Volk Tyrols war wüthend, aber es gelang, es von Schritten zurück zu halten, die den Waffenstillstand verachtet und Oesterreich in den Abgrund gestürzt hätten. Mit blutendem Herzen sahen sich die Tyroler preisgegeben und doch gebunden. Hofer, der wohl erkannte, daß es ihm nun an den Kragen gehen würde, flüchtete sich in eine verborgene Höhle des Passeyrthales. Es gelang ihm, sich da zu verbergen. Hier zerbrach er sich in seiner Einsamkeit den Kopf, was er thun solle, Tyrol vom unbarmherzigen Feinde zu befreien. Mittlerweile drang der Feind in's Land. Jetzt erhob sich das wackere Tyrolervolk wie Ein Mann. Der wackere Speckbacher, der Kapuziner Haspinger und Peter Maier stellten sich an die Spitze, und schlugen den Feind am 3. und 9. August dermaßen, daß seine Macht zu wanken anfing. Diese Kunde drang zu Hofer, der in seiner Höhle nicht wußte, was sein Volk gethan. Eiligst machte er sich auf und kam auf geheimen Bergwegen zu seinem lieben Volke,

Haspinger.

das nur auf eigene Kraft angewiesen war. Unbeschreiblicher Jubel begrüßte ihn. Der Andreasel ist wieder da! hallte es in den Bergen wider, und es schien, als sähe nun das Volk seine Sache als gewonnen an, weil er wieder da war, dessen Verschwinden man gar nicht hatte begreifen können. Nun wählten ihn die Tyroler einstimmig zu ihrem Oberanführer und bald knüpfte sich auch wieder der Sieg an die Fahne des für sein Vaterland kämpfenden Bergvolkes.

In Innsbruck saßen die Franzosen.

Der Berg Isel, der schon zu zweien Malen den Sieg der Tyroler gesehen hatte, sollte wieder der Ort blutiger Entscheidung werden. Muthig griffen die Tyroler an. Die Schlacht war blutig und mörderisch, aber die Tyroler siegten auf ihrem Siegesberge zum dritten Male. Die Franzosen flohen. Sie verließen Tyrol. Das Land war frei. Der Siegesjubel war groß und hallte wider an den Bergen. Hofers Name war in jedem Munde. Nun kam der Glanzpunkt seines Lebens.

Andreas Hofer, der einfache Bauer, der Schenkwirth am Sande im Passeyrthale, wurde zum obersten Befehlshaber im Lande Tyrol ernannt, mit unbeschränkter Gewalt in den Verwaltungs-, wie in den Kriegsangelegenheiten. Er verwaltete diese Stelle zur allgemeinen Zufriedenheit, treu und uneigennützig bis zum 14. Oktober 1809, wo in Wien der Friede geschlossen wurde. Daß es unter dieser Verwaltung manchmal seltsam herging, mag man sich vorstellen,

aber ehrlich und treu ging's her, kein Unrecht geschah und das einfache, biedere Volk stand treu zu seinem Sandwirth von Passeyr, der diese Ehre nicht gewollt und nicht gesucht und nur eintrat, weil sonst Niemand da war, der die Liebe seiner Landsleute besessen hätte, wie er. Was er that, war für Tyrol und seinen Kaiser. Darum aber, weil die einfachen Bauern zu oft schon mit falschen Nachrichten getäuscht worden waren, glaubten auch die Tyroler, und mit ihnen Hofer, nicht an den Frieden von Wien und er führte den Krieg auf eigene Faust noch fort, bis er endlich volle Gewißheit gewann. Da ließ er den Kampf enden.

Für ihn begann er aber jetzt erst, denn die ganze Wucht des Hasses der Franzosen und Bayern traf ihn, lastete auf seinem Haupte. Jeder erkannte das und seine Feinde ließen sich bald merken, was sie gegen ihn im Schilde führten. Seine Freunde riethen ihm zu schneller Flucht in's Innere von Oesterreich. Dazu sollten alle Mittel zur Hand sein; aber alles Rathen, Bitten und Flehen war erfolglos. Er hielt sich sicher in Tyrol. Er konnte sich nicht entschließen, die lieben Berge zu verlassen. Er konnte den Gedanken nicht fassen, daß der Verrath aus dem eigenen Volke, dem er so viel geleistet, ihn in die Hände seiner Feinde liefern könnte. In diesem schönen Glauben, in diesem edeln, ihn ehrenden Vertrauen konnte ihn Niemand wankend machen, und doch — sollte es ihn so schauerlich täuschen! —

Auf einer schwindelnden Höhe, wo der Schnee fast mannshoch lag, und das Eis mastig starrte, stand im Passeyrthale eine verlassene Sennhütte. Sie war schier unzugänglich. Dort saß in tiefer Betrübniß, daß es so gekommen war, der wackere Hofer mit den Seinen, und ein Getreuer brachte ihm auf geheimen und todesgefährlichen Wegen die Nahrung. Nur sehr wenige Vertraute kannten seinen Schlupfwinkel, wo ihn Niemand würde gesucht haben.

Wie er dazu gekommen, sich zu verbergen, da er sich ja unterworfen und ihm Verzeihung zugesichert worden war? werdet Ihr fragen, liebe Leser. — In Tyrol gab es Leute genug, die im heftigsten Zorne über den Friedensschluß mit

Napoleon waren. Einige von diesen hatten Einfluß auf den leichtgläubigen Hofer und sagten ihm, es sei mit dem Frieden nicht so, wie er glaube, er solle nur den Kampf wieder beginnen und die Franzosen und Bayern aus dem Lande werfen. Es war ihnen gelungen, Hofer irre zu leiten, und der Kampf begann. Dadurch hatte Hofer den Frieden gebrochen, sein Wort der Unterwerfung zu Nichte gemacht, die Verzeihung verwirkt. — Das lag auf seiner Brust, das nagte da droben in der Sennhütte unter Schnee und Eis an seinem Herzen.

Ueberall forschten Spione nach ihm, denn dunkle Gerüchte sagten, er sei irgendwo im Lande versteckt. Der Feind bot alle Mittel auf und sparte die größten Summen nicht, seinen Aufenthalt zu entdecken. Alles war vergeblich, bis sich endlich einer fand, der zum Verräther wurde — und — der war ein Priester! — Donay heißt der gebrandmarkte Name des priesterlichen Schurken, der einst Hofers Freund und Vertrauter war. —

Diesen Verworfenen, diesen Judas, hatte Hofer einmal beleidigt, und statt zu vergeben, wie der Heiland, dessen Diener er sich nannte, verrieth er jetzt aus Rache Hofer — und er wußte es, daß dieser Verrath Hofers Tod war! —

Er vertraute den Franzosen des treuen Tyrolers Namen, der Hofern die Lebensmittel brachte. Das war genug. Man ließ ihn beobachten, aber das führte zu Nichts. Da ließ ihn eines Tags der französische General Baraguay d'Hilliers unter einem erdichteten Vorwande zu sich kommen. Es gelang dem gewandten Franzosen, den einfachen Mann dahin zu bringen, daß er sich in seinen Reden verwickelte. Dabei faßte ihn der Franzose und verwirrt, auf's Aeußerste gebracht, bedroht, entsank ihm die Geistesgegenwart und — Hofers Aufenthaltsort war bekannt. —

Droben in seiner Sennhütte, in der reinen Luft des Himmels, die reiner ist als die, wo der Verrath athmet, wohnte, duldete und entbehrte Hofer mit seiner Familie, und ahnete nicht, daß der treue Eliasrabe sich hatte überrumpeln lassen. Drohungen, wie die, er würde ihn auf

der Stelle erschießen und Weib und Kinder in ein ewiges Gefängniß werfen lassen, brachten den sonst so treuen Mann dahin, daß er der Führer der Schergen wurde, die Baraguay d'Hilliers aussandte, Hofer und seine Familie droben in ihrer Schnee- und Eiswelt gefangen nehmen zu lassen.

Es war am 20. Januar 1810, als die ausgesandten französischen Soldaten die Sennhütte erreichten, sie von allen Seiten umzingelten und den überraschten, tief erschütterten Hofer wehrlos überrumpelten und gefangen nahmen. Seine Feinde jubelten, sein Volk jammerte, als die Kunde durch's Land drang, er sei verhaftet. Sie brachten ihn nach Botzen, dann nach Mantua, wo er, der Form wegen, vor ein Kriegsgericht gestellt wurde.

Obgleich es gewiß den Franzosen eine hochwichtige Angelegenheit war, den gefürchteten Oberanführer der Tyroler, der ihnen so viel zu schaffen gemacht, ihnen so manche

blutige Schlappe beigebracht hatte, zu verurtheilen, so waren dennoch die Stimmen im Kriegsgerichte getheilt und darum die Verurtheilung zum Tode unmöglich. Es war indessen nach Mailand berichtet worden, und der gemessene Befehl lautete, daß binnen vier und zwanzig Stunden Hofer müsse erschossen werden. — Warum man sich so eilte, Hofer zu erschießen, das lag in dem Umstande, daß man fürchtete, der Kaiser von Oesterreich möchte sich für ihn verwenden, da gerade jetzt Napoleon im Begriffe stand, sich mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, der Tochter des Kaisers, zu vermählen. Aber in Wien dachte Niemand daran, Etwas für den Mann zu thun, dem man mehr verdankte, als einer Armee.

Der Blutbefehl von Mailand mußte vollzogen werden.

Am 20. Februar 1810 wurde Hofer auf einer Bastien von Mantua erschossen!

Lautes Wehklagen der Gefangenen aus Tyrol, die in Mantua verwahrt wurden, erfüllte die Luft und die Wuth kochte in den Herzen ob solcher Greuelthat, ohne Urtheil und Recht.

Mit dem Muthe des Glaubens und der Treue ging Hofer zum Tode. Wie er starb, so stirbt nur ein frommer Christ!

Sein Andenken ist seinem Land und Volke heilig. Außer dem Denkmal in der Hofkirche zu Innsbruck, steht auch seine sehr ähnliche Marmorbüste im Museum zu Innsbruck, und in einem Glasschranke liegt seine Schärpe, noch einige andere Kleidungsstücke und sein Degen. Wenn ich mich recht erinnere, so ist auch sein Stutzen dort verwahrt. Seinem Weibe und seinen Kindern thaten die Franzosen nichts, was zu verwundern ist.

Wie uneigennützig dies biedere Bauernherz war, geht daraus hervor, daß trotz seiner hohen Stellung sein ganzes Vermögen zu Grunde ging. An sich dachte er nicht. Sein Weib und seine Kinder hätten darben müssen, wenn nicht der Kaiser endlich der Familie Alles ersetzt hätte. Daß er sie in den Adelstand erhob, war eine eitle Zuthat. Sie gab den treuen Vater den Verwaiseten nicht wieder.

Hofer hatte seine Fehler, wie wir Alle, und mochte auch selbst deren viele haben, da er als einfacher Bauer in Lagen versetzt wurde, denen er nicht gewachsen war. Da wird Einer leicht aus dem Geleise gehoben!

Aber an unerschütterlicher Treue gegen sein theures Vaterland und seinen Kaiser, an Bereitwilligkeit, dieser Treue und Liebe jegliches Opfer zu bringen, Hab' und Gut, Leib und Leben, wurde er nicht übertroffen!

Darum mein' ich, wir könnten Alle von ihm lernen, was uns fehlt: seine ächte, ungefärbte Frömmigkeit, seine Treue bis in den Tod, seine Hingabe an's Vaterland, und .uf das Letzte leg' ich den stärksten Nachdruck!

Literarische Anzeigen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

James Watt. Der Erfinder.
George Stevenson. Der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Domrabe. Eine Geschichte.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Fry. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Pathengeschenk. Eine Geschichte.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben d. Feldmarschall Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Büblein.
Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sklavenleben St. Domingos.
Das Büchlein v. Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Bauernfamilie von Kloarfontein.
Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im ind. Inselmeere.
Die Biberfänger. Eine amerik. Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebt.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schutzling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Binde. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Missisippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friedertet's Kriegsfahrten anno 1812 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.

45 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Johannes Scherer oder Tonsor,

der Wanderpfarrer in der Unterpfalz.

Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641. — Mit einer Abbildung.

Gebettet. Preis: 10 Ngr.

Ein Volksblatt von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Das erste Heft ist vorräthig in jeder Buchhandlung.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande

von

W. O. von Horn.

Erscheint in Monatsheften zu 48 Seiten groß Octav, deren jedem ein schönes Kunstblatt beigegeben ist.

Preis des Heftes nur 5 Silbergroschen.

Die Maje bringt vorzugsweise Unterhaltung in frischer, gemüthlicher Weise und Belehrung in gleicher Art und Weise — also Geschichten aus dem Leben; aber die Maje gibt auch über die einzelnen Werke der weiten, herrlichen Schöpfung, aus der Pflanzen- und Thierwelt, aus Luft und Meer, am Himmel und auf der Erde Gutes, Anziehendes und Neues, sie bietet aus der Länder- und Völkerkunde Vieles, was wichtig, anziehend und belehrend ist, und aus der Geschichte wichtige und interessante Begebenheiten, edle Thaten, wunderbare Lebensführungen, wie auch die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Menschen. Das Alles in verständlicher, einfacher, gemüthlicher Art.

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen sittlichen Boden haben, so bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige sittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbesorgt in die Hände seiner Angehörigen legen, denn jede Zeile ist rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Die Bände I bis IV, sauber gebeftet, sind noch vorräthig. Sie eignen sich zu einem Familienbuch ganz besonders.

Jetzt complet!

Systematischer

ATLAS

der

Naturgeschichte für Schule und Haus

von

Traugott Bromme.

In 36 sauber colorirten Tafeln, mit systematisch geordnetem Text, hoch 4°, elegant in Leinwand gebunden Rthlr. 2. 24 Ngr. = fl. 4. 48 kr.

Stuttgart. **Verlag von J. Engelhorn.**

Für Erbauung Suchende!

werden als vorzüglich empfohlen die soeben erschienenen:

Evangelienpredigten zum Vorlesen und zur häuslichen Erbauung auf alle Sonn- und Feiertage herausgegeben vom Pastor E. Gensken in Verbindung mit den Herren Spitta, Jahn, Seidel, Merabt u. andern rühmlichst Bekannten. Lüneburg. Hereld u. Wahlstab. Rthlr. 2. = 3½ fl.

Epistelpredigten derselben Herren sind zu gleichem Preise ebenfalls zu haben.

Als Confirmationsgeschenk geeignet ist die reizende Idylle: „Die Confirmanden" von J. Tegner, deutsch von Christiani. Mit Gold geb. und Bild. ½ Rthlr. = 54 kr.

Im Verlage von **J. A. Schlosser's** Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die

kirchlichen Festzeiten

in der Schule.

Dreistimmige Chorgesänge

von

H. M. Schletterer,

Kapellmeister an der protestantischen Kirche in Augsburg.

Op. 28.

5 Bogen sauber in Umschlag broschirt.

Preis 12 kr. oder 3¼ Sgr.

Abnehmer von 10 Exemplaren erhalten das Eilfte gratis.

Als praktischer Fingerzeig, wie der Seidenbau zweckdienlich und mit Gewinn besonders bei auch beschränkter Räumlichkeit einzurichten ist, empfiehlt sich die soeben erschienene Anleitung zur

Maulbeerbaumzucht und zum **Seidenbau**

von **L. Löffler,** Director der deutschen Seidenbau-Comp.

Mit 30 Abbild. illustr. Preis 10 Sgr.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von Hugo Kastner & Comp. in Berlin.

In J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der zweite Freiheitskampf

der

Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von **Fritz Anneke.**

I. Heft: Ursachen, Entstehung und Entwicklung des Kampfes bis zum Falle des Fort Sumter.

8°. Broschirt 12 Bogen. à 15 Sgr. oder 54 kr.

Der gewaltige Kampf, der zwischen der Sclavenhalter-Aristokratie einer Seits und der Bundesregierung, gestützt auf die Bürger des

SZARDA.

Verlag von [illegible]

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1863.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Achtzehnter Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit zwei Holzschnitten.) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1862. (Mit Holzschnitt.) 7
3. Klosterhof und Klostermühle und was sich in beiden begeben. Eine Geschichte, wie sie wohl auch heute noch vorkommt. (Mit ein und zwanzig Holzschnitten.) 9
4. Altes Gold. (Mit Holzschnitt.) 104
5. Ein Räthselchen. (Mit Holzschnitt.) 105
6. Vom Weissagen. (Hierzu der Stahlstich und neun Holzschnitte.) 107
7. Ein schlechter Witz auf den andern. (Mit vier Holzschnitten.) 147
8. Altes Gold oder auch nicht. (Mit zwei Holzschnitten.) . 155
9. Eine Anekdote. (Mit Holzschnitt.) 158
10. Ein Räthsel 159
11. Das Prositchen. Eine Geschichte aus einer kleinen Stadt. (Mit vier Holzschnitten.) 160
12. Altes Gold. (Mit Holzschnitt.) 182
13. Ehrlich währt am Längsten. (Mit Holzschnitt.) . . . 184
14. Ein Räthsel. (Mit Holzschnitt.) 186
15. Das hat ein Wilder Nordamerika's gethan 188
16. Ein Räthselchen. (Mit Holzschnitt.) 193
17. Altes Gold. (Mit Holzschnitt.) 195

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Meine lieben Freunde in der Spinnstube, und ihrer sind Gott sei Dank nicht Wenige, wissen es schon, daß, wenn der alte Spinnstubenschreiber so gegen den Herbst hin wieder kommt, er ihnen, ehe er seine Geschichten, sein altes Gold und seine Räthsel auskramet, etwas zu sagen hat, so etwas, das für das Herz, das Haus, die Familie, die Gemeinde, das Leben einen rechten Segen bringt, oder auf einen wunden Fleck hinweist, darauf ein Heilpflaster zu legen ist, und er hat bisweilen auch die Heilpflaster bei der Hand. Heute soll es nicht anders gehalten werden wie bisher; doch — hört mich erst an, nur einen Augenblick! — Ich muß einige Worte vorausſenden.

Jüngst bin ich in ein Haus getreten und in eine freundliche Familienstube. Da hing in einem goldenen Rahmen, von der Hand der jüngsten Tochter des Hauses zu Weih-

nachten oder zu einem anderen Familienfeste den Eltern gestickt, groß und leserlich dies Sprüchlein:

Hausſegen.
„Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede;
Wo Friede, da Segen;
Wo Segen, da Gott;
Wo Gott, keine Noth!“

Von wem das Sprüchlein stammt, wer es in seiner Seele ausgedacht hat, das weiß ich nicht, frage auch nicht darnach; aber das muß ich doch vor Allem sagen, daß es mir so recht in die Seele hineinfuhr mit seiner vollen, heiligen Wahrheit; daß ich dachte: Was in dem Sprüchlein Satz vor Satz steht, ist wohl der rechte Hausſegen, und wo das eine Wahrheit der Herzen und des Familienlebens geworden ist, da hat's allewege keine Noth, da muß der rechte Lebensſegen, das rechte Lebensglück wohnen. Ich dachte damals eben daran, diesen Jahrgang Spinnstube in die Welt ausgehen zu lassen, und — immer wieder war es mir, als ob eine innere Stimme zu mir sagte: Geh' und bringe deinen lieben Spinnstubenfreunden dies Sprüchlein und mit ihm, der Herr gebe es in Gnaden! den rechten Hausſegen,

den Segen in's Haus!

In Gottes Namen: Ja! dachte ich. Du kannst ja nichts Besseres bieten, als Hausſegen Allen, Allen, die deine Seele gerne ſegnen möchte.

Ja, Segen in's Haus! Wie thut's da Noth, daß Segen komme, wo so oft der Unſegen wohnt! Wo Zank und Streit, Hader und Zwietracht auseinanderreißt, was Gott verbunden hat, und aus diesem Auseinanderreißen ein Strom des Elends hervorbricht, der Alles verheert. Ach, Ihr lieben theuern Freunde alle, hört einmal, was den Hausſegen bringt!

Das Sprüchlein sagt's. Es hebt an mit den Worten:

Wo Glaube, da Liebe,

und daran wird und kann keine Menſchenſeele zweifeln, daß

nur da die rechte Liebe zwiſchen Ehegatten, Eltern und Kindern und Geſchwiſtern und Hausgenoſſen wohnt — jene Liebe nämlich, von der der Apoſtel ſagt, nachdem er ihre Herrlichkeit (1. Corinther 13, Vers 1—10 und 13) geprieſen, daß ſie die größeſte und herrlichſte ſei unter den dreien: Glaube, Liebe und Hoffnung —, wo der Glaube ſeine geheiligte Stätte hat. In ihm allein muß die Liebe wurzeln, nicht im Fleiſche, denn da iſt ihre Wurzel faul, und ſie welket und vergehet ſchnell, um nichts zurückzulaſſen — als — Unfriede, Abneigung, leider nicht ſelten — Haß!

Wo der Glaube dem Herzen ſagt: Gott hat uns zuſammengefügt, wo das Herz, wenn es über des Lebens Führungen nachdenkt, ſich ſelber ſagen muß: Unſere Ehe iſt nicht von Menſchen, nicht vom berechnenden Ehrgeize, nicht vom ungerechten Geldſack, nicht vom begehrlichen Wohlgefallen geſchloſſen, ſondern im Himmel, nach Gottes Wort und Wohlgefallen, nach Gottes gnadenvoller Führung, ſie iſt von Gott geſchloſſen, Er hat uns zuſammengefügt für den Lebensgang — ich ſage, wo ſo das Herz der Ehegatten ſpricht, und der Glaube an den Herrn ſie alſo bekennen lehrt, da iſt die Liebe eine geheiligte, geläuterte und breitet Luſt, Leben, Freude, Hausſegen in Summa, aus über Kinder, Geſchwiſter und Hausgenoſſen und zieht ſie herein in das Band der Liebe und der Hingebung und ſchließt ſie zuſammen, daß ſie ſich als Eins fühlen, oder wie der Apoſtel ſagt: „Allzumal Einer in Chriſto, weil Eins in der Liebe und Eins im Glauben und Eins im Hoffen, Dulden und Handeln.“

Wo Liebe, da Friede,

fährt das Sprüchlein mit ſeinem Hausſegen fort. Meine Lieben, der Herr aller Gnade hat mich einen weiten Lebensgang machen laſſen. Amt und Beruf, Theilnahme und Bruderliebe haben mir die Augen offen gehalten über das Thun und Laſſen der Menſchen, ſowohl innerhalb als außerhalb des Kreiſes, in den mich der Herr geſtellt, und Ihr wiſſet es Alle, ich habe da eine reiche Erndte der Erfahrung gemacht. Ich habe Familien gefunden, wo der reichſte Haus-

segen war — weil sie die Liebe, die im Glauben an den Herrn wurzelt, allesammt umschließ, und weil dies Band gehalten und getragen wurde von dem Worte Gottes, das reichlich bei ihnen wohnte, nämlich gelesen und geglaubt wurde, und von dem Gebete, im Kämmerlein und in der Familie. Es war so stille in dem Hause, in der Familie, als sei jeder Tag ein Sabbath, ein Friedenstag des Herrn, und doch arbeiteten Alle freudig und fleißig, aber Eins trug des Anderen Last, und die Gesichter waren freundlich und die Herzen froh — denn die im Glauben wurzelnde Liebe brachte und erhielt den Frieden, von dem das Sprüchwort sagt, daß er ernähre; und dieser Frieden brachte die Sabbathstille bei regster Thätigkeit und Arbeit vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend, und die Arbeit wurde mit Freudigkeit gethan, und es fugte und griff Alles in einander, wie das Räderwerk in einer Uhr, und die Feder, die es in Bewegung setzte, war die Liebe, und was es in so stiller, opferwilliger Bewegung erhielt, das war der Friede — denn

Wo Friede, da Segen!

Dabei kann er gar nicht fehlen. Er tritt uns sichtbarlich vor die Augen. Er kommt wie der erquickende Thau, wenn's nicht stürmt und keine sengende Hitze lahm und unthätig macht; aber, meine Lieben, auf dem Lebenswege, den mich der Herr aller Gnade geben ließ und hieß, hab' ich wohl auch andere Erfahrungen gemacht, bittere, beklagenswerthe, dabei mir das ehrliche Herz in der Brust blutete! Manchmal freilich war es täuschend glatt auf der Oberfläche, aber im Innern, in der Tiefe, tobten und kochten die wilden Leidenschaften. Das war so die Weltklugheit, die lächeln kann, wenn innerlich das Herz zerspringen möchte; lächeln kann gegen den, den das Herz mit aller Gluth und Bitterkeit hasset. Dann aber brach der verhaltene Zorn und Grimm desto wilder los, wenn das beobachtende Auge sich entfernt, und man sich „sicher“ glaubte vor den Menschenaugen und Ohren — denn an Den, der Alles sieht, hört und richtet, an den Herrn droben dachte man nicht. Da

hieß es glattzüngig Friede, Friede! Und war doch kein Friede, sondern eitel Hader und Verderben; in Summa, solch eine Familie kam und — kommt mir vor wie ein übertünchtes Grab — außen freundlich anzusehen, aber innen — Moder und Verwesung — wie der Herr von den Pharisäern sagt — und das war und ist auch eine Pharisäerzunft! Nichts ächt, wahr und in der Wolle gefärbt, überall Lug und Trug, und das sind Werke des Teufels. War etwa da Segen, Glück, Zufriedenheit? Nein und tausendmal Nein! Wo Liebe, da Segen! — Andere hab' ich gefunden und kenne ich, da hebt Schimpfen, Zanken, Hadern, Fluchen mit Sonnenaufgang und Augenaufschlagen an und dauert fort, wie die Brenn-Nessel wuchert — bis zum Sonnenuntergang und darüber hinaus bis in die dunkle Nacht, bis das Auge sich schloß oder schließt. Da war und ist nicht das übertünchte Grab, sondern das offene, aus dem der Moder- und Verwesungsgeruch Jedem ungehemmt entgegendringt, und die Todtengebeine Jedem sichtbar sind, und ein treues Herz betet: Herr, erbarme dich! O glaubet nicht, daß ich da zuviel sage! Leider hab' ich's oft so gefunden und jedes Band war locker oder schon zerrissen zwischen Gatten, Eltern und Kindern und Geschwistern. Da fugte Nichts. Es griff die Arbeit nirgends ineinander, weil sie mißmuthig und widerwillig gethan wurde; Nichts geschah zur rechten Zeit, Nichts recht, ordentlich und gehörig, denn das Morgengebet war Fluchen und Zanken und Zanken und Fluchen war der Abendsegen. Herr, erbarme dich! hab' ich da oft gebetet. Liebe war nicht da, Wohlgefallen Gottes fehlte; wo sollte der Segen herkommen, da Unfriede verzehrt? Eitel Unglück und Verderben; eitel Unheil und Jammer, eitel Sünde und Unrecht herrschte da — denn nur wo Frieden ist, da ist auch Segen, denn

Wo Segen, da Gott!

sagt das Sprüchlein, das mit Recht „Hausegen" heißt, und darum, weil ja ohne Gott nichts geschehen kann, der nur spricht, so geschieht's, nur befiehlt, so steht's da (Psalm 33, Vers 9), und der Mensch nichts nehmen kann, es werde

ihm denn gegeben von obenher, von dem Vater des Lichtes, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt. Segnet Er uns, so sind wir recht gesegnet, und an Seinem Segen ist Alles gelegen. Darum schließet das Sprüchlein:

Wo Gott, keine Noth.

Ja wohl, wo Gott im Herzen und im Hause ist, wo sein Wort lebt und das Gebet zu ihm, in Summa, wo sich die Menschen zu ihm nahen, da nahet er sich zu ihnen; segnet sie, leitet und regiert sie, behütet sie wie einen Augapfel im Auge, und ist um sie wie eine feurige Mauer. Das ist die Erfahrung derer, die den Herrn fürchten, und das ist des Herrn herrlicher Name und Ruhm, daß er so gerne hilft. Gewiß, das habt auch Ihr schon erfahren, liebe Leser; darum nehmet das Sprüchlein wahr, nehmet's in Euer Herz. Erinnert Euch alle Tage daran, daß Ihr nach seinen Worten handelt und das Schlußwort wird wahr an Euch und in Euch:

Wo Gott, keine Noth!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1862.

Nr. 4 (Seite 82) des vorigen Jahrganges ist das Erste, meint den Schnee und seine weiße Farbe, und die Dichter, die's immer ein bischen übertreiben, setzen geradezu für Weiß Schnee und reden vom Schnee der Lilie, statt von ihrer weißen Farbe; sagen vom blühenden Baume, es läge Blüthenschnee darauf; wo die weiße Steinbrech die Felsen überzieht, es sei ihr Schnee, und wenn ein Mädchen eine weiße Stirne hat, machen sie auch Schnee daraus, und das ist gewiß nicht wahr. — Dem Schnee wird der Vorwurf gemacht, er bringe das Erstarren in der Natur; nehme dem Vögelein ohne Erbarmen die Nahrung; er schmücke sich mit Edelsteinen. Nun, wenn der Sonnenschein auf die Schneekrystalle fällt, dann glänzt's freilich wie tausende von Diamanten; aber die Herrlichkeit hat bald ein Ende. Wenn er unter dem Fuße in der Kälte kracht, meint man, er höhne den Wanderer. Der arme Schnee! Vollends hat die Schönheit ein Ende, wenn der Schnee des Alters, das weiße Haar, kommt. Die Vorwürfe mehren sich. Wenn in den Hochgebirgen der Schweiz und anderwärts bei Thauwetter der Schnee rutscht, so gibt es „Lawinen", die freilich oft unendlich viel Unglück bringen, da ihrer Gewalt Nichts wider-

stehen kann. Nun, er vertheidigt sich gegen diese Verdächtigungen und hat Recht. Wie sehnt sich der fleißige Landmann bis der Schnee kommt, daß er einmal Ruhe gewinne? Dem Städter bringt er Lust durch Schlittenfahren. Er legt sich an der Mutter Brust — an die Erde — hält deren Kindlein, Pflanzen und Thiere, warm. Er endet unter Thränen, das heißt ja nichts anderes, als, er löst sich in Wassertropfen auf. — Ich hab' ihm da viel Besseres nachgesagt, und — er nimmt doch an mir keine Rache, vielmehr deckt er freundlich einst — wer weiß, wie bald? — auch mein Grab und ziert's auch mit seinen Edelsteinen, wenn die Sonne darauf scheint, und weint auch einst um mich, wenn seine Wassertröpflein in mein Grab sinken, und machet, daß auch über meinem Gebeine der Hügel im Frühlinge grünet und blühet. Das ist's!

Nr. 7. (S. 102.) Das Räthsel soll eben dir, lieber Leser, sagen, die Erde sei — kein Jammerthal!

Nr. 12. (S. 180.) Droben auf des Nachbars Hause weht eine Wetterfahne, die trillt der Wind, wohin er will, und sie zeigt richtig, woher er weht. Es gibt Menschen genug, die der Wetterfahne gleichen; die, sobald sie an den Reden eines Anderen hören, wie er's meint, namentlich eines Höheren oder eines solchen, von dem sie Vortheile hoffen und erwarten, Knall und Fall gerade so plaudern, wie er, — bloß, um ihm zu gefallen und ihn sich geneigt zu erhalten, selbst wenn's etwas ist, das ein redlicher Mensch verwerfen muß. Solch Thun erfüllt dich mit Abscheu und Widerwillen. Darum sei auch du keine Wetterfahne und huldige nicht der Strömung, welche die öffentliche Meinung gerade nimmt, sondern prüfe sie. Der Prüfstein ist das Wort Gottes. Stimmt sie damit nicht, dann Pfui, und wenn es die Höchsten wären, die sie vertheidigen. Wer Schlechtes gut nennt, taugt nichts, und wer Gutes schlecht nennen will, ebenso wenig. Wahrheit und Rechtschaffenheit bleiben in Ewigkeit, woher auch auf Erden der Wind wehen mag!

3. Kloſterhof und Kloſtermühle und was ſich in beiden begeben.

Eine Geſchichte, wie ſie wohl auch heute noch vorkommt.

I.

Man kommt nicht in der Welt herum, ohne etwas mit heim zu bringen, ſagte der alte Schmiedjakob, als er gemüthlich am Abende in ſeinem Lehnſtuhle am Ofen ſaß und die alten Freunde auf den Bänken, die Frauen und Mädchen aber um die Hängeampel; und wer die letzten ſechzig Jahre mitgelebt hat, wie ich, und einen ordentlichen Laufen Welt geſehen hat, wie ich, der kann wohl aus ſeinem Sacke Altes und Neues hervorholen, wie der Gevatter geſagt hat, als er mich eben zum Erzählen aufforderte. Thue es auch gerne, weil ich ſolche Geſchichten noch einmal in Gedanken mitlebe.

Auf meiner Pilgrimschaft durch die Welt stand ich einmal in Arbeit in dem Dorfe Altmünster. Ihr kennet es fast alle; denn es ist nicht allzuweit von hier, und ich bin nachmals auch noch mehr dort gewesen.

Das Thal ist breit und fruchtbar, in dem es liegt. Der Bach, der wasser- und fischreich ist, theilt es in zwei Hälften, und eine alte, schöne Brücke verbindet die zwei Dorfhälften mit einander. Die linke Hälfte lehnt sich an einen sanft sich abdachenden Rain, wo Wiesengärten sind und Obstbäume stehen, bis er sich in der fruchtbaren Thalsohle verliert. Der rechts liegende Theil steigt etwas auf und hinter den Häusern steigt das Land immer sanft an, bis eine gute halbe Stunde hinter dem Dorfe der Wald anhebt, ein Buchenwald, so schön wie irgend einer. In diesem Dorftheile liegt die große, schöne Kirche und hinter dieser noch Reste des Gemäuers, das einst ein Kloster war, woher denn auch der Name „Münster" kommt; denn wo ein Dorf oder eine Stadt so heißt, da waren immer ein oder mehrere Klöster. Dies Kloster muß erschrecklich reich gewesen sein, denn es hatte viele Güter und Weinberge am Rheine und an der Mosel, und droben der prächtige Hof, der aus dem Walde von Obstbäumen herausſieht mit seinem prächtigen Gelände, und unter dem Dorfe die sechsgängige Mühle mit allem Zubehör, gehörten demselben und heißen noch heute Klosterhof und Klostermühle, und was ich Euch jetzt erzählen will, das hat sich dort zugetragen. Ich muß aber freilich, ehe ich zu meiner eigentlichen Geschichte komme, noch einmal weit zurückblicken.

Als zur Zeit der Reformation das Kloster völlig verlassen stand, nahm's der Landesherr, einer der vielen kleinen Gebieter, an sich, und das Klostergebäude, für das er keinen Käufer fand, ließ er verfallen. Die Bauern im Dorfe, die nach einem großen Brande Steine und Balken für ihre aufgebrannten Wohnungen brauchten, rissen es nieder, ohne daß Jemand darnach fragte, bis es verschwunden war und nur noch die wenigen Grundmauern davon Zeugniß gaben, welchen Umfang es einst hatte. Im Laufe einer späteren

Zeit, da die kleinen deutschen Landesherren viel Geld brauchten und deſſen wenig hatten, verkaufte der Graf Hof und Mühle an die beiden Pächter für eine Summe, die heutzutage nicht hinreichen würde, ein einfaches Bauernhaus im Dorfe zu kaufen, und ſetzte ihnen noch weite Termine für die Bezahlung.

So ging es in jenen Tagen gar oft, und das Ende vom Liede war, daß die Bauern reich und der Graf ein Bettler wurde, und in dieſem Zuſtande ſtarb ſein Stamm aus. Das Reichwerden war beſonders auf dem Kloſterhofe zu Hauſe; denn Geiz und Habſucht vererbte ſich dort von Geſchlecht zu Geſchlecht bis auf den alten Friedrich Bergmann, der vor etwa zehn Jahren ſtarb.

In der Kloſtermühle ging's nicht ſo gleichmäßig und raſch. Der Käufer der Mühle mußte das ziemlich baufällige Gebäude neu bauen und verblutete ſich daran dadurch, daß er das Gebäude groß und prächtig aufführte und eine Oelmühle und einen Schälgang zufügte. Da gerieth er in Schulden. Indeſſen war er ein guter Haushalter und genas wieder von ſeinen Schulden und war auf dem beſten Wege, als er ſtarb. Seinem Nachfolger ging's gut, ſo lange der Mühlenbann galt, daß nämlich alle Inſaſſen des kleinen Gebiets in der Mühle ihre Frucht mahlen mußten. Als aber unter dem Vater des jetzigen Müllers dieſer geſetzliche Zwang ſeine Endſchaft erreichte und der Krieg und die Kriegslaſten kamen, da ging er den Krebsgang. — Es war, als ob aller Segen gewichen wäre. Es mißglückte Alles, und der Müller wurde nun ſelbſt liederlich, wurde ein Säufer und Kartenſpieler, machte Schulden und gerieth in ſolchen Rückgang, daß man vorausſah, die Mühle würde unter den Stecken kommen, noch ehe der alte Müller ſtürbe; er ſtarb jedoch ſchnell, denn der Schlag rührte ihn, und ſein Sohn, ein ſtiller, faſt tiefſinniger Menſch, der mit Niemanden umging und dreinſchaute wie die theure Zeit, erhielt die verſchuldete Mühle, von der der alte Müller einen Acker und eine Wieſe nach der anderen verkauft hatte. Die böſen Buben hatten ihm ſchon lange nachgeſungen:

All' mein Silber und all' mein Gold
Zog mir durch die Gurgel gerollt!

Das iſt ſo ein Liedlein, das man gar Vielen nachſingen kann, die heutzutage Bettler ſind; in dem manche traurige Familiengeſchichte enthalten iſt, und das mehr Thränen gekoſtet hat, als eine Menſchenſeele denkt. Der alte Müller hatte nur den einen Sohn, und wer genauer in das zerrüttete Leben im Hauſe geblickt hatte, wußte es ſich zu deuten, woher des jungen Menſchen maßleidiges Weſen kam und die kummergebeugte Geſtalt der braven Müllerin, die nichts über den loſen Geſellen vermocht, deſſen Frau zu ſein ihr das bittere Loos gefallen war.

Was wird das werden? ſagten die Bauern. Der kopfhängeriſche Anſelm, ſo hieß der Sohn, und ſeine leidende arme Mutter werden wohl die Mühle mit dem Rücken anſehen müſſen, und wir ſehen's voraus, daß ſie der Gemeinde als Armenlaſt und Koſtgänger zufallen. — Der arme Anſelm, der das auch von Ferne murmeln hörte, ſagte leiſe in ſich hinein: die machen die Rechnung ohne den Wirth! Vierzehn Tage war der Müller begraben, da kamen vor Amt die Gläubiger zuſammen, um zu berathen, wie ſie ihren Sack anhingen und zu ihrem ehrlich geliehenen Gelde kämen. Da trat feſt, aufgerichteten Hauptes der Anſelm herein. Das war nicht mehr der tiefſinnige, theilnahmloſe, faſt für einen Simpel zu haltende Anſelm! Alle ſahen ihn erſtaunt an, und als die Verhandlung geſchloſſen war und ſich die Schuldenmaſſe auf vier tauſend Gulden feſtgeſtellt hatte, da nahm Anſelm das Wort; mit Klarheit, Ruhe und Feſtigkeit ſagte er ihnen, das Unglück komme nicht von ungefähr. Ihm, als dem Sohne, zieme es nicht, einen Stein auf ſeinen Vater zu werfen, der ſeine Mutter und ihn, trotz ihrer Bitten und ihres Flehens, in's Elend geſtürzt, ob er gleich auch darüber nicht ganz ſchweigen dürfe. Sie hinauszuſtoßen aus der Mühle, ſei den Gläubigern ein Leichtes. Bezahlt machte die Mühle ihre Forderungen, und es bliebe ihnen, der Mutter und dem Sohne, wohl noch etwas übrig; aber ihm, dem Sohne, ſei dann jeder Lebensweg verſchloſſen,

Die Klostermühle.

und sie würden doch der Noth später anheimfallen. Christlicher wäre es, ihnen die Mühle zu lassen, da ja nichts verloren werden könne. Er fühle die Kraft in sich, der Mühle das verlorene Vertrauen, die entlaufene Kundschaft wieder zu erwerben. Er wolle mit Gottes Hülfe die Mühle übernehmen und die Schulden bezahlen, die er bis zur Löschung und Tilgung rechtlich verzinsen wolle. So bliebe seine arme, gute Mutter in ihren Räumen und ihm seien Mittel und Wege geboten, den Ruin der Familie fern zu halten und ihren ehrlichen Namen zu retten.

Die Männer sahen sich einander an und waren theils verblüfft, theils erstaunt über das, was sie gehört. Der Beamte war ein Ehrenmann und lobte das männliche, ehrliche Wort des jungen Menschen, der sich selbst ermannt hatte. Er redete den Gläubigern zu, auf den Vorschlag einzugehen, und Alle waren geneigt, bis auf den reichen Klosterhofmann — der die Mühle gerne geschlaucht hätte, wie man sagt, wenn man etwas Gutes um ein Lumpengeld an sich bringt. Der wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen — denn er war der bedeutendste Gläubiger und von je dem Müller nicht gut gewesen.

Es entstand eine Todtenstille.

Da erhob der reiche Müller von Meindorf seine Stimme und sagte: Hofmann, bin ich Euch gut genug für Eure tausend Gulden?

Der Hofmann biß sich in die Lippen und meinte: Ihr werdet wohl nicht der Narr sein, für diesen Menschen gut zu sprechen, der kein Vertrauen verdient! — Dazu machte er ein höhnisch Gesicht.

Es gibt allerlei Narren in der Welt, sagte ruhig der Müller, und ich bin auch einer. Wenn ich Euch als Bürge für den Anselm nicht gut genug bin, so zahl' ich Euch hier vor dem Herrn Notarius morgen die tausend Gulden baar. Ich denke, dagegen läßt sich nichts einwenden? —

Der Klosterhofmann wurde bleich vor Zorn, daß er sich seine Beute entschlüpfen sah, zuckte die Achseln und sagte: Meinetwegen! Ihr mögt zusehen!

Das will ich auch! war des Müllers Antwort.

Also wurde der Akt geschrieben. Dem Anselm blieb die Mühle und der Hofmann erhielt sein Geld. Ihr möget Euch denken, was dieser Ausgang der Sache für ein Aufsehen machte, und wie verschieden die Menschen, die so leicht nichts Gutes glauben, sie beurtheilten. Darin aber stimmten sie alle überein, der Müller Bruckner von Meindorf habe die Absicht, die Mühle an sich zu bringen — so oder so.

Der Erfolg aber machte sie alle zu Schanden. Dennoch waren, das muß ich sagen, die Leute gegen den Klosterhofmann so erbittert, daß Niemand mehr etwas von dem herzlosen Geldsack wissen wollte. Mit dem Anselm war eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Mit einer Schnellkraft des Willens hatte er sich aufgerafft und aufgerichtet, daß ihn Niemand mehr kannte. Er stieg, da nur die kindliche Liebe zu seiner Mutter ihn zu solchem neuen Leben und Wesen erweckt hatte, in der Achtung ungemein, und er wußte sich die wiedergewonnene gute Meinung zu erhalten. Er entfaltete eine Rührigkeit und Thätigkeit, die ihm kein Mensch zugetraut. Er mahlte prächtig, nahm nie mehr als sechszehn Pfund Metzer und nicht, wie andere Müller, vom Vorschuß. Er nahm nicht das beste Mehl weg und suchte, wie es Viele machen, durch Rässen des Mehls das Gewicht betrügerisch herzustellen; in Summa, es kam so, daß die Mühle trotz ihrer vielen Gänge Tag und Nacht arbeitete, und bald seine und seiner Mutter Kraft nicht mehr ausreichten und er einen tüchtigen Mahlburschen, ja, ehe ein Jahr verging, noch einen zweiten annehmen mußte.

Als er sich einmal regen und bewegen konnte, begann er einen lebhaften und einträglichen Mehlhandel nach der Mosel. Seine Oelmühle arbeitete nicht bloß für die Bauern weit und breit, sondern auch für die Kaufleute in der Stadt. Mit Grütze und Graupen und dergleichen, die er ganz vorzüglich machte, trieb er ein tüchtiges Geschäft, und — der Müller von Meindorf war sein Rathgeber in allen Stücken. Als er ihm die ersten fünf hundert Gulden ab-

zahlen wollte, sagte der ehrliche Mann lächelnd: Anselm, ich will der Letzte sein. Zahle erst den Anderen ihr Geld! Das geschah denn auch und nach dreien Jahren oder nicht einmal so lange, war er dem Müller von Meinderf allein noch fünfzehn hundert Gulden schuldig. Alles Andere war bezahlt, und mittlerweile hatte er bereits hier und dort wieder eine Wiese an sich gebracht oder einen Acker, den sein Vater verschleudert hatte. Es ruhte ein wunderbarer Segen Gottes auf seinem Thun und Lassen, und seine brave Mutter war neu aufgelebt. Seine Gottesfurcht, seine strenge Rechtlichkeit, sein Fleiß und seine musterhafte Ordnung erwarb ihm die Liebe und Achtung aller Menschen.

Jetzt kratzte sich der Klosterhofmann hinter den Ohren und ärgerte sich. Er hätte unbedenklich dem Anselm seine Tochter zur Frau gegeben, aber der betrat niemals den Hof, und ob er gleich dem alten Knicker niemals Haß oder Feindschaft bewies, so mied er ihn doch, wo er konnte, und der Klosterhofmann war der Einzige, der nicht bei ihm mahlen ließ.

Nun hatte der Müller in Meinderf einen Sohn und eine sehr hübsche, brave Tochter, und der Anselm war ein schöner, junger Mann geworden, von festem ernstem Wesen. Wer nicht blind war, sah, daß die schöne Müllerstochter den Anselm lieb hatte, und daß er schier alle Sonntagnachmittag nach der Mühle zu Meinderf ging, war auch nicht allein die Liebe zu dem alten biederen Müller, sondern das hübsche Annchen hatte einen großen Einfluß darauf. Anselm sah an Allem, daß er keine Fehlbitte thun würde, wenn er um sie würbe, weder bei dem Vater, noch bei der Tochter; aber er hielt strenge an sich — bis er die fünfzehn hundert Gulden in Einem Haufen dem Müller auf den Tisch zahlen konnte mit den Zinsen.

Der Müller stand dabei, sah ihm zu und lächelte. Als ihm Anselm das Geld hingezählt und der Müller die Richtigkeit der Zahlung anerkannt hatte, faßte Anselm seine Hand und sagte mit tiefem Gefühl und feuchtem Auge: Euch dank' ich mein Glück, Euch allein! Ihr habt an mir

gethan, nicht, wie ein Fremder thut, ſondern wie ein Vater. Wenn ich je die Dankbarkeit für ſolche Wohlthat vergeſſe, ſoll der Herr meiner vergeſſen in Ewigkeit! — Der brave Müller war bewegt, das gab das leiſe Zittern der Hand kund, die Anſelm hielt. Der alte Mann konnte lange nicht reden, und Anſelm hatte noch etwas auf dem Herzen. Er hob endlich ſtotternd und ſtockend an: Jetzt iſt die Kloſtermühle mein freies Eigenthum. Gott ſei Preis und Dank und Euch, denn Ihr waret das Werkzeug der Erbarmung Gottes, denn, als Alles mein Verderben zu wollen ſchien, da tratet Ihr für mich ein; aber noch Eins liegt mir auf dem Herzen. Meine liebe Mutter iſt alt und ſchwach. Sie — bedarf einer pflegenden Tochter und ich — kann ledig nicht bleiben. —

Still! rief lachend der Müller, der sich ermannt hatte. Ich weiß, was du willst. Meinst du, ich wäre blind? Pack' deine fünfzehn hundert Gulden wieder ein. Sie sollen Annchens Morgengabe sein und sie dein Weib, wenn — und mit den Worten wandte er sich zu dem Mädchen, das sein glühendes Erröthen hinter der Schürze barg — wenn das Mädel nicht etwa anderer Meinung ist?

Kurz und gut, es stellte sich blitzschnell heraus, daß bei dem schönen Annchen keine entgegengesetzte Meinung obwaltete und noch an dem Abende war in der Meinderser Mühle Verlobung und sechs Wochen später führte Anselm sein bildhübsches Frauchen in die Klostermühle ein, und der Klosterhofmann ärgerte sich nicht wenig, daß er den dummen Streich gemacht.

Ein Jahr später wurde Anselms Mutter von dankbaren Kindern beweint und der filzige Klosterhofmann wurde zu Grabe getragen, aber an Thränen war kein Ueberfluß.

Das ist's, sagte Schmiedjakob, was ich meiner Geschichte vorausſenden mußte. Und nun gute Nacht! Morgen, so Gott will und ich lebe, fahre ich weiter fort. Und mit diesen Worten ging er in seine Kammer.

II.

Früh am andern Abende saßen die treuen Freunde um den alten Mann, der heiter von den Dingen des Bauernstandes, namentlich von dem Preise der Früchte und dergleichen mit ihnen redete.

Gumpeer, hob endlich der Gevatter an, vergesset Eure Red' nicht! —

Ich wußte schon, daß du mich mahnen würdest, denn du bist wie ein böser Gläubiger, der seinem Schuldner keine Ruhe läßt! sagte er.

Nichts für ungut, lachte der Gevatter; aber daran seid Ihr selber Schuld, denn, —

Sei nur stille! rief der Alte und hob dann zu erzählen an.

Schier zwanzig Jahre lasse ich dazwischen liegen, will aber doch Eins und das Andere beibringen, was zur Sache gehört.

Des Klosterhofmanns Tochter hatte weit weg geheirathet und sein Andres erhielt den Hof. Er heirathete eine reiche Frau und lebte friedlich mit ihr; aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wenn Kinder von Morgens bis Abends nichts anderes hören, als Geldsammeln, Geldsparen und Reich- und Reicherwerden, dann geht's ihnen am Ende in die Seele und setzt sich darin fest. So ging's dem Andres auch. Der wurde noch filziger, als der Alte gewesen war, und noch begieriger nach dem Ansammeln des ungerechten Mammons, der bei ihm ein erst recht ungerechter war, denn der hatte ein Gewissen, so weit wie ein Wollsack, und die Ehrlichkeit drückte ihn nicht im Geringsten. Seine Frau war von besserer Art, aber der Geiz steckt an, wie eine herrschende Krankheit, und sie wurde um kein Haarbreit besser, wie er. Das Gesinde und die Tagelöhner konnten nicht genug arbeiten und bekamen die jämmerlichste Kost und wenn eine Magd eine irdene Schüssel zerbrach, zog er sie ihr am Lohne ab. Er traute keinem Menschen weiter, als er ihn sah, und witterte überall das Schlimmste, wenn auch kein Mensch daran dachte. Die Armen erhielten nichts an seiner Thüre, ja er drehte, seinen Hund auf sie zu

hetzen, wenn ſie mit Bitten anhielten. Da droben war Alles verhaßt, und Niemand im Dorfe wollte mit dem Andres etwas zu thun haben. Sie hatten nur ein Kind, einen Buben, der aber ein wilder Geſelle war, ohne Rand und Band, ſeinem Vater nicht gehorchte und ſeiner Mutter noch weniger, und als ſeine Mutter geſtorben war und der alte Andres vor lauter Zinſenberechnen und Mahnbriefeſchreiben keine Zeit hatte, auch oft umherging, um ſeine Zinſen ſelbſt einzutreiben oder vor Gericht zu ſtehen, da wurde er noch roher und unbändiger und trieb allerlei Maleſiz auf eigene Fauſt, daß ihn die Leute im Dorfe haßten, wie den böſen Feind, während auf dem Hofe das Geſinde ſich gütlich that für langes Entbehren. Der Junge hieß auch Andres, wie ſein Vater, aber er war ein anderer. Darbte der Alte im Ueberfluß, ſo lebte der Junge im Saus und Braus; ſtieg Nachts zum Fenſter hinaus und durchtobte ganze Nächte mit ſeinen Geſellen im Wirthshauſe. Der Wirth mußte Alles ankreiden und noch Geld dazu leihen, denn der Alte war zähe wie Juchtenleder und gab ihm ſo wenig Geld, daß er in einer Nacht durchbrachte, was für acht Tage ausreichen ſollte. Dabei predigte er ihm und nörgelte von Morgens bis Abends — wenn er ihm Stich hielt, über Sparſamkeit. — Niemand befand ſich dabei beſſer, als der Wirth, denn da kam hinter manche Eins eine Null, daß es zehn gab, und Andres ſah nicht nach, fragte auch nicht, und der Wirth rechnete und ſchrieb an — Alles auf Hoffnung — nämlich auf des alten Tod. Der hatte Herzeleid genug mit ſeinem leichtſinnigen Strick, der je älter er wurde, je toller es trieb. Was ſollte das werden? — Mit dem Pfarrer berieth er ſich, der rieb ihm aber den Kümmel, daß es eine Art hatte; doch ſtimmte er am Ende in des Alten Meinung ein, er müſſe ihm eine tüchtige Frau geben, die Haare auf den Zähnen habe. So Eine könne und werde ihn am Ende zähmen und kirre machen. Mittlerweile aber nahm ihn der Pfarrer vor und ſchärfte ihm das Gewiſſen. — Acht Tage hielt's wider, dann aber ſchlug er wieder hirten aus, wie ein junger Fol-

len, das zum ersten Male auf die Weide kommt. Wenn auf dem Klosterhofe Unfriede und Herzeleid bei dem vielen Gelde wohnte, so stand es in der Klostermühle anders.

Zehn glückliche Jahre hatte Anselm mit Annchen verlebt. Sein Geschäft, sein Handel, sein Ackerbau blühte. Er war ein reicher Mann geworden, und das Erbe war sehr ansehnlich, als sein Schwiegervater das Zeitliche segnete. Längst war das einst verschleuderte Gut, das zur Mühle gehört hatte, wieder angeschafft und noch mehr dazu. Aber mit dem Reichthume schwoll bei Anselm der Kamm. Er wurde ein hochmüthiger und selbstherrlicher Mann, der es machte, wie er wollte, und seinen Kopf überall durchsetzte, wo es nur irgend ging. Es war ein Glück, daß seine streng rechtlichen Grundsätze felsenfest standen. Alles mußte nach der Schnur gehen, und diese hielt er mit fester Hand. Er war gut, aber man durfte seine Pläne nicht durchkreuzen, sonst — war es aus! —

Der Tod seiner Frau beugte ihn tief. Drei Kinder hinterließ sie ihm, aber schon wenige Jahre darauf hatte er nur mehr eins, sein Glück, sein Freude — aber ein Kind der Angst und der Sorge; es war ein Mädchen und der schönen Mutter Ebenbild.

War auch Anselm nicht so reich, wie der Klosterhofmann, so stand er ihr doch wenig nach; aber Geiz war ihm fremd. Er hatte sich der Wohlthätigkeit seiner lieben Frau allezeit aus vollem Herzen gefreut, und nun setzte er sie fort und lehrte sein Mariechen, gerade so zu handeln, wie es die Mutte gethan, und das sanfte, weiche Kind that's mit seliger Freude, weil die Mutter so gethan, und es so seinem einen Herzen genügen konnte. Das Leben in der Mühle war strenge geordnet. Mit dem grauenden Tage begann die Arbeit, und der Müller arbeitete mit. Um sechs sah sich das Gesinde zum Frühstücke ein sammt den Tagelöhnern, und der Müller und sein Kind saßen mit zu Tische, vor welchem er vorher las er einen Psalm oder ein Kapitel aus der heiligen Schrift und ein Morgengebet. Er theilte sein Brod mit ihnen. Stille wurde die Arbeit ver-

richtet. Zum Mittage betete das zehnjährige Mariechen: Komm' Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du uns beschweret hast! Und am Abend sprach der Müller den Abendsegen. Ein Tag glich dem anderen. Nur der Sonntag war der Tag heiliger Ruhe und Friedens, geweiht der Andacht und dem Gebete. Jedermann war gern in der Mühle; arbeitete gern für den Müller, dem man sein selbstherrliches Wesen gerne nachsah, um des vielen Guten willen, das er an sich hatte, und das er Jedem so freudig erwies. Noch einmal zu heirathen, kam ihm nicht in den Sinn. Mein Kind soll keine Stiefmutter kriegen, unter denen eine Gute auf zwanzig — Stiefmütter kommt. Das war sein Wort, wenn man ihm eine zweite Heirath anrieth. Ueberdies kannte er sein vortreffliches Weib nicht vergessen, und der starke, entschiedene, felsenfeste Mann weinte ihr viele Thränen nach, wenn er allein war und Niemand seine Thränen sah. — Seiner Haushaltung stand eine treue Magd vor, die eine Wittwe war und einen Sohn hatte, etwas älter als Mariechen. Sie hatte das ganze Vertrauen seiner Frau besessen und verdient. Ihr Mann war frühe gestorben, und die Müllerin hatte die blutarme Frau noch zu ihren Lebzeiten mit ihrem Knaben in die Mühle genommen, und schon das allein würde für ihr Bleiben in der Mühle gesprochen haben, wenn sie auch nicht so brav und treu gewesen wäre, wie sie es in der That war.

Ihr Sohn, er hieß Georg, war ein stiller, gut gearteter Knabe und spielte mit Mariechen friedlich und einträchtig, und das sah der Müller um seines Kindes willen gerne. Als die Kinder schulpflichtig wurden, war der Knabe des zarten Mariechens Schützer auf dem Wege zur Schule und wieder heim, und der Müller, der sie oft beobachtete, hatte auf der einen Seite seine Freude daran, und auf der anderen gewährte es ihm eine Beruhigung, daß Georg so umsichtig für Mariechen besorgt war.

Die Kinder waren wie Bruder und Schwester. Das konnte auch nicht anders sein. Sie waren sich selbst genug; auch das sah der Müller gerne, und bei der vielen Wasser-

gefahr um die Mühle herum gewährte ihm des Knaben sorgliche Aufsicht und Vorsicht die Sicherheit, deren sein Vaterherz bedurfte, wenn er seinen zahlreichen Geschäften nachging. Befürchtungen wegen der Zukunft hegte er nicht. Sein Stolz ließ den Gedanken gar nicht zu, daß je aus dem Verhältnisse der sich liebenden Kinder sich ein anderes, bedeutsameres entwickeln könnte, wenn einmal das Herz seine eigene Sprache zu reden beginnen sollte. War ja doch die Kluft unübersteiglich zwischen dem armen Sohne der Magd und der reichen Tochter des Herrn.

Es ist eine verwunderliche Erscheinung, die ich oft beobachtet habe, sagte Schmiedjakob, daß ein reicher Bauer, und das war ja doch der Müller und wollte gar nicht mehr sein — von vornherein seine Kinder für geharnischt hält gegen eine Liebe zu solchen, die im Vermögen tief unter ihnen stehen. Es steht das so fest in seinem Dafürhalten, daß er jede Warnung als tollsinnig verlachen würde. Da sitzt im Bauernherzen, was anderweitig auch im Herzen der altadeligen Leute sich findet, und der Unterschied ist zwischen beiden nur darin, daß der Stolz des Adeligen auf der Vergangenheit, dem Ruhme und dem Alter seines Geschlechtes fußt, während dem Bauern das Bewußtsein seiner durch sein Vermögen bevorzugten Stellung diese Sicherheit gibt. Beide haben sich viel tausend Male verrechnet und das Elend ihrer Kinder war die traurige Folge, denn der Mensch trennte, was Gott zusammengefügt, und das ist ein willkürlicher Eingriff in ein heiliges Recht, über das der Mensch nicht Herr ist.

Ich fürchte, sagte der Gevatter, in der Klostermühle wird's auch so kommen, und dem klugen Müller geht's wie manchem klugen Huhn, das — das Ei neben das Nest legte! —

Der alte Schmiedjakob that, als hätte er das nicht gehört, und fuhr in seiner Erzählung fort. In der Mühle ging's wie anderwärts. Die Kinder wuchsen und die Liebe wuchs mit, und die Menschen ahneten nicht, wie tief sie im Herzen saß. Die heilige Zeit der Confirmation und ersten

Mariechen.

Feier des heiligen Abendmahls kam heran und ſtimmte die Herzen der beiden Kinder ernſt und heilig. Sie veranlaßte den Müller zu einer, auf reifliche Erwägung gegründeten Beſprechung mit des Knaben Mutter, die, von Freude und Dankbarkeit ſtrahlend, in des Müllers Anſichten einging. Dieſe traten einige Tage nach der heiligen Handlung zu Tage.

Georg, ſagte er eines Abends in der Dämmerſtunde, in der der Kloſtermüller gerne ernſte Dinge beſprach, Georg, hob er an, die Zeit iſt nun gekommen, wo du die Schule verlaſſen haſt, und von denen, die für dein Beſtes, deine Zukunft zu ſorgen haben, muß feſtgeſtellt werden, was du für eine Laufbahn einſchlagen ſollſt. Dein Leben lang Mahlburſche oder Tagelöhner zu bleiben, wäre ſchlimm für dich geſorgt. Ich habe mit deiner Mutter geſprochen, und wir haben etwas für dich gewählt, was dich zum tüchtigen Manne machen kann, der für ſeine Mutter im Alter zu ſorgen im Stande iſt. Sieh', auf unſerm Bache ſtehen auf

seinem ganzen Laufe etwa zwanzig Mühlen. Wenn irgend ein Gebrechen eintritt, so müssen wir einen Mühlarzt aus der Stadt holen, die weit entfernt ist, und was ist das, Ein Mühlarzt für so Viele? Dies Geschäft nährt seinen Mann herrlich. Da sind wir denn eins geworden, daß du Mühlarzt werden sollst. Ich habe mit dem alten Meister in der Stadt gesprochen. Er nimmt dich in die Lehre und ich bezahle das Lehrgeld. Der Contract auf drei Jahre Lehrzeit ist abgeschlossen. Deine Mutter hat im Stillen Alles besorgt. Morgen früh fährt uns der Peter mit dem Müllerwagen dahin und du bleibst dort.

Alles schwieg voll Erstaunen.

Muß er denn dort drei Jahre bleiben und darf nicht mehr herkommen? fragte Mariechen endlich, und man hörte ihrer Stimme an, daß des Vaters Wort sie schwer getroffen.

Wer sagt denn das? erwiederte der Müller, den die Frage dennoch betroffen machte, nach einigem Schweigen. Wenn es ihm sein Meister erlaubt, darf er kommen, und der wird's ihm nicht versagen. Freilich alle acht Tage geht das nicht; setzte er hinzu. Hier aber kann er ja doch nicht bleiben.

Auch die Mutter Georgs nahm nun das Wort und sprach ihre Dankbarkeit für des Müllers Wohlwollen und ihre Zufriedenheit mit der Wahl des Berufs aus.

Nach längerem sinnenden Schweigen fragte Georg, was denn das eigentlich sei? Und der Müller setzte ihm klar auseinander, was alles zu dem Handwerk gehöre. Die Mutter war unterdessen hinausgegangen und kam nach kurzer Zeit mit dem Lichte herein. Sie bat Mariechen, den Tisch zu decken zum Abendbrode.

Das Mädchen that's, aber sie wußte sich immer so zu stellen, daß der Vater die Thränen nicht sehen konnte, die aus ihren großen, blauen Augen perlten. Als sie ihr Geschäft vollendet, ging sie hinaus, um sich die Augen zu waschen.

Der Klostermüller hatte es dennoch bemerkt. Er that,

als beachtete er es nicht; aber ihre Frage und diese Thränen brachten ihn doch zu der Ueberzeugung, wie gut es sei, wenn er seinen Plan rasch ausführe.

Früh zu Bette, früh auf der Stätte, war des Müllers Grundsatz. Nachdem er dem Knechte Peter die nöthigen Befehle gegeben, schickte er Alle in's Bette. Nur er blieb noch auf und versank in ein stilles Nachdenken. Es ist gut so! sagte er endlich zu sich selbst und suchte dann auch, nachdem er nach dem Feuer, nach der Mühle und den Thüren gesehen, selbst die Ruhestätte.

Im Kämmerlein Mariechens aber hätte er noch bis Mitternacht hin ein leises Schluchzen hören können, denn dem Mädchen war der Gedanke nie gekommen, daß Georg, den sie so lieb hatte, von ihr könne entfernt werden, und nun war diese Gewißheit so erschütternd an sie herangetreten, so erschütternd und so plötzlich, so unvorbereitet! Und in dieser Nacht wurde dem jungen Mädchen manches klar.

Frühe schon war Peter bereit mit dem Wagen. Die Mutter, die auch vor leisem Weinen kaum reden konnte, brachte zwei Kopfkissenzüge, in denen Georgs Hemden, Kleidungsstücke und Schuhe steckten, legte sie auf den Wagen und trug dann die kräftige Zwiebelsuppe auf, die des Müllers Lieblingsfrühsuppe war. Traurig saßen die Dreie am Tische. Keinem von ihnen wollte es schmecken, und Mariechens Augen waren roth — verweint, wie die der Mutter Georgs. Man sah, wie weh es dem Knaben um's Herz war, aber er hielt sich wacker, und eine Viertelstunde später rollte der Wagen zum Hofthore hinaus, nachdem Georg der Mutter und Mariechen warm die Hand gedrückt. Und drinnen in der Mühle lag Mariechens schönes Köpfchen auf dem Arme und der Arm auf dem Tischrande und die Thränen perlten auf den Boden, während die arme Mutter, die ihr Letztes und Liebstes fortziehen sah, droben in ihrer Kammer auf den Knien lag und in heißem Gebetsringen des Herrn Gnade und Segen auf ihren Liebling herabflehte.

Der Wagen aber rollte lustig in den frischen, schönen Frühlingsmorgen hinaus, und die Beiden, die darauf saßen,

waren schweigend in ihre Gedanken versunken, die — weit auseinander gingen.

Was Niemand beachtet hatte, war dennoch geschehen. Georg und Mariechen hatten sich einige Augenblicke allein gesehen und gesprochen, und das waren Augenblicke, die eine reiche Saat der Zukunft in sich schlossen — ob zu Glück und Freude oder zu Unglück und Trübsal? Aber sie hatten sich in's feuchte Auge gesehen und einander gelobt, sich nicht zu vergessen. Das war Alles und doch lag so viel darin, mehr noch, als sie sich klar bewußt waren. —

Der Vater kam zurück und sagte nichts weiter, als der alte, sehr geschickte Meister habe Georg mit Freuden aufgenommen und habe Gefallen an ihm und seiner Anstelligkeit.

In der Mühle ging Alles seinen geordneten Gang fort, nur stiller noch als zuvor; denn die frohen Kinderstimmen hörte man nicht mehr. Mariechen hatte zwar nie viel gesungen oder jubilirt, und auch Georg war nicht ausgelassen in seinem Wesen; aber seit er fort war, zeigte sich das

Mädchen noch stiller als zuvor. Die Mutter Georgs suchte sie zu bewegen, mit ihren Gespielinnen aus dem Dorfe sich mehr einzulassen; allein in ganz Altmünster war keine, die ihr zusagte. Sie griff indessen wacker in die Haushaltungsgeschäfte ein, und die Arbeit ist ja die beste und zuverlässigste Trösterin des Traurigen. Auf diesem Wege gewann das junge Mädchen das Gleichgewicht der Seele wieder. Dennoch aber blieb ihr eine vorherrschend ernste Stimmung, ein leidendes, stilles Wesen, was einen schmerzlich wehmüthigen Ausdruck nicht verkennen ließ. Wie sehr sie auch ihr Vater liebte, er war nicht der Mann, der seine Liebe durch Zärtlichkeit an den Tag legen konnte. Sein Ernst, seine gleichmäßige Haltung, sein nachdenklicher, dem Geschäfte zugewendeter Sinn, und sein schroff herrisches, befehlendes Wesen stieß das weiche Gemüth ab, das sich so gern an die väterliche Brust angeschmiegt hätte, ja es entwickelte sich in des Mädchens Seele mehr eine Scheu, eine gewisse Furcht vor dem Vater, die sie mehr und mehr in sich selbst zurückwarf, und das Bedürfniß liebevollen Anschließens mehr bei Georgs Mutter suchen ließ, die eine so wohlwollende, treue Seele war, und mit ihr konnte sie ja von Georg plaudern, mit dem Vater nicht. —

Es war die heilige Osterzeit als Georg wegging. Mariechen nährte die geheime Hoffnung, zur Pfingstzeit werde er einmal in die Mühle zurückkehren; aber das war eine Täuschung; denn der Müller hatte zu dem Meister gesagt: Ich halte es nicht für gut, wenn der Junge bald und oft heimkehrt. Er muß sich gewöhnen, draußen zu bleiben und ganz seinem Handwerke zu leben. Das Heimgehen zerstreut die Gedanken.

Darin stimme ich Euch bei, Herr Klostermüller, hatte der alte Meister gesagt, und so hab' ich es auch immer mit meinen Lehrlingen gehalten, und es gut befunden.

So bleibet dabei, Meister, bestärkte ihn der Müller. Das Heimweh wird er ja nicht kriegen, dafür halte ich ihn für zu frisch und innerlich gesund und fest! —

Das war, wie man sagt, dem Meister Wasser auf seine

Mühle, und der Klostermüller fuhr heim und schied freundlich von dem Knaben. Im Stillen dachte er über Dinge nach, die ihm früher nicht in den Sinn gekommen waren, und aus einzelnen, halblauten Aeußerungen hätte man abnehmen können, was seine Gedanken beschäftigte. So sagte er: das wär' mir eine schöne Geschichte! — Nein, Gleich zu Gleich, das fugt. — Dann sagte er wieder einmal: Aus den Augen, aus dem Sinn. So ist's gut, und sich selten sehen, ist noch besser. — Will aber, wenn er einmal kommt, meine Augen Wache stehen lassen! — Kommt's einmal zum Heirathen, so bin ich Vater, und mein Wille ist Herr! — Das Kind muß gehorchen.

Das waren so einzelne halblaute Aeußerungen, die aber der Peter nicht verstand, und wenn er sie auch deutlich gehört und verstanden hätte, sich doch nicht würde haben deuten können, da er den Zusammenhang nicht ahnete.

Wie es schien, war auch der Müller zum Abschluß seines Nachdenkens gekommen, denn er hob nun an, mit Peter über die Füchse zu reden, die den Wagen zogen, und die prächtige Thiere waren. Sie waren seine Freude.

Als er wieder in die Mühle kam, und die Mutter nach Georg fragte, war des Müllers Antwort: Er ist seelenvergnügt; sang und pfiff heute früh schon in der Werkstatt! Wird schon gut gehen! Das war Alles; aber ob es die Beiden, denen er es erzählte, so für baare Münze an- und hinnahmen, ist denn doch eine andere Frage und blieb unentschieden.

Georg schickte mit jedem Altmünsterer, den er sah, Grüße, ohne aber Jemanden besonders zu nennen, an den sie gerichtet waren. Die Leute brachten sie der Mutter als derjenigen, die die größte Berechtigung dazu in ihren Augen hatte, und es kostete das frisch und schön aufblühende Mariechen je und dann eine heimliche Thräne, daß er ihrer bei dem Grüßen gar nicht gedachte.

Was aber das Erfreulichste bei den Botschaften war, das war die Mittheilung: er sei sehr groß und stark geworden; er sei fröhlich und wohlgemuth und blühe wie eine

Rose und habe rothe Backen wie ein Borsdorfer Apfel! Darin stimmten sie Alle überein.

Aber Pfingsten — kam und Georg nicht. Der Herbst kam, und er ließ sich nicht sehen. Weihnachten, das schöne, heilige Fest, kam, und Georg fehlte.

Der hat uns ganz vergessen! sagte Mariechen zu Georgs Mutter, und die meinte: der Meister müsse ein sehr harter Mann sein. Sie konnte es sich nicht versagen, selbst einmal zu Georg zu gehen und ihm von ihren Ersparnissen eine Weihnachtsgabe zu bringen, zu der denn auch Mariechen einen blanken neuen Thaler legte. Als sie zurückkam, hatte sie Mariechen so viel von Georg zu erzählen, daß sie gar nicht fertig wurde, und die Mutterliebe spielte dabei natürlich in allen Regenbogenfarben. Arglos erschloß sie dem Mädchen das glückliche Mutterherz. Nichts aber wirkte mehr, als daß Georg den Thaler geküßt habe und gesagt: den werd' ich nie ausgeben, sondern als ein theures, ja als ein heiliges Gut bewahren. Sie sah in ihrem Eifer gar nicht, wie eine Flammenröthe aus des Mädchens Ge-

sichte schlug. Sie beachtete auch nicht, daß, seit Mariechen durch sie wußte, wie Georg ihrer in warmer Liebe gedenke, tausend Fragen über sie an die Mutter gerichtet habe und sich so lebendig sehne, sie wiederzusehen, besonders, als ihm die Mutter gesagt, wie Mariechen groß und stattlich und so viel schöner geworden sei — das Mädchen träumerisch umher ging, aber selig lächelnd und fast von nichts sprach, als von Georg, wenn sie mit dessen Mutter allein — und vor dem Vater sicher war.

Der Klostermüller ahnete von dem Allen nichts und freute sich nur, daß seine Voraussetzung eingetroffen und Mariechen alle Tage schöner erblühte und wieder so heiter war, wie sie es in jenen Tagen gewesen, als noch Georg in der Mühle war.

Alles vorbei! rief er aus, schnalzte mit Daumen und Zeigefinger und setze hinzu: Pure Kinderei! —

Endlich — um Ostern des folgenden Jahres — also gerade ein Jahr nach seinem Weggange — stand eines Abends Mariechen in dem Garten, der zur Mühle gehörte und den ein einfacher Holzzaun von der Straße schied. Da rasselte ein Steinchen durch die knospenreichen Aeste des Kirschbaumes, unter dem sie stand, und fiel zu ihren Füßen nieder. Sie sah sich um.

Wer wirft denn da? fragte sie.

Ich! flüsterte es durch die Zwischenräume der Latten des Zaunes.

Ein freudiger Schrecken durchzitterte das Mädchen, denn das war Georgs Stimme. Sie blieb nicht lange im Zweifel, denn er war's und schwang sich, um den Weg abzukürzen, über den Zaun und stand vor ihr.

Aber das war nicht mehr der kleine Georg, sondern eine kräftige Gestalt an der Schwelle des Jünglingsalters, und — das war ja auch nicht mehr das zarte Mariechen, sondern die volle, schöne Gestalt des Mädchens, das schon fast ein Drittheil ihres sechzehnten Jahres hinter sich hatte. — Das Alles war jedoch nur das Ergebniß eines raschen Blickes aus Beider Augen, der kein Nachdenken aufkommen ließ.

Die Freude des so unverhofften Wiedersehens nahm die Herzen ganz und völlig ein und ließ die Ueberlegung nicht hinzutreten. Mariechen! Georg! tönte es und die Hand Georgs zog und die Mariechens gab nach, und auf den Lippen brannte der erste Kuß. —

Doch, als ob sie ein Verbrechen begangen, so zuckte das Mädchen zusammen im jähen Schreck, und der wirkte auch ansteckend auf Georg. Beide fuhren zurück und Mariechen, ihr glühendes Gesicht mit beiden Händen bedeckend, rief leise: Georg, es wird uns doch Niemand gesehen haben!

Kleinlaut sagte er: Nein, denn ich habe ja, ehe ich das Steinchen auf den Baum warf, mich überall umgesehen!

Noch eine Weile standen sie so vor einander mit dem glühenden Zeichen der Scham und — des Glückes auf den Wangen, dann sagte das Mädchen: Ach, Georg — vergiß, was hier geschehen ist und komm' in's Haus. Ich aber gehe voraus, und du folgst mir nach einigem Zwischenraume nach!

Sie ging, und er stand noch lange wie angewurzelt und rang nach möglichster Unbefangenheit, dann erst trat er in das Haus, als er sie glaubte wiedergewonnen zu haben. —

Es war ein Glück, daß der Klostermüller bei Peter im Pferdestalle war, wo ein Pferd erkrankt war, und daß auf dem Herde, an dem Georgs Mutter handirte, ein flammendes Reisigfeuer brannte, das seine ganze Gluth auf Mariechens Gesicht warf und so die verrätherische Gluth nicht bemerken ließ, die noch immer auf Wangen und Stirne brannte, und — nicht von dem Feuer des Herdes kam. —

Sie zündete eben mit zitternder Hand ein Licht an, als Georg, der seine Ruhe wiedergewonnen hatte, hereintrat und unmittelbar hinter ihm der Klostermüller.

Da war denn die Freude allgemein und Niemand hatte ein Arg. Auch das konnte nicht Wunder nehmen, daß Beide sich mit freundlichen Augen betrachteten. Freilich — es lag ein Geheimniß auf Beider Brust und das machte sie scheu, und das Mädchen schlug fast immer die Augen nieder, wenn sie denen Georgs begegnete.

In dem einen Jahre waren mächtige Veränderungen mit ihnen vorgegangen. Das sah Jeder. Sollten sie es nicht sehen? Und diese Veränderungen waren der Art, daß sie ohne das innigste Wohlgefallen nicht wahrgenommen werden konnten.

Georg war übrigens einige Male einem lauernden Blicke des Klostermüllers begegnet. Dieser Blick sagte ihm viel. Er gab ihm viel zu bedenken, und der junge Mensch war klug genug, um den Grund zu errathen und sich ihn zur

Lehre dienen zu lassen. Noch mehr bemerkte er das in dem unverkennbaren Bemühen des Müllers, ihn überall, wohin er ging, mit sich zu nehmen, damit er doch ja keine Gelegenheit habe, mit Mariechen allein zu sein.

Aber — aber —! Da hieß es: List gegen List, und sie sahen sich, sie sprachen sich, und der erste Kuß war nicht der letzte. — Es war gut, daß er Ostermontag Abend wieder in der Stadt sein mußte, — denn — hätte der Müller auch nur das Leiseste geahnet, der Stab Wehe wäre über Beide gekommen mit seinen Schrecken und Leiden.

Und doch hatte der Alte eine gewisse Unruhe und Angst, so lange Georg in der Mühle war, und der Argwohn eines Einverständnisses Beider quälte ihn Tag und Nacht. Erst als Georg wieder fort war, athmete er frei auf, und das nächste Mal, da er wieder in der Stadt war, legte er dem Meister die Verpflichtung auf, Georg vor Ablauf seiner Lehrzeit nicht nach Altmünster kommen zu lassen; und das Wort des reichen Müllers wog bei dem Meister schwer und er sagte ihm zu.

III.

Mariechen hatte das siebzehnte Jahr bis zu seinem ersten Drittheil vollendet. Ihres Vaters Reichthum war landkundig, ihre Schönheit nicht minder. Da konnte es denn nicht fehlen, daß Freier aus Nahe und Ferne kamen und ihre Ueberredungsgabe erprobten, theils für Andere, theils für sich selbst; aber das stille, sanfte Mädchen wies sie mit dem Grunde zurück, sie sei noch zu jung, um sich schon zu verheirathen. Mitunter war der alte Klostermüller ganz damit einverstanden, aber es kamen denn doch auch Freier, wo es ihm an's Herz ging, daß sie von Mariechen abgewiesen würden. Freilich! — Er hatte so einen Gedanken in der Seele, den er aber nicht auszusprechen wagte, und es schien, als solle sich die Sache doch nach seinen Wünschen zu entwickeln anfangen; denn — an der letzten „Kirbe" oder auch „Kerb," wie wir statt Kirchweihe zu

sagen pflegen, war Etwas vorgekommen, was ihm bedeutsam schien.

Erst hatte das Mädchen nicht zum Tanze gewollt — natürlich! Ohne Georg — was galt ihr da die Lust des Tanzes, — an dem sie übrigens in Summa keine allzugroße Lust hatte. Endlich griff der Müller durch.

Es gibt keine Nonnenklöster mehr! rief er höchst unmuthig, die Franzosen haben sie aufgehoben, sonst — schickt' ich dich in Eins! Was soll die Pimpelei? Mach's kurz! Du gehst mit mir zum Tanze, und du wirst froh werden! — Ab! — Wenn er einen Satz oder irgend welchen Ausspruch mit dem Wörtlein: Ab! schloß, dann war freilich Alles ab und aus. Es konnte nur noch ein Wettersturm des höchsten Zornes folgen, aber unabänderlich stand's, und wenn sich das geliebte Kind zu seinen Füßen gewunden hätte. —

Mariechen ging und kleidete sich an und Georgs Mutter half ihr, und sagte: Ich begreife dich nicht! Wo ist denn das Mädchen, das nicht gerne tanzt? dem sich nicht unwillkürlich im Takte die Füßchen heben, wenn es das „dürre Holz" streichen hört? Das „dürre Holz" nennt man ja die Geige. Der Anzug mußte schnell gehen, denn der Müller hatte „Ab!" gesagt, und in ganz kurzer Frist trat denn das Mädchen, das die alte Schaffnerin allerliebst herausgeputzt und das wirklich ganz wunderschön war, in die Stube und folgte dem Vater.

Als sie in das Zimmer traten, wo die Musik war, richteten sich Aller Blicke auf Mariechen, die es bemerkte, erröthete und darum noch schöner wurde.

Einer stand aber da, als wär' er verzaubert, und das war Klosterhofmanns Andres. Ihr werdet freilich fragen, sagte Schmiedjakob, ob er denn das Mädchen sonst nicht zu sehen bekam? Darauf antworte ich: So war's auch, denn Mariechen lebte in einer klosterähnlichen Eingezogenheit. Man sah sie im Dorfe kaum anders als auf dem Wege zur Kirche und in derselben und auf dem Rückwege. Sonntags aber schlief Andres den Rausch der Samstagsnacht regelmäßig bis Mittag aus. Außerdem mußte man ihm

das nachsagen, nach den Mädchen sah er nicht viel. Die Flasche war sein Schatz und dem wurde er nicht untreu. Das aber hab' ich schon gesagt, daß Andres ein bildhübscher Bursche war, groß, stark und doch gewandt und biegsam, wie ein Aal.

Er hatte wohl von Mariechens Schönheit reden gehört, aber was lag ihm an der „Haushutsch," wie er das Mädchen nannte, weil sie nicht ausging, und der „Dunzel," wie die Dorfmädchen sie nannten, weil sie meinten, sie ginge darum nicht mit ihnen um, weil sie nicht so reich seien, wie die einzige Klostermüllerstochter. Nur Eine, die Käthe, dachte anders über sie, weil sie oft in die Mühle kam.

„Haushutsch" und „Dunzel" blieben dem sonst maulfiren Burschen diesmal im Halse stecken, als er das rosige, blonde, schlank und zierlich gewachsene Mädchen sah, und sein Auge blieb auf ihr haften, wie gebannt.

Der Klostermüller hätte nicht der Klostermüller sein müssen, wenn er das nicht augenblicklich hätte sehen sollen. —

Item im südlichen Giebel der Klostermühle war eine Lucke, an der stand der Klostermüller oft stundenlang, wenn die Knechte die Fruchthaufen umschaufelten, welche schier das Gebälke der Speicher beugten. Aus dieser Lucke sah man den prächtigen Klosterhof von der Vorderseite, wie er sich so wunderschön von dem dunkeln Buchenwalde abhob, der den höheren und schützenden Hintergrund des Hofes bildete. Und zu beiden Seiten, das Viereck des weiten Hofes abschließend, reihten sich die Ställe links, die Scheunen und Schuppen rechts. Es war eine Pracht, und der ehemalige Herr Reichsgraf, der als Lump gestorben war, hätte hier prächtig residiren können, wenn er noch gelebt, und — der Hof noch sein gewesen wäre; sein Wappen prangte noch über den Thüren — das war Alles, was an den Besitz vergangener Tage erinnerte. Freilich, sagte der Müller zu sich, der Erwerb für die Grafen war justement so ehrlich, wie das Strandrecht an der Meeresküste. —

Was ist denn das? fragte das Kathrinchen.

Will dir's sagen, erwiederte Schmiedjakob. Wenn ein

Sturm auf dem Meere tobt, und ein Schiff zu Grunde geht, und Kisten und Kasten voll Waaren und Gut — an das Land gespühlt werden, so fangen es die Küsten- oder Strandbewohner auf und betrachten es als ihr rechtmäßiges Eigenthum. Das heißt man das Strandrecht.

Ich meine, versetzte darauf das Kathrinchen, das wäre so ein Wegnehmen, damit es Niemand stiehlt oder ein Stehlen, damit es kein Anderer nimmt.

So Etwas von der Art war auch das Wegnehmen des verlassenen Klosters und seiner Güter, sagte Schmiedjakob. Das machte indessen dem Klostermüller kein Bedenken, denn das Alles war ja ehrlich gekauftes, ehrlich bezahltes Gut, wie seine Mühle auch. Wäre nur nicht der Fluch des ungerechten Mammons gewesen, des Wuchers nämlich, der auf dem Hofe lag. — Doch daran dachte er auch nicht, sondern der Gedanke, der heimlich seine Seele umkrallte, war der: Klosterhof und Klostermühle in Einer Hand! — Dann sagte er sich freilich: Das ist ein toller Wunsch! — Dennoch war es, als flüsterte ihm eine Stimme zu: Was bei dir nicht ist, könnte ja bei deinem Kinde sein! — Ja — wäre nur der Andres kein so liederlicher Racker! — Hätt' ich ihn in der Mühle, ich wollt' ihn schon kuranzen, daß er ein ordentlicher Mann würde, denn böse ist er im Grunde seiner Seele nicht — das sagen alle Leute. Nun, wer weiß? — schloß er und warf noch einen sehnsüchtigen Blick auf den Hof, ehe er zu den schaufelnden Knechten ging. Und solche Auftritte kamen oft. Niemand sah indessen in das Herz des Müllers und wußte, was es in sich bewegte, denn, der reiche Bauer sagt:

Läden an den Fenstern,
Schloß an der Thür',
Schloß vor dem Munde —
Geht Allem für! —

und heimlich setzt er noch hinzu: Die Hand auf dem Geldsack, und mit dem: „Ja" nicht zu voreilig. Das sind so seine Grundsätze, und die hatte der Klostermüller auch insgeheim. Freilich stand ihm entgegen, daß er mit dem

Hofmann seit fünfundzwanzig Jahren keinen Verkehr hatte. Kaufte er ihm Frucht ab, um zum Handel Mehl zu mahlen, so sandte er seinen „Hofjuden“ Jekuf, der seine rechte Hand war bei Frucht-, Mehl- und Viehhändeln, und dem er vertrauen konnte, weil er ihn seit eben dieser langen Zeit treu, ergeben und thätig erfunden hatte. Das konnte sich aber ändern. —

Und als Andres Mariechen zum Tanz holte und den ganzen Abend mit keiner Andern tanzte, da sagte heimlich und vergnüglich der Müller zu sich: Das kann sich ändern!

Daß zwei reiche Bauern, deren Einer einen heirathsfähigen Sohn, der Andere eine ditto Tochter hat, mit ihren Gedanken zusammentreffen, ist keine verwunderliche Sache, denn ihr Grundsatz ist: Gleich und Gleich gesellt sich gut. Das Volkssprüchwort lautet freilich anders, nämlich: Gleich und Gleich gesellt sich *gern* — sagte der Teufel zum Kohlenbrenner — da waren sie alle Beide schwarz.

Nun hörte mit schmunzelndem Wohlgefallen der Klosterhofmann, sein Andres habe an der „Kerbe“ nur mit Klostermüllers Mariechen getanzt. Das war Etwas, aus dem Etwas werden konnte. Und der, von dem er es hörte, war der Makler Jekuf, der meinte, das sei was werth! Der Alte drückte dem Jekuf einen Sechsbätzner in die Hand und sagte: Jekuf, lunke einmal, wie viel Uhr es in der Mühle ist!

Mai, sagte Jekuf, was ist da zu lunken? So lange der Mußje Andres nicht ein besseres Leben anfängt, und seine Schulden bezahlt, wird Nichts draus! —

Schulden! rief der alte Hofmann und fuhr in die Höhe, als hätte ihn eine giftige Schlange gestochen. Schulden? — Jekuf, rappelt's bei dir? *Mein* Sohn Schulden? —

Mai, Herr Hofmann, erwiederte der ehrliche Jude, meint Ihr denn der junge Mensch habe an dem Bachinnem genug, Nächte mit seinen Gesellen durchjubeln und karten zu können, was Ihr ihm gabt? Es ist nicht gut, wenn ein Vater einen Lüftling von Sohn zu kurz hält! Hab' einmal Etwas von dem Wirthe brummen gehört. Schofele

Masematte, wenn so Einer nur aufschreibt! Da rütscht ein Nullchen hin, wo keins hingehört! Doch — ich hab' Nichts gesagt! Adjes! Er griff nach der Klinke.

Jekuf, bleib', ich bitte dich! rief der Hofmann. Ist Etwas an dem, was du gesagt?

Herr Hofmann, der Jekuf bläst nicht, was ihn nicht brennt; aber er hört mehr als Ihr, denn Ihr kommt das ganze Jahr nur vier Mal, an den hohen Festen nämlich, aus Euern vier Wänden; Unsereiner aber läuft rechts, links, vorwärts und rückwärts, um seine sieben Würmer zu ernähren. Da hört er mehr, als ihm oft lieb ist, aber er weiß, was der weise König Salomo (wir sagen: Schlome) sagt, nämlich: Schweigen und Reden hat seine Zeit, und weil ich's treu mit Euch meine, hab' ich geredet, weil seine Zeit da ist!

Weißt du, wieviel er dem Wirthe schuldet? — fragte fast zitternd der Hofmann.

Wie werd' ich das wissen? entgegnete Jekuf. Legt mir

der Wirth sein Buch auf? Nein, Herr Hofmann, der Jekuf bläst nicht, was ihn nicht brennt! —

Jekuf, ich gebe dir einen neuen Thaler, wenn du es mir bei Heller und Pfennig vom Wirthe ausschreiben läßt?

Das läßt sich hören, sagte der Taube, als er eine Ohrfeige bekam, erwiederte Jekuf. Ich geh' gleich — aber vergeßt Eure Red' mit dem neuen Thaler nicht!

Hier hast du ihn im Voraus! rief der Hofmann, und reichte ihm den Kronenthaler.

Der Jude merkte, wie die Nachricht in die Seele hineinbrannte. Er nahm den Thaler und dankte.

Jekuf, sagte tiefaufseufzend der Hofmann, meinst du, der Klostermüller wisse um die Schuld?

Und wenn er drum wisse, sagte der Jude, so weiß er auch, daß der Klosterhof auf goldenen Fundamenten ruht, und das so viel ist, als wenn mich eine Mücke sticht. Laßt Euch keine grauen Haare wachsen! Adjes! Und er ging.

Auf den Hofmann hatte Jekuf's Nachricht einen erschütternden Eindruck gemacht. Ich glaube, wenn sein Andres Etwas recht Schlimmes gethan hätte, es wäre ihm so nicht auf's Herz gefallen. Geld! Das war des Alten Alles und Höchstes. Daß es sein Andres so trieb, hatte er doch nicht geglaubt. Vielleicht ist es eine oder zwei Karolin! — Aber ich will es ihm einreiben! Und grade jetzt, jetzt! —

Dieses: Jetzt — jetzt! bezog sich auf zwei Umstände, die ich jetzt erzählen muß:

Die ganze Begebenheit, so weit sie eben jetzt gekommen und gediehen war, fiel in eine Zeit, wo es den Jünglingen an den Kragen ging, wie ich ja aus eigener Erfahrung weiß. Die Kriege und Schlachten Napoleons, dem das linke Rheinufer gehörte, forderten zahlreichen Nachschuß an kriegsfähiger, junger Mannschaft. Es war so um die Zeit von Anno 1807 oder 1808. Dennoch galten Bestimmungen, wie diese: Einer Wittwe einziger Sohn war frei und wenn ein junger Mensch vor dem militärpflichtigen Alter sich verheirathen konnte, und seine eigne Wirthschaft hatte, sein Hauswesen und sein Geschäft, so war er auch

frei oder konnte doch mit einigen Röllchen gelber Münze in die rechte Hand, frei gemacht werden. Dann hatte er Fehler über Fehler, wenn auch er selbst und sonst kein Christenmensch welche an ihm hätte finden können. Andres war in dem Alter und es brannte an die Sohlen. Da kam denn dem Alten Jekuſs erste Nachricht von dem Tanzen mit Klostermüllers Mariechen wie ein Lichtstrahl in die Seele, allein die zweite löschte ihn wieder gründlich aus. Darum war er so freigebig gegen Jekuf.

Unter diesen Umständen konnte sich die Sache noch weit hinausziehen, wenn sie überhaupt gelang.

Etliche Tage später, und noch ehe Jekuf in der Klostermühle gelunkt und des Dorfwirths Rechnung gebracht, schickte der Syndik, wie damals die Dorfschulzen oder Vorstände hießen, dem Hofmann ein Brieflein von einem befreundeten — das heißt — einem Manne, der dem Hofmann ein rundes Capital von Tausend Gulden schuldete, und der an der Unterpräfektur in der Stadt angestellt war, und das Brieflein lautete so:

Mein lieber Hofmann!

„Ich eile Ihnen zu sagen, daß es mit Ihrem Andres sehr schlimm aussiebt. Die Aushebung wird stark, ja, wir greifen um drei Jahre zurück und nehmen Alles, was die Muskete tragen kann. Nur die Söhne, das heißt, die sie ernährenden Söhne, die die einzigen einer Wittwe sind,

werden frei gelassen. Es wird gut sein, wenn Sie sich um einen Einsteher umsehen, der gesetzlich frei ist. Wäre er jetzt verheirathet, es würde ihm Nichts helfen. Mein Rath ist der eines guten Freundes.

Gruß und Achtung!"

Dann folgte das Datum und der Name des Mannes.

Als der Hofmann den Brief gelesen, entfiel er seinen zitternden Händen. Er raufte sich in seinen grauen Haaren und rief, wie ein Verzweifelnder: Kommt denn Ein Unglück über das Andre? Ich bin ein ruinirter Mann, wenn das so fort geht! —

Er konnte sich gar nicht fassen. Keine Ruhe hatte er am Tage, keinen Schlaf in der Nacht. Und keine vertraute, treue Seele stand dem armen, reichen Manne zur Seite. Selbst seinem Andres wollte er noch Nichts sagen, bis die Sache mit dem Dorfwirthe klar sein würde.

Endlich kam Jekuf; aber sein Gesicht sah nicht anders aus, als nach einer Hiobspost.

Nun, Jekuf, du machst ja ein Gesicht, als brächtest du einen Sack voll Verderben in's Haus? rief er ihm mit geheimem Beben entgegen.

Viel besser ist's auch nicht, Herr Hofmann. Es ist ein Aderlaß und der Wirth hat nicht einmal nach dem Aderlaßmännlein auf der letzten Blattseite des Kalenders gesehen, ob's gut Aderlassen heute sei! Fasset Euch in Geduld.

Jugend hat nicht Tugend, aber der Wirth ein dick Stück Kreide!

Jekuf legte einen Papierpack auf den Tisch, der aus zwei und einem halben Bogen bestand.

Der alte Hofmann zitterte wie Espenlaub, ließ aber die Papiere liegen.

Jekuf, sagte er, das Unglück kommt haufenweise über mich. Wie viel ist's?

Nu, sehe selbst, sagte Jekuf.

Ich kann nicht! rief der Hofmann. Meine Hände zittern? Es wird mir schwarz und gelb und blau vor den Augen.

Sag's, lieber Jekuf. Du biſt allein mein vertrauter Freund!

Nu, wie viel wird's ſein, ſagte Jekuf, der mit dem bleichen Alten Mitleid hatte. Tauſend Gulden! —

Tauſend — Gulden! ächzte der Hofmann und hielt ſich an der Tiſchecke, daß er nicht umfiel, dennoch brach er zuſammen, und Jekuf fing den Bewußtloſen auf.

Jekuf rief verzweifelnd nach Hülfe und Andres ſtürzte herein.

Dein Vater iſt todt, mauſetodt! rief der Jude. Jag' den Martin mit dem Pferde in die Stadt und laß den Doctor holen! — Doch wart', er iſt hier. Ich ſah ihn in die Kloſtermühle gehen. Laß ihn ſchnell holen!

Das geſchah, und Beide kleideten den Alten aus und legten ihn in ſein Bette, das in einer Wandvertiefung der Stube ſich befand, die man mit zwei Thüren ſchließen konnte, daß man meinte, es ſei ein Schrank.

Was iſt's? fragte Andres den Jekuf. Was iſt ihm paſſirt? — Der Wirth hat ihm deine Rechnung geſchickt, die tauſend Gulden beträgt, ſagte Jekuf. Ein hübſch Artikelchen von ſieben Jahren, macht mit den Zinſen ſchier zwölf Hundert und ſiebenzig zuſammen! Andres, Andres! Das iſt arg! Wo will das hinaus? — Sieh' deinen Vater an, und gehe in dich!

Zu einer anderen Zeit würde ohne Zweifel Andres den Juden, der es ſich beigehen ließ, ihm ſo eine Art von Sittenpredigt zu halten, mit einer Maulſchelle belohnt und kurzweg zur Thüre hinausgeworfen haben; heute war es anders. Um ihn aber doch nicht zu ſolchen Beweiſen von Liebe und Dankbarkeit zu reizen, ließ es Jekuf bei dieſer kurzen, aber eindringlichen Anſprache bewenden. Das war gut ſo, denn ſeine Worte trafen ihn ſchwer. Er warf einen Blick auf ſeinen Vater, der, wie eine Leiche, ohne alle Zeichen des Lebens dalag, rang die Hände und fing laut und heftig an zu weinen. —

Herr, Gott Zebaoth, gib, daß es keine Krokodilsthränen ſeien! betete leiſe der ehrliche Jude.

Gleich drauf kam der Arzt.

Als er den Leblosen erblickte, sagte er: Der alte Mann muß eine gewaltige Gemüthsbewegung gehabt haben! Der Schlag hat ihn gerührt!

Der geschickte Mann wendete nun Alles an, was die Kunst für solche Fälle hat. Der Aderlaß wirkte, und der Doctor sagte: Er wird bald wieder die Augen aufschlagen! Dir, Andres, aber sage ich, bewahre deinen Vater vor Aergerniß, Schrecken oder dergleichen, sonst reißt der ohnehin dünne gewordene Lebensfaden einmal plötzlich! Den Bemühungen des Doctors gelang es wirklich, den alten Mann wieder in's Leben zu rufen und ihn wieder so herzustellen, daß er nach sechs Wochen wieder war, wie vorher. Ohne Weiteres bezahlte er nun den Wirth und that es gerne, denn in des Andres innerem und äußerem Leben war ein Wendepunkt eingetreten, von dem ab sein Leben eine völlige andre Richtung nahm und bleibend zu nehmen verhieß. Umsonst erwartete ihn der Wirth und seine Gesellen jeden Abend. Er kam nicht. Wie er während der Zeit der Krankheit seines Vaters Tag und Nacht nicht von seinem Bette gekommen war, und ihn mit kindlicher Liebe und völliger Hingebung gepflegt hatte, so war er plötzlich der Eingezogenste, Häuslichste und Gesittetste geworden.

Daß auch die plötzlich erwachte Liebe zu dem schönen Mariechen aus der Klostermühle dabei ihren großen Antheil hatte, war gar nicht zu bezweifeln; aber, wie dem mag gewesen sein, die Umwandlung war gründlich und auffallend.

Der Jude sagte zum Alten: Herr Hofmann, ich mein', der Wolf ändert die Haare, aber die Raupen nicht, und möcht' Euch rathen, thuet, was Ihr könnet, daß er so bleibt! Ich schätze, daß, wenn Ihr ihn unter die Haube bringen, das heißt, verheirathen könntet, es das Beste wäre, denn in solcher Stimmung, wie er sie jetzt hat, bringt ihn eine Frau leicht unter den Pantoffel. Er schlägt jetzt nicht leicht hinten aus. —

Du hast Recht, Jeduf; aber hab' ich dir nicht gesagt, du solltest nur einmal lunken in der Klostermühle, bei'm Alten?

Nu, entgegnete Jekuf, lunken? Ich hab' gelunkt, und was ich Euch sagen will, der Müller weiß von seiner Besserung und ist nicht abgeneigt, vorausgesetzt, daß der Hof des Andres alleiniges Eigenthum ist, und, —

Freilich ist er das, sagte freudig bewegt der Hofmann. Meinem Sohne ist der Hof, und nur meine Kapitalien hab' ich mir behalten als Ausenthalt. Aber was willst du mit dem: Und —?

Nu, sagte Jekuf, er meinte, es sei doch eine kitzliche Sache, dem Jungen sein Kind zu geben, der von dem Heerdienst noch nicht frei sei. Sollte er sein Jawort geben, so müsse zuvor von Euch dem Andres ein Mann gestellt werden. — Das sagte er mir im Vertrauen, schloß Jekuf, denn ich gelte grausam viel bei dem Klostermüller und wollt' schon die Freierei fix und fertig kriegen, wenn Ihr mir ein ordentlich Zasseras zu verdienen gäbet.

Der Hofmann dachte: Warum nicht gar? Das Zasseras verdien' ich selbst und spare das Auszahlen! Eine Weile schwieg er und that, als hätte er die letzte Nutzanwendung in des Jekufs Rede nicht gehört, dann aber sagte er laut: Der Klostermüller hat Recht. Ich thät's auch anders nicht, und ich sehe, daß ich in einen sauern Apfel beißen muß. — Jekuf, fuhr er dann fort, du kommst viel in der Nähe und Ferne herum, wenn du Viehhandel treibst. Ich kann dir einen großen Vortheil thun, und will es. Wenn du mir einen Einsteher verschaffst, so quittire ich dir die zweijährigen, noch rückständigen Zinsen von deinem Kapital! —

Jekuf zuckte die Achseln und sagte: Was wär's? Sieben Gulden Dreißig! Der Lichtenberger von der Obermühle gab mir fünfzig Gulden, als ich ihm den Einsteher verschaffte, und damals fand man sie noch überall für 800 bis 900 Gulden, wie einen Weck auf dem Laden. Heute kostet Einer achtzehnhundert Gulden. Das beweist, daß sie selten sind; daß man viel zu thun, weit herumlaufen muß, bis man einen findet, und Sieben Gulden Dreißig? Nein, Herr Hofmann, wenn Ihr nicht zu den Zinsen noch die

fünfzig Gulden in hartem Gelde fügt, so seid so gut, und sucht Euch einen Andern! Adjes!

Jekuf war schon vor der Thüre, als der Hofmann, der wohl erkannt, was auf dem Spiele stand, ihn eiligst zurückrief.

Setz' dich, sagte er, nahm sein Schuldbuch, quittirte die sieben Gulden, dreißig Kreuzer Zinsen und sagte, ich habe dir das gethan, um dir Eifer zu machen. Du kriegst fünf Carolin, wenn du in drei Wochen Einen auftreibst!

IV.

Ich habe gesagt, der Doctor sei in der Klostermühle gewesen, hob nach einer Weile des Ausruhens und Pfeifenstopfens Schmiedjakob wieder an, und da werdet Ihr wissen wollen, wer dort krank gewesen? Die Mutter Georgs ist es gewesen.

Die treue Seele kränkelte schon seit einem halben Jahre und magerte sichtbarlich ab. Das hätte den Müller weniger ängstlich gemacht, wenn er nicht gewußt hätte, daß ihre Mutter und ihre Schwester an einer ebenso anfangenden, verheerend schnell um sich greifenden, sogenannten galoppirenden Auszehrung gestorben seien. Es ist erst in neuerer Zeit auch den Aerzten klar geworden, daß es leider gewisse, in der Familie leicht forterbende Krankheiten gibt. Damit ist freilich nicht gesagt, daß sie jedes Familienglied kriegen muß, aber so viel bedauerlich gewiß, daß sie unter begünstigenden Umständen leicht bei ihnen hervortreten kann. So hat mir unser Doctor einmal gesagt, und so viel glaub' ich aus seinem reichen Kram fremdartiger Worte, die ich nicht verstand, und vielleicht er selber nicht, „.rausgefunden zu haben.

Dem Müller schwante so etwas, und der Gedanke betrübte ihn um so mehr, als, wenn Mariechen sich etwa verheirathete, er wirklich in eine höchst unangenehme Lage kommen mußte. Er dachte daher, er müsse so viel als möglich zur Zeit einem Uebel begegnen, das leicht über ihn schwere Sorgen bringen könne. Der Doctor wurde berufen und

kam gerade an jenem Tage, als der Klosterhofmann vom Schlage getroffen wurde.

Leider fand der Arzt das Uebel bei Georgs Mutter schon so tief eingewurzelt und so weit vorgeschritten, daß er geradezu dem Müller sagte, das Ziel ihrer Tage sei nicht ferne und seine Kunst vermöge nicht den Gang einer Krankheit aufzuhalten, der eben unaufhaltsam sei. Das war von dem Manne ehrlich, und der Müller trug ihm auf, dem Sohne zu sagen, daß er, da seine Lehrzeit aus sei, baldmöglichst heimkommen wolle.

Das geschah denn auch, und Georg, den es ohnehin mit unwiderstehlicher Gewalt nach Altmünster zog, kam schon am nächsten Tage zur großen Freude seiner Mutter, die schon nicht mehr das Bette verlassen konnte. Ihm war das Herz ohnehin zum Zerspringen schwer, denn Jekuf, der einen Einsteher für Andres suchte, war ihm unterwegs begegnet und hatte ihm, zwar nicht von des Klostermüllers Geneigtheit, doch aber von des Hofmanns Absichten erzählt.

Wie war die gute Mutter selig in ihrer Freude, endlich den lieben Sohn wiederzusehen, der so groß und stark und ein so blühender Jüngling geworden, und nun so nahe am Ziele stand, daß er nach dreien Jahren der Wanderung schon sich als Meister setzen und seines reichlichen Auskommens gewiß sein konnte. Nach so langer Trennung welche Freude des Wiedersehens! Und doch, wie lag ein Schleier tiefer Wehmuth über diesem Wiedersehen. Sie ahnete, daß der Mutter und Schwester Krankheit auch sie bald von hinnen rufen würde; er hatte aus des Arztes Miene mehr herausgelesen als aus seinen Worten. Des Müllers tiefer Ernst war ihm ja auch ein Zeugniß für den Grund seiner Besorgnisse gewesen, und wenn das Alles nichts ihm gesagt, Mariechens düstere Stimmung, ihre unterdrückten Thränen, die sie so sorgfältig der Kranken zu verbergen suchte, und der Kranken eigenthümlich verklärter Ausdruck — er hätte daran alleine schon abnehmen können, seinem kindlichen Gemüthe und Herzen drohe der schwerste, der unersetzliche Verlust, der der Mutter.

Es war Samstag, als er kam, und heher Sommer.

Den Sonntag wich er nicht von ihrem Lager. Er las ihr die Geſchichten vom Kranken am Teiche Bethesda, von Lazarus von Bethanien aus dem heiligen Evangelio vor; er betete mit ihr, wie ſie es einſt an den heiligen Tagen mit ihm gethan, als er noch um ſie war.

Mariechen trug die ganze Bürde der großen Haushaltung. Damit war ihre Abweſenheit vom Bette der Kranken, die ſie wie ihre zweite Mutter liebte, entſchuldigt. Der Kloſtermüller war nach der Morgenkirche bei ihr und ihm geweſen und hatte das Geſpräch abſichtlich auf Georgs Wanderjahre geleitet. Dabei ſagte er: Georg, du ſollſt nicht als fechtender Handwerksburſche durch die Welt wandern. Ich werde dich verſorgen, und du ſchreibſt mir, wenn du Geld brauchſt, wie ein Sohn an ſeinen Vater ſchreibt, offen und ehrlich, und ich gelobe dir vor Gott und deiner Mutter, daß ich wie ein Vater an dir thun werde; und wenn du einſt wiederkehreſt, und ich lebe noch, dann ſoll dir's, wenn du dich als Meiſter ſetzen willſt, nicht an den nöthigen Mitteln fehlen, ich trete an deines Vaters Stelle dafür ein. Damit ab!

Die Mutter weinte leiſe und reckte ihre magere Hand aus, um die des Müllers zu faſſen. Gott ſegne Euch und Euer gutes Kind für alle das Gute, das Ihr an mir und meinem Sohne thut! ſagte ſie leiſe, und Georg küßte des Müllers Hand. Das überwältigte den feſten Mann. Er drückte ſtumm ihre Hände, wiſchte ſich eine Thräne vom Auge und ging hinaus. Es war ein wunderbares Gemiſch in des Müllers Weſen: Weich bis zu einem gewiſſen Punkte und doch wieder ſo herriſch, hart und rückſichtslos, wenn es ſich darum handelte, Pläne auszuführen, die er für gut erkannt zu haben glaubte.

Mariechen hatte der Kranken ihr Süpplein gebracht und war dann, da Georg ihre Stelle vertrat, in den Nachmittagsgottesdienſt gegangen.

Bet' auch für mich, hatte die Kranke gesagt, als sie ihr liebevoll die Hand zum Abschiede gereicht. Nach dem Gottesdienst hatte sie am Bette eine Weile gesessen und Georg zugehört, als er der Mutter den Trost der Schrift vorlas. Sie war dann an's Fenster getreten.

Plötzlich fuhr sie, wie von jähem Schreck durchzuckt, zusammen, wurde bleich wie eine Lilie und wankte hinaus.

Niemand hatte das im Kämmerlein der Kranken beachtet. Und sie kam erst wieder, als die Dämmerung des Sommerabends sich niederzusenken begann, daß in der thauigen Kühle des Abends und der Nacht die vom Sonnenbrand durchglühte Erde wieder aufathme und erfrischt werde für den kommenden heißen Tag. Sie hatte viel geweint, sie war ungewöhnlich ergriffen und gebeugt. Sie konnte kein Wort sprechen, damit nicht wieder der kaum gehemmte Strom hervorbreche. Georg sah es wohl, aber er kannte ja die Deutung oder glaubte sie zu kennen. Sie lag für ihn so nahe, daß er gar nicht fragen mochte. Und doch war es etwas ganz Anderes, das mit jenem heftigen Erschrecken zusammenhing — denn während Georg am Bette der Mutter betend und aus dem Gotteswort lesend saß, — war unten in der Wohnstube vom berechnenden Verstande des reichen Bauern sein und ihr Lebensglück geknickt, zertreten worden! —

Georg, sagte die Mutter, ich möchte ein wenig stille ruhen, vielleicht schlummern. Mariechen ist ja bei mir. Gehe du ein wenig in die kühle Abendluft, dich zu erfrischen. Du hast ja auch deine treuen Kameraden noch nicht begrüßt, die du so lange nicht gesehen und die sich freuen werden, dich wiederzusehen. Geh', thue es doch!

Er sah Mariechen fragend an, und sie nickte ihm in ihrer wehmüthigen Freundlichkeit zustimmend zu. Da nahm er seine Mütze und ging.

Es ist überall in unsern Dörfern die Sitte, daß die, welche mit einander confirmirt wurden, durch's ganze Leben zusammenhalten. So lange Mädchen und Bursche unverheirathet sind, gehen sie, da man auf dem Lande besonders

an den Sonntagen frühe das Abendbrod ißt, um das Licht zu sparen, bei hellem Tage noch, nachher mit einander spazieren. Oft aber, und namentlich, wenn die Schaar eine zu große ist, gehen Bursche und Mädchen gesondert. So war es auch an diesem Abend.

Als Georg aus dem Wege, der von der hier vorüberführenden Landstraße zur Mühle hinabbog, auf die Straße kam, sah er seine alten Kameraden aus dem Dorfe kommen, um ihren abendlichen Spaziergang zu machen. Als sie ihn erblickten, beschleunigten sie ihre Schritte und streckten schon von ferne ihm die treuen Hände entgegen. Voll Freudigkeit und Herzlichkeit war die Begrüßung und die Frage nach dem Befinden seiner Mutter.

Darauf zog man denn langsam weiter und dem Gefühle Georgs trug man Rechnung, sonst würde das Echo der nahen Höhen einen fröhlichen Gesang zurückgeworfen haben. Das Gespräch aber verbreitete sich bald über die neuesten Ereignisse im Dorfe.

Habt Ihr auch schon gehört, daß heute ein Wunder geschehen ist? hob Einer an, und daß, fuhr er fort, das Wetter noch lange so trocken und heiß bleibt, wie es ist?

Warum denn, und was ist denn das Wunder? fragte ein Zweiter.

Ei, erwiederte der Erste, es ist ein alter Fuchs aus seinem Baue gegangen, den er lange nicht mehr verlassen hat, das ist die Wetteranzeige. —

Man kannte den, der das gesagt, als einen humoristischen, lustigen Schalk. Wer ist denn der Fuchs? fragten Viele zugleich.

Seid Ihr denn alle mit Blindheit geschlagen? fragte der Erste. Habt Ihr denn den alten Klosterhofmann nicht durch's Dorf gehen sehen. Es ist das erste Mal, seit ihn der Schlag gerührt hat.

Alle lachten laut auf.

Ist denn der junge Fuchs, der auf einmal keine Hühner mehr stiehlt und mild, fromm und zahm geworden ist, nicht mit ihm gewesen? fragte ein Dritter.

Nein, sagte der Erste, der liegt an einer silbernen Kette, seit der Alte dem Wirth die dickgekreidete Rechnung bezahlt hat. Gebt Acht, wenn der Alte todt ist, wird er entweder schlimmer, als er war, oder ein ärgerer Geldmops und Knicker, als der Alte.

Dann schlüge er auch nicht aus der Art, denn die Klosterhofleute sind Wucherer gewesen und Knicker seit Menschengedenken. Darum ist auch ihr Reichthum so groß, sprach ein Vierter.

Aber das Wunder bist du uns noch schuldig, Jost; rücke heraus damit!

Das will ich, entgegnete der Erste, der den Namen Justus oder Jost trug. Ihr wisset doch alle, daß, seit der Anselm in der Klostermühle diese übernahm, eine alte Liebe zwischen ihm und dem Klosterhofmann besteht —

Ja, wie zwischen Hund und Katze! rief Einer dazwischen.

Nun, fuhr Jost fort, der Müller ist ein ehrlicher Mann, das bezeugt alle Welt, und er ist reich geworden ohne den alten Fuchs auf dem Klosterhofe, der nie bei ihm mahlen ließ. So weit trieb er seinen Haß. Heute aber ist das Wunder geschehen, denn als ich den alten Knicker durch's Dorf gehen sah, so um zwei Uhr herum, dacht' ich: Wohin mag der, den Dreimaster auf dem Kopfe und das Meerrohr in der Hand, steuern? — Weit nicht, denn die Beine schlockern ihm noch, ob sie gleich nichts weiter zu tragen haben, als die Handvoll dürrer Knochen und das braungegerbte Fell, das sie umschließt. —

Hast aber doch ein bitterböses Maul! sagte Einer.

Jost blieb stehen. Ich frage Euch, ob es unwahr ist? Sieht der alte Hofmann nicht aus, als hätte er drei Jahre im Schornsteine gehangen und sei ausgetrocknet und durchgeräuchert, wie ein vergessenes Rippenstück vom vorigen Jahre? —

Er hat wahrlich Recht! riefen etliche Stimmen. Aber, wo bleibt das Wunder?

Ihr laßt mich ja gar nicht dazu kommen, sagte Jost, und der Jockel, der den Alten so lieb hat, daß man meinen sollte, er hätte noch eine Tochter, die er gerne freien möchte, wirft mir immer mein böses Maul vor.

Ja, sagte Jockel, unser Nachbar sagte gestern, wenn der Jost einmal stirbt, muß man hintennach sein Maul extra todtschlagen, sonst räsonnirt es im Grabe noch!

Wieder entstand ein Gelächter, während sich Georgs Brust zu verengern begann, daß ihm schier der Athem fehlte, denn ihm dämmerte eine Vermuthung auf, die auf Mariechens Stimmung ein scharfes Licht fallen ließ.

Nun, sei dem, wie ihm wolle, und mag Euer Nachbar Recht haben oder nicht — ich ging dem alten Fuchs nach, und — was sagt Ihr? — er ging in die Klostermühle!

Ein Ach der lebhaftesten Verwunderung wurde laut.

Aber, was soll das bedeuten? Will der Alte Buße thun? Stirbt er bald und will sich vorher versöhnen? fragten Zweie zugleich.

Fehlgeschossen! sagte Jost. Er will weder Buße thun, noch sterben; sondern sein Andreschen thut Buße seit des Wirths Rechnung, über die den Alten der Schlag rührte, und da es ihm damit ein rechter Ernst ist, so will der Alte die gute Laune seines Söhnchens befestigen. Nun erinnert Ihr Euch alle der letzten „Kerbe." Da hat dem Andres die Krone und Perle der Mädchen von Altmünster, des Klostermüllers Mariechen, über die Maßen gefallen, und er hat nur und allein, ohne daß es der Vater verhinderte, mit ihr getanzt. Das war Nr. 1, des Andres Aenderung ist Nr. 2, und des Alten Gang in die Klostermühle ist Nr. 3, und Nr. 4 wird nothwendig die Heirath sein. Armes Mariechen! da habt Ihr das Wunder! —

Jetzt entstand eine allgemeine Stille. Jeder schien sich die Sache zu überlegen. Endlich sagte Einer: Was du, Jost, mit Nr. 4 ausdeuten willst, ist doch noch nicht so sicher, wie du meinst!

He! rief Jost, ich müßte nicht wissen, wie ein reicher Bauer denkt! Reich zu Reich, Gleich zu Gleich! Und wenn auch das arme Mädchen zu Grunde geht. Sei nur stille! In wenigen Tagen ist's klar. Hätt' ich den Alten sehen können, als er heim schlockerte, so wollt' ich's jetzt schon wissen.

Ich bin ihm begegnet, sagte einer der Burschen, der bis jetzt kein Wort geredet hatte.

Nun, Anton, rief Jost, wie sah er drein?

Fröhlich und wohlgemuth, entgegnete Anton.

Da haben wir's! rief wieder Jost. Es ist kein Zweifel, der Klostermüller hat Ja gesagt. Der Handel ist fertig!

Ohne das Mädchen zu fragen? äußerte verwundert ein Anderer.

O du heilige Unschuld! spottete Jost. Wer den herrischen Klostermüller kennt, muß über so eine Frage laut auflachen! — Ich hab' drin einige Jahre schon getaglöhnert, fuhr Jost fort, und muß sagen, man hat's gut in der Klostermühle, gute Kost, ehrlichen Lohn und mäßige Arbeit. Man wird nicht todtgemacht wie auf dem Klosterhof, wo

der Alte Luſt hätte, Laternen auf's Feld zu ſchicken, wenn's dunkelt, wenn ihm das Oel nicht zu theuer wäre. Wie die Feierabendglocke läutet, ſagt der Müller: Ab! Und mit dem Worte läßt er die Hand ſinken, und die Arbeit iſt alle; aber ich wollte einmal ſehen, wenn Einer es nicht auf's Haar ſo macht, wie er's befiehlt! dann gäb's Donner und Blitz. Sein Kopf muß durchgehen. Es iſt ein Glück, daß ſein Kopf klar iſt. So Einem ſoll das Mädchen ein Nein entgegenſetzen? — Hi — das möcht' ich nicht wagen. Und Mariechen iſt ein weiches, duldendes Gemüth. Das läßt ſich, auch wenn ſein Herz verblutet, an den Andres ſchmieden, weil es ſich beugt unter des Vaters eiſernen Willen.

Es war Nacht geworden. Der aus etwa zwanzig jungen Leuten beſtehende Zug kehrte um, und ſo ſehr waren Alle mit der Sache beſchäftigt, daß Keiner es beachtet hatte, wie Georg heimlich zurückblieb und eiligen Schrittes zur Mühle zurückkehrte.

Leider fand er ſeine Mutter ſehr zurückgefallen. Sie war ſo matt, daß ſie ihm kaum ihre Hand reichen konnte. Es mußte im Innern ein Gefäß geplatzt ſein, denn ein Blutſturz war erfolgt, dem um Mitternacht ein zweiter folgte. Er endete ihr Leben.

Furchtbar traf der neue Schlag den armen Georg. Er war ſtarr und wie völlig gefühllos in ſeinem Schmerze, der das arme Herz bis zum Zerſpringen preßte.

V.

In der Kloſtermühle war es ſtill, wie im Grabe. Mariechen ſchlich umher, wie ein Schatten. Der Müller war, das ſah man ihm an, durch den Tod der treuen Schaffnerin gebeugt. Georg war und blieb erſchreckend theilnahmlos. Weinen konnte er nicht, bis er am Grabe der Mutter ſtand, da brach der tiefverhaltene, wie von einem Banne belaſtete Schmerz mit einer Macht hervor, die erſchreckend war. Der Müller hielt ihn am Arme, daß er nicht in der Mutter Grab ſprang, denn er rief verzweifelnd: Begrabt mich mit ihr! Was thue ich auf der Welt? —

Milder wurde dennoch dieser Schmerz wieder und sanfter, seitdem er weinen konnte. Als er am Abend einen Augenblick Mariechen alleine fand, faßte er ihre Hand und sagte: Ist es wahr? Hat er dem Andres das Jawort gegeben? Sie sagte, aufgelöst in Schmerz: Es ist wahr! — Da umfaßte er sie, drückte sie mit wilder Gewalt an seine Brust und eilte hinaus.

Er kam nicht zum Essen. Wo ist Georg? fragte der Müller.

Er ist in's Dorf gegangen, erwiederte Peter. Er läßt Euch ein Lebewohl sagen, weil er nicht wiederkehren werde.

Der Müller schwieg und legte seinen Löffel weg. Weißt du nicht, wo er hin ist? fragte er den Knecht.

Nein, antwortete dieser. Er wollte mir's nicht sagen! —

Mariechen stand auch vom Tische auf und wankte auf ihre Kammer.

Am entgegengesetzten Ende des Dorfes, im letzten Häuschen, wohnte der Jude Jekuf. Es war vielleicht zehn Uhr des Abends, als es am Fenster klopfte. Jekuf war von einer weiten Wanderung todtmüde heimgekommen.

Wer klopft? fragte er.

Jekuf, sagte die Stimme draußen, habt Ihr zu Nacht gegessen!

Ja, war des Juden Antwort.

So kommt einmal heraus!

Was willst du denn mit mir? Ich kenne dich nicht, entgegnete innen der ängstliche Jude.

Ich weiß einen Einsteher! antwortete die Stimme.

Gleich! gleich! rief der Jude, drückte seine Mütze auf den Kopf und kam heraus.

Da stand Georg vor ihm. Du? fragte der Jude erstaunt.

Ich bin's selbst. Ich will für den Andres Einsteher werden, aber nur unter einer Bedingung: Heute Abend muß noch Alles fertig gemacht werden und Niemand darf's erfahren.

Komm, rief freudig Jekuf, und zog ihn fort auf den Weg zum Klosterhofe.

Als sie dort ankamen, erstaunte der Hofmann und sein Sohn, daß Georg sich als Einsteher anbot, aber sie ergriffen gerne die Gelegenheit. Der Handel wurde fertig gemacht. Andres schrieb den Contract, den der alte Hofmann und der Jude mit unterzeichneten. Georg erhielt achtzehnhundert Gulden, und vierhundert sogleich. Dann brach er noch diesen Abend auf, um sich auf der Oberpräfektur zu melden, wohin ihn Andres begleiten mußte. Das Geld wurde ausbezahlt und die beiden jungen Männer, zur Sicherheit von einem Knechte gefahren, brachen auf. Sie fuhren die ganze laue Nacht durch und erreichten gegen Mittag die Stadt, wo die Oberpräfektur sich befand. Georg wurde gemessen, besichtigt und angenommen. Der Präfekt entsprach seinem Wunsche gern, sogleich mit einem Transporte Rekruten, die bereits eingestellt waren, nach dem Depot gebracht zu werden, das in Metz sich befand.

Andres erhielt die nöthigen Urkunden und kehrte, sobald die Pferde ausgeruht hatten, nach dem Hofe zurück. Sein Vater ging am andern Tage wieder in die Klostermühle und sagte dem Müller, daß sie noch gestern Abend einen Einsteher gefunden hätten, mit dem Andres bereits nach der Oberpräfektur in der Nacht abgereist sei.

Wer ist's? fragte, seine innere Bewegung bemeisternd, der Müller, denn er ahnete, daß es Georg sei.

Nun, dir Anselm, darf ich es sagen: es ist Georg, entgegnete der Hofmann.

Der Klostermüller zuckte zusammen. Ich hab' mir's gedacht, sagte er, denn aus dem Hause hier schlich er sich im Dunkel weg. Er ließ Alles, Kleidungsstücke, Hemden, zurück, um uns glauben zu machen, er käme wieder. Ich hatte es doch so gut mit ihm vor und wollte für ihn sorgen, wie ein Vater. Und nun macht er diesen unverantwortlichen Streich!

Undank ist der Welt Lohn! sprach salbungsvoll der Hofmann.

Von Undank ist keine Rede, erwiederte der Müller ärgerlich. Es thut mir um des braven Jungen willen

leid; aber es ist nicht mehr zu ändern! Möge Gott ihn schützen!

Der Hofmann ging wieder, denn mit dem Müller war heute über die Ehepakten, die sie aufstellen wollten, nichts mehr zu reden. Er war zerstreut und redete fast nur, was er mußte.

Als der Hofmann fort war, saß der Müller lange in seinem Sorgsessel, der heute wohl ein Sessel der Sorgen war. Er überlegte, ob er es Mariechen sagen sollte, und wußte nicht, wie er es anzufangen habe. Sie trat endlich in das Zimmer, fast wankenden Schrittes. Ihr Blick war matt; ihre Augen geröthet; ihre Gesichtsfarbe schneeweiß.

Ist Nachricht von Georg da? fragte sie.

Ja, Kind, war des Müllers Antwort. Er ist gestern Abend auf den Klosterhof mit dem Juden Jekuf gekommen, der für Andres einen Einsteher suchen sollte. Dort hat er sogleich den Accord gemacht und ist diese Nacht schon fort, um in das Heer einzutreten.

Das Mädchen stand mit gefalteten Händen vor ihrem Vater, ein Bild des Jammers. Ihr mattes Auge blickte starr in das Seine, daß er es niederschlagen mußte. Endlich sagte sie: Es ist gut so. Er findet vielleicht eine Kugel, die barmherziger ist, als die Menschen und mir verblutet das Herz nur langsamer!

Sie ging hinaus und der harte, herrische Mann blieb in der Stube zurück; aber die Brust schnürte es ihm zusammen, daß er fast nicht athmen konnte. —

Morgens war Alles vorüber. Er hatte seinen Gleichmuth wieder gewonnen, und Mariechen schlich umher wie ein Schatten. Das rührte ihn nicht. Ein Menschenherz ist zäher Stoff, sagte er, es bricht nicht so leicht und der Vater muß verständiger sein, wie ein unmündiges Kind, das nicht weiß, was ihm frommet; aber es ist und bleibt ein Unglück, wenn ein reicher Mann, der ein kleines Mädchen hat, einen gleichalterigen, armen Buben in's Haus nimmt. Ich bin an dem Kreuze selber schuld. Ich hätte es wissen können!

Da die Hochzeit nicht eilig betrieben zu werden brauchte, ſo ſuchte der Müller, der auf die Heilkraft der Zeit rechnete, ſie in die Weite zu ziehen. Wirklich hatte er die Genugthuung, daß Mariechen ruhiger, ergebener wurde, und auch weniger abſtoßend ſich gegen Andres benahm. Das arme Schlachtopfer ſah ja ein, daß Alles nicht half; daß ſie ſich ergeben mußte und ſo ergab ſie ſich in ihr hartes Geſchick, eine Hoffnung im Herzen nährend, die, daß ein baldiger Tod ſie ihrem Elende enthebe, und darum flehte ſie alle Tage.

Das bewirkte ſie bei Andres, daß er von einer großen Hochzeit abſtand, nämlich von einer, die in Saus und Braus drei bis vier Tage zu dauern pflegt, und daß die Koſten, die ihr Vater würde, nach landesüblichem Brauche, zu beſtreiten gehabt haben, an die Armen gegeben würden.

Vier Wochen ſpäter war ſie des Andres Frau. Der Kloſtermüller hatte darauf gedrungen, daß die jungen Leute in der Kloſtermühle wohnen ſollten, allein das ging denn doch nicht an, da der alte Hofmann unmöglich den Geſchäften des Hofes mehr verſtehen konnte. So entſchloß er ſich denn eine alte Perſon in's Haus zu nehmen, die Mariechen auf einem nahen Dorfe kannte, und das junge Paar zog auf den Hof.

Kummervoll zog das arme junge Weib aus der väterlichen Mühle, kummervoll zog ſie in den ſchönen Hof ein. Man ſah kein Lächeln mehr in ihrem ſchönen, bleichen Geſichte. Sie ſtand ihrem Hausweſen wohl vor und ließ ſich, wie auch der alte Hofmann ſcheel dazu ſah, in ihrer Wohlthätigkeit nicht hemmen. Sie pflegte den alten Mann mit Gewiſſenhaftigkeit und Treue. Es war ihr Nichts zu ſchwer, Nichts zu viel, Tag und Nacht, was ſie ihm zur Erleichterung leiſten konnte. Der Alte ſagte, ſie iſt ein Engel! Das ſagte das Geſinde, das ſagten die Taglöhner, die Armen. Andres trug ſie auf den Händen, wie man ſo ſagt, um die höchſten Erweiſungen der Freundlichkeit, des Wohlwollens und der Liebe zu bezeichnen; ſie vergalt es ihm durch Freundlichkeit und Dankbarkeit, aber der warme

Lebenshauch der Liebe wehte ihn nicht an. Es war ihm, als stehe eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihren Herzen. Es war und blieb etwas Stilles, Zurückgezogenes, Ernstes, Kaltes in ihrem Wesen. Beobachtete er sie ungesehen, so stand sie oft Minuten lang mit gefalteten Händen da und die Thränen rieselten über die bleichen Wangen und die Lippen bewegten sich leise. Dann fuhr plötzlich ihr Kopf in die Höhe. Sie sank auf ihre Knie, hob die gefalteten Hände empor und betete mit einer unaussprechlichen Inbrunst. Dann sprang sie auf und eilte an ihre Geschäfte, um das Versäumte einzuholen.

Allmälig dämmerte bei ihm der Gedanke, als ob eine geheimgenährte Liebe die Scheidewand zwischen ihm und Mariechen sei. Er forschte, wo er hoffen konnte, Etwas zu erfahren, aber nirgends war eine Spur zu entdecken. Er dachte manchmal an Georg, aber der war ja als Knabe weggekommen, dann in drei Jahren nur zweimal ganz kurz in der Mühle gewesen. — Nein, damit war es Nichts, und so lag dann wieder Alles im tiefsten Dunkel, das auch kein Lichtstrahl erhellte oder einen Ausweg zeigte.

Durch seine Nachforschungen, die er mit der größten Vorsicht betrieb, war er öfter in das altbekannte Wirthshaus gekommen. Der Wirth wußte freilich, daß das Ankreiden, das er so meisterlich verstand, nun nicht mehr ging, seit Andres Besitzer des Hofes war; aber Andres blieb doch derjenige Fisch, den wieder zu fangen, jeglicher Köder angewendet wurde.

Bedenkt man freilich die Lage des armen Andres, so wird man milder urtheilen müssen, wenn er wieder allmälig ein Wirthshausgänger, Säufer und Spieler wurde, der zuletzt allem Bitten und Flehen Mariechens unzugänglich, sogar roh, sie zu mißhandeln begann, wenn sie auf die Erhebung seines sittlichen Gefühls zu wirken suchte. Es war die stets sich Eine aus der Andern entwickelnde Folge eines Lebens ohne Liebe, eines kalten, oft abstoßenden Wesens, das er in seinem Hause fand. Seine Ehe war kinderlos; er hatte, in Summa, Nichts, was ihn an sein Haus hätte

feſſeln können und auch ſeine Liebe zu Mariechen ſchwand und gab einer wachſenden Unzufriedenheit und Bitterkeit Raum.

So wurde die Kluft zwiſchen den Ehegatten immer weiter, immer unausfüllbarer. Der Müller, der endlich von der Lage der Dinge Kenntniß erhielt, obgleich ſein hingeopfertes Kind nie ihm klagte, kam auf den Hof, gab erſt lange Zeit gute Worte; allein die blieben völlig erfolglos.

Eines Tags — nachdem Joſt, der das Elend nicht mehr anſehen konnte, zu dem Müller getreten war und ſprach: Wollt Ihr Euer Kind todtſchlagen laſſen? — eilte der Müller in höchſter Aufregung auf den Hof. Er fand Mariechen wirklich blutrünſtig geſchlagen. Jetzt endete ſeine Geduld und er trat mit der ganzen Wucht ſeiner Vorwürfe vor den Schwiegerſohn, und bald waren die Wüthenden handgemein.

Mariechen und der alte Hofmann warfen sich dazwischen, und nicht ihrer leiblichen Stärke, wohl aber ihren Thränen, gelang es, sie zu trennen.

Schnaubend im bewußtlosesten Zorne rief der Müller: Mariechen, du gehst mit mir in dein väterlich Haus! Hier dich mißhandeln lassen, das duld' ich nicht! Ihr müsset geschieden werden und sollt' ich drüber ein Bettler werden. Komm', mein Kind!

Er streckte die Hand nach ihr aus, aber Mariechen trat zurück. Sie sah ihren Vater starr an und sagte: Ich bin vor Gott sein Weib! Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Ich harre duldend aus, wie ich das Joch duldend übernahm, das mir eure Hand, euer Stolz und eure Habsucht auferlegte, mein Vater! Ich bleibe hier. Mag es Gott fügen, wie Er will. Ich habe Lust abzuscheiden, um bei Christe zu sein! Dies sprach sie feierlich, ergreifend für Alle.

Sie verhüllte ihr Gesicht und eilte weinend in's Haus. Hätte Andres das gehört, wer weiß, was in seiner Seele vorgegangen wäre; aber er war zum Hofe hinausgestürzt in wüthendem Zorne und hinab in das Dorf geeilt, wo er im Wirthshause Besänftigung im Weine für seine Aufregung suchte.

Der alte Hofmann lehnte stumm wider dem Pfosten der Hausthüre. Der Müller aber stand starr über die Worte, die ihm sein Kind gesagt, wahr und unwiderleglich gesagt. — In ihm sprach's: So ist's! Du, du trägst die Schuld dieses Elendes. Du hast zwei Herzen auseinandergerissen, die in Liebe verbunden waren, und das Eine in den Abgrund des Elends und Unglücks, das Andere in den Tod gejagt. Müller, es kommt die Stunde, wo es heißt: Gib Rechenschaft von deinem Haushalte! — Diese Gedankenreihe ergriff ihn mit so furchtbarer Gewalt, daß er fortstürzte, hinab, auf Umwegen, zur Mühle, auf weiten Umwegen, wo er Niemanden begegnen konnte.

Ach, warum bin ich nicht gestorben, ehe ich das unglückliche Haus betrat? seufzte das arme, junge Weib.

Ihr Kopf brannte, ihre zerschlagenen Glieder schmerzten sie, daß sie sich nicht auf den Beinen halten konnte.

Josts Frau, eine Jugendgespielin Mariechens, ihr treu ergeben, eilte ihr zur Hülfe, da sie als Taglöhnerin grade auf dem Hofe war. Sie saß an ihrem Bette und hielt ihre fieberisch brennende Hand in der Ihrigen und ihre Thränen flossen stille. Dies tiefinnige Mitleid, das schweigend, und doch so beredt tröstete, that Mariechen wohl. Sie bat die junge Frau, bei ihr zu bleiben, wenn sie, wie sie fürchtete, schwer krank würde, um sie zu pflegen; aber — doch ja zu schweigen über Alles, von dem sie Zeuge gewesen und wohl auch noch werden würde.

So lag eine Ahnung dessen, was kommen sollte, in ihrem Herzen. Und wie konnte die furchtbare Aufregung und Erschütterung bei einem schon so lange tief innerlich leidenden Wesen ohne Folgen bleiben? Schon in der Nacht stieg das Fieber zu einer beängstigenden Höhe. Sie redete irre. Sie sah Nichts, als den Kampf ihres Vaters und Gatten. Sie wollte heraus, um sie auseinanderzureißen, und wenn Jost's Frau, ein starkes, junges Weib, sie zurückhielt, so schrie sie um Hülfe und Beistand, daß kein Unglück geschehe! —

Es war eine gräßliche Nacht! Und draußen brüllte ein furchtbarer Sturm, so mächtig in seinen Athemstößen, als wolle er Alles von der Erde hinwegfegen, was es wagte, sich ihm entgegenzustellen. Die Blitze zuckten in einer Lichthelle, daß die Wächterin trotz des Lichtes allemal empor fuhr. Der ganze vom Hofe zu überblickende Umkreis des Himmels schien in lichten Flammen zu stehen; der Donner aber rollte, krachte, dröhnte, daß die Erde bebte und die Geräthe wankten. Endlich stürzte, nachdem das Gewitter seine ganze Macht entladen zu haben schien, ein Regen herab, der gleich zu sein schien jenem, da sich alle Fenster des Himmels aufthaten und die Wasser über der Veste herabstürzten und die Brunnen der Tiefe sich aufthaten und ihre Wasser hervorwarfen. Man hörte Bäche rauschen, wo nie welche waren, und unten der Bach, in den sie sich ergossen, schwoll zum mächtigen Strome an, der Alles mit sich fort-

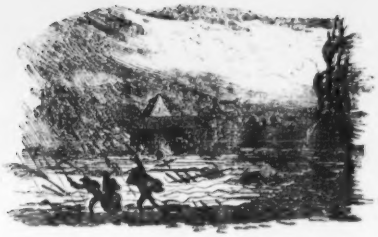

riß, auch jene altersschwache, wetterzerfressene Brücke, die einige hundert Schritte hinter dem Dorfe über den Bach nach dem Klosterhofe führte, und die noch aus den Zeiten des Klosters stammte und längst den Einsturz gedroht.

Weit nach Mitternacht erst wurde der Regen oder besser der Wolkenbruch, denn es war ein solcher, sanfter und hörte endlich gegen Tag völlig auf, aber es herrschte eine furchtbare Dunkelheit, da es im Neumond war.

Die Kranke hörte und sah nichts von dem furchtbaren Aufruhr in der Natur, welcher der Wächterin so unendliches Grauen verursachte, daß sie auf ihren Knien flehte, Gott wolle sich in Gnaden erbarmen.

Im Wirthshause saß Niemand mehr als Andres, der völlig trunken war und kaum sich aufrecht halten konnte.

Plötzlich erschallte draußen der Ruf: der Klostermühle zur Hülfe, das Wasser reißt sie fort!

Mag es thun, was es nicht lassen kann! lallte Andres; aber der Wirth mit seinem Sohne stürzten hinaus, dem bedrängten Müller zur Hülfe.

Die Bewohner der Mühle hatte das sündflutharige Gewässer schlafend überrascht oder doch sorglos. Als es aber plötzlich so gewaltig kam und über alle Wehre und Dämme stieg, als die Balken krachten und die Räder der sechs Mahl-

gänge im Rasen waren und fortwirbelten, ohne daß man sie stille stellen konnte; als das Vieh in den Ställen furchtbar zu brüllen anfing in seiner Todesnoth, da stürzten der Müller und die Knechte und Mägde heraus, wateten schon durch das Wasser und lösten die armen Thiere von ihren Ketten und ließen sie laufen, selbst das jenseitige höhere Ufer suchend zum Schutze vor dem Tode in den Fluthen. Haus, Mühle und Scheunen und Ställe mußte man ihrem Schicksale überlassen.

Andres saß mutterseelenalleine im Wirthszimmer. Er hörte die entfesselten Kräfte der Natur in ihrem wilden Kampfe, und es fiel ihm, zumal das Oel in der Lampe fehlte und sie trübe brannte, ein, er wolle einmal nachsehen, wie es auf seinem Hofe stehe; ob nicht etwa der Wolkenbruch und der entsetzliche Sturm Schaden gethan. Er stand auf und trat heraus. Es regnete noch, aber es waren doch keine Ströme mehr, die vom Himmel fielen. Die Dunkelheit war undurchdringlich, das Wasser im Bache war ein Strom geworden und weit übergetreten; indessen war das Bette breit und sehr tief an der Stelle, wo die alte, morsche, baufällige Brücke gestanden. Das Wasser, das sich anfangs gestaut hatte tiefer unten und dann mächtig losbrach und die alte Brücke mitnahm, hatte mehr Raum gewonnen.

Der Trunkene watete die schmale Gasse hinauf, die zur Brücke gegen den Klosterhof führte. Hier war ihm jeder Schritt und Tritt bekannt, daß ihn die Dunkelheit nicht im Mindesten stören konnte. Er schritt, für seinen Zustand vorsichtig, weiter. Jetzt mußte er an der Brücke sein? Er that einen kräftigen Schritt, aber der Fuß traf keinen Boden mehr — der Körper verlor das ohnehin fehlende Gleichgewicht, und — er stürzte hinab in die wild fortrollende Fluth, die sich über ihm schloß und in ihrem furchtbaren Falle den Unglücklichen forttrug, an der Mühle vorbei, weit hinaus in die Landschaft, wo das Gewässer ein breiteres Bette fand, sich ausdehnen konnte und seichter wurde. Dort blieb er in den tiefausgewühlten Wurzeln einer alten Weide hängen. Er war eine Leiche.

Der alte Hofmann wunderte sich nicht, daß sein Sohn bei solchem schlechten Wetter nicht heimkam, ja er dankte es diesmal dem Wirthe, daß er ihn drunten zurückhielt. Es war nach einem schrecklichen Tage eine — schreckliche Nacht, und es schien, als thue der Herr droben seinen Zorn kund über die Greuel, die heute auf dem Klosterhofe sich zugetragen. —

Als endlich gegen Tag auch der Müller in seine Mühle zurück gehen konnte, verloren sich die Leute, die zur Hülfe des bedrohten Müllers herbeigeeilt waren, und unter diesen auch der Wirth und sein Sohn. Der Wirth sagte im Heimgehen zu diesem: Wird denn der Saufaus noch daheim sitzen und mit dem Kopfe auf dem Tische liegen und schlafen?

Wie denn anders? erwiederte der Sohn.

Als sie aber dem Hause näher kamen, war die Ampel erloschen. Der Wirth ging in die Küche, um ein anderes Licht anzuzünden, was ihm gar nicht sonderlich gelingen wollte. Endlich traf er's, und als sie in die Stube traten, war sie leer.

Er ist fort! rief voll Schrecken der Wirth. Allmächtiger Gott, wenn er nur nicht verunglückt ist!

Da mach' ich mir keine Grillen und Sorgen, sagte der Sohn, denn der kennt ja jede Handbreit Weges von unse-

rem Hause bis zum Hofe und ist diesen Weg schon in ähnlichem Zustande, wenn auch nicht schlimmerem Wetter nach Hause gegangen. Denkt nur an die Wetternacht im Juni dieses Jahres.

Das ist richtig, sagte der Wirth, der seine innere Angst nicht beschwichtigen konnte; aber jene Wetternacht war denn doch ein Kinderspiel gegen diese? —

Aber wisset Ihr denn nicht, daß Kinder und Trunkene, auch wenn sie fallen, keinen Schaden nehmen? — sprach lachend der Sohn. Ich sehe nicht ab, warum Ihr Euch ängstiget? Seid Ihr ihm zum Wächter gesetzt? Ihr seid dem Hülferuf gefolgt und ich auch. Der Trunkene saß stille am Tische und war dem Einschlafen nahe. Sollte einer von uns zurückbleiben, wo vielleicht dort unten Hülfe noth that? Laßt Euch keine grauen Haare wachsen! Der ist ganz prächtig heimgekommen!

Damit beruhigten sie sich denn und gingen zu Bette, um noch einige Stunden zu ruhen, denn das wußten sie wohl, morgen gingen die Frohndarbeiten für die Gemeinde an Wegen, Stegen, Dämmen und Brücken an, zu denen der Syndik frühe genug die Glocke würde ziehen lassen.

Als am folgenden Morgen der Jost, der auch durch das Wetter diese Nacht auf dem Hofe geblieben war, den Bergabhang das Pferd führte, um in fliegender Hast nach dem Doctor zu eilen, sowohl für die arme, allgemein geliebte junge Frau, als für den alten Hofmann, den ein entsetzlicher Schwindel und eine den Athem stecken machende Beklommenheit überfallen hatte, da war die Brücke fortgerissen, und wenn auch das Gewässer sich verlaufen hatte, so konnte er doch nicht herüber. Er mußte in dem völlig aufgelockerten Boden weiter nach der Klostermühle hinab, wo eine neue und feste, von dem Müller erbaute Brücke über den Bach führte. Die hatte widerstanden und hier konnte er herüber.

Wohin so frühe? fragte ihn der Müller, der mit seinen Knechten und Tagelöhnern schon am Hinwegbringen des Schlammes war.

Jost erzählte ihm, wie es um sein unglückliches Kind stehe, wie um den alten Mann, und — — plötzlich überfiel den ehrlichen Jost ein Todesschrecken. Ach, rief er aus, die Brücke droben ist weggerissen! Wenn der Andres besoffen diese Nacht heim ging — dann ist er verunglückt!

Das ist genug des Elends für einmal! rief voll Schreckens der Müller, dem sein Scheidenwellen jetzt centnerschwer auf die Seele fiel. Er ließ seine Schippe fallen und lief in's Dorf; dem Jost aber rief er noch zu: Eile dich, daß der Doctor kommt! —

Der Wirth war frühe aufgestanden, weil ihm auch die Angst keine Ruhe ließ. Er war an den Bach geeilt, und dort stand er händeringend, weil er nicht wußte, ob der Andres auf dem Hofe angekommen sei oder nicht. War das Letztere — dann — war er ertrunken, wenn er nicht in einem anderen Hause des Dorfes Zuflucht gesucht.

Er wollte eben umkehren, um im Dorfe nachzuhören, als der Müller gelaufen kam.

Was ist aus dem Andres geworden? rief er dem Wirthe zu. Er ist nicht auf den Hof gekommen! Da rang der Wirth die Hände und sagte: dann ist er ertrunken! Er erzählte nun die Hergänge wahrheitsgemäß. Seine Frau und Tochter schliefen fest, als er und sein Sohn auf den Hülferuf fortgeeilt. Da sei Andres alleine sitzen geblieben, und — wenn er nicht in einem anderen Hause des Dorfes sich eine Zufluchtstätte gesucht, — so sei zu befürchten, daß er, die Brücke suchend, in den tobenden Wildbach gestürzt und ertrunken sei.

Komm schnell, rief voll Entsetzen der Müller, laß uns durch's Dorf eilen.

Das thaten sie und mit ihnen viele Andere, aber er war nirgends gesehen worden.

Jetzt ordnete der Syndik Leute ab, die am Bache hin nach ihm suchen mußten.

Das geschah mit aller Sorgfalt und weit hinab vom Dorfe, allein sie fanden Nichts. Im Begriffe zurückzukehren, sahen sie noch tiefer abwärts des Müllers Hühner-

hund, der dem Müller gefolgt war, gegen eine alte Weide ſtehen und hörten ihn in ganz ungewöhnlicher Weiſe Standlaut geben.

Dort iſt's nicht richtig, ſagte der Müller. Sie eilten zur Stelle und — in den bloßgewühlten Wurzeln der uralten Weide hing — Andres' Leichnam!

Man trug ihn nach dem Dorfe. Hinter ihm ging der Müller, in deſſen Bruſt die ſchmerzlichſten Gefühle ſtritten. In der Mühle legten ſie ihn ab, und der Syndik ſetzte ſich ſogleich nieder, um ſeine Anzeige bei dem Friedensrichter und Maire, wie ſie den Bürgermeiſter damals nannten, zu machen.

Ehe jedoch dieſe kommen konnten, kam der Doctor. Er eilte, als er von dem Unglück hörte, in die Mühle, unterſuchte den Leichnam und ſagte dann: Er iſt ertrunken und keine Lebenshoffnung mehr!

Der Müller eilte mit ihm zum Hofe.

Die junge Frau, ſagte der Doctor, hat, was ich aus des Jeſt's Erzählung entnehmen konnte, ein Nervenfieber, das im Entwickeln iſt. Da iſt wenigſtens im Augenblick keine Gefahr, aber die iſt bei dem alten Hofmann, ſonſt rührt ihn der Schlag, wenn's nicht ſchon geſchehen iſt. Weiß er vom Tode ſeines Sohnes?

Davon kann er noch nichts wiſſen, ſagte der Müller.

So erwarte ich von Eurer Beſonnenheit, daß weder der jungen Frau, noch dem Greis etwas davon zu Gehör kommt. Dem Alten werde ich ſelbſt es ſagen, wenn ich ihn dazu in der geeigneten Lage halte!

Der Müller bejahte ſchweigend, und der Doctor eilte zum Kloſterhofmanne. Dort wirkte ein Aderlaß ſchnelle Beſſerung, und nachdem der Arzt das Nothwendige verordnet, ging er eiligſt hinüber zu der jungen Frau, die in der heftigſten Fiebergluth dalag und phantaſirte oder fabelte und irre ſprach; der Arzt blickte mit Wehmuth und Betrübniß auf das ſchöne Antlitz, deſſen großes, blaues Auge gläſern ihn anſah, ohne den Ausdruck des klaren Denkens. Jeſt hatte ihm Alles auf dem Herwege erzählt, und ſo bedurfte es keiner erkundigenden Fragen.

VI.

Ich muß über eine Zeit hinwegeilen, sagte Schmiedjakob am andern Abende, als er den Faden seiner Erzählung wieder aufnahm, die nur Trauriges in sich schließt.

Des Arztes rechtzeitiges Eintreffen und geeignetes Einschreiten rettete dem Hofmanne das Leben. Er genas wieder, und schneller, als man es zu erwarten berechtigt zu sein schien. Des Müllers kluge Anordnung hielt die Todeskunde des Andres ferne, der längst im Schooße der Erde ruhte. Als der Alte aber immer beängstigter fragte, warum denn sein Sohn auch nicht ein einziges Mal nach ihm sähe, da übernahm es der Arzt, ihm die Wahrheit zu sagen. Er blieb bei ihm, um, wenn eine Gefahr etwa nahete, gleich bei der Hand zu sein. Ueber Erwarten ging diese gefürchtete Stunde gefahrlos vorüber. Zwar machte der Tod des jungen Mannes, des einzigen Sohnes, einen tiefen Eindruck auf den Greis, und das konnte ja auch nicht anders sein, aber in seinem Schmerze sagte er zum Doctor und zu dem Pfarrer, der auch gekommen war: Es mußte ja leider einmal so kommen, und ich armer, alter Mann mußte das voraussehen. Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Der Pfarrer betete mit ihm, und nach und nach kam Ruhe wieder in seine Seele.

Anders stand es mit Mariechen. Es war eingetroffen, was der Doctor vorausgesagt. Ein furchtbares Nervenfieber war ausgebrochen. Mehrmals schwebte sie am Rande des Grabes. Wochenlang lag sie bewußtlos da, und man mußte sie schon als eine Halbabgeschiedene ansehen; dennoch widerstand die Jugendkraft der Gewalt der Krankheit und die Entscheidung, auf die der tüchtige Arzt hinarbeitete, die er mehrmals als nahe betrachtete, zu der aber die Natur der Leidenden nicht mehr die hinlängliche Kraft zu haben schien, sie trat dennoch endlich ein, wenn auch schwach — und er nährte wieder Hoffnung — wenn das Fieber nicht einen schleichenden, aufreibenden Gang annahm. Lange dauerte diese Befürchtung, bis sie endlich der Gewißheit Raum gab,

daß es nach und nach verſchwand. Aber wie war ſie ſo matt und wie lange blieb ſie ſo matt und hinfällig!

Die Zeit, wie lange ſie ſchon litt, war ihr ganz aus dem Gedächtniß geſchwunden. Sie meinte, die vier bis fünf Wochen, die hinter ihr lagen, ſeien nur wenige Tage. Der Doctor verbot ausdrücklich, ihr dieſen Irrthum zu benehmen. Ihr Vater kam faſt nicht von ihrem Bette und in ſeinen ernſt wehmüthigen Zügen ſuchte ſie oft mit den Augen zu leſen, was der ſchweigſame Mund des Alten verſchwieg. Auch der alte Hofmann kam an ihr Bette. Da fiel es ihr plötzlich eines Tages auf, daß ſie von Allen nur Andres nicht ſah. Sie fragte. Man antwortete ausweichend. Endlich, als der Doctor, der auch anweſend war, einſah, daß ſie, wenn ſie nicht noch mehr aufgeregt werden ſollte, die Wahrheit ganz erfahren müſſe, ſo fing er von dem unglücklichen Tage an, der alle das Schreckliche veranlaßt, zu erzählen. Sie hörte ihm aufmerkſam zu, ſah mitunter ihren Vater und Schwiegervater fragend an, und als dieſe beſtätigend nickten, lieh ſie ihr Ohr wieder der klug berechneten Erzählung des Doctors.

Plötzlich ſetzte ſie ſich auf und blickte den Doctor ſcharf an. Machen Sie es kurz! rief ſie aus. Er iſt todt, er iſt in dem aufgewühlten Bache ertrunken. Ich weiß es, denn in meiner Krankheit, in meinen Fieberträumen hab' ich ihn hineinſtürzen ſehen! —

Sie legte ſich ruhiger wieder auf ihr Kiſſen nieder, faltete betend ihre Hände und weinte.

Die Frau des Jeſt, die in jener Nacht bei ihr gewacht hatte, beſtätigte es, daß ſie etwa um die Zeit, da ſich das Unglück zugetragen, laut ausgerufen: Haltet ihn! — Er ſtürzt in's Waſſer! — Und nach einer Weile hatte ſie leiſe geſagt: Da! nun braucht mein Vater nicht mehr vom Scheiden zu reden! — Darauf war ſie in Schluchzen ausgebrochen, und bald waren es wieder andere Fieberträume, welche ihren Geiſt in irre Bahnen leiteten. Lange Zeit lag ſie ſo ſtille da; der Arzt beobachtete ſie; aber er wurde von Minute zu Minute ruhiger, denn der Pulsſchlag zeigte keine

stärkere Erregung, als er sie erwartet hatte, erwarten mußte.

Nach etwa einer Stunde, während welcher sie so stille da gelegen, reichte sie ihre Hand dem alten Hofmann, dem die Thränen über die Wangen rannen, und sagte: Wenn Gottes Gnade mich erhält, so will ich mich bemühen, Euch durch Liebe und Treue den Sohn zu ersetzen! —

Gottlob, sagte der Arzt zu dem Pfarrer, mit dem er sehr befreundet war, der Augenblick, den ich befürchtet hatte, ist glücklich vorübergegangen. Nun darf ich auf eine rasch fortschreitende Genesung rechnen!

Und so war es denn auch. Nach und nach erfuhr sie denn auch, wie lange sie schon gelitten. Sie mußte in ihrer Krankheit seltsame Träume gehabt haben, denn sie hatte, wie die Pflegerin ihrem Manne, dem Jost, insgeheim vertraute, von Krieg und Schlachten geredet. Einen Namen hatte sie nicht ausgesprochen. Aber, Jost, sagte die Frau, mir ist doch etwas klar geworden, was ich mir nie habe erklären können, nämlich, warum Mariechen sich so gegen die Heirath mit Andres gesträubt, und warum der brave Georg gerade an dem Tage, da der alte Hofmann die Freierei mit dem Müller fertig machte, sich als Einsteher meldete und so eifrig darauf drang, sogleich fortzukommen, — die Zweie hatten sich lieb!

Du kannst wahrhaftig Recht haben, sagte Jost. Mir wird es auch nun deutlich, warum der Georg so stille war, als ich in der besten Laune und ohne alle Ahnung, daß es so stand, die Freierei des alten Fuchses erzählte, und warum er so spurlos aus unserer Mitte verschwand im Dunkel des Abends. Armer Georg! Meine übermüthigen Worte müssen in sein Herz wie Messer gefahren sein! — Bedenke ich das, so dauert mich doch auch der arme Andres. Er hatte Mariechen so lieb, aber er fand keine Liebe in ihrem Herzen. Das brachte ihn auf den Abweg, der so verderblich für ihn und sie Alle wurde, und von dem, weil er leider so schnell abwärts, in den Abgrund führt, keine rechte, ächte Rückkehr möglich ist!

Aber das ist immer die Folge, sagte die sinnige, junge Frau, wenn der Geldsack eine Ehe zu Wege bringt; wenn reiche Väter ihre Kinder einander verhandeln und nicht fragen, ob sie sich auch lieb haben. Dann kommt das Elend allemal hinterdrein, und es geht ihnen, wie es jetzt dem Müller und dem alten Hofmanne geht, die Reue kommt allemal zu spät, weil sie eben hinterdrein kommt. Das arme Mariechen und der arme Georg sind um ihr Lebensglück betrogen.

Der Müller fühlt's, sagte Jost. Ich seh's ihm an. Könnte der noch einmal ungeschehen machen, was geschehen ist, der würde es thun. Sein Bauernstolz, sein Geldhochmuth sind gebrochen. Die Schule des Elends, die er seit Mariechens Heirath durchgemacht hat, ist nicht umsonst gewesen, und unser Herrgott hat ihn, als rechter Doctor für die Menschenseele, tüchtig angepackt. Seine Arznei wirkt immer am besten und sichersten!

Was meinst du denn von dem alten Hofmann? fragte die Frau. Soll denn der Tod des Sohnes, das Elend der Vergangenheit, der zweimal vor ihn hingetretene Tod, dem er in die leeren Augenhöhlen hat blicken müssen, ihn nicht innerlich zur Umkehr gebracht haben?

Der ist von zähem Leder, sagte Jost. Ich will dir eine Begebenheit erzählen, deren Zeuge ich war, daraus wirst du abnehmen können, wie es um seine Seele steht. Als er seines Sohnes Tod schon wußte nach dem zweiten, glücklich abgewendeten Schlaganfalle, als er noch zu schwach war, sich selbst, ohne fremde Hülfe fortzubewegen, saß er einmal am Fenster, wohin sie ihm den Lehnstuhl gestellt, und wollte, da ihm die Glieder wehe thaten, wieder in's Bette. Ich war gerade im Hofe, und er klopfte mir. Als ich herankam, sagte er: Jost, hilf mir in mein Bette! Ich nahm ihn unter dem Arme, und als ich ihn auf den Beinen hatte und ihn eben zum Bette führen wollte, blickte er noch einmal in den Hof.

Wer kommt da? fragte er.

Ich blickte hin und sagte: Es ist der arme Billmann!

So! ist's der? sagte er. So setze mich wieder in den Sessel, schiebe mir den Tisch her und — hier hast du den Schlüssel — hole mir aus dem Wandschränkchen dort das dicke Buch, das Tintenfaß und die Feder! —

Ich that's. In dem Schränkchen standen drei Säcke voll Geld. Kind, so viel hab ich noch nicht gesehen! Ich reichte ihm das Geforderte, und es klopfte schon an der Thüre. Wie ein zerschlagener, vom Elende gebeugter Mensch — zitternd und bebend trat der arme Mann herein, der eine kranke Frau und sieben kleine Kinder hat. Na! schnurrt ihn der Alte an: Gelt, wenn der Zwangsbote kommt, dann kriegst du Beine und hast Geld, deine fünf Gulden Zinsen, die du mir schuldest, zu zahlen? —

Ach, Herr Hofmann, stottert der Arme und bricht in ein lautes Weinen aus, das mir schier das Herz bricht, wenn ich nur Geld hätte, ich wollt' ja gerne bezahlen, aber eine todtkranke Frau und sieben hungernde Würmlein und seit zwei Tagen keinen Bissen Brodes im Hause —

Immer wieder das alte Lied! ruft er da grimmig aus. Immer das alte Lied! Lumpenzeug! Geld könnt Ihr einem abplaudern, aber wenn's an's Zinsenzahlen geht, habt Ihr kein Geld. An der „Kerbe" aber muß Kuchen gebacken werden —

O hätt' ich Brod gehabt! jammerte der Arme. Ach, erbarmet Euch doch!

Ja, erbarmen! Von was soll denn unsereiner leben? ruft er zornig aus. Fort mit dir! bringst du mir nicht heute noch mein Geld, so hat der Zwangsbote Befehl zum Pfänden! Ich habe lange genug Geduld gehabt. Fort mit dir!

Ach, Herr Hofmann, sag' ich da, weil ich mich nicht mehr halten kann, Ihr habt vor wenig Tagen an der Schwelle des Gerichtes Gottes gestanden! —

Halt's Maul, Esel! schrie er da. Du sollst mir in mein Bette helfen, aber keine Predigt halten! Marsch! Ich komme alleine in's Bette!

Da ging ich mit dem armen Billmann heraus. Am

Hofthor begegnet uns der Müller, der zu seiner Tochter will. Was gibt's? fragt er, und ich erzähl' ihm Alles.

Allmächtiger Gott, ruft er aus, und greift schnell in seinen Säckel. Hier, Billmann, sagt er, habt Ihr die fünf Gulden, bezahlt sie ihm. Hier ist ein Gulden für den Zwangsboten und hier einer für Brot. Schickt mir Euer ältestes Kind in die Mühle, ich will Euch Mehl geben! — Mit diesen Worten läßt er uns stehen und eilt zu seinem Kinde!

Der Billmann hält das Geld in seinen zitternden Händen und sagt: Gott segne ihn!

Ich aber fasse ihn am Arme und sage: Komm! und ziehe ihn wieder in's Haus.

Als wir gegen die Thüre kommen, hören wir den Alten drinnen laut wehklagen. Ich reiße die Thüre auf und — er liegt am Boden! — Schnell hebe ich ihn auf. Da sieht er Billmann.

Was willst du noch? herrscht er ihm zu.

Euch das Geld geben! sagt der freudig.

Siehst du, Jost, der Spitzbube wollte mich nur weich machen, sagt er zu mir. Da aber erzähle ich ihm, was geschehen war. Er hört zu, rümpft die Nase, macht ein spottend Gesicht und sagt: Nun, der muß mehr Geld haben, als ich. Vielleicht hat's ihm der Wolkenbruch in die Mühle geschwemmt! Gib her!

Der arme Mann zahlt, kriegt seine Quittung und er notirt es in's Buch.

Das war dir gerathen! sagte er, den Finger drohend erhoben. Morgen wärst du gepfändet worden, so wahr, als ich lebe!

Mir rieselte es eiskalt durch die Glieder. — Was meinst du dazu? —

Den muß Gott noch in seine Schule nehmen, sagte die Frau, und ihn grade an dem strafen, was ihm das Liebste ist! Gott im Himmel, es ist doch ewig wahr, was die Schrift sagt: der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels!

Es war sehr bezeichnend für den alten Geizhals, den auch all der Jammer, den er erlebt, nicht gebessert hatte.

Dem wackern Klostermüller mag aber der Jubel beseligend in den Ohren geklungen haben, den der arme Billmann mit so lang entbehrter Labung bei seinen hungernden Kindern hervorgerufen hat.

VII.

Euch Allen, begann der alte Erzähler am folgenden Abende, ist theils die Zeit noch erinnerlich, theils habt Ihr von Euren Eltern und Angehörigen davon erzählen gehört, da die Räuberbande des sogenannten Schinderhannes nicht bloß den Hunsrücken, sondern einen großen Theil des linken Rheinufers unsicher machte. Damals war die Theilung des Landes in so viele kleine Staatsgebiete so recht geeignet, bei ohnehin höchst mangelhafter Polizeiverwaltung, der Räuber-

bande Vorschub zu leisten. Wir wissen es Alle, wie die Bande eingefangen und in Mainz gerichtet wurde. Alles athmete frei auf und man sagte, daß ein Aehnliches nicht mehr vorkommen könne, seit jene kleinen Herrschaften eingegangen und das Land eine einheitliche Verwaltung und Ordnung habe; allein es ist ebenso bekannt, daß in der Zeit, in welcher die Begebenheiten im und um das Dorf Altmünster sich zutrugen, die ich erzählt habe, auf's Neue die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet war. Es geschahen bald in diesem, bald in jenem Theile des Landes Einbrüche und Diebstähle der erheblichsten Art. Kein Schloß war sicher genug, daß es nicht eröffnet wurde. Bald wußte man, daß eine mächtige Bande vorhanden sei, an deren Spitze ein gewisser Damian Hessel stand. Geschah aber im Niederlande ein großer Raub, so verschwand die Bande und im oberen Theile des Landes erfolgte bald gewiß ein ebenso bedeutender. Die Räuber mußten überall Helfershelfer haben und Hehler genug in Nähe und Ferne, aber ebenso gut auch Kundschafter, die in allerlei Formen und Gestalten, unter den verschiedensten Vorwänden die nöthigen Erkundigungen einzogen, wo etwa ein sicherer und tüchtiger Raub auszuführen sein dürfte.

Es war um die Zeit, als Mariechen ihre volle Gesundheit wieder erlangt hatte und noch blühender und schöner war, als je zuvor, eine kinderlose Wittwe von noch nicht zwei und zwanzig Jahren, als eines Tages der ehrliche Jekuf aus Altmünster müde und matt von einer weiten Wanderung der Heimath zuschritt. Er war noch etwa eine Stunde von der Stadt, von wo aus er noch fast drei Stunden nach Altmünster hatte, und der Sommerabend begann sich rasch auf die blühend schöne Landschaft zu senken. Er dachte mit Schrecken an den weiten Weg, den er noch vor sich hatte, und — am Geide fehlte es ihm doch, sich in der Stadt eine Erquickung zu bereiten, deren er so sehr bedurfte, sollte er noch nach Hause kommen diese Nacht.

Als er so, sichtbarlich entkräftet, dahin schlockerte, kam

ein leichtes Kordwägelchen hinter ihm her, wie man sie damals häufig im Gebrauche von Reisenden sah. Ein Pferd war davor gespannt, und der Herr, der darinnen saß, kutschirte selbst.

Als er nahe gekommen war, sah sich Jekuf um und erkannte sogleich in dem stattlichen Herrn den Glaubens- und Volksgenossen. Er grüßte freundlich und ebenso freundlich wurde sein Gruß erwiedert.

Bist müde? fragte der Herr.

Komm schon sieben Stunden weit her, antwortete Jekuf.

Der Herr hielt das Pferd an. Steig' herein! sagte er.

Gott behüt', daß ich armer Jüd zu einem so reichen Herrn mich setzen sollte! entgegnete in aufrichtiger Bescheidenheit Jekuf.

Sind wir nicht Glaubensgenossen? fragte der Fremde. Mach' keine Possen und steig' ein! Du kannst mir vielleicht sehr nützlich sein, fuhr er fort, wenn du hier herum zu Hause bist.

Das bin ich, sagte Jekuf. Bin aus Altmünster und wohlbekannt im Lande, weit und breit.

Um so mehr bitt' ich dich, steig' ein!

Da ließ der arme Jekuf sich nicht länger bitten und setzte sich mit vielen Entschuldigungen auf den Rücksitz.

Womit könnt' ich denn dem Herrn dienen? fragte er.

Du weißt, hob der Fremde an, daß die Verproviantirung der Festung Mainz insgeheim befohlen ist! denn es steht schlimm mit der Armee und wer weiß, wie es geht. —

Das erste Wort, was ich höre, sagte höchlich erstaunt Jekuf.

Aber dennoch wahr, fuhr Jener fort. Ich vertraue dir Etwas da an, was nicht über deine Lippen kommen darf! Hörst du?

Ich kann schweigen, wie ein Verstorbener! versicherte Jekuf.

Das ist auch um so nothwendiger, fuhr der Andere fort, da ein großes Fruchtgeschäft damit in Verbindung steht, das auch dir große Vortheile an solidem Zasseras abwerfen kann. Sind reiche Bauern in der Gegend?

Das soll ich meinen! rief Jekuf, tüchtige, schwere!

Haben sie noch Fruchtvorräthe? —

Ob sie sie haben? Das mein' ich! Einen kenn' ich gut, der hat zwar kürzlich für achtzehnhundert Gulden verkauft, aber wenn er nicht noch dreihundert Malter Hartfrucht liegen hat, soll mich gleich der Dalles —

Stille! rief der Reisende. Ich kann das Verheißen nicht leiden! Grade Hartfrucht suche ich und so viel könnt' ich grade brauchen. Wo ist der Bauer? —

Auf dem Klosterhof in Altmünster oder dabei doch.

Richtig, sagte der Fremde. Von dem hat man mir schon auf der letzten Station gebibbert; aber ich meine gehört zu haben, der Hof gehöre einer blutjungen Wittwe? —

Das ist auch wahr; aber ihr alter Schwiegervater besorgt die Verkäufe und bewahrt das Geld.

So ist er wohl reich?

Herr, in seinem Wandschränkchen hab' ich Säcke voll Geld gesehen — Hui! die sind, meiner Treu, schwerer, als dem armen Jekuf sein Beutelchen, das dürft Ihr mir glauben.

Dann ist es auch wohl zähe und bös mit ihm handeln?

Ja, geizig ist er, aber ein Geldnarr. Wenn er Geld sieht, so geht er in's Wasser.

Du meinst also, er habe baar Geld?

Ob er hat? Ich glaub', daß er wenigstens sechs tausend Gulden baar hat.

Der Fremde schwieg eine Weile, dann sagte er: Wir wollen morgen ganz frühe hinfahren. Du bleibst bei mir diese Nacht auf meine Kosten. Wird der Handel zwischen uns fertig, so kriegst du vom Malter sechs Kreuzer Zasseras von mir, und der Klosterheimann muß dir auch noch ein Zasseras geben. Ist dir's Recht? —

Jekufs Auge leuchtete vor Freude. Er pries die Freigebigkeit des Herrn, und fröhlichen Herzens fuhr er mit ihm bei einbrechender Dunkelheit in die Stadt ein und stieg mit ihm bei dem jüdischen Metzger Liebmann ab, der auch eine Art Gasthaus für seine strengen Glaubensgenossen hielt,

die nicht in christlichen Gasthäusern einkehrten. Vorher aber legte er ihm das strengste Stillschweigen auf über das, was sie Beide besprochen und verabredet und gestattete ihm nur, zu sagen, der Herr habe ihn, den Todtmüden, zu sich aufgenommen aus Barmherzigkeit.

So kamen sie denn an und aßen dort und legten sich früh zu Bette, und Jekuf dankte Gott, daß er einmal kräftig sich genährt und in einem guten Bette ausruhen und schlafen konnte. Er hatte ja auch eine schöne Einnahme in Aussicht, und so schlief er ein so glücklich und zufrieden, als er es seit langer Zeit gewesen. Am anderen Morgen fuhren sie nach einem guten Frühstück, das der Fremde bezahlte, nach Altmünster, und, zu nicht geringem Erstaunen der Bauern, Jekuf in dem schönen Wägelchen nach dem Klosterhofe hinauf.

Als sie durch das Hofthor fuhren, stand Mariechen in der Thüre, die zu dem Garten führte.

Ist das schöne Mädchen des Alten Tochter? fragte der Fremde.

Gott behüte, flüsterte ihm Jekuf zu, das ist die Wittwe.

So jung und schön! verwunderte sich der Fremde, aber Jekuf war schon herausgesprungen und hielt das Pferd.

Des Fremden scharfes Auge musterte das Wohnhaus schnell; dann stieg er ab, sah sich noch einmal überall genau um und trat dann mit Jekuf in des Alten Stube, der im Sessel am Tische saß und sein Schuldbuch vor sich liegen hatte. Er stand auf und grüßte höflich den Fremden, indem er sagte: Was führt den Herrn zu mir?

Jekuf leitete, nachdem der Fremde sich gesetzt und sich in der Stube umgesehen hatte, den Handel ein, der, da wirklich so viel Hartfrucht vorhanden war, als Jekuf angegeben, schnell zum Abschluß kam. Die Frist der Lieferung und Zahlung wurde festgestellt.

Herr, hob jetzt auf einen Wink, den der Alte Jekuf gegeben, dieser an, es ist hierlands Sitte, daß ein Angeld auf solch einen Handel gezahlt werde, das zurückfällt, wenn der Handel nicht ausgeführt wird.

Was denkst du? fragte gewissermaßen entrüstet der Fremde; aber wenn es so ist, so will ich mich dem nicht entziehen. Sind fünfzig Krenenthaler genug? fragte er.

Gewiß! entgegnete der Klosterhofmann, und der Fremde löste einen gespickten Gurt von seinen Hüften und zahlte die Thaler auf den Tisch, die der Alte gierig zusammenscharrte und in das Wandschränkchen schloß. Der Fremde saß so, daß er in das Schränkchen sehen konnte und die Säcklein sah, worin des alten Mannes Mammon aufgeschichtet war.

Ein Lächeln glitt unbemerkt über seine Züge und bald darauf rollte das Wägelchen wieder fort.

Der Fremde sagte zu Jekuf, er würde in der Stadt noch einige Tage bleiben. Wenn er es für nöthig hielte, ihn zu sprechen, solle er ihn in dem Wirthshause, in das er ihn geführt, aufsuchen. Der Fremde schien seelenvergnügt, denn die Frucht war im Anziehen und der Kauf außerordentlich billig.

Wenige Stunden später kam der Klostermüller auf den Hof. Als er von dem Verkaufe hörte, tadelte er den Alten;

denn, sagte er, morgen kommt der Fruchthändler Briedel, der Eure Frucht kaufen wollte, und der gibt mehr.

Mariechen meinte, der Kauf sei ja gemacht, und so sei's gut, aber ihr Vater ging schnell in's Dorf und traf den Jekuf. Er bot ihm das Doppelte des eingezahlten Angeldes, wenn der Kauf zurückginge und auch das ihm versprochene Zasseras. Jekuf wollte versuchen, dem Fremden den Kauf zu verleiden. Er machte sich auf die Lappen und erreichte ihn in der Stadt. Der Fremde schien gleich bereit, nahm das Reugeld an, sagte aber dem Jekuf ein tüchtiges Trinkgeld zu, wenn er ihm mittheile, wann der neue Käufer die Frucht hole.

So ging der Handel zurück, freilich des Reugeldes wegen nicht zur Zufriedenheit des Alten. Indessen kam der Fruchthändler Briedel und kaufte die Frucht zu einem Preise, der jenen ersten so weit überstieg, daß weit mehr herauskam, als das Reugeld betragen. Schon in der folgenden Woche wurde das Geld dafür bezahlt, und Jekuf, der den Makler gemacht, bekam sein Zasseras, wie es üblich war, und die Frucht wurde geholt. Versprochener Maßen berichtete er das dem Fremden, der noch in der Stadt war, und erhielt dafür das versprochene Trinkgeld.

In der darauf folgenden Woche trat die Altmünsterer Kerbe ein.

Diesmal war dies Volksfest ein trauriges in der Klostermühle, denn der Klostermüller war schwer erkrankt. Mariechen war deswegen schon seit drei Tagen nicht auf dem Hofe, sondern am Krankenbette ihres Vaters und mußte auch bleiben über die Kirchweihe oder Kerbe, da die Krankheit sich noch nicht gewendet hatte.

Am Abend vor der Kerbe war sie auf einige Augenblicke oben; Alles stand gut; der Alte war munter. Nur wollte er, daß die Knechte im Hofe blieben, weil er das viele Geld im Hause habe. Das war natürlich, und Mariechen machte es ihnen zur Pflicht.

Als sie jedoch weg war, sagte Einer zum Anderen: des Alten liederlicher Sohn hat uns den Weg gewiesen. Wenn

der Alte ſchläft, ſteigen wir zum Fenſter hinaus und gehen tanzen, wie andere junge Leute auch. Unſereins will doch auch einmal im Jahre ſeine Pläſir haben; die reichen Leute haben ſie alle Tage! Und heut Abend thun wir's auch, halten Vorkehr und probiren den Wein.

Das hörte eine fremde Bettelfrau mit an und ſagte: da habt Ihr Recht. Wie ich jung war und diente, habe ich's auch ſo gemacht. Darauf ging ſie lachend zum Hofe hinaus, und die beiden Knechte riefen ihr nach, ſie ſolle zur Muſik kommen, dann wollten ſie Einen mit ihr tanzen! — Die Alte lachte und die beiden Knechte auch; einer aber ſagte: Jakob, ſieh mal, wie die Alte zuſchreitet! die könnte wohl noch einen Walzer riskiren! — Wahrlich, die ſchreitet aus, wie ein Mann!

Sie hat auch ſo eine harte Stimme! ſagte der Andere.

Den Gedanken an die Bettlerin verdrängte das Kommen der beiden Mägde, junger, heiterer Mädchen, die sogleich unterrichtet wurden, wie es solle gehalten werden, und in jugendlichem Leichtsinn und Pflichtvergessenheit leichtlich einstimmten. —

Während das sich in dem Hofe zutrug, war die Bettlerin, die eben erst den Hof verlassen hatte, statt den Weg nach dem Dorfe einzuschlagen, nach vorherigem, vorsichtigem Umschauen, vor dem Hofthore links umgebogen, und war an der Hofmauer außenher mit gebücktem Rücken hergeschlichen. Da, wo statt des Hofes und seiner Düngerstätten der Garten von der Mauer umschlossen wurde, war an der Mauer, aber innen, eine Erderhöhung, darauf eine Bank stand. Hier war es ein leichtes, hinabzukommen, und die Gartenthüre, die in den Hof ging, schloß eben nur ein kleiner Riegel, der von innen ebenso gut, wie von außen zu öffnen war.

Nachdem die Bettlerin dies genau erkundet hatte, schlug sie den Weg nach dem Walde ein, in dem sie verschwand. Beobachtet hatte sie keine Menschenseele, denn heute war „Kuchenbackensamstag", wie wir den Samstag vor der „Kerbe" zu nennen pflegen. In jedem Hause war für alle Hände Arbeit, und auf dem Felde hatte man sich beeilt, das Feld zur Saat bereit zu stellen, die nach der „Kerbe" bestellt zu werden pflegte. So war das Feld leer, und selbst die beiden Flurschützen saßen im Wirthshause. Sie wollten ja doch auch den Wein versuchen — den sie morgen trinken wollten!

Auf dem Hofe ging Alles seinen geordneten Gang. Es wurde gescheuert, gefegt, geordnet, wie es an jedem Samstage in einem geordneten Hauswesen geschieht. Der Alte, der heute überall die Aufsicht führen wollte, da seine Schwiegertochter am Krankenbette ihres Vaters ihre Kindespflicht erfüllte, kroch überall herum. Er sah in jeder Ecke nach; knörpelte hier und nörgelte dort, wo es ihm nicht sauber genug war, und als zuletzt die beiden Mädchen Hand anlegten, den Hof zu kehren, und er von dem „Herumkriechen", wie das Gesinde seinen schleichenden Gang bezeichnete, so

müde war, daß er sich schier nicht mehr auf den Beinen halten konnte, da legte er sich in das Fenster, um sie zu beaufsichtigen. Trotz seines hohen Alters war er auf Alles sehr aufmerksam und bemerkte Dinge, die dem jungen Volke entgingen. So war es ihm aufgefallen, daß die beiden Hofhunde, böse, wilde Thiere, die rasten, wenn eine fremde Seele in den Hof kam, seit die alte Bettlerin dagewesen war, in ihren Hütten lagen und keinen Menschen anbellten, nicht einmal den Metzger, der das Fleisch für morgen gebracht, und den sie doch in den Tod haßten.

Als der Alte das den beiden Mägden sagte, die nichts der Art bemerkt hatten, ging die eine gegen die beiden Hundehütten und sagte: die sind beide so gesund und blicken so fröhlich um sich, als wüßten sie, daß morgen „Kerbe“ wäre. Darauf lachten beide Mädchen, und der Alte dachte nicht weiter über die Sache nach. Hätte er gesehen, daß die Bettlerin heimlich in jede Hundehütte etwas geworfen hatte, er würde in Unruhe gerathen sein und vielleicht den wahren Grund gefunden haben, warum die bösen Hunde gar keine Aufmerksamkeit für das hatten, was um sie vorging.

Endlich kam der Abend. Die Glocken läuteten die „Kerbe“ ein. In den Backhäusern drängten sich die Frauen; ganze Batterien runder und viereckiger Kuchen sah man aufgeschichtet. Ueberall außergewöhnliche Thätigkeit und Fröhlichkeit bei Jung und Alt.

Der alte Hofmann aß sein Zwiebelsüppplein und legte sich zu Bette. Die kleinen roth und weiß gewürfelten Vorhänglein an den Fenstern zog er dicht zu und stellte das Oellicht auf den Tisch, um dem Gesinde, dem er nicht recht traute, weis zu machen, er sei noch auf.

Die lachten über die „Kriegslist“, wie sie sagten, und die lustigen Mädchen meinten, das Licht werde wohl bald erlöschen, denn der Geiz lasse es dem Alten doch nicht zu, daß er viel Oel verbrenne! —

Sie hatten die Kuchen eingemehrt und trugen nach dem Abendbrode den Teig in Körben in's Dorf hinab. Und

als es zehn Uhr schlug, stiegen die Knechte zum Küchenfenster hinaus, um doch auch des Wirthes „Kerbewein" zu versuchen.

Jetzt hob sich da, wo die Gartenbank stand, eine Gestalt empor und horchte hinab in den Hof. Wer sie genauer beobachtet hätte, müßte die Züge der alten Bettlerin wiedererkannt haben, die aber jetzt Männerkleidung trug.

Das Licht in des alten Hofmanns Stube brannte noch, aber sonst regte sich nichts.

Vorsichtig ließ sich die Gestalt auf die Gartenbank hinunter, öffnete die Gartenthüre und trat leise in den Hof. Kein Hund regte sich.

Der Kerl lächelte. Die haben ihr Theil! sagte er leise in sich hinein. Er trat unter das Fenster des Alten, und als er ihn laut schnarchen hörte, eilte er zurück an die Gartenmauer, ließ halblaut das Geschrei des Steinkäuzleins hören, und bald erschienen drei andere, kräftige Gestalten und eine kleine, schwächliche, welcher aber die Anderen gehorchten.

Alles sicher? fragte der Kleine.

Alles, Damian! war die Antwort.

Sie stiegen herab, gingen zum Küchenfenster, drückten das blos angelehnte auf und stiegen hinein, während auf den Befehl dessen, den man Damian genannt, einer vor dem Hofthore und einer im Hofe als Wache stehen mußte.

Der Hofmann hatte seine Stubenthür nicht einmal zugeschlossen. Die Drei traten in die Stube und einer wollte eben das Licht ausblasen, als der Alte emporfuhr mit einem Schrei des Entsetzens.

Stille, Alter, sagte der, welcher als Bettlerin verkleidet auf dem Hofe war, es soll dir nichts geschehen. Wir machen dir nur dein Geschäft um etwas leichter. Jetzt erst wurde es dem Alten klar, wie es stand. Er wollte aus dem Bette springen und Hülfe rufen, aber der Räuber gab ihm einen Stoß, daß der kraftlose Greis athemlos auf das Bette zurückfiel. Der Räuber zog nun Stricke heraus und mit Hülfe eines anderen fesselten sie den Alten an Händen und

Füßen und warfen ihn auf das Bette, wo er ſtille liegen blieb, ohne daß die Räuber wahrnahmen, daß der ſchwache Lebensfunke durch die Heftigkeit des Erſchreckens und eine Wiederholung des Schlages bereits erloſchen war.

Während deſſen öffnete der Kleine mit großer Geſchicklichkeit das Schränkchen, nahm die beträchtliche Summe, die in einzelnen Säckchen nach den Münzſorten geordnet war, heraus und dann befahl er, das Licht zu löſchen. Bei dem Scheine einer Blendlaterne löſten ſie des Alten Stricke.

Er iſt todt! rief der, der ihn gebunden hatte.

Der Kleine erſchrack heftig. Er trat herzu, als er aber das blaue Geſicht des Alten ſah, ſagte er: der Schlag hat ihn getroffen. Leget ihn wieder in's Bette, als ob nichts vorgefallen ſei. Er ſchloß das Schränkchen wieder.

Einige Minuten ſpäter waren ſie verſchwunden, und der Hof lag ſo ſtille da, als waltete über ihm der tiefſte Friede — oder der Tod. —

Gegen zwölf Uhr brachten die Mägde die Körbe voll Kuchen, und die Knechte folgten ihnen in der heitersten Laune, und wieder nach kurzer Frist lagen alle ahnungslos in ihren Betten.

Als aber am Morgen die älteste der Mägde aufstand, fielen ihr die vielen Männertritte auf, die sie auf dem frisch gescheuerten Boden bemerkte. Sie folgte der Spur bis zur Thüre des Alten. Sie klopfte — aber es blieb stille. Sie rief, Niemand antwortete. Jetzt faßte sie sich ein Herz und trat in die Stube. Alles war hier in vollster Ordnung, aber als sie auf das Bette blickte, fuhr sie mit Entsetzen zurück. Sie sah — eine Leiche! —

Schnell waren die Anderen auf den Beinen. Todesschrecken lag auf allen Gesichtern, auf denen der Knechte prägte sich das böse Gewissen aus. Alle eilten zum Bette des Alten. Er war todt.

Jetzt erst sagte die Magd von den vielen Fußtritten, die nun Alle auch sahen. Man ging außen an das Fenster. Auch hier waren sie bemerklich und wiesen in den Garten, dessen Thüre aufstand. Man sah, daß eine Anzahl Männer über die Mauer eingestiegen waren. Das Räthselhafteste blieb aber, daß nichts gestohlen schien. — Als einer der Knechte die Hofhunde nicht sah, die ihn sonst jeden Morgen wedelnd begrüßt, ging er gegen die beiden Hütten. Beide Hunde waren todt. —

Da ist's nicht richtig! sagte angstvoll der Knecht. Einer muß hinab in die Klostermühle und zum Syndik!

Ach, Jakob, bleib du bei uns, riefen die zitternden Mägde, wir gehen nicht mehr in das Haus!

Und so blieben sie im Hofe bis Mariechen todtenbleich ankam und mit ihr der Syndik und noch andere Leute. Mariechen hatte Mühe und Sorge gehabt, daß Alles ihrem kranken Vater verborgen bliebe.

Der ganze Vorgang hatte etwas Unerklärliches, bis der Syndik an das Geld dachte. In der Lederhose des Todten steckte der Schlüssel zum Schränkchen — und das war leer — die ganze Summe entwendet. Jetzt war das Räthsel

gelöst. Es war ein wohlangelegter Diebstahl und Raubmord.

Mariechen war tief erschüttert, mehr aber von dem Tode des Alten, als von dem Diebstahl. Ihr Herz hing nicht am Mammon; was sie aber noch tiefer berührte, war das, wie sie ihrem Vater das Ereigniß verberge, das, wenn er es erführe, jedenfalls verderblich für ihn werden mußte. Der Syndik befahl, Alles unverändert so zu lassen, wie sie es gefunden und sandte sogleich einen der Knechte mit dem Pferde nach der Stadt. Schon gegen Abend kamen das Gericht und der Arzt. Die erhobenen Zeugnisse wiesen darauf hin, daß der Diebstahl vor Mitternacht vollbracht worden sein mußte, und daß — kein Zeichen von Gewaltthat war erkennbar — der Schrecken der entdeckten Diebe ihm den tödtlichen Schlaganfall zugezogen.

Jekuf ahnete nun erst den Zusammenhang des Fruchtkäufers mit dem Diebstahle, aber er schwieg darüber, um nicht in eine so schlimme Sache unschuldig verwickelt zu werden. Die beiden Knechte kamen mit der Angst davon, denn daran dachte Niemand, daß sie sich vom Hofe fast drei Stunden lang entfernt hatten, während welcher Zeit die Frevelthat offenbar verübt worden war. Daß aber das Gesinde nicht erwacht sei, das kam einerseits auf das Schweigen der vergifteten Hunde und auf die Schlauheit der Diebe — die — darin stimmten Alle überein — der Bande Damian Hessel's angehört hatten. Die Polizei des ganzen Landes war in Thätigkeit, aber das Fahnden war fruchtlos. Die Nähe des Rheines war ein zu sicheres Mittel für sie gewesen, als daß man sie hätte fangen können. Nach des alten Begräbniß wurde sein Nachlaß getheilt, und es zeigte sich, daß, obgleich ein ganz bedeutender Baarbestand mit dem Fruchtgelde, das Mariechen gehörte, gestohlen worden war, doch noch ein sehr ansehnliches Vermögen zwischen des Alten Tochter und Mariechen getheilt werden konnte.

Der Müller erfuhr erst, als er wieder genesen war, den Vorfall, der des Klosterhofmanns plötzlichen Tod her-

beigeführt. Sein Schmerz war nicht groß, wie denn nicht viel Segenswünsche des Alten Hintritt begleitet hatten.

Wie aber Mariechen es nun machen sollte? das war die wichtigste Frage. Sich wieder verheirathen! meinten die Leute, meinte auch der Müller, und an Freiern fehlte es wahrlich nicht. Aber der Müller hütete sich, ihr zuzureden. Sie erklärte, daß sie sich nicht mehr verheirathen werde, und so blieben die Freier weg, ohne daß die Frage gelöst gewesen wäre. Endlich wurden Mariechen und ihr Vater dahin einig, daß der ehrliche Jost und seine Frau als Verwalter des Hofes unter Mariechens und ihres Vaters Aufsicht auf dem Hofe wohnen und die nöthigen Dienstboten ihnen untergeordnet würden, Mariechen aber um des alternden Vaters willen in der Klostermühle wohnen sollte. Und so geschah es, und unter Jost's treuer Leitung ging Alles nach Wunsch. —

VIII.

Cumpeer, hob am folgenden Abende der Gevatter an, es ist mir und uns Allen doch aufgefallen, daß in der Geschichte des armen Georg gar keine Erwähnung geschieht. Das ist richtig, entgegnete Schmiedjakob, aber ich durfte doch den natürlichen Gang der Begebenheiten nicht unterbrechen, um etwa der Neugierde, die ich mir recht gut vorstellen kann, zu genügen. Ich bin eben da angelangt, wo ich seiner gedenken mußte. Es liegen freilich Jahre dazwischen, Jahre, in denen der Klostermüller die Gebrechlichkeit des Menschenleibes stark zu fühlen begonnen hatte. Mariechen, die junge, schöne Wittwe, hatte auf's Bestimmteste jeden Heirathsantrag nach ihren bitteren Erfahrungen zurückgewiesen, und bei ihrer selbstständigen Stellung in der Welt — und — weil ihn sein Gewissen über die einst „gemachte" Heirath schlug, hatte der Müller dem Bemühen Valet gegeben, sie auf's Neue zu drängen oder zu bestimmen.

Jost stand seiner Stellung als Oberknecht auf dem Hofe treu und gewissenhaft vor und nahm die Vortheile der jungen Wittwe mit einer Sorgfalt und Ehrlichkeit wahr, die

ihm ihr vollſtes Vertrauen erwarben. Auch der Kloſtermüller, der je und dann den Berg herauf kam und mit Joſt in Berathung trat, ließ ihm alle Gerechtigkeit widerfahren und ſegnete Mariechens glückliche Wahl. Dem armen Joſt war es ein Glück, daß er auf den Hof kam. Er konnte ſeinen Jahreslohn ſparen und ſein Häuschen im Dorfe vermiethen, das ſeitdem von Jekuf bewohnt wurde, der als ehrlicher Hofjude ſeine Maklergeſchäfte auf dem Hofe in allen Frucht- und Viehhändeln machte und Aller volles Vertrauen beſaß. Niemand ahnete, daß er das unglückliche Werkzeug in der Hand eines Spitzbuben geweſen war, obgleich ihn ſelbſt dies Bewußtſein der ſchweren Folgen wegen drückte.

Im Laufe der dazwiſchen liegenden Jahre war denn auch die Räuberbande Damian Heſſel's eingefangen und in Mainz abgeurtheilt worden. Mariechen, der Kloſtermüller, die beiden Knechte und Mägde, ſowie der Doctor hatten als Zeugen vor Gericht geſtanden. Sie hätten freilich nicht viel bezeugen können, wenn nicht Damian Heſſel jenen Diebſtahl auf dem Kloſterhofe bekannt hätte, bei welcher Gelegenheit die Lumpenſtreiche der beiden Knechte an den Tag kamen, ohne daß Jekuf genannt worden wäre.

Damian Heſſel wurde bekanntlich zum Tode verurtheilt. Dies wollte ich noch beifügen, und nun — Georg!

Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Hanau, als Napoleons Armee aufgelöſt in einzelnen Trupps dem Rheine zueilte, um in Mainz eine Zufluchtsſtätte zu finden. Dort aber hatte alle Ordnung aufgehört und die Stadt war ſo angefüllt, daß man ſich wieder zu den entgegengeſetzten Thoren hinausdrängte, um Obdach und Brod zu finden. Damals machten ſich Hunderte derer, welche auf dem linken Rheinufer zu Hauſe waren, der Heimath zu, weil ſie die Sache für verloren hielten, der ſie bis jetzt gedient.

In Haufen oder alleine ſuchten ſie in den Wäldern Zuflucht und Nachts in den Dörfern Nahrungsmittel für Geld, deſſen ſie nicht ermangelten.

In den Dörfern, die nahe an den waldbedeckten Höhen

des Hunsrückens lagen, waren die Leute in großer Angst, weil sie Ueberfälle fürchteten. Kein Beispiel eines solchen ist indessen in jenen Tagen kund geworden. Die Behörden wußten von dem Vorhandensein der Ueberläufer und Deserteure, aber keine Hand regte sich, sie zu beunruhigen, ja, selbst als von Mainz aus hin und wieder französische Soldaten in Städtchen und Dörfern lagen, kamen sie Nachts und flehten um Brod, das sie willig bezahlten und schnell sich zurückzogen. Auf einzeln liegenden Mühlen und Höfen, wo keine Einquartierung lag, ließen sie sich Nachts kochen, um einmal warmer Speise theilhaftig zu werden. Der Winter war mild. Das war ein Glück für die Armen, die weit zur Heimath hatten, aber auch gar mancher ehrliche Müller, Hofmann und Bauer nahm den Einzelnen auf und verbarg ihn, bis der Uebergang der Deutschen über den Rhein ihm gestattete, furchtlos die Heimath zu suchen. Jedermann, welcher die Armee Napoleons kannte, weiß, daß die sogenannten Sappeurs, meist Zimmerleute und ähnliche Handwerker von Haus aus, die kräftigsten und schönsten Leute waren, deren jede Compagnie zwei hatte. Sie trugen Aexte, Schaufeln und sogenannte Messer an der Seite, lederne Schürzen, sogenannte Schurzfelle, und hohe Bärenmützen. Zur Auszeichnung trugen sie überdies den Bart, so lang er wuchs.

Es war etwa um den 8. oder 10. December Anno 1813, als eines Tages Jost mit dem Pferdewagen in den nahen Wald gefahren war, um eine Klafter Holz zu holen. Zu seinem nicht geringen Schrecken lag hinter dem Holzstoße ein solcher Sappeur, der sich krank und matt erhob und ihn deutsch anredete. Er sagte ihm, er sei ein Flüchtling, der in die Heimath zurückzukehren nicht den Muth habe, weil dort noch Franzosen lägen. Er sei krank geworden und das Fieber rüttele und schüttele seine Glieder. Er flehte ihn an, sich seiner zu erbarmen, weil er zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht Obdach und Pflege finde. Er könne und wolle gerne Kost, Obdach und Pflege reichlich bezahlen.

Jost erholte sich schnell von seinem Schrecken, als er den elenden Zustand des armen, noch jugendlichen Menschen sah, der noch seine ganze militärische Bekleidung und Bewaffnung hatte. Indessen war Josts Lage bedenklich. Noch bis gestern hatte französische Einquartierung auf dem Hofe gelegen und in Altmünster lag deren noch. Bei einer Umquartierung konnte er leicht wieder Leute in's Haus bekommen, und wie wollte er dann den armen Flüchtling verbergen. Er sagte ihm das; aber der Sappeur meinte, jeder Winkel sei ihm recht, wenn er nur ein Bett und ein Obdach habe. Da regte sich in dem ehrlichen Jost das Erbarmen, und er sagte ihm seinen Beistand zu. Er lud nun den Holzwagen so, daß in der Mitte eine Mulde blieb. Aus Heidekraut machte er ihm ein Lager und half ihm da hinein.

Seine Frau machte große Augen, als er ihr heimlich sagte, sie solle die Mägde entfernen. Die Knechte waren mit Arbeiten auf dem Felde beschäftigt. Als dies geschehen war, lud er, zu nicht geringem Schrecken der Frau, den kranken Sappeur ab und schaffte ihn in's Haus. Dort erst erzählte er seiner Frau den Hergang und diese milde Seele hörte, mit Thränen in den Augen, wie er ihn gefunden.

Nun wurde schnell Feuer in den Ofen eines Kämmerleins im oberen Theile des Hauses gemacht und dorthin führte Jost den Sappeur, der selbst auf eine merkwürdige Weise ergriffen war, und fast in lautes Weinen ausbrach, als er vom Fenster aus — die Klostermühle drunten im Thale liegen sah.

Jost half ihm in's Bette. Seine Frau bereitete ihm einen Holunderthee und bald stellte sich ein wohlthätiger Schweiß bei dem Armen ein, der von Jost gepflegt, ihm sehr wohl bekam. Er fiel bald in einen tiefen, gesunden Schlaf und Jost verließ beruhigt das Gemach.

Nach dem Nachtessen sagte Jost zu den Knechten und Mägden, sie sollten noch [illegible]weilen, weil er ihnen Etwas zu sagen habe. Er erzählte ihnen nun die Begebenheit;

sagte ihnen, daß er vor Gott gelobt habe, den Unglücklichen zu retten, und band es ihnen auf die Seele, nur um Gottes willen den Unglücklichen, der ein deutsches Mutterkind sei, nicht zu verrathen, der sonst erschossen werden würde.

Das Letzte wirkte so, daß die Mädchen zu weinen anfingen und die Bursche kreidebleich wurden. Alle gelobten heilig und theuer das tiefste Schweigen. Von Josts Kindern war nichts zu befürchten, denn beide waren noch sehr jung. So wurde denn der Fremde gehegt und gepflegt von ächt christlicher Liebe und Barmherzigkeit und er, der sich schon am andern Morgen um Vieles besser befand, genas bald völlig. Niemand ahnte sein Dasein und selbst Mariechen und der Klostermüller erfuhren Nichts davon, ja einmal kam selbst noch französische Einquartierung auf acht Tage in den Hof, ohne daß sie eine Spur entdeckt hätte.

Eines Tags sagte Josts Frau zu ihrem Manne: Es ist doch kurios, je länger ich den Fremden sehe, desto bekannter kommt er mir vor!

Närrchen, sagte Jost, das ist ja doch begreiflich!

Nein, erwiederte die Frau, so mein' ich's ja nicht, sondern es ist mir so, als hätte ich ihn schon gekannt und auch die Stimme ist mir so bekannt. Ich glaube, wenn er den abscheulichen Bart abmachte —

Nun? fragte Jost, nicht wahr, dann gefiele er dir noch besser? Gib acht, daß ich am Ende noch eifersüchtig werde!

Geh', sagte sie ärgerlich, man kann doch kein vernünftig Wort mit dir reden, ohne daß du tolle Späße machst!

So rede denn, ich will keine mehr machen, versicherte Jost.

Ich weiß nicht, fuhr die Frau fort, wie es ist, aber wenn ich ihn so ansehe, so mein ich, er gliche — dem Georg!

Hm! brummte Jost. Da hast du wahrhaftig nicht Unrecht. Er hat auch Aehnlichkeit mit ihm. — Aber das kommt ja oft in der Welt vor, daß sich zwei Menschen ähnlich sehen. Meinst du denn, wenn der Georg käme — der fiele mir, seinem alten, guten Kameraden, der ihn so

lieb hatte, nicht gleich um den Hals? Liebe Frau, diesmal haſt du dich wieder einmal arg verguckt!

Nun hör' einmal weiter! fuhr die Frau fort. Als ich ihm am Sonntag Mittag den Kaffee brachte und, da du in die Mittagskirche gegangen warſt, ſo ſetzte ich mich zu ihm an den Tiſch, weil er mich dauerte, daß er immer ſo ganz allein ſein muß. Da fragte er, ob der Hof unſer ſei oder ob wir ihn gepachtet hätten? Da hab' ich ihm von dem alten Kloſterhofmann, von dem Andres und ſeinem Ende erzählt. Da hätteſt du ſehen ſollen, wie er ſpannte.

War denn der Andres verheirathet? fragte er, und mir kam es vor, als habe ihm dabei die Stimme gezittert.

Wie doch ſo eine vorgefaßte Meinung einen Menſchen kapitaltoll machen kann! lachte Joſt.

So will ich ſtill ſein! ſchmollte die Frau.

Nun, nun, fahr' nur fort, verſetzte begütigend Joſt, der aber eine neckiſche, ſpottende Miene nicht unterdrücken konnte.

Ich fange alſo an und erzähle ihm, wie der Kloſtermüller ſein ſchönes Kind gezwungen habe, den Andres zu heirathen, und wie ſie unglücklich geweſen ſei. Ich war dabei bis zu Thränen gerührt —

Und er auch! ſagte Joſt. Natürlich, er iſt noch reizbar von ſeiner Krankheit her.

Freilich er auch, ſagte die Frau, aber du brauchſt nicht zu ſpotten!

Wer ſpottet denn? erwiederte Joſt. Fahr' nur fort.

Gut, denke ich, erzählte ſie weiter, nun mußt du einmal von dem Georg anfangen — denn Joſt, das hab' ich der Hoffrau, dem Mariechen, ſchon lange abgemerkt, daß ſie und der Georg ſich lieb hatten, und daß er aus purer Verzweiflung Einſteher für den Andres geworden iſt! —

Da kannſt du Recht haben, verſetzte Joſt ernſt. — Nun weiter!

Ich hebe dann an und rede von dieſer meiner Vermuthung, als von einer ausgemachten Sache, und erzähle ihm die ganze Geſchichte. Da hätteſt du ihn ſehen ſollen!

Weiß wurde er, wie Kreide und bald wieder roth, wie mit Blut übergossen, und einmal mußte er sich abwenden, weil ihm die hellen Thränen aus den Augen schossen! Mir selbst war es weich um's Herz. Nun aber fuhr ich fort und sagte, wie das Mariechen, trotz aller Freier, ledig geblieben, und wie sie so gut, so mild und so schön sei, ja noch schöner, denn als Mädchen, da ging er an, wie ein Licht, dem man Oel zugießt, und seine Augen strahlten dabei, wie ich es nie an ihm gesehen.

Es ist seltsam, wie so ein wildfremder Mensch an so einer Geschichte solchen Antheil nehmen kann; aber das muß ich dir sagen, Käthe, wenn du erzählst und die Geschichte ist irgend ergreifend, so weiß der Kuckuk, mir wird's auch allemal weich um's Herz, denn du hast ein Plappermaul, wie ich meiner Lebtage keins gehört und erzählst wie ein Buch. So wird's ihm auch gegangen sein. Genug aber, er heißt Wilhelm Wildrupp und ist aus einem Dorfe drunten bei Cleve, das ist genug. Er hat mir ein Papier gezeigt, darin steht's geschrieben. Nun magst du ihn in deinen Gedanken zum Georg machen. Ich sage dir, du hast da deinen Pfannkuchen neben die Pfanne geworfen. Bleib' mir mit dem Gefasel vom Leibe.

Käthe warf ihren schönen Mund schnippisch auf und sagte, als eben Jost hinaus ging: Ja, Ihr Mannsleute seid und bleibt überall die Klugen! —

Aber was sie gesagt, war dem Jost dennoch in die Seele gefahren, und er wollte einmal seine Augen aufthun und den Wildrupp auf die Probe stellen.

An einem der nächsten Tage, es fiel eben Schnee und man konnte im Felde nichts arbeiten, ging er hinauf zu ihm und rauchte mit ihm eine Pfeife. Plötzlich hörte man Mariechens Stimme im Hofe.

Aha, sagte Jost, unsre Hoffrau! Kommt 'mal her, Wildrupp, wenn Ihr einmal eine schöne Frau sehen wollt.

Sie könnte mich erblicken! sagte er ängstlich. Sie weiß ja doch Nichts von mir?

Nun, sagte Jost. Ihr könnt's schon wagen!

Wiedersehen beim Weihnachtsfest.

(Zu Text 102.)

Aber er blieb sitzen am Ofen, und dampfte seine Pfeife fort, als wär's nichts von Bedeutung.

Käthe ist ein Narr! dachte Jost.

Nach einer Weile hob er an: Ich begreife aber nicht, daß Ihr Euern Sappeurbart nicht abmacht. Sähe Euch ein Franzose, er würde Euch ja gleich erkennen!

Ich bin so dran gewöhnt, erwiederte Wildrupp, und will damit warten, bis die Franzosen fort sind; dann lasse ich mir den Schneider aus dem Dorfe kommen und mir auch bürgerliche Kleidung machen, um nach meiner Heimath aufzubrechen. Meine Mutter weiß zwar, wo ich bin, denn ich habe ihr von hier aus geschrieben und Eure Frau hat den Brief besorgt. Sie darf mir aber nicht schreiben, weil ich sonst entdeckt werden könnte.

Käthe ist nun erst recht ein Narr! dachte Jost, und sagte dann laut: da habt Ihr Recht. Und er ging hinab und sagte heimlich zu Käthen: du bist zweimal ein Narr! Erstlich hat er Mariechen heute gar nicht sehen wollen, und zweitens hast du ja einen Brief an seine Mutter selbst besorgt! —

Käthe wurde schamroth bis in die weiße Stirne hinauf, und sagte kleinlaut: Ja, das ist wahr! Das hatte ich ganz vergessen. Wie doch so eine entfernte Aehnlichkeit täuschen kann!

Jost aber lachte laut auf und — Käthe ärgerte sich baß. —

So waren denn die letzten Decembertage hingeflogen. Der heilige Christabend nahte mit all seiner seligen Kinderlust und Herrlichkeit und all seiner Elternfreude.

Weit und breit waren keine Franzosen mehr. Sie hatten sich immer näher zu den Grenzen des alten Frankreichs zurückgezogen, wo die Festungen Straßburg, Saarlouis und Luxemburg einen Halt gewährten. Man wußte auch bestimmt, daß der Blücher, der gefeierte Held des Volkes, in der Neujahrsnacht über den Rhein gehen würde.

Wildrupp war in einer ungemeinen, inneren Aufregung, das sah ihm Käthe und Jost an, fanden es aber natürlich.

da ja seine Rückkehr in die liebe Heimath mit jeder Minute näher rückte.

Als Käthe am Tage vor Weihnachten das Frühstück brachte und ihr hübsches Gesichtchen vor Freude strahlte, sagte Wildrupp: Wie glücklich macht doch der Weihnachtabend!

Schon die Vorbereitung und die Erwartung thut's, sagte sie. Ich darf nun gar Nichts machen, fuhr sie fort, denn unsere liebe Hoffrau läßt sich's gar nicht nehmen. Sie will unsern Kindern bescheren, und da sie selbst kinderlos ist, macht ihr das eine große Freude.

Wildrupp seufzte tief und sagte: Könnt' ich doch wieder einmal so einer Christbescherung beiwohnen!

Das könnt Ihr, und sollt Ihr! rief freudig die junge Frau.

Ach, Ihr vergeßt, daß ich ja ein Verborgener bin! entgegnete Wildrupp.

Nun muß ich Euch aber auch Etwas vertrauen, nahm in einiger Verlegenheit Käthe das Wort und erzählte ihm, daß es Jost auf dem Gewissen gedrückt, daß er vor der Frau, der er sein ganzes Glück verdankt und in dem Hause, das *ihr* gehört, Etwas hinter ihrem Rücken und ohne ihr Wissen thue. Daß sie es nicht mißbilligen würde, das wußte er, und so hat er es ihr denn erzählt. Ihr könnet Euch denken, daß das, da Ihr ja durch mich von dem Georg wisset, sie tief ergriff und sie Thränen in den Augen hatte, als Jost es ihr so beweglich erzählte, wie er Euch hinter dem Holzstoße gefunden. Daß sie dabei an ihren Georg dachte, das hab' ich gewußt und Jost auch. Sie weiß also von Euch. Knechte und Mägde wissen's auch und ich müßte mich doch sehr irren, wenn Mariechen es nicht dem alten Klostermüller erzählt haben sollte. Der kommt auch heute Abend, da es Mondschein und trocken kalt ist, mit herauf. Wollt Ihr denn da nicht unsre Freude theilen? Ich hab' einen frischen Kuchen und die Zweie trinken mit uns nachher, statt des Abendessens, Kaffee.

Will sehen! erwiederte Wildrupp; aber ich möchte doch

nicht in dem Soldatenreck kommen. Könntet Ihr mir von Eurem Manne nicht ein Wamms leihen?

Ei gewiß! rief die Frau; aber — gelt, Ihr thut mir auch einen Gefallen? — Und dabei wurde sie roth, wie Purpur.

Gewiß, sagte Wildrupp, von Herzen gerne!

Ach, so macht Euch den abscheulichen Bart ab! platzte sie heraus. Man sieht ja Nichts von Eurem Gesichte, als die Nase, die Augen und die Stirne! — Und — Herr Wildrupp — ne — wenn Ihr esset — Ihr seid ein sauberer Mensch — aber — da bleibt immer ein Drittheil in dem Schnauzbarte hängen — das — ist nicht appetitlich, nicht schön! —

Wildrupp lachte aus Herzensgrunde, wie Käthe ihn noch gar nicht lachen gehört — und aus dem Lachen klang wieder so Etwas, was sie an Georg, an ihre gemeinsamen Kinderspiele erinnerte, daß sie ihn scharf ansah. —

Ihr seid doch nicht böse? fragte sie.

Wildrupp lachte noch einmal und Käthe stimmte endlich — doch etwas beschämt, ein, lief fort, holte des Jost's Wamms, das er Sonntagsnachmittags trug, und da es prächtig paßte, räumte sie ab, und ging wieder zu ihren Geschäften zurück.

Der kurze Wintertag flog den glücklichen Müttern zu schnell, den hoffenden Kindern unendlich langsam herum.

Endlich! — Es dunkelte rasch. Unten im Hause entstand eine Bewegung —; dann strahlte es durch die Fenster bis in den halben Hof. — Die selige Stunde des schönsten Kinderfestes war da.

Jost trat in die Stube Wildrupp's — aber starr blieb er in der Thüre stehen. Seine Arme glitten herab. Seine Seele trat in das Auge. Ist das ein Blendwerk? rief er endlich aus; denn vor ihm, in einem bürgerlichen Wamms, das große Schurzfell vorgeknöpft und geschnallt, rasirt und nun erst vollkommen kenntlich stand — Georg!

Ja, der Wildrupp ist durchgegangen mit dem Barte, mein lieber, treuer Jost, mein bester Kamerad aus der Jugendzeit, und hat den Georg zurückgelassen!

So sprach Georg und Jost lag an seiner Brust und Beide, die sich so treu geliebt, weinten Thränen des glücklichen Wiedersehens. —

Ja, Weiberaugen! rief Jost. Weißt du, daß dich meine Frau gleich erkannt hat und ich, ich Esel, erkannte dich nicht! — Die Antwort Georgs wartete er aber nicht ab, sondern rannte an die Thüre und rief: Käthe! Käthe! —

An dem Tone der Stimme hörte die Frau, daß Etwas geschehen sein müsse, was außerhalb des Gewöhnlichen lag. Sie bat Mariechen, Alles zu ordnen, und eilte herauf, und als sie in das Zimmer trat, schrie sie laut auf, und schlug die Hände in freudigem Schrecken zusammen!

Georg! rief sie aus und streckte ihm beide Hände entgegen. Dann aber, als sie Georg ergriffen und warm und innig gedrückt, sagte sie, zu Jost gewendet, mit hellglänzenden Thränen in den schönen, braunen Augen: Nun, Jost, wer hat Recht?

Jost legte seinen Arm um ihren Hals und küßte sie auf die frischen Lippen und sagte: Du, wie immer! —

Das Schalkige in diesen Worten hörte sie gar nicht. Ihre Seele war zu voll.

Jost, sagte sie, was wird das unten geben? Darf Georg hineintreten, ohne daß sie ein wenig vorbereitet ist?

Ach, Käthe, sagte Georg — glaubst du — daß —

Sie dich noch lieb hat? fragte Käthe lachend. Hast du sie nur noch halb so lieb, wie sie dich, so ist Alles gut! Doch bleibt hier. Ich gehe hinab, und wenn ich: Jost! rufe, dann kommt Ihr.

Sie eilte zur Thüre hinaus.

Unten angekommen, ließ sie den alten Klostermüller allein in der Stube und zog Mariechen in die Kammer. Mariechen, sagte sie, ihr liebevoll in die Augen sehend, was wünschest du dir denn als liebste Christbescherung? —

Mariechen erröthete und sagte endlich: Nichts, liebe Käthe. Meine Wünsche deckt die Erde! —

Wer weiß das? fragte die junge Frau bedeutungsvoll. Darf ich dir's sagen, was dir das Liebste wäre? —

Mariechen fiel ihr weinend um den Hals. Schweig', rief sie, schweig' um Gotteswillen!

Und wenn er nun hereinträte, fuhr Käthe fort, gesund und blühend und sagte: Mariechen, hast du mich noch lieb?

Käthe! Käthe, hab' Erbarmen mit mir! Warum quälst du mich so?

Weil mir der Gedanke durch die Seele geht, daß du allein leer ausgehen solltest, wenn alle vom Herrn gesegnet werden.

Ach Käthe, seufzte sie tief auf, hab' ich's denn anders gehabt, seit — —

Nun leider ja — sagte Käthe wehmüthig; aber das Blättlein könnte sich wenden! Hoffe zu Gott! — Dann zog sie sie hinüber in das Bescherzimmer, wo sich Mariechen setzen mußte.

Käthe nahm ein Glas und ein Messer und klingelte, und drüben in der Schlafkammer entstand ein Jubel, Knechte und Mägde drängten sich herein um den leuchtenden Baum und unbemerkt schlich die glückliche Mutter hinaus und rief: Jost! Und die beiden traten herein, und Niemand sah sie.

Als der erste Sturm der Kinderlust vorüber war, theilte Käthe Jedem seine Gabe zu. Niemand war vergessen, selbst der alte Klostermüller nicht, der eine neue Pfeife bekam. Nur Mariechen ging leer aus. —

Da aber trat Käthe hinter ihren Mann, ergriff Georgs Hand und zog ihn zu Mariechen hin, die mit weitgeöffneten Augen ihn anstarrte und einen Schrei ausstieß, in dem Schrecken und Freude sich mischte.

Das ist deine Christgabe, flüsterte sie ihr in's Ohr; der alte Müller fuhr bei dem Schrei seiner Tochter herum und wurde leichenblaß, als er Georg erblickte; aber sogleich ermannte er sich, faßte ihn bei den Schultern, drehte ihn gegen die Lichter des Christbaums und rief freudig: Wahrhaftig, er ist's! Gottlob! Gottlob!

Und Jost trat vor, nahm seine Mütze ab, faltete seine Hände, und Alle thaten gleich also, und er sprach feierlich und tief bewegt:

Ehre sei Gott in der Höhe!
Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Und Amen! hallte es durch das gedrängt volle Zimmer.

Und als die Gaben vertheilt und die Lichter des Christbaumes gelöscht waren, räumte die überglückliche Käthe ab, brachte Kaffee und frischen Kuchen und Alle setzten sich an den Tisch, der Müller oben an, rechts von ihm Mariechen und links Georg, und nun mußte er seine Geschicke erzählen. Sie waren wechselvoll in Spanien und Deutschland und auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands. Oft hörten sie erbleichend den Schilderungen zu, und die weiblichen Glieder der Gesellschaft konnten ihrer Thränen Lauf nicht hemmen. Als er geendet hatte, war es schon erster Weihnachtstag. Jost und Georg begleiteten den Müller und Mariechen bis zur Klostermühle. Dort sagte der Müller: Morgen gehen wir zum Tische des Herrn; aber Mittags seid Ihr alle Drei bei uns. Das versteht sich von selbst.

Als Mariechen der Käthe gute Nacht gesagt, flüsterte sie ihr in's Ohr: Wirst du den Freier auch wegweisen und Wittwe bleiben? —

O du Plappermäulchen! hatte sie erröthend geantwortet und ihr leise auf den Mund geklopft.

Ich will nun ganz kurz enden, sagte Schmiedjakob. Nach sechs Wochen war in der Klostermühle Hochzeit, und der alte Klostermüller sagte freudig zur Käthe: Du Here bist an der ganzen Geschichte schuldig, und schickte es sich, daß man tanzte, wenn eine Wittwe Hochzeit hält, dann müßtest du zur Strafe mit mir altem Gesellen einen Hopser tanzen!

Das sollte mir nicht schwer fallen! antwortete lachend Käthe.

---

4. Altes Gold.

„Der Baum trägt die Aepfel, aber nicht für sich selber.“ Nun, das weiß doch ein Kind, daß der Apfelbaum seine Aepfel nicht ißt, sondern die Leute! Gewiß hast du da Recht! Aber, Freund, denkst du nicht, daß hinter dem selbstverständlichen, einfachen Worte etwas steckt oder vielmehr drinnen ein goldener Kern? — Zuvörderst will das Sprüchwort fragen: Wer hat's dem Baume gegeben, nicht für sich, denn er bedarf ihrer ja nicht, sondern für Andere Aepfel zu tragen. Da will's hinauf weisen — nicht in den Gipfel des Apfelbaumes, sondern drüber hinaus, höher hinauf, zu dem blauen Himmel, wo der wohnt, der Alles segnet, was da lebet, mit Wohlgefallen, und will dich die Gottesgabe erkennen lehren, daß du des Dankens nicht vergessest! — Aber noch mehr will's dich lehren: der Baum trägt die Aepfel für die Menschen und für die Vögelein und andere Thiere, die sich, außer den Vögelein, daran erquicken. Merk's: Er ist kein Neidsack, der etwa nur an sich denkt, sondern gerne seine Gaben theilt und mittheilt an die, die sie nicht haben. Nun, Freund, wie Mancher bittet um sein täglich Brod und hat's nicht, und du hast's reichlich, und der gab dir's, der die Aepfel wachsen und den Baum tragen läßt seine goldene Last, nicht für sich, sondern für

Andere. Fühlst du und verstehst du die stille Predigt des Apfelbaumes? — Gott geb's! — Der Baum trägt die Aepfel, aber nicht für sich — er hält sie auch nicht, sondern wenn sie reif sind, goldgelb mit rothen Bäckchen, dann läßt er sie fallen, daß der hungernde und durstende Wanderer sich einen oder drei auftraffe und sich damit erquicke. Merks: Er ist kein Geizhals! Er theilt seine Gaben gerne mit. Er läßt sie fallen zum Segen Aller, die darnach verlangen. Verstehst du, was der liebe Gott dem Apfelbaume in's Herz geschrieben hat? Schreib' dir's auch hinein! Sei kein Geizhals, denn der ist Gottes und der Menschen Feind. „Der ist böse, der nur sich selber gut ist," sagt auch das Sprüchwort, wahr und bar, und der Apfelbaum, der die Aepfel trägt, aber nicht für sich, liefert das Beispiel dazu.

Vergiß es nicht!

5. Ein Räthselchen.

Wo das Bächlein leise, leise
Durch die Blumenufer schleicht,
Und das Fischlein in der klaren,
Hellen Fluth so fröhlich streicht,

Und die weißen Kiesel blinken —
Da hast du mich bald erreicht.
Wo nach schwerer Tagesarbeit
Feierabend langsam naht —
Und die Abendglocke schweiget,
Bis der Abend kommt so spat —
Da wink' ich von fern herüber,
Wo des Armen Hütte lehnt —
Und ich bin es, glaub' es sicher,
Wohin er sich innig sehnt.
Wo der Rhein die grünen Wogen,
Von den Alpen bis zum Meer,
Wilder bald, bald träger wälzet,
Da führ' ich ihn sicher her.
Will er auch in wildem Toben
Schrankenlos und rasend sein —
Immer, immer kehrt er wieder
Sanft und milde bei mir ein.
Wo der Kranke ächzt und seufzet
Manche lange, lange Nacht,
Da hab' ich sein schweres Leiden
Leicht und leichter ihm gemacht.
Wo nach langem Pilgerpfade,
Endlich man dich senkt in's Grab,
Da bin ich dein Letztes! Und es
Nimmt dir deine Bürde ab.
Wohl dir, wenn der Liebe Thränen
Träufeln dann darauf hinab!

6. Vom Weissagen.

(Hierzu der Stahlstich.)

Kannt Ihr es Euch wohl denken, sagte der alte Schmiedjakob zu seinen Freunden, daß in diesen Tagen ein Zigeunerweib sich in hiesiger Gegend herumtrieb und mit ihrem Weissagen ganz gute Geschäfte machte?

Kathrinchen, die junge, verständige Frau, bückte sich tiefer, um nach der Spuhle zu sehen; aber der Alte hatte es wohl bemerkt, daß es eben nur geschah, um ein glühendes Erröthen zu verbergen. — Er wußte, daß sie zur Mühle gegangen war, wo das braungelbe Weib, mit den glühenden, schwarzen Augen, sich aufgehalten und Obdach gefunden, und wohin die Müllerin ihre Befreundeten geladen hatte, um, wie sie sagte, sich die Zukunft deuten oder wahrsagen zu lassen.

Warum denn nicht, bemerkte spottend der Gevatter und rückte sein Käpplein, daß der breitere Marderpelzbesatz neben hin kam; warum denn nicht? Ist's vielleicht Etwas mehr oder weniger, als das Kartschlagen? Als alle die Mittel, durch die der Mensch die Zukunft erralhen will, die ihm so weise der allbarmherzige Gott verborgen hat? Meinst du, Kumpeer, die Frauen und Mädchen in der Stadt wären um ein Härlein besser, als die Unsrigen?

Es ist eine Sünde und Schande, daß man so Etwas erleben muß von Leuten, an die ich einen besseren Glauben hatte! rief Schmiedjakob ärgerlich aus; die besser in ihrem Christenglauben sollten unterrichtet sein! Sollte Gott, der Herr, einem alten, verlogenen, betrügerischen Heidenweibe das offenbart haben, was er einst, in Bezug auf sein er-

lesenes Volk und in Bezug auf die künftige Herrlichkeit des Reiches Gottes seinen Propheten offenbarte und in besonderen Verhältnissen seinen Erwählten kundgab? Und was er dem Frommen verhüllt — ? — Uns Allen weise verhüllt? —

Kathrinchen hatte sich ermannt. Sie warf den Mund schnippisch auf und sagte: Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus! Man hat doch Beispiele, daß solche Leute —

Halt, Frauchen, rief der Alte, ihr in die Rede fallend, aus — ich ergänze, was du sagen willst, so: daß solche Leute leichtgläubige Narren hinter's Licht führten, ihnen das Geld aus der Tasche spielten und sie betrogen! So ist's! —

Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die freilich auch nebenbei beweist, daß selbst Männer nicht frei sind von den schimpflichen Fesseln des Aberglaubens, Männer, die eine reichere Bildung errungen haben und hatten, als Unsereiner, aber sie ist lehrreich und geeignet, solchen düsteren Nebel, der das bessere Wissen und Erkennen einhüllt, zu verscheuchen und den irrenden Verstand zurecht zu weisen. Hört mir einmal zu. Die Geschichte hab' ich aus einem guten Buche, das mir unser braver Pfarrer geliehen hat. Sie ist wahr und darauf lege ich, wie Ihr Alle wisset, ein besonderes Gewicht!

Der österreichische Major von Wallenstädt diente unter den berühmten Szeckler-Husaren im Kriege gegen die Türken um's Jahre 1788. Er war ein tapferer Offizier und ein kenntnißreicher dazu, auch nicht leichtgläubig, wie leider Viele sind, die es doch nicht sein wollen. —

Er hatte Welt und Menschen kennen gelernt, und auch die Schleichwege, welche Täuscherei und Betrug gehen, um ihr Ziel zu erreichen, und es hatte diese Welt- und Menschenkenntniß ihn schwere, drückende Opfer gekostet, die hinwiederum dazu mitwirkten, sie der Seele recht tief einzuprägen.

In den wechselnden Ereignissen des Krieges wurde er auch einmal vom Obristen befehligt, die Ersatzmannschaften dem Regimente zuzulenken, das in und um Orsowa seine

Quartiere hatte. Mit einer kleinen Schaar auserlesener Szeckler-Husaren verließ er, bei heiterem, mildem Frühlingshauche Orsowa, wo er bis jetzt seinen Standort gehabt, und ritt gen Siebenbürgen hin, wo in der Stadt Miclas-Var, im „Sepser-Stuhle" oder Gerichtsbezirke, die Mannschaft sich versammeln sollte.

Der Major von Wallenstädt war eine heitere Natur. Seine Zeit war nicht gerade beschränkt, und so ritt er denn fröhlich in die Welt hinein und erreichte endlich sein Miclas-Var, um die jungen, frischen Bursche aufzunehmen und, nach kurzer Rast zum Regimente aufzubrechen.

So war denn endlich diese Stunde gekommen, der thränenreiche Abschied der jungen Leute von ihren Lieben war genommen und in raschem Trabe ritt die Schaar, die jetzt eine Schwadron und drüber bildete, zum Thore hinaus. Der größte Vortheil bei solchen Ersatzmannschaften der ungarischen und siebenbürgischen Reiterei ist der, daß sie nicht brauchen reiten gelehrt zu werden, denn diese jungen Bursche sind wahre Kunstreiter. Der Major, welcher gerne die trüben und schmerzlichen Bilder des Abschieds in den Seelen der jungen Mannschaft zerstören wollte, gab die Erlaubniß,

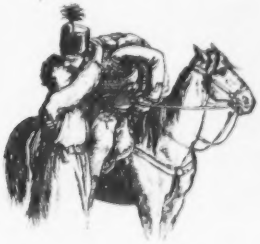

daß sie ihre Reiterkünste machen dürften, was für die Pferde um so weniger besorglich war, als sie weite Tagreisen gar nicht zu machen hatten. Sie riefen ihrem freundlichen Major ein Eljen (das heißt: Lebehoch) nach dem andern und nun begann ein Schauspiel, das dem Major ein außerordentliches Vergnügen bereitete, denn die geübtesten Kunstreiter, die man wohl auf Messen und großen Märkten sieht, vermochten es kaum, diesen jungen, gelenkigen Reitern an Kunst gleichzuthun, die ihre Künste aus der Faust, wie man zu sagen pflegt, und auf der Pußta oder Ebene, in freier Jugendlust und heiterem Wetteifer erlernt.

Einer besonders, ein blühender, prächtiger Junge, dessen bräunliche Farbe, rothe Wangen, glühende Augen und glänzendes, wallendes Haar die Blicke des Majors schon auf sich gezogen, that es allen Andern zuvor, und erhielt den Golddukaten, den der Major als Preis und Lohn dem ausgesetzt hatte, der sich durch seine Reiterkünste vor den Andern auszeichnen würde.

Mit einem Ausdrucke der Freude und des Dankes, wie er dem Major kaum noch begegnet war, nahm er den Preis an, und küßte dessen Hand; dann aber erhob er das leuchtende Auge, deutete auf das Dorf, das in der Ferne vor ihnen lag und sagte: Gnäd'ger Herr Major, ich bitte für mich und für meine Kameraden um eine kurze Rast in jenem Dorfe!

Warum denn, Jaroslaw? fragte der Major, der wohl denken mochte, der Dukaten bekomme dort im Ungarweine Flügel, und dann sei die Zucht unter dem jungen, wilden Volke schwer zu halten. Wollet Ihr dort Euch am Ende im Ungarweine berauschen? Das geht nicht an!

Verzeiht, Herr, erwiederte der junge Szeckler Jaroslaw, das ist der Grund nicht. In meinem und meiner Kameraden Namen gelobe ich, daß dort kein Tropfen Wein unsre Zunge netzen soll!

Aber was wollet Ihr denn dort? Ermüdet können ja, nach dem kurzen Ritte, weder Menschen noch Thiere sein? —

Das sind auch wir und unsre schönen Thiere nicht

gnädiger Herr Major, fuhr Jaroslaw fort. Es ist ein Anderes. Keiner, der zur Fahne geht, zieht dort vorüber, denn dort wohnt die alte Szarda, eine Zigeunerin, die mächtig ist im Deuten der Zukunft. Niemals hat sie's verfehlt. Jedesmal traf sie's auf's Haar, und da wollten wir, wie es Alle thun, uns auch unser Kriegsgeschick aus der Hand wahrsagen lassen!

Dummes Zeug! rief höchst unmuthig der Major aus. Er kannte den entmuthigenden Einfluß solcher Wahrsagerei, wenn es der alten Hexe einfiel, ihren sogenannten „Wahrspruch" in ein Dunkel zu hüllen, oder so zweideutig zu stellen, daß er ebensowohl Gutes als Schlimmes andeuten kann und die Menschenseele sich an das Schlimme hält. Dummes Zeug, mein Junge! rief er aus. Schäme dich, daß du so abergläubisch bist! Ich hab' Euch Alle für gescheidter gehalten! — Daraus wird Nichts! —

Jaroslaw entfärbte sich über solchen, in seinen Augen unverantwortlichen Unglauben. Er sprach von vielen tausend Fällen, da der Szarda Prophetenausspruch wahr geworden. Er hielt an, wie das kananäische Weib, und wenn auch ungern, wenn auch unmuthig über die ganze Geschichte, gab's doch endlich der Major zu, als er sah, wie die ganze Schwadron den Verhandlungen Jaroslaw's mit dem Majore die größte Theilnahme und Aufmerksamkeit zuwandte.

Er mußte, wenn er es nicht zugab, Widerwilligkeit erwarten, die er gerne meiden wollte.

Nun gut, sagte er endlich, ich will's denn zugeben; aber sage mir, Jaroslaw, was ist die Szarda für ein Weib?

Ein kluges Weib, ein gescheidtes Weib, Herr Major, sagte der junge Szeckler, ein Weib, das mehr weiß, als tausend Andere ihres verrufenen Stammes. Sie soll, wie die Leute sagen, schon hundert Jahre alt sein, und doch sieht sie aus, wie eine Vierzigerin. Sie ist bald hier, bald da; hält sich hier im Dorfe zeitweise auf und ist dann wieder, als rührige Marketenderin mitten im Feldlager des kaiserlichen Heeres. S' ist ein wunderbares Weib, gnäd'ger Herr, das zeigt sich,

wenn man ſie nur anſieht, und wen ſie einmal lieb gewann, der kann auf ihre Treue in Noth und Tod vertrauen! —

Jaroslaw dankte nochmals, warf ſein Pferd herum und war im Nu bei ſeinen Kameraden, die eine freudige Bewegung bemerken ließen.

Sie erreichten in einer kleinen Viertelſtunde das Dorf und auf einem freien Platze wurde Halt gemacht.

Szarda! Szarda! erſchallte es aus Aller Munde faſt gleichzeitig.

Aus einer kleinen Hütte trat jetzt mit großen Schritten und faſt männlichem Gange ein Zigeunerweib. Sie war beſſer, aber nicht weniger abenteuerlich und bunt gekleidet als die Weiber ihres Volkes. Sie war ſtark fünf Schuh

lang, mager und hager, schier wie ein Gerippe; ihre Hände, sonderlich die langen Knochenfinger, machten einen fast schauerlichen Eindruck. Es ist bekannt, daß, so blühend schön die Zigeunerinnen oft bis zum 19. und 20. Jahre ihres Lebens sind, so grauenvoll häßlich werden sie in reiferen Jahren, wo die braungelbe Haut sich lederartig über die scharfen Backenknochen zieht und nichts schärfer hervortritt, als die blendend weißen Zähne des Mundes und das unauslöschliche Feuer des rabenschwarzen Gluthauges. So war es auch bei Szarda; aber wirklich schien sie durch ihre große und gewandte, nicht ungefällige Beweglichkeit, ihre wunderschönen Zähne und ihr nachtdunkles, reiches Haar kaum vierzig Jahre alt; aber solche Augen, voll einer tiefen, unheimlichen Gluth, aus denen List, Schlauheit, Pfiffigkeit und auch Tücke hervorsah, hatte der Major nie gesehen. Er konnte es nicht leugnen, das Weib machte einen unheimlichen, ja man konnte fast sagen, überwältigend erschreckenden Eindruck.

Sie warf nur einen kurzen, aber stechenden und doch auch wieder lauernd forschenden Blick auf den Offizier, trat dann unter die große Linde, die in Mitten des freien Platzes stand, und die Soldaten traten einzeln zu ihr, wo sie dann mit ausdrucksvollen, feierlichen Mienen die Handfläche betrachtete, leise ihren Wahrspruch vernehmen ließ, ihre Gabe empfing, sie entließ und Andern winkte.

Auf den lebhaften Gesichtern der jungen Leute malte sich der verschiedenartigste Ausdruck, aber, das bemerkte der Major mit Vergnügen, es war fast allgemein ein mehr oder weniger befriedigender.

Bereits war eine Stunde nahezu verflossen, und noch war die ganze Schwadron nicht unter der Linde gewesen. Der Major wurde ungeduldig, ritt nahe an die Linde und rief: Mach's kurz, Szarda, unsre Zeit verrinnt!

Auch die deine, du bleicher schöner Mann! erwiederte in einem dumpfen Tone das unheimliche Weib. Wir treffen uns auch noch, warte nur ein wenig! —

Das waren ihre Worte, und ein leiser Schauer durch-

rieselte den Major, der sich frei von Aberglauben wußte. Er begriff in diesem Augenblicke den Eindruck, welchen das Weib auf die Leute ohne Ausnahme machte, und dem er sich ja selbst trotz besserem Wissen und Erkennen nicht zu entziehen vermochte. Er ritt gedankenvoll auf seinen Platz zurück und wartete nun mit Geduld das Ende der großartigen Wahrsagerei ab.

Endlich hatte sie den Letzten, es war eben Jaroslaw, entlassen, der mit Daumen und Mittelfinger schnalzte, einen unterdrückten Lustruf ausstieß und einen Lustsprung machte. Der Trompeter blickte nach dem Major hin, das Zeichen erwartend, daß er zum Aufbruch blase, da schritt Szarda mit ihren langen Beinen auf den Major zu, faßte, ehe er's hindern konnte, seine Rechte, blickte mit tiefgerunzelter Stirne hinein und sagte laut und mit einer sehr scharfen Betonung: „der zwanzigste August!“ Sie ließ die Hand fahren und wandte sich rasch.

Der Major war einmal erregt. Szarda, rief er, ist das Alles? Weißt du mir nichts weiter zu sagen?

Es ist genug! sagte sie mit Nachdruck, noch einmal den Kopf herum werfend. Merke dir's: der zwanzigste August!

Szarda! rief, noch erregter werdend, der Major, so laß doch mit dir reden und nimm diese Gabe!

Ich will keine von dir, du bleicher Mann, denn du glaubst mir doch nicht eher, als bis mein Wort erfüllt ist! Sie machte eine entschieden abwehrende Bewegung mit der Knochenhand, und der Major zwang sich zum Lachen und gab das Zeichen.

Der Trompeter schmetterte seine Fanfare, und die Schwadron hatte bald das Dorf hinter sich, nicht aber der Major den Gedanken an das ihm geheimniß- und grauenvoll erscheinende Zigeunerweib, das jedenfalls eine Ausnahme der Frauen ihres Stammes machte, die nie eine dargebotene Gabe zurückwiesen.

Gedankenvoll ritt er an der Spitze der Schwadron. „Der zwanzigste August“, klang's immer in seinem Ohre, in seiner Seele. Was mochte das unselige Weib da-

mit gemeint haben? fragte er ſich, denn keine Andeutung ſchloß ſich daran, ob ein heiteres oder trauriges Ereigniß an dieſem Tage eintreten würde; aber — dachte er der Worte, die ſie ihm zugerufen, als er zur Beendigung der Wahrſagerei mahnte, dann hatte der bezeichnete Tag allerdings eher eine ſchlimme, denn eine erfreuliche Bedeutung. In ſolchen Grübeleien ritt er ſtille dahin. Auch die Schwadron war nicht ſo heiter, als am Tage vorher, und er bereuete es von Herzen, der Bitte nachgegeben zu haben.

Sie erreichten indeſſen in langſamen Tagemärſchen Orſowa und ſeine Umgebung. Die Leute wurden eingeſtellt und einexerciert und in den mancherlei Beſchäftigungen des Berufes im Feldlager dem Feinde gegenüber, unter manchen, ſich faſt täglich wiederholenden Vorpoſtengefechten und Scharmützeln und unter dem Umgange ſeiner Freunde, vergaß der Major die Geſchichte mit der Zigeunerin, doch nicht ſo, daß ſie nicht dann und wann, wie ein Geſpenſt, mitten in der froheſten Stimmung ihn überraſcht hätte.

Im ganzen kaiſerlichen Heerlager und in der Armee herrſchte eine große Erbitterung gegen die Türken, die um ſo größer war, als ſie keinen Pardon, kein Quartier gaben —

Was heißt denn das? fragten einige Frauen.

Das heißt nichts anderes, entgegnete Schmiedjakob, als daß ſie kein Leben ſchonten, keine Gefangenen machten, ſondern Alles niederhieben, was ihnen in die Hände fiel — ja die Sache wurde noch grauſiger, daß ſie Todten und Verwundeten und Gefangenen die Köpfe abſchnitten, dieſe auf ihre Waffen ſteckten und im Jubel in ihr Lager trugen, wo der oberſte Befehlshaber, wie man ſagte, für jeden Chriſtenkopf einen Dukaten bezahlte —

Hu! das wird doch nicht wahr ſein? rief Kathrinchen. Es wäre ja doch zu greulich! —

Wollte Gott, ich könnte ſagen: du haſt Recht, es iſt nicht wahr! Aber, liebes Kind, das kann ich nicht. In früheren Zeiten wurden auf den Schlachtfeldern allen chriſtlichen Leichen die Köpfe abgeſchnitten, in Säcke gepackt und dem Sultan oder türkiſchen Kaiſer in Conſtantinopel über-

schickt. Hier wurden sie zur Belustigung des wilden, rohen Volkes auf die Spitzen des eisernen Zaunes um den Palast gesteckt und waren der rohesten Beschimpfung ausgesetzt. Glaube nicht, Kathrinchen, als hätten da ein paar Hundert Jahre eine Aenderung gemacht! Türke bleibt Türke, und ist seine Glaubenswuth, die nur Christenhaß athmet, erregt, so ist er heutzutage um keinen Zollbreit besser, als vor zwei- bis dreihundert Jahren. Die fortschreitende Erkenntniß geht fast spurlos an ihm vorüber, und seine Wildheit und Rohheit sind unverbesserlich. Aus diesen Gründen habe ich Ursache zu glauben, daß 1788 die Kopfabschneiderei noch ebenso im Schwunge ging, wie 1683, da Cara Mustapha, wie wir in einem früheren Jahrgange der Spinnstube lesen können, dies abscheuliche Geschäft im Großen betrieb. Bisweilen trat und tritt bei dem Türkenvolke auch eine andere Mode ein. Sie schneiden dann den Christen nur die Nasen und die Ohren ab und nehmen sie als Siegeszeichen mit.

Ich bitte euch, Schmiedjakobsretter, seid stille von solchen Greueln! Es schaudert einem ja die Haut! rief die junge Frau.

Es ist richtig, aber ganz kann ich doch nicht davon schweigen, sagte Schmiedjakob; denn es gehört dazu und ist ein wesentlicher Zug im Wesen der Türken und Arnauten.

Am Schlimmsten waren die österreichischen Vorposten und Feldwachten daran; denn fast jede Nacht wurden sie überfallen von einer bedeutenden Uebermacht, bald hier, bald dort, und das geschah eben nur, um einen oder ein paar Christenköpfe zu bekommen, die sofort rund abgeschnitten wurden, während sie die Leichname liegen ließen. Dabei verfuhren die Türken so schlau, kamen so leise herangeschlichen, führten so rasch ihre Streiche aus, daß es vorkam, daß statt der Wachen am Morgen nur kopflose Rümpfe rings um das Lager lagen.

Das Heer war wüthend. So konnte es nicht bleiben. Der commandirende General, Prinz von Coburg, ordnete, nachdem dieser schauderhafte Fall eingetreten war, an, daß zur Sicherung der Vorpostenkette Pickets oder Abtheilungen

von Reiterei aufgestellt wurden, die je aus hundert bis zweihundert Mann bestanden.

Da kehrten denn die Türken gar häufig mit blutigen Köpfen oder — gar nicht mehr in's Lager zurück, und das war ihnen, wie man sagt, ein Dorn im Auge, denn nun hatte für's Erste der einträgliche Kopfhandel ein Ende. Das war ihnen gar unangenehm, denn die Dukaten und dergleichen gefielen ihnen gar wohl. Sie sannen daher auf Mittel und Wege, daß sie doch nicht möchten zu kurz kommen.

Es war dabei eine wunderliche Sache, daß wenn hundert Mann auf dem Picket standen, sie gewiß mit zwei Hunderten es überfielen, und wenn es zweihundert waren, sie frischer Hand mit vier Hunderten kamen, und immer so leise, so heimlich, wie die Katze das Mäuslein beschleicht. Sie mußten Spione haben, die unsichtbar waren, oder mußten — und das ließ sich doch gar nicht denken, Verräther im kaiserlichen Heere selbst stecken. Man zerbrach sich den Kopf, aber man kam nicht zur Klarheit. Jeder wachte, forschte, rieth, aber Wachen, Forschen und Rathen leitete nicht im Entferntesten auf irgend eine Spur, die auch nur einen leisen Verdacht hätte rechtfertigen können.

Szarda hatte indessen im Lager ihren Handel mit Branntwein, Tabak, Kaffee und anderen Lebensmitteln eröffnet. Sie erschien bald bei diesem, bald bei jenem Heerestheil, und da sie gute Waare führte und billigere Preise stellte, als alle übrigen Marketenderinnen, so war sie überall beliebt und gerne gesehen, wozu denn auch ihre Wahrsagerei das Ihrige beitrug. Sie war übrigens keck, ja unverschämt, wie es im Wesen der Zigeuner liegt. Nahe kam sie dem Majore nicht, obgleich er wahrnehmen konnte, daß oft ihr Auge mit einem unheimlichen, düsteren Ausdruck auf ihm ruhte. Seit er sie oft im Lager gesehen, wo sie mit ihren Waaren, die sie in einem länglich viereckigen Korbe an einem breiten Riemen vor sich trug, herumstrich, war der zwanzigste August wieder in sein Andenken gerufen worden und quälte ihn wieder, so sehr er auch mit vernünftigen Gründen ihn von sich zu scheuchen suchte. Gerne hätte

er das seltsame Weib über die nähere Beziehung dieses Tages zu seinem Wohl oder Wehe befragt; sie wich ihm indessen geflissentlich überall aus. Warum sie das that — er konnte es sich in keiner Weise deuten.

So war endlich der neunzehnte August 1788 herangekommen, und bei dem Gedanken an des unseligen Weibes Ausspruch schlug ihm manchmal das Herz heftiger. Dennoch überwand er diese unwillkürliche Bangigkeit, da gar keine Ahnung davon war, daß er morgen in den Kampf werde gehen müssen.

Der Major saß am Abende dieses Tages in seinem Zimmer und las. Er glaubte, sein Bursche sei im Vorzimmer, allein der schien sich entfernt zu haben, denn plötzlich öffnete sich die Thüre und leise, fast lautlos trat Jemand ein. Das war sein ehrlicher Johann nicht, denn der hatte einen so derben inneröſterreichischen Auftritt, daß ein Stecktauber ihn vernahm.

Der Major legte sein Buch auf den Tisch und wandte sich rasch gegen die Thüre. Durch seine Wendung fiel das volle Licht gegen die Thüre und — auf die große, eckige Knochengestalt der häßlichen Zigeunerin Szarda. Unwillkürlich durchrieselte es den Major. Er sprang auf. Als er ihr aber in das verschmitzte, pfiffige Zigeunergesicht blickte, verschwand der Schein des Wunderlichen, und er fragte lachend: Nun, alte Hexe, dein Gedächtniß ist besser, als das meine. Ich glaube, morgen ist der zwanzigste, dem du durch dein Wort irgendwelche Bedeutung verleihen möchtest. Was willst du?

Ich leihe ihm keine Bedeutung für den Sohn deiner Mutter, er hat sie, und weil er sie hat, machte ich dich auf ihn aufmerksam, und aus eben dem Grunde komme ich jetzt zu dir.

So! sagte der Major, der dem Weibe gegenüber alle jene ihm unerklärliche Sorge verloren hatte, und lachte aus Herzensgrunde. Und was wollte denn meine liebliche Freundin Szarda von mir? —

Du spottest, mein bleicher Sohn, über die alte Szarda.

Sie war einſt lieblich; jetzt iſt ſie bloß ſchrecklich, weil ſie mehr weiß, als die leichtfertigen, bleichen Geſichter; weil ſie die Räthſel der Zukunft löſen und die Geſchicke in den Linien der Hand leſen kann.

Aha, rief der Major, ich merke, du möchteſt wieder einmal ein Pröbchen deiner ſogenannten Kunſt für ehrliches, deutſches Geld ablegen? —

Ich will deine Hand nicht ſehen, ſagte ſie, denn Ein Blick reichte hin, mir zu ſagen, daß der zwanzigſte Auguſt ſehr bedeutſam für dich werden wird. Sohn deiner Mutter, vermache der armen alten Szarda etwas von deinem Nachlaß, von deiner Habe! Sie bedarf deſſen, du wohl kaum mehr, und dein Bruder, der einzige, der dich beerben wird, lebt in Oeſterreich in Hülle und Fülle und hat keine Kinder.

Der Major wurde ernſt. Das war ſo. Woher wußte es das Weib? — Er bemühte ſich indeſſen, die heitere Miene zu behaupten und ſagte: Sieh' mal, wie gut du unterrichtet biſt! Meiner Schweſter in Tyrol gedenkſt du nicht?

Du hatteſt ſie. Vor einem Jahre iſt ſie im Kloſter geſtorben, ſagte dumpf die Zigeunerin.

Mein Johann weiß das allerdings genau! erwiederte ſcharf betonend der Major.

Szarda bedarf deines Johanns nicht, um mehr zu wiſſen, als du willſt wiſſen laſſen. Ich bitte dich, thue, was du thun kannſt, ohne Jemandem wehe zu thun. Mir thuſt du wohl.

Aber bedenke doch, Szarda, ich habe nicht die geringſte Verpflichtung gegen dich!

Das iſt wahr, erwiederte ſie, aber ich bin ein armes Weib, du ein reicher Herr. Da liegt der Grund. Willſt du aus dem Kampfe bleiben, ſo zerfällt die Sache von ſelbſt.

Das werde ich nicht, wenn er befohlen wird! rief der Major, aber er wird es nicht werden.

Der Befehl an dich und deine Schwadron liegt ausgefertigt da; ich ſehe ihn im Geiſte! — Bei dieſen Worten nahm das dunkelgelbe Geſicht des Weibes einen Ausdruck an, als habe ſie irgend eine innerliche Anſchauung einer fernen Sache.

Laß deine Possen, rief unwillig der Major aus. Doch besann er sich und sagte: die Zustände sind unsicher, und eine Kugel aus einer Türkenpistole gibt meinem Kopfe den Werth eines Dukaten —

Das Weib nickte bedeutsam, ohne ein Wort zu reden.

Nun könnte ich fallen, setzte der Major leichtfertig hinzu, und das wäre dein Vortheil, falls ich dir ein Erbe aussetze; aber komme ich aus einem allerdings möglichen Scharmützel mit dem Leben davon, was setzest du dann dagegen? —

Weißt du was? fuhr er, ohne ihre Antwort abzuwarten, fort, weißt du was? — du lieferst mir dann einen Korb Tokaier-Ausbruch! Vorher aber bestimme ich testamentlich, daß du, im Falle ich morgen umkäme, —

In diesem Augenblick trat der Auditor, ein treuer Freund des Majors, ein —

Was ist denn das, ein Auditor? fragte Veit.

Es ist der militärische Gerichtsbeamte, sagte Schmiedjakob. Dieser war erstaunt, die ihm wohlbekannte Zigeunerin in eifriger Verhandlung mit dem Major zu finden, und fragte, um was es sich handele? —

Szarda verzog keine Miene. Sie stand ruhig und fest wie eine Bildsäule da und maß mit stechendem Blicke den Auditor. Der Major erzählte die ganze Geschichte und der Auditor hörte lachend zu. Indessen maß er doch das Weib mit einem scharfen Blicke, als der Major die letzten Mittheilungen Szarda's erzählte sammt dem Handel.

Du wirst mit deinem Korbe Tokaier-Ausbruch in die Klemme gerathen, sagte der Auditor, Szarda beobachtend. Weißt du, was er kostet und wie schwer er zu haben sein dürfte?

Szarda weiß mehr als das, kann mehr als das, sagte sie, ohne auch nur eine Muskel zu bewegen.

Also willst du den Vertrag eingehen? rief der Major.

Halt, sagte fest das Weib, wie sollte ich so unklug sein, in deinen Vorschlag einzugehen, ohne daß du sagst, was du für mich aussetzen willst? —

Es iſt wahr, entgegnete der Major. Wohlan, du ſollſt, wenn ich morgen in einem Kampfe mit den Türken fallen ſollte, meine zwei ſchönſten Pferde, den Apfelſchimmel und den Rappen haben und überdies meinen ganzen Geldvorrath, der in fünfzig Dukaten, ächten Kremnitzern, beſteht. Iſt dir das Recht, ſo rede!

Ich nehme es an und ſetze, falls du mit dem Leben aus dem Kampfe hervorgeheſt, einen Korb des feinſten Tokaier-Ausbruchs dagegen. Herr Auditer, wollet ihr ſo gut ſein, das ſchriftlich und rechtsgültig aufzuſetzen?

Der Auditer ſah ſeinen Freund fragend an.

Der Major bat ihn, es zu thun, und der Auditor nahm die Verhandlung in beſter Form auf.

Als Alles beendet war, ſagte Szarda bedeutſam: Gute Nacht denn, und glitt ebenſo lautlos hinaus, als ſie gekommen war.

Gibt es aber einen tolleren Streich als den, den du eben gemacht haſt? ſagte, hintennach erſt die Sache erwägend, der Auditor. Geſetzt, es gäbe morgen einen Ueberfall, wer ſtünde dir dafür, daß dies Weib, dem ich, ehrlich geſtanden, durchaus nichts Gutes zutraue, dir aus einem Verſtecke eine Kugel durch den Kopf jagt oder ein ſchwarzbrauner Spitzbube ihrer Horde? —

Lachend ſagte der Major: Ich weiß zu ſicher und zu genau, daß noch zwei Offiziere vor mir auf dem Commandoreziſter ſtehen, obgleich unſer Regiment an der Reihe iſt, die Videts zu beziehen. Beide ſind friſch und geſund wie die Fiſche im Waſſer. Vor einer Stunde ſprach ich ſie noch. Ich mußte übrigens auf des Weibes Anträge eingehen; ſonſt würde ſie mich für feig gehalten haben, oder ſie müßte die Ueberzeugung gewonnen haben, ich glaubte an ihre vorgebliche Kunſt, die Zukunft des Menſchen voraus zu wiſſen. Eines wie das Andere war mir gleich zuwider und dies iſt der Grund, warum ich auf den Handel mit der braunen Hexe einging.

Die ich werde ſcharf beobachten laſſen, ſagte der Auditor, drückte des Freundes Hand mit einem herzlichen: Gute Nacht! und ging.

Der Major aber las seinem Johann über sein unerlaubtes, heimliches Fortgehen noch gehörig den Text und begab sich zur Ruhe.

Der zwanzigste August kam und verlief ruhig, und der Major, der zum Regimentsbefehlshaber zum Abendessen geladen war, saß guter Dinge in froher Gesellschaft und dachte so wenig daran, daß der Nachtdienst an ihn und seine Schwadron kommen könnte, als an das Zigeunerweib.

Die Stunde nahte, wo die Husaren ausrücken sollten. Signale wurden keine gegeben, da Alles still und sicher ausgeführt werden mußte.

Da meldet der Bediente dem Regimentsbefehlshaber den Regimentsarzt, den er sogleich eintreten läßt. Mit den Worten: Was gibt's denn, bester Doctor? geht ihm der Obrist entgegen.

Major von Comorny ist schwer erkrankt, plötzlich und unerwartet! meldete der Arzt.

Und was ist's? fragte bedenklich der Obrist.

Ich fürchte, es ist ein Schlaganfall, versetzte der Doctor.

Sie wissen, Herr Obrist, der Major ist ein wohlbeleibter Mann, der oft an Blutandrang nach Brust und Kopf leidet. — Ich wollte dies nur zu melden mich beehren, fuhr der Arzt fort, weil Comorny heute das Nachtcommando hatte. Ich eile zu dem Kranken zurück, dem ein Aderlaß noth ist.

Er empfahl sich und ging.

Der Obrist winkte dem Adjutanten. Der Major von Köckeritz tritt an Major Comorny's Stelle ein!

Der Adjutant entfernte sich und der Obrist trat zu dem Major.

Wallenstädt, sagte er, haben Sie gehört, daß Comorny einen Schlaganfall hat, der ihn dienstunfähig macht? —

Der Major, der mit der Obristin im lebhaftesten Gespräche gewesen war, hatte Nichts von dem Vorgefallenen vernommen. Er erbleichte, — denn sein Vertrag mit der Zigeunerin fiel ihm ein.

Sie nehmen auch großen Antheil an Comorny, sehe ich,

fuhr der Obriſt fort. Er iſt ein braver Offizier und ein ehrenwerther Mann. Thut mir leid. Wenn's nur nicht ſchlimm endet. Mit einem Schlage iſt nicht zu ſpaßen! Köckeritz tritt an ſeine Stelle. Wenn nur dem nicht auch Etwas paſſirt, ſonſt müſſen Sie dran und das wäre mir leid, weil das unſern frohen Abend ſtörte.

Der Obriſt ging mit dieſen Worten zu einem Andern der Anweſenden. Der Major aber war doch ſo ergriffen, daß er ſehr einſilbig wurde, was man aber, da Niemand irgend Etwas von der Geſchichte des geſtrigen Abends wußte, auf ſeine Theilnahme für Comerny deutete. Weggehen konnte er nicht, hätte es aber ſehr gerne gethan.

Des Majors Stimmung hob ſich indeſſen wieder Etwas. Er nahm wieder Theil am Geſpräche; aber ſo oft die Thüre ſich öffnete, fuhr er unwillkürlich herum, nach dem Eintretenden zu ſehen.

Eine halbe Stunde war verfloſſen, da tritt haſtig der Adjutant wieder ein, und ſagt zum Obriſten: Es iſt ein Unglückstag heute! Eben iſt Alles zum Ausrücken bereit; ich ſtehe noch bei meinem Freunde, dem Major von Köckeritz, als ſein Reitknecht das ſonſt lammfromme Pferd deſſelben vorführt. Das ſchöne Thier, der Herr Obriſt erinnern ſich vielleicht des prächtigen Kohlfuchſes, das ſonſt ſo fromm iſt, bäumt ſich heute und will nicht pariren.

Warte, ſagt Köckeritz, der ein Reiter iſt, wie Wenige, ich will dich zuſammennehmen! Er ſchwingt ſich auf, was ihm nur mit Mühe gelingt. Sticht dich der Hafer? ruft er zornig werdend aus und packt das Thier mit ſeinen mächtigen Schenkeln — aber es bäumt ſich, ſteigt, wie toll. Der Reitknecht will ihm in den Zügel fallen, aber Köckeritz donnert ein: Zurück! und er weicht erſchrocken. Noch wilder wird das Thier, und ehe wir es uns verſehen, ſchlägt es hinten über und Köckeritz kommt unter das Pferd zu liegen.

Wir eilen herbei. Zwei Huſaren helfen das Pferd entfernen, das übrigens wie raſend iſt, und als wir den guten Köckeritz aufheben, hat er den Arm gebrochen! —

Major Wallenſtädt, wendet ſich, beſtürzt durch dieſe

Nachricht, der Obriſt an dieſen, ſo leid mir Ihre Entfernung iſt, es bleibt nun keine Wahl, Sie müſſen das Commando übernehmen!

Der Major ſpringt auf, verbirgt, ſo gut er kann, ſeine Verwirrung, verabſchiedet ſich und eilt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Daß er es aber in einer Stimmung that, wie er ſich einer ähnlichen niemals erinnern kann, begreift Ihr Alle, ſagte Schmiedjakob und ruhte ein wenig aus. Auch war ſeine kleine Stummelpfeife erloſchen und ausgeraucht.

Eine ſeltſame Geſchichte! ſagte der Gevatter, ſehr ernſt. Man ſollte glauben —

An der Wahrſagerei wäre denn doch Etwas! fiel Kathrinchen ein, die ſchon eine Weile ihr Rad hatte ſtehen laſſen, und, die Arme über einander gelegt, mit der allerlebhafteſten Theilnahme und mit öfterem Sinnen über das, was ihr in der Mühle das Zigeunerweib geſagt, der Erzählung des Alten gehorcht hatte, der, obwohl hochbetagt, noch mit ſeltener Friſche und Kraft des Gedächtniſſes die Geſchichte in ſich aufgenommen, die er geleſen, und die er nun faſt mit denſelben Worten wiedergeben konnte.

Ich bin auf das Ende geſpannt, wie ſelten bei einer Geſchichte, die du uns erzählt, ſagte der Gevatter, zu dem Alten gewendet.

Der lächelte, indem er ruhig ſein Stummelpfeifchen ſtopfte, und ſagte: das iſt die Macht, die das Geheimnißvolle und Wunderbare über die Menſchenſeele ausübt. Man kann ſich ihrer einmal nicht erwehren. Es geht uns Alten damit, wie den Kindern mit dem Mährlein, das ſie auch wahrhaft bezaubert. Was aber das Ende betrifft, Gevatter, ſo mußt du es abwarten. Ich kann dir nicht helfen; denn es liegen noch merkwürdige Ereigniſſe dazwiſchen, die ich nun erzählen will.

Der Major hatte kaum Zeit irgend nachzudenken, denn die Huſaren hielten in Reih' und Glied ſchon auf dem freien Platze und harreten ihres Führers. Die zwei Unglücksfälle bewegten auch ihre Gemüther und fachten den Aberglauben,

als ob der Tag ein Unglückstag sei, in ihren Seelen an. Da galt es, den frischen Muth zu beleben. Zeigte er eine üble Laune, so konnte leicht ein ärgeres Uebel daraus werden.

Zu den achtzig Husaren, welche kommandirt waren, stieß jetzt der Rittmeister eines andern Regiments mit hundert und zwanzig Reitern und in demselben Augenblick jagte der Major von Wallenstädt heitern Muthes daher.

Nun, meine wackern Reiter, rief er, wollen wir auf unsern Posten zieh'n, und sollte sich der Feind heranwagen, dann frisch drauf! Die Szecklerklingen treffen gut!

Eljen! Eljen! erschallte es durch die Reihen und frisch und freudig ritten sie, ihres tapfern und umsichtigen, darum bei Allen beliebten Führers sich erfreuend, dem nahenden Abende entgegen. Der Befehl des Obristen wies den Reitern ihre Stellung etwa tausend Schritte von der Linie des rechten Flügels des Heeres an. Sie stützten sich auf einen Sumpf, der mit hohem Schilfrohr bewachsen war. Schildwachen bildeten die Grenzer, welche hier zu Lande aus der Zeit der hereinbrechenden Franzosen unter dem Namen der Rothmäntel genugsam bekannt und im Andenken sind.

Ich mein's auch, Kumpeer, sagte der Gevatter. Haben auch nicht viel mehr liegen lassen, als glühend Eisen und Mühlsteine, und sind anderweitig auch nicht so gewesen, daß man sie lieb zu haben, sich gedrungen gefühlt hätte.

Das sind beiderseitige Liebhabereien, sagte Schmiedjakob, als Soldaten mögen sie schon mehr werth sein, namentlich den Türken gegenüber, die ihre nächsten Nachbarn, und wahrlich nicht die Besten, sind.

Die Szeckler Husaren blieben in den Sätteln. Die Nacht war lau. Ein leiser Hauch des Windes wehte über sie weg, dem türkischen Lager zu, aber häufig erstarb er völlig, und wer nicht kräftigen Widerstand leistete, begann zu nicken und die Augen schlossen sich leise. Geraucht durfte nicht werden. Das hätte die Augen klar gehalten.

Einem aber kam kein Schlummer in's Auge; Einem pochte das Herz in rascheren Schlägen; Einem trat der

Gedanke an Tod und Ewigkeit nahe und erschütterte ihn bis in die Tiefe seiner Seele. War doch Eins auf's Andre heute in so raschem Gange gefolgt! Stand dies Alles doch in einer so unerklärlichen Verbindung mit dem vor Monaten geschehenen Ausspruche Szarda's, der alten Zigeunerin, und dem neuesten Ereignisse, dem Antrage, ihr einen Theil seiner Habe zu vermachen, daß es dem Major manchmal im Kopfe wirbelte und in den Ohren sauste, und ein Schauer den andern über Rücken und Nacken jagte. Bisweilen gelang es ihm, diese Nebelbilder in seiner Seele zu verdrängen; denn es schien die Nacht so stille zu verlaufen, wie irgend eine Sommernacht, die den Menschen in süßen Schlummer wiegt, den nur hin und wieder ein wirrer Traum stört.

Als die Mitternacht mit raschem Schritte herannahte, und Alles so todtstille blieb, da regte der gewöhnliche Uebermuth seine Schwingen in des Majors Seele, der allemal dann sich geltend macht, wenn eine beengende Furcht überwunden ist und wo sich dann die Seele selbst täuschen möchte, als hätte sie mehr Muth gehabt, als sie wirklich hatte. Er hätte laut aufgelacht, wenn er gedurft hätte, ohne daran zu denken, daß das Sprüchwort sagt: Wer zuletzt lacht, lacht am Besten!

Plötzlich — es waren etwa nur noch fünfzehn Minuten bis Mitternacht, flüsterte der Rittmeister dem Majore leise zu: Hören Sie nichts? —

Der Major fuhr zusammen, als hätte ihn ein plötzlicher Schlag getroffen, und hätte nicht das Zwielicht über der Erde gelegen, das ein dünnes Gewölke vor den leuchtenden Sternen hervorbrachte, der Rittmeister hätte ein plötzliches Erbleichen im Antlitze des Majors wahrnehmen müssen.

Der leise Wind hatte seine matten Flügel eben ruhen lassen. Der Major horchte. Unverkennbar vernahm man ein fernes, dumpfes Getöse, das etwa klang, wie eine nahende Wasserfluth.

Hören Sie's? wiederholte der Rittmeister.

Ja, wenn wir uns nicht täuschen, sagte der Major, so ist es das Geräusch einer nicht unbedeutenden Militärmacht!

Wie ein ferner Donner klingt's! wiederholte der Rittmeiſter.

Das Geräuſch kam näher. —

Leiſe ging's durch die Glieder der Huſaren: Aufgepaßt! Fertig zum Schuſſe die Karabiner! Zum Hiebe die Säbel!

Alles war bereit.

In des Majors Seele war jetzt jeder andre Gedanke zurückgetreten. Der Dienſt feſſelte ihn ganz.

Da ertönte ganz nahe der entſetzliche Schlachtruf der Türken: Allah! Allah! —

Was heißt denn das wohl? fragte mit beklommener Bruſt Schmiedjakobs ſanfte Schwiegertochter.

In meinem Buche ſtand's, ſagte Schmiedjakob, ſonſt könnt' ich dir nicht antworten, meine Tochter. Es heißt: Gott! Gott! und iſt der Schlachtruf, der die Türken begeiſtert bei ihrem erſten, ſchier unwiderſtehlichen Anprallen.

Dann ſind ſie doch ſo ſchlimm nicht! ſagte die junge Frau.

Denkſt du nicht an's Halsabſchneiden, von dem ich geſagt? fragte der Alte. Es iſt ein wüſtes, greuliches Volk. Gott behüte uns, daß jemals die Sage in Erfüllung ginge, ſie tränkten einſt noch ihre flüchtigen Roſſe im Rheine!

Ich bitte Euch, unterbrecht meinen Kumpeer nicht mehr! ſagte der Gevatter, der bei'm Nahen der Entwickelung der Geſchichte faſt den Athem anhielt.

Nun, fuhr Schmiedjakob fort, wenn man einmal das Allahgeſchrei hört, ſo ſind ſie Einem auch auf dem Pelze. Ein Aufblitzen — ein Knall — und die Szekler fielen wie Schneeflocken, die im erſten Gliede hielten, allein ſie hatten auch ihre Karabiner losgedrückt und die Türken ſchluckten auch die „blauen Bohnen," wie die Soldaten die Kugeln nennen.

Der Verluſt war wohl gleich, da die Szekler gute Schützen ſind und die Rothmäntel auch ihr Ziel zu treffen wiſſen.

Jetzt ging's an die Säbel und Schlag auf Schlag klafften die Wunden hier und dort.

Des Majors gewaltige Stimme tönte lauter, wie eine Poſaune durch die Nacht und ermunterte, ſelbſt wüthend dreinhauend, die Andern.

Ohne Zweifel hätten die Kaiſerlichen die ungeheuere Uebermacht der Türken zurückgeworfen, hätte nicht das Allahgeſchrei auch in ihrem Rücken ſich plötzlich erhoben, und ihnen die Ueberzeugung beigebracht, ſie ſeien von den Türken umgangen — eine Ueberzeugung, die ſo ſchrecklich war, daß Aller Muth ſich plötzlich hob und jeder daran dachte, entweder ſeinen Kopf ſo theuer zu verkaufen, als möglich oder — ſich durchzuhauen.

Es war kein Zweifel, daß die Türken genau unterrichtet waren, theils über die Stärke der Kaiſerlichen, theils über die Oertlichkeiten, wo das Gefecht Statt fand, und daß ſie

diese Kenntniß wohl benutzten. Von allen Seiten umringt kämpften die Husaren wie Löwen; allein es reichte nicht aus. Die Uebermacht war zu groß. Es währte keine Viertelstunde, so waren die Türken Sieger, die Kaiserlichen alle zusammengehauen und die Türken begannen, sich der noch brauchbaren Pferde zu bemeistern, die Todten oder tödtlich Verwundeten auszuplündern und dann — die Köpfe abzuschneiden, für die sie besondere Säcke an ihrer Seite hängen hatten.

Aber der Major? der Major? rief der Gewatter in der allerheftigsten Aufregung.

Bei'm Beginne des Kampfes, fuhr Schmiedjakob fort, war er, dessen Stellung nahe dem schon erwähnten Sumpfe war, vorn an im Gewühl. Sein Kalpack, wie sie die Kopfbedeckung der Szeckler Husaren nennen, war ihm vom Kopfe gehauen worden. Acht Säbelhiebe hatten, mehr oder weniger scharf und heftig, seinen unbewehrten Kopf getroffen; dennoch hieb er, wie ein Rasender, um sich und theilte die Liebkosungen seiner Säbelklinge mit großer Freigebigkeit, Fülle, Kraft und Uneigennützigkeit, und ganz ohne Unterschied der Person, aus. Die Wunden, die er erhalten, brannten zwar wie glühendes Feuer und er fühlte das warme Blut rieseln, aber seine Besinnung blieb ungeschwächt und sein Arm ungelähmt durch Ermattung, woraus hervorging, daß keine dieser Kopfwunden gefährlich war, aber ein Anderes wurde schlimmer, gefährlicher — sein gutes Pferd traf ein Pistolenschuß in die Brust — es that einen Satz und brach dann leblos zusammen.

Als es den Satz that, ahnte der Major woran es war, und schob rasch die Füße aus den Bügeln, aber das hatte auch die unausbleibliche Wirkung, daß er weit weg und gegen das hohe Ried des Sumpfes geschleudert wurde. Ob er sich verletzt, das fühlte er nicht. Er hörte nur den greulichen Tumult und verstand, da er des Türkischen kundig war, den Ruf eines Befehlshabers deutlich, der seinen Leuten zurief: Schnell, schnell, ehe aus dem Lager Hülfe kommen kann! Keiner ist durchgekommen. Köpfe ab! Laßt keinen

zurück! Es müſſen zweihundert ſein, denn ſo viele ſtanden hier! —

So groß auch des Majors Erregung war, ſo durchzuckte ihn doch das Wort, welches ihm kund that, daß die Türken vollkommen genau über ihre Zahl und ihren Standort unterrichtet waren. Dem Gedanken konnte er jedoch nicht nachhängen, denn der andere, ſich wo möglich zu retten, bemeiſterte ſich ſeiner, und vereinigte alle Kräfte der Seele und des Leibes, die er noch hatte. Das Schießen hatte nachgelaſſen, nicht aber das Geſchrei. Die Dunkelheit gab Hoffnung zu entrinnen. Der Major hatte nur wenige Schritte zu dem Sumpfe, deſſen Schilf ihm Hoffnung gab, ſich darin zu verbergen — aber — die Gefahr lag ebenſo nahe, darin zu verſinken. Tod hier, Tod dort! So rette ich wenigſtens meinen Kopf vor dem ſchrecklichen, ſchimpflichen Abgeſchnittenwerden, dachte er, ſchwang ſich auf die Beine, um den Sumpf mit ſeinem hohen Riede zu erreichen.

Der Major war ein ſtattlicher, großer Mann. Er rannte wider mehrere Türken; rannte Einige um. Sie griffen fluchend nach ihm, in dem ſie mit Grund einen fliehenden Kaiſerlichen vermutheten. Einer hieb mit dem krummen Säbel nach ihm, aber eine geſchickte Wendung ließ den Hieb zur Erde fahren, ohne zu treffen.

Er war im nächſten Augenblicke im Sumpfe, aber er fühlte auch wie der weiche, ſchlammige Boden nachgab, und er — einſank. Dennoch raffte er alle ſeine Kräfte auf, und arbeitete ſich immer tiefer in den Sumpf hinein, weil an deſſen Rande keine Sicherheit geweſen wäre, da bisweilen das Gewölke am Himmel durchbrochen war und ſtellen- und zeitweiſe dem vollen Sternenlichte geſtattete, den Schauplatz des greulichen Mordens genauer zu überblicken.

Er mochte etwa hundert Schritte tief in dem Sumpfe auf eine höchſt mühſame Weiſe vorgedrungen ſein, als er eine völlige Ermattung fühlte und nachlaſſen mußte, in demſelben Augenblicke aber auch am Rande des Sumpfes, und zwar da, wo das niedergetretene Schilf es verrieth,

daß er da eingedrungen war, eine gewaltige Türkenstimme das Wort: Ghiaur ausrufen hörte, das, ohne Zweifel, ihm galt. —

Was heißt denn das? fragte diesmal Nachbar Veit.

In meinem Buche stand, es heiße: Hund! Und es ist der Ehrenname, mit dem die lieben Türken uns Christenmenschen bezeichnen, sagte Schmiedjakob. Der Major verstand Türkisch, und hörte eben noch, daß dieselbe Stimme rief: Hier ist er hinein! Wir wollen ihm nach!

Ist er da hinein, sagte ein Besennenerer, so ist er auch versunken, denn es ist uns ja warnend gesagt worden, der Sumpf sei unergründlich tief und seine mit Schilf bedeckte Oberfläche trage nicht die geringste Last. Willst du auch untersinken, so folge ihm!

Das war das Letzte, was der Major vernahm, denn seine durch das heftige Bluten seiner Wunden ermatteten Kräfte sanken plötzlich und sein Bewußtsein schwand!

Offenbar hatte der Schrecken des Todes, welchen des Türken Worte in ihm erregt, einen großen Antheil an der Ohnmacht, die jetzt über ihn kam. —

Wie lange er von ihr überwältigt war, wußte er nicht, als ein warmer, heller Sonnenstrahl ihn weckte. Der 20. August! klang's in seiner Seele. Er war vorüber! Aber die zweite Bemerkung war niederbeugend, denn er stack bis an die Hüften im Sumpfe, und eine tödtliche Kälte ließ seinen Körper, von der Hüfte abwärts, völlig erstarren. Dennoch horchte er in der Richtung, wo er die Wipfel einiger Bäume erblickte. — Alles war todtstille. Ein Strahl von Hoffnung kam in seine Seele. Die Türken sind fort! sagte er zu sich und die Unsrigen werden ja doch die Leichname ihrer Brüder nicht unbegraben lassen! Dann, ja dann kann ich ihnen vielleicht zurufen und gerettet werden! Mit diesem Gedanken kam neues, wunderbares Leben in seinen erstarrten Leib. Es war die stärkende Gewalt der Hoffnung! —

Aber das Herausarbeiten aus dem zähen Schlamme war eine Arbeit, vor der ihm graute, weil er sich so sehr

entkräftet fühlte. Er zählte seine Wunden. Es waren ihrer achte, an Kopf, Armen und Brust, jedoch keine von Bedeutung. Er hatte über seine Uniform einen dicken Pelz gezogen, da die Nächte jener Gegenden sehr kühl, oft selbst kalt sind, so heiß auch die Tage sein mögen. Dieser Pelz hatte ihn auf wunderbare Weise geschützt, war ihm selbst bei dem Sturze vom Pferde eine Schutzwehr gewesen. Alles war stille. Nur das Stöhnen Verwundeter, sowohl Menschen, als Pferde, tönte schauerlich zu ihm herüber, sonst Nichts, als das Wehen und Rauschen des Windes im Schilfrohr. —

Je schärfer er hinhorchte, je weniger Furcht vor einem Arnauten-Handschar in ihm aufkam. Der Arnaute trägt nämlich neben zwei Pistolen, ein langes, grades Messer und einen etwas gebogenen Dolch, den Handschar, in seinem Gürtel, an dem überdies noch der krumme Türkensäbel hängt, und um die Schulter die langläufige Flinte.

Jetzt versuchte der Major eins seiner Beine aus dem Sumpfe zu heben. — Es ging leidlich, aber unendlich mühsam. Die Spur im Schilfe, die er bei'm Hereinspringen verfolgt, war deutlich am geknickten Schilfe sichtbar. Er suchte sie zu erreichen und zu verfolgen. Durch die Bewegung kam wieder Leben in seine Glieder, und Freude und Hoffnung wirkten innerlich erwärmend und belebend.

Langsam, sehr langsam kam er vorwärts, aber immer näher kam er dem rettenden Ufer des Bodens.

Schon glaubte er sich gerettet — da steht im Riede ein riesig großer Arnaute vor ihm und grinzt ihn mit grimmig, grausig frohem Gesichte an.

Aha, ruft er ihm zu, Gbiaur, diese Nacht bist du mir entwischt mit deinem Kopfe! Ich wußte, daß du noch — todt oder lebendig — drin stecken mußtest, denn Szarda gab zweihundert Köpfe an, und ein hundert und neunundneunzig haben wir nur, also deiner fehlt! —

Szarda, die Zigeunerin? rief der Major aus und starrte den Arnauten an, der sein langes Messer in gemüthlicher Ruhe aus seiner Scheide zog, wohl berechnend, daß sein Opfer ihm nicht entgehen könne.

Ach, Freund, redete er ihn an, nimm meine kostbare Uhr, mein Geld, aber erbarme dich und tödte mich nicht; schlachte mich nicht ab, wie ein Thier!

Ha! Ha! Ha! lachte der Arnaute. Hältst du, Gbiaur, mich für so blödsinnig, um nicht zu wissen, daß, wenn ich dir den Kopf abschneide, das Alles mir ja nicht entgeht? Und dein Kopf ist einen Ducaten werth! —

Der Major faßte ihn flehend um den Leib, während der Arnaute ruhig den Kragen der Uniform löste; dann die Halsbinde und zuletzt das Hemde, um den Hals frei zu haben.

Wallenstädt sagte ihm, er sei von reicher Familie und wenn er ihm Pardon gebe, wolle er ihm jedes Lösegeld zahlen, das er fordern könne.

Weißt du nicht, Gbiaur, erwiederte er, daß wir kein Quartier geben? Köpfe, Köpfe, ist unsre Losung! Gib dir keine Mühe, deinen Kopf muß ich dem Pascha in's Lager bringen. Es ist Ehrensache! —

Sein Urtheil war gesprochen, das fühlte der Major und ein kalter Schauder durchdrang ihn. Da fühlte er den Handschar, den scharfen Dolch des Arnauten. Leise zog er ihn aus der Scheide und ohne daß es der Arnaute merkte.

Horch! Was ist das? rief plötzlich der Major.

Der Arnaute ließ das Messer sinken, faßte aber mit der linken Hand das Haar des Majors, um, den Kopf desselben rückwärts beugend, desto sicherer seine Kehle zu treffen.

Jetzt aber richtete er horchend den Kopf in die Höhe und in demselben Augenblicke stieß ihm der Major den blanken Handschar in die Kehle, daß er ihm bis in den Gaumen hinaufdrang. Schnell folgte ein zweiter Stoß, und als der Arnaute, seinen Tod fühlend, voll Wuth sein Messer hob, um es in des Majors Brust zu senken, da führte dieser einen Hieb mit dem Handschar auf die geschlossene Hand, daß ihm das Messer entsank und der riesig große Mensch röchelnd rückwärts in's Ried und den Sumpf sank.

Der Major wurde, da die Linke des Arnauten im Todeskampfe sein Haar nicht losließ, mit in den Sumpf

geriſſen; aber die erwachte Liebe zum Leben war zu mächtig, als daß er nicht hätte die Hand mittelſt des Handſchar's loskriegen ſollen. — Jetzt war er frei, gerettet. Er athmete tief auf, und mit erneuten Kräften arbeitete er ſich aus dem Sumpfe heraus, erreichte das Ufer und vergewiſſerte ſich, wo die Vorpoſtenkette des kaiſerlichen Heeres ſtehe; aber nur einen Schrei konnte er noch ausſtoßen, dann erlag er der ungeheuern Aufregung und brach zuſammen.

Zum Glücke hatte der Vorpoſten den Schrei gehört und einen Mann zuſammenbrechen ſehen. Er meldete es ſogleich bei dem Offiziere und da ohnehin eben eine Abtheilung Truppen kam, um die kopfloſen Leichen der Ihrigen zu beerdigen, ſo begab ſich der Offizier ſelbſt mit auf die gräßliche Mordſtätte, wo die Greuel mit Entſetzen die Herzen ergriffen.

Da erblickte er die Geſtalt des Majors. Zu erkennen war ſie faſt nicht; denn der gelbe Schlamm des Sumpfes bedeckte die Geſtalt und das Blut des Arnauten hatte ſie von oben her vollends übergoſſen.

Erſt als er das Geſicht mit Waſſer reinigen, den Pelz ausziehen ließ, rief er aus: Es iſt Major Wallenſtädt! Vier Soldaten trugen ihn weg in's Lager.

Er kam indeſſen nicht mehr zum klaren Bewußtſein. Ein furchtbar heftiges Nervenfieber ergriff ihn und er wurde nach Orſowa in das Lazareth gebracht, wo er ſieben Wochen zwiſchen Leben und Tod ſchwebte, bis ſeine kräftige Natur über die zerſtörende Krankheit den Sieg errang und er langſam zu geneſen begann, aber noch vier volle Wochen bedurfte, ehe er ſoviel vermochte, daß er mit ſeinen, ihn beſuchenden Freunden verkehren konnte.

Eine ganz außerordentliche, oft mit Schrecken und Grauſen verbundene Aufmerkſamkeit hatte alle Freunde in der Spinnſtube gefeſſelt und jedes Auge hing an der Lippe Schmiedjakob's, jedes Ohr an den Lauten ſeiner tiefen, klaren Stimme. Er ſchwieg einen Augenblick.

Kathrinchen, du ſpinnſt ja gar nicht! ſagte er lachend.

Ja, da ſpinne Eine! rief das junge, lebhafte Weib. Es

rieſelt Einem ja ein Entſetzen nach dem andern durch die Adern und man hat kaum den Muth, zu athmen! Aber, Schmiedjakobsvetter, die Prophezeihung iſt ja doch nicht ganz in Erfüllung gegangen? —

Merke dir's, Kind, ſagte ſehr ernſt der Alte, daß keine der Zigeuner-Prophezeihungen in Erfüllung geht, es ſei denn — ſetzte er, ſchnell in ſeine gute Laune zurückfallend, hinzu, ſie habe dir prophezeiht, du würdeſt heute Abend faul im Spinnen ſein!

Kathrinchen erröthete bis an die Ohrenſpitzen, da ſie merkte, daß es der Alte wußte, was ſie in der Mühle gethan.

Ich merke, ſagte der Gevatter, die Geſchichte iſt noch nicht aus und das braungelbe Heidenweib hat ihre Hexenfinger im Spiele, ſonſt — hätte der Arnaute nicht ihren Namen genannt; aber, ich bitte, Kumpeer, — laß uns nicht lange warten!

Gut, ſagte der Greis, und nahm den Faden ſeiner Erzählung wieder auf. Dem Majore war in dem Reden und Thun des Zigeunerweibes Nichts ſonderlich aufgefallen. Er hatte in Ungarn in Garniſon geſtanden und das Treiben des Zigeunervolks kennen gelernt, aber dennoch war er von jenem Aberglauben, der leider noch in vielen Köpfen ſpukt, nicht frei — denn in der Menſchenſeele ruht ein Zug nach dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, dem ſie ſich dann, wenn ſie Urſache und Wirkung nicht in der natürlichen Verbindung überblicken kann, gar zu gerne hingibt, und dann leider nur zu leicht vergißt, daß die Hand des Herrn allein unſre Geſchicke lenkt, ſeine Wege aber wunderbarlich und ſeine Gerichte unerforſchlich ſind für das Auge eines Wurms im Staube, wie der Menſch einer iſt.

Der Auditeur aber war Einer, der mit nüchternem Verſtande die Dinge anſah und jenem Zuge zum Wunderbaren in ſeiner Seele keine Macht, kein Recht ließ. Er war gewohnt, die dunkeln Gänge des Verbrechens zu verfolgen, und wußte recht gut, daß das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens von Jugend auf böſe iſt, zumal das eines in Laſter, Lug und Trug gegangenen Zigeunerherzens. Er hatte die Szarda, dies Weib mit männlicher

Geſtalt und Weſen, dies Weib voll Schlauheit und Liſt, ſcharf im Auge; denn, daß ein Zuſammenhang mit den geheimnißvollen Ueberfällen der Türken, welche jedesmal in einer entſprechenden Ueberzahl Statt hatte, und, wie in ſcharfberechneter Abſicht, die Feldwachen und Pikets überfielen, und zwar mit dieſer alten, unheimlichen Zigeunerhexe, das war ihm ſicher.

Er hatte indeſſen geſchwiegen und ließ ſie durch kluge, ſichere Leute beobachten, ohne aber deßhalb um vieles weiter zu kommen. Sie entzog ſich mit Schlangenklugheit und der Liſt eines Fuchſes ſeinen Schlingen, ohne daß ſie jedoch irgend eine Ahnung davon hatte, daß er ſie ihr gelegt, weil er perſönlich ſich gar nicht um ſie kümmerte, ja, wenn ſie einmal in ſeinen Bereich kam, mit ihr ſcherzte.

Der Krug geht indeß ſo lange zum Brunnen, bis er bricht. Grade an dem Abende, als er ſie bei dem Majore traf und den ſeltſamen Vertrag zwiſchen ihr und ihm abſchloß, da tauchte der Verdacht in voller Kraft in ſeiner Seele auf, weil das Weib ſo ſicher auf den Tod des Majors ſpekulirte. Wer weiß, dachte er, ob ſie nicht durch Kerle ihrer Horde den Major niederſchießen läßt, um ihr Erbe zu empfangen? — Oder, ob ſie es am Ende nicht ſelber thut? Dies Mannweib iſt zu Allem fähig! Er war deswegen entſchloſſen, ſie ſogleich, noch an dieſem Abende, durch den Preſoß und ſeine Gehülfen gefangen nehmen zu laſſen. Deßwegen eilte er heim und ließ ſogleich die Anſtalten treffen; aber ſie war im Lager nirgends zu finden, und ſeinen Leuten hatte er es ſtrenge unterſagt, Aufſehen zu erregen. Wo war ſie? Wo der Schlupfwinkel, da ſie ſich verbarg? Das blieb ein Geheimniß, aber es machte den Auditeur nur noch ſicherer in ſeinem Verdachte. —

Alle Bemühungen des Profoßen (wie man den in Oeſterreich nennt, der die Handreichung den Richtern thut, die Prügelſtrafen austheilt, Gefängnißwärter iſt, nöthigenfalls ſelbſt Scharfrichter) waren erfolglos am Abende und in der Nacht. Das Weib war verſchwunden. Der Befehl des Auditeurs lautete indeſſen entſchieden ſtrenge, und was am

Abende und in der Nacht nicht gelang, das hoffte man am Tage, während des 20. Auguſts, zu vollziehen. Und dennoch gelang es erſt mit einbrechender Dunkelheit, als der Major von Wallenſtädt mit ſeinen Szeckler-Huſaren bereits ausgerückt war. Sie ſchlich grade um das Haus des Majors von Comorny herum, den, wie der Doctor befürchtete, der Schlag rühren konnte. Es war indeſſen beſſer mit ihm geworden. Dort hatte ſie der Profoß ertappt und ſogleich in gefängliche Haft gebracht. Der Auditeur würde ſie auch ſogleich verhört haben, allein er war zufrieden, daß er ſie gefangen hielt und ſie alſo unſchädlich für ſeinen Freund, den Major von Wallenſtädt, gemacht worden war. Ein anderer Umſtand wäre indeſſen doch hindernd in den Weg getreten, der aber dennoch dem Auditeur von außerordentlicher Bedeutung werden ſollte.

Zwei Mann von der Feldwacht brachten zwei Ueberläufer aus dem türkiſchen Lager ein, die ſogleich zum Obriſten geführt wurden und wichtige Entdeckungen machen zu können und zu wollen erklärten, welche ſich auf die häufigen, glücklich ausgeführten Ueberfälle der Türken bezögen. Der Obriſt ließ den Auditeur zur Abnahme des Verhörs derſelben berufen.

Es waren zwei Serben und Chriſten, die, bei dem Verpflegamte der Türken und im Lazarethe abwechſelnd zu den gemeinſten Dienſten verwendet und vielfach mißhandelt, vielleicht auch um einer verwirkten Strafe, der Baſtonnade, zu entgehen, geflohen waren.

Baſtonnade, was iſt denn das wieder, fragte Kathrinchen.

Prügel waren in jenen Tagen ein weſentliches Zuchtmittel des Militärs, ſagte Schmiedjakob, und ſind's zur Schande der Chriſten- und Menſchheit heute noch in einigen Staaten, was ich mich ſchäme, zu ſagen! Bei den Türken war das aber doch noch zu milde, und ihnen gebührt die Ehre, dieſe Strafe, wenn auch nicht erfunden, doch erhalten zu haben. Wahrſcheinlich haben ſie ſie aus ihrer Urheimath mitgebracht. Sie beſteht darin, daß das beſtimmte

Maß von Prügeln auf die **nackte Fußsohle** gegeben wurde — und wird!

Herr, das ist ja greulich! riefen mehrere Frauen zugleich.

Schmiedjakob zuckte die Achseln. War in Deutschland die Folter besser? fragte er. Um aber wieder den Faden aufzunehmen, so muß ich zuerst sagen, daß die Ueberläufer über die Stellung, die Macht und eine nahe Schlacht, welche die Türken beabsichtigten, außerordentlich wichtige Umstände mittheilten.

Von dem Auditeur befragt, wie es wohl komme, daß die Türken so genau über die Stellung und Zahl der Feldwachten und Pikets unterrichtet seien, um sie mit so betrübendem Erfolge, immer mit der außerordentlichsten Uebermacht und so heimlich und sicher zu überfallen? — sagten sie übereinstimmend aus, daß schier jede Nacht ein großes,

altes Zigeunerweib, die sie Szarda nannten, im Lager der Türken erscheine, und, wie sie sich selbst überzeugt hätten, gradezu in das Zelt des kommandirenden Veziers, wie man die obersten Beamten des türkischen Reiches nennt, einträte. Sie bringe allemal die sicherste Kundschaft, sie führe die Soldaten bis auf eine gewisse Entfernung, und mache sich dann aus dem Staube. Alle, welche der Sitzung beiwohnten, blickten sich staunend an. —

Würdet Ihr diese Szarda wieder erkennen, wenn Ihr sie sähet? fragte der Auditeur.

Die Ueberläufer versicherten, daß sie dies Weib, das sie nun auf das Kenntlichste beschrieben, überall und jeder Zeit wieder erkennen würden.

Lasset sie doch sogleich verhaften! rief der Obrist dem Auditeur zu.

Ich hatte bereits gegründeten Verdacht auf sie, sagte lächelnd der Auditeur, und habe sie heute in Ketten legen lassen! Er trat zur Thüre, rief dem Profoße, und befahl ihm, Szarda vorzuführen.

Nach einiger Zeit wurde sie vor die Versammlung geführt. Als sie die Ueberläufer erblickte, wankten ihre Kniee. Der freche Muth des Weibes war gebrochen. Sie mußte von den derben Armen des Profoßen gefaßt werden, um nicht zusammen zu brechen.

Szarda, sagte der Auditeur zu ihr, du siehst, du bist nun entlarvt. Schon lange habe ich dich im Auge und halte dich für die Verrätherin unsres Heeres, für die Führerin der türkischen Streifparteien, die uns schon so viele Menschenleben gekostet haben. Diese Serben, die dich und die du augenscheinlich kennest, was dein Abständigwerden bei ihrem Anblicke beweist, haben das Alles bestätigt. Du siehst, woran du bist. Nur ein reumüthiges, offenes Bekenntniß kann dir die Folterqualen ersparen und eine Milderung der Qualen der Todesstrafe erwirken, die du, wie du dir selbst wirst sagen müssen, tausendfach verdient hast.

Szarda's große, knochigstarke Gestalt war, wie in sich gebrochen, zusammengesunken. Der Profoß hatte sie auf

einen Feldſtuhl ſetzen müſſen. Der große Kopf des Weibes, um den ein grellrothes altes Seidentuch gewickelt war, ſank ihr machtlos auf die Bruſt. Bei dem Namen der „Folterqualen“ und „Qualen der Todesſtrafe“ zuckte ſie heftig zuſammen.

Einige Augenblicke ſchwieg ſie.

Der Auditeur fragte: Szarda, ſoll ich dich peinlich fragen? Das heißt mit andern Worten: Soll ich dich in die Folter ſpannen laſſen, um dir den Mund zum Bekenntniß zu öffnen?

Jetzt fuhr der durch Angſt und Schrecken entſtellte, und darum noch unausſprechlich häßlichere Kopf des Weibes in die Höhe. Sie ſtarrte den Auditeur mit weit aufgeriſſenen Augen an und rief: Erbarmen! Erbarmen!

Haſt du Erbarmen gehabt mit den Hunderten von Unſchuldigen, die du den Türken zum Abſchlachten überliefert haſt? — fragte der Auditeur, und mit mächtig hallender Stimme ſetzte er hinzu: Haſt du Erbarmen gehabt mit meinem Freunde, dem Major von Wallenſtädt und ſo vielen anderen, wackeren Offizieren? —

Wie? rief der Obriſt, der nicht mehr an ſich halten konnte, dies ruchloſe Zigeunerweib hätte —?

Szarda erhob den geſunkenen Kopf wieder. Sie faltete flehend die mit Ketten belaſteten gelben Knochenhände und rief: Habet Erbarmen! Ich ſehe, daß es am Ende mit mir iſt. Ich will Alles, Alles bekennen, nur foltert mich nicht, denn — ich habe dieſe Qualen ſchon einmal kennen gelernt! Sie zitterte am ganzen Körper in heftigen Schauern bei dieſen Worten.

Der Auditeur ermahnte ſie nun auf ſeine Fragen offen und getreulich wahr zu antworten, und fragte dann, wie ſie die Ueberfälle der Türken geleitet und „wie ſie Alles darauf Bezügliche ſo genau habe erfahren können?

Bei einer Marketenderin, erwiederte Szarda, die ihr Branntweinfäßlein den Soldaten zutrage, bildeten ſich immer kleine Gruppen Unteroffiziere, Feldwaibels und Soldaten. Da ſei es ein Leichtes geweſen, Alles zu erfahren, was

ſie über die Stärke, den Standort und die Zeit, da die Reiterpikets ausrückten, irgend habe wiſſen wollen, ohne daß die Leute in ihrer Argloſigkeit geahnet hätten, daß ſie es habe wiſſen wollen. Oft hätten ſie, ohne daß ſie zu fragen nöthig gehabt, unter ſich plaudernd Alles bis auf's Kleinſte mitgetheilt.

Bekannt in Wald und Flur, in Berg und Thal mit den heimlichen Zigeunerpfaden (dies ſeien, ſetzte ſie auf eine Frage des Auditeurs zu, Pfade, welche durch Zeichen an Hecken und Bäumen, an Felſen, Mauern und ſelbſt an Häuſern, die nur und lediglich Zigeunern bekannt ſeien, ſchnurgrade und unfehlbar ſicher weite Strecken um die Hälfte abſchnitten und verkürzten), ſei ſie dann mit einbrechender Nacht in's türkiſche Lager geeilt, habe ihren reichen Lohn im Voraus in Empfang genommen, und die Türken bis zu einer Stelle geführt, von wo aus ſie nicht mehr hätten irren können — dann aber ſei ſie, da ſie ſehr ſtark ausſchreiten könne, in aller Eile wieder in das kaiſerliche Lager oder in die Orte geeilt, wo die kaiſerlichen Truppen ihre Standquartiere gehabt, und Niemand habe Verdacht auf ſie werfen können.

Auf die Frage: Ob ſie nicht Helfershelfer ihrer Horde bei ſich oder zur Hand und zur Hülfe gehabt? ſagte ſie entſchieden: „Nein! Da heiße es: Je mehr, je ſchlimmer; ſie ſeien ihr auch Alle nicht gewandt und pfiffig und kniffig genug geweſen. Solche Dinge müſſe man mutterſeelenalleine machen und abthun.

Dem Auditeur leuchtete das augenblicklich ein und er ging ſogleich von dem Punkte der Mitwiſſenſchaft Anderer ab. Ehe er aber auf die Einzelnheiten der jüngſten Vorkommenheiten einging, fragte er ſie nach der im türkiſchen Kriegsrathe beſchloſſenen Schlacht. Ihre Ausſagen trafen auf's Genaueſte mit denen der Serben überein; nur gab ſie über dieſe wichtige Sache noch genauere Umſtände an, von denen die zwei Serben nicht unterrichtet waren.

Jetzt ergriff der Auditeur die Geſchichte des Majors von Wallenſtädt und begann mit der Nennung des „20. Auguſts“ in jenem Dorfe.

O, sagte sie, das war nur so ein Gedanke, der mir durch den Kopf fuhr. Bis dahin war ich mit neuen Vorräthen bei den Truppen und irgend Etwas ließ sich mit dem fernen Tage machen, zudem, da ich sah, wie die Nennung des bestimmten Tages den Major betroffen machte. Anfänglich wußte ich selbst noch nicht, was ich draus machen sollte und würde; aber er ließ sich benutzen gut oder böse, wie es kam und, wie es mir diente. Ich hatte ja Zeit zu überlegen, was ich daraus für Nutzen ziehen konnte. Der Major vergaß den Tag nicht, das wußte ich, und ich auch nicht.

Wohl, sagte der Auditeur; aber wie konntest du am vergestrigen Abende wissen, daß Major von Wallenstädt an's Commando in der letzten Nacht kommen würde, da noch zweie vor ihm waren im Alter und Range?

Habe ich Euch denn nicht gesagt — erwiederte sie mit ihrer ganzen, völlig wiedergewonnenen Frechheit — da sie ihre Lage augenscheinlich auf Augenblicke vergaß, und mit ihrer Schlauheit und Pfiffigkeit glänzen wollte den Männern gegenüber, die sich jetzt selbst gestehen mußten, daß sie in der Hand dieses heillosen Weibes die Spielbälle ihrer verruchten Pläne gewesen seien, — habe ich denn nicht gesagt, daß ich viele Augen und Ohren hätte außer den Meinigen? Bei so schwatzhaftem Volke braucht man ja bloß hinzuhören, um Alles zu erfahren, was man will. Und was war's weiter. Wahrlich keine Hexerei, die Zweie zu entfernen? — Dem Comerny, der ein Säufer ist, goß ich Etwas in den Ungar, den er noch trinken wollte, als ich dem Bedienten Schnapps in der Küche verkaufte. Der dumme Doctor, der einen Elephanten sah, wo nur eine Maus war, meinte, der Schlag solle den fetten Menschen rühren; aber da war keine Noth, das wußte ich besser, denn das Mittelchen berauscht und erhitzt nur ein wenig und in einer Stunde ist's völlig verüber und der, der es genoß, so frisch, wie ein Fisch im Wasser. Mit dem Kéckeritz war ich schlimmer dran; ich konnte ihm Nichts beibringen, und es blieb mir Nichts andres übrig, als unter irgend einem Vorwande auch ihm zu nahen und seinem Pferde ein wenig brennenden Schwamm in die Nase zu stecken. Daß er den Arm brach, war mir leid, weil er ein gutmüthiger Mensch ist, der mich oft beschenkt hat. Ihr seht, daß es so ein Leichtes war, das Commando in Wallenstädt's Hand zu bringen. Und das Vermächtniß war mir gewiß, da der Ueberfall der Türken so angelegt war, daß Keiner entwischen konnte, da die Zahl schier dreimal überlegen war; aber einen Ueberfall auf den 20. August zu veranlassen, war mir ein Kleines, da ich dem Pascha nur die Stellung sagen durfte, um nicht nur meiner Sache, sondern einer reichen Belohnung und meiner Erbschaft gewiß zu sein und überdies war mein Wahrsagerruf auf's Neue begründet.

Als sie geendet, rief sie noch einmal aus: Nun übet Gnade, denn der Major ist ja gerettet und der Ungarwein,

den ich ihm geben muß, kostet auch viel Geld! Ich gelobe für immer den Kriegsschauplatz zu meiden und nach Böhmen zurück zu kehren!

Wo du hingehest, kehrt Keiner zurück, sagte der Auditeur, denn du vergissest, daß du das Leben hundertfach verwirkt hast!

Der Proseß führte das Weib ab, das sich wie eine Rasende geberdete, und am nächsten Morgen fielen die ersten Strahlen des grauenden Tages auf einen weiblichen Leichnam, der am Galgen hing und auf eine Menge Raben, die jetzt noch scheu den Richtplatz umgaben.

Und nun, denke ich, sprach der Greis, wir gehen schlafen. Es ist nahezu Mitternacht, und ehe wir einschlafen, wollen wir beten: Vergib uns unsre Schuld! Sei uns armen Sündern gnädig, und führe uns nicht in Versuchung, auch nicht in die, durch sündhafte, abergläubische Mittel den Schleier der Zukunft lüften zu wollen! Dein heiliger Wille geschehe!

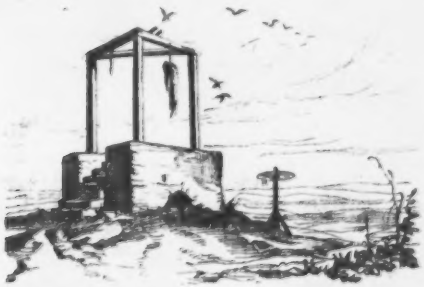

7. Ein schlechter Witz auf den andern.

Deren werden leider Viele in der Welt gemacht, die aber nicht immer so ausfallen, wie der, den ich hier erzählen will.

Als der Herzog von Alba in den Niederlanden das grausige, blutige Regiment führte, saßen bekanntlich die Köpfe derer, auf die der Herzog seinen Argwohn geworfen, nicht fest zwischen den Schultern, und Mancher fehlte am Morgen in der Reihe der Lebenden, den man am Abende vorher froh und glücklich in heitrer Gesellschaft gesehen. Wohin er gekommen, durfte man sich nur heimlich fragen — denn das wußte bloß des Herzogs Vertrauter, der Generalprofoß, und seine zahlreichen Gehülfen, die blindlings ausführten, was ihr Meister befahl, und wer wußte, wer in dem frischen Grabe lag, das in der Nacht gegraben und gebügelt worden war? Dieser Generalprofoß war des Herzogs Liebling und theilte diese Gunst mit dem Leibgarde-Capitän Don Bolea, einem jungen, leichtbeweglichen Manne. Was selten vorkommt, beide Günstlinge waren gute Freunde. Beide machten insoferne eine Ausnahme von dem finstern, ernsten Wesen des Spaniers, daß sie heiter waren und sich gerne neckten. Nur waren die Neckereien des Generalprofoßen derber, oft sehr roher Art, während Bolea, der eine feinere Erziehung genossen, nie die Grenzen überschritt, welche Sitte und Anstand gebieten.

Eines Tages saßen Beide in einem Gemache des Palastes zu Brüssel, als ein Dritter hinzutrat, der Beiden lieb war, auch ein Spanier und ebenfalls Hauptmann in des Herzogs Leibgarde, dessen bärbeißigen Muth Jedermann bewunderte.

Der Generalprofoß erzählte manche Begebenheit aus seinem Amtsleben, und darunter auch einige Beispiele von Seelenstärke in der Nähe des Todes auf dem Schaffote und dem Galgen, wie sie selten diesem blutigen Scharfrichter begegnet.

Die Unterredung, welche sich daran knüpfte, wurde sehr lebhaft und Don Belea sagte: Es wäre zwar schrecklich, den entehrenden Tod eines Verbrechers zu sterben; er glaube aber, daß ein reines Gewissen dem schuldlosen Verbrechertode mit Ruhe und Muth entgegen gehen lasse. Die Freunde trennten sich spät und der Prefoß beschloß, seinen Freund, Capitän Belea, einmal in diesem Punkte auf die Probe zu stellen.

Es mochten etwa drei Wochen in's Land gegangen sein, da erschien eines Abends, schon war es nahezu Mitternacht, der Generalprefoß bei einem Geistlichen, der ihn schon mehr denn einmal in's Gefängniß oder in die Wohnungen der Stadt begleitet hatte, um Einem, der vom Herzoge zum Tode bestimmt war, die letzte Beichte abzunehmen. Er machte bei solchen Gelegenheiten wenig Worte. Der Geistliche wußte, um was es sich handelte und legte seine Amtsgewänder an und folgte ihm. Sie klopften an Don Belea's Wohnung, der sich nach einem heitern Abende spät erst niedergelegt und eben recht tief entschlafen war. Der Diener öffnete zitternd, denn er kannte die schauerliche Bedeutung dieses unverhofften Besuchs.

Der Generalprofoß rüttelte den Capitän aus dem tiefen Schlafe auf, und ſagte mit einem ſchmerzlichen, aber ſehr ernſten Geſichte: Steht auf, Don Bolea! Auf beſondern Befehl des Herzogs ſollet Ihr ſofort zum Tode geführt werden. Hier iſt der Geiſtliche, um Eure Beichte zu vernehmen!

Der Schrecken wirkte entſetzlich auf den ſonſt tapferen Capitän. Er ſprang aus dem Bette, kleidete ſich raſch nothdürftig an und fragte: Freund, ſaget mir, womit habe ich den Zorn des Herzogs auf mich gezogen?

Es iſt nicht meine Sache, den Herzog über die Beweggründe ſeiner Todesurtheile zu fragen, erwiederte der Generalprofoß. Ich habe zu gehorchen!

Mit dieſen Worten zog er ſich zurück, um dem Geiſtlichen Gelegenheit zu laſſen, mit dem zum Tode Beſtimmten zu verkehren. Dieſer redete Don Bolea in's Gewiſſen, und dieſer kniete nieder und beichtete.

Als der Geiſtliche ſeines ſchweren Berufes gewartet hatte, rief der Generalprofoß dem ihm begleitenden Scharfrichter zu, hereinzutreten und zu thun, was ſeines Amtes ſei. Dieſer trat ein, legte die Schlinge um Don Bolea's

Hals und — würde zugezogen haben, wenn nicht der Generalprofoß ihm ein: Halt ein! zugerufen hätte.

Bolea war schon halb eine Leiche vor Schrecken, da brach der Generalprofoß in ein lautes Lachen aus und sagte: Don Bolea, Ihr erinnert Euch unsres neulichen Gespräches? Ich habe die Probe machen wollen und bekenne, daß Ihr sie auf die würdigste Weise bestanden und Euer Wort von damals glänzend bewährt habet!

Noch bleich und bebend erhob sich Bolea, athmete schwer auf und sagte: Verlasset mich! Wir waren Freunde bis zum Frevel dieser Stunde! Es war der schlechteste Witz, den Ihr je gemacht! —

Verblüfft und bereuend verließ der Generalprofoß den Capitän, und nun erst hatte er die heftige Strafrede des Geistlichen zu erdulden, über solchen Mißbrauch der Religion.

Don Bolea, bis zur verfloßenen Nacht ein blühender junger Mann, erschien am andern Morgen mit todtbleichen Zügen, die nie wieder ihren starren Ausdruck und diese Leichenblässe verloren. Sein rabenschwarzes Haar war in dieser einzigen Nacht völlig zum schneeweißen geworden. Man erkannte ihn kaum mehr und bestürmte ihn mit Fragen, aber nie und Niemanden sagte er ein Wort, selbst nicht dem Herzog, der lebhaft in ihn drang; aber mit dem Generalprofoßen sprach er nie wieder ein Wort.

Ein Jahr darauf wurde die blutige Zuchtruthe der Niederlande, der grauenerregende Herzog von Alva, von seinem Könige zurückberufen. Der Fluch des unglücklichen Landes, der Fluch von zahlreichen, durch ihn unglücklich gewordenen Familien folgte ihm.

Zu seiner nächsten Umgebung gehörten Don Bolea und der Generalprofoß. Der Herzog reiste wie ein großer Herr damaliger Zeit — langsam, und in bedeutenden Städten machte er längere Rast.

So geschah es auch in Saragossa.

An einem Morgen dieser herzoglichen Rasttage fragte der Herzog Don Bolea, was in der Stadt werth sei, betrachtet zu werden? —

Der Capitän zählte alle Merkwürdigkeiten auf und erwähnte einer für jene Tage sehr seltenen, sehr wohlthätigen Anstalt — des Irrenhauses. Ein solches hatte der Herzog noch nicht gesehen und gebot dem Capitän seiner Leibwache, Don Bolea, dies dem Vorsteher anzukündigen.

Bolea trat den Weg sogleich an, und sagte dem geistlichen Herrn, der der Anstalt vorstand, was ihm der Herzog befohlen. Was den hohen Herrn dazu bestimmt, fuhr Bolea fort, ist eine sehr betrübende Ursache. Der Generalprofoß der Armee in den Niederlanden, der Seine Durchlaucht begleitet (Ihr werdet ihn an der blutrothen Kleidung und an dem breiten Schwerte erkennen, das er an seiner Seite als Zeichen seines Berufes trägt), ist zeitweise völlig irre, ja tobsüchtig. Er ist dann wochenlang völlig rasend, und da er das Schwert trägt, sehr gefährlich. Seine Durchlaucht will ihn hier eingeschlossen haben; aber es ist nothwendig, daß Ihr ihn sogleich in Ketten legt, weil er plötzlich und völlig unerwartet in seinen traurigen Zustand verfällt. Bemerklich muß ich Euch machen, Hochwürdigster Herr, daß Ihr ihn listig zurückhalten und von vier starken Männern müsset bändigen lassen, weil er ein sehr starker Mann ist. Vor Allem müsset Ihr ihm das Richtschwert zu entwinden suchen! So ist es der Wille des Herzogs!

Der Geistliche verbeugte sich tief. Vermeldet Seiner Durchlaucht meine Ehrerbietung und die Versicherung meines Gehorsams. Ich werde es ohne Aufsehen zu bewerkstelligen wissen!

Bolea entfernte sich.

Gegen zehn Uhr begab sich der Herzog mit großem Gefolge in die Anstalt. Er weilte lange darin und besichtigte sie genau und beschenkte die Anstalt reich. Der Vorsteher rechnete dieses Geschenk auf den Profoß, den er behalten sollte. Er merkte sich den rothgekleideten Mann, bestellte, weil er Viere nicht für ausreichend hielt, sechs derbe Gesellen, und sandte dann einen Mönch ab, um den Profoß bitten zu lassen, diesen Abend ihm die Ehre seines Besuches zu gönnen, aber allein und ohne Aufsehen.

Seltsam! sagte der Generalprofoß zu sich. Was mag der Alte wollen? Dennoch ging er alleine, sobald es dunkel geworden, in das Klostergebäude, in welchem die Anstalt war. Kaum war er eingetreten, so schloß der Pförtner die Thüre und die sechs Kerle fielen über ihn her, rissen ihn zu Boden und schnitten den Gürtel durch, an dem sein Schwert hing, dessen er sich zu seiner Vertheidigung bedienen wollte, und als der riesig starke Mann sich wüthend wehrte, gab es Püffe auf Püffe, und wenn auch der Generalprofoß sein ehrlich Theil gab, so empfing er doch von den sechs handfesten Burschen ein solch' überfließend und vollgerütteltes Maß, daß seine Kraft erlahmte und er in einem halbbewußtlosen Zustande an ungeheuere Ketten gefesselt und in eine Zelle gebracht wurde, die unzerbrechliche Eisengitter hatte. Wasser und Brod war seine Nahrung, Streh sein

Herzog Alba.

Lager, und als er am andern Tage in wilde Verzweiflung gerieth und sich wie ein Rasender geberdete, bekam er eine furchtbare Tracht Prügel auf die zerbläueten Glieder und wurde mit eiskaltem Wasser unbarmherzig übergossen. Einen Tag und zwei Nächte ertrug der Unglückliche dies Loos und war nahe daran, wirklich rasend zu werden, da kam ein Fremder, dem auf sein eindringliches Bitten die Anstalt gezeigt wurde.

Als der Fremde an die eisenvergitterte Zelle kam, in der der Generalprofoß lag, rief ihn dieser an, und erzählte ihm die unerklärliche Geschichte so vernünftig, daß er und der ihn begleitende Pater stutzten. Der Generalprofoß flehte ihn an, dem Herzoge von Alba Nachricht von ihm und seiner Lage zu geben. Der Fremde gab dem Vorsteher Nach-

richt von dem, was der Eingekerkerte ihm mitgetheilt. Auch dieser wurde aufmerksam, unterredete sich mit dem Profoße und bat dann, weil er selbst den Faden nicht finden konnte, der ihn aus dieser verworrenen Geschichte herausleiten sollte, den Fremden, dem Herzoge Alles genau zu berichten.

Bereits hatte das unerklärliche Verschwinden des lustigen Generalprofeßen, den der Herzog ungern lange vermißte, die größte Aufmerksamkeit erregt. Niemand konnte Auskunft über ihn geben, und der es allein kannte, wußte wohl, warum er schwieg. Da erschien der Fremde, und Alba war, wie aus den Wolken gefallen.

Er ließ sogleich den Eingekerkerten mit dem Vorsteher der Anstalt holen und dieser erklärte, daß Alles auf den ausdrücklichen Befehl des Herzogs geschehen sei, den ein hoher Offizier überbracht.

Jetzt trat Don Bolea vor und erzählte, wie der Generalprofeß in Brüssel an ihm gethan habe und weher seine eisgrauen Haare kämen. Er habe gesonnen und gesonnen, wie er dem Generalprofeß einen entsprechenden Streich spielen könne, und nie die rechte Weise gefunden, bis er endlich hier, in Saragessa, die Gelegenheit wahrgenommen und sofort seinen Plan in's Werk gesetzt habe. Nur sei er ihm nicht ganz geglückt, denn wenigstens eine Woche habe er ihm in dieser Lage zugedacht. Der Herzog lachte, indessen war ihm das Zerwürfniß Beider unangenehm, und er suchte sie zu versöhnen, untersagte ihnen aber, als es ihm endlich gelungen war, ähnliche schlechte Witze zu machen.

die Leute kenntlich, scheren sie gesellschaftlich in ihr Gefach und strenge genommen kennte eigentlich das Sprüchwort nur so weit gelten, als eben ein struppig und ruppig Aschenbrödel, wenn's einmal ordentlich angekleidet war, zu seiner menschlichen Geltung kam, aber man meint, unsre Väter hätten prophetisch mit dem Worte so recht auf unsre Tage deuten wollen. Ja, jetzt gilt's, daß Kleider Leute machen; denn wer kann den Handwerksgesellen vom Barone unterscheiden? Keiner ist mehr an den Kleidern zu erkennen, als der Müller, der allemal hechtgrau und mehlgrau daherkommt, weil schwarz für ihn nicht taugt. „Alles ist schwarz, sagte der Teufel zum Kohlenbrenner — wir haben nun viele Gesellen und das Gleich und Gleich gesellt sich gerne — ist auch am Ende." Alles ist gleich, in den Kleidern nämlich, der ehrliche Bauersmann tritt aus seiner alten Tracht hinaus, weil der Dorfschneider in der Fremde war und nur seinen Zeitschnitt kennt, und der alte todt ist. Er trägt seinen schwarzen Rock, wie sonst seinen blauen. Der Handwerksmann muß sich „anständig" tragen, wegen der Kundschaft; sonst heißt's: „Er ist, wie ein am Ofen abgelegener Hühnerhund, der die Dressur verlernt hat!" Höher hinauf macht sich's von selbst. Man kauft im Kleidermagazin sich die Kleider nach neuestem Schnitt und Farbe, die einmal schwarz ist, und möglichst flunkerig und schlecht, um — bald wieder neue, neumodische zu haben. Nur Leute, die so dünne sind, daß ihnen nichts paßt, oder so dick, daß es ebenso geht, brauchen noch Schneider für sich. Wunderliche Zeit, wo das Handwerk verschwindet, weil die Nähmaschine die Hand und die Fabrik das Handwerk überflüssig macht! Alles über Einen Kamm geschoren, Alles in der Schaale gleich — nur der Kern scheidet, unterscheidet, entscheidet. Aber — wie kommst du an den Kern, da die Schaale so völlig gleich ist? Und kommst du wirklich dran, dann erst hast du dich recht getäuscht; du suchtest Geist — und findest Fleisch; du suchtest ein Menschenherz und findest — ein Aeffilein; du suchtest eine Menschenseele und findest einen — Geldsack! Kleider machen Leute, das ist das Ende

vom Liede; aber wehe dir, wenn du nach den Kleidern die Menſchen beurtheilſt! Grade dieſes erſchreckliche Sprüchwort hebt die niederen Stände aus ihren Fugen, aus Rand und Band. Sie wollen auch Etwas gelten, Leute ſein — und Kleider machen Leute. Was die im Nachbarhauſe können, können wir auch! — Ein hübſches Kleid macht ein hübſch Geſichtlein, eine hübſche Figur noch hübſcher! Da wird am lieben Brode geſpart und der Wochenverdienſt umgehängt. Kleider machen Leute! Jener ehrenfeſte Sinn, der ſich in der ächten Einfachheit kundgab, iſt fort, und die Bahn, auf die man tritt, iſt ſehr abſchüſſig, und — wer einmal in's Schießen kommt, langt ſchnell drunten — drunten, im Abgrunde der Eitelkeit, Armuth, des Leichtſinns und was das Schlimmſte iſt — der Sittenloſigkeit an. — Aber nichtsdeſtoweniger ſteht auf der Fahne dieſer Zeit: Kleider machen Leute — und auf der Umſeite, aber klein und kaum leſerlich geſchrieben: und Lumpen, häusliche nämlich und ſittliche. Daß ſich Gott erbarme! Die der Papiermüller brauchen kann, ſind noch die beſten! —

9. Eine Anekdote.

Ein ehrlicher Bauersmann, der aber nicht auf die Nase gefallen war, litt entsetzlich an Zahnschmerzen. Da die Zahnschmerzen von einer Erkältung durch Naßwerden herrührten, so hatte ihm das sehr schmerzhafte Ausziehen eines Zahnes keine Erleichterung, sondern vielmehr noch größere Schmerzen gebracht.

In seiner Noth geht er in die Apotheke und wendet sich, da der Apotheker abwesend war, an den Gehülfen, der ein sehr hochmüthiger Bursche war, mit den Worten: Ach, Herr Apothekersgeselle, geb' Er mir doch ein Recept gegen das Zahnweh; ich geh' schier zu Grunde!

Wüthend über die Benennung „Apothekersgeselle," beugt der sich über den Receptirtisch oder, wie man gewöhnlich sagt, die Theke, und steckt dem Bauer ein Paar Ohrfeigen, daß es ihm im Kopfe saußt.

Mordgallee! ruft der Bauer aus, das war gut, denn die Erschütterung gab ihm wirklich eine augenblickliche Linderung. Was kostet's? —

Nichts, rief noch zornglühend der Gehülfe. Ihr könnt, wenn's wirksam war, noch ein Paar umsonst haben!

Ne! sagte gedehnt der Bauersmann, so war's nicht gemeint. Ich bin kein Lump, und umsonst nehm' ich Nichts! —

Mit einem Satze war er hinter der Theke und setzte dem Provisor Zweie aus dem Salze, daß ihm schier Hören und Sehen verging, und sagte: Da hat Er sein Recept wieder, denn berauben will ich Ihn nicht, und die da nehm' er als Trinkgeld, und er steckte ihm eine Dritte, die nach Kraft und Wirkung als ein reichliches Trinkgeld konnte angesehen werden.

---

10. Ein Räthsel.

Hohle Wangen, fahle Farbe,
Laffe Arme, trüber Blick,
Leid und Gram im Herzensgrunde,
Sieh' — ich bringe dies Geschick!
Sieht man mich von ferne kommen —
Mit dem festen, sichern Gang,
Mit den stieren, starren Augen —
Ach, wie schlägt das Herz so bang!
Was die Thüre mir verschließet,
Und mich scheuchet weit, sehr weit?
Will dir's sagen: Bet' und Arbeit' —
Halt' an ächter Einfachheit!
Hochmuth, Trägheit, eitles Wesen —
Leben in den Tag hinein —
Gern sich putzen, flinkern, Leichtsinn —
Das sind die Gesellen mein;
Oeffnen heimlich mir die Thüre,
Und ich schleiche stille hin
In den Winkel, bis ich seßhaft,
Bis ich Tischgenosse bin.
Und doch gibt's auch ein Willkommen,
Das mir gilt — nach Schmerz und Leid,
Das du auf dem Krankenlager

Hast getragen lange Zeit.
Wird auch das Verdienst bemäkelt,
Ungekränkt bleibt eins mir doch —,
Daß ich unter allen Köchen
Immer bin der beste Koch!

11. Das Profitchen.

Eine Geschichte aus einer kleinen Stadt

will ich Euch erzählen, sagte der Schmiedjakob eines Abends zu den Spinnstubengenossen, die um die hängende Ampel saßen, und ihn schon einigemale fragend und bittend angesehen hatten. Die kleine Stadt kennt Ihr wohl, aber „das Profitchen“ nicht, es müßte denn sein, daß der Gevatter —

Ja, ja, sagte der Gevatter: Kumpeer, mir steht der kleine Mann mit dem dicken Bauche, dem rothen Gesichte, den hängenden Backen und den kleinen, blitzenden Augen — in dunkelblauem, schlotterigem Frackrocke, dunkelgrauen Manchesterkniehosen, ebenso gefärbten Wollstrümpfen und Bändelschuhen noch zum Malen vor Augen. Auf den kurzgeschnittenen Haaren saß ein abgenutzter Filzhut von grobem

Stoffe, und unter dem Arme trug er Jahr aus Jahr ein den langen Maßstab, der zugleich, wenn er ermüdet war, als Wanderstab diente. —

Gut gemacht, Gevatter! Der leibt und lebt nach deiner Schilderung. Den Namen „Profitchen“ trug er, weil er das Wort wohl allzu häufig gebrauchte, und auch im Auge hatte, was es bezeichnet; nur mit dem Bemerken, daß er „Profitchen“ sagte und „Profit“ meinte, auch wohl den Grundsatz festhielt: „Kein Vöglein fliegt über mein Haus — ein Federlein rupf' ich ihm aus!“ — Der Mann war ursprünglich ein Rheinpfälzer, das heißt, er stammte vom „Matzenberg,“ einer wohlbekannten, aber nicht eben von Seiten ihres Rufes in früherer Zeit bevorzugten Gegend, auch nicht wegen ihres Wohlstandes, noch weniger wegen des guten Haushaltes ihrer Insassen.

Kein Handwerk wird leichter erlernt, als das Maurerhandwerk und kostet kein Lehrgeld, denn der Handlanger, der ersten Jungen-Stufe in andern Handwerken gleich, kriegt schon seinen Lohn. Das hatte des „Profitchens“ Vater im Auge, als er zu seiner Frau sagte: Grethel, unser Jeremies ist der dummste von unsern Buben; ich denke, den lassen wir als Handlanger zu den Maurern gehen! Die Mutter blickte im Geiste auf die sechs Buben und auf des Vaters Kunst, der ein Kesselflicker war, und nur dann Etwas verdiente, wenn sie im Sommer auszogen in die weite Landschaft, die der grüne Rhein durchströmt, und dachte bei sich: Sechs Kesselflicker und Spengler sind zu viel, und sagte dann laut: Du hast Recht, Kaspar, und der Schlingel ist zwar nicht lang, aber breit und stämmig. Ich mein', er könnte gleich gehen und in der Grünstadt anfangen! —

Damit war Jeremias' Lebensweg bestimmt. Er hatte einen Anzug aus blaugefärbtem grobem Linnentuche, der, einige Placken abgerechnet, noch ganz war; hatte ein Paar dichsohlige, genagelte Schuhe, eine Pechkappe, die den Regen noch abhielt vom wolligen Kopfe. Das war genug. Zwei Hemden, die die Mutter riesterte, reichten aus, weil Keiner in der Familie mehr hatte, und so fehlte Nichts, als der Brodsack, der vom Betteln der kleinen Buben übrig war, und ein Haselstock, den er sich schneiden konnte im nächsten Busch. Sonntags Mittags war Alles bereit. Ein halbes Brod im Sacke, zog Jeremias, gewöhnlich nur: Mies genannt, nach empfangenem Händedruck und Segenswunsch, aus und schritt, ohne Herzeleid und Weh, „der Grünstadt“ zu, um Handlanger-Arbeit zu suchen, die er, da in diesem Jahre viel gebaut wurde, sogleich bei einem Maurermeister fand, der ihm einen kleinen Tagelohn versprach, aber weder Kost noch Wohnung. Das machte Mies keine große Sorge, denn, von Hause aus an Bettelbrod gewöhnt, reichte Schwarzbrod und ein Trunk, den der Brunnen kostenfrei gab, hin; was das Bette betraf, so war er auch nicht verwöhnt. Es war warm. Ein Räumlein, so groß, wie er, und eine Schütte oder Bauschen Streh war hinreichend, alle seine Wünsche zu erfüllen.

Es ist eine Erfahrung, daß die Armuth gastfreier ist, als der Reichthum, und daß sie gerne herbergt, was jener längst verlernt hat. So fand sich denn bei einer Schuhflickersamilie das Obdach, und ein Bauschen Stroh kostete drei Kreuzer, und somit war seine häusliche Einrichtung bestellt. „Mit Wenigem zufrieden," war sein Wahlspruch damals noch.

Mies war schweigsam und fleißig. Dadurch empfahl er sich dem Meister, aber nicht den drei andern Handlangern bei dem Baue, sirzungigen und leichtfertigen Stricken aus der Haardt. Durch seine Schweigsamkeit veranlaßt, fällten sie dasselbe Urtheil über ihn, das Vater und Mutter gefällt, und durch seinen Fleiß zwang er sie, auch fleißig zu sein, wozu sie keine Lust trugen. Sie witzelten über ihn, hänselten ihn überall und suchten ihn zu bewegen, weniger fleißig zu sein. Als das bei ihm nicht verfing, spielten sie ihm Schabernacke, wo und wie sie konnten. Als er aber dem Einen gelegentlich Eins auf die rechte, dem Andern Eins auf die linke Backe setzte, daß sie finkelte und funkelte, und den Dritten nahm und drei Schritte weit in eine Ecke schleuderte, daß ihm das Fachwerk der Rippen krachte, und zu dem Allen kein Wort sprach, da bekamen sie denjenigen Respekt, den die körperliche Kraft Allen einflößt, die nur diese kennen und achten.

Von da an blieb er ungehudelt und der Meister schenkte ihm einen Dreibätzner und sagte: Hast's brav gemacht, Mies, bättst's schon lange so machen sollen!

Jeremias war vergnügt, daß ihm der Meister Recht gegeben und die Handlanger ihm Ruhe ließen. Er hatte Augen für Alles, was in das Handwerk einschlug; merkte auf die Reden und Lehren des Meisters, besonders wenn er die Gesellen lobte oder tadelte; aber der Winter kam und das Maurerhandwerk mußte feiern, was überall sein Loos ist.

In Grünstadt gefiel es ihm wohl. Meister, sagte er eines Tages zu diesem, ich bin ein armer Junge und möchte gerne arbeiten, was es auch immer sein mag, wenn ich

nur durchkäme, bis das Mauern wieder angeht. Könntet Ihr mich nicht brauchen? In Euerem Hofe daheim liegt viel Holz. Ich will es Euch für die Kost hacken und eine Schlafstelle werdet Ihr ja im Hause für mich finden!

Das hatte dem Meister gefallen. Er behielt ihn und für ihn war einstweilen gesorgt, ja der Meister schenkte ihm warme Kleider, und — was er von seinem Verdienst übrig hatte, viel war's freilich nicht, das nähete er sich in die Hosenleine, wo es gewiß vor ihm selber und Andern sicher war.

Im folgenden Frühlinge, als die Arbeit wieder begann, sagte der Meister: Mieß, du kannst Hammer und Kelle nehmen, und als Geselle bei mir bleiben. Du hast dem Schneider den Herd aufgemauert so gut wie Einer! Kriegst Gesellenlohn. —

Wer war glücklicher als Jeremias! Er arbeitete tüchtig, konnte die Zweifpitz führen und war ein so brauchbarer Maurergeselle, als irgend der Meister einen hatte.

Eigenthum hatte Jeremias nie gehabt. Das Erste war sein Verdienst. Seine Freude daran war die des Kindes an der ersten Puppe. Er zählte sein bischen Geld alle Abende aufs Neue und wenn der Ablohntag kam, zitterte er vor Freude, und kein Wunsch war heißer in seiner Brust, als der, diese Besitzthümer zu vermehren. Um ja recht seine Zeit zu benutzen, versorgte er in der Ruhestunde der Frau Meisterin die Kuh, denn die hatte keine Magd, und dafür erhielt er zu essen. Am Feierabend holte er das Futter für den folgenden Tag, weil er in dem Kämmerlein forthin schlafen durfte, das er im Winter inne gehabt.

So blieb er vier Jahre bei dem Meister, und er wäre gewiß länger geblieben und Polier geworden, wenn der Meister nicht von einem Gerüste gestürzt wäre und den Hals gebrochen hätte. Jetzt waren seine guten Tage alle. Er griff zum Wanderstabe und den Rhein hinab ging sein Weg ohne Absicht, bließ weil das Wasser auch hinabfloß und da drunten die Leute ohne Zweifel auch Häuser bauten. —

Er verthat nichts von ſeiner Erſparnißſumme, denn das Fechten iſt die angeerbte Freiheit jedes Handwerksburſchen und wer's verſteht, macht keine unebenen Geſchäfte in ſeinem Fache. —

Haſt's wohl auch verſucht, Kumpeer? fragte der Gevatter mit ſchalkigem Seitenblick.

Da ſollte mich doch der Herr behüten, erwiederte Schmiedjakob, daß ich gefochten hätte, ſo lange ich noch einen Kreuzer übrig hatte, um mir ein Stück Brod zum Trunke Waſſers zu kaufen! Einmal war ich freilich ſo herunter, daß ich auch den letzten Kreuzer ausgegeben; allein das dürft Ihr mir glauben, daß ich verhungert wäre bei dem Fechten, wenn ich nicht Arbeit gefunden hätte. Ich ſage es aus Herzensgrunde, es iſt eine Schande zu betteln, ſo lange der Menſch noch Kräfte hat zum Arbeiten, und ich würde jetzt in meinem Alter noch roth vor Scham, wenn ich mich auf das Fechten verlegt hätte. Ich ſage: Wer's verſteht, fährt gut dabei, aber zum Verſtehen gehört, daß man das Bettelhandwerk eben frühe gelernt hat. So war's bei'm Jeremias. Der war mit ſeinen Eltern auf's Keſſelflicken hinausgezogen, und da waren die Junzen alle auf die Bettelfahrt gegangen Tag aus, Tag ein und keiner war maulfauler dabei als Mies, und dennoch brachte Keiner mehr Brod am Abende als er, denn er blieb, ſchweigend zwar, aber mit unerſchütterlicher Geduld, an den Thüren ſtehen — bis er eine Gabe hatte, und er bekam ſie auch jedesmal. Das kam ihm auf ſeiner Wanderſchaft zu Gute und es ging ihm über Erwarten gut. So iſt er denn auch in die Gegend gekommen, wo ſich der Rhein durch's enge Bergthal drängt, und — wo wir eben wohnen — und in der Stadt hat er unverhofft Arbeit gefunden, weil der Frühling ungewöhnlich frühe kam.

Als er bei ſeinem neuen Meiſter eintrat, hatte er noch zwölf Gulden baares Geld, und hatte auf dem ziemlich weiten Wege nichts ausgegeben, ſondern noch ein Paar gute Stiefel, ein Hemde und Rock und Hoſen erfochten, die noch

ganz vortrefflich waren und ihm so gut paßten, als wären sie für ihn angemessen und gemacht.

Was er noch nicht wußte vom Zusammenhalten und Sparen, das lernte er bei dem Meister Schindel und besonders den sehr schönen Grundsatz vom Vögelein, das über's Haus fliegt, und jedesmal eine Feder lassen muß. Ein rechter Schwengrundsatz!

Jahre lang blieb er bei dem Schindel als Obergeselle oder Polier. Der vertraute ihm ganze Bauwerke an, wenn er mehrere an verschiedenen Orten in Accord genommen, und befand sich trefflich dabei. Der sagte nicht: Der Mies ist der dummste, wie einmal sein Vater gesagt, sondern er hielt dicke Stücke auf ihn, weil er pfiffig war, wie ein Thorschreiber, und des Meisters Vortheil im Auge hatte, den Kalk im Mörtel sparte in den Mauern, aber nicht an den Außenseiten, wo's die Leute sahen, und ihm Anschläge machte, die allemal der Meister vortrefflich fand.

Da aber der Mies sich alle Tage fester auf die eigenen Beine stellte, wurde es dem Meister unheimlich, er möchte sich setzen und auf eigene Faust das Handwerk anfangen. Jeremias war kein unedener Bursche geworden. In der Woche sah er freilich aus wie alle Maurer, nämlich voll Kalk, Lehm und Mörtel oder Speiß, wie man bei uns sagt; aber Sonntags nahm er sich zusammen und sah ganz sauber aus; aber in dem Wirthshaus oder auf der Kegelbahn sah ihn Niemand; nicht etwa, weil er keine Lust dazu getragen hätte, sondern aus purem Geize, denn er trank für sein Leben gerne Wein und wenn er in des Meisters Auftrag einen Accord abschloß, so that er sich im „Winkauf" ein Uebriges an und sein Gang hatte dann allemal jenes bedenkliche Schwanken, das dafür Zeugniß ablegt, der Kopf sei schwerer als sonst, und die Beine hatten weniger Tragkraft als zu anderen Zeiten, obwohl sie kurz und stämmig waren, wie seine ganze Gestalt. Eins erfuhr der Meister niemals, das nämlich, daß Mies auch sonst sich nicht vergaß und allemal ein oder einige Thaler, und das waren damals noch Kronenthaler, in seinen Sack flossen, die er sich

als ein Trinkgeld aushielt, die aber dennoch, und das begriff sich leicht, am Accorde abfielen. Das aber war die Frucht von des Meisters eignem Sprüchlein: „Es fliegt kein Vögelein über's Haus, Eine Feder rupf' ich ihm sicherlich aus." Das hatte schon Frucht getragen und Mies Seele war dafür ein guter Boden geworden.

Nun hatte der Meister eine Tochter, ein hübsches, braves Mädchen. Sie war dem Mies gut und er ihr von Herzen. Da dachte denn der alte Fuchs, besser, ich halt' ihn fest, und versorge mein Kind, als er setzt sich auf eignen Sitz. Hat er auch Nichts von daheim, so ist er erwerbsam und hat sich Etwas gespart, wie viel's auch sein mag. Ein Reicher kommt doch nicht nach meiner Ammi sehen und um sie freien. Kurz und gut, im nächsten Winter wurde es richtig und Mies und Ammi ein Paar und er hatte eine brave Frau, eine tüchtige Kundschaft, ein Haus, Weinberge und soviel Feld, daß er Alles zog, was er im Jahre zum Leben nöthig hatte. Das war ein Glück, größer als er es erhofft!

Kumpeer, hob in einem Zwischenraume, da Schmiedjakob die Pfeife stopfte, der Gevatter an, Kumpeer, du hast noch kein Wort davon gesprochen, ob Mies einmal heimgedacht, daheim gewesen oder seine Eltern und Geschwister sich um ihn bekümmert haben?

Gevatter, erwiederte der Alte, wo Nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, sagt ein uraltes Sprüchwort, und so geht mir's auch. Was nicht ist, werde ich Euch nicht erzählen. Schmiedjakob war nie so ein Faselhanns, der den Leuten eine erdichtete Mähr aufbindet! — Ihr wisset, was ich erzähle, ist geschehen. —

Ich wollte, ich könnte von so etwas reden, was bei Mies in das Gemüth hinein wiese; aber ich glaube, er hatte gar keins, wie man sagt. Das ist aber doch falsch, denn der liebe Herr hat's in jedes Menschen Brust hinein gelegt und legt das Kind mit solchen Keimen an der Mutter Brust. Wird's da gepflegt, und fällt der Sonnenschein und Himmelsthau der Liebe darauf, dann keimt's und geht auf und

entfaltet sich zu fröhlicher Blüthe und Frucht; aber in des Mies Vater-Haus hätt' ich bald gesagt und hätte gelogen, denn es war eine Hütte, so baufällig und armselig, daß man aus natürlichem Erbarmen dem Winde hätte sagen mögen: Wehe ein bischen sanfter hier, daß das Hüttlein der Armuth nicht bricht. In des Mies Vaterhütte wohnte keine Liebe, keine Religion, keine Milde! Da herrschte Hader, Zank, Fluchen, Schwören vom Morgen bis zum Abende. Eine furchtbare Rohheit hatte sich in den Herzen gegen Alles gestämmt, was gut ist und wohllautet, und dem „nachzusagen," was das Wort des Apostels weiter sagt, fiel Keinem ein. Es war keine Bibel drinnen, kein Gebetbuch, kein Gesangbuch! —

Es thut mir wahrlich im Herzen wehe, wenn ich es sagen muß, aber es ist wahr, die Liebe der Eltern zu den Kindern war nichts andres, als die Liebe des Thieres zu seinem Jungen. Kamen sie, herumkrabbelnd, in den Weg, so bekamen sie, wie man bei uns sagt, einen „Stumper," daß sie auf die Seite fuhren. Wuchsen sie heran, daß sie nur irgend gehen konnten, so mußten die älteren Kinder die jüngeren mitnehmen auf die Bettelfahrt, nackt und bloß, damit sie das Mitleid weckten; denen aber waren die armen Kleinen ein „Hemmschuh," wie man bildlich sagt, und da gab's nicht nur Flüche, daß sich der Boden bog, sondern Prügel und „Stumper," daß sich ein „steinernes Herz hätte erbarmen mögen. Also frage ich: Konnte in der Hütte die Kindesliebe aufkommen und auf der Bettelfahrt die Geschwisterliebe?

Schmiedjakobsvetter, ich bitte Euch! Mir kruselt's und eine Gänsehaut läuft mir über den Rücken! rief das Kathrinchen. Ist's denn möglich, daß eine Familie so ohne Gott, ohne Liebe lebt?

Ja, ja, es bewährt sich da wieder, daß eben der Mensch andre Menschen nur mit seiner Elle mißt, sagte Schmiedjakob. Du hältst so etwas für unmöglich, weil's eben bei dir und deinem Manne unmöglich ist; aber mein liebes Kind, glaub's einem alten Manne, der mit dem einen

Fuße ſchon im Grabe ſteht, es ſieht ſchauerlich aus in der Welt! Meiſt iſt, auf dem Lande namentlich, Armuth die Wiege der Rohheit und Verdorbenheit. Der Menſch iſt verthiert im Elende, aus dem er nicht herauskommen kann, weil ihm Niemand die helfende, rettende Hand zur guten Stunde bietet. Ach, wie weit hat der Menſch zum Menſchen, und der Getaufte und Confirmirte zum Chriſten, beſonders wenn ihm alle geiſtige und geiſtliche Pflege abgeht! —

Ja, ſo ſtand's in der Hütte, wo Mies ein Kind, ein liebebedürftiges Kind war und leider die rechte Liebe nicht fand; ſo ſtand es mit ihm, als er ſchon ein Büblein wurde auf der Bettelfahrt, und wie ihn Vater und Mutter nach der Grünſtadt gehen ließen oder hinaus in die Welt ſtießen, hab' ich erzählt. Einen Segenswunſch gaben ſie ihm mit, der an ihm aber abprallte, weil er keine Stätte fand. Vielleicht verſtand er ihn nicht einmal — denn in eine Schule war er nie gekommen und — daß ich es ſage! confirmirt war er nicht! — Es fiel ja ſeine Jugend in die Zeit, da eben die Revolution ſich am linken Rheinufer eingefunden und alle die in Paris gereiften Früchte mitbrachte, die den Pfälzern köſtlich dünkten; wo man keinen Gott mehr brauchte, und wo die höchſte Gewalt in Paris geſetzlich beſtimmt hatte, es ſollte kein Gott mehr ſein; wo Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft die Worte waren, welche die Köpfe benebelten mit ihrem Fuſelbranntwein, und die Bande des Rechts, der Familie, der Sittlichkeit löſten; wo der Tag des Herrn abgeſchafft und ſeine Feier verboten war und je der zehnte Tag, die Decade, wie ſie es fremdwörtlich nannten, gefeiert werden mußte; wo der Geiſtliche nur noch Volkslehrer und Volksredner war, und, wie es in der Pfalz häufig war, Friedensrichter; wo in die Schule ging, wer Luſt hatte, wo ſeine Kinder taufen und confirmiren ließ, wer eben wollte oder verſpottet und verhöhnt ſein wollte. —

O, das war eine Zeit, an die zurückzudenken, mir ein Entſetzen iſt! Nur der Gevatter und ich haben ſie durch-

lebt und mitgelebt, ob es gleich bei uns, am Rheine und auf dem Hunsrücken, nie dahin gekommen ist, wohin es bei dem leichtbeweglichen und — wohl auch leichtgesinnten Pfälzer gekommen war. Glaubt's mir, denn ich habe es mit eigenen Augen gesehen, und ich kam bisweilen in die Pfalz, wo ich von mütterlicher Seite her Verwandte hatte. — Der arme Mies — und wenn er auch tausendmal „das Preußchen" war, er dauert mich doch, denn es hätte können Tüchtiges aus ihm werden — trug die Schuld nicht, daß er halb wie ein Thier aufwuchs. Und seine späteren Jahre waren nicht dazu angethan, von Inwendig heraus etwas Besseres aus ihm zu machen. —

Nachdem ich Euch, fuhr Schmiedjakob fort, so einen Blick in das Leben in und außer dem Hause habe thun lassen, werdet Ihr es begreiflich finden, daß selbst in „der Grünstadt," wie man in der Pfalz sagt, der Verkehr des Mies mit seiner Familie fast auf Null gesunken war und immer mehr schwand, wie Schnee im Frühlinge. Als er vollends aus der Gegend schied und dem Rheine folgte, da war jedes Band gelöst, wenn je eins bestanden. Und wie es äußerlich zerriß, so innerlich zuerst und gänzlich. Waren sie todt oder lebten sie noch? Die Frage hatte ihn nicht gequält. Sie fragen nicht nach mir, warum soll ich denn nach ihnen fragen? Was als Erinnerungsmale in seiner Seele geblieben, das waren: „Stumper, Püffe, Flüche, Verwünschungen und handfeste Prügel." Wahrlich, solcher Lichtpunkte des Familienlebens, zu denen sich Hunger, Blöße und Elend gesellt, entschlägt sich die Seele gern. Dagegen zog Habsucht, Geldgier in seine Seele ein und beherrschte sie. Reich wollte er werden, weniger, um bessere Tage zu sehen, als um reich zu sein. Wo unser Schatz ist, da ist unser Herz und unser Dichten und Trachten. Das heilige Wort wurde einmal wieder am Mies wahr. Wo sein Schatz war, wissen wir, und da war auch sein Herz. Wo aber solche Gier herrschend geworden, da bewährt sich's wieder, daß „Ehrlich langsam geht;" zu langsam, viel zu langsam! Und der Alte, der den Spruch vom Vögelchen ihn gelehrt,

sagte zwar nicht: „Rupf nur die Feder aus, ob's zur rechten Zeit oder Unzeit ist; ob's dem Vögelein wehe thut oder nicht," — aber das verstand sich von selbst. Und so rupfte denn Mies wacker zu, wo er konnte, und „Federn" bekam er damit, wenn auch nicht mit Recht. —

Damals war's für's Rupfen eine prächtige Zeit. Am Rheine standen die Douaniers oder Zollwächter und das Pfund Kaffee kostete hüben, auf dem linken Ufer, einen Krenenthaler und drüben, auf dem rechten etwa vierundzwanzig bis dreißig Kreuzer, und so war's mit allen den Dingen, welche in Asien, Afrika oder Amerika wachsen, auch namentlich mit dem edeln Kraute des Tabaks. Da begreift Ihr, daß der Teufel dem, der ihm das Ohr lieh, hineinraunte: Da ist ein Profitchen zu machen! Schon das Wort „Profitchen" weist Euch an den, bei dem das in's Ohr geraunte Wort eine warme Stätte fand. Daß das Schmuggeln nichts andres sei, als ein Diebstahl, also eine Sünde und Schande, ein Verbrechen und Unrecht, daran dachte Mies nicht. Jung war er, gewandt, stark, pfiffig und schlitzöhrig. Geld hatte er auch, um ausparieren zu können und frischer Hand die Einkäufe zu machen; an Gesellen hat's einem rechten Meister nie gefehlt und waghalsiges Einsetzen hat seinen mächtigen Reiz; da waren alle Bedingungen vorhanden, und der Schmuggler fertig.

Alle Kräfte und Fähigkeiten, die in dem stillen, hinbrütenden Knaben verborgen gelegen, hatten sich nach und nach entwickelt, leider nicht zum Guten. Jetzt war die Zeit gekommen, wo sie in volle Blüthe traten. Wer keine Ehrlichkeit in sich trägt, glaubt auch nicht an die Andrer — oder, wie ich sprichwörtlich zu sagen pflege: Die eigne Elle mißt alle Leute. So ging's bei'm Mies.

Wenn der Staat Beamte, die ihm dienen sollen, treu dienen sollen, schlecht bezahlt, dann frag' ich, wer versucht? Da wird die Gewissenhaftigkeit solcher Leute auf harte Proben gestellt, wenn der Hunger an die Thüre klopft! — Nun waren niemals Beamte schlechter besoldet als diese Douanier, und ihr Dienst ging Tag und Nacht und war

hart und schwer bei Wind und Wetter, bei Winterfrost, Schnee und Regen. Damals freilich weniger als heute, mußte das Leben und Weben am Rheine goldene Beine und goldenen Webstuhl und Faden haben. — Da lag der Hase im Pfeffer! — Das wußte Mies wohl und „das Profitchen" in seiner Seele spitzte die Ohren. Ein Kronthaler deckt Ein Auge, und wenn dann das Andre rechts ausschaut, wenn links das Recht liegt, oder links, wenn jenes rechts liegt, dann läßt sich zweimal zwei zu fünf machen.

Eine Hand wascht die andre, wenn sie auch nicht rein wird.

Kurz — er wußte an die Grünröcke zu kommen; er wußte, wie man das Eckige rund macht. Nachts wurde geschmuggelt, und in seinem Hause, auf dem Speicher, lagen oft Waaren, die einen Werth von Tausenden hatten, dort gehelt und von den Helfershelfern fortgeschafft wurden. Die Grünröcke wußten's, aber, den Kronthaler auf dem Auge, sahen sie's nicht. Da wurde ein schauerlich Geld verdient und die Ehrlichkeit verhüllte kummervoll ihr Angesicht. —

Man hätte denken sollen, so eine nächtliche, stets aufregende Thätigkeit hätte Mies am Tage stumpf gemacht, aber im Innern war die „Unruhe" wie in der Uhr, und die trieb „das Profitchen" zu rastloser Thätigkeit.

Damals wurde am felsigen Rheinufer die Landstraße gebaut. Zahlreiche Bäche strömen aus den Thälern und Einschnitten dem Rheine zu, die, weil sie meist Giesbäche sind, oft wild und ungeheuerlich werden. Da mußten Brücken gewölbt werden. Grade im Gewölbebau hatte sich Mies einen Namen erworben. Er verstand's.

Solche Bauwerke wurden von den Baumeistern angeschlagen, und dann an den versteigert, der es am Wohlfeilsten machte, was soviel heißt, als am Schlechtesten. Mies war pfiffig, er lieferte gute Arbeit, und dingte doch tüchtig herab.

Wie ging denn das zu? fragte Nachbar Veit.

Veitchen, erwiederte Schmiedjakob, wenn eine Arbeit um

fünfhundert Franken gemacht werden konnte und der Baumeister tarirte sie zu tausend, so konnte Einer hundert Franken herunterdingen und hatte doch noch vierhundert Profit? Verstehst du? Bekam nun für den wohlfeilen Anschlag der Baumeister auch seine hundert Franken, so waren dreihundert auch noch ein annehmlicher Profit, der rein in den Säckel floß, und Mies konnte immer noch gute Arbeit liefern.

Bei solchen Geschäften kam des Mies Verschwiegenheit gar wohl zu Statten. Man konnte sich auf ihn verlassen; das wußten die Leute wohl. Sonst war äußerlich sein Leben ehrbar und er besaß, als sehr verständiger Mann und tüchtiger Werkmeister, ein gewisses Ansehen, und unter denen, die die Hebel kannten, die er ansetzte, errang seine Schlauheit und Pfiffigkeit das Ansehen, welches er genoß. Es war etwas mit ihm zu machen, wie sie sagten, und das galt ihnen viel.

Sein häusliches Leben war wenigstens in dem Einen Punkte besser, als das, unter dessen Einflüssen er aufgewachsen, daß es friedlich war. Christlich — herzlich — innig — nein, das war's nicht, denn dazu war er nicht angethan. War er zu Hause, so saß er im Lehnstuhle und berechnete im Kopfe — denn schreiben konnte er nicht; — besprach sich, so lange dieser lebte, mit seinem Schwiegervater — oder er — da die Natur ihr Recht einfordert — schlief. —

Viele gute Worte erhielt seine Frau nicht, aber doch auch keine böse und harte, denn die verdiente sie nicht, da sie eine nie rastende Hausfrau war. Er hatte zwei Kinder, ein Pärlein, die er in seiner Art wohl lieb hatte. „Stumper, Flüche und Püffe" erhielten sie nicht, aber auch sonst nicht viel Liebes, es sei denn von der besser gearteten Mutter. Ihr waren sie ohnehin übergeben, denn er war ja nur zur Essenszeit zu Hause und in späterer Zeit auch das nicht einmal — denn, da er sich als reichen Mann zu fühlen begann, aß er wohl im Wirthshause, wo er Eins fand und trank nun auch tüchtig — denn — er konnte es ja, er

liebte ein Gläslein Wein, aber in dem Sinne, wie er vom Profitchen sprach, und einen tüchtigen Profit meinte.

Aus einem Maurer wurde nun einfacher Weise ein Bauunternehmer. Auf zehn Stunden in die Runde wurde keine öffentliche Arbeit in Verding gegeben, wo er nicht gewesen wäre. Er sprach immer vorher mit den Lusttragenden und sagte: Ich steigere die Arbeit; aber wenn Ihr mir zwanzig bis fünfundzwanzig, ja selbst fünfzig Thaler, wenn die Arbeit von Bedeutung war, Abstand gebet, dann biete ich Euch nicht ab. Was wollten die Handwerksleute an Ort und Stelle machen? Wollten sie die Arbeit haben, so mußten sie ihm die Abstandssumme geben, und er klopfte auf die Tasche und dachte: Wieder ein Profitchen! und trollte heim. War aber unterwegs ein einladend Wirthshaus, so blieb er oft sitzen und kam völlig trunken heim.

Es war aber eigenthümlich, daß er immer soviel Besinnung behielt, daß er ohne fremde Hülfe heimkam und ihm auch nie ein Pfennig von dem Gelde fehlte, das er als „Profitchen" eingesackt hatte. Eine Stunde Schlaf reichte hin, ihn wieder als Schmuggler auf die Beine zu bringen. Seine Gesundheit und Kraft schien wirklich unverwüstlich, und sein Wohlstand stets zu wachsen.

Auch seine Kinder wuchsen heran und Lieschen war ein bildhübsches Mädchen, Philipp ein stattlicher Bursche; aber Beide mißriethen, wie er oft bitterlich klagte. Er wollte, daß Lieschen einen reichen Schiffer heirathe, der des Vaters Schmuggelgenosse war. Lieschen aber sagte entschieden, das geschähe nie. An einen Geldsack lasse sie sich nicht verschachern. Sie sähe im eignen Vaterhause, daß das Geld nicht glücklich mache, und daß die, welche reich werden wollten, in Versuchung und Stricke fielen. Das Letzte sagte sie mit schwerem Nachdrucke.

Wenn auch das Profitchen sonst alle Schleichwege kannte, seinen Willen durchzusetzen, hier, an des Mädchens festem Willen brach sich seine Kraft, sein Zorn selbst. Sie widersetzte sich in einer Weise, die ihn völlig entwaffnete, denn sie redete nicht, aber sie handelte, ohne daß sie im Mindesten

sich vergaß gegen ihren Vater. Es wurde nichts aus der Heirath, wie viel er sich auch ärgerte. Noch mehr aber ärgerte ihn, was Lieschen sich beigehen ließ — das reichste Mädchen oder doch eins der Reichsten im Städtchen, unter dem Bürgerstande nämlich. —

Viele liefen dem hübschen Mädchen zu Gefallen; für Keinen hatte sie im Herzen etwas übrig; aber ein armer Maurergeselle, der bei dem Vater in Dienst stand, einer armen, braven Wittwe Sohn, schlicht und recht, treu und gottesfürchtig, und rastlos thätig, ohne dabei ein „Profitchen" zu sein, war ihr Liebling und sie hatte dessen kein Hehl, selbst nicht vor ihrem Vater, wie sauer er auch dazu sah.

Die arme Mutter mußte dafür leiden. Ihr grämelte und nörgelte er vor Tag aus, Tag ein, ohne daß Etwas anders wurde. Noch verdrießlicher machte es ihn aber, daß Philipp aus der Art schlug. Der weigerte sich entschieden, mitzuschmuggeln, weil der Pfarrer gesagt hatte, es sei gegen das Gebot Gottes, gegen die Pflicht gegen die Obrigkeit; es sei, wie Diebstahl. Erst schimpfte er heillos auf den Pfarrer, dann wandte sich sein Zorn gegen seinen Sohn, aber an dem festen Worte: „Gegen mein Gewissen handle ich nicht," brach sich auch hier seine Kraft. Außerdem gingen seine Frau und seine Kinder fleißig zum Hause Gottes, und er nie. Dagegen setzte er sich nun nicht; aber er verwünschte den Pfarrer, der ihm die Kinder auf Abwege leite. Philipp war in allen Stücken seinem Vater unterthan, ein fleißiger braver Mensch, nur da nicht, wo er die junge, frische Kraft dem „Profitchen" dienstbar zu machen strebte. Bei'm Schmuggeln besonders war er so entschieden, daß Ueberredung und Härte ihn nicht wankend machten. Ihr werdet sehen, es ist noch unser Unglück! sagte er.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, sagte Schmiedjakob. Bis jetzt war dem Profitchen Alles geglückt. Alle seine schlechten Händel, seine Bestechungen, sein Schmuggeln — Alles hatte ihm die Vortheile gewährt, die er gewünscht, die er erstrebt. Solch' „Glücken"

macht übermüthig und trotzig. Er war hochfahrend geworden, wie alle sogenannten Glückspilze; er war hart und geizig geworden, und seine Habsucht kannte keine Grenzen, denn je mehr der Habsüchtige gewinnt, desto gieriger wird er. Selbst das Geld, das er zu Bestechungen verwendete, schmerzte ihn. Er wurde karger darin; er gab weniger, als sonst. —

Es waren neue Beamte gekommen, denn sie wechselten grade in diesem Zweige häufig. Einem, der ein arger, tückischer Mensch war, hatte Mies auf die Krähenaugen getreten, und der wurde ihm aufsässig. Er spürte seinen Schlichen nach und einmal — als er grade reiche Waaren auf seinem Speicher verwahrte, die er, leichtsinnig gemacht und sicher, gar nicht mehr verbarg, wurde um Mitternacht, grade als ein Kahn mit Kaffeeballen gelandet war und eben auch in Sicherheit gebracht worden war und die Schmuggler an Mies Tische saßen und einen köstlichen Kaffee tranken, das Haus von Douaniers umstellt und an der Thüre heftig gepocht.

Das böse Gewissen ist ein sicherer Wetteranzeiger.

Wir sind verrathen! Rette sich, wer kann! rief einer der Schmuggler und blies das Licht aus.

So leise als möglich, und auf den Strümpfen gehend, schlichen sie hinaus, und in dem Augenblicke, da die Zollwächter durch die gesprengte Thüre eindrangen, schlüpften sie zu einer Thüre hinaus, die ihnen, da sie in ein Seitengäßchen führte, oft als Eingang gedient, nun auch als Ausweg zur Flucht half. Das Profitchen war vom Schrecken wie gelähmt. Seine Frau behielt soviel Geistesgegenwart, daß sie sich die Stiege hinaufmachte, schnell sich auszog und in's Bette warf, wo sie sich fest schlafend stellte, während sie, wie in Todesangst, bebte und zitterte. —

Ein Licht war bald aus der Blendlaterne der Douaniers wieder gezündet. Der Kaffee dampfte noch. Die sieben Tassen standen noch da, aber die Vögel waren ausgeflogen, denn der, welcher am Hofpförtchen Wache gestanden, war im übergroßen Eifer, als die Thüre gesprengt wurde, dort-

hin geeilt, ſonſt hätte man ſie Alle erwiſcht. Nur das alte Proſitchen ſaß, unfähig zu reden und zu handeln, noch im Armſeſſel. Das Haus wurde durchſucht. Im Keller fand man unverzollten Branntwein, auf dem Speicher eine Menge Ballen Kaffee, Gewürze, Salz, Seidenſtoffe und engliſche Kattune — und das war unſtreitig ſeit Jahren der beſte und reichſte Fang, den die Douanen gemacht.

Mies wurde feſtgenommen und in das Stadtgefängniß gebracht, da alle Behörden aufgeweckt worden waren. Seine

Sache stand sehr schlimm, und das war das Allerschlimmste, daß Haus und Hof sammt den Waaren verfallen waren.

Mutter und Kinder ließ man frei; denn die inneren Zustände kannte man genau; auch hatte Mies ausgesagt, sie seien schuldlos. Aber er wurde, nachdem am anderen Morgen das Verhör gehalten war, von den Gensdarmen fortgebracht.

Zu läugnen war ja Nichts. Er war als Schmuggler hinlänglich bekannt. Der Fund in seinem Hause zeugte ja gegen ihn, mehr als Menschenzeugniß. Ein langer Prozeß entstand, und sein Urtheil lautete auf die Galeeren, nach Vlissingen in Holland. — Haus und Hof wurden versteigert, aber es deckte Kosten und Strafe nicht. Auch das Feldgut und die Weinberge gingen drauf. Nur einige Kapitalien blieben, die etwa ausreichten, um ein kleines Häuschen in einer Hintergasse zu kaufen. So blieb ihnen ein Obdach; aber den Dreien blieb mehr, Besseres, das gute Gewissen und das allgemeine Mitleid — ja das Wohlwollen und die Achtung der ganzen Stadt. Dennoch drückte sie Scham und Kummer schwer, und das völlige Verarmen war doch auch hart. —

Das war Anno 1812 geschehen.

Lange, lange war Mies das Gespräch der Leute. Er hatte wohlverdient, was ihn betroffen. Darin waren Alle einmüthig, und jetzt erst redeten Manche, die bis jetzt geschwiegen. Arbeiter, die er bedrückt und übervortheilt; Accorde, die er gebrochen; Betrügereien, die er geübt, das Alles wurde nun laut. Man hatte sich vor ihm gefürchtet, und darum geschwiegen. Daß auch Manches übertrieben wurde, konnte kaum ausbleiben. Es war ein schönes Zeugniß für den braven Maurergesellen, der auch Viel schweigend gelitten hatte, daß er jetzt um Lieschens Hand bei der Mutter anhielt, die, da der Vater ja alle bürgerlichen Rechte verloren hatte, ihren Segen dazu gab. Sie zogen zu der Mutter und Philipp und sein braver Schwager vollendeten pflichttreu die Arbeiten, die sie noch in Accord hatten vom Vater her.

Beide waren anerkannt rechtliche Leute; Beide verstan-

den das Handwerk meiſterlich und bei der Gewerbefreiheit im Lande ſtand ihnen nichts im Wege, ſelbſtſtändig ihr Handwerk zu üben.

Lieschen war in ihrer Ehe ſehr glücklich. Ihr Mann trug ſie, wie man ſagt, auf den Händen. Die Mutter lebte im Glücke ihrer Kinder neu auf. Sie ſah in ihrem Glücke, was ihr gefehlt hatte, und mancher Seufzer galt verſchollenen Tagen.

Indeſſen waren die Zeiten nicht mehr der Art, daß der Maurer viel verdienen konnte. Niemand baute neue Häuſer, denn die alten Zuſtände brachen zuſammen.

Das Jahr 1813 war ein Jahr der Stürme, der Unſicherheit, und ſein Ende vollends zeigte, daß die Stunde geſchlagen hatte, die andre Verhältniſſe bringen ſollte.

Mit Neujahr 1814 ging Blücher über den Rhein. Auch dieſes Jahr, und vollends das von 1815 waren

schwer und das Handwerk ruhte fast gänzlich. Da drang die Noth auch in die Hütte ein, die der Gattin und den Kindern des Mies als Zufluchtstätte diente.

Und in dieser Zeit erschien plötzlich Mies wieder. Man hatte ihn laufen lassen. Aber — wie kam er wieder? Alt, grau, gebeugt, bleich vom Elende, fast nackt, so, wie er einst als Jüngling zur Grünstadt gekommen war. Alles, was dazwischen lag, war vernichtet. — Aber auch innerlich hatte ihn das Elend geknickt. Die Hand Gottes hatte ihn getroffen, geschlagen, gebeugt. —

Weinend war er an das arme Häuschen getreten und lehnte den Kopf an den Thürpfosten, und hatte den Muth nicht, einzutreten.

Ach verstoßet mich nicht! flehte er schluchzend. Der Gott, den ich nicht kannte, nicht verehrte, dem ich nicht gehorchte, er hat mich gebeugt, geknickt; aber ich habe ihn gefunden in dem entsetzlichen Jammer, den ich erduldet!

Das waren die Worte, die er weinend hervorstieß. —

Und was thaten die, die er unglücklich gemacht? fragten voll Theilnahme Kathrinchen, Veit und Fritz zu gleicher Zeit, und wie aus Einem Munde.

Schmiedjakob nahm seine Pfeife aus dem Munde, zog sein Käpplein ab und sagte: Sie nahmen ihn auf mit Freuden! Sie kleideten ihn, sie pflegten ihn treulich und mit kindlicher Liebe, denn er erkrankte, da er in einem kalten Frühjahrswetter die Reise aus Holland im elendesten Zustande gemacht hatte.

Unter die Leute kam er nicht mehr; denn nun kamen die Folgen der Schmuggelnächte und eines unordentlichen Lebens zu dem Elende der Gefangenschaft und Zwangsarbeit in Vilvoerde und das Lämplein brannte immer trüber, immer matter, und sein Erlöschen war nahe. An seinem Bette saß Lieschen, ihr Knäblein auf dem Schooße, und las ihm aus der Schrift vor.

Eines Sonntags, da grade die Geschichte vom verlornen Sohne das Evangelium war, las sie das Kapitel aus dem Evangelium und das Lied: „Jesus nimmt die Sünder an“ aus dem Gesangbuche. Das machte einen erschütternden Eindruck auf ihn. —

Als sie geendet, rang der Alte die Hände und rief laut: Ach, Herr Jesus, nimm auch mich, den verlorenen Sohn, in Gnaden an! Ich hatte dich nicht gekannt, und du hast mich gesucht. Ach, Heiland, erbarme dich mein! —

Das Wort, mit wunderbar ergreifendem Ausdrucke ausgerufen, war kaum verhallt, da sank er in die Kissen zurück, und der Tod drückte sein Siegel auf das starre, bleiche Antlitz.

Alle Viere standen um das Bette, weinten und falteten ihre Hände und leise zitterte es über die Lippen: Herr, sei seiner Seele gnädig! —

Stille wurde er in den Schooß der Erde gesenkt, aber Alle, die der Leiche gefolgt waren, beteten tief ergriffen: Herr, führe uns nicht in Versuchung! —

Ja, ja, sagte, nachdem das Schweigen gebrochen war, das den letzten Worten Schmiedjakobs unwillkürlich folgte, der Gevatter: Alles ist wahr, ich hab' es mit erlebt! Die da reich werden wollen, fallen in Stricke! Es ist ein ewig wahres Wort. Aber — er war ein Kind seiner Zeit. Es mußte Alles so kommen, wenn man's recht bedenkt. Und doch ist er zu beklagen. Was hätte aus ihm werden können, wenn ein christliches Familienleben ihn gehegt, wenn ein gründlicher Unterricht, ein tüchtiger Religionsunterricht, ihn in die Bahn der Gottesfurcht geleitet? —

Darum, hob Schmiedjakob an und stand auf, daß sein Stelzfuß drohend den Boden berührte, darum Dank und Preis dem, der uns also geführt, daß wieder Gottesfurcht im Lande herrscht; Preis und Dank Ihm, daß christlicher Schulunterricht Alle frühe zum Guten anleitet; Preis und Dank Ihm, daß wir Alle im Hauche eines christlichen Familienlebens aufgewachsen sind. Ach, daß doch dieser Segen immer reicher würde, daß kein Haus, keine Hütte mehr im Lande wäre, wo nicht der Herr seine Stätte hätte und sein heiliger Name gepriesen würde!

Und Alle sagten laut: Amen! — Und stille gingen sie auseinander, sich leise eine gute Nacht wünschend, und Alle bewegte in ihren Herzen, was sie gehört.

12. Altes Gold.

Laß deinen Mund verschlossen sein, — so — schluckst du keine Fliege ein! So sagt das Sprüchwort und man meint, das gelte eben nur im heißen Sommer, wenn an recht lauen Abenden die Schwärme der Fliegen die Luft erfüllen; man meint, es wäre eben nur so eine hausbackene Klugheitsregel. Ist dir's schon passirt, daß dir so ein kleines Insektlein mit dem eingesogenen Athem in die Luftröhre kam, wenn du lebhaft sprachst, dann erkennst du, daß auch so der Rath wohl gemeint ist, denn es ist ein sehr unangenehmes Gefühl. Wie das kratzt! Wie das zum Husten reizt! Wie das einen abscheulichen Reiz in der Kehle hervorbringt, daß es schier ein Krampf wird, an dem man zu ersticken fürchtet!

Nun, Freund, hast du das Mücklein herausgehustet, dann ist Alles gut, und den Mund zuhalten bei solcher Gefahr, ist gewißlich ein guter Rath; aber die Sprüchwörter sind goldene Aepfel in silberner Schale! Sie haben so Etwas vom Menschenantlitze, das uns in Liebe zulächelt nnd uns so sehr in diesem Lächeln anmuthet — denn wir wissen, tiefer, viel tiefer, drunten in der Brust, im Herzen, wohnt die Liebe, die doch mehr ist, als das lächelnde Antlitz:

das ſieht das Auge, die Liebe aber die fühlt das gleichgeſtimmte Herz, wie zwei gleichgeſtimmte Inſtrumente immer zuſammen tönen, wenn das Eine erklingt. Auch in dem Sprüchworte liegt ein tief'rer Sinn. Laß deinen Mund verſchloſſen ſein — hänge lieber ein Schloß davor! Weißt, das Plaudern, Ausplaudern, Schwätzen, Pappeln, verräth die Geheimniſſe der eignen Bruſt und Andrer, die ſie uns vertraut. Das ſind Dinge, die ſollſt nur du und der Freund, der ſie dir vertraut — und noch Einer — dein Gott, wiſſen, und dann Niemand mehr. Was geht's die leichtfertige Welt an, was dich ſo tief bewegt? Sie heuchelt dir Theilnahme, bis ſie dir's gelockt auf die Lippe und dann — iſt's, wie das Vögelein, das dir durch des Käfigs Thüre entfleh. Kriegſt's nicht wieder! Aber der Habicht kommt und zerreißt's in ſeinen Klauen und ſein gieriger Schnabel zerreißt ihm das Herz! Verſtehſt du, was ich ſagen will? Grade ſo geht's mit dem, was du im innerſten Kämmerlein deiner Seele birgſt. Laß deinen Mund verſchloſſen ſein. Es iſt die Thüre der Seele, des Herzens. Durch ihn entſchlüpfen die Geheimniſſe der Bruſt, die Gedanken der Seele, die Wünſche — in Summa, was da inwendig ſeine Stätte hat. Und wenn du ihn öffneſt, und wenn du ſo unbewacht ihn läßt, dann — fährt's hinaus — und hintennach kommt die Reue, der Schmerz, die Thränen — denn du erfährſt es bitterlich, wie die herzloſe Welt dein Geheimniß ausbeutet, es auf den Markt des Lebens bringt und wie Neid, Haß, Feindſchaft es zerzauſt, wie der Habicht dein Vögelein. Das ſind dann die Mücken und Fliegen, die du einfängſt mit *offenem* Munde, die dir und Andern, deren anvertrautes Geheimniß du ausgeplaudert, in die Kehle fliegen und dir empfindliche Schmerzen verurſachen können. Solche Erfahrungen ſind ſchmerzlich und können ein ganzes Lebensglück vergiften, ja zerſtören. Darum präge dir's in's Herz, was ſo unſcheinbar das Sprüchwort ſagt: Laß deinen Mund verſchloſſen ſein, ſo — ſchluckſt du keine Fliegen ein — und es gibt auch giftige Fliegen! —

13. Ehrlich währt am Längsten.

Es sind einige Jahre her, da reiste ein sehr reicher Kaufmann aus der Schweiz von Bourges nach Saint Amand in Frankreich und hatte das Mißgeschick, seine Brieftasche zu verlieren, in der für dreißigtausend Francs gute Wechsel steckten. In Saint Amand entdeckte er zu seinem Verdrusse den Verlust. Er ließ sogleich polizeilich bekannt machen, daß er dem, der unversehrt die Brieftasche ihm überbringe, tausend Francs auszahlen würde. Ein armer Arbeiter auf der Landstraße hatte die Brieftasche gefunden und brachte sie nach Saint Amand, wohin er den Wagen hatte fahren sehen, aus dem, ohne Zweifel, die Brieftasche gefallen war. Mit leichter Mühe entdeckte er den Gasthof, in dem der Kaufmann ausgestiegen war, und eilte zu ihm, die Brieftasche unverletzt zu übergeben.

Der Kaufmann zählt ihm die ausgesetzten tausend Francs auf den Tisch und sagt dankend, das ist die Belohnung, die ich ausgesetzt. Sie gehört Ihnen! — Aber vergeblich ist alles Bemühen, dem ehrlichen Manne das Geld beizu-

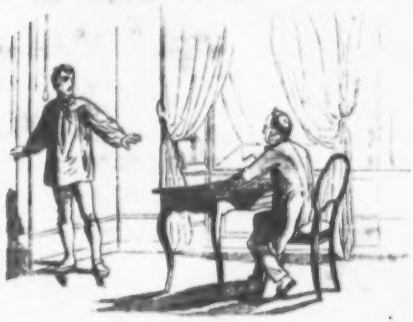

bringen. Es wäre eine Schande für mich! rief er aus. Ich habe zurückgegeben, was ich gefunden. Das war meine Schuldigkeit! Und mit diesen Worten entfernte er sich.

Der Kaufmann war tief bewegt von der seltenen Ehrlichkeit des Mannes, erkundigt sich nach seinem Namen und seinen Verhältnissen und reist endlich ab.

Es mochte etwa zwei Jahre später sein, da kommt der Gerichtsdiener und lädt den Landstraßenarbeiter auf das Gericht.

Der ehrliche Familienvater erschrickt auf den Tod. Er war nie, weder in eigener Sache, noch als Zeuge vor Gericht gewesen, und war sich auch keines Grundes zu dieser förmlichen Ladung bewußt. Zitternd tritt er den sauern Weg vor den Friedensrichter an, und bleich steht er endlich vor demselben, zu vernehmen, was Jener ihm zu sagen haben konnte.

Ich habe Ihnen Folgendes zu eröffnen, sagte der Friedensrichter. Der Kaufmann, dem Sie vor zweien Jahren die wiedergefundene Brieftasche zurückgegeben haben, ohne die ausgesetzte Belohnung anzunehmen, ist in Genf gestorben und hat Ihnen in einem Testamente rechtskräftig zehntausend Francs vermacht, welche die Genfer Gerichte, im Auftrage der Familie mir übersendet haben, um sie Ihnen als dankbares Anerkenntniß Ihrer seltenen, uneigennützigen Ehrlichkeit zu übergeben. Und der ehrliche Mann erhielt das Vermächtniß, das ihm und seiner zahlreichen Familie wohl that und recht aufhalf.

So meldete die Zeitung von Saint Amand im December 1854, und der Spinnstubenschreiber, dem ein Freund dies Blatt mitgetheilt hat, meldet's seinen vielen Freunden, und freut sich, es mittheilen zu können, weil daraus hervorgeht, daß Ehrlichkeit und Dankbarkeit noch nicht aus der Welt verschwunden sind, wie manche sauertöpfige Leute behaupten.

14. Ein Räthsel.

In Jerusalem, der hochgebauten Stadt,
Vor Salomon, den König, ein Weiser trat,
Der sprach mit lächelndem Mund:
Eines Wörtleins Sinn thu' du mir kund.
Du weiser König, es ist ganz klein,
Und nur vier Laute schließen's ein!
So rede, darauf der König spricht,
Und es lächelt gnädig sein Angesicht.
Der Weise sprach: die gold'ne Krone dein,
Sie ist's, sonst könnt' sie keine Krone sein!
Nun rathe!
Ich sah die Flur, die Wiese, den Hain
Erglänzen in tausend Diamanten,
Die sich an jedem Blatt, an jedem Halm,
In wundervoller Schönheit fanden.
Da dacht' ich, kommt die Sonne nun,
Und läßt ihr klares Auge darauf ruh'n,
Welch' eine Lust! Ihr goldner Strahl sich bricht
In tausendfachem Licht!
Sie kommt voll Majestät, des Tages Königin,
Doch blickt sie zürnend hin
Auf all' die Herrlichkeit und spricht:
Wie? Wagst du so mein Werk zu hemmen?
Und das zu tödten, was ich neu belebt? —

Du weißt, o König, daß, wo Diamanten glüh'n
Nicht immer auch des Glückes Blumen blüh'n!
Sie drücken oft das Herz, auf dem sie ruh'n,
Und Diamant und Perle deuten Thränen!
So war's auch hier. Das Wort, es wandelt nun
Im Augenblicke all' die Pracht in Thränen,
Die rieselnd sachte auf die Flur herab —
Und all' die Pracht — sie sank in's frühe Grab.
Und was der Sonne zürnend Wort gesprochen,
Es wird zur Wahrheit, denn geknickt, gebrochen,
Ist all' die Frühlingspracht,
Die ring's umher gar herrlich angelacht
Das Menschenherz; schwarz ist das frische Grün,
Geknickt die Blume, die, zu blüh'n,
Den Kelch erschlossen, mit dem süßen Duft
Erfüllet hat im weiten Kreis die Luft.
Nun rathe!
Was es umschließt mit seinen ehr'nen Armen,
Das bricht sich nimmer eine freie Bahn.
Gefangen ist's, da waltet kein Erbarmen.
Ja, schlingt sich Eins in's Andre, Eins an's Andre an, —
Dann wehe dem, den es einmal umschlingt,
Vergeblich ist's, daß, seiner los zu werden,
Der Arme dann mit allen Kräften ringt —
Er trägt das schwerste Loos auf Erden.
Doch, König, sprich' ein Wort! Aus deinem Munde,
Fließt nur allein der Balsam für die Wunde
Das Wort der Gnade!
Nun rathe!
Nicht immer ist's, o König, bittres Weh,
Was dieses kleine Wörtlein bringt;
Denn oft ist es ein theures Band, das schlingt
Sich um die Herzen für das ganze Leben,
Und es empfängt's die Hand mit leisem Beben,
Das aus des Herzens tiefstem Grunde stammt,
In dem die Liebe flammt.
Nun rathe!

Und ist die Aehre reich gefüllt,
Und senkt das Haupt, das nun zur Ernte weiß;
Und glüht die Frucht des Baums, vom Laub umhüllt,
Und schwillt die Traube, beuget sich das Reis,
Von süßen Beeren schwer, — dann schallt
Von Thal zu Thal, von Berg zu Berg und Wald
Das Wörtlein aus des Menschen Mund
Und thut des Schöpfers Gnade kund.
Der seine Sorge scheucht, und freudig hebt
Das Herz sich, das in Angst und Furcht gebebt;
Die Zukunft zeigt ein heiter Angesicht,
Und fürder quält das Menschenherz sich nicht.
Nun rathe!
Der König senkt das Haupt gedankenschwer,
Dann hebt er's rasch, blickt zu dem Weisen her
Und spricht das Wörtlein aus ganz leise.
Errathen! spricht der Weise;
Doch denen ward's nicht kund,
Die um den König sich geschaart im weiten Rund.
Drum möget Ihr errathen heut,
Was Salomon errieth und deß sich hat gefreut!

---

15. Das hat ein Wilder Nordamerika's gethan.

Wir haben uns nach den allerdings oft schrecklichen Beispielen wildester Grausamkeit und kaltblütiger Unmenschlichkeit, welche wir von den nordamerikanischen wilden Stämmen kennen gelernt, ein Bild von diesen „Rothhäuten", wie sie sich nach ihrer kupferrothen Hautfarbe selbst nennen, gemacht, das grauenhaft und entsetzlich ist. Daß ihre Rache furchtbar und unersättlich ist, das wissen wir, aber wir erfahren selten, was diese Rache hervorrief; wir lernen selten die ruchlosen Thaten der Weißen kennen, die den Wilden zum

Aeußersten treiben. Die Grausamkeiten derer, die den Christennamen entweihen und aller christlichen Bildung Hohn sprechen und den armen Wilden und was ihm theuer und heilig ist, mit Füßen treten, die verhüllt man uns sorgfältig. Daß dann aller Schatten tief dunkel auf die Rothhäute fällt, denen der Amerikaner die Heimath mit allen ihren heiligen, tief in's Innerste geprägten Erinnerungen, die Jagdgründe, wo im ungehemmten, freien Jägerleben ihre Nahrungsquellen lagen, auf frevelhafte Weise raubt und durch den vergiftenden Branntwein in Laster und Verderben stürzt, davon redet selten Jemand. Erst seit der deutsche Reisende Möllhausen uns einzelne großartige, edle Züge von Indianern erzählt hat, lernen wir sie wieder höher achten und schätzen. Aus einer anderen, sicheren Quelle will ich meinen lieben Lesern die That eines wilden Amerikaners erzählen und es ihrem eigenen Urtheile anheim geben, was in ähnlicher Lage ein christlicher Vater gethan haben würde.

Der Sohn eines berühmten Häuptlings der Tschippewä's, eines mächtigen Indianerstammes, wurde von den sogenannten Fuchsindianern, einem Stamme, der mit den Tschippewä's in einer uralten Feindschaft und daher selten ruhenden Kriege lebte, bei einem Ueberfall der Fuchsindianer durch die Tschippewä's gefangen genommen. Diese zogen sich in ihre Jagdgründe zurück, voll grausamer Freude, daß sie den jungen, tapferen Krieger, den Sohn ihres grimmigen Feindes und einst des feindlichen Stammes Häuptling, in ihrer Gewalt hatten.

Das Loos des Gefangenen war ein schreckliches. Bei der grausamen Sinnesart der Fuchsindianer war es nichts Geringeres, als unter aufgefachten Qualen lebendigen Leibes verbrannt zu werden. Entsetzlich! rufen meine Leser aus. Gewiß entsetzlich! Aber — wurden nicht auch Huß und Hieronymus von Prag und Andere, weil sie gegen die herrschende Kirche lehrten, lebendig verbrannt? Wahr, aber greulich, entsetzlich!

Darin zeigt der amerikanische Krieger seinen Heldenmuth, daß er diese gräßlichen Todesqualen bis zum Er-

löschen der letzten Lebenskraft stille, ohne Seufzen, ohne Klage, ja ohne ein Verziehen der Gesichtszüge erträgt. Er würde seinen Todfeinden eine ungeheure Genugthuung und Freude bereiten, wenn er nur durch das leiseste Zucken seinen Schmerz verriethe. Das ist eine Selbstbeherrschung, eine Willenskraft, die bei dem tiefsten Mitgefühle Bewunderung einzuflößen geeignet ist.

Der alte Häuptling wußte, daß seinem Sohne dies schreckliche Loos bevorstand. Das Vaterherz brach ihm schier vor unsäglichem Jammer; aber in seiner Seele reifte ein Entschluß, den er in seine Brust vergrub. Ohne Jemanden ein Wort zu sagen, verließ er seinen Stamm und folgte alleine den Spuren der Fuchsindianer durch Feld, Wald, Wiesen, Bäche und Flüsse, bis er endlich ihrem Lagerplatz nahekam. Bereits war ein junger Stamm ausersehen, den Gefangenen daranzubinden. Das Feuer loderte schon. Die Feinde jubelten dem Schauspiel der Rache entgegen, denn sie wußten, daß sie dem Herzen des alten Häuptlings der Tschippewä's einen Todesstoß gaben, wenn sie seinen lebenskräftigen, zum auszgezeichneten Häuptling heranreifenden Sohn dem Tode weiheten.

Da tritt plötzlich aus dem Waldesdunkel ganz alleine der alte Häuptling der Tschippewä's in stolzer, würdiger Haltung. Aller Augen wenden sich der unerwarteten Erscheinung zu; aber in diesen Augen funkelt Wuth und Rache. Das war ja seit Jahren und Jahrzehnten der unerbittliche Feind ihres Volksstammes, der so manchen der Ihrigen erschlagen und mit allen Qualen erfinderischer Rachsucht getödtet hatte; dieser Mann hatte ihre Wohnstätten überfallen, Weiber und Kinder gemordet — und er stand mitten unter ihnen, allein, mutterseelenallein!

Und wenn auch ihre Arme zuckten, ihn zu ergreifen, Keiner regte sich von der Stelle, wo er stand. Es war so stille, daß man die Athemzüge der Einzelnen hätte hören können. So gewaltig wirkte der ehrfurchtgebietende Anblick des Greises, des Tapfersten der Tschippewä's, des unglücklichsten Vaters.

Bis in die Mitte des Kreises, den die Fuchsindianer bildeten, schritt der greise Häuptling der Tschippewä's, dann stand er stille und ließ seinen Blick umherschweifen. Nichts in seinen Zügen verrieth die ungeheure Bewegung, welche der Anblick seines gefesselten Sohnes in ihm hervorgebracht.

Als sein prüfender Blick über die rachelustigen Gesichter der Fuchsindianer hingeglitten war, schwieg er einige Augenblicke, stützte sich leicht auf den Speer, den er in seiner Hand trug, und erhob dann seine klare, mächtige, von keiner inneren Bewegung Zeugniß gebende Stimme, indem er ihnen sagte: Er, der Todfeind ihres Stammes, der so viele von ihnen getödtet, ihre Skalps oder Kopfhäute als Siegeszeichen mit sich in seinen Wigwam (wie der amerikanische Wilde seine Hütte nennt) genommen, komme, um sich ihnen als Rachecpfer an der Stelle seines Sohnes darzubieten. Er wolle den Tod leiden, dem der Sohn verfallen sei. Ihn, den Sohn, sollten sie frei geben. Erst wenige Winter habe der junge Mann gesehen; seine Füße hätten zum ersten Male den Kriegspfad betreten. Meine Haare, fuhr er mit erhobener Stimme fort, sind vom Alter gebleicht, weiß wie Schnee; ich habe die Skalpe Eurer Krieger über den Gräbern meiner Familie aufgehängt, habe der Euren Blut in vielen Kriegen vergessen; bin Euer erbitterter Todfeind; so lange ich athme, werde ich Euch verfolgen. Tödtet mich mit diesem Feuer und sendet meinen Sohn in meinen Wigwam zurück!

Ich frage: Was hinderte die erbitterten, durch die Erinnerungen des alten Häuptlings an ihre Niederlagen erinnerten Fuchsindianer, den alten Häuptling zu ergreifen und ihn mit seinem Sohne ihrer Rache zu opfern? Doch nein! So unehrenhaft dachte Keiner!

Sie zogen sich zu einer Berathung in eine angemessene Entfernung zurück, während der Greis regungslos dastand.

Jetzt wagte es der Sohn, überwältigt von der aufopfernden Liebe des Vaters, die Bitte an ihn zu richten, ihn sterben zu lassen und zu seinem Wigwam zurückzukehren. Ein funkelnder Zornblick des Vaters war die Antwort auf

des Sohnes Bitte, und dieser Blick sagte dem Jünglinge Alles und zwang ihn, den seinen schweigend zur Erde zu senken. —

Die Berathung der Fuchsindianer war zu Ende. Sie kehrten zurück. Der Häuptling sprach: dein Vorschlag ist angenommen!

Die Fesseln des Sohnes fielen. Er stand noch da, unschlüssig, was er zu thun habe.

Da sprach der alte Häuptling: Geh' hin zu den Wigwams der tapferen Tschippewä's und sage ihnen, ihr alter Häuptling sei ihres Stammes würdig unter der Hand ihrer Feinde gestorben. Seinen Tod sollten sie rächen!

Einen Blick voll unaussprechlichen Schmerzes warf der Sohn auf den Vater. — Der Greis lächelte mild und sagte: Geh', mein Sohn! Es ist mein Wille!

Und ohne noch einmal den Blick zu erheben, schritt festen Schrittes der Sohn hinweg. Stumm folgten die Blicke der Fuchsindianer dem Jüngling. Kaum war er im Walde verschwunden, da stimmten sie den grauenvollen Kriegsgesang an, und wenige Minuten später wurde der alte Häuptling an den Baum gebunden, die Flammen schlugen an seinem nackten Körper empor. Kein Laut wurde von ihm vernommen, keine Muskel seines Leibes zuckte — und unter den furchtbarsten Qualen und unter dem wüthendsten Rachegebrülle seiner Feinde hauchte der Vater, der sich für sein Kind geopfert, seine Seele aus!

Und das that ein Wilder!

16. Ein Räthſelchen.

Alle Dinge haben's doppelt,
Doch davon iſt ausgenommen
Wohl die Kugel, die der Schütz
Aus der Taſche hat genommen;
Und die Uebelthat, die du
Frevelnd gegen Recht und Zucht
Ausgeübt, und auch die Gute,
Die nur Gutes will und ſucht.
Ich bin rechts, und ich bin links;
Nimmer vornen, nimmer hinten,
Wie du ſucheſt, anders nicht
Wirſt du mich im Leben finden. —
Magſt du mich, je nach Belieben,
Rechts hin oder links hin ſchieben,
Immer bleibt's, wie ich geſagt.
Und ſelbſt Anno acht und vierzig,
Wo's doch toll genug gegangen —
Keiner hat es da gewagt,
Dahin tolldreiſt zu gelangen,
Wo's ihm früher nicht behagt.

Freilich Anno neun und vierzig
Hat gar Mancher klug getauſcht,
Als ihm über'm Kopfe ſchwarz,
Wetterdrohend es — geraunſcht.
Fort mit der Erinnerung!
Willſt du wiſſen, was ich trage
In der Tiefe meiner Bruſt?
Folge mir, lies ernſt und ſchlage
Dann mich um mit neuer Luſt!
Denk' ich an mich ſelber, dann
Bleibt ein Troſt mir immerhin,
Den ich ſichern Weg's gewann,
Daß ich unbeſchränkter Herr bin
Auf der Letzten in dem Büchlein,
Das mein Vater hier dir gibt.
Magſt du rathen, wenn's beliebt!

17. Altes Gold.

Ich wette darauf, meine lieben Leser haben, wenn sie ein mühevolles und tüchtiges Stück Arbeit wohl vollendet hatten, das Sprüchwort gebraucht: Ende gut, Alles gut! Damit wollten sie aber sagen: Nun hab' ich's am Anfang, in der Mitte und am Ende gut gemacht, nun ist Alles gut! Das läßt sich hören, und so gemeint, ist es eines ehrlichen Christenmenschen würdig und ein ehrenwerthes Zeugniß eines guten Gewissens am Feierabend. Und wenn's Einer sagte, der eine gottgefällige Jugend und ein rechtschaffenes Mannesleben und einen gottgeweihten Lebensabend oder Alter überblickt, ließe es sich auch noch hören, wenn er mit David betete: Herr, vergib mir auch die verborgenen Sünden! Und, in Summa, zu dem: Ende gut, Alles gut, in Demuth und Reue hinzufügte: Herr, sei mir Sünder gnädig!

Aber das Wort findet meist eine andere Anwendung! Wie, wenn eine Hirtenfrau nach einem verfaulenzten Tage Abends hastig zu arbeiten anfängt, weil etwa jetzt bald der Mann die Heerde zur Küste treibt, damit er meine, sie habe den ganzen Tag so verbracht; oder, wenn die Tagelöhner, nachdem sie den halben Nachmittag müßig dagelegen, Abends, wenn etwa der Herr in der nahenden Kühle einmal nachzusehen kommt und er meine, sie hätten den ganzen

Tag ſo fleißig gearbeitet, aber nun Alles in Bauſch und Bogen abrappeln, oder wenn Einer, der ein ganzes Leben in Saus und Braus, in Liederlichkeit und Leichtſinn hingebracht, erſchreckend des Lebens Ende nahen ſieht und nun Buße thut, eiligſt, wenn auch im Staub und in der Aſche und durch Vermächtniſſe an die Kirche und die Armen ſeinen Wucher, ſeine Diebſtähle an der leidenden Menſchheit während ſeines ganzen Lebens gut machen will und, ſelbſtgerecht ſich brüſtend, ſagt: Ende gut, Alles gut — Freund, da frage dich einmal: Iſt das Wort altes Gold? Oder auch nicht! ſagſt du, und ich fürchte, ich fürchte, du haſt Recht! Drum Anfangs gut! das iſt die Grundlage, das gute Fundament. Mitte gut, das iſt dann der rechte Aufbau auf dem Fundamente, und Ende gut, ja dann iſt Alles gut, und dem Feierabend blickſt du dann mit Ruhe entgegen, wenn du an deine Bruſt ſchlägſt und ſprichſt: Herr, ſei mir Sünder gnädig!

Literarische Anzeigen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **Wl. O. von Horn**, dem Spinnstubenschreiber.

Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.
Hanns Conrad Escher von der Linth. Leben eines braven Schweizers.
Das Schloß-Rudelle. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich des V. von der Pfalz.
Olaf Thorlackien. Eine Isländ. Gesch.
Hualma. Die Peruanerin. Eine Geschichte von der Auffindung der Fieberrinde.
James Watt. Der Erfinder.
George Stephenson. Der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Todtrabe. Eine Geschichte.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Fry. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Patengeschenk. Eine Geschichte.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Buckein.
Ein Kanna-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingos.
Das Büchlein v. Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Boerenfamilie von Klaarfontein.
Gottfried Peßmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im ind. Inselmeere.
Die Biberfänger. Eine amerik. Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebt.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schützling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Binde. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seyblitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friederich's Kriegsfahrten anno 1812 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.

50 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! — Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Johannes Scherer oder Tonsor,

der Wanderpfarrer in der Unterpfalz.

Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641. — Mit einer Abbildung.
Geheftet. Preis: 10 Ngr.

Ein Volksblatt von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande

von

W. O. von Horn.

Mit Beiträgen von: Dr. G. Hartwig, Dr. Ch. Meyer-Merian, A. W. Grube, Dr. H. Masius, Paul Stein, Dr. Franz Löher und Anderen.

Erscheint in Monatsheften zu 48 Seiten groß Octav, deren jedem ein **schönes Kunstblatt** beigegeben ist.

Preis des Heftes nur 5 Silbergroschen.

Die **Maje** bringt vorzugsweise **Unterhaltung** in frischer, gemüthlicher Weise und Belehrung in gleicher Art und Weise — also Geschichten aus dem Leben; aber die Maje gibt auch über die einzelnen Werke der weiten, herrlichen Schöpfung, aus der Pflanzen- und Thierwelt, aus Luft und Meer, am Himmel und auf der Erde Gutes, Anziehendes und Neues, sie bietet aus der Länder- und Völkerkunde Vieles, was wichtig, anziehend und belehrend ist, und aus der Geschichte wichtige und interessante Begebenheiten, edle Thaten, wunderbare Lebensführungen, wie auch die Darstellung des Lebens ausgezeichneter Menschen. Das Alles in verständlicher, einfacher, gemüthlicher Art.

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen sittlichen Boden haben, so bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige sittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbesorgt in die Hände seiner Angehörigen legen, denn jede Zeile ist rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Die Bände I bis V, sauber geheftet, sind noch vorräthig. Sie eignen sich zu einem Familienbuch ganz besonders.

In der **Nicolaischen Verlagsbuchhandlung** in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

☞ **Beste, billigste und vollständigste Volks-Ausgabe von**

Theodor Körner's sämmtlichen Werken.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben von Karl Streckfuß. **Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in Einem Bande.** Mit dem Bildniß des Dichters, einem Facsimile seiner Handschrift und einer Abbildung seiner Grabstätte. Geheftet 1 Thlr. — Fein gebunden, mit reicher Deckel- und Rückenverzierung in Golddruck. 1 Thlr. 10 Sgr.

— Dieselben — **Sechste vollständige Classiker-Ausgabe in 4 Bänden.** Geheftet 1 Thlr. 18 Sgr. — In 2 englischen Kattunbänden mit reicher Deckel- und Rückenverzierung in Golddruck. 2 Thlr. 5 Sgr.

☞ **Für Baumeister, Forstmänner, Gutsbesitzer, Holzhändler, Jäger u. Jagdfreunde** sind nachfolgende Werke **unentbehrlich!** ☜

Kubiktabellen für geschnittene, beschlagene und runde Holzer, nebst Geld- und Potenz Tabellen. Achte, durch Tabellen für die **österreichische Währung** vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. **Th. Hartig,** Herzogl. braunschweig. Forstrathe ꝛc. Mit Holzschnitten und einer centesimirten Kubik-Tabelle. Dauerhaft in Leinwand geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Kurze Belehrung über die Behandlung und Kultur des Waldes. Für Privat-Waldbesitzer und Gemeindevorsteher, die ihren Wald selbst bewirthschaften, sowie für Privatforster und Revierjäger, die kleine Waldestrikte zu administriren haben. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. **Th. Hartig.** Geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Lexikon für Jäger und Jagdfreunde, oder **waidmännisches Conversations-Lexikon.** Zweite gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. **Th. Hartig,** Herzogl. braunschweig. Forstrathe ꝛc. Mit 7 sauber lithographirten Tafeln in gr. Quarto, nach der Natur gezeichnet von **Robert Hartig.** Eleg. geb. 3½ Thlr.

G. L. Hartig's Sen. gr. Staatsforstm. Ob. Landforstmeisters.

☞ **Nützlichstes Buch für Frauen und Mädchen!** ☜

Clara Troschel, Leitfaden für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten.

Zum Gebrauch für Lehrerinnen sowie zum Selbstunterricht. **Mit 107 Abbildungen in Kupferstich.** 1 Thlr.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Schneider's Landwirthschaft

in populären Briefen.

Vollständig in drei Bänden.

I. Band:	Der Ackerbau (1857) . .	Thlr. 1. 10.	fl. 2. 24.
II. „	Die Viehzucht (1858) . . .	Thlr. 1. —.	fl. 1. 48.
III. „	Garten-, Obst-, Wein- und Wiesenbau, landwirthschaftliche Gewerbe, Buchführung und Betriebslehre (1859) .	Thlr. 1. 5.	fl. 2. —.

Von den vielen beifälligen Urtheilen der Kritik erlauben wir uns nur eines anzuführen, das uns jeder Anpreisung überhebt. Die „Frauendorfer Blätter" sprechen sich in Nr. 42 vom Jahr 1858 folgendermaßen aus:

„Schon der erste Brief gewinnt das Herz des Lesers, man liest den zweiten mit Begierde und so spannt sich das Interesse wachsend fort bis zum Ende. Es sind keine solchen Briefe, die man liest und weglegt, nein, die verlangen förmlich studirt zu werden, was, Dank der entschieden populären Vortragsweise des Verfassers, so leicht geht, daß das Studium Unterhaltung gewährt und man den Nutzen aus dem Brunnen zieht, ohne es kaum zu merken. Kurzum gesagt, diese Briefe verrathen hohe wirthschaftliche und wissenschaftliche Kenntnisse, vereint mit einer eigenen volksthümlichen Darstellungsgabe, die den Verfasser zu einem landwirthschaftlichen Volksschriftsteller machen muß. Wem's wieder zu viel gesagt zu sein dünkt, sei so gefällig und lese etwa den zehnten Brief oder den nächstbesten. Punktum."

Der ausführliche Prospekt sowie das Werk selbst ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Die

landwirthschaftliche Buchführung

für den mittleren Bauernstand und den größeren Gutsbesitzer.

Mit dem liniirten Schreibbuch,

den Erndte-, Fruchtvorräthe-, Viehstand-, Dungregister und einem Haus-Notizbuch für den Landwirth.

Leicht verständliche, praktisch dargestellte Anleitung zur Führung landwirthschaftlicher Bücher. Für Landwirthe, Gutsbesitzer, Gutsverwalter ꝛc., sowie zum Lehrvortrag an landwirthschaftlichen Fortbildungs- und Landschulen.

Von **J. G. Meyer.**

gr. 4°. 17½ Bogen. Broschirt. Thlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Preis 24 Sgr. fl. 1. 24 kr. rhein.

Für Alt und Jung

dient zu gefälliger Unterhaltung folgendes bei **G. D. Baedeker** in **Essen** erschienene und durch alle Buchhandlungen zu beziehende Buch:

Die Thierwelt.

Charakterbilder von

Dr. Hermann Masius.

Mit 169 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Broch. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 40 kr.

Probe der Abbildungen.

Langgeierngruppe.

„Auf einer durchaus wissenschaftlichen Grundlage" — heißt es in einer Besprechung dieses Buches in der Darmstädter Schulzeitung — „erhebt sich ein leichter, geschmackvoll ausgeführter Bau. Der Text ist in allen Theilen **anregend** und nach den verschiedensten Seiten hin **belehrend**. Das Buch ist kein Schulbuch und will es nicht sein, aber für jeden Lehrer — nicht den von Profession allein, sondern für jeden **Hausvater** und **Gebildeten** ist es das langgesuchte Buch, welches den mühsam erlangten Sinn auf **angenehme** Weise in die mannichfaltige Thierwelt einführt. **Die lebhaften Schilderungen fesseln u. spannen, und keine Abtheilung, keine Seite wird unbefriedigt gelesen.**"

Probe der Schilderungen.

Die **Lerche** ist die getreueste Nebenbuhlerin der **Nachtigal**. Sie ist die erste unserer Frühlingsboten, und ihre Stimme klingt unermüdet selbst noch in der Stille des Sommers. Wer hätte sie nicht schon mit Entzücken belauscht, wenn sie aus der Schwüle des Sturmjahres sich aufschwingt, ein jauchzendes Meteor, und singend hinzieht und jubelnd singt, bis doch aus den Wolken ihr Wirbel gleich einem gefallenen Sonnenstrahl niederstürzt! In vielen Abtheilungen klingt weder die Leidenschaft, noch das Sehnen der Nachtigal; es ist das fromme, frohlockende Lied der Unschuld und der Freude, einfach, derblich, kindlich; aber himmelanschwellend schallt es zum Halleluja. Ist jene die Sängerin der Nacht, so ist sie die Tochter des Lichts, und ihr Gesang selber ist Licht. Mit dem ersten Sonnenstrahl erhebt sie sich aus der Furche, und wenn der letzte schon verglüht ist, singt noch lange, wie ein heiterer Scheidegruß, ihr vielmannigfacher Chor herab. Sie besonders sich gern dem Menschen, sie sucht ihn, und ihr Lied harmonirt ebenso zu den offenen Gebreiten unserer Wiesen und Kornfelder, als daß der Nachtigal zu der geheimnißvollen Wildniß des Waldes und zu dem Versteck der Gebüsche. Wie sehr sie dem Menschen vertraut, zeigt folgender Zug, der von Gustav Adolf erzählt wird. Dieser ritt einst im Jahre 1631 auf den Feldern von Nördlingen umher. Da suchte eine Lerche, welche ein Falter verfolgte, Schutz bei ihm. Er nahm sie in die Hand: „O mein liebes Vögelein! Gern leistete, Schutz bei ihm. Er nahm sie in die Hand: „O mein liebes Vögelein! Gern beschütze dich! Du weißt auch Schutz und Schirm bei mir haben? Nothan, ich will's soviel möglich thun." Indessen war der Falter verschwunden, und der König ließ den gefangenen Vogel, wie der fromme Chronist hinzusetzt, alsbald mit Danksagung gegen Gott wieder fliegen.

Erschienene Neuigkeiten aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig, zu haben in allen Buchhandlungen:

Andree, R., Forschungsreisen in Arabien u. Ost-Afrika. 2 Bde. Burton's, Speke's Reisen ꝛc. Mit 8 Tondildern und zahlreichen eingedruckten Holzschn., nebst einer Karte. Eleg. broch. 6 Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von **Emil Rittmeyer.** **Pracht-Ausgabe.** Lexikon-Octav. 1 starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. $4^1/_2$ Thlr. **Goldschnittband $4^3/_4$ Thlr.** **Wohlfeile Volks-Ausgabe** mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. 8. broch. 1 Thlr. 20 Ngr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der neue Falstaff. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 3 Bde. 8. broch.

— — **Aus dem Mittelalter.** Historische Erinnerungen. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

— — **Theatralische Studien.** circa 10 Bogen. 8. broch.

— — **Der Trödler.** Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedr., Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

— — **Die Regulatoren in Arkansas.** (Aus dem Waldleben Amerika's. 1. Abth.) 4. Aufl. 2. Stereotyp-Ausg. 3 Bde. 8. br. $1^3/_4$ Thlr.

— — **Die Flußpiraten des Mississippi.** (Aus d. Waldleben Amerika's. 2. Abth.) 4. Aufl. 2. Stereotyp-Ausg. 3 Bde. 8. br. $1^3/_4$ Thlr.

Möllhausen, Baldwin, Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. circa $2^1/_2$ Thlr.

— — **Der Flüchtling.** Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianergebiet; im Anschluß an den „Halbindianer." 4 Bde. 8. broch. $5^3/_4$ Thlr.

Sternberg, A. v., Kleine Romane und Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. circa $3^1/_2$ Thlr.

— — **Peter Paul Rubens.** Ein biographischer Roman. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechszigjr. 9 Bde. 8. broch. $10^1/_2$ Thlr. (Wird gleiches Aufsehen wie Varnhagen's Tagebücher erregen.)

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure ꝛc. Erscheint in 7 Heften von circa 10 Bogen Text mit je 8 bis 12 lithographirten Tafeln in Folio. Preis à Heft circa $1^1/_3$ bis $1^2/_3$ Thlr.

Unentbehrliches Hilfsbuch!

In allen Buchhandlungen zu haben: **Deutscher Hausschatz für Jedermann,** oder allverständliches erklärendes Sprachbuch für den Nährstand und das Geschäftsleben, zur Vermeidung des Fehlerhaften, besonders des **„Mir und Mich"** und zur Verdeutschung der Fremd- und Kunstwerter im Sprechen und Schreiben. Von Theod. Heinsius. 4te Aufl. Geb. Preis nur 20 Sgr.

Nicolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Werthvolle Bücher

zu haben in allen Buchhandlungen.

I. Gemeinnützliche Hausbücher für Stadt und Land:

„Hauswirthschaftliches Receptbuch," $^1/_4$ Thlr. — „Schatzkammer der Hauswirthschaft," $^1/_4$ Thlr. — „Goldenes Buch der Landwirthschaft," $^1/_4$ Thlr. — „Handbuch für Jäger und Jagdökonomen," $^3/_4$ Thlr. — Der kleine Stallmeister, 6. Aufl., 1 Thlr. — Erster Unterricht für unsere Kinder, $^1/_2$ Thlr. — Die häusliche Wäsche, Kunstwäscherei, Fleckenreinigungskunst und Klemmkesselfärberei, $^1/_4$ Thlr. — Hofer's „Neues bürgerliches Kochbuch," $^1/_2$ Thlr. — Gediegen und Praktisches. Ein Festgeschenk für Frauen und Töchter, mit Kunstbeilagen, 1 Thlr.

II. Heilgymnastische Hausbücher

zur sichern Hülfe in den verschiedensten Krankheitszuständen, von Rob. Ritzsche, Director der gymnastisch-orthopäd. Heilanstalt zu Dresden; mit vielen Abbildungen: Band 1: Die Unterleibsbeschwerden, 1 Thlr. Band 2: Die Brustbeschwerden, 1 Thlr. Band 3: Die scrofulösen Schwächen ꝛc., 1 Thlr. Band 4: Störungen der Blutcirculation, 1 Thlr. Band 5: Die Unterleibsbrüche, 1 Thlr. Band 6: Die orthopädischen Gebrechen, $1^1/_4$ Thlr. Band 7: Die Lähmungen u. Krampfe, $1^1/_4$ Thlr.

III. Für Kunst, Industrie und Gewerbe:

Dr. W. Schäfer's großes historisch-kritisches Galleriewerk zum Studium d. Geschichte der Malerei u. deren Kunstkritik, 112 Bog. in 3 Bänden. 5 Thlr. — Großherzogl. Sächsisch. Privileg. zu allen Pharmacopöen, $2^1/_2$ Thlr. — Hennig's „Anleitung in die Kreidelithographie," 12 Sgr. — Lexicon der Gewürzkräuter, u. pharmac. Präparate, 1 Thlr. — „Handbuch für feinere Metallarbeiter," 2. Aufl. $^3/_4$ Thlr. — Stühmann's „Vollständ. Lehrbuch der Färberei," $1^1/_2$ Thlr. — Director Herzog's „Fabrikation der Patentseife," $^3/_4$ Thlr. — Dessen „Seifen- und Kerzenfabrikation," $^1/_2$ Thlr. — Dr. Winkler's „Destillation des amerik. Harzes," $1^1/_2$ Thlr. — Die „kaufm. Wissenschaften des Handwerks," $^3/_4$ Thlr. — Handbuch der „Bekleidungskunst für Civil, Militär und Livree," mit 1000 Zeichnungen, 17. Aufl., $2^1/_2$ Thlr. — Klemm, „Aesthetik der Toilette," $^3/_4$ Thlr. — „Neueste Sammlung von Knabenanzügen," $^1/_4$ Thlr. — Die menschliche Kleidung vom Standpunkte der Gesundheitspflege, $^3/_4$ Thlr. — „Polytechnisches Handbuch," über 1000 erprobte und werthvolle Vorschriften enthaltend, 2 Bände, à $^3/_4$ Thlr.

Ausführlichere Verlagsverzeichnisse liefert jede Buchhandlung gern gratis.

Dresden. **H. Klemm's Verlag & artistische Anstalt.**

Brandt's homöopathischer Hausarzt,

bereits in 2ter Auflage erschienen, ist fortwährend in allen Buchhandlungen zu haben. Preis 20 Sgr.

Bei J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. A. Wild's

Praktischer Rathgeber.

Ein Magazin

wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher wie technisch-chemischer Erfahrungen.

Achte Auflage.

Auf's Neue nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von

Professor Dr. Rud. Böttger.

Brochirt. Preis: Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

„Wild's Rathgeber gehört bekanntlich zu den brauchbarsten Anweisungen über Gegenstände der Haus-, Garten- und Landwirthschaft, sowie der Gewerbsthätigkeit. Diese neue Auflage hat durch die von Professor Böttger vorgenommene gänzliche Umarbeitung so gewonnen, daß der „Rathgeber" füglich als ein ganz neues Werk zu bezeichnen ist." Siehe Kölnische Zeitung 1858, Nr. 30. Von der Reichhaltigkeit des Inhalts möge man sich durch einen Blick in das Inhalts-Verzeichniß selbst überzeugen.

Schünemann's

Neuestes Frankfurter Kochbuch.

Sechste Auflage.

Gart. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. Broch. Thlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr.

Der rühmlich bekannte Verfasser veröffentlicht hier mehr als **sechszehnhundert** Kochvorschriften, erwirbt für herrschaftliche, Gasthofs- und Privatküchen. In der Einleitung wird die Eintheilung der Küche und Speisekammer behandelt, ferner die Aufbewahrung der Ingredienzien, die Annahme von Maaß und Gewicht, das Anrichten der Speisen, die Erklärung der in der Küche allgemein gebräuchlichen Ausdrücke, das Tranchiren und Zerlegen des Geflügels und der Braten, das Garniren der Schüsseln und das Anordnen von Speisezetteln. In einem Anhange werden die Vorschriften über das Einmachen geliefert. Außerdem hat auch das **Einmachen der Früchte, Gemüse und Fleischarten in hermetisch verschlossenen Büchsen** eine gründliche Erörterung gefunden, auch ist Rücksicht auf die Bereitung von Erzeugnissen des Nordens und Südens genommen, die uns der erleichterte Verkehr jetzt ganz frisch zukommen läßt. Es kann nach diesem Buche jede Person ohne alle weitere Anleitung selbstständig das Kochen von Grund aus erlernen.

Methode Toussaint-Langenscheidt.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht.

Englisch von Dr. **C. van Dalen**, Oberlehrer am Kgl. Kadetten-Corps zu Berlin, Mitglied der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, Professor **Henry Lloyd**, Mitglied der Universität zu Cambridge, und **G. Langenscheidt**, Literat, Mitglied d. Gesellsch. für neuere Sprachen in Berlin.

Französisch von **Charles Toussaint**, Professor de langue française, und **G. Langenscheidt**.

Wöchentlich 1 Lection à 5 Sgr. — 18 Kr. rh. — 35 Neukr.

Diese ausschliesslich für das **Selbststudium** bearbeiteten Unterrichtsbriefe haben in bereits 6 Auflagen unter allen ähnlichen Erscheinungen die **grösste** Verbreitung erfahren; sie sind von der wissenschaftlichen Kritik als die besten ihrer Art und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend empfohlen worden. Ohne Vorkenntnisse vorauszusetzen, führen sie bei anregendem und allgemein verständlichem Vortrage in verhältnissmässig kurzer Zeit zum Gebrauch der betreffenden Sprache in **Rede und Schrift**. Die **Aussprache** ist durch deutsche Buchstaben und zuvor genau erklärte Zeichen so deutlich angegeben, dass ein richtiges Sprechen erfolgen muss. Um Jedem Gelegenheit zu geben, die Methode **vor** dem definitiven Beitritt näher kennen zu lernen, ist der **1. Brief als Probe** nebst ausführlichem Prospect à 5 Sgr. in allen Buchhandlungen vorräthig und wird auch direct per Post gegen Franco-Einsendung von 5 Sgr. — 18 Kr. rh. — 35 Neukr. für je eine Sprache (in beliebigen Briefmarken) portofrei versandt durch die Expedition von **G. Langenscheidt in Berlin.**

Im Verlage der **J. H. Heuser**'schen Buchhandlung in Neuwied ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schuberth, **Anleitung ohne Hülfe eines Musiklehrers in 8 Lectionen die schönsten Volkslieder singen und mit der Guitarre begleiten zu lernen.** 10 Sgr. = 36 kr.

Thüringer Tanz-Album für Pfte. I. Jahrg. (12 Nummern) nur 20 Sgr. Verlag von M. Ziert in Gotha.

Versichere dein Leben!

Werte der Mahnung an treue Familienväter, erschien in fünfter Auflage und ist unentgeltlich zu haben bei den Agenten der Lebensversicherungsbank f. D. in Gotha.

Werthvolle Erbauungsschriften

aus dem Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.

Ein

Erbauungsbuch für christliche Familien

von

Dr. K. M. Kirchner,

evang. luth. Stadtpfarrer zu Frankfurt a. M.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Elegant geb. in Cambric. Preis Thlr. 2. pr. Crt. fl. 3. 30 kr.

Das heilige Abendmahl

und seine Beziehungen auf das Leben.

Ein Beicht- und Communionbuch für evangelische Christen von Dr. K. M. Kirchner. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1863. Broschirt. 15 Sgr. 54 kr. rhein. Eleg. geb. mit Goldschn. Thlr. 1. pr. Crt. fl. 1. 48 kr. rhein.

Geschichte der christlichen Kirche.

In Vorlesungen dargestellt von Lic. Karl Sudhoff. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Eleg. gebund. in Cambric. Thlr. 2. 24 Sgr. fl. 4. 48 kr. rhein.

Kommunionbuch

von Lic. K. Sudhoff, Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde. Zweite Auflage. 1860. Broschirt. 16 Sgr. 54 kr. In Cambric geb. mit Goldschnitt. Thlr. 1. pr. Crt. fl. 1. 48 kr. rhein.

Serena.

Ein Buch häuslicher Andacht für religiös gebildete Töchter

von Dr. G. Friedrich, Senior und Consistorialrath ꝛc. Fünfte Miniatur-Auflage. Eleg. geb. mit Goldschn. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rhein.

Die **Jahrgänge 1849** und **1850 der Spinnstube** sind vergriffen! Die **Jahrgänge 1847, 1848** und **1851** bis **1857** haben wir, um vielfachen Anfragen zu genügen und den zahlreichen neuen Abnehmern die Anschaffung der früheren Jahrgänge zu erleichtern, auf 8 Sgr. 28 kr. herabgesetzt. Die **Jahrgänge 1858** bis **1862** dagegen kosten unverändert $12^1/_2$ Sgr. 45 kr.

Von dem Verfasser der Spinnstube sind im selben Verlag ferner erschienen:

Des

alten Schmiedjacob's Geschichten.

Supplement zu W. O. von Horn's gesammelten Erzählungen. Neue Volksausgabe.

Mit Stahlstichen und 120 Illustrationen vom Prof. **L. Richter.**

Drei Bände

oder 15 Lieferungen à 4 Sgr. 12 kr. rhein.

Schmiedjacob's Geschichten gehören bekanntlich zu dem Vorzüglichsten aus der Feder des gefeierten Volksschriftstellers. Wenn es daher auch nicht in dem ursprünglichen Plan lag, diese kleineren Geschichten in die nunmehr beendigte Sammlung der Erzählungen in 50 Lieferungen (siehe die inneren Seiten des Umschlags) aufzunehmen, so haben wir uns doch, von vielen Seiten aufgefordert, nachträglich entschlossen, unseren geehrten Subscribenten durch Ausgabe weiterer 15 Lieferungen à 4 Sgr. oder 12 kr. rhein. eine willkommene Gelegenheit zur Anschaffung dieser durch Prof. Richter reich illustrirten Supplementbände zu dem billigen Preis der Volksausgabe zu bieten.

Neueste Volks- und Jugendschrift

vom Spinnstubenschreiber.

Silberblicke.

Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen,

gesammelt und der Jugend wie dem Volke dargeboten von

W. O. von Horn.

Erster und zweiter Band.

Geheftet à Thlr. 1. 5 Sgr. 2. 2. — Elegant carton. à Thlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Jeder Band mit 6 Illustrationen in Tondruck.

Eine Sammlung von Biographien ausgezeichneter Menschen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen, daraus sich Alt und Jung zur Nacheiferung spiegeln und Geist und Gemüth daran erheben kann. Eine köstliche Weihnachtsgabe, die — so hoffen wir — von den zahlreichen Freunden der Spinnstube und ihres allbeliebten Verfassers mit Freuden willkommen geheißen wird.

Typ. Druck von J. D. Sauerländer.

Jaköbchen.

Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1864.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Neunzehnter Jahrgang.

Mit einem Farbendruckbild und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

IOTECA
EGIA
NSIS

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit zwei Holzschnitten.) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1863. (Mit zwei Holzschnitten.) 7
3. Heimkehr am Abend. Eine Geschichte, die etwas älter ist als der, der sie erzählt. (Mit neun Holzschnitten.) . 9
4. Altes Gold. (Mit Holzschnitt.) 55
5. Ein Zug aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV., Königs von Preußen. (Mit drei Holzschnitten.) 57
6. Ein Räthsel. (Mit zwei Holzschnitten.) 67
7. Nun ruhen alle Wälder. Eine Geschichte. (Hierzu das Titelbild und neun Holzschnitte.) 69
8. Eine Anekdote, die es verdient, bekannter zu werden. (Mit Holzschnitt.) 113
9. Ein Räthsel 116
10. Altes Gold. (Mit Holzschnitt.) 118
11. Der Abbé Paramelle. (Mit vier Holzschnitten.) . . . 120
12. Führet die Leute nicht in Versuchung. (Mit drei Holzschnitten.) 137
13. Ein Räthsel. (Mit Holzschnitt.) 147
14. Der Schmiedel, eine Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder auf dem Hunsrücken. (Mit Holzschnitt.) 150
15. Ein tapferes Mädchen. (Mit fünf Holzschnitten.) . . . 174

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Mit diesem Worte des betenden Herzens grüße ich Euch wieder, liebe Leser, nach einem in gar mancher Freude, aber auch mit gar manchem Leide verlebten Jahre, und wünsche, daß Gott Euch überall grüße und der Herr Jesus Euer vielreicher Trost sei in den Tagen, die noch im dunkeln Schooße des neuen Jahres liegen!

Vor einer Reihe von Jahren habe ich einmal das einfache und doch so inhaltreiche Sprüchwort: „Die Hausthüre geht nach Innen auf," den Frauen an's Herz gelegt, weil ich es nöthig erachtete. Wie wär's, wenn Ihr Männer heute einmal darüber nachdächtet, warum sich die Hausthüre niemals nach Außen, immer aber nach Innen öffnet? Ich glaube, es gibt auch für Euch dabei Hochwichtiges zu überlegen, das häusliches Glück, häuslichen Wohlstand und christliches Familienleben so nahe berührt, daß es sich davon gar nicht trennen läßt. Vor Allem aber seid nicht so selbstgerecht, daß Ihr etwa meinet, die Thüre ginge nur für die

Frauen nach Innen auf, oder Alles, was unheilbringend in Eurem Hause und Leben sei, gehe allein von den Frauen aus! Das wäre himmelschreiende Ungerechtigkeit! Sehet, ich bin ein Greis geworden und dem siehet's wohl an, daß er warne, mahne, bitte, aber auch züchtige in der Gerechtigkeit Alle die, zu denen er einen Zugang hat. Den hat aber der Spinnstubenschreiber zu Euch Allen, und ist, das weiß ich ja wohl, Euch Allen ein lieber, jedes Jahr auf's Neue willkommen geheißener Gast. Darum darf ich reden, und da ich, mit der Hand auf dem Herzen, sagen darf, daß ich Euer treuer, innigergebener Freund bin, so muß ich aussprechen, wozu mich das Herz drängt. Dabei spreche ich es mit Freuden und rückhaltslos aus, daß ich nicht bloß zu Euch, Ihr Männer auf den Dörfern im deutschen Lande, rede, sondern in eben dem Maße zu denen in den Städten, und da thut's oft noch mehr Noth!

Wenn Unsereiner aber ein halbes Hundert Jahre ernst und sinnend zurückblickt, so tritt gar manche Veränderung vor seine Seele, die im Laufe einer so langen Zeit sich nach und nach gestaltet hat und in den Brauch übergegangen und zur Gewohnheit geworden ist. Daß das nicht lauter Gutes ist und war, das steht außer Zweifel.

Vor fünfzig Jahren gab es Dörfer genug, wo man kein Wirthshaus fand. Heute möchte man wohl vergeblich nach solchen suchen. Eins ist gewiß da, an vielen Orten zwei und mehr. Aber wie hangt denn das mit der Hausthüre zusammen, die nach Innen aufgeht? fraget Ihr verwundert. Ich antworte: Ganz erstaunlich enge, meine Lieben! Werd's Euch gleich klar machen!

Ein Dorf hab' ich im Auge, wo kein Wirthshaus war, und eine kleine Stadt, von der mein Freund Schmiedjakob zu sagen pflegte: Wenn da die Bauern alle auf dem Felde sind, ist kein einziger Bürger und Herr zu Hause. Da liegt Etwas drinne! Merk's!

Auf jenem Dorfe wußten es die Männer nicht anders, als daß die Hausthüre nach Innen aufging, nämlich, sie blieben Abends daheim oder gingen in eine befreundete

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09425/022

Spinnstube majen. Da besprachen sie sich gemüthlich mit Weib und Kindern; lasen aus der Bibel vor oder aus einem guten Buche, und es war ein Segen drinnen, und Frieden, Fleiß, Gottesfurcht herrschte im Orte im Allgemeinen, wie in den einzelnen Familien. Da fing der Gemeindebäcker an, Bier und den fluchbeladenen, vergiftenden Branntwein zu verzapfen.

Bumms! war's vergessen, daß die Hausthüre nach Innen aufgeht. Männer und Bursche gingen zum Bäcker. Trocken konnten sie doch nicht sitzen. Der Hans trank ein Glas Bier; der Kunz einen Schnapps. Warum sollte es der Peter und der Jakob nicht auch thun? Es erfrischt; die Pfeife schmeckt gut dazu, und — es sind ja nur ein paar Pfennige! Heute wurde es versucht, morgen wieder und — am dritten Tage hatten sie daheim kein Sitzfleisch mehr. Sie eilten sich, ihr Abendbrod zu essen und fluggs! ging's in des Bäckers Haus, zu angenehmer Gesellschaft. — Es waren ja lauter ordentliche, ehrliche Leute! —

Man kann aber doch auch nicht immer plaudern. Man plaudert sich aus! — Der Bäcker war ein Pfiffikus. Er brachte, als er das nächste Mal in die Stadt kam, eine neue Karte mit. — Nun wurde um ein Glas Bier gespielt. Viele sahen zu, riethen, so und so auszuspielen. Es wurde gelacht, auch einmal gestritten, auch einmal gezankt. — Bald war die Eine Karte zu wenig. Er kaufte noch zwei und es spielten drei Parthieen.

Aber Bier und ewig Bier, das ist ja langweilig! Es wurde um Geld gespielt; gewonnen, verloren, wie's so geht. Wer gewann, dachte: das ist leichter verdient als im Taglohn! Wer verlor, dachte: morgen gewinnst du wieder; mußt es wiederholen! Sie spielten wieder und immer hitziger. Es wurde Gewohnheit, Brauch. Jetzt ging die Hausthüre nach Außen auf! Zu Hause konnten sie es nicht mehr ertragen. Das war so langweilig, daß man schon um acht Uhr auf der Ofenbank einschlief.

Bald merkte ein pfiffiger Mensch, daß der Bäcker schier jede Woche eine Ohm Bier holte, und alle vierzehn Tage

ein Fäßchen Branntwein, und bei der nachsten Versteigerung, wo die Bauern nicht recht bieten wollten, einen Acker um einen Spottpreis steigerte.

Holla! dachte er. Der verdient's leicht! Nun fing er auch ein Wirthshaus an. In des Bäckers kleiner Stube war es ohnehin zu voll. Bald theilten sich die Bauern zwischen die beiden Wirthshäuser und — beide waren voll; in beiden wurde gekartet und getrunken. Nur die alten Männer und Schulbuben blieben zu Hause. Für sie allein ging die Hausthüre noch nach Innen auf.

Item — Der, welcher dies schreibt, begegnete einige Jahre später auf der Landstraße einem Gerichtsvollzieher, der ein wackerer Mann war und den er genau kannte. Wohin des Weges, Herr? fragte er ihn. Nach N., erwiederte er, da muß ich fünf Bauern die Frucht auf dem Halme pfänden! Fünf Bauern in N. die Frucht pfänden? Entsetzlich! rief ich aus. Das Dorf stand ja doch so gut, die Leute waren so brav, so fleißig!

Ja, erwiederte er mir, seit zwei Wirthe im Dorfe sind, wo Bier und Branntwein getrunken, wo oft von Abends acht Uhr bis an den lichten Tag gekartet wird und wo die Leute vergessen, daß die Hausthüre darum nach Innen aufgeht, daß der Hausvater und die erwachsenen Söhne zu Hause bleiben sollen, da — komm' ich und übe meine traurige Pflicht aus. Das Dorf ist kaput, sagte er, verarmt, verlüderlicht. Wo man weiß, warum die Hausthüre nach Innen aufgeht, da bleibt der Gerichtsvollzieher weg und auch der, der dort hinten kommt, der mit mir in dasselbe Dorf geht!

Er deutete auf einen Mann, der mit großen Schritten auf uns zukam; — es war der — Steuerexekutor oder der Steuerbote oder, wie er unter den Leuten heißt, der Groschenmann, weil jede Mahnung einen Groschen kostet.

Ich hatte genug gehört, um betrübten Herzens weiter zu gehen und traurigen Gedanken nachzuhängen.

Ein anderes Bild! sagt der Guckkastenmann. Ich sage auch so, aber das Bild in meinem Guckkasten hat Fleisch und Bein!

Das Städtchen, von dem der Schmiedjakob eine so possirliche Aussage that, ist's, auf das ich blicke. Es ist gewerbtreibend und hat Ackerbau. Es hat viele und gute Märkte, daher Wirthshäuser mehr — als genug und gut ist. Der Wohlstand soll einmal in früheren Zeiten sehr blühend gewesen sein. Damals ging die Hausthüre nach Innen auf. —

Es ist aber so, daß das Beispiel wirkt im Guten wie im Bösen. Wir wissen's ja und die heilige Schrift warnt mit einem kräftigen Worte. Die Beamten im Orte, die Abends in ein Wirthshaus gingen, fanden bald Gesellschaft von den angeseheneren Bürgern und Bürgerssöhnen, deren Hausthüre vom Schlosser falsch mußte angeschlagen sein. Bald machten's die Gevattern Schreiner, Schneider, Schuster, Wagner und so alle Handwerker nach, denn das Wort „Meister" war in „Herr" umgewandelt und der „Herr" mußte ja doch auch Abends „ausgehen." Da schlug der Schlosser die Thüre unvermerkt anders an! — Statt bei Licht mit den Gesellen zu arbeiten — ging der „Herr" aus und die Gesellen machten, was sie wollten. — Natürlich schickte sie „der Herr" fort, nahm aber keine mehr, um sich nicht zu ärgern. — Lieber weniger arbeiten, als sich viel ärgern, hieß es; aber es hatte eine andere Quelle! Nun aß auch der „Herr" eine Portion zum Weine, und die arme Frau mit den Kindern mochte zusehen, wie sie's machte. Für sie allein ging noch die Hausthüre nach Innen auf; aber die Thränen? — Nun, das war ihre Sache! Der Mann muß für seine Arbeit auch Etwas haben. Item, der Erfolg war traurig. Lumperei rechts und links, oben und unten, hinten und vorn; Schulden und Elend in allen Fugen! — Ich will's nicht weiter verrathen, aber, liebe Leser, der Wohlstand ist zerstört; das häusliche Glück ist zerrüttet bei Vielen, sehr Vielen. Manche fangen wieder zu arbeiten an — aber sie leben unter dem Drucke der Schulden und sterben drunter, und die Armenkasse hat manche Familie schon — geerbt. Es ist schlimm, wenn man zu spät erkennt, warum die Hausthüre nach Innen aufgeht.

Ich habe nur die Außenseite gezeigt. Nach Innen sieht's

ſchlimmer. Das eheliche Glück, die Kinderzucht und Zufriedenheit — ? — Nun, wie es da ſteht — malt es Euch ſelber aus, und präget es Euch tief in die Seele, daß darum die Hausthüre nach Innen geht, daß der Mann zu Hauſe bleibe, im Schooße ſeiner Familie; daß er Hausvater ſei, Familienvater, und iſt er das einmal wieder recht, ehrlich und treu, dann ſteigt ſein Beruf: dann wird er Hauspriester, Hausprediger, Hausſeelſorger und ſein Bekenntniß wird das Joſua's:

„Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!"

Gott walt's! Damit kommet wieder Heil und Segen, Glück und Zufriedenheit.

Lieber, ich bitte dich, lerne nicht auf dem Rückwege aus dem Wirthshauſe erſt: daß für den rechten, chriſtlichen Hausvater die Hausthüre nach Innen aufgeht! Lern's, wenn etwa Einer klopft und ſagt: Gehſt du mit? Sage ihm: Nein, meine Hausthüre geht nach Innen auf, und die ſagt mir etwas, das hab' ich mir hinter's Ohr geſchrieben. Thue es auch!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1863.

Ihr erwartet, liebe Leser, gewöhnlich von mir die Deutung der Räthsel des vorigen Jahrgangs: ob ich nun gleich fest glaube, daß Ihr sie alle gelöst habet, so will ich denn doch meiner Weise getreu bleiben.

Nr. 1, oder in der Reihe der Spinnstubenaufsätze Nr. 5 (Seite 105), ist das Bett. Im Bächlein und im Rheine hast du's, wenn du den Boden mit seinen Kieseln erreichst. Der Arbeitmüde erlebt's am Abende und — das Grab ist das Letzte, darein man dich todtmüde legt. Denk' oft an dies Letzte. Es ist dir ein Segen!

Nr. 10 (Seite 159) ist der Hunger. Gott behüte dich vor ihm, wenn er etwa Hausgenosse werden sollte! Hüte dich vor dem, was das Räthsel sagt, dann bleibt er fern! Daß er dem Kranken willkommen ist, das liegt klar und — du weißt, daß er der beste Koch ist!

Nr. 14 (Seite 186) kleidet sich, nach morgenländischer Weise, in eine Geschichte. Darf dich nicht irre machen! Das Wort heißt Reif, als Haupt- und Eigenschaftswort gebraucht.

Die Königskrone ist ein goldner Reif, sonst hielte sie ja nicht auf dem Haupte des Königs. Der Reif, der sich bildet,

wenn die Nachtkälte den Thau gefrieren macht, du kennst ihn wohl; die Sonne leckt ihn weg, aber die Pflanzen, an denen er hing, sind erfroren. Ein eiserner Reif umschließet fest und Reif an Reif bildet die Kette. Wehe dir, wenn sie dich, als Verbrecher, fesselte! — Auf Gottes Wegen hast du sie nicht zu fürchten. Nur die Gnade kann befreien den, der Uebels gethan.

Reif heißt aber auch der Trauring und ist ein solcher, der, weil er eigentlich ohne Anfang und Ende ist, dich an eine ewige Treue erinnern soll. Ertönt aber im Sommer und Herbst das Wort: reif! dann jubelt Alles den reifen Früchten entgegen und Lust und Freude erfüllt der Menschen Herzen. Vergiß nicht den, der es gibt und danke für den Gottessegen!

Nr. 16 (Seite 193) ist die Seite, die alle Dinge doppelt haben, die rechte und die linke — nur die genannten Dinge nicht. Anno 1848 da war's Links schlimm. Anno 1849 machten sich die schlauen Füchse von der Linken blitzschnell auf die Rechte. Eine schöne Sorte von Wetterfahnen! Man hat ihnen getraut. Ich nicht! Entweder taugten sie Links nichts und Rechts nichts oder sie waren Heuchler, und die — taugen erst recht nichts! — Willst du aber wissen, was die Spinnstube für das Jahr 1864 in ihrer Brust trägt — dann mußt du Seite um Seite lesen — bis du die letzte umschlägst. Nun — behüt' dich der liebe Gott, daß du am großen Gerichtstage auf der rechten Seite stehest!

3. Heimkehr am Abend.

Eine Geschichte, die etwas älter ist als der, der sie erzählt.

I.

Auf dem Vorderhunsrücken, begann eines Abends der alte Schmiedjakob zu erzählen, kenn' ich ein Dorf, dessen Lage gar freundlich ist. Eine bedeutende Anhöhe, gegen Norden sich erhebend, ist mit einem prächtigen, alten Eichenwalde bedeckt, der Stämme einschließt, die manches Geschlecht aufwachsen, blühen und in's Grab sinken sahen, ohne daß der Sturm ihre Kronen geknickt hätte, wiewohl er sie von allen Seiten fassen, rütteln und schütteln kann. Von dem Walde gegen Mittag senkt sich allmählich das Land. Fette Fluren ziehen bergab in sanfter Senkung, und der Sonne hingegeben, vor den rauhen Winden geschützt, liegt das Dorf um seine Kirche, die alt und ehrwürdig aus einer längst verschollenen Zeit stammt. Tiefer, unter dem Dorfe, zieht sich ein frischgrüner Rain saftiger Wiesen bis zum Thaleinschnitt, wo, von Erlen und Weiden besäumt, ein Forellen-

bach sein klares Wasser tieferen Gründen zufließen läßt, und dann in einen der großen Bäche fällt, welche in die Nahe ausmünden.

In der Zeit, von der ich rede, war nur die alte, ehrwürdige Kirche mit Schieferſteinen bedacht, während die niedern Häuſer, alle mit dem Giebel nach der Straße gerichtet, mit dicken, moosbedeckten Strohdächern vor Regen und Schnee geſchützt waren.

Das Dorf hatte keinen Pfarrer, der wohnte auf dem eine halbe Stunde entfernten Mutterdorfe; aber eine Schule hatte es und einen alten, würdigen, frommen Lehrer, einen Mann nach dem Herzen Gottes, der nach dem Maße ſeiner Kraft treu und gewiſſenhaft wirkte und, bei bedeutender Lehrgabe, ſegensreich für die Gemeinde wirken konnte. Seine ſanfte, treue Frau war im Wochenbette mit ſeinem Ludwig geſtorben, und es war eine gnadenreiche Fügung Gottes, daß das älteſte ſeiner Kinder ein Mädchen war, das vierzehnjährige Evchen, das nun, beſonnen und gewiſſenhaft, wie eine Mutter, für die Haushaltung ſorgte. Außer ihr und dem kleinen Ludwig war noch ein Knabe da, der Peter hieß, und etwa eilf Jahre alt war.

Tief hatte den treuen Lehrer ſein ſchwerer Verluſt gebeugt, denn mit der von Gott Abgerufenen hatte er gelebt, wie Ehegatten leben ſollen, in Friede und Liebe, und kein unvergohrnes Wort hatte das Glück getrübt, das ſtille und harmlos unter dem alten, morſchen Strohdach geblüht, länger denn fünfzehn Jahre. Nur in ſeinem Glauben und in der Erfüllung ſeiner heiligen Pflichten fand er nach und nach Beruhigung.

Wir können über einen ziemlich langen Zeitraum wegſchreiten, der ereignißarm vorüberging; da aber, als Peter, der in der Schule zu ſeines Vaters großem Leide nur das Nothdürftigſte des Erkennens ſich angeeignet hatte, confirmirt wurde, ging das Kreuz an.

Er war immer ein höchſt flatterhafter, zerfahrener Junge geweſen. War es des Vaters Wunſch, ihn einſt in ſeinem Berufe wirken zu ſehen, ſo vernichtete er gründlich dieſe Hoffnung. Er hatte ein für alle Mal kein Sitzfleiſch, keine Ruhe,

keine Geduld und seine Flatterhaftigkeit ließ es nie zu, dauernd Etwas mit Ernst zu treiben. Böse war er aber dabei nicht, vielmehr so gutmüthig, daß er Alles, was er hatte, weggeben konnte, wenn seine Theilnahme erweckt worden war.

Nun galt es, einen Lebensberuf für ihn zu wählen. Aber welchen? Solch eine unruhige Natur mußte einen Beruf haben, der ihn vielfach und abwechselnd beschäftigte. Soldat? O du lieber Gott, was war es in Churpfalz mit den Soldaten für ein Jammer! In Mannheim lungerten sie herum; thaten die Wachen und schliefen, weil die Langeweile sie unaufhörlich peinigte, wenn sie nicht karteten, kegelten oder in Pfälzer Wein sich erlustirten und dann Händel anfingen, die ihnen gelegentlich Fünfundzwanzig eintrugen.

Das war Nichts!

Schuster oder Schneider? Ach da war ja gar nichts zu hoffen: denn das Sitzfleisch ging ihm ab, und wo hätte er Ruhe und Geduld hernehmen sollen?

Lehrer? Nun, da fehlte jede Bedingung, am Wesentlichsten die, daß er selbst Etwas gelernt hätte.

Schreiner? Ja damit ist's auf dem Lande Nichts. Sie bringen's über die gründlichste Lumperei nicht hinaus.

Wagner, Stellmacher? Ja, das war von allen Handwerken dasjenige, welches mit dem Grobschmied in die Wahl kam.

Peter entschied sich zum Wagner und der treue Vater brachte ihn zu einem Meister, schloß den Contract mit ihm ab und betete nur, daß der Herr dem Buben Beständigkeit verleihe. — An Gaben fehlte es dem Peter nicht, ja sein Vater sagte: Wenn er sie anwendete, so würde in allen Wegen, die er einschlüge, Etwas aus ihm werden, aber am Anwendenwollen fehlte es jederzeit und überall. —

Anderthalb Jahre hielt es Peter aus; dann kam er und sagte: Vater, das Wagnerhandwerk ist nicht für mich. Es ekelt mich an! Alles Bitten und Drohen, ja selbst, als er den Vater auf's Aeußerste gereizt, eine gesunde Tracht mit einem halbdürren Haselstocke trug nichts aus, als daß er sagte: Schlagt mich todt, ich werde doch kein Wagner; aber ein Grobschmied will ich werden. Das gefällt mir! —

Der Vater brachte ihn nicht mehr zu seinem Meister und der sagte: Gottlob, daß ich ihn los bin; das ist Einer, der paßt in keinen Sattel, als in den des Faullenzers, dazu hat er mörderlich gute Anlagen.

Das Ende vom Liede war, daß der arme Vater in den sauern Apfel biß und ihn zu einem Grobschmied in die Lehre tat.

Da schien es besser zu gehen, aber —. Doch ich muß Euch an Etwas erinnern, davon Ihr gewiß gehört habet.

An was denn? fragte der Gevatter.

Nun, sagte Schmiedjakob, du mußt es wissen: denn du bist ja noch älter als ich. Es mögen sechzig Jahre oder länger her sein, da war in der Churpfalz ein heftiger Religionsdruck und viele Pfälzer Reformirte schnallten ihre Bündel und rüsteten sich zur Reise in das „Neue Land."

Kathrinchen ließ den Faden einlaufen und sah den alten Schmiedjakob fragend an, und als er einen Augenblick einhielt, sagte sie: „Das neue Land," was war denn das für Eins?

Das war das Land, das der Columbus entdeckte, von dem uns der Spinnstubenschreiber in einem seiner kleinen Büchlein erzählt, das den Titel führt: „Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika kennen lehrte." Amerika ist's, das man damals noch, nach altherkömmlicher Gewohnheit, die neue Welt oder das neue Land hieß.

Sind damals die Leute schon nach Amerika gegangen? fragte höchst erstaunt das Kathrinchen.

Ja wohl, Viele, und es ging den Menschen gut, selbst denen, die am Niederrheine hängen blieben und das Dorf „Pfalzdorf" und einige andere bauten und die sich dort besser befanden, als in ihrer schönen, gesegneten Heimath, wo man ihnen durch Religionsdruck das Leben sauer und bitter genug machte.

Wie vor einer kleinen Reihe von Jahren das Amerikafieber die Leute ergriff und kapitaltoll machte, so war's auch damals in der Pfalz, nur mit dem Unterschiede, daß die meisten leider gegründete Ursachen dazu hatten, was letztlich nicht immer der Fall war. Das Amerikafieber, wie ich diese geistige Krankheit nenne, fing in der Oberpfalz an und zog

sich, gleich dem abwärts fließenden Wasser, in die Unterpfalz, in die schönen Thäler am Rhein und auf die grünen Höhen und frischen Wiesenthäler des waldigen Hunsrückens. Damals rüsteten sich auch in dem Dorfe, wo Peters Vater Lehrer war, fünf Familien zum Zuge über das Weltmeer, als wär' der so leicht, als etwa über den Rhein.

Eines Sonntag Abends im Nachwinter, da im Frühling die Pfälzer wandern wollten, kam einmal des Peters Pathe, der Müller aus der Thalmühle, zum alten Lehrer mazen. Beide waren weiland Schulkameraden gewesen, und hatten sich sich behalten bis in's Alter.

Der gute Lehrer saß an seiner grobgedruckten, großen Basler Bibel und hatte Israels Auszug aus Aegypten eben gelesen, hatte seine Klammbrille abgelegt und den Kopf in die Hand gestützt; denn er dachte über die Vergleichungspunkte nach zwischen den auswandernden Pfälzern und den Israeliten, zwischen dem schrecklichen Drucke, der auf diesen lastete und dem, über welchen Jene allerdings nicht ohne Grund klagten.

Es wollte ihm bedünken, als sei's doch nicht dazu angethan, auszuziehen aus des Vaters Hause und von der Freundschaft, in ein Land, das doch eigentlich Keiner kannte, und von dem man gewissenhaft nicht sagen konnte, daß es der Herr ihnen zeigte.

Da trat der Müller ein und sagte: Guten Abend, Kumpeer!

Der Lehrer war so tief in seine Gedanken versunken gewesen, daß er den Freund nicht hatte zur Hausthüre hereinkommen hören; darum erschrack er, daß er ordentlich emporfuhr.

Bist ja erschrocken? lachte der Müller.

Ja, Peter, entgegnete der Lehrer: ich hab' so der Auswanderung unserer Nachbarn nachgedacht, die sich dabei immer auf den Auszug Israels aus Aegypten berufen, und meine, das passe, wie eine Faust auf ein Auge!

Meinethalben, sagte der Müller, der gerne einen Spaß machte. Ich denke: Bleib' im Lande und — leg' dich krumm! Mögen sie ziehen! Gott geleite sie! Manchem ist's gut, wenn er geht, besonders Einem, der hier nicht paßt und fugt.

Ach Gott, rief der Lehrer, du wirst damit doch nicht an meinen Peter, deinen Pathen, denken?

Und wenn ich an ihn dächte, was wär's denn? Der muß die Hörner ablaufen hier oder im neuen Lande, und ich glaube, dort geht's rascher und besser als hier, wo er dir immer neues Herzeleid macht; — denn — er war heute bei mir und sagte, das Schmiedhandwerk gefiele ihm nicht mehr. —

Allbarmherziger Gott! Strafe mich nicht auf's Neue in deinem Zorne! rief der Lehrer, faltete seine Hände und blickte gen Himmel in tiefem Weh.

Der Müller war ein weicher Mann. Ob er gleich keine Kinder hatte, so fühlte er doch den Schmerz des Vaters, der alle seine Hoffnungen so schrecklich bitter getäuscht sah, in seinem ganzen Umfange.

Hab' mir's eingebildet, daß es so käme! sagte er halblaut und wischte sich die Thräne weg, die ihm in's Auge getreten war, als er das Leid des Vaterherzens sah.

Ach, erwiederte der Lehrer, meinund, die Worte des

Müllers seien an ihn gerichtet, ich hab's wohl geahnet, daß wieder ein Sturm käme; denn wenn's in meinem armen Leben einmal eine Weile Windstille war, so kann ich auf einen neuen Sturm rechnen, und der kommt allemal von Peter. Evchen ist ein Muster eines guten Kindes und Ludwig ein so stiller, fleißiger Junge — aber —

Hör' mal, Freund, sagte der Müller, es ist nun einmal so, daß wir nicht alle gleich sein können; das aber wirst du doch zugestehen, daß er von Herzen gut ist? —

Der Lehrer nickte mit dem Haupte.

Siehst du, fuhr der Müller fort, ich erkenne seine Fehler so gut, als du auch; aber was ist denn nun mit ihm anzufangen? Ich hätte ihn gerne in die Mühle genommen, aber da bliebe er keine acht Tage! Laß ihn ziehen. Es bleibt Nichts übrig!

Mein Kind über's Meer, in die unbekannte Welt hinein! seufzte der alte Mann. Es ist so gut, als wenn er stürbe.

Aber sag' mir doch, hob der Müller wieder an, ist denn das „Neue Land" ganz aus der Welt draußen, die der liebe Gott regiert? Ist sein Arm verkürzt, daß er nicht da hinüberreichte über das Meer, welches es von uns scheidet? — Sieht sein Auge dort nicht die Wege seiner Menschenkinder und hört er etwa die Gebete derer nicht, die dort zu ihm beten? —

Der Lehrer hatte sein Haupt gesenkt und gehorcht auf die Worte seines Freundes. Als dieser bei der letzten Frage inne hielt, richtete er sein gesenktes Haupt wieder auf, faltete wieder seine Hände und blickte gen Himmel, indem er leise vor sich hinsprach: „Und nähme ich Flügel der Morgenröthe und weilte am äußersten Meere, so würde mich dennoch auch dort deine Hand halten und deine Rechte mich führen!"

Eben das wollte ich dir jetzt in's Andenken rufen, sprach der Müller.

Ach ja, es ist gewiß wahr und ist so, versetzte der Lehrer, aber es ist und bleibt doch hart. Und wenn er mir nur Sorgen und nichts als Kummer und Sorgen gemacht hat, er ist und bleibt ja doch mein Kind!

Das ist wahr, sprach der Müller; aber er geht ja doch nicht aus der Welt und vielleicht schlägt ihm dort die Stunde der innerlichen Umkehr.

Auch richtig, aber ich sehe ihn nicht wieder —

Halt, fiel ihm der Müller in's Wort. Hier, in dieser Welt, willst du sagen! Ja, ja, der Herr sagt aber, „über ein Kleines, so werdet Ihr mich wiedersehen!“ Sind nicht die paar Tage, die wir Alten noch zu leben haben, ein Kleines? Und dann gehen wir ein in das große Vaterhaus, wo so viele Wohnungen sind und dort finden wir uns Alle wieder.

Der Lehrer reichte dem Freunde seine Hand und drückte die ehrliche Müllershand.

Du hast Recht, sagte er feierlich. Ich will ihn ziehen lassen, wenn auch mit Thränen.

Brav! rief der Müller, froh, daß ihm der Kampf so leicht geworden war, den er sich viel schwerer vorgestellt hatte.

Aber nun laß mich dir auch Etwas offenbaren, fuhr der Müller fort, was dir das Herz in anderm Betrachte leicht machen kann. Du weißt, wir haben, meine Frau nämlich und ich, wie wir keine Kinder haben, auch gar keine Verwandte mehr, und die sehr entfernten, die wir etwa aufsuchen könnten, sind reiche Leute, die sich um das Bischen Bettel, was sie von uns erben könnten, nicht bücken mögen. Du bist der Einzige, der mir an das Herz gewachsen ist, und deine Kinder haben wir so lieb, als wären sie die unsrigen. Als nun mein Pathe vor etwa sechs Wochen schon den Entschluß aussprach, wenn du es erlaubtest und das Reisegeld gäbest, wolle er mitziehen in das neue Land, so dachte ich, diese Sorge nimmst du deinem Freunde ab: denn wir haben im Stillen ein Testament gemacht, das deine Kinder zu unsern Erben einsetzt, und zwar so: Dem Ludwig hab' ich diejenigen Aecker und Wiesen vermacht, die in der Nähe des Dorfes liegen, damit er sie, wenn er einmal Schulmeister wird, mit dem Schulgut und dem, was du von deinem eigenen Gute ihm hinterlässest, ordentlich bebauen kann. Dem Evchen hab' ich die Mühle mit den Aeckern und Wiesen vermacht, welche das Mühlengut ausmachen, und dem Peter meine Kapitalien,

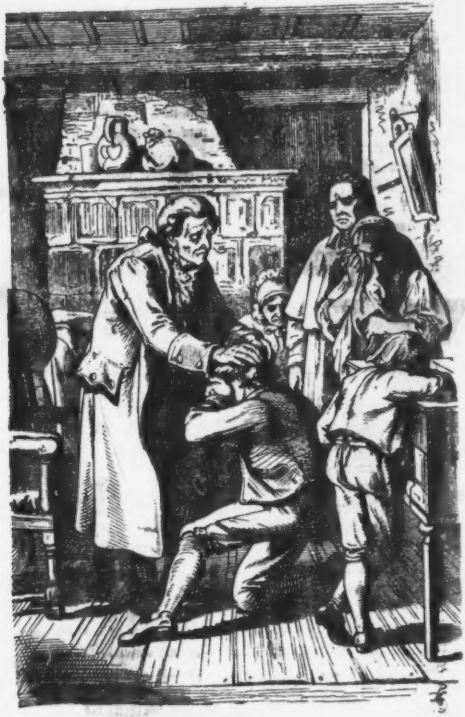

Zu Seite 19.

da der niemals hierher sich setzen wird. Damit war meine liebe Frau ganz einverstanden und das ist gemacht und in Ordnung. Nun dachte ich, du hättest vielleicht nicht die Mittel, den Peter auszustaffiren, wie es zu so einer Reise nöthig ist. Als Lump soll ja doch mein Pathe nicht in's neue Land gehen. Da sind wir denn mit ihm nach Simmern gegangen und haben ihn, vom Kopf bis zum Fuße, zweifach neu gekleidet, und ich hab' ihm auch das Reisegeld und noch so viel mehr von seinem Erbe gegeben, was er aber weder weiß, noch wissen darf, daß er einstweilen eine hübsche Zeit zu leben hat, bis er irgend Etwas herausgeknöchelt hat, womit er sich ernähren will und kann. Ich hoffe, damit bist du einverstanden und ich habe meine Absicht erreicht, eine vielleicht schwere Sorge von deinem Herzen zu nehmen.

Er schwieg.

Der Lehrer hatte mit großer Spannung zugehört, und als jetzt der Müller schwieg, fiel er ihm laut weinend um den Hals, aber reden konnte er nicht; indessen bedurfte es auch dessen nicht, denn seine Thränen redeten verständlich.

II.

Es war einige Tage später, als schon von des Tages erstem Grauen an im Dorfe eine wundersame, eigenthümliche Bewegung war. In allen Häusern sah man die Fenster der Wohnstuben erleuchtet, weil eben der Tag noch nicht angebrochen war. Vor den Häusern der Auswanderer standen hochbepackte Wagen. Die Freunde und Verwandte sammelten sich zum Abschiede und Jeder fühlte, es war ein ernster, tiefbedeutsamer Augenblick, der des Scheidens für diese Welt. Dies Gefühl und Bewußtsein legte einen tiefen Ernst, eine Wehmuth auf die Gemüther, die sich in vielen hellen Thränen kund gab. Nur ernste Worte wurden gewechselt, Tröstungen, Versicherungen der Liebe und Segenswünsche treuer Herzen.

Auch vor dem Schulhause stand der Wagen des Müllers. Er ließ es sich nicht nehmen, seinen Pathen bis an das Schiff zu fahren und selbst zu geleiten, und das Schiff oder

vielmehr drei große Ankernachen, womit die Schiffer den Wein der vier Thäler nach Coblenz oder Cöln zu fahren pflegten, lagen im Hafen von Bacharach segelfertig vor Anker. Da aber Peters Habe bloß in einer schweren Kiste bestand, so hatte der gutmüthige Müller noch Kisten und Kasten von andern Auswanderern geladen, auch noch Sitze für solche gemacht, die den Ihrigen auch das Geleite bis an den Rhein geben wollten.

In der geräumigen Wohnstube des Schulhauses saßen nur die zur Familie Gehörenden und der Müller. Nur Seufzer, leises Weinen und je und dann ein Wort vernahm man. Die Herzen waren bis zum Brechen und Bersten voll.

Plötzlich erhob sich der Lehrer — man hörte Peitschenklatschen und zwischen durch lautes Weinen — und sagte mit zitternder Stimme: Die Scheidestunde ist da. Peter, heute scheiden wir für diese Welt. Solltest du einst wiederkehren, dann ist deines Vaters Grabhügel schon eingesunken. — Kniee nieder, daß ich dich segne!

Da schüttelte es den jungen Menschen, wie ein gewaltiger Frost. Er preßte beide Hände vor die Augen und stieß einen Schrei des gewaltigsten Schmerzes aus, der Allen durch Mark und Gebein ging. Er fiel nieder und umfaßte die Kniee seines Vaters und rief verzweifelnd: Vater, Vater, vergib mir das Leid, das ich dir zugefügt! —

Des Vaters Antlitz war wie verklärt. Er legte seine Hände auf Peters Kopf und sagte: Ich vergebe dir und auch der Herr droben im Himmel wird dir vergeben, denn ich will beten für dich, bis mein Herz im Tode bricht.

Dann flehte er betend um des Herrn Segen für den Sohn. Es war ein Augenblick voll tiefergreifender Feierlichkeit. Alle weinten. Der Lehrer hob Peter auf, drückte ihn an seine Brust, küßte ihn und sagte: Auch deine selige Mutter betet droben im Lichte für dich. Wandle vor Gott und sei fromm, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit dir sein! Amen.

Draußen wurde es bewegter auf der Straße. Der Müller stand auf, nahm Peters Hand und sagte: Mach's kurz!

Noch einmal drückte er einen Kuß auf die Hand des Vaters, der ihn geſegnet hatte, küßte die Geſchwiſter ſtumm — und der Müller zog ihn fort. Wenige Minuten drauf rollte der Wagen davon. —

Ueberall Weinen und Wehklagen! — Die Morgenröthe leuchtete den Auswanderern auf ihrem Wege und in mancher Thräne glänzte ihr roſiges Licht wieder, und die Morgenglocke hallte ihnen ihren letzten, ernſten Gruß nach. —

Noch einmal erneuerte ſich lebendig der Schmerz, als der Müller zurückkehrte und die Scheidegrüße brachte; dann ſchritt die Zeit darüber hin, und auch die blutendſte Wunde heilt ihr Balſam und der der Religion. Auch die Arbeit gab den Trauernden ihren Segen zu erkennen.

Als die Auswanderer das Seeſchiff beſtiegen, ſchrieben ſie alle noch einmal einen gemeinſamen Brief an die Ihrigen, und dann kam keiner mehr für lange, lange Zeit.

Auch auf den treuen Freund, den Müller, hatte das Scheiden ſeines Pathen und die Auftritte, die es begleiteten, einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Er kam ſeitdem öfter als ſonſt zu dem Lehrer und ſeinen Kindern, und es war, als hätte er ein Bedürfniß, ihnen ſeine Liebe zu beweiſen, ob ſie gleich nicht ahneten, was er ihnen zugedacht und zugetheilt hatte.

Je und dann kam ein Brief aus Amerika, aber ſelten, und er war jedesmal viele Monate alt; aber es wurde Aller gedacht, und ſo blieben die Angehörigen in der Heimath mit denen im Lande jenſeits des Weltmeers ſtets noch in einer Verbindung, wie ſie die Herzen wünſchten; allein die Briefe wurden immer ſeltner. Wußte man doch, daß ſie Alle ihr Brod hatten und daß Peter bald als Wagner, bald als Grobſchmied arbeitete, und daß ſie ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit rühmten. Am Auskommen konnte es ihm kaum fehlen. —

So waren ſechs bis ſieben Jahre vergangen und Manches hatte ſich geändert. Der Müller war nach und nach ziemlich mürbe und alt geworden und das Mühlwerk wurde ihm zu ſchwer. Er nahm einen Mühlburſchen, den Sohn eines Müllers aus dem Biberthal bei Kaſtellaun, deſſen Eltern

brave, gottesfürchtige Leute waren, und der Sohn, ein hübſcher junger Menſch, war nicht aus der Art geſchlagen, und der Müller rühmte ihn gar ſehr. So oft er in die Kirche kam, kehrte er im Schulhauſe ein und wartete die Stunde des Gottesdienſtes ab.

Der Müller hatte, trotz ſeiner Gebrechlichkeit, gute Augen, und meinte ſo bei ſich: der Jakob ſieht auch das Evchen lieber als den viereckigen Stubenofen im Schulhauſe, ob er gleich oft den lange und nachdenklich anſtarrt. Nun, der Junge iſt nicht auf die Naſe gefallen! Das Mädchen iſt wirklich ſo ſchön geworden, wie keins mehr im Dorfe und, was ſein Thun und Laſſen betrifft, ſo iſt es eine Perle unter allen Töchtern des Landes. Nehm's ihm nicht übel, wenn er ſein Gefallen an ihm findet, und ich — wollt', das Mädchen fände auch ſein Gefallen an ihm — denn das wär' ein Pärchen, das die Tauben nicht feiner zuſammenleſen könnten, und ich gäbe ihm gerne die Mühle und meinen Segen dazu.

Es war aber ganz kurios, daß es grade ſo kam, wie der Müller gedacht hatte, oder vielmehr zuſement ſchon ſo war, als er das dachte und zu ſich ſelbſt ſagte. Aber die Zwei wußten nichts von des Müllers Gedanken, und handelten für ſich ein Jegliches, und machte es ſo mit ſeinem Herzen fertig, wie es ihm gefiel.

Den Müller aber fing es an zu drücken, denn der Jakob blieb dem Mädchen, das er doch ſo erſtaunlich lieb hatte, ſo ferne, wie Evchen ihm, dem dennoch die Liebe für Jakob aus den ſchönen blauen Augen leuchtete.

Eines Tages ging er mit Jakob auf die Wieſen. Es war im Frühling, wo man die Waſſerungsgräben neu ſchneidet mit dem Wieſenmeſſer oder die alten aufräumt. Da dachte er: Mußt einmal auf den Buſch klopfen, ob der Haſe herausſpringt!

Ich weiß nicht, wie das iſt, fing er an, ich gehe doch, wenn ich nach der Kirche gehe, am liebſten in die Schule und wart's da ab, bis es läutet, auch wenn der Schullehrer nicht da iſt, das Lied bei dem Pfarrer holt oder es anſchreibt.

Ich auch, ſagte Jakob arglos.

Das glaub' ich, entgegnete raſch der Müller, du ſiehſt gerne in des Evchens blaue Augen.

Der Jakob wurde roth bis in die Ohrläppchen.

Nun, fuhr der Müller fort, brauchſt nicht roth zu werden! Du haſt dich ja nicht zu ſchämen, wenn dir das Mädchen gefällt, denn es iſt ebenſo ſchön als brav.

Ja — ja — ſtotterte Jakob, das iſt wohl Alles gut und wahr, aber das Heirathen iſt ſchnell geſagt. Wovon aber ſoll ich eine Frau ernähren?

Du verſtehſt das Mühlwerk! ſagte der Müller.

Wenn das wäre, wie Ihr ſagt, Meiſter, ſo wär' ich doch ein Müller ohne Mühle, und der iſt eben wie ein Fiſch auf dem Trocknen. Mein ält'ſter Bruder bekommt die väterliche Mühle zugeſchrieben, ſammt Allem, was drum herum iſt, und zahlt an uns übrige Geſchwiſter tauſend Gulden, an Jedes nämlich, heraus, wenn es volljährig iſt.

Das biſt du ja! ſagte der Müller.

Richtig, Meiſter, aber trotz der tauſend Gulden ein Fiſch auf dem Trocknen; denn wo krieg' ich eine Mühle, und wenn ſie ſo klein wäre, wie die auf dem Güldenbach, für tauſend Gulden?

Mußt ein Mädchen heirathen, das eine Mühle hat, ſagte darauf der Müller.

Jakob ſeufzte. Das iſt's ja eben, daß das Evchen keine Müllerstochter iſt!

Sie kann ja doch eine Mühle haben, ſagte der Müller mit ſtarker Betonung.

Die müßte denn doch vom Himmel fallen! ſagte Jakob mit bitterem Lächeln, weil er meinte, der Müller uze ihn, und das that ihm um ſo weher, als er gewohnt war, nur ernſt mit dem Müller zu reden.

Ich meine, verſetzte der Müller, davon hätte man in der Welt kein Beiſpiel. Auch bei Evchen wäre ein ſolches Wunder nicht nothwendig.

Aber — rief, ſtehen bleibend, Jakob, wie ſoll denn das zugehen? —

Ei, närrischer Kauz, rief der Müller, wenn ich ihm nun meine Mühle vermacht hätte? Kinder habe ich keine und auch keine nahen Verwandten, und die fernen sind reicher als ich und bedürfen meines Erbes nicht, wenn's auch grade so ganz unerheblich nicht ist.

Ihr seid heute absonderlich zum Uze geneigt, sagte wieder weitergehend Jakob.

Halt! rief der Müller. Wann habe ich dich oder Jemanden geuzt? Was ich rede, ist Wahrheit. Des Schullehrers brave Kinder sind meine Erben und dem Evchen hab' ich die Mühle durch Brief und Siegel vermacht. Da beißt keine Maus einen Faden ab. Meine liebe Frau hat's mit unterschrieben und die Mühle ist unser freies Eigenthum, auf der nicht einmal eine Servitut oder Zins oder etwas dergleichen lastet.

Das weiß ja aber kein Mensch! sagte Jakob und sein Herz schlug Generalmarsch.

Bah! rief der Müller aus, was liegt mir an den Leuten? Allerdings habe ich es nicht an die große Glocke gehängt, und selbst das Evchen weiß es nicht, aber doch ihr Vater, jezt du — und der Herr Weygold zu Zimmern. Mit denen ist es genug. — Siehst du, fuhr er nach einer Weile fort, ich bin alt geworden und meine Frau auch. Wir denken an den Aufenthalt. Das zweite Stockwerk unsrer Mühle hat drei Zimmer und eine Küche. Das hab' ich so einrichten lassen zu unserm Aufenthalt und — wenn der Lehrer sein Amt niederlegt, dann zieht er zu uns. So steht die Sache. Dem Ludwig, der einmal und wohl bald Schullehrer wird, hab' ich meine Güter, die um's Dorf herum liegen, vermacht, dem Evchen die Mühle und das Mühlengut, und dem Peter, der nach Amerika gegangen ist, meine Kapitalien. So ist's; zur Nutznießung aber hab' ich mir vom Mühlengut die Aecker behalten, die ich aber, wenn des Evchens Mann gut gegen uns alte Leute ist, ihm geben würde und wir drei Alten aßen dann mit den Jungen am Tische. —

Damit war's ab, denn es kamen Leute des Weges und sie waren auch an den Wiesen. Beide gingen nun schweigend

an die Arbeit und waren erst damit zu Ende, als die Mittagglocke im Dorfe läutete.

Das war auf den Busch geklopft, sagte lachend Schmiedjakobs Schwiegertochter. Wenn der Jakob kein Esel war, so wußte er nun, wo Barthel den Most holt.

Meinst du? sagte lachend der Alte. Ich denke, der Jakob brauchte keinen Vormund, um zu wissen, wie viel Uhr es war, auch wenn die Dorfglocke nicht Mittag geläutet hätte.

III.

Der Ludwig war seines alten Vaters Freude. Er unterrichtete ihn nach besten Kräften, und wenn der Herr Inspektor die Schulprüfungen abhielt, war er immer dem bescheidenen Ludwig sehr freundlich, denn er merkte an der Schule, daß der junge Mensch half und mit Geschick und Erfolg den alten Vater unterstützte. Nur Eins war schlimm, das nämlich, daß der alte Lehrer in der Musik nicht viel verstand und das Windesheimer Klavierchen, das in der Wohnstube stand, war ein Rappelchen, und man konnte kaum mehr einen Dreher drauf spielen. Diesen Mangel fühlte Niemand mehr als Ludwig. Der Alte merkte es und redete mit seinem Collegen im Pfarrdorfe, der Einer war, der's aus dem FF verstand. Um ein Billiges nahm er Ludwig in die Lehre und der machte große und schöne Fortschritte, besonders im Chorale, und er konnte schon nach dem ersten Sommer, den er hinüber ging, die Orgel schlagen, wie man damals sagte, daß es die Gemeinde und der Pfarrer nicht unterscheiden konnten, ob es der Lehrer oder der Schüler gewesen, der gespielt.

Die Seele seines Vaters hüpfte vor Freuden über solche Zunahme, und der Pfarrer erbot sich, ihm ebenfalls noch Unterricht in der Geschichte und Erdbeschreibung, endlich aber auch in der Naturgeschichte zu geben. Ueberall legte Ludwig einen unermüdlichen Fleiß an den Tag, und da ihn der Herr im Himmel mit schönen Gaben begnadigt hatte, so nahm sein Erkennen in rasch fortschreitendem Maße zu, und als er neunzehn Jahre alt war, sagte der Herr Inspektor, der Vater

ſolle ihn ſofort zum Examen anmelden. Das geſchah denn auch und Ludwig ging ſchweren Herzens nach Mannheim, ſchwereren Herzens, als der lederne Büchſenranzen an ſeiner linken Seite, darinnen ihm Evchen Lebensmittel geſteckt, die für einen halben Monat ausgereicht hätten. Aber wenn auch der Vater recht gut wußte, daß ſein Sohn gewiß unter allen Aſpiranten des Schulamtes, die zu gleicher Zeit aus allen Theilen der Pfalz nach Mannheim wanderten, um examinirt zu werden, gewiß Einer der Beſten war, ſo lag es doch zentnerſchwer auf ſeinem Herzen. Kommt ja doch bei ſo einem Examen gar viel auf das Glück und auf eine gehörige Maulfirigkeit an, und eine ſolche durfte er ſeinem beſcheidenen, faſt ſchüchternen Ludwig nicht wohl zutrauen. Indeſſen ging es prächtig. Ludwigs Antworten waren beſtimmt, klar und richtig, und man ſah, daß ſeine Vorbildung eine umfaſſendere war, als die der ſämmtlichen jungen Leute, die mit ihm im Examen waren, beſonders gut aber war das Zeugniß über ſein Orgelſpiel, das ihm der Herr Organiſt Gaa ertheilte.

Ohne daß es Ludwig wußte, hatte ſein Vater mit dem Herrn Inſpektor geredet, daß, wenn er im Examen vor dem hohen Kirchenrathe beſtände, er ihm möchte als Helfer beigeordnet werden mit dem Rechte der Amtsnachfolge.

Der Kirchenrath erfüllte dem braven alten Lehrer mit Freuden dieſen Wunſch. Als Ludwig mit ſeinem Decretum heimkam, war große Freude in der Mühle und im Schulhauſe, und der Müller ſagte heitern Herzens: Alter, ich denke, wir Zweie beziehen bald mit meiner Alten die Auſſenthaltsſtuben im zweiten Stockwerk der Mühle und gehen bei deinem Evchen in die Koſt.

Das wäre ſehr dumm! ſagte der Lehrer. Von der Mühle bis in die Schule im Dorfe iſt ein weiter Weg.

Pah! rief der Müller, ich merke, du biſt ſchwer von Verſtändniß. So hab' ich das ja nicht gemeint. Behüt' mich Gott! Nein, das Evchen ſoll in der Mühle kochen.

Peter, du biſt toll! verſetzte bedenklich der Lehrer. Wie ſoll denn das zugehen?

Ich merke, daß ich deutſch reden muß! rief lachend der

Müller aus. Merkst du denn nicht, daß ich ein Freiersmann bin?

Du? Peter, du? fragte erstaunt der Lehrer, der überhaupt noch gar nichts gemerkt hatte. Für wen denn? —

Hör' mich denn an? leitete der Müller ein, und stellte dann die Sache in's Licht. Er zollte dem Jakob das wohlverdiente Lob und machte die Sache gleich fix und fertig, und der Lehrer mochte wohl oder übel, er mußte Ja sagen.

Der Müller bringt Alles fertig, sagten die Leute.

Freilich gibt er die Mühle dem Evchen. Da ist's gut fertig machen, sagten Andere, und die jungen Bursche, die alle wohl wußten, daß Schul-Evchen das bravste und hübscheste Mädchen im Dorfe war, kratzten sich hinter den Ohren und meinten: Ja, hätten wir das gewußt! Aber sie hatten's nicht gewußt, und so blieb's wie's war, und sie hatten den Aerger in den Kauf, der ihnen doch sonst Nichts einbrachte. —

Aber glücklichere Menschen gab's wenige in der Welt, als das Evchen und der Jakob, und, da es einmal so weit war, der Müller, seine Frau und auch der Lehrer.

Das wär' denn doch eine erfolgreiche Veränderung gewesen im ganzen Hauswesen, wenn's auf Knall und Fall, wie's der Müller wollte, in's Werk gesetzt worden wäre.

Soll ich mir am Ende selber kochen oder der Ludwig, der's ebenso gut, das heißt, ebenso schlecht versteht, wie ich selber? sagte der Lehrer. Die Zweie sind jung und vergilben nicht. Die können noch Ein Jahr warten. Da wird sich denn Manches rund schleifen lassen, was jetzt noch so gewaltig spießeckig ist.

Dagegen konnte eigentlich Niemand Etwas einwenden, und so blieb's denn. Handstreich wurde gehalten, wobei Jakobs Eltern und Geschwister auch waren, die alle ihre helle Lust und Freude hatten an der schönen und braven Tochter und Schwester; aber die Hochzeit sollte über's Jahr gehalten werden, ehe die geschlossene Zeit des Advents käme.

So saß denn eines Abends der alte Lehrer im Sorgsessel, in dem sein Großvater und sein Vater gesessen hatten, und Ludwig saß bei ihm und sie hielten Dämmerstunde.

Der Herr Inſpektor meint, hob der Alte an, ich hätte Recht, daß ich das Amt niederlegte und meine kleine Penſion in Ruhe verzehrte. Da hab' ich's ihm denn geſtern ſo zu Protokoll gegeben. Nun erhältſt du das Amt, und, will ich vor dem thörichten Müller Ruhe haben, ſo wird Evchens Hochzeit gleich im Anfange des September gehalten und ich muß dann in die Mühle ziehen. Du wirſt dann heirathen müſſen.

Ludwig ſchwieg mäuschenſtille, ſchien aber keinen Einwand erheben zu wollen.

Als nach einer minutenlangen Pauſe keine Antwort, aber auch kein Seufzer erfolgte, merkte der Alte Etwas. —

Sag', Ludwig, hob er wieder an, haſt du dir etwa ein Mädchen ausgeſucht?

Wieder blieb's ſtille.

Nun ſo rede doch!

Ja, Vater! erfolgte dann halblaut eine Antwort, die dem Alten ein von Ludwig ungeſehenes Lächeln ablockte.

So rede offen, mein Sohn, ſprach der Greis.

Des Lehrers Ännchen drüben im Pfarrdorfe hab' ich ſchon lieb, ſeit ich hinüberging, Klavierſpiel und Orgel lernen.

Ueber des alten Mannes Züge glitt ein freudiges Lächeln, denn er kannte das Mädchen und er ſtellte es mit ſeinem Evchen auf Eine Leiterſproſſe, die ziemlich hoch oben war. Auch hatte er von der Seite des Vermögens nichts einzuwenden, denn ſein Herr Kollege im Pfarrdorfe hatte nur zwei Kinder und war ein reicher Mann, der einſt gut geheirathet, aber noch beſſer gehauſt und geſpart hatte.

Zum Heirathen gehören aber Zweie, ſagte er endlich. Biſt du denn des Mädchens ſicher?

Ei freilich, lieber Vater. Wir ſind ſchon lange einig! verſetzte, froh, daß das Schlimmſte von der Bruſt herunter war, der Sohn.

Aber ebenſo hinter ihrer Eltern Rücken, wie hinter dem meinigen? fragte der Vater.

Ja — freilich — aber —

Nun aber? fragte der Vater wieder.

Aber, sie waren immer so freundlich, wenn ich hinüberkam, und das Ammichen sagte, es hätte der Mutter Zustimmung, und — wenn — Ihr mit dem Vater reden wolltet, wär's sicher fertig.

So! — Da werd' ich wohl morgen hinübergehen und für dich freien müssen?

Ach, lieber Vater, wenn Ihr das wolltet? —

Das Evchen hatte am Schalter gelauscht. Sie stieß ihn jetzt auf und rief lachend herein: Ihr thuet keinen Metzgergang, lieber Vater! Ich weiß es ganz genau!

Koche du deine Kartoffelsuppe und laß deine Ohren vom Schalter! zürnte lachend der alte Mann. Du denkst aber, zwei Hochzeiten wären besser wie eine, und es ginge in Einem hin! So treibt Ihr Kinder heutzutage Eure Malefizstreiche hinter der Eltern Rücken und man fällt aus den Wolken, wenn man die Geschichten hört.

Ach, lieber Vater, solch ein Fall thut ja doch nicht wehe, wie ich an Eurem Tone höre, und vor Alters werden sie es wohl auch nicht anders gemacht haben! rief das fröhliche Mädchen.

Damit schloß sie kichernd den Schalter und rief ihrem Bruder, damit er ihr leuchte, wenn sie die Suppe auftrage. Die schmeckte diesen Abend erstaunlich gut, und würde es, bei der frohen Stimmung der Dreie, gethan haben, auch wenn sie weniger wohlschmeckend gewesen wäre.

Am andern Morgen zog der Lehrer den Sonntagsrock an, nahm das lange spanische Rohr in die Hand, setzte den Dreimaster auf und schritt zum Hause hinaus, und zwei Herzen beteten leise, daß es ein Segensgang sein möge.

Der Alte kam zum Mittag nicht wieder. Das war ein gutes Zeichen und die Geschwister verzehrten heiteren Herzens ihr einfaches Mittagbrod.

Erst gegen Abend kam der Vater wieder.

Ludwigs Herz pochte im Duplirschritt. Evchen ging ihm bis an die Thüre entgegen.

Ihr bliebt aber recht lange? sagte sie freundlich.

Meinst du, alle Freiereien gingen so schnell, wie die des Müllers für dich?

Nun aber? — fragte sie lachend.

Das Mädchen will nicht und die Eltern haben Nein gesagt, bemerkte heiter der Alte.

Umgekehrt gibt's ein Schlappschuh! lachte Evchen.

Und mit den Worten: Wenn du's besser weißt wie ich, was fragst du mich denn? trat der Alte in die Stube, legte Hut und Stock ab und zog den Pitesch an, den ihm Evchen reichte.

Morgen, hob er an, als er sich, die Stirne trocknend, in den Lehnstuhl setzte, morgen kannst du nur die Schule in Gottes Namen Mittags aussetzen, denn Ammichen hält Handstreich, zu dem du eingeladen bist.

Geht, Vater! rief zürnend Evchen, warum redet Ihr so seltsam? —

Nun, du tolles Ding, zürnte komisch der Alte, du sollst

auch zu deines Bruders Verlobung mitkommen, und der Jakob und Müllers. Das kannſt du morgen frühe bei Zeiten beſorgen!

Juchhe! rief das glückliche Mädchen. Und die Hochzeit?

Wird mit der deinigen gehalten; ich war bei dem Herrn Pfarrer und habe das Aufgebot auf nächſten Sonntag beſtellt, war des Vaters Antwort.

Iſt's wahr, Vater? fragte ſie glühenden Angeſichts.

Nun iſt der Scherz zu Ende, ſagte ernſt der Alte. Ja, es iſt ſo, wie ich geſagt! —

Da fielen die beiden Glücklichen dem Vater um den Hals und ihre Augen gingen über vor Freude und Glück!

Des alten Mannes Herz war ſo bewegt, daß er nichts mehr ſprach und frühe in ſeine Kammer ging. Er dachte des Sohnes jenſeits des Meeres mit thränenden Augen und in ſein Gebet für ihn ſchloß er die beiden ſo glücklichen Brautleute mit ein.

Keine Störung hielt den Gang der natürlichen Entwickelung ſo einfacher Verhältniſſe auf. Der Vater erhielt ein zwar mäßiges, aber mit dem, was er bei ſeiner Vermögenstheilung ſich ausbehielt, für ſeine Bedürfniſſe reichlich auskommendes Ruhegehalt. Ludwig erhielt das Schulamt und führte ſein liebes Ammichen heim, und zu gleicher Zeit wanderte Evchen in die Mühle und ihr Vater folgte ihr. Da war denn des treuen Müllers ſchönſter Wunſch erfüllt. Die drei Alten lebten mit Evchen und Jakob in ungetrübtem Frieden, und die jungen Leute trugen ſie, wie man ſagt, auf den Händen. Der alte Lehrer war faſt täglich in der Schule bei Ludwig und Ammichen, und wo der freundliche Greis hinkam, da kam ihm Liebe und Dankbarkeit entgegen.

IV.

Damals, fuhr nach einer kleinen Unterbrechung der alte Schmiedjakob in ſeiner Erzählung fort, damals, ich war noch ein blutjunger Burſche, ſang das Jungvolk ein Lied, das fing mit den Worten an: „Es kann ja nicht immer ſo

bleiben“ u. s. w. Ach, lieber Gott, wie oft bin ich in meinem Leben an die Anfangsworte dieses Liedes erinnert worden!

Wer hätte sich denken sollen, daß die friedlichen Zustände auf dem Hunsrücken und am Rheine so schnell zerstört würden, daß das Pfälzische Regiment, das seit so langen Jahrhunderten bestanden hatte, so wie mit Einem Ruck, sollte zertrümmert werden können?

Nun, als da hinten in Frankreich Alles bunt unter einander ging und die alten, freilich morsch und wurmstichig gewordenen Zustände zusammenbrachen und der Strom sich gegen den schönen Landstrich am Rheine hinwälzte, da grünten auf dem Kirchhofe, fast neben einander, drei Gräber, an denen der junge Müller und seine Frau, der jetzige Lehrer und die Seine nicht ohne eine innige Wehmuth im Herzen vorübergehen konnten. Der alte Lehrer war zuerst gestorben.

Peter, sagte er zum alten Müller, der nicht von seinem Bette wich, weißt du noch, was du mir sagtest, als du für meinen Peter so eindringlich batst, daß ich ihn ziehen ließe?

Ich weiß es, erwiederte mit gepreßter Stimme der alte Mann.

Seit acht Jahren ist er nun verschollen. Ich werde ihn dort bei dem Herrn finden, denn es geht mit mir zu Ende.

Der Müller lehnte seinen Kopf auf die Bettlade und weinte.

Ich gehe voraus, Peter. Einer muß es ja, denn zusammen können wir nicht sterben. Betrübe dich nicht. Siehst du, der Herr hat mir, unverdient, viel Barmherzigkeit und Treue erwiesen; sein Name sei gelobt in Ewigkeit! Warum sollt' ich ihm nicht folgen? Meine Kinder sind durch deine Liebe sicher gestellt. Von ihnen und von dir zu scheiden, thut mir wehe; aber damals sagtest du: Ueber ein Kleines, so sehen wir uns wieder. Gieb' mir deine Hand, Peter! Gott lohn' dir's, was du an mir und den Meinen Gutes gethan! Meine Liebe und mein Segen bleibt dir! — Er zuckte zusammen. — Das war sein letztes Wort. — Ein Schlag hatte schnell und sanft zu seinem Leben das abschließende Punktum gesetzt.

Der Müller meinte, seine Gedanken hätten ihm das Herz weich gemacht und darum redete er nicht weiter; aber als die Hand, die er hielt, erkaltete, da erschrack er, denn es war dunkel geworden; er rief seiner Frau und die brachte schnell Licht. Evchen und Jakob kamen, aber mild, wie er im Leben gewesen, waren auch seine Züge im Tode. — Laut weinend umstanden sie das Lager des treuen Mannes, dessen leichte Krankheit ein so schnelles Ende nicht erwarten ließ. Ueber ein Kleines! sagte der Müller und drückte ihm das Auge zu. Kurz nachher kamen Ludwig und Ännchen, die noch einmal nach dem Vater sehen wollten. Sie konnten kein Liebeswort, keinen Liebesblick mehr empfangen, den ja Evchen und Jakob, die im selbigen Hause waren, nicht mehr erhielten.

Er war ein Stück von meinem Herzen, sagte der Müller, und seine Trauer war tiefer, als um einen Bruder. Er saß an seiner Bibel und las immer und immer wieder Davids Klage um Jonathan. Grade so ist mir's, sagte er. Mein Jonathan war er!

Am Begräbnißtage des treuen alten Lehrers, dem seine Gemeinde in Liebe und Dankbarkeit zu Grabe folgte, erkaltete er sich und acht kurze Wintertage später wurde er neben seinen Jonathan gelegt.

Jakob, sagte Evchen zu ihrem Manne und weinte heiße Thränen, unsere schönen Tage sind um. Nun bleibt uns auch die gute Mutter nicht mehr lange —

Sei stille! bat er. Sie kommt!

Sie wankte herein, setzte sich neben Evchen, die ihr jüngstes Kind in der Wiege schaukelte, legte ihre Stirne auf die Schulter der jungen Frau und weinte leise.

Wie bin ich so alleine! sagte sie endlich, und es klang, als ob das Wort tief aus der Seele Innerstem herauskäme.

Ihr habt ja uns und die Kinder noch, und wir haben Euch so lieb! sagte die junge Frau und legte ihren Arm um sie.

Sie nickte leise. Nach einer Weile sagte sie: Ach, Ihr müsset mir nicht zürnen, wenn ich sage, daß ich mich so

vereinsamt fühle. Du lieber Gott, nahezu funfzig Jahre habe ich mit meinem Peter in Liebe und Frieden gelebt; das will Etwas sagen. Als dein Vater starb, sagte er: Es ist ein Stück von meinem Herzen fort. Nun wird's nicht mehr lange schlagen können. Das fühlte ich damals so nicht, wie ich es jetzt fühle. Kinder, es wird Euch einmal ebenso sein, wenn Euch der Tod scheidet. Es geht ein Stück vom Herzen mit und dann bricht's auch. Ich bitte dich, Jakob, gehe morgen zu dem Todtengräber und sag' ihm, er solle mir doch meine Grabstätte liegen lassen, wenn etwa Jemand noch vor mir sterben sollte.

Sie wollten's ihr ausreden; aber sie bestand darauf und Jakob that's. Als er ihr sagte, es sei besorgt, da wurde sie heiter, soviel es der an ihrem Herzen nagende Schmerz zuließ. Indessen starben noch einige Leute aus dem Dorfe, aber der Todtengräber hielt Wort.

Am Weihnachtsabend freute sie sich noch so innig des Glückes der Kinder Evchens und Jakobs über den schönen, leuchtenden Christbaum, aber das Engelwort: „Friede auf Erden" war auch ihr eine Friedensbotschaft. Das Festgeläute des heiligen Christtags hörte sie nicht mehr.

Als Evchen Morgens am heiligen Tage nach ihr sehen und ihr den Morgengruß bringen wollte, da lag sie mit gefalteten Händen da, als wär' sie über dem Gebete für ihre Lieben hinübergeschlummert. Und an der Seite ihres Gatten ruhte bald auch sie! — Sie waren noch im Frieden eingegangen zu ihres Herrn Freude.

In Frankreich, Ihr Lieben, fuhr Schmiedjakob fort, als er die von Allen getheilte Bewegung überwunden hatte, ging's immer toller zu. Die Leute, welche die Zeitungen lasen, erzählten haarsträubende Dinge, welche von Tage zu Tage schlimmer wurden; das Haupt des Königs fiel unter dem Mordbeil, — die Ströme Blutes flossen von der Guillotine. — Es war dort ein Leben, wie es keine Seele bei uns begreifen konnte. Eine bange Ahnung durchzuckte die Herzen, als die sogenannten Rothmäntel, wildes Volk von der türkischen Grenze, vom Kaiser gesandt wurden, das Land zu verthei-

digen, wenn's Noth thäte. Die Einsichtigen erkannten, daß diese geringe Besetzung des Landes eigentlich ein blauer Nebel war, und daß wir, wenn die Franzosen Lust hätten loszubrechen, von denen keinen Schutz zu erwarten hätten. Und grade so kam es.

Es war grade so, als wenn ein Gewitter sich langsam am Rande des Gesichtskreises zusammenzieht. Wir sagen: Es prunkt! Und es prunkte und prunkte, bis man das dumpfe Rollen des fernen Donners hörte. Dann ging's schneller und schneller, und vom Sturme getragen, kam das Wetter mit Blitz und Donner, Sturm und Hagel.

Ach leider hatte der Freiheitsschwindel viele Köpfe im Lande rein toll gemacht. An und in Churpfalz war auch nicht das Geringste gut gewesen. Nur aus Frankreich kam Glück und Heil in Strömen. Ja, ja, die Ströme des Glückes kamen endlich mit aller Macht und ihre Vorboten waren Plünderung und Raub; ihre Begleiter waren die Viehseuche, die das Land vom ernährenden Rindvieh leer machte, und ihre Folgen waren Druck und Elend.

Kinder, das waren Zeiten, von denen Ihr keine Vorstellung habet, und wenn ich Euch sagen wollte, wie es zuging, Ihr würdet's nicht begreifen, wie man das Alles ertragen und durchmachen konnte, ohne darunter zusammenzubrechen. Ihr sollt es theilweise an den Personen kennen lernen, bei denen unsere Gedanken weilen.

Die Leute hatten, was sie eben Gutes besaßen, versteckt. Auch Jakob und Evchen hatten in ihrer alten Mühle ein sogenanntes „heimliches Gemach," einen Raum, der durch die Stellung der Wände leer geblieben war und zugebaut wurde. Nur vom Speicher konnte man, wenn man die Dielen aufbrach, hineinsteigen. Da hinein hatten sie ihre beste Habe versteckt, und da der Raum groß war, so hatten auch Ludwig und Ännchen bei Nacht ihr Bestes hergeschafft und zu dem Gute der Müllersleute gesteckt. Dann waren die Dielen wieder aufgenagelt worden und — keine Menschenseele hätte da Etwas vermuthet.

So kam denn auch einmal ein Trupp vom Kirchdorfe

über Querfeld und sahen die friedliche Mühle da unten im grünen Thale liegen.

Alles, was fliehen konnte, floh in den nahen Wald. Auch Müllers waren mit ihren Kindern in den Wald entflohen. Vieh hatten sie keins mehr, es war an der Seuche gefallen. Die Pferde hatte schon ein Trupp geraubt. Nun stürmten sie in das leere Haus, wo sie nur einige Lebensmittel fanden.

In der maßlosen Wuth über diese bittere Täuschung legte ein Unhold Feuer an, und als die Flamme prasselnd zu allen Fugen und Oeffnungen herausschlug, da zogen sie, eins ihrer wilden Lieder singend, von dannen.

Als es Abend geworden war, und die Armen sich aus dem Waldesdickicht herauswagten, sahen sie noch das Aufflackern der letzten Flammen aus den rauchenden Trümmern.

Nicht nur ihr Obdach, die Stätte ihrer Betriebsamkeit, ihrer Lebenserhaltung, auch ihre und Ludwigs Habe war vernichtet und beide waren arm, denn leider lagen auch ihre Ersparnisse unter den glühenden Trümmern der Mühle, die so lange eine Stätte der Liebe, des Glückes und Friedens gewesen war.

Ich will Eure Blicke nicht auf diesen rauchenden Trümmern weilen lassen, sprach Schmiedjakob, und fuhr nach einer Weile fort: Jakob und Eochen zogen in das Schulhaus im Dorfe zu Ludwig und Ammichen. Sie trugen ihr Elend in Liebe mit einander. Erst im folgenden Jahre, als sich die Zustände etwas mehr abgeklärt hatten, begann Jakob den Neubau seiner Mühle. Damals gab's noch keine Feuerversicherungen. Alles, was sie sich erspart, war fort. Sie mußten von ihrem Gute veräußern, aber das hatte wenig Werth, weil eben Niemand viel bieten konnte.

Mit Schulden beladen wurde endlich die Mühle fertig, und von Vornen an, als hätten sie als arme Leute ihr Leben begonnen, mußten sie antheben, und jeder Tag brachte schmerzliche Erinnerungen an das Glück und den Wohlstand in vergangenen Tagen.

Nicht weniger traurig war Ludwigs Lage. Acht Kinder waren der Segen seiner Ehe, das Glück seines Vaterherzens. Aber alles Weißzeug, alle Kleidungsstücke, außer denen, die sie auf dem Leibe trugen, waren fort. Die Frucht auf dem Speicher war von den Reitern verfüttert worden. Das Vieh in dem Stalle war an der Seuche gefallen. Nichts war geblieben als das Ackerland, aber die Thiere, die zum Bestellen nöthig gewesen wären, waren nicht da, nicht zu haben für schweres Geld, auch wenn man es besessen hätte. An Besoldung war nicht zu denken, denn der churpfälzische, sogenannte Administrationsfonds, aus dem Ludwigs Geldbesoldung gezahlt wurde, war ja weg. Der Rhein schied von ihm. Churpfälzisches Land war's ja nicht mehr! —

Das waren Zeiten des Entbehrens, des Mangels, die den Familienvater, die Hausmutter mit namenlosem Jammer heimsuchten; Zeiten, deren blutende Wunden auch selbst da nicht heilen konnten, als nach jahrelangen Leiden, Trübsalen

und Elende das öffentliche Leben in geordnetere Gleise geleitet wurde.

Daß ich es mit wenigen Worten sage: Mehr denn einmal gingen Ludwigs Kinder in's Pfarrdorf hinüber zu den Großeltern, sich ein Stücklein Brod holen, weil ihnen die Eltern keins reichen konnten! —

Da er kein Vieh mehr erschwingen konnte, gruben er und Ännchen ihr Feld um, soviel sie vermochten, um Früchte zu säen und Kartoffeln zu pflanzen, und als man endlich wieder Zug- und Nährvieh anschaffen konnte, mußte man schwere Schulden auf sich laden, um es zu Stande zu bringen.

Ihr mögt es wohl begreifen, sagte der alte Schmiedjakob, daß solche Zeiten ihre dunkeln Schatten weit hinein in die folgenden besseren Tage warfen; daß es namentlich lange Jahre währte, bis man dazu kam, den Lehrern des Volkes wieder für ein Stücklein Brodes zu sorgen, das sie wohl der Noth des Augenblicks entheben, aber nicht die Wunden heilen konnte, die dem Wohlstande einst glücklicher Familien geschlagen worden waren. Ihr Alle, sagte der Schmiedjakob, seid diesen Zeiten, diesen Zuständen fremd; mich dagegen, der ich Zeuge davon war, bewegen sie im Innersten. Darum möchte ich Euch bitten, mir's nicht übel zu nehmen, wenn ich für heute hier abbreche und ausruhe.

Gewiß, sagte Kathrinchen. Ihr habt auch Euer Stummelchen ausgehen lassen. Gebt's her, Schmiedjakobsvetter, ich will's Euch ausräumen und stopfen.

Danke für den guten Willen, liebes Kind. Wenn ich dir sagen wollte: Komm, Kathrinchen, ich lege dir einen neuen Rocken an; dann würdest du sagen: Euren guten Willen in Ehren, aber das versteht Ihr nicht. Sieh', so ist's auch hier.

Damit stand er auf und that, was Kathrinchen hatte thun wollen. Als seine Pfeife brannte, wurde von Diesem und Jenem in der erzählten Geschichte gesprochen und hochgerühmt die treue Freundschaft des Müllers.

Ach, sagte Veit, das ist vorbei! Heutzutage haben die

Menschen einen heillosen Grundsatz, der heißt: Jeder für sich, Gott für uns Alle. Das schlägt die Liebe todt und macht die Herzen in der Selbstsucht eiskalt.

Dagegen erhoben Alle ihre Stimmen und erzählten einzelne Fälle, die das entschiedenst widerlegten.

Lasset den Hader, nahm endlich Schmiedjakob das Wort; vielleicht legt morgen meine Geschichte, die ja in unsere Tage reicht, ein Gewicht in die Schaale, an das Ihr kaum denkt. Es ist eilf Uhr. Gute Nacht! Und mit diesen Worten zündete er sein Ampelchen an und ging in die Kammer. Alle riefen ihm ein herzliches: Gute Nacht! nach und brachen nun auch nach ihren Wohnungen auf.

V.

Zeitig saßen am nächsten Abende die Frauen um die von der Decke herabhängende Lampe, die aber so einfach hergerichtet war, daß ein Drahtkettchen, das Philipp selbst gemacht, ausreichte, das Oelampelchen zu tragen, das unten daran befestigt war. Auf den Bänken herum saßen schmauchend die Männer und im Sorgsessel der alte Erzähler.

Heut' Abend geht's nach Amerika! sagte Kathrinchen zu des Schmiedjakobs Schwiegertochter.

Nein, erwiederte der Alte, der es gehört. Dieses Mal hast du wieder die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Ihr müßt aber auch Alles hören! schmollte die junge, lebhafte Frau. Doch — seid so gut und fanget an!

Daß doch die Geduld eine so seltene Tugend ist! sagte Schmiedjakob. Glaubet mir, wenn der arme Lehrer Ludwig mit seiner Kinderschaar nicht geduldiger gewesen wäre, es hätte übel ausgesehen! Die schlimmste Zeit, meinte er, sei überstanden, denn sie halfen ihm nun schon im Felde arbeiten und der Aelteste griff ihm sogar schon in der Schule unter die Arme. Sie hatten wieder zwei Kühe im Stalle, die aber freilich bei dem alten Amschel geborgt waren. Wovon sie gezahlt werden sollten, das war noch nicht im Klaren. Ludwig tröstete sich mit dem frohen Glauben, daß der Herr,

der die jungen Raben speise, auch ihm die rettende Hand nicht entziehen werde. Mittlerweile entzog er sich gerne Alles, was möglich war, um zusammen zu sparen.

Am heiligen Christfeste standen die zehn Menschen um den Tisch, auf dem eine dampfende Schüssel neues Sauerkraut und eine voll Kartoffelbrei stand, und eine — es war ja hohes Fest heute — darauf ein Kinnbacken von dem ersten Schweine lag, das sie sich seit Jahren selbst hatten mästen können. Da faltete Ludwig seine Hände und betete: Komm', Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast! Amen.

Während er mit erhobener Stimme diese heiligen Worte sprach, die in allen Gauen Deutschlands das Tischgebet sind, war draußen die Hausthüre aufgegangen und ein armer Mann hereingetreten, der andächtig des Hausvaters Tischgebet mit angehört hatte.

Lieschen, sagte Ludwig, indem er sich niedersetzte, sei so gut und sieh' einmal nach, wer hereingekommen ist!

Das älteste der Mädchen, der schönen Mutter Spiegelbild, öffnete die Stubenthüre, blickte hinaus und fuhr vor dem Manne zurück, der draußen stand und um ein Stücklein Brod bat.

Ein armer Mann! sagte sie, sich gegen den Vater wendend.

Wir haben gebetet, der Herr Jesus solle unser Gast sein, sprach Ludwig: nun sendet er uns Einen und der soll's sein! Rücket einmal zusammen, Ihr Kinder, und Lieschen, rufe den armen Mann herein, und hol' ihm Teller, Messer und Gabel, und du, Jakob, setze ihm einen Stuhl in die Lücke!

Der Arme draußen hatte jedes Wort gehört, und über sein, von einem schwarz- und weißgemischten, wilden Barte umrahmtes Gesicht zuckte es mächtig, und er mußte sich Gewalt anthun, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen.

Lieschen, die vor ihm erschrocken war im ersten Augenblicke, wurde durch den ganz veränderten Ausdruck seines Gesichtes wieder beherzt.

Ihr sollet hereinkommen, und mit uns essen! sagte das liebliche Mädchen, die Thüre weit aufmachend.

Nun trat grüßend ein Mann herein, der seine Fünfzig wohl auf seinem, aber noch immer starken Nacken tragen mochte. Ein mächtiger, wilder Bart verdeckte fast ganz das Gesicht, dessen tiefgefurchte Züge eine ganze Chronik von Leidenstagen zu enthalten schienen. Seine Kleidung war nicht grade lumpig, aber doch ärmlich und groben Stoffes, aber sein Hemde war weiß und sauber. Das Letztere hatte Mutter Ammichen gleich weg, und es war kein Zweifel, daß sie das sehr für den Mann einnahm.

Sein Gruß hatte Etwas an sich, das auf einen Mann schließen ließ, der in Deutschland nicht zu Hause war: auch sein Deutsch war gebrochen und unbehülflich.

Lasset mich hinter dem Ofen sitzen! bat er bescheiden.

Wir haben den lieben Herrn Jesum gebeten, unser Gast zu sein, und er hat Euch uns als Stellvertreter gesendet. Da sehet Ihr wohl, daß Ihr in unsere Mitte gehöret, sprach mild und freundlich der Lehrer, der mit großer Theilnahme den fremden Mann betrachtete. Thut so, ich bitte Euch, schloß er.

Der Fremde spürte wieder das Zucken im Gesichte. — Aber er ermannte sich, faltete seine Hände und betete leise vor sich hin, dann langte er sehr bescheiden zu und aß stille. In seinem Wesen offenbarte sich Bescheidenheit und Demuth.

Nachdem Alle gesättigt waren und der Lehrer wieder gebetet und gedankt hatte, auch Alle vom Tische aufstanden, wollte der arme Mann auch sich erheben und von dannen gehen, dankend für die Erquickung, die er empfangen; aber ein Fieberfrost begann ihn zu schütteln, daß seine Zähne klapperten.

Ihr dürfet nicht hinaus in die scharfe Kälte, sagte Ammichen liebreich. Kommet, setzet Euch da an den Ofen in die Ecke. Peter, sagte sie zu einem ihrer Knaben, geh' und lege einen ordentlichen Knuppen in den Ofen. Sie eilte dann hinaus und brachte ihm bald darauf eine Tasse warmer Milch. Als der Fremde sie, so heiß er konnte, getrunken hatte, wurde es ihm zwar besser, aber man sah an dem Wechseln seiner Farbe, daß es ihm schlecht war.

Lieb' Ammichen, sagte Ludwig zu seiner Frau, du weißt, der Herr sagt: Lasset uns nicht lieben mit Worten, sondern mit der That, und heute, wo wir an seine Liebe so lebhaft erinnert worden sind, wollen wir das nicht vergessen. Geh' hinauf in die Kammer, wo die Buben liegen, sie hat einen Ofen; mach' dem kranken Manne ein Bette zurecht und Feuer in den Ofen. Der bedarf der Ruhe und der Pflege!

Ammichen eilte hinaus. Man sah, sie that es gerne. Aus des Fremden Augen aber traf das Ehepaar ein Blick, der leuchtete in wunderbarem Lichte. —

Der Lehrer wollte durch Fragen den Kranken nicht quälen. Er setzte sich an die Bibel und die Kinder um ihn herum, und er las das Weihnachtsevangelium, und aus jedem Worte leuchtete eine Glaubenskraft und Freudigkeit, die auf den Fremden, der überhaupt in einer bewegten Stimmung zu sein schien, einen so tiefen Eindruck machte, daß er weinte.

Als Ludwig die biblische Vorlesung geendet, las er aus dem Gesangbuche das Lied: Wie soll ich dich empfangen u. s. w. und darüber kam Mutter Ammichen und sagte: Es ist Alles bereit!

Ludwig trat nun zu dem Kranken und sagte sanft: Kommet, ich führe Euch in die Kammer, wo Ihr ruhen könnet!

O nein! rief erschüttert der Fremde. Das ist zu viel!

Allein es half nicht. Ludwig ließ mit Bitten nicht nach, bis es der von Fieberfrost geschüttelte Mann endlich zuließ. Ammichen kochte ihm einen gelinden Kamillenthee, und nun trat allmälig Hitze ein, die indessen sich nicht zum Schweiße neigen wollte. Alles, was treue Pflege erheischen mochte, wurde ihm geleistet: dennoch aber konnte sich Ludwig nicht verhehlen, daß wohl eine schwere Krankheit bei dem fremden Manne im Herannahen sei.

Dies bestätigte sich am andern Morgen, und es war Ludwig äußerst angenehm, daß an diesem Tage der Arzt durch das Dorf ritt und, herbeigerufen, den Kranken besuchte.

Ihr habt Euch eine schwere Bürde aufgeladen, sagte der

Arzt. Ich glaube, daß der Mann eine Brustentzündung bekommen wird. Wer ist er denn eigentlich?

Das weiß ich nicht, mußte der Lehrer erwiedern, und auf Befragen des Arztes den einfachen Hergang erzählen.

Der Arzt war ergriffen von der Menschenliebe des treuen Lehrers und versprach morgen wiederzukommen.

Mittags waren Ludwigs Kinder in die Mühle gegangen, um den Kindern dort das „Christkindchen," wie man die Festgabe zu nennen pflegt, zu bringen und die Ihrigen zu holen. Da hörten sie, daß der fremde Mann auch dort gewesen sei, aber nicht als ein „armer Mann," sondern er habe nach dem Zimmer im zweiten Stockwerk der Mühle gefragt, um es für den Sommer zu miethen, und auch, ob er die Kost haben könne, aber doch nicht nach dem Preise, da er habe wiederkommen wollen. Das erzählten die Kinder bei'm Abendessen.

Es ist seltsam, sagte der Vater; aber wir haben darnach nicht zu fragen. Der Herr hat den Mann zu uns gesendet, daß wir ihn hegen und pflegen sollen, und das wollen wir getreulich thun, mag er sein, wer er will. Er ist ein Leidender, der Niemanden hat. Wir haben ihn um des lieben Herrn willen aufgenommen, und wollen unsere Christen- und Liebespflicht nicht halb thun. Nicht wahr, Ammichen?

O gewiß, sagte, die Hände gefaltet, das sanfte, fromme Weib. Wir wissen ja auch, wie die Armuth schwer ist, so wollen wir sie ihm leicht machen nach unsern besten Kräften!

In diesem Augenblick trat Peter, der bei dem Kranken gewesen war, hastig herein.

Ich glaube, sagte er, der Mann ist irre! Er hat sich aus seinem Rocke eine Brieftasche geben lassen und eifrig geschrieben. Dann mußte ich ihm eine prächtige goldene Uhr geben, die er noch in seinen Kleidern hatte. Es ist eine schwere goldene Kette dran. Er fragte mich: Wie heißt du? Als ich meinen Namen nannte, fragte er: Wer ist dein Pathe? Ich sagte: Der Oheim Peter in Amerika. — Da weinte er wieder und gab mir die Uhr. Die ist dein' sagte er. Dann legte er sich zurück und redete heftig in einer

fremden Sprache; dann fuhr er mit den Armen herum und wollte aus dem Bette. Ich redete ihm zu, doch im Bette zu bleiben. Da rief er: Die Indianer kommen! Siehst du sie? Hörst du ihr Kriegsgeschrei? Und so ging's in Einem fort, bald deutsch, bald in der fremden Sprache, bis er endlich ruhiger wurde. Vater — sprach dann der Knabe — mir wird's so unheimlich bei dem Manne!

Ludwig schüttelte traurig den Kopf. — Bleib' hier unten, sagte er; ich will die Nacht bei ihm bleiben!

Als Ludwig hinauf kam, lag der Kranke ziemlich ruhig, aber er redete halblaut in Einem fort. Sprach er deutsch, so waren es verworrene Gedanken und Bilder, die seinen irren Geist beschäftigten. Er sprach viel von seinem guten Vater, an dessen Grabe er gebetet habe, allein es war daraus Nichts zu entnehmen, was hätte Licht über sein Leben und Herkommen verbreiten können. Etwas später fing er wieder an zu rasen, und Ludwig mußte einen Nachbar zu Hülfe rufen, um ihn zu bewältigen.

Am Morgen, ziemlich frühe, kam der brave Doktor. Er ließ ihm zur Ader und dies bewirkte, daß er ruhiger wurde, ohne daß aber das Fieber nachließ. Er hatte Arznei mitgebracht, die der Kranke nahm. Daß es aber nicht besser wurde, machte den Arzt bedenklich. Er ritt gegen Mittag in das Pfarrdorf, wo er noch Kranke zu besuchen hatte, und kam am Nachmittage wieder. Der Zustand des Kranken hatte sich außerordentlich verschlimmert.

Der Doktor saß unten bei Ludwig und sagte: Es steht sehr schlimm mit dem Kranken. Er wird schwerlich den morgenden Tag erleben.

Das verbreitete Schrecken in der Familie.

Es ist eine seltsame Geschichte mit dem Manne, fuhr der Doktor fort. Er ist im ersten Gasthof in der Stadt eingekehrt und hat sich gleich einen Notar kommen lassen, mit dem er lange Zeit sich eingeschlossen hatte. Dann wurden die beiden Pfarrer gerufen, die Zeugen sein mußten; aber Keiner durfte ein Wort von dem sagen, was er gehört und gesehen. Er hat einen schweren Koffer bei sich, den der

Notar versiegeln mußte. Dann ging er fort und seit vier Tagen haben ihn die Wirthsleute nicht mehr gesehen.

Lange Zeit blieb es stille im Zimmer. Jedes hing seinen Gedanken nach.

Ach, lieber Herr Doktor, hob endlich Ludwig an, thuet ein Werk der Barmherzigkeit und bleibet diese Nacht hier. Ich weiß mir ja sonst gar nicht zu helfen! —

Der Doktor sann nach und sagte dann: Ja, ich will es thun!

Der Mann, der oben bei dem Kranken war, rief plötzlich um Hülfe. Die beiden Männer, der Doktor und Ludwig, eilten hinauf. Der Kranke raſete wieder, und wieder waren es die Indianer, die ihn ängſtigten. Gegen Mitternacht erſt wurde er ruhiger, weil er ſehr ermattet war, nach einem wiederholten Aderlaß.

Nach einer Pauſe, in der er ruhig gelegen, richtete er ſich auf. Wo iſt mein Bruder? fragte er.

Der Doktor ſagte: Es kann ja Euer Bruder nicht hier ſein!

Doch, doch! rief der Kranke, dort steht er ja. Ludwig, rief er, seine Arme ausbreitend, ich bin dein Bruder Peter aus Amerika! Du hast mich aufgenommen in rechter Samariterliebe, ohne daß du mich erkanntest. Gott lohn's dir und deiner Familie! In der Stadt hab' ich für Alles gesorgt, denn ich ahnete, daß ich kam, um bei dir zu sterben. Hat mir der Vater vergeben? —

Ludwig war zum Bette geeilt. Beide hielten sich fest umarmt. Sein letzter Hauch war dein Name, war ein Segen für dich, sagte Ludwig.

Gottlob! rief er aus, dann kann ich ruhig sterben! Seine Arme ließen in ihrer Spannkraft nach. Er sank auf das Kissen zurück und — ein leichter Kampf endete sein Leben.

Der Doctor trat zum Bette, drückte ihm die Augen zu und sagte: Er hat ausgerungen. Gott sei seiner Seele gnädig!

Ludwig sank vor dem Bette auf seine Kniee, lehnte seine Stirne auf die Bettlade und weinte bitterlich.

Herr Schullehrer, sprach der Arzt, seine Hand auf Ludwigs Schulter legend, wie muß es in Eurem Herzen Euch erquicken, daß Ihr, ohne zu wissen, wer der Fremde war, die christliche Liebe in einem Maße an ihm übtet, wie der Samariter im Evangelio that. Danket Gott, daß er im Vaterhause, am Bruderherzen starb, und gönnet ihm den Frieden, denn — wenn seine Fieberträume wahr sind, so hat er viel gelitten!

Der Doctor verließ am Morgen, da es noch dunkel war, die Familie und übernahm es, dem Richter die Anzeige zu machen, der, nach den französischen Gesetzen, die ja im Lande galten, zusiegeln mußte, was dem Verstorbenen gehörte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß Schulpeter, wie die Leute sagen, wiedergekommen und in der Schule gestorben sei. Evchen und ihr Mann eilten herbei und weinten bittere Thränen darüber, daß er sich ihnen nicht hatte zu erkennen gegeben. Niemand wußte, wer er war, als der Todtengräber, der ihm den Kirchhof geöffnet, wo er lange auf den Gräbern seiner Eltern gebetet hatte.

Dann mußte ihm der Todtengräber, der einſt ein Kamerad von ihm geweſen war, viel von den Geſchicken ſeines Vaters und ſeiner Geſchwiſter erzählen, und hörte dann ſo auch, daß ihm der Müller ſeine Kapitalien vermacht, deren Betrag in Mannheim liege. Vom Grabe der Eltern, wo ihn ſchon ein heftiger Froſt gerüttelt, ging er in's Schulhaus. Den Todtengräber hatte er reich beſchenkt, ihm aber auch das unverbrüchlichſte Stillſchweigen auferlegt.

Das Leichenbegängniß fand in dem Dorfe große Theilnahme, denn Peter hatte ſich eine lebendige Theilnahme erweckt, weil die Leute ihn noch lieb hatten, ſeiner Herzensgüte wegen, wenn ſie ihm auch das Leid, das er dem guten alten Lehrer verurſacht, hoch angerechnet hatten.

VI.

Nachdem die Beerdigung vorüber war, nahm der Richter die Siegel ab und Alles, was er bei sich getragen, wurde nach der Stadt gebracht, wo dann auch der Notar das Testament vorlegte. Da erwies es sich denn, daß er sein ansehnliches Vermögen, das er theils baar, theils in englischen Banknoten bei sich führte, unter seine Geschwister zu gleichen Theilen getheilt wissen wollte. In der Brieftasche fand sich, mit Bleistift geschrieben, noch eine Verfügung, nach welcher die Uhr seinem Pathen, dem Sohne des Lehrers, und die Kapitalien in Mannheim dem Bruder Ludwig gehören sollten, der ihn, ohne daß er ihn gekannt, in Liebe aufgenommen und verpflegt habe.

Was aber von größerer Bedeutung für die Geschwister war, als selbst das schöne Erbe, das sie ihrer Noth enthob, das war eine ausführliche Erzählung seiner Schicksale.

Kennet Ihr die, Schmiedjakobsvetter? fragte Kathrinchen eifrig.

Wie sollte ich sie nicht kennen? erwiederte der Greis. Habe ich sie ja doch mehr als einmal gelesen in Ludwigs Hause, der mir heute noch ein lieber Freund ist? — Ich will sie zusammenfassen, so gut ich kann!

Die Pfälzer Auswanderer ließen sich, als sie Amerika's Boden glücklich erreicht, alle in Philippsburg nieder, und Peter arbeitete bald als Grobschmied, bald als Wagner sehr fleißig und verdiente sich ein schönes Stück Geld. Wie er aber daheim ein unstäter Geist gewesen war, so war er es auch in Amerika. Er zog gen Westen hin, wo damals noch große Wildnisse waren, und wollte sich dort ansiedeln und wildes Land kaufen. Nach vielen Leiden und Mühseligkeiten kam er und die ihn begleitenden Familien dort im Urwalde an, und sie begannen sich das Land, das sie gekauft, zu klären oder von den Bäumen zu reinigen. Das geschah damals noch durch das Niederbrennen des Waldes, bei dem man freilich nicht fragte: Wie weit wird die Flamme um sich greifen? Damals geschah dies nicht so weit, da ein

Fluß dem Brande Grenzen setzte, und der Brand an seinem Ufer erlosch. Peter sah ein, daß jetzt das Wechseln des Berufs am Ende war. Nun fing er denn an, seine Kräfte zu rühren. Sieben Familien, alle den ausgewanderten Pfälzern angehörend, bildeten die kleine Gemeinde, die sich ihre Niederlassung gründen wollte. Sie bauten ihre Blockhäuser an dem schiffbaren Flusse, und wenn sie auch anfangs noch mit Noth und Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, so trug doch der herrliche Boden bald reichliche Ernten, und durch den Verkehr auf dem Flusse wurde es ihnen nicht schwer, ihren Ueberfluß abzusetzen und sich mit dem, was ihnen fehlte, zu versorgen.

Jetzt kam Peter sein doppeltes Handwerk zu gute. Das Ackergeräthe verfertigte er für Alle und sein Verdienst war ansehnlich. Er sah aber bald ein, daß er sich verheirathen müsse, um besser bestehen zu können, und so geschah es denn, daß er eine Pfälzerin, die Tochter eines seiner Nachbarn, zur Frau nahm. Er hatte eine musterhafte Frau, die durch ihr sanftes Wesen das Wunder bewirkte, daß Peter ein ganz anderer Mensch wurde, ruhig, zufrieden, arbeitsam. Dennoch, das verhehlte er nie, trug er ein leises Heimweh im Herzen. Seinen, von ihm vielbekümmerten Vater, seine Geschwister wiederzusehen, das war der herrschende Wunsch seines Herzens.

Indessen vergingen Jahre um Jahre. Sein Feld wurde täglich werthvoller; sein Wohlstand wuchs. Immer mehr Feld machte er urbar, bis er ein schönes Gut besaß.

Die Wahl ihrer Niederlassung war eine sehr glückliche gewesen. Sie zog jährlich neue Ansiedler herbei. Aber ohne Störung war dennoch ihr Leben nicht geblieben. Mehrmals waren sie von den Indianern überfallen worden; aber sie hatten sie siegreich durch ihre Feuerwaffen, welche damals die Indianer noch nicht zu führen wußten, zurückgeschlagen, und nun trat wieder eine Ruhe ein, ohne daß die Vorsicht der Ansiedler hätte dürfen nachlassen.

Briefe auf Briefe waren von Peter abgesendet worden, allein aus Europa kam keine Nachricht. Wäre es ihm allein

so ergangen, er wurde, mit tiefem Leide im Herzen, haben denken müssen: Sie haben dich vergessen! Allein es ging allen Auswanderern auf der neuen Niederlassung ebenso. Sie konnten sich leichter trösten als Peter, der, als er selbst Kinder hatte, lebendiger fühlte, was sein armer Vater durch ihn gelitten hatte. Das nagte an seinem Herzen und täglich wuchs das Verlangen, heimzukehren, zumal er sich Etwas erspart hatte und der Erlös aus seinem Gute ihn in Europa zum reichen Manne machen mußte.

Seine vielfachen Kenntnisse trugen noch immer reichliche Zinsen. Arbeitete er nicht auf seinem Felde, so stand er am Ambos oder in der Wagnerwerkstelle.

Ein Lieblingsgedanke war es ihm, sich selbst ein großes Boot zu bauen, mit welchem er, wenn er seine Farm, das heißt sein Gut und Haus, werde verkauft haben, den Fluß selbst hinabfahren wollte. Nach vielfacher Arbeit war das wirklich schöne und gut gebaute Boot fertig und lag im Flusse vor Anker.

Um diese Zeit gelang es ihm, sein Besitzthum mit bedeutendem Gewinne zu verkaufen, und mit Einstimmung seiner Frau rüstete er sich zur Heimkehr nach Europa. Er fühlte sich unendlich glücklich in diesem Gedanken, und zwar bemühte er sich um so mehr, ihn bald zur Ausführung zu bringen, da der Ansiedlung ein neuer Ueberfall der Indianer drohte.

Nachdem er sein Geld von dem Käufer seiner Farm empfangen hatte, ging er an die Ausrüstung und die Verproviantirung seines Bootes, da er oft sehr bedeutende Strecken zu durchschiffen hatte, wo er keine Ansiedlungen an den Ufern traf.

Alles war endlich eingeschifft und geordnet, die Bootsleute bereit, mit dem grauenden Tage die Reise anzutreten.

In seiner Wohnung war bereits der neue Besitzer eingezogen, und seine Frau und seine zwei Kinder brachten die Nacht in dem nächsten Blockhause, bei einer befreundeten Familie zu; Peter aber hatte die nähern Freunde in das Wirthshaus des Ortes zu einem Abschiedstrunke geladen.

Bereits lag eine tiefe Stille über dem weitgestreckten

Raume, welchen die Ansiedlerwohnungen einnahmen; nur in dem Wirthshause vernahm man lautes Gespräch. Da begannen plötzlich die Hunde der Ansiedler jenes eigenthümliche Bellen, das einem Heulen ähnlich ist, und ebensosehr ein Entgegentreten gegen eine Gefahr, als die Furcht vor derselben ausdrückt.

Es war ein Glück, daß die Männer der Niederlassung seit Wochen nicht anders, denn wohlbewaffnet, ihre Wohnungen verließen, und daß in den Häusern die Waffen stets schußfertig an ihrer bestimmten Stelle zu greifen waren, weil die drohende Gefahr eines Ueberfalles Alle zur größten Vorsicht nöthigte. Schon waren Einige auf den eigenthümlichen Larm der Hunde aufmerksam geworden, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und der Ruf: Die Indianer! Allen das deutlich vor die Seele rief, was ihnen bevorstand.

Alles stob auseinander, griff nach den Waffen und eilte hinaus. Die Nacht war mondhell, und bald sahen sie die Feinde daherstürmen.

Alle reihten sich zusammen, und als die Wilden schußweit entfernt waren, empfing sie ein Kugelregen aus etwa dreißig Läufen, und, da die Ansiedler gute Schützen waren, so ging keine Kugel fehl.

Die Indianer stutzten. Das hatten sie nicht erwartet. Schnell luden die Ansiedler wieder und eine zweite Ladung that wieder eine ebenso mörderische Wirkung. Die Indianer flohen hier; aber in dem Rücken der geschlossenen Reihe der Männer hörte man jetzt Schüsse fallen, die weniger geordnet waren; man vernahm das Wehegeschrei von Frauen und Kindern und drei Wohnungen loderten in hellen Flammen auf. Auf Peters Mahnung theilten sich jetzt die Schützen. Er eilte mit der Hälfte derselben jenem Theile der Ansiedlung zu, wo Brand und Mord wütheten. Die hier mehr vereinzelten Ansiedler eilten ihren Freunden zu und vermehrten ansehnlich ihre Macht. So rückten sie vor und einzelne Wilde, welche sich sehen ließen, wurden niedergestreckt. Bald trafen die Ansiedler den Haupttrupp und griffen ihn an. Auch in der Nähe des Wirthshauses wichen sie; allein bald

brachen sie mit ihrem teuflischen Kriegsgeheule wieder hervor und der Kampf wurde jetzt ein mörderischer, der sich in die Zwischenräume der Blockhäuser zog, deren eins nach dem andern in Flammen aufging.

Nichts glich der Kampfeswuth der Ansiedler. Sie waren alle reichlich mit Pulver und Blei versehen, und ihre Feuerwaffen räumten furchtbar unter den Indianern auf, die theilweise ihre Todten fortschafften und dadurch ihre Zahl verringerten. Nach einem etwa zweistündigen Kampfe flohen die Indianer, und die Ansiedler, obgleich die unverhältnißmäßig geringere Zahl, blieben vollständige Sieger und verfolgten den tödtlich gehaßten Feind bis in den etwa eine Stunde entfernten Wald. Auf dieser ganzen Strecke bedeckten Indianerleichen oder Schwerverwundete den Weg, den die Indianer auf ihrer Flucht eingeschlagen hatten. Ohne Erbarmen wurden die Verwundeten niedergeschossen und erst, als kein neuer Anfall mehr zu befürchten stand, kehrten die Sieger heim.

Welch ein Anblick bot sich ihnen dar!

Die nahezu reife Erndte stand in Flammen, die sich reißend verbreiteten. Zwanzig Blockhäuser brannten oder lagen in Asche — und — als sie nach den Ihrigen suchten, da erst zeigte sich die entsetzliche Mordlust dieser Indianer; — denn kein Geschlecht, kein Alter war verschont. Das Tomahawk hatte ein furchtbares Blutbad angerichtet. Mit gespaltenen Schädeln lagen Greise, Frauen und Kinder da.

Peter eilte nach dem Blockhause, wo er sein Weib und seine Kinder geborgen hatte. — Er fand nur einen glühenden Kohlenhaufen. — Wie ein Wahnsinniger eilte er von Haus zu Hause. — Niemand wußte Etwas von ihnen.

Sie sind gewiß entflohen! Laßt uns nach dem Flusse eilen! rief Einer. Sie haben sich dort im Ufergebüsche und Ried verborgen. Alle riefen ihre Namen; aber Niemand antwortete. — Wieder zu den Wohnungen zurückgekehrt, fanden die Suchenden endlich Peters Frau und Kinder und alle Glieder der befreundeten Familie, die sie aufgenommen, hinter einer sogenannten Fenz oder hinter der rohen palisadenartigen Einfriedigung eines Feldstückes, auf Einem Haufen — alle ermordet. —

Ein lauter Ausruf des Entsetzens hallte durch die Spinnstube. Schmiedjakob, selbst überwältigt von dem Entsetzlichen, das er erzählt hatte, schwieg. — Man hörte kein Rad schnurren, denn alle standen stille. Man hörte keinen Ton, ja man konnte die schweren Athemzüge der Einzelnen hören. — Endlich, als Alle fragend und erwartend auf den greisen Erzähler blickten, hob er wieder an.

In dem Tagebuche des unglücklichen Mannes folgt eine Lücke von etwa zwei Monaten: dann setzt er sein Tagebuch am Bord eines Schiffes fort, das ihn nach England trug. Es sind Aeußerungen eines ungeheuern Schmerzes, die wir da lesen.

Der am Lebensglücke verarmte, unglückliche Mann hatte sein Boot unberührt gefunden. Nach einer schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes gebracht, bestieg er es und segelte flußabwärts, — denn nun war ihm vollends das Land der Gräuel verleidet.

Mit dem Herzen voll Todesahnungen kam er nach Europa. Nur Ein Gedanke hatte noch Raum in seiner Seele: die Seinigen wiederzusehen und mit seinen Eltern auf Einem Gottesacker zu ruhen.

Endlich in der Stadt angekommen, die seiner Heimath am nächsten lag, zog er Erkundigungen ein; vernahm die Geschicke seiner Geschwister und machte sein Testament, welches beide, seinen Bruder und seine Schwester, zu gleichen Theilen bedachte. — Es war eine seltsame Grille, daß er unerkannt unter sie treten wollte, in der Gestalt der Dürftigkeit, um zu erfahren, wie sie ihn aufnehmen würden.

Und als Fremder lernte er das Herz seines Bruders kennen, in dessen Armen er seine Seele aushauchte. — Er war heimgekommen am Abende seiner Tage und so dürfte ich diese Erzählung benennen: Heimkehr am Abend. —

Schmiedjakob stand stille auf, nahm seine kleine Ampel und sagte: Gute Nacht. Lange saßen die Andern noch stille da und hingen ihren Gedanken und Empfindungen nach, und mit einem gegenseitigen, herzlichen: Gute Nacht! schieden sie.

4. Altes Gold.

„Selbſt gemacht iſt ein Meiſterſtück," ſagt das Sprüchwort, aber nur nicht ſo, wie einmal Einer, dem Haus und Hof ſchuldenhalber verſteigert wurde. Der hatte die Schulden auch alle ſelbſt gemacht im Wirthshaus, bei dem Glaſe, bei der Karte, bei'm guten Eſſen an ſeinem eigenen Tiſch und — im Sorgſeſſel, wo er ſein Mittagsſchläfchen hielt, wenn Andere arbeiteten. Nein, meine Lieben, das iſt kein Meiſterſtück, eher ein Lotterbubenſtück. Aber doch iſt das Sprüchwort ein ſehr wahres und wahrhaftig ächtes Gold.

Willſt du Alles, was dir bricht und fällt, zu dem Schreiner und Wagner und Küfer und ſo weiter tragen, und es dort machen laſſen, ſo koſtet es dich Geld. Beſiehſt du aber das Gebrochene einmal genauer, und denkſt: das kann ich ſelber wieder herſtellen, und thueſt es — dann iſt's ein Meiſterſtück, und das andere Sprüchwort tritt hinzu: „Man nimmt das Häßliche als Macherlohn." Wenn's nur hält, ſo arg ſchön braucht's ja nicht zu ſein, es koſtet ja auch nichts. Um viele Familien ſtünde es beſſer, wenn der Vater ſo dächte, und das Grobe und Nichtsſchöne

für den Macherlohn nähme und — es selber herausposselte. — Man lernt dabei seine Kraft üben, seine Einsicht anwenden und anstrengen und — unabhängig werden. Das ist viel werth in der Welt, und wenn man einmal in eine Lage kommt, wo man keine Hülfe zur Hand hat, so heißt's: Selbst ist der Mann und selbst gemacht, sich selbst geholfen — ist ein Meisterstück. Wer's dann nicht versteht, ist wahrlich übel dran!

Das hat auch noch eine höhere Seite. Ich kenne einen Menschen, der scharwenzelt aller Welt, will sich überall gute Freunde machen und schämt sich nicht, es auszusprechen, daß man durch solche Verbindungen, Fürsprachen, Unterstützungen weiter komme. Ich meine, hier träte das Sprüchwort recht in seine Geltung: Selbstgemacht oder selbstverdient ist ein Meisterstück. Herumlaufen, scharwenzeln, Katzenbuckel und Kratzfüße machen, um Etwas zu erlangen, heißt: erschmeicheln, erlisten — und solch ein Erreichen seines Zieles ist doch eigentlich eine rechte Schande für einen Mann! Verdien' ich's, so krieg' ich's. Verdien' ich's nicht, so soll ich's gar nicht wollen. Das wenigstens ist in der Wolle gefärbte Ehrlichkeit — die freilich heutzutage — selten ist. Da heißt's: Wer gut schmeert, der gut fährt. Aber das steht doch fest, daß solch ein „Schmeerer" ein ehrloser, verächtlicher Mensch ist — und wehe dem Gemeinwesen, wehe dem Staate, wo solche Regel gilt! Selbstgemacht, selbstverdient ist ein Meisterstück, das den Mann ehrt, ihm Anderer Achtung — und, notabene — die Selbstachtung erhält.

Ich wollt', es schrieb' sich's Jeder hinter's Ohr!

5. Ein Zug aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV., Königs von Preußen.

Das Jahr 1847 (das ist noch in manches Herz eingeschrieben) war ein schweres Jahr; denn das Brod war theuer, die Kartoffeln waren krank und dazu die Ernte geringe, und die Noth sah hohläugig in die Hütte der Armuth. Da hat Mancher gedarbt, der's sonst nicht gewohnt war, und mancher Vater und manche Mutter dachte mit hellen Thränen daran, daß, wenn nun morgen frühe die Kindlein nach Brod riefen, sie ihnen keins reichen könnten. Das war wohl eine schwere Heimsuchung für Viele! In selbigem Jahre ist die Geschichte passirt, die ich hier erzählen will.

Die Noth war besonders groß in Thüringen, Sachsen und daherum.

In dieser Zeit verbreitete sich in der Stadt Staßfurth die Nachricht, daß in dem Goethen'schen Dorfe Warmsdorf große Vorräthe von Kartoffeln aufgehäuft lägen, und was das Schlimmste war, es hieß eines Theils, es sollte Branntwein d'raus gebrannt werden, und wieder andern Theils, sie wären den Leuten noch zu wohlfeil: wenn sie erst noch

theurer würden, wollte man damit losschlagen. Denke sich Einer, was da geurtheilt wurde! —

Wer in Staßfurth bekannt ist, der weiß, daß bis zur Anhalt-Coethen'schen Grenze sich einer nicht müde läuft, weil sie eben hart vor der Nase ist.

Da sollte man sich Kartoffeln holen und die Wucherer damit strafen! riefen da Etliche, bei denen die Noth größer war als die ehrliche Gesinnung. Das schlug ein und durch, und, nachdem Einzelne gewissermaßen den Weg gebahnt hatten, brachen die Leute mit Säcken in hellen, bedrohlichen Haufen auf nach Warmsdorf, Kartoffeln holen, ohne an die Zahlung zu denken. Zu ihrer Entschuldigung hatten sie das lodderige Sprüchwort zur Hand: „Noth kennt kein Gebot!“ Sie bedachten aber nicht, daß solches Kartoffelkaufen auf Nimmerbezahlen auf gut deutsch rauben und stehlen heißt. Etwas mußten sie doch davon fühlen, denn sie zogen

zwar am Tage aus, aber in der Nacht kamen ſie zu Hunderten mit Kartoffeln beladen heim.

Anfangs zeigte ſich die Polizei lax, weil ſie das Volk fürchten mochte; als man aber in Warmsdorf nach Hülfe rief, da mußte mit Macht und Gewalt eingeſchritten werden, damit dies Räuberleben ende, und die man dann auf friſcher That beim Kripo faßte, die wurden in Nummero Sicher untergebracht und gegen Alle, die ſchuldig waren, ein Prozeß eingeleitet. Und wie im ABC auf das B das W folgt, ſo folgte auch hier einem B, nämlich dem Verbrechen, das Weh. Die Haupthähne wurden eingeſpundet und es gab doch die theuerſten Kartoffeln, die jemals in Staßfurth verzehrt worden waren, wenn ſie auch anfänglich, weil geſtohlen, nichts koſteten.

Ein Prozeß, wobei ſo Viele betheiligt ſind, geht nicht raſch, und wo ſie noch die heilloſe Prozeßſchreiberei haben, da meint man, die Advokaten hätten alle das Seilerhandwerk gelernt, die Alles in die Länge ziehen, und fortſchreiten wie die Krebſe. Kürzer als der Prozeß, ſage ich, daß Anno 1851 endlich das Urtheil verkündigt wurde, das Einhundert und fünfzehn Männern aus Staßfurth, welche noch überdies meiſtens Familienväter waren, auch ſchon geſeſſen hatten, nämlich in der lieben Unterſuchungshaft, ein bis ſechs Jahre Zuchthaus verkündigte und die endloſen Prozeßkoſten überdies, für die Alle, die ſie nicht bezahlen konnten, ein Conto erhielten, wie der Kaufmann ſagt, das ſie noch extra abbüßen mußten. Das war für viele Familien der Ruin, der Todesſtoß für den Wohlſtand für immer.

Es iſt traurig für uns ſündhafte Menſchenkinder, daß die Reue allemal kommt, wenn es — zu ſpät, und die That gethan iſt. Das war auch in Staßfurth der Fall, und es war in der That ein Jammer in der Stadt, daß ſich ein ſteinern Herz hätte erbarmen mögen.

In Staßfurth wußte man zu ſelbiger Zeit auch, daß in Berlin ein Königsherz ſchlug, das reich an Erbarmen war. An dies Königsherz ſich wenden und um Erlaß der ſchauderhaften Prozeßkoſten bitten, das hatte kaum Einer

ausgesprochen, so sahen auch Alle darin einen Anker der Hoffnung. Es geschah, und in dem milden Königsherzen hatten sie sich nicht getäuscht. Friedrich Wilhelm der Vierte erließ ihnen sämmtliche Kosten des Prozesses.

Da möget Ihr Euch denken, liebe Leser, welch' eine Freude das war und wie der König gesegnet wurde; aber das Zuchthaussitzen blieb und hing wie ein Schwert an einem Haare über eines jeden Schuldigen Haupt.

Ach, sagten da die Schwerbetroffenen, verdient haben wir's, das ist wahr, aber was soll aus Weib und Kindern werden, wenn wir Männer, die wir sie ernähren sollen, im Zuchthause sitzen müssen? Hätten wir nur einen Fürsprecher! Der König, der so mild und gnädig ist, würde uns auch die Strafe erlassen, denn seine Kinder hungern sehen und selbst hungern ist doch arg; freilich — wir hätten nicht rauben sollen fremdes Eigenthum! Daran lag's. Hätten wir nur einen Fürsprecher! Gott ist ja barmherzig gegen den reuigen Sünder — sollt's denn nicht der König sein, der ja doch so gut ist? —

Ach, sagte Einer, wenn es unser Oberprediger Schild thäte! Der könnt's rund machen! —

Kaum war das ausgesprochen, als man den Mann auch von allen Seiten bestürmte, er solle nach Berlin reisen und um Gnade flehen. Das hatte für den Pfarrer auch seine Bedenken. —

Endlich sagte er Ja; aber es war dem braven Seelsorger denn doch auch nicht einerlei, und er dachte: Wenn dich der König fragt: Fühlen sie denn auch Alle ihre Schuld? Sind auch Aller Herzen voll wahrer, ächter Reue? Wie steht's? Kannst du dann auch Ja sagen, ohne daß du die Herzen einmal angefaßt hast?

Wahrlich, das war eine kitzliche Geschichte und das ehrliche Gewissen versteht keinen Spaß, wie der alte Heim in Berlin sagte, als er noch lebte, der wackere Mann.

Und was that der Geistliche? Er geht zu den Verurtheilten, und wie der Doktor seinem Kranken den Puls an dem Handgelenke fühlt, so fühlt er ihnen den Puls der

Seele, und was er da fand, das war, mit einigen Ausnahmen verhärteter, roher Gesellen, der Art, daß er eine rechte Freudigkeit gewann, als Fürbitter vor seinen König und Herrn hinzutreten und zu sagen: Erbarmen ist der schönste Edelstein in deiner Krone, König und Herr, und es üben über unglückliche Schuldbelastete, das ist göttlich-schön!

So reiste er denn am 16. Februar 1852 in Gottes Namen und begleitet von vielen Gebeten nach Berlin ab, und zweie der Verurtheilten nahm er mit sich dorthin.

Sie kamen in Berlin glücklich an; aber der König hat mehr zu thun, als zu warten, bis die drei Staffurther kommen und anklopfen. Das geht überhaupt nicht so leicht, wie bei unser Einem, wo es gleich heißt: Herein!

Es kostete sie Mühe und sie mußten auch ein Bischen warten, bis es hieß: An dem und dem Tage und zu der und der Stunde wolle sie der König sprechen.

Jetzt aber nahm der Oberprediger Schild seine beiden Begleiter vor die Schmiede und sagte ihnen: Daß, wenn nun der Herr im Himmel nicht helfe und des Königs Herz milde und gnädig stimme — da Er der Könige Herzen leite wie Wasserbäche — so sei's Matthäus am Letzten; der Herr aber gebe nur Gnade dem Demüthigen und wahrhaft Bußfertigen. Darum wollten sie gemeinsam zu dem Herrn flehen um Beistand, Gnade und Segen. Und er betete mit ihnen aus tiefster Seele und legte ihr Vorhaben an des Herrn Herz. Als dies geschehen war, sagte er: Auf denn im Namen des Herrn! Und sie machten sich auf den Weg und waren zur bestimmten Stunde, nämlich am 18. Februar, Morgens um zehn Uhr, in dem Vorsaale des Königs, in seinem Schlosse. Da saßen denn nun die Drei und die Herzen pochten, als wollten sie heraus aus der Brust, aber die Herzen beteten auch: O Herr hilf, o Herr, laß es wohl gelingen! Und mit diesem Gebete kam Ruhe und Zuversicht in die Seelen.

Nachdem sie nun eine Zeitlang gewartet hatten, machte ein Adjutant die Thüre auf und rief: Seine Majestät, der König!

Der Oberprediger Schild trat in das Zimmer, aber als er sich darin umsah, war es leer; indessen brauchte er nicht lange zu warten. Der König stand plötzlich vor ihm. Er hatte nämlich in einer Fenstervertiefung gestanden und war dann, wie er es zu thun pflegte, rasch vor ihn hingetreten. „Sie wollen mich sprechen, mein lieber Herr Prediger," sprach der König mild und freundlich. „Ich freue mich, Sie hier zu sehen. Sagen Sie mir denn, was Sie wünschen!"

Da ging dem Prediger die Pforte des Herzens weit auf, und er fühlte die Bedeutung des hochwichtigen Augenblicks und begann seine Sache vorzutragen. Er schilderte zuvörderst die Noth, die im Jahre 1847 in Staßfurth geherrscht, und wie sie besonders Väter zahlreicher Familien zum Aeußersten gebracht; er schilderte das Entstehen jenes Gerüchtes von den Kartoffeln in Warmsdorf, und wie dann die Leute, ohne das Strafbare ihrer Handlungen zu erwägen, von Noth und Begierde, auch wohl von Zorn und Unmuth getrieben, jene Thaten verübt hätten.

Bewegt hörte der König die warmen Worte des Predigers Schild an, und fragte dann, wie sich die Leute in Staßfurth in dem Unheilsjahre 1848 gehalten hätten?

Da konnte denn der Fürsprecher ziemlich viel, von Vielen aber auch recht viel des Guten sagen, denn sie hatten sich in Staßfurth rühmlich in dem Gleise der Ordnung gehalten, das anderwärts arg verlassen war.

Der König hörte das mit Wohlgefallen an, sagte aber dann, dafür habe er aber auch schon theilweise Gnade geübt.

Ja, sagte der Prediger, Eure Majestät haben schon Gnade geübt, und wir sind dafür auch herzlichst dankbar, aber die armen Leute haben auch schon jahrelang die Angst getragen, haben Alle ihre herzlichste Reue ausgesprochen, und die Strafe, welche die Väter, die Ernährer der Familien trifft, die trifft auch die schuldlosen Kinder, und die grade am Härtesten. — Und es war, als ob es ihm Gott in's Herz und auf die Zunge gäbe — er fuhr fort: Eure Majestät! Als ich noch ein kleiner Bauerjunge war, und Eurer Majestät hochseliger Vater den Fuß gebrochen hatte, da schon hat mich

mein Vater gelehrt, wie ich meines leidenden Königs in meinen Abendgebeten gedenken müßte; dieſe Liebe iſt vom Vater auf den Sohn übergegangen; ich bin mir bewußt, daß die Liebe zu meinem Könige nie und nimmer von mir verletzt worden iſt — nun aber bitte ich um ſo mehr und um ſo herzlicher für meine armen Gemeindeglieder, und mit mir bitten Hunderte von Kindern und faſſen die Hand Eurer Majeſtät — und ſo weiter, kurz, er redete friſchweg vom Herzen, voll Freudigkeit, wie es ihm zu dieſer Stunde der Herr in's Herz gab.

Da neigte ſich der König dicht zu ihm hin, ſah ihn immer genauer und ſchärfer an, und endlich richtete er ſich wieder auf, und — eine Thräne ſtand in ſeinem Auge. —

„In dieſem Falle würde ich ja wohl Gnade mit Freuden üben können," ſprach darauf der König. —

Der Prediger war ſo ergriffen und erſchüttert, daß er einhalten und ſich ſammeln mußte.

Der König fuhr fort: „Alſo Alle haben Ihnen ihre Reue ausgeſprochen?"

Der Prediger fühlte, daß, dem Könige gegenüber, Wahrheit über Alles gehe, und daß er auch zu einem von ihm gewünſchten Zwecke keine Unwahrheit ſagen dürfe.

Ja, Majeſtät, erwiederte er, Alle — bis — auf dreie.

„Bis auf dreie?" wiederholte der König. „Und wie iſt's mit dieſen dreien? Denen kann ich doch keine Gnade zu Theil werden laſſen?"

Der Prediger berichtete: Der Eine von dieſen dreien hat hartnäckig geläugnet, bei dem Raubzuge geweſen zu ſein. Er meint, er brauche keine Gnade. Der zweite iſt ein notoriſcher Säufer, iſt betrunken zu mir gekommen, führt ſich leider überhaupt ſchlecht auf. Der dritte — nun — gegen den weiß ich ſelbſt nichts Beſtimmtes — doch — und nun ſprach er aus, was die Gemeinde über den Menſchen urtheile. Für dieſe drei wage er nicht um Gnade zu bitten, fuhr er fort, erachte es für ſie vielmehr heilſam, wenn ſie Strafe erlitten und die Andern ſähen, daß ein Geſetz da ſei.

Der König brach nun kurz ab, und hob an, über andere

Dinge zu reden. Plötzlich aber sagte er wieder: „Aber die dreie! Ich kann die dreie noch nicht los werden. Wenn Sie zu Hause kommen, wird Alles sich freuen, und ich kann mir denken, wie Sie werden empfangen werden; doch nun aber die dreie! Es geht nicht, daß diese sollten gar nichts haben, gar nicht sich freuen sollten! — Ich kann ihnen ja die schwere Eisenstrafe in leichte Zuchthausstrafe verwandeln?“

Der Geistliche dankte im Namen der dreie auf's Wärmste und wünschte nur, daß sie selbst diese Gnade dankbar annehmen möchten.

Der König ging wieder auf einen andern Gegenstand über. Das Gespräch über diesen Gegenstand dauerte etwa eine Viertelstunde.

„Aber nein,“ brach er plötzlich ab, „es geht mit den dreien so nicht. Die müssen sich auch mit freuen! Ich werde ihnen die halbe Strafe erlassen!“

Der Geistliche war überrascht und betroffen von dieser plötzlichen Wendung des Gespräches und dankte nochmals auf's Herzlichste.

Wiederum sprach der König über andere Dinge, hielt aber dann plötzlich wieder ein, trat dicht an den Prediger heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Jene dreie — mein lieber Herr Prediger — Sie nehmen die Sache so genau, so gewissenhaft — wenn Sie mir schreiben, daß die dreie Ihnen auch noch Reue beweisen, will ich sie auch noch begnadigen!“

Der Prediger hatte immer seinen König lieb gehabt, daß aber der König dreie solcher Leute also auf seinem Herzen trug, daß er die Sorge um und für ihr Wohl und Wehe nicht los werden konnte, das hatte er sich denn doch nicht vorgestellt. Er nahm indessen mit vollster Dankbarkeit diese königliche Gnade an. Zuletzt fragte er, ob nicht der König seinen beiden Begleitern — vor der Thüre — die Gnade zu Theil werden lassen wolle, daß sie selbst ihren Dank aussprechen dürften? —

Der König erwiederte: „Wir sind jetzt Beide in einer Verfassung, daß wir am besten alleine bleiben, unter vier

Augen; aber ſagen Sie Ihren Staßfurthern, daß ich ſie, und daß ich mein Volk lieb habe. Ich bin auch ein armer, ſündiger Menſch, und kann nicht Jedem helfen, aber ich habe den Willen dazu; ſie ſollen ſich nicht von mir loslügen laſſen.“ Noch ſprach der König unvergeßliche Worte zu dem Prediger. Die Unterredung war zu Ende. Der Prediger wollte ſich verabſchieden. Da faßte er ſich noch einmal den Muth und ſagte: Eure Majeſtät haben jetzt meinen Staßfurthern ſo große Gnade erzeigt; durch Eurer Majeſtät Gnade iſt ſo vielen Kindern der ehrliche Vater erhalten, ich hoffe zu Gott, daß auch die Kinder dieſe Gnade nicht vergeſſen ſollen. Ihre Majeſtät, die Königin, haben die Kinder ſo gerne, wir laſen ja ſo oft davon. Meine Kinder in Staßfurth werden hoffentlich mit Eurer Majeſtät zugleich auch die Königin von Herzen lieb behalten; dürfte ich nicht auch Ihrer Majeſtät der Königin ſagen, daß wir ſie lieb haben? —

Der König war ſichtbarlich überraſcht durch dieſe neue Bitte.

„Ach, das ist prächtig von Ihnen, mein lieber Herr Prediger, prächtig! Sie sollen dies Ihrer Majestät sagen! Gehen Sie einstweilen nur hinüber zum Hofmarschall Grafen von Keller, und sagen Sie ihm, daß ich wünsche, daß Sie um Ein Uhr bei Ihrer Majestät Audienz hätten. Sie kommen dann ja wohl noch einmal wieder her!“ —

Und der Prediger ging fröhlich und überglücklich von dannen. Als er schon unten auf der Treppe war, wurde er noch einmal zurückgerufen; es hieß: Seine Majestät wollten ihn noch einmal sprechen! —

Der Prediger erschrack anfänglich, denn er dachte, daß vielleicht der König andern Sinnes könnte geworden sein, und nun das zurücknehmen könnte, was er, überwältigt von seinem gefühlvollen Herzen, gewährt; er trat mit größter Beklommenheit und Angst wieder in das Zimmer, darin ihn der König zuerst empfangen hatte. Keine Seele war darinnen. Plötzlich öffnete sich eine Thüre, die er vorher gar nicht bemerkt hatte, und der König, die Königin an der Hand, trat in das weite Gemach.

„Hier, Herr Prediger,“ rief der König mit strahlendem Angesichte, „haben Sie Ihre Königin!“

Tiefgerührt sprach der Prediger der Königin seine Liebe und Verehrung aus, und wurde dann sehr gnädig, ja väterlich, entlassen.

Da frag' ich dich, lieber Leser, ob nicht das ein Königsherz war, wie es wenige in der Welt gab und gibt? — Da frag' ich dich, ob nicht die Liebe zu solch einem Königsherzen tief hinabwurzeln mußte in die Herzen des Volkes? Er ruhet in Frieden, der schwergeprüfte, wahrhaft fromme Dulder mit dem edeln Herzen, das die „Dreie“ nicht los werden konnte. Friede und Gnade mit ihm! Aber in vielen, vielen Herzen hat er sich ein Denkmal errichtet, das unvergänglich ist, und ich glaube, in den Herzen der Staffurther auch! — Und die dreie? werdet Ihr fragen, und ich antworte mit Freuden: Auch sie wurden begnadigt.

6. Ein Räthsel.

Drei in Einem.

1.

Ich bin ein Vogel, der nicht fliegen kann;
Bin scheu — und stehe dennoch meinen Mann,
Und kämpfe kühn; und dennoch bin ich feig;
Und wenn's an's Laufen geht, so kommt mir Keiner gleich.
Und wenn auch die Sonne brennt und sticht,
Und die Erde glüht, das acht' ich nicht.

2.

Was hinten ich trage, steckst du auf den Hut;
Was nimmer ich achte, bezahlest du gut,
Und einzeln bisweilen, dann wieder gemacht
Zu dem, was ich heiße, in vollester Pracht.
Doch dazu bedarf es auch meiner nicht.
Es thut's wohl auch Andres, wie's paßt zum Gesicht.
Und wo im Garten die Blümelein blühn
Und Duft dir spenden, in Farbenpracht glühn,
Da raubst du sie rücksichtslos und kühn
Und ich werde d'raus durch sinniges Bemühn.

Hab' ich dann erquicket Auge und Naſe,
Geprangt vor der Bruſt, im blitzenden Glaſe,
Dann iſt mein Loos — beklagenswerth ſehr —
Man wirft mich weg, denkt meiner nicht mehr!

3.

Hu! Wie ſeh' ich die Schwerter ſchwingen!
Höre ſie ziſchen die ſcharfen Klingen —
Höre Kanonen und Mörſer knallen —
Sehe die tapferen Helden fallen!
Oder im Kampfe um Wahrheit kämpfen,
Muthig die Männer, daß nimmer dämpfen
Das Licht der Finſterling' ſchlimme Schaar,
Die immer dazu bereit iſt — und war.
Und wie ſie auch kämpfen mit Schwert oder Wort,
Für Freiheit und Recht, für des Geiſtes Hort,
Ich bin's, der erkrankſet, der glühet ſo heiß. —
Und gilt die Farbe der Fahne im Streit,
So hab' ich's kein Hehl, zeig's weit und breit —
Meine Farbe und Fahne iſt: Schwarz und Weiß!
Aha! Ein Preuße! O nein, o nein!
In der Wüſte kann man kein Preuße ſein!
Da fehlet das friſche, geiſtige Leben,
Da iſt Alles todt und flach und eben.
Da iſt meine Welt, meine Laufbahn, mein Ziel —
Und von Politik — verſteh' ich nicht viel!

7. „Nun ruhen alle Wälder."

Eine Geſchichte.

Seit uns die Jahre 1848 und 1849 die Augen über die Zuſtände unſeres Volkes geöffnet haben und wir in die dunkele Tiefe ſittlicher Verwahrloſung und Verkommenheit, in die entſetzliche Brutſtätte von Laſter und Verworfenheit hinabgeſchaut haben, und ein Entſetzen nach dem andern uns ergriff, iſt uns die nachdrückliche Mahnung eines edeln Mannes durch die Seele gegangen, und das Wort: „Innere Miſſion" hat eine Bedeutung gewonnen, die nachhaltig fortwirkt. Freilich war der Name nicht eben glücklich gewählt, da ihn Viele nicht verſtehen. Wie die Miſſionsthätigkeit frommer Herzen und Vereine beſtrebt iſt, die Heilsbotſchaft des Evangeliums in die Heidenwelt hinauszutragen, ſo ſollte die „Innere Miſſion" die Segnungen des Chriſtenthums unter den Verwahrloſten in unſerer eigenen Mitte durch thatkräftige, liebereiche Hülfe wirkſam machen. Das war ein herrlicher Gedanke; denn nur durch die ächte, chriſtliche Religion war auch da zu helfen. Das Gebiet war unendlich groß und weit, und als man einmal Hand angelegt in rechter, ächter Liebe Chriſti an Einer Stelle, in Einem

Kreise, da sah man erst, wie groß das tiefe Elend war, und das Gebiet erweiterte sich bei jedem Schritte. Es ist hier nicht meine Absicht, dies weite Gebiet mit seinen tiefen, schauerlichen Schatten vor den Blicken meiner lieben Leser blos zu legen — hab's wohl in der Spinnstube schon manchmal versucht, auf einzelne Krebsschäden hinzudeuten, — es ist vielmehr meine Absicht, Eine Seite darzustellen, weil eine Geschichte, eine leider wahre Geschichte, mit Macht darauf hinweist.

Man hat in allen Gegenden und Gebieten unseres lieben deutschen Vaterlandes Rettungshäuser gebaut, darinnen man verwahrloste, sittlich verkommene, verlassene Kinder aufnimmt, um sie dem Gassengifte, dem Betteln, zu entziehen, das sie fast allemal zu Dieben und Verbrechern heranbildet, und ihnen eine christliche Erziehung, christlichen Unterricht zu geben, sie an ein geordnetes, thätiges Leben zu gewöhnen, dann ein Handwerk erlernen zu lassen und sie auf diese Weise wieder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft und zu tüchtigen Gliedern der Christenheit zu gewinnen. Diese Rettungshäuser sind durch christliche Wohlthätigkeit gegründet und werden durch sie erhalten. Groß und reich ist der Segen, den sie schon gestiftet haben, den sie noch stiften werden.

Hätte man sie damals gehabt, als Jakob Hammer ein Kind war, ein verlassenes, armes Bettelkind, er wäre nicht ein Verbrecher geworden.

Doch ich höre meine lieben Leser fragen: Wer ist denn der Jakob Hammer? Und damit nöthigen sie mich, meine Geschichte zu beginnen, bei der ich aber, aus leicht begreiflichen Gründen, bemerken muß, daß ich die rechten Namen von Ort und Menschen mit gewählten vertauschen muß, wie ich denn auch die Zeit, in der die Geschichte sich ereignete, nicht genauer bezeichnen darf, sondern nur im Allgemeinen. Das hat seine Gründe, die Jeder begreift. —

Ich bitte, meine lieben Leser, mir in ein kleines Landstädtchen zu folgen. Die Bewohner sind Ackerbauer und Handwerker, und der alte Schmiedjakob würde seinen Scherz

wiederholen: Wenn da die Bauern auf dem Felde ſind, iſt kein Bürger mehr in der Stadt. Auch gut! Eß paßt!

In dem Städtchen lebte ein armer Tagelöhner mit ſeiner Frau und ſeinem Söhnlein. Was ſie verdienten, ging von Hand zu Mund und an ein Sparen auf ſchlimme Tage war kaum zu denken; aber ſie dachten auch nicht daran. Hatten ſie Etwas, ſo wurde herrlich und in Freuden gelebt; hatten ſie Nichts, ſo wurde ſo lange von dem Bettelbrode gelebt, bis Jakobchen, ihr Kind, heimkrug, bis wieder ein guter Verdienſt beſſere Tage brachte und — luſtiges Leben.

Meine lieben Leſer wiſſen oder haben es doch gehört, wie Anno 1813 und 1814 das entſetzliche, ſogenannte Lazarethfieber von den franzöſiſchen Soldaten in's Land gebracht wurde, wie Tauſende daran ihren Tod fanden und die Kirchhöfe aller Orten ſich mit Gräberreihen füllten, daß es ein Entſetzen war. Damals ſtarben viele Familien gänzlich aus und das Land war, man kann es in Wahrheit ſagen, voll hülfloſer Waiſen.

Damals ſtarb der Taglöhner Peter Hammer am Lazarethfieber und am Tage darauf ſeine Frau. Jakobchen blieb geſund wie eine Eichel. Das Bischen Hausrath wurde verſteigert, um die Leichenkoſten zu bezahlen, und um den achtjährigen Knaben kümmerte ſich keine Menſchenſeele, denn — wenn es für eine Entſchuldigung gelten kann? — Jeder und Jede dachte eben nur an ſich, da kein Haus, keine Familie, ohne Trauer, ja ſelbſt ohne Kranke war.

Jakobchen ging der Tod ſeiner Eltern nicht tief ein, denn der Vater hatte ihn allemal mißhandelt, wenn er nicht einen vollen Hänkelkorb voll Bettelbrod heimbrachte, und die Mutter war eine rohe, zänkiſche, jähzornige Frau geweſen, die ihm auch nicht recht zum Bewußtſein brachte, daß die Mutterliebe ein Engel Gottes iſt, der unſichtbar vom Himmel herab in eines Weibes Bruſt ſteigt und darinnen Wohnung macht zum Segen des Kindes.

Fluchen und Schimpfen hatte er zeitig gelernt, aber nicht Beten; denn in ſeinem elterlichen Kreiſe betete man nicht. Und was er aus der Eltern Munde gehört, das war nicht

dazu angethan, sittliche, heilige Gefühle in seiner Brust zu wecken und zu beleben.

Da die Eltern in der Miethe gewohnt, so fehlte ihm auch nach ihrem Tode das Obdach. Zum Glück war die Zeit, da seine Eltern hinstarben, zwischen Ostern und Pfingsten, wo es eben schon warm war und in einem Kuhstalle, in den ihn eine barmherzige Magd am Abende einließ, war's wärmer als in der Eltern Wohnstube, und ein anderes Bette, als Stroh, hatte er nie gekannt. So wickelte er sich in das Stroh hinein, und auf den Pflastersteinen des Kuhstalles lag er nicht viel härter, als auf den faulenden Brettern des elterlichen Stubenbodens, in dem noch vollends große Löcher sich befanden, die doch in dem Kuhstallpflaster nicht vorhanden waren. Er schlief da wie ein König. Morgens, wenn das gutmüthige Mädchen in den Stall kam, brachte es dem Buben ein Stück Brod mit und melkte ihm Milch in ein kleines Töpfchen, das es mitbrachte. Dann hielt er ein köstlich Frühstück, nach dessen Vollendung ihn das Mädchen hinausließ, ohne daß Jemand im Hause den Schlafgast im Stalle bemerkt hätte.

Die übrige Zeit des Tages trieb er sich spielend mit den Kindern seines Alters, bettelnd und herumlungernd im Städtchen oder im Freien herum, suchte Vogelnester im Walde, Erdbeeren und verschlief im Schatten des dichten Laubwerks die übrige Zeit. Ihn zur Schule anzuhalten, fiel Niemanden ein. Zwar hatte der Friedensrichter, nach Ordnung des Gesetzes, ihm einen Vormund bestellt, aber der war ein Grobschmied, und ein recht liederlicher und versoffener dazu, der sich um seinen Mündel ebenso viel bekümmerte, als die übrigen Bewohner des Städtchens. Der Pfarrer war ein alter, kränklicher Mann. Da stand's traurig um den Verlassenen und er lernte, sich selber helfen, und machte sich um das Wie? keine Gedanken. Nur zwei Menschen fürchtete er: den Flurschützen und den Nachtwächter; aber auf die listigste Weise wußte er beiden ihre Gänge abzulauschen, schlug dann die entgegengesetzte Richtung ein und — war sicher vor ihnen. —

Von Recht und Unrecht hatte Jakobchen sehr eigenthümliche Vorstellungen. Wenn Anno 1848 das liederliche Gesindel vom Theilen träumte, so hatte er diesen Grundsatz schon um Vieles früher ausgebildet, und wie in dem bekannten Mährchen der „Zwiegel“ den Rübenacker darum „seinen Rübenacker“ nannte, weil er darin sein Frühstück, Mittag- und Abendessen auf Kosten des Eigenthümers ungestört zu halten pflegte, so konnte Jakobchen alle Obstgärten des Städtchens „seine Gärten“ nennen, denn des Morgens in aller Frühe und des Abends, wenn es dunkelte, stieg er über Zäune und Mauern und erlabte sich an den Früchten der Obstbäume und Traubenspaliere nach Herzenslust, und so groß war seine Schlauheit und Pfiffigkeit, daß er niemals erwischt wurde. Kleider und Schuhe erbettelte er sich für die Winterszeit. In den Sommertagen reichten die Strümpfe und Schuhe aus, die der gute Gott ihm anerschaffen hatte, nämlich seine Haut. Auch so klug war er, daß er es schnell

herausfand, daß rechte Lumpen am Leibe viel mehr die Barmherzigkeit weckten, als ganze und leidliche Kleider. Bekam er solche geschenkt, so war ein hohler Weidenbaum am Ufer des Baches — sein Kleiderschrank, und was gegen den Winter noch gut war, zog er dann an, das aber, was vermodert war, warf er weg.

Bei dieser Lebensweise gedieh der Knabe wie ein Schwamm in feuchtem Boden. Er entwickelte durch Klettern, Laufen, Springen eine außerordentliche körperliche Gewandtheit, aber auch eine Kraft, die seine Spielgenossen fürchteten wie das Feuer. Das fühlt ein Knabe schnell heraus und dann macht er, wie für sich selbst, nicht bloß seinen Willen, nein, seine Laune zum Gesetz für Andere. Er herrschte durch seine Faust. Wagte es aber etwa Einer, sich ihm zu widersetzen, so loderte sein Jähzorn auf mit einer verheerenden Stärke, und wehe dem! — der es wagte, sich gegen den aufzulehnen, der gewohnt war, nur seinen augenblicklichen Eingebungen zu folgen und keine Macht über sich zu erkennen.

Manchmal verdiente er sich auch durch Hülfeleistung ein warmes Essen oder einige Pfennige, die dann aber, wie es Bettelbuben Art ist, vernascht wurden. Dadurch, daß er je und dann eine bessere Lebensweise kennen lernte, wurde seine Lüsternheit nach dem Leben der — „reichen Leute“ in ihm geweckt, und er träumte wohl, wie Jeder, von künftigen, besseren Tagen, wenn er auch einmal reich sein würde. —

Jakobchen dachte gar nicht daran, daß dies „freie Leben“ enden könnte. Es war ihm lieb geworden, weil es ihm eigentlich an Nichts gebrach und er jedes Gelüsten befriedigen konnte nach Gutdünken; aber — als nach dem Aufhören der Seuche geordnete Zustände eintraten, und in der ganzen Stadt die Klage laut wurde über das Stehlen des Obstes in den Gärten, und man Acht gab, da mußten die Leute auf den starken Bettelbuben aufmerksam werden, und — richtig! der Flurschütze erwischte ihn bei einem köstlichen Abendessen an des Bürgermeisters Aprikosenbaume. —

Jakobchen wurde eingesteckt, und fand es unbequem und ärgerlich, einige Tage in vier enge Mauern eingeschlossen zu sein.

Diese Tage waren entscheidend für ihn. Hätte ihn der Flurschütze an eines andern ehrlichen Mannes Aprikosenbaume erwischt, so würde der Knabe wahrscheinlich sehr glimpflich davon gekommen sein; allein — dem Herrn Bürgermeister die schönen Aprikosen zu stehlen? Das ging nicht!

Der Municipal- oder, wie wir heutzutage sagen, der wohledle Stadtrath wurde versammelt und saß über den Knaben zu Rathe. Da ergab es sich denn, daß er nahezu eilf Jahre alt geworden war und noch keine Schule betreten, daß der Vormund Grobschmied sich nicht im Mindesten um ihn bekümmert hatte, und nun wurde zu Protokoll genommen, daß dieser ihn, gegen eine städtische Entschädigung, in's Haus nehmen, in die Schule schicken und ihn, da er stark und kräftig war, auch zu seinem Handwerk anleiten sollte. Dazu verstand sich der Schmied.

Ade nun, du goldene Freiheit! Ade nun, du schönes Bettelbubenleben mit Obststehlen und dergleichen!

Jakob kam in des Vormunds Haus.

Da war zwischen Vater und Mutter endloser Hader: Prügeleien mehrmals in der Woche; Fluchen und Schimpfen alle Tagesstunden. Es war ihm nicht fremd, und da er es anders nicht im Vaterhause gewohnt gewesen war, so meinte er, das müsse so sein, das sei der Familien Sitte und Ordnung. So hätte ihn denn das weder verwundert noch gestört, wenn er nicht die Macht eines andern Willens über sich hätte fühlen gelernt. Gehorsam war ihm fremd. Da regnete es Prügel. Er mußte täglich vier bis fünf Stunden in der Schule sitzen, und der Lehrer führte einen Ochsenziemer, der deutliche Wahrzeichen hinterließ und noch weher that, als des Vormunds Haselstock. Kam er aus der Schule, so mußte er den schweren Hammer nehmen und zuschlagen, daß es Funken stob. Kein freundlich Wort! Keine Liebe! Es war ein Dornenweg, den er ging, und sein Gemüth wurde furchtbar verbittert.

Sein einzig Sinnen ging darauf hinaus, wie er diesem unerträglichen Elende entgehen möge.

Durchgehen! sagte er zu sich, das ist die einzige Ret-

tung! Da nun die Kost an des Schmieds Tische auch nicht eben überflüssig war, so hatte er aus seiner Kammer nächtliche Spaziergänge in Garten und Feld unternommen, und sich an einem heimlichen Orte Obstvorräthe gesammelt, welche die Leere seines Magens ausfüllten, die am Tische des Vormunds blieb. Was hinderte ihn, seine Wanderungen in die weite Welt auszudehnen, von deren Annehmlichkeiten bisweilen der Vormund in der Schmiede den Leuten erzählte, die sich da aufhielten, bis ihre Werkzeuge fertig waren?

Von dem Fortkommen in der weiten Welt hatte natürlich Jakobchen keine Vorstellung: denn er kannte ja nur die nächste Umgebung seiner edeln Vaterstadt. Er meinte, es ginge überall wie daheim, und wie es ihm ergangen, ehe er an den Aprikosen des Herrn Bürgermeisters erwischt worden war.

Gelegentlich hatte er aus seines Vormunds Munde die gottlose Redensart gehört: Man muß das eilfte Gebot in der Welt lernen, dann geht's! Das lag ihm schwer auf dem Herzen, bis er einen Mitschüler darnach fragte.

Ei, du Dummkopf! lachte der, weißt du das nicht? Das eilfte Gebot heißt: Laß dich nicht erwischen!

Aha! dachte er. Das mußt du dir hinter's Ohr schreiben. Und dies Gebot gefiel ihm besser, als die Zehn! —

Item! Eines schönen Morgens kam Jakobchen nicht zum Frühstück.

Wart! sagte der Vormund, ich will den Schlafpelz wecken! Er nahm den Haselstock und polterte die gebrechliche Stiege hinauf; aber, als er die Kammer leer fand, erschrack er doch nicht wenig. Die Kinder mußten fort, nach ihm in den Gassen der Stadt ausschauen; aber er war fort.

Hat die Platte geputzt! sagte, sich hinter dem Ohre kratzend, der Grobschmied. Ha! ha! ha! lachte er dann. Wollen den Vogel schon wieder einfangen! Wofür wären denn die Gensd'armen in der Welt! —

Er zog sein Sonntagswamms an und ging auf die Bürgermeisterei, wo er seine Sache vortrug, natürlich, zu seinem großen Vortheile ausgeschmückt und geschminkt.

Der Herr Bürgermeiſter hatte noch eine alte Liebe für den Flüchtling von den Aprikoſen her. — Er fluchte und tobte über das ſchlechte Volk und ſchickte den Büttel, Stadtdiener genannt, nach dem reitenden Gensd'armen, der im Städtchen ſtationirt war, wie man ſich ausdrückte. Der erhielt nun den gemeſſenen Befehl, zwar nicht todt oder lebendig — ſondern unter allen Umſtänden den Buben herbei zu ſchaffen, und nachdem der Vormund ihn gehörig beſchrieben, ging der Gensd'arme von dannen.

Dennoch währte es mehrere Tage, bis er den Flüchtling in einer anſehnlichen Entfernung auffand. Er blickte hohläugig d'rein. Es mußte ihm ſehr ſchlecht gegangen ſein. Der Gensd'arme band ihn an eine Kordel an ſein Pferd, nachdem er ihm einige geſunde, bindende Hiebe mit der flachen Klinge auf Abſchlag gegeben, und ſo traten ſie den nicht eben für Jakobchen erbaulichen Rückweg an.

Sein Einzug war ein Triumphzug eigner Art. Die Buben hatten jede freie Stunde am Oberthor aufgepaßt, bis er käme. Als sie ihn nun sahen, da erhoben sie ein Halloh, daß Einem Hören und Sehen verging.

Etsch! riefen sie, er hat das eilfte Gebot nicht gelernt!

Der ganze Schwarm begleitete ihn auf die Bürgermeisterei, wo der „gestrenge Herr Bürgermeister“ zuerst eine Standrede an ihn hielt, und dann dem Büttel, genannt Stadtdiener, befahl, ihm Handschellen anzulegen, und ihn bei Wasser und Brod drei Tage einzusperren, damit er lerne, wie es mit dem Durchgehen sich eigentlich verhalte.

War er schon vor Scham beinahe verzweifelt, so knirschte er vollends mit den Zähnen bei dem Vernehmen dieses harten Urtheils: aber das Alles machte ihn noch nicht so wüthend, als das Benehmen des Steuereinnehmers, der gerade zugegen war. Dieser alte, dürre, boshafte Mensch verspottete und verhöhnte den Knaben, der von diesem Augenblicke an einen tödtlichen Haß gegen den Einnehmer faßte, der wie ein Geier an seinem Herzen fraß und sich unvertilgbar in seine Seele grub. Als er endlich mit wundgeriebenen Händen und noch wunderem Herzen aus dem Gefängniß entlassen wurde, führte ihn der Büttel wieder zu seinem Vormunde, wo das Willkommen auch kein schönes war.

Das aber hatte sich Jakobchen denn doch abgezogen, daß es mit dem Durchgehen sein arges Bedenken habe, und da er aus seines Vormundes Erzählungen erfahren hatte, daß dem Lehrjungenstande der Gesellenstand folgt, wo der Geselle machen kann, was er will, so beschloß er, nun auf jeden Fall auszuharren, bis diese schöne Lebenszeit käme. Dann aber, sagte er, ein Schnippchen schlagend: Ade, du liebe Vaterstadt! —

Bis dahin war freilich noch eine lange Zeit, und er mußte viel dulden und leiden. Dies aber diente nicht zu seiner Besserung, sondern zu seiner inneren Verhärtung, weil ihn sein Vormund nicht anders denn: Deserteur nannte, weil ihm seine Altersgenossen denselben Spottnamen beilegten, und nirgends ihm Wohlwollen und Liebe entgegenkam.

Die entſetzliche Schulzeit mit ihrem Lernen und ihrem Zwange endete denn auch. Der Religionsunterricht war kalt und ließ ihn kalt. Die Confirmation ergriff ihn zwar; aber leider war er ſchon zu ſehr verhärtet im Gemüthe, zu ſehr in ſich ſelbſt zurückgeworfen, abgeſtoßen von aller Welt, als daß der Eindruck hätte tief und bleibend ſein können.

Jetzt harrte ſeiner eine bittere, ſchreckliche Täuſchung. In ſeiner Unkenntniß der Dinge hatte er geglaubt, ſein bisheriges Verweilen und Arbeiten in der Schmiede ſei der Lehrjungenſtand geweſen, und nun beginne der erſehnte Geſellenſtand. Er äußerte dies einmal gegen ſeinen Vormund und Meiſter. Eine geſalzte Ohrfeige war die erſte Antwort; dann folgte die zweite: Du Eſel von Deſerteur, meinſt du, du wärſt ſchon als ruppiger Schulbube Lehrjunge geweſen? Konnteſt ja kaum die Zuſchlage heben. Vom Tage deines Austritts aus der Schule beginnt deine Lehrjungenzeit, die, weil ich keine Bezahlung erhalte, drei Jahre dauert. Merke dir das! —

Jakob taumelte wider die Wand hinter dem Blaſebalge, den er in Bewegung ſetzte. Zum erſten Male brannten heiße Thränen in ſeinen Augen. Es war das Bitterſte, was er erlebt, bittrer für ihn als der Tod ſeiner Eltern, als das Einfangen des Gensd'armen, als die Schmach der Heimkehr, als die Tage im Gefängniß. Drei Jahre! Welche ſchreckliche Zeit! Drei Jahre in den Ketten und Banden dieſes Mannes, dieſes Hauſes! Es war zum Verzweifeln! Aber an's Durchgehen dachte er nicht mehr, nach der bittern Heimführung. Es blieb keine Wahl als dulden. Dies Dulden war aber das Dulden des Geſſelten, das Dulden, weil kein anderer Ausweg war, das Dulden der tiefſten Erbitterung.

Immer mehr zog ſich ſein Inneres zuſammen. Es ſchloß ſich völlig ab gegen andere Menſchen, und den Haß, den er dem Steuereinnehmer trug, dehnte er jetzt auf alle Menſchen aus. Eine natürliche Folge war ein ſtilles, dumpfes Hinbrüten, ein Schweigen, das er nur brach, wenn er antworten mußte; aber die Furcht vor dem Vormunde und Meiſter machte ihn fleißig, obwohl ein innerer Trieb dazu ihm gänz-

lich fehlte. Er that Alles, weil er mußte. Man hätte glauben sollen, durch diese Seelenstimmung wäre ihm das anstrengende Handwerk völlig zuwider geworden: allein das war doch nicht der Fall. Er sah wohl ein, daß man mit Betteln nicht durch die Welt kommen könne, und daß ein Handwerk das Mittel sei, sich Geld zu verdienen, dessen Mangel er jetzt viel schmerzlicher fühlte als früher, wo er bisweilen sich doch einige Kreuzer erbetteln konnte, um seine Neigung zu Naschereien zu befriedigen. An die Stelle dieser Neigung, die er dadurch befriedigte, daß er Nachts aus seiner Kammer stieg und das Obst in den Gärten plünderte, wie er es früher gethan, nur vorsichtiger und pfiffiger als früher, trat nun die Eitelkeit. Er war schlecht und sehr dürftig gekleidet: denn der alte Bürgermeister, der ihm seinen Aprikosendiebstahl nicht vergessen konnte, ließ ihm nur das Allernothdürftigste beschaffen. Andere Lehrjungen, besonders die Schneider, schafften sich von ihren Trinkgeldern schöne Kleider an — er erhielt nie ein Trinkgeld, nie ein Geschenk; er ging einher, kaum besser gekleidet als da er noch Bettelbube war, wo er im Weidenbaume sogar oft mehr verwahrte, als er brauchte, und eine Auswahl hatte.

Mit einem heillosen Ingrimme trug er dies Geschick.

Unter diesen Verhältnissen schlich die Zeit ihm langsam dahin, zu langsam für sein brennendes Verlangen, frei zu werden und auf die Wanderschaft gehen zu können.

Jakob war mit reichen Gaben und Kräften ausgestattet. So kam es, daß er das Handwerk schnell begriff und seinem Meister gute Dienste leistete. Er konnte halbe Tage Jakob die Schmiede überlassen und in der Schnappsbude sitzen. Der Junge besorgte Alles musterhaft. Gerade dadurch aber, daß der Meister abwesend war, wurde für Jakob eine Versuchung begründet. Im Städtchen war viel Verkehr. Drei sehr belebte Landstraßen kreuzten hier, und grade der Schmiede gegenüber war eine sehr besuchte Fuhrmannskneipe oder Wirthschaft. Da war oft Etwas an den Frachtwagen zerbrochen oder ein Hufeisen aufzulegen, das gleich bezahlt wurde. Mit dem leichtfertigen, trügerischen Worte: Ich hab's ja

auch verdient! rechtfertigte Jakob, ſo oft er konnte, die Unterſchlagung dieſes Geldes. Je mehr ſein unrechtmäßig erworbener Schatz wuchs, deſto größer wurde ſeine Geldgier.

Eines Tages ging der ihm ſo unausſprechlich verhaßte Steuereinnehmer vorüber. Es war ein langer, dürrer Mann in ſchon vorgerückten Jahren. Er hatte eine Ledertaſche umhängen und einen leichten Stock in der Hand.

Der geht wieder den Bauern das Geld abnehmen, ſagte der Schmied. Wenn der heut' Abend heimgeht, dann hat er ein paar hundert Thaler in ſeinem Ranzen, fuhr er fort. Ein paar hundert Thaler, vielleicht noch mehr!

Das fuhr wie ein Blitz in Jakobs Seele.

Wie der alte dürre Kerl nur den Muth hat, ſo allein im Dunkeln mit dem Gelde durch den Wald zu gehen? — fuhr der Schmied fort. Ein Schlag mit meinem Hand-

hammer auf den Kopf, dann war's mit dem aus! Und er hob seinen Hammer in die Höhe und machte die Bewegung, als schlüge er ihm auf den Kopf.

Jakob zuckte innerlich zusammen und sein Auge glühte, seine derbe Faust faßte krampfhaft den Stiel des Blasebalgs, den er in raschen Zügen hob und senkte.

Nur langsam! rief der Schmied. Man meint, du wolltest dem Einnehmer nach.

Das sagte er so vor sich hin, ohne Etwas dabei zu denken. Er ahnete nicht, daß er in der Seele des Jungen einen teuflischen Gedanken angeregt hatte, der ihn von nun an Tag und Nacht nicht mehr verließ, den er nicht mehr von sich scheuchen konnte und mit dem daher seine Seele so vertraut wurde, daß sie kein Schauder mehr erfüllte, wenn er ihn sich ausmalte.

Dennoch trat er mehr und mehr in den Hintergrund, bis eines Tages seine ganze Macht wieder aufgeweckt wurde.

Das Städtchen lag an einem Bergabhange, der mit Reben bepflanzt war. Hinter manchen Häusern stand entweder schützend der Fels an, oder es hielten ungeheure Mauern das Land von dem tiefer stehenden Hause ab. Hinter dem Hause des Steuereinnehmers stieg in drei durch Mauern gehaltenen Absatzungen der schöne Garten auf. Zwischen der untersten Mauer und dem Garten war ein schmaler Raum. Stand man im Garten, so sah man in des Einnehmers Schlaf- und Kassenstube durch ein großes Fenster, das aber durch mächtige Eisenstäbe in der Steinbekleidung des Fensters geschützt war und inwendig durch einen dicken eichenen Laden, den man vorschlagen konnte.

Es war nahe am Ende des dritten Lehrjahres, als gegen den Nachsommer hin Jakob einmal an dem Garten vorüber ging. Er erblickte die Fülle des herrlichsten Obstes. Der Gedanke, es dem verhaßten Manne zu stehlen, erwachte. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß bei raschem Wachsen sein Appetit, geschärft durch die schwere Arbeit, selten ein Genüge fand. So wurde es in seiner Seele fest, daß er hier sich sättigen wolle, wenn der Abend Berg und Thal,

Stadt und Gärten eingehüllt. Er ging frühzeitig in seine Kammer und — war bald in des Einnehmers Garten, den er von der höchsten Stufe, wie der Jäger sagt, abbuschirte. Reichlich gesättigt und ein Säckchen voll zur Reserve, lockte ihn der Anblick des Lichtes in des Einnehmers Stube, der heute auf der Erhebung gewesen war.

Da saß der Einnehmer vor dem Fenster an seinem Schreibtische und nahm eine Rolle nach der andern aus seiner Ledertasche, entrollte, zählte und rollte sie wieder. Es war ein Anblick, der Jakobs Blut fast sieden machte. — Ueber fünfhundert Thaler sah er ihn so nachzählen, worauf er das Geld in den eisernen Kasten legte, abschloß, den Laden zumachte und Jakob den Anblick seiner ferneren Thätigkeit entzog. Heftig pochte sein Herz. Fieberisch glühte sein Kopf, als er wieder durch das offene Fenster in seine Kammer stieg, von Niemanden gesehen. Der Schlaf floh ihn lange. Endlich fiel er in einen dumpfen, schlafähnlichen Zustand des sogenannten: Duselns. Er träumte. Der Traum war schrecklich. Er hatte den Einnehmer todt geschlagen, ihm das Geld abgenommen — aber kein Hahn krähte darnach — und er war reich. Reich! — Ueber diesem Ausrufe der höchsten Lust und Freude erwachte er. — Schrecklich! — Kein Beben ergriff ihn; kein Schauder durchbebte seine Seele! Er hatte diesen Gedanken wachend schon in seiner Seele bewegt. Wie sollte er vor ihm im Traume erschrecken? —

Noch einsylbiger, wortkarger wurde er: aber seine Arbeit that er sorglich und gewissenhaft.

Endlich! — Die drei Jahre waren um, die Lehrzeit vorüber. Die Zünfte waren aufgehoben. Gewerbefreiheit herrschte im Lande. Fort! Hinaus in die Welt! So tönte es in seiner Seele: aber er hatte nur zwei Hemden, und die waren überall geflickt. Er hatte erbärmliche Kleider.

So kannst du nicht auf die Wanderschaft gehen, sagte sein Vormund und Meister. Es nimmt dich kein Meister in Arbeit, denn sie halten dich für einen „Stromer." Weißt du was? fuhr er fort, du mußt ja doch auf die Bürgermeisterei, damit du ein Wanderbuch kriegst. Ich gehe mit

dir und mache, daß du aus der Armenkasse ein ordentliches Hemde und Kleider kriegst.

So that er. Als sie aber zu dem Bürgermeister kamen, tobte der wie ein Unsinniger. Endlich kam es doch dahin, daß er einwilligte. Wenn ich es auch nur thue, sagte er, um meine Aprikosen zu schützen!

Jakob schoß einen Blick auf ihn voll Grimm und Haß; aber er schwieg. Er empfing das Hemde und die Kleider, und am andern Morgen in aller Frühe verließ Jakob das Städtchen. Als der Bürgermeister aber in seinen Garten kam, waren beide Aprikosenbäume an der Erde — abgesägt! —

Das hat Niemand gethan als der Jakob Hammer, schäumte der Bürgermeister und er hatte Recht. Der tückische Bube hatte die Rache ausgeübt.

So schnell als möglich mußte der berittene Gensd'arme nach. Er war ja erst mit Tagesanbruch fortgegangen, wie sein Meister gesagt. Dieser hatte auch die Richtung angegeben, aber nirgends war eine Spur von ihm zu finden. Der Gensd'arme kehrte Abends heim, ohne ihn entdeckt zu haben. Das konnte auch nicht anders sein: denn Jakob war in den Wald gegangen, der zwischen dem Städtchen und dem nächsten großen, reichen Dorfe lag, worin er jeden Schlupfwinkel seit seinen Bettelbubenjahren genau kannte, und hatte sich dort in einem Heckendickicht häuslich niedergelassen. Von dem Gelde, das er nach und nach unterschlagen, hatte er sich Brod und Käse gekauft, als wollte er da, Gott weiß wie lange, bleiben. Niemand suchte ihn in seinem Verstecke, und der alte, baufällige Förster lag krank im Dorfe, der kam jetzt nicht in den Wald. Das Wetter war herrlich, und so konnte Jakob einmal wieder sein freies, liebes Waldleben genießen — oder — was wallete in seiner Seele? — Vielleicht gibt seine Beschäftigung Auskunft!

Nachdem er sich sein Mooslager zurecht gemacht, suchte er sich einen jungen kräftigen Eichenschößling aus, den er sich zu einem Wanderstabe gemächlich zurecht schnitzte; dann aber schnitt er einen dickeren ab, den er in einen alten, verrosteten Schmiedehammer als Stiel festmachte, recht fest, dann

einige wichtige Hiebe damit in die Luft führte und wahrhaft teuflisch dazu lächelte. Dann aß er und legte sich zum Schlafen nieder.

Es war eben in den letzten Tagen des dritten Vierteljahres, gegen Ende Septembers, als am Nachmittage der lange Steuereinnehmer mit der leeren Ledertasche nach dem Dorfe ging. Jakob begleitete ihn mit wüthenden Blicken, etwa wie der hungrige Tiger die Gazelle belauscht, die arglos dahin schleicht. —

Abends kehrte der Einnehmer auf demselben Wege zurück. Er hatte auf zwei sich ganz nahe liegenden Dörfern die Steuern erhoben und trug das Geld in seiner Tasche. Als er auf die Landstraße einbog, die mit dicken, alten Nußbäumen besetzt war, stand er einige Augenblicke stille. Nirgends her vernahm man einen Laut. In dem Augenblicke aber, als er sich wieder anschickte, die sich senkende Landstraße hinab zu schreiten, traf ihn ein furchtbarer Schlag auf den Kopf, den nur eine dünne Mütze deckte, und ohne einen Laut brach er zusammen. Ein zweiter Schlag endete sein Leben. —

Zwei kräftige Arme faßten den Entseelten und warfen den nicht schweren Leichnam auf eine ebenso kräftige Schulter, und bald war keine Spur mehr vom Mörder und Ermordeten zu sehen. — — —

Jakobs Versteck war ein ganz von Gesträuch überwachsener Graben. Hierhin trug er die Leiche — denn mit dem Hammer, in den er den Stiel gefügt, hatte er den Nichts ahnenden Steuereinnehmer erschlagen. —

Er durchsuchte ihn, nahm ihm das Geld aus der Tasche, ohne aber die goldene Uhr zu nehmen. Die Ledertasche entleerte er ihres Inhalts und barg ihn sorglich in seinem Felleisen, raffte dann das Moos weg, warf die Leiche in den tiefen Graben, deckte sie mit dem Moose zu, trug dürres Laub darüber und ergriff seinen Wanderstab, um sich so bald als möglich aus dem Staube zu machen.

In diesem Augenblicke ritt ein alter Postillon, unfern von der Stelle, die Landstraße hinab. Er nahm sein Horn

heraus und blies in langgezogenen und getragenen Tönen die Melodie des schönen Abendliedes: „Nun ruhen alle Wälder“ ꝛc.

Wie wenn die Gerechtigkeit Gottes seine verhärtete Seele ergriffe, so war es in diesem Augenblicke dem jugendlichen Verbrecher. —

Er hatte das Lied in der Schule auswendig gelernt. Der Inhalt stand klar vor ihm. Es war, als raunte es ihm Einer in's Ohr. Und diese weiche, einfache, schöne, das Gemüth ergreifende Melodie, die er so oft theilnamlos gesungen und mitgesungen, sie erschütterte ihn in einem Grade, daß sich sein Haar emporsträubte, daß kalter Schweiß auf seine Stirne trat, daß er an allen Gliedern zitterte und bebte. —

Mörder! Raubmörder! hörte er rufen — und es war doch nur der Ruf einer Eule, der durch den Wald klang. —

Wie von den Mächten der Hölle gejagt, begann er jetzt, der Landstraße folgend, davon zu laufen. —

Von da an war er verschollen. —

Der Steuereinnehmer war ein unverheiratheter Mann, der nicht allemal an den Erhebungstagen zurückzukehren pflegte. Als er nun an dem Abende nicht zurückkam, fiel es seiner alten Verwandten, die ihm das Hauswesen besorgte, gar nicht auf. — Als er aber auch am folgenden Abende nicht kam, wurde sie ängstlich. Am folgenden Morgen zeigte sie es dem Bürgermeister an. Dieser sandte Boten in die Dörfer, wo er die Steuern zu erheben hatte, und da kam denn die Nachricht, er sei am Tage der Erhebung ganz nach seiner Weise, heiteren Sinnes, mit der einbrechenden Nacht weggegangen; man habe ihn in den Wald eintreten gesehen, auf dem gewöhnlichen Wege; weiter aber wisse man Nichts.

Jetzt erschien die Sache bedenklich. Der Wald wurde durchsucht, aber man fand nirgends auch nur die geringste Spur von ihm.

Die Sache machte ein unermeßliches Aufsehen, um so mehr, als in der Gegend seit Menschengedenken kein ähnliches Ereigniß vorgekommen war. Alle stimmten darin überein, daß ein Raubmord an ihm begangen worden war. Der

Wald wurde abermals durchsucht, allein wieder wurde nicht das Geringste entdeckt, das auf die Spur hätte leiten können. Die Gerichte hatten Alles gethan, was möglich war. Jetzt mußte man die Sache ruhen lassen. Der Winter kam ziemlich frühe und mit tiefem Schnee. Im Walde war der Leichnam nicht verborgen, dafür glaubte der Förster einstehen zu können. Nun hatte der Winter ohnehin Alles in sein großes Leichentuch eingehüllt; da war an Nichts mehr zu denken, und das Räthsel blieb ungelöst.

Niemand dachte an Jakob. Wohl war in des alten Bürgermeisters Seele eine dunkle Ahnung aufgestiegen, daß der Boshafte, der an ihm eine so schändliche Rache genommen, auch eines solchen Verbrechens fähig sei; aber der Bursche war ja so schnell davon geeilt, daß ihn der nachgesandte reitende Gensd'arme nicht mehr hatte einholen können. Ihn konnte man also dieser That, in der Nähe der Stadt, so nahe der selten leeren Landstraße, nicht mit Grund bezüchtigen.

Der Bürgermeister hatte ihm Steckbriefe nachgeschickt, aber sie hatten nicht den geringsten Erfolg. Auch er war spurlos verschwunden.

Es läßt sich denken, daß diese schauerliche Begebenheit den ganzen Winter durch der Gegenstand des Gespräches im Städtchen blieb, ohne daß dennoch die Sache irgend ihrer Aufklärung näher gebracht worden wäre.

Bis tief in den März des folgenden Jahres lag der Schnee im Walde, und als er endlich abgegangen war und der Boden sich so weit abgetrocknet hatte, daß der alte Förster einmal wieder gemüthlich seinen Wald durchwandern konnte, da kam er eines Tages an die Stelle, wo Jakob seinen Versteck gehabt. Sein Hund schnupperte an dem Graben herum und scharrte endlich eine — Ledertasche heraus. Kaum erblickte sie der Förster, als er sie für die Geldtasche des Einnehmers erkannte. Immer eifriger grub und scharrte der Hund. Der Förster trat näher und half mit seinem Stocke, und — ein Bein wurde sichtbar. Es war kein Zweifel, der Ermordete war gefunden. —

So schnell es der alte Mann vermochte, eilte er nach dem Städtchen und machte bei dem Friedensrichter die Anzeige seines schauerlichen Fundes. Ungesäumt begaben sich der Friedensrichter, sein Gerichtsschreiber, der Bürgermeister, sein Adjunkt, der Arzt und eine Menge Neugieriger auf den Weg. Der Förster führte sie an die Stelle. Man zog den schon in starke Verwesung übergegangenen Leichnam heraus. Die Uhr hatte er noch, aber Alles, was er an Geld bei sich getragen, war geraubt. Als der Arzt den Leichnam untersuchte, entdeckte er bald den durchbrochenen Schädel. Auch der Schmied war unter den Leuten, die näher standen.

Plötzlich bückte sich Einer und rief: Ein Hammer!

Das ist ohne Zweifel das Mordwerkzeug! sagte der Arzt, ließ sich den Hammer reichen, der vollkommen in die Stelle des Schädels paßte, die eingeschlagen war.

Den Schmied durchbebte jetzt eben solche dunkle Ahnung, wie sie gleich Anfangs der Bürgermeister gehabt. Er trat herzu, betrachtete den Hammer genauer und rief voll Schrecken aus: Gerechter Gott, das ist mein Hammer, der mir fehlt, seit der Jakob fort ist. Den Stiel hab' ich gefunden, aber den Hammer nicht mehr!

Und an demselben Tage, als er wegging, wurden meine Bäume abgesägt und der Einnehmer ermordet! rief der Bürgermeister aus. Er ist der Mörder, das ist mir schon lange her kein Zweifel mehr!

Der Friedensrichter nahm ein Protokoll über den Befund auf, nahm Ledertasche, Uhr und Hammer an sich, ließ den Arzt sein Gutachten im Dorfe verfassen und verordnete dann das Begräbniß der Leiche, von der der Kopf einstweilen getrennt und in starkem Branntwein aufgehoben wurde.

Das, was man gefunden, war Alles, was man entdeckte. Der dem Schmied entwendete Hammer war das einzige Zeichen, das auf den Mörder hindeutete. Es blieb nicht aus, daß der Schmied, der den Hammer als sein Eigenthum erkannt, gefangen genommen wurde; allein schon nach dem ersten Verhöre wurde er wieder freigegeben und die ganze Wucht des Verdachtes fiel auf Jakob.

Zu Seite 86.

Man konnte mit einem Volksausdrucke sagen: Die Gerichte bewegten Himmel und Erde, den Jakob Hammer ausfindig zu machen; allein alle ihre Bemühungen blieben ohne Erfolg. Er war völlig verschollen. So nahe der französischen Grenze, konnte es wieder nicht ausbleiben, daß man daran dachte, er könne über die Grenze gegangen sein. Auch nach Frankreich erstreckten sich die Nachforschungen; allein auch da blieben dieselben ohne alle Frucht. Es war kein Deutscher dieses Namens in Frankreich, ja selbst nicht in Algier, das damals schon unter französischer Herrschaft stand. Nur zwei Vermuthungen waren zulässig: entweder er war todt oder er hatte seinen Namen verändert, verwechselt. In beiden Fällen hatte jede Hoffnung, den Verbrecher zu finden, ein Ende.

Es ist der einfache, natürliche Gang des Lebens, daß nach und nach diese räthselhafte Mordthat in den Hintergrund trat, nachdem sie lange Zeit die Leute auf's Lebhafteste beschäftigt hatte.

Es wuchs Gras darüber. Die alte Verwandte hatte das Erbe des Einnehmers empfangen, war aber auch gestorben und das Haus nun schon in der dritten Hand. Selten wurde noch einmal des Ermordeten, der That selbst, und des muthmaßlichen Mörders gedacht. Es war Gras darüber gewachsen, wie man sprüchwörtlich sagt.

Viele Jahre waren in's Land gegangen. Eine sogenannte Generation war in's Grab gestiegen, als vor einer ganz kurzen Reihe von Jahren einige Begebenheiten jene längst verschollenen Geschichten wieder an's Tageslicht zogen. Der Finger Gottes offenbarte sich wieder in wunderbarer Weise!

Jener alte Postillon, der am Abende des Mordes an dem Steuereinnehmer auf der Landstraße, seinem Heimwege nach dem Städtchen, die ergreifende Weise: „Nun ruhen alle Wälder," geblasen hatte, die auf eine so wunderbare Art das Gewissen des Mörders so tief erschüttert hatte, war in hohem Alter gestorben. Die Treue im Dienste, die er

nahezu vierzig Jahre erprobt hatte, bewirkte es auch, daß sein ältester Sohn im Dienste der Post dem Vater folgte. Der Alte, der sein Posthorn meisterhaft geblasen, vererbte auch seine Kunst auf seinen braven Sohn, den er selbst noch unterrichtet hatte. Des Vaters Lieblingsmelodie war eben die gewesen: „Nun ruhen alle Wälder," und auch der Sohn blies sie ganz vortrefflich, und eben deswegen fast jeden Abend, wenn er auf der Landstraße heimritt.

Eines Abends ritt der noch junge Postillon wieder heim. Er hatte den Postwagen nach der nächsten Station gebracht, hatte heute nichts mehr zu thun, und so ließ er seine Pferde so hinschlendern und blies seine Lieblingsmelodie: „Nun ruhen alle Wälder" in die laue Sommerabendluft hinein. Der Mond verklärte die schöne Landschaft und zitterte durch die Kronen der hohen Nußbäume auf die Landstraße herab in jenen wundersamen Gebilden der Aeste und Blätter, durch die er fiel.

Jetzt nahte sich der Postillon der Stelle, wo der Weg von dem Dorfe in die Landstraße einmündete, der Stelle, wo, allem Vermuthen nach, damals der Mord an dem Steuereinnehmer vollbracht worden war. Der Postillon dachte nicht im Entferntesten an jene Begebenheit, die in seine frühesten Kindertage fiel; auch wußte er ja so wenig, als es sein Vater gewußt, welche Wirkung die herrliche Melodie des schönen Kirchenliedes auf den Mörder hervorgebracht in jener verhängnißvollen Stunde.

Die Mondstrahlen, welche auf der rechten Seite der Landstraße, auf welcher er ritt, nur durch die Aeste und das Laubwerk zitterten, beschienen die andere Seite der Landstraße ziemlich klar, so weit es das Blatt- und Astwerk der alten, nun schon sehr abständigen Wallnußbäume zuließ.

Gerade unter dem Baume, wo damals die Mordthat verübt worden war, sah der Postillon eine Gestalt kauern, die beide Hände vor das Gesicht preßte. Er setzte sein Posthörnchen ab und hielt die Pferde an. Da vernahm er ein tiefes, stöhnendes Wehklagen. Er lenkte seine Pferde herüber und fragte: Fehlet Euch Etwas? Seid Ihr krank? —

Ach ja, ſprach da eine Stimme, die der Poſtillon als eines Mannes Stimme erkannte. Ach ja, ich bin wohl krank!

Wer ſeid Ihr denn? fragte der Poſtillon weiter.

Ein armer, alter Soldat, ein Invalide, verſetzte der Leidende, der aus dem fernen Afrika kommt. Ich habe unter der Fremdenlegion in Algier gedient, und nun bin ich des Dienſtes nicht mehr fähig und bin in meine Heimath entlaſſen worden, der ich zuwandre; aber ich kann nicht mehr weiter!

Könnet Ihr denn reiten? fragte ihn der Poſtillon.

Gewiß, erwiederte der Soldat. Ich habe ja unter den afrikaniſchen Jägern gedient!

So ſteigt in Gottes Namen auf! ſagte in ſeiner Gut-

müthigkeit der Postillon. Es ist immer noch eine gute halbe Stunde, die Euch anderweitig sauer werden könnte.

Beide ritten eine Weile stille dahin; dann sagte der Soldat: Wo werde ich denn eine Schlafstelle finden? Ich bin völlig aller Mittel entblößt!

Der gutmüthige Postillon schwieg eine Weile nachsinnend. Das wird freilich schwer werden, sagte er dann. Es ist zehn Uhr vorüber, wenn wir daheim sind. Ich muß langsam reiten, denn meine Thiere sind abgemattet.* Doch, wisset Ihr was? Der Pferdestall ist weit von dem Posthause. Ich schlafe darin, und in der Ecke steht ein langer, leerer Futterkasten. Wenn es Euch gefällt, so mache ich Euch von Stroh und Heu ein Lager hinein. Es ist warm im Stalle. Ihr frieret auch ohne Decke nicht, wenn Ihr Euch nicht einer oder einiger Pferdedecken bedienen wollet?

Gott lohn's Euch, sprach der Soldat. Ich nehm's mit großem Danke an.

Morgen gibt's Rath, fuhr der Postillon fort. Wir haben in der Stadt eine uralte Stiftung, ein Hospital — sie nennen's: Beguinenhaus, und soll von Nonnen herstammen. Genau hab' ich mich darum weiter nicht bekümmert; aber das weiß ich, daß der Aufseher, der darinnen wohnet, die Pflicht hat, arme, kranke Reisende aufzunehmen und zu verpflegen, und daß der Doktor verpflichtet ist, sie zu behandeln. Morgen frühe, wo ich frei habe, gehe ich dann mit Euch zum Bürgermeister.

Ist das der alte noch? fragte der Soldat.

Seid Ihr denn bekannt hier? fiel, erstaunt, der Postillon ein.

Bin wohl einmal in früheren Jahren durchgekommen, versetzte der Andere. Da war ein alter, bärbeißiger Mensch Bürgermeister, der, mit einem griesgrämigen Gesichte, die Leute anfuhr wie ein böser Kettenhund.

Ach der! erwiederte der Postillon sich erinnernd. Nein, der ist schon lange todt. Der jetzige ist ein milder, freundlicher Mann, der Erbarmen hat, das der alte nicht kannte. Wenn dem Einer auf's Krähenauge getreten hatte, so mußte er es auf dem Brode essen, bis an sein Ende.

Ein tiefer Seufzer des Soldaten folgte diesen Worten.

Wo habt Ihr denn damals Herberge gefunden oder waret Ihr einquartirt? fragte weiter der redselige Postillon.

Bei einem Schmiede, wo ich das Handwerk aufsprach, entgegnete der Soldat. Er hieß: .....!

Richtig! rief der Postillon. Ich hab' ihn noch gekannt. War ein Branntweinsäufer von Profession!

Ist der auch todt? fragte der Soldat.

Ja, von der Haushaltung ist kein Stumpf und kein Stiel mehr übrig. Alles todt, der Alte, seine Kreuzspinne von Frau und die Kinder alle. Die Schmiede ist jetzt in der Hand eines kreuzbraven Mannes, der es durch seine Geschicklichkeit, durch seinen Fleiß und sein geordnetes Leben zu Etwas bringt. Er arbeitet Tag und Nacht, schafft sich Weinberge und Felder an und hat in wenigen Jahren die Schmiede baar ausbezahlt.

Der Soldat schwieg darauf: aber der Postillon hörte wieder einen Seufzer, der aus der Tiefe einer kummerbelasteten Seele zu kommen schien, und dachte bei sich: Den drückt's!

Sie erreichten endlich das Städtchen, und es war schon so spät, daß Alles in tiefem Schlafe lag: auch der alte Stallknecht, der wachen sollte, bis die Postillone zurückkämen, war fort, und gerade darüber freute sich der Postillon, weil er eine Plaudertasche war, der sicher dem strammen Posthalter es hinterbracht haben würde, daß der Postillon Einen beherbergt.

Er wußte, wo in der Regel der Schlüssel lag, fand ihn und ordnete Alles, wie er es sich vorgenommen. Als er endlich seine Pferde abgeschirrt und versorgt hatte, ging er noch einmal zu dem Futterkasten, in dem der Soldat lag, und fragte, ob er auch gut liege, und als dieser dies bejaht, legte er sich auch in sein Bette, das mehr im Hintergrunde des Stalles war. Zu anderer Zeit schlief er sogleich ein. Heute ging das nicht. Das Zusammentreffen mit dem alten Soldaten, dessen Personenkenntniß in seiner Vaterstadt, die mehr vermuthen ließ, als er gesagt, und endlich der tiefe Kummer des armen Menschen ließen ihn nicht einschlafen.

Als aber der Soldat denken mochte, der Postillon sei in tiefen Schlaf gesunken, da ging bei ihm ein Weinen, Wehklagen, Jammern und Seufzen an, das vollends den Schlaf von des Postillons Augen wegscheuchte. Gab es aber im Hintergrunde des Stalles nur ein Geräusche, auch wenn es von den Pferden kam, so verstummten augenblicklich diese Zeichen tiefen Seelenleidens, die erst wieder sich äußerten, wenn es stille geworden war.

So genau aber auch der Postillon horchte, er verstand kein Wort.

Erst gegen Morgen, da ihn die Macht der Ermüdung überwältigte, schlief er ein, um aber auch bald zu erwachen, denn er war an seine Pflicht gewöhnt. Dennoch mochte er sich verschlafen haben, denn als er erwachte, war der Soldat schon daran, die Pferde zu putzen. Das dankte ihm der ehrliche Junge, theilte sein Frühstück mit ihm, das ihm seine alte Mutter brachte, und ging dann, als es Zeit war, mit ihm zu dem Bürgermeister. Dieser war, wie der Postillon gesagt hatte, ein milder Mann, gab dem Soldaten einen Lazarethschein, da seine Papiere in bester Ordnung waren, und der ehrliche Postillon führte ihn zurecht.

Das Frühaufstehen und Pferdeputzen schien indessen eine Ueberbietung seiner Kräfte gewesen zu sein, denn kaum war der alte Soldat im Beguinenhause, als er zusammenbrach. Der Postillon war noch gegenwärtig und half dem Wärter, ihn entkleiden und in das Bette legen. Er zitterte vor Frost und konnte selbst im Bette nicht erwarmen. Der Arzt kam und verschrieb ihm ein Recept; aber der Kranke schüttelte den Kopf und sagte: Es wird Nichts helfen. Ich spür's, die Uhr ist abgelaufen und nicht mehr aufzuziehen. Als eine grelle, trockene Hitze dem Froste folgte, da fabelte er Wildes und Buntes durcheinander. Bald war es eine starre Leiche, die ihn beschäftigte, bald eine Schlacht mit den Kabylen im Atlasgebirge in Afrika — aber er war kaum im Bette zu halten, so heftig war seine Aufregung. Dem Wärter wurde es angst und bange bei dem Menschen.

Morgens war er zwar bei sich, aber so matt, daß er

kaum reden konnte. Er winkte dem Aufſeher an ſein Bette und flüſterte ihm in's Ohr, er ſolle ihm das Gericht herrufen, indem er Etwas auf dem Herzen habe, was er bekennen müſſe. Es laſſe ihm keine Ruhe mehr.

Mittags kam das Gericht. Der Friedensrichter ſetzte ſich an's Bette und der Gerichtsſchreiber ſchrieb nieder, was ihm nach den Ausſagen des Kranken der Richter diktirte. Das dauerte bis ſpät in die Nacht, und der Richter ließ dann einen Gensd'armen außen an der Thüre, und ohne daß es der Kranke merkte, Wache ſtehen. Natürlich war die ganze Stadt in Aufregung, was das zu bedeuten habe. Man ſchloß, daß der Kranke ein bedeutender Verbrecher ſein müſſe; aber weiter ging der Leute Witz nicht, da ihnen bis dahin jede Handhabe abging. —

Der Kranke widerſtand mit einem noch feſten Körper der Macht der Krankheit. Er genas allmälig, und als er

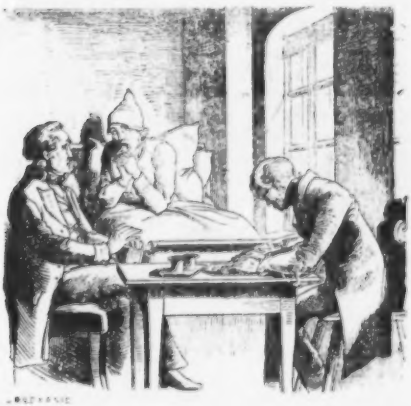

endlich vollſtändig geneſen war, da wurde er eines ſchönen Morgens mit Ketten an Händen und Füßen gefeſſelt, nach der großen Stadt gebracht, wo die Schwurgerichtsſitzungen gehalten zu werden pflegten. Jetzt erſt verlautete, und der Friedensrichter erzählte es ſelbſt, der alte Soldat ſei der Jakob Hammer, der als Bettelbube in dem Städtchen wie ein Wildling aufgewachſen ſei. Er habe ſich ſelbſt angeklagt, der Mörder des Einnehmers geweſen zu ſein. Man kann es ſich vorſtellen, wie dieſe Nachrichten auf die Bewohner der Stadt einwirkten. Das Räthſel, das ſo lange Jedermann beſchäftigt hatte und das dennoch völlig ungelöſt geblieben war, ſollte ſich nun dadurch löſen, daß die Vermuthung des alten, verſtorbenen Bürgermeiſters, ſchon durch den Fund des Hammers bei der Leiche mehr und mehr beſtätigt, ſich vollſtändig als wahr herausſtellen ſollte. Man ſprach von nichts Anderem.

Der junge Pfarrer, der dem alten gefolgt war, der ſich nie um das arme Jakobchen bekümmert hatte, nahm hier Veranlaſſung, auf die Nothwendigkeit der Rettungshäuſer hinzuweiſen; denn, ſagte er, wäre der Knabe in ſolchem Hauſe aufgenommen worden, er wäre gewiß nicht zum Diebe und Mörder geworden. Damit ſtimmte der Friedensrichter um ſo mehr überein, als er mittheilte, der Jakob Hammer habe mitten unter ſeinen Bekenntniſſen, in Thränen zerfließend, oftmals ausgerufen: Ach, warum nahm ſich keine barmherzige Chriſtenſeele meiner an? Warum gab es damals noch keine Rettungshäuſer, die eine Zuflucht bieten ſolch einem Verlaſſenen, wie ich einer war, und ihn aus dem Sumpfe der Sünde und des Laſters retten, in dem ich nothwendig verſinken mußte, da mir Keiner die rettende Hand bot!

Das machte einen um ſo tiefern Eindruck, als das Alles Alle berührte; als die ſchlagende Thatſache vor Aller Augen ſtand und des Verbrechers Wort ein ungeheures Gewicht in die Wagſchale eines Rettungshauſes legte, wie es vor des jungen Pfarrers Seele ſtand.

Das Eiſen iſt warm, ſagte er zum Friedensrichter, helfen Sie mir es ſchmieden!

Nun begannen Beide in dem Städtchen freiwillige Gaben zu sammeln, und diese fielen reichlich aus, aber freilich nicht hinreichend zur Ausführung des menschenfreundlichen Planes. Dazu traten die Orte der Umgegend endlich auch, und so kam es, daß ein Anfang durch Ankauf des Grundes und Bodens gemacht werden konnte, ehe noch — das Urtheil über Jakob Hammer gefällt werden konnte.

Die Geschworenen traten endlich zusammen, und da der Verbrecher freiwillig Alles eingestand, so wurde er als Raubmörder zum Tode verurtheilt. Er erkannte die Gerechtigkeit des Urtheils an und beugte sich unter das Gesetz.

Den jungen Pfarrer des Städtchens hatte sich Jakob zu seinem geistlichen Beistande erbeten. Er ging ruhiger seiner Hinrichtung entgegen, ja er verlangte sie in tiefer, lebendiger Reue und Buße. Der Landesherr begnadigte ihn jedoch zu fünfundzwanzigjähriger Gefangenschaft.

So weit war der Gerechtigkeit genug geschehen.

Ueber seine Schicksale theilte er selbst das Nachfolgende mit.

Die Wirkung der von dem Postillone geblasenen Melodie: „Nun ruhen alle Wälder" war eine so gewaltige, daß ich davon eilte, ohne zu wissen wohin. Ich vermied Orte und Menschen, so viel ich vermochte. Qual, Reue, Angst, das waren die Mächte, die meine Seele ergriffen hatten, die mich zu rastloser Eile trieben. Erst als ich die französische Grenze hinter mir hatte, kam ich mehr zu mir selbst.

Ich sah wohl ein, daß mir Alles nicht helfen könne, dem rächenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, wenn ich nicht andere Mittel und Wege ergriffe, wenn ich mir nicht Papiere verschaffte, die mich sicher stellten. Das sollte mir über Erwarten gelingen. In einem der ersten Dörfer auf dem französischen Boden kam ich mit einem deutschen Handwerksburschen zusammen, der nach Paris gewollt hatte, aber reuig geworden war und nach Deutschland zurück wollte. Seine Heimath lag unfern der Grenze. Er war einer jener leichtsinnigen Gesellen, dem es jetzt Alles galt zurückzukehren, da man ihm gesagt, man stecke in Frankreich alle fremden Handwerksbursche in die sogenannte Fremdenlegion und bringe

ſie nach Algier, wo ſie nicht nur das elendeſte Daſein friſteten, ſondern meiſt von den Kabylen auf die grauſamſte Weiſe umgebracht würden, weil die Fremdenlegion in allen Kämpfen vorgeſchoben und als bloßes Kanonenfutter gebraucht würde.

Das hatte ihm eine ſo entſetzliche Furcht eingejagt, daß er um jeden Preis heim wollte. Leider hatte er kein Geld mehr und die Scham, als Bettler heimzukehren, quälte ihn ſehr. Bei ſeinem Leichtſinne war er noch ein völliger Kindskopf, der eigentlich rathlos und unbeſonnen in die Welt gegangen war. Ich ſah gleich ein, daß für mich hier Etwas zu hoffen war.

Wenn du heim geheſt und nicht einmal weit heim haſt, ſo nützt dir dein Paß und alle deine Papiere nichts, ſagte ich zu ihm. Verkaufe ſie mir und dir und mir iſt geholfen!

Das leuchtete ihm ein, und da wir ſo ziemlich von gleichem Alter und gleicher Statur waren, ſo ging es vortrefflich und wir wurden des Handels einig. Er kam glücklich über die Grenze zurück und ich — nachdem ich meine Papiere verbrannt hatte, wanderte auf gutes Glück weiter unter ſeinem Namen. Ich wandte meine ganze Kraft auf, mein Gewiſſen zur Ruhe zu bringen; aber, wenn ich auch äußerlich ruhiger erſchien, wenn ich es auch am Tage war, Nachts — o, da war die Hölle in meiner Bruſt und überall klang die Melodie in meinen Ohren: „Nun ruhen alle Wälder.“ Dann trat meine ſchauervolle That mit allem Entſetzen vor mich hin, und der Schlaf floh mich.

Nirgends nahm ich Arbeit. Ich hatte ja das Blutgeld, das in meinen Händen wie Feuer brannte. Nach Paris wollte ich, wo ja ſo viele deutſche Handwerker ſich befanden.

Endlich erreichte ich die gewaltige Stadt.

Vor dem Thore kam ich an einer jener verrufenen Kneipen vorüber, wo der Auswurf der deutſchen Handwerksburſche ihre heilloſe Niederlagen hat.

Da rief mich plötzlich aus einem Fenſter Einer an: He! Landsmann, wohin? —

Ach, die Mutterſprache im fremden Lande, deſſen Sprache man nicht verſteht, iſt von unwiderſtehlicher Gewalt. Ich

fuhr herum und sah in dem Fenster einen jungen Mann stehen, der mir freundlich winkte. Ohne Weiteres trat ich zu ihm heran.

Willst wohl Arbeit suchen in Paris?

Ich bejahte.

Bist wohl ein Schmied? Komm herein, ich bin auch einer, und mein Meister braucht noch Einen. Wir trinken ein Glas Rothen und gehen dann zusammen.

Ich war müde, war hungrig, warum sollte ich dem freundlichen Landsmanne nicht Gehör und mehr noch, warum sollte ich ihm nicht Zutrauen schenken? —

Ich trat ein und legte mein Felleisen neben mich. Er fragte mich nach Namen und Heimath, und ich nannte ihm die, welche ich erkauft hatte. Da traf es sich, daß er demselben Lande angehörte, und nun war das Band der Freundschaft geschlossen. Ich ließ mir zu essen geben und dann wurde von dem leichten und wohlfeilen Weine getrunken, den man in diesen Schenken verzapft.

Ich hatte in meinem Leben noch wenig Wein genossen und kannte in meiner Unerfahrenheit dessen Wirkung nicht. Wenn er auch leicht war, so blieb doch seine Wirkung auf mich nicht aus. Das mochte mein Zunftgenosse bald merken. Er erzählte allerlei lustige Geschichten, die uns lachen machten. Ich vergaß mein inneres Elend gänzlich in dieser heiteren Gesellschaft; allein bald vergaß ich Alles. Es wirbelte in meinem Kopfe bunt durcheinander. Immer auf's Neue trank mir der Geselle zu und — erst am andern Morgen erwachte ich — und lag mit den Kleidern auf einem Bette, in einem engen Kämmerlein, das sein mattes Tageslicht durch ein kleines Fenster erhielt, dessen Scheiben alle blind waren. Wo ich war, wußte ich nicht. Mir war es so wüste im Kopfe, ich fühlte mich so elend, daß ich es kaum bezeichnen kann. Am Boden lag mein Felleisen, anscheinend unversehrt.

Nur langsam konnte ich mich dessen erinnern, was am vorigen Nachmittage mit mir vorgegangen war. Ich stand auf und rief nach den Wirthsleuten. Eine alte Frau kam

auf meinen Ruf, die einige Worte Deutsch radebrechte. Da hörte ich denn, daß mein Freund, wie sie sich ausdrückte, mich, als ich meiner nicht mehr mächtig war, hier zu Bette gebracht und dann weggegangen war. Sie kannte ihn nicht und ich wußte nicht, wie er hieß und bei welchem Meister er arbeitete.

Ich war nun völlig rathlos; aber es sollte noch schlimmer kommen! Wie von einer bösen Ahnung beherrscht, öffnete ich mein Felleisen — und — mein einziges, neues Hemde, meine neuen Beinkleider, die mir der alte bärbeißige Bürgermeister hatte machen lassen, und mein Geld, sie waren verschwunden! — Mein Schrecken machte mich starr — und doch — in mir sprach eine Stimme: Sei froh, daß das Blutgeld fort ist! Auch an Hemd und Beinkleider knüpfte sich der heillose Bubenstreich tückischer Bosheit, den ich dem alten Bürgermeister gespielt. — Die Frau sah mein Erschrecken und dachte sich den Zusammenhang. Sie parlirte sehr heftig. Was ich aus den Gebärden entnahm, waren Warnungen für mich, nicht mit Jedem mich einzulassen. Das Schlimmste war, daß sie mir eine Rechnung reichte. Mein Zunftgenosse hatte Alles auf meine Rechnung setzen lassen, was verzehrt worden war.

Es schwindelte mir. Wie sollte ich diese Rechnung bezahlen? Wovon? —

Da fiel mir ein, daß ich eine Geldrolle eingesteckt hatte. Diese mußte der Geselle nicht gefunden haben, sonst würde er sie mir, ohne Zweifel, auch noch genommen haben.

Ich bezahlte meine Rechnung und machte mich so schnell als möglich aus dem Staube. Da fing die Vergeltung an! —

Keines Wortes der fremden Sprache mächtig, irrte ich den ganzen Tag herum, ohne eine Schmiede zu treffen. Der Abend kam und todtmüde lehnte ich an einer Straßenecke, verzweifelnd und verzagend. Schon gleich am Morgen hatte mich ein Polizeimann angehalten und mich in ein Haus geführt, wo meine Papiere untersucht wurden. Man hatte sie nicht beanstandet und, nachdem sie der Beamte unterschrieben hatte, mich laufen lassen.

Jetzt trat ein alter schnurrbartiger Gensd'arme zu mir. Er war ein Elsässer, der in mir den Deutschen schnell herausgefunden haben mochte, denn er redete mich deutsch an. Er untersuchte meine Papiere genau und gab sie mir dann mit den Worten zurück: Alles in Ordnung! Aber gelt, Alterle, dir fehlt's an Arbeit? Dir fehlt's an einer Unterkunft? Verstehst wohl auch kein Französisch?

Da brachen mir die hellen Thränen aus den Augen, und ich faßte mir ein Herz, dem ehrlichen Elsässer zu sagen, wie es mir der Geselle gemacht.

Armer Junge! Es ist keck von dir, so mir nichts dir nichts in ein fremdes Land zu gehen, dessen Sprache du nicht verstehest; ohne Erfahrung und Menschenkenntniß. Dein Geld ist fort und keine Macht auf Erden kann es dir wieder verschaffen; denn du bist ja nicht im Entferntesten im Stande, Kennzeichen anzugeben, den Spitzbuben ausfindig zu machen, der dir's gestohlen. Dazu kann ich dir nicht verhelfen; aber doch zu einem billigen Nachtquartier, und, so Gott will, morgen zu einem Meister. Bleib' morgen frühe in dem Wirthshause, bis ich komme!

Damit wandte er sich und winkte mir, ihm zu folgen.

Wir gingen noch durch lange, endlose Straßen, über große, freie Plätze, über eine prachtvolle Brücke über einen breiten Fluß; dann kamen wir in ein Gewirre enger Gassen und traten dort in ein Haus, wo viele Leute waren.

Hier bleibe, sagte er, nachdem er mit dem Wirthe und seiner Frau gesprochen; aber ich rathe dir, laß dich mit Niemand ein, selbst nicht mit Deutschen, denn deren sind auch hier.

Dann gab er mir treuherzig die Hand und ging.

Ich gab der Wirthin durch Zeichen zu verstehen, daß ich Etwas zu essen verlangte. Sie verstand mich und brachte mir Salat und ein Stück Fleisch nebst Brod und fragte, ob ich Wein trinken wolle?

Bei dem Worte Vin, dem ich gleich anhörte, daß es Wein heiße, überlief es mich eiskalt, so groß war mein Abscheu vor diesem Getränke, das mich so krank gemacht

hatte. Ich schüttelte den Kopf, aß und verlangte dann ein Nachtquartier.

Sie führte mich in eine große Stube, wo Bett an Bett stand, in denen theilweise schon Leute lagen. Ich legte mein armes Felleisen, das nur altes Zeug enthielt, unter meinen Kopf, verwahrte meine Geldrolle, die freilich schon um ein Ansehnliches kleiner geworden war, gut, und schlief, was ich so lange schmerzlich entbehrt, alsbald fest ein, so fest, daß ich nicht hörte, wie die Leute, oft tüchtig betrunken, noch spät in der Nacht hereinkamen, und ihre Schlafstellen suchten.

Frühe weckte mich der Tumult der Aufstehenden. Der Eine pfiff, der Andere sang, der Dritte fluchte, weil er vom Trunke am gestrigen Abende Kopfschmerzen haben mochte. Wieder Andere plauderten und lachten überlaut. Da war an ein Schlafen nicht mehr zu denken. Ich stand auch auf und kleidete mich an, holte mein Geld aus seinem verborgenen Aufenthalte unter der harten Strohmatrazze des Bettes, nahm mein Felleisen, Mütze und Stock und ging hinab ins Wirthszimmer.

Ich setzte mich, nachdem ich gefrühstückt, an ein Fenster und beobachtete den Menschenstrom, der sich durch die ziemlich enge Straße drängte. Es waren meist Arbeitsleute, Maurer, Zimmerleute, die zu ihrer Arbeit eilten, aber auch Gesellen, die wohl zu ihrem Meister gingen.

Gegen neun Uhr kam der ehrliche Elsässer.

Er setzte sich zu mir und sagte, ich solle mir dieses Haus halten, um da zu wohnen und zu essen; denn in Paris sei es nicht Sitte, wie in Deutschland, daß der Geselle in des Meisters Hause Wohnung und Essen bekäme. Er habe, sagte er, auf dem Hergange schon mit einem Meister geredet, bei dem ich in Arbeit treten könne. Nachdem er mir noch allerlei Verhaltungsregeln gegeben hatte, brachen wir auf. Mein Felleisen gab ich der Wirthin.

Es war wirklich kaum einige tausend Schritte von dem Wirthshause weg, wo wir eintraten. Das war eine Schmiede! Zehn bis zwölf Essen, ebenso viele Ambose und Blasebälge und eine große Zahl Gesellen waren da beschäftigt.

Der Gensd'arme führte mich zum Meister und stellte mich ihm vor. Er besah mich genau und befühlte meine Arme, meinte aber, wie mir der Gensd'arme sagte, ich möchte wohl vom Handwerke noch wenig Verständniß haben, und er würde mich wohl nur zum Zuschlagen brauchen können, denn ich scheine ihm doch noch zu jung, um selbstständig den Hammer zu führen.

Als mir das der Gensd'arme sagte, bemerkte ich ihm, daß ich in meiner Heimath einer Schmiede selbstständig vorgestanden habe, da sich mein Vormund zuletzt wenig oder gar nicht mehr um die Schmiede bekümmert habe. Das sagte er genau dem Meister wieder. Dieser verwunderte sich darüber, und sagte zu dem Gensd'armen, er wolle das einmal probiren.

Stell' dich auf die Hinterbeine! sagte lachend dieser; denn nun mußt du beweisen, ob du ein Lügner und Prahler bist, oder ob du die Wahrheit geredet hast. Ich komme in diesen Tagen einmal wieder, um zu sehen, wie es um dich steht. Mit diesen Worten reichte er mir die Hand und ging.

Der Meister wies mir nun meine Stelle an und gab mir einen Hammer, bei dessen Anblick ich fast aufgeschrieen hätte, denn ich meinte fast, es sei derselbe, mit dem ich die Mordthat verrichtet, so ähnlich sah er ihm. Ich mußte mich mit Gewalt zusammennehmen und — da die Radschiene glühend war, so ging es an die Arbeit. Der Meister stand dabei und sah zu. Ich machte mit meinem zuschlagenden Mitgesellen die Schiene fertig; schlug die Nagellöcher, schweißte sie zusammen und paßte sie auf das neue Rad, für das sie bestimmt war.

Der Meister sprach kein Wort; aber als das Rad fix und fertig, die Arbeit genau und doch auch nicht plump gemacht war, da klopfte er mir auf die Schulter und war mir sehr freundlich.

Zwei Jahre arbeitete ich in dieser Werkstätte mit des Meisters zunehmender Zufriedenheit. Ich bekam einen schönen Lohn und sparte mir Etwas für eine spätere Zeit. Oft besuchte mich der brave Gensd'arme und bezeugte mir seine

Zufriedenheit. Gegen das Ende des zweiten Jahres sah ich ihn nicht mehr. Als ich mich bei meinen Wirthsleuten, mit denen ich nun sprechen konnte, nach ihm erkundigte, vernahm ich, daß er nach Straßburg, seiner Vaterstadt, auf seinen Wunsch, versetzt worden sei.

Durch eine von Morgens frühe bis in die tiefe Nacht fortgesetzte Thätigkeit, war es mir nach und nach gelungen, mein Gewissen mehr und mehr zum Schweigen zu bringen. Zwar ganz konnte ja das nicht gelingen. Sobald ich allein war, und besonders, wenn ich Nachts erwachte, dann fiel die Centnerlast meiner Schuld wieder auf meine Seele, und es war mir, als müsse ich aufbrechen und heimeilen und sagen: Ergreifet mich! Ich bin des Einnehmers Mörder! — Dann brach das künstliche Gebäude meiner scheinbaren Ruhe plötzlich zusammen und die alte und doch ewig junge Qual in meiner Brust war wieder da, wie in der ersten Zeit. Ach, wie sprang ich da oft von meinem Bette auf und eilte, noch ehe der Tag graute, in die Schmiede und hämmerte darauf los, daß ich meiner quälenden Gedanken los und ledig wurde.

Das war wunderbar, wie immer das innere, fast unwiderstehliche Drängen in mir war, nach der Heimath, nach der Stätte der Unthat. Eine innere Stimme sagte mir, dann ist nur noch Ruhe möglich, wenn du deine Uebelthat bekannt und die Strafe erlitten hast.

Durch diesen Zustand meiner Seele fühlte ich mich von meinen Mitgesellen, von allen jungen Leuten, von allen Zerstreuungen zurückgeschreckt. Ich lebte für mich alleine hin und mied jeden Umgang.

Und doch kam ich endlich dazu. Ein Geselle in der Schmiede wußte mein Herz zu gewinnen. Er war ein guter, ehrlicher Flammänder, die ja auch deutsches Blut sind. Er suchte meine Freundschaft, meinen Umgang, weil er mit den Franzosen nicht zurecht kam. Ihm hatte ich auch erzählt, wie es mir am ersten Tage meines Aufenthalts in Paris ergangen war. Auch er hatte Lehrgeld bezahlen müssen, wenn es auch kein Landsmann war, der ihn betrog, wie mich.

Je und dann gingen wir zusammen an schönen Sonn-

tagen in die Umgegend von Paris, um einmal aus der Stadt hinaus und in's Grüne zu kommen.

So waren wir denn auch einst vor eine der sogenannten Barrièren oder vor ein Thor gegangen, und waren eben auf dem Rückwege, als ein heftiges Gewitter losbrach. Wir dachten noch die Stadt vor dem Regen zu gewinnen, allein wir hatten uns getäuscht. Der furchtbarste Platzregen nöthigte uns in eins der kleinen, stark besuchten Wirthshäuser einzutreten, welche vor den Barrièren den leichten niederburgundischen Rothwein um Vieles billiger ausschenken, als dies in der Stadt selbst, der Abgaben wegen, welche der Eingang kostet, geschehen kann. Die verhältnißmäßig kleine Stube war voll. Es waren meist Arbeiter und, soviel ich merken konnte, auch deutsche Gesellen darunter.

Mein ehrlicher Flammänder und ich setzten uns möglichst in eine Ecke; denn er sowohl, als ich, trug Bedenken, hier Bekannte zu entdecken. Wir hörten dem Gespräche zu. Einer rühmte sich der Militärpflicht daheim entgangen zu sein. Er gehörte derselben Gegend an, die auch meine Heimath war, und erst aus seinem Munde vernahm ich, daß ich mit ihm in gleicher Lage war, und eigentlich meine freie Rückkehr verwirkt hatte und, wenn ich zurückkehrte, als Deserteur behandelt werden müßte. Diese Dinge gingen mir sehr im Kopfe herum und ich dachte gar nicht daran, daß ich bei meinem Eintritt in Frankreich durch den Ankauf der Papiere und des Namens eines Andern auch die Heimath verkauft hatte und ein Anderer scheinbar geworden war. Im Nachgrübeln darüber kam ich jedoch darauf und die Gedanken spannen sich fort bis zum Schrecklichsten, was meine Seele preßte. Der Flammänder weckte mich durch einen Stoß an den Arm und sagte: Sieh doch, wie der dort dich anstarrt!

Meine Augen folgten der Richtung der Seinigen und — plötzlich wurde das, was mich Anfangs schon eigenthümlich berührt hatte, klar. Ich war in demselben Hause, in demselben Raume, wo mich der spitzbübische Landsmann trunken gemacht und dann beraubt hatte, und vor mir stand der Räuber, der mich wohl auch mochte wiedererkannt haben.

Ich war von je ein jähzorniger Mensch. Ich konnte plötzlich aus der größten Ruhe in die wildeste Hitze übergehen und war dann meiner nicht mehr Herr. Dies hatte nicht ab-, sondern durch die Gereiztheit meines Wesens eher zugenommen. Ihn daher sehen, aufspringen und ihm zurufen: Ha, Geld- und Kleiderdieb, habe ich dich endlich einmal! — das war Eins. Der derbe Flammänder saß ganz starr vor Erstaunen da, denn so Etwas schien er bei mir gar nicht für möglich gehalten zu haben.

In demselben Augenblicke hatte ich aber auch schon die Flasche Rothwein ergriffen, war, wie ein Tiger, auf den Dieb zugesprungen, und hatte ihm die Flasche auf dem Kopfe in Scherben zerschlagen. — Das Alles war das Werk eines Augenblickes. — Er taumelte und stürzte von Rothwein und Blut übergossen zur Erde.

Wie? Was? Unser Kamerad ein Dieb? schrieen die Gesellen von allen Seiten und stürmten auf mich ein. Zwar stand der treue Flammänder wie ein Felsen vor mir, aber auch er wurde übermannt und, wie ich, zu Boden geschlagen, daß uns Beiden das Bewußtsein verging. Ohne Zweifel hätten wir Beide hier unsern Tod gefunden, wenn nicht die Gensd'armerie schon bei'm ersten Lärm eingedrungen wäre. Was mit mir vorging, wußte ich nicht. Als ich erwachte, war ein junger Arzt um mich beschäftigt. Ich fühlte furchtbare Kopfschmerzen und wurde nur zu bald inne, daß man mir Eis auf den Kopf schlug, um die Hitze zu mildern. Daß ich im Gefängnisse war, das wurde mir erst später klar, als der Gefangenwärter zu mir sagte: Du kannst Gott danken, daß du den Kerl nicht todtschlugst, und daß du es mit Einem zu thun hast, der bereits mehrmals vor dem Gerichte gestanden hat! So ganz mit heiler Haut kommst du aber auch nicht davon und du wirst in Zukunft einen schlimmen Stand unter den Gesellen haben! Das Alles war wahr und traf ein. —

Sechs Wochen Strafhaft hatte ich zu tragen. Das Gericht aber ermittelte so ziemlich die Schuld meines Geld-

dieb es, der, weil er ſchon mehrmals beſtraft worden war, ein Jahr Gefängniß bekam.

In meine Schmiede konnte ich nicht mehr gehen, das litt mein Stolz nicht. Auch der Flammänder war heimgegangen. Was ſollte ich beginnen? Die Geſellen ſahen mich Alle mit giftigen Blicken an, die mir nicht viel Gutes weiſſagten.

Eines Tages begegnete mir der Gefängnißwärter, deſſen Prophezeihung ſo wörtlich eingetroffen war. Ich hatte keine Arbeit, lungerte rathlos herum und mein Erſpartes ſchwand täglich, ein nicht fernes Ende verheißend.

Er fragte mich: Wie es mir gehe? — Als ich ihm meine Lage mitgetheilt, rief er lachend aus: Ha! Wenn ich an deiner Stelle wäre, ginge ich unter die Fremdenlegion, sähe die Welt und verdiente mir im ehrlichen Kampfe das Kreuz der Ehrenlegion.

Er war auch Soldat gewesen, auch in Afrika. Er schilderte mir das Soldatenleben, besonders das in Afrika mit den allerlockendsten Farben, und ehe zwei Stunden vorüber waren, hatte man mich unter die Fremdenlegion aufgenommen, deren Garnison damals Bo[illegible] war, wenn überhaupt in den steten Kämpfen von einem Garnisonsleben in Afrika die Rede sein konnte. Vielleicht findest du dort dein Grab! dachte ich und damit endlich Erlösung von der nie endenden Qual des Gewissens, die keine Freude in dem Herzen aufkommen läßt!

Ich wurde nach Toulon gebracht und dort nahm ein Schiff einen Trupp von Etlichen und dreißig auf, die aus aller Herren Ländern stammten, aber doch größtentheils Deutsche waren, Deserteure aus den deutschen Grenzländern, verkommene, verlüderlichte Handwerksburschen und vielleicht auch solche, die dem Arme der Gerechtigkeit entgangen waren, wie ich. Ich musterte mir die Gesichter, aber ich fand keins, zu dem ich Vertrauen hätte fassen können.

Ich hatte das Französische schnell gelernt und mir die Pariser Aussprache so gründlich angeeignet, wie es selten der sonst ziemlich schweren Zunge eines Deutschen zu gelingen pflegt, und die meisten Franzosen hielten mich für einen Pariser Gamin, was eben in ihrer Sprache einen recht durchtriebenen und geriebenen Pariser Strick von Gassenbuben bezeichnet. Wenn die Ehre dieser allgemeinen Vermuthung nicht eben groß und beneidenswerth war, so muß ich denn doch — und ich will mich ja nicht weiß brennen — sagen, daß ihr Grund nicht meine Aufführung, sondern lediglich meine Aussprache des Französischen war. Ich hielt mich von Allen abgesondert und sehr stille, so lange wir in Toulon lagen.

Die Seefahrt war stürmisch und ich denke mein Lebenlang an den unausſprechlichen leiblichen Jammer, den ich

litt. Ich hoffte, die Seekrankheit würde mir ein Grab in der Tiefe des Meeres bereiten; aber ich täuschte mich. Zwar quälte sie mich, bis ich den Fuß auf den festen Boden Afrika's, im Hafen von Algier setzte; aber dann fühlte ich mich gesünder denn jemals.

Die Reise nach Bona, die wir, unter der glühenden Sonne Afrika's wandernd, zurücklegen mußten, war schrecklich. Und zudem mußten wir sehr häufig die Ueberfälle der Kabylen abschlagen, die uns, wie es schien, Schritt für Schritt begleiteten. — Es würde mich zu weit führen, von den Kämpfen zu reden, die wir fast Tag für Tag zu bestehen hatten. Sie waren mörderisch, denn der unversöhnliche, hartnäckige Feind schien es zu beabsichtigen, uns zu keiner Ruhe gelangen zu lassen und dadurch uns leiblich aufzureiben und zu vernichten. Ich weiß von wenigen Nächten zu erzählen, in denen wir nicht geweckt worden wären, weil der immer sich neu ersetzende Feind unser Lager bedrohte. Den Tod, den ich wünschte, fand ich nicht; aber mein Körper wurde von Wunden bedeckt. Keine erreichte den Sitz des Lebens: keine schnitt seine Wurzeln durch. Ich war im Kampfe der Vorderste. Was ich suchte, ward mir nicht. Man legte den heißen Wunsch zu sterben als Tapferkeit aus. Ich rückte im Dienste so weit auf, als es einem Gliede der Fremdenlegion möglich ist; erhielt Belohnungen; aber, was sollte mir das Alles? Es flößte kein Oel in die brennende Wunde der Seele. —

War auch in den langen Jahren meines Dienstes keine der empfangenen Wunden tödtlich; keine, die mich kampfunfähig machte, so geschah es dennoch durch alle zusammen. Ich konnte zuletzt den zerschossenen und zerhackten Leib kaum mehr aufrecht erhalten und wurde einstweilen nach Algier gesendet, um mich zu erholen; aber das ging nicht mehr, und auch der beste Wille, wieder in die Gebiete des steten, kleinen Krieges zurückzukehren, reichte nicht aus.

Die Gefangennehmung Abd-el-Kader's gab den Verhältnissen in Afrika eine andere Wendung. Ich wurde nach Frankreich zurückgebracht und hier — entlassen. Nach vielen

Bemühungen erhielt ich eine Art Gnadengehalt: allein es war zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Das Sprichwort sagt: Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher und rein. O, ich habe die Wahrheit dieses Wortes kennen gelernt! Sie mahlten in meinem Innern immerfort, Tag und Nacht, ohne aufzuhören. Und immer drängte es mich dahin, wo ich die Freveltat begangen hatte. Ruhe blieb mir nirgends! — Es drängte mich die strafende Hand Gottes fort aus dem fernen Lande, zur Heimath, meine Unthat zu bekennen und die Strafe des Gesetzes zu erleiden. Ach, dann — vielleicht — Gnade zu finden; das war der Gedanke, an den ich mich in den Stunden der Verzweiflung anklammerte, wie an einen Anker.

Da verließ ich vor einigen Monaten Paris. Unter großen, leiblichen Schmerzen erreichte ich die Grenze, erreichte ich endlich den Ort meines Verbrechens. Dort an dem dichtbelaubten Nußbaume, wo ich den Mann erschlug, brach ich zusammen. Da hörte ich den Postillon die Melodie blasen: „Nun ruhen alle Wälder", und nun erwachte wieder die volle Qual, aber auch der feste Entschluß, zu bekennen, der manchmal in menschlicher Schwachheit wankend hatte werden wollen.

Ich bin am Ende. Alles was nun erfolgte, wissen Sie. O lassen Sie uns beten, daß ich Gnade finde, wenn ich vor meinen ewigen Richter trete! — Damit hatte Jakob Hammer geendet. Der Pfarrer betete mit ihm. Er besuchte ihn oft im Gefängnisse. Als ihm die Begnadigung des Königs angekündigt wurde, faltete er seine Hände und unter heißen Thränen sagte er langsam: Leben?! —

Es wird Euch zur Buße gereichen und ist für Euer Seelenheil förderlich, sagte der Pfarrer.

Er seufzte tief auf und nickte langsam mit dem Haupte, das greis geworden war vor der Zeit durch inneres Leid und Qual.

Er wurde nach der Anstalt gebracht, wo er seine Strafzeit verbüßen sollte; doch schon im folgenden Jahre erlag er innerem und äußerem Weh. — Gott sei seiner Seele gnädig!

8. Eine Anekdote, die es verdient, bekannter zu werden.

ie Christenverfolgungen in Syrien haben unsre Herzen tief bewegt und unsre theilnehmenden Blicke jenem Lande zugewendet, wo so viel Christenblut floß und so unaussprechlich großer Jammer über Tausende friedlicher Menschen von den aufgeregten Muhamedanern gebracht wurde. Und doch geben diese Menschen, wenn die blinde Glaubenswuth sie nicht erfüllt, Beweise eines großen Edelmuths und einer Gesinnung überhaupt, vor denen wir innige Hochachtung fühlen. Es ist hier nicht von einem Mährlein die Rede, das etwa erdichtet oder ersonnen wäre, sondern von einer Thatsache, die uns ein hochgeachteter, wahrheitsliebender Mann, der an Ort und Stelle war und Land und Leute genau kennt, und sie mit klarem Auge beobachtet hat, der Reisende Petermann, erzählt und die wir ihm nacherzählen wollen. In Damaskus war ein Verbrecher zum Tode verurtheilt worden, und wurde zum Richtplatze geführt, um die Todesstrafe zu erleiden. Dem Tode so nahe, ergriff seine Seele der quälende Gedanke, daß er sein Weib und seine Kinder nicht noch einmal sehen, nicht von ihnen Abschied nehmen könne. Da erhob er seine Hände und rief: Gibt es denn unter den Vielen, die hier stehen, kein edles Herz, das für mich einstünde, daß ich Weib und Kinder noch einmal sähe, ehe ich sterben muß? —

Der Wagen, darauf der Verbrecher saß, hielt an und eine Todesstille herrschte unter den Volkshaufen, die sich gesammelt hatten. Der flehende Ruf des Unglücklichen hatte durchgeschlagen. Die Herzen waren tief davon ergriffen.

Plötzlich trat aus der Menge ein vornehmer Türke, und fragte den Verbrecher: Wo sind die Deinen?

In Salahije finde ich sie, erwiederte dieser. — Der Ort Salahije liegt ganz nahe bei Damaskus.

Wie lange glaubst du, Zeit nöthig zu haben, die Deinigen noch einmal zu sehen? — fragte der Türke weiter.

Eine Stunde, sprach der Verurtheilte, wenn's hoch kommt.

Und du kehrst in einer Stunde wieder? —

Ja, das schwöre ich dir bei dem Barte des Propheten! rief der Verbrecher.

Und du, wandte sich jetzt der Türke zu dem Scharfrichter, wirst du eine Stunde warten mit der Hinrichtung?

Ich darf und werde es, entgegnete dieser; aber, setzte er scharf betont hinzu: Bedenke wohl, was du thun willst! Kehrt er nicht wieder, so schlage ich dir in jedem Falle den Kopf ab.

Ich vertraue ihm, sagte der vornehme Türke. Laß ihn los und fessle mich! Mir geschehe, wie du gesagt hast. Bewundernd — und doch mit starkem Herzklopfen, blickte das Volk auf den hin, der solchen Edelmuth bewies. Des Verbrechers Fesseln wurden gelöst und dem Türken angelegt. Bald war der Verbrecher verschwunden. Stärker pochten die Herzen der Umstehenden. Die Angst für den Einsteher mit edlem, menschlich fühlendem Herzen wurde groß und größer. Sie steigerte sich von Minute zu Minute.

Wird er Wort halten? flüsterten sie sich zu. Andre beteten zu Gott für den Unschuldigen, dessen Kopf fallen mußte, wenn Jener treulos war. —

Der Verbrecher lief keuchend nach Salahije. Er schloß die Seinigen noch einmal weinend an seine Brust; dann riß er sich los und eilte fort, wenn auch mit blutendem Herzen, dem Orte zu, wo der Zug angehalten hatte und seiner wartete.

Unterwegs aber kamen ihm heillose Gedanken, ob er nicht — sein Leben retten, in's Gebirge flüchten solle? Er stand eine Weile — aber dann regte sich sein besseres Gefühl. Er ist für mich, den Verbrecher, eingetreten im Glauben an meine Treue! Nein! rief er aus. Er hat so großen Edelmuth bewiesen; ich darf ihm nicht treulos werden.

Der Weg, den er zurückgelegt, hatte ihn aufgehalten. Der Abschied von seinen Lieben war ihm so schwer geworden und — hatte ihn länger gefesselt, als er gedacht; auch jenes Verweilen in dem Kampfe zwischen Treue und Untreue in seinem Herzen hatte Zeit weggenommen. —

Die Stunde ist um! sagte der unerbittliche Scharfrichter zu seinem edlen Bürgen. Du hast dich für einen Unwürdigen als Bürgen gestellt. Fluch ihm! — Aber du mußt für ihn sterben!

Und der Zug setzte sich langsam nach der Richtstätte in Bewegung unter lautem Weinen und Wehklagen des Volkes. Selbst der Scharfrichter war innerlich von Erbarmen bewegt; aber das Urtheil war gesprochen, der Befehl ihm ertheilt; er durfte ihn nicht befreien.

Langsamer, als zu anderen Zeiten, bewegte sich der Zug der Richtstätte zu. Oft wandten Ich die Augen zurück — allein er kam nicht, den man erwartete. Die Hoffnung der Rettung des Unschuldigen, des Mannes, der aus Erbarmen gehandelt, der auf Treue und Redlichkeit gebaut, verschwand mehr und mehr. — Jetzt waren sie auf der Richtstätte. Der Stellvertreter, der Bürge, wurde am Oberkörper entkleidet, sein Hals schon entblößt — da vernahm man einen gellenden Schrei in der Ferne.

Halt ein! Halt ein! rief das Volk, und der Scharfrichter ließ das entsetzliche Schwert wieder in die Scheide sinken und auch ihn durchrieselte ein unaussprechliches Gefühl.

Ja, er ist's! Er ist's! rief froh bewegt das Volk. Der Verurtheilte stürzte athemlos herbei, indem er die Reihen des Volkes durchbrach. —

Laß ihn frei! rief er von ferne schon. Hier bin ich! Richte mich!

Aber der Scharfrichter war tief bewegt, wie die Menge, die ihn im weiten Kreiſe umgab.

Er löſte des Bürgen Feſſeln, zu deſſen Füßen der Verurtheilte ſich warf und für ſeinen Edelmuth ihm dankte; aber der Scharfrichter feſſelte auch den Verurtheilten nicht, ſondern ſprach: Folget mir zum Paſcha!

Und ſie folgten ihm und die Menge folgte ihnen zum Paſcha, dem der Scharfrichter erzählte, was ſich begeben.

Der Paſcha wandte ſich an den Verurtheilten und fragte: Sprich', warum haſt du die ſchöne Gelegenheit nicht benützt, dich zu befreien?

Der Verurtheilte warf ſich vor dem Paſcha nieder und geſtand, er habe gezaudert; er habe mit ſich ſelbſt gekämpft; aber, rief er, ich hatte geſchworen bei dem Barte des Propheten und konnte, durfte ich den Edelmuth dieſes Mannes alſo mit Undank belohnen und allen Moslims den Glauben an Treue und Ehrlichkeit rauben?

Du haſt ebenſo brav geredet, als gehandelt, ſagte der Paſcha und ſo will auch ich Edelmuth zeigen: Gehe hin, Du biſt frei! — Deine Schuld iſt vergeben!

Wer denkt nicht hierbei an Schiller's ſchönes Gedicht: Die Bürgſchaft? Aber, daß es nicht eine Nachbildung von dieſem iſt, dafür bürgt Petermann's ehrenwerther Name.

9. Ein Räthſel.

Es lauft die Welt von großen und von kleinen
So voll, ſo voll, man ſollt's kaum meinen!
Und Allen ſieht man's nicht an ihren Federn an,
Was ſie für Vögel ſind, was ſie dazu gethan. —
Gar viele Mittel helfen uns bereiten:
Der Krieg, der Branntwein, theure Zeiten,
Der Alletag, Spielbanken, Herrenſpielen,
Ehrliche Arbeit, Fleiß, ja ſelbſt bei Vielen

Die Faulheit; dann Prozeß und Advokaten,
Der Wucher und die Armuth, wer kann's rathen,
Was Alles die Fabriken ſind, die uns bereiten.
Ja, ſelbſt Fabriken ſind's zu allen Zeiten,
Die dieſe Schuld in reichem Maße tragen.
Und doch — die Fabrikanten ſind's, die troſtlos klagen,
Daß nun ſo großer Mangel an uns ſei! — —
— Das mach' mir Einer rund! — Bei Tauſend Dingen
Sucht man Erſatz und Hülf' — doch ſag' ich frank und frei,
Daß ohne uns nichts Rechtes mag gelingen,
Das eines Bengels Grobheit leicht ertrüge
Und in die Welt hinaus die Wahrheit trüge,
Vielleicht auch oft, als Wahrheit, baare Lüge.
— Wer macht das rund? Wer löſt es auf? — —
Ich! ruft da Einer. Könnte ich zu Kauf
Die Alle kriegen, die — die — nicht im hellen Lauf
Sich, wenn ein Schuldner naht, ſalviren —
Nein, die vielmehr, die nicht mehr zu kuriren,
Für Licht und Luft zu viele Freiheit bieten,
Und Farbenunterſchied längſt nicht mehr mieden.
Holländiſch müßten ſie mir lernen allzumal;
Und wenn ſie es gelernet radikal,
Dann — S't! dreh' nun den Krahnen zu —
Sonſt, Räthſelmacher, ſetzt man dich in Ruh'.
Bedenk's nur ſelbſt, was ſollte aus dir werden,
Verſchwänden wir aus dem Verkehr?
Ein Lebehoch für Alle, die ich meine!
Beſcheiden ſind ſie, wie der Dichter ſagt, alleine. —
Nun aber rede ich kein Wörtchen mehr —!

10. Altes Gold.

Ein alter weiser Lebensbeobachter, Christoph Lehmann, der um das Jahr 1568 lebte, hat uns Sprüchwörter aus seiner Zeit aufbewahrt, die als ächtes, altes Gold nicht vergessen werden sollten. Dazu möchte der Spinnstubenschreiber, der gerne hier und da ein Körnlein altes Gold sucht — und auch findet, ein Scherflein beitragen, zumal es für uns einen goldenen Werth hat. So gibt er uns Eins, das so lautet:

Wer Einen lobt in praesentia,
Und schilt in absentia,
Den hol' die Pestilentia!

Da nun aber Viele meiner lieben Leser die drei lateinischen Worte nicht verstehen, so will ich das Sprüchwort von 1568 einmal, dies alte Gold, deutsch hersetzen. Da lautet's so:

Wer Einen lobt in's Angesicht,
Und auf den Rücken Nichts Gutes an ihm läßt —
Den hol' die Pest!

Das ist so ein Probirstein für die Beurtheilung der Menschen, den man wohlthut, immer in der Tasche zu tragen. Wer Einen so keck in's Angesicht lobt, daß dem

also mit Lob Bedienten schier die Schamröthe in's Angesicht steigt (es sei denn ein Simpel, der's für baare Münze nimmt), ist jedenfalls Einer, dem es am treuen Herzen fehlt. Man kann einen Thaler darauf wetten, ja Hundert gegen Eins, auf den Rücken ist er ebenso fix, nichts Gutes an ihm zu lassen. Kommt dir so Einer in den Wurf, Freund, so wende dich von ihm! Es ist eine feile Seele, Einer, der dir, wie der Hunsrücker in seiner kräftig derben Weise sagt, den Brei um den Mund streicht, ohne daß du ein Tröpflein hineinkriegst. Ein Freund kann ganz unmöglich Alles loben und preisen, was wir thun, denn wir sind allzumal Sünder; wir sind allzumal irrende und fehlende Menschen, solche, die dumme Streiche in Hüll' und Fülle machen, und ein anderes Sprüchwort sagt: Wenn die dummen Streiche ausstürben, so ginge flugs die Welt unter. Dein Freund ist also ein Solcher gewiß nicht; aber in der Regel ist er ein Schurke, der dir auf dem Rücken einen Denkzettel anheftet, das heißt, so ungemessen dich tadelt, so herbe über dich losfährt, so grundfalsch räsonnirt, wie er dich in's Angesicht gelobt hat. Wie wahr ist das Sprüchwort und wie ist es in der Natur begründet: Allzusüß wird Essig! Bist du Zeuge einer solchen Ruchlosigkeit, so wird am Ende auch, wenn auch nicht gerade wörtlich gemeint, das Urtheil von Anno 1568 laut: Den hol' die Pest! Oder mit andern und mildern Worten: Der soll mir von der Seite bleiben! Denn wie andern, so dir! Lieber eine Maulschelle gerade auf den Mund, als so ein Wespenstich von hinten.

Gibst du aber Acht auf solches Thun, und du wendest dich bei Zeiten von solchen Menschen ab, so hast du einen großen, reichen Gewinn und ersparst dir hintennach eine schmerzliche Enttäuschung! Probatum, das heißt: Hab's selbst oft genug erfahren!

11. Der Abbé Paramelle.

Wenige Leſer der Spinnſtube haben vielleicht den Namen des Mannes jemals gehört, der über dieſen Zeilen ſteht, und doch iſt er ein Wohlthäter vieler ſeiner Mitmenſchen geworden.

Vorerſt aber muß ich denjenigen meiner Leſer, die mit den Dingen in Frankreich nicht bekannt ſind, ſagen, daß mit dem Worte: Abbé ein katholiſcher Geiſtlicher in Frankreich bezeichnet wird.

Ehe ich aber den merkwürdigen und menſchenfreundlichen Mann meinen lieben Leſern näher treten laſſe, muß ich Eins und das Andere erwähnen, was gerade ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit die außerordentliche Wichtigkeit und Bedeutung gibt.

Seit der Revolution in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ging es in Frankreich mit den Waldern, wie man in den beiden Jahren 1848 und 1849 bei uns anhob. Die Walder ſind unſer! ſagte das Volk. „Unglück und Holz wächſt alle Tage“, ſagt ein Sprüchwort und man könnte es beſſer ſo faſſen: Menſchliche Thorheit und Holz wächſt alle Tage; denn dies Sprüchwort iſt der Schild der Holzdiebe und Waldfrevler.

Die Leute denken: Was thut's, wenn auch so ein Wald einmal lücke und kahl wird? Er wächst wieder nach! — Aber das ist noch bei Weitem nicht wahr; denn der vom Holze befreite Boden verliert in verhältnißmäßig kurzer Zeit dadurch alle nachhaltige Kraft, daß der Regen die gute, feine Walderde wegspült und am Ende nur steiniger, rauher, unfruchtbarer Boden übrig bleibt oder kahle Felsen. Wald wieder anzuziehen, wo er lange Zeit gefehlt, das ist ein Kunststück und die Forstleute haben damit ihr Herzeleid.

Der Wald ist ein Segen, nicht blos des Brand- und Nutzholzes wegen, sondern darum, weil er die Feuchtigkeit der Luft nicht nur anzieht, sondern weil er den Boden beschattet und dadurch die Feuchtigkeit am Boden festhält. So sickert das Regenwasser langsam in die Erde und die Wälder, auf den Bergen besonders, bewirken dadurch das Hervorsprudeln der Quellen an ihrem Fuße, in den Niederungen und Thälern.

Grade im mittleren und ziemlich gebirgigen Frankreich ging man mit den Wäldern auf den Höhen nicht säuberlich um. Man hieb sie weg und dachte nicht an die Folgen.

Die Wälder, die das Wasser hielten und seine schnelle Verdunstung, aber auch seinen allzuraschen Abfluß zur tiefer liegenden Landschaft aufhielten, verschwanden und rascher floß das Wasser von den Bergen ab, schwemmte die fette Walderde weg und siehe da, die Flüsse schwollen schnell an. Es gab Ueberschwemmungen. Die Flußbetten erhöhten sich mit jedem Jahre, und die Ueberschwemmungen wurden zur oft wiederkehrenden Plage. Dadurch wurden namentlich die Ufer der Loire in Frankreich gewaltigen und großes Unglück bringenden Ueberschwemmungen ausgesetzt; dadurch aber wurden die sogenannten „Landes“ in unermeßliche Sümpfe verwandelt und — was noch unglücklicher war, in weiten Strecken versiegten Quellen und Brunnen, besonders am Fuße der Gebirgsketten, in der Auvergne und im Cote d'or, auch wohl in anderen Gegenden Frankreichs.

Kein Trinkwasser mehr! Der Gedanke schon kann Einen in Schrecken setzen, und der Wassermangel der drei heißen und trockenen Sommer 1857, 1858 und 1859 ist Vielen unter meinen lieben Lesern noch in einem frischen und traurigen Andenken; aber alle Jahre, immer, Wassermangel für Menschen und Thiere, das ist ein unsäglicher Jammer. Den empfand gar manches Dorf in den holzarm gewordenen Gegenden Frankreichs. Es konnte leicht eine Zeit kommen, wo das vielgesegnete, schöne Land in diesen Gegenden zu einer Wüste wurde, in der Menschen und Thiere nur noch im Gebiete der Flüsse und Ströme ihr Leben fristen konnten. Wälder wieder anlegen! Das ist allerdings das gründliche Heilmittel; aber es gehen Jahrhunderte hin, ehe das wieder erworben werden kann, was leichtsinnig die Art zerstört. Diesen unglücklichen, beklagenswerthen Gegenden, die keine Quellen, keine Brunnen, keine Bäche mehr hatten, wohl aber im Herbst und Winter unheilbringende Ueberschwemmungen und im Frühling und Sommer Dürre, wurde der edle Abbé Paramelle ein Segen.

Er war Pfarrer in Saint Ceret. Mit besonderer Vorliebe trieb er neben seinem amtlichen Berufe die Wissenschaft der Gebirgskunde, der Lagerung der Gesteine in und an den Bergen, und gewann so eine große und sichere Kenntniß dieser Wissenschaft. In ihr weites Gebiet gehört aber auch die Kenntniß der Wasserbehälter, darinnen der Herr das Wasser des Regens wieder sammelt; aus denen die Quellen zu Tage treten, die für Menschen, Thiere und Pflanzen ein unentbehrliches Bedürfniß des Lebens sind.

Durch die fortgesetzte, eifrige Beschäftigung mit dieser Wissenschaft gewann Abbé Paramelle eine fast wunderbare Sicherheit in der Beurtheilung der Lagerungsverhältnisse des Innern der Berge und des Landes überhaupt, daß er mit fast untrüglicher Sicherheit sagte: Da grabet in die Tiefe oder bohret mit dem Erdbohrer, und ihr werdet eine reichhaltige Wasserquelle finden!

In der Umgegend von Saint Ceret wurde er der sichere Rathgeber aller Leute, die ein Haus bauen wollten und, wie natürlich, auch einen Brunnen „lebendigen" das heißt, quellenden Wassers zu einem Labetrunke für Menschen und Thiere wünschten und zum häuslichen Gebrauche zur Bereitung der Speisen und zum Behufe der Reinlichkeit. Hier hatte Abbé Paramelle eine unumstößliche Geltung und wo er sie graben oder bohren hieß, da gruben und bohrten sie und fanden, was sie suchten, allemal sicher. Da wurde sein Name hochgepriesen.

Die Leute sahen als eine Wunderkraft an, was sich der Abbé durch eifriges Studium erworben hatte. Sie sagten: Der Abbé Paramelle ist ein „Wasserschmecker", er schmeckt's im Munde, wenn er über eine tiefliegende Quelle geht; er ist ein „Wasserfühler" — denn er spürt's in seinem Körper, wenn Wasser unter seinen Füßen ist! Der Abbé lächelte zu solchem Unsinn und erklärte den Leuten, woher er das wisse, was ihnen so wohlthätig sei; aber der Mensch glaubt nun einmal lieber das Unglaublichste, als daß er einem verständigen Worte und — der Wahrheit Glauben schenkt. — Wie sich auch der Abbé wehrte und sträubte, das Volk

glaubte, was es wollte und er war und blieb ein Wundermann, wie es ihn auch unangenehm berührte.

Nun ist es wieder eine verwunderliche Erscheinung, daß sich das, was mährchenhaft, wunderlich, geheimnißvoll und übernatürlich klingt, weit schneller verbreitet, als das Einfache, Wahre und natürlich Begreifliche. So trug sich die Kunde von dem wunderbaren Abbé Paramelle weiter im Lande herum, als es dem einfachen, ehrlichen, biedern Geistlichen eigentlich lieb war, und es drang auch in die wälderarmen und eben daher wasserarmen Landstriche Frankreichs.

Da kamen denn Briefe, Boten, Bittende und Flehende, er möge kommen und sich ihrer erbarmen, daß sie wieder so glücklich würden, Wasserquellen zu besitzen.

Nicht daran dachte und nicht darnach strebte der edle bescheidene Mann, Aufsehen im Volke zu machen, Ansehen vor den Menschen sich zu erringen, seinem Namen einen wunderbaren Glanz und weithin hörbaren Klang zu verschaffen; nein, die ächte Liebe Christi trieb ihn an, den Bitten zu willfahren, und sobald er von seinem Bischofe die Erlaubniß erlangt hatte, gehen zu dürfen, wohin man ihm mit Bitten und Flehen rief, da wanderte er mit dem Stabe in der Hand zu denen, die ihn mit glühender Sehnsucht erwarteten. Und wo er sie anwies zu graben oder zu bohren mit dem Erdbohrer, da fanden sie Quellen lebendigen Wassers. Die Glücklichen überhäuften ihn mit Dank und Liebe und man konnte von ihm sagen: Der Segen folgte seiner Spur.

Immer weiter verbreitete sich sein Ruf. Weite und lange Reisen mußte er machen und machte sie ohne Widerstand, und siehe, die Erde grünte wieder, wo seit langer Zeit dürre, verbrannte Landsteppen dem Auge und dem Herzen wehe gethan.

Mit dankbarer Begeisterung nannte man seinen Namen. Die Zeitungen meldeten die an's Wunderbare grenzenden Erfolge seiner Angabe der Quellenorte und so erfuhr der damalige König von Frankreich, Louis Philipp, von ihm, seinen Gaben und Erfolgen und er berief ihn nach Paris — nicht darum, weil er etwa auch den Aberglauben des Volkes getheilt hätte, sondern um den Mann kennen zu lernen,

der ein ſo großer Wohlthäter ſeines Volkes geworden war, und auch darum, weil er Wichtiges mit ihm zu beſprechen hatte und im Schilde führte.

Wenn unſer Einer als treuer Familienvater für ſeine Kinder ſorgt, ſo hat ſo ein König eine Familie, die nach Millionen gezählt wird, für die er ſorgen will und muß, und das lautet anders!

Abbé Paramelle folgte augenblicklich dem Rufe ſeines Königs und ſetzte ſeinen Wanderſtab gen Paris, wo jeder Herrſcher von Frankreich wohnt.

Kaum hörte der König, daß der Abbé Paramelle da ſei, ſo mußte er zu ihm kommen und gar manche Stunde

saß der schlichte, bescheidene Dorfpfarrer bei seinem Könige im tiefen Gespräche und in noch tieferen Erwägungen; denn der König hatte Pläne, die ebenso weitaussehend als wohlthätig waren. Wir kennen diese Pläne. Sie bezogen sich zuerst auf den Abbé Paramelle selbst, und dann zunächst auf das schöne Frankreich und dann endlich ging's weiter, über das Meer hinüber nach Algier, wo ja Frankreich ein weites Gebiet hat und dies Gebiet wenig Wasser.

Was zuerst den Abbé und seine Stellung in der Welt betraf, so sagte der König: Legen Sie Ihre Pfarrstelle nieder und leben Sie für die leidende Menschheit. Ich werde Sie so stellen, daß Sie unabhängig sind und den Leuten Wasser suchen, das zu ihrem Leben und Bestehen nöthig ist. Auf meine Kosten reisen Sie herum und wo es an Wasser mangelt, da ist zunächst die Stätte Ihrer Wirksamkeit. Das Wasser des Lebens, das rechte, ächte, das die Seele, die da dürstet, erquickt und belebt, das können Sie dabei den Leuten geben und Sie thun dann, was Ihres heiligen Berufes ist und Ihre Gemeinde ist dann eine weit größere, als die von Saint Ceret. Ist Ihnen das recht?

Und Ja sagte der ehrliche Abbé, der ein Herz für die leidende Brüderwelt hatte.

So wurde der Abbé seiner Pfarrstelle von Saint Ceret enthoben und hatte nun eine Gemeinde von 32 Millionen Menschen und mehr, die das schöne Frankreich bewohnen. Und er wanderte durch die vier und zwanzig Departemente, wie man dort zu Lande die Regierungsbezirke nennt, die seiner bedurften; fand Quellen, wo sie bisher gemangelt, und Brunnen quollen und die Menschen priesen dankbar seinen Namen, als einen ihrer größten Wohlthäter. Dies Wandern im weiten Frankreich umher ging so gar schnell nicht und manches Jahr ging drüber hin. Endlich aber kehrte er nach Paris zurück, wohin dem Könige von seinen Beamten ganz genau war Bericht erstattet worden, was der edle Abbé gethan und gewirkt, und mit großer Verehrung und Dankbarkeit nahm ihn der König auf und behandelte ihn, wie einen Freund, dem man großen Dank schuldet.

Nun kam aber auch des Königs weiterer Plan, der mit Algier, zur Sprache. —

An das Gebiet von Algier, welches die Franzosen sich erobert und durch viele Kämpfe und große Opfer sich erhalten haben, grenzt die ungeheure, gluthheiße Wüste Sahara. Sie ist so arm an Wasser, daß die Handelsreisegesellschaften oder mit ihrem sonstigen Namen: Caravanen, wenn sie durch ungünstige Verhältnisse ungewöhnlich lange zurückgehalten werden in diesen Wüsteneien, oft in die verzweifeltste Lage und in die Gefahr gerathen, mit ihren Lastthieren den Tod des Verdurstens zu sterben. Das ist das Entsetzlichste, was man sich denken kann! Und doch führt die Handelsstraße nach den Ländern des inneren Afrika's durch diese Wüste. Die sogenannte Caravanenstraße gibt traurige Denkmale an dieses grausenhafte Geschick, denn häufig bleichen die Gebeine von unglücklichen Menschen, Kameelen und Pferden, als Wegweiser zu beiden Seiten dieses Leidensweges. In großen Entfernungen von einander befinden sich Brunnen, die aber in der Gluthhitze der heißen Jahreszeit meist vertrocknende Pfützen sind. Eine Eigenthümlichkeit dieses Wüstenlandes ist es, daß, wo eine Quelle ist, das Land üppig grünt, reich den Anbau lohnt, und besonders reichlich die Dattelpalme wächst, die den Bewohnern dieser Wüste und Afrika's überhaupt die Köstlichste aller Früchte ist, von der Menschen und Thiere sich gesund nähren. Die Umgebung solch einer Quelle gestaltet sich in dem gelbgrauen Sande, wie eine Insel im Meere, denn sie grünt im Sandmeere ebenso frisch, wie jene in den Fluthen des Weltmeers. Der Name eines solchen grünen Fleckens in der Wüste ist: Oase; aber sie liegen weit auseinander.

Quellen in dieser ausgedörrten Wüste zu entdecken, wäre ein unberechenbares Heil für den Handelsverkehr Afrika's und für die Menschheit.

Vor einer Reihe von Jahren war ein französischer Offizier durch die Wüste Saharah gereist. Auch er war ein Mann, der sich mit demselben Studium beschäftigte, wie der Abbé Paramelle, und durch seine Untersuchungen und Beobachtungen

zu dem Ergebnisse gelangte, daß man, wenn man den Erdbohrer ansetzte, überall in der Wüste, in sehr geringer Tiefe Quellen süßen Wassers anbohren und zu Tage leiten würde.

Leider habe ich den Namen dieses ausgezeichneten Mannes vergessen. Als er nach Frankreich kam und seine Ansicht aussprach, da rümpften Manche ihre gelehrte Nase und meinten, es rappele dem Manne etwas Weniges in dem Oberstübchen, nämlich im Hirne; Andere aber und gerade die Kenntnißreichsten und Tüchtigsten meinten, der Mann habe Recht, aber es sei ein abentheuerliches Unternehmen, das Millionen verschlingen dürfte, wenn es auch vielleicht dem französischen und namentlich dem Handel von Algier, ungeheure Vortheile sichern würde.

Der König hatte davon gehört und es nicht vergessen, und als nun der Abbé Paramelle so außerordentliche Sicherheit im Quellen- oder Wassersuchen und Finden entwickelte, da dachte der König: Den müßtest du einmal mit Erdbohrer und Mannschaft in die Wüste Saharah schicken, und wenn der auch so meint, wie der Offizier, so wären eine ansehnliche Zahl von Millionen nicht weggeworfen, wenn man dort Quellen erbohrte. Dadurch würden die Gefahren der Wüstenreise entfernt; die Richtung der Reise gesichert; durch Ansiedelung auf den durch die Quellen sich bildenden Oasen Raum gegeben und die Möglichkeit gewonnen, dem Handel vor Ueberfällen der räuberischen Wüstenstämme Sicherheit zu bieten; vor Allem aber wären dem französischen Algier Handelsstraßen und Handelsvortheile der ausgezeichnetsten Art geschaffen, woraus denn wieder in weiteren Kreisen dem ganzen Frankreich große Vortheile erwüchsen.

Das waren Aussichten von so großer Bedeutung, daß der König sie mit Abbé Paramelle besprechen und denselben bestimmen wollte, er möge nach Algier gehen, wo auch noch vielfach Quellen zu wünschen wären und dann die Wüstenreise antreten, um den Vorschlag des Offiziers zu prüfen.

Wer darauf sogleich einging, war der menschenfreundliche Abbé Paramelle.

Vergessen darf ich nicht, daß um diese Zeit ein anderer

Zu Seite 132.

Quellenſucher auftrat, ein einfacher Mann aus dem Volke, der denſelben ſichern Blick beſaß und nicht minder glücklich im Finden der Quellen war, als Abbé Paramelle. Soviel ich mich erinnere, wurde auch auf ihn die Regierung aufmerkſam, und da er Proben ſeiner Geſchicklichkeit gab, die er durch eine ſcharfſinnige Beobachtung ſich angeeignet hatte, wurde er mit Paramelle nach Algier entſandt. Nicht nur an vielen waſſerarmen Orten wurden Quellen gefunden und erbohrt, man ging auch endlich in die Wüſte Saharah und — wunderbar! — Abbé Paramelle beſtätigte die Wahrnehmung jenes wackeren Offiziers vollkommen und man ſchritt, ferne von der letzten Oaſe, an einer Stelle zum Bohren.

Bei dieſen Bohrbrunnen, die man auch Arteſiſche Brunnen nennt, weil ſie zuerſt in der franzöſiſchen Landſchaft Artois verſucht wurden, kommt es häufig vor, daß, wenn der Erdbohrer das Waſſer in der Tiefe erreicht, dies mehrere Fuß und oft noch höher emporſpringt, und ſo einen natürlichen Springbrunnen bildet.

Die Nachricht, die Franzoſen könnten „lebendige Springquellen“ aus der Erde bohren, war zu den Bewohnern des Landes, den Kabylen der Gebirge und den Arabern, gedrungen, und hatte unter dieſen noch wilden Völkern ein unermeßliches Aufſehen erregt. Hatten ſie ohnehin ſchon den „Wunderwerken der erleuchteten Fremdlinge“ in vielfacher Hinſicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen müſſen, wie ſich auch der Haß gegen die fremden, ſiegreichen Eroberer dagegen ſträuben mochte, ſo überſtieg doch dieſe Nachricht ihr Begreifen und ſie erklärten es, ſofern ſie nicht in dem Gebiete von Algier Augenzeugen geweſen waren, für Mährchen oder Aufſchneiderei; indeſſen — das Gerücht verbreitete ſich in weite Fernen, und als jetzt noch die Nachricht hinzutrat, ſie würden in der ausgetrockneten, lebenloſen Wüſte reiche Brunnen erbohren, da ſchickten ſich zahlreiche Neugierige an, zu ſehen, was dieſe Franzoſen fertig bringen könnten.

An der Stelle aber, wo im Wüſtenſande gebohrt werden ſollte, war das Bohrgerüſte errichtet. In zahlreichen Zelten

wohnten die Arbeiter und die, welche das Bohrgeschäft leiteten, beschützt gegen die räuberischen Araber durch zahlreiche französische Soldaten. Es war die Stelle eine Zeltstadt in der Wüste; denn zu den Zeiten der Franzosen, zu ihren Pferden, Kameelen und dem nöthigen Zubehör, kamen die Zelte und Thiere der Araber und die Zahl der Anwesenden ebbte und fluthete immer zu und ab.

Mit der Gewandtheit und dem großen Geschicke der Franzosen in solchen Dingen war die Bohrarbeit begonnen und fortgeführt worden. Die solcher Arbeit und Leitung kundigen Männer, man nennt sie gewöhnlich kurzweg: Ingenieure, fanden immer mehr und sichere Anzeichen, daß sie in kurzer Zeit Wasser finden würden und endlich kündigten sie den staunenden Arabern an, in vier Tagen würde köstliches Wasser aus dem Bohrloche, in das man nach und nach eiserne Röhren einschob, um das Verschütten des Bohrschachtes durch nachrollenden Sand, Gestein oder Erde abzuhalten, hervorsprudeln.

Es war, werden meine Leser denken, denn doch keck, so etwas den Leuten zu sagen, ohne daß man für die Wahrheit des Wortes, wie sich das von selbst versteht, Brief und Siegel haben konnte. Das mag Unser-Einem so scheinen; aber die Leute, wie Abbé Paramelle und sein Genosse und diese Ingenieure haben in solchen Dingen eine wirklich bewundernswürdige Sicherheit und sie glaubten fest, es wagen zu können, eine solche Zusage zu geben, ohne daß sie zu befürchten gehabt hätten, ihr Ansehen in den Augen der wilden Völker, die staunend ihr Unternehmen begleiteten, zu verringern oder es schlimmsten Falles ganz einzubüßen.

Der bestimmte Tag kam und mit seinem frühesten Grauen strömten von allen Seiten Araber herbei. Lautlos kauerten sie — denn das ist gewöhnlich die Stellung, die sie einnehmen — im weiten Kreise um das Bohrgerüste herum, das in gewöhnlichem Takte sei.. Heben und Senken des Bohrmeißels vollzog, und blickten mit der größten Spannung ihrer Seele auf das Bohrloch oder die Oeffnung des Bohrschachtes, in den, nach Bedürfniß, immer neue Eisen-

rohren kunstvoll eingetrieben wurden. Da erschallen plötzlich von allen Seiten die Rufe: Wasser! Wasser!

Der Erdbohrer wurde herausgehoben und mit Macht stieg ein Wasserstrahl mehrere Fuße hoch aus dem Bohrschachte hervor.

Wie ein Blitzstrahl traf es die Araber. Eine Weile starrten sie das Wunder, das vor ihren Augen sich ereignete, an, stille und stumm; dann fielen sie, wie von einem Zauberschlage getroffen, auf ihre Kniee nieder, senkten das Haupt, schlugen an ihre Brust und riefen im Chore: Allah akbar! Allah akbar! was zu Deutsch heißt: Gott ist groß! Gott ist groß! Und wieder trat eine tiefe, betende Stille ein, die gleichmäßig die Seelen der Franzosen tief und gewaltig ergriff.

Das Wasser war während des ersten Tages noch unrein und mit Erde gemischt, daher ungenießbar, aber — die Araber blieben da — weil man ihnen sagte, daß man morgen das Wasser würde trinken können, wenn es sich geklärt haben würde — man schöpfte in Gefäße und ließ es sich setzen und schon an diesem Tage genoß man das durchgeseihete und sich gesetzt habende Wasser und fand ein kostbares, reines, geschmackloses Wasser, wie es kaum aus einer der heilig gehaltenen Quellen der Oasen hervorsprudelte. Der Springquell blieb sich an Höhe des aufsteigenden Wassers, wie am Reichthume seines Strahles gleich und auch die Voraussagung traf wörtlich ein, schon am Morgen des folgenden Tages schöpften die vom Dank gegen Gott und Bewunderung gegen die Franzosen erfüllten Araber krystallhelles, kaltes, herrliches Trinkwasser aus der so wunderbar gewonnenen Springquelle, wie sie nie eine ähnliche gesehen.

Lange Zeit war diese Quelle das Ziel der Wanderung und wahrhaft andächtigen Wallfahrt der Araber, selbst aus der weitesten Entfernung, da die Nachricht von derselben sich wahrhaft mit der Schnelle des Blitzes zu den fernwohnendsten Stämmen verbreitete. Doch das Wunder in den Augen der Araber sollte noch einen größeren Maßstab annehmen.

Wo Wasser ist, da keimen die Samenkörner, die der Boden birgt, die der Wind über weite Strecken trägt und

hier und da, dem Auge unſichtbar, niederlegt. Dattelkerne finden ſich überall, wo Araber jener Ländergebiete ihr einfaches Mahl halten und dieſe Samen und dieſe Dattelkerne bewahren lange Zeit ihren Keim, den nun die Feuchtigkeit und die glühende Sonne weckt, daß er ſeine Keimblätter hervortreibt und ſeine Pfahlwurzel in die warme, feuchte Erde hinabſenkt und die Nahrungstheile aufnimmt, die überall in größerem oder geringerem Grade vertheilt und vorhanden ſind.

Es konnte unter den weckenden und belebenden Einflüſſen von Wärme und Feuchtigkeit nicht ausbleiben, daß ſich um die Quelle bald ein grüner Raſen anlegte, der immer weiter um ſich griff. Es ſproßten Dattelpalmen auf und eine Oaſe war in ihrer Bildung begriffen, deren Ausdehnung und Wachsthum Nichts hemmend im Wege ſtand, und die in wenigen Jahren einen Umfang erreichte, der dem Auge der Söhne der Wüſte ein neues Wunder darbot oder das Begonnene zur Vollendung führte. Die Wüſte begann zu grünen und zu blühen! —

Die Franzoſen ſind eben die Leute nicht, die auf halbem Wege ſtehen bleiben, wenn der Erfolg geſichert erſcheint. Die Berichte, welche nach Paris erſtattet wurden, erwieſen den Gedanken jenes wackern und tüchtigen franzöſiſchen Offiziers als vollkommen begründet. Paramelle und ſein ſchlichter Genoſſe hatten wahr gemacht, was Jener geſagt, und was der König von ihnen erwartet hatte. Mittlerweile trat die Julirevolution in Paris ein, die dem König Louis Philipp den Thron koſtete. Er floh nach England und es ſchien, als ſei mit ihm die hochwichtige Sache untergegangen; allein dem war nicht ſo. Die neue Regierung ließ es nicht untergehen. Es war zu wichtig, die Vortheile zu groß.

Auf gewiſſe Entfernungen wurden mit gleichem Erfolge Erdbohrer in Thätigkeit geſetzt und die gleiche Urſache hatte die gleiche Wirkung. Wieweit dies großartige Unternehmen ſeitdem gediehen iſt, weiß ich leider nicht anzugeben; aber ich glaube, daß, wenn es auch wohl zeitweiſe einmal nieder-

zuliegen scheint, dennoch die Regierung heute oder morgen es wieder aufnimmt, um der Menschheit jener Ländergebiete einen großen Segen zu erringen.

Zum Schlusse möge eine heitere Anekdote aus dem Leben und Wirken des edeln Abbé Paramelle hier stehen, die den Beweis liefert, wie wahr das Wort unsres Dichters Claudius ist, daß nämlich die Welt überall wie hier ist und die Menschen überall — gleiche — Claudius sagt es so — gleiche Narren sind.

In einer bedeutenden Stadt Frankreichs entschloß sich der Municipalrath — wir würden sagen: Die Stadtverordneten — einen neuen Brunnen für einen der äußern Stadttheile zu errichten, weil es an gutem Trinkwasser dort mangelte. Der Maire — bei uns der Bürgermeister — schrieb also im Einverständnisse mit dem Stadtrathe, an den Abbé Paramelle und bat ihn, von Saint Ceret dorthin zu kommen, um die Oertlichkeit in Augenschein zu nehmen und anzugeben, wo man mit Gewißheit auf Wasser rechnen könne. Der gute Abbé ließ, sofern es nur in seinen Kräften stand, eine solche Bitte nie umsonst an ihn richten. Er griff zum Wanderstabe und pilgerte an den Ort — der Name der Stadt wird nicht genannt — besah sich die Lage und gab dann mit der Ruhe und Sicherheit, die seine reichen Kenntnisse ihm verliehen, an, wo man einschlagen solle; man dürfe, sagte er, mit voller Sicherheit darauf rechnen, daß die Quelle einen tüchtigen Röhrenbrunnen reichlich speisen würde.

Dem war wirklich so. Man fand die Quelle; das Wasser war vortrefflich und der Vorrath reichlich; allein — wunderbarer Weise hatten sich in der Gemeinde Parteien gebildet, von denen Eine entschieden gegen die Herstellung des Röhrenbrunnens an dieser Stelle in die Schranken trat. Früher hatte man schon allerlei Anschläge gemacht und an ihnen festhaltend, bestritt man hartnäckig, daß die Quelle hinlänglich Wasser zu einem Röhrenbrunnen liefern werde, und trug darauf an, das kostspielige Unternehmen fallen zu lassen. Der Maire ließ sich aber nicht irre machen und

ließ rüstig fortarbeiten. Das ergrimmte die Gegner und sie bestrebten sich, im Municipalrathe Anhänger ihrer Ansicht zu gewinnen. Auf welchen Schleichwegen dies gelang, ist unsrer Quelle unbekannt; allein es ist zu vermuthen, daß die Frauen der Herren Municipalräthe ihren vollwichtigen Einfluß geltend machten und ihr Gewicht in die Wagschale legten — kurz, ihr Plan gelang. Sie gaben ihre Meinung dahin ab, daß die Quelle, welche auf den Rath und Ausspruch des Herrn Abbé Paramelle gefunden worden, nicht die wahre Quelle sei, so wäre es geboten, von dem sehr theuern Unternehmen abzustehen. Der Maire, welcher die Beweggründe kannte, gerieth über diese Ansicht außer sich. Er war überstimmt und sein gutes Werk drohte unausgeführt zu bleiben, trotz aller Aussicht auf Erfolg. In dieser peinlichen Lage schrieb er an den Abbé Paramelle, der damals noch Pastor zu Saint Cerer war und bat ihn, er möge ihn doch in den Stand setzen, den Unsinn der Mehrheit seines Municipalraths durch siegreiche Gründe zu widerlegen.

Jetzt zeigte es sich, daß der gute Abbé auch einen guten Humor hatte. Er ließ sich auf Gegengründe nicht ein und bat in seinem Schreiben, man möge doch die Stelle: Evangelium Matthäi, Kapitel 7, Vers 6, lesen und fuhr dann zur Sache also fort: „Meiner Meinung nach ist das gefundene Wasser eine Quelle und man sollte sich beeilen, den vorgeschlagenen Brunnen zu bauen. Diejenigen, die meine Meinung theilen, mögen ihr benöthigtes Wasser darinnen schöpfen; die Andern können immerhin zur Tränke gehen!“ Das schlug ein und durch. Der Maire las den Brief in der Versammlung des Municipalraths vor, und nun legte sich aller Widerspruch augenblicklich, denn — Niemand wollte zu denen gehören, die zur Tränke getrieben werden.

Paramelle's Wort war bündig und gewiß am rechten Orte. Item — man sieht, daß das Städtchen Krähwinkel auch in Frankreich zu finden ist, nur hat es da einen andern Namen.

Das Erzählte ist eine beglaubigte Thatsache.

Den Namen Paramelle nennen viele durch ihn gerettete Dörfer und Städtchen in Frankreich mit Liebe und Dankbarkeit, und wahrlich der opferfähige Menschenfreund verdient es, daß er auch außer seinem Vaterlande mit Ehren genannt werde.

Jetzt legt man in Frankreich mit großen Mühen und Kosten überall Nadelholzwälder an, um — denn sie sind am leichtesten zu pflanzen — den Boden wieder zu beschatten und ihn — vielleicht nach hundert Jahren, fähig zu machen, einmal wieder Eichen- und Buchen-Wälder hervorzubringen und zu ernähren. Möge es gelingen und — wenigstens mit der Zeit, den Ueberschwemmungen Schranken zu setzen, Holz zu gewinnen zum Brande und die ausgetrockneten Gegenden wieder zu beleben und die Sümpfe auszutrocknen, die — wörtlich zu nehmen! — die Bewohner der sogenannten „Landes" auf Stelzen zu gehen nöthigen, und die Quelle verheerender Fieber und Krankheiten sind. Aber auch in unserm Vaterlande möchte man das warnende Beispiel Vielen vor die Augen halten und ihnen zurufen: Schonet Eure schönen Wälder! Ihr wisset nicht, welchen Segen sie Euch gewähren, und wisset es dem Staate und seiner Regierung Dank, daß sie durch strengen Haushalt sie Euch erhält und durch strenges Bestrafen dem Frevel an den Wäldern vorbeugt! Geschähe dies nicht, so wäre unabsehbares Unglück die unausbleibliche Folge! —

12. Führet die Leute nicht in Verſuchung!

Es iſt eine leider betrübende Thatſache, daß überall, wo an den Grenzen der Länder Zölle von den Waaren erhoben werden, das Volk ſchlecht wird; denn die Umgehung der Zölle wird durch den Reiz des Gewinnes hervorgerufen und dem Schmuggeln Thür und Thore geöffnet. Wer aber den Staat ſo betrügt, der wird ſich auch, wenn die Lage dazu angethan iſt, nicht lange bedenken, auch anderswo zu betrügen und der Weg zur Tiefe geht reißend abwärts. — Dennoch geht's manchmal ſeltſamlich zu und davon will ich eine Geſchichte erzählen.

Zeit langer Zeit war es Sitte in Irland, daß die Söhne angeſehener Familien in franzöſiſche Kriegsdienſte traten und das war ganz beſonders vor der Revolution in den neunziger Jahren der Fall.

In Dublin lebte damals eine ſehr zahlreiche, aber im Laufe der Zeit und durch einen Haushalt, der nicht zu den ſparſamen zu zählen war, verarmte Familie, die Familie O'Caherthy. Zum Unglück ſtarb der Vater, und die Mutter zog, nachdem das kleine Grundbeſitzthum an die Schulden draufgegangen war, zu einem Sohne, der ein Handlungsgeſchäft in London errichtet hatte. An Söhnen war die

Familie reicher, als an Geld und Gut. Daher mußten die Söhne Unterkunft ſuchen, wo ſie ſie fanden. Zweie gingen nach Amerika und zweie nahmen franzöſiſche Kriegsdienſte, und einer errichtete ein Handelsgeſchäft in Paris.

Patrick O'Caherthy wurde im Laufe der Jahre Capitän, da er aber trotzdem, daß er ſeine alte Mutter wacker unterſtützte, ſehr ſparſam war, ſo ſparte er ſich ein Vermögen von zwölf Tauſend Franken franzöſiſchen Geldes.

Nach dem Frieden von Amiens dachte Patrick O'Caherthy: Jetzt iſt's Friede. Wie lange er dauert, weiß Gott allein. Deine Mutter iſt eine hochbetagte Frau und wenn wir Irländer auch ein ſehr zähes Leben haben, ſo könnte ſie doch ſterben und du hätteſt ihren Segen dir nicht geholt! Nimm alſo Urlaub und geh' nach London!

Das waren Grundſätze, welche es beweiſen, daß der Capitän ein treu und ehrlich Gemüth war und Alles zeugte für ihn auf die ehrenwertheſte Weiſe. Er erhielt den Urlaub und kam dann zu ſeinem Bruder, der Epicier, das heißt auf deutſch, Gewürzkrämer war — weil zum Handel im Großen das fehlte, was zum Erſten, Zweiten und Dritten — und dann erſt recht nöthig iſt, nämlich das Geld.

James hieß dieſer ältere Bruder, der ein geriebener Menſch und ein Pfiffikus war, und ein etwas allzu kaufmänniſches Gewiſſen hatte, die bekanntlich nicht immer in Bezug auf den Profit ſehr enge ſind. —

Patrick, ſagte dieſer, du willſt nach England gehen. Das koſtet Geld. Ich wüßte dir ein Mittelchen, deine zwölftauſend Franken in vier und zwanzig Tauſend mit einem Ruck zu verwandeln und auch die Reiſe- und Aufenthaltskoſten in London noch dabei herauszuſchinden, ohne alle Mühe, nur mit einem Bißchen irländiſcher Pfiffigkeit. Ich weiß, daß du nie auf die Naſe gefallen warſt. So muß es gelingen.

Capitän Patrick O'Caherthy ſpitzte die Ohren wie ſein Pferd, wenn es etwas ſah, das ſeine Aufmerkſamkeit beſonders erregte. Laß hören! ſagte er.

Nun, Patrick, du weißt, daß die Franzoſen im Bereiten

ſeiner, zierlicher Handſchuhe eine große Geſchicklichkeit beſitzen und daß dieſe Handſchuhe bei den vornehmen und reichen Engländern ſehr geſucht ſind und theuer bezahlt werden. Sie ſtehen drüben in England netto anderthalbmal höher im Preiſe, als hier.

Aber es liegt ein Zoll darauf und Schmuggeln verbietet mir die Ehre meines Standes! erwiederte der Capitän.

Pah, rief lachend der Bruder, dafür bezahlt dir kein Engländer einen Penny; aber abgeſehen davon und da ich weiß, daß Ihr Herren von den zweierlei Farben auf das eingebildete Ding, das Ihr Standesehre nennt, viel haltet; ſo fragt es ſich, ob du als Offizier zu reiſen nöthig haſt? Trägſt du Kleider wie unſer Einer und raſirſt dir den Katzenbart unter der Naſe ab, ſo biſt du Patrick O'Caherthy aus Dublin in Irland, und weiter Nichts. Dabei haſt du noch den Vortheil, daß du überall weniger zu bezahlen haſt. Das zweifarbige Tuch und die Treſſen, nebſt Degen und Federhut koſten den jeweiligen Inhaber viel Geld, und doch gibt kein vernünftiger Trödler mehr dafür, als ein Viertel des Koſtenpreiſes. Verſtanden, Herr Capitän?

Vollkommen, entgegnete dieſer. Du könnteſt, nebenbei geſagt, mehr bei der Sache bleiben und die unnöthigen Anmerkungen ruhig bei Seite laſſen.

Die Düte gehört zur Waare, ſagte der Krämer, und das Klappern zum Handwerk des Kutſchers. Doch, laſſen wir das und gehen zur Sache! Mein Rath iſt dieſer: Du kaufſt für zwölftauſend Francs Handſchuhe feinſter Sorte und nimmſt ſie mit. Auf der Mauth in Dover gibſt du den Betrag auf ſechstauſend Francs an und verſteuerſt alſo nur die Hälfte. Das iſt der erſte Profit und der andere folgt in raſchem Steigen. Du haſt irländiſche Schlauheit genug, um dir den möglichſt Höchſten zu erzielen und kommſt um zwölftauſend Francs ſchwerer aus England zurück, was ich ſehr gerne ſehe; denn das Erbe meiner Rangen — da du, wie ich hoffe, ledigen Standes ſterben wirſt — iſt um ein namhaftes Capital größer.

James, laß doch deine Possen, sagte ärgerlich der Capitän und bleib' bei der Fahne!

Wenn die nun in guter Laune besteht, was hast du dagegen? fragte James laut lachend.

Gott erhalte sie dir, aber ich wünsche, daß du ihren Verbrauch jetzt einstellst und meine kurze Zeit dazu anwendest, vernünftig über diese Spekulation zu sprechen, die mir einen so schönen Vortheil in Aussicht stellt.

Wohl! so höre, Bruder Patrick! Ich kenne Einen, der die vortrefflichsten Handschuhe macht und weiß, welche Sorte und Farbe die Engländer lieben. Soll ich dir das Geschäft besorgen? Ich fürchte, daß du von solchen Dingen nicht allzuviel verstehst! —

Das war richtig. Der Capitän ging auf die Sache ein, und so war's abgemacht. Bruder James besorgte die Sache ganz vortrefflich, erhielt von dem Fabrikanten auch noch ein Vortheilchen und so waren die kostbaren, duftenden Handschuhe zur Stunde der Abreise des Capitäns gut verpackt zur Hand.

Der Capitän hatte bürgerliche Kleidung angelegt, seinen struppigen Schnauzbart abrasirt und sein Paß lautete auf „Herrn Patrick O'Caherthy aus Dublin in Irland."

Die Reise über Calais nach Dover, der englischen Hafenstadt, ging ohne Abentheuer von Statten und in der gewöhnlichen Zeit stand Patrick O'Caherthy neben seinen Handschuhballen und Reisekoffer in dem Mauthamte zu Dover.

Das Herz pochte ihm fast hörbar, denn er wußte wohl, daß er einen Betrug vorhabe, und in diesem Gebiete war der ehrliche Capitän so unerfahren wie ein Kind. Bruder James aber, der in dem Artikel schon manchen Triller geschlagen, hatte ihn gehörig nach allen Seiten unterrichtet.

Die Waare wurde endlich untersucht. Handschuhe? sagte der englische Mauthmann.

Ja, erwiederte Patrick O'Caherthy, dessen Paß bereits untersucht und in vollster Richtigkeit befunden worden war.

Diese Waare, sagte der Mauthbeamte, wird nicht nach dem Gewichte oder der Stückzahl verzollt, sondern nach dem Werthe. Wie hoch ist der Werth?

Der Capitän ſieſ etwas röthlich an und ſagte auch nicht mit der ſichern Stimme, womit man die Wahrheit ausſpricht: Sechs Tauſend Francs!

Holla, dachte der Mauthner, der iſt auch nicht in der Wolle gefärbt, verſteht aber das Lügen eines geriebenen Schmugglers auch noch nicht. Da ſind faule Fiſche!

So einem Manne kommen die Spitzbuben häufig genug vor, daß er ſie von den ehrlichen Leuten, die auf dem Wege ſind, Spitzbuben zu werden, haarſcharf unterſcheiden kann.

Wart! dachte er, du rother irländiſcher Paddy, ich kriege dich! — Darauf geht er hinein zu ſeinen Collegen, erzählt denen die Sache und ſagt: Paddy will mauſen und verſteht die Katzenſchliche nicht. Ich denke, wir unterſuchen die Handſchuhe und zahlen ihm nach Befund die ſechs Tauſend Francs und behalten die Handſchuhe. Das Geſetz erlaubt uns das. Wir beſtrafen den rothen Irländer (der Capitän war, wie Viele ſeines Volkes, mit dieſer unangenehmen Haarfarbe

behaftet), und die Mauthkaſſe macht ein Geſchäftchen, das ſich gewaſchen hat.

Das gefiel den Engländern. Sie unterſuchten die Handſchuhe und fanden leicht heraus, daß ſie unzweifelhaft den doppelten Werth hatten.

Schelm gegen Schelm! Sie zählten dem erſtaunten und gewaltig betroffenen Irländer ſechs Tauſend Francs aus und, ob er ſich gleich ſeiner Haut wehrte — er mußte ſchweigen, als man ihm die Stelle des Geſetzes deutlich vorgeleſen — wenn er ſich nicht ſelbſt des beabſichtigten Betruges anklagen wollte.

James, Bruder, daß du wäreſt, wo der Pfeffer wächſt, rief er troſtlos aus. Du haſt mir einen ſchönen Streich geſpielt! Statt zwölf Tauſend Francs Gewinn, ſechs Tauſend Verluſt! Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Gottlob, daß mein Schnurrbart drauf gegangen iſt und ich den Capitän in Paris zurückließ! Das fehlte mir gerade noch, daß ich als Capitän im franzöſiſchen Heere in dieſe Brüche gekommen wäre! Aber mir geſchieht mein Recht. Warum ließ ich mich zu einer Spitzbüberei, denn das iſt's ſchnurgerade, verleiten? Der Teufel der Habſucht ſaß mir rittlings im Nacken. Warum hab' ich ihn nicht abgeworfen, den Verderber? Sechs Tauſend Francs ärmer! Heilloſe Geſchichte!— Mißmuthig, verdroſſen, ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe machend, kam er mit der Landkutſche nach London, wo für's Erſte die Freude des Wiederſehens jede andere Regung der Seele überflügelte. Indeſſen die verlornen ſechs Tauſend Francs lagen ihm noch unverdaut im Magen, und je und dann ſeufzte er tief auf. — Sein Bruder Tom, der ja auch ein Kaufmann war, roch Lunte.

Warum ſeufzeſt du ſo nachhaltig, Bruder Patrick? fragte er, als er nach dem Mittagstiſch mit ihm allein war. Da ging dem armen geprellten Patrick das Herz auf und der Bruder Tom vernahm die Unglücksgeſchichte, untermiſcht mit Liebesworten für den Bruder James in Paris, der zunächſt des Unglücks Urheber war.

Bruder Patrick, ſagte Tom, der James hat's gut ge-

meint und dir mehr Gewandtheit in kaufmänniſchen Geſchäften zugetraut, als du haſt. Ich erkläre mir die Sache einfach. Unſre Mauthner wiſſen, wo Dublin liegt, und trauen uns Irländern nicht eben viel des Guten zu. Du warſt verblüfft; deine ehrliche Stimme wackelte ein Bischen, als du die Lüge ausſprachſt und vielleicht iſt dir auch das Blut ein Bißchen in die Wangen geſtiegen. Daran erkannte ſogleich der geriebene Zollbeamte, daß es auf der einen Seite nicht juſt mit den Handſchuhen war und auf der andern, daß du noch keine Geſchäftserfahrung gewonnen haſt. So konnte es nicht anders kommen, als es kam. Der Mauthner war ein gebürterer Schelm, als du, aber der Buchſtabe des Geſetzes iſt für ihn und gegen dich und er iſt in ſeinem vollen Rechte, und du biſt geprellt; aber laß den Muth noch nicht ganz ſinken. Ein Irländer iſt wie eine Katze: wenn ſie vom Dache fällt, ſo fällt ſie immer auf die Beine und ein Irrländer müßte kein Irländer ſein, wenn er ſich nicht auf feine und gute Weiſe aus der Affaire zöge. Ich will ſehen, was zu thun iſt und ob wir nicht zu unſerem Rechte kommen und am Ende die Zollkaſſe, trotz der pfiffigen Beamten, die Geprellte iſt.

Damit ſtand er auf und machte ſich ſogleich zu einem Ausgange fertig, um ſich einſtweilen ein wenig zu unterrichten, welche Wege einzuſchlagen ſein möchten. Capitän Patrick blieb in tiefen Gedanken ſitzen, trank ein Glas ſchweren Weines nach dem andern und — ſeufzte. Dem armen Patrick ahnete nicht, daß eine unbegreifliche Unvorſichtigkeit in der Fabrik begangen worden war, und daß darauf ſein Glück ruhte. War es aus Eile oder aus Kopfloſigkeit oder war es aus Schalkheit geſchehen — Niemand konnte das ſagen — denn die Handſchuhe waren alle — einhändige, alle für die linke Hand — und die Entſprechenden für die Rechte lagen in gemüthlicher Ruhe — wenn man dies von Handſchuhen ſagen kann — in der Fabrik zu Paris und Niemand wußte entweder drum, als der Schalk von Verpacker derſelben, oder er war ein vernagelter Dummkopf. Natürlich wußte der tiefgebeugte Patrick O'Laherthy davon

Nichts und die Mauthbeamten hatten ſie durchaus ſo genau nicht angeſehen. Bruder Tom kam zurück troſtloſer, als er gegangen war — denn zu machen war nun einmal Nichts mehr, da ſchon am andern Tage in Dover die Verſteigerung der von der Mauth in Beſchlag genommenen Waaren angeſetzt war.

Bei ſolchen Gelegenheiten kömmt es darauf an, ob viele Liebhaber da ſind; im andern Falle gehen oft die Waaren um Spottpreiſe ab. Tom O'Cahertyn, der Londoner Bruder des armen Patrick, hatte ſchon die beſten Geſchäfte bei ſolchen großen Mauthverſteigerungen gemacht und pflegte daher jedesmal bei einer ſolchen Veranlaſſung in Dover zu ſein. Jetzt hatte die Mauthverſteigerung doppelte Bedeutung für ihn; denn kamen die Handſchuhe wohlfeil weg, ſo war er entſchloſſen, ſie für ſeinen Bruder wieder anzukaufen, wo dann ſein Verluſt ſich verringern mußte. Ohne ſeinem ſeufzenden Bruder etwas von ſeiner Abſicht zu ſagen, reiſte er am anderen Morgen in aller Frühe nach Dover. Leider mußte er ſich bald überzeugen, daß ſeine Abſicht unerreicht bleiben würde, da durch die öffentlichen Blätter Londons, welche die Verſteigerung angekündigt, Viele auf die Pariſer feinen Handſchuhe aufmerkſam gemacht, zum Kaufe hierher gekommen waren.

Die Verſteigerung begann. Alle Waarenvorräthe gingen zu ungewöhnlich hohen Preiſen ab. Endlich kamen die Handſchuhe an die Reihe. Ein Londoner Kaufmann erbot ſich die Erlaubniß, den reichen Vorrath ſich genauer anſehen zu dürfen. Das wurde ihm gewährt. Er muſterte ſie; ſchüttelte ſtillſchweigend den Kopf; unterſuchte noch einmal und wandte ſich dann lachend gegen die Mauthbeamten und die Verſammlung und rief: Das iſt mir doch noch nicht vorgekommen! Die Handſchuhe ſind wahrhaftig alle nur und lediglich für die linke Hand! Die Mauthbeamten erbleichten vor Schrecken. Die Verſammelten glaubten es nicht und riefen: Unterſuchen! Natürlich wurde nun die genaueſte Unterſuchung vorgenommen — allein der Londoner Kaufmann hatte Recht. Es war vollkommen ſo!

Niemand kann ſich die Verlegenheit der Mauthbeamten

denken, Niemand das Gelächter der Verſammlung, die aus den bleichen Geſichtern der Mauthner herauslas, daß ſie arg betrogen worden ſein mußten. Alle, die auf die Handſchuhe ſpeculirt hatten, verließen zu Hauf die Verſteigerung, da ſie eine weitere Abſicht nicht gehabt. Nur Einer von ihnen blieb, und das war Tom O'Caherthy, denn ihm flog ſogleich ein Plan durch den Kopf. —

Die Verſteigerung durfte nicht unterbrochen werden, und ebenſo wenig die Reihe der im Verzeichniß ſtehenden Waaren. Alſo wurden die linkshändigen Handſchuhe angeſetzt und Tom O'Caherthy ſteigerte ſie unter dem ſpottenden Gelächter der ganzen Verſammlung um einen Preis, der die Verpackung noch nicht bezahlt haben würde. Er zahlte das Wenige, verpackte ſeine Einſeitigen wieder und eilte damit nach London.

Du und Bruder James ſeid mir aber einmal eine ſchöne Sorte von Handelsleuten, rief er aus, als er ſich anſchickte,

die wunderliche Geſchichte ſeinem Bruder und ſeinen Angehörigen zu erzählen.

Aber — rief Patrick voll Grimm — biſt du nicht ein noch größerer Tölpel, daß du dieſe Einſpänner noch ankaufſt?

Wollen ſehen, erwiederte Tom. Offenbar iſt dem Fabrikanten abſichtslos der Streich paſſirt. Nun reiſe ich noch heute Abend mit dir nach Dover, um morgen in aller Frühe nach Calais überzuſetzen. Wir reiſen ſofort nach Paris und der Kaufmann oder Fabrikant wird ſeinen Irrthum einſehen. Du bezahlſt ihm das Mehr an Handſchuhen, was er dir billiger abgeben oder dich entſchädigen muß. Wir kehren mit den rechtshändigen Handſchuhen zurück, vereinigen die Paare und das prächtigſte Geſchäft iſt gemacht. Wo iſt nun die mir vorgeworfene Tölpelei?

Patrick reichte ſeinem klugen Bruder die Hand und that Abbitte.

Aber, ſagte er, wenn mich die Mauthner in Dover wieder erkennen? Ich zittere bei dem Gedanken!

Auch da iſt zu helfen! rief Tom. Du ziehſt deine mitgebrachte Capitänsuniform an und ich möchte Den ſehen, der dich wieder erkennt!

Auch das leuchtete ein und die Brüder reiſten voll froher Hoffnung ab. In Paris angelangt, nahmen ſie ihren ebenfalls ſehr verblüfften Bruder James mit und begaben ſich zu dem Handſchuhfabrikanten, der mittlerweile den Irrthum und Fehler ſchon entdeckt hatte und ſie mit den größten Entſchuldigungen empfing. Der Handel wurde nun inſofern berichtigt, als, da alle in London liegende Handſchuhe linkshändig und keine Paare waren, die Zahl ſich um's Doppelte vermehrte. Der Fabrikant ließ die Rechtshändigen um einen ſehr bedeutend verminderten Preis ab.

Noch gar manche Spötterei mußten ſich Patrick und James von ihrem umſichtigeren Bruder Tom gefallen laſſen, aber ſie nahmen ſie geduldig und mit gutem Humore auf, und am anderen Morgen ſchon reiſeten Tom und der Capitän, diesmal wieder, von wegen der Erkennung, in Uniform, nach Calais und von da nach England hinüber. Diesmal

betrat Patrick das Mauthamt nicht, ſondern Tom führte die Handſchuhe ein, die er wieder um den Werth von ſechs Tauſend Francs verzollte. Die Mauthbeamten zogen ſauere Geſichter bei der Erinnerung an die lange Naſe, welche ſie von London aus über die Handſchuhgeſchichte zu beſehen gekriegt hatten und ließen dieſe Sendung in dem angegebenen Werthe paſſiren, weil ihnen das Ankaufen gründlich verleidet worden war.

In London angekommen hatten die Brüder Nichts eiliger zu thun, als die getrennten Paare baldmöglichſt zu vereinigen und ſie dann feil zu bieten. Diesmal lächelte ihnen das Glück und obgleich Tom das Geld vorgeſchoſſen und einen hübſchen Antheil bezog, ſo gewann dennoch Patrick noch weit mehr, als Bruder James in Ausſicht genommen, da der Abſatz zu hohen Preiſen reißend ſchnell war.

Als aber Patrick von den Seinigen in London Abſchied nahm, ſagte er: Ich habe zwar eine ſchöne Summe gewonnen mit dem Handel, aber ich werde mein Lebtag an die Sorgen und den Kummer denken, den er mir gekoſtet hat und — darauf gebe ich mein feierliches Ehrenwort, einmal geſchmuggelt und nie wieder!

13. Ein Räthſel.

Unentbehrlich ſind mir — Beine,
Dicke, dünne, kurze, lange,
Viere, ſechſe, acht' und Zweie —,
Ja, ſelbſt Eins reicht auch noch aus,
Wenn die Krücke nur das Andre
Ehrlich zu erſetzen ſtrebet.
Ob der, dem die Beine dienen,
Elephant iſt oder Mücke,
Immer werd' ich, was ich bin,
Und der Unterſchied liegt darin,
Ob ich länger oder kürzer,

Langsam, träge oder rascher
In die Welt gesetzet werde.
Wenn die Beine nur nicht ruhen,
Liegen oder lästig sitzen —
Denn das Ruhen ist mein Tod!
Des Rekruten ärgste Plage,
Und des Corporales Aerger —,
Wenn, was ihn die Mutter lehrte
In der Kindheit frühsten Tagen
Er als Mann nicht kann begreifen. —
Jedes Unternehmen nennt man
Eben gleich mit meinem Namen,
Ob's gleich, willst du's wörtlich nehmen,
Paßt, wie eine Faust auf's Auge!
Doch — fällt Einer auf die Nase,
Hab' ich's allemal verursacht. —
Und kommt Einer bei dem Tanze
Aus dem Takte und es rumpelt
Wohl ein Dutzend mit zur Erde —
Kann kein Advokat mich retten
Von der Schuld, die ich muß tragen, —
Und die reißen doch durch Triller,
Die sie mit gewandter Zunge,
Gegen ihre bess're Meinung,
Kecklich schlagen, aus der Patsche
Manchen, der mit Recht darin sitzt. —
Auch in längst verscholl'nen Zeiten
Bin ein Maaß ich wohl gewesen
Für die Länge und die Breite;
Doch hat man mich abgesetzet,
Seit mein nächster Anverwandter —
Wie es in der Welt so hergeht —
Sich gedrängt in meine Stelle,
Der doch kleiner ist, als ich war.
Darum dien' ich wohl zur Lehre,
Jedem Großhans: Nicht verachte
Selbst den kleinsten Feind. Er schadet

Mehr dir, als du ſelber dachteſt.
Doch auf einem andern Felde
Komm' ich jetzt zu hohen Ehren
Seit ich mich mit einem Wörtlein
Ehelich verbunden habe;
Das gewöhnlich nicht ſehr höflich
Klinget, wenn man's Einem zuruft;
Doch die ſchauerlichſte Stellung
Gibt die heil'ge Schrift mir, wenn ſie
Mich mit großer, herber Strenge
Stellet zwiſchen Grab und Wiege.
Das erſchreckt die Menſchenſeele,
Die ſo ſicher ſteht im Leben,
Aber — es iſt bittre Wahrheit,
Dennoch Segen dem, der reiflich
Es bedenkt und ſich's in's Herz ſchreibt!

14. Der Schmiedel,

eine Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder auf dem Hunsrücken.

Der Hunsrücken ist den Lesern der Spinnstube ein bekanntes Land und des Spinnstubenschreibers liebes Heimathland, von dem er zwar geschieden ist, aber wo er doch gar gerne mit seinen Gedanken weilt, zumal er dort liebe Kinder und Enkel hat, und wovon er gerne erzählt, wenn's eine liebliche Geschichte ist, wie er sie hier vom Schmiedel einmal seinen Lesern erzählen will, doch — nur als Gevatter!

Mitten auf dem Gebirge liegt das alte Simmern in einer Mulde der Hochebene, vor Wind und Wetter geborgen. Da ist das Herz und der Pulsschlag des Hunsrücker Lebens.

Wer vor zwölf Jahren aus dem unteren Thore der Stadt auf der Heerstraße, die gen Trier führt, hinausging, der sah, etwa zwanzig Minuten vor der Stadt ein waldiges Gebiet von etwa achtzig Morgen, rechts auf einer sanften Senkung nach der Straße hin sich herabziehen. Das war ein Lagerplatz für allerlei Kleinwild und Geflügel und die Jäger aus der Stadt durchstreiften mit Lust diesen bequemen Thiergarten. Aber die Förster hatten von jeher ihre liebe Noth von wegen der Holzdiebe, welche dort bei Nacht und Nebel fleißig ihr böses Handwerk trieben. Also konnte das niedrige Gebüsch nicht zur Höhe, nicht zu Wipfel und Krone aufsteigen. Dieses Buschland gehörte denn dem Staate und trug seit alten Zeiten, warum und woher ist unbekannt, den Namen Schmiedel. Von großem Nutzen war es dem Staate schon aus dem hier Mitgetheilten nicht. Wer heutigen Tages wieder des Weges geht, findet eine gründliche Umwandlung. Das Waldgestrüppe ist mit Stock und Stumpf verschwunden. Vom oberen Ende schaut ein stattliches Gehöfte weit in die Runde, drei Wohnhäuser und zwei Scheunen mit Stallung zu einem Viereck zusammengeschlossen, in dessen großem Binnenraum zur Seite etwa ein Backhäuslein steht und nebendran ein Pumpbrunnen. Rund umher bis zu den Grenzen des Gebiets reihen sich Aecker und Wiesen in ge-

heitlichem Baue; auf der Südseite der Häusergruppe liegt ein großer Garten von bequemen Kreuzwegen schnurgerade durchzogen, und die Obstbäume, welche in großer Zahl in Garten und Feld gepflanzt sind, lassen schon ihre Zweige in die Breite gehen, blühen und geben ihre Frucht, ein Jeglicher in seiner Art. Aber in den Häusern, auf Hof und Flur, wohnt, spielt, singt und arbeitet ein lustig Kindervolk, Buben und Mädchen, bei drei und sechzig an der Zahl, unter den Augen ihrer Hausältern, Lehrer und Pfleger. So ist nun der Schmiedel als Pflegeanstalt für verwahrloste Kinder aus dem vormaligen Oedlande und Waldgestrüpp hervorgewachsen, ein heller Widerschein des Feuers, von welchem Christus, der treueste Kinderfreund gesagt hat: „Ich bin gekommen, es auf Erden anzuzünden und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“

Wie ist das geworden?

Im acht und vierziger Jahre kamen viele bitterböse Schäden, Sünden und Schanden unseres Volkes zum Vorschein. Wie ein Wettersturm allen Unflath des Wassers vom Grunde zur Oberfläche auftreibt, daß es trübe und wüste wird, so geschah es in jenem traurigen Jahre; denn die Obrigkeit hatte schier den Zügel verloren und viele der Bessern hielten sich stille, weil sie mit Fleisch und Blut zu Rathe gingen. Drum gingen die Bösewichte gar aus Rand und Band.

Die ernsten, frommen Christenmenschen trauerten und sannen, wie es doch also habe kommen können, legten die Hand auf die Bibel und sagten: das Licht steht nicht mehr auf dem Leuchter; das arme Volk hat die frommen Sitten seiner Väter vergessen und die Einfalt des Glaubens, in welchem es einst stark, ehrwürdig und fröhlich war, verloren. Aber vor Allem erklärte man und erkannte als die Wurzel des wuchernden und fortwuchernden Uebels, daß die Jugend schon seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr aufwachse in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. War die Kinderzucht schon im geordneten Familienleben schwach und lotterig geworden, so lag sie in den unordentlichen Häusern gar im Argen.

Und aus dem jungen Geschlechte, welches also unter bösen Beispielen und Vorbildern zu dornigster, trotzigster Wildheit aufwächst, rekrutiren sich die Lumpen, faulen Bettler, Taugenichtse, Strolche und verwegene Menschen, in Summa: das ganze Zuchthausgesindel jeglicher Art hundertfach und tausendfach.

Solche schwermüthige Betrachtungen bewegten auch eine Schaar von Männern in ihren Herzen, welche nach einer Verabredung in Simmern sich versammelt hatten, Geistliche, Lehrer, Bürger und Bauern in bunter Mischung, aber einmüthig im Geiste. Es war im Sommer 1849, am 7. August, und während sie sich besprachen, zog unter den Fenstern preußisches Kriegsvolk mit klingendem Spiele vorüber, deß Ziel droben war, wo die Aufrührer in der baierischen Pfalz und in Baden ihr unselig Wesen trieben und die heillose Flamme des Revolutionsfeuers entzündet und zur hellen Flamme angefacht hatten.

Da sprachen die versammelten Männer zu Simmern: Freilich soll die Obrigkeit ihr Schwert nicht umsonst tragen, und dem Gesetze muß sein Recht werden; doch aber können Roß' und Reisige dem Volke seine Herzensheilung nicht bringen, sondern allein das heilige Evangelium, durch den Glauben, den es wirkt und der in der Liebe seinen Odem und Pulsschlag hat. Man gab sich muthig die Hand zu einem Vereine helfender Christenliebe, die zwar überall, wo sittliche Schäden am Volksleben sich zeigten, zu helfen sich vornahm, aber vorzugsweise ihre Hände nach der verwahrlosten Jugend ausrecken wollte, überzeugt, da sei die schreiendste Noth und da liege des Uebels bitterste Wurzel.

Die verbundenen Männer dachten nun daheim, ein Jeder in seiner Gemeinde, dem nach, besprachen es mit Andern und siehe, der Herr gab Segen und Viele waren für die Sache. Im November selbigen Jahres wurde eine große Versammlung zu Simmern ausgeschrieben und von den Versammelten in Gottes Namen der Beschluß gefaßt, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder auf dem Hunsrücken zu gründen, und die Brüder und Nachbarn an dem Rheine, der

Mosel und der Nahe zur Theilnahme einzuladen, weil ja Abhänge desselben zu diesen Flüssen sich neigen und sie das Gebiet des Hunsrückens begrenzen und einschließen. Diese Einladung fand guten Boden und trieb also lebenskräftig ihre Wurzeln hinein, daß ihrer Viele sich dem Vereine mit Liebe anschlossen. Aber mit Worten allein, und seien sie auch die Träger treuester Gesinnung und Liebe, voll Licht und Herzenswärme, läßt sich kein Haus gründen zum Obdach Verlassener und zur Zufluchtsstätte Herumirrender, noch ein Tisch sich decken für Hungernde. Rath und That im Vereine, dann gewinnt eine gute Sache Leben und Bestehen. Darum ging der Rettungshaus-Verein frisch vom Rathen an's Thaten. Er wurde Eins, sein Unternehmen mit vorerst unverzinslichen Darlehen zu beginnen. Gesammelte Liebesgaben, so hoffte man freudig, würden diese Aktienschuld allmälig tilgen und weiter forthelfen. Gleich beim ersten Anlauf wurden dreihundert Thaler durch Aktien, jede zu fünf Thalern, aufgebracht. Diese Summe wuchs bis fast zu zweitausend Thalern. Jeder Inhaber einer Aktie, oder wer an Geld und Geldeswerth fünf Thaler einmal schenkte, oder wer sich zu einem jährlichen Beitrage von zehn Silbergroschen verpflichten würde, sollte stimmfähiges Mitglied des Vereins sein, der im Jahre zu wenigstens einer Generalversammlung sich vereinigen wollte. Man beschloß, an die Spitze des Vereins eine Commission von fünf Mitgliedern zu stellen, welche die Beschlüsse des Vereins auszuführen, überhaupt die Verwaltung des Ganzen in ihre Hand zu nehmen hätte.

Diese Commission sollte nun Landkauf und Hausbau zu Wege bringen. Da aber dies Geschäft weder allzurasch beschickt und ausgeführt werden konnte, noch auch übereilt werden durfte, und man doch die Flamme der ersten Liebe und den erwachten heiligen Eifer nicht zu lange hinhalten wollte und durfte, so wurde die Anstalt vorläufig in einer gemietheten Wohnung eröffnet. Diese bestand in einem kleinen Bauernhause zu Michelbach, einem Dörflein, ein und eine halbe Stunde von Simmern entfernt. Die „Hunsrücker Chronik", welche unterdessen als Monatsblatt des Vereines und

als ein Bote der Anſtalt an ſeine Glieder und Freunde zu erſcheinen begonnen hatte, flog um dieſe Zeit wie ein Lockvögelein über's Gebirge und in die Flußthäler, und lockte die Leute zur Ausſtattung der jungen Hauswirthſchaft und ſprach: „Sieh', die Thür iſt aufgethan in's Michelbacher Rettungshaus. Es ſieht aber nicht darnach aus, als ſollte bald Rauch aus dem Schornſteine gehen. Kein Mäuslein kommt wieder, wenn's einmal hinein geguckt hat: leere Kammer, leere Küche, leerer Keller, leere Ecken oben und unten! Und die Kinder, welche, will's Gott, noch vor dem erſten Schnee einziehen, bringen auch Nichts mit, ausgenommen — den Hunger und Durſt, Elend, Blöße, Armuth und allerhand Jämmerlichkeit. Darum muß die Liebe den Vortritt haben, den erſten Gang durch die offene Thüre, um uns die Nothdurft in's Haus hinein zu beſcheren, und dazu ſeid Ihr Alle eingeladen und herzlich gebeten.

„Es liegt und ſteht ja ſo Mancherlei in der Wirthſchaft, wenn's weg iſt, merkt's Niemand. Aber im leeren Haus füllt's feinen Platz auf's Beſte aus. Das bringt herbei: einen Korb Kartoffeln, einen Kappuskopf oder zwei, ein Seſter Erbſen oder Linſen, Gerſte, Korn, Hafer, Gelbrüben, Erdkohlrabi und dergleichen, auch Salz und Schmalz dazu.

„Und damit ſolches Alles auch kann auf's Feuer geſtellt werden, hat vielleicht ein Anderer einen alten Topf oder Tiegel, oder wie ſonſt das Kochgeſchirr heißt. Und ein Dritter hilft ſorgen, daß der Tiſch kann gedeckt werden und bringt einen Löffel hierzu, oder eine Gabel, oder ein Meſſer, oder eine Schüſſel und den Teller daneben.

„Vielleicht gibt's auch einen wackeren Schreiner, dem verſchlägt's nichts, daß er ſchlecht und recht ſo ein Möbel um Gottes willen zuſammenhobelt, wenn ein Anderer das Holz dazu ſtiftet.

„Ferner ſollen die Kinder auch in die Wolle hinein und in Schuhe und Strümpfe. Bringet nur her, was dahin einſchlägt, Altes und Neues, ſoviel entbehrt werden kann. Der ein Stück Leder, der ein Pfund Wolle, der ein Gebund Flachs, es darf aber auch ſchon geſponnen und gewebt, geſchuſtert und

geschneidert sein. Leinwand für Kleidung, Tisch und Bett ist sonderlich sehr von Nöthen. Und, daß ich's g'rad heraus sage, Ihr seinen Frauen und Fräulein in Stadt und Land, vielleicht gönnt Ihr auch dann und wann dem armen Rettungshaus und seinen viel ärmeren Bewohnern mit Nadel und Strickstrumpf und fleißiger Hand ein Stücklein, wenn Ihr gesellig beisammensitzt. Es kommt ja dem bitteren Elend zu gut und es sind allemal die köstlichsten Stunden, die von freundlicher, erbarmungsreicher Liebe ausgefüllt werden. Hier kann Hoch und Niedrig helfen mit Vielem und Wenigem. Es soll auch Keiner roth werden und zurück bleiben, wenn er auch nur Eines Kreuzers Werth abbringen kann, das gebende und liebende Herz ist die Hauptsache, das alles Ting, das in eine Armenhaushaltung, wie sie hier in Gang gebracht werden soll, hineinpaßt, ist eine Gift und Gabe, dafür wir Gott Dank sagen.

„So laßt denn dies Alles durch die Ohren in Euer Herz kommen und bringt's dar mit frommer Liebe!"

Das war nicht in den Wind geredet. Täglich kam Hausrath und Mundvorrath an. Und als bei der feierlichen Eröffnung der Anstalt, am 15. Oktober 1850, der Zug aus dem Gotteshaus des Kirchdorfes Michelbach hinaufging, wurde er von einem Wagen, mit den Liebesgaben zweier Nachbardörfer schwer beladen und von zwei stattlichen Pferden gezogen, beschlossen.

Der Hausvater, welcher im „Rauhen Hause" bei Hamburg zum Liebesdienst an den Kindern sich vorbereitet hatte, begann sein Amt mit zwei Kindern, und zwar Knaben. Der Eine, auf dem Hunsrück daheim, aber elternlos und schon vierzehn Jahre alt, war jahrelang, bald bettelnd, bald arbeitend, in der weiten Welt herumvagabundirt, bis in Frankreich hinein, und hatte in Scheunen und Ställen und hinter Hecken sein Nachtquartier; der Andere, von der Mosel zu Haus, war armer Leute Kind, zwar erst sieben Jahre alt, aber seine Eltern getrauten sich nicht mehr, seiner Wildheit und listigen Unart Herr zu werden. Die Kinderfamilie sollte im Michelbacher Hause, oder besser Häuslein, nicht

über sechs Knaben steigen. Aber bald wurde die junge Anstalt von Bittenden so angelaufen, daß sich der Vorstand, nach Prüfung und Zulassung der Allerdringendsten, nicht mehr erwehren konnte, die Zahl zu verdoppeln. Das war aber doch bei sorgfältigster Verwerthung des Raumes zu viel. Während der Winterzeit, da die Kinder aus Ungunst des Wetters oft allzulange im engen, niedrigen Zimmer und dumpfer Stubenluft eingesperrt blieben und bleiben mußten, wurden alle Hausgenossen, den Hausvater nicht ausgenommen, von einer sehr schmerzlichen und hartnäckigen Augenkrankheit heimgesucht, die erst in der Frühlingszeit, im frischen Waldesgrün, wieder heil ward.

Aber der Noth sollte vor Ablauf des zweiten Winters abgeholfen werden.

Die Anstalt hatte unterdeß eigenen Grund und Boden gewonnen, durch den Ankauf des Forstdistrictes Schmiedel, achtzig Morgen guten, anbaufähigen Landes für den niedrigen Preis von 1703 Thalern, welchen die Königliche Behörde wohlwollendst forderte. Alsobald wurde ein Viereck von zwanzig Morgen, oben am südwestlichen Ende und an einem vorüberführenden breiten Verbindungswege gelegen, zur einstweiligen Benutzung herausgemessen und das Uebrige zur Urbarmachung einstweilen und vorläufig verpachtet.

Nun bat und rief die Chronik: „Hört, Gott sei's gedankt, daß wir mit dem Bauen auf dem Schmiedel anfangen können. Drum, ihr lieben Hunsrücker, jetzt helft rathen und thaten, daß die Zimmerleute etwas Stämmiges unter die Art kriegen! Also frisch, ihr Gemeinden, die ihr zwischen euern grünen Wäldern wohnet, nun frisch daran! Ei, wie freut sich der Chronist, wenn er das nächste Mal aller Welt erzählen kann, so und so viel Holz haben meine getreuen Freunde und Nachbarn für das Rettungshaus übrig! —"

Das war wiederum nicht in den Wind gesprochen; denn nicht lange darnach lagen über achtzig kerngesunde und größtentheils schwere Eichstämme auf der Baustelle, welche die Dörfer umher geschenkt und selbst herzu gefahren hatten. Da schlug die Zimmermannsart lustig an. Sie hatte auch

die Hauptsache zu leisten, denn es sollte nicht ein Steinbau, sondern nach Hunsrücker Bauernregel ein Holzbau mit Fachwerk werden. —

Nun galt's, vom ersten Finkenschlag bis zum letzten Lerchenlied, tüchtig zu handiren; da gab's auf der Schmiedeler Baustelle ein rüstig Regen der Fuhrleute und Bauhandwerker, und nebenbei wieder wurden aus einer thonigen Masse, die sich auf dem Anstaltsgebiete selbst fand, die Lehmsteine zur Füllung des Fachwerks geformt. Viel Hülfe leisteten wiederum durch freiwilligen Hand- und Spanndienst die getreuen Nachbarsleute der nächstliegenden Ortschaften. Besonders aber nahm sich ein Bürger aus Simmern des Baues auf's Unverdrossenste und Geschickteste an, ein Anstaltsvater, der schon den Feldzug in Spanien mitgemacht hatte. Niemand kann mit mehr Eifer und Einsicht seiner eigenen Sache vorstehen, als er es für den Schmiedelbau that. Da sah man den alten Mann, mit den festen, markigen, ernsten, ja mürrischen Zügen, früh und spät, als ein unabgelöster Posten auf der Baustelle hin und her wandeln, trotz Wind und Wetter, Schnee und Sonnenhitze; Arbeiter und Handwerker fürchteten das ebenso kluge, als unbestechliche Auge des Alten; denn er überlegte und berechnete auch den letzten Nagel und den obersten Dachhaken.

Als nun 1851 das Birkenblatt sich zu vergolden begann und der Herbst vor der Thüre stand, war der Bau vollendet, das zweistöckige Wohnhaus, sechs und dreißig Fuß lang, dreißig Fuß breit und im rechten Winkel, an die Südwestseite fest angeschlossen, das Oekonomiegebäude, vierzig Fuß lang und dreißig Fuß tief. So wurde vor der Hausfronte ein vor dem Wetterschlag geschützter Hof gewonnen.

Auf Michelstag 1851 konnte die Anstaltsfamilie ihr Michelbacher Häuslein verlassen. Doch es war ihr, trotz seiner unbequemen Enge, lieb geworden, daß sie bei'm Auszug sich nicht der Thränen erwehren konnte. Auch die guten Nachbarn, Frauen, Männer und Kinder, kamen und weinten bei'm letzten Abschied, und brachten den Scheidenden allerlei Geschenke mit auf den Weg, denn sie hatten, wie oft, im

Häuslein drinnen mitgebetet und mitgesungen, und das hatte die Herzen zusammengefaßt und zur seligsten Gemeinschaft verbunden.

In geordnetem Zuge, hinter den hochbeladenen Wagen schritten die Kinder und der Hausvater. Zwischen den Wagen und der Kinderschaar wurden, das lebende Besitzthum der Anstalt, zwei mit Sträußen geschmückte Ziegen von einem Knaben geführt. So zogen die Auswanderer durch die Fluren dahin. Als sie die Schmiedeldächer sahen, ihre neue Heimath, grüßten sie mit lautem Jubel hinüber und sangen:

„Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleicher Maßen u. s. w."

Folgenden Tages, am 30. September, wurde das Weihefest gefeiert. Aus den umliegenden Ortschaften, und auch aus den fernen Thalgelanden, hatte sich eine große Versammlung eingefunden.

Es sang der Lehrer-Chor:

„Herz, steig' auf mit Lerchenschwingen,
Viel Lob und Preis dem Herrn zu singen,
Der uns das Werk vollendet hat.
Oft am Abend und am Morgen
Schlugst du in Bangen und in Sorgen —
Er hat geholfen früh und spat.
Viel Hände nah und weit
Hielt Er zum Bau bereit,
Unser Meister,
Und hat bestellt
In aller Welt
Die Hülf' aus Hämern, Wald und Feld."

Nach der Weiherede und Weihung übergab der Vorsitzende des Vereins dem Hausvater feierlich die Schlüssel und sprach: „Ziehet ein in Gottes Namen! Und so verschließe der Herr, wie er an der Arche Noah's gethan, Thür und Fenster an diesem Haus, daß der Welt Sündfluth ihm Nichts anhabe, und thue auf Thür und Fenster an diesem Hause, daß man sehe seines Friedens und seiner Gnade Bogen, vom Himmel herab über die Erde ausgespannt!"

Als nun der Hausvater zum Einzuge mit den Knaben sich erhob, sang und betete alles versammelte Volk:

„Ziehe ein mit deinen Gnaden,
Bewahr das Haus vor bösem Schaden.
Du, unser Gott, Herr Zebaoth!
Alle, die du ein willst führen,
Laß deine Näh' und Klarheit spüren,
Und speise sie mit deinem Brod.
All' Schutz von Oben stammt;
Führ' du das Wächteramt,
Jesus Christus!
„Geh' aus und ein,
„Mit Groß' und Klein'
Du sollst ihr Hirt' und Heiland sein!"

Jetzt zogen Vater und Kinder des Hauses ein und hielten einen Umgang durch alle Räume und reiheten sich zuletzt um den großen, runden Tisch der Wohnstube, welcher weiß gedeckt war, und drei bedeutsame Zeichen trug: eine aufgeschlagene Bibel, ein Näpfchen mit Salz und einen Laib Brod; denn das Wort Gottes ist das rechte Gewürz der Speisung und des Lebens. Hinter der Anstaltsfamilie durchzogen auch die Festgäste das geweihete Haus und besahen alle Räume und ihre Einrichtung und gewahrten mit Freuden, bei aller Armuth und Einfalt, allenthalben Licht, Luft und trauliche Ordnung.

Kaum war das Haus bewohnt, da gab's ordentlich einen Platzregen von Gesuchen um Aufnahme von Kindern aus allen Richtungen, daher der Wind wehen mag. Auch nicht der zehnte Theil konnte berücksichtigt werden, daher wurde nach zweien Jahren nicht nur ein zweites Häuslein gebaut, und am 22. März 1854 am Geburtstage des Prinzen Wilhelm, jetzigen Königs von Preußen, als „Wilhelmshaus" eingeweiht, sondern wieder nach dreien Jahren sogar das dritte Haus vollendet.

Dieses dritte Haus hat seine besondere Geschichte und Bedeutung. Es ist als ein Denkmal für den Pfälzer Kurfürsten, Friedrich III., gestiftet worden.

Die Geburtsstadt dieses Fürsten ist unser altes Simmern. Er war zunächst Pfalzgraf bei Rhein, Herzog zu Simmern, Graf zu Sponheim. Hiernach stieg er zu höhern Ehren und hieß: Kurfürst von der Pfalz. Durch seinen Erlaß

vom 16. Juli 1557 hatte er das Evangelische Bekenntniß in den vormals Sponheimischen Landen und einigen Theilen der alten Kurpfalz eingeführt.

Er ist der Vater des Heidelberger Katechismus und war lange Zeit der Schirmherr der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands, ein Fürst gleich ausgezeichnet durch ungeschminkte Demuth vor Gott, wie durch ritterlichen Muth vor den Menschen, vom Geiste Gottes erleuchtet und priesterlich gesalbt.

Als nun nach drei hundert Jahren der 16. Juli wieder herbei kam, verbanden sich fünf Kreissynoden des Rheinpreußischen Oberlandes, welche die meisten Sponheimischen und mehrere Kurpfälzische Ländergebiete umschlossen, in der und zu der reichgesegneten Erinnerung dieses hochwichtigen Tages, zu einem gemeinsamen Jubel- und Dankfest.

In Simmern, der erwählten Jubelstadt, begann die Feier schon am 15. Juli 1857 des Nachmittags. Es war ein seltenes Volksfest der evangelischen Kirche, gleich sehr ausgezeichnet durch Umfang, wie frommen, einmüthigen Geist. Es war Hochsommer, da die Sensen durch die Wiesengründe klingen, viel duftendes Heu des Einscheuerns harrt und auch die Kornfluren zur Ernte schon weiß werden. Das sind für den Bauersmann die rastlosesten Wochen des ganzen Jahres und die Unruhe erfaßt ihn schon, wenn sich ein Wölklein am Himmel zeigt, das Regen drohen könnte, oder wenn Etwas eintritt, durch das er auch nur Eine Stunde zu versäumen gezwungen ist. Aber dennoch ging jetzt der freie Entschluß durch alle Gemeinden, die Ernte auf Wiese und Flur am 16. Juli sabbathlich einzustellen. So zogen denn nun am frühen Morgen dieses festlichen Tages durch Thau und Kühle Schaaren um Schaaren von allen Seiten zu der grüngeschmückten Stadt herein — bei zwölf Tausend Menschen, und von Thurm zu Thurm herab klangen wechselnd Glockengeläute und Posaunenchöre. Weil die große, gothische Kirche der alten Herzogsstadt die Menge des Volkes nicht zur Hälfte fassen konnte, so hielten zugleich draußen auf grüner Wiese Tausende ihren Gottesdienst mit Gesang, Gebet und der Predigt des Wortes Gottes. Der andere Theil

des Festes wurde auf dem Schmiedel begangen. Er galt der Einweihung des Denkmals für den frommen Kurfürsten, welches ihm zu Ehren errichtet worden, nämlich des dritten Hauses auf dem Schmiedel, welches als „Friedrichshaus" den Namen des trefflichen Fürsten zu ehren bestimmt war, und als Theil der Anstalt die Bestimmung erhielt, arme, in dem evangelischen Bekenntniß bedrohte Kinder des Rheinlandes bis zu ihrer Confirmation aufzunehmen.

Diese Feier leitete der Herr ein mit Blitz und Donner und rauschendem Regen, der gerade um die Mittagszeit aus dunkeln Wetterwolken die sonnenheiße Luft abkühlte. Aber, als die Glocken wieder riefen, kam das festfrohe Volk in unabsehbarem Zuge und dieser endlose Zug wogte hinauf zu dem Schmiedel. Die Ersten waren schon längst dort angekommen, als die Letzten noch in der Stadt sich anrieheten.

Da stand, gegenüber dem Mutterhause und den Oekonomie-Gebäuden in freundlicher Nachbarschaft zum Wilhelms-Hause, das neue Friedrichshaus, festlich geschmückt mit grünem Laubwerk, und wie Brautschleier wehten die Fahnen vom Dach hernieder in den Preußischen, Alt-Pfälzischen, Vorder- und Hinter-Sponheimischen Farben. Vor dem Hause die Kanzel, wie eine Laube aus duftigem Gezweige von Tannen und Birken erbaut. Aber den schönen Triumphbogen, sonst ein Meisterstück Schmiedeler Baukunst, hatte der Wettersturm, der auf dem Schmiedel gern Hoflager hält, zerstückt und umgeworfen. Das große Viereck des Hofes zwischen den Häusern und weithin die offenen Felder und Wege waren dicht mit Menschen gefüllt. Aus den Häusern schallte der Lehrer-Chor, welcher den 23. Psalm sang: „Der Herr ist mein Hirte." Dann betrat der General-Superintendent der Rheinprovinz die Kanzel und weihete das Friedrichshaus dem Dreieinigen Gotte zu Dienst den Unmündigen. Er verkündigte das Schriftwort: Evang. Johannis, 14, 18: „Ich will Euch nicht Waisen lassen, ich komme zu Euch!" „Diese fröhliche Verheißung des Herrn, sprach er, auf welche einst der sterbende Kurfürst Friedrich tröstend seine weinende Umgebung hingewiesen, habe sich in der Reformation erfüllt

und erfüllt sich nun wieder für viele arme, von Gefahren bedrohete Kinder, welche dies Friedrichshaus aufzunehmen bestimmt sei. Komme aber Christus zu uns, so gezieme es uns, seinem Volke, ihm in Glauben und werkthätiger Liebe entgegen zu kommen." Nach der zweiten Predigt über jenes Wort, welches der Schmiedel in seinem Schilde führt: „Wahrlich, ich sage Euch, was Ihr gethan habt für Eins unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan," Matth. 26, Vers 43, erschallte tausendstimmig der Lobgesang: Nun danket alle Gott ꝛc. Die Wolken hatten sich unterdessen zu lichten begonnen, fröhliche Hörnermusik lud zur Wanderung nach der Festwiese ein. Das Volk zog in Schaaren den lockenden Klängen nach hinter die Gebäude, wo es „der Placken" heißt. Ein Zelt war ausgespannt und bot Erquickungen dar. Eine Rednerbühne stand gegenüber, an der anderen Seite des weiten Raumes. Von derselben herab redeten nacheinander der Männer Einige zu den Schaaren. Als sie noch redeten, da geschah es, daß die Sonne am Abendhimmel plötzlich durch das Gewölke blitzte und ein Regenbogen über der Kanzel sich wölbte, frisch glänzend in seinen sieben Farben. Und alle staunten über diese Festpredigt Gottes.

Jenseits, bei dem Gezelte, erklang die muntere Hörnermusik zu den Volksliedern der Festgenossen, am freudigsten zu dem Liede vom frommen Pfälzer Kurfürsten, welches aus der Festfreude frisch gewachsen war:

„In der Herzogsstadt zu Simmern
Wuchs ein edles Fürstenkind,
Dem viel helle Ritterwaffen
Zu dem Kampf gegeben sind.

„Glaubensschild an seiner Linken,
Der dem Licht des Wortes blinkt,
Und die vielen Feuerpfeile
Des ergrimmten Feind's verschlingt.

„Schwert des Geistes in der Rechten,
Das in kühner Ritterschaft
Auf dem Kampfplatz laut verkündet
Seinen Sieg und Heldenkraft.

„Auf dem Haupt den Helm des Heiles,
Weil er sollt' nach scharfem Streit
Süßen Friedens Botschaft bringen
Seinem Volk für ew'ge Zeit.

„Das ist Friederich der Dritte,
Kurfürst in der Pfalz am Rhein.
Der soll in dem Buch des Lebens
Ewig unvergessen sein!

„Kein Vasall mag seinem Kaiser
Treuer und ergeb'ner sein,
Als dem Herrn des Himmelreiches
Dieser Kurfürst von dem Rhein."

Also verklang das Fest auf Schmiedel mit dem Donner, der bei sinkender Sonne über das Gebirge dahinrollte.

Auch die neu hinzugekommenen Räume des Friedrichshauses waren bald mit Kindern gefüllt, und zu den Knaben kamen Schwesterlein. Es wurde eine Mädchenfamilie gegründet, welche, nachdem die Knaben in's Wilhelmshaus hinübergezogen waren, im Mutterhause ihren Wohnsitz hatte, wie's Recht ist; denn in demselben befindet sich die Wohnung der Hauseltern und die Küche für die ganze Anstalt. Da sollen die Mägdlein der Hausmutter fleißig zur Hand sein bei'm Kochen und Nähen, Waschen und Flicken und durch Dienst und Hülfe solche Frauenhandirung erlernen, als in einer Vorschule für den Mägdeberuf. Die Schul-, Bet- und Feststube befindet sich im Erdgeschoß des Friedrichshauses, welche groß genug ist, um alle Anstaltsgenossen, jetzt bei achtzig Seelen, und auch Gäste, die bei festlichen Tagen nie fehlen, zu fassen. Die Landwirthschaft auf Schmiedel war mit der Anstalt in's Weite gewachsen und aufgeblüht. Sie nahm nach und nach alles verpachtete Land selbst in Bau. Es hatte sich unter dem Pfluge als trefflicher Ackerboden entwickelt. Die Ställe füllten sich mit Kühen und einigen Gespann Ochsen. Da mehrten sich Garben und der Heustock, und es mußte die zweite Scheune gebaut werden.

Schon bald nach Vollendung des Mutterhauses war das oben erwähnte Backhäuslein mit der Waschküche gebaut worden, aus triftigen Gründen der Sparsamkeit. Man hatte vorher

alles Brod für die große Familie aus den Bäckerläden der fernen Stadt holen müssen. Jetzt kommt die gewonnene Zeit und der Handwerksprofit der Anstalt zu Gut. Bald kam auch das neue Backhaus nach. Sitte der Hunsrücker Dörfer, welche keine Kirche haben, ist es, ein Glöcklein auf das Backhaus zu hangen. Und das ist guter, frommer Brauch. Siehe, da schwebt es über der Stätte, von wannen das tägliche Brod kommt, als ein Psalm in Erz, das uralte heilige Tischgebet vor jedem Imbiß in die Herzen hinein zu läuten: „Aller Augen warten auf dich Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit und sättigest Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen." Dazu läßt es seine helle Stimme erschallen; ruft zum Beten und Arbeiten und verkündet den Wechsel der Stunden. Vor der Waschküche steht in nützlicher Nähe der nothwendig gewordene zweite Brunnen oder Schmidtborn genannt, zu Ehren einer großen Wohlthäterin der Anstalt, welche ihn gestiftet hat und außerdem noch manche reiche Gabe geschenkt hat und schenkt und deren Name, der Anstalt theuer und werth, in dieser Weise immer neu in ihrem dankbaren Andenken bleibt und fortgeerbt wird auf künftige Geschlechter zu Dank und Ehre.

Wie ist die Anstalt zu all' diesem Besitzthum gekommen, welches wahrlich, wie ein Wunder, vor unsern Augen dasteht? Wir sagen in Summa: Durch Gottes große Barmherzigkeit, welcher der Menschen Herzen lenket, wie Wasserbäche! Es ist zuvor bei der Gründung und bei dem Bauen erzählt worden, wie die Theilnahme an der Anstalt vom Gebirge bis in die nachbarlichen Thäler sich ausbreitete; wie das erste Geld durch Actien herbeikam; wie durch fleißigen Hand- und Spanndienst die Arbeiten wesentlich unterstützt und durch Darreichung von Baumaterial, Hausgeräthe und Mundvorrath die baaren Auslagen sehr gemindert wurden. Und weil nun die Anstalt nicht bloß Kinder aus den ihr zunächst verbundenen nachbarlichen Kreisen, sondern aus allen Gegenden des Rheinlandes aufnahm, und also zur provinziellen Bedeutung sich entwickelte, wozu die Bestimmung des Friedrichshauses nicht wenig beiträgt, so wurde ihr von der höhern

kirchlichen und staatlichen Behörde die Erlaubniß ertheilt, in der ganzen Rheinprovinz Liebesgaben zu erbitten, sowohl durch Kirchenkollekten, als durch Hauskollekten, und diese Quellen fließen seitdem reichlich. Auch fanden einige Male Verloosungen Statt, deren Gegenstände größtentheils mildthätige Frauenhände gefertigt und gespendet hatten, und die der Anstalt 500 Thlr. einbrachten. Und wie denn die Liebe erfinderisch ist, so geschieht es bisweilen, daß streitende Parteien zu Gunsten der Schmiedelkasse Frieden schließen. Daneben haben Freunde der Anstalt Sammelbüchsen in ihren Häusern, da hinein sie in festlichen Stunden Samaritergroschen gleiten lassen. So thaut, träufelt und regnet der Segen Gottes, durch welchen die Anstalt aus großer Armuth, aus vielen Bedrängnissen und schweren Sorgen zur Blüthe gekommen ist. Die Sorgen und Bedürfnisse aber erneuen sich jeden Tag; aber die Hoffnung der Anstalt steht bei dem Herrn, der einst seine Jünger, als sie kleinmüthig werden wollten, fragte: Habt Ihr je Mangel gehabt? Und sie antworteten: Herr, nie keinen! Die Aufgabe der Anstalt ist wahrlich eine recht schwere. Wenn schon in wohlgeordneten Häusern, da auf Gottesfurcht und fromme Sitte gehalten wird, die Erziehung der Kinder den Eltern die meisten Sorgen macht, und ein ununterbrochenes Aufmerken und treues Handanlegen fordert, wie außerordentlich viel sorgen- und dornenvoller ist die Erziehung dieser Anstaltskinder, welche vom achten bis zum dreizehnten Lebensjahre, und nur ausnahmsweise früher oder später hier aufgenommen werden! —

Sie kommen von der Landstraße, hinter Hecken und Zäunen her, aus dem Bettlerleben, aus zerrütteten häuslichen Verhältnissen. Ihrer Viele sind mit unaussprechlicher Unreinlichkeit Tages und Nachts so verwachsen, daß sie an ihrer Gesundheit frißt. Wie lang und sauer ist die Mühe, bis es auch nur am Leibe sauber und ordentlich wird! Aber nicht Wenige sind an Heimtücke, List und Lüge, an Herzensverderbtheit weit über ihre Jahre hinaus zum Mannesalter der Bosheit herangereift! Da müssen die durch das vorhergegangene Vagabundenleben verschütteten Wege in Herz und

Gewiſſen erſt wieder geſucht und gebahnt werden. Hundertmal ſcheint alle Arbeit der Zucht vergebens — und doch muß die Geduld der Liebe aushalten, immer wieder Hand anlegen und hoffen, daß eines Tages dennoch das Licht in ſolcher Dunkelheit durchbreche. Bei allen Ankömmlingen iſt von Schulkenntniſſen ſpottwenig zu reden. Ihr Sinn ſteht nicht auf's Lernen, was ihnen auch meiſt ſehr ſauer ankommt, denn die Gedanken ſind ungeübt, ſtumpf und flatterhaft. Auch die Aelteſten müſſen erſt von Vornen mit dem A B C anfangen.

Außer dem wackern Hausvater, der vordem auf einem Hunsrücker Dörflein Schulmeiſter geweſen iſt, hat die Anſtalt noch einen treuen, umſichtigen Lehrer und einen früheren Zögling, der zum Schulamte ſich vorbereitet; auch ſind noch einige Brüder zur Hülfe und Aufſicht vorhanden. Dieſe Alle arbeiten Hand in Hand in Erziehung und Unterricht. Dazu iſt das Amt der Hausmutter für alle Kinder, und für die Mädchenfamilie ganz beſonders, von großer Wichtigkeit. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß ſelbſt der Ackerknecht und die Hausmagd als Vorbilder der Gottesfurcht, der Treue und des frommen Fleißes in der Erziehung mithelfen müſſen.

Durch die Hausordnung, welche die einer chriſtlichen, gottesfürchtigen Bauernfamilie iſt, wird Beten und Arbeiten, himmliſcher und irdiſcher Beruf in den rechten Einklang gebracht. Die Tagwerke beginnen und enden mit gemeinſamer Andacht. Im Sommer wird Morgens um fünf, im Winter um ſechs Uhr aufgeſtanden. Dann ruft das Glöcklein die Schläfer wach. Jede Familie betet noch in ihrer Schlafſtätte, an ihren Bettlein ſtehend, mit dem ſie beaufſichtigenden Bruder den Morgenſegen. Nachdem Jedes ſein Bettlein ordentlich gemacht, geht's an's Waſchen und völlige Ankleiden, und wenn ſie darnach auf ihren Wohnſtuben in ihren Büchern, Schreibheften und Tafeln nach dem Golde der Morgenſtunde geſucht bis gegen 8½ Uhr, ruft das Glöcklein allzumal in den Schul- und Betſaal. Alſobald ſieht man die verſchiedenen Familien, je von ihren Pflegern geführt, in ſtillem Gange, aus dem Hauſe, über den Hof,

dem Friedrichshause zuschreiten, wo gesungen, gebetet und ein Kapitel aus der Bibel andächtig angehört wird.

Nun folgt das Frühstück und das öffentliche Tagewerk, welches mit dem Schulunterrichte beginnt. Nach dem Schulunterrichte breitet sich das Völklein aus über Garten, Wiesen und Aecker, in Haus, Stall und Scheunen, einzeln oder truppweise; Jedes findet seine gewiesene Arbeit, und an allen Enden erschallt Gesang und fröhliches Rufen; dazwischen fallen die Ruhepunkte zum Verschnaufen, Spielen, Turnen und Exerziren, und dann die Mittagsmahlzeit um 12 Uhr. Um 6 Uhr läutet das Feierabendglöcklein, welches Erlaubniß ertheilt, die folgenden Stunden ganz nach Herzenslust zu verwenden. Nach dem Abendessen, welches um 8 Uhr Statt findet, wird gemeinsame Andacht im Betsaale gehalten, und um 9 Uhr gehen die Kinder zur Ruhe und der Abendsegen auf den Schlafsälen, je an den Bettlein ist das Letzte.

Das Erwerben, Besitzen und Erhalten sind edle Künste, die nicht Jedermann versteht, aber deren Mißachtung und Versäumniß schon Manchen an den Bettelstab herunter gebracht hat, deren getreue, unverdrossene Uebung schon Manchem aus bitterster Armuth zu Nahrung, Kleidung, Haus und Hof empor half. Darum wird es auf dem Schmiedel für ein wichtiges Stück der Erziehung gehalten, die Kinder, und diese haben's vor Allem nöthig, in dieser hochwichtigen Kunst zu üben. Ein Jedes besitzt seine Sparbüchse, und bekommt, wenn es fleißig und folgsam war, täglich einen Pfennig Löhnung hinein. Dieselbe hat aber auch noch außerordentliche Zuflüsse. Die Kinder haben nämlich allerlei feine Papier- und Papparbeit anzufertigen gelernt; besonders verstehen sie es, bunte Sterne, Kreuze und andere Figuren zu flechten und auch kleine Bilder mit Goldborte und Glas einzurahmen. Wenn nun ein Fest auf Schmiedel ist, so liegen diese Sächelchen, sauberlich geordnet, auf einem Tische ausgekramt und die kleinen Fabrikanten sitzen dahinter und sind voll Erwartung, was die Gäste, die vor dem Tische stehen, sich wählen. Der Erlös wandert dann in jedes Einzelnen Sparkasse. Die Glücklichsten haben das Ersparte schon auf einige Thaler

gebracht. Sie ſind, unter der Aufſicht des Hausvaters, freie Verwalter ihres Vermögens. Zur Miſſion oder Liebeswerken ſteuern ſie faſt ohne Ausnahme, gern. Eine große Freude macht es ihnen, mit dem ſelbſtverdienten Gelde ihre Briefe an ihre Angehörigen zu frankiren. Wer durch Unvorſichtigkeit oder Muthwillen Schaden angerichtet, muß ihn aus ſeiner Sparbüchſe erſetzen. Das drückt ſie bitter, aber es bewährt ſich als eine vortreffliche Zucht. Auch hat jedes Kind ſein eignes Gärtlein, und darf es nach Herzensluſt beſtellen. Dieſe Gartenwirthſchaft iſt höchſt originell und bedeutſam. Sie iſt, wie ein aufgeſchlagenes Tagebuch, das, wider Wiſſen und Willen, auf's Unzweideutigſte die Sinnesart und die Gedanken des Herzens offenbart. Das in Unkraut verkommene Beet des Rohen und Trägen iſt ebenſo ein Zeugniß, wie das wohlgeordnete und ſaubere für den Fleißigen und Ordentlichen; das mit Erbſen, Bohnen, Kohl, Gelberüben und Kartoffeln überfüllte bekundet den waidlichen Eſſer; das friſche Blumenbeet des ſinnigen Gärtners das ſanfte Gemüth. Da, was ein Dörnlein werden will, ſich frühe ſpitzt, ſo haben Hausvater und Helfer ein wachſames Auge auf die Neigungen und Anlagen der Kinder. Die Anſtalt hat ihre eigene Schuſterei und Schneiderei, in denen die Jungen ab und zu Handlangerdienſte thun. Da zeigt es ſich bald, welche mehr zum Handwerke oder zum Ackerbaue ſich eignen. Die Schule wiegt und wägt die geiſtige Begabung. Nach der Confirmation kommt die Stunde der Entſcheidung. Es ſind bereits Schuſter und Schneider, Arbeiter in Erz und Eiſen, Zimmerleute und Ackerknechte aus der Anſtalt hervorgegangen. Jetzt kommt auch ein Schulamts-Aſpirant.

Freilich richten die Buben manchen hitzigen Zweikampf an, ſchaaren ſich wohl auch, als Freund und Feind haufenweiſe gegeneinander. Der Hausvater ſtiftet nur im Falle der Noth und drohender Ausartung Frieden; ſonſt ſieht er's und überſieht's wohl auch und freut ſich, wenn's in allen Ehren geſunde Puffe ſetzt; denn das Alles hindert nicht im Geringſten die gute Kameradſchaft, welche meiſt unter dem jungen Völkchen ſich anſpinnt. So war's rührend, als der

kleine Ludwig vom Schmiedel hinweg und mit seinem Vater nach Amerika sollte. Der muntere, freundliche, sanftmüthige Junge war seinen Gesellen an's Herz gewachsen. Als der Abschied kam, weinten sie alle bitterlich, drängten sich herzu und Jeder wollte ihm Liebes erweisen; der Eine brachte ein Bildchen, der Andere ein Büchlein, der Dritte einen vielfarbigen Stern, aus Papier geflochten. Einer aber, und das machte dem kleinen Auswanderer und Seefahrer, der noch nicht lesen konnte, große Freude, half ihm den Bibelspruch einstudiren: „Halt im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten."

Auf die Neuaufgenommenen übt die Anstaltsordnung, so unerbittlich fest in ihrer Stetigkeit, eine zwingende Gewalt aus. Die Meisten lassen schon bald das trotzige Sträuben und bekommen das Gepräge — wenigstens der äußerlichen Zucht. Bis sie sich auf dem Schmiedel daheim fühlen, bis sie zur Herzensfröhlichkeit hindurch gedrungen sind, das dauert schon länger, und ist meist erst die Frucht gemeinsamer Festfreuden. Drum werden auf dem Schmiedel die Feste, als wichtige Gehülfen der Erziehung wohlgepflegt und geschmückt. Die Gedenktage der Anstalt, die Ehren- und Freudentage des Vaterlandes werden mit Gesang, Spiel, Erzählen und Festspeise gefeiert und, wo möglich mit Spaziergängen durch Wald und Flur zu besonders befreundeten Dörfern. Von solch einem Spaziergange brachten sie einst eine süße, vielwerthe Beute mit heim, nämlich einen Bienenstock, welcher der Anstalt von zweien Freunden, die einen gemeinsamen Bienenstand hatten, geschenkt worden war. Da das am 15. Oktober, am Geburtstage weiland ihres lieben Königs geschah, so nannten sie das Geschenk: „die Königsbienen." Von der Zeit ab summen Bienlein über das Anstaltsgebiet, und einen solchen vaterländischen Ursprung hat der Schmiedeler Bienenstand.

Das Fest der Feste, das Einflußreichste für die ganze Kinderschaar, ist das Weihnachtsfest. Dann ist im Betsaale eine jede Familie um ihren Christbaum geschaart, und auf den reichbeladenen Tischen sucht und findet ein Jedes seine

Gaben. Die Augen leuchten und die Stimmen jauchzen vor Lust. Auch haben dann viele Gäste durch Schnee und Nacht den Weg überwunden, stehen und staunen über die Klarheit des Herrn, welche über Allen ausgebreitet ist. Wenn die Seelen ruhiger geworden, liest der Hausvater die heilige Weihnachtsgeschichte und der Direktor der Anstalt hält eine Ansprache, und das Hohelied der himmlischen Heerschaaren tönt aus dem sanften Klang der Orgel und aus dem Gesange der Versammlung. Die Orgel selbst ist ein köstlich Weihnachtsgeschenk der großen Wohlthäterin, deren Namen in dem des Brunnens nachklingt, und eines heimgegangenen Freundes der Anstalt. Die Kinder, welche Weihnachten auf dem Schmiedel gefeiert haben, verlangen nicht mehr weg und finden von da an hier ihre Heimath.

Die Zöglinge des Friedrichshauses kommen aus andern Verhältnissen und in anderer Absicht, als die übrigen Anstaltskinder. Sie bleiben genau von diesen unterschieden und gesondert; haben ihre eigene Wirthschaft, Kost, und zumeist auch weitergehenden Unterricht. — Nach der Confirmation werden die Kinder vom Schmiedel entlassen, und ihrem zukünftigen Berufe entgegengeführt, als Lehrlinge oder als Knechte und Mägde. Es ist, wenn man die Zukunft der Kinder erwägt, ein sehr günstiges Zeugniß für den Unterricht auf Schmiedel, daß die Meisten das Maaß der Schulbildung der gewöhnlichen Elementarschule erfüllen, an Religionskenntnissen es aber nicht selten sehr übertreffen. Und es ist eine Auszeichnung vor vielen Anstalten, daß die Kinder hier in ihrer Haltung frisch, ungeschminkt, naturwüchsig und in ihrer bäuerlichen Einfalt bleiben. Den Entlassenen bleibt der Schmiedel Heimath und Vaterhaus, und der Hausvater auch mit den Fernen im Verkehre, und wer von ihnen kann, wandert zu Pfingsten hinauf. Sie bringen viel Sehnsucht und Heimweh mit. Alle werden mit Freuden empfangen und aufgenommen, und kehren, im Herzen erquickt, wieder zu ihrem Berufe zurück. Von ihnen haben Einige, der Anstalt zur Ehre, alle Erwartungen übertroffen; aber auch Andere die Hoffnungen, welche die Anstalt hegen zu dürfen

glaubte, nicht erfüllt. Man darf zu Gott hoffen, daß mancher gute Samen im Stillen keimt und der Tag seines Hervorbrechens noch komme. Der Erstling der Anstalt ist ihr treuester Sohn und nun der Gehülfen Einer, an dem sie ihre Lust sieht.

Diese Arbeit an den Kindern und diese Frucht der Arbeit ist mit Nichten die einzige Bedeutung der Anstalt, sondern von ihr aus geht ein reicher Segen auf die Gemeinden rings umher. Sie ist ihnen eine Predigerin der Barmherzigkeit, der christlichen Zucht des Familienlebens. Oft sieht man an Sonntagsnachmittagen Gäste in blauen Kitteln und dunkelm Mieder aus den Dörfern zum Schmiedel hinaufwandern. Daß sie getreu ihr eigenes Bauer-Wesen dort sehen, nur heller, reiner, weil in der Verklärung christlicher Hausordnung, das macht ihnen die Anstalt so gar lieb, heimisch und verständlich. Und sie tragen's im Herzen mit heim und wenden's an.

Dieses Alles ist lautere Wahrheit. Der Erzähler hat's selbst erlebt. Erst neulich in den Sommertagen war er wieder dort oben auf dem Schmiedel. Da stand er lange und ließ die Blicke in die weite, sonnige Landschaft gehen. Zu Füßen links im Vordergrunde Ohlweiler, das Kirchdorf der Anstalt, dann die Thürme des alten Simmern, und grad hinaus die Dörfer über die Fluren zerstreut, und zwischen Wäldern versteckt, und im Hintergrunde umzieht der große Soon-Wald das weite und große Gesichtsfeld mit einem hohen und dunkeln Bergrahmen. Nachdem er lange geschaut, durchstreifte er kreuz und quer mit seinem lieben Freunde, dem Direktor der Anstalt, das Gebiet derselben, durch's hohe, blühende Gras, zwischen den Korn- und Weizenfeldern, wo die hohen Aehrenhalme Wellen schlugen im spielenden Ostwind. Der rothe Klee gab süßen Duft; die Kartoffeln auf ihren Aeckern standen kräftig dunkelgrün in Reih' und Glied. Das kleine Anstalts-Volk war über das Gebiet zur Arbeit vertheilt; hier Mädchen, die ein Möhrenfeld vom Unkraut reinigten, dort ein Trupp Knaben, die einen Wagen gemäheten Klee luden; dort wieder Andere

mit Kärſten auf den Kartoffelfeldern und dann wieder Mädchen, die in Körben Gemüſe zur Küche trugen. Vor unſern Füßen flogen Lerchen auf, in dem Sonnenſtrahl, und wetteiferten mit den Kinderſtimmen, die fern und nah laut wurden. Im Garten beſchloſſen wir unſere Wanderung. Die Schmiedelbienlein ſummten in der Abendſonne zu ihren Körben heim. Vor der Scheune hielten die Buben mit ihrem Wagen Klee, und aus dem Stalle brüllten die Kühe nach Futter.

So iſt nun der Schmiedel durch Gottes Hülfe ein Land geworden, da Milch und Honig fleußt, da man ſchmecket und fühlet, wie freundlich der Herr iſt.

Rechtsab von dem Gelände, tief unten auf der ſtillſten Stelle des Gutes hatte mir der Freund den Schmiedler Friedhof gezeigt. Rundum grünt die Weißdornhecke, aber drinnen iſt noch kein Grabhügel. Eine ſeltene Bewahrung der großen Kinderſchaar in zehn Jahren, und ein Zeichen für die geſunde Lage des Schmiedels, für die Geſundheit der Häuſer, für die naturgemäße Ernährung und Behandlung der Kinder, die doch gewiß manchmal verkommen und elend hierhergebracht wurden. Item, die Farbe der Schmiedeler Geſichter iſt roth und wetterfriſch und die Hunsrücker Luft eine kerngeſunde.

Als der Erzähler wegging, ſandte das Abendglöcklein vom Schmiedel friedliche Grüße nach, und aus dem offenen Fenſter des Betſaales drang der Orgel kräftiger Klang weither noch zum Ohre und zur Seele, und es war der Choral: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren.“ Die beiden Heimwärtswandernden ſtimmten, wenn auch dem äußerlichen Ohre nicht vernehmbar, freudig ein in das Lob des Herrn, zu dem die Schmiedelanſtalt in ihrem ſegensreichen Gedeihen mächtig und unwillkührlich die Seele hinreißt, wenn auch keine Orgel in die abendliche Landſchaft hinausklänge und riefe: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehre!

15. Ein tapferes Mädchen.

Vierzehn Tage war ich in München geblieben, um die Kunstschätze und Herrlichkeiten dieser Stadt, die daran so reich ist, mir anzusehen, und mit mir ein lieber, alter Freund. Am Abende des letzten dieser vierzehn Tage gestanden wir uns Beide, daß wir von alle dem Schönen und Herrlichen, was wir fast in einem Zuge geschaut, herzlich müde seien und Sehnsucht im Herzen trügen, Gottes schöne Welt in Berg und Thal, in Fluß und Wald einmal wieder zu sehen, deren Anblick nie ermüdet. Fort denn, hieß es einmüthig, in Gottes Namen! Und nach Stahrenberg an den schönen, blauen See, in den die mächtige, schneebedeckte Sanct Benedictenwand hineinschaut, wie in sein größeres Ebenbild, den Zürichsee, die mächtigen, riesigen Berge Glärnisch, Dödi und ihre schneegekrönten Gesellen droben in der Schweiz. Nach Stahrenberg, sag' ich, ging's, und über Seeshaupt in die Bayerischen Hochgebirge und Alpen, wo wir bald wieder frisch und fröhlich wurden.

In Partenkirchen weilten wir einen schönen Tag.

Da war denn im Posthause eine bunte Gesellschaft aus Ost, Süd, West und Norden zusammengewürfelt und am Abende, wo wir nach dem Mahle heiter bei einander saßen, kam die Rede, wie es eben sich so wunderbar macht, auf

allerlei Dinge und Geschichten, so hier auf weiblichen Muth in Noth und Gefahr. Da konnte ich auch mitreden und ein Stücklein von meiner mütterlichen Großmutter, der Hofkammerräthin Wolf, geborene Keller, erzählen, das ich hier als Vorläufer der Geschichte, welche obigen Titel rechtfertigt, mittheilen will.

Meine Großmutter reiste mit meiner Mutter, damals ein Kind von eilf Jahren, nach Neuwied, zu ihren Verwandten. Mein Großvater war Herzoglich Würtembergischer Hofkammerrath und es war im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo es im schönen Württemberg nicht nur nicht sonderlich geheuer vor Spitzbuben war, sondern Raubanfälle und Mordthaten hin und wieder vorkamen, welche auf eine weitverzweigte Räuberbande zu schließen berechtigten. Die Polizei war ziemlich lendenlahm, die Räuber pfiffig und die schwäbische Alp ein Land, wo man ihnen nur schwer an's Kamisol kommen konnte, und wo eben der berüchtigste Schauplatz ihrer verruchten Thätigkeit war.

Durch dies waldreiche Gebiet führte der Weg meiner Großmutter, der es dabei nicht eben sehr geheuer war. Sie fuhr in einer leichten Halb-Chaise, die zurückgelegt war und hatte, weil dort gar mancher Koffer hinten abgeschnitten worden war, den Ihrigen auf dem Vordersitze festgebunden. Der Kutscher war ein treuer, kluger und zuverlässiger Mensch. Die Alp mit ihren Bergen und Wäldern lag bereits nahezu hinter ihnen. Das Land begann sich zu senken; aber noch lag ein stundenlanger Hochwald zwischen der Stelle, wo sie sich befanden und dem großen Dorfe, wo sie rasten, vielleicht die Nacht zubringen wollten. Auf dem Walde lag eine brütende, ermattende Julihitze. Alles Leben schien erstorben und auch meine Großmutter fühlte den lähmenden Einfluß dieser Tageshitze, welche auf den nickenden Kutscher schon wirkte.

Aber die Gefahrlichkeit der Gegend scheuchte die Ermattung und zu dem Kutscher sagte sie: Jakob, die Augen auf und wacker, wir sind in einem schlimmen Walde!

Thut Nichts, erwiederte er. Wir sind ungefahrdet durch noch übler berüchtigte Gegenden der Alp gefahren und sind

ihrem Ende nahe. Es wird Alles gut gehen, Sie werden's sehen!

Er gab den Pferden die Schmicke zu kosten; sie liefen eine Weile, dann gaben auch sie der allgemeinen Ermattung Raum und schlenderten wieder.

Jetzt bog der Weg bei einer Ecke rasch um und grade in der Spitze dieser Ecke stand eine mächtige, uralte Eiche und unter dieser lag, staubbedeckt und sichtlich erschöpft, ein alter Jude. Es war ein kleines, schmächtiges Männchen, das seine Siebzig auf dem Rücken zu tragen schien. Neben ihm saß ein Jüngelchen von etwa zwölf bis vierzehn Jahren, ebenso staubbedeckt und erschöpft, wie sein Vater. Neben dem Alten lag ein Sack, der schwer zu sein schien.

Als sie nahe kamen, stand das alte Männchen auf, grüßte höflich und rief: Ach, Madamchen, erbarmen Sie sich zweier armen Leute, die heute schon weit gewandert sind!

Meine Großmutter griff in die Tasche, um dem armen Manne, dessen Kleidung sehr dürftig war, eine Gabe der Barmherzigkeit zu reichen.

Ach, sagte der alte Mann, nicht darum wollte ich bitten, sondern um die Barmherzigkeit, daß Sie uns, meinem armen, todtmüden Jüngelchen und mir gestatten, uns auf das leere Kofferbrett zu setzen und bis zum nächsten Dorfe mitzufahren. Der Weg ist abfällig, ihre Pferde sind gut und wir alle Zweie nicht schwer!

Die weibliche Milde und Barmherzigkeit machte der Bitte geneigt; auch der erfahrene Kutscher wandte nichts ein und hegte keinerlei Bedenken. Also hielt er an und der alte Jude half dem Jüngelchen hinauf und schwang sich dann selbst auf den leeren Sitz oder Standort des Koffers mit einer Gewandtheit und Schnellkraft, die, wenn sie meine Großmutter hätte sehen können, ihr wahrscheinlich Bedenken verursacht hätte. So aber geschah Beides nicht und die leichte Kalesche rollte, um nur Weniges schwerer, fort.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß in der Regel gute Gedanken auch lendenlahm sind und hinten nach kommen. Meine Großmutter hatte zu Hause gehört, und man sprach

in ganz Württemberg von dem Räuberunwesen, daß ein höchst gewandter Jude die Seele der Bande sei, dessen man darum nicht habhaft werden könne, weil er, wie ein guter Schauspieler, verstehe, sich merkwürdig zu ver- und entstellen, und namentlich darin ein Meister sei, sich, der noch in den besten Jahren stehe, in einen Greis zu verwandeln, den man wenigstens für einen Siebziger halte.

Sie waren schon eine ansehnliche Strecke gefahren, als dieser Gedanke durch die Seele meiner Großmutter wie ein Blitz fuhr: Wenn der alte Jude jener Räuber und Mörder wäre?

Sie erhob sich langsam und leise von ihrem Sitze und blickte, unbemerkt von den Hintenaufsitzenden, welche ihr den Rücken wandten, auf sie herab.

Wer aber konnte ihr Entsetzen beschreiben, als sie eben

sah, wie der scheinbar alte Jude eine Pistole in der Hand hielt und aus einem blechenen Pulvergefäße frisches Pulver auf die Zündpfanne goß! —

Rasch wendet sich die entschlossene Frau zum Kutscher, flüstert diesem das Nothwendige in's Ohr und stämmt sich dann mit der Brust wider das zurückgelegte Deck der Kalesche, wodurch ihre beiden Arme frei wurden und — indem sie dem harrenden Kutscher ein Zeichen gibt, stößt sie mit beiden Händen und solcher Gewalt wider die Hinterköpfe des Juden und des Knaben, daß Beide mit dem Gesichte nach der Erde stürzen, eines solchen Angriffs nicht im Mindesten gewärtig. Zugleich gibt der Kutscher den Pferden die Peitsche zu fühlen; aber wenn auch dies nicht geschehen wäre, so würde die losgegangene Pistole des Juden und beider Schreckensgeschrei die Pferde wild gemacht haben, daß sie nun, wie rasend, im Galoppe davon flogen.

Noch einmal blickt die tapfere Frau zurück und sieht, wie der Jude aufspringt und zugleich aus dem Walde noch ein Mann sichtbar wird, der, wahrscheinlich auf den Schuß des Juden wartend, hervorgekommen war, ihr eine Büchsenkugel nachsendet, die jedoch durch den errungenen Vorsprung wirkungslos bleiben mußte.

Es war ein Glück, daß, da der geübte Kutscher den Pferden völlig die Zügel schießen lassen mußte, der Weg gut war, auf dem sie fortstürmten. Erst im Angesichte des Dorfes blieben die Pferde völlig erschöpft und athemlos stehen, bedeckt mit Schaum, der die Rappen völlig in Schimmel verwandelte. Die Gefahr war vorüber.

Meine Großmutter stieg aus und eilte in das Dorf, um sogleich bei dem Schultheiße die nothwendige Anzeige zu machen.

Als sie dem erstaunten Manne den Vorgang erzählte, schlug dieser die Hände zusammen und rief aus: Da können Sie Gott für Ihre Rettung danken; denn dieser Mensch ist, ohne allen Zweifel, das Haupt der Räuber- und Raubmörder-Bande gewesen, dem Sie sonst nicht würden entronnen sein! Er hat bereits fünf Mordthaten auf seinem Gewissen! —

Dabei ließ es jedoch der entschiedene Mann nicht bewenden, sondern ließ die Sturmglocke ziehen und durchstreifte mit der Gemeinde den Wald, um nach den Verbrechern zu fahnden.

Das Ergebniß dieses Zuges wartete jedoch meine tapfere Großmutter nicht ab, sondern fuhr, nachdem die Pferde sich erholt hatten, noch diesen Abend nach der Oberamtsstadt, wo sie ihre Anzeige erneuerte. Soviel sie später erfuhr, hatte man an der entscheidenden Stelle Blutspuren gefunden, die jedoch auf eine schwere Verletzung der Herabgestürzten nicht zu schließen gestatteten und ihnen die Möglichkeit gelassen haben mußten, sich rechtzeitig in sichern Hinterhalt zu begeben. Man fand sie nicht; allein, als der Arm der Gerechtigkeit sie dennoch einige Zeit nachher faßte und unter den Beschuldigungen auch dieser Fall vorkam, gestand der Anführer mit einem schweren Fluche für die beherzte Frau, die Wahrheit ein. Er verfiel dem Strange. —

Diese Thatsache erzählte ich damals der Gesellschaft an der Abendtafel des Posthalters in Partenkirchen und der selbst schon alte Enkel freute sich der Anerkenntniß des Muthes und der Besonnenheit seiner Großmutter, die schon längst aus der Reihe der Lebenden geschieden war, als er mit einem Angstschrei das Licht dieser Welt begrüßte.

Noch eine kleine Weile drehte sich das Gespräch, zur stolzen Freude einer anwesenden, vornehm blassen Berlinerin, um das, was diese Mittheilung hervorgerufen, als der dicke und stämmige Posthalter mit neuen schäumenden Seideln des köstlichsten Münchner Bockbiers, das wir zur Zeit der zweiten Ausschenkung dieses köstlichen Trankes, um das Frohnleichnahmsfest, in München nicht besser getrunken, hereintrat und froh, daß kein Zweiter mit einer Erzählung ihm in den Weg getreten war, schon in der Thüre ausrief: Wenn Sie's nicht übelnehmen, meine Herrschaften, so will ich Ihnen aus meiner Lehzeit eine Begebenheit mittheilen, die einem oberbayerischen Mädchen sicherlich den Rang unter den Tapfern ihres Geschlechtes sichert.

Dies wurde mit allgemeiner Zustimmung angenommen. Er setzte sich behaglich an den Tisch, that einen tiefen,

markigen Zug aus seinem eigenen Seidel, das er nicht vergessen hatte, und hob in seiner oberbayerischen Mundart, die ich leider nicht fließend wieder zu geben im Stande bin, also zu berichten an: Es war nicht immer so sicher in Bayern, wie es, Gottlob, heutzutage ist, und die Gesell- und Genossenschaft des berüchtigten: „bayerischen Hiesel" war in ihren Ausläufern noch hier und da und je und dann auf dem Tapet, bis die Polizei und die Landrichter dem Dinge ein kräftiges Ende machten. So kamen im und um das Jahr 1819 einzelne Raubanfälle und selbst Raubmorde im Gebirge vor, ohne daß man einer Bande auf die Spur kommen konnte, die doch ohne Zweifel vorhanden war.

Sie sind alle über Weilheim hierhergekommen oder werden über Weilheim nach München gehen. An die Umgebung dieses Städtchens knüpft sich die Geschichte, die ich erzählen will, und die Zeit ist die des Weihnachtsfestes 1819. Ich erinnere mich noch ganz genau des ungeheuern Eindrucks, welchen die Begebenheit in unserm Gebirgslande damals und noch lang hinaus machte.

Eine Stunde von Weilheim liegt im einsamen Gebirgs- und Waldlande ein königliches Forsthaus, welches damals ein Forstwart bewohnte, der, wenn ich mich des Namens recht erinnere, Merkle geheißen hat. Der Mann hatte drei Kinder. Das Aelteste war ein Mädchen von siebzehn Jahren, bildschön, kräftig und, was man so resolut nennt, nämlich von kräftigem, bestimmtem Entschusse und rascher That.

Wird dir auch nicht bange in der unsicheren Zeit? fragte der Vater, als er bereit war, mit der Mutter und den zwei jungen Kindern nach Weilheim zur Kirche zu gehen.

Bange? sprach das frische Waldkind und lachte laut auf. Droben hängt Euer Stutzen, zwei Doppelgewehre —

Nimm dich in Acht, Kathi, fiel ihr der Vater in's Wort, sie sind alle mit Kugeln geladen! —

Desto besser, sagte das Mädchen. Der Sultan ist auch bei mir, der seinen Mann steht, und unten im Hause schließe ich alle Läden fest. Ueberdies ist's ja Weihnachten, und an des Herrn Geburt wird ja doch —

Darauf geb' ich nicht viel! sagte der Alte. Wer stehlen will, fragt auch nicht nach dem heiligen Feste.

Wieder lachte die schöne Kathi, daß man die schneeweißen Zähne sah.

Gehet nur in Gottes Namen! rief sie ihnen nach, und sogleich begann sie, die Fenster und Läden im Erdgeschosse des Hauses fest zu schließen. Dann schloß und riegelte sie nicht nur die Thüre, sondern sie setzte einen Haufen Holzklötze inwendig davor, lockte den mächtigen Hund zu sich in die Küche und begann für das Mittagsmahl zu sorgen, wie es die Mutter ihr geboten hatte.

Als dies in der Ordnung war, stieg sie die Treppe hinauf und trug alles Pulver, welches der Vater in einem großen, steinernen Topfe bewahrte, in die Oberstube und trug eben dahin die Kugeln, deren Vorrath ziemlich groß war, weil der Vater erst am Tage vor dem Feste sich viele gegossen hatte.

Draußen lag auf Wald und Flur ein tiefer Schnee und die Kälte an diesem Morgen war schneidend und sehr strenge. Ein scharfer Ostwind wehte über den Schnee weg, den er aufgewirbelt haben würde, wenn seine Oberfläche nicht nach einem kurzen Versuche, zu thauen, fest gefroren wäre.

Merkle war ein wohlhabender Mann, der in den Augen des alles übertreibenden Volkes schnell zu einem sehr reichen Manne aufstieg und dafür allgemein im Lande galt.

Die Eltern und Geschwister konnten bereits in Weilheim angekommen sein, als Kathi einen halb erstarrten, am Stabe daherwankenden Greis sich dem Forsthause nähern sah. Sie bemerkte, wie er vor Frost zitterte und betroffen stehen blieb, als er alle Läden geschlossen sah, und meinen mochte, es sei Niemand zu Hause. Sein schneeweißer Bart sah von dem Gesichte fast nur allein aus der Fuchspelzmütze hervor, die den ganzen Kopf umschloß, und des Fuchses Schweif hing hinten von der Mütze herab. Der Greis jammerte das Mädchen. Der konnte nicht mehr bis Weilheim gehen, denn seine Beine trugen ihn kaum noch und bei diesem Wetter lief er unabweisbar die sicherste Gefahr zu erfrieren.

Sie trat an's Fenster des zweiten Geschosses, um ihn zu fragen: Was er wolle?

Ach gutes Kind, rief er mit matter Stimme herauf, ich will mich wärmen, weil ich schier erstarrt bin. Muß ich bis Weilheim mich weiter schleppen, so halt' ich's nicht aus, denn ich habe heute noch Nichts über mein Herz gebracht!

Jetzt war das gute Herz des Mädchens besiegt und überwunden.

Sie eilte hinab, räumte ihre Vertheidigungsmittel hinweg und öffnete die Thüre; kaum aber war der Alte in der Hausflur, so schloß sie wieder die Thüre, ohne jedoch daran zu denken, sie von Innen wieder zu verwahren.

Sie führte den alten Mann in die warme Wohnstube und ließ ihn sich in des Vaters Sorgstuhl setzen, der neben dem großen Ofen stand.

Etwas Warmes wird Euch am Ersten erwärmen und beleben, sagte sie liebreich. Es ist noch Kaffe übrig, den wir nur an Sonn- und Festtagen trinken, den will ich Euch wärmen.

Sonderbar war es, daß der große Hofhund, Sultan, wie rasend getobt hatte und fort und fort knurrte und die Zähne wies, seit der Greis im Hause war. Nur mit Mühe konnte sie ihn beruhigen. Als sie jetzt nach der Küche ging, um den Kaffe aufzustellen, drängte sich der Hund enge an sie heran und blickte dabei mißtrauisch nach dem alten Manne, der in dem Sorgstuhle behaglich ruhte.

Des Hundes seltsames Benehmen machte sie ängstlich.

Wie in vielen alten Häusern, so ging auch hier ein sogenannter „Schalter" in die Wohnstube, durch den man die Speisen in die Stube zu reichen pflegte. Dieser Schalter war hinter dem Sessel des Vaters, und seit dem frühen Morgen, da die Mutter die Kaffe- und Milchtöpfe hereingereicht, war er halb offen geblieben.

Sie trat unhörbaren Schrittes an diesen Schalter und blickte in die Stube. Was sie sah, war geeignet, sie mit Entsetzen zu erfüllen! Vor ihren Augen nahm der Greis die Pelzmütze vom Kopfe und den Bart nahm er auch ab, und

ſeine gebeugte, kraftloſe Geſtalt richtete ſich hoch auf und vor ihren Augen ſtand ein Anderer, als ſie eingelaſſen in ihrer Barmherzigkeit. Jener war ein wankender, halberfrorener Greis, dieſer ein kräftiger, junger Mann von wildem und unheimlichem Anſehen und das Lächeln gelungener Ueberliſtung, das über ſein Antlitz glitt, hatte einen Ausdruck, der des Mädchens Herz in Angſt und Entſetzen zuſammenpreßte. Noch war ſie überwältigt von dem Entſetzen über die Veränderung ihres Gaſtes; noch war kein klarer Gedanke in ihrer Seele über das, was augenblicklich zu thun ſein möchte. Er ahnete nicht, daß er könnte beobachtet werden und ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, was zu thun ſei. Nun trat er zu dem einen Fenſter, welches das gutherzige Mädchen

geöffnet und die Läden zurückgelegt hatte. Es ging nach dem Walde, der unfern des Forsthauses sich ausbreitete, sah starr dorthin, öffnete dann das Fenster und winkte mit dem Taschentuche; dann wandte er sich um und zog aus der Seite seiner Kochlerjuppe, welche er unter dem alten, geflickten Rocke trug, ein langes, breites Messer und prüfte sorglich Spitze und Schneide.

Mit dem Entdecken dieser Einzelnheiten fiel es wie Schuppen von Kathi's Augen. Es war ein Räuber, das Messer war für sie bestimmt! Darüber konnte nicht der leiseste Zweifel mehr aufkommen, daß er und die Spießgesellen, denen er mit dem Taschentuche ein Zeichen gegeben, es auf Raub und Mord abgesehen und die Entfernung ihrer Eltern genau kannten. Was thun? Das war die brennende Frage, denn zum langen Erwägen und Besinnen blieb dem jungen Mädchen keine Zeit. Sie mußte schnell, sie mußte entscheidend handeln! An Hülfe von Außen her war nicht zu denken; sie, sie allein mußte retten sich selbst und ihrer Familie Habe! —

Sie warf einen Blick in der Küche umher, und erblickte ein ziemlich schweres Beil, was auf einem Hauklotze lag, um etwa allzu dickes Brennholz noch einmal zu spalten. Sie ergriff es rasch. Der Kaffe war heiß, aber in einem Topfe diente er ihr nicht zu dem Plane, den sie sich entworfen hatte. Sie goß die siedend heiße Masse in eine kleine, tiefe Schüssel, und trat, völlig klar über das, was geschehen müsse, zu der Stubenthüre — die Schüssel mit dem dampfenden Kaffe in der Linken, das schwere Beil in der Rechten.

Ich habe beide Hände voll, rief sie, vor der Thüre stehend; seid so gut und macht mir die Thüre auf!

Nicht ahnend, was ihm begegnen könnte, machte der Räuber schnell die Thüre der Stube auf und trat mitten in dieselbe. In diesem Augenblicke flog ihm unerwartet die ganze Masse des heißen Kaffe's in Angesicht und Augen. Mit einem Ausrufe des wüthendsten Schmerzes beugte er sich vorwärts und rieb mit beiden Händen den Kaffee aus den Augen. Diesen Augenblick seiner Hülflosigkeit benützend,

führte das kühne Mädchen mit der hinteren, hammerartig breiten Seite des Beils einen so kräftigen Hieb auf seinen Kopf, daß er lautlos zu ihren Füßen niedersank. Blitzschnell schiebt sie den Körper in die Stube, springt zum Fenster, das sie früher selbst geöffnet, reißt es auf, schließt den Laden fest und das Fenster wieder; eilt dann zurück, zieht den Stubenthürschlüssel, der innen steckte, heraus; ruft: Sultan, halt Wache! und schiebt den großen Hund in die dunkle Stube zu dem leblos Daliegenden, und schließt die Thüre von Außen. Darauf baut sie auf's Neue ihre Schutzwehr hinter der Hausthüre auf, und, als dies vollendet war, eilt sie hinauf, in's zweite Geschoß des Hauses, denn innen tobt der Hund gegen die Thüre und will heraus, und in demselben Augenblick klopft es heftig gegen die Hausthüre. —

Oben legt sie den Stutzen ihres Vaters und seine zwei Doppelflinten zur Hand und reißt dann die beiden Flügel des Fensters auf mit der Frage: Was gibt's da unten? —

Sie erblickt vor der Thüre anscheinend einen Jägersmann von wildem, unheimlichem Ansehen, ihr völlig fremd, der herrisch ihr zuruft: Aufgemacht!

Wenn ich Lust habe! erwiederte das Mädchen.

Machst du nicht auf, so mache ich auf, rief der Jägersmann zornig. Ich schlage die Thüre ein, und dann sieh' zu, wie dir's geht!

So weit sind wir noch lange nicht! war des Mädchens Antwort.

Wollen sehen, rief zornig der Jäger und im Nu hatte er den Stutzen von der Schulter, um ihn gegen das Schloß zu setzen und loszudrücken.

Kathi hatte von ihrem Vater gehört, daß in einem solchen Falle kein Schloß Widerstand leiste. Sie erkannte daher, daß rasches Handeln Noth thue. Augenblicklich war ihres Vaters Stutzen gespannt und angelegt, und ehe der unten seinen allzeit sichern Dietrich anwenden konnte, krachte's oben und die Kugel des Stutzen zerschmettert ihm den rechten Arm. Sein Stutzen entsank seiner Hand und fiel zur Erde und ging los. Er that einen furchtbaren Schmerzensschrei

und taumelte in den Schnee, den sein Blut roth färbte. Ehe aber das Mädchen die Doppelflinte ihres Vaters ergreifen konnte, hatte er sich aufgerafft und war brüllend dem Walde zugeeilt, wo er verschwand.

Schnell lud das Mädchen den Stutzen wieder, trug das Pulver ihres Vaters zur Hand und rüstete sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod; denn daß diese Zweie nicht allein seien, daß ihre Gesellen sich im Walde verborgen hielten, das verhehlte sie sich keineswegs. Ihr Muth wankte nicht, denn sie warf sich auf ihre Kniee nieder und betete um Hülfe zu dem, der allein unsre Hülfe und unser Beistand ist. Der Muth in Gott ist der rechte. Er macht die Seele stark zum Schwersten und hält alleine aus. Jetzt hört sie einen furchtbaren Lärm unten in der Stube, wo Sultan und der Räuber sind. Sie horcht. Es ist ein furchtbares Ringen. Sie hört des Hundes dumpfes Brüllen und die schrecklichsten Angstrufe des Menschen. Dieser Kampf dauerte etwa zehn Minuten; dann vernimmt sie einen schweren Fall. — Dann hört sie das Röcheln eines Sterbenden; vernimmt das ganz eigenthümliche Brummen des großen und starken Hundes und dann wird's einen Augenblick stille. Das Mädchen kniete an der Erde, wo sie mit bebendem Herzen Alles genau vernehmen konnte, was unten geschah, weil sie ihr Ohr gegen den Fußboden neigte.

Die Stille, welche den schauerlichen Tönen in der untern Stube folgte, sollte nicht lange dauern. Sultan erhob, gegen das Fenster springend, wieder ein Gebelle, das schauerlicher klang, als das frühere, weil der Kampf mit dem Räuber und der offenbare Sieg über seinen Feind das Thier in die wildeste Aufregung versetzt hatte.

Kathi war durch die sich folgenden Ereignisse ebenfalls in einer außerordentlichen Aufregung. Sie verkannte es nicht, daß ihre Lage, wenn nun Mehrere kommen würden, bedenklich werden mußte. Wie wollte sie sich auf die Dauer gegen eine Anzahl Räuber vertheidigen? Auf den Hund konnte sie wohl kaum rechnen; denn durfte sie ihn heraus lassen, da sie nicht genau wußte, wie es um und mit dem

Menſchen unten in der Stube ausſah? — Und fielen ſie das Haus von Hinten und von Vornen zugleich an, ſo war ſie verloren, da keine Hülfe kommen konnte; denn wer wanderte am erſten Chriſtfeiertage und in dieſer Kälte, die nicht ſehr ferne von dem Forſthauſe durch den Wald führende Landſtraße? Das hatten die Räuber wohl erwogen, die ohnehin mit guter Kundſchaft über das Forſthaus verſehen ſein mußten, aber offenbar auf einen leichten, ſichern Sieg gerechnet hatten, da ja nur das junge Mädchen allein zu Hauſe war.

Noch einmal betete heiß und innig das Mädchen um den allein wirkſamen Beiſtand von Oben; dann lief ſie, ſo ſchnell ſie es vermochte, an allen Seiten des Hauſes ſpähend, durch die Reihe der Stuben und Kammern des Hauſes. Sie gewann die tröſtliche Ueberzeugung, daß nirgends her eine Gefahr drohe, und kehrte in die Stube zurück, wo ihre Waffen lagen, um nachzuſehen, was es draußen vor der Thüre gebe, da jeden Augenblick des Hundes Zorn in der Unterſtube wuchs und ſein entſetzliches Gebelle zunahm.

Als ſie zum Fenſter trat, nahete eben ein bewaffneter, ſchauerlich dreinſehender Kerl dem Hauſe. Anfänglich gab er ſich Mühe, höflich zu ſein, und fragte: Haſt du nicht einen alten Mann geſehen, der hier vorüberkam?

Doch! entgegnete das Mädchen.

Wo iſt er? Du haſt ihn eingelaſſen? Gib Red' und Antwort! Dieſe Worte waren wild und trotzig ausgeſtoßen.

Holla, erwiederte das Mädchen. Nur auf eine höfliche Frage geb' ich Antwort!

Ein furchtbarer Fluch entfuhr dem Räuber. Wo iſt er? rief er im wildeſten Grimme aus. Haſt du ihn ermordet, dann befiehl deine Seele Gott!

Ich habe Unten einen Gehülfen, meines Vaters Wolfshund, der hat mit ihm gerungen und du hörſt, der Hund iſt Sieger geblieben; ſonſt weiß ich Nichts von ihm.

So mach' auf, daß ich nach ihm ſehe. Er iſt mein Bruder! rief der Räuber draußen.

Das werde ich bleiben lassen, entgegnete das Mädchen. Auch würde dich der Hund deinem Bruder nachsenden.

Bah! rief der Räuber. Mein Doppelstutzen hat zwei Kugeln, davon ist eine für dich, die andere für den Hund! Schnell aufgemacht!

Das Mädchen bog sich zurück, ergriff das Doppelgewehr und zielte in dem Augenblicke, als ein Tritt des Räubers die Thüre zum Wanken brachte.

Zurück! rief sie dem Unten zu, oder ich strecke dich nieder! Er sprang einige Schritte zurück, legte schnell seinen Stutzen an, aber in demselben Augenblick blitzte und krachte es oben im Fenster und die wohlgezielte Kugel nahm ihren Weg zum Sitze des Lebens.

Der Räuber schnellte empor und stürzte im nächsten Augenblicke rücklings in den Schnee. Ein Blutstrom ergoß sich aus der Wunde in der Brust, aus Mund und Nase. —

Jetzt aber war Kathi's Muth zu Ende, er machte einer unaussprechlichen Seelenangst Raum. Jeder Blick weilte alsobald auf dem gräßlichen Anblicke des Leichnams. Ihre Kugel hatte ihn getodtet! — Welch ein Mädchenherz könnte einen solchen Gedanken überwinden?

In der Verzweiflung, die sie ergriff, schoß sie den andern Lauf der Doppelflinte zum Fenster hinaus und nach einander die beiden Läufe der andern Doppelflinte und den Stutzen! Schnell lud sie die fünf Läufe wieder und schoß sie nach einander ab, und so wiederholte sie es fünf Mal. Da sah sie mit Entsetzen, daß ihr Pulvervorrath auf die Neige ging, und sie doch nicht sicher war, daß nicht der durch sie verwundete Räuber seine Genossen herbeiriefe.

Doch — nur noch kurze Zeit dauerte ihre Noth.

Zwei Gensd'armen waren auf der Straße von Weilheim heraufgeschritten, weil ein Bäuerlein schon am gestrigen Tage drei höchst verdächtige Menschen in seinem eignen Dorfe, im Hause eines Mannes gesehen haben wollte, der in dem übelen Ruf ging, ein Zuhalter und Hehler des Raubgesindels zu sein, welches schon längere Zeit die Gegend von Weilheim unsicher machte.

Wäre ihnen nicht der ihnen wohlbekannte Forstwart mit seiner Familie vor dem Thore Weilheims begegnet, sie würden, als sie zuerst einen, dann einen zweiten und dann in Zwischenräumen je fünf auf einander folgende Schüsse vernahmen, gedacht haben, der Forstwart kreiste Wölfe ein bei diesem tiefen Schnee und die haben sie jetzt im Triebe; so aber fiel diese Voraussetzung weg, und der Gedanke an einen Ueberfall, an eine Noth im Forsthause lag näher. Sie säumten daher nicht, von der Straße ab- und dem Forsthause eiligst zuzulenken.

Als Kathi die beiden Gensd'armen sah, erschrack sie anfänglich auf's Neue, weil sie in ihnen verkleidete Räuber vermuthete. Bei ihrem Näherkommen erkannte sie indessen die beiden Männer, welche sie oft gesehen hatte.

Kathi, rief ihr der Eine zu, du hast da einen Meisterschuß gethan, und eine gute That, denn das ist einer der ersten Galgenvögel im Gebirge, ein Wilddieb, Schmuggler und Räuber, den wir schon lange auf dem Striche haben, der uns aber immer aus dem Wege zu gehen wußte. Er ist aus Mittenwalde und an der Scharnitz kennen ihn die Oesterreicher so gut, wie wir. Dem ist das Handwerk gründlich gelegt, denn du hast ihm mitten im Herzen zur Ader gelassen!

Es überlief das Mädchen eine Todeskälte bei diesen Worten und ihr schönes blondes Haar sträubte sich empor. —

Ach, rief sie, Gott Lob und Dank, daß Ihr kommet, ich wäre sonst vor Angst gestorben; denn in der Unterstube hab' ich noch Einen, mit dem unser Sultan seine Arbeit hatte!

So komm' und öffne schnell! war die Antwort der Beiden.

Als Kathi ihren Holzwall von der Thüre weggeräumt, öffnete sie.

Der Hund in der Stube winselte vor Freude, als er des Mädchens Stimme hörte. Kaum war die Stubenthüre geöffnet, als das große, starke Thier herausstürzte, um Kathi zu liebkosen; allein sie stieß ihn voll Grauen zurück, weil

ſeine Schnauze und Hals voll Blut war; drinnen in der Stube aber regte ſich Nichts. —

Einer der beiden Gensd'armen trat hinein und machte den Laden auf. Da zeigte ſich ein ſchauderhafter Anblick! — An der Erde lag ein Mann, dem das Siegel des Todes aufgedrückt war. Seine Kleidung hing in Fetzen an ihm herum. Sein Geſicht war völlig unkenntlich und zerbiſſen von den ſcharfen Zähnen des Hundes und ſein Hals zerfleiſcht, ſeine Gurgel durchgebiſſen. Er lag in einer großen Blutlache und man ſah, es mußte ein furchtbarer Kampf zwiſchen dem Räuber und dem Hunde Statt gefunden haben. Der Hund war unverwundet, denn das große dolchartige Meſſer lag auf dem Tiſche, wo es, ohne Zweifel, der Räuber in der Dunkelheit nicht hatte finden können.

Kaum ſah der Hund ſeinen erlegten Feind, als er knurrend um ihn herumging und ihn umſchnupperte, dann ſeinen rechten Vorderfuß ihm auf die zerfleiſchte Bruſt ſetzte, und zähnefletſchend ihm in das entſtellte Geſicht ſah.

Kathi mußte nun den Gensd'armen den Hergang erzählen. Als ſie des zweiten der Räuber und ſeiner Flucht und Verwundung gedachte, da waren die beiden Männer nicht länger im Zweifel, was ihnen zu thun die Pflicht gebiete. So ſehr auch Kathi flehen mochte, ſie in dieſer peinlichen Lage nicht zu verlaſſen, ſo konnten ſie ihr doch nicht willfahren, ſondern folgten der blutigen Spur des verwundeten Räubers, die nicht zu verfehlen war, nachdem ſie vorher Kathi die ſtrenge Weiſung gegeben hatten, nur ja nicht das Geringſte im Zuſtande des Hauſes und an der Lage der Todten zu ändern.

Es war bereits hoher Mittag, als die beiden Gensd'armen mit ihrem verwundeten Räuber ſich auf der Landſtraße wieder der Stelle näherten, wo der Forſtwart, den Schnee hatte aufſchaufeln laſſen, daß man zu ſeinem Hauſe leichter gelangen konnte. Sie hatten ihn in einem einſamen Hauſe, das eben auch als eine Geſindel- und Landſtreicher-Herberge galt, aufgefunden, wo der Mann ihm den Arm nothdürftig verbunden hatte.

Als die Gensd'armen dort ankamen, wo im rechten Winkel der Weg nach dem Forſthauſe abging, ſahen ſie den Forſtwart und ſeine Familie in heiterer, ahnungsloſer Stimmung daher kommen. Aber, wie ſollte ſich die trüben, als ſie die ſchreckliche Geſchichte vernahmen, in der ſich ihr ſchönes Kind eine Krone der Tapferkeit errungen hatte. Nun eilten ſie Alle dem Forſthauſe zu. In dem im Schnee liegenden Todten erkannte der Forſtwart einen Mann, der ihm am Morgen begegnete, als er auf dem Wege nach der Kirche war.

Am Nachmittage kamen Landrichter und Actuar, nahmen die nothwendigen Protocolle auf und dann wurden die Leichname fortgebracht an den Gerichtsort. Dort wurde der Verwundete, der ebenfalls ein Wilddieb und Schmuggler

aus der Nähe von Mittenwalde war, verbunden und der Prozeß begann, der dem Verwundeten zwanzig Jahre freie Kost und Wohnung eintrug, Kathi's Ruhm aber weit im Lande verbreitete.

Es war ein Beweis ihrer innerlich und äußerlich kernhaften Natur, daß sie, ohne schwer zu erkranken, davon kam.

Seitdem wurde die Ruhe und Sicherheit unsrer Gegenden nicht mehr gestört.

Kathi heirathete später einen wackern Forstmann, der ihres Vaters Nachfolger wurde und ich habe, schloß der Posthalter von Partenkirchen, sie noch in reiferen Jahren gesehen, die Mutter einer blühenden Kinderschaar und selbst noch ein blühend schönes Weib, in deren Wesen sich der männliche Muth mit weiblicher Zucht und Zartheit paarte, und die die Achtung und Liebe Aller ungeschmälert genoß, die sie näher kannten.

Und damit bin ich am Ende der Spinnstube angelangt, meine lieben Leser. Behüt' Euch Alle der liebe, treue Herr im Himmel droben, und mich mit Euch! Vielleicht grüß' ich Euch dann anno 1865 wieder — vielleicht! In des Herrn Hand steht unser Leben. Ihm sei Leib und Seele empfohlen!

Literarische Anzeigen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn**, dem Spinnstubenschreiber.

Die Silberflotte, oder der Herr verläßt die Seinen nicht.

Zwei Ausbrüche des Vesuv's.

Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen.

Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat.

Benjamin Franklin. Lebensbild eines Staatsmannes aus Amerika.

Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.

Hanns Conrad Escher von der Linth. Leben eines braven Schweizers.

Das Schloß-Notrelle. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich des V. von der Pfalz.

Disi Thorlaksen. Eine Isländ. Geich.

Hualma. Die Peruanerin. Eine Geschichte von der Aufführung der Fieberrinde.

James Watt. Der Erfinder.

George Stephenson. Der Mann der Eisenbahnen.

Der Gaucho. Eine Geschichte

Der Weißkopf. Eine Geschichte.

Der Domrode. Eine Geschichte.

Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.

Elisabeth Frv. Der Engel der Gefangenen.

Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.

Diamantina. Eine Geschichte.

Das Bartholomäusfest. Eine Geschichte.

Der Tyrann auf Cuba.

Das Erdbeben von Lissabon.

Der Brand von Moskau.

Das Leben d. Feldmarschall Derfflinger.

Das Leben des Prinzen Eugenius.

Der Ostindienfahrer.

Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.

Von den zwei Savoyarden-Knaben.

Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingos.

Das Büchlein v. Feldmarschall Bircher.

Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.

Die Boerenfamilie von Klaarfontein.

Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.

Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.

Von dem Manne, der und den Weg nach Amerika gewiesen hat.

Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.

Die Vergeltung.

Die Korsarenjagd im ind. Inselmeere.

Die Biberfänger. Eine amerik. Geschichte.

Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgrafin Elisabeth.

Die Eroberung von Algier.

Wie Einer ein Walfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebt.

Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.

Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.

Vormund und Mündel. Eine Geschichte der Vorzeit.

Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.

Blücher's Schüttling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.

Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.

Der Lehn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.

Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.

Der alte Hincke. Ein Lebensbild.

Von dem frischen und muthigen Teufelin. Ein Lebensbild.

Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.

Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.

Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1812 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen Desselben, der die Kriegsfahrten gemacht.

55 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! — Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Ein Volksblatt von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande

von W. O. von Horn.

Mit Beiträgen von: Dr. G. Hartwig, Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus), C. H. Otto, Dr. Th. Meyer-Merian, A. W. Grube, Dr. H. Maßius, Paul Stein, Dr. Franz Löher und Anderen.

Erscheint in Monatsheften zu 48 Seiten groß Octav, deren jedem ein **schönes Kunstblatt** beigegeben ist.

Preis des Heftes nur 5 Silbergroschen.

Die Maje gibt Aufsätze aus der Natur- und Weltgeschichte, Länder- und Gewerbskunde zur Belehrung und Unterhaltung, sowie Novellen, Geschichten und Lebensbeschreibungen. Die Tendenz der Maje ist auf alles Gute gerichtet, und ein bedeutendes kritisches Blatt sagt darüber: „Die Zeitschrift ist vor so vielen, die ganz ohne Zaum und Bewußtsein, oder geradezu zum Verderb unseres Volkes in die Welt geben, nicht genug zu empfehlen."

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen sittlichen Boden haben, so bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige sittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbesorgt in die Hände seiner Angehörigen legen, denn jede Zeile ist rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Die Bände I bis VI, sauber geheftet, sind noch vorräthig. Sie eignen sich zu einem Familienbuch ganz besonders.

Johannes Scherer oder Tonsor, der Wanderpfarrer in der Unterpfalz. Von **W. O. von Horn.** Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641. Mit einer Abbildung. Geh. Preis: 10 Ngr.

Unter der Presse ist:

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben

des Feldmarschalls

Grafen York von Wartenburg

von

Joh. Gust. Droysen.

Vierte Auflage.

Mit dem Portrait Yorks

nach dem Gemälde im Marschallsaale des Berliner Kadettenhauses,

gestochen von L. Jacoby,

und 6 Plänen zu den Schlachten und Gefechten bei Königswartha, Wartenburg, an der Katzbach, bei Möckern, Montmirail, Laon,

ausgeführt durch das

photolithographische Institut von A. Burchard in Berlin.

Zwei Bände in Octav. 48 Bogen. Eleg. Ausstattung.

Preis 2 Thlr. 15 Sgr. Geb. in ganz Leinwand: Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Die „Literarischen Mittheilungen aus St. Gallen" sagen über vorstehend angezeigtes Buch:

„Unter der zahllosen Menge von Biographien mit Recht eine der berühmtesten und beliebtesten. Es ist doch eine wahre Freude, wenn einmal ein großer guter Stoff zur Verarbeitung in gute, in die rechte Hand fällt! Man kann Beides sagen: York's Leben war werth, von Droysen beschrieben zu werden, und Droysen war vor Allen werth, York's Leben zu beschreiben. Die Verlagshandlung verdient Dank, daß sie von diesem vortrefflichen, nicht genug zu lobenden Werke eine wohlfeile, darum auch den weniger Reichen zugängliche Auflage veranstaltet hat. Hoffentlich wird das Buch nun erst recht durchschlagen und ein bleibender Artikel in den Weihnachts- und Weihgeschenkscatalogen werden. Oder was Besseres könnte wohl einem jungen Manne zum Lesen in die Hand gegeben werden, als eine mit Begeisterung, Wohlredenheit und Kunst geschriebene Biographie eines geist- und charaktervollen, in die Geschicke seiner Zeit und zumal seines Vaterlandes mit mächtiger Hand wohlthätig eingreifenden Biedermannes, wie York war!"

Verlag von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Das Hauslexikon.

Encyklopädie praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Dritte, durchaus neu bearbeitete Auflage.

Mit eingedruckten Holzschnitten und alphabetischem Register über alle darin vorkommenden (an 30,000) Gegenstände.

Vollständig in 6 Bänden. Preis 12 Thlr.

Ein praktisches Universalwerk, welches keiner Haushaltung fehlen sollte.

Verlag von Ernst Schäfer in Philadelphia.

Penseroso's sämmtliche Schriften.

I. Serie. 24 Theile (jeder 10—14 Bogen) à 10 Ngr.

Penseroso erzählt leicht und angenehm, seine Darstellungen sind voll warmen Lebens, in Allem herrscht die größte Zartheit, die Sprache ist ungesucht und schön. —

Den vielen Wünschen der Freunde Penseroso's sowohl in Deutschland, wie in Amerika entgegenkommend, bietet der Verleger diese neue Gesammtausgabe. Der Preis ist in Erwartung eines bedeutenden Absatzes außerordentlich billig gestellt (früherer Preis $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{3}$ Thlr., jetzt nur 10 Ngr!!).

Freunde Penseroso's, welche sich der Subscription annehmen wollen, erhalten für ihre Bemühungen auf 6 Exemplare ein 7tes als Freiexemplar. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

E. A. Fleischmann's Verlag (August Rosold) **in München.**

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

P'älzische G'schichte'.

In der Mundart erzählt

von

Franz von Kobell.

Elegant broschirt. Preis: fl. 1. 36 Kr. = Thlr. 1.

Inhalt: 'S Photographien-Bäsle. 'S Görges Philippin'. Der G'schicht vom Fritz Bohrer. 'S schlaf'nde Lorche'. Die Käfer'd. Freund Gregmann. Die Kolade'. 'S Bäsle von Erbach. Drei Freier.

Prato, süddeutsche Küche. 4. Auflage.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die süddeutsche Küche auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte mit Berücksichtigung des Thee's, für Anfängerinnen, so wie für praktische Köchinnen, zusammengestellt von Katharina Prato. Vierte bedeutend vermehrte, verb. Auflage. Gr. 8°. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. Sehr eleg. geb. in engl. Calico 1 Thlr. 20 Sgr.

Kaum drei Jahre sind verflossen, seitdem die erste Auflage dieses Buches erschien, und schon ist in Folge der Anerkennung, welche dasselbe überall, wo es bekannt wurde, gefunden, und der Beliebtheit, welcher es sich bereits allgemein erfreut, die vierte Auflage nöthig geworden.

Auch diese ist wieder sorgfältig durchgesehen und vielfach vermehrt und verbessert, daher wir dieselbe allen Hausfrauen und Denen, die es werden wollen, auf das Wärmste empfehlen können. — Es enthält einen wahren Schatz leichtfaßlicher Recepte, welche sämmtlich die Probe glänzend bestanden, und in den Stand setzen, mit vergleichsweise geringen Kosten einen höchst schmackhaften und doch an Abwechslung reichen Tisch zu führen.

Ausführliche Inhalts-Verzeichnisse stehen auf Verlangen gern zu Dienst, auch theilen wir das Buch Denen, die es noch nicht kennen, aber kennen zu lernen wünschen, bereitwilligst zur Einsicht mit.

Graz, 15. Juni 1863. **Aug. Hesse's Buchhandl.**

Im Verlag von **Joh. Fr. Schalch** in Schaffhausen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Keller, K., Erzählungen des Pilgers von Schaffhausen.

Preis 9 Ngr. 30 kr. 1 Frc.

Es sind dieß Geschichten aus dem Volke für das Volk, dem Boden des Evangeliums entwachsen und zum Segen des Evangeliums hinweisend!

Jakob Wirth,

Der erfahrene Rindvieharzt.

Leichtfaßliche Anleitung, wie der Landmann die Krankheiten seines Rindviehes richtig erkennen, leicht verhüten und gründlich heilen kann. Für Viehbesitzer und angehende Thierärzte. 2te, mit einer Arzneimittellehre u. a. vermehrte Auflage von J. T. Walkraff, Kantonsthierarzt. Cartonnirt fl. 1. 48 kr.

Chur. **Grubenmann'sche Verlagsbuchhandlung.**

Im **Grubenmann'schen Verlag** in Chur erschien:

Der Kranken-Unterricht. Ein Handbüchlein für Seelsorger und für Kranke von **Heinrich Bullinger.** Preis brochirt 33 kr.

Worte des Trostes und Rath der Erfahrung aus dem Tagebuche eines Bekümmerten. Preis brochirt 14 kr.

Auf diese beiden ächt evangelischen Kernschriften machen wir Alle aufmerksam, welche nach höherem Troste verlangen.

Verlag von Gerh. Stalling in Oldenburg.

Koenig, Dr. **R.,** Weibliches Leben. Von der Wiege bis zum Grabe. Im Munde deutscher Dichter alter und neuer Zeit. Eine **Blüthenlese heimathlicher Dichtungen** aus den Quellen gesammelt und geordnet. 43 gr. Octavbogen. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

„Seit einigen Jahren beginnt eine Literatur ausschließlich für Mädchen und Frauen sich Bahn zu brechen. Das vorliegende Werk ist eins der edelsten und besten Erzeugnisse auf diesem Gebiete. Man muß wünschen, daß es in viele Häuser Eingang finde."
(Schulblatt der Provinz Brandenburg.)

Stacke, Dr. **L.,** Die französische Revolution und das Kaiserthum Napoleons I. Geschichtliche Uebersicht der Zeit von 1789—1815. Preis $1\frac{1}{3}$ Thlr.

„Die Lectüre dieses Buches wird als Gewinn Belehrung und ein richtiges, bezeichnetlich berichtigtes Urtheil über die Vorgänge jener Epoche eintragen, und wir wünschen ihm daher recht viele Leser."
(Wissenschaftl. Blätter der Leipziger Zeitung.)

Methode Toussaint-Langenscheidt.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium Erwachsener.

Achte, vervollk. Auflage.

Englisch von Dr. C. van Dalen, Oberlehrer am Kgl. Cadettencorps zu Berlin, Mitgl. der Kgl. Akad. gemeinnütz. Wissensch., Professor Henry Lloyd, Mitgl. d. Universität zu Cambridge, u. G. Langenscheidt, Literat, Mitgl. d. Gesellsch. f. neuere Sprachen in Berlin.

Französisch von Charles Toussaint, Prof. de langue française, und G. Langenscheidt.

Wöchentl. 1 Lect. à 5 Sgr. Complete Course $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Um Jedem Gelegenheit zu geben, die Methode vor dem definitiven Beitritt näher kennen zu lernen und Vergleiche mit ähnlichen Werken zu machen, ist der 1. Brief als Probe nebst ausführlichem Prospect à 5 Sgr. in allen Buchhandl. vorräthig, wird auch gegen Franco-Einsendung von 5 Sgr. für je eine Sprache (in beliebigen Briefmarken) portofrei versandt durch die Expedition von G. Langenscheidt in Berlin.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schmidt, L., Geschichte der Stadt Jerusalem vom Jahre 2000 v. Chr. bis auf unsere Tage. Für Schule und Haus. Mit einem Plane von Jerusalem. 326 Seiten. Preis broschirt 27½ Sgr. Eleg. gebund. Rthlr. 1. 4 Sgr.

(Verlag von W. Erbe in Hoyerswerda.)

Als vortheilhafteste Empfehlung dürften die Recensionen in fast sämmtlichen theolog. und pädagog. Zeitschriften dienen. Ganz besonders eignet sich obiges Werk zur Anschaffung für Schul- und Volks-Bibliotheken.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Blunt, Revc. J. J., Mitglied des St. Johns-College Cambridge. **Eine Skizze der Reformation in England.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Heinr. Fick. 24 Bog. 8°. 1863. Geh. 17½ Sgr. fl. 1.

Friederich, Dr. G., Senior und Consistorialrath ꝛc., **Serena.** Ein Buch häuslicher Andacht für religiös gebildete Töchter. Fünfte Miniatur-Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Hungari, A., **Gottesblumen** aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen. 2 Bände mit 2 Stahlstichen nach Prof. L. Richter. Zweite vermehrte Miniatur-Ausgabe. Geh. mit Goldschnitt. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 40 kr.

Kirchner, Dr. K. M., evangel. luth. Stadtpfarrer, **Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.** Ein Erbauungsbuch für christliche Familien. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Eleg. geb. in Cambric. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

— — **Das heilige Abendmahl** und seine Beziehungen auf das Leben. Ein Beicht- und Communionbuch für evangelische Christen. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1863. Broch. 15 Sgr. 54 kr. Eleg. geb. m. Goldschn. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Marbach, Dr. Joh., **die heilige Weihnachtszeit** nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 8°. 8 Bogen. Geh. 12½ Sgr. 45 kr.

Sudhoff, Lic. Karl, Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde, **Geschichte der christlichen Kirche.** In Vorlesungen dargestellt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Elegant gebunden in Cambric. Rthlr. 2. 24 Sgr. fl. 4. 48 kr.

— — **Kommunionbuch.** Zweite Auflage. 1860. Broschirt. 16 Sgr. 54 kr. In Cambric gebunden mit Goldschnitt. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Birnbaum, Dr., K., Privatdocent in Gießen, **Lehrbuch der Landwirthschaft.** Vollständig in drei Bänden. I. Band: Allgemeine Landwirthschaftslehre. (24 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — II. Band: Specielle Landwirthschaftslehre. (60 Bogen.) Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. — III. Band: Betriebslehre. (19 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Cassel, B., Rathgeber bei dem **Kleinhandel und Gewerbsbetrieb.** Vollständige Anleitung zur gründlichen Führung dieser Geschäftszweige im Rechnen, in Wechselbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnissen, sowie über Wechsel- und Coursrechnung, im Briefschreiben, in der einfachen, sowie in der gewerblichen Geschäfts- und Buchführung. 8°. Geh. 15 Sgr. 54 kr.

Glaser, Dr., Ludwig, **die Naturkunde** in ihrer Beziehung zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft, zur Bildung rationeller Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundiger Hausfrauen leichtfaßlich dargestellt. Mit 106 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8°. 1856. Geh. (25 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Hamm, Dr. Wilh., „Lust, Lob und Trost der edlen Landwirthschaft." Lieder- und Lesebuch für den Landwirth in einer Auswahl von deutschen Gedichten. 20 Bog. 8°. in illustrirtem Umschlag. Geh. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

— — **Südöstliche Steppen und Städte.** gr. 8°. 1862. Geh. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Heckler, Joh. Bapt., Fürstl. Metternich'scher Weinbergs-Inspector und Kellermeister zu Schloß Johannisberg. **Weinbaulehre** oder faßliche Anweisung zur Anlegung und Behandlung der Weinberge, zur Weinbereitung, Weinbehandlung ꝛc. Zweite vermehrte Auflage. 1858. 14 Sgr. 48 kr.

Hofmann, Jos., **die Cultur der Futtergräser und Futtergemenge** auf den Feldern, Wiesen und Weiden. Nach eigenen Erfahrungen dargestellt. 8°. 1863. Geh. 12 Sgr. 42 kr.

Kochbuch, neuestes **Frankfurter,** enthaltend 42 Abschnitte der gründlichsten Unterweisung in mehr als 1600 Kochvorschriften für herrschaftliche, Gasthofs- und Privatküchen. Mit einer Einleitung über Eintheilung der Küche und Speisekammer, über das Anrichten der Speisen und das Anordnen von Speisezetteln u. s. w. Herausgegeben von W. Schünemann. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. 1861. Geh. (44 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr. In Cambric geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Kölges, B., **Bibliothek der gesammten Weinbau-, Weinbereitungs- und Weinerziehungskunde**, erläutert durch die bewährtesten Grundsätze der vegetabilisch-organischen Chemie. Ein **önologisches Real-Wörterbuch**, bearbeitet für Weinbauer, Weinerzieher, Weinhändler ꝛc. gr. 8°. 1848. In Carton-Einband. Rthlr. 2. 9 Sgr. fl. 4.

Lenz, A. F., Hofgärtner, **die Zierpflanzen unserer Blumenbeete, Blumenkumpen, Blumengebüsche und Blumengestelle der Zimmer und Pflanzenhäuser.** Zwei Theile. 8°. 1844. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Löbe, Dr. William, **die neueren und neuesten Kulturpflanzen für den Landwirth und Gärtner.** Nach Arten, Abarten und Anbau systematisch beschrieben. gr. 8°. circa 30 Bogen. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. (Erscheint noch in diesem Jahre.)

Meyer, J. G., **die landwirthschaftliche Buchführung** für den mittleren Bauernstand und den größeren Gutsbesitzer. Mit linirtem Schreibbuch, den Ernte-, Fruchtvorräthe-, Viehstand- und Dunaregistern und einem Hausnotizbuch für den Landwirth. gr. 4°. 17½ Bog. Cart. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Ritter, J., **das Leben und die Ernährung der Pflanzen**, besonders der Kulturpflanzen. Für praktische Landwirthe bearbeitet. 8°. 1863. Geh. 12 Sgr. 42 kr.

Schneider, Dr. H. K., **die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange.** In populären Briefen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. Dargestellt für Landwirthe, Lehrer und Gemeindevorstände. Vollständig in drei Bänden. I. Band: Der Ackerbau. (30 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — II. Band: Die Viehzucht. (19 Bogen.) Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. — III. Band: Garten-, Obst-, Wein- und Wiesenbau, landwirthschaftliche Gewerbe, Buchführung ꝛc. (26 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Wild's praktischer Rathgeber. Ein Magazin wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher wie technisch-chemischer Erfahrungen für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und sichtsame Hausfrauen. Auf's Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet vom Prof. Dr. Rud. Böttger. Achte Auflage. 1862. (25 Bog.) 8°. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Die **Jahrgänge 1849** und **1850 der Spinnstube** sind vergriffen! Die **Jahrgänge 1847, 1848** und **1851** bis **1860** haben wir, um vielfachen Anträgen zu genügen und den zahlreichen neuen Abnehmern die Anschaffung der früheren Jahrgänge zu erleichtern, auf 8 Sgr. 28 kr. herabgesetzt. Die **Jahrgänge 1861** bis **1863** dagegen kosten unverändert $12\frac{1}{2}$ Sgr. 45 kr.

Von dem Verfasser der Spinnstube sind im selben Verlag ferner erschienen:

Des

alten Schmiedjakobs Geschichten.

Supplement zu W. O. von Horn's gesammelten Erzählungen. Neue Volksausgabe.

Mit Stahlstichen und 120 Illustrationen von Prof. L. Richter.

Drei Bände

oder 15 Lieferungen à 4 Sgr. 12 kr. rhein.

Schmiedjakobs Geschichten gehören bekanntlich zu dem Vorzüglichsten aus der Feder des geschätzten Volksschriftstellers. Wenn es daher auch nicht in dem ursprünglichen Plan lag, diese kleineren Geschichten in die nunmehr beendigte Sammlung der Erzählungen in 50 Lieferungen oder 12 Bänden (s. die inneren Seiten des Umschlags) aufzunehmen, so haben wir uns doch, von vielen Seiten aufgefordert, nachträglich entschlossen, unseren geehrten Subscribenten durch Ausgabe weiterer 15 Lieferungen à 4 Sgr. oder 12 kr. rhein. eine willkommene Gelegenheit zur Anschaffung dieser durch Prof. Richter reich illustrirten Supplementbände zu dem billigen Preis der Volksausgabe zu bieten.

Neueste Volks- und Jugendschrift

vom Spinnstubenschreiber.

Silberblicke.

Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen,

gesammelt und der Jugend wie dem Volke dargeboten von

W. O. von Horn.

Erster und zweiter Band.

Geh. à Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2. — Elegant carton. à Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.
Jeder Band mit 6 Illustrationen in Tondruck.

Eine Sammlung von Biographien ausgezeichneter Menschen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen, darinnen sich Alt und Jung zur Nacheiferung spiegeln und Geist und Gemüth daran erheben kann. Eine köstliche Weihnachtsgabe, die — so hoffen wir — von den zahlreichen Freunden der Spinnstube und ihres allbeliebten Verfassers mit Freuden willkommen geheißen wird.

P. Thumann pinx. Baumann sculps.

Zur Erzählung:

EIN FEIN GESCHNITZTES SCHMUCKKÄSTCHEN.

J. D. Sauerländers Verlag Frankfurt M.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1865.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Zwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit zwei Holzschnitten) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1864. (Mit zwei Holzschnitten) 12
3. Wer da meinet, daß er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Eine Geschichte nach dem Leben. (Mit vierzehn Holzschnitten) 15
4. Altes Gold. (Mit Holzschnitt) 88
5. Wie einmal Einer wohlfeil zum Kriegsruhme kam. Eine wahre Begebenheit, die aber den Namen zu nennen verbietet. (Mit drei Holzschnitten) 91
6. Friedrich der Große und der Ziethen'sche Husar. (Mit Holzschnitt) 99
7. Ein Räthsel. (Mit zwei Holzschnitten) 103
8. Ein fein geschnitztes Schmuckkästlein. (Mit vierzehn Holzschnitten) 105
9. Ein Räthsel. (Mit Holzschnitt) 159
10. Altes Gold oder auch nicht. (Mit Holzschnitt) . . . 161
11. Von einem Hanthierungsmanne, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke sitzen hatte. (Mit Holzschnitt) 163
12. Churfürst Emmerich Joseph von Mainz und die Bauernfrau von Zahlbach. (Mit drei Holzschnitten) . . . 176
13. Ein Bauernschwank und seine Folgen. (Mit fünf Holzschnitten) 185

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Abermals, herzliebe Freunde der Spinnſtube, kommt der nun alt gewordene Spinnſtubenſchreiber zu Euch mit dem alten, lieben Herzensgruße, welcher das ausdrückt, darinnen wir Alle Eins ſind, und dankt dem treuen Herrn droben für die unverdiente Gnade, daß er noch zu Euch reden darf.

Dieſes Mal aber will ich nicht ſelber das Wort nehmen, ſondern es Einem laſſen, der es verdient, daß Ihr das leſet und beherziget, was der liebe, mir perſönlich unbekannte, aber dennoch theure Mann an mich geſchrieben hat. Ich kann's wahrhaftig nicht beſſer ſagen, als er es in ſeinem Briefe ſagt. Da ich aber ſeine Erlaubniß nicht einholen kann und ohne ſeine Zuſtimmung ſeinen Wohnort und ſeinen Namen nicht nennen darf, ſo laſſe ich Beides weg. Nur das verrathe ich alleine, daß er droben wohnt, wo der Taunus ſeine ſchönen, waldreichen Höhen erhebt, zwiſchen denen die geſegneten Thäler liegen, da der Herr ein Füll-

horn der Fruchtbarkeit und des Segens ausschüttete, und von dessen Fuß sich die Ebene bis zum Maine hinzieht, die ein Garten Gottes ist, wo die goldene Aehre reift und das Obst in seltener Fülle und Schönheit gedeihet. So weit ich, nun er!

— am Taunus, im Herbst 1862.

Mein lieber Spinnstubenschreiber!

„Eure Spinnstube lese ich nun seit anno sechs und vierzig und habe mich manchmal dran ergötzt und bin manchmal im Innersten meiner Seele davon ergriffen und erschüttert worden; absonderlich auch durch die Ansprachen, damit Ihr die einzelnen Jahrgänge einzuleiten pfleget. Das ist immer Etwas, was uns Allen Noth thut, und es packt Einem auch allemal die Seele. Daß Ihr Euch diesen Sommer sieben Wochen in dem Bade Soden am Taunus aufgehalten, das habe ich von Eurem alten Spezial, dem Doctor in Soden, selber gehört, der bisweilen zu uns kommet und uns ein gar lieber Gast ist; aber mir ist es gegangen, wie dem Buben, der ein Vogelnest ausheben möchte, um sich einen Finken zu erziehen, der ihm sein Liedlein singe, und wenn er an das Nest kommt, sind die Vöglein ausgeflogen. Als es Euer Spezial mir sagte, da waret Ihr längst ausgeflogen und saßet daheim und schriebet vielleicht schon an einer neuen Spinnstube, die Ihr, wie mir Euer Spezial erzählte, oft jahrelang voraus schreiben müsset, damit der Zeichner die Bilder dazu machen und der Holzschneider sie schneiden kann. Als ich dann bald darauf nach Soden kam, sah ich das Haus, da Ihr wohntet, neben der Mühle, unten, das Zweite rechts, wenn man von Höchst her kommt — aber das Nest war leer und der Vogel davon geflogen. Als ich das so mit diesen Worten Eurem Spezial, dem Doctor, sagte, da lachte der, wie er denn so schalkig lachen kann, und meinte, mit dem Fliegen sei es bei Euch Nix (wie man hier sagt); denn Ihr seiet ein bleiernes Vöglein, wie er selbst, nämlich groß und schwer. Der muß es ja wissen. Sei dem nun, wie ihm wolle, das kann ich Euch sagen, daß es mir herzlich leid gethan hat, daß ich es nicht früher

erfahren; denn ich hätte wohl einmal ein Stündlein mit Euch plaudern mögen. Auch hatte ich Etwas auf dem Herzen, das ich Euch schon lange einmal schreiben wollte, damit Ihr den Gegenstand einmal zu einem Vorworte zur Spinnstube nähmet, um es Eltern, Lehrern, Ortsvorständen, Geistlichen und weltlichen Beamten, welche ja doch je einmal die Spinnstube lesen, an das Herz zu legen, so in Eurer Weise, kurz, bündig, eindringlich und warm. Wie mir Euer Spezial, der Doctor, sagte, so habet Ihr die Milchzähnchen auch schon lange vertauscht und Euch drücken die jungen Jahre nicht mehr, wohl aber die alten, und da meine ich, es riefe mir Einer zu: Mach' fort, ehe es zu spät ist! Sag's ihm! Er wird's schon thun, weil es ihm selber am Herzen liegt! — Verrathen will ich es Euch denn gleich, daß es sich um die Singvögel handelt, und daß Euer alter Spezial, eben der Doctor, mir gesagt hat, daß Ihr in Eurer Stube, darin Ihr arbeitet, eine Menge Singvögel um Euch herum habet, die Euch um den Kopf tirilirten und oft einen Höllenspektakel machten, ohne daß Euch das, wie Ihr zu sagen pfleget, kopfscheu mache. Prosit! dachte ich da, so ist er dein Mann, auf den du bei deiner guten Absicht zählen kannst. Darum schreibe ich Euch diesen Brief, der Euch einen Rippenstoß geben, aber bei Leibe nicht wehe thun soll.

„Als ich von Höchst nach Soden ging, wo ich eine Reihe von Jahren nicht gewesen war, und gegen Abend nach Königstein hinaufwanderte, wurde ich wahrhaft betrübt. Die prächtigen Aepfel- und Birnbäume, die dort neben der Landstraße hinlaufen, sind ja durch die lange Reihe der an Regen so armen Jahre fast über die Hälfte gänzlich dürre geworden; viele sind halb dürre und ohne dürre Aeste ist keiner! Da braucht's, dachte ich weiter, nur noch eines Raupenfraßes, und alle die Herrlichkeit ist fort, das schöne Obst, das den feinen Aepfelwein für die Frankfurter und uns liefert, ist alle und somit auch der Aepfelwein. Und — der Raupenfraß bleibt nicht aus; denn es ist ja ganz entsetzlich, wie sich die Singvögel vermindern, die so fleißige

Raupenleser sind, und die fleißigen Meisen dazu, welche die Raupennester, die Eier, die Larven und Puppen der Käfer und namentlich der Schmetterlinge, die uns die unselige Raupenbrut zu Hunderttausenden verehren, ohne daß wir es merken, vertilgen. Wie im Gespräche ein Wort das andere gibt, so im Denken eine Vorstellung die andere, und ich dachte an die Singvögel und an Euch. Nicht als ob Ihr ein Singvogel wäret, denn davon hatte mich ja Euer guter Spezial, der Höchster und Sodener Doctor, zurückgebracht, sondern daß Ihr einmal ein Wort über die heillose Vertilgung dieser nützlichsten und liebenswürdigsten aller gefiederten Geschöpfe Gottes redetet, das ein- und durchschlüge. Ich will Euch da mit meinen Erfahrungen an die Hand gehen. Von den Zug- und Wandervögeln, die zu unsern schönsten und lieblichsten Feld- und Waldsängern gehören, gehen leider auf ihren Wanderzügen, die weit über das mittelländische Meer hinüberziehen, Tausende zu Grunde, weil sie durch die Stürme, die sie treffen, ins Meer gewehet werden und ertrinken, oder weil die abscheulichen Italiener, diese Leckermäuler, Tausende und Abertausende wegfangen im Frühling und Herbst, wenn die lieben Thierchen, müde vom Fluge über die Alpen oder vom Fluge über das Mittelmeer, bei ihnen ankommen und Rast halten und sich erholen wollen. So ein Italiener macht sich kein Gewissen draus und ißt eine Pfanne voll magerer Schwalben, die doch in aller Welt als ein geheiligter Vogel vom Volke behandelt werden; der Nachtigallen, Gott verzeih's ihnen, gar nicht zu gedenken. Ebenso geht's mit Rothkehlchen, Schwarzplattchen oder Grasmücken (auch Mönche genannt), mit den Lerchen und leider einer großen Zahl unsrer nützlichsten Zug- und Strichvögel, die in den letzten vier Jahren auffallend abgenommen haben. Es ist auch weiter allerdings zu bedenken, daß das vermehrte Eßbedürfniß der sich mehrenden Menschenkinder überall dazu zwingt, Hecken und Wälder auszurotten, um Ackerland zu gewinnen. Wo sollen die Armen nisten? Wir wissen, daß, wenn eine Nachtigall den Hain, wo sie nistete im vorigen Jahre, ausgerottet in diesem Jahre findet, sie

fortzieht und die Gegend meidet. Das ist Alles schlimm genug und trägt wesentlich zur Verminderung unserer Insekten- und Raupenvertilger bei; denn die Thierchen leben davon und der Allgütige droben im Himmel, an den uns Euer Spinnstubengruß so herzlich mahnt, hat sie angewiesen, die schädlichen Insekten, die sich so millionenfältig zu unserm Nachtheil vermehren, wegzufangen und uns damit den größten Liebesdienst und Vortheil zu erweisen.

„Dies ist aber, wie gesagt, noch lange nicht das Schlimmste. Weit verderblicher ist noch das Vertilgen der Nester der Singvögel, ihrer Eier, das grausame Hinmorden ihrer Jungen, dessen sich unsre Kinder, unsre Buben schuldig machen!

„Weile ich einmal bei den Nachtigallen und Grasmücken, den Rothkehlchen und dem kleinen Gelichter, den Ammern und Stock-, Blut- und Buchfinken, den Drosseln und Amseln und ihrem zahlreichen Geschlechte, deren hellgellender Gesang uns ein Frühlingsgruß ist, wenn er über die kahlen Hecken und Bäume hinüber zu uns schallt, oder der andern Gezwitscher uns ergötzt, oder der Nachtigall wundervoller, wohlklingender Gesang durch die stillen mondhellen Nächte an unser Ohr schlägt. Nachtigallen und Grasmücken sind gar zutraulich und auch sehr neugierig. Sie lieben der Menschen Nähe, gerade als ob sie dächten: Wir singen ja so schön; wir ergötzen ja das Menschenherz durch unsern klangreichen Gesang: da thun sie uns gewiß kein Leid an! Darum, so scheint es, bauen sie auch ihre Nestlein so nahe an den Menschen heran; oft an häufig betretene Wege und Pfade, und so wenig klug, so wenig versteckt, daß ein scharfes Bubenauge es augenblicklich entdeckt. Nun sollte man denken, eine Nachtigall wäre auch so einem Buben heilig, da die Gesetze sie schützen und das Ausheben eines ihrer Nester mit einer bedeutenden Strafe belegen: aber — Verbot Schnerrens! sagen die Buben bei'm Klickerspiel, wenn etwas mißlingt. Es ist, als ob das Verbot noch ebenso reizte, als anno 1 im Paradiese. Es wird ausgehoben, die Eierchen werden zerbrochen, die Jungen, wenn etwa welche im Neste

sind, werden mit falschem Futter und ohne Ordnung gefüttert — und sterben, und das arme Elternpaar jammert und zieht weg, um nie mehr an die Stelle, wo ihr kleines Herz so hart getroffen wurde, zurückzukehren. Darf es uns wundern, wenn diese lieben Sänger so selten im Lande werden? Warum uns ihr herrlicher Gesang weder früh am Tage, noch am Abend und in mondheller, lauer Mainacht ergötzt? Nicht minder geschieht das mit den obengenannten Vogelarten. Wie ungeheuer groß ist die Insektenzahl, welche so ein Pärlein seinen, mit reichem Appetit gesegneten Jungen zu Neste trägt? Wie viele Blüthenknospen würden diese Insekten, bei ihrer unersättlichen Gefräßigkeit, vernichtet haben, und wie viele rothbackige, schmackhafte Aepfel, wie viele saftige, süße Birnen, Kirschen, Pflaumen wären uns durch die Vögelchen erhalten worden, wenn die Buben die Nester nicht zerstört und, was noch schlimmer ist, auch die Wiederkehr der Alten abgeschnitten hätten! So werden in Wahrheit Tausende von Nestern zerstört, Tausende von Vögeln gemordet, Tausende vertrieben durch eine grausame Unart der Buben, und wenn nun die Raupen unsere Bäume zerfressen, unsre Obsternte zerstören, unsre Bäume krank und unfruchtbar machen, dann stehen wir da und klagen; dann sagen wir: Es gibt Einem gar keine Freude mehr, einen Obstbaum zu pflanzen! Aber unsre Buben vom Nesterausheben abzuhalten, daran denken die hochweisen, pfiffigen Bauern nicht! —

„Ich will noch einer Vogelart gedenken, die im Herbste und Winter unsre Gärten und Felder durchstreicht; mit einem emsigen Fleiße den Stamm hinaufläuft bis zum kleinsten Zweiglein am Aste; in die Rinde pickt, die Insekten- und die Raupennester zerstört. Es sind die Meisen mit ihren blauen, schwarzen und braunen Köpflein und hellweißen Backen, dem bald grünen, bald bläulichen, bald braunen und grauen Gefieder. Unstreitig sind sie die nützlichsten unsrer Vögel, die dem faulen Bauer die Obstbäume fegen und säubern von den Eiern, aus denen Tausende von Raupen im Frühlinge auskrochen und unsre Knospen, sammt Blatt

und Blüthe zerstörten und, indem sie die Hoffnung auf Obst vernichten, auch unsre Bäume nöthigen, noch einmal im Jahre Blätter zu treiben und sie dadurch krank machen, ja zum Absterben bringen können, wenn es mehrjährig geschieht.

„Aus meiner Kinderzeit weiß ich, daß Hunderte von Meisen herumzogen und die Bäume im Herbste und im Frühlinge säuberten. Wo sind sie, diese Schaaren? Ihre Zahl hat in einem ungeheuren Maßstabe abgenommen. Je und dann sieht man Eine ihre fleißige Arbeit rastlos verrichten. Noch Eins! Diese Verminderung der nützlichen Meisen ist um so wunderlicher, als wir wissen, daß Ein Paar, wenn es auch nur einmal brütete, 19 bis 21 Junge hervorbringt. Eine solche Vermehrung hat, außer der Meise, nur der kleine Zaunkönig, der auch ein rechter Insektenvertilger ist. Und doch, wo sind die Meisen hingekommen? — Ich will es Euch sagen! Gehet einmal im Herbste und Winter um die Dörfer und Städte herum. Blicket einmal hinein in die Gärten! Ueberall sehet Ihr sogenannte „Meisenkarren" stehen, aus Holunderstäben gemachte, nach Art der amerikanischen Blockhäuser aufgebaute Kästchen mit einem Falldeckel. Auf einem in Mitten aufstehenden Holze ist ein dreispießiges Hölzchen zum Traushüpfen knapp aufgelegt; ein Häkchen, an dem ein Nußkern steckt, sitzt leise und knapp darauf und hält den Falldeckel auf. Der Nußkern lockt die Meise. Rasch, wie sie ist, hüpft sie auf das dreispießige Hölzchen; es gibt nach; die Meise sinkt mit ihm in den Kasten und der Deckel fällt zu. Das arme Thierchen ist gefangen. Nun kommen die Buben, tragen es in die Stube, aber das scheue Thier kennt das Glas im Fenster nicht, in toller Furcht will es hinausfliegen, stößt mit furchtbarer Gewalt wider die Glasscheibe und stürzt todt nieder —, — es hat sich den Hirnschädel eingerannt. Klügere Buben halten die gefangene Meise wider das Fensterglas, damit sie es kennen lerne. Das merkt sich auch das kluge Thier; aber die Hauskatze merkt den leckeren Braten und der Tod des Thierchens ist sicher. Ist aber draußen die Kälte grimmig, so ist schon die glutheiße Stube sein sicherer Tod. So werden

Tausende von Meisen in Einem Winter hingeopfert, die ganze Gegenden von Raupennestern und Eiern reinigen und die Obsternte bewahren würden. Wie nützlich dieser kleine Vogel ist, kann doch den Bauersleuten um so weniger verborgen bleiben, als sie, wenn noch Fliegenschwärme in ihren Stuben hausen, die Meisen darum hineinsetzen, daß sie die Fliegen wegfangen. Das thun sie in wenig Tagen. Dann aber gibt der gleichgültige Bauer dem Thierchen weder Wasser zum Trinken, noch weiteres Futter und — es ist sein Dank für den Dienst, den es ihm geleistet hat, daß es — verhungert! Es ist dies entsetzlich, aber es ist eine von mir vielfach erprobte und erfahrene Wahrheit! Die Folge des also muthwillig vertilgten Meisengeschlechts ist — der Raupenfraß an unsern Obstbäumen, der Mangel des Obstes, das Erkranken und Verdürren unserer Obstbäume! Ich könnte noch Hunderte von Beispielen beibringen, aber es genüge an Einem!

„Bekanntlich ist der Bauer ein erbitterter Feind des Spatzes oder Sperlings, der ihm an seinen Waizenfeldern viel Aerger bereitet. Matius, dieser feine Beobachter und liebenswürdige Schriftsteller, nennt ihn wahr und treffend den Proletarier unter den Vögeln. Ihr wisset selbst, es ist ein frecher, schlauer Spitzbube! Aber der Herr droben hat ihm auch seine Stelle angewiesen und seit ich die Erfahrung gemacht, von der ich reden will, bin ich mit ihm, trotz seiner Frechheit und pfiffigen Spitzbüberei, völlig ausgesöhnt. Höret nur noch meine Erfahrung!

„Es begegnet uns armen Menschenkindern oft, daß, so superklug wir uns zu sein dünken, wir doch über dem Entfernten das Allernächste vergessen. Grade so ging's mir vor zweien Jahren. Ich ließ in meinem Beisein alle meine Obstbäume genau untersuchen und durch einen erfahrenen Mann von den Raupennestern säubern. Aber an ein junges, schönes, reichbeknospetes Zwetschenbäumchen, unmittelbar vor meinem Fenster, dachte ich nicht.

„Als nun die Sonne warm zu scheinen begann, entwickelten sich Blüthen und Blätter rasch und schön; aber zu

gleicher Zeit bemerkte ich zufällig, daß ein mir verborgen gebliebenes Gabelraupennest mit zahllosen Insassen bereits über das ganze Bäumchen ausgebreitet war und die gefräßigen Thiere bereits an den äußersten, feinsten Aestchen saßen, und die feinen Blättchen abnagten. Ich erschrack, aber da war nichts mehr zu thun, da ich nicht schießen durfte, weil feuergefährliche Stoffe überall in der Umgebung waren. Das ist wieder einmal deine eigene Schuld, sagte ich zu mir selbst. Draußen im Felde lässest du sorgfältig deine Bäume säubern; hier im Garten, am Hause, vergissest du das!

„Ich schloß ärgerlich das Fenster und setzte mich nahe demselben nieder. Von Zeit zu Zeit fiel mein Blick auf das Bäumchen und die Gäste, die an ihm offene Tafel hielten. Da bemerkte ich zwei meiner Hausgenossen, nämlich ein Spatzenpaar, das an einer unzugänglichen Stelle des Hausgiebels seit drei Jahren nistet und jährlich der Welt mindestens 15 hoffnungsvolle Sprößlinge seiner Ehe schenkt. Ich beobachte, wie Beide sehr eifrig ihr Mittagmahl hielten und eine Menge der zu ⅔ ausgewachsenen Raupen verspeisten, dann aber den Schnabel voll packten und wegflogen.

„Kaum weg, waren sie auch schon wieder da und begannen ihre Raupenjägd von Neuem, trugen sie den Jungen zu und kamen wieder. Ich kann Euch nicht sagen, wie mich das fesselte. Am Abende kroch nur noch eine ganz kleine Zahl Raupen in die Astgabel, wo sie ihre Heimath hatten. Leicht hätte ich sie hier todten können, aber ich that's nicht, weil ich das große Verdienst meines Spatzenpaares nicht verkümmern wollte, und — am Mittage des folgenden Tages war am ganzen Bäumchen keine Raupe mehr! Seitdem denke ich anders über die Schelme, die so nützlich sind. Ja, ich fand die Quelle einer anderen Erscheinung. Seit einigen Jahren gab es im Felde, weit von den Ortschaften, kein Obst, aber die Bäume in den Gärten und unmittelbar um die Ortschaften herum hingen reichlich voll.

„Jetzt lag mir der Grund zu Tage. Die Spatzen

laſen hier die Raupen ab. Draußen aber fehlten die Singvögel, die die Aufgabe vom lieben Gott haben, die Baumpolizei auszuüben — weil ſie die Buben zerſtört und verſcheucht haben. Das iſt nun genug mit meinen Erfahrungen. Ich wette, Ihr habet ſie ebenſo gemacht oder noch reicher und umfaſſender; aber Alles das bleibt ein vergrabenes Pfund für die Leute. Es iſt nicht genug, wenn man bloß belehrt. Wenn auch das uralte Sprüchwort: Wenn der Bauer nicht muß, regt er weder Hand noch Fuß, auch Gottlob im Allgemeinen längſt begraben iſt; wenn die Einflüſſe der landwirthſchaftlichen Vereine überall auf dem Lande und in Städten, die Ackerbau treiben, ſichtbar werden, ſo iſt doch an dem „Muß“ und ſeiner Einwirkung auf „Hand und Fuß“ viel Wahres. Darum, mein lieber Spinnſtubenſchreiber, leget's einmal vor Allen den Bürgermeiſtern, Schöffen und Ortsvorſtänden an das Herz, daß ſie durch ihre Waldhüter und Flurſchützen auf die Buben achten und fahnden laſſen, die an den freien Nachmittagen, Mittwochs und Samſtags, und an den Sonntagen zu zweien und dreien, oft auch haufenweiſe in die Wälder und Hecken ziehen, an bewachſenen Bächen umherbuſchiren oder die Bäume abſuchen nach — Vogelneſtern; denn Vogelneſter ſuchen und ſie zerſtören iſt Eins; daß ſie ſolchen Knaben Polizeiprotokolle machen und — die Eltern dafür natürlich geſtraft werden. Geſchieht das einmal mit feſter Entſchiedenheit, ſo iſt es am Ende mit dem Vogelneſterſuchen und Zerſtören. Leget's den Eltern an das Herz, daß ſie es ihren Kindern wehren, weil es ein Frevel vor Gott iſt, und einer gegen ſich ſelbſt, da ſie ja dadurch ihre Obſternte zerſtören. Leget's den Geiſtlichen und Lehrern an das Herz, daß ſie nicht bloß trocken belehren, ſondern warm an das empfängliche Kindesherz reden. Eine Thräne im Kindesauge iſt ein ſtärkerer Damm, als jeder Andere. Iſt ihr Herz in's Spiel gezogen, ſo iſt Alles gewonnen. Wenn ſich aber die Lehrer verſündigen, wie es Einer aus meinem Erfahrungskreiſe gethan hat, dann gehört er ernſt zur Strafe gezogen zu werden. Der Mann iſt todt und Gott vergebe ihm! Der leitete die Jungen

ſeiner Schule an, Vogeleierſammlungen zu machen! — Schrecklich, Tauſende von Neſtern wurden drei Jahre lang zerſtört, denn die Vogeleier wurden unter den Buben ein Handelsartikel, der Geld einbrachte, weil es ein Ehrgeiz war, die meiſten und ſeltenſten Eier zu beſitzen. Endlich wurde amtlich dem unheilvollen Treiben geſteuert, aber die weite Gegend iſt ſeitdem — vogelarm!

„Ich ſchließe endlich. Macht mit meinem Briefe, was Ihr wollet, nur zwei Dinge halt' ich mir aus. Das Eine: zerreißt ihn nicht! Und das Andere, nennet meinen Namen nicht. Und nun lege der Herr ſeinen Segen auf Euer Wort! Gott befohlen!"

Nein, ſage ich von Herzen, nicht auf mein, ſondern auf des lieben wackern Mannes Wort lege der Herr ſeinen Segen und mache es wirkſam und fruchtbar an denen, die es leſen und an die es eigentlich gerichtet iſt. Ich weiß Nichts zuzuſetzen, als nur die herzliche Bitte: Präget Euch in's Herz, was der Briefſchreiber ſagt, und befolget es treu, und es wird Segen daraus erwachſen.

Euch aber, lieber unbekannter Freund, der Ihr mir dieſen Brief geſchrieben, drücke ich im Geiſte die Hand mit dem Herzen voll Dank und Liebe! Nichts für ungut, daß ich ihn ſo, wie Ihr ihn geſchrieben, habe abdrucken laſſen. Beſſer hätte ich es ja wahrlich nicht ſagen können. Und ſo ſchließe auch ich mit Eurem Schlußworte: „Und nun lege der Herr ſeinen Segen auf Euer Wort!" Gott befohlen! Und ſeid Gott befohlen, Ihr lieben Leſer Alle!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1864.

Die Spinnstube von 1864 enthält, wie Ihr, liebe Leser, wisset, drei Räthsel.

Nr. 6 (Seite 67) ist das erste und steht dabei: Drei in Einem Strauße, und der Strauß ist eben das Räthselwort. Da dachte ich denn an den mächtigen Vogel Strauß in Afrika zuerst, der nicht fliegen, aber desto wackerer durch die brennenden Sandwüsten dieses heißen Erdtheils laufen kann. Im Nothfalle vertheidigt sich das große, gewaltige Thier, das sonst scheu und furchtsam ist, mannhaft mit seinem scharfen Schnabel und seinen, mit guten Klauen versehenen Füßen und ich möchte Keinem von uns wünschen, daß er einen Schlag mit diesen derben Füßen bekäme; denn unter Umständen und auf den Kopf getroffen, könnte er Einen für immer von Zahnweh befreien, woran der arme Spinnstubenschreiber gerade jetzt ganz entsetzlich leidet, ohne daß er aber wünschen möchte, so davon geheilt zu werden.

Zum Zweiten habe ich daran gedacht, daß der Vogel Strauß seine herrlichsten Federn am Schwanze hat. Sie sind schwarz und weiß, und werden im Strauße und einzeln von den vornehmen Frauen — heutzutage, wo alle Standesunterschiede in der Ueppigkeit aufgehen — freilich auch von Nähmädchen — auf den Hüten getragen. Dann

habe ich an einen duftigen, farbenreichen Blumenstrauß aus dem Garten gedacht, der, wenn er verblüht ist — weggeworfen wird. Strauß nennt man aber auch einen Streit, Kampf, der theils mit kräftigen Fäusten, theils mit Waffen, theils schriftlich mit Feder, Tinte und Papier geführt wird. Die Straußenfedern sind schwarz und weiß, das Papier und die Tinte schwarz und weiß. Darum frag' ich: Ein Preuße? Preußens Farben sind: Schwarz und Weiß — und antworte: Nein, denn in der Wüste, wo der Strauß lebt, hört alle Politik auf!

Unter Nr. 9 (Seite 116) steht das zweite: das Wort ist: Lumpen, von denen ja leider die ganze Welt voll ist, Vornehme und Geringe gehören dazu; aber die Lumpen, aus denen man Papier macht, werden, da man so viel Papier verbraucht, alle Tage theuerer und seltener und man probirt aus Stroh, Holz und allerlei Stoffen Papier zu machen, das aber Nichts taugt. Wodurch die Menschen zu Lumpen werden, das sagt das Räthsel und darin liegt Manches, was du, lieber Leser, wohl bedenken mögest. Das aus Lumpen gemachte Druckpapier trägt in Büchern die Wahrheit in der Welt herum, aber leider auch viele Lügen — du darfst nur an die Zeitungen denken! Der „Bengel," von dem ich rede, ist der Preßbengel, der Hebel der Buchdruckerpresse. Lumpen aber, sie mögen allen Halt und alle Farbe verloren haben, müssen zuerst durch eine Maschine ganz zerschnitten werden, daß sie den Brei abgeben, der zum Papiermachen nöthig ist. Diese Maschine heißt: der Holländer. Darauf deutet das Räthsel, wenn es von „Holländisch lernen" redet. Das ist aber das Ende vom Liede, daß, wenn es keine Lumpen mehr gäbe, es auch kein Papier mehr gäbe und dann — auch die Spinnstube aufhören müßte. So ist's!

Nr. 13 (Seite 147) ist das dritte. Das Wort des Räthsels ist: Der Schritt. Dazu gehören Füße, große, kleine, kurze, lange — vier, wie bei den Thieren, acht und mehr, wie bei dem sogenannten Tausendfüßler, einem bekannten Insekte, und es gilt dabei ganz gleich, ob das Thier ein Elephant ist oder eine Mücke. Wer nur Ein Bein hat,

muß begreiflicher Weise eine Krücke haben, um Schritte zu machen. Ruht Einer, so hört der Schritt auf, darum ist Ruhe sein Tod. Der Schritt ist des Rekruten Kreuz und des Corporals Aerger, der ihm den Paradeschritt, der heutzutage das Wichtigste ist, beibringen muß. Schritte machen hat Jeder als Kind gelernt, aber als Soldat muß er's als Mann noch einmal lernen und das hat bei manchem Tölpel seine Mucken. Eine That, Etwas thun, nennt man bildlich im Leben auch einen Schritt. Da gibt's leider schlechte und gute. Hüte dich vor den Schlechten; sie führen nur zum Elende, zeitlich und ewig! Wenn Einer bei dem Tanze aus dem Takte kommt, und auf die Nase fällt, so ist der falsche Schritt daran die Schuld. Der Schritt war und ist auch noch bisweilen ein Längemaß. Bei den Römern wurden darnach die Ortsentfernungen gemessen. Jetzt hat ihn der Fuß, der doch kleiner ist, als Maß verdrängt. Heutzutage hat der Schritt mit dem Wörtlein: „Fort" eine Verbindung, eine neue Ehe, eingegangen: der Fortschritt, und das: Fort — bringt den: Schritt wieder zu Ehren. Der hohe Ernst des Schlusses mahnt an ein heiliges Bibelwort, das wir Alle beherzigen sollen, an das: „Es ist nur Ein Schritt zwischen dir und dem Tode!"

3. Wer da meinet, daß er ſtehe, mag wohl zuſehen, daß er nicht falle.

Eine Geſchichte nach dem Leben.

I.

Allerheiligen war heuer rauh, unfreundlich und ſtürmiſch geweſen. Durch die grauen Wolken, die den ganzen Geſichtskreis einhüllten, war kein Sonnenſtrahl gedrungen. Gegen Abend hatte ſich ein Weſtwind erhoben, der ſcharf über die Erde hinſtrich und in den Schornſteinen gar unheimlich heulte und wehklagte. Als es dunkelte, trieb er den fallenden Schnee eiſig dem Wanderer in's Angeſicht. Wer's konnte, ſuchte die heimliche Stube und den warmen Ofen, deſſen man ſich in ſo einem „Heidenwetter" doppelt erfreute.

Heute war der erſte Spinnſtubenabend in der Schmiede. Der Altvater Schmiedjakob ſaß im Sorgſtuhle neben dem viereckigen Ofen und blies die Wolken ſeiner Pfeife mit

freundlichem Angesicht in die Stube. Seine Augen ruhten auf der Hängelampel in Mitte der Stube, und er freute sich auf die stillen, friedlichen Abende, die alle die lieben Freunde und Nachbarn wieder vereinten; denn der Tod hatte ja keine Lücke gemacht in dem Kreise, der in Liebe und Eintracht schon so manchen langen Winter sich in dem behaglichen Raume der reinlichen Stube versammelt hatte.

Das Dreschen war vorüber, der Flachs war bereitet und schon gehechelt, daß ihn die fleißige Hand an den Rocken legen und in feine Fäden ziehen konnte.

Schmiedjakobs Sohn saß am Fenster; seine wackere Frau legte auf dem Tische einen Rocken silberglänzenden Flachses an und Jakobchen lernte leise seine Katechismusfrage, die er dann dem Großvater aufsagte, und als dieser das Zeugniß gegeben, daß er sie vollkommen auswendig wisse, setzte er sich behaglich neben den Großvater auf einen Schemel und lauschte stille dem Gespräche. Allmälig kamen die erwarteten Freunde alle, Einer nach dem Andern. Die Männer setzten sich auf die an den Wänden herlaufenden Bänke; die Frauen auf die Schemel in der Runde um das von der Decke herabhängende Licht, und über das frühe Winterwetter, die Aussicht auf einen kalten Winter, weil die Hühner sich frühe gemausert, die Fruchtpreise auf dem Simmerer Markte und andere einschlägliche Dinge und Angelegenheiten verbreitete sich das ziemlich lebhafte Gespräch.

Unter Rede und Widerrede war gewiß schon eine halbe Stunde verflossen, als einmal eine Stockung eintrat. Kathrinchen blickte nach der Schwarzwälder Uhr und sagte: Schon halb sieben! Ich dächte, Ihr ließet Wetter Wetter, und Marktpreise Marktpreise sein, und der gute Schmiedjakobsvetter finge seine Geschichte an, die er ganz gewiß in Bereitschaft hat!

Wer dir den Willen thut, den nennst du schmeichelnd gut, du Hexe, antwortete der Alte lächelnd. —

Sie hat Recht, fiel der Gevatter ein. Das Wetter wird nicht anders und die Marktpreise steigen nicht höher durch unser Gespräch. Es ist besser, Etwas zu hören, was Einem das Herz erwärmt.

Ich wollte, ich könnte Euch so Etwas erzählen, ſagte der alte Mann nachdenklich; aber was ich Euch heute zu erzählen habe, iſt dazu kaum angethan; aber lehrreich iſt es gewiß, und wahr dazu, denn ich habe es mit erlebt, als ich zum erſten Male meine Wanderſchaft antrat, zwar jung noch, aber doch offenen Auges.

Es war im Herbſte, hob er dann zu erzählen an, und das Wetter war eben noch prächtig. Daheim gohr der neue Wein noch im Faſſe und in den Wäldern gab's fallende Blätter, früher als gewöhnlich, weil der Nachſommer und Herbſt ſehr trocken geweſen war. Meine Papiere (Päſſe waren damals unerläßlich) waren im beſten Stande. Als ich das linke Rheinufer verließ, um in's Naſſauer Land hineinzuwandern, wurde es mir ſchwer um's Herz; aber in mir lebte der Glaube an Gottes Gnade und Hilfe, und ſo

stieg ich ruhiger aus dem Nachen und warf mein Felleisen zwischen die Schulterblätter und schritt rheinabwärts.

Es war damals noch keine Eisenbahn, weder am linken, noch am rechten Ufer, und keine Dampfboote peitschten mit ihren Schaufelrädern die sanft fließenden Wellen des Rheines. Du lieber Gott, hätte Einer so Etwas gesagt, er wäre, ohne Zweifel, reif für das Narrenhaus erklärt worden. Und heute? Da haben sie hüben eine Eisenbahn gebaut und drüben Eine und mitten im Rheine brausen die Dampfboote und Niemand geht mehr, nicht einmal der Bettler, und wenn er auch auf den Sohlen geht, die ihm der liebe Gott an die Füße gemacht und die nicht reißen. Er spart's an Zeit und Mühe, und als ächte Standesperson fährt er stehend vierter Klasse. Zeit ist Geld, sagt der Amerikaner. Damals war das Gehen noch gebräuchlich, während heutzutage die Leute kaum mehr wissen, wozu sie vom lieben Gott die Beine haben, es sei denn „um einem Esel zu Grabe zu läuten." Ich ging, sage ich.

Wenn Ihr hättet wohlfeil fahren können, hättet Ihr's auch gethan, sagte Kathrinchen schalkig lächelnd.

Hast allemal Recht! warf ihr der Alte hin und fuhr dann fort: Bis Lahnstein blieb ich am Rheine. Ach, es war so schön; die Berge so grün, theils mit Reben, theils mit Niederwald bekleidet; die Felsen so wild; die Städtchen und Orte so friedlich. Die alten Burgen schienen zu schlafen, um von ihren Rittern und Knappen, Edelfräulein und Frauen zu träumen, und von den Rheinschiffen, die gezollt, von den Kaufleuten, die geplündert wurden, und endlich von Fehden und Jagd. Des Rheines Wellen murmelten so halblaut, als wollten sie den Gräsern und Blumen am Ufer erzählen von dem, was sie wundersam Großartiges gesehen weiter oben und bis hinauf zu des Stromes Wiege in der Schweiz.

Als die Sonne hoch gegen Mittag gestiegen war und man gerne den Schatten suchte, setzte ich mich unter einen gewaltigen Nußbaum und ließ mir das schmecken, was man mir daheim in die Tasche gesteckt, und das schmeckte sehr gut und ohne daß ich es wollte, rieselten Thränen darauf.

Wohin ich eigentlich wollte, wußte ich genau ſelbſt nicht. Da kam mir ein Mann recht gut zu Statten, der ſich mit ächt rheiniſcher Gemüthlichkeit zu mir ſetzte und alsbald zu plaudern anfing. Er war ein Schneider ſeines Zeichens, und viel gewandert; hatte aber in der Stadt Weilburg viele Jahre gelebt, ſich dort eine brave Frau, und mit ihr, wie es ſchien, Wohlſtand geholt, und war deshalb ein Advokat, der die Sache dieſer Stadt mit einer Wärme und Begeiſterung führte, daß ſie ihm das Ehrenbürgerrecht hätte geben ſollen. Von der ſchönen Lage der Stadt, welche die Lahn, bis auf eine ſchmale Stelle, faſt rings umfließe und zu einer Halbinſel mache; von ihren braven Bürgern, dem Schloſſe, dem Schloßgarten und dem „Gebücke," der „Hauſenlei," dem „Wehrholz," dem „Kanapee;" von der „Kirmeß" und dem „Schützenaufzug" und Schießen und, Gott weiß, von welchen Herrlichkeiten, die das Land biete und die Leute ſich bereiteten; von dem Hofe und dem Fürſten redete er mit einer Begeiſterung und Herrlichkeit, daß ich die Stadt Weilburg wenigſtens für ein Stück des Paradieſes anſehen mußte. Da war denn der Entſchluß ſchnell gefaßt, zumal für mein Handwerk dort eine gute Ausſicht ſei, wie er verſicherte.

Mache nur, daß du zu dem Hofſchmied, dem ehrlichen Alten, kommſt, ſagte er; der iſt meiner lieben Frau Vetter, und du kannſt ihn von mir grüßen! Er wird dir freundlich ſein.

Als endlich der Mann rheinaufwärts ging und mir aus den Augen war, erinnerte ich mich, daß ich nicht einmal nach ſeinem Wohnorte und Namen gefragt. Das kränkte mich bitterlich von wegen des Hofſchmieds in Weilburg; aber es war zu ſpät und ich ſchrieb mir's hinter das Ohr, um künftig klüger zu ſein. Junge Leute und dumme Streiche gehören zuſammen, wie der warme Ofen und junge Hunde, und die Nürnberger Rathsherren ſind immer klüger vom Rathhauſe gegangen, als hinauf. Nicht einmal um den Weg hatte ich ihn gefragt und in der Schule daheim wurde von der Länderkunde und Erdbeſchreibung Nichts gelehrt, weil unſer alter Lehrer ſelbſt nicht viel davon wiſſen mochte.

So mußte ich denn in Lahnstein mir Rath und Weisung holen und fand sie bei einem Schmiedemeister mit aller Freundlichkeit, zumal ich das Handwerk nicht ansprach, das heißt: nicht focht, was so viel sagen will, als: nicht bettelte. Das war mir, wie ich Euch oft gesagt, wie „Gift und Poppernent!“

Ich bog denn bald im rechten Winkel um, ließ ruhig die Lahn in den Rhein strömen, und wanderte ihrem Ursprunge entgegen. Ein Handwerksbursche macht ja keinen Umweg! — Das Lahnthal ist wunderschön, aber doch anders, als das Rheinthal. An Felsen und Bergen, an Wald und Wiesen fehlt es nicht; auch nicht an Ritterburgen, Dörfern und alten Klosterruinen. Bis Dietz war ich gekommen, als es dunkelte, und dort legte ich meine müden Glieder zur Ruhe; allein schon mit der Sonne ersten Strahlen war ich wieder auf den Beinen und sah denn bald mit eigenen Augen, wie schön das Städtchen Weilburg lag, und wie die Lahn da unten ihren Ring um die Stadt zog; sah die schöne „Hausenlei“, einen schönen, hoch aufsteigenden Felsen, und war, wie man mir sagte, auf dem, von dem Schneider gepriesenen „Kanapee“.

Endlich war ich an der starken Brücke über die Lahn; sah hoch oben das Fürstenschloß, das mir aber weniger großartig vorkam, als meinem Freunde, dem Schneider, dessen Namen ich nicht wußte.

Ich stieg die Straße hinauf und kam beim Umbiegen in die Neugasse, die hinauf zum Markte führt.

Von den Herbergen war ich nie ein Freund gewesen, und schon damals trug ich diesen Widerwillen im Herzen, durch die Erzählungen meines Vaters.

Geh' gleich zum Meister Glöckner, dem Hofschmied! dachte ich und fragte nach seiner Wohnung. Sie war nicht fern von den herrschaftlichen Pferdeställen und Remisen.

Als ich eintrat, fand ich einen kräftigen Mann, mit einem verständigen Gesichte, der mir wohlwollend entgegenkam.

Herr Hofschmiedemeister, sagte ich bescheiden, das Handwerk spreche ich nicht an, deshalb vermeide ich auch den

mir als der Herr Geheimerath Winter bekannt war. Sie scheinen sehr zufrieden mit Ihrem neuen Renteischreiber?

Da haben der Herr Geheimerath Recht, erwiederte der Rentamtmann. Es ist heutzutage wahrlich nicht leicht, einen gewandten, tüchtigen Arbeiter zu finden, da die jungen Leute alle zum Soldatendienste herangezogen und — er sagte das leise — dem Napoleon überliefert werden, der sie auf seinen Schlachtfeldern hinopfert.

Leider ja, erwiederte der Geheimerath, und der Andere fuhr fort: Dehner ist ein Mensch von heutzutage ungewöhnlicher feiner Bildung, und ob er gleich aus keiner sehr angesehenen Familie in Braunfels stammt, so scheint er doch eine ungewöhnlich gute Erziehung genossen zu haben. Auch in seinen Manieren ist er sehr fein und artig und in seinen Conduiten ist er musterhaft, im Geschäft aber ausgezeichnet. Aber er kommt mir putzsüchtig und windbeutelig vor, sagte sehr ernst der Geheimerath: geht nach der neuesten Pariser Mode gekleidet und macht hier den sogenannten: Plaisirmeister, der sich schnell zum Anführer der Jugend aufgeworfen, Landparticen, Tanzvergnügen besorgt, und das kostet Geld. Wenn Sie ihm auch ein schönes Gehalt geben, so muß er entweder Vermögen haben, das er windbeutelig verputzt — oder — ich würde ihm, puncto der Kasse, jedenfalls auf die Finger sehen!

Das hörte ich dem Geheimenrathe an, daß er ein alter, welterfahrener Mann war, der dem jungen windbeuteligen Manne nicht recht traute, weil er einen ungewöhnlichen Aufwand machte, einen Aufwand, der darum auffallen mußte, weil er weit über die enggezogenen Grenzen eines Renteischreibers hinausging; überhaupt aber war der alte Herr sehr schlicht und einfach, vielleicht etwas geizig, und so mußte ihn, von seinem Standpunkte aus, des jungen Renteischreibers auffälliger Aufwand sogar unangenehm berühren. Es schien mir wenigstens so.

Der Mann, in dessen Diensten der Renteischreiber stand, war der Untergebene des in der Stadt für griesgrämig und isegrimmig bekannten Geheimenraths, der zudem viel älter

als Jener war; daher kämpfte der Renteibeamte den Aerger über diesen amtlichen Rippenstoß nieder, verschluckte die bittere Pille und erwiederte in sehr demüthiger Weise, obgleich man den Aerger im Tone der Stimme vernehmen konnte: Obgleich ich meinen Scribenten in gehöriger Grenze und gebotenem Gehorsam halte, auch Alles durch meine eigene Hand geht, so kann ich doch nicht umhin, für den wohlgemeinten Rath ganz gehorsamst zu danken und werde mir ihn ad notam nehmen oder hinter das Ohr schreiben, wo ihn kein Huhn auskratzt.

Daran werden Sie sehr wohlthun, fuhr in dem früheren Tone der Geheimerath fort; denn die Welt liegt im Argen, und unsre Jugend schlägt über die Stränge. Sie denkt eben nur an den Saus und Braus, an Lust und Vergnügen, und wenn da das Geld fehlt, dann ist's leicht, daß sie es da wegnimmt, wo es haufenweise liegt, wie in so einer Rentenkasse. Was Sie auch zu Gunsten Ihres Renteischreibers sagen, und ich will es gerne glauben, so kann ich nicht verhehlen, daß mir der Mensch eigentlich nicht behagt, so gefällige Manieren er auch haben mag. Ich würde mich mit ihm wenigstens nicht familiär machen! —

Das Wort „familiär" — eins von den Tausenden von Fremdwörtern, welche man damals überall hörte, mußte bei dem Renteibeamten tiefer angeschlagen haben, als die erste, mehr das Amt angehende Bemerkung des Geheimenraths; denn ich konnte, als der Mann seinen Kopf rasch und betroffen gegen den eisgrauen alten Herrn wandte, wahrnehmen, daß er hochroth angelaufen war. Von einer Antwort, die, ohne Zweifel, bei aller amtlichen Unterwürfigkeit geharnischt dürfte ausgefallen sein, wurde der Renteibeamte durch das Entgegenkommen eines Dritten zurückgehalten. Das Gespräch nahm eine andere Wendung; die Herren blieben stehen; ich ging, höflich grüßend, vorüber, und kam so aus dem Bereiche derselben. Ich dachte indessen dem Gehörten nach, und es schien mir, als habe der alte Herr seine geheimen und guten Gründe gehabt zu dem, was er gesagt. Besonders aber dachte ich dem Worte „familiär" nach, das auf einen vertrauten Verkehr mit dem jungen Schreiber hinwies.

Mein Spaziergang dehnte sich weiter aus, als ich anfänglich beabsichtigt hatte, und als ich gegen Abend an die Heimkehr dachte, war ich so müde, daß ich mich unter einen großen Baum setzte, um auszuruhen.

Die Sonne ging im Westen gar wunderherrlich unter; diesem erhabenen Schauspiele waren meine Augen und meine Seele zugewendet, denn mit jedem Augenblicke wechselten die herrlichsten Farben und Wolkenbildungen. Da zog ein schöner, vielstimmiger Gesang, der um die Waldecke zu mir herklang, meine Aufmerksamkeit auf sich. Es waren frische, jugendliche, klangvolle Stimmen, weibliche und männliche, welche ein Lied sangen, das damals überall gesungen und von Orgelleuten und Elfer Harfenmädchen überall hingetragen wurde und mit den Worten anfing: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ u. s. w. Der Gesang, die Melodie und die Worte des Liedes, die ich kannte, bewegten mich, da ich mich in einer Stimmung befand, welche dem Liede entsprach.

Allmälig kam der Gesang näher und endlich bog eine zahlreiche Gesellschaft junger Leute, männlichen und weiblichen Geschlechts, großentheils dem Beamten- und reicheren Bürgerstande angehörend, um die Waldecke. Alle waren mit Eichenlaub bekränzt und kehrten, ohnfehlbar, von einer Landpartie oder einem Spaziergange in den Wald zurück. Voran schritt der Renteischreiber Dehner und an seinem Arme — die bildschöne Tochter seines Brodherrn, der eben erst eine so ernste Verwarnung durch den alten Herrn Geheimerath vor allzugroßer Vertraulichkeit mit dem jungen Manne empfangen hatte, die mir, der ich die beiden jungen Leute ungesehen beobachten konnte, ganz am rechten Platze zu sein schien. Die Blicke, die sie wechselten, waren wenigstens der Art, daß sie nicht für Haß und Abneigung Zeugniß ablegten.

Der Alte ist scharfsichtiger als der Papa, dachte ich, brach auf und folgte den Singenden, indem ich das Lied mitsummte, das mächtig zu meinem Herzen klang.

Als ich nach Hause kam, saß der Meister allein im Sorgensessel; denn Weib und Kind waren ausgegangen.

Setze dich, Jakob, sagte er, und erzähle mir, wo du warst und was du erlebt hast!

Ich hatte nicht nöthig Etwas zu verheimlichen und theilte ihm daher die ganze Unterredung der beiden Herren mit, die ich, ohne es zu wollen, mit angehört hatte, nebst dem, was gefolgt war.

Der Herr Geheimerath ist ein Ehrenmann, erwiederte mein Meister. Siehst du, Jakob, fein und säuberlich faßt er die Dinge nicht eben an, dazu ist er nicht angethan in seiner schlichten, derben Natur; aber er trifft allemal den Nagel auf den Kopf. Ich wundere mich, daß er's nicht handfester gesagt hat. Was er denkt, denken mehr Leute! Du weißt, Braunfels ist nicht weit von hier und ich bin dort bekannt, wie ein Pudelhund, denn ich kam früher sehr oft hin, weil meiner lieben Frau Bruder daselbst wohnte — er war Hofbäcker und ein angesehener Bürgersmann — ja, ich darf mich rühmen, daß ich manchmal von dem Herrn Stallmeister von Eglofftein hinberufen worden bin, wenn im Marstalle sich Kranke befanden. Hab manchen harten Thaler da verdient. Ich kenne die Braunfelser wie meine Hosentasche. Da hab ich auch die Dehner's alle gekannt. Waren einfache Handirungsleute, nicht arm und nicht reich, so wie die mittelfortigen Speichernägel. Extra pfiffig waren sie auch nicht, wenn auch nicht gerade auf die Nase gefallen. Des Renteischreibers Eltern waren recht brave Leute; aber sie hatten den Jungen allein, der also verhätschelt wurde. Nun freilich, der Junge war klug und lernte viel. Die Herren Lehrer meinten, sie sollten ihn hierher auf's Gymnasium thun und studiren lassen; aber da fehlte es, wie der Jud Meyer hier sagt, am „Bones Rassel," das heißt, am Gelde. Was braucht auch jeder Bub zu studiren? Als ob man im Handirungsstande nicht auch einen offenen Kopf brauchen könnte? Weil aber der Bub eine superfeine, schöne Hand schrieb, so mußte er ein Schreiber werden. Das ist eine gottvergessene Zunft! Sind nicht Fisch, nicht Vogel. Recken die Nase in die Luft und waden doch im Kothe. Sind Prozeßhetzer, Petitionenmacher, Leutepreller, Winkeladvokaten, Ferkelstecher! Schmieden

heimliche Anklagen, und wo der Teufel Hader ſtiftet, da haben ſie ihre Finger auch dabei. Wenn ich ſo einen kniffigen Racker ſehe, dreht ſich mir Alles im Leibe herum! Du kannſt es ſelber ſehen, wie ſie ſich putzen, daß ſie ausſehen, wie leibhaftige Kavaliere, Hofſchranzen und Grafen, und auf dem Leibe haben ſie in der Regel kein ganzes Hemde, und wenn das, doch kein ehrliches Herz und Gewiſſen drin. Weiter hinauf, als Tagſchreiber, kommen ſie ſelten; aber ſie machen ſich Geld und ſpielen den Großen. Lauterer, purer Flunker und Schattenſpiel an der Wand! Nun wurde der Bub Schreiber bei dem Herrn Stallmeiſter, machte ſich aber durch ſeinen Uebermuth mauſig und wurde fortgejagt. Darauf nahm ihn der Herr Küchenſchreiber in Dienſt, um ihm, der nicht rechnen konnte, zu helfen. Ich kenne den Mann, und er ſagte mir unter vier Augen, der Bub ſei ein Erzſtrick. Von dem kam er auch weg; wie? ob ſauber oder unſauber, das blieb verborgen, weil der Herr Küchenſchreiber nicht recht mit der Farbe heraus und dem Buben doch ſeinen Weg nicht verſperren wollte. Später habe ich ihn aus den Augen verloren, bis er plötzlich hier wie ein Reichsbaron auftrat und ſich geberdete, als ſei er mindeſtens ein künftiger Geheimerath! — Der alte Herr Geheimerath Winter hat ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Rechtſchaffenheit heraufgearbeitet. Der weiß, wo Barthel den Moſt holt und daß man mit Waſſer keine Pfannenkuchen backt; der weiß aus Erfahrung, daß, wenn man von Hauſe kein Geld hat, das Bischen Verdienſt beim Schreiben nicht ausreicht; im Kleiderweſen und geſelligen Herumſchnäbeln, Mädchentractiren und Plaſirmacherei nicht viel Purzelbäume ſchlagen kann. Darum deutete er auf die Renteikaſſe hin, die möglicher Weiſe dem „Herrn Dehner“ offen ſtehen könnte bei der allzu liebreichen Art, womit er in dem Hauſe des Herrn Rentamtmannes behandelt wird. Du ſelbſt ſagſt, daß er des Herrn Rentamtmanns Tochter gar vertraulich am Arme führte. Jakob, das iſt ein Mädchen, welches ich eine Perle nenne, weil ſie vortrefflich iſt; aber da meint der Herr Geheimerath Winter, um mit der heiligen Schrift zu reden, er ſolle die Perle

nicht vor die Säue werfen, weil doch der Herr Renteiſcribent Dehner keine paſſende Partie für ſie ſein dürfte. Das mein, ich eben auch. Aber es iſt ſo eine Sache! Der Dehner iſt ein ſchmucker Kerl, der ſich gut und fein kleidet, plaudern kann, wie ein Buch, um die Mädchen herumlöffelt, wie eine Axel, und ſo ein Mädchen iſt leicht beſtochen, und konnte ſich in ſo einen Windbeutel verlieben? Merkſt du, was der alte, weltkluge Herr mit dem Worte: „familiär“ ausdrücken will?

Ich nickte zuſtimmend.

Ich wollte, fuhr der Meiſter fort, des Herrn Geheimeraths Worte ſchlugen tüchtig ein, um der hochgeachteten Eltern und um des lieben, vortrefflichen Mädchens willen. Das freilich muß man ſagen, fuhr er nach einer kleinen Pauſe ſtillen Nachdenkens wieder fort, der Dehner, das muß man ihm laſſen, hält ſich ſehr anſtändig. Schulden hat er und macht er keine, denn das bliebe nicht länger verborgen, als von zwölf Uhr bis Mittag. Man kann ihm auch nicht nachſagen, daß er Trinker, Bambuſchirer, oder Spieler wäre. — Allein er hat doch nicht ſtudirt und die Leiter, die er etwa erſteigen konnte, hat nicht viele Sproſſen. — Geld hat er immer in Ueberfluß, das iſt mir das Bedenkliche. Woher? frag ich mit dem Herrn Geheimenrathe Winter. Von daheim? Proſit die Mahlzeit! Was da übrig iſt, mag ich nicht, aber was etwa am Jahresſchluß mangelt, auch nicht bezahlen! Sein Gehalt? Etwa hundert Gulden, wenn's hoch hinaufgeht; damit jagt er nicht viele Hunde hinter dem Ofen heraus, und ſeine Kleidung und Weißzeug iſt mordfein und gut. Das koſtet Etwas, und alle Sonntage eine Luſtpartie — das bezahlt ſich auch nicht mit Redensarten!

In Summa, Jakob, wenn's nur nicht geht, wie dem Müller, der ſagte: So gehen die Gänge, und er hatte doch nur Einen, und das war der Hausgang, und der war nicht fein! —

Der Eintritt der Frau Meiſterin unterbrach das Geſpräch, das der Meiſter ſogleich fallen ließ.

Nach dem Allen kann ich wohl ſagen, daß der „Herr

Dehner" — denn anders ſprach in Weilburg Niemand von ihm, für mich eine wirklich bedeutende Perſönlichkeit war; daß ich ihn, wo und wie ich konnte, mit aufmerkſamen Augen beobachtete und meine Gloſſen über ihn machte. Das fand ich, daß im Allgemeinen die Leute blind für ihn eingenommen waren, weil er ſehr artig, höflich und manierlich Jedermann begegnete, gerne Beſcheid gab, Rath ertheilte, und ſo auch als ein ſehr kundiger und kenntnißreicher junger Mann erſchien.

Der hat eine Zukunft, ſagten ſie, und wird einmal Etwas! Zumal der, welcher den Papſt zum Vetter hat, leicht Cardinal wird. Er wurde in die angeſehenſten Geſellſchaften gezogen, ja es kam ſo weit, daß man meinte, es könne gar keine fröhliche Geſellſchaft beſtehen, ohne den „Herrn Dehner." Es war Alles, daß er nicht an den Hof kam!

Unſtreitig mußte er ein geſchäftskundiger und geſchäftstüchtiger Menſch ſein, auch ungemein raſch arbeiten, denn der Herr Rentamtmann überließ ihm Alles im reichſten Vertrauen, und nannte ihn, ohne Scheu, ſeine „rechte Hand."

Der alte Geheimerath ſchüttelte den Kopf darüber und urplötzlich kam eine unerwartete Kaſſenunterſuchung, wie ſie je und dann wohl in Stadt und Land vorgenommen zu werden pflegten; allein die Kaſſe des Herrn Rentamtmanns klappte bei Heller und Pfennig und die Bücher waren in einer Ordnung, die Anerkennung finden mußte und auch vollkommen fand.

Wieder ſchüttelte der Geheimerath Winter den Kopf, daß der Puder vom Kopfe auf Rockkragen und Schultern fiel, wie draußen der Schnee um Martini oder im Advent auf die Erde.

Wenn's mit dem Dukatenmännchen, ſagte er zu ſich, nicht eine Nürnberger Spielpoſſe wäre, ſo möchte ich glauben, der Windbeutel, der Dehner, hätte ein ächtes und rechtes, oder wenn es noch Heinzelmännchen gäbe, ſo dächte ich, er hätte ſolche Nachthelfer und Geldſpender; aber die Zeit iſt

um und die Feen aus den Märchen sind alle gestorben, die ihre Lieblinge inwendig und auswendig verschwenderisch beforgten und ausstatteten. Ich fürchte faule Fische! Schade für den hübschen und gewandten Kerl, wenn es so wäre! Jedenfalls muß er geheime Zuschüsse und Zuflüsse haben! Bin doch auch jung gewesen, war nicht arm von Haus aus, hatte ein hübsches Gehalt; aber so wie der, konnte ich es nicht treiben, wenn ich auch gewollt!

II.

Es ging mir in dem Hause meines Meisters sehr gut. Ich war in der That gehalten, wie das eigene Kind im Elternhause. Arbeit war in Hülle und Fülle da, und Arbeit, die eine Art hatte. Der Beschlag der Hofgäule mußte sehr gut und sauber sein; denn der Herr Stallmeister Schuster war Einer, der sich drauf verstand und überall mit eigenen Augen guckte. Die Hofkutschen waren zwar nicht so puppig und postpapieren, wie sie heutzutage gebaut werden — denn man traut kaum gegen eine zu niesen, weil man fürchtet, die Achse könnte zerbrechen — aber der Fürst liebte es, rasch zu fahren. Da ging denn heute Dies, morgen Jenes zu Grunde. Dann mußte Meister Glöckner herbei und Rath schaffen. Nun kam es, daß man sah, daß ich auch Etwas könnte, und so stieg auch ich in der Gunst der Hofbeamten, die mit diesen Dingen sich zu befassen hatten. Dazu trug es wohl auch bei, daß ich mit meinem Meister fast immer eher gerufen wurde, wenn ein Pferd krank wurde, als der Thierarzt, der, nebenbei gesagt, so wenig ein Hexenmeister war wie seine ganze Zunft damals, und theilweise heute auch noch. Die Erfahrung und ein gesunder Blick that da mehr, als das weitläufige Studium, womit man nicht viel Hunde hinter dem Ofen heraus jagt. Mein Meister war ein Kräuterkundiger und ich ging bisweilen mit ihm, wenn er sich seine Kräuter und Wurzeln suchte, die sehr wirksam waren, und alle „Tränke“ und „Salben“ kochten und machten wir selbst. In eben solcher Weise, wenn auch auf einem andern Gebiete, erging es dem „Herrn

Rentſchreiber Dehner.“ Er wurde immer beliebter bei Alt und Jung, bei Hoch und Niedrig.

Anfänglich ging noch ſein Herr, der Rentamtmann, mit ihm, die Renteigefälle und Domänialabgaben zu erheben; allein ſpäter und im Beſitze eines überſprudelnden Vertrauens, kam Herr Dehner allein in die Dörfer des Amtsbereiches, erhob, quittirte, lieferte getreulich ab und nie fehlte ein Pfennig oder Heller.

Mit den Ortsſchultheißen ſtand er prächtig; denn die Leute hatten ihn, ſeiner Leutſeligkeit und Freundlichkeit wegen, ſehr lieb. Er war aber auch ganz der Menſch dazu, ſich ihre Liebe zu gewinnen. Mild und nachſichtig war er bei der größten Genauigkeit im Dienſte. Man konnte mit ihm plaudern, wie mit ſeines Gleichen. Er

wußte eine Menge luſtiger Geſchichten, die er gerne erzählte; war mit den damaligen Kriegs- und Zeitläuften ſo genau bekannt, wie mit dem ABC, und erſetzte den Leuten die Zeitungen, welche damals noch nicht das Gemeingut Aller waren, wie ſeit 1848 und 1849 bei uns. So war er überall ein gerngeſehener Mann und die Schultheißen ließen es ſich nicht nehmen, ihn als Gaſt des Hauſes zu betrachten und, wenn er das Mittagseſſen der Frau Schultheißin lobte, ſo lachte ſie mit dem ganzen Geſichte und war im ſiebenten Himmel.

Er blieb dann wohl auch ein Paar Stunden länger und hatte dann allemal koſtbaren Kaffe in dem ledernen Buchſenranzen, der damals auf dem Lande noch eine Seltenheit war, lehrte die liebe Frau Schultheißin, ihn kochen, und gab dann die braune, koſtbare Brühe der Familie, zu der wohl noch hie und da ein reicher Bauer hinzukam, zum Beſten.

So ſaß er bei den einfachen, braven Leuten im Sattel, aus dem ihn keine menſchliche Macht herauszuheben im Stande war.

Nicht anders war es, wie geſagt, in der Stadt und in ihren angeſehenen Geſellſchaften. Da war er der Mittelpunkt, die Seele. In der That beſaß auch Niemand in dem Grade die Eigenſchaft der Unterhaltung, wie er. Klug war er dabei über die Maaßen; denn über den jungen Mädchen verſäumte er nie die alten Jungfern, Mütter und Matronen oder alten Weiber, und die fühlten ſich ungemein glücklich, wenn ein ſo feiner und artiger — und — das fiel ſchwer in's Gewicht, ſo ſchöner, junger Mann ihnen artig that und jede Aufmerkſamkeit erwies. Da floß Herz und Mund über von Lob und Preis des Herrn Tehner.

Mit den alten Herren machte er gelegentlich ein Kartſpielchen oder eine Partie Schach, was ein gar nachdenklich Spiel ſein ſoll, etwa wie Tambrett, aber doch viel anders. Er verſtand's, wie Einer, und in allen Kartſpielen ſuchte er ſeinen Meiſter.

Wo der allerliebſte Menſch nur das Alles her hat?

konnte man häufig fragen hören; dann war in der Regel die Antwort: Er muß mit dem Braunfelser Hofe viel verkehrt haben! Hätte man genauer nachgeforſcht, ſo würde ſich die völlige Unwahrheit und Grundloſigkeit dieſer Annahme licht und klar erwieſen haben, ohne daß freilich das Räthſel ſeine Löſung gefunden hätte; aber man begnügte ſich mit der einfachen Annahme, beſiegt durch die Gewandtheit und Liebenswürdigkeit des jungen Mannes.

Ueber die wichtige Frage nach ſeinen Geldquellen, denn daran litt er nie irgend welchen Mangel und machte auch, wie ich ſchon erzählt habe, keine Schulden — ſetzte man ſich in's Klare dadurch, daß man ſagte: Er hat einen hohen Gönner, der ſeine Geldkatze füttert. — Das nahm man ebenſo in's Blaue an, ohne daß man an eine nähere Nachforſchung, wer denn der Gönner ſei, dachte. Ja, es bildeten ſich über ſein Herkommen und ſeine Abſtammung die allerfabelhafteſten, aber den Meiſten völlig genügenden Annahmen.

Im Kreiſe ſeiner jugendlichen Altersgenoſſen war er aber erſt recht an ſeiner Stelle. Er ſprudelte von Witz und Laune: war in den Artigkeiten gegen die jungen Mädchen unerſchöpflich, dabei glatt und gewandt, wie ein Aal, und wußte eine ſolche Menge ſchöner Lieder auswendig, daß er ſchier wie ein lebendiges Liederbuch anzuſehen war. Kam es auf unterhaltende Spiele für eine junge Geſellſchaft an, ſo war er wieder die reichſte Fundgrube und ein flotterer, leichterer Tänzer war weit und breit nicht zu finden. Dabei war er im Umgange fein, beſcheiden und nie berührte er in irgend einer Weiſe die Grenze deſſen, was wohllautete und wohlanſtändig war.

War's da zu verwundern, daß er allbeliebt, allgemein ausgezeichnet war? Konnte man ſich darüber auch nur einen Augenblick in Zweifel befinden, daß die Mädchen ihn alle lieb hatten? Und daß die, welche er vorzugsweiſe beachtete, beneidet wurden.

Wenn er nun die Töchter ſeines Brodherrn und großen Gönners beſonders auszeichnete, ſo war das, genau genommen, nicht auffällig, ja vielmehr hätte es alle Welt als natürlich

erachten müssen. Da war denn aber unter allen Müttern und ihren heirathsfähigen Töchtern nur Eine Stimme, ja es galt als eine ausgemachte Thatsache, daß er der Schwiegersohn seines Brodherrn würde in naher oder ferner Zeit, je nachdem. —

Ach's und Seufzer darüber fehlten nicht; aber man ergab sich d'rein, ob berechtigt oder unberechtigt, das lag ihnen nebeneinander.

Nur Einer unter den Vielen, ja es ist nicht zu viel gesagt, unter Allen, stimmte nicht mit ein in die Posaune des Lobes und der Anerkennung für Herrn Dehner, und das war der Geheimerath. Der schüttelte gar oft den Kopf und brummte Etwas von unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und Dummheit in den hervorstehenden Bart. Er selbst ließ den Herrn Dehner, der sich mühsam und unermüdlich um seine Gunst bewarb, ganz abscheulich abflattern und bewies ihm eine so nachdrückliche Ungunst, daß der junge Mensch sich ganz von ihm zurückzog, seine Nähe mied und oft scheue, unheimliche Blicke nach ihm hinsandte. Diejenigen, welche das sahen und wußten, nannten den alten Herrn einen Brummbären, einen bärbeißigen Sonderling, einen Superklugen, einen Neidhammel, der dem vortrefflichen Herrn Dehner die allgemeine Beliebtheit nicht gönne. Man war ungehalten und ärgerlich über ihn; denn der Herr Dehner erwies ihm ja doch die größte Devotion und Hochachtung. Warum stieß er allein ihn ab, wo doch zu solch' einem gehässigen Benehmen nicht die geringste Ursache vorlag?

Daher kam es denn wieder ganz natürlich, daß jede Warnung, die der alte Herr etwa hier und da fallen ließ, daß jede tadelnde Bemerkung, die er machte, ganz wirkungslos blieb und Dehner dadurch nur höher in der Achtung und dem Wohlwollen derer stieg, die der Herr Geheimerath warnen wollte. —

Der alte Herr hatte in ganz Weilburg nur Einen, der mit ihm übereinstimmte, und das war mein Meister. Er ärgerte sich gründlich über die Leute, die den Dehner hätschelten oder werth hielten.

Dennoch hielt der Meiſter ſehr mit ſeinem Urtheile zurück. Ging er Abends einmal zum Bier, wie man im nördlichen Deutſchlande ſich ausdrückt, und das Geſpräch kam auf den Stadtliebling, den Dehner, dann ſchwieg er, wenn Alle ihn prieſen, brummte Etwas unverſtändlich in den Bart, blies den Dampf ſeiner Meerſchaumpfeife in dicken Wolken aus und that einen ſtarken Zug aus ſeinem Glaſe, das er, wenn er im höchſten Grade über das faſelige Gerede ärgerlich war, heftig auf den Tiſch ſetzte. Das wurde indeſſen, da er meiſt ſchweigſam in der Geſellſchaft der Bürger war, kaum bemerkt. Wurde es ihm zuweilen allzu

arg, dann ſtand er auf, ſagte kurz: Gute Nacht! und ging heim; aber war er mit mir allein, etwa einmal am Abende, oder in der Schmiede, wenn das Eiſen glühend gemacht wurde in der Eſſe, dann band er los und ließ ſeinem Aerger vollen Lauf. Sind Alle verrückt mit dem Winddeutel, wenn er nicht etwas viel Schlimmeres iſt! rief er dann aus. Gib Acht, Jakob, das Ende trägt die Laſt! Wenn der den Leuten nicht Sand in die Augen ſtreut, und, wie es in den Volksſagen vom Teufel heißt —: mit Geſtank abzieht, ſo ſoll dein alter Meiſter ein grundkapitaler Eſel ſein. Damit aber Baſta: Was geht's mich an, wenn ſie ſich Alle einen Denkzettel anhängen?

Mir war die räthſelhafte Perſönlichkeit des jungen Dehner ein Gegenſtand ſcharfer Beobachtung. Es entging mir nicht, daß er immer übermüthiger wurde und hochmüthiger dazu, daß er in ſeiner aalglatten Höflichkeit nachließ und die Naſe höher trug. O weh, dachte ich, Hochmuth kommt vor dem Falle! Und in dieſer Anſicht beſtärkte mich eine Geſchichte, die allgemeines Aufſehen machte. — Der hochfürſtliche Hof hatte in einem kalten Winter, der ſich durch hohen Schneefall und eine prächtige Schlittenbahn auszeichnete, eine maskirte Schlittenfahrt gehalten. —

Maskirte Schlittenfahrt? Was iſt denn das? fragte das Kathrinchen.

Nun, ſagte lächelnd der alte Mann, du kennſt doch die Faſtnachtsgeſichter, welche die Kinder vorbinden, wenn ſie ſich in der Stadt um dieſe Zeit verkleiden?

Freilich! erwiederte ſie.

Das thun auch Erwachſene, fuhr er fort, die denn auch wohl bisweilen ſich in abſonderliche und abenteuerliche Kleidung ſtecken und die Faſtnachtsgeſichter weglaſſen. Sie thun das zu ihrer und anderer Leute Beluſtigung. Am Hofe geſchieht das etwa zu einem Ball oder Tanze um die Faſtnachtszeit und auch früher, je nach Belieben der Herrſchaft. So iſt es denn auch Sitte, alſo verkleidet, eine Schlittenfahrt zu machen, und das war ſo eine. Ich ſage Euch, es ſchien mir, der ich noch nichts der Art geſehen hatte, eine helle Pracht.

Was thut der Dehner? Einige Tage drauf miethet er in Braunfels und selbst in Frankfurt kostbare Schlitten, die zur Nachtzeit nach Weilburg gebracht werden. Er und seine Freunde verkleiden sich noch kostbarer fast, als der Hof, binden aber Masken oder solche Fastnachtsgesichter vor, miethen sich eine Musikbande und halten auch eine maskirte Schlittenfahrt, die Jedermann schöner findet, als die der Herrschaft!

Das gab ein unermeßliches Aufsehen. Die Herrschaft empfand es übel und der Dehner, der es angestiftet, war nahe daran, fortgeschickt zu werden, wenn nicht sein Brodherr um Gnade gebeten und sich verpfändet hätte, daß so Etwas nicht mehr vorkommen solle. Diese Geschichte hatte ungeheures Geld gekostet. Die Väter der Herren Söhne, die dabei waren, hielten die Hand auf den Geldbeutel und der Herr Dehner mußte vorspannen, das heißt, einstweilen Alles vorlegen. Dazu war viel Geld nöthig. Das borgte er um hohe Zinsen bei einem Juden und — er hatte einen Bündel auf dem Nacken, hatte seinen Rüffel extra und stand auf der Wippe. Der alte Geheimerath war außer sich und der Brodherr Dehner's erhielt auch ein Näßchen, noch größer, als das des Geheimenrathes war, zu besehen.

Das schadete dem übermüthigen Burschen außerordentlich in den Augen der Weilburger und zum ersten Male empfand er, was öffentlicher Unwille heißt. Er war verhätschelt worden und wollte fort. Das war aber nur so eine Spiegelfechterei, womit es ihm nicht Ernst war; denn, wohin sollte er? Wo Unterkunft und Brod finden?

Seinem Brodherrn wurde es bange. Er war ihm unentbehrlich geworden. So legte er sich auf's Bitten. Vielleicht gab's auch Thränen. Wer weiß es genau? Kurz, Dehner ließ sich erbitten und blieb; hielt sich aber bis zum Sommer sehr zurück. Das fühlte das ganze Volk empfindlich. Als der Sommer kam, war die unangenehme Geschichte vergessen, und Dehner wieder auf dem Damme. Da ging's denn wieder herrlich und in Freuden. Er veranstaltete wieder Festlichkeiten und Tanz jeden Sonntag; war wieder die Angel, um die sich Alles drehte; war wieder der

alte Liebling von Allen und trieb's mit den Geldausgaben ärger, denn zuvor.

III.

Die Zeit, in der sich das, was ich bis jetzt erzählt, in Weilburg zutrug, war der Anfang unseres Jahrhunderts; die Zeit, in welcher Kaiser Napoleon seine Herrschaft mehr und mehr ausdehnte. Es war aber auch die Zeit einer, wenn ich mich so ausdrücken soll, erst werdenden Ordnung. Damals spielten noch am Rheine die großen Räuberbanden theilweise ihr heilloses Spiel. Das schöne und wohlstehende Nassauer Land war verhältnißmäßig von diesem Unwesen verschont geblieben, obgleich der Schinderhannes, der Schrecken der Leute und besonders der Juden, auch hier nicht unbekannt war, zumal er in Kirchen an der Sieg seine liebe Heimath hatte oder doch sehr nahe dabei.

Jetzt mit einem Male erschreckte die Kunde das Land, daß bald hier, bald da, näher und entfernter am Rheine ansehnliche Diebstähle, meist in Geld, begangen wurden. Es waren aber nicht Juden, welche an ihrem Mammon eine Erleichterung erlitten, sondern reiche Bauern und seltsamer Weise, meist die Dorfschultheißen. Das war auch schon früher, wenigstens seit einigen Jahren geschehen, aber es wurde wenig Aufsehen davon gemacht, ja die reichen Schultheißen verschwiegen es selbst, um nicht die Schadenfreude ihrer Feinde wach zu rufen. Auch waren die Summen nicht so außerordentlich groß, bisweilen 30, 40, 50 Gulden, wie es sich eben so vorräthig fand.

Wäre der gefürchtete Schinderhannes nicht schon in Mainz verurtheilt gewesen und in Folge dessen hingerichtet, so würde es nur ein Urtheil gewesen sein, das: der Schinderhannes ist im Lande! Jetzt änderte sich das und man sagte: Es sind versprengte Reste seiner Bande, die sich herumtreiben! Die gerechte Furcht war nahe, daß sie sich wieder unter einen unternehmenden Hauptmann zu einer Bande sammeln möchten. Das war der Schrecken des Landes. Es war daher geboten, alle Mittel anzuwenden, um der Verbrecher habhaft zu werden.

In den Orten wurden Nachts Sicherheitswachen errichtet; die Polizei war überall im Lande thätig; aber man entdeckte keine Spur von den Räubern, auch nicht die Kleinste.

Bis jetzt waren diese Einbrüche alle in weiterer Entfernung von Weilburg vorgefallen. Einbrüche konnte man, streng genommen, sie kaum nennen; denn immer war es so geschehen, daß der oder die Diebe vermittels wahrscheinlich nachgemachter Schlüssel zur Hausthüre hineingekommen waren, und diese, als sie das Werk vollbracht, wieder einfach und unverletzt verschlossen hatten. Jetzt, und zwar seit jüngster Zeit, waren sie auch in einem engeren Kreise um die Stadt vollbracht worden, und zwar mit einer Gewandtheit, Sicherheit und Frechheit, die in Erstaunen setzen mußte, da sie selber in der Schlafstube der Bestohlenen Statt gehabt hatten, so leise, daß Niemand erwacht war. Die Bauersleute, und das ist ja auch bei uns Sitte und Brauch, haben in der Wohn- oder auch Schlafstube ein kleines Schränkchen an oder in der Stubenwand, in Manneshöhe befestigt, darinnen ihr Geld und ihre wichtigsten Papiere zu liegen und aufgehoben zu werden pflegen. Die Schlüssel trägt in der Regel der Hausvater in der Tasche. Es war vorgekommen, daß dieser Schlüssel aus dem Kleidungsstücke, darinnen er getragen zu werden pflegte, herausgenommen wurde, während dies Kleidungsstück vor dem Bette auf einem Stuhle lag; das Geldschränkchen, aus dem das Geld gestohlen worden, war kaum eine Elle lang vom Bette entfernt, worin der Bestohlene schlief, und der Schlüssel war nach verübtem Diebstahl wieder in das Kleidungsstück gebracht worden, so daß der Bestohlene erst hinter seinen Verlust kam, wenn er — vielleicht erst nach einigen Tagen und zufällig — das Schränkchen zu öffnen veranlaßt wurde. — Der Aberglaube, der in der Regel dann sich geltend macht, wenn die Erklärung nicht vor der Nase liegt oder wenn der Betroffene sich schämt, überlistet worden zu sein, machte sich sogleich breit. Man trug zuerst sich mit der in die Ohren geflüsterten Erklärung, der Dieb könne sich unsichtbar machen oder betäube durch irgend ein Geheimmittel die Schlafenden, um ganz

sicher zu sein. Allmählig sagte man's lauter; dann öffentlich. Nun, die Verständigen lachten über diese Ammen- und Alteweibermärchen und schlossen richtiger, daß die Diebe die ersten Stunden tiefen Schlafes, nach mühevoller Tagesarbeit, benutzten und hatten damit vollkommen richtig den Sachverhalt getroffen.

Eine andere Seite faßte man auch auf, nämlich die, daß die Diebe mit des Hauses Einrichtung vollkommen vertraut sein mußten, und eine weitere, daß sie genau wußten oder doch vermuthen mußten, daß der Bestohlene eine ansehnliche Summe Geldes in dem Schränklein habe.

So hatte ein Schultheiß, am Tage vor dem Diebstahl, zwei fette Ochsen an Kölner Viehhändler oder Metzger verkauft, und eine sehr ansehnliche Summe dafür eingenommen, und, in einen Strumpf gefaßt, in das Geldschränkchen gelegt, wo in einem Kästchen ohne Deckel auch noch anderes, meist aber sogenanntes „Kleines Geld" sich befand. Der Strumpf war richtig mit seinem Inhalte verschwunden am andern Morgen, das kleine Geld aber, das leicht rappeln konnte, wenn man es wegnahm, stand ruhig und unangefochten an seiner Stelle.

Hier hatten die schlauen Diebe einen sehr richtigen Schluß auf den sogenannten „Wintuf" (Weinkauf) und seine Wirkung gemacht; denn dort, wie auch hier zu Lande, wird der zu beider Theile Zufriedenheit abgeschlossene Verkauf durch einen gemeinsamen Trunk besiegelt, der meist in Branntwein besteht. Die Leute hatten nicht wenig getrunken und — schliefen daher sehr fest und tief. Das stand mithin unerschütterlich fest, daß sie sehr genau unterrichtet sein mußten, die schlauen Diebe. Niemand aber war es bis jetzt aufgefallen, daß jedesmal der Diebstahl in der Nacht oder nur wenige Nächte später begangen wurde — wenn die Erhebung der Rentei- und anderer Gefälle durch den Herrn Renteischreiber Dehner, diesen bei allen Schulzen des Amtes so ungemein beliebten, von dem Herrn Rentamtmann mit dem größten Vertrauen beehrten jungen Mann, waren erhoben worden. —

Vor ihm hatte kein Schulze ein Geheimniß. Er wußte sie so zutraulich zu machen, daß sie ihm Alles auskramten, was ihr Hauswesen und ihre Feldwirthschaft betraf, ja er wurde, da er so klug war und so gut rathen konnte, selbst über die Geldangelegenheiten befragt, wo er denn allemal unzweifelhaft den besten Rath gab. Freilich wurde oder konnte er am andern Tage nicht mehr ausgeführt werden, weil dann die Vögel ausgeflogen oder vielmehr das Geld gestohlen war, über dessen Anlage und Verwendung man den Rath des Allerweltsaushelfers Dehner angezogen hatte.

In dem Wohnhause des Herrn Dehner dachte auch keine Seele daran, nachzusehen, ob der Herr Renteischreiber auch wirklich in seinem Bette liege, wenn er angeblich sich hineinzulegen hinaufgegangen, nach einer höflichen „Gute Nacht!“ Wie sollte Jemand auf den Gedanken kommen, da er ja doch jeden Morgen um die bestimmte Stunde zum Frühstücke kam? Wer hätte auch nur im Traume sich einfallen lassen, daß er eine Menge Schlüssel und sogenannte „Dieterichs“ habe, womit man alle Schlosser öffnen könne? War er ja doch, als Muster der Wohlanständigkeit und strengsittlichen Aufführung, als Muster der größten Genauigkeit im Dienste zu bekannt, und genoß das unbedingteste Vertrauen in Besorgung von Geldangelegenheiten sowohl bei den öffentlichen Kassen wie im Privatleben; hatte er ja doch in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit von seinem „hohen unbekannten Gönner“ das Geld erhalten, womit er die Schlittenfahrtschuld, die er hatte machen müssen, nicht nur das Capital, sondern auch die nicht unerheblichen Zinsen bis auf die Stunde bezahlt. Wer an ihm gezweifelt, wer die Quelle seiner Geldmittel als eine halbweg unlautere hatte bezeichnen wollen, würde von der ganzen Wucht eines verdammenden Urtheils unerbittlich getroffen worden sein.

Von den Diebstahlgeschichten hörte er nicht gerne reden, und wich solchen Gesprächen aus, schnitt sie durch irgend eine witzige, zum Lachen reizende Bemerkung ab oder wenn das Alles nichts half, dann belobte er die Maßregeln der Polizei und konnte es recht aufrichtig bedauern, daß man die Diebe

nicht finge, deren doch unbezweifelt eine ordentliche Anzahl sein müsse. —

Seine Vorsicht zur Bewahrung der Renteikasse war ganz außerordentlich. Ging er Gelder erheben, so trug er Sackpuffer, wie man kleine Pistolen nannte, die man in der Tasche trug, und nahm, führte der Weg durch den Wald, allemal den Schultheiß und Ortsdiener zur Bedeckung mit, selbst wenn er, wie er es sich zur strengsten Aufgabe gemacht, bei hellem Tage nach Weilburg zurückging.

Trotz aller getroffenen Sicherheitsmaßregeln, trotz aller Vorsicht, kamen die Diebstähle, die übrigens nur Gelddiebstähle waren, zeitweise blitzschnell nach einander vor, und dann traten wieder sehr lange Zeiträume ein, die wieder, weil Alles stille blieb, die Leute, wie die Behörden, in eine volle Sicherheit einwiegten.

Von irgend einer Spur, von irgend einem Verdachte konnte gar nicht die Rede sein. Man hatte in den Wäldern des ganzen Landes gleichzeitig Streifzüge veranstaltet; hatte zur gleichen Stunde im ganzen Lande Wirthshäuser und Kneipen durchsucht und keine Spur von landstreicherischem Gesindel entdecken können. Dasselbe war in den angrenzenden Gebieten, ohne Erfolg, wie hier zu Lande geschehen. Man hatte eine Menge armer Wanderer, Handwerksburschen und dergleichen, eingefangen, sie aber ebenso schnell als völlig unverdächtig wieder laufen lassen müssen. In immer tieferes Dunkel hüllte sich der Ursprung der Diebstähle und immer räthselhafter mußte er selbst den schlauesten Polizeibeamten erscheinen, die alle darauf erpicht waren, auf die rechte Spur zu kommen, wenn es auch nur gewesen wäre, um dem Spotte zu entgehen, der sich stromweise über sie ergoß.

In Weilburg war in diesem Punkte Niemand schlimmer, als der Herr Dehner, der sich halbtodt lachen wollte, wenn die Rede darauf kam. Er meinte, wenn er dem Polizeipersonale angehöre, so würde er entweder die Diebe einfangen oder sie aus dem Lande hinaus scheuchen. Es sei zwar allerdings wahr, daß es die schlauesten Gauner und Spitzbuben sein müßten, weil sie selbst den Schinderhannes über-

träfen; aber es müßte doch möglich werden, im Kampfe von Liſt gegen Liſt, Schlauheit gegen Schlauheit, mit der Menge der zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel, endlich Einen einzufangen, der dann die Andern namhaft zu machen leicht möchte bewogen werden können.

In aller Welt und zu aller Zeit iſt nun Tadeln leichter wie Beſſermachen, und der Herr Dehner hatte ſchon gut tadeln und räſonniren; aber es blieb wie es war. —

Das Geſpräch in der Stadt ging viel hin und her, aber zu einem Ziele konnte es begreiflicher Weiſe nicht führen. Bald aber ging es ſeinem Erlöſchen zu; denn es kam nichts Neues hinzu, der Winter, der ſich zu traulichen Geſprächen und gelegentlichen Trätſchereien ſo gut eignet, nahte heuer früh ſeinem Ende. Schon mit Lichtmeſſe trat ein wahres Frühlingswetter ein. Sonſt hält man Märzenſtaub für ein gutes Jahresvorzeichen, diesmal hatte man Februarſtaub, Sonnenſchein und trockenes Wetter dazu, und alle Welt prophezeihte ein herrliches Jahr. Alle Herzen waren fröhlich und guter Dinge, und die Faſtnacht kam mit ihren Masken, Maskenbällen und anderer Luſt für Alt und Jung. Ich hatte tauſend Luſt und Freude an dem drolligen und tollen Kindertreiben und durfte, durch die Gunſt des Wirthes, auch einmal dem Maskenball zuſehen, wo die Leute, mit Larven vor dem Geſichte, in den wunderlichſten Anzügen und dunkeln Mänteln, die ſie „Domino“ nannten, tanzten und umherwandelten.

Ein junger Mann zeichnete ſich durch eine prachtvolle Kleidung aus. Niemand wußte, wer es war, und Manche meinten, es ſei der Erbprinz, der ſich unter die Geſellſchaft gemiſcht habe.

Um zwölf Uhr iſt es Ordnung, daß ſie die Larven abnehmen müſſen und nun ihre Geſichter zeigen, aber in der Kleidung bleiben, die ſie auch vorher trugen.

Ich ſtand an einer Nebenthüre und vor mir ſtanden einige Herren in ſolchen Domino's. Es waren alte Herren, Beamte, die ich wohl kannte.

Was meinen Sie, Herr Hofrath, ſagte Einer zu dem

Andern, wer die koſtbare Maske war, unter welcher man den Erbprinzen vermuthete?

Nun? fragte der Andere, ich war im Schenkzimmer in ein Geſpräch verwickelt und komme eben erſt in den Saal zurück. War es der Erbprinz nicht? —

Nein! war des Andern Antwort. Denken Sie ſich die allgemeine Ueberraſchung, als man — den Renteiſchreiber Dehner erkannte!

Der Dehner? rief der Andere verwundert aus. Nun, das geht denn doch über das Bohnenlied!

Bei meiner Treue, ja! ſagte der Andere. Es geht wohl über das Bohnenlied, und man muß mit dem Geheimenrathe fragen: Was ſoll das noch werden? Woher hat der Menſch das fabelhafte Geld? Alle Nachforſchungen haben ergeben, daß er einen reichen, vornehmen Gönner und Unter-

ſtutzer, wie man fabelte, gar nicht hat. Seine Beſoldung für's ganze Jahr reicht kaum für dieſe Faſtnacht hin. Seine Eltern und Verwandte ſind zwar ſehr achtbare Leute, aber ſie müſſen ſich um ihr tägliches Brod, wie andere Bürgersleute, plagen und geben ihm keinen Heller Unterſtützung. Schulden hat er keine; denn die von der ſo allgemein getadelten Schlittenfahrt hat er, wie ich ſicher weiß, bezahlt. Da hört Alles auf. Woher er's haben mag, weiß Gott allein und Er; denn auch ſeinen vertrauteſten Genoſſen ſtellt er ein Lächeln entgegen, wenn ſie ihn fragen, und dann hat es ein Ende mit ſeinen Mittheilungen, ein völliges Ende! —

Wenn er — nur nicht — mit den — Bei dieſen Worten neigte der Hofrath ſich dicht an ſein Ohr und ich verſtand kein Wort mehr.

Wo denken Sie hin, Herr Hofrath? rief ebenſo erſtaunt als entrüſtet der Andere. Ein Menſch in Dienſten, ja man kann ſagen, in der Familie eines mit Recht ſo geachteten Mannes? Ein Menſch, der mit den Gliedern dieſer Familie umgeht, als gehöre er ſchon jetzt zu ihr? Ein Menſch endlich, deſſen Wandel, das Verſchwenden abgerechnet, ohne den leiſeſten Vorwurf und Tadel iſt, deſſen Dienſtleiſtung allen, auch den ſtrengſten Anforderungen des alten, bärbeißigen Geheimenraths nicht den leiſeſten Anhalt zur Unzufriedenheit gibt?

Und trotz alledem — erwiederte der Hofrath, ſtände ſolch' ein Exempel nicht alleine! Es iſt ſchon da geweſen. Ich dürfte Sie nur an Paris und den Namen — erinnern.

Er nannte einen kurzen franzöſiſchen Namen, den ich nicht behielt, weil der Klang mir fremd war. Darauf gingen ſie weiter und ich hatte nachzudenken genug, ohne daß ich aber, weil die Hauptſache mir verborgen blieb, mir das, was der Hofrath geſagt, hatte ausdeuten können.

Ich erzählte es am andern Morgen, in der Schmiede, unter vier Augen meinem Meiſter. Er ſtutzte und ſchwieg eine Weile nachſinnend.

Weißt du, Jakob, was der Hofrath ſagte? Ich will dir ſeine Worte ergänzen! Wenn er nur nicht mit den

Räubern und Dieben in Verbindung steht. Das hat er gesagt, denn es steht der rechtschaffene Hofrath mit dieser Meinung nicht alleine. Ich will dir's nur rund herausſagen: Es iſt auch meine Meinung! Halt's für dich! Aber denk' dran. Der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er bricht. Wir werden es erleben, gib Acht! — Damit brach er ab und wir gingen an's Schmieden. Während des Zuſchlagens überlief es mich einige Male eiskalt, wenn ich dem nachdachte. Ich geſtehe es ehrlich, ich hielt dies Urtheil meines alten grundehrlichen Meiſters für entſetzlich hart und doch pflegte er im Allgemeinen milde zu urtheilen. Nur auf den Dehner hatte er's abſolut übel ſtehen und traute ihm allewege nichts Gutes zu. Sollte das der Hofrath gemerkt haben? Er galt allgemein in der Stadt als ein durchaus rechtſchaffener, ruhiger, beſonnener Mann, auf deſſen Urtheil man Etwas geben konnte. Die Geſchichte kam mir den ganzen Tag nicht aus dem Kopfe, und ſelbſt in der Nacht träumte ich davon. — Auch der Meiſter war den ganzen Tag in einer gewiſſen Aufregung; aber er ſagte nichts mehr zu mir, und ich kam auch auf die Sache nicht mehr zurück. Ich ging nicht aus am Feierabend, weil ich ſchlafrig war, und ſetzte mich, weil der Meiſter ausging, in eine Ecke, wo ich einſchlief. Der Meiſter kam frühe zurück. Ich erwachte, und da wir alleine waren und noch kein Licht auf dem Tiſche ſtand, ſetzte er ſich zu mir.

Jakob, ſagte er halblaut und ſich zu mir neigend, es iſt in der Stadt ein halber Aufruhr über den frechen Buben, den Dehner, der ſich, abſichtlich gewiß, für den Erbprinzen auf dem Maskenballe halten ließ. Die Leute ſind außer ſich vor Zorn. Erſt die Schlittenfahrt, dann das wieder! Man ſieht es ſo an, als ob der Braunfelſer Lump und Windbeutel unſere gute Herrſchaft verhöhnen wolle. Ich ſage dir, es thut nicht mehr lange ſo gut. Die Bürgerſchaft brummt und wer weiß, was erfolgt? Wenn ſo ein Gewitter in der Ferne droht — dann kommt es leicht zu Blitz und Schlag.

Aber was wollen ſie denn machen? fragte ich.

Das ist's eben, womit sie sich die ehrlichen Köpfe zerbrechen. Sie wissen noch die Kehr nicht zu finden. Aber sie wissen Alle, daß ihm der Geheimerath nicht hold ist. Sie wollen den fragen und der — weiß Rath!

Als der Dehner heute mit dem Herrn Rentamtmann nach Kuhbach auf die Gefälle-Erhebung ging, soll er unerträglich hochmüthig neben seinem bescheidenen braven Brodherrn hergeschritten sein, und wenn dieser vor den höflich grüßenden Bürgern den Hut abzog, soll es dem Buben gar nicht eingefallen sein, nur an den seinen zu greifen. So Etwas sind die Weilburger Bürger nicht gewohnt; denn ihr geliebter, erlauchter Fürst und Herr dankt dem grüßenden Bürger mit herzgewinnender Artigkeit. Und so ein Schreiber, so ein Tagedieb und Windmacher, so ein hergelaufener Kerl, grüßt nicht, dankt nicht? Ei, so soll dich dieser und der! — Das muß anders werden! Wir haben hier auch noch junge Leute, die ebenso gut Renteischreiber sein können. Und welch' ein Beispiel ist das für die Schüler des Gymnasiums? Der Herr Rektor soll auch fuchswild über das ganze Treiben sein und manche Väter haben ihren Söhnen, die bis jetzt dem Leithammel blind gefolgt sind, gesagt, daß sie sich nicht mehr unterstehen sollen, mit dem Dehner umzugehen. So ist's recht! Thäten sie's nur alle, dann wäre es aus mit ihm, und mit seinem Hierbleiben hätte es ein fröhliches Ende! Ich denke, kommt Zeit, kommt Rath! —

Damit stand er auf und ging in die Küche, wo seine Frau die Nachtsuppe kochte.

So hatte ich den Meister noch nicht gesehen, und er war sicher der Widerhall der allgemeinen Stimmung. Wer hätte denken sollen, daß die Nacht, welche dieser Frühabendstunde folgte, den Vorhang auf eine ebenso unerwartete, als schauerliche Weise von all' den Räthseln wegziehen sollte, die diesen Dehner umgaben?

Schmiedjakob schwieg plötzlich. Alle Genossen der Spinnstube hatten schier athemlos dem Erzähler gelauscht. Selbst die Frauen hatten zu spinnen aufgehört.

Niemand aber wurde von der plötzlichen Unterbrechung unangenehmer berührt, als Kathrinchen.

Aber warum brechet Ihr denn grade mit einer so spannenden Frage ab, Schmiedjakobsvetter? fragte sie und ihre Ungeduld zeigte sich deutlich in jeder Bewegung, wie im Tone ihrer Stimme.

Eile mit Weile, sagte der Alte. Zuviel verdirbt den Magen, sagte der Wirth, als er seinen Gästen ganz kleine Stücklein vorschnitt. Kathrinchen, ich bin ein alter Mann und bin müde, und du kannst ganz gewiß die Nacht nicht schlafen, wenn ich die Geschichte auserzähle. Auch ist's eilf Uhr. Drum genug für heute!

Er steckte mit einem Papierchen sein Licht an, sagte gute Nacht! und ging in seine Kammer.

Kathrinchen warf schnippig ihre kirschrothen Lippen auf und sagte: Ich glaube, nun kann ich erst recht nicht schlafen! —

Der Gevatter stand auf. Wie das noch enden wird? sagte er kopfschüttelnd. Sollte der Herr Hofrath nab der alte Meister Recht gehabt haben? —

Wer weiß? erwiederte Veit und zog die Achseln in die Höhe. Das Sprüchwort sagt: Man versieht sich an Niemand mehr, als an den — Leuten. —

So ging denn diesen Abend seit langer Zeit zum ersten Male die Gesellschaft unbefriedigt nach Hause, und jedes Glied derselben sann und rieth bei sich, wie das Ende dieser Begebenheiten wohl ausfallen möge, ohne daß es aber zur Gewißheit gekommen wäre.

IV.

Den andern Abend konnten die Genossen der Spinnstube kaum erwarten, so gespannt waren sie auf den Ausgang der Geschichte, die, wie selten eine andere, die Gemüther bewegte. Als sie Alle versammelt waren, sah der Alte das Kathrinchen schalkig an und sagte: Es ist mir heute gar nicht um's Erzählen. Ihr könnet einmal mit einander plaudern.

O Schmiedjakobsvetter, rief sie aus, das werdet Ihr

uns doch nicht thun? Die ganze Nacht, den ganzen Tag iſt mir die Geſchichte im Kopfe herumgegangen. Gelt', es iſt nur Spaß?

Sei nur ruhig, du ungeduldig Kind lächelte er. Ich will nur gleich anfangen, ſonſt hab' ich doch keine Ruhe. Ich will genau da anknüpfen, wo ich geſtern Abend aufhörte!

Am Morgen des Montags nach dem Maskenballe ſagte der Herr Rentamtmann ernſter als ſonſt: Nun, lieber Herr Dehner, iſt die Faſtnachtspoſſe vorüber und der Ernſt des Geſchäftes und Amtes muß wieder in das Vorderglied eintreten. Wir gehen heute nach Kuhbach; ich habe die Gefäll-Erhebung ſchon dem Schultheißen geſchrieben. Um zehn Uhr ſpäteſtens müſſen wir dort ſein. Es gilt alſo, uns raſch fertig zu machen!

Zu Seite 51.

Wir? sagte Dehner, ihn forschend anblickend. Werden Sie mitgehen?

Das Wetter lockt, erwiederte der Beamte, und der Doctor gebietet mir ernstlich, mir mehr Bewegung zu machen als bisher. Da werde ich denn wohl immer wieder selbst mitgehen!

Das Wetter war herrlich, das ist wahr; aber was doch eigentlich die wirkende Ursache war, kramte der Herr nicht aus.

Der alte Geheimerath war durch die Schlittenfahrt und den Maskenball nur noch giftiger geworden auf Dehner; nur noch argwöhnischer, daß er doch noch einmal in die Kasse greifen möchte. Er hatte gehört, daß Dehner ganz alleine die Renteigefälle erhebe, und das hatte ihn gewaltig in den Harnisch gebracht. Er schrieb daher an den Renteibeamten ein Brieflein, das seine Flausen hatte; nicht grade heftig, aber es lag eine Nase darin, die ihre anständige Länge hatte, also daß der Renteibeamte es nicht hinter den Spiegel steckte, den Inhalt sich aber hinter das Ohr schrieb. Er mußte sich selber sagen, daß, strenge genommen, der alte Herr ganz in seinem Rechte war; daher machte er sich auch gar nicht mausig, steckte es ein und ging sogleich beim Anfang des Jahres wieder selbst an Ort und Stelle. Daran hatte er aber auch nicht gelogen, was er von dem Arzte sagte. Dieser hatte allerdings auch diese Aeußerung gethan, und so schritt er denn nun mit Dehner des Weges gegen Kuhbach hin. Der Weg war schön; die Entfernung eine schwache Stunde. Sie kamen frühe an, und da die Geschäfte in dem wohlstehenden Dorfe sich schnell abwickelten, so wollten sie gegen Mittag heimgehen. Das litt indessen der Schultheiß nicht. Er habe, sagte er, schon so viel Liebes und Gutes im Hause des Herrn Rentamtmanns genossen, und er selbst sei so lange nicht in seinem Hause gewesen, daß er es sich nicht könne nehmen lassen, die Herren zu bewirthen. Wollte der Rentamtmann den ehelichen Schultheiß nicht bis in's Herz verwunden, so mußte er das Mittagbrod bei ihm annehmen. Was Küche und Keller vermochten,

wurde aufgetiſcht. Nach dem Mittageſſen blickte der Schultheiß ärgerlich zum Fenſter hinaus.

Man hat doch ſeine leibliche Ruhe nicht vor den Handelsleuten, wenn ſie wiſſen, daß man fettes Vieh im Stalle hat!

Habt Ihr das, Herr Schultheiß? fragte der Rentamtmann.

Ja, erwiederte dieſer, ich habe ein Paar pudelfetter Ochſen im Stalle, die ihnen in der Naſe ſtecken; aber unter hundert und zwanzig Kronthalern kriegen ſie ſie nicht, ſo wahr ich Schultheiß von Kuhbach bin!

Darüber kamen die Juden in das Zimmer und wollten ſich in Beſcheidenheit zurückziehen, als ſie die Herren ſahen. Der Rentamtmann hatte unterdeſſen gegen Dehner geäußert, daß er gerne einmal ſo einem Handel zuhören und zuſehen möchte, daher dieſer denn die Juden veranlaßte, einzutreten. Nun ging denn das ſogenannte „Schmußen“ an, das Herumlaufen, in die Handplatſchen, Sichvertheißen, Weggehen und Wiederkommen — kurz das gewöhnliche Treiben, welches bei einem Viehhandel ſtattzufinden pflegt, wie Ihr Alle es genugſam kennet aus alltäglicher Erfahrung. Endlich wurde der Handel fertig. Die Juden gaben, nach alle dem Weſen, Treiben und Schwatzen, doch dem Schultheiß die hundert und zwanzig Kronenthaler. Als ſie blank und in Reihen auf dem Tiſche lagen, fuhr es wie ein Blitz aus Dehner's Augen über die Reihen hin. Der Schultheiß bat Herrn Dehner, ihm doch die Quittung aufzuſetzen, was er auch ſogleich that; allein ſo ſeltſam groß war ſeine innere Erregung, daß der Rentamtmann lachend ſagte: Wenn Sie ſechzig Jahre alt wären, ſollte es mich nicht wundern, daß Ihre Hand ſo zittert! Fehlt Ihnen Etwas! —

Wahrſcheinlich das Glas Wein, welches ich trank, entgegnete Dehner ſehr verlegen. Ich kann einmal keinen vertragen.

Der Rentamtmann lachte und ſagte darauf: Waſſertrinken, ſagte der alte Fürſt von Braunfels, und Petitionenmachen iſt Jedem erlaubt; auch hält's die Augen klar; aber ich habe doch ſchon geſehen, daß Ihnen ein gutes Gläslein

köstlich mundete, und ich habe ein Zittern nicht bemerken können. Ich suche es in einer andern Schublade, fuhr scherzend der Rentamtmann fort, nämlich in dem Maskenballe!

Darauf ging denn Dehner sofort scherzend ein und gab dem Schultheißen die Quittung zur Unterschrift.

Werde Euch, Herr Schultheiß, wohl das Geld auch rollen müssen? fragte er, und auf des Schultheißen Bejahung faßte Dehner das Geld und machte zwei Rollen davon. Soll ich sie in's Schränkchen legen? fragte er. Auch das bejahte der Schultheiß, und Dehner ging langsam zur Wandecke rechts von der Thüre, wo sich, zwischen dieser Wandecke und dem Alkoven, worin ein Bette stand, das Geldschränkchen, an der Wand festgemacht, befand. — Das Alles geschah ziemlich behäbig und langsam. Besonders besah Dehner den Bart des Schlüssels zum Schränkchen sehr genau. Es war bei dem Aufmachen des Thürchens der Schlüssel in Dehner's Hand geblieben. Er steckte ihn wieder in das Schloß, nachdem er ihn genau betrachtet hatte. Ein zufriedenes Lächeln war dabei über seine Züge geflogen.

Darauf war er hinausgegangen. Ungeſehen drückte er den inwendig in der Hausthüre ſteckenden Schlüſſel in Wachs ab, das er in dem Rockſacke trug. Abermals lächelte er vergnügt, denn die Thüre hatte außer dem Schloſſe keinen Verſchluß, nicht einmal einen Riegel. Ebenſowenig ſah er einen ſolchen an der Stubenthüre. Sehr heiter kehrte er in die Stube zurück, wonach ein halb Stündchen mit dem Schultheißen „geredſprächt" und dann der Rückweg nach Weilburg angetreten wurde.

Es war Neumond und die nahende Nacht verhieß ſtichdunkel zu werden, ja es ſchien, dem dichtbewölkten Himmel nach zu ſchließen, ſelbſt auf Regen hinzuweiſen, zumal der Wind aus Weſten weich und feucht blies.

Ich habe, ſagte unterwegs Dehner zu dem Rentamtmann, heute einen Brief von Braunfels erhalten, der mich beſtimmt, wenn Sie nichts dagegen haben, mit der Nachtpoſt dorthin zu fahren. Es iſt nämlich ein Verwandter ſehr krank, der mein Taufpathe iſt und der mich zu ſprechen wünſcht.

Aha, erwiederte der Rentamtmann, da handelt es ſich wahrſcheinlich um ein Taufpathenvermächtniß? Das darf ein junger Mann ſich nicht entwiſchen laſſen. Nun, fuhr er fort, die Geſchäfte ſind in dieſem Augenblicke ſo dringend nicht. Reiſen Sie daher in Gottes Namen, und ich wünſche, daß der alte Pathe ein Einſchen hat und tief in den Geldſack greift!

Könnte nicht ſchaden! verſetzte Dehner.

Um wie viel Uhr werden Sie denn abreiſen? war die weitere Frage des Rentamtmannes.

Regnet es bis dahin, ſo fahre ich um eilf Uhr mit der Poſt, erwiederte Dehner; regnet es aber nicht, dann möchte ich bis ein Uhr ſchlafen und dann zu Fuß gehen. Nur bedauere ich, daß der Hofhund, den Sie ſeit Kurzem ſich beigelegt und der mich durchaus nicht leiden kann, ſein höllenmäßiges Gebelle erheben und alle Welt wecken wird.

Thut nichts, erwiederte der Rentamtmann. Ich weiß ja, was es iſt. In der That ärgert mich das Thier mit ſeiner Bärenſtimme auch gar oft; allein ſeit den vielen Ein-

brüchen und Diebstahlen ist Vorsicht geboten, und überdies ist es eine besondere Verfügung des Herrn Geheimenraths —

Der selber so eine Art eiderbissigen Kettenhundes ist! ergänzte oder fiel vielmehr Dehner lachend in die Rede.

Sie haben Recht, Herr Dehner, setzte der Rentamtmann das Gespräch fort, dem Dehner eine andere Wendung gegeben. Er scheint seine Zähne besonders gegen Sie zu richten!

Dehner fuhr zusammen, allein da es sein Begleiter nicht wahrgenommen, fuhr er fort: Der alte Mann scheint nie jung gewesen zu sein, weil er der Jugend kein Vergnügen gönnt! Da scheint mir der Grund seiner Abneigung zu liegen.

Ich weiß es nicht, versetzte der Rentamtmann. Das aber weiß ich, daß seine Abneigung gegen Sie anfangt, in ein Mißtrauen der ärgsten Art auszuwachsen! —

Dehner erbleichte. Wissen Sie darum? fragte er schnell.

Gewiß, erwiederte der Rentamtmann, aber es muß strenge unter uns bleiben! Da lesen Sie es selbst! — Mit diesen Worten reichte er ihm aus seiner Brusttasche das Brieflein, das er von dem Alten empfangen hatte.

Der Renteischreiber erkannte im Stillen das reichste Maß des Vertrauens, welches ihm sein Gebieter erwies. Er entfaltete das Brieflein und las es durch mit einer inneren Bewegung, die sein Angesicht kreidebleich, seine Hand zittern machte. Während er es langsam zusammenlegte und mühsam nach dem verlorenen Gleichgewichte in seinem Inneren rang, hatte der Rentamtmann zur Erde geblickt und mit seinem Stocke einige Steinchen aus dem Wege geschlagen.

Jetzt, als Dehner ihm das Brieflein reichte, sah er ihn theilnehmend an und versetzte: Daß Sie das bewegt, finde ich natürlich, aber ich denke, es hat Nichts zu bedeuten. Ich bin Herr meiner Handlungen und Maßnahmen, und ich habe die Verantwortung auf mir und werde sie tragen! Damit genug! —

Nein, erwiederte Dehner; nach diesem Schreiben des Herrn Geheimenraths bleibt Nichts übrig, als daß Sie mich augenblicklich Ihrer Dienste entlassen! — Sein Zorn wälzt sich auf Sie, meinen Wohlthäter, und ich bin die Ursache.

Da gebietet es mir selbst die tiefgefühlte Dankbarkeit, daß ich um meine Entlassung bitte! —

Ob das die Meinung Tehner's war, muß ich bezweifeln; vielmehr scheint es ein wohlberechneter Plan des schlauen Menschen gewesen zu sein. Dafür spricht auch der lauernde Blick, den er auf den Rentamtmann richtete, dessen Antwort er erwartete. —

Tehner wußte zu gut, wie unentbehrlich er dem Manne geworden war; er kannte zu genau das Wohlwollen, dessen er sich im Hause seines Brodherrn zu erfreuen hatte, um an seine Entlassung zu glauben; es war wohl im Gegentheile nur sein Plan, sich desto fester in den Sattel zu setzen, den ihm der bärbeißige Geheimerath wegzuziehen die Absicht hatte. —

Der Rentamtmann fuhr bei den Worten Tehner's halb erschrocken, halb entrüstet auf. Wie? rief er aus. Ist das Ihr Ernst, daß Sie der Laune eines so wunderlichen alten Mannes weichen und Ihre Stellung bei mir verlassen wollen? Nein, Herr Tehner, das kann Ihre feste Meinung nicht sein! Was geht er Sie an? Was haben Sie sich um seinen Haß zu kümmern? Ich übernehme es, wie gesagt, ihm entgegen zu treten! Sie besitzen mein unbeschränktes Vertrauen und haben es bisher vollkommen gerechtfertigt. Es fällt mir im Traume nicht ein, den Grillen des alten Mannes mich zu fügen. Sobald Sie zurück sind, gehen Sie wieder alleine auf die Erhebung und Ihre Entlassung ist eine Thorheit, die Sie unter diesen Umständen selbst lächerlich finden werden. Doch, da kommen Leute! — Brechen wir unser Gespräch ab und begraben den Gegenstand desselben für immer! —

Wirklich kamen einige Leute hinter ihnen her, die sie nun die kurze Wegstrecke, die sie noch bis zur Stadt zurück zu legen hatten, begleiteten.

Tehner's Brust war von einer drückenden Last befreit. Er erkannte, daß seine Stellung durch diesen Vorgang um ein Großes fester geworden war. Auch erzählte der Rentamtmann Alles beim Nachtessen in Tehner's Gegenwart

seiner Familie, die darüber anfänglich betroffen war, aber zuletzt, als der Vater seine entschiedene Meinung ausgesprochen, wieder in die heiterste Stimmung und Unterhaltung überging, dem lieben Herrn Dehner empfahl, sich nur zu dem Gange warm zu kleiden, da es doch noch immer Februar sei, den besten Erfolg wünschte und eine recht glückliche Reise und Heimkehr. —

Als nun der Kettenhund gegen zwei Uhr wie rasend tobte, beachtete es Niemand weiter, denn Alle wußten ja, daß Herr Dehner seinen hoffnungsvollen Gang zum Pathen nach Braunfels anträte, den ihre Vorliebe und Theilnahme für Dehner schnell zu einem steinreichen Manne machte. Ihre besten Wünsche begleiteten den jungen Mann, den nur der ihm unangenehme Hund, der seine nächtlichen Ausgänge nun nicht mehr heimlich zu halten gestattete, veranlaßt hatte, eine Lüge zu ersinnen, damit er ohne Aufsehen aus dem Hause sich entfernen könne, aus dem er, ohne daß es Jemand ahnete, mit Hülfe seiner Schlüssel und Dietriche schon so manche Nacht sich entfernt hatte, in der ihn die Hausgenossen in ruhigem und erquickendem Schlafe glaubten, und durch deren Hülfe er ebenso sicher und unbeobachtet durch die Hinterthüre wieder in das Haus gelangt war.

So leicht und fröhlich, wie sonst, trat er dennoch diese Wanderung nicht an. Waren es die Dinge, die er heute erfahren, die Ereignisse, die auf dem Wege von Kuhbach nach Weilburg so unerwartet an ihn herangetreten waren, und die, abgesehen von allen andern Beziehungen und Ergebnissen, ihm doch auch das zu bedenken gegeben, daß es tiefer blickende Leute gab, die einen gründlichen Verdacht gegen ihn hegten — oder eine dunkle Ahnung, die wohl einmal in entscheidenden Augenblicken die Seele beschleicht, er wußte es selbst nicht; aber es war ihm unheimlich, als er den Weg nach Kuhbach einschlug. Er war selbst zweifelhaft geworden und war stehen geblieben, sich selbst fragend: Soll ich oder soll ich nicht? Aber — sein Geldbeutel war leer, das entschied, und mit raschen Schritten ging er in die stichdunkle Nacht hinein. —

Zu Seite 60.

V.

Es mochte ungefähr drei Uhr Morgens sein, als der Schultheiß von Kuhbach, gewohnt an frühes Aufstehen, durch ein kaum bemerkbares Geräusch erwachte. Es schien ihm, als schließe Jemand seine Hausthüre auf. —

Er setzte sich in's Bette, um genauer zu hören; denn wer sollte den Schlüssel zur Thüre haben? Sollte etwa der Knecht draußen gewesen sein auf verbotenen Wegen? Er horchte schärfer. —

Die Nacht war stockfinster. Eine gewisse Erregung ließ die Schlaftrunkenheit schnell von ihm weichen und machte seine Augen klar. —

Jetzt ging die Stubenthüre leise auf und es trat, kaum hörbar, Jemand herein, der einige Augenblicke lauschend stehen blieb.

Der Schultheiß, ein sehr entschiedener, muthiger und körperlich kräftiger Mann, dachte: Das ist ein Spitzbube; laß sehen, ob der nicht Jagd auf mein Ochsengeld von gestern machen will? Wart', Vogel, dich fange ich!

Er rührte sich nicht.

Der Eingetretene wandte sich jetzt schnell gegen die Wandecke, wo das Geldschränkchen war. —

Der Schultheiß hörte deutlich ein Schlüsselbund rappeln und klingen und dann, nachdem der Dieb den Rechten glaubte gefunden zu haben, am und im Schlosse des Schränkchens arbeiten.

Der Schultheiß benutzte dies Geräusch, stieg leise aus dem Bette und, da der Arbeitende am Schlosse ihm nach der Oertlichkeit den Rücken zukehren mußte, so schlich er sich hinter ihn und wartete, bis der Dieb das Schloß aufgemacht hatte. Dies gelang und der Schultheiß hörte einen Laut der Zufriedenheit; er hörte die beiden Geldrollen in des Diebes Tasche gleiten, und eben wollte sich der Dieb mit seinem Raube gegen die Thüre wenden, da umfaßten ihn die muskelkräftigen Arme des Schultheißen, die ihn wie gewaltige Eisenreifen umschlangen und seine Arme wehrlos

machten. Er stieß einen halblauten Schrei des heftigsten Erschreckens aus und strengte seine ganze Kraft an, den Bann dieser kräftigen Arme zu lösen.

Frau, Frau, rief der Schultheiß, ein Dieb an unserm Gelde! Ich habe ihn! Schnell Licht! Rufe den Peter zu Hülfe!

Die Frau des Schultheißen erwachte mit einem gellenden Schrei des Schreckens; aber sie sprang aus dem Bette und eilte zur Thüre, wo ihr aber die beiden Ringenden den Ausgang versperrten. Ohne sich jedoch zu besinnen, eilte sie zum Fenster, riß es auf, stieß den Laden auf und rief: Hülfe! Bürgerrecht! Diebe! und immer wiederholte sie mit gellender Stimme diese Worte, die mächtig in die stille Nacht hinausklangen.

Blitzschnell öfneten sich die Laden und Fenster der Nachbarn. Die Schultheißin wiederholte ihren Ruf nur noch gellender, und die Thüren knarrten; die Nachbarn kamen herbei. —

Der Schultheiß und der Dieb rangen fürchterlich mit einander, denn auch der Dieb war nicht schwach. Der Schultheiß hielt aber furchtbar fest, weil er fürchtete, der Dieb möge ein Messer besitzen und sich dessen bedienen. Durch das furchtbare Ringen und das Treten des Diebes gegen die nackten Schienbeine des Schultheißen wich dieser um Etwas zurück, ohne aber den Armen des Diebes mehr Freiheit zu gönnen. Dadurch verlor er das Gleichgewicht und beide stürzten zu Boden. —

Hülfe! Er bringt meinen Mann um! schrie verzweifelnd die Schultheißin.

Der Schultheiß aber war ein besserer Ringer, als der Dieb, denn er wußte sich, indem er die Arme losließ, schnell oben hin zu schaffen, faßte des Diebes Hände wieder und griff in ein Messer, das dieser gezogen hatte.

Aha, Spitzbube, rief er, willst du mir an's Leben? Wart', ich will dich lehren!

Ohne den Schnitt zu achten, den er sich in die Hand beigebracht, faßte er, ehe der Dieb sich des Messers bedienen

konnte, dessen Rechte am Handgelenk und kniete mit der ganzen Wucht seiner Schwere auf der Brust desselben.

Der stöhnte und rang nach Luft.

Jetzt wurde die Thüre aufgerissen und drei der nächsten Nachbarn stürmten herein und würden zu einem Knäuel zusammengestürzt sein, und zwar auf den Schultheißen und den Dieb, wenn nicht der Knecht jetzt eben die Stiege heruntergestürmt wäre mit einem Lichte, das er schnell auf seiner Kammer angezündet hatte.

Leuchte ihm in's Gesicht, dem Spitzbuben! rief der Schultheiß, der die Hände des sich noch immer bäumenden, vor Wuth schäumenden Diebes, dem er das Messer entwunden und weggeschleudert hatte, fest an die Erde drückte.

Holt Spitzstränge, daß wir ihn binden! rief der Nachbarn Einer, der den nackten Schultheißen eben ablöste und den Dieb mit seiner größeren Kraft zusammenknickte, daß dieser einen Schmerzlaut ausstieß.

Jetzt fiel das volle Licht auf das Gesicht des Diebes, der es vergeblich abzuwenden suchte, und mit einem Rufe, in dem sich Erstaunen, Schrecken und Furcht mischte, hallte es im Zimmer: der Herr Dehner! —

Mit Entsetzen fuhr der Bauer zurück, der ihn gehalten, und ließ ihn los. In demselben Augenblick, wo Dehner sich frei fühlte, war er auch auf den Beinen und an der Thüre, indem er die Männer rechts und links zurückwarf.

Aber wie ein Tiger warf sich der Schultheiß auf ihn und riß ihn rücklings zu Boden.

Was seid Ihr für Menschen? schrie er den Andern zu. Laßt mir im Nu den Spitzbuben durch? Das ist der Dieb, der alle die Diebstähle begangen hat, von denen das Land redet! Gestohlen hat er das Geld, womit er den Großen spielte!

Kaum hatte der Schultheiß dies Wort ausgestoßen, als Dehner's Sehnen den Dienst versagten. Er brach in sich zusammen zu einer todähnlichen Ohnmacht. —

Haha! rief der grimmige Schultheiß, da seht Ihr, wie das schlechte Gewissen wirkt, dem der Topf aufgedeckt wird!

Nun aber dran und bindet den Hallunken, den Spitzbuben, der unter dem Scheine der Ehrlichkeit und Redlichkeit, des Ansehens und der Achtung schlimmer war, als der Schinderhannes, der Seibert und der „schwarze Peter“! Das schlug an. Die Bauern erwachten aus dem Banne, den der Schrecken einer so unerhörten, unglaublichen Entdeckung auf sie gelegt.

Sie faßten den leblos scheinenden Körper Dehner's und streckten ihn aus; dann banden sie mit unmenschlicher Härte seine Hände und Füße und ließen ihn liegen.

Erst jetzt schrie die Schultheißin laut auf: Du bist ja voll Blut! Und auch die Andern sahen nun erst, daß des Schultheißen Hemde mit Blut bedeckt war. —

Ja, erwiederte keuchend der Schultheiß, der Spitzbube zog ein Messer, um mich damit zu erstechen, daß er frei käme! —

Man drängte sich um ihn und untersuchte seine Hand, die heftig blutete. Als er zum ersten Male selbst darauf blickte, sagte er: Es thut Nichts! Es ist nur so eine Schramme! Allein es zeigte sich ein Schnitt, der sämmtliche vier Finger der rechten Hand tüchtig zerschnitten hatte. Zum Glücke waren die Sehnen nicht durchschnitten. Die Bauern und seine Frau verbanden ihn, so gut es ging, dann kleidete er sich an. Als er aus der Wandvertiefung, in der das Bette stand, heraustrat, schob er mit dem Fuße das Messer fort, das er Dehner entrissen und weggeschleudert hatte.

Leuchte einmal! rief er dem Knechte zu. Hier liegt das Messer, mit dem mich der Spitzbube todtmachen wollte! —

Als der Knecht leuchtete, hob er einen Knicker auf, wie ihn die Forstleute tragen, um das angeschossene Hochwild abzufangen.

Aha, sagte der Schultheiß, das ist der Knicker des Herrn Rentamtmanns, den er führte, wenn ein großes Treibjagen war. Ich kenne ihn sehr wohl!

Was machen wir mit dem Spitzbuben? fragte ein Bauer, der mit vielen Anderen hereingetreten war und das Amt

eines Flurschützen bekleidete. Führen wir ihn gleich nach Weilburg?

Prost die Mahlzeit! rief der Schultheiß: Der muß am hellen lichten Tage in die Stadt geführt werden!

Dehner war erwacht, ohne daß es Jemand bemerkt. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er kein Glied rühren könne, so heftig waren Arme und Beine zusammen geschnürt. War es, daß er überlegte, ob nicht noch eine Hoffnung zum Entkommen sei, oder war es eine dumpfe Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte: — er regte sich nicht. Als aber der Schultheiß die letzten Worte aussprach, da stieß er einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus der gepreßten Brust.

Aha! rief der Schultheiß, das Vögelchen kann wieder pfeifen! Seht Ihr's! Stehlen und Morden, wenn's Noth that, das war ihm Nichts; aber jetzt, wo der Hochmuth geknickt wird; jetzt, wo das erstohlene Ansehen vor aller Welt zusammenbricht, jetzt brüllt er, wie ein wildes Thier! Wart' Bübchen, rief er und gab ihm einen derben Fußtritt in die Seite, deine Herrlichkeit soll prächtig glänzen!

Hebt ihn auf und setzt ihn auf die Bank!

Die Bauern thaten es, denn er ließ sie willenlos gewähren.

So! sagte der Schultheiß; nun wollen wir nachsehen, ob er auch einen guten Griff gethan hat!

Er fühlte an den Taschen Dehner's.

Richtig, sagte er, da stecken die zwei Rollen Kronthaler!

Thut sie doch heraus! sagte ein Bauer.

Das verstehst du nicht, entgegnete der Schultheiß. Die müssen in seinen Taschen bleiben, damit der Richter sie sieht.

Dehner zuckte bei diesen Worten jäh zusammen; aber er schloß die Augen und lehnte den Kopf in verzweifelnder Ergebung an die Wand.

Euer Geldschränkchen steht ja noch auf! bemerkte ein andrer Gemeindsmann.

Der Spitzbube ist gefesselt, und Ihr seid ehrliche Leute, da thut's Nichts, bemerkte der Schultheiß; aber, Peter, seh' einmal nach, ob nicht noch seine Dietriche am Schlosse hängen!

Ja wohl, erwiederte der Beauftragte, da hängt ein ganzes Gebund! —

Aller Augen wandten sich dem Schränkchen zu. Peter machte die Thüre mit dem falschen Schlüssel zu und zog das Gebund ab. Es waren etwa dreißig Dietriche und allerlei Schlüssel in einem Drahtringe.

Da war gut gesorgt, sprach der Schultheiß. Damit hat der Hallunke die Geldschränke aller Schultheißen aufgemacht. Dich soll dieser und der! — Faseln da die Leute von einer Diebsbande, von den verlaufenen Anhängern des Schinderhannes, und der Eine Spitzbube, der vornehme, allgemein beliebte Herr Dehner war's alleine! Ja, ja, da konnte der freche Bube unserm Landesherrn Hohn sprechen; konnte den Erbprinzen nachmachen, Alles mit dem Gelde, das er ehrlichen Leuten stahl. Aber so geht's! der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und Hochmuth kommt vor dem Fall. Der Rentamtmann dauert mich und seine Familie, die haben die Schlange in ihrem Busen genährt! —

Wieder stieß Dehner einen Mark und Bein durchschneidenden Schrei aus.

Ja, schrei du, Spitzbube, sagte höhnisch der Schultheiß. Wenn dich der Strick um den Hals kitzelt, dann ist's mit dem Schreien am Ende! —

Ein zweiter, noch entsetzlicherer Schrei folgte und Dehner brach in ein krampfhaftes Weinen aus, das aber Niemanden in seiner Umgebung rührte.

Der Schultheiß ließ nun von seiner Frau den Tisch abräumen und holte Schreibzeug herbei.

Ich muß ein Protokoll über die saubere Geschichte aufnehmen, sagte er, setzte sich hin und begann zu schreiben. Draußen wurde es helle, das sah man durch dickbeschlagene Fenster. Viel Volkes hatte sich vor dem Hause gesammelt. Viele waren durch die Thüre in die Flur getreten und standen, bis in das Zimmer, Kopf an Kopf gedrängt. Jedes wollte den Herrn Dehner, den Dieb des Geldes des Schultheißen sehen. Dennoch war Alles mäuschenstille.

Es dauerte gut eine Stunde, bis der Schultheiß mit

dem Protokolle fertig war; dann las er es vor. Einfach aber genau erzählte das Protokoll den Hergang der Sache; die Nachbarn unterschrieben es mit dem Schultheißen und seiner Frau.

Feldschütz, sagte dann der Schultheiß, geh' heim und kleide dich an und komme um acht Uhr wieder. Vier andere Männer, eben die nächsten Nachbarn, die zuerst anwesend waren, erhielten denselben Auftrag. Die Andern blieben als Wache da.

Der Schultheiß ließ sich nun auch seinen Sonntagsrock und Hut holen, aß und trank dann Etwas, und machte sich bereit.

Wir können nach neun Uhr in Weilburg sein, sagte er; dann ist die Stadt aus den Federn und auf den Beinen, wenn der saubere Herr Dehner seinen Ehreneinzug hält. Was werden die Augen machen? Der Herr Dehner, der vornehme, stolze Herr Dehner, der „Präsirrath", wie sie ihn nannten; der Erbprinz und was All' noch, gebunden, als Dieb auf der That ertappt! — Das gibt einen Aufruhr, wie die Stadt noch keinen erlebt hat. Die Mütter und die heirathslustigen Mamsellen, die sich die Augen nach ihm ausgeguckt, die jungen Herren, deren Leithammel, ja deren Beherrscher er war; die ihm blindlings gehorchten und folgten — Himmel und Erde! was werden die gucken, wenn er im Schmuck der Ehren angebracht wird! —

Peter, rief er plötzlich, hol' einen Strick, wir wollen ihm die Dietriche wie einen Orden um den Hals herum hängen, damit ein Jeder seine Werkzeuge sieht! —

Dieses Mal rang sich aus Dehner's Brust kein Schrei; er stöhnte aber fürchterlich. Er knirschte mit den Zähnen, daß es ein Greuel war zu hören.

Allmälig war es hell geworden. Man konnte ihn nun sehen.

Seine Kleidung war im Ringen mit dem Schultheißen zerfetzt. Sein Antlitz war todtenähnlich. Er zeigte keine Bewegung, als die Aeußerungen seiner Wuth durch Schnaufen, Stöhnen und Zähneknirschen. Sein Auge aber war geschlossen.

Nach und nach kam der Flurschütze und der Büttel und die vier Bauern zurück.

Löst ihm die Stricke an den Füßen und bindet sie um seine beiden Arme. Den Einen fassest du, rief der Schultheiß dem Flurschützen zu, und den Andern du, Büttel! Haltet sie fest, daß Euch der Racker nicht entspringt. Zwei von Euch gehen vorne, zwei hinten; habt Ihr auch tüchtige Stöcke? fragte er die vier Kuhbacher. Das mein' ich, erwiederte Einer. Ich hab' da einen von einem jungen Holzapfelbaumschusse, der bindet gut, wenn's Noth ist, und an blauen Mählern soll's ihm nicht gebrechen, wenn er sich mausig macht oder nicht fort will!

Recht so, sprach der Schultheiß.

Auf denn, und fort! sagte er darauf, und der Flurschütze und der Büttel rüttelten Dehner aus seiner anscheinenden

Betaubung auf und zerrten ihn hinaus, wo das versammelte Volk in ein lautes Ach der Verwunderung und des Schreckens ausbrach, als es den bisher so hochgeehrten und geachteten Herrn Dehner wie einen gemeinen Verbrecher behandelt sah. Er blickte zur Erde, und wagte nicht, Jemanden anzusehen. — Anfangs zitterten seine Kniee; aber einige Fauststöße von den hinter ihm gehenden zwei Bauern brachten Leben und Bewegung in ihn und bald schritt er ziemlich rasch vorwärts.

Es war bereits neun Uhr vorüber, als sie sich der Brücke näherten. Viele Landleute mit Aepfeln, Birnen und Gemüse in Körben auf dem Kopfe, begegneten ihnen, die alle den Herrn Dehner kannten. Alle standen voll Erstaunen stille. Was hat er denn gemacht? fragten sie, und sowohl der Schultheiß als die Andern riefen laut: Es ist der Spitzbube der überall eingebrochen und das Geld gestohlen hat! Der Schulz von Kuhbach hat ihn auf der frischen That diese Nacht ertappt.

Neugierig schlossen sich die Leute dem Zuge an, um zu sehen, was sich weiter begeben würde.

Buben, die sich da herum mit Spielen beschäftigt hatten, hörten die Worte, liefen voraus und schrieen in die Gassen: Ihr Leute, gucket einmal! Sie bringen den Schreiber Dehner gefangen! Er ist der Dieb, der überall eingebrochen hat! Beim Schulz von Kuhbach haben sie ihn auf dem Neste gefangen, wie einen brütenden Vogel! Alle Fenster öffneten sich; aus den Thüren strömten die Leute und bald war die halbe Bevölkerung Weilburgs auf den Beinen, das unglaubliche Schauspiel zu sehen. —

Wirklich! Es war so, wie man gerufen! Da brachten sie ihn, gefesselt, um den Hals einen Strick, daran das schwere Gebund Schlüssel und Dietriche hing!

Auch zu uns in die Schmiede drang der Ruf.

Jakob, sagte der Meister, das müssen wir sehen! Laß Alles liegen und komm!

Wir eilten die Straße hinab; bogen nach dem Amtshause um und sahen da, wie man sagt: Himmel und Menschen.

Der Meiſter machte ſich Bahn mit ſeinen derben Armen und ich hielt mich dicht hinter ihm.

So gelangten wir endlich in die vorderen Reihen und ſahen das ſchreckliche Schauſpiel. Dehner ſchien halbtodt zu ſein. Er ließ ſich ziehen, wohin man ihn haben wollte.

Endlich verſchwand er hinter der Thüre des Amtshauſes mit ſeiner Begleitung. Der Amtsdiener mußte mit Gewalt die Menſchen zurückdrängen, ſonſt wären ſie nachgeſtürmt in den Gerichtsſaal.

Jetzt ſchwang ſich Meiſter Glöckner auf die obern Stufen der Treppe und rief: Ihr Bürger, was Ihr hier geſehen habt, das hab' ich vorausgeſagt. Mein braver Geſelle, der Jakob dort, iſt deß Zeuge. Das ging mit dem Dehner nicht mit rechten Dingen zu. Ein Lump von Haus aus, machte der Menſch einen Aufwand, der, wie Ihr Alle wiſſet, weit über ſeine Umſtände hinausging. Aber ſo geht's! Hochmuth kommt vor dem Falle. Ich hab' immer zu meinem Geſellen geſagt: Gib Acht, Jakob, das Ende trägt die Laſt! Wer hoch hinaufſteigt, wird ſchwindelig und purzelt herunter und der Krug geht ſo lange zum Brunnen, bis er bricht. Ein Fuchs hat zwar mehr denn Ein Loch in ſeinem Bau, aber die Jäger fangen ihn doch. Zehnmal glückt's, aber beim eilften Male — Plumps! Da bricht das Eis unter den Füßen. Wer Nachts geht, iſt ein Iltis oder Marder. Stehlen iſt ein leicht Handwerk, wenn das Kriegen nicht wäre, und ein luſtiger Verdienſt, wenn es nicht Galgen und Stricke gäbe. Ich bin höher, als Ihr Alle, ſagte der Dieb, da wurde er — gehängt.

Die Leute hatten ihm athemlos zugehört. Eine ſchöne Red' hat der Schmied gethan! ſagten, den Kopf wiegend, die Bürger, und der alte Amtsdiener Meyer fügte hinzu: Schreibt's Euch Alle hinter die Ohren! Der Hofſchmied hat Recht.

Das war des Dehner's Leichenpredigt! ſagten Andere. Hat er's wirklich vorausgeſagt? fragten ſie mich von allen Seiten, und als ich das bejahen mußte, ſchüttelten ſie ver-

wundert die Köpfe und sagten: Das ist verwunderlich! Ein gescheidter Mann, der Glöckner, und thut eine Rede, wie der Herr Stadtpfarrer. Schade, daß er nicht studirt hat! —

Das Verhör oben dauerte länger als zwei Stunden; aber Niemand wich von der Stelle. Jeder wollte den Dehner in Fesseln sehen, den sie sonst nur im Putz gesehen hatten.

Jetzt wichen die Leute auseinander und machten dem Brodherrn Dehner's, dem allgemein geachteten Rentamtmann Platz, der, bleich wie eine Leiche, auf's Amt eilte.

Er stürmte athemlos in den Saal.

Herr Amtmann, rief er — oder Herr Justizrath, das weiß ich nicht mehr genau — ich stelle jede Kaution für Herrn Dehner!

Auch dann noch, verehrter Herr Collega, fragte der Amtmann, wenn der Thatbestand erwiesen ist? Wenn er mit

dem Gebund Dietriche am Halse eingebracht wurde; wenn diese Geldrollen in seiner Tasche gegen ihn zeugen?

Der Rentamtmann mußte sich am Gerichtstische halten, um nicht umzusinken.

Herr Rentamtmann, sprach ehrerbietig der Schultheiß von Kuhbach, Ihr habt selbst gesehen, wie er diese Geldrollen wickelte! Noch mehr, hier ist Euer Jagdknicker, mit dem er mich, als ich ihn in der Dunkelheit an meinem Geldschränkchen faßte und mit ihm auf die Erde rollte, im Ringen ermorden wollte; aber, was ich habe, das halte ich fest. Den Schulz von Kuhbach packt so ein dürrer Federfuchser nicht; doch geschnitten hat er mich tüchtig damit. Da habt Ihr eine giftige Natter an Eurer Brust großgezogen!

Der Rentamtmann warf einen Blick auf den Knicker, dann taumelte er auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. —

Der Justizamtmann trat zu ihm.

Fassen Sie sich, Herr Collega, sagte er zu ihm halblaut. Die Sache ist erwiesen. Der Schulz von Kuhbach hat leider Recht. Ihnen fällt ja Nichts zur Last, als daß Sie ihm zu viel trauten. Sie sehen, wie sehr der alte Geheimerath im Rechte war! Haben Sie Ihre Rentkasse gestürzt?

Diesen Morgen noch! erwiederte mit einem tiefen Seufzer der niedergedonnerte Mann. Es fehlt kein Heller!

Dann wohl Ihnen! versetzte der Justizamtmann. Ich bitte Sie, hier zu bleiben, bis sich das Volk verlaufen hat; den Dehner lasse ich soeben in das Criminalgefängniß abführen. Ihre Aussage muß ich jedoch zu Protokoll nehmen über das, was seiner nächtlichen Entfernung vorherging.

Vier Landjäger, die man damals im Lande „Chausseetrampler" spottweise nannte, waren indessen in den Saal getreten.

Der Justizamtmann sagte zu dem Stadtdiener und ihnen: Führet den Verbrecher in's Criminalgefängniß und bewachet ihn gut. Ihr haftet für ihn! Er ist der gefährlichste Spitzbube von der Welt! —

Dehner, der keinen Blick auf seinen Brodherrn zu werfen wagte, wurde abgeführt.

Vor dem Amtshause hatte sich indessen die Menge so sehr vermehrt, daß kaum durchzukommen war. Wenn das Volk früher stille war, so hörte man jetzt laute, heftige Aeußerungen des Zornes über Dehner!

Die Landjäger beeilten ihren Weg, und bald waren sie und ihr Gefangener ganz aus den Augen des schreienden Volkes.

Im verworrenen Durcheinander hörte man noch von Ferne das laute Reden des Volkes, das sich nach und nach verlief, um innerhalb des Hauses das Gespräch fortzusetzen, welches auf der Straße vor dem Amtshause begonnen worden war.

Gegen Mittag war Alles auf den Straßen ruhig und leer, aber alle Gemüther waren auf das Heftigste erregt.

Das Verhör des Rentamtmannes hatte lange gedauert. Das ganze Gespräch, welches er und seine Familie mit Dehner geführt, ehe er das Zimmer verlassen und sich empfohlen hatte, war im Protokolle niedergelegt.

Das wird eine verwickelte Geschichte werden, sagte der Justizamtmann, da der Schultheiß von Kuhbach unbedingt aussagt, Dehner sei allein der Dieb, welcher die das Land mit Angst erfüllenden Diebstähle meist bei den wohlstehenden Schulzen des Landes begangen, wo er sich bei den Erhebungen aufgehalten. Er will sich erinnern, daß sie meist in der Nacht oder in der zweitfolgenden begangen worden, da Dehner dort die Erhebung vorgenommen. Das Alles muß festgestellt werden und ich habe für Morgen alle diese hierher zu berufen und zu verhören. Ich fürchte, es nimmt ein schlechtes Ende!

Sollte es möglich sein? rief mit einem tiefen Seufzer der Rentamtmann.

Die Sache hat Viel für sich, und der Schultheiß von Kuhbach ist ein verständiger, besonnener Mann, der Nichts in der blauen Wind redet; überdies scheint Dehner darin die Quelle seiner Hülfsmittel gesucht und gefunden zu haben;

denn er ist arm; von seiner Besoldung konnte er seine leichtfertigen Ausgaben nicht bestreiten, und schlau ist er und gewandt, das beweist sein Benehmen bei Ihnen vor seiner Abreise. Wie hat er da das Empfangen einer großen Geldsumme bemäntelt? Was aber von einem vornehmen Gönner im Munde der Leute umging, das war handgreifliche Fabel. Hat er nie eine Andeutung darüber bei Ihnen fallen lassen? Veranlaßt hat er sie sicher selber!

Nie! versetzte der Gefragte.

Aber um des Himmels willen, Herr Collega, haben Sie sich denn nie die Frage vorgelegt, woher er das Geld für seine bedeutenden Ausgaben nähme? fragte sehr ernst und vorwurfsvoll der Justizamtmann.

Der Rentamtmann bedeckte wieder mit beiden Händen sein Gesicht, seufzte tief auf und sagte: Wir waren Alle so von ihm eingenommen, daß wir kaum daran dachten und stillschweigend annehmen zu müssen glaubten, das Volk habe Recht mit den Unterstützungen eines hochstehenden Gönners. Dazu kam, daß er oft nach seiner Geburtsstadt ging und Geld vollauf mit heim brachte! — Bei einer Sache, die möglicher Weise ein zartes Geheimniß enthalten konnte, wer hätte da nachforschen mögen; zumal sein Auftreten so sicher und so tadellos anständig und bescheiden war?

Wenn auch das Letztere in neuester Zeit denn doch sehr zweifelhaft erschien, so mußte es sie doch offenbar zum Nachdenken darüber reizen! warf der Justizamtmann hin. Und was Sie „zartes Geheimniß" nennen, ist eine Niederträchtigkeit!

Ich habe es sehr zu beklagen, erwiederte der Andere, allein ich wiederhole, wir waren wahrhaft bethört von ihm! Wer sollte bei seiner Aufführung denken, fuhr er fort, daß er seine ziemlich häufigen Urlaubgänge nach Braunfels, wie er sagte, zu Diebstählen benutzte — wie ich — leider nun selber anzunehmen geneigt bin? Bedenke ich mich jetzt genauer, so ist kaum in Zweifel zu ziehen, daß seine Gänge nach Braunfels allemal mit den bekannt gewordenen Einbrüchen und Diebstähen zusammenfielen? —

Konnten Sie das nicht nachweisen? fragte der Rechtsgelehrte.

Das ist nicht wohl möglich, erwiederte der Rentamtmann, da ich darüber nie Etwas bemerkt habe in meinem Kalender; aber ich zweifle kaum, daß es richtig ist.

Jammerschade! rief der Justizamtmann aus. Wie würde das unser Untersuchungsgeschäft erleichtern!

Es schlug zwölf Uhr und die Schreibstube wurde geschlossen; die beiden Herren verließen gleichzeitig das Gemach. Manches Auge blickte dem sehr niedergeschlagenen und gebeugten Rentamtmann mit aufrichtiger Theilnahme nach und dachte: Wie werden ihn die Seinen mit stärkster Spannung erwarten? Wie wird das dort einschlagen, was er mit heimbringt? — — —

Diese Gedanken, die man aussprechen hörte, waren wirklich treu gemeint. Stand doch der Rentamtmann in der höchsten Achtung und seine Familie nicht minder. Konnte man doch annehmen, daß das schreckliche Ereigniß in dem Hause, in dem man Dehner wie ein Glied der Familie behandelt hatte, furchtbar auf alle Glieder des Hauses einwirken mußte. Schon die Bereitwilligkeit, mit einer Caution für Dehner einzutreten, legte Zeugniß genug ab, wie hoch man den jungen Mann hielt, und wie felsenfest das Vertrauen auf seine Unschuld stand.

Die Magd des Hauses bekannte in der Familie, daß sie das Gebund der Nachschlüssel und Dietriche in Dehner's Stube mehrmals gesehen; auch habe sie mehrmals starke Vermuthungen gehegt, er sei Nachts heimlich außer dem Hause gewesen. Davon kam indessen damals Nichts zur Anzeige, weil die Familie das Mädchen bestimmte, darüber zu schweigen, um nicht in den Prozeß verwickelt zu werden.

Wie aber die ganze Stadt in Aufregung war, das könnet Ihr Euch denken, sagte der alte Schmiedjakob. Sollte ich aber sagen, wer es am Meisten war, so müßte ich meinen guten, alten Meister nennen. Er war Feuer und Flamme. Er hatte im Voraus schon das Urtheil gefällt, daß Dehner gehängt werden müsse. Damit stimmten Viele

überein, obgleich Dehner auch noch immer Leute hatte, welche milder über ihn urtheilten und jugendlichen Hochmuth wollten geltend machen als eine Entschuldigung. Die wurden aber immer stiller, und gaben zuletzt zu, daß die Andern Recht hätten, die den Stab über ihn brachen. Am meisten aber hielten sich die stille, welche seine Gesellen und Freunde gewesen waren. Sie wurden Alle vor Amt vernommen, allein sie konnten eben Nichts, weder zur Belastung, noch zur Entlastung des Gefangenen, vorbringen, da sie sich nie mit ihm über seine besonderen Verhältnisse zu besprechen veranlaßt gesehen hatten, und wenn sie etwa darauf deuteten, Nichts erzielten.

Die Untersuchung ging indessen ihren gemessenen Gang. Es war aber wundersam, daß, obgleich Alles dafür sprach, daß Dehner alle die Einbrüche und Diebstahle vollbracht, die in weiterer Ferne von Weilburg und in größerer Nähe der Stadt verübt worden waren, dennoch ein strenger Beweis dafür nicht im Entferntesten geliefert werden konnte. Er

Zu Seite 75.

selbst schwieg auf alle Fragen, und was auch die Richter versuchten, es war kein Wort aus ihm herauszubringen. Die Theilnahme an der Untersuchung wuchs mit jedem Tage — als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß eine stumme Antwort auf tausend erfolglose Fragen gab.

VI.

Dehner's Haft war anfänglich ungemein strenge. Er trug enge Handfesseln, die ihm niemals abgenommen wurden. Durch das Fesseln der Kuhbacher Bauern waren indessen seine Arme an den Handgelenken angeschwollen und die Handfesseln, die bei jeder Bewegung scheuerten, machten endlich Wunden, die ihn unendlich zu schmerzen schienen und alle schonende Rücksicht erheischten.

Kein Mensch vermuthete und konnte vermuthen, daß der schlaue Verbrecher absichtlich durch heftige Bewegungen diese Wunden veranlaßt hatte, um — freie Hand zu bekommen. Sein Zustand erregte allgemeines Mitleid. Der Arzt mußte seine Wunden untersuchen und gab das Zeugniß ab, daß es unmenschlich, ja selbst gefährlich wäre, ihm länger diese Fesseln zu lassen. Allerdings wäre es geboten gewesen, einen so gefährlichen Menschen an den Füßen zu fesseln, wenn man ihm die Hände frei ließ; allein man scheint so fest auf die Wachen, welche vor der Thüre standen, sich verlassen zu haben, daß dieser Umstand so wenig zu seiner Geltung kam, als der sehr baufällige Zustand des Gefängnisses selbst, dessen Mauern keineswegs Ansprüche auf große Tüchtigkeit und Festigkeit erheben konnten.

Es kam indessen Niemanden ein Gedanke, daß ein Mensch von ziemlich feinem Körperbau, der zudem wund an beiden Händen war und die Hände kaum gebrauchen zu können schien, wenigstens sich so anstellte, einen Gedanken hegen könne, aus dem Gefängnisse auszubrechen. Zwar hatte der Schultheiß von Kuhbach wiederholt gesagt, er, ein robuster, ungemein starker Mann, habe große Anstrengungen nöthig gehabt, den feinen, nicht sehr großen Dehner zu bewältigen; man schien diese Aeußerung, die doch

hätte aufmerksam machen können und sollen, ganz vergessen zu haben oder ihr keinen Werth beizulegen. Auch hätte, bei einiger Aufmerksamkeit, der Weg aus dem Gefängnisse Dehner's in's Freie als sehr leicht zu finden erkannt werden können; allein das Alles kam nicht in Betracht, weil man seine wunden Hände einestheils für zu schmerzhaft, anderntheils die Wache für vollkommen sicherstellend halten mochte.

Während nun die Aktenstöße schon fast die Höhe eines halben Stockwerks erreicht hatten und das Heer der vorgeladenen Zeugen kaum zur Hälfte vernommen war, ohne daß irgend ein neuer erheblicher Schuldbeweis geführt werden konnte, der zu dem klar erwiesenen von Kuhbach erschwerend sich gesellt hätte, fand eines Morgens, als der Kerkermeister dem Gefangenen sein Frühstück reichen wollte, derselbe die Zelle — leer, und ein Loch in der Wand, das groß genug war, einen Menschen, wie Dehner, bequem durchschlüpfen zu lassen.

Der Schrecken des Mannes war erstarrend im ersten Augenblicke. Als er sich erholt, rief er die Wache herein, die nun an seiner Stelle in gleichem Zustande war.

Ob der Landjäger einem Bedürfnisse der jugendlichen Natur gehuldigt, das heißt zu deutsch, geschlafen hatte, wurde zwar in entschiedene Abrede gestellt, auch heilig versichert, die Wache habe auch nicht das leiseste Geräusche innerhalb des Gefängnisses vernommen; so blieb denn doch dem Kerkermeister die stille Ueberzeugung, daß der junge Bursche sich einem gemüthlichen Schläfchen nicht habe entzogen. Auch von der Vorsicht, die anderwärts beobachtet zu werden pflegte, daß bei der Abwechslung festgestellt wird, ob der Gefangene vorhanden sei, war man aus menschlicher Schonung abgegangen, weil man nicht alle Stundenlang den Schlaf des armen Gefangenen unterbrechen wollte. Kurz und gut, Dehner war ausgebrochen, der Käfig war leer und der Vogel auf und davon! Das meldete schreckenbleich der Gefängnißwärter bei Amte. — Dehner konnte noch nicht lange entsprungen sein, denn es war noch keine halbe Stunde, so meinte die Schildwache, da habe er noch gehustet. Auch das meldete der Wärter.

Sogleich wurde Lärm geschlagen. Die ganze Stadt kam in Bewegung. Eine Frau hatte einen ihr nicht genau bekannten jungen Mann in ein enges Gäßchen neben der sogenannten „Spinnerei“ springen sehen, von wo man in den Hof gelangen konnte, der zu dem herrschaftlichen Gebäude gehörte, darinnen der Herr Minister wohnte.

Sogleich eilte die Wachtmannschaft dorthin und umstellte die Gebäulichkeiten, welche dazu gehörten, und man begann nach ihm zu suchen.

Auf dem offenen Heuschuppen ist er am Ersten, sagte der Corporal; denn dahin konnte er unbemerkt kommen. Schnell erstiegen zwei Soldaten diesen Ort und suchten; als sie jedoch Niemanden finden konnten, wollte sich der Eine wieder entfernen.

Nicht doch, sprach der Andere. Vielleicht hat er sich in das Heu verkrochen. Wozu haben wir die Bajonette auf unsern Gewehren?

Lange stachen sie nun mit ihren Bajonetten in das Heu und in allen Richtungen, ohne daß sie Etwas entdecken konnten; als jedoch der Eine unten am Dache noch einmal hineinstach, da rief er: Halt! Ich habe Etwas berührt, das meinem Bajonette auswich! Herauf! hier ist er! Die Mannschaft stürmte herauf. Sie riß das Heu weg und — richtig, da lag er!

Sie rissen ihn heraus und fesselten ihn auf's Neue. Die ganze Stadt hatte sich in dem Hofe, dem Gäßchen und den anstoßenden Straßen versammelt.

Sie haben ihn! Sie haben ihn! schrieen die Buben, die, wie überall und immer die Vordersten waren, und der Ruf hallte weiter und weiter, bis in die Stadt hinein. Enger und enger drängten und keilten sich die Volksmassen in einander; höher reckten sich die Hälse. Jeder wollte den entsprungenen Dieb sehen.

Kaum vermochte ihn die Wachmannschaft durch die Menge in das Amthaus zu bringen, wo, da das Gefängniß erbrochen war, anderweitig über seinen Aufenthalt verfügt werden mußte.

Dies geschah auch, aber an Händen und Füßen gefesselt

wurde er in das andere Gefängniß gebracht und von nun an mußte eine, alle halbe Stunde abzulösende Wache selbst im Innern des Gefängnisses, bei ihm sich aufhalten, ein Umstand, der um so schlimmer für den Gefangenen war, weil er ihm fast jeden ruhigen Schlaf raubte. Die Gefängnißanstalten waren indessen damals so mangelhaft, daß man selbst bei dieser in der That unmenschlichen Weise, ihm jede Gelegenheit zur Flucht abzuschneiden, beharren mußte.

Viele bedauerten ihn, Andere nicht. Dazu gehörte mein Meister. Meinst du nicht, sagte er unter vier Augen zu mir, es hätten's Viele gern gesehen, wenn er entwischt wäre? Bah, man müßte kreuzdumm sein, wenn man das nicht wüßte. Von Außen her, das glaub' ich fest, haben sie ihm ausbrechen helfen, und darum hat die Wache vor der Thüre Nichts gehört. Man muß nur das Loch gesehen haben, wo er durchkroch, um seiner Sache sicher und gewiß zu sein! — Mir macht man keinen blauen Nebel vor!

Wie dem war: ob er Recht hatte, war schwer zu sagen: doch schienen auch Andere seiner Meinung zu sein. —

Das aber war für den Dehner das Schlimmste, daß seine Lage fast unerträglich war, und daß er durch seine Flucht den Beweis geliefert hatte, es stehe schofel mit ihm, wie der Jude sagt, und er fürchte ein hartes Urtheil.

Bei dem schriftlichen Gerichtsverfahren ging's, wie bei dem Seiler, der Alles in die Länge zieht. —

In der Stadt hieß es: Er wird gehängt! Dafür war auch mein Meister; aber nicht wenige Andere meinten, es fiele anders aus, nämlich, da er selbst Nichts bekannt, zwanzig Jahre Gefängniß oder ein Dutzend Heumonate mehr. Niemand konnte es natürlich genau wissen, und die Richter schwiegen.

Endlich kam es zum Spruch. Genau weiß ich es nicht mehr, ob es lebenslängliches Gefängniß war oder zwanzigjähriges. Es ist zu lange her, läuft aber auch im Grunde auf Eins hinaus, da nur Wenige im Zuchthause zu Ditz so lange aushielten. Entweder wurden sie begnadigt oder starben. —

Das Aergste war — Ausstellung am Pranger, am Schandpfahl! Das war eine entsetzliche Strafe, und es ist menschlich und dankenswerth, daß sie in neuerer Zeit ihr Ende fand. Aber denkt Euch das Schreckliche! Der Pranger oder Schandpfahl war an der Ecke des Rathhauses, auf dem Markte, grade dem Hause des Rentamtmannes, in dem Dehner, man kann's sagen, Alles in Allem war, gegenüber.

Wie war denn Das? fragte Kathrinchen.

Wart's ab, Kind, sagte der Alte, ich komme eben dazu! Der Schandpfahl war ein starker, dicker Balken, der in die Erde festgerammt war. In Mannshöhe war ein rundes Eisen, das dem Verbrecher um den Hals gelegt und verschlossen wurde, so daß er den Kopf in die Höhe halten mußte und gradeaus sehen. Um den Leib, etwa über den Hüften, war ein zweiter Reif, der da festgeschlossen wurde. Natürlich war er mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt.

Es war gegen Mittag, als eben alle Schulen aus waren, da bewegte sich unter Soldaten-Begleitung der Zug gegen den Schandpfahl.

Trüben in des Rentamtmanns Hause waren alle Läden geschlossen. Man sagte, die ganze Familie wäre früh Morgens vereist — und das wäre jedenfalls das Beste gewesen, was sie thun konnten. — Dehner war wie eine Leiche. Er wagte das Haupt nicht zu erheben, die Augen nicht aufzuschlagen.

Voran schritt der Polizeidiener Meyer mit seiner hölzernen Hand, da er die fleischerne im Kriege verloren, ein dicker, stattlicher, bärbeißig aussehender Mann. Dann folgte der Verbrecher, von Soldaten umgeben. Er mußte an den Pfahl treten und der alte Meyer that seine Schuldigkeit, das heißt, er schloß ihn fest an den Pranger. Bürger und Bürgerfrauen sah man nur wenige; — aber alle Kinder der Stadt füllten den Markt bis in die entferntesten Winkel, und Volk in Hüll' und Fülle. Viele Eltern kamen, als Dehner so dastand, und holten ihre Kinder weg; Andere wollten die Kinder wegtreiben. Das ergrimmte den alten Meyer. Er erhob seine hölzerne Hand und rief mit seiner

gewaltigen Stimme: Was? Ihr wollet die Kinder wegjagen? Nein, das dulde ich nicht! Sehen sollen sie an dem Dehner, dem Heuchler, der als ein ehrlicher Mensch erschien und ein Dieb und Spitzbube war, wohin der Hochmuth führt, damit sie das nie vergessen und sich daran spiegeln! Das waren seine weithin schallenden Worte, und der Markt wurde nicht leer: aber das muß ich sagen, daß kein Spott und Hohn den Schwerbestraften traf. Es herrschte eine Stille, die von dem tiefen Eindrucke Zeugniß gab, den das erschütternde Schauspiel hervorbrachte. Ich bemerke das zur Ehre einer achtbaren Bürgerschaft. Von dem Halseisen wurde Dehner in die Haft zurück- und am folgenden Tage, in aller Frühe, nach Diez gebracht, wo er zu schwerer Arbeit gezwungen war. Ihr könnet Euch denken, wie die Gemüther in der Stadt bewegt waren; wie nur dies Eine alle Zungen in Bewegung setzte. Fortdauernd waren es zwei Parteien, die einander entgegenstanden; die, welche die Strafe zu hart, zu barbarisch fanden, und wachsweich und voll Mitleid und Erbarmen mit allerlei Redensarten von jugendlichem Leichtsinne und dergleichen das Thun Dehner's entschuldigen wollten; die andere Partei, und das war bei Weitem die größere, sah mit allem sittlichen Ernste die Sache an und fand den Gang der Gerichte gerecht und dankenswerth. Sie wiesen hin auf die Gefährlichkeit dieses gewandten Verbrechers und fanden, ja mußten es gerechtfertigt finden, daß er, der so schwer gefrevelt, schwer bestraft worden war und nun auch unschädlich für die menschliche Gesellschaft geworden.

Mein Meister, der strengsittliche, ernste Mann, war mit der Strafe nicht zufrieden. Er müßte hängen! rief er zornig aus. Daß er den Schulz von Kuhbach nicht ermordet, ihm nicht eine lahme Hand für's ganze Leben verursacht, das hat Gott verhütet; des Dehner's Wille war es nicht! — Nein, das Urtheil ist zu milde, das sag' ich, so lange ich ein Auge offen habe. Und der Polizeidiener Meyer ist ein Capitalkerl, vor dem ich Respekt habe! Und als am folgenden Sonntage der Herr Inspektor von der Sache in

seiner Predigt Gebrauch machte, und ernste und gewichtige Worte sprach, als treuer Diener des Herrn, da blieb Meister Glöckner in der Kirchthüre stehen und wartete, bis der Herr Inspektor kam; dem drückte er die Hand und sagte: Gott segne Ihr Wort an Allen Herzen. Amen!

Es war aber in der guten Stadt Weilburg wie überall. Es wuchs Gras darüber! Je und dann kam die Sache wieder einmal zur Sprache, aber immer seltener. Sie wäre vergessen worden, wenn nicht ein neues Ereigniß sie aufgefrischt hätte.

VII.

Dehner fügte sich Anfangs, wie es schien, still in sein Schicksal. Ich weiß es nicht, ob damals schon die Sträflinge in Dietz die schweren Marmorarbeiten, das heißt Marmorsägen und Behauen und Poliren, verrichten mußten, oder ob das später erst eingeführt wurde; aber das weiß ich, daß sie an das Faullenzen nicht gewohnt wurden. Das mochte dem Herrn Dehner nicht zusagen, der an die leiblich leichtere Arbeit des Schreibens in den zugemessenen Stunden, und dann an das Spazierengehen, Stiefputzen, Scharwenzeln und den Mädchen Artigthun gewöhnt war. Es mochte ihm wohl schwer eingehen und manche Schwielen in den Händen mögen ihn gebrannt und geschmerzt haben. Wie mag da die Sehnsucht nach der Freiheit in ihm erwacht sein? Wie mag er, bei seiner Schlauheit, auf Mittel und Wege gesonnen haben, die Kette mit der Kugel vom Beine wegzubringen? — Daß er es aber that, daran ist nicht zu zweifeln; denn seine anfängliche Ruhe und Ergebung war nur Schein, war eben nur erheuchelt. Einmal machte er einen Versuch zu entwischen, der ihm beinahe gelungen wäre. Er wurde nun strenger und härter gehalten und — beugte sich. Wenige Monate später war er auf dem Wege, ein Complott unter den Sträflingen anzustiften. Der Direktor der Anstalt kam aber dahinter, und er war der Mann dazu, ihm die Lust gründlich zu verleiden.

Er wurde in eine Zelle allein, in strengster Weise

Zu Seite 78.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09426/023

gesetzt und mußte arbeiten, daß er seufzte und wehklagte, und man erzählte sich in Weilburg — ob es wahr gewesen, wage ich nicht zu sagen — wenn er seine Aufgabe nicht vollständig erledigt habe, so sei es ihm gegangen, wie den englischen Matrosen und Soldaten — er habe nämlich Prügel bekommen. Somit war denn jede Hoffnung, jede Aussicht gebrochen und vernichtet. Da hieß es, nach dem französischen Sprüchwort, gute Miene zum bösen Spiel machen. Und das that er in bester Weise. Der Direktor war, nachdem ein und ein halbes Jahr verflossen war, ganz wohl zufrieden, und dachte alles Ernstes daran, seine Lage wieder zu erleichtern. Da kam ihm die Regierung zuvor.

Eines Tages brachte die Post einen großen Brief mit dem Poststempel Weilburg und dem Ministerialsiegel, an den Direktor der Strafanstalt gerichtet. Er erbrach ihn und der Inhalt überraschte ihn höchlich. Der Minister meldete ihm, Seine Durchlaucht der Fürst habe in Anbetracht der Jugend und der andern guten Eigenschaften des Dehner, den Bitten seiner Verwandten in Braunfels nachgegeben und ihn völlig begnadigt. Er sei sogleich der Strafanstalt zu entlassen.

Der Direktor untersuchte das Papier. Es war von der Sorte, welche im Ministerium gebraucht wurde. Das Siegel, die Unterschrift des Ministers, waren ächt, nur die Hand war nicht die des Kabinetssekretärs. Der Direktor folgte mehr einer dunkeln Ahnung, als einer gewissen Ueberzeugung, wenn er hinter dem Schreiben faule Fische vermuthete. Er überlegte hin und her. Irrte er, und das Schreiben war ächt, dann riskirte er einen derben Wischer und eine stattliche Nase, denn der Minister verstand in solchen Dingen durchaus keinen Spaß. Und doch! Je öfter er die Unterschrift des Ministers mit anderen, die er zur Hand hatte, verglich, desto zweifelhafter wurde er. Ueberdies war der rothe Siegellack um Vieles gröber, als an anderen Schreiben aus dem Ministerium. Aber — sagte er sich dann wieder selbst — wie sollte eine Fälschung möglich, wie sollte der verschlagene Dehner mit seinen etwaigen Freunden draußen

in Verkehr treten können? Wie konnte das Siegel nachgemacht sein, wie die so täuschende Unterschrift des Ministers?

Der brave Beamte konnte sich aus dem Gewirre seiner Zweifel nicht herausfinden.

Ei, sagte er endlich zu sich selbst, was hindert dich, selbst nach Weilburg zu dem Minister zu gehen und dir die nöthige Klarheit selbst zu holen?

Gedacht, gethan! —

Als er in das Ministerium trat und der Minister seine verlegene Miene sah, rief er aus: Ist Ihnen der Dehner entsprungen?

Nein, Excellenz, erwiederte der Direktor; den hab' ich so sicher, daß er mir so leicht nicht entwischen kann. Die Flügel sind dem sauberen Vögelein seit den letzten Streichen gestutzt! Aber Ihro Durchlaucht haben ihn ja begnadigt und in Freiheit zu setzen befohlen?

Der Minister sprang jählings von seinem Stuhle auf, und starrte den Direktor ungläubig an.

Rappelt's Ihnen? fragte er. Ich muß es fast glauben, wenn ich Sie so reden höre.

Euer Excellenz eigene und eigenhändige Zuschrift thut es mir kund, sprach der Zuchthausdirektor und zog das Schreiben aus der Tasche, es dem Minister vorlegend.

Der Minister entfaltete hastig das Schreiben und las es. Seine Hand zitterte sichtlich.

Heilloses Treiben! rief er aus. Es ist falsch! Er faßte des Direktors Hand und sagte: Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Vorsicht! Ohne diese wäre der gefährliche Mensch entwischt! Aber — Eins ergibt sich für uns. Er hat Helfer und Helfershelfer. Er hat, trotz Ihrer Vorsicht, Mittel und Wege, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen. —

Unmöglich, ganz unmöglich! rief der Direktor. Er ist seit seinen letzten Entweichungsversuchen außer aller Möglichkeit, Nachrichten hinaus zu bringen. Für den Aufseher aber trete ich mit Leib und Leben ein. Bedenken Eure Excellenz, daß zu diesem Schritte eine lange Vorbereitung gehörte, da mag die Einleitung dazu lange her sein. Das scheint mir unzweifelhaft!

Der Minister schwieg eine Weile nachsinnend.

Darin haben sie Recht, sagte der Minister. Dann fragte er in seiner raschen Weise: Haben Sie mit irgend Jemanden von dieser Sache geredet?

Mit keiner Seele! entgegnete der Direktor.

Sehr gut, fuhr der Minister fort. Ich lege Ihnen das tiefste Schweigen darüber auf, und werde eine sehr genaue und umsichtige Untersuchung einleiten und Sie dann von dem Ergebnisse in Kenntniß setzen. Bis dahin also schweigen Sie, wie das Grab; aber halten Sie Augen und Ohren offen, und jede, auch die kleinste Spur, die Sie entdecken, theilen Sie mir augenblicklich mit.

Das that der Direktor mit der größten Sorgfalt; allein es zeigte sich keine Handhabe, keine Spur für ihn, die er hätte benützen können.

Der Minister säumte nicht, Alles einzuleiten, was zu einer Aufklärung der Sache hätte führen können. Der Stecher der Siegelplatten untersuchte zuerst das an dem Schreiben unverletzt erhaltene Siegel und erklärte auf sein Gewissen, es sei vermittelst eines Abdrucks von einem Ministerial-Brief-Siegel, nicht von der eigenartigen Siegelplatte, genommen. Da hatte nun alle Untersuchung ein Ende, deren waren ja zahllose im Lande. Das Papier verfertigte und verkaufte die Fabrik von Armack auch an andere Leute. Da hörte auch die Fährte alsbald auf. Nun ließ der Minister überall Schriftvergleichungen vornehmen; aber auch das führte zu keiner sicheren Annahme, darauf man eine Anklage mit einigem Scheine des Erfolgs hätte gründen können. —

Man mußte einstweilen die Untersuchung fallen lassen, jedoch empfahl der Minister fortdauernde Aufmerksamkeit, weil er immer noch hoffte, dem Verbrecher auf die Spur zu kommen.

Es war vergeblich. Einige Jahre vergingen, ohne daß sich die geringste Spur zeigte und Dehner überhaupt von sich reden machte. Im Gegentheile schien die Einwirkung des Geistlichen auf ihn nach und nach Boden in seinem Gemüthe zu fassen, und jene tiefe Reue zu wecken, die nicht täuscht.

Alle Vierteljahre mußte berichtet werden, und dieſe Berichte trug der Miniſter dem Fürſten vor, der ein barmherziger Fürſt war. Wenn zwiſchen Beiden auf Dehner die Rede kam, äußerte allemal der Fürſt ſeine Neigung, Gnade zu gewähren. Dann freilich ſprach der Miniſter entgegen, weil er den gefährlichen Verbrecher im Auge hatte, der bei ſeiner Jugend, bei ſeinen Talenten und gewonnenen Erfahrungen einer der gefährlichſten Spitzbuben werden könne, ja eigentlich müſſe, weil ihm der Weg zu einer ſeinen Kräften entſprechenden Stellung in der Welt, wenigſtens ſoweit ſein Name bekannt geworden, völlig verſchloſſen wäre. Er müſſe, wenn denn der durchlauchtigſte Fürſt ihn durchaus begnadigen wolle, darauf beſtehen, daß er in der allerſtrengſten Weiſe des Landes verwieſen werde, ſagte der Miniſter. Und welch ein Geſchenk machten wir mit ihm unſern Nachbarſtaaten? — fragte der höchſt ehrenwerthe Mann.

Das wirkte. Der Fürſt nahm Abſtand davon, und es blieb einſtweilen, wie es war.

Heutzutage, fiel der Gevatter dem Schmiedjakob in die Rede, wüßte man Rath. Man ſchaffte den Spitzbuben nach Bremen und ſchickte ihn nach Amerika.

Viel beſſer kam es auch nicht, erwiederte ihm Schmiedjakob, denn der Fürſt kam immer wieder auf den Dehner zurück. — Damals — genau weiß ich es freilich nicht mehr, ob es der Krieg Napoleon's in Oeſterreich oder in Spanien war, — brannte die Kriegsfackel lichterlohe. Der Fürſt gehörte zu dem (unſerm deutſchen Vaterlande ſo unheilbringenden) Rheinbunde, und war verbunden, dem Kaiſer Napoleon Hülfstruppen zu ſenden, die leider kaum etwas Anderes, als Kanonenfutter waren. Wer zurück kam, — (ich kann ja aus eigener bitterer Erfahrung reden, ſagte der Greis, auf ſeinen hölzernen Stelzfuß deutend) war meiſt Zeitlebens ein hülfloſer, zerfetzter und zerſchoſſener Menſch — aber, du lieber Gott! die Wenigſten kamen zurück. Sie fielen in den blutigen Schlachten wie die Schneeflocken, und die trauernden Angehörigen erfuhren nur ſelten, wie und wo ſie ihre Seelen ausgehaucht hatten.

So ein Gedanken mußte des Fürsten Seele bewegen. Er mochte denken, dort mag er sich entweder eine Stellung erwerben oder — nun, wer weiß, ob der wohlwollende Herr so weit dachte. Niemand aber war froher als der Zuchthausdirektor, als er davon hörte.

„Was hängen soll, ertrinkt nicht," sagte er. Seinem Schicksale entgeht er nicht und hüten wird er sich, in's Land zurückzukommen, weil — ich ihn dann doch wieder bekommen würde, heute oder morgen. Glückliche Reise denn!

Und es kam wirklich dahin. Der Fürst ruhte nicht, weil er gehört hatte, wie schrecklich die Haft Tehner's war.

Der Minister legte endlich seinem Herrn ein Begnadigungsgesuch vor, das er gehörig verklausulirt, das heißt, mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln versehen hatte. Er unterschrieb es und es wurde dem Verhafteten vorgelesen.

Er nahm es dankbar an, und mit dem nächsten Truppe nachgesendeter Rekruten ging er — ich glaube doch — nach Spanien ab.

Ob er unterwegs durchging, ob er in das Regiment kam und eine spanische oder englische Kugel zum Sitze seines Lebens drang — man weiß es nicht. Nie hat man mehr Etwas von ihm gehört. —

Eine Weile schwiegen Alle, und Jeder und Jede mochten sich dem Gedankenkreise hingeben, den die Geschichte eröffnet hatte.

Endlich sagte der Gevatter: Wie betrübend sind doch solche Erfahrungen! Welch ein schönes Talent ging doch in dem Menschen zu Grunde!

Ja wohl, entgegnete sehr ernst der alte Schmiedjakob. Man kann solche Menschen nur tief und innig beklagen. Sie gerathen durch eigne Schuld in's Verderben. Wäre nicht der Hochmuth gewesen, der seine Seele beherrschte, es hätte eine glänzende Laufbahn sich ihm wohl eröffnet und er hätte als geehrter Beamter, als glücklicher Familienvater leben können; aber Hochmuth ist des Teufels schlimmstes Gut. Prakticirt er es in eine Menschenseele hinein, dann ist's aus mit dem redlichen Lebensgange. Erst kommen die Schleichwege, zuletzt das Laster, und — Gellert sagt:

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende — Nacht und Grauen!

So steht's hier lebendig vor unsern Augen. Viele leben noch, jünger als ich, denen das Bild Dehner's am Halseisen zu Weilburg vor Augen steht. Möchten in Aller Ohren, in Aller Seelen die Worte hineinklingen, die der Herr im Himmel ihnen zuruft, besonders Denen, die sich sicher halten: „Wer da meint, daß er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!"

Und mit diesen Worten ging der Greis, gute Nacht! sagend, in seine Kammer. —

4. Altes Gold.

„Den Mund spitzen hilft nicht, es muß auch gepfiffen werden.“ So sagt ein altes Sprüchwort, und meint im Allgemeinen: Alles halbe Wesen, Thun und Lassen sei Lumperei, weil lahm und lässig, und (wie ein anderes Sprüchwort lautet: „Ganz sei der Mann“) das hat seine Richtigkeit, und kein Mensch wird es bezweifeln, daß dies halbe Wesen nur vom Uebel ist, wenn's einen kräftigen Tritt und Schritt, eine männlich edle That gilt; da hat das Sprüchwort sein Gold, allein es mischt sich unächtes und falsches darunter, wenn's ein loser Bube spricht! Besser — o mein Gott und Herr! — vieltausendmal besser wär's in der Welt, im Hause, im Herzen, wenn man den Mund gar nicht spitzte, dann würde — auch nicht gepfiffen; wenn man der lockenden Verführung gar nicht in's lodernde Auge sähe, das Ohr ihrer heillosen Schmeichelrede nicht liehe oder öffnete, denn sie spitzt den Mund und — wehe dem bethörten Herzen, das — pfeift! Wie viele Thränen und Seufzer würden erspart, wie viel zerstörtes Seelenheil und Lebensglück würde nicht gefunden? — Wer dem Laster den Finger reicht, das heißt, den Mund spitzt, der wird von ihm ergriffen, gehalten, fortgezogen und gerissen — der pfeift auch! das bleibt kaum einmal aus. Darum — den Mund

nicht ſpitzen! Aber darin lügt das Sprüchwort, und iſt ein verruchtes Wort im Dienſte der Verworfenheit, wenn es ſagt, daß, wenn der Mund geſpitzt worden ſei, auch gepfiffen werden müſſe. Wer, das frag' ich dich, wer kann dich zwingen zu pfeifen, wenn du auch in unbewachter Uebereilung den Mund geſpitzt haſt. Wo iſt die Macht, die ein ehrlich Herz und treu Gemüth, das vielleicht einen Augenblick gewankt — zwingen wollte, in die Sünde zu willigen und zu thun wider Gottes Gebot? Wenn es erſchreckt vor der Gefahr zurückbebt, obgleich es vielleicht den Mund geſpitzt, nun auch zu pfeifen? Zumal, wenn es ohne die Gefahr zu ahnen, den Mund geſpitzt hat? Mit dem „Müſſen" iſt's ſo lange nichts, als das „Wollen" fehlt. Thut das Handlangerdienſte, ja, leider, leider, dann wird auch gepfiffen und das Elend, das immer dem ſinnlichen Rauſchen folgt, bleibt nicht aus! Nein, und hundertmal nein, es muß nicht gepfiffen werden, wenn auch die Thorheit den Mund geſpitzt! Blickt ſo ein bethörtes Herz nach Oben, wo der Herr es ſieht, der geſagt hat: „Selig ſind, die reines Herzens ſind"; tritt zu ſo einem ſinnlichen Herzen eine ehrliche Seele, die zu ihm ſagt: Wenn du auch in Thorheit und Verblendung den Mund geſpitzt, ſo pfeife nicht; hüte dich davor, wie vor dem Feuer —! — dann iſt's, wie ein heiliger Glockenklang, der die Seele weckt zur guten Stunde — und mit dem „Pfeifen" hat's keine Gefahr, und mit dem „Mundſpitzen" hat's auch ein Ende.

Das ſollte Jeder und Jede bedenken, die etwa dies Sprüchwort hören — oder gar die Sache bis zum „Mundſpitzen" an ſich herantreten laſſen.

Doch, ich will nicht ungerecht gegen das Sprüchwort ſein, es enthält, wie ich ſchon zuerſt gezeigt, auch ächtes Gold.

Hat Einer wacker gelernt in der Schule, der hat den Mund geſpitzt. Wie aber ſtünde es, wenn er nun ſich auf die flache Seite legte, und es nicht zu Nutz und Heil der Bruderwelt, ſeiner Familie, ſeiner ſelbſt anwenden wollte? Halt, du angehender Tagedieb! dir muß man zurufen: Den

Mund spitzen hilft nicht, es muß auch gepfiffen werden! Verstehst du mich? —

Ich habe Manchen gekannt, der so den Mund spitzte, und als es an's Pfeifen kam, da wurde er faul und liederlich, legte sich auf's Betteln und Lumpen und Schmarotzen. Solch einem, der nicht „pfeifen" will, soll man Eins aufspielen, das zwar nicht fein in den Ohren klingt, aber durch die neunte Haut dringt, wie man sich verblümt, doch faßlich ausdrückt. Sagt ja doch das heilige Wort: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Das trifft den Nagel auf den Kopf, wie allemal. Hast du das Maul gespitzt und willst nun nicht pfeifen, item, so lerne hungern. Das ist freilich ein schlimm Recept, aber es ist, bei meiner armen Seele! probat, und wäre besser, wenn es solchen Menschen zu rechter Zeit verschrieben würde, als daß die allzu lammherzige Barmherzigkeit für sie pfeift. Das bessert sie nicht. Sie lachen gar gemüthlich dazu, wenn sie blos den Mund zu spitzen brauchen und Andre für sie pfeifen.

Wenn vollends Einer dir mit süßen Worten seine Hülfe und seinen Beistand zusagt, seine Freundschaft und Liebe anpreist, dann — gib Acht, ob er blos den Mund spitzt, wenn auch noch so zuckersüß. Thut er's aber nicht, wie das so im Leben einem alten Wandrer da und dort begegnet ist, dann sprich frischweg von der Leber und sag' ihm: Worte sind wohlfeil! es ist nicht genug, daß du den Mund gespitzt hast, pfeife auch, das heißt: Halt's, was du versprochen, thue, was du gesagt, sonst ist das Reden und Mundspitzen keinen Pfifferling werth. Ich glaube, das Wort Pfifferling kommt eben auch vom Nichtpfeifen her? — Und das Gotteswort sagt: Lasset uns nicht lieben mit Worten, sondern mit der That und Wahrheit.

Im Bösen spitze den Mund nicht, dann kommst du nicht zum heillosen Pfeifen; im Guten ist's nicht genug, daß man den Mund spitzt, man muß auch pfeifen, und das ist heilbringend!

5. Wie einmal Einer wohlfeil zum Kriegsruhme kam.

Eine wahre Begebenheit, die aber den Namen zu nennen verbietet.

Im Jahre 1816, das bekanntlich dem von 1815 auf dem Fuße folgte, also dem Jahre, wo es bei la Belle Alliance heiß hergegangen, und Napoleon bereits auf der Insel St. Helena im weiten Weltmeere sicher gegen ein zweites la Belle Alliance saß, kam an das kurhessische Ministerium in Cassel ein Brief vom englischen Kriegsministerium, der lautete etwa so: „In der Schlacht bei Belle Alliance hat ein sehr tapferer Mann aus Kurhessen, der in der deutschen Legion im englischen Heere als Kanonier diente, eine englische Batterie gerettet. Alle Kanoniere waren weggeschossen worden, und ein französisches Kürassierregiment machte eben einen entsetzlich heftigen Angriff auf die Batterie, als der tapfere Mann, der allein alle Kanonen mit Kartätschen geladen hatte, die Lunte furchtlos ergriff und mit Blitzesschnelle alle Kanonen löste. Die Kartätschen brachten eine solche Nieder-

lage in dem französischen Kürassierregimente hervor, daß es auseinanderstob und zurückwich. Dadurch gewannen die englischen Grenadiere Zeit, die Batterie zu retten, die Alt-England der Tapferkeit dieses braven Mannes verdankt. England ist gewohnt, dankbar zu sein. Leider war nach der Schlacht von Waterloo oder la Belle Alliance keine Zeit vorhanden, den Lohn dem Verdienste zu reichen. Die deutsche Legion wurde aufgelöst und leider der Mann einstweilen vergessen, bis man die Armeeberichte noch einmal durchging, wo man erfuhr, daß dieser Tapfere nicht belohnt worden war. Das Versäumte nachzuholen, ist dringende Pflicht. Wir bitten daher das hohe Ministerium dienstergebenst, den Mann, der ****** hieß (in Hessen gibt's wohl Leute, die den Namen noch wissen) ausfindig zu machen, damit wir ihm nicht nur die große goldene Kriegsdenkmünze, als Lohn seiner Tapferkeit, sondern auch die Summe überweisen können, die ihm zuerkannt worden ist" u. s. w.

Die in Cassel machten große Augen. Eine solche Bescheidenheit war ihnen auch noch nicht vorgekommen, jedenfalls ein seltener Vogel.

Da galt es denn, diesen bescheidenen Helden im Lande zu suchen.

Und so erging denn ein Rundschreiben an alle Aemter im Lande. Lebte er noch, so wurde er gewiß gefunden; aber dem war doch nicht so. Es fand sich Keiner des Namens im Lande, der in englischen Kriegsdiensten gestanden hatte — bis endlich — in einem Dorfe an der äußersten Grenze sich Einer des Namens fand.

Victoria! rief der Amtmann aus, und befahl, ihm den Mann herbeizurufen.

Er kam. Es war ein noch immer stattlicher Bursche, nur hatte seine Nase einen bedenklichen Glanz, so etwas von Kupferroth, welche Nasenfarbe grade nicht vom vielen Wassertrinken kommen soll, wie die Herren Doctores sagen, die aber — nebenbei gesagt — allemal in's Schwarze treffen, wenn sie nicht — neben dran vorbeischießen! — Er hatte auch seine frühere Lebensweise geändert und war Schweinhirte

geworden, da er das Arbeiten nie geliebt, im Kriege aber vollends einen Leiden dran gekriegt hatte, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt.

Was befehlet Ihr, gestrenger Herr Amtmann? sprach der Herbeicitirte, der, weil es am Morgen war, ganz besonnen redete.

Setzt Euch einmal, sprach sehr gnädig der gewalthabende Amtmann, und antwortet mir einmal recht wahr und klar: Habt Ihr den Engländern gedient?

Freilich, Herr Amtmann, war die Antwort.

Wie kamt ihr denn in Englische Dienste?

Der Schweinhirte zuckte mit den Achseln und sagte: Ihr wisset, Herr Amtmann, daß wir unter dem Könige Jerome ausgehoben wurden und mit den Franzosen nach Spanien gingen. Herr Amtmann, da gab's blaue Bohnen genug, aber keine zum Essen, und wer so eine in den Magen bekam, der war satt für immer und trank nie mehr ein Schnäpschen. Die Franzosen hatte ich nicht lieb, und als die Engländer gelandet waren und uns den Rückweg gegen die abscheulich hohen Berge zu weisen anfingen, da hatte ich große Lust, zu ihnen überzugehen und mich, wie wir das nannten, zu ranzioniren —

Zu dessertiren! verbesserte der Herr Amtmann.

Meinetwegen! sagte der Schweinhirte; aber das könnt Ihr mir glauben, fuhr er fort, wir hatten Ursache dazu. Sie hatten drüben zu essen und zu trinken, und wir litten den bittern Hunger und Durst; denn oft war nicht einmal Wasser da, das ich damals gerne getrunken hätte, obgleich ich es niemals aus Liebhaberei getrunken habe. Immer drückten uns die Rothröcke weiter zurück gegen die Berge und überall überfielen uns die Guerilla's oder die Heerhäuflein der wilden Brigands, der aufrührerischen Spanier, die Einem abscheulich mitspielten, wenn man ihnen in die Fäuste fiel. Das gefiel mir nicht, und da es sich einmal fügte, und uns die Engländer auf den Socken waren, da dacht' ich: Stell' dich einmal dumm, und laß dich fangen! So kriegten sie mich mit Plaisir und das war auch für mich

eine Plaisir; denn ich nahm gleich Dienst in der deutschen Legion, brauchte das Gewälsche nicht mehr zu hören, hatte satt zu essen und satt zu trinken; die Engländer hatten prächtigen Schnapps — zweierlei nämlich. Den einen nannten sie Rum und den andern Whisky, und die Abwechslung gefiel mir baßlich. Was soll ich Euch die ganze Brühe erzählen? Wir trieben die Franzosen, seit der Schlacht von Vittoria, vor uns her, und ich kam von Paris, als es Friede gab, nach England und blieb da, bis der Napoleon wieder von Elba kam. Da ging's hinüber nach Brüssel. Ihr wisset, daß es darauf zur Schlacht von Waterloo kam. Da ging's drunter und drüber und knallte, daß mir das Herz im Leibe wackelte.

Ich bin ein ehrlicher Mensch und halte Nichts hinter dem Berge; darum will ich's gerne bekennen, daß ich — nicht erschrecklich viel Kurasch hatte mein Lebtag. Ich war Kanonier, aber auch nicht aus Liebhaberei, denn sie wiesen Einen hin, wohin sie wollten, und fragten Einen gar nicht. Ich haßte die Kanonaden, weil das abscheulich kracht und der Feind immer auf die Batterien hält. Als es nun da an's sogenannte „Bockscheeren" ging, wurde es mir schwach um's Herz und ich dachte: Du hast noch ein paar englische Schillinge in der Tasche, geh' zur Marketenderin! Die kannte mich, weil ich ein guter Kunde von ihr war, und rief mir schon von Weitem zu: Komm', hier in der Flasche ist Kurasch! Mir waren da Todesgedanken gekommen, denn die Erde wackelte Einem unter den Sohlen von dem unvernünftigen Kanoniren. Denk' ich: Fällst du, so wärst du ein Narr, die Franzosen deine paar Schillinge erben zu lassen. Besser ist's darum, sie in Rum umzusetzen. Das ging schnell, und als ich zur Batterie zurück kam, da fiel ich neben einer Kanone hin und regte mich nicht mehr. Meine Kameraden mochten meinen, eine blaue Bohne wär' mir in den Magen geflogen und ließen mich liegen. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht; aber als ich erwachte, da fegten die Kugeln über den Hügel, auf dem die Batterie stand, und ich sah keinen Kanonier mehr. Waren sie davon

gelaufen oder hatten ſie die Kugeln weggefegt, das wußte ich nicht und weiß es heute noch nicht; aber das weiß ich, daß ich ein franzöſiſches Küraſſierregiment gegen die Batterie heranbrauſen ſah.

Ei, ſo wollt' ich, daß Ihr wäret, wo der Pfeffer wächſt! dachte ich. Herr Amtmann, es war kein Spaß! Fingen ſie mich und erkannten mich, ſo wurde ich erſchoſſen. Lieber Euch als mich! dachte ich weiter, nahm die Kanone, richtete ſie und Paff! ging's los. Kartätſchen! rief ich aus, und Paff! krachte die zweite, die dritte und ſo fort, bis ich ſie, die alle geladen waren, abgepufft hatte. Was die Kartätſchen für eine Arbeit machten, Ihr könnet Euch das gar nicht vorſtellen! Die Küraſſiere fielen wie die Schneeflocken, und rechts- und linksum machten die, die noch übrig waren, ſich aus dem Dampf und Staube, und — ich war gerettet und die Batterie auch! Aber, denk' ich, die Kerle kommen wieder, und wie der Wind packte ich den Wiſcher, reinigte die Geſchütze und lud ſie friſch. Dann ſtand ich da und guckte mich um, wohin ich die Ladung ſchicken ſollte.

Ehe ich damit zu Stande kam, ſtürmen die Engländer heran und beſetzen Batterie und Hügel, und ich war von allen meinen bangen Sorgen erlöſt.

Wo ſind die andern Kanoniere? fragte der Obriſt des Regiments.

Weiß nicht! entgegnete ich.

Haſt du allein die Geſchütze bedient? fragte er weiter.

Könnet Ihr Euch eine dummere Frage denken, Herr Amtmann? Der Eſel ſah ja doch, daß ſonſt Niemand da war.

Wer dann? fragte ich.

Und haſt ſie auch alleine wieder mit Kartätſchen geladen?

Wer dann? rief ich ärgerlich über ſolche dumme Fragen.

Wie heißt du? fragte er mich darauf. Da hab' ich ihm denn Alles geſagt; aber vom Rum, den ich getrunken und von meiner Standrede, als ich mich allein dem Küraſſierregimente gegenüber ſah, ſchwieg ich ſtille, weil er's nicht zu wiſſen brauchte. Er war ja kein Thorſchreiber und auch kein Unterſuchungsrichter.

Aber da hättet Ihr hören ſollen, wie dem das Schnäbelein ging von Lob über meine Tapferkeit!

Ich werde es dem Lord Wellington melden, ſagte er zuletzt.

Das könnet Ihr machen, wie Ihr wollt, entgegnete ich.

Darauf kamen auch meine Kameraden wieder zum Vorſchein, die ſich ſalvirt hatten. Nun, es ging ihnen nahe an den Krips und ich weiß nicht, wie ſie ſich herausbaspelten; aber es ging wieder an's Kanonieren, denn die Franzoſen kamen wieder; doch es ging ihnen ſchlecht, denn ich hatte erſchrecklich geladen und die Kartätſchen machten wüſte Löcher. Wer weiß aber, wie es dennoch gegangen wäre, wenn die Preußen nicht gekommen wären? Da gab's aber Luft! Wir gingen vorwärts und die Franzoſen den Krebsgang — kurz, die Schlacht wurde gewonnen. Wir kamen noch einmal zu Beſuch nach Paris und dann war's aus. Ich kam wieder nach England und dachte, ſie würden mir doch auch eine Belohnung für meine belobte Tapferkeit geben — aber — Proſt die Mahlzeit! Sie müſſen Etwas von dem Rum gehört haben — und ſie entließen mich kahl und kühl. Als ich endlich wieder heimkam, war unſer alter Kurfürſt wieder da. Ich mußte wieder Soldat werden und mir einen falſchen Zopf an den Tſchako binden, wie die Andern auch, die keinen natürlichen hatten, und als ich endlich in den Friedensſtand

zurückkam, wurde ich, was ich jetzt bin, Kommandant der Schweineheerde in unſerm Dorf, und das, Herr Amtmann, iſt auch eine militäriſche Stelle, aber das heilloſe Vieh kann ich an keinen Gehorſam gewöhnen. Sie pariren nicht Ordre und da trink' ich bisweilen einen Schnapps aus Verzweiflung, ſeit mir mein Feldwebel, mein guter Hirtenhund, todtgeſchoſſen worden iſt, weil er bisweilen ſich nebenbei ein Jagdvergnügen machte. Dagegen hatte ich nichts, weil ich ein weiches Herz habe, doch unſer Förſter, der Grobian, gönnte ihm das Plaiſirvergnügen nicht.

Der Amtmann lachte.

Aber, Herr Amtmann, fuhr der tapfere Kanonier fort, warum fraget Ihr mich das? —

Sei ruhig, erwiederte er; die Engländer drückt das Gewiſſen. Sie wiſſen nichts von dem Rum oder ſie haben's vergeſſen und du ernteſt den Lohn deiner Tapferkeit!

Das Geſicht des Hirten verklärte ſich.

Ach, Herr Amtmann, rief er, ſo ſagen Sie's ihnen doch auch nicht!

Das gelobte der Amtmann und ſtattete ſeinen Bericht über das Auffinden des Helden ab, ohne aber des Rum's zu gedenken, und es währte nicht lange, ſo wurde ihm feierlich die goldene Waterloo-Denkmünze überreicht und eine hübſche Summe Geldes.

Ohne Zweifel hat er das Jahresgedächtniß der Schlacht bei Waterloo im Jahre öfters begangen, und zwar in Rum.

Gedanken ſind zollfrei! ſagt der Gevatter, wenn er ſo je und dann ſeine harmloſen Gloſſen macht. Ich will's nicht leugnen, daß ich ebenſo dachte, als ſich eine lange Reihe kurioſer Gedanken an die Geſchichte knüpfte, die mir ein lieber Freund im Bade Soden Anno 1862 erzählte; und das waren ſo Gedanken über die ſogenannten Verdienſte, welche mit Orden und Denkmünzen belohnt werden. Wer den Zuſammenhang immer wüßte, möchte ſich gar oft in derſelben Lage befinden, wie der Herr Amtmann. Und mit den Titeln, die noch um Vieles wohlfeiler ſind, möcht' es es auch bisweilen nicht anders ſtehen. —

Rum, ſagte der Freund und lachte ſchalkig dabei — Rum und Ruhm klingen ja auch ſehr ähnlich, und etwas Menſchliches begegnet ja auch bisweilen einem Verdienſtvollen!

St! rief ich. Kennſt du das arabiſche Sprüchwort nicht?

Welches? fragte er.

„Reden iſt Silber und Schweigen iſt Gold!" erwiederte ich.

Es gibt kitzliche Naturen in der Welt, die nicht viel vertragen können!

Darum keene Feendſchaft nicht! ſagte er lachend, drückte mir die Hand und ging.

Und auch ich ſchließe mit dem Worte:

Darum keene Feendſchaft nicht!

6. Friedrich der Große und der Ziethen'sche Husar.

Mit den sogenannten „Moden“ ist es eine grundverrückte Geschichte. Die Leute werden, ohne daß sie es merken, und mit Plänir — Narren. Das war so, ist so und es wird, allem Vermuthen nach, so bleiben.

Zu Zeiten Friedrichs des Großen, des „alten Fritz“ nämlich, und noch lange nachher herrschte auch eine Mode, die zu den allerverrücktesten gehörte, die man finden kann. Da trugen die Leute nämlich zwei Taschenuhren mit langem Gebambel von Petschaften und Schlüsseln und allerlei Kindereien dran, und, wer's thun konnte, trug selbst drei, so daß es an seinem Leibe ein wahres Geklingel und Gebambel gab. Mir gedenkt's schon lange her, und im Jahre 1805 herrschte diese Mode noch oder wieder — ich weiß es nicht. Damals sah ich einen französischen Tambourmajor, einen Kerl von riesenhafter Größe, der selbst vier Uhren trug, und deswegen, ohne Zweifel vielfach von denen, die gar keine hatten, beneidet wurde. Ebenso ging's auch damals zu des alten Fritzens Zeiten. Die Ziethen'schen Husaren hatten sich viel Ruhm erworben, und bildeten sich darauf Etwas ein. Bei ihnen gab es zwei Dinge, nach denen sie ungemein gelüsteten, nämlich schöne glänzende Säbel-

taschen, die sie den Oesterreichern abjagten, und — Uhren. Wer so eine prächtige Säbeltasche erobert und eine Uhr erbeutet hatte, der trug die Nase hoch, und der arme Schelm, dem ein solches Glück nicht beschieden war, sah dämelig drein und hatte das Aergern umsonst.

So war denn auch Einer, sonst ein wackerer Husar, der den Kopf nicht bückte, wenn er eine Paßkugel pfeifen hörte, und seine Klinge nicht schonte, wenn's an's Dreinhauen ging, der hatte weder Säbeltasche noch Uhr, und das krippte ihm abscheulich, denn er war ein Bischen eitel und ein bildhübscher junger Kerl dabei. —

Bah! dachte er, wer fragt darnach, ob unser Einer wirklich eine Uhr hat, wenn nur die Kette und das Gehambel da ist?

So machte er sich denn an eine sauber geputzte tombackene Kette eine — Kugel, und steckte sie in die Tasche.

Mit so pfiffigen jungen Kerlen, wie die Ziethen'schen Rothen, oder auch alten, vernarbten, deren es viele drunter gab, ist nicht gut Versteckens spielen; denn sie kommen schnell hinter so eine Windbeutelei, und der Windbeutel wird schonungslos gehänselt. So ging's auch unserm Husaren mit seiner Kugel statt der Uhr; als er aber erst Einigen, die ihn gehänselt, mit seinem Pallasch Eins oder Zwei über das Gesicht gegeben, daß es der Pflasterkasten zusammennähen und mit Heftpflaster verkleben mußte, da hörten sie auf, ihn zu fragen, wie viel Uhr es sei, und verspotteten ihn nur noch heimlich. Das war aber auch schlimm, denn die Offiziere erfuhren es, und die possierliche Geschichte fand ihren Klatschweg bis an die königliche Tafel, zu den Ohren des Königs.

Wir wissen's schon, daß der alte Fritz gerne sich einen Spaß machte, und hier nahm er sich's extra vor, da er über die komische Uhr herzlich gelacht hatte. Er ließ sich auf der Parade den Husaren zeigen, und wen Der mit seinen großen, scharfen Augen einmal auf's Visir genommen, den vergaß er nicht mehr.

Eines Tages begab es sich denn, daß der Husar sich den Schloßgarten besehen wollte, und zur selbigen Stunde der König lustwandelte. Beide begegneten sich.

Der König dachte: Aha, nun iſt meine Stunde da, den putzſüchtigen Huſaren zu hänſeln!

Der Huſar, der zu denen gehörte, die der alte Ziethen bevorzugte, war oft ſchon als Ordonnanz bei dem Könige geweſen, daher er ſich nicht eben ſehr vor ihm fürchtete. Er trat auf die Seite, als der König herankam, und legte die Hand ehrerbietig an die Bärenmütze.

Der König grüßte wieder und blieb vor ihm ſtehen, indem er ihn von Oben bis Unten muſterte.

Du haſt ja noch keine Säbeltaſche? ſagte der König.

Der Ungar, dem ich ſie abnehmen wollte, ſagte lächelnd der Soldat, bat mich ſo eindringlich, ſie ihm noch bis zur nächſten Schlacht zu leihen, daß ich's ihm nicht wohl abſchlagen konnte, Majeſtät. In der nächſten Schlacht, wo wir ſie wieder einmal vor die Fuchtel kriegen, iſt aber der Termin abgelaufen!

Der König lachte und ſprach: Da haſt du Recht! Man muß nicht allzu gutmüthig ſein. Haſt ihm lange genug Kredit gegeben!

Bis jetzt hatte bei dem Huſaren der gute Humor ſeinem freundlichen, bisweilen auch zu einem Scherze geneigten Könige vorgehalten. Jetzt aber ſollte die Lage der Dinge wechſeln. Des Königs Stirne legte ſich ſcheinbar in ernſte Falten. Er ſah nach ſeiner Uhr.

Stehen geblieben! murmelte der König. Plötzlich ſah er den Soldaten an und ſagte: Nun, Huſar, meine Uhr ſteht ſtille. Ziehe einmal die deinige und zeige mir, wie viel Uhr es iſt, daß ich die meinige darnach ſtelle!

Jetzt war es aus mit des Huſaren Humor und guter Laune. Er wurde roth und ſchneeweiß nach einander; er fuhr mit der Hand nach der Uhrkette, und ließ ſie halbwegs wieder ſinken, kurz, ſeine Verlegenheit war fürchterlich. — Indeſſen kam ihm ein guter Gedanke in die Seele und —

Nun! rief der König ungeduldig. Wird's bald? —

Jetzt zog der Huſar ſeine Bleikugel raſch heraus und hielt ſie dem Könige hin. —

Alle Wetter! rief der König, eine Kugel ſtatt einer Uhr? Willſt du deinen König zum Narren haben?

Behüte mich der liebe Gott, sprach ernst der Soldat. Eine Uhr, die mir die Stunde zeigte, da ich für Eure Majestät in den Tod gehen soll, habe ich mir nie kaufen können, und erobert hab' ich auch keine. Da hab' ich mir eine Kugel an die Kette gemacht. Die thut's auch.

Was thut sie? fragte der König und blickte den Soldaten mit den großen strahlenden, Mark und Bein durchdringenden Augen scharf an. Der Soldat hielt ruhig diesen Blick aus und erwiederte fest: Sie erinnert mich immer daran, daß ich für Eure Majestät muthig und freudig in den Tod gehen soll!

Wieder blickte der König den Husaren fest und prüfend an, und, als dieser den Blick abermals, ohne das Auge niederzuschlagen, aushielt, da zog er eine kostbare goldene Uhr an schwerer Goldkette heraus, reichte sie dem Husaren und sagte: Komm', laß uns tauschen! Trage diese Uhr zu meinem Andenken. Sie wird dir auch, wie deine Kugel mir, sagen, wann es Zeit ist, mit Muth in den Tod zu gehen, dir für deinen König, mir für mein Volk! Mir soll deine Kugel zugleich eine Erinnerung an einen braven Husaren sein, der es schon lange verdient hat, Wachtmeister zu sein. Adieu, Wachtmeister!

Mit diesen Worten drehte sich der König um und ging rasch den Weg zurück, den er gekommen war, und ließ den Husaren, starr wie eine Bildsäule, stehen.

Einige Stunden später wurde der Husar zum alten Ziethen berufen.

Was hast du mit dem Könige gehabt? fragte, heiteren Angesichts, der alte Held.

Der Husar bekannte Alles und keine Sylbe fehlte.

Das hast du brav gemacht! rief Ziethen aus. Die Uhr halt' wohl in Ehren. Es darf dich Mancher drum beneiden. Wenn wieder die Trompeten schmettern, so erobere dir die österreichische Säbeltasche dazu, denn es schickt sich nicht, daß ein Gemeiner eine solche habe und ein vom Könige persönlich ernannter Wachtmeister nicht. Gott befohlen, Wachtmeister!

7. Ein Räthsel.

Wo der Alpen steile Häupter
In die reine Luft sich recken,
Und statt Spitzen, scharfe Kanten
Lang und weit hin sich erstrecken,
Da bin ich, und doppelseitig
Weise ich den Schnee hinab,
Daß er, als Lawine findet
Tief im Thal sein jähes Grab.
Wieder da, wo viele Spitzen
Fein sich aneinander schließen,
Bin ich selbst, und diene treulich
Dem, der sich's nicht läßt verdrießen,
Mit mir fleißig zu hantiren,
Und im Dienst der Reinlichkeit
Und der Ordnung mich zu führen. —
Oft vertritt des Menschen Rede
Meine Stelle, wo es Noth ist,
Und die Zucht, die reine Sitte
Und das Ehrgefühl schier todt ist! —
Segne Gott die scharfe Rede,
Wenn sie kommt aus treuer Seele,
Daß die rechte Stell' sie treffe,

Nimmer ihr die Wirkung fehle!
Was ich dort im Aeußern leiſte,
Das geſchieht im Innern dann,
Und es dienet herrlich, heilſam,
Denn — ich ſchwelle manchmal an,
Wo dann Nichts als in der Rede
Ich den Schaden heilen kann.
Mancher ſtellt, ſo recht im Hochmuth,
Mich auf ſeine Stirne hin;
Da iſt's gut, wenn ich dem Narren
Schnell und ſcharf am Schopfe bin! —
Einer nur trägt mich in Ehren
Majeſtatiſch, prächtig, traun!
Und den mag man mit Vergnügen,
Wenn er ſchön iſt, täglich ſchaun.

8. Ein fein geschnitztes Schmuckkästlein.

Ein fein geschnitztes Schmuckkästlein, sprach eines Abends der alte Schmiedjakob, hat einmal in der Welt eine Rolle gespielt, die ihm einen höhern Werth verlieh, als die Kunst, die an ihm aufgeboten worden war. Davon will ich Euch erzählen, wie ich es in einer alten Chronika gefunden, die mir der Herr Pfarrer von Tiefenthal zum Lesen geliehen hat in diesen Tagen.

Es ist die Chronika einer der vielen Reichsstädte, welche früher in unserm großen deutschen Vaterlande zu finden waren. Handel und Fleiß, Strenge der Sitten und gute bürgerliche Ordnung hatten dazu beigetragen, dieser Stadt eine besondere Bedeutung bis in unsere Tage zu verleihen. Der Name thut nichts zur Sache. —

Diese Chronika ist köstlich zu lesen, und berichtet in ihrer kindlich einfachen Weise, so fromm, wahr und treu, auch einzelne Begebenheiten, welche sich in einzelnen altbürgerlichen, reichen Familien zutrugen, daß man mächtig davon angezogen wird. Diese Altbürgerfamilien betrachten sich schier heute noch als so ein Stücklein Adel, und der Herr Stadtpfarrer seliger pflegte das besonders hervorzuheben, wenn er etwa ein Pärlein aus solchen Familien auf der Kanzel (da lebte er noch) aufbot. War es eine Familie, die zu den vornehmen Altbürgern gehörte, so hieß es: „Ehelich lediger Sohn oder Tochter des alldahiesigen Bürgers“ u. s. w. Gehörten die Aufgebotenen aber einer nicht altbürgerlichen, doch aber seit langen Jahren in der Stadt seßhaften Familie an, so hieß es „der dahiesigen“ u. s. w. Waren es aber Kinder einer eingewanderten, etwa Beamtenfamilie, so lautete es „der hiesigen“ u. s. w. Daher nannte man die erstgenannten Familien: die Alldahiesigen; die zweite Sorte: die Dahiesigen und die dritte schlechtweg: die Hiesigen. Und darauf wurde von den Ersten viel Gewicht gelegt, und der Pfarrer, der darauf genau achtete, soll es auch heute nicht zu bereuen haben. — So sagt man!

Da nun jedem Narren seine Kappe gefällt, so denke ich, wir lassen ihnen diese wohlfeile Plaisir, und treten der Sache näher, die uns freilich in das Häuslein einer dahiesigen und in das Prachtgebäude einer reichen alldahiesigen Familie und zwar in der Zeit führt, wo Doctor Luther die Augen Vieler aufgethan hatte oder der Herr im Himmel durch ihn.

Der Reichthum und die fromme Sitte in diesen Reichsstädten in früheren Tagen that sich meist durch prachtvolle Kirchenbauten kund. Da stehen die prächtigen, hochaufstrebenden Dome, wie sie unsre arme, kleine Zeit nicht mehr hervorbringt, und wir staunen diese Bauwerke an, die viele Jahrhunderte an sich haben vorübergehen sehen. Die schlanken Mauern der langen Seitenschiffe sind zwischen den hohen Fenstern von mächtigen Strebepfeilern gehalten, die bis zum Dache hinanreichen. Zwischen diesen Strebemauern, die oft

gar weit herausſpringen, befinden ſich häufig kleine Häuschen kleiner Gewerbsleute, welche freilich die herrlichen Gebäude nicht immer zieren, ſondern oft entſetzlich verunſtalten; daher man ſie auch in neueſter Zeit möglichſt zu entfernen ſucht.

So war es denn auch an dem uralten und großartigen Dome der Reichsſtadt, deren Chronik ich geleſen habe. Nahe dem Thurme war in früherer Zeit, warum, weiß ich nicht, ein hohes Fenſter zugemauert worden. Dadurch war Raum für ein ſolches Häuslein, und zwar mehr als für andere dieſer Art, gewonnen worden, und das Häuslein hatte ſogar zwei niedere Stockwerke, während die übrigen deren nur eins hatten. Schief gegenüber, am Markte, ſtand ein großes prächtiges Haus. Es war uralt und die Steinmetzkunſt hatte es mit prächtigen Verzierungen am Geſteine, beſonders an den Thür- und Fenſtergewändern, an den beiden Erkern und dem zwiſchen beiden hinlaufenden Balkone, ausgeſtattet. Das Geſimſe zwiſchen den beiden, ſtaffelförmig emporſteigenden Giebeln war beſonders kunſtvoll und ſchön.

Wer vorüberging, blieb, ſo er fremd war, gewiß vor dieſem Hauſe ſtehen und wandte dann natürlich dem Häuslein zwiſchen den Streben des Domes den Rücken zu, ohne es auch nur eines Blickes zu würdigen.

Dennoch kamen Fälle genug vor, daß ſich der, das alte, ſchöne Steinhaus betrachtende Wanderer kurz umkehrte, und nach dem Häuslein zwiſchen den Streben zuging. Das geſchah aber ſicherlich nur von drei Menſchenſorten, nämlich von Gelehrten, Alterthumsfreunden und Künſtlern, und das hatte ſeinen Grund in folgender Thatſache.

In dem mehrgedachten Häuslein wohnte Meiſter Felix Armbruſter, gemeinhein Meiſter Felix genannt, der ein ſogenannter Trödler oder Gerümpler war, das heißt, mit alten Büchern, Bildern, Waffen, Geräthen, Schnitzwerken und Münzen handelte, die er, Gott weiß wo, zuſammentrommelte und den Liebhabern verkaufte. Das Geſchäft war ein ſehr einträgliches; denn Meiſter Felix war ein ungemein unterrichteter Mann, ein feiner und erprobter Kenner aller der Dinge, die in ſein Fach etwa einſchlugen, und wußte

genau den Werth und die Bedeutung dieser Dinge zu beurtheilen und zu schätzen. Dabei verstand er, seine Sachen geschmackvoll in's Licht zu stellen, und war doch im Handel nie unbillig, feilschte auch gar nicht.

Sein Vater war ein berühmter Bildschnitzer gewesen, der dies Häuslein von seinen Eltern ererbt, die aus dem Schwarzwalde eingewandert waren und ebenfalls Bildschnitzer und Händler mit allerlei Schwarzwälder Schnitzwerk gewesen waren. Sein Vater hatte in naher Beziehung zu dem schönen Steinhause drüben gestanden, und das war so gekommen.

Eine junge, schöne und sehr brave Schwarzwalderin, welcher der schwarze Bandschlupf auf der Stirne gar lieblich stand, war in Diensten der Familie Aldringer, die das große, schöne Steinhaus bewohnte, das darum das Haus „zum Erzengel Michael" hieß, weil grade über dem hohen Thorbogen, der die Mitte des Hauses einnahm, dieser Erzengel abgebildet war, wie er das Schwert über das giftige Gewürm zu seinen Füßen schwang. Diese reiche Familie bewohnte, seit unvordenklichen Zeiten, in steter Geschlechtsfolge das schöne und große Haus.

Er war ein Schwarzwälder und die schöne Caritas auch, und er verdiente nicht nur den Namen eines ehrlichen, sondern eines schönen Mannes dazu. Landsmannschaft brachte sie zusammen und Liebe vereinigte sie. Das war so der gewöhnliche Gang der Dinge in solchen Verhältnissen. Nun war aber Caritas Kinderwärterin im Hause zum heiligen Erzengel Michael, und nicht bloß die Eltern hatten sie lieb, sondern die Kinder auch, und so blieb Frau Caritas der vornehmen Familie lieb, als sie längst schon Mutter ihres Felix war, der ihr einziges Kind war und blieb.

Felix hatte vom lieben Herrn im Himmel, was man bei uns einen offenen Kopf nennt, empfangen, und spielte gar oft mit den Kindern der Familie Aldringer, nämlich dem Junker Gottlieb und den Fräulein Magaretha und Johanna. Da der Knabe nun wohlerzogen und gutmüthig war, so war er fast mehr drüben im Erzengelhause, wie es

kurzweg von den Leuten genannt wurde, als bei seinen Eltern zwischen den Strebepfeilern des Domes.

Die Liebe der Kinder zu ihm veranlaßte die Eltern im Erzengelhause, den Eheleuten Armbruster den Vorschlag zu machen, den kleinen Felix mit Junker Gottlieb und seinen beiden Schwestern unterrichten zu lassen, als sie einen Magister aus Wittenberg, der ein Schüler Doctor Martin Luther's gewesen, in ihr Haus als Lehrer der Kinder auf- und annahmen. Das war ein Erbieten, wie es nicht alle Tage und nicht jedem ehrlichen Elternpaare auf dem Präsentirteller entgegengebracht wird. Sie nahmen es daher dankbar an, und die Aldringer'schen Eheleute waren darüber erfreut, weil ihr ungemein dicker und massiger Junker Gottlieb ein Extrafaulpelz war, den sie durch den frischen, fleißigen Felix zu wecken hofften. Wenn nun auch der kleine Geist im dicken Fleische des Junkers Gottlieb allzufest schlief, als daß er sich durch Felix's Eifer und Fleiß und des guten und gelehrten Herrn Magisters Mahnen hätte wecken lassen,

so kam doch der Unterricht dem Felix zu gute und dauerte mit den beiden Jungfräulein bis zur Confirmation fort, als der Junker Gottlieb schon längst gestorben war, was sicherlich nicht daher gekommen, daß er, wie die Leute sagen, zu gescheidt gewesen wäre. Der Felix wuchs aber, wie am Leibe, so am Erkennen, und es war Schade, daß er nicht zum Studium kam. Nun war der Herr Magister Wurmbrandt ein Alterthumsfreund, der jeden Kreuzer, den er sich ersparte, auf Bereicherung seiner kleinen Sammlung verwandte und den Felix dazu benutzte, ihm alte Bücher und Kunstwerke in der alten Stadt aufzustöbern. Dazu mußte der Knabe aber Einsicht in die Sache haben, weil er sonst etwas Köstliches übersehen konnte, und zu diesem Zwecke weihte denn Magister Wurmbrandt den sehr empfänglichen Knaben in dies weite und schöne Gebiet ein. Und als Felix schon längst, weil es sich nicht mehr so schicken wollte, aus dem Unterrichte der beiden Fräulein ausgeschieden war, blieb er des Magisters „rechte Hand" bei seiner Liebhaberei, die unvermerkt auch die des Felix wurde.

Das war seinem Vater ein Dorn im Auge. Er kannte nichts, was höher in der Welt stand, als die edle Bildschnitzerei, darinnen er ein sonderlicher Meister war, wie die Chronik sich ausdrückt. Wo wäre nun ein Vater, den sein Stand und Beruf ehrlich ernähret und der ihn lieb hat, der nicht wünschte, daß sein Söhnlein ihn auch erwählte? Aber dazu fehlte dem Felix erstlich das Sitzfleisch, als welches dazu unentbehrlich war, und zweitens die Lust und Liebe, was freilich hätte zuerst stehen sollen, ob er gleich ein rechtes Auge für das ungemein Schöne hatte, was sein kunstreicher Vater darin leistete.

Als nun sein Vater starb und Felix zwanzig Jahre alt war, fing er ein Trödler- oder Gerümplergeschäft im väterlichen Hause an, aber ein besonderes, nämlich nicht in alten Kleidern und dergleichen, sondern in den Eingangs genannten Gegenständen, und sein Geschäft wurde blühend und lohnend, daß selbst seine Mutter Caritas ihre Lust dran hatte. So lange Frau Caritas lebte, blieb Felix ledig,

obgleich er die Tochter des Domdieners, der im rothen Rocke und mit dem Stabe mit dem silbernen, dicken Knopfe im Dome herumstolzirte und die Trinkgelder der fremden Herrschaften, die den Dom sehen wollten, mit freundlichem Gesichte einsackte, von Herzen ebenso lieb hatte, als sie ihn, und es für Beide eben Zeit gewesen wäre, an die Verheirathung zu denken. Als aber auch diese seine gute Mutter das Zeitliche gesegnet hatte, da schritt er zur Vermählung. Leider blieb ihre Ehe kinderlos, aber sie war so glücklich und zufrieden, wie je eine unter dem Schutze des heiligen Gotteshauses gediehen war.

Wenn Ihr mich nun fraget, fuhr Schmiedjakob fort, was die Chronik von dem hohen Hause da drüben und denen sagte, die unter dem Schutze des Erzengels Michael standen, so will ich auch das erzählen, denn Ihr müsset es wissen, um den Zusammenhang der Geschichte zu begreifen. Von dem frühen Tode des Junkers Gottlieb hab' ich geredet. Der war die einzige Hoffnung des Stammes, der mit ihm erlosch. Das war schier der Nagel zur Todtenlade des alten Herrn Bürgermeisters Aldringer, der von da an kränkelte, still und immer stiller und betrübter wurde. Erst als seine beiden Töchter zu wunderholden Jungfrauen erblühten, gewann er wieder Freude am Leben, und als der brave Sohn des Senators Fleidermann, dessen Familie eine alldahiesige war, wie die der Aldringer, und so reich, wenn nicht reicher, als sie, der Doctor Philipp Fleidermann die schöne Margaretha Aldringer heimführte, da hob sich seine Seele wieder, und auch der schwach und, wie wir sagen, rauhelich gewordene Leib gewann wieder Kraft, also daß er aufblühte wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen.

Wie oft hatte die gute treue Seele, die Frau Aldringer, ihrer lieben Dienerin und wahrhaftigen vertrauten Freundin, der Frau Caritas Armbruster, ihr Leid geklagt und diese sie getröstet, daß es noch einmal wieder gut werden könnte mit dem „Herrn," woran sie aber leider selber wenig Glauben hatte, und nun, als ihr Wort wahr geworden, lebte sie nicht mehr, die gute Caritas! — Nun trägt sich Freude

viel leichter allein als Leid, und die gute Frau Aldringer dankte dem lieben Gotte recht inbrünstig für den hellen Sonnenschein am Abende ihrer Tage, die sie nie anders als recht trübe vorauszusehen gewagt hatte. Für Meister Felix war diese Heirath auch ein Glück, denn der Doctor Fleidermann war ein Alterthumsfreund, wie es in der ganzen Reichsstadt keinen zweiten gab. Seine Liebhabereien waren aber nur altrömische Münzen, und auch diese machten einen Handelszweig des Meister Felix aus, denn er verstand etwas von diesen Münzen, und stand mit allen Handelsjuden, die wohl so Etwas hin und wieder in die Finger bekommen, und allen Goldschmieden in Verbindung, zu denen in der Regel die glücklichen Finder die Gold- und Silbermünzen bringen, um sie ihnen zu verkaufen.

Kam nun so ein Fund alter Münzen vor, so war Meister Felix flugs an Ort und Stelle, und selten nur geschah es, daß ihm Einer entging. Hatte er nun so einen alten Schatz, so eilte er damit hinüber in das „Erzengelhaus," und auch hier that er selten einen Metzgergang, und der Doctor bezahlte eine seltene und kostbare alte Münze, und that dabei die Augen zu, wenn er das Geld für so einen alten Schmöger von Kaiser- oder, wie wir zu sagen pflegen: „Heidenkopf," zählte. Der Art Leute hatte nun Meister Felix viele für Bücher, Bilder und dergleichen mehr. Gar oft kam der Doctor Fleidermann selbst in den Laden des Meister Felix, weil er mit ihm sich gar gut über alte Münzen besprechen konnte; denn Meister Felix erhielt auch manchmal ein kostbares Buch, darin mancherlei Münzen und Schaustücke abgebildet waren, wenn es auch grade nicht Abbildungen von römischen Münzen waren. Und solche Bücher hatte dann gewiß Meister Felix schon selber gelesen und sich das gemerkt, was er wissen mußte, ehe er sie verkaufte. Da sah dann der steinreiche Aldahiesige auch manches Andere, was schön war und aus alter Zeit herstammte, und kaufte es zu seiner Gemächer Zier und seiner lieben, guten Frau Margaretha Lust und Freude.

Im hohen Steinhause drüben, über dessen Thüre der

Erzengel Michael das Flammenſchwert ſchwang, blühte ſeit des Vaters Wiedergeneſung ein recht ſtilles, ſchönes häusliches Glück und der Tochtermann lebte den alten Leuten recht zu Lieb.

Eines Tages zeigte er den Eltern und ſeiner liebreizenden jungen Schwägerin ein gar köſtliches Bild, das ein alter Maler in Italien gemalt, und Alle hatten recht ihre Luſt dran. Dies ſchöne Bild hatte der Doctor bei Meiſter Felix angekauft und es ſtellte eine zahlreiche Familie dar.

Das Geſpräch wandte ſich auf Bilder und der Doctor ſprach ſeine Verwunderung darüber aus, daß die reiche Familie Aldringer kein ſogenanntes Familienbild habe, nämlich ein Bild, darauf die ganze Familie abgebildet ſei.

Da habt Ihr Recht, Herr Sohn, ſagte der Herr Aldringer.

Zu Seite 114.

Ich wollte es schon gerne bezahlen, was es auch kosten möchte, wenn es so würde, wie das Bild, was Ihr da habet. Unsere Maler in der Stadt bringen so Etwas nicht auf die Beine, und ein Italiener verirrt sich selten zu uns.

Der Doctor sagte darauf, das sei wahr, aber es sei eben jetzt ein junger italienischer Maler von großem Rufe und großer Geschicklichkeit in der Stadt angekommen, der gar schöne Bilder male und das „Abkonterfeien" gar meisterlich verstehe; er wolle selbigen Künstler morgen in's Haus bringen, auch Bilder von ihm vorzeigen lassen, und er sei überzeugt, daß für ein Familienbild der rechte Mann gefunden sei.

Das gab denn eine allgemeine Freude, und selbst der Herr Aldringer sprach: Bringet ihn her, und so er wirklich ein Meister ist, wie Ihr saget, so soll er uns ein solches Bild machen.

II.

Johanna, des Herrn Aldringer jüngste Tochter, war nun eben neunzehn Jahre alt, fuhr Schmiedjakob fort, und die Chronik sagt von ihr: Sie war ein Mägdlein wie Milch und Blut und gewachsen gleich einer Tanne, und hatte aller Weiber Größe. Ihr Gesicht war fein und lieblich, gleich dem Marienbilde, so ein Nürnberger großer Meister in den Dom gemalt und allda im Hauptaltare annoch zu sehen ist, und viel betrachtet und bewundert wird von den Fremden, so den Dom besuchen. Was aber ein besonderer Schmuck an ihr gewesen, das war ihr goldenes Haar, das, so es wallete, gleichsam einen Mantel abgab, der bis zu den Hüften und selbst noch weiter herab sie ganz einhüllete. Wußte auch, so sie es flocht, gar nicht, wie sie es sollte unterbringen, und man meinete schier, es müsse eine absonderliche Last sein, es mit dem Haupte zu tragen, was aber jedoch nicht zu sein schien, weilen sie das schöne Haupt also aufgerichtet trug, wie eine Königin, was sie aber nicht wußte, denn sie war sanftmüthig und demüthig, und das gab sich auch kund in ihren großen blauen Augen, die so mildiglich glänzten.

Diese Stelle der Chronika ist mir im Gedächtniß geblieben, sprach Schmiedjakob, weil sie Einem ein so lebendiges Bild von der schönen Jungfrau gibt.

Ja, da habt Ihr Recht, Schmiedjakobvetter, sagte Kathrinchen, die mit träumerischem Blicke ihm zugehört und die Spuhle hatte ruhen lassen; sie muß ein Ausbund von Schönheit gewesen sein. Die hätte ich einmal sehen mögen!

Dafür ist's um etwa dreihundert Jahre zu spät, mein Kind, erwiederte der Alte lächelnd, aber was du da sagtest, das fanden auch Andere, und die jungen Männer der Reichsstadt waren nicht blind. Freilich stand die schöne Blume im goldenen Scherben zu hoch für die Meisten, die nicht zu den Alldahiesigen gehörten, und der Herr Aldringer, so reich er auch war, hielt bescheiden Haus, also, daß es den jungen Leuten baßlich schwer wurde, in seinem Hause Aus- und Eingang zu gewinnen, daher es auch kam, daß Fräulein Johanna keinerlei Gehänge mit irgend einem jungen Menschen ihres Alters hatte, obgleich sie Allen, und ihr Einer und der Andere wohlgefiel. Das ging aber so vorbei, wie es kam, weil eben der Umgang fehlte, der hätte Halt geben können.

Daß Jungfrau Johanna so überaus schön, ja, man konnte sagen, die Perle der ganzen Stadt sei, das fand denn augenblicklich auch Einer, der mit ihrem Schwäher, dem Doctor Fleidermann, am Morgen jenes Tages in das Haus zum Erzengel Michael kam, der dem folgte, da der alte Herr Aldringer zu seinem Eidam gesagt: Ist er ein solcher Künstler, so bringet ihn her!

Damit meinte er, wie Ihr wisset, den italienischen Maler, der Ottini hieß und aus der Stadt Florenz stammte, allwo der geschickten Maler viele waren.

Selbiger Ottini kam dazumal aus den Niederlanden, namentlich aus der Stadt Brüssel, wo er bei den niederländischen Meistern seine Malerkunst noch vollständig erlernt hatte; war dann lange Zeit in der reichen Stadt Cöln gewesen, wo er Vieles gemalt hatte und im Verfolg nach Frankfurt am Main gekommen, von wannen er hierher an den Doctor Fleidermann empfohlen worden war.

Nach der Chronik muß er ein schöner, junger Mann gewesen sein, mit blitzenden schwarzen Augen und geringeltem Haupthaar, stattlich anzusehen, wenn er in seinem schwarzen Sammetkleide, mit den geschlitzten Bauschärmeln und noch weiteren Pluderhosen, den Degen an der Seite, das kleine spanische Mäntelein um die Schultern geworfen, die weiße, gestickte Krause um den Hals und den spitzen, schwarzen Filzhut mit der wallenden Straußenfeder keck lich auf die schwarzen Ringellocken gestülpt, einherschritt, in einer Haltung, als wäre er eines Fürsten Erbprinz.

Es ist eben ein merkwürdig Ding in der Welt, fuhr Schmiedjakob fort, daß manchmal zwei junge Leute sich Einmal in die Augen hinein gucken und damit der Anfang einer Geschichte gemacht ist, die entweder mit einer fröhlichen Hochzeit oder mit vielen Thränen endet.

Gerade so war es, als der Maler Ottini mit dem Doctor Fleidermann in das Haus des Herrn Aldringer trat und Jungfrau Johanna allein im Gemache war und sittiglich die Herren begrüßte. Zwar entfernte sie sich alsbald, um den Herrn Vater zu rufen, kam auch nicht mehr zum Vorschein, aber, was ich eben gesagt, das war geschehen, und die Geschichte hatte ihren ordentlichen Anfang wie hundert andere.

Der Herr Aldringer und der Doctor Fleidermann ahneten davon rein Nichts, und der Maler übernahm es, das Familienbild zu malen. Da er aber in seiner Herberge kein großes Gemach hatte, auch der Familie Aldringer nicht konnte zugemuthet werden, daß sie, wenn er sie abkonterfeien sollte und wollte, dorthin zu ihm ginge, so wurde in dem großen Saale, darinnen schon die Bilder vieler Altvordern der alldahiesigen Familie Aldringer hingen, eine Kunstwerkstätte errichtet, und innerhalb weniger Tage stand da, im rechten Lichte, ein ungeheuer großes Malergerüste und darauf ein mächtiger Rahmen, überspannt mit grauer Leinwand, und wieder einige Tage später war diese Leinwand übermalt, einfarbig nämlich, daß es die Grundlage des Bildes darböte, und als selbiges trocken war, da ging's an's Malen.

Ich hab' einmal, ſchob Schmiedjakob ein, in Straßburg einem ſolchen Maler zugeſehen, der kein Hexenmeiſter war, — und kann Euch ſagen, daß das eine langſame, langſtielige Geſchichte iſt. Es läßt ſich übrigens damit nicht haſtern, wie wir ſagen, oder beſſer — ſich übereilen; denn das, was an Einem Tage gemalt wird, muß erſt trocknen, ehe der Maler weiter fortfahren kann und darf, und da es Oelfarben ſind, ſo geht das entſetzlich langſam. Das Bild war nun ſehr groß, denn es ſollten darauf abkonterfeiet werden: der Herr Aldringer und ſeine eheliche Hausfrau, der verſtorbene Junker Gottlieb, von dem ein anderes Bild vorhanden war, nach welchem der Maler das Konterfei deſſelben machen ſollte, die Frau Margreth Fleidermann, geborne Aldringer, und ihr Ehemann, der Doctor Fleidermann, und endlich die bildſchöne Johanna. Wie der Maler ſie zuſammenſtellen wollte, was dieſe Leute „gruppiren" nennen, das war ſeine Sache, und dazu hatte er mit Kohle und Kreide auf Pappendeckel einen Entwurf gemacht, der, weil ſchon in dieſem die größte Aehnlichkeit in den Geſichtern wahrzunehmen geweſen, den allgemeinen Beifall fand.

Sobald nun die erſte Grundfarbe des Bildes getrocknet war, ging's dann an's Malen, und zuerſt kam der Herr Aldringer an die Reihe, der behaglich, aber im Staatskleide, in einem ſchönen Seſſel ſaß und vergnüglich lächelte.

Daß die Familienglieder, Alt und Jung, ab- und zugingen, daß ſie daſtanden und zuſchaueten, wie das alte, runzelige Geſicht des alten Herrn Aldringer Zug vor Zug hervortrat mit einer Aehnlichkeit, wie ſie treffender gar nicht gedacht werden konnte, das beeinträchtigte weder des Malers Fleiß, noch ſeine Aufmerkſamkeit. Nur in Einem Falle pflegte er den Pinſel und die Palette, wie ſie eine durch ein Loch am Daumen hängende Porzellanſcheibe nennen, darauf ſie ihre Farben miſchen und abſtreichen, niederzulegen, und das war meiſt, wenn das ſchöne Fräulein Johanna da war. Dann ſagte er: Ich muß die Farben trocknen laſſen! Er ſtand auf und plauderte gar zierlich, vergnüglich und gewinnend mit dem ſchönen Mädchen und dem alten Herrn,

und der hätte drauf geschworen, es gälte ihm alleine, und damit hatte er sich aus dem Fundamente verrechnet, das wußte Niemand besser als der Maler und noch Jemand. So Etwas haben die Mädchen blitzschnell weg, wenn sie sich auch dumm stellen und thun, als merkten sie von dem Allem nicht das Geringste. Ueberdies hatten die Augen der jungen Leute, wenn schon das eine Paar blau und das andere kohlschwarz war, dennoch eine merkwürdige Uebereinstimmung, und es war noch seltsamer, daß sich Beide so gründlich verstanden, obgleich das eine Paar deutsche, das andere Paar italienische Augen waren, woraus denn wohl erhellet, daß die Augensprache eine allen Völkern eigenthümliche, allgemeinverständliche ist, wie es sonst, soviel ich weiß, keine gibt. Zuletzt aber ist bei ihr das Seltsame, daß kein Unterricht darinnen nothwendig ist, und jeder junge Mensch und jedes junge Mädchen sie gleich aus dem FF versteht.

Da der alte Herr kurzsichtig war und nicht weiter vor sich hinaus sah, als etwa die scharfe Spitze seiner Nase reichte, wiewohl es ihr nicht am Hinausreichen mangelte, so hatten sie neben der mündlichen und lauten noch eine heimliche und unhörbare Unterhaltung auf ihre Faust, die so anziehend sein mußte, wie man es sich kaum vorstellen kann, weil sie ihrer gar nicht müde wurden.

Solche stumme und doch so beredte und lebendige Unterhaltungen kamen nun jedtäglich vor, länger oder kürzer, je nach Zeit und Gelegenheit, und so redeten sie sich die Liebe in die Herzen hinein, erst stumm, dann mit heimlichen Worten, auch wieder je nach Zeit und Gelegenheit, bis es bei ihnen war, wie es im Volksliede heißt:

„Die Lieb' die nahm kein Ende mehr."

Und doch war das Bild noch lange nicht fertig, und erst, als Fräulein Johanna selber daran kam und sie vor ihm sitzen, ihn ansehen mußte und er sie, da war's gar aus, und die Zweie waren Ein Herz und Eine Seele und schwuren, sich treu zu bleiben bis an's Ende. —

Die Schwester, die Doctorin Fleidermann, sah schärfer

als Alle. Die kam hinter die Geschichte und rang ihrer Schwester das süßeste Geheimniß ihres jungen Herzens ab; aber wie erschrack sie, als sie vernahm, wie weit die jungen Leute schon mit sich im Klaren, und wie fest sie in ihrer Liebe waren? An Schwierigkeiten hatte das junge Mädchen nicht gedacht. Dem Maler waren sie allerdings entgegen getreten — hier der Stolz der Alldahiesigen, dort der Reichthum derselben und endlich die religiösen Gegensätze, denn er war ja Katholike und sie Protestantin, und der alte Herr Aldringer der eifrigste Protestant, den es in der Reichsstadt gab. Das waren Berge, die nicht so leicht zu übersteigen waren, als die Alpen, welche die deutsche Welt von der wälschen trennen. Die Lieb' aber denkt:

„Ueber Berg und Thal,
Ueber Flüss' ohne Steg
Findet Liebe den Weg."

So heißt's allerdings im Volksliede, aber zwischen dem Liede und der Wirklichkeit ist denn doch ein größerer Unterschied, als sich ein junges Paar träumen läßt, bei dem der Himmel voller Baßgeigen hängt.

Die Doctorin vertraute es der guten Mutter. Wie erschrack nun auch die? Sie berathschlagten und der Doctor gab auch seinen Senf dazu, und der war ein Pfiffikus. Dennoch wußte er hier kein Recept zu verschreiben, das auf Heilung Hoffnung gehabt hätte.

Als nun alle Drei die arme Johanna zu bearbeiten begannen, da war es ein Glück, daß ihr Bild fertig war und nur noch der verstorbene Junker und der Doctor zu malen waren, denn ihre Aeugelein wurden trübe vom vielen Weinen und ihre Wangen bleichten vor Kummer zu Schnee.

Da nun einmal die Sachen so standen, so konnten sie dem alten Herrn nicht verborgen bleiben. Zum Glücke, kann man sagen, war das Bild fertig, als er es erfuhr. Die Flamme schlug oben hinaus.

Fort mit dem Strolche! rief er schäumend vor Wuth, bezahlte dem Maler die bedeutende Geldsumme aus und ließ dann gegen ihn das Unwetter losbrechen.

Ob nun gleich ſo ein Italiener ein fürchterlicher Hitzkopf iſt, ſo hielt der Ottini doch ſehr an ſich, weil er ſein Unrecht fühlen mochte. Er legte ſich auf's Bitten, allein da war er noch nicht halbwegs. Kurz er mußte aus dem Hauſe und — bei dem mächtigen Einfluſſe des alten Herrn Aldringer — innerhalb acht Tagen aus dem Weichbilde der freien Reichsſtadt. —

Das war ein harter Schluß, ein ſchwerer, niederſchmetternder Schlag! — Aber, am achten Tage, nachdem der Waibel dem Maler den Beſchluß hoher Obrigkeit eröffnet, war er verſchwunden, aber auch — Fräulein Johanna, die all' ihr Hab und Gut, Geſchmuck und Gewänder mitgenommen. Wohin? das wußte Niemand. Das ſtand jedoch feſt, daß helfende Hände dabei thätig geweſen, Hände aber, die Niemand kannte, Niemand erfuhr, Niemand auch nur vermuthen konnte. — —

Wenn man die Stellung der Familie Aldringer in der

Zu Seite 117.

Stadt erwog; wenn man den Stolz der Alldahiesigen in die Wagschale legte — dann erst kann man es begreifen, wie furchtbar dieses Ereigniß sie niederschmetterte! —

Alle Mächte, alle Kräfte, alle Hülfsmittel wurden aufgeboten, des bethörten Mädchens wieder habhaft zu werden. Geld wurde nicht geschont; Verbindungen aus alter und neuer Zeit herbeigezogen — aber es war, als hätte sich die Erde aufgethan und das entflohene Paar verschlungen. Nirgends war eine Spur zu entdecken. Das Gepäcke Johanna's war nicht unbedeutend. Es fortzubringen, war damals nicht so leicht, wie heutzutage, wo die Eisenbahn mit fliegender Eile selbst hundert Meilen an Einem Tage durcheilt und das Erlangen von Flüchtlingen weit schwerer wird und doch auch wieder eben durch die schnelle Verfolgung so leicht ist. Und obgleich Doctor Fleidermann in der Richtung, die man als die gewählte anzunehmen berechtigt zu sein glaubte, ihnen nachjagte — es war Alles umsonst, sie waren und blieben spurlos verschwunden. —

Solch' ein Ereigniß war unerhört in der Stadt. Welch' ein furchtbar Wirken hatten die bösen Zungen, der Neid, der Haß, dem ja doch in dieser Welt selten Einer, selbst der Beste, nicht entgehen kann? —

Der Kummer der Familie war grenzenlos. Ihre Scham unüberwindlich, unerträglich. Sie zogen sich von allen Verbindungen zurück. Herr Aldringer legte alle seine städtischen Aemter nieder. Aber das Alles half ja Nichts! Der Schmerz fraß wie ein gieriger Geier an ihren Herzen, und ein halbes Jahr darauf läuteten die Domglocken dumpf und traurig. Vor dem Hause zum heiligen Erzengel Michael sammelten sich in den schwarzen Trauermänteln große Schaaren. Man trug den Herrn Aldringer zu Grabe. Er hatte die Schmach nicht überlebt. —

Und die arme Mutter? werdet Ihr mich fragen, sprach wehmüthig der Erzähler. Nun, die Chronik sagt, daß sie in nicht langer Zeit ihrem Eheherrn folgte. —

Es ist kein Leid größer als das, welches Kinder ihren Eltern anthun! Das hatte sich denn hier wieder einmal bewährt.

Manche werden denken, der mächtig erzürnte Vater werde dem bethörten Kinde geflucht und dann es enterbt haben? —

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der milde, gottesfürchtige Dompfarrer und Inspektor das Herz des alten Aldringer in seinen letzten Lebenstagen weicher gestimmt hätte. Nein, er fluchte seinem Kinde nicht — er betete heiß und inbrünstig, daß Gott ihm in seiner Barmherzigkeit das Herzeleid vergebe, das es ihm bereitet, wie er selbst ihm verzeihe und vergebe. Und bei dem milden, liebenden Mutterherzen hatte der würdige Diener des Herrn kein so schweres Stück Arbeit, als bei dem wilden Mannesherzen, um ein Aehnliches zu erzielen.

Auch enterbt wurde Johanna nicht. Ihr sehr ansehnliches Vermögen wurde unter einen sogenannten Curator gestellt, der es, unter Oberaufsicht der Stadtobrigkeit, genau und getreulich verwalten mußte.

Es ist einmal so in der Welt, sagte Schmiedjakob, daß auch das erschütterndste Ereigniß nur eine Zeit lang die Menschen beschäftigt; dann — wächst Gras drüber, pflegt man zu sagen, und es ist so. Auch dieses Ereigniß hatte, wie lange keins, die ganze Stadt, Theilnehmende und Klatschende, bewegt; allein schon ehe das grüne Gras die Hügel der beiden unglücklichen Eltern überzog, war das Ereigniß vergessen, nur bei der Schwester und ihrem braven Eheherrn nicht. Der Doctor war unablässig thätig, den Aufenthaltsort Ottini's und Johanna's zu ermitteln; allein das gelang ihm durchaus nicht, und es blieb keine Vermuthung übrig, als die, daß er seinen Namen geändert und sich dadurch jeder Nachstellung auf die erfolgreichste Weise entzogen hatte. So mußte denn auch der Doctor endlich den Schlüssel auf's Grab legen, wie man sagt, obgleich sein Beweggrund bei den Nachforschungen kein andrer war, als den Stachel in Johanna's Seele, der nicht ausbleiben konnte, weniger scharf wirken zu lassen und sie in den Besitz ihres elterlichen Vermögens zu setzen. —

III.

Ich denke, fuhr nach einiger Ruhe der alte Schmiedjakob fort, ich habe da, mit Hülfe der Chronik, die Frage beantwortet, wie es in dem Hause „zum Erzengel Michael" stand, im Gegensatze zu dem kleinen Häuslein, das zwischen den Strebepfeilern des Domes stand und von Meister Felix bewohnt war. Da bin ich denn an der Stelle angekommen, wo ich noch einmal in die Tage zurückgehe, da der alte Bildschnitzer, Felix's Vater, noch lebte und Frau Caritas, seine brave Frau; da die Mägdlein drüben im Aldringer'schen Hause noch Kinder waren und Felix noch des Junkers Gottlieb treuer Gespiele und Genosse im Unterrichte des Magisters Wurmbrandt gewesen ist. Der gute alte Meister Armbruster arbeitete damals noch eifrig in seinem schönen, lohnenden Kunstwesen, denn man liebte gar sehr schöne Schnitzwerke und bezahlte sie gut.

Der Meister war ein curioser Heiliger, wie man im Leben sich ausdrückt, wenn man Einen bezeichnen will, der so seine eigenartigen Gedanken und Vorstellungen hat. Er kam manchmal auf gar seltsame Gedanken, und hatte er so einen Gedanken erfaßt, so bedüftelte er ihn so lange, bis er sich rund abgeschlossen hatte; dann aber ging er auf der Stelle an die Arbeit und führte sie ganz ausgezeichnet schön aus.

Er war es einmal im Vorwinter müde geworden, die damals so häufig gesuchten und verlangten Schmuckkästlein auszuführen mit Säulen und dergleichen, daß sie sich darstellten wie die alten, prächtigen geschnitzten Altäre, Crucifixhäuslein und Heiligenschreine. Es gelüstete ihn, einmal einen andern Weg einzuschlagen und solche Kästlein in einer neuen, noch nicht dagewesenen Form zu bilden. Was er im Schilde führte und im Kopfe mit sich herumtrug, das erfuhr nicht einmal seine liebe Frau, vor der er sonst nicht das Geringste verheimlichte. Sie kannte ihn auch zu genau, als daß sie durch unzeitige Fragen seine Gedanken und Pläne zu erfahren gesucht hätte. Wußte sie ja doch, daß sie bei seiner

Eigenthümlichkeit Das bald mit eigenen Augen ſehen würde, was ihn längere Zeit ſchweigſam gemacht hatte.

Was ſeine Seele ſo innerlich bewegt, ſie erfüllt hatte, das mußte eine Geſtalt gewinnen, und ehe das geſchehen, wenigſtens begonnen war, hatte er nicht Raſt noch Ruhe, und es trieb ihn entweder unruhig umher, oder er ſaß ſtille da und ſtarrte theilnahmlos in eine Ecke. Dieſer Zuſtand innerer geiſtiger Arbeit hatte dieſes Mal eine halbe Woche gedauert. Da nahm er Stift und Papier und begann eifrig zu zeichnen. Es war ein Felſen, an dem Epheu rankte, Büſche und Pflanzen wuchſen. Oben hatte der Sturm eine Tanne geknickt, an deren noch ſtehendem Stamme ein ſogenanntes Heiligenhäuschen oder ein Gebetsſtock ſtand, in deſſen oberem Theile eine kleine Vertiefung ſich befand, in welcher man fein und zierlich den gekreuzigten Heiland erblickte.

Vor diesem Gebetsstocke kniete ein betender Greis, neben dem ein Bündel Leicholz lag und dabei ein Hündlein hingestreckt, dem man die Ermüdung ansah.

Frau Caritas blickte ihm über die Schulter, sah aufmerksam die Zeichnung an und sagte: Wie schön!

Meinst du, rief er, den Kopf zu ihr wendend, es fände Beifall?

Es kann nicht fehlen! erwiederte sie. Nur weiß ich nicht, was du mit dem Inwendigen für Absichten hast.

Ein Schmuckkästlein soll's werden, Alte! sagte er lächelnd. Inwendig will ich die Räume schon anbringen, die nothwendig sind, und ein paar verborgene dazu.

Das ist neu und schön! sagte sie, ihm Beifall zulächelnd, und ging hinaus. Sie wußte, daß es nun gerade genug war, und überließ ihn sich selbst.

Eine Viertelstunde später war er an der Arbeit. Er hatte wunderschönen Ahornmaser dazu gewählt und schon in wenig Tagen war er so weit, das Schnitzwerk beginnen zu können. Das Kästlein war nicht massig, sondern gewann eine länglich viereckige Gestalt, die sehr gefällig war. Das Schnitzwerk wurde mit außerordentlicher Feinheit und Zierlichkeit ausgeführt. Als es fertig dastand, und der feine, glänzende Firniß das Kunstwerk überzog, da ruhte sein Blick mit großer Zufriedenheit darauf.

Caritas, sagte er, ich wollte, die Frau Aldringer sähe das. Es ist eine feine Frau, die wohl weiß, was schön ist, und auf deren Urtheil ich Etwas gebe.

Ei, morgen ist der erste Advent, erwiederte die Frau, da geht sie sicherlich zur Predigt in den Dom. Du weißt, daß sie uns da nur dann nicht auf ein Viertelstündchen besucht, wenn sie daheim Wichtiges zu besorgen oder etwa Gäste zum Mittagessen hat. Davon weiß ich Nichts für morgen, denn ich hätte es gehört, als ich drüben war. Ich muß ja dann immer entweder aufwarten helfen oder für die Kinder sorgen. Stelle also das Kästlein so auf, daß ihr Blick darauf fallen muß, wenn sie in unsere Stube tritt. Daß sie kommt, ist so gut als gewiß.

Der Meister nickte freundlich mit dem Kopfe und ging an seine Arbeit.

Er und seine Frau warteten, bis die edle Frau gegen den Dom hinging, und traten dann, ehrerbietig grüßend, hinter ihr denselben Weg an.

Sie wandte sich um und richtete einige freundliche Worte an die ihr werthe frühere Dienerin, welche diese zu der Frage ermuthigten: Werdet Ihr uns die Ehre erweisen, nach dem Gottesdienste bei uns einzutreten? Mein lieber Mann möchte Euch Etwas zeigen, edle Frau? —

Dann um so lieber, sagte sie freundlich lächelnd und trat in die Vorhalle des Gotteshauses.

Eine Perle der Frauen, sagte der Meister. Wenn sie lächelt, so meint man einen leibhaftigen Engel zu sehen!

Ja wohl ist sie das! setzte Caritas hinzu und dann verstummten Beide, weil auch sie in die Vorhalle traten und die mächtigen Töne der Orgel drinnen schon durch die hohen Wölbungen dahinbrausten.

Als sie eintraten, da begann schon der Gesang des köstlichen Liedes: „Wie soll ich Dich empfangen“ u. s. w.; dann folgten die Gebete und Vorlesungen am Altare; dann wurde wieder gesungen und die Predigt begann. Der fromme, frische und an's Herz dringende Vortrag des Dompfarrers riß alle Hörer hin. Endlich war der Segen gesprochen und die zahlreich versammelte Gemeinde verließ das hehre Gotteshaus.

Vor der Thüre des Häuslein zwischen den Strebepfeilern des Domes standen die Ehegatten, ihres hohen Besuches gewärtig.

Jetzt kam sie, und trat, ehrerbietig begrüßt und empfangen, in das Häuslein und in die Stube, wo auf dem Werktische des Meisters das schöne Kästlein stand.

Ihr Auge haftete sogleich darauf.

Ei, sieh' da, sagte sie, da habt Ihr ja Etwas ganz Funkelnagelneues gemacht!

Sie stand stille davor und musterte die Darstellung und die Kunst der feinen, schönen Schnitzerei.

Da habt Ihr ein Meisterstück Eurer Kunst gemacht! sagte sie dann laut.

Es ist ein Geschmuckkästlein, verehrte Frau, sagte der Meister und hob den Deckel ab, und zeigte ihr das saubere und zweckmäßige Innere mit seinen Gefächlein und Schiebeladen. Darauf hob er einige der Gefächer, denen man es durchaus nicht ansah, daß man sie herausheben könne, drückte auf eine Feder und zeigte ein verborgenes Gefach, und ebenso wies er es auf der anderen Seite nach.

In den Augen und im Ausdrucke des ganzen Gesichtes spiegelte sich immer mehr der entschiedene Beifall, das volle Wohlgefallen der edlen Frau.

Endlich sagte sie: Meister, es hat mir lange keine Eurer Arbeiten so wohlgefallen, wie diese. Schade, daß dies Kästlein nur alleine da ist. Weihnachten, das schöne Fest, wo die Liebe so gerne gibt, weil Gottes Liebe uns so Köstliches gegeben, ist nahe. Hättet Ihr der Kästlein Zweie, ganz gleich in allen Stücken, ich würde sie kaufen zu Christgeschenken für meine beiden Mädchen. Aber Eins — das geht nicht, wie Ihr leicht einsehet.

Allerdings, entgegnete der Meister; aber wenn es Euer Wunsch ist, edle Frau, zwei ganz gleiche zu haben, da ist es mir ein Leichtes, Eurem Wunsche zu begegnen. Bis zum Bescherabend des heiligen Festes sollen zweie, vollkommen gleich, in Euren Händen sein!

Ich will Euch herzlichen Dank wissen, wenn Ihr das könnet, sagte sie, und um so mehr, als ich schon daran dachte, zweie Eurer gewöhnlichen Geschmuckkästlein zu kaufen.

Nun setzte sich die edle Frau einige Augenblicke zu den durch ihren Beifall hocherfreuten Eheleuten; dann aber brach sie auf, wieder von Beiden ehrerbietig bis vor die Hausthüre begleitet.

Lange sprachen noch Beide mit einander und in ihren Worten sprach sich die ungefärbte Liebe und Verehrung der trefflichen Frau aus, die es nicht unter ihrer Würde hielt, unter das Dach ihrer treuen und werthgehaltenen ehemaligen Dienerin vor den Augen der ganzen Stadt zu treten.

Als nun der heilige Tag des Herrn vorüber war, und der erste Wochentag kaum so viel Licht in die Fenster des Häusleins zwischen den Strebepfeilern des Domes fallen ließ, daß man die Gegenstände um und vor sich unterscheiden konnte, da stand Meister Armbruster schon an seinem Werktische und begann aus gleichem Holze, wie das Erste, das zweite Kästlein aus dem Rohen herauszuarbeiten.

Er wußte wohl, daß er wenig Zeit mehr vor sich hatte, aber er wollte auch Kraft und Zeit getreulich anwenden, die Arbeit fertig zu bringen, an der er selbst seine helle Freude hatte. Hätte er nicht gelobt, das zweite Kästlein ganz vollständig genau, wie das Erste einzurichten und zu schnitzen,

so würde er jetzt schon wesentliche Verbesserungen und Verschönerungen angebracht haben, welche sein immer auf Vervollkommnung bedachter Geist als vortheilhaft erkannt hatte; das durfte er aber nicht, und so ging er denn rasch und eifrig an's Werk, daß er es zur rechten Zeit fertige. Und er brachte es wirklich zu Stande und unter dem Weihnachtsbaume waren die beiden Kästlein das von Allen am Meisten bewunderte Geschenk der Mutterliebe. Oft wurden um diese Zeit ähnliche Kästlein bei dem Meister Armbruster bestellt, aber niemals hat er wieder solche gemacht. Sie sollen sie alleine haben! sagte er, und davon ist er einmal nicht mehr abgegangen. Gar oft sind sie auch noch viel später, und selbst, als der Meister schon moderte, als wahre Kunstwerke gezeigt und sehr werth gehalten worden. Auch ihr Kästlein hatte nachmals Johanna bei ihrer Flucht mit dem Maler mitgenommen, denn darinnen lag ihr Schmuck und mancher kostbare Ring, manch köstliche Spange und güldenes Kettlein, wie sie damals und später in der italienischen Stadt Venedig kunstvoll sind gemacht worden.

IV.

Wie gesagt, fuhr, nach einigem Ausruhen, der alte Schmiedjakob fort, die Alten, welche von dem unverantwortlichen Schritte der Johanna Albringer tief und schmerzlich berührt worden waren, ruhten schon lange im Schooße der alles Weh heilenden Erde; Felix selbst war ein Mann geworden, der seinem schönen Geschäfte mit voller Liebe vorstand, da ereignete sich Etwas, wodurch alle die verblichenen Bilder der Vergangenheit wieder lebendig aufgefrischt wurden. Eines Abends — es war schon im November und der Wind heulte um den alten Dom gar schauerlich; es war kalt und ehe die Nacht tiefdunkel und sternenlos gekommen war, lag bereits eine weiße Schneedecke über dem Domplatze — da saß Meister Felix an einem Tischlein nahe am Ofen, dahin er sich den Lehnstuhl gerückt, dessen Füße, Arme und Lehne der Vater noch selbst kunstreich geschnitzt hatte. Vor ihm lag ein in Schweinsleder kostbar gepreßter,

großer Band mit silbernem Schlosse und silbernen Buckeln beschlagen, den er in diesen Tagen gekauft hatte. Es waren eine Menge Holzschnitte darinnen, welche die Wappen adeliger Familien darstellten. Das war so des Meisters Felix Liebhaberei und er las so eifrig, daß er darüber ein leises Klopfen an seiner Thüre nicht hörte. Erst, als das Pochen stärker wurde, rief er sein lautes: Ja und die Thüre öffnete sich. Beim Umwenden und Aufstehen des Meisters Felix fiel das helle Licht seiner Ampel auf den Mann, der hereingetreten. Ein jäher Schrecken fuhr durch des Meisters Leib und Seele, seine Augen waren weit geöffnet, als sähe er vor sich ein Gespenst, wie es der tolle Aberglaube träumt und sich selbst damit in eine kreuzdumme Furcht jagt.

Aber es war auch mit dem Manne Etwas absonderliches und weil so plötzlich, so unerwartet und so völlig ver-

ändert der Mann vor ihn hintrat, wirkte sein Erscheinen auf eine so tief aufregende Weise auf Meister Felix. Denkt Euch selbst — es war der Maler Ottini, mit dem vor Jahren Johanna Aldringer in die Welt hineingezogen war! — Und wie war der schöne, kräftige Mann, die edle Gestalt gebrochen! Das rabenschwarze Haar, das einst in so reichen Locken um den schöngeformten Kopf gewallt, war silberweiß; das jugendliche Gesicht, das in Meisters Felix Erinnerung lebte, war gelb, gefurcht, lederartig über die Knochen gespannt; die Haltung gebückt. In dem matten, düstern Ausdruck des Gesichtes konnte man eine traurige Lebensgeschichte, voll Elend und Jammer, lesen. Sein Anzug war fadenscheinig und ärmlich.

Meister Felix schlug, als er sich vom ersten Schrecken erholt, seine Hände zusammen und rief: Um Gott, Meister Ottini, stehen die Todten auf? — Der Maler, den das erkennende Erschrecken des Meisters Felix nicht wenig erstaunt hatte, wurde noch mehr betroffen, als dieser den Namen nannte, den er schon längst, und alsbald nachdem er die Reichsstadt mit Johanna hinter sich hatte, abgelegt, worin auch das wesentlichste Mittel lag, warum der emsige Doctor Fleidermann ihn nirgend hatte auffinden können.

Der Maler mochte fühlen, daß hier an ein Versteckenspielen nicht zu denken sei, denn er sank kraftlos in einen Stuhl, bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen, und brach in ein heftiges, krampfhaftes Weinen und Schluchzen aus. Meister Felix war ein weicher Mann. Weiberthränen ergreifen ein solches Herz schon leicht und doch sind sie meist wohlfeil und leicht hervorgebracht; aber eines Mannes Thränen sind ein Stück Arbeit, das nur ein erschrecklich schweres Schicksal fertig bringt, sind zugleich ein Zeugniß eines unter der schweren Last des Elends gebrochenen Mannes. Das wirkt aber doppelt, dreifach. So war es dem Meister Felix, und überwältigt von dem mächtigen Eindrucke dieser Erscheinung, eilte er zu dem gewiß unglücklichen Manne, schlug seinen Arm um ihn und sagte mild und sanft: Fasset Euch, Herr; Ihr seid in dem Häuslein eines altbewährten Freundes

Eurer Gattin und ihrer ganzen Familie, der ein Geheimniß zu bewahren weiß, aber auch Hülfe und Beistand hat, wenn Ihr seiner bedürfen solltet!

Lasset mich nur wenige Augenblicke ruhig weinen! bat der gebrochene Mann.

Gewiß! rief Felix; aber er hielt ihn in seinem Arme und seine eigenen Thränen drängten sich hervor und in seinem Innern sprach's: Was mag den Mann so schwer drücken? Gewißlich ein schweres Leid! Und es dauerte eine tüchtige Weile, bis der Maler so viel Ruhe gewann, zu sagen: Was Ihr gesagt, das sagte Johanna, die mit mir heimlich hier und ach, Gott erbarme sich, schwer erkrankt ist! Geh' zu Felix, sagte sie, sein gutes Weib wird mir gewiß eine Erquickung bringen, deren ich ermangele!

Wo ist sie? fragte Felix stürmisch.

Der Maler nannte ein ganz geringes Wirthshaus vor dem Thore der Stadt, vom Volke in bitterem Spotte „der letzte Heller" genannt, allwo sie krank darniederläge.

So bitt' ich Euch, wartet hier, rief der gute Felix. Ich will zu meinem Weibe eilen, die draußen die Suppe zu Abend kochet. Sie soll schnell sich zu ihr auf den Weg machen und ihr unsre Suppe bringen. Wir Männer sind mit einem „Käs und Brot" zufrieden.

Ach, wie erschrack seine brave Frau! Aber es war eine von der ächten und rechten Art, die den Kopf behält, wenn auch das Herz bebet und poppert. Sie hatte kaum die Mähr vernommen, da fing sie auch schon an, einen großen Henkelkorb zu packen mit Allerlei, was eine Kranke erquicken kann und daran ihr wohlbestelltes Hauswesen niemals arm war, zumal sie in weitem Kreise um den Dom herum allen armen Wöchnerinnen und kranken Frauen der fünfzehnte Nothhelfer war.

In die Stube zu kommen, fiel ihr gar nicht ein. Die verlassene, arme Frau, die Tochter einer verehrten Familie, die insgeheim zurückgekehrt war, stand vor ihrer milden Seele. Sie bedurfte ihrer, nicht der Mann drinnen! Und wie ein Blitz war sie fertig, schlug das beiderwollene Rad-

mäntelein um die Schultern, zündete das kleine Laternchen an, faßte den schweren Korb in den Arm, rief ihrem Manne zu: Sorge du für den Mann drinnen, der auch wohl Hunger haben wird! und eilte von dannen.

Gott geleite dich und segne dein Wort und deine That, du barmherzige Samariterseele! sagte der Meister Felix, seine Hände andächtig faltend. Einen Augenblick bewegte dieser betende Gedanke seine Seele, dann eilte er zu einem Schranke, nahm daraus einen runden Laib frischen Brodes, ein Stück Holländer Käses und einen Krug wohlschmeckenden Pfalzweines und eilte damit zurück in die Stube, wo in sich zusammengeknickt der unglückliche Mann saß.

Vergebet, theurer Herr und Meister, daß ich so lange blieb! Meine Frau ist fort mit Erquickungen zu der Kranken, und ich bringe für uns ein einfach Abendbrod.

Gott lohn's! Gott lohn's! rief der Maler aus tiefster Seele aus. Ach, ich glaube, daß Hunger und Jammer das Hauptleiden meines theuern Weibes ist. Möge Gottes gnadenreicher Segen Euer edles Weib begleiten!

Amen! sprach Felix bewegt. Dann legte er ein weißes Gebildtuch auf den Tisch, setzte das Mitgebrachte auf, goß den Wein in einen Zinnbecher, der wie Silber blinkte, und sagte, indem er den Maler bei der Hand faßte: Nun kommet und lasset uns zulangen!

Und als der Maler nun neben ihm am Tischlein saß, da entblößte der Meister das Haupt, neigte es, faltete seine Hände und betete laut: Komm', Herr Jesu, sei unser Gast! Segne uns, was du bescheret hast! Amen. Und Amen, sprach bewegt der Maler. —

Aber, wie der zulangte? — Gerade, wie Einer, der seit drei Tagen kein Brodkrümchen über seine Lippen gebracht! Der Meister Felix that, als sähe er's nicht, aber es that ihm Stöße gegen das Herz, daß er sich eine überschwängliche Gewalt anthun mußte, um nicht in ein Weinen auszubrechen.

Endlich sprang der Maler auf und rief halb verzweifelt:

Ich sitze hier und stille meinen Hunger — während mein todtmattes Weib —

Eine so liebevolle Pflegerin hat, fiel Felix ihm in die Rede, wie Ihr sie nur wünschen könnet. Seid ohne Sorge, wie ich es bin; denn ich kenne mein Weib, das wohl weiß, welches Stammes Sprößling sie erquicket und was ihr Mann diesem Stamme schuldet!

Der Maler aber wollte sich nicht halten lassen. Da aber fiel ihm plötzlich Etwas ein.

Ach, Meister Felix, sprach er und seine Stimme zitterte dabei, ich wollte Euch Etwas verkaufen, um nur Geld in der Noth zu erübrigen. Es ist das Letzte, was meine liebe Frau von ihren Eltern hat, ein Stück von ihrem Herzen hängt daran! Und mit diesen Worten stellte er das schön geschnitzte Schmuckkästlein vor den Meister auf den Tisch, der seines seligen Vaters Kunstwerk sogleich erkannte. Das erregte ihn so mächtig, daß er anfänglich keines Wortes mächtig war. Dann, rief er aus: Ach, das ist meines seligen Vaters schönste Arbeit. Kaufen thue ich es nicht; aber ich bitte Euch, lasset mir's hier, daß ich mich noch einmal daran recht ergötzen möge! An Geld aber soll es Euch nicht gebrechen! Damit ging er an das Eckschränklein und holte eine Rolle Joachimsthaler heraus und legte sie in die Hand des Malers, die heftig zu zittern begann.

Ach Mann mit dem treuen Herzen, rief er aus, wie soll ich Euch vergelten, was Ihr an mir thuet? Und wieder brachen seine Thränen hervor.

Stille, stille, sprach der Meister. Es kommen wieder bessere Zeiten, habet nur Vertrauen zu Dem, der uns durch Nacht zum Lichte, durch Leid zur Freude, durch Sturm zur Ruhe führt. Ich kann mir's denken, wie Ihr Euch zu Eurem lieben Weibe zurücksehnet. Kommet, ich begleite Euch, daß meine Frau in der Nacht den Weg nicht alleine zurück machen muß.

So gingen denn die beiden Männer und der Meister Felix trug im Daumen den Krug edlen Haardtweines, von dem der Maler kaum genippt, er selbst keinen Tropfen ge-

nossen hatte, und die dünne Schneedecke leuchtete ihnen durch die lange Gasse hin, und der Thorwart öffnete gerne dem braven Bürger der Reichsstadt, den er wohl kannte.

Ehe sie aber den „letzten Heller“ erreichten, kam ihnen schon, zur Heimkehr gerüstet, des Meister Felix Frau mit leuchtendem Gesichte, in dem sich das selige Bewußtsein einer gelungenen guten That spiegelte, entgegen.

St! sagte sie. Ihr dürfet nicht mehr zu ihr. Sie schläft den Schlaf der Erquickung. Morgen ist sie genesen. Seid gutes Muthes, Herr, und betet mit uns zu dem Herrn, der da hilft und vom Tode errettet. Einen Arzt braucht sie nicht. Morgen frühe bin ich zeitig bei ihr. Thuet leise, wenn Ihr in's Stüblein gehet. Ich hab' Euch ein Bett auf die Erde gemacht. Nicht wahr, Ihr bequemet Euch einmal, daß die liebe Frau ruhe?

Zu Seite 140.

Der Maler ergriff ihre Hand. Gott lohn's! sprach er leise. Sein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit!

Damit schieden sie, denn der Wind zog schauerlich an der Stelle. Der Maler eilte heim und die beiden Eheleute zauderten auch nicht, die milden, erwärmten Räume ihrer Stube zu erreichen; nicht aber um zu schlafen, sondern um Das zu besprechen, was dieser Abend ihnen bereitet und gebracht hatte.

Sie saßen noch bis spät in die Nacht und die brave Frau erzählte ihrem Manne: Du kannst dir denken, Felix, daß ich tapfer lief, um die Stätte des Jammers zu erreichen! — Aber daß mir auch das Herz pochte, kannst du mir glauben; denn ich wußte ja, wen ich treffen würde, und wie — ja das ahnete mir wohl, obgleich ich es doch noch ganz anders traf, als ich es erwartet hatte. — Die Wirthin kenne ich seit lange her als eine treue, gutmüthige Frau. Um Gott, Frau Armbruster, rief sie aus, was ziehet Euch in mein Haus zu dieser Zeit, und ist so weit vom Dome bis hierher! Ach, gewiß habt Ihr von der armen Frau droben gehört? Kennet Ihr sie vielleicht? Der liebe Gott gab mir in den Sinn, fuhr sie fort, daß ich auf den Einfall kam, zu sagen: Ja, ich kenne sie aus meiner Jugendzeit. Sie ist, wie ich von ihrem Manne erfuhr, arm und krank. —

Ja wohl Beides, entgegnete die Wirthin. Mich hat auch die Barmherzigkeit und — lachet mich nicht aus — eine Aehnlichkeit bewogen, sie, die so arm, in's Haus zu nehmen.

Eine Aehnlichkeit? Mit wem denn, Frauchen? sagte ich.

Nun mit des Aldringer's Johanna, sagte sie, die mit dem Maler durchgegangen ist, wisset Ihr's noch? Das preßte mir das Herz und ich hätte ihnen die Herberge nicht abgeschlagen, und wenn ich auch Nichts für meine Mühe erhalten hätte. Das Johannachen hat mir einmal, da ich hungerte, denn meine Eltern waren blutarm, ein Stücklein Brod und sechs Kreuzer aus seiner Sparbüchse gegeben, das vergeß' ich ihr mein' Lebtag nicht.

Da habt Ihr Recht, Frauchen, erwiederte ich; doch seid so gut und führet mich zu der Kranken und dann seid Ihr so gut und gebet mir eine Ampel und kochet mir alsbald für mein ehrlich Geld ein Rahmsüpplein; aber tummelt Euch damit recht sehr. Nicht wahr?

Ei, du lieber Gott, rief sie aus, wer könnte denn Euch so eine Bitte abschlagen? —

Darauf zündete sie eine Ampel, wies mir die Stube und eilte in die Küche. So war ich sie los im ersten, ergreifendsten Augenblicke.

Ich trat ein.

Barmherziger Gott, da lag, auf Stroh gebettet, das arme Weib, ein Bild des Verschmachtens. Das Zimmerchen, die Kammer, hatte keinen Ofen. Sie war eiskalt, fast erstarrt! — Ich kniete mich zu ihr und flößte ihr Etwas von dem Weine ein, den ich mitgebracht. Der schien sie zu beleben, zu erwärmen.

Seid ruhig! bat ich sie. Sogleich gehe ich, Euch ein warm' Süpplein zu holen und für eine bessere Unterkunft zu sorgen. Sie faßte meine Hand. Ihre Thränen benetzten sie.

Felix, da ist mir schier das Herz gebrochen! Ich entzog ihr meine Hand und lief hinab, wo denn das Süpplein bald fertig war, und sagte der Wirthin, die arme Kranke sei eine Jugendfreundin, die ich gehabt: sie sei in Noth gerathen und dergleichen mehr; aber ich könne sie in dem Neste, wo sie liege, nicht lassen; sie müsse ein gutes, warmes Stüblein, ein gutes, warmes Bett haben und ich würde Alles zahlen.

Da war die Wirthin wie ein beweglich Ohrwürmlein.

Ja gewiß, sagte sie; ich habe auch schon daran gedacht, daß doch die Kammer und das Lager nicht für das arme Weib sei. Gewiß, gleich! Kommet, ich zeige Euch die Stube und das Bett, dahin ich sie legen will. Ihr seid mir ja, als Zahler, lang gut und für noch viel mehr, als das!

Gut, gut, sagte ich darauf. Gebt mir vor Allem das warme Rahmsüpplein für das fast vor Kälte erstarrte Weib, daß ich es ihr einflöße, und lasset einstweilen in Eurem

besten Gemache, habt Ihr es gehört, im besten Gemache Eures Hauses, den Kachelofen recht warm machen, dann komme ich und besorge mit Euch, was nöthig ist!

Ich nahm darauf das Süpplein und eilte hinauf. Zu meiner Freude hatte der Wein die entweichenden Lebensgeister zurückgeführt. Sie konnte sich aufrichten. Ich reichte ihr löffelweise das Rahmsüpplein, das sie erwärmte, und dann, als sie sich wieder legte, deckte ich mein Radmäntelein über sie und sagte ihr, ich ginge nun, ihr eine bessere Wohnstätte und ein gutes Bett zu besorgen, bat sie aber, sich vor der Wirthin in Acht zu nehmen, die sie glaubte, erkannt zu haben; sie möge mich „du" nennen und auch mir gestatten, daß ich, um den Verdacht abzuleiten, sie auch mit „du" und dem Namen: „Mariechen" nannte. Sie nickte mir bejahend zu und ihr schönes Auge leuchtete wieder mild, wie ein Stern am Himmel.

So ging ich denn und besah mir die Stube. Sie war sauber und freundlich; das Bett war ein warmes, gutes Federbett, das ich nun vor meinen Augen frisch und rein beziehen und decken ließ. Der Ofen hauchte eine milde Wärme aus, und so holte ich denn die Leidende mit Hülfe der Wirthin herunter, half sie entkleiden und in's Bett legen, erquickte sie mit Speise und Trank, und setzte mich dann an ihr Bett. Felix, Felix, es ist erschrecklich, die Frau war vor Hunger und Elend entkräftet! Das ist ihre Krankheit. Als sie sich gesättigt, da schlief sie ein und schlief den Schlaf einer völlig Gesunden! Du wirst sehen, daß sie morgen frisch und gesund ist. Der Wirthin habe ich befohlen, daß sie den Leuten morgen frühe eine kräftige Bierfuppe machen soll. Zu essen haben sie und so weit ist gesorgt. Aber, wie weiter? Wie wird's mit ihrer Schwester, der Frau Doctor Fleidermann? Aus dem „letzten Heller" muß sie schon morgen weg, sonst erkennt sie die Wirthin!

So sprach die treue Seele, der der Gatte mit ebenso großer Aufmerksamkeit, als Herzensfreude zugehört.

Laß mich sorgen, Liebe, sagte er. Gott wird mir ja den rechten Weg morgen zeigen.

Frühe, schon ehe der junge Tag grauete, erwachte der Meister Felix und lag stille da, erwägend, wie er doch seinen Sack auf die rechte Weise möchte anhängen. Ehe er aber irgend welchen entscheidenden Schritt thun wollte, dachte er des Malers Absichten zu erforschen. Dies wurde ihm sehr leicht gemacht. Seine Frau war auch frühe erwacht. Sie stand auf, zündete die Ampel und bereitete die Morgensuppe. Bis dahin war es helle geworden, und, nachdem er und seine Frau ihr Morgengebet verrichtet und ihr Morgensüpplein genossen, eilte sie hinaus nach dem „letzten Heller". Sobald der Maler seine liebe Frau unter der Meisterin treuen Händen wußte und zu seiner Freude sah, wie sie sich wunderbar erholt hatte, so begab er sich zu dem Meister Felix, um mit ihm zu überlegen, was zu thun sei — denn hier wollte er nicht bleiben, sondern gen Nürnberg ziehen. Das war sein Plan, weil er dort Brod zu finden hoffte, in der gewerb- und geldreichen Stadt.

Er fand den Meister neben dem warmen Ofen; denn es war eisig kalt geworden in der Nacht.

Die Männer redeten Manches her und hin. Endlich sagte Felix: Herr Ottini, seid so gut und vertrauet mir Euren bisherigen Lebensgang an. Vielleicht finde ich dann einen Weg, der sicherer ist, als der gen Nürnberg. Nämlich, ich weiß, daß das Erbtheil Eurer Eheliebsten noch verwaltet wird.

Wie? rief der Maler. Ihre Eltern haben sie nicht verstoßen und enterbt?

Behüte Gott, sagte Felix, das ist nimmer geschehen, vielmehr weiß ich von dem Herrn Doctor Fleidermann, Euerm vielwerthen Herrn Schwäher, daß bei der Erbtheilung Eurer Eheliebsten Rechte gewissenhaft sind gewahrt worden.

Der Maler erhob seine Augen zum Himmel und rief: Herr, ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit, die du an mir thuest!

So wurde denn beschlossen, daß Felix sich im Laufe des Tages um das Alles genauest erkundige.

Der Maler war durch diese Unterredung zutraulich geworden, und begann denn nun dem treuen Felix seine Geschicke zu erzählen von da an, da er mit Johanna entflohen war.

Sie hatten, da Johanna's Sparbüchse reichlich versehen war, ihre Flucht gen Basel in der Schweiz genommen, weil das eine so reiche Stadt sei, wo die Kunst hochgeschätzt würde. So meinte Ottini. Um nicht entdeckt zu werden, da er wohl denken mochte, daß die Eltern Alles aufbieten würden, ihres Kindes wieder habhaft zu werden, hatte er seinen Namen geändert und, da er der deutschen Sprache vollkommen Meister war, also auch für einen Deutschen leichtlich gelten mochte, den Namen Otto angenommen. So allein war es ihm gelungen, den unaufhörlichen Nachforschungen des Doctor Fleidermann zu entgehen. In Basel hatte er sich geirrt. Heiligenbilder und dergleichen, darinnen er gerade seine Hauptstärke und Kunst hatte, konnte er in der streng protestantischen Stadt nicht verwerthen. Zum Bildnißmalen aber wollte es ihm nicht glücken, zu kommen, da nicht lange vor ihm ein berühmter deutscher Maler solche in den angesehensten Familien gemalt hatte. So mußte das junge Paar, das übrigens in der Reichsstadt Ulm sich hatte kirchlich trauen lassen, denn länger als ein Jahr vom eigenen Rappen zehren, was sie auf den Gedanken brachte, eine andere Stadt der Schweiz oder Deutschlands zur Wohnung und zum Aufenthalte zu wählen. Nach reiflicher Prüfung wurde dieser Ausweg gewählt; allein es wollte kaum irgendwo glücken. Erst in Genf gelang dies dem Maler und dort sind sie einige Jahre geblieben; aber immer floß die Quelle der Erwerbsmittel geringer und langsamer. Die Sparbüchse Johanna's war endlich erschöpft. Da kam der kostbare Schmuck daran.

Zu den Sorgen der Nahrung, welche Ottini drückten, gesellte sich nun ein anderes Weh, das an seinem Herzen nagte: Johanna fühlte die schrecklichsten Gewissensbisse. Das Vergehen gegen ihre vortrefflichen Eltern wurde ihr immer klarer, und in eben dem Maße, als dies geschah, wurde sie stiller, fühlte sie sich unglücklicher und versank zuletzt in

einen stillen Trübsinn, der den armen Ottini das Allerschlimmste fürchten ließ. —

Wenn einmal, fuhr nach einigem Ausruhen der alte Mann zu erzählen fort, der Stein im Rollen nach dem Abgrunde ist, so vermag ihn selten Etwas aufzuhalten, und man meint manchmal, es sei mit den sich häufenden Mißgeschicken ebenso. Wohin sich auch Ottini wendete, es ging nicht. Es fehlte Verdienst. Mit diesem Fehlen verringerten sich die wenigen, noch übrigen Hülfsmittel, und in gleichem Maße wurde die Aussicht trüber in die Zukunft.

Ganz seltsam gestaltete es sich in dem Seelenleben Johanna's. Es gab Zeiten, wo sie ziemlich lange klaren Geistes war; dann verlangte sie nach ihrer Vaterstadt zurück, um auf den Gräbern ihrer Eltern Vergebung zu erflehen, Vergebung für den schweren Kummer, den sie den theuern Eltern bereitet. Dann ging's wieder wochenlang wirre und wild in ihrem Kopfe und kein vernünftiger Gedanke griff mehr Raum.

Ottini trug all' das schwere Geschick mit der leidenden Geduld und Sanftmuth hingebender Liebe; aber wie sollte er helfen?

Gerade um diese Zeit war in Augsburg eine Manufactur von Heiligenbildern errichtet worden, die gemacht wurden großentheils von Maschinen, womit die Bildlein, gleich als Spitzenwerk, ausgeschlagen wurden, wie es früher in den Nonnenklöstern als feine Handarbeit vorkam; inmitten des also spitzenartig ausgeschlagenen Blättleins war ein rundes Schildlein. Darauf wurde mit glänzenden Lackfarben irgend ein Heiligenbildlein gemalt. Da hoffte Ottini Brod zu finden und vielleicht nebenbei auch in der reichen Stadt Bildnisse zu malen oder größere Bilder, wie er sie sonst gemalt. So brachen sie denn auf mit den allerletzten Resten ihrer kleinen, kärglichen Habe, äußerlich ärmlich in der Kleidung und gegen die Winterkälte, die plötzlich eingefallen war, kaum geschützt.

Ihr Weg führte sie durch die Vaterstadt, und der fromme Wunsch Johanna's sollte dann unerkannt seine Gewährung finden, sie wollte beten auf den Hügeln Derer, an

denen sie sich so schwer versündigt und deren schneller Tod auf ihrem Gewissen brannte.

Ihre Dürftigkeit nöthigte sie, die weite Reise zu Fuß zu machen. Die zarte, an solches Aufbieten der Kräfte nicht gewöhnte Frau ertrug es nicht. Je und dann mußte Ottini einen Wagen miethen, um sie nur weiter zu schaffen.

Schnell endeten die wenigen Mittel in dieser Weise, und als sie sich der Vaterstadt näherten, hatten sie schon einen Tag kaum ein Stücklein Brot genossen. Als sie im „letzten Heller" einkehrten, brach das erschöpfte Weib zusammen.

Das hatte der Maler dem Meister Felix getreulich erzählt, und Felix saß tief bewegt da und sann stille vor sich hin und — betete leise zum Herrn, daß er ihm möge Das gelingen lassen, was er in seinem Herzen bewegte.

V.

Als der unglückliche Maler weggegangen war, stand Felix auf, zog einen bessern Rock an, setzte seine Pelzmütze auf, wickelte Johanna's Schmuckkästlein in ein sauberes Tuch und schritt dem Hause „zum Erzengel Michael" zu.

Zu seiner Freude fand er den Doctor Fleidermann daheim.

Als er nach höflichem Anklopfen in das Gemach trat, kam ihm der Doctor frohen Angesichts entgegen, schüttelte ihm grüßend die Hand und sagte: Ich ahne, daß ein glücklicher Fund Euch zu dieser Stunde in mein Haus führt? —

Vielleicht, sagte lächelnd der Meister und setzte sich auf den Polsterstuhl, den ihm der freundliche Doctor herrückte.

Ehe jedoch der Meister auf seine Sache zu reden kam, wurde die Seitenthüre geöffnet und die Frau Margarethe, der unglücklichen Johanna Schwester, trat herein, den lieben Gespielen ihrer Kindertage herzlich begrüßend.

Das ist ein seltener Besuch, sagte sie mit freundlicher Miene, obwohl wir so nahe Nachbarn sind. Gewiß habt Ihr Etwas für meines Mannes Sammlung, was von seltenem Vorkommen und hohem Werthe ist?

Vielleicht steht es Euch näher, edle Frau, erwiederte Felix, wickelte das Tuch von dem Schmuckkästlein und stellte es schweigend auf den nahen Tisch.

Kaum erblickte es Frau Fleidermann, als sie einen jähen Schreck empfand und ausrief: O Gott, meine Schwester Johanna!

Wie? fragte der Doctor, der die Geschichte der beiden Kästlein nicht zu kennen schien.

Meister Felix stand auf, öffnete das Kästlein, drückte auf die kaum bemerkbare Feder und alsobald erschien, auf ein weißes Elfenbein-Täfelein gar kunstreich geschrieben, der Name: Johanna Albringer.

Der Doctor starrte den Namen an und seine gute Frau brach in ein heftiges Weinen aus.

Woher habt Ihr das Kästlein? fragte der Doctor.

Ein unbekannter Mann verkaufte es mir, sprach Felix, und da es meines seligen Vaters kunstreiche Arbeit ist, und ich wohl wußte, wem er es gemacht, auch ebensowohl wußte, daß nur noch Ein solches Kästlein vorhanden ist, nämlich in

Euern Händen, so wollte ich es Niemanden sehen lassen und es Euch sogleich selber diesen Morgen überbringen, weil sich vielleicht — an diesem Kästlein eine Spur finden ließe von der, deren Eigenthum es war.

O Gott, lieber Meister Felix, wo ist der Mann, dem Ihr es abkauftet? rief des Doctors Frau aus, und in ihrem schönen Auge erglänzte die Liebe, sonderlich strahlend, die sie zu der verlorenen Schwester im Herzen trug.

Der Mann wußte Nichts, erwiederte Felix, aber in Augsburg, allwo er es gekauft, hat er mir einen fremden Namen genannt, der beim Nachforschen wichtige Dienste leisten könnte. Was mich am tiefsten bewegte, fuhr Felix fort, das war der Gedanke, wie groß die Noth der unglücklichen Frau sein müsse, daß sie dies Kästlein verkaufte, das sie einst am heiligen Christfeste — ich war ja dabei — aus der vortrefflichen Mutter Hand empfing mit den, selbst mir unvergeßlichen Worten: Halt es in Ehren, mein Kind, als Liebesgabe deiner Mutter!

Wieder weinte die Doctorin heftig bei der Erinnerung, welche des Meisters Worte in ihr weckten.

Ja, so war es, Felix, so war es, sagte sie. O meine gute, theure Mutter! Meine arme, unglückliche Schwester!

Der Doctor Fleidermann hatte in tiefem Sinnen dabei gestanden. Man sah es ihm an, daß er die Mittel und Wege bedachte, die einzuschlagen wären, irgend eine Spur der Verschollenen zu entdecken.

Endlich erwachte er aus seinem Sinnen und sagte: Liebe, hole doch dein Kästlein, daß wir es mit diesem vergleichen, damit nicht eine arge Täuschung uns am Ende irre führe! Der besonnene Mann hatte, von seiner Stelle aus, sehr Recht; obwohl bei Felix auch nicht der leiseste Zweifel stattgefunden haben würde, auch wenn er nicht das gewußt hätte, was er wußte, aber nicht sogleich zu sagen für gut gefunden. Ihm galt es, eines Theils die Gesinnung zu prüfen, welche bei den Geschwistern vorhanden sein möchte; andern Theils sich auf irgend eine geeignete Weise zu vergewissern, ob eine bessere Zukunft für die Unglückliche dadurch in Aussicht

stünde; daß Johanna's Erbe ihr gesichert sei, davon hatte er zwar gelegentlich gehört, wußte es aber doch nicht mit voller Sicherheit.

Es war eine Stille eingetreten, während welcher Frau Margarethe Fleidermann weggeeilt war, um ihr Gegenpart dieses Kästleins zur Vergleichung herbeizuholen. Sie kam nach wenigen Augenblicken wieder; legte ihr Geschmuck auf den Tisch und stellte das leere Kästlein zur Vergleichung darneben. Der Doctor untersuchte beide Kästlein mit großer Sorgfalt, und sagte dann: Ja, es ist kein Zweifel! Holz, Schnitzwerk, innere Einrichtung, bis auf den Namen, der bei dem Federdrucke sichtbar wird, ist völlig gleich! Es ist kein Zweifel, daß es der unglücklichen, leider mißleiteten Schwester Kästlein ist. Nun gilt es, daß wir überlegen, guter Meister und treuer Nachbar und Freund, wie wir aus dieser Spur denjenigen Nutzen ziehen, der uns zu einem guten Ziele führt. Saget mir einmal Eure Meinung in der Sache; denn daß Ihr darüber schon seit gestern nachgesonnen, ist sicher.

Das habe ich auch, versetzte Felix, und um so mehr, als mich der Verkauf dieses theuern Gutes auf ein tiefes Elend schließen läßt, in das die beiden theuern Menschen gesunken sind. Sie daraus zu retten, ist eine heilige Pflicht; aber saget mir, Herr Doctor, wird der einst stolze Ottini, wie gewaltig das tiefe Elend ihn auch möchte innerlich gebrochen haben, bei Euch das Gnadenbrod — vergebt das Wort! — essen wollen, wenn wir ihn und seine theure Frau finden?

Was faselt Ihr da von Gnadenbrodessen? rief fast ärgerlich der Doctor. Werde ich nicht gerne mit ihm mein Brod brüderlich theilen? Aber es ist gesorgt, daß es dessen nicht einmal bedarf. Die guten Eltern, die auch für das leider verlorene, ihnen dennoch theuere Kind sorgten, wie es treue Eltern thun, haben Johanna's Erbe gesichert und ich bin vom hochedeln Rathe unsrer freien Stadt eidlich bestellt, daß ich als Curator darüber wache, die rechte Verwaltung leite und davon jedes Jahr Rechnung lege, ob ich auch ein treuer

Haushalter sei. Davon ist seit der Eltern Tod der Zins zum Capitale geschlagen und wenn es schon gleich Anfangs ein schönes Kindestheil war, das vor Sorgen der Nahrung schützet, so ist solches, wie ich gesagt, seitdem um ein Schönes gewachsen, also daß Euer Bedenken eitel ist.

Lob und Ehre den Eltern, rief mit aufwallender Rührung Meister Felix. Die Eheleute Fleidermann meinten, solche treue Fürsorge rühre ihn wächtiglich, aber er dachte an die beiden Unglücklichen und an das Glück, wenn sie geschwisterliche Liebe finden würden und das elterliche Erbtheil, das für immer die Sorge von ihren Herzen nähme; das bewegte des braven Mannes Herz gewaltig.

Nun wurde denn selbdritt die Sache erwogen und darin kamen sie überein, daß Felix als kluger Kundschafter gen Augsburg ginge und zwar schon morgen, damit so bald wie möglich des Elends Last von den Herzen genommen würde, die sicherlich seinen Druck schon lange getragen. Darum ging auch Meister Felix jetzt von dannen, daß er sich rüste und gegen Abend wiederkehre, um noch einmal mitzutheilen, was er ersonnen. So meinten sie, die treuen Herzen drüben im Hause zum Erzengel Michael, während im Häuslein am Dome der treue Meister Felix seine liebe Frau vor herzinniger Lust beim Kopfe nahm und sie herzte und küßte, weil er anders nicht wußte, wie er seiner Freude Ausdruck geben sollte. Die gute Frau aber sah ihn bedenklich an und meinte, es rappele ihm ein Weniges unter der Pelzmütze, damit er, gleich einem Juden, seinen Kopf bedeckt sein ließ in seiner warmen Stube.

Als ihr aber kund wurde, was Felix erfahren, da rannen die hellen Freudenthränen über ihre Wangen und sie rief aus: Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!

Da saßen denn die Eheleute im Häuslein am Dome, die da wußten, daß die, welche das Ehepaar drüben im Hause zum Erzengel Michael noch suchen zu müssen meinte, bereits gefunden waren und überlegten, wie Felix die Täuschung

rund mache, die er sich glaubte auferlegen zu müssen, und wie das Wiedersehen einzuleiten sei.

Plötzlich sprang der Meister Felix auf und rief: Ich bin den Mummenschanz herzlich müde! Frisch heraus mit der Wahrheit! Jetzt geh' ich hinaus in den „letzten Heller" und sage ihnen Alles! Das ist für das arme schwache Weib eine Arznei, die ihr besser bekommen wird, als alle die Hoffnungen, die wir in ihnen angeregt. Noch heute Abend muß das Fest der Versöhnung, das Fest der vergebenden Geschwisterliebe gefeiert werden, und sollte ich Himmel und Erde bewegen!

Also hat er seine Pelzmütze zurecht gerückt und ist, ohne weiter seiner Frau, die noch Dies und Das fragen wollte, Rede zu stehen, auf und davon gerannt, und als sie ihm halb ärgerlich nachsah, da machte er mächtige Schritte, die nach dem Thore gerichtet waren, wo im „letzten Heller" das zwar noch immer innerlich gebeugte, aber doch auch wieder durch die treue Hülfe der Armbruster'schen Eheleute aufgerichtete Ehepaar zusammensaß und Hand in Hand, Auge in Auge des Herrn Wege priesen. Es war eben eine wunderbare Umwandlung in dem Innern Johanna's vorgegangen. Es war, als ob die Luft der Heimath, die sie athmete, als ob die kräftigen Nahrungsmittel, die sie genossen, leiblich eine ebenso große Wirkung bei ihr hervorgebracht, als der Frau Armbruster Versicherung, daß Vater und Mutter ihr nicht geflucht, sondern vergeben, geistig heilend gewirkt. Sie lag nicht mehr im Bette. Sie saß in einem alten Lehnstuhl, den ihr die Wirthin gebracht, seit sie gemerkt, daß Ottini Geld in Händen habe, und er saß vor der geliebten Frau und sein Herz redete innerlich mit dem Herrn, dessen Gnade und Barmherzigkeit über sein Hoffen und Verstehen an seinem Weibe gethan.

Also traf sie Felix, der mit dem Ausdrucke einer recht großen, seligen Freude im Angesichte hereintrat. Als ihn Ottini ansah, rief er aufspringend aus: Gottlob, Gottlob, Felix bringt uns eine gute Botschaft!

Die bringe ich auch! bejahte er fröhlich und setzte sich

dann zu ihnen und erzählte Alles, was sich begeben in dem Hause „zum Erzengel Michael.“

Und Johanna saß an ihres Gatten Seite, lehnte ihren Kopf auf des Gatten Schulter und ein Strom von Thränen, halb entquollen einer gewaltigen Freude, halb hervorgegangen aus tiefem Weh, rannen über Ottini's Schulter herab, während er des treuen Meisters Hände fest und dankbar in den seinen hielt und es auch um seine Augen und Lippen zuckte. Als sie sich wieder gesammelt, da rückte Felix mit seinem Vorschlage heraus, daß noch heute Johanna am treuen Schwesterherzen ruhen müsse. Er meinte so: Wenn die

Dämmerung nahe, dann solle Ottini im „letzten Heller“ seine Zeche bezahlen und seine liebe Frau hinaufführen in sein Häuslein zwischen den Strebepfeilern des uralten Domes. Dort solle Ottini und Johanna warten, bis er, Felix nämlich, drüben im Hause „zum heiligen Erzengel Michael“ den Schleier gelüftet, den er in weisem Berechnen über der eigentlichen Lage der Sachen habe ruhen lassen. Wenn dann nicht die liebende Schwester, Frau Margaretha, herüberfliege, über den Domplatz, zum Häuslein zwischen den Strebepfeilern des Domes, um die wiedergefundene, wiedergewonnene Schwester an ihre Brust zu drücken, sagte Felix, dann wolle er verloren haben. Er kenne, sagte er, das Menschenherz überhaupt zu genau, und insbesondere das der guten Frau Fleidermann, um nicht zu wissen, daß die Liebe einen Triumph und Freudenruf feiere, die Liebe, die die Menschenherzen zusammenbindet und zusammenkittet, in der rechten Weise, wenn auch nicht heute, doch morgen, also, daß es auf's Neue sich bewährt, daß die Liebe stärker ist als der Tod. Und wie der Mann, der in dem Ungestüme seines Herzens alles Gute hoffte, vorgeschlagen, so nahmen Beide nun auch einstimmig und mit heißen Thränen der Dankbarkeit den Vorschlag an.

Felix eilte seinem Häuslein zu, wo ihn seine liebe Frau erwartete und das Mittagbrod auf dem Ofen stand, daß es nicht kalt werde. Zum Essen hatte er wenig Lust, was seine Frau ärgerte. Sie machte ihm Vorwürfe darüber.

Brumme mir nicht, bat er freundlich. Mir ist das Herz so voll, daß ich an den Magen gar nicht komme. Es gilt ja, zwei vielgeprüfte Menschen, die freilich durch eigene Schuld den langen Faden ihres Leides spannen, wieder an die Herzen zu legen, wo sie allein genesen können, und ihnen die Stellung zurückzugeben, die Sorgen und Elend von ihnen ferne hielt. Es gilt ferner, meiner Dankbarkeit für die, welche längst im kühlen Schooß der Erde ruhen, einen lebendigen Ausdruck zu ihrer Kinder-Glück und zur Genüge für mein eigenes Herz zu geben. Gelt', Liebe, da zürnst du nicht? Ein andermal thue ich deinem Mittagbrode die reichste Ehre an!

Die Frau sah ihn, durch Thränen lächelnd, an, und reichte dem trefflichen Menschen die Hand. Mach's nur, wie du willst, sagte sie. Ich kenne dich ja. Gott gebe nur, daß Alles gut geht!

Es muß gut gehen, weil sich Alles so recht nach meinen Wünschen gestaltet! rief er aus und stand schon wieder auf, nachdem er nur einen Teller Suppe genossen.

Die Zeit der Helle in diesen Tagen ist kurz, sprach er. Ich denke, daß die drüben werden vom Tische aufgestanden sein?

Bist doch, bei meiner Treue, kapitaltoll! rief lachend seine Frau aus. Meinst du, denen, die ja doch noch Nichts so recht gewiß wissen, wäre das Herz auch so voll, daß sie den Magen darüber völlig vergäßen? Die essen erst um Ein Uhr und auf dem Dome hat es eben Halb geschlagen. Lerne dich noch ein Bischen gedulden! Vor zwei Uhr darfst du nicht kommen, wenn du nicht unangenehm stören willst. Der Doctor kommt in der Regel kaum vor Ein Uhr von seinen Krankenbesuchen oder aus der Rathssitzung zurück.

Er schwieg darauf, schob sich den Lehnstuhl gegen das Fenster, holte das Wappenbuch, über dem ihn Ottini zuerst am Abende gefunden, und begann zu lesen; allein alle fünf Minuten blickte er davon weg und schien sich etwa die Einleitung des entscheidenden Gespräches mit dem Doctor und seiner Frau zurecht zu legen. Das sah wohl seine Frau, aber sie störte ihn nicht in seinem Gedankengange, weil sie wußte, was ihn so außerordentlich in Anspruch nahm. Dabei horchte er oft mit angehaltenem Athem, ob nicht die Domuhr die Stunde schlage, die ihm gestattete, seinem Herzen Luft zu machen. —

Endlich hallten zwei mächtige Schläge vom Dom und blitzschnell saß die Pelzmütze über den Ohren und er war fort aus der Stube und dem Häuslein, und eilte über den Domplatz dem Hause „zum Erzengel Michael" zu. —

Die beiden Ehegatten saßen traulich bei einander und sprachen von Johanna und Ottini, und der Hoffnung, sie wieder zu finden und ihre traurige Lage zu heilen, auf die Felix sie durch Hinweisung auf den Verkauf des Kästleins aufmerksam gemacht.

Es klopfte, und Felix trat ein.

Willkommen, lieber Meister Armbruster, rief ihm der Doctor entgegen. Trügt mich der Ausdruck Eures Gesichtes nicht, so ist es gute Botschaft, die Ihr bringet?

Die Doctorin blickte mit großer Spannung und Aengstlichkeit in sein Angesicht.

Vielleicht, entgegnete Felix und nahm auf dem Polsterstuhle Platz, den ihm der Doctor nahe zu sich rückte.

Vielleicht nur? fragte die Doctorin, und seufzte dazu.

Ist ein Funken Hoffnung nicht auch Hoffnung? gegenfragte Felix.

Ach, guter Felix, habt Ihr einen Funken? fragte sie heftig.

Mehr als einen Funken, eine sichere Nachricht! rief Felix freudig aus.

Großer Gott, ist's möglich! rief sie aus und sprang von ihrem Stuhle auf, sichtbarlich zitternd an allen Gliedern.

Ich bitte dich, Kind, sprach der Doctor zu ihr, mäßige

dich doch! Wohin ſoll dieſe heftige Erregung führen? Was ſoll es werden, wenn wir das Glück haben, ſie wieder zu finden?

Beruhiget Euch, Herr Doctor, ſprach Felix, die Freude iſt eine zähe Krankheit, und eine, die ſo leicht keinen tödtlichen Ausgang nimmt. Jauchzen oder ein Maßlein Freudenthränen bringen Alles wieder in Ordnung!

Der Doctor ſah ihn betroffen an. Man ſollte meinen, Ihr hättet ſie ſchon? ſagte er.

Beinahe, Herr Doctor, beinahe habe ich ſie, und wer weiß, ob nicht vor Abend noch —

Felix, Felix, um Gotteswillen, täuſchet mich nicht! rief Frau Fleidermann und erfaßte Felix' Hand, die ſie preßte.

Gott ſoll mich in Gnaden behüten, mit ſo heiligen Gefühlen einen ſchlechten, heillosen Spaß zu treiben! ſprach Felix ernſt und feſt. Es iſt ſo, wie ich ſage!

Der Doctor ſtand mit gefalteten Händen da und ſeine Frau ſank in ihren Stuhl zurück, von dem ſie ſich erhoben hatte. — Guter Felix, bat ſie nach einigen Augenblicken, warum haltet Ihr uns ſo hin, ehe Ihr uns die Wahrheit ſaget?

Nun denn in Gottesnamen! ſprach der Meiſter. Habet Ihr Ruhe genug, Alles anzuhören, was ich zu erzählen habe?

Der Doctor trat zu ſeiner Frau und legte den Arm um ihre Schultern.

Margarethe, ſagte er weich, du ſiehſt, der gute Felix hat uns nur hingehalten, um uns vorzubereiten, und das Käſtlein war der Bote. Es müßte mich Alles täuſchen oder Johanna iſt — hier!

Die Doctorin ſprang auf. Wo iſt meine arme, gute Schweſter? rief ſie bebend.

Edle Frau, ich ſehe, daß es beſſer ſein wird, daß ich ſchweige, bemerkte Felix; denn Ihr gewinnet die Ruhe nicht, die ich doch erzielen wollte.

O ich will ruhig ſein und ich werde es gewiß vollſtändig ſein, wenn ich einmal die volle Wahrheit weiß und aus den ängſtigenden Zweifeln heraus geriſſen bin; ſo ſprach

die aufgeregte Frau und preßte ihre Hände gegen die schwer arbeitende Brust.

Gut denn, versetzte der Meister, und begann mit einfachen Worten die Ereignisse zu erzählen, die Ihr alle schon kennet, sagte der alte Schmiedjakob zu seinen Zuhörern.

Mit größerer Ruhe als bisher hörte die Doctorin dieser Erzählung zu; als aber Felix ehrlich und wahr ihr sagte, daß Hunger und Elend ihre unglückliche Schwester so weit herabgebracht, da sprang sie mit rollenden Thränen auf und rief: Warum habt Ihr mir das nicht gesagt? —

Weil ich Euch kannte, sagte Felix, und weil ich selbst noch Erquickung und Geld für die theure Tochter meiner größten Wohlthäter auf Erden hatte!

Es war ein rührend Bild, das sich jetzt einem Dritten dargestellt haben würde. Der Doctor und seine Frau eilten zu dem Meister Felix, dessen Stimme zitterte, als er das sagte, und Beide ergriffen seine Hände. Die Reichen, die dem Aermern Dank zollten! Es war Alles, daß die Doctorin nicht seine Hand küßte! — Der Meister konnte nicht forterzählen, so wankte seine Stimme, und, was ihn bewegte; noch tiefere Wirkung brachte es bei Denen hervor, die seine Hände hielten und in deren Herzen seine Worte einen nachhaltigern Nachklang hatten.

Erst, als er sich gesammelt, fuhr er zu berichten fort, wie seine Frau hinausgeeilt und welche merkwürdige belebende Wirkung auf Johanna die Erquickungen seiner lieben Frau gehabt.

Wie steht's jetzt um sie und wo ist sie? fragte bebend die Doctorin.

Felix richtete sich auf, wischte die Thränen aus seinen Augen mit dem Aermel seines Rockes und blickte dann gegen die Fenster.

Noch nicht, edle Frau, bat er innig, noch nicht! Habet, ich bitte Euch, noch eine halbe Stunde Geduld, dann —

Dann? fragte heftig die Doctorin.

Dann, ja dann liegt die vielgeprüfte Schwester an Eurem Herzen, sprach langsam und feierlich Felix.

Die Doctorin stieß einen Freudenschrei aus.

In diesem Augenblicke pochte es leise an des Zimmers Thüre. Der Doctor, dem es ahnete, wer klopfen könnte, riß die Thüre auf und am Arme von Felix' wackerer Frau wankte Johanna in das Gemach und hinter ihr Ottini.

Johanna! rief die Doctorin aus — und breitete ihre Arme der Schwester entgegen.

Die aber erbleichte und sank ohnmächtig in die Arme der sie führenden Frau Armbruster.

Eine grenzenlose Verwirrung entstand. Alle drängten sich herzu, aber Felix drängte sie zurück, ergriff die Ohnmächtige und trug sie auf ein Ruhebette, wo ihr der Doctor sogleich beistand.

Ruhig, ruhig, edle Frau, ruhig, Herr Ottini! sagte der Meister. Das ist die Freude, die sie überwältigt hat, als sie die geöffneten Arme der lieben Schwester sah. Sie stirbt nicht, fuhr er fort zu trösten, als neben einander Ottini und die Doctorin knieten und ihre beiden Hände hielten. Die Freude bricht so leicht kein Menschenherz!

Und wirklich zegte sie sich bald unter den Bemühungen des Doctors, und am Herzen der Schwester schlug sie die Augen auf.

Der alte Schmiedjakob schwieg eine Weile, und als Aller Blicke bittend auf ihm weilten, sagte er: Ich hätte hier enden können und das Weitere hättet Ihr aus dem erschließen können, was Ihr schon wisset. Da indessen die Chronik wirklich noch weiter berichtet, so will ich Euch auch das nicht vorenthalten, ob sie gleich, was an jenem Abende, nach Johanna's Erwachen aus der Ohnmacht, geschehen und was sie geredet, nicht weiter berichtet. Ueber die erste Zeit nach diesem Wiederfinden geht sie ebenfalls schweigend weg und greift dann den Faden der Geschichte einige Monate später, wie es scheint, wieder auf. Sie sagt, das Haus „zum Erzengel Michael" sei so groß gewesen, daß des Doctor Fleidermann Familie nur die eine Seite, rechts von dem Erzengel über dem Thorbogen in Mitten des Hauses bewohnt

habe. Auf des Doctors eifriges Betreiben sei, da die Gemächer alle in bester Ordnung gewesen, Johanna mit ihrem Gatten links in die Gemächer gezogen, da einst ihre theuern Eltern gewohnt. Hier sei denn die bildschöne Frau wieder aufgeblüht, wie auch ihr Ehegatte, und die Spuren des lange erduldeten Elends und Jammers seien an ihrem Leibe wie an ihrem Geiste also gänzlich verschwunden, daß Niemand geglaubt haben würde, daß sie einen so bittern Kelch geleert, wenn sie es nicht selbst als einen Theil ihrer Buße betrachtet hätte, es theilnehmenden Herzen zu erzählen.

Wohl mochte das dem Doctor Kleidermann bisweilen unlieb gewesen sein, weil es doch gegen den Stolz der Alldahiesigen mächtiglich verstieß. Doch, der war ja auch bei ihm also tief nicht gewurzelt; das bewies die treue Liebe und Freundschaft, mit welcher sie, er und seine Frau, an Meister Felix und seiner trefflichen Frau hingen, die von Johanna und ihrem braven Manne wahrhaftiglich auf den Händen getragen wurden, und — man möchte sagen, mehr in dem großen, prächtigen Hause „zum Erzengel Michael" waren, denn in dem Häuslein zwischen den Strebepfeilern des Domes, allwo er seinen Trödelkram hatte. Jedoch auch den ließen die Ehegatten eingehen, da sie sich zu plagen nicht nöthig hatten und sorgenlos leben konnten. Von da ab war der Verkehr zwischen den drei Familien noch lebhafter als bisher, und selbst die steifsten Alldahiesigen fanden kein Härlein darinnen.

Der alte Erzähler hielt inne. Er zog ein Papier heraus, darauf man die Katzenfüße sah, die er Buchstaben nannte, und die er in seiner Schule leider nicht schöner hatte machen gelernt. Er setzte seine Klammbrille auf die Nase und sagte, das Papier entfaltend: Das Eine, das den Schluß bildete, habe ich aus der Chronika wörtlich abgeschrieben und will es Euch vorlesen. Es heißt daselbst also: „In des Malers Gemächern sah es aus, schier, wie in denen eines Fürsten oder Königs, sintemalen alle Wände gezieret waren mit prächtigen Bildern und Schildereien, so er selber fast sehr schön gemalet hatte, da er seine Kunst nunmehro übete

nicht für Geld, wie sonsten, damit es dennoch kratziglich ging, sondern zu seiner eigenen Lust und Liebe; aber in dem großen, hohen Saale, allwo die Pracht am Herrlichsten war, da stand unter einem köstlichen Spiegel, der aus der Stadt Venedig in Italien stammete, das Kästlein, so der Meister Armbruster seliger, da er noch lebte, geschnitzet hatte über die Maßen fein und schön. Und so lange es Sommer war und die Blumen blüheten in dem Garten hinter dem Erzengelhause, lag jeden Morgen ein blühender Kranz der köstlichsten Blumen darum; und so der Winter die Blumen tödtete, bot das Immergrün sich zu solchem Dienste dar. Wenn aber Jemand, so etwa fremd gewesen, gefragt, was es mit diesem Kästlein für eine Bewandtniß habe, dann sagte mit einem verklärten Angesichte Frau Johanna Ottini: „„Dies Kästlein hat mich vom Abgrunde gerettet, an ein treues Schwesterherz und zu Glück und Frieden geführt, und, hat sie allemal hinzugesetzet: der Muttersegen ruhet darauf!““

9. Ein Räthsel.

Gegensätze gibt es immer —
Schatten ist ja bei dem Licht —
Aber größ're, als bei mir sind,
Findest du auf Erden nicht;
Denn — hier steht es hoch und herrlich,
Reich an Thürmen und an Pracht,
Dort wird's kaum für das Bedürfniß
Eines Wandernden gemacht;
Hier scheint es für Ewigkeiten,
Dort für eine einz'ge Nacht;
Hier ist's schutzlos, dort von hundert
Off'nen Augen stets bewacht;
Hier steht's groß, wie eine kleine
Stadt, und Viele drängen sich
Aus und ein; im kleinsten Raume
Drängen sie dort fürchterlich,

Daß es einer Häringstonne
Gleicht vollkommlich, auf ein Haar,
Und, wer alle dieſe ſiehet,
Zweifelt, daß es möglich gar,
Daß ihr Haupt nur könne finden
Raum zum Ruhen in der Nacht,
Und doch muß es gehen; alle
Sind ja Morgens froh erwacht!
Je nachdem, der dort ſich bettet,
Iſt's ſo klein, daß du's nicht ſiehſt,
Wie du auch den Blick bewaffneſt,
Es zu ſehen dich bemühſt.
Einer trägt es guten Muthes
Mit ſich in der Welt herum,
Und der Andre läßt es ſtehen,
Wo es ſteht, und quält ſich drum.
Ort des Glückes, Ort des Jammers,
Wo der Friede wohnt und — flieht,
Bis das Letzte kommt, das engſte,
Das ihn nimmer wandern ſieht.
Bald von allen Seiten offen,
Bald verſchloſſen, ſchlau und klug;
Und doch hat's der kleinſte Apfel,
Und es iſt ihm groß genug —
Für die künftige Familie,
Die er in dem Herzen trägt,
Und die erſt, wenn er geſtorben,
Sich zum friſchen Leben regt. —

10.

Oder auch nicht.

Gar manchmal hab' ich schon Euch an Sprüchwörter erinnert, die nur scheinbar, nur halb wahr sind, und dahinter sich wohl ein lüderlicher Sinn verschanzt, der sich einreden möchte, es sei Recht, was er thue. — Oder auch je und dann Eins — das, wie man's nimmt und faßt, falsch oder wahr ist. Hier zu Lande hat man ein solches, und Ihr habet's wohl auch gehört, vielleicht selbst im Munde geführt? Es ist kurz und bündig, und reimt sich, so ungereimt es auch ist. Es heißt:

„Gut hin —
Muth hin!"

Es mag wohl einmal vorkommen, daß es im ersten Augenblicke so ist, wenn die wilde Wasserfluth oder des Feuers Wuth Haus und Hof zerstörte, oder des Krieges Schreckniſſe uns an den Bettelstab gebracht, oder Diebe und Betrüger uns um das Unsrige brachten. Ja, dann scheint's wahr, wenn im Herzen kein Glaube ist; wenn du dein Fleisch für deinen Arm, dein Hab' und Gut für die Grundsaulen, für das Fundament deines Glückes ansiehest und

deine Thatkraft leicht erlahmt. So Einer fällt zusammen, wie ein Kartenhäuslein, das Kinder bauen. Das ist kein Muth, der in so armseligem Boden wurzelt. Muth, ächter, fester, frischer Muth fürchtet sich nicht, wenn es heißt: Gut hin! Muth, ächter fester, frischer Muth ist keine Wetterfahne, die jeder Luftzug bewegt. Der wird nicht im Glücke zum Uebermuth, nicht im Mißgeschick zum Mißmuth, nicht im Unglücke zum Kleinmuth — daß es von ihm heiße: Gut hin, Muth hin! Wenn der Glaube nicht wankt und verzagt, kann auch der Muth nicht die Flügel sinken lassen und auf der Erde schleifen. Heißt's: Gut hin! Nun, dann heißt's noch lange nicht: Muth hin! Vielmehr wächst der ächte, rechte, frische Muth, der aus dem Glauben kommt, erst recht im Unglücke. Da muß er sich ja erproben, ob er ächt und recht. Im Glücke Muth haben, ist Lumperei und Kinderspiel. Da nimmt Mancher den Mund voll, pustet die Backen auf und reckt die kecke Nase in die Luft, als sei er ein Fels, an dem sich Sturm und Welle bricht; aber heißt's bei ihm einmal: Gut hin! Ja dann reimt's sich schnell: Muth hin! Und der hochfahrende, dünnsaftige Geselle ist ein armer Wicht, der da heulet wie ein Kettenhund. Ist der ein Mann, in Gott gegründet, in Gott gefestigt? Weiß er, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, daß Gott erhöhen und erniedrigen, geben und nehmen kann? Kann er mit Hiob sagen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt?" Nein, nein, und hundertmal nein! Das kann nur der fromme, gläubige, ächte Muth in Gott, aus Gott, mit Gott. Nehmt's nicht übel, wenn ich derb sage, der ist vor Gott und Menschen ein Lump, von dem es heißt: Gut hin, Muth hin!

11. Von einem Hanthirungsmanne, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke ſitzen hatte.

Von Neuſtadt an der Linde wanderte etwa in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein friſcher, kräftiger Geſelle mit hellen Augen und hellem Kopfe in die Welt hinaus, das Felleiſen auf dem Rücken und den Wanderſtab in der Hand.

Er hieß Gottlieb Heuberger und war ſeines Zeichens ein Schloſſer. Das Handwerk, das damals noch nicht von den Fabriken verhunzt und nur zum Flicken und Ausbeſſern herabgedrückt war, wie heutzutage, ernährte ſeinen Mann, und einen geſchickten, kundigen erſt recht. Der Gottlieb Heuberger hatte ſo eine rechte Schloſſergeſtalt, breitſchultrig, ſtammbeinig und muskelarmig; ſah auch nicht aus, als könnt' ihm der Muth ſinken, wenn ihm einmal das Glück einen Naſenſtüber gäbe. Er wanderte friſch in die Welt hinein, wo er ſeiner Sache gewiß war, daß es irgendwo ein Plätzlein für ihn gäbe, da er ſeinen Ambos hinſtellen und ſeinen Schraubſtock feſtmachen könnte. Drei Dinge nahm er mit, die einem Handwerksburſchen nicht fehlen dürfen. Erſtens:

Gott im Herzen, zweitens: guten Muth und drittens: ein gut gelernt Handwerk. Für das Erste hatten Vater und Mutter durch Wort und Beispiel gesorgt; das Zweite war die Frucht des Ersten und das Dritte hatte ihm sein Vater beigebracht.

Der gehörte einer ausgeheckten Schlosserfamilie an — das heißt, alle seine Vorfahren, so weit er wußte, waren geschickte Schlosser gewesen und hatten in Waiblingen ihre Werkstätten gehabt; aber der dreißigjährige Krieg war ein arger Geselle, der auch schwere Ambose und feste Schraubstöcke mit Allem, was drum und dran hängt und dazu gehört, umstürzen und gründlich zu Grunde richten konnte. Waiblingen wurde hart mitgenommen. In Neustadt an der Linde war kein Schlosser, weil dort, wie fast überall im deutschen Lande, die Pest, die dem Kriege folgte, unter den Menschenkindern arg und sauber aufgeräumt hatte. Das hörte Gottlieb's Großvater und dachte, daß da ein warm Plätzlein für ihn wäre, und beschloß, dorthin zu ziehen. Gedacht, gethan! Zu bereuen hatte er's nicht, denn es ging ihm dort gut und seinem Sohne auch, dem der liebe Gott den kräftigen Jungen bescherte, den er in der heiligen Taufe Gottlieb nannte, und das war ein bedeutungsvoller Name, der in sich schloß, daß der, der ihn trug, Gott liebhaben solle und hinwiederum bei sich selbst sollte gewiß werden, daß Gott ihn lieb habe. Und, als er den drallen Jungen ansah, der sonnenklare Augen hatte und kräftige Knochen und Arme, sagte er zu der glücklichen Mutter: Siehst du, den Jungen hat Gott zu einem tüchtigen Schlosser bestimmt, und das soll er mit Gottes Hülfe werden, denn das Handwerk geht zwar mit Eisen um, hat aber einen goldenen Boden.

Die Mutter lächelte vergnügt dazu und sagte: Gott geb's! Amen.

Und Gott gab's; denn der Gottlieb nahm zu an Jahren und an Kräften des Leibes und der Seele, und als die andern Buben von Neustadt unter der mächtigen Linde, davon der Ort den Namen hat, spielten oder Vogelnester im Walde suchten, da hob der Gottlieb den Stock des Blase-

balgs und half ſchon zuſchlagen auf dem Ambos, und was merkwürdig für den Jungen und ſein Alter war, er that's gerne, und in den freien Stunden lernte er noch Etwas von ſeinem Vater, was ſo eigentlich nicht in das Schloſſerhandwerk ſchlug, aber manchen Batzen einbrachte, nämlich Petſchafte in Kupfer oder Meſſing ſtechen, damit man die Briefe verſiegelt. Der Vater hatte an dem Bürſchlein ſeine helle Freude, und ſagte zur lächelnden, glücklichen Mutter: Das gibt wieder ein rechter Waiblinger Heuberger, wenn auch ſein Neſtlein in Neuſtadt ſtand, nämlich einen Schloſſer, der ſich gewaſchen hat.

Nebenbei geſagt, nehmen's die Schloſſer und ihre Zunftgenoſſen, die Schmiede, mit dem „Waſchen" nicht immer ſehr genau, denn man ſieht's ihnen meiſt an der Naſe an, weß Zeichens ſie ſind, nämlich es bleibt ſo — je und dann — Etwas hängen von Hammerſchlag und Feilſpähnen, Kohlendampf und Ruß. Ich weiß nun nicht, ob der Vater das in dem Sinne meinte oder in dem ſprüchwörtlichen, nach welchem es etwa ſoviel heißt als: der eine Art hat, der ſein Handwerk tüchtig verſteht. Ich, meines Ortes, habe Nichts dagegen, wenn er in ſeinem Ausdrucke Beides umfaßte. —

Kurz und gut, der Gottlieb machte ſich; er erlernte ſein Handwerk aus dem FF, und als er ſein Geſellenſtücklein gemacht, was ein künſtlich Schloß war, und von der Zunft — wie es in der Zunftſprache heißt — aufgedingt war, da gab ihm der Vater einen guten Zehrpfennig mit und ſagte zu ihm: Gott behüte dich! Halt' dich brav und mach' dem Namen Heuberger Ehre. Kommſt du wieder, ſo ſey' dich in Gottesnamen hier; findeſt du aber ſonſtwo ein warm Plätzlein, ſo denk': die Welt iſt überall des Herrn und überall iſt er bei uns — wenn wir nur überall und immer bei ihm bleiben. Drum ſchlag' nicht hinten aus, nicht aus dem, ſondern auf's Eiſen! Geh' mit Gott! Die Mutter ſagte ihm auch ſo Etwas, was ein treues Mutterherz für das Scheiden des lieben Sohnes bereit hat, und ſetzte hinzu — und ein paar Thränen gaben ihm den Nachdruck: Mein Gebet begleitet dich! — Das war ein Reiſegefährte, vor

dem ich tiefen Respect habe, denn das Gotteswort sagt: Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Der Gottlieb war kein „Nesthutsch," der immer heimdenkt und das Heimweh kriegt, wie manche Buben, die darum weit in der Nähe herumkommen und alle Sonntagnachmittag sich beim Mütterlein zum Kaffe einfinden. Ist's so, dann ist auch die Mutter darnach und — eine ächte, in der Wolle gefärbte — Schlafhaube. Das war eben Gottlieb's fromme, frische Mutter nicht, und darum Gottlieb kein „Bohnensimpel," wie man von solchen verpimpelten Buben hier zu Lande sagt. —

Drei Jahre Wanderns war damals Zunftbrauch und Zunftforderung, und dabei mußte der Bursch' das deutsche Vaterland — das Reich, wie man's ausdrückte — die Kreuz und die Quere durchwandert haben; mußte in der Schweiz gewesen sein — das war Ehrensache — und bei Solingen und daherum Schneidwerkzeuge und dergleichen machen gelernt haben, dann ein Bischen „Zeugschmied oder Schwertfeger" gehörte auch zu dem, was man beinebens brauchen konnte.

Gottlieb schrieb fleißig heim und die Eltern antworteten ihm ebenso fleißig, und meist lag unter dem vom Vater gemachten Petschaft — das heißt: unter dem Siegellack — so Etwas, was grade aussah wie ein Dukaten, und solch' ein güldenes Siegel gefiel dem Gottlieb neben dem wöchentlichen, ganz hübschen Verdienste ungemein, und es wurde in der Regel ein neuer hübscher Rock oder Buchs draus — denn er wollte nicht für einen „Strohmer" angesehen werden, was eine böse Sorte ist, die mit „Bruder Lump" und „Bruder Lüderlich" gleichen Werth und Geltung hat.

Die drei Wanderjahre waren endlich nahezu vorbei und Gottlieb Heuberger gedachte den lieben, schönen Rheinstrom herauf zu wandern, weil er zuletzt am Niederrhein gearbeitet hatte. Ein eigenes Nestlein hatte er noch nicht gebaut, auch kein Gabelästlein gefunden, darauf er es hätte bauen mögen; dachte auch wahrlich nicht daran, daß er es in der jungen Stadt Neuwied bauen würde, wo damals, wie man

in Deutſchland zu ſagen pflegte, aller Religionen und Bekenntniſſe Muſterkarte war.

Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. — Als er in Neuwied einwanderte, fand er einen Zunftaltmeiſter, der ihn in Arbeit nehmen wollte. Ei, dachte Gottlieb, was thut's? Bleib' da! Er that's und der Meiſter gefiel ihm, und ſein hübſches Töchterlein noch beſſer, und da er dem Meiſter faſt ſo gut gefiel, wie ſeinem hübſchen Töchterlein, ſo wurde er Geſelle und etwa nach einem Jährlein oder mehr Schwiegerſohn ſeines Meiſters, und hatte dabei keinen dummen Streich gemacht, denn der Meiſter war ſchwer, wie die Holländer ſagen, und hartgebacken, wie man am Rheine ſagt, was Beides, in's Deutſche überſetzt, ſo viel heißt als: Er war ein vermögender Mann, hatte Geld, und wenn ſo ein hübſches Neuwieder Meiſterskind dazu brav, gottesfürchtig, haushaltungsverſtändig und das einzige Töchterlein iſt, ſo mein' ich, der Geſelle hätte einen recht geſcheidten Streich gemacht. Das meinten auch ſeine lieben Eltern und gaben ihren Segen zu der Heirath, die der brave Schloſſer Gottlieb Heuberger nicht zu bereuen hatte. Meiſter zu werden war ihm ein Leichtes, denn er konnte im Handwerk „ausparliren." Die Zunft machte keinen „Sprenzpfeffer" weiter, ſondern Gottlieb zum Meiſter, und der gütige Fürſt Friedrich Alexander zu Wied nahm tüchtige und geſchickte Arbeiter mit Freuden unter ſeiner lieben Stadt Neuwied Bürger auf.

So war das Neſtlein gefunden, warm und gut, und Gottlieb brauchte es erſt recht nicht zu bauen, da es gebaut war, und er konnte nur friſch an den Ambos und Schraubſtock treten, denn die Kundſchaft war auch ſchon da, und es galt nur, die Kräfte zu regen und gute Arbeit zu liefern, und Beides that Gottlieb.

Als ſeine Schwiegereltern ſtarben, blieb ihm Haus und Hof und Kundſchaft, und auch Etwas, was einen feinen Silberklang hatte, und es war eine, überhaupt ſehr angenehme Sache: er brauchte nicht zu theilen. So gut hat's in der Welt nicht Jeder. Wie muß ſich Mancher plagen und placken, bis er's einmal zu einem eigenen Hauſe bringt?

Der Meiſter Gottlieb Heuberger aber war nicht bloß ein geſchickter Schloſſermeiſter, ſondern ſein klarer Kopf hatte hin und wieder auch Maſchinen-Arbeit gethan und verſtand Etwas davon. Freilich darf man den Maßſtab unſrer Tage nicht an jene legen, die Meiſter Gottlieb in Neuwied verlebte. Heutzutage iſt das Maſchinenweſen Etwas, daran man damals noch nicht einmal dachte, und nur England zeichnete ſich darin aus und leiſtete darin Etwas, während Deutſchland noch großentheils im alten Schlendrian ſteckte.

Damals ſchon dachte Mancher, der eine Eiſenſchmelze und Hammerwerk hatte, daran, daß doch die Engländer einen ungeheuern Vortheil hätten, daß ſie das Eiſenblech dick und dünne, breit und lang, allein auf den Markt der Welt brächten. Daß das nicht gehämmert würde, das ergab ſich aus der völligen Gleichheit des Bleches und aus andern, untrüglichen Kennzeichen, ſondern daß es gewalzt werden mußte. Aber das Wie?, die Einrichtung der Walzwerke, das war's, wo der Haſe im Pfeffer lag. Das Herausfinden, ohne die engliſche Einrichtung geſehen zu haben, hatte aber auch Mucken. Es war nicht mehr und nicht weniger, als das Erfinden der Sache ſelbſt; denn in England gab es wieder andre Maſchinen, die auch in Deutſchland heimiſch waren. Man nannte ſie: Zweibeine und Dreibeine oder, ohne bildliche Auffaſſung: Galgen, und wer am Halſe kitzlich war, um den der Strick des Galgens gelegt wurde, der ging dieſen Zwei- und Dreibeinen bei Zeiten aus dem Wege oder machte einen Umweg, daß er ihnen nicht zu nahe käme.

Mit dem Aufhängen ſind die Engländer von jeher ein Weniges fix bei der Hand geweſen und bei Fremden waren ſie es ganz abſonderlich; und ihre Proceſſe hatten auch nicht die längliche Natur der deutſchen, wenigſtens ſpielte die Siebenzahl darin die Rolle nicht, wie im heiligen Römiſchen Reich deutſcher Nation und ſeinem fürtrefflichen Reichskammergerichte in Wetzlar, wo ein Proceß ſieben, vierzehn, ein und zwanzig und ſo in der Siebnerreihe weiter — Jahre dauerte, ehe ein Urtheil erfolgte. Gehängt! hieß der Spruch und flugs war der Strick da, der ſo unangenehm kitzelte.

Nun aber bestand die Ordnung, daß Einer, der eine Maschinen-Einrichtung in England herausschnüffelte, um sie auf dem Festlande oder sonstwo nachzumachen und dabei ertappt wurde, ohne Umstände hängen mußte.

Die Deutschen, die alle am Halse kitzlich sind, dachten, bei der größten Neigung, hinter die englischen Vortheilchen zu kommen, dennoch: Bleibt mir vom — Leibe! — Nein: vom Halse, und blieben ruhig daheim und grübelten und ärgerten sich weidlich, weil sie das englische Blech theuer bezahlen mußten, und es doch selbst hätten machen können, so gut, wie die langen, dürren Engländer, die so recht zum Hängen gemacht sind, weil sie in der Regel sehr lange dürre Hälse haben.

Am Wiedbache, unweit Neuwied, bestand ein Eisenwerk und besteht heute noch in blühendem Betriebe. Es heißt: der Rasselstein. Von dem sagte man: der alte Herr Barensfeld und seine Theilhaber hätten noch einen dritten, und das sei der Fürst Friedrich Alexander selbst. Ob das wirklich so war, weiß ich nicht und erzähle auch nur, was man damals in Neuwied sagte, ohne irgend welche Bürgschaft dafür leisten zu können. Das aber kann ich mit Gewißheit sagen, daß der Fürst, der unermüdet für das Aufblühen seiner jungen Stadt Neuwied und seines Landes sorgte und dafür Tag und Nacht dachte und handelte, auch an diesem Eisenwerke und seinem Aufschwunge den allerlebhaftesten Antheil nahm. So oft der Fürst von der Jagd kam, trat er in das Werk und ebenso oft sagte er zu dem Herrn Barensfeld: Könntet Ihr nur Blech walzen, dann wäre der Rasselstein ein hübsches Sümmchen mehr werth und Ihr könntet auch Etwas ganz Anderes in Eure Tasche stecken. Wasserkraft habt Ihr mehr als nöthig ist. Nur an den Maschinen fehlt's. Schickt einen Pfiffikus nach England und lasset's ihnen abgucken! Freilich — am Halse darf er nicht kitzlich sein.

Das Alles hatte der Herr Barensfeld auch schon gedacht, gewünscht, überlegt, aber das Unternehmen hatte eben die Eine Seite, wo es erstaunlich kitzlich war, und den rechten Mann dazu zu finden, das war auch eine Sache, die sich

nicht auf dem Knie brach. Kostspielig war sie überdies. Was würde so Einer, der vollkommen dazu geeigenschaftet gewesen wäre, fordern, für ein Stück Arbeit, das, wörtlich genommen, waghalsig wäre? Er sann hin und her. Einen wußte er schon, der dazu angethan war, die Sache herauszubringen, aber war er auch ein „Wagehals?“ — Und der Eine war — Gottlieb Heuberger. Wer möchte es ihm nur antragen, unter solchen halsbrechenden Aussichten?

Daß das aber nicht eine Erdichtung ist, mit dem Hängen, das beweist noch in einer späteren Zeit das Beispiel John Cockerills in Seraing in Belgien. Er war Engländer und verpflanzte die Spinnmaschinen für Wolle und Baumwolle aus England auf das Festland. Er war schon lange außerhalb Englands gewesen und mochte glauben, es sei Gras über die Geschichte gewachsen, als er einmal wieder nach England ging und ganz arglos sich dort öffentlich zeigte. Flugs hatte man ihn am Kripo, und setzte ihn in No. Sicher, und nur durch die Treue und Klugheit seines Bedienten entging er — vielleicht — dem Gehängtwerden. Dieser lamentirte so lange, bis man ihm gestattete, seinen lieben Herrn im Gefängniß zu besuchen. Schnell entkleidete sich der treue Mensch, der mit John Cockerill gleiche Gestalt und Größe hatte, und John Cockerill zog seine Kleider an und entkam glücklich aus dem Gefängniß und natürlich, so schnell er konnte, aus England. Ob der Kerkermeister ihn wirklich nicht erkannte oder ob seine Augen ein paar goldene Deckel erhielten — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß, als man den Streich entdeckte, man den Bedienten laufen lassen mußte und seinen Herrn erst recht, da in England ganz dieselbe Sitte und der Rechtsgebrauch herrscht, wie einst in Nürnberg, der nämlich, daß man nie Einen hängte, man habe ihn denn vorher — gehabt. —

Das wußte auch Gottlieb und noch mehr, daß er Frau und Kinder hatte, für die er als Gatte und Vater redlich zu sorgen verpflichtet war. Ob er gleich, als der Herr Barensfeld ihm hintenherum den Antrag stellte, gar nicht Lust trug, darauf einzugehen, lag doch die wichtige Sache stets in

seinem Sinn und er legte sie sich von allen Seiten zurecht. Es konnte sein und seiner Familie Glück dauernd begründen, daran ließ sich kaum zweifeln. Er besprach auch die Sache mit seiner Frau her und hin und endlich war er mit sich und ihr im Klaren.

Herr Barensfeld, sagte er eines Tags, da er wieder eine Eisenarbeit in der Schmelze fertig gemacht hatte, ich will Euch einmal Etwas sagen! Gehet Ihr auf meine Vorschläge ein und wir machen die Sache erst niet- und nagelfest, so will ich das Wagstück übernehmen und nach England gehen!

Das durchzuckte mächtig den Herrn Barensfeld und er sagte: So laßt einmal hören, Meister!

Das ist schnell abgethan, sagte der Meister Heuberger. Wenn ich das Geheimniß weiß und Euch ein rechtes und ächtes englisches Blechwalzwerk einrichte, so gebt Ihr mir ein Drittheil Antheil an dem Werke, ohne daß ich ein Capital anzulegen habe; sodann gebt Ihr mir Geld genug, daß ich auch Etwas aufbieten kann, wenn es gilt, ein Paar englischer Augen zuzudrücken oder auch mit gehöriger Eile mich aus dem Staube zu machen. Ferner stipuliren wir eine Summe, die ihr während meiner Abwesenheit regelmäßig an meine Frau und meine Kinder auszahlt, daß sie nicht Hunger leiden, und endlich, gelobt Ihr mir, sie zu versorgen, wenn ich in England verunglücken sollte.

Topp, rief Barensfeld aus. Alles zugestanden! Und er schlug dem Meister Heuberger in die Hand, daß es klatschte.

Nun hätte man denken sollen, der ehrliche Gottlieb Heuberger hätte mit dem Herrn Barensfeld darüber einen Akt gemacht, daß keine Maus einen Faden an der ausgemachten Sache hätte abbeißen können; aber das geschah leider nicht und es ist ein Zeichen für jene Zeit, daß man auf eines Mannes Wort hin ein so gefährliches Unternehmen begann.

Es war in den fünfziger oder sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Heuberger endlich mit gehörigen Geldern ausgerüstet seine gefährliche Reise antrat. Nachdem er glücklich in London angekommen war, gab er sich alle

Mühe, es auszukundſchaften, wo ſich das Blechwalzwerk befand. Dabei war eine Schmiedewerkſtätte, die demſelben Herrn gehörte und die beſondere Aufgabe hatte, für das Maſchinenweſen zu arbeiten. Als er einmal ſo viel wußte, trat er in die Schmiedewerkſtatt als Geſelle ein.

Er dachte: In das Walzwerk wirſt du ſchon auch einmal kommen! Aber damit war's — Nichts. Die Engländer beobachteten ohnehin mit argwöhniſchen Augen den geſchickten deutſchen Geſellen, der ihnen im Handwerk zu rathen aufgab; ſie argwöhnten, daß er unlautere Abſichten habe und das Haus, wo die Blechwalze ſtand, blieb den ganzen Tag verſchloſſen und der Werkmeiſter ſteckte, wenn der Feierabend kam, ſorglich den Schlüſſel in ſeinen Hoſenſack und probirte immer noch einmal, ob die Thüre auch feſt zu ſei. An ein heimliches Hineinſteigen war vollends gar nicht zu denken; denn da wurde Alles mit der größten Vorſicht verſchloſſen. Schon war er über ein halbes Jahr in London in dem Geſchäfte, und doch war ihm das, was er wünſchte, noch nicht geglückt. Länger aber litt es ihn kaum. Ob er gleich Geld genug verdiente, ſo koſtete es ihn doch entſetzlich viel Geld. Er hoffte nämlich, daß einmal der Werkmeiſter vergeſſen würde, zuzuſchließen. Dann wollte er mit kundigem Blicke in kurzer Zeit Alles durchſchauen. Sollte er ertappt werden, ſo verließ er ſich auf drei Dinge, aber auf den lieben Gott extra: Erſtens auf ſeine geſunden deutſchen Schmiedearme; zweitens auf ſeine flinken Beine, die im Laufen ihres Gleichen ſo leicht nicht fanden, und drittens — auf einen angeſpannten Wagen, den er in einiger Entfernung von dem Walzwerke halten ließ. Der koſtete viel Geld. Die Abſprache mit dem zuverläſſigen Kutſcher lautete dahin, daß wenn er (Heuberger nämlich) komme, in den Wagen ſpringe und „Dover!“ rufe, er — der Kutſcher — in fliegender Eile den Weg nach der Hafenſtadt Dover einſchlagen müſſe. Wie manchen Tag hatte der Kutſcher ſchon geharrt und auf dem Bocke ſein Schläfchen gehalten, ohne daß Heuberger gekommen wäre? Dennoch ſollte er einmal kommen.

Eines Tags kam Heuberger früher von dem Mittags-

tiſche in die Werkſtatte. Niemand war noch da, und wie er den Blick auf das Thor des Hauſes warf, darin das Walzwerk ſich befand, — wer ſchildert ſeine Ueberraſchung und Freude? — es ſtand halb offen und keine Menſchenſeele war darin! —

Heuberger grübelte nicht lange, wie das könne gekommen ſein, ſondern flugs war er darinnen und die Thüre zog er leiſe hinter ſich zu. Er hatte nun noch eine halbe Stunde Zeit, ſich Alles genau zu beſehen. Was würde das Einem geholfen haben, der des Maſchinenweſens unkundig geweſen wäre? Da kam es denn dem Meiſter zu gut, daß er ſich viel mit dem Maſchinenweſen befaßt und natürliche Anlage dazu, ſicheren, kundigen Blick hatte. Da kroch er denn, ſo ſchnell es ging, überall herum, beſah Alles ſo genau, als es nur möglich war; unterſuchte das Getriebe, das Ineinandergreifen der Maſchinentheile und — vor ſeiner Seele ſtand das ganze Geheimniß des Werkes ſo klar, daß er ohne Weiteres ein ſolches einrichten konnte.

Sein Herz pochte vor Freude! Aber es war nun auch die höchſte Zeit, daß er ſich herausmachte, ehe die Arbeiter kamen. Noch war Alles todtſtille. Sie waren noch nicht da; denn gewöhnlich lärmten ſie weidlich.

Meiſter Gottlieb machte, daß er herauskam; aber wer malt ſeinen Schrecken, als der Fabrikherr plötzlich vor ihm ſtand und ſchäumend vor Zorn ausrief: Deutſcher, du biſt ein Kundſchafter! Du warſt heimlich in meinem Walzwerke. Halt! Hülfe herbei! Ein Spitzbube! Und damit faßte ihn der dürre Engländer am Kragen.

So geht's noch nicht! dachte Gottlieb und er fühlte ein ungewohnlich Kitzeln am Halſe. Wofür haſt du deine Schmiedefauſte? Und in dem Augenblicke traf den Engländer eine deutſche Fauſt auf den Kopf, daß ihm Schreien, aber auch Hören und Sehen verging. — Zum Glücke für Heuberger hatte Niemand das Schreien ſeines Gegenparts gehört. Er warf den Betäubten in eine Ecke und — haſt du nicht geſehen! — war er fort und rief dem in der Nähe haltenden Kutſcher ſein Stichwort: „Dover!“ zu, und der Wagen flog dahin, als ob es nicht mehr gut jagen wäre! —

So ging's fort, bis die Pferde todtmüde waren. Da wurde ein anderer Wagen gemiethet. Geld beſiegt ja am Ende Alles in dieſer Welt, und ſo erreichte Heuberger glücklich Dover, während man ihn noch in London überall ſuchte und dort die ganze ehrſame Polizei nach ihm auf den Beinen war. Dennoch wäre er in der größten Gefahr ſelbſt in Dover geweſen, wenn nicht gerade zu ſeinem Glücke ein Schiff nach Calais in Frankreich zum Abfahren bereit geweſen wäre. Er hatte eben noch ſo viel Zeit, ſich einen Platz zu nehmen, als das Schiff die Anker aufrollte und der günſtigen Landbriſe oder dem Landwinde die Segel preisgab. Der Wind blies friſch und bald war das Schiff fern von Englands weißer, kreidefelſiger Küſte.

Erſt als er in Calais den franzöſiſchen Boden betrat, athmete er frei auf und dankte Gott, der ihn ſo wunderbar aus der augenſcheinlichſten Todesgefahr gerettet hatte.

Da er Alles, was er hatte, mit Ausnahme ſeines Geldes, welches er immer verborgen bei ſich trug, in England hatte zurücklaſſen müſſen, ſo mußte er ſich hier auf's Neue kleiden und mit dem Nothwendigen ausrüſten. Nachdem er ſich von alle dem Schrecken und der ausgeſtandenen Angſt erholt hatte, trat er denn die Heimreiſe an, bereichert mit einem Wiſſen, das außer England Keiner, ſelbſt dort Wenige mit ihm theilten. Aber — was hatte er hingeopfert?

Um ja keine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, und weil er jeden Augenblick auf dem Sprunge ſtand, heimzueilen, hatte er nur einmal, und das gleich bei ſeinem Eintreffen in England geſchrieben, dann aber nicht mehr! — Alle in Neuwied, welche Theil an ihm nahmen, ſagten heimlich: Er iſt entdeckt und gehängt worden! Je länger es dauerte, je wahrſcheinlicher wurde es. So kam es auch endlich ſeiner armen, troſtloſen Frau zu Ohren, die ſich darüber ohne Aufhören härmte, daß ſie ihn hatte ziehen laſſen, und ſich deshalb die ärgſten Vorwürfe machte. Das nagte an ihrem Leben, und als der unglückliche Mann heimkehrte, führte man ihn zu ihrem — Grabe.

Das war ein Schlag, der ihn mit fürchterlicher Wucht

trost und um so schwerer, je glücklicher sich die Zukunft vor seinen Blicken aufzuthun schien. Auf lange Zeit war seine Thatkraft gelähmt. Nur das Drängen und Treiben derer, die ihn nach England gesandt hatten, brachten ihn wieder zu dem lindernden Trost, der außer dem des Glaubens gefunden werden mag — zur Arbeit. Er entwarf nun, nach der kurzen, aber gründlichen Anschauung, die Pläne, ließ die Formen machen und goß die Maschinentheile, die er dann gehörig herrichtete und zusammensetzte. Dann wurde der Rasselstein umgebaut, die vorhandene Wasserkraft gestaut und fast um das Doppelte gespannt, gegen die bisherige Spannung und nach Jahresfrist stand das Erste, wundersame Blechwalzenwerk auf deutscher Erde und der geschickte Meister ärndtete von allen Seiten Lob und Anerkennung, ja selbst hohe Bewunderung — nur nicht von daher, von woher die Vergeltung kommen sollte! Von einem Theilgeben am Geschäfte war — keine Rede mehr. Das war vergessen! Er wurde zwar reichlich belohnt, aber, was man ihm zugesagt, blieb man ihm schuldig. Werkmeister mit hübschem Lohne sollte er wohl werden! —

An seiner Seele nagte noch immer insgeheim der Schmerz um sein geliebtes, braves Weib; jetzt kam der über eine unendlich bittere Täuschung hinzu. — Es war zu viel, um es dauernd zu ertragen. Eine schwere Krankheit warf ihn nieder und der innerlich heillos verwundete Mann schloß — in den besten Lebensjahren — sein Auge im Tode. — Er wurde viel bedauert und seine Kinder beklagten einen treuen, kunstreichen Vater. Reich waren sie nicht. Sie wurden brave Handwerker, die sich plagen mußten, aber der Rasselstein gedieh wunderbar. Und was dies Menschenleben abspiegelt, das könnte Manchem eine ernste Lehre geben, wenn nicht, leider, die Erfahrungen Anderer ein — vergrabenes Pfund — blieben.

12. Churfürst Emmerich Joseph von Mainz und die Bauernfrau von Jahlbach.

Der Churfürst Emmerich Joseph von Mainz war ein höchst gutmüthiger und menschenfreundlicher Herr, der indessen einem heiteren, fröhlichen Lebensgenusse, lustiger Gesellschaft und einem Becher edlen Rheingauer, Hochheimer, oder Steinberger Weines mehr huldigte, als es sich bisweilen mit seiner geistlichen Würde vertragen mochte. Im Volke trug man sich mit mancherlei Geschichten, wie nach der üppigen Tafel der gute Fürst es deutlich merken lasse, daß er einen Becher zu viel geleert, und daß dies oft seiner natürlichen Sanftmuth und Gutmüthigkeit Eintrag thue. Dies sollte sich besonders in den Gehörstunden oder Sprechstunden bemerklich machen, die der Fürst nach aufgehobener Tafel zu halten pflegte, und wo Jeder seiner Unterthanen freien Zutritt zu ihm hatte.

In Mainz pflegte der Churfürst meist nur im Winter zu verbleiben. Im Sommer zog ihn die schöne Gegend und das schöne Schloß von Aschaffenburg mächtig an und die herbstliche Zeit hielt er sich gerne an Orten auf, wo eine reiche Jagd ihre Freuden ihm eröffnete. Sein Hof war ein sehr üppiger und seine Hofhaltung eine sehr verschwenderische.

Das kleine Heer, welches der Churfürſt als Reichsfürſt zu dem Reichsheere, buntſcheckigen, und nicht immer ſehr tapfern Andenkens, zu ſtellen hatte, war nach dem Frieden, welcher den ſiebenjährigen Krieg abſchloß, nach Mainz in einem traurigen Zuſtande zurückgekehrt. Sein Ausſehen war mehr als jämmerlich, aber ſeine Reihen waren überdies ſo außerordentlich gelichtet, daß es vollſtändig zu machen, die Herren vom Kriegsrathe den gemeſſenſten Befehl erhielten.

Bei der Aushebung erſchien auch ein Burſche von Zahlbach, bei Mainz, unter den Dienſtpflichtigen, der ſeiner Schönheit und kräftig-edeln Geſtalt wegen die Augen der Kriegsherren auf ſich zog. Er war einer armen Wittwe einziger Sohn und das Geſetz verbot unbedingt, ihn unter die Waffen zu ſtellen, da er der Mutter Verſorger war.

Zu Seite 178.

Wie es nun manchmal in der Welt zu gehen pflegt, so ging es auch hier. Man laßt Gesetz Gesetz sein und nahm den schönen Burschen seiner trostlosen Mutter. Alles Bitten und Flehen blieb unerhört.

Ach, wäre doch der Herr Churfürst hier, solche Ungerechtigkeit würde nimmer geschehen, jammerte das arme Weib. Aber nun muß er auch gerade in Aschaffenburg sein!

Das liegt nicht außer der Welt! sagte ein wohlwollender Mann zu ihr. Gehet doch hin, so wird Euch gewiß geholfen; denn solche Gewaltthat und Gesetzwidrigkeit duldet der gutmüthige Fürst gewiß nicht. —

Was blieb da übrig, wenn sie nicht an den Bettelstab kommen sollte, als den vierzehnstündigen Weg zu machen?

Wohlwollende Leute unterstützten die Arme, daß sie mit dem Marktschiffe bis Frankfurt fahren konnte. Das kostete sehr wenig und, nachdem sie in Frankfurt bei einer Base, die dort in einem vornehmen Hause Haushälterin war, übernachtet hatte, machte sie sich frühzeitig auf den Weg; aber der betagten Frau gelang es erst mit der sinkenden Nacht, Aschaffenburg zu erreichen.

„Zum wilden Manne" war ein Wirthshäuslein, das Landleute herbergte. Jetzt sieht es freilich anders darin aus, als damals und die Zeiten sind andere geworden. In diesem damals äußerst bescheidenen Wirthshäuslein fand die Wittwe Obdach und Nachtlager, denn eines Weiteren bedurfte sie nicht, weil sie hinlängliche Vorräthe an Lebensmitteln, wie es die Sitte heischte, von Hause mitnahm, und diese milderten die Wirthszeche, ohne daß der Wirth, der das aus reicher Erfahrung kannte, bitter dazu sah. Daß die Frau arm war, das sah ihr der äußerst gutmüthige Wirth bald an; aber auch noch Etwas, nämlich daß ein schwerer Kummer sie drückte. Der Schlüssel zu einem gedrückten Herzen ist — Theilnahme, und die wohnte in dem Herzen des Mannes. Das Herz der Wittwe öffnete sich bald und schnell und der Wirth vernahm, wie ungerecht und ungesetzlich man gegen das arme Weib gehandelt.

Wenn Ihr darum den weiten Weg hierher gemacht

habet, Frauchen, sagte er, so ist es ganz wohlgethan von Euch, und, ich wette Hundert gegen Eins, daß Eures Herzens Wunsch erfüllt wird — nur — müßt Ihr nicht Nachmittags in's Schloß gehen, sondern Alles aufbieten, Morgens vorgelassen und gehört zu werden.

Ei warum denn? fragte die Frau.

Nun, der gnädige Herr Churfürst liebt eine reichlich und vortrefflich besetzte Tafel und trinkt dann gerne seinen Becher von Anno extra und zeitlich etwas mehr davon, als ihm gut ist. Dann langweilt's ihn, wenn viele Bittsteller da sind; er wird ärgerlich und fährt dann nicht nur oft die Leute hart an, sondern er entscheidet auch bisweilen hart und falsch und die armen Bittsteller zahlen die Schuld dafür, daß dem gnädigen Herrn Churfürsten der Wein zu gut geschmeckt hat. —

Der Wildemannswirth hatte der verständigen, alten Frau genug gesagt. Sie legte sich beruhigter, als seit vielen Tagen zu Bette und betete, ehe sie einschlief, zu dem Herrn, der ja der Fürsten Herzen lenket, wie Wasserbäche. Sie stand, wie es ihre Zahlbacher Sitte war, frühe auf, betete wieder inniglich und wartete dann, bis daß der gutmüthige Wirth sagte, nun sei es Zeit!

Sie machte sich voll froher Hoffnung auf den Weg und war Punkt 11 Uhr Morgens am Schloße. Niemand beachtete das Mütterchen und ungehemmt gelangte sie in das churfürstliche Vorzimmer, das ihr der Wirth genau beschrieben hatte. Es war eben leer und nicht einmal ein Bedienter befand sich darin. Beherzt setzte sie sich auf einen Stuhl, um einen der Diener, die ja doch kommen mußten, zu bitten, daß er sie bei dem Churfürsten melde.

Nicht lange saß sie da, als ein churfürstlicher Diener hereintrat und mit Erstaunen die Bauersfrau erblickte.

Wie seid Ihr denn hierher gekommen, und was wollet Ihr? fragte dieser ziemlich barsch.

Die Wittwe erhob sich, knixte und sagte, sie müsse noch diesen Morgen den Herrn Churfürsten sprechen. Sie erzählte nun lebhaft ihre Lage und bat, daß er sie melde.

Der Bediente sagte, unwillig darüber, daß die Frau so ohne Weiteres hereingedrungen, das könne ganz und gar nicht sein; denn die Stunden, da der Herr Churfürst Gehör gebe, seien die Stunden nach der aufgehobenen Tafel. Da müsse sie wiederkommen.

Das will ich aber nicht, sagte die Frau. Ich muß den gnädigen Herrn Churfürsten vor Tisch noch sprechen. Meine Sache duldet keinen Aufschub!

Der Bediente blieb natürlich auf seinen Befehlen und der Ordnung, welche eingeführt war, und Ein Wort gab das Andere, bis die Verhandlung der Beiden im Vorzimmer so laut wurde, daß sie die Aufmerksamkeit des Churfürsten erregte, der in seinem Kabinette war und sofort die Thüre öffnete, um zu sehen, was es da gebe. —

Als die Wittwe von Zahlbach ihren gnädigen Herrn Churfürsten erblickte, den sie in Mainz wohl oft gesehen, da kam ein Schrecken über sie und sie, die so beredt ihre Sache gegen den Bedienten geführt, verstummte plötzlich und machte einen tiefen Knix.

Der Churfürst fragte sofort den Bedienten nach der Ursache des lauten, störenden Gespräches, und als dieser genau den Hergang mittheilte, wandte sich der Fürst an die Wittwe und beschied sie ebenfalls auf den Nachmittag, und wollte eben die Thüre des Kabinettes wieder schließen, als der verzweifelte Muth die Seele der unglücklichen Mutter erfaßte, und sie sich weinend auf die Kniee warf, ihre gefalteten Hände zu dem Churfürsten erhob und um Gotteswillen die Gnade erflehte, sie doch jetzt gleich und nicht nach der Tafel anhören zu wollen. —

Der Zusatz: nach der Tafel, den die Frau so außerordentlich betont, befremdete den Churfürsten, aber der tief innige Ausdruck des armen Weibes rührte Emmerich Joseph's mildes, menschenfreundliches Herz. Er gebot ihr, aufzustehen und in sein Kabinet einzutreten.

Jetzt ging das Herz des armen Weibes auf. Ja, das war der edle milde Fürst, wie ihn der Wirth geschildert! Nun konnte sie denn auch ohne Hehl reden, wie es ihr

um's Herz war, und sie that es, und jedes ihrer Worte war von Thränen begleitet.

Mit aufrichtiger Theilnahme und Rührung hörte der menschenfreundliche Fürst sie an; aber sein Zorn wollte auf, als er von der Willkür seiner Räthe hörte, die dem Gesetze schnurstracks entgegengehandelt hatten, indem sie der Wittwe einzigen Sohn zum Soldaten nahmen.

Ich werde sofort diese Sache genau und scharf untersuchen, sagte er, und finde ich, wie ich nicht zweifle, Alles so, wie Ihr mir gesagt habet, so bürgt Euch mein Fürstenwort, daß Euer Sohn Euch sogleich zurückgegeben werden wird!

Als nun die hocherfreute Wittwe sich unter Worten und Thränen des Dankes entfernen wollte, da sagte Emmerich Joseph: Bleibet noch einen Augenblick, liebe Frau; Ich habe Euch genügt; aber nun müsset Ihr mir offen, wahr und

ehrlich sagen, warum Ihr nicht nach der Tafel kommen wolltet, um Euer Anliegen mir vorzutragen und gerade die Worte: „nach der Tafel“ so ausdrücklich betont habet? —

Die Frage war ein Donnerschlag für das arme, ehrliche Weib. Sie erfüllte sie mit Todesschrecken. Konnte sie, durfte sie das, was sie von dem Wildenmannswirthe und auch von andern, ehrbaren Leuten über die Trunkliebe des Landesherrn gehört, diesem selbst, so mir Nichts, dir Nichts, in's Angesicht sagen? Sie erbleichte und zitterte sichtbarlich.

Dieses und ihr angstvolles Schweigen machte den Churfürsten noch neugieriger, aber diese Neugierde war mit einem Gefühle gemischt, das offenbar aus einer Ahnung dessen, was die Frau dazu bewogen, hervorgegangen war.

Als die bebende Frau nicht mit der Rede herauswollte, gebot er ihr mit großem Nachdrucke und Ernst, ihm die ganze, volle Wahrheit zu sagen, wie sie auch ausfallen möge, und überzeugt zu sein, daß dies ihr nicht bei ihm schaden werde.

Da fiel zitternd und bebend das bedrängte Weib auf ihre Kniee vor dem Churfürsten, faltete flehend ihre Hände und erhob sie gegen ihn und stotterte unter rinnenden Thränen: Ach, Churfürstliche Gnaden, die Welt ist so schlimm! Ach, strafet mich nicht zu hart, wenn ich — sagen muß, — was — sie sagt! — Sie stockte wieder und schluchzte laut. —

Und was sagt sie? rief der Churfürst, und — hätte die Frau mit scharfem Ohre zu hören vermocht, sie würde selbst an der Stimme ihres Landesherrn ein leises Wanken haben vernehmen können.

Ich gebe Euch mein fürstliches Wort, fuhr er fort, daß Eure Rede Euch keine Strafe, keinen Nachtheil zuziehen wird, wenn Ihr bei der einfachen Wahrheit bleibet!

Da stotterte das bedrängte Weib: Ach — sie sagen, Euere Churfürstliche Gnaden wären allemal nach der Tafel — betrunken, und daß dann die Entscheidungen nicht immer nach Recht und Gerechtigkeit ausfielen! —

Wenn auch allerdings das, was das Weib sagte, nicht eben völlig und ganz aus der Luft gegriffen war, und der

Churfürſt in luſtiger Geſellſchaft einen Becher über den Durſt trank, ſo war doch das Wort: „betrunken“ nie auf ihn anwendbar geweſen, wenigſtens nicht in dem Sinne, in dem es von dem Volke gebraucht wird.

Der Eindruck auf den Fürſten war ein gewaltiger. Er wurde bleich und rief in der höchſten Aufregung aus: Frau, das iſt eine heilloſe Lüge! Ich befehle Euch, Allen, die mich ſo frech und unverantwortlich beſchuldigen, zu ſagen, daß der Churfürſt und Erzbiſchof von Mainz ſich niemals betränke!

Höchlich erſchreckt von dem tiefen Unwillen und dem ſchweren Ernſte, womit Emmerich Joſeph die ihr von ihm doch abgerungene Erklärung aufgenommen, glaubte die arme Frau den hohen Herrn jetzt nur durch ihre feſte Zuſage des unbedingten Gehorſams wieder beſänftigen zu können, und ſagte, ſo recht aus Herzensgrunde: Ach, Gnaden, Herr Churfürſt, das glaub' ich ja von Herzen, und hab' es Euch ja geſagt, daß die Welt heutzutage ſo ſchlimm iſt; den Gefallen will ich Euch aber gerne thun, ob ich gleich fürchte, daß es wenig fruchten wird, weil ſie es Alle ſagen und es beſſer wiſſen wollen, als Unſereins. Eine arme Frau wird nicht gehört. —

So tief auch der Churfürſt erregt war, ſo ſchwebte doch bei dieſer Aeußerung des argloſen Weibes ein Lächeln über ſeine Züge. Er reichte der noch immer knieenden Frau ſeine Hand und entließ ſie freundlich und gnädig. Das, was im Volke umgeht, gelangt ſelten ungeſchminkt zu den Ohren der Gewaltigen in dieſer Welt; am Wenigſten das Nachtheilige über ſie ſelbſt; die Hofleute bilden eine unüberſteigliche Mauer um den Fürſten. Hier aber war die Wahrheit einmal nackt und einfach zu dem Ohre gedrungen, das unter allen Umſtänden die Wahrheit hören ſollte. War ſie auch übertrieben, unwahr und verläumderiſch, die Rede des Volkes, ſo lag doch eine Folge nahe, und das war das apoſtoliſche Wort: Meidet auch den böſen Schein! Und dieſes Wort war tief in die Seele des auch für Alles, was gut, empfänglichen Fürſten gedrungen. Er ſchwieg gegen ſeine Umgebung über die Thatſache, aber ſie lag doch ſchwer auf

ſeiner Seele und das Wort der Wittwe von Zahlbach hallte immer neu in ſeinem Innern wieder. Daß der Churfürſt das „Nachſitzen“ nach der Tafel aufhob und ſelbſt dem gemüthlichen Geſpräche entſagte, das dann ihn für manche ſchwere Stunde zu entſchädigen pflegte — war eine für den engeren Kreis der Vertrauten ebenſo unerklärliche Erſcheinung, als daß die Stunden, da der Churfürſt ſeinen Unterthanen Gehör zu geben pflegte, plötzlich und für immer auf die zwei Stunden *vor* der Tafel verlegt wurden.

Hätte der churfürſtliche Kammerdiener nicht im Schlafkabinette die Unterredung mit angehört, kein Menſch würde davon gehört haben. —

Die Wittwe aber erfuhr, wie der menſchenfreundliche Herr ſein Wort hielt; denn ſie war kaum vierzehn Tage daheim und hatte ſich von den Beſchwerden und Aengſten der Reiſe erholt, da trat eines Abends ihr Sohn in ihr Stübchen und rief freudig aus: Gott ehre den Churfürſten! Er hat Eure Bitte erhört; ich bin frei! Da war Preis und Dank gegen Gott in des Weibes Seele, und wer fortab in ihrer Nähe Etwas über den Churfürſten ſagte, der hatte es *mit ihr* zu thun. Aber auch die Herren vom Kriegsrathe erfuhren die Folgen jener Unterredung. Der Churfürſt hatte eine gründliche Unterſuchung angeſtellt, und Alles ſo befunden, wie die Wittwe geſagt. Sein Zorn gegen dieſes willkürliche und ungeſetzliche Verfahren war ſehr heftig und die Naſen, welche dieſe Herren zu beſehen bekamen, waren ſehr länglich, und Keiner hat ſich derſelben jemals rühmen mögen. Sie mochten von Glück ſagen, daß ſie in ihren Aemtern blieben. Soviel aber ſteht feſt und geht aus dieſer Geſchichte, die eine verbürgte Thatſache iſt, hervor, daß es ein rechter Segen für ſie ſelbſt und das Volk wäre, wenn die ungefärbte Wahrheit immer und überall zu den Ohren der Fürſten und Könige dränge. —

13. Ein Bauernschwank und seine Folgen.

Es ist in der That unmöglich, Geschichten zu ersinnen, wie sie sich bisweilen im wirklichen Leben zutragen, und wenn sie der Ausdruck eines gesunden sittlichen und rechtlichen Gefühles sind, so darf sie der Spinnstubenschreiber wohl auch seinen Lesern so gut erzählen, als es der alte Schmiedjakob that. Er, nämlich der Spinnstubenschreiber, mußte im Jahre 1862, leiblichen Wehes halber, das Bad Soden im Herzogthum Nassau besuchen. Da hat er in nicht weiter Ferne zwei gute, erprobte Freunde, die ihm in Ernst und Scherz gar manche erlebte Geschichte mittheilten; der Eine die da vorne stehende von dem hessischen Kanonier und wie er zu Ruhm und Ehre kam, und der Andre die vorstehende Geschichte von dem Churfürsten Emmerich Joseph von Mainz und der Zahlbacher Wittwe und die nachfolgende, für deren volle Wahrheit der liebe, ehrliche Freund unbedingt einsteht.

In einem behäbigen Dorfe der oberen Wetterau lebte im Jahre 1849 ein Bauer, der eine Vormundschaft über ein ebenso schönes, als braves und reiches Mädchen führte, das eben an den Jahren war, daß es eine brave Hausfrau werden konnte.

Das deutsche Wort: „Vormund“ hat nicht die Bedeutung, daß er das Beste vor dem Mündel wegessen, wegzehren soll, obwohl es Vormunde gibt, die es so fälschlich auslegen, reich werden und ihre Mündel arm; auch nicht die Bedeutung hat es, daß er überall und immer für das Mündel reden, sorgen soll, sondern nur so lange, als es nicht volljährig oder mündig ist, für sich selbst reden und sorgen kann. Er darf es so nicht bevormunden, daß das Mündel gar kein Recht habe. In der letzteren Bedeutung faßte es aber der reiche Wetterauer Vormund auf und war ein wahrer Tyrann gegen das schöne, brave und reiche Bärbelchen, also daß das Mädchen nur thun sollte, was er befahl. Das ist nun bei dem Heirathen eine schlimme Sache. Es geht einmal nicht auf Commando und soll nicht darnach gehen; denn es ist eine Verbindung, die auf gegenseitiger Achtung

und Werthschätzung ruhen muß, und es kann Einem nun und nimmer befohlen werden, einen Menschen zu achten, den man verachten muß oder einen lieb zu haben, den man verabscheuet.

Das Bärbelchen hatte auch schon heimlich Einen lieb, der war aber einer armen, braven Wittwe einziger Sohn und ein Muster eines braven jungen Menschen, der indessen darum dem Vormund nicht gefiel, weil er andere Plänchen mit dem Bärbelchen hatte, und das Mädchen, das unter dem Drucke seines Eigenwillens erzogen worden war, hatte den Muth nicht, gegen den störrigen und groben Vormund aufzutreten.

Das Plänchen des Vormunds bestand aber darin, daß er mit einem fünfzigjährigen, kinderlosen Wittwer einig geworden war, das junge blühende Bärbelchen zu bestimmen, daß es ihn zum Mann nehme. Ob die Zweie freundschaftlich überein gekommen oder ob von dem Erbgute Bärbelchens ein ansehnlicher Theil in des edlen Vormunds Geldsack abfließen sollte, darüber waren im Dorfe die Meinungen getheilt, obgleich des Vormunds oft ausgesprochener Grundsatz war: „Umsonst ist der Tod, und der kostet das Leben.“ Darin aber einigten sie sich Alle, anzuwenden, was immer möglich, daß Bärbelchen nicht des alten Sünders Frau werde: denn dieser war ein schmutziger Geizhals und Wucherer und war auch in anderer Beziehung ein verrufener Mensch. —

Das war Alles so stille und heimlich hergegangen, daß es Niemand im Traume einfiel, der alte Wittwer könne seine rothentzündeten Augen auf das junge, schöne Bärbelchen, und sein Erbe nebenbei mit, geworfen haben. Der Vormund aber hatte das arme Mädchen durch unablässiges Quälen und Trietzen so in die Angst und Enge getrieben, daß es endlich Ja sagen mußte, wollte das arme Kind anders Ruhe und Frieden finden. Jetzt werden die Leute aufmerksam; denn die Rosen auf des stillen duldenden Mädchens Wangen verblichen; das glänzende Auge wurde matt und war von Thränen nimmer frei und die Trauer, der Jammer, blickte draus hervor, daß Niemand verkennen konnte, wie viel Uhr es war. Am nächsten Sonntage wurde es sonnenklar, denn das kirch-

liche Aufgebot erfolgte. Sonſt, wenn ein Paar aufgeboten wurde, ſteckten die Leute die Köpfe lachend zuſammen und wispelten ſich dies und das in die Ohren; jetzt war es nahe daran, daß ein Ach des Schreckens, des Erſtaunens und des Unwillens durch die ganze Kirche ging. Einer aber ſaß da, wie eine Leiche und die hellen Thränen um ein verlornes Lebensglück perlten ihm über die Wangen, und das war der armen Wittwe Sohn, den Bärbelchen lieb hatte.

Die Jugendfreunde, die drum wußten und dieſe ſtummen Zeichen ſeines Leidens ſahen, flüſterten ihm zu: Sei ruhig, Jakob; es iſt noch nicht aller Tage Abend, und deine Kameraden verlaſſen dich nicht. Das Mädchen iſt gezwungen worden und in 8 Wochen wird ſie volljährig, und dann hat das Regiment des Vormundes ſein Ende erreicht und ſie iſt frei!

Was hilft das Alles? ſeufzte der arme Schelm. Sie iſt ausgerufen!

Sei ruhig, Jakob! Laß ſie in Gottes Namen ausrufen. Bis zur Hochzeit iſt noch ein weiter Weg. Es muß noch

am Tage vor der Hochzeit rückgängig werden. Verlaß dich auf uns und schweige nur stille!

Im Dorfe entstand ein wahrer Aufruhr am Sonntag-Nachmittage. Truppweise standen die Leute zusammen und besprachen die Sache. Die Blicke, welche sie auf das Haus des Bräutigams und des Vormunds warfen, waren so wenig Blicke der Liebe und der Zufriedenheit, daß es Beiden so unheimlich in ihren vier Wänden wurde, daß sie es nicht wagten, zu einander oder unter die Leute zu gehen. Dennoch aber dachten sie: Zürnet Ihr nur, unser Plänchen ist fertig und Ihr sollet es nicht stören! Die kirchliche Ausrufung ging ihren Gang, aber die Aufregung im Dorfe wuchs.

Der Vormund schlug ein Schnippchen in die Luft und sagte zu sich: Pappelt Ihr, ich handle! Er ging mit dem Bräutigam zum Pfarrer und bestellte die Trauung, und seine Frau fing schon zwei Tage vorher an, Fleisch zu kaufen und Kuchen zu backen und der Vormund ging im Sonntagsstaate herum, und lud zu Bärbelchens Hochzeit alle Vettern und Basen weit und breit ein, auch wenn sie, wie man hier zu Lande sagt, Vettern und Basen vor sieben Suppenschnitten her waren. Dabei blickte er die Leute so selbstzufrieden und siegesgewiß an, als wollte er sagen: Sehet, was hab' ich fertig gebracht, trotz Eures Zornes und Mißvergnügens.

Der Jakob wurde immer trostloser und trauriger: denn was sollten und wollten die Burschen denn thun, daß der alte graue und rothäugige Leonhard freiwillig zurücktrete?

Die wußten aber, was sie wollten und selbst die verheiratheten jungen Männer waren im Complott gegen den alten Sünder, den ohnehin Niemand im Dorfe leiden mochte, als Bärbelchens Vormund, der eben seines Gelichters war. Was sie aber thun wollten, wußte Niemand, außer denen, die die Sache unter sich ausgeheckt und zur Reife gebracht hatten.

Auf zwei Dinge aber muß ich meine lieben Leser noch aufmerksam machen, darauf nämlich, daß der Leonhard, der Bräutigam Bärbelchens, ganz allein in einem ziemlich großen, aber einstöckigen Hause wohnte, da er seine Magd entlassen

hatte, weil die junge Frau einziehen sollte. Dies Haus stand mit dem Giebel nach dem freien Platze, wo die Dorflinde stand, und die Langseite bildete das Eck einer Gasse. An die andre Langseite stieß der geräumige Hof, in den auch der andre Giebel schaute. Das ist das Eine. Das Andere war ein Umstand von wesentlicher Bedeutung in den nachfolgenden Ereignissen. Die Gemeinde besaß einen bedeutenden Wald, der auf der Nordseite des Dorfes ziemlich nahe an dasselbe herantrat, jedoch nicht als geschlossener Wald, sondern als eine Lichtung, auf der nur eine nicht eben bedeutende Anzahl von uralten, schon längst abständigen Eichen sich befand, so weit auseinander stehend, daß keine die Andere berührte.

Im letzten Frühlinge hatte die Gemeinde das Unterholz dieses Striches zu Reisigbündeln, sogenannten Wellen, abtreiben lassen, wodurch die Lichtung eben entstanden war. Von diesen Reisigbündeln, die meist aus dünnem Holze bestanden, saßen noch Tausende auf dem Flecke, wo sie abgetrieben worden waren, weil die Bauersleute sie erst heimzubringen gedachten, wenn die nothwendigen Feldarbeiten vorüber sein würden. Von der Lichtung, wo das Reisig saß, bis zum Dorfe war es nur eine Entfernung von etwas über Tausend Schritte.

Dies mußte vorausgeschickt werden, weil sonst das, was den alten Leonhard in eine verzweifelte Lage setzte, nicht verständlich gewesen wäre.

Wohl wissend, wie unbeliebt seine Verheirathung mit dem schönen Bärbelchen war, und auch sogar, daß ihm die jungen Leute gern einen Lumpenstreich spielten, hatte er seine Läden fest verschlossen. Der Mond schien hell und es war draußen fast wie am Tage.

Der Alte, der sein Haus selbst gereinigt hatte, weil seine Magd schon heimgekehrt und er zu geizig war, eine Taglöhnerin zu miethen, war dadurch sehr müde geworden und legte sich zeitig zu Bette, schlief eben daher auch schnell und tief ein.

Er vernahm nicht, was um sein Haus vorging. —

Etwa vierzig Männer kamen, sobald Leonhard seine Läden geschlossen hatte und eilten, in verschiedener Richtung kommend, nach der Lichtung. Jeder nahm so viel Reisigbündel, als er tragen konnte und eilte dann wieder zu dem Dorfe, vor Leonhards Haus, wo sie die Reisigbündel, so leise als möglich, rings um das Haus und möglichst nahe legten. Eine Anzahl blieb nun da und setzten die Reisigbündel rings um bis an das niedere Dach, wie eine Mauer auf. Als dies auf der Giebel- und Langseite vollbracht war, stieg Einer in den Hof, öffnete das Hofthor und nun begann dieselbe Arbeit auch an dem andern Giebel und der Langseite des Hauses, die nach dem Hofe lag. Endlich war das Werk vollendet. Leonhard konnte durchaus nicht aus seinem Hause. Mit aller Ruhe und Stille war Alles vollbracht worden und Niemand im Dorfe ahnte, was geschah. Die Wenigen, welche vorüber gingen, unterdrückten das Lachen mit Gewalt, und gelobten, zu schweigen.

Fest hatte Leonhard geschlafen. Wie lange, das wußte er nicht, als er plötzlich durch einen eigenthümlichen, knisternden Ton erwachte. Der Gedanke an Brand war das Erste, was seine Seele mit einer gräßlichen Angst erfüllte. Er sprang im größten Schrecken aus dem Bette und eilte an das Fenster. Er wollte den Laden aufstoßen, aber der fand einen äußern Widerstand. Neuer Schrecken, neues Entsetzen! Alles stichfackdunkel bis an's Dach und doch sah er den hellen Mondenschein über sich. Die Oeffnung des Ladens war so weit, daß er hinaus greifen konnte.

Reisig überall! Sie wollen mich in meinem Hause lebendig verbrennen! rief er und dann schrie er aus Leibeskräften: Hülfe, Hülfe, Feuer!

Und ein brausendes Gelächter von vielen, vielen Stimmen antwortete ihm.

Er erstarrte. Jetzt folgten von bekannten Stimmen Glückwünsche zur morgenden Hochzeit; Fragen, wie er doch zur Braut kommen wolle, wie sie zu ihm? dann wieder wieherndes Gelächter ohne Maß.

Das ganze Dorf lief zusammen. Das Gelächter wurde

immer größer, brausender Spott, Hohn, Alles, was ihn kränken und ärgern konnte, traf ihn, von hundertstimmigem Chore belacht.

Weinend vor Zorn und Grimm, zog er den Laden bei, zündete ein Licht und kleidete sich an. Vielleicht sind doch des Hauses drei andre Seiten frei! dachte er und ging an alle Fenster, die Läden leise öffnend, aber überall war dieselbe heillose Reisigmauer, durch die jeder Ausgang aus dem Hause unmöglich war. Gefangener im eigenen Hause; Gegenstand heillosen Uzes, Spottes und Hohnes; ohne Mittel, sich irgend wie zu helfen, ohne Hoffnung auf irgend welche fremde Hülfe, weil Allen verhaßt! Das waren Erkenntnisse, die ihn zur Verzweiflung brachten. Er rannte, wie ein Wahnsinniger herum und draußen das wildeste, ausgelassenste Halloh! Es war zuviel. Er sank auf sein Bette; grub sein Angesicht in die Federdecke; verwünschte den Gedanken an die Heirath mit Bärbelchen und — weinte laut vor Zorn und Grimm. —

Wie schon gesagt, war das ganze Dorf versammelt und überließ sich den Ausbrüchen seiner Laune in allerlei Gerede und Gelächter.

Bärbelchens Vormund war schon zu Bette, als das Halloh ausbrach. Er konnte nicht unterscheiden, was es war und dachte zuerst auch an Brand. Schnell kleidete er sich an; rief Bärbelchen; befahl seiner Frau Alles, was besondern Werth habe, zu packen in Körbe, Kasten und Säcke und eilte dann hinaus, an die Stätte des Lärms.

Starr vor Ueberraschung, Staunen — dann Scham und Zorn stand er da und starrte die riesenhafte Reisigmauer an. Jetzt umringte ihn ein großer Kreis und alte, ehrenwerthe Männer hielten ihm sein schändliches Verfahren vor und nicht auf die glimpflichste, wohl aber durchschlagendste Weise. Sie wiesen darauf hin, was auch ihm drohe, wenn er die Heirath nicht rückgängig mache, deuteten auf die Schmach, die auf dem Bräutigam laste. — So in der Presse von allen Seiten, sprach er es vor Allen aus, nie solle Leonhard Bärbelchens Gatte werden! Wehe dir, riefen viele Stimmen,

wenn du dein Wort nicht hältst! Das zu brechen, fehlte ihm der Muth und als einige Männer ihn heimbegleiteten, waren sie Zeugen, daß er Bärbelchen sagte, die Verheirathung sei null und nichtig. Diese Kunde brachten sie zurück, und nun riefen hundert Stimmen: Leonhard an's Fenster! Als dieser oft wiederholte Ruf mit der Drohung begleitet wurde, das Reisig anzuzünden, da überwand er Alles, was in ihm widerstrebte, und gehorchte. Jetzt wurde auch ihm die Bedingung gestellt, daß, wann er Bärbelchen entsage, das Reisig sofort solle weggeräumt werden, widrigenfalls aber —! Das wirkte und auch er gelobte feierliche Verzichtung. Dran denn, Ihr Bürger! rief eine mächtige Stimme, in der Leonhard glaubte den Schultheiß erkannt zu haben, und alsbald griffen Knaben, Jünglinge und Männer, Mädchen, Jungfrauen und Frauen an, das Reisig wieder nach der Waldlichtung zu tragen, von

wannen die Erbauer des Bollwerks sie geholt, und ehe der junge Tag grauete, war nur noch der kleine Abfall der zerbrochenen Aeschen der Ueberrest einer Umwallung, wie wohl nie eine zweite aufgeführt worden ist.

Das gegebene Wort wurde gehalten; denn der Schrecken vor der Volkssprache saß Beiden, dem ehemaligen Bräutigam und dem Vormunde rittlings im Nacken.

Leonhard ertrug den steten Uz nicht. Schon in den nächsten Wochen versteigerte er Haus und Feld und zog nach Amerika. Jakob aber, der armen Wittwe Sohn und Bärbelchens Liebling, steigerte auf einen Wink von ihr, Leonhards Haus und das Beste von seinem Feldgute. Niemand aus dem Dorfe vertheuerte es ihm.

Als aber die acht Wochen um waren, die Bärbelchen zur freien Herrin ihrer Hand und ihres Willens machten, da rief sie der Pfarrer mit dem braven Jakob aus und in allen Gesichtern derer, die in der Kirche waren, las man Freude und Theilnahme.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

Literarische Anzeigen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn**, dem Spinnstubenschreiber.

Der Leibhusar.
Vier deutsche Heldinnen, aus der Zeit der Befreiungskriege.
James Cook. Leben und Thaten des weitberühmten Seefahrers und Erdumseglers.
Deutsche Treue. Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen.
Eroberung von Mexico durch Fernando Cortez.
Die Silberflotte, oder der Herr verläßt die Seinen nicht.
Zwei Ausbrüche des Vesuv's.
Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen.
Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat.
Benjamin Franklin. Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika.
Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.
Hanns Conrad Fischer von der Linth. Leben eines braven Schweizers.
Das Schloß-Novelle. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich des V. von der Pfalz.
Olaf Thorladsen. Eine Isländ. Gesch.
Hualma. Die Peruanerin. Eine Geschichte von der Auffindung der Fieberrinde.
James Watt. Der Erfinder.
George Stephenson. Der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Todtenrabe. Eine Geschichte.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Fry. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffszimmermann und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Patengeschenk. Eine Geschichte.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben d. Feldmarschall Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Büblein.
Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingos.
Das Büchlein v. Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Boorenfamilie von Klaarfontein.
Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der und den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im ind. Inselmeere.
Die Biberfänger. Eine amerik. Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebt.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schüsseling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1663.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Linde. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friederich's Kriegsfahrten anno 1812 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.

60 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! — Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Ein Volksblatt von W. O. von Horn,

dem Spinnſtubenſchreiber.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutſchen Vaterlande

von W. O. von Horn.

Mit Beiträgen von: Dr. G. Hartwig, Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus), C. H. Otto, Dr. Ch. Meyer-Merian, A. W. Grube, Dr. H. Maſius, Paul Stein, Dr. Franz Löher und Anderen.

Erſcheint in Monatsheften zu 48 Seiten groß Octav, deren jedem ein **ſchönes Kunſtblatt** beigegeben iſt.

Preis des Heftes nur 5 Silbergroſchen.

Die Maje gibt Aufſätze aus der Natur- und Weltgeſchichte, Länder- und Gewerbskunde zur Belehrung und Unterhaltung, ſowie Novellen, Geſchichten und Lebensbeſchreibungen. Die Tendenz der Maje iſt auf alles Gute gerichtet, und ein bedeutendes kritiſches Blatt ſagt darüber: „Die Zeitſchrift iſt vor ſo vielen, die ganz ohne Zaum und Bewußtſein, oder geradezu zum Verderb unſeres Volkes in die Welt gehen, nicht genug zu empfehlen.“

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen ſittlichen Boden haben, ſo bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige ſittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbeſorgt in die Hände ſeiner Angehörigen legen, denn jede Zeile iſt rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Die Bände I bis VII, ſauber geheftet, ſind noch vorräthig. Sie eignen ſich zu einem Familienbuch ganz beſonders.

Johannes Scherer oder Tonſor, der Wanderpfarrer in der Unterpfalz. Von **W. O. von Horn.** Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641. Mit einer Abbildung. Geh. Preis: 10 Ngr.

Franz Kerndörfer. Eine Geſchichte aus dem lieben Handwerkerſtande und für ihn erzählt von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage.

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist soeben erschienen:

Die physische Lebenskunst

oder

praktische Anwendung der Naturwissenschaft

auf

Förderung des persönlichen Daseins.

Ein Familienbuch

von

Dr. med. H. Klencke.

Vollständig in **30 Druckbogen** in 8°, welche in **5 Lieferungen** ausgegeben **wurden. Subscriptionspreis jeder Lieferung nur 9 Ngr.**

Inhaltsverzeichniß. 1. Der Selbsterhaltungstrieb und die Wissenschaft (Einleitung). — 2. Zu langsames und zu geschwindes Leben. — 3. Wachen und Schlaf. — 4. Luft, Licht und Wasser und das Leben. — 5. Der Stoffwechsel und dessen Ersatz. — 6. Die Kunst richtig zu essen und zu trinken. — 7. Das Salz des Lebens. — 8. Die Verdauungsfertigkeit. — 9. Die Krankheitsanlage. — 10. Arbeit und Beruf. — 11. Die Cultur des Leibes und Geistes. — 12. Klima, Kleidung und Wohnung. — 13. Die Gewohnheiten. — 14. Die Medicamente und Curen. — 15. Die Geselligkeit und das Reisen. — 16. Das Gleichgewicht im Geiste und Gemüthe. — 17. Die Vorsicht in Gefahr. — 18. Liebe und Ehe. — 19. Kinds- und Jugendleben. — 20. Das glückliche Greisenalter. — 21. Der sanfte Tod.

Im Verlage von A. Freyschmidt in Cassel erschien:

Denk an mich.

Eine Sammlung der schönsten Dichtungen.

5te Auflage.

Eleg. gebunden. Preis $^3/_5$ Thlr.

Die feine Auswahl sowohl als die schöne Ausstattung machen das Buch zu jedem Geschenk geeignet.

Verlag von Eduard Beck in Berlin.

Born, J., Clara, oder die Führung zum Licht. Erzählung. Broch. 22½ Sgr.

Schmettau, H. v., Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Lebensbild. Broch. Rthlr. 1.

Brandt's homöopathischer Hausarzt,
bereits in 2ter Auflage erschienen, ist fortwährend in allen Buchhandlungen zu haben. Preis 20 Sgr.

Volksschriften

aus dem Verlage von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M., welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

Becht, J. L. Der Weinkeller auf Schloß Salarn. cart. 6 ngr.
Böttiger, K. W. Allgemeine Geschichte für Schule und Haus. 12. Aufl. broch. 10 ngr.
— — Geschichte der Jahre 1815—52. broch. 12½ ngr.
— — Deutsche Geschichte. 5. Aufl. broch. 10 ngr.
Bunyan, J. Des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Stadt. 4. Aufl. broch. 5 ngr.
Esper, J. Fr. Gl. Angeli de Martelli's Errettung aus der türkischen Gefangenschaft. Neu herausgegeben m. e. Einl. von G. H. v. **Schubert** über die Belagerung Wiens. broch. 7½ ngr.
Glaubrecht, O. Erzählungen für das Volk. 16 Bdchn. cart. 5 Thlr. 21 ngr. Anna. 5. Aufl. 5 ngr. Die Schreckensjahre. 4. Aufl. 8 ngr. Die Heimkehr. 5. Aufl. 10 ngr. Der Kalendermann. 3. Aufl. 12½ ngr. Leiningen. 2. Aufl. 10 ngr. Der Zigeuner. 2. Aufl. 9 ngr. Die Goldmühle. 2. Aufl. 5 ngr. Zinzendorf. 3 Thle. 1 Thlr. Erzählungen aus dem Hessenlande. 2. Aufl. 10 ngr. Das Haidehaus. 10 ngr. Ein böses Jahr. 10 ngr. Die Heimatlosen. 1 Thlr. Neue Erzählungen aus dem Hessenlande. 10 ngr. Das Wassergericht. 10 ngr.
Horn, W. O. v. Auch ein Menschenleben. Erzählung. cart. 7½ ngr.
— — Nothpfennig. 2. Aufl. cart. 5 ngr.
Köhnlein, G. L. W. Erzählungen aus der Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes. 2. Aufl. cart. 7½ ngr.
— — Lesebüchlein für Schule und Haus. cart. 12 ngr.
Märtyrer der evangel. Kirche. Herausg. von **Volkert** und **Brock**. 2 Hefte. 10 ngr.
Porchat, J. J. Drei Monate unter dem Schnee. Mit Vorwort von O. **Glaubrecht**. 2. Aufl. mit Holzschn. 9 ngr.
Schubert, Dr. G. H. von. Das Leben des Obriß Gardiner. 3. Aufl. broch. 5 ngr.
— — Mittheilungen aus dem Reiche. 2. Aufl. broch. 12½ ngr.
— — Lehrbuch der Naturgeschichte. 20. Aufl. broch. 15 ngr.
Stöber, Karl. Die barmherzigen Steine. cart. 12½ ngr.
Treumund, J. Vogelkörbchen. Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Kriegs. broch. 12 ngr.
Vilmar, A. F. C. Zerstreute Blätter. (Aufsätze aus dem hess. Volksfreund.) 2 Bde. 1 Thlr.
Wackernagel, Ph. Trösteinsamkeit in Liedern. 3. Aufl. broch. 15 ngr.

Im Verlage von **A. Gaertner** in Berlin erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wredow's Gartenfreund.

Eine Anleitung zur Erziehung und Behandlung der Gewächse im Gemüse-, Obst- und Blumengarten, in Wohnzimmern, Gewächshäusern und Mistbeeten, sowie der Bäume und Ziersträucher im freien Lande.

Elfte Auflage,

nach den neuesten Erfahrungen vermehrt von

H. Gaerdt, Obergärtner des Herrn Borsig zu Moabit. und **E. Neide,** Königl. Obergärtner in Berlin.

gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr.; dauerhaft geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Siebente Auflage.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schünemann's Neuestes Frankfurter Kochbuch

in mehr als 1600 erprobten Kochvorschriften.

Mit Titelkupfer. In Cambric geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Die Vorzüglichkeit der Frankfurter Küche ist längst allgemein anerkannt. Durch die Berücksichtigung der Lieblingsgerichte und Leckerbissen aller Nationen, die uns der Dampf aus Süden und Norden zuführt, spricht die „Frankfurter Küche" sozusagen die Sprachen aller Lande und hat die Tafelgenüsse aller civilisirten Nationen in sich aufgenommen.

Kein Wunder daher, daß unser Kochbuch eine allgemeine stets wachsende Verbreitung gefunden und in kurzer Zeit bereits sieben Auflagen erlebt hat. — Der Verfasser, der in einer fürstlichen Küche seine Kunst erlernt und geübt, der die englische Küche in ihrem Heimathland aus längerer Praxis sich angeeignet, und eine Reihe von Jahren die erste Stelle als Koch in einem der ersten Gasthöfe bekleidet hat, mußte wohl vorzugsweise der Mann sein, welcher im Stande war, dieses Buch ebensowohl für herrschaftliche Küchen — seiner äußerst feinen und neueren Gerichte wegen —, als für Gasthöfe — seiner Reichhaltigkeit und gewissenhaften Benutzung aller vorhandenen Speisen wegen — und aus diesen angeführten Gründen nicht minder auch für bürgerliche Haushaltungen brauchbar zu machen.

Ganz besonders möchten wir aber auch das Buch jungen Mädchen zur Lektüre empfehlen, die noch frei von moderner Unnatur sind und den schönen Beruf einer tüchtigen Hausfrau höher achten als Putz und Gesellschaften.

Frankfurt a. M. **J. D. Sauerländer's Verlag.**

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Baumann, J., Naturgeschichte für Volksschulen. Sechste verbesserte Auflage von Prof. Dr. Schmidt. Mit 150 Holzschnitten. gr. 8. 1865. 10 Sgr. 36 kr. rhein.

Blunt, Revd. J. J., Mitglied des St. Johns-College Cambridge. Eine Skizze der Reformation in England. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Heinr. Fick. 24 Bog. 8°. 1863. Geh. 17½ Sgr. fl. 1.

Friederich, Dr. C., Senior und Consistorialrath ꝛc., Serena. Ein Buch häuslicher Andacht für religiös gebildete Töchter. Fünfte Miniatur-Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Hungari, A., Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen. 2 Bände mit 2 Stahlstichen nach Prof. L. Richter. Zweite vermehrte Miniatur-Ausgabe. Geb. mit Goldschnitt. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 40 kr.

Kirchner, Dr. K. M., evangel. luth. Stadtpfarrer, Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Ein Erbauungsbuch für christliche Familien. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Eleg. geb. in Cambric. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

— — Das heilige Abendmahl und seine Beziehungen auf das Leben. Ein Beicht- und Communionbuch für evangelische Christen. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1863. Broch. 15 Sgr. 54 kr. Eleg. geb. m. Goldschn. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Kühner, Dr. C., Pädagogische Zeitfragen für Eltern und Schulmänner. gr. 8°. geh. 1863. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Marbach, Dr. Joh., die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 8°. 8 Bogen. Geh. 12½ Sgr. 45 kr.

— — Sulamit. Das schönste Lied der Liebe. Neue Uebersetzung. Miniatur-Ausgabe. 15 Sgr. 54 kr.

Sudhoff, Lic. Karl, Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde, Geschichte der christlichen Kirche. In Vorlesungen dargestellt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Elegant gebunden in Cambric. Rthlr. 2. 24 Sgr. fl. 4. 48 kr.

— — Communionbuch. Zweite Auflage. 1860. Brochirt. 16 Sgr. 54 kr. In Cambric gebunden mit Goldschnitt. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Weismann, Dr. H., Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert. 8°. 1863. geh. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. rhein.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Birnbaum, Dr., K., Privatdocent in Gießen, **Lehrbuch der Landwirthschaft.** Vollständig in drei Bänden. I. Band: Allgemeine Landwirthschaftslehre. (24 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — II. Band: Specielle Landwirthschaftslehre. (60 Bogen.) Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. — III. Band: Betriebslehre. (19 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Cassel, B., Rathgeber bei dem **Kleinhandel und Gewerbsbetrieb.** Vollständige Anleitung zur gründlichen Führung dieser Geschäftszweige im Rechnen, in Wechselbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnissen, sowie über Wechsel- und Coursrechnung, im Briefschreiben, in der einfachen, sowie in der gewerblichen Geschäfts- und Buchführung. 8°. Geh. 15 Sgr. 54 kr.

Glaser, Dr., Ludwig, **die Naturkunde in ihrer Beziehung zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft,** zur Bildung rationeller Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundiger Hausfrauen leichtfaßlich dargestellt. Mit 106 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8°. 1856. Geh. (25 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Hamm, Dr. Wilh., „Lust, Lob und Trost der edlen Landwirthschaft." Lieder- und Lebensbuch für den Landwirth in einer Auswahl von deutschen Gedichten. 20 Bog. 8°. in illustrirtem Umschlag. Geh. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

— — **Südöstliche Steppen und Städte.** gr. 8°. 1862. Geh. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Heckler, Joh. Bapt., Fürstl. Metternich'scher Weinbergs-Inspector und Kellermeister zu Schloß Johannisberg. **Weinbaulehre** oder faßliche Anweisung zur Anlegung und Behandlung der Weinberge, zur Weinbereitung, Weinbehandlung ꝛc. Zweite vermehrte Auflage. 1858. 14 Sgr. 48 kr.

Hofmann, Joh., die Cultur der Futtergräser und Futtergemenge auf den Feldern, Wiesen und Weiden. Nach eigenen Erfahrungen dargestellt. 8°. 1863. Geh. 12 Sgr. 42 kr.

Kölges, B., **Bibliothek der gesammten Weinbau-, Weinbereitungs- und Weinerziehungskunde,** erläutert durch die bewährtesten Grundsätze der vegetabilisch-organischen Chemie. Ein **önologisches Real-Wörterbuch,** bearbeitet für Weinbauer, Weinerzieher, Weinhändler ꝛc. gr. 8°. 1848. In Cart.-Einband. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr.

Lenz, A. F., Hofgärtner, die Zierpflanzen unserer Blumenbeete, Blumenkumpen, Blumengebüsche und Blumengestelle der Zimmer und Pflanzenhäuser. Zwei Theile. 8°. 1844. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Lobe, Dr. W., die neueren und neuesten Culturpflanzen für den Landwirth und Gärtner. Nach Arten, Abarten und Anbau systematisch beschrieben. 1863. 8°. geh. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Metzen, Ph. J., Leichtfaßliche Anleitung zur Construction und Aufstellung aller regulären und declinirenden Sonnenuhren auf ebenen Zifferblättern. Mit 47 Holzschnitten. gr. 8. 1858. geh. 12½ Sgr. 45 kr.

Meyer, J. G., die landwirthschaftliche Buchführung für den mittleren Bauernstand und den größeren Gutsbesitzer. Mit liniirtem Schreibbuch, den Ernte-, Fruchtverräthe-, Viehstand- und Dungregistern und einem Hausnotizbuch für den Landwirth. gr. 4°. 17½ Bog. Cart. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Ritter, J., das Leben und die Ernährung der Pflanzen, besonders der Culturpflanzen. Für praktische Landwirthe bearbeitet. 8°. 1863. Geh. 12 Sgr. 42 kr.

Schneider, Dr., H. K., die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange. In populären Briefen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. Dargestellt für Landwirthe, Lehrer und Gemeindevorstände. Vollständig in drei Bänden. I. Band: Der Ackerbau. (30 Bogen.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — II. Band: Die Viehzucht. (19 Bogen.) Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. — III. Band: Garten-, Obst-, Wein- und Wiesenbau, landwirthschaftliche Gewerbe, Buchführung ꝛc. (26 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Schwarzmantel, der Hausthierarzt auf dem Lande. Ein Noth- und Hilfsbuch für alle Viehbesitzer, die bewährtesten homöopathischen und allopathischen Heilmittel enthaltend. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 1864. 8°. cart. circa 16 Bogen. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.

Wild's praktischer Rathgeber. Ein Magazin wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher wie technisch-chemischer Erfahrungen für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen. Auf's Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet vom Prof. Dr. Rud. Böttger. Achte Auflage. 1862. (25 Bog.) 8°. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Die **Jahrgänge 1849, 1850** und **1851 der Spinnstube** sind vergriffen! Die **Jahrgänge 1847, 1848** und **1852** bis **1860** haben wir, um vielfachen Anfragen zu genügen und den zahlreichen neuen Abnehmern die Anschaffung der früheren Jahrgänge zu erleichtern, auf 8 Sgr. 28 kr. herabgesetzt. Die **Jahrgänge 1861** bis **1864** dagegen kosten unverändert 12½ Sgr. 45 kr.

Von dem Verfasser der Spinnstube sind im selben Verlag ferner erschienen:

Des

alten Schmiedjakobs Geschichten.

Supplement zu W. O. von Horn's gesammelten Erzählungen. Neue Volksausgabe.

Mit Stahlstichen und 190 Illustrationen von Prof. L. Richter.

Drei Bände

oder 15 Lieferungen à 4 Sgr. 12 kr. rhein.

Schmiedjakobs Geschichten gehören bekanntlich zu dem Vorzüglichsten aus der Feder des gefeierten Volksschriftstellers. Wenn es daher auch nicht in dem ursprünglichen Plan lag, diese kleineren Geschichten in die nunmehr beendigte Sammlung der Erzählungen in 50 Lieferungen oder 12 Bänden (s. die inneren Seiten des Umschlags) aufzunehmen, so haben wir uns doch, von vielen Seiten aufgefordert, nachträglich entschlossen, unseren geehrten Subscribenten durch Ausgabe weiterer 15 Lieferungen à 4 Sgr. oder 12 kr. rhein. eine willkommene Gelegenheit zur Anschaffung dieser durch Prof. Richter reich illustrirten Supplementbände zu dem billigen Preis der Volksausgabe zu bieten.

Neueste Volks- und Jugendschrift

vom Spinnstubenschreiber.

Silberblicke.

Züge aus dem Leben ausgezeichneter Menschen,

gesammelt und der Jugend wie dem Volke dargeboten von

W. O. von Horn.

Erster und zweiter Band.

Geh. à Rthlr. 1. 5 Sgr. ö. W. — Elegant carton. à Rthlr. 1. 10 Sgr. ö. W. 24 kr. Jeder Band mit 6 Illustrationen in Tondruck.

Eine Sammlung von Biographien ausgezeichneter Menschen aus den verschiedenen Lebensverhältnissen, daraus sich Alt und Jung zur Nacheiferung spiegeln und Geist und Gemüth daran erheben kann. Eine köstliche Weihnachtsgabe, die — so hoffen wir — von den zahlreichen Freunden der Spinnstube und ihres allbeliebten Verfassers mit Freuden willkommen geheißen wird.

Im Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. sind erschienen:

Franz Trautmann's Volksschriften.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Mit 8 Illustr. von Muttenthaler. 8. Geh. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Die Abenteuer

Herzogs Christoph von Bayern,

genannt der Kämpfer.

Ein Volksbuch,

darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Zwei Bände mit zwei Illustrationen. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. rhein.

Die gute alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Darin frohe und ernste Kunde zu finden, vom bösen Junker Sarazin, dem Wettermacher von Frankfurt ꝛc.

24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Heitere Städtegeschichten

aus alter Zeit.

„Kühn und munter, Fromm mitunter."

Mit illustr. Umschlag. geh. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr. rhein.

P. Thumann pinx. Ad. Neumann sculpt.

Zur Erzählung:

DIE VORARLBERGERIN.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1866.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

...ECA
...A.
MOGUNTINA

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Holzschnitt)	1
2.	Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1865. (Mit Holzschnitt)	25
3.	Eine Vorarlbergerin. Lebensbild aus den Jahren 1848 und 1849. (Mit dreizehn Holzschnitten)	27
4.	Geistesgegenwart. (Mit zwei Holzschnitten)	74
5.	Ein Räthsel	80
6.	Fluch und Segen. Eine Geschichte aus nicht sehr ferner Zeit. (Mit sieben Holzschnitten)	82
7.	Ein Räthsel	108
8.	Ein kecker Husarenstreich und der erste Schuß im siebenjährigen Kriege. (Mit drei Holzschnitten)	109
9.	Altes Gold. (Mit Holzschnitt)	118
10.	Noch ein Stücklein altes Gold und Etwas dazu	119
11.	Gott vergelt's Tausendmal! (Mit neun Holzschnitten)	124
12.	Ein Räthsel. (Mit zwei Holzschnitten)	153
13.	Der Kriegsschüler. Eine Geschichte aus der Revolutionszeit in Baden. (Mit sechs Holzschnitten)	155
14.	Der Welt Lohn. (Mit fünf Holzschnitten)	176
15.	Eine Hand wäscht die andere. Ein Stücklein aus der traurigen Rheinbundszeit. (Mit drei Holzschnitten)	192
16.	Eine Anekdote	201
	Berichtigung	202

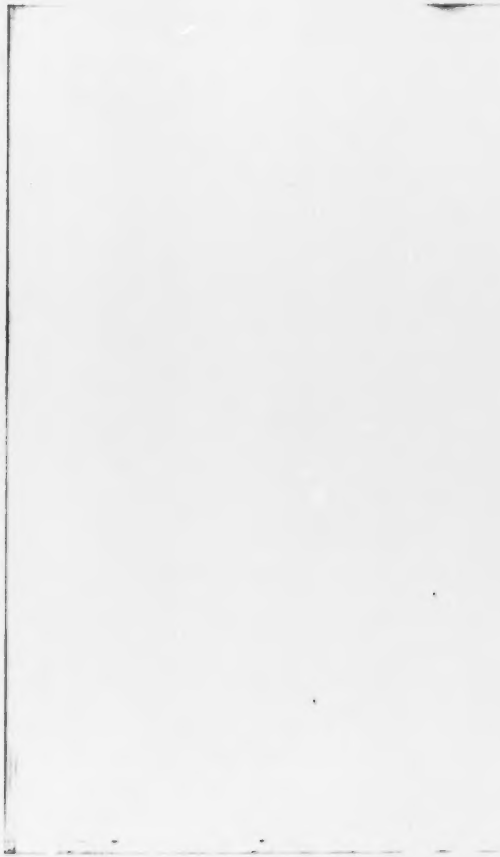

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

So oft ich, meine lieben alten Freunde, mit dieſem frommen Gruße in Euern Kreis eintrete, iſt's mir auch immer um's Herz, als müßt' ich Euch gleich etwas mitbringen, was ſolchem Gruße entſpricht: irgend ein Wort der Erinnerung und der Mahnung, welches dazu helfen könne, daß dieſer Gruß bei Euch je mehr und mehr zur Wahrheit werde. Und Ihr wißt, ich hab's ja ſo gehalten bisher; hab' Euch aus treuem väterlichem Herzen manch' Wörtlein hierhergeſchrieben, das Euch hinführen ſollte zu dem reichen Herrn und Gotte, der mit ſeiner überſchwänglichen Gnade grüßen und ſegnen will Alle, die zu ihm aufblicken, und zu dem Herrn Jeſu Chriſto, der als der rechte Heiland Hülfe, Heil und Troſt ſchaffen kann und will nicht bloß für jedes mühſelige und beladene Herz, ſondern auch für alle Nöthe und Schäden, daran unſer häusliches und öffentliches Leben krank iſt.

Und habt Ihr Euch ſolche wohlgemeinte Worte nur dahin geſchrieben, wo ſie, wie das Sprüchwort ſagt, kein Huhn mehr auskratzt, in Eure Herzen hinein, und habt ſie

Euch auch einen Wegweiser ſein laſſen für Euer Thun und Leben: dann hoffe ich, daß Ihr erfahren habt, Euer alter Freund, der Spinnſtubenſchreiber meine es gut mit Euch. Und es ſoll mich von Herzen freuen, und ich will dem Herrn dafür von ganzer Seele danken, wenn Ihr mir darum mit Vertrauen abnehmt, was ich Euch auch fürder, ſo der Herr will, in Liebe darreichen werde an ſolchen Erinnerungen und Mahnungen. Freilich, die Arzneien, die ich Euch damit verſchreibe für Herz und Haus, ſchmecken wohl nicht immer ſüß und lieblich, ſo wenig wie die Pillen und Mixturen, die der Doktor verſchreibt und der Apotheker macht. Aber Ihr müßt mir das nicht übel nehmen und auf mich darum nicht ſchelten, wie Ihr's wohl auf den Doktor thut, wenn der Euch ein recht garſtig Tränklein verordnet hat; denn im Grunde bin ich's ja doch nicht, der die Recepte ſelber macht, ſondern ich nehme ſie nur heraus aus dem großen alten Arzneibuche des rechten Arztes, bei welchem Alles probatum iſt, was er ſagt und verordnet, aus dem heiligen Worte des Herrn. Wem aber das bitter däucht, während doch David im 119. Pſalme davon rühmt, es ſei ſeinem Munde ſüßer denn Honig, ja, der muß eben zuſehen, ob nicht an ihm ſelber die Schuld liegt und an ſeinem verdorbenen Geſchmacke oder Magen. Alſo nichts für ungut! Und nun zu Dem, was mir diesmal auf dem Herzen liegt!

Da iſt vor nicht langer Zeit in meiner Nähe ein großes landwirthſchaftliches Feſt gefeiert worden, bei welchem für allerlei ausgezeichnete Leiſtungen in der Landwirthſchaft Preiſe ausgetheilt wurden. Und unter dieſen Preiſen waren auch ſolche für treue Dienſtboten, die längere Jahre bei derſelben Herrſchaft ausgehalten hatten. Ich muß ehrlich geſtehen, daß ich etwas betroffen war, als ich ſolches hörte. Denn, dachte ich bei mir ſelbſt, wo man ſo öffentlich Preiſe für treue Dienſtboten ausſetzt, da iſt's gewiß ein Beweis, daß ſolche treue Dienſtboten etwas gar Rares ſind. — Und als ich nachher hörte, daß aus dem Bereiche einer ganzen Provinz nur ſieben Dienſtboten ſich gefunden hatten, welche eines Preiſes werth erachtet wurden, da ſah ich meine Gedanken

nur allzusehr bestätigt. Und wie ich dann diesen Gedanken noch weiter nachging und mich an die Klagen alle erinnerte, die mir schon in meinem langen Leben über untreue Dienstboten zu Ohren gekommen waren, und zwar in den letzten Jahren immer häufiger und häufiger, da wollte es mir scheinen, als sei das wieder einmal so ein fauler Fleck, so ein offener Schaden an unserem Volksleben, für den es noththue, aus dem oben erwähnten Arzneibuche ein wirksames Recept zu suchen.

Und so gut ich es gefunden habe, will ich Euch, lieben Freunde, dies Recept nun hierherschreiben, ein Recept also gegen die Gesindenoth.

Im Grunde freilich darf's nicht bloß Ein Recept sein, denn wie fast bei jeder Krankheit und Leibesnoth, zumal bei jeder inneren, nicht bloß ein Glied leidet und des Arztes bedarf, sondern immer mehrere oder alle zusammen, gerade so ist's auch bei der Gesindenoth. Da ist's nicht bloß das Gesinde selber, das krank ist und an vielerlei Schäden leidet, sondern es sind ebensowohl auch die Herrschaften, die einer gründlichen Kur bedürfen, wenn die ganze Noth gehoben werden soll. Ja in hundert Fällen sind's vornämlich die Herrschaften, von welchen die ganze Noth ausgeht. Darum, und weil ja doch einmal die Herrschaften gleichsam als das Haupt an dem kranken Leibe angesehen werden müssen und das Gesinde nur als die dienenden, untergeordneten Glieder, so will ich denn auch zuerst das Recept für die Herrschaften hierherschreiben und dazu von ganzer Seele sprechen: Walt's Gott, daß es hilft und wirket eine recht „gute Besserung"!

Also:

Für die Herrschaften.

Erstes Mittel: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.

Na, denkt da der Gevatter und schüttelt nachdenklich das Haupt, gegen dieses Mittel kann man freilich nichts einwenden: denn es ist probatum für Jedermann. Aber, wie es gerade gegen die Gesindenoth helfen soll, versteh' ich nicht.

Und doch, lieber Gevatter und ihr lieben Freunde aus der Spinnstube alle, es hilft sicherlich, ja es ist sogar dasjenige Mittel, ohne welches alle die anderen, die nachher noch folgen sollen, ganz wirkungslos bleiben.

Oder denkt Euch einmal einen Knecht oder eine Magd, aus einer frommen, christlichen Familie stammend und von Kind auf gewöhnt, das Eine, was noth ist, zu suchen und den Herrn allewege vor Augen und im Herzen zu haben — denkt Euch die einmal, wie sie nun in den Dienst einer Herrschaft kommen, welche nur den Mammon zu ihrem Gotte erwählt hat und das Zusammenscharren von Geld und Gut als das allein Nothwendige ansieht. — Was wird daraus werden?

Nun, in den ersten Wochen der Dienstzeit wird vielleicht die Herrschaft den frommen Knecht oder die fromme Magd gewähren lassen, wird nichts dagegen sagen, wenn sie sich am Sonntagmorgen zur Kirche rüsten und am Sonntagnachmittage ihre Bibel oder ihr Gebetbuch zur Hand nehmen und sich still damit in eine Ecke des Zimmers setzen und lesen; ja sie wird sich vielleicht sogar des frommen Gesindes freuen in der Hoffnung, nun auch von demselben treu bedient zu werden. — Aber, wie lange wird's währen, so ist's der Hausfrau doch zu arg, daß die Magd jeden Sonntag zur Kirche gehen will, in die sie selbst höchstens an den hohen Feiertagen einmal geht — und dem Herrn wird es auch verdrießlich, solch einen „Kirchenläufer" zum Knechte zu haben und sich am Ende um seinetwillen noch von den Nachbarn verspotten lassen zu müssen — und beide, Herr wie Frau, werden bald einig, daß solch Wesen jetzt ein Ende nehmen müsse. —

Da kommen denn zuerst allerhand spöttische Bemerkungen, die dem Knechte oder der Magd, scheinbar absichtslos, hingedrückt werden — und wie oft reichen die ja leider aus, den gewünschten Zweck zu erreichen und das schwache Herz von seiner Frömmigkeit zu kuriren! — Oder, wenn diese spöttische Bemerkungen nicht helfen wollen, so werden mit erfinderischer Schlauheit allerhand Geschäfte aufgesucht, welche

nothwendig, wie die Herrschaft sagt, am Sonntagmorgen abgethan werden müssen, und dann keine Zeit zum Kirchengehen mehr übrig lassen. Und am Sonntagnachmittage, wo es der Hausfrau auch schon längst ein Dorn im Auge ist, daß sie den Knecht und die Magd in der Stube herumsitzen hat, da werden beide mit höchst wohlwollenden Worten ermuntert, doch ein wenig zu ihren Kameraden zu gehen und mit denen sich ihres Lebens zu freuen.

Nun, und wenn dann das Gesinde endlich so weit gebracht ist, daß es nur höchst selten noch am Sonntage etwas hört von Gott und Gottes Wort, wenn es aber dafür in die rohen, unfläthigen Gesellschaften anderer Knechte und Mägde gedrängt ist, denen schon lange alles Heilige ein Spott ist: da darf man ja wohl kühnlich fragen: wo ist ein jugendliches Herz, das unter solchen Verhältnissen nicht gar schnell bankerott würde an seiner Frömmigkeit und den verderblichen Einflüssen einer solchen Umgebung unterläge? Davon ganz zu geschweigen, daß es ja eine Unzahl von Herrschaften gibt, die gottvergessen genug sind, um ihres Vortheils willen das Gesinde sogar zu Schlechtigkeiten aller Art anzuleiten, die, zum Exempel, dem Knechte befehlen, daß er den Nachbarn draußen im Felde von ihren Aeckern wegackere, oder in den Wald gehe, Holz zu stehlen, oder was dergleichen mehr ist. Meinet Ihr, ich griffe das aus der Luft? Nein, ich könnt's mit Händen greifen, denn es hat Fleisch und Blut! —

Wenn nun aber in einem solchen Hause aus der anfangs frommen, treuen, gewissenhaften Magd gar bald eine untreue, hoffahrtige, leichtsinnige Dirne wird und aus dem anfangs frommen, treuen, gewissenhaften Knechte ein Säufer, Spieler, Nachtschwärmer — dann darf man ja wohl mit vollem Fug und Recht fragen: wer trägt die Schuld? Das Gesinde oder die Herrschaft? — Und ich meine, die Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand. Verstanden? —

Aber nun schaut auch einmal in ein solch' Haus hinein, darin jenes Sprüchlein da oben zwar nicht über die Thüre, aber wohl in die Herzen des Hausvaters und der Hausmutter

eingeschrieben steht und von ihnen gleichsam als die Hausuhr geachtet ist, darnach das ganze Hauswesen eingerichtet wird: in ein solch' Haus, darin kein Tagewerk begonnen und keins beschlossen wird ohne gemeinsames Beten und Betrachten des göttlichen Wortes, darin kein Fluchen, Hadern und Zanken vernommen wird, sondern nur Worte der Liebe und des Friedens, nur Solches, was lieblich ist und wohllautet, darin der Hausvater und die Hausmutter Allen voranleuchten mit einem ächten, rechten Christenwandel und es immer vergessen, daß ihnen ein heilig Wächteramt von dem Herrn vertrauet ist über Alle, die ihrem Hauswesen angehören, ein Wächteramt über ihre unsterblichen Seelen, von dessen treuer Führung sie dermaleinst werden strenge Rechenschaft geben müssen. — Freilich, Ihr werdet wohl lange suchen müssen, ehe Ihr solch' ein gesegnetes Haus findet; denn es ist in unserer gottvergessenen, nur auf irdischen Gewinn und fleischlichen Genuß bedachten Zeit ein selten Ding um solche Häuser. Aber habt Ihr eins gefunden, so sehet doch einmal zu, wie es denn da um die Dienstboten steht, ob denn auch da soviel Noth und Klage ist mit untreuem, faulem, lüderlichem Gesinde. Ich wette Hundert gegen Eins, daß Ihr in solchen Häusern von solchen Klagen wenig oder nichts zu hören bekommt.

Einmal wird ja eine solche Herrschaft, der das Trachten nach dem Reiche Gottes die vornehmste Sorge ist, gar kein Gesinde annehmen, welches nicht guten Leumund und gute Zeugnisse hat; — oder wenn sie, durch falsche, gewissenlose Zeugnisse früherer Herrschaften getäuscht, doch einmal an schlechtes, verlottertes Gesinde gekommen ist, das sich in eine christliche Hausordnung nicht fügen will — nun so wird sie halt nicht lang Federlesens mit demselben machen, sondern ihm je eher, je lieber den Laufpaß geben.

Aber meint Ihr denn nicht auch zum Andern, daß für manchen Knecht und für manche Magd, die vielleicht erst auf den Wegen des Leichtsinnes und der Lüderlichkeit die ersten Schritte gethan haben, ein ächt christliches Hauswesen, darein sie versetzt werden, das gesegnete Mittel werden könnte, sie herumzuholen und wieder auf den rechten Weg zu

bringen? — Meinet Ihr nicht, daß da, wo nur Worte der Liebe und des Friedens gehört werden bei Herr und Frau und Kindern, daß da auch gar bald der Knecht sich genöthigt sehen wird, seinem Munde einen Zaum anzulegen und sich schämen wird, nach gewöhnter Weise zu poltern und zu fluchen, oder daß da auch die Magd ihr Züngelein behüten wird vor faulen Redensarten und Zoten, mit welchen sie sonst die Herzen der Kinder vergiftet haben würde? — Meinet Ihr nicht, daß da, wo die Herrschaft ihres Wächteramtes eingedenk ist und es auch an dem Gesinde gewissenhaft übt, daß da auch gar bald das Nachtschwärmen ein Ende haben wird und das Umherfegen auf allen Tanzböden und Kirchweihen, das für so manches Knechtlein und Mägdlein der Fallstrick ist, der sie in's Verderben reißt? — Meinet Ihr nicht, daß das Gesinde, wenn es so durch strenge Hauszucht an dem leichtsinnigen Vergeuden seines Lohnes gehindert wird und nun zu seinem Erstaunen sieht, wie es doch möglich ist, von dem geringen Lohne, über den es sonst immer zu klagen hatte und der nie ausreichen wollte, sogar noch etwas zurückzulegen am Jahresschlusse, daß es dann auch seine Unzufriedenheit und sein trotziges, mürrisches Wesen ablegen und an einem eingezogenen, sparsamen Leben Freude finden wird? — Und, was ja doch die Hauptsache ist, meinet Ihr denn, daß das tägliche gemeinsame Gebet, die tägliche Betrachtung des Wortes Gottes, überhaupt der fromme christliche Sinn, der in einem Hause herrscht und allenthalben sich kund gibt, ganz ohne heiligenden Einfluß bleiben könne auf die Herzen und Sitten des Gesindes?

Dann müßten ja alle die köstlichen Verheißungen von der wunderbaren Kraft des Wortes Gottes, wie sie geschrieben stehen Jesaia 55, 11; Jeremia 23, 29; 2. Petri 1, 19; Ebräer 4, 12 ꝛc. nur leere, vergebliche Worte sein; dann könnte das Heilandswort Matthäi 18, 19 keine Wahrheit haben, das ja dem gemeinsamen Gebete so wunderbar reichen Segen verheißt; dann wäre alles Das, was von der gewaltigen Macht des Beispiels geredet und tagtäglich erfahren wird, eitel Lug und Täuscherei.

Nun, Gevatter, meint Ihr auch jetzt noch, daß das oben genannte Mittel nicht gegen die Gesindenoth helfen könne? — Freilich, wenn's helfen soll, so muß es, wie jede rechtschaffene Arznei, auch wirklich eingenommen werden. Und da mag's denn wohl sein, daß viel hundert und tausend Herrschaften schon einen Schauder bekommen, wenn sie nur an dieses Mittel denken; denn dem natürlichen, gottentfremdeten Herzen däucht dasselbe ja bitterer wie Wermuth und Galle. Und 's ist auch wirklich bitter und geht schwer ein in jegliches Herz, das bisher immer nur am Ersten nach der Welt und ihren Gütern, Reichthümern und Genüssen getrachtet hat, und das nun mit Einem Male von dem Allem sich losreißen und mit all' seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen sich auf etwas ganz Anderes hinwenden soll, daran es bisher vielleicht nie gedacht hat. Aber bittere Arznei muß ja auch sein, und gerade die heilsamste Arznei ist ja gewöhnlich auch die bitterste.

Darum wende und drehe Dich nicht, „lieber Freund, wenn Du willst, daß Dein krankes Hauswesen gesund werde, sondern greife frisch nach jenem probaten Mittel, das ja ohnehin ein Mittel ist nicht bloß gegen die Gesindenoth, sondern gegen jegliche Noth im Hause und im Herzen, wie geschrieben stehet bei St. Paulus, 1. Timoth. 4, 8; greife aber darnach mit gefalteten Händen und gebeugten Knieen und vergiß nicht, daß, noch mehr wie bei jedem anderen Arzneimittel, gerade bei diesem Mittel an dem Segen von oben Alles gelegen ist. Und dann gesegne Dir's Gott, daß es Dir hilft zum Frieden im Herzen, zum Frieden im Hause, zum Fortkommen in Deinem irdischen, wie in Deinem himmlischen Berufe!

Aber, denkt der Gevatter vielleicht, wenn er diesen Wunsch gelesen hat, der ja gerade so klingt, als müsse nun wie bei der Predigt das Amen folgen, ist denn das die ganze Weisheit des Spinnstubenschreibers und soll das erste Mittel in seinem Recepte auch das einzige bleiben?

Nun ja, Gevatter, es wäre genug an diesem einzigen, wenn das eben nur von allen Herrschaften eingenommen

und ordentlich kurmäßig Tag für Tag gebraucht würde, bis es wirkt. Aber wie ja der Doktor (zumal wenn der Apotheker sein Schwager ist) selten Ein Mittel allein in's Recept schreibt, ob's auch an dem Einen genug wäre für den Kranken, sondern wie er ja gewöhnlich dem Einen noch mehrere andere hinzufügt, die dazu helfen sollen, daß jenes seine ganze Kraft entwickeln könne, so will ich nun auch noch zu jenem ersten ein zweites Mittel hinzufügen, das ohne Doktorlatein auf gut Deutsch lautet:

Zweites Mittel: Ihr Herrn, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß Ihr auch einen Herrn im Himmel habt!

Und damit der geneigte Leser sehen kann, daß der Spinnstubenschreiber auch damit kein Hausmittel aus seiner eigenen Apotheke verschreibt, sondern eine ächte, rechte Arznei aus dem schon erwähnten Arzneibuche, so frage er nur sein Söhnlein oder Töchterlein, falls dasselbe schon im Katechismus ist, und es wird ihm sagen, daß so der Herr spricht durch den Mund des Apostel Paulus Colosser 4, 1.

Nun, und was will dieser Spruch? —

Was recht und gleich, was recht und billig ist, sagt er also, sollen die Herrn ihren Knechten, und natürlich auch Mägden, beweisen.

Das ist aber doch ein traurig Ding, meint da der Gevatter, daß es der Apostel den Herrschaften seiner Zeit erst noch an's Herz legen mußte, ihre Dienstboten nach Recht und Billigkeit zu behandeln; denn Recht und Billigkeit geht ja doch über Alles.

Ja wohl, Gevatter; aber meint Ihr denn, daß heutzutage solche Mahnung überflüssig wäre, und gar kein Grund mehr vorläge, den Herrschaften Recht und Billigkeit gegen ihr Gesinde einzuschärfen? — Hört 'mal zu, ich will Euch ein paar Exempel bringen.

Da ist der Bärenwirth im Städtchen, der braucht einen Knecht. Ihr wißt, es ist ein großes Gut das des Bärenwirths und Arbeit genug darauf das ganze Jahr für einen

ſtarken, tüchtigen Knecht. Aber der Bärenwirth iſt ein Geizhals, der lieber von ſeinen Gäſten die Groſchen einnimmt, als ſie an andere Leute ausgibt. Nun rechnet er: ein ſtarker Knecht, wie ich einen bedarf, fordert mir einen hohen Lohn; lieber nehme ich um geringeren Lohn einen ſchwächeren Knecht und halte dann in der Arbeitszeit ein paar Taglöhner mehr, oder — — ? Nun, wird gehen!

Gedacht, gethan! — Er miethet ſich da ein Bürſchchen von achtzehn Jahren, willig und fleißig, aber kraus und ſchwach. — Wie nun die Arbeitszeit ankommt, da wollen aber dem Bärenwirthe die guten Gedanken vom Taglöhnerhalten nicht ankommen, und wenn ihm das todmüde Jakobchen Abends ſagt: Herr, ich kann's nicht mehr alleine fertig bringen, nehmt doch für morgen einen Taglöhner — dann weiß mein Herr Bärenwirth nirgends einen Taglöhner zu finden, und das gute Jakobchen geht halt den anderen Tag wieder alleine an die Arbeit und ſchindet und plagt ſich mit ſeinem guten Willen und ſeinen ſchwachen Kräften, bis es von Ueberanſtrengung auf der Naſe liegt und nicht mehr kann. Item, die Taglöhner ſind erſpart!

Nun, Gevatter, was meint Ihr? Iſt das recht und billig, ſo aus dem Geſinde den letzten Tropfen von Kraft und Arbeitsfähigkeit herausſaugen zu wollen und ihm Arbeiten zuzumuthen, welche über ſeine Kräfte gehen?

Und ſolche Bärenwirthe gibt's ja in Hülle und Fülle, wenn ſie auch nicht gerade Schild oder Strauß am Hauſe haben, und ich wette, wenn Ihr Euch nur ein Bischen umſehet, ſo findet Ihr genug Herrſchaften mit ſolch' rauhen Bärenwirthsgedanken und mit ſolch' falſchen Bärenwirthsrechnungen. Denn daß das eine falſche Rechnung iſt, wenn Einer meint, auf dieſe Weiſe etwas profitiren zu können, liegt ja doch wohl ſonnenklar auf der Hand. — Schwacher Lohn, ſchwache Kraft, ſchwache Arbeit, ſchwacher Ertrag — das folgt ja Alles ſo natürlich und nothwendig auseinander und aufeinander, wie der Donner auf den Blitz, wie der Schmutz auf den Regen. — Doch das geht uns hier nichts an, und mag der Herr Bärenwirth ſich aus ſeiner klugen

Rechnung schließlich das Facit selber ziehen und sich dabei die paar Haare seines Kahlkopfes ausraufen, wenn er es nicht vorziehen sollte, sie stehen zu lassen, um eine Perücke zu sparen, zu Deutsch: eine Aexel, die man nicht umsonst kriegt, und die ohnehin bald roth wird.

Aber nach dem Jakobchen wollen wir einmal weiter sehen. — Der liegt nun und ist krank, hat sich wohl gar durch seine übermäßigen Anstrengungen eine Brustentzündung oder ein Nervenfieber zugezogen. — Was thut nun der Herr Bärenwirth? Den ersten Tag brummt und schilt er über den faulen Burschen, der sich lieber in's Bett legt und krank stellt, als an die Arbeit zu gehen, wenn er nicht gar zornig in's Stüblein hinaufsteigt und mit harten Worten den armen Kranken anfährt, daß der, so gut er kann, in die Kleider schlüpft und mit fieberzitternden Händen die nöthigste Arbeit thut, so lange er im Stande ist, sich aufrecht zu halten. Und wenn nun der Herr Bärenwirth selber sich überzeugen muß, daß der arme Bursche wirklich krank ist und nicht mehr kann — —

Nun, dann schickt er doch wohl zu dem Doktor, meint Ihr, Gevatter, und läßt was verschreiben, daß die Krankheit bald vorübergeht?

Ja wohl, Gevatter, wenn's ein Pferd oder eine Kuh wäre, die eine Krankheit hätte, dann würde wohl sofort nach Hülfe und Arznei geschickt werden — aber so, das Jakobchen — — das kann doch nicht verlangen, denkt der Herr Bärenwirth, daß ich mir um seinetwillen auch noch die Umstände mit Doktor und Apotheker machen soll, wenn auch die Kosten — natürlich! — von seinem Jahrlohn abgehen.

Nein, der Wagen wird angespannt und das kranke Jakobchen wird heimgefahren zu seinen Eltern, mag auch das Fieber noch so arg und das Wetter draußen noch so garstig sein! — — Was geht auch den Herrn Bärenwirth das Jakobchen an, wenn es ihm nichts mehr nützen kann mit seiner Arbeit! — — —

Nun, Gevatter, ist das recht? Ist das billig? Ist das auch nur menschlich? Schaudert's Einen denn nicht, wenn

man ſo was hört und erlebt? — Und erleben kann man's alle Tage, wenn man nur irgendwie ſich um ſolche Dinge bekümmert, und hören muß man's oft genug, ſelbſt von ſolchen Herrſchaften, die ſich zehnmal beſſer dünken als ſo ein Bärenwirth. Glaubt mir, es iſt ſo! —

Item, meine Exempel ſind aber noch nicht zu Ende.

Da kenne ich eine Herrſchaft, die klagt fort und fort über ſchlechtes Geſinde, und die Geſindenoth (d. h. die Noth, daß ſie kein Geſinde hat, weil's ihr durchgegangen iſt) kommt regelmäßig in jedem Jahre fünf- oder ſechsmal an ſie. — Frag' ich einmal ein Mädchen, das bei ihr in Dienſten geweſen war, aber auch ſchon nach einigen Wochen wieder ihr Bündel gemacht hatte, während es vorher einige Jahre hinter einander bei einer ſtrengen Herrſchaft gedient und von derſelben die beſten Zeugniſſe bekommen, frag' ich es, warum es doch das gethan habe und fortgelaufen ſei?

Ja, ſehen Sie, iſt die Antwort, bei der Herrſchaft kann's Niemand aushalten. Nicht bloß, daß ſie den ganzen Tag ſchilt und keift und von ihrem Geſinde die ſchwerſte Arbeit verlangt, nein, wenn man dann todmüde heimkommt und ſich an den Tiſch ſetzt, dann bekommt man ein Eſſen vorgeſetzt, welches man auch bei dem größten Hunger kaum hinunterbringt: waſſerharte Kartoffeln, ſchimmeliges Brod, ranzige Butter, halbgares Fleiſch, auch ſolches, das ſchon verdorben iſt u. ſ. w. u. ſ. w.

Aber ſollte denn wirklich die Herrſchaft ſo ſchlecht kochen? frage ich zweifelnd.

O nein, heißt's da, für ſich ſelbſt und ihre Familie kocht ſie freilich ſo nicht, ſondern da wird für den Herrentiſch geſotten und gebraten, daß man's ſchon von Weitem riecht. Aber für das Geſinde iſt Alles gut genug und an dem muß geſpart werden, was am Herrentiſch verſchleckert wird.

Da, Gevatter, hab' ich mir denn ſo im Stillen meine Gloſſen gemacht über das, was dem Geſinde gegenüber recht und billig iſt, und was nicht — und ich denke, Ihr thut's auch.

Und wiederum eine andere Magd, die bei derſelben Herrſchaft gedient hatte, aber auch ſchon nach dem erſten Jahre wieder davon gegangen war, die klagte, daß ihr „Zubehör“ (d. i. das, was an Kleidungsſtücken als Lohn gegeben wird) vom Allerſchlechteſten und Billigſten geweſen wäre: dünne, ſacktuchartige Hemden, verlegener Kattun und Schuhe vom ſchlechteſten, leichteſten Leder — und der Schluß ihres Klagens war die Frage an mich: Kann man denn da zufrieden ſein und bei ſolch' einer Herrſchaft bleiben, die ſo unbillig iſt, ſich an ihrem armen Geſinde bereichern zu wollen?

Da hab' ich denn aus vollem, aufrichtigem Herzen Nein antworten müſſen — und wo iſt Der oder Die, die es nicht auch ſagen müßte?

Ja, was recht und gleich iſt, das beweiſet Euern Knechten! Würde dieſer Spruch von allen Herrſchaften recht beherzigt und befolgt, dann würde gewiß das Klagen über ſchlechtes Geſinde immer mehr abnehmen, und viel Zank und Streit, viel Sorgen und Seufzen würde den Herrſchaften, wie dem Geſinde erſpart bleiben. Ja, es würde unter dem Geſinde dann auch wieder die Elieſersart Platz greifen, die nun faſt ausgeſtorben iſt, die Elieſersart, die bei Einer Herrſchaft in Treuen und Ehren aushält und grau wird und mit der Herrſchaft ſo zuſammenwächſt, daß nur der Tod beide ſcheiden kann.

Freilich iſt's dazu nöthig, daß von allen Herrſchaften auch das recht beherzigt wird, was der Apoſtel Paulus da oben den Herrſchaften einſchärft mit den Worten:

Und wiſſet, daß Ihr auch einen Herrn im Himmel habt.

Nun, und was ſoll damit den Herrſchaften geſagt ſein? Etwa bloß das, daß ſie einen Herrn im Himmel haben, vor dem ſie einſt Rechenſchaft geben müſſen auch über die Art und Weiſe, wie ſie ihr Geſinde behandelt haben, und daß ſie bedenken ſollen ihr heiliges Wächteramt über das leibliche und geiſtliche Wohl ihrer Dienſtboten, die ja, wie es im Heidelberger Katechismus heißt, Gott durch ihre Hand regieren will?

Nun ja, das liegt wohl auch in dem apostolischen Worte, aber der Sinn desselben ist noch tiefer. Es soll damit den Herrschaften auch das eingeschärft werden, daß sie gegen ihre Knechte und Mägde den Hochmuth ablegen sollen, den Hochmuth, in welchem sich so Viele für etwas weit Besseres halten als ihre Diener, den Hochmuth, in welchem sie es unter ihrer Würde halten, mit einem Knechte oder einer Magd in freundlicher, liebevoller Weise zu verkehren. Es sollen die Herrschaften wohl wissen und bedenken, daß sie vor dem Herrn im Himmel nicht das Geringste mehr sind, als ihre Dienstboten, und daß dereinst droben vor diesem Herrn, bei dem ja kein Ansehen der Person ist, alle die Unterschiede des Standes wegfallen, die hier auf Erden Herrn und Knechte trennen. Es sollen die Herrschaften durch diese Erinnerung willig gemacht werden zu einer freundlichen, milden Behandlung ihrer Diener.

Und wenn das der Apostel seinen Lesern zu bedenken gibt in Bezug auf ihre Knechte, die ja dazumal lauter hörige, leibeigene Sklaven waren, wie viel mehr gebührt's dann christlichen Herrschaften, das zu bedenken in Bezug auf ihre christlichen Dienstboten! Wie ist da um so mehr ein freundliches, liebevolles, ja sogar brüderliches Verhältniß am Platze, wie es der Apostel Paulus von dem Philemon fordert, wenn er an denselben schreibt, er möge den entlaufenen Sklaven, Onesimus, der inzwischen ein Christ geworden war, wieder aufnehmen, aber nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, als einen lieben Bruder.

Ei, sagt da vielleicht der geneigte Leser spöttisch, und auch der Gevatter macht ein bedenklich Gesicht dazu — das sollte mir ja aber eine schöne Wirthschaft werden, wenn ich meinen Knecht als Bruder behandeln und mich am Ende gar auf Du und Du mit ihm stellen wollte! Da würde man ja gar nicht mehr wissen, wer im Hause Koch oder Kellner sei und schließlich könnte ich selbst der Knecht meines Knechtes werden.

Aber trotz all' Eurem Kopfschütteln, ihr lieben Freunde, behält der Apostel mit seiner Mahnung an den Philemon

doch Recht, wenigſtens in Bezug auf einen ſolchen Knecht, wie jener Oneſimus einer war. — Denn der war ja ein rechter Chriſt geworden, und wird als ſolcher, auch wenn ihn Philemon, ſein Herr, wirklich als einen Bruder aufnahm und als einen Bruder behandelte, doch nie übermüthig geworden ſein, die Pflichten ſeines Dienerberufes nie vergeſſen und die ſchuldige Ehrfurcht gegen ſeinen Herrn nie außer Augen geſetzt haben. — Denn das iſt ja des ächten Chriſtenthums Art, daß es demüthig macht und treu in dem Berufe, darein man von dem Herrn geſetzt iſt, mag derſelbe auch ſo gering und unſcheinbar ſein, als er will.

Und wenn Euch je das große Glück zu Theil werden ſollte, daß Ihr einen rechten Chriſten zum Knechte bekommt, der aus dem Geiſte Gottes neu geboren iſt, ſo dürft Ihr kühnlich die Probe damit machen, ihn in brüderlicher Weiſe zu behandeln, Ihr werdet's gewiß nicht zu bereuen haben und ſehr wohl dabei fahren. Nur muß dann auch bei Euch das brüderliche Weſen kein künſtlich gemachtes ſein, keine Larve, die Ihr vor Euer hochmüthig, ſelbſtſüchtig Herz gezogen habt, dasſelbe zu verdecken, ſondern es muß der lautere, ungetrübte Ausfluß ſein Eures in der Liebe Chriſti gewurzelten und erneuerten Herzens.

Freilich, das wäre ſehr thöricht, jeden Knecht, jede Magd ohne Ausnahme in ſolch' chriſtlich-brüderlicher Weiſe behandeln zu wollen. Das würde in hundert und tauſend Fällen heißen: Die Perlen vor die Schweine werfen, und würde allerdings in hundert und tauſend Fällen das richtige Mittel ſein, die ganze Wirthſchaft auf den Kopf zu ſtellen. — Aber ich dächte, Eins könnte ſich doch jede Herrſchaft aus jener Mahnung des Apoſtels an den Philemon herausnehmen für jeden Knecht und für jede Magd, das nämlich, daß ſie für ihr Geſinde ein wohlmeinendes Herz haben und ihm auch ein wohlmeinendes, liebevolles Herz beweiſen ſoll.

Jedes Menſchenherz, auch das allerverderbteſte, hat ja ein Bedürfniß nach Liebe, und wo es die findet ächt und aufrichtig und ungefärbt, da iſt's gar bald überwunden und gewonnen, da fühlt's ſich daheim, ob's auch in der weiteſten Fremde wäre.

Ach, und wieviel kommt ja gerade darauf an, daß das Gesinde sich daheim fühlen lernt im Hause der Herrschaft, daß es die bitteren Heimwehgedanken schnell überwindet, die sich ihm anfangs im fremden Hause aufdrängen, zumal wenn es eben erst Vater und Mutter verlassen hat und das Vaterhaus und den Sonnenschein der Liebe, welcher es dort umspielte.

Wenn nun aber so ein Knechtlein oder Mägdlein, das sich eben mit blutendem Herzen von Vater- und Mutterliebe loßreißen mußte, wenn das nun für sein verlangendes, liebebedürftiges Herz im Hause der Herrschaft nichts Anderes findet, als kalte, herzlose Blicke, stolze, herrische Worte, überhaupt so ein vornehmthuerisch Wesen, mit dem die Herrschaft, falls sie es nicht gerade braucht, an dem Gesinde vorübergeht, als ob es gar nicht da wäre, kann es dann wohl je ein Heimathsgefühl für das Haus der Herrschaft gewinnen? Muß es dann nicht sein „Daheim," wo es sein volles Herz einmal ausschütten kann, im Wirthshause suchen oder sonstwo bei Leuten, die ihm wenigstens mit einem Scheine der Liebe und der Theilnahme entgegenkommen? Und was wird's von dorther mitbringen? — Gewiß nichts Anderes als Mißmuth und Groll gegen die Herrschaft, und Unlust zur Arbeit, und — über Kurz oder Lang — Untreue! Merkt's, ihr Herrschaften! —

Aber wie, fragt Ihr da, sollen wir denn vielleicht gar unsere Knechte und Mägde gerade so ansehen wie unser Eins, sie behandeln wie unsre eigene Kinder, sie mitzählen zu unserer Familie?

Da antworte ich Euch denn: Nein und Ja, weil dabei nicht Alles zusammengeworfen werden soll.

Nein, wenn Ihr bei Eurer Frage etwa denkt, es solle Euch zugemuthet werden, mit Eurem Gesinde in ebenso naher und vertraulicher Weise zu verkehren, wie Ihr es mit Euern Kindern und nächsten Angehörigen thut, und ihnen freien, ungehinderten Einblick zu gestatten in all' Eure Familienverhältnisse, ja wohl gar in Eure Familiengeheimnisse. Solche Vertraulichkeit zwischen Herrschaft und Gesinde

thut in den allerseltensten Fällen gut, und die unausbleibliche Folge derselben ist fast immer das Schwinden des Respectes, der Ehrfurcht, die doch einmal nach dem Gebote des Herrn dem Gesinde gegenüber der Herrschaft zukommen.

Ja, antworte ich aber, wenn es sich darum handelt, ob das Gesinde zur Familie gerechnet werden soll, oder nicht, mögt Ihr mich deßhalb auch einer übertriebenen Empfindsamkeit und Weichherzigkeit beschuldigen.

Denn wißt Ihr auch wohl, was das Wort „Familie" eigentlich bedeutet? Es ist ursprünglich ein fremdes, von den alten Römern herstammendes Wort und bezeichnete bei denen gerade ausschließlich die zum Hause gehörende Dienerschaft. Wenn nun aber im Laufe der Zeit dies Wort so an Ehren gewachsen ist, daß es jetzt von uns zur Bezeichnung aller Angehörigen eines Hauses gebraucht wird bis hinauf zu dem Vater und der Mutter, die der Familie Häupter sind, wie sollte es Einem da beikommen dürfen, diejenigen Hausgenossen auszuschließen, die auf dieses Wort ein uraltes Recht haben?

Ja, lieber Freund, wie Du auch verwundert dreinschaust, auch Dein Knecht und Deine Magd, sie gehören zu Deiner Familie, und wohl Dir, wenn Du Dich nicht zu vornehm dünkest, sie als Familienglieder zu betrachten und zu behandeln! — Denn meines Erachtens ist das mit eine wesentliche Ursache der Gesindenoth, die heutzutage eine so brennende Noth geworden ist, daß man sich schämt, das Gesinde zur Familie zu rechnen, daß man das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde als ein bloß äußerliches Contracts-Verhältniß ansieht, wobei die Herrschaft sich mit dem Lohne die Arbeitskraft des Gesindes kauft, im Uebrigen aber sich nichts um das Gesinde glaubt kümmern zu müssen.

Wie war es da doch ehemals so ganz anders!

Ich erinnere mich aus meiner eigenen Erfahrung noch recht wohl solcher Häuser, in welchen Leute aus den höheren Ständen selbst sich nicht schämten, mit ihren Dienstboten an demselben Tische zu essen, und gerade in diesen Häusern konnte ich mich nicht genug verwundern über das anständige

und gesittete Betragen der Dienstboten, das auch den Gästen ihre Gegenwart am Tische nicht unangenehm machte, und über ihr freundliches, herzliches Wesen, dem man es gleich abfühlen konnte, daß die Liebe zur Herrschaft seine Wurzel war.

Und eben dieses gemeinsame Essen, so unwichtig es auch an sich erscheinen mag, denke ich mir als ein starkes Band, welches das Gesinde an die Herrschaft knüpft, stärker noch, als die gemeinsame Arbeit. — Freilich darf's da nicht gehen wie bei jener Herrschaft, von welcher vorhin die Rede war, daß nämlich dem Gesinde andere, schlechtere Speisen vorgesetzt werden, als sie die Herrschaft genießt; denn sonst muß ja das Zusammenessen nothwendig Lüsternheit, Neid und Mißvergnügen bei dem Gesinde erzeugen. Und wiederum möchte das gemeinsame Essen des Gesindes mit der Herrschaft in solchen Häusern nicht räthlich sein, worin der Bauch zum Gotte gemacht wird, und statt der einfachen und gesunden Hausmannskost allerlei Leckerbissen auf den Tisch kommen; denn dadurch würde ja das Gesinde an eine Lebensweise gewöhnt, die es später doch nicht fortsetzen kann und dann schwer entbehrt, oder die, wenn es sie doch fortsetzen wollte, gar schnell das Sprüchwort an ihm zum Wahrwort machen würde: „Gutschmecke, Bettelsäcke," oder wie man droben im lieben Schwabenlande sagt:

Leckerle und Schleckerle
Bringen Dich um's Aeckerle.

Aber in einfachen bürgerlichen Haushaltungen, in welchen dieselben Speisen ja doch der Herrschaft wie dem Gesinde vorgesetzt werden, sollte es denn da nicht möglich zu machen sein, daß Herrschaft und Gesinde auch an demselben Tische sitzen, wenigstens in den gewöhnlichen Fällen? Sollten die Unannehmlichkeiten, die solches Zusammenessen nach der einen oder andern Seite immerhin hat, nicht reichlich aufgewogen werden durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Herrschaft, das dadurch alle Tage beim Gesinde wach erhalten wird, und durch das manierliche, gesittete Betragen, welches sich anzugewöhnen das Gesinde dadurch genöthigt ist?

Item, liebe Herrschaften probirt's einmal, und Ihr könnt

mir im Voraus auf's Wort glauben, daß es Euch nicht gereuen wird, und ich bin gewiß, daß Ihr über Kurz oder Lang denkt: der Spinnstubenschreiber hat doch damit wieder einmal Recht gehabt und wir danken's ihm herzlich.

Aber laßt's bei dem Einen nicht bewenden, um Euern Dienstboten zu zeigen, daß Ihr sie als Angehörige Eurer Familie ansieht. Gestattet ihnen auch weiter, daß sie Theil nehmen an Euern Familienfesten. — So war's auch ehedem. Wenn da des Hausvaters oder der Hausmutter Geburtstag erschienen war, da kamen hinter den gratulirenden Kindern auch wohl die Dienstboten mit ihrem ebenso herzlichen, als rauhen Händedruck, und ich hab's auch erlebt, daß sie mit leuchtenden Augen ein kleines Angebinde brachten, zu dessen Ankauf sie von ihren Sparpfennigen zusammengelegt hatten und dessen freundliche, dankbare Annahme ihnen gewiß im tiefsten Herzen wohlthat und ihre Anhänglichkeit an die Herrschaft verdoppelte. — Oder wenn Kindtaufe im Hause war, so wurde Knecht und Magd nicht bloß mit ihrem Stücke Kuchen draußen in der Küche abgespeist, sondern sie wurden mit hereingerufen als Glieder der Hausgemeinde und durften mit zugegen sein, wenn der neue Ankömmling die Weihe des Sacramentes empfing. — Oder wenn's eine Hochzeit im Hause gab, so war es unantastbare Sitte, daß Bräutigam und Braut im vollen Hochzeitsstaate auch die Gesindestube besuchten und die Glückwünsche auch dorten entgegennahmen, und ich erinnere mich noch sehr lebendig einer alten Liesbeth, die sich bei dieser Gelegenheit nicht halten konnte, der Braut, ihrem Herzenskinde, das sie auf den Armen getragen hatte, lautschluchzend um den Hals zu fallen, ob auch der feine Spitzenkragen dadurch zerdrückt und der lange Brautschleier verschoben wurde. — Und nun gar am heiligen Christfeste, da verstand es sich ganz von selber, daß unter dem leuchtenden Baume neben den Tellern für die Kinder auch die Teller für Knecht und Magd standen, und welche Freude verursachte denen auch das kleinste Geschenk, das sie auf ihrem Teller fanden!

Sehet, liebe Herrschaften, das Alles sind kleine, unbe-

deutende Dinge, die Euch gewiß nicht schwer ankommen können, die aber bei dem Gesinde gar schwer wiegen und die Liebe zur Herrschaft, die Treue gegen sie tief in's Herz hineindrücken. Warum solche gute, alte, heilsame Sitten also nicht auch heutzutage wieder in's Leben treten lassen, oder sie beibehalten, wo sie noch nicht abgekommen sind?! — Wer Güte und Wohlwollen säet, wird Liebe ärndten! — Und wenn Euch auch einmal Einer vorkommt, der statt Liebe Euch Undank ärndten läßt — nun so tröstet Euch mit dem Herrn, und denkt, daß es ihm ja auch nicht besser gegangen ist, als er den Reichthum seiner Liebe und Güte über die zehn Aussätzigen ausschüttete. Und es müßte ja doch arg zugehen, wenn auch Ihr unter zehn Knechten und Mägden, die Ihr mit hausväterlicher und hausmütterlicher Güte behandelt habt, auch nur einen einzigen dankbaren Samariter finden solltet.

Der Samariter aber erinnert mich an noch Einen Fall, in welchem es ganz besonders gilt, dem Gesinde ein wohlwollendes, liebevolles Herz zu erweisen und ihm zu zeigen, daß es auch im Hause der Herrschaft ein „Heim" hat, da man gegen sein Wohl und Wehe nicht gleichgültig ist. Das ist der Fall, wenn das Gesinde erkrankt.

Aber ist's etwa genug gethan in solchem Falle, daß Ihr da gleich nach dem Doktor schickt und so für möglichst schnelle Herstellung des Erkrankten Sorge tragt? — Nein, liebe Freunde; denn solche Eile würde Euch wohl in tausend Fällen bei Eurem Gesinde kaum etwas Anderes eintragen, als den Verdacht des Eigennutzes, den Verdacht, daß Ihr darum so schnelle zum Doktor schicktet, damit Ihr nur ja die fehlende Arbeitskraft nicht lange entbehren müßtet. — Damit soll denn aber freilich nicht gesagt sein, daß Ihr das Schicken nach dem Doktor ganz unterlassen dürftet. Denn sonst würde es wohl wieder bei dem kranken Knechte oder der kranken Magd heißen: da sieht man, wieviel ich estimirt bin; als neulich die braune Lise, die Kuh nämlich, die so hieß, krank war, da wurde auf der Stelle zum Thierarzte geschickt; aber ich bin ihnen keinen Doktor werth; eine Kuh

gilt ihnen mehr, denn ein armes, krankes, ihnen dienendes Menschenkind!

Nun, ich denke so: es gilt da für Euch, dem Gesinde zu zeigen, daß Euch seine Krankheit nicht gleichgültig ist, daß Ihr für den Leidenden vielmehr Theilnahme, herzliche Theilnahme habt. Mögt Ihr das nun damit beweisen, daß Ihr dem Leidenden ein besseres Zimmer gebt, statt seines kalten, feuchten Kämmerleins, in welchem er liegt — (denn nicht wahr, Eure Gesindestuben sind ja doch die schlechtesten im Hause, bei denen es am Ende ein halbes Wunder ist, wenn es ein völlig Gesunder auf die Dauer darin aushält?) — oder daß Ihr Euch stets theilnehmend nach ihm erkundigt, oder daß Ihr ihm, wo möglich selber, liebevolle Pflege angedeihen laßt und Euch nicht für zu gut haltet, Samariterdienst an ihm zu üben, oder daß Ihr, falls seine Krankheit keine schwere ist, ihn auch wider Willen von der Arbeit zurückhaltet und sich zu schonen nöthiget: o glaubt mir sicher, liebe Herrschaften, auch die geringste Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die Ihr in diesem Stücke Euerem Gesinde beweist, und aus der ein freundlich, theilnehmend Herz für es hervorleuchtet, wird ein Band der Anhänglichkeit und der Treue bei ihm knüpfen, das so leicht nicht wieder zerreißt.

Für Diejenigen aber, die da meinen, sie vergeben ihrer Würde etwas, wenn sie ihr Gesinde so behandeln, möchte ich hinweisen auf den Hauptmann zu Capernaum, der selber für seinen kranken Knecht zum Herrn Jesu um Hülfe geht und der ja eine lebendige Auslegung des apostolischen Wortes an die Herrschaften ist: „Und wisset, daß Ihr auch einen Herrn im Himmel habt!“ — Und doch war dieser Hauptmann nur ein Heide und Ihr, liebe Herrschaften, nennt Euch doch wenigstens Christen, Christen, in deren Herzen ja das neue Gebot ihres Herrn und Meisters wie mit Flammenschrift geschrieben stehen soll: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst!

Na, denkt Ihr wohl, Gevatter, das war ein lang Capitel über einen kurzen Spruch, und wenn der Doktor

zu jedem Mittel seines Receptes so viele Worte machen wollte, so könnte er wahrhaftig aus Einem Viertelbogen Papier keine drei Recepte machen!

Hab' eben gerade so gedacht, Gevatter! Aber Ihr und ich, wir sind ja alle Beide keine Junghursche mehr, und da wissen wir Beide wenigstens, daß Einem im Alter gar leicht das Herz mit der Zunge davonläuft, oder auch mit der Feder. — Aber das Herz ist eben dabei gewesen, alter Freund, und wenn Ihr und die lieben Freunde aus der Spinnstube das nur aus den vorstehenden Worten herausgefühlt habet, dann denk' ich, werdet Ihr mir's auch wohl zu Gute halten, daß ihrer so viele geworden sind.

Ich will mich nun aber auch jetzt desto kürzer fassen. Es wäre zwar noch Manches zu sagen, was den Herrschaften recht heilsam wäre, wenn sie es beherzigten, damit wenigstens von ihrer Seite der Gesindenoth entgegengewirkt werde, und in meinem Arzneibuche (— es ist ja auch das Eurige, oder sollte es doch sein! —) steht noch manch' Sprüchlein, über das ich auch gerne das R. setzen möchte, welches die Doctoren hinschreiben, wenn sie dem Apotheker die Mittel angeben, aus denen er die Arznei zusammenbrauen soll. Aber ich will's bei Einem derselben bewenden lassen und Euch das hierhersetzen als:

Drittes und letztes Mittel: Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider Deinen Nächsten.

Das ist allerdings ein Sprüchlein, das einen großen Umfang hat und mit seinem göttlichen „Du sollst nicht" sich an Jedweden wendet und Jedwedem in einer andern Tonart ein Liedlein singt, darnach ihm schwerlich die Ohren jucken; von dem falschen Zeugen vor Gericht an bis zu dem Pfarrer auf der Kanzel (merkt's, Gevatter, ich denke an die oder die Leichenpredigt!)

Für Dich, Dienstherr und Dienstfrau, würde aber das Liedlein etwa so klingen: Du sollst Deinen Dienstboten, wenn Du sie entlassest, keine falsche Zeugnisse mit auf den Weg geben. — Und das ist ein Liedlein, das Du Dir an

jedem Wechſeltage, wenn Dir ein abgehender Dienſtbote ſein Dienſtbuch vorlegt, nicht etwa in weichen Moll-, ſondern in recht harten, durchdringenden Dur-Tönen vorſingen ſollteſt.

Da wirſt Du mir denn wohl entgegnen: Das Sprüchlein da trifft mich gar nicht; denn ich habe noch nie einem Dienſtboten ein Zeugniß wider ihn gegeben. Aber halt, lieber Freund, darin ſteckt's ja gerade! — Das ganze Jahr hindurch haſt Du über Deinen Knecht oder Deine Magd gehudelt und geklagt und konnteſt nicht abwarten, bis der Wechſeltag kam, und am Ende gibſt Du ihm doch ein ſolch' Zeugniß, daß man denken ſollte, einen beſſeren Dienſtboten gebe es nicht in der ganzen Welt. — Siehe, lieber Freund, das iſt ja aber eben das falſche Zeugniß, daß Du Deinem Dienſtboten ein Zeugniß für ihn gibſt, während Du ihm doch von Gottes und Rechtes wegen ein Zeugniß wider ihn hätteſt geben müſſen.

Ja, entgegneſt Du mir, es iſt aber doch gar zu hart, einem Dienſtboten vielleicht ſeine ganze Zukunft zu verderben dadurch, daß man ihm ein ſchlechtes Zeugniß in ſein Dienſtbuch ſchreibt, und wer möchte ſich um der paar Worte willen, die man da zu ſchreiben hat, mit ſeinen abgehenden Dienſtboten verfeinden, daß ſie Einen am Ende bei aller Welt ausſchreien und Einem einen böſen Namen machen?! —

Allein Du bedenkſt nicht, der Du ſolches ſprichſt, daß Du Deinem Knechte oder Deiner Magd gerade mit dem guten Zeugniſſe, das Du ihnen fälſchlich gibſt, weit eher ihre Zukunft verdirbſt und großen, unberechenbaren Schaden thuſt, als Du es mit einem wahrheitsgetreuen Zeugniſſe gethan haben würdeſt! Denn ſiehe, hätteſt Du ihm ein ſolches gegeben und offen und ehrlich ihm hingeſchrieben, was Du an ihm auszuſetzen hatteſt, ſo würde es ihm allerdings wohl eine Zeit lang ſchwer geworden ſein, wieder einen Dienſt zu finden. Aber würde er daran nicht zunächſt die wohlverdiente Strafe ſeines ſchlechten Betragens haben tragen müſſen? Würde er dadurch nicht genöthigt worden ſein, einmal mit rechtem Ernſte über ſich ſelbſt nachzudenken und ſich zu ſagen: ſo darf's nicht fortgehen, ſonſt geht's am

Ende gar nicht mehr mit mir? Würde ihm also dein wahrheitsgetreues Zeugniß nicht vielleicht ein ernster, heilsamer Weckruf zur Buße und Besserung geworden sein?

Aber siehe, Dein falsches gutes Zeugniß, das hat ihn wohl gar zu dem hochmüthigen Gedanken geführt, er müsse doch etwas gar Rares sein, daß er selbst jetzt noch ein gutes Zeugniß bekommen habe, wo ihm doch sein eigen Gewissen sagt, daß er ein schlechtes wohl verdient habe. Und solche Gedanken müssen ihn ja nur noch bestärken in seinem liederlichen Wesen und in den Fehlern allen, die er sich bei Dir hat zu Schulden kommen lassen und Du hast vielleicht mit Deinem falschen Zeugnisse dazu geholfen, ihm seine Zukunft ganz und gar zu verderben und ihn elend zu machen zeitlich und ewiglich!

Freilich, wenn Du die Courage nicht hast, Deinem Dienstboten ein schlechtes Zeugniß in sein Buch zu schreiben, weil Du fürchtest, er könne zur Rache Dich ausschreien und von Dir Manches unter die Leute bringen, was Du am liebsten mit dem Mantel des tiefsten Geheimnisses bedeckt haben möchtest, — dann bist Du zu bedauern, lieber Freund, und dann möchte ich Dir rathen, daß Du vor allen Dingen Dir selber in das Buch Deines Herzens ein recht schlechtes Zeugniß schreibest und dann in recht starker Portion das Mittel Nr. I gebrauchest. Vielleicht geht's Dir dann mit des Herrn Hülfe besser und leichter von der Hand und über's Herz, wenn Du noch einmal in den Fall kommen solltest, einem abgehenden Dienstboten ein schlechtes Zeugniß schreiben zu müssen. Vielleicht wird dann Dein Gewissen so erweckt und geschärft, daß Du Dich der Sünde fürchtest, durch Dein falsches Zeugniß auch andre Herrschaft zu betrügen, wie Du selbst etwa durch ein solches getäuscht worden bist, und daß Du denkst: **Wahrheit über Alles!**

Und mit diesem güldenen Sprüchlein will ich denn für diesmal schließen, lieber Leser, und das Recept für die Dienstboten, das ich vorne gleich mit angekündigt habe, aufsparen für nächstes Jahr, so mir der Herr Gesundheit, Kraft und Leben fristet, daß ich dann wieder zu Euch kommen kann.

Und nun rufe ich noch einmal aus vollem Herzen Euch Allen zu — und gebe der Herr, daß dieser Ruf Euch Allen auch recht in's Herz hineindringe: —

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1865.

Nr. 7 (Seite 103) ſuchet das Erſte und das löſende Wort iſt: Kamm! Sieh', droben auf den Schweizeralpen gibt's, wenn das Geſtein von zwei Seiten ſich zuſchärft, oft lange Felſenkämme, die weiſen die Schneeſtürze zu beiden Seiten hinab in die Thäler, die Lawinen, meine ich, die dann im Abwärtsrollen mit unwiderſtehlicher Gewalt Alles mit ſich fortreißen und bedecken. Es iſt oft entſetzlich, welches Elend ſie bereiten und doch iſt es oft nur ein Vogel oder ein Windhauch, der das erſte Schneekügelchen zum Abwärtsrollen bringt, das dann ſo furchtbar anwächſt; kannſt's, wenn's thauet, auf des Nachbars Dach im Kleinen anſchauen. Gib Acht, Freund; auch das Laſter fängt ſo klein an und wird — unbewacht und ungehemmt — zur zerſtörenden Lawine, die Dich und Andre elend macht! Der Kamm, der das Kopfhaar ordnet und rein hält, thut Jedem Noth und beſonders zur Geſundheit. Einen kämmen, heißt, Einem aus dem

Buche der Leviten ein Kapitel leſen. Verſteh's! Da iſt das Wort der Kamm: Seg'ne Gott ſein Wirken! Nimm's in Demuth! Du verdienſt's! Wenn Einem der Kamm ſchwillt — denk' an den Wälſchhahn! — ſo iſt's Hochmuth, da kann der Rede ſcharfer Kamm gute Wirkung thun! Verſäumt's nicht! Ein Hahn ohne Kamm wäre häßlich. Es iſt ſeine Zierde.

Nr. 9 (Seite 159) iſt das zweite. Das Haus iſt das Löſewort. Groß, klein, vergänglich, feſt — aus Stein eine halbe Ewigkeit. Die Hütte des Wilden nur für das Obdach Einer Nacht — das faßt ſich leicht. Hier iſt es ſchutzlos — dort — der Könige Häuſer — von 100 Augen bewacht. Manches Thierlein hat's ſo klein, daß man es nur mit dem Vergrößerungsglaſe ſieht, dann Paläſte, wie kleine Städte. Die Schnecke trägt das Ihrige mit ſich herum, auch der wandernde Araber, denn ſein Zelt iſt ſein Haus. Ihm trägt's ſein Kameel. Daß es der Ort des Glückes und des Jammers iſt, wir wiſſen's, und auch den Grund: weil es der Menſch bewohnt, der ſeines Heils und Unheils eigener Schmied iſt. — Das letzte für uns Alle iſt — der Sarg. Bei Allem, was Du thuſt, bedenke das Ende, ſo wirſt Du nimmer Uebels thun! Der Apfel hat das Haus inwendig und ſeine künftige Familie ruht drin — die Kerne, und iſt ihnen groß genug. Er trägt's im Herzen, und die Familie — die Kerne — werden erſt lebendig — keimen, wenn der Apfel geſtorben iſt. Wohl Dir, wenn Dein Haus Deine Welt iſt, dann ſuchſt Du nicht draußen, was Dir gefällt. Häuslichkeit iſt die ſchönſte Tugend des Familienvaters und — der Familienmutter. Denn daraus ſprießet Köſtliches auf ihren eigenen und ihrer Kinder Lebensweg! —

3. Eine Vorarlbergerin.

Lebensbild aus den Jahren 1848 und 1849.

1. Im Hochgebirge Vorarlbergs.

Vorarlberg, das Land vor dem Arlberge, ist wildes Gebirgsland. Hoch thürmen sich die Felsenberge auf; schmale Thäler, in der Sohle das Rinnsal eines Bergbaches, der sich weiter oben jählings von schwindelnder Höhe, wie ein Faden zuerst, dann in eine dünne Staubwolke aufgelöst, herabstürzt, und auf seinen beiden Ufern sehr schmale, grüne Wiesenstreifen; hier und dort ein Wald von Lärchen und Arven; eine Wiesenhalde von mäßiger Ausdehnung, mit duftigen Kräutern bewachsen; dann wieder Felsenwände, Abgründe, starrende Zacken, das wiederholt sich überall mit dem mannichfaltigsten Wechsel der Formen und Gestaltungen, und ein altes, großes, mit Treppen und Gallerien versehenes, flachdachiges Schindelhaus, an einer schützenden Felswand, das gibt dem Bilde Leben; aber siehst du dich um nach nährendem Ackerlande, nach wogenden Fruchtfeldern, dann überkommt dich ein Schrecken; denn davon siehst du Nichts. Etwa ein Gartlein bei dem Hause; ein Birnbaum darinnen, etliche Küchenkräuter und ein Rosenstock — das ist Alles, Alles, was auf Bodenkultur

hinweist. Es mag begünstigtere Stellen geben, aber die überwiegende Mehrzahl ist so, wie ich sie, nach eigenem Anblicke, beschrieben. Und doch übt das Land einen anziehenden Zauber aus!

Vorarlberg ist ein armes Land; denn es muß in Feldkirch, in Montafur, Dalaas und selbst in Bregenz kaufen, was ihm sein Boden nicht bietet, und doch weilt man gerne dort! —

Kaufen? Ja, dazu gehört aber, wie Montecuculi einst vom Kriegführen sagte: Dreimal Geld! Und woher das nehmen? Wahrlich, die Ziegen, welche auf die steilsten Klippen schwindellos klettern, um sich einen leckern Grashalm zu erhaschen, werfen das nicht ab, was nur das „liebe, tägliche Brod" und Kleidung kostet, von Anderm gar nicht zu reden, was aber doch auch Lebensbedürfniß ist; vergiß nicht, lieber Leser, das Wort: fleißige Hand ersetzt Acker und Land!

Handwerk hat einen goldenen Boden, sagt das Sprüchwort auch, und es liegt dort erst recht eine tiefe Wahrheit drinnen.

Mir steht das Bild eines Hauses mit einer Familie vor der Seele, unter dessen gastlichem Obdache, in deren Schooße mich im Spätsommer des Jahres 1856 die Ungunst der Witterung fast eine ganze Woche gefangen hielt, eine Gefangenschaft aber, an die ich mein Lebenlang mit Dank, Liebe und Heimweh zurückdenken werde, mit der ich damals die Freiheit gerne vertauschte.

Ich war in Dalaas mit einem Vorarlberger bekannt geworden, der, um Lebensmittel aufzukaufen, dorthin gekommen war. Sein Haus lag, etwa drei Stunden entfernt, in einem Seitenthale, welches mir der Wirth als eines der schönsten des Landes geschildert hatte. Mein Vorarlberger, ein einfacher Bauersmann, gefiel mir durch sein derbes, frisches, ehrliches und gemüthliches Wesen ungemein. Dabei hatte der Mann — etwa fünfzig Jahre mochte er alt sein, etwas mehr wohl auch — einen so klaren Verstand, sprach so vernünftig, war so offen und treuherzig, daß ich mich ihm gerne anschloß, als er sich anschickte, heimzukehren und sich

erbot, mich mitzunehmen. War auch, wie mir der Wirth gesagt, der Weg nicht im Mindesten gefährlich und leicht zu finden, so war es mir doch sehr lieb, in der Gesellschaft meines ehrlichen Fendhuber's, so hieß mein Vorarlberger, den Weg anzutreten, der zu seinem Bergthale leitete.

Zu Abend seid Ihr wieder hier, sagte der Wirth, und sollt's Unwetter geben, wofür ich — er blickte dabei durch das Fenster nach dem raschziehenden Gewölke — nicht bürgen möchte, so weiß ich, wo Ihr seid, und in Fendhuber's Hause ist man wohlgeborgen.

Versteht sich von selbst, versetzte Fendhuber, und wir gingen. Es war etwa 8—½ 9 Uhr des Morgens, in der ersten Hälfte des Juli, und die Sonne „stach," wie man am Rheine sagt.

Anfangs ging unser Weg ziemlich eben und erforderte von mir keine Anstrengungen. Allmälig aber stieg er bergan und wurde mir beschwerlich, und dadurch um so mehr, als mein Begleiter schärfer ausgriff. Immer steiler ging's nun aufwärts und immer stärker griff er aus.

Als ich ihn nach der Ursache seines rascheren Zuschreitens fragte, erwiederte er, nach dem Himmel deutend: Es ist nicht ganz geheuer da oben und es kann uns leicht noch ein Wetter treffen. Das geht bei uns schnell! —

Ich blickte hinauf. Ein scharfer Westwind jagte dunkle Wolkenmassen am Himmel hin, die sich im Nordosten, so weit man sehen konnte, immer massiger zusammenballten.

Wir kriegen gegen Mittag, ohne Zweifel, ein schweres Gewitter, sagte Fendhuber. Ich hatt's schon gestern in den Gliedern liegen. Ein solches, lieber Herr, spaßt nicht in unseren Bergen, und Regengüsse gibt's, die freilich einem Teutschen nur bis auf die Haut, einem Italiener aber, wie er sich ausdrückt, bis unter die Haut gehen. Der Regen ist übrigens das Geringste; der Sturm, der durch die Schluchten rast, ist mehr zu fürchten; denn er hat schon manchen ehrlichen Mann, der fest auf seinen Vorarlberger Beinen stand, weggefegt, daß seine Gebeine tief im Abgrunde bleichten und keine Menschenhand ihn heraufzuziehen im

Stande war, um ihn den Thieren und Raubvögeln zu entziehen und ihm ein Grab in geweihter Erde zu bereiten. Habt Ihr denn die Kreuze nicht bemerkt, an denen wir je und dann auf unserm Wege vorübergekommen sind? — Die haben wenigstens die Angehörigen da errichtet, wo sich solch' ein Unglück zutrug, und beten ein Ave für die arme Seele, wenn sie vorübergehen.

Ich hatte sie wohl bemerkt, und begriff nun, warum Feldhuber mit seinen stämmigen Beinen so verwünscht weit ausgriff, daß ich ihm kaum Schritt halten konnte. Unser Einer versteht das nicht so!

Der Wind wurde immer stärker; die Wolkenmasse dichter, bis zuletzt eine dunkle Wolkenschichte das Stück Himmel bedeckte, das uns zu sehen vergönnt war.

Feldhuber blieb stehen, denn er hörte mich keuchen.

Wir müssen nun uns anders einrichten, sagte er. Ihr müsset vorausgehen, damit ich Euch im Auge behalte und Euch im Nothfalle fassen kann: denn wir haben jetzt die Höhe erreicht, wo die Windstöße, die nun anheben werden, selbst einem gewandten Bergsteiger gefährlich werden können. Zum Glücke haben wir nur noch eine halbe Stunde bis zu meinem Hause, und dann mag der Wind stoßen, heulen und pfeifen, wie er will, wir sind geborgen.

Das waren nicht grade auferbauliche Aeußerungen, dabei von dem Inhalte des nordischen Wortes: „Bange machen gilt nich!“ — die Rede nicht fein konnte bei einem so ernsten und doch so wohlwollenden Manne. Ich unterwarf mich also, ohne Geltendmachung ritterlichen Muthes, seiner Anordnung, und so schritten wir ziemlich rasch zu, was mir freilich schwer ankam.

Der Pfad war schmal. Links gähnten fürchterliche Abgründe, rechts starrte der Fels. Für die Schönheiten des Thales hatte ich durchaus kein Auge, denn es galt, den Pfad im Auge zu behalten und den Stößen des Windes Widerstand zu leisten, die wirklich nachgrade die Absicht kund zu geben begannen, uns in den Felsen der Tiefe zu begraben. Er brüllte und heulte fürchterlich durch die Schluch-

ten, und wenn ich einmal wieder an einem der schlichten Kreuze vorüberkam, rieselte es mir kühl durch Mark und Gebeine, und ich dachte an Weib und Kinder daheim. Einzelne Blitze zuckten jetzt am Himmel hin und blendeten das Auge; aber von dem Hallen und Rasseln und Prasseln des Donners, wie ich es hier hörte, hatte ich in der That keine Vorstellung. Man meinte, die stammhaften, massigen Berge müßten in ihren Grundfesten erschüttert werden, und der Gedanke trat mir beängstigend nahe, es könnte von der Macht des Schalles und des ihm dienenden und helfenden Sturmes wohl ein Felsstück losgerissen werden, das dann freilich die Beförderung des Wanderers in die Tiefe um Vieles beschleunigen würde.

Ich fragte Fendhuber, der, ohne eine Sylbe zu reden, seit dem letzten Haltpunkte hinter mir hergeschritten war, ob das wohl vorkomme?

Warum nicht? entgegnete er. Das Gestein ist zerklüftet genug und dem Schall und Sturm fehlt's nicht an Macht dazu; aber es kommt doch selten vor und ist bei Weitem so arg nicht, als der Sturz der Lawinen. —

Drohen die uns denn auch? fragte ich, und ich fühlte meine Brust etwas beengt bei der Frage.

Warum denn nicht? war seine nichts weniger als beruhigende Antwort. Auf dem kahlen Scheitel des Berges, an dessen Seite wir hinwandern, liegt Schnee genug, und ich habe das auch schon erlebt, und zwar im verwichenen Jahre, grade um diese Zeit und an dieser Stelle. —

Unwillkürlich griff ich rascher aus, was vielleicht mein Begleiter veranlassen wollte. Ob er gelächelt, ich weiß es nicht, denn an ein Umsehen hatte man nicht Zeit zu denken. Uebrigens war ich auch nicht gestimmt, mich etwa darüber zu ärgern.

Jetzt bogen wir um eine Felsecke, und, rund von hohen Wänden umgeben, lag, geschützt und friedlich, ein großes Haus vor uns, auf einer kleinen Bergebene, wenn ich es so nennen darf. Ein Gärtchen lag daneben und ein alter Birnbaum fehlte nicht. Gottlob, wir sind daheim! sagte Fendhuber.

Aus der Thüre des Hauses strömte uns in Wahrheit eine kleine Gemeinde entgegen.

Voran Fendhuber's stattliche, noch in den Fünfzigen blühende, schöne Frau, dann einige bildschöne junge Frauen mit Säuglingen auf den Armen, einige schüchterne Mädchen, ein Rudel Kinder verschiedenen Alters und einige junge, stattliche Männer, offenbar Söhne und Schwiegersöhne Fendhuber's.

Gottlob, daß du glücklich da bist! sagte die Frau, ihm die Hand reichend. Die Jungen wollten dir eben entgegengehen mit einem Leitseile. Wen bringst du uns denn da? fragte sie, mir freundlich zunickend.

Es ist ein deutscher Herr, weit, weit her, der unser schönes Thal sehen wollte, es aber, wie's nun steht, schlecht getroffen hat.

Der Vater, Schwieger- und Großvater mußte alle Hände drücken, und auch mir wurden sie mit herzlichem Willkommen gereicht.

Es war hohe Zeit, daß das Bewillkommnen abgekürzt wurde, denn der Regen begann in Strömen herabzuschießen und so dicht, daß man durch die hellen, klaren Fenster der reinlichen, behaglichen Stube nicht einmal die gegenüber liegenden Berge sehen konnte. Alles nebel- und regengrau!

Als ich zu diesem Anblicke ein unmuthiges Gesicht machte,

trat Fendhuber zu mir, legte seine derbe Faust auf meine Schulter und sagte: Seid froh und danket Gott, daß Ihr hier unter einem geschützten Obdache seid. Gedulden werdet Ihr Euch schon müssen, denn, wenn es in unsern Bergen also zu regnen anhebt, so hat es die Absicht, nicht so bald wieder aufzuhören. Der Wirth in Dalaas weiß, wo Ihr seid und ist Euretwegen ohne Sorge, denn er kennt mich; an ein Zurückkehren in diesem Wetter kann ein halbwegs verständiger Mensch nicht denken. Drum laßt's Euch gefallen bei uns! Fünf, sechs Tage werdet Ihr's ja wohl aushalten können, dann bring' ich Euch selbst wieder nach Dalaas, will's Gott!

Gut gemeint, in der That, dachte ich; aber ich dachte doch mit einem, um des braven Mannes willen, unterdrückten Seufzer an „fünf bis sechs Tage" bei strömendem Regen in diesen Bergen! Uebel kann mir's Niemand nehmen, denn die Langeweile schritt mir riesig groß als Schreckbild entgegen.

Dennoch, und ich sage das mit dankbarer, liebevoller Erinnerung, wurde es anders; zwar nicht das Wetter; denn es schien, als hätten sich alle „Fenster des Himmels geöffnet," so strömte der Regen mit einer unüberwindlichen

Ausdauer und Beharrlichkeit vom Himmel hernieder; ein Nebelvorhang ließ nicht weiter, als etliche Ellen vor die Fenster sehen, und den Gedanken an einen kleinen Ausflug mußte ich völlig verbannen; aber das Leben in dem Hause, in der zahlreichen Familie, hatte ungemein viel Anziehendes, Liebliches und Anmuthiges, und Alle wetteiferten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen, so, daß ich mich bald vollkommen heimisch in dem freundlichen Kreise fühlte.

Fendhuber schien persönlich nicht zu arbeiten, vielmehr schien er das ganze Geschäft zu leiten, ohne selbst handthätig zu helfen.

Was war's denn aber für ein Geschäft? fragt vielleicht mancher liebe Leser, und, um diese Frage zu beantworten, muß ich weiter ausholen.

Als ich durch das Inuthal in Tyrol heraufreiste, sah ich oft an die weiße Wand der Häuser mit einigen rohen Strichen die Form einer Geige angemalt. Das fiel mir, als es öfter wiederkehrte, auf, und ich fragte den Schaffner des Stellwagens, was das bedeute? Hob'ns das bei Ihnen z' Haus nit? fragte er lachend zurück. Gibt's holt da keine Geigenmacher? Ah, so begreif' i leicht, warum's hier z' Land so viele gibt! Es wohnen Geigenmacher in den Häusern, wo Sie außen die g'molte Geig'n schaun!

Nun wußt' ich's und erinnerte mich, daß eine Menge gewöhnlicher Geigen und Guitarren aus Tyrol zu uns gebracht worden.

An der Hausecke Fendhuber's hatte ich ja auch die roh gemalte Geige gesehen, das allgemein gültige Wahrzeichen des Geschäftsbetriebs der Bewohner.

Hier im Hause wurden Bässe, Viola's, Geigen und Guitarren gemacht, und bald sah ich, daß dabei die ganze Familie, männlichen und weiblichen Geschlechts, betheiligt und beschäftigt war; nun konnte ich mir die beiden Hobel- und Schnitzbänke in dem großen Gemache erklären, die gepreßten Hölzer, die Werkzeuge und Schablonen an den Wänden, die übrigens der Reinlichkeit und Ordnung keinen Eintrag thaten.

Auch dieſer, mir zuvor nie vorgekommene Geſchäftszweig, dieſe Kunſt, möchte ich ſagen, gewährte mir viel Unterhaltung.

Nachdem uns die freundliche, behäbige Hausfrau einfach, aber ſehr kräftig geſpeiſt, und wir, darunter auch ich, und nicht als der Letzte, ihrer Kochkunſt alle Ehre angethan, begab ſich jedes Familienglied an die ihm zugetheilte Arbeit; denn wie im Kanton Neufchatel in der Schweiz und im Schwarzwalde bei der Taſchen- und Wanduhren-Fabrikation die Arbeit getheilt iſt, ſo nämlich, daß Jeder und Jede immer nur daſſelbe Arbeitsſtück macht, und Andre die Einzeltheile nachher zuſammenſetzen, ſo war auch im Hauſe meines Freundes Fendhuber die Arbeit getheilt und ſtrenge geregelt. Die Eine der Töchter ſchnitt die Reſonanzboden der Guitarren, die Andre machte und polirte die Hölzer für den eigentlichen Bauch oder Kaſten des Inſtruments u. ſ. w. Ebenſo war es bei den Violinen und Baßgeigen. Der Aelteſte der Schwiegerſöhne war ein ſehr geſchickter Bildſchnitzer. Ihm fiel das wichtige Geſchäft des Kopfſchnitzens zu und ich hatte Gelegenheit, den Geſchmack und die Kunſt des einfachen Mannes in der That zu bewundern, womit er die Bildwerke des oberſten Endes der Griffbretter verzierte.

Ich ſaß nach Tiſche, um mich von dem ſehr anſtrengenden Bergwege zu erholen, im Seſſel Fendhuber's, der mir, dem Gaſte, den Ehrenſitz feierlich abgetreten hatte, da kam er, ſetzte ſich zu mir, ſtopfte wohlgefällig von meinem Tabake ſeinen Holzkloben und wartete, bis ich ihn etwa fragen würde.

Ich wollte den Schlaf, der mich zu überwältigen drohte, verſcheuchen, und war recht froh, daß er kam.

Jetzt kenn' ich erſt Euer Geſchäft, Fendhuber, ſagte ich. Ihr ſeid Geigenmacher? So Etwas kennt und findet man bei uns nicht!

Warum nicht? gegenfragte er, wie es ihm denn zur Gewohnheit geworden war, durch eine Frage entweder zu antworten oder doch die Antwort einzuleiten. Ihr ſeht's ja, Herr, im Vorarlberg iſt's mit dem Ackerbau Nichts. Wir haben große Familien; da müſſen wir darauf ſinnen, einen

Nahrungszweig zu suchen. Das Saiten-Instrumenten-Machen ist schon lange, lange Zeit in Tyrol und im Vorarlberg im Schwunge. Es nährt uns, und dafür danken wir Gott.

Freilich, fuhr er fort, können wir es nicht dahin bringen, wohin es die alten Cremoneser brachten, die Straduari, die Amati, die Stainer in Absom; aber dahin bringen es die heutigen Cremoneser ebenso wenig, und man weiß gar nicht, wie es diese Leute gemacht haben, daß man meint, in ihren uralten Geigen säße ein Engel, der draus herausfänge. Ich habe davon mehr denn Eine in den Händen gehabt; habe sie wie Einer betrachtet, der von der Sache mehr versteht, als ein Blinder von der Farbe; aber heraus hab' ich's nicht gebracht, so wenig, wie die Andern, die sich dahinter gemacht. Thut aber nichts. Die heutigen Italiener thun uns nicht den geringsten Eintrag; denn einmal sind ihre Geigen sündhaft theuer, und dann sind sie nicht besser, als die Unsrigen, und im Verfertigen der Guitarren und Mandolinen sind wir, wie ich zu glauben Ursache habe, ihnen vorgekommen. Ich reise in der Regel zweimal jährlich nach Livorno, und ich darf sagen, daß meine Instrumente in Constantinopel, Kleinasien, Griechenland und durch ganz Italien gespielt werden. Wir hier im Hause haben uns voran gearbeitet, wie man das heutzutage muß, wenn man nicht unterliegen und zertreten werden will. Es gilt ein Regen und Ringen; denn die Zeit eilt vorwärts.

Kommt, sagte er, ich will Euch einmal die Einrichtung des Geschäftes zeigen! Ihr nehmet doch sonst keine rechte Vorstellung davon mit!

Reiche Holzvorräthe, sowohl für die Schallböden, als für die andern Theile der Instrumente, zeigte er mir zuerst. Da war uraltes Holz zu finden, und von der feinsten und ausgesuchtesten Art. Dann gingen wir die Arbeitsräume durch, wo Zapfen gedreht, gebohrt, geschnitzt, gehobelt, geleimt wurden; aber alle diese Einzelnheiten waren geordnet und vertheilt, und so erzielte der einfache, schlichte Mann die vorzüglichste Arbeit, weil jedes Familienglied in seinem Theile vollkommen zu Hause, vollkommen eingeschossen war.

Es freute ihn ungemein, daß ich die Zweckmäßigkeit dieſer Einrichtung erkannte, aber noch mehr, daß man ſie in den Uhrenbezirken der Schweiz und des Schwarzwaldes ebenfalls kannte und ausübte, wie ich ihm ſagen konnte.

Als wir dieſe Runde gemacht und wieder bei unſern Sitzen angelangt waren, erzählte er mir von ſeinen Handelsreiſen und ſeinen Einkünften, und ich ſah mit Vergnügen, daß Feuchhuber ein ſehr wohlſtehender Mann war. Den Eindruck machte allerdings ſchon der Anblick des Hauſes und ſeiner Einrichtung, ſo ferne ſie auch von Allem war, was man in das weite, unſelige Gebiet des Ueberflüſſigen rechnen konnte. Beſonders reich war das Lager ganz fertiger Inſtrumente.

Als ich ihm das Wohlgefallen an all' dieſem ausdrückte, ſagte er: Ach, es war nicht immer ſo! Wie hab' ich und mein braves Weib ringen müſſen, als unſre zwölf Kinder noch klein waren, und ſie und ich das liebe Brod alleine verdienen mußten! Das iſt auch der Grund, daß unſre älteſte Tochter nicht bei uns iſt, ein Umſtand, der uns tagtäglich ſchmerzt. —

Aber, wo iſt ſie denn? fragte ich.

Draußen im Reich oder genauer in Schwaben, ſagte er, und man ſah, es ging ihm nahe, als er das ſagte.

Wo denn da? fragte ich. Ich komme auf der Heimreiſe durch Schwaben, vielleicht könnte ich Euch da dienen?

Was? rief er freudig aus. Ihr kommt nach Schwaben? Ach wenn Ihr da mein Kind ſehen und grüßen könntet!

Noch mehr, ſagte ich, ſelbſt wenn Ihr der lieben Tochter Etwas ſchicken wolltet, werde ich es mit Freuden beſorgen. Allem zuvor müßte ich doch wiſſen, wo ſie wohnt? —

Richtig, ſagte er. Sie wohnt auf dem ***** Hofe, bei Ravensberg.

Vortrefflich! rief ich aus. Gerade dort habe ich liebe Verwandte, die ich beſuchen möchte, in Ravensberg nämlich!

Käthi! rief er mit freudeſtrahlendem Geſichte, und ſeine Frau eilte herbei. Schau', ſagte er, der Herr kommt auf ſeiner Heimreiſe nach Ravensberg und will uns Grüße und

was du sonst schicken möchtest, an's Annel besorgen. So freut's mich doppelt, daß ich Euch hier habe!

Sie schlug vor Freuden die Hände zusammen und wußte nun gar nicht, wie sie ihre Freude darüber genugsam ausdrücken sollte. Das Gerücht ich würde zum Annel kommen, ich würde ihr die Grüße von allen Familiengliedern bringen, würde ihr die mir gegebenen Aufträge alle persönlich ausrichten, verlieh mir und meiner Person in den Augen der treuen, harmlosen Bergbewohner eine Bedeutung, die ich wirklich kaum beschreiben kann. Alle verdoppelten, sofern es möglich, ihre Aufmerksamkeit für mich, und Jedes suchte mir gefällig zu sein auf die zuvorkommendste Weise. Ich konnt's ja dem lieben Annel erzählen!

Und dennoch hatte ich an dem Bater Fendhuber Etwas bemerkt, was mir die Ahnung beibrachte, es sei mit dem Annel nicht Alles so, wie er es gewünscht. Ich hütete mich indessen, dieß zu berühren, weil ich möglicher Weise einen wunden Fleck hätte berühren und wehe thun können, was ich diesen guten Menschen gegenüber mir nicht würde haben verzeihen können.

Will er und ist es ihm ein Bedürfniß, mir das klar zu machen, so wird er es thun; schweigt er, nun, dann will

ich den Schleier von dem nicht heben, was ihm wehe thun könnte. So dachte ich, und es war gut, daß ich diesem Grundsatze folgte. Er selbst kam mir schon am folgenden Tage, als wir allein am warmen Ofen saßen, mit offenem Vertrauen entgegen, denn es war ihm darum zu thun, über seines Kindes Lage von einem völlig Unbetheiligten einen wahren und treuen Bericht zu erhalten, und das wünschte er von mir, zu dem er so schnell das herzlichste Vertrauen gefaßt hatte und das hatte ich ihm hoch und theuer gelobt.

Aber noch Eins! Am warmen Ofen, habe ich gesagt. Im Hochsommer? fragt lachend der Leser. Nun, lieber Leser, erstaune nicht! Fendhuber's Haus lag hoch, und in den Alpen ist es anders, als bei uns! Schon am zweiten Tage waren die Berge weiß mit Schnee bedeckt, der erst dann aber sehr schnell wich, als die Sonne ihre Strahlen wieder herabsandte. Ehe das aber geschah, war die Kälte empfindlich und mir in meinen Sommerkleidern that der warme Ofen wohl.

2. Ein Richmond im Schwabenlande.

Richmond? fragt wieder hier und da ein Leser und eine Leserin; was ist denn das? — Nun, ich sehe wohl, daß ich hier wieder einmal klaren Wein einschenken und das Räthsel lösen muß, das in der Ueberschrift des Capitels liegt. Habe ja die Zeit dazu, und die Leser auch.

Richmond ist eine ansehnliche englische Stadt, die unter Vielem auch eine besonders anziehende Eigenthümlichkeit hat, nämlich einen „Menschenmarkt!“ wenn ich mir diesen Ausdruck gestatten darf.

Wie? rufen da Alle. Ein Sklavenmarkt im freien England? Ein Markt, wo Menschen verkauft werden? Das sind schöne Geschichten!

Ei, du mein lieber brauseköpfiger Leser, wer sagt denn das? Wer denkt denn daran? Laß mich doch einmal das Wort „Menschenmarkt“ erst recht erklären!

In der englischen Stadt Richmond herrscht ein eigenthümlicher Gebrauch. An einem gewissen Tage im Jahre strömen

alle Mädchen dort zusammen, welche irgend einen Dienst in andern Familien suchen. Diejenigen Familien, welche Dienstmädchen nöthig haben, kommen alle an diesem Tage nach Richmond; besehen sich die Mädchen, welche sich dort aufgestellt, um in Dienst genommen zu werden. Hat man sich in der Wahl sicher gestellt, so läßt man sich mit den Mädchen in Unterhandlungen ein und der Vertrag wird in der Regel schnell geschlossen. Die neue Dienerin begleitet die neue Herrschaft nach Hause, und die Sache ist in der Ordnung für ein Jahr.

Diese eigenthümliche englische Sitte hat für uns etwas Auffälliges. Aber daß wir in unserm deutschen Vaterlande eine ähnliche, ja ganz dieselbe Erscheinung haben, mußte ich erst in den Bergen Vorarlberg's aus dem Munde meines neuen Gastfreundes Fendhuber erfahren, und nicht zu meiner geringen Verwunderung.

Er erzählte mir etwa in kurzen, einfachen Zügen das Folgende: —

Wenn der Schnee auf den Tyroler und Vorarlberger Hochgebirgen schmilzt, was bekanntlich mit dem Eintritte des Frühling-Föhn's geschieht, dann ziehen aus den mit Kindern reichgesegneten Familien des Landes die Mädchen und Knaben vom zehnten bis etwa zum zwanzigsten Jahre, deren Ernährung den Eltern schwer wird, über den Bodensee hinüber nach Schwaben, um sich zu verdingen. Württemberg und Baden sind die Ziele, wohin sie steuern, und wo sie, bei ihren sehr bescheidenen Ansprüchen, auch selten sich täuschen. Sobald sie den Boden drüben, über'm See, betreten haben, suchen sie die Bauernhöfe auf und bitten um ein freies Nachtlager, das ihnen nie versagt wird; allein, wenn auch in den Höfen oder Dörfern ihnen Dienstanträge gemacht werden, sie schließen nur in den allerseltensten Fällen, ja fast nie, ab, sondern ziehen einer Marktstadt zu, wo sie einen höheren Lohn zu erzielen hoffen. In Ravensberg findet nun im Februar der Miethemarkt Statt, und es ist dabei ganz einerlei, ob es ein Krämermarkt oder ein einfacher Wochenmarkt ist, bei dem der Miethemarkt sich bildet. Da stellen

ſich denn in einer beſtimmten Straße Mädchen und Buben auf, um ſich in Dienſt zu vermiethen. Oefters kommt es vor, daß ihrer Mehrere von Verwandten, Nachbarn ꝛc. begleitet ſind, die ſie berathen oder den Lohn markten und den Vertrag abſchließen, der dann je nach Alter, Geſundheit

Zu Seite 43.

und Stärke sich höher und niederer stellt. Ist der Vertrag abgeschlossen, so begleitet der oder die in Dienst Genommene die neue Herrschaft heim.

Bei dem Fleiße, dem sittlichen Ernste und der Treue der Bergkinder schlagen diese Verträge meist zu beiderseitiger Zufriedenheit aus. Kommt aber der Tag Simon Judä, dann ist's in den Herzen dieser Bergkinder, wie bei dem Zugvogel im Herbste, wenn die Wanderzeit naht. Es ist keine Ruhe mehr in ihnen. Das Heimweh erwacht. Sie schnüren ihr Bündelein und ziehen heim. Bei den Mädchen, die eine recht gute Dienstfrau haben, kommt es schon eher vor, als bei den Knaben und Jünglingen, daß sie in der Fremde überwintern und einen neuen Miethvertrag bis Simon Judä des nächsten Jahres schließen. Die Buben und Jünglinge rotten sich zusammen; Jeder steckt einen Rosmarinzweig mit ein paar bunten Bändchen an's Hütel und unter hellem, lustigem Jodeln ziehen sie den fernen Bergen der Heimath wieder zu, auf demselben Wege, auf dem sie in's Land kamen, um im nächsten Frühling die alte Herrschaft wieder aufzusuchen. Die Hinreise hat sie nichts gekostet, denn über den Bodensee haben sie durch Rudern den Fahrlohn herausgeschlagen, und wo sie einsprachen und übernachteten, hat der schwäbische Bauer sein Brod mit ihnen getheilt, und heimwärts geht's nicht anders. Sie haben sich selbst ernährt und bringen ihren, wenn auch geringen, Lohn den Aeltern heim, die ihn zum Ankauf von Lebensmitteln für den Winter gar wohl brauchen können.

So berichtete Fendhuber über eine Sitte, die mir ganz fremd und unbekannt geblieben war, und die ich später ganz so in den Gegenden fand, wo sie heimisch ist, wie er sie mir berichtet. Es gab eine Zeit in meinem Leben, lieber Herr, fuhr mein Gastfreund fort, da erfreute ich mich nicht des Wohlstandes, den ich jetzt dem Herrn, meinem Gotte, verdanke. Ich hatte das Vaterhaus übernommen und meine Geschwister zu entschädigen. Der liebe Gott schenkte uns unsre Kindlein in einer Reihenfolge und mein armes Weib erlag oft schier unter der schweren Last des Hauswesens.

Dabei war an Nichts Ueberfluß, als an — Mangel. Ich allein mußte mit Geigenmachen das Brod verdienen, und wenn ich auch Tag und Nacht arbeitete, ich konnt's kaum erſchwingen. Es waren der hungernden Mägen gar viele.

Da ſagte eines Tages mein Nachbar Brechtel, — er wohnt eine gute Stunde von hier, dem Arlberg näher: Hör' Fendhuber, ich begreife Dich nicht. Dein Annel iſt ein ſtark, ſauber und brav Mädel; Dein Toni und Jockel ſind ſtarke Buben. Ich würde dieſe drei im Frühjahr in's Reich ſchicken, ſich zu verdingen; dann haſt Du ſie von Februar, etwa Lichtmeß oder Faſtnacht, bis Simon Juda aus dem Brod, und wenn ſie heimkommen, bringen ſie Dir Geld mit, das ſchier für's halbe Winterbrod reicht, wenn nicht weiter. Mein Jockel und meine Käthi geh'n auch. Da könnten ſie den Weg ſelb fünf machen. Wie meinſt'? Ich ſah meine liebe Frau an, die trüb dreinſchaute. Aber ſie ſagte, Fendhuber, der Nachbar Brechtel hat wohl Recht. Wir wollen's thun, Gott wird ja ihnen und uns helfen! Von da an war's beſchloſſen und wurde in Gottes Namen ausgeführt.

Ich hab' daheim die drei kräftigen Eſſer wohl geſpürt und auch den Zuſchuß zum Winterbrod, als ſie fröhlich wieder kamen. Aber, lieber Herr, das Herz iſt uns ſchier gebrochen, als die drei Kinder fort waren, beſonders das Annel, denn, aus ſeinen großen ſchönen, braunen Augen lachte Einen wirklich der Himmel an. Meine Kinder ſind alle, Gottlob, wohlgebildet —

Ihr dürft dreiſt „ſchön" ſagen! fiel ich ihm in's Wort — aber, fuhr er fort, gegen das Annel ſind die Mädels alle Nichts. Es war das ſchönſte von allen, und die Leute ſagten: Vorarlberg habe keine Roſe mehr ſo!

Wir haben manche Abendſtunde bei einandergeſeſſen, meine Frau und ich, und haben vor Heimweh nach dem herzigen Annel geweint, wie die Kinder! — Das dürft Ihr mir glauben!

Und als es wiederkam, war's noch ſchöner geworden. Ach, wie war unſer Glück ſo groß!

Annel hatte auf einem Hofe bei Ravensberg, der einer

braven Wittib gehörte, einen gar guten Dienst gefunden und hatte die gottesfürchtige Frau gar lieb gewonnen, wie sie unser herziges Kind. Wenn nun das Kind oft so eigenthümlich stille und wehmüthig war, dachten wir, es hätte auch so eine Art Heimweh nach ihr und das wollt' uns wohl manchmal verdrießen. Daß die Wittib einen Sohn hatte, grade so alt, wie unser Annel, einen bildhübschen braven Burschen, das wußten wir nicht, und dachten auch nicht, daß die Zweie einander zu tief in die Augen gesehen. Von den Buben konnten wir Nichts hören, weil die weit davon im Dienst als sogenannte „Treibbuben" standen. Auch waren sie noch zu kindsköpfig, um so Etwas, auch wenn sie einmal bei dem Annel Sonntags oder zu Pfingsten waren, zu merken. Die junge Lieb ist, wie ein duftig Veilchen, das sich unter die Blätter versteckt.

Schon gegen Weihnachten kam ein Brief von der Wittib, worin sie uns bat, Annel doch im Februar wieder zu senden, und worin sie einen weit höheren Lohn bot. Uns war's Recht, und das Kind ging von da wieder an, wie eine Ampel, der man Oel zugießt, oder ein Blumenstock, der in der Sonne gestanden, den man mit Wasser befeuchtet. Als nun der Föhn den Schnee früher, als sonst gewöhnlich schmolz, und Brechtel's Kinder fort wollten, ließen wir dann unter Gebet um Gottes Schutz und Segen auch unsre Kinder ziehen, ob's uns gleich so schwer wurde, wie das erste Mal.

Das war im Februar anno 1847, da bei uns das Brod so theuer war, und wir uns recht behelfen mußten; denn auch der Verdienst ging schlecht. Es war ein hartes, schweres Jahr, das ich nicht vergesse!

Gottlob, unsre Kinder brachten mehr Geld heim, als im vorigen Jahre, und es glich sich dadurch leidlich aus.

Was uns aber beunruhigte, war der Umstand, daß Annel still und traurig war. Sonst hüpfte und sprang, jubelte und sang sie den ganzen Tag; jetzt war sie stille und ernst, und bisweilen, wenn sie allein war, waren ihre Augen feucht. Ihre Wangen blühten sonst, wie Mairosen,

jetzt sahen sie bleich aus, und uns mußte es auffallen, daß sie ihren Dienst bei der Wittib schon im Mai verlassen hatte und bei zwei alten Leuten in Friedrichshafen in Dienst getreten war.

Eine Mutter, lieber Herr, hat den Schlüssel zu des Kindes Herzen in ihrem eigenen. Einem Vater gelingt's nicht so leicht, es zu erschließen.

Ihr erzählte dann Annel unter heißen Thränen, wie das Alles gekommen, und meine Frau vertraute es mir wieder.

Siehst du, Fendhuber, sagte sie Abends, als die Kinder schlafen gegangen waren, ich hab' doch Recht gehabt, als ich vorigen Winter meinte, dem Annel sitze die Lieb' zehn Klafter tief im Herzen, wie's in dem Tyrolerliedel heißt. Es ist so, und daher kam auch alles Unglück, und, daß sie nicht aus dem armen Herzen heraus ist, das macht das Kind unglücklich. Gerechter Gott! rief ich aus, was sagst du da?

Sei nur stet, sagte sie zu mir. Annel hat ein starkes Herz. Sie wird's überwinden. Sag' du ihr nur Nichts. Merk's gar nicht. Thue, als wüßtest du kein Wort davon, und laß mich nur gewähren. Ihr Mannsleute faßet so Etwas zu grob und plump an, und so ein Mädchenherz ist wie Glas. Es bricht, wenn Ihr es anfaßt. Versprich mir Das! Ich bitte Dich vor Gott darum!

Ich hab's gefühlt, mehr, als ich's erkannt hätte, daß sie Recht hatte, und gelobte es ihr heilig und theuer.

Nun erzählte sie weiter. Die Wittib habe einen bildhübschen braven Sohn, ihr Ein und ihr Alles. Dem bleibe der reiche, prächtige Hof und das ganze, große Vermögen. Da sei es denn, wie leider überall, daß reich zu reich solle, und die Mutter wolle dem guten Jungen des Schulzen Lisbeth freien, die ebenso reich sei, wie er, aber so häßlich, wie eine Gartenkröte; sie habe eine Zunge, wie ein zweischneidig Schwert und sei zänkisch, keifig, falsch und boshaft, bei Jedermann in dem Dorfe, wo sie wohne, verhaßt, und trage bei Alt und Jung den Namen: „Kratzbürste" und „Kreuzspinne." Wenn aber auch Jemand solchen Namen verdiene, so sei es die Lisbeth. Sieh', unser liebes, sanftes

Annel, die ihr doch nie Etwas zu leide gethan, habe sie, sobald sie einmal auf den Hof gekommen sei, auf alle Weise beleidigt und gekränkt, daß Annel allemal gezittert habe, wenn sie sie am Sonntag Mittag habe kommen sehen, wie vor einem argen, drohenden Unglücke.

Lieber Gott, die häßliche Kröte konnte unser schönes Kind nicht leiden, weil es eben so schön war, und es sie so in Schatten stellte! — Es ist ganz erschrecklich!

Nun aber hatte der Sohn, der Fritz, einen ebenso großen Abscheu gegen die Lisbeth, als eine innige Liebe für Annel gefaßt und leider Annel — für ihn. Darin allein lag die Ursache, daß er die Lisbeth im Grunde seiner Seele verabscheute, und zu Annel sagte er hundert, tausend Mal: Wenn ich Dich nicht heirathen darf, dann bleib' ich Junggesell und die Mutter mag machen, was sie will. Ich lasse mich nicht verschachern und will mir nicht eine goldene Kette schmieden lassen, die mich elend macht und mich an so eine Kröte fesselt für das ganze arme Leben!

Dann machte ihm Annel gegen die Stimme ihres eigenen Herzens Vorstellungen, der Mutter zu gehorchen; aber sie stieß damit immer ein Schwert in das eigne Herz und er rief: Annel, du liebst mich nicht! und rannte wie ein Verzweifelnder hinweg. Dann weinte das arme Mädchen heiße Thränen und flehte Gott an, daß er ihr Kraft zur Entsagung gebe und Alles zum Besten lenke!

Einmal aber war die Mutter ungesehen Zeuge eines solchen Auftritts, da Annel ihm vorstellte, daß daraus ja niemals Etwas werden könne, daß sie sich heirathen könnten; denn erstlich sei sie arm, wie Hiob, als er nackt und bloß war; und dann sei sie eine Katholikin, die seine streng lutherische Mutter nie als ihre Schwiegertochter auf- und annehmen würde, wenn auch ihr Vater ein-

willigen ſollte, was ſie aber ebenſo ſehr bezweifle, da man in Vorarlberg gar ſtreng katholiſch ſei.

Da rief Fritz entrüſtet aus: Sind wir nicht Alle Eines Gottes Kinder? Hat uns nicht Ein Gott erſchaffen? Hoffen wir nicht Alle durch Einen Heiland ſelig zu werden? —

Was die Zweie noch ſprachen, weiß ich nicht mehr, aber das war denn doch das Ende vom Liede, daß er das Mädchen an ſeine Bruſt ſchloß, es küßte und ſagte: Das iſt der Erſte, das iſt dein Brautkuß! — Uns ſcheidet nur der Tod! Dabei bleibt's, das ſchwör' ich zu Gott!

Lieber Gott, von da an war Feuer im Dache! — Mutter und Sohn mußten heftige Attaken gehabt haben. Der Friede war entflohen. Das Glück der Familie zerſtört. Jammer überall!

Daran biſt du die Schuld! ſagte ſich Annel, und von der Stunde an ſtand ihr Entſchluß feſt, das Haus zu verlaſſen, wenn auch ihr Herz bräche und der Lieb' das frühe Grab zu graben!

Die Mutter warf aber überdieß noch einen glühenden Unwillen, wenn nicht Haß, auf unſer armes, gutes Kind. Eines Sonntags, da Fritz nach Ravensberg gegangen war, packte Annel ihr Bündelein, machte ſich reiſefertig und trat zu ihrer Frau in die Stube, die ihr beſtürzt und betroffen in das todtbleiche Antlitz ſah.

Annel ſagte ihr offen und treuherzig Alles, auch ihre Liebe zu Fritz. Darum müſſe ſie fort von hier, mitten im Dienſtjahr, und wenn ſie auch darüber zu Grunde gehe. Sie habe, ſagte ſie zur Frau, ſie zu lieb, Unglück über ſie zu bringen. Wenn ſie fort wäre, änderte es ſich vielleicht mit Fritz. Heute ſei er nicht da. Wenn er heimkehre, ſei ſie weit weg. Sie bäte darum, daß ihr die Frau den Theil ihres Lohnes gebe, den ſie verdient, damit ſie ſogleich ihren Heimweg antreten könne. Gott werde ja in Gnaden helfen!

Die Wittib ſtarrte das gute Kind an. Dann ſprang ſie auf, ſchloß das weinende Mädchen in ihre Arme, holte Geld, gab es ihr, drückte ihr noch einmal laut weinend die Hand und ging in die Kammer, wo ſie ſich einſchloß. Annel

wählte einen Weg, der sie außer der Gefahr brachte, wenn etwa Fritz früher zurückkehre, daß sie ihm begegne. Sie beflügelte ihre Schritte, und als der Abend kam, war sie schon viele Stunden weit entfernt. Sie wagte es nicht, in einem Hause einzukehren, und schlief in einem Heuschober, da die Nacht sehr warm war. Und fort und fort eilte sie beflügelten Schrittes den Ufern des Bodensees zu, wo ihr die Berge der Heimath den Gruß entgegenwinkten.

Was sie gelitten und geduldet auf dem sauern Wege: wie viele Thränen in den Staub getränkelt waren, das wußte nur Gott; aber daß sie in der Hast, fort und aus dem Bereiche zu kommen, wo sie Fritz etwa wieder hätte erreichen können, ihre Kräfte überspannt, zumal bei dem inneren nagenden Weh, das fühlte sie, als sie endlich Friedrichshafen erreichte. Es wurde ihr blau und grün vor den Augen: ihre Beine trugen sie nicht mehr und sie erreichte eben nur noch eine Steinbank vor einer Hausthüre, auf der sie niedersank und in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Ach, lieber Herr, was war das für eine Lage für das arme hülflose Kind! Aber der liebe Herrgott ist immer dabei und weiß Rath, wo es uns mangelt: erweckt Herzen für das hülflose Elend und führt's herrlich hinaus, wie stichdunkel es auch vor unsern Augen ist.

In dem Hause, wo mein schönes Kind in Ohnmacht sank, wohnte ein altes, kinderloses Ehepaar, fromme, treue Schwabenleute. Der Mann war ein Doktor, der Vieler Arzt war und grade zu der Stunde, da die Nachbarsleute dem ohnmächtigen Mädchen zu Hülfe eilten, von seinem Umgange bei seinen Kranken heimkehrte.

Was gibt's denn hier? fragte er, als er den Menschenhaufen an seiner Thüre erreichte.

Ach Herr Doktor, sagte die Bäckersfrau, die gegenüber wohnte, da ist so ein Vorarlberger Dienstmädchen die Gasse heraufgekommen, todtbleich und wankenden Ganges, hat sich kaum noch auf Eure Bank setzen können und ist dann steifohnmächtig umgesunken. Wir haben sie mit Essig angewaschen, aber sie will nicht zu sich kommen.

Zeigt mir ſie einmal, ſagte er; trat hinzu, fühlte dem Kinde den Puls und ſagte dann milde und barmherzig zu ſeiner Frau, die auch dabei ſtand: Aber, Roſel, warum haſt du das arme Kind nicht gleich hinauftragen laſſen, wie es Chriſtenpflicht iſt? Ihr lieben Nachbarinnen, traget das Mädchen hinauf. Entkleidet ſie; legt ſie in's Bette und dann will ich ſehen, was weiter zu thun iſt. Ich fürchte, das arme Kind trägt eine ſchwere Krankheit in ſich!

Was der menſchenfreundliche Mann gewünſcht, geſchah alsbald. Als die Wärme im Bette wiederkehrte und der Arzt, der mit ſeiner Frau und der benachbarten Bäckersfrau allein bei Annel geblieben war, ſeine Mittel angewendet, erwachte das gute Kind; aber wie erſchrack ſie, als ſie ſich unter wildfremden Menſchen in einem unbekannten Hauſe wiederfand! Liebreich beruhigten ſie die guten Leute. Der Arzt fragte ſie nach ihrem Befinden aus, verordnete dann eine warme gute Suppe und Ruhe.

Ich hoffe, ſagte er, es iſt nichts weiter, als eine Uebermüdung, eine Erſchöpfung aller Kräfte, und wenn du einmal recht gut geſchlafen haſt, wird Alles vorüber ſein. Er rechnete

dabei auf die frische, jugendliche Kraft des Mädchens, und seine Rechnung war nicht falsch, denn sie fiel alsbald in einen tiefen, anfangs unruhigen, dann aber gesunden Schlaf.

Am andern Morgen erwachte sie frisch und gesund.

Den alten Leuten war vor wenigen Tagen ihre alte Magd gestorben, die über dreißig Jahre im Hause gedient. Eine neue hatten sie noch nicht in Dienst genommen, und da unser gutes Annel ihnen gefiel, so fragte die Frau Doktorin, ob es bei ihnen bleiben wolle?

Annel besann sich kurz und nahm das Erbieten an, wenigstens bis Simon-Juda-Tag, wo sie gerne heimkehren wollte. Von dem Allen wußten wir Nichts; erfuhren auch Nichts, bis unser Kind heimkehrte, das wir mit Schrecken ganz verändert, stille und traurig wieder bekamen.

Nun bleibe ich bei Euch, sagte Annel entschieden und fest. Ich mag nicht mehr hinaus in's Reich. Ihr könnt mich anleiten und ich helfe Euch im Geigenmachen: so gut es andre Mädchen im Lande können, werd' ich's ja auch fertig bringen.

Das ging auch ganz vortrefflich; denn das Mädchen hatte viel Geschick und Einsicht. Ich brachte mehr, als noch einmal so viel fertig bei ihrer Hülfe, und so ging es uns ziemlich gut. — Der Mutter gestand sie Alles, was sie gethan, und sie konnte es nicht anders denn vollkommen billigen; aber stille und traurig blieb das gute Kind, und das Weh der unglücklichen ersten Liebe nagte fort und fort an ihr. Sie blühte nach und nach wieder auf, aber es lag etwas so eigenthümlich Weiches, Wehmüthiges über ihrem Wesen, daß man sie ohne tiefes Mitleid nicht ansehen konnte. Die Leute meinten, sie sei grade dadurch noch viel schöner geworden, und man müsse sie ansehen, wie ein schönes Muttergottesbildlein, und könne gar die Augen nicht von ihr wenden.

Doch ich muß Euch auch einen Blick in das Leben auf dem Hofe bei Ravensberg thun lassen! sagte Fendhuber.

Als der Fritz heim kam, war's spät in der Nacht und er ging in sein Bette, ohne zu ahnen was geschehen war.

Als er Morgens aufstand und bei'm Morgensegen und Frühstück Annel fehlte, fragte er die Mutter: Ist Annel krank?

Nein, entgegnete sie und schwieg.

Aber wo ist sie denn? fragte er weiter.

Da mußte es ihm die Mutter sagen und that es einfach und vollkommen der Wahrheit gemäß.

Fritz erbleichte, ließ das Frühstück stehen und ging weg. Erst am Mittag kehrte er wieder.

Ich erkenne das abgekartete Spiel, sagte er zu seiner Mutter. Annel mußte fort, daß ich die Lisbeth nähme. O Mutter, rief er aus, Ihr habt Wind gesäet, und es wird Sturm aufgehen! Drängt Ihr mich nur noch ein einziges Mal mit der mir im Grunde meiner Seele verhaßten Lisbeth, so werd' ich Soldat und Ihr könnet dann die Kreuzspinne in's Haus nehmen. Mich sehet Ihr nicht wieder! Haltet das nicht für leeres Gerede. So wahr ich lebe! Es ist mein unerschütterlicher Wille. Wollet Ihr mit der verhaßten Dirne aber für immer abbrechen, so bleibe ich, aber ich werde als Junggeselle sterben und Gott gebe es bald; denn das Leben ist mir ohne Annel eine unerträgliche Last.

Er aß nichts und ging mit dem Knechte an die Arbeit.

Jetzt sah die Mutter, wo es hinauslief und ihrem Herzen wurde es bange um die Zukunft.

Dafür aber, daß Fritz jemals vergessen sollte, was er der sonst so braven Mutter schuldete, war gesorgt. Er blieb der gehorsame, fleißige Sohn, der der Mutter jeden Wunsch erfüllte; aber er redete Nichts, was über das für den Ackerbau Nothige hinausging. Er war gerne allein, besuchte keine Gesellschaft und starb, wie man so sagt, der Welt vollends ab. Sie hatten zwar noch Versuche gemacht, durch Andere auf ihn wirken zu lassen; aber er wies diese mit Ruhe, allein mit solcher Schärfe zurück, daß ihnen das Wiederholen ihres geheimen Auftrags verging. Auf dem Hofe war's stille geworden, wie in einem Kloster, und die alte Frau war tief gebeugt, als sie wahrnahm, wie Fritz immer stiller und freudloser dahinging. Was ihn früher

angezogen und erheitert hatte, das ließ ihn gleichgültig. Kam Besuch auf den Hof, so ging er fort und kam erst wieder, wenn die Leute fort waren und die Nacht hereinbrach.

Dieser Zustand seiner Seele wirkte auch auf seinen Körper zurück. Er wurde krank. Seine jugendliche Natur siegte zwar über die Krankheit, aber die Fieberträume, die er gehabt, waren Verräther seines Inneren gewesen. Annel und immer wieder Annel erfüllte seine Träume. Dann sprach er, wie er sich freue zu sterben, da er auf Erden Nichts mehr habe; klagte wohl auch über der Mutter Härte. Bisweilen wurden diese Träume zur Raserei. Dann mußten zwei Männer bei ihm sein, weil er sonst fortgerannt sein würde. Und achteten sie genau auf den Grund dieser Rasereien, so war es Lisbeth, welche die Mutter ihm zuführen wollte. Huh! rief er dann und deutete in die Ecke. Seht Ihr dort die Kreuzspinne, wie sie ihren Stachel nach mir ausreckt; sie will mir das Herzblut aussaugen!

Die Mutter war maßlos unglücklich. Sie sah seinen Tod nahen und schrieb nun sich allein die Schuld zu. Dennoch genaß er langsam wieder. Das ereignete sich im Jahre 1848 im Frühlinge. Als er wieder vollends hergestellt war, stürzte er sich in die Wellen der Aufregung hinein, die damals Deutschland, ja man kann sagen, die halbe Welt ergriffen hatte.

Man sah es klar, wer es nämlich sehen wollte, der junge Mensch suchte Etwas, was seiner Seele Rache oder auch das Gegentheil, Beschäftigung gäbe; vielleicht noch mehr, den Tod, denn als es in Baden losbrach, da kaufte er sich eine Doppelbüchse, rüstete sich aus und zog nach Baden. —

Die Mutter bat und flehte; sie weinte heiße Thränen. —

Ach Mutter, sagte er; als es galt, Euer Kind glücklich zu machen, da bliebet ihr kalt; da war Annel eine Katholikin, dann eines Bettlers Tochter, nur Eins konntet Ihr nicht einwenden, daß sie nicht ein Engel wäre, nicht rein und makellos. Was nun? Ich will sterben, Mutter, für die Freiheit und das Recht? Bah, was hab' ich denn auf dieser armen Welt? Ihr werdet Euch trösten und mir wird wohl.

Vermachet der Kröte, der Kreuzſpinne den Hof. Ich will ihn nicht! Mit ein paar Quadrat-Schuhen Land für ein Grab hab' ich genug! Lebt wohl! Er eilte fort. Die Mutter ſah ihn nicht wieder.

So weit war es gekommen, lieber Herr, mit einem braven Jungen, den Habſucht verkuppeln wollte, dem Habſucht das Herz brach und das Lebensglück zertrat.

Aber, ſagte ich, hat denn nicht die Mutter endlich erkannt, was hier die Pflicht ihr gebot? Hat ihr das Mutterherz nicht geſagt, was ſie thun mußte?

Ich weiß es nicht, verſetzte Fendhuber; doch glaube ich, daß das Gewiſſen ſich zu regen anfing, als ſie ſah, wohin ſie das Geld und nur das Geld gebracht; aber im Reiche ſoll ſo ein reicher Bauer ein Herz haben, harter wie Kieſelſtein oder vielmehr gar keins. — Hier wäre ein Beiſpiel vor uns von einer Frau, und das däucht mir ein noch ſchlagenderes Beiſpiel abzugeben, aber ein gräuliches.

Sie war elend auf ihrem Hofe; arm in ihrem Reichthume und Ueberfluſſe, aber das Bauernherz war noch nicht weich gemacht. Der Geiz- und Habſuchtsteufel hatte noch den Schlüſſel dazu in ſeiner Hand.

Die Lisbeth war pfiffiger. Die ſah ein, daß es mit dem Fritz Nichts ſei und dachte, ſoll ich grau werden als alte Jungfer? Nein, da wähl' ich lieber — einen Andern. Und als Einer von der ſchwäbiſchen Alp kam, auch Einer, der Geld hatte, da machte ſie den Proceß kurz und nahm ihn. Das war ein Dreigenähter, wie man ſagt, der verſtand keinen Spaß. Er ſah gleich, was er für ein Liebchen hatte, und verſäumte keine Zeit, klar zu machen, was dem Manne und was der Frau zuſtehe, und da er dieſe Belehrung auf gut ſchwäbiſch vornahm, ſo begriff es die Lisbeth und wurde zahm.

Als mit der Heirath der Lisbeth der letzte Anker brach, und nun die Mähr in's Land kam, der Fritz ſei in dem Treffen bei Waghäuſel gefallen, da war's eben denn doch endlich zum Zuſammenbrechen gekommen.

Der Geiſtliche im Dorfe, zu dem der Hof gepfarrt iſt,

muß ein würdiger Mann sein. Er hatte schon früher versucht, auf die Hoffrau zu wirken, deren gute Eigenschaften er kannte, aber auch wußte, wo der Punkt kam, da der Geldteufel Herr war. Da war Alles umsonst gewesen. Jetzt suchte er sich Kunde zu verschaffen, ob wirklich der Fritz todt sei und hörte dann, er sei gefangen und das Kriegsgericht habe ihn zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, aber an Württemberg ausgeliefert, und er sitze bereits in Stuttgart.

Mit dieser Nachricht eilte er zur Mutter und begann ihr Herz zu bearbeiten. Es war mürbe geworden; jetzt brach es zusammen, das Gebäude des Bauernhochmuths, des Geldhochmuths und der zähen Habsucht.

Was der Mann mit ihr vorgenommen, genau weiß ich's nicht; aber es war von sichtbarem Erfolge. — Zwei Dinge legte er ihr vor: Einmal, zum Könige zu gehen und um Begnadigung zu bitten, die der König in seiner Milde ganz gewiß nicht verweigern würde; dann aber, sagte er zu ihr, wird das alte Lied von vornen an beginnen,

wenn Ihr nicht Eure Einwilligung zu der Verheirathung mit Annel gebet. So nur könnet Ihr Euren Sohn und ſein Sohnesherz wiedergewinnen.

Ob das einen Kampf gekoſtet oder ob ſie ſchnell darauf eingegangen, iſt mir dunkel und mußte mir dunkel bleiben, denn was wir davon wiſſen, dafür iſt ſie ſelbſt die Quelle.

Wie, rief ich erſtaunt aus. Das hat ſie Euch ſelbſt erzählt?

Höret nur weiter, ſagte er und fuhr fort. Es ſei genug, daß ſie die Nothwendigkeit einſah; daß ihr keine andere Wahl blieb. Was ſonſt der Geiſtliche ihr noch in das Gewiſſen hineinſprach, blieb natürlich ihr und ſein Geheimniß.

Da fiel es ihr ſchwer auf die Seele, was einſt Annel geſagt, als ſie die Unterredung zwiſchen ihr und Fritz belauſcht. Sie hatte damals geäußert, daß ſie bezweifele, daß ich, als guter Katholike es zugeben würde, daß meine Tochter die Gattin eines Lutheraners würde.

Ach Gott, rief ſie aus und ſchlug die Hände zuſammen, wenn aber nun Annel's Vater nicht einwilligt? Dann iſt ja Alles umſonſt!

Wiſſet Ihr, was ich an Eurer Stelle thäte, liebe Frau, ſagte der Pfarrer. Ich machte mich auf und reiſte nach Talaas im Vorarlberg, in deſſen Nähe der Feudhuber wohnen ſoll. Dort würbe ich für meinen Sohn. Ihr, als Lutheranerin, gebet zu, daß Euer Sohn eine Katholikin heirathet; er wird in ſich gehen und ſich von Euch an chriſtlich milder und verſöhnlicher Geſinnung nicht übertreffen laſſen, zumal der kinderreiche aber güterarme Mann ſeine Tochter glücklich macht und gut verſorgt. So mein' ich; überlegt Euch das!

Darauf ging er und ließ die Hoffrau alleine.

Da hat ſie ſich denn Alles noch einmal zurecht gelegt, bedacht und überlegt und iſt dann endlich zum feſten Entſchluſſe gekommen. An ein langes Hinausſchieben war gar nicht zu denken, denn wenn ſie ſich ihren armen Fritz, ihr theures, einziges Kind, gefeſſelt und im Zuchthauſe dachte, dann zitterte ſie am ganzen Körper; dann kam eine Angſt,

ein Entſetzen, eine Verzweifelung über ſie, die ſie nicht ertragen konnte.

Sie rief ihren Oberknecht oder Aufſeher, einen treuen Mann, dem ſie Alles anvertrauen konnte und ſagte ihm, ſie müſſe auf acht Tage verreiſen. Sie beſprach das Nöthige mit ihm und beſtellte, daß er das Korbwägelein morgen frühe mit dem Grauen des Tages rüſte, damit es ſie nach Friedrichshafen bringen könne. Sie legte ihm überdies ſtrenges Schweigen auf, über den Ort, wohin er ſie gebracht und die Dauer ihrer Abweſenheit und beſtimmte ihm Tag und Stunde, wann er ſie wieder in Friedrichshafen abholen ſolle. So war denn Alles vorbereitet und geordnet, und es lag noch das herbſtliche nebelige Dunkel auf der Gegend, als das nette Korbwägelein, beſpannt mit den zwei prächtigen Rappen, dahinrollte.

3. Ein Vaterherz in der Klemme.

Wir auf unſerer Felſenhaide, ahneten von allen dem Nichts: denn wir hatten ja, ſeit Annel wieder bei uns war, auch kein Wörtlein gehört, wie es auf dem Hofe bei Ravensberg ſtand. Annel war in ihrem ſtillen, ernſten, wehmüthigen Weſen ſich gleich geblieben und wir hatten vergeblich gehofft, daß die Zeit ein erſprießlich Heilmittel für ſie werden würde. Sie war das Muſter eines guten, lieben Kindes, fleißig, faſt über ihre Kräfte, und ihre kleinen, niedlichen Hände arbeiteten mir mit einem Geſchicke in die meinigen, daß ich, wie ich ſchon geſagt habe, mein Geſchäft mit ſehr weſentlich vermehrtem Erfolge betreiben konnte. Die beiden Buben, die ſich nun auch nicht mehr als Treibbuben verdingen wollten, griffen auch, von mir tüchtig angeführt, weſentlich in's Geſchäft ein. So wurden die Herzen heiterer, weil der Verdienſt ſich von Tag zu Tag mehrte und unſere Ausſicht in die Zukunft erfreulicher wurde. Auch meine zwei jüngeren Mädchen, welche Annel um des Himmels willen nicht in's Reich zu ſchicken anhielt, lieferten ſchon einen hübſchen Betrag zum Geſchäfte. Ging das mit Gottes Hülfe ſo fort, ſo konnte ich in Zeit einiger Jahre

ſoweit ſein, daß ich ſelbſt nur die Inſtrumente fertig zu machen hatte, zumal Toni ein recht geſcheidter Bildſchnitzer zu werden verhieß.

Ihr ſehet, lieber Herr, unſre Lage hatte ſich gebeſſert. Mit der Annel war wieder ein Segen in's Haus gekommen, wie ſich denn überall nur Segen an dieſes Kindes Spuren heften kann.

So waren wir denn auch eines Tages recht eifrig an der Arbeit, als die Thüre aufging und mit der Mutter eine fremde Frau an der Thüre erſchien, fremd in Kleidung und Weſen. Sie war todtmüde und ungemein erhitzt, denn ſie war eine dicke, ſchon bejahrte Frau und wie Ihr ſelbſt aus Erfahrung wiſſet, iſt der Weg von Dalaas bis zu uns kein Kinderſpiel für den, der das Gehen und Bergſteigen nicht aus dem Fundamente verſteht.

Annel, Annel! rief die fremde Frau, als ſie mein Kind da ſtehen und arbeiten ſah, ohne daß es ſich umgekehrt hatte. Als ſie aber den Ruf hörte, da fuhr das Kind, wie vom Blitze getroffen, herum, und als es die Frau ſah, wurde es kreideblech und ließ matt die Arme in die Seite herabſinken und ſtarrte ſie an mit zuckenden Lippen.

Annel! rief noch einmal die Frau und brach in lautes Weinen aus.

Da war's aber mit dem ſtarren Anſtaunen am Ende.

Ach, meine Frau! rief das Mädchen und ſtürzte auf ſie zu, ſchlang die Arme um ſie und küßte ſie. Segne Gott Euern Eingang in dieſes Haus! rief ſie mit wunderbarem Ausdruck.

Lieber Herr, Ihr mögt mir's ſchon glauben, daß ich daſtand, wie Einer, vor deſſen Augen Wunder geſchehen.

Ich begriff ſchnell, wer die Frau war: aber, was ſie hierher brachte, das wirbelte mir in ſeltſamen Gedanken im Kopfe herum. Daß wir die Dienſtfrau unſers Kindes, von der es immer mit Liebe und Achtung geſprochen hatte, mit aller Herzlichkeit und Freundlichkeit aufnahmen, das könnet Ihr Euch ſchon denken.

Annel war lauter Leben. Alles, was ſie thun konnte, die Frau zu erleichtern, zu erquicken, das geſchah mit einer Schnelligkeit und einer Sorglichkeit, welche die Frau mit Thränen in den Augen begleitete; und wenn Annel wieder neben ihr ſaß, dann ſah ſie ſich nicht ſatt an ſeinem ſchönen Geſichtchen; dann küßte ſie es hundertmal; dann hielt ſie ſeine kleinen Hände in den Ihrigen, gerade, als wollte ſie durch alle die vielen Beweiſe von wahrer Mutterliebe eine Schuld ſühnen, die ſie etwa im Gewiſſen trage. Sie erzählte nun von ihrer Reiſe und wie ihr der Weg da herauf ſo ſauer geworden und doch die Freude, ihr liebes Annel endlich einmal wieder zu ſehen, nach einer langen, trüben, traurigen Zeit, ihr alle das Bittere auf eine wunderbare Weiſe habe überwinden helfen. Von ihrem Sohne ſprach ſie Nichts und wie nahe auch Annel die Frage nach ihm liegen mochte, ſie ſuchte in ihren Worten jede Veranlaſſung abſichtlich zu vermeiden, die darauf hätte führen können.

Meiner Frau las ich es im Geſichte ab, daß ihr die ältere Hoffrau aus dem Reiche wohlgefiel und die Zwei waren auch bald recht einig. Mich aber betrachtete die Hoffrau manchmal ſeltſam prüfend, dann wieder ängſtlich und ſcheu; obgleich ich Alles aufbot, ihr Vertrauen einzuflößen.

Die arme Frau war ſehr ab und müde. Einen Weg von drei Stunden hatte ſie ſeit Jahren auf der Ebene nicht abgemacht und heute war ſie von Bregenz bis Dalaas gefahren, und dann noch die drei Stunden den Berg mit dem Führer, der ihr den Weg zeigte und ihren Reiſebündel oder Sack trug, heraufgeſtiegen, das war weit über ihre Kräfte, und als ſie eine warme Suppe, die ihr Annel, welche ihren Geſchmack kannte, gekocht und verzehrt hatte, nöthigte ſie Annel das Bett zu ſuchen. Es ſei ja doch

morgen Sonntag, ſagte ſie, da könne man ſich ja noch recht ausplaudern.

So ſagte ſie uns denn frühe recht herzlich gute Nacht und Annel begleitete ſie in ihre Schlafſtube, um ihr etwa nöthige kleine Dienſte zu leiſten. Sie ſelbſt hatte uns mit der Hoffrau gute Nacht geſagt und ſchlich ſich leiſe in ihre Kammer; wir aber, meine Frau und ich, zerbrachen uns wirklich die Köpfe über die Abſicht, welche die betagte Hoffrau haben möge, daß ſie die weite, theure Reiſe gemacht bis zu uns. Vermuthungen aller Art durchkreuzten unſre Köpfe, aber in's Klare kamen wir nicht.

Annel war am Sonntagmorgen, wie an jedem andern, die Schwalbe im Hauſe, die nämlich, die mit dem Grauen des Tages auf war. Ich hörte ſie in der Hoffrau Schlafſtube gehen und tadelte es im Stillen, daß ſie die nothwendige Morgenruhe der alten Frau ſo frühe geſtört habe; allein ſie kam nicht lange nachher in unſre Stube und ſagte, die Hoffrau habe es am Abende ſo verlangt, und ſende ſie jetzt mit einer Bitte zu uns. Sie wünſche nämlich, daß Vater und Mutter heute nicht zur Kirche gehen möchten, daß ſie aber, um recht ungeſtört über etwas Wichtiges reden zu können, alle Kinder, ſo weit ſie konnten, in die Kirche ſchicken möchten.

Als Annel das ſagte, übergoß eine hohe Röthe ihr ſchönes Geſichtchen; die Bruſt hob ſich ſo gewaltig, daß ſie oft in den wenigen Worten ſtockte.

Das ſoll geſchehen, ſagte ich. Du kannſt es den Kindern anſagen, daß ſie ſich herauszappeln und zeitig auf die Socken machen!

Annel war im Blitze draußen.

Mutter, ſagte ich zu meiner Frau, die kein Wort geſagt hatte, haſt du nichts geſehen, was dir aufgefallen wäre?

Doch, ſagte ſie. Das Kind glühte vor Schamröthe und innerer Bewegung. Sollte die Hoffrau ihr ſchon das geſagt haben, was ſie mit uns reden will? Gib Acht, ſie will ſie wieder als Magd haben. Ließeſt du das Kind ziehen, nachdem wir wiſſen, wie es dort drüben über dem Bodenſee ſteht?

Mit Nichten! sagte ich. Sollt' ich mein Kind in einen Meerstrudel von Gefahren hineinstoßen, die ich kenne? Sie ist fest; sie ist gottesfürchtig; aber die Bibel sagt, wie ich einmal in einer zu Talaas gelesen habe: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“

Das ist auch ganz meine Meinung, sagte meine Frau. Wir wollen uns vornehmen keinerlei Ueberredung, keinerlei Versprechen und Verheißung Raum zu gönnen. Unser Kind bleibt bei uns. Soviel als ihr Lohn ausmachen würde, verdient sie dir auch!

Das sollt' ich meinen, sagte ich. Ich sollte die fleißigen geschickten Hände schwer vermissen! Und dann haben wir sie bei uns. Abgesehen vom Verdienste, Kathi, ich könnte das gute Kind nicht mehr entbehren!

Gott weiß es, sagte sie und wischte ein paar Thränen weg, sie macht Einem alles Bittere süß und alles Schwere leicht! — Wir thaten, wie die Hoffrau es gewünscht.

Nach dem Frühstück begann sie uns die Geschichte ihres Lebens seit Annel weg war, zu erzählen. Das that sie unter reichen Thränenströmen und klagte dann sich und ihre heillose Verblendung mit der reichen Schulzentochter, als die alleinige Ursache und ihres Sohnes Unglück an.

Mit alle dem Mitleid, welches ihr Unglück uns einflößte, hörten wir ihr zu; aber tief erschütterte uns alle seine Verurtheilung zum Zuchthause. Sie sagte nun, sie habe gegründete Hoffnung, daß der König ihn begnadigen würde; aber, rief sie aus, die Hände voll Jammer und Verzweiflung ringend, was hilft das Alles? wenn er nicht sein Annel zur Gattin erhält, dann wird er mir Soldat, oder führt den verzweifelten Entschluß aus und geht nach Amerika. Darum komme ich, ich selbst komme, um bei Euch zu werben. Sehet nicht an den Reichthum, den ich Eurem Kinde bieten kann; nein, sehet einer unglücklichen Mutter Verzweiflung an; sehet einen Jüngling an, der seinem Unglücke, seinem Verderben ohne sie entgegengeht! — O habet Erbarmen! Annel hat ihn lieb, das wisset Ihr. Auch sie wird ohne ihn unglücklich!

Mir ging's durchs Herz. — Aber er war ein Ketzer! Sie ſollte eine gemiſchte Ehe eingehen, die alle nichts taugen, die den Keim des Unglücks dann jedesmal in ſich tragen, wenn nicht beide Gatten gleichgültig ſind gegen die Religion und dann taugt die Ehe erſt recht Nichts!

Oder, ſagte ich, wenn ſie beide durchdrungen ſind von

dem ächten, ewig wahren Chriſtenthume, dann allein kann ein Segen daraus werden, wie das ja auch der Hoffrau Pfarrer meinte.

Herr, wir ſind alle ſchwache Menſchen und ich bin auch ſo Einer. Ich ſage Euch, wenn man erzogen iſt in glaubensgehäſſiger Geſinnung, wie ſie uns von Jugend auf eingepflanzt wird — es iſt bitterbös, denn man kommt nicht oder nur ſehr ſchwer aus dem Netze heraus, indem man uns gefangen hat. Meine Frau war milder als ich. — Es gab eine lange Geſchichte. Das arme Annel litt dabei fürchterlich.

Endlich fiel Annel vor uns beiden Eltern auf ihre Kniee und flehte uns um Erbarmen an. Sie ſprach wie eine Begeiſterte. Sie ſagte uns, ob wir den Fluch auf uns laden wollten drei Menſchen elend zu machen, ſie, die Hoffrau und den Fritz? Sie wies auf die ſchwere Verantwortung hin, dies um einzelner Lehrſätze, Gebräuche, Handlungen willen zu thun, da doch die Lehre des Herrn Jeſu Chriſti und ſeiner Apoſtel der einzige Grund unſerer Seligkeit ſei.

Herr, ſagte Fendhuber, da hätte ſich ein ſteinern Herz erbarmt und die Unſrigen brachen im tiefen Weh und wir ſagten: So ſei in Gottes Namen ſein Weib!

Als ich das Wort ausſprach, ſank Annel wie eine Leiche zu Boden. —

Ach, Ihr macht Euch keine Vorſtellung von dieſem Schrecken! Ich trug ſie auf ein Bett. Die beiden Frauen eilten Waſſer oder Eſſig zu holen. Da ſtand ich vor ihr. Sie war bleich wie eine Leiche, die Lippen blau, aber wunderbar! über den Zügen ſchwebte ein Ausdruck ſtiller Seligkeit. Ich ſank vor dem Bette auf meine Kniee. Nie habe ich heißer, inniger, mächtiger gebetet, als in dieſem Augenblicke, und als ich aufſtand, war Friede in meiner Seele und Annel war erwacht von ſelber. Sie lächelte mich an, wie ein Engel, reckte ihre Arme nach mir aus und zog mich an ſich voll Dank, voll Liebe.

Als die Frauen kamen, die in dem Schrecken Nichts zu finden wußten, während es vor ihren Augen gelegen, war

ſie ſchon aufgeſtanden und fiel nun weinend vor ſeliger Freude an der Mutter und der Hoffrau Bruſt. Herr, ich habe geweint wie ein Kind und doch that mir das Herz ſo weh, mein herrliches Annel zu verlieren. Nun, es iſt der Eltern Loos, ihre Kinder groß zu ziehen und ſie dann ziehen zu laſſen mit dem Manne ihrer Wahl. Und — auch das müſſen ja die Eltern wünſchen, denn ihrer Kinder Glück iſt ja doch das Ihre und ihr Größtes! —

Nun aber rückte die Hoffrau mit der Bitte heraus, Annel ihr mitzugeben. Sie wolle keine Ausſteuer, nicht die geringſte, nur ſie, nur ſie allein!

Sie iſt ein größerer Schatz als Säcke Goldes! ſagte ſie, und nehmt mir's nicht übel, weil ich ihr Vater bin, es iſt eine Wahrheit.

Was wollten wir machen? Wir hatten A geſagt und mußten nun auch B ſagen! Aber ſeit dem Tage iſt uns ein Heimweh nach dem Kinde im Herzen geblieben. — Er ſchwieg eine Weile, um das in ihm aufwallende Gefühl zu dämmen; dann fuhr er fort: noch einige Tage blieb die gute Frau, die wir ſtündlich lieber gewannen, um der Liebe willen, die ſie für unſer Kind im Herzen trug, dann kam das Scheiden —

O laßt mich davon ſchweigen!

Aber wie ging's dann droben mit dem Fritz? fragte ich, denn die Hoffrau hatte es doch lange noch nicht Schwarz auf Weiß, daß der König ihn begnadigen würde.

Das war richtig, ſagte er darauf. Als wir zur Hochzeit drüben waren hörten wir den Hergang. Es war ſo: Als Beide auf den Hof kamen, machte ſich die Mutter gleich auf nach Stuttgart; denn nun war ja Annel da, die alles wußte und kannte, die alle Leute im Hauſe, Knechte und Mägde lieb hatten. Sie kam in Stuttgart an und bat um Gehör bei'm Könige. Wie mag der ſchlichten Frau das Herz gepocht haben, als ſie ſo einem hohen Herrn gegenüberſtand? Aber die Mutterliebe iſt eine Macht. Sie hebt und trägt den äußeren Menſchen, wie den Inwendigen; ſie gibt dem ſchwächſten Weib den Heldenmuth, der oft dem

Manne fehlt: ſie gibt das rechte Wort zur rechten Stunde, wenn es des Kindes Heil und Rettung gilt. So war es hier. Der König hörte ſie lange an und wurde von der Mutter Wort bewegt.

Er hat ſchwer gefehlt, ſagte der gütige alte König, aber das Vergeben iſt ein Gottesſegen. Er ſei frei. Bleibet heute noch hier, wenn Ihr könnet, und morgen möget Ihr ihn mitnehmen.

Denket Euch das Glück und den Dank des Mutterherzens. Sie durfte zu ihm gehen und ihm ſeine Befreiung verkündigen, und am andern Morgen ſchon rollte das Korbwägelchen mit Beiden zum Stuttgarter Thore hinaus, der Heimath zu. Wen er aber auf dem Hofe finden werde, ſagte ſie ihm nicht. Die wiedererlangte Freiheit war ihm für's Erſte Freude und Glück genug.

Was die Mutter unendlich beglückte, waren die vollgültigſten Aeußerungen der Reue über ſeine Thorheit. Er war völlig enttäuſcht, völlig geheilt von dem acht- und neunundvierziger Fieber. Und die Heilung hatte nicht die Gefangenſchaft bewirkt, ſondern die Helden und Führer ſelbſt, deren Treiben er kennen gelernt hatte. Darüber und von ſeinen Erlebniſſen und Erfahrungen ſprach er viel, und wie er nun ein neues Leben anfangen wolle. Endlich erreichten ſie den Hof, früher als Annel ſich gedacht, die auf's Feld gegangen war.

Als nun Mutter und Sohn zuſammenſaßen, da ging die Thüre auf, und blühend wie eine junge Roſe, trat das Annel herein.

Fritz konnte ſich nicht rühren. Er ſtarrte die liebliche Erſcheinung an und war keines Wortes fähig. Die Mutter war aber ſchnell aufgeſtanden, hatte Annels Hand ergriffen und zog ſie zu ihm.

Fritz, rief ſie aus, Annel iſt deine Braut!

Da erwachte er, wie aus einer Erſtarrung und ſtieß einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus und umſchlang das weinende Mädchen mit ſeinen Armen, und alles Weh,

Alles, was das Herz gelitten und geduldet, war vergessen und das Glück der Gegenwart erfüllte die Herzen.

Es stand nun der Verbindung nichts mehr im Wege und nach einem Monate etwa machten wir uns auf den Weg in's Reich. Die Hochzeit wurde, wie es Annel wünschte, still auf dem Hofe begangen und wir, meine liebe Frau und ich, blieben acht Tage bei unsern glücklichen Kindern. Herr, mir war der Aufenthalt ein Segen. Ich habe ganz andere Vorstellungen von den Lutherischen mitgebracht, als die sind, die man uns hier zu Lande einimpft. Mein Kind ist glücklich. Es lebt im Wohlstande und der Segen, den es seinem braven Manne in's Haus gebracht, ist auch für uns ein Segen geworden. Mein Schwiegersohn schoß mir das Geld vor, um das Haus frei zu machen und mir Vorräthe anzuschaffen. Wenige Jahre später verheirathete ich zwei meiner Töchter in's Haus und die Schwiegersöhne sind gute Menschen und tüchtige Geigenmacher und Bildschnitzer. Nun ging das Geschäft auseinander. Ich brauchte keine Zwischenhändler mehr und reiste selbst nach Livorno, um meine Waaren abzusetzen. Sie fanden immer mehr Anerkennung und Käufer und nun habe ich es im Schwunge, daß ich, mit Zuversicht auf die Hülfe des Herrn, der Zukunft ruhig in's Auge blicken darf. Meine Schulden sind alle zurück-

bezahlt. Ich stehe mit Gottes gnädiger Durchhülfe auf eigenen Beinen und stehe fest. Erhalte uns nur Gott den Frieden, die Gesundheit und fortdauernden Absatz, dann hoffe ich zu Gott, daß ich einst mit Ruhe sterben kann, weil der Meinen Zukunft gesichert ist, so viel es menschlich möglich ist. Sie sind alle wohlgerathen, meine Kinder. Der Herr hat sie mir alle zwölfe gelassen. Sein Name sei gelobt in Ewigkeit! —

So schloß er seine Erzählung, die ich mit großer Theilnahme angehört hatte. Die Frau ging ab und zu, und hörte hier und da ein Wort, aus dem sie entnehmen konnte, was er erzählte.

Ja, Herr, sagte sie lächelnd, er war hart in seinem Glauben; aber nun hat er auch die Ketzer lieb, die er früher kopfüber in die Hölle schickte, wie die Paters in Feldkirch thun.

Schweig stille, du böses Weib! rief er halb lachend aus. Laß mir die Paters in Ruhe. Ich bin ja froh, wenn sie uns in Ruhe lassen.

O warum soll ich's dem Herrn nicht sagen, daß du gesagt hast, diese Friedensstörer sollten dir aus dem Hause bleiben? Meinst du, ich hätte nicht heraus, daß der Herr auch ein Ketzer ist?

Wirklich? fragte er nicht ohne Erstaunen.

Gewiß! sagte ich halb ernst, halb im Scherze: Ihr werdet mich deßwegen doch nicht fortjagen bei dem endlosen Regen?

Gott soll mich behüten! rief er aus. Nein, ich habe meinen harten Sinn geändert und — er reichte mir seine derbe Hand — Ihr seid mir darum um kein halbes Loth weniger lieb!

Aber es regnete noch immer und erst am vierten Tage klärte sich der Himmel auf. Nun aber war meines Bleibens nicht länger. Ich nahm Abschied von den lieben, treuen Menschen; erhielt ein Päckchen für's liebe Annel, und tausendmal Tausend Grüße der Liebe von Allen. Feuchtbuber brachte mich wieder nach Dalaas zurück, wo ich Geschenke

für die Seinen kaufte, die er nur mit Widerstreben annahm. Der Abschied von dem trefflichen Manne that mir wahrhaft leid. Am folgenden Tage eilte ich nach Bregenz.

4. Mit eigenen Augen.

Das Thal von „Fendhuber's-Halde", wie man meines Vorarlberger Freundes Wohnstätte nannte, war in der That das, was mir der Wirth in Dalaas davon gesagt. Wild und mild, überwältigend und reizend großartig und lieblich — kurz — bei jeder Wendung des Weges, der sich nach den Formen des Berges schmiegen mußte, erschien das Thal in einem neuen Wechsel, neuer Form, neuer Schönheit, neuem Reize. Langsam war ich, dem das Bergsteigen kein Lustwandeln ist, mit Fendhuber hinaufgestiegen; aber um Vieles langsamer stieg ich hinab nach Dalaas. Fendhuber's Geduld ermüdete nicht. Er ließ mich das schöne Bild ganz in mich aufnehmen. Nur seine Wohnung sah ich nicht mehr, sobald ich hundert Schritte von der Thüre entfernt war, und ich hätte doch noch einmal einen Blick dankbarer Liebe darauf werfen mögen, ehe ich — für immer schied. — Als ich das mit Bedauern äußerte, sagte er: Es thut mir leid; aber ich kann mir's denken. Ihr und ich, wir werden durch die grauen Haare daran erinnert, daß wir uns nicht mehr als „Treibbuben" in's Reich verdingen könnten, und so eine Reise, wie Ihr sie gemacht, wird auch nicht alle Jahre wiederholt; besonders, wenn man Kinder hat, obgleich Ihr nur eins über die Hälfte der Meinigen zahlt.

Ich möchte mir Alles recht in die Seele prägen, sagte ich; denn wenn ich zu Euerm Annel komme, so will die gewiß Alles genau wissen und ich muß ihr, und will ihr gründlich Rede stehen.

Ach, freilich! rief er aus. Das herzige Plappermaul wird Euch schon recht mit Fragen quälen; aber ich bitt', erzählet ihr nur recht viel, und sagt ihr, wie sich alle freuen, wenn sie mit ihrem Kinde zu uns kommt. Nicht wahr, ich kann mich drauf verlassen? —

Ich reichte ihm die Hand. Trauet mir zu, Fendhuber, daß ich ein so warmes, treues Vaterherz nicht täusche!

Er drückte mir die Hand wieder, aber er war so bewegt, daß er Nichts sagte.

Ein paar Stunden später schritt er wieder seinen Bergpfad hinauf und ich rollte auf dem schönen Wege dem Bodensee zu. Ich war diesmal glücklicher, als ich es mitunter auf den ungezogenen Eisenbahnen war, die gar keine menschliche Rücksicht gelten lassen, denn das Dampfboot lag vor Anker. Ich holte mir schnell meine Erlaubniß, die kaiserlich königlich österreichischen Staaten verlassen zu dürfen, was mir glücklicherweise, als einem völlig Unbescholtenen gestattet wurde, eilte zurück, da das Dampfschiff schon qualmte, und saß kaum auf dem geräumigen Verdecke unter „allerlei Volk, das unter dem Himmel ist," als auch schon die Räder in die Wogen griffen, der Steuermann den Bugspriet gen Friedrichshafen kehrte und das Schiff bei wolkenlos heiterem Himmel die schöne blaulichgrüne Spiegelfläche des stolzen See's durchschnitt. Bald sah ich noch einmal die Berge Vorarlbergs, für die ich eine innige Liebe im Herzen mitnahm, grüßte noch einmal dorthin, wo ich die „Fendhubershalde" zu finden meinte und ließ dann das Erlebte und Gehörte noch einmal an meiner Seele vorübergehen. Drei bis vier Tage später rollte ein landesübliches, leichtes Korbwägelein durch ein reichangebautes, gesegnetes Land, auf dem Derjenige saß, der eben recht begierig war, das Annel, dessen Handlungsweise es ihm achtungswerth und lieb gemacht, das aber mit einem so überschwänglichen Reichthume von Eltern- und Geschwisterliebe in Vorarlberg umfaßt wurde, mit eigenen Augen zu sehen. Das hügelige Land bot mir durch den Gegensatz des Lieblichen gegen die wilde Bergnatur, in der ich in den letzten vier Wochen gelebt, gar viel Anziehendes, und der Fleiß der Menschenhand, der hier so leicht seinen Lohn erringt, bot mir einen Gegensatz gegen das Ringen in Vorarlberg, daß ich auch dabei zu denken genug fand.

Da liegt der Hof! rief plötzlich mein Fuhrmann aus

Ravensberg. Werd' wohl grad' in den Hof 'nein fahren, fragte er, denn das Thor ſteht wagenweit offen? —

Ich nickte und hatte keine Zeit die ſtattlichen, wohlerhaltenen und zahlreichen Gebäude des theils durch dieſe Gebäude, theils durch eine hohe Mauer umſchloſſenen Hofes anzuſehen, als wir auch ſchon über den ſauberen, gepflaſterten Hofraum rollten und mitten auf demſelben anhielten.

Ein liebliches Bild ländlichen Lebens ſtellte ſich meinem Blicke dar.

Neben einem reichlich klares Waſſer ſpendenden Brunnen lag ein noch unbearbeiteter Bauſtamm, auf welchem eine hochbetagte Frau ſaß, die in ihrem Schooße einen prächtigen Buben, von etwa einem halben Jahre ſtehen hatte, der mit Händen und Füßen arbeitete und ſtrampelte, weil grade vor ihm die Mutter den Hühnern, Enten und Tauben ihr Futter ſtreute und das bunte Volk des Federviehes durcheinander wirbelte, um ja die beſten Körnchen zu finden, auch wohl dabei einmal in einen augenblicklichen Kampf gerieth. Neben der Mutter des ſchönen Knaben lehnte an einem Hollunderbaume von großer ungewöhnlicher Stärke, ein junger Mann, der, ſeine Pfeife rauchend, nur Augen für ſeinen Knaben hatte, ein ſtattlicher, blühender, kräftiger Mann in leichter Sommerkleidung. An ſeiner Schulter lehnte, ein Gefäß haltend, darin ſich das Futter befand, die Mutter des Knaben, deren Züge von Mutterglück ſtrahlten, als ſie den kleinen Burſchen ſo eifern ſah, ſich ein Täublein oder ſonſt Etwas zu fangen. Als das Wägelein hereinrollte, richteten ſich alle Köpfe nach mir.

Das war alſo das „geliebte Annel, das Kind des Segens"? Wahrhaftig! Ich hatte denn doch mein Lebtag manches ſchöne Mädchen und ſchöne junge Weib geſehen, aber da war denn doch Alles übertroffen! Das war, wie Feudhuber geſagt, ein „Muttergottesgeſichtel"; aus dieſen Augen lachte, wie er ſich ausgedrückt, „ein Engel"; dieſer ſchöne Mund war „das ſüße Plappermaul"; aber er hatte Nichts davon geſagt, wie das reiche kaſtanienbraune Haar dies „Muttergottesgeſichtel" umrahmte; Nichts davon, wie

edel ihre Gestalt, wie groß der überwältigende Liebreiz war, der über das ganze Wesen sich ergoß durch den Ausdruck der Reinheit, Unschuld, Milde und der geistigen Kraft. Der junge Mann eilte herzu und half mir vom Wagen. Ich stelle mich Ihnen noch nicht vor, sagte ich dem freundlich Begrüßenden lächelnd. Meine Hauptbotschaft lautet an ihre Frau. Ich trat zu ihr, die mit Anmuth grüßte und mir die kleine, schöne Hand reichte, die einst so wacker bei'm Geigenmachen geholfen, die ich herzlich drückte. Viel Tausend und aber tausend Grüße und dies Päcklein bring' ich dem „lieben Annel!" sagte ich.

Ach, mein Gott, rief erglühend das schöne junge Weib, Sie kommen aus Vorarlberg — denn sonstwo kennt man kein „Annel"!

Gradesweges von „Fendhuberhalde" sagte ich.

O seien Sie tausendmal gesegnet und willkommen! rief sie da aus tiefster Seele und in den wunderklaren, großen Augen traten Thränen und das „Gesichtel" lächelte. So hätt' ich sie gemalt sehen mögen! Es wäre ein Bild gewesen, das jedes Herz gefesselt hätte.

Aber Annel, sagte der junge Mann, willst du so einen lieben Gast hier im Hofe in der Gluth der Sonne halten? —

Ach, vergeben Sie, ich bitt' gar schön! sagte die ächte Vorarlbergerin, die noch ganz die Mundart und den Ton ihrer schönen Heimath hatte, und führte mich in's Haus, wohin die Großmutter mit dem schönen Buben folgte, während Fritz dem Fuhrmanne das Nöthige nachwies.

Als er zurückkehrte, bildete sich dann der Kreis um mich und ich stellte mich selbst dann vor und erzählte darauf, wie ich in Dalaas mit dem lieben Vater Fendhuber zusammengetroffen und bekannt geworden; wie ich seiner Einladung gefolgt und ihn auf die Halde begleitet; wie der Regen mich dort gefesselt und Alles — Alles, was ich gesehen, erlebt, erfahren, und vor mir saß das „Muttergottesgesichtel", lächelte selig und war so ganz Ohr, daß sie gar nicht fühlte, wie die hellen Perlen aus ihren schönen Augen über die blühenden Wangen rannen.

Annel, ſagte da halblaut der Gatte, meinſt du daß, wenn man von Ravensberg hierher fährt in einem Stück, man mit Erzählen den Hunger ſtille und den Durſt löſche?

Sie erglühte und ſprang auf. O du garſtiger Mann, ſchmollte ſie lieblich, der liebe Herr iſt barmherziger wie du; aber ich danke dir doch für deine Erinnerung! Damit war ſie fort, und bald bog ſich der Tiſch unter der Fülle des Köſtlichen, was die Dankbarkeit dem Boten von Fendhubershalde bereitet hatte.

Sehen Sie lieber Herr, ſagte Fritz lachend, wenn mein liebes Annel nur Etwas aus Vorarlberg hört, dann vergißt ſie Alles!

Ach, widerſprach ſie, lieber Herr, der will eben nur immer Etwas wider mich wiſſen! Glauben Sie's ihm nicht! Er neckt mich armes Kind nur!

Wir lachten alle laut auf über ihren komiſchen Ernſt und mußten uns nun zu Tiſche ſetzen, wo denn auch bald ein duftiger Kaffee mich labte.

Als ich mich nach dem Kutſcher erkundigte, um ihm die nöthigen Weiſungen zu ertheilen, ſagte Fritz lachend: Grollen Sie mir nicht! Der iſt wohl wieder in Ravensberg. Ich habe ihn heimgeſchickt, denn, wenn Sie auf Fendhubershalde der Regen gehalten, ſo ſoll Sie in ſeiner Kinder Hauſe der Sonnenſchein auch ein wenig halten. Wir haben auch unſern Eigennutz im Herzen.

Zu ändern war das nun freilich nicht mehr, und ich hatte auch, die Wahrheit zu ſagen, gar nichts dagegen einzuwenden, bei den lieben Menſchen einen Tag zu bleiben; allein es wurden zweie, ja ſogar dreie daraus.

Ich aber hatte in dieſen Tagen ein Examen zu beſtehen, wie ich mich keines zweiten erinnere: aber ich legte es mit Freuden ab, denn ich beſtand es vortrefflich. Keine Frage aus dem holdſeligen Munde der Examinatorin blieb ich ſchuldig und gerade dieſes Vertrautſein mit allen ihren Lieben, mit allen Verhältniſſen, mit dem Thale ihrer ſchönen Heimath erzielte vollkommen das, was ihre Eltern in Vorarlberg davon erwarteten. Wenn die unabweisbaren Geſchäfte

der umfassenden Haushaltung sie abriefen, sagte sie allemal mit einer köstlichen Freundlichkeit: Gelt! nun plaudert Ihr noch nicht von D'heim?! Sonst verlier' ich's ja!

Ich hatte ihr gesagt, daß ich ihrem Vater versprochen, ihm über Alles zu berichten, was ich auf dem Hofe gesehen und erlebt.

Schreiben Sie ihm was Sie wollen, sagte sie lächelnd. Ich weiß, Sie geben ihm nur die Wahrheit. Nur um das Eine bitt' ich gar schön, daß Sie ihm sagen: Ich sei sehr glücklich und noch keine trübe Stunde sei mir hier bereitet worden. Das ist die Hauptsache für sein treues, gutes Vaterherz. O, rief sie aus, und schlug ihre Hände zusammen mit einer heiligen Begeisterung in Auge und Antlitz, Gottes Gnade wolle mich sie froh und glücklich wiedersehen lassen!

Indessen schlug doch unwiderruflich die Scheidestunde. Wie ein Vater von seinen Kindern scheidet, so fast war's hier. Annel ließ meine Hand lange nicht los. Endlich küßte sie sie rasch, rief: Gott segne Sie! Und lief weinend in das Haus zurück. Fritz brachte mich nach Ravensberg mit seinem eigenen Korbwägelein zurück. Auf dem ganzen Wege strömte ihm Herz und Mund über vom Lobe und Preise seines vortrefflichen Weibes und stimmte ganz in die Worte ihres Vaters ein: „Wo ihr Fuß hintritt, da sprießt Segen auf!"

In Ravensberg mußte ich nun sogleich an meinen, dem alten Fendhuber gelobten Bericht gehen. Dankbarkeit und

Liebe trieben mich recht in's Einzelne zu gehen und dem Vater- und Mutterherzen die reichſte und volle Gewißheit zu geben, ihr Kind ſei glücklich. Das konnte ich mit vollkommener Ueberzeugung thun und that es mit einer Freude, einer Luſt, die aus jedem Worte herausleuchtete. Als ich den Brief durchlas, dachte ich mir, wie der ganze, große Familienkreis um den Vater herum ſaß und mit der Andacht der Liebe die Kunde von dem „lieben Annel“ vernahm, und freute mich des Glückes, das ich ihnen durch meinen Bericht bereiten konnte.

Aber nun war auch meines Bleibens in der Fremde nicht mehr. Auch meiner warteten liebende Herzen, die wiederzuſehen ich mich ſehnte. Und ſo ſchied ich denn von

Zu Seite 69.

den Freunden in Ravensberg, eilte über Stuttgart hinüber nach Baden und bestieg einige Tage später das Dampfboot in Mannheim, was mich hinabtrug in die schöne Heimath, die — doch keine Fremde ersetzen kann, und wäre sie noch so reich geschmückt und gesegnet von Dem, von dessen Güte überall die Erde voll ist!

4. Geistesgegenwart

ist bekanntlich nicht Jedermanns Ding, das heißt: immer bei der Hand zu sein, und es kommt öfter vor, daß Einer den Kopf verliert, der ihm freilich wohl zwischen den Schultern festgewachsen ist, als daß er sich mit ruhiger Besonnenheit aus einer unangenehmen oder gefährlichen Lage zieht. Mir fällt dabei eine Begebenheit aus dem Jahre 1813 ein, die uns die rechte Geistesgegenwart zeigt. Nach der Schlacht bei Lützen war die verbündete Armee zu schwach, Napoleon die Stange zu halten. Die verbündeten Monarchen beschlossen den Rückzug nach Schlesien, der von Blücher in der schönsten Ruhe und Ordnung ausgeführt wurde. Mehrmals griffen

die Franzosen an, aber mit blutigen Köpfen wurden sie zurückgewiesen, wie es so Blücher's und seiner Leute Art war.

Napoleon ärgerte das über die Maßen, und weil es ihn ärgerte, wollte er Alles daransetzen, namentlich die ihm verhaßten Preußen noch einmal vor die Klinge zu nehmen, womöglich, sie zu vernichten.

Maison, ein tapferer Degen, wurde daher mit dem Befehle betraut, die Preußen unaufhörlich zu beunruhigen und, wenn's irgend ginge, gehörig zu treffen.

Der alte Blücher ließ sich indessen so leicht nicht auf dem Neste fangen. Er hatte immer so seine heimlichen Reiterkniffe im Kopfe, und so Einen dachte er dem Maison vorzusetzen. Er nahm zwanzig Schwadronen tüchtiger Reiter und ließ die hinter einem Wäldchen sich verbergen; aber in der Nähe.

Die Franzosen ahneten deren Dasein gar nicht. Zu dem Führer der Reiter hatte Blücher gesagt: Ich zaudere ein wenig mit der Armee, daß uns die Franzosen für abgemüdete Leute halten, und hitzig werden. Da oben die Windmühle soll das Zeichen sein. Wie die in Flammen aufgeht, dann brecht Ihr hervor und fallet den Franzosen in die Flanke und in den Rücken, und ich müßte mich gründlich verrechnet haben, wenn sie nicht gehörig in die Patsche geriethen! Macht's nur, wie ich befohlen!

Sein Befehl wurde ausgeführt und die Franzosen gingen in die Falle. Als die Windmühle zu lodern anfing, brachen unvermuthet die Reiter hervor, und ihre Pallasche sausten den Franzosen so unangenehm um die Ohren, daß ihre Reiterei jählings die Flucht ergriff und einige Tausend Mann Fußvolk theils in die Pfanne gehauen, theils zersprengt wurden. Die Kanonen ließen sie alle zurück und Gefangene wurde auch ein hübsch Häuflein gemacht.

Das war das Treffen bei Stainau.

Als mitten im Treffen die preußischen Dragoner mit ihren abscheulich langen, graden und schweren Säbeln auf die französischen Fußvölker einstürmten, bildeten diese ein

Viereck. Dabei sind die Bajonette alle nach Außen gekehrt, und das sieht aus, wie das Fell eines Igels, nur noch um Etwas schlimmer, da durch die Bajonette die Flintenkugeln hervorbringen. Die Reiterei hat daher die Aufgabe, solch' ein Viereck zu sprengen, und das ist wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, und mancher ehrliche Reitersmann findet dabei seinen Tod; aber gesprengt muß es werden, sonst ist der Feind nicht überwunden.

Als nun die Dragoner auf das Viereck anstürmen, wird das Pferd des Lieutenants Pförtner, eines tapfern Offiziers, plötzlich stätig, das heißt, es geht nicht vor- und nicht rückwärts. Das ist für den Reiter entsetzlich; aber das eigensinnige Thier bäumt sich und bleibt, wo es ist; denn wenn er auch die Sporen ihm in's Fleisch drückt, daß das Blut rinnt, es hilft Nichts. Da übermannt ihn der Zorn und er gibt dem Thier einen wuchtigen Hieb mit seiner langen, breiten Sarrasklinge. Das war dem Thier noch nicht vorgekommen, und setzt es derart in Schrecken, daß es einen furchtbaren Satz in die Höhe thut und über die Köpfe der Franzosen weg, mitten in das Viereck springt, wo die Offiziere zu stehen pflegen. Einige derselben werden von den Hufen des schäumenden Thiers niedergeschmettert; die Andern wollen über Pförtner herfallen. Der aber verliert den Kopf nicht. Hageldicht fallen seine gewaltigen Streiche, und der Erste, den er niederhauet, ist der Obrist; dann trifft er Andere, und wenn er auch kleine Wunden, Hiebe und Stiche sitzen fühlt, so erlahmt doch seine Kraft und sein Muth nicht.

Wir müssen unsern braven Lieutenant retten! riefen die Dragoner; stürmen auf's Neue — und das Viereck ist gesprengt, Pförtner gerettet. Nun aber gibt es ein furchtbares Blutbad, und nur wenigen Franzosen gelingt es, das Leben zu retten.

Das aber, liebe Leser, gesteht Ihr mir zu: der wackere Pförtner hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke und verlor den Kopf nicht, den — in dieser Lage — unter Hundert keine Zehn behalten hätten, und auch nicht das

Herz, das bisweilen in die Schuhe fällt. Er kam glücklich davon und erlangte wohlverdiente Ehren, obgleich nicht sein freier Wille, sondern seines Pferdes Eigensinn ihn in das Viereck gebracht hatte. Ein Spaß war's übrigens, bei meiner Treue! nicht und — ich hätte nicht an seiner Stelle sein mögen!

Daran reihe ich ein anderes Beispiel, welches nicht minder von Geistesgegenwart und hohem Muthe Zeugniß ablegt, und wo sich ein Süddeutscher an Pförtner's Seite stellen kann, vielleicht mit noch größeren Ehren:

Bei den Württembergischen Rheinbundstruppen, welche den Franzosen helfen mußten, war auch das Infanterie-Regiment Herzog Wilhelm von Württemberg. Dieses Regiment stand im Jahre 1807 vor der Festung Neiße in Schlesien, als Theil der Belagerungstruppen. Das Belagerungswerk sollte mit allem Eifer betrieben werden, da sich das kleine Neiße wacker und tapfer bisher gehalten hatte. Darum arbeiteten die Artilleristen, und ihnen als Handlanger und Helfer viele Soldaten, in einer Art schnell aufgeführten Holzschuppens, am Füllen von brennenden Wurfgeschossen, als Bomben, Granaten und dergleichen; Andere auch an der Bereitung der Kartätschen-Patronen.

Das sind Alles höchst gefährliche Arbeiten, weil dazu eine Menge Pulver verwendet wird und das Entzünden eines Pulverkörnleins die unabweisbare Folge hat, daß in einem Augenblicke Alles sich entzündet und nicht nur in die Luft fliegt und alle Arbeiter mit, sondern auch noch Tod und Verderben in eine größere Umgebung und Entfernung hinausträgt.

Man hatte daher diesen Schuppen an eine Stelle gelegt, wo möglicher Weise keine zündende Kugel aus der Festung hinreichen konnte und beaufsichtigende Offiziere, wie Arbeiter, hielten sich, bei selbst zu beobachtender großer Vorsicht, für vollkommen sicher.

So waren denn wieder Artilleristen, Feuerwerker und Soldaten in dem Schuppen eifrig mit dem Füllen der Bomben und Granaten mit Pulver beschäftigt, und Keiner

dachte an irgend eine Gefahr, aber am Allerwenigſten daran, daß eine brennende Granate aus der Feſtung könnte in ihren Schuppen ſchlagen, wo ein großer Vorrath von fertigen Bomben, Granaten und Kartätſchen-Patronen umher aufgeſchichtet waren. Alle lagen auf einer Unterlage von Stroh, was ein Unglück um ſo gefährlicher machte.

Wie immer, wenn Soldaten zuſammen ſind, Scherz und Lachen auch dabei iſt, ſo war es auch hier. Man hat in den Compagnien immer ſolche profeſſionsmäßige Spaßmacher und Witzbolde, die ein Geſchäft daraus machen, die Leute zu erheitern. So war denn auch hier Einer aus dem Zuge des Corporal Klenk, der Nullmann hieß, und nur den Mund aufzuthun brauchte, ſo brach ſchon nicht bloß der Zug, ſondern die ganze Compagnie in ein helles, ſchallendes Gelächter aus. Auch jetzt war er unter den Arbeitern und von ſo gutem Humor, daß Alle, die ſich in dem Schuppen befanden, faſt nicht eine Minute aus dem Lachen kamen. Klenk, der ſonſthin ein ernſter Menſch war, und das Treiben dieſes geborenen Schalksnarren oft hemmte, ließ ihm dieſen Morgen volle Freiheit, denn die Arbeit ging leicht und gut dabei von Statten.

Plötzlich aber fuhr ein Todesſchrecken in Aller Herzen, denn eine aus der Feſtung geworfene brennende Granate ſchlug durch das Bretterdach, mitten in das Magazin hinein, wühlte ſich in das Stroh, entzündete es und das Brandrohr einer fertig gefüllten Bombe alsbald. Einen Augenblick herrſchte Todesſtille, dann aber ſprangen Alle ohne Ausnahme auf, und die Meiſten rannten davon; denn es ſchien keine Rettung mehr zu ſein und wenige Sekunden noch, ſo entzündete ſich die Bombe und dann war Alles verloren. In dieſem Augenblicke, wo der Tod unabweisbar ſchien, ermannte ſich der Corporal Klenk und ſprang zu der dem Losgehen ſehr nahen Bombe, ergriff ſie am Brandrohre, trug ſie etwa 20 Schritte vor den Schuppen, wo ſich eine Waſſerpfütze befand. Dort warf er ſie mit aller Wucht und Kraft in die ſchlammige Pfütze, wo ſie augenblicklich erloſch; aber die Gefahr für ihn war fürchterlich. Denn das Brand-

rohr verbrannte ihm seine Haare und vielleicht nur einige Athemzüge später, so war er — zerschmettert.

Sogleich eilte er in den Schuppen zurück, um weitere Gefahr zu entfernen. Das sah der Vice-Corporal Keller von demselben Regimente und eilte ihm zu Hülfe. Es gelang ihnen, das Strohfeuer zu dämpfen; damit aber nicht zufrieden, räumten sie alle Feuerkugeln aus dem Schuppen und trugen sie auf das Feld, in angemessene Entfernung von einander. Damit war die Gefahr glücklich abgewendet; aber welche Geistesgegenwart, welcher Heldenmuth gehörten dazu, das zu thun!

Daß eine solche That nicht unbeachtet, nicht unbelohnt bleiben konnte, lag sehr nahe, denn sie war unstreitig das Höchste des Muthes.

Klenk erhielt die goldene, Keller die silberne Verdienst-Denkmünze, und Klenk außerdem von seinem Könige ein Geschenk von 25 Golddukaten. Ueberdieß wurde ihm die erste erledigte Feldwebelstelle zugesichert. Nach dem Kriege kehrten die Württemberger heim. Der König ließ sich dieß Regiment in Stuttgart vorführen und verlangte Klenk zu sehen und zu sprechen. Der nicht bloß tapfere, sondern auch sehr bescheidene Mann trat vor seinen König, der ihn mit wohlwollenden Blicken betrachtete und zum Offizier ernannte. Ein Anderer hätte das mit Dank und Freude an- und aufgenommen, aber nicht so der wackere Klenk.

Ach, Euer Majestät, sagte er mit zitternder Stimme, solche Gnade rührt mich tief; aber ich fühle, daß ich wohl ein brauchbarer Unteroffizier und Feldwebel sein kann, aber ein seine Stelle ganz ausfüllender Offizier werde ich nicht sein, da mir dazu alle Jugendbildung abgeht. Gestatten Eure Majestät, für das hohe Wohlwollen zu danken!

Der König blickte nicht ohne Bewegung auf den seltenen Mann und schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: Nun, mein lieber Klenk, so sollst du die Auszeichnung eines Offiziers tragen und sein Gehalt beziehen; bist du zufrieden?

Ach, Majestät, rief Klenk, dem die Thränen über die gebräunten Wangen rannen, das verdien' ich nicht!

Das ist meine Sache, sprach lächelnd der König, grüßte Klenk leutselig und ritt hinweg und — es blieb dabei!

Wir Alle aber rufen aus Herzens Grunde: Der Tapfere und Tüchtige, der demüthig und bescheiden ist, ist doppelter Ehre werth!

5. Ein Räthsel.

Schön in Reih' und Glied geordnet,
Uniform: frisch weiß und roth,
Ist's ein Regiment, gar muthig,
Stets bereit zu Schlacht und Tod. —
Und doch wieder sanft und friedlich,
Eine Zierde, eine Lust,
Träumen sie nicht vom Verderben,
Stiller Siege sich bewußt.

Einer nur ist ein Zerstörer,
Dessen Kraft Nichts widersteht,
Und das Weib, dem er zu eigen,
Doch so rasch vorübergeht. —
Hui! dies Weib, so alt wie Keines
Sonst auf Erden, hat doch nur
Diesen Einen und doch läßt er
Ueberall zurück die Spur!
Feindlich allem Menschenwerke,
Aller Schönheit, aller Kraft,
Hat von je sie mit dem Einen
Alles feindlich weggerafft. —
Keine Liebe, kein Erbarmen,
Trägt sie in der kalten Brust,
Nur Zerstören ihre Freude,
Nur Verderben ihre Lust!
Einer nur — und solch' Verderben?
Im Zermalmen solche Kraft?
Und — wenn doch nur Einer fehlet —
Er so vielen Kummer schafft! —
Wären's Viele — o des Jammers!
Schlangenzischen, Pfeifen gar!
Und doch wär's noch schlimmer, wüchse
Darauf selbst noch dichtes Haar! —
Willst du ihn mal Einem fühlen —
Pfiffig mußt du sein und klug;
Denn — kamst du ihm etwa drunter —
Hätt'st du sicher Schmerz genug!
Wie vom Sägen gibt es Späne,
Eben, wenn es Viele sind,
Die da wirken, wenn auch grade
Es nicht gehet so geschwind.
Doch — soll's Werk recht lustig gehen,
Muß sie Kaffee oder Thee
Immer frisch benetzen. Armer —
Der du drunter bist! O weh!

6. Fluch und Segen.

Eine Geſchichte aus nicht ſehr ferner Zeit.

I.

Es iſt eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der Leute, ſagte eines Abends der alte Schmiedjakob zu ſeinen Freunden in der Spinnſtube, daß ſie das, was Menſchen verſchuldet haben, beſonders die Strafgerichte Gottes, die ſie ob ihrer Gottloſigkeit treffen, ſo gerne auf Oertlichkeiten, Häuſer und dergleichen übertragen und dort, als in einem darauf ruhenden Fluche, den Grund des Unglücks ſuchen, welches die Bewohner traf oder trifft.

Es ruht ein Fluch drauf! heißt's dann in dem ſchnellfertigen Urtheil der Leute; die Bewohner mögen ſich ſtellen wie ſie wollen, es glückt ihnen einmal Nichts. Sie gehen zu Grunde, weil von der Stelle aller Gottesſegen gewichen iſt. Sie bedenken dabei nicht, daß ja doch ſo ein Haus weder Böſes noch Gutes thun kann und alſo unſchuldig iſt.

Ja — aber — fiel ihm der Gevatter in's Wort, denkſt du denn nicht an den Eichhof drüben bei Rintelbach? — Grade da zeigt ſich's! Seit faſt mehreren hundert Jahren iſt er zweimal abgebrannt; vier Beſitzer ſind verarmt und doch ſind mehr denn achtzig Morgen gutes Ackerland, dreißig Morgen Wieſen an der Grundelbach und ungefähr hundert und ſechzig Morgen Hochwald nebſt vielem Haideland ein Beſitzthum, darauf Einer ein reicher Mann

werden könnte halb im Schlafe. Wer weiß, wie es dem jetzigen Hofmanne noch gehet? Es ist noch nicht aller Tage Abend!

Das weiß freilich nur der Allwissende, vor dem tausend Jahre wie eine Nachtwache sind, entgegnete Schmiedjakob; aber aus der früheren Zeit glaube ich Euch des Fluches Grund und Ursache darlegen zu können. Mein seliger Vater wußte darüber mehr als andere Leute, und aus seinem Munde habe ich Manches gehört von dem Leben und Treiben auf dem Eichhofe, was Andere vielleicht nicht wissen, und auch ihr Alle nicht.

Ach, erzählt es uns doch! bat Cathrinchen. Ich nehme an der Familie großen Antheil, die jetzt den Eichhof wieder aufgebaut hat. Sie sind mir liebe Freunde und Gott wolle sie behüten, daß nicht — ein Fluch auf dem Hofe ruhe, dem auch sie verfallen könnten!

Ueber die tiefgefurchten Züge des alten Schmiedjakob zog leicht, wie eine Wolke vor der Sonne, ein Unmuth hin; dann aber lächelte er, kaum wahrnehmbar, und sagte darauf: Wohlan, wir wollen uns die Begebenheiten zurückrufen, die an dem Eichhofe und seinen Bewohnern vorübergingen. Wir wollen uns aber zuerst seine Lage vergegenwärtigen. Der Gevatter hat uns sein Landmaß schon angegeben. Er liegt sehr einsam auf einer bedeutenden Höhe. Von Rintelbach bis zum Hofe muß Einer, der eine gute Lunge und wehrhaftige Beine hat, eine gute Stunde meist bergauf wandern, bis er zu dem Hofe gelangt. Das thun die Leute nur, wenn sie müssen oder große Lust haben; es kommen also selten Leute dahin.

Will aber Einer von Urbach herauf, so mag er auch zusehen, daß er es in drei Viertelstunden fertig bringt, und dann darf er nicht oftmals ausruhen. Da nun die Landstraße über den Berg führt, so lag es immer den Hofleuten nahe, eine Art von Fuhrmannswirthschaft zu halten, wobei es denn auch vorkommen mochte, daß Leute höherer Stände mitunter einmal auch auf dem Hofe fürlieb nehmen mußten, weil ihre Pferde nicht mehr fortwollten. Wer's machen

konnte, blieb freilich nicht dort länger, als er gezwungen war, zu bleiben. Es war den Leuten unheimlich an dem einsamen Orte.

Der Hof gehörte ursprünglich dem Kloster Marienſteeg. Sein Pacht war geringe, aber auch die Wirthſchaft lotterig, und als zur Zeit der Aufhebung der Kloſter die Kloſterbrüder alle ſich ihrer Kutten entledigten und ſich in die Arme der Welt warfen, ſo kam eines Tages der Kapuziner-Guardian von Marienſteeg zum Hofmanne. Wenn der einmal kam, ſo erſchloſſen ſich alle geheimen Vorräthe des Hauſes, wozu auch ein Fäßlein Extraweines gehörte, der an der Seite des Grundelbachthales in vorzüglicher Güte wächſt. Als ihn der Hofmann kommen ſah, lächelte er piſſig.

Der Guardian war der Letzte vom Convente oder der ehemaligen Brüderſchaft, der im Kloſter aushielt; allein es wurde ihm nachgerade langweilig und — ängſtlich. Darum gedachte er, als keiner der Brüder in die Kloſterräume zurückkam, ſich auch unter den Menſchen draußen ein Plätzlein zu ſuchen und das Kloſter gegen eine Rente oder ein Gnadengehalt dem Landesherrn, damals dem Kurfürſten von der Pfalz, oder vielmehr der Hofkammer deſſelben zu übergeben.

Der Guardian war auch kein gar geiſtlich Vögelein und dachte, wie es damals häufig vorkam, an ſeine Zukunft, zumal er kaum fünfzig Jahre alt war.

Als nun der Hofmann und der Guardian ſo zuſammen ſaßen, hob der Guardian alſo zu reden an: Wie wär's, Peter, wenn ich dir den Hof verkaufte? Es wär' ſo ein Geſchäftlein unter uns?

Es wär' ſo übel nicht, Hochwürdiger Herr, wenn ich nur das Geld hätte und ſicher wäre, daß er mir auch bliebe! — Es geht in dieſer Zeit wunderlich zu!

Sag' an, fuhr der Guardian fort, wie viel du haſt? Vielleicht reicht's? Was das „Bleiben" oder „Sicherſein" betrifft, ſo laß du mich ſorgen!

Ich hab' nur fünfhundert Gulden erſpart frit vielen Jahren, und hab's heimlich gehalten, entgegnete der Hofmann.

Höre, hob nach einigem Besinnen der Guardian wieder an, es ist blutswenig; aber ich muß an meine Zukunft denken; denn mit dem Klosterleben ist es aus. Ich hab' mir auch noch Etwas heimlich gemacht, das ich unter meiner Kutte auf dem Leibe in einem Gurt trage. Fünfhundert dazu — das gibt ein hübsch Kapitälchen, das mich vor Sorgen schützen könnte; aber der Hof ist mehr als sechsmal so viel werth. Weißt du was? Wir machen den Handel so: Du zahlst mir die fünfhundert Gulden auf Abschlag. In einem Jahre komme ich wieder und du bezahlst mir dann noch tausend Gulden, die du dir ja leicht auf den Hof leihen kannst, und ich schreibe einen Kaufbrief und setze das Datum ein Jahr früher und quittire dir dreitausend Gulden. Dann ist die Sache richtig und du gibst mir eine Handschrift, daß du mir die tausend Gulden schuldig bist. Wie gefällt dir das? Ehrlich ist's zwar nicht, aber es kräht kein Hahn darnach!

Wäre der Guardian ein Menschenkenner gewesen, er hätte in des Hofmanns Augen ein teuflisches Aufblitzen bemerkt, als er so zutraulich von dem Gelde sprach, das er bei sich trüge; er hätte ferner bedenken müssen, wie leicht

der Teufel in eine Judasseele fahrt, und wenn Einer diesen Namen verdiente, so war es der Hofmann, der zu allen Zeiten das Kloster heillos betrogen hatte, wo er nur konnte. Er hatte auch heimlich weit mehr Baargeld, als er dem Guardian gesagt. So Einer sagt nicht Alles!

Dem Hofmann, in dessen Judasseele schon arge Gedanken aufstiegen, gefiel der Vorschlag und Beide wurden ihres unehrlichen Handels einig, und der Teufel konnte sich vergnüglich die Hände reiben.

Der Guardian nahm aus einer der vielen Taschen seiner Kutte Papier und Schreibzeug; setzte sich hin an den Tisch und schrieb den Kaufact lateinisch, wie es wohl noch Brauch war, und um die Aechtheit desselben darzuthun. Am Schlusse, und als die Urkunde unterschrieben war, quittirte er die dreitausend Gulden, setzte das Datum ein Jahr zurück und reichte die Urkunde dem Hofmanne, und dieser zählte ihm seine fünfhundert Gulden mit zitternder Hand und sehr kurzen Athemzügen auf den Tisch. Darauf nestelte der Guardian unter seiner Kutte einen Geldgurt los, der von Füllung strotzte, brachte das Geld noch mühsam hinein und schnallte ihn sich wieder um die Hüfte. — Darauf wurde die verabredete Schuldurkunde auf tausend Gulden aufgesetzt, von dem Hofmanne unterschrieben und dann ließ sich der Guardian den köstlichen Grundelbacher über die Maßen schmecken.

Mittlerweile war es stichdunkel geworden und der Guardian wollte noch nach Marienſteeg zurück.

Zwar schlug ihm der Hofmann vor, er solle auf dem Hofe übernachten; allein das wollte er nicht.

Du mußt mich aber bis in's Kloster begleiten, sagte darauf der Guardian; denn es läßt sich seit acht Tagen unheimlich Zigeunervolk blicken, und denen wär' mir ein Leichtes, die Hand an mein geweihtes Haupt zu legen, sintemal sie Heiden sind. Wird dir's zum Heimgehen zu spät, so bleibst du im Kloster bis morgen. Leere Leitschen und leere Zellen sind mehr da, als gut ist, das kannst du mir glauben!

Dem langgewohnten Dienstmanne des Klosters konnte

der Gedanke an ein Nichtwillfahren gar nicht in den Sinn kommen, und so brachen Beide denn auf. Unterwegs wirkte der genossene Wein im Kopfe des Guardians erst recht und der Hofmann mußte seine dicke Last gehabt haben, ihn heim zu bringen. Er kam auch den Abend nicht mehr heim und schlief im Kloster, wie seine Leute glaubten.

Auf einmal, in selbiger Nacht, etwa um zwei Uhr, rief eine Stimme im Dorfe, das nahe bei Marienſteeg liegt: Feuer! Feuer im Kloster! Hülfe, Hülfe!

Die Bauern eilten ſchlaftrunken herbei und mit Eimern zum Kloster; aber das brannte an vier Ecken zugleich in heller, lichter Lohe und war an keine Rettung zu denken.

Ein besonderes Glück für das arme Dorf war es, daß die Klosterkirche, die auch Pfarrkirche des Dorfes war, nicht mit niederbrannte, weil sie nicht mit dem Klostergebäude zusammenhing.

Als der Tag kam, war Alles im Innern zusammengebrannt, und nur die hohen, kahlen, schauerlich geschwärzten Mauern ragten hinaus in die Luft, und der Qualm und bisweilen eine noch einmal auflodernde Flammensäule stieg in die frische Morgenluft empor.

Wo ist der hochwürdige Herr Guardian? rief angstvoll und bebend der Hofmann vom Eichhofe, der ihn hinübergeleitet hatte. Der Wächter, der des Zigeunervolkes wegen diese Nacht auf den Beinen war, hatte Beide gesehen und gegrüßt.

Man suchte nach dem Guardian, den der Hofmann bis an das Kloster begleitet haben wollte, aber er war Nirgends zu finden, und es blieb keine andere Annahme übrig, als er sei verbrannt.

Der Hofmann erzählte weiter, es sei ihm verdächtig gewesen, da er geglaubt habe, einige Gestalten um das Kloster haben schleichen zu sehen, als er, vor Furcht laufend, sich auf den Heimweg gemacht. Er sei aber kaum am Saume des Eichhofwaldes angelangt gewesen, da habe er das Kloster an vier Ecken zugleich in Brand aufgehen sehen. Er sei dann athemlos zurückgelaufen und habe Feuer! gerufen. Es

konne gar nicht anders ſein, als daß die Zigeuner das Kloſter angezündet hätten; denn der Herr Guardian hätte ihnen auch nicht viel Gutes zugetraut.

Damit ſtimmten denn auch alle Bauern überein, und als vom Oberamt ein Streifzug nach dem Heidenvolke gemacht wurde, waren ſie ſpurlos verſchwunden und wahrſcheinlich in das Trieriſche entflohen, deſſen Grenze etwa eine halbe Stunde entfernt war, denn der Grundelbach machte die Grenze zwiſchen Churpfalz und Churtrier auf eine weite Strecke, und war viel Wald da.

Waren noch Zigeuner in der Nähe der Brandſtätte, welche des Hofmanns Anklage gehört, wer kann es ſagen? Aber den dritten Abend nach dem Brande des Kloſters, brach auf dem Eichhofe jählings Feuer aus und mit knapper Noth rettete der Hofmann ſein Geld, und ſein und der Seinigen Leben. Seine übrige Habe, und ſeine reichen Fruchtvorräthe verbrannten alle zu Staub und Aſche, ſelbſt das arme Vieh konnte nicht gerettet werden.

Diesmal waltete kein Zweifel ob, daß die Zigeuner

Rache an dem Hofmanne genommen; denn eine bettelnde und wahrsagende Alte sprach in Rintelbach gegen eine Frau aus, daß sie, ehe sie wegzögen, noch ein „Rothhähnlein“ auf eines Spitzbuben Dach zu setzen hätten. Die Frau verstand das Wort nicht und erst, als der Eichhof in Asche lag, ging ihr der Sinn des Wortes auf und sie theilte es vor Amt mit.

Nun aber entstand eine seltsame Rechtsstreitigkeit. Der Hofmann sagte, er habe den Hof vor einem Jahre dem Convente für drei Tausend Gulden abgekauft; allein die gefälschte Urkunde war verbrannt, und der Guardian, wie es schien, auch, und der Hof dazu. Der Hofmann wohnte in Rintelbach in einem kleinen Hüttchen; aber er hatte Geld genug und wollte schon wieder anfangen, den Hof aufzubauen, was aber durch den schwebenden Prozeß mit der Hofkammer gänzlich vereitelt wurde. Er erbot sich zum Eide, aber es war eine furchtbare Geschichte, daß er zwar zum Eide bereit war, indessen in der Nacht vor der anberaumten Frist, da er schwören sollte — sich erhing.

Damit war alles zu Ende und seine Frau verschwand aus der Gegend. Es verlautete später, sie sei ganz verarmt und sie und ihre Tochter seien betteln gegangen im Trierischen. Als man später die Klosterruine um des noch etwa unverbrannten Holzes willen aufräumte, fand man die Reste eines Menschen, dessen Schädel obenher zerschmettert war, offenbar durch einen Schlag. — Ohne Zweifel war es der Kopf des Guardians.

Ich will den Hofmann nicht anklagen, schloß Schmiedjakob, aber — aber — ? — Der Teufel fährt leicht in eine Judasseele, wenn es sich um Geld und Gewinn handelt, und — der Lohn bleibt nicht aus!

II.

Viele Jahre lag der Hof in Trümmern. Das Feld hatten größtentheils die Rintelbacher gepachtet. Da es aber zu weit vom Dorfe war, so übernahm die Gemeinde das Pachtgut und verwandelte es in Viehweide, während die

Wiesen in dem Grundelbacher Thale in Einzelpacht blieben, die Weinberge aber verkauft wurden.

Die churpfälzische Hofkammer erkannte indessen die Sache von ihrer sehr vortheilhaften Seite, baute den Hof wieder auf, und gab ihn in Erbpacht.

Der damalige Pächter war ein Mensch aus dem gebirgigen Oberlande des jetzigen Badens, von dem man nicht viel Gutes sagte. Er hielt auch eine Wirthschaft und oft Spiel und Tanz. Alles liederliche Volk, Jung wie Alt, ersah sich den Eichhof als Sammelplatz an den Sonntagen, damit der Teufel rasch die Saat Gottes erreichte, die am Tage des Herrn gestreut worden war.

Dies Treiben auf dem Eichhofe übte einen entsetzlichen Einfluß auf die Bewohner der beiden Dörfer Rintelbach und Urbach aus. Das Volk wurde liederlich und arbeitsscheu und es kam endlich dahin, daß die Bauern an Wochen- und Arbeitstagen auf den Eichhof gingen, ihre Arbeit versäumten und sich betranken oder Karte spielten, und kegelten. Alle Geldfallen stellte der verschmitzte Hofmann auf, um das zu fangen, wonach ihn gelüstete. Blutige Schlägereien blieben nicht aus. Endlich hatte das Oberamt ein Einsehen und drohte dem Pächter, ihm den Pacht zu kündigen, wenn er das so fort treibe. Das half wohl nach einer Seite. Die Tanzbelustigungen hörten auf, aber Spielen und Trinkgelage dauerten fort. Der Wirth selbst war ein Hauptspieler und man munkelte hier und da, er spiele falsch und betrüge. Mancher Bauer in den beiden Dörfern ging zu Grunde durch den Besuch des Eichhofes. Die Geistlichen legten sich tüchtig in den Riß, wie man sagt, und ihr Einfluß und das augenfällige Verderben, das vom Eichhofe ausging und auf das sie hinwiesen, brachte eine Wirkung hervor, die dem Hofmanne sehr unangenehm war, nämlich, an den Werktagen kam Niemand mehr, um zu spielen und zu zechen, und auch an den Sonntagen verminderte sich der Besuch des verrufenen Hofes in der Art rasch, daß es gar nicht mehr lange dauerte, so saß der Hofmann ganz trocken und alleine auf seiner Höhe und kratzte sich hinter den

Ohren, ſchimpfte auf Oberamt und Pfarrer und ſann, wie er doch eine neue Geldfalle entdecken möchte. Trotzdem, daß dies liederliche Treiben Jahre lang gewährt hatte, war er nicht voran gekommen, im Gegentheile er hatte Schulden machen müſſen. Das kam aber von ſeiner Frau und ſeinen drei Töchtern, die dennoch keine Männer kriegen konnten.

Vom Arbeiten wurde man müde und ſteif, und konnte dann Sonntags nicht mit den luſtigen Burſchen ſo leicht tanzen, wie man das ſonſt gekonnt. Sie zogen es daher vor, Nichts zu arbeiten und an ſo eine Weiſe gewöhnt man ſich mit der allergrößten Leichtigkeit und Schnelligkeit. Die Mutter war ebenfalls noch eine luſtige Hexe und — machte es ebenſo. Der Vater nahm ja ein Heidengeld ein! Der Taglohn war ſehr geringe. Was ſollte man da ſeine Glieder ſteif machen vor der Zeit? Gefallſüchtig waren die Mädchen auch. Dazu gehörte Putz und ſchöne Kleider, und dazu Nichts weiter, als Geld. Gab es der Vater nicht, ſo wußte es die Mutter herbei zu ſchaffen. Der Müßiggang bringt noch Anderes. Man hat Zeit nachzuſinnen über das, was beſonders gut ſchmeckt. Ohnehin verlangten die Gäſte allerlei gute Sachen. So kamen die Leute an's Wohlleben und wußten nicht wie.

Wohlleben, Putzſucht und Müßiggang gehören in die Schneiderzunft, denn ſie nähen ungemein fleißig — am — Bettelſack. — In der heiligen Schrift ſtehet das Wort: Wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Geier. Das kann man leider auch ſo gar oft bewahrt finden, wie auf dem Eichhofe. — Wenn nämlich die Handelsjuden es herauswittern, daß Einer nahezu auf dem letzten Loche pfeift, ſo ſind ſie da und ſchießen Geld vor; borgen Kühe, Ochſen und Pferde, und — der Bauer, der ſich mit ihnen einläßt, iſt kapital verloren. Ein — zwei Jahre und ſie ſtülpen ihn, daß die Beine oben ſind. Sie ſind die beſten Todtengräber des Bauernwohlſtandes und wo ſie ein- und ausgehen, da iſt's Matthäus am Letzten. Der Eichhof wurde ihr Standquartier. Sie kauften dem Hofmanne ſeine Früchte ab; ſie brachten ihm Ochſen, Pferde, Rinder, immer Eins

beſſer, als das Andere oder, wie es richtiger heißen müßte: ſchlechter als das Andere.

Unter dieſen Umſtänden und bei gar ſchlechtem Ackerbaue war vorauszuſehen, daß der Hofmann bald „geſchächtet“ werden würde, wie ſich die Bauern ausdrücken, wenn die Judenhändel einen Bauern an den Bettelſtab bringen. Es iſt doch ſonnenklar, ſagten die Leute, daß auf dem Eichhofe ein Fluch ruht. Der iſt auch wieder fertig geworden, und verſtand ſich doch auf den Geldfang, wie nur Einer! Noch ein paar Jährlein gings mit „Ach und Krach“, und dann hieß es plötzlich: Der Hofmann iſt bankerutt. Der Manſchel von Rintelbach hat ihn „geſchächtet.“ Es bleibt ihm Nichts übrig und die churfürſtliche Hofkammer hat mit ihrem Freiburger Pfiffikus gehandelt, wie die „Wormſer Juden,“ die fünf Kreuzer für einen Batzen gaben. Das iſt, wie Ihr Alle wiſſet, eine ſprüchwörtliche Redensart hier herum, die recht übel ausſchlagende, dumme Händel bezeichnet, was ſonſt nicht der Juden Art zu ſein pflegt. Es war ſo. Der Pachter des Eichhofes kehrte mit Ach und Weh in ſeine Breisgauer Heimath zurück und Seide hat er da ſicherlich nicht geſponnen.

Die Hofkammer mußte lange mit dem Eichhofe feil halten und die Ackerflur war nahezu wieder zu Viehweide brauchbar, als ſie endlich Einen fand, der den Eichhof kaufte — weil die Hofkammer in dem Verpachten ein gar langes Härlein gefunden hatte. Es war wieder ein Fremder, drunten vom Rheine her, der hier ein Kunſtſtück machen wollte.

Den Hof hatte er freilich für ein Lumpengeld gekauft, weil hier zu Lande Keiner den Muth hatte, ihn an ſich zu bringen. Es ruht ein Fluch drauf! ſagten die Leute, wer möchte ihn kaufen und da wohnen? Er müßte — möchte er ſich ſtellen, wie er wollte — zu Grunde gehen.

Die Familie wohnte lange, lange Jahre auf dem Eichhofe, aber von dem Ackerbau und der Viehzucht verſtanden die Leute etwas weniger, als Nichts. Ließen ſich auch nicht zurechtweiſen, weil ſie Alles beſſer verſtanden, als andere Leute.

Umgang hatten ſie mit Niemanden und der Eichhof war ein ſtill Plätzchen geworden, nach dem ſündhaften Gelarme der Vergangenheit. Die Leute hatten etwas abſchreckend Unfreundliches in ihrem Weſen und Umgange. In der Kirche ſah man ſie faſt niemals und Niemand konnte eigentlich mit voller Gewißheit ſagen, ob ſie Chriſten oder Heiden ſeien.

Damals war es ſehr unſicher im Lande. Ich darf Euch nur den Namen: „Schinderhannes" nennen, um die Urſache dieſes unerquicklichen Zuſtandes zu bezeichnen. Um dieſen landkundigen Spitzbuben ſammelte ſich eine Bande wilder Geſellen. Die Polizei war lahm, die Gerichte ſtockblind, die Ordnung im Pfälzer Lande — daß ſich Gott erbarme! Das Alles hätte aber das Räuberweſen nicht allein ſo fördern können, wenn nicht das zerſtückelte Ländergebiet dazu mehr beigetragen hätte. Pfälziſch — Trieriſch — Churkölniſch — Ritterſchaftlich — Rheingräflich — Sponheimiſch — Badniſch — Veldenziſch — Zweibrückiſch, und der liebe Gott weiß, wie noch mehr hieß das Land nach ſeiner Herrſchaft und das griff in einander und trennte doch wieder in ſolchem Maße, daß man in einem Tage wenigſtens drei bis ſechs Herren Länder ſtellenweiſe durchwandern konnte,

und jede Landesherrschaft machte es, wie der Pfarrer Raßmann, (so sagt man bei Wetzlar herum —) und fragt man: Wie machte der's denn? so ist die Antwort: „Grade wie er wollte." — — Was diesseits eines grenzscheidenden Baches erlaubt war, das war jenseits desselben verboten und an ein Zusammenwirken zu guten und heilsamen Zwecken war nicht zu denken. Es war eben des todtmüden, altersschwachen deutschen Reiches buntgeflickte Jacke und — wenn man heutzutage so viel von deutscher Einheit hört, so kommt's Einem vor, als wüßten die guten schwärmerischen Vaterlandsfreunde Nichts von der Vergangenheit, Nichts davon, daß heute noch diese ehemalige Länderverschiedenheit nachgewirkt und Dörfer und ihre Bewohner innerlich und äußerlich von einander scheidet, die sich so nahe liegen, daß sie sich, wenn dort Einer nießet, von hier aus: Prosit! zurufen können.

Die Freunde lachten, als der alte Schmiedjakob das im Aerger sagte und der Gevatter seufzte und sprach: Gott erbarme sich! Geht's denn im Großen in unserm Deutschlande besser?

Schmiedjakob, der mächtige Dampfwolken aus seiner Pfeife blies, schwieg eine Weile, dann seufzte er tief auf und sagte: Gott erbarme sich! Du hast Recht, Gevatter! Doch, um wieder auf meine Sache zu kommen, so kenne ich auf unserm frischgrünen Hunsrücken ein Dorf, welches Dreiherrisch war. Zwei kleine Bäche, welche in der Mitte des Dorfes sich vereinigten, theilten es in die drei Ländergebiete. Wer im Churpfalzischen Theile Etwas beging, was straffällig war, sprang über den Bach und lachte seine Verfolger aus, denn er war auf churtrierischem Boden. Wollten sie ihm da an's Kamisol, so sprang er noch einmal über das Bächlein und war auf Ritterschaftlichem Gebiete, wo man so ziemlich machen durfte, was man wollte. Da frag' ich, gab es für eine Räuberbande ein ergiebigeres, herrlicheres Land?

Dazu gab's zwischen Donnersberg und Mosel, zwischen dem „Hochwalde" und dem Rhein Wälder in Hüll' und Fülle, einzelne Höfe, Mühlen, Waldhäuser genug, um ein

genügend Quartier und Hehler genug zu finden. Von dem „Schinderhannes“ tragen ſich die Leute mit einer Menge luſtiger Geſchichten, ja ſelbſt ſolcher, die ihn in einem Heldenlichte, in dem eines hochherzig, edeln Menſchen erſcheinen laſſen. Pure Windbeutelei. Sie lügen ſich damit ſelbſt an. Es war ein luſtiger, leichtſinniger, pfiffiger, aber ganz gemeiner Spitzbube, und nichts weiter, von dem Nichts zu rühmen iſt. Ich ſtamme aus jenen Tagen und habe mein Lebtag mit geſunden Augen die Welt und die Menſchen angeſehen; habe mich nie für Etwas ſehr erhitzen können und mir mein geſundes Urtheil bewahrt. Darum dürft Ihr mir glauben, wenn ich Euch ſage, daß er ein gemeiner Strolch war!

Er tanzte und trank gerne, wie ein andrer durchtriebener Jungburſche auch, und gar manche Nacht durchjubelte er mit ſeinen Spießgeſellen auf dem — Eichhofe!

Wirklich? fragte, ihre Hand mit dem Faden ſinken laſſend, Cathrinchen, die es ſchon übel aufgenommen, daß Schmiedjakob das vielfach im Volksmunde ausgeſchmückte Bild des Räubers ſo ſchonungslos ſeines Glanzes beraubte.

Ja, ja, es iſt ſo, wie ich ſage, antwortete der Alte. Die Leute will ich damit nicht alle verdammen, wo der Schinderhannes ſeine Niederlagen hatte. Was wollten die Einſamwohnenden auf Höfen und Mühlen machen? Schutz von Gericht und Polizei hatten ſie ja nicht und ſahen ſich vielmehr recht eigentlich in den Klauen der Räuberbande. Der Verſuch des Verrathes brachte den „Rothen Hahn“ auf's Dach, das heißt, ihr Haus wurde angeſteckt. Es war eine ſchlimme Zeit und manches ehrliche Gewiſſen war zwiſchen Thür und Angel gerathen in ſolcher einſamen Lage.

Wenn das Sprüchwort ſagt: „Der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler,“ ſo ſagt's eine Wahrheit. Die Aufnahme unter's Obdach, das Abfüttern konnte ſo ein einſamer Hof nicht verſagen, wenn die Räuber mit Macht kamen und es begehrten; aber die nächtlichen Gelage, den Tanzjubel des Geſindes, am allerwenigſten das Hehlen geſtohlenen Gutes brauchte ſich doch Keiner über den Hals kommen zu laſſen.

Er konnte Gründe genug finden, es abzuwehren, ohne sich den Haß der Räuber zuzuziehen. Davon aber hielten sich die Bewohner des Eichhofes nicht frei. Das konnte ja auf die Dauer nicht verschwiegen bleiben, und als endlich das Unwesen denn doch zu arg wurde und man Maßregeln ergriff, um dem Uebel die Art an die Wurzel zu legen, da wurde es dem Hofmanne, der sich schuldig wußte, selbst manche Vortheile von den Räubern nicht verschmäht zu haben, unheimlich und er dachte, sich durch den Verrath der Bande weiß zu brennen.

Heimlich trat er mit dem Oberamte in Verbindung: sicherte sich Straflosigkeit zu und zeigte dann heimlich an, daß am nächsten Sonntagabende Spielleute bestellt seien, und daß die Räuber wieder einmal eine lustige Nacht auf dem Eichhofe zu verbringen gedächten.

Solche Spitzbuben, die so lange ihr heillos Treiben ungefährdet geübt, die immer den Bestrebungen, sie zu fangen, glücklich entwischten, müssen überall ihre Helfer und Helfershelfer haben, sonst kann so Etwas nicht gelingen. Grade so muß es auch hier gegangen sein und vielleicht hatte auch das Oberamt seine Maßregeln nicht schlau genug verborgen, vielleicht war auch von den Wissenden nicht ganz reiner Mund gehalten worden — kurz, der Schinderhannes war von des Hofmannes Verrath vollkommen unterrichtet und der grausame „Schwarze Peter", einer der furchtbarsten unter der Bande, wurde mit der rächenden Vergeltung beauftragt. „Kein Blut!" hatte der Schinderhannes gesagt, weil es ihm, seit er einen armen Juden, der zudem noch unschuldig an dem soll gewesen sein, was man ihm zur Last gelegt, erschossen hatte, nicht geheuer war. Damit war Niederbrennen des Hofes nicht verboten und es war nicht der erste „Rothe Hahn", den der „Schwarze Peter" Einem auf's Dach gesetzt. Auch war so Etwas recht nach seinem wilden Sinne.

Samstags vor dem Tage, da Schinderhannes den Tanz auf dem Eichhofe angeordnet, legten sich die Bewohner desselben, wenn auch nicht mit ganz ruhigem Herzen zu

Bette, und es war noch nicht Mitternacht, da brannte der Hof, die Scheune, die Ställe in lichter Lohe und die Bewohner retteten kaum das nackte Leben. Zu dem Hofmanne, der troſtlos ſeiner Habe Untergang anſah, trat plötzlich der „Schwarze Peter“ und ſagte: Grüße den Herrn Oberamtmann von mir, und du magſt froh ſein, daß ich dich

nicht habe in's Feuer werfen laſſen. Das aber rathe ich dir, bau' den Hof nicht wieder auf, wenn du nicht das noch einmal erleben willſt, was du heute erlebt haſt! Es iſt die erſte Frucht deiner Verrätherei. Hüte dich vor der Zweiten!

Damit warf er ſeine Doppelflinte über die Schulter und der kleine breite Kerl verſchwand im Walde, wo ſich ſeine Gefährten aufgehalten hatten. Der Hof aber brannte völlig nieder, da die Hülfe erſt ſehr ſpät kam und es ohnedieß völlig an Waſſer mangelte. Es war nämlich im hohen Sommer. — Der Hofmann verkaufte ſeine Früchte auf dem Halme, ſeine Kartoffeln im Boden und all ſein Vieh, das er hatte retten können, und zog in ſeine Heimath. Für den Hof aber und das Land fand er keinen Käufer, wenigſtens in der erſten Zeit, wo der entſetzliche Eindruck noch wirkte. Es ruht doch ſichtlich ein Fluch darauf! ſagten die Leute.

Das Maaß der Verbrechen des Schinderhannes und ſeiner Bande war indeſſen überflüſſig voll und das Schwert der Vergeltung hing an einem Haare über ihren Häuptern. Sie wurden endlich eingefangen und zwar nicht lange nach dem Niederbrennen des Eichhofes, und in Mainz fielen ihre Häupter unter dem Beile der Guillotine.

Mit dieſem Ereigniſſe fiel auch die Furcht weg, den Hof wieder aufzubauen. Es fand ſich ein Käufer und ehe ein Jahr in's Land ging, ſtand er wieder auf ſeinen Fundamenten und der Pflug furchte das verwilderte Land, das indeſſen an ſeiner Fruchtbarkeit Nichts eingebüßt hatte.

Dem wird's auch nicht glücken, ſagten die Leute; denn daß ein Fluch auf dem Eichhofe ruht, das iſt ja doch ſo klar, daß Einer ſtockblind ſein müßte, um das nicht einzuſehen!

Das waren Prophezeihungen in's Blaue hinein, wie man ſie alle Tage hören kann. Ich habe immer dazu gelacht, und das iſt in der Regel das, was ſie verdienen. Wie man ſich geigt, ſo muß man tanzen, ſagt das Sprüchwort.

III.

Bis zu der Zeit, da Napoleon feſt auf dem Kaiſerthrone ſaß, ging es dem Manne auf dem Eichhofe gut. Er verſtand ſeinen Ackerbau aus dem FF und lag nicht Morgens im Bette, bis ihn die Sonne herausſchien. Der Hof hatte ein ſchmuckes Anſehen und obgleich der Mann eine eigentliche Gaſtwirthſchaft nicht trieb, ſo war er doch darauf eingerichtet, Leute zu beherbergen, die nicht weiter konnten. Da die Beherbergten ſehr zufrieden waren und wieder kamen und auch Anderen den Hof empfahlen, da trat nach und nach ganz das frühere Wirthſchaftsverhältniß wieder ein und die Einkehrenden und der Herbergende waren zufrieden, denn er verdiente Etwas dabei und der Raum war reichlich da. Wäre der Mann auf dieſem Wege geblieben, es hätte gut um ihn geſtanden; aber es nahte ihm eine arge Verſuchung, wie ſie vielen am Rheine und weiter im Binnenlande ein Fallſtrick des ſittlichen Verderbens zur Vernichtung des Wohlſtandes und des Familienglückes geworden iſt.

Ihr wiſſet oder habet es doch von Euern Eltern und ſonſt alten Leuten wohl erzählen gehört, wie ſehr theuer im Rheinlande unter Napoleon's Regierung der Kaffee, der Zucker, Pfeffer und Tabak waren und daß engliſche Waaren und ſolche Stoffe, die in England fabricirt wurden, kaum zu bekommen und zu bezahlen geweſen ſind. Sein Haß gegen England war ſo groß, daß, da er anders England nicht ankommen konnte, durch Verbietung Alles deſſen, was ſeinen Handel fördern konnte, ihm zu ſchaden ſuchte, ja darauf ausging, Englands Handel gänzlich zu zerſtören.

Um das möglichſt zu erringen, zog er eine enggeſchloſſene Kette von Douanen oder Zollwächtern um ſeines Landes Grenzen, alſo auch am Rheine herauf, und eine Zweite, die etwa eine oder zwei Stunden weiter vom Rheine zurück, im Lande ihre Wachlinie hatte. Die Strafen, welche auf Einſchmuggelung engliſcher Waaren oder auf ſolche Dinge geſetzt waren, welche Englands Schifffahrt und Handel ver-

und ſo wurde nach und nach der Eichhof eine achte Schmugglerniederlage. Der Hofmann wurde von dem Vortheile beſtrickt und betheiligte ſich ſelbſt dabei und da die Conducteure der ſogenannten Mallepost, welche von und bis Paris ging, ſelbſt dem Schmuggel dienten, ſo ging vom Eichhofe aus gar manches kleine, aber ungeheuer werthvolle Päckchen koſtbarer Spitzen oder anderer feiner engliſcher Waaren nach Paris, ſelbſt in die Hände kaiſerlicher Hofdamen, und wer weiß, in welche noch?

Als einmal der Schmuggel ſeine geordneten Verbindungen und Wege hatte, ſo wurde er mit einer unbegreiflichen Frechheit betrieben. Der Eichhof lag viele Stunden hinter der zweiten Douanenwache und alſo außer aller unmittelbaren Gefahr.

Freilich war ſie mittelbar noch immer drohend genug: denn jeder Beamte, jeder Gensd'arme hatte das Recht und die Befugniß, geſchmuggelte Waaren wegzunehmen und den einſchläglichen Prozeß einzuleiten. Das kam aber doch ſo ſelten vor, daß man es gar nicht in Anrechnung zog, wenn von den Gefahren die Rede war, und ſich leicht darüber beruhigte.

So erſchienen denn Frachtfuhrleute, die auf dem Hofe ihre Pferde ruhen laſſen mußten und inländiſche Waaren geladen hatten. War es ſicher, ſo kamen unter den inländiſchen Waaren Säcke mit Kaffee, Tabak oder engliſche Waaren heraus, welche der Hofmann in Empfang nahm und weiter beförderte auf die mannigfaltigſte und mitunter ſchlaueſt erſonnene Weiſe. Beſonders war es auch Indigo, der herrliche indiſche, blaue Farbeſtoff, der hoch verpönt war und ohne den man doch eine gute blaue Farbe dem Tuche zu Männerkleidern gar nicht geben konnte.

Gegen den Sommer des Jahres 1811 hatte der Schmuggel ſeine höchſte Blüthe erreicht; denn der herrliche Komet, der damals am Himmel ſtand, machte die Nächte faſt taghelle und die außerordentliche Wärme der Nächte geſtattete das Bleiben in den Waldern, ohne daß man ſelbſt menſchliche Wohnſtätten aufzuſuchen nöthig hatte. Schaaren

von Schmugglern zogen vom Rheine her und nie waren die Frachtfuhrleute ſo rückſichtslos keck geweſen, wie in dieſer Zeit. Da lagen manchmal für Hunderttauſende an Werth Waaren auf dem Eichhofe und Niemand dachte an die Möglichkeit, daß man auf den Gedanken kommen konnte, hier eine Schmugglerniederlage erſter Größe zu ſuchen; Niemand auf dem Hofe dachte an die Möglichkeit eines Verrathes.

Dennoch ſchwebte die Vergeltung des geſetzwidrigen Frevels über dem Haupte des Hofmannes, der ſich ſo ſicher hielt, wie nur irgend Einer, der die Hand jemals dem Unrechte zum Dienſte darbot.

In der nahen Stadt war ein junger Gensd'arme, braver und wohlſtehender Eltern Kind, der zu dieſer Stellung kam, weil er in einer der Schlachten Napoleons eine kleine Wunde erhalten, zugleich aber ganz beſonders ſich durch Dienſttreue ausgezeichnet hatte. Der junge Mann beſaß die Anwartſchaft auf eine gute Anſtellung in der bürgerlichen Verwaltung und dieſe konnte ihm bald zu Theil werden. Er kam oft auf den Eichhof und verſäumte nie, dort einzukehren. Die Veranlaſſung dazu war des Hofmannes bildhübſche Tochter. Der hatte der junge Gensd'arme etwas zu tief in die ſchönen, blauen Augen geſehen; allein wie ſehr er ſich auch bemühte, ſich ihre Gunſt zu erwerben, er wurde mit Kälte und Verachtung zurückgewieſen, und als er es gar wagte, dem Vater Heirathsanträge zu machen, da war denn mit einem Male Alles aus und der reiche Hofmann wies ihn ſo nachdrücklich zurück und mit ſo demüthigenden Worten, daß in der Seele des jungen Mannes die Liebe zum glühenden Haſſe wurde, der nach Rache dürſtete.

Schon längere Zeit, als er noch freundlich mit dem Hofe verkehrte, erſchien ihm bisweilen die Bewegung, welche auf dem Hofe herrſchte, eine verdächtige. Er hatte manchmal die große Verlegenheit bemerkt, welche ſein Kommen und Verweilen hervorgebracht und wußte ſich das durchaus nicht zu erklären. Einmal und zwar in der letzten Zeit, traf er auch ſchmauſende fremde Leute dort an, die er nur darum nicht nach ihren Ausweispapieren fragte, weil er in

dem Hause seiner Geliebten die unangenehme Seite seines Berufes nicht herauskehren mochte.

Damals stieg ein Gedanke in seiner Seele auf, ob nicht der Hofmann gar eine Schmuggelniederlage und Herberge habe?

Dieser Argwohn stieg jetzt öfter bei ihm auf und, da er ihm eine Handhabe zur Rache bot, so verfolgte er ihn mit der größten Schlauheit, aber auch mit unermüdlicher Hartnäckigkeit.

Manche Nacht lag er im Walde auf der Lauer; aber Nichts kam vor, was seinem Verdachte als Hinterlage dienen konnte; dennoch aber wich der Verdacht nicht aus seiner Seele.

Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde für den Hofmann. Der junge Gensd'arme beobachtete zwölf Männer mit schweren Bündeln, die sich dem Hofe nahten; er sah, wie der Hofmann ihnen behülflich war, diese Bündel in einem Nebengebäude unterzubringen, wo, wie es ihm schien, massenhaft Waarenpäcke aufgestapelt waren.

So schnell er konnte, machte er sich auf den Weg nach der Stadt, machte dort seine Anzeige und ehe vier und zwanzig Stunden um waren, umstellten Gensd'armen den Hof, untersuchten alle Räume und fanden einen Schmuggelwaarenvorrath von einem außerordentlichen Werthe und einer Bedeutung, wie sie Niemand geahnt hätte.

Der Hofmann und seine Familie wurden sogleich verhaftet und nach der Stadt abgeführt; die Waaren mit des Hofmanns Wagen ebenfalls dorthin gebracht und das Haus einstweilen von Gensd'armen besetzt.

Diese Begebenheit machte ein unermeßliches Aufsehen. Man bedauerte den Hofmann und seine Familie, deren Ruin sicher war; aber dies Bedauern änderte nichts. In der Untersuchung schlug des jungen Gensd'armen Zeugniß das Läugnen des Hofmanns nieder. Nach dem Gesetze war der Hof dem Staate verfallen und für die Bewohner, als Hehler des Schmuggels, waren die — Galeeren! — Man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.

Lange ſtand der Hof leer und war das Feld wüſte. Jedermann ſagte wieder: Seht Ihr's, wie der Fluch auf dem Hofe ruht? Es kann kein Hofmann aufkommen! Gott behüte Einen vor dem Hofe!

Zu Anfang des Jahres 1812 wurde der Hof von der franzöſiſchen Regierung verſteigert. Niemand aus der Umgegend that ein Gebot darauf, und die Verſteigerung mußte aufgehoben werden.

Später kaufte ihn der Vater des jetzigen Hofmannes aus freier Hand. Jetzt verlautete, daß der frühere Hofmann und ſeine Familie nach Vilvoore in Holland gebracht worden, und dort dem Klima und dem inneren Kummer ſchon nach kurzer Zeit erlegen ſeien; der junge Gensd'arme aber wurde tiefſinnig und zuletzt raſend und ſtarb in einem Irrenhauſe.

Es hängt alles mit dem fluchbeladenen Hofe zuſammen, ſagten die Leute; von ihm geht alles Unheil, aller Unſegen aus über die, welche ihn beſitzen, und mit ihm in irgend welche Berührung kommen! Und dem neuen Beſitzer prophezeihten alte Baſen und Kaffeeſchweſtern ein reiches Maaß des Verderbens, allergeringſtens Bankerott und Bettelſack, wenn nicht noch Aergeres.

IV.

Alle Anweſenden waren in ein tiefes Schweigen verſunken. Sie ließen ſtille die Menſchen und die Begebenheiten an ſich vorübergehen, deren der alte Schmiedjakob gedacht. Er ruhte ein wenig aus oder wollte abſichtlich ſeine Zuhörer ihrem Nachdenken überlaſſen.

Nach einiger Zeit hob er wieder an: Was man dem alten Winkler geweiſſagt, wußte er recht gut. Er lächelte und ging ſeinen Weg unbeirrt. Der Mann hatte wenig übrig, als er den Hof gekauft, obgleich er ihn ſehr wohlfeil erworben. Er, ſein Sohn und ſein Knecht, der ein ferner, ihm aber treu ergebener Verwandter war, begannen ihre Wirkſamkeit draußen auf den Aeckern und in den Wieſen, die Tochter und Mutter im Hauſe; aber jeden Morgen, ehe ſie die Morgenſuppe aßen, denn Kaffee hatte Winkler verboten, trat der Vater zum Tiſche, ſchlug die Bibel auf, und las einen Abſchnitt vor, dann ſprach er oder las aus Starck's Gebetbuch das Morgengebet. Dann erſt ſetzte ſich die Familie zum Frühſtücke; am Mittage wurde das Tiſch- und Dankgebet geſprochen und Abends folgte ein geiſtliches Lied und der Abendſegen. Nie hörte man einen Fluch, nie ein hartes Wort. Stille that Jedes ſeine Arbeit von frühe bis ſpät am Abende. Freundlich und liebevoll war der Verkehr der Familie unter ſich, gefällig und zuvorkommend nach außen; aber eine Fuhrmannswirthſchaft wurde nicht gehalten. Sonntags ſah man alle, die nicht auf dem einſamen Hof bleiben mußten, in der Kirche, und die zu Hauſe hatten bleiben müſſen, wechſelten am nächſten Sonntag mit den andern ab.

Es wehte der Athem Gottes durch das Haus.

Winkler war ein kluger, beſonnener Mann. Erſt als die erſte Erndte eingethan und verkauft war, vermehrte er anſehnlich ſeinen Viehſtand, und machte völlig das wüſte gelegene Land urbar. Der zum Hofe gehörende Wald war heillos zugerichtet. Er ließ ſich einen alten, erfahrenen und geſcheidten Förſter kommen, um mit ihm darüber zu

berathen. Dieser rieth, den Wald völlig abzutreiben und ihn ganz aufwachsen zu lassen, weil er fast nur aus Eichen und Buchen bestanden hatte, die aber jetzt, wie ein Gestrüppe aussahen, aus dem hier und da ein abständiger Hochstamm aufragte. Das gefiel Winkler, und er befolgte den Rath, aber er theilte den Hieb in drei Jahrgänge und das Holz bekam schöne Preise und das Reisig behielt er, so weit er dessen bedurfte, zum eigenen Gebrauche. Der Garten blühte unter den Händen seiner Gattin und Tochter auf, und die Wiesen erfuhren eine vernünftige Behandlung, wurden, soweit es möglich in Rieselwiesen verwandelt, und die Andern geebnet, und gehörig gedüngt. Mit Staunen sahen die Bauern von Urbach und Rintelbach des Hofmanns Thun und Lassen; aber sie gestanden zu, er sei ein Muster von einem Landwirthe; sie sagten, er habe wohlgethan, die Wirthschaft einzustellen; sie rühmten die gottesfürchtige Haushaltung. Wer seiner bedurfte, dem war Winkler dienstwillig und gefällig. Schon nach dem ersten Jahre hatte ich Gelegenheit zu hören, daß ein Urbacher zu einem Rintelbacher sagte: Du, wenn Einer den Fluch von dem Eichhofe bringen kann, so ist es der Winkler! Der Rintelbacher erwiederte: Ich glaub' er ist schon fort. Ich konnte mich damals nicht halten und rief ihnen zu: Seid Ihr denn blind? Auf dem Hofe lag kein Fluch, sondern auf den Menschen, die ihn bewohnten und fluchwürdig lebten! War denn Einer von allen, seit dem ersten Brande mehr werth, als ihm widerfuhr, und spricht nicht das Wort Gottes: Was der Mensch säet, das wird er erndten?

Ich ging fort, aber ich hörte noch, daß der Urbacher sagte: Der Schmiedjakob hat Recht! —

Item, der Segen Gottes ruhte sichtbar auf der Familie Winkler. Der Hof blühte im Wohlstande. Die Erträge der Aecker und Wiesen erhöhten sich fast um das Doppelte. Die Viehzucht warf schönen Nutzen ab, und als der alte Winkler sich endlich in den Ausenthalt sezte, hatte er nicht nur die Grundelbacher Weinberge alle wieder an sich gebracht, sondern vom Staate einen schönen Strich Oedland gekauft,

der bisher unbeachtet gelegen hatte; und als er ihn aufbrach sich als prächtiges Ackerland erwies. Jetzt verheiratheten sich seine Kinder an zwei Geschwister aus Rintelbach, auch braver Leute Kinder und beiden Paaren übergab er den Hof. Auch unter ihnen herrschte bis heute Friede und Eintracht, Gottesfurcht und Redlichkeit, Fleiß und stille Arbeitsamkeit, und der Segen Gottes ist geblieben und, ohne daß ich mir anmaßen will, ein Prophet zu sein, sage ich: Er wird bleiben, so lange jene obengenannten Tugenden auf dem Hofe ihre Wohnstätte haben! Und in jedem Hause wird es mit Fluch oder Segen ebenso sein!

Es hat eilf Uhr geschlagen!

Alle standen auf, sich zur Heimkehr zu bereiten. Der Gevatter reichte dem Schmiedjakob die Hand und sagte: Kumpeer, heute Abend hast du mir den Staar gestochen und mehr wie einmal bin ich roth geworden; denn Nutzanwendungen brauchtest du keine zu machen. Die Wahrheit drängte sich Jedem auf, und was du gesagt, ist reine Wahrheit. Ich danke dir! Behüt' dich Gott!

7. Ein Räthsel.

Ein Mährlein iſt's aus fernem Indien her,
Das lange man geglaubt, jetzt glaubt es Keiner mehr,
„Das Vögelein, ſo reich an Farbengluth, ſo zart und fein,"
„Das Paradiesvöglein, habe Flügel doch ſchon ihm das Bein."
Wie? Iſt das ſeltſam? Denk' doch nur an mich,
Ich hab' ein Flügelpaar doch ſchlen auch die Beine!
Biſt du ein Paradiesvogel? Willſt du dich
Mit dieſem meſſen? Steif und ſchwer wie Keine,
Die irgend in der Welt ein Vogel hat, ſind deine!
Wie hart! Ich öffne ſie und leg ſie wieder zu,
Am Morgen und am Abend, dann iſt Ruh!
So macht's der Vogel auch,
Und ſo iſt's bei mir Brauch!
Wohl wahr, doch bleibſt du, wo du biſt! —
Wer ſagt's? Sieh, wie er regſam iſt!
Er rennt umher, ſpricht hier ein Wort,
Ein anderes dort,
Huſch! iſt er wieder fort!
Ob's fing, ob's weiſe? Eine andere Frage,
Die zu bejahen ich nicht wage.
Die Leute ſiehſt und hörſt du lachen,
Zu ſeinem Reden, ſeinem Thun.
Ha! Lüge über Lüge! Niemand lacht,
Wann ich die Flügel zugemacht.
Und wenn ich ſie entfalte — Niemand lacht, —
Im Gegentheil, viel Brummen hat's gebracht.
Dem Einen iſt's zu früh, dem Andern iſt's zu ſpat,
Nachdem er ſeine Wege geht.
Mich kümmerts nicht —
Ob mürriſch oder freundlich das Geſicht
Ich halte mich an Ordnung traun!
Den möcht ich ſchaun,
Der's Allen recht wollt machen? —
Er wär von meiner Art und 's wär zum Lachen!
Und gäb man ihm den wohlverdienten Namen —
Ich meines Orts, ich ſagte dazu: Amen.

8. Ein kecker Husarenstreich und der erste Schuß im siebenjährigen Kriege.

Der Generallieutenant von Lustwitz hatte im Vorsommer des Jahres 1756 von seinem König den Befehl erhalten, Schlesien zu verlassen und mit den Regimentern, welche unter seinem Befehle standen, nach Bischofswerder aufzubrechen, wo er sich mit der Heeresabtheilung des Herzogs von Bevern vereinigen sollte. Unter diesen Regimentern befanden sich auch die beiden Husarenregimenter von Ratzmer und Szekuly, welchen die besondere Weisung geworden war, nach Copitz, Pirna gegenüber, wo sich die sächsische Armee zusammengezogen hatte, vorzurücken.

Sie mußten an der Bergfestung Stolpe vorüber, und wie das ohne schwere Nachtheile zu bewerkstelligen sei, war eine zweite Frage, die wohl erwogen zu werden verdiente. Der Oberst Szekuly, dessen Regiment an der Spitze des Heerzuges stand, machte Halt, als er der Festung nahe war, um mit seinem Stabe die Sache noch einmal in Erwägung zu ziehen. Zwei Wege standen offen: der Eine, im weiten Bogen die Festung zu umgehen, erschien unehrenhaft; der Andere: ganz nahe am Fuße des Berges herzuziehen, wo die Kanonenkugeln über die Soldaten wegfliegen mußten, fand mehr

Beifall und einer seiner Hauptvertheidiger war der muthige Oberstlieutenant von Warnery, den der Oberst Szekuly gründlich haßte, weil er ihn bei Weitem übersah, und den er gewöhnlich seinen „Todtenvogel“ nannte, weil er ihm nachzufolgen, die Aussicht hatte. Warnery war eine frische, offene, ehrliche Husarennatur, voll Muth und raschen Entschlusses, während Szekuly stets heimliche Hintergedanken hatte und gehässig war.

Während noch die Offiziere die beiden Wege beriethen, erbot sich Warnery in die Festung zu reiten und den Commandanten mit Vorschlägen und Unterhandlungen zur Uebergabe der Festung so lange hinzuhalten, bis die Truppen aus dem Bereiche der Kugeln der Festung sein würden.

Daß es ein gewagter Husarenstreich war, sah Jeder ein; aber gerade ein Solcher hatte für den muthigen Warnery einen mächtigen Reiz. Dinge gewöhnlicher Art zogen ihn nicht an. Es konnte auch, wenn der Commandant die Kriegslist durchschaute, sehr unangenehm für Warnery werden. Es sei so! sprach Szekuly und über sein Gesicht glitt rasch ein kaum bemerkbar hämisches Lächeln.

Dann begleite ich Sie! sprach der Major von Bajar, welcher jenes Lächeln beobachtet hatte.

Ich nehme nur noch einen Trompeter und einen Husaren mit! entgegnete Warnery.

Ich aber finde es gerathen, daß der Herr Oberst uns unmittelbar auf dem Fuße einen Offizier mit zwanzig Husaren folgen läßt, weil man alle die Möglichkeiten nicht voraussehen kann, versetzte Bajar nachdrücklich, und Szekuly sagte es zu.

Nicht lange darauf sah man die vier Reiter mit der weißen Flagge, welche im Kriege das Verlangen einer friedlichen Unterhandlung andeutet, die Höhe hinanreiten. —

Warnery hatte die kecken Gedanken, die durch seine Seele zogen, nicht ausgesprochen, nicht einmal gegen seinen braven Begleiter, den Major von Bajar.

Unterwegs begegnete ihnen ein Soldat, der von der Festung kam, mit dem sich Warnery sogleich in eine Unter-

redung einließ und der in ſeiner Beſchränktheit nicht ahnete, daß ihn der fremde Offizier ausfrage. Er erzählte arglos, daß die Feſtung nur von einer Wache von vierzig Mann, einigen Invaliden und acht Kanonieren beſetzt, außerdem aber mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln reichlich verſehen ſei und im Nothfalle einen Zuſchuß von dem nahen Kreis-Regimente erhalten könne. Die Gewehre, plauderte arglos der Soldat fort, ſeien zwar alle nicht geladen, aber die Soldaten führten noch alle in ihren Patrontaſchen zur Vorſorge ſcharfe Patronen. Wozu ſollten ſie auch laden? lachte er. Die verfluchten Preußen ſind noch weit, weit weg und unſer Herr Gouverneur und Commandant ſpielt ganz behaglich ſein Kartenſpielchen mit den beiden Offizieren, die noch in der Feſtung ſind.

Das iſt richtig, ſprach Warnery ſchmunzelnd, die verfluchten Preußen ſind noch ſehr weit weg, und bis Die kommen, können die Herren Offiziere noch manch' Spielchen machen!

Glaub's auch! erwiederte der Soldat, ein ſogenannter Waſſerpolacke, dem der Branntwein an der Naſe anzuſehen war — wie — ſeine Dummheit, grüßte und ging arglos ſeines Weges.

Warnery ritt, in tiefe Gedanken verſunken, weiter. Bajar wollte ihn nicht ſtören, aber er ſah es an ſeinen zuckenden Geſichtszügen, daß ein Plan in ihm zur Reife gedieh.

Gleich darauf begegnete ihnen ein Handwerksburſche, der in der Feſtung auf ſeine Weiſe gefochten hatte. Auch ihn ſtellte ſofort Warnery, und hörte von ihm ganz daſſelbe, was ihm ſoeben erſt der Waſſerpolacke mitgetheilt hatte.

Heiter warf Warnery den Kopf in die Höhe. Sein Plan war fertig und luſtig ritten die Viere fürbaß.

Plötzlich ſahen ſie ſich durch einen Schlagbaum am Weiterreiten aufgehalten. Er war herabgelaſſen und zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonette, hielten dabei Wache. Beiderſeits konnte man ſehen, wie ſehr man überraſcht war; indeſſen währte das bei Warnery nur eine Sekunde. Er

riß das Piſtol aus dem Halfter und befahl mit feſter Stimme den Soldaten, ſogleich ihre Gewehre in den Feſtungsgraben zu werfen und ſich den Berg hinab zu flüchten, wenn ſie nicht wollten von den nachrückenden Preußen gefangen ſein! Der Name: Preußen hatte eine wunderbare Wirkung. Die Soldaten beſannen ſich kurz, ſchleuderten ihre Gewehre in den tiefen Graben hinab, zogen den Schlagbaum auf und liefen den Berg hinunter, als ob es nicht mehr gut laufen wäre.

Aus Warnern's Worten ging es hervor, daß er feſt auf das Nachrücken des Commando's von zwanzig Huſaren rechnete, und nicht im Entfernteſten ahnete, daß Szekuly ſie argliſtig zurückgezogen hatte und dem kühnen Huſarenführer Warnery ſich ſelbſt und ſeinem guten Glücke überließ.

Warnery hatte den beiden Soldaten bei Todesſtrafe verboten in die Feſtung zurückzukehren. Dieſe hätten dieſer

Drohung nicht bedurft, denn ein ſolcher Gedanke kam ihnen gar nicht in den Sinn.

Die Viere ritten fröhlichen Muthes wieder weiter, ſahen ſich aber bald durch einen zweiten Schlagbaum aufgehalten, der ſich vor einer herabgelaſſenen Zugbrücke befand. Die Schildwache fuhr heftig zuſammen, als ſie die fremden Reiter ſah und wollte das Seil einer kleinen Lärmglocke ergreifen, um die in der Feſtung rechtzeitig zu warnen. Warnern, der immer zu rechter Zeit den rechten Rath bei ſich hatte, zog raſch ſeinen ſcharfen Säbel und hieb mit Einem Zuge das Seil entzwei, daß der verblüffte Soldat das abgehauene Ende in der Hand behielt. Er wollte nun nach ſeinem Gewehre greifen, das an dem Schilderhauſe lehnte, aber Warnern holte mit dem Säbel aus und ſagte nachdrücklich: Wenn du nicht augenblicklich dein Gewehr in den Feſtungs-

graben wirfst, so gebe ich dir mein Ehrenwort, daß dein Kopf eher hinunterrollt, als dein Gewehr!

Als der Soldat das hörte und auf den geschwungenen Säbel und in die blitzenden Augen des Preußen blickte, da war seine Wahl rasch entschieden und sein Gewehr trat die Reise an, die ihm Warnery vorgeschrieben.

Nun aber, fuhr Warnery fort, mache, daß du aus dem Staube kommst, sonst machen dich die nachrückenden Preußen zum Gefangenen und du magst zusehen, wie es dir geht. Rasch den Berg hinunter! schloß er. Kehrst du zurück, so folgt dein Kopf deinem Gewehre!

Der Soldat verstand die nachdrücklich gesprochenen Worte und hatte nicht Lust, sie zu erproben. Er lief den Berg hinab, und sah nicht mehr zurück!

Warnery's Husar zog den Schlagbaum auf und sie wollten weiter reiten, als Warnery, der eine wahre Bärenstimme hatte, den zwanzig Husaren, die er unmittelbar hinter sich glaubte, ein donnerndes: Vorwärts! Marsch! zurief. Wenn auch leider dieser Befehl das Ohr der Reiter nicht erreichte, die längst auf Szekuln's Befehl zum Regimente zurückgekehrt waren, so blieben sie doch nicht ohne Erfolg, wenn es auch ein anderer war, als Warnery mochte erwartet haben.

Die Preußen waren an dem offenen Thore der Festung angelangt, ohne daß sie das wußten, weil sie mit der Oertlichkeit durchaus unbekannt waren.

Den Posten bei dem Thore hatten Invaliden besetzt. Der den Zug befehlende Corporal hatte das donnernde: Vorwärts! Marsch! Warnery's gehört, und war in voller Angst herausgestürzt und starrte jetzt rathlos die Preußen an, die er vor sich sah.

Warnery riß in diesem Augenblicke sein Pistol heraus und setzte es dem Corporal auf die Brust, der, bei solchen Umständen den Krebsgang in die Wachtstube zu seinen Kameraden antrat. Sogleich sprang Warnery vom Pferde, schloß die Wachtstubenthüre ab und befahl seinen Husaren, die Gewehre der Wache, die unter dem Thorbogen, an der Wand lehnten, rasch in den Festungsgraben zu schleudern.

Als dieſes geſchehen war, befahl er jedem Einzelnen der in der Wachtſtube Gefangenen herauszutreten, alle ſeine Patronen in den Feſtungsgraben zu werfen, und ſich dann, wenn ihnen ihr Leben lieb ſei, ſo eilig den Berg hinunterzumachen, als ſie könnten und an eine Rückkehr nicht zu denken. Die Wehrlosgemachten zogen die Freiheit der Gefangenſchaft vor, und entzogen ſich mit möglichſter Eile den Kugeln und Säbeln der Preußen. Jetzt ließ Warnery ſeinen Huſaren am Thore Wache halten, mit dem gemeſſenen Befehl, Jeden zuſammenzuhauen oder niederzuſchießen, der in die Feſtung eindringen wolle, es ſei denn, daß recht bald die zwanzig Huſaren kämen.

Alles war bis jetzt wunderbar gegangen, zum Erſtaunen Bajar's, der ſchweigend Warnery's Verfahren beobachtet hatte. Was aber nun, fragte er ihn halblaut.

Kommen Sie, Freund, rief Warnery; Alles wird ſich finden! Und damit gab er ſeinem Pferde die Sporen, ſprengte auf den Paradeplatz vor das Commandantengebäude und befahl ſeinem Trompeter: Allarm zu blaſen.

Die Trompete ſchmetterte das Signal, und wie vom Blitze getroffen, ſprang der Commandant, General von Liebenau, auf, rannte an das Fenſter und ſah mit großem Erſtaunen die beiden Offiziere mit ihrem Trompeter, der luſtig fort ſeinen Allarm blies.

Als er ſich möglichſt ſchnell von ſeinem gründlichen Erſtaunen erholt, rief er mit heftigem Tone herab: Wer hat Ihnen erlaubt, in eine Feſtung einzudringen, die, wie Sie wiſſen müſſen, Seiner Majeſtät dem Könige von Polen, meinem Allergnädigſten Herrn gehört?

Ich dachte, das hätte eben gar nichts auf ſich, da mir Niemand den Eintritt wehrte, ſprach friedlich und gemüthlich lächelnd Warnery. Uebrigens habe ich von dem Feldmarſchall Gesler wichtige Aufträge an Euer Excellenz, die ich entgegen zu nehmen bitten muß! Liebenau erſchien nun im Hofe, blos von einem Diener begleitet. Zuerſt begrüßten ſich die Herren mit froſtiger Höflichkeit; dann aber wechſelte Warnery plötzlich mit Ton und Sprache. Sie ſind in

meiner Gewalt, rief er gebieterisch. Geben Sie Ihren Degen ab, sagte er. Sie sind Gefangener des Königs von Preußen, dem die Festung von nun an gehört, die ich erobert habe!

Liebenau war nicht der Mann, der sich so — mir Nichts, dir Nichts — ergab. Er zog seinen Degen und rief befehlend: Schießet sie nieder!

Jetzt sprang die Hauptwache, welche sich in der Nähe in einer kellerartigen Kasematte aufgehalten, wo sie Warnery gar nicht hatte entdecken können heraus, und griff nach ihren Gewehren, welche in einem Bretterverschlage standen.

Warnery erkannte die dringende Gewalt des Augenblicks. Jetzt galt es, sein so tollkühn begangenes Wagestück zu vollenden, oder schmählich zu unterliegen. — Er mußte kräftig handeln, sonst war Alles verloren!

Blitzschnell riß er seine beiden Pistolen hervor, drückte das Eine auf Liebenau ab, der, ohne einen Laut, leblos zu Boden stürzte, das Andere auf die Wache, das jedoch verfagte.

Dieser Schuß Warnery's, der dem Gouverneur das Leben kostete — der Erste im siebenjährigen Kriege — machte die Wache bestürzt und muthlos; sie streckte gegen Pflicht und Gewissen das Gewehr und Warnery befahl ihr, augenblicklich die Festung zu verlassen, einen Befehl, den sie sich nicht zweimal geben ließ.

Die Festung hatte er erobert, aber was sollte nun geschehen, sie ebenso muthig und erfolgreich zu behaupten, wie sie erobert worden war; diese Frage drängte. Die zwanzig Husaren blieben aus. Wie das zusammenhing, begriff Warnery nicht. Seine Ungeduld wuchs mit jeder Minute. Brachten die fortgeschickten Soldaten und Invaliden die Kunde zu dem nahen Garnisonborte des „Kreisregiments", so war kein Zweifel, daß dieses in größter Eile herbei kam, und ihm die Festung ebenso schnell entriß, wie er sie gewonnen! — Den Trompeter hatte er bereits abgeschickt, die Säumigen herbeizurufen. Der blieb aber mit ihnen aus.

Jetzt sandte er dem Trompeter den Major von Bajar nach. Warnery's Lage wurde immer bedenklicher; denn auch

er kam nicht wieder, und er und der Husar am Thore waren die ganze Besatzung der eroberten Festung.

Warum aber weder Trompeter, noch Major zurückkamen, das lag so: Beide waren zu dem Obersten Szekuly gekommen, und hatten übereinstimmend die wunderbar klingende Mähr erzählt. Szekuly hörte sie hohnlachend an. Er vermuthete eine Kriegslist des Feindes, der sich Beider bedient, ihn in eine Falle zu locken und so sandte er keine Hülfe und ließ sie auch nicht zu Warnery zurückkehren. Warnery's Lage wurde immer verzweifelter. Seine Ungeduld ging in Mißmuth, dieser in wildesten Zorn über. Mit dem entschiedenen Willen, lieber zu sterben, als sich seine Eroberung entreißen zu lassen, hielt er auf dem freien Platze. Rings umgab ihn die Stille des Todes. Als nun Niemand mehr zum Vorscheine kam und er voraussetzen durfte, daß auch kein lebender Mensch mehr in der Festung sei, ritt er bis zum ersten Schlagbaume hinab. Hier erblickte er einen Husaren, den er zu sich rief, und ihn an den Obersten von Puttkammer abfertigte und diesen dringend um Hülfe auffordern ließ.

Bei Einbruch der Nacht erschien Puttkammer mit dreißig Husaren und sicherte die wunderbare Eroberung einer durch Natur und Kunst sehr sichern Festung, die ein Einzelner erobert hatte. Der Gewinn war bedeutend, denn zwölf Kanonen, einen Reichthum an Kugeln, Pulver und andern Munitionsstücken und eine reichliche Menge an Lebensmitteln umschloß die leichteroberte Festung. Wie hier der Erste, leider ein braves Menschenleben kostende Schuß im siebenjährigen Kriege gefallen war, so war Warnery's Eroberung in diesem Kriege die erste, rühmliche Waffenthat. Der wohlverdiente Lohn blieb nicht aus; dafür war der große Friedrich der rechte Mann!

9. Altes Gold.

Am Rheine haben die Leute noch viel altes Gold, das man anderwärts nicht kennt oder doch nicht in dieſer Art. Da möcht' ich denn wohl je und dann ſo ein Säcklein davon durch die Spinnſtube, die weit herum kommt, in den Verkehr bringen. So heute Eins:

Das Sprüchlein: „Kehr' vor deiner Thür,
Hebt an bei Nr. 1 und nicht bei Nr. 4!"

Das hab' ich im lieben Vaterlande ſonſt nicht in dieſer Faſſung gefunden, obgleich Jedermänniglich und Jederfräulich auch anderwärts mit dem: Kehr' vor deiner Thür, bei der Hand war, wenn eine fremde Hand das Töpflein aufdeckte, das heißt, auf Fehler und Gebrechen aufmerkſam machte. Kurios, das es ſo wehe thut, wenn Einem Einer auf's Krähenauge tritt! — Es iſt die alte durch alle Welt gehende Erfahrung, daß eben Jeder wie Jede den Balken in des Andern Auge findet und noch kein Splitterlein in dem Seinigen; daß Anderer Fehler nicht bloß in Kaffe- und Theegeſellſchaften ſchonungslos gerügt, gerichtet und verdammt werden; — aber Keiner und Keine ſich fragt: Biſt du denn frei davon? Sieh, ſo meint's das Rheiniſche Sprichwort. Kehre vor deiner Thüre den Schmutz und Unrath weg, leg' deine Fehler ab — das iſt verſtändlich; aber unter

Nr. 1 versteht der gerne uzende oder neckende, heiter-fröhliche Rheinländer sich selbst den, der gerne vor anderer Leute Thüren den Unrath — nicht weglehren — sondern andern Leuten zeigen möchte, aber unter Nr. 4 den Andern, bei dem er auf den Unrath hinweist. Da sagt das Sprichwort: Du, Nr. 1, mach's erst besser bei dir, dann sieh, wie es bei Nr. 4, bei Andern, aussieht. Freilich sagt's der Herr besser: Ziehe den Balken zuerst aus deinem eigenen Auge, dann zeige hin auf den Splitter in dem deines Menschenbruders. Jeder denkt eben zuerst an Nr 4! Ich denke dabei immer wieder an das uralte Sprichwort, das ich einmal früher mittheilte, nämlich an das, wo Graf Ego der Mensch selber genannt wird, weil das lateinische ego zu deutsch: „Ich" heißt. Mit dem Grafen Ego ist aber nicht viel anzufangen. Er ist eine leicht verletzliche Person und will sich eben, weil er Graf Ego ist, nichts gefallen lassen. Er ist Nr. 1. Wie gut wär's wenn Jeder sich das Rheinische Sprichwort merkte!

10. Noch ein Stücklein altes Gold und Etwas dazu.

Freunde in der Noth gehen Hundert auf ein — Loth. Das ist Ein's der bitterbösen Sprichwörter, die aber frischweg aus dem raschfluthenden Strome der Lebenserfahrung geschöpft sind und schon ein alter römischer Dichter weiß davon zu reden, daß wir in den Tagen des Glückes Freunde die Fülle haben, aber im Unglücke — alleine dastehen. Leider ja, und darum eben gehen so viele auf ein Loth, weil sie eben — sich nicht oder doch so selten finden. Davon wußte auch Einer zu reden, der mir's treuherzig mitgetheilt hat. Er war Rekrute bei den Pionieren in einer rheinischen Festungsstadt und hatte sein Geldbeutelein ziemlich gespikt mitgekriegt; aber zu Hause regneten die Thaler auch nicht zum Schornstein herein, wie es, soviel ich weiß, nirgends passirt. — Mein Rekrutchen hatte selten so viel Geld auf einmal gehabt und meinte, wie es jungen, unser-

fahrenen Bürſchlein paſſirt, die Thaler nähmen kein Ende. So ging er denn mit den Kameraden, wenn er frei vom Dienſte war, hierhin und dorthin; war fröhlich und guter Dinge: aber der letzte Thaler war — kein Heckethaler. Er ging auch den Weg ſeiner Brüder, nämlich aller Thaler, die zuerſt zu Drittelthalern, dann zu Sechſtel, dann zu Zwölftel, Silbergroſchen und Pfennigen geſchmolzen bis der Letzte fort iſt, nur mit dem Unterſchiede von andern Dingen, daß, je mehr es der Münzen gibt, je näher ihr Ende iſt. So ein Pionier-Rekrut hat tüchtige Arbeit und wenn bei friſcher Jugend der Appetit immer ſehr ſchnell wiederkehrt, wenn ihm einmal ein Genüge gethan worden, ſo hat die Arbeit die unangenehme Folge — wenn nämlich einem Rekruten das Geld fehlt — daß der Appetit ſich mehrt und Jedermann weiß, wie ſo gar rückſichtslos der Magen iſt, der immer Recht und das letzte Wort behalten will — als ob er — weiblichen Geſchlechts wäre.

Einmal bekam der Rekrut Mittags ſeine kräftige Mahlzeit, dann aber für zwiſchenzeitliche, unanſtändige Mahnungen des Magens ein ſechspfündiges Commisbrod, das indeſſen die ſehr unangenehme Beſtimmung hat, für 5 Tage ausreichen zu müſſen. Wer da nicht etwas im Beutelchen hat, um den Magen zur anſtändigen Haltung zu beſtimmen, der mag zuſehen, wie er mit dem ungeſtümen Mahner fertig wird. Du lieber Himmel, am dritten Tage erhielt dieſer unartige Mahner das letzte Kröſtchen des Commisbrodes. Und morgen und übermorgen, und am dritten Tage erſt wieder ein Commisbrod und kein Geld! Das waren Ausſichten, die nicht roſig genannt werden konnten. Und unſer guter Junge von Rekrut war braver Eltern Kind. Er hatte zu viel Ehrgefühl, ſein Elend kund zu thun — und die Kameraden, denen er hier und da eine Zeche bezahlt, mochten merken, wie es ſtand, ſie zogen ſich von ihm zurück. Es war Samſtag Abends, als er das letzte, harte Kröſtchen ſeines verſchwundenen Commisbrodes mit einem tiefen Seufzer verzehrte. Der Sonntagmorgen, ſo licht, ſo maiengrün, fand ihn mit leerem Magen. Es war ein Faſttag, ohne daß er im Kalender

ſtand — und weil er das wußte und immer daran denken mußte, ſo war es eben noch ſchlimmer!

Nun aber kam zum Faſttag der Bußprediger — das Gewiſſen. Es nahm kein Blatt vor den Mund und rechnete ihm genau vor, daß er ſein Geld leichtſinnig verſchleudert. So eine Bußpredigt mit dem Nachdruck des Hungers — macht eine gehörige Wirkung. Der Rekrut ſaß in ſeiner Kaſematte, ſah zur Kanonenlucke, die als Fenſter diente, ſchwermüthig hinaus, und — daß der Bußprediger nicht umſonſt geredet hatte, zeigten ein paar Thränen in den Augen des blutjungen Büßenden, die er ſchnell zerdrückte, damit der luſtige Compagnie-Schneider Menzel, ſonſt eine grundehrliche Seele, es nicht merke. Uz in ſolcher Lage kann zur Verzweiflung führen! — Der Rekrut dachte: Ich habe wohl oft gehört, eine Pfeife Tabak vertreibe den Hunger! Er griff nach der Pfeife, — ſie war leer! Und zum Ueberfluſſe alles Jammers erinnerte er ſich, daß er am Samſtag Abende den letzten Reſt ſeines Paketleins geſtopft und geraucht hatte. Auch das noch! — Er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, als ſchliefe er; aber der Bußprediger inwendig hob wieder in ſtärkerem Tone eine neue Predigt an. Die Stunde des Gottesdienſtes ſchlug; die Glocken riefen. Er ging zur Kirche. Der Diviſionsprediger hatte zum Texte die Erzählung des Herrn vom verlornen Sohne und ſprach kräftig, eindringlich von den Gefahren des Leichtſinnes. Jedes Wort traf wie ein Hammer, der Felſen zerſchlägt, und in den leeren Magen hallte es das Echo nach, daß es eine Art hatte.

Die Kirche war aus. Der Hunger wuchs. Wenn er an einem Bäckerladen vorbei ging, der links lag, ſo ſchaute er rechts und umgekehrt; aber was half's? Der Duft des friſchen Gebäckes war nicht zu vermeiden. Ach, das war unerträglich. Fort in's Freie! rief er in ſich hinein. Dort ſind keine Bäckerläden. Er rannte umher, ſtand Niemanden Rede. Und doch kam die Mittagsſtunde noch nicht! Endlich, endlich! Er war heimgekehrt und fiel, wie ein Heißhungriger, über ſeine Portion her. Sie war wie weggeblaſen! Er

hätte noch Eine eſſen können; aber da ſaß ein Punktum dahinter!

Er ging in ſeine Kaſematte und ſetzte ſich an die Lucke. Der gute Schneider Menzel lag auf ſeinem Bette und ſchlief oder that doch ſo. Mancher Seufzer entquoll der gepreßten Bruſt des armen Schelmen. Draußen ſangen die Kameraden aus voller Bruſt heitre Lieder. Sie ärgerten ihn! Es war ſo wunderſchön draußen zum Spazierengehen, allein er dachte an den Abend, an morgen und übermorgen und die Bruſt wollte ihm zerſpringen.

Nicht einmal eine Pfeife Tabak! — Die Predigt mit ihren Hammerſchlägen kam wieder in's Gedächtniß. Der Bußprediger inwendig macht ſeine bittern Gloſſen dazu und jede Minute wurde der Zuſtand peinlicher.

Da richtete ſich der Schneider auf, der eigentlich nie zu ſeiner Geſellſchaft zählte und ſagte: Warum gehſt du nicht ein wenig ſpazieren, Kamerad?

Mag' nicht! war ſeine kurze Antwort.

Warum rauchſt du nicht? Läſſeſt doch ſonſt die Pfeife nicht kalt werden?

Der Tabak ſchmeckt mir nicht! erwiederte der Rekrut!

Der Schneider ſprang auf, trat vor ihn hin und wiederholte: Mag' nicht! Schmeckt mir nicht! Da ſteckt etwas dahinter! Halt, Kamerad, ich hab's! Dein Geld iſt fort und die Seufzer, die ich gehört, ſagen's deutlich, wo das „Mag nicht!“ herſtammt. Du haſt kein Geld, keinen Tabak, kein Brod! So iſt's! Nicht wahr. Die, die du für deine Freunde gehalten, weil ſie dir freundlich waren, ſo lange du Geld hatteſt, wollen dich heute nicht ſehen? Siehſt du, ſo geht's in der Welt. Die Freunde, die ächten Freunde, die kennt man nicht! Iſt's nicht ſo? Rede! Von Jenen gehen Hundert auf ein Loth!

Ach leider haſt du die Wahrheit geſagt! — ſtotterte der junge Rekrut. Ich weiß nicht, wie ich es morgen und übermorgen fertig bringe! Ich ſterbe vor Hunger! —

Glaub's, erwiederte die treue Seele; ging an ſein Köfferchen, ſchloß es auf, nahm Etwas heraus und drückte ihm einen Thaler in die Hand.

Der Rekrut sah ihn mit Thränen in den Augen an.

Siehst du, es gibt Freunde in der Noth! Kannst du mir den Thaler einmal wiedergeben so ist's gut; wenn nicht, so hab' ich ein wenig umsonst gearbeitet und es ist — auch gut! Nun aber sei heiter und guter Dinge! Laß die Leichtfüße fahren. Sie helfen dir vom Gelde und lassen dich dann seufzen und darben. Komm', gehe mit mir spazieren, kaufe dir Tabak und heut' Abend ein Kommisbrod und eine kleine Wurst und alles ist gut!

Der Rekrut fiel ihm um den Hals und weinte bitterlich; aber aus den Thränen, der Predigt und den Bußmahnungen des Gewissens ging eine heilbringende Saat auf.

Der goldtreue Schneider blieb sein einziger Freund.

Zwei Tage drauf, grade, als er wieder ein Brod gefaßt hatte, kam auch ein Brief. Sein treuer Vater, der wohl ahnen mochte, wie es mit dem ersten Gelde zugehen könnte, sandte ihm fünf Thaler.

Als er dem Freunde in der Noth seinen Thaler wieder gab, war dieser brummig darüber. Das hätte gute Wege! sagte er. Hättest ihn behalten können. Ich denke, du kannst nun zu Rathe halten und hast etwas für die Zukunft gelernt.

Eine Flasche Bier, zu der er ihn lud, nahm Menzel nicht an. Aber von da an waren die Zwei ein Herz und eine Seele — — bis der Rekrut den tiefen Schmerz erlebte, daß Menzel bei einem Bade in der Mosel ertrank und er den Freund verlor, und keinen Aehnlichen mehr fand.

Das war so Einer von denen, deren wahrscheinlich nicht Hundert auf ein Loth gehen. Die Geschichte ist *wahr*, und darin liegt ein Trost, daß es eben noch solche Freunde gibt, aber auch eine Warnung für junge Rekruten nicht bloß in dem Militärstande, auch für junge Rekruten im Leben — hauszuhalten in guten Tagen, denn die, wo das Geld, das Commisbrod und der Tabak ausgeht, kommen auch! Proficiat! — Zum Schlusse noch die Versicherung, daß mir der „Rekrute" die Geschichte schriftlich mitgetheilt hat. Erreicht ihn die Spinnstube, so mag sie ihm des Spinnstubenschreibers Dank dafür ausrichten!

11. Gott vergelt's Tauſendmal!

Der alte Schmiedjakob hob eines Abends zu erzählen an:

Zu einem reichen, jüdiſchen Banquier oder Geldherrn in einer großen Handelsſtadt, die ich gerade nicht mit Namen nennen will, deren Anfangsbuchſtaben aber Frankfurt am Main heißt, trat ein armer Handwerksburſche, der entweder fechten mußte oder aus Liebhaberei focht, zog ſein Käppchen und ſagte: Erlauben Sie, ein armer Handwerksburſche!

Hab' gar nichts dagegen, erwiederte lachend der Millionär und reichte ihm einen Kreuzer.

Gott vergelt's Tauſendmal! ſagte dankend der Handwerksburſche.

„Nu, was wär'ſch, erwiederte der Millionär, der bei guter Laune war, achſelzuckend: Sechzehn Gulde, vierzig!" — Wenig genug für Einen, der heute an der Börſe Hundert Tauſend Thaler gewonnen hatte, und daher guter Laune war. Das iſt Eins von dem: Vergelt's Gott Tauſendmal!

Hier das Andere, das ich von dem Geſellen Rottenberger ſelbſt erfahren habe. Es war im Herbſte des Jahres 1830, da wanderte durch die Rheingegend ein armer Handwerksburſche, abgeriſſen, elend, denn er war lange krank geweſen im Lazarethe zu Kaiſerswörth und kaum geneſen, hatte er die wohlthätige Anſtalt chriſtlicher Liebe wieder verlaſſen, um Arbeit zu ſuchen. Er hatte aber keine gefunden und der letzte Kreuzer war ausgegeben. Fechten — die letzte Zuflucht — war ſeine Sache nicht. Er hatte es erſt einmal

verſucht, als er durch Oeſterreich wanderte, aber es war dem guten redlichen Menſchen ſo ſauer angekommen, daß er es nicht verwinden konnte. Jetzt zwang ihn die herbe Noth, noch einmal dazu ſeine Zuflucht zu nehmen, denn der Hunger plagte ihn ſchrecklich. Der Abend war nahe und er hatte auch nicht einen einzigen Kreuzer für Brod, und kein Schlafgeld. Vor ihm lag ein Städtchen. Dort wollte er denn in Gottes Namen fechten, wie der Handwerksburſche das

Betteln zunftbräuchlich ſeit alter Zeit her nennt, um's nicht bei'm rechten Namen zu nennen. Als er in das Städtchen eintrat, fiel ſein Blick auf ein Häuschen. Es ſah reinlich aus und er dachte, vielleicht ſchlägt ein barmherzig Menſchenherz unter ſeinem Dache! In den vornehmen Häuſern wohnen die nicht. So tritt er denn in Gottes Namen ein und klopft an eine Thüre. Herein! ruft eine Frauenſtimme.

Er öffnet. Da ſitzt, ärmlich gekleidet, ein Mütterlein, mit der Brille auf der Naſe und lieſt im Lichte der Abendſonne, deren letzter Strahl ihr Fenſter trifft. Draußen aber pfeift ein kalter Weſtwind und es fängt eben an zu ſchneien, daß die Straße weiß wird. Sie blickt den armen, gutmüthig ausſehenden Burſchen freundlich an und ein Zug, wehmüthiger Art, fliegt über das mildfreundliche Geſicht der Alten. Als er ſeine Bitte zagend und ſchüchtern ausgeſprochen, wirft ſie noch einmal einen Blick durch's Fenſter, denkt an ihr behaglich warmes Stübchen und an den Armen, der an der Thüre ſteht und in dieſem Wetter, vielleicht hungernd, wandern muß, greift in ein vor ihr ſtehendes Schächtelchen und reicht ihm einen Kreuzer mild lächelnd hin. Nimm ihn, mein Sohn, ſagte ſie weich, es iſt mein Letzter. Gott wird dir und mir helfen, wenn wir Zwei ihn vor Augen und im Herzen haben; aber vertrink' ihn nicht liederlich, dann ruht ein Segen d'rauf! Mit ſchwerem Herzen nimmt er den Kreuzer. Gott vergelt's Tauſendmal! ſagt er aus Herzensgrunde, ruft ihr noch ein Behüt' Euch Gott zu und geht, das Herz voll dankbaren Gefühls.

Neben an ſtand ein Bäckerhaus; dahinein tritt er. Der Meiſter, ein dicker, gutmüthiger Mann, ſaß in ſeinem Seſſel am Fenſter und raucht ſein Pfeifchen mit Behagen. Herr Meiſter, ſagt er, ich bin ein armer Handwerksburſche, der vier Wochen im Lazareth in Kaiſerswörth gelegen. Mich hungert. Die arme Wittwe daneben hat mir ihren letzten Kreuzer geſchenkt, ſeid ſo barmherzig und gebt mir für den Kreuzer Brod, und, wenn Ihr wollt, ein gut Stück, denn mich hungert ſehr!

Ueber des Meiſters Geſicht zuckt's eigenthümlich bei

diesen Worten. Wenn dir die arme Wittwe einen Kreuzer geschenkt hat, so darf ich nicht hinter der armen Frau zurück bleiben, sagte er mit ganz eigenthümlichem Tone. Setz' dich zum warmen Ofen; denn bei leerem Magen ist der Frost doppelt hart und fehlt niemals.

Darauf ging er hinaus, brachte ein Stück Fleisch auf einem Teller, legte ein Laib Brod dazu und sagte: Iß, mein Sohn, so lange es dir schmeckt. Du sollst auch ein Glas Wein haben; das wird dir wohl thun! Darauf ging er zu einem kleinen Wandschränkchen, nahm ein Glas und eine Flasche heraus und goß ihm ein Glas Wein ein. Deinen Kreuzer behalte! sprach er; er wird dir Segen bringen!

Ach, Herr Meister, rief der Bursche, er thut's schon! Und nun griff er zu und es schmeckte ihm über die Maßen, aber als ihm der Meister ein zweites Glas eingießen wollte, verdankte er's und sagte: Ich bin zu schwach dafür. Es könnte mich übermannen, und da ich hier nicht übernachten kann, so muß ich noch auf das nächste Dorf.

Warum kannst du denn hier nicht übernachten? fragte der Meister.

Ach, sagte der Bursche, ich habe ja nur den Kreuzer der Wittwe. Dafür gibt mir kein Herbergsvater Quartier.

Das ist wahr, entgegnete der Meister. Aber du sollst mir nicht noch auf das Dorf gehen in diesem Wetter. Es fällt immer mehr Schnee. Da! Hier hast du Geld. Dafür kriegst du ein Quartier und Frühstück! Aber noch einmal sag' ich dir, bewahr' den Kreuzer der armen Wittwe, wie Gold. Auf dem ruht Gottes Segen!

Gesättigt, erwärmt, neu belebt, dankte der Bursche warm und innig und geht zur Herberge. Dort erzählt er, was er erlebt und schreibt sich den Namen der Wittwe auf, die der Wirth wohl kennt.

Müde legt er sich dann alsbald nieder, betet, dankt seinem Gotte und empfiehlt seiner Gnade die Wittwe und den braven Bäcker.

Wie würde er sich gefreut haben, hätte er gewußt, daß

noch an demſelben Abend des Bäckers zehnjähriges Töchterchen zur Wittwe Albert ſchlich, einen Topf Milch und ein Brod hinüber trug, in das der wackere Bäcker einen blanken Thaler oben auf geſteckt hatte! Der Herr verläßt die Seinen nicht, das bleibt ewig wahr, und auf dem Kreuzer ruhte Segen rechts und links!

Als der Handwerksburſche am Morgen, neu geſtärkt herunterkommt, ſchenkt ihm der Herbergsvater eine Taſſe Kaffe ein, ſetzt ihm Butter und Brod hin und ſagt: Greif zu! Wohl bekomms!

Das that der Handwerksburſche denn auch. Als er aber nach ſeiner Zeche fragt, ſagt der Wirth: Soll ich mich zeitlebens vor der armen Wittwe Albert ſchämen, die dir ihren letzten Kreuzer gab? Geh' in Gottes Namen! Es iſt ſo, wie der ehrliche Bäcker ſagte: Es ruht ein Segen darauf! Halt ihn in Ehren!

Da rollten ein paar Thränen aus des Burſchen Augen.

Er drückte des Wirthes Hand und sagte: Gott vergelt's tausendmal! und ging dankend von dannen.

Vor dem Städtchen nahm er den Kreuzer der Wittwe, küßte ihn und wickelte ihn in ein Papierlein fest und sicher, und was er dabei mit dem Blicke zum Himmel, leise murmelte, das mag leicht nichts anderes gewesen sein, als ein Segensgebet für die Wittwe und die beiden wohlthätigen Männer. Das etwa lautete: Gott vergelt's tausendmal!

Es war in der That wunderbar! Ueberall, wohin er kam, er brauchte nicht einmal die einleitende Redensart: Erlauben Sie, ein armer Handwerksbursch! auszusprechen — ja, bisweilen nicht einmal sein Käpplein zu ziehen und die Menschen anzusehen, — er erhielt Gaben mildthätiger Liebe von allen Seiten, und hungerte nicht mehr, obgleich ihm jetzt der Schnee und die bittere Kälte, welche der scharf nach Osten umgesprungene Wind brachte, bei seiner dünnen Bekleidung, die überdies einige Stellen hatte, wo die deutliche Anlage eines unnöthigen Fensterleins zu bemerken war, ohne daß es wirklich schon fertig gewesen wäre, gar empfindlich wurde, zumal er von der Fieberkrankheit her gegen die Einwirkungen der Witterung um Vieles empfindlicher geworden war, als er es jemals gewesen zu sein sich erinnern konnte. Zudem reichten die Kräfte zum raschen Wandern noch nicht vollauf aus und es ging sehr langsam, wie das Reichwerden auf ehrlichem Wege.

Sein Ziel war eine Stadt, zu der er aber noch drei rheinische Stunden hatte, von denen der Volkswitz sagt, der Fuchs habe sie gemessen und bei jedem Schritte die

Länge ſeines Schwanzes dreingemeſſen, und Kutſchen nach alter Art, kamen in dieſer Jahreszeit keine, auf deren koſtenfreiem Rückbrette des Handwerksburſchen herkömmlicher Freiſitz iſt. Ueberhaupt die Neuzeit verlaborirt zu viel, um etwas für die barmherzige Liebe übrig zu haben und ſelbſt die Kutſchenmacher, die doch vielleicht zu ihrer Jugendzeit auch gewandert waren, haben ihrer zünftigen Genoſſen altherkömmliches Recht auf dieſen Freiplatz vergeſſen oder huldigen der Unbarmherzigkeit der reichen Leute, die warm im Wagen ſitzen, und machen für den Fall, daß kein Koffer hinten aufſtehen möchte, ein halbrundes Bogeneiſen mit ſpitzen Stacheln über das Brett, damit doch ja jedes alte, ehrſame Vorrecht verkümmert und zerſtört werde. Pfui der Schande! Nachlaufen und ſich feſthalten, das darf der arme Schelm noch, und wenn er auch, ſich ſelbſt täuſchend, ſo raſcher vom Wege kommt, ſo geht das doch nur eine kurze Strecke, dann iſt des Liedes Ende da und die Kräfte ſind dann in der Weiſe erſchöpft, daß er nun erſt ruhen muß, ehe er weiter kann und dann geht's erſt recht langſam fort. Nein, nein, es iſt eine Schande! Nach unten zerſtört man die Vorrechte — aber nach oben —?

Nichts für ungut! liebe Leſer! Ich bin da aus meiner Geſchichte herausgekommen und auf ein Gebiet, auf dem einem auch das Hintenaufſitzen, das alte Handwerksburſchenvorrecht genommen iſt — nämlich auf den Weg der Betrachtungen, mit denen man freilich viel Zeit verliert, ſich mitunter in Kopf und Herzen wüſte macht und — doch keinen Hund hinter dem Ofen herausjagt. Könnte man nicht alle Tage eine Taſche umhängen, da hinein man die Gedanken packte, die man unterdrücken muß oder nur hinterwinds denken darf? — Ich meine, der Gedanke wäre ſo übel nicht und will ihn einmal ausführen, vielleicht find' ich Nachahmer! Aber ich fürchte, die Taſche würde jählings überfüllt! Nun, dann leert man ſie am nächſten Fluſſe aus, und erfüllt eine rheiniſche Redensart: Man trägt — Waſſer in den Rhein!

Vergiß deine Rede nicht! hör' ich mir zurufen, und der's that hat Recht!

Alſo unſer guter, armer Handwerksburſche wandert der fernen Stadt zu; aber die Beine! Die Beine! die haben noch die Nachwehen des Fiebers im Marke und wollen nicht, wie der Kopf will. (S' geht halt auch ſonſtwo nicht anders!) Allgemach werden die Schritte langſamer und wankender und der Magen hat ſeine eigne Uhr — er ruft: S'iſt drei Viertel auf zwölf! Da öffnet ſich ein Seitenthälchen rechts. Eine große Wieſe dehnt ſich aus. Prachtvolle Nußbäume ſtehen da — aber die Wieſe iſt mit Schnee bedeckt; die Nußbäume haben keine Blätter und Schatten that dem Wanderburſchen nicht noth, wohl aber ein warmer Ofen und etwas Warmes für den, der drei Viertel auf zwölf weiſet. Wär's Sommer geweſen, ſo hätte er vor Baumesgrün kaum die ſchöne Mühle geſehen, die da hinten liegt! Jetzt ſieht er ſie aber, und der Rauch aus dem Schornſteine ſteigt blau und ſchnurgrade in die Luft, trotz des ſchneidenden Oſtwinds, der unſerm armen Wanderer durch die dünnen Sommerbüchslein die Knochen ſchier ſteif und ſtarr macht.

Er bleibt ſtehen und denkt: Wird da Barmherzigkeit wohnen? — Der Müller iſt zu reich dazu! flüſtert ihm der böſe Geiſt, der die Lebenserfahrungen heimlich in das Büchlein des Gedächtniſſes ſchreibt, in's Ohr: G. h' vorüber! Da fühlt er an ſeine Weſtentaſche und fühlt das Papier, dahinein er der Wittwe Kreuzer gut verwahrt. Er weiſt den ungezogenen Aufſchreiber der Lebenserfahrungen zur Beſcheidenheit zurück und ſagt — und dabei gleitet ein ſelig Lächeln über die mageren, gelbbleichen Züge des vom Fieber entfärbten Angeſichts —: Es ruht ein Segen darauf, wenn wir Beide Gott vor Augen und im Herzen behalten! So hat ſie geſagt, und es iſt wahr geworden! Raſch biegt er rechts in den Pfad, der zur Mühle führt, am Bächlein hin und iſt flugs am Mühlenhofthor. So ein warmer Gedanke gibt Leben; aber er war raſcher gegangen und am Mühlenhofthor erloſchen die Kräfte. Er muß ſich auf den Abweiſeſtein ſetzen und ausruhen, denn der Athem iſt ihm ſchier ausgegangen und es wird ihm ſo weh, ſo armſelig, als müſſe er zuſammenbrechen! Da kommen aus dem Hofe

zwei Kinder, die ſich lachend mit Schneeballen werfen, das Eine ein liebliches Mädchen von etwa zehn Jahren, das Andere ein vollwangiger, friſcher Bube, etwas junger.

Kaum ſieht das Mädchen den bleichen, vor Froſt zitternden Burſchen auf dem kalten Abweisſteine ſitzen, ſo tritt's mit einem barmherzigen Geſichtchen zu ihm und fragt: Biſt du krank?

Nein, du liebes Kind, ſagt der Burſche, aber matt, müde, hungrig und kalt.

Wart', ſagt das Kind, das will ich der Mutter ſagen! und eilt fort und der Junge hinterdrein.

Es ruht ein Segen drauf! ſagt der Burſche zu ſich und blickt zum hellen, blauen Himmel empor, und drückt mit ſeiner Linken den ſorglich in Papier gewickelten Kreuzer an ſein Herz.

Eine junge, ſchöne Frau ſtand in der Küche am Heerde und war eben daran, die Suppe anzurichten, da hüpft das ſchöne Mädchen herein und ruft: Ach, Mütterchen, draußen am Hofthor, auf dem großen Abweisſtein ſitzt ein Handwerksburſch, bleich, wie der Schnee draußen, der friert ſo und iſt ſo hungrig. Geb ihm einen Teller Suppe. Ich will lieber keine eſſen! Gelt, du thuſt's?

Da läßt die Mutter ihren Schöpflöffel in die Schüſſel ſinken, umfaßt in ſeliger Wonne das Kind, drückt's an's treue Mutterherz und küßt es. Erhalt' dir Gott dein weiches Herz! flüſtert ſie ſegnend und betend und ſagt dann laut: So ruf' ihn herein, mein Liebes! und das Kind fliegt hinaus.

Während dies in der Küche geſchah, war der rothwangige Knabe, gegenüber der Küche, in's Wohnzimmer gelaufen, wo der Vater, von der Morgenarbeit ruhend, am warmen Ofen ſaß und gemüthlich ſein Klobchen rauchte.

Vater, rief der eifrig, haſt du keine warmen Hoſen?

Freilich, Carl, erwiederte lachend auf die kuriose Frage ſeines Knaben der Müller? aber warum fragſt du ſo?

Geh', Vater, hol' mir ſie; ich will ſie dem armen, vor Froſt zitternden Handwerksburſchen ſchenken, der draußen auf dem großen Abweisſteine am Thore ſitzt und vor Froſt ſchnattert. Er iſt hungrig und Lieschen beſtellt ihm Eſſen bei der Mutter. Er hat ganz dünne Sommerhöslein an. Da will ich ihm für warme Hoſen ſorgen.

Aber was thu' ich denn bei der Kälte an? fragte, ſich im Herzen freuend, mit einem ſchelmiſchen Lächeln der Vater.

Du kaufſt die andere! rief eifrig der Knabe.

Ja, Kind, Geld haben! — ſagt er wieder.

O du haſt's, rief der Knabe. Weißt du, geſtern kamſt du aus der Stadt zurück und leerteſt vor dem Mütterchen einen ganzen Leibgurt voll Thaler aus. Sie half die zählen. Es waren viele, viele, und du ſchloſſeſt ſie dort in den Pult. Da liegen ſie noch!

Wenn du ſo Rath weißt, ſo will ich einmal ſehen, was ich thun kann, ſagte der Müller und zog den Buben an

ſich, küßte ihn mit ſeliger Freude, und ſtand auf. Als er gegen das helle Fenſter trat, ſah er, von Lieschen geleitet, den armen Handwerksburſchen daherwanken und das Herz in ihm wurde weich. Sein ſcharfer Blick entdeckte ſchnell die Richtigkeit der Bemerkung ſeines kleinen Sohnes, der ſchon hinausgeeilt war und mit heller, im Zimmer vernehmbaren Stimme, nach dem Fenſter deutend, zu dem Handwerksburſchen ſagte: Siehſt du, dort ſteht der Vater; der gibt dir eine warme Hoſe. Ich hab's mit ihm ausgemacht!

Der Handwerksburſche ſtrich dem Kinde mit der Hand über die blühende, volle Wange, blickte dann mit einem freudigen Lächeln nach dem Fenſter und grüßte den Müller, der ſogleich die Stubenthüre öffnete und ſagte: Tritt hier herein, und ſetz' dich zum Ofen. Es iſt heute mörderlich kalt! — Der Handwerksburſche trat herein, grüßte noch einmal mit ſeinem oberländiſchen Gruße, nämlich mit dem: Gruß' Euch Gott! und that dann, wie ihn der Müller geheißen.

Die ſchöne, junge Müllerin hatte in der Küchenthüre das Alles mit angeſehen und angehört, und kam jetzt ſchon mit einem Teller Suppe, den ſie dem Handwerksburſchen reichte.

Ach, ſagte der weich und mit feuchten Augen: Gott wolle Euch den reichen Schatz bewahren, den Ihr in Euern zwei lieblichen Kindern beſitzet!

Amen! Amen! rief das junge Weib und faltete ihre Hände dazu, und der Müller wiſchte ein wenig in den zwei Augenwinkeln.

Darauf ſenkte der Handwerksburſche das Haupt, faltete ſeine Hände und betete leiſe, und erſt, als dies geſchehen war, ergriff er den Löffel und aß.

Die Müllerin blickte ihren Gatten an, lächelte holdſelig, und nickte mit dem Kopfe und der Müller verſtand das Nicken und antwortete mit demſelben Zeichen und Beide wußten, was ſie gedacht, nämlich: Das iſt Keiner von der liederlichen, ſchlechten Strohmerſippſchaft, die mir ſchier alle Tage kennen lernen.

Die Müllerin hatte aber auch schon eine andere Entdeckung gemacht, die auch nur ein Frauenauge machen kann, nämlich die, daß der Bursche ein zwar grobes, aber weißes und reinliches Hemde anhabe, und das galt ihr abermals für einen richtig visirten Paß zu ihrem Herzen.

Vater, vergißt du's auch nicht? rief der ungeduldige, kleine, rothwangige Mensch, der sich an sein Bein geschmiegt.

Du bist doch aber ein wahrer Zwangsbote! sagte lachend der Müller. Hab' doch nur Geduld! Ich verspreche dir, daß ich's nicht vergesse!

Während dem war mit lächelndem Angesichte die Müllerin wieder in die Küche gegangen und Lieschen folgte ihr.

Mütterchen, sagte sie, glaubst du, daß der arme Mensch von dem Teller Suppe satt wird?

Nein, erwiederte die Mutter.

Willst du ihm sonst Nichts geben? fragte das Kind. Er hat doch so fromm gebetet!

Ja, aber — sagte die Mutter, dann haben wir nicht genug!

Ich will bloß ein Stück Brod essen! rief die Kleine. Gib ihm meinen Antheil; aber, gelt, er ist ja so reinlich, wir nehmen ihn auch an den Tisch. Es könnte ihm leid thun!

Aber dann haben wir ja nicht Raum genug, warf die Mutter ein.

O, ich kann ja mein Stück Brod am Ofen essen. Ich setze mich in des Vaters Sessel!

Nun, dann ist's mir recht! versetzte die Mutter. Dann gehe hin und decke den Tisch!

Das Kind eilte mit Tellern und Eßgeräthe hinweg und die Mutter faltete ihre Hände, blickte gen Himmel und betete leise: Dank dir Herr, für meiner Kinder Herzen! Ach erhalte sie so!

Während der Zeit hatte sich der Müller mit dem Handwerksburschen in ein Gespräch eingelassen und dieser ihm erzählt, wie er am Niederrheine fieberkrank geworden und dann im Lazareth zu Kaiserswörth gelegen und daselbst liebevoll verpflegt worden sei. Dadurch sei ihm eine gute

Zeit verloren gegangen, und, da nun die Meister alle mit Gesellen versehen seien, so fürchte er, nicht leicht Arbeit zu finden, und das sei für ihn äußerst unangenehm.

Was für ein Handwerk kannst du denn? fragte der Müller.

Ich bin Sattler, erwiederte der Geselle.

Vielleicht weiß ich dir da Rath, antwortete der Müller. Ich will dir ein paar Zeilen an meinen Sattler in der Stadt mitgeben. Dem ist ein Geselle kürzlich gestorben.

Ach, wie wär' ich Euch dankbar! erwiederte lebhaft der Geselle. Das Wandern zu dieser Jahreszeit ist entsetzlich, besonders, wenn man kaum genesen ist und nichts an den Beinen hat, was wärmt. Wolltet Ihr denn so freundlich sein? bat er. Ich möchte zeitig mich fortmachen, denn das Gehen wird mir schwer.

Glaub's, sagte der Müller, aber dafür gibt's Hülfe! Mein Knecht fährt gleich nach drei Uhr mit Mehl zur Stadt. Da kannst du dich auf den Wagen setzen und kommst schnell und leicht hin.

Das wäre eine sehr willkommene Nachricht gewesen, wenn nur die Sommerbüchslein nicht gewesen wären, durch die der Ostwind unwiderstehlich pfiff. Indessen nahm der Handwerksbursche das schöne Anerbieten dankbar an, weil er doch eine Strecke fahren zu können hoffte, und, da der Knecht doch auch nicht immer mit dem beladenen Wagen Trab fahren konnte, so ließ sich Frost und Erwärmung durch Bewegung wohl ausgleichen.

Der Müller ging nun an sein Pult und schrieb ein Briefchen. An dem warmen Ofen aber war's so schön, daß trotz des Geklappers, welches Lieschen mit den Tellern und dergleichen bei dem Decken und Bereiten des langen Eßtisches machte, der arme Bursche am Ofen einschlief. Und er träumte von einem sättigenden, warmen Essen, von einem warmen, guten Bette, von süßem Schlafe, dann von Arbeit und Nichtmehrwandernmüssen und dergleichen, bis ihn eine kleine Hand anrührte und Lieschen ihm in's Ohr flüsterte: Du mußt jetzt nicht schlafen! Wir setzen uns zu Tische! — Er erwachte und dankte dem lieben Kinde.

Nun war auch der Müller mit seinem Briefchen fertig, hatte Sand auf die Adresse gestreut, reichte es dem Gesellen und sagte: Der Jakob muß doch zum Sattler. Du kannst nur mit ihm gehen und wirst nicht irren.

Der Handwerksbursche dankte gebührend, schob den für ihn so werthvollen Brief in seine Brieftasche und steckte sie ein.

Darauf erklang draußen eine kleine Glocke, die zu läuten der Knabe sich nicht nehmen ließ, und nun kamen Knechte und Mägde. Auch die Müllerin, die bereits die köstlich duftenden Speisen aufgetragen, erschien, schob die Teller, die weit auseinander standen, etwas enger zusammen und setzte noch Einen auf und sagte, mit beglücktem Lächeln zu ihrem Manne: Denke nur, unser gutes Lieschen hat, ich möchte doch den jungen Gesellen an unsern Tisch nehmen; sie wolle heute mit einem Stück Brod vorlieb nehmen, und sich in deinen Sessel setzen! Aber, Lieschen, sagte sie, das hocherröthende Kind liebkosend, sieh, wir haben alle Platz, und du sollst erst recht heute neben mir sitzen!

Der Müller lächelte, kniff dem Kinde leise in die Wangen und trat mit den Worten: In Gottes Namen! an seine Stelle. Alle traten an ihre Plätze und die Müllerin nickte freundlich dem Handwerksburschen und deutete auf seinen Sitz. Darauf falteten Alle ihre Hände und der Müller sprach ein kurzes, gläubiges Tischgebet und nun setzten sie sich zum Tische.

Nach dem Essen betete die Müllerin das Dankgebet und Alle standen auf, blieben aber an ihrer Stelle stehen, worauf der Müller die Arbeiten für den Nachmittag aufgab und vertheilte.

Dem Handwerksburschen war es so wohl im Herzen und im ermüdeten Körper, wie es ihm lange nicht war.

Während die Knechte im Hofe den Wagen mit Mehl luden, holte der Müller eine warme Hose, die, weil der Handwerksbursche mit ihm von ziemlich gleicher Statur war, ihm passen mußte.

Nun zieh' sie über die dünnen Büchselchen, sagte er. Auf dem Wagen wirst du nicht schwitzen; aber ich denke, wenn es dir kalt wird, kannst du eine Strecke laufen, da die Pferde langsam gehen werden, wenigstens stellenweise!

Darauf verabschiedete sich der Handwerksbursche mit heißem Danke, segnete die guten Kinder und wünschte Gottes reichen Gnadensegen über die Familie.

Wenn du Arbeit bei meinem Sattler findest, sagte der Müller, wie ich gar nicht bezweifle, so besuche uns einmal wieder. Gott geleite dich!

Mit Thränen in den Augen stieg der Handwerksbursche auf den reichlich beladenen Wagen, setzte sich zu dem Knecht, vornen auf und der Wagen rollte, indem der Handwerksbursche noch einmal mit seinem Käpplein zurückgrüßte, zum Hofe hinaus. O es ruht ein Segen drauf! dachte er, Gott dankend, und drückte den eingewickelten Kreuzer fest an seine Brust. Mit dem Knechte von allerlei Dingen plaudernd, kamen sie ziemlich rasch vom Wege, denn die zwei Grauschimmel waren wohlgenährte, starke Thiere.

Der Handwerksbursche, die Wohlthat der wärmeren Kleidung fühlend, fror weniger, als er gefürchtet hatte, und bei guter Zeit fuhren sie in die schöne Stadt ein.

Der Handwerksbursche drückte seinen eingewickelten Wittwen-Kreuzer abermals fest an die Brust. Was er dabei dachte, mag sich der liebe Leser wohl denken, wie ich es mir auch, gewiß, ohne mich zu täuschen, vorstellen kann.

Vor einem Bäckerhause wurde das Mehl abgeladen und

der Handwerksbursche stieg vom Wagen. Da stand in der Thüre des Bäckerhauses ein bildhübsches Dienstmädchen, ein so sanftes, liebliches Gesichtchen, mit Zügen, die ihm so bekannt vorkamen und so vertraut, als müsse er sie schon in der Welt irgendwo gesehen haben. Das Mädchen betrachtete den Burschen, dessen Namen ich nun auch nennen will, den Anselm Rohdenberg, mit so aufrichtiger Theilnahme, daß er ein Herz zu dem schönen Mädchen faßte, zu ihr trat und fragte, wo der Sattlermeister Köhler wohne.

Da braucht Ihr gar nicht weit zu gehen, sagte sie, denn er wohnt uns grade gegenüber.

Richtig, sagte Anselm und bedankte sich. Er las auf dem Schilde den Namen und trat sogleich ein.

Der Meister war ein wohlwollender Mann. Er hörte den Gruß des Sattlerhandwerks an, dankte, und als ihm Anselm den Brief des Müllers reichte, sagte er: Setz' dich zum Ofen!

Hierauf trat er an's Fenster und las den Brief, und als er ihn zufaltete, wiegte er den Kopf her und hin, trat wieder zu Anselm und sagte: Willst du mir einmal dein Wanderbuch geben!

Anselm reichte es ihm. Es standen nur gute Zeugnisse darinen.

Der Meister las es aufmerksam durch. Da ist aber eine große Lücke in der Zeit? sagte er.

Anselm nahm ein Papier hervor, entfaltete es und reichte es dem Meister.

Ach so, sagte dieser darauf. Das ist etwas anderes. Man sieht es dir noch sehr an. Bist du nicht zu frühe aus der Anstalt gegangen.

Mag sein, Herr Meister, erwiederte Anselm; aber wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wollet, zu bedenken, wie es ein Mensch, dem die Arbeit eine Lust und Freude ist, nach so drei Wochen aushalten soll, so werdet Ihr es begreifen, daß man in meinen Jahren denkt: Es gibt sich Alles!

Der Meister wiegte wieder den Kopf eine Weile, dann sagte er: Nun, du bist dringend empfohlen und kannst bleiben!

Bei dem Worte fuhr Anſelm, faſt unbewußt, mit der Hand nach dem Weſtenſack, wo er den eingewickelten Kreuzer trug. Er brachte ſein Felleiſen in die Kammer, die ihm der Meiſter Kohler anweiſen ließ und kam dann wieder herunter.

Herr Meiſter, ſagte er, erlaubt, daß ich dem Müllerburſchen nur kurz meinen Dank und meine Grüße an ſeine Herrſchaft bringe, dann bin ich zur Arbeit bereit!

Der ſchweigſame Meiſter nickte bloß und Anſelm ging, das zu thun, wozu ihn das Herz trieb. Wenige Augenblicke ſpäter, trat er wieder ein und bat um die nöthige Weiſung. Der Meiſter führte ihn in die Werkſtatt und er fing ſeine Arbeit in Gottes Namen an.

Etwa vierzehn Tage gingen in treuem Fleiße hin und der Meiſter war freundlich. Der Lohn war gut, den Anſelm empfing und er ſparte ſorglich Alles zuſammen, was er verdiente und etwa als Trinkgeld von einem Kunden empfing. So oft er etwas in ſein Beutelchen that, entfaltete er das Papier, in dem ſein „Wittwenkreuzer“ lag, lächelte dann und ſagte: Bald! Was er aber damit wollte, hätte ſo leicht Niemand errathen, denn er lächelte bloß und redete nichts weiter.

Eines Tages war der Müller aus der Thalmühle drüben bei'm Bäcker, ohne daß Anſelm es wußte, denn die Fenſter der Werkſtatt gingen in den Hof.

Das hübſche Dienſtmädchen des Bäckers war ordentlich froh, daß der Müller ſagte: Friedchen, du kannſt mir einmal den Meiſter Köhler herbeirufen; — denn es freute ſich, den Geſellen einmal wiederzuſehen, dem es das Haus gezeigt, der aber kaum einmal ſichtbar war, außer am Sonntag, wenn er ſtille die Straße hinab, nach der Kirche ging; allein auch heute glückte es ihr nicht, in die Werkſtatt zu kommen, weil der Meiſter in der Thüre ſtand und ihr zunickte, als ſie ihm ihre Botſchaft ausgerichtet. Als der Meiſter in des Bäckers Stube trat, ſaß der Müller mit dieſem am Tiſche hinter einem Gläslein guten Obermosler Weines, von dem der Bäcker dem lieben Nachbar ſogleich Eins einſchenkte.

Köhler, hob der Müller an, es liegt mir Etwas daran, zu erfahren, wie der Geſelle ausgeſchlagen iſt, den ich Euch empfahl?

Aha, der Anſelm! ſagte Köhler. Ich danke Euch dafür, daß Ihr mir ihn in's Haus gebracht habt. Soviel ſag' ich Euch, ſeit dreißig Jahren halte ich Geſellen, freilich aus guten Gründen nie mehr, wie Einen und einen Jungen dazu, aber in den dreißig Jahren hab' ich keinen Geſellen gehabt, der tüchtiger das Handwerk verſteht, ſauberer arbeitet, fleißiger, ſtiller, braver und beſcheidener iſt, als mein Anſelm, der mir ſobald nicht aus dem Hauſe kommen ſoll!

Das Dienſtmädchen war zufällig in der Stube anweſend, als der Müller die verhängnißvolle Frage ſtellte. Sie konnte das, was ſie im Schranke holen ſollte, gar nicht finden, ob ſie es gleich augenblicklich geſehen hatte, bis der

Meister Köhler langsam, wie es seine Art war, seine Antwort herausgearbeitet hatte; dann aber schlug sie freudig die Thüre zu und eilte hinaus um ihrer Frau das Gewünschte zu bringen.

Meiner Treu! sagte der Müller und fuhr mit der gebogenen Hand über das freundlich lächelnde Gesicht, das ist eine kurze, aber inhaltreiche Lobrede, die ich auch gerne über meine Knechte und Mühlbursche einmal zu halten mich genöthigt sehen möchte.

Kein Wort zu viel! sagte Köhler. Von Morgens bis Abends an der Arbeit; Abends ohne Durst. Sonntags zur Kirche, dann an's Buch. Mittags Zeichnen. Gegen Abend einen Spaziergang. Ausgabe: keinen Kreuzer. Abends in's Bett! Freund, weiß nicht, ob noch so Einer in der Stadt ist? Das waren die Worte des Sattlers.

Gottlob, sagte der Müller, daß wir uns in ihm nicht betrogen haben und Euch dazu! Sieht er denn nun wieder gesunder aus!

Kommt selbst und guckt! S'ist keine Meile Wegs, sagte Köhler.

Das will ich auch, erwiederte der Müller und stand auf.

Erst austrinken, lallte der Bäcker, der außer dieser Flasche nach seinem Brauche, schon mehr denn eine Flasche Mosler getrunken und bei Köhlers Wort: Keinen Durst! tief aufgeseufzt hatte. Er war ein Mos'ler Kind und litt an einem sehr heftigen Durste von Morgens bis Abends spät.

Der Müller ging mit Köhler hinüber und gerade in die Werkstatt.

Als Anselm seine Stimme hörte, ließ er die Arbeit fallen, und sprang auf.

Ich muß nach dir einmal sehen, sagte der Müller, wie es dir geht.

Danke viel tausendmal, sagte der Geselle; ich will's mein Lebtage nicht besser haben!

Brav! sprach der Müller und betrachtete sich Anselm mit Wohlgefallen; denn er hatte sich wesentlich verändert.

Die gelbe Farbe ſeines Geſichtes war einer blühenden Farbe der Geſundheit gewichen; die hohlen Wangen waren ausgefüllt, und friſch geröthet; das Auge ſah hell und klar in das ſeine. Es war ein bildhübſcher Burſche geworden. Wenn du uns, was du ja thun wirſt, bald einmal beſuchſt, bemerkte lächelnd der Müller; werd' ich meiner Frau ſagen müſſen, wer du biſt, denn du haſt dich zu deinem Vortheile gemauſert. Die Frau Meiſterin hat alle Ehre davon!

Gewiß ebenſoviel, als mein guter Appetit, ſagte Anſelm. Köhler ſchmunzelte.

Damit reichte ihm der Müller die Hand zum Abſchiede und ſagte ſchließlich: Vergiß uns nicht!

Ach Gott, entgegnete Anſelm, wie könnt' ich das jemals? Der Tag in Eurer Mühle iſt ja ein Tag des Segens für mich geweſen!

Ja, ſagte der Müller im Fortgehen zu Köhler, den haltet Euch. Ich glaube, er iſt goldtreu.

Als ſie an's Bäckerhaus kamen, war der Wagen bereit und der Müller fuhr heim. Mit dem Bäcker war Nichts mehr zu machen. Er lag in ſeiner Backſtube, auf der „Baute" und ſchlief ſeinen Rauſch aus, wie er es alle Tage zu thun pflegte.

Wenn auch das hübſche Friedchen den Anſelm weniger ſah, als ſein Herz es wünſchte, ſo war's doch bei dem Anſelm beſſer beſtellt. Sein Kammerfenſter ſah grade über die niedere Hofmauer des Bäckers weg, in deſſen Hof und Hausgarten. Da ſah er, wenn auch ungeſehen von ihr, des Mädchens liebe Geſtalt, aber beſonders ihren Fleiß, ihren Eifer in ihrem Dienſte und die Reinlichkeit, in der ſie alle Tage erſchien. Und alle Tage blickte er lieber durch's Fenſter in der Ruheſtunde, die ein für allemal bei Meiſter Köhler von zwölf bis halb zwei eingeführt war. Hätte das ſchöne Mädchen gewußt, wer da oben wohne, ſie hätte ſicher öfter da hinauf geblickt. So wußte ſie's nicht und das Fenſterchen, mit ſeinen blinden blau und grünen Scheiben, hatte nicht das geringſte Merkwürdige für ſie.

Daß ſie das Geſpräch der Männer über den Geſellen

belauscht, hielt sie für keine Sünde, wohl aber für ein rechtes Glück, denn ihr Herz pochte vor Freude und nichts war ihr unangenehmer, als daß sie es dem Anselm nicht selber sagen konnte, was sein wortkarger Meister über ihn ausgesagt. Das ging nun gar nicht, und so mußte sie die Freude allein tragen. Das war doch schwer, und da die Bäckerin eine brave, gute Frau war, bei der sie schon sieben Jahre diente, ob sie gleich erst zwanzig Jahre alt war, so durfte sie es der doch sagen. Es drückte sie zu sehr. Und die nahm's dennoch so gleichgültig hin, als erzählte sie ihr von des Doctors Mops, den sie überdies nicht leiden konnte, weil er ein Klaffer war. Das ärgerte das Mädchen denn doch ein Weniges und sie warf in stillem Unwillen die kirschrothe Oberlippe ein wenig auf und ging an ihre Arbeit, indem sie leise murmelte: Man meint der Anselm wär' ein Hottentott!

Es war Samstags, als der Müller dagewesen. Abends nach Tisch reichte der Meister Anselm den Wochenlohn. Als er ihn oben zählte, war's ein halber Gulden mehr, als er zu bekommen hatte. Er eilte sogleich herunter.

Herr Meister, sagte Anselm, Ihr habt Euch verrechnet. Es ist ein halber Gulden mehr. Er legte das Geld auf den Tisch.

Verrechne mich nicht! brummte der Meister, aber freundlich.

Ja, du lieber Gott, sagte Anselm.

Wenn ich dir nun wöchentlich einen halben, und wenn du so bleibst, wie du bist, von Neujahr an einen Gulden per Woche zusetzen will und du bist damit nicht zufrieden, so verklage mich beim Friedensrichter! rief lautauflachend der Meister, den seine Frau erstaunt ansah, weil sie selten eine so lange, zusammenhängende Rede von ihm in ihrer langen, glücklichen Ehe gehört.

So danke ich herzlich und will's zu verdienen suchen! sprach Anselm, strich vergnügt das Geld ein, sagte noch einmal gute Nacht und stieg seine Treppe wieder hinauf, diesmal aber rascher, als vorher.

Sein Gesicht strahlte von Freude: denn nun hatte er

ſich ſechzehn Gulden vierzig Kreuzer erſpart, und ſich außerdem, was ihm ſo noth that, einen neuen feinen Sonntagsrock machen laſſen.

Aber warum freute er ſich ſo ſehr über dieſe ſechzehn Gulden vierzig Kreuzer?

Was wärich? hatte zu dem Handwerksburschen der israelitische Bankier gesagt als Antwort auf sein Dankeswort: Gott vergelt's tausendmal! Macht sechzehn Gulden vierzig! — Und grade so hatte Anselm zur Wittwe Albert dankend gesagt, als sie ihm, dem von Frost und Hunger Zitternden ihren letzten Kreuzer gegeben. Seitdem lag es ihm in der Seele, der armen Wittwe, sobald er sich soviel würde ersparen können, den letzten Kreuzer tausendfach zu ersetzen!

Nun war die Summe voll und es blieben ihm noch etwa zwei Gulden übrig.

Nie hatte er wärmer und inniger in seinem Abendgebete dem Herrn gedankt als heute; nie hatte er süßer geschlafen als diese Nacht; nie war er fröhlicher und früher am Sonntagmorgen aufgestanden, als an diesem.

Als er sich angekleidet, kam er herunter. Die Meisterin begegnete ihm. Ei, schon so frühe munter? sagte sie, seinen Morgengruß freundlich erwiedernd.

Ich will mir Briefpapier holen, sagte er, damit ich noch vor der Kirche einen Brief schreiben kann! Als er aus der Thüre trat, ging Bäckers Thüre drüben auch grade auf und Friedchen, blühend, wie eine junge Rose, die eben ihren Kelch der Morgensonne erschloß, trat heraus, um droben an der Ecke Wasser zu holen, eben da, wo der Buchbinder wohnte, bei dem sich Anselm Briefpapier und Siegellack kaufen wollte.

Wohin denn so frühe? fragte das schöne Mädchen und lächelte dabei so holdselig ihn an, daß es ihm ganz eigenthümlich zu Muthe wurde.

Er sagte ihr, er wolle sich Briefpapier kaufen.

Zu einem Briefe an's Schätzchen? sagte das Mädchen. Es sollte ein Scherz sein, aber sie wußte selber nicht, wie es kam, daß ein Seufzer die Frage begleitete und — daß sie vor der Antwort zitterte.

Jetzt mußte ihr, um den Verdacht abzuwenden, den sie ausgesprochen, Anselm die Geschichte mit dem Kreuzer erzählen. Das that er, ohne daß er den Ort oder den Namen der Wittwe nannte. Das Mädchen athmete tief auf. Es fiel

eine Centnerlaſt von ihrem Herzen und ſie konnte kaum ihrer Rührung gebieten, als er damit endete, daß er der Wittwe den tauſendfachen Betrag des Kreuzers zuſende aus tiefer Dankbarkeit. Da lächelte ſie ihn mit Thränen in den Augen an.

Und den Kreuzer, ſetzte er hinzu, werde ich, wenn ich einmal vielleicht in der Welt eine Braut finde, in Gold einfaſſen und eine Vorſtecknadel für ſie daraus machen laſſen!

Da hob abermals ein ganz leiſer Seufzer Friedchens jugendliche Bruſt; welches aber der Gedanke war, der den Seufzer begleitete, weiß ich nicht, ich glaube aber, daß ich nicht weit neben dran treffe, wenn ich dafür halte, er habe ſich etwa in dieſe Worte faſſen laſſen: Ich wollte — ich wär's!

Friedchen erſchrack plötzlich bei dem Gedanken, daß Jemand ihr langes Plaudern mit dem Anſelm könnte beobachtet haben, ſagte erröthend: Guten Morgen! und eilte an den Brunnen, während Anſelm ſein Geſchäft beſorgte und auch ſpornſtracks heimeilte, um ſeinen Brief noch vor der Kirche auf die Poſt bringen zu können.

Sein Brief war ſo recht der lebendige Ausdruck ſeines Herzens, einfach, aber herzlich und dankbar ſprach er es aus, zu was ihn einerſeits ſeine Dankbarkeit, andrerſeits ſein Gewiſſen treibe. Nun packte er das Geld vorſchriftsmäßig ein, trug es auf die Poſt und machte es frei.

Selige Freude im Herzen kehrte er heim, frühſtückte und ging dann zur Kirche und kein Herz war heute empfänglicher für das Wort Gottes, als das ſeinige.

Es war eine eigenthümliche Sache, daß, ſeit das Friedchen um ſeine Kreuzergeſchichte wußte, es ihm war, als ſtehe nun das Mädchen ihm um Vieles näher. Die Scheidewand der Scheu und Furcht war gefallen. Er plauderte ſchon am andern Morgen, als die Leute in der ganzen Gaſſe noch ſteif und feſt ſchliefen, ein paar Worte aus ſeinem Kammerfenſter und ſie grüßte gewiß jeden Morgen herauf, ſeit ſie wußte, daß das ſeine Dachkammer ſei.

Wenn einmal der erſte Schritt zur Annäherung zweier

jugendlichen Herzen gethan ist, die sich gegenseitig mit einer heimlichen Neigung tragen, so macht sich das Näherkommen von selbst. So war es wirklich zwischen Anselm und Friedchen; denn, obgleich beide in ihrer Lebensweise nicht das Mindeste änderten, sie sahen sich doch öfter, wenn auch nur auf Augenblicke; sie redeten öfter mit einander, und wenn es auch nur etwa ein Morgengruß war, den sie austauschten; aber es war hinreichend, ihre Liebe zu pflegen; hinreichend, daß sie tiefer wurzelte und freudiger wuchs.

Zu einem Getändel war eben Anselm nicht geschaffen. Er hatte das Mädchen innigligh lieb und ihm war der außerordentlich wenige Umgang genug. Wollte es das Glück, daß sie einmal länger sich sehen und plaudern konnten, so geschah es auch; aber die Gelegenheit dazu suchten sie grade nicht herbeizuführen. Und doch hatten sie sich's gesagt, wie lieb sie sich hatten und sich Treue gelobt bis in den Tod.

Aussichten waren freilich nur allzuwenige da, daß sie sich einmal heirathen konnten. Beide waren ja arm. Friedchen war einer armen Wittwe Kind, die sie von ihrem Lohne treulich unterstützte und Anselm war eine vater- und mutterlose Waise und bei ihm war's, wie die Leute bisweilen scherzend sagen: Wenn er auf einen Baum stieg, hatte er auf der Erde nichts mehr zu suchen. Von was da ein Geschäft anfangen? Von was eine Haushaltung einrichten?

Das verhehlten sie sich auch Beide gar nicht und trösteten sich mit dem Gedanken, sie seien ja noch so jung, und nahmen sich vor, recht jeden Kreuzer zu Rathe zu halten. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's! sagt das Sprüchwort so wahr.

Kurz nach Neujahr, nachdem der Meister wirklich Anselms Lohn um einen ganzen Gulden die Woche erhöht hatte, erkrankte er recht schwer und nach kaum drei Wochen trugen sie den braven Mann zu Grabe und mit ihm Anselms Hoffnungen. Da die Meisterin zu ihrer Tochter, die in Cöln sehr gut verheirathet war, ziehen und dort ihre Tage in Frieden und Ruhe verleben wollte, so sollte das

Geſchäft aufgehoben, das Haus verkauft und er wieder in's Leben hinausgeworfen werden, wie er es kennen gelernt. Und Friedchen? Als er an dieſe Frage dachte, da fiel alles Weh auf ihn.

Es war an einem gar ſchönen Januartage, als Samſtags Abends ſpät der Wagen aus der Thalmühle noch am Bäckerhauſe anfuhr, um Mehl abzuladen. Anſelm ſah ihn und dachte: Bald wirſt du fortmüſſen, und dann warſt du nicht einmal auf der Mühle! Schnell lief er zur Meiſterin und fragte, ob ſie ihm erlaube, heute hinzufahren mit dem Müllerwagen und morgen Abend wieder zu kommen? Die hatte nichts dagegen und ſo ſaß er eine halbe Stunde ſpäter auf dem Wagen.

Auf der Mühle machte ſein Beſuch wirklich eine große Freude, denn der Müller hielt dicke Stücke auf ihn und wen ihr lieber Mann werth hielt, den hatte die Müllerin auch lieb und bei Anſelm war die Barmherzigkeit noch in friſcher Erinnerung. Nur die Kinder kannten ihn nicht mehr, da er ſich ſeit jenen Tagen des vorigen Jahres doch durch die völlige Erholung und Wiedergeneſung faſt bis zum Nichtwiederkennen verändert hatte.

Komm' Anſelm, ſagte der Müller, und ſetze dich zu mir. Ich hab' ſeit Köhler's Tod viel an dich gedacht und mir den Kopf zerbrochen, wie wir das Ding machen mit dir?

Wie ſo? fragte, höchlichſt erregt, Anſelm.

Du wirſt wiſſen, daß ich Köhler's Haus gekauft habe? ſagte der Müller leicht hin, weil er vorausſetzte, die Meiſterin habe es ihm erzählt.

Was? rief Anſelm und ſprang voll höchſten Erſtaunens auf. Alſo das weißt du nicht? ſagte der Müller. Was mag denn die Alte bewogen haben, das zu verſchweigen? Kurzum, ich habe es gekauft, und da du nur eine Stube, Kammer, Küche und Werkſtatt brauchſt, ſo haſt du unten Raum genug und kannſt wohnen bleiben.

Ich? fragte faſt erſchreckend Anſelm.

Hör' mal, hob der Müller an, in der Stadt ſind nur noch zwei Sattler, die etwas werth ſind. Das weißt du

beſſer als ich. Dein Meiſter war der Dritte und nun rückſt du an ſeine Stelle. Ich habe deine Arbeit geprüft. Ab!

Habt gut reden, mein lieber Herr Müller, und ich dank' Euch für Eure wohlwollende Geſinnung; aber davon lebt, iſt und trinkt und bezahlt man noch lange nicht. Schulden laſſen mich nicht ruhen.

Ich weiß es, ſagte der Müller.

Und mit Schulden muß ich anfangen.

Du heirathſt ein reiches Mädchen.

Das wird mich ſein grüßen laſſen! ſagte Anſelm.

Gelt, wenn du nicht ſchon ſo ein Bräutlein hätteſt? freilich ein bildhübſches und grundbraves, aber freilich armes Mädchen, denn es hat nur zwei Hundert Thaler! —

Lieber Gott, ſpottet der Armuth nicht! — rief Anſelm ſchmerzlich bewegt aus.

Ich, der Armuth ſpotten? Anſelm, was fällt dir ein? ſagte faſt entrüſtet der Müller. Was du nicht weißt, weiß ich. Die Bäckersleute haben vor acht Tagen ihr Teſtament gemacht auf's Letztlebende, und haben dem treuen Friedchen, das ſeit ſeinem 13. Jahre bei ihnen dient, als Heirathsgut 200 Thaler ausgeſetzt. Ich denke, das muß ich wiſſen, der ich Zeuge dabei geweſen bin. Wie nun?

Anſelm war bleich geworden. Dann nimmt's mich am Ende nicht! ſagte er.

O du gewaltiger Narr, lachte der Müller, haſt du nicht deinen Kreuzer, der der Wittwe ſchon 16 fl. 40 kr. eingetragen hat, das heißt: Vergelt's Gott tauſendmal und das ſchlägt aber auch auf dich über — oder haſt du das nicht ſchon erfahren?

Aber um Gottes willen, Herr Müller, woher wißt Ihr das?

Der Müller ſteckte pfiffig lachend die Spitze ſeines kleinen Fingers in den Mund und ſagte: Das ſang' ich Alles da heraus. Iſt denn nicht der dicke, ehrliche Bäcker neben der Frau Albert auch mein Kunde? He! Ich müßte doch ſchief gewickelt ſein, wenn ich das nicht wüßte, ja ich weiß noch mehr — was du nicht weißt, und zwar drei Dinge von Wichtigkeit. Was gibſt du mir, wenn ich dir's ſage?

Ach, Herr Müller, Ihr macht mich ganz wirre!

Der Müller lachte laut auf und ſeine Frau, die an ſeiner Schulter lehnte, weidete ſich an des Anſelms Verlegenheit.

Ich ſehe ſchon, daß ich's ihm wieder umſonſt ſagen muß! rief er aus. So höre denn, du leichtfertiger Menſch, der du nicht einmal fragſt, wie das Mädchen heißt, das du lieb haſt, daß dein liebes Friedchen die Tochter der braven Wittwe iſt, die dir den Segenskreuzer geſchenkt hat!

Allmächtiger Gott, rief freudig, aber höchlich überraſcht, Anſelm, und ſchlug die Hände zuſammen. Iſt das wahr?

Ei, du wirſt mich doch für keinen Lügner halten wollen? grollte komiſch der Müller, deſſen Frau Thränen in den ſchönen, braunen Augen hatte.

Das iſt Eins. Das Zweite, fuhr der Müller fort, iſt, daß Frau Köhler dir die ganze Einrichtung der Werkſtatt, mit allen Vorräthen, Geräthen, Handwerkszeug und was drum und dran hängt, geſchenkt hat. Hier haſt du Brief und Siegel drüber! — Er reichte ihm ein Papier, das Anſelm mit zitternder Hand nahm.

Das Dritte iſt, daß du zwei Jahre umſonſt in meinem Hauſe wohnſt. Im dritten wird ſich's, ſo Gott will, ſchon einrichten laſſen!

Haltet ein, haltet ein! rief Anſelm, mir ſchwindelt's!

Meinſt du, das ginge ſo fort, lachte hell auf der Müller. Soll ich dir am Ende auch das Friedchen auf dem Präſentirteller bringen? Jetzt brach aber auch die Müllerin in ein helles Gelächter aus, das den Anſelm mit Macht einzuſtimmen fortriß.

Nein, nein, ſagte er, theurer Mann, das will ich mir ſchon ſelber holen und zum Glücke ſind's keine zehn Meilen, ſondern nur zehn Schritte!

Ich ſag' Euch, ſchloß Schmiedjakob ſeine Erzählung, daß nach alledem, der Anſelm Sonntag Abends in die Stadt kam und gar nicht wußte wie; daß er nicht an des Bäckers Thor vorüber konnte, ſondern eintrat, und das ihm in dem Hausflur entgegenkommende Friedchen ſtürmiſch an ſeine

Bruſt drückte und ihm den Brautkuß gab; daß er dann hineilte und der Meiſterin Dank ſagte aus tiefſtem Grunde ſeiner Seele; daß er nach alle dem noch einſchlief, wundert mich; aber ſchon am andern Morgen machte er zur Heirath alles fix und fertig. Bei der Hochzeit war außer der glücklichen Mutter Friedchens, ihr Nachbar, der dicke Bäcker, der Bäcker, bei dem Friedchen gedient, und ſeine Frau und Anſelms Meiſterin, den Müller und ſeine Frau nicht zu vergeſſen. Das „Gott vergelt's Tauſendmal“ bewährte ſich recht an Anſelm und Friedchen und der „letzte Wittwenkreuzer“, den Friedchen am Hochzeitstage, als Bruſtnadel trug, wie es Anſelm geſagt, war das ſchönſte Hochzeitsgeſchenk, welches er ihr hätte machen können. Bei der Hochzeit wurde die ganze Geſchichte noch einmal erzählt und

der schönen Müllerin Auge war nicht das Einzige, welches feucht wurde. Damit schloß der Alte, sagte: Gute Nacht! und ging in seine Kammer, während die Andern noch lange zusammen saßen und die Geschichte besprachen.

---

12. Ein Räthsel.

Man findet Gold und Silber drin —
Und auch wohl todt Gestein,
Und dem, der sie bereitet, kann
Wohl Keiner Bürge sein,
Was drinn' er finde; denn sie täuscht
Gar oft den fleiß'gen Mann,
Und selbst in Californien
Ist Mancher übel dran.
Drum seh' ich lieber sie ganz klein,
In Wangen, frisch und roth.
Doch, ach, sie ist in treuem Dienst
Bei'm bleichen, kalten — Tod!
Und doch schätzt sie der Landwirth hoch,
Wenn Keller-Raum gebricht,
Und bringt darin den Ueberfluß
Vor Winters kaltem Licht.

Auch macht ſie mancher Böſewicht
Zu Andrer Pein und Qual,
Und wie du warnen magſt, es glückt
Ihm doch am End' einmal;
Viel öfter doch bewährt es ſich,
Was unſer Sprüchwort ſagt:
Die Schlinge, die für Andre war,
Hat ſelber ihn erjagt!
Laß warnen dich, du junges Blut,
Trau' ja nicht allzuleicht,
Gib acht, tritt ja mit Vorſicht auf —
Denn — ſieh', der Boden weicht,
Und vor dir gähnt's! Dank' deinem Gott,
Der dir die Hand gereicht!
Noch Einen Schritt — dann war's zu ſpät —
Und der Schritt — war ſo leicht!

13. Der Kriegsschüler.

Eine Geſchichte aus der Revolutionszeit in Baden.

Auf der Kriegsſchule zu Carlsruhe befand ſich in den „tollen Jahren“ ein junger Menſch von zwanzig Jahren, braver Eltern Kind und wohlbegabt. Er hatte von Kindesbeinen an einen unwiderſtehlichen Zug zum „Kriegshandwerke“, wie ſein Onkel, deſſen Liebling er war, ſich auszudrücken pflegte. Der war durch ſeine Erzählungen wohl auch die Haupturſache von des jungen Menſchen Soldatenliebhaberei, mit welcher die wohlſtehenden Eltern gar nicht einverſtanden waren. Der alte Obriſtlieutenant war unter den Rheinlandstruppen im Heere Napoleons geweſen, hatte den Krieg in Spanien und dann in Rußland mitgemacht und war ohne den Verluſt einiger Finger an der linken Hand, mit ziemlich heiler Haut davon gekommen. Da er Reiter geweſen war und nun den Zügel nicht mehr gut führen konnte, auch ein alter Graukopf geworden, war er als Obriſtlieutenant penſionirt worden. Einen ſolchen eingefleiſchten Soldaten gab's in der Welt nicht mehr. Von Nichts plauderte er lieber, als vom Soldatenleben, und da der Junge auf's Erzählen unendlich verſeſſen war und der alte Oheim Nichts lieber that, als von ſeinen Kriegsfahrten zu erzählen, ſo begleitete er ihn, wie ſein Schatten und da der Alte alles in recht roſigem Lichte und mit heiterer Laune

darſtellte, ſo war es gewiß ihm allein auf die Rechnung zu ſetzen, daß der Knabe um alles in der Welt nicht Kaufmann, was ſein Vater war, ſondern um jeden Preis Soldat werden wollte.

Die Eltern hatten nur das einzige Kind, hatten es mit reichlicher Beihülfe des Onkels, weidlich verhätſchelt und als nun der Junge abſolut Soldat werden wollte, gaben ſie es endlich, obwohl mit großem Widerſtreben, zu, weil es Guſtavchen ſo wollte. Aber er muß etwas Ordentliches werden, ſagte der Onkel und darum: Auf die Kriegsſchule nach Carlsruhe mit ihm! Das ſetzte er denn auch durch und das liebe Guſtavchen wurde Kriegsſchüler.

Er war reich begabt und zeichnete ſich bald auf der Kriegsſchule aus. Freilich ſo eine rechte Soldatenfigur und Soldatennatur, derb und kräftig, war er nicht.

Nun, ſagte der Oheim, ſie müſſen nicht alle Goliathe und Eiſenfreſſer ſein. Weißt, Fritz, ſagte er zu ſeinem Bruder, dem Vater Guſtavchens, Ihr nanntet mich ja auch immer den „Spinnenfreſſer“, weil ich ſo ein dürr' Büble war, und ich bin doch Obriſtlieutenant geworden, hab' die Ehrenlegion und den Zähringer und hab' ſie hinterm Ofen nicht verdient. Laſſet das Büble nur gehen. Aus dem wird was Recht's! Ich wollt' ich könnt's nur noch erleben!

Guſtavchen wurde ein Guſtav, aber immer ein Dürrer iſt er geblieben und Einer, der's gerne bequem hatte. Er ſtand juſt am Eintreten in die Armee, als die Leute Anno 48 rappelköpfig wurden.

Das war dazumal eine anſteckende Krankheit. Es wurden alte Leute kapital närriſch; warum hätt's ein junger Menſch nicht werden ſollen? Ich glaub', es lag ſo in der Luft, die über den Rhein herüber wehete.

Freilich merkte Guſtav, daß er ſeine Gedanken für ſich behalten mußte, denn die in der Kriegsſchule waren gar kurz angebunden und hätten ihn, wie er meinte, relegiren, das heißt zu deutſch: herausjagen können. Traue der Kukuk ſo alten Knaſterbarten. — Die laſſen ſich lange unter der Naſe krabbeln.

Das war aber eine entſetzlich ſchwere Aufgabe für das Guſtavchen, ſein Maul zu halten, denn es war keck und landläufig, plauderte und ſchnatterte über Alles und wußte es natürlich weit beſſer, als alle die alten Schmöger, die Profeſſoren und Lehrer.

Das wußten die Herren recht wohl, ſetzten dem kecken Bübchen manchen Dämpfer auf, als da waren: Verweiſe, Karzer (zu deutſch Gefängniß auf kurze Zeit) und Drohung des Fortjagens. Solche Androhung des Fortjagens hat ſeine Mucken; es wird nämlich zwar mündlich Einem angedroht, aber er muß es zu Protokoll unterſchreiben und bei'm nächſten Ueberdieſträngeſchlagen wird's Einem unter das Näslein gerieben und dann iſt es — Matthäus am Letzten! Man muß fort und zwar — ohne Muſik!

Das hätte nun am Ende nicht viel auf ſich; aber die Herren Gelehrten ſind grade ſo eigenſinnig, kopfſcheu und widerhaarig, wie die am Kriegsminiſterium. Die Erſteren nehmen keinen Studenten auf, der irgendwo als Student den Laufſchein erhalten und die im Kriegsminiſterium waren ſo obſtinat, daß ſie einen fortgejagten Kriegsſchüler nur mehr als gemeinen Soldaten aufnahmen — und damit Baſta! Da hieß es, wie ſich Guſtavchen ausdrückte:

„Und zäumen ſie bei'm Schwanze ihren Gaul —
Iß deine Knackwurſt, Sklav' und halt' das Maul!"

Ja, wenn das „Maulhalten" ſo leicht geweſen wäre! Ja, wenn ſich „ein freier Mann" zum „Sklaven" machen zu laſſen Luſt gehabt hätte! Das waren damalige Redensarten.

Mann, freier Mann, hörte ſich Guſtavchen gar zu gerne nennen, und doch war leider das Schnurrbärtchen unter der Naſe gar träge mit dem Herauswachſen. Er lockte auf alle Weiſe, aber die „Maushärlein" waren ſo eigenſinnig, wie die alten Schmöger und Knaſterbärte. Was kommt denn aber auf ein paar Dutzend Haare unter der Naſe an? Haare auf den Zähnen, das gilt, und Kraft und Muth, für die gute Sache einzuſtehen, nöthigenfalls — wenn's nicht zu arg kommt — zu bluten! Guſtavchen „mauſerte" als Volksmann; räſonirte, daß es eine Art hatte und wie

es in der Ständekammer und im Volke arg und ärger wurde, grade so ging's bei Guſtavchen, bis — er dann fortgejagt wurde von der Kriegsſchule, verſteht ſich, gegen alles Recht und alle Gerechtigkeit, bloß nach ſchnöder Willkühr und Gewaltherrſchaft.

Guſtavchen wüthete und tobte; aber wohin ſollte er. Sein Vater hielt feſt an der Treue gegen ſeinen guten Großherzog; ſein Onkel war ein eisgrauer Kriegsknecht, der für die neuen Vorſtellungen gar keinen Sinn und Verſtand gewinnen konnte und immer ſagte: Meinem Kriegsherrn hab' ich Treue gelobt, und wenn das Freiheitsgeſindel zu Paaren getrieben werden ſoll, Caracho! (das war ſein ſpaniſcher Fluch) dann greif' ich alter Kriegsknecht auch wieder zum Säbel und ſtelle mich an die Seite meines Landesvaters!

Dahin konnte Guſtavchen nicht. Als er ſich da auf dem Wege zum Thore von Carlsruhe (es war noch vor Tage, weil er ſich doch, trotz des ihm geſchehenen Unrechts, ein Weniges vor den Leuten ſchämte) die kalte Stirne rieb und ſich fragte: Wohin nun? Da fiel ihm ſein Pathe ein, der in Baden-Baden wohnte und auch Einer war, der Links Kehrt! kommandirte, ob er gleich kein Soldat, ſondern ein Uhrmacher war, der aber das Geſchäft in's Große trieb, und die Pariſer Uhren einhandelte, wenn Monſieur B—t an der Bank die Geldbeutel lotterig gemacht hatte; dieſe verkaufte er dann als funkelnagelneue und machte gute Geſchäfte.

Was Guſtavchen bei dem Pathen noch mehr zu Statten kam, war das, daß er keine Kinder hatte, und das Göthel, ſeine Frau, die barmherzige Schweſter ſelbſt war. Da hatte er gewonnenes Spiel und da er ein flinker, bildhübſcher Junge war, einen prächtigen Anſtand hatte und franzöſiſch parliren konnte, was dem Pathen, ſeiner ſchweren Schwarzwälder Zunge wegen, ungemein ſchwer fiel, auch überdies von jeher eine nicht unbedeutende mechaniſche Anlage hatte und ſchon als kleines Bübchen eine Schwarzwälder Uhr auseinanderlegen, ausputzen, ölen und wieder zuſammenſetzen konnte, ſo mochte ihn leicht der Pathe beſſer brauchen können, als Vater und Onkel Obriſtlieutenant.

Gedacht, gethan!

Der Pathe nahm ihn nicht nur mit offenen Armen auf, ſondern ſchimpfte mit ihm über Tyrannei und alte, vergilbte Schmöger und ſtellte ihn, da der Junge die Feder führen konnte und rechnen — beſſer, als der Pathe — als ſeinen Buchhalter an, wie er dann auch muthmaßlich ſein Erbe war. Jetzt war nur noch Eins fertig zu machen, nämlich die Ausſöhnung mit Vater und Oheim — von der Mutter, die nur Thränen hatte, gar nicht zu reden.

Die Kur war noch nicht an. Freilich ging das Spiel im Converſationshauſe fort — aber Guſtavchen wußte auch ſchon Beſcheid und ſo entſchloß ſich der Pathe, zu den „Alten“ zu reiſen und Alles rund zu machen. Das geſchah, und wenn es auch ſchwer hielt, ſo war denn doch der Pathe ein diplomatiſches Talent und man hätte glauben können, er hätte auf dem Johannisberg ſtudirt — kurz, es gelang, und da er von Guſtavchens Talenten als Buchhalter des Lobes kein Ende fand; erzählte, wie er franzöſiſch parliren könne, wie eine wälſchſchweizeriſche Bonne, was ſoviel heißen ſoll, als Kindererzieherin, wie ſie vornehme Leute nehmen, um ihre Kinder, die kaum — deutſch können, franzöſiſch parliren zu lehren — kurz, als er das hausbackig pries und der Onkel ſchmunzelnd über ſein Bäuchlein ſtrich und dachte: Das iſt dein Verdienſt, da war der Friede geſchloſſen und der Pathe kehrte heim mit Freuden und Guſtavchen blieb — Buchhalter, und der Pathe machte ihm gleich, da

er mit goldenen Uhren ein prächtiges Geschäft gemacht, eine zum Geschenke, die wenigstens hundert Francs, ausschließlich der schweren goldenen Kette und dem Gepampel dran, werth war. Das war nun Alles vortrefflich, aber um die schönen Tage von Carlsruhe, um die Aussicht, General oder gar Feldmarschall zu werden, hatten sie ihn doch betrogen. Die „Sie", die das gethan, nannte er nicht grade, aber der Pathe verstand deutsch, und sie handirten mit Schimpfwörtern noch leichter, als mit Uhren und Hauptbuch. Das geschah innerhalb der vier Wände und da hatten die Wände keine Ohren, wie in der Kriegsschule; da waren Keine, die Widerpart hielten, wie dort. Das Herz konnte man ausschütten bis auf die Hefen und sich in die Hitze hineinräsoniren, wie man wollte, Alles in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. —

Draußen, nämlich im Badener Lande, ging's aber bunt durcheinander. Die „Umstürzler" gewannen täglich mehr an Boden, und schon jeder muthige Schneider wurde stößig, wie das edle Wappenthier seiner Zunft. Vereine aller Art wurden gebildet; die Zeitungen haselirten auf Rothwälsch; die Wortführer hielten sieben Ellen lange Reden, voll Schlagwörter, die hell in's Land hinausklangen, bis es endlich in Mannheim losging!

Hurrah! rief Gustavchen, nun beginnt mein Weizen zu blühen! Lieber Pathe, wenn ich nicht in 8 Tagen Major bin, so ginge es — mit Kräutern zu!

Das glaub' ich sicherlich! versetzte zufrieden und sehr glücklich mit dem hoffnungsgrünen Pathen der alte Uhrmacher und Pfandleiher.

Als es endlich drunter und drüber ging, da stellte sich Gustav als „unzufriedener Kriegsschüler" bei dem Oberkommando und wurde Lieutenant. Das war doch schon Etwas und die Schwelle zum Hauptmanne. Einstweilen war Gustavchen und der Pathe befriedigt, und Letzterer ließ es dem Kriegshelden nicht an dem fehlen, was zur rechten Kriegführung gehört, nämlich an Geld. Er befand sich unbezweifelt in einer ungleich besseren Lage, als die, welche

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)
3-598-52099-9
FN. 0927/024

Zu Seite 163.

an der Spitze standen, denen es gar oft an dem gebrach, was er in Ueberfluß hatte. — Das merkten auch bald seine Kameraden und wenn bisweilen die Uhr der Soldzahlung um Vieles nachging, dann kannten sie die Quelle, wo sie schöpfen konnten, und Gustavchen brachte durch seine Gleichheit und Brüderlichkeit und der Herren Kameraden Freiheit die Uhr wieder in rechten Gang, wenigstens bei seinen Freunden.

Aber die Preußen! Die eckligen Spitzkugeln, die abscheulichen Löcher, die sie machten, und die noch unangenehmere Natur der Zündnadelgewehre, daß sie so weit trugen und so gut trafen.

Das war eine Schattenseite des freiwilligen Lieutenantslebens, die sich, innerlich und heimlich, gar nicht wegleugnen ließ! Reden? Nun, reden durfte man darüber nicht, nur denken. — Der Hauptmann Gustavchens, ein ehemaliger

Preußischer Oberförster, hatte so einen Gedanken gar nicht ahnen dürfen, sonst — —!

Gustavchen hatte auch, was das maulfixe Reden betrifft, eine zu derbe Lehre in der Kriegsschule zu Carlsruhe gekriegt, um nicht schweigen gelernt zu haben, und es war auch klug, denn solche Gedanken waren nicht grade Träger des persönlichen Muthes, und den mußte doch ein Freischarlieutenant, der für's Vaterland in Blut und Tod gehen wollte, in reichem Maße haben! — Und wenn das nicht im Herzen war, so mußte es doch ein Stockwerk höher, nämlich in der bekannten, quer geschnittenen Oeffnung unter der Nase sein, wo Gustavchen jetzt nicht mehr zu locken brauchte, weil ein Schnurrbart allemal in Wechselbeziehung mit dem Muthe steht, nämlich so: Ein Schnurrbart über der Oberlippe — also Muth, und: Muth — also ein Schnurrbart.

Je mehr die Vorbereitungen zum blutigen Kampfe gemacht wurden, desto glühender wurden die Reden. Zwar waren drüben in der Pfalz die „Vaterlandskämpfer" den Preußen immer eine hübsche Strecke, gewissermaßen als unfreiwillige Vorposten, vorausgeeilt; aber das wurde ihnen grundfalsch und boshaft ausgelegt, während es doch nur die Absicht war, ihre Kräfte für Baden aufzusparen, wo der eiserne Würfel der Entscheidung fallen mußte. Sie kamen rasch und sehnsüchtig, den Brüdern sich anzuschließen über den Rhein und die „Spitzkugelmänner" ebenso rasch hinter drein, was ihnen jedoch Niemand ebenso auslegte.

Gustavchen stand mit dem Bataillone an einer Thalöffnung in dem Schwarzwald. Er war bei den Jägern. Sie waren als Plänkler in dem Gebüsche, das den Hochwald begrenzte, piketweise vertheilt, um die Preußen, die sich naheten, aus sicherem Verstecke wegzublasen.

Endlich — kamen sie.

Das Gewehrfeuer der Plänkler begann; aber manche junge Hand zitterte und traf nicht.

Herr Lieutenant, bücken Sie sich, sagte wohlwollend ein Schneider aus Baden-Baden, der einst für seinen jetzigen

Lieutenant gearbeitet, bücken Sie sich, denn da ist eben eine Spitzkugel an ihrem Kopfe vorbei in den Stamm der Tanne gefahren! War es die Kugel, die so pfiff? fragte der bleichgewordene Lieutenant; denn es war die erste Musik dieser Art, die er so nahe gehört.

Er that unwillkührlich, was der freundnachbarliche Schneider gerathen.

Herr Lieutenant, sie stürmen herauf! rief der Schneider mit bebender Stimme, und wollte sich aus dem Staube machen.

Bleib', bis das Hornsignal gegeben wird! sagte der Lieutenant.

Darauf können Sie lange warten! rief der Schneider. Die könnte ich sehen, nämlich den Hauptmann und den Hornisten. Die sind schon lange fort! Kommen Sie, wenn Sie nicht wollen niedergeschossen sein. Die spaßen nicht, die Preußen, und Barmherzigkeit sollen sie gar keine haben, wie man hört.

Wohin aber? fragte eingehend der Lieutenant, der fremd in der Gegend war.

Wir müssen rechts in den Wald! flüsterte der Schneider, denn die Preußen ziehen sich links, wo die Meisten unsrer Leute standen!

Das war richtig und der Schneider hatte gut beobachtet. Folgen Sie mir nur; ich bin da herum zu Hause und kenne jede Handbreit hier im Walde. Aber nur immer gebückt, sonst sehen sie uns!

Obgleich in dieser Haltung zu laufen große Unbequemlichkeiten hatte, so blieb doch keine Wahl. Der Schneider hatte eine ganz unbegreifliche Gewandtheit, sich in dieser Haltung fortzumachen. Gustavchen mußte alle Kräfte anstrengen, um ihm nahe zu bleiben.

So ging's gewiß eine auch anderthalb Stunden fort, immer in möglichst gerader Richtung, bis sich der Wald zu lichten begann und die Höhe sich nach einem jener frisch-grünen Wiesenthälchen senkte, die einen so wunderbar schönen Gegensatz gegen das Schwarzgrün des sie umgebenden Waldes bilden.

Der Schneider richtete sich auf, horchte scharf, und blickte vorsichtig, wie eine Elster, nach allen Seiten um sich. Es scheint Alles just zu sein! flüsterte er.

Dort unten liegt ein Haus; den Bauer kenne ich aus alter Zeit. Dort links ist ein Heustadel und für uns eine Zufluchtsstätte, wo wir ausruhen können. Frisch auf in's Heu! rief der Schneider, dem das Bewußtsein, seine Haut in Sicherheit gebracht zu haben, den guten Muth wieder gab.

Schnell machten sie die Wendung nach links, schlichen in gebückter Haltung am Saume des Waldes, wo dichtes Walddistelgesträuche den Hochwald begrenzte, zu dem Heustadel und krochen ungesehen in das Heu, in dem sie sich so tief vergruben, als es nur immer thunlich war.

Liegen Sie gut? fragte der Schneider theilnehmend.

Nach Umständen ja, aber —

Was denn? fragte der Andere.

Ich habe bärenmäßigen Hunger und Durst. Meine Feldflasche ist leer, erwiederte Gustavchen.

Sehen Sie, Herr Lieutenant, Sie haben oft gezürnt, wenn ich mich ungeschickt anstellte und immer zuckte, wenn ich losdrückte — aber ich bin doch ein brauchbarer Soldat, denn meine Feldflasche ist voll Branntwein, ächtes „Chriesswasser" und ein halbes Kommisbrod von Offenburg her steckt in meinem Brodbeutel!

Der Lieutenant erkannte diesmal mit Freuden die praktische Brauchbarkeit um so mehr an, als er offenbar ihm seine Rettung verdankte, wie die Stillung seiner schreiendsten leiblichen Bedürfnisse.

Nie hatte ihm etwas so überaus köstlich gemundet, als jetzt das rauhe Kommisbrod; nie ein edler Wein ihn so erquickt, als dieser Schluck Chriesswasser. Als er es genossen hatte, war sein erstes, daß er sich herumlegte und tief und fest einschlief. Die letzte Nacht war eine sehr unruhige gewesen. Die Schildwachen hatten mehrmals blinden Allarm gemacht, als ob die Preußen ihnen schon auf den Hacken wären, und so war er zu einem erquickenden Schlafe nicht gekommen.

Es war noch stichdunkle Nacht, als er erwachte. Er

taſtete um ſich und konnte ſich gar nicht erinnern, wo er ſich befinde, als endlich dieſe Erinnerung dämmerte. Mit ihr fiel ihm auch ſein Kriegs- und Fluchtgefährte, der Schneider ein. Martini! rief er erſt leiſe, dann lauter, endlich ganz laut; aber kein Martini regte ſich.

Nun dachte Guſtav, der ſchläft einen gehörigen Stummel! Er legte ſich wieder herum und ſchlief abermals ein.

Es war Tag, lichter Tag, als er zum zweiten Male ſeine Augen rieb, um nach dem Schneider zu ſehen, deſſen Lagerſtätte er kannte; aber ſie war leer, nicht einmal mehr warm. Der Schneider mußte wohl auf Kundſchaft ausgegangen ſein, denn ſeine Waffen und Patrontaſchen lagen da — er aber, der „brauchbare Soldat“ fehlte.

Guſtav wartete eine unendlich lange Zeit, allein ſein Kriegskamerad kam nicht. Er fühlte wieder gewaltig Hunger und Durſt. Wie viel Uhr mag es doch wohl ſein? dachte er und griff nach ſeiner Uhr — ſie fehlte. Als er ſich niedergelegt, hatte er ſie noch. — Sollte der Schneider? — er dachte den Gedanken nicht aus, ſondern fühlte nach ſeinem wohlgenährten Geldbeutel, der ihn über manche Sorge wegen der Zukunft hinausheben konnte. Wie erſchrack er? — auch der fehlte! —

Nun war auch kein Zweifel mehr, der Spitzbube von Schneider, der ſich ohne Zweifel in der Schweiz ſalviren wollte, hatte ihm Uhr und Geldbeutel entwendet und war ſchon, Gott weiß wie weit, der Schweizer Grenze zu mit vielen Andern, die ihre theure Haut dort vor den durchlöchernden Spitzkugeln in Sicherheit zu bringen bemüht waren.

Was ſollte er nun beginnen? — Hier in der Nähe der Rheinebene zu bleiben, wo die Preußen überall ſich ſeiner bemächtigen konnten, das wäre, wie es ihm ſchien, Tollheit geweſen. Aber er kannte nicht Weg nicht Steg, und als er zum Heuſtadel hinausſah, da fiel ihm das Herz vollends in die Schuhe, denn es regnete, als hätten alle Fenſter des Himmels ſich aufgethan. Wie hätte er an ein Fortkommen denken können und dürfen bei dieſem Wetter,

da schon gestern auf der Flucht seine feinen Stiefelchen überall so offenherzig geworden waren, daß die weißen Wollsocken nasenweiß genug hervorgelugt hatten?

Ein kaltes Entsetzen durchrieselte ihn. Mittellos, ein Flüchtling und völlig unbekannt in diesen Gegenden, dann überall die Preußen, die auf jeden Freischarler Jagd machten — das waren Verhältnisse, die auch einem Erfahreneren hätten schweren Kummer machen müssen.

In solcher trostlosen Lage befand er sich, als er menschliche Stimmen vernahm, die sich dem Heustadel näherten. Waren es Preußen? Hatte ihn der verruchte Schneider verrathen? — Was sollte aus ihm werden? Aehnliche Fragen durchkreuzten sein Gehirn. Er versuchte sich zu verbergen, aber er hatte seinen Degen abzuschnallen vergessen; der stand kerzengrade aus dem Heu hervor, das ihn deckte.

Was ist das? rief plötzlich eine tiefe Stimme. Schau Kathi, da sieht ein Säbel oder so ein Ding heraus, sagte der Schwarzwälder, dem das Haus im Thale gehörte und der mit seiner Tochter gekommen war, Heu zu holen. Erschrocken blickte das junge Mädchen in den Stadel, und erblickte allerdings auch die Scheide und den vergoldeten Beschlag ihrer Spitze.

Heraus da! rief der Mann.

Da war kein Warten mehr!

Gustav richtete sich auf und rutschte blitzschnell herunter, daß er unmittelbar vor den beiden Personen stand, denen der fatale Degen seine Anwesenheit verrathen hatte.

Beide erschracken, besonders das bildschöne Mädchen, als sie den blutjungen Offizier vor sich stehen sahen. Der Bauer aber faßte sich schnell.

Aha, sagte er, so ein Milchbart von Freischärler! hast dich wohl da vor den Preußen verkrochen? —

Ihr habt's errathen, sagte Gustav, das Schmerzliche überhörend, das in den Worten des Bauern lag; wir wurden gestern weit drüben im Thale besiegt, sagte er. Ich bin glücklich der Gefangennahme entgangen, hoffe —

Daß ich dich nicht an die Preußen ausliefere, bemerkte lachend der Bauer, aber in seinem Lachen lag ein bitterer Spott, der nicht geeignet war, des Lieutenants Gemüth zu beruhigen.

Das Mädchen sah den bleichen, schönen Flüchtling mit ganz andern Blicken an, als der Vater. Sie zupfte diesen am Aermel der Jacke und sagte leise: Ach Vater, seid doch barmherzig. —

Ich bin ehrlicher Leute Kind und ein Badener — fuhr Gustav fort.

Um so schlechter, rief der Bauer aus, hast die Treue gegen deinen Landesherrn gebrochen, — weißt du nicht, was das verdient?

Ich weiß es und bereue meine Thorheit.

Leicht gesagt! rief der Bauer. Damit ist das Unheil, das über Tausende gebracht worden ist, noch lange nicht gut gemacht.

Ach, Vater, ich bitt' Euch! flüsterte das Mädchen. Er ist ja ein Verirrter.

Freilich, sagte der Vater darauf, halb zu ihr gewendet; aber ich muß ihn ausliefern, sonst bin ich selber schuldig.

Ach, Vater, flehte das Mädchen, er ist doch braver Leute Kind.

Aber selber ein Verbrecher! fiel ihr der Vater in's Wort.

Gut, sagte Gustav, liefert mich aus. Ich bin ausgehungert und kraftlos: liefert mich aus, dann habet ihr die Freude, zweien braven Eltern das einzige, leider verirrte Kind zu rauben, und einen Menschen, der den Weg der Rückkehr, Umkehr und Besserung betreten will, todtschießen zu lassen!

Gott sei barmherzig! rief erbleichend das Mädchen.

Auf den gutmüthigen Bauern hatte das „Erschießen" denn doch einen Eindruck gemacht.

Verdient hätt'st du's, ohne Zweifel — fing er nach einigem Schweigen wieder an.

Ach, Vater, das junge Blut! Habt doch nur ein bischen

Erbarmen! Denkt einmal, wenn's unſer Philipp wäre, den ein anderer ſo fände!

Das war ein neuer Stoß gegen das Herz des Bauern.

Weißt du was, ſagte er, hier im Regen werden wir alle durchnäßt. Geh' voran die Höhe hinunter zu dem Hauſe, das du vor dir ſiehſt. Es iſt alles ſicher. Wir nehmen Bündel Heu und folgen dir nach. Dort unten wollen wir weiter reden!

Damit ſchob er Guſtav derb auf die Seite und machte ſich an die Arbeit.

Guſtav ſah Thränen in den ſchönſten Augen, die er je geſehen zu haben meinte. Er neigte ſich zu dem Mädchen: Schönes Kind, ſagte er leiſe, während der Bauer auf das Heuſtadel ſtieg, laß nicht nach, bis du geſiegt! Mein dankbares Herz wird es nie vergeſſen!

Sie lächelte, obgleich ihre Augen von Thränen umflort waren, und nickte ihm zu. Dann deutete sie auf das Haus und er folgte dem Winke.

Was Vater und Tochter verhandelten oben am Heustadel und auf dem Wege, das erfuhr Gustav nicht; aber das Mädchen mußte mit ihrer lieben, klangvollen Stimme manchen Sturm auf die handfeste Gesinnung ihres Vaters versucht haben und endlich nicht ohne einen befriedigenden Erfolg: denn Beide erreichten Gustav unter dem weiten Ueberbau des mächtigen Bauernhauses, weil er bei der Schlüpfrigkeit des Grases und dem trostlosen Zustande seiner leichten feinen Halbstiefeln keinen sichern, festen Tritt hatte thun können. Ueberdies fühlte er sich nach der gestrigen raschen Flucht so lendenlahm, daß er nur sehr beschwerlich gehen konnte.

Bist du verwundet? fragte der Bauer mit einem Tone, der wenigstens etwas hatte, was auf Theilnahme schließen ließ.

Das nicht, erwiederte er, aber die Preußen waren uns auf der Ferse, da galt es.

Wie? wer war denn bei dir?

Der verdammte Schneider Martini aus Baden-Baden, der mir noch überdieß, um meine Lage noch verzweifelter zu machen, meine goldene Uhr und all' mein Geld gestohlen hat, als ich fest schlief. Diese Worte sprach Gustav sehr beweglich.

Das war gewiß der Spitzbube, der heute früh bei uns bettelte?

Ohne Zweifel, versetzte Gustav. Habt Ihr sein Gewehr, seinen Säbel und seine Patrontasche nicht im Heu gefunden?

Nein, sagte der Bauer. Er muß sie gut versteckt haben! Das hätt' ich wissen sollen! Dem wollt' ich den Weg gewiesen haben! Nun, du mußt dich trösten! setzte er hinzu. Geld und Uhr sind fort. So einer bringt's nicht wieder.

Gustav blieb unter dem Vordach, geschützt vor dem stromenden Regen stehen, bis der Bauer und das Mädchen ihre Bürden in Sicherheit gebracht hatten.

Komm' herein, Armer, sagte der Bauer, sollst vor allem

deinen Hunger stillen. Kathi, sag's dem Mütterle und kocht ihm ein Warmes, denn er ist naß und zittert, so kalt ist's ihm. Komm', sagte er dann wieder zu Gustav sich wendend. Ich will auch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen, und dir Kleider von meinem Philipp geben. Die wirst du grade anthun können.

Damit führte er ihn die außerhalb der Hauswand sich befindende Stiege auf die rings um das Haus laufende Gallerie, öffnete eine Thüre und führte ihn in ein großes Gemach, wo eine bedeutende Anzahl Holzuhren, Zifferblätter, Rädchen und dergleichen Theile von sogenannten Schwarzwälder Uhren aufgeschichtet lagen. Ein hochaufgebauschtes Federbett stand in der Ecke und an einem Zapfen [illegible] hingen Männer- und Frauenkleider, während an dem über den Zapfen hinlaufenden Brette Schuhe, Stiefel, Porzellain, irdene Gefäße und allerlei Zierrath standen.

Gustav mußte sich auf die an der Wand hinziehende Bank setzen und sich entkleiden.

Der Bauer reichte ihm Kleidungsstücke von seinem Sohne, der in Freiberg war, um Musik zu lernen, damit sie auch Spieluhren machen könnten, erzählte der Bauer. Nach und nach entstand aus dem Freischärler-Lieutenant ein wirklich schmucker Bauernbursche. Als er zuletzt von Philipp ein Paar Schuhe angezogen, die ihm wie die Kleider paßten, sagte der Bauer, indem er eine Tischschublade aufzog, einen kleinen Spiegel und ein Rasirmesser herausholte, und hinlegte: Nun rasir' dir das flockige Bärtlein unter der Nase und unter der Unterlippe weg; denn ich siehe dir nicht dafür, daß nicht morgen schon die Preußen hier sind, und das könnte dich gleich verrathen. Während du das thust, will ich deine Kleider und deinen Säbel in Sicherheit bringen, wo sie die Preußen nicht finden!

Damit ließ er Gustav alleine, der nicht zögerte, den guten Rath treulich zu befolgen, wenn er auch nur Wasser und keine Seife zu dem Geschäfte hatte. Zum Glücke machte der Flaum keine viele Mühe; denn das Bärtlein entbehrte noch immer jener, von Gustav so sehnlich gewünschten

männlichen Stärke, die, wäre sie vorhanden gewesen, allerdings das Geschäft würde um Vieles erschwert haben.

Als der Bauer dachte, Gustav wäre mit seinem Geschäfte fertig, kam er wieder und führte ihn herab in das große Wohnzimmer mit dem ungeheuern Kachelofen und den schönen schneeweißen Möbeln aus Eschenholz. Er stellte ihn seiner Frau vor und sagte, wenn Preußen kommen, so ist er unser Sohn Philipp, darnach mußt du dich richten. Als er noch sprach, trat die schöne Kathi herein. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: Unser Philipp, wie er leibt und lebt, nur —! Sie stockte und erröthete bis in die Stirne.

Hörst, Kathi, er ist, wenn Preußen kommen, unser Philipp. Dann sagst du „du" zu ihm und machst keine Faxen, mit deinem Rothwerden, womit du ohnehin gleich bei der Hand bist. Hast du ihm etwas zu essen bereitet? Der mag einen schönen Hunger haben!

Das Mädchen eilte hinaus, und brachte bald Suppe und andere Speisen, die sich Gustav schmecken ließ.

Wenn Ihr so viel Gute mir erweisen wollt, mich vor den Preußen zu schützen, so nennt mich lieber gleich Philipp, bat er, und alle sogleich: Du.

Meinetwegen! versetzte der Bauer; aber ich will denn auch wissen, woher du bist, und wem du angehörst. Ich bin als Uhrenhändler viel im Lande herumgekommen, vielleicht kenn' ich deine Eltern.

Das ließ sich denn auch Gustav nicht zweimal sagen. Er erzählte alles ganz ausführlich; aber der Bauer kannte seine Eltern nicht.

Kathi sah ihm jedes Wort von der Lippe. Ihr bildhübsches Gesichtchen strahlte, als er ihr sagte, er wisse wohl, was er ihr verdanke; denn sie allein habe ihres Vaters Sinn umgewendet.

Es ist so schwer nicht gewesen, versetzte sie erröthend, denn er ist gar zu gut und es war mit Euch gar sein Ernst nicht.

Kathi, sagte Gustav, du sagst „Ihr"? Ich bin nun dein Bruder Philipp. Was soll das werden, wenn Preußen kommen?

Sie erschrack. Du hast recht, sagte sie; ich muß mich dran gewöhnen. Er ergriff ihre Hand und drückte sie. Du mein herziges Schwesterchen! flüsterte er ihr zu; aber sie eilte schnell hinaus, der Mutter zu helfen. Als der Vater vom Füttern des Viehes zurückkam, forschte er, was Gustav denn gelernt habe?

Das war eine schwere Versuchung für Gustav; doch war er zu ehrlich, ihm nicht die volle Wahrheit zu sagen.

Der Bauer legte die Stirne in Falten und brummte etwas in den Bart. Du mußt aber doch eine Beschäftigung haben, sagte er. Wirst du uns denn an den Uhren helfen können?

Ich habe schon in meinen Knabenjahren eine Schwarzwälder Uhr auseinander legen und wieder zusammensetzen können, bemerkte Gustav mit freudestrahlendem Gesichte.

Das wäre gut, wenn's wahr wäre, meinte der Bauer.

Gustav drang darauf, den Beweis sogleich zu liefern.

Der Bauer gestand es mit zweifelhaftem Lächeln zu; als es aber seinem Gaste gelang, da schmunzelte er beifällig und sagte: Nun geht's, wenn die Preußen kommen!

Gustav übernahm schon am andern Tage das Zusammensetzen der Uhren, was er mit Genauigkeit verrichtete. Der Bauer war damit zufrieden und seine Frau und Kathi blickten mit Verwunderung auf eine Geschicklichkeit, deren Vorhandensein außerhalb des Schwarzwaldes sie für eine Unmöglichkeit gehalten zu haben schienen.

Preußen, Guſtav's Schrecken, kamen nicht in dies abgelegene ſtille Waldthal. Es war ein um ſo größeres Glück, als ſie leicht Jemand hätte verrathen können.

Vier Wochen blieb er in dem Hauſe, in dem er eine Zuflucht gefunden, und als er es endlich verließ, um zu ſeinen Eltern zurückzukehren, gab es heiße Thränen aus zwei wunderſchönen Augen, aber noch mehr, auch ein Gelöbniß der Liebe und Treue; denn die zwei jungen Herzen hatten ſich in treuer Liebe vereinigt.

Guſtav's Eltern hatten ſchweren Kummer getragen, bis auf ſeltſamen Wegen ein Brief in ihre Hand gelangte und nicht lange nachher der geliebte Sohn wieder kam. Er blieb ſtraflos; aber in die Kriegsſchule wollte er nicht mehr und der alte Onkel, der anfänglich darüber gebrummt hatte, gab ſich drein, daß der Neffe, den er ſchon im Geiſte als Oberſt

gesehen, hinter die Theke trat und Kaufmann wurde, damit denn auch der Pathe übereinstimmte, der die goldne Uhr ersetzte.

Schon als Gustav von seiner Rettung erzählte, merkte die Mutter wohl, daß die schöne Kathi in seinem Herzen ein Plätzlein hatte oder vielmehr es ganz einnahm.

Unaufhörlich bearbeitete er seinen Vater, einen Uhrenhandel mit seinem Geschäfte zu verbinden, der besonders nach dem Norden ein gutes Geschäft verhieße. Der Vater willigte endlich ein, mit ihm in den Schwarzwald zu gehen, um es einzuleiten. Dort wurden natürlich Kathi's Eltern besucht, und auch mit ihrem Vater besprochen, wie es sollte geordnet werden. Der gesunde Verstand des schlichten Schwarzwälders diente vorzüglich zur klaren Auffassung der Verhältnisse und da er ein vermögender Mann war, übernahm er mit seinem Sohne Philipp den wichtigsten Theil des Geschäftes, der im Ankauf der Uhren bestand und trat in das Geschäft selbst, als Theilhaber mit Freuden ein.

Ehe Vater und Sohn das Haus verließen, redete der letztere auch mit seinem Vater über Kathi und seine Liebe zu ihr. Auch ihm hatte das schöne gute Mädchen wohlgefallen und er legte des Sohnes ehrlichen Absichten kein Hinderniß in den Weg. Als Bräutigam verließ er seine Kathi und ehe ein Jahr in's Land ging, holte er seine junge, schöne Frau heim.

Der Oheim brummte oft: Statt eines Obersten oder gar Generals, ein Uhrenhändler! Wer hätte sich das gedacht? Eigentlich sind die Preußen schuld und der verdammte Schneider. Was thut's aber? Das Geschäft geht prächtig und die junge Frau ist ein wahrer Engel an Schönheit und Güte. Eins nur hätte ich gewünscht, daß wir den Schneider erwischt hätten; aber der Spitzbube hat sich nicht wieder blicken lassen. Gustav, du kannst Gott danken, daß du ungerupft davon kamst! Wäre deine liebe Frau nicht gewesen, wer weiß, was passirt wäre? — und streng genommen, hätte der Schwiegervater Recht gehabt — denn was du gethan, war —

Der unbesonnene Streich eines unmündigen Menschen, der noch nicht erwägen konnte, was er frevelnd gegen Fürst und Vaterland gesündigt, weil die heillosen Umstürzler ihm den Kopf toll gemacht, ergänzte Gustav. Glauben Sie mir, Onkel, es waren Viele, bei denen man beten mußte: Herr vergib ihnen, sie wußten nicht, was sie thaten!

Wohl, versetzte achselzuckend der Onkel, mag dem so sein, aber nicht bei allen! Im Trüben fischen, steckte auch manchem im Kopfe —

Wie meinem Baden-Badener Schneider, schaltete Gustav ein, der zwei ganz hübsche Goldfische dabei in meinen Taschen fing.

Ja, fuhr der Oheim fort, und noch viel schlimmer — doch — wer kennt die Beweggründe, die in der Menschenseele sich geltend machen? Der Richter ist droben. Möge er ihnen barmherzig sein, wie es unser milder Landesherr war! Die Reue quält sie schon hier unablässlich, und das zertretene eigene Glück, der Verlust des Vaterlandes, liegt schwer auf ihrem Herzen. Nicht alle kommen weg wie du, Gustav!

Freilich, erwiederte dieser. Bei mir trat das Sprüchwort in seine Rechte: Mehr Glück als Verstand.

Kathi sah ihn schalkig lächelnd von der Seite an. Er bemerkte es und zog sie an seine Brust und schloß mit den Worten: Dank dem Herrn, der uns hilft, und mir einen rettenden Engel sandte! Auf den rechten Weg wäre ich schon durch seine Gnadenhülfe gekommen. Den Kriegsschuler hab' ich mit meinen feinen, zerrissenen Halbstiefeln und durchnäßten Kleidern ausgezogen und den Freischärler-Lieutenant dazu, und den rechtschaffenen Bürger und treuen Unterthan mit Philipps Kleidern angezogen. Den Degen aber hab' ich aufgehoben und, sollte noch einmal eine schwere Zeit über unser Land kommen, wovor es Gott behüten wolle, so weiß ich, für wen ich ihn zu ziehen habe!

I hoff's wird nit nöthig werde! setzte Kathi hinzu.

14. Der Welt Lohn.

Der Fürst von L..... in A..... besaß einen Wildpark, welcher einen Flächenraum von fast 12 Stunden umschloß. Es war der schönste, bestgepflegteste Wald, den man sehen konnte. Er war rings eingehegt und das edelste Wild wurde darin sorglich gehalten, gehegt und gepflegt, weil des alten Fürsten Herz daran hing.

Früher lagen in dem Gebiete des Wildparks einzelne kleine Ortschaften. Diese kaufte der Fürst in späterer Zeit alle an sich, knickerte aber dabei nicht und ermöglichte den früheren Insassen ihre Ansiedelung an andern Orten mit freigebiger Hand. So wurde das beneidenswerthe Besitzthum sein freies Eigenthum, und die Leute, welche ihre Wohnsitze verkauften, standen sich gut dabei.

Dies Gebiet zu bewachen, war ein zahlreiches Forstpersonal nothwendig. Da gab es Waldaufseher, Parkhüter, Jäger und Zaunknechte. Diese Leute hatte der Fürst alle gut besoldet, und sie wurden alle ihres Lebens und ihrer Stellung froh, und waren ihrem Herrn treue Diener. Ihre hübschen Wohnungen lagen meist innerhalb des eingefriedigten Gebietes.

Zu diesen fürstlichen Forstbeamten gehörte auch ein noch junger rüstiger Mann, Namens Dietrich. Er war eines schlichten, armen Bauern Sohn aus einem der Orte, welche der Fürst an sich gekauft hatte. Reich begabt, fleißig und goldtreu, war er dem Fürsten persönlich bekannt und bald werth geworden. Vom Zaunhüter stieg er durch diese Eigenschaften im Laufe weniger Jahre zum Forstaufseher und füllte seine Stelle tüchtig aus; denn mit offenem Kopfe war er

in dem Lehrgange der Erfahrung und ſcharfen Beobachtung zu einem Schatze von nutzbaren Kenntniſſen gelangt, und hatte ſich ein richtiges klares Urtheil, bei umfaſſender Einſicht in das, was ſeines Berufes war, erworben. Bei dieſen ſchönen Gaben und Erwerbungen war er ein ſchöner, feſter, muthiger Mann, beſaß ſeines Fürſten Gunſt und hatte ſo eine ſchöne Zukunft vor ſich.

Mit dem Amte des Forſtaufſehers war ein auskommliches Gehalt verbunden und eine gar gemüthliche und ſchöne Wohnung. Da lag Nichts näher, als daß er ſich zu verheirathen gedachte. Er wußte ein Mädchen, dem er und das ihm hold war, und führte die ſchöne, junge Braut heim. Nun war ſein Glück gegründet. Die junge Frau war ein Muſter einer Hausfrau, und als ſie ihrem Gatten ein Töchterchen ſchenkte, da war kein glücklicherer Menſch im Lande, als der fürſtliche Forſtaufſeher Dietrich.

Das von ihm bewohnte Forſthaus lag unmittelbar am Saume des Wildparks. Es war von hohen, altehrwürdigen

Eichen beschattet, und man hatte aus seinen Fenstern eine ziemlich weite Aussicht, besonders aber reiche Fruchtfluren, an deren Ende das Kirchdorf lag. Der von einer hohen Mauer gegen die Beschädigungen des Wildes geschützte Garten umgab das Wohnhaus und ein festes Thor öffnete den Ausgang nach dem Dorfe.

Wer selbst das Brod der Armuth gegessen hat, weiß, wie es Andern schmeckt; wer selbst eine verlassene Waise war, kann die Noth und den Jammer eines solchen Loofes beurtheilen, wenn ihm eine verlassene Waise auf seinem Lebenswege begegnet, und in der Regel ist solch' ein Herz erbarmungsreich. So stand es um das Herz des ehrlichen Forstaufsehers Dietrich. Es war weich, warm, barmherzig.

Eines Tages sollte es in dieser Hinsicht seine Probe bestehen, denn es kam bettelnd ein zerlumpter Knabe an seine Thüre. Wie er gewöhnlich sich mit den Armen in ein liebreiches Gespräch einließ, so that er auch hier, und erfuhr denn, daß der arme Knabe weder Vater noch Mutter, weder Verwandte noch Heimath hatte, und sich bettelnd in der Welt herumtrieb.

Das schnitt dem ehrlichen Forstaufseher in's Herz. Was soll aus solch' einem Kinde werden? sagte er zu sich selbst. Und antworten mußte er sich: Eine Geissel für seine Mitmenschen; eine stets offene Eiterbeule am Leibe der menschlichen Gesellschaft. Es standen ihm augenblicklich ähnliche Beispiele vor der Seele, und eine Stimme in seinem Innern sprach: Rette ihn! Werde ihm Vater! Erziehe ihn in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, daß er ein Christenmensch werde und — geb's Gott! — ein Segen für seine Mitmenschen!

Während der Knabe seinen Hunger stillte, besprach Dietrich die Sache mit seinem lieben Weibe, die auch eine weiche Samariterseele war, und bald waren Beide einig, ihn bei sich aufzunehmen. Dietrich sagte es ihm und stellte ihm seine unerläßlichen Bedingungen, die der Folgsamkeit, der Ordnung, der Gottesfurcht. Freudig gelobte Steffen, so hieß der Knabe, Alles, und so war die Sache abgemacht.

Dietrich ließ es nun nicht an sich fehlen, den Knaben zu Allem anzuhalten, was recht und gut war. Vorab ging er von dem Grundsatze aus, daß der Müßiggang, der ohnehin immer des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang ist, und dem Steffen seit Jahren gehuldigt, bei ihm müsse gründlich ausgerottet werden, damit durch nützliche Thätigkeit ein neues Leben bei ihm angebahnt werde. Er selbst, und seine Frau nicht minder, zeigten Steffen im Vorbilde, was es heiße, die Zeit auskaufen; aber sie hielten ihn auch durch ihr Beispiel an, den Tag des Herrn zu heiligen, im Tempel des Herrn zu beten; im göttlichen Worte sich erbauen und das uralte, köstliche Wort wahr zu machen: Bete und arbeit', so hilft Gott all'zeit.

Eine Weile ging es so gut, daß die Pflegeeltern Steffen's dem frohen Glauben Raum gaben, das Gift des Herumschweifens, des Bettelns und des Müßiggangs habe noch nicht Zeit gefunden, tief in seine Seele einzudringen. Die guten Menschen sahen nicht, wie der verschmitzte Steffen sich Gewalt anthat, sein Inneres zu verhüllen.

Für solche sittliche Macht reichten aber seine besseren Kräfte nicht aus. Es brach die mühsam zurückgedrängte Rohheit und Verdorbenheit verheerend hervor, besonders, wenn er sich unbeobachtet wähnte.

Schritt dann Dietrich, seiner übernommenen Vaterpflicht genügend, ein mit dem strafenden Worte, manchmal auch mit einem stärkeren Nachdrucke, dann gelobte er Besserung; aber nur zu bald war das Gelöbniß vergessen und die alte Natur durchbrach wieder den Zaun der Zucht, und es begann auf's Neue das Geloben, auf das, wie die Erfahrung lehrte, nicht zu bauen war. Oft waren die gutmüthigen Ehegatten nahe daran, ihn fortzujagen; aber immer siegte die Liebe wieder und die Hoffnung, daß doch endlich das Gute einen entscheidenden Sieg davon tragen werde.

So vergingen Jahre und Steffen wuchs heran. Leider war eine gründliche Umwandlung mit ihm nicht vor sich gegangen; er war vielmehr nur schlauer, pfiffiger, erfahrner in der heillosen Kunst der Verstellung geworden, und so

lange er im Hause, unter den Augen seiner Pflegeeltern war, hielt er sich so, daß sie mit ihm leidlich zufrieden sein konnten, obwohl die hündische Art seines Gehorsams, die allzufreundliche Weise seines Entgegenkommens und doch wieder das lauernde, unstete, augendienerische Wesen durchaus nicht dazu angethan war, irgend Vertrauen einzuflößen.

Was seine Pflegeeltern abhielt, ihn wieder in die Welt hinauszustoßen, war der Gedanke, daß er dann rettungslos dem Verderben anheimfallen müsse, wenn der Einfluß eines christlichen Haus- und Familienlebens seine segnende Wirkung nicht mehr auf ihn ausübe.

Dietrich machte ihn zu einem Zaunhüter. Hier war es seine besondere Aufgabe, eine Strecke des Wildparks von Innen und Außen täglich zu begehen, damit nicht Wilddiebe einbrächen oder der Zaun des Wildparks durch Wind und Wetter, durch Alter und Gebrechlichkeit Schaden erleide.

Es ist ein uraltes Sprüchwort: „Wer den Bock zum Gärtner macht, mag den Schaden, den er anrichtet, sich selbst in Rechnung stellen.“ Daran mochte Dietrich nicht gedacht, vielmehr gehofft haben, daß das Vertrauen, das er in ihn setze, der Treue die Hand biete; daß der Erwerb und Verdienst, der sich ihm darbiete, ihn veranlassen würde, seiner Pflicht getreulich nachzukommen.

Es war leider eine arge Täuschung. Er hoffte, von Dornen Feigen zu lesen. Das thut's leider im Leben nicht. Jetzt, wo Steffen freie Hand gewann, wo ein freies Handeln ihm eröffnet war, benutzte er die Gelegenheit zu mancherlei Frevel. Um sich Geld zu verschaffen, verkaufte er heimlich Holz, ja ganze Bäume, und förderte das heimliche Wegbringen derselben. Er trat in Verbindung mit Wilddieben, denen er um ein Spottgeld die schönsten Hirsche, Rehe und Wildschweine heimlich überlieferte. Wohl mochte er das lange getrieben haben mit der ihm eigenen Verschlagenheit und Schlauheit, ohne daß Dietrich davon eine Ahnung hatte; allein es ist die Erfahrung, daß das Gelingen des Frevels, das Unentdecktbleiben solcher Streiche, dahin führt, daß die besonnene Klugheit, die erfinderische List und Schlauheit nach

und nach abhanden kommt, die Frechheit und Sicherheit an ihre Stelle tritt, und das Sprüchwort sich bewährt, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. Mochte er seine Preise höher gestellt haben für das entwendete Holz und Wild, oder mochte er vielleicht irgendwie durch seine Rohheit und Gewaltthätigkeit einen seiner Abnehmer und Hehler beleidigt haben, der nun Rache an ihm nehmen wollte, kurz seine Treulosigkeit wurde an's Licht gezogen, und nun war freilich der Barmherzigkeit die Hand gefesselt, und die Folge war, daß Dietrich ihn mit dem gerechten Unwillen, daß er ihn mit so schnödem Undanke belohnt, fortjagte.

Die Reue blieb nicht aus, aber es war nicht jene göttliche Traurigkeit, darin Reue wirket, die Niemanden gereuet, sondern seine Reue gebar giftigen Groll und Haß gegen Dietrich und seine Familie. Eine Weile trieb er sich, die wildesten Drohungen ausstoßend, in der Gegend herum, dann — verschwand er.

Vergebens hatte Dietrich seine Frau über diese Drohungen des Böswichts zu beruhigen versucht mit dem Muthe des redlichen Mannes. Ihr Herz genas erst von seiner Angst und seinem nagenden Kummer, als sie die Gewißheit erlangte, Steffen habe die Gegend verlassen.

Das Alles hatte sich gegen Ende des Jahres 1847 zugetragen.

Das Jahr 1848 kam und mit ihm Erscheinungen, die man früher kaum für möglich gehalten.

Im Lande waren die mittelalterlichen Lasten des Bauernstandes, deren Namen bekanntlich Legion war, abgelöst worden. Diese heilbringende Maßregel hatte aber nothwendige Geldlasten für die von Frohnden und Abgaben an den Adel entlasteten Landleute im Gefolge, die allerdings drückend empfunden und noch lange nicht getilgt waren, als der Schwindel von 1848 die Köpfe verwirrte.

Bezahlen hat sein Unangenehmes, besonders für die gemeine, nicht durch Recht und Sitte, durch Religion und Zucht gehaltene Menschennatur. Für sie liegt ein mächtiger Reiz darin, sich von solchen Verpflichtungen loszumachen.

Dabei bleibt's aber in der Regel wieder nicht. Wenn das Gewissen von Innen, der Zwangsbote oder das in Aussicht stehende Gerichtsverfahren an das mahnt, was Recht ist, dann wirft man den vollen Haß auf den, dem man zu bezahlen hat. Das ist der Gang der Welt, die Erfahrung, die sich immer, wenn auch unter anderer Gestalt, wiederholt. Willkommen ist dann immer derjenige, welcher beweist, daß man zu bezahlen gar keine Verpflichtung hat.

Anno 1848 gab es solcher Leute eine Menge. Sie bewiesen sonnenklar, daß die alten Lasten, die noch von der einst bestehenden Leibeigenschaft herrührten, ein pures, sonnenklares Unrecht seien, das sich, wie eine Krankheit, fortgeschleppt habe bis in unsere Tage. Nun sei Alles frei und gleich. Die ehernen Bande, in die man das arme, betrogene Volk geschmiedet, seien zerbrochen und vom Bezahlen solcher verrosteten und verrotteten Lasten könne keine Rede mehr sein, da sie ohnehin alle aufgehoben worden sein würden, wenn sie etwa bis in unsere Tage fortgedauert hätten. Die Grundherren könnten Gott danken, wenn man sie nicht zwänge, das bereits Bezahlte herauszugeben. Von Vorrechten sei vollends keine Rede. Die Wälder, welche sie besäßen, gehörten den freien Bürgern, und der Wildstand, den sie noch zur Stunde hegten, sei ein Unrecht, weil ja das Wild dem Landmanne schade. Daher müsse man die Grundherren fortjagen, ihre Schlösser, die Denkmale alter Zwingherrschaft, niederbrennen, die Wälder niederhauen, das Wild zusammenschießen, damit auch einmal der Bauer einen Braten verspeisen könne, weil ja der liebe Gott auch ihm ein Recht daran gegeben.

Das war der Inhalt der Reden der Aufwiegler, und wahrlich! tauben Ohren predigten sie nicht! Das war Wasser auf Vieler Mühlen, die gerne ernteten, wo sie nicht gesäet. Bald rotteten sich Haufen solchen Gesindels zusammen, durchzog das Land und übte Frevel aller Art aus, die sich bis zum Plündern, Rauben und Brandlegen steigerten. Man hörte von Reden und Handlungen, vor denen Einem die Haut schauderte.

Nicht ganz selten war es, daß man am Abende auf irgend hervorragenden Höhen Feuersäulen emporsteigen sah, die Zeugniß ablegten, wie weit die Bosheit und Verdorbenheit ging und wie fürchterlich die Abgründe seien, in die man hinabschaute, wenn man die Gesinnung der Menschen verfolgte. Einzelne Höfe, adeligen Grundbesitzern gehörend, wurden beraubt, zerstört, niedergebrannt. Man drang in die Rentämter der reichen Grundbesitzer, raubte die Kassen, wenn sie zu finden waren, und verbrannte alle Papiere, Akten und Bücher, weil man so die Nachweisen der Schuld zu vernichten hoffte. Daß dabei Betrunkene heillos verfuhren, liegt nahe, und der Müßiggang, das wohlfeile Erwerben verführte auf naheliegende Weise dazu. Der Gedanke des Theilens alles Eigenthums war von jenseit des Rheines eingeschleppt, fand aber natürlich Grund und Boden überall, und häufig konnte man in jenen Tagen großer Noth hören, wie das Gesindel den Wohlhabenden zurief: Ihr habt lange genug im Ueberflusse gepraßt; jetzt ist die Reihe an uns! Es muß Alles getheilt, Alles gleich werden!

An Orten, wo noch eine bessere Gesinnung zu Hause war, rüstete man sich zum Widerstande gegen die räuberischen Haufen, die umherzogen und furchtbare Drohungen ausstießen.

Der Fürst von L....., der reich begütert im Lande war, gehörte zu denen, auf welche es vorzugsweise die Aufrührer abgesehen hatten. Einmal war ein Haufen gegen seine Residenz A..... im Anzuge, der über tausend Mann angewachsen war; allein die Bürger der Stadt rüsteten sich, den Haufen gebührend zu empfangen, und als Jene vernahmen, die Bürger hätten Geschütze aufgefahren —, da stäubte der Haufen aus einander und verschwand spurlos. Man kann es leicht begreifen, daß der herrliche Wildpark, schon allein als Wald betrachtet, dann aber auch mit seinem zahlreichen Wilde, den Rotten in die Augen leuchtete, und das Gelüsten wach rief, dort in ihrer Art und Weise zu wirthschaften.

Aus diesem allgemeinen Bilde einer unendlich zu beklagenden Zeit sittlicher Verwilderung und Gottesvergessenheit,

kehren wir, liebe Leser, zu dem, kurz vor dem Zuge des Haufens gen A....., von Dietrich fortgejagten Steffen zurück.

Er war aus der Gegend des Wildparks verschwunden, weil er sich jenen wilden, ruchlosen Haufen angeschlossen hatte. Das war ein Leben nach seinem Sinne. Sich-Betrinken, Jubiliren, Nichtsarbeiten, Gelderpressen, auch einmal einen Hof zur Kurzweil niederbrennen helfen, was konnte es Lockenderes für einen Menschen geben, der längst die Bahn unrechtmäßigen Erwerbes betreten, nie aber von Religion, Sitte und Zucht sich hatte leiten lassen?

In dem Vagabundenleben des herumziehenden Bettelbuben war ihm sein eigner Wille das Gesetz. Daher kam es, daß er sich nur mit innerem Widerstreben der Zucht und dem Willen Dietrich's gebeugt hatte. Weil alle Zucht ihm ein Greuel war, blieb sie auch ohne Segen für ihn. Jetzt war er in sein rechtes Fahrwasser gekommen. Nach menschlichen und göttlichen Gesetzen brauchte er sich nicht mehr zu richten. Sein Wille war wieder sein Gesetz. So jung auch der ruchlose Bube noch war, so gewann ihm eben seine maßlose Frechheit, die weitaussehende Ruchlosigkeit seiner Anschläge, die tausendfachen Mittel, die er für seine Zwecke ersann, ein gewisses Ansehen bei dem Haufen des Gesindels, und Gott allein weiß, was noch aus ihm geworden wäre, wenn nicht die Ereignisse seine Bahn durchkreuzt hätten.

Muth hatte er im Grunde ſehr wenig. Wenn er aber die Sicherheit, nicht entdeckt zu werden, oder einen bewaffneten Haufen hinter ſich hatte, dann war er bei der Hand, wenn es galt, einen Lumpenſtreich auszuführen.

Bei dem Zuge nach A....., deſſen bereits gedacht worden iſt, war er in den vorderſten Reihen. Als jedoch die Kunde kam, die Bürger hätten vom Fürſten Kanonen bekommen, und dieſe ſeien gegen ſie gerichtet und mit Kartätſchen geladen, da war Steffen wieder in den Reihen der Vorderſten, nämlich derer, die ſich aus dem Staube machten.

Aber ſo ganz unverrichteter Sache abzuziehen, gefiel den Meiſten nicht, ſo wenig es nach ihrem Sinne war, den Fürſten ungerupft zu laſſen.

In der Seele Einiger der Ruchloſeſten in dieſem Haufen regte ſich der Gedanke, die einzelnen Höfe und Häuſer, welche fürſtliche Beamte bewohnten, niederzubrennen. Sie theilten

es Andern mit und nun von Wenigen wurde der entsetzliche Plan mit Abscheu zurückgewiesen: die Meisten billigten ihn und boten die Hände zur Ausführung dar. Unter diesen war auch Steffen; denn als er den Plan erfuhr, blitzte der Gedanke in seine Seele: Nun könntest du auch an dem Forstaufseher Dietrich, der dich fortgejagt, Rache nehmen und ihm so manche Prügel vergelten, die du von ihm gefaßt! Eine teuflische Freude erfüllte sein Herz und blitzte aus seinen Augen. Ehe er aber noch seinen Plan kund gegeben, wurde schon Dietrich's Haus als eins derjenigen bezeichnet, die mit Hab und Gut niedergebrannt werden müßten.

Der Grund dieses teuflischen Planes war kein anderer, als daß Dietrich ein treuer Diener seines Herrn und ein Mann war, der sich gewissenhaft an seine Amtsvorschriften hielt. Das war in jenen Tagen genug, um auf die Liste derer zu kommen, die dem Verderben geweiht waren. Da jauchzte der Bösewicht auf, als er Dietrich nennen hörte, und sogleich schloß er sich den zehn bis zwölf Männern an, welche aufbrachen, eine schuldlose, ehrenwerthe Familie unglücklich zu machen.

Als dies heillose Treiben im Lande anging, da dachte Jeder, der sich sagen mußte: Du bist auch der Mißliebigen Einer! — daran, sein Bestes in Sicherheit zu bringen. War man ja doch keine Nacht, zuletzt, als die Leute so frech wurden, daß sie das Licht nicht mehr scheuten, selbst keinen Tag mehr sicher vor einem Ueberfalle. So hatte denn auch Dietrich gesorgt, wie es einem treuen Hausvater geboten ist. Das erkannte der sonst muthige Mann recht wohl, daß an einen Widerstand, Gewalt gegen Gewalt, nicht zu denken war. Wo sollte er denn die Leute hernehmen? Die wenigen Zaunknechte und Waldhüter, welche noch um sein Haus herum wohnten, reichten dazu nicht aus, wenn er auch unzweifelhaft ihrer Gesinnung sicher gewesen wäre. Lange und bange erwartet, kam endlich die Stunde, die gefürchtete, daß lärmend, schreiend, drohend und fluchend der Haufe vor dem Forsthause erschien.

Das Gebrülle: Heraus mit dem Waldteufel, daß wir ihn aufhängen! reichte hin, die kennen zu lernen, welche naheten. Des Försters Weib fiel ohnmächtig zur Erde; das Kind floh in ein Nachbarhaus und die eindringenden Meuterer ergriffen Dietrich und schleppten ihn hinaus, um auszuführen, was sie angekündigt. Das Töchterchen Dietrich's rief die, zum Glücke, anwesenden Zaunhüter zu Hülfe und diese ergriffen starke Zaunpfähle und eilten in dem Augenblicke herbei, als sie eben Dietrich den Strick um den Hals geschlungen hatten, um ihn aufzuknüpfen, wozu Steffen nicht nur seine Gefährten ermuthigte, sondern auch selbst Hand anlegte.

Als sie die Männer sahen mit den mächtigen Waffen, von denen Ein Streich hinlänglich war, tödtlich zu treffen, mochten sie denken, es seien ihrer Mehrere, als sie in diesem Augenblicke sahen. Auch an und bei ihnen bestätigte sich das heilige Prophetenwort wieder: Die Gottlosen versehen sich überall des Aergsten; denn sie flohen in größter Eile und ließen Alles stehen und liegen.

Das Kind, welches die Hülfe gebracht, umschlang die Kniee seines Vaters mit heißen Freudenthränen in den Augen; auch die wieder erwachte Mutter stürzte herzu und umarmte ihren geretteten Gatten, der noch starr da stand und nicht wußte, wie ihm geschehen war.

Wie der Ruf von dem Ueberfalle des Forsthauses nach dem Dorfe gedrungen war, wußte Niemand; allein jetzt eilten die Leute zur Hülfe herbei, und es war eine gnadenreiche Führung des Herrn, daß sie kamen; denn der Rauch, welcher jetzt in Dietrich's Scheune aufstieg, verrieth, was Steffen's ruchlose Hand ungesehen und mit rascher Gewandtheit verübt.

Alles stürmte auf die Stätte des Feuers zu, und ihrer vereinten Thätigkeit gelang es, das Feuer noch im Keime zu ersticken.

Mit Preis und Dank gegen Gott erkannten Alle die durch des Herrn Gnade abgewendete Gefahr. Niemand aber verließ die bedrohte Stätte, bis zum grauenden Tage blieben

ſie als Schutzwache im Forſthauſe; denn Niemand konnte Bürgſchaft leiſten, daß die Rotte nicht verſtärkt wiederkehre. Das geſchah zwar nicht, aber an dem Wildpark und in demſelben wurde an andern Stellen ſeines weiten Umfangs heillos geſchaltet. Der Hegezaun wurde niedergeriſſen, daß das Wild, welches nicht durch die Kugeln fiel, ſich in das Land zerſtreute. Die ſchönſten Bäume wurden gefällt und das Holz, ohne Störung von irgend einer Seite, abgefahren.

Was half der Grimm und Zorn der Beamten? die Gewalt war gegen ſie, und Nichts konnte dieſe dämmen.

So dauerte das ſchreckliche Unweſen und die Unſicherheit des Eigenthums und Lebens fort bis tief in das Jahr 1849. Im Mai und Juni mußte Alles unter die Waffen, was ſie nur tragen konnte. Die Bürgerwehr wurde überall errichtet und die Freiſchaaren ſammelten ſich und zogen gegen die Preußen.

Unter den Freiſchaaren waren denn auch die, welche unter Steffen's Führung das Forſthaus überfallen und Dietrich hatten aufhängen wollen.

Endlich rückten die Preußen heran, und nach einigen Treffen flohen die Freiſchärler; die Führer voran. Von denen ſei die Rede nicht, die in die Hand der Gerechtigkeit fielen. Sie büßten; aber die Gnade kürzte Aller Strafen ab. Die Irregeführten waren die Beklagenswertheſten, weil die Reue bei ihnen mächtig war.

Kehren wir unſere Schritte dem Forſthauſe wieder zu, ſo erblicken wir einen Mann, jung an Jahren, aber greiſen, ſchneeweißen Hauptes. Die wenigen Stunden, die ihm das Schlimmſte nahe brachten, für ihn und die Seinen, Mord und Brand — ſie hatten in dem Grade auf ihn gewirkt, daß in der Einen Nacht ſein dunkles Haupthaar zu Schnee bleichte; — aber dabei blieb es nicht. Seine Geſundheit war ſeit jenem Tage heillos untergraben. In den Beſitz derſelben, wie vorher, gelangte er nicht mehr. Er kränkelte häufig; immer öfter, und kaum zwei Monate nach dem Ueberfall erlag er einem Nervenfieber, das er lange mochte in ſich getragen haben.

Groß war der Schmerz von Gattin und Kind; groß die Theilnahme in der ganzen Umgegend. Jedermann hatte den redlichen Dietrich gekannt und geachtet. Frau und Kind sahen einer trüben Zukunft entgegen, da das Vermögen klein war und nicht zureichte, sie vor Sorgen sicher zu stellen.

Da zeigte sich das dankbare und edle Herz des Fürsten von L..... Er kannte das Benehmen Dietrich's gegen den armen Buben und dessen empörenden Undank; er kannte die Treue des Mannes.

Die Seinen sollen nicht Noth leiden! sagte der Fürst und setzte der Wittwe und ihrem Kinde einen Wittwengehalt aus, der hinreichend war, Alles, was sie wünschte, für ihres Kindes Bildung und Erziehung zu thun, und sorgenlos zu leben.

Ein anderer Forstwarth bezog das Haus, und Dietrich's Hinterlassene zogen in eine Stadt des Landes, wo sie von treuen Angehörigen liebevoll aufgenommen wurden.

Steffen focht mit bei Waghäusel und fand, daß das Pfeifen der Kugeln um seine Ohren eine Musik sei, die man, sofern es möglich, nicht aufsuchen möchte — er am wenigsten. So machte er sich denn aus dem Staube und — der Trefweite der Kugeln. Mit der Schlauheit eines Fuchses entging er glücklich allen Verfolgungen und trieb sich in dem Heimathskreise umher, erst unstät und flüchtig, von den Leuten gehegt — weil sie ihn fürchteten; denn er soll ausgesehen haben wie ein Mordbrenner, wie sich Einer ausdrückte, der ihn sah. Jeder wich ihm aus. Was man von ihm wußte, reichte hin, ihn zu verabscheuen, und die, welche wußten, wie er dem braven Dietrich gelohnt, fürchteten sich doch, ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, weil — sie ihm nur das Allerschlimmste zutraueten.

Als der neue Forstwarth in Dietrich's bisheriger Wohnung eingezogen war, ließ sich Steffen noch einmal in dem Hause sehen. Er bettelte Brod. — Lange soll er vor dem Hause gestanden und starr seine Blicke darauf geheftet haben. Niemanden redete er an. Niemanden gab er auf etwaige Fragen Antwort. So kam es, daß sie ihn für wahnsinnig hielten und Allen eine große Furcht vor ihm ankam. Was sie ihm reichten, aß er nicht, steckte es vielmehr in seine Tasche.

Nachdem er lange so dagestanden und die Dämmerung hereinbrach, ging er weg.

Der Forstwarth und seine Leute umkreisten mehrmals in der Nacht das Haus. Die Hunde in der Umzäunung tobten und bellten die ganze Nacht.

Als früh mit der Morgendämmerung der Forstwarth aus seiner Thüre trat, eilten, laut heulend, seine Hunde fort und blieben dann in größter Aufregung an dem Baume, an dem Steffen den braven Dietrich hatte aufhängen wollen. Sie sprangen, wie wüthend, an dem Stamme in die Höhe, und der Forstwarth spannte seine Doppelflinte, weil er irgend ein Raubthier auf dem Baume vermuthete; als er aber näher kam, bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn tief erschütterte. Hoch an den Aesten hing ein Mensch an einem Stricke.

Anfänglich erkannte er ihn noch nicht. Er eilte zurück und holte Hülfe; setzte dann eine hohe Leiter an, um den Leichnam abzuschneiden, herunter zu lassen und Versuche der Wiederbelebung zu machen.

Als man ihn unten liegen hatte, erkannten ihn Alle, die ihn gestern gesehen. Belebungsversuche waren überflüssig, weil der Körper völlig erstarrt war. Er mochte die That schon frühe am Abende vollbracht haben.

In einer Ecke am Hegezaune des Wildparks fand er sein Grab — eine Stelle, welche die sämmtlichen Bewohner der Gegend ängstlich meiden.

15. Eine Hand wäſcht die andere.

Ein Stücklein aus der traurigen Rheinbundszeit.

Der alte Spinnſtubenſchreiber hat in der Welt viele gute Freunde, und dafür dankt er Gott. Perſönlich kennt er die Wenigſten, aber das thut im Grunde nichts zur Sache. Zu dieſen Freunden gehören zwei wackere Brüder, die ihm gar manches ſchöne Stücklein mitgetheilt, dafür er ihnen hier vor allen Leſern der Spinnſtube noch einmal dankt.

Auch das Nachfolgende ſtammt aus dieſer Quelle, und er nennt nur darum die Namen nicht — es ſind ſehr ehrenwerthe — weil er den beſcheidenen Männern nicht wehe thun möchte.

Die Rheinbundszeit war eine ſchlimme Zeit, die manchen deutſchen Fürſten dem Napoleon zinspflichtig machte, und der Zins — war leider das Blut und Leben der blühenden Jugend des Landes, die hinging und nicht wiederkam, zum tiefen Weh' der Eltern.

Dazumal lebte im ſchönen Badener Lande ein friſcher, kräftiger Jüngling, deſſen Vaterhaus am Neckar ſtand. Wie weh' es auch den Eltern that, vielleicht auch ihm ſelber, er mußte der Trommel folgen, die ihn mit der franzöſiſchen Armee gegen Oeſterreich führte. Er wurde Jäger und kam bei der Armee an, als ſie ſchon in Ungarn ſtand, den Oeſterreichern gegenüber, am Vorabend einer Schlacht.

Der Badener war keiner von denen, die eine Krebsnatur haben und am Liebſten rückwärts laufen. Ihm ſaß das

Herz auf dem rechten Fleck, wo es ein tapferer Soldat ſitzen haben muß. Die in's Lager angerückten Badener Jäger wurden ſogleich zum Vorpoſtendienſte verwendet, und das war kein Spaß, denn die Tyroler Scharfſchützen ſtanden ihnen gegenüber und die ſchoſſen abſcheulich genau. Gar mancher Vorpoſten lag bei der Ablöſung im Korne und zuckte nicht mehr.

Da gab's denn gar wunderliche Mienen, wenn's hieß, heute Abend auf Vorpoſtendienſt!

Unſer Badener Jäger hatte es ſchnell zum „Gefreiten“ gebracht, und mußte die Vorpoſten ausſtellen, wobei er ihnen dann Parole und Feldgeſchrei heimlich zuflüſtern mußte. Beide Worte aber, was ich für meine etwa nichtkundigen Leſer herſetzen will, ſind die geheimen Erkennungszeichen, damit die getreue Schildwache nicht den Freund, ſtatt des Feindes, niederſchießt.

Wie geſagt, vor den Vorpoſten hatten die Leute Schrecken. Eines Abends führte der Gefreite ſeine zwei Mann auf Poſten — und es waren weitvorgeſchobene Außenpoſten, ſogenannte: „Verlorene,“ weil dort Viele ſchon waren nieder-

geschossen worden von den Tyrolern. Er stellte den Einen an, gab ihm Parole und Feldgeschrei, und als er sich nach dem Andern umsah, lief dieser mit Sack und Pack dem Feinde zu, indem er ihm ein spöttisches Adieu! zurief.

Was war da zu machen? Der Gefreite rief ihm Etwas nach, was nicht wie Parole und Feldgeschrei, auch nicht so klang, als ob es ein freundliches Lebewohl sei; das bekümmerte indessen den Deserteur nicht, und, da der Posten nicht unbesetzt bleiben durfte, blieb keine andere Wahl übrig, als daß er selbst den Posten einnahm.

Die Gegend war ziemlich eben und ein fruchtreiches Ackerland. Eine weithinreichende Kornflur breitete sich nach allen Richtungen aus, die aber freilich schon vor der Reife abgemäht und von beiden Armeen zu Pferdefutter und anderem Bedarfe verwendet worden war, theilweise einer gestampften Tenne glich. Grade an der Stelle, wo der Gefreite seinen Posten unfreiwillig einnahm, stand noch eine Strecke weit das Korn unberührt. Hierhin verlegte der Gefreite seinen Standort, um sich nicht unnöthiger Weise den Kugeln der Tyroler Scharfschützen bloß zu stellen.

Kaum fünfzehn Minuten, nachdem er seine Stellung im hohen Korne genommen, schien es ihm, als höre er den Hufttritt eines Pferdes. — Er richtete sich auf und erblickte den weiten Kreis der Feldwachtfeuer beider Heere; aber zugleich hob sich auch, wie es ihm schien, am Himmel wirklich die hohe Figur eines Reiters ab, der sich langsam näherte.

Der Gefreite ließ sich auf sein Knie nieder, drückte die Büchse an seine Backe und rief: Wer da? Halt!

Bassamaremdede! stieß der Ungar hervor, griff nach seiner Pistole und richtete den Lauf dahin, woher ihm der Anruf gekommen zu sein schien. Es blitzte, krachte, und die Kugel pfiff dicht am Kopfe des Gefreiten vorüber.

Meinst du's so, dann will ich dir schon heimleuchten! sagte er leise zu sich, zielte, drückte los und der Ungar sank vom Pferde.

Blitzschnell richtete sich der Gefreite auf, und da er keine Begleiter des tollkreisten Ungarn sah, der ein Verrückter oder

Betrunkener mußte gewesen sein, so sprang er vor, faßte das Pferd beim Zügel und schwang sich ohne alles Weitere in den Sattel.

Die Schüsse machten die ganze Linie der Vorposten aufrührerisch. Ueberall knatterten die Gewehre. Die rückwärts stehenden Feldwachen machten sich bereit, einen Ueberfall zu erwarten, und sich dann auf das Heer zurückzuziehen.

Der Gefreite war ein großer Freund von Pferden, aber nicht eben ein vortrefflicher Reiter. Er schwang sich zwar in den Sattel, allein das Pferd war andrer Meinung, als sein Reiter; denn, statt ihn gegen das französische Lager zu tragen, macht es Kehrt und galoppirte dem österreichischen zu. — Alles Zerren und Reißen am Zaume blieb erfolglos. Die Wachtfeuer der Oesterreicher kamen auf's Bedenklichste näher und — Sichherabschwingen oder Gefangenwerden stand in Wahl und zwar unausweichlich.

Kurz bedacht, wählte der Gefreite das Erstere und rutschte glücklich auf die Erde, ohne den Zügel indessen aus der Hand zu lassen. Als das Thier fühlte, daß sein Reiter nicht mehr im Sattel saß, stand es stille.

Es zu verlieren, leuchtete dem Gefreiten nicht ein. Schnell riß er es herum und zog es, trotz alles Widerstrebens, nicht ohne seinem Willen durch einige Kolbenstöße seiner Büchse Nachdruck zu geben, mit sich fort und brachte es, freilich von einigen pfeifenden Kugeln begleitet, glücklich in's französische Lager, wo er sogleich rapportirte über den Vorfall.

Da dem Lärm kein Anrücken des Feindes folgte, so wurde der von dem Gefreiten verlassene Posten wieder besetzt, dieser aber mit Lob überschüttet und vom Obersten auf der Stelle zum Corporal befördert. Als er zu seines Bataillons Lagerstätte zurückkam, umstanden die Offiziere den prächtigen Rappen, und waren entschieden der Meinung, nach Zaumwerk, Sattel und Schabrake sei der Ungar ein Offizier gewesen.

Das Alles, sammt Gaul, ist dein, sagte sein Hauptmann, und du kannst Alles sogleich verkaufen, denn der Staabsarzt hat seinen Braunen verloren.

Das war dem Gefreiten Recht und der Handel wurde sogleich fertig.

Ich zahle dir abschläglich sechs Karolin, sagte der Staabsarzt. Mehr hab' ich nicht im Augenblicke und, was das schöne Thier drüber werth ist, zahl' ich dir nach.

Das dünkte dem Gefreiten lustig und der Handel war fertig. Der Krieg nahm seinen bekannten Verlauf. Nach dem Frieden kehrten die Badener Jäger nach Carlsruhe in ihre Garnison zurück und sowohl der Staabsarzt, als der neugebackene Corporal und der prächtige Rappe, alle mit heiler Haut, außer unserm Corporal, der eine Wunde am Beine erhalten hatte, die ihn noch schmerzte.

Diese Wunde kam aber aus einem Scharmützel, welches unserm Corporale alle Ehre machte.

Im Verlaufe des Krieges nämlich standen die Badener Jäger auf einer mit Buschwerk bedeckten Anhöhe, wo sie verborgen genug waren und geschützt, um dem Feinde manchen Schaden zuzufügen, ohne daß er ihnen Etwas anhaben konnte. Da sahen sie, daß ein französischer General sich ein Wenig zu weit vorgewagt hatte und so in feindliche Gefangenschaft gerathen war.

Den könnten und sollten wir frei machen! rief der Hauptmann. Wer geht freiwillig mit?

Ich! rief der wackere Corporal, und seinem Beispiele folgten noch achtzehn Mann.

Rasch ging's nun die Anhöhe hinab. Die Ungarn, die den General gefangen hatten, machten Halt und begannen zu feuern. Die Badener gaben ihnen eine Ladung; dann stürmten sie wild drauf los. Die Schüsse der Badener Jäger hatten den Haufen der Feinde gelichtet. Die noch übrig waren, flohen vor der größeren Anzahl und der General war befreit; aber unser Corporal merkte erst jetzt, daß er eine Kugel im Schenkel sitzen hatte. Vom Blutverluste und Schmerze überwältigt, brach er zusammen. Die Kameraden brachten ihn zurück und der Staabsarzt schnitt ihm die Kugel glücklich heraus, die keinen edeln Theil verletzt hatte.

Die Kur dauerte übrigens ziemlich lange und entzog ihn der Theilnahme an den folgenden mörderischen Schlachten. Dem Dienste entzog ihn indessen die Wunde nicht und das ein wenig steife Bein that nichts. Er konnte seinen Dienst verrichten nach wie vor. Der General, welcher sich die Namen seiner tapferen Retter aufgeschrieben, versprach, ihnen seine Dankbarkeit zu bezeugen; allein, das Jahr 1810 und 1811 verging, ohne daß er sein Wort löste, und ebenso wenig hatte der Staabsmedikus, der wohl wieder zu Gelde gekommen war, sein Versprechen gehalten, obwohl der ehrliche Corporal es gut hätte brauchen können, aber noch zu schüchtern war, dem Gedächtnisse desselben ein Weniges unter die Arme zu greifen.

Da kamen die Tage, in denen Napoleon anhob, sich zu dem in seinen Folgen so verderblichen Zuge nach Rußland zu rüsten. Der Corporal war in dieser Zeit wieder völlig hergestellt und die Steifheit in seinem Beine gänzlich verschwunden. Auch in Baden wurden damals die Truppentheile bezeichnet, die mit nach Rußland ziehen sollten. Darunter waren die Jäger und insbesondere das Bataillon, in welchem unser Corporal diente. Eine frohe Aussicht war das grade nicht. Dieser Krieg mit seinen weitaussehenden Plänen war überall verhaßt: zudem aber bedurften die alten Eltern des Corporals seiner kindlichen Unterstützung. An ein Loskommen war jedoch unter keinerlei Bedingung zu denken.

Eines Tages, grade zu der Zeit, als das Bataillon schon marschfertig war, ging der Corporal am Hause des Staabsmedikus vorüber. Er stand am Fenster und rief dem Vorübergehenden hinauf. Als er oben bei ihm angekommen war, reichte ihm der Staabsarzt einen Zettel, den er einfach zusammengelegt. Bring's dem Commandanten, sagte er, den Corporal mit einem eigenthümlichen Lächeln betrachtend.

Dieser, eine redliche Seele, der nie eine Ordre, auch wenn sie unversiegelt war, gelesen, weil er es für Unrecht hielt, lieferte den Zettel pünktlich ab, und erhielt, nicht ohne

das größte Erstaunen, die Weisung, sich in das Lazareth zu begeben, wie es der Herr Staabsarzt befehlen.

Er gehorchte zwar, ohne ein Wort zu erwiedern, aber er dachte: Dem muß es unter dem Hute rappeln! Ich kerngesunder Mensch in's Lazareth? — Es war ihm keineswegs heimlich dabei, denn dort gab es Suppen, auf denen man mit einem Vergrößerungsglase vergeblich nach einem Fettauge würde ausgeschaut haben, und die armen Schelmen, die Lazarethkost empfingen, sahen nach kurzer Frist ihre Uniform so weit werden, daß sie noch einen Miethsmann zu sich hätten hineinnehmen können. Vielleicht — der Gedanke schwirrte ihm durch den Kopf — vielleicht denkt er, ich könne mit meinem blessirten Fuße die Mühsale des russischen Krieges nicht ertragen?

War ich früher gesund und blühend, so schrumpfte ich schon in der ersten Woche zusammen, wurde so elend und matt, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte, erzählte der Corporal nachher.

Während seine Uniform ihm täglich lotteriger, seine Wangen bleich wurden und zusammenfielen vor lauter Hungerleiden, marschirten die Jäger fort und — er blieb im Lazarethe. — Vier Wochen, die sicherlich in die Reihe derer zu rechnen waren, welche die sieben mageren Jahre Aegyptens bildeten, kam der Staabsarzt, der auch zu Hause geblieben war, einmal in's Lazareth.

Wie geht's? fragte er mit einem pfiffigen Lächeln. Was macht der Fuß?

Dem geht's in der Ruhe vortrefflich, Herr Staabsarzt, erwiederte der schmächtig gewordene Jägercorporal, aber der Magen! O du lieber Gott, ich verkomme vor Hunger und Elend!

Der Staabsarzt lachte hell auf, ging zu dem Tische, darauf immer Schreibzeug lag, und schrieb Etwas, das er ihm reichte.

Gib das dem Inspector, sagte er lachend. Es ist ein Küchenzettel! In acht Tagen kommst du zu mir. Ich werde deine Entlassung alsdann verfügen.

Von jetzt an lautete es anders. Der Corporal bekam kräftige, reichliche Nahrung und ein gutes Glas Bier, und die acht Tage brachten ein wahres Wunder hervor. Er war wieder ganz der Alte, frisch und kraftig. Seine Backen waren wieder roth und er fühlte sich wohlig, wie ein Fisch im Wasser.

Als der neunte Tag gekommen war, sagte der barsche Lazarethinspector: Entlassen! Ich möchte nur wissen, warum der Doctor Ihn in's Lazareth geschickt? Seit ich im Amte bin, kam Keiner gesunder herein und geht wohl auch Keiner mehr so frisch wie ein Holzapfel hinaus!

Der Corporal verbiß sein Lachen über den Aerger des Mannes, dem die fetten Portionen unangenehm mußten gewesen sein, zuckte die Achseln, dankte für gute Beköstigung und machte sich so schnell fort, als er konnte.

Keinen Blick dankbarer Rührung warf er auf das Gebäude, darin er Hunger gelitten und krank gemacht worden war.

Als er zu dem Staabsarzte kam, war Gesellschaft in seinem Hause und er konnte sich nicht mit ihm befassen.

Gib diesen Brief bei dem Kriegsministerium ab, sagte er, und komm' dann später noch einmal her!

Der Corporal eilte auf's Kriegsministerium.

Als er sich melden ließ, wurde es ihm doch eigenthümlich zu Muthe. Er wurde sogleich vorgelassen.

Ein alter Herr in militärischer Kleidung, die Brust mit Orden bedeckt, saß in einem Sessel und sah ihn freundlich an.

Corporal D..... von H.....? fragte er.

Zu Befehl, Excellenz.

Waren Sie der erste Freiwillige, als eine Anzahl mehrer braven Jäger in Ungarn den französischen General befreiten?

Ja, Excellenz.

So treten Sie näher! sagte er. Ihre wackere That ist leider vergessen worden, und der wohlverdiente Lohn dafür wäre Ihnen ohne Zweifel niemals zu Theil geworden, wenn nicht der wackere Staabsarzt S... die Sache in seine Hand

genommen und aufgeklärt hätte. Ich habe den Befehl Sr. Königlichen Hoheit, unſres Großherzogs, zu vollziehen, und es macht mir große Freude, Ihnen hier die Verdienſtmedaille anzuheften und Ihnen nebſt Ihrem ehrenvollen Abſchied zugleich dies Document zuzuſtellen, nach welchem Sie eine lebenslängliche Penſion zu beziehen haben!

Der Corporal war ſtarr, wie eine Bildſäule. Er ließ ſich die Medaille anheften; er hielt die Papiere in ſeiner Hand, aber keines Wortes war er fähig, und er fühlte, wie alles Blut aus ſeinem Geſichte wich.

Der Kriegsminiſter, denn er war es ſelbſt, ſah ihn lächelnd an und reichte ihm ſeine Hand.

Jetzt erſt kehrte Leben und Beſinnung zurück.

Der Corporal dankte mit warmen Worten.

Leben Sie wohl und genießen Sie noch lange Ihre Penſion!

Damit entließ er ihn.

Unten im Gebäude mußte ſich D..... erſt wieder recht ſammeln und erholen. Er ſteckte dann ſeine Papiere ein und eilte zum Hauſe des Staabsmedikus S...

Dieſer trat ihm lachend entgegen.

Setzen Sie ſich, ſagte er dann, ich habe Ihnen noch Einiges zu ſagen. Den Feldzug nach Rußland hätten Sie nicht durchgemacht, Sie wären zu Grunde gegangen, wie wahrſcheinlich Viele. Darum ſandte ich Sie in's Lazareth, und damit Sie nicht nachgeſchickt werden konnten, erwirkte ich Ihren Abſchied. Daß man Sie vergeſſen hatte mit der Verdienſtmedaille und einer Penſion, war ein Unrecht, das ich gut machen mußte. Nun gehen Sie zu Ihren braven Eltern. Möge es Ihnen ſtets wohl gehen! Wenn Sie aber fragen, wie das Alles gekommen, ſo denken Sie, der Staabsarzt S... habe den ungariſchen Rappen damit ausbezahlt. Doch — das bleibt unter uns! —

16. Eine Anekdote.

Kannſt du auch ſchießen? fragte ein Gardelieutenant einen Juden, der dem Exerzieren zuſah.

Warum nicht, gnädiger Herr Lieutenant, aber am Beſten **vor**, entgegnete mit einem beziehungsvollen Lächeln der jüdiſche Kaufmann.

Levi, das war vortrefflich geſchoſſen, ſagte der Major zu dem Kaufmanne; denn er wußte, wie es zwiſchen dem Gardelieutenant und dem Kaufmanne ſtand.

Und getroffen! ſagte lächelnd der Kaufmann weggehend; denn der Herr Gardelieutenant hatte die Gnade, ganz ſtillzuſchweigen. — Er wußte, daß es das Schwarze in der Scheibe war.

Berichtigung.

Ueber das Lebensbild der vorjährigen Spinnstube Seite 163 unter der Ueberschrift: „Von einem Hanthirungsmanne, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke sitzen hatte," ist uns aus glaubhafter Quelle eine Berichtigung zugegangen. Zunächst war zur Zeit der Anlage der Blechwalzen auf dem Rasselsteiner Eisenwerke die Firma des Letzteren nicht die des Barensfeld, der erst mehrere Jahre später in das Geschäft eintrat. Ferner ist die Angabe, als seien dem Schlossermeister Gottlieb Heuberger vertragsmäßige Zusicherungen nicht gehalten worden, eine nur auf Tradition beruhende und durchaus unverbürgte. Hätten dergleichen wirklich stattgefunden, so sind sie muthmaßlich deßhalb nicht erfüllt worden, weil nach einer, in der Chronik des Rasselsteiner Werks enthaltenen Aufzeichnung, die rentbare Herstellung eines Blechwalzenwerks erst nach mehrjährigen vergeblichen Versuchen, durch den Gürtlermeister F. L. Bernard, der den G. Heuberger auf seiner Reise nach England begleitet hatte, zu Stande gekommen sein sollen. — Obwohl der damalige Chef der Gewerkschaft nur ein entfernter Seitenverwandter der jetzigen ehrenwerthen Eigenthümer des wegen seiner Solidität allgemein des besten Rufes sich erfreuenden Eisenwerkes gewesen, so sind wir doch gern bereit, dem deßfalls an uns ergangenem Wunsche gemäß, den Lesern der Spinnstube obige Berichtigung mitzutheilen.

Literarische Anzeigen.

Ein Volksblatt von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber,

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande
von **W. O. von Horn.**

Mit Beiträgen von: Dr. G. Hartwig, Dr. Th. Meyer-Merian, A. W. Grube und Anderen.

Erscheint in Monatsheften zu 48 Seiten groß Octav, deren jedem ein **schönes Kunstblatt** beigegeben ist.

VIII. Jahrgang. Preis Rthlr. 2.

Die Maje gibt Aufsätze aus der Natur- und Weltgeschichte, Länder- und Gewerbskunde zur Belehrung und Unterhaltung, sowie Novellen, Geschichten und Lebensbeschreibungen. Die Tendenz der Maje ist auf alles Gute gerichtet.

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen sittlichen Boden haben, so bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige sittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbesorgt in die Hände seiner Angehörigen legen, denn jede Zeile ist rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Da fast keine Woche vergeht, die mir nicht Briefe bringt, in welchen zur Anschaffung in Volks- und Familienbibliotheken um einen billigeren Preis für die erschienenen sieben Jahrgänge gebeten wird, so habe ich mich entschlossen,

diese sieben Jahrgänge zusammengenommen zu Rthlr. 5

zu erlassen. Diese Jahrgänge sind nicht veraltet, da Zeitereignisse nie besprochen worden sind. Sie enthalten in 260 Bogen groß Lexicon 8° nur Original-Erzählungen und Novellen, worunter an 70 sonst noch ungedruckte von W. O. von Horn, ferner 72 treffliche Stahlstiche.

Johannes Scherer oder Tonsor, der Wanderpfarrer in der Unterpfalz. Von **W. O. von Horn.** Ein Lebensbild aus d. Jahren 1620—1641. Mit einer Abbildung. Preis 10 Ngr.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Mit einer Abbildung. Preis 10 Ngr.

Lehrgeld oder Meister Conrad's Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Mit 8 Abbildungen. Zweite Auflage. Preis 10 Ngr.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn**, dem Spinnstubenschreiber.

Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.
Die Eroberung von Constantinopel.
Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.
Maria Theresia, Kaiserin von Oesterreich.
Der Alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.
Der Leibhusar.
Vier deutsche Heldinnen, aus der Zeit der Befreiungskriege.
James Cook. Leben und Thaten des weltberühmten Seefahrers und Entdeckers.
Deutsche Treue. Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen.
Eroberung von Mexico durch Fernando Cortez.
Die Silberflotte, oder der Herr verläßt die Seinen nicht.
Zwei Audrüche des Vesuv's.
Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen.
Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat.
Benjamin Franklin. Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika.
Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.
Hanns Conrad Escher von der Linth. Leben eines braven Schweizers.
Das Schloß-Nobbele. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz.
Olaf Thorlachsen. Eine Isländ. Geschichte.
Huaina. Die Peruanerin, Eine Geschichte von der Auffindung der Fieberrinde.
James Watt. Der Erfinder.
George Stephenson. Der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Todtenbe. Eine Geschichte.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Fry. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Patengeschenk. Eine Geschichte.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben d. Feldmarschall Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Knaben.
Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sklavenleben St. Domingos.
Das Büchlein v. Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Boerenfamilie von Klaarfontein.
Gottfried Baumann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im ind. Inselmeere.
Die Biberfänger. Eine amerik. Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.
Dormund und Mundel. Eine Geschichte der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schüler. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1663.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Pinke. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friederich's Kriegsfahrten anno 1812 bis 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.

65 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! — Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Roessler, H., Technisches Hilfs- und Handbuch, zum Gebrauche für Ingenieure, Architecten, Maschinen- und Mühlenbauer, Fabrikanten, technische Behörden und Freunde der Technik überhaupt. Mit vielen Holzschnitten. gr. 8. 656 Seiten. Preis 2 Thlr. 8 Ngr.

Das Werk dient dem **Architecten** und **Ingenieur,** sowie jedem **Techniker** als ein vortreffliches **Nachschlagebuch,** und ist für den **Gewerbetreibenden** durch die erläuternde Behandlung des reichen Stoffes ein **Hand- und Lehrbuch,** aus dem derselbe vielfache Belehrung und damit Nutzen für sein Geschäft zu ziehen vermag. Auch dem **Privatmanne** bietet es zuverlässigen Aufschluss über viele Fragen, die im Leben und Verkehr an ihn herantreten, für deren Beantwortung die gewöhnlichen Handbibliotheken nicht ausreichen. Die Kritik hat sich über dasselbe in der anerkennendsten Weise ausgesprochen und es als das **beste technische Hilfsbuch** bezeichnet.

C. W. Kreidel's Verlag in **Wiesbaden.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schenkel, Dr. D., Das Charakterbild Jesu. Ein biblischer Versuch. 3te Aufl. Preis 1 Thlr.

Schenkel, Dr. D., Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaktion. Eine Schutzschrift. Preis 1 Thlr.

C. W. Kreidel's Verlag in **Wiesbaden.**

Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen.

Ein vorzügliches, billiges und als Festgeschenk ganz geeignetes Kochbuch ist das in 2. Auflage neu erschienene:

Familien-Kochbuch.

Vollständiges Kochbuch für Hausfrauen und Köchinnen, die sich selbst belehren und vervollkommnen wollen. Nach vieljährigen Erfahrungen herausgegeben von **Louise Apel, Bertha Schneider** und **Rosalie Gruber.** Hübsch gebunden mit illustrirtem Umschlag. Preis nur 10 Sgr.

Es enthält auf 220 Seiten ca. 600 gerüfte Recepte und lehrt, wie man gut, schnell, gesund und mit Abwechselung wohlfeil kochen kann. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Carl Meyer** in Zürich ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Selbstzeugnisse Jesu

in

fünfzehn Betrachtungen für die Suchenden unserer Zeit.

Nebst neun Predigten.

Von

Dr. phil. C. F. W. Held,

ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau.

Preis geh. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 18 kr.

Diese Vorträge wurden vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Zürich gehalten.

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Der Erkenntniß, daß der geschichtliche Christus selbst, nach seinen unbezweifelten Worten und Zeugnissen, der Christus und Gottessohn hat sein wollen, für welchen ihn seine Apostel genommen haben, wollen auch diese Betrachtungen und die angehängten Predigten dienen. In dem Worte Jesu gründet und wurzelt alle apostolische Lehre von Christo. Dieses Wort läßt die Geister nicht ruhen und scheint; es treibt sie zur Entscheidung und richtet die Welt im Innersten."

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Cassel, B., Rathgeber bei dem **Kleinhandel** und **Gewerbsbetrieb.** Vollständige Anleitung zur gründlichen Führung dieser Geschäftszweige im Rechnen, in Wechselbriefen, in Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnissen, sowie über Wechsel- und Coursrechnung, im Briefschreiben, in der einfachen, sowie in der gewerblichen Geschäfts- und Buchführung. 8°. Geh. 15 Sgr. 54 kr.

Glaser, Dr., Ludwig, **die Naturkunde in ihrer Beziehung zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft, zur Bildung rationeller Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundiger Hausfrauen leichtfaßlich dargestellt. Mit 106 in den Text eingedruckten Holzschnitten.** 8°. 1856. Geh. (25 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Wild's praktischer Rathgeber. Ein Magazin wohlgeprüfter **haus- und landwirthschaftlicher** wie **technisch-chemischer Erfahrungen** für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen. **Auf's Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet vom Prof. Dr. Rud. Böttger. Achte Auflage.** 1862. (25 Bog.) 8°. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Franz Trautmann's Volksschriften.

Eppelein von Gailingen

und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen.

Mit 8 Illustr. von Muttenthaler. 8. geh. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Die Abenteuer

Herzogs Christoph von Bayern,

genannt der Kämpfer.

Ein Volksbuch,

darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an, bis Derselbe in das heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb.

Zwei Bände mit zwei Illustrationen. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. rhein.

Die gute alte Zeit.

Münchner Geschichten.

Darin frohe und ernste Kunde zu finden, vom bösen Junker Sarazin, dem Wettermacher von Frankfurt ꝛc.

24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Heitere Städtegeschichten

aus alter Zeit.

„Kühn und munter, fromm mitunter."

Mit illustr. Umschlag. geh. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr. rhein.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Der

Hausthier-Arzt auf dem Lande.

Ein Noth- und Hilfsbuch

für

alle Viehbesitzer,

welche die Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Ziegen und Schweine durch die bewährtesten homöopathischen und allopathischen Heilmittel auf die leichteste und wohlfeilste Weise selbst curiren wollen.

Von

C. Schwarzmantel.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung.
Preis 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Siebente Auflage.

Schünemann's Neuestes Frankfurter Kochbuch

in mehr als 1600 erprobten Kochvorschriften.

Mit Titelkupfer. In Cambric geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Die Vorzüglichkeit der Frankfurter Küche ist längst allgemein anerkannt. Durch die Berücksichtigung der Lieblingsgerichte und Leckerbissen aller Nationen, die uns der Dampf aus Süden und Norden zuführt, spricht die „Frankfurter Küche" sozusagen die Sprachen aller Lande und hat die Tafelgenüsse aller civilisirten Nationen in sich aufgenommen.

Kein Wunder daher, daß unser Kochbuch eine allgemeine stets wachsende Verbreitung gefunden und in kurzer Zeit bereits sieben Auflagen erlebt hat. — Der Verfasser, der in einer fürstlichen Küche seine Kunst erlernt und geübt, der die englische Küche in ihrem Heimathland aus längerer Praxis sich angeeignet, und eine Reihe von Jahren die erste Stelle als Koch in einem der ersten Gasthöfe bekleidet hat, mußte wohl vorzugsweise der Mann sein, welcher im Stande war, dieses Buch ebensowohl für herrschaftliche Küchen — seiner äußerst feinen und neueren Gerichte wegen —, als für Gasthöfe — seiner Reichhaltigkeit und gewissenhaften Benutzung aller vorhandenen Speisen wegen — und aus diesen angeführten Gründen nicht minder auch für bürgerliche Haushaltungen brauchbar zu machen.

Ganz besonders möchten wir aber auch das Buch jungen Mädchen zur Lektüre empfehlen, die noch frei von moderner Unnatur sind und den schönen Beruf einer tüchtigen Hausfrau höher achten als Putz und Gesellschaften.

RÖSCHEN.

AUS ERZÄHLUNG

BLÄTTER AUS DER CHRONIK

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1867.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Inhalt.

	Seite
1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Holzschnitt)	1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1866. (Mit Holzschnitt)	30
3. Einige Blätter aus der Chronik der Stadt Bacharach am Rheine, geführt von dem Zunftmeister Sebastian Fabian. (Mit 29 Holzschnitten)	33
4. Ein Räthsel. (Mit Holzschnitt)	138
5. Altes Gold. (Mit Holzschnitt)	140
6. Wie einmal ein deutscher Herzog ein guter Schulmeister war. (Mit 3 Holzschnitten)	143
7. Das that ein braver Schweizer. (Mit 3 Holzschnitten)	151
8. Ein Räthsel	160
9. Eine Gespenstergeschichte, die sich zugetragen hat; also eine wirkliche, wahre. (Mit 8 Holzschnitten)	160
10. Altes Gold. (Mit Holzschnitt)	180
11. Eine Anekdote, aber eine wahre. (Mit Holzschnitt)	182
12. Einige Züge aus dem Leben und Thun des Kaisers Joseph des Zweiten. (Mit 3 Holzschnitten)	184
13. Eines seltenen Herzogs seltener Taufpathe. (Mit 3 Holzschnitten)	194

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Chriſtum zum Troſte!

So kann ich Euch Gottlob wieder grüßen, liebe Freunde in der Spinnſtube; und daß ich Euch mit der Feder in der Hand noch einmal ſo grüßen kann, und daß auch Ihr Alle, wie ich hoffe, noch in dem traulichen Kreiſe zuſammenſitzt, wie ich mir ihn ſo ſchön denke mit den ſchnurrenden Rädern um die freundliche Lampe, mit dem Gevatter im Altvaterſtuhle, und mit den getreuen Nachbarn und Nachbarinnen allen, die ſich ſchon ſeit ſo vielen Jahren zuſammenfinden zur gemüthlichen Wintermaje: Nun, das wollen wir allzumal dem treuen Herrn danken, der uns Leben und Odem gegeben und wiederum ein Jahr lang ſo gnädig hindurchgeführt hat durch alle die Sorge, Furcht und Hoffnung, die ja, wie der weiſe Sirach ſagt, das Menſchenleben ausmachen.

Wenn ich mir nun das wieder anſehe, was ich Euch voriges Jahr geſchrieben habe, liebe Freunde, ſo finde ich,

daß ich Euch da ein Versprechen gegeben habe. Und Versprechen (denke ich, und denkt Ihr gewiß auch) macht Schulden. Da ich aber nicht gerne Schulden habe (außer der Schuld, von welcher der Apostel Paulus Römer 13, 8 redet, wenn er sagt: „Seid Niemand nichts schuldig, denn daß Ihr Euch unter einander liebet"), so will ich gleich damit beginnen, die durch mein Versprechen gemachte Schuld abzutragen.

Mein Versprechen war aber dies: Euch noch einmal ein Recept zu schreiben gegen die Dienstboten-Noth; und zwar sollte es diesmal ein Recept besonders für die Dienstboten werden, wie es im vorigen Jahre ein Recept besonders für die Herrschaften gewesen ist.

Ich weiß nun zwar nicht, wie Euch dies Recept behagt hat, und ob es etwas geholfen hat bei Denen, die es probirt haben. Aber soviel weiß ich, daß, wenn es nichts geholfen hat, die Schuld nicht an dem Recepte liegt und an den Mitteln, die darin geschrieben stehen, sondern allein in dem schlechten Einnehmen. Und da möcht' ich Euch denn rathen: Probirt's nur noch Einmal oder noch etliche Mal. Es hilft ja auch nicht jede Arznei des Doctors auf der Stelle, sondern muß oft mehrmals wiederholt werden, ehe sie ihre Wirkung thut. Und wenn auch das Wort Gottes, aus dem die Mittel zu jenem Recepte genommen waren, gleich ist einem Hammer, der Felsen zerschmeißen kann, so vergesset doch nicht, daß so ein recht harter Fels auch nicht gleich auf den ersten Hammerschlag, der darauf gethan wird, auseinander fährt, sondern daß er manchen Schlag haben muß, ehe vielleicht nur einmal ein Sprung entsteht.

Darum will ich mich's denn auch nicht verdrießen lassen, Euch auch noch das andere Recept hierherzuschreiben: das für die Dienstboten.

Es hat ohnedies vielleicht mancher Hausvater und manche Hausmutter beim vorigen Jahrgange der Spinnstube gedacht: der Spinnstubenschreiber hätte wohl auch 'was Besseres thun können, als so hinter den Herrschaften aufzukehren und denen ihre Fehler und ihre Pflichten vorzuhalten; denn wenn das

Gesinde solches liest oder hört, so wird es nur noch trotziger und aufbegehrerischer in seinen Ansprüchen an die Herrschaften, und es ist gar nicht mehr mit ihm auszukommen. — Und vielleicht gar hat auch Einer oder die Andere ein höhnisches, schadenfrohes Lächeln auf dem Gesichte des Knechtes oder der Magd gesehen, als im vorigen Jahre die Einleitung vorgelesen wurde und sich nicht wenig darüber geärgert.

Nun, da mag sich denn diesmal der Spieß umdrehen, wie man zu sagen pflegt, und mögen auch einmal die Dienstboten hören, was an ihnen zu bessern und zu heilen ist und worin es bei ihnen anders werden muß, wenn die Noth aufhören soll, über welche ja auch sie genug zu klagen haben. Und ob auch vielleicht nur Wenige unter ihnen sind, die die Spinnstube alle Jahre in die Hände oder zu hören bekommen, so denke ich mir doch, daß wenigstens die Herrschaften, welche die Spinnstube lesen, es schon auf irgend eine Weise fertig bringen werden, ihrem Gesinde wenigstens dieses Jahr die Spinnstube in die Hände zu spielen.

Nun, so hört denn wacker zu, Ihr lieben Knechte und Magde, was Euch der alte Spinnstubenschreiber an's Herz legen möchte, und nehmt's nicht krumm, wenn es Euch auch hier und da nicht gar lieblich zu hören ist. Denkt eben, daß es auch für Eure Herzen eine Arznei werden soll. Und nicht wahr, Ihr zürnt ja doch dem Doctor nicht wegen einer bitteren Arznei, die er verschreibt, wenn Euch dieselbe nur zur Gesundheit hilft? Und seht, die Arznei, die ich Euch da unten jetzt verschreiben will, die hilft gewiß zu Eurem Besten, wenn Ihr sie nur recht fleißig und ordentlich einnehmt. — Also

Erstes Mittel: „Lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen!“ (Epheſ. 6, 7.)

Nun seht, das ist gleich zu Anfang ein gar gutes, köstliches Mittel, das nicht den mindesten bitteren Beigeschmack für Euch hat, wenn Ihr es recht kostet, sondern das Euch süßer dünken muß, denn Honig und Honigseim, wie es im Psalmbuche heißt.

Und gewiß, Ihr bedürft's ja auch, so etwas Süßes und Liebliches zu hören; denn Euer Stand ist ein schwerer Stand, der viel Hartes und Drückendes mit sich bringt und darin sich das geplagte, verzagte Herz gar oft nach Trost und Aufrichtung sehnt. So immer unter fremden Leuten zu sein, vielleicht weitab vom trauten Vaterhause; so immer sich in den Willen und in die Launen anderer Leute schicken zu sollen und nie dem eigenen Willen folgen dürfen: das ist gewiß auch im besten Falle ein schweres Joch, unter dem es sich nur mit vielen Seufzern und großer Selbstverleugnung wandeln läßt.

Und doch, wie hoch ist dieser Euer Stand geehrt, wenn Euch der Apostel da oben zuruft: „Lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen!“ — Ja, so sollt Ihr Euren Dienstbotenstand ansehen, als habe der Herr selbst Euch hineingestellt, als sei er Euch von Ihm verordnet, der ja einem Jeglichen Seines zutheilt, nachdem Er will.

Und wenn Ihr nun dazu nehmet, daß ja der Herr Jesus in dem schönen Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge den frommen und getreuen Knecht als ein Bild gebraucht, um das Höchste und Herrlichste darzustellen, was aus einem Menschen auf der Welt werden kann, als das Bild eines Gotteskindes und eines Erben der zukünftigen Seligkeit; ja, wenn Ihr daran denkt, daß Er, der ewige Sohn Gottes, selbst sich unter Euch gestellt hat als Einen Eures Gleichen, als er sprach: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß Er diene,“ — könnt und dürft Ihr dann noch darüber klagen, daß Ihr von dem Herrn gerade in diesen Stand hineingestellt seid? Kann auch derselbe dann noch als ein niedriger und verachteter Stand erscheinen, dessen Ihr Ursache hättet, Euch zu schämen? (Denn nicht wahr, das thun ja doch gar Viele unter Euch in ihrer Verblendung, und die städtischen, modischen, herrenmäßigen Kleider, in denen sie stolziren, sollen den ehrlichen Dienstbotenstand verhüllen?) Muß es Euch nicht vielmehr eine Ehre dünken, diesem Stande anzugehören?

Und ob derselbe auch viel Mühseligkeiten und Beschwerden mit sich bringt, lasset Euch ja dadurch nicht irre und unzufrieden machen! denn am Ende hat doch jeder Stand auf Erden seine besondere Beschwerden und eigenthümliche Lasten, und gar oft diejenigen Stände und Berufsarten am meisten, die äußerlich als die leichtesten und bequemsten erscheinen.

Das „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen" behält halt bei jedem Menschen sein Recht, und das „mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang" gilt nicht bloß von dem Acker, den der Landmann bebaut, sondern von jedem Arbeitsfelde, das ein Mensch bebauen mag.

Aber, sagt Ihr mir da, es ist doch gar zu traurig, daß wir gerade die schöne Jugendzeit in solch' schwerem Stande zubringen müssen, die Zeit, da man doch seine Freude haben soll im Leben!

Nun, ich muß Euch offen gestehen, daß ich solche Klagen, wie man sie oft von Euch hören kann, eigentlich nicht recht verstehe. Denn ich meines Theils habe gar oft gedacht, wenn ich von Euch hörte oder Euch sah bei Kirchweihen, im Wirthshause oder auf dem Tanzboden, oder an den Wechseltagen, daß Ihr Euch wohl eher etwas zuviel Jugendfreude machtet, als zu wenig, und Ihr müßt mir erlauben, daß ich darüber nachher noch ein Wörtchen im Vertrauen zu Euch rede.

Allein, wenn Ihr auch wirklich Recht hättet mit Euern Klagen über eine verkümmerte und verbitterte Jugend — kennt Ihr denn nicht das schöne Wort Dessen, den der Apostel da oben Euern rechten, eigentlichen Dienstherrn nennt, und der Euch durch den Mund des Propheten Jeremia zurufen läßt: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage!"

Nun, so lasset Euch dünken, daß der Herr, der Euch in Euren Stand gestellt, und Euch das Joch, das Euch so schwer drückt, aufgeladen hat in Eurer Jugend, das eben nur zu Eurem Besten gethan hat, und traget darum Euer

Joch, als sein Joch, nicht mit Seufzen, sondern mit Freuden. — Und damit Ihr das könnet, so fraget Euch doch nur einmal mit rechtem Ernste, wo es wohl mit Euch hingekommen wäre, wenn der Eigensinn, der Euch vielleicht von Kindheit auf anklebte, so lustig und ungestört hätte fortwuchern können in Euren Herzen, wie er es daheim im Vaterhause that bei den schwachen Eltern? Fraget Euch einmal, ob es für dieses böse Laster nicht eine gar heilsame Arznei war und ist, daß Ihr frühe schon gezwungen wurdet (wie man so zu sagen pflegt), Euern Kopf zu brechen und Euch in anderer Leute Sinn und Willen schicken zu lernen? — Freilich ja, es thut auch in der Jugend wehe, wenn man sich den harten Kopf widerrennen muß, aber in späteren Jahren thut's doch noch viel weher, und es dauert viel länger, bis da die Wunden und Beulen, die man sich stößt, heilen.

Und sehet, der Eigensinn, das ist ja doch nur eine von den vielen Untugenden, an denen das sündige Menschenherz krank ist, und die, wenn nicht schon in der Jugend an ihrer Heilung gearbeitet wird, gleich bösartigen Geschwüren immer weiter und weiter um sich fressen.

So denke ich, ist das Joch eines schweren Dienstes in der Jugend auch eine gar köstliche Arznei gegen den Hochmuth, von dem ja gerade in dieser unserer Zeit die Herzen der Jugend so voll sind.

Wenn da so ein Bürschlein, das daheim bei seinem Vater den Ackerbau nothdürftig gelernt hat und sich nun dünken lässet, er sei schon ein vollkommener Bauer, der von Niemanden mehr etwas lernen könne (Item: ich habe selbst einmal solch' ein Menschenkind in Diensten gehabt!) — wenn der nun hinauskommt zu anderen Leuten und sieht, wie bei denen doch Vieles ganz anders gemacht wird als daheim im Elternhause, und muß sich nun wohl oder übel in die neue Manier fügen, sollte es nicht für den eine gar heilsame, lehrreiche Demüthigung sein, wenn er nach und nach findet, wie die neue Manier doch auch ihr Gutes hat und vielleicht noch viel besser ist, als die daheim erlernte?

Muß er da nicht einsehen lernen, daß es doch gar Vieles in der Welt gibt, was er noch nicht kennt und weiß, und muß er sich dadurch nicht, wenn er nur ein bischen Verstand hat, gründlich curiren lassen von dem leidigen Besser-wissen-wollen und von dem vorwitzigen Darein-Reden, darüber die meisten Herrschaften bei ihren Dienstboten zu klagen haben?

Ja, glaubt es nur: es ist Euch in vielen Stücken ein gar köstlich Ding, daß Euch das Joch der Dienstbarkeit in Eurer Jugend auferlegt ist. Und wenn Ihr nur dies Joch nicht als ein Menschenjoch ansehen lernen wolltet, sondern als ein Joch, das Euch der Herr zu Eurem Besten zu tragen gibt, so würde Euch gewiß das trotzige, unzufriedene Herz bald stille werden, und Ihr würdet Euch Eures schweren Standes freuen lernen, nicht bloß als eines ehrenvollen, sondern auch als eines heilsamen Standes, als einer guten Schule für Euer ganzes späteres Leben.

Aber nun noch Eins, was Ihr bei jenem apostolischen Worte da oben nie vergessen dürft, wenn es Euch recht anschlagen soll als ein heilsames Mittel wider die Noth Eures Standes.

„Lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen!“ — Das will Euch ja auch das an's Herz legen, daß Ihr über dem Menschendienst, in welchem Ihr stehet, niemals außer Augen lassen sollt den Dienst des Herrn, und über den Befehlen, die Euch Eure irdische Herrschaft gibt, niemals vergessen und versäumen dürft die Gebote Eures himmlischen Herrn.

Wenn also Eure Herrschaft schlecht genug sein sollte, Euch z. B. am Sonntage den Besuch des Gottesdienstes zu wehren, oder Euch ohne die dringendste Noth am Sonntage Werkeltags-Arbeit zuzumuthen, dann sollt Ihr Euch sogleich erinnern, daß Ihr dem Herrn mehr zu gehorchen habt als den Menschen, und sollt solche böse Anmuthungen Eurer irdischen Herrschaft freundlich und bescheiden zwar, aber entschieden zurückweisen mit dem Gebote Eueres himmlischen Herrn: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.“

Oder wenn Euch der Herr beföhle, vielleicht auch nur

leise zu versehen gäbe, ihr solltet Hand anlegen an fremdes Eigenthum, solltet z. B. die Marksteine ausackern und dem Nachbar seine Gränzen engern, oder solltet Nachts hinausgehen in den Wald, eine Deichsel oder einen Leiterbaum abzuschneiden, und was solcher seinen Zumuthungen mehr sind: — da sollt Ihr den Kopf schütteln und sagen: „Nein, Herr, das will ich lieber nicht thun; denn mein Herr da droben im Himmel befiehlt mir: Du sollst nicht stehlen!“

Freilich mag's dann wohl kommen, daß Euch Euer Herr böse wird, weil er sich vor Eurer Redlichkeit und Frömmigkeit schämen muß, und daß Ihr einen schlimmen Stand bei ihm bekommt, aber was thut das? Ein unbeflecktes Gewissen ist doch, denke ich, mehr werth, als ein freundliches Gesicht, und sollte Euch die Herrschaft gar zu arg auf dem Nacken sitzen — nun so ist ja, wie Ihr selbst so gerne sagt, Euer Jahr an keinen Pfahl gebunden. Es ist dann am besten, Ihr verlaßt solchen Dienst ganz, je eher, je lieber, und entfliehet der Versuchung. Denn, wer weiß, ob Ihr stark genug seid, auf die Dauer immer den bösen Zumuthungen Eurer Herrschaft zu widerstehen, und mit dem treuen Knechte Joseph zu sprechen: „Wie sollt' ich ein so groß Uebel thun und wider meinen Gott sündigen?!“

„Ja, lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen!“ Aber vergesset doch dabei auch nicht, daß Euer Dienst, mit dem Ihr dem Herrn dienen sollt nach seinem Willen, eben darin besteht, daß Ihr den Menschen, die Euch der Herr, Euer Gott, als Eure leiblichen Herrn vorgesetzt hat, recht dienet, so wie Er es Euch heißt.

Und da will ich Euch denn einen anderen Spruch hierhersetzen, der Euch klar und bündig sagt, wie Ihr nach Gottes Willen recht dienen sollt. Ich kann mir zwar wohl denken, daß derselbe Euch weniger behagen, weniger schön und lieblich vorkommen wird, als der vorige; aber er ist, wenn es mit der Noth in Eurem Stande besser werden soll, ebenso wichtig als jener, und es thut recht sehr Noth, daß Ihr ihn Euch nicht bloß tief in das Herz schreibt, sondern

ihn auch fort und fort Eure Regel und Richtschnur sein lasset bei Allem, was Ihr thut. — Also

Zweites Mittel: „Ihr Knechte, seid gehorsam Euern leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit Eueres Herzens, als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß Ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen." (Ephes. 6, 5. 6.)

Da gibt's nun dreierlei zu merken für Euch.

Erstlich: Seid gehorsam Euern leiblichen Herrn!

Nun, denkt da vielleicht der Eine oder die Andere, das versteht sich ja doch wohl von selber; denn dazu miethet und bezahlt uns ja doch die Herrschaft, daß wir ihr gehorchen und ihren Willen thun.

Nun ja, ich denke auch so, und jeder verständige Dienstbote wird ebenfalls nicht anders denken können. — Aber der liebe Unverstand, der so Vielen unter Euch im Kopfe steckt, der denkt doch häufig anders und macht die Rechnung so: Wenn ich meiner Herrschaft die Arbeit thun und mich für sie plagen soll, so will ich auch meinen eigenen Willen haben, und ich kann es für mein Leben nicht ausstehen, wenn mir in Alles dareingeredet wird, und bald der Herr, bald die Frau kommt, um zu commandiren.

Nun, wißt Ihr, was mir bei solchen Rechnungen, die ich oft genug selbst mit trotzigem Munde habe machen hören, immer eingefallen ist? — Das Wort eines lieben, treuen Freundes — Gott hab' ihn selig! — der es auch mit Euch gar wohl gemeint und Eure Schäden und Gebrechen auf warmem, theilnehmendem Herzen getragen, der Euch auch einmal einen offenen Brief geschrieben hat, welcher vielleicht Einem oder dem Andern von Euch einmal in die Hände gekommen ist. Seht, wie der in diesem Briefe auf den Ungehorsam und die Eigenwilligkeit zu reden kommt, wodurch so Viele von Euch sich wie den Herrschaften das Leben verbitterten, da sagt er: „Das kommt mir gerade vor, als

wenn mein Schneider, der mir das Maß zu einem Rocke nehmen soll, sagen wollte: Ich brauche kein Maß, ich schneidere wie ich will!"

Nun, was würdet Ihr von solch' einem Schneider denken? — Ihr würdet ihn für einen Narren halten, nicht wahr? Und weit neben die Scheibe hättet Ihr damit nicht geschossen. — Aber nun spiegelt Ihr Euch einmal in dem Bilde solch' eines Schneiders und sagt mir: was Ihr denn seid, wenn Ihr die Arbeit, die Euch Eure Herrschaft aufträgt, nicht so machen wollt, wie es der Herrschaft gut dünkt und passend ist, sondern wie Ihr wollet? — — — — —

Freilich, wenn Euch die Herrschaft einen Befehl gibt, von dem Ihr klar vor Augen seht, daß er verkehrt ist — und das passirt ja wohl zuweilen einem Herrn oder einer Frau, wenn ihnen gar zu vielerlei durch den Kopf geht — da ist's gar nicht schön, wenn Ihr dann gleich daran geht, den Befehl auszuführen, und kitzelt Euch schon im Voraus über den Schaden, der daraus der Herrschaft erwachsen, oder über den Spott und Hohn anderer Leute, den sie dadurch einernten werden. Nein, da soll ein rechter Knecht und eine rechte Magd zuvor in bescheidener Weise auf das Verkehrte des Befehls die Herrschaft hinweisen und um einen anderen Befehl bitten. Und wer nur sonst immer der Herrschaft auf's Wort gehorcht, der wird gewiß Solches nicht umsonst thun, sondern die Herrschaft wird auf sein Wort hören, weil sie überzeugt ist, daß es nicht aus Ungehorsam, sondern aus wohlmeinendem Herzen geredet ist. — Besteht sie aber dennoch auf ihrem Willen, nun so habt Ihr Eure erste Schuldigkeit gethan, und Eure zweite ist nun die, daß Ihr ohne weitere Widerrede gehorcht; denn auch den wunderlichen Herrn heißt Euch der Apostel unterthan sein. (1. Petri 2, 18.)

Das mag Euch denn allerdings wohl sauer ankommen; aber gut und heilsam ist es Euch doch. Denn, nicht wahr, Jedes unter Euch denkt doch daran und hofft, auch mit der Zeit einmal selbstständig und sein eigener Herr zu werden, und dann selber vielleicht auch Knecht oder Magd unter sich zu haben und denen zu befehlen? Wißt Ihr aber, wer allein

im Stande ist, recht zu befehlen und den Herrn zu spielen (im guten Sinne des Wortes)? Nur Derjenige, welcher recht gehorchen gelernt hat! Merkt's!

Zweitens heißt's aber da oben beim Apostel: Seid gehorsam Euern leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern! Da kann ich mir denn lebhaft denken, wie Ihr bei diesem Worte stutzig werdet und verwundert aufschaut und gar nicht meint, daß es so heißen könne, und wie Ihr dann, wenn Ihr seht, daß es doch so heißt, von einem geheimen Widerwillen ergriffen werdet, weil Ihr dabei an Den oder Jene von Euern Kameraden denkt, die immer in der Angst sind vor ihrer Herrschaft und zittern und kriechen wie der Hund, der Schläge verdient hat, und weil Ihr nun meint, Die sollten Euch mit jenem Worte des Apostels als Vorbilder hingestellt werden.

Aber an solche elende Wichte hat der Apostel Paulus sicher nicht gedacht, als er Euch anbefohl, gehorsam zu sein mit Furcht und Zittern — und meinet Ihr denn, ich wollte Euch dieselben zum Vorbild hinstellen? Behüte mich Gott! Nein, ich sage vielmehr: Pfui der Schande über solche Menschen, denen man an ihrem kriechenden Wesen entweder das böse Gewissen absieht, das sie in sich tragen, oder aber die Erbärmlichkeit, die sich durch solch' hündisches Wesen in den Augen der Herrschaft einen Werth zu geben sucht, den sie durch Nichts sonst hat!

Nein, die Furcht und das Zittern, die Euch der Apostel dort anbefiehlt, die sollen lediglich die gewissenhafte ängstliche Sorgfalt bezeichnen, deren Ihr Euch in Euerem Dienste befleißigen müßt, die gewissenhafte, ängstliche Sorgfalt, die stets befürchtet, nicht die volle Schuldigkeit gethan zu haben, und darum unverdrossen ist bei Tag und bei Nacht. — Und zwar soll diese ängstliche Sorgfalt keine bloß erheuchelte, sondern eine aufrichtige sein, soll „in Einfältigkeit des Herzens" geschehen, nicht aber so, daß das Herz widerwillig ist zu dem, was die Hände eifrig thun. Es soll dieser sorgfaltige Gehorsam, der sich selbst niemals genug thun kann, aus einem Herzen fließen, das immerdar seines himmlischen

Herrn eingedenk ist und nie vergißt, daß es vor Dem einmal Rechenschaft geben muß. Darum setzt ja auch der Apostel bei seiner Mahnung hinzu, Ihr solltet mit Furcht und Zittern gehorsam sein „als Christo," das heißt, als ob der Euer Herr wäre, als ob Ihr für den wirktet und arbeitetet. Und darum sagt er ja drittens auch, daß Ihr den Gehorsam gegen Eure Herrschaft nicht mit Dienst allein vor Augen leisten sollet, als den Menschen zu gefallen.

Auf was der Apostel mit diesen Worten hindeutet, das wißt Ihr ohne Zweifel Alle, ohne daß ich es nöthig hätte, Euch zu sagen, und wenn man Euere Herrschaften über Euch hört, so will es fast scheinen, als leidet Ihr auch Alle mehr oder weniger an diesem schändlichen Laster der Augendienerei.

Denn das ist ja fast dieselbe Klage in dem Munde aller Herrschaften: Wenn man nicht den ganzen lieben Tag draußen bei den Leuten ist und ihnen fortwährend aufsieht, so wird nichts Rechtes geschafft. So lange man bei ihnen ist, arbeiten sie, als ob Alles in Einer Stunde fertig werden müßte; aber kaum hat man den Rücken nur verwandt, so ist auch der Eifer am Ende, und die Arbeit geht nicht rascher vorwärts, als die Schnecke auf einem Stoppelfelde!

Aber wißt Ihr denn auch, wem Ihr mit solcher Augendienerei den größten Schaden thut? — Euch selbst!

Von dem allergrößten und allerschlimmsten Schaden will ich gar nicht einmal reden, von dem nämlich, daß Ihr durch solch' augendienerisches Wesen Euch immer tiefer hineinstürzt in die Heuchelei und das Lügenwesen, wovon ja doch geschrieben steht, daß Solches eigene Werke des Teufels seien, und daß Ihr dadurch Euer Seelenheil auf das Entsetzlichste gefährdet. — Nein, wie schadet Ihr Euch dadurch ja auch so gewaltig für Euer zeitliches Wohlergehen!

Denn, wenn einmal die Herrschaft hinter Eure Augendienerei kommt — und allzulange kann das ja doch nicht ausbleiben — muß sie dann nicht alles Vertrauen zu Euch verlieren? Wird sie Euch nicht, sobald als möglich, los zu werden suchen, und wenn sie ehrlich ist, Euch auch in Euer Dienstbuch schreiben, weß Geistes Kinder Ihr seid? Werdet

Ihr nicht gar bald zu Denen gehören, die mindestens alle Jahre ihren Dienst wechseln müssen, weil eben ihr Lügenwesen nirgends länger vorhält, die sich am Ende mit den schlechtesten und verrufensten Plätzen begnügen müssen, weil ihnen der gute Name verloren gegangen ist, der allein zu einem guten Dienste verhilft?

Und dann, wenn Ihr einmal selbstständig geworden seid und Euer eigen Hauswesen zu führen, Eure eigene Arbeit zu thun habt, wird es Euch dann nicht nachgehen Euer Leben lang, wenn Ihr in der Jugend Euch an das faule, nachlässige, augendienerische Wesen gewöhnt und nicht gelernt habt, nachhaltig und gleichmäßig zu arbeiten, mochte das Auge des Herrn oder der Frau dabei sein oder nicht? — Ach ja, glaubt's dem alten Spinnstubenschreiber, der nun schon eine langjährige Erfahrung hinter sich, und den Verlauf manches Menschenlebens beobachtet hat, daß in keinem Stande mehr als in dem Eurigen das Sprüchwort mit der Zeit ein Wahrwort wird: „Untreue schlägt ihren eigenen Herrn."

Vergesset es d'rum nicht, wo Ihr auch sein möget, daß, wenn auch das Auge Eures leiblichen Herrn Euch nicht sehen kann bei Eurer Arbeit, doch Ein Auge über Euch ist allewege, dem nichts verborgen bleibt, das Auge Eures Herrn im Himmel, und suchet vor Allem darnach, wie Ihr diesem allsehenden Auge wohlgefällig werden möget durch Treue in Eurem Berufe, und zwar durch Treue und Gewissenhaftigkeit auch im Kleinsten. — Freilich, ich weiß es wohl, daß Euch solche gewissenhafte Treue oft recht schwer gemacht wird, zumal da, wo mehrere Dienstboten in einem Hause zusammen sind. Will da Einer eine Ausnahme machen und sich nicht mit betheiligen an dem Belügen und Betrügen der Herrschaft, das die Anderen in der schamlosesten Weise treiben, so muß er gleich ein „Spion" oder ein „Fuchsschwänzer" heißen, wird überall mit feindseligen Augen angesehen, mit boshaften Redensarten gestichelt, mit Unannehmlichkeiten aller Art verfolgt, bis er entweder so schwach ist, das böse Spiel der Anderen mitzuspielen, oder bis er seinen Bündel macht und weiter zieht!

Und wohl Dem, der lieber das Letztere erwählt und so das dritte Mittel nicht verachtet, das da lautet:

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!" (Sprüche Sal. 1, 10.)

Und sehet, dieses Mittel muß auch so recht Eure tägliche Arznei werden, Ihr lieben Knechte und Mägde; denn wo ist wohl mehr Lockung und Versuchung durch böse Buben, als in Eurem Stande und in Eurem Alter?

Eine Art von solchen bösen Buben habe ich Euch ja eben schon angeführt, und wollte Gott, Ihr Alle hütetet Euch vor ihnen wie vor Feuer! Denn sie nehmen Euch, wenn Ihr ihren Lockungen folgt und Euch zur Untreue gegen Eure Herrschaft verführen lasset, das Höchste und Beste, Euer gutes Gewissen und Euern guten Namen. — Und doch sind diese böse Buben — Item: sie haben aber nicht immer Mannskleider an! — noch lange nicht die schlimmsten und gefährlichsten für Euch, eben weil sie sich durch ihre Lockungen sogleich als böse Buben erweisen und darum doch wohl nur bei Denjenigen unter Euch Anklang und Eingang finden können, die schon alle heilige Scheu vor dem Bösen verloren haben.

Nein, ich will Euch einmal ein paar andere Arten von bösen Buben zeigen, die Euch viel gefährlicher sind, weil sie in dem harmlosen Gewande der Unschuld vor Euch hintreten, oder in dem verführerischen Kleide der sogenannten „guten Freunde," denen Ihr willig und ohne alles Bedenken Eure Ohren und Herzen aufthut. Hört einmal zu!

Da seid Ihr eben in einen Dienst eingetreten, und vielleicht ist es gar der erste, mit welchem Ihr das Vaterhaus vertauschen mußtet. Noch klingen Euch die ernsten, liebevollen Mahnworte in den Ohren, mit denen Euch Eure frommen Eltern weinend entlassen haben, oder die Euch Euer treuer Seelsorger mit auf den Weg gegeben hat, und es ist Euer fester, aufrichtiger Vorsatz, ein treuer Knecht, eine treue Magd zu werden, die dem Herrn dienen mit ihrem menschlichen Dienst. Ihr thut in der Woche vom ersten Strahl

der Morgensonne an bis in die späte Nacht hinein treu und gewissenhaft Eure Arbeit, und laßt es Euch recht sauer werden, in allen Stücken es Eurer Herrschaft recht zu machen. Und wenn der Sonntag kommt, so wollt Ihr es auch Eurem himmlischen Herrn recht machen und versäumt es nicht, am Morgen, wenn es irgend möglich ist, in die Kirche zu kommen und am Nachmittage stille zu Hause zu bleiben an Eurer Bibel und an dem oder jenem guten Buche.

Das geht denn vielleicht so einige Wochen ruhig fort. Dann aber habt Ihr unter Euren Kameraden die oder jene Bekanntschaft gemacht, oder, wenn Ihr noch Mitgesinde im Hause habt, seid Ihr mit denen in Kameradschaft getreten und vielleicht gut Freund geworden.

Kommt nun der Sonntag Nachmittag, dann lautet und geht es schon ganz anders. „Wer wird sich denn auch den ganzen Sonntag an die Bücher setzen?“ redet man dir zu. „Wenn man die ganze Woche geschafft und sich gequält hat, so gebührt Einem doch am Sonntage eine Erholung, und ohnehin heißt's ja sogar in der Bibel: Freue dich Jüngling in deiner Jugend! Also darf man sich auch wohl Sonntags eine Freude machen,“ u. s. w. u. s. w.

Dagegen weißt du denn allerdings nichts einzuwenden, und lässest dich gerne bereden zu einem Spaziergange in Feld oder Wald, wobei denn auch wohl mit fröhlichem Munde Eins gesungen wird. Und es ist ja auch in der That dagegen nichts einzuwenden, zumal wenn die Lieder, die Ihr dabei singt, nicht schandbare Zotenlieder sind, wie man sie leider oft genug hören muß, sondern wenn es die schönen Volks- und Vaterlandslieder sind, die Ihr in Euern Schulen lernt. — Und ich kann Euch versichern, daß es mir in dem lieben Gebirgsdorfe, wo ich früher lebte, oft eine rechte Sonntagsfreude gewesen ist, wenn ich an so einem schönen Sommer-Sonntagabende im Fenster lag und aus dem Munde des lustwandelnden Jungvolkes allerlei liebliche, je und dann auch wohl geistliche Lieder über die stillen Fluren schallen hörte.

Aber wenn es nur auch mit dieser Sonntagsfreude dann

sein Bewenden bei Euch hätte! Wenn nur nicht hinter derselben auch das Wirthshaus käme und das Kartenspiel und der Tanzboden und das Nachtschwärmen! — Aber wie rasch werden dir nun auch deine Kameraden damit kommen! Wie werden sie dich mit süßen Worten zu überreden suchen (zumal wenn sie wittern, daß du ein paar Kreuzer in der Tasche hast!), daß du nur einmal mitgehen und zusehen mögest, wie es da oder dort so lustig hergehe; das Zusehen schade dir ja doch nichts, und selbst deine Eltern würden nichts dagegen einwenden, wenn sie da wären; und wenn es dir etwa um das Geld wäre, nun so solle es dich keinen Pfennig kosten, sie wollten dich heute einmal freihalten, und wie die Redensarten etwa weiter lauten, womit man dir eines deiner Bedenken nach dem anderen auszureden sucht.

Das lautet dir denn gar freundlich und lieblich in die Ohren, und du freust dich vielleicht der guten Kameraden, die du so schnell gewonnen hast und die sich so treulich deiner annehmen. — Aber siehst du denn nicht hinter den süßen, freundlichen Worten die Gesichter der böſen Buben, die dich locken wollen? Gehe du nur einmal hin und folge ihnen, wie werden sie dich so schnell in ihrem Garne haben! Wie werden sie dich immer tiefer hineinziehen in ihr liederliches Leben! Und wenn dir nicht von irgend einem wohlmeinenden Herzen, vielleicht von deinem Herrn selbst, der deinem Rückgange mit rechtem Schmerze zusieht, die Augen geöffnet werden, wie bald werden dich deine „guten Kameraden" zu dem gemacht haben, was sie selber sind: zu einem bösen Buben, zu einem Säufer, Spieler, Nachtschwärmer, oder zu einer leichtfertigen Dirne, deren Ende Schande und Elend ist!

Doch da sehe ich im Geiste voraus, wie der Gevatter den Kopf schüttelt und spricht: „halt, Spinnstubenschreiber, zu arg darf man's doch auch nicht machen; denn allzuspitz sticht nicht und allzuscharf schneidet nicht. Soll denn ein Knecht, der die ganze Woche gearbeitet hat, nicht auch einmal am Sonntage ein Glas Bier trinken dürfen? Und wie wollt Ihr dem jungen Volke wehren, auch einmal ein Tänzchen zu machen, wenn „das dürre Holz rappelt?" — Und

damit, daß Einer je und dann einmal ins Wirthshaus geht oder sich einmal bei einer Tanzgelegenheit einen lustigen Tarz macht, ist er ja doch noch lange kein Säufer, Spieler und Nachtschwärmer, oder ein Mädchen gar, wie Ihr sagt, eine leichtfertige Dirne."

Nun ja, Gevatter, Ihr habt Recht: ist es nicht, kann es aber gar leicht werden. Denn kein Boden ist glatter und schlüpfriger und bringt eher zu Fall, als der Wirthshausboden, und wären auch die Diele daran so alt, daß sie überall Löcher hätten. — Und keine Reden sind glatter und lockender und gehen süßer ein, als die der sogenannten guten Kameraden, wenn sie so ein junges argloses Herz bethören wollen, daß es die guten Gedanken und Entschlüsse über Bord werfe, die es aus dem Elternhause mitgebracht hat, und die ihnen ein Dorn im Auge und ein Stachel im Herzen sind, weil sie sich in ihrer Nichtsnutzigkeit davor schämen müssen.

Ich wollte ja aber auch mit dem, was ich da oben geschrieben habe, nur warnen vor den böſen Buben, und meinen Freunden, für die ich schreibe, den Knechten und Mägden, recht ernst die Mahnung an das Herz legen, daß sie ja sehr vorsichtig und behutsam sein möchten in der Wahl ihrer Kameraden und nicht gleich dem Ersten, dem Besten, der sich ihnen mit süßen, freundlichen Worten naht, trauen und ihm folgen sollten. Denn, nicht wahr, das wißt Ihr ja auch, Gevatter, als ein alter Knabe, der Ihr seid, daß das, was sich Einem zuerst und am festesten an die Füße hängt, wenn man draußen geht — der Gassendreck ist (mit Verlaub zu reden!). Und weil Ihr nun doch einmal davon angefangen habt, so will ich Euch auch noch kurz sagen, was ich von dem Wirthshaus-Gehen und von dem Tanzen halte, zumal bei den Knechten und Mägden.

Für eine Sünde halte ich das Wirthshaus-Gehen keineswegs und kann's und will's einem Knechte, der sich's die ganze Woche über hat sauer werden lassen in seiner Arbeit, nicht verdenken, wenn er am Sonntage im Wirthshause ein Glas Bier trinkt, oder, wenn es dazu bei ihm langt, selbst

ein halb Schöppchen Wein. Aber seht, Gevatter, das Glas Bier und das halbe Schöppchen Wein die haben gewöhnlich bei dem jungen Volke einen mächtig langen Schwanz, nämlich nicht bloß noch mehrere Gläser und halbe Schöppchen, dazu die „schöne Gesellschaft" im Wirthshause Lust macht, sondern auch wohl noch ein Kartenspielchen, dem man sich wiederum „der schönen Gesellschaft" zu Gefallen nicht wohl entziehen kann, ohne dieselbe zu beleidigen oder sich vor ihr lächerlich zu machen. — Was nun aber daran Alles baumelt, wenn allmälig eine Gewohnheit daraus wird, und wie es im Sprüchworte heißt, der Appetit über dem Essen kommt, das will ich Euch so klar und sicher vorrechnen, als wenn es ein Stück aus dem Einmal-Eins wäre. Daran hängt vorab die Liederlichkeit, die nichts Höheres und Köstlicheres kennt als das Wirthshausleben und Alles liegen und stehen läßt, um nur zu rechter Zeit hinter dem Glase und hinter den Karten sitzen zu können. Daran hängt dann weiter am andern Tage der Unmuth und die Unlust zur Arbeit, wenn es am Abend über den Durst gegangen und wenn etwa beim Kartenspiel so ein Wochenlohn oder auch mehr extra draufgegangen ist. Daran hängen dann weiter die Schulden und was sie immer mit sich bringen, die Ungeduld und die Unzufriedenheit mit dem Lohne, der eben halt nie reichen will, die Kreide des Wirthes zu löschen. — Und wie oft hängt ja dann auch noch weiter daran das Bestehlen der Herrschaft, das Veruntreuen, um Wirthshausgeld herauszuschlagen, und was daraus folgt: Schimpf und Schande, Gefängniß und Arbeitlosigkeit, und endlich ganz im Hintergrunde — — der Bettelsack!

Oder ist's etwa nicht so, Gevatter? Nun darum denke ich, ist die Warnung vor den bösen Buben, die in's Wirthshaus locken, doch nicht so gar übel, und will ich sie trotz Eurem Kopfschütteln stehen lassen, wo sie steht. Schaden kann sie ja doch gewiß nichts.

Daß aber auch die Mägde in's Wirthshaus laufen und da, auch wenn keine Tanzmusik ist, die halbe oder gar ganze Sonntagsnacht jauhageln und wirthschaften, daß Einem über

solche Scham- und Zuchtlosigkeit die Haare sich sträuben, — nun, Gevatter, ich denke doch, darüber sind wir Eines Sinnes, und Euer Kopfschütteln gilt höchstens der traurigen Wahrheit, daß etwas der Art überhaupt nur möglich ist.

Und nun das Tanzen. — Das halte ich an und für sich auch durchaus für keine Sünde und will es drum auch dem jungen Volke nicht verargen, so lange es eben Gefallen daran finden kann, und wenn es in Zucht und Ehren geschieht, etwa unter den Augen der Alten. — Aber wenn ich mir dann so ein armes Knechtlein denke, das da in seinem Unverstande meint, es müsse auf jedem Tanzboden „den Wilden" spielen, wenn es etwas gelten solle bei den Leuten, und das nun mit seinen sauer verdienten Groschen um sich wirft, als wären sie ihm nur so eben in die Tasche geflogen kommen, dann glaube ich, würde es mir, wenn ich dabei wäre, in den Fingern zucken, einem Musikanten die Fiedel aus der Hand zu nehmen und sie dem dummen Tropf um die Ohren zu schlagen, daß er es eine ganze Woche noch klingen hörte. Na, und wer weiß, ob das nicht probatum wäre, so einem Bürschlein das „dürre Holz" für immer zu verleiden und ihn dahin zu bringen, daß er sein Geld lieber in die Sparkasse trüge, als in des Wirths und der Musikanten Taschen?

Und dann seht Euch einmal die Mägde an, Gevatter, wenn sie nach dem Tanzboden stolziren (hab' sie oft genug an meinen Fenstern müssen vorbeiziehen sehen!), behangen mit fliegenden Bändern und Haarverzierungen, für die sie vielleicht den achten oder zehnten Theil ihres ganzen Jahreslohnes der Putzmacherin haben geben müssen, angethan mit ihren besten Kleidern — und denkt Euch dann, wie sie nach der durchschwärmten Nacht aussehen mögen, zerrissen und befleckt (und ach, wer weiß, ob bloß an den Kleidern!) —

Na seht, Gevatter, da habt Ihr mich ganz in den Harnisch gebracht mit Eurem Kopfschütteln von vorhin und seid Schuld daran, daß mir einmal wieder das Herz mit der Feder davongelaufen ist!

Ihr aber, meine jungen Freunde, nehmt mir's nicht

übel, daß ich Euch da einmal in einen Spiegel habe schauen lassen, der vielleicht Vielen von Euch ein garstiges Bild zeigt, wenn Ihr hineinsieht, sondern denkt, der Spinnstubenschreiber meine es doch ganz gewiß gut mit Euch, daß er so in den Eifer kommen kann um Euretwillen, und lasset es nicht in den Wind gesprochen sein, wenn ich Euch noch einmal warne vor den bösen Buben, die Euch durch ihre verführerischen Künste in solchen Leichtsinn hineinlocken wollen.

Aber auch noch vor einer anderen Art von bösen Buben möchte ich Euch dringend und freundlich warnen, die Euch ebenfalls oft genug großen Schaden thun, weil Ihr sie für Eure „gute Freunde" haltet und darum ihrem Rathe blindlings folgt, während sie doch mit all' ihrem Rath nur vielleicht ihren eigenen Vortheil, jedenfalls aber Euren Nachtheil suchen.

Ich denke da an Diejenigen, die Euch gegen Eure Herrschaft aufhetzen und zwischen sie und Euch den verderblichen Samen des Mißtrauens und der Zwietracht säen. — Ja, das sind auch böse, böse Buben (freilich vielleicht schon mit grauem Haar), vor denen Ihr Euch wohl hüten müßt. Denn sehet, gerade das Mißtrauen gegen Eure Herrschaften, dazu sie Euch verlocken, der feindselige mürrische Sinn, der zur Herrschaft kein Herz fassen mag und auch hinter dem freundlichsten, liebevollsten Benehmen derselben nur Selbstsucht und Eigennutz wittert, die sind es, die Euch im Hause der Herrschaft nie recht heimisch werden lassen, die sind Eure ärgsten, gefährlichsten Feinde, weil sie Eure Herzen verbittern und Euch um die Lust und Freude an Eurem Berufe betrügen. Und doch, wie leicht laßt Ihr Euch dazu verlocken und geht blindlings hinein in das Garn der bösen Verführer!

Da hat Euch vielleicht der Herr oder die Frau über Etwas getadelt, worüber Ihr glaubtet, keinen Tadel verdient zu haben, oder hat Euch eine Arbeit aufgetragen, die nicht nach Eurem Sinne war, die etwa nicht zu Eurem vorausbedungenen Arbeitskreis gehörte, oder die auch vielleicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausging. — Nun, dann muß es schon sehr gut gegangen sein, wenn Ihr gegen die Herrschaft schwieget und noch so viel Respect vor ihr hattet,

den Tadel ſtille hinzunehmen und die aufgetragene Arbeit zu thun. Meiſtentheils kommen ja in ſolchen Fällen bei Euch die trotzigen Worte, womit Ihr meint, Euer Recht wahren zu müſſen, und die frechen Reden, womit Ihr jede außergewöhnliche Arbeit von Euch abwehrt, wenn Ihr auch hundert Mal begreift, daß dieſelbe gethan ſein muß, und daß ſie doch Herr oder Frau nicht wohl ſelbſt thun können.

Aber, wenn Ihr es auch wirklich ſolltet über's Herz gebracht haben, der Herrſchaft gegenüber zu ſchweigen und Euern innern Grimm nicht herauszupoltern, wißt Ihr, wo Euch dann doch ſicherlich der Mund aufgeht und das zum Zerſpringen volle Herz ſich Luft macht? — Nun, wo anders, als Abends in der Maje, oder im Wirthshauſe, oder an der Waſchhütte, oder am Brunnen? Ja, da poltert nun Euer Zorn hervor, und es geht über die Herrſchaft her, daß auch kein gutes Haar mehr an ihr bliebe, wenn Eure Worte Scheermeſſer wären. — Und, nicht wahr, da dauert es denn gar nicht lange, daß Eure Worte hier und da ein Echo finden?

„Wo würde ich mir ſo Etwas gefallen laſſen," heißt's da von der einen Seite, „ein Kerl wie du, der nur die fünf Finger auszuſtrecken braucht, um gleich zehn andere Dienſte zu haben, alle beſſer als dein jetziger!"

„Ja, ja, ſo machen ſie es," ruft dann ein Anderer, „wenn man noch ſo viel ſchafft und ſich quält, ſo iſt es ihnen doch nie genug, und ſie möchten auch den letzten Tropfen Jugendkraft aus Einem herauspreſſen für den lumpigen Lohn, den ſie geben!"

„Ei, denen hätte ich es aber einmal geſagt," ſchreit nun der Dritte, „wenn ich an deiner Stelle geweſen wäre! Denen hätte ich einmal das Maul ſo voll gegeben, daß ſie ein ander Mal gewiß mit ihrem Räſonniren lieber ſtille geſchwiegen hätten!"

Und ſolche Worte, die kommen Euch dann vor wie köſtliche Pflaſter auf Euere Herzenswunde, und wenn es Einer nur jetzt recht verſteht, Euch noch mit Rühmen und Schmeicheln den Kopf dick zu machen, wie man zu ſagen

pfleat, so haltet Ihr Den für Euern besten, treuesten Freund und möchtet ihm in Eurem Entzücken über seine freundlichen Worte am liebsten gleich um den Hals fallen.

Wißt Ihr aber, was Die sind, die so zu Euch reden und Euch hinterstellen und aufhetzen gegen die Herrschaft und wohl gar mit dem guten Rathe endigen, Ihr sollet gleich hingehen und solch' einer Herrschaft den Dienst aufsagen und sie einmal recht übel daran bringen? — Böse Buben sind es, die sich 'entweder in die Faust lachen, wenn es ihnen gelungen ist, Euch in den Harnisch zu jagen und sich an Euern polternden, prahlenden Reden ergötzen wie an einem Lustspiele im Theater, oder aber die Euch gerne dienstlos machen möchten, um Euch dann selbst für ein paar Thaler miethen und Euch recht ausnutzen zu können. Denn das ist ja leider durchaus nichts Seltenes, daß selbst eine Herrschaft der andern ihr Gesinde zu diesem Zwecke verhetzt und abzuspannen sucht. Pfui der Schande über solche Gemeinheit!

Wißt Ihr aber auch, was Ihr seid, wenn Ihr Euch von solchen bösen Buben locken und verleiten lasset? — Nun, ich will es nicht sagen, damit Ihr nicht ärgerlich auf mich werdet. Saget es Euch aber doch ja selbst und lasset Euch dann die Augen aufgehen, daß Ihr einsehet, wer es eigentlich gut mit Euch meint, ob solche Aufhetzer und Schmeichler, die Euch schön und lieblich in's Angesicht sprechen, auf den Rücken aber Euch verspotten und verhöhnen — oder ob Eure Herrschaft, die Euch in's Gesicht tadelt und straft, wenn Ihr 'was Unrechtes gemacht habt, die aber dabei nur die treue, wohlmeinende Absicht hegt, Euch zu erziehen und für Euer wahres Wohlergehen zu sorgen.

Und solche Herrschaften gibt's ja doch Gottlob noch genug, die es nicht vergessen, daß sie an ihrem Gesinde Elternstelle zu vertreten haben und darum über dasselbe wachen mit Augen der Liebe und der Treue! — Und habt Ihr solch' eine gefunden, bei der Ihr es herausfühlt, daß sie es gut mit Euch meint, wenn sie Euch auch manchmal gehörig den Kopf zurechtsetzt, so haltet sie in rechten Ehren und faßt ein Herz zu ihr und habt Vertrauen zu ihr, und,

was ich Euch noch einmal ſagen will: Hütet Euch vor den böſen Buben, von denen ich da oben geredet habe.

Und da möchte ich Euch denn zum Schluſſe noch ein Mittel herſchreiben, das mir bei dem eben Geſagten einfällt, und das, wenn es auch das letzte ſein ſoll, doch darum nicht das ſchlechteſte iſt, die Noth zu heilen, darunter doch auch Ihr ſeufzet. — Alſo

Viertes Mittel: „Es iſt aber ein großer Gewinn, wer gottſelig iſt und läſſet ihm genügen!“ (1. Timoth. 6, 6.)

Aha, denkt Ihr da gewiß bei den letzten Worten, jetzt kommt doch wohl auch die Rede auf das, worauf wir ſchon lange gewartet haben, weil es ja doch am Ende bei uns die Hauptſache iſt — auf den Lohn.

Und Ihr habt Recht, davon ſoll auch jetzt die Rede ſein, und zwar nicht bloß von dem Lohne, welchen Euch Eure Herrſchaft zu Weihnachten auszahlt, ſondern auch zum Schluſſe von dem Lohne, welchen Euer himmliſcher Herr für Euch in Bereitſchaft hält. Denn auf beide Arten von Lohn weiſt ja jener Spruch da oben hin.

Da will's Euch denn wohl ſchwerlich gefallen, daß es heißt, es ſei ein großer Gewinn, wer ſich genügen laſſe. Denn das habt Ihr gleich weg, daß das auf den irdiſchen Lohn geht, und daß Euch damit an das Herz gelegt wird, keine zu hohe und übertriebene Anſprüche auf Lohn zu machen. — Aber, ſagt Ihr, das iſt ja gerade das Elend, daß die Herrſchaften uns zu wenig Lohn geben, ſo daß man unmöglich damit auskommen und noch weniger daran denken kann, etwas zurückzulegen und zu erſparen. Da plagt und quält man ſich denn ſeine ganze liebe Jugendzeit hindurch, und wenn man dann alt geworden iſt und ſich einmal einen eigenen Hausſtand gründen will, ſo muß man am Ende mit Schulden anfangen und iſt zeitlebens dann verurtheilt, in den Armemanns-Schuhen zu gehen.

Nun, damit Ihr nicht von mir denkt, ich hätte kein Ohr und kein Herz für ſolche Klagen aus Eurem Munde

und sei Euch das, wofür Ihr in Eurem Unverstand von vornherein alle Die haltet, die selbst Gesinde haben: Euer Gegner, so will ich Euch auf das verweisen, was ich im vorigen Jahrgange der Spinnstube den Herrschaften an's Herz gelegt habe, daß sie nämlich ihrem Gesinde beweisen sollten, was recht und billig ist, und also auch in Bezug auf den Lohn nicht knausern und geizen dürften. Und weil ich mir denken kann, daß Ihr so Etwas gerne hört, so will ich's auch hier zu Euch noch einmal sagen, daß es unrecht von einer Herrschaft ist, großes Unrecht, wenn sie nicht ihrem Gesinde den gebührenden Lohn gibt.

Aber was ist ein gebührender Lohn? Darüber sind eben die Meinungen außerordentlich verschieden. Wenn man die Herrschaften hört, so klagen die ja wohl sammt und sonders einstimmig, daß es fast nicht mehr zu machen sei mit dem übertriebenen Lohne, den das Gesinde fordere, und mit dem es gar noch alle Jahre aufschlagen wolle. — Und wenn man Euch anhört, so klagt Ihr ja über das Gegentheil und beschwert Euch ganz gewaltig, daß Ihr, die Ihr doch mit Eurer Arbeit der Herrschaft das Geld verdienen müßtet, dann nur mit ein paar elenden Thalern abgespeist würdet, während die Herrschaft alle Jahre reicher werde.

Nun, es kann mir ja natürlich nicht einfallen, da den Schiedsrichter machen und sagen zu wollen: „So oder so viel für das Jahr ist ein gebührender Lohn.“ Der Lohn wird sich eben immer nach der Arbeit richten müssen, welche die Herrschaft von Euch verlangt, und nicht wahr, darnach versäumt Ihr doch nie, Euch beim Vermiethen zu erkundigen, ob die Arbeit leicht oder schwer sei? Ist's ja doch bei Hunderten und Tausenden das Einzige, wonach sie fragen. — Aber wenn Ihr nun mit Eurer Herrschaft eins geworden seid über einen bestimmten Lohn und habt den Dienst bei ihr angetreten, ist's da wohl verständig von Euch, nun doch das ganze Jahr verdrießlich zu sein und über den geringen Lohn zu klagen? Kann Euch da die Herrschaft nicht mit allem Fug und Recht dasselbe antworten, was dort in dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge der Hausvater

dem unzufriedenen Arbeiter ſagt: „Mein Freund, biſt du nicht mit mir eins geworden um einen Groſchen (oder hier: um ſo und ſo viel Thaler)? Nimm nun, was dein iſt und gehe hin!?“ Und iſt es nicht noch viel unverſtändiger, wenn Ihr Euch unter einander die Köpfe heiß macht mit Klagen über den ſchlechten Lohn, der doch Jedem von Euch, als er ſich verdingte, groß genug war, und verbittert durch den Mißmuth, den Ihr dabei einerntet, Euch die Freude an Eurem Dienſte und Eurer Herrſchaft das Leben?

Auch denke ich ſo: Wer ſich recht gut aufführt und in ſeinem Dienſte rechte Gewiſſenhaftigkeit, Unverdroſſenheit und Fleiß erweiſet, der muß eine ſehr thörichte Herrſchaft gefunden haben, wenn dieſelbe ihm nicht nach Ablauf der Dienſtzeit gerne ſeinen Lohn etwas erhöht, um ihn zu behalten. Und wer von Euch einmal ſich einen guten Ruf begründet hat durch treue Aufführung und ſein Dienſtbuch voll guter Zeugniſſe hat, der wird auch nie zu klagen haben über ſchlechten Lohn, weil jede Herrſchaft ihn gerne nimmt und auf etliche Thaler mehr oder weniger nicht ſieht. — Ja, wenn ein hoher Lohn überhaupt ein Glück genannt werden darf, ſo gilt in dieſem Stücke gerade bei Euch ganz beſonders das Sprüchwort: „Jeder iſt ſeines Glückes Schmied.“ Merkt das wohl und legt es als einen Zaum an Eure Zungen, wenn ſie mit Murren und Klagen davonlaufen wollen, und als einen Riegel auf Euer Herz, damit der Neid gegen die Herrſchaft nicht hineinkommen kann. Denn Neid iſt wie Eiter in den Gebeinen!

Daß aber ſo Viele von Euch mit ihrem Lohne nicht auskommen können, oder beſſer geſagt, immer zu frühe auskommen, und darum immer größere und übertriebenere Anſprüche an die Herrſchaft machen, ich denke, darauf kann ſich leicht Jeder einen Vers machen, der Euch in den Wirthshäuſern und auf den Tanzböden ſieht und mit dem modiſchen Flitter am Leibe, der ein Heidengeld koſtet und von zwölf Uhr bis Mittag hält. Und der Vers würde etwa ſo lauten:

„Jubeln und Praſſen
Macht leere Kaſſen!“

Item, ich wollte Euch ja aber den Spruch da oben etwas näher erläutern, daß es ein großer Gewinn ſei, wer ſich genügen laſſe. Denn der wird Euch ſchwerlich ſo von ſelbſt einleuchten. Ihr werdet vielmehr ſo denken: Wer ſich genügen läßt mit dem Lohne, den er einmal hat und Jahr aus Jahr ein dabei zufrieden iſt, der kann ja doch unmöglich Gewinn haben, ſondern iſt und bleibt ein armer Tropf und ein Narr, der es nicht verſteht, aus dem Kapitale ſeiner Jugendkraft und ſeiner Geſchicklichkeit die rechten Zinſen herauszuſchlagen. Nein, wer ſeinen Vortheil recht verſteht, der darf nicht blöde ſein, ſondern muß von Jahr zu Jahr immer mehr Lohn fordern! Und wenn es nur alle Knechte und Mägde ſo machten, ſo müßten ja am Ende die Herrſchaften in den ſauern Apfel beißen und den höheren Lohn geben.

Ja, das ſind ſo, ich weiß es nur zu gut, Eure Rechnungen, die Ihr Euch beſonders dann, wenn die Miethezeit kommt, gegenſeitig in die Köpfe hängt. — Aber ſind es denn wirklich richtige Rechnungen? Nun, wir wollen einmal zuſehen.

Von der Dankbarkeit, die Ihr einer guten Herrſchaft ſchuldig ſeid, wenn Euch dieſelbe aus Kindermädchen und Hütejungen zu tüchtigen Mägden und wackeren Knechten erzogen hat, und die da wohl von Euch forderte, daß Ihr Euch nicht von der Herrſchaft ſelbſt das Gute, das ſie an Euch gebracht hat, gleich verſilbern ließet — davon will ich gar nicht reden; denn Dankbarkeit iſt leider heutzutage keine gangbare Münze mehr und das Gegentheil der Welt Lohn.

Aber meint Ihr denn, eine Herrſchaft habe keine andere Ausgaben als Euern Lohn, und für nichts Anderes zu ſorgen, als wie ſie Euch befriedigen könne? Wird ſie nicht am Ende, wenn Ihr Eure Forderungen immer höher ſpannt, denken müſſen: Man kann auch Butter zu theuer bezahlen, und die iſt doch lauter Fett! — Und wird Euch einfach ziehen laſſen, wenn das Jahr aus iſt? — Ja, nicht wahr, das hattet Ihr nicht erwartet, weil Ihr in Eurem Hochmuthe dachtet, die Herrſchaft könne Euch gar nicht entbehren! Alſo erſter Rechenfehler!

Nun ſucht Ihr Euch denn einen andern Dienſt, weil Ihr müßt — und vielleicht findet Ihr auch bald einen, bei dem Euch am Ende gar noch mehr Lohn geboten wird, als Ihr Eurer alten Herrſchaft gefordert hattet. Alſo raſch zugegriffen, denkt Ihr! Aber ſiehe, kaum ſind ein paar Tage vorbei in dem neuen Dienſte, ſo habt Ihr es ſchon heraus, warum Euch dieſe Herrſchaft ſo hohen Lohn geboten, und Ihr gäbt vielleicht gerne den Gewinn an Lohn her und noch mehr dazu, wenn Ihr nur wieder loskommen könntet. Ihr habt Euch eben zum zweiten Male verrechnet und nicht bedacht, daß Herrſchaften, die einen übertriebenen Lohn bieten, dafür entweder auch übertriebene Arbeit von ihrem Geſinde fordern, oder aber ſelbſt ſo übertrieben ſchlecht ſind, daß ſie nur noch durch ſo hohen Lohn Jemanden in ihren Dienſt locken können.

Wo bleibt alſo der Gewinn davon, daß Ihr nur dem hohen Lohne nachgejagt ſeid und habt Euch nicht genügen laſſen?

Das Schlimmſte aber iſt, daß Ihr, wenn Ihr einmal ſo rechte Lohnjäger geworden ſeid, die um einen oder zwei Thaler mehr alle Jahre den Dienſt wechſeln, ja niemals in einem Hauſe recht heimiſch werden könnt. Aus einem Dienſte in den andern, aus einem Hauſe in das andere! Und wenn Ihr vielleicht keine Heimath und keine Eltern mehr habt, und werdet dann endlich alt und ſchwach aus dem letzten Dienſte fortgeſchickt, weil man Euch nicht mehr brauchen kann, was dann? Geſpart habt Ihr Euch nichts; denn das viele Wandern koſtet auch Geld, und oft geht bei dem Luderleben, das Ihr ja gewöhnlich an den Wechſeltagen führt, mehr drauf, als der Gewinn am neuen Lohne ausmacht. Gute Leute, die Euch nun unter die Arme griffen und in irgend einer Weiſe für Euch ſorgten, Euch vielleicht im Hauſe behielten und das Gnadenbrod gäben, die habt Ihr nicht, weil Ihr ſie nicht habt haben wollen — und was dann kommt und kommen muß für Euch — das mögt Ihr Euch ſelber ausmalen.

Da ſeht Euch denn aber, wenn Ihr Euch dies Bild

ausgemalt habt, einmal dort jene alte „Margreth“ an, die schon seit dreißig Jahren bei ihrer Herrschaft ist, und hat am Ende gar nicht mehr nach ihrem Lohne gefragt, sondern beide Theile, sie sowie die Herrschaft, haben es von Jahr zu Jahr als ganz natürlich und selbstverständlich angesehen, daß Alles unter ihnen beim Alten bliebe — ja seht Euch einmal diese alte Margreth an, wie sie im Hause geehrt und angesehen ist, wie sie, wo es irgend angeht, im Rathe der Herrschaft zugezogen wird und oft genug mit ihrer Meinung den Sieg behält, wie sie unter den „Buben“ schaltet und geachtet ist, wenn sie als Studenten von der Schule heimkommen, oder gar noch später, wenn sie mit Weib und Kind einmal das Elternhaus besuchen, wie sie endlich gar mit dem Herzblättchen, der jüngsten Tochter, in das Haus ihres Gatten überzieht, damit, wie sie sagt, „das Kind“ doch Jemand habe, der zu ihm sehe und ihm seine Haushaltung einrichte, — ja, seht sie Euch einmal an, wie sie mir jetzt leibhaftig vor Augen steht, die alte ehrwürdige Gestalt, von Arbeit und Schaffen zwar welk und gebeugt, aber die Augen allezeit voll Friede und Freude, weil sie weiß, daß sie auch ohne Gatten und Kinder, auch ohne Eltern und Verwandte, dennoch eine Heimath hat, wo man sie liebt und ehrt und es ihr an nichts mangeln läßt und ihr gewiß auch Thränen dankbarer, liebevoller Erinnerung nachweint, wenn sie einmal die Augen schließt.

Ja, solch' eine Gestalt seht Euch einmal an, wenn Euch das Glück blühen sollte, einer solchen zu begegnen (denn es sind Raritäten leider, diese Gestalten, und werden es immer mehr!), und dann fragt Euch: Wer hat den Gewinn? Wer hat das beste Theil erwählt? Wer das lieblichste Loos gezogen?

Die Antwort, denke ich, wird Euch nicht sehr schwer werden. Und möchte sie Euch nur heilen von Eurer Wanderlust und von Eurer Ungenügsamkeit, und Euch Lust und Muth geben, es einmal zu versuchen, ob Ihr nicht auch vielleicht so eine Margreth werden könnt, oder so ein Elieser, von dem 1. Mosis 24 zu lesen ist. Wie Vielen von Euch wäre dann gründlich geholfen und wie vielen Herrschaften auch!

Ja, es ist ein großer Gewinn, wer sich genügen läßt — aber ein noch viel größerer und köstlicherer Gewinn, wer, wie jener Spruch da oben hinzusetzt, **gottselig** ist; das will sagen: Wer es dahin mit sich gebracht hat, daß sein Herz nicht mehr an Geld und Gut und irdischem Lohne hängt und daran seine einzige Lust hat, sondern daß er **selig** ist in **seinem Gott**, daß er Den gesucht und gefunden hat und in seiner Gemeinschaft reich geworden ist an den unvergänglichen Gütern seines Reiches und nun mit dem Psalmisten sprechen kann: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde."

Und siehe, wenn du es durch die Gnade Gottes dahin gebracht hast, und hast Ihn, den Herrn, gefunden und in seinem Dienste gestanden, und bist in diesem Dienste ein recht treuer Knecht gewesen und eine recht treue Magd, dann wirst du dereinst an dem großen Wechseltage da droben, an dem Alles neu wird, selbst Himmel und Erde, einen unaussprechlichen Gewinn haben, wenn dir von deinem himmlischen Herrn der Gnadenlohn ausgezahlt wird mit dem Worte: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Dann wird alle Noth für dich ein Ende haben, und hast du hier auf Erden ein schweres Joch zu tragen gehabt, du wirst jetzt dafür um so herrlicher erquickt werden von der Liebeshand Dessen, der da gesagt hat: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

Helf' uns Gott, daß wir nur Alle recht treue Knechte und Mägde werden, Jedes in dem Stande und Berufe, darein es gestellt ist! Helf' uns Gott, daß uns nur Allen die Arznei seines heiligen Wortes der Balsam aus Gilead werde, der da heilt Alles, was an uns zu heilen ist!

Und damit Gott befohlen!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1866.

Das die Nuß krachende Eichhörnchen ist ein recht passend Bild über ein Räthsel, aber ich, für mein Theil, hab's meiner Lebtage nicht leiden können, wenn mir ein Anderes die Nüsse krachte, die ich etwa selber krachen konnte.

So ist es mir allemal zu Muthe, als thäte ich mit dem Räthsellösen Niemand eigentlich einen Gefallen. Einem oder dem Andern mag's aber doch zu gut kommen.

Das erste Räthsel, Nr. 5 der Aufsätze (Seite 80), — ich denke, das hat Jeder und Jede, die es gelesen, auch gelöst und lächelnd ist da manche schöne Reihe der weiß und roth uniformirten Soldaten sichtbar geworden. Es sind die Zähne im Munde. Daß sie wie Soldaten dastehen in Reih' und Glied, ist richtig, zum friedlichen Kampfe, nämlich zum Kauen — auch; und mit der Uniform het's vollends seine Richtigkeit, denn wir sind solche Narren nicht, die sie sich schwarz färben, wie in Indien, — einen alten Tabakraucher etwa abgerechnet, der nicht lieblich ausschaut!

Die stillen Siege, die sie feiern, nun, die bestehen darin, daß sie hinter den rothen Lippen Alles kurz und klein machen, ohne daß der Kampf etwa Spektakel machte — und wenn man sie bewundert, wie schön sie seien.

Aber der Eine, der so gewaltig Alles zerstört, und

das uralte Weib, das so rasch vorüber eilt, nur den einen Zahn hat und doch so gewaltig beißt, dem Nichts widersteht — Freund! mit dem Weibe meine ich die Zeit, und den Zahn der Zeit, der Alles benagt und zerstört, den kennst du wohl in seiner bildlichen Bezeichnung; aber alt, uralt, das Aelteste auf Erden ist das Weib mit dem einen „Hacker," das stellst du mir nicht in Abrede. Die hat nur den Einen, sagt das Räthsel, und richtet damit solch' Unheil an? Und wenn uns Einer unter der Compagnie weiß-rother Oesterreicher fehlt, dann zischt's, wie wenn eine Schlange zischt, und wenn einem eitlen Weibe solch' Unheil begegnet, daß Einer ausfällt — o weh' dann — es muß ein falscher hinein, wenn's noch so weh' thut! Nun, dann hat sie vielleicht doch Einen, auf dem keine — Haare wachsen! — Ja, ja, das ist ein schlimmer Artikel „die Haare auf den Zähnen," und wenn so eine Gesellschaft — bei Kaffe oder Thee zusammensitzt, und andere ehrliche Leute durch die Hechel ihrer behaarten Zähne zieht, dann Gnade Gott! Was Gutes an ihnen übrig bleibt, nämlich an den Gehechelten, — das — fällt nicht schwer in's Gewicht! —

Nr. 7 (auf Seite 108) ist das zweite, und damit meine ich das Wort: Thor, nämlich das Thor, durch das man ein- und ausgeht, und der Thor, welcher Geschwisterkind mit einem Narren ist.

Da hab' ich das alte Mährlein vom Paradiesvogel, der Flügel, aber keine Beine habe, erwähnt, um d'rauf zu kommen, daß das Räthselwort allerdings so eine plumpe Art von Paradiesvogel sein möge, weil es wirklich zwei Flügel, die Thorflügel, habe, aber keine Beine. Ja, und die Flügel sind doch auch wahrlich zum Fliegen nicht gemacht! Allerdings werden die Thorflügel am Bauernhofe und am Stadtthor Morgens geöffnet und Abends geschlossen, wie es die Ordnung und Sicherheit fordert. Da ist die Antwort: Freilich; so macht's der Vogel auch — der aber fliegt herum und das Thor bleibt, trotz seiner geöffneten Flügel, wo — es ist. Halt! so ein Räthsel muß gewandt sein! Macht's uns aus das Thor — der Thor oder der Narr! Ja, ja,

der fliegt wohl überall herum, wie Hansdampf in allen Gassen; plaudert hier und schwatzet da — ob das klug und weise sei, was er so plaudert und schwatzt? — Das ist sehr anzuzweifeln; denn die Leute lachen d'rüber. Halt! Das Räthsel springt abermal zum: Das Thor über, das in den Angeln brummt und knarret, wenn seine Flügel bewegt werden. Und das Schließen der Thorflügel am Abend ist dem Einen zu früh, dem Andern zu spät. Nun, wer's Allen recht machte, den möcht' ich sehen. Du lieber Himmel, nicht einmal ein Räthselmacher bringt das fertig. Ich merk's! —

Nun komm' ich an's dritte, das du, lieber Leser, unter Nr. 12 (auf Seite 153) findest. Da meine ich das Wort: Grube, und denke zunächst an die Gruben der Bergwerke, wo man die edeln Erze herausgräbt, die, geschmolzen, die edeln Metalle geben. Freilich trügen solche Gruben auch oft durch taubes Gestein, in dem keine Erze stecken, und das passirt selbst in Californien, wo doch, wie so viele Leute meinen, das Gold mit den Schuhen bloß brauche zusammengescharrt zu werden. Es ist immer gewagt, und Niemand kann bürgen, daß es glücke. Da, sagt der Räthselmacher, säh' er sie lieber ganz klein, als neckisches Grübchen in frischen, lächelnden Wangen, aber — da trügen sie leider auch! — Daß die „Grube" im Dienste des Todes steht, ist fast handgreiflich. Ist nicht das Grab eine Grube und spricht nicht der tiefgebeugte Jakob im Alten Testamente: „Er werde mit Herzeleid in die Grube fahren müssen!" Dem Landwirth ist sie viel werth für seine Rüben und Kartoffeln, wenn's ihm an Raum im Keller fehlt. Dann erinnert das Räthsel daran, daß das Sprüchwort sagt: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," und wir sagen dazu: Nicht mehr, als recht und billig! Und du, junges Blut, das du so leichtsinnig und oft so leichtfertig durch die Welt gehst und hüpfst, nimm dich ja in Acht! Die Grube des Verderbens, der Abgrund der Sünde, droht überall und — das Menschenherz ist so schwach, die Lust so lockend; die Gefahr ist groß; Gott behüte dich! Wache und bete!

3. Einige Blätter aus der Chronik der Stadt Bacharach am Rheine,

geführt von dem Zunftmeister Sebastian Fabian.

I.

Meine Lebenswege kennet Ihr Alle, begann eines Abends der alte Schmiedjakob zu erzählen; ich kann darum mitten hineintreten ohne lange Vorbereitung; das jedoch sei gesagt, daß ich die schönsten Tage meiner Wanderschaft, wie in dem Pfälzer Städtlein, davon ich Euch schon erzählt, so in der alten Stadt Bacharach am Rheine zugebracht, die von ihren alten Mauern umschlungen, von ihrer uralten Pfalzgrafenburg gekrönt, so schön an dem Ufer des grünen Rheines liegt. Dazu aber mag es wesentlich beigetragen haben, daß meine stille Heimath mit ihrer Lust und ihrem Wehe so nahe lag, daß ich sie leicht erreichen konnte.

Meine zunftgebotene Wanderschaft war längst vorüber, und mein Vater hätte mich wohl brauchen können, wenn nicht der alte Meister Kewer in der Fleischgasse zu Bacharach (seine Behausung lag unmittelbar an dem Bereiche des Hospitals „zum heiligen Geiste," das vornen an den Münzbach und hinten an die Fleischgasse grenzte) seinen ältesten Sohn durch den Tod verloren und meinen Vater dringend gebeten hätte, mich ihm zur Aushülfe zu überlassen, bis er einen Gesellen würde gefunden haben, der ihm in der Schmiede den Verlust des kräftigen jungen Mannes würde ersetzt haben.

Mein Vater sagte: Jakob, in solchem Herzeleid und Noth ist es Pflicht zu helfen. Geh' in Gottes Namen!

Wer hätte damals gedacht, daß in kurzer Zeit das so festgebaute Zunftwesen so völlig zusammenbrechen und ich, statt am Ambos und an der Esse zu stehen, die Muskete tragen und „dem Kalbfell" folgen müßte, weit hinein in das Land voll Sonnenschein, nach Spanien, um den unglücklichen Versuch machen zu helfen, ein tapferes Volk unter das eiserne Joch Napoleons zu beugen, ein Versuch, der ihm und mir so übel ausschlug, daß wir Beide, der Napoleon auf Sanct Helena und ich in meinem Heimathdorfe ihn nicht vergaßen; denn ihm kostete er eine Kaiserkrone und mir — ein gesundes Bein, nur mit dem Unterschiede, daß zu dem südlichen Unglücke für ihn noch das nördliche kam. Nun — der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

Der alte Meister Kewer war in seinem Handwerke ein sehr geschickter Mann, auch ein tüchtiger Kurschmied für Pferde, dabei wohlwollend, freundlich und nachsichtig, also daß es dem Gesellen in seinem Hause heimisch und behaglich wurde, und er noch etwas Tüchtiges lernen konnte, auch jenseits der Wanderschaft.

In der Stadt gewann ich bald einen Kreis von Bekannten, und zwar durch die Lindenmaje, davon ich anderweitig schon einmal erzählt habe und hier ihrer gedenken möchte, weil leider der alte, herrliche Baum verschwunden ist, nicht durch die Gewalt der Menschen, sondern durch die Last der Jahre und die unwiderstehliche Gewalt des Rheineises, das einst bis zu des Hügels Höhe stieg, darauf er stand. Unter ihm und in dem Schatten majeten jedsonntäglich die alten Bürger. Schon damals war die Krone des prächtigen Baumes bis zur äußersten Spitze sechzig bis siebzig Fuß hoch, und ihr Umfang sehr stark. Das Schönste an der Linde aber war, daß, in einer Höhe von etwa dreißig Fuß, ringsum Aeste ausliefen, welche wagerecht im weiten Umfange über derbes Balkenwerk gezogen waren, welches ein großes, luftiges Gemach bildete, ringsum mit Sitzen versehen, darauf gemüthlich etwa sechzig Menschen Platz hatten, im allerlieb-

lichsten Schatten. Es war ein Plätzlein, wie ich kein zweites kenne!

Da saßen denn die alten Bürger am Sonntag Nachmittage, wenn die Gottesdienste aus waren, schmauchten ihr Pfeiflein „Willem Steyn, to verkopen up de Prinzengraacht tot Amsterdam“ und erzählten Geschichten oder verhandelten über die kriegerischen Zeitläufte und ihren Gang. Daß ich da niemals fehlte, wenn die Witterung nur irgend den Aufenthalt im Freien gestatten wollte, könnt Ihr Euch denken. Man konnte da manch' tüchtiges Wort hören.

Wie gesagt, da gewann ich meine Freunde in der Stadt, und unter ihnen den Liebsten, weil Sinnigsten von Allen, den alten Schneidermeister Prassel, der in der Marktgasse, dem Gastwirth Lang „zur Rose“ gegenüber, wohnte. Obwohl hochbetagt, hatte er junge Leute lieb und gerne um sich. Kam der Spätherbst mit seinen Regenschauern und Stürmen, der Winter mit seinem Schnee und Eise, so fanden wir uns bei dem guten alten Meister Prassel am warmen Ofen zusammen, etwa unserer Sechse, und dann wurde erzählt, wie unter der Linde oder — und da komme ich auf Etwas von Wichtigkeit — vorgelesen. Die Quelle unserer, uns Allen unvergeßlichen Unterhaltung war eine dickleibige Handschrift: Die von dem Zunftmeister Sebastian Fabian verfaßte Chronica der Stadt Bacharach.

Darüber muß ich, ehe ich meine heutige Geschichte beginne, erst noch einige Worte sagen, damit Ihr Alle wisset, wie es damit eigentlich stand.

Es gibt sicher keine Stadt in den deutschen Landen, so viele ihrer auch Chroniken aus ihren vergangenen Tagen haben, die sich einer so tiefeingehenden, umfangreichen und anziehenden zu rühmen hätte, als eben die Stadt Bacharach. Gedruckt ist sie niemals worden, und ist jetzt nur noch eine vollständige Handschrift übrig, die sich aber zum Glücke in einer mir wohlbekannten Hand befindet, die sie überaus in Ehren hält, und ich habe Ursache zu glauben, daß es die Abschrift ist, welche der alte Schneidermeister Prassel besaß.

Der, welcher sie mit ebenso viel Fleiß, Treue, Geschick

und Umsicht sammelte und niederschrieb, war der Zunftmeister Sebastian Fabian, ein Mann von reichen Gaben, Welterfahrung und Kenntnissen. Er sagt in der Einleitung wörtlich:

„Nicht Alles, so ich in diesen Blättern geschrieben, hab' ich selber erlebt; denn meine Chronica reichet weit abwärts in Tage, die längst verschollen sind; aber ich hab' seit meinen Bubenjahren den Erzählungen der Alten gelauschet, wenn sie unter der Linde am Fleischthörlein majeten, und Solches bei Zeiten, ehedem es meinem, sonst wohl guten Gedächtniß möchte entgehen, niedergeschrieben; sodann aber war es mir gar sehr gelegen, daß mein Schwäher, Conrad Lang, des löblichen Rathes der Stadt wohlbestallter Rathsschreiber, so des Lateinischen kundig, mir Einsicht in die Papiere des alten Rathhauses erlaubet, auch solche Urkunden übersetzet und erläutert, so ich, wegen mangelnden Verständnusses der Lateinischen Sprache nicht würde haben mögen benutzen können. Auch hab' ich in etlichen Altbürgerlichen Häusern Geschriebenes gefunden, so gar seltsamliche Geschichten enthielt."

So ist die Chronik erwachsen, und daher kommt es denn auch, daß der Meister Sebastian Fabian solche Geschichten hereinzieht in den Kreis städtischer Begebenheiten, die sich etwa in der Stadt entwickelten oder anhoben, während das, was der endlichen Lösung vorausgeht, sich anderwärts zutrug oder in weiter Ferne seine Lösung fand. Darinnen aber liegt eben das, was so anziehet, beweiset aber auch, wie der alte, fleißige Mann nicht rastete und ruhte, bis er herausgebracht, wie sich die Dinge gestaltet, deren uranfänglicher Schauplatz seine geliebte Vaterstadt gewesen. Diese Geschichten las denn der alte Meister Prassel uns vor, denn er besaß die vollständigste Abschrift der Chronik, vielleicht das eigene Werk des längst verstorbenen Meisters Fabian.

Wie der alte, ehrwürdige Mann die ihm so unendlich theure Handschrift in Ehren hielt, konnte man daraus ersehen, daß er sie in einem sauber gearbeiteten Nußbaumholzkasten bewahrte, der sorgfältig verschlossen war, und der alte Schreinermeister und Küster Knauf, der ihm den schönen kleinen Schrein gemacht, pflegte immer lächelnd und darauf deutend zu sagen:

Ich wollt' manchem Kindlein wünschen, daß seine Mutter es so hütete, wie der Alte seine Chronica!

Daß dennoch in manchem langen Winter dieselbe Geschichte öfter vorgelesen wurde, das ermüdete uns nicht, hatte aber nothwendig die Wirkung, daß sie sich unserm Gedächtnisse unverwischbar einprägte.

So war es eine besonders, die, was mich anbelangt, ich zu hören nicht müde wurde, und die ich mir auch, mit Meister Prassel's Erlaubniß, getreulich abgeschrieben habe. Ich will sie Euch gerne mittheilen und hoffe, daß sie Euch einen Abend und vielleicht, wenn ich zu sehr ermüdet werden sollte, zweie, angenehm fesseln und unterhalten soll mit ihren wechselnden Begebenheiten. Schläft mir aber Eins von Euch ein, wandte er sich schalkig lächelnd an die um den Lichtstock sitzenden Frauen und Mädchen, so hör' ich bumms auf und erzähle Euch nichts mehr.

Auf die Gefahr hin, sagte lachend Kathrinchen, fanget nur an, Schmiedjakobsvetter, und uns geschehe, wie Ihr gesagt habet!

Gut, erwiederte der Greis; aber wie steht's mit dem Unterbrechen?

Ja, du lieber Gott, sagte Kathrinchen, unser Eins ist halt wißbegierig. Wenn nun Etwas kommt, was wir nicht verstehen, sollen wir denn da nicht fragen dürfen?

Immer für mit dem Züngelchen und schlitzöhrig wie ein Thorschreiber, lachte der Alte. Ich sehe schon, daß ich darauf rechnen kann, wieder einmal manches Wort in die Geschichte hineinzubringen, das zu ihr passet, wie eine Faust auf's Auge. Komm' nur nicht allzu oft, Schlawermäulchen, so will ich's dulden und das Meine thun, so weit ich kann.

Mit diesen Worten nahm er ein dickes, sauber geschriebenes Papierheft, setzte seine Klammbrille auf die Nase und sagte: Zur Einleitung muß ich Euch des Meisters Sebastian Fabian eigenste Worte vorlesen, sintemal sie uns so recht auf den weiteren Schauplatz führen, an den ich selbst den näheren anschließen will. Er sagt also: „Von dem Jahre 1616 stehet geschrieben, daß es ein rechtes Segensjahr ge-

weſen. Die Sonne ſchien heiß, aber es regnete zeitig und viele Gewitter fegten die Luft rein. Was das Herrlichſte war — kein Hagelkörnlein fiel in ſelbigem Jahre vom Himmel, kein Wolkenbruch oder ſonſt Etwas, dadurch Ernte und Weinſtock geſchädigt wird. Die Ernte war reich und des Weines wuchs viel, und er war köſtlicher, denn in den früheren Zeitläuften. Abſonderlich waren geſegnet mit edlem Gewächſe die vier Thäler Bacharach, Steeg, Manubach und Diebach, ſo Ober- als Rheindiebach; ſolches Gewächs des Weinſtocks war alſo fürtrefflich, daß man ſagte: Es möchte wohl in hundert Jahren keins mehr alſo wachſen, obwohlen, meines Dafürhaltens, ſolche Rede läſterlich geweſen, da ja doch dem Herrn Alles möglich iſt und des Menſchen kurzſichtiger Verſtand Nichts weiß und nicht ſchauen kann in den Rath Gottes. Summa: der Wein war herrlich und es war, wie der Prophet ſagt: „Die Keltern troffen von Moſt.“ Voll Geiſt, ſüß und ſchmalzig war der Wein und hatte eine ſo duftige Blume, wie ſeit Jahren keiner. Als dannenhero die Gabelung vorüber war, wurde der Weinmarkt auf den Tag Martini, ſo auf den eilften Novembris fallet, angeſetzt, und es kamen die Käufer zu Hauf.“

Kathrinchen hielt den Faden feſt und ſah lächelnd den alten Mann an.

Aha, rief er lachend aus. Hab' mir's gedacht, daß nun ſchon zwei Fragen herausrücken? Gelt? Weinmarkt und Gabelung, das ſind dir ſpaniſche Dörfer?

Nichts für ungut, Cumpeer, fiel ihm der Gevatter in die Rede. Hätte das Kathrinchen nicht ſein beweglich Schnäbelein aufgethan, ſo hätte ich gefragt; denn die zwei Worte verſtehe ich auch nicht.

Glaub's und iſt nicht ſo böſe gemeint, erwiederte der Schmiedjakob. Ich weiß, daß uns alle dieſe alten Bräuche abhanden gekommen ſind, und es ging mir nicht anders, wie Euch, bis ich in einer Anmerkung zu dieſer Stelle in der Chronik des Meiſters Sebaſtian Fabian die nöthige Belehrung fand. Wie es in den vier Thälern gehalten wurde und wie hochberühmt der Weinmarkt in Bacharach war, davon

berichtet er alſo: „Allhier, an dieſer Stelle, muß ich wohl zu Nutz und Frommen derer, welche dieſe Chronica leſen, über die „Gabelung und den Weinmarkt“ beibringen, was ich in den „Vierthälerrathsprotokollen“ funden habe. Wie es anderwärts gehalten wurde, weiß ich nicht, aber von den vier Thälern wird in dieſen Protokollen folgendes geſaget:

„Es iſt ein alt Herkommen hier zu Lande und denen Bürgern der vier Thäler zu großem Nutz und Vortheil, daß allhier ein wohlweiſer Vierthälerrath die Gabelungen von Alters her beibehalten hat. Solches Wort bedeutet, daß, wie man mit der Gabel die Biſſen aus der Schüſſel heraus lieſet und hebet, alſo auch von dem Rathe und den beiden Zunft-Aelteſten der Küferzunft und Etlichen der Geſellſchaft: Zeche die in den vier Thälern gewachſenen Weine an Ort und Stelle probiret und immer das Beſte und das Schlechteſte der Fäſſer Weines zuſammengelegt etwa in Ein Loos, alſo daß wer das Beſte kaufen wollte, dazu auch das Schlechteſte nehmen mußte, und war dadurch der arme Mann, deſſen Wingerte eine ſchlechte Lage und Bau hatten, verſichert, daß er ſeinen Wein um ein Billiges abſetzete. War ſolche Gabelung vollbracht, ſo ſetzeten diejenigen, ſo die Gabelung vorgenommen, unter Zuziehung etlicher braver Bürger aus der Stadt und den Thälern, ſich zuſammen und berathſchlagten über den Preis, den ſie für das Fuder Wein anſetzen möchten.‘ Solches thaten ſie in Rückſicht auf Verkäufer und Käufer. War auch dies geſchehen zur Zufriedenheit, ſo wurde auf den Tag Sancti Martini allhier in der Stadt, ſo es das Wetter erlaubete, unter der Linde am Fleiſchthörchen oder im Rathhausſaale oder in der Stube der Geſellſchaft Zeche im Schwanen, Markt abgehalten, und kamen von Hamburg, Bremen und Lübeck und andern nordiſchen Städten bis Kiel hinab, aus Holland, Flandern und den Landen rechts und links des Rheines die Käufer und kauften ihren Bedarf. Mehr, als der Satz des Rathes ausmachte, durften ſie geben, aber keinen Albus weniger.“

Der Greis nahm ſeine Klammbrille von der Naſe, legte die Blätter ſeiner theuern Handſchrift in den Kaſten und

fuhr nun fort: Mit dem, was ich Euch gelesen, denke ich, seid Ihr hinlänglich belehrt, und ich kann nunmehr zu meiner Geschichte übergehen, zu deren Verständniß freilich auch diese Vorlesung wesentlich gehört. Dabei folge ich genau dem Berichte der Chronik, ohne sie aber immer wörtlich vorzulesen.

Nach dem Verzeichniß, welches der Stadt- und Rathsschreiber Lang geführt, war das Jahr 1616 Eins der gesegnetsten des ganzen Jahrhunderts, in dessen erstem Viertel er seine Stelle hatte. Nicht nur war die gesammte Ernte eine volle und reiche, sondern die Bäume beugten sich vor Obst und in den Weinstock schien es Trauben geregnet zu haben, während sie eine edle Reife erlangt hatten, wie lange Jahre vorher nicht. Ueberall begegnete man frohen, lachenden Gesichtern und jedes Herz hob sich frischer in dem Reichthume der Gaben Gottes.

Bei solcher fröhlichen Aussicht hatten die Küfermeister in

Bacharach mehr zu thun, als die Pfanne um Faſtnacht; denn da Alles zünftig war, ſo ging es nicht, wie heutzutage, daß Hunsrücker Küfer zur Herbſtzeit Wagen voll neuer Fäſſer zum Verkaufe in die Thäler bringen. Die Häuſer der Küfer waren rings von hohen Archen von Faßdauben umgeben und ſie hämmerten im Takte den ganzen lieben, langen Tag, daß den Nachbarn Hören und Sehen verging, und ich kann aus Erfahrung reden; denn nicht weit von meinem ehrlichen Meiſter Kewer wohnte der Küfermeiſter Hofmann „zum Schwanen.“ Da erfuhr ich's, und wir Schmiede machen zwar auch Spektakel genug, doch klingt's nicht ſo hohl, wie der Küfer Schlag an den leeren Faſſern.

Wenn man nun die Marktgaſſe heraufkommt, oben am Ecke des Wirthshauſes „zur güldenen Krone“ rechts umbiegt und die große Kirche links läßt, ſo hat man den Markt vor ſich und über ihn hinüber das prächtige dreiſtöckige, aus Holz kunſtreich erbaute Haus, wie kaum eine rheiniſche Stadt ein zweites aufzuweiſen hat. Es zieht die Blicke ſogleich

auf sich und es mag kein Fremder, so er anders auch nur einiges Verständniß von der edlen Baukunst hat, leichtlich daran vorüber gehen, ohne dabei zu weilen und ihm seine Betrachtung zu widmen.

Dieses Haus gehörte damals dem Altmeister der Küferzunft Caspar Gölz, einem Manne, den man in der Stadt achtete und ehrte von wegen seiner Redlichkeit und Rechtschaffenheit. War auch „des Raths“ und Kirchenvorsteher und stand allemal bei den Gabelungen oben an, weil er eine feine Probirzunge hatte und darin von Keinem übertroffen wurde. Bei seinem Küfergeschäfte hatte er, da eine solche uralte Gerechtsame auf dem Hause haftete, eine Weinschenke und Gastwirthschaft und war ein reicher Mann.

Seinem Hauswesen stand, da er Wittwer war, die alte Lisebas vor und sein lieblich blühendes Töchterlein Rose, die solchen schönen Namen wohl verdiente, da sie eine Rose war, wie keine außer ihr in der Stadt Bacharach blühte, und achtzehn Jahr alt war. Mit Beiden war er wohlberathen und versorgt und die Gäste meinten, man fühle sich beim alten Meister Gölz grade wie daheim, und das ist das höchste Lob, das einem Wirthshause beigelegt werden kann. In diesem Jahre, wo doch eine Menge Fuder- und Zulast-Fässer gemacht werden mußten, war ein rechtes Unglück über den Meister Gölz gekommen, das ihn schier aus dem Leime trieb.

Am ganzen Rheine, an der Mosel und an der Nahe wuchs des Weines viel mehr, als in früheren Jahren, und es thaten Fässer Noth an allen Ecken. Daher kam es, daß die Gesellen rar waren, ja stellenweise sogar mangelten. Ein Jeder hatte sich frühzeitig seine Leute eingestellt, und Meister Gölz hatte zwei Kernburschen im Mai in seine Dienste genommen.

Der Eine davon, ein braver Mensch, mußte heim, weil sein Vater gestorben war und er das Geschäft übernehmen mußte für seine Mutter und seine minderjährigen Geschwister; der Andre aber war ein Binger Kind, und das will allemal sagen, daß er einen unermeßlichen Durst, eine heiße Leber und weite Gurgel hatte. Der Mensch betrank sich,

ſobald er in einen Keller kam, ſo gründlich, daß er ſich nicht mehr auf ſeinen Beinen halten konnte und alſo für jede Arbeit untauglich war. Da mußte Meiſter Gölz dieſen liederlichen Menſchen auch heimſchicken. Aber was nun? Keine Handwerksburſche der Küferzunft wanderten zu und der Herbſt rückte heran mit ſeinem Bedürfniſſe an Fäſſern?

Nun blieb dem braven alten Manne Nichts übrig, als ſeinen Brudersſohn Philipp anzunehmen; der aber hatte die ſogenannten vier „S“ der Eifeler Förſter.

Was iſt denn das? fragte wieder Kathrinchen.

Nun ein S, ſagte Schmiedjakob, heißt: Sauft. Das Zweite dazu heißt: Sauft ſehr! Das Dritte ſteigert die ſchlimme Sache und es heißt dann: Sauft ſehr ſtark. Das Vierte bedeutet: Schnaps und nun heißen die 4 „S“: Sauft ſehr ſtark Schnaps.

Bah! rief Kathrinchen, ſich ſchüttelnd: ein feines Stück Geſelle!

Haſt Recht, Kind, daß du mit Abſcheu dich ſchüttelſt! fuhr Schmiedjakob fort; aber der Philipp hatte alle vier „S“, und war ſchon ein verkommener, verlorener Menſch. Dem armen, alten Meiſter Gölz blieb indeſſen keine Wahl, und er nahm ihn in ſeine Dienſte, und Beide hämmerten an den Reifen der neuen Fäſſer vom Morgen bis zum Abende, daß es durch die halbe Stadt hallte. Was aber den Meiſter über alle Maßen ärgerte, das war der Umſtand, daß der verſoffene Philipp nicht im Stande war, den Schlag zu halten, und es ganz abſcheulich klang. So oft er aber auch darüber haderte, es half Nichts, denn wie der alte Mann den Rücken verwandte, ſchlüpfte er in die „Krone,“ ſtürzte ein Glas Schnaps hinunter und eilte wieder zum Faſſe zurück. Der Menſch war unverbeſſerlich und hätte der Meiſter nur eine entfernte Ausſicht gehabt, einen Geſellen zu bekommen, keine Stunde würde Philipp in ſeinem Hauſe geblieben ſein. Niemand aber hätte das lieber geſehen als das Röschen; denn der wüſte Unhold verfolgte ſie noch überdieß mit ſeinen Liebesanträgen, ſo entſchieden ſie ihn auch zurückwies, weil ſie ihn gründlich verabſcheute.

So war es bereits einen Monat gegangen und der alte Mann war oft bis zum höchsten Aerger gekommen, ohne daß er eine Hülfe hätte finden können. So mußte er den Aerger verschlucken.

Da kam sie, ohne daß er es ahnete, nämlich die rechte Hülfe!

Von Wesel herauf wanderte, sein Felleisen tragend, eine frische, kräftige Jünglingsgestalt auf dem Leinpfade nahe dem Ufer des Stromes, der durch den in der Augusthitze abgegangenen Schweizerschnee reich an Wasser war, das grünlich schillerte, wie alle von den Alpen kommenden Flüsse.

Es schien ihm gar nicht recht Ernst zu sein, rasch vorwärts zu kommen, denn bei jeder Biegung des Ufers weilte er, um die Schönheit der Landschaft recht zu genießen. Der junge Mensch hatte ein feines Gesicht, hellblaue Augen und jenes helle, mattblonde Haar, wie man ihm im nördlichen Deutschlande wohl öfter begegnet. Der Ausdruck seiner edlen und sehr verständigen Züge war wohlwollend, aber sehr ernst.

Als er das sogenannte „Weseler Grün" hinter sich hatte, setzte er sich auf ein Felsstück, das seitwärts am Berge lag und betrachtete sich das seltsam geformte Bauwerk der Pfalz, mitten im Rheine und am jenseitigen Ufer das Städtchen Caub, über welchem die Burg Gutenfels ihre damals noch stattlichen Mauern emporhob. An den Bergen, zwischen hervortretenden Schieferfelsen, die sorglich gepflegte Rebe, ihre Ranken treibend, die sich vom Segen des Herbstes beugten. Am Ufer lagen Schiffe und Kähne und überall zeigte sich Thätigkeit und Leben. Lange saß er in einer träumerischen Stille, welche nur die am Ufer leise plätschernde Welle unterbrach. Erst als er bemerkte, daß die Schatten länger wurden, erhob er sich, bog in rascherem Fortschreiten um die vorspringenden Felsen des „Kreuzsteins" und dann um den des Bogtsberges und vor ihm lag die schönste Stelle dieses bergigen Theiles des Rheinthals.

Zunächst lag die schöne dichtbewaldete Insel mit dem „Schwedenhäuschen" auf der südlichen Spitze und dann dort rechts das von Mauern und Thürmen verschlossene Bacharach

mit seinen beiden herrlichen Kirchen und seiner hochbethurmten Burg, die so recht eigentlich die Wiege eines mächtigen, vielfach verzweigten Fürstengeschlechtes war. Und weiter hinauf bis zum Fuße des „Niederwaldberges" dehnte sich der Fluß und schloß sich ab zum grünlichen See, fast, wie solche in dem Schooße der Alpen liegen; rechts trat die Burg Fürstenberg mit Rheindiebach und, etwas näher gegen Bacharach, die Kirch- und Klosterthürme des Klosters „Fürstenthal" hervor; weiter hinauf der Thurm der Heimburg mit den Häusern des Dorfes Heimbach, und hoch am Berge die Thürme der Burg Sonek im lichten Waldesgrün, und links der langgestreckte Flecken Lorch mit dem Dorfe Lorchhausen. Und über die Berge spannte die Rebe überall ihr frischgrünes Geranke und am Felsenufer brach sich schäumend die grüne Welle und einzelne, weiße Segel zogen, wie nordische Schwäne, über die Fluth hin.

Dies wundervolle Bild fesselte ihn völlig und er war wieder wie ein Träumender auf einen Stein niedergesunken. Da saß er noch in das Anschauen der herrlichen Landschaft vertieft, als die Uhr der Marktkirche in Bacharach laut hallend vier Uhr schlug.

Jetzt stand er auf und leise sagte der Geselle zu sich: Hier möchte ich leben!

Er mußte sich gewaltsam losreißen, und schritt aber dann der Stadt zu, die so stille und friedlich in dem mächtigen Schutze ihrer Mauern und Thürme dalag, während die letzte, volle Sonnengluth drüben auf den Lorcher Bergen ihr Gold ausbreitete. Als er zum Zehndenthore hineinschritt, traf sein Ohr der Schlag von „Setze und Schlägel", aber es war kein Taktschlag, wie er ihn zu hören und zu halten gewohnt war. Einer der beiden Männer, welche die Reife an ein neues Faß (denn das unterschied schnell sein kundiges Ohr) antrieben, schlug unsicher bald hart, bald weich und matt, und vermochte nicht den Taktschlag zu halten.

Der ist krank oder — trunken! sagte er zu sich und schritt rascher zu; bog um die Ecke an der Münze, schritt über die Brücke, unter welcher der stark angeschwollene „Münzbach" seine Wellen dem Rheine zuwälzte, und gelangte auf

den Markt, wo der stattliche Bau des „Saales“, der alten kaiserlichen Hofstätte, sich erhob. Aber nicht das alte, schöne Rathhaus, nicht die prächtige Kirche, nicht der stattliche Bau des „Saales“ und der rings den Markt abschließenden Gebäude, nicht einmal der wunderbare Holzbau des alten Meister Gölz konnten jetzt seine Seele fesseln. Sein Blick ruhte auf den beiden an einem Fasse arbeitenden Küfern. Des Eine war ein stattlicher, noch kräftiger Greis mit langen, silberweißen Haaren, der Andre ein jüngerer Mann, aber so trunken, daß er wankte und ebenso oft neben die „Setze“ schlug als er sie traf. Des alten Mannes Gesicht glühte vom Zorne, den er gewaltsam unterdrückte. Der Wanderbursche blieb an der Ecke des Saalbaues einige Augenblicke beobachtend stehen. Auf einige Zornworte, die der Alte ausstieß, wollte der Jüngere einen rechten Hieb führen, verfehlte aber die „Setze“, schlug mit dem Kopfe gegen das Faß, taumelte, und stürzte, unfähig sich auf den Beinen zu halten, der Länge nach auf das Steinpflaster neben dem Fasse.

Der Alte stand sprachlos vor Zorn dabei und ließ „Setze und Schlägel“ sinken.

In diesem Augenblicke konnte sich der Wanderbursche nicht mehr halten; er sprang herzu, warf sein Felleisen auf die Steinbank am Hause, faßte den Trunkenen und trug ihn mit Riesenkraft auf die Seite. Dann faßte er „Setze und Schlägel“ und sagte: Meister, ich will Euch helfen den Reifen vollends antreiben. Ich bin ein Küfer, und sehe, daß das Werk schnell fertig werden muß, ehe die heißen Dauben erkalten.

Sogleich setzte er an und fortgerissen von des Gesellen Schlag, that Meister Gölz gleich also, und in prächtigem Takte folgte Schlag auf Schlag, daß es eine Lust war, und bald waren die Reife der einen Seite oder in der Sprache der Küfer: des einen Kopfes, in Ordnung. Schnell faßte der Geselle das Faß, warf es zu Boden und stellte es ebenso schnell alleine auf den angetriebenen Kopf und begann am Andern das Antreiben der Reife.

Ohne ein Wort zu reden, begann auch der Meister wieder die Arbeit im Takte, und ehe eine halbe Stunde vorüber war, hatte das Faß, was ihm gebührte und was zu seiner Vollendung nöthig war.

Der Meister wandte sich nun an den Gesellen und sagte: Höre an, Geselle, was ich dir zu sagen habe; du verstehst dein Handwerk, das sehe ich, und ich frage dich, willst du bei mir bleiben, so soll's mir sehr lieb sein. Bist du nicht, was dieser Mensch (er deutete mit dem Ausdrucke des tiefsten Abscheu's und Unwillens auf Philipp) ist, so will ich dir den höchsten Lohn geben, den ich jemals gab und dich halten, wie mein eigen Kind!

Es sei, sagte lachelnd der Geselle. Ein Säufer bin ich nicht, die Versicherung kann ich Euch geben. Das sagte er unter stetem Lachen, denn der völlig trunkene Philipp versuchte mehrmals aufzustehen, plumpte aber jedesmal, wie ein voller Sack wieder zurück auf die Steinbank, von der er zuletzt herunter auf das Pflaster rollte und dort liegen blieb.

Jetzt tönte ein unterdrücktes Kichern vom zweiten Geschosse des Hauses herab, daß der Geselle rasch hinaufblickte und dort ein bildschönes Mädchen sah, das die Hand auf den Mund preßte. Der ernste Meister konnte sich selbst des Lachens nicht enthalten, zumal ein Kreis jubelnder Buben sich sammelte, der eben volle Lust zeigte, seine neckischen Possen mit dem Betrunkenen zu beginnen. Schnell aber wurde der Meister ernst. Geselle, sagte er, der Trunkene ist leider meines verstorbenen Bruders Sohn, und wer sich die Nase abschneidet, verschändet sein Angesicht. Du hast ihn vorhin herumhantirt, als wär' er ein leicht Bündelein. Komm', laß' uns ihn in die Werkstatt legen, da mag er denn liegen, bis er seinen Branntweinrausch ausgeschlafen hat.

Er trat zu dem Willenlosen hin, faßte ihn bei den Beinen und der Geselle ergriff ihn unter den Armen und so trugen sie ihn in die Werkstatte, wo er lag, bis die Nacht kam. Als er heraustaumelte, begegnete ihm sein Oheim und Meister.

Gehe heim, sagte er zornig und gab ihm seinen Lohn; aber betritt meine Schwelle nicht mehr!

Philipp ſtarrte ihn mit gläſernen Augen an, brummte einen Fluch zwiſchen den Zähnen und ging; aber, ſtatt nach ſeiner Wohnung in der „Bauersgaſſe“ zu gehen, bog er links ab und ſchlüpfte, ſo gut es gehen mochte in die „Krone“, wo er ſeinen Wochenlohn vollends vertrank und dann ſpät in der Nacht von dem Bräuknechte heimgeſchafft wurde.

Meiſter Gölz hatte ihn in die Krone ſchlüpfen ſehen und ſich empört abgewendet. Eher wird das Waſſer brennen und mit Feuer gelöſcht werden, ſagte er zu ſich, ehe ſo ein eingefleiſchter Säufer ſich beſſert! Gebe Gott, daß mein neuer Geſelle nicht das iſt, was neun Zehntheile aller Küfer ſind. An der Anſtelligkeit, Gewandtheit und Kraft des Geſellen hatte der Alte ſeine Luſt geſehen, und nun, wo dieſer auf der Steinbank ſaß, trat er zu ihm.

Geſelle, ſagte er, du biſt, ohne Handwerksgruß und ohne alle andern Umſchweife, bei mir angetreten. Das thut Nichts. Ich bin Keiner von denen, die die Brühe für den Braten nehmen und ſie ihm vorziehen. Mir liegt weniger am Rocke, als an dem der drinnen ſteckt; aber ich muß doch, weil ich Zunftälteſter bin, und ſchon darum, weil ich dich in meine Dienſte genommen habe, einige Fragen an dich ſtellen.

Thuet das, Meiſter! erwiederte beſcheiden der Geſelle.

Also, wie heißest du?

Arnold Wehner!

Weß Glaubens?

Reformirt!

Woher?

Aus Bremen ursprünglich, versetzte der Geselle, aber aufgezogen in Sachsen. Dorthin sind meine Angehörigen eingewandert.

Abgemacht! sagte der Meister. Dein Lehrbrief sagt das Uebrige, was ich wissen muß.

In diesem Augenblicke trat die alte Lisebas in die Thüre und rief zum Abendessen.

Hier saß der Geselle dem schönen Röschen gegenüber. Sie hatte gläubig und innig das Tischgebetlein gesprochen: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast; segne uns, was du uns bescheret hast," und das war ihm so warm, so belebend in die Seele gedrungen, denn er hatte es nicht mehr beten gehört, seit die dunkle Erinnerung an seine liebe Mutter nur noch, wie ein Schattenbild, vor seiner Seele stand, und mit dieser Erinnerung verknüpfte sich ein wilder Sturm und das

Schwanken eines Schiffes auf dem Meere; aber Alles war nebelig und unbestimmt, nur Umrisse und verschwimmend. Dann sah er sich, von den Armen seines Pflegevaters umschlungen, in den Wellen des Meeres und — damit endete Alles. Diese frühesten Bilder seiner Erinnerung belebte dies Gebetlein, das die fromme Mutter gesprochen, wie es ihm schien, gerade so herzandringend, wie das schöne, sanfte rheinische Mädchen, das in frischester Jugendblüthe ihm gegenüber saß. Es stimmte ihn ernst und traurig. Er sprach daher nur wenig und hörte nicht einmal auf die Unterhaltung der Tischgenossen, und nur der unaussprechlich milde Wohlklang der Stimme Röschens fand Eingang in seine Seele.

Arnold ging frühe zur Ruhe. Seine Seele war bewegt; er wußte nicht warum. Noch lange lag er schlaflos in seiner freundlichen Kammer und Manches ging durch seine Seele, was ihr bei den wechselnden Eindrücken seiner Wanderschaft bisher ferne geblieben oder doch in den Hintergrund seiner Seele gedrängt worden war. Er dachte an das stille Häuschen am Saaleufrande, an seine gute Pflegemutter, an den guten Jens Jensen, seinen Pflegevater, der ihm so viel von der See erzählen konnte und dessen Tod ihm so schweren Kummer gemacht. Seine letzten Worte vor seinem Ende kamen ihm wieder in die Gedanken und die Papiere, welche seine bis dahin sichere Meinung zerstört hatten, die nämlich, daß Jens sein Vater sei. Zuletzt gedachte er des schrecklichen Todes seiner Eltern, den er erst in den letzten Lebenstagen des guten Jens erfahren; aber die Bilder verwirrten sich allmählig und Nichts blieb klar, als das Bild des schönen Röschens, das ihm zulächelte, und — der gesunde Schlaf der gesunden Jugend legte sich, Alles verdunkelnd, auf Auge und Seele.

Aber auch Röschen konnte den Schlaf nicht finden. Eines Theils war es die Freude darüber, daß der abscheuliche Philipp aus dem Hause war, andern Theils beschäftigte ihre Gedanken der stille, bescheidene Arnold Wehner, der ihr sehr wohlgefiel. Sie hatte aus dem Fenster des zweiten Stockwerks ihrer Wohnung den schönen Wanderburschen daher

kommen sehen, hatte beobachtet, wie er unmuthig dem Thun und Lassen des Trunkenbolds Philipp zusah; wie er dann sein Felleisen rasch ablegte und unaufgefordert ihrem alten Vater geholfen mit so viel Geschick und Kraft und Kenntniß des Handwerks. Ob sich das Wohlgefallen an dem schönen jungen Mann geltend machte oder die Vorstellung, er sei ein tüchtiger Geselle, als der Wunsch sie lebhaft erfüllte, der Vater möge ihn in seine Dienste nehmen, war ihr nicht klar, wenigstens gab sie sich keine Rechenschaft darüber; aber sie hegte ihn lebhaft und war innerlich froh bewegt, als der Vater vor dem Abendessen ihr zurief: Röschen, bereite dem Gesellen die Kammer!

Sie hatte diese Arbeit nie schneller und vergnüglicher gethan, als diesmal, und blitzschnell war das Bette rein bezogen und die Stube geordnet und reingemacht, wie geblasen.

Die alte Lisebas kam, als sie eben fertig geworden war und sagte: Nu, nu, ich wollte dir helfen; aber das geht ja Alles, wie ein Blitz, und es ist schon für und fertig, während ich glaubte, du hättest eben erst angefangen. Man sieht doch gleich, daß das, was man gerne thut, nicht schwer wird.

Bei den letzten Worten blickte die Alte, schalkig lächelnd, das Mädchen von der Seite an.

Es ist ja meine Pflicht, sagte Röschen, sich ein wenig abwendend. Warum sollte ich sie nicht gerne thun?

Als der Philipp in's Haus kam, fiel dir's schwerer, bemerkte die Base.

Das ist wahr, gute Lisebas, sagte Röschen; denn den abscheulichen Menschen verabscheue ich gründlich, und wenn mich auch heute sein Zustand zum Lachen reizte, so konnte es doch den Ekel vor dem Säufer nicht entfernen, den ich immer fühle, wenn ich einen Menschen sehe, der durch seine Völlerei sich tief unter das Thier herabsetzt, das doch allemal aufhört, wenn sein Durst gelöscht ist.

Bist du denn so sicher, daß der Arnold nicht auch über den Durst trinkt? fragte die Base.

Brief und Siegel habe ich zwar darüber nicht, sagte das Mädchen erröthend; aber er sieht so gar nicht aus und ist so gesittet und bescheiden, daß man ihm anmerkt, er habe brave Eltern gehabt.

Hatte die der Philipp nicht? War nicht sein Vater ein sehr ehrbarer Bürger, seine Mutter nicht eine vortreffliche Frau und doch schlug er aus der Art? — Die Base sprach diese Worte mit einem Tone des Vorwurfs aus, den das junge Mädchen wohl fühlte in seiner ganzen, treffenden Beweiskraft.

Das weiß ich wohl, gute Lisebas', erwiederte sanft das Mädchen; aber auch das weiß ich, daß sie gegen ihn zu nachsichtig waren. Es kommt auch wohl vor, daß einmal der Apfel weit vom Stamme fällt und böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Steigerwald's Peter war sein Verderber. Was aber den Arnold, den neuen Gesellen, betrifft, so wollte ich wetten, daß er braver Eltern Kind, daß er gut geartet ist. Er hat etwas so Feines an sich, wie man es bei Küfergesellen nicht findet. Ich erinnere mich ja schon Vieler, die wir hatten.

Und ich finde, sagte die Base im Weggehen, daß der Arnold sich schnell einen guten Advokaten auf seine Seite geschafft hat. — Dabei lächelte sie heimlich in sich hinein und dachte: Wenn's wahr ist, was ich selber wohl meine, so ist mir's recht, wenn sie ihn lieb gewinnt und er sie, denn in Bacharach wüßte ich keinen Meistersohn, der des Mädchens werth wäre, wenigstens keinen Sohn eines Küfermeisters — und aus der Zunft läßt sie der Vater nicht leicht heirathen. Kommt Zeit, kommt Rath!

Damit ging sie hinab in's Haus; löschte die letzten Feuerfunken auf dem Herde aus; schloß die Thüren und Fenster sorgfältig und ging in ihr Kämmerlein, die Ruhe zu suchen.

Früh, um vier Uhr, des andern Morgens, ehe noch Jemand im Hause wach war, stand Arnold schon an dem „Fügeblock", hatte das „Model" in der Hand und richtete sorgfältig Dauben zu einem zweiten Fasse zu. Er hatte diese Arbeit vorgenommen, weil sie am wenigsten Lärm macht. Als der Meister kam und ihm den guten Morgen bot, da freute er sich der trefflichen Arbeit des Gesellen, seines Fleißes und seiner Beharrlichkeit.

Je mehr und mehr erkannte er, daß er einen Schatz an ihm gewonnen hatte; aber er hielt ihn auch werth und in Ehren nach allen Seiten. Daß hierbei eine Rückwirkung auf seine Tochter nicht wohl ausbleiben konnte, lag sehr nahe; denn je mehr der Vater des Gesellen Tüchtigkeit pries, desto mehr ihre Liebe sich daran hinaufrankte.

Und Arnold? fragt Ihr mich vielleicht? sagte nach einer Pause Schmiedjakob. Nun, der hätte müssen stockblind sein, wenn er nicht hätte sehen sollen, daß des alten Gölz Töchterlein die Rose unter den Töchtern Bacharachs war; daß sie ebenso erfahren in dem, was des Hauses war, als im Bestellen des Gartens; ebenso gewandt im Bedienen der Gäste, als fest in ihrem sittlichen Ernste und jener jungfräulichen Sittigkeit war, die im Kranze der Jungfrau die schönste, herrlichste Blüthe ist. Wo hätte der Jüngling den Harnisch finden wollen, der ihn gegen alle diese Vorzüge in einem Wesen hätte können bewahren, auch wenn er es erstrebt hätte?

Summa, die Liebe war gegenseitig und doch kam nie ein Wort davon über die Lippe, nie trat eine größere Annäherung ein, als die, welche ein freundliches Zusammenleben unter einem Dache, in einem Familienkreise, mit sich führt. Sie wußten es, daß sie sich lieb hatten, auch ohne Worte, und die Lisebase wußte es auch. Nur der alte Gölz schien es nicht zu ahnen.

Hier brach für heute der alte Erzähler ab.

Ihr müsset mit mir Geduld haben, sagte er. Ich bin

heute noch einmal in der Stadt gewesen. Das hat mich müde gemacht. So der Herr will und ich lebe, fahre ich morgen Abend rüstiger fort. Gute Nacht!

Er stand auf, zündete sein Lichtchen und ging in seine Kammer, um sich zur Ruhe zu legen.

Ich wollte, sagte Käthrinchen, unser guter Schmiedjakobsvetter wäre heute nicht in der Stadt gewesen, dann hätte er uns noch ein Stündchen erzählt. Er ist aber müde, man sieht es ihm an; aber auf morgen freue ich mich!

In wechselnden Gesprächen blieben sie noch, bis es nahezu Mitternacht war und dann schieden sie mit treuherzigem Gutenachtwunsche.

II.

Als sie am andern Abende sich um sieben Uhr wieder Alle einfanden, saß der Alte im Lehnstuhle und sah heute frischer, und um Vieles heiterer aus. Als dann nun die Räder zu schnurren begannen, hob er, unaufgefordert, an:

Heute muß ich Euch in eine andre Welt führen, wo Keins von uns gewesen ist, nämlich nach der alten Handels- und freien Reichsstadt Bremen. Ich selbst bin dort nicht gewesen und muß ganz dem ehrlichen Meister Sebastian Fabian folgen. Damit ist's aber noch nicht genug, auch um drei und zwanzig Jahre in die Vergangenheit müssen wir zurückschreiten

Es war eben in den Märztagen selbigen Jahres, da die Tag- und Nachtgleiche in der Regel heftige Stürme zu bringen pflegt, die auf der wüsten, widerstandlosen Fläche des Meeres verheerend walten und manches Schiff in die bodenlose Tiefe senken und manches brave Menschenherz dazu. Nun pflegt es wohl vorzukommen, daß diese Stürme der Tag- und Nachtgleiche manchmal vorhergehen und also eher, als diese selbst, eintreten; manchmal aber ihr auch erst, verspätet, nachfolgen. Der Seemann trägt Bedenken, um diese Zeit den schützenden Hafen zu verlassen und sein Schiff und das Leben seiner Leute dem drohenden Verderben Preis zu geben. Nur zwingende Nothwendigkeit ändert das, und die in unsern

Tagen außerordentlich gesteigerte, seemännische Kunst und Erfahrung, im Bunde mit besserem Baue und anderer Bewegkraft der Seeschiffe.

Der reiche Schiffsrheder Ulrich Winckler zu Bremen hatte eine mächtige Spekulation, wie der Kaufmann von einem Unternehmen sagt, das auf voraussichtlichen Gewinn begründet ist, unternommen. Im letzten Jahre war die Waizenernte in England sehr geringe ausgefallen, und es war vorauszusehen, daß diese in England zum Brode unentbehrliche Frucht außerordentlich theuer werden würde.

Der Herr Ulrich Winckler war ein äußerst schlauer und berechnender Mann. Er dachte, wenn der Waizen in England so sehr theuer wird, so verspricht er, wenn man ihn zur See dorthin bringt, einen ungeheuern Gewinn; denn in Deutschland war die Waizenernte eine sehr ergiebige und die Preise stehen sehr niedrig. Er schickte daher geeignete Leute aus, und ließ ungeheure Mengen dieser edlen Fruchtgattung aufkaufen, und nach Bremen bringen und dort aufspeichern, um Schiffe damit nach England zu befrachten. Das war denn auch mit einem stattlichen Kauffahrteischiffe geschehen, welches eins der größten war, die Bremischen Handelshäusern gehörten. Die Ladung war fix und fertig, aber das Schiff, „die gute Hoffnung von Bremen" genannt, lag noch ruhig vor Anker, denn der seekundige Schiffskapitän sagte in aller Ruhe: Herr, es geht nicht; denn die Stürme der Tag- und Nachtgleiche sind noch nicht vorhanden, geschweige denn vorüber, und wenn „die gute Hoffnung" davon in dem Kanal zwischen Frankreich und England betroffen werden sollte, so stehe ich für Nichts ein bei den kurzen, wippenden Wellen dieser Meeresgegend, und der Größe und Ladungslast des Schiffes. Ueberdies ist die „gute Hoffnung" nicht mehr jung und hat viel Widerwärtiges durchgemacht; auch bisweilen ist ihr arg mitgespielt worden von Sturm und Woge. Ich bitte, bedenket das!

Ich erkenne dies an, sagte der Herr Winckler; aber er grauete sich dabei hinter den Ohren. Bedenket, fuhr er nach einigem Nachsinnen fort, daß die von Hamburg und Lübeck,

wie auch die von Havre in Frankreich täglich unermeßliche Mengen von Waizen nach London senden, also daß, wenn ich komme, am Ende der Markt überfüllt, die Bedürfnisse befriedigt und die Preise gedrückt sind. Da fiele meine weitaussehende, ein schweres Kapital wegnehmende Spekulation in die Brüche, und ich bekäme Eins an's Bein, das sich nicht leicht verwinden ließe.

Der Kapitän Arnold Wehner stand eine Weile stille da und blickte an die Erde; dann zuckte er die Achseln. Ihr seid der Herr des Schiffes und der Ladung, sagte er mit seiner völlig unerschütterlichen Ruhe, und so Ihr es befehlet, lichte ich, sobald der Wind günstig ist, die Anker; aber ich lehne alle Verantwortung von mir ab.

Ich bitte Euch, Kapitän Wehner, gehet in See so bald, als es irgend thunlich ist; Ihr werdet sehen, daß Alles besser geht, als Ihr denket! bat der Herr Winckler wieder.

Herr, erwiederte der ernste Seemann, habet Ihr mich je feig oder muthlos oder lässig in Eurem Dienste gefunden? Es will mir vorkommen, als rege sich in Eurer Seele dergleichen Etwas.

Behüte Gott, sagte darauf der Herr Winckler, daß ich einem so erprobten Manne derlei Gedanken zu verbergen hätte! Aber — mein Vortheil —

Gut, erwiederte Wehner, Euer Wille soll geschehen. Er verbeugte sich und ging, seine Anordnungen rasch zu treffen.

Zu Seite 60.

Item, es iſt mit den Menſchenkindern ein eigen Ding, ſagte der Schmiedjakob, einen Augenblick einhaltend; es liegt ihnen manchmal Etwas nahe am Herzen, das geeignet iſt, ihre Schritte raſcher oder langſamer zu machen, was mit der Pflicht im Dienſte bisweilen ſtreitet. Der tapfere Kapitän Wehner würde ohne Zweifel, trotz der Tag- und Nachtgleiche und ihren Stürmen ſchon längſt abgeſegelt ſein, wenn nicht ein Umſtand geweſen wäre.

Seine Frau war die Tochter eines deutſchen Kaufmannes, der am Strande in London wohnte. Sie war deſſen einziges Kind, und ſeit vier Jahren hatte ſie die theuern Eltern nicht beſuchen und ihnen das herrliche Enkelbüblein bringen

können, daß sie es segneten. Die drüben am Strande der Themse und das Kinderherz in Bremen verlangten gleich lebhaft nach einander. In den letzten drei Jahren war Kapitän Wehner mit seiner „guten Hoffnung“ nicht in England gewesen, hatte wenigstens London nicht besuchen können, und so war das Wiedersehen hinausgerückt worden bis in die Tage dieses Frühjahres. Daß nun Weib und Kind an Bord der „guten Hoffnung“ nach England segeln wollten, das war es, was den Kapitän zurückhielt, vor den Stürmen der Tag- und Nachtgleiche nach England abzusegeln. Freilich mochte er das seinem sonsthin sehr braven Rheder nicht sagen, und darum drückte es ihn, als der alte Herr so drängte, und er doch so recht mit der Farbe nicht herausrücken konnte und Alles auf die Stürme schieben mußte.

Er sah wohl ein, daß der Rheder Recht hatte, in Bezug auf den Preis des Waizens und den Gewinn seines Unternehmens; aber der Gedanke, sein Weib und sein Kind einer solchen Gefahr auszusetzen, wie sie ein Sturm in dem sogenannten Kanale bringt, ließ ihn immer noch zögern. Jetzt konnte er nicht mehr, und eilte heim, um Alles zu besorgen und am andern Morgen seine Lieben an Bord zu holen.

Unter diesen Vorbereitungen nahte schnell der Abend, und mit ihm brach ein Gewitter los über die kahlen Bäume, wie man sagt, das in einen furchtbaren Sturm überging, einen Sturm, der, hätte er das schwer beladene Schiff auf offenem Meere gefunden, es vielleicht in der Tiefe begraben hätte. Es schien indessen, als habe dieser Sturm eine ganze Reihe seines Gleichen aus tiefem Schlafe geweckt; denn acht volle Tage wütheten sie orkanartig auf der See und auf dem Lande, daß der Schiffsrheder zu sich selber und Andern sagte: Der Kapitän Wehner ist der vorsichtigste und tüchtigste unter allen meinen Kapitänen. Wäre es meinem Kopfe nachgegangen, vielleicht läge die „gute Hoffnung“ mit Mann und Maus in der See begraben! Nun will ich ihn auch nicht mehr drängen! Dessen bedurfte es aber auch nicht; denn kaum war es ruhig in dem Luftraume, so kam die Nachricht, die „gute Hoffnung“ sei segelfertig und bereit,

in See zu ſtechen. Das war eine frohe Botſchaft, und Herr Winckler befahl ſein Schiff in den Schutz Gottes.

Wie ich ſchon geſagt, fuhr der alte Schmiedjakob nach einer Pauſe fort, ſo wollte die Frau des Kapitäns ihre alten Eltern, nach vierjähriger Trennung von ihnen, wieder ſehen und ihnen den kleinen Enkel bringen, nach dem ſie ſehnſüchtig verlangten.

Wehner konnte, da er an Bord ſeines Schiffes ſein mußte, ſeine Frau und ſein Kind nicht ſelbſt an Bord holen; aber ein ſolch' theures Gut konnte er keiner treueren Seele anvertrauen als dem Matroſen Jens Jenſen, mit dem er alle Meere durchſchifft und den er als treu erprobt, noch mehr — von dem er wußte, daß wohl kaum eine Menſchenſeele die Kinder in dem Grade liebe wie er — welcher, trauriger Weiſe, mit ſeiner braven Frau in kinderloſer Ehe lebte.

Jens Jenſen war aus dem ſogenannten „Fiſchlande“ und, wie faſt alle ſeine Landsleute, dem unwiderſtehlichen Zuge nach der See von Kindesbeinen an gefolgt.

Vor Allen auf dem Schiffe zeichnete er ſich dadurch aus, daß ſein Leben und Thun unbeſcholten war, und daß er nie betrunken geweſen, auch ſeinen Schiffslohn allemal, wenn die „gute Hoffnung“ vor Anker lag, eiligſt ſeiner Frau brachte, die eine gute Haushälterin war. Dadurch hatte der brave Jens, der ein Menſch von rieſenhafter Größe und Körperſtärke war, ſich ein Häuslein und einiges Feldgut in ſeinem Dorfe erworben, das er ſeiner Frau immer vorher beſtellte und beſäete, ehe er wieder an Bord ſeines lieben Schiffes, die „gute Hoffnung“, und zu ſeinem lieben Kapitän Wehner zurückkehrte.

War etwa dann noch nicht viel auf dem Schiffe zu thun, ſo ereignete ſich Etwas in dem Hauſe des Kapitäns, was die ihn beſuchenden Freunde oft herzlich lachen machte.

Jens Jenſen nämlich, der rieſig große, viereckige Fiſchländer, lag dann oft in der Kinderſtube der Länge nach auf dem Boden, und der kleine Arnold, des Kapitäns prächtiges Büblein, krabbelte auf ihm herum, rupfte und zupfte ihn

und lachte laut auf über die Grimassen und Fratzen, die der lange Mensch schnitt.

Für das Kind brauchte dann die Mutter nicht mehr zu sorgen; denn er bewachte seinen Morgenschlummer, hob es aus dem Bettlein, wusch und kleidete es an und reichte ihm sein Frühstück. Er konnte ernstlich traurig, ja selbst falsch werden, wenn ihm Jemand in dies Lieblingsgeschäft eingreifen wollte.

Beobachtete ihn Niemand, dann preßte er das Kind an sich und, mit Thränen in den Augen, rief er mit gepreßter Stimme aus: Ach, warum bist du nicht mein Kind, du herziges Büblein! Ich wäre ja reich wie ein König und mehr noch — ich wäre der glücklichste aller Menschen!

Wenn nun gerade ihm und einigen von ihm auserlesenen Matrosen der Kapitän es übergab, sein theures Weib und sein Kind an Bord zu bringen, so begreift es sich leicht, daß er eine bessere Wahl nicht hätte treffen können.

Jens Jensen, auch von seinen Kameraden der „lange Jens" genannt, brachte sie glücklich an Bord. Er holte dann noch einmal den Schiffsrheder ab, der vor der Abreise das Schiff noch einmal besuchen und durch freigebige Geschenke die Matrosen zur Treue anspornen wollte, und als dies vorüber und Herr Winckler wohlbehalten auf dem festen Boden stand, da lichteten die Matrosen die Anker, unter ihrem eintönigen, den Takt angebenden Gesange; eine frische Brise wehte vom Lande seewärts und füllte ein Segel nach dem andern, das der Kapitän beisetzen ließ, bis das stolze, aber ungemein schwer beladene Schiff unter der Wucht aller seiner Segel sich bäumte, aber blitzschnell über die gekräuselten Wellen dahin flog.

Des Hochbootsmanns Pfeife rief „all' Mann auf Deck," wo der Kapitän das Gebet um Gottes Gnadenschutz aus seltsam bewegtem Herzen betete.

Noch ehe der Mond, der voll und lieblich die Wellen vergoldend am blauen Firmamente stand, vollständig aus den grünen, nun wie mattes Gold glänzenden Wellen heraufgestiegen war, hatten die Schiffenden den letzten Schatten-

ſtreifen des Feſtlandes aus den Augen verloren und befanden ſich nun ganz auf hoher See, wie ſich die Seeleute ausdrücken.

Die Fahrt verhieß eine recht glückliche zu werden; denn das Wetter war klar, der Wind günſtig und die Luft ſo frühlinglich milde, daß auf dem Verdecke zu ſein eine Luſt war.

Zur großen Beluſtigung der Matroſen wie des Kapitäns diente es, daß die junge Mutter mit ihrem Lieblinge auf das Verdeck kam, wo dann der kleine Arnold allerlei Poſſen trieb und Jens Jenſen alle die poſſierlichen Streiche aufführte, welche in des Kapitäns Stadtwohnung ſo oft ihn und ſeine Frau und ſeine Freunde, am meiſten aber das fröhliche Kind erluſtirt hatten. Dann jauchzte der kleine Knabe vor Freude und es herrſchte ein ſchallendes Gelächter an Bord. Sah das Kind ſeinen Freund, den langen Jens, ſo lief es mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und kümmerte ſich faſt nicht mehr um Vater und Mutter.

Daß ihn die Matroſen oft mit ätzendem Spotte verfolgten und ihn „das Kindermädchen an Bord“ nannten, das trug gelegentlich dem Einen oder Andern, der ſich beſonders grün gemacht, zwar eine gefalzte Ohrfeige ein, die, von der fiſchländer Matroſenhand gegeben, einen außerordentlichen Nachdruck hatte; aber es konnte ihn keine Minute in ſeinem Thun irre machen. Ja, ſo treu er ſonſt im Dienſte war und bei ſeiner Rieſenkraft oft noch eines Andern Arbeit zu der ſeinen übernahm, wenn Einem nur das Ohrläppchen wehe that, ſo ſah er es doch gerne, daß ihn der Kapitän, um ihn bei dem Kinde zu laſſen, von ſelbſt nothwendigen Dienſtleiſtungen befreite. Brummten die Andern darüber, ſo ſagte er in ſeiner bodenloſen Gutmüthigkeit: Ich übernehme die Nachtwache für Euch; dann könnet Ihr zufrieden ſein! — Sie waren es dann auch regelmäßig.

Als am erſten Abende ſchon die Seekrankheit bei der jungen Mutter ſich einſtellte, da ſegnete der Kapitän die Liebe des langen Jens zu ſeinem Kinde und die Liebe des Kindes zu Jens; denn nun litt doch das Kind nicht unter dem Leiden der Mutter. Das waren Jens' glücklichſte Tage; denn nun war er Tag und Nacht des Kindes einziger

Pfleger und Wächter, und der Kapitän konnte so ruhig sein, als ruhe das Kind an der Mutterbrust.

Das Wetter, welches anfänglich der Seefahrt so hold gewesen war, wurde schon nach kurzer Frist feucht und nebelig. Der Nebel verdickte sich täglich, ja stündlich. Und gerade diese Verdunkelung der Luft, die kein Hinaussehen gestattet, hat bei einer so außerordentlich stark befahrenen Wasserstraße, wie die des Kanals ist, eine sehr große Gefahr, weil es nämlich vorkommt, daß mit entsetzlichem Gewaltstoße zwei Schiffe auf einander rennen und in der Regel eins, wenn nicht alle beide sinken, das heißt so verletzt werden, daß sie hinabsinken in das tiefe, dunkle Wassergrab, von dannen keine Rettung ist.

Es ist in solchem Wetter die größte Vorsicht nothwendig, die dennoch nicht immer vor dem schrecklichen Unglücke eines Zusammenstoßes sicherstellt. Der Kapitän hatte auf seinen zahlreichen Seereisen Nichts besser gefunden, als ununterbrochen die Schiffsglocke, die sich am Buge des Schiffes in der Regel befindet, läuten zu lassen. Wie aber selten ein Unglück allein kommt, so erhob sich am Nachmittage ein heftiger Wind, der zwar den Nebel zusammenballte und zum Weichen zwang, aber gegen Abend selbst eine Gefahr wurde, bedenklicher selbst noch, als der gefürchtete Nebel. Er wurde zum Sturme und steigerte sich gegen Mitternacht zum verderblichsten Orkane. In dieser Meeresgegend, wo die Küsten so nahe und mit Klippen umgürtet sind, erfordert es die größte Kunst des Seemannes, den Lauf des Schiffes möglichst in gleicher Entfernung von beiden Ufern und Küsten zu halten. Trotz der angestrengtesten Arbeit gelang es dem Kapitän nur durch möglichstes Laviren.

Am Borde waren alle Hände nöthig. Aus löblicher Vorsicht hatte der Kapitän alle Lichter löschen lassen. Das hinderte die Arbeit der Matrosen auf dem Verdecke nicht, weil, wenn auch eine tiefdunkle Wolkenschichte das ganze Firmament bedeckte, der Mond dennoch selbst durch die dichten Wolken eine Helle verbreitete, in der das Auge sich zurechtfinden konnte.

Durch das Stampfen des Schiffes bei den kurzen und

ungeheuer hochgehenden Wellen erwachte das Kind und schrie ohne Aufhören nach seinem lieben Jens. Es blieb am Ende dem Kapitän keine Wahl als das Kind wohl eingehüllt Jens zu übergeben, der es in seinen Armen warm hielt und durch eine eintönige Matrosenmelodie, welche er im Geheule des Sturmes halblaut in des Kindes Ohr summte, wieder einzuschläfern suchte.

Auf das Verdeck konnte er sich nicht wagen, deswegen setzte er sich auf die Kajütentreppe und hielt das schlafende Kind in seinen Armen.

Während hier eine friedliche Ruhe herrschte, tobte der Orkan furchtbar. Wie auch die Matrosen sorgfältig alle Segel gerefft hatten, so boten doch das Takelwerk und die Masten dem Sturme Gegenstände dar, an denen er seine Wuth auslassen konnte, und ein heftiger, furchtbarer Windstoß reichte hin, den Besan- und Hauptmast gleich Haselruthen abzubrechen. Das Schiff wankte und legte sich, von der Last der beiden Masten und ihres Seilwerks gedrückt, auf die Seite.

Kappen! donnerte der Kapitän durch sein Sprachrohr, und mit größtmöglichster Schnelligkeit war das Schiff durch das Kappen oder Abhauen der Seile der Lasten seiner Masten ledig, aber es hatte damit auch seinen Halt verloren; es war, was der Seemann ein „Wrack" nennt, geworden, und war nun ein Spiel der Wellen und des Orkans.

Zu diesem schrecklichen Unglücke gesellte sich nun noch das Schlimmste, daß nämlich auch das Steuerruder von einer furchtbar heftigen Welle zerschmettert wurde. Die Lage war grausig. Jedes Mittel fehlte jetzt, dem Schiffe eine Richtung zu geben. Es war nun vollständig der Macht der Elemente schutzlos überliefert. Der Orkan, welcher von der französischen Küste her brauste, warf das Wrack immer mehr der klippenreichen englischen Küste zu.

Durch eine eiserne Festigkeit und Ruhe übte der Kapitän einen mächtigen Einfluß auf die rohen Matrosen, die in solchen Fällen nicht selten durch Selbsthülfe und Gedanken an die eigene Rettung Alles verderben. Er ließ Alles vor-

bereiten, was bei einem etwaigen Stranden noch Rettung zu bieten vermochte.

Es war gegen drei Uhr des Morgens. Der Mond war untergegangen und eine undurchdringliche Dunkelheit bedeckte Alles, aus der nur die weißen, ſchäumenden Wogenkämme hervorleuchteten.

Das entſetzliche Toſen des empörten Meeres und das ſchauerliche Heulen des Orkans ließen es nicht zu, daß die Unglücklichen das Toben der Brandung des Meeres an der engliſchen Küſte hätten vernehmen können, und im Stande geweſen wären, den Grad der ihnen von Minute zu Minute näher rückenden Gefahr zu ermeſſen.

Plötzlich empfing das Schiff einen Stoß, der es bis in's Innerſte beben machte.

In die Boote! ſchrie der Kapitän, ſein Weib umfaſſend. Jens, hierher mit dem Kinde!

Aber auch die größte Eile konnte ſie nicht mehr das Rettungsmittel ergreifen laſſen.

Das Schiff war auf einen Felſen geſchleudert worden und war im vollen Sinne des Wortes geborſten. Eine Sturzwelle fegte alle hinweg, die ſich auf dem Verdecke befanden, und die ſchnaubenden Wellen ſchloſſen ſich über ihnen.

Das Schiff ſank, und einige Minuten ſpäter rangen nur noch wenige von der Mannſchaft um das arme Leben. Ihre Kräfte ließen bald nach und keine Spur war mehr ſichtbar von dem reichbeladenen Schiffe und denen, die darauf gelebt.

Die Räder in der Spinnſtube ſtanden ſtille; die Hände lagen im Schooße; die Geſichter waren bleich und ein Ach! des Entſetzens rang ſich aus jeder Bruſt heraus.

Allgütiger Gott! ſagte bebend Kathrinchen, das iſt ja ſchauderhaft. Alle, alle ertrunken?

Es iſt eben nicht ſelten dieſes Ereigniß auf dem ungetreuen Meere, ſagte Schmiedjakob. Wie konnte auch der ſtärkſte Bau eines Schiffes der fürchterlichen Gewalt widerſtehen, die es umherſchleuderte? Ich habe, als ich mit den Franzoſen in Spanien war, einmal bei Barcellona einen Sturm geſehen. Es ſchaudert mich heute noch!

Ich habe nur einmal den Rhein bei Bingen im Sturme geſehen. Das war ſchon entſetzlich; was muß er erſt auf dem Meere ſein? ſagte der Gevatter.

Davon haben wir Landratten, wie uns die Seeleute nennen, keine Vorſtellung, verſetzte Schmiedjakob, und das Meer iſt das größte Grab, das wir uns zu denken vermögen. Was birgt das Alles in ſeinem Schooße?

Alſo Alle, Alle ertrunken? fragte Kathrinchen wieder, und faltete ihre Hände ſo feſt ineinander, daß alles Blut aus ihnen zurückwich. Sie richtete ihr großes, dunkles Auge auf Schmiedjakob und fragte noch einmal: Alle?

Bis auf Jens, ſagte endlich der alte Mann. Alle fuhren empor und ſtarrten ihn an.

Und das Kind? fragte der Gevatter.

Schmiedjakob ließ dieſe Frage für's Erſte unbeantwortet, nahm aber den Faden ſeiner Erzählung wieder auf.

Er ſaß, wie ich Euch geſagt, das Kind, in ein warmes

Wollentuch gewickelt, in seinen Armen haltend, als das Schiff auf die Klippe geschleudert wurde.

Jens war nicht arm an ähnlichen Erfahrungen zur See. Er wußte augenblicklich, wie es stand und was erfolgen müsse innerhalb des Zeitraums weniger Athemzüge. Er war daher schon auf dem Verdecke, als des Kapitäns Ruf erfolgte. Er sah aber hier, daß an ein Erreichen der Boote nicht mehr zu denken war. Die Sturzwelle, die sie Alle in See schleuderte, that ein Gleiches auch ihm.

Ich habe es Euch schon mehrmals gesagt, daß Jens ein riesenhaft großer und ebenso starker Mensch war. Von Kindesbeinen an zur See, konnte er schwimmen wie ein Fisch, und bei seiner Kraft standen ihm noch Hülfsmittel zu Gebote, wenn Andre schon aller baar und ledig waren.

Als er aus der Tiefe wieder an die Oberfläche des Meeres kam, und das Kind, das sein linker Arm wie ein Eisenreif einschloß, einen Schrei ausstieß, hätte er vor Freude daß es lebe, aufjauchzen mögen, wenn nicht die Gefahr, an den Felsen der Küste zerschmettert zu werden, zu nahe gelegen hätte.

Das sah er wohl ein, daß alle seine Schwimmkunst nicht weiter reichte, als sich möglichst über Wasser zu halten. Das gelang ihm, bis eine rasch zurückrollende Welle ihm das Bewußtsein gab, es sei Strand unter seinen Füßen. Er raffte sich auf und ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß die Stelle, wo er sich befände, eine Bucht sein müsse, die sich zwischen die Felsen hineinziehe.

Nun galt es, schnell dem höher liegenden Theile dieser Bucht zuzueilen, ehe eine neue Sturzwoge ihn erfasse und möglicher Weise in's Meer zurück reiße.

Jens war der völligsten Erschöpfung nahe; denn die Angst um das an seiner Brust ruhende Kind quälte ihn entsetzlich. Dennoch faßte er alle seine Kraft zusammen und kroch mehr, als er ging die ansteigende, Anfangs sich verengernde, dann nach oben sich erweiternde Höhe hinauf. Die Wogen brachen sich bereits mit donnerndem Schalle hinter ihm, ohne ihn zu erreichen, als er endlich es wagte, Athem zu schöpfen und

sich umzusehen, so weit der furchtbar forttobende Orkan gestattete, stille zu stehen.

Vor ihm dehnte sich das wildempörte Meer aus. Er unterschied es eben nur durch die weißen, sich überstürzenden Wogenkämme. Hinter ihm lag Alles in eine Finsterniß gehüllt, die kein Auge zu durchdringen vermochte. Er zitterte, der starke Mann; aber nicht für sich. Er zitterte bei dem Gedanken an die Unglücklichen von der „guten Hoffnung", und für das theure Gut, das er in seinen Armen hielt. Lebte das Kind noch? — Er fuhr endlich mit der bebenden Hand nach dem Gesichtchen des Kleinen. Er fühlte Lebenswärme. Er hätte wieder aufjauchzen können. — Aber was sollte er nun beginnen? Das Kind mußte der nassen Umhüllung entrissen werden. Wie sollte das geschehen?

Noch einige unsichere Schritte wagte er aus dem Bereiche der Felsen, welche die enge Bucht umgürteten, tiefer in das freie Land. Er spähte wieder — und — ein Licht in seiner Nähe deutete auf eine menschliche Wohnung. Jens ahnete, daß es die Hütte eines Strandwächters sein dürfte. Stille dankte er dem rettenden Gotte aller Gnade und wankte der Stelle zu, wo er das Licht erblickt. Die Felsen der Küste starrten hier noch hoch empor und in ihrem Schutze stand eine Hütte, die das war, was Jens vermuthet, die Wohnung eines Strandwächters. Als er endlich die Thüre fand, pochte er heftig; denn ein Frost, der mehr der Angst um das Kind entwachsen mochte, als der Nässe und Kälte im Meere, rüttelte und schüttelte ihn durch und durch.

Das Strandwächterhäuschen, an dessen Thüre er anklopfte, war eine kleine, dürftige Hütte, welche sich hinter den hier hochaufstrebenden Kreidefelsen der englischen Seeküste gleichsam verbarg, also daß der Sturm an ihr vorüberging, weil er sie nirgends fassen konnte. Sie war von einem alten, kinderlosen Ehepaare bewohnt, guten, ehrlichen und, was in diesem Falle besonders schwer in das Gewicht fiel, barmherzigen Menschen.

Die beiden alten Leute schliefen nicht. Der Mann, dessen Pflicht es eigentlich war, an einer gewissen Strecke der Küste

auf und niederwandelnd, zu wachen, daß nicht etwa der Feind lande, der von der gegenüberliegenden Küste des Festlandes niemals mit Augen der Liebe nach der weißen Küste Altenglands herübergeschaut, hatte, weil die weißen Kämme der hochaufzischenden Meereswogen eine eigenthümliche Helle verbreiteten, den dunkeln Rumpf eines entmasteten Schiffes zu sehen geglaubt, das dann seinen scharfen Blicken ganz entschwand und ihm die Ahnung eines gräßlichen Unterganges nahelegte: er wollte seine große, sichere Laterne zünden, um genauer nachzusehen, ob er nicht etwa einem Unglücklichen ein Retter werden könne. Gewißheit hatte er freilich nicht für seine dunkle Ahnung; denn Nothrufe konnte er nicht hören, weil die Wellen am Ufer donnernd brandeten und der Sturm in entsetzlichen Tönen und Stimmen an der zerklüfteten Küste heulte; aber es ließ ihn eine geheime Angst nicht ruhen.

Und gerade, als er die Laterne gezündet hatte, vernahm er das heftige Pochen.

Klopfte nicht Jemand? fragte seine Frau, die von seiner Erzählung erschüttert, bebend neben ihm stand. Hörtest du Nichts?

Wenn's der Sturm nicht war, mag's wohl eine Menschenhand gewesen sein, sagte sie angstvoll seinen Arm umfassend. Aber, Tom, wo sollt' die in dieser Nacht herkommen?

Aus dem Meere, Kind, aus dem Meer! Ein Verunglückter von dem untergegangenen Schiffe, das ich gesehen. Er machte sich von der sich an ihn haltenden, jetzt noch mehr zitternden Frau los; rief ihr zu: Schüre vorsichtig das Feuer auf dem Herde und setze einen Topf Milch von deinem Geischer zu, und eilte hinaus.

Wieder hörte er jetzt näher das heftige Klopfen.

Holla, ho! Wer klopft? fragte er.

Um der Barmherzigkeit Gottes willen, öffnet, sonst stirbt mein Kind! sprach draußen die Stimme des armen Jens.

Frau, tummle dich und mache Milch warm, rief er der in der offenen Kammerthüre stehenden Frau zu, es ist ein Kind dem Tode nahe!

Das Wort: Kind übte auf das Weib eine wunderbare Macht aus: Alle vorherige Angst verschwand. Die sonst so natürliche, weibliche Neugierde trat zurück und sie eilte in das kleine Räumlein, wo der aus Steinen roh aufgebaute Herd stand, der ihm den Namen: Küche gab, während Tom die Thüre öffnete. Er erschrack fast, als er die lange und entsprechend umfangreiche Gestalt Jens Jensen's sah, die sich durch die enge Thüre hereinschob.

Barmherzigkeit, bat er flehend, und kaum eines Wortes mächtig; Barmherzigkeit, nicht für mich, sondern für mein armes Kind!

Komm' herein, Mann, sagte der Strandwächter, und zog ihn nach der Kammer, die zugleich Wohnung und Schlafstatte war. Eine belebende Wärme umgab ihn hier.

Tom, rief die sich hereindrängende Frau aus, geh' und sorge du für Feuer und Milch, unser Eins weiß besser mit einem hülflosen Kinde umzugehen, als ihr Mannsleute!

Der Alte war Keiner von denen, die das Gras wachsen sahen und die Flöhe husten hörten, und immer und überall meinen, sie allein träfen das Rechte; er räumte stille und

eiligſt den Platz der Frau und dieſe nahm Jens das Kind ab, legte es auf ihren Schooß und ihre Wange an die des Kindes.

Ach, du liebes Herz! ſagte ſie ſchmeichelnd. Welch' ſchönes Kind! Nun, Mann, ſeid ruhig, es lebt noch. Decket ſchnell das Federbette auf!

Sie riß nun die naſſe Wolldecke ab, darin Jens das Kind gewickelt hatte, zog ihm die naſſen Nachtgewänder aus und ſagte, als dies langſam genug vor ſich ging: Nehmet dort die wollene Jacke meines Mannes, bringet ſie ihm und ſagt ihm, er ſolle das warme Frieswamms, das er trägt, für das Kind hergeben!

Jens, deſſen Zittern nachließ, lief eiligſt zu dem Manne, der das Richtige des Verlangens einſehend, ſogleich willfahrte.

Die Frau ſchlug nun das Kind, das ſie bis dahin aller Hüllen entledigt hatte, in das warme Frieswamms ihres Gatten ein, rieb es damit eine Weile und legte es dann in das ſchwere Federbette, immer mit dem Geſichte dem des Kindes nahe, um jede Bewegung zu erlauſchen.

Jens ſtand erwartend neben ihr. Seine Hände waren gefaltet; ſeine Lippen bewegten ſich leiſe; ſein Auge war nach der Decke gerichtet; er betete.

Gottlob, ſagte nach einer kleinen Pauſe die Frau: das Kind regt ſich und eine ſtärkere Wärme zeigt ſich an ſeinem Körperchen. Es wird bald erwachen!

Gott ſei Preis und Dank! ſagte Jens und eine Thräne ſtahl ſich aus ſeiner Wimper, die er ſchnell wegwiſchte.

Jetzt kam der Mann herein.

Willſt du nun Milch? fragte er. Lebt's noch?

Es lebt, ſagte freudeſtrahlend die Frau, aber für die Milch iſt es noch zu frühe; das arme Geſchöpf iſt noch betäubt. Darauf wandte ſie ſich an Jens und ſagte: Seine Mutter?

Wahrſcheinlich, wie Alle, die auf dem Schiffe waren — ertrunken.

Alſo doch ein Schiff untergegangen? ſagte Tom, der Strandwächter.

Ach leider mein Schiff, darauf ich seit zwanzig Jahren alle Meere durchschifft! rief Jens aus und in dem Tone seiner Stimme sprach sich der tiefgefühlte Schmerz seiner Seele aus. O, Mann, schloß er, die „gute Hoffnung" war ein so treffliches Schiff und ich hatte es so lieb!

Glaub's, glaub's, entgegnete der Küstenwächter und sah ihm theilnehmend in die feuchten Augen. Und Euer Weib mit? — fragte er.

Ach, es wird wohl Niemand, außer mir und dem Kinde gerettet sein! versetzte ausweichend Jens.

Es schlägt die Augen auf! rief frohlockend die alte Frau; jetzt Milch, Tom, Milch!

Jens! Jens! — Mama! rief das Kind mit matter Stimme.

Jens schob sanft die gute Frau zurück, beugte sich über seinen Liebling und flüsterte ihm zu: Da bin ich, Arnoldchen! Wie ist dir's?

Heiß, heiß! sagte das Kind und strebte, seine Aermchen frei zu machen aus der es eng umhüllenden Friesjacke Tom's.

Jens beruhigte den Knaben und sagte ihm, es sei nothwendig, daß er sich ruhig halte, weil er sonst krank würde. Das gehorsame Kind ergab sich in seine unangenehme Lage, weil es gewohnt war, dem treuen Jens blindlings zu folgen.

Bist du durstig, mein Söhnchen? fragte er.

Das Kind nickte bejahend.

Tom hatte die Milch gebracht und die gute Frau reichte sie dem Kinde, das sie ihr aber nicht abnehmen wollte.

Nimm die Milch, mein Lieber, bat Jens; sieh' das ist so eine gute Frau, wie deine Marie daheim!

So hieß seine Wärterin, die in Bremen geblieben war. Das wirkte. Das Kind nahm die Milch und trank sie in vollen Zügen. Dann legte es sich wieder nieder und schlief ein, während ein wohlthätiger Schweiß den ganzen Körper zu bedecken begann.

Aber, Mann, sagte Tom, der erst jetzt daran dachte, daß Jens ebenso von Seewasser durchnäßt war, wie das Kind, du denkst nicht an dich? Du bist ja noch in den nassen Kleidern!

Das thut einem rechten Seehunde nichts, entgegnete Jens. Wieviel hundert Mal sind sie mir erst am Leibe wieder getrocknet! Wer wird darnach fragen?

Komm' mit mir, bat der alte Küstenwächter und setze dich zum Herdfeuer und trinke ein Näpfchen Milch, das erwärmt dich innerlich.

Jens fühlte, wie Noth ihm Beides thue und ging mit dem Manne hinaus, setzte sich an das Feuer, welches der Küstenwächter auf's Neue anschürte und trank einen kleinen Napf warmer Milch, die ihn erquickte.

Wenn ich dir auch Kleider geben wollte, sagte der alte gutmüthige Tom, so könntest du sie bei deiner Größe nicht anziehen, indem er mit seinen Augen die riesenhafte Gestalt des fischländischen Matrosen maß.

Freilich, erwiederte dieser; aber es hat auch nichts auf sich, wenn sie mir auch am Leibe trocknen. Wie ich Euch sagte, es ist nicht das erste Mal!

Noch heulte draußen der wilde Sturm. Noch jagte er die dichtgeballten Wolkenmassen am Himmel hin, und zerriß sie, wie Fetzen alten Tuches; noch donnerte die Brandung,

als wollte ſie die feſten Kreidefelſen, welche die Inſel umgurten, zermalmen und in's Meer ſchleudern; noch hörte man ſelbſt durch das Donnern der Brandung und das Heulen des Sturms die wehklagenden Stimmen der Möven, die noch immer aus weiter Meeresferne dem Lande zuſteuerten, um auf dem feſten Boden den Schutz zu ſuchen, den des Meeres Wogen, aufgeregt bis in ihre Grundtiefen, nicht geben konnten; noch lag die Nacht rabenſchwarz auf dem Lande und dem Meere, auf letzterem nur lichter durch die weißen, ſich brechenden Wogenkämme, die ein eigenthümliches, mattes Licht auszuſtrahlen ſchienen. Das Kind drinnen ſchlief. Die alte Frau war mit dem Kopfe auf's Bett geſunken und auch der unbezwinglichen Macht der Erſchöpfung erlegen, welche der mehr als halb durchwachten Sturmnacht nothwendige Folge war. Nur die zwei Männer, des Wachens durch ihren Dienſt gewöhnter, ſaßen am flackernden Feuer des Herdes und Jens erzählte dem alten Tom von dem traurigen Geſchicke der reich beladenen „guten Hoffnung von Bremen."

In beider Augen kam kein Schlaf.

Als aber der Hahn, der unfern des Herdes mit einigen

Hennen seine Nachtruhe hielt, sich reckte, die Flügel dehnte, dann klatschend an seinen glänzenden Leib schlug und dreimal krähete, sagte Tom: Gottlob, nun ist es halb drei Uhr: Ich meine, der Sturm ließe etwas Weniges nach. Die Fluth wird auch jetzt ihre höchste Höhe erreicht haben, und mit der Ebbe und dem kommenden Tage wird dem Sturm der Athem ausgehen; dann wollen wir am Strande suchen, sagte der Wächter, ob wir nicht noch Einen oder den Andern vom untergegangenen Schiffe finden und retten können. Jetzt ist es noch lebensgefährlich; denn es ist nur die eine Stelle an meinem Küstenstriche, wo man zum Meere hinab kann zur Fluthzeit, und das ist die, an welche dich die rettende Hand Gottes geleitet hat. Es ist ein wahres Wunder dennoch, daß keine nachrollende Woge dich wieder hinabgeschwemmt hat, als du mit dem Kinde heraufkrochest.

Ihr habt Recht, Strandwächter, versetzte aus dem Innersten seiner Seele Jens. Es war wohl der Finger Gottes, der das Alles lenkte. Wie hätte ich an dieser fremden Küste gerade die einzige Stelle finden können, die mir und dem Kinde eine Rettung bot? Aber auch darin zeigte sich die Lenkung des gnadenreichen Gottes, daß er mich, als meine Kräfte versagen wollten, Eure Hütte, und in ihr so christliche, so menschenfreundliche Herzen finden ließ. Er sei gelobt in Ewigkeit!

Amen! sagte Tom bewegt.

Aber, fuhr er fort, dich wird es hungern, Jens? Meine Frau ist mit dem Kinde eingeschlafen und ich will sie nicht stören. Ich weiß ein wenig Bescheid hier!

Er stand auf, ging zu einem Schränklein und langte Brod und etwas Fleisch heraus, und nun sprachen Beide den Speisen wacker zu, und tranken ein wärmend Schlücklein dazu.

Während dies geschah, schlug abermals der Hahn sein Gefieder mit den Flügeln und krähete. Tom trat an das Fensterlein, das so klein war, wie das Kajütenfenster eines Seeschiffes, blickte heraus und sagte: der Sturm hat nachgelassen. Auch scheint mir die Brandung schwächer zu schlagen.

Der Himmel hellet sich im Osten und einzelne Lichtstrahlen schießen roth am Himmel empor, die Ebbe ist eingetreten. Nun laß' uns gehen!

Er griff nach einem Bündel Stricke, welche auf einem Brette an der Decke des Küchenraumes lagen, nahm einen langen Stock mit einem derben Haken, gab einen ähnlichen Jens und brach auf.

Sie schritten dieselbe Bucht hinab, welche in der Nacht Jens auf Händen und Füßen heraufgeklettert war, und erreichten ohne Mühe den Strand, der von den Wellen zu einer harten Tenne geschlagen war. Ueberall fanden sie Trümmer, die Jens alle als dem Schiffe „gute Hoffnung" angehörend erkannte, aber so weit sie auch am Strande hinauf und hinab gingen, keine Spur von Menschen war sichtbar und Tom hatte Recht, die Küste stieg weiter denn eine englische Meile hinab und hinauf senkrecht aus dem Meere auf und nirgends als in der kleinen Bucht, die Jens einen Rettungsweg geboten hatte, war auch nur eine einzige Stelle, wo ein Mensch einen Rettungsweg hätte finden können. Alle die Trümmer, welche sie am Strande fanden, waren zu dem Umfange und der Größe des untergegangenen Schiffes in keinem Verhältniß. Es mußte völlig in Stücke gegangen sein.

Ja, sagte Tom, dort hinter der „grünen Klippe", wo das Schiff gescheitert ist, befindet sich eine so bodenlose Tiefe, daß kein Senkloth den Boden erreicht. Was da hinabsinkt, ruht in ewiger Nacht!

Und so war es auch. Nichts kam an das Tageslicht von dem versunkenen Schiffe. Keinen Leichnam spülte das Meer an den Strand. Jens Jensen war der einzige Zeuge, der aussagen konnte, was aus Schiff und Mannschaft geworden. Und er — schwieg.

Warum denn? fragte Kathrinchen, rasch den Kopf nach dem Greise wendend, der sich aus seinem Lehnstuhle erhob.

Laß mich ein wenig ruhen, Kind, sagte er und reichte seinem Sohne die Pfeife. Sei so gut und stopfe mir sie, bis ich wieder komme. Er ging mit seiner Ampel, die er

ſich an dem von der Decke herabhängenden Lichtſtocke gezündet hatte, nach ſeiner Kammerthüre, indem er zum Gevatter ſagte: Cumpeer, ich muß wirklich einmal in meiner Handſchrift nachleſen, was Meiſter Sebaſtian Fabian weiter erzählt, weil mich hier mein Gedächtniß verläßt.

III.

In der Spinnſtube war es ſo ſtille geworden, daß man nur das Schnurren der Räder, und durch daſſelbe das Umſchlagen der Blätter eines ſtarkgeleimten Papiers aus der halb offenen Thüre von Schmiedjakob's Schlafkammer vernahm. So verging eine ſtarke Viertelſtunde. Die Köpfe der jungen Frauen ſahen verlangend nach der Kammerthüre und Kathrinchen flüſterte der Schwiegertochter des alten Erzählers leiſe zu: Was macht der Schmiedjakobsvetter doch ſo lange?

Wart's doch ab, du ungeduldige Seele, erwiederte dieſe lächelnd. Dem alten Manne verſagt wohl einmal das Gedächtniß und du weißt, wie genau er in Allem iſt.

Gleich darauf kehrte er zurück, löſchte ſein Lichtchen und ſagte, gerade als ob er Kathrinchens ungeduldige Worte gehört: Es iſt eine kleine Geduldprobe für „ungeduldige Seelen“ eine wahre Wohlthat. Meine Lunge bedarf aber auch einmal ein Bischen Ruhe. Nun hab' ich den Faden wieder gefunden und kann fortfahren.

Es mögen etwa acht Tage verfloſſen geweſen ſein, an denen nach jeder Ebbe Jens und der alte Tom die Ufererſtrecke ſorglich abgingen, als uns der Chronikſchreiber Sebaſtian Fabian die beiden Männer in dem nächſten Städtchen wiederfinden läßt, und zwar bei dem dortigen Friedensrichter.

Hatten ſie einen Prozeß mit einander? fragte in ihrer raſchen Weiſe Kathrinchen.

O nein verſetzte Schmiedjakob. In England ſind andere Einrichtungen als bei uns. Der Küſtenwächter mußte pflichtmäßig Anzeige von dem Untergange des Schiffes machen und zwar bei dem Friedensrichter des Bezirks, zu dem ſeine Küſtenſtrecke gehörte und da andere Beweiſe dafür nicht hin-

reichend vorhanden waren, so mußte Jens Jensen Alles zu Protokoll geben, die Namen der umgekommenen Gefährten nennen und ebenso den Schiffsrheder in Bremen, dem das Schiff und die Ladung gehörte. Anderes, was Jens nicht wußte, nämlich an welches Londoner Haus die Ladung gerichtet worden war; wie groß sie gewesen und dergleichen, das mußte sich, da die Schiffspapiere mit untergegangen waren, später ergeben.

Da Jens arm wie eine Kirchenmaus war, so knüpfte sich daran auch die Hoffnung, daß er einen schriftlichen Ausweis und eine Anweisung auf milde Unterstützung erhielte, wenigstens bis London, wo er dann wohl auf einem Schiffe als verunglückter Matrose eine freie Ueberfahrt nach der Nordseeküste finden durfte, zumal er als ein kräftiger Mann helfen konnte im Matrosendienste. Das ist überhaupt unter den Schiffern auf dem Rheine und wahrscheinlich auch auf andern Strömen und Flüssen so, und auf dem Meere nicht anders, daß der etwa heimkehrende Schiffer, so er arm ist, nicht nur freie Fahrt, sondern auch freie Verköstigung hat, und dafür, natürlich und billiger Weise, Hülfeleistungen sich nicht entzieht, die für seine Kräfte angemessen sind.

Tom führte ihn mit dem Kinde nach einem herzlichen Abschiede von der braven Frau des Küstenwächters nach dem Städtchen und dort in eine Matrosenherberge. Der Wirthin vertraute er das Kind an und begab sich mit Tom zu dem Friedensrichter, welcher, nach englischem Brauche, die Protokolle aufzunehmen hatte.

Hier erzählte Jens die Begebenheiten und der Küstenwächter ergänzte seine Mittheilungen und bat für ihn um die übliche Unterstützung. Die gewährte ihm voll Mitleid der Richter und gab ihm noch ein ansehnliches Geschenk aus eigenen Mitteln.

Von dem Kinde und seiner Rettung schwieg Jens absichtlich und der Küstenwächter vergaß es, seiner Erwähnung zu thun.

Warum aber that denn das Jens? fragte der Gevatter Cumpeer, wendete sich Schmiedjakob zu dem alten Freunde.

es ist das Menschenherz ein trotzig und verzagt Ding, sagt' der Prophet; aber auch ein unergründlich seltsames. Der Chronikschreiber Sebastian Fabian, der eine genaue Einsicht in die Papiere hatte, sagt also: Jens Jensen lebte in kinderloser Ehe schon viele, viele Jahre und gerade der fehlende Kindersegen fehlte zum vollen Glücke einer Ehe, die eine musterhafte genannt wurde. Er sowohl, als seine Frau, fühlten schmerzlich diesen Mangel; denn Beide hingen mit voller Seele an den Kindern, wo sie solche fanden, und die Kinder hatten sie Beide ebenso lieb. Jetzt, wo des kleinen Arnold's Eltern im Meere untergegangen waren, sah sich Jens als den alleinigen Erben des Kindes an. Wer in London seine Großeltern waren, und daß er sie überhaupt hatte, wußte er nicht; das aber wußte er, daß der Kapitän Wehner in Bremen keine verwandte Menschenseele habe und seine Frau erst recht keine. — Lag nicht da der Gedanke nahe, das Kind sich zuzueignen, es ganz als das seine zu betrachten und zu behandeln? Wer hatte ein Recht an dies verlassene Kind? Und wenn die Liebe ein Anrecht geben könnte und dürfte, so war es auf seiner Seite. Sollte aber das Kind entscheiden, dann war es sicher so, wie Jens wünschte, indem es sich nicht von ihm trennen wollte.

Unter allen diesen Umständen überredete er sich leicht, daß er auf das Kind ein begründetes Anrecht habe und entschied sofort kurz und bündig zu seinen eigenen Gunsten in erster und letzter Instanz.

Das Alles hatte er bei sich in der Stille ausgemacht und fertig gemacht, und so lag es ganz in seinem Vortheile, bei dem englischen Friedensrichter der Rettung des Kindes nicht zu gedenken, weil er ja sonst, wenn das Kind noch Verwandte hatte, es verlor oder der Rath von Bremen sich jedenfalls der Waise annahm und für sie sorgte.

Als er Tom endlich verließ und mit dem Knäblein auf dem Arm seinen Weg nach London antrat, da gab er sich ohne Weiteres als des Kindes Vater an und Niemand dachte dabei irgend Arges.

Ueberall mußte er die Geschichte seiner und des Kindes

Rettung erzählen. Er blieb dabei ganz der Wahrheit getreu nur dann und darin wandte er sich von ihr ab, daß er stillschweigend das Kind als sein Kind ansehen ließ und von des Kindes Mutter, nie aber als von seiner Frau redete, welche das Meer verschlungen habe. Ein aufrichtiges Mitleid brachte man ihm überall entgegen und eben dieses Mitleid spendete ihm, um des schönen Kindes willen, reichliche Gaben.

Nur einmal gerieth er in London kurz vor seiner Abreise in eine arge Verlegenheit, als er nämlich bekannte Matrosen antraf. Da half er sich so gut es ging mit der Lüge, es sei das Kind einer ertrunkenen Familie, deren Angehörigen er es zurückzubringen eile; aber auf ein Bremer Schiff ging er nicht; lieber ließ er den Lohn der Fahrt schwinden, als daß er das Kind hingegeben hätte, dessen Besitz ihn zum glücklichsten Menschen machte.

Ein Hamburger Kauffahrer nahm ihn mit und auf sehr weiten Umwegen erreichte er endlich seine Heimath. Seine Frau machte anfänglich große Augen, als sie das Kind sah, dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit sie indessen augenblicklich bestach.

Ihr erzählte er die ganze, volle Wahrheit, und auch sie pries das Glück, daß ihnen dies Kind zugeführt worden sei. Beide besprachen eine Mähr, durch welche sie den Besitz des Kindes rechtfertigen wollten, und diese war keine andere, als daß das Ehepaar, welchem das Kind gehört, arme Leute gewesen seien, die ihr Glück in England hätten suchen wollen, deren Heimath und Herkommen Jens nicht wisse. Er habe das Kind bei dem Scheitern und Untergange des Schiffes gerettet und fühle sich nun verpflichtet, väterlich für dasselbe zu sorgen.

Immer blieb ein Schein von der Wahrheit übrig und damit beruhigten sich Beide und wiegten sich nun in dem Glücke, welches ihnen des Kindes Besitz und seine Liebe brachte. Wären die Zustände jener Tage den unsrigen gleich, ja, nur ähnlich gewesen und hätte eine geordnete Polizei- und Rechtsverwaltung nur Platz gegriffen, Jens hätte un-

möglich ſo durchkommen können, ohne ſich gehörig auszuweiſen; aber wie es damals im Lande ſtand, krähete kein Hahn darnach und Niemand machte ihm den Beſitz des Kindes ſtreitig, ja, die Beſſern prieſen ihn, ob der Liebe, die er und ſeine Frau dem fremden, heimath- und elternloſen Kinde bewieſen.

Es iſt indeſſen eine wunderbare Sache mit dem Gewiſſen. Mitten in das Glück der beiden Gatten, das kaum größer ſein konnte, fuhr, wie ein Blitz, die Angſt, es möge der Schleier von dem Geheimniſſe weggezogen werden und die volle Wahrheit an den Tag kommen. Allerdings hatte an dieſer Angſt weniger der Gedanke des begangenen Unrechts Antheil und die Furcht vor einer mit Recht und Fug verdienten Strafe, da Jens an dem Kinde einen Menſchenraub begangen, indem er es den noch in London lebenden Großeltern vorenthielt, als vielmehr die Furcht, das Kind zu verlieren, an dem Beide in einer Weiſe hingen, die kaum leiblichen Eltern inniger und hingebender möglich geweſen wäre. Jens ging nicht mehr zur See. Er wurde, was der Seemann eine Landratte nennt; er beſtellte ſein Feld und half ſeiner Frau häusliche Arbeiten verrichten.

Zu Seite 83

Sei's, wie's wolle — er fühlte sich nicht sicher. Wachend und im Traume sah er Arme, die sich nach dem Knaben ausreckten, um ihn wegzureißen von seinem Herzen, ja, noch mehr, er sah das Schwert der Gerechtigkeit über seinem Haupte schweben, und — er dachte daran, seinen Wohnort zu verändern, in eine Gegend zu ziehen, wo man ihn nicht kenne, wo man das Kind für sein eigenes halte: ferner weg von Bremen, dessen Namensnennung ihm schon eine quälende Unruhe bereitete.

Dem Gedanken kam seine Frau in helfender und entscheidender Weise entgegen. Sie war mit einer Herrschaft als junges Dienstmädchen nach Bremen gekommen und hatte dort ihren Jens kennen gelernt. Ihre Heimath lag an der Saale, unweit Naumburg. Jetzt schlug sie ihm vor, dorthin zu ziehen, weil sie sich dort aus dem Erlöse ihres Häuschens und Gutes ohne Zweifel ein größeres Anwesen würden kaufen können. Um sich dessen zu vergewissern, wanderte Jens dorthin, wurde von den Anverwandten seiner Frau freundlich aufgenommen und ihm Aussichten eröffnet, wie er sie nicht erwartet hatte; kurz, er kam mit dem festesten Entschlusse zurück, den Wechsel der Heimath baldmöglichst aus-

zuführen. Günstige Umstände forderten diese Absicht, und ehe der Herbst kam, war er schon eingezogen in ein eigenes Haus und hatte noch eine schöne Summe übrig, für die er sich ein größeres Landmaaß Güter kaufen konnte, als er es daheim besessen.

Nun wurde er ruhiger. Die quälenden Schreckbilder seiner Einbildungskraft wichen, und da Niemand den eigentlichen Sachverhalt ahnen konnte, wiegte er sich selbst in eine fröhliche Sicherheit.

Der Knabe war in rascher geistiger und leiblicher Entwickelung vorwärts geschritten. Er hing mit großer Liebe an seinen Eltern, denn anders wußte er es ja nicht, als daß Jens und seine Frau diese seien. In der Schule hatte er sehr gute Fortschritte gemacht, und nach der Confirmation trat die Wahl eines festen Berufes in Aussicht.

Der nächste Anverwandte seiner Frau war ein geschickter Küfermeister, der kinderlos war. Arnold hatte sich seine Liebe in hohem Grade erworben, und da er ihm sein ganzes Besitzthum zugedacht, auch, da er schon betagt war, testamentarisch zu Arnold Jensen's Gunsten verfügt hatte, so bestimmte er ihn zu seinem Handwerke, gegen das Arnold nichts einzuwenden wußte. So wurde er Küfer, überstand seine Lehrzeit und ging damit um, auf die Wanderschaft zu gehen, als plötzlich ein Schlag des alten Meisters und Vetters Leben endete und seine Frau ihm im Zeitraume von vierzehn Tagen im Tode folgte.

Als das Testament geöffnet wurde, war Arnold der alleinige Erbe, und der Vetter konnte füglich für einen wohlhabenden Mann gelten; aber im Testamente stand: Arnold Jensen, und der Umstand, daß vielleicht irgendje die Sache dennoch könnte klar und Arnold von fernen, lachenden Erben um das ihm in Liebe Zugewiesene könnte gebracht werden, begann wieder in der geheimen Werkstätte der Gedanken den alternden Jens zu quälen.

Arnold ging auf die Wanderschaft; aber kaum war er bis Dresden gekommen, als er eiligst zurückgerufen wurde. Jens war schwer erkrankt und an seinem Aufkommen wurde mit Grund von dem Arzte gezweifelt.

Noch ehe Arnold ankam, hatte Jens vor Zeugen und Gericht die ganze Geſchichte des Kindes erzählt. Alles war zu Protokoll genommen worden, und dann hatten Jens und ſeine Frau Arnold an Kindesſtatt feierlich angenommen. So erfuhr Arnold ſein Herkommen. Erkundigungen in Bremen wieſen aus, daß von der Familie Wehner Niemand mehr in Bremen vorhanden ſei und die Familie mit dem Schiffskapitän der „guten Hoffnung“ ausgeſtorben ſei; auch ein Erbe weder hinterlegt ſei, noch verwaltet werde; auch keine entfernte Anverwandte fänden ſich noch in der Stadt. Damit hörte die Geſchichte auf.

In Arnold's Armen ſtarb Jens, von ihm, trotz dem an ihm aus Liebe vollbrachten Unrechte, innerlich betrauert. Noch ein Vierteljahr blieb er in ächter Sohnestreue bei der verwittweten Mutter, dann trat er ſeine Wanderſchaft an, mit Mitteln reichlich verſehen, um nicht betteln zu müſſen, wie tauſend Andere.

Zwei Jahre war er nun ſchon durch Deutſchlands Weinbau treibende Gegenden gewandert. Für das dritte Jahr hatte er ſich den Rhein aufgeſpart. Dann wollte er wieder an die Ufer der Saale zurückkehren und ſein Geſchäft ſelbſtſtändig beginnen, und ſeiner guten Mutter pflegen, bis ſie etwa der Herr abriefe; aber ſie ſtarb jählings dahin.

Auf der Wanderſchaft den Rhein herauf war er denn auch gen Bacharach gekommen, und ich habe Euch erzählt, auf wie ſeltſame Weiſe, gegen allen Geſellenbrauch, er ſich bei Meiſter Gölz eingeführt und wie er von dieſem in ſeine Dienſte mit Freuden aufgenommen wurde. Nach Hauſe brauchte er nicht. Ein wackerer Freund des alten Jens beſorgte ſeine Angelegenheiten dort gewiſſenhaft.

Der junge, ſchöne und — allem Anſcheine nach — von Haus aus reiche Küfergeſelle des Meiſters Caspar Gölz machte in der kleinen Stadt am Rheine Aufſehen. Er kleidete ſich beſſer als alle Geſellen der Stadt; ging mit ihnen nicht um, beſuchte kein Wirthshaus, ſondern ging allein an den Sonntagen ſpazieren, nachdem er jedesmal mit ſeinem Meiſter die Kirche beſucht hatte. Er war etwas ganz Er-

traes von einem Gesellen, wie man in Bacharach zu sagen pflegte.

Manch' schönes Auge sah nach ihm, und manche Meisterstochter, und auch die Töchter anderer, reicher Leute, wären nicht böse geworden, wenn der Arnold ihnen sich freundlich erwiesen und ihre Gunst gesucht hätte. Es war aber, als wäre er blind gegen Jede.

Ja, ja, sagten sie, der hat nur Augen für des alten Gölz Röschen! Und damit hatten sie den Nagel richtig auf den Kopf getroffen; denn die beiden jungen Leute hatten sich von Herzen lieb, ehe noch der Arnold einen Monat im Hause war, und die alte Lisebas hatte ihre helle Freude daran und meinte, Aschenpuddels Täubchen hätten sie nicht feiner für einander aussuchen können, als diese Zwei zu einander paßten. Ob es der alte Meister Gölz merkte, muß indessen um so mehr bezweifelt werden, als er oft gesagt: Röschen müsse einen Bacharacher Bürgerssohn heirathen; es seien deren viele und brave vorhanden, wenn es auch nicht gerade ein Küfer wäre.

Wenn das Wort eine Brücke über den Rhein wäre, so ginge ich nicht darüber! sagte ihm die Lisebas unter die Nase. Ich weiß, wie dir deine Zunft am Herzen liegt; aber du sagst so, weil keiner da ist, als der verfossene, schlechte Philipp.

Was weißt du denn? rief ärgerlich der Meister.

Ich weiß, was ich weiß, sagte, auf den Tisch klopfend, die alte Jungfer. Wär' ich des schönen Mädchens Vater, ich dächte anders, fuhr sie eifrig fort. Ich hielte auch Etwas auf meine Zunft, und wenn ein braver Küfer über querfeld käme, und mein Röschen hätte Gefallen an ihm, ich machte den Prozeß kurz und sagte, wie der Herr Rektor Berleit zu sagen pflegte.

Nun — wie sagte denn der? fragte höhnisch der sich ärgernde Meister.

Er sagte: Fiat! Und als ich ihn einmal fragte, was denn das Wort heiße? sagte er: Es sei, es geschehe!

Was man nicht Alles erlebt! sagte spottend der alte

Meiſter. Der liebe Gott weiß, wo das noch hinaus will, wenn die alten Jungfern noch Latein zu reden anfangen!

Die herzensgute Liſebas konnte Alles vertragen, aber, wenn der alte Gölz ſie uzte und ſie dabei gar eine alte Jungfer nannte, dann ſchlug die Flamme des Zorns hoch auf. Dann aber ſagte ſie kein Wort, ſondern rannte zur Thüre hinaus, warf dieſe hinter ſich mit aller Heftigkeit in's Schloß und haſelirte in der Küche herum wie ein Sturmwind, bis ſich ihr Zorn entladen hatte.

Dann lachte der alte Meiſter herzlich; denn nun wußte er, daß ſie geringſtens acht Tage kein Wort mit ihm redete, und er dann abſolut ſicher war, daß ſie ſich nicht unberufen in Dinge miſchte, die ihres Amtes nicht waren, und da hielt er viel auf Sirach's Spruch: „Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Fürwitz.“ Er miſchte ſich nie in die Dinge des weiblichen Haushalts, wollte aber auch nicht, daß ſich umgekehrt die Frauen in das Gebiet wagten, welches er lediglich für den Mann in ſeinen Gedanken abgegrenzt hatte.

Wohin die Baſe zielte, verſtand er recht gut; auch hatte er gelegentlich die Augen der jungen Leute unbemerkt beobachtet. Darin iſt bekanntlich Vieles zu leſen für den, der es verſteht; und der alte Meiſter verſtand die Sprache wohl. Er hätte auch gegen den Arnold Nichts einzuwenden gehabt, wenn er deſſen Familienverhältniſſe nur gekannt hätte. Ihn darum fragen, mochte er nicht, und freiwillig damit herauszurücken gab es für Arnold gar keine Gelegenheit.

Man ſpricht von dem Stolze des Adels, ſagte der alte Schmiedjakob; aber das iſt gewiß, und ich habe es vielfach erprobt und wahr gefunden, daß der Bürgerſtolz, namentlich der der ſogenannten „Sodahieſigen“ oder der altbürgerlichen Familien einer alten, wenn auch herabgekommenen Stadt nicht minder groß, ſtark und zähe iſt, als der des Adels. Weiß ich doch, ſetzte er hinzu, von einer alten, ehemaligen freien Reichsſtadt, wo der ein Ehepaar aufbietende Geiſtliche genau bei der Aufkündigung ſich in Acht zu nehmen hat, die alten Familien: „Sodahieſige,“ die ſpäter eingewanderten Familien: „Dahieſige“ und die erſt neuerdings ſeßhaft ge-

wordenen: „Hiesige“ Bürger zu nennen, wenn er nicht dem „Kätzchen in's Auge backen“ und — sein Accidenz, das heißt, das Aufkündigungsgeld, um ein Wesentliches verkürzen, ja sogar die Gunst solcher Familien für immer verscherzen will. Etwas Aehnliches pflegte man damals in der alten, leider vielfach durch der Zeiten und Verhältnisse Ungunst herabgekommenen Stadt Bacharach. Die Alles ebnende Zeit und das Unglück, welches durch Krieg die Stadt heimsuchte, hat jenen alten Altbürgerstolz gebrochen, wie die Thürme und Mauern.

Nicht leicht konnte die Lisebas ihn ärgern, aber wenn sie den lüderlichen Philipp nannte, und ihn mit spottender Beziehung auf Röschen nannte, dann loderte sein Zorn wild auf, und selten bezwang er ihn so weit, daß er ihr einen ätzenden Spott an den Hals warf, und dann den Feuerbrand des Zornes in das feindliche Lager warf.

Wenn man indessen aus solchen je und dann vorkommenden Krawallen hätte schließen wollen, die beiden alten Leute hätten auf dem Kriegsfuße mit einander gestanden, so würde man sich getäuscht haben; denn Meister Golz wußte nur zu gut, wie viel er an der Lisebas hatte, und wie sie eine zweite Mutter seines lieben Kindes war, und die Lisebas hatte wieder viel zu viel Achtung vor dem ehrbaren, in der ganzen Stadt hochgeachteten Manne, als daß sie mit ihm hätte im steten Hader leben können. Es kam so eben je und dann einmal wie ein Gewitter mit Donner und Blitz, aber es verzog sich und reinigte die Luft, indem es Ungeeignetes aus dem Wege räumte. Im Allgemeinen war die Haushaltung eine friedliche und einträchtige, wobei jedoch das nicht zu übersehen war, daß Lisebas und Röschen immer einig waren und es, trotz des väterlichen Widerstrebens, hundertmal gegen einmal so zu lenken wußten, daß ihre Köpfe Recht behielten.

Das Alles ging schon gut, bis auf den Punkt, den ich oben berührt habe, den nämlich, wo der Altbürgerstolz mit dem „Hergelaufenen,“ der Altmeisterstolz mit dem Gesellenthume, das Abstammen von einer namhaften Familie, die von

je und je im Rathe der Stadt ihren Vertreter, man konnte sagen ihren „Sitz“ hatte und die dunkle Herkunft von einem Matrosen in die Wagschale fiel, und die Eingezogenheit, den Fleiß, die Tüchtigkeit wie leichte Waare in die Höhe schnellte.

Ein alter Kopf ist oft ein harter Kopf, und wenn Vorurtheile arg eingerostet sind, so lassen sie sich nur mühsam entfernen, oft gar nicht, weil der Rost zu tief eingefressen hat, ehe die Hand ihn berührte, die ihn zu entfernen trachtet.

Am liebsten hätte Meister Gölz sein schönes Haus, seinen großen „Boden,“ mit dem prächtigen Garten neben dem „Graben“ im „Ketzer,“ seine Weinberge in der „Wolfsböhle“ zwischen Steeg und Bacharach, und in der „Bombach,“ und alle die Baumstücke und Aecker, die in der „Beine,“ der „Leimbach“ und bei „Henschhausen“ und „Neurath“ lagen, an — den Philipp Gölz — als seinen Schwiegersohn vererbt, damit, was Gölzisch war, auch Gölzisch bliebe, wie er selbst sagte; aber der Philipp hatte Alles so gründlich verdorben, daß bei dem festen, alten Meister an eine Reparation nicht zu denken war. Das ist ohnehin nur Flickerei, die nicht von Dauer ist, weil die alte Geschichte immer wieder an's Tageslicht tritt, entweder in der Wirklichkeit oder in den Gedanken, wo dann am Ende und in der Wirkung Eins so wenig taugt wie das Andere.

Wäre der Philipp nur halb so liederlich gewesen, als er es ganz war, wer weiß, ob nicht der Meister ein Auge zugethan hätte; aber es war doch zu toll und „ging noch über das Bohnenlied!“ Auch die Geduld, deren Faden vom derbsten Gespinnste war, kam zum Brechen. Andere Küfer in der Stadt hatten entweder keine Söhne oder sie waren schon verheirathet. — Das war wirklich Gegenstand der Berathung mit sich selbst in mancher Stunde, da der Schlaf des alten Mannes Auge floh. Ein anderes Handwerk im Gölzischen Hause, als die edle Küferei, die dem edelsten der Geschenke Gottes, dem goldenen Weine, das Haus zurichtet, darin er sicher wohnen kann, — nein, das würde der Alte, auch wenn er es sich manchmal einredete, kaum ertragen haben. — Da blickte dann gar oft das schöne, männlich-edle

Geſicht Arnold Wehner's herein in die Reihe der Gedanken des Meiſters, aber er ſchüttelte allemal unwillig den Kopf, wenn es geſchah, und halblaut ſagte er dann zu ſich: Ja, wüßte man, woher er eigentlich ſtammt? Einen beſſeren Geſellen hatt' ich nie, und auch keinen braveren, ſittlich tüchtigern. Daß er etwa arm wäre, daran läge mir nichts; denn was er gelernt hat, verſtehet und kann, das iſt eines Mannes Kapital, und ſein Verdienſt oder ſeine Beſoldung das ſind die jährlichen Zinſen: ſo würde mich das nicht quälen. Nun iſt er, das geht aus Allem hervor, bei ſeiner tüchtigen Kenntniß der Küferei, des Bierbrauens und der Weinbehandlung im Keller, noch ein Kind nicht unvermögender Eltern, hat von einem alten „Vetter von ſieben Suppenſchnitten" ein Bauerngütchen geerbt, das er verpachtet hat, und iſt der Mutter einziger Erbe. Aber — aber — ſeine Herkunft iſt dunkel. Er will nicht heraus damit, ſo nahe ich es ihm auch ſchon gelegt habe, und mein Röschen ſoll einmal, das iſt mein feſter Wille, nur Einen heirathen, der ſein ehrlich Herkommen nachweiſen kann, wie ein Golz in Bacharach!

Nun war, wie der alte Maurermeiſter Straßburger ſagte: Der Bogen geſchloſſen; aber der Schlußſtein war das härteſte und ſchlimmſte Werkſtück im Ganzen, und dieſer Schlußſtein, deſſen Härte Röschen kannte, preßte dem Paare ſchönſter Augen in der Stadt ſo heiße Kummerthränen aus, als ſie je einem Augenpaare entſtrömt ſein mögen.

Hörte ſie die Baſe leiſe weinen, ſo ſagte ſie zu ſich: den Alten muß ich herumkriegen oder ich verzweifle an weiblicher Pfiffigkeit; aber dieſe Verzweiflung rückte ihr mit jeder Minute näher, kraft jenes Ausſpruchs Sirachs, auf den ſich

kurz, derb, bundig der Alte stützte und wenn er ihn citirte, wörtlich anführte, — dann rauschte die Lisebas hinaus, zornglühend wie ein Walschhahn, und wenn sie die Thüre hinter sich zugeschmissen hatte, daß die Fenster klirrten, machte sie, sich umdrehend, noch eine grimmig drohende Faust gegen den, der jenseits der Thüre es nicht sehen konnte, aber ihr lachend nachrief: Lisebas, mache doch die Thüre zu; es zieht ja! — Dieser Hohn brachte sie aus dem Leim, daß keine Fuge mehr halten wollte — und — volle acht Tage kam der Meister mit der Base nicht mehr in Streit, denn sie schnob ordentlich an ihm vorüber und redete kein Wort. Das machte auf ihn eigentlich gar keinen Eindruck, wohl aber auf ein Anderes einen tieferen. Er glaubte an den schönen Augen Röschens Spuren von Thränen zu sehen. Und da sann er auf den etwaigen Grund, den er freilich mit voller Gewißheit nicht nennen, wohl aber mit „einiger" vermuthen konnte, und da wollte er dem vorbeugen, that es aber freilich mit etwas derben Küferhänden und machte das Uebel ärger. Die Base schlug heimlich ein Schnippchen und lächelte pfiffig. Was das zu bedeuten hatte, begreift sich leicht.

Indessen ging Alles bald wieder im altgewohnten Gange. Die beiden Küfer hämmerten wacker drauf los; die beiden Frauen arbeiteten in ihrem Bereiche und die Verbindung Beider bildeten zwei weit auseinander liegende Dinge, näm-

lich der Mittags- und Abendtisch und die Augen Röschens und Arnold's, die sich gegenseitig immer wieder trafen, wie oft sie sich auch vor einander niedergeschlagen hatten.

IV.

Philipp Golz, eben der Trunkenbold, welchen der Meister Caspar Golz fortgejagt hatte, fuhr am andern Abende in seiner Erzählung der Schmiedjakob fort, gehörte zu den boshaftesten und tückischsten Menschen. Der Haß, den er seinem alten Oheim trug, warf sich nun auf Arnold, den er als seinen Verdränger ansah, nicht bloß in der Gesellenstellung in des Oheims Hause, sondern auch bei Röschen; denn daß Röschen einen jungen Menschen, wie Arnold, lieber haben müsse, als ihn, der schon um Vieles älter war, und — der es sich nicht verheimlichen konnte, daß seine Völlerei ihn zu einem Gegenstande des Abscheu's aller guten Menschen machen müsse, das lag zu klar vor eines Jeden Augen, als daß er es hätte selber übersehen können. Und wenn das Alles auch richtig war, so war dieser Fremdling doch die Ursache seiner Entfernung aus dem Hause und also Grund genug, ihn zu hassen.

Nun war aber die Stadt Bacharach ein Ort, wo das Klatschen eins der gangbarsten Geschäfte war, und in der Baurengasse, wo Philipp's Vaterhaus stand, wohnten gegenüber zwei Brüder Uhlek mit ihrer ledigen Schwester Lore und Philipp hatte dort seine Niederlage, wie man sagte; Lore aber und die Liseba auf dem Markte waren uralte Feindinnen, die sich gegenseitig haßten, wie zwei nachbarliche Kreuzspinnen, weil Lore die Liseba im Verdachte hatte, ihr einmal einen Freier abgespannt zu haben, den sie hintennach doch nicht zum Manne bekommen habe. Das wußte Jene und so entstand ihr Grimm.

Was an dieser Sache war, hat selbst Sebastian Fabian nicht völlig ergründen können, aber, sagt er, in seiner Chronik: „Die zwei alte Jungfern hasseten sich baß und wenn die eine auf die andere etwas bringen konnte, so that sie es gewißlich mit Aufbietung aller Kräfte, und konnte eine der

andern vollends einen Schabernack zufügen, so saumte sie sicherlich keine Minute. Ist so alter Jungfern Art und Weise."

Dazu war denn eben jetzt der rechte Augenblick gekommen. Philipp wüthete über den Arnold, der ihn ausgebissen, und hatte es herausgebracht, daß die Lisebas gesagt hatte, der Arnold müsse das Röschen zur Frau haben, es möge gehen, wie es wolle. Das war nun die Sache, die zwischen Philipp und Lore verhandelt wurde und Lore unterließ nicht, den Haß Philipp's zu schüren sowohl gegen den Arnold, als auch gegen die Lisebas. Daran arbeitete sie stündlich und mit so sicherem Erfolge, daß Philipp's Haß an Raserei grenzte und die alte Lore gar nicht erwog, welche Früchte das bei einem Menschen tragen könne, der nur augenblicklichen Stimmungen hingegeben war, und von den Einflüssen abhing, die Wein oder Branntwein auf ihn ausübten. Was die Lore gesäet, ging rasch und üppig auf und wuchs über die Maßen, bis es alle Schranken überschritt.

Wenn man zum Schudenthore hinausgehet, so erstreckte sich, damals wenigstens noch, bis hinab zum Pulverthurme ein Stück des alten Stadtgrabens, der aber theilweise ausgefüllt war und noch als Wiese benutzt wurde. Auf diesem Wege gelangte man zu den Gärten, welche längs der geraden Mauer vom Pulverthurme bis zum Münzthorthurme zwischen der Bleiche und der Stadtmauer sich hinziehen, an der unmittelbar die „Seilerbahn" sich erstreckte. Offenbar waren diese Gärten der ausgefüllte Stadtgraben, den man früher durch den Münzbach mit Wasser speiste. Auf der andern Seite, wenn man sich nämlich vor dem gedachten Stadtgraben am Pulverthurme links wandte, dehnte sich da die weite unfruchtbare Fläche des „Ketzers", wo der Rhein sein Steingerölle absetzt, welches ihm die Nähe bei Bingen zuführt. Oberhalb dieser Oede wird die Erde fruchtbar und der „Leinpfad" der Strandpferde, welche die Schiffe zogen, welche damals auf dieser Seite der Insel fuhren, — machte zwischen „Ketzer und Gärten" gerade die Grenze. An diese Gärten lehnten sich bis zum ansteigenden Berge, die „Böden".

So nannte und nennt man heute noch, erläuterte Schmiedjakob, die flachliegenden Weingelände, wo der Weinstock nicht in schmalen Zeilen, an niedern Pfählen gezogen wird, sondern an hohen Balken und Lattenwerken und der sehr reichlich trägt.

Er war ein gewiegter Kenner des Weinbau's, der alte Meister, und da der „Boden" doppelt soviel eintrug an Trauben und Most, wie die gleiche Bodenfläche im Weinberg, namentlich in der „Wolfshöhle", so war „der Boden" seine Lieblingspflanzung und es verging auch kein Sonntag Nachmittag, wo er nicht mit Röschen und der Lisebas in den Garten und „Boden" wanderte.

Arnold, der gerne eine Verschönerung und Verbesserung anbrachte, hatte dort eine bequeme Bank gemacht und ein kleines Tischlein dazu, und so war es denn ungemein angenehm, dort das Vesperbrod, in Butterbrod und holländischem Käse bestehend, zu verzehren, eine Flasche Wein in Behaglichkeit auszustechen, und, wenn die Frühtrauben reif waren, sich ihrer zu erfreuen.

„Bei dem Meister Caspar Golz," sagt wörtlich die Chronik von Sebastian Fabian, „hatte Alles sein Genanntes, seine herkömmliche Ordnung. Ich selber hab' ihn zwar nicht mehr gekannt, aber Solches von denen vernommen, die ihn gekannt hatten. Zu diesem Genannten oder festgewordenen Brauche gehörete es denn auch, daß er allemal mit den Seinigen zum Zehndtenthore hinaus, am Graben hinab, zu seinem Garten und Boden ging und heimwärts den Weg vom Pulverthurme, so der gewaltige Eckthurm der Stadtmauer gegen Norden, unten am Rheine ist, und der Seilerbahn entlang zum Münzthorthurme und von diesem zum Fleischpförtlein hin nahm, wo er dann links die kleine Hügelanhöhe hinauf unter der Linde zu gehen pflegte, allwo die alten Bürger zusammen zu majen pflegeten. Seine Frauensleute gingen dann zum Fleischpförtchen hinein, entweder am „Stern" vorüber, über den Brunnenplatz zum Thorbogen des Rathauses oder durch die Fleischgasse hinauf ihrer Behausung zu."

Da nun der Geselle Arnold Wehner ein so braver und

in der ganzen Stadt angesehener Mensch war, so nahm ihn der Meister allemal auf diesem Gange mit und die ehrsamen Bürger sahen es nicht ungerne, wenn er bei ihnen in der Lindenmaje saß, wo er denn, ein Muster eines bescheidenen Junggesellen, nie seinen Mund aufthat, es sei denn, daß ihn ein Meister gefragt hätte.

Schon zeigten sich in den Weinbergen rothe und gelbe Blätter, ein Zeichen, daß Rebholz und Traube zu reifen begannen; schon zeichneten sich Meister Caspar's Reben im „Boden" in gleicher herbstlicher Färbung, da ergriff der Meister eines Sonntagnachmittags seinen Hut und sein langes Meerrohr mit dem silbernen Knopfe, das ihm die Herren Patres aus dem Kloster Eberbach im Rheingaue verehrt, weil er so fürsichtiglich für ihre Weine gesorgt, als sie solche noch auf den Weinmarkt von Bacharach gebracht, und ermahnte Lisebas und Röschen zum Aufbrechen. Arnold, sagte er, du gehst mit, denn du bist von der Saale her, wo die Trauben stark säuerlich schmecken, wenn unsre rheinischen schon zuckersüß sind, und versuchst einmal unsre Trauben. Brauchst dabei nicht zimperlich zu thun, denn der liebe Gott hat uns reichlich gesegnet, und da du wenig Wein trinkest, so mußt du wenigstens deinen Antheil essen!

Dabei lachte er herzlich und schritt zur Thüre hinaus.

Es war ein Sonntagnachmittag im August, wie er herrlicher nicht sein konnte, nur noch heiß um diese Tageszeit, und der Meister wischte sich noch mehr denn einmal den Schweiß mit dem Schweißtuchlein von der Stirne.

Im Garten und „Boden" angekommen, zeigten sich die rothen Trauben, so der Meister aus Burgund in Frankreich bekommen hatte, schon vollkommen reif und honigsüß, und brach Arnold ein zierlich Körbchen voll, das ihnen baß mundete.

Darauf mußte Arnold von seiner Heimath, besonders von dem Weinbau daselbst, erzählen und von dem Dome der Stadt Naumburg und was er sonst Seltsamliches auf seiner Wanderschaft gesehen, wohin seiner Zeit der wandernde Meister Caspar nicht gekommen war. Er that das so an-

muthig, daß Alle mit ihren Blicken an seinem Munde hingen und der Meister sich seiner Beredtsamkeit wunderte, weil er ihn so noch gar nicht reden gehört hatte, und meinte heimlich, es sei schade, daß der nicht ein Pfarrer geworden.

Daher kam es denn auch, daß der Abend schnell herankam, der Meister die Lindenmaje gänzlich vergaß und es bereits dunkelte, da sie aufbrachen.

Als sie am Pulverthurme in die Seilerbahn einbogen, bemerkte Niemand, daß sich Einer in die Ecke des Thurmes drückte, weil sie alle nach den Gärten sahen, in denen das Gemüse stand, wie die Bäume im Winter, da die Kohlraupen alles Grün abgeweidet hatten und die Lisebas sagte: „Daß es in unsern Gärten so nicht aus sieht, daran ist Röschens Fleiß schuld, die jeden Morgen, gleich nach Sonnenaufgang herausläuft und die Raupen abrafft und in den Rhein trägt."

Gerade, als sie diese Worte sprach, sprang Einer aus der Ecke hervor, rief: „Da hast du, was du verdienst!" und hieb mit einem „Bandmesser", das einen breiten Rücken hat, dem Arnold so heftig auf den Kopf, daß er mit einem Schrei zu Boden sank.

Der alte Meister, der vorausging, wandte sich mit großer Schnelligkeit um, warf Röschen und die Lisebas auf die Seite, und faßte den Entfliehenden beim Wammskragen und riß ihn zur Erde.

Philipp, du wüster Geselle und Strauchmörder! rief er aus, als er ihn erkannte. Auf das Geschrei der beiden Frauen eilten alsobald Männer von der „Linde" herbei und staunten über das Unerhörte.

Sie faßten den Philipp, der sich wie ein Rasender wehrte, entwanden ihm das scharfe Bandmesser, und hielten ihn, während Röschen bei Arnold kniete und weinend seinen Kopf mit ihren Armen stützte.

Das Blut quoll ihm aus einer klaffenden Wunde; denn durch den Hut, den er trug, war der scharfe Hieb ziemlich tief eingedrungen. Er war ohne Bewußtsein.

Der Meister, der anfänglich alle Ruhe verloren hatte,

sammelte sich schnell wieder und gebot in Ruhe, den Frevler nach der „Mehlwaage“ zu führen und dort einzusperren; den Arnold aber schnell nach seiner Behausung zu tragen und dorthin den Feldscheerer zu holen.

Himmel und Menschen liefen zusammen, wie man am Rheine sagt, als sie den Verbrecher und den Verwundeten brachten, der ungeheuer blutete, aber doch sein Bewußtsein vollständig wiedererlangt hatte.

Man brachte ihn auf dem nächsten Wege zu dem Gölzischen Hause und hier auf ein Bette, da ihn der außerordentlich große Blutverlust matt gemacht hatte.

Der Feldscheerer Knauf war im Blitze da.

Der hat gut gehauen! rief er aus, als er das Haar weggeschoren hatte und nun die Wunde reinigte; aber — setzte er hinzu, die Wunde ist nicht gefährlich. Er muß den Kopf gewendet haben, denn das Messer ist von der Hirnschale seitwärts abgeglitten. Wird aber doch Arbeit machen, bis sie heil ist. Er muß in's Bette, denn das Wundfieber bleibt nicht aus.

Röschen, die bei dem Ausspruche des Heilkünstlers, daß die Wunde ungefährlich sei, tief aufgeathmet hatte, entfernte sich und des Feldscheerers Anordnung wurde vollzogen und dann der Verband angelegt. Der Feldscheerer blieb bei dem Verwundeten, des Wundfiebers wegen.

Auch der Meister war mit den Andern in das Zimmer getreten. Als er den beruhigenden Ausspruch des Feldscheerers gehört, entfernte er sich und ging durch den Thorbogen des Rathhauses, an dessen Ende links das Häuslein stand, worin unten der Rathsdiener und oben der Nachtwächter wohnte, und sandte Ersteren aus, schnell den Rath zu versammeln.

Damals hatte der Rath der Stadt noch zu sprechen über Haut und Haar, Gut und Blut, Leib und Leben, und nur der Zustimmung des pfälzischen Herrn Landschreibers und des Kölnischen Saalschultheisen bedurfte es, — und der Stab wurde über dem Haupte des Verbrechers gebrochen auf der Altane des Rathhauses vor allem Volke.

Zu solcher feierlichen That befand sich am alten, schönen Rathhause eine Altane von wunderschöner Steinmetzerei, darauf der Rath in den schwarzen, weiten Tuchmänteln stand und der älteste Bürgermeister den Spruch that und den Stab brach, während das Volk den Markt, bis zum Heumarkt hinauf in dicht gedrängten Haufen einnahm, und bei solchem Spruch noch zitterte und bebte.

War solches geschehen, so nahmen die vier Stadtwaibel und der Wasenmeister und Scharfrichter den gefesselten Verbrecher in ihre Mitte und führten ihn die Marktgasse hinab zum Rheine, luden ihn in den Zollnachen und fuhren, begleitet von stark angefüllten Kähnen, zum Niederthal, der Insel gegenüber, wo Churpfalz und Churmainz grenzten und wo die beiden Galgen standen und hier brachte ihn der Wasenmeister vermittelst des Strickes vom Leben zum Tode, und die Raben waren seine Gesellen, bis sein Gerippe im Winde rasselte zu jedermänniglichen Abschreckung.

Die beiden diensthuenden Waibel hatten indessen den Philipp in Empfang genommen, ihm Handschellen angelegt und in der Mehlwaage in Sicherheit gebracht, dieweil er rasete gleich einem wilden Thiere.

Die Stadt war in ungemessener Aufregung; das Volk, Groß und Klein, Alt und Jung, stand dicht gedrängt auf dem Markte und judicirte weidlich über den meuchelmörderischen Ueberfall, und dictirten dem Golzenphilipp bereits die „Erhohung am Niederthal", wie man mit bitterem Spotte

die Todesstrafe am Galgen bezeichnete. Viele darunter bedauerten es indessen sehr, daß eine solche Strafe einen Bürgerssohn trifft, die bisher nur Landstreicher, Diebe und verwandtes Gelichter getroffen, seit Menschengedenken aber keinen Bürger oder Bürgerssohn. Heulend stand seine Mutter in einem Haufen und die alte Uhlers Lore dabei, die gewaltig mit den Armen focht und schrie, daß man um eines hergelaufenen Fremdlings willen, dem der Philipp „Eins“ versetzt, soviel Aufhebens mache und einen Bürgerssohn peinlich halte.

So heftig die Alte auch mit ihrer scharfen Zunge sich muthig erwies, so schwieg sie doch, als überall sich die Volkshaufen theilten und die Rathsherren durchließen, welche gravitätisch nach dem Rathhause steuerten, um dort die Anklage zu vernehmen, die der Oheim gegen den Neffen auf Meuchelmordsversuch erhob und erheben mußte.

Sebastian Fabian, der durch seinen Vetter, den Rathsschreiber Lang, Alles erfuhr, erzählt wörtlich den Hergang also — und mit diesen Worten setzte der Schmiedjakob seine Klammbrille auf und las vor aus seiner Handschrift, die er mit aus seiner Kammer gebracht hatte: „Der wohlweise Rath war weidlich parturbiret durch die Schmachthat, die ihres Gleichen in den Erinnerungen der Stadt vergeblich suchte; setzte sich um den Gerichtstisch und vernahm die Anklage des Altmeisters Gölz, der selbiges Mal den schwarzen Mantel nicht anhatte, dieweil er als der Anklagende und Hauptzeuge nicht im Rathe sitzen durfte, der da richtete. Der Gerichts- und Rathsschreiber Lang nahm Alles zu Protokoll, ohne aber heute den Verwundeten selbst und die beiden Frauen, Röschen und Lisebas, zu vernehmen. Da jedoch die Sache allerdings für peinlich erachtet wurde, so gab der wohlweise Rath den Waibeln den Befehl, den Verbrecher des Frühesten am morgenden Tage in das peinliche Gefängnuß auf dem Markthorthurme zu bringen und allda mit Ketten belastet, ihn zu bewachen, bis über ihn erkannt sein würde von Rechts wegen.“

Auf selbigem Markthorthurme, nahm darauf Schmied-

jakob wieder selbst den Faden auf, war noch zu meiner Zeit das Gefängniß für Verbrecher, allein das sicherste nicht einmal, denn ich entsinne mich, daß ein gefährlicher Dieb damals durchbrach und machte sich auf die Lappen und als Morgens der Stadtwaibel kam, ihm sein Frühstück zu bringen, war der Vogel ausgeflogen und — vergaß die Wiederkehr.

Die Mehlwaage, so rechts unter dem Rathhaussaale war, bestand in einem großen, freien Raume, darinnen die Frucht- und Mehlwaage hing, die gesetzlich regulirt war und wo auch, wenn Frucht zu Markte kam, die Säcke aufgestellt zu werden pflegten. Sie hatte nach der Marktseite zwei große Fenster und zweie, die auf beiden Seiten der Thüre in den Bogengang gingen, der ein Steingewölbe war, das zu meiner Zeit, sagte Schmiedjakob, noch als ein Rest des alten, herrlichen Rathhauses bewundert wurde, weil es dem Brande von 1689 getrotzt. Diese Fenster hatten aber keine Eisenstangen, noch irgend welchen Schutz, weil der Nachtwächter und ein Waibel bei Verbrechern oder Landläufern, die hier haftfest gemacht wurden, zu wachen hatten. So war es auch in selbiger Nacht, als der Gölzenphilipp in der Mehlwage saß.

Als nun der Wächter zwölf Uhr blies, da dachte der Waibel, der unter dem zugigen Bogen auf und nieder zu schreiten hatte, daß in der „Rose" wohl noch gute Kameradschaft zu finden wäre, und das Durstleiden an und für sich viel empfindlicher sei, als das Hungerleiden, und da seine Frau es liebte, etwas stark zu salzen, so kam ihm ein Durst an, denn er hatte am Abend ein Stück „Kiebelchen" gegessen, wie man den Schweinekinnbacken örtlich zu nennen pflegt, und daraus erwächst, weil das Fleisch geräuchert und gesalzt ist, Durst. Nun konnte man und kann noch heute aus dem Thorbogen des Rathhauses in wenigen Schritten, so man sich rechts wendet, zu der Hinterthüre der „Rose" gelangen und ist alsdann, durch das Brauhaus, bald in der Wirthsstube.

Solchen Weg hatte der Stadtwaibel Scheib mehr denn ein Dutzendmal bei ähnlichen Gelegenheiten gemacht und war

niemals ein Nachtheil daraus erwachsen, am Wenigsten leiblich für ihn selber, daß er auch jetzt sich kurz resolvirte, rasch den Bogen durchschritt und in der noch offenen Hinterthüre der Rose verschwand. Als nun der Nachtwächter die Stadt durchgeblasen hatte und wieder an die Rose kam, machte sich der durstige Waibel wieder davon und an seine Stelle.

Der Nachtwächter fand aber, da er in der Rose noch Licht und Trinker sah, daß seine Gurgel sehr trocken geworden, und trat hinein, ein Schöpplein zu nehmen, um die ausgetrocknete anzufeuchten.

Als er jedoch die Uhr auf der Kirche schlagen hörte, so erschrack er und meinte, sie hätte ausgeschlagen, trank daher schnell aus und lief zum Waibel, fragend, wie viel es geschlagen? Zum Glücke war's erst drei Viertel; aber wie wurde es Beiden zu Muthe, als sie das Mehlwaagefenster weit offen stehen sahen? Der Waibel öffnete rasch und — stolperte über etwas, das wie Eisen klang und als er sich bückte — war's — eine Handschelle! Und der Götzenphilipp war fort!

Wie Bildsäulen standen die Zweie da und das Gewissen fing an mit scharfen Zähnen zu beißen.

Licht! Peter, Licht! stöhnte der Waibel: Wir müssen sehen, wie es zugegangen ist!

Der Nachtwächter eilte von dannen und ließ den Waibel allein, der an Armen und Beinen zitternd, mehr denn hundertmal halblaut ausrief: Verdammt sei das „Kiebelchen" der Durst und die Rose!

Nach einer verhältnißmäßig langen Zeit kam endlich der Nachtwächter zurück. Die Pflicht, eins zu blasen, war unerfüllt geblieben und rein vergessen.

Als die Laterne die Mehlwaage erleuchtete, sahen Beide die Stätte leer. Das erste Fenster an der Ecke nach dem Markte war offen und der Vogel entwischt.

Beide beriethen, während Keiner eingestand, daß er in der Rose seinen Durst gelöscht, was zu thun sei, und kamen darin überein, Anzeige bei dem ersten Rathsbürgermeister Fischer zu machen, der auf dem Holzmarkt, oben am Brunnen, wohnte.

Das geſchah. Der Rathsbürgermeiſter eilte zur Stelle, erging ſich in Fragen, wie es zugegangen und ſchien ſichtlich froh, daß die Sache in dieſer Weiſe die beſte Löſung gefunden, weil er genugſam die Stimmung der Bürgerſchaft kannte.

Am Morgen wurde ſchnell der Rath verſammelt, aber es beſtand ſeine Verhandlung nur in der Feſtſtellung der Thatſache, daß Philipp Gölz entwiſcht ſei, und das gerichtliche Einſchreiten des Rathes eingeſtellt werden müſſe, bis Philipp ſich wieder ſtelle. Dieſer fand dieſe Unterſtellung unnöthig. Er kehrte nicht wieder. Was aus ihm wurde, wie und wo er endete, erfuhr der Chronikſchreiber Sebaſtian Fabian nie genau, ſetzt aber hinzu, daß ſeine Mutter nun um Vieles beſſer zurechtgekommen und Uhler's Lore ſich innigſich gefreut habe, daß doch nicht ein Bürgersſohn gehängt worden ſei um eines hergelaufenen Menſchen willen, der ja ſeine „Kopfnuß“ heilen laſſen könne und eine Warnung habe, künftig keinen braven Bürgersſohn um ſein Brod zu bringen. Daß ſie aber wußte, wo ſich Philipp aufhielt, unterlag keiner Frage; denn ſie war guter Dinge und verkehrte viel mit deſſen Mutter.

Die Stadt war lange Zeit durch dieſe Geſchichte in einer großen Aufregung, indem vielfach die Frage erörtert wurde, ob denn der wohlweiſe Rath den Philipp wirklich würde haben hängen laſſen, wenn er nicht durchgegangen wäre? Die Glieder des Raths warfen ſich dabei ſehr in die Bruſt und verſicherten, daß keinerlei Rückſicht ſie würde haben beſtimmen können, auch nur ein Haarbreit vom Wege der allerſtrengſten Gerechtigkeit abzuweichen.

Wie es im Herzen des alten Meiſters Gölz ſtand, war eine Frage, welcher die Chronik die nachfolgenden Worte widmet:

Schmiedjakob nahm ſeine Klammbrille wieder, zog die Handſchrift hervor, rieb das Eſelsohr, mit dem er ſich die Stelle bezeichnet hatte, wieder glatt und las: „So zornig auch anfänglich der Meiſter Caspar Gölz ſich erwieſen, ſo erſchien es doch, als habe er ſich leicht gefaßt, ſintemal er

mochte erwogen haben, daß der Delinquent Philipp sein Anverwandter war, und daß, wer sich die Nase abschneide, sein Angesicht verschände. Er hielte sich stille und „bedug“, wie der Jud sagt, und suchte durch Einreden eine Untersuchung gegen den wachhabenden Waibel und den Nachtwächter niederzuschlagen, weilen er annahm, daß seine Freunde und Kameraden dem Philipp davon geholfen, während der Waibel ein Weinglas „genuckt“ und der Wachter auf seinem Blaseweg gewesen.“

War denn in solcher Weise der peinliche Prozeß zu Ende, ehe er angefangen, fuhr Schmiedjakob fort, so waren doch in der Geschichte mancherlei andre Dinge zu Tage getreten, die auf der einen Seite viel zu reden gaben, auf der andern Keime an das Tageslicht brachten, die noch bisher halb verhüllt gelegen. Ich meine damit, daß die Leute die herzliche Theilnahme Röschens an des Gesellen Arnold's Schmerzenszeit kennen lernten. Sie wich nicht von seinem Bette und der alte Feldscheerer wußte gar nicht genug von der Sorgfalt zu erzählen, womit sie ihm bei den Verbänden und Pfalsteraufslegungen zur Handreichung herbei eile und dabei aushalte. Das sei eine rechte Samariterseele, meinte er, und sie übertreffe darinnen noch die alte Lisebas, die doch auch gegen den Gesellen erschrecklich barmherzig sei und ihm Süpplein koche, wie einer Wöchnerin. Item, die Leute meinten, die Barmherzigkeit des schönen Röschens sei sehr zu schätzen, aber es möge doch noch ein anderes Würzelein mithelfen, das man Liebe nenne.

Das war richtig; denn die Liebe würde in Beiden noch lange so stille unter der Asche fortgeglüht haben, ehe sie an's Tageslicht getreten wäre, wenn nicht während des Leidens ein Stündlein gekommen wäre, wo die Lippe ausgesprochen, was das Herz gefühlt.

Nach vierzehn Tagen sah man übrigens den Arnold wieder in der Unterstube, wo er den Gästen Wein schenkte, und nach weiteren vierzehn Tagen hämmerte er wieder an den neuen Fässern im Takte, wie vorher, sah aber, wenn Meister Caspar den Rücken verwandte, durch das helle Bogen-

fenſter in die Wirthsſtube, wo Jemand in der Fenſterecke ſaß, der ihm gar holdſelig zulächelte. Den Kopf aber hatte er noch tüchtig verwickelt.

O was war der Philipp ſo dumm, ſagte Uhlers Lore, daß er davonlief! Vom Galgen war ja gar keine Rede, denn dem Geſellen hat er ja nur die „Kopfſchwarte“ ein Bischen locker gemacht. Der Feldſcheerer geſtand ja ſelbſt, als er im „goldenen Rad“, am Zollthor, ſein Sonntagsſchöpplein trank, Sterbensnoth ſei's gar nicht geweſen, und der junge Burſche habe eine mordheilſame Haut, denn es ſei gar ſchnell mit der Heilung gegangen, woran freilich auch ſein wunderbares Heilpflaſter ſeine Wirkung wieder erprobt habe, das er im letzten Türkenkrieg zu Peterwardein von einem Türken auf dem Todesbette kennen gelernt, und nur allein bereiten könne. Hätte der Philipp nur nicht ſoviel von dem ſtarken Rheingauer Wein getrunken! Der ſpaßt nicht, und wer darin mehr thut, als billig iſt, den rührt der Schlag — wie es dem Philipp paſſirt ſein ſoll. — So hieß es nämlich und war auch ſo gekommen, denn er betrank ſich eines Tages in Rüdesheim über die Maßen und fiel maufetodt nieder.

Seine Mutter, die Wittwe Gölz, trug auch Trauer um dieſe Zeit und die Uhlers Lore auch, ob ſie gleich nicht verwandt war.

Es war eine wunderliche Sache, daß der alte Gölz gar nicht ſah oder — ſehen wollte, daß der Arnold und das Röschen einander lieb hatten. Die Lisbas hütete ſich auch, darüber etwa eine Bemerkung fallen zu laſſen. Sie dachte: Wenn die Nüſſe reif ſind, fallen ſie von ſelber aus der Kolbe. Was brauche ich ſie früher herauszuſchälen und mir die Finger braun zu ätzen?

Daß indeſſen der Arnold Alles aufbot, des Meiſters Wohlwollen ſich zu ſichern, das hätte ein Kind einſehen können; denn er ſtand vor Tage auf und arbeitete in der Werkſtatt bis tief in die Nacht. Sagte der Alte: Arnold, leg' dich zeitiger ſchlafen. Es thut's nicht auf die Dauer! ſo antwortete er in der Regel, ich muß die Zeit einbringen,

Zu Seite 106.

da ich krank war. — Die hätte er bald eingebracht gehabt; aber er wollte, daß alle Faßdauben, die der Meiſter zugerichtet hatte, bis zum Herbſte zu Fäſſern verarbeitet ſeien, und brachte es in der That fertig.

V.

Als am folgenden Abende die Freunde und die Freundinnen der traulichen Spinnſtube vor dem Lichtſtock ſaßen, und, der Fortſetzung der Geſchichte gewärtig, auf den freundlichen Greis hinblickten, ſagte er lächelnd: Ich ſehe wohl, die Reihe iſt wieder an mir und die Augen fordern und bitten ſchier mehr, als die Lippen durch Worte. Da muß ich denn den Faden da anknüpfen, wo er bei ſchlaftrunkenen Augen geſtern Abend riß.

Ich muß aber gleich vorausſchicken, daß ich heute meiſt vorleſen muß, indem die Geſchichte uns wieder nach der uralten, freien Reichsſtadt Bremen führt. So lange es

Zu Seite 102.

meine alten Augen leiden, will ich es gerne thun, aber ich denke, der Gevatter löst mich einmal ab? Seine Augen sind noch um Weniges besser, als meine!

Will's gleich thun, Cumpeer, sagte dieser rasch und der alte Mann, der bei'm Vorlesen sein Pfeiflein nicht rauchen konnte, reichte ihm willigliche die Handschrift dar, aus welcher er dann das Folgende vorlas:

„Es ist ein schön Thun und Einrichtung in denen alten freien Reichsstädten deutscher Nation, absonderlich im Norden des Landes und Reiches, daß sich der edle und lobsame Rath derer Bürger Nothdurft nicht nur väterlich annehmen that, sondern auch ihrer löblichen Fröhlichkeit bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderweitiger Kurzweil unter guten Freunden, der Art, daß er von wegen der Stadt für einen guten Trunk der Bürgerschaft, so an edlem Weine, wie an gutem Biere, Sorgfalt trug, gleich als ein Vater für seine Kinder.

„Also legete denn auch, — wie mir der Herr „Hoppmann

von der Horst" vordem in meinen jungen Tagen berichtet hat, da er als ein Greis von schier achtzig Jahren noch den sauern Ritt von Bremen gen Bacherach machete, um im Auftrage derer beiden „Weinherren" des hohen Rathes selbiger hochanschulichen freien Stadt Bremen, allhier in Bacharach edeln Wein zu erkaufen — die freie Stadt schon in dunkeln Zeiten der Vergangenheit einen „städtischen Weinkeller" unter dem Rathhause an, „damit gemeine Bürgerschaft möge in kranken und gesunden Tagen, in Leid und Freud, sich eines reinen, gesunden und edeln Trunkes goldenen Rheinweines erfreuen und seiner zu billigem Preise theilhaftig werden." Ueber solchen Weinkeller setzete die vorbelobte Stadt Bremen zwei Herren des Rathes, so „Weinherren" geheißen und die Obliegenheiten hatten, des „Rathkellers" gute Bestattung mit den besten Weinen und was damit Alles zusammenhänget, zu besorgen. Ueberdies wurde über selbigen Keller ein „Hoppmann" aus altbürgerlicher Familie gesetzet, der noch genauer in solche Geschäfte mußte ein Einsehen haben, und auch die Einkäufe im „Ringa" zu machen hatte und allhier in der guten Stadt Bacharach, so die „Gabelung" gemacht war und der Tag Sancti Martini, des Mantelntheilers, heran kam. Es mußte allemal Einer seyn, der des Weines kundig und eine Zunge hatte, die des Weines Schwere, wie mit einer Waage abwägen konnte, und seines Geschmackes Süßigkeit und Blume verstand; unter ihm standen die Kellerknechte, alte vereidete Leute, so eine schwere Verantwortung auf sich hatten, und der Kellermeister.

„Solcher „Hoppmann", von wegen des Hopfens also genannt, weil er auch des Lagerbiers Fürtrefflichkeit und Gesundheit zu überwachen hatte, und „Weinmann", von wegen der genauen Ansicht über den Wein in dem „Rathskeller" hatte in früheren Zeitläuften mal Aergeres und Noth, weilen die „Schnapphähne" und „Raubvögel", wie man die Ritter nannte, die da das Eigenthum andrer Leute allemal da fanden, wo es Niemand verloren, und gerne guten Wein tranken, so er sie nichts kostete, ihren langen Zügen von Wagen, so von Frankfurt am Maine mit „Geleitsreitern"

verſorgt wurden, die aber allemal Reißaus nahmen, wenn die Schnapphähne kamen, auflauerten, ſie überfielen und auf ihren Burgen den Wein abzuladen zwangen; ſo aber der „Hoppmann“ zu Waſſer den Wein nacher Holland führete und allda über See gen Bremen, nicht nur überall Zölle erlegen mußte, ſondern auch einen Extrazoll denen Herren Generalſtaaten zu Holland. So mochte der edle Wein die Stadt etwas Schönes koſten und mochten noch überdies dem lieben Gott danken, wenn er einmal ſicher auf dem Eichenholzlager im Rathskeller zur Ruhe kam, um ſich auf's Beſſerwerden zu beſinnen.

„Je und dann begleiteten auch einmal einer der Raths-Weinherren den „Hoppmann“ an den Rhein, ſo er kurios war, des Rheines Gelegenheit einmal ſelber zu ſehen, und an Ort und Stelle ſeine Zunge zu laben mit dem edeln Gewächſe des Weinſtocks aus erſter Hand, nicht als ob er dem „Hoppmann“ mißtraucte, ſondern, wie geſagt, weil er neuer Dinge kurios war.

„Mit ſelbigen „Hoppmännern“ ſtand der Meiſter Caspar Gölz im Beſten; denn er war als der Erſte unter allen Weinverſtändigen in der Stadt Bacharach nicht nur bekannt, ſondern auch berühmt, und nahm auch der „Hoppmann“ und „Weinherr“ von Bremen nirgends anderswo ſein Loſament, denn in dem Hauſe des Meiſters Caspar Gölz und hieß die beſte Stube ſeines Hauſes „die Hoppmannsſtube“, weilen darinnen der „Herr Hoppmann“ zu ſchlafen pflegete.

„Sobald nun die Gabelung vorbei war und der „Federweiße“ ſich geklärt hatte, ſchrieb der Herr Rathsſchreiber Lang, mein vielliebes Vetter, dem Meiſter einen zierlichen und feinen Brief, (denn ſolches verſtand er aus dem Fundamente) an den „Herrn Bremer Hoppmann“, ſo und ſo, und meldete, wie ſich der Wein ſelbigen Jahres geſchickt, und welchen Preis der Rath der Stadt Bacharach und die „Zechherren“ feſtgeſtellt, damit ſich derſelbige „Herr Hoppmann“ mit den zwei „Bremer Weinherren“ könnte beſprechen, wie viel Species ſie in edlem Bacharacher anlegen wollten. Darauf ſetzte ſich der Herr „Hoppmann“ und zwei Kellerknechte zu Roß, in des Herren „Hoppmann's“ Mantelſack

werden die Species verwahret und alle Drei hatten so Schieß- als Hieb- und Stechwaffen bei sich gegen die Räuber, so etwa die Reisenden überfallen möchten.

„Als nun im Jahre 1616 nicht nur eine große Menge, sondern auch ein Wein von solcher Fürtrefflichkeit gewachsen war, wie man sich seines Gleichen seit Menschengedenken nicht erinnern konnte, auch, von wegen der Menge ein ziemlich niedriger, schier Spottpreis, für den Wein mußte angesetzet werden, er auch nach der „Federweißheit“ und Klärung also gewaltige Qualitäten und Eigenschaften entwickelte, daß man sagte: „Zwei Schoppen würfen einen Mann,“ und seine Blume duftete, wie Weinblüthe und seine Süßigkeit sei gleich des Honigseims, da ging der Rathsherr und Meister Caspar Golz auf's Rathhaus, allwo mein vielliebe Vetter Lang von Morgens acht bis — die Stunde des Mittagsimbisses abgerechnet, bis Abends acht an dem Schreibtische des Rathes saß, grüßte selbigen Rathsschreiber freundlich und vertraulamlich, setzete sich in seinen Lehnstuhl am Rathstische und sagte: „Mein viellieber Freund und Gevatter, (denn der alte Meister hatte ihm sein Casparlein aus der Taufe gehoben) Ihr wisset, daß ich des Schreibens nicht sonderlich kundig bin, und ich über das „Kritzeln“ meines Namens und die Worte: „des Raths“ nicht weit herausgekommen bin. Dannenhero wollt' ich Euch im Freundlichsten gebeten haben, mir einen Brief an den Herrn Hoppmann Hans Jacob Albers zu Bremen, zu schreiben, des In-

halts: Wie in ſelbigem Jahre 1616 ein Wein gewachſen ſei, wie ſeit Menſchengedenken keiner in den Kellern gelegen, und daß einem das Herz im Leibe lachete, ſo man ihn über die Zunge in die Eingeweide laufen laſſe, und endlich, daß die Preiſe für ſolch edles Gewächs wahre Spottpreiſe ſeien. Ihr wiſſet, was die Ama und Carrata koſtet und könnet's wohl beiſetzen. — Ferner möcht' ich haben, daß Ihr ihm ſagtet, es wäre klug, von dieſem Weine ein Erkleckliches einzukellern, ſintemal ein ſolcher Wein in hundert Jahren kaum zweimal wächſet." Der Rathsſchreiber ſetzte den Brief ſogleich auf und las ihn ihm vor und war Alles in guter Richtigkeit."

Biſt da an einem Abſatz, Gevatter? fragte Schmiedjakob.

Ja, antwortete dieſer, zu ihm aufſehend.

Gut, verſetzte der Alte, ſo muß ich einmal Kathrinchens Stelle einnehmen, und dich unterbrechen.

Da ſtehen nämlich in der Chronik zwei Worte, die: Ama und Carrata, die mir zum Verſtehen viel Kopfverbrechens gemacht und mir doch nicht klar wurden, bis ich zu unſerm Herrn Pfarrer ging und ihn darum fragte. Das iſt ein wohl ſtudirter Mann, der viel in alten Geſchichten herumgeſchnüffelt hat. Der ſagte mir, aus der Ama ſei

unser Wort: Ohm geworden, so ein Faß von 80 bis 100 Maaß gewesen, und das Wort Carrata sei aus der Wurzel erwachsen, die unserm Worte: Karren, nämlich ein Wagen, so ein Pferd gezogen, ebenfalls zur Wurzel gedient und bedeute 4 Ama, also eine Zuglast für ein Pferd, daher wir im gemeinen Leben auch ein Bierohmfaß-Zulast oder richtiger: Zuglast, heißen. So! Nun kannst du zu lesen fortfahren! —

„Item, las der Gevatter weiter, war einer der „Weinherren" selbigen Jahres der Rathsherr Ulrich Winkler, der auch Schifferheder und angesehener Handelsherr war, von dem ich auch schon zu Anfang meiner Geschichte habe reden müssen, derselbe, der das Schiff „Gute Hoffnung von Bremen" unter dem Kapitän Arnold Wehner in See stehen ließ und das sammt seiner kostbaren Waizenladung an der Seeküste von England untergegangen ist mit Mann und Maus. Zu dem brachte der „Herr Hoppmann Albers" den Brief des Meisters Caspar Golz und sagte ihm dabei, der alte Mann sei ein Weinverständiger, wie einer am Rheine, auch ein Ehrenmann, dem man das volle Vertrauen schenken könne, dieweil er ihn schon viele Jahre erprobt habe.

„Obgleich der Herr Ulrich Winckler schon ein Mann bei hohen Jahren war, so entschloß er sich doch alsbald und sagte, Herr Hoppmann, ich habe das rheinische Land noch nicht gesehen und möchte darum mit Euch reisen! Das war dem Herrn Hoppmann Albers grade recht zu Sinn, da er nicht gerne allein zu reisen pflegte; redeten also die Sache ab und gingen nach etwa vierzehn Tagen auf die Reise, zumal in diesem Jahre der Herbst gar lange schön blieb und das Wetter noch keinen Umschlag zum Winter zu machen Lust zu haben schien. Vorher aber hatte der Herr Hoppmann Albers dem Meister Caspar geschrieben, er bringe noch einen Rathsherrn mit, dannenhero auf fünf bis sechs Personen und ebenso viel Pferde sich zu rüsten haben würde."

Nun halt aber einmal stille, Gevatter, fiel ihm der alte Schmiedjakob in die Rede. Ich merke, daß ich Euch etwas zu erzählen vergessen habe, was ich hier nachtragen

muß. Es iſt nämlich dieſes: Zu der Zeit, da ſich der erſchreckliche Untergang der „guten Hoffnung“ zutrug, war es nicht möglich, ſo ſchnell die Nachrichten von einem Orte zum andern zu befördern, wie heute.

Der Herr Ulrich Winckler zu Bremen dachte, ſeine Schiffsladung goldenen Waizens, der größtentheils in Sachſen geerntet worden war, ſei in beſter Weiſe verkauft worden, und das ſchöne Geld werde mit der Rückkehr des Kapitäns Wehner in ſeine Kaſſe fließen; aber es verging ein Monat nach dem andern und kein Kapitän Wehner und keine „gute Hoffnung“ kam an. Es wurde Johannis und es blieb ſtille. Da wurde es denn dem Herrn Winckler doch ſehr unheimlich und er ſandte ſeinen Buchhalter gen London, daß er ſich dort erkundige, ob und wann die Waizenladung mit der guten Hoffnung angekommen ſei und wie es um Schiff und Ladung ſtehe, da er noch nicht wieder etwas davon erfahren.

Die in London hatten keine „gute Hoffnung von Bremen“ geſehen noch etwas von ihrer Landung und Waizenladung vernommen. —

Als der Buchhalter ſolche Kunde zurückbrachte, da fiel es dem Manne ſchwer auf's Herz; denn wenn er auch ganz außerordentlich reich war, ſo war doch ein ſolcher Verluſt, wie er hier in Ausſicht ſtand, keiner der oft wiederkehren durfte.

Da nun der Mann von dem Grundſatze ausging: „Selbſt iſt der Mann“, ſo entſchloß er ſich ſchnell, ſelbſt die Reiſe nach England zu unternehmen, wie lang ſie auch ſein mochte. Er that's und erfuhr dann nun den Untergang des Schiffes und der Ladung und ſämmtlicher Mannſchaft, bis auf den einen, der es in dem Seeſtädtchen zu Protokoll gegeben und Jens Jenſen geheißen.

Den langen Jens kannte der Herr Winckler wohl aus langer Bekanntſchaft, da er immer mit Kapitän Wehner gefahren und ihm als ein treuer, gewiſſenhafter Menſch bekannt war. Aber wo war der zu finden? — Kein Menſch wußte, wo er hingekommen, und der Herr Winckler zweifelte

um so weniger, daß er auf der Heimreise aus England umgekommen sei, als er sonst gewiß seinen Lohn für die Reise nach England würde erhoben haben, den ihm Herr Winckler noch schuldete.

Der Schlag war hart und schwer.

Der Herr Winckler reiſete wieder heim und da das Schiff, mit dem er heimfuhr, in Kiel landete, und er dort von einem Matrosen Jens Jensens Heimathdorf im „Fischlande“ erfuhr, so reiſte er dorthin, hörte aber, Jens sei, nachdem er Hab und Gut verkauft, nach dem fernen Sachsen, woher seine Frau gewesen, verzogen, daer Niemand erinnert,

Zu Seite 118.

sich des Ortes, wohin er gezogen; auch war nicht die mindeste Kunde von ihm nach dem „Fischlande“ gelangt, er also wohl als todt anzunehmen.

Gewißheit erlangte er freilich nicht, aber was war zu thun? Es blieb nichts übrig, als heimzukehren mit schwerem Herzen. Zu seiner Ehre ist in der Chronik bemerkt, daß ihm der Tod des Kapitäns Wehner, auf den er so viel gehalten, so nahe gegangen sei, wie der Untergang seines Schiffes und der Waizenladung, die doch ein schwer Kapital in sich schlossen. Der Rathsherr und Schiffsrheder Ulrich Winckler war ein Mann von großer Redlichkeit. Er war daher kaum heimgekehrt, als er den Lohn des Matrosen Jens Jensen, aber auch ein Kapital von drei Tausend Species, welches der Kapitän Wehner bei ihm nach und nach angelegt hatte, in sein Geschäft nahm, in seinem Buche aber Alles ausdrücklich vermerkte, wem es gehöre, sammt den Zinsen, die er zurechnete. Da der Kapitän ein Bremer Kind gewesen war, so wurden alle nur erdenkliche Nachforschungen von Herrschaft und Rathes wegen nach den gesetzlichen Erben des Kapitäns Wehner angestellt, allein es war Alles fruchtlos.

Von dem Kinde, das der Jens mitgenommen und für das seine erklärt und adoptirt hatte, erfuhr der Herr Winckler kein Sterbenswörtlein und ahnete also auch nicht, wie es mit dem schönen Büblein der jungen Eheleute gegangen sei, und dachte, es habe an der schönen Mutterbrust ein frühes Grab gefunden in der schauerlichen Tiefe des Meeres. Auch die Eltern der Frau Wehner in London waren längst gestorben und das Vermögen der Frau war auf eine Schwester übergegangen, die eines reichen Kaufmanns Frau war.

Ich bin am Ende mit meiner Einschaltung, und du kannst nun wieder einmal weiter lesen, Gevatter! —

Der nahm denn auch den Faden der Geschichte wieder auf und las weiter.

„Der Meister Caspar Gölz hatte den Brief erhalten, darinnen ihm von dem Kommen der Bremer Herren zeitig Kunde gegeben war. Er wies daher andere ab, die ebenfalls bei ihm wollten Losement nehmen und erhielt den

Bremer Herren sein Haus offen. Abends einmal, als noch die letzten Tage des October heiß waren gleich Junitagen andrer Jahre, saßen in seiner Stube bei offenem Fenster der Küfermeister Friedrich Hofmann aus dem „Schwanen“, so die Gesellschaft „Zeche“ in seinem Hause hatte, und der Küfermeister Eichel aus der Obergasse, die wohl einmal zu ihrem alten Zunftmeister kamen, der die Zunftlade bewahrte, um Zünftiges mit ihm zu besprechen, und handelten solcher des Weiteren ab. Da sie nicht in die Zunftstube gingen, so war der Geselle Arnold Wehner hinausgegangen, die Herren Meister nicht zu stören. Er saß draußen auf der Steinbank und neben ihm die alte Lisebas und neben der das schöne Röschen. Der Arnold war schon seit ein paar Tagen traurig, denn es war viel von den Bremer Herren die Rede und er hatte viel von einem Rathsherrn Winckler reden gehört. So hatte ja auch der Schiffsrheder geheißen, dessen Schiff sein Vater geführt auf jener Unglücksreise nach England; aber das waren jetzt schon drei und zwanzig Jahre und es konnte der Herr Winckler nicht sein, der damals, wie Jens Jensen zu Protokoll auf seinem Todesbette gegeben, schon ein alter Mann mußte gewesen sein.

„Warum bist du so stille und traurig, Arnold?“ fragte die Lisebas den Gesellen, den sie lieb hatte, wie ihr eigen Kind und den sie als ihres lieben Röschens Ehemann zu sehen, für das Höchste ihrer Wünsche und Pläne erkannte.

„Ach, sagte der Geselle, dem es erwünscht war, sein Herz einmal ausschütten zu können, das Kommen der Herren von Bremen hat mir gar mancherlei Dinge in das Angedenken zurückgerufen, die mir seit meiner Pflegeeltern Tod gar schwer auf dem Herzen liegen.

„Was ist denn das, wenn wir es wissen dürfen?“ fragte die Lisebas.

„Ei, rief er aus, glaubet nicht, daß ein Makel auf meinem ehrlichen Namen und Herkommen ruhe, und ich darum niemals davon geredet habe, sondern die Geschichte ist so betrübt, daß ich selber die Erinnerung davon mir aus den Gedanken zu schlagen suche, wie oft sie mir auch in den

Sinn kommt. Es ist ein Hartes, gute Lisebas, wenn man sich sagen muß: du stehest allein in der Welt, deine liebe Eltern hast du kaum gekannt und die ich dafür gehalten, waren es nicht.

„Die Lisebas war eine weiche Person und wenn es ihr irgend an das Herz ging, so rieselte es gleich über die faltenreichen, gelben Wangen herab, wie zwei Bächlein und die Schürze hatte mehr zu thun, als die Pfanne um Fastnacht.

„So hatte denn schon der Ton, in dem der Geselle die wenigen Worte gesprochen, ihr Herz bewegt und es begann schon in den Augenwinkeln feucht zu werden. Einen Sitz weiter war aber die Wirkung noch tiefer, sintemalen die Liebe die Pforte des Herzens noch schneller aufmachet, als das Mitleid.

„Ach, sagte darauf die Lisebas, erzähl's uns doch einmal; dir wird das Herz leichter und Röschen wird es auch gerne hören. Hier herum höret und störet uns Niemand und die drei Mannsleute da drinnen, die reden vom Weinmarkt und Zunftgeschichten und wenn sie dahineinkommen, so wissen sie das Ende nicht zu finden!

„Die gute Lisebas dachte aber nicht daran, daß sich der alte Meister Caspar ganz nahe an das Fenster gesetzet hatte, um mit halbem Ohre das zu hören, was draußen auf der Bank verhandelt wurde, weilen er die alte Jungfer im Verdachte hatte, sie wolle das Röschen gerne an den Arnold verkuppeln. Wenn er nun auch nichts gegen den geschickten und braven Gesellen hatte, im Gegentheil ihn über die Maßen werth hielt, so lag ihm doch der Gedanke, ihm sein Röschen zur Frau zu geben, sehr ferne, weil eben das Herkommen des Gesellen ein dunkeles war. Er war ein Bacharacher Altbürger und das wog ihm schwer.

„Obwohl der alte Meister das Gespräch mit seinen Zunftgenossen lebhaft fortsetzte, so hörte er doch auch dem Gespräche da draußen fleißig zu und mit einer immer größer werdenden Aufmerksamkeit und Theilnahme, je ruhiger und klarer der Geselle erzählete. Er legete Alles aus, was die Aussage Jens Jensens vor seinem Tode enthielt. Die Papiere waren ihm ausgehändigt worden, und er hielt sie hoch, ob-

gleich ſie ihm, wie er meinte, nichts nützen könnten, ſintemal alle Erkundigungen in der freien Reichsſtadt Bremen ohne Frucht geblieben. Dennoch ſeien ſie ihm koſtbar, weil ſein ehrliches Herkommen, auch ſo klar liege. Es würde ihn, ſo ſchloß er, nicht gekränket haben, ſo er Jens Jenſen als ſeinen ehemaligen Vater würde haben anſehen müſſen und zu heißem Danke bleibe er ja auch ſo dem treuen Seemanne verbunden, der ihn chriſtlich erzogen, und ſo in der Welt geſtellt habe, daß er nicht habe fechten müſſen auf ſeiner Wanderſchaft, die nunmehr ihrem Ende zugehe. Wo er aber ſeinen Aaronsſtab in die Erde ſtecke, daß er grüne, das ruhe annoch im heiligen Rathe deſſen, der keines vergeſſe und Alles zum Beſten lenken werde."

Nun will ich fortfahren, ſagte Schmiedjakob, da dir, Gevatter, das Leſen meiner „Katzenfüße" doch nicht ganz leicht wird, und ich nun wieder genau die Geſchichte verfolgen kann, die du bis dahin geleſen haſt.

Als der Geſelle ſeine Lebensgeſchichte erzählt hatte, begann die Zehnuhrglocke vom Thurme der nahen Kirche über die Stadt ihm die Stunde zu verkundigen, die jeglichen guten Burger heim zur Ruhe zu gehen gebot.

Die beiden Meiſter leerten ihr Schöpplein Steeger Neuen, der ihnen gemundet hatte, ſagten: Gute Nacht und traten, von Meiſter Caspar geleitet zur Hausthüre heraus. Hier wurde noch ein Weniges mit der Liſebas geſcherzt, dann gingen ſie und die Magd auf der Bank hatte ihr Ende erreicht.

Alle gingen zu Bette, aber von den Dreien auf der Bank vor dem Hauſe und dem Einen, der in der Stube mit halbem Ohre dabei geweſen war, konnte kaum von Einem mit Gewißheit geſagt werden, daß der Schlaf, wie ein wohlthätiger Freund, die Hand auf ihre Augen gelegt und Frieden ihrer Seele gebracht hätte. Es war eine Nacht der Sorge und des Kummers hier, dort der Beängſtigung und des Erwägens und erſt, als ſchier der Morgen grauete, kam der Schlaf.

Nur Einer hatte früher den Schlaf gefunden. Es war der Geſelle Arnold. Schon um vier Uhr war er wieder in

der Werkstatt und führte das Zurichtebeil mit voller Kraft und Meister Caspar, der das hörte, sagte leise zu sich: Solch' einen Gesellen hatte ich doch noch nie. Auch er stand auf und begab sich, Arnold den Morgengruß bietend, an die Arbeit.

Sie hatten um sieben Uhr eben die Zwiebelsuppe gegessen, welche das Frühstück bildete in jenen Tagen, da gab es vor dem Hause eine ungewöhnliche Bewegung.

Es hielten fünf Reiter vor demselben.

Die Bremer Herren sind da! Geschwind, Arnold, nimm die Pferde in Empfang, und sei den Herren zu Dienst! So rief der Meister in die Werkstatt, wo Arnold wegen seines Zurechthauens der Faßdauben nichts von dem gehört hatte, was auf der Straße geschah. Er hieb sogleich sein Beil in das Hauklotz fest und eilte hinaus.

Das war dann eine stattliche Erscheinung, die sich ihm hier vor Augen stellte.

Der „Weinherr" Ulrich Winckler war ein stattlicher Greis mit schneeweißem Haar, mild und freundlich anzusehen; der Hoppmann schien kaum ein Fünfziger zu sein. Der dritte war ein stattlicher Kellermeister des Rathskellers, dessen derbe Nase einen purpurnen Anflug hatte, und die andern waren Diener, die noch zwei Packpferde leiteten.

Alle waren, von wegen der Trockenheit, mit Staub bedeckt und waren recht froh, endlich das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben. Arnold, auf dem die Blicke des alten „Weinherrn" mit großer Theilnahme ruheten, war überall bei der Hand und überall an seiner Stelle.

Die Diener halfen zwar bei dem Abpacken, dennoch aber dauerte es ziemlich lange, bis dies Geschäft abgethan, die Pferde untergebracht und die Diener ebenfalls zum Frühstück kamen, bei dem sich die beiden Herren von Bremen bereits gütlich thaten.

Daß dabei von dem Gewächse des Weinstockes in diesem Jahre die Rede war, und dieses Kapitel jeden andern Gegenstand ausschloß, läßt sich bei dem Zwecke der Reise der beiden Herren vermuthen.

Ich würde Euch ſchon eine Reihe Proben haben vorſetzen laſſen, ſagte Meiſter Caspar Gölz, wenn nicht durch den Geſchmack des Haſenpfeffers, den Ihr genoſſen, des Käſes überdies, Eure Probe verdorben wäre.

Wie ſo? lachte der Weinherr Winckler.

Ei, Herr, entgegnete Gölz, ich meine, verdorben zu meinem Vortheil: denn jetzt, nachdem Ihr ſcharfe Speiſen genoſſen und zuletzt noch ein paar Nüſſe zum Schluſſe, wird Euch jeder faure Wein munden, als wär's Malvaſier. Das weiß man hier zu Lande und ein Stücklein wird Euch das klar machen. Ein Weinwirth und Händler Vincenti von Cöln ſandte ſeinen Sohn hierher, Wein zu kaufen, nachdem der Weinmarkt ſchon vorüber und alſo der beſte gerade nicht mehr auf dem Kellerlager zu finden war. Der Küfer, der ihn in die Thäler begleitete, war ein Schalk und dachte, daß „ein Quentlein Erfahrung mehr wiege als ein Pfund Lehre," und ließ das Gelbſchnäbelein gewähren.

Die Bauern aber ſetzten ihm, ehe er probirte, Nüſſe und faulen Käs vor, und beides ſchmeckte dem Stadtmäulchen prächtig. Als er nun hintennach Wein verſuchte, ſo ſchmeckte er ihm über die Maßen, und kaufte blind zu. Der Wein kam zu Waſſer gen Cöln, und der alte Herr Vincenti eilte, ihn zu probiren.

Alle Peſt! rief der da aus. Sohn, was haſt du mir da Rachenputzer gekauft!

Ja, das glaube ich, ſagte darauf der Sohn, Ihr müſſet, mein lieber Vater, erſt Nüſſe und faulen Käſe eſſen, dann wird er Euch anders ſchmecken.

Der Herr Vincenti ſandte ſpäter ſeinen Sohn nicht mehr Wein kaufen, ſondern kam ſelber und hütete ſich, vor der Probe Nüſſe und faulen Käſe zu eſſen.

Der Herr Hoppmann Albers lachte und meinte, der alte Meiſter Caspar wüſte, wie die Roſſe in den Stall geſtellt werden müßten, und rieth, noch ein gutes Stündlein oder zweie zu warten, was denn auch geſchah. Vor dem Mittageſſen, welches Meiſter Caspar ohnehin bei der Liſebas etwas ſpäter beſtellt hatte, rief er dem Geſellen, er ſolle ſechs

Krüglein füllen, an je einem Fasse eins, aus der „Wolfel“, der „Leimbach“ und der „Bombach“, und solche alsdann heraufbringen.

Während der anstellige Geselle das Gebot des Meisters gewissenhaft ausführte, rief dieser Röschen zu, die silbernen Schalen herzurichten. (Hierzu das Titelbild.)

Und als sie sie erröthend auf die Tafel setzte, blank und glänzend, meinte der alte Herr Winckler, wenn er jemals Namen und Wesen übereinstimmend gefunden, so sei es bei dem Töchterlein des ehrenwerthen Meisters. Auf die Frage: ob er auch einen Sohn habe? verneinte nicht ohne Betrübniß der Meister; worauf tröstend der „Bremer Weinherr“ bemerkte, es könne gar nicht fehlen, daß solch' ein Töchterlein ihm den tüchtigen Sohn in's Haus bringe.

Nicht ohne einen Seufzer versetzte kurz und bündig auf das halb scherzend, halb ernst gesprochene Wort des heitern Greises der Meister: Ja, Herr, wenn's eben nur ein tüchtiger ist! Ein Hergelaufener und Lumpiger darf es nicht sein, setzte er laut und mit besonderem Nachdruck hinzu, als er in dem offenen Küchenschalter das faltenreiche und gelbe Gesicht der Lisebas erblickte, die lächelnd des alten Herrn Worte gehört und selbstzufrieden dazu genickt hatte, als wollte sie sagen: Den weiß ich schon! — Gleich darauf kam Arnold, setzte die Krüglein bescheiden auf den blanken Tisch, nahm die Schalen bei ihren zierlichen Löwenfüßlein, setzte sie auf eine glänzende, platte Kupferschüssel und goß den Wein ein; darauf reichte er sie mit gefälliger Miene dem alten „Weinherrn.“

Der hatte wieder mit scharfem Blicke den Gesellen betrachtet und war dabei ernst und nachdenklich geworden.

Ehe er noch den Wein der Zungenprobe unterwarf, wandte er sich an Arnold mit der Frage: Wo bist du zu Hause, mein Sohn? Haar, Augen und Gestalt lassen mich fast vermuthen, deine Heimath liege an der Nordsee?

Ehe jedoch der Geselle antworten konnte, fiel der Meister ein: Herr, wollet Ihr den Geist des edeln Weines verfliegen lassen, ehe Ihr ihn über die Zunge fließen lasset?

Mit dem Gesellen könnet Ihr nachher reden; er bleibet zum Kredenzen da!

Der Meister hat Recht, sagte der erfahrene Hoppmann Albers. Verzettelt den Geist nicht!

Darauf ergriff denn der alte Herr die Schale und kostete. Ihm folgte der Hoppmann, dann der Meister. Der „Weinherr" reichte dann dem Gesellen die Schalen.

Du sollst mir auch einmal deine Meinung sagen! sprach er zu ihm.

Meister Gölz hielt das für nicht zunftmäßig und fiel ein, indem er sagte: Die Jugend zuletzt, Herr; so ist es am Rheine Sitte. Wie findet Ihr ihn?

Der „Weinherr" und der „Hoppmann" sprachen nun ihre Meinung aus, die indessen nicht mit der des Meisters übereinkam, und als nun Arnold auch seine Meinung ausdrückte und mit dem Meister völlig einstimmte, da verlangte der „Weinherr" die Gründe zu hören, welche der Geselle, auf seines Meisters Befehl, mit Klarheit und überzeugender Kraft entwickelte. Darauf ging Arnold bescheiden hinaus.

Ganz verständig, sagte Winckler, sich gegen den Hopp-

mann wendend. Man muß der Sache kundig sein, wie die, welche damit umgehen und dabei groß geworden sind.

Mein Geselle ist nicht dabei groß geworden, sagte der alte Meister.

So? Wo ist er denn her? fragte Winckler, welcher dem jungen Mann unwillkürlich fort und fort eine Aufmerksamkeit widmete, die selbst dem Hoppmann auffiel.

Ich glaube, daß er aus Bremen stammt oder da herum; sagte der Meister Caspar.

Was? rief Winckler aus und sprang auf. Aus Bremen? Sollte mich denn die Aehnlichkeit? — —

Welche Aehnlichkeit denn? fragte neugierig der „Hoppmann" Albers. Ich hab's schon mehrmals bemerkt, wie Ihr den hübschen Burschen scharf auf's Korn genommen habet.

Es erinnert mich an einen doppelten und schweren Verlust, erwiederte Winckler, sich zu Albers wendend. Ihr wisset von dem Unglücke, das mich vor einer Reihe von vielen Jahren traf, als mein Schiff, „die gute Hoffnung aus Bremen," mit einer reichen Waizenladung in dem Canale mit Mann und Maus unterging. Nur ein Matrose rettete sich, den ich aber nicht habe ausfindig machen können, so viele Mühe ich mir auch gab. Dieser war der einzige Zeuge, und dieser gab in einem Küstenstädtchen dem Friedensrichter das Nöthige zu Protokoll. So kam die Kunde nach London, wo ich selbst war, um genaue Nachrichten zu erhalten; aber das war Alles, was ich erfuhr, daß das Schiff an einen der vielen Felsen der Küste leck wurde und mit solcher Schnelligkeit versank, daß nur Jens Jensen, der Matrose, von welchem ich sprach, allein sich retten konnte. Alle andre ertranken. Auf dem Schiffe befand sich der Kapitän mit seiner Familie. Er war der umsichtigste, tüchtigste Kapitän, den ich je auf einem meiner Schiffe hatte, ein Mann, der wegen seiner Kenntnisse und Erfahrungen zur See, wie wegen seiner Sinnes- und Denkart mir unersetzlich geblieben ist. Er war noch ein junger, thatkräftiger Mann, der noch lange hätte leben und nützen können in seinem Berufe.

Ich habe den wackern Arnold Wehner gekannt, ſagte theilnehmend Albers.

Ei, fiel Meiſter Caspar Gölz ein, grade ſo heißt mein Geſelle!

Herr Winckler ſtarrte ihn an. Erſt nach einer Weile hatte er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt. Ich bitte Euch, rufet mir den Geſellen! ſprach mit einer großen ſichtbaren Bewegung der „Weinherr von Bremen.“

Das geſchah.

Setze dich einmal zu mir, mein Sohn, rief Winckler dem Eintretenden zu.

Arnold that dies.

Heißeſt du wirklich Arnold Wehner? fragte Winckler mit einer hörbar bebenden Stimme.

Ja, Herr, antwortete der Gefragte.

Und biſt aus Bremen?

Ja, Herr!

Und dein Vater?

Ach, meine beiden Eltern gingen mit dem Schiffe „gute Hoffnung von Bremen“ im Canale, an der engliſchen Küſte unter.

Allbarmherziger Gott! rief Winckler aus. Und du, mein Sohn, du! Wie wurdeſt du denn gerettet?

Darüber habe ich die Ausſagen des Jens Jenſen, die er vor Gericht, kurz vor ſeinem Ende eidlich niedergelegt hat. Wenn es für Euch etwas austrägt, ſo will ich ſie Euch holen, ſagte, nicht ohne Verwunderung über Winckler's große Erregung, der Geſelle.

Winckler war kaum eines Wortes mächtig. Er winkte dem Jünglinge, zu eilen, und Arnold, der zu ahnen begann, daß ſich hier etwas vorbereite, was von entſchiedenem Einfluſſe auf ſeine Zukunft ſein könne, führte den Wink raſch aus.

Ach, ſagte Winckler, ſeine Hände zuſammenfaltend mit einem Blicke zum Himmel, ſollte ich denn noch das Glück haben, das Kind meines braven Wehner zu finden? Und am Rheine, ſo weit weg von der lieben Vaterſtadt? Herr, deine Wege ſind wunderbar und unerforſchlich deine Gedanken!

Beide, der „Hoppmann“ und der alte Meiſter waren von dem, was ſie vor ſich ſich entwickeln geſehen, ſo betroffen, daß eigentlich Keiner von ihnen eines Wortes fähig war.

Winckler's Haupt war auf die Bruſt geſunken und ſeine Hände blieben betend gefaltet. Seine Seele war weit rückwärts in die Tage der Vergangenheit verſetzt. Sie mochten ihn, auch wenn Beide in dieſem eigenthümlichen Augenblicke ſich dazu befähigt gefunden hatten, in ſeinem tiefen Sinnen nicht ſtören.

Jetzt trat Arnold herein und legte ſeine wohleingewickelten Papiere vor ihm nieder.

Winckler fuhr aus tiefen Gedanken auf, nahm, ohne ein Wort zu ſprechen, die Papiere und begann zu leſen. Je mehr er las, deſto öfter unterbrach ein halblauter Ausruf ſeine ſtille Bewunderung.

Endlich war er zu Ende.

Komm her, mein Sohn, rief er aus, und zog den erröthenden Arnold an ſeine Bruſt. Du biſt unzweifelhaft der Sohn des Ehrenmannes, um den ich aufrichtig getrauert habe. Ach, wie viele Vorwürfe habe ich mir gemacht, daß ich ihn zur Abfahrt drängte! Und doch, alle unſere Geſchicke ſtehen in Gottes Hand. Nun aber dir Vater und Mutter geraubt ſind, will ich dein Vater ſein und für dich ſorgen.

Noch liegt ein Ersparnißkapital deines trefflichen Vaters in meinen Händen, was ſich wahrlich nicht vermindert hat. Gottlob, daß ich dich finde und es dir aushändigen kann!

Nun begann der lebhafte Greis das zu erzählen, was in den Papieren lag und ergänzte dann daſſelbe durch ſeine eigenen Mittheilungen. Wahr iſt es, ſchloß er, Jens Jenſen hat Unrecht an dir gehandelt; aber Gott wird es ihm nicht anrechnen, was er in einer reichen Liebe ſündigte, um ſo mehr, als er der Retter deines Lebens war und dich mit wahrer Vaterliebe erzog. Weiß Gott, ob du in den Händen deiner verſtorbenen Großeltern in London beſſer gerathen wäreſt, als in den ſeinigen? Jedenfalls müſſen mir annehmen, daß ſo am Beſten war, wie es gekommen iſt. Dein Londoner Erbe hoffe ich dir noch wieder zu erringen, will es Gott. — Dieſe Papiere ſind unſchätzbar. Hebe ſie wohl auf, damit dir kein Beweismittel fehle. Du begleiteſt mich nach Bremen, um dich als den Sohn des im Meere untergegangenen Arnold Wehner, Kapitän der „guten Hoffnung“ ausweiſen zu können, und das Weitere zu betreiben.

Der alte Meiſter Götz war von dem, was er erlebt und erfahren, ganz betäubt. Draußen in der Küche hatten zweie am Schalterchen mit pochenden Herzen gelauſcht und bald wären laute Ausrufe hörbar geworden, wenn nicht die Liſebas mächtig gewehrt hätte. Sie ſelbſt aber zitterte vor Erregung.

Als aber nun Alles klar war, da ſchlug ſie mit der Rechten an die Linke und rief halblaut aus: Hab' ich's nicht immer geſagt, daß in dem Arnold mehr ſtecke, als in einem gewöhnlichen Küfergeſellen? Die alte Liſebas behält Recht! Und ſteckt ſich der Arnold hinter den alten Herrn, der ihm den Vater erſetzen will, dann hat er, glaub' ich, halbwegs gewonnen Spiel!

VI.

Der Tag Martini, des Mantelheilers, kam dieſes Mal heiter und nicht einmal eine heftige Kälte war eingetreten, wie ſie ſonſt wohl um dieſe Zeit ſich ſchon einfindet. Man freute ſich des Weinmarktes im Freien. Es war ſchon Tage

lange vorher eine größere Regsamkeit in der Stadt durch die vielen fremden Weinkäufer, die man überall erblickte.

Die drei Küfermeister und die Schreinermeister der Stadt Bacharach waren schon am Tage vorher in voller Thätigkeit. An der Klosterkirche hin und auf dem ganzen freien Platz vor dem Zolle schlugen sie kleine Posten, sogenannte: „Stickel", ein, worauf die Sitzbänke für die Winzer, die in mächtigen Steinkrügen ihre Weinproben brachten. Zwischen je zweien solcher Bankreihen wurde ein ebenso hergerichteter Tisch erbaut, darauf die Krüge standen. Da waren die Reihen für die Manubacher, die für die Ober- und Rheindiebacher, die Steeger und Bacharacher Weine, wie sie je nach der Gabelung zusammengelegt worden waren und paarweise verkauft werden mußten. Unten am Rheinufer hielten die Rheingauer Schiffe mit den Fässern, unter denen die Weine aus dem Gräfenberg und Steinberg eine Hauptrolle spielten, welche die Mönche von Kloster Eberbach zu Markte brachten. Es war eben von früher her ein seltsames Ding, daß alle diese Weine unter dem Namen Bacharacher in die Welt gingen und der Stadt einen Ruf brachten, der in jenem alten, bekannten Reimlein seinen Ausdruck fand:

„Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein.
Zu Bacharach am Rhein,
Da wächst der beste Wein."

Gegen neun Uhr Morgens waren die Bänke voll und auf den Tischen standen in dickbauchigen Krügen die zusammengegabelten Weine zum Probiren und Verkaufen, je das schlechteste und das beste Faß ein Paar bildend. Jetzt wurde das Zeichen mit dem hellen Klosterglöcklein gegeben, und der Stadt- und Vierthälerrath erschien, aus dessen Mitte der älteste Rathsbürgermeister der Stadt auf eine Erhöhung, darauf eine Art Rednerstuhl oder Kanzel stand, trat, und mit lauter Stimme den durchschnittlichen Preis der Weine, wie er von dem gedachten Rathe einstimmig bestimmt worden war, verkündigte. Erst mit diesem Glöcklein-

geläute und dieser Verkündigung hatte der Weinmarkt gesetzlich begonnen; zuerst aber mußten die Weine der vier Thäler verkauft sein, ehe die Rheingauer Weine feil geboten werden durften. So bestimmte es die Marktordnung von 1480, und so hatte es sich auch als Brauch herausgebildet.

Da kamen denn die Kaufleute aus Holland, Mittel- und Norddeutschland bis zu den fernen Gestaden der Nordsee und ihren Marschen. Sie trugen die silbernen Probirschaalen entweder bei sich oder sie traten zu den zwei Stadtwaibeln, welche auf einem besondern Tischlein von Rathswegen Probirschaalen den fremden Herren darboten und solche nach Rückempfang sogleich in reinem Wasser ausspülten und mit einem blütheweißen Tüchlein abwischten, um sie auf's Appetitlichste andern darbieten zu können.

Hatte nun ein Kaufmann bei einem Winzer den Wein gekauft, so verschwand alsbald sein Krug von dem Tische und der Rathsschreiber Lang trug sogleich den Namen des Käufers und des Verkäufers bei der Ziffer ein, unter welcher der angekaufte Wein bei der Gabelung in das Lagerbuch des Rathes eingezeichnet war, gab auch den Preis dabei an und was sonst noch nothwendig war, worauf der Winzer vom Käufer das Handgeld empfing, was auch eingetragen wurde, damit es in streitigen Fällen nicht möchte geleugnet werden, und den geschlossenen Handel ungültig machen können.

Das Klosterglöcklein hatte noch nicht geläutet, als aus dem Marktthore die beiden Bremer Herren, begleitet von Arnold und dem alten Meister heraustraten.

Du sollst mir einmal heute den Wein probiren und deine Meinung darüber sagen, sprach „Weinherr Winckler" zu Arnold.

Ihr gebet meiner Jugend zu viel Recht, erwiederte bescheiden der Jüngling. Wenn ich auch einige Kenntniß des Weines mir erworben habe, so dürfte doch die Behandlung des Weines auf dem Lager das sein, das ich durch meines Meisters Lehre am Sichersten gewonnen habe.

Das ist etwas, das ich hoch anschlage, fuhr Winckler fort; denn unsre Leute im Norden verstehen davon wenig und verderben oft mehr, als sie nützen.

Wie war's, sagte er plötzlich stehen bleibend und Arnold scharf ansehend, wenn du mit nach Bremen gingest? Durch das hübsche Kapital, das du bei mir stehen hast, kannst du dir die beste Werkstatte einrichten und vielleicht könnte ich dir eine Stellung an dem Rathskeller verschaffen?

Arnold war sehr betroffen von dieser Frage und es schien, als stöße vom Herzen aus alles Blut ihm in die Wangen und Stirne. Er schwieg einige Augenblicke und sagte darauf: Dürfte ich, ohne recht undankbar zu sein, meinen Meister jetzt verlassen?

Das ist richtig; er hat im Herbste viel zu beschaffen, versetzte Winckler; aber sage mir ehrlich, ist's nicht noch Etwas, dessen haltende Kraft stärker ist, als dieses Gefühl dessen, was dich bindet? Ich meine das schöne Röschen? —

Ihr scherzet wohl, Herr, stotterte Arnold in höchster Verlegenheit. Wie könnte ich meine Blicke zu einer Bürger- und Meistertochter erheben, da ich ein armer Geselle, ohne Heimath und Vermögen bin und eine dunkle, unsichere Zukunft habe.

Daß du das schöne, brave Röschen lieb hast, nehm' ich als gewiß an, und ich müßte ja doch stockblind sein, was ich, Gott sei Dank, nicht bin, wenn ich nicht schon so viel wahrgenommen hätte, daß sie dir gut ist. Was aber das Andere betrifft, so war dein Vater ein Bremer Bürger, und

Zu Seite 132.

das will etwas ganz anderes sagen, als etwa ein Bürger von Bacharach. Der rechtmäßige Sohn eines Bremer Bürgers ist aber geborener Bremer Bürger. Das dir festzustellen, ist meine Sache. Ueber dein Vermögen kann ich allein Auskunft geben; denn was dein Vater bei mir stehen hat, ist dein rechtmäßiges Erbe vor Gott und Menschen. Ueberdies liegt bei deinen Papieren ein ganz hübsches Vermächtniß und das, was Jens Jensen und seine Frau hinterlassen haben, ist ebenfalls dein Eigenthum, und da addiren sich etwa 6 bis 7000 Gulden heraus. Damit kannst du vor ihn hintreten und sagen: Meister, soviel hab' ich, und mein Geschäft, meine Kenntniß desselben ist ein Kapital, von dessen Zinsen ich allein schon eine Frau ernähren kann. Gebt mir Röschen zum Weibe; ich setze mich in Bremen! —

Ach — Herr — spaßet nicht so grausam und uzet mich nicht so herbe! sprach halblaut der hocherglühende Geselle.

Wer sagt, daß ich spaße und dich uze? Es ist mein gründlicher Ernst! rief der „Weinherr von Bremen" aus. Hab', ich dir nicht gesagt, daß ich deines treuen und braven Vaters wegen für dich als für einen Sohn sorgen werde? Der alte Winckler treibt keine so lose, wohlfeile Späße. Ich will dein Freiersmann werden, wenn du es willst? —

Ach — Herr Winckler — stotterte Arnold, was würde der Meister sagen?

Den halte ich für einen verständigen Mann, fuhr Winckler eifrig fort, und als ein solcher wird er wohl erwägen, was seines Kindes Glück ist, und ohne Redensarten ja sagen.

Ach, Ihr vergesset —

Gar nichts, fiel ihm Winckler in die Rede. Soll ich?

In Gottes Namen, sprach Arnold. Nasser, als ich bin, kann ich nicht werden! —

Die Beiden waren weit zurückgeblieben und Albers und der Meister blieben stehen und warteten auf sie.

Laß uns gehen, mein Sohn, sagte Herr Winckler. Die dort warten auf uns. Am Ende wittert der Meister ein Complott zwischen mir und dir und ich glaube, er gibt dir

lieber ſeine Tochter zur Frau, als dich mir, um dich mit nach Bremen zu nehmen.

Sie ſchritten nun raſch aus. Der Bremer Kellermeiſter kam noch nach, und alsbald läutete das Kloſterglöcklein.

Die zahlreich verſammelten Weinhändler, Beauftragte und Abgeſandte begaben ſich nun an die Tiſche. Arnold probirte, lobte und verwarf mit großer Sicherheit und hatte die Freude, daß der alte, weinkundige Meiſter Caspar ſowohl, als der Bremer Kellermeiſter und nicht minder der „Weinherr“ und der „Hoppmann“ völlig mit ihm übereinſtimmten. Die bedeutenden Käufe der „Bremer Herren“ wurden ſchnell abgeſchloſſen. Die Thäler-Weine gingen überraſchend ſchnell ab und bald war keine Thräne mehr zu haben.

Als jetzt das Glöcklein den Markt ausläutete, ſetzten ſich die Winzer an die Tiſche, zogen ihr mitgebrachtes Speiſewerk hervor und rückten mit ihren Frauen näher zuſammen, um den Reſt des Weines, der ſich noch in ihren Krügen fand, zu trinken zu den kalten Speiſen, welche die Frauen in ihren Henkelkörbchen mitgebracht.

Während hier die heiterſte Laune in Lachen und Scherz laut wurde, feilſchten die Käufer drunten in den Rheingauer Kähnen und Schiffen um die dorthin gebrachten Weine, welche dem pfälziſchen Zolle unterworfen waren und ihn bereits entrichtet hatten. Aber auch dort gingen die Käufe raſcher, als zu andern Zeiten vor ſich und die Küfer und Schröter der Stadt hatten nun vollauf zu thun, die Fäſſer zu landen, welche angekauft waren. Droben, auf dem Platze vor dem Zolle aber wurde es indeſſen ſehr laut. Der Wein ſtieg mächtig in die Köpfe, und hier wurde gelacht und geſcherzt, dort geſungen und gejubelt und an einer dritten Stelle mußten die Waibel einſchreiten, um diejenigen, welche in Streit und Hader gerathen waren, auseinander zu reißen, und ſelbſt die Mehlwage blieb für die Nacht nicht ohne — Gäſte. So endete der Weinmarkt am ſpäten Abende und zwar — in Luſt und Leid.

Die beiden Bremer Herren hatten große Einkäufe gemacht. Jetzt begannen die Küferarbeiten, welche der Bremer

Kellermeiſter überwachte, nämlich der ſogenannte „fackelreine Abſtich“ und die Zubereitung der Fäſſer, durch Reifen und Bodenriegel zum Transporte nach dem weltberühmten Rathskeller von Bremen.

Alle Küfer der Stadt Bacharach waren gleichmäßig beſchäftigt und des Meiſters und Arnolds Kräfte reichten nicht aus, ob ſie ſich gleich nur wenige Stunden der Ruhe gönnten. Da blieb denn nichts übrig, als von Caub und Lorch Hülfe zu holen, und als dieſe gefunden und in Thätigkeit war, fand der alte Meiſter Caspar wohl einmal Zeit, in eine Unterredung mit Herrn Winckler ſich einzulaſſen, die nicht grade dem Geſchäfte angehörte.

Winckler ließ es ſich angelegen ſein, den alten Mann mit den Umſtänden ſeines Geſellen bekannt zu machen, ſo weit er es nicht ſchon war. Beſonderes Gewicht legte der kluge Mann darauf, daß Arnold Bürger der freien Hanſeſtadt Bremen ſei; daß er alſo das unbedingte Recht habe, ſich dort feſthaft zu machen, und daß, wenn er die Meiſterſchaft erlangt habe, er — Winckler — darauf hinausgehe, ihn zum zweiten Kellermeiſter im Rathskeller beſtellen zu laſſen, was ihm nicht ſchwer halten werde, da er „Weinherr“ ſei. Um aber ſeine Rechte geltend zu machen, werde wohl Arnold Wehner ihn begleiten müſſen. Hatten ihn die Mittheilungen des Bremer Rathsherrn in das größte Erſtaunen geſetzt, zumal er das Vermögen Arnolds aus dieſem glaubwürdigen Munde beſtätigen hörte, ſo erfüllte den Meiſter das Letzte mit Schrecken. Was ſollte der alte Mann anfangen, wenn dieſer Geſelle, offenbar der Beſte, den er je gehabt, von ihm wegging?

Und ſtand nicht durch ſeine Ausſichten in ſeiner Vaterſtadt ſeine Heimkehr in völlig, gewiſſer Ausſicht?

Durch die Mittheilungen Winckler's war Arnold's Werth in des Meiſters Augen um das Dreifache geſtiegen. Nachdem der alte Herr Winckler den Boden alſo bereitet, rückte er ſeinem Ziele näher, und warb endlich für Arnold um Röschens Hand.

Das dürfte das einzige, nachhaltige Mittel ſein, ihn

Euch zu ſichern, Meiſter Gölz, ſagte der alte Herr und lachte dabei innerlich über die Angſt und Unruhe, die ſich des Alten bemeiſtert hatte.

Aber — hob er endlich an — geſetzt, Herr, ich gäbe das Alles zu, und er ginge mir doch gen Bremen mit Kind und Kegel? Dann wäre ich erſt ein geſchlagener Mann! mit der Liſebas, Herr, iſt alleine nicht auszukommen. Sie hackt einem das Mus auf dem Kopfe und hat allerwege Recht, auch wenn ihr das Unrecht vor der Naſe liegt. Ich will's nur grade herausſagen, fuhr er dann durch die Klage über die Liſebas erleichtert, redſeliger fort, daß ich gegen den Geſellen ganz und gar Nichts einzuwenden habe. Er iſt der Tüchtigſte und Brav'ſte aller Geſellen, die ich jemals im Hauſe hatte, daß ich auch wohl weiß, wie lieb ſich der Arnold und das Röschen haben; daß ich endlich, um es rund herauszuſagen, gar nichts gegen die Heirath habe, dafüre der Arnold ſich verpflichtet, hier in Bacharach zu bleiben, ſo lange ich lebe, aber daß ich blos darum dagegen geweſen bin bis heute, weil die Liſebas ihr Kuppelweſen dabei hat und Alles aufbieten will, mich zum Jawort zu zwingen und — Herr! von dem alten Zankeiſen laſſe ich mich nicht einthun, mag's kommen, wie es will. Euch, Herr, ja Euch gebe ich mit Freuden meine Einwilligung; aber Ihr müſſet mir geloben, daß Ihr es ſagen wollet, bloß, allein, lediglich Euch zu Lieb' hätt' ich Ja geſagt, und — natürlich weil ich den Arnold achte und lieb habe und mein Kind glücklich ſehen will — ſonſt ſchlägt ſie doch ein Schnippchen, und ſagt: Hab' doch den Alten herum gebracht!

Darüber gab der Herr Winckler denn die vollgültigſte Beruhigung und ſomit wurde dann — da dieſe Unterredung Morgens frühe Statt fand, bei'm Frühſtücke die Verlobung angekündigt und zwar von Herrn Winckler ſelbſt.

Niemand war überraſchter, betroffener, als die Liſebas, die ihren heimlichen Aerger nicht verbeißen konnte, daß hinter ihrem Rücken Alles abgemacht worden war; Niemand aber ſeliger, als das Paar.

Die feierliche Verlobung fand denn auch am Abend ſtatt,

wobei der Herr Pfarrer Juſelius die Rede that, die Hände zuſammenfügte und um den Segen des Herrn flehte. Darauf waren ſie Alle luſtig und guter Dinge und der Herr Winckler gebot Arnold aus dem beſten Faſſe zu zapfen.

Als nun am Morgen das Gerücht durch die Stadt lief, der fremde Geſelle und Götz Röschen ſeien Brautleute, da gab's lange Geſichter bei der heirathsfähigen Jugend beider Geſchlechter, aber Niemand haderte laut, als die alte Lore in der Bauersgaſſe, die ſich in die offene Thüre ſtellte, die Arme in die Seite ſtämmte und weidlich ihrem Herzen im Räſoniren Luft machte; von alten Dummköpfen, gackelichen Gänschen, gewiſſenloſen Baſen und hergelaufenen Lumpen redete oder vielmehr ſchrie, daß man es bis zur Ober- und Untergaſſe hörte, bis endlich der alte Küfermeiſter Fiſchel, der auf der Ober- und Bauersgaſſe wohnte, der Schreierei mit ein Paar faßlich kräftigen Redensarten ſo gründlich ein Ende machte, daß die Alte urplötzlich verſtummte, und hinter der heftig in's Schloß geworfenen Thüre verſchwand.

Das Gerede währte noch ein paar Tage, und als der Herr Pfarrer Juſelius ſie von der Kanzel ausrief, da hatte es ein Ende. Solches aber mußte, nach der kurpfälziſchen Kirchenverordnung, dreimal an drei auf einander folgenden Sonntagen geſchehen.

Ehe aber dies Alles ſeinen regelmäßigen Verlauf vollendet hatte, waren die Rathskeller-Weine bereits unterwegs und die Bremer Herren ebenfalls. Arnold Wehner begleitete die Herren und beſorgte unterwegs mit dem Kellermeiſter die Weine, die endlich glücklich, aber nach einer unglaublich langen Zeit in Bremen ankamen.

Nachdem die Weine eingekellert waren und ein Faß von Steeg zur „Roſe" des Jahres erkoren war, konnte Arnold an ſeine Angelegenheiten denken.

Die Herſtellung ſeines Bürgerrechts fand, bei des Herrn Winckler's werkthätiger Unterſtützung, keine ſonderliche Schwierigkeiten.

Sein Kapital nebſt dem, was er von Jens Jenſens

Lohn ererbt, blieb in des Herrn Winckler Händen und Verwahrung. Auf der Heimreiſe machte er das, was er am Wohnorte ſeiner Eltern aus dem Vermächtniß des alten Vetters und Lehrmeiſters, und aus dem Nachlaſſe Jens Jenſens ererbte, zu Gelde und eilte dann dem Rheine zu, um ſein Röschen zum Altare zu führen.

Und nun, ſagte Schmiedjakob, laſſet mich das Ende meiner Geſchichte aus der Chronik vorleſen:

„Auf der Hochzeit verſöhnte ſich der Meiſter Caspar mit der Liſebas, und war ſolche Verſöhnung faſt rührend und bedenklich; wurde auch der Meiſter bald darauf, ſo um Weihnachten herum ernſtlich krank und verſchied nach acht Tagen, ſeine Kinder ſegnend. Als der Arnold, der ein geachteter Zunftmeiſter mit Ehren geworden war, ſolches an Herrn Winckler nach Bremen meldete, ſchrieb ihm dieſer, daß auch der Kellermeiſter, der ihn (den Herrn Winckler nämlich) nach dem Rheine begleitet, mit Tod abgegangen ſei. Auf ſein (des Herrn Winckler) Betreiben, habe der hochweiſe und hochachtbare Rath ihn (den Arnold Wehner) zum Kellermeiſter erwählet. Er ſolle nun fortmachen und bald kommen. Das war denn eine Botſchaft, welche dem Meiſter Arnold in die Gelenke fuhr, weilen er dachte, es möge ſeiner lieben Frau ſchwer werden, die ſchöne Heimath zu verlaſſen; aber das war doch ſo grauſam arg nicht. Zwar ging es ihr tief in's Herz; denn das Wort: „Heimath“ iſt ein mächtig Wort und kommet ſo leicht Keiner drüber hinaus, wenn er ſie meiden muß; aber das Röschen war eine gar verſtändige Frau geworden, die aus Liebe zu ihrem Eheherrn bis an das Ende der Welt mitgegangen wäre. Sie hatte ihrem Eheherrn ein prächtig Knäblein geſchenkt und dachte wohl an deſſen Zukunft und an die ehrenwerthe Stellung, die Arnold in Bremen erhielt und die ihm in Bacharach auch der beſte Verdienſt nicht geben konnte. Und ſo hat ſie überwunden, daß ihr ſchönes Vaterhaus in andere Hände überging und ſie mit ihm zog in die freie, große Stadt, darinnen ſie fremd war. Die Liſebas hatte daran auch großen Antheil, denn ſie war hochmüthig auf Röschens Glück. Und

so sind sie denn selviert in die Stadt Bremen gezogen, mit einem hübschen Stück Geldes, so sie erlöset aus Haus und Gütern, aus Hausroth und Fässern, so fertig standen und dreien hohen Archen von Faßdauben, die sich Arnold in Vorrath gekauft.

„Der alte Herr Winckler zu Bremen aber hielt getreulich sein Wort, väterlich für Arnold Wehner zu sorgen; denn, da grade ein Haus neben dem Rathskeller fällig war, kaufte er es um ein Billiges, und blieb dem Arnold von dem Kapitale, das ihm der alte Herr sorglich verwaltete, noch ein Schönes übrig, also, daß damit und mit dem, was Arnold von Bacharach und von der Saale mit gen Bremen brachte, er einen schönen Anfang hatte, wie ihn Tausende nicht hatten und haben.

„Ist hernachmals der Herr Rathskellermeister Arnold Wehner alljährlich gen Bacharach zum Weinmarkt gekommen, und hat seine alten Freunde besuchet, und hat gerühmt, wie zufrieden seine liebe Frau sei und wie der Kindersegen blühe und sein Wohlstand auch, und wie der alte Herr Winckler, der inmittelst gestorben, ihn in seinem Testamente durch ein Codicillum reichlichen bedacht habe, und daß die alte Lisebas noch lebe und ein „Zaun um's Haus" sei, wie man allhier sprichwörtlich zu sagen pfleget, und ihm und seiner lieben Frau und Kindern, trotz ihres hohen Alters, viel Vortheil leiste. Und freuete sich dessen Jedermänniglich und Jederfräulich, mit Ausnahme der alten Lore in der Bauersgasse, der die Seele in den Leib geröstet war, und in dieser der uralte Haß gegen die Lisebas und ist das so alter Jungfern Weise!"

Der alte Schmiedjakob nahm die Klemmbrille von der Nase, legte sie sorgfältig in das Futteral, rollte seine Handschrift zusammen und sagte Allen freundlich: Gute Nacht.

Die Andern aber saßen, spannen und plauderten noch ein Stündlein und der Gevatter meinte, es sei doch Jammerschade, daß sein Cumper nicht eine vollständige Abschrift der ganzen Chronik habe. Sie sei noch ein Schatz für eine Stadt, wie Bacharach, aus deren Mauern, Thürmen und

besonders aus deren Ruinen eine Menge merkwürdiger Geschichten so ordentlich einem anschaue, ohne daß ein andrer Mund sie auslege, als der nun längst verstummte des Meisters Sebastian Fabian, der, wie er selber in der Vorrede sage, seine Sonntagnachmittage dazu verwendet habe, um die alten Geschichten nicht untergehen zu lassen und sie folgenden Geschlechtern zu überliefern. Es sei doch höchst dankenswerth; aber Wenige in der Stadt wüßten noch davon und gedruckt sei sie leider auch niemals geworden. —

4. Ein Räthsel.

Nimm dich in Acht! — Vor ihm nimm dich in Acht!
Warum? Es ist so gut, wie Gold in aller Welt!
Sieh', darum ist's so schlecht bestellt
In den Finanzen,
Im Kleinen, wie im großen Ganzen!
Es täuscht und trügt,
Bestrickt und lügt.
Es schleicht in dieser Zeit,
Die ihm sich übermäßig weiht,
Umher — ein unheimlicher Schemen,
Der mit verführerischer Macht
Dein Aug' umhüllet mit unsel'ger Nacht,
Um deinen Frieden dir zu nehmen.
Nimm dich in Acht!
Der sucht's, der eignen Werth
Nicht hat, und weil er sein entbehrt,
Es sucht als trügerisches Kleid,
Sich drein zu hüllen; schlau damit zu decken
Die inn're Leere oder Schlechtigkeit.
O wehe dir, wenn du zu spät mit Schrecken
Die Täuschung findest und mit ihr das Leid,
Das nagt am Herzen allezeit!
Nimm dich in Acht,
Denn List und Trug auf allen Schritten wacht!

Halt Freund, du läufst Gefahr,
Das Kindlein auszuschütten mit dem Bade.
Du übst ein strenges Recht, doch ohne Gnade,
Und in der Fürstenkron' ist grade,
Sie, sie der Edelstein, der glänzet wunderbar.
Fragst du den Winzer in des Frühlings Tagen —
Sein Antlitz strahlt, wenn er kann sagen:
Der Herr hat's reichlich uns gewährt
Und eine schöne Hoffnung seh'n wir tagen!
Ja, wenn der Wolken graue Barrikade
Den Zugang ihm zur armen Welt verwehrt,
Dann fröstelt's dich zur Sommerszeit,
Dann seufzest du: Ach, daß er käme
In dieser rauhen, düstern Zeit
Und von uns nähme,
Was uns nur Ach und Weh verleiht,
Es ist ein Segen!
Halt', Freund! Ruht es in fremder Truhe,
Und zeuget gegen dich, und fordert Geld —
Und grade damit ist es schlecht bestellt
Bei dir — o weh' dann deiner Ruhe!
Dann nagt das Leid auf allen Wegen
So Tag, als Nacht,
Wenn sorgenvoll dein Auge wacht.
Nimm dich in Acht!
Vor den Gerichten laß dich warnen,
Und keinen Advokaten dich umgarnen —
In ihrer Hand wird Vier zu Acht
In kurzer Zeit, selbst über Nacht.
Nimm dich in Acht!

5. Altes Gold.

Oder auch nicht.

Wenn die Dummheit und Faulheit ihre schlechte Arbeit vor sicherem Blicke entschuldigen will, dann verschanzt sie sich hinter das alte Sprüchwort: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen!“

Es ist wahr, die Meisterschaft im Wissen und Können wird nicht geboren; sie muß errungen sein, erstrebt, erarbeitet durch Lernen und Ueben. Freilich, wenn Einer ohne alle Anlagen geboren würde, dann wär's schnell aus mit ihm und die Meisterschaft — außer etwa in der Dummheit — denn da gibt's leider auch eine Meisterschaft — läge in unnahbarer Ferne. Das steht indessen fest, daß die Mittelmäßigkeit und Mangelhaftigkeit, die heutzutage gar nicht mehr fleckt, für die kein Boden mehr vorhanden ist, wenn man sie mit der Nase auf ihre miserable Arbeit und auf die Folge derselben — den Bettelsack meine ich — hinweist, alsbald mit der bequemen Ausrede bei der Hand ist, die alle Mängel decken soll: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.“ Freilich ist's so; aber du thust auch nichts, um als Meister hinanzuwachsen! Da bleibt die

obgedachte Folge nicht aus, glaub' mir's! Wir leben in einer Zeit, wo rings um uns in Wissenschaften, Künsten und Gewerben ein Wunder von Regen und Bewegen sichtbar ist; wo, was die Wissenschaft errungen, nicht mehr in Büchern vergraben bleibt, wie in früheren Tagen, sondern sogleich That und Leben wird, d. h. praktisch seine Anwendung für die Menschenwelt findet. Aber da zeigt sich auch eine schroffe Klippe für den Einzelnen. Es ist unsere Zeit zugleich eine Zeit der Vereinigung. Damit will ich freilich nicht sagen: der Einigkeit! Du guter Gott! Wie geht's auseinander! Wie hat Neid und Zwietracht ihr reiches, unseliges Entfalten! Nein, ich meine es so: Kaum ist eine Entdeckung gemacht, so kommt der Geldmann zum Fachmann — der selten viel Geld hat, und sagt: Komm', wir legen eine Fabrik an. Ich lege das Geld in die Wagschale, du den — Kopf — das „Versteht Ihr mich!" Tschupp! ist die Fabrik da, und — da kein Meister vom Himmel fällt, mußt du mit deinen Kräften und Fähigkeiten — Fabrikarbeiter werden. Die Zweie schöpfen den Rahm von der Milch und dir bleiben die — Molken. Sieh', das ist in der Regel so. Darum muß es dir ein Ernst werden, die Meisterschaft in deinem Fache, deinem Handwerk und Berufe zu erstreben. Die Halben kommen nicht mehr fort. Sie müssen Ganze werden, und da kein Meister vom Himmel fällt, so mußt du mit offenen Augen um dich schauen und ehrlich ringen, weiter zu kommen, bis du ein Meister bist. Dann hat's gute Wege!

Die Entschuldigung für schlechte Arbeit mit dem Sprüchworte, von dem ich rede, reicht nicht aus; denn man läßt dich ruhig sitzen, und — geht zum Meister. Willst du, wenn du ein Pfuscher bist, mit den Leuten deshalb rechten? Du Thor! Wer sein ehrlich Geld ausgibt, will etwas Ordentliches, Tüchtiges dafür haben. Ist dir nicht ebenso? Die Lehrzeit ist die Zeit der Aussaat. Willst du eine Ernte ohne Aussaat? Thor! Der lieben Jugend, mag sie auf dem Pechstuhle des Schusters, in dem runden Loche der Schneiderbouik, am Ambos des Schlossers oder des Schmied-

jakob's stehen, oder auf den Schulbänken der Elementar- oder Gelehrtenschulen sitzen und schwitzen, gilt das Sprüchwort: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen." Meister werden heißt's da überall. Werden ist ein langer, aber sicherer Weg zum Siegen.

Darum frisch d'ran, mein liebes junges Volk, frisch d'ran und ausgehalten bis an's Ende! Dann braucht auch kein Meister vom Himmel zu fallen, — sie werden!

Ich denke da immer an eine uralte Thierfabel, die ich nicht umgehen kann. Sie lautet: Die Heuschrecke, die den ganzen Sommer zirpte, sang in ihrer Art, und von Halm zu Halme lustig hüpfte, kam im Winter hungernd an einen Ameisenhaufen und flehte: Gebet mir Etwas zu essen von Eurem Ueberflusse!

Die Ameisen fragten: Was hast du denn im Sommer gethan? — Gesungen! erwiederte die Heuschrecke.

So tanze im Winter! versetzten die Ameisen und kehrten in ihren vollen Bau zurück. Sie hatten fleißig gearbeitet und konnten im Winter davon zehren.

Sommer = Jugend; Winter = Alter! Verstanden? Du gleichst der Heuschrecke, wenn du deine Lern- und Lehrzeit verbummelteſt; der Ameise, wenn du sie treu benutzest. Nur treue Arbeit führt zu Meisterschaft und Segen. Dabei aber Eins über Alles! **Bete und arbeite!** Der Meister fällt nicht vom Himmel, aber der Segen des Gedeihens und Gelingens kommt vom Herrn, und der Segen muß dabei hauptsächlich sein, wenn ein Meister aus dir werden soll!

Proficiat und probatum! Das ist Latein, welches Ihr Alle versteht.

6. Wie einmal ein deutscher Herzog ein guter Schulmeister war.

Als der Held des dreißigjährigen Krieges, der Herzog Bernhard von Weimar, Anno 1636 nach Paris kam, hatte er dem Könige Ludwig dem Dreizehnten seines Namens auf dem französischen Throne einen Besuch zugedacht, und wurde von dem schlauen Minister des Königs, dem Cardinal Richelieu, bei dem Könige eingeführt und vorgestellt, wie es Sitte und Ordnung war.

Der stolze König von Frankreich hatte von dem tapfern deutschen Herzoge gehört, dachte aber, so ein deutscher Herzog sei so Einer, wie er sie selbst machen konnte, und behandelte ihn demnach wie einen vornehmen Offizier, das heißt, er setzte nach der Begrüßung seinen Hut auf und erwartete, daß das deutsche Herzoglein vor ihm stehe bloßen Hauptes in aller Unterthänigkeit; aber da hatten sich Ihro Majestät in Frankreich gründlich verrechnet! — Vor ihm stand ein deutscher Fürst und Landesherr, der wohl wußte, wer und was er war. Als der König mit seinem Hute nach dem Kopfe fuhr und seinen Hut aufsetzte, fuhr der Herzog mit dem seinigen desselben Weges herauf, nur mit dem Unterschiede, daß es sein Kopf war, auf dem sein Federhut just in demselben Augenblicke fest saß, in dem des Königs Hut dieselbe Stelle erreichte, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Könige noch eine Perücke, zu deutsch: Ayel, zwischen Hut und Kopf war, während des Herzogs Hut auf eigenem reichem Haare saß, und als der König sich niedersetzte, ohne den Herzog sich setzen zu heißen, machte dieser kurzen Prozeß,

sah sich rasch um und schob dann einen Sessel neben den des Königs und setzte sich bequem in den Sessel.

Wüthend über eine solche vermeintliche Keckheit, wollte der König Miene machen, den Saal zu verlassen; aber der staatskluge Minister Richelieu trat rasch zu dem Könige und flüsterte ihm leise ein paar Worte in's Ohr, die von solchem Nachdrucke und Gewichte mußten gewesen sein, daß der König sich in die Lippe biß und sich schnell wieder setzte.

Trotz des Grimmes in seiner Seele, wandte er sich jetzt an den Herzog mit der größten Höflichkeit und Artigkeit, und nahm seinen Hut schnell wieder ab.

Kaum sah dies der Herzog, als er auch seinen Hut wieder abnahm. Er that aber, als hätte er gar nichts bemerkt, wie auffällig und unartig der stolze König sich benommen, und unterhielt sich mit demselben auf's Freundlichste, und schied dann wie von seines Gleichen, und kein Loth weniger oder mehr in etwaiger Demuth und Unterthänigkeit gegen den französischen König.

Und die Folge war? fragt vielleicht Einer oder der Andere meiner lieben Leser. Nun, die gute Lehre hatte gefleckt. Des deutschen Herzogs Benehmen hatte auf den stolzen König einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er, so lange Herzog Bernhard sich in Paris aufhielt, Alles aufbot, dem Herzoge überall die größte Ehre zu erweisen. Es galt ja aber auch, eine Unart wieder gut zu machen.

Der Herzog that, wie wir im gemeinen Leben sagen, als „sei er dumm," nämlich er schien das Alles nicht zu bemerken, und nahm es hin, als verstünde sich das Alles von selbst.

Der Auftritt im Thronsaale war aber von dem Hofstaate des Königs und vor Allen den Begleitern des Herzogs vor sich gegangen, und hatte dort giftigen Aerger, hier herzliche Freude erweckt. Einer der hohen Offiziere, die den Herzog begleiteten, sagte am Abende zu einem seiner Gefährten: Traun! der Herzog ist ein guter Schulmeister; er hat in einer Lehrstunde den König von Frankreich Manier und Höflichkeit gelehrt, ohne auch nur ein Wort

zu ſprechen. Das hat eine Art! Wie mancher Hof- und Schulmeiſter muß ſich die halbe Lunge herausſchwatzen und bringt's doch nicht fertig!

Wenn unser Einer seinen lieben Lesern so ein Stücklein mit Freuden erzählt, so eins von deutschem Muthe und deutscher Art, so kommt's wohl vor, daß ihm darüber ein ähnliches einfällt, das er nicht gerne zu den unterdrückten Gedanken schiebt, deren Zahl bisweilen nicht ganz klein ist.

Da drunten an der Nahe (die bei Bingen in den Rhein fällt), etwa eine halbe Stunde oder Etwas mehr — von der Stadt Kreuznach, liegt eine stattliche Burg, welche die Ebernburg heißt. Auf dieser Burg lebte zur Zeit der Reformation ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen hatte, und, so unscheinbar die Burg sein mag, es saß da ein Ritter, der mächtig eingriff in die verschlungenen Gänge seiner Zeit. Es war der Ritter Franz von Sickingen, klein von Gestalt, aber groß an Geist und Herzen.

Der kam auch einmal in eine Lage, die man nicht vermuthen durfte, nämlich in die, einem Könige von Frankreich, der bedeutender war, als der dreizehnte Ludwig, eine Lehre zu geben, die in das Kapitel einschlägt, welches von Mannesmuth vor Königsthronen handelt. Ich will's erzählen, wie es uns die Geschichte aufbewahrt hat, und denke, meine lieben Leser haben grade so viel Freude am Lesen dieser Begebenheit, wie ich bei'm Erzählen derselben.

König Franz I. von Frankreich war, nach Erledigung der deutschen Kaiserwürde, lüstern nach der Kaiserkrone. Er wußte wohl, daß, wenn er sie zu erhalten Hoffnung haben sollte, er sich einflußreicher Männer in Deutschland versichern müsse; denn bei den Kaiserwahlen ging's leider wie bei den andern Wahlen nicht immer fein säuberlich her, und „Geld und gute Worte," Ehrenbezeugungen und Vortheilchen spielten da immer ihr Theilchen und Endchen mit.

Die Grafen von der Mark waren dabei seine, nämlich des Königs von Frankreich, Rathgeber, und die wußten recht wohl, daß der kleine Mann auf der Ebernburg, eben der Franz von Sickingen, von sehr schwerem Gewichte in Deutschland war und ein Wort mitreden konnte, dem er, nöthigenfalls, einen gewichtigen Nachdruck zu geben im Stande war.

Da wurde denn die Sache erwogen, wie man an den einflußreichen Ritter kommen könne, und die Grafen von der Mark wußten Rath. Sie setzten sich mit Ritter Franz in Verbindung; aber da meinte der König von Frankreich: Was so ein armseliger Ritter bei der Kaiserwahl fertig werde bringen können?

Er hatte nämlich einen Pick auf den Ritter von der Ebernburg aus folgenden Gründen.

Deutsche Kaufleute hatten aus Handelsgeschäften große Forderungen an Kaufleute in Mailand in der Lombardei, und die Mailänder machten Kehrt und wollten nicht bezahlen. Da wandten sich die deutschen Kaufleute um Hülfe an Ritter Franz von Sickingen. Franz brauchte viel Geld und erkannte schnell, daß da eine Gelegenheit zu einem, wie die Kaufleute heutzutage sagen: „netten Geschäftchen“ sei. Er ließ sich also mit den deutschen Handelsleuten ein, handelte ihnen mit gutem Nachlaß die schuldige Summe ab und bezahlte sie aus. Die kamen mit einem blauen Auge davon, und Ritter Franz hatte sein Plänchen schon gemacht, das ganze Kapital mit Zinsen herauszuschälen.

Ihm machte es gar kein Kopfbrechen, daß die Mailänder Unterthanen des Königs Franz I. von Frankreich waren, in

dessen Dienste er um eine hohe Summe durch die Vermittelung der Grafen von der Mark, die es endlich fertig gebracht hatten, getreten war. Als daher seine Kundschafter, die er zahlreich bei der Hand hatte, berichteten, es sei ein reicher Waarenzug der Mailänder im Anzuge, da machte er sich mit seinen Reisigen und Helfern in den Sattel und nahm den Waarenzug der Mailänder weg und führte ihn nach seiner festen Ebernburg. Die Geschäftsleute der Mailänder, die den Waarenzug begleiteten, wurden mit gefangen genommen, und damit stand es in jenen Tagen so, daß für sie, sollten sie aus dem „Rübenkeller," worin sie auf der Ebernburg ein Weniges unbequem saßen, herauskommen, ein schweres Lösegeld bezahlt werden mußte. Sollten aber die Waaren wieder an ihre Mailänder Herren kommen, so mußten sie die ganze Schuld, mit Zinsen und die Kriegskosten vollständig erlegen.

Die Mailänder schrieen mächtig, und hatten allerdings Ursache dazu. Sie bewegten, wie man sagt, Himmel und Erde; aber es half nichts. Da wandten sie sich an den König von Frankreich, und dieser mußte sich, so sehr es auch seinen Stolz kränkte, entschließen, einen eigenen Gesandten an den deutschen Ritter auf der Ebernburg zu senden, der den Auftrag hatte, ihn, als einen Dienstmann des Königs von Frankreich, zu bewegen, die Güter der Mailänder herauszugeben.

Franz erinnerte sich wohl, wie freundlich ihn der stolze Herrscher Frankreichs an seinem Hofe aufgenommen, als ihn die Grafen von der Mark dorthin gelockt, und nahm den Gesandten des Königs höflich und sehr gastfrei auf; als er aber herausrückte mit seiner Botschaft, runzelte Ritter Franz seine hohe und breite Stirne und sagte lächelnd: Das sei seine Sache und gehe den König von Frankreich ganz und gar nichts an; in Rechtsangelegenheiten kümmere er sich um Niemand außerhalb Deutschlands.

Das war eine gut gedrehte deutsche Ritterpille! Aber sie schmeckte dem König abscheulich bitter. Im heftigsten Zorne entzog er dem Ritter den ihm zugesicherten Jahresgehalt.

Ritter Franz lachte; denn er freute sich, so von dem Bündniß mit dem Könige von Frankreich loszukommen, das man ihm in Deutschland sehr übel genommen hatte. Es verstand sich von selbst, daß die Mailänder endlich zu Kreuze krochen und Franz durch sein ächtes Stegreifritterstücklein ein ganz „nettes Geschäftchen“ gemacht hatte.

Der stolze König von Frankreich konnte die Geschichte mit dem deutschen Ritter doch gar nicht verwinden, und war heftig gegen ihn erbittert.

Da kam die Kaiserwahl in Deutschland und die Grafen von der Mark eröffneten dem Könige, daß es ein dummer Streich gewesen, dem Ritter Franz von Sickingen so vor den Kopf zu stoßen wegen der Mailänder Krämer. Da meinte der König wieder: Was so ein armseliger Ritter von Ebernburg könne?

Die von der Mark wußten besseren Bescheid und sagten's dem Könige, der denn endlich begriff, wie die Sache stand.

Was aber war da zu thun? Guter Rath war theuer. Es blieb dem stolzen Könige von Frankreich, wollte er nicht Alles in die Schanze schlagen, nichts übrig, als — sich die arge Demüthigung gefallen zu lassen, nämlich, eine Gesandtschaft an den Ritter zu senden. Das war nicht die einzige, die nach der Ebernburg eilte!

Da sah man in diesen bewegten Tagen die Vertrauten, Räthe und hohe Staatsdiener deutscher Fürsten ab- und zugehen: da kehrten in eigner Person Churfürsten des Reiches ein; da eilten die Abgesandten des Königs Karl von Spanien, des nachmaligen Kaisers Karl V., herbei, um Franz zu gewinnen.

Und so erschien denn am Thore der Ebernburg auch der Abgesandte Königs Franz I. von Frankreich mit großem Gefolge und großem Pompe, wie ihn eben nur der mächtige, prachtliebende Herrscher Frankreichs verleihen konnte.

Ritter Franz empfing den Unterhändler mit ernster Würde und kalter Zurückhaltung und ließ den aalglatten und sich in allen Richtungen windenden, pfiffigen Unterhändler seine Plänchen entwickeln. Mit zungenfertiger Ge-

wandtheit bot er Alles auf, das Mißverhältniß wegen der Mailänder Kaufleute auszugleichen, und suchte das frühere Dienstverhältniß wieder herzustellen. Dann erst rückte er mit der Hauptsache heraus, daß nämlich Ritter Franz sich für seinen Gebieter bei der Wahl des römischen Kaisers deutscher Nation verwenden wolle. Dafür bot er ihm die Summe von dreißigtausend Kronenthalern an, und eine lebenslängliche, verbriefte Rente von jährlich achttausend Sonnenfranken.

Solche Anerbieten, hoffte der Gesandte, sollten und würden den deutschen Ritter zum Unheile Deutschlands verlocken, diesmal täuschte sich die schlaue Berechnung gründlich.

Kalt, derb, kurz und bündig wies Ritter Franz das verlockende Anerbieten zurück, und der Gesandte eines mächtigen Königs zog mit einer langen Nase heim und berichtete seinem Herrn, daß so ein „deutscher Bär" gar nicht zu behandeln sei — und um die deutsche Kaiserkrone war es geschehen.

Wenn wir auch das Stegreifritterthum des sonst so wackern Sickingen verdammen müssen, hier aber müssen wir uns über seine männliche, ächt deutsche Furchtlosigkeit und Festigkeit freuen!

7. Das that ein braver Schweizer.

Als ich da die Geschichten niederschrieb, die uns nur erfreuen können, fiel mir noch eine ein, die von einem edeln Schweizer, Napoleon I. gegenüber; ich kann sie hier nicht verschweigen, und um so weniger, als sie eigentlich den Mann höher in sittlichem Werthe stellt, als den Vorhergehenden. Die Vergleichung und das Urtheil überlasse ich gerne dem Leser; bin indessen im Voraus überzeugt, daß wir darin zusammentreffen, daß von allen dreien, die Mächtigen gegenüber, sich nicht unter der Nase grübeln ließen, sondern muthig ihr Recht wahrten, die Siegeskrone unserm pflichttreuen Schweizer gebührt.

Mannesmuth vor Königsthronen preist unser Dichter Schiller mit Recht; denn er steht da aufrecht, wo Alles katzenbuckelt; er gibt da muthvoll der Wahrheit und dem Rechte Zeugniß, wo leider Beides so oft verhüllt oder entstellt wird von feilen Kreaturen, daß es des Fürsten Auge selbst bei dem edelsten Herzen und besten Willen nicht in seiner natürlichen Gestalt, Lauterkeit und Wahrheit zu erkennen im Stande ist. Je seltener darum (leider, daß ich es sagen muß!) der Muth für Wahrheit, Pflicht und Recht sich geltend macht, desto erfreulicher ist es, einmal einem

Beispiele strenger Redlichkeit, furchtloser Pflichttreue, unerschütterlichem Festhalten am geleisteten Eide dem mächtigsten Gewalthaber gegenüber zu begegnen, der es bekanntlich da, wo es seinen Willen durchzusetzen galt, nicht haarscharf mit dem nahm, was die Grenzen vorzeichnet für einen Jeden, er mag eine goldene Krone tragen oder der Aermste und Niedrigste im Volke sein.

Es war bekanntlich im Jahre 1815, als der seines Thrones entsetzte Napoleon, dem die deutschen Sieger, nachdem er dem Throne entsagt, die kleine Insel Elba als Wohnsitz angewiesen, plötzlich wieder an der französischen Küste landete, um sich wieder auf seinen alten Kaiserthron zu setzen.

Es war ihm in der Welt Vieles gelungen und wenig, wie der Schwabe sagt: „gegen das Köpfle gegangen;“ daher er in seinem unbegrenzten Uebermuthe blind auf sein sogenanntes Glück vertraute, und so wenig an ein Mißlingen dachte, als an des Himmels jähen Einfall.

Wie sich sein Anhang um ihn schaarte, wie ihm das Volk zufiel, wie lawinenartig seine Armee wuchs, wie er endlich Paris erreichte, hundert Tage regierte, bei Waterloo besiegt und in St. Helena, der Felseninsel im Weltenmeere, von den Engländern festgehalten wurde, und endlich dort starb, das ist eine lehrreiche Geschichte, die wir Alle kennen.

Und in jenen Tagen, da er wieder unbeschränkt in Paris herrschte, fiel das vor, was ich erzählen will.

Ludwig der Achtzehnte, welcher von den alliirten Mächten wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt worden war, sah sich, als Napoleon mit wachsender Macht gegen Paris vordrang, von denen verlassen, die ihm Schutz gewähren sollten. Der arme, alte, verlassene König floh nach Brüssel und mit ihm Alle, die ihm in rechter Treue anhingen. Nur die treuen Schweizer, welche mit ihrem braven Obristen von Affry auf Befehle vom Könige warteten, und keine erhielten, blieben in ihrer Kaserne in Paris, und erwarteten unerschütterlich ihrem Eide treu, was die Zukunft bringen würde.

Es war am 21. März 1815, als ein Adjutant Napoleons bei dem Obristen von Affry erschien, und ihm auf

Befehl Napoleons ankündigte: Seine Majestät, der Kaiser, werde am andern Tage eine Musterung des Regiments abhalten, den Ort und die Zeit genau bestimmte und dem Obersten aufgab, Alles anzuordnen, daß des Kaisers Befehl vollgültig vollzogen werde.

Oberst von Affry hörte den Befehl mit eiserner Ruhe an, und gab mit eben solcher Ruhe dem Adjutanten die Antwort: Er kenne seine Pflicht und werde sie treu erfüllen! — Der Adjutant meinte, das sei eben nichts Anderes, als ein frischfröhliches Eingehen auf des Kaisers Befehl, und ritt gutes Muthes davon, dem Kaiser des Obristen Antwort meldend.

Wer den ehrenfesten, pflichttreuen Schweizer kannte, genauer, als blos vom Ansehen seines Schnurrbartes, der konnte es nicht recht begreifen, daß der sich auch dem wiedergekehrten Kaiser zuwenden sollte wie so viele Tausend Andere, die ihrem entflohenen Könige gehuldigt und nun, im Herumdrehen wieder dem neuen Kaiser.

Es war aber doch merkwürdig, daß der Obrist that, als ob kein Mensch an eine Regimentsmusterung denke; denn es regte sich in der Kaserne keine Hand zum Putzen, wie es doch einer Musterung vorherzugehen pflegt. Da gibt's ja

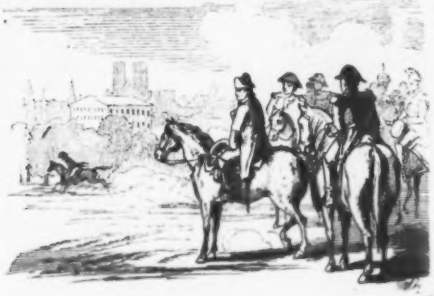

allemal für Offiziere und Soldaten viel zu beschicken. Napoleon erschien um die bestimmte Stunde auf dem Platze, wo die Musterung stattfinden sollte; ein höchst glänzender Kreis von Generalen umgab ihn, aber es waren keine Schweizer da, — und der Kaiser, wie man sagt, in den April geschickt.

Wüthend über den absichtlichen Ungehorsam und die auffällige Widersetzlichkeit und Auflehnung gegen ihn, jagte Napoleon einen Adjutanten zu dem Obristen mit dem schärfsten Befehle augenblicklichen Gehorsams.

Der Adjutant flog mehr, als er ritt, denn er kannte seine Leute, und erreichte in kürzester Frist die Schweizerkaserne und trat hastig vor den Obristen von Affry, dem er des Kaisers Befehle eröffnete, hinter denen so Etwas herausah, das im Weigerungsfalle Todtschießen hieß.

Affry hörte ihn ruhig an; dann, als der heftig athmende Adjutant gemeldet, sprach er zu ihm:

Sagen Sie dem, der sie gesendet hat, ich stünde in Eid und Pflicht und wäre ihrer rechtlich nicht entbunden; darum könne ich keine Befehle annehmen, als die vom Könige Ludwig XVIII. und von den Cantonen meines Vaterlandes!

Mittlerweile waren andere Regimenter rasch beordert, vor Napoleon aufmarschirt, um nicht die Verweigerung des Gehorsams durch die Schweizer offenkundig werden zu lassen; denn das durfte schon des bösen Beispiels wegen nicht geschehen.

Der Adjutant kehrte zurück und richtete seine Botschaft aus; aber die Hochachtung, die er vor dem tüchtigen Manne gewonnen, veranlaßte ihn, sie nicht in der ganzen Härte und Schroffheit wiederzugeben, wie sie Affry ihm ertheilt.

Das war zu viel für einen Mann, der gewohnt war, daß Hunderttausende seinem Winke blind gehorchten. War sein Zorn schon durch den Ungehorsam aufs heftigste erregt, so erwog er, welche Folgen dieser Ungehorsam im Heere und im Volke haben könne, und immer wilder pochte sein Herz; aber er mäßigte sich und hielt die Musterung anscheinend ruhig ab. Wer ihn aber genauer kannte, der mochte aus Blicken, Mienen, und Bewegungen entnehmen,

daß nur die Oberfläche glatt und ruhig sei; im Innern aber tobte es leidenschaftlich.

Als die Parade vorüber war, überbrachte ein Adjutant Affry den Befehl, augenblicklich in dem Schlosse zu erscheinen. Affry begab sich dahin. Man wies ihn in den Marschallsaal, wo er den Kaiser finden würde.

Als er in den Vorsaal trat, kamen zwei Adjutanten des Kaisers auf ihn zu und verlangten die Abgabe seines Degens an sie, was so viel heißt, als, er sei ihr Gefangener, der Oberst von Affry trat einen Schritt zurück, zog seinen Degen und sagte mit der Festigkeit eines muthvollen Mannes: Meine Herren, wer meinen Degen antasten will, den stoße ich nieder! Versuchen Sie es, wenn es Ihnen gefällig ist.

Betroffen und unschlüssig sahen die beiden Adjutanten einander an. Durften sie einen blutigen Kampf im Vorzimmer des Kaisers wagen? Wenn es ein Gefecht zwischen ihnen und Affry gab, wie es voraus zu sehen war, so wurde augenblicklich ganz Paris davon alarmirt — durften sie ein solches Aufsehen erregen? Die Vernunft sagte: Nein; deswegen ließen sie Affry mit seinem Degen in den Saal eintreten, und dachten: der da drinnen wird schon mit dem Trotzkopf fertig werden, es ist nicht der Erste, den er gebrochen hat!

Affry, als er sah, daß die beiden Offiziere keine Gewalt anzuwenden wagten, stieß seinen Degen in die Scheide daß es klirrte, und schritt stolz zur Thüre, die sich vor ihm aufthat.

Als Affry eintrat, erblickte er den Kaiser, umgeben von dem glänzenden Kreise seiner Marschälle und Generäle. Ein stechender Zornblick traf ihn. Wuth sprach aus jedem Zuge des Gesichtes. Wahrscheinlich war dieser Zorn noch gesteigert worden dadurch, daß Affry, nicht als Gefangener, sondern als freier, bewaffneter Offizier eintrat.

Affry verbeugte sich würdevoll und stand dann ruhig, ernst würdig da, hoch aufgerichtet, und erwartete des Kaisers Anrede. Die vernichtenden Zornblicke, welche den Obristen trafen, schienen darauf berechnet, seinen Muthesmuth brechen

zu sollen. Fest und ruhig aber, wie die Alpen seiner Heimath, stand der Schweizer da und blickte in das zornflammende Auge des Mannes, dessen Wink ihm den Tod bringen konnte.

Endlich brach Napoleon das Schweigen, das für die zahlreichen Anwesenden mit jedem Athemzuge peinlicher wurde, während in jeder Brust sich die Theilnahme für den Ehrenmann steigerte, der unerschüttert dem Gewaltigen gegenüber stand, vor dem sich ganz Frankreich beugte.

Warum haben Sie sich meinen Befehlen widersetzt? herrschte ihm Napoleon zu, und aus Ton und Wort vernahm man die gewaltige Erregung des Mannes, der befehlen konnte und blinden Gehorsam erwartete.

Ruhig und würdevoll erwiederte Affry: Ich habe Sr. Majestät, Ludwig dem Achtzehnten, Könige von Frankreich den Eid der Treue geschworen und er hat mich von demselben nicht entbunden. Wäre dies geschehen, so würde ich nur Befehle von den Cantonen der Schweiz annehmen können; denn ihnen gehörte ich in diesem Falle an.

Napoleon trat einen Schritt vor und rief wüthend aus: Wissen Sie, mit wem Sie reden?

Ich habe die Ehre mit dem Generale Bonaparte zu reden, entgegnete ehrerbietig, aber fest der Obrist.

Sie sprechen mit dem Kaiser der Franzosen, rief in höchster Aufregung Napoleon, und als Solcher befehle ich Ihnen, sofort sich mit Ihrem Regimente auf den Carousselplatz zu begeben!

Herr General, erwiederte mit eiserner Ruhe und Kälte der Obrist, ich erlaube mir zu wiederholen, daß ich zunächst nur Befehle von dem Könige annehmen kann, dem ich Treue geschworen habe!

Wie? rief ganz außer sich Napoleon, haben Sie nicht vor fünf Jahren auch mir den Eid der Treue geschworen?

Und habe ihn treu gehalten, bis Sie mich, bei Ihrer Abdankung feierlich dieses Eides entbanden. Ich würde, wäre das nicht geschehen, damals gehandelt haben, wie ich in diesem Augenblicke handle! So sprach der Obrist und stand, wie eine Saule, ungebeugt da.

Die Augen der zahlreichen Umgebung ruhten mit dem Ausdrucke der höchſten Achtung auf dem freimüthigen Ehrenmanne. Viele zitterten für ſein Leben.

Napoleon biß ſich in die Lippen. Was konnte er machen? War das nicht die ſeltene Sprache einer Pflichttreue und Redlichkeit, die er hochachten mußte, ſo unangenehm ſie ihm auch in dieſem Augenblicke kam.

Ich werde Sie daran ſchon noch zu erinnern wiſſen! ſtieß Napoleon zornglühend heraus.

Sie werden aber dabei wohl die Güte haben, Sich zu erinnern, daß ich ein freier Bürger der Schweiz bin, und den Cantonen angehöre! ſprach ebenſo ruhig, ebenſo feſt der edle Schweizer.

Ich werde ſie auflöſen, dieſe Cantone! ſchrie mit wachſendem Zorne Napoleon.

Jetzt erwachte in der Bruſt des Schweizers der ganze Mannesſtolz. Etwas erregter, als bisher, ſagte er, ohne jedoch auch nur eine Miene zu verändern: Man löſt nicht ſo leicht die Cantone auf, in denen dreimalhunderttauſend Männer bereit ſind, für ihr Vaterland und ihre Freiheit zu ſterben!

Napoleon hatte ſich ganz in ſeinem Zorne vergeſſen.

Er ſchrie dem Obriſten zu: Und doch haben Euch die Oeſterreicher unterjocht!

Und unſre Felsblöcke haben ſie zerſchmettert und unſre Morgenſterne zermalmt und die Heldennamen Tell und Winkelried ſind wahrlich nicht vergeſſen in meinem Vaterlande! ſagte wärmer der Obriſt.

Napoleon mochte ſich erinnern, daß eines Theils die Wendung, welche dieſe Unterredung genommen, ſeinem Anſehen vor dem Kreiſe ſeiner Zuhörer nicht förderlich ſein könne, andern Theils mochte er ſich erinnern, daß er unerwartet in ein Gebiet gerathen war, auf dem dem Obriſten ein reicheres Material zur Vertheidigung, als ihm zum Angriffe zu Gebote ſtand; endlich mochte ein Streifblick auf ſeine Umgebung ihm ſagen, daß in den Blicken ſchier aller Anweſenden ſich Achtung, Wohlwollen und Theilnahme für den furchtloſen, freien Schweizer ausſprach — kurz — er wandte mit den Worten: Es iſt genug! dem Obriſten den Rücken und machte mit einer verächtlich ſein ſollenden Handbewegung das Zeichen der Entlaſſung.

Der Obriſt Affry verbeugte ſich und verließ, hoch aufgerichtet, wie er eingetreten war, den Saal; aber er ſchritt auch unangefochten in den Vorſaal, und die beiden Offiziere, welchen ohne Zweifel kein Wort von der in dem Saale laut genug geführten Unterredung verloren gegangen war, traten, ſich beugend vor dem Muthe des freien, rechtſchaffenen Mannes, zur Seite, und ließen ihn gehen.

Alle, welche Zeugen dieſer unangenehmen Auftritte geweſen waren, befanden ſich in einer peinlichen Stimmung. Sie zitterten für das Leben des Mannes, der ſo kühn und frei dem Gewaltigen gegenüber geſtanden in Wort und That; ſie erwarteten nichts anderes, als daß Affry verhaftet, vor ein Kriegsgericht geſtellt, und erſchoſſen werden würde.

Nichts von dem, was ſie befürchtet, traf ein. Affry wurde, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, kein Haar gekrümmt.

Es ſcheint, daß der Muth und die Pflichttreue des Ehrenmannes einen tiefen Eindruck auf Napoleon gemacht

und es ist gewiß ein ehrendes Zeugniß für ihn, daß er absah von dem, was ihm persönlich kränkend und verletzend war und dem Gefühle folgte, das ihn zur anerkennenden Achtung hinführte.

In Paris, wo das bedeutsame Ereigniß nicht unbekannt bleiben konnte, machte diese Wendung ein großes Aufsehen, aber es nützte Napoleon mehr, als wenn er hätte den Weg der Bestrafung betreten wollen. In der Achtung aller, stieg der tapfere Affry sehr hoch, der den Muth gehabt, in einem so wichtigen Augenblick dem Rechte und der Pflicht nicht nur das Wort zu reden, sondern demgemäß zu handeln.

Eine gar nicht anders zu erwartende Folge war die, daß das treue Schweizerregiment aufgelöst und in seine heimischen Berge entlassen wurde, ohne daß nunmehr ein weiterer Versuch gemacht worden wäre, sie zu bewegen, dem neuen Herrscher Frankreichs sich zuzuwenden.

Affry schied von Frankreich mit einem reichen Lohne im eigenen Herzen. Ob ihm von Seiten Ludwigs des Achtzehnten, als er wieder auf seinen Thron gesetzt wurde, eine verdiente Anerkennung geworden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Anders war es in der Schweiz. Affry's Benehmen fand dort von allen Seiten die vollkommenste und wohlverdienteste Anerkennung.

Die Cantone ließen eine Verdienstdenkmünze prägen, die auf der Vorderseite einen Lorbeerkranz mit zwei und zwanzig Blättern, die Zahl der Cantone der Schweiz andeutend, zeigt, und in diesem Kranz die Worte: Treue und Ehre. Die Rückseite trug das Schweizerische Wappenschild auf dem Kreuze und die Unterschrift: Schweizerische Eidgenossenschaft. Diese wurde an die Offiziere und Soldaten vertheilt.

Affry hätte sie aus Gold erhalten müssen. Ob das geschehen, ist mir leider auch nicht bekannt geworden. Das aber steht fest, daß es eine heilige Freude ist, den Blick auf diesem Manne weilen zu lassen, der lieber das Leben in Frage stellte, als der Wahrheit, der Pflicht und dem Rechte auch nur das Geringste zu vergeben.

8. Ein Räthsel.

Wo hinter Riegeln der Verbrecher wohnt,
Bin ich zu Haus, nach alter Redeweise —
Und doch ein treuer Freund dir auf der Reise,
Uns unentbehrlich selbst dem schwachen Greise.
Wo ich das Recht vollstrecke, weh' dem Lande,
Und dem der drinnen wohnet!
Denn Barbarei und Roheit thronet
In seinen Grenzen; Menschenwürde flieht,
Und Sklaverei, der Menschheit Schmach und Schande,
Dort ihre blut'gen Früchte reifen sieht.
Doch wähle mir einen andern Namen,
Der gleichbedeutend ist, bin ich des Heeres Seele,
Die erst gewalt'gen Massen Leben leiht; —
An dem die Pflanze rankend nur gedeiht;
Und wieder ist es in des Feldherrn Hand
Das Zeichen seines Stands. — Nicht zu vergessen,
Daß, vom Gesetz bestimmt, und richtig zugemessen,
Der Kaufmann das dir gibt, was du verlangt.
Nun Rather, zeig', ob dir nicht bangt,
Das Wort zu finden, das ich hier verlangt!

9. Eine Gespenstergeschichte,

die sich zugetragen hat; also eine wirkliche, wahre.

Es ist im Spätherbst des Jahres 1751 gewesen, als nicht nur die Stadt Dietz (jetzt im Herzogthum Nassau gelegen), sondern die ganze damalige Grafschaft ein Gerüchte durchflog, das von Ohr zu

Ohr anfänglich zugeraunt, dann laut erzählt, alle Welt in eine Gänsehaut wickelte und gründlich durchfröstelte. Es war eine Gespenstergeschichte eigenthümlicher Art, welche dem Anton Seipel, Bürger in Diez, passirt, und der in Folge des Schreckens tödtlich erkrankt war. Selbiger Anton Seipel war ein ruhiger, nüchterner, besonnener Mann, still und gottesfürchtig, und eines durchaus guten Leumundes in der Stadt und wo man ihn kannte; stand auch gut in Betreff der vergänglichen Habe, war wahrhaftig und aller Faselei baar und abhold. Darum hatte diese Gespenstergeschichte eine um so nachhaltigere Wirkung. Sie ging durch alle Spinnstuben, Abendgesellschaften, Kaffevisiten und Wirthshäuser, und wo Zwei zu einander kamen, hieß es: Habt Ihr's auch schon gehört, was Seipel's Anton passirt ist? — Am Ende waren alle Köpfe voll davon und wahrhaft toll, und der arme, gute Anton Seipel lag schwer darnieder und wurde mehrmals „todt" gesagt, was, wie man dafür hält, ein langes Leben bedeutet, wann's nämlich nicht wahr ist.

Daß da am Ende selbst der Magistrat von Diez einschritt, um die Sache aufzuklären und auf ihr richtiges

Maß zurückzuführen, ist erklärlich, wenn sich auch freilich heutzutage um derlei Dinge Niemand kümmern würde, es sei denn, daß Irgendwer dadurch Noth oder Schaden erlitt. Nun, es war Anno 1751 am 8. Februar, als der Magistrat von Diez sich in die Wohnung des kranken Anton Seipel verfügte und zwar: J. Fr. Eberhard, Amtmann, der Bürgermeister Conrad Fritz, Johann Jakob Schepp und Heinrich Schlumpf, Beide Gerichtsschöffen.

Der Anton Seipel war auf dem Wege der Wiedergenesung, nur noch schwach an Kräften; konnte aber in seinem Sorgstuhl sitzend, seine Angaben machen, welche Conrad Fritz, der Bürgermeister, in das nachstehende Protokoll aufnahm, welches sich im Rathsarchive der Stadt Diez urkundlich befindet, und von dem mir ein werther Freund die wörtliche, genaue Abschrift besorgte, für dessen Aechtheit ich einstehen kann. Sie lautet:

„Actum, Diez, den 8. Februar 1751.

„Auf entstandenes Gerüchte von einer nächtlichen Begebenheit, verfügten wir von Magistrats wegen uns in des kranken Anton Seipel's Behausung: vermahnten denselben alles Ernstes, die Wahrheit über das, so er gesehen und was ihm begegnet, aufrichtig zu bekennen, nahmen demselben hierüber an Eides Statt, ein Handgelöbniß, und nachdem er solches Alles, ohne Etwas zu verschweigen oder gegen besser Wissen und Gewissen hinzuzuthun angelobet, bekannte und sagte er aus: Was gestalten er den Dienstag vor letzterer Weihnachten von Steinbach durch Limburg gekommen und allda bei guten Freunden, die ihn angerufen, und ihm ein Glas zugebracht, sich bis eilf Uhr Nachts verspätet gehabt, aber doch noch fortgegangen, und als er gleich vor die Limburger Höhe gekommen, seines Bedünkens, allda den Diezer Postwagen angetroffen, auch dem Postillon zugerufen: Wilhelm, warte, weil's dunkel ist, so will ich mit, worauf ihm dieser gleichfalls geantwortet, er aber solches wegen dem Getöse, so der Wagen und die Pferde gemacht, nicht verstehen können. Inzwischen hätte er sich

beſtändig hinter dem Wagen gehalten und wiewohlen er gerne aufgeſeſſen, dennoch ſolchen niemalen erreichen können; ungeachtet der Wagen eben ſo gar geſchwinde nicht gegangen, und ganz nahe vor ihm geweſen. Unter dem Siechhaus ſei der Poſtillon Etwas auſſer dem Wege gefahren, da er dann demſelben zugerufen, dieſer ihm auch wieder geantwortet, er es aber, wie vor, nicht verſtehen können, gleichwohlen gedacht, der Poſtillon und die Pferde wüßten den Weg, mithin immer nachgegangen und nachdem ihm die Zeit ziemlich lange gedeucht, endlich auf einen gepflaſterten Weg gekommen, da es etwas bergab gegangen und er Gebäude und Lichter geſehen.

„Wie nun die Kutſche allda ſtille gehalten, und zwei kleine Burſche mit weißen Kamiſöhlen und aufgewickelten Schürzen, kleine Handlaternen mit gelben Stiehlen in der Hand haltend herausgekommen, ſeien vier alte Capuziner mit langen Bärten aus der Kutſche geſtiegen, welche wohl eines Kopfs größer, als er, geweſen und ſehr lange Geſichter gehabt, alſo daß ihn gedeucht, es ſeien keine rechte menſchliche Geſtalten, und voller Verwunderung nicht gewußt, was er daraus machen ſollte.

„Mit dieſen ſei er im Gedränge durch ein großes Thor und vieles Mauerwerk, immer bergab, über eine aufgezogene Brücke, und ſo weiter, endlich, wie ihn gedeucht, unter der Erde in ein herrliches Zimmer, durch eine kleine, runde Thür, über zwei Trepplinge von gehauenen Steinen gekommen, allwo Jemand in einem Bette, faſt wie ein großer Schrank in der Mauer gelegen und einen bunten, ſehr ſchön behümten Nachtrock angehabt, welcher ſich mit dem Leibe herausgereckt und zu ihm geſaget: Bleib' ſtehen!

„In dem Zimmer hätten ſchöne Tiſche und Stühle geſtanden, wovon unterwärts das Geſtell ſehr künſtlich über einander geſchlungen geweſen und allerhand Thiertatzen vorgeſtellet, an der Wand aber ſehr viele Gemälde, und Alles voller Lichter an gelben, aber ſehr breiten Leuchtern gehangen und hätte er durch die zwei Thüren in dem Zimmer hinaus, durch lauter Bögen ſehr weit ſehen und an den ganz kleinen,

viereckigen Fenstern man sich neben auf das dick aufgeführte Mauerwerk legen können.

„Hiernächst sei der Tisch gedeckt und allerlei Essen in großen, weißen und inwendig gelben Schüsseln, nebst einer großen, geschliffenen Bouteille mit weißem Wein darauf gewesen, woran sich die vier Capuziner gesetzt und unter beständigem Gespräch, welches er nicht verstehen können, weilen es sehr wunderlich und fast nur wie ein Geschnatter gelautet, aus ziemlich großen Gläsern getrunken, und hätte einer von denen kleinen vorgedachten Aufwärtern die Bouteille den Augenblick, als er damit weggegangen, auch wieder gefüllt gehabt.

„Wie ihm bei dem Allem — weilen der, so in dem Bette gelegen, sehr wunderlich und fahl, in dem Gesichte auch die Andern, als er sie recht betrachtet, sehr fürchterlich, gar nicht wie Menschen, und an der Gestalt, die er selbst nicht recht beschreiben könne, Alle gleich gesehen — überaus bange geworden. So hätte er sich hinwegzukommen bemüht, hingegen, als er mit dem Stocke vor sich hingefühlt, befunden, daß Alles hohl und seines Bedünkens unter ihm wie ein tiefer Keller gewesen, also, daß er mit seinem langen Stocke nirgends Grund finden können und so lange stehen bleiben müssen, bis auf einmal aus einem Ballen ein wunderliches Feuer entstanden, so immer vor ihm her geflattert und er davon fast Nichts mehr recht sehen können, auch sich umwenden müssen; diesem also nachgezogen und damit fast den vorigen Weg über ein schönes Pflaster mit kleinen Steinen wieder hinaus gekommen.

„Unterwegens hätte ihm etwas in das Gesicht gegriffen und ihn gleichsam zurückhalten wollen, wovon man bei seiner Heimkunft noch die Fingermahle sehen können und böse Blattern an dem Orte ausgeschlagen, er auch darüber bekanntlich todtkrank geworden.

„Inzwischen hätte er noch im Rückwege hinter sich noch immer Alles unverändert gesehen, um sich herum aber die Pferde in denen Ställen wiehern, die Hähne krähen und die Leute überall hanthiren hören, welches so lange gedauert, bis es sich ganz allmählig verzogen und er endlich den Weg

von dem Ahrdecker Schloß her, so er auch nach hinten sich gesehen und es nothwendig allda vorgegangen sein müßte, erkannt, mithin nach Holzheim und so weiter, den Morgen hierher gekommen.

„Dieses Alles sei ihm als ein Mann, der sich bekanntlich niemalen gefürchtet und alle Stunden der Nacht durchgewandert, so gewiß begegnet, daß er jedesmahlen auf Begehren mit körperlichem Eid betheuern könne.

J. F. Eberhard. Conrad Fritz Bürgermeister.
Johann Jakob Schepp
Heinrich Schlumpf . . } Beide Gerichtsschöffen."

Etlichen von denen, die bei Aufnahme dieses Protokolles, so lautet eine andere glaubwürdige Nachricht, zugegen waren, lief eine rechte Gänsehaut über den Rücken und grauselte ihnen vor dem Spucke; aber der Herr Amtmann Eberhard, so sich stille gehalten und zugehöret, dachte: du mußt Morgen noch einmal zu dem ehrlichen Anton Seipel gehen. That's, setzte sich zu ihm und fing, nachdem er ihn gegrüßt, einen Diskursch mit ihm also an:

Nachbar Anton, Eure Geschichte ist gruselig und man fürchtet sich schier Abend's allein über die Gasse zu gehen, meinend, es könnte Einem auch so Etwas passiren.

Der Anton Seipel nickte mit bedenklicher Miene. Wie viel Uhr war's denn, fuhr er fort, als Ihr von den guten Freunden zu Limburg seid angerufen worden?

Sechs Uhr vielleicht, vielleicht auf fünf; ich weiß solches nicht mehr genau, erwiderte Anton Seipel.

Waren wohl guter Dinge? fragte Eberhard weiter. Genau gesagt, nicht; sprach Seipel, denn sie redeten von frühern Zeiten, von den Zeiten, da noch überall Klöster waren und die Kapuziener bettelten und die Ritter aus ihren Schlössern kamen und Malefiz trieben. An einem warmen Ofen, wenn's draußen kalt ist, hör' ich derlei Geschichten gerne und auch noch Wunderbares dazu.

Ich auch, für mein Leben gern, sagte darauf der Herr Eberhard; aber es muß noch Etwas dabei sein, Nachbar Anton — dabei sah er ihn schalkig an. — Ihr meinet ein

Glas Wein? ſagte Anton Seipel. Meinethalben! Das laß ich mir auch noch gefallen; aber das kommt ſelten an Unſer Einen. Iſt zu theuer; Aber ſelbiges Mal brachten ſie mir zu, und da ich einen leeren Magen hatte, ließ ich mir Käs und Brod geben und mußte nun auch, nachdem ihr Schoppen aus war, einen bezahlen. Ich dachte, du haſt heute einen prächtigen Kuhhandel gemacht, und kannſt dir auch einmal den Guten anthun. Nun aber, Herr Nachbar, kriegt man auf einen faulen Handkäs einen gewaltigen Durſt und der Wein ſchmeckt, auch wenn er ein „Sauracher“ iſt, recht herrlich; der aber war Rheingauer und ſchmeckte ausnehmend gut.

Ja, Käs und Brod und gute Geſellſchaft, da ſchmeckt's, ſagte der Herr Eberhard, der Amtmann. Ihr möget wohl auch manchem Schöpplein auf den Boden geſehen haben?

Ach — ja — entgegnete der Anton Seipel, und lächelte vergnüglich dabei, als wünſchte er, er möchte jetzt auch ſo ein paar Schöpplein vor ſich haben.

Kann mir's denken, zumal Ihr Durſt hattet; Ihr trinkt wohl ſelten ein Glas Wein, Nachbar Anton? fragte der Herr Eberhard weiter.

Ach ja, antwortete Anton Seipel, es kommt ſelten an Einen. Unſer Einer, der für Frau und Kinder zu ſorgen hat, muß Fuß bei'm Mahle halten, beſonders in dieſen Zeitläuften.

Iſt ſchon recht, ſetzte Eberhard hinzu; aber es kommt doch ſo einmal ein Stündlein bei guten Freunden; man iſt müde; die Luft hat Einem die Kehle ausgetrocknet; da trinkt man einmal Etwas über den Durſt. Und hat man gar Käs und Brod gegeſſen, dann ſchmeckt's herrlich, beſonders Rheingauer. Der ſpaßt aber nicht, und ſteigt in's obere Stockwerk!

Freilich, erwiederte darauf der Anton Seipel. Hatte ich auf dem Wege von Steinbach nach Limburg gefroren, daß ich ſchnatterte, ſo bekam ich von dem Rheingauer eine Glut in mich, daß ich meinte, ich müßte verbrennen, ja, wahrhaftig! In der Wirthsſtub' konnte ich's nicht aushalten, und da es eilf Uhr war, nahm ich meine Pelzkappe und zog ſie über die Ohren, nahm meinen Stock und machte mich auf die Lappen. Alles ging gut, aber als ich heraus in die friſche Luft kam, da meinte ich, ich hätte Blei in den Beinen; könnt' ſie kaum fortbringen, und es wirbelte mir im Kopfe — da kam der Poſtwagen und ich humpelte ihm nach und hielt mich, glaub' ich, hinten am Kaſten — bis — bis —

Richtig, ſagte der Herr Eberhard, bis Ihr an ein Gemäuer kamt. Da krochet Ihr unter und ſchliefet ein!

Eine Weile ſann der Anton Seipel nach — dann ſagte er: Ich glaub' ſelbſt!

Und da träumtet Ihr, fuhr Herr Eberhard fort, die Geſpenſtergeſchichte! Um Eins ging der Mond auf, ich hab's im Kalender nachgeſehen, das war der Ballen, aus dem das Feuer kam und da hörtet Ihr endlich die Pferde im Dorfe Holzheim wiehern, die Hähne krähen und die Leute hanthieren. Da war der Poſtwagen fort und die langen Kapuziener und die kleinen Diener und das Ahrdecker Schloß und der Rauſch und Ihr froret furchtbar und liefet heim, und die Erkältung, die Ihr Euch durch den Schlaf unter dem Schuppen holtet, machte Euch todtkrank. Gelt, Nachbar, ſo war's?

Anton Seipel kratzte ſich hinter dem Ohre und fiel in ein ſtilles Nachſinnen.

Aber die Mahle im Geſichte, von den Fingern des

Geſpenſtes, das mich zurückhalten wollte? fragte er, und die Pocken, die daraus kamen? — Ach, mein lieber Nachbar Anton, ſagte der Herr Eberhard, wenn man ſich herumwirft im Dufel, und kommt mit dem Geſichte in einen Dornenaſt, — dann iſt das auch eine geſpenſtige Hand mit morddürren Fingern und wenn die Riſſe, die die Dornen gemacht, ſchwören, ſo gibt das auch erge Pocken und die brennen auch nicht ſchlecht. Was meint Ihr? — Hört' noch Eins! Ich hab' einen Vetter in Wiesbad, der hat ein uralt Stammbuch, da hat Einer auf ein Blatt geſchrieben:

„Viel Weſen im Weinfaß!"

Der Mann hat Recht. Die Geſpenſter wohnen auch alle im Weinfaß und ſteigen mit dem Weine in den Kopf, und je mehr Wein, je mehr Geſpenſter! denkt einmal dem nach, Nachbar Anton! Nun, geſeg'nete Mahlzeit! damit ging er lachend fort, und der Anton Seipel ſaß da, wie mit Blut übergoſſen, ſo ſchämte er ſich; denn je mehr er der Sache nachdachte, deſto klarer wurde ihm nun, nachdem der Herr Amtmann Eberhard ihm den Staar geſtochen und auf die rechte Spur und Fährte geholfen, Alles, und er ſah ein, wie der Herr Eberhard Recht hatte. Nachmittags kam der Anton Seipel geſchlockert und ſich auf einen Stab ſtützend, zu dem Bürgermeiſter Fritz und bat ihn: Verbrennt doch das Protocoll von Geſtern! Und erzählte ihm Alles, worauf ihn der Herr Eberhard gebracht hatte. — Der Bürgermeiſter Fritz war ein ernſter Mann, der las ihm ein Capitel aus den Leviten, daß dem guten Anton wieder ein Fröſteln ankam, und er ſich ſchämte vor Gott und aller Welt. Wahrſcheinlich blieb aus Verſehen das

Protokoll liegen und kam in das Rathsarchiv zu Diez, wo es heute noch lieget, und von wo ich die mitgetheilte Abschrift erhielt.

Und wenn ich nun in der Ueberschrift sagte: „Eine Gespenstergeschichte, die sich zugetragen hat und also wirklich wahr ist," so wisset Ihr, lieber Leser, wie Ihr's zu nehmen habt und verstehet, was auf jenem Stammbuchblatte steht,

„Im Weinfaß viel Wesens."

Da sind die Gespenster zu Hause und daher gibt es deren im ganzen Jahre keine, als im Spätherbst, wenn der junge Wein brauset und „Federweiß" ist.

Das Schlimmste war aber das, daß in des sonst braven Anton Seipels Seele der Aberglaube so dick steckte, daß er seinen Wein-Traum, den die Geschichten im Wirthshause geweckt hatten, glaubte, und so fest glaubte, daß er den Leuten die Köpfe toll machte und das frevelhafte Wort aussprach: er könne die Wahrheit der Sache mit einem leiblichen Eide erhärten. Das scharfe Capitel aus dem Levitum verdiente er und noch mehr dazu, und die tiefe Scham und die Reue besonders. Gott vergebe es ihm! Daß er überdies, da er ehrlich seine Thorheit Jedermann erzählte, für den Spott, der sich über ihn ergoß, nicht zu sorgen brauchte, versteht sich von selbst.

Leider spuckt noch heute derselbe Aberglaube in vieler Leute Köpfen, und er hat gleiche Wirkung wie hier. Mir fällt dabei eine solche Geschichte ein, die ich selbst in dem schönen Rheinthal erlebt, wo ich die Jugendzeit verlebte. Sie mag sich hier anreihen, Manchem zu Nutz und Lehre. Sie ist wahr!

Vor dem in der rheinischen Berge tiefem Schooß liegenden Dorfe, das ich, wie auch die Personen, nicht nennen will, stehet ein alter Apfelbaum oder stand doch noch vor dreißig Jahren — an dem schied sich ein Fußpfädlein vom Fahrweg ab, der damals, es war um das Jahr 1822, nicht für seidene Schuhe gemacht war — kamen auch keine dahin. Das Fußpfädlein führte rechts hinauf in die Weinberge, hinauf zu einer Stelle, wo einer der mittelalterlichen Thürme

des einſt wehrhaften Dorfes ehemals ſtand, und ſenkte ſich dann ſanft gegen Kirche und Dorf hinab. Das Pfädlein war in der Regel trocken, was von dem unten herlaufenden Wege damals mit gutem Gewiſſen drei Viertel des Jahres nicht geſagt werden konnte, — ſondern das abſolute Gegentheil von — Staub.

Die Stelle, wo der Apfelbaum ſtand und die zwei Wege ſich ſchieden, hieß „die Wegſcheide“ oder „am Apfelbaum bei der Wegſcheide.“

Kreuzwege und ſolche Wegſcheiden ſind Punkte, an welche bekanntlich der Aberglaube ſich feſthält und wo er ſeine Geſpenſter — als da ſind: Weiße Weibchen, dreibeinige Haſen, ſchwarze große Hunde, feurige und ſchwarze Männer, hinſetzt oder vielmehr „gehen“ läßt.

Dort war's auch ſo. An der „Wegſcheide“ hatte vor Zeiten des Einen oder Andern Großvater einen ſchwarzen Mann angetroffen, der ſich ihm auf den Rücken hing, und den er bis an's erſte Haus des im ſehr engen Thale lang ſich hinziehenden Dorfes tragen mußte. Dort angelangt, ſprang der Schwarze ab und war verſchwunden.

Das erzählte man ſich in den Spinnſtuben jeden Winter wieder und glaubte es ohne Weiteres; denn der alberne Geſpenſterglaube ſitzt leider auch in den ſchönen Rheinthälern niet- und nagelfeſt in den Köpfen der Leute, wenn auch nicht aller, und wenn der treffliche Wein an dieſen Bergen von der Sonne geglüht iſt, wie er es Anno 1822 war, dann hat's ſeine Flauſen mit den Geſpenſtern. Sie gehen überall an verrufenen Orten und warten meiſt gar nicht auf ihre beſtimmte Zeit, nämlich die Mitternacht, ſondern werden keck und kommen ſchon zwiſchen neun und zehn Uhr hervor.

Nun wohnte in ſelbigem Dorfe Einer, der ein ſtarker Mann von mittlerer Größe, aber breitſchultrig und dick war, der ging je und dann einmal in die Stadt, und kam dann, wie man dort ſcherzend ſagt: zu Zweien Abends heim, das heißt, er hatte Einen bei ſich, der mächtiger war als er, und der ihn vom Gehen in grader Linie

abhielt. Also den brachte er mit heim, und er hatte sich ihn für sein ehrlich Geld gekauft. Damit wartete er aber nicht, bis der neue Wein federweiß war, sondern trank auf Hoffnung, nämlich, daß der neue gut werden möchte, vom alten, bis er „Einen“ hatte, nämlich einen ordentlichen Rausch.

Es war im Herbste 1822, als an einem Mittwoche der gute Philipps-Peter wieder nach der Stadt gegangen war. Die „Wingerte,“ so nennt man dort die Weinberge, und das Wort ist aus „Weingarten“ geworden, hingen herrlich voll goldgelber und schwarzdunkler Trauben, und der liebe Gott ließ den armen Winzern, die in den Jahren 1820 und 1821 einen rechten „Sauracher“ gekeltert hatten, gluthigen Sonnenschein, und wenn's grade nöthig war, warmen Regen zukommen, also daß die vernünftigen Leute mit dem „Lesen“ gar nicht eilen mochten; aber es versah sich ein Jeglicher mit Fässern, denn „es hing voll“ und die Trauben waren saftreich und „dünnhäutig,“ und dann gibt's Most die Fülle, und man hat dann mehr Fässer nöthig, als man Anfangs glaubte.

Unser guter Philipps-Peter, der, nebenbei gesagt, nicht Schuld daran war, daß die Frösche keine Pferdeschweife haben, auch nicht am Kriege, war am Sonntag Nachmittage mit seinem schalkigen Nachbar, dem langen Flurschützen, den die Leute nur den „Linksen“ nannten, weil er Alles, was andrer Leute Kinder mit der rechten Hand verrichten, mit der Linken that, in den Weinbergen gewesen, um den möglichen Ertrag zu überschlagen und darnach den Kauf der Fässer zu bemessen.

Die Weinlese war nahe. Montag und Dienstag hatte Philipps-Peter Arbeit; die Kelter mußte hergestellt und gewässert werden, die Bütten und Fässer mußten gebrüht oder mit Wasser gefüllt werden. Das macht tüchtig Arbeit; aber am Mittwoch hatte das Aufschieben und Warten ein Ende. Er legte den Sonntagsrock an, hing den Büchsenranzen um, nahm den Regenschirm unter den Arm, steckte seine kleine Pfeife, „sein Klöbchen“ an und schritt das

Thal hinab, dem Rheine zu, an dem eine kleine halbe Stunde tiefer abwärts die Stadt lag, wo er ſich noch nach einem guten Weinfaß, das „weingrün“ wäre (d. h. in welchem noch in jüngſter Zeit älterer Wein gelegen hatte) erkundigen wollte. Das fand er denn auch prächtig, nur ein Weniges theurer, als etwa vier Wochen früher, und nun war ſein Herz ſorgenfrei, fröhlich in Hoffnung, und es war ihm gar nicht zu verargen, daß er weder Zwanziger noch Einundzwanziger trinken mochte, weil beide ſauere Brüder waren, ſondern Neunzehner; denn der hatte alle Tugenden — aber auch alle Mucken — eines guten Weines.

Das Schöpplein ſchmeckte. Es war Geſellſchaft da, Herren aus der Stadt, die gelehrt waren, die ſprachen von dem großen „Kometen“ von 1811, von dem guten Weine ſelbigen Jahres, und kamen von da auf den ruſſiſchen Feldzug Napoleons und ſeinen Rückzug, auf Blücher's Uebergang über den Rhein und ſo weiter — bis nach Sanct Helena, wo der Napoleon endete, mitten im Meere, auf einer Inſel, wie er auf einer Inſel im Meere, auf Corſica, ſeinen welterſchütternden Weltgang begonnen.

So einen „Diskurſch“ hörte unſer Mann für ſein Leben gerne, wenn er dabei „ſein Klöbchen“ „AB-Reiter Nr. 3“

rauchen konnte, zum Schrecken der armen Mücken, deren im heißen Sommer 1822 nicht da waren, als Jedermännigslich und Jederfräulich lieb war, und — nebenbei ein Schöpplein „Neunzehner.“ Daß er dann im „Laustern,“ was landesüblich für „Lauschen“ geht, bisweilen aus purer Andacht einschlief, that Nichts, weil ihn in seiner sehr bescheidenen Ofenecke Niemand störte, als die Mücken oder Fliegen, die einen Hauptärger am menschlichen Schlafe haben, weil sie so wenig zum Schlafen kommen, oder dessen nur darum weniger bedürfen, weil sie, wie ein ehrlicher Schwabe es erklärte: „Klainere Köpfle habet, als wir.“

Ob ihm ein Stück oder eine Elle Erzählungsfaden verloren ging, hatte Nichts zu sagen. Er schlug sich wieder Feuer, dampfte frisch und knüpfte unbekümmert das „fröhliche Ende“ da wieder an, wo sein sanfter Schlaf begonnen hatte, um in gleicher Andacht fort zu „laustern,“ und bestellte noch ein Schöpplein, weil es gar zu gut schmeckte bei dem Erzählen der Herren von dem langgeschweiften Kometen, der eben ein Vorzeichen des Untergangs Napoleons gewesen, weil selbiger Schweif, gleich als ein „Besen“ gestaltet, und

gen Frankreich gestellt gewesen, was bedeutet habe, daß Er aus Rußland heraus- und nach Frankreich hineingekehrt werden würde, wo dann der alte Blücher gar nicht aufgehört habe mit Kehren, bis Er in Sanct Helena angekommen sei und das Kehren ein Ende gehabt. Das hatte unser guter Freund noch niemals so auslegen gehört. Er war ganz Ohr. Er freute sich schon, das wieder daheim den guten Freunden beim Bäcker auseinander setzen zu können.

Verschiedene Male ging ihm die Pfeife und verschiedene Male auch der Schoppen Neunzehner so ganz in Gedanken aus. Während er Feuer schlug, füllte der Herr Wirth in der „Stadt Heidelberg" mit flüssigem Feuer das „Butellchen" und so wurde es Abend.

Warum eilen? Aus Abend und Morgen wird ja auch der Donnerstag, wie's geschrieben steht, und der Mond scheint, wie am Tage ist's hell, und — das gilt besonders — die grelle Hitze ist doch Abends nicht mehr; auch sitzt man fest, wenn der Kopf schwer ist. — Das Alles waren Umstände von großer Erheblichkeit.

Endlich rasselten die Teller in der Küche zur „Stadt Heidelberg" und der Wirth meinte, er, der Philipps-Peter nämlich, habe noch eine tüchtige Stunde zu gehen; aber es sei gar angenehm kühl und der Mond mache es draußen taghelle; ordentliche Leute müßten zeitig heimkommen.

Das war, wie man am Rheine sagt: „Mit dem Scheuerthore gewinkt!" Es beleidigte den Gutmüthigen nicht, der nun aufbrach und glücklich die drei Stufen an der Hausthüre hinab, auch zu dem breiten, weiten Stadtthore glücklich hinauskam, ohne der lieben Jugend eine kleine Plaisir gemacht zu haben. Er fand auch glücklich den Heimweg und steuerte das Thal herauf, als es eben neun Uhr war, welche Stunde im Anfange Novembers schon der Nacht mit Fug und Recht zugerechnet werden muß.

Unser guter Freund war, wenn er auch mit seinem Gange die bekannte „Wellenlinie" beschrieb, und die Augen nicht ganz klar sahen, dennoch sehr guter Dinge, und dann sprach oder dachte er laut. Diesmal war es die Geschichte, welche die Stadtherren in der „Stadt Heidelberg" von dem großen Kometen und dem Napoleon erzählt, die ihn lebhaft beschäftigte, und die er mit sich selbst besprach, begleitet von lebhaften Bewegungen beider, insonderheit aber des rechten Armes, womit er, den Regenschirm führend gar wildaussehende, in der Nähe aber höchst friedfertige Schwingungen und Bewegungen, besonders Halbkreise, in

das Ufer jenſeits hinauf und poſtirte ſich hinter dem Apfelbaume an der Wegſcheide, wo ihn der, welcher wankenden Schrittes und in der Wellenlinie daher kam, nicht ſehen konnte. Davor war er überhaupt ſicher: der hatte unterwegs Vieles nicht geſehen, war gar manchmal geſtolpert und wider die Leute gerannt, wo er dann allemal: Holla! ausrief und gutmüthig zufügte: „Nichts für ungut!“ Die Leute lachten dann und er lachte mit; denn ſein Rauſch war ein gar fröhlicher und harmloſer.

„Komet und Napoleon, Napoleon und Komet!“ rief er aus, als er gegen den Apfelbaum kam; aber ein leiſer Schauer durchrieſelte ihn. Hier hatte ja des alten Schneiderpeters Großvater den „ſchwarzen Mann“, der hier ging, „Hankeln“, das heißt, auf dem Rücken bis an's erſte Haus des Dorfes tragen müſſen. Gott behüte jeden Chriſtenmenſchen! rief er aus. — Er blieb eine Weile ſtehen mit Hülfe ſeines Regenſchirms, auf welchen er ſich ſtützte, ſah ſich um, „lauſterte“, und, als Alles ſtill blieb, und Nichts zu ſehen war, trat er ſeinen ganz kurzen Weg wieder an und rief: Komet und Napoleon, Napoleon und Komet!

Aber in dieſem Augenblick fühlte er, wie Einer, der entſetzlich lange Beine hatte, auf ſeinen Rücken ſprang, daß er, Philippe-Peter nämlich, in die Kniee krachte, und der ſchwarze Mann ſeine langen, dunkeln Arme um ſeinen Hals ſchlang und, wie eine Klette im Haar, feſt an ihm hing.

Das war „der schwarze Mann vom Apfelbaume!“ daran war kein Zweifel.

Es ist mit einem Weinrausche eine wunderbare Geschichte. Er kommt geschlichen, Schritt vor Schritt, Schluck vor Schluck, langsam und unmerklich: bis er im Sattel sitzt, dann wird er ungebärdig, wie ein eigensinniges oder koppscheu gewordenes Pferd: drangsalirt seinen Träger nach seinem Sinne und läßt nur langsam sich die Herrschaft durch eine gesunde Natur und eine gesunde Luft und einen festen Schlaf entreißen: aber wird der Berauschte heftig erschreckt oder sonstig erschüttert, so ist er flugas weg, rein weg, und keine Spur mehr von ihm da.

Als der „schwarze Mann vom Apfelbaum oder der Wegscheide“ auf des Trunkenen Rücken sprang, da war mit den Worten: „Komet und Napoleon, Napoleon und Komet!“ der Rausch entflohen und der gute, leider unendlich abergläubige Philipps-Peter vollkommen klar und seiner Sinne Meister, aber leider nun von der schrecklichen Täuschung des Aberglaubens fast ebenso sinnlos berauscht, wie früher von dem Weine.

Er ächzte, wehklagte, stöhnte und rang mit aller seiner Kraft vorwärts, daß er das erste Haus des Dorfes erreiche, wo, nach Brauch des Gespenstes und Schneiderpeters Großvaters Erzählung, der „schwarze Mann“ ihn verlassen würde.

Das war eine Last! Zehn Zentner waren so schwer nicht, wie dieses Gespenst!

Jetzt fiel es ihm, dem Philipps-Peter nämlich, ein, daß kein gewöhnliches Gespenst dem Sprüchlein: „Alle guten Geister loben ihren Meister“ widerstehen könne, und alsobald von dem ablasse, den es ängstige. So hieß es nämlich in den Spinnstuben.

Alle guten Geister loben ihren Meister! betete er; aber der „schwarze Wegscheide-Mann“ — blieb, blieb in aller seiner Schwere hängen. Es war also kein guter Geist! —

Ach du lieber Gott! — Alle guten Geister loben ihren Meister! — Ist denn mein Elend noch nicht vorüber! — Ich will ja geloben, keinen Tropfen Wein mehr zu trinken!

Nein! Mein Lebtage nicht mehr! Hülfe! Hülfe! Ich erſticke! Ich breche zuſammen! Ich ſterbe! So rief der Geängſtigte, aber der „ſchwarze Mann“ blieb mit ſeiner bleiernen Laſt auf ſeinem Rücken hängen.

Jetzt, jetzt war das Haus erreicht — und — er ſprang ab. Der Geängſtete taumelte eine Weile vorwärts, dann ſtürzte er zur Erde, raffte ſich aber wieder auf und rannte dann das Dorf hinauf und verſchwand hinter ſeiner Hausthüre.

Der lange „Linkſe“ hatte ſich, als er dem armen Geängſteten vom Rücken ſprang, hinter eine hohe, vorſpringende Gartenmauer geſtellt, und folgte nun von ferne dem Armen, der keinen Blick rückwärts zu werfen wagte; aber an ſeinem Hauſe blieb er ſtehen und ſah durch's Fenſter hinein, was vorginge!

War ihm ſchon der „Spaß“ früher zu arg erſchienen, und eine heimliche Angſt über etwaige ſchlimme Folgen des unüberlegten Narrenſtreiches in die Seele gekommen, ſo ergriff ihn hier Schrecken und Reue; denn in kalten Schweiß gebadet, bleich wie eine Leiche, zitternd wie Espenlaub im Winde, war der arme Philipps-Peter kaum fähig, ſeiner geängſteten braven Frau das zu erzählen, was ihm begegnet ſei.

Der lange „Linkſe“ wartete, bis der erſchütterte Menſch ſich zu Bette gelegt, dann ging er tiefaufſeufzend in ſein Haus, um eine ſchlafloſe Nacht hinzubringen, denn er erkannte, was er angerichtet.

Am andern Morgen vernahm er, der Philipps-Peter ſei gefährlich erkrankt. Er hatte ein heftiges Nervenfieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und nur langſam genas er — erſt gegen den Frühling.

Unglücklicher Weiſe hatte der „Linkſe“ nicht ganz reinen Mund gehalten, und der Wiedergenеſene erfuhr den Hergang.

Daß es eine erbitterte Feindſchaft zwiſchen beiden Männern und ihren Familien gab, war vorauszuſehen. Ob aber der unbeſonnene Schalksſtreich Andere vom Aberglauben geheilt habe? — Das iſt eine Frage, deren Beantwortung ich unterlaſſe. Nein! könnte ich nicht ſagen, und das iſt betrübend. Gewiß betrübend, wenn wir die fortgeſchrittene

Bildung unſerer Tage rühmen, wenn wir bedenken, wie ſeit dreißig Jahren unſere Schulen verbeſſert ſind und tüchtige Lehrer in ihnen arbeiten, und wackere Seelſorger dem Aberglauben entgegen wirken! Und doch iſt er nicht bezwungen, nicht ausgerottet. Das Volk hält feſt an ſeinem Geſpenſterglauben und er wird fortgepflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht. Beklagenswerth, daß es ſo iſt, und betrübend nach allen Seiten. Wann wird die Zeit kommen, wo eine geläuterte Einſicht herrſchend wird und den Sieg erringt über ererbten Unſinn?

10.

„Wer hat Verſtand, — der reicht der Zeit die Hand," ſagt ein rheiniſches Sprüchwort, von dem man meinen möchte, es ſei heute erſt jung geworden oder auf die Welt gekommen, und doch hab' ich es vor ſechzig Jahren ungefähr, in meinem rheiniſchen Gebirgsdorfe von einem Manne gehört, der in achtzig Lebensjahren manche Sohle durchgelaufen hatte. Nun, der alte Schruppe war ein verſtändiger Menſch in ſeinen Tagen und hatte die Uhr der Zeit verſtanden; aber wie nehm ich's denn oder verſteh' ich's,

der Zeit die Hand zu geben? — Die Zeit benutzen heißt's auch. Etwas zu rechter Zeit thun, wissen wenn es Zeit ist, im rechten Augenblick das passende, richtige einsehen und thun, denn Erstens wisse, „die Zeit hat ellenlange Beine:“ „sie grüßt dich — aber wartet nicht, bis Dir's gefällt, zu grüßen;“ „sie ist an keinen Pfahl gebunden;“ „sie räumt schnell weg, was sich ihr in den Weg stellen will:“ ihr „Federwisch duldet keinen Staub.“ — Das sind alles Sprüchwörter, die auf Eins hindeuten, auf das rasche Davoneilen der Zeit und mit ihr des günstigen Augenblicks, der, einmal versäumt, nie wiederkehrt, aber auch des Lebens, das wohl angewendet werden soll. Da heißts: Gib der Zeit die Hand, wende sie gut an, dann gebrauchst du deinen Verstand recht und gut. Das Sprüchwort findet allerdings auch seine Anwendung auf die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft, der Gewerbe und des Gewerbfleißes, und wer die Verbesserungen, die Errungenschaften unserer Tage nicht beachtet, anwendet und benutzt, der meint, die Zeit sei an einen Pfahl gebunden; aber sie hat lange Beine, und eilt unaufhaltsam weiter; sie hat dich gegrüßt, aber es dauert ihr zu lange, bis du den Gruß erwiderteſt, sie läßt dich sitzen; du bleibst zurück, mit deinem Verdienst ist's alle. Die Zeit hat mit ihrem Federwisch den Staub verjährter Vorurtheile wegwischen wollen, — — nun bleibt er liegen? — Damit mein ich aber nur, das, was sich auf Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handwerke bezieht. Die langen Beine der Zeit gehen aber auch wohl in andrer Weise über Hans' Acker hinaus; ihr Flug reißt Alles nieder und zerbröckelt das Bestehende, alle Ordnung, Zucht und Sitte. Da schreien sie: Fortschritt überall! O wohl müssen wir fortschreiten, wie Kinder der Zeit: aber es tönet in das Fortschrittsgeschrei dieser Tage ein Sprüchwort herein, das heißt: Eile — mit Weile. Schreite vorwärts mit dem sittlichen Ernst, der Alles prüft, und nach des Apostels Spruch, das Gute behält; schreite vorwärts mit gläubigem Blicke nach Oben, zu dem, der der

Herr der Zeit und auch der Ewigkeiten iſt, wie es im Kirchenliede heißt; ſchreite vorwärts, aber bedenke das Ende, daß du nimmermehr Uebels thueſt; ſchreite vorwärts in deiner eigenen Entwickelung, daß du weiſer, beſſer, vollkommner wirſt. — Das iſt der rechte Fortſchritt, von dem der Apoſtel ſagt, wenn er mahnt, das zu erſtreben, was wohl lautet und eine Tugend iſt; nach dem vorgeſteckten Ziele zu ringen."

Sieh', ſo faſſe die Hand der Zeit, daß du nicht zurückbleibſt, und ſo iſt der rechte Fortſchritt ein Heil für dich und die Welt, und du haſt Verſtand und reichſt der Zeit die Hand.

11. Eine Anekdote, aber eine wahre.

Landgraf Philipp, der Großmüthige, von Heſſen war in ſeinen jungen Jahren ein entſetzlicher Brauſekopf, der gleich oben draußen war, und dann wählte er die Worte nicht fein ſäuberlich, und Schimpfnamen und auch ein Fluch dazwiſchen fielen hageldicht auf den, der ihm zum Zorne die Veranlaſſung gegeben; aber, wie es überhaupt bei ſogenannten Hitzköpfen zu gehen pflegt, die Hitze verflog blitzſchnell, und dann reuete es den Landgrafen von Herzen, daß er Einem wohl Unrecht gethan oder zuviel. Der Ritter Heinze von Lüder war ein treuer Amtmann, ehrenfeſt und bieder, aber er mußte auch wohl einmal von ſeines Herrn Hitzkopf Etwas leiden, das trug er meiſt in Geduld. Einmal indeſſen traf ihn wieder des Landgrafen Zorn ſo recht im wildeſten Strome, und er war unſchuldig. Er ſchwieg lange; als aber des Landgrafen Worte, ſcharfſchneidig und ſpitzig, ſeine Ehre gradezu antaſteten, da richtete ſich der

kleine magere Mann [illegible] und kerzengrade auf und ſchritt auf den Landgrafen zu.

Herr Landgraf, ſagte er, ich ſehe, die Treue gilt nichts mehr. Gebt mir meinen Abſchied; ich kann keine Stunde länger in Euren Dienſten bleiben, und dabei ſah er den Landgrafen mit düſtern Blicken unverhaltenen Unwillens an.

In demſelben Augenblicke war der Landgraf völlig entwaffnet. Er ſah betroffen den Treueſten ſeiner Diener an.

Es hat Alles ſein Maß: Euer Zorn aber, Herr Landgraf, hat keins und zertritt die Ehre eines freien Mannes! ſchloß Heinze von Lüder.

Der Landgraf fühlte, die Wahrheit und das Recht waren auf Lüder's Seite.

Er ergriff des Ritters Rechte und ſah ihm treuherzig in's Auge. Heinze von Lüder, ſagte er dann, wenn vom Gipfel des Berges ein Stein herabrollt, der einen guten Mühlſtein abgäbe, und du wollteſt ihn im wuchtigen Springen aufhalten, ſo würde er dich zerſchmettern: laß ihn rollen, Heinz, und ſieh ihm ruhig nach, denn er ſchadet dir ja nichts. Liegt er aber unten im Thale, ſo geh' hin, hebe ihn auf und laß ihn vom Steinmetz zurichten, ſo gibt's ein Mühlſtein, der Mehl bereitet, zum Brode für Viele. So ſind wir Zweie, Heinz von Lüder: wenn ich zornig und ungerecht bin, ſo weiß ich's nicht, und wenn ich's wüßte, ſo wär' ich's nicht. — Er bot ihm ſeine Rechte dar und ſah ihn wehmüthig und bittend an. Da richtete Heinz von Lüder ſein Auge feſt in das ſeines Herrn und ſchlug dann ein in des Fürſten Hand, und Beide kannten ſich, blieben ſich treu und Beide fuhren wohl dabei.

Summa: das Sprichwort iſt nicht immer wahr: „Zwei harte Steine mahlen ſelten reine.“

12. Einige Züge aus dem Leben und Thun des Kaisers Joseph des Zweiten.

Der Wildpark oder das umzäunte Wildgehege des Kaisers Joseph zu Schönbrunn war reich an Edelwild vorzüglichster Art, besonders an stattlichen Edelhirschen, und Vierundzwanzigender waren keine Seltenheiten darin. Sie waren der Stolz der Forstleute, aber der Schrecken der armen Bauern und der Gutsbesitzer, deren Ländereien an den kaiserlichen Wildpark grenzten. Den hervorragenden, stolzen Hörnerträgern fiel es nämlich bisweilen einmal ein, über die Einfriedigung zu setzen oder an einer schadhaft gewordenen Stelle des weiten Verings auszubrechen und auf den grünenden Saatfeldern ein Mahl zu halten. Dann war es, begreiflicher Weise, um die Frucht des Jahres gethan. Schrieen die Beschädigten, so wurde von den Forstbeamten „getuscht," wo und wie es ging; allein die Entschädigungen fielen knapp aus, und man suchte noch zu knickern so viel als möglich. Daß da wirklich schreiende Ungerechtigkeiten vorkamen, war außer allem Zweifel.

Zu des edeln Kaisers Ohren drang aber der Nothschrei nicht, dazu waren Mittel genug da, und sie wurden reichlich zum Nachtheile der Beschädigten von den Forstbeamten ausgebeutet. So steigerte sich der Unwille, der gerechte Begründung hatte, bis zur entschiedenen Selbsthülfe; aber dann waren die verzweifelnden Leute erst recht übel daran;

denn barbariſche Strafen kamen über ſie, um — einſchüchternde Exempel zu ſtatuiren — wie es hier und da noch heute geſchieht; denn der weiſeſte König Iſraels ſagt ja: Unter der Sonne ereigne ſich nichts Neues.

Nun wollte der Kaiſer einmal eine große Jagd in ſeinem Wildparke halten, und die Forſtbeamten freuten ſich, wenn der Kaiſer die Edelhirſche mit dem ungeheuern Geweihe von vierundzwanzig Enden ſehen und erlegen würde.

Alles war auf's Großartigſte angeordnet, daß grade die ſtolze Reihe dieſer rieſenhaften Prachtthiere dem Kaiſer ſollte vorgetrieben werden.

Es war grade zur Zeit des helleuchtenden Vollmonds, als der größte dieſer Prachthirſche in der Nähe der Wildparkumzäunung, an einer lichten Waldſtelle, mit dem Rudel ſich befand, deſſen Führer er war, und unglücklicher Weiſe am Abend vor der kaiſerlichen Jagd.

Der Edelhirſch ſchaute über das Gehege und — vor ſeinen „lichtern," wie der Jäger bezeichnend die großen, ſchönen Augen dieſer herrlichen Bewohner des Waldes nennt, breitete ſich ein großes, grünes, üppiges Kornfeld aus. Das war eine Verſuchung, der ſeine Naſchhaftigkeit nicht gewachſen war. — Er ſchnurrte einige Male, trat einige Gänge zurück, legte ſein rieſenhaftes Geweih gegen den Nacken und mit einem kecken Sprunge ſetzte er über das Gehege, und

von der Macht des Vorbildes und Beispiels überwunden, folgte ihm in raschen, leichten Sprüngen der anschuliche Rudel nach, und in gemüthlichster Stimmung gingen alle, nachdem der Anführer gesichert, das heißt, durch Auge und Nase sich überzeugt hatte, Alles sei sicher, und keine Gefahr nahe, und seinem Anhange durch ein freudiges Schnurren diese frohe Kunde mitgetheilt, an das Abweiden des Getreides.

Es schmeckte köstlich.

Dem Besitzer des herrlichen Kornfeldes war es nicht zum ersten Male begegnet, daß grade an dieser Stelle die Hirsche ausbrachen. Er hatte Beschwerde geführt, aber taube Ohren gefunden. Uebermannt von dem Unwillen über solche Ungerechtigkeiten, hatte der Mann beschlossen, komme, was da wolle, sein Eigenthum gegen die Angriffe des Wildes selbst zu schützen.

Der helle Mondschein sagte ihm voraus, daß in diesen Nächten sein schöner Kornacker die unwillkommenen Besuche wieder zu erwarten habe, da die klugen Thiere die Stelle sich gemerkt hatten, und der Lust des Weidens auf diesem schönen Felde, das ihnen nun schon einige Male ungestört und ungestraft gelungen war, nicht würden widerstehen können. Er lud daher sein Doppelgewehr mit guten Kugeln und ging in der Abenddämmerung hinaus und stellte sich in sichern Hinterhalt, wo der Wind gegen ihn kam, seine Anwesenheit also von den mißtrauischen, schlauen Thieren nicht entdeckt werden konnte.

Er mochte kaum eine Stunde da gestanden haben, da vernahm er das Rauschen in den Gebüschen, das Schnurren des Hirsches, und wenige Minuten später sah er das schönste Thier über das Gehege setzen und einen ganzen Rudel gleich naschiger Begleiterinnen und jugendlicher Begleiter ihnen folgen.

Er sah im Geiste und mit vollster Gewißheit voraus, daß diese ungebetenen Gäste in dieser Nacht seine Erndte völlig vernichten würden; darum spannte er seinen Hahn und schlich am Gehege des Wildparkes, im Schatten der Aeste, in schußmäßige Nähe, legte an und — im Feuer stürzte der Vierundzwanzigender todt zusammen, und im

vollen Schrecken floh windschnell der ganze Rudel über die flachen Fluren dahin und verschwand in der Ferne.

Die That, die man als höchsten Frevel ansah, war geschehen, und jetzt erst überfiel den Bauer ein maßloses Entsetzen.

Was sollte er thun? — Rathlos stand er eine Weile da. Gesehen hatte ihn Niemand; aber das Wild, auf seinem Acker liegend, wurde sein Ankläger, und wegbringen konnte er es nicht, ohne durch die Spuren solchen Unternehmens sich zu verrathen. Um das Wild war es ihm ja nicht zu thun.

Endlich dachte er: Geh' hin und zeige es dem Oberforstmeister an, der am Eingang des Wildparks wohnt, vielleicht wird dadurch deine Strafe milder! Gedacht, gethan!

Er hängt sein Gewehr über die Schulter und wandert gedrückt, beängstigt, den weiten Weg und findet den Oberforstmeister des Wildparks noch mit den Vorbereitungen zur morgenden Jagd beschäftigt.

Demüthig meldet er, was geschehen. Beweglich stellt er seine Lage vor und verhehlt nicht, was ihn zu der Selbsthülfe getrieben. Aber was erwartet ihn? Der Forstbeamte ist außer sich. Er rastet vollständig. Ein Strom schauerlicher Verwünschungen und Flüche ergießt sich über den Unglücklichen, und in der Wuth läßt er den Bauern in Ketten legen und wirft ihn in seinen Keller, vor dessen Thüre er einen Jägerburschen als Wache stellt. Dann befiehlt er den Uebrigen, die ihm alle zur Hand waren, das edle Wild zu holen.

Als sie den schönsten der Hirsche auf der Schleife bringen und ihm melden, daß nach den Spuren ein großer Rudel mit ausgebrochen und sich in der Ebene zerstreut, also für den Wildpark, ohne Hoffnung des Wiedererlangens, verloren sei, da überkam ihn im Zorne die Lust, den Bauern sofort aufzuhängen; aber der Gedanke, daß die Bestrafung durch kaiserlichen Machtspruch ein viel abschreckenderes und darum wirksameres Beispiel statuire, hält ihn von rascher Zornesthat zurück. Er trifft nun alle Anstalten, mit dem frühesten Morgen nach Wien zu reiten, um des Kaisers Majestät

den ungeheuern Frevel persönlich zu melden und über die Bestrafung des Verbrechers entscheiden zu lassen.

Kaum grauet der folgende Morgen, so sitzt er schon im Sattel und jagt, was das Zeug hält, gen Wien, um den Kaiser noch dort zu treffen.

Als er in den Hof der kaiserlichen Hofburg hinein jagt, ist der Kaiser eben im Begriffe, mit dem glänzendsten Gefolge die Hofburg zu verlassen.

Der Kaiser sieht ihn und winkt ihn zu sich.

Der von dem rasenden Ritte todtbleiche Mann tritt heran und meldet, kaum des Wortes mächtig, dem Gebieter das ungeheure Verbrechen, daß in dieser Nacht ein widerhaariger Bauer aus Schönbrunn es gewagt, auf seinem eigenen Acker den edelsten der Edelhirsche, die Perle des Wildparks, niederzuschießen und das übrige Wild, das größte Rudel des Parks, durch den Schuß so zu erschrecken, daß es fortgerast und für den Wildpark unwiederbringlich verloren sei. Er komme persönlich, um kaiserlicher Majestät dies Verbrechen zu melden und unterthänigst anzufragen, mit welcher Todesart der Verbrecher vom Leben zum Tode zu bringen sei?

Der Kaiser sagte ruhig und mild zu dem Beamten: „Erholen und erquicken Sie sich, Sie bedürfen dessen. Wir warten so lange mit der Abreise, bis Sie uns begleiten können. Draußen, an Ort und Stelle, werde ich das Urtheil fällen!“

Der Kaiser trat in das Schloß zurück, und das Gefolge betete wahrlich kein „Unser Vater“ für den Forstbeamten, der selber verblüfft war von dem Wort und Thun des Kaisers. Der Hofmarschall, der des Oberforstmeisters Jugendfreund war, kriegte ihn am Arme und zog ihn in ein Gemach, wo ihm die Bedienten bald das Köstlichste vorsetzten.

Kaue und schlucke, so schnell du kannst, sagte der Hofmarschall.

Das that nach Leibeskräften der Forstmann, und bedauerte aufrichtig, nicht gehörig Zeit zu haben, um sich des Köstlichen recht erfreuen zu können, welches vor ihm stand.

Er eilte, wenn auch nur dreiviertel satt, sich Ihrer Majestät zur Verfügung zu stellen, und augenblicklich war der Jagdzug in Bewegung.

In Schönbrunn angelangt, bittet der Oberforstbeamte allerunterthänigst um die Befehle zur Jagd.

Lassen Sie mir sogleich den Bauern vorführen! befahl der Kaiser. Nachher jagen wir.

Als der Bauer, mit Ketten belastet, daher geführt wurde, wandte sich zornig der Kaiser an den Oberforstmeister und fragte ihn vor dem Jagdgefolge, vor den Förstern und den Treibern, die der Befehle harreten: Wer hat Ihnen erlaubt, einen meiner Unterthanen ohne Urtheil und Recht, bloß nach Ihrer Willkür, mit Ketten zu belasten? Richterlicher Spruch kann das allein, merken Sie sich das für die Zukunft! Wir sind hinaus über die Zeiten mittelalterlicher Barbarei!

Auf einen Wink des Kaisers fielen die Fesseln und er wandte sich zu dem Bauer.

Hast du in dem Hirschpark den Hirsch erlegt? fragte strenge der Kaiser.

Nein, Majestät, erwiederte der Bauer, und erzählte nun ruhig und verständig den ganzen Vorgang bis zur freiwilligen Meldung.

Der Kaiser warf einen strengen Blick auf den Forstbeamten, der wieder eine gehörige Predigt erwartete; aber der Kaiser schwieg eine Weile, während der wahrhaft vernichtende Blick auf dem Manne ruhte, — dann fragte er: Ist das Alles so?

Der Oberforstmeister verbeugte sich tief zur Bejahung.

Und Sie legen den Mann, dessen Brodfrucht meine Hirsche abweiden, in Fesseln? — — sprach der Kaiser.

In Anbetracht, fuhr der Kaiser fort, daß kein Fürst in der Welt berechtigt ist, das Eigenthum des freien Bürgers zu verletzen oder verletzen zu lassen durch übermäßigen Wildstand, erkläre ich hierdurch feierlich, daß der Bauersmann in seinem Rechte war, als er den ausgebrochenen Hirsch erlegte. Er ist sein Eigenthum; er hat ihn auf seinem Eigenthum erlegt.

Wie viel ist der Hirsch werth? Also fragend wandte er sich an die zahlreichen Forstleute, und diese taxirten den Hirsch nicht eben sehr geringe, wie sie es gethan, wenn sie ihn etwa erlegt gehabt.

Gut, sagte der Kaiser und wandte sich zu dem kreidebleichen Oberforstmeister mit den Worten: Diese Summe zahlen Sie dem Manne auf der Stelle aus. Sie haben mir die Quittung vorzulegen, nebst der über den vollen und reichlichen Ersatz des Wildschadens. Vergessen Sie dabei nicht, daß ich mich erkundigen werde, ob dem Befehle vollständig genügt worden ist! — Wehe dem aber, fuhr er scharf betont fort, der etwa an dem Bauern seinen Unmuth kühlen möchte! Ich werde den Herren — und damit wandte er sich gegen den Kreis der Forstbeamten — scharf auf die Finger sehen!

Der Kaiser gab einen Wink und die Hörner bliesen ihre Fanfaren, die Hunde bellten, die Pferde wieherten und

die Klappern der Treiber hallten durch den Wald und die kaiserliche Jagd begann.

Seltsam war es, daß alle Forstbeamten an diesem Tage fehl schossen!

Der Bauer aber stand noch lange wie angewurzelt an der Stelle, wo er dem Kaiser gegenüber gestanden hatte; dann faltete er seine Hände, blickte nach oben und leise sprach er: Gott segne den Kaiser und erhalte ihn uns! —

Als ich diese Geschichte niederschrieb, die ich einem guten Buche aus jener Zeit enthob, dachte ich an die Zustände, die in kleinen Staaten obwalten, wo die Gesinnung des Oberforstmeisters von Schönbrunn noch weiter hinaufreicht; dachte daran, wie das Forstpersonal des armen Bauern Schaden zu verkleinern sucht; wie kümmerlich die Entschädigung dafür ausfällt, und es wundert Einen, daß nicht manches Ländchen — ein einziger Hirschpark ist.

Warum sind die Josephe so selten? —

Möge sich dann an diese Geschichte, die in unsere Zeit so recht hereinschaut, eine andere reihen, wahr und ächt wie diese, die denn auch nicht weniger ein „Gegenüber" dieser Tage ist; wobei ich, für meine Person, ausdrücklich erklären muß, daß ich über den Hauptgegenstand der Geschichte meine eigenen Gedanken hege, da ich, als alter Schulmeister, vielfach erfahren habe, daß es mit der Frechheit eine fatale Geschichte ist, die allemal dann folgt, wenn man den bösen Buben die Zügel schießen läßt.

Nichts für ungut und — ohne Vergleiche!

Der edle Kaiser Joseph hatte in seinem Oesterreich, wo es damals stellenweise am hellen Tage stichdunkel war — die volle Preßfreiheit eingeführt, das heißt, es durfte ein Jeglicher ungehindert seine Gedanken und seine Meinung über Staatshändel und Angelegenheiten drucken lassen in den Zeitungen und Büchern, nach seines Herzens Lust.

Der Kaiser dachte wohl, er würde in dieser Weise die Wahrheit hören, die anderweitig den weiten Weg bis zu seinem Ohre selten finde.

„Im Dunkeln ist gut munkeln," sagt das Sprüch-

wort, und dieser Meinung waren in Oesterreich Viele, die die Wahrheit und den Vortheil dieses Sprüchwortes aus einer langjährigen und nicht unangenehmen Erfahrung kannten. Sie waren daher erbitterte Gegner der freisinnigen Maßnahmen des Kaisers, und — wirkliche Feinde des edelsten Monarchen, der je eine Krone getragen hat!

Es ist leider so, daß die Menschen zwischen der Sache und dem Manne, der sie vertritt, niemals unterscheiden und es leicht vergessen, daß auch der Edelste irren kann und Fehlgriffe thut, die ja auch wieder, je nach dem Standpunkte, gar nicht als Solche angesehen worden. Daß bald ein zügelloses Treiben eintrat, war richtig; aber es wurde den „Herren" doch auch manches Töpfchen aufgedeckt, dessen Inhalt bis jetzt Niemand kannte. Für die, welche mit der Geschichte jener Tage genauer bekannt sind, erinnere ich nur an „die Löwen in den Klöstern Wien's und Oesterreich's, die **Fesler** an das Tageslicht brachte!!"

Daß es aber auch boshafte Schmähschriften regnete, daß, je nach dem Standpunkte, gute Einrichtungen bemäkelt wurden und die Bosheit sich in giftigen Anschuldigungen erging und wohlgefiel, war kaum anders zu erwarten.

Der Kaiser las sie, so weit möglich, alle, und Er selbst entging so wenig hämischen Angriffen, als irgend Jemand sonst.

Daß sie Ihm, der den edelsten und besten Willen hatte, wehe mögen gethan haben, wer wollte es bezweifeln? Aber er sagte: Jedes Licht wirft auch seinen Schatten. Das Recht kann das Unrecht nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten, und er unterdrückte darum seine Anordnung nicht, verfolgte auch Keinen, der ihn geschmäht, wie es sein edler und ebenbürtiger „Bruder an der Spree" auch that, sondern vergab großmüthig, wie der.

Seinen Herren Ministern ging es natürlich um kein Haar breit besser; aber sie konnten's gar nicht verwinden, und brachten dem Kaiser die gegen sie gerichteten Schmähschriften und Zeitungsartikel und führten die bittersten Klagen.

Der Kaiser hörte die tiefgekränkten und verletzten Herren

ruhig und lächelnd an. — Dann, als sie geendet, nahm er das Wort und sagte: Nun, meine Herren, geht es denn Mir besser, als Ihnen? Kennen Sie etwa die Schmähungen nicht, die man auf mich häuft? Verfolgt Mich etwa nicht der wüthendste Haß, die stechendste Bosheit, der giftigste Hohn und Spott?

Wissen Sie, wie ich es da mache?

Ist die Bosheit, Verspottung und Verhöhnung wahr, — dann benutze ich sie; prüfe mich und meine Schritte, und suche zu verbessern, was in mir, an mir oder außer mir angefochten worden ist; ist sie aber unwahr — oder trifft sie mich nicht, dann — meine Herren — lache ich herzlich darüber.

Machen Sie es gerade so, wie ich, und Sie kommen besser dabei weg und haben den unberechenbaren Vortheil, daß Sie sich bessern können, da wir Menschenkinder denn doch alle unser Bündel Fehler tragen, wie schon der alte Fabeldichter Aesopus richtig sagte.

Allein dabei ließen es die beleidigten Herren noch lange nicht; sie trugen vielmehr entschieden darauf an, den „bösen Mäulern" einen ordentlichen Maulkorb anzulegen und die Preßfreiheit aufzuheben.

Der Kaiser hörte ihre Gründe ruhig an, und nach einigen Augenblicken eines für die Herren nicht eben erquicklichen Schweigens, sagte der Kaiser: Meine Herren, glauben Sie, daß die Verfasser der Schmähschriften und schmähenden Zeitungsartikel Ihnen Unrecht gethan haben, so sind in meinem Reiche, wie Sie wohl wissen, Gerichte, die die Aufgabe haben, Recht und Ehre zu schützen. Belangen Sie sie vor den Gerichten, und, wie die Sache fällt, wird die Strafe des Gesetzes sie unnachsichtlich treffen, und Sie werden die vollste Genugthuung erlangen; aber — prüfen Sie sich einmal in der Einsamkeit offen, ehrlich und gründlich, und — finden Sie, daß die Anfeindungen Wahrheit enthalten, so — gehen Sie in sich und bessern Sie sich gründlich, und das freie Wort ist Ihnen dann ein Segen gewesen, den Sie gar nicht hoch genug anschlagen können.

Der Kaiser stand auf und die Herren waren in Gnaden entlassen.

Mit langen Gesichtern? — Vielleicht! Mit Unmuth und Zorn? Vielleicht!

Das aber sahen Sie ein, daß es mit ihren Plänen Nichts war und der Anlauf nicht einmal angenehm ablief. An seinen Maßregeln änderte Kaiser Joseph auch Nichts. Das aber hatte er durch diese Unterredung gewonnen, daß die Herren Minister und wer es sonst sein mochte, die sich verletzt fühlten, Ihn nicht mehr mit Klagen und Beschwerden behelligten. Sie wollten sich eine zweite Lektion, die offenbar der ersten, wie ein Ei dem andern, geglichen haben würde, nicht holen und — ich glaube, sie thaten im Grunde recht wohl daran!

13. Eines seltenen Herzogs seltener Taufpathe.

Die alte Zeit liefert uns manche Begebenheit, welche ihres Gleichen in unsern geschraubten und doch scharf scheidenden Zeiten nicht mehr hat und haben kann, und es finden sich Verhältnisse ganz absonderlicher, für uns höchst wunderſamer, kaum glaublicher Art.

Ich bin auf dem Wege geschichtlicher Nachforschungen einer Begebenheit begegnet, die ich meinen lieben Lesern hier erzählen oder vielmehr wiedererzählen will, und bemerke, daß sie urkundlich bewahrt ist und ich Nichts dazu gethan, Nichts davon gelassen habe! — Worauf aber die Geschichte besonders hindeutet, das ist das enge, freundliche, auf Vertrauen und Hochachtung gegründete Verhältniß zwischen Fürsten und

„Pfarrherren" aus den Tagen der Reformation oder Glaubensreinigung im sechszehnten Jahrhundert.

Es ist gewiß ein seltenes, aber auf das angedeutete Verhältniß ein klares Licht werfendes Lebensbild, das sich uns zwischen dem Herzoge Heinrich von Sachsen und dem Archidiakonus Apt zu Kemnitz darstellt, das aber den Mann im herzoglichen Hermeline und den Mann im schwarzen Chorrocke gleich hochstellt und uns Beide sehr nahe rückt in Liebe und Hochachtung. Wenn der fromme, edle Herzog den höchsten fürstlichen Ehrennamen: „Landesvater" im vollen Sinne verdiente, so war der würdige Diakonus zu Kemnitz ebenso hoch in seinem Lebenskreise durch den Namen: „Seelsorger" geehrt, den er in seiner hingebenden Treue vollkömmlich verdiente, und wenn der „Landesvater" die reiche Liebe seiner Unterthanen sich erworben und gesichert hatte, so trug den frommen Archidiakonus die reiche Liebe seiner Gemeinde und Aller, die ihn kannten. Wenn auch die Leute wohl wußten, daß ihr theurer „Landesvater" ihren theuern Seelsorger sehr hochhielt und gar oft nach Kemnitz geritten und mit seiner „Frau Liebsten" gefahren kam, um in der einfachen, alten Kirche zu Kemnitz das lautere Wort Gottes aus dessen gläubigem Munde zu hören und mit ihm zu beten, was er gar inniglich konnte, so dachte doch Niemand daran, was sich in den ersten Tagen des Augustmonats anno 1526 zutrug, an einem Tage des Herren, da der fromme Seelsorger aus der Kirche zu Kemnitz trat.

Vor allen Dingen muß ich aber eines glücklichen Ereignisses gedenken, welches am 31. Juli 1526 das Schloß zu Freiberg und Alle, die es bewohnten, mit rechter Freude erfüllte. Um die erste Stunde selbigen Tages nämlich genas die vielgeliebte, engelsmilde und sehr wohlthätige Frau Herzogin eines Söhnleins, und als es, nach der schweren Stunde der Angst, der glückliche Vater auf seine Arme nahm, trat er mitten in die Stube, hob das Kindlein gen Himmel empor und sprach in gläubig frommer Einfachheit, mit gen Himmel gerichteten verklärten Augen: „Herr, ich danke dir und spreche deinen heiligen Namen und vergesse nicht, was

du mir Gutes gethan hast! Ich will, unter dem Beistande deiner Gnade, das Kindlein in deiner Furcht und der Vermahnung zu dir erziehen! Segne es, Herr, und seine liebe Mutter! Amen!"

Und „Amen!" sprach oder lispelte vielmehr hinter den Vorhängen des Bettes ein Mutterherz und ein Muttermund, und ein Paar heißer frohdankender Thränen rannen über ein Paar jetzt noch gebleichter Wangen. Das war ein feierlicher Augenblick, der aber Zeugniß ablegte, weß Geistes Kinder die fürstlichen Eltern waren.

Es herrschte damals im Schlosse zu Freiberg, wie heute in jedem christlichen Hause, die Sitte, daß man alsbald an die heilige Taufe dachte, damit dankbare Herzen die herrliche Gottesgabe eines wohlgebildeten Kindleins dem Gnadenbunde dessen einverleibten, der in göttlicher Milde gesagt hatte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes!"

In Fürstenhäusern jener Tage, wie in denen unsrer Zeit, herrschte ebenfalls die Sitte, daß man zu Taufpathen gelichte und hochgeachtete Personen aus fürstlichen Familien, besonders solchen wählte, welche durch die Bande des Bluts oder der weiteren Verwandtschaft dem elterlichen Paare nahe standen. Die Mutter im Freiberger Schlosse überließ die Sorge dafür ihrem theuern „Eheherrn," der es in seiner Seele betend erwog, wen er um diesen Dienst der Liebe in gläubigem Vertrauen auf dessen gläubige Fürbitte und Segen erwählen würde; denn daß er das wohl erwägen würde im treuen Herzen, das wußte sie ja gewißlich. Der Herzog ging, obwohl mit einem Gesichte, das seine gehobene, dankbar fröhliche Stimmung ausdrückte, stille und sichtlich mit ernsten Gedanken umher, und als die fürstliche Wöchnerin gegen Mittag aus einem erquickenden Schlummer erwachte, da saß er, ihre Ruhe überwachend mit liebender Sorgfalt an ihrem Bette.

Sie legte, selig lächelnd, ihre schneeweiße Hand in die Seine und sah ihn liebevoll an, indem sie sagte: Ich habe erquickend geschlafen!

Gott sei gelobt dafür! erwiederte froh der fürstliche Vater, und fing dann an, mit ihr leise zu reden, daß es keine der dienenden Frauen verstand; aber die Wöchnerin nickte ihm beifällig lächelnd zu, und als er ihre Zustimmung erhalten, stand er auf, ging in sein Kabinet, setzte sich da an den Schreibtisch und schrieb den hier wörtlich genau folgenden Brief:

„Weil Wir zu Euch sonderliche Meinung tragen, begehren Wir, gütlich bittend, Ihr wollet am Sonnabend nach Himmelfahrt Mariä gegen Abend zu Freiberg bei Uns einkommen und Sonntags darnach Unsern Sohn, nach christlicher Ordnung, zum Sacrament der heiligen Taufe bringen helfen, alsdann des Kindes Pathe und Unser und Unserer lieben Gemahlin lieber Gevatter sein."

Alsdann folgte das Datum und der fürstliche Name nebst beigedrücktem Siegel mit dem fürstlichen Siegelringe. Das war ein rechter christlicher Gevatterbrief; aber die Adresse war dabei das Außerordentliche. Denn sie lautete: „An Unseren Lieben und Getreuen, den Archidiakonus Apt zu Kemnitz."

Als das fürstliche Schreiben zugelegt und zugesiegelt war, nahm es der Fürst in die Hand, ging in das Vorzimmer, und befahl dem Bedienten, sogleich einen Reitknecht zu bestellen, der nach Kemnitz zu dem Archidiakonus Apt reite, vorher aber zu ihm, dem Herzog, kommen müsse.

Es währte nicht lange, so stand der reisefertige Reitknecht vor dem Herzoge, empfing aus seinen Händen das herzogliche Handschreiben nebst mündlichem Gruße und mündlichem Bescheide.

Der gute, demüthige Archidiakonus Apt zu Kemnitz kam eben aus der Kirche, wo er einem Kindlein die heilige Taufe ertheilt hatte, und stand noch in seinem Amtskleide bei seiner Gattin, als ein herzoglicher Stallknecht auf keuchendem, schaumbedecktem Pferde in den Pfarrhof gesprengt kam. Was mag das bedeuten? fragte die Frau des Archidiakonus, nicht ohne ein heftiges Erschrecken.

Was erschrickst du denn, liebe Hausfrau? sagte, sanft verweisend, der Archidiakonus, was da kommt, kommt von dem gnädigsten Fürsten und geleitet von dem, der Alles wohl machet. Laß den Eilboten heraufkommen. Vielleicht ist unser Herr, der Herzog, so gnädig, uns die glückliche Entbindung der hohen Frau zu melden, daß die Flehgebete nächsten Sonntag mit einem Dankgebete enden sollen. Anderes wüßte ich nicht, was mir der hohe Herr sollte zu melden haben, und gebe Gott, daß es eine solche frohe Botschaft ist!

Er hatte kaum ausgeredet, so stand auch schon der Reitknecht vor ihm und überreichte ihm lächelnd das herzogliche Handschreiben.

Als er es gelesen, wich alle Farbe aus seinem Gesichte. Er wußte nicht, sollte das ein übel angebrachter Scherz sein oder was sonst? Aber der edle, fromme Fürst machte solche Späße nicht, welche das Heilige und Heiligste berühren und, das Schreiben war unterzeichnet: Heinrich, Herzog zu Sachsen m. p., was manu propria heißen soll oder zu Deutsch: „Mit eigner Hand geschrieben oder: eigenhändig." Das war kein Scherz, kein Ulz, noch weniger Spott! — Der Reitknecht, der das sah und ahnete, was die Seele des Geistlichen bewegte, sagte zu ihm: Ich sehe, hochwürdiger Herr, Ihr wollet irre werden an dem, was Ihr da leset; aber mein gnädigster Herr, der Herzog, lässet Euch noch mündlich durch mich begrüßen und wissen, daß er verhoffe, Ihr werdet Euch pünktlich zu seiner Freude einfinden, dieweil er Euch durch mich ein Reitpferd aus seinem Marstalle würde entsenden, auch bittet er um eine günstige Antwort. Da schwand der Zweifel, aber neuer Schrecken kam in die Seele des bescheidenen Mannes. Dennoch blieb keine Wahl übrig, er mußte schreiben.

Während denn nun seine eheliche Hausfrau dem herzoglichen Reitknechte das Beste, was sie hatte, zur Labung vorsetzte, benebst einem Kruge guten Goslarer Biers, saß an seinem Schreibtische der gute Archidiakonus und verfaßte ein Schreiben an seinen gnädigen Herrn, den Herzog, worin

Zu Seite 195.

ſich eine ebenſo tiefe Demuth, als innigliche Dankbarkeit für die ehrenreiche Gevatterſchaft ausſprach, und dies Schreiben nahm der Eilbote mit, und es machte dem Ehepaare im Schloſſe zu Freiberg eine große, ehrliche Freude. An dem beſtimmten Tage erſchien der herzogliche Reitknecht mit einem Reitpferde für den Gevatter zu Kemnitz. Der Archidiakonus ſaß auf und, begleitet von den Segenswünſchen ſeiner vor Freude und Glück ſtrahlenden Frau, ging's in raſchem Trabe nach Freiberg auf's Fürſtenſchloß. Dort glücklich angelangt, empfing der Herzog in Perſon den tiefergriffenen Geiſtlichen und führte ſeinen „liebwerthen Gaſt" in's Schloß ein.

Am andern Tage ſchritt im einfachen Amtskleide der Archidiakonus an der Seite ſeines Fürſten und Herrn, hinter dem Täufling, den eine adelige Dame des Hofſtaates trug, und gefolgt von einem glänzenden Zuge nach der Kirche zu Freiberg, wo der Archidiakonus alleiniger Pathe des jungen Prinzen war und ihm ſeinen Taufnamen: Auguſt beilegte.

Jetzt aber entſtand für den Pathen eine neue und vielleicht die größte Verlegenheit. — Die Sitte forderte, daß er, als Pathe, dem Taufkinde ein Taufgeſchenk gebe. Was hatte und was ſollte der arme Archidiakonus bieten? In ſeinem Beſitze war der goldene Hänkeldukaten, den ihm einſt ſein Pathe an einem blauen Bande um den Hals gehängt. Den nahm er, trat zu dem Täufling, küßte ihn auf die Stirne, und ſagte: Er habe nichts Koſtbareres ihm als Taufandenken zu geben, als den Hänkeldukaten, den einſt bei ſeiner Taufe ſein Pathe an demſelben Bande ihm angehängt habe. Es ruhe gewiß ein doppelter Segen darauf! Dann kniete er nieder, legte ſegnend die Hand auf des Kindes Stirne und betete für daſſelbe ſo ergreifend, daß heiße Thränen über die Wangen des Vaters und der Mutter kamen.

Der Herzog drückte des lieben Gevatters Hand auf's Innigſte und ſagte: „Den Dukaten ſoll der Prinz wohl in Ehren halten; aber Ihr hättet Euch, mein lieber Gevatter, eines ſo koſtbaren Gutes nicht entäußern ſollen! Mir iſt

es um Euer frommes Segensgebet geweſen, das der Herr gewißlich in Gnaden erhören wird!“

Nach dem Mahle verehrte der Herzog dem „lieben Gevatter“ als Gegengeſchenk einen ſchweren ſilbernen Becher, der bis zum Rande mit goldenen Dukaten gefüllt war.

Mit dieſer einfach wahren und rührenden Geſchichte, die uns in ein edles Fürſtenherz blicken läßt, beſchließe ich die Spinnſtube für dieſes Jahr, und empfehle Euch Alle, liebe Leſer, dem Schutze und der Gnade des Herrn, und bitte Euch, ſchließet den alten Spinnſtubenſchreiber auch in Euer Gebet ein.

Gnade und Friede von Gott, unſerm himmliſchen Vater, und dem Herrn und Heilande Chriſto Jeſu ſei mit uns Allen! Amen.

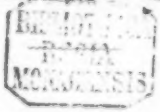

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn**, dem Spinnstubenschreiber.

Die letzte Giraffe oder Elefantenjagd im Sudan.
Gottes Finger. Eine Geschichte.
Der Lumpensammler von Paris. Eine Geschichte.
Scharnhorst. Ein Lebensbild.
George Washington. Ein Lebensbild.
Der Leibdiener.
Vier deutsche Heldinnen, aus der Zeit der Befreiungskriege.
James Cook, Leben und Thaten des weitberühmten Seefahrers.
Deutsche Treue. Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen.
Eroberung von Mexico nach J. Cortez.
Die Silberflotte, oder der Herr verläßt die Seinen nicht.
Zwei Ausbrüche des Vesuv's.
Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.
Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat.
Benjamin Franklin. Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika.
Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.
Hanns Conrad Escher von der Linth. Leben eines braven Schweizers.
Das Schloß-Robbrte. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz.
Olaf Thorlaksen. Eine Island. Geschichte.
Paulina. Die Verwanderin. Eine Geschichte von der Anfindung der Federviehe.
James Watt. Der Erfinder.
George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Todtenbe. Eine Geschichte.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Frz. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Farbengeschenk. Eine Geschichte.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben d. Feldmarschall Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Büblein.
Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Felsenleben Dr. Livingst.
Das Büblein v. Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Bovenfamilie von Clearfontein.
Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Freundläufer. Eine Geschichte aus den Tönen der Nordsee.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im ind. Inselmeere.
Die Bibersänger. Eine amerik. Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schüsling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Chr. Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Binde. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seppli. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friedrich's Kriegsfahrten aus 1813 und 1814. Eine Geschichte nach mündlichen Erzählungen.
Was sich einem armen Hirtenbüblein werden kann.
Die Eroberung von Constantinopel.
Die Petsjäger der Barbarenmagazine.
Maria Theresia, Kaiserin von Oesterreich.
Der Alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.

70 Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. oder 24 kr. rhein.

Jedes Bändchen einzeln zu haben! — Jedes Jahr erscheinen 5 Bändchen.

Ein Volksbuch von W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Maje.

Ein Volksbuch für Alt und Jung im deutschen Vaterlande

von W. O. von Horn.

Die Maje enthält Aufsätze aus der Natur- u. Weltgeschichte, Länder- und Gewerbskunde zur Belehrung und Unterhaltung, sowie Novellen, Geschichten und Lebensbeschreibungen. Die Tendenz der Maje ist auf alles Gute gerichtet.

Wie alle Schriften des wackeren Herausgebers einen sittlichen Boden haben, so bürgt auch hier der Name — W. O. von Horn — für eine tüchtige sittliche Führung, und es kann daher jeder Familienvater die Maje unbesorgt in die Hände seiner Angehörigen legen, denn jede Zeile ist rein und fern von aller Leichtfertigkeit.

Da fast keine Woche vergeht, die mir nicht Briefe bringt, in welchen zur Anschaffung in Volks- und Familienbibliotheken um einen billigeren Preis für die erschienenen acht Jahrgänge gebeten wird, so habe ich mich entschlossen,

diese acht Jahrgänge zusammengenommen zu Rthlr. 5 (statt Rthlr. 15.)

zu erlassen. Diese Jahrgänge sind nicht veraltet, da Zeitereignisse nie besprochen worden sind. Sie enthalten in 300 Bogen groß Lexicon 8° nur Original-Erzählungen und Artikel, worunter an 80 sonst noch ungedruckte von W. O. von Horn, ferner 84 treffliche Stahlstiche.

Johannes Scherer oder Tonsor, der Wanderpfarrer in der Unterpfalz. Von **W. O. von Horn.** Ein Lebensbild aus d. Jahren 1620—1641. Mit einer Abbildung. Preis 10 Ngr.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Mit einer Abbildung. Preis 10 Ngr.

Lehrgeld oder Meister Conrad's Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Mit 8 Abbildungen. Zweite Auflage. Preis 10 Ngr.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten. Von **W. O. von Horn.** Preis 15 Ngr.

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Glaser, Dr., Ludwig, die Naturkunde in ihrer Beziehung zu den gewöhnlichsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens, des Haushalts und der Feldwirthschaft, zur Bildung rationeller Haus- und Feldwirthe, sowie naturkundiger Hausfrauen leichtfaßlich dargestellt. Mit 106 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8°. 1856. Geh. (25 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Hamm, Dr. Wilh., „Lust, Leid und Trost der edlen Landwirthschaft." Lieder- und Lesebuch für den Landwirth in einer Auswahl von deutschen Gedichten. 20 Bog. 8° in illustrirtem Umschlag. Geh. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Heckler, Joh. Bapt., Fürstl. Metternich'scher Weinbergs-Inspector und Kellermeister zu Schloß Johannisberg. Weinbaulehre oder faßliche Anweisung zur Anlegung und Behandlung der Weinberge, zur Weinbereitung, Weinbehandlung ꝛc. Zweite vermehrte Auflage. 1858. 14 Sgr. 48 kr.

Metzen, Ph. J., Leichtfaßliche Anleitung zur Construction und Aufstellung aller regulären und declinirenden Sonnenuhren auf ebenen Zifferblättern. Mit 47 Holzschnitten. gr. 8. 1858. geh. 12½ Sgr. 45 kr.

Meyer, J. G., die landwirthschaftlich Buchführung für den mittleren Bauernstand und den größeren Gutsbesitzer. Mit liniirtem Schreibbuch, den Erndte-, Fruchtvorräthe-, Viehstands- und Dungregistern und einem Hausnotizbuch für den Landwirth. gr. 4°. 17½ Bog. Cart. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Schneider, Dr. H. K., die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange. In populären Briefen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. Dargestellt für Landwirthe, Lehrer und Gemeindevorstände. Vollständig in drei Bänden. I. Band: Der Ackerbau. (30 Bog.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — II. Band: Die Viehzucht. (19 Bogen.) Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. — III. Band: Garten-, Obst-, Wein- und Wiesenbau, landwirthschaftliche Gewerbe, Buchführung ꝛc. (26 Bogen.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Wild's praktischer Rathgeber. Ein Magazin wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher wie technisch-chemischer Erfahrungen für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen. Auf's Neue, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Prof. Dr. Rud. Böttger. Achte Aufl. 1862. (25 Bog.) 8°. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1868.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Titelbild und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Druck von Metzler & Heidelmeier in Frankfurt a. M.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruß, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit zwei Holzschnitten) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1867. (Mit Holzschnitt) 33
3. Was sich im Jahre 1645 in der alten Stadt Bacharach am Rhein zutrug. Nach der Chronik dieser Stadt von Meister Sebastian Fabian. (Mit einundzwanzig Holzschnitten) 35
4. Ein Stücklein von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. (Mit Holzschnitt) 128
5. Was ich meine. Eine Räthselgeschichte. (Mit Holzschnitt) 137
6. Altes Gold. (Mit Holzschnitt) 142
7. Nur ein Wirthshausschild. Eine holländische Geschichte, die auch ein Deutscher lesen kann. (Mit neun Holzschnitten) 144
8. Altes Gold 182
9. Ein Stücklein vom Herzoge Ernst, dem Frommen, von Sachsen-Coburg-Gotha 182
10. Ein Silberräthsel. (Mit Holzschnitt) 184
11. Rasche That und schwere Folge. Eine Begebenheit aus den Tagen der Badischen Revolution. (Mit vier Holzschnitten 185

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Da hab' ich in diesen Tagen so stille auf meinem Stüblein gesessen und hin und her simulirt, was ich Euch wohl in diesem Jahre unter die schönen Eingangsworte da oben schreiben möchte. Daß es kein lustig Stücklein sein dürfe, wie ich Euch wohl hier und da in der Spinnstube eines erzähle, damit Ihr auch einmal in euren Versammlungen recht herzlich lachen könnt, nun das bringen schon die Worte da oben mit sich. Denn wenn statt eines gewöhnlichen „Guten Tag" oder „Guten Abend" — der heilige Name Gottes zum Gruße gebracht wird, so will es sich ja doch gewiß für ein frommes Christenherz nicht schicken, solchen Gruß anders als mit stiller Ehrfurcht und heiligem Ernste zu empfangen; und wo gar der Herr Jesus Christus zum Troste gewünscht wird, da müssen ja unwillkürlich die Gedanken an Noth und Elend kommen, für die man solchen Trostes bedarf, ernste Gedanken also, denen ein lustig Stücklein gleich zum Anfange gewiß nicht zusagen würde.

Auch seid Ihr es ja nun schon seit Jahren gewöhnt, in jeder neuen Spinnstube zuerst ein ernstes Wort von mir zu

hören über diesen oder jenen Nothstand in unserem öffentlichen oder häuslichen Leben und über die Art und Weise, wie ihm abgeholfen werden könne und müsse; und der treue Herr und Gott, in dessen Namen ich alljährlich die Spinnstube zu Euch ausgehen lasse, wird ja wohl auch hier und da seinen Segen auf solch' ein Einleitungswort gelegt haben, daß es bei Dem oder Jenem eine gute Statt gefunden hat und ihm ein Führer auf den rechten Weg geworden ist.

Wie ich nun so dasitze und darüber nachdenke, was ich Euch wohl diesmal schreiben solle, tritt der Postbote herein und bringt die Zeitung. Nun bin ich zwar im Ganzen kein sehr großer Freund von den Zeitungen, weil ich mich allemal ärgere, daß man darin neben so manchem Anderen, was viel besser ungeschrieben und ungedruckt bliebe, auch so oft für sein gutes Geld noch mit Lügen tractirt wird. („Enten" nennen sie die Zeitungsschreiber selbst, weil sie, einmal losgelassen, so lustig durch die seichten Gewässer der Zeitungen schwimmen, wie eine Ente, wenn man sie am Morgen aus dem Stalle in den Teich läßt.) — Aber, wer irgend mit dem, was in der Welt vorgeht, in Bekanntschaft bleiben will (und für einen Spinnstubenschreiber ist das ja doch nöthig), — der muß wohl oder übel auch die Zeitung lesen.

So nehme ich denn das Blatt zur Hand, um es rasch zu durchlesen und mich dann an die Arbeit zu setzen. Allein damit sollte es so rasch diesmal nicht gehen. Denn eine der ersten Nachrichten der Zeitung, auf welche mein Blick fällt, ist die, daß sich in Frankreich an irgend einem Orte ein Verein junger Männer gebildet habe, die nicht eher an's Heirathen denken wollten, bis die Mütter ihren Töchtern eine mehr häusliche Erziehung geben und sie aus Modedamen und Putzäffchen zu tüchtigen, sparsamen Hausfrauen heranbilden würden. — Hat freilich nicht gerade so derb und deutsch in der Zeitung gestanden; denn das ist ja Franzosenart, jedem Dinge, auch dem häßlichsten, ein schönes, glänzendes Wortmäntelchen anzuhängen. Aber der feinen Worte klarer Sinn war es.

Hm, denke ich, das ist gar nicht so übel! Denn wie

manche traurige, ſchlechte Ehe, die ſowohl für die Ehegatten als auch für die daraus hervorgehenden Kinder eine Quelle leiblichen und geiſtlichen Verderbens iſt, würde verhütet werden, wenn es mehr häuslich und ſparſam erzogene Mädchen gäbe, denen das alte Sprüchlein in Fleiſch und Blut übergegangen iſt: „Die Hausthüre geht nach innen auf", oder auch das andere, nicht minder ſchöne und wahre Sprüchwort:

„Sammt und Seid' am Leib und Haus
Löſcht auf dem Herd' das Feuer aus."

Und von dieſen Gedanken bin ich denn nicht wieder los-, ſondern vielmehr immer tiefer in dieſelben hineingekommen, und all' die Noth, all' das Elend, welches durch leichtſinnige, ſchlechte Ehen in die ſchöne Gotteswelt hineingetragen wird und an ſo vielem Uebel in Haus, Kirche und Staat Schuld iſt, zog in oft erſchütternden Bildern mir an der Seele vorüber.

Halt'! dachte ich da mit Einem Male, das wäre ſo Etwas, was du einmal deinen lieben Freunden in der Spinnſtube zu ernſter Beherzigung vorlegen könnteſt! Und je mehr ich mir die Sache überlegte, deſto ernſter und wichtiger erſchien ſie mir. Da hab' ich mich denn hingeſetzt und mit einem herzlichen „Gott walt's!" begonnen, Euch, wie es im Nachfolgenden zu leſen ſein wird, ſo meine Gedanken mitzutheilen über die Art und Weiſe, wie eine rechte Ehe geſchloſſen werden ſollte und über Das, was man zumal vor dem Schließen dieſes heiligen, wichtigen Bundes bedenken und beherzigen muß, wenn derſelbe nicht eine Quelle des Unfriedens und des Unſegens werden, ſondern eine Quelle des Glückes und des Segens ſein ſoll.

Um Euch aber etwas Feſtes und leicht Behaltbares zu geben, hab' ich meine Gedanken an ein paar ſchöne Sprüchwörter angeknüpft, die in der That Wahrwörter ſind, und von denen ich wünſchte, daß ſie ſich euch Allen, Alten und Jungen, recht feſt und tief in Kopf und Herz einprägen möchten.

Da habt Ihr denn gleich das erſte, das da lautet:

Des Menſchen Freien
Sein Verderben oder Gedeihen.

Das macht ein wichtig Gesicht, nicht wahr? und geht gleich tief in's Zeug hinein. Und was es Euch sagen will, begreift Ihr leicht. Sein Sinn ist ja einfach der: Wer da freit und in die Ehe treten will, der hat damit einen ernsten, gar wichtigen und entscheidenden Schritt vor, der ihm entweder zu seinem Verderben oder zu seinem Gedeihen ausschlägt, entweder zu seinem Heile, und zwar nicht bloß für das zeitliche, sondern auch für das ewige Leben.

Da schüttelt aber vielleicht Der oder Jener den Kopf und meint, so gefährlich und bedenklich sei es doch nicht mit dem Heirathen. Denn wenn auch Einer vielleicht durch eine böse, schlechte Ehe für sein zeitliches Leben unglücklich werden könne, mit dem Tode sei das ja doch am Ende, und für sein Schicksal in der Ewigkeit käme doch gewiß darauf nichts an, was für eine Ehe er auf Erden geführt habe. Wenn er nur den Spruch Johannis 14,6 recht beherzigt und nach dem allezeit sein Leben gerichtet habe, so könne es drüben für ihn keine Noth haben.

Nun, ich will mir einmal vorläufig diesen Einwurf gefallen lassen und zunächst obiges Sprüchwort auf das zeitliche Leben beziehen. Da ist es doch also unbestreitbar richtig, daß des Menschen Freien sein Verderben oder Gedeihen ist, nicht wahr? und es braucht ja Einer nur ein Bischen hinauszusehen in das Leben, oder gar nur hineinzusehen in seine allernächste Umgebung, so werden sich ihm die Beispiele zahlreich genug bieten, durch welche die Wahrheit des Sprüchwortes da oben auf das Glänzendste bestätigt wird. Will einmal selber ein Paar erzählen, das mir aus eigener Erfahrung und Anschauung recht lebendig vor Augen steht.

Da kannte ich einen jungen Kaufmann, der in einem kleinen Landstädtchen wohnte und dessen Geschäft im blühendsten Zustande war, weil er stets gute Waare führte, mit einem mäßigen Profit vorlieb nahm und gegen seine Kunden außerordentlich höflich und freundlich war. Der hauste längere Zeit mit einer alten Magd, welche schon in seinem elterlichen Hause lange Zeit gedient hatte und nun ihn wie seinen Gehülfen auf das Beste verpflegte.

Als nun aber das immer mehr aufblühende Geſchäft es nöthig machte, daß Herr R... (ſo hieß der Kaufmann) noch zwei Ladengehülfen annahm, denen er nach guter alter Sitte Koſt und Logis im eigenen Hauſe geben wollte, da ward es doch der alten Katherine zu ſchwer mit dem Haushalte, und Herrn R... blieb nichts Anderes übrig, als an's Heirathen zu denken. Viel Zeit zum Freien ließ ihm aber ſein Geſchäft nicht, und ſo war er herzlich froh, als ihm gelegentlich einmal ein ſogenannter guter Freund, dem er von ſeinen Abſichten geſprochen hatte, die Tochter eines Geſchäftsfreundes aus der benachbarten großen Stadt als eine für ihn ganz paſſende Frau anpries. — Herr R... macht nun den Prozeß kurz und beſucht den Geſchäftsfreund, um ſich die Tochter desſelben einmal anzuſehen. Sie gefällt ihm und er ihr; der Herr Papa iſt auch ſehr freundlich und zuvorkommend; kurz es macht ſich ſo, daß Herr R... ſchon am anderen Tage als wohlbeſtallter Bräutigam nach Hauſe zurückkehrt. Ueber ſechs Wochen iſt dann die Hochzeit, und zwar eine ſo großartige und flotte, daß Herr R... mit Freuden daraus ſchließt, es müſſe der Herr Schwiegervater noch viel reicher ſein, als ihn das Gerücht und der gute Freund, der ihm zu dieſer Parthie gerathen, gemacht hatte. Und eine tüchtige Mitgift ſeiner Frau iſt ja für jeden Kaufmann etwas ſehr Erwünſchtes.

Die erſten Wochen der neuen Ehe, die man ja, wie ihr wohl wißt, die Flitterwochen nennt, iſt's dem Herrn R..., als ob der Himmel voll lauter Baßgeigen hinge. Sein Frauchen iſt ſo lieb und freundlich und lebt ſo ganz nur für ihn, daß ſie gar nicht aus dem Zimmer neben dem Laden herausgeht, um ja immer in ſeiner Nähe zu ſein; und für die Nachmittage weiß ſie immer ſo nette, kleine Ausflüge vorzuſchlagen, bald hierhin, bald dorthin, daß Herr R... ſelber ſeine Freude daran hat und es nicht über ſich gewinnen kann, ihr einen dieſer ſchönen Pläne zu verderben, wenn er auch mit heimlichem Seufzen an die vielen Briefe denkt, die drüben auf dem Arbeitspulte liegen und eigentlich heute hätten beantwortet werden müſſen.

So geht es denn eine gute Reihe von Wochen fort, bis dem Herrn R... allmählig doch zwei Dinge auffallend werden, einmal nämlich, daß seine liebe Frau so gar kein Interesse hat weder für das Geschäft noch für die Haushaltung; daß sie die alte Katherine nach wie vor Alles alleine im Hause besorgen läßt und auch nie von selber einen Fuß in den Laden setzt, um, wie sie es im Elternhause doch oft genug thun mußte, an besonders arbeitsreichen Tagen die drängenden Kunden befriedigen zu helfen, — dann zum Andern, daß der Herr Schwiegervater von der Mitgift gar nichts hören läßt, dafür aber bei dem Herrn Schwiegersohne immer neue, großartige Bestellungen seiner Artikel macht. —

Die erste auffallende Erscheinung veranlaßte nun eines Tages Herrn R..., seinem Frauchen darüber eine Bemerkung zu machen, die man einen ganz leisen Vorwurf hätte nennen können. Aber, aber — wie zieht sich da die schöne Stirn in Falten! Wie beginnen da die schönen Augen so seltsam zu leuchten, die ohnehin heute von frühe an nicht so klar wie gewöhnlich drein geschaut haben, weil Herr R... gestern Abend zum Ersten Male die Theilnahme an einer schönen Waldpartie für den heutigen Tag abgesagt hatte! Und wie wird's gar Herrn R... erst zu Muthe, als nun derselbe Mund, aus dem bisher nur Liebesworte geflossen waren, kurz und rund und in nicht gar holdseligem Tone auseinandersetzt, daß Madame R... sich keineswegs dazu hierher in das kleine Nest verheirathet und die Vergnügungen der großen Stadt geopfert habe, um hier jetzt die Hausmagd oder gar die Ladenjungfer zu spielen und den Kunden die Viertelpfündchen Salz oder Kaffee auszuwiegen, sondern daß sie sich vielmehr, so viel es hier möglich sei, ihres jungen Lebens freuen wolle, u. s. w., u. s. w.! — Anfangs ist Herr R... ganz bestürzt und weiß kaum etwas zu antworten; aber bald ermannt er sich und fühlt sich nun gedrungen, mit bestimmten, wenn auch ruhigen Worten, seiner theuren Ehehälfte ihren Standpunkt klar zu machen. Aber nun ist's erst recht als ob Oel in's Feuer gegossen

wäre, und es ergießt sich aus dem schönen Munde eine solche Fluth der rohesten und gemeinsten Schimpfwörter über den Herrn Gemahl, daß der froh ist, als einmal eine kleine Ebbe in dem Redestrom eintritt, in sein Arbeitszimmer entschlüpfen zu können, und nun mit entsetzlicher Klarheit vor Augen sieht, was für einen köstlichen Schatz er für sich und sein Haus gewonnen habe.

Und über den anderen, auffallenden Punkt mit dem Herrn Schwiegervater kriegt er auch nach ein paar Tagen eine entsetzliche Klarheit. Denn der Herr Schwiegervater erklärt seinen Bankerott, und Herr R... darf nicht bloß der gehofften Mitgift Adieu sagen, sondern auch das bedeutende Conto des Herrn Schwiegerpapa in seinen Büchern streichen, da für die zahlreichen Geschäfts-Gläubiger des Herrn Papa auch nicht das Mindeste übrig bleibt, nachdem die Hypothekar-Gläubiger befriedigt sind.

Mit großer Noth entgeht Herr R..., dessen noch junges Geschäft solch schwere Verluste nicht leicht erträgt, dem gleichen Schicksale, das den Herrn Papa betroffen hat; aber einer Verkleinerung seines Geschäftes kann er sich nicht entziehen und muß die Gehülfen entlassen. Jetzt bequemt sich auch wohl je und dann die Frau Gemahlin, im Geschäfte mitzuhelfen, wenn ihr Herr R... in kurzen Worten die Nothwendigkeit vorhält; aber sie thut es mit so unfreundlicher und verdrießlicher Miene und behandelt die Kunden so barsch und unhöflich, daß Herr R... bald mit Schrecken gewahr wird, wie die Zahl derselben von Tag zu Tage abnimmt und seine Geschäfte immer flauer gehen. Vorwürfe, die er darum seiner Frau macht, fruchten nichts, führen vielmehr zu immer größerem Unfrieden im Hause, zu einer immer mehr wachsenden Abneigung der beiden Ehegatten, denen ohnehin wegen des mangelnden Kindersegens das einigende, versöhnende Band fehlt.

Nun, um es kurz zu machen: nach etwa drei Jahren seiner unglücklichen Ehe ist Herr R... so weit, daß er, wenn er nicht auch Bankerott machen will, sein Haus und Geschäft verkaufen muß, und sich dann eines schönen Mor-

gens mit den Trümmern seines Vermögens aus dem Staube macht, indem er seiner lieben Frau überläßt, wieder zum Herrn Papa heimzukehren. Was dann aus ihm geworden ist, hat Niemand erfahren. —

Nun, was meint Ihr, Gevatter, ließe sich über diese Geschichte nicht gar wohl das Sprüchlein als Ueberschrift setzen: „Des Menschen Freien sein Verderben?"

Und nun als Gegenstück eine andere kurze Geschichte auch aus meiner eigenen Erfahrung!

Da wohnte nicht weit von mir ein junger Schneider (auf Ort und Namen kommt es ja nicht an), der hatte zwar draußen in der Fremde, zumal in der großen Hauptstadt Paris, sein Handwerk vortrefflich gelernt und arbeitete, nachdem er sich bei einer alten Wittwe zur Miethe gesetzt hatte, so fix und nett, daß sich der Kreis seiner Kunden von Tag zu Tage erweiterte. Aber er hatte auch draußen in der Fremde, und vielleicht auch vorzüglich in der großen Hauptstadt Paris, noch etwas Anderes gelernt, was sich mit der Sittsamkeit, die ein ordentlicher Schneider haben muß, schwer vereinigen ließ, nämlich das Trinken und das Spielen. Kaum begann der Abend zu dämmern, so hatte es mit dem Sitzfleisch ein Ende bei ihm, und, mochte auch die Arbeit noch so sehr drängen, er mußte fort in das Wirthshaus und zu seiner Spielgesellschaft, die er bald gefunden hatte. Denn Gleich und Gleich gesellt sich gerne, sagte der Teufel zum Kohlenbrenner; da waren sie alle beide schwarz.

Was das Ende vom Liede war, läßt sich leicht denken. Die Arbeit blieb liegen, weil jeder Arbeitstag einen sehr bläulichen Vormittag hatte; die Kunden verzogen sich allmählig, wenn auch ungerne von wegen der schönen Arbeit, und nach etwa zwei Jahren war es so weit, daß Meister Kr.... oft gerne in's Wirthshaus gegangen wäre, wenn er Geld gehabt, oder wenn der Wirth ihm noch etwas geborgt hätte.

Da kommt einmal zu seiner Hauswirthin, der alten Wittwe, eine junge Nichte zu Besuch, die meinem Meister gewaltig in die Augen sticht und ihn mit Heirathsgedanken

erfüllt. Er thut dieſe Gedanken ſo hinten herum ſeiner Wirthin kund; aber die will natürlich nichts davon hören und greift die Gelegenheit beim Schopfe, dem Meiſter einmal ein Kapitel zu leſen über ſeinen Leichtſinn und ſeine Liederlichkeit, wie er ein gleiches noch nicht zu hören bekommen hat. Der läßt ſich aber dadurch nicht abſchrecken, ſondern legt ſich auf das Verſprechen und Bitten, daß der guten alten Frau das Herz ordentlich weich wird, und ſie es nicht laſſen kann, dem Nichtchen am Abende die Abſichten des Meiſters mitzutheilen. Die nun wird roth bis hinter die Ohren, als die Tante nur den Namen des Meiſters nennt; denn der junge ſchmucke Meiſter hat ihr auch gleich in die Augen geſtochen, und ſie hat manchmal heimlich geſeufzt, wenn ihr die Tante von ſeinem Leichtſinne und ſeinem Herunterkommen bedauernd erzählte. Es wird den ganzen Abend über die Sache hin und her geredet, und da das Nichtchen eine arme Waiſe iſt, die bei andern Leuten ihr Brod ſuchen muß, der Meiſter aber bei all' ſeinem Leichtſinne ein gutmüthiger Menſch, von dem man hoffen darf, eine tüchtige Frau werde ihn wieder in's rechte Geleiſe bringen, ſo gehen am Ende Nichte und Tante mit dem Gedanken zu Bette, daß Meiſter Kr.... mit ſeinen Abſichten nicht geradezu abzuweiſen wäre. Ja bei der Nichte iſt's ſchon ſo ziemlich feſter Entſchluß, es in Gottes Namen mit Meiſter Kr.... zu verſuchen.

Kurzum, die Sache macht ſich, und nachdem Meiſter Kr.... ſeine Verſprechungen, ein anderer Menſch werden zu wollen, genugſam wiederholt hat, wird in aller Stille Verlobung gehalten und bald darauf Hochzeit. Die Tante richtet das neue Hausweſen ein; und als Meiſter Kr.... jetzt wirklich nicht mehr in's Wirthshaus geht, ſondern ſich als geſetzter Ehemann beträgt, da kommt bald dieſer, bald jener frühere Kunde wieder, der noch des Meiſters ſchöne und gute Arbeit nicht vergeſſen hat, und probirt's noch einmal mit ihm. Kurz, Meiſter Kr.... hat bald wieder Arbeit die Fülle. Wohl ſieht er jetzt, wo er wieder Geld einnimmt, oft noch des Abends ſehnſüchtig durch's Fenſter

nach den hell erleuchteten Fenstern des Löwenwirths und denkt an die fröhlichen Abende, die er ehemals dort zugebracht hat; aber da unter den Ehepacten, welche die Tante wohlweislich selber festgesetzt hatte, der oben an stand, daß die junge Frau die Kasse führen müsse, so schämt sich Meister Kr.... doch, seiner Frau Geld für das Wirthshaus abzufordern und bleibt stille zu Hause. Allmählig lernt er denn, daß auch zu Hause das Dämmerstündchen schön ist, wenn er mit der Tante und der jungen Frau am Oefchen sitzt und diesen von seiner Wanderschaft gar staunenswerthe Dinge erzählt. Und wenn dann das Licht angezündet wird, und die beiden Frauen rasch wieder zur Arbeit greifen, so thut auch er das, und bei den freundlichen Gesprächen, welche die beiden Frauen immer zu unterhalten verstehen, fördert ihm die Arbeit, er weiß gar nicht, wie.

So wird Meister Kr.... unter der Hand ein ganz sittsamer Mann; unter den Händen seiner fleißigen und sparsamen Frau wächst von dem verdienten Geld allmählig ein kleiner Schatz heran, an welchem Meister Kr.... selbst noch größere Freude hat, als seine Frau, und von dem er sich's gar nicht einfallen läßt, auch nur einen einzigen Groschen dem Löwenwirth in seinen bodenlosen Geldbeutel zu werfen. Die Kundschaft kommt nun immer reichlicher; es müssen sogar zwei Gesellen angenommen werden, denen ja doch nun Meister Kr.... erst recht mit gutem Beispiele voranzuleuchten hat — und siehe da, aus dem windigen, leichtsinnigen Schneiderlein ist nach etlichen Jahren schon durch die tüchtige Frau und unter Gottes Segen ein wohlbehaltener, angesehener Bürger des Städtchens geworden, den seine Mitbürger gar vor Kurzem in den Stadtrath gewählt haben.

Nun, Gevatter, und was für einen Titel würdet Ihr über diese Geschichte setzen? — Etwa einen anderen als den: „Des Menschen Freien sein Gedeihen?"

Wenn ich aber nun vorhin gesagt habe, nicht bloß Gedeihen oder Verderben im zeitlichen Leben hänge vom Freien und dem darauf folgenden Ehestande ab, sondern auch Ver-

derben oder Gedeihen im ewigen Leben, ſollte das denn wirklich zu viel behauptet geweſen ſein? Nun ſeht Euch doch noch einmal die beiden eben erzählten Eheſtands-Exempel an, lieben Freunde! Was meint Ihr, wenn der Herr R. . . . dort auch ein ganz frommer Menſch geweſen wäre, ein treuer, gläubiger Chriſt, der, wie es einem Chriſtenmenſchen geziemt, Gebet und Gotteswort ſeine tägliche Speiſe ſein ließ und die unvergänglichen Güter des Reiches Gottes ſeines Herzens Verlangen — (NB. er iſt das aber nicht geweſen, ſonſt hätte er das Hauskreuz, das er ſich durch ſein unbeſonnenes, leichtſinniges Freien doch ſelber aufgeladen hatte, mit Geduld und Ergebung getragen und hätte es nicht durch ſein Davongehen eigenwillig abgeworfen) — aber geſetzt den Fall, er wäre es geweſen vor ſeiner Heirath, was meint Ihr, würde er es auch wohl geblieben ſein in ſeiner Ehe? — Würde nicht vielmehr der tägliche häusliche Unfriede ihm das Herz verbittert und ihn an Dem gehindert haben, was ja doch zum Gedeihen des inwendigen geiſtlichen und zum Gewinne des ewigen Lebens dem Chriſtenmenſchen ſo nöthig und unentbehrlich iſt wie das Waſſer dem Fiſche, wie Regen und Sonnenſchein der Pflanze: an dem täglichen, herzlichen Gebete? Würden nicht die Sorgen um Geld und Gut, als es durch die Trägheit und Verkehrtheit ſeiner Frau mit ſeinem Geſchäfte immer mehr den Krebsgang ging, ihn ſo ganz und gar in Anſpruch genommen haben, daß er am Ende die Sorge um ſein Seelenheil, das Trachten nach dem Reiche Gottes und ſeinen Gütern ganz verſäumt und vergeſſen hätte? — Würde er ſich nicht gar leicht und bald durch ſeine gedrückten Verhältniſſe zur Sonntagsarbeit haben verführen laſſen, oder gar zur Uebervortheilung ſeiner Kunden im Handel, zu Lug und Betrug und Schlechtigkeiten aller Art? — Nun, und wer weiß, ob er nicht auch ſo vielleicht ein Ende mit Schrecken genommen hat, da man nie wieder etwas von ihm gehört, ob er nicht am Ende gar in ſeiner Verzweiflung, die ihn von dannen getrieben, Hand an ſich ſelbſt gelegt hat und ſo dem ewigen Verderben unrettbar verfallen iſt?

Und nun Nr. 2: Wenn jene wackere Frau des Schneidermeisters Kr.... eine ebenso gute Christin gewesen ist, als sie eine tüchtige, resolute Hausfrau war (und ich freue mich, Euch versichern zu können, daß sie es nicht nur gewesen ist, sondern daß sie es noch heute ist), — wie wird sie sich dann alle erdenkliche Mühe gegeben haben, ihren Mann nicht bloß von seinem Leichtsinne zu kuriren und ihn zu einem fleißigen, ehrbaren Handwerksmanne zu machen, nein, wie wird sie auch nichts unterlassen haben, ihn auf den Weg des Heils, auf den Weg des wahren Christenthums zu führen! Wie wird sie nicht allein für ihn gebetet haben aus treuliebendem Herzen, sondern wie wird sie auch mit Bitten und Schmeicheln, mit Mahnen und Warnen, unermüdlich gewesen sein, bis er sich entschloß, mit ihr zu beten, und, wie es für ein Christenhaus sich geziemt, und eines christlichen Hausvaters heiligste Pflicht ist, jedes Tagewerk mit Gebet und Gottes Wort zu beginnen und zu beschließen! Wie wird sie ihn am Sonntage, wenn er noch den Vormittag zur Arbeit verwenden wollte, wie es ja leider schnöde Handwerksunsitte ist, davon abgehalten und zum Kirchgange beredet haben, damit er nicht bloß an Geld und Gut reich werde, sondern auch reich in Gott!

Ja, ja, liebe Spinnstubenfreunde, ich lasse mir nichts daran abdingen, daß es der Sinn des Sprüchwortes da oben ist, es sei ebensowohl für das ewige, wie für das zeitliche Leben des Menschen Freien sein Verderben oder Gedeihen. Denn Ehegatten sollen sich ja nach des Herrn Willen gegenseitig Gehülfen sein; aber gewiß nicht allein für des zeitlichen Lebens Mühe und Arbeit, — denn was wäre sonst für ein Unterschied zwischen Mann und Frau oder Knecht und Magd? — sondern vor allen Dingen auch für die viel wichtigere und nothwendigere Arbeit, die der heilige Apostel Paulus im Briefe an die Philipper so ernst einschärft mit den Worten: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern!“ — Hat sich nun aber Jemand an seinem Gemahl einen schlechten Gehülfen zu dieser Arbeit erwählt, oder gar einen Gehülfen, der von solcher Ar-

heit gar nichts weiß und auch nichts wiſſen will, ja, der ſolche Arbeit bei dem Andern noch zu ſtören und zu hindern ſucht, wie ſoll der in ſolcher Arbeit vorankommen? — —

Merkt's alſo, lieben Freunde, es iſt nach allen Seiten hin und in jedem Stücke ein hochwichtiges Ding um das Freien eines Menſchen, und darum auch hochnöthig für Jeden, es damit nicht leicht zu nehmen, ſondern das andre Sprüchwort dabei recht zu beherzigen:

Erſt beſinn's, dann beginn's;
Erſt wäg's, dann wag's!

Ach, wer vermag es alle zu zählen das Elend und Herzeleid, welches durch leichtſinniges, unbedachtes Freien ſchon entſtanden iſt und noch täglich entſteht! Wer vermag ſie zu beſchreiben die Noth und die Trübſal, die ſchon ſo manch Einer ſelbſt über ſich heraufgeführt hat, weil er nicht vor ſeinem Freien obiges Sprüchwort bedacht und befolgt hat: Erſt beſinn's, dann beginn's; erſt wäg's, dann wag's!

Sehet, jene erſte Eheſtandsgeſchichte, die ich Euch da vorne erzählt habe, iſt ſie denn nicht gleich ein deutlicher, handgreiflicher Beweis dafür, wie es nimmer gut gehen kann, wenn Einer beim Freien dies Sprüchlein vergißt? — Hätte Herr R... es erſt beſonnen, ob denn auch die Tochter ſeines Geſchäftsfreundes zu ihm paſſe und ob ſie auch wohl eine Hausfrau werden würde, wie er ſie brauchte; hätte er, ſtatt auf das Rühmen und Preiſen des guten Freundes ſich zu verlaſſen, ſelber die Augen aufgethan und geprüft, auch zu ſolcher Prüfung ſich etwas mehr Zeit genommen, als den Einen Tag: wer weiß, ob er's dann begonnen hätte, was nachher das Elend ſeines Lebens ausmachte und den Grund zu ſeinem Verderben abgab?

Drum wohlgemerkt, lieber Freund: wenn Du freien willſt und mußt, ſo beſinn's erſt, was Du beginnen willſt und denke nicht, Du dürfeſt nur ſo, wie man zu ſagen pflegt, mit gleichen Füßen in den Eheſtand hineinſpringen! Denn, wenn irgendwo, ſo gilt hier beim Freien das goldene Sprüchlein: **Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.**"

Fang' aber vor allen Dingen das Beſinnen bei Dir ſelber an und prüfe erſt Dich mit rechtem Ernſte, ob Du es denn auch mit gutem Gewiſſen wagen darfſt, zur Ehe zu ſchreiten und einen Hausſtand zu gründen!

Sieh' Dich zunächſt einmal darauf an und frage Dich, ob du denn auch im Stande biſt, eine Frau und vielleicht ein Häuflein Kinder zu ernähren und mit Ehren durch die Welt zu bringen.

S' iſt das freilich eine Frage, die ſich ſo nüchtern und hausbacken anhört, daß ſie die allerwenigſten Eheſtands-Candidaten mit ihren roſigen Träumen von ehelichem Glücke mögen an ſich herankommen laſſen — aber, wie nöthig iſt ſie doch, und wie viele unglückliche Ehen würden verhindert werden, wenn ſie nicht bloß Jeder, der da freien will, ſelber an ſich thäte, ſondern wenn auch die Obrigkeit Jeden, der da heirathen will, zuerſt einmal über dieſe Frage in's Gebet nähme und ihm das Heirathen wehrte, wenn er nicht im Stande iſt, ſie zu voller Zufriedenheit zu beantworten.

Ei, Spinnſtubenſchreiber, höre ich da freilich rufen, was für altfränkiſche, vorſündfluthliche Anſichten! Und wenn ich mich dann neben den Rufer ſetzte und ihm zuhörte, wie würde er mir dann jedenfalls mit bedauerndem Lächeln zu beweiſen ſuchen, daß ſolche Anſichten für das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr paßten, daß ein ſolches Eingreifen der Obrigkeit in die perſönliche Freiheit des Menſchen jetzt in der Zeit des Fortſchrittes ein längſt überwundener Standpunkt wäre, und wie ſeine Redensarten etwa noch weiter lauten möchten.

Aber, lieber Freund, Du machſt damit dem alten Spinnſtubenſchreiber doch ſeinen Gaul nicht ſcheu; denn er iſt alt genug geworden, um dieſe Sorte von Fortſchritt in ihrem wahren Werthe würdigen zu können, und es darf's ihm Jedermann friſchweg glauben, daß es viel beſſer ausſah in der Welt, daß es viel weniger Noth und Elend, viel weniger Bettelei gab, daß man viel weniger Gefängniſſe und Rettungshäuſer brauchte, und einen viel tüchtigeren, ſolideren Mittelſtand hatte, als man noch nicht ſo weit fortgeſchritten

war in den Anſichten über perſönliche Freiheit und dergleichen, als noch Verlobte, ehe ſie heirathen durften, vor der Obrigkeit, weltlicher oder geiſtlicher, das ſogenannte „Brauteramen“ beſtehen mußten, worin ſie auch darüber befragt wurden und darüber ſich ausweiſen mußten, daß ſie im Stande ſeien ein Hausweſen zu führen und zu erhalten. — Wenn aber heutzutage die perſönliche Freiheit ſo weit ausgedehnt wird, daß jeder unreife Bube ein Hausweſen gründen darf, wenn er auch kaum im Stande iſt, ſich ſelber zu ernähren, iſt denn das nicht ein Fortſchritt zum Erbarmen? Iſt das nicht ein Fortſchritt, bei welchem nicht allein der ſittliche Zuſtand, ſondern auch der äußere Wohlſtand ſo mancher Gemeinde ſchier die Beine zerbricht, wenn nicht gar den Hals? Iſt's nicht ein Fortſchritt, bei welchem man gar lebhaft an den Krebs erinnert wird, der auch immer fortſchreitet oder beſſer: ſich fortſchnellt, aber dabei immer weiter — — rückwärts kommt? —

Nun, Gott beſſ're es mit ſolchem Fortſchritte, und gebe allen Denen, die eine Ehe beginnen wollen, recht ernſte Gedanken und ein recht eifriges, ſorgſames Beſinnen auf ſich ſelbſt!

Und wie gut wäre es, um das ja nicht zu vergeſſen, wenn Jeder bei ſolchem Beſinnen auch daran denken wollte und darüber ſich Rechenſchaft geben, ob denn auch der geſchickte und fleißige Arm, mit welchem er ſeine Haushaltung hofft erhalten und vorwärts bringen zu können, an einem geſunden und kräftigen Körper ſitzt! Oder iſt es nicht ein Jammer, wenn man ſolche Leute zur Ehe ſchreiten ſehen muß, deren ganzes Ausſehen von Krankheit und Hinfälligkeit zeugt, und bei denen man unwillkürlich hinter dem Brautzuge ſchon den Leichenzug zu ſehen meint, hinter der Hochzeitsfreude das Wittwenleid? Iſt es nicht eine verabſcheuungswerthe Selbſtſucht, eine unverantwortliche Gewiſſenloſigkeit, wenn Einer vielleicht gerade deshalb in die Ehe tritt, um an ſeinem Weibe eine gute Pflegerin zu haben, denkt aber nicht an das Elend, welches hintennach kommt, wenn er über Kurz oder Lang die Augen ſchließen muß und

dann eine hülflose Wittwe und vielleicht ein paar arme Kinder hinterläßt, die von dem Vater nichts als das traurige Erbtheil eines kiechen, gebrechlichen Körpers überkommen haben? Gilt es da nicht auch in diesem Stücke für Jedes, Mann oder Weib, sich wohl zu besinnen, ehe es unternimmt und beginnt, eine Ehe zu schließen?

Doch das Besinnen vor dem Beginnen soll nicht bloß bei der eigenen Person stehen bleiben; nein, es soll sich vor allen Dingen auf Den oder Die erstrecken, mit welcher man die Ehe schließen will. D'rum fügt ja das Sprüchwort da oben zu dem ersten Theile: Erst besinn's, dann beginn's — noch den zweiten hinzu: Erst wag's, dann wag's.

Aha, denkt denn da Mancher, das ist einmal ein vernünftiges Sprüchwort, welches da klar herausſagt, was bei dem Freien die Hauptſache ist?

Denn bei dem „Wägen" fällt ihm die Wage ein, die da zeigt, wie schwer Etwas ist; und das Wörtchen „schwer" erinnert ihn an so und so viele Säcke voll Geld, oder an so und so viele Morgen Aecker und Wiesen, darauf man vor Allem beim Freien zu sehen habe.

Doch halt, lieber Freund! Thu' dem Sprüchworte keine Ungebühr an, indem Du dafür hältſt, es wolle Dir rathen, beim Freien vornämlich auf Geld und Gut zu sehen. — Allerdings hängt das Wörtlein „wägen" sehr enge und genau mit der Wage zuſammen; aber mußt Du denn dabei gerade an solch eine Wage denken, darauf man Geldsäcke abwägt? Sieh, es gibt ja auch noch andere, viel feinere Wagen, und wenn Gott der Herr dort dem Könige Belsazar mit feurigen Buchſtaben an die Wand schreibt: „Ich habe dich gewogen und zu leicht erfunden", so hat er ja gewiß eine andere Wage dazu gebraucht, als die gewöhnliche, die da angibt, wieviel Centner oder Pfund Etwas wiegt, dieſelbe vielmehr, womit wir Alle einſt gewogen werden ſollen am jüngſten Tage, und auf welcher Deſſen Schale am tiefſten ſinken wird, der am meiſten hienieden von der Mammonsliebe und dem Mammonsdienſte frei geweſen iſt und am meiſten geiſtige und himmliſche Güter gewonnen hat.

Nun denn, ſo denk' einmal an eine ſolche Wage bei dem Sprüchworte da oben, an ſolch' eine geiſtige Wage, wenn ich ſo ſagen darf; dann wirſt Du den Sinn dieſes Sprüchwortes beſſer errathen. Daß es aber auf keinen Fall in ſo grobem äußerlichem Sinne gefaßt werden darf, als wolle es das Abwägen des Vermögens beim Freien recht empfehlen, das geht ja auch ſchon daraus hervor, daß es ſagt: erſt wäg's, dann wag's. Daß es alſo zugibt, es ſei bei dem Wägen, das es empfiehlt, immer noch einige Gefahr und es ſei ein Wagniß, ſich auf dieſes Wägen ganz feſt zu verlaſſen. Das iſt ja aber durchaus nicht mehr der Fall, wenn Einer recht ſorgfältig erwogen und gewogen hat, wie ſchwer an Geld und Gut die Erwählte iſt, und wenn er faſt bis auf den Thaler weiß, wieviel Mitgift er zu erwarten hat. Da iſt's ja nun kein Wagniß mehr, wenn er ſein Rechenexempel abſchließt (will ſagen: wenn er die Gewogene und ſchwer genug Erfundene heimführt); er weiß ja gewiß, welches Facit herauskommen muß, und daß ihn ſeine Rechnung nicht trügt.

Doch, weil nun einmal die Rede darauf gekommen iſt, wollen wir zunächſt bei dieſen Freiereien ſtehen bleiben, die nichts anderes als Rechenexempel ſind, und bei denen, wenn nur die Acker- oder Thalerſumme klappt, nach nichts, oder wenigſtens nach nicht viel Anderem gefragt wird. Sind ja doch heutzutage, wo das Sprüchwort: „Geld regiert die Welt," mehr denn je Wahrheit hat, unter hundert gewiß neunzig ſogenannte Geldheirathen!

Wißt Ihr aber, lieben Freunde, was „die Weisheit auf der Gaſſe," das Sprüchwort über ſolche Geldheirathen urtheilt? Da lautet das Urtheil ſo:

„Die Geldheirathen hat alle der Teufel gekuppelt!"

Klingt nicht eben fein, iſt aber ſo; und man braucht ja wahrlich nirgends, weder auf dem Lande noch in der Stadt, weit zu gehen, um die Wahrheit dieſes Sprüchwortes oft in grauſiger Weiſe beſtätigt zu ſehen.

Schaut denn nun einmal hin auf ſo ein paar Ehen,

bei deren Schließung das Geld, der Reichthum das Band war, welches die Hände der Brautleute vereinigte: wie sieht es denn darinnen aus?

Nun antwortet Ihr mir vielleicht im Hinblicke auf einen bestimmten Fall, ganz gut! Die Leute haben ihr prächtiges Auskommen, von Zank und Streit hört man zwischen ihnen nicht das Mindeste und sie leben ganz glücklich mit einander.

Mag sein, daß Ihr damit denn auch in einem einzelnen Falle ganz recht habt. Denn es ist ja so, daß der liebe Gott oftmals in seiner Erbarmung gut macht, was menschliche Thorheit und Verblendung, oder des Teufels Bosheit böse gemacht hatte, und daß er durch seine wunderbaren Lebensführungen gar manchmal statt des silbernen oder goldenen Bandes, welches anfangs nur die Eheleute an einander knüpfte, andere, bessere und heiligere Bande zwischen ihnen zu knüpfen weiß, durch die auch die Herzen umschlungen und einander nahe gebracht werden.

Aber geht es denn etwa immer so bei allen Geldheirathen, daß dieselben so hell leuchtende Zeugnisse der göttlichen Erbarmung und Langmuth werden?

Seht Euch nun auch einmal einen anderen Fall an. Da herrscht denn zwar zwischen den Eheleuten auch gerade kein Zank und Streit, sondern sie gehen beide ruhig, kalt und gleichgültig neben einander her. Jedes thut, was ihm obliegt, aber Keines kümmert sich viel um das Andere; nur darin sind sie Eins, daß sie Alles aufbieten, das zusammengeheirathete Gut recht zu vermehren und möglichst viel zusammenzuscharren, und, wenn ihnen das gelingt, sind sie zufrieden und haben kaum mehr einen anderen Wunsch.

Ist's so, nun dann sind eben in dieser Ehe zwei Geldsäcke neben einander gestellt worden, die alle beide schon vor der Hochzeit statt warmer, lebendiger Herzen einen Gold- oder Silberklumpen in der Brust trugen und schon da kein höheres Lebensziel kannten als: Reichthum und wieder Reichthum. Proficiat!

Aber, möchte ich fragen, kann und darf denn solch ein Nebeneinanderstehen zweier kalter, todter Geldsäcke wirklich

eine Ehe genannt werden? Kann da von ehelichem Glücke die Rede sein? Kann da das letzte und herrlichste Ziel des Ehestandes, daß die Gatten einander Gehülfen zum ewigen Leben sein sollen, wirklich erreicht werden? Wird sich nicht vielmehr der Teufel fröhlich die Hände reiben, wenn er sieht, wie zwei solcher Leute ihm die Mühe so leicht machen, weil sie sich gegenseitig immer tiefer hineinbringen in die Weltliebe, in den Mammonsdienst, in den geistlichen Tod, und weil bei Keinem von ihnen Gefahr ist, daß es das Andere auf andere Wege bringt? In Summa: darf man, wenn man auf das Ende mit erleuchteten Christenaugen hinsieht, nicht von einer solchen Ehe füglich behaupten mit dem Sprüchworte, daß sie der Teufel zusammengekuppelt habe?

Und doch ist ja auch das noch ein günstiger Fall, wie im Ganzen nur wenige unter den bloßen Geldheirathen sich finden.

Nun seht Euch aber auch endlich einmal den gewöhnlichsten Fall an, wo um des bloßen Geldes willen, also weil beide gleich „schwer" sind und weil etwa die Aecker und Wiesen beider hübsch zusammenliegen und große Stücke geben, zwei Menschen zusammengekuppelt werden, die auch nicht im Geringsten zusammen passen; zwei harte Steine z. B., die ja bekanntlich nimmer gut mahlen, sondern sich wider einander reiben, daß die Stücke fliegen (der geneigte Leser versteht es ja?); oder Zweie, die sich vorher niemals einander gesehen haben und nun so holterpolter zusammengekuppelt werden, damit ja kein Hinderniß mehr dazwischen kommen, kein Strich mehr durch die schöne Rechnung gemacht werden kann; oder Zweie, deren Jedes eine andere Liebe im Herzen trägt, für welche aber kein Rath ist, da nicht Alles da zusammen klappt. — Nun, was wird, was kann aus solchen Ehen werden, und was ist schon hundertmal und tausendmal daraus geworden? Etwas Anderes, als eine Hölle auf Erden? Etwas Anderes, als eine Quelle des Unsegens und des Verderbens sowohl für die Ehegatten, als für die Kinder, welche darin geboren werden? — Und gilt denn da also nicht erst recht das Sprüchlein, daß solche Ehen der Teufel zusammengekuppelt hat?

D'rum hüte Dich, Du Vater und Mutter, daß Du nicht zu solch einer Ehe des Teufels Handlanger wirst! Hüte Dich, daß Dir Deine Kinder nicht noch im Grabe zu fluchen sich versucht fühlen müssen, weil Du sie um des elenden Geldes willen unglücklich gemacht hast! Hüte Dich, daß sie Dich nicht dermaleinst droben vor Gottes Throne anklagen als die Urheber ihres zeitlichen und ewigen Verderbens! Wehe dann ihnen, wehe Dir!!

Aber hüte auch Du Dich, der Du freien willst, daß Du nicht selber von der Liebe zum Gelde dich blenden lassest und nicht dem Sprüchworte Gehör gibst im Sinne der Welt, das Dir zuruft: „Reiche Heirath, gute Heirath!“

Es ist wohl wahr, daß es etwas recht Wünschenswerthes und Gutes ist, wenn zwei junge Leute nicht ganz arm und bloß in die Ehe treten, sondern von vorneherein sowohl ohne Schulden ihren Hausstand anfangen können, als auch noch einen Nothpfennig in Händen haben für böse Tage, die ja oft frühe genug in der Ehe kommen.

Aber wer bei seinem Freien bloß und lediglich auf Reichthum sieht und nur das wägt und erwägt, ob auch die Braut, die er erwählen will, „klingenden Verstand“ hat, wie so die landläufige Rede ist (— der geneigte Leser weiß ja wohl, was für eine Sorte von Verstand das ist! —), der darf sich gewiß nicht wundern, wenn bei dem Rechenexempel, das er bei seinem Freien gemacht hat, schließlich doch ein ganz anderes Facit herauskommt, als er sich erwartet hatte, nämlich statt des Glückes und der guten Tage — Unsegen an allen Ecken und Enden, statt des Reichthums — Armuth und Bankerutt. Denn wie oft geschieht's ja, daß so eine reiche schwere Frau Gemahlin zu ihrem großen Vorrath von klingendem Verstande nur ein winzig Bischen wirklichen Verstand mitbringt, dafür aber einen unendlichen Vorrath von allerlei hochgespannten Plänen und Ansprüchen, die zu befriedigen weder das eigene Vermögen ausreicht noch auch das des Mannes, so daß dann Schulden gemacht werden müssen und am Ende der Bankerutt das unausbleibliche Ende ist!

Und auch da, wo es nicht ſo geht, ſondern wo Einer durch eine reiche Heirath wirklich äußerlich gute Tage findet und herrlich und in Freuden leben kann, geſchieht es da nicht oft genug, daß gar bald ſich ſolch eine reiche Heirath doch als eine nicht gute erweiſt, ſondern als eine bittere Quelle des Unheils? Denn nehmt einmal an, lieben Freunde, daß die reiche Frau Gemahlin es den armen Mann fühlen oder gar hören läßt, wie ſie es ſei, die den Reichthum beigebracht habe — und ſolche gemeine Naturen ſind ja leider keine Seltenheiten! — muß dann der Mann nicht der jämmerlichſte Tropf ſein, wenn er das ruhig mit anhören und es, wie man ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, jeden Tag auf dem Butterbrode eſſen kann, daß er der Koſtgänger ſeiner Frau ſei? Muß da nicht in ſeinem Herzen eine Verbitterung entſtehen, bei welcher eheliches Glück geradezu eine Unmöglichkeit iſt?

Nein, lieben Freunde, jenes Sprüchwort: „Reiche Heirath, gute Heirath" hat nur dann eine Wahrheit, wenn man zu ſeiner Erläuterung das andere ſchöne Sprüchwort hinzunimmt:

Geld macht nicht reich,
Es ſei denn reich das Herz zugleich.

Das iſt ein goldenes Wort, das ſich jeder Heirathe-Candidat wohl hinter's Ohr ſchreiben ſollte, wenn er auf Freiersfüßen geht! Denn es zeigt ihm, worauf es vor Allem ankommt, wenn ſein Freien zu ſeinem Gedeihen ausſchlagen ſoll; es zeigt ihm, was er alſo vor Allem zu wägen und zu erforſchen hat bei der zu Erwählenden, ehe er es wagt, den ernſten, entſcheidenden Schritt zu thun.

Ja ein reiches Herz, das iſt die beſte Mitgift, die Einer für ſeine Ehe finden kann, ein Herz, das da reich iſt an Frömmigkeit und Gottesfurcht, an Sanftmuth und Milde, an Demuth und Beſcheidenheit, an Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, überhaupt an denjenigen Gütern, die zwar nicht nach Centnern und Pfunden gewogen werden können, aber köſtlicher ſind als Gold und Edelſteine und Denjenigen oder Diejenige, welche ſie beſitzt, mehr werth machen als alle Schätze der Erde.

Drum nur darauf gesehen, lieber Freund, wenn Du freien willst! Drum nur darnach gefragt, ihr Eltern, wenn Ihr für Euer Kind einen Gatten oder eine Gattin suchen wollt! Und wenn Ihr solch ein reiches Herz findet, so fragt nicht darnach, ob auch ein voller Geldbeutel mit diesem Herzen zusammen in Euer Haus kommt oder nicht! Ist er dabei, nun gut, so sehet ihn als eine dankens- und schätzenswerthe Beigabe an und freuet Euch darüber! Ist er aber nicht dabei, so laßt Euch dadurch nicht irre machen; die Hauptsache, das Nothwendigste fehlt ja doch nicht, was zu einer wirklich guten Heirath gehört.

Denn, wem es der Herr gelingen läßt, daß er solch ein reiches Herz findet, das sich ihm zu eigen ergibt, der allein ist glücklich zu preisen, der allein hat gut geheirathet! Wo nämlich solch ein reiches Herz in der Brust schlägt, da fehlt auch die fleißige, sparsame Hand nimmer, die, wenn sie auch gar nichts von Geld und Geldeswerth mit in die Ehe gebracht hat, doch, wie unser Schiller sagt,

Füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Da fehlt auch der häusliche Sinn nicht, der da versteht, was das heißen will: „die Hausthüre geht nach innen auf“ — und dem der stille Friede des eigenen Hauses höher steht als Visiten und Kleiderprunk und Kaffeeklatsch, höher auch als Wirthshaus und Kegelbahn und Kartenspiel. In Summa: da ist Alles, was die Ehe zu einer glücklichen und gesegneten zu machen im Stande ist.

Ich habe da eben gesagt: wenn es der Herr gelingen läßt, daß er solch ein reiches Herz findet ꝛc. — und da hat mir denn schon ein weiteres Sprüchwort im Sinne gelegen, das beim Freien nicht außer Acht gelassen werden darf, wenn dasselbe recht gedeihen soll. Das lautet so:

Gott muß schicken,
Wenn's soll glücken.

Sehet, das hängt ja ganz enge mit dem vorhin beſprochenen zuſammen: Erſt wäg's, dann wag's. Denn das hatte ja auch vom Freien als von einem Wagniß geredet, und ebenſo wird es auch durch dieſes neue Sprüchwort beſtätigt, daß es mit dem Freien gar leicht mißglücken könne, und hätte man es vorher auch noch ſo ſorgfältig beſonnen und erwogen.

Und es iſt ja auch in Wahrheit ſo. Denn Menſchenaugen, wenn ſie auch noch ſo ſcharf zuſehen, ſie ſehen ja doch immer nur das, was eben vor Augen iſt. Aber ob auch das, was ſie ſehen, Alles ächt und wahr und aufrichtig iſt, das vermögen ſie nicht mit Sicherheit zu unterſcheiden. Und wie manch Einer, der während des Brautſtandes nur lauter Schönes und Liebes und Gutes an der Erwählten geſehen hatte, iſt nachher im Eheſtande ſchon bitter enttäuſcht worden und hat mit Schrecken und zu ſeinem Schaden es erfahren, daß nicht Alles, was glänzt, Gold iſt, und daß das Werkeltagskleid des Eheſtands oft gar anders ausſieht als das Sonntagskleid des Brautſtandes! — Wie manch Einer und wie manch Eine hat es ſchon an ſich zur traurigen Wahrheit werden ſehen, was das böſe Sprüchwort ſagt:

Nach den Flitterwochen
Kommen die Zitterwochen,

und iſt gar bald inne geworden, daß ihm in der Eheſtandslotterie ſtatt des gehofften großen Looſes — eine Niete zugefallen ſei.

Weil es aber ſo iſt, daß man ſich in Nichts mehr täuſchen kann als in den Menſchen, eben drum weiſt das Sprüchwort oben auf Den hin, der ſich nimmer täuſcht, auch in den Menſchen nicht, weil vor ſeinem allſehenden Auge die tiefſten Tiefen auch des Menſchenherzens bloß und aufgedeckt ſind, auf Gott, den Herrn, und räth jedem Heirathsluſtigen gar wohlmeinend, von ihm, dem Herrn, ſich die Braut ſchicken zu laſſen, item auch den Bräutigam.

Was ſoll das aber heißen? fragſt Du da wahrſcheinlich.

Soll ich etwa das eigene Suchen und Prüfen ganz aufgeben, wenn ich freien will? Soll ich mich ruhig hinsetzen und warten, bis mir der liebe Gott eine Braut zuschickt und mir in irgend einer Weise kund thun läßt: Die iſt's, die Du zum Weibe nehmen ſollſt!?

Nein, lieber Freund, das iſt gewiß nicht der Sinn jenes Sprüchwortes, Dir das eigene Suchen und Prüfen wehren zu wollen, ebenſowenig wie Dir das andre wohlbekannte Sprüchwort: „An Gottes Segen iſt Alles gelegen", das ja mit dem obigen ſo ziemlich gleichen Sinnes und Inhaltes iſt, das Arbeiten wehren und Dich mahnen will, die Hände unthätig in den Schooß zu legen und ſo dann auf den Segen Gottes zu warten. Nein, wer in dieſem Sinne die beiden genannten Sprüchwörter verſtehen und befolgen wollte, der würde eben nur Gott, den Herrn, verſuchen und gegen ſeinen Willen handeln. Denn ſein Wille iſt ja, daß wir mit den Augen und dem Verſtande, die er uns gegeben hat, ſelbſt ſehen und prüfen, und ebenſo, daß wir die Hände und die Kraft, welche er uns geſchenkt, zum treuen gewiſſenhaften Arbeiten gebrauchen und ſo ſeinem Segen zu uns Bahn machen ſollten.

Was Dir das Sprüchwort: „Gott muß ſchicken, wenn's ſoll glücken" — an's Herz legen will beim Freien, iſt vielmehr ernſtlich das, daß Du beim Knüpfen eines ſo wichtigen und bedeutungsvollen Bandes, wie das Eheband eines iſt, nicht verſäumen ſollſt, Herz und Hände vorher hinaufzuwenden zu dem treuen Herrn und Gotte, ohne deſſen Segen ja nichts glücken kann, was wir arme verblendete Menſchenkinder anfangen, und Dir ſeine Erleuchtung und Leitung bei deiner Wahl zu erbitten. Es will Dir alſo zunächſt dies Sprüchwort dasſelbe an's Herz legen, was Dir auch der Pſalmiſt zu beherzigen gibt in dem ſchönen Worte: „Wo der Herr das Haus nicht bauet, da arbeiten umſonſt, die daran bauen." Und wohl Dir, wenn Du Dir beide Sprüche recht zu Herzen nimmſt und ſie die Leuchte deiner Füße auf deinen Freierswegen, ja auf allen deinen Wegen ſein läſſeſt!

Thuſt Du aber das, dann wirſt Du auch gewiß nicht

in Gefahr kommen, auf solche Freierswege zu gerathen, wie sie ja leider heutzutage nicht nur „nicht mehr ungewöhnlich“, sondern sogar sehr häufig sind. Ist der geneigte Spinnstubenleser zugleich auch ein Zeitungsleser, so weiß er schon, welche Wege ich meine, die nämlich, welche die Ehestands-Candidaten nicht weiter führen als in das Zeitungs-Bureau, wo er denn vielleicht mit recht großen Buchstaben der Welt kund machen läßt, daß er heirathen wolle, und nachdem er sich und seine gute Eigenschaften tüchtig herausgestrichen, auch bemerkt hat, wie reich die Zukünftige etwa sein müsse, nun alle heirathslustige Mädchen oder Wittwen vertrauensvoll sich an ihn zu wenden bittet.

Nun, lieben Freunde, was soll man wohl zu solchen Heirathsgesuchen sagen, wie man sie leider täglich, wenigstens in den großen Zeitungen halbdutzendweise findet? Kann man darüber wohl etwas Anderes sagen, als: Pfui, der Schande! Sich so öffentlich an- und auszubieten, wie man die erste, beste Waare ausbietet! Den heiligen, wichtigen Bund der Ehe so herabzuwürdigen zu einem ganz ordinären Geschäft! — Und muß man nicht erst recht rufen: Pfui, der Schande! wenn man liest, wie solche Gesuche nicht etwa bloß von Männern ausgehen, sondern sogar auch von Mädchen oder Wittwen! Heißt das nicht die Scham- und Ehrlosigkeit auf die höchste Spitze treiben?

Und was kann das für Ehen geben, die auf solche Weise zu Stande kommen? (Es muß ja aber doch sein, daß nicht wenige auf diesem Wege zu Stande kommen, weil doch gewiß die theueren Zeitungs-Ankündigungen gespart würden, wenn sie vergeblich wären!) Kann es dann wohl mit denen glücken? Fehlt bei denen nicht von vornherein die allererste und allernothwendigste Bedingung zu einer glücklichen Ehe: die gegenseitige Achtung der Eheleute? Denn wie kann die vorhanden sein, wo sich Eines dem Andern wie eine gemeine Waare angeboten hat? Muß nicht bei diesen Ehen in noch viel höherem Maße das gelten, was das Sprüchwort da oben von den Geldheirathen gesagt hat, daß sie nämlich vom Teufel gekuppelt seien?

Nein, Gott muß schicken, wenn's soll glücken. Wieviel aber Gott und die meisten Zeitungen mit einander gemein haben, das weiß man ja!

Aber merkt's wohl, lieben Freunde, das eben genannte Sprüchwort will auch noch einer anderen Sorte von Ehestiftern das Handwerk verbieten, nämlich den sogenannten „Freiersmännern", mögen dieselben nun öffentlich und im Großen ihr Handwerk treiben in den sogenannten „Heirathsbureaux", die ja auch als ein Schandfleck unserer Zeit in den Zeitungen sich groß und breit ankündigen und zur Vermittelung von Ehen dem Publikum empfehlen, oder mögen sie, wie es auf dem Lande gewöhnlich ist, ihr Handwerk in stillerer und bescheidenerer Weise betreiben. — Und es gibt ja leider solche Gegenden, wo fast keine Ehe geschlossen wird, ohne daß solch ein Freiersmann die Vermittelung gemacht hätte.

Was sind das aber für Leute? Nun meistens solche, die zu ehrlicher Arbeit zu faul sind und sich d'rum ein Geschäft d'raus machen, in den Häusern umherzulungern, und nicht bloß die Verhältnisse, sondern auch die geheimen Pläne und Absichten der Leute auszukundschaften. Haben sie nun herausgebracht, wohin, in dem einen Falle bei den Eltern, oder im anderen Falle bei dem heirathslustigen Sohne, der heirathsfähigen Tochter, die Fahne der Gedanken und Wünsche steht, so sind sie dann die Zwischenträger, die mit ihren geläufigen Zungen Alles rund zu machen suchen, was eckig ist und sich nicht zusammenfügen will. Daß sie sich dafür tüchtig bezahlen lassen, versteht sich von selber; und je flotter die Bezahlung ausfällt von Seiten Derer, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, oder auch nur sich aufdringen lassen, desto unverschämter wird dann gelobt, desto dreister gelogen, nur damit die Ehe zu Stande kommt, bei deren wirklichem Abschluß der Freiersmann dann erst recht nicht vergessen werden darf.

Ich rede natürlich hier nur von den handwerksmäßigen Freiersmännern; denn ich weiß gar wohl, daß zu solchen Diensten gar oft auch Verwandte und nahe Freunde in Anspruch genommen werden, von denen natürlich das eben

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL.(F.)W.(P.)
3-598-52099-9
FN. 09428/025

Gesagte nicht gilt, sondern welche in wohlmeinender, uneigennütziger Absicht ihr Mittleramt ausrichten. Aber ich weiß es auch aus einer langjährigen Erfahrung, welch ein Krebsschaden für das Wohl der ländlichen Bevölkerung jene gewerbsmäßigen Freiersmänner sind, und wenn man nachrechnen wollte oder könnte, an wie vielen unglücklichen Ehen dieselben Schuld haben, man würde die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.

Da hebt denn das Sprüchwort da oben gar ernst und bedeutsam den Finger und warnt vor solchen Kupplern, die ja doch immer nur ihren eigenen Vortheil im Auge haben, und denen es am Ende ganz gleichgültig ist, wie die von ihnen zusammengebrachten Eheleute nachher mit einander leben. Haltet sie Euch vom Leibe! ruft es, und haltet Euch vielmehr zu Dem, der ja, wie das Sprüchwort sagt, die Ehen im Himmel schließen muß, wenn sie glücken und gerathen sollen, zu dem Herrn, Eurem Gotte, und bittet ihn, daß Er sich Eurer annehme und Euch die Wege zeige, die Ihr gehen sollt.

Seht, so hat es ja jener fromme und treue Knecht Abrahams, Elieser, gemacht, als er Isaak, dem Sohne seines Herrn, ein Weib suchen sollte. Er hat den Herrn angerufen, daß Er ihn die Rechte wolle finden lassen; und auch von Isaak hören wir, daß er des Betens nicht vergaß, während Elieser draußen war. D'rum war denn auch die Ehe, welche so zu Stande kam, und zu der der Herr selbst die Braut schickte, wie das 1. Mosis 24 so schön zu lesen ist, eine solche, in welcher es glückte und auf welcher der reiche Segen Gottes lag.

Aber, wendet Ihr mir vielleicht bei diesem Beispiele ein, und meint, da den Spinnstubenschreiber einmal gefangen zu haben, war denn nicht der Elieser auch ein Freiersmann?

Nun ja gewiß, das war er. Aber ich habe ja schon da oben zugegeben, daß es auch solche Freiersmänner gibt, gegen welche man gewiß nichts einwenden kann; und ich denke ein Solcher, der so, wie Elieser, sein Werk mit herzlichem Gebete beginnt, ist gewiß keiner von der schlechten

Sorte, vor welcher man Ursache hat zu warnen. Und wenn Ihr Euch einmal die schöne Geschichte von Isaak's Heirath wieder recht in das Gedächtniß zurückruft oder besser: Sie noch einmal nachlest, dann werdet Ihr mir auch zugeben müssen, daß zwischen einem gewerbsmäßigen Freiersmann, der nur um der Bezahlung willen sein Werk verrichtet, und zwischen jenem Knechte, der auf seines Herrn Geheiß auszog, für dessen Sohn unter den weit weg wohnenden Verwandten ein Weib zu suchen, noch ein großer, himmelweiter Unterschied ist. — Wer war es denn eigentlich, der hier die Braut suchte? War es nicht der Vater selbst, der nur den Knecht als Boten gebrauchte, weil er den kannte als Einen, dem er auch in einer so wichtigen Familiensache volles Vertrauen schenken könne?

Vater oder Mutter aber, das sind ja doch gewiß die rechten Freiersleute für ihre Kinder, und sind auch richtig eingeschlossen in jenes Sprüchlein: „Gott muß schicken ꝛc., weil sie ja an ihren Kindern Gottes Stellvertreter sind.

Darum sollten denn auch, nach Gott, dem Herrn, am allerersten die Eltern beim Freien zu Rathe gezogen werden, wenn dasselbe glücken soll. Sind sie ja doch diejenigen, von deren Liebe das Kind den treuesten, wohlmeinendsten, von deren Erfahrung es den besten, sichersten Rath erwarten kann!

Wer darum noch das Glück hat, seine Eltern zu besitzen, wenn er den wichtigen Schritt in die Ehe thun will, der thue ihn ja nicht ohne ihr Vorwissen, und noch viel weniger wider ihren Willen. Denn „der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie wieder ein!"

Und wenn es auch so schlimm gar nicht kommen sollte, daß Dir Deine Eltern um einer Verbindung willen fluchen müßten, die Du leichtsinniger Weise ohne ihr Wissen und ohne ihren Willen angeknüpft hast, wird Dir nicht, wenn Du in dem rechten kindlichen Verhältnisse zu deinen Eltern stehst, schon die bloße Unzufriedenheit derselben, welche Du in ihren Blicken und Mienen liesest, alles Glück des Braut-

ſtandes verderben müſſen? Wird nicht damit dann ſchon der Unſegen beginnen, der in immer breiteren und tieferen Strömen hereinbricht, wenn du dir über Kurz oder Lang ſagen mußt, daß deine Wahl keine ganz glückliche war, und daß ſie gewiß anders ausgefallen wäre, wenn Du nicht ſo eigenwillig gehandelt und den liebevollen, weiſen Rath der Eltern verſchmäht hätteſt?

Ja, Gott muß ſchicken, wenn's ſoll glücken, Gott durch die Hand der Eltern, die er zu ſeinen Stellvertretern geordnet hat. Das iſt eine Wahrheit, die nicht tief genug beherzigt werden kann.

D'rum fort mit den heimlichen Verlobungen, die vor den Eltern verborgen gehalten werden! Sie ſind ſchon in hundert und tauſend Fällen die jämmerlichſten Fallſtricke zum Verderben geworden!

Fort aber auch mit den unbeſonnenen, raſchen Verlobungen, die etwa auf Tanzböden oder in Geſellſchaften geſchloſſen werden im Taumel der erregten Sinne und ohne den verſtändigen, liebevollen Beirath der Eltern! Was kann aus denen Gutes kommen? Iſt der Sinnenrauſch verflogen und das Feuer der Leidenſchaft verraucht, was bleibt da meiſtens Anderes, als Reue und Elend für's ganze Leben? — —

Aber ſoll es denn etwa ſo ſein, daß die Eltern allein und unbedingt über die Zukunft der Kinder zu beſtimmen haben, und dieſe ſelbſt gar nicht weiter gefragt werden, ſondern ſich blindlings und unweigerlich in den Willen der Eltern zu fügen haben?

Nein, gewiß, ſo ſoll es nicht ſein; und ich möchte alle Eltern, die Solches von ihren Kindern verlangen wollten, einmal an das Wort des Apoſtels erinnern: „Ihr Eltern, reizet Eure Kinder nicht zum Zorn!“ das ja immer neben das andere geſtellt werden muß: „Ihr Kinder, ſeid gehorſam den Eltern in allen Dingen!“ — Ich möchte ihnen dann aber auch noch ein Sprüchwort hierher ſetzen, das eine tiefe Wahrheit hat und aller Beherzigung werth iſt. Das lautet:

Gezwungene Ehe
Bringt Herzenswehe.

Und gewiß, das Herzenswehe, welches da genannt ist, kann nur als der Anfang von all' dem Bösen angesehen werden, was aus solchen gezwungenen Ehen hervorgeht, und das Sprüchwort würde ebenso wahr und richtig sein, wenn zu dem Herzenswehe noch hinzugesetzt wäre: Unfriede und Unglück, schlechte Kindererziehung, in Summa: zeitliches und ewiges Verderben.

Freilich über das „Herzenswehe" wird Mancher lächeln und dabei denken: Das ist Larifari; ist einmal die Ehe wirklich geschlossen, dann vergeht das Herzenswehe bald; die Leutchen gewöhnen sich aneinander, und wenn sie sich auch anfangs noch so wenig leiden mochten, die Liebe kommt am Ende noch hintennach und bringt die Herzen zusammen.

Nun ja es mag wohl so sein; und zumal bei leichtsinnigen Menschen, die, wie man zu sagen pflegt, das Gefühl zwischen Haut und Fleisch sitzen haben, mag es wohl oft genug vorkommen, daß sie auch in eine gezwungene Ehe sich hineinfinden und darin wenigstens sich nicht unglücklich fühlen. Ob aber selbst bei Denen die Liebe hintennach kommt, welche die Herzen der Eheleute einigt und einigen muß, wenn der hohe, heilige Zweck der Ehe erreicht werden soll, das ist eine Frage, die ich nicht so schnell mit Ja beantworten möchte. — Allein es gibt doch auch andere, tiefere Naturen, welche ein warmes, lebendiges Gefühl haben und mit großer, ausdauernder Beharrlichkeit an Dem festhalten, worauf sie einmal ihr Gefühl, ihre Liebe gerichtet haben.

Und wenn nun Eltern solch ein Kind haben und dasselbe zu einer Ehe zwingen (vielleicht gar mit Schlägen und Mißhandlungen aller Art!!), die ihm widerstrebt, weil es vielleicht seine Liebe schon längst auf einen anderen, als den von den Eltern erwählten Bräutigam gerichtet hat und von dieser Liebe nicht lassen kann, — wird da nicht das Herzenswehe bleiben in der gezwungenen Ehe, und in seinem Gefolge all' das Böse, was ich da oben genannt? Und werden es die Eltern dereinst vor Gottes Richterstuhl verantworten können, wenn sie so an dem Elende und Verderben eines Kindes sich verschuldet haben?

Allerdings gibt es Fälle, in welchen es heilige Pflicht für die Eltern ist, der Neigung eines Kindes mit aller Kraft sich zu widersetzen und zu der von ihm getroffenen Wahl ihre Zustimmung nicht zu geben. Und das sind die Fälle, in welchen sie die feste, aufrichtige Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Wahl des Kindes eine verkehrte ist und zu seinem Unglücke führen muß. Und in solchen Fällen dürfen sie denn freilich auch das „Herzenswehe" nicht achten, das sie durch ihren Widerspruch dem Kinde bereiten, sondern müssen hindern und wehren, soviel sie können. Denn die Thränen, welche *vor* der Hochzeit fließen, sind lange nicht so bitter, als die, welche *nach* derselben geweint werden müssen, und wenn durch den Widerspruch der Eltern gegen die Wahl des Kindes der ledige Stand für dasselbe ein Wehestand wird, so ist das lange nicht so schlimm, als wenn in Folge der Schwäche und Nachgiebigkeit der Eltern schließlich der Ehestand ein Wehestand wird.

Aber bei diesem Widerspruche gegen eine nach ihrer Ueberzeugung falsche und verkehrte Wahl ihres Kindes sollten es die Eltern auch bewenden lassen und niemals auch nur den geringsten Zwang anwenden, um ein Kind zu einer Ehe zu treiben, die vielleicht nur ein Machwerk ihres eigenen Ehrgeizes oder ihrer eigenen Habsucht ist. Sagt doch das schöne heilige Sprüchwort: „Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe; denn ein gemästeter Ochse mit Haß."

Da hab' ich denn nun viel über das Freien geredet und über Das, was *vor* der Hochzeit für Alt und Jung wohl zu bedenken ist, wenn aus dem Ehestand kein Wehestand, sondern ein Segensstand werden soll. Und gewiß, lieben Freunde, es sind lauter Rathschläge und Mahnungen, die nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern die einen festen und soliden Boden unter sich haben, und die Euch der alte Spinnstubenschreiber aus seiner langjährigen Lebenserfahrung mit den schlagendsten Beispielen beweisen könnte.

D'rum nichts für ungut, wenn der Eine oder die Andere unter Euch hier und da Etwas gefunden haben sollte, was ihnen nicht recht munden wollte, und wozu sie am Ende

ein sauer Gesicht haben machen müssen! Wenn es die Wahrheit gilt, so muß auch unliebliches gesagt und angehört werden, und nur mit der Wahrheit ist ja doch überall und zu aller Zeit recht gedient! Schmeckt sie auch manchmal bitter, so ist sie doch immer heilsam!

Soll ich Euch aber nun auch zum Schlusse noch sagen, was *bei* und *nach* der Hochzeit die Hauptsache ist?

Nun hier habt Ihr's:

Der Herr Jesus als Gast und Festgenosse
bei der Hochzeit,

Der Herr Jesus als Licht Trost und Führer auf allen Wegen
nach der Hochzeit!

Und damit Gott befohlen!

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1867.

Der Schein trügt! iſt ein altes Sprüchwort und es iſt wahr, und man ſoll es im Umgange mit Menſchen doch ja nicht vergeſſen, damit die Reue nicht hinterdrein kommt. Daran hab' ich beim erſten Räthſel des letzten Jahrganges der Spinnſtube (auf Seite 138) recht lebhaft gedacht und an ſo manche Täuſchung, der ich leider noch nicht entgangen bin! Das Räthſelwort iſt eben das Wort: Schein. Da hab' ich denn zuerſt an das leidige Lumpengeld, das Papiergeld gedacht, das wohl im Verkehre angenehm, doch an und für ſich eine großartige Windbeutelei iſt und ein Zeugniß für den herannahenden Finanzbankerott. Hab' Manches erlebt, aber die Sechskreuzer-Papierſcheine irgendwo — haben mir doch den Magen ſtark verdorben! D'rum nimm Dich in Acht und lege es nicht in den Kaſten der Erſparniſſe, wenn du in dieſer theuern Zeit dazu kommſt, welche zu machen. Baar Geld lacht! ſagt das Sprüchwort und meint damit, wie der Jude ſich ausdrückt: Hartes Geld. Nennt man doch Papiergeld — Scheine, und ich denke mir, daß darin Etwas liegt!

Dann folgt der Schein, das äußere Anſehen bei Menſchen und Dingen. Es iſt halt nicht Alles Gold, was glänzt. — Nimm Dich in Acht. Beſonders Du, der Du jung und

noch arm an Lebenserfahrung bist, denn auch: alte Füchse gehen in die Falle! Nun nennt auch der Winzer die unentwickelte Traubenblüthe Schein. Da liegt des Räthsels Sinn Dir nahe. Viele „Scheine" an den Reben verheißen Segen.

Dann aber, liebe Leser, gibt es auch Schuldscheine! Sind die von Dir ausgestellt, zeugen sie gegen Dich, o wehe dann Dir, wenn Du kein Geld hast, sie einzulösen, d. h. sie zu bezahlen! Hüte Dich vor Schulden und Schuldscheinen, es sei denn, daß Du sie habest, von Anderen Dir ausgestellt. Dann sei barmherzig!

Stock und das gleichbedeutende Staab, ist das Lösewort des zweiten Räthsels (auf Seite 160). Vor Zeiten hieß der Kerker der Stock, an vielen Orten noch heute. Auf der Reise und dem wankenden Greise ist der „Stock" unentbehrlich. Wo der Stock das Recht vollzieht, wo die „Prügelstrafe" noch gilt — ich will nicht Beispiele anführen! — wehe dem Lande! Darf man sich wundern, wenn da die Leute schaarenweise auswandern? Nun, Freund, wechselst Du das Wort Stock mit Staab, so weißt Du, daß der „Staab," der „Generalstaab," im Heere aus den tüchtigsten, kriegskundigsten Offizieren besteht und mit Recht des Heeres „Seele" genannt wird. Im Garten rankt die Pflanze am Staabe sich hinauf. Der „Feldherrnstaab" war früher und ist auch noch heute das Zeichen der hohen Würde, so auch der „Marschallsstaab." Der Staab ist auch ein Ellenmaaß bei Kaufleuten, und der Staat, die Regierung, muß d'rauf gesetzlich halten, daß etwa „Spitzbübchen oder -buben" nicht einen falschen führen, gerade wie bei der Elle.

Und nun Gott befohlen! Halt richtig Maaß im Verkehr und den Schein vergiß nicht von der Wahrheit zu scheiden!

3. Was ſich im Jahre 1645 in der alten Stadt Bacharach am Rhein zutrug.

Nach der Chronik dieſer Stadt von Meiſter **Sebaſtian Fablan.**

Die allen lieben Leſern der Spinnſtube bekannten Glieder des winterabendlichen Nachbarn-Vereins ſaßen wieder einmal am erſten Abende — es war der Tag nach Allerſeelen — in der warmen Stube zuſammen und die Räder ſurrten und ſchnurrten luſtig; aber kein Geſpräch kam auf die Beine nach dem freundlichen „Guten Abend“ und den bekannten Bemerkungen, daß die Allerheiligenluft recht „ſchukkerig“ ſei, und der „Alteweiberſommer“ heuer noch kürzer geweſen, als „Anno-Letzt“. — Das Schweigen war allgemein und der Gevatter meinte: es ſei gut Hafer ſäen bei ſolcher Windſtille.

Dieſe Zuſtände hatten einen zureichenden Grund: die Seele des kleinen Vereines fehlte noch, der alte Schmiedjakob.

Sein Sorgſtuhl, zwiſchen Ofen und Lichtſtock ſtehend, war noch leer. Der Gevatter neigte ſich zu dem Ohre ſeiner Nachbarin, Schmiedjakobs Schwiegertochter Ammichen, und ſagte halblaut: Wo ſteckt er denn noch?

Ebenſo antwortete freundlich die junge Frau: Er kramt und krebſt in altem Gepapier ſchon den ganzen Nachmittag

herum und scheint noch nicht fertig zu sein. Wir wollen Geduld haben, da wir wissen, daß das uns Allen zu Gute kommt!

Ach, dann bringt er uns gewiß wieder eine Geschichte aus der Chronik von Bacharach, sagte rasch Kathrinchen — so eine von dem Meister — wie hieß er doch gleich?

Sebastian Fabian! belehrte — lauter, als er es eigentlich gewollt, der Gevatter und in demselben Augenblick ging die Kammerthüre auf und der Alte trat, herzlichst grüßend, heraus; er hatte indessen die Worte des Gevatters gehört, blieb fest stehen und sah ihn halb ernst, halb lächelnd, scharf an.

Hast du, alter, unruhiger Geselle, gelauscht oder hast du es aus deinem kleinen Finger „gesuggelt"? fragte er.

Keins von Beiden, erwiederte der Freund; vielmehr hat das Kathrinchen den Namen nicht mehr gewußt —.

Nun freilich, erwiederte, mit einem schalkigen Streifblick auf die junge erröthende Frau, der Alte, die braucht die Spitze ihres Näschens nicht mit Kreide anzustreichen! Da sollte ich sie strafen, und heute Abend um so mehr schweigen, als sie mir wirklich in den Kram geschaut hat. Ich wollte wirklich noch einmal eine Geschichte aus der Chronik des braven Meisters erzählen, dessen Namen du genannt hast; aber nun —

Ach, lieber Cumpeer, da bist du ungerecht gegen uns um der Einen Sünderin willen, die dennoch so unschuldig ist, wie ich und wir Allesammt! Kathrinchen hatte sich zu ihrer Spuhle geneigt, weil sie ihr brennendes Erröthen verbergen wollte; jetzt aber richtete sie sich rasch auf und sagte mit einem herzgewinnenden Lächeln: Da höret Ihr's ja, lieber Schmiedjakobsvetter! Ich dachte noch an die Geschichte vom vorigen Winter, die uns den „Sandmann" so wacker ferne gehalten und meinte, vielleicht würdet Ihr, da Ihr so lange ausbliebt, uns wieder so eine erzählen; aber böse hab' ich's ja nicht gemeint und neugierig — sind wir ja Alle von Mutter Eva her!

So? sagte er und blickte im Kreise herum.

Aller Geſichter waren lächelnd auf ihn gerichtet.

Am Ende iſt's wahr, was das Plappermäulchen geſagt hat, und da werd' ich wohl großmüthig vergeben müſſen!

Er ſetzte ſich in den Sorgſtuhl und hob an:

Ihr erinnert Euch vom vorigen Jahre her, daß ich Euch geſagt, mein, leider längſt zu Grabe gegangener, Freund, der alte Schneidermeiſter Praſſel, habe mir ſeiner Zeit erlaubt, Eins und das Andere aus ſeiner handſchriftlichen Chronik der Stadt Bacharach abzuſchreiben und ſo geſchah es denn auch mit einem Stücklein, das ſich im Jahre 1645 und da herum in der Stadt zutrug.

Von dieſer Zeit, namentlich aber von dem Jahre 1644, aus dem die Zuſtände der folgenden Jahre herauswuchſen, muß ich Euch zuerſt des Meiſters Sebaſtian Fabian aufgeſchriebene Geſchichte vorleſen, damit ich den Boden ebene, auf dem meine Geſchichte ſich abwickelt.

Er ſagt: „So Einer die Mauern und Thürme nicht nur unſerer guten Stadt, ſondern auch die der Burg Stalek über der Stadt, ſich genau angeſehen, der hätte viele neue Placken auf dem alten Kleide bemerken müſſen. Waren drauf und drein geſetzt von denen Herren Franzoſen, ſo ſeit dem Herbſte 1639 in der Stadt und dem Schloſſe ſaßen. Hatten mit ihren Kanonenkugeln die Löcher gemacht, aber nun auch zu ihrer Salvirung wieder geflickt. Waren auch die beſten Brüder nicht! Spielten den hart heimgeſuchten Bürgern ein Liedlein auf, deß Weiſe nicht ſonderlich fein und ſchön klang und in der Nichts öfter wieder vorkam, als: Gib! Gib! Aber gebe Einer, wenn ihm das Kamiſol ausgelüftet iſt, falls er es überhaupt noch am Leibe hat!

Du lieber Herr im Himmel! Die Bürgerſchaft war ausgeſogen, wie eine Traubenhülſe nach dem Keltern!

Es wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daß ſie doch nur einige Jahre zur Erholung gehabt, aber damit war's Nichts; denn als die Franzoſen eben die Mauern ausgebeſſert hatten, hatten auch ihre Keller mit Wein und ihre Magazine mit Lebensmitteln verſorgt und wollten ſich in ihren Stadtquartieren am Guten anthun und nach ihrer Art und Weiſe

Frauen und Jungfrauen turbiren, da kam eine Straf' Gottes, nämlich die Baiern, die heranrücketen und auf dem „Kohlberg", in der „Wolfel" und gegen den „Rabenkopf" hin legten sie Schanzen an und besetzten sie, wie auch die Franzosen drauflanonirten, mit Feldschlangen, die aber größer waren, als Falconets und fürchterlich knallten; fingen auch alsbald an, Stadt und Festung zu beschießen. Das gab Löcher!

Die Bürger flüchteten Hab und Gut und sich selber mit Weib und Kind in die gewölbten Keller und befahlen sich dem Schutze Gottes. Nachdem die Stadtmauern worden waren löcherig, wie ein Sieb, stürmten sie, und die Herren Franzosen machten sich aus dem Staube und zum Frühstück hatten wir Baiern. Daß sich Gott erbarme! Wir gedachten: Es sind doch Deutsche! Die werden doch mildiglich verfahren, da wir jo doch Pfälzer waren!

Ja mildiglich! Waren wie reißende Wölfe und abscheulich grob gegen die armen Bürger und tractirten sie mit Prügeln. Hieß den ganzen Tag: Bier! Bier! Die Bürger hatten aber keins und wären froh gewesen, so sie Gerste zum Mahlen für Brot gehabt hätten. Kriegsvolk ist Kriegsvolk, Maus wie Mutter!

Mußten daher, da sie viel Durst hatten, den guten, neuen Bacheracher Wein trinken, der ihnen auch baß schmeckte, aber zu Kopfe stieg, daß sie in den Gassen umhertaumelten und allerlei gröbliche Malefiz trieben, ohne daß sie bestraft worden wären von ihren Offizieren. Die machtens nicht besser.

Es war kein Wunder, daß die Bürger viel lieber die Franzosen hätten eingetauscht gegen solche Kerle, die sich selber zu einer rechten Drangsal machten. Solches war freilich ein Unrecht, sintemal noch der Franzoß ein deutscher Erbfeind ist; aber man kann's Einem doch darnach machen! — Nun hätten die armen Bürger eher an des Himmels Einfall gedacht, als daß die Franzosen wieder kämen. Die Baiern auch nicht; denn die hatten nicht einmal ihre Schanzen auf dem Kohlberg, in der Wolfel und vor dem Rabenkopf zer-

ſtört, ſondern lediglich ihre Geſchütze abgefahren und meinten, den Franzoſen hätten ſie das Wiederkommen verleidet; hatten auch nicht einmal Mauern und Thürme hergeſtellt, ſo doch die Bürger an ihren Häuſern den erlittenen Schaden alsbald wieder gut machten. Wäre der Feind über Nacht kommen, ſo hätte er ſie in ihren Betten fangen können. Gegen alles Erwarten waren aber eines ſchönen Morgens die Franzoſen wieder da. Kamen über den Hunsrück von der Moſel her und rückten in der Nacht ſo heimlich an, daß kein Hahn krähete. Die baieriſchen Wachen ſcheinen geſchlafen zu haben, wie Mehlſäcke, denn ſie merkten Nichts. Die Franzoſen führten ihre Kardaunen in die guten Baieriſchen Schanzen und fingen noch in der Nacht greulich zu ſchießen an, daß die Baiern auf den Tod erſchracken, auch einſahen, daß bei den durchlöcherten Mauern kein Haltens in der Stadt ſei; zogen dannenhero noch vor Tage eiligſt und mit Sack und Pack ab, und war wohl ein groß Glück, daß ſie nicht viel Zeit hatten, ſonſt hätten's die armen Bürger wohl auf's Neue erfahren, was ſie ſchon wußten.

Da Alles ſo ſtille blieb, wagten ſich mit Tagesanbruch die Franzoſen an die Mauern, guckten durch die Löcher und über den Schutt in die Stadt, und da ſie keine baieriſche Seele ſahen, ſtiegen ſie in die Stadt und riefen ihre Genoſſen, und um neun Uhr ſaßen ſie ſchon bei den Bürgern im alten Quartier an der Morgenſuppe, ſo ihnen nach dem Nachtmarſche und anſehnlichem Faſten baß mundete. Waren lauter junge Kerle, denen es ohnedem immer ſchmeckt. Sie erſchracken aber, als ſie ſahen, wie die Mauern und Thürme ausſahen.

In der Stadt war großer Mangel. Der Rath aber taufte, und weil kein Geld in der Kaſſe war „auf Borg", Kühe und ließ ſie ſchlachten, wodurch denn dem Mangel Einhalt geſchah, nur mit dem Unterſchiede, daß das Hungern den armen Bürgern zugekommen wäre, wenn nicht die Gäſte ſie zu Gaſte geladen hätten. Sie wurden auch nicht einquartirt, ſondern wußten guten Beſcheid und zogen allermeiſt in ihre alten bekannten Quartiere wieder ein, ſoferne

sie nämlich früher sich darin wohlbefunden hatten, sagten: „Bonschur"! was so viel heißet, als: Guten Tag! — und — waren wieder da.

Machten die Baiern gut durch ihre Freundlichkeit und mieden alle Drangsalirung. Denn so ein Franzos ist schon zufrieden, wenn er ein freundlich Gesicht sieht, und das machten ihnen die Leute schon darum, weil sie froh waren, die Baiern los zu sein.

Item, so gut aber sollte es der armen Stadt nicht werden, daß sie hätte mögen sich in Frieden erholen und ihre durchlöcherten Wohnungen herstellen. Kam bald die Zeit wieder, da sie, wie Ratten und Mäuse in die Keller flüchten mußten, die armen Bürger, die nach Gott schrieen.

Item, kamen die Henschhäuser und die Breitschieder zu Markte mit Butter und Milch, so viel Geld, sechs Albus das Pfund und zwei Albus die Maß Milch, kostete, und vermeldeten, droben auf den Bergen und in der „Struth" wimmele es, wie auch in Oberwesel am Rhein, von Soldaten und seien es „Cölner" aus dem Sauerlande und Westphalen, auch grobe, ungeschlachte Kerle, und kennen Albus besser, als die Baiern, und sagten, sie wollten die Wälschen hinaustreiben aus dem Lande und besonders aus Bacharach und den „Thälern", sintemalen ihr Herr, der Erzbischof von Cöln, auch Kurfürst, ein altes Recht habe auf selbiges Land und Leute, Burg und Stadt. Wären ihrer viel Tausend und hätten grausam viel Geschützwerk, darauf sie pocheten, und wollten mit solchen „ähernen Trommeln" den Franzosen einen Marsch aufspielen, daß auch die Stocktauben ihn hören sollten, und was des übermüthigen Soldatengeschwätzes und Prahlens mehr war.

Hätten sie aber, sagten die Marktleute, nur halb so viel „Kuraschi", als sie mit Worten kund gäben, so möchte es der armen Stadt Bacharach ergehen, wie weiland der Stadt Jerusalem, da sie der Heide Titus demoliret. Der Titus der Cölner „Soldadeska", wie die Spanier sageten, hieße aber: General von Auvenheim und sei ein wilder, bärbeißiger Geselle, der so viel Erbarmen habe wie ein Tigerthier und so

viel Treu und Glauben, wie ein Wolf oder Fuchs. Das ſageten ſeine Soldaten ſelbſt von ihm aus. Kaum hatte der Rathsbürgermeiſter Solches vernommen, als er eilings hinauf ſtieg zu der Burg Staleck, allwo der Commandant Brouſſelle wohnete und es ihm anzeigte. Thät alſobald Kundſchafter ausſchicken nach dem Gebirge hinauf und gen Weſel hinab. Kamen ſchnell wieder und ſagten, es ſei dem alſo, wie die Leute geſagt und ſeien der Cölner viel mehr, als ſie berechnet, ein paar Tauſend. Hatten auch durch die Angſtbrille geſehen!

An den Mauern und Thürmen hatten die Franzoſen erſt angefangen zu renoviren, waren aber noch nicht erheblich weit vorangekommen, als ſolche Botſchaft kam und ſie erſchreckte, die arme Stadt aber in tiefes Ach und Weh verſenkte!

Nachdem der Brouſſelle erwogen, daß ſeiner Mannſchaft zu wenig, die Zeit aber zu kurz ſei, Hülfe herbeizuziehen, eröffnete er dem ſehr beſtürzten Rathe der Stadt, daß er ſolche müßte preisgeben und ſeine Leute in die Burg ziehen, um ſelbige gehörig vertheidigen zu können. Da entſtand ein Wehklagen in der Stadt, ſintemalen die Bürgerſchaft erkannt, daß es um ſie geſpielt ſei, wenn der Nyvenheim die Burg belagere und beſchieße und in der Stadt Poſto faſſe, weilen dann vom Schloſſe herab die Franzoſen den Feind in der Stadt würden beſchießen müſſen, wo er Poſto gefaſſet.

Alle das Jammern und Weinen konnte nicht drüber hinaushelfen. Es ſchoß in's Kraut und trug keine Frucht. Sagten die vernünftigen und ruhigen Männer: Laſſet uns in den Kellern Wohnungen einrichten und Alles, was wir noch gutes haben, dahinein flüchten, denn es wird arg kommen und ſchnell, wenn ſie ſchon ſo nahe ſind, wie die Kundſchafter erzählt.

Solches ſchlug ein. Nun ging's an ein Verſtecken, Vergraben, Indiekellerſchaffen und an ein rechtes Wirthſchaften, und waren auch ſchier damit fertig, als die Franzoſen in die Burg abzogen, und es war, als würde vom Thürmlein auf der Kloſterkirche vor dem Zolle das Todtenglöcklein für die Stadt geläutet.

Legten sich die armen Bürger mit Sorg und Elend auf's Ohr, wurden aber vor Tag schon abscheulich geweckt: denn die Cölner waren alsbald in die Stadt gerückt, als sie das Nest leer fanden. Sie waren zahlreich, wie die Heuschreckenschwärme, so einst als eine Plage Gottes über Aegyptenland kamen, als Pharao und ganz Aegyptenland mit ihm die Herzen verstocket hatten und Israel nicht wollten ziehen lassen aus Aegyptenland in dasjenige der Verheißung.

Als der Nyenheim, so ein großer, stämmiger, stattlicher Herr war, anritt, da zog ihm der Rath der Stadt und an seiner Spitze der kurcölnische Saalschultheiß, Herr Rima, entgegen und thaten eine Red' an ihn, die aber nicht verfing; denn der Nyenheim machte ein Gesicht, wie ein Topf voll Teufel, schnauzte die Herren an und sagte, so lange er in der Stadt sei, sei er auch allein Herr drin und habe zu befehlen, was ihm gut dünke, sie aber, nämlich der Rath der Stadt und gemeine Bürgerschaft, habe lediglich zu gehorchen und gar nichts weiter.

Das war Westphälisch deutsch, und deutlich dazu. Alle Rathsherren waren zerschlagen, nur der Saalschultheiß Rima, so ein kurcölnischer Beamter war, widersprach ihm und meinte, das wäre Serenissimi Meinung gar nicht: er solle wenigstens menschlich verfahren. Das versprach er auch; aber versprechen und halten ist zweierlei, absonderlich in Kriegsläuften, wo kein Sceptrum ist, denn der Säbel.

War so ein Westphälischer Hartkopf, dem es wider das Camisol ging, wenn er einmal freundlich sein sollte und dann wurde noch die frische Milch sauer, die er ansah. Man hätte mit seinem Kopfe, wie mit einem „Kampfwidder" Mauern können einrennen, ehe er, wie man von dem Versöhnen saget, ihn gebrochen hätte.

Als er mit seinem groben Volke in der Stadt war, da gab's alsbald überall Händel und Hader. War ihnen, die doch daheime nur dicke Saubohnen, gelben Speck und geschroten Brot essen sollen, das Essen nicht recht, nicht gut genug. Fingen alsbald an, die Leute auf Rothwälsch zu quälen und selbst zu prügeln, wobei denn aber auch Mancher

seinen Meister fand und statt zu geben, nehmen mußte, wie denn der „Schrötermeister“ Eichel aus der Obergasse einen Sauerländer gottsjämmerlich in die Vierkante beschlug, wie ein Zimmermann den Balken, worauf er zahm wurde, wie ein Lämmlein. Sie wollten, sagten sie, die calvinischen Spitzköpfe und die lutherischen Dickköpfe schon mürbe machen. Das haben sie freilich in kurzer Zeit fertig gebracht; denn wenn die Leute beteten: „Erlöse uns vom Bösen“, so sagten Viele: statt vom Bösen — „von den Cölnern!“

Item, der Nyvenheim ließ nun in der Wolfel, auf der „Vogelswiese“ und dem Kohlberg Batterien anlegen und hub an, das Schloß zu beschießen, das sich bis jetzt ganz todtstille verhalten und meinte der stolze Nyvenheim, die Wälschen hätten Schrecken vor ihm.

Aber die sparten ihr Pulver, bis die Cölnischen anfingen; allein da hoben sie auch an, einen Hagel von Kugeln auf die Stadt und die Cölnischen Batterien fallen zu lassen, daß die Kanonirer fortliefen und ließen die Kanonen stehen, die sich die Franzosen mit Vergnügen holten, wenigstens die auf dem Kohlberge.

Da wüthete und raſete der Nyvenheim; denn das waren seine Besten; aber er sah auch bald ein, daß mit dem Schlosse Nichts zu machen sei und sagte zu seinem Hauswirth, dem Saalschultheiß Rima, er müsse abziehen, weil er gegen das Schloß Nichts ausrichten könne; müsse aber die Stadt niederbrennen, da er solche, nach Kriegsgebrauch und Recht, nicht in des Feindes Händen lassen dürfe.

Der alte Herr Rima war nicht auf die Nase gefallen, und merkte wohl, daß es dem Spitzbuben um Geld zu thun war. Redete so hinten herum, bis denn der Nyvenheim deutlich sagte, daß er die Stadt nicht anzünden wolle, wenn ihm der Rath der Stadt blank und hart zwei Tausend Gulden verabfolge. Was war da zu machen? Der Rath versammelte sich auf dem Rathhause und kratzte sich hinter dem Ohre, denn es war ein sauerer und bitterer Bissen! Aber sie kannten den Nyvenheim und sein Gesindel, so fanatisch und glaubensgehässig war, so gut, daß sie sich sofort

einigten, für das Geld zu sorgen, und zwar noch selbigen Abend, da die Cölner, sobald das Geld in ihres Generals Beutel rappelte, abziehen müßten. Er empfing dann auch das Geld und — zog ab. Ja, die zogen ab, nämlich die Haut dem armen Bürger; preßten überall Geld heraus, so viel und so wenig zu bekommen war und stahlen dabei, was sich nicht wehrte. Die Bacharacher sagten: „Die Baiern ließen Nichts liegen, als glühend Eisen und Mühlsteine, die Cölner aber nähmen auch Solches noch mit!“ — Will Etwas heißen!

Schien Alles gut und die Bürger wünschten ihnen Glück auf den Weg; aber sie waren noch nicht halbwegs Caub, noch nicht am „Kreuzsteine“, da erschallte der Ruf: Es brennt auf dem Holzmarkte! und alsbald wieder: Es brennt am Zolle! und dann: Es brennt am Zehndenthor! und die große Brandglocke heulte vom Sanct Petersthurme greulich in die Morgendämmerung und man sah überall die Flammen und Rauchwolken und die Leute jammerten trostlos und ein einstimmiger Fluch folgte den Cölnern und dem ruchlosen Nyvenheim, der das Ablösungsgeld genommen und doch die Stadt angezündet. — Die Verwirrung in der Stadt war ohne Grenzen und über die Maßen. Man kann sich's wohl denken.

Als aber der Commandant, der Obrist Brouffelle, solches vom Schlosse herab sah, da kommandirte er all sein Volk zum Löschen in drei Abtheilungen, an die drei Brandstellen. Wie der Blitz waren die Franzosen in der Stadt und sogleich ging es an eine werkthätige, besonnene Hülfe.

Natürlich standen die Bürger wackerlich an ihrer Seite und arbeiteten Hand in Hand und solcher Hülfe war es zu danken, daß überhaupt nur fünf Häuser abbrannten und der höllische Plan vereitelt wurde, die ganze Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, was um so leichter hätte geschehen mögen, als ein heftiger Wisperwind eisig kalt und scharf bließ.

Die Bürgerschaft ist den Franzosen recht dankbar gewesen und hat ihnen einen guten Trunk gereicht und eine Tanz-

luſtbarkeit veranſtaltet. Uebernehmen ſich zwar Etliche, aber iſt kein Raufen vorgekommen, überhaupt Nichts, was etwa unehrbar geweſen, denn der Brouſſelle hielt ſie in der Zucht.

Andern Tages rückten ſie wieder in ihre Stadtquartiere ein, dafern ſie damit zufrieden waren. Je dennoch hat der wohllöbliche Vierthälerrath es für Recht gehalten, daß auch die Herren Beamten Soldaten nähmen und ihnen Quartiere gäben; denn ſie waren bisher ganz frei ausgegangen, ſo dann ein Murren in der Bürgerſchaft erzeuget, und nicht ohne Grund und Recht. Denn es heißt: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“

Soweit hatte nun der alte Schmiedjakob geleſen und legte nun das Papierheft bei Seite und ſeine Klammbrille darauf. Ich will mir noch zuſetzen, ſagte er, daß die Franzoſen nun fortab in dem unbeſtrittenen Beſitze der Stadt blieben, bis zum Weſtphäliſchen Frieden. Da ſie ziemlich milde waren, ſo konnte ſich in der Zeit die Bürgerſchaft wieder ein wenig erholen und ihr Feld bepflanzen, wodurch denn auch der Noth abgeholfen wurde und, Gottlob, keine Hungersnoth kam.

In dieſe Zeit, fuhr er fort, fällt nun die Geſchichte, welche die Chronik erzählt und ich habe Euch müſſen zeigen, wie es dazumal in Bacharach ausſah. Wenn ihr aber ſchließen wolltet, daß nun die Bürger und die Franzoſen Ein Herz und Eine Seele geweſen, ſo ſchöſſet Ihr neben die Scheibe. Sie drückten die Bürger nicht durch Contributionen und Gelderpreſſungen, aber es waren doch unliebe Gäſte und machten ſich gar mauſig, wurden keck und frech und da gab's dann oft harte Nüſſe zu knacken und holte ſich mancher Franzos einen blutigen Kopf und blauen Rücken, wenn er mit den handfeſten Schiffern hart zuſammentraf; aber auch mancher Bürger wurde übel traktirt und mußte wochenlang auf dem Marktthorthurm ſchmachten, wo der Rath der Stadt ihnen ein Gefängniß für ſolche eingeräumt, die Malefiz getrieben, wie ſich auch der Rath dreinlegen mochte. Das ſetzte natürlich böſes Blut bei den Bürgern und ſo ging keine Bürgerstochter mehr zur Muſik und zum

Tanze, so lange die Franzosen da waren, und es sah gar lächerlich aus, daß die Soldaten mit einander tanzten, aber sie mußten und waren selber Schuld daran.

Wenn Einer die Marktgasse in der Stadt Bacharach herauf gehet gegen das schöne Rundchor der Sanct Petrikirche, so kommet links her die Obergasse, und die Ecke beider Gassen bildet ein Haus, das zwar in unsern Tagen anders aussiehet, als es vor dem Unglücksjahre 1689 ausgesehen hat. Damals wälzte sich der Brand vom Rathhause her die Marktgasse hinab und die Obergasse hin, und äscherte Alles ein.

Das Haus war damals dreistöckig und hatte im Erdgeschosse große, breite, halbrunde Fenster, war aus Stein erbaut und hatte schöne Steinmetzarbeit aufzuweisen. Die Vorderthüre ging auf den Markt, die Hinterthüre aber in die Sackgasse, auf welche noch heute alle Hinterthüren der anstoßenden Häuser gehen und die hinabreicht bis in die Untergasse, wo ein weiter, steinerner Bogen die Zu- und Abfuhr möglich macht. Dieser Bogen liegt zwischen dem Marktthor und dem Bauerspförtchen, welche Beide an den Rhein führen.

In diesem Eckhause wohnte der Herr Collector Firnekohl, der eigentlich Hospitalsrechner, Einnehmer und Verwalter war, ein ebenso braver, rechtlicher, als milder Mann, mit seiner Frau, Tochter und Pflegesohn, und dieser Pflegesohn war so recht der sonnenklare Beweis, wie sehr der, seiner Rechtschaffenheit wegen geachtete Mann, auch die Liebe der ganzen Stadt verdiente, die er denn auch besaß.

Das aber war so: Nachdem im Jahre 1632 die Schweden aus den Vier Thälern abgezogen waren, ließen sie den armen Leuten ein Erbe zurück, das schrecklich war, nämlich eine ansteckend Krankheit, man kann sagen, eine Pest; denn die Leute erkrankten plötzlich und starben unter furchtbaren Schmerzen oft schon wenige Stunden, manchmal aber auch etliche Tage nach ihrem Ausbruch und hielt der Tod bis in das Jahr 1634 hinein eine schauderhafte Ernte.

Der Chronikschreiber Sebastian Fabian erzählt, daß das

Dorf Mannbach bei Bacharach ganz ausgestorben gewesen und Füchse und Wölfe die Leichnahme verzehrt hätten, weil Niemand mehr dagewesen, der sie habe begraben können. Auch von Bacharach berichtet er, es seien ganze Familien, ja ganze Gassen ausgestorben und hätten die Kirchhöfe nicht zugereicht und hätte am Holzthor oder vielmehr hinter der Mauer am Holzthor ein Pestkirchhof oder Gottesacker müssen, am Berge aufsteigend, angelegt werden. Einzelne Gräber habe man nicht mehr gemacht, sondern große Gruben, darin man die Leichen gelegt, für welche die Schreiner nicht im Stande gewesen wären, Särge zu machen, die man daher in grobe Tücher eingenähet und in Gottes Namen also in die Gruben gelegt habe und zwar ohne Sang und Klang, weil man sonst hätte die Glocken müssen den lieben langen Tag läuten, zum Jammer der Betrübten und Schrecken der Gesunden.

Dazumal starb auch in der Untergasse eine ganze Familie aus, so Braun hieß. Der Mann war ein Schiffer und sehr beliebt, weil er zwar arm, aber ein braver und rechtschaffener Mann gewesen. Er hatte sieben Kinder, alle blühend wie die Rosen, und seine Frau, wie er, war noch jung. In vier Tagen raffte die Seuche Vater, Mutter und sechs Kinder dahin und nur das Kleinste, ein Büblein von sieben Jahren, blieb mutterseelenallein übrig. Es ging ein Schrecken durch alle Herzen, als das geschah.

Alle bedauerten das arme verlassene Kind, aber es erprobte sich wieder, daß von den schönen Worten und beweglichen Redensarten Niemand zur That kam, die die Liebe wahr gemacht, die in den vielen Worten gar rührend klang.

Wer viel plaudert, thut Nichts. Von schönen Worten wird kein Hungriger satt, und wer die Hand in den Schooß legt, hat den ganzen Tag Feierabend.

Der Herr Firnekohl war, weil gefällig und höflich gegen Jeden, so Arm, als Reich, ein in der ganzen Stadt beliebter Mann, der plauderte wenig, that aber um desto mehr, besonders an den Armen, die er als Hospitalskollektor genau kannte, und doch war der Mann nicht reich. Er hatte kein

Vermögen, als das gedachte Eckhaus und einen Garten im „Ketzer", lebte von seiner Besoldung und kam grade ehrlich aus, hatte aber auch keine Schulden, was im Pfälzischen von den Beamten kaum gerühmt werden konnte; denn die brauchten Alle mehr, als sie hatten.

Um wieder auf den verlassenen Knaben der Eheleute Braun zu kommen, so hatte sein Vater einen Schwager in Steeg, der Krämer hieß und ein Winzer war. Der sollte den Knaben nehmen, weil er der einzige und nächste Verwandte war. Da stand's aber übel; denn der Krämer hatte acht lebendige Würmlein, die nackt und bloß gingen, und hohlaugig, wie der leibhaftige Hunger, aussahen. Wie konnt's aber auch fehlen? Die Mutter war faul und was man am Rheine eine „Schlampe" nennt, das heißt, ein unordentlich, unsauber Stück, die statt zu arbeiten, die Leute hinter einander hing und aus Einem Hause in das Andere „ratschte", das heißt plaudernd und Mährchen tragend umherging. Der Krämer aber hatte, wenn er zwei Albus verdiente, für vier Durst. — Das Sprüchwort sagt: Wo ein Wirthshaus steht, da steht kein Backhaus, und das will soviel sagen, als: ein ächter, ausgepichter Säufer esse nicht viel; aber hier war das Wirthshaus für den Vater und das Backhaus für die Kinder — fehlte! Sie hatten kein Brot und wären nicht die Steeger barmherzige Leute gewesen, so hätten die acht Würmlein verhungern müssen. Im ohnehin den Einsturz drohenden Vaterhause hatten sie blos freies Obdach und Stroh zum Schlafen, für die Kost mußten sie selber sorgen, das heißt, betteln.

Und dorthin sollte der arme, gutgeartete Knabe, braver Eltern Kind!

Wer das hätte glauben sollen, der hätte die enge zusammenhaltende, sehr ehrbare Schifferzunft in Bacharach nicht kennen müssen. Sie kamen überein, aus der Zunftlade sollte er gekleidet werden, aber wochenweise bei der Zunft den Wandeltisch haben und damit war äußerlich besser für ihn gesorgt, als daß man ihn zu dem schlechten Vetter nach Steeg gehen ließe, wo er ohnehin der Zunft wäre entfremdet

und ein Bettelbube geworden, was weltkundig eine schlechte Sorte ist, denn es heißt nicht umsonst am Rheine herum: „Bettelsack, Lumpenpack, aller Welt zum Schabernack."

Grade an selbigem Samstagabende, da die Schifferzunft in ihrer Zunftstube im „goldenen Rad" am Zoll den gedachten Beschluß einmüthig faßte, stand der Herr Collector Firnekohl am Ofen, denn es war Martinizeit und schon eisig kalt, zumal der Wisperwind durch die dicksten Kleider pfiff, als ob man nackt ginge. Er stand mit dem Rücken gegen den Kachelofen und sah seiner Frau zu, wie sie flickte und dem herzigen, siebenjährigen Bethchen, was eigentlich Elisabeth heißt, das mit seiner Puppe gar anmuthig spielte.

Und wie er das glückliche Kind sah, fiel ihm der arme heimathlose Knabe ein, der nun in die Heidenwirthschaft nach Steeg sollte, wo er so gewiß sittlich zu Grunde ging, als draußen der Vollmond schon hell die Straßen beleuchtete.

Als er das so lebhaft bedachte, war es ihm gerade so, wie es in der heiligen Schrift stehet: „er ergrimmete in seinem Herzen und es trat dem weichen Manne eine Thräne in die Augen; — denn er dachte: Wie? wenn es deinem Bethchen so erginge? Er zerdrückte die Thräne in seinem Auge, blickte gen Himmel und dankte dem Herrn, der die Seuche und ihren „Würgengel" an seiner Thüre hatte vorüber gehen lassen, aber es packte ein Gedanke sein Herz gewaltiglich und das war der: Solltest du den Knaben nicht zu dir nehmen, aus Dank gegen den Allgütigen, der dein Kind, dein Weib und dich bewahrt zur bösen Zeit, da Hunderte hinstarben?

Es gibt Stunden, wo der Herr mit uns heimlich redet, und das sind Stunden des Segens. Für den Collector war eine solche Stunde gekommen; darum schwieg er mäuschenstille, weil er mit dem Herrn redete, und da braucht es keiner Worte, weil das Menschenherz und der Herr sich einander verstehen, wenn nämlich das Menschenherz darnach ist.

Das geheime Gespräch wurde immer eifriger und es drängte den Collector, dem, was er vom Herrn heimlich gehört, Worte zu leihen gegen seine Frau.

Mittlerweile hatte das Bethchen ſchon einige Male gegähnt, und Firnekohl wollte das, was ihm das Herz bewegte, unter vier Augen mit ſeiner trefflichen Hausfrau beſprechen.

Sagte derhalben zu dieſer: Sabinchen, ich meine, für unſer Bethchen wär's Zeit, ſchlafen zu gehen. Es gähnet wiederholt und morgen iſt Sonntag, da kann es ſich einmal ausſchlafen, weil keine Schule iſt und die Kirche erſt um zehn Uhr angeht.

Du haſt Recht, ſagte freundlich die liebe Frau, die merkte, daß er Etwas auf dem Herzen habe, ſagte: Komm Kind! Sag' dem lieben Vater gute Nacht. Es iſt Zeit für dich!

Bethchen legte ſtille ihre Puppe in's Bettchen, was für ſie in der Ecke, neben dem Schranke ſtand; hüpfte zum lieben Vater, küßte ihn; ſagte: Gute Nacht, und folgte der Mutter.

Vergeſſe nicht zu beten! rief der Vater dem Kinde nach, das ihm das Engelsgeſichtchen lächelnd noch einmal zuwandte und lieblich nickte.

Beide stiegen die Treppe hinauf und der Collector blieb in der dunklen Stube alleine. Er faltete seine Hände, nahm sein Käppchen ab und dankte dem Herrn für dies liebliche Kind; empfahl es, die liebe Mutter, sich selbst und alle Menschen der väterlichen Gnadenobhut des „getreuen Hirten" und erwartete dann ungeduldig die Rückkehr der Mutter.

Die Mutter kam zurück und setzte sich wieder an ihre Arbeit.

Da fing der Collector also zu reden an: Sabinchen, wir sind dem Herrn doch viel Dank schuldig, daß er unser herziges Kind und uns so gnädiglich behütet hat zur Zeit der Pestilenz, wo es war, wie es in der Schrift heißt, als der Würgengel auf der Tenne Arafna stand und mit seinem Schwerte das Volk schlug.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich! sagte die gottesfürchtige Frau und legte ihre Hände betend ineinander.

Sein heiliger Name sei gelobt in Ewigkeit! klang es, wie ein frommer Widerhall aus Firnekohls Mund und Herzen vom Ofen her.

Seine Frau schwieg, weil sie preßend ihre Lippen leise bewegte und ihre Hände gegen die Brust preßte.

Ich meine aber, fuhr der Collector fort, Eine That des Dankes wäre mehr werth, als Hundert und Tausend Worte; denn die sind wohlfeil und machen keine Moleste. Darum geben sie auch die Leute am Liebsten.

Freilich, lieber Mann, freilich, fiel Frau Firnekohl ihm in die Rede. Darum breche ich mit Freuden dem Armen mein Brot und trockene Thränen, wo ich kann.

Gott segne es an dir und deinem Kinde! erwiederte er.

Warum nicht auch an dir? fragte sie zurück.

Weil ich es fühle, daß ich nicht so viel thue, als ich könnte! war seine halblaute Antwort.

Ei, lachte sie, das klingt mir wunderlich! Sind denn Mann und Weib nicht Ein Leib? Nicht die Rechte und die Linke, die gemeinsam arbeiten, geleitet von Einem übereinstimmenden Herzen? Und weißt du nicht, was der Herr im Evangelium von den beiden Händen beim Wohlthun sagt?

Ganz richtig, Sabinchen, aber ich komme mir dabei vor, wie ein unnützer Knecht, der sein Pfund vergräbt, weil ich nicht selbst eingreife. Ich *will*, ich *muß* mehr *thun*, damit ich nicht die quälende Unruhe habe!

Ei, du närrischer Mann, wer hindert dich denn? Thue es in Gottes Namen und ich sage freudig Amen dazu!

Willst du das wirklich? Willst du es, auch wenn ich ein armes Waisenkind dir brächte und sagte: Sei ihm eine rechte Mutter! Halte es wie dein eigen Kind?

Ja, auch dann, und dann erst recht, so wahr uns der Herr gnädig war zur schweren Zeit! So rief die treffliche Frau aus und dabei glänzte eine Thräne in ihrem Auge, daran sich die Engel im Himmel freueten.

Firnekohl trat rasch auf sie zu, schlang seine Arme um ihren Hals und lange hielten sich die Ehegatten umschlossen, und was in ihrem Herzen stille vorging, deß freueten sich abermals die Engel im Himmel.

Aber sag' mir doch, was du eigentlich vorhast? sagte sie; denn ich merke, daß dich Etwas bewegt, was in deinen Gedanken schon fix und fertig ist.

Da hast du wieder Recht, erwiederte er, und ich will dir's nun sagen. Als unser Bethchen, Gott schütze und segne es, vorhin so da saß und so kindlich spielte, da mußte ich an den armen, heimathlosen Knaben der Schiffersleute Braun, an den armen Franz, denken, dem Alles, Alles fehlt, Vater, Mutter, Geschwister und Vaterhaus.

Und nun soll der arme Bub zu dem Säufer nach Steeg, wo Fluchen das Abendgebet und Hadern der Morgensegen ist, und soll in dieser Löwengrube zu Grund gehen! Und das bewegte mir das Herz so, daß ich keine Ruhe mehr habe. Wir könnten doch den Knaben ernähren, retten vom Verderben, erziehen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn und ein nützlich Glied der menschlichen Gemeinschaft aus ihm machen mit Gottes Hülfe.

Gottlob, Gottlob! rief die Frau Firnekohl aus und ihre schöne klare Stimme klang, wie ein Jubellied im höhern Chore. Hör' mich an, lieber Mann! fuhr sie fort, die letzte

Nacht träumte ich von dem unglücklichen Knaben, weil ich mit dem Gedanken an ihn eingeschlafen war. Da träumte mir, du zeigtest auf das Kind in seinem Elende und sagtest: Sabine, nimm's an und halt' es wie dein eigen Kind! — Dann aber warst du es doch nicht, der das sagte, sondern ein Engel Gottes, in leuchtendem Gewande. Ich erwachte und der Nachtwächter blies die Mitternachtsstunde, und du weißt, wie viel schöne Reimlein der alte Michel weiß; der sang:

Hört Ihr Herren, und laßt Euch sagen:
Die Glocke hat zwölf geschlagen.
Nun ist es grade Mitternacht,
Und über uns Gottes Auge wacht!
Und wer da wacht, der denke nach,
Wie er dem Herrn gefallen mag,
Durch Liebe und Barmherzigkeit,
Wie er gethan zu seiner Zeit.
Bewahret das Feuer und auch das Licht,
Daß unsrer Stadt kein Schaden geschicht,
Und lobet Gott, den Herren!

Das hat sich mir in's Herz hineingebrannt, und ich dachte wohl nach und dachte des schönen Traumes und erkannte, wohin mich der gewiesen, daß ich ihm gefallen möge. Da wurde es fest in mir, dir's zu sagen, und wußte wohl schon im Voraus, daß du gleich also dächtest. Aber ich schlief wieder fest ein und mußte frühe heraus, weil ich eine Waschfrau bestellt hatte, und dann mußte ich die Morgensuppe kochen und vor lauter Arbeit hab' ich's dir zu sagen vergessen. Nun aber sehe ich, mit Preisen der Gnade Gottes, daß wir Zweie Ein Herz und Eine Seele sind; denn was du dachtest, das dachte ich. Wohlan denn, gehe gleich weg und hohle den Knaben! Ich mache ihm derweile sein Bettlein zurechte. Im Giebelstübchen, wo wir schlafen, ist rechts in dem Dachkämmerlein Bethchens Schlafkämmerlein und in dem links mache ich dem Franz das Bettlein zurecht, dann haben wir sie beide bei uns und kann ihnen Nichts passiren, ohne daß wir's gleich hörten! Der Collector drückte ihr die Hand und küßte sie schweigend auf die Stirne: nahm seine warme Pelzkappe, zog sie über die Ohren und ergriff seinen

Stock. Sie leuchtete ihm und und ſchloß ab. Dann ging ſie hinauf in's Giebelſtüblein und bereitete einſtweilen auf einem am Boden ausgebreiteten Tuche das Bettlein, weil eben noch keine Bettlade zur Hand war und ſie mit dem Lichte nicht auf den Speicher gehen mochte, eingedenk des Wächterrufes:

Bewahret das Feuer und auch das Licht,
Damit der Stadt kein Schaden geſchicht!

Das Wetter war noch abſcheulicher geworden, als es geweſen, da der Collector vom Rathhauſe, aus einer Sitzung der Verwaltung des heiligen Geiſt-Hoſpitals, heimgekehrt war. Der Wisperwind wehte ſcheermeſſerſcharf durch die Untergaſſe, die der Collector mit raſchen Schritten entlang ging.

Am Krahnenthor bog er um die Ecke und ſchritt die Krahnengaſſe hinauf. Bald ſtand er an einer Thüre ſtill, die an einem ſehr beſcheidenen Hauſe ſich befand. Es mochte nahezu neun Uhr ſein, als er den Klöppel hob und auf die eiſerne Unterlage fallen ließ, daß es in den Hausflur hellтönend hineinſchallte.

Später Beſuch, der! ſagte der Zunftmeiſter Kunkel zu ſeiner Frau. Geh' mach auf.

Jakob, ſagte ſie ſchuckernd, du weißt, ich bin eine „Grauelkatz", geh', ſei ſo gut, und mach' du auf!

Der alte Kunkel lachte über die Furcht ſeiner Frau, die er freilich genugſam kannte, ſtand auf und ging hinaus.

Den Klopfenden erkannte er erſt, als er ſeine Pelzkappe etwas lüpfte.

Ei, guten Abend Herr Collector, ſagte er betroffen, was führt Euch denn in meine Behauſung und ſo ſpät und bei ſolchem abſcheulichen Wetter?

Das will ich Euch in Eurer warmen Stube ſagen, Zunftmeiſter, erwiederte der dicke Herr Collector und drückte ſich raſch neben ihm durch. Ich ſchnattere wie eine Ente, aber vor Froſt, ſetzte er hinzu.

Thrine, leuchte doch einmal! rief er, da man einige Stufen von der Thüre aufſteigen mußte und er nicht wollte,

daß der im Hause fremde, ihm werthe Mann falle oder sich stoße.

Seine Frau kam kreidebleich mit dem Lichte in die Stubenthüre und erschrack noch mehr, als sie die dicke Gestalt mit der Fuchspelzmütze herauskommen sah und gar nicht wußte, was sie daraus machen sollte.

Der vom Frost erfüllte Collector ließ ihr nicht lange Zeit zum Erforschen. Er schob sie höflich auf die Seite und trat in die warme Stube. Erst, als er die warme Mütze abgelegt, erkannte sie ihren Besuch und entschuldigte sich mit ihrer „Grauelfurcht". Seht, Herr Collector, sagte sie mit geläufiger Zunge, ich bin ein redender Beweis, wie schlimm es ist, wenn man den Kindern solche Gespenster-

mährlein erzählt. Meine Großmutter, Gott hab' ſie ſelig, ſteckte voll davon und erzählte ſie mir alle Tage, daß eine Gänſehaut die andere jagte, und ſeitdem „grauele“ ich, ſobald die Dämmerung kommt, und meine —

Du wärſt eine alte Plaudertaſche! ſtrafte ſie einfallend ihr Mann, der wohl wußte, daß, wenn ſie einmal im Zuge war, der Collector jeden Ort der alten Stadt kennen lernen würde, wo ein dreibeiniger Haſe, ein Währwolf, ein Mann ohne Kopf oder dergleichen umgehe; er ließ ſie auch nicht wieder in Fluß kommen, ſondern rückte dem Herrn Collector den Sorgieſſel nahe zum Ofen und bat höflich, ihm kund thun zu wollen, was der Grund ſeines ſpäten Beſuches ſei.

Mit Erſtaunen vernahmen die Eheleute Kunkel den Antrag des Collectors. Der Schiffer drückte ihm warm und derb die Hand und ſagte: das iſt ein Gotteslohn, ein Stuhl im Himmel, den Sie ſich verdienen, Herr Collector; denn was die Zunft heute Abend beſchloſſen hat, iſt, wie ich es anſehe, kein Heil für das Kind! Und nun berichtete er über den Zunftbeſchluß.

Es iſt ehrenwerth von Eurer Zunft, Schiffer Kunkel, ſagte der Collector, aber Ihr habt Recht. Das Umherziehen des Knaben taugt nicht. Er verwildert. So hat er kein „Daheim“ und das iſt das Verderben. Steht aber nicht dieſer Beſchluß meinem Wunſche und Antrage im Wege?

Es iſt ein Glück, daß ihn Eidam's Peter, der das Zunftbuch führt, nicht eingetragen hat, weil er in Caub war und ein Weniges über den Durſt getrunken hatte, und der Neue Federweiße hat's hinter den Ohren! Der Beſchluß ſoll erſt auf der nächſten Zunftſtube aufgeſetzt und unterſchrieben werden. Sie werden Alle einſtimmen, denn ein Heil iſt es für das Kind, wenn es in Euer Haus und in Eure Zucht kommt. Die Zunft kann für Kleidung und Schuhe ſchon ſorgen, wird Euch dankbar ſein und bleiben für Euere Barmherzigkeit.

Nein, nein, ſagte der Collector. Das iſt Alles meine Sorge. Ich will den Knaben, der, wie ich höre, gut gezogen und geartet iſt, wie mein eignes Kind halten, in Allem!

Allen Reſpekt, Herr Collector, allen Reſpekt! So Etwas kommt nicht mehr alle Tage vor. Was aber des Buben Art und Weiſe iſt, ſo kann ich Euch ſagen, daß wenige Familien in der Stadt der des Schiffers Braun und ſeiner Frau gleichzuſtellen waren. Allen Reſpekt vor ihnen! Ich ſag' es nicht, um Euch anzureizen; das wäre Unrecht, vor dem mich Gott behüte; auch nicht darum, weil man von den Todten nur Gutes ſagen ſoll, ſondern weil es wahr iſt vor Gott und Menſchen. Nehmet den Knaben, und Gott wolle es Euch reichlich vergelten, was Ihr Gutes an ihm thuet! —

Ich möchte ihn aber gleich mitnehmen, verſetzte der Collector. Es macht am wenigſten Aufſehen und von ſich reden, wenn ich es in der Nacht thue.

Aber Frau, ſag' wo iſt er heute? fragte er ſein Weib.

Drüben bei Schuſter Booſe auf der Ecke bei ſeinen Kameraden! erwiederte ſie und ſtand auf.

Bleib du nur da, ſagte er, du „grauelſt" doch, ſprach er und entſchuldigte ſich, indem er wegging. Eigentlich war es weniger die kindiſche Geſpenſterfurcht ſeiner Frau, die er dabei im Auge hatte, als weil er fürchtete, daß durch ihre Zungenfertigkeit die Geſchichte ſchon heute Abend zur Kenntniß der halben Stadt käme.

Kaum war er vor der Thüre, ſo ergriff die gute redſelige Frau den Gegenſtand wieder, in deſſen Vortrag ihr Mann ſie unterbrochen hatte.

Ja, begann ſie, Herr Collector, es iſt, wie ich geſagt, die Geſpenſtergeſchichten in der Jugend ſind ein Unglück. Man wird, ohne daß man es weiß, ein rechter „Fürchtegeck, eine Grauelkatz". Mir iſt es ſo ergangen und das iſt mir in's Fleiſch gewachſen.

Und nun machte ſie ihrem Herzen Luft und erzählte von allen Geſpenſtern, die in der Stadt umgingen, wo denn auch der Collector hörte, daß in der Sackgaſſe, auf die ſeine Hinterthüre ging, einmal vor Gott weiß wie viel Jahren, meuchlings ein Mann erſchlagen worden ſei, und daß der Mörder feurig darin gehe und abends unter dem Bogen,

über dem der alte Schuppert, der Flurschütze wohne, zu sehen sei. Der Schuppert wisse das ganz genau und habe ihn schon mehr als hundert Mal gesehen.

Vergeblich bemühte sich der gute Collector, den bodenlosen Unsinn der Frau zu widerlegen: sie wußte immer neue Zeugen für ihre Geschichten aufzuführen, die ihr als zweifellos galten.

Erst als der alte Kunkel wieder in die Hausthüre trat schwieg sie und sagte: Ach, Herr Collector, es ist ein Glück, daß mein Mann Nichts von unserm Gespräche gehört hat. Der glaubt so wenig dran, wie Ihr; aber er widerlegt Unsereins nicht so ruhig, wie ihr. Er fährt gleich grob drein, so gut und brav er auch ist.

Bei diesen Worten öffnete Kunkel die Thüre und führte den Knaben an der Hand.

Es war ein schöner, blühender, kräftiger Junge mit einem klaren, verständigen Auge, bescheiden und sanft.

Kunkel führte ihn zu dem Collector, der ihm liebevoll und freundlich sagte, daß er ihn nun in sein Haus aufnehme und ihn halten wolle, wie sein eigen Kind.

Der Knabe weinte; er mochte an seine Eltern, an seine Geschwister, an sein Vaterhaus, an sein Verlassensein denken; aber er ging gerne mit dem freundlichen Manne, der so liebevoll mit ihm geredet hatte. Kunkel entließ ihn mit väterlichen Ermahnungen.

Die Frau Collectorin wartete schon lange und mit großer Ungeduld auf die Rückkehr ihres Gatten.

Als er endlich kam, ging sie ihm leuchtend entgegen.

In der Stube stand Franz scheu an der Thüre. Sie nahm seine Hand und zog ihn zu sich.

Gott segne deinen Eingang und Ausgang, mein Sohn, sagte sie, ihn liebevoll an sich ziehend.

Da legte der Knabe sein lockiges Haupt an ihre Schulter und reiche Thränen entquollen seinen Augen. Solche Liebe hatte er ja nicht erfahren, seit sie seine liebe Mutter in's Grab gelegt! — —

Plötzlich durchzuckte es die Collectorin, wie eine wunder-

bare Ahnung. Sie hob des Knaben Geſicht in die Höhe und fragte: Haſt du denn auch Etwas zu Nacht gegeſſen?

Lauter wurde des Knaben Schluchzen, als er den Kopf ſchüttelte.

Allmächtiger Gott! rief die gute Frau aus. Sprang von ihrem Sitze auf, ergriff das Licht, ihren Mann im Dunkeln laſſend, und zog den Knaben in die Küche, wo ſie ihn mit den Reſten ihres gemeinſamen Abendbrotes ſättigte.

Von einem tiefen Gefühle überwältigt, beugte der Collector während deſſen drinnen in der dunkeln Stube ſeine Kniee vor dem Herrn und dankte ihm, daß er ihm Gelegenheit gegeben, Etwas zu thun, wozu ihn ſein gutes, weiches Herz getrieben. Er flehte um Gnade und Segen zu der Erziehung des Knaben und ſein Herz gewann eine Freudigkeit, die ihm als Antwort des Herrn, als ſein: Ja und Amen zu einem Gebete galt.

Als der arme Knabe ſeinen Hunger geſtillt und gedankt hatte, kam die Collectorin wieder mit ihm in die Stube.

Da fragte ihn denn der Collector aus über das, was er in der Schule des Herrn Cantor gelernt und freute ſich, daß er bei dem Knaben einen klaren Verſtand und eine

lebhafte Wißbegierde fand. Er nahm ſich vor, ihm getreulich Abends im Rechnen und Schreiben nachzuhelfen, und da es mittlerweile zehn auf der Petrikirche geſchlagen hatte, ſo führten die beiden Pflegeeltern den Knaben hinauf zu ſeinem Bettlein und als er ſich gelegt, hörten ſie mit Freuden, wie er den Glauben betete, das Unſervater und ein kleines Abendgebetlein. Dann wünſchten ſie ihm eine gute Nacht und ſuchten ſeelenfroh ihre eigene Ruheſtatt.

Bethchen, die ein Jahr jünger war als Franz, machte große Augen über den angekommenen Hausgenoſſen; doch war ſie froh, denn ſie kannte ihn vom Spielplatze am Rheine her und aus der Schule bei dem Herrn Cantor, in die ſie ja auch ging. Als Vater und Mutter ſie zu geſchwiſterlicher Liebe und Frieden ermahnten, reichten ſie ſich zur Bekräftigung ihres feſten Willens die Hand. Darauf las der Vater den Morgenſegen und dann ſetzten ſich alle Viere zur Morgenſuppe, und da die Schulſtunde und die gekommen war, wo der Collector in's obere Haus auf ſeine Amtsſtube zu gehen pflegte, reichten die Kinder beiden Eltern die Hände und wanderten ſelbander in die Obergaſſe hinein, wo nur wenige Häuſer entfernt, die Schule des Herrn Cantor Ziegelhart ſich befand.

Wie ſie ſo geſchickt nebeneinander herſchreiten! ſagte leuchtenden Angeſichts die Mutter, und der Collector, deſſen Gedanken eine andere Richtung hatten, ſagte: Aus dem Buben kann und ſoll Etwas Beſſeres werden, als ein Schiffer. Er hat einen offenen Kopf. Nun, Gott walt's! Und damit verließ er das Gemach und bald hörte ſeine Frau die Thüre ſeiner Amtsſtube zumachen, und ſie hatte ihren Mann geſehen, der erſt Schlag zwölf Uhr wieder in die Wohnſtube herabkam, wo dann ordnungsmäßig das Mittageſſen auf dem ſchneeweiß gedeckten Tiſche ſtand.

Nach Tiſch pflegte der dicke Herr Collector ein „Nickerchen" zu halten, das heißt, ein Weniges zu ſchlafen. Die Kinder waren dann bei der Mutter in der Küche und thaten ihr kleine Handreichungen, wobei ſie des Franz Anſtelligkeit mit Freuden anzuerkennen hatte. Um zwei Uhr hatte

der Vater ausgeſchlafen, und Beide eilten wieder in ihre Schule.

Durch die Aufnahme des Knaben in die kleine Familie wurde in ihrem Leben keine weſentliche Veränderung hervorgebracht. Der Knabe war gehorſam, beſcheiden und ungemein anſtellig. Er leiſtete ſeiner Pflegemutter in der That viel weſentlichere Dienſte, als ſelbſt das Mädchen. Von dem, was man gewöhnlich in kleinen und großen Städten das Gaſſenleben und das Gaſſengift nennt, hatte er wenig, faſt Nichts angenommen, da, wenn er nicht mit dem Vater hinaus auf den Rhein gefahren war, zum Fiſchfange, die Mutter, eine ſanfte, wackere Frau, ihn gewöhnlich an ſich behielt.

Nichts that ihm darum auch ſo leid, als daß er ſich nicht mehr im Kahn auf den Wellen konnte ſchaukeln, gegen Wind und Wetter mit dem Segel ſteuern, nicht mehr das Netz auswerfen, nicht mehr angeln. Darin hatte er eine angeborene Gewandtheit und Geſchicklichkeit, und die Schiffer ſagten: Dem ſieht man das „ſchiffiſche“ Blut an, das in ſeinen Adern rollt. Sie bedauerten, daß er wahrſcheinlich für immer ihrem Gewerbe entzogen ſein würde. Dennoch verloren ſie ihn nicht aus den Augen. Sie betrachteten ihn als zugehörig der Zunft, weil ſein Vater ein ſehr werthgehaltenes Zunftglied geweſen war, und gerade die Schifferzunft, zu denen auch die „Weinſchröter“ gerechnet wurden, enger ſich zuſammenſchloß, als irgend eine Andere. Sie gaben ihm ihre Zuneigung und treue Anhänglichkeit bei jeder Gelegenheit zu erkennen.

Daß Frau Firnekohl es nicht gerne ſah, wenn er etwa einmal einer ſeiner alten Liebhabereien ſich hingäbe, das lag in ihrer Liebe zu dem Knaben. Sie fürchtete für ſein Leben.

Wie jede ächte Hundsrückerin — ſie war aus Simmern — hatte ſie eine große Abneigung gegen das Fahren auf dem Waſſer. Obgleich ſie am Rheine alt geworden war, zitterte und bebte ſie, wenn ſie in einen Kahn trat.

Franz wußte das und die Liebe zu der vortrefflichen

Frau ließ ihn alle Lockungen der Zunft und der eigenen Vorliebe tapfer überwinden.

Sie wußte das wohl, und das „setzte ihm einen besonderen Stein in's Brett bei ihr."

Er hatte sich bald unentbehrlich im Hause gemacht, sowohl bei dem Collector, als bei seiner Frau. Vollends aber hatte ihn Bethchen in's Herz geschlossen und wenn er etwa einmal ausgeschickt war, wenn sie heimkehrte, so war es gewiß ihre erste Frage: Wo ist Franz?

Gewissenhaft erfüllte er das, was ihm aufgetragen wurde, und ganz unermüdet war er in Gefälligkeiten und Dienstleistungen. Dem Allen sah man es dabei auf den ersten Blick an, daß es keine Augendienerei war, sondern vielmehr, daß sich darin Liebe und Dankbarkeit kund gab, und das machte ihn Allen so liebenswerth.

In der Schule zeichnete er sich durch Fleiß und gute Fortschritte aus und Firnekohl hörte mit Freuden das Lob seines Pflegesohnes aus dem Munde seines Lehrers.

Freilich konnte das bei des Knaben rascher Fassungskraft nicht wohl anders kommen, da Firnekohl seine freien Abendstunden darauf verwandte, Bethchen und ihm besonderen Unterricht zu ertheilen, der herrliche Früchte trug.

So wuchsen die Kinder frisch und freudig, selbst unter den kriegerischen Stürmen, die sie umtobten, heran und die Zeit nahte, wo für des Knaben künftigen Lebensberuf ein Entschluß zu fassen war.

Es war nicht Beamtenstolz von dem Collector, daß er für ein Handwerk oder sonst ein bürgerliches Gewerbe Nichts übrig hatte. Er erkannte es an, daß das Handwerk einen goldenen Boden habe, und ein unausweichliches Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft sei. Diese Abneigung hatte einen anderen Grund.

In Bacharach gehörte es zu den allerseltensten Ausnahmen, wenn einmal ein junger Mensch aus dem Zunftkreise heraustrat und sich befähigte, ein städtischer Beamter zu werden. Man mußte, und der Fall war selbst bei dem Collector vorgekommen, der kein „Bacharacher Kind" war,

befähigte Leute von auswärts heranziehen. Firnekohl war oft Zeuge, wie der alte Herr Saalschultheiß Rima das bitter tadelte, und daß der Rath, wenn er sich ergänzen sollte, sehr in Verlegenheit war, einen Mann zu finden, der sich auch nur ein Wenig über das Allergewöhnlichste in Wissen und Erkennen erhübe. Es war einmal keine Lust da und auf der andern Seite waren die Gewerbe vortheilhaft und ergiebig; ja selbst der Weinbau ernährte seinen Mann, wenn er nur Ackerbau und Viehzucht damit verbinden konnte.

Der Collector sah es gewissermaßen als eine ächte und rechte Bürgerpflicht an, der Stadt an seinem Pflegesohn einen Mann zu erziehen, der einmal mit Ehren sein eigener Nachfolger werden könnte. Er dachte mit Freuden daran, wenn er einmal alt und hinfällig werden sollte, zu Gunsten seines lieben Franz seinem Amte zu entsagen und sich mit dem kleinen Ruhegehalte, der ihm zugesichert war, sich begnügen zu lassen.

So oft er mit ſeiner Frau davon ſprach, wurde er Feuer und Flamme dafür, zumal er wußte, daß die Schifferzunft unaufhörlich den jungen Menſchen lockte. Den Schiffern war er dadurch ganz abhold geworden, zumal er die Erfahrung gemacht, daß gerade dieſe Zunft die „widerhaarigſte“ war, wenn es galt, irgend eine neue, aber wohlthätige Einrichtung zu treffen. Mehr denn einmal hatte ihr Widerſpruch den Rath gezwungen, abzuſtehen von ſeinen wohlerwogenen Plänen. Ueberdies war es eine unumſtößliche Wahrheit, daß, ſo ein Schiffer im Rathe ſaß, der immer links wollte, wenn der Rath ſich rechts wandte und überall Widerſpruch erhob, und man konnte es ihnen allemal anmerken, daß vorher die Sache in der Schifferzunftſtube berathen und entſchieden worden war, und dann das „ſchiffiſche“ Rathsglied ſtimmen mußte, wie die Zunft geſtimmt hatte.

Auch ärgerte ſich der ruhige, beſonnene Firnekohl über die ſchneidigen Bemerkungen, und den meiſt ätzenden Witz der Schiffer, über ihren höhnenden Ulk, mit dem ſie Perſonen und Sachen wie mit einer beißenden Lauge übergoſſen. Und dieſe unangenehmen Eigenſchaften ſchienen ihnen angeboren, und ſelbſt Franz war nicht ohne ſie, obgleich in ſeinem Munde alle Schärfe fehlte und nur die humoriſtiſche Seite hervortrat.

So ſuchte er denn ſeinen Franz den Einflüſſen möglichſt zu entziehen, welche ihn etwa hätten beſtimmen können, „ſchiffiſch“ zu werden.

Er konnte ihn ſchon vortrefflich auf ſeiner Amtsſtube verwenden; denn er rechnete vortrefflich und ſchrieb eine recht ſaubere Hand. Er begleitete ihn als Protocollführer, wenn er für das Hoſpital Geſchäfte auswärts zu verſehen hatte und überall erwies er ſich als zuverläſſig, fleißig und brauchbar. Nach und nach gelang es denn auch den Bemühungen des Collectors, der Zunft in Franzens Sinn und Richtung ein Füßchen zu ſtellen und ſie aus dem Sattel zu heben.

Franz entſchied ſich für den Beamtenweg.

Wenn dann im Rathe die Schrift ſeines Pflegeſohnes

belobt wurde, so that es dem guten Manne inniglich wohl, und er rechnete es sich als ein Verdienst an, daß der siebzehnjährige Franz ganz entschieden sich von den zünftigen Handwerken abwandte.

Du lieber Gott, sagte Schmiedjakob, wie sieht es oft so ganz anders um die Beweggründe in der Menschenseele aus, als die meinen, welche sich einen bestimmenden Einfluß darauf zuschreiben und sie für ihr Werk halten!

Das Kathrinchen neigte sich zu seiner Spuhle, um ein Lächeln zu verbergen; aber der alte Schmiedjakob hatte es wohl bemerkt.

Nun, Hexe, sagte er, hast du wieder den Vogel auf dem Neste gefangen?

Ach nein! versetzte Kathrinchen, mühsam ihr Lächeln beherrschend.

Nun, wenn Ihr denn absolut es wollet! rief die junge Frau dann aus, ich meine, es wäre doch zuviel von einem jungen Menschen gefordert, der alle Tage mit dem schönsten Mädchen der Stadt umgeht, daß er nicht sähe, was Alle sehen müssen, die nicht blind sind! Und dann meine ich, wenn er eine ehrliche Seele ist, wie der Franz, müsse er es in seines Herzens Grunde wünschen, daß das Mädchen, das er lieb hat, seine Frau einmal werde; daß aber die Tochter des Collectors keinen Schiffer nehme, das konnte er sich an den Fingern abzählen!

Du Hexe! rief der Alte. Gerade so war es! Ja, die Zwei hatten sich herzlich lieb und weit hinaus über die geschwisterliche Liebe, wofür es die beiden Eltern hielten. Freilich wußten sie das eigentlich noch selbst nicht genau, weil sie darüber nie redeten; aber der Franz sagte es sich doch heimlich, daß er nur auf dem Wege, den sein Pflegevater ihm vorhielt, zu einem solchen Ziele gelangen könne, und darin lag es, daß er den Lockungen seiner Zunft Widerstand leistete. Am Ende ließen es auch die Schiffer, und meinten, wenn er einmal in dem Vierthalerrath sitze und Rathsbürgermeister würde, er doch sein Lebtag „schiffisch" bliebe und seiner väterlichen Zunft zugethan.

So glich ſich denn zu aller Zufriedenheit die Sache aus und Franz wurde ſeines Vaters Schreiber und Gehülfe, und der Rath gab ihm je und dann eine „Erkenntlichkeit", die ihn ungemein freute. Dies geſchah beſonders einmal, als in den Kriegsläuften diejenigen Zinspflichtigen der Gemeinde Genſingen auf dem ſogenannten „Gau" oberhalb Bingen, landeinwärts, mehrere Jahre ihre Schuldigkeit nicht gethan und nun widerſpänſtig wurden, weil ſie wohl wußten, daß die Hoſpitalsverwaltung in Bacharach keinen Prozeß werde anſtrengen können, da es um Recht und Gerechtigkeit nie übler beſtellt war im lieben Rheinlande, als gerade damals, wo der Franzos Herr war im Lande und Alles weg nahm, was der arme Bauer erübrigen konnte, ja ſelbſt was er für ſich brauchte.

Als Niemand Rath wußte, wie dem Hoſpital zu ſeinem Guthaben zu verhelfen ſei, machte Franz ſeinem Pflegevater einen Vorſchlag, der helfen konnte, wenn es Einer irgend vermochte. Der Vorſchlag ging dahin, daß der Herr Saalſchultheiß Rima den Obriſten Brouſelle veranlaſſe, dem

Collector ein Fähnlein Reiter mit nach Gensingen zu geben; denn, meinte er, wenn die „widerhaarigen Gaubauern" die Reiter sähen, und den Ernst der Sache, würden sie sich fügen und ihren Zins geben.

Das trug der Collector im Rathe vor, und sagte dabei ausdrücklich, es sei ein Vorschlag seines Pflegesohnes Franz. Der Rath erwog die Sache, und Herr Rima, wie der „Fauth" Ringelberger, fielen alsbald mit dem ganzen Rathe der Sache zu, und dem Herrn Saalschultheiß Rima war es ein Kleines, den Brouselle dazu zu bringen.

So wurde dann der Oberlieutenant Labedoière mit dreißig Reitern dem Collector und Franz beigegeben, und sie ritten nach Gensingen und — nach acht Tagen erschien vor dem Rathhause zu Bacharach ein langer Zug Wagen, die das Zinskorn von Gensingen brachten und der Herr Collector hatte einen ganzen „Ranzen" voll Geld.

Nun mußten freilich die Reiter wohl bedacht werden; aber es blieb doch ein schönes Stück übrig und die Armen konnten einmal wieder Brot vom Hospital bekommen, wie in frühern Jahren auch.

Das hob den Franz in aller Augen hoch empor und der Rath beschloß, ihm eine namhafte „Erkenntlichkeit" zu verleihen. Und Franz? —

Nun, sagte Schmiedjakob, er kaufte dafür Bethchen ein kostbar seiden Gewand. —

Daß ihm darüber das schöne Mädchen nicht gram war, läßt sich denken!

Aber etwas Schlimmes hatte die Sache doch im Gefolge. Der Oberlieutenant Labedoière war ein hübscher Mensch und ein leichtfertiger dazu. Der hatte schon lange ein Auge auf das wunderschöne Bethchen; wußte aber gar nicht, wie er in's Haus kommen solle. In der Zeit, da er mit in Gensingen war, schloß er sich an Franz freundlich an, und gewann sich die besondere Zuneigung des Collectors durch allerlei Gefälligkeiten und Dienste. Als sie nun heimkehrten, erbat er sich's vom Vater, bisweilen kommen zu dürfen und erhielt diese Erlaubniß arglos. Worum es

ihm zu thun war, blieb Franz kein Geheimniß; denn die Liebe ſieht ſcharf; aber er ſah auch, wie das Mädchen gegen den zudringlichen Franzoſen eine offene Abneigung an den Tag legte, und ſich oft halbe Tage lang, wenn er kam, lieber in ihr Kämmerlein verſchloß, ſtatt herbeizukommen und die Artigkeiten anzuhören, die er ihr ſagte.

Zum Glück kamen in jener Zeit die Cölner über die arme Stadt, die erſt die baieriſche Drangſal überſtanden hatte.

Wie es da zuging, hab' ich Euch vorgeleſen aus der Chronik. Die Franzoſen zogen ſich in's Schloß zurück und mit den Beſuchen Labedoière's hatte es ein Ende.

Ihr wißt auch, ſagte Schmiedjakob, wie ſchändlich der Nyvenheim handelte, wie ſpitzbübiſch gegen die arme Stadt, daß er nämlich das Geld nahm, gegen welches er gelobt, die Stadt nicht anzuzünden, und ſie doch anzündete; wie damals die Franzoſen ſo hülfreich waren beim Löſchen des Feuers, und ſich beſonders der Bürger Wohlwollen verdienten. Damals nun kam es, daß Franz und Labedoière zu einander beim Löſchen eines Hauſes in der Zollgaſſe gekommen waren und einander in die Hände arbeiteten. Franz vergaß ganz den Haß, den er in ſeinem Herzen gegen den lockeren Franzoſen trug, weil dieſer rückſichtslos eifrig und rüſtig arbeitete.

Es war eine abſcheuliche Nacht. Wisperwind blies ſcharf wie ein Scheermeſſer und mit einer erſtarrenden Kälte, als käme er direkt aus Sibirien, von deſſen kalter Landſchaft ich einmal geleſen. Nun waren die Löſchenden vom Waſſertragen naß, und die naſſen Kleider gefroren am Leibe.

Wenn nicht der junge Deutſche an ſeiner Seite geſtanden hätte mit einer eiſernen Ausdauer, er wäre längſt gerne in ein Haus getreten, ſich zu wärmen, beſonders in das auf der Ecke der Obergaſſe und Zollgaſſe, wo ſein Luchsauge zwei ſchöne Mädchen erſpäht hatte, nämlich Bethchen und ihre Jugendgeſpielin, die dort wohnte mit ihrer Mutter, einer Wittwe.

Bethchen war alſobald, als ſie gehört, daß in der Nähe des Hauſes ihrer Freundin es auch brenne, dorthin geeilt,

um Hülfe zu leiſten, beſonders beim Ausräumen, wenn etwa das Feuer um ſich greifen ſollte.

Da waren denn die angſterfüllten Mädchen wohl einmal an ein Fenſter geeilt, um das ſich etwa nähernde Feuer und das wachſende Maß der Gefahr zu erkennen. Wirklich wuchs dieſe, wenn nicht das Nachbarhaus, welches an das der Freundin Bethchens ſtieß, gerettet werden konnte.

Thut, was Ihr könnt, um das Haus zu retten, ſonſt iſt auch das der Wittwe Knauf verloren! rief der alte Herr Saalſchultheiß Rima und deutete dorthin, wo er mit richtigem Blicke die Gefahr erkannt hatte.

Franz, der die Stimme des alten Herrn kannte, folgte mit ſeinen Blicken dem Fingerzeige deſſelben, und ſchnell leuchtete ihm die Richtigkeit ſeiner Anſicht ein; denn das bezeichnete Haus, welches hinten an die Gebäude des Gaſthauſes „Zum goldenen Rad“ ſtieß, war ſpitzgiebelig und hoch.

Das iſt eine gefährliche Aufgabe, wenn nicht Einer die Natur einer Katze hat, die auf der höchſten Firſte nicht ſchwindelt, ſagte ein Schiffer, der an Franzens Seite ſtand.

Ich gehe hinauf, Schiffer Scheidt, rief Franz, ſorget Ihr nur für Waſſer, denn der Giebel dort, gegen das „goldene Rad“ hin, raucht ſchon!

Laß ab, Franz. Es iſt tollkühn! Du wagſt dein Leben! ſagte der alte Scheidt und ſelbſt Labedoière, welcher auf der andern Seite des jungen Mannes arbeitete, rieth entſchieden ab; aber Eins hatte den Ausſchlag gegeben, was Niemand als er bemerkt; Bethchen war am Fenſter des Hauſes ihrer Freundin erſchienen, hatte angſtvoll dorthin gedeutet, wo die Gefahr herannahete, und das war ihm eine Mahnung, die jede Rückſicht zurückſtieß.

Sorgt für Waſſer! rief er und verſchwand in der Thüre des gefährdeten Hauſes.

Labedoière und Scheidt erfüllten, was er verlangt. Bald ſtand eine ſogenannte „Kette“ bis auf den Speicher, welche die gefüllten Waſſereimer hinauf, die geleerten herableitete.

Zugleich aber ſah man, vom Brande grell beleuchtet, eine Jünglingsgeſtalt über die Firſte des ſchwindelnd hohen

Hauſes rittlings ſich bis zu der äußerſten, bedrohten Ecke fortbewegen.

Es war grauſig anzuſehen! Die leichteſte Neigung nach Rechts oder Links — und er mußte das Gleichgewicht verlieren und herabſtürzen, und wurde das Haus gerade an dieſer Giebelſpitze entzündet, ſo war es vollends unmöglich, daß er ſich ſchnell genug rette.

Schade, daß der kein Dachdecker geworden iſt, ſagte der alte Schieferdecker Farck; die Andern aber riefen theils bewundernd, theils ſchreckenvoll: Es iſt Firnekohls Franz! Bethchen hörte den Namen. Zitternd an allen Gliedern, ſtürzte ſie zum Fenſter und ſah mit haarſträubendem Entſetzen ihren Franz, wie er die Eimer, welche ihm die Leute durch die Dachluke reichten, auf die bedrohte Stelle goß, die ſchon in dem Grade erhitzt war, daß das Waſſer aufgiſchte und in dichtem Qualme ihn zeitweiſe umgab, daß man ihn gar nicht ſah.

Das Mädchen ſtieß einen Schrei aus, der Mark und Bein durchſchnitt und ſank an der Innenſeite des Fenſters nieder. Das Bewußtſein ſchwand und ihre Freundin und ihre Mutter trugen ſie in einen Lehnſtuhl, wo ſie wie eine geknickte Lilie dalag.

Während die Beiden ſich um die Bewußtloſe bemüheten, brach krachend das innere Holzwerk des brennenden Hauſes in den hohen Mauern zuſammen. Eine Funkenſäule, dann ein ſchwarzer Qualm wirbelten auf aus dem länglichen Mauerviereck, dann ſank die Flamme zurück und zuckte nur noch aus den leeren Fenſteröffnungen hervor, ohne aber noch die Anſteckungsfähigkeit für anſtoßende Gebäude zu haben. Franz ſaß noch immer da oben und goß Waſſer auf die Giebelſpitze, wo eine mit Blei umwundene Helmſtange eine verroſtete Wetterfahne trug.

Euer Franz iſt ein prächtiger Junge! ſagte der Saalſchultheiß Rima, der trotz ſeines Alters und der Eiskälte des Windes zur Brandſtelle geeilt war, nachdem bereits an den andern Stellen das Feuer bewältigt war, zu dem kreidebleich und von Furcht um ſeinen Liebling gelähmt, an ſeiner

Seite ſtehenden Collector. Wär er nur mit Gottes Hülfe wieder herunter! Ich halte das für gefährlicher, als das Hinaufklimmen! Jetzt — ja, das iſt das Rechte, rief er aus, als ihm der Schiffer Scheidt, der ihm bis an die oberſte Dachlucke gefolgt war, ein tüchtiges Schiffſeil mit den Worten zuwarf: Binde es um deinen Leib; rutſcheſt du dann, ſo ziehen wir dich hier herein!

Franz that das; aber es war des Greiſes gute Vorſicht unnöthig, denn er kletterte wie eine Katze, ſchwindellos zur Luke, wo ihn ſtarke Arme erfaßten und hereinzogen. Gottlob, er iſt gerettet, ſagte Rima, deſſen linken Arm der Collector ſchweigend und in der Angſt des Todes umfaßt hielt Gott vergelt' es ihm, fuhr Herr Rima fort; er hat dieſen Theil der Stadt durch ſeinen Muth und ſeine Todesverachtung gerettet!

Jetzt erſt gewann der Collector wieder Athem und Leben. Er lief in das Haus, wo alsbald Franz heiteren Antlitzes und mit dem ſeligen Bewußtſein im Herzen, viel Unglück

abgewendet zu haben, in seine Arme fiel. Auch Rima war ihm gefolgt und drückte dort warm des Jünglings Hand. Du mußt dich umkleiden! sagte der alte Herr, Es thut Noth, wenn du nicht todtkrank werden sollst! Komm' Franz, folge mir, fuhr er fort, zum Degenfeldischen Hofe, dort um die Ecke! Der Sohn des Kellers Reinerz ist von deiner Größe!

Er zog ihn fort um die Ecke der Obergasse und bald waren sie im Thorbogen des bezeichneten hohen und weitläufigen Gebäudes verschwunden. Franz konnte sich in die Kleider des jungen Reinerz umkleiden; er genoß etwas zur Erquickung und eilte dann wieder auf die Brandstätte.

Wohl wußte er, daß dort die Gefahr vorüber war; aber es war ein Anderes, was ihn dorthin zurückzog, selbst gegen den Willen des Collectors, der ihn mit Rima begleitet hatte.

Jener Schrei war es, den er trotz des sinnbetäubenden Lärmes, der bei solchen Gelegenheiten zu herrschen pflegt, gehört und die Stimme erkannt zu haben glaubte. Er mußte Gewißheit haben; denn gesehen hatte er sie nicht, die den Angstschrei ausgestoßen, ob sie es gewesen und warum sie ihn ausgestoßen. Das quälte ihn. Dort angekommen, wo noch die Menge dichtgeballt stand, umringte ihn die Schifferzunft, pries seinen Muth und dankte ihm für die große Aufopferung, die ja auch der Zunft zur Ehre gereiche, die ihn noch immer, als ihr angehörig, betrachtete. So sagten die biederen Männer und es war ein Händeschütteln und Drücken, das dem Jüngling, obgleich er Anderes in der Seele trug, dennoch sehr wohl that. Er sah, wie viele alte Freunde er hatte und wie viel Neue er sich heute erworben hatte.

Da rief Bethchens Freundin seinen Namen und Nichts hielt ihn zurück, augenblicklich dem Rufe zu folgen. —

Dort oben hatten die beiden Frauen, Mutter und Tochter, Alles aufgeboten, die vom Schrecken und Entsetzen über das, was sie gesehen, ohnmächtig gewordene Jungfrau wieder ins Leben zu rufen. Es war ihnen mit vieler Mühe und Anstrengung gelungen, aber sie war dennoch, wie man

sich hierorts ausdrückt, ganz auseinander. Sie rang die Hände und rief unter rinnenden Thränen: Er ist todt! Ihr wollet mir's nicht sagen! Er ist herabgestürzt. Es war ja nicht anders möglich!

Vergeblich waren die heiligsten Betheuerungen. Ihre aufgeregte Einbildungskraft ließ das schreckliche Bild, welches sie beschäftigte, nicht fahren.

Ich muß ihn suchen, sagte die Freundin zu ihrer Mutter, sonst haben wir das Schlimmste zu befürchten. Sieh nur! Es liegt wie ein Bann auf ihrer Brust. Sie ringt nach Luft und Athem!

Als sie zum Fenster trat, erblickte sie ihn und wenige Augenblicke später stand er bei ihr. Sie erzählte ihm kurz den Hergang und führte ihn dann in das Gemach, wo Bethchen zurückgelehnt in dem Sorgstuhle, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen lag und aus den langen braunen Wimpern die hellen Thränen herausträufelten.

Er trat leise zu ihr und faßte ihre Hand. (Diesen schönen Moment hat der Maler in dem reizenden Titelbildchen gar anmuthig dargestellt.)

Bethchen, ich lebe! flüsterte er leise.

Da fuhr sie empor, starrte ihn einige Augenblicke mit weit geöffneten Augen an, sprang empor und umschlang ihn mit ihren Armen. Der Bann war gelöst. Sie brach in ein lautes, krampfhaftes Weinen aus, das es zweifelhaft ließ, ob es in der Freude oder in dem Nachweh ihrer Angst seinen Grund habe.

Lange, sehr lange dauerte diese gegenseitige Umarmung, die im ersten, innigsten Kusse endlich ihr höchstes Ziel fand.

Komm' Mutter, sagte die Freundin. Lassen wir sie alleine. Es ist Nichts mehr für sie zu befürchten!

Nach dem Zeitraume einer Stunde traten Beide in die Wohnstube der Freundin.

Bethchen strahlte von seligem Glücke, aber es lag doch die tiefe Gluth jungfräulicher Scham auf ihren schönen Zügen; denn es war Beiden klar geworden, wie es um ihre Herzen stand. Es war kein Geheimniß mehr, das Eins

vor dem Andern zu verbergen ſuchte; aber ſie wußten ja auch, daß die Freundin und ihre Mutter dieſes ſo plötzlich klar gewordene Verhältniß kannten, und daraus wuchs das Gefühl der jungfräulichen Scham, über das dennoch das überwältigende Gefühl der glücklichen Liebe den unbeſtreitbaren Sieg davon trug.

Die Freundin flüſterte Bethchen ins Ohr: Warum biſt du ſo betreten, ſo ſeltſam? Hab' ich's denn nicht ſchon lange gewußt?

Bethchen fiel ihr um den Hals und barg ihr glühendes Geſichtchen an der Freundin Schulter; ſie flüſterte leiſe: Ach du Garſtige! Sei doch ſtille, ſonſt vergehe ich ganz!

Während ſich dieſe Auftritte in der Zollgaſſe ereigneten, waren der Saalſchultheiß und der Collector langſam die Obergaſſe hin nach dem Rathhauſe geſchritten, wo ſich nach und nach die drei Rathsbürgermeiſter der Stadt wieder bei dem Oberſten Brouſſelle einfanden, der von hier aus die Hülfeleiſtung ſeiner Mannſchaft geleitet hatte.

Von allen Seiten wurde Bericht erſtattet. Die Brandlegungen waren alle gelöſcht und der Schaden im Ganzen

nicht so bedeutend, wie er geworden wäre, wenn nicht die Franzosen sich wirklich so ritterlich gewehrt hätten.

Wenn sich dann auch der bittere Unwille über Nyvenheims Tücke und Wortbrüchigkeit Luft machte, trotzdem, daß der Saalschultheiß Rima kurcölnischer Beamter in der Stadt war, so pries man auch mit Fug und Recht die edelmüthige Hülfe der Franzosen. Von Augenblick zu Augenblick mehrten sich die französischen Offiziere im Rathhaussaale, welche dem Obersten Brousselle rapportirten. Brousselle war ein gewandter, schlauer Mensch, der den Augenblick äußerst günstig fand, einen Plan zur Reife zu bringen, den er längst gehegt, und um dessen Ausführung seine Offiziere ihn wiederholt gebeten. Bisher nämlich hatten diese, welche in der Stadt lagen, nur Quartiere bei Bürgern gefunden. Die Beamtenwohnungen waren vom Rathe nicht in Anspruch genommen worden. Nicht nur hatte das gerechten Unwillen bei der Bürgerschaft erregt, auch die Offiziere waren ungehalten darüber, daß ihnen bessere Quartiere sollten versagt bleiben. So war es denn insbesondere der Adjutant des Obristen, Labedoière, der, das Haus des Collectors um des schönen Mädchens willen ins Auge fassend, dem Obristen immer in den Ohren lag, diese Sache einmal entschieden zur Sprache zu bringen, aus Furcht und Respekt würden die Rathsherren beistimmen.

Keine Gelegenheit konnte günstiger sein, als die, wo Alle der Aufopferung der Franzosen herzliche Anerkennung und aufrichtigen Dank wußten.

Als darum die Offiziere vom Obristen entlassen, und nur noch Labedoière bei ihm geblieben war, der sich mit dem Collector über den Brand und insbesondere über das über alles Lob erhabene Benehmen seines Pflegesohnes unterhielt, nahm der Obrist das Wort, um dem versammelten Rathe der Stadt, zu dem auch der „Fauth", der von der Kurpfalz besoldete Stadtschreiber, hinzugetreten war, zu eröffnen, daß es droben auf der Burg viel zu enge sei für seine Leute, und die Rücksicht auf deren Gesundheit es erheische, sie wieder in die Stadt zu verlegen.

Das hatte der Rath längst erwartet, und war daher nicht im Mindesten darüber erstaunt; aber dann, setzte der Obrist hinzu, habe er noch einen dringenden Wunsch, dessen Erfüllung er vom Rathe um so mehr erwarte, als damit ein begründetes Murren der Bürgerschaft auf der einen und auf der andern Seite ein gerechtfertigter Wunsch seiner Herren Offiziere eine endgültige Erfüllung fände. Er wies nun nach, wie die Offiziere in der Stadt zwar gute Quartiere bis jetzt gehabt, aber noch Alles gebildeten Umgangs verlustig gewesen wären; daher er den Wunsch von seiner Seite aussprechen müsse, den Offizieren auch einmal Quartiere in den Häusern der Beamten zu gewähren, die immer unbelastet unter den belasteteten Bürgern blieben.

Das ist nicht mehr als Recht, rief der alte Herr Rima aus, und wandte sich alsbald an den Obristen mit den Worten: Ich gehe voraus und biete Euch, Herr Obrist, das Quartier im Saale an, das vor Euch der Rheingraf Otto Ludwig von Dhaun, dann Seine Majestät in Schweden, Gustavus Adolphus, und zuletzt der General von Rynenheim inne gehabt. Ich verhoffe, Ihr werdet es nicht verschmähen?

Das schlug beim Rathe ein und durch: Der Beschluß wurde auf der Stelle gefaßt, und als der Obrist Rima's gastlichen Antrag mit gebührender Danksagung angenommen, wandte sich Labedoiére auf's freundlichste an den Collector, mit der Bitte, ihm doch ein Quartier in seinem Hause zu gönnen, das ihm, als dem Adjutanten, besonders gelegen sei. Der Collector konnte ihm nun einmal, wie die Sachen standen, diese Bitte nicht versagen, und der schlaue Franzose hatte für's Erste seinen Zweck erreicht.

Der Collector eilte heim, um seiner Frau den neuen Gast anzukündigen. Sehr erbaut und erfreut war sie gerade von der Nachricht nicht; allein Einwendungen ließen sich keine machen, da sie den Raum nicht in Abrede stellen konnte, dessen er bedurfte und den sie entbehren konnte.

Aber als das glückliche Mädchen heimkam und nun der Mutter erzählte, wie sich Franz der großen Lebensgefahr

ausgesetzt, aber auch dem weiteren Umsichgreifen des Brandes Grenzen gesetzt, da mußte die Mutter leider die Freude gewaltig mit der Nachricht dämpfen, daß der Vater den Adjutanten in's Quartier genommen habe.

Wußte doch das Mädchen, wie er ihr zu Gefallen lief und Alles aufbot, um mit ihr bekannt zu werden.

Auch Franz, der Etwas später kam, hörte mit verbissenem Zorn, wie das Alles gekommen war; denn auch er wußte ja, wie sich Labedoière um seines Mädchens Gunst bewarb und war ihm deshalb abhold, und sicherlich nicht ohne Grund.

Fürs Erste war darin nichts zu ändern; aber Bethchen nahm sich vor, den kecken Franzosen gehörig ferne von sich zu halten.

Und es gelang ihr in dem Grade, daß es seine Leidenschaft auf's Höchste steigerte, ohne daß er aber auch nur ein einziges Mal in einer langen Reihe von Wochen Gelegenheit gefunden hätte, auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln.

Franz war nicht im Stande, seinen Haß gegen den Adjutanten zu verhehlen. Mit kalter Geringschätzung begegnete er ihm und wies mit eben dieser Weise die freundlichen Annäherungen desselben zurück, und so wurzelte immer tiefer zwischen Beiden ein tödtlicher Haß. Franz bewachte sein Bethchen allerwegen und entzog in dieser Weise hundertmal dem Adjutanten die Gelegenheit, das Mädchen allein zu treffen, und das ergrimmte diesen wieder auf's Heftigste gegen Franz. Eines Sonntags war Bethchen zu der Jugendfreundin in der Zollgasse gegangen. Sie wollte den Nachmittag bei ihr zubringen, aber sie ahnte nicht, daß in der Kellerei bei dem kurpfälzischen Landschreiber auch ein französischer Offizier sein Quartier habe und daß Labedoière gerade bei diesem sei und sie zur Freundin gehen sähe.

Wie eine Katze das Mäuslein vor der Oeffnung seines Ganges erwartet, um es zu fangen, so wartete der Offizier geduldig und wich nicht von seinem Wachtposten am Fenster seines Kameraden, bis sie käme. Damit sie

ihm aber ja nicht entgehe und er sie hinabbegleiten könne, hielt er, sobald es dunkelte, Wache der Thüre gegenüber, aus der sie treten mußte.

Endlich geschah dies; aber die Freundin und ihre Mutter gaben Bethchen das Geleit bis zur Ecke des Gasthauses zum „goldenen Rade", von wo sie die Untergasse hingehen wollte.

Keine von den Dreien ahnte die Nähe des Offiziers, der leise ihnen im Dunkel nachschlich, und als Mutter und Tochter die Zollgasse langsam wieder heraufgingen, war er auf den Fersen des arglos die Straße hinschwebenden Mädchens. In der Nähe des Brunnens, bei dem das sogenannte „Spurgäßchen" nach der Obergasse hinaufführt, hörte sie seine Tritte und beim Umdrehen erkannte sie in dem Streiflichte, welches aus dem Fenster des nächsten Hauses fiel, die bekannte Uniform, ja sie glaubte, selbst Labedoière erkannt zu haben. Eine wahre Todesangst ergriff sie und mit beflügeltem Fuße eilte sie die Untergasse hin; aber auch er strengte alle seine Kräfte an, sie zu erreichen.

Gerade als der Unsinnige das holdselige Mädchen hetzte, sagte die Mutter zu Franz: Ich weiß nicht, wo das Kind so lange bleibt? Es hat sich einmal wieder verplaudert! — Bei dem Franzosenvolk in der Stadt, das um diese Zeit aus den Wirthshäusern kommt, ist es mir doppelt unlieb!

Soll ich sie abholen? fragte Franz, freudig bewegt.

Ja, gewiß, wenn du willst! — sagte die Mutter, der das Herz leicht wurde bei dieser Frage des Franz.

Ohne ein Wort zu verlieren, griff er nach seiner Kappe und war zur Thür draußen.

Kaum einige Minuten später wurde die Thür aufgerissen und athemlos, außer sich vor Angst und Schrecken, stürzte Bethchen herein und fiel schwer ohnmächtig in der Mutter umfangende Arme.

Was ist dir Kind, rede doch, um Gotteswillen! Was ist dir passirt?

Sie konnte nicht antworten, so war sie außer Athem. Erst nach einer Weile hatte sie sich so weit erholt, daß sie

es der Mutter erzählen konnte, die ſie ſtrengſtens warnte, noch einmal ſo ſpät nach Hauſe zu gehen. Labedoière's Namen zu nennen, wagte ſie nicht, da ihr doch die volle Gewißheit fehlte — obwohl ſie kaum daran zweifelte.

Iſt dir denn Franz nicht begegnet? fragte die Mutter.

Franz? fragte nicht ohne Beſorgniß das Mädchen zurück. Nein! doch — an der „Roſe" eilte ich an Jemand vorüber, der es konnte geweſen ſein! aber wo bleibt er denn? Sie eilte an die Hausthür.

Draußen war ein wilder Tumult. Menſchenmaſſen drängten ſich in die Marktgaſſe hinab in lautem Geſpräche und Eifer.

Was iſt denn geſchehen? fragte bebend einen der Vorübereilenden das erſchreckte Mädchen.

Zu Seite 83.

Streit zwischen Bürgern und Franzosen! rief er und drängte sich durch die Menge. Geschrei, deutsch und französisch, war vernehmbar, doch Nichts war deutlich zu verstehen.

Gerechter Gott! rief sie aus und rang die Hände vor der Brust, wenn nur — Franz nicht hineinverwickelt ist!

Leider war gerade er und ihr Verfolger hart aufeinander gerathen und dies die Ursache des mit jedem Augenblicke stärker werdenden Zusammenlaufes.

Franz war die Straße hinabgeeilt, um durch die lange Untergasse zur Zollgasse und dem ihm wohlbekannten Hause zu gelangen.

In seinem pochenden Herzen lebte die Hoffnung, sie in seinen Armen heimführen zu können und so eine jener seltenen Gelegenheiten zu finden, mit ihr traute Worte zu wechseln.

Da huscht, schnell wie ein Blitz, eine weibliche Gestalt an ihm vorüber, deren keuchendes Athmen er hört. War das Bethchen? fragte er sich, ungewiß, ob sie es gewesen. Da hört er den Lauf eines Mannes, der sie offenbar gehetzt und augenblicklich erfüllt der heftigste Zorn sein Herz.

Unweit des Wirthshauses zur „Rose" trifft er mit dem Verfolger zusammen. Er tritt ihm in den Weg mit der barschen Frage: Was gibt's da?

Ah, Canaille! ruft Labedoière und reißt den Säbel aus der Scheide, um Rache an dem Jüngling zu nehmen, den er sogleich erkennt.

Franz hatte auch ihn sofort erkannt, und augenblicklich durchblitzt sein Gehirn der Gedanke, die Fliehende sei Bethchen gewesen, verfolgt von dem Adjutanten.

Er hört, wie der Rasende den Säbel herausreißt, aber gewandt unterläuft er den Arm, der mit dem Säbel zum Hiebe auf seinen Kopf ausholen will. Mit dem linken Arme umfaßt er den vom Laufen Athemlosen, wie ein Eisenreif die Dauben eines Fasses preßt, und mit der Rechten ergreift er die Faust, die den Säbel schwingt, mit solcher Kraft und Gewalt, daß sie den Säbel nicht mehr halten kann und ihn fallen lassen muß.

Labedoiére wüthet, schäumt, aber der linke Arm des riesenstarken Jünglings preßt ihn in solchem Maße, daß ihm der Athem stocken will und sich nur ein Schrei aus seiner Brust herauswindet, der die volle Todesangst des schier Erstickenden ausdrückt. Jetzt läßt Franz seine völlig gefühllos gewordene Rechte los, faßt ihn mit beiden Armen um den Leib, hebt ihn in die Höhe und schleudert ihn mit voller Wucht auf das Straßenpflaster, daß ihm Hören und Sehen vergeht und ein Blutstrom aus Mund und Nase quillt. Der Schrei Labedoiére's war in der Wirthsstube „zur Rose" gehört worden, wie das helle Klingen, als der Säbel auf die Steine der Straße fiel.

Die dort trinkenden Bürger und Soldaten stürmen heraus. Ein Licht, das Einer emporhält, läßt den blutüberlaufenen Offizier erkennen, und ein Haufe wirft sich auf Franz. Dieser setzt sich zur Wehre. Hierhin schleudert er Einen, dorthin den Andern; als er aber entspringen will, wird er von so Vielen zugleich erfaßt, daß er wehrlos wird und ihr Gefangener bleibt.

Der Tumult, welcher entstanden war, das Schreien und Brüllen in französischer und deutscher Sprache, lockt immer mehr Menschen herbei. Die Schiffer erkennen Franz und schreiten rasch zum Angriff auf die ihn haltenden Franzosen.

Ein Soldat war die Untergasse hingelaufen und durch den Bogen des Rathhauses in den „Saal", wo die Hauptwache war und der Obrist wohnte. Dieser vernahm den Ruf des Soldaten, eilte herab und stellte sich an die Spitze der Hauptwache. Er eilt mit ihr auf demselben Wege zum Schauplatze des Auflaufes, auf welchem der Soldat gekommen war, und kommt dadurch den angreifenden Schiffern in den Rücken, die von ihrer Absicht nothgedrungen abstehen und Franz in den Händen der Franzosen lassen müssen.

Die erscheinende Wache säuberte sogleich die Marktgasse von den Bürgern, die sich eilend zurückziehen.

Franz wird gebunden und mit dem aufgehobenen Labedoiére, den sie in die Wirthsstube der „Rose" getragen, dort zusammengebracht. Der Auditeur oder Militärrichter

verhört ihn, während die Militärärzte den am Kopfe schwer verletzten Labedoière untersuchen und verbinden.

Labedoière kam zu sich, aber sein Bewußtsein schwand sogleich wieder. Sie trugen ihn nach seiner Wohnung, während Franz in das Gefängniß auf den Marktthorthurm gebracht wurde.

Schmiedjakob mußte abbrechen, das langanhaltende Sprechen hatte ihn ermüdet.

Gib mir Deine Pfeife, Cumpeer, sagte der Gevatter, ich stopfe sie Dir, dann kannst Du Dich besser ausruhen.

Schmiedjakob reichte sie ihm schweigend und lehnte sich in seinen Sorgesessel zurück.

Niemand sprach eine Sylbe, wie mächtig auch die letzten Worte des Erzählers Alle ergriffen hatten. Das ging daraus recht klar hervor, daß alle Spinnräder stille standen und alle Frauen mit der größten Aufmerksamkeit an dem Munde des Erzählenden mit ihren Blicken gehangen hatten.

Der arme Franz! sagte Kathrinchen. Was wird ihm denn geschehen?

Gehängt wird er werden an einen der beiden Galgen am Niederthale drüben oder erschossen, das ist just ganz Einerlei, sagte der Gevatter.

Sie werden doch nicht? rief Kathrinchen und fuhr voll Entsetzen herum.

Was denn anders, närrisch Ding? entgegenfragte der Gevatter. Das Soldatenstrafrecht, das sie Kriegsrecht nennen, macht da kurzen Prozeß und wenig Federlesens! Und Franz hat sich an einem Offizier vergriffen, und der Puff, den der Adjutant bekommen hat, mag nicht bitter gewesen sein. Stirbt der, so ist auch kein Schatten von Hoffnung übrig!

Ach das liebe, unglückliche Bethchen! seufzte leise Ammichen, das dauert mich am Meisten, wenn Franz sollte hingerichtet werden. Die stirbt gewiß auch, denn für sie leidet er ja im Grunde!

Pah, Kind, sagte neckisch der Gevatter, man sagt ja hier herum: Katzen und Frauen haben ein zähes Leben. Es stirbt sich so leicht nicht in so jungen Jahren und mit dem „Herzbrechen" ist's immer noch eine zweifelhafte Geschichte. Das hat der liebe Gott auch ziemlich fest gemacht.

Gehet, redet doch nicht so frevelhaft! zürnte Kathrinchen.

Was kann das Alles helfen? versetzte der Gevatter. Unser Geplauder ändert Nichts an und in der Sache. Wir müssen es nehmen, wie es kommt und der alte Chronist Sebastian Fabian weicht um kein Haar breit von der Wahrheit ab, mag nun ein braver, nur etwas hitzköpfiger und eifersüchtiger Jüngling gehängt werden und ein Mädchen vor Gram sterben oder nicht!

Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr mich immer quälen möchtet und ärgern dazu, sprach Kathrinchen ernst, ich würde Euch für einen harten, gefühllosen, in Summa — abscheulichen Menschen halten!

Veit, der in des Gevatters Zügen mitunter das kaum beherrschte, schalkige Lächeln beobachtet hatte, fing laut zu lachen an.

Was ist da zu lachen, Veit? fragte sich zusammenfassend der Gevatter. Mir ist die Sache ernst genug, und es wäre mir, bei meiner Seele! nicht Einerlei, wenn der brave Junge, der Franz, sollte gehängt werden. Aber ich sehe nicht ab, wie es anders kommen soll. Ausbrechen aus dem Gefängniß kann er nicht, obgleich gerade über dem Thorbogen, nach dem Rheine zu, einmal Einer ausgebrochen ist, und das Loch ist noch daran zu erkennen, daß es mit Backsteinen wieder zugemauert worden ist, während sonst die Mauern des dicken Thurmes von dem harten Schieferfels gemauert sind.

Schmiedjakob that die Augen auf und richtete sich wieder in seine gewöhnliche Stellung zurechte.

Um Eurem Hader ein Ende zu machen, will ich in meiner Geschichte fortfahren, sagte er ernst.

Daß es nicht eben heiter an selbigem Abende in des armen Franz Seele aussah, ist leicht zu denken, denn er

wußte, daß die Franzosen kitzlich sind und in solchen Dingen nicht viel Spaß verstehen, wie sie diesen Abend vorgekommen.

Die Hände hatten sie ihm losgebunden, ein Gebinde Stroh ihm hingeworfen, dann zugeschlossen und ihn im tiefen Dunkel des engen Thurmgemaches alleine gelassen.

Er dachte an Bethchen, an das Kriegsgericht und an den alten Galgen am Niederthal, und ein entsetzliches Weh zog durch seine Brust.

Draußen war alles stille. Nur der gemessene Tritt der Wache vor der Thüre des Thurmgefängnisses war deutlich vernehmbar, wie der Pendelschlag einer Uhr.

Das Volk in der Marktgasse hatte sich theilweise verlaufen, theilweise standen noch Haufen auf dem Markte und vor des Collectors Hause, in dessen oberer Stube Licht war und mehrere Personen, es waren die Aerzte, sich hin und her bewegten. Unten, wo des Collectors Familie wohnte, war es dunkel. Das sagte der Stimmung der Herzen recht zu. Im Sorgstuhle saß Firnekohl, den Kopf in die Hand gestützt und nur tiefe Seufzer gaben Zeugniß von seinem Leben. In der Ofenecke auf der andern Seite, saß seine weinende Frau und das unglückliche Mädchen saß neben ihr und barg sein trostloses Angesicht in ihrem Schooße.

Keins von den Dreien verhehlte sich die Lage und ihren schauerlichen Ernst, und gerade darin lag die Wurzel ihres Schmerzes.

Während die Schifferzunft Anstalten macht, Franz zu befreien, war der Obrist, wie ich schon erzählt, mit der Hauptwache um das Eck an dem Wirthshause „zur Stadt Heidelberg" herum in die Marktgasse geschwenkt.

Der Führer des jungen Theiles der Schifferzunft war ein großer, starker junger Mann, der mit klarer Besonnenheit die Lage der Dinge erwog.

Zum Glücke ahnte der Obrist Broussele ihre Absicht nicht, er würde sonst in seinem heftigen Zorne Feuer auf den dicht gedrängten Haufen haben geben lassen. Als er die Straße säuberte, traten etwa zwölf bis fünfzehn der

jungen Schiffer in das weite, leere Unterhaus des Hauſes, welches zu meiner Zeit mein alter Freund, der Schneidermeiſter Praſſel, bewohnte. Ich kenne es genau und es iſt heute noch, wie es vor zwei hundert Jahren geweſen iſt, nur älter, baufälliger, wie damals; aber immer noch feſt genug, um es zu bewohnen; denn die alten bauten beſſer, wie wir und das jährlich in die Stadt tretende Rheinwaſſer nöthigte die Leute, tüchtige Mauern als Unterlage ihrer Bauten herzuſtellen. Darum war das Unterhaus ohne Eingebäude, mit Ausnahme einer niedern Wohnung, die rechts vom Eingange, aber dennoch in gehöriger Waſſerhöhe als am Zwiſchenſtockwerk erſchien. Die eigentliche Wohnung war im zweiten Stocke, unter welchem dieſe Zwiſchenwohnung eingebaut war.

Im Mittel des Hauſes führten einige Stufen zu einer erhöheten Lage, die im Hinterhauſe zu einer Wohnung führte, deren Fenſter in die Sackgaſſe gingen, von welcher ich ſchon mehrmals geredet habe, und dahin mündete auch die Thüre dieſer Wohnungsräume, welche anderweitig des Hauſes Hinterthüre war. Leiſe zogen ſich die Schiffer in das Dunkel dieſes leeren Unterhauſes zurück und gingen dann in die Sackgaſſe, wo ſie ſtehen blieben, um zu berathen, und es auch ſicher konnten. Threis, ſagte der Große zu einem jungen, geſchmeidigen Manne, geh' einmal hin und kundſchafte! Wir bleiben hier ſtehen und warten. Er ging weg und kam nach einer Viertelſtunde wieder.

Sie haben ihn auf den Marktthorthurm geſetzt, und eine Wache davor geſtellt, berichtete er.

Kennſt du die Wache? fragte der Große.

Nein, entgegnete Jener; aber die unten hinter dem Bohlenthor ſteht, kenne ich. Es iſt der Vernot, der ausgehecktſte Spieler und Säufer bei der ganzen Beſatzung.

Halt! ſagte der Große. Glaubſt du, daß du ihn etwa in den „goldenen Hirſch", neben dem Thore, locken könnteſt?

Der iſt, wenn es einmal auf Zwölfe geht, leicht ködern, erwiederte Threis, denn Runde machen ſie nur einmal, alsdann legen ſich die Offiziere auf's Ohr. Wohlan, ſo hört

meinen Plan, ſagte der Große. Wenn Alles ſchläft, ſchleichen wir uns durch die Thüre an Collectors auf den Kirchhof und holen uns eine der an der Mauer hängenden Brandleitern; tragen ſie durch die Bauersgaſſe herunter; ſchieben den Schließbalken am Bauerspförtchen zurück und bringen ſie an das Marktthor. Du, Theis, lockſt den Vernot in den „Hirſch“, trinkſt ihm tüchtig zu, was du aus dem Fundamente verſtehſt, und wir ſtellen die Leiter auf, an der Stelle, wo die Backſteinmauer das Loch kümmerlich ſchließt, durch das einmal der Spitzbube durchgebrochen iſt. Wir nehmen den Maurer Braun zu Hilfe, der noch ein entfernter Verwandter des Franz iſt, und brechen das Loch wieder aus. Zweie halten am Rheine einen Nachen bereit, und wie der Franz frei iſt — Heidi, Heida! gehts über den Rhein. Da kräht kein Hahn nach ihm, und in Caub kann er bei ſeinem Vetter Rimpel ſich heimlich halten und iſt gerettet! Iſt's Euch recht ſo?

Alle ſtimmten mit ein. Es wurde nun verabredet, daß Einer das Bauersthor öffnen ſollte, ein Anderer die große

Brandleiter los und frei mache, und der Große unternahm es mit dem Maurer Braun, der zu ſolchen Streichen aufgelegt ſei, das Nöthige zu verabreden.

Einer nach dem Andern ſchlich zum Bogen unter dem Hauſe des alten Schüppert heraus und Jeder wußte, was ihm zu thun oblag, und war bereit, Gut und Blut einzuſetzen, um den „Sohn ihrer Zunft“ von der unausbleiblichen Schmach des Verbrechertodes zu retten, welche Schmach die Zunft, als ihr ſelbſt zugefügt, würde angeſehen haben.

Als es etwa halb Zwölfe war, trat der geſchmeidige, ſchlaue Threis unter den Thorbogen.

Nicola! rief er leiſe. Biſt du's?

Ja, erwiederte der Soldat Vernot.

Pfui, es iſt kalt hier, ſagte Threis zu ihm tretend, und ſich ſchüttelnd.

Mich frierts auch, verſetzte der Soldat.

Ist die Runde schon vorbei? fragte Threis.

Eben, erwiederte Jener und daß es so war, wußte Threis, da er, im Schatten der Mauertreppe, die zur Seite des Marktthorthurmes liegt, gelauert hatte.

Wie wär's, flüsterte Threis, wenn wir in den „Hirsch" schlichen, in's Hinterstübchen, und dort ein Schöpplein tränken und ein Spielchen Landsknecht oder „Lanskenet", wie Ihr sagt, machten?

Der Bernot hatte bei diesen Klängen Feuer gefangen. Er stellte sein Gewehr in's Schilderhaus und bald saßen beide im warmen Stübchen.

Es wäre schöner, wenn wir zu dritt' wären, sagte Threis. Wart', rief Bernot. Droben an der Thurmthüre steht der Aubert, ein Pariser Gamin, zu allen Lumpenstreichen aufgelegt. Den rufe ich!

Thue es, versetzte Threis und rieb sich freudig die Hände. Beide kamen miteinander zurück und bald waren sie im Spiele und die Gläser hatten nicht lange Zeit, den Boden zu zeigen. Da die Ordnung nicht weit her war und Nichts zu befürchten war, so saßen die Spieler noch lustig bei einander als schon der Wächter Zwei geblasen hatte, und die Haushähne krähten.

„Es ist eine schöne Sache um die Ordnung, sagte der Judenbube, als er seiner Mutter die Schabbeskleider unter einander warf." So sagt das Sprüchwort! Der Gevatter schmunzelte schalkig und flüsterte dabei Kathrinchen zu: Ich glaub', mit dem Hängen hat's gute Wege!

Sie nickte und sagte: Ich auch!

Schmiedjakob that, als habe er's nicht gehört und fuhr fort: Auch die Schiffer waren zeitig auf den Beinen, da Alles stille war. Die große Brandleiter war schon in Bereitschaft, als etwa zwölf junge, kräftige Burschen durch das weitgeöffnete Thor die Leiter heraustrugen. Auf der Straße war es stille und leer. Nur in Collectors Oberstube, wo Labedoière lag, bewegten sich noch hin und her dunkele Gestalten, welche Bewegung auf die gefährliche Lage des Offiziers mochte schließen lassen. Ohne bemerkt zu werden,

brachten die Schiffer die Leiter an Ort und Stelle. Der Maurer Braun war ſchon da und kaum war die Leiter angeſtellt, als er auch ſchon oben war und mit möglichſt wenigem Geräuſche ſeine Arbeit begann. Unten breiteten die Schiffer eine hohe Lage Stroh aus, damit herabfallende Steine durch das Aufſchlagen kein Geräuſch verurſachten und ſie verriethen. Die Arbeit ging leichter und raſcher von Statten, als man es ſich vorgeſtellt; denn die Backſteinmauer war ſehr leichtfertig gemacht. Es währte nicht lange, ſo rief Braun dem Gefangenen zu: Halte dich bereit, Franz! Wir ſind's!

Der Gefangene hatte dem ſeltſamen Geräuſche ſchon lange gelauſcht. Allmälig dämmerte eine Ahnung in ſeiner Seele und die Lebenshoffnung entfaltete ihre Schwingen friſch und kräftig wieder, die ſie bereits troſtlos geſenkt hatte.

Als Braun's Worte ihm die volle Gewißheit gaben, ſank er betend, dankend auf ſeine Kniee, und eine Viertelſtunde ſpäter ſaß er in dem Kahne, den kräftige Arme durch die Wellen trieben.

Drüben ſetzten ſie ihn aus, ſagten ihm, er ſolle bei ſeinen Verwandten in Caub einſtweilen einen Verſteck ſuchen, und trieben ihren Kahn wieder durch die Wellen an das Ufer. Die Schiffer waren im Augenblicke verſchwunden. Am Morgen des jungen Tages, als Bernot längſt abgelöſt war und ſeinen „Duſel" ausſchlief, meldete die neue Wache auf der Hauptwache, vor dem Thore ſtehe eine gewaltige Leiter an, und auf dem ausgebreiteten Stroh liege eine Menge Mörtel und Steine. Man möge nachſehen, ob nicht der Gefangene verſchwunden ſei, was ſie fürchte.

Es wurde dem Obriſten gemeldet.

Raſch fuhr er in die Uniform, ſelbſt nachzuſehen, und als er vom „Fleiſchthörchen" her ſich dem Marktthurme näherte, gewahrte er die unzweideutigen Spuren der geglückten Flucht des Verhafteten.

Bernot und Aubert wurden ſogleich verhaftet; die ganze Stadt kam in Bewegung. Menſchenmaſſen umſtanden mit unzweideutigen Aeußerungen ihrer Freude den Thurm, und

die überlisteten Franzosen hatten noch den Aerger, den Spott tragen zu müssen, der allemal Dem nicht fehlt, der den Schaden hat, zumal der ächte „Rheinische Uß" hier in seinem besten Fahrwasser war. Vernot und Aubert logen sich heraus und es wuchs um so schneller Gras über den ärgerlichen Vorfall, als der Oberlieutenant Labedoière schneller genas, als man es zu hoffen gewagt hatte.

Wer aber glauben wollte, der Oberst Brousselle habe die Sache fallen lassen, hätte sich doch geirrt. Er ließ den Auditeur eifrig nachforschen, ob sich nicht heute oder morgen noch eine Spur über die Befreier entdecken ließe; doch Alles war und blieb völlig umsonst, und jedes Herz in der Stadt theilte die Freude der jungen Schiffer, die so glücklich ihr Ziel erreicht hatten, und nun in's Fäustchen lachten.

Aber auch droben in dem Eckhause, das so viel Leid am Tage vorher umschlossen, kehrte Freude und Wonne ein, und als eines Tages ein Schiffer seine Hospitalzinsen bezahlte, wurde die Freude noch größer, denn er brachte die Kunde, daß Franz in Frankfurt, in einem guten Handlungshause eine ihn ernährende Stelle gefunden und durch den Boten wohl auch bisweilen ein Brieflein an seine lieben Pflegeeltern und Bethchen würde gelangen lassen. Und das geschah, ohne daß Jemand auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätte.

Für den Collector erwuchs aus Franz's Entfernung ein Uebel, denn die Erlebnisse der letzten Zeit hatten seine Gesundheit gewaltig untergraben. Seine Hand zitterte so sehr, daß er kaum leserlich seinen Namen schreiben konnte. Es war nicht mehr zu umgehen, er bedurfte eines Schreibers; aber wo einen finden?

In Bacharach war Keiner zu haben.

Da empfahl ihm der Degenfeldische Keller einen Menschen von Oberwesel, der gleich eintreten könnte und nicht eben eine außerordentliche Vergütung forderte, so er Kost und Wohnung im Hause erhielte. Die Kost konnte und wollte ihm Frau Firnekohl gerne geben, aber seit der Lu-

bedoiére im Hause war, fehlte es am geeigneten Raume, ihm ein Kämmerlein zu bieten.

So mußte denn irgend Rath geschafft werden, und die rührige Frau ermittelte in dem Nachbarhause auf der Obergasse, dessen Hinterthüre ebenfalls auf die Sackgasse ausging, ein Stüblein um ein Billiges an Miethe. So war geholfen, und der neue Schreiber traf mit dem ersten des Hartmonats im Hause ein, und es war ihm lieber so, weil er freier war.

Es war ein noch ziemlich junger Mensch, nicht eben groß, aber ziemlich untersetzt. Sein Gesicht wäre leidlich gewesen, hätte er nicht, wie das bei Rothhaarigen fast immer ist, eine Unzahl gelber Sommerflecken darauf ausgebreitet gehabt, also, daß seine Gesichtsfarbe einen gelblichen Anstrich hatte. Sein Haar, struppig und starr, war brennend roth und selbst seine Augen n æn roth. Dabei lag in der Form des Gesichtes der merkwürdig ähnliche Ausdruck mit einem Fuchse, was ihn abschreckend häßlich, aber auch, bei einem stets beweglichen, unheimlich unsteten Blicke, einen Eindruck machte, der ein ehrliches Zutrauen nicht wohl aufkommen ließ. Sonsthin war er stille, bescheiden, eingezogen, sparsam und ungemein fleißig und gefällig.

Gefiel auch sein Aeußeres nicht, und konnte auch eigentlich der Collector kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen, so war die Sache nicht zu ändern und man mußte, wie die Franzosen sagten, zum bösen Spiel gute Miene machen.

Strütter, so hieß der neue Schreiber, schoß sich bald in die Geschäfte ein und Firnekohl konnte nur sagen, daß er vollkommen mit ihm zufrieden sei in Betracht seiner Leistungen für die Geschäfte des Amtes; die Nothwendigkeit aber, sich eines gewandten Gehülfen zu bedienen, wurde täglich erkennbarer.

Firnekohl war seit dem Unglücke mit Franz gar nicht mehr der Mann, wie sonst und früher. Das Alter hätte diese Folge eigentlich noch nicht haben können, denn er war erst seit kurzer Zeit im vier und fünfzigsten Jahre; aber seine Gesichtszüge waren bleich, gelblich bleich, schlaff und sichtbarlich leidend. Er klagte oft über heftiges Kopfweh und

Anwandlungen von Schwindel, der ihn in Gefahr brachte hinzustürzen. Dabei schmeckte es ihm bei Tische nicht mehr wie sonst, und Alles wies auf ernstliche Störungen seiner Gesundheit hin.

Man rieth ihm, da er fettleibig war, sich mehr Bewegung in frischer Luft zu machen; aber das litt einestheils das Amt nicht, anderntheils fehlte ihm die Lust dazu, da er eben seit jener Zeit stiller und in sich gekehrter war. Zudem kam noch ein anderer Kummer. Er sah wie der Adjutant Labedoière sich bemühte, Bethchen zu gefallen und jede Veranlassung ergriff, ihr nahe zu kommen, das machte ihm mitunter bange Sorge, aber helfen konnte er nicht. Wie das Mädchen ihn mit Abscheu zurückwies und das auffallend mehr, seit Franz weg war, das freute ihn sehr.

Er hätte sich glücklich gepriesen, wenn er einen braven Schwiegersohn aus der Stadt gefunden hätte; allein seine Tochter zog sich von jeder Gesellschaft zurück und es blieb ihm kein Geheimniß, daß sie mit treuer Liebe an Franz hing, der doch, selbst arm, keine Partie für sie war, wie die Leute sagen und er selber meinte.

Sollte er sterben, und der Gedanke kam je länger sein Leiden dauerte, desto öfter in ihm zur Erwägung, was sollte dann aus seiner Frau und seiner Tochter werden, da er ihnen kein Vermögen hinterlassen konnte.

Das stimmte ihn trübe und düster, und wirkte natürlich auf Weib und Kind wieder zurück, die sich bangen Sorgen hingaben, ohne doch ein Ende absehen zu können oder eine Hülfe zu finden.

Eines Morgens saß er in seiner Schreibstube und stürzte seine Kasse, in der eine ungewöhnlich große Summe lag. Sein Schreiber Strütter saß an seinem Tische und schielte begehrlich nach den Summen, die der Collector zählte, einrollte und in die eiserne Kiste legte, welche neben ihm stand.

Plötzlich stieß der Collector einen dumpfen Schrei aus und fiel in seinen Lehnsessel, in dem er an seinem Schreibpulte saß, zurück. Strütter fuhr empor und eilte ihm zu

Hülfe; Schrecken lähmte ihn faſt im erſten Augenblicke, aber er ſammelte ſich, als er ſah, daß der Collector offenbar vom Schlage getroffen war. Leblos lag er da. Die Farbe des Todes lag auf ſeinen Zügen. Das Auge war gebrochen. Das Herz ſtand ſtille. — Der Tod drückte raſch ſein unverkennbares Siegel auf ſein Angeſicht. — Er betrachtete einige Augenblicke den Mann, und ſein Auge fiel auf die Haufen offen daliegenden Goldes. Er iſt todt, ſagte er zu ſich. Da iſt nicht mehr zu helfen! — Mir aber iſt zu helfen! — Dies Wort preßte er hervor und mit gieriger Wuth fiel er über die Geldrollen her, namentlich über die Goldrollen, die der Collector, wie Strütter beobachtet, beſonders neben hingelegt. Schnell ſtopfte er alle ſeine Säcke voll, ſo viel ſie auch nur halten wollten. Dann ſchloß er die Geldkiſte ab, ſteckte den Schlüſſel in des Collectors Taſche und eilte, ſo lautlos er konnte, hinaus. — Niemand ſah, Niemand hörte ihn. Zur Hinterthüre ſchlüpfte er hinaus und gewann die Hinterthüre ſeines Wohnhauſes. Beide Thüren waren nur wenige Schritte von einander entfernt in der Sackgaſſe. Sorgfältig verbarg er ſeinen Raub und eilte dann auf demſelben Wege, ebenſo unbemerkt, wieder in die Amtsſtube, wo der Unglückliche, ohne ein Zeichen des Lebens, lag, ein unverkennbares Opfer eines tödtlichen Schlages! Jetzt ſchlug Strütter Lärm.

Frau und Tochter Firnekohls eilten herbei, der wieder hergeſtellte Labedoiére ſtürzte herzu — der Auftritt war erſchütternd, entſetzlich der Jammer der unglücklichen Frauen!

Labedoiére ſandte nach dem Militärarzte. Er kam; aber es war Nichts mehr zu thun. Der Tod hatte ſein Siegel unverkennbar auf das edle Angeſicht eines vortrefflichen Mannes gedrückt.

Durch den Lärm und das Jammergeſchrei der beiden unglücklichen Frauen herbeigerufen, kamen die Nachbarn. Sie brachten die Verzweifelten weg. Der Bürgermeiſter, die Rathsherren, der Saalſchultheiß Rima eilten herzu und legten ihre Siegel auf die Papiere und die Geldkiſte des Collectors. Den Schlüſſel nahm der Bürgermeiſter an ſich,

Kiste und Papiere wurden der Bewahrung des Saalschultheißen übergeben und sogleich weggebracht.

Was soll ich thun? fragte der heuchlerische Strütter.

Für's Erste wird es am Besten sein, Ihr begebet Euch zu Euren Eltern nach Wesel, erwiderte der alte Herr Rima, und haltet Euch dort des Rufes gewärtig, wenn wir Eurer bedürfen! Euer etwa rückständiger Lohn wird Euch nicht entgehen, schloß er. Aber Herr Adjutant, so wandte er sich an diesen, die Schicklichkeit erfordert, daß Ihr heute noch auszieht. Ich biete Euch eine Wohnung im Saale an!

Strütter hätte innerlich aufjauchzen mögen über den Bescheid, aber Labedoière war sehr betroffen: indessen sah er das Richtige ein und nahm dankbar das Erbieten des alten Herrn an.

Verwandte hatten die beiden Schwerbetroffenen am Orte nicht, wohl aber innig befreundete, treue Seelen, die nicht von ihnen wichen und ihr eigenes Hauswesen preis gaben, um Dienste der Liebe, ächte Samariterdienste, zu üben an denen, die für sich zu sorgen nicht vermochten in ihrer Betrübniß.

Strütter war zu schlau, sogleich nach Oberwesel aufzubrechen. Er blieb noch im Nachbarhause, bis der Entschlafene zu Grabe gebracht worden war; dann weilte er noch einen Tag und kehrte dann erst mit seinem unangefochtenen, heillosen Raube heim und brachte ihn in Sicherheit.

So weit dachte Niemand in den ersten Tagen, den Bestand der Kasse mit dem Buche des Collectors zu vergleichen. Man würde es für ein Unrecht gegen einen Mann angesehen haben, an dessen Redlichkeit keine Menschenseele auch nur den Schein eines Verdachtes aufkommen ließ. Für die möglichste Sicherheit war gesorgt, und da der Schlüssel in seiner Tasche sich fand, die Kiste unversehrt war, so kam ein anderer Gedanke nicht auf, als daß Alles in der wohlbekannten Ordnung sein würde, die seit der langen Amtsführung des Herrn Firnekohl erprobt war nach jeder Richtung hin.

Erst als eine Zeit von vier Wochen um war, trug der Bürgermeister auf eine Untersuchung der Kiste an, und zwar

um so mehr, als ein Capital von mehreren Tausend Gulden mit Vorwissen des Vierthälerrathes, des „Fauths“ und des Saalschultheißen, von Genzingen aus, eingegangen war, über welches beschlossen werden mußte; auch der Baarbestand von letzter abgelegter Rechnung war ein ansehnlicher. Allerlei Baulichkeiten in den Häusern des Hospitals zum heiligen Geiste machten Baarzahlungen nöthig, und da die Ausgaben der Stadt in diesen Kriegsläuften ihre Mittel erschöpft hatten, so war ein Beschluß dahin gefaßt worden, daß die Stadt ein Capital aus dem Vermögen des Hospitals zum heiligen Geiste anleihen solle. Alle diese Umstände nöthigten zur Untersuchung der Kiste und diese sollte amtlich alsobald vorgenommen werden. Der ganze „Vierthälerrath“, der kurpfälzische Landschreiber, der Fauth und die Pfarrherren, sowohl von Sanct Peter, reformirten, als auch katholischen Glaubens, die Alle bei dem Hospitale für ihre Gemeindeglieder betheiligt waren, hatten sich im „Saale“ bei dem Herrn Saalschultheiß Rima versammelt und nachdem vielfach das Hinscheiden des Collectors, als eines musterhaften Beamten, beklagt und betrauert worden war, überreichte der Bürgermeister dem Herrn Rima den von ihm verwahrten Schlüssel, und er öffnete den schweren eisernen Deckel.

In dem Innern der Kiste herrschte die größte Ordnung. Ein jeglicher Gegenstand lag an seiner gewiesenen Stelle und ein hübsches „Mäuerlein“ von Geldrollen war in der einen Ecke aufgebaut.

Lasset uns, Ihr Herren, vorerst den Geldvorrath nach der vorjährigen Rechnung und nach dem Buche des seligen Herrn Collectors feststellen, sagte Rima; das Uebrige wird sich ja leicht ordnen lassen!

Der Vorschlag wurde genehmigt und der amtstragende Bürgermeister der Vier Thäler breitete vor sich auf dem grün behangenen Tische seine Rechnung aus und bemerkte, indem er es den Anwesenden vorwies, es sei das abgehörte, richtig befundene und unterschriebene Rechnungsstück, und darauf nannte er die Summe des Baarbestandes, welche der Fauth niederschrieb.

Alsdann legte er das Manual oder Hand- und Einnahme- und Ausgabebuch des ſeligen Collectors vor und nannte die bedeutenden Summen, welche als Reſtzinszahlung von Genſingen und anderweitig her von den Theilweinen und Kornzinſen erlöſt worden waren, und der Fauth ſchrieb die Summen zu der des Baarbeſtandes vom letzten Rechnungsabſchluß.

Seid ſo gut, Herr Fauth, und addirt die Summen! ſagte Herr Rima.

Der Fauth that, wie ihm geſagt war, und als er ſeine Summe feſtgeſtellt, ſagte er: Summa fünf Tauſend Gulden netto muß ſich baar vorfinden. Oben auf, bemerkte er, habe ich einen „Geldſortenzettel" liegen ſehen, was die Zählung ſehr erleichtert, da nur immer von den verſchiedenen Sorten eine Rolle zu öffnen und zu zählen iſt. Bei der Treue und bekannten Redlichkeit des Seligen iſt mehr nicht nothwendig.

Der Saalſchultheiß nahm den Sortenzettel und las: „Gold, Tauſend Gulden, in der rechten Kiſtenecke, dem Silber gegenüber, lauter vollwichtige venetianiſche Dukaten."

Der Saalſchultheiß legte den Sortenzettel auf den Tiſch und griff in die bezeichnete Ecke; aber da lag — Nichts.

Verwundert hob er die Papiere auf, die daſelbſt lagen, unterſuchte genau und ſagte dann, nicht ohne Erſtaunen: Iſt nicht vorhanden!

Die Herren ſahen ſich einander an und das geſchah nicht, ohne daß ſie etwas betroffen geweſen.

Haltet Ihr dafür, daß wir die Kiſte ausräumen? Es könnte bei dem Hierhertragen ſich verſchoben haben! bemerkte der Fauth.

Alle gaben ihre Zuſtimmung; aber die ſorgfältigſte Unterſuchung ließ keine Spur von dem Golde finden.

Halt, ſagte der Saalſchultheiß, wir haben das Schreibpult des Seligen verſchloſſen und verſiegelt. Es wäre möglich, daß ihn der Tod übereilt, ehe er es wieder an die bezeichnete Stelle gelegt! Das Pult muß vorerſt unterſucht werden.

In diesem Augenblicke klopft Jemand um Einlaß an die Thüre, und auf des Saalschultheißen Ruf trat eine seltsame, aber Allen wohlbekannte Gestalt herein.

Es war die des Grobschmieds Burckhardt, der in dem „Hospitalviertel" links von dem Bogen, der in die Fleischgasse mündete, wohnte, in dem hohen Hause, welches sich an das alte Gasthaus „Zum goldenen Engel" anlehnte. Der Mann war als ein einfacher, grober, aber grundehrlicher Mann in der Stadt bekannt. Er hatte sich heute ziemlich sauber gewaschen, wodurch die ihm gewöhnlich eigene Schwärze seines Gesichtes, seiner Hände und Kleidung um ein Weniges geringer war, als sonst. Er hatte sein „wüllblaues" Sonntagsnachmittagswamms angezogen, aber darüber das schwarze, die Brust deckende und bis zur Erde reichende Lederschurzfell, das er nie ablegte, als wenn er zur Kirche ging. Nicht diese Kleidung aber war es, was an dem Manne Jedem auffiel, sondern seine — Länge, denn er maß netto sechs und einen halben pfälzischen Werkschuh, hatte ganz ausgezeichnet lange, dürre, aber sehnige Beine und Arme und einen überaus kurzen Oberleib. Sein Gesicht hatte einen bärbeißigen Ausdruck, der dadurch noch erhöht wurde, daß ein Scheermesser nur Sonntags seinen rabenschwarzen, struppigen Bart schor, und die wirren, starken Haupthaare um das lange, bleiche Gesicht unordentlich hingen. Jedermann in der Stadt wußte aber, daß Meister Anton, wie er gewöhnlich genannt wurde, der kindlich gutmüthigste Mensch von der Welt war, den man nur nicht zum Grimme reizen durfte, weil er sonst gewaltig über die Stränge schlagen konnte. Seine Pelzmütze in der Hand, stand der lange Mann da und sagte nach höflichst ehrerbietigem Gruße: Vergebt, Ihr Herren, daß ich störe, aber es ist mir Etwas auf's Herz gefallen, das muß herunter, weil es leicht eines Ehrenmannes gutem Namen schaden könnte.

Ich war am Abende vor dem Todestage des seligen Herrn Collectors Firnekohl bei demselben in einer argen Noth. Ihr wisset Alle, mein Geschäft geht, Gott sei Dank, gut. Da braucht Unsereiner viel Eisen und muß die Ar-

beit ausborgen, bis der Wein verkauft iſt, manchmal noch länger, will man nicht die Kundſchaft verlieren. Da läuft die Rechnung bei dem Eiſenhändler Hartmann auf dem Holzmarkt auf, und die Kriegsläufte haben die Kunden nicht zu Geld und Kräften kommen laſſen, ſintemalen die Kölner, Gott verdamme ſie! uns arg „geſtrüppt" haben. Da kommt der Herr Hartmann, wie vom Himmel gefallen, in die Schmiede und ſagt: Meiſter Anton, Ihr wiſſet, daß Ihr mit fünf Hundert Gulden im Buche hängt, und ich muß Geld haben. Ihr müßt es herbeiſchaffen, ſonſt bin ich bankrott!

Bliz! Ihr Herren, das war ein wüſt Wort! Bankrott-

werden ein braver Mann durch mich. — das wurmte mir; aber Geld hatte ich Keins und woher nehmen, und nicht ſtehlen? — Da hab ich mich hinter den Ohren gekratzt! Dachte aber zum Glück gleich an den Herrn Collector Firnekohl. Das war ein Mann, wie es Viele geben ſollte, und Wenige gibt. Gott hab' ihn ſelig! Mir iſt ſein Tod tief unter das Bruſtſtück meines Schurzfells gegangen! — Er wiſchte ſich die Augen.

Doch um wieder an den Ambos zu kommen; der Herr Collector hatte mir ſchon mehr aus der Brühe geholfen und ich hatte ihn ehrlich wieder bezahlt, und erfuhr's kein Menſch. Was geht's auch andre Leute an? — — Es war ſchon neun Uhr Abends, da lauf ich, wie ich gehe und ſtehe über den Markt. Er hatte noch Licht in der Amtsſtube. Ich hinauf! — Herr Collector, ſag' ich, es brennt wieder an das Fell!

So? ſagt er lächelnd, und Ihr wiſſet Alle, Ihr Herren, wie er ſo freundlich lächeln konnte. Nun denn heraus damit, Meiſter Anton! ſagt er. Da ſag' ich ihm denn meine Zahnpein, und er meinte, da könne er helfen. — Der Schmied fuhr mit ſeiner Hand in die ſtruppigen Haare und rief: Ihr Herren, da iſt mir eine Laſt, ſo ſchwer wie mein Ambos, und der wiegt drei volle Zentner, von der Seele herabgerollt!

Er griff in die Taſche, holt den Schlüſſel, legt fünf Rollen auf den Tiſch und ſagt: Hier, Meiſter Anton, jede hält 100 Gulden, Ihr könnet Euch drauf verlaſſen!

In dem Augenblick rief ſeine Frau: Firnekohl, deine Bierſuppe wird eiskalt! Er ſtand raſch auf.

Aber die Handſchrift? frag ich.

Kommt Morgen um eilf Uhr hierher, dann mach' ich's in Ordnung.

Du lieber, guter Gott! Als ich um eilf Uhr hinkam, war er mauſetodt und den Jammer konnt' ich nicht anſehen, der brach mir das Herz, das ohnedem ſchwer genug war. Ich ging heim, und heute, wo ich höre, daß Ihr die Geſchichte ordnet, komm' ich und zeige mich als Schuldner des

Herrn Firnekohl mit 500 Gulden an und bringe hier ſelbſt die Handſchrift, die mir ein guter Freund aufgeſetzt hat und ich unterſchrieben habe. Wenn's damit genug iſt, ſo bin ich froh!

In dem Tone des Mannes lag Etwas, wodurch die lächerliche Wirkung ſeiner Art und Weiſe und ſeiner Worte entfernt wurde, und im Gegentheile waren Alle gerührt.

Bewegt im Grunde ſeiner Seele ſtand Herr Rima auf und ſagte, indem er dem Grobſchmiede ſeine Hand darhielt: Schlagt ein, Meiſter Anton, Ihr ſeid auch Einer von denen, wie Viele ſein ſollten und Wenige ſind! Habt Dank für Euer Bekenntniß!

Der Grobſchmied ſah vergnügt in des Saalſchultheißen Angeſicht, ſchlug mit ſeiner ſchwarzen, derben Fauſt wehrhaft ein, und drückte Rima's Hand, daß er hätte aufſchreien mögen.

Nun, laſſet Ihr Euch mit der Handſchrift genügen, ſo wartet mein Ambos und meine Eſſe auf mich; und als der Fauth bejahte, ſagte er: Gott befohlen! und ging.

Eine Weile ſaßen die Männer ſtille da.

Der Saalſchultheiß nahm zuerſt das Wort wieder: Unſre Stadt, ſagte er, iſt durch den Tod des braven Collectors noch nicht an Ehrenmännern verarmt! Wenn auch das Verfahren Firnekohls, fuhr er fort, im amtlichen Betrachte, wie Figura zeigt, tadelnswerth war, ſo hat er doch recht im Geiſte des Hoſpitals gewirkt, und er kannte ſeine Leute, wie der Anton uns eben den Beweis geliefert hat. Allen Reſpect vor Beiden! Doch laſſet uns an unſer Geſchäft denken. Iſt es Euch recht, ſo entſenden wir den Herrn Rathsbürgermeiſter Goehr und den Herrn Fauth Link, die Sache im Hauſe Firnekohls zu unterſuchen. Findet ſich, was Gott verhüte, das Fehlende nicht, ſo müſſen wir den Schreiber Strütter beſcheiden. Wir zählen derweilen das Silbergeld, wenn ihr Alle einſtimmt? Das geſchah und die beiden Herren gingen.

Während die Herren im Sitzungsſaale das Silbergeld zählten — und es fanden ſich drei Tauſend fünf Hundert Gul-

den, die fünf Hundert von Meiſter Anton, durch die Handſchrift vertreten, machten die Summe von Viertauſend voll; aber das Gold fehlte, netto Tauſend Gulden.

Die Beiden waren von Frau Firnekohl hinauf gewieſen, ohne daß ſie ſie begleitete. Es ging ihr zu nahe, den Seſſel zu ſehen, darinnen ihr theurer Mann todt von ihr gefunden worden war.

Das Siegel war unverletzt. Sie nahmen es ab. Da lagen noch einige Papiere, auch eine Handnotiz über die dem Grobſchmied Burckhardt geliehenen fünf Hundert Gulden, über welche die Handſchrift noch auszuſtellen ſei, und ein Zinsnachweis von abermals vier Hundert Gulden, die auch nicht vorhanden waren. In den Schubladen des Pultes lag Nichts. Die Papiere waren unordentlich zerſtreut und drei Ducaten fanden ſich ebenfalls zerſtreut, als ob eine eilige Hand ſie verſchoben hätte.

Die beiden Männer ſahen ſich einander fragend und bänglich an, und der Fauth ſagte: Entweder hat er die Gelder ebenſo, wie an den Grobſchmied, verliehen oder es iſt nicht richtig hergegangen.

Eine nicht geringe Beſtürzung bemächtigte ſich der Verſammlung, als die beiden Herren zurückkamen und die drei Dukaten hinlegten, ſammt den Papieren, durch deren Inhalt ſich das Fehlende auf 1400 Gulden ſteigerte.

Gott weiß es, wie es damit ſteht? ſagte Rima.

Der Fauth, ein ſehr wohlwollender, aber ſtreng gerechter Mann im Dienſte, ſtützte ſeinen Kopf lange in die Hand. Endlich ſagte er: Ich kann nur zwei Wege finden, wenn wir nicht durch Burckhardt's Beiſpiel belehrt, annehmen wollen, der Selige habe an demſelben Abende noch dieſe vierzehn Hundert Gulden ebenſo — nehmt mir das Wort nicht übel, Ihr Herren! — leichtſinnig ausgeliehen. Dies fällt aber weg, da die Frau Wittwe eidlich zu erhärten bereit iſt, daß am Tage vor ihres Gatten Hinſcheiden kein Menſch bei ihm geweſen, als Meiſter Anton und der Schreiber Strütter. Die zwei Wege aber ſind dieſe: Einmal, Firnekohl habe das Geld für ſich — vielleicht für ſeinen Pflegeſohn, Franz Braun, verwendet, oder zweitens — der Strütter hat es — geſtohlen!

Beides iſt ſehr hart! ſagte Rima. Laſſen wir uns den Strütter kommen; vielleicht weiß er irgend welchen Beſcheid.

Die Akten und Gelder wurden wieder ſorgfältig in die Kiſte gelegt, dieſe vor aller Augen verſchloſſen und der Schlüſſel dem Rathsbürgermeiſter Goehr übergeben. Der Saalſchultheiß übernahm es, den Strütter auf 1 Uhr des morgenden Tages anher zu beſcheiden, wo ſich alsdann der Rath wieder im Saale zu verſammeln hätte.

Nachdenklich und ernſt gingen die Männer auseinander und jeder erwog bei ſich, was aus dem Gelde möge geworden ſein. Das war Allen aufgefallen, daß, wie ſich das unbaßliche Weſen des verſtorbenen Collectors von dem Tage an bemerken hatte laſſen, da Franz entflohen war, ſo auch alle Heiterkeit ſeitdem von ihm gewichen war.

Jedermann hatte es vermieden zu fragen, ob er wiſſe, wo Franz ſich aufhalte, weil Keiner dem allgemein ebenſo verehrten, als geachteten Manne wehe thun mochte, aber wenn bei Einem von der Schifferzunft eine ſolche Frage vertraulich aufgeworfen wurde, ſo war ein verſchmitztes Lachen die einzige Antwort; in der That aber wußten ſie es Alle recht wohl und vermittelten die Verbindung zwiſchen dem Firnekohliſchen Hauſe und dem Entwichenen. So waren nicht nur ſeine Kleidung und Hemden an ihn gelangt, ſon-

dern auch Geldunterſtützungen, die jedoch auf Franz's Bitten eingeſtellt wurden, da es ihm eine rechte Ehrenſache war, ſein Brot ſich zu verdienen, wozu er Kräfte, Leibes und der Seele, genug beſaß.

Das hatte, ſo hintenherum, der Fauth herausgezwickt, und ſeine andere Meinung, nämlich daß der Strütter das Geld bei dem raſcherfolgten Tode des Collectors geſtohlen habe, gewann ſehr an Gewicht.

Er nahm ſich, da er die Sache gar nicht aus dem Kopfe bringen konnte, feſt vor, in Oberweſel dem Strütter ſcharf auf die Finger ſehen zu laſſen, da er des Verdachtes ſich nicht zu entſchlagen vermochte, weil der Menſch allezeit den Argwohn, er ſei ein Hallunke, bei ihm hervorgerufen hatte.

Mit einer großen, faſt fieberhaften Spannung ſahen Alle dem morgenden Tage entgegen und es war noch lange nicht 1 Uhr, da ſaßen ſie ſchon auf den Polſterſeſſeln im Sitzungsgemache im „Saale".

Schlag Eins trat Rim[illegible] ein und hinter ihm der Strütter, deſſen Geſicht übrigens eine volle Ruhe und Klarheit, wenn nicht den Frieden eines guten Gewiſſens abſpiegelte.

Dem ſchlauen Fauth ſtan[illegible] die Befragung zu.

Jedem der Anweſenden leuchtete es ein, daß der Fauth einen langen, weiten Umweg einſchlug, um ſeinem Ziele näher zu rücken. Mit kluger Ueberlegung, oft mit ſeiner Liſt ſtellte und warf er plötzlich ſeine Fragen hin und unterbrach damit nicht ſelten plötzlich die Rede Strütters.

Aber der Fauth erkannte bald, daß er es entweder mit einem ehrlichen Menſchen oder — mit einem geriebenen Spitzbuben zu thun habe.

Die Rathsherren bewunderten des Mannes Gewandtheit, ſeine raſchen Schwenkungen und Wendungen; aber ſie erkannten auch die wunderbar ruhige und beſonnene Haltung Strütters, der keine Antwort ſchuldig blieb, die er überhaupt nach ſeiner untergeordneten Stellung zu dem Collector zu geben im Stande war, und das ſtimmte ſie für ihn, während der Fauth immer noch in einem Winkel ſeiner Seele den Verdacht herbergte.

Und der Grund dafür war eine kaum merkliche, nur dem Auge des scharfbeobachtenden Fauth aufgefallene Verlegenheit und ein leichter Wechsel der Farbe in Strütters Gesicht. Trotz alledem mußte Strütter entlassen werden, ohne daß man ihm Etwas anhaben konnte.

Nur dem Saalschultheißen sagte Fauth im Vertrauen, daß er den Strütter nicht für sauber halte. Lasset sein Thun und Lassen in Oberwesel beobachten! bat er dringend und Rima versprach ihm das feierlich.

So war denn nun die schwierige Frage zu beantworten: Darf die Verwaltung des Hospitals, einer altehrwürdigen, segensreichen Stiftung, um 1400 Gulden geschädigt werden? Darauf war nur eine Antwort möglich und die lautete: Nein! Wer aber sollte das Fehlende ersetzen? Und bei dieser Frage kam eines Theils die Barmherzigkeit mit den unglücklichen Hinterlassenen Firnekohl's in den Weg und andern Theils die Rücksicht auf die Bürgerschaft, die ungetheilt Partei gegen eine Bedrängung der Familie eines allgemein geliebten und geachteten Verstorbenen nahm.

Der Rath saß zwischen Thür und Angeln.

Der Fauth war dem Grundsatze treu: „Um Einen Kreuzer Recht soll man ein Pferd todt jagen." Rücksichtslos vertheidigte er, daß die Erben des Collectors für das verhaftet blieben, was durch die Schuld oder Nachsicht ihres Vaters und Erblassers der von ihm verwalteten Anstalt verloren gegangen sei. Offenbar hatte der brave Mann die Zuversicht, das Dunkel, welches auf dem Fehlen der 1400 Gulden lag, noch zu Gunsten der Familie aufzuhellen; aber Recht muß Recht bleiben, sagte er entschieden. Wie sollten wir es verantworten vor Gott und unserm Gewissen, der Hospitalstiftung eine solche Summe blos aus menschlichen Rücksichten zu entziehen.

So kam die Sache vor das Gericht und dieses entschied nach der Meinung des Fauth, und so wurde denn das Haus in der Ecke, das Haus der Wittwe Firnekohl, unter den „Stecken" gebracht und der Erlös deckte die fehlende Summe. In der Stadt war die Aufregung ungeheuer, aber zu ändern

war Nichts in der Sache. Ueber das Fehlen des Geldes wurde viel geredet. Manche meinten, der Collector habe dem Franz damit fortgeholfen; aber die Schifferzunft stämmte sich mit Macht dagegen. Andere dachten an den Strütter; aber den hatte ja doch der Rath frei gelassen, also unschuldig erkannt, und das ließ diese Meinung wieder verstummen. Wie man sich auch das Geheimniß zu deuten suchte, auf den braven Collector ließ Niemand Etwas kommen.

Das Mitleid mit Frau und Tochter war allgemein; allein es erwies sich auch hier wieder, daß die Bezeugung des Mitleids das Allerwohlfeilste ist. Niemand wollte zur That sich rüsten. Nur Einer —

Wenn das nicht der lange und langbeinige Grobschmied Burckhardt war, so will ich —

Halt ein, Kathrinchen, sagte Schmiedjakob, du hast es wieder einmal errathen!

Am Abend des Verkaufstages ihres Hauses saßen die Gebeugten, Schwerheimgesuchten, bei einander. Es war Winter geworden und der Rhein „ging mit Eis", wie man in Bacharach sagt. Sie hatten ein warmes Stübchen; denn der Rothgerber Lauer aus der Rosengasse hatte ihnen heute einen hochaufgethürmten Wagen voll Lohkuchen — hier: „Lohkäse" genannt, anfahren lassen. Es klopfte leise an und, hereingerufen, trat die lange schwarze Gestalt des Schmiedes, Meister Anton, herein. Die Beiden, die in stillem, schmerzlichem Brüten da saßen, fuhren bei dem Anblicke der wirklich schreckhaften Gestalt von ihren Sitzen auf. Der Schmied lachte. Nehmt's nicht übel, wenn ich bei Eurem Erschrecken an das Sprüchwort denke, sagte er, das so lautet: Gumpeer, sagte der Teufel zum Grobschmied, weil sie alle Beide schwarz waren; aber so böse bin ich nicht, und daß ich Eure Stille störe, kommt nicht aus böser Absicht. Ich lieb's, frisch von der Leber zu reden und meine, eine ehrliche Absicht brauche keine langen Vorreden; darum bitte ich Euch, Frau Collectorin, hört mich einmal freundlich an.

Der Schrecken seines urplötzlichen Erscheinens hatte so auf die beiden Frauen gewirkt, daß ihn noch keine zum

Sitzen eingeladen. Das that auch Nichts. Er rückte ſich einen Stuhl zum Ofen und ſetzte ſich behaglich, ſeine langen Storchbeine weit in die Stube ausſtreckend.

Wenn Einer in der Stadt ſagen kann, der ſelige Herr Collector ſei ſein Freund und Wohlthäter geweſen, Frau Collectorin, ſo iſt es der ſogenannte Meiſter Anton, der hier ſitzt. Bei dieſen Worten fuhr er mit ſeiner ſchwarzen breiten Hand über das Geſicht, um eine Rührung zu verbergen, die über den einfachen ehrlichen Menſchen kam, als er an den letzten Beweis ſolcher Geſinnung dachte.

Ach was! rief er aus, Anton, ſei kein Weib! Heulen hilft nicht, aber es geht Einem ſo! Doch ich vergeſſe, was ich wollte! Was ich fragen wollte, Frau Collectorin, wie lange bleibt Ihr noch hier wohnen?

Die Collectorin wiſchte ihre Thränen ab und ſagte: In den Bedingniſſen hat Herr Fauth die Friſt bis Oſtern ausgehalten.

Brav gemacht! ſagte der Schmied und ſchlug auf ſein

ſteifes Schurzfell, daß es dumpf krachte und die beiden Frauen zuſammenfuhren. — Er bemerkte es. Ach, erſchrecket nicht, ſagte er, es war nur mein Schurzfell, das ſo krachte. Aber dann, Frau Collectorin, aber dann? Bis Oſtern iſt keine Ewigkeit! Werden keine drei Monate ſein. Die ſchlafet Ihr halb herum! Habt Ihr ſchon an eine Miethe gedacht?

Ach nein, erwiederte die Collectorin.

Ich aber, fuhr Meiſter Anton fort, denn wenn ich Abends auf meiner Ofenbank liege (wiſſet, die Glieder thun Einem gotteslästerlich weh, wenn man ſo einen ganzen Tag auf das rothglühende Eiſen gepuſſt hat, da thut Einem das Liegen gar wohl) — ja, was wollt' ich doch ſagen? Aha, wenn ich ſo auf meiner Ofenbank liege — denn ſchlafen thue ich nicht — da plaudere ich mit meiner Frau. Kennt Ihr ſie, Frau Collectorin? Es iſt ein kreuzbraves Weib! — Und dann kommen wir, weil ich eine alte Liebe für Euren ſeligen Mann trage, auf Euch und auf Eure Schickſale zu reden. Und da haben wir uns geſtern Abend über Etwas mit drei Worten vereinbart, was ich Euch zu ſagen komme. Ich weiß nicht, ob Ihr mein Haus in der Fleiſchgaſſe kennt? Es iſt dreiſtöckig, aber die Treppe iſt gut und ſtolpert Niemand darauf in einer Neumondsnacht. Wir, meine Frau, meine zwei Buben und ich, wohnen im zweiten Stock, da das Untere nur auf Steinpfeilern ruht und ohne Eingebäude iſt, wiſſet, da iſt meine Schmiede, Blasbalg, Amboskloß und Kühltonne, wenn ich das Eiſen härte, und was ſo des Präambels mehr iſt, das zum Handwerk gehört, das Kohleneck nicht zu vergeſſen. Im dritten Stockwerk, wo man eine weite Ausſicht über die Stadtmauern hinaus hat, iſt eine ſchöne Stube, zwei Kammern, wie andere Leute keine Stuben haben, und eine Küche, in der man für ein Regiment Baiern, wie wir ſie hier hatten, kochen könnte.

Das Alles iſt ſauber, ordentlich geweißt und fehlt Nichts, als daß Jemand drin wohnt. Wir brauchen's gar nicht. Und da denken wir, Ihr ziehet mit Eurer lieben Tochter zu uns. Hauszins — keinen Heller; denn ich würde mich vor mir ſelber ſchämen, daran nur einmal gedacht zu haben und

meine Frau ebenſo. Das wollt' ich Euch ſagen, damit Ihr Euch wegen eines Unterkommens keine Gedanken macht. Iſt's Euch recht? Schlagt ein, Frau Collectorin, und ich ſage Euch, daß dann Keiner in der Stadt ſo gut ſchläft, als der Meiſter Anton, deſſen liebſten Wunſch Ihr erfüllt habet. Machet kein Präambel! Schlagt ein und es iſt Alles feſt, niet- und nagelfeſt.

Mit dieſen Worten hielt er der überraſchten Frau ſeine rabenſchwarze Bärentatze hin, und ſah ſie mit einer überwältigenden Freundlichkeit an.

Aber auch die Collectorin war überwältigt von der naturwüchſigen Freundlichkeit und Grundehrlichkeit des Mannes.

Sie ſchlug ein, und friſch ſprang der lange Schmied auf. Gottlob, rief er freudig aus, Ihr habt nicht auf das Auswendige geſehen. Gott vergelte Euch die Freude, die Ihr mir macht und heute Abend noch in mein Haus bringet!

Noch Eins, gute Frau Collectorin; wenn die Oſtern kommen, ſo kommen wir Alle, meine Frau (Himmel, wie wird die ſich freuen!), meine zwei Buben und ich und helfen Euch wandern und überziehen, daß es Euch Nichts koſtet. Nun, Gott befohlen, und gute Nacht!

Es duldete den langen Schmied nicht. Er mußte ſeiner lieben Frau die frohe Nachricht bringen, und ehe noch Bethchen ihm leuchten konnte, war er bereits draußen und ſtrolchte mit Schritten, als hätte er die Stiefel des Fortunatus aus dem Mährlein an, über den Markt nach der Fleiſchgaſſe. Und die Botſchaft, die er brachte, war in der That eine volle Freudenbotſchaft für ſeine Frau, die gleich mit ihm dachte.

Das iſt der Segen der Liebe deines guten Vaters! ſagte weinend die Wittwe zu ihrem ſchönen Kinde. Ich hätte dem treuen, redlichen, ſchlichten Manne gegenüber nicht Redensarten machen können. Das kommt aus einem treuen Herzen und — es ruht ein Segen drauf!

„Das muß man den Bacharachern laſſen, ſchreibt Sebaſtian Fabian in ſeiner Chronik", fuhr Schmiedjakob fort, indem er ein vergilbtes Heft nahm und ſeine Brille aufſetzte, „daß

sie von Herzen gut und wohlthätig sind. Der Winter von 1644 auf 1645 war schwer, wie Einer seit langer Zeit und fror der Rhein im Januar zu, daß sie einmal wieder ein Eisfest feiern wollten; es aber der Franzosen wegen unterließen, da die Jungfrauen der Stadt nicht würden in das Tanzzelt gegangen sein, weil es Reibereien mit den jungen Burschen der Stadt würde abgesetzt haben um der Mädchen willen, und blutige Köpfe dazu. Um aber wieder auf die Wohlthätigkeit der Bürgerschaft zu kommen, so brauchte die Frau Collectorin Firnekohl keinen Kreuzer für Holz und Brand auszugeben; sie trugen ihr so viel Zugemüse zu, daß sie es kaum mit ihrer Tochter alle verzehren konnte, und Milch und Eier fehlten ihr gar nicht. So lange der Rhein offen war und als er wieder aufging, war kein Fischer in der Stadt, der ihr nicht Fische brachte, aus purer Dankbarkeit, daß sie eines schiffischen Waisenkindes sich erbarmt, und es als ihr eigenes Kind gehalten und erzogen hatte."

Nach langandauerndem Winterfroste ging endlich der Rhein bei Sonnenschein und milder Frühlingsluft auf und die beiden Verwaisten zogen zu dem Meister Anton, der mit den Seinigen ihnen herüberwandern half und zartfühlend genug war, ihrer Thränen Lauf nicht stören zu wollen, als sie die theuern Räume meiden und verlassen mußten, in denen sie so viele glückliche und dann so viele Kummerstunden verlebt hatten.

Was hängt Alles mit so einem langbewohnten, eigenen Hause zusammen!

Obgleich der Schmied Nichts sagte, so war er doch mit allen Verhältnissen der beiden Bewohnerinnen seines oberen Stockes wohl bekannt und vermittelte auch je und dann ein Brieflein, das ein Schiffer brachte, und wenn dann über Bethchen's Wangen eine Morgenröthe sich ergoß, dann lachte er schalkig und flüsterte ihr zu: Was doch so ein Fetzen Papier Alles fertig bringt! Sie erröthete dann noch glühender und eilte die Treppe hinauf. —

Er betrachtete sich als ihren Vormund. Er rieth ihnen — und der Rath war gut — Frauenhauben und andere Gegen-

ſtände des damals ſehr beſcheidenen Putzes zu machen, auch Frauenkleider, da ſie ja die eigenen und die ſeiner Frau ſo ſauber und nett gemacht; und als ihnen das einleuchtete, ging er faſt von Haus zu Haus und ermahnte die Frauen, der guten Frau und Jungfer Firnekohl Etwas zu verdienen zu geben. Das ſchlug ein und ſie ſahen bald, daß ſie, wenn auch die Geſchenke ſich vermindern ſollten, was ſie nicht thaten, für ihre Bedürfniſſe reichlich verſorgt waren.

Uebrigens lebten ſie ſtille und eingezogen, und nur die befreundeten Familien und die, welche ihnen Arbeit brachten, beſuchten ſie.

Einer ging wie die Katze um den heißen Brei herum, wie ein Sprüchwort ſagt, und der hieß Labedoière. Seit er aus dem Hauſe gemußt, was ihm der alte Herr Rima ſo kurz und bündig an das Herz gelegt, hatte er das ſchöne Bethchen kaum einmal auf einen Augenblick am Fenſter geſehen. Er brannte vor Verlangen, ſie einmal auf ein halb Stündchen zu ſprechen.

Des Schmieds Hof zog sich bis an die Einfassungsmauer des Münzbachs hin, jedoch war rechts ein kleiner Küchengarten und zwischen dem Reisigzaune und der Wand des anstoßenden Hauses, darinnen alte Leute wohnten, des Hospitals Pflegbefohlene, zog sich der Weg zum Bache hin, über den ein breiter Steg von der „Münze" herüber führte.

Eines Tags stand „Meister Anton" an seinem Ambos und hämmerte mit seinem Gesellen, daß die Funken stoben. Da kam der Adjutant von der Münze her gegen das Haus.

Als ihn der Schmied sah, sagte er: Peter, laß das Eisen ruhen; da kommt Einer, den muß ich schmieden! Und er trat dem Offizier entgegen, rückte sein Lederkäpplein und fragte, nicht eben sehr freundlich: Was deutets, Herr Adjutant?

Der Offizier sah den Grobschmied verächtlich an und ging schweigend voran.

Halt! sagte Meister Anton barsch, hier bin ich Commandant! Was wollt Ihr?

Nichts mit Euch! entgegnete kurz der Andere und wollte den ihm in den Weg getretenen Schmied auf die Seite schieben.

Hollah! rief dieser aus. Herrchen, so leicht geht das nicht. Machet, daß Ihr über den Steg wieder hinüber oder dort zum Hofthor hinaus kommet, sonst sollt Ihr Schmiedearme kennen lernen. Mit dem Täubchen da oben ist's Nichts. Da bin ich Wächter und ein Habicht kommt nicht an. Verstanden? Links oder Rechts um, Marsch!

Der Franzose legte die Hand an den Säbel.

Pah! rief der Schmied, damit weiß ich umzugehen und meine Schürstange ist mehr werth. Kurz um!

Dabei machte der Schmied ein fürchterliches Gesicht, dem man es ansah, daß das, was er sagte, kein Scherz war.

Labedoière überlegte, daß er in jedem Falle den Kürzern ziehen würde und wandte sich dem Hofthore, gegen die Fleischgasse zu.

Noch Eins, rief ihm der Schmied nach, das schreibt Euch hinter's Ohr: Der Weg hier durch ist kein Gemeinde-

weg! Laßt Euch nicht mehr hier betreten, ſonſt regnets ganz andre Schmiſſe, als Ihr ſie von dem Franz bekommen habt, und, auf ſeinen Säbel deutend, die Plempe da fürchte ich nicht!

Der Adjutant knirſchte mit den Zähnen, warf dem Schmied, den er recht wohl verſtand, einen wüthenden Blick zu und machte ſich aus dem Staube, ehe er ein Aufſehen befürchten zu müſſen erwarten konnte.

So, ſagte der Meiſter Anton, ſelbſtzufrieden, der iſt abgeführt und wird nicht wieder kommen!

In Wahrheit verſuchte er es auch nicht mehr, weil er den groben Schmied mit Grund fürchtete, der nicht mit ſich ſpaßen ließ.

Hatte der Schmied hier Rath geſchafft, ſo ſollte er das Werkzeug werden, auch anderwärts ſeinen Schützlingen nützlich zu werden und dazu der Gerechtigkeit in die Hände zu arbeiten. Das kam aber ganz ungeſucht.

Es waren nahezu ein Jahr und einige Monate vergangen, ſeit der Collector ſo plötzlich geſtorben war. Noch lag auf dem Verſchwinden der Geldſumme des Hoſpitals ein undurchdringliches Geheimniß, und der Fauth, dem die Sache auf der Seele brannte, zerbrach ſich noch immer vergeblich den Kopf, wie es möchte zuſammenhängen. In Bacharach war die Sache vergeſſen; Niemand aber hielt den Verſtorbenen einer Veruntreuung fähig und ſchuldig, wohl aber war, wenn man noch einmal darauf zu reden kam, die allgemeine Meinung, der Schreiber Strütter ſei der Dieb.

Meiſter Anton hatte ein Geſchäft in St. Goar gehabt und kam recht müde, hungrig und durſtig nach Weſel.

Im „Engel“ an der Stadtmauer, und neben dem Rheinthore, pflegte er, wenn ihn einmal ein Geſchäft nach Weſel führte, einzukehren, und ſo that er's auch heute wieder, und der Engelwirth, der ihn kannte, nahm ihn freundlich auf, holte ihm geräucherte Leberwurſt, Brot und ein Schöpplein „Engehöller“.

Der Schmied ſuchte das Plätzlein am großen Kachel-

ofen, wo er ſich bequem anlehnen konnte, und ließ es ſich weidlich ſchmecken.

Jetzt öffnete ſich die Thüre und es taumelten drei tüchtig angetrunkene junge Burſche herein, die ſich auf der andern Seite des Kachelofens an einen Tiſch ſetzten.

Strütter, lallte der Eine, laß einen von deinen Goldfüchſen los und ſetze uns „Engehöller“ oder „Calviniſchberger“!

„Engehöller!“ rief der Schreiber und warf einen glänzenden Dukaten auf den Tiſch, der einen hellen, prächtigen Klang gab.

Gold! rief der Wirth erſtaunt.

O ich hab' noch mehr, prahlte der Halbtrunkene, und griff in die Taſche. Er warf ſechs ähnliche Goldſtücke auf den Tiſch, zog ſie aber ſchnell wieder an ſich und ſteckte ſie ein.

Der Schmied reckte ſeinen langen Hals noch um ein Anſehnliches länger aus und ſah ſich den Strütter genau an; dann zupfte er den Wirth am Aermel und flüſterte: Engelwirth, ich könnt' den Dukaten brauchen und will ihn Euch auswechſeln!

Iſt mir ſchon recht, erwiederte der, legte ihn vor den Schmied auf den Tiſch und eilte, den beſtellten Wein zu holen.

Der Schmied legte den Betrag des Goldſtücks auf den Tiſch und ſteckte dieſes ſorgfältig ein.

Wo haſt du nur das viele Geld her? fragte Einer der Geſellen.

Strütter lachte hell auf. Ich hab' ein Neſt ausgehoben! rief er aus, und das ſind die flüggen Jungen draus!

Wo war das? fragte der Andere. Ich will auch ſuchen gehen!

Kannſt's bleiben laſſen! entgegnete lallend der Strütter. Der Vogel iſt todt. Baut kein Neſt mehr!

Der Schmied konnte ſich kaum mehr halten. Sein Blut kochte. Er ſtand raſch auf und ſeine lange Geſtalt reichte wahrhaft geſpenſterartig über den Kachelofen hinaus.

Seine rollenden Augen faßten den Strütter, der bei seinem Anblick zusammenfuhr; denn er hatte ihn beim Eintreten nicht bemerkt.

Gelt, Schreiber, rief er wüthend, der Vogel hieß Firnekohl und das Nest stand in Bacharach?

Was ist das für Einer? Sieht ja aus wie der Teufel! rief der neben Strütter sitzende Bursche. Was hat der gesagt!

Es ist ein Bacharacher Spitzbube! rief Strütter, sich ermannend, auf ihn!

Alle drei sprangen zugleich auf und eilten mit geballten Fäusten auf den Schmied los, der sie ruhig erwartete. Als sie ihn fassen wollten, reckte er seine sehnigen, langen Arme aus und es klatschte rechts und klatsche links, und der Eine flog gegen die Thüre, wo er zu Boden stürzte, der Andere unter den Tisch, wo sie gesessen.

Strütter aber führte einen Hieb nach ihm, den jedoch der Schmied auffing und ihm eine Patsche in's Gesicht gab, daß er rücklings auf den Boden stürzte und das Blut aus Mund und Nase floß.

Um aller Heiligen willen, was habt Ihr angefangen, Schmied? rief der Wirth, der in diesem Augenblicke eintrat.

Ich habe die Buben ein Weniges zurechtgewiesen! erwiederte ganz ruhig der Schmied.

Der Wirth flüsterte ihm zu: Machet, daß Ihr fortkommt! Ich rath' es Euch als Freund!

Der Strütter erhob sich fluchend und die beiden Andern stürzten hinaus.

Es ist hohe Zeit! rief der Wirth. Die holen Hülfe und da gehts Euch übel!

Der Schmied sah das ein, nahm seine Fuchsmütze, seinen Stock, zahlte und ging.

Der Wirth meint es gut, sagte, ruhiger geworden, der Meister Anton zu sich. Die Weseler sind den Bacharachern nicht grün!

Er setzte seine langen Beine ein, schier wie weiland der

Siebenmeilenſtiefler Fortunatus und hatte bald das „Weſeler Grün“ erreicht.

Aber in das Wirthshaus ſtürmte ein ganzer Trupp junger Burſche, die an den Schmied wollten und er wäre ſicher mit heiler Haut nicht davon gekommen; der Engelwirth aber hatte den Vortheil davon; denn mehr als ein Goldfüchslein kam noch in ſeine Hand, da der Strütter nun alle die Freunde tractirte.

Als der Schmied, der raſch ausgriff, ſeine Vaterſtadt erreichte, ging er geradezu in den „Saal“.

Herr Saalſchultheiß, ſagte er zu dem alten Herrn Rima, laſſet die Herren vom Gerichte alſogleich rufen; ich habe den Dieb, der Firnekohls Geld gemauſt hat!

Der Saalſchultheiß ſtarrte ihn an.

Seid Ihr bei Troſt? fragte er erſtaunt.

Als der Schmied ſeine Verſicherung bündig wiederholte, rief er dem „Büttel“, der unten im Saale wohnte, und befahl, die Gerichtsherren eiligſt her zu beſcheiden, denn es ſei eine Sache von Gewicht.

Die Herren kamen ſchnell.

Meiſter Anton erzählte, was ihm in Weſel begegnet, und legte ſeinen Dukaten vor.

Der Fauth ſchrie laut auf: Es iſt Einer von den Geſtohlenen!

Es war kaum ein Zweifel, daß nun endlich Licht in die Sache kommen mußte. Das Gericht entließ den Schmied, um über die nöthigen Schritte zur Verhaftung Strütters noch in dieſer Nacht zu berathen. Und als ſie ſich geeinigt, wurde das Nothwendige raſch in Vollzug geſetzt.

Der Schmied aber war alſobald zur Frau Firnekohl geeilt, um ihr die Freudenbotſchaft zu bringen, die dann nicht verfehlte, zwar trübe Erinnerungen zu wecken, aber auch eine freudige Hoffnung hervorzurufen.

Herr Rima, als kurkölniſcher Beamter, der Fauth, als ſtädtiſcher, begaben ſich mit einer Abtheilung franzöſiſcher Reiter, die Herr Rima ſich von dem Obriſten Brouſſelle erbeten, nach Weſel, ſetzten ſich dort mit den Beamten in's

Einvernehmen und umſtellten dann das Haus, darin der völlig betrunkene Strütter ſeinen Rauſch ausſchlafen wollte.

Dem iſt wohl der „Duſel“ vergangen? bemerkte Veit.

Das mein' ich auch, entgegnete Schmiedjakob; aber auch die Courage; denn er bekannte augenblicklich Alles auf's Genaueſte und zog einen Sack aus ſeinem Bette, darinnen noch der überwiegend größte Theil der 1400 Gulden, theils in Gold, theils in Silber lag.

Alles wurde an Ort und Stelle protokollirt, das Geld in Beſchlag genommen und Strütter gefeſſelt.

Als die Kunde durch Weſel ging, verſammelte ſich das Volk zu Hauf und ſchien nicht übel Luſt zu tragen, ſeinen Landsmann zu befreien. Es gelang aber den Weſeler Beamten und mehr noch den blanken Säbeln von zwanzig Franzoſen, die vor dem Häuschen hielten, dem Volke vernünftige Gedanken beizubringen, und als die Hähne den Morgen ankräheten, waren die Herren ſchon wieder daheim und Strütter wohlbehalten in dem vergitterten Gefängniß im „Saale“, vor dem der Obriſt Brouſſelle eine beſſere Wache aufſtellte, als ſelbiges Mal, da der Franz von den Schiffern aus dem Marktthorgefängniß geholt wurde.

Schon am Abende war das Gerücht durch die Stadt gelaufen, und am Morgen ſah man überall Leute zuſammenſtehen, mitten auf dem Markte die meiſten. In deren Mitte ragte Meiſter Anton hervor, wie ein ruſiger Rauchfang über das Dach und erzählte ſein Abenteuer von Weſel den hörbegierigen Ohren, und wiederholte, Gott weiß zum wievielten Male, die Worte: Da ſehet Ihr, daß unſer braver Herr Firnekohl unſchuldig war und daß die Stadt ſeiner Frau und Tochter allen Schaden erſetzen muß! Himmel, rief er aus und ſchnalzte mit Daumen und Mittelfinger, wenn ich heute zum Schmieden komme, ſo muß mein Ambos bis in die halbe Stadt hinein klingen!

Was wird nun mit dem Spitzbuben, dem Strütter, gemacht werden? fragte Einer.

Meinſt du, rief der erregte Schmied, der kurpfälziſche Galgen am Niederthal droben ſtünde umſonſt auf ſeinen

zwei ſtämmigen Beinen? Der hat lange die Plaiſir nicht gehabt, ſeine guten Freunde, die Raben, zu Gaſte zu laden! Diesmal gibts ein Schmaus, der eine Art hat: junges Fleiſch! Das wird ihnen ſchmecken!

Manche ſchüttelten ſich froſtig und gingen ſtille hinweg; andere ſtimmten dem langen Schmied bei, aber keinem ahnete es, wie ſich das Blättlein gewendet hatte, — und — daß die Stadt Bacharach auf das ſeltene Schauſpiel des Hängens des fluchbeladenen Diebes verzichten müſſe.

Wie ſo? Wie ſo? fragten Alle mit Einem Munde.

Laſſet mich ein wenig Athem ſchöpfen! ſagte Schmiedjakob lächelnd; ich bin müde!

Die Neugierde mußte die Prüfung überſtehen. Erſt nachdem er ſich ſeine Pfeife geſtopft und angebrannt, fuhr Schmiedjakob in ſeiner Geſchichte alſo fort: Es war gegen ein Uhr Mittags, als alle Glieder des Gerichts ſich bei dem Saalſchultheiß verſammelt hatten. Jetzt nahm dieſer das Wort und erklärte, das Gericht ſei des Spruches und Stabbrechens überhoben. Tritt vor und rede! rief er dem „Büttel“ zu. Dieſer gehorchte, verbeugte ſich ſteif und tückiſch und erzählte: Als ich dieſen Mittag um elf Uhr, wie es landesüblich iſt, dem Verbrecher ſeine Mittagsſuppe bringen wollte und die Thüre aufſchloß, war es in dem Gefängniß todtſtille. Ich dachte, der Strütter ſchliefe und rief ſeinen Namen, denn, wenn man ſo aus dem Hellen in das Dunkle kommt, ſieht man Nichts; aber Alles blieb ſtille, bis meine blöden, alten Augen ſich an die Dunkelheit gewöhnt, da ſeh' ich ihn am Fenſter hängen. Er hatte es aufgemacht und ſein Halstuch um einen Eiſenſtab des Schutzgitters gelegt und — ſich erhängt. Da iſt ein ſolcher Schrecken über mich alten Mann gekommen, daß ich die Suppenſchüſſel ſammt der Suppe fallen ließ und fortlief. So hängt er noch, mauſetodt, am Fenſter!

Das iſt das böſe Gewiſſen und ſeine Macht! ſagte der alte Herr Rima. Schrecken und Entſetzen hatte alle Gerichtsherren ſtarr und ſtumm gemacht.

Als ſie ſich wieder zurecht gefunden, wurde beſchloſſen, daß er vom Schinder ſollte abgeſchnitten, mit dem Karren an den Rhein gefahren und in's Waſſer geworfen werden, wo es am Tiefſten iſt, mit einem ſchweren Stein am Halſe.

Alſo geſchah es, und Himmel und Menſchen ſtanden auf dem Markte und folgten bis zum Rheine und drüben an der Wirbellai, wo einmal ein holländiſch Schiff ſoll untergegangen ſein, ohne daß man die Maſtſpitze ſah, warfen ſie ihn hinein.

Und die Frau Firnekohl? fragte Kathrinchen.

Sie bekam von der Stadt die 1400 Gulden blank

erſetzt, da der Erhängte doch ſchon ein Erkleckliches davon verthan hatte; aber ſie blieb bei dem ehrlichen Meiſter Anton wohnen, zahlte ihm aber einen geringen Zins und arbeitete fort für die Leute, was ſie ernährte; aber ihr liebes Haus bekam ſie nicht wieder.

An des Collectors Stelle kam der alte Lehrer Link, der ſich in Ruhe geſetzt hatte.

Die Zeiten des unheilvollen Krieges, der dreißig Jahre lang das arme, deutſche Land verwüſtet, ſeine Einwohner hingemordet, ſeine Städte und Dörfer verbrannt hatte, nahete ſeinem Ende, weil alle ſchachmatt waren, und der weſtphäliſche Friede kam endlich zu Stande. Alle Welt dankte inbrünſtig dem Herrn. Auch die Stadt Bacharach, denn ſie wurde der Franzoſen ledig.

Die Bürgerſchaft fürchtete mächtig, ſie möchten ſie noch ſchröpfen und aderlaſſen, ehe ſie gingen. Das geſchah jedoch nicht und ging ganz gut ab. Aber wie waren die armen Bürger froh und glücklich und auch das ſchöne Bethchen, daß es wieder einmal frank und frei konnte herausgehen, ohne den Schmied, der das gute Kind überallhin hatte begleiten müſſen, ſelbſt in die Kirche, wegen des Labedoiere, der ihr überall nachging.

Da geſchah es denn, daß das erſte Meßſchiff mit ſeinen drei Fudern rothen Weines gen Frankfurt auf die Oſtermeſſe fuhr, befrachtet von den Herren Rothgerbern, und verhoffte das liebe Bethchen, auch wieder einmal mündliche Kunde zu kriegen von Franz.

Als es abfuhr waren Himmel und Menſchen am Rheine und wünſchten ihm glückliche Fahrt.

Da ſtand auch der Herr Rima auf dem „Hüwwel“ und freute ſich des Volkes und ſeiner Freude. Sah er da auch das Bethchen mit ſeiner Freundin ſtehen, und ſagte zu dem Herrn Fauth, der bei ihm ſtand: Es iſt doch wohl Niemand in der Stadt ſchwerer betroffen worden, als das arme, ſchöne Kind dort und ſeine gute Mutter. Gottes heilige Fügung hat ihnen zwar das geſtohlene Geld wieder zugewendet, und die Stadt hat einen Gotteslohn verdient,

daß sie ihr das Fehlende an des Strütters Raub ersetzt hat; aber der brave Mann und der Vater fehlt, und des lieben Kindes Liebster hat auch müssen in dem Exilio verweilen.

Ich denke, der wird nun nicht lange mehr ausbleiben! sagte der Fauth.

Könnten ihn auch gut brauchen, versetzte der Herr Rima, denn mit dem alten braven Collector Link geht es doch schier gar nicht mehr von Statten. Könnte sein Adjunctus werden. Wie meint Ihr, Herr Fauth?

Da habt Ihr mir aus der Seele herausgeredet, Herr Saalschultheiß, und ich will es Euch nur eingestehen, daß ich auf meine Faust dem Rothgerbermeister und Zunftältesten Bastian den Auftrag gab, ihn mitzubringen.

Da habt Ihr wohl d'ran gethan, Herr Fauth, sagte der Herr Rima, denn weil er den Franzosen lendenlahm geschmissen, verdiente er eine Belohnung.

Ich denke, lachte der Fauth und deutete auf das schöne Bethchen, wir überlassen das dem Herrn Pfarrer Inselius, der wird ihm den schönsten Lohn am Altare geben!

Könnet Recht geredet haben, erwiederte gleichfalls lachend der alte Herr Rima.

Etwa drei Wochen später stand der Schmied am Ambos und hämmerte, daß die Funken stoben, da kam ein stattlicher junger Mann zum Thore herein gegen die Schmiede.

Der Radreifen war eben kalt geworden und der Schmied wischte sich den Schweiß von der Stirn; da sah er den Fremden kommen, der freundlich grüßte.

Halt! rief der Schmied. Ich bin Herr in meinem Hause und habe zu wachen über Alles, was darinnen ist. Wer seid Ihr und was wollet Ihr?

Ei, Meister Anton, kennet Ihr mich denn nicht mehr? fragte verwundert der junge Mann.

Hall! rief wieder der Meister und trat ihm näher. In der Bibel heißt es: „Die Stimme ist Jacobs Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände!" Ich glaub' am Ende bist du der Franz Braun leibhaftig? Meiner Seele! rief er freudig aus. Nun, schlag' ein, Franz, wenn auch die Bärentatze

ſchwarz iſt! Dein Bethchen hab' ich dir behütet, wie meinen Augapfel und den Franzoſen geſchaßt, daß ihm das Wiederkommen leidig geworden iſt. — Doch komm' mein Lieber, war ich oft Zeuge vom Leid, will ich auch Zeuge von der Freude ſein!

Und drei Trittlinge auf einmal überſchreitend, ſtorchte er mit ſeinen langen Beinen vor dem glücklichen Franz her und riß oben die Thüre auf, daß die zwei an ihrer Arbeit ſitzenden Frauen vor Schrecken aufſprangen.

Jungfer Bethchen, da iſt er! rief er mit ſeiner Bärenſtimme in das freundliche Stübchen und ſchob Franz ſo gewaltig zur Thüre herein, daß dieſer urplötzlich vor Bethchen ſtand, und ſie mit einem Freudenſchrei der Ueberraſchung aufſprang und ihre Arme um ſeinen Hals ſchlang.

Da haben wir's, Frau Firnekohl, rief der Schmied lachend. Die Zweie brauchen uns nicht! Nun, Gott walt's! Und — um nun ſeine Bewegung zu verbergen, die ihm die

ehrlichen Augen feucht machte, drehte er sich um und rannte die Treppe hinunter, und wenige Augenblicke später hämmerte er wieder aus Leibeskräften, aber, der Geselle konnte sich nicht genug wundern, er sang und pfiff dazu, was er noch nie gethan hatte.

Droben im Stübchen ging es nun an ein Erzählen des Erlebten, und so überaus glücklich auch die Herzen waren, so flossen doch den schweren Erinnerungen, besonders dem Andenken Firnekohls, herzinnige Thränen.

Schmiedjakob griff nach seiner Papierrolle, die er neben sich auf einen unbesetzten Stuhl gelegt hatte. Ich kann meine Geschichte nicht besser schließen, sagte er, als daß ich Euch die Stelle aus der Chronik Sebastian Fabians wörtlich vorlese: „Item, der Franz Braun, so die Franzosen eingesteckt, und die jungen Schiffer salviret aus dem Marktthorthurm, ist mit dem ersten Meßschiff von Frankfurt heimkommen, und war selbiges Mal in der ganzen Stadt eine Freude, als ob jedem Bürger Heil widerfahren wäre, und ist der Franz gastiret worden schier von Haus zu Haus.

„Item, hat sich auch gut gemacht in der Fremde und war ein gar geschickter Mann geworden und hatte, obwohl noch jung an Jahren, ein Gebahren, gesetzet, wie ein Mann, der über die Vierzig hinaus, und ist da noch Mancher nicht so.

„Bei der Frau Wittib Firnekohl, obwohlen sie seine Mutter war, die ihn aufgezogen von den Bubenjahren ab, hat er doch nicht können wohnen, erstlich, weilen die Wohnung bei dem Meister Anton im Spitalviertel zu enge war, und dann, weilen es sich nicht ziemete, da alle Welt wußte, daß er das Bethchen lieb hatte, und er darum den Franzosen auf die Gassensteine geworfen, daß ihm der Seelsack schier zersprungen. Da hat denn der Rath ein Einsehen gehabt und hat ihn zum Gehülfen des alten, gar abgängigen Herrn Collectoris Link gemachet, da er denn bei deme in seiner Behausung am Ecke der Krahnengasse und der Untergasse, rechts, so man zum Krahnenthor hereinkommet, gewohnet hat.

„Dauerte aber nicht länger, denn etwa vier Wochen, da ist der alte Herr Collector Link, so früher Lehrer allhier gewesen, in dem Herrn sanft entschlafen. — War selbiges Mal in der Stadt nur Eine Stimme und Meinung, die nämlich, daß der Vierthalerrath, der Herr Landschreiber und Saalschultheiß den Franz Braun zum Collector des Hospitals zum heiligen Geist machen. Haperte aber nur an dem Einen, daß er nämlich ein armer Schelm war und keine Caution konnte erstellen.

„Da hat die Frau Collectors-Wittwe ihre Truhe aufgethan, darin noch unverehret die 1400 Gulden lagen, so ihr die Stadt erstattet von dem Diebstahl des fluchbeladenen Schreibers und Selbstmörders Strütter von Oberwesel, und übergab ihm selbige zur Stellung der Sicherheit. Da hat denn Nichts mehr mankiret und ist zum Collector bestallet worden. Solches geschah an einem Freitage, und am folgenden Dienstage war eine Hochzeit, so die ganze Stadt auf die Beine brachte und war die Kirche Sanct Petri am Markte also voll, wie sie es an hohen Festtagen ist.

„Item, als der Zug in die Kirche gangen ist, da ging neben der Frau Wittib Firnekohl der Schmied, so sie Meister Anton nenneten, so aber eigentlich Antonius Burckhardt geheißen, und vertrat die Stelle des Vaters des Bräutigams, welche Ehre die treue Seele wohl verdienet, und folgte die ganze Schifferzunft, weil sie den Franz zu den Ihrigen zählete.

„Der Herr Inspector hielt eine rührhafte Hochzeitpredigt über die Worte der Schrift: „„Aus sechs Trübsalen habe ich dich erlöset und in der siebenten will ich dich nicht umkommen lassen.““ Und weineten Alle, so in der Kirche waren.

„Ist dann nun auch das Bethchen Frau Collectorin geworden, wie ihre Mutter und die brave Wittib hat es noch erlebet, daß der Franz das Haus seines seligen Schwiegervaters an der Ecke der Obergasse und der Marktgasse, rechts, wenn man die Obergasse herkommet und links, so man die Marktgasse herauf gehet, als seine eigene Behausung an sich hat kaufen können."

Und ſo ende ich, Sebaſtian Fabian, dieſe Geſchichte mit den Worten: Soli Deo Gloria, als zu deutſch heißet: Gott allein die Ehre!

4. Ein Stücklein von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. von Preußen sind viele schöne Züge noch unbekannt in weiteren Kreisen, und verdienten doch von Jedem gekannt zu sein, der in dem Heimgegangenen seinen ächten und rechten Landesvater lieb hatte und verehrte.

Der Spinnstubenschreiber war so glücklich, durch die Hand des Sohnes eines verstorbenen, ausgezeichneten Mannes die für seine Kinder niedergeschriebenen Lebenserinnerungen desselben zur Einsicht zu erhalten.

Das iſt ein Schatz! Aus dieſem reichen Schatze darf er zwei Dinge mittheilen, deren Erſtes die nachfolgende Erzählung einer von dem Verfaſſer ſelbſt erlebten Begebenheit iſt.

Jedermann weiß, was man in Preußen, und namentlich in der Armee, einen Pflaſterkaſten nennt. Für Solche, die es nicht wiſſen, bemerke ich, daß die Compagnie-, Bataillons- und Escadronschirurgen dieſen, ihnen allerdings unangenehmen Namen tragen, doch nur ſcherzweiſe und im Stillen.

Das wäre nun das Schlimmſte noch lange nicht; ſie werden aber auch, wenn ſie ſich nicht durch ihre Bildung und ihr Benehmen Achtung zu verſchaffen wiſſen, hin und wieder gehänſelt, und das war früher noch viel ſchlimmer als heute, wo auf die Heranbildung dieſer, eine ſo ungemein wichtige Stelle im Felde einnehmenden Leute ſehr Viel verwendet wird und ſie ganz anders ausgerüſtet in das Amt eintreten als früher. Das war, wie geſagt, früher bei Weitem ſo nicht wie heute. In der Regel konnten die Escadronschirurgen nicht reiten, und theils aus Witz, theils, weil ſie ſonſt Niemand wollte, erhielten ſie Pferde, die entweder Ausriſſer, Schmiſſer, Biſſer oder ſtätige Racker waren, und mochten zuſehen, wie ſie mit den Biſſern fertig wurden.

So war denn bei einer Escadron des Küraſſier-Regiments von Holzendorf ein Chirurg, der in ſeinem Fache ſehr kundig, im Leben ſehr brav, aber der miſerabelſte Reiter auf Gottes Erde war, und gerade ihm hatte man eine wilde Beſtie von Gaul gegeben, die zu den raſendſten Ausriſſern gehörte, und die er nicht im Mindeſten zu behandeln verſtand. Bei einer Revue, welche der König in der Nähe von Neiſſe abhielt und bei der auch Holzendorf-Küraſſiere anweſend waren, ereignete es ſich, daß das tolle Pferd des armen Escadronschirurgen plötzlich in ſeinen Koller verfiel und unbändig ſich gebärdete, und, als der ſchon vom Schrecken erfüllte Chirurg an dem Zaume riß und zerrte und ſelbſt unglücklicher Weiſe ihm mit den Spornen in die Weichen kam, gab ſein Nebenmann dem Thiere noch einen „Wipp“ mit dem langen Küraſſierſäbel, der es völlig aus Rand und Band brachte.

Das wildſchnaubende Pferd rannte blindlings gerade aus, und in dieſer Richtung hielt ganz nahe der König und hinter ihm ſeine zahlreiche Begleitung.

Gerade auf den König rannte das raſende Thier und der König, welcher nicht darauf geachtet hatte, wie auch Niemand außer ihm, wurde durch den furchtbaren Anprall von der Seite mit ſeinem edlen Roſſe niedergeritten und umgeſtürzt. — Das war ein Schrecken!

Natürlich gab es ein heilloſes Geſchrei und Alles ſprang ab und eilte dem Könige zu Hülfe. Dadurch noch ſcheuer gemacht, wandte ſich des Chirurgen Gaul links um und raſete ins weite Feld hinein. Der arme Menſch klammerte ſich, ſo feſt er konnte, an ſein Thier und ließ ihm den Zügel ſchießen, bis es todtmüde ſtehen blieb.

Die Umgebung des Königs fürchtete eine ſchwere Verletzung deſſelben; aber, als man ihn aufhob, zeigte es ſich zu aller Anweſenden Freude, daß er, zwar ſehr erſchrocken, aber völlig unverletzt war.

Des Königs erſte Frage war nach dem unglücklichen Chirurgen. Als man ihm verſichern konnte, er ſei heiler Haut davon gekommen, ſagte er mit ſtarkem Nachdrucke: „Soll ihm Nichts geſchehen, ja Nichts! Iſt ſchon übel daran, daß es ihm überhaupt begegnet iſt. Weiß ſchon, dieſe Leute können in der Regel nicht reiten und bekommen — ganz unverantwortlicher Weiſe — meiſt diejenigen Pferde, die im Gliede nicht gehen wollen, und die ſonſt Niemand mag. Wird auch hier wieder geſchehen ſein. Ihn nicht beſtrafen! Kann Nichts dafür!“

Die Sache wurde vergeſſen und Niemand dachte an den armen „Pflaſterkaſten“, bis im Jahre 1830 ein Offizier in Potsdam auf ähnliche Weiſe überritten wurde. Der König hörte davon und bei der Tafel kam die Rede darauf, wobei ſich denn der König ſeines Erlebniſſes bei Neiſſe erinnerte.

„Mir iſt einmal ganz daſſelbe bei einem Manöver in der Nähe von Neiße begegnet,“ ſagte der König.

Der bei der Tafel anweſende Oberſt und Flügeladjutant

von Malachowsky, der bei jener Parade zugegen gewesen war, erzählte den Fall genau und fügte zuletzt hinzu, der General von Holzendorf habe sogleich den Chirurgen durchfuchteln lassen und ihn dann kurzweg fortgejagt.

Der König runzelte auf der Stelle die Stirne und wurde sichtlich verstimmt. Er erinnerte sich genau der Befehle, daß dem Unglücklichen, weil er sichtlich unschuldig war, Nichts geschehen solle und hörte nun, daß dem nicht Gehorsam geleistet worden war.

Nach einer Weile tiefen Schweigens, sagte er: er könne das doch kaum glauben, da er damals ausdrücklichst befohlen habe, daß dem armen Menschen Nichts geschehen solle.

Malachowsky, der seiner Sache vollkommen gewiß war, versicherte die volle Wahrheit seiner Mittheilung und fügte noch nähere Umstände hinzu, welche die Wahrheit seiner mitgetheilten Thatsache außer Zweifel stellten.

Der König wurde noch ernster, ja düster, so daß man sah, wie unangenehm ihm die Sache war.

Nach der Tafel ließ er sogleich Malachowsky zu sich rufen. Was Sie bei der Tafel erzählt und behauptet haben, sagte er düster, muß ich als Thatsache annehmen, da Sie als Offizier damals bei dem Regimente standen und es genau wissen können; aber ich sage Ihnen, die Bestrafung des armen Menschen ist mir sehr unangenehm, sehr fatal!

Können Sie vielleicht erfahren, ob der Mann noch lebt?

Malachowsky bedauerte, daß er dem Könige Unangenehmes habe bereiten müssen, allein er habe der Wahrheit Nichts vergeben dürfen. Er gelobte Alles aufzubieten, um dem Könige sichere und genaue Kunde überbringen zu können.

Thun Sie das, aber ja mit aller Sorgfalt und Genauigkeit, und wenn Sie im Besitze der Ermittelungen sind, so berichten Sie mir persönlich, schloß der König die Unterredung.

Die Angelegenheit war für Malachowsky eine brennende; aber ganz leicht waren die Nachforschungen nicht. Er verwendete die größte Sorgfalt und Mühe darauf, Sicheres zu gewinnen, und es gelang ihm endlich zu erfahren und

festzustellen, daß der unglückliche Chirurg noch lebe und in einer kleinen schlesischen Stadt als Bader und Barbierer seßhaft sei; daß er zwar sein Auskommen habe, aber sich viel plagen müsse und auf einem „grünen Zweige“ gerade nicht sitze.

Als Malachowsky im Besitze dieser sicheren Nachrichten war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich bei dem Könige zu einer befohlenen, persönlichen Mittheilung melden zu lassen.

Na, sind Sie im Klaren? fragte bei seinem Eintreten der König, rasch auf ihn zutretend. Hat lange gedauert!

Leider ja, Majestät, erwiederte Malachowsky. Es war nicht ganz leicht von allen Umständen so sichere Kunde zu erlangen, daß ich Eurer Majestät zu genügen im Stande wäre. Jetzt aber bin ich dazu befähigt und bereit.

Ist mir lieb! sagte der König. Reden Sie!

Malachowsky berichtete mit der Genauigkeit, wie sie in solchen Fällen der König zu fordern pflegte.

Des Königs Miene, die in der Erinnerung an die ihm so unangenehme Sache sich wieder verfinstert hatte, wurde Schritt vor Schritt heiterer, ja, als er vernahm, daß der Mann noch lebe, wurde er sogar fröhlich und sagte zu Malachowsky: Glaube wohl, daß Sie mit der Sache Ihre Arbeit hatten. Ist mir aber sehr, recht sehr lieb, und ich danke Ihnen aufs Herzlichste für Ihre Mühe und Sorgfalt! Sie nehmen mir eine Bürde vom Herzen, die mich seit jenem Tage, da ich von Ihnen den genauen Hergang vernahm, unaufhörlich gedrückt hat. Jetzt wieder gut machen! Bin sehr froh, daß ich es kann!

Der König trat an seinen Schreibtisch, setzte sich nieder und schrieb längere Zeit; dann stand er auf mit dem Schriftstücke in der Hand. Hören Sie, Malachowsky, was ich verfügt habe! Er las das Geschriebene, welches den Befehl enthielt, dem unglücklichen Manne eine vom Könige selbst diktirte Pension von dem Tage an zu bewilligen und auszubezahlen, da er entlassen worden bis zur Stunde und sofort bis an seinen Tod; daß ihm aber auch ein — jenes

übeln Umſtandes nicht gedenkender förmlicher und ehrenvoller Abſchied gegeben werde.

Sind Sie zufrieden, Malachowsky? fragte der König, und als dieſer ſich dankend ausſprach, ſagte der König: „Ich binde es Ihnen auf die Seele, daß Sie die genaueſte Aufſicht darüber führen, daß dem vollſtändig genügt werde und mir gewiſſenhaft darüber rapportiren."

Malachowsky that genaueſtens, was ihm zur Pflicht gemacht worden war von dem gütigen Monarchen, und als er ihm berichtete und ein Dankſchreiben des Chirurgen vorlegte, nickte der König ihm freundlich zu und ſagte: „Bin ſehr froh, daß ich ein geſchehenes Unrecht habe wieder gut machen können! Schlimm, daß meine Befehle nicht alle pünktlich befolgt werden! Kann aber nicht Alles kontroliren. Geſchieht dadurch viel Unrecht, das mit ebenſo großem Unrecht mir auf die Rechnung geſetzt, und manches Herz, ohne meine Schuld und ganz gegen meinen ausdrücklichen Willen, mir entfremdet wird!"

Wie wahr hat da der vortreffliche König geredet! Möchten das doch die Unterthanen wohl bedenken, welche die Handlungen der unteren oder oberen Beamten, von denen doch der König Nichts weiß und Nichts wiſſen kann, auf deſſen Rechnung ſchreiben, und über ihn ungehalten ſich äußern. Aber iſt es anders möglich, als daß in einem weiten Reiche Dinge geſchehen, die, wüßte der König davon, gewißlich nicht geſchehen würden. In wenigen Fällen möchte es gelingen, auch wenn der Wille reichlich da wäre, ein ohne des Fürſten Wiſſen und Willen geſchehenes Unrecht wieder gut zu machen, wie es hier möglich war, und damit ein dankbares Herz zu erobern und des Königes edles Herz zu entlaſten und wahrhaft zu beglücken.

Das war das Eine der beiden gedachten Stücklein. Das Zweite, hier folgende, iſt

ein Zug aus dem Leben des alten —
damals aber noch jungen Blücher.

Nach der Schlacht bei Jena, erzählt mein hochachtbarer Gewährsmann, ſtand Blücher in Pommern, und

es war bekanntlich zwischen den preußischen Truppen, die dort standen, und den Franzosen eine sogenannte „Demarkationslinie", was etwa so viel heißt, als eine Scheidelinie, die nicht überschritten werden durfte in amtlicher oder kriegerischer Weise, abgesteckt worden, damit beide nicht eben von gegenseitiger Liebe durchdrungenen Truppentheile nicht in eine unangenehme Berührung kämen.

Blücher selbst, der dort commandirte, hatte diese Linie mit dem französischen Marschalle abgesprochen und festgestellt. Nach derselben hatten die Preußen die Stadt Cammin, die auf ihrer Seite war, besetzt und Alles war geordnet.

Aus unbekannten Gründen, vielleicht aus einer zufälligen Laune, fiel es den Franzosen ein, die Stadt und Umgegend von Cammin ebenfalls besetzen zu wollen, welche im Besitze der Preußen war, und also die zugesicherte Demarkationslinie willkürlich zu verändern.

Es erschien daher ein Offizier bei dem damals in der Stadt Cammin den Befehl führenden Obersten von Bülow, der ihm in leichtem Tone ankündigte, sie hätten Befehl, diese Gegend zu besetzen; er möge daher räumen, damit sie, wie sie es thun würden, am andern Tage einrücken könnten.

Der Oberst von Bülow antwortete: er habe keinen Befehl, seine Stellung zu ändern, und werde daher stehen bleiben und nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu begegnen wissen.

Sogleich meldete er übrigens das Vorgefallene Blücher'n, der eben keine feinen Redensarten darüber vernehmen ließ, wie es so seine derbe Husarenart war.

Die Antwort Bülow's hatte übrigens doch die übermüthigen Sieger etwas kopfscheu gemacht und von dem Gedanken abgebracht, so, mir nichts, dir nichts, die Sache abzuthun, weil daraus leicht höchst unangenehme Folgen entstehen konnten.

Als sich nun kurz darauf die beiden Majore von Thile und von Brause bei Blücher'n befanden, ließ sich ein französischer General anmelden.

Blücher'n konnte es kein Geheimniß sein, was der Be-

ſuch zu bedeuten habe, er beſann ſich daher kurz und zog aus ſeinem Schreibtiſche eine geheime Kabinets-Ordre des Königs hervor und gab ſie den beiden Majoren zu leſen. Sie enthielt den gemeſſenen Befehl für den General Blücher, alle Händel und Streitigkeiten mit den Franzoſen zu vermeiden und unter allen Umſtänden dieſen Geſichtspunkt im Auge zu behalten; nur Colberg ſolle er ſich nicht nehmen laſſen, und ſelbſt das Aeußerſte dabei nicht ſcheuen.

Als Beide geleſen, ſagte Blücher: Meine Herren, Sie werden mir beiſtimmen, daß es klar und entſchieden mir den Weg vorzeichnet. Ich kann und darf nicht gegen den Befehl Seiner Majeſtät des Königs handeln; aber auch Cammin kann ich mit Ehren nicht räumen; — doch — Halt! Da fällt mir Etwas ein! — Der Franzos ſoll kommen!

Wenige Augenblicke ſpäter trat der franzöſiſche General ein, empfangen mit vollkommenſter Höflichkeit und Artigkeit.

Er begann ſogleich mitzutheilen, daß ihn der Herr Marſchall entſendet habe, um das beſtimmte Begehren zu ſtellen, daß Blücher den Befehl erlaſſe, die Stadt Cammin und die Umgegend zu räumen, da ſie, in Folge eines vom Kaiſer aus Paris datirten Befehles, beſetzt werden müſſe.

Blücher ſah den franzöſiſchen General durchbohrend an, und in dem Blicke ſpiegelte ſich der ganze Grimm und Haß ſeiner Seele. Sein Schweigen dauerte indeſſen nur einige Augenblicke; dann ſprach er mit einer eiſig kalten Ruhe: „Unter der Uebereinkunft, die ich mit Ihrem Marſchalle geſchloſſen habe, ſteht mein Name und der Ihres Marſchalls; ich habe, als wir Beide unſere Namen unterſchrieben, vorausſetzen müſſen, daß ein franzöſiſcher Marſchall ein Ehrenmann ſei, der unter allen Umſtänden ſein Wort heilig halte. Ich muß es unbedingt als eine perſönliche Beleidigung anſehen, wenn derſelbe ſein mir verpfändetes Wort bricht. — Beharrt der Marſchall auf ſeiner Beſetzung Cammin's und der Umgegend, ſo ſagen Sie ihm, daß ich ihn fordern laſſe, und daß wir Beide uns erſt ſchießen müſſen, um meine Ehre zu wahren! Uebrigens

werde ich auch dafür gehörige Sorge tragen, daß der Welt bekannt werde, welch ein Gewicht das Wort und die Unterschrift eines französischen Marschalls habe, und wenn nicht anders — doch durch die englischen Zeitungen!"

Blücher hatte diese Worte mit einer eisigen Kälte und Ruhe, aber mit einer starren Bestimmtheit gesprochen und namentlich „die englischen Zeitungen" mit schneidender Schärfe und gewichtigem Nachdrucke betont, und sah ruhig in des Generals Augen.

Dieser war augenscheinlich durch diese Worte auf's Höchste betroffen, suchte indessen seine Betroffenheit unter einer glatten, aber merklich kühler gewordenen Höflichkeit zu verbergen und verabschiedete sich, ohne daß Blücher viele Umstände machte und ihn mit einer stolzen, stummen Verbeugung entließ.

Als der französische General weg war, schlug Blücher klatschend mit der flachen Rechten auf seinen Schenkel und rief, laut lachend, als sei die Sache nur eine inhaltlose Redensart gewesen: „Nanu will ich doch einmal sehen, was der verdammte Marschall thut, und wie weit seine persönliche Courage und sein Gehorsam gegen seinen Kaiser reicht!"

Die beiden Majore nahmen die Sachen von der ernsteren Seite; aber Blücher blieb bei seinem guten Humor und scherzte mit ihnen über andere, gleichgültige Dinge, indem er das Gespräch gar nicht mehr auf die fatale Geschichte kommen ließ.

Alles blieb mäuschenstille. Kein Wörtlein verlautete mehr von der Räumung Cammin's durch die Preußen und die Besetzung auf des Kaisers Befehl.

Blücher gedachte der Sache mit keinem Worte mehr; das aber war denn doch gewonnen, daß mit dem Einen Schlage alle Vexationen, von denen ohne allen Zweifel unter den damaligen Umständen, diese nur der Ausgangs- und Anhebepunkt gewesen sein würde, abgeschnitten und beseitigt waren.

5. Was ich meine.

Eine Räthſelgeſchichte.

Auf ſeinem Divan gähnt der König Salomo;
Die Langeweile, ach, die plagt ihn ſo!
Die Ruh' iſt ſchwer; die Zeit ſo lang; die Sorgen,
Die die Regierung bringt, ſie plagten ihn am Morgen
Schon eine ganze Stunde ſchier, wer hält das aus? —
Doch, aus der eig'nen Haut kann nimmer er hinaus!
Da tritt herein, zu ſeiner Freud', ein Greis,
Deß' Bart und Haare längſt ſchon ſilberweiß.
Es iſt ſein Räthſelmann, der ihn ſchon oft erfreut,
Wenn ihn die Langeweile plagte, grad' wie heut'. —
Der Greis neigt tief ſein ſilberweißes Haupt,
Und ſpricht: O weiſer König, iſt's erlaubt,
Dir, der du Dunkles gern ergründeſt
Und hoch dich freu'ſt, wenn du die Wahrheit findeſt,
Ein Räthſel deiner Weisheit vorzulegen?
Ich möchte gerne dich bewegen,
Den Kern zu löſen aus der rauhen Schale.

Es iſt, ſetzt er hinzu, ja nicht zum erſten Male,
Daß dir, wenn dich die Langeweile plagt,
Ein Räthſelchen von mir hat zugeſagt. —
Der König ſieht ihn freundlich an und ſpricht:
Fürwahr, die Sache, Alter, iſt ſo übel nicht,
Zumal, wenn es an Unterhaltung uns gebricht.
Man kann nicht immer an's Regieren denken,
Und ſag', wozu wär' der Vezier denn da?
Ja, Alter, gern will ich Gehör dir ſchenken!
Laß hier dich nieder, meinem Polſter nah',
Daß ich genau das höre, alter Mann,
Was deine Laune mir zur Luſt erſann!
Da ſprach der Greis: Ich ging in meinem Garten,
Der Lieblingsblumen, die dort blüh'n, zu warten.
Mit Luſt und Freude ſah' ich, was ich meine,
In voller Pracht, im Sonnenſcheine.
Sonſt dringt aus dem nur Licht, nicht würz'ger Duft,
Doch hier erfüllt es damit rings die Luft.
Mehl duldet's ſonſt nicht, doch hier lag es drinn'
Und that nicht weh', vielmehr es war Gewinn,
Und hob die Farbe, die in weichem Sammt
Tief glühend, herrlich ſtrahlend, flammt.
Nenn' mir die Blume, die das nur einmal hat,
Das paarweiſ' ſonſt nur findet ſeine Statt! —
Aus hoher Luft ſich ſenkend, jetzt erſchien
Ein Schmetterling in dunkler Farbe Glüh'n.
Und, was ich meine, zeigt ſein Flügelpaar
In jeder Ecke einmal, wunderbar
An Pracht und Schönheit und, fürwahr,
Es iſt wohl ſeltſam, noch zwei Andre hat
Der lock're Sommervogel, doch an andrer Statt
Und gleichet darin, König, mir und dir,
Doch hat er ihrer Viere, Zwei e ſind,
Behüt' uns Beide Gott, ſie ſind — ſtockblind.
Und von den beiden Blinden nennt man ihn,
Und weiſt damit auf einen Vogel hin,
Der reich daran und ſchier an Hundert

Hat, und doch damit Nichts ſieht. Bewundert
Wird er Viel. Doch von dem Schmetterlinge
Muß ich dir ſagen noch ſeltſame Dinge!
Ihm iſt es an der Blume nicht zu thun
Um das, was ich wohl meine. Er will ruhn!
Er ſetzt ſich drauf; dann ſenkt den Saugerüſſel
Er grad' hinein, als wär es eine Schüſſel
Mit Nectar angefüllt für ihn allein;
Und was ich meine an der Blume beut
Ihm eine gold'ne Fülle dar. Erfreut
Saugt er die gold'ne Fluth, und als er ausgeſogen
Was reichlich vor ihm ſtand, iſt er davon geflogen,
Und ohne Dank. So machts die Welt
In andrer Weiſe auch; doch fällt
Als taube Nuß die Warnung hin. Und was ich meine,
Füllt eine Thrän', ſtatt Honig, goldenreine.
Kennſt du den Schmetterling, der zu dem, was ich meine,
Noch eines Vogels Namen nennt?
Der König ſenkt das Haupt und ſinnt,
Doch, was er ſinnend ſucht, er nicht gewinnt. —
Wohlan, ſo fährt der Alte fort, dein Schweigen
Drängt mich, ein andres Bild dir jetzt zu zeigen,
Doch ohne grad' von dem, was ich gemeint, zu weichen!
Das, was ich meine, iſt ein Feuerquell
Doch Blaſen hilft nicht dem, der allzuſchnell
Und allzu keck ſich ihm genaht. Nicht jedem Schmetterling
Gehts da ſo gut, wie dem, deß' ich gedacht;
Dann — iſt die Gluth recht angefacht,
So hat ſie ihm Verderben wohl gebracht.
Es iſt, ach ſieh' nicht auf den Widerſpruch! —
Den meine Worte bergen, oft genug,
Ein Waſſerquell; doch nicht zum Springen
Bringt's ſeine Fluth. Sie rieſelt langſam hin,
Doch ſtürzet ſie bisweilen auch; es ziehn
Die Waſſer ſich nicht allzulange hin, und in der Zeiten Ferne
Reicht ſelten nur ihr Sprung und Lauf.
Nun König, hört ich gerne auf, gar gerne,

Doch gehts nicht an, ich fände
Trotz Alles Ringens nicht das Ende. —
Ich sagte dir, o Herr, ich saß im Schatten
Und dacht' dem Lauf der Dinge nach, da hatten
Die Schläge eines Flügelpaares mich geweckt
Und mich aus meinem Sinnen aufgeschreckt.
Doch, Herr, vergib, noch that ich dir den Grund,
Die Ursach' dir, die mich zum Garten trieb, nicht kund.
Man spricht nicht gerne aus, was „Hauskreuz" heißt,
Wenn eines Weibes gift'ge Zunge reißt
Den Faden der Geduld in ihres Mannes Herzen.
Das sind — man sagt es leise — Schmerzen,
Die brennen alle Tage neu, und leise spricht,
Wie ich gesagt, der vielgeplagte Mann, daß nicht
Ihr Ohr es höre, sonst — Gott steh' mir bei,
Verfiele sie in wilde Raserei! —
Und kommt dazu noch, daß sie geizt und geizt,
Dann — o dann solches Thun zu stetem Zorne reizt'
Von meiner Suppe war ich zornig aufgestanden,
Als ihrer Zwei nicht Eins, wie ich es meine, fanden.
Ich ging, noch grollend, zu dem Garten ein.
Da war ich, wie ichs wünschte, ganz allein
Und hatte nicht bei meiner bösen Frauen
Das, was ich meine, zornvoll anzuschauen,
Und, was sie giftig sagte, zu verdauen!
So war ich ärgerlich. Da brachte
Mir jener Vogel, dessen ich gedachte,
Des Grimmes volles Maß. Und doch hat er
Deß', was ich meine, schier ein ganzes Heer,
Von seltner Schönheit, aber — an dem Schweif,
Den freudig er gerundet hat zum Reif.
Doch er ist traun, ein schlimmer Gast
Im Garten, den der Gärtner haßt,
Gönnt man ihm nur zu seiner Arbeit Rast.
Drum sprang ich auf, recht zornig sprang ich auf,
Ihn zu verscheuchen in dem rasch'sten Lauf.
Allein ich hatte gründlich das vergessen,

Weil nimmer ich's gefühlt, da ich geſeſſen,
Daß, was ich meine, Preſſen nimmer duldet;
Nun mußt ich leiden, was ich ſelbſt verſchuldet.
Ich konnt' nicht von der Stelle, Schmerzen,
Die drangen bis hinan zum armen Herzen!
Das iſt ein Weh, das zur Verzweiflung bringt!
Da ein Gedanke aus der Bruſt ſich ringt:
Wirf' deinen Stock dem Feinde nach!
So Zorn und Grimm in meiner Seele ſprach.
Gedacht, gethan! Er fliegt. Er trifft. Er bricht
Aus ſeiner ſchönen Zahl gar Manches voller Licht
Von dem, was ich ja meine. Er aber grämt ſich nicht.
Es wächſt ihm wieder! Uns, ach uns, uns Armen,
Mög' Gott ſich unſerer erbarmen!
Uns kehrt es, wie die Jugend, nimmer wieder
Senkt' ſich mit Wurfes Wucht ein Stock drauf nieder!
Und ſtirbt das Eine, ſtirbt das Andre nach
Wie Trennungsſchmerz ein treues Herze brach.
Noch Eins, mein königlicher Herr, du weißt, es geht
Das Fiſchlein ſtille in der tiefen Fluth; es weht
Kein Windhauch in der lauen Luft, da zieht ſchnelle
Der Schiffer ſeinen Kahn hinaus in's Reich der Welle
Und wirft das Netz und haſcht das Fiſchlein bald
Und mitleidslos zieht ers heraus. — Ach, mir wird kalt
Ums Herz, o Herr, das was ich meine war für mich
Ein ſolches Netz. Ach, es iſt jämmerlich!
Ich zapp'le nun ſchon viele, viele Jahre
Und werde hülflos, elend zappeln bis zur Bahre!
Ich hielt, das war die Thorheit, es für Huld,
Was nur gelächelt. — Büße nun die Schuld!

O weiſer König, zürne nicht, zu lange
Hab' ich dich hingehalten. Mir iſt bange!
Der König ſchüttelt leiſ' das Haupt, und jetzt
Hat, was ich mein', er außer Dienſt geſetzt,
Das Haupt hat lange er geſenkt. Er ſinnt!
Und ſo des Räthſels Wort er ſchnell gewinnt,

Und, was ich meine, ohne Worte ſpricht.
Das kann's und kann's in allen Zungen,
Darinnen je ſein Lob geſungen,
Darinnen je ſein Preis erklungen.
Siehſt du, das Sinnen hat's allein gethan!
Drum folge mir, und fang' zu ſinnen an,
Wenn du's noch nicht errathen, grade ſo
Find'ſt du es, wie der weiſe Salomo!

6. Altes Gold.

recht altes, dreihundertjähriges liegt wahrlich in dem Sprüchworte, welches Dr. Martin Luther uns aufbewahrt hat:

„Das größte Reich das iſt,
Sein ſelbſt König ſein zu aller Friſt."

Freilich, nach Quadratmeilen iſt das Reich nicht zu meſſen, aber ſo meint es das köſtliche Sprüchwort auch gar

nicht, ſondern es miſſet dies Reich nach ſeiner innerlichen Bedeutung, und da trifft's zu, weil das Reich das ſchwerſt zu erobernde, das ſegensreichſte iſt.

Wahrlich, es iſt nicht ſo leicht, als es ſich anſieht, ſein ſelbſt König und ſouveräner Herr zu ſein in Freud und Leid, in Verſuchung und Lockung, und ſich nicht fort- und hinreißen zu laſſen von der Luſt des Augenblicks, der Macht der Sinne und der Verlockung des böſen Beiſpiels und der ſchmeichelnden Ueberredung. Bleibt doch, wenn auch der Geiſt willig iſt, das Fleiſch ſchwach, und darin liegt des Sieges Ruhm, des Sieges Segen.

Sein ſelbſt König ſein, um das ſchwache Fleiſch, den wankelmüthigen Sinn und Willen zu beherrſchen — mit anderen Worten: über ſein eigenes Herz und Willen, Fleiſch und Blut alſo zu herrſchen, daß des Herrn Wille durch uns und von uns geſchehe, gegen die Reizungen, die uns von allen Seiten anfechten, die in unſerer ſinnlichen Natur, in dem Umgange mit Andern, in den geſellſchaftlichen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen ihre Wurzel und Urſache haben, das fordert Eins, Eins vor Allem, Eins über Alles, nämlich den Glauben, den vollen innigen, hingebenden, gehorſamen, ſich ſelbſt entäußernden Glauben, der Berge verſetzen kann, wie der Herr ſpricht. Der überwindet die Welt und gibt den Sieg über ſie, weil er eben die Gemeinſchaft mit dem Herrn iſt. Der iſt's, der zum Könige macht über uns ſelbſt; der iſt's, der das größte Reich erobert und beherrſcht, von dem das Sprüchwort redet, nämlich das ſittliche, das Reich Gottes. Und dieſer Glaube iſt in uns des Herrn Werk, darum nur mit Ihm das ſelbſteigene Königthum.

O daß er nur Allen den Glauben gäbe und in ihm jenes Königthum und ſeinen Segen!

7. Nur ein Wirthshausſchild.

Eine holländiſche Geſchichte, die auch ein Deutſcher leſen kann.

In der reichen Handelsſtadt Amſterdam lebte — es iſt ſchon lange her — ein alter, dicker, bequemer, das heißt: die Ruhe und Behaglichkeit liebender Herr, reich, wie weiland der weltberühmte König Cröſus, und — ohne Erben, da ſeine Familie bis auf ihn, den letzten Reſt, ausgeſtorben war.

Wie es aber bei Reichen meiſt zutrifft, ſo war der alte Herr van Amſtel geizig, wie — beinahe hätte ich geſagt — ein Holländer, wenn die Zunft der Geizhälſe nicht in aller Herren Länder vertreten wäre.

Piet van Amſtel war ledigen Standes, alſo, wie wir Deutſche ſeltſam genug ſagen: „ein alter Junggeſelle, ein Hageſtolz.“

Piet van Amſtel hatte dicke „Schrullen.“ Schrullen haben die alten Junggeſellen ſo gut, wie die alten Jungfern, überall. Es iſt eine Folge ihres vereinſamten Lebens. Die Schrullen eines Holländers aber ſind eckiger, ſcharfkantiger Art, das liegt wieder in Land und Leuten; denn Beide ſind breit und angeſchwemmt.

Geheirathet hatte er nicht, um nicht unter den Pantoffel einer Frau zu kommen; aber er hatte dabei überſehen, daß er bei ſeiner Art und Weiſe ganz unvermerkt, aber um Nichts weniger unter einen anderen Pantoffel gekommen war, nämlich unter den ſeines alten, zwar treuen, aber ſchlauen Dieners Jantje, der faſt ſein ganzes Leben hindurch bei ihm war.

Piet van Amſtel bewohnte das große, prachtvolle Haus ſeiner Väter mutterſeelen allein mit ſeinem Jantje, um — Selbſtherrſcher darinnen zu ſein, und ſo weit ging ſeine Eigenthümlichkeit, daß er nicht einmal eine Magd darinnen duldete.

So war Jantje Alles in Allem, ſeines Herrn Diener, Koch, Haushälter, und was Alles dazu gehört, Ordnung und Reinlichkeit im Hauſe zu erhalten, es gehörte zu ſeinem weitveräſteten Berufe. Zwar wurde Nichts verunreinigt, Nichts von ſeiner herkömmlichen Stelle gerückt, Nichts brachte Unordnung hervor; aber Motten und Spinnen gab's genug, auch Mäuſe und Ratten, und denen in ihrem unliebſamen Getriebe zu wehren, dazu Alles vom Staube zu reinigen, der nicht abzuhalten war, wenn irgend friſche Luft in die weiten Räume kommen ſollte, das war ſchon ein ſchönes Stück Arbeit und Jantje hatte alle Hände voll zu thun und zu ſchaffen.

Eines Tages war Jantje im großen Saale beſchäftigt, wo die Wände mit den Bildern der Voreltern Piet van Amſtels behängt waren im breiten goldenen Rahmen. Es war ein Prunkſaal. Alles Geräthe war koſtbar. Auf dem mächtigen Kamingeſimſe ſtand ſchon allein ein großer Reichthum in koſtbarem japaneſiſchem Porzellan, der alten Holländer beſondere Liebhaberei.

Jantje war, wie geſagt, mit dem Abſtäuben dieſer Herrlichkeiten beſchäftigt, als van Amſtel die Thür ein wenig öffnete und ſeinen vollwangigen Kopf hineinſteckte. Er ſah ſeinem alten Jantje zu, ohne jedoch ein Wort zu ſagen, denn er war kein Freund vom Verſchwenden, ſelbſt in Worten. Jantje's glänzendſte Eigenſchaft war die Bered-

samkeit auch nicht, aber seine Zunge war doch beweglicher, als die seines Herrn. War aber irgend Etwas, was ihn lebhaft bewegte, so theilte sich das auch seiner Zunge mit.

Das war jetzt eben geschehen. Er hatte, sich einmal ausruhend, die Reihe der Bildnisse betrachtet, und bemerkt, daß gerade noch eine Lücke da war.

Er deutete, seinen Herrn anblickend, auf die Bilder, und sagte: Alle van Amstel's, wenns Euch beliebt?

Alle! war die von einer blauen Knasterwolke begleitete Antwort.

Der Letzte Eurer Väter, wenns beliebt, myn Heer?

Mein Vater, Jantje! antwortete langsam eine Knasterwolke aus der irdenen Pfeife ziehend und ebenso langsam ausblasend, van Amstel.

Ein Bild fehlt, myn Heer, wenn's Euch beliebt! fuhr Jantje fort.

Piet van Amstel blickte in die Ecke, wohin Jantje gedeutet, und fand das auch. Er hatte sich darüber den Kopf noch nicht zerbrochen, daß diese Lücke das Ebenmaß der Ordnung störte.

Ein Bild fehlt! wiederholte er als Antwort und mochte dabei denken: das ist mir aber ganz gleichviel!

Das Manco ist Euer Bild, myn Heer, wenn's Euch beliebt, sagte der Diener. Ein Manco ist schlimm! setzte er hinzu.

Ja, Jantje, in der Casse, hier nicht! versetzte sein Herr und ruhte von der ungewöhnlich langen Rede aus, indem er zwei Züge that.

Es ist nicht schön, daß das fehlt, fuhr, in Feuer gerathend, Jantje fort. Lasset es malen! Dann ist die Reihe geschlossen und es sieht doch gut aus. So störts immer!

Bierem! fuhr der alte Piet van Amstel auf. Wozu der tolle Aufwand von Worten?

Aufwand? wiederholte Jantje, den der harte Vorwurf beleidigte. Er ist von *meinem* Capital, myn Heer, wenn's Euch beliebt! Aber wollet Ihr alleine fehlen in der Reihe der Ehrenmänner hier? Was wird die Nachwelt sagen?

Iſt der letzte van Amſtel ein Lump geweſen, oder ein Geizbündel? fehlte es ihm an Familienſinn? —

Jantje athmete nach dieſer Anſtrengung tief auf; aber ſie ſollte auch nicht umſonſt geweſen ſein; denn Jantje's letzte Frage hatte wirklich tiefer eingeſchlagen als jede Andere, die er hätte aufwerfen können. —

Van Amſtel ſchwieg eine Weile ſehr betroffen. Dann ſeufzte er. So ein Bierzemsbild koſtet Geld, und das iſt ſchwer zu erwerben. Was ſoll der nutzloſe Aufwand?

Aufwand, myn Heer? Die da Alle, Eure ehrenwerthen Voreltern, ſind wahrlich alle nicht umſonſt gemalt worden, wenns Euch beliebt!

Wär's geſpart worden, fiel mit ungewöhnlicher Erregung van Amſtel ein, was wär' das mit Zins und Zinſes Zins für ein Capitälchen? Und da hängts nun an der Wand!

Wahrhaftig! gurgelte Jantje, wie nur ein Holländer es gurgeln kann. Aber, myn Heer, wenns beliebt, habt Ihr nicht genug? Iſt die Kunſt nicht auch Etwas werth? — Verſchönert ſie nicht unſer Leben?

Van Amſtel hörte ſeinen Diener mit einer beſchämenden Verwunderung ſolche Reden führen. Er begriff nicht, woher Jantje ſolche Vorſtellungen habe.

Die Kunſt mag Werth haben, aber nicht für mich, ſagte er halb trotzig, dem Diener gegenüber.

Jantje zuckte die Achſeln. Wär' ich ein van Amſtel, mein Bild müßte dieſe Reihe abſchließen, weil ich der Letzte meines Stammes wäre und die Reihe dieſer Bilder wäre meine Luſt. Für Euch, myn Heer, wenns beliebt, iſt ein gedrillter Geldſack wichtiger. Jeder hat ſeine Weiſe. Ich beneide Euch nicht! Aber der Herr van der Werft iſt ein anderer Mann, liebt das Geld, aber auch die Kunſt!

Das war die längſte Rede, die Jantje ſeit Jahren gehalten; aber es erfüllte auch ein lebhafter Zorn ſeine Seele. Du Knicker! Du Geizbündel! Du Geizkolben! brummte er noch in ſich hinein und rannte dann hinaus, die Thüre hinter ſich zuſchlagend.

Jantje! rief schmerzlich bewegt van Amstel, denn es war der erste Disput seit vierzig Jahren zwischen ihm und seinem Jantje; aber Jantje war so erbost, daß er es nicht hörte und kein: „Was beliebt, myn Heer," das er sonst nach Volkssitte fast bei jedem Satze anbrachte, erfolgte.

Das war zu viel für van Amstel! Die weiße Thonpfeife ging aus und er sank in die Sammtpolster eines der prachtvollen Sessel, in denen schon ein Theil Derer geruht, deren Bilder eigentlich die angreifenden Auftritte herbei geführt.

Da saß er denn und dachte dem nach, was Jantje gesagt, aber noch mehr dem Zorne seines Dieners, ohne den er nicht bestehen konnte, und der auf den Gedanken kommen konnte, ihn zu verlassen. —

Was ihm aber als das Aergste erschien, das war der Vergleich mit dem reichen van der Werft, den er gründlich haßte. Uebrigens konnte er die urplötzlich aufwachende Kunstliebe Jantje's gar nicht begreifen, und um so weniger, als er nie davon Etwas bei ihm verspürt.

Und doch war Nichts natürlicher, als das. Jantje hatte nämlich nur Eine Schwester, die an einen Schiffer Namens Hobbema verheirathet gewesen war. Sie und ihr Gatte waren verstorben und hatten einen Sohn hinterlassen, der Maler geworden war aus einem unbezwinglichen, inneren Antriebe, ein sehr talentvoller Landschaftsmaler, dem es aber an dem mangelte, woran van Amstel Ueberfluß hatte. Wie er sich auch bemühte, der junge Mann konnte nicht in das rechte Fahrwasser kommen. Da lag denn das Benehmen des guten „Baas Jantje" am Tage. Davon wußte van Amstel Nichts und — hätte er, wie Jantje sich ausdrückte, Lunte gerochen, so war Alles vorbei.

Je mehr aber der Alte van Amstel dem nachdachte, was Jantje gesagt, desto mehr fand er es gerechtfertigt, und von dem verhaßten van der Werft wollte er sich denn doch auch nicht übertrumpfen lassen, zumal er mehr Geld hatte, als der.

Er stand auf, ging in die Küche und sagte mild: Jantje, ein Flammetje!

Jantje's Zorn schien verraucht. Er eilte, ein Papier zusammen zu rollen und es im Heerde anzuzünden. Dann reichte er es seinem Herrn mit den Worten: Ein Flammetje, myn Heer, wenn's beliebt.

Als Herr van Amstel die Pfeife mit dem Flammetje gezündet, sagte er: Jantje, ich habe mir die Sache mit dem Bilde überlegt, und wäre nicht abgeneigt, wenn ich einen Maler wüßte — der —

Jantje ließ ihn nicht ausreden; denn er wußte, was folgen würde.

Ich weiß Einen! rief er hitziger aus, als es seiner fischblütigen Natur eigenthümlich zu sein schien, und — fuhr er fort, der malt es, daß es würdig der andern Bilder ist. Wolltet Ihr es schmieren lassen, so würde ich es zerschneiden, ehe es in die Lücke käme und — aus dem Hause gehen.

Van Amstel erschrak. Bist du krank im Kopfe? fragte er ganz erstaunt.

Nein, myn Heer, kerngesund, wenn's beliebt' war die rasche Antwort.

Blexem! fluchte van Amstel. Mit dir ist ja gar nicht mehr zu reden! — Mach' was du willst, nur laß mir mit solchen Reden Ruhe!

Gut, myn Heer, sagte Jantje, ich werde handeln!

Van Amstel legte sich das Wort in seinem Sinne aus, und gab allmälig mehr bei.

Jantje, hob er wieder an. Wie heißt dein Mann?

Hobbema, erwiederte Jantje verdrießlich und kurz abgebrochen.

Frag' ihn einmal, sagte van Amstel und seufzte dabei tief auf, was er für so ein Bild fordert; aber er muß es hier im Hause malen!

So gebt ihm eins von Euren Gemächern ein, deren Ihr mehr habt, als das nächste große Gasthaus, sagte Jantje und schielte nach ihm hin.

Vor Schrecken über dieses Wort entfiel ihm fast die Pfeife.

Du bist krank im Kopfe, wahrhaftig! gurgelte er. Wie könnte ich das? Nein, nein, niemals! rief er aus. Muß er nahe sein, nun, so kann er drüben bei dem lustigen Ankerwirth wohnen, der doch keine Gäste hat. Da wohnt er wohlfeil und gut.

Dafür nehme ich keine Bürgschaft auf mich, erwiederte, noch immer brummig Jantje, der sich innerlich freute, daß der Alte angebissen. Daß er noch immer lavirte, war er gewohnt.

Solche Künstler, fuhr er fort, haben ihren Kopf und der gehört ihnen. Ihr möget es ihm selber sagen. Ich mag nicht!

Nein, nein, Jantje, es ist genug, daß ich deinen starrköpfigen Willen thue! Ich will ihm lieber die Kost und die Wohnung extra bezahlen. Du kannst mit dem Wirthe accordiren, der es in Betracht der Nachbarschaft billig thun wird.

Der hat von der Nachbarschaft und ihrem Segen noch Wenig verspürt! lachte Jantje.

II.

Jantje hatte seinen Zweck erreicht und wanderte fröhlich durch die Straßen hin, bis er in ein Seitengäßchen einbog und in ein kleines, niedriges Haus eintrat. Oben unter dem Dache wohnte Hobbema in einem kleinen Stübchen, wo seine Staffelei fast den größten Theil des Raumes einnahm. Alles zeigte einen unverkennbaren Anstrich von Armuth.

Ach, Baas Jan! rief freudig der junge, bildschöne Mann aus, als er den Alten hereintreten sah. Habt Ihr den weiten Weg zu mir gemacht! rief er aus, ihm die Hand reichend, die Jantje herzlich drückte.

Ich bringe dir auch eine gute Nachricht, mein Jung! rief Jantje aus, der sich sogleich auf den einzigen freien Stuhl im Stüblein niederließ.

In diesem Augenblicke aber fiel Jantje's Blick auf die Staffelei. Da stand ein beinahe fertiges Landschaftsbild von großer Schönheit. Es war eine jener frischen, grünen Landschaften, wie wir sie in Flandern häufig finden. Einzelne Rinder weideten, andere lagen wiederkäuend in träger Ruhe da. Einzelne hohe Weiden und Pappeln warfen lange Schatten, denn die Sonne war im Scheiden. Durch die Blätter zitterten die goldenen Lichter der vollen Gluth des untergehenden Gestirns; droben am Himmel aber zogen Wolken und Wölkchen liebend der Sonne nach, die sie wunderbar in Purpur färbte und ihre Ränder in Gold erglänzen ließ; während hier und dort Arbeiter dem aus Baumwerk hervorlugenden Dörfchen zugingen. Es war, als ob auf den saftigen Wiesen schon der abendliche Schleier von unsichtbaren Händen gewoben würde, der bald Alles einhüllen sollte. Ueberall trat der Feierabend Einem entgegen, und man meinte, man müsse das Abendglöcklein vom alten Kirchthurme dort herübertönen hören.

Das Bild war sehr einfach, aber von einer ergreifenden Wirkung.

Jantje betrachtete es lange ſchweigend und wandte ſich dann zu dem Maler.

Kennſt du meinen Heern, myn Heer Pieter oder Piet van Amſtel? fragte er.

Nein! war des Malers Antwort.

So ſollſt du ihn kennen lernen! fuhr Jantje fort. Geld hat er genug und mehr als genug, aber das Ausgeben liebt er nicht.

Eine ziemlich allgemeine Liebhaberei! lachte der Maler.

Nun, in ſeinem Prunkſaale hängen die Bilder ſeiner Vorfahren, ich glaube, von Adam und Eva her, eine gehörige Reihe. Er iſt der Letzte ſeines Stammes und gerade ſein Bild fehlt. Da bin ich ihm mit allen Waffen zu Leibe gegangen, es malen zu laſſen und hab' es fertig gebracht; aber das Geld — das iſt es, was ihn quält. Er will wiſſen, was ſein Bild koſtet, das ſo und ſo hoch und breit iſt. Während du malſt, wohnſt du ganz auf ſeine Koſten in dem nahen Gaſthauſe. Du darfſt ſo lange d'ran malen, als du willſt. Nun?

Baas Jan, ſagte der Maler, das ſind vortreffliche Bedingungen. Ich werde den Preis billig ſtellen.

Was? rief Jantje. Biſt du krank im Kopfe? dem alten, reichen, knickigen van Amſtel Etwas ſchenken? — Fällt mir im Traume nicht ein!

Aber Baas —

Kurzab, rief Jantje. Wieviel?

Sind Euch hundert Gulden nicht zu viel? fragte der ſchüchterne Maler.

Was? rief Jantje. Willſt du mich zum Lügner machen? Ich hab ihm ſchon geſagt, ſo ein Bild werde mehr als 200 Gulden koſten. Du mußt 250 Gulden fordern und keinen Bleffert heruntergehen. Punktum.

Aber Baas —

Was Aber und Baas! Es bleibt dabei. Er hat zu viel, du zu wenig. Das muß ſich ausgleichen. Nun noch Eins! Du darfſt mich nicht kennen und ich kenne dich nicht! Morgen früh zieheſt du bei dem Wirthe und bei uns ein! Fahr wohl!

Mit dieſem Scheidegruße machte ſich Jantje aus der Stube fort und ſteuerte auf dem nächſten Wege zum goldenen Anker.

Das Haus war nicht klein, wohl eingerichtet, aber ſein Aeußeres war, wie man am Rheine ſich ausdrückt: „laſſirt,“ vernachläſſigt im Anſtriche. Man ſah es ihm an, daß der Mangel an Gäſten ſolche Wirkungen hervorgebracht.

Hier iſt „Holland in Noth“, ſagte Jantje zu ſich. Die zwei neuen, vornehmen Gaſthäuſer in der Gaſſe haben ihm die Nahrung genommen. Schade um die luſtige Haut, den Wirth!

Wenn der Jude Einem Alles zum Verderben wünſcht, ſo ſagt er: Es ſoll dir Gras vor der Thüre wachſen! Dem armen Ankerwirth war dieſer Fluch wahr geworden. Aber es geſchah, wie Jantje richtig bemerkt, ganz ohne des Wirthes Schuld. Sein Unglück war die vornehme Concurrenz! Aber es kam auch noch anderes Unglück über ihn. Seine vortreffliche Frau war geſtorben und ſein Sohn, ein wacke-

rer Seemann, bei dem Scheitern seines Schiffes ertrunken. Da wich von ihm der sprudelnde Humor und Witz und Ein Uebel folgte dem Andern, so, daß er mit schwerem Herzen auf seine Tochter, ein bildschönes, sittiges und vortreffliches Mädchen von 19 Jahren, hinblickte.

Als Jantje bei ihm eintrat, saß der brave Mann in seiner leeren Stube und grübelte über sein Mißgeschick.

Guten Morgen, Nachbar Coremans, grüßte Jantje. Habt Ihr ein Geneverchen zur Hand für einen durstigen, müden Mann? Der Mann fuhr auf, wie aus einem bösen Traume, aber sein Gesicht klärte sich auf, als er Jantje erkannte.

Er eilte seinen Wunsch zu erfüllen, und reichte ihm dann eine neue irdene Pfeife und Tabak.

Jantje wies das zurück und bat den Nachbar, sich zu ihm zu setzen. Das geschah, und nachdem Jantje einen gesunden Schluck Genever genommen, fragte er: Nachbar, habt Ihr ein freies, großes, helles Zimmer mit einem kleineren daran als Schlafzimmer?

Leider könnt Ihr ein halbes Dutzend zur Auswahl haben, erwiederte Coremans.

Zeigt sie mir! sagte Jantje, und Beide stiegen die Treppe hinauf. Jantje fand, was er suchte in vorzüglicher Weise. Die Miethe war billig, wie auch das Kostgeld und er schloß sogleich im Auftrage van Amstels mit dem Wirthe ab, der dadurch wahrhaft erfreut war.

Das Gemach wurde nun, da der Maler schon an diesem Morgen einziehen sollte, hergestellt, das Schlafgemach geordnet, während Jantje seinem Herrn Bericht abstattete. Der poperte und knatterte in Einem Zuge fort über das Zuviel in beiderlei Beziehung, bis Jantje die zähe, holländische Geduld riß, und er die Miene springen ließ, die immer sicher zum Ziele führte. Zornig rief er: Myn Heer, ich mach' Euch Alles nicht mehr nach Sinn, und ist Euch Nichts mehr recht, was ich thue. Da ist's am Besten, Ihr sucht Euch einen Diener, der Euch besser zu Gesicht steht, als ich.

Da sprang plötzlich der Wind um. Der Sturm aus

Nordoſt wurde ein Säuſeln aus Südweſt. Die gerunzelte Stirne myn Heer's glättete ſich plötzlich, und: Jantje! klang es mild und freundlich rechts und links, und als ein ſogenannter Commiſſionär am andern Morgen die Staffelei und das Malergeräthe brachte und die mit Leinwand bezogenen Rahmen, und benachrichtigte, daß der Maler alsbald werde nachkommen, da bat myn Heer van Amſtel ſeinen Jantje, daß er eine der uralten Flaſchen Conſtanzer aus dem Keller hole, die wie ein Heiligthum bewahrt wurden, und ein Frühſtück herzurichten, wie es einem van Amſtel Ehre mache.

Jantje hätte platzen mögen, aber er ließ ſich Nichts merken und führte die erhaltenen Befehle auf's Pünktlichſte und Zufriedenſtellendſte aus. Der alte Herr wurde dann raſirt, friſirt und legte ſeine beſten Kleider an, um ſo mit Anſtand und Würde den jungen Maler zu empfangen, der nicht lange auf ſich warten ließ.

Bei dem jungen Hobbema ging es, wie es auch in unſern Tagen gar manchem jungen Künſtler ergeht, nämlich er war, was man einen „blutarmen Teufel" nennt. Es war in ſeinem Geldbeutel bisher nicht wie im Meere geworden, wo Ebbe und Fluth in unverrückbarer Regelmäßigkeit, aber nur in der Tageszeit und Stunde vorſchreitend, eintritt: bei und in demſelben war die Fluth ſeit Monaten ausgeblieben und die Ebbe war beſtändig. Sturm- und Springfluthen kannte er gar nicht. Ja, es war ſo weit gekommen, daß der enge lederne Boden ſeines Geldbeutels ausgetrocknet war, wie der Boden der Wüſte Sahara. Er war in großer Gefahr, zu viel Grau in ſein ſchönes Landſchaftsbild hineinzutragen, — da kam zum Glücke der Baas Jantje, wie einſt dem Noa die Taube mit dem Oelblatt.

Eine Tugend aber beſaß der junge Maler vor vielen ſeiner jungen Fachgenoſſen voraus, nämlich er war kein Schuldenmacher. Lieber gab er den letzten Cent oder Bleſſehrt hin und hungerte, als daß ihm eine Schuld auf die friſche, freie Künſtlerſeele hätte drücken dürfen. Dieſer Tugend war es denn auch zuzuſchreiben, daß er ungehindert aus ſeinem Stübchen ausziehen durfte.

Freilich um das Frühstück stand es bedenklich, da er den Commissionär, was etwa bei uns mit einem Dienstmanne gleichbedeutend ist, bezahlen mußte.

Zuerst dachte er an seine Wohnung im goldenen Anker. Seine Habseligkeiten machten ihm nicht viel Bedenken und Sorgen; denn ihrer waren Wenige; aber er mußte doch seine Staffelei mit dem Landschaftsbilde aufstellen und Alles in so weit herstellen, daß er in denjenigen Stunden daran malen konnte, die ihm van Amstels Portait frei ließ.

Goremans empfing ihn gar freundlich. Gefiel ihm das schon, so gefiel ihm das Malzimmer über die Maßen. Wie hell, frei und gesund war es gegen das arme Kneipchen, darinnen er sich bis jetzt hatte behelfen müssen!

Da möcht' ich mein Lebtag bleiben! Der Wunsch zog stille durch seine Seele; aber hinten an ihn hing sich ein Seufzer, der etwa so viel sagte, als: — das laß dir vergehen! — Gleich diesem Wunsche und seinem Schwänzlein oder Anhang ging es einem Andern.

Bei zwanzig Jahren stellt sich zeitig ein ungebetener Gast ein, den die Leute Hunger nennen, und ein Frühstück tritt als sein Ziel — bei einem armen Teufel, — wie bei dem jungen Maler — oft in eine weite Ferne, ja in eine unerreichbare. Sich gleich ein Frühstück hier auf Rechnung des Herrn van Amstels zu bestellen, erschien ihm unehrenhaft. So rief er seinem knurrenden Magen ein gebieterisches Schweig! zu und der Wirth ahnete nicht, wie es um diesen knurrenden, unbotmäßigen Gesellen stand.

Du machst zeitig Mittag! dachte er und ging.

Als er an van Amstels Haus den blanken Messingklopfer auffallen ließ, öffnete schnell der harrende Baas Jantje und blinzelte mit den Augen und sagte leise: Vergiß nicht, daß wir uns wildfremd sind! Dann führte er ihn hinauf.

Schon gefrühstückt? fragte Jantje im Hinaufsteigen.

Der hungrige Maler erwiederte seufzend: Magen leer, wie der Geldbeutel!

Vortrefflich dann! lachte Jantje. Droben erwartet Euch

ein treffliches Frühſtück! Ich ſage dir, einem Könige würde es ſchmecken!

Dann gewiß auch mir, flüſterte Hobbema, denn in dieſem Augenblicke öffnete Jantje die Flügelthüre des Saals und rief hinein: Der Herr Maler Hobbema!

Der junge Mann ſtand wenige Augenblicke vor einem wohlbeleibten Manne, der ſorgfältig friſirt und angekleidet war. Van Amſtel hieß ihn freundlich willkommen, dann lud er ihn zum Frühſtück ein, wozu ſich Hobbema nicht zwingen ließ.

Ob es gleich dem Alten in außergewöhnlichem Maße ſchmeckte, ſo bemerkte der Geizige doch mit einem geheimen Entſetzen, daß die Ritterlichkeit des Vertilgens unbedingt ſeinem Gaſte in einem weit mächtigeren Grade zukam, als ihm und freute ſich im Stillen, daß Jantje dieſen vorzüglichen Eſſer ſo billigen Preiſes im Anker untergebracht hatte. „Der würde mich arm eſſen!“ ſagte er insgeheim zu ſich und „Adieu Conſtantia!“

Der Maler wußte, daß van Amſtel vieles Reden nicht gerne hatte, und ließ daher ſchweigend ſeinem geſunden jugendlichen Appetite den uneingeſchränkten Spielraum.

Auch van Amſtel dachte, aß, trank und ſchwieg.

Nach dem Frühſtücke, das ſeine Aufgabe vortrefflich löſte, wollte Hobbema ſeine Staffelei zurechtſetzen und den

bereits grundirten Rahmen aufstellen; aber van Amstel hielt ihn davon zurück.

Nein, sagte er, Ihr sollt erst einmal die Bilder meiner Vorfahren mustern, myn Heer Hobbema, wenns beliebt!

Der junge Mann folgte der Weisung. Er fand da Arbeiten der alten, gediegenen Meister von der vorzüglichsten Art und sagte: Myn Heer, Ihr habt da wahre Schätze! Er hob einige Bilder ganz besonders hervor, zeigte dem mit dem lebhaftesten Eifer horchenden van Amstel die hohen Vorzüge derselben, wußte des Lobes kein Ende und nannte ihm dann die Namen der berühmtesten Meister Hollands, Flanderns und selbst Italiens.

Zur Ehre des jungen Malers muß bemerkt werden, daß er der Wahrheit kein Tippelchen auf dem J vergab, daß er vielmehr ganz begeistert von dem Kunstwerthe der Sammlung zuletzt ausrief: Etwas Aehnliches besitzt die Stadt Amsterdam nicht!

Der Alte glänzte vor Vergnügen; aber er konnte es gar nicht begreifen, wie es möglich sei, daß der junge Mann so leichthin die Namen der Maler nannte, wo er doch keinen sehen und lesen konnte.

Setzet Euch einmal, myn Heer Hobbema, wenns Euch beliebt, sagte er sichtlich hocherfreut; denn Ihr müsset mir da Dinge erklären, die über mein Begreifen hinausgehen. Es stehen unter den Bildern keine Namen, und Ihr nennt sie doch alle, als ob Ihr die Bilder hättet malen sehen, und sehet sie doch in dieser Stunde zum allerersten Male?

Diese Frage veranlaßte Hobbema dem alten Herrn alle jene Kennzeichen der Meister auseinander zu setzen, die in der Auffassung des Gegenstandes, in der Zeichnung, der Farbengebung und Behandlung, der Pinselführung und allen den Eigenthümlichkeiten eines Meisters bestehen, die nur das kunstgeübte und erfahrene Auge bemerkt, aber auch in den sogenanten Monogrammen oder einzelnen, den Namen andeutenden Buchstaben bestehen, welche die Meister oft in einer Ecke anzubringen pflegen. Er that das mit

der Sicherheit und Klarheit des Mannes, der seiner Sache vollständig gewiß ist.

Diese lange Darstellung trug eine doppelte Frucht. Einmal erfüllte sie van Amstel mit Achtung gegen den unterrichteten jungen Mann, und dann schmeichelte sie ihm dadurch, daß er im Besitze von Schätzen erschien, die er nicht geschätzt, von denen aber der junge Mann mit Begeistrung sprach, ja mit voller Sicherheit behauptete, daß kaum irgendwo in Holland eine solche Reihenfolge der vorzüglichsten Kunstwerke sich finde, welche die ersten Künstler der Nation hervorgebracht.

An dem Feuer der jugendlichen Begeisterung Hobbema's entzündete sich ein Funken, den van Amstel nie in sich getragen zu haben schien und Jantje, der bisweilen in den Saal getreten war und dem Gespräche gelauscht hatte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sagte leise in sich hinein: Entweder ist der Junge ein Zauberer oder der Alte ist umgegossen in eine andere Form!

Als Jantje ihm bei Tische aufwartete, sagte van Amstel: Jantje, ich bin dir vielen Dank schuldig, daß du mir diesen vorzüglichen Künstler in das Haus gebracht hast!

Jantje liebte sein „Jongetje", wie er im Stillen seinen Neffen nannte. Er sagte: Meint Ihr, myn Heer, ich wüßte nicht, was ich thäte? Den hatte ich sogleich im Auge; denn ich habe ein Bild von ihm gesehen, eine flandrische Landschaft bei aufsteigendem Gewitter, ich sage Euch, myn Heer, ich bin nur Euer armer Diener, und kanns nicht; aber wäre ich reich, wie Ihr, ich würde sogleich einen meiner Geldsäcke gelüftet haben, um meine Blicke alle Tage daran zu ergötzen.

So? sagte van Amstel, und ließ die Gabel mit dem köstlichen Mittelstücke eines frischen Härings, die schon auf dem Wege zum Munde war, sinken. Wer hat das Bild?

Der reiche van der Werft, der überall die schönsten Bilder aufkauft! sagte Jantje.

Der? erwiederte gedehnt van Amstel. Der hat doch das Geld nicht alleine!

Aber das schönste Bild hat er, weil er so Etwas zu schätzen weiß und sein Geld nicht in den Kisten vergräbt. Säßet Ihr nicht das ganze Jahr daheim, so würdet Ihr hören, was die Leute von ihm sagen und über das herrliche Bild des jungen Meisters. Leider ist er arm, wie eine Kirchenmaus und das lähmt die Flügel seines Talents. Ja, hätte der Bestellungen und würde nicht mit ihm geknickert, der würde etwas leisten!

Van Amstel vergaß über diesen Reden Jantje's, die wunderbarer Weise immer länger wurden, ganz das Essen, ein Umstand, der in seinem Leben zu den allerseltensten gehörte; denn dieses allerdings im Leben nothwendige Geschäft war ihm das Wichtigste und Liebste in seinem ganzen Tagewerke.

III.

Meister Coremans, der Wirth zum goldenen Anker, stand am Fenster und trommelte an den Scheiben. Dabei sah er scharf gegen die Ecke, um die Hobbema biegen

mußte; aber der kam immer noch nicht und doch hatte das Glockenſpiel auf dem nahen Belfrit ſchon den Zwölfuhrchoral hören laſſen.

Jetzt wandte er ſich und ſagte zu ſeiner ſchönen Tochter, die den Mittagtiſch ordnete: Mietje, das begreif ich nicht. Bei dem alten Geizhals, dem van Amſtel, geht doch Alles nach der Schnur, aber der Maler iſt noch nicht da. Der iſt gewiß an der abſcheulichen Warze an ſeiner Naſe hängen geblieben!

Mietje lachte hell auf und ihr friſches, ſchönes Geſichtchen ſtrahlte.

In dieſem Augenblicke trat Hobbema ein. Er ſtand betroffen. Ein ſchöneres Mädchen hatte er noch nie geſehen.

Coremans ſtellte ſie ihm als ſeine Tochter vor und das Mädchen bemühte ſich vergebens einen gewiſſen Ernſt in ihren Zügen herzuſtellen.

Wer in den Blicken hätte lesen können, der würde ungefähr dieselben Gedanken aus ihnen herausgelesen haben; denn Hobbema war ein schöner junger Mann.

Coremans Laune war einmal wieder im Flusse. Zwar ließ er die Warze van Amstels ruhen, aber es fehlte ihm nicht an Stoff, das Gespräch über Tisch höchst heiter zu halten.

Mietje sprach wenig; desto mehr lachte sie über ihres Vaters gute Laune, die in der letzten Zeit bei ihm so selten geworden war.

Hobbema mußte immer in das schöne lachende Gesichtchen blicken und er konnte es auch nicht aus dem Kopfe bringen, als er in seinem Zimmer an der Landschaft arbeiten wollte, die auf der Staffelei stand. Erst als er sich gesammelt, begann er mit markigem Pinsel seine Arbeit.

Hobbema war Meister in der Selbstbeherrschung. Die Noth, unter deren schwerem Drucke er stand, hatte in ihrer strengen Schule diese Frucht gereift. Er malte eifrig und vergaß, daß die Stunde da war, die ihn zu van Amstel rief.

Jantje, der seines Herrn strenge Ordnungsliebe kannte, trat ein. Komm, mein Jongetje, rief er. Der Alte hält strenge auf Zeit und Stunde. Du sitzest im Sattel bei ihm! Aber komm, komm, es ist Zeit.

Beide gingen. Van Amstel war schon im Saale.

Hobbema bat ihn sich niederzulassen; dann gab er ihm die Stellung, welche die allerdings höchst unangenehme Warze, die wie ein dunkler Gebirgsstock auf dem linken Nasenflügel saß, nicht sehen ließ.

Alles ging vortrefflich. Van Amstel war die Geduld selbst. Dabei plauderten Beide mit einander und der Alte fand stündlich mehr Wohlgefallen an dem Maler. Er begann es heimlich zu bereuen, daß er ihn bei Coremans einquartirt, da er hätte das Geld sparen und den Maler immer um sich haben können. Er hütete sich aber wohl, das Jantje merken zu lassen; denn dem wäre es Wind auf die Flügel seiner Windmühle gewesen.

Er würde ſicherlich den Stoff darin reichlich gefunden haben, ihm ſeinen Geiz einmal wieder vorzuhalten, und das konnte er, wie ein wohlſtudirter Domine; aber nicht in den feinſten Redensarten. Uebrigens ſagte er ſich doch — denn er war gutmüthig, daß dem armen Coremans, der mit ſeinem Wirthshauſe wie ein Fiſch auf dem trockenen Lande war, der Verdienſt zu gönnen ſei.

Nachdem nun einmal die rechte Stellung gewonnen war, zeigten ſich bald die Umriſſe des Geſichtes und der Geſtalt auf dem Bilde. Dennoch ſchritt es langſam vor und das war gerade nach des alten Hageſtolzen Sinne, da er es liebte, Fragen an den jungen Meiſter zu richten, und dieſer ſie raſcher beantwortete, als es in der fiſchblutigen Natur eines Holländers lag. Dieſe Unterredungen wurden van Amſtel zum Bedürfniſſe und der Maler merkte mit Vergnügen, wie ſeine Theilnahme für die Kunſt wuchs. Nun griff er die Bemerkungen des Malers wieder lebhaft auf, daß ſeine Portraitſammlung im Laufe der Zeit vielfach gelitten hätte. Und ſo war es auch. Der Schmutz hatte ſich wie Pech daraufgeſetzt und ſtellenweiſe mußte ſelbſt der Pinſel nachhelfen, wenn nicht mit der Zeit der Werth der Bilder ſich noch mehr verringern ſollte.

Er übertrug dies wichtige Geſchäft dem jungen Maler, und fragte gar nicht nach dem Preiſe, eine Thatſache, die Jantje's höchſtes Erſtaunen erregte. Er konnte, wenn er etwa einmal auf den Maler wartete, lange Zeit an der Reihe der Bilder umhergehen, ſich die Namen der Maler einprägen und mit ſichtlichem Behagen ſeine Schätze betrachten, die er jetzt erſt kennen gelernt. Dabei befand ſich der Maler doppelt wohl; denn die Sorge um die Bedürfniſſe des Lebens quälten ihn nicht und das Leben im „Anker" war höchſt vergnüglich bei der fortwährend heiteren Stimmung des Wirthes und in der Nähe — des ſchönen Mietje's, das der Maler in ſein Herz recht tief hineingeſchloſſen hatte. Es blieb ihm überdies Zeit genug, ſeine flandriſche Landſchaft mit aller Liebe der Vollendung zuzuführen. Was wollte er mehr?

So war denn das schöne Bild endlich fertig geworden, und er selbst stand oft davor, es betrachtend mit Wohlgefallen und nachträglich noch Eins und das Andere verbessernd. So traf ihn einst sein Baas Jantje, der dem Wirthe die Miethe und das Kostgeld für den Monat bezahlt.

Es ist gewiß ein Zeugniß für ein gutes Bild, daß es unwillkürlich auch Die fesselt, welche von dem, was die Kunst der Malerei betrifft, durchaus kein Verständniß haben. Er kam mit Coremans herein und lange standen Beide betrachtend vor dem Bilde.

Es ist kurios, sagte Jantje, so oft ich vor dem Bilde stehe, meine ich, ich müsse da stehen bleiben! Man sieht so wundersam tief hinein, und der Eindruck auf meine Seele ist immer ein wehmüthiger; denn das Bild gemahnt Einen daran, daß einmal auch für uns so ein Sonnenuntergang kommt.

Blexem! Gevatter Jantje, sagte Coremans, da habt Ihr recht! Es geht mir gerade so. Ich wollte das Bild wäre mein! Ich sage Euch, ich verkaufte es nicht und säße mir der Hungertod auf der Zunge!

Könnt's nur myn Heer van Amstel einmal sehen, sagte Jantje. Blexem! rief Coremans. Es ist ja keine Tagereise hierher!

Ihr habt gut reden! sagte Jantje darauf. Der ist unbeweglich!

Und durch Coremans hörten Andere von dem Bilde und als der Ruf desselben sich verbreitete, kamen täglich mehr Menschen, es zu sehen, die auch Etwas genossen.

Der Maler ist ein Segen für mein Haus! sagte der Wirth.

Aber, Jantje, sprach eines Tages van Amstel, was ist denn für eine Veränderung bei Coremans drüben vorgegangen, da ist's ja jetzt so belebt, wie nie zuvor?

Ei, wisset Ihr es denn noch nicht, myn Heer, wenns beliebt? fragte Jantje.

Was soll ich wissen? brummte van Amstel. Ich besitze

die Kunſt nicht, ſo Etwas aus dem kleinen Finger zu ſaugen!

Ihr geht ja nicht vor die Thüre! Davon kommts. Der alte van der Werft iſt ſchon dageweſen! erwiederte beleidigt Jantje.

Was hat denn Der da gethan? — fragte neugierig van Amſtel.

Der hat es gewittert, daß Hobbema ein Bild fertig hat, deß Gleichen ich nicht geſehen! erwiederte Jantje; und er hat ſchon ſchweres Geld dafür geboten und wird es wohl wieder wegfiſchen.

So begleite mich zu dem Bilde. Hole mir Hut und Stock! befahl er, durch den Namen van der Werft erregt.

Jantje war erſtaunt; aber im Augenblick war Beides da und ſie gingen.

Wenige Minuten ſpäter ſtieß Coremans, der am Fenſter ſtand, einen Schrei aus, und das ſtill arbeitende Mietje fuhr von ihrem Sitze empor.

Was gibt's, Vater? fragte ſie erſchrocken.

Die Welt geht unter! rief er; denn van Amſtel kommt in mein Haus! Empfange ihn freundlich, mein Kind!

Die Jungfrau, gewohnt des Vaters Willen pünktlich zu genügen, eilte hinaus und ihr Vater folgte.

Sichtbar angenehm berührt von der Freundlichkeit des Mädchens und ihres Vaters, drückte van Amſtel den Wunſch aus, das Bild zu ſehen. Der Maler war abweſend.

Ehrerbietig wurde der reiche, alte Herr hinauf geleitet, und Mietje ſetzte ihm ſogleich einen Stuhl vor das Bild.

Jantje ſtellte ſich ſo, daß er ſeines Herrn Geſichtszüge beobachten konnte. Er kannte ſie genau und las darauf ſeine Gedanken.

Van Amſtel ſah und hörte Nichts mehr, ſo hatte er ſich in das Anſchauen des herrlichen Bildes vertieft. Er ſprach kein Wort. Seine ganze Seele war in die Augen getreten.

Jantje hätte tanzen mögen vor Luſt. Das Mädchen

war dem alten Herrn gut, weil er ihres Geliebten Bild bewunderte.

Nach einiger Zeit wandte er sich zu Coremans und sagte: Wo ist myn Heer Hobbema, wenns beliebt?

Myn Heer van der Werft hat ihn zu sich bitten lassen, erwiederte der Wirth.

War myn Heer van der Werft schon hier und hat er das Bild gesehen? fragte van Amstel weiter, und man sah, daß ihn der Umstand unangenehm berührte.

Schon öfter, myn Heer, wenns beliebt! entgegnete der Wirth.

Van Amstel verzog das Gesicht und sann eine Weile nach; dann sagte er langsam und fest: Myn Heer Coremans, wenns beliebt, so sagt myn Heer Hobbema, wenn er heimkehrt, das Bild da sei mein. Mit diesen Worten drehte er sich um, grüßte freundlich und ging, von Jantje gefolgt, hinab und schneller, als es Ruhe des Charakters, Anstand und Gewohnheit mit sich brachte, seinem Hause zu. Kaum war er über der Schwelle und die Thüre im Schloß, so blieb er in dem Flur stehen und rief zornig aus: „Der Bleremś van der Werft! Muß mir der Mensch denn überall in den Weg treten? Wenn er ihm das Bild verkauft hätte? — Wüßte ich's nur sicher!

Myn Heer, versetzte Jantje, wäret Ihr früher gegangen, so wär's sicher Euer; aber Ihr zögert immer und wollet den Mammon nicht dran setzen! Dann kommts so. Der myn Heer van der Werft hat Geld und weiß es zu rechter Zeit zu verwenden!

Das war eine bittere Pille, die der Alte schlucken mußte. Er hemmste nur ein paarmal und knutterte Etwas in den Bart, schwieg aber und stieg rascher, weil heftig aufgeregt, die breite Stiege hinauf. Oben angelangt, schöpfte er Athem und sagte mit sanftem Tone: Jantje, geh hinüber und warte ihn ab. Sage ihm, ich gäbe 50 — ja 100 Gulden mehr, wenn nur das Bild nicht in van der Werft's Hände käme!

Wohl, myn Heer, versetzte Jantje und ging.

Kaum bei Coremans eingetreten, ſah er den Maler kommen und ging eiligſt mit ihm hinauf.

Haſt du das Bild verkauft, Jongetje? fragte er.

Nein, Baas!

Wieviel bot dir van der Werft oder wieviel forderſt du?

Van der Werft bot 800 Gulden, aber —

Nein, nein, rief Jantje, van Amſtel bietet Tauſend!

Hobbema ſah ihn zweifelnd an.

Es iſt ſo! bekräftigte Jantje.

So iſt es fein! ſagte der Maler.

Victoria! rief Jantje, und rannte wie ein Beſeſſener von dannen.

Van Amſtel ſah ihn kommen und ging ihm entgegen.

Nun? fragte er.

Euer! myn Heer.

Prächtig! ſprach van Amſtel. Wie theuer?

Tauſend Gulden netto! war Jantje's Antwort.

Van Amſtel erbleichte. Viel Geld für eine mit Farben beſudelte Leinwand! rief er aus.

Pfui, myn Heer, verſetzte zornig der Diener. Hört das Hobbema, ſo kriegt Ihr das Bild nicht, und wenn Ihr 20,000 Gulden gebet. So ein Künſtler hat auch ſeinen Stolz!

Du wirſt doch nicht aus der Schule ſchwatzen, Jantje? rief van Amſtel erſchrocken.

Es ärgert mich, und ich bin kein Maler! erwiederte ſehr unwillig Jantje.

Nun, Jantje, ſagte ſanft van Amſtel, man plaudert je und dann einmal, wie es Einem um das Herz iſt.

Das Bild braucht Ihr ja nicht! zürnte Jantje. Der van der Werft iſt nicht ſo geizig! Laßt's ihm!

Nein! nein! nein! bemerkte heftig van Amſtel. Mein Wort iſt mir heilig!

Aber der Mammon noch heiliger! warf Jantje hin und ging hinaus.

Der Bierenskerl hat im Grunde die Wahrheit geſagt! brummte der alte Hageſtolz in den Bart. Wenn er nur

Nichts ſagt! Er kratzte ſich hinter den Ohren, ging in ſein Gemach, zählte die Geldrollen ab und rief: Jantje!

Was beliebt, myn Heer? fragte der Eintretende zornig.

Nimm hier das Geld und bring's dem Maler. Er ſoll das Bild gleich herſchaffen!

Als das Bild an der Wand im rechten Lichte hing, war Alles gut und van Amſtel ſtand ſtundenlang davor und freute ſich des ſchönen Beſitzes.

Hobbema kam vergnügt zurück. Er ſetzte ſich zu Coremans. Ich habe jüngſt mit Euch über Euer Haus geſprochen, myn Heer Coremans, hob er an, und darüber nachgedacht, wie Euch die verlorene Kundſchaft wieder zu gewinnen ſein möchte. Da hab' ich mir das Haus angeſehen. Es muß einen neuen, ſtattlichen Rock haben!

Leicht geſagt, erwiederte der Wirth; aber — das Geld fehlt mir dazu. Würde 200 bis 300 Gulden erfordern.

Ohne zu antworten, ſprang Hobbema auf und eilte in ſeine Zimmer; kam dann wieder und legte einige Geld-

rollen auf den Tiſch. Hier iſt es, ſagte er lachend, laſſet morgen die Handwerksleute anfangen.

Coremans blickte ſeinen Hausgenoſſen nicht ohne Rührung an. Ihr ſeid ein edler Menſch, ſagte er. Ja, ich nehme es an, denn auf Eurem Gelde ruht ein Segen, der Segen eines guten Herzens. Er wird ſich auf mein Haus übertragen. Bis dahin muß ich Euer dankbarer Schuldner bleiben! Aber, fuhr er nach einer Pauſe fort, Eins fehlt dazu noch.

Was denn? fragte der Maler.

Nun — ſagte Coremans zögernd, — ein — neues Schild, wie ich es mir ausgedacht!

Das male ich Euch! rief der Maler. Wie habt Ihr's Euch denn ausgedacht?

Aber Ihr dürft mich nicht auslachen! Seht, die Leute kennen mich als Einen, der mitunter luſtige Einfälle hat. Ein ſolcher iſt auch das Bild auf dem Schilde. Ich dachte — wenn ich — von Euch gemalt — dargeſtellt würde, wie ich auf einem ſich bäumenden, wilden Pferde ſäße, vor einem tiefen Abgrunde, und ſchon bügellos da hinge, ſo wäre das das Rechte, und in großen goldenen Buchſtaben müßte darunter ſtehen:

„Help, myne Heeren, help, ick fall van't Paerd!"

Hobbema wollte ſich ausſchütten vor Lachen, und das Lachen war ſo naturwüchſig, daß unwillkürlich Coremans mit einfiel.

Endlich ſagte der Letztere: Glaubet Ihr nicht, daß das wirkt?

Ganz ſicher, rief wieder laut auflachend der Maler. Nur müßt Ihr portraitähnlich ſein.

Das wäre Eure Sache, entgegnete der Wirth.

Topp, rief der Maler, wenn die Tüncher fertig ſind, ſoll es auch das Bild ſein!

Jetzt ſchlug es drei Uhr und das Glockenſpiel bimmelte ſeine unvermeidliche Weiſe dazu.

Das war die Stunde, in der der Maler bei van Amſtel ſein mußte. Er ging.

Als der Maler nach Hauſe kam, nahm er eine ſtarke,

bereits gerundete Holztafel und begann sogleich das Schild zu malen. Eine Zeichnung bedurfte er nicht, denn der Gegenstand war klar.

Aber nachdem er einige Stunden gemalt, verschloß er die Tafel. Niemand sollte sie sehen.

Der Wirth verging fast vor Neugierde, aber er mußte sie bezähmen. Hobbema war unerbittlich.

Die Arbeit der Tüncher und Anstreicher war endlich fertig. Die Gerüste wurden abgebrochen und nun wurde zu einer Stunde, da Coremans ausgegangen war, das Schild in einem schönen vergoldeten Rahmen über der Thüre angebracht. Es war prächtig, besonders das Pferd von wunderbarer Schönheit und die Vorübergehenden lachten über den komischen Einfall des lustigen Wirthes, den Jeder auf den ersten Blick erkannte.

Mietje bewunderte es, aber es verletzte ihr Gefühl. Sie sagte Nichts weiter, als daß es Schade wäre, daß das schöne Pferd hier hinge.

Als Coremans zurück kam und das Schild sah, gerieth er außer sich vor Freude. Es war weit über seine Erwartungen ausgefallen. Er zerdrückte schier des Malers Hand. Und der Preis? fragte er.

Davon ein andermal, lehnte der Maler ab, denn es traten Gäste mit hellem Gelächter ein.

Der Ruf des Schildes und seiner allgemein verständlichen Unterschrift that seine Wirkung. Haufen von Müßiggängern kamen und betrachteten es, traten ein und zechten. Der Wirth ließ seine gute Laune sprudeln und die Leute verwunderten sich, daß man dies Haus so hatte vergessen und vernachlässigen können. Es wurde im vollen Sinne des Wortes nicht mehr leer und Coremans suchte seine Gäste durch gute Getränke und seine unverwüstliche gute Laune zu fesseln. Das gelang ihm vorzüglich; aber nicht bloß müßige Gaffer kamen, das Wirthshausschild zu sehen, wirkliche Kenner der Kunst fehlten nicht. Denn das Bild war wirklich ein Kunstwerk und namentlich das Pferd ausgezeichnet.

Man fragte nach dem Maler und wurde mit dem jun-

gen Künſtler bekannt. Das Bild wurde mehrmals beſtellt, natürlich ohne Coremans Bildniß. Aus ihm wurden andere Geſtalten, auch die Inſchrift fiel begreiflicher Weiſe weg.

Coremans war unausſprechlich glücklich. Seine Wirthſchaft war beſuchter, als je zuvor, und er wußte gar nicht, wie er ſeiner Dankbarkeit Ausdruck genug geben ſollte.

Während des Sturmes auf Coremans Haus, das nun zum „fallenden Reiter“ hieß, arbeitete der Maler ruhig an van Amſtels Bilde, und als dieſes endlich fertig war, begann er die Herſtellung der alten, vortrefflichen Familienbilder, die ihm eben ſo vorzüglich gelangen, wie das Bildniß van Amſtels. Er verließ bei dieſen vielfach ſchwierigen Arbeiten den Maler gar nicht mehr, und wie er die Bilder in ihrer alten Herrlichkeit ſich verjüngen ſah, wurde ihm ſein Schatz in eben dem Maße theurer und wuchs ſeine Liebe für gute Bilder, aber auch für den beſcheidenen Künſtler, deſſen Geſellſchaft ihm zum unentbehrlichen Bedürfniß wurde.

Eines Tages arbeitete Hobbema lange allein. Wo van Amſtel bleibe, war ihm ein Geheimniß. Endlich trat er, laut lachend herein.

Wahrhaftig! gurgelte er, es iſt eine tolle, aber wohl ausgedachte Weiſe von dem luſtigen Wirthe, von dem Coremans, ſeinem Hauſe wieder Zuſpruch und Kundſchaft zu erwerben. Er befindet ſich vortrefflich dabei; aber das Hauptverdienſt iſt Euer. Das Bild iſt prächtig. Ich habe niemals ein ſchöner gemaltes Pferd geſehen. Das Bild iſt wohl Euer Eigenthum?

Nein, myn Heer van Amſtel, es gehört dem Wirthe, ſagte der Maler.

Habt Ihr das Geld ſchon? fragte er weiter.

Der Maler vermeinte die Frage.

Nun, der Wirth hat den Ruf eines ehrlichen Mannes, beruhigte van Amſtel, dem das Geld nahe am Herzen lag.

Ich zweifle keine Minute dran, verſetzte der Maler und dachte an Etwas anderes, und drehte ſich ſo, daß van Amſtel ſein Geſicht nicht ſehen konnte, weil eine tiefe Röthe über ſeine Züge flog.

Einige Minuten ſchwieg van Amſtel, dann hob er wieder an: Ich habe mir das Bild genau angeſehen, und dabei eine Bekanntſchaft gemacht, die Euch wichtig ſein wird. Ich traf nämlich mit dem alten van der Werft zuſammen.

So? bemerkte ziemlich gleichgültig der Maler.

Er will ſich das Bild auch copiren laſſen — fuhr van Amſtel fort.

Wer denn ſonſt noch? fragte jetzt Hobbema.

Ich! ſagte der Alte. Aber, fuhr er dann fort, van der Werft will ſtatt des Wirthes einen Türken — auf das Pferd haben. Das gefällt mir nicht. Malt mir einen Ritter, und ſtellt es ſo dar, daß das Pferd durch das zurückwerfen mit dem Zügel ſich bäumt.

Ganz nach Euren Wünſchen, myn Heer! war des Malers ruhige Antwort.

Van der Werft, ſagte dann der Alte langſam, will Euer Bild dort, die flandriſche Landſchaft, ſehen. — Ich habe nur ein Bedenken dabei! —

Welches, fragte raſch der Maler.

Das —, er möchte eine Copie von Euch verlangen, und ich wünſche doch — — das — Bild alleine zu haben!

So ſollet Ihr es auch alleine behalten. Ich copire ohnehin nicht gerne, erwiederte der Maler.

Es iſt übrigens, fuhr der Alte fort, ein ganz geſcheidter Menſch und ein Bildernarr dazu.

Kann zuſammen ſein! lachte Hobbema.

Er meinte, fuhr der Alte, ohne auf des Malers Worte zu achten, fort, Ihr ſolltet in gleicher Größe den Morgen und den Mittag malen. —

Nicht übel! rief Hobbema und richtete ſeine ausdrucksvollen Blicke nachdenklich auf das Bild. Wahrlich, rief er dann aus, das iſt ein guter Gedanke! Mir ſchweben ſchon die Gegenſtände lebhaft vor der Seele.

Gut, ſagte van Amſtel, ſo beſtelle ich hiermit dieſe beiden Bilder bei Euch, aber ich halte mir aus, daß van der Werft keins von Euch erhält!

Niemals! rief der Maler freudig aus.

Van Amſtel hätte aufjauchzen mögen, daß er dem van der Werft, den er gründlich haßte, den Rang abgelaufen. Er ſah ſich ſchon im Geiſte im Beſitze der beiden Bilder und freute ſich des Aergers, den der Andere empfinden würde.

Immer höher ſtieg dadurch, daß er ſo ganz in ſeine Plane einging, der Maler in ſeinem Wohlwollen. Er wäre ſelbſt im Stande geweſen, ihm Geld zu leihen, wenn er darum gebeten hätte, und das war Etwas, wozu er ſich nicht leicht verſtand.

Er fragte nicht einmal, was die Copie des Schildes koſten ſolle. Hätte er ſie nur vor van der Werft gehabt und nun dachte er daran, auch das noch zu erzielen.

Während er nachdachte, wie er das dem Maler beibringen könne, waren deſſen Gedanken längſt über dieſe Dinge hinaus in eine glückliche Zukunft geeilt. Er erkannte mit Dank gegen Gottes Gnade und Segen, daß, wie die Sachen lagen, ſeine Zukunft geſichert war. Er dachte an Mietje und ſelige Bilder des Glückes lachten ihm entgegen.

An den Bildern van Amſtels war nicht gleichviel herzuſtellen. Oft reichte eine ſorgfältige Reinigung hin, um ein Bild in vollem Jugendglanze wieder hervortreten zu laſſen, oft aber hatten ſie mehr gelitten und erforderten viel Arbeit und Zeit.

Dennoch war das wichtige Stück Arbeit früher vollendet, als van Amſtel ſich vorgeſtellt. Der Alte war entzückt über den neuhervortretenden Farbenglanz und die dadurch gehobene Schönheit der Bilder; aber es trat mit der Vollendung der Arbeit auch ein Augenblick ein, der in van Amſtels Fingern ein eigenthümliches Prickeln hervorbrachte und eine gewiſſe Beengung der Bruſt. Jantje wußte das und machte ſeinen Bedenken in ſeinen Selbſtgeſprächen Luft. Dennoch aber ſagte er zu ſich: Mein Jongetje braucht Geld. Wenn ich nicht ſtockblind ſein ſollte, müßte ich ſehen, daß mein Jongetje und das hübſche Kind des Wirthes ihre Rechnung mit einander feſtgeſtellt haben, und das iſt mir

eine große Freude; denn das Mädchen iſt ein Muſter für alle Töchter von Amſterdam. Da gibt's einen neuen Haushalt, und, ich denke, mein Alter muß dazu helfen!

Als darum van Amſtel mit ihm berieth, was er wohl Hobbema für die Herſtellung der alten Bilder gegeben haben möchte, ſagte er: Myn Heer, das iſt, wenns beliebt, eine Arbeit, die mehr auf ſich hatte, als das Malen eines neuen Bildes! Da müſſet Ihr, Ehren halber, in's Waſſer!

Der Alte that, als habe er das nicht gehört und ſagte: Du kannſt ja einmal an ihm lunken, wie viel er zu fordern gedenkt.

Was hilft Euch das, myn Heer, wenns beliebt? fragte Jantje. Was er fordert, bleibt ſich gleich, ob Ihr es voraus wiſſet oder nicht!

In dieſem Augenblicke ſchlug der Thorklopfer auf.

Wenige Minuten ſpäter öffnete Jantje die Saalthüre und rief: Myn Heer van der Werft!

So abgeneigt van Amſtel dem van der Werft war, ſo kam er ihm doch jetzt lieb und willkommen; denn er hatte ſchnell einen Plan gemacht.

Er empfing ihn daher mit großer Zuvorkommenheit und führte ihn ſogleich zu den Bildern.

Van der Werft war ein Kenner. Er war entzückt von den Schätzen, welche van Amſtel in den alten Bildern beſaß und ebenſo über die Geſchicklichkeit des jungen Malers, der ſie ſo meiſterhaft hergeſtellt.

Da faßte ihn van Amſtel und brachte ihn, wie er meinte, ohne daß van der Werft es merkte, dazu, die Arbeit abzuſchätzen. Van der Werft war ſchlau und hatte augenblicklich die Abſicht des reichen Geizhalſes erkannt, und freute ſich, ihm, deſſen Neid er kannte, Eins zu verſetzen; darum nannte er eine Summe, die ſchier das Blut in den Adern van Amſtels gerinnen machte.

Auf eine Gegenbemerkung deſſelben, ließ ſich van der Werft über das Schwierige der Arbeit, über den hohen Werth der Behandlung Hobbema's aus und ergoß ein reiches Lob über die Bilder. Das Letztere war eine Milderung

des Schreckens. Van der Werft überzeugte ihn, daß an eine ſolche Arbeit ein anderer Maßſtab müſſe angelegt werden, als ſelbſt an ein neues Gemälde und ſagte dann, er werde Hobbema auch die Herſtellung ſeiner eigenen alten Bilder übertragen und ihm mit Freuden dieſe Summe geben, obgleich er nicht ſo reich an koſtbaren Bildern ſei, als van Amſtel. Das ſchlug durch und als der Beſuch weg war, rief der Alte ſeinen Jantje und verbot ihm das Aushorchen des Malers. Er zählte vielmehr die Summe ab und händigte ſie Jantje ein.

Der ſtürzte faſt die Treppe hinab vor Freude über das unerwartete Ergebniß und Hobbema ſelbſt war voll Erſtaunen über dieſe Freigebigkeit und machte dem Baas Jantje Vorwürfe darüber, daß er den Alten als einen Geizhals geſchildert.

Jantje lachte in ſich hinein und ging, ſagte aber kein Wort. Erſt in der Thüre drehte er ſich um und ſagte: Glaube, was du willſt, und laß mich glauben, was ich weiß.

IV.

Drüben, im ehemaligen goldenen Anker oder, wie das Haus jetzt hieß: im wankenden Reiter ging Alles nach Goremans Wünſchen. Es wurde bei ihm den ganzen Tag nicht leer und bis in die Nacht währte der Zugang der Gäſte fort. Er hatte ſeine Dienſtleute um das Doppelte vermehren müſſen und Mietje war ſo in Anſpruch genommen, daß es zwiſchen ihr und Hobbema kaum einmal zu einer traulichen Unterhaltung kam. Die Leute erkannten, wie es ſchien, ihr Unrecht, ohne Grund einen ſo trefflichen Wirth vernachläſſigt zu haben, und machten es durch einen um ſo zahlreicheren Beſuch wieder gut.

Wenn das ſo fortgeht, ſagte er zu dem Maler, ſo bin ich in einem Jahre ein gemachter Mann. Sollte auch dieſe Fluth nachlaſſen, ſo fürchte ich keine gänzliche Ebbe mehr, wenn mir Gott meine gute Laune erhält, welche die Leute über Alles lieben, ausgenommen gute Speiſen und ſchmackhafte Getränke. Für Erſteres ſorgt mein gutes Kind, für

Letzteres ich. Aber nun, wo ich wieder fliegen kann, sagt mir auch den Preis des Schildes, das mein Glück gemacht hat.

Hobbema, der diesen Augenblick herbei gewünscht, erschrak jetzt und erröthete, wie ein Mädchen. — In diesem Augenblicke fiel es ihm nämlich aufs Herz, daß er meinte, Niemand wisse drum, daß er und Mietje sich lieb hätten.

Nun war Coremans nicht auf die Nase gefallen. Er hätte ja blind sein müssen, um nicht zu sehen, wie es um die Herzen der beiden jungen Leute stände.

Hobbema zauderte mit der Antwort.

Da trat Mietje herein und in ihrem Anblicke fand er seinen Muth wieder.

Er stand auf, ergriff die Hand des hocherrötheten Mädchens und sagte zu Coremans, der ihn lächelnd ansah: Ich fordere einen hohen Preis! Gebt mir Mietje zum Weibe und machet uns Beide glücklich! Wir wollen Eure guten Kinder sein und Euch auf den Händen tragen!

Mietje lehnte ihr schönes Köpfchen an des geliebten Mannes Brust und verbarg ihre glühende Schamröthe und ihre Thränen.

So? lachte Coremans, aber man hörte es seiner Stimme an, wie tief er innerlich bewegt war; jetzt verstehe ich erst, was Ihr mit den Worten meintet: Meinem Geldbeutel solle der Preis keinen Nachtheil bringen. Aber, setzte er ernst hinzu: Ueber diesen Preis steht mir die Entscheidung nicht allein zu. Darüber muß Mietje entscheiden. Ich habe nicht das Mindeste einzuwenden, wenn sie will!

Da umschlang das Mädchen, überwältigt von der Macht des Augenblicks und ihrer Gefühle mit beiden Armen Hobbema's Hals. —

Versteht Ihr die Antwort? fragte dieser, sie mit dem linken Arme an's Herz drückend und den Rechten ihm darreichend zum Einschlagen in seine Hand.

Coremans schlug klatschend ein. Er umfaßte Beide mit seinen Armen und sagte mit tiefer Rührung: Die selige Mutter droben im Himmel segnet gewiß eben so innig Euren Bund, wie ich ihn segne!

In dieſem Augenblicke trat Jantje herein, ſtand einen Augenblick in der Thüre und weidete ſich an dem Anblicke, und ſagte dann ſich umwendend: Ich ſehe, da bin ich überflüſſig.

Nein, nein, Baas Jantje, rief Hobbema aus, Ihr allein ſeid der Gründer unſeres Glückes! Er machte ſich los und zog ihn zu der Gruppe, wo er dann aus dem Grunde ſeines frohbewegten Herzens den Glücklichen Gottes reichſten Segen wünſchte; dann aber rannte er fort, um es ſeinem „myn Heer“ zu melden.

Ich freue mich des Glückes des jungen Paares, ſagte

van Amstel. Er ist ein tüchtiger Künstler und ein treuer, wackerer Mensch, der keine Dummheiten treibt; und das Mädchen ist ein Muster der Häuslichkeit und von Herzen gut.

Das ist richtig, versetzte Jantje; aber, myn Heer, die Gründung eines eigenen Hausstandes hat ihre Mucken. Da kann es nicht schaden, wenn eine gute Hausfrau in's Haus fällt.

Du winkst mit Windmühlenflügeln! rief der Alte; aber er lachte dazu und das bewies Jantje, daß er den derben Wink nicht nur verstanden, sondern beherzigt hatte.

Seit die alten Bilder hergestellt waren, kam Hobbema sehr selten in das Haus van Amstels. Das empfand der alte Herr sehr unangenehm; denn er hatte sich während der langen Zeit, in welcher der junge Maler in seinem Hause täglich eine Reihe von Stunden arbeitete, der Art an ihn und seinen Umgang gewöhnt, daß er nun seine Trägheit selbst überwand und in den goldenen Anker oder vielmehr, den „wankenden Reiter" ging, um neben dem Maler zu sitzen und seine bestellten Bilder fortschreiten zu sehen. Das war ein Ereigniß, an welches Jantje nie hätte zu glauben gewagt, wenn er nicht Augenzeuge gewesen wäre. Er nahm dann bei Coremans sein „Kobje Caffee" und seine Pfeife Knaster, eine tägliche Ausgabe, die er früher sich nicht würde außer dem Hause gestattet haben. Hier überzeugte er sich denn selbst, daß des Wirthes Umstände sich unendlich gebessert hatten, und daß das Bild auf dem Schilde längst nicht mehr paßte. Darum sagte er einst zu Coremans: Hört, Meister Coremans, Euer Schild paßt nicht mehr. Hobbema muß Euch ein Anderes malen, wo Ihr wieder fest im Sattel sitzet! —

Wahrhaftig! gurgelte der Wirth. Ihr habt recht, myn Heer van Amstel! Meine Gäste necken mich ohnehin schon lange damit, daß sie sagen, das Bild sei eine Lüge.

Hobbema hörte das mit an; aber er sagte kein Wort dazu, stellte aber heimlich eine Holztafel auf und malte ein neues Schild. Es stellte dasselbe edle Pferd vor, aber

ruhig in einer ſchönen Landſchaft hinſchreitend. Der Wirth ſaß ſtattlich darauf und grüßte freundlich aus dem Bilde heraus und darunter ſetzte er die Worte:

„Ick ſall haſt — haſt —
Dank myne Heeren, nun ſitt' ick faſt!"

Er ließ es heimlich in der Nacht an die Stelle des Abgenommenen feſt machen und dieſelben Umſtände traten wieder ein, wie bei dem Erſten. Die Gäſte kamen nach wie vor, ja noch häufiger zu dem luſtigen Wirthe und erſt durch ſie wurde er aufmerkſam und hoch erſtaunt über das neue Bild. Dankbar umarmte er den künftigen Schwiegerſohn, der ſo ganz in ſeinem Sinne gehandelt. Mietje war mit dieſem Schilde zufriedener und lohnte mit einem heimlichen Kuſſe den Maler.

Die Vermählung des glücklichen Paares ging in der Stille vor ſich; nur van Amſtel und Jantje waren die Hochzeitsgäſte und der Alte, der ganz ausgelaſſen munter war, weil am Tage vor der Hochzeit der Maler die ſchöne Landſchaft abgeliefert und die zweite auf der Staffelei ſtehen hatte, und außer dem Preiſe des erſten Bildes, brachte Jantje der verſchämten jungen Frau ein Hochzeitsgeſchenk, das fürſtlich genannt werden konnte.

Nach wie vor blieb van Amſtel der tägliche Gaſt in dem Zimmer des Malers und ſelbſt mit van der Werft ſöhnte er ſich aus, weil er dem Maler zahlreiche Beſtellungen gab. Ueberhaupt war ſein Ruf begründet und ſeine Zukunft machte ihm keine Sorge mehr.

So kam und ging eine Reihe von mehreren Jahren, ohne daß eine Störung in dem Allen lieb gewordenen Zuſammenleben eingetreten wäre.

Da trat, unerwartet, eine jener erſchütternden Störungen ein, die im Leben nicht ausbleiben können. Van Amſtel erkrankte.

Mietje, die tief fühlte, was ihr theurer Mann dem alten Herrn ſchuldete, widmete ſich ſeiner Pflege mit Baas Jantje, und der Leidende erkannte die ſegnende Wirkung zarter, weiblicher Pflege dankbar an. Er war ein Sieb-

ziger und die Stunde trat ein, wo die Ordnung Gottes ſich geltend machte. Er ſtarb ſanft, und wurde aufrichtig betrauert, beſonders von Jantje, der erſt in den letzten Jahren ſeinen Herrn recht lieben lernte, da es Jahre einer inneren Umwandlung geworden waren.

Als das Teſtament eröffnet wurde, zeigte es ſich, daß er empfangene Liebe zu vergelten wußte.

Jantje war Univerſalerbe ſeines Vermögens, und Hobbema vermachte er ſein palaſtähnliches Haus mit Allem, was es enthielt, aber er ſetzte zwei Bedingungen: Die Eine, daß er die Bilder ſeiner Familie treu bewahre und daß er und ſeine Frau ſeinen Jantje ebenſo liebevoll pflegten, wie Mietje ihn gepflegt habe. Es waren im Grunde beide Bedingungen bei dem innigen Verhältniß der Betheiligten kein überflüſſig.

Coremans ſagte: Nun werde ich vom Pferde ſteigen und mit Euch hinüber ziehen müſſen. Nun, meine alten Knochen bedürfen der Ruhe und ſie wird mir wohl bekommen.

So wurde denn das Haus verkauft und ſie ſiedelten hinüber in das nunmehr eigene Haus. Jantje und Coremans blieben zuſammen und ſonnten ſich in den Strahlen des Familienglückes ihrer Lieben. Dennoch konnte Jantje bis in's hohe Alter ſeine Dienernatur nicht ablegen. Er beſorgte die Einkäufe des Marktes und that Mietje Handreichung in Küche und Haushalt, namentlich ließ er es ſich nicht nehmen, den Saal, worin die Bilder hingen, ſorglich zu pflegen. Da ſaßen denn die beiden Alten oft traulich bei einander und ſchaukelten die kleinen Hobbema's auf ihren Knieen, wenn der Vater an der Staffelei ſaß und Mietje im Hauſe handirte.

Oft kam dann die Rede auf van Amſtel und jedesmal ſagte dann Jantje: Es lag ein Edelſtein in ſeiner Hülle; aber das Junggeſellenleben hatte die rauhe Kruſte darum gebildet, die erſt ſchwand, als er durch die Kunſt in das Leben eingeführt wurde. Da ſchwand ſein Geiz und ich lernte ihn erſt recht kennen und lieben. Vergelt' es ihm Gott in ſeinem Reiche, was er Gutes an mir und meinem Baas Hobbema gethan hat! Dann ſagten Alle: Amen!

Das Wirthshausſchild mit dem „wankenden Reiter“ aber hing in Coremans Stube und ein breiter, koſtbarer Goldrahmen umgab es, und oft ſtand er mit ſeinem Freunde Jantje davor und ſagte: Das Bild hat auch eine Rolle geſpielt, die nicht verkannt und vergeſſen werden darf; denn hätte ich nicht ſinkend ausgerufen:

„Help myne Heeren, help, ick fall vant' Paerd!“

ich würde nie haben ſagen können:

„Ick fall hast — hast —
Dank, myne Heeren, nun sitt' ick fast!“

Aber, Gevatter Coremans, ſagte Jantje darauf, vergeſſet nicht, daß doch eigentlich die rechte, ächte Liebe nach allen Seiten hin, und vor Allem und über Alles der Segen Gottes, der auf der rechten, ächten Liebe ruht, dieſe Wunder vollbracht hat. Mit all' unſerer Macht iſt nichts gethan, wenn der fehlt.

Coremans nickte bejahend und ſagte: Das wollen wir niemals vergeſſen!

8. Altes Gold.

„Denk' an den alten Mann,
Willt du nit betteln gahn!"

So sagt ein altes Sprüchwort, welches verdient, daß jeder Vater es seinen Buben täglich wenigstens einmal zurufe; denn das junge Volk denkt nicht an den „alten Mann," nicht daran, daß es einmal selbst alt werden kann, wo denn das ehrliche Arbeiten absolut nicht mehr geht, bei dem besten Willen. Und „Betteln im Alter" ist die schwerste Arbeit, ist das härteste Loos, das Einem fallen kann. Davor allein behütet Arbeitsamkeit, Fleiß, Rechtschaffenheit und Treue. Frühe aber muß man da an den „alten Mann" denken und sparsam sein mit dem ehrlich erworbenen Gut. Gewohnheit geht über Lehre, sagt ein anderes Sprüchwort, das hier nahe liegt, und ein Drittes: „In Gottes großem Kramladen ist Alles für treue Arbeit feil;" und das Wort: „Verzehre nicht über Gewinnen, sonst wirst du keine Seide spinnen!" dazu gesellt sich ein Fünftes: „Was man nicht braucht, ist um einen Pfennig zu theuer." Sie zeigen Alle auf das Eine hin: Denk' an den alten Mann, willt du nit betteln gahn, und wohl dem, der's jung bedenkt und bis in's Alter festhält. Betteln wird er nicht!

9. Ein Stücklein vom Herzoge Ernst, dem Frommen, von Sachsen-Coburg-Gotha.

Es war in den schweren Tagen des dreißigjährigen Krieges, als Herzog Ernst, den seine Zeit mit gutem Grunde und großem Rechte „den Frommen" nannte, als Obrist eines Reiterregiments in der schwedischen Armee zum Statthalter der eroberten Lande der Bischöfe von Würzburg und Bamberg ernannt wurde.

Es war Kriegsbrauch in jenen wilden Tagen, daß die Soldaten im eroberten Lande thaten, was Gott verboten hat, ſich bereicherten und die unglücklichen Einwohner in's Elend ſtürzten. Das thaten nicht bloß die Gemeinen, die Herren „Offizirer", wie man damals ſich ausdrückte, gaben ihnen darin das traurigſte, aber ſtets nachgeahmte Vorbild.

Herzog Ernſt war empört über das heilloſe Unweſen. Er ergriff die ſtrengſten Maßregeln dagegen und es gelang ſeiner Manneszucht vollkommen in dem ihm anvertrauten Lande dieſem Kriegsübel zu ſteuern. Er ging aber auch mit dem glänzendſten Vorbilde voraus; dann regierte er das Land mit der größten Milde, Schonung und Gewiſſenhaftigkeit, als ob es ſein eignes Fürſtenthum wäre.

Das Land erholte ſich ſichtbarlich, und als nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen die Schweden abgezogen waren und die Kaiſerlichen den fränkiſchen Kreis beſetzten, da wünſchten die Bewohner die „Feinde" zurück und die „Freunde" weit weg, und als der Biſchof von Würzburg in ſein Land zurückkehrte, da ſagte er zu dem Erzherzog Leopold von Oeſterreich die denkwürdigen Worte: „Herzog Ernſt hat beſſer gehaushaltet und für Stadt und Land geſorgt, als ich ſelbſt, wenn ich zugegen geweſen wäre!"

Das war, aus Feindes Munde, ein Zeugniß, welches vor Gott und Menſchen ſchwer in's Gewicht fiel, und es iſt ein wohlverdientes dazu; darum hat es auch Herzog Friedrich II. ſeinem frommen, edeln Großvater im Jahre 1729 auf das Denkmal ſetzen laſſen, welches er ihm in treuer Verehrung in der Sanct Margarethenkirche zu Gotha ſetzen ließ, und ich glaube, eine köſtlichere und ehrenvollere Inſchrift hätte er nicht wählen können!

10. Ein Sylbenräthſel.

Erſte Sylbe.

Hoch in den Lüften throne ich,
Tief in den Herzen wohne ich; —
Mord und Raub iſt meine Luſt,
Frieden bring' ich der zagenden Bruſt;
Wo ich mich zeige, iſt Angſt und Beben,
Habe dem Schwachen ſtets Kraft gegeben;
Faß' ich das Herz, ſo verblutets im Tod,
Faß' ich's, quillt Leben ſelbſt aus dem Tod.

Zweite Sylbe.

Niemals bin ich des Menſchen Freund!
Stets bring' ich Troſt dem, der viel geweint.
Ewig des Geiſtes geſchworener Feind,
Strahlt er am Höchſten mit mir vereint,
Flieht auch und ſucht mich, wie ſeltſam es ſcheint!

Ganzes.

Geben und Nehmen — gleiches Entzücken!
Kann nur ſegnen, kann nur beglücken.
Stille das ſüße, freudige Hoffen,
Zeige dem Glauben den Himmel offen;
Und doch — wenn Wonne überall lacht, —
Bleibet mir dennoch am Ende nur — Nacht!

11. Raſche That und ſchwere Folge.

Eine Begebenheit aus den Tagen der Badiſchen Revolution.

Es ſind nicht viele Jahre her, da war ich in dem ſchönen Badener Lande. Manches alten Freundes Hand hab' ich in Liebe gedrückt, noch einmal und wohl zum letzten Male für dieſe Welt; manches ſchon Heimgegangenen in treuer Liebe gedacht; bin unter Frohen froh, unter Traurigen traurig geweſen. Es waren ſchöne Tage! Daß da auch auf die zwei Jahre die Rede kam, die ſo Viele unglücklich gemacht und ſie, heimathslos, in die Ferne trieb, läßt ſich denken und manche traurige Geſchichte vernahm ich da. Eine iſt mir beſonders im Andenken geblieben. Ich will ſie hier wiedergeben, wie ſie mir erzählt wurde.

Es war in den Tagen des Auguſt 1861, ſo erzählte mein Gewährsmann, als mich die Gewerbeausſtellung nach Carlsruhe zog; außerdem lag mir noch ein Anderes am Herzen, ich wollte einen lieben Bruder beſuchen, den ich lange nicht geſehen hatte.

Der Tag, an welchem ich aufbrach war ſonnenklar und die Friſche des ſchönen Morgens ſtimmte die Seele heiter; aber als ich das Städtchen erreichte, wo ich den Omnibus

besteigen wollte, sah ich, daß mich der herrliche Morgen in Gottes schöner Natur über Gebühr gefesselt hatte, der Wagen war bereits vorüber. Zum Glücke war noch eine Hoffnung, die indessen auch nicht zuverlässig war. Es kam nämlich, etwa eine halbe Stunde später, noch ein Omnibus durch das Städtchen. War er aber besetzt, so blieb mir Nichts übrig, als den bekannten Rappen des Schusters zu besteigen und im Schweiße meines Angesichts den Weg unter die Füße zu nehmen. Sicher war diese Gelegenheit gewiß; aber unangenehm war sie doch, denn in Sonnengluth und Staubwolken weiter zu wandern, hatte Nichts anlockendes, stand indessen in sicherer Aussicht.

Es mußte gewagt werden, und ob ich gleich von vielen ähnlichen Glücksfällen kaum Etwas zu rühmen wußte, so gelang es mir dieses Mal doch über Verhoffen. Der Wagen kam und ich war in seinem auf Zwölfe berechneten Raume der Vierte. Meine Reisegesellschaft bestand aus zwei jungen Leuten, deren Art und Weise sie mir bald als sogenannte Musterreiter, zu deutsch Handelsreisende, kennzeichnete und einem stille und in sich gekehrt in der Ecke sitzenden Manne in höhern Jahren.

Die beiden jungen, übermüthigen Bursche ließen ihren „Gelbschnäbeln“ ungehemmten Lauf. Ihre Unterredung wurde überlaut geführt und oft von brausendem Gelächter begleitet; sie verbreitete sich in bekannter Oberflächlichkeit und anmaßlicher Keckheit über alle möglichen Dinge. Bisweilen warfen sie auf den stillen Mann in der Ecke ihre spottenden Blicke und begleiteten sie mit entsprechenden Witzen, die sie mit Gelächter gaben und aufnahmen. Indessen schien der stille Mann gar nicht auf sie zu achten, am wenigsten aber auf die matten Pfeile ihres landläufigen Witzes, der oft nicht einmal das war, was er sein sollte.

Der Mann schien, innerlich mit seinen Gedanken beschäftigt, seine, wenn auch noch so laute Umgebung gar nicht zu bemerken. Der alte Mann war Keiner von denen, die wir gewöhnlich Glückliche zu nennen pflegen. Es lag ein Kummer, ein tiefer, schwerer Kummer auf seinen Zügen

ausgeprägt, ſo deutlich, ſo unverkennbar, daß nur ſolche „Gelbſchnäbel“ und „Ladenhüter“ dazu gehörten, das nicht auf den erſten Blick zu erkennen. Der Mann gab nicht die geringſte Veranlaſſung zu den wohlfeilen Witzeleien der jungen Leute. Die tiefen Seufzer, die bisweilen ſeine Bruſt hoben, deuteten es an, daß die ſchweren Kämpfe, die er beſtanden, noch nicht lange, vielleicht noch gar nicht überwunden waren.

Man hätte denken ſollen, die jungen Leute ermüdeten endlich; aber ihr Uebermuth ſteigerte ſich bis zu dem Grade, der über die Kraft des Duldens und Ertragens hinausging, welche mir vom Herrn verliehen war.

Mit ſcharfen Worten verwies ich ihnen ihr unangemeſſenes Benehmen und, als ſie ſich patzig machen wollten, ſagte ich ihnen trocken und ruhig, daß, wenn ſie ſich nicht in jeder Beziehung anſtändig betrügen, würde ich ſie von dem Schirrmeiſter an die Luft ſetzen laſſen.

Jetzt erſt, als ich im Zorne lauter und ausdrücklicher redete, wurde der alte, ſtille Herr aufmerkſam. Er warf mir einen Blick zu, in dem eine dankende Anerkennung ſich ausſprach. Damit war die Affaire beendet.

Meine Worte aber ſchlugen ein. Die jungen Herren knurrten wohl etwas halblaut, aber ſie wurden zahm, ſchweigſam und ſchliefen endlich ein oder thaten doch ſo.

Auf der nächſten Station verſchwanden die beiden „Ritter von der Elle“ ſpurlos und nun ſaßen der alte Herr und ich allein im Wagen.

Mit ihm war indeſſen ſichtlich eine Veränderung vorgegangen, denn wir kamen bald in eine freundliche Unterhaltung. Jetzt erſt bemerkte ich, daß ich den Mann in Bezug auf ſein Alter überſchätzt hatte. Seine grauen Haare und Bart mochten das veranlaßt haben. Ich mußte mehr denn ein Jahrzehnt abziehen von meiner Schätzung ſeines Alters.

In Heidelberg angekommen, mußten wir uns ſagen, ich wenigſtens mir, daß ich ein Unglücksvogel ſei, denn der Zug war bereits abgebrauſt, als wir gemüthlich daherwackelten

und anhielten. Der ſtille Herr trat zu mir, reichte mir eine harte, ſchwielige Hand und ſagte: Da wir beide hier bleiben müſſen, bis zum nächſten Zuge, ſo wollte ich Ihnen einen Vorſchlag machen, der wenigſtens Einiges für ſich hat. Wie wär's, wenn wir hier in Ruhe zu Mittage äßen. Ob wir in Carlsruhe, wo viele Menſchen jetzt zuſammenſtrömen, das ſo in Ruhe und Friede können, iſt mehr als zweifelhaft. Ich war vollkommen einverſtanden, und er bemerkte, da wir noch Zeit haben, ſo möchte ich mir ferner erlauben, vorzuſchlagen, vor Tiſche noch einen Spaziergang im Schatten zu machen, den uns der Weg nach Rohrbach bietet und zwar in nächſter Nähe.

Auch damit ſtimmte ich überein und wir traten unſern Weg an.

Sie ſcheinen hier nicht ganz fremd zu ſein? ſagte ich, als wir neben einander im Schatten der weitäſtigen Wallnußbäume dahinſchritten.

Fremd? wiederholte er mit ſchmerzlichem Lächeln. Nein, das bin ich nicht, vielmehr ein Sohn dieſes ſchönen Landes, aber — ein undankbarer, und ein für ſeine Undankbarkeit ſchrecklich beſtrafter.

Bei dieſen Worten ſank mit düſterm Ausdrucke ſein Kopf auf die Bruſt, die ſich mächtig wieder hob und ſenkte.

Eine gute Weile ging er ſtumm neben mir her. Ich ehrte durch ebenſo tiefes Schweigen ſeinen Schmerz. Plötzlich blieb er ſtehen. Sie haben eines unbekannten Mannes ſich auf eine Weiſe angenommen, die Sie mir werth macht. Ich habe Vertrauen zu Ihnen gewonnen. Hier (er deutete auf ſeine Bruſt) liegt eine ſchwere Laſt. Sie wird vielleicht weniger drückend, wenn ich mich gegen einen wohlwollenden Mann ausſprechen darf. Wollen Sie Ihre Theilnahme an mir ſo weit ausdehnen, mich anzuhören? fragte der Mann.

Als ich ihm ſagte, daß ich das gerne wolle, drückte er mir dankbar die Hand.

Ich heiße Joſeph B. . . . . , hob er an, und bin

aus X. in Baden. Meine Eltern waren sehr wohlhabende Leute. Sie ließen mir die nöthige Bildung in der Schule geben, schickten mich auf eine landwirthschaftliche Bildungsanstalt, und als ich meinen Cursus vollendet, kehrte ich heim, um den Vater thatkräftig zu unterstützen und praktisch zu üben, was ich erlernt. Er war noch ein sehr rüstiger Mann und bedurfte eigentlich meiner Beihilfe nicht; ging auch, wie Viele, von dem Grundsatze aus, was er selber mache und thue, das sei am Besten. Dazu hatte er freilich Grund genug; denn ich verstand noch blutwenig von der praktischen Landwirthschaft. Dennoch war diese Art ein Unglück für mich. Ich schlenderte viel herum und war drauf und dran ein rechter Bummler zu werden.

Zu rechter Zeit sah er das ein, ging nun aber auf der andern Seite zu weit, indem er sich gänzlich zurückzog, und mir das Gut übergab. Es war ein Glück und ein Segen, daß er nicht ruhen konnte und mir mit Rath und That zur Seite stand. Anders war es mit der theuern Mutter. Bei ihr machten sich des Alters Leiden viel entschiedener und nachdrücklicher geltend, als beim Vater. Sollte ihr theures Leben uns erhalten bleiben, so mußte eine rüstige, kundige Kraft an ihre Seite treten und die Bürde ihr abnehmen, der sie nicht mehr gewachsen war.

So war es geboten, daß ich an meine Verheirathung dachte. Ich war schon längere Zeit mit einem trefflichen Mädchen in Liebe verbunden. Meine Eltern kannten sie genau, da sie einer befreundeten Familie angehörte, ja es war ihr sehnlicher Wunsch, daß ich sie heimführe.

Sie wurde mein Weib. Ein besseres, edleres lebt nicht mehr! Wie sie in treuer Liebe an mir hing, so pflegte sie liebreich meine Eltern und stand meiner Wirthschaft mit ebenso großer Hingabe, als richtigem Verständniß vor. Eine glücklichere Familie schlossen die Grenzen des badischen Landes nicht mehr ein!

Ach, daß des Menschen eigener, thörichter Wille die Grundlage seines Glücks untergräbt, daß er verblendet dem Abgrunde zueilt, der ihn und sein Glück verschlingt!

Meine Eltern ſtarben ziemlich ſchnelle nach einander. Damit hob mein Unglück an; das Uebrige bis zum ſchrecklichen Ziele — war — meine Schuld!

Leider war es ein Ergebniß meines langen, unbeſchäftigten Herumtreibens, daß ich eigentlich an keiner Beſchäftigung auf die Dauer ein Genügen fand, und in dieſer Unruhe, in dieſem ſteten Wechſeln lag wieder der weitere Grund meines Unglücks.

Es ging mir gut. Ich hatte geſegnete Erndten, gute Preiſe für meine Erzeugniſſe; wir waren geſund und konnten unſerem Tagewerke mit Freuden vorſtehen. — Und doch nicht zufrieden? werden Sie fragen und leider muß ich die Frage bejahen. Meine liebe, gute Frau bot Alles auf, mir einen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen, der mich damals beſchäftigte. Ich wollte mein elterliches Gut, das im beſten Stande war, verpachten, um die mit Pomp verkündeten landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen im Odenwalde zu probiren, und zu dem Zwecke dort ein Gut pachten, das heillos verſäumt, kleiner war als das meine, und das ich um weniger, als die Hälfte des Pachtpreiſes meines Gutes haben konnte. Das ſchien mir ein hoher Gewinn. Ich war überzeugt, das meine aus Büchern geſchöpfte landwirthſchaftliche Weisheit Wunder wirken würde auf dem verſäumten Gute, und das erſchien mir als der Triumph aller neuen Weisheit, deren Glanz natürlich auf mich zurückfallen mußte. Schwindler, deren Vortheil in der Verpachtung des elenden Gutes lag, beſtätigten mir das Alles, und — ich führte meinen heilloſen Plan aus gegen den Willen, gegen die Bitten und Thränen meines engelsguten Weibes. Die Gute folgte mir auf das gepachtete Gut; aber an ihrem Herzen nagte der Kummer. Sie ahnte, daß jetzt die Sonne unſres Glückes zum Niedergange eile. Aber ich war taub geweſen gegen ihre Vorſtellungen, gegen die meiner Freunde, blind gegen meinen eigenen Vortheil.

Ich fand in meinem neuen Wirkungskreiſe viel Arbeit, viele Auslagen; denn ich hatte viele Leute nöthig; aber ſchon im erſten Jahre hätte ich mir ſagen können, daß

Ausgabe und Einnahme nicht wohl in Einklang zu bringen ſein würden, wenn ich nicht aufhöre die koſtſpieligen Proben, die weitausſehenden Verbeſſerungen vorzunehmen. Ich hatte das Gut auf neun Jahre gepachtet. Da, ſagte ich mir, läßt ſich bei fortgeſetztem Fleiße, treuer Anwendung der neuen Methoden oder Verfahrungsarten, ein ſicheres und gutes Ergebniß dem rauhen Lande abringen.

Ich wollte künſtlich erzielen, was natürlich verſagt war. Die Koſten ſteigerten ſich unverhältnißmäßig, kurz, als die neun Jahre um waren, ſteckte mein Vermögen ſchon zum großen Theil in dem kalten, rauhen, unfruchtbaren Boden. Ich hatte Schulden gemacht und — mußte mein eigenes Gut verkaufen. Ich hatte mehr als die Hälfte verlaborirt, wie man hier zu Lande ſagt. Was mir übrig blieb, reichte hin, mir ein Gütchen auf dem Rineck, mitten im Odenwalde, zu kaufen. Sie wiſſen, der Rineck war vor dreizehn Jahren noch ein kleines Dörfchen, wo damals eigentlich nur Lumpengeſindel wohnte, Bettler und Tagediebe. Vier bis fünf Familien beſaßen faſt Alles Land. Dieſe arbeiteten fleißig, während die Uebrigen allerlei Malefiz trieben. Sie kannten alle Gefängniſſe auf's Genaueſte, aber, war die Strafe abgebüßt, ſo fingen ſie das Liedlein wieder von vornen an. Da faßte man den Entſchluß, dieſe Menſchen auf Koſten der Regierung nach Amerika zu ſchaffen, die armſeligen Hütten, darinnen ſie gewohnt, wurden niedergeriſſen und das Land verkauft. Es kam in die Hände eines Mannes, der das Land trefflich bauen ließ. So wurde die Stätte, die ein Fluch für das umliegende Land geweſen war, zu einer Stätte des Segens. Sie heißt jetzt: Althof. Dort wohnte ich, ehe dieſe Umwandlung des Fluches in Segen vor ſich gegangen war, und erkannte leider nur zu bald, daß ich dort, unter den obwaltenden Umſtänden, mein Glück nicht gründen könne.

Ich hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Dort war an einen ausreichenden Unterricht für ſie nicht zu denken, wenn ich nicht einen Hauslehrer halten wollte; allein das geſtatteten meine Einnahmen nicht.

So blieb mir denn nichts übrig, als sie an geeigneten Orten in Pflege zu geben, wenn ich sie nicht unwissend wollte aufwachsen lassen. Das aber sah ich mit Schrecken voraus, daß auf diese, doch so ganz unabweisbare Sorg für meine Kinder der Rest meines Vermögens würde verwendet werden müssen.

Jetzt, jetzt gingen mir die Augen über meine Thorheiten auf. Ich litt innerlich viel, denn die Reue, die doch Nichts ändern konnte, nagte an meinem Herzen und — mein vortreffliches Weib litt doppelt, weil sie mich leiden sah.

Mißvergnügt, hoffnungslos, verbittert fand mich das Jahr 1848. Um meiner nagenden Qual im Herzen loszuwerden, stürzte ich mich in den raschfluthenden Strom desselben kopfüber.

Leute meiner Art waren es meiſt, die in dieſem wilden, alle Ufer überſtrömenden Fluthendrange voranſchwammen. —

Sie hatten, wie ich, nicht Viel zu verlieren, aber möglicher Weiſe Viel zu gewinnen, zumal wenn ſie geiſtige Kräfte beſaßen, die ſich neue Bahnen brechen konnten.

Bei meiner lebhaften Art ergriff ich Alles mit voller Kraft. Trieb mich überall herum, wühlte überall; hielt feurige Reden — voll unverdauter, ſogenannter liberaler Weisheit, die jedoch meiſt in einen Wortſchwall eingehüllter Unſinn war, und die Leute gleichen Schlages, die es indeſſen ſo ehrlich nicht meinten, als ich, hingen ſich wie Kletten an mich. Einer derſelben ſah mein ſchönes, achtzehnjähriges Kind und — ward um ſie. Er war pfiffig, ſchlau, ränkevoll und mußte, bei ſeinem reichen Talente, wenn — wie es denn nach unſerer Anſicht gar nicht anders kommen konnte — die Revolution ſiegte, zu großen Dingen berufen und beſtimmt ſein. Mich hatte er völlig für ſich eingenommen. Ich gab ihm, trotz des Widerſtrebens meiner weiterſehenden Frau, und der geheimen Abneigung meines lieben Kindes, meine Einwilligung und — o daß ſich der Herr meiner erbarme! — ſie wurden ein Paar! Mein unerbittlicher Wille hatte es bewirkt. —

Es iſt ja eine Erfahrung, daß grade diejenigen, welche damals für die ſogenannte Freiheit ſchwärmten, und ſie unaufhörlich im Munde führten, die ärgſten Tyrannen waren. Bei mir war es dahin gekommen! —

Für Alle verlangte ich die größtmögliche Freiheit, und den Meinigen geſtand ich nicht die geringſte zu und forderte blinden Gehorſam, der mir dann auch hier mit Thränen geleiſtet wurde, weil — kein Ausweg da war.

Ach, ſeufzte er tief; laſſen Sie mich das ſchreckliche Loos mit wenigen Worten bezeichnen, — ich hatte mein Kind namenlos elend gemacht! — — — — Er ließ ſein Haupt auf die Bruſt ſinken. Seine Bruſt arbeitete gewaltig. Ein paar heiße Thränen rollten über ſeine Wangen in den weißen Bart. — Erſt nach einigen Minuten konnte er fortfahren.

Mein Sohn, damals zwanzig Jahre alt, wurde von der provisorischen Landesregierung als Soldat eingezogen. Er kam nach Rastadt. Wie's da zuging, wissen Sie! —

Im Frühling 1849 kam er heim und Niemand schien es zu bemerken, Niemand fragte nach ihm. Ich ließ ihn zu Hause, ob es gleich gegen meine Ansichten ging, daß er sich, wie ich es damals ansah, von der Volkssache losgesagt hatte.

Als die Preußen in's Land rückten, da flammte das Strohfeuer der gemachten Begeisterung auf's Neue auf. Mein Sohn, mit seinem gesunden Sinn und Herzen war enttäuscht, geheilt von dem heillosen Schwindel, ich — nicht. Ich trieb so lange an ihm, bis er zum sogenannten Volksheere ging. Er that's mit innerem Widerstreben, aber er that's, um Ruhe vor mir zu haben. Die Entscheidung ließ bekanntlich nicht lange auf sich warten. Die Aufwiegler wurden zersprengt. Sie flohen nach allen Seiten hin, und die zuerst, die das Feuer angelegt und geschürt, und deren Gewissen schwer belastet war. Auch die flohen, die geholfen an dem Unglück, die aber zu feig oder zu alt und elend gewesen waren, als Soldaten einzutreten.

Jetzt brachen die Gerichte Gottes herein. Auch über mich! — Eines Tages kam meine Tochter frühe zu uns. Sie weinte laut auf, als sie in das Zimmer trat und an die Brust ihrer kummervollen Mutter sank. Als sie sich einigermaßen erholt hatte von dem Ausbruche des überwältigenden Schmerzes, theilte sie uns mit, daß ihr Mann durchgegangen sei und Alles, was sie werthvolles besessen, mitgenommen habe. Wohin er sei, das wisse sie nicht, das wisse überhaupt Niemand. Aber das war noch nicht Alles. Kaum war seine Flucht bekannt geworden, so stürmte ein Heer von Gläubigern in das Haus und nahmen der Unglücklichen Alles, Alles, was sie noch besaß. Arm, bettelarm, wie sie ging und stand, hatte sie sich auf den Weg zu uns gemacht, zu mir, der ich der Urheber ihres Elends war. — Herr, da begannen die Mühlen Gottes zu mahlen in meiner Brust. — In mir die nagenden Gewissensbisse,

vor mir das durch meine Schuld ſo namenlos unglückliche Kind, die troſtloſe, engelgute Mutter, der Sohn in den heilloſen Kämpfen für eine verlorene, von Gott gerichtete Sache — und — meine eigne Zukunft? — O, ſagen Sie, konnten die Gerichte Gottes noch ſchwerer über mich kommen? Ach, ſie kamen ſchwerer, ſchrecklicher! Ich verpachtete mein Gut. Lieber noch hätte ich es verkauft, wenn ich einen Käufer hätte finden können. Ich wollte Weib und Kind nach Heidelberg oder in meine alte Heimath bringen, und dann —, doch —

Ein Schlag folgte dem Andern! Mein Sohn war in den Kaſematten von Raſtatt. Er hätte heimkommen können, und ein treuer Freund rieth dringend dazu; aber er wagte es nicht, weil er meinen Zorn fürchtete. — Ach, er wußte zu gut, daß ich wie ein Tobſüchtiger raſen konnte, wenn man gegen meinen Willen handelte. Eines Tages wollte ich einmal nach Heidelberg gehen, um dort von meinen Freunden zu hören, wie es denn eigentlich ſtünde, weil die verworrenſten Nachrichten ſich kreuzten. Ich kam, weil ich gegangen war, erſchöpft dort an und trat in ein Wirthshaus, mich zu erholen. Kaum hatte ich mich niedergeſetzt, als preußiſche Soldaten das Haus umſtellten, hereindrangen und mich gefangen nahmen. Meine Ankunft war bemerkt und verrathen worden. — Das hätte ich mir, bei ruhiger Erwägung, ſelbſt voraus ſagen können, wenn ich überhaupt der Stimme der Vernunft Gehör geſchenkt hätte. Aber ich war kaum eines klaren Gedankens fähig, ſo ſchwer lag mein häusliches Elend auf mir. Es war ja ſchon Alles ſo gut, wie vorüber; man hatte ja die genaueſten Nachrichten über die, welche ſich am ſchwerſten mit Schuld belaſtet, und, Gott ſei es geklagt, unter dieſen ſtand mein Name, und nicht mit Unrecht, oben an.

Ich ſaß lange im Gefängniſſe, ehe mein Verhör begann. Zeugenausſagen mußten meine Schuld erweiſen und läugnen hätte mir nicht helfen können. Ich wurde zu zehn Jahren Zuchthaushaft verurtheilt! — — —

Ich hielt dennoch das Urtheil für ungerecht, ob es gleich

Augenblicke genug gab, in denen ich es für wohlverdient halten mußte. Aber zehn Jahre Zuchthaus! Es war entsetzlich! — Es blieb dabei. Mein Ziel war Bruchsal! —

Meine Frau und mein armes Kind erwarteten mich am dritten Tage zurück. Als ich nicht kam, ergriff die Gute eine namenlose Angst. Sie eilte selbst nach Heidelberg, um zu hören, wie es um mich stünde; denn eine bange Ahnung hatte sie erfüllt, als ich ging, und doch hatte sie, bei meiner Heftigkeit, nicht gewagt, zu widersprechen, ja auch nur zu bitten, daß ich bliebe.

Sie kam dort an, und die ganze Wucht des Jammers fiel auf sie, als sie vernahm, wie es gekommen war. Sie hatte Befreundete in der Stadt aus besseren Tagen. Diese Freunde hatten im Stillen für mich zu wirken versucht; allein, wo die Thatsachen so klar vorlagen, war Alles vergeblich. Sie nahmen das unglückliche Weib bei sich auf. Sie gaben ihr den Rath, eine Caution aufzubieten, eine Bittschrift an den Großherzog zu richten. Ich vernahm das.

Als ich an die Caution dachte, überfiel mich ein Todesschrecken. Die treue Seele kannte leider meine und ihre volle Lage nicht. Mein Hab' und Gut war verschuldet. Wenn die Gläubiger kamen, so ging ja Alles hin und es blieb ihr nicht einmal so viel, daß sie leben konnte. Das Alles fiel mir jetzt im Kerker auf die Seele und ich war nahe daran, verrückt zu werden.

Es war ein großes Glück, daß die Caution abgelehnt wurde. Mit dem Mißlingen des mir doch anscheinend günstigen Planes steigerte sich nur der Eifer meines unvergleichlichen Weibes. Nicht eine Bittschrift, vielmehr persönliches Anrufen der Gnade des Großherzogs riethen nunmehr die Freunde, obgleich meine Schuld keinen Schimmer von Hoffnung ließ. Sie eilte nach Carlsruhe, weil sie nicht an die Größe meiner Schuld glauben konnte, und aus Liebe zu mir das gerechte Urtheil für ein ungerechtes hielt.

Dort erst that sich ihr der tiefste Abgrund auf, in den ich mich, die Meinigen, gestürzt hatte. Sonst war sie beredt, wenn es ihres theuern Mannes Vertheidigung gegolten!

Sie verſtummte, weil Schmerz, Schrecken, Angſt um mich ihre Zunge lähmte, ja ihre Gedanken verwirrte. Und doch! —

Wie groß und edel handelte der Großherzog, er ſtellte es mir frei, die zehn Jahre, welche mir das Urtheil rechtskräftig zuerkannt, in freiwilliger Verbannung in Amerika zu verleben. Das gelobte er meinem völlig niedergeſchmetterten Weibe.

Daran hatte ich nicht zu glauben gewagt; deſto glücklicher machte mich der Gnadenausweg. Die Friſt der Abreiſe wurde mir beſtimmt und die Thüren des Bruchſaler Gefängniſſes öffneten ſich mir.

Ach, der Eindruck auf meine Seele iſt unvertilgbar geblieben, den ich empfand, als ich zum erſten Male wieder frei in Gottes ſchöner Welt ſtand, nicht mehr umſchloſſen von den kahlen Wänden der Zelle.

Als ich aus der Haft kam, beſaß ich keinen Heller mehr. Ich mußte die Fußwanderung heimwärts antreten, wenn mich nicht hin und wieder ein ehrlicher Bauersmann hätte auf ſeinem Wagen Platz nehmen laſſen. Das geſchah jedoch ſelten; denn den Leuten fiel mein kahlgeſchorener Kopf auf und die Richtung von Bruchſal her! Gewiß ahneten Viele woher ich kam und zu welcher Sorte ich gehörte und wandten ſich, wie ich es verdiente, von mir ab.

Ich erreichte ſchweren Herzens die Heimath. — War ich nicht ein des Landes Verwieſener, in die Ferne Verbannter? — Ich brach ſchier zuſammen, als ich den Fuß auf die heimiſche Schwelle ſetzte. Und welch' neuer Jammer ſollte hier über mich hereinbrechen! Laut weinend, bleich, wie eine von langem, ſchwerem Krankenlager Erſtandene, begrüßte mich mein theures Weib. Keines Wortes mächtig, hing ſie an meinem Halſe, mich mit beiden Armen umſchlingend.

Ich wagte nicht zu fragen. Ach, ich hätte es ja auch nicht gekonnt; denn jetzt fühlte ich das maßloſe Elend, das ich über die Schuldloſe gebracht mit erdrückendem Gewichte. Sie zog mich, den an allen Gliedern Zitternden, in die

Stube, an das Krankenbett meines hingeopferten Kindes! — Allmächtiger Gott, deine Mühlen mahlen langsam, aber schrecklich, schrecklich!

Bleich, abgezehrt, hohläugig starrte mich die Kranke erst eine Weile an, ehe sie mich erkannte; dann drangen Thränen, Thränen, die noch heute auf meiner Seele brennen, aus diesen großen, todtesmatten Augen und sie reichte mir die abgemagerte, weiße Hand, die so durchsichtig war, daß man die blauen Adern sah. Das war mein schönes, junges, blühendes, lebensfrisches Kind!

Es war zu viel für den innerlich Zerrissenen, von der Wanderung Ermüdeten und Erschöpften. Ich brach zusammen unter der Last so vielen, selbstverschuldeten Elends. — Nur sehr langsam erholte ich mich wieder. Und diesen durch meine Schuld so unglücklich Gewordenen mußte ich nun den allerbittersten Kelch reichen. Ich mußte ihnen sagen, daß mir nur drei Wochen bei ihnen zu weilen vergönnt sei; daß ich dann fort müsse, fort über das Weltmeer hinüber — vielleicht auf Nimmerwiedersehen!

Ach, lassen Sie mich schweigen über den Eindruck dieser Eröffnung, über die drei hier verlebten Wochen, über den endlichen Abschied, der, das konnte ich mir ja nicht verhehlen, ein Abschied von meinem Kinde für diese Welt war.

Erst in Bremerhafen kam ich zu einem völlig klaren Gedanken, und erwachte aus einem traumähnlichen Zustande.

Das Schiff war noch nicht klar. Wir mußten noch acht volle Tage am Lande bleiben. Endlich kam der Tag der Einschiffung.

Ich lehnte wider dem Lootsenhause und starrte hinaus in die endlose Ferne und merkte nicht, daß eine Thräne die andere jagte; denn da, da, im Innern der Brust, da tobte der Sturm, den Niemand beruhigen kann; da nagte der Wurm, der nicht ruht, da brannte das Feuer, das nicht gelöscht werden kann!

Die Reihe des Einschiffens war an mir. Mein Name wurde gerufen.

Halt! Halt! rief da der Wirth, der uns beherbergt hatte, und drängte sich durch die Gruppen. Er rief laut: Wo ist

der ******, der Auswanderer aus Baden? Er nannte meinen Namen.

Einer der treuen Reiſegefährte, die ſich meiner auf der Reiſe ſo liebevoll angenommen, und der eben gekommen war, mich zum Boote zu geleiten, welches uns an Bord bringen ſollte, rief ihm zu: Hier iſt er!

Nun drängte er ſich bis zu uns durch und reichte mir einen Brief. Er war ſchwarz geſiegelt.

Der treue Freund erzählte mir ſpäter, ich habe bei dem Anblicke des ſchwarzen Siegels einen Schrei ausgeſtoßen, dergleichen er nie gehört und ſei dann leblos zuſammengebrochen. Es habe einen Zuſammenlauf gegeben; die Zeit habe gedrängt. Vier Matroſen hätten mich gefaßt und in's Boot getragen und ſo ſei ich, noch ohne alles Bewußtſein, an Bord gebracht worden.

Das Schiff hob ſeine Anker; der Gruß der wehenden Tücher wurde von dem der Kanone abgelöſt, und ſtolz blähte das Schiff ſeine Segel in der anſchwellenden Briſe. Es flog vor dem Winde dahin, der ſcharf über das Verdeck blies. Ich erwachte. —

Gruppen theilnehmender Menſchen ſtanden um mich; andere hatten ſich Mühe um mich gegeben. O die Liebe iſt oft grauſam. Warum haben ſie mich damals nicht friedlich hinüberſchlummern laſſen? Doch nein, es war der Wille Gottes nicht. Mein Bußgang durch das verarmte Leben war noch nicht am Ziele.

Wo iſt mein Brief? war das erſte Wort, das über meine Lippen ging. Ich wollte ihn leſen, obgleich ich über ſeinen Inhalt außer Zweifel war: er konnte ja nichts Anderes bringen, als die Kunde, daß meines Kindes Herz gebrochen war. Aber das Schrecklichſte war, daß die arme, verlaſſene, troſtloſe Mutter mir dieſe Hiobsbotſchaft melden mußte. Es war ihre Handſchrift.

Gebet ihm den Brief, ſagte der treue Freund, der mich nicht verlaſſen hatte, ſeit er mich an Bord gebracht. Er muß ihn ja doch leſen, heute oder morgen, die Sache bleibt ſich gleich und der Eindruck auch.

Aber, aber — es kam dennoch anders, als ich erwartet. Denken Sie ſich, — es war die Todesnachricht — meines Sohnes! Ein Fieber hatte ſeine Leidenstage in Raſtatt geendet. An der Schwelle des Lebens ſtehend, in blühender Jugend hatte ihn der Tod erfaßt und ich — ich hatte ihn

ihm in die Arme getrieben. — Das erſchütterte das ohnehin längſt wankend gewordene Gebäude meines Leibes in einem Grade, daß ich in eine ſchwere Krankheit fiel. Wochenlang raſete ich. Jeden Tag erwartete man mein Ende. Ich ſollte noch nicht ſterben; ich ſollte leben, leben, um den bittern Kelch ſelbſtverſchuldeten Elendes bis auf die Hefen zu leeren.

Langſam entrang ſich meine Natur den Ketten des langen Siechthums; Alles, was Liebe und Erbarmen vermag, das wurde mir von allen Seiten dargebracht und geleiſtet. O hätten ſie die Seele frei machen können aus den Banden, die ſie umfangen hielten!

Bis jetzt war unſre Fahrt, ſie geſchah im Oktober 1849, eine ſehr glückliche geweſen. Wir waren nicht mehr ferne vom Ziele, da wendete ſich das Blatt.

Es war in einer ſtichdunkeln Neumondnacht, als zuckende Blitze je und dann die grauenvolle Dunkelheit grell erleuchteten. Es war ein Gewitter in ſo ſpäter Jahreszeit, und ein Sturm erhob ſich, der Alles überſtieg, was gewiegte Seeleute jemals erlebt. Ueberall Jammer und Wehklagen. Ich ſprang aus meiner Koje. Alle meine Spannkraft war mit der Noth meiner Landsleute wiedergekehrt. An mich — nein, an mich dachte ich nicht.

Als ich auf das Verdeck trat, ſtellte ſich mir ein fürchterlicher Anblick dar. Das Schiff war ein Wrack. Die Maſten über Bord. Die See ging fürchterlich hoch und wild. Sturzwellen drohten Alles vom Verdecke wegzuſpülen, und der Sturm holte immer zu ſtärkeren Stößen Athem. An ein Lenken des Schiffes war nicht mehr zu denken, da auch das Ruder gebrochen war. Da rief ein Matroſe: Hollahoh! Eine Küſte leewärts! Kaum war das Wort geſprochen, ſo erhielt das Schiff einen furchtbaren Stoß, der Alles umwarf.

Es war kein Zweifel mehr, daß das Schiff geſtrandet war. Zugleich drang das Waſſer mit Macht ein und die Stöße der anprallenden Wogen drohten das Wrack zu vernichten.

Auf dem Verdecke drängten sich die angsterfüllten Menschen, wie auch der Kapitain eiferte und schrie. Die Todesangst der armen Auswanderer, ihr Jammergeschrei war herzzerreißend.

Der Kapitain suchte die Ordnung herzustellen und die Boote wurden in See gelassen.

Frauen und Kinder wurden zuerst eingeschifft und in einer Bucht geborgen; darauf die Männer, zuletzt der Kapitain und die Matrosen. An eine Rettung der Habe war nicht zu denken, denn das Schiff zerschellte unter den furchtbarsten Schlägen der Sturzwellen. Die Verzweiflung der nackt und bloß am Strande sich befindenden Unglücklichen war erschütternd.

Als es Tag wurde, erkannten wir mit Dank gegen Gott, daß wir uns in der Nähe von Boston befanden. Zwar erwiesen sich die Bewohner Boston's sehr mild und hilfreich; aber — welche Zukunft lag vor den thränenvollen Blicken der Armen, die Alles verloren hatten? —

Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Ich, meines Ortes, verließ Boston, wo im Augenblicke mehr Hände waren, als Arbeit, und setzte meinen Wanderstab weiter. Ich hatte auch Alles verloren; aber ich war vielleicht glücklicher, als viele meiner Unglücksgenossen, ich fand auf einer Farm Arbeit. Sie gehörte einem wackern Thüringer, war sehr ausgedehnt und selbst zu groß für Einen, der Alles überschauen sollte.

Als der Mann sah, daß er mich brauchen konnte, nahm er mich als Aufseher an und mir war einstweilen geholfen. Das Gehalt war so, daß ich bei meinen sehr geringen Bedürfnissen mir Etwas ersparen konnte, um es meiner armen Frau zu senden. Das that ich, sobald ich konnte.

Sie mögen sich denken, wie ich nach Kunde von ihr verlangte, nach Kunde von meinem einzigen Kinde, das ich ja krank und unter den hoffnungslosesten Aussichten hatte verlassen müssen; aber es ging eine lange, qualvolle Zeit hin, bis ich endlich einen Brief empfing.

Ach, wie bebte ich, als ich ihn in der Hand hielt. Es waren ihre Züge. Ich küßte sie unter heißen Thränen,

und es vergingen Minuten, ja eine längere Zeit, bis ich den Muth gewann, das Siegel zu erbrechen.

Es lag ſchier ein halbes Jahr zwiſchen meiner Abreiſe und dieſem Briefe. Was konnte Alles geſchehen ſein?

Zitternd erbrach ich und las ich ihn. — Ach, es waren erſchütternde Nachrichten, die er mir brachte. Etwa zwei Monate nach meiner Abreiſe ſtarb mein Kind, mein durch mich hingeopfertes Kind. Ich war ſchuldig am Tode meiner beiden Kinder!

Denken Sie ſich meine Gefühle. Beſchreiben kann ich ſie nicht. Sie ſchrieb mir weiter mit wunderbarer, mir kaum begreiflicher Ruhe, das Gut ſei verſteigert worden. Die darauf haftenden Schulden ſeien bezahlt und ſie habe noch übrig behalten. Sie nannte mir Befreundete, Verwandte von ihr, die ſich ſehr treu ihrer angenommen, bei denen ſie lebe; ihr mangele Nichts. Sie bat mich, kein Geld mehr zu ſchicken, weil ſie deſſen nicht bedürfe. Ich ſolle mich nicht entblößen und ja keine Entbehrungen ihretwegen mir auferlegen. Im fremden Lande wiſſe man nicht, was Einem begegne. Sie ſei ja von liebenden Verwandten umgeben, ich nur von Fremden ohne Liebe. Ihr einziges Beſtreben ſei, meine Begnadigung zu erwirken, daß ich wieder heimkehren dürfe. Wir Beide könnten ja arbeiten und uns gewiß reichlich ernähren.

Ich weiß es heute noch nicht, wie es kam, daß ich ihren Verſicherungen unbedingt glaubte. Manchmal kamen mir Zweifel und es lag mir im Gemüthe eine Ahnung, die treue hingebende Seele wolle nur mich beruhigen.

Darum fuhr ich mit meinen Geldſendungen regelmäßig fort und fand darin einen Troſt, wie oft ſie mich auch bat, es nicht zu thun.

So vergingen mehrere Jahre. Ich blieb in meiner Stellung. Mein Brotherr hatte mich lieb und ich beſaß ſein ganzes Vertrauen. Er vermehrte mein Gehalt und es war kein Zweifel, daß er mich für immer an ſich feſſeln wollte.

Im Grunde hatte ich Urſache, damit einverſtanden zu ſein. Ich wäre ja gerne geblieben, hätte ſich nur mein

theures Weib bestimmen lassen, die Reise über das Weltmeer zu machen und zu mir zu kommen; aber es war vergebens, sie dazu bestimmen zu wollen. Sie hatte eine unüberwindliche Furcht vor der Seereise und alle meine Vorstellungen, Bitten und Flehen blieben erfolglos.

Ich erhielt regelmäßig Briefe von ihr voll Liebe; aber durch alle zog sich der tiefe Schmerz ihrer Seele unverkennbar. War ja doch all' ihr Glück zertrümmert, und dennoch hing sie mit voller Seele an dem, der es freventlich zertrümmert hatte.

Das war es, was auf meiner Seele lag mit Centnerlast, daß ich Mitschuldiger war an dem Unglücke so Vieler im Vaterlande, und Alleinschuldiger an dem zerstörten, eigenen Familienglücke und an dem Herzen des besten und doch unglücklichsten Weibes! Glauben Sie mir, es gab Stunden, Tage und besonders schlaflose Nächte, wo meine Schuld vor meiner verzweifelnden Seele stand mit allen Schrecken, mit allen Mahnungen an den Vergelter droben.

Des Herrn Erbarmen aber ist grundlos und unerschöpflich! Der, der einst Petrus seine Hand reichte, als er kleingläubig in den Wellen versinken wollte, der reichte sie mit göttlicher Gnade, daß ich nicht versank in dem Meere der Verzweiflung, das um mich aufwallte. Er gab mir Gnade: ich konnte wieder beten!

Aber — mit dem Beten kam auch der Gedanke zur Klarheit in mir, wieder gut zu machen, so weit es möglich. Da aber fiel auf mich die schwerste Last. Konnte ich die Todten erwecken, die ich in meinem Wahne hingeopfert? Konnte ich die, an deren Elend, Armuth, Kummer ich meinen Theil Schuld trug, konnte ich sie wieder zurückführen in das Glück, den Wohlstand, die Zufriedenheit früherer Tage? — Wenn dann mein Gewissen mir das entsetzliche Nein! in das Ohr rief, dann war ich am Rande des Verrücktwerdens und ich wäre es geworden, wenn nicht der letzte Trost des Unglücklichen, das Gebet, meine Seele zurückgerissen hätte von dem gähnenden Abgrunde, dem ich zueilte. Und wenn dann der Sturm in der Seele sich wieder gelegt,

dann fühlte ich, daß nur noch ein Weg des Wiedergutmachens mir ein kleines, o ſo kleines Reſtchen Hoffnung ließ! Und das wies mich hin zu ihr, der theuern Gattin, die ich ſo bodenlos elend gemacht hatte. Ja, dann kam ein Heimweh über mich, deſſen ich nicht mehr Herr werden konnte.

So viel ſtand feſt, lange ertrug ich dieſe Kämpfe der Seele, dieſen nagenden Schmerz nicht. Er mußte mich aufreiben. Das erkannte mein braver Brotherr in aufrichtigſter Theilnahme. Er kannte meine ganze Geſchichte. Es gehört ja mit zur Buße, daß ich ſie ohne Schminke, ohne jene heilloſen Entſchuldigungen, hinter die ſich die Seele ſo gerne verkriecht, um ſich nicht ſelbſt das Urtheil der Verwerfung ſprechen zu müſſen, ihm und jedem Theilnehmenden erzählte.

Er, wie ſeine brave, gottesfürchtige Frau, trugen ein tiefes Mitleid mit mir, und ſuchten auf alle Weiſe mich zu tröſten, mich zu erheben, mich an ſich zu ziehen und vor Allem, dem verzehrenden Heimweh zu ſteuern. Sie machten mir Vorſchläge, meine Frau in England abzuholen, ſelbſt in Bremen und trugen mir freundlichſt an, mir das Geld dazu mit Freuden zu geben.

Der Funke zündete. Eine neue Hoffnung tauchte auf. Ich eilte, ihr das zu ſchreiben und ſie dazu zu bewegen, daß ſie einwillige. Ich trug den Brief mit fieberiſcher Haſt zur Poſt, und als ich ihn aufgab, reichte mir der Poſtbeamte — einen Brief von ihr.

Ich riß ihn auf.

Schon die erſten Worte erſchütterten mich außerordentlich: denn ſie waren Worte des Preiſens und Dankens gegen den Gott aller Gnade, der auch der Könige Herzen lenke, wie Waſſerbäche, und dieſe Worte waren die Frucht meiner Begnadigung durch den edeln Großherzog. Denken Sie ſich meine Empfindungen! Ich las den Brief nicht weiter. Ich eilte fort in einem Laufe bis in den Wald und dort ſank ich betend, dankend, preiſend nieder. Dann erſt las ich den Brief zu Ende, der nun Nichts weiter ausſprach, als die Hoffnung, daß ich, ſobald als möglich, in das ſchöne Vaterland heimkehre, das mich wieder liebevoll aufnehmen wolle.

Wie ein Trunkener taumelte ich und doch fühlte ich neue Kräfte in mir, denn ich flog den Weg dahin zur stillen, friedlichen Farm. Dort wurde die Freudenbotschaft eines Theils mit der aufrichtigsten Mitfreude aufgenommen, andern Theils aber mit sichtbarer Niedergeschlagenheit, da nun meine Rückkehr in's Vaterland außer allem Zweifel stand.

Hatte bis jetzt das Heimweh meine Seele erfüllt, so loderte es jetzt in hellen Flammen auf. Mein Brotherr, das sah ich jetzt, hatte mich recht lieb, weil er mich treu und brauchbar erfunden hatte. An ein Zurückhalten dachte er nicht, wohl aber hoffte er auf eine baldige Rückkehr mit meiner Frau, auf die sich die Seine aufrichtig freute, da sie auch ganz alleine dastand. Er gelobte mir feierlich, mich jederzeit wieder mit offenen Armen aufzunehmen, wann es auch sein möge, daß ich zurückkehrte. Er bot mir Geld vertrauensvoll an.

Aber ich hatte auf der einsamen Farm gar keine Bedürfnisse, als die der einfachsten Bekleidung; darum konnte ich auch mein Gehalt nicht brauchen, und da er es, wie ich Ihnen bereits gesagt, wesentlich erhöht und vermehrt hatte, so blieb der Rest dessen, was ich an meine liebe Frau sandte, bei ihm stehen und das war zu einem zwar bescheidenen, aber doch so großen Kapitale angewachsen, daß ich es, Alles voraussehend, und mit ihm besprechend, nicht alle brauchen konnte und den Rest bei ihm stehen ließ.

Wie mich auch das Herz mit tausend Armen heimwärts zog, ich schied doch mit tiefer Wehmuth von der Farm, wo ich Brot und Thätigkeit, wo ich Ruhe und Frieden, ja, wo ich noch Höheres, Trost in Gott gefunden, und von den Menschen, die mir Liebe bewiesen hatten.

Meine Reise mit dem Dampfer von New-York bis Bremen war verhältnißmäßig kurz und ungewöhnlich glücklich.

Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, das Gefühl, welches durch meine Seele zitterte, als ich den Boden des heimathlichen Welttheils, den Boden Deutschlands, wieder betrat. Ich schämte mich der Thränen nicht, die in meinen weißgewordenen Bart rieselten; denn ich war nicht der Einzige

unter den Landenden, der von der Macht seiner Gefühle in diesem Maße überwältigt wurde. Was traten hier, an derselben Stelle, wo ich auch nach Amerika eingeschifft, für Erinnerungen an mich heran? —

Daß ich mich nicht in Bremen aufhielt, mir nicht einmal eine eintägige Erholung von den Strapazen der Seereise gestattete, werden Sie mir ohne Versicherung glauben. Ich hielt mich nirgends auf; ich flog der Heimath zu. —

Aber Niemand kannte mich mehr. In dem kurzen Zeitraume hatte Kummer und Gewissensqual mich um zwanzig und mehr Jahre älter gemacht. Das war mir im Grunde nicht unangenehm, daß mich die Leute nicht kannten. Ich ließ mich mit ihnen nicht ein, weil nur ein Gedanke mich erfüllte. Da sah ich die Thürme Heidelberg's, wo sie wohnte! Wie pochte das Herz, freudig, bange? — Ich eilte, dort angelangt, zu ihrer Wohnung bei der befreundeten Familie. Sie empfingen mich weinend.

Ich muß es kurz machen, sagte er mit gepreßter Stimme, und unter heißen, rinnenden Thränen. — Sie war etwa acht Tage nach der Absendung des letzten Briefes, worin sie mir meine Begnadigung gemeldet, erkrankt am Nervenfieber, das damals in Heidelberg herrschte, und — am neunten Tage — gestorben!

Er neigte sein Haupt und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und schluchzte laut.

Ich war tief erschüttert und ehrte seinen Schmerz. Das Schicksal des unglücklichen Mannes war schrecklich. Ich dachte mich an seine Stelle und brach, wie er, in Thränen aus. Aehnliches hatte ich nie erlebt, nie vernommen. — Lange, lange saß er, saß ich so da, in Gedanken, die mächtig die Brust hoben.

Endlich richtete er sich auf, faßte und drückte meine Hand. O wie wohl thut es mir Armen, Theilnahme zu finden! sagte er mit tonloser Stimme. Lohne es Ihnen der Herr, was Sie durch Ihre Theilnahme Gutes an mir thun!

Unsre Zeit war da. Wir mußten zum Bahnhofe, der Zug nach Carlsruhe ging bald ab.

Als wir in Carlsruhe ausſtiegen, faßte er meine Hand. Wir ſcheiden jetzt für immer, ſagte er wehmüthig. Hören Sie nur noch einige Worte an. — Das Letzte, ſagte er, was ich Ihnen mitgetheilt, iſt nun ein Vierteljahr alt. Ich habe an den Gräbern meiner Theuern gekniet, gebetet, geweint. Ich bin auf dem Wege zum Grabe meines Sohnes. Ich hole mir Erde von ſeinem Grabe, wie ich ſie geſammelt habe von den beiden andern Gräbern. Sie ſollen ſie einſt unter mein Haupt legen, wenn ich ſterbe. Hier erinnert mich Alles an ein verlornes, vergeudetes Leben. Ich gehe wieder nach Amerika, dort zu ſterben. Mein theures Weib iſt mit dem Gebete für mich geſtorben. Der Landesherr hat mich begnadigt, — aber droben, droben?

Wohnt ein verſöhnender Heiland, ein barmherziger Richter! ſagte ich aus dem tiefſten Grunde meiner Seele. Beten Sie für mich! war ſein letztes Wort. Er umarmte mich; dann riß er ſich los und verſchwand im Gedränge.

Ich ſah' ihn nicht wieder. Sechszehn Jahre ſind ſeitdem in's Land gegangen. Er hat ſicherlich ein Grab, und — Gott gebe es — Frieden gefunden.

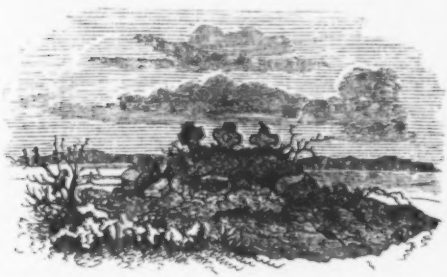

Zur Erzählung

AN DER CLEMENSKIRCHE.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1869.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Vierundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste. (Mit 2 Holzschnitten) 1
2. Auflösung der Räthsel vom Jahr 1868. (Mit 2 Holzschnitten) 13
3. An der Clemenskirche. Eine rheinische Geschichte aus dem Jahre 1811. (Mit 17 Holzschnitten) 16
4. Ein Räthsel. (Mit einem Holzschnitt) 98
5. Altes Gold. (Mit 2 Holzschnitten) 100
6. Eine Geschichte aus dem badischen Schwarzwald. (Mit 9 Holzschnitten) 103
7. Ein Stücklein vom Schatzgraben. (Mit 4 Holzschnitten) 140
8. Ein Räthselchen 155
9. Altes Gold. (Mit einem Holzschnitt) 156
10. Etwas vom alten York und dem alten Blücher. (Mit einem Holzschnitt) 157
11. Capital und Zinsen. Eine Geschichte aus dem wirklichen Leben. (Mit 9 Holzschnitten) 162
12. Ein Stücklein von dem englischen Admiral Nelson. (Mit einem Holzschnitt) 191
13. Ein Räthsel 195
14. Die gelehrten Herren in der Klemme. (Mit einem Holzschnitt) 200
15. Die letzten Stunden des „großen Churfürsten" Friedrich Wilhelm von Brandenburg. (Mit 2 Holzschnitten) . 204

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Liebe Freunde in der Spinnſtube!

Ein Vierteljahrhundert iſt nahezu vorüber, ſeit ich alljährlich zu Euch hintrete mit obigem chriſtlichem Herzensgruße, um Euch Etwas zu bringen für die fleißig benutzten Winterabende in der Spinnſtube, Etwas, wodurch in Euren Herzen genährt und gepflegt werde, was löblich und gut iſt und wohllautet und Gott gefällt. So tritt das Büchlein, als mein Abgeſandter, wieder in Eure Mitte, und da darf ich wohl ſagen, es iſt ein **alter Freund**, der Euch im Geiſte ſeinen Gruß und Handſchlag bringt; aber er iſt es auch

wirklich nach seinen Lebensjahren; denn am 15. August des Jahres 1866 tritt er in sein neun und sechzigstes Lebensjahr und da liegt ihm die Frage nahe: Wird er das Vierteljahrhundert in und mit seiner Spinnstube vollenden! *) Gott der Herr allein weiß es!

Je mehr ich aber erfahren durfte, daß Ihr das Büchlein mit Freude bei Euch aufnehmet und ihm in Eurem trau-

*) Auf diese ahnende Frage des Spinnstubenschreibers hat der Herr bereits die Antwort gegeben, wie wohl schon viele Leser der Spinnstube wissen. Am 14. October 1867 ist „W. C. von Horn" heimgegangen und der treue Herr hat ihm ein Ende gegeben, wie er sich's stets wünschte, ein Ende ohne vorhergehendes langes Krankenlager. Ein Gehirnschlag traf ihn in der Nähe seines Hauses, als er auf einem kleinen Spaziergange begriffen war, und nach sechs Stunden schon hatte er das Auge für diese Welt geschlossen. Möge er, der in seiner ihm verliehenen Weise so treu und eifrig daran gearbeitet hat, sein liebes deutsches Volk auf den rechten Weg zu führen, daß es in Wahrheit ein Volk Gottes würde, nun nach seinem arbeitsvollen Lebenstage eingegangen sein zu der ewigen Ruhe, die dem Volke Gottes droben noch vorhanden ist!

Das aber hat der Herr dem heimgegangenen Spinnstubenschreiber noch in Gnaden gestattet, daß er den fünfundzwanzigsten Jahrgang der Spinnstube vollenden durfte, und hoffen wir, denselben im Jahre 1870 in die Hände der Leser zu legen so wie er ihn geschrieben. Damit aber soll denn die Spinnstube nicht für immer zu Ende sein; denn in den hinterlassenen Papieren des Heimgegangenen findet sich noch gar Vieles, was er schon im Voraus für die Spinnstube gesammelt und geschrieben hat, und was den lieben Lesern derselben auch nicht vorenthalten werden soll. Mit Hülfe mehrerer Männer, die auch wie der Heimgegangene ein warmes Herz für ihr Volk haben und demselben mit ihren Gaben gerne dienen wollen, gedenken wir denn die Spinnstube, so Gott will, auch nach dem Jahre 1870 noch weiter fortzusetzen, und sprechen schon jetzt den herzlichen Wunsch aus, daß auch dann keine der Thüren sich für sie schließen möge, durch welche sie so lange schon alljährlich Eingang gefunden, und keines der Herzen sich von ihr abwenden, die ihr so manche frohe Stunde, so manche heilsame Belehrung, so manche ernste Erinnerung zu danken haben. Will's Gott, so wird es ihr ja gelingen, ihren lieben Lesern auch künftighin zu bringen, wie da oben der selige Spinnstubenschreiber sagt, „was löblich und gut ist und wohllautet und Gott gefällt!" Und damit Gott befohlen!

lichen Kreise eine Stätte gönnet, desto mehr muß es mir ja als eine ernste, verantwortungsvolle Aufgabe erscheinen, Euch auch mit jedem neuen Jahrgange Solches zu bringen, was Euch nicht etwa zu einem flüchtigen Zeitvertreibe, zu einer müßigen Unterhaltung diene, sondern was Euch für Kopf und Herz, für's Haus und für's Leben und in Zeitlichem und Ewigem einen Gewinn bringen könnte.

Das ist mir wieder auf's Herz gefallen, als ich mit diesen Zeilen diesen Jahrgang der Spinnstube zu schreiben anfing, und — es trat noch Etwas hinzu, das mir gar oft schon schwer das Herz drückte, die Zeitumstände, die so düster, so drohend vor uns liegen, und da ist mir nur selten die drängende Nothwendigkeit so nahe getreten, als eben heute, den warmen, christlichen Willkommengruß, wie er da oben steht, laut und eindringlich Euch in's Herz zu rufen. Das wird Euch recht klar werden, wenn ich Euch sage, daß heute, wo ich diese Zeilen schreibe, es gerade nach dem Kalender der 12. Mai 1866 ist, wenn auch dies Blatt Euch erst zu Gesichte kommt, wenn vielleicht die Stürme ausgetobt haben, die uns drohen, die Schläge uns getroffen haben, vor denen uns banget, und manch treues deutsches Herz verblutet hat, um das die heißen Thränen fließen. Sei Gott uns Allen gnädig und barmherzig, besonders denen, die solche Thränen dann vergießen! Und gebe Er in seiner Barmherzigkeit besonders das unserem lieben deutschen Volke, daß nach dem Ungewitter, das über ihm sich zusammenzieht, und dessen dumpfes Grollen ja schon nicht mehr zu überhören ist, der Friedensbogen nicht ausbleibt, der sich milde und freundlich über das ganze weite Vaterland wölbe, und die neue frische Lebensluft, in welcher jede deutsche Brust fröhlich wieder aufathmen und jedes deutsche Herz hoffnungsvoll und freudig aufschlagen könne!

In solch' schwerer erwartungsvoller Zeit da thut's aber gewiß doppelt Noth, den Gruß des Friedens in die Herzen hineinzurufen, der dahin weiset, wo die geängsteten und gequälten Herzen allein Trost, Halt und Zuversicht finden können. — Und der alte Spinnstubenschreiber

will ihn sich selbst in's Herz rufen, um alle qualvollen Gedanken von sich zu scheuchen, und frischen Muthes mit diesem Büchlein seinen Weg durch's Vaterland anzutreten unter dem Paniere der gläubigen Hoffnung, der HERR werde helfen so oder so — und aus der blutigen Saat, wenn sie gesäet werden muß, heilbringende Frucht aufgehen lassen in seiner Allmacht und Gnade. Und wenn er auch mit gläubiger Zuversicht hofft, daß dann, wenn dies Büchlein in Eure Hände kommt, die Sonne des Friedens wieder vom heitern Himmel herablachet und die schwarzen jetzt drohenden Wetterwolken sich werden verzogen haben, so denkt er doch, er habe diese Worte nicht ganz vergeblich niedergeschrieben, weil er überzeugt ist, daß der Herzensgruß, mit dem er die Spinnstube eröffnet, durch eine reiche Erfahrung in der Trübsal Euch noch lieber geworden sein wird, als ein rechter Anker im sturmbewegten Meere der Zeit.

Also: Gott zum Gruße in dieser bangen, schweren Zeit!

Wer aber bei diesem Gruße auf ihn, den Herrn, das Auge und das Herz richtet, dem müssen ja sehr ernste Gedanken in dieser Zeit kommen und er wird nicht umhin können, die Hand dessen, der Alles lenket und leitet, auch in dem zu erkennen, was jetzt über uns hereinzubrechen droht, zum Theil in den Geburtswehen der Zeit schon hereingebrochen ist, und zwar seine strafende, züchtigende Hand!

Ueber fünfzig Jahre sind es jetzt, daß das deutsche Volk, man kann sagen, eines ungetrübten Friedens sich erfreut; denn wenn auch während dieser langen Zeit zu verschiedenen Malen Krieg und Kriegsgeschrei in unserm Welttheil erschallte, Deutschlands gesegnete Fluren sind ja davon so gut wie verschont geblieben, und die Geißel eines unseligen Kampfes berührte sie nicht.

Und nun in diesem langen Zeitraume welch' ein gewaltiger Fortschritt, welch' eine beispiellose Entwickelung auf allen Gebieten des äußeren Lebens! Welch' ein riesenhafter Aufschwung der Gewerbethätigkeit, des Handels, der Fabriken

und Manufakturen überall! Es ist ja fast unmöglich, auch nur annähernd denselben zu beschreiben. Und wer vor fünfzig Jahren vorausverkündigt hätte, was heute allbekannte Dinge sind, über welche kaum mehr ein Kind sich verwundert, den würde man ja ohne Zweifel als reif für das Irrenhaus erachtet haben.

Wer z. B. von meinen lieben Lesern, die am Rheine wohnen, sich, wie Unsereiner, jenes schmalen, kleinen Schiffleins erinnert, das von ein paar dürren Pferden gezogen, langsam, wie die Schnecke im langen Grase, die einzige Reisegelegenheit war, außer dem vorweltlichen Postwagen, der auch eilte, wie der bekannte hinkende Bote, wenn er recht müde war. Daß der gescheidter war, der auf Schusters Rappen ritt, ließ keinen Zweifel zu. Vergleicht er damit die Dampfboote, welche rheinauf und rheinab die Wellen peitschen und blitzschnell enteilen, oder auf beiden Ufern die Eisenbahnen mit ihren Feuerrossen, welche dahineilen wie der Gedanke, und Menschenmassen und Gütermassen dahintragen, als wär's eben Nichts, so ist's fabelhaft, wie sich das in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume entwickelt und entfaltet hat! Selbst kein Bettler geht heutzutage mehr zu Fuß. Drunten in Belgien ist das freilich noch ausgebildeter; dort verstehen sich die Leute auf's Betteln! Wenn da Einer die belgischen Städte durchbetteln will, so macht er mit der Eisenbahn die Rundreise, bettelt sich durch und kommt Abends mit einem hübschen Sümmchen in der Tasche heim. Doch dies nur so nebenbei, — aber — wer weiß, wohin es auch bei uns noch kommt? — Wir sind im Fortschritt!

Wer noch daran zurückdenkt, wie er noch vor nicht gar langer Zeit sein Feder- oder Rasirmesser, so er anders etwas Gutes haben wollte, für schweres Geld aus französischen oder englischen Fabriken beziehen mußte, welch' einen Unterschied muß der wahrnehmen, wenn er jetzt von deutschen Fabriken hört, die für sich allein kleine Städte bilden und ihre Waaren selbst nach Frankreich und England senden, die mehr als tausend Hände beschäftigen und Erzeugnisse

auf den Weltmarkt liefern, die zum Theil einzig sind, zum Theil in ihrer Art mit denen jedes andern Landes um den Rang ringen dürfen.

Und weiter, welch' einen gewaltigen Fortschritt in der Bildung des Volkes können wir wahrnehmen! Wenn von hundert jungen Franzosen, welche in einem der letzten Jahre in's Heer traten, neunzehn lesen, schreiben und rechnen konnten, so erwies es sich, daß von hundert jungen Leuten aus der preußischen Rheinprovinz neunzehn dies nicht konnten, die Andern aber Alle, und bei diesen neunzehn fehlten zum Theil die Fähigkeiten oder es waren ganz besondre Umstände, daß sie es nicht erlernt. Welch' ein herrliches Aufblühen von Kunst und Wissenschaft, an dem selbst der Ackerbau einen wesentlichen Antheil genommen hat! Ich könnte das bis in's Einzelne weiter führen in einer langen Reihe; aber — aber — ist es denn in allen Stücken so vorangegangen? Ist's besser geworden in den langen Friedensjahren, die uns Gott der Herr gab, auch im inneren Leben des Menschen? — Ist's vorangegangen auch mit der Frömmigkeit und Gottesfurcht, die ja doch von Alters her des deutschen Volkes Schmuck und Ehrenkrone war? Ist's besser geworden in den Häusern, in den Familien, diesen Pflanzstätten des ächten christlichen Volkslebens? Ist's besser geworden in dem Verhältniß zwischen Gatten und Gattin, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Herrschaften und Dienstboten? —

Ach, nicht wahr, Gevatter, da kannst Du nicht anders, als mit mir wehmüthig den Kopf schütteln und mit einem tiefen Seufzer ausrufen: Ja, wer doch auch das sagen könnte? Und gewiß, man braucht ja nicht, wie man's alten Leuten spöttisch nachsagt, ein blinder Verehrer und Lobredner der sogenannten guten, alten Zeit zu sein, man braucht ja nur einfach die Augen aufzumachen und in seine allernächste Umgebung hineinzublicken, um da einen beklagenswerthen Unterschied wahrzunehmen zwischen Jetzt und Ehemals. Sehet nur einmal zu!

Was ist's denn, worum heutzutage Alles sich drehet? Ist's nicht das Geld, das Geld und wiederum das Geld?

Was iſt's, was in den Augen der Allermeiſten dem Menſchen Werth und Bedeutung gibt? Iſt's etwa die innere Tüchtigkeit, womit er ſeinen Beruf treibt und an ſeinem Theile das Wohl des Ganzen fördern hilft? Iſt's die Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit, womit er ſeinen Wandel führt? Iſt's der grade, feſte Mannesſinn, den er überall beſtätigt und womit er das ſchöne deutſche Sprüchwort in Ehren erhält: „Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort"?

Ach nein, das ſind heutzutage in den Augen der meiſten Menſchen nur noch zweifelhafte Vorzüge, die Einer beſitzt, und die um ſo weniger an ihm geſchätzt und geehrt werden, je mehr er ſich dadurch vor ſeiner Umgebung auszeichnet und ihnen, wie in einem Spiegel zeigt, wie es auch bei ihnen ſein ſollte, aber nicht iſt; nein, das Geld iſt's, das in unſern Tagen den Mann macht, und je mehr Einer davon hat, deſto größer ſein Anſehen, deſto größer ſeine Geltung iſt, wenn er ſonſt auch, namentlich ſittlich, keinen Pfifferling werth iſt. Geld deckt Alles zu, auch das Allermiſerabelſte! Das iſt eine Erfahrung, die wir alle Tage auf's Neue machen können und — machen. Denn allmälig und im Schweiße ſeines Angeſichts zu Gelde zu kommen, oder in Summa, reich zu werden, wie es ſonſt wohl Regel und Gang war, den langſamen, ſichern Weg einzuſchlagen, der vom Pfennig zum Groſchen, vom Groſchen zum Thaler führt, und der mit treuer, ehrlicher Arbeit gepflaſtert iſt, wie Vielen fällt das heutzutage noch ein? Actien, Börſenſpiel, Lotterien, überhaupt gewagte Unternehmungen aller Art — es iſt ſo ſchön, ſo leicht, mit Einem Ruck reich zu werden — wenn's glückt; aber wenn's quer geht? Nun, ſo ſchnallt man den Gürtel um die Lenden enger, legt ſich krumm — grollt, murrt, hadert mit dem lieben Gott, ſtatt gegen die eigene Sünde zu murren, und zur Einſicht zu kommen, daß, wie das Sprichwort ſagt, „ehrlich langſam geht." Iſt's denn nun ein Wunder, daß, in Folge dieſer übertriebenen Werthſchätzung des Geldes und des äußeren Beſitzes überhaupt, Jeder durchaus für reich gelten will in den Augen der Leute, wenn er es auch tauſendmal

nicht ist? — Ist es nicht vielmehr eine unausbleibliche Folge des Götzendienstes, welcher mit dem Gelde getrieben wird, daß man durch übertriebene Ausgaben, durch Prunk und verschwenderische Lebensweise, welche die Grenzen des Zulässigen weit überschreiten, die Augen der Leute zu blenden sucht? — Wo das aber geschieht, muß da nicht nothwendig alles ächte, solide, kernhafte Wesen zu Grunde gehen und an seine Stelle der Schwindel, die Lüge treten, die den Boden aller Lebensverhältnisse unterhöhlt, und ein Geist gegenseitigen Mißtrauens erweckt werden, durch welchen sich auch die heiligsten Bande lockern? Muß da nicht das ächte und rechte Familienleben ein Ende haben, wo der Mann jeden Abend in das Wirthshaus eilt, um seinen künstlich aufgebauten, auf lügenhafter Grundlage ruhenden Rang in der Gesellschaft einzunehmen, und wo die Frau nur darauf sinnet, in modischer Kleidung und kostbarsten Stoffen zu erscheinen, um sich von denen, denen sie es gleichthun zu müssen glaubt, nicht überbieten zu lassen, wenn es deren Mittel auch hundertmal eher gestatten, als die eigenen? Da wird daheim geknausert und gegeizt, um öffentlich zu glänzen, in Summa, es ist aufgeputzte Lumperei, glänzendes Elend, schmutziger Geiz, der dennoch am Ende nicht Jammer und Leid abhält; aber, wo bleibt da die Eintracht des ehelichen Lebens, der Friede, der ernährt, die rechte Liebe, die Kinderzucht? Wo findet die Religiosität noch Raum im Hause, die Hausandacht, das Gebet, das christliche Hausleben in Summa? Da fehlt das, was der Familie ihr rechtes Gepräge aufdrückt, wie es die ächt deutsche Familie haben soll und hatte. Wo ist für die Kinder der Schild gegen alle Anfechtungen des Bösen? Doch — ich will aufhören mit solchen Fragen, deren Wichtigkeit und Bedeutung jeder ernste Christ, ja auch schon Jeder, dem die Ehre und das Wohlergehen des Vaterlandes irgend am Herzen liegt, seufzend anerkennen muß, und deren Anzahl Jeder noch um ein Beträchtliches vermehren kann, wenn er irgend Lust dazu hat und inneren Beweggrund.

Aber das will ich Euch fragen, liebe Freunde in der

Spinnſtube, und ich bin im Voraus überzeugt, daß Ihr mir darin zuſtimmt: Iſt's nicht wirklich im Großen und Ganzen an dem, was die Hauptſache iſt, rückwärts gegangen in unſerm Volksleben während der langen Friedensjahre, die uns Gott der Herr geſchenkt hat, und in denen es doch ſo mächtig und ſo herrlich hätte vorangehen können und ſollen? — Und dürfen wir uns denn nun wundern und beklagen oder etwa gar murren, wenn die gewaltige Hand des Herrn nach den ruhigen friedlichen Zeiten, die unſer Volk leider ſo wenig ausgekauft hat, nun auch einmal ſchwere Zeiten über uns heraufführt? Muß nicht jedes Chriſtenauge in dieſen ſchweren Zeiten die züchtigende Vaterhand des Herrn erkennen, die unſer deutſches Volk zum Beſinnen auf ſich ſelbſt, zur Buße, zur Beſſerung führen will?

O, möchten nur wir Alle dies erkennen und uns dieſe Zeiten gleichſam einen Gruß, einen väterlich ernſten ſein laſſen, mit dem er uns zu ſich rufen will, und uns daran erinnern, wie undankbar wir gehandelt haben, daß wir die lange Gnadenzeit, da es uns vergönnt war, in Ruhe und Frieden zu leben, ſo wenig zu unſerm Heile benutzt haben. Und denke nur Keiner, er habe nicht nöthig, die Erinnerung auch ſich zu Herzen zu nehmen. Wer darf ſich freiſprechen von der allgemeinen Schuld, die unſer Volk auf ſich geladen hat? Wer darf ſich mit gutem Gewiſſen ſagen, er ſei ganz unberührt geblieben von dem verderblichen Geiſte der Zeit und habe ſich in keiner Weiſe hineinziehen laſſen in die böſe Art der Zeit? Wer darf ſich rühmen, daß er unverrückt feſtgehalten habe an der alten Einfachheit, der Sitte und Lebensweiſe, an der alten, ehrenfeſten, gottesfürchtigen, deutſchen Familien- und Hausordnung, und daß er auch nicht das Mindeſte davon den allgemeinen Anſichten ſeiner Umgebung, der ſogenannten öffentlichen Meinung zu Liebe, geopfert habe?

Nein, meine lieben Freunde in der Spinnſtube, wir ſind Alle, Alle ohne Ausnahme, mitſchuldig daran, daß es ſo böſe Zeit geworden iſt. Jeder in ſeiner Weiſe und in ſeinem Kreiſe trägt die Mitſchuld, daß es von dem Herrn aus

wieder in Erinnerung gebracht werden muß, wie Er es ist, der noch immer im Regimente sitzet und Alles lenket und leitet, Er, der seine Gnade nicht ungestraft verachten läßt, und wie aller Reichthum und Wohlstand eines Volkes, alle Weisheit und Staatskunst seiner Lenker, keine festen Säulen sind, darauf die Hoffnung einer gesegneteren Zukunft erbaut werden kann, sondern nur morsche, schwankende Stützen, die da zusammenbrechen vor Einem Hauche seines Mundes. —

Darum wollen wir aber auch Alle, Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, Gelehrte und Ungelehrte, wer wir auch sind, uns demüthigen vor Ihm, dem Herrn, und die schwere Zeit, der wir entgegengehen, uns als einen warnenden Liebesgruß von Ihm recht in's Herz dringen lassen, wollen mit Scham und Reue erkennen, wovon wir gefallen sind, uns aber dann alles Ernstes aufmachen, wieder zu suchen, was uns auf so beklagenswerthe Weise abhanden gekommen ist, nämlich die Gemeinschaft unsres Herzens mit Ihm, dem Herrn, und die Führung unsres Lebens nach seinen heiligen Geboten!

Gott zum Gruße!

Das soll uns aber nicht allein demüthigen, sondern auch erheben und aufrichten, besonders in solcher Zeit banger Erwartung. Wer des Wortes Bedeutung recht in's Herz faßt, der kann sich der Hoffnung nicht entschlagen, daß der Herr unser deutsches Land und Volk nicht verlassen wird, sondern daß er aus dieser trüben Zeit lichthelle gesegnete Tage für es hervorgehen lassen möge. So wollen wir stehen im Glauben männlich und stark, und anhalten am Gebete und, wie es im 46. Psalm heißt: stille sein, und erkennen, daß Er Gott ist. Wir wollen in demüthiger Unterwerfung unser Kreuz auf uns nehmen und dem nachfolgen, von dem der andere Theil meines Grußes redet:

„Und den Herrn Jesum Christum zum Troste."

Der ist ja zu aller Zeit, zumal in einer so trüben, der rechte, kräftige Trost, der, wo er mit vollem, kräftigen Herzen erfaßt wird, alles Verzagen ferne halten muß. Wie

spiegelt sich ja in diesem Namen des fleischgewordenen Sohnes Gottes so hell und herrlich der Reichthum der göttlichen Barmherzigkeit ab, die nicht will, daß Jemand verloren werde, sondern Rettung und Heil geboten werde, die ja des eingeborenen Sohnes nicht verschonte, sondern der ganzen Welt ihn zum Heilande gab, daß aus seinem Schmerzenstode das Leben erblühe. Wie wird uns in diesem Namen so nahe und überwältigend an's Herz gelegt, was der Apostel Paulus (Römer VIII) spricht: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?" Wie muß es uns in diesem Namen zur beseligenden Gewißheit werden, daß wir, da durch den Tod seines eigenen Sohnes aller Zorn des heiligen Gottes über unsre Sünde getilgt und ausgelöscht ist, nur noch seine Liebe über uns waltet, die treue, unerschöpfliche Vaterliebe, die, wenn sie auch schwer schlägt und hart trifft, doch nur Gedanken des Friedens hat und nicht Gedanken des Leids, doch nur zum Heile führen will und nicht zum Verderben.

Welch' eine Fülle des Trostes also, der für die Gläubigen in diesem hochgelobten Namen Jesu Christi liegt! Welch' ein Trost, um dieses Namens willen, mit dem Apostel frohlocken zu können: „Aber in Allem dem überwinden wir weit um deßwillen, der uns geliebet hat; denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn!"

Nun denn, meine lieben Freunde, so wollen wir allzumal, Ihr und ich, uns den alten schönen Spinnstubengruß recht in's Herz fassen und daraus lernen, woran wir zu denken, wohin wir zu schauen, worauf wir zu hoffen haben als Christenmenschen, wenn die Angst und Noth des Lebens sich schwer und drückend auf uns legt.

Und wenn auch, Gott gebe es, in dem Augenblicke, da dieſe Zeilen Euch gedruckt in der Hand und vor Augen liegen, die böſe Zeit, in welcher ſie mir aus dem Herzen in die Feder gefloſſen ſind, längſt vorüber iſt, wenn auch — und das wollen wir zu Gott hoffen — dann Friede iſt, verſchmähet ſie auch dann nicht, ſondern thuet dem Gruße Euer Herz auf und laſſet ihn immer tiefer hineindringen; denn die böſe Zeit, ſo oder ſo, bleibt niemals aus und jedes Menſchen Leben hat ſeine Paſſionszeit, in welcher es Stärkung und Troſt nöthig hat. Wohl dem, der da weiß, wohin er mit all' ſeinen Sorgen und Schmerzen ſich flüchten muß, wenn ſie ihm ſollen abgenommen werden! Wohl zumal dem, der vielleicht um ein verlorenes Lebensglück trauert, wenn er weiß, wo ein reineres, beſſeres, dauernderes Glück zu erlangen iſt, als es die Welt geben kann, ein Glück, das keine Macht der Erde ihm zu entreißen vermag.

Darum noch einmal uns Allen und unſerm ganzen lieben Vaterlande für jetzt und immerdar:

Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum
zum Troſte!

2. Auflösung der Räthsel vom Jahr 1868.

Das erste der Räthsel (S. 137) ist einmal eine Räthselgeschichte, in welcher der Räthselmann dem Könige Salomo das Räthselwort Auge in verschiedenster Beziehung vorlegt.

Zuerst ist es das Auge in der schönen, duftigen und beliebten Blume, die wir Aurikel nennen, das um so schöner ist, je mehr es mit weißem Staube bedeckt ist, den man auch wohl Mehl heißt und daher diese Blume im Munde des Volkes auch die „Mehlblume" heißt.

Die zweite Bedeutung ist der Schmetterling, das Pfauenauge genannt, der auf jedem Flügel ein prächtig gefärbtes Auge hat, wie in den Schweiffedern des Pfaues sie sich finden; daß er noch zwei Augen zum Sehen am Kopfe hat, ist einfach verständlich. Der Pfau, der so viele Augen in seinen Schweiffedern hat, sieht ja damit so wenig, wie der Schmetterling mit den Zweien auf seinen Flügeln. Der Schmetterling saugt aus dem Auge der Aurikel „goldene Fülle," nämlich den goldenen Honig. Leider gibt es auch Schmetterlinge unter den Menschen, junge Verführer für thörichte, eitle, verliebte Mädchen. Da ist denn meist die Folge, daß, wenn der Schmetterling davon fliegt, das, was ich meine, das Auge, nämlich des betrogenen Mädchens, sich mit Thränen füllt! Daß das Auge Feuer sprüht, wird hundertmal bildlich ausgesprochen, daher es Feuerquell genannt werden kann. Es ist auch ein Wasserquell, denk' nur an die Thränen! Darauf redet der Räth-

selmann von dem schönen, großen Vogel, dem Pfaue, der im Garten viel Unheil durch das Scharren anrichtet und, verjagt, seinen prächtigen Schweif mit den vielen blauschwarzen, glänzenden Augen in den Federn zum Rade formt. Fallen ihm auch ein paar Federaugen aus, so wachsen sie wieder. Was der Räthselmann von seiner Frau sagt, daß er nämlich mit seinen zwei Augen auf seiner Wassersuppe nicht einmal ein Fettauge vom Schmälzen habe gesehen, versteht sich leicht. Als er aufspringen will, den Vogel zu scheuchen, fühlt er den Schmerz seiner — Hühneraugen oder Krähenaugen an den Füßen, die kein Pressen vertragen. Nanu, sagen die Berliner, das that schrecklich wehe! Weiß es aus Erfahrung.

Und endlich meint der Räthselmann, schöne Frauenaugen seien ein Netz, das bisweilen einen Mann fange. — Item, damit kann er auch Recht haben! — Die Reue kommt dann, wie beim Räthselmann, hintennach. Der König setzt das Auge außer Dienst, das heißt, er macht es zu, während er sinnt. Das Auge redet, ist eine bildliche, aber sehr bekannte und richtige Bezeichnung, und es redet in allen Sprachen, denn Jeder versteht seine Sprache auch ohne Worte, weil durch das Auge die Seele spricht.

Nun, lieber Leser, wenn auch das Räthsel etwas lang gerathen ist, so denk' ich, diese Art der Räthsel, die ich schon einige Male angewendet, wird dir doch nicht mißfallen und du wirfst kein böses Auge auf die Spinnstube oder deren Schreiber. Thue es doch ja nicht! —

Das zweite (S. 184) ist ein Sylbenräthsel, das heißt ein solches, wo das Wort in seine Sylben zerlegt, jede Sylbe für sich betrachtet wird, wofern sie nämlich einen Begriff ausdrückt, und zuletzt das Ganze in's Auge gefaßt wird. Da ist denn das Räthselwort: Weihnacht, der alte, deutsche Volksname für das heilige Christfest, und das Räthsel zerlegt es also in seine Sylben: Weih' und Nacht. Nun sind die Gegensätze in dem Worte Weih', Weihe, außerordentlich groß. Weih', Weihe, heißt der Raubvogel, der in ruhig gezogenen Kreisen in der Luft, hoch über uns, dahinschwebt,

und doch mit seinem scharfen Auge seine Beute an der Erde entdeckt. Weihe heißt aber auch die geheiligte Seelenstimmung, die ihrem wohlthätigen, veredelnden Einfluß auf alles menschliche Denken, Reden und Thun, Leiden und Dulden ausübt. So läßt denn das Räthsel der ersten Sylbe stets diese beiden Bedeutungen des Wortes Weih oder Weihe miteinander wechseln. Die zweite Sylbe ist: Nacht. Die ist, so sagt das Sprüchwort, keines Menschen Freund; aber dennoch bringt sie im Schlummer des Ermattens dem Trost, der am Tage viel geweint; Nacht, Dunkelheit = Unwissenheit ist gewiß ewig der Feind des denkenden, forschenden Geistes, und — nun wieder: Nacht, in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, läßt die geistige Thätigkeit am Lebendigsten sich entwickeln: das weiß Jeder, der an einsames Nachtarbeiten gewöhnt ist. So flieht der Geist die Nacht der Unwissenheit wohl, sucht aber die stille Nacht, wo alles ruht, was am Tage ihn stört, für seine Arbeit. Nun nennt das Räthsel das ganze Wort: Weihnacht. O da ist das Geben der liebenden Herzen ebenso entzückend, als das Nehmen aus ihrer Hand. Das schönste, heiligste Fest, das die Familie segnet mit seliger Freude, füllt ja das Hoffen der erwartungsvollen Kinder am lichtumflossenen Christbaume, und zeigt dem gläubigen Gemüthe durch die Geburt des Erlösers den Himmel offen. Aber mit einem Scherze schließt das Räthsel. Wenn auch die Weihnacht überall Freude und Wonne verbreitet, am Worte: Weihnacht bleibt ewig am Ende die letzte Sylbe: Nacht.

3. An der Clemenskirche.

Eine rheinische Geschichte aus dem Jahre 1811.

I.

Was lange gedroht, ging endlich in eine traurige Erfüllung. Die Rothmäntel, die edlen Kämpfer, welche der Kaiser von der türkischen Grenze an den Rhein gesendet, die Franzosen zurückzuhalten, liefen, so schnell sie konnten bis an den Rhein, schifften rasch hinüber und „salvirten sich," und die Franzosen kamen ungehemmt von Trier her über den Hunsrücken an den Rhein und kündigten sich dort unter dem Paniere der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch Plündern an. Ich weiß es aus Erfahrung!

Das war eine Zeit, in der alle Ordnung zusammenbrach und eine wilde, gewaltthätige Herrschaft galt, bis sich nach

und nach die trüben Wolken klärten und legten und wieder Ordnung in das verarmte, schöne Rheinland kam, leider spät genug.

Wie gesagt, es war eine arge Zeit und ich habe sie durch und mitgelebt, sagte der alte Schmiedjakob, der im Kreise seiner alten, treuen Freunde und Verehrer in seinem Lehnstuhle saß und erzählte.

Der Gevatter nickte zustimmend bei diesen Worten, denn er hatte ja auch jene traurige Zeit mit durchlebt und wußte ein Liedlein davon zu singen, das aber keinen feinen, schönen Klang hatte, auch keine wohlgefällige Melodie.

Wer die Soldaten Napoleons vor Augen hat, wenn von den erobernden Franzosen die Rede ist, und etwa meint, so stattlich und schmuck, so mit Allem vortrefflich ausgerüstet, wie wir sie sahen, seien sie auch in den Neunziger Jahren gewesen, fuhr der Alte fort, der wäre freilich schief gewickelt. In den Neunziger Jahren sahen sie anders aus. Du lieber Gott, an eine Bekleidung wie Soldaten, in Uniform, war ja da nicht zu denken. Jeder trug die Kleider, die er hatte; der trug einen Soldatenhut, so ein langgestrecktes Marktschiff, wie sie die Soldaten damals hatten, der Andere eine rothe Jakobinermütze oder eine andre, die er sich, weil sie ihm paßte, unterwegs geliehen, um sie nicht wieder zu bringen. Der hatte einen alten, fadenscheinigen Soldatenrock, jener einen Mantel in Ermangelung eines Rockes; der dritte einen Bauernrock oder Wamms an, und so buntscheckig waren sie Alle; nur in Einem Punkte waren sie gleich, daß sie nämlich fast keine Schuhe hatten. Da wußten sie aber Rath, und tauschten ihre Schlappen gegen Stiefel und Schuhe um, wo sie passende fanden, und wer ihnen dabei den Vorwurf gemacht hätte, sie seien wählerisch gewesen, der hätte eine Verunglimpfung auf sein Gewissen geladen; denn ob es dicke, derbe, genagelte rindslederne Bauernschuhe waren, oder superfeine, glänzende Stadtherrnstiefeln, war ihnen einerlei, wenn sie nur darinnen gehen konnten, auch wohl laufen. Summa, sie tauschten, und der, welchem abgetauscht wurde, mochte stillschweigend auf den Profit verzichten.

Der Gevatter wiegte bejahend den Kopf, und schien in entsprechende Erinnerungen an solche selbsterfahrne Tauschartikel versunken. Kosteten mich auch ein Paar neuer Stiefeln und konnte mir hintennach in Jahren keine mehr kaufen, weil — mir das Geld dazu fehlte, sagte er in schmerzlichem Andenken an jene Tage. Weißt du was, Gevatter, sprach er dann zu dem Alten, erzähl' etwas, das besser klingt, als die Geschichten, auf die du da gekommen bist. Die wecken trübe Gedanken und machen kopfscheu.

Es gehört dazu, erwiederte lachend der alte Mann, und es ist so schlimm nicht, aus bessern Tagen in jene schlimmen Zeiten herabzublicken: man lernt die bessern werth halten und dankbar dafür, daß jene durchlebt und überwunden sind, hinaufblicken zu Dem, der sie überwinden half!

Auch wahr! versetzte der Gevatter; doch, vergiß deine Rede nicht!

So will ich denn auch alle die Erinnerungen, die sich mir, wie die Bilder im „Schattenspiel" oder in einem Guckkasten, jetzt vor meine Seele stellen, fahren lassen und zu einer Geschichte übergehen, die ich von Anfang bis zu Ende so gut wie erlebt habe; denn der Schiffer Martin von Trechtingshausen, unweit der Burg Rheinstein, die der Prinz Friedrich von Preußen erbaute oder neu aufbaute, war seiner Zeit mein guter Kamerad, als uns der Napoleon nach Spanien schleppte, wo ich meinen Fuß einer Kanonenkugel mußte zum Besten geben, ohne daß ich eigentlich weiß, wo er hingekommen ist. Seine Knochen, so weit sie nicht zu Splittern geworden, hat die spanische Sonne gebleicht und das ist ja auch dieselbe, die in Deutschland die Franzosenknochen bleichte. So gleicht sich am Ende Alles aus und der, der einst den Staub sammelt, weiß, wo er zu finden ist.

Er fuhr mit der Hand über das ernste Gesicht, als wolle er alle diese Bilder wegwischen, die jetzt seine Seele gefangen nehmen wollten. Er seufzte dabei tief auf und sagte dann: Ja — was ich sagen wollte — es war in jenen Tagen und zur Novemberzeit, wo „die Rosen nicht mehr blühen" und die „Schwalben heimwärts gezogen sind,"

wo aber Schnee und Regen vom kalten Nordwestwinde, den man dort unten am Rheine den „Wisperwind“ nennt, weil er aus dem Wisperthale bei Lorch hervorbricht, durcheinander gepeitscht wird und die Leute sagen: „Der Teufel jagt Müller und Bäcker unter einander, um zu erfahren, wer von ihnen der größte Spitzbube sei,“ als so ein sogenanntes Bataillon, was man besser zu deutsch: „Schlachthaufen“ nannte, von Niederheimbach nach Trechtingshausen wanderte, um sich dort — Quartiere zu nehmen; denn zu geben brauchte man sie ihnen nicht, sie machten's handgreiflich kürzer und liebten „die Umstände“ nicht.

Sie waren müde, durchfroren und durchnäßt und wanderten stille, was sonst ihre Art nicht war, dahin in größeren und kleineren Haufen. Ihr Gepäcke, wenn sie solches hatten, war auf einem Wagen zusammengeladen, vor dem das Gäulchen des Müllers Weinsheimer von Rheindiebach ächzte, und darauf saß auch eine junge, schöne Frau, die Marketenterin des Bataillons, in einen alten Soldatenmantel von Anno Ehemals gehüllt, unter dem sich noch ein kleines Mädchen barg, das ihr, wie „aus dem Gesichte geschnitten,“ glich, ihr Kind. Zur Seite dieses Müllerkarrens, denn ein Wagen war es eigentlich nicht, schritt traurig ein junger Soldat, dem man die Sorge um das junge Weib ansah. Sie war krank, das zeigte ihre gelblich bleiche Gesichtsfarbe, welche gegen das nachtschwarze, glänzende Haar noch greller abstach. Dabei zitterte das arme Weib vor Frost, und in Zwischenräumen, deren Zeitdauer immer kürzer wurde, jemehr die Nacht sich näherte, die bekanntlich in dieser Jahreszeit nicht lange auf sich warten läßt, wenn einmal die Tageshälfte vorüber ist, fragte sie: Robert, sind wir bald da?

Bald! bald! antwortete mit sichtbarer Theilnahme der Soldat neben dem Karren auf die Fragen der Leidenden nach dem Wanderziel dieses rauhen deutschen Tages. Endlich sah man Lichtschimmer aus kleinen Dorfhausfenstern durch das entsetzliche Schneegestöber dringen und der Soldat rief freudig aus: Wir sind gleich im Orte! Wer mehrere

rheinische Dörfer kennt, der weiß, daß mehr Gassen in gerader Richtung dem Rheine zulaufen, als diese quer durchschneiden, und das hat in den Ueberschwemmungen seinen Grund. Unten am Ufer des Rheines ist oder war wenigstens zu meiner Zeit, sagte Schmiedjakob, ein ziemlich freier Raum, der vom plätschernden Ufer bis zu den ersten Häusern anstieg und meist von den runden Rollsteinen bedeckt war, welche die Nahe, die unter Bingen in den Rhein mündet, dort abzusetzen pflegt, wie sie sie auf ihrem kurzen raschen Laufe aus den wilden Bergen, wo sie ihre Jugend-

kraft verbraust, mitbringt, und durch stetes Fortrollen an einander meist rund abschleift. Rechts auf dieser kleinen Anhöhe, „der Hübel" genannt, stand damals eine uralte, dicke, prächtige Linde, um die, in ziemlich weitem Kranze, eine dicke Schutzmauer gegen das Eis des Rheines aufgeführt und oben mit derben, schweren Quadersteinen belegt war, darauf an Sonntagnachmittagen oder auch an anderen, wenn sie „lungerten," die Schiffer ihr Pfeiflein schmauchten, ihren frischen, naturwüchsigen Witz und Humor, „Uz" rheinisch genannt, sprudeln ließen oder von Krieg und Frieden „judizirten", auch wohl die Aussichten auf den Herbst prüfend erwogen. Grade dieser Linde gegenüber kam von oben her eine Gasse, und zwei, vielleicht die besten Häuser des Dorfes, bildeten, sich gegenüber stehend, das Ende der Gasse.

Das eine dieser Häuser gehörte dem Schenkwirth Spähnkoch, und das gegenüberstehende dem Schiffer Martin, einem wohlstehenden Manne, der in kinderloser Ehe lebte und darum einen Schwestersohn, der Waise geworden war, an Kindesstatt angenommen hatte.

Es war bereits sieben Uhr und stichdunkel und das Wetter draußen war um Nichts besser, eher noch ärger geworden; denn der „Wisperwind" hauste furchtbar und schneidend scharf und eisig kalt, und der Schnee hatte die Oberhand über den Regen davon getragen und begann Berg und Thal mit seinem weißen Gewande zu bekleiden. Da hielt ein Fuhrwerk vor der Thüre Martin's.

Jesus Maria Joseph! rief die Frau ihrem am Ofen sitzenden Manne zu, gib Acht, wir kriegen einen Verwundeten oder Kranken!

Er antwortete nicht, ergriff aber die Ampel, die auf dem Tische stand und sagte dann: In Gottes Namen! Komm'! Beide traten zur Thüre und öffneten sie.

Der alte Müller Weinsheimer, der den Schiffer Martin wohl kannte, bot ihm einen guten Abend und sagte: Auch eine schöne Bescheerung, eine kranke Marketenderin!

Martin zuckte die Achseln, reichte seiner Frau die Ampel zum Halten und der Franzose, Weinsheimer und Martin

hoben die faſt erſtarrte Frau vom Karren, trugen ſie in die Stube und ſetzten ſie in den lederbeſchlagenen Sorgſtuhl am warmen Ofen, den Martin vor wenigen Augenblicken verlaſſen hatte. Dort bereitete ihr die gute Frau Martin vermittelſt eines Kiſſens von ihrem Bette eine bequeme Stellung, ſah ihr liebreich in das ſchöne, leidende Geſicht und ſagte: Wollt Ihr eine Taſſe warmen Kaffe? Die Kranke nickte dankbar. Sie hatte nur das eine Wort: Kaffe verſtanden, denn ſie war ſtockwälſch und verſtand kein Sterbenswörtchen deutſch.

Der Soldat ſah dankbar die Sorgfalt der mildherzigen Hausfrau und ging dann wieder hinaus, das kleine Mädchen herabzuheben, das wie ein Buchmarder in der Falle ſchrie, weil es ſich in der dunklen Nacht allein ſah. Stille, ſtille, Claire, ſagte er, du kommſt in eine warme Stube zur Mama, und kriegſt Kaffe! Das Vernehmen der Stimme des Vaters, die Nachricht zugleich, die dem zitternden, hungernden Kinde wie eine Himmelsbotſchaft klang, ſtillten ſein Weinen und der Vater trug es in die Stube.

Während Weinsheimer in der Küche ein Stück Käs und Brot verſpeiſte und ein Glas Wein dazu trank, ſagte Frau Martin zu ihrem Manne: Ich denke, ich mache Kaffe für uns Alle als Nachtſuppe? Dem Franzos wird's auch lieb ſein? Bald praſſelte das Feuer, bald duftete der Kaffe und eine Viertelſtunde ſpäter ſaßen die Männer und die kleine drei- oder vierjährige Claire am Tiſche und ließen es ſich herrlich ſchmecken, während die gute Frau Martin die Kranke erquickte, die ſich durch den warmen Ofen, den bequemen Sitz und den belebenden Kaffe jetzt um Vieles beſſer fühlte. Als das einfache Mahl, das aber allen Theilnehmern ſehr wohl geſchmeckt hatte, vorüber war, ſagte Frau Martin zu ihrem Manne: Alterchen, ich denke, wir geben der armen jungen Frau unſer Bette hier im Alkoven ein; dann liegt ſie doch im Warmen. Du lieber Gott, wie lange mag die es ſo gut nicht gehabt haben! Wir haben ja in der Oberſtube noch ein Bette und ich mache Feuer in den Ofen, daß wir auch nicht kalt liegen. Gelt, es iſt dir recht?

Martin lächelte. Wenn's dir, du „barmherzige Schwester", recht ist, so kann ich mich drein finden, der ich als Schiffsknecht auf harter Diele zu schlafen gewohnt war!

Die gute Frau ging, um das Nöthige zu besorgen, und während dieser Zeit hatte schon die kleine, schwarzhaarige und schwarzaugige Claire mit dem nur einige Jahre ältern Franz, dem Schwester- und Pflegesohn Martin's, nach lebhafter Kinder Weise, vertraute Bekanntschaft gemacht und neckte den hübschen, blonden Knaben, der sie und sie ihn keine Sylbe verstand, aber beide Kinder lachten und scherzten mit einander und Franz fand sich schnell in die Art des heitern, ungemein lebendigen Mädchens, wußte schon, daß sie Claire hieß, wie denn auch sie bereits begriffen hatte, daß Franz François hieß und ihn frisch drauf los bei diesem Namen nannte.

Martin und der Franzose, der ein gutmüthiger Mensch zu sein schien, hatten ihre Lust an der Fröhlichkeit der Kinder, und selbst die Kranke blickte matt, aber freundlich lächelnd auf den bereits lebhaften Verkehr der beiden.

Nach dem Kaffe rauchten die Männer ein Pfeiflein zusammen, und dann kam Frau Martin, zeigte durch ihre Zeichensprache der Kranken, daß sie ihr das eigene Bette abträte, und sie mit ihrem Manne oben schlafen werde.

O wie innig dankbar drückte das leidende Weib die Hand, die ihr so wohl gethan, und dann sagte Frau Martin zu ihrem Manne: Nun geh', Alterchen, mit dem Buben hinauf. Ich helfe die Kranke in's Bette legen und dann komme ich auch. Vorerst aber lege ich noch ein Knüppchen in den Ofen, daß es die Nacht warm bleibt, und stelle der Frau noch ein Töpfchen mit Kaffe auf die Ofenplatte, daß ihr Mann sie etwa, so sie es verlangen sollte, die Nacht erquicken kann.

So sagten denn Martin und Franz gute Nacht und Claire warf ihrem neuen Spielgenossen ein Kußhändchen zu und bald war die arme Kranke unter den sorgsamen Händen der verständigen Pflegerin weich und warm gebettet und die Letztere konnte mit der Beruhigung zu Bette gehen, für die leidende Frau wie eine treue Mutter gesorgt zu haben.

In der Nacht, als die Schiffersleute oben pickelfest schliefen, kam ein Fourier, klopfte unten und brachte die Ordre, daß das Bataillon um acht Uhr aufbrechen müsse, um zu den Belagerern von Mainz zu stoßen, wo es heiß hergegangen war.

Diese Botschaft erschütterte das unglückliche Weib unten sehr. Sie lag in heftigem Fieber und glühte wie eine Esse. In diesem Zustande konnte sie nicht fortgebracht werden, ohne sie schnurstracks dem Tode in die Arme zu führen.

Frühe weckte der Soldat seine wohlwollenden Hauswirthe und machte ihnen, mit Thränen in den Augen, begreiflich, daß er um acht Uhr fort müsse; dann faltete er flehend seine Hände und deutete auf das in Fiebergluthen schon irre redende Weib. — Frau Martin fühlte im Herzen die Lage des armen Mannes nach. Sie reichte ihm die Hand und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, sie wolle die Leidende behalten und treulich für sie und das Kind sorgen.

Da sank, überwältigt, der Arme auf seine Kniee und umfaßte die der Frau Martin. Er beugte sein Gesicht zur Erde und seine Thränen träufelten auf den Stubenboden.

Dann hob er ſeine Hand zum Himmel, als wolle er ſagen: dorther kommt Lohn und Vergeltung für ſolche Barmherzigkeit. Er aß nicht, er trank nicht, er wich nicht vom Bette der Kranken, deren glühende Hand er hielt, die ihn aber nicht zu kennen ſchien.

Endlich nahte die Scheideſtunde. Sie war erſchütternd. Sagte eine innere Stimme dem armen Manne, daß er Weib und Kind nicht wiederſehen, daß eine Kugel vor Mainz den Weg zu ſeinem kummerbelaſteten Herzen finden würde? Kurz, laut weinend riß er ſich los von der Kranken und ſeinem Kinde, drückte und küßte die rauhen Hände der guten Menſchen, in deren Pflege er ſein Theuerſtes zurücklaſſen mußte, und — ſtürmte fort, um — nie wiederzukehren, denn es war ohne Zweifel ſo gekommen, wie es ihm die ahnende Stimme ſeines Innern verkündigt. Während Claire und Franz ſich bald vortrefflich verſtanden, und unaufhörlich in kindlichem Leichtſinn und jener beneidenswerthen Ahnungsloſigkeit ſpielten, ſtieg die Krankheit der unglücklichen Mutter ſtündlich. Sie kam nicht mehr zum klaren Bewußtſein und nach acht Tagen trugen ſie die guten, theilnehmenden Trechtingshäuſer hinauf nach der ſtillen Clemenskirche und betteten ſie da bei ihren Lieben; und als die tiefbetrübten Eheleute Martin heim kehrten, die kleine Claire führend, die weinte, weil die andern Leute weinten, da ſagte die Frau zu ihrem Manne: Es ſieht nun gerade ſo aus, als ob wir zwei Kinder hätten, Alterchen! denn es iſt kein Zweifel, daß der brave Mann gefallen iſt.

Gut, ſagte ernſt der Schiffer, ſo ſind ſie doch beieinander und wiſſen, daß ihr Kind treue Aeltern gefunden hat, die, Gottlob, Brot für zwei Kinder haben!

II.

Und mit dieſen Worten war denn auch alles geordnet und abgethan, und das kleine Mädchen hing bald mit ganzer Seele an Frau Martin, lernte Mutter ſagen, wie es Franz that, und die Leute im Dorfe meinten, die Martin's ſeien jetzt um Vieles heiterer und glücklicher als früher,

besonders „Sie“, weil sie eine Tochter habe, die ihr gehöre, da doch so ein Bub mehr dem Vater angehöre; und so war es auch in der That.

Vor einer Reklamirung des Kindes hatte lange Zeit Frau Martin schwere Sorge, denn das kleine, bildschöne, bewegliche und heitere Ding hatte ihr ganzes Herz gewonnen und wurde ihr täglich lieber und unentbehrlicher. Es war ein Schmeichelkätzchen, wie es kein zweites geben konnte, sprang lustig herum, wie ein Eichhörnchen, und sang den ganzen Tag. Dabei sah es der „lieben Mutter“ ebenso nach den Augen, wie dem „Bruder Franz“, und wußte dem Schiffer Martin so freundlich zu thun, daß der ganz „verguckt“ in das Mädel war. Es gab nie Veranlassung zur Unzufriedenheit, und war so artig, gefällig und lieb, wie nur ein Kind seines Alters gefunden werden durfte.

Nur eins wollte der guten Frau Martin nicht zu Kopf. Sie war eine deutsche Frau und darum von frühem Morgen bis zum späten Abend thätig; aber das „Klärchen“ hatte auch nicht einen Funken von Arbeitslust in sich. Es wäre jetzt hohe Zeit gewesen, daß es zu stricken begonnen hätte, aber das kleine quecksilberne Ding wußte sich dem mit aller Schlauheit zu entziehen. Dabei kam ihm in der ersten Zeit noch die Unbequemlichkeit zu Statten, daß es nicht Alles verstand — oder verstehen wollte — was die Mutter sagte, allein das glich sich bei der außerordentlichen Gewandtheit in der Auffassung der Dinge bald aus. Da sann es auf andere Listen und stellte sich zu der weiblichen Beschäftigung so grunddumm und ungeschickt an, hatte heute vergessen, was es gestern gelernt, und machte so verzweifelte Fehler, daß die volle Ungeduld über Frau Martin kam und sie — es fortjagte, wo denn lachend und jubelnd Klärchen zu den Nachbarskindern lief, um zu spielen. Da war Spähnloch's Mariechen, ganz gleichaltrig mit dem leichtfertigen Französchen, wie Frau Martin es bisweilen im Aerger nannte, ein ganz anderes Kind. Das hatte schon für den Vater zwei Paar wollener Strümpfe gestrickt, und Klärchen konnte noch keine regelrechte Masche machen.

Nun, das Mariechen mit seinen großen, blauen Augen und blonden, schönen Haaren, dem Gesichtchen wie Milch und Blut, war in der That ein anderes Kind, sanft, gut, mild, fleißig und brav in allen Kanten, wie Wenige im Dorfe gefunden wurden. Im ersten Winter, nämlich in dem, da Klärchen den Martin's zufiel, war noch nicht daran zu denken, daß es in die Schule gehe. Im Sommer war keine Schule, und als nun der zweite Winter begann, da trat diese Forderung entschieden in ihre Rechte ein.

Wenn es aber auch eine Qual für das unaussprechlich lebhafte Kind war, ruhig die Schulstunden abſitzen zu müſſen, so wirkten doch zwei Ursachen mit, die eine wundersame Folge hatten, die nämlich, daß es saß, ruhig saß und mit einem überraschenden Erfolge Fortschritte machte, die den Lehrer in Erstaunen setzten, und diese Ursachen waren: daß Franz auch in der Schule war, der einen großen Einfluß auf Klärchen ausübte, und dann, daß Spähnkoch's Mariechen auf einer Bank mit ihr saß und des Lehrers Liebling war, außerdem aber auch durch Fleiß sich besonders auszeichnete, wie durch Ruhe, Ordnung und Bescheidenheit. Mariechen wurde vom Lehrer immer gelobt. Nun warf die Kleine ihre frischen Lippen trotzig auf und nahm sich vor,

eben solches Lob zu verdienen, wenn nicht Mariechen zu überflügeln. Bei so jungen Jahren hätte man so etwas gar nicht erwarten sollen; aber die kleine Französin war ihrem Alter in jeder Beziehung vorangeeilt, und so blieb es fortwährend in allen Beziehungen.

So gutmüthig sie aber auch war, so zeigte sie doch wohl auch manchmal sich verschmitzt und pfiffig, wetterwendisch und unzuverlässig schon als Kind. Dabei war sie höchst leidenschaftlich, und konnte, wenn Franz einmal dem Mariechen freundlicher war als ihr, in Thränen ausbrechend weglaufen vom Spiele und sich tagelang schmollend fern von den Gespielen halten.

So lagen Keime genug vor, die bei einer fortschreitenden Entwickelung eine Natur voraussehen ließen, die eines Theils schwer zu lenken und zu regieren war, andern Theils auch wieder bedenkliche Richtungen einschlagen konnte, die nicht zum Glücke dere führen konnten, welche die Ihrigen, ihre Familie, geworden waren.

Und wunderbar, sie hatte ihres Ursprungs ganz vergessen. Und wenn einmal bei ausbrechenden Streitigkeiten, wie sie ja bei Kindern nicht ausbleiben, Eins oder das Andere sie „Franzos" nannte oder schimpfte, dann konnte sie rein rasend werden, und war sie nicht im Stande, der, welche sie mit diesem Schimpfnamen belegt, durch Schlagen und Kratzen zu vergelten, so trug sie ihr das lange nach und nahm sicher einmal Rache dafür.

Mit Franz kam sie am Besten herum. Er ließ sich in seiner Gutmüthigkeit Alles von ihr gefallen; that ihr den Willen in allen Stücken, so daß sie ihn wahrhaft mißhandelte, ohne daß er den geringsten Unwillen zeigte. Dies war oft so arg, daß das sanfte Mariechen sie deshalb heftig tadelte und zurechtwies. Sie lachte dann und sagte: Wenn er auch einmal zornig werden sollte, so darf ich ihn nur anlächeln und ich kann ihn wieder um einen Finger wickeln; aber sage: was geht das denn dich an? Kümmere dich um deine Sachen!

So wuchsen die Kinder zu Jungfrauen und Franz zu

einem Jünglinge heran. Wer die Dreie sah, mußte gestehen, daß ein schöneres Kleeblatt nicht zu finden wäre.

Klärchen war gewachsen wie eine schlanke Tanne. Ihre Haltung war stolz und fest. Jede Bewegung ihres geschmeidigen Körpers war anmuthig und gefällig, aber sie schonte sich auch, und Mutter Martin hatte auch nun, wo sie der jugendlichen Unterstützung so sehr bedurft hätte, außerordentlich wenig Hülfe von ihr. Sie tändelte viel und verwandte sehr viel Fleiß auf ihre wenn auch noch so ländlich einfache Kleidung. Dafür sagten freilich auch die Leute: „Die Klare ist in Lumpen schöner geputzt, als Schultheißen's Lise in Sammt und Seide, wenn sie sie anhätte." Ihre Hautfarbe war zwar dunkel und bräunlich, aber das paßte zu dem rabenschwarzen, glänzenden Haare, und ihre frischrothen Wangen nahmen sich dabei köstlich aus; aber gar ihre großen, schwarzen Augen, — die brannten in die Herzen der Jungburschе hinein und sie beneideten Franz, der sie und den sie lieb hatte, und der einmal sie gewiß heirathen würde; daran zweifelte Niemand, nicht einmal die Pflegeeltern, die es ohnehin wünschten. Wer aber nun wieder Spähnkoch's Mariechen sich ansah, dies ächt deutsche, sittige, bescheidene, fleißige Mädchen, das vom Morgen bis zum Abend thätig war; wer sie betrachtete, weiß wie eine Lilie, mit den sanftgerötheten Wangen, mit dem kleinen Munde, der einer halberblühten Rose glich, mit den wundermilden, großen, schönen, blauen Augen und dem reich wallenden, blonden Haare, der wurde zweifelhaft, welchem von beiden Mädchen er den Preis zuerkennen solle. Zwar war Mariechen nicht so hoch und schlank, ihre Haltung nicht so stolz, ihre Bewegungen nicht so voll natürlicher Anmuth, aber ihre Gestalt war edel und ebenmäßig, ihre Haltung gerade, ihr Gang leicht, und über Alles war ihr seelenvolles Auge zu schätzen, und die Perlen ihrer Zähne und der in die Seele dringende Wohllaut ihrer Stimme, ja Franz, den Klare ganz für sich eingenommen, mußte sich doch gestehen, daß Mariechen schön und selbst in manchen Beziehungen liebenswürdiger sei als Klärchen. Und wenn er sich einmal ein solches Geständniß

gemacht, so war es gerade, als ob Klare seine Gedanken wüßte, sie sah ihn argwöhnisch an, schmollte oder verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen ihn, um jenen Eindruck zu verwischen. Und des Sieges war dann die schöne Hexe immer gewiß. Man konnte es deutlich sehen, daß der junge Mensch völlig von ihr bethört war und willenlos beherrscht wurde. Ob sie ihn wirklich lieb hatte, das war wohl anzunehmen; denn es war ein durchaus braver, fleißiger, stiller und von Allen im Dorfe werthgehaltener Mensch, dabei ein bildhübscher, kräftiger Bursche von strotzender Gesundheit. Ob sie ihn aber liebte, so innig, wie Marie drüben im Nachbarhause, das war billig zu bezweifeln, und da ihn Klare so ganz hin- und eingenommen hatte, so konnte man in Mariechens seelenvollen Augen oft Thränen sehen, und tiefe Seufzer über verschmähte und verkannte Liebe hoben ihre Brust. Ach, sagte sie sich oft, so, wie ich ihn liebe, liebt sie ihn nicht. Ich könnte mein Leben zu jeder Stunde für ihn hingeben, sie sicherlich nicht, denn sie ist zu eitel, zu selbstsüchtig und zu eigennützig!

So standen die Dinge, als Napoleon in Folge der strengen Sperre gegen England die Rheingrenze für Waaren, die aus England und durch englische Vermittelung kamen, verschloß und durch eine doppelte Reihe von Grenzzollwächtern besetzen ließ. Wenn man die ungeheure Höhe der Preise dieser Handelsartikel im Lande erwog, und die geringere auf dem Nassauischen Ufer, so lag es nahe, daß sich bald ein Schleichhandel, eine Schmuggelei bildete, welche das Umgehen und Uebertreten des Gesetzes durchaus als kein Unrecht ansah. Das war ein Unglück, weil es auf einem Fundamente ruhte, das Unrecht, Gesetzübertretung und Frevel war. In Lorch und Rüdesheim z. B. kostete das Pfund Kaffe 24 Kreuzer, in Bingen und Trechtingshausen zwei Gulden und zweiundvierzig Kreuzer, und in gleichem Verhältniß standen alle überseeischen Handelsartikel, von englischen Kattunen und anderen Kleidungsstoffen gar nicht zu reden, ebenso wenig von Baumwolle zu Strümpfen, und Tabak und Salz, die über Gebühr theuer waren.

Leider blühte bei meinen fröhlichen, aber grundbraven Landsleuten, besonders dem Schifferstande oder, wie man dort sich ausdrückt, „den Schiffischen", der Schmuggel über alle Gebühr auf. Natürlich boten die Kaufleute die Hand dazu, aber auch die Privatleute, die sich dabei keiner so großen Gefahr aussetzten, als Jene, und es kam dahin, daß man Nichts verbrauchte, als solche geschmuggelte Waaren.

Es warf dieser „Schmuggel" einen großen Gewinn für die Schmuggler ab; aber das kann ich Euch vor Gott sagen, fuhr mit gehobener Stimme Schmiedjakob fort, ich habe deren Wohlstand zwar aufblühen sehen, jählings und rasch, aber auch das hab' ich gesehen, daß das unrechte Gut kein Gedeihen hat. Alle, die durch den Schmuggel reich wurden, sind als Erzlumpen gestorben und waren fast am Bettelstabe. Ich könnte Beispiele nennen, und deren nicht wenige, wenn ich Namen nennen dürfte und möchte.

Es war ein Wetteifern von List gegen List, bis man eine Seite der Douanen oder Zollwächter hin und wieder herausfühlte, nämlich die Zugänglichkeit, was zu deutsch Bestechlichkeit heißt.

Die armen Leute hatten den schwersten Dienst Tag und Nacht, und, wenn sie Familienväter waren, konnten sie amtlich hungern; denn ihr Sold war über Maß und Gebühr armselig. Das mochte die Regierung wissen, darum ließ sie die Leute an keinem Orte warm werden und rüttelte und schüttelte sie ewig untereinander. Dabei kam denn bei pflichttreuen Leuten ein anderes Uebel heraus, nämlich sie lernten ihre Vögel recht kennen, um auf sie zu fahnden. Das wurde erst später besser, auch besonders dadurch, daß die Leute Prisengelder bekamen, das heißt, daß ein gewisser Theil des Werthes der den Schmugglern abgejagten Waaren den Douanen zufiel, welche die Waaren ihnen abgenommen. Nun wurde der Verrath gewechselt. Die Douanen suchten sich Solche, welche einander in ihrer Einfalt sich das Geheimniß einer Unternehmung arglos entwinden ließen oder durch thatsächliche Bestechung Verrath übten. Letzterer waren Wenige, sehr Wenige; aber es mußten welche da sein,

sonst wären nicht so viele Fälle vorgekommen, die dafür Zeugniß abgelegt hätten. Aber auf wen man den Verdacht werfen sollte, — das wußte Keiner, nicht einmal der Schein war aufzufinden. Diese unerklärlichen Thatsachen fanden besonders im Jahre 1811 statt und in Trechtingshausen mehr, als anderswo.

Damals standen vier Douanen im Dorfe, von denen in der Regel drei den Dienst zwischen dem „Binger Grün" und Trechtingshausen, einer den zwischen Hembach und dem genannten Orte versah. Die Kette dieser Posten wurde aber dadurch eine sehr enggeschlossene, daß die Douanen, welche zahlreicher in Bingen standen, diesen dreien die Hand reichten, indem die unbewohnte, von Thaleinschnitten unterbrochene Linie eine allzugünstige war, und drüben das Bodenthal und Aßmannshausen die günstigsten Ausgangspunkte boten, und hüben die Ufer bis zum Strome hoch und dicht bewaldet waren. Ganz vorzüglich lag die alte Clemenskirche, von der aus zwei Thaleinschnitte nach dem „Soonwalde" verliefen, das Thal hinter der Burgruine Reichenstein und das schöne, berühmte „Morgenbachthal". Man wußte bei „der Zollparthie", wie man die Napoleonische Anstalt nannte, daß gerade auf dieser Strecke der Schmuggel von Trechtingshäusern vielleicht am schwunghaftesten auf weiten Uferstrecken betrieben wurde und stellte darum eben gerade hier gewandte und geriebene Zollwächter an.

Unter diesen war ein Pariser, entwachsen der Hefe der Bevölkerung der Hauptstadt, ein ächter „Gamin de Paris" oder zu deutsch: „ein ächter Pariser Gassenjunge", die durch ihre Pfiffigkeit, Durchtriebenheit und Liederlichkeit weltberühmt sind, freilich nicht durch ihre angeborene, leichtsinnige Gutmüthigkeit, wie die gleiche Sorte in Wien, die sogenannten „Wiener Früchtel", wohl aber näher stehend den nicht weniger berühmten „Berliner Schusterjungen".

Es war ein junger, bildhübscher, gewandter Mensch, der den Namen: Babineau, was Babino gesprochen wird, führte. Hätte er lesen, schreiben und rechnen können, er

wäre längſt Lieutenant geweſen. Sein Herkommen war dunkel. Seine Aeltern hatte er nie gekannt, nur eine alte Frau hatte er Großmutter genannt, für die er bettelte, bis ſie ſtarb; er ernährte ſich dann auf eigene Fauſt und trat endlich als Tambour in ein Regiment und blieb ſo lange darin, bis er in dem Feldzug Bonaparte's in Italien eine Kugel in's Bein bekam, die ihn als Tambour unfähig machte, weil ihm das Gehen ſchwer wurde. Er bekam ſeinen Abſchied und kehrte nach Paris zurück, wo er, wie vertraulich ſeine ihn vielfach beneidenden Amtsgenoſſen wohl einmal mittheilten, mit fremden Geldbörſen und Taſchenuhren in einem Verkehre ſtand, deſſen Vertrautheit die Eigenthümer derſelben zu dem Verluſte dieſer Dinge führte. Beweiſen konnte man dies nicht, aber — das rheiniſche Sprüchwort ſagt: „der Jude haßt das Gemümmel", und wo ein Schatten an der Wand iſt, da iſt auch ein Gegenſtand, der ihn darauf wirft. — War dem wirklich ſo, dann war etwa Babineau über die Maßen pfiffig geweſen, oder über die Maßen glücklich; denn erwiſcht war er nicht worden und alſo auch nicht beſtraft, genoß alſo nach einfacher Annahme eines unbeſcholtenen Rufes. Obgleich die Steifheit ſeines rechten Beines längſt verſchwunden war, ſo wußte doch Babineau einen ſolchen Werth aus ſeinem Invalidenthum herauszuſchlagen, daß er, als er zum Soldaten gereift war, frei blieb und als die Douanen am Rhein errichtet wurden, ohne Anſtand ihnen eingereiht wurde.

Man ſagte im Kreiſe ſeiner Bekannten, daß eben ein Uebermaß von Feigheit es geweſen wäre, was ihn das „ſteife Bein", das nicht mehr vorhanden war, beizubehalten veranlaßt habe.

Ueble Nachrede war das wohl, aber gegründete; denn ſeiner Pfiffigkeit, Liſt und Verſchlagenheit hielt nur ſeine Feigheit das Gleichgewicht. Ueberdies war er ſo unendlich abergläubiſch, wie ſein College, der Lothringer Jupp, der auch in Trechtingshauſen ſtand. Drohten Kämpfe mit den Schmugglern, — und die kamen wohl bei Ueberfällen vor, und hatten deswegen die Douanen das Recht, ſcharf zu

laden, — dann jagte er ihnen eine Kugel zu, und rannte dann pfeilſchnell davon, um ſich in Sicherheit zu bringen, und ſein College Jupp folgte ihm allemal, wenn er nicht ſchon vor ihm durchgebrannt war.

Aber die Schleichwege der Schmuggler auszukundſchaften, hier in ſicherem Verſtecke zu lauſchen, dort in ebenſolchem Hinterhalte zu „lugen" oder unbewachte Worte aufzuſchnappen und mit glücklicher Schärfe des Verſtandes zuſammen zu ſtellen und Schlüſſe daraus zu ziehen, die oft ſehr richtig waren, das war ſeine Kunſt und darin übertraf ihn Keiner.

Seit der hübſche Babineau im Dorfe war, ſchien mit Schiffer Martin's Klare eine weſentliche Veränderung vorgegangen zu ſein. Das war ſchon ſeltſam geweſen, daß ſie, als ſie, noch Kind, nach dem Tode ihrer Mutter — aber es lagen Jahre, ſogar nicht wenige dazwiſchen, — zum erſten Male franzöſiſch reden hörte, und zwar von Douanen, wie vom Blitze getroffen ſtehen blieb und athemlos horchte. Dabei loderte ihr braunſchwarzes Auge, ihr Geſicht flammte wahrhaft und ſie holte tief Athem. Sie verſtand zwar Nichts; aber dieſe Klänge gingen ihr in die Seele ein, wie eine wunderbare Muſik, und von da an ſaß ſie, die ſonſt keine Secunde Ruhe hatte, halbe Tage ſtille bei der Douanenhütte am Rheinufer und horchte auf dieſe, ihrem Ohre zauberhaft ſchmelzenden Laute, ja von dieſem Tage an zeigte ſie eine Vorliebe für die Douanen und ihre Kinder waren ihr Umgang ausſchließlich. Da nun dieſe nur und nichts als Franzöſiſch ſprachen, ſo kam es ganz natürlich, daß Klare franzöſiſch parliren lernte, zumal ſie ſich darum eine große Mühe gab und ihre Zunge dafür geſchaffen ſchien.

„Franzoſenmädel" wurde ſie von da an häufiger wieder genannt und zwar von Alt und Jung, und bei ihrer Heftigkeit warf ſie das mehr und mehr von den Trechtingshäuſern zurück und den Franzoſen zu.

Da nun die Douanen gerne mit dem ſchönen Kinde, das eine ſo ſeltſame Anhänglichkeit an ſie hatte, ſpaßten, auch wohl ihre Vorliebe für ihre Sprache förderten; dann

hörten, daß ſie wirklich eine geborne Franzöſin ſei, ſo lag wieder Nichts näher, als daß ſie ſich viel mit ihr zu ſchaffen machten. Als ſie zur Jungfrau erwachſen war, ſprach ſie ihre eigentliche Mutterſprache wieder ſo geläufig, als ob ſie ſie nie verlernt gehabt.

Der Schiffer Martin lachte dazu und ſagte: „Art läßt nicht von Art, ſagte der Kohlenbrenner zum Schornſteinfeger, weil ſie alle Beide ſchwarz waren.“ Was kann man da machen? Laßt ihr den Spaß! Uns kann's ja nichts ſchaden.

Nur Einen kränkte, ärgerte und beleidigte das, Franz nämlich; Klare kannte zu gut die Macht, welche ſie über den guten Jungen ausübte, als daß ſie das hätte bekümmern oder irre machen können. Ein ſüßer Blick, ein liebes Wort, ein bezauberndes Lächeln — und Alles war gut. Das gefallſüchtige, eitle Mädchen hatte es völlig dahingebracht, daß er, um es mit einem Worte zu ſagen, vollſtändig ihr Sklave war, der ihr blindlings folgte.

Als Babineau in's Dorf kam und ſich eine Wohnung ſuchte, fand er dieſe in einem kleinen Hauſe, welches unmittelbar hinter dem des Schiffers Martin lag; nur der kleine Garten des Schiffers lag zwiſchen beiden, und eine dichte,

hochgezogene Hainbuchenhecke bildete die Umfriedigung des Martin'schen Grundstückes und war Scheidewand.

Art läßt nicht von Art, hatte Martin lächelnd gesagt. Würde er auch gelächelt haben, wenn er ein, man könnte sagen, blitzschnelles Sichkennenlernen und ein ebenso rasches Einverständniß zwischen Babineau und Klare gekannt hätte?

Daß der hübsche, gewandte, pfiffige Franzose der schönen, jungen Landsmännin den Kopf leicht verrückte, das war im Grunde nichts Außerordentliches, denn das hatte der leichtsinnige Mensch öfter versucht; aber daß Klare die Liebe ihres goldtreuen, wackern Franz hingab, um sich dem lüderlichen Babineau in die Arme zu werfen, daß sie Franz betrog, ihm freundlich blieb, während sie mit toller Liebe an dem Franzosen hing; daß sie heuchelte, das war ihr nicht zu verzeihen. Und dies Einverständniß betrieben Beide so heimlich, daß Niemand davon eine Ahnung hatte. Die Gartenhecke bot ja Gelegenheit und die hatte eine Verbindungsthüre. Der pfiffige Babineau nutzte diese Verbindung auch für seine habsüchtigen Zwecke aus. Man wußte recht gut, daß in Martin's Hause gar mancher Schmugglerstreich angelegt und berathen wurde. Wem wäre es eingefallen, vor Klaren ein Geheimniß daraus zu machen? Da erfuhr der schlaue Pariser manches, was Klare arglos und schwatzhaft ausplauderte. Und er wußte so klug zu forschen und ihr das, was sie wußte, zu entwinden, daß sie es anfangs nicht einmal ahnte, aber es blieb nicht so arglos. Er wußte sie so in sein Netz zu ziehen, daß sie zuletzt selbst darauf einging, Erlauschtes ihm mitzutheilen. So weit war es gekommen und der schlaue Pariser triumphirte über die Schmuggler. Er wußte genau die Anlandeplätze, kannte die Zeichen, welche sie sich, selbst über den Rhein hinüber, gaben und ließ ihnen hinüber das Zeichen: „Alles sicher!" zukommen, wenn gerade er und seine Genossen an der Stelle Wache hielten und, sobald der Kahn das Land berührte, zusprangen und ihn in Empfang nahmen, während sie die Schmuggler laufen oder vielmehr in's Wasser springen und davon schwimmen ließen. Sie widersetzten sich ja der Beschlagnahme

nicht, ſonſt — die Douanen hatten das Recht und die Befugniß, von blanker und ſcharfer Waffe, Kugel wie Klinge, Gebrauch zu machen.

Es war im angehenden Frühlinge des Kometen- und Segenjahres 1811, und der ging bekanntlich ſchon vollſtändig im Anfange des Monats Februar, ja ſelbſt noch im Januar an, als mehrere ſolcher wahrhaft ſchlagenden Vorkommniſſe auf einen Verräther ſchließen ließen, der mit allen Liſten und Verſchlagenheiten der Schmuggler vertraut ſein mußte.

Man rieth hierhin, dorthin, doch an Klare ſchien Niemand zu denken; aber es ſchien nur ſo; denn, ſo ſchwer es ihm auch wurde, in der Bruſt des alten Schiffers Martin regte ſich im Keime der erſte Verdacht, als er ſich erinnerte, mit welcher geſpannten Aufmerkſamkeit Klare die Einzelnheiten der Berathung verfolgte, welche Spähnkoch, ſein Nachbar, der alte Forſchauer, der von Rüdesheim hierher geheirathet hatte, und Spähnkoch's Schwager und er gehalten, und wie die Douanen alle dieſe Einzelnheiten, ſogar die damals verabredeten neuen Wahrzeichen kannten, wodurch es ihnen möglich geworden war, die aus dem Bodenthal hervorkommenden Schmuggler ſo gründlich hinter das Licht zu führen, daß ſie eine der werthvollſten Schmuggelladungen an Kaffe, Zucker und Gewürzen nur geradezu in Empfang nehmen konnten, indem die Schmuggler durch die unvorbereitete Ueberraſchung ſo völlig den Kopf verloren hatten, daß ſie Alles preisgaben, ohne irgendwie an eine Vertheidigung zu denken, die vierzehn Schmugglern gegen drei bis vier, wenn auch bewaffnete Douanen im Ganzen ein Kinderſpiel geweſen wäre.

Was für Gedanken Martin in ſeiner Seele bewegte, ahnte Niemand. Wie durfte er ſie äußern? War doch Klare ihm an's Herz gewachſen, wie ſein eignes Fleiſch und Blut. Durfte er, ohne ſie völlig zu Grunde zu richten in den Augen der Genoſſen und — was nahezu gleichbedeutend war, des ganzen Dorfes für immer zu einem Gegenſtande des Haſſes zu machen und die Verbindung ſeines Franz mit ihr,

der alten Leute ſchönſter Traum, für immer und ewig zu vernichten. Aber je länger er dem Einzelfalle nachdachte, deſto mehr gewann er an Wahrſcheinlichkeit. Mit ſeiner Frau mußte er darüber reden, die war ja ſeiner Seelen Seele.

Als nun Abends das Licht gelöſcht war, und Alle im Hauſe im gefunden erſten Schlafe lagen, flüſterte er ſeiner Frau leiſe zu: Marthe, ſchläfſt du?

Wie könnte ich, erwiederte ſie, wenn ich an das Unglück denke, das Euch in letzter Nacht betroffen hat?

Gerade das iſt's, worüber ich mit dir unter vier Augen und völlig vor Lauſchern ſicher, einmal reden möchte, ſagte leiſe Martin.

Wir ſind vollkommen ſicher, ſagte ſie, thue es in Gottes Namen, Klare ſchläft ja im Hinterhauſe, und Franz im Dachſtübchen über uns.

Marthe, ſagte der Schiffer, warum nennſt du Klare zuerſt? Iſt das zufällig?

Die Frau ſchwieg eine Weile, mit ſich berathend, ob ſie das ausſprechen ſolle, was ſie in ihrer Seele heimlich hielt oder nicht. Endlich beſchloß ſie, Farbe zu bekennen.

Nein, ſagte ſie, nein, Mann, es iſt nicht zufällig! Wollte Gott, ich irrte; ich wollte ja gerne eine Bußfahrt nach Nothgottes machen!

Wie? rief Martin heftig aus, hegſt du denſelben Verdacht wie ich?

Du auch? fragte das Weib und ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus ihrer belaſteten Bruſt herauf.

Ja, ſagte auch der Schiffer mit einem Seufzer. Ich fürchte, wir haben eine Schlange am eigenen Buſen groß gezogen! Höre nur die Umſtände!

Und nun hob er Alles, was ſeinen Verdacht begründete, genau hervor und gedachte der verſchleierten Aufmerkſamkeit Klaren's, als er mit Spähnkoch und dem alten Forſchauer das Unternehmen beſprochen hatte; wie ſie die Wahrzeichen beſprochen, die Niemand außer den Dreien kannte und kennen konnte, als — ein Ohrenzeuge jener geheimen Unterredung.

Als er geendet, ſchluchzte das gute Weib faſt laut.

Ruhig, ruhig, Marthe, mit Flennen kommen wir nicht auf den Grund der Sache, ſagte er zu ihr.

O wie thut es ſo wehe, ſchluchzte ſie, für ſo viel Liebe ſolchen ſchwarzen Undank zu ernten!

's iſt im Grunde wahr, erwiederte er, ſelbſt bewegt durch den Schmerz ſeiner Frau; aber, Kind, fuhr er fort, das mußt du doch geſtehen, ſie hat kein deutſches Herz!

Leider ja, verſetzte, ihre Thränen mit dem Leintuche trocknend, die treue Seele. Sie betrügt ja auch unſern lieben, guten Franz!

Was ſagſt du? rief er heftig aus und ſetzte ſich im Bette auf.

St! wisperte jetzt Marthe. Du vergißt, daß Franz da oben ſchläft.

Alſo du glaubſt das, fuhr er gemäßigter, aber furchtbar erregt, fort; denn er war noch als alter Mann heftig und jähzornig. Rede, erzähle mir Alles, Alles! Halte Nichts hinter dem Berge! Ich muß klar in der Sache ſehen! —

Nun begann denn Marthe zu erzählen, wie ſie, ohne es zu wollen, ja ſelbſt ohne auch nur eine leiſe Ahnung davon zu haben, erfahren, daß zwiſchen Babineau und Klaren ein Verſtändniß, ja ſogar ein Liebesverhältniß beſtehe, ſie auf dem Wege ſorgfältiger Beobachtung zu dieſer Ueberzeugung gekommen ſei. Dann fuhr ſie fort, wie an jenem Abende, als Martin, Spähnkoch und Forſchauer jene Berathung gehalten und beide ſich entfernt gehabt, Klare noch einmal zu Spähnkoch's Mariechen gehen zu wollen vorgegeben, ſie ihr aber nicht getraut und ihr heimlich nachgeſchlichen ſei. Da habe ſie denn die Klare, ſtatt über die Gaſſe hinüber zu Spähnkochs zu gehen, in den Garten ſchleichen gehört. Dort an der Gartenhecke habe der Babineau geſtanden und ihrer geharrt. Sie habe ihm die ganze Berathung mitgetheilt mit allen verabredeten Wahrzeichen; dann habe ein Kuß die Unterredung geſchloſſen und Klare ſei hinüber zu Spähnkoch's geſchlüpft.

Lange Zeit wurde zwiſchen den Eheleuten kein Wort gewechſelt. Man vernahm nur auf der einen Seite tiefes

Seufzen und Schluchzen und auf der andern ein Zornesſchnauben und heftiges Athmen.

Endlich und vielleicht erſt nach einer guten Viertelſtunde, fragte die Frau, nachdem auf der andern Seite das Zornesſchnauben mäßiger geworden war: Mann, was willſt du thun?

Ich habe mir's überlegt, ſagte er ruhiger. Wer ſich die Naſe abſchneidet, verſchändet ſein Angeſicht, ſagt das Sprüchwort; wir müſſen für's Erſte ſchweigen. Sollte ich dem Zorne, der in mir kocht, folgen, ſo jagte ich die Schlange zum Tempel hinaus auf Nichtwiederkommen; aber was ſoll dann aus dem leichtſinnigen Dinge werden? das liegt mir ſchwer auf dem Herzen. Wir haben ſie vor Gott und der Welt als unſer Kind angenommen und dürfen das nicht thun; aber Aelternpflicht iſt es, des Kindes Beſſerung zu verſuchen. Das will ich, das ſollſt du thun. Ich will die Verrätherei in meine Hand nehmen, nimm du die Treuloſigkeit gegen Franz in die deine und dann wollen wir im Gebete den Erfolg Gott anheimſtellen. Nun will ich ſchlafen. Gute Nacht!

worden war. Als beide junge Leute sich entfernt hatten und die Alten alleine waren, sagte Martin: Mutter, ich habe mir's besser überlegt. Wir schweigen für's Erste mäuschenstille gegen Klaren. Ich will sie erst auf eine Probe stellen. Doch ist mir's noch nicht klar, wie.

Er verließ das Haus und ging zum Nachbar Spähnkoch hinüber.

III.

Es war Sonntag Nachmittag und auch der Vespergottesdienst schon vorüber. Ueber dem Dorfe, ja über dem Rheinthale, soweit man es vom Ufer vor dem Dorfe übersehen konnte, lag jener eigenthümliche Sabbathfrieden, der das Gemüth so wunderbar anmuthet. Kein Kahn glitt über die glatten Wellen des Stromes; nirgends erblickte man thätige Menschen. Droben bis zum Abschluß des Thales bei der Ruine Bautsberg, dem nachmals von dem Prinzen Friedrich von Preußen erbauten Rheinstein, waren die Berge am linken Ufer von dunklem Eichengrün bedeckt und nur einzelne Felsen sahen zackig daraus hervor. Unter Rheinstein oder damals noch Bautsberg, trauerten die Mauern der Clemenskirche im Schatten hoher herrlicher Nußbäume. Die Gebäude gingen ihrem mähligen Verfalle entgegen, und besonders war das Dach des spitzen Thurmes sehr defect. In den Fensterbekleidungen befanden sich Massen von Schwalbennestern, die kein Knabenmuthwille störte, und ihre Bewohner schwirrten entweder lustig um die Gebäude oder strichen über die grünliche Rheinfluth hin, ein Mücklein im Fluge zu haschen oder einen Tropfen aus der kühlen Fluth zu schöpfen, den eigenen oder den Durst der lieben Brut zu löschen.

Die Ufer rechts des Flusses waren mit dem frischen Grün der Rebe bekleidet, das im elften Jahre um so frischer war, als es zu den wunderbaren Eigenthümlichkeiten des gesegneten Kometenjahres gehörte, daß am Tage die Sonne sengend ihre Strahlen hernieder sandte, während fast jede Nacht einen belebenden, warmen Regen brachte. Hoch oben über Aßmannshausen sah man das Schlößchen des Niederwaldes aus

dem dunkeln Grün ſeines herrlichen Buchen- und Eichwaldes hervorſchimmern.

Auch rheinabwärts ſchloſſen die Berge den Rhein zu einem Bergſee ab. Rechts Weinberg an Weinberg, vom gegenüber liegenden Bodenthale bis hinab, wo ſich Lorch hinter dem vorſpringenden Berge verbarg und nur ſein hoher Wartthurm auf der ſteilen Höhe des rechten Wisperufers in das Becken des ſcheinbaren See's herniederſchaute.

Auf dem linken Ufer zeigten ſich hin und wieder Weinberge, dann aber auch üppige Fruchtfelder mit Obſt- und Nußbäumen, bis weiter oben wieder die Eichen, als Lohhecken, ihre Herrſchaft ausübten, indeß der Berge Scheitel der „Soonwald" einnahm. Unfern der Clemenskirche ragten die ſchwarzen Ruinen von Reichenſtein empor und weiter unten ſahen die Thürme des kühn auf ſeinem von Epheu umrankten Felſen thronenden Sonneck's herüber, eine Burg, welche heute die Prinzen-Brüder des Preußiſchen Königshauſes aufgebaut haben.

Wie ich Euch ſchon ſagte, bemerkte Schmiedjakob, ſo befand ſich am obern Theile der ziemlich breiten Strecke, welche zwiſchen dem Rheine, den Gärten oder auch weitvorſpringenden Häuſern des Dorfes lag, eine aus Quadern von Sandſtein erbaute Mauer, wie eine Baſtion, die den Zweck hatte, die Macht des Rheineiſes, die vom Binger Loche her gegen das Dorf drängte, zu brechen. Sie bildete gegen die Fluth des Stromes eine ſcharfe Ecke und machte dadurch nach dem Lande zu einen ziemlich breiten Platz, in deſſen Mitte eine prächtige, uralte Linde ſtand, die, obwohl gewiß ein Jahrhundert an ihr vorübergerauſcht war, dennoch kerngeſund und friſch grünte, weil ihre Wurzeln die nährende Rheinfluth tranken.

Die Mauer war hoch und ſprang oben in Sitzeshöhe über das Erdreich hinaus und die Quadern bildeten daher eine Sitzbank von ziemlicher Länge, während die weitäſtige Linde über alle Sitze ihren Schatten warf. Auf dieſen Steinſitzen ſah man allabendlich, wenn die Gebetsglocke den Feierabend angekündigt, die Männer und Jünglinge des Dorfes

ſitzen und ausruhen, indeß am Tage die Kinder des Dorfes ihren Sammel- und Spielplatz unter der Linde fanden.

Dann, wenn hier die Männer ſaßen, dampfte das kurze Stummelpfeifchen oder die kurz abgebrochene holländiſche; dann wurde über Krieg und Frieden, über Weinbau und Weinhoffnung verkehrt, oder der alte Schiffer Martin, der des Landes Geſchichten beſſer kannte, als ſelbſt der Herr Paſtor Hochwürden, erzählte den aufmerkſamen Horchern Mähren aus vergangenen Tagen, oder es wurde auch einmal ein ächt rheiniſcher harmloſer „Ulz" gemacht, dem dann ein gewaltiges Gelächter der ſtets heiteren Geſellſchaft unausbleiblich zu folgen pflegte.

So war es ſeit alter Zeit, wenigſtens ſeit die Linde Schatten gab. Leider hat ſie und die Mauer, welche ihr Beſtand und Haltung gab, der furchtbare Eisgang von 1812 ſo völlig zerſtört, daß heute auch keine Spur davon mehr ſichtbar iſt, und ſelbſt ihr Andenken verſchwunden zu ſein ſcheint aus dem Gedächtniß des lebenden Geſchlechtes. So geht ein Reſt alter Erinnerungen nach dem andern zu Grunde und es bleibt nichts, als das Andenken von geſtern im Andenken der Menſchen in dieſer verflachten Zeit, die faſt keinen Boden mehr unter den Füßen hat, als den Erdboden, auf dem ſie ſich, wie die Würmer, winden, bis ſie ſterben.

Doch davon wollte ich ja nicht reden! Vielmehr wollte ich jenes Sonntagnachmittags bei nahendem Abende gedenken.

Da ſaßen dann wieder einmal die Männer unter der Linde beiſammen. Der Tag war ſchwül und faſt erdrückend heiß geweſen, ob er gleich ſchon der zweiten Hälfte des Septembers angehörte. Jetzt begann ein leiſer kühlender Hauch mit der Richtung der ſanft dahin fließenden Wellen des Rheines, und kühlte die Hitze ab, indem er leiſe die Blätter der Linde bewegte, die wie träumeriſch an ihren Zweiglein hingen.

Trunten über dem Rabenkopf bei Bacharach neigte ſich die Sonne der Küſte zu. Purpurn malte ſie den Abendhimmel und die Wölkchen, die ihr nachzogen, und deren Ränder ſtrahlten im glänzendſten Golde. Schief über die ruhige Rheinfluth fiel ihr letzter Gruß in das ſchöne Thal, und ein

goldenes Band reichte bis zum grünen Ufer, auf dem Aßmannshausen ruhte. Einer unter Allen, die da saßen, schmauchten und plauderten, hatte nur Sinn für das bewundernswürdige Schauspiel, das die Natur darbot. Es war Franz, der sinnend es beobachtete. Auch in größeren Gesellschaften pflegen Augenblicke einzutreten, wo eine Stille entsteht, die zuletzt Allen auffällt, während sie doch auf Aller Rechnung kommt.

Grade in diesem Augenblicke trat der Nachbar Spähnkoch in den Kreis, wechselte mit seinem Nachbar Martin einen bedeutsamen Blick und sagte dann: Es wäre heute gut Hafer säen, so stille ist es ja bei Euch?

Alle erwiederten seinen Gruß, der durch die Art und Weise an den oberen Rheingau erinnerte, denn er grüßte: Gut' Zeit!

Die können wir brauchen bei dem ewigen Kriege, den wir haben, sagte Martin und blickte an das Ende des Kreises links, wo Jupp und Babineau saßen, die heute außer Dienst waren, und hier Gesellschaft suchten, da beide mit „dem Deutschen" schon ziemlich zurecht zu kommen wußten.

Beide Douanen, die sonst, wenn über ihren Kaiser ein tadelndes Wort fiel, Front für ihn machten, schwiegen stille und rauchten ebenso gewissensruhig, wie die Trechtingshäuser Schiffer und Winzer, ihre Pfeiflein: Willem Stein A B, damals ein guter, beliebter, aber nur geschmuggelter wohlfeiler Tabak, der spätere sogenannte: A B Reiter, oder vom Volke auch genannt: „Knaster Wohlgemuth, brennt, riecht und schmeckt nicht gut."

Pah, sagte Jupp endlich, ma foi, laßt den Krieg in Ruhe! Wir hören ja die Kanonen nicht brummen, und Spanien ist weit von hier!

Lieber erzähl' uns von deinen alten Geschichten, Martin, fiel ihm Spähnkoch in die Rede und begleitete seine Worte mit einem nur Martin verständlichen, leisen Zukneipen des linken Auges.

Meinetwegen! erwiederte Martin, der mit diesem Worte seine Zustimmung zu erkennen zu geben pflegte.

Es ist ja auch der Jahrestag des Sonnecker und Reichensteiner Strafgerichts ganz nahe — setzte er hinzu.

Was für ein Jahrestag? fragte Jupp, der, obgleich abergläubisch bis zum Kindischen, doch ein Freund grausenerregender Geschichten war.

Wartet es ab, Musje Jupp, sagte Martin. Ich will Euch die Geschichte gründlich erzählen; denn ich wette meinen Kopf gegen einen Kürbis, es weiß doch Keiner etwas davon.

Das bestätigten die Meisten und Viele klopften vorher noch ihre Pfeifen aus, stopften und zündeten sie frisch, um durch dies unabweisbare Geschäft nicht im Zuhören gehindert zu werden. Martin wartete auch so lange, bis mit Stahl und Stein Feuer gekippt war und begann alsdann:

Wär's ein Mährlein, was ich erzähle, so müßte ich anfangen: „Es war einmal"; da es aber eine thatsächliche Geschichte aus der Historia ist, wie sie der „Rheinische Antiquarius", die „Chronica der Stadt Bingen" und die „Chronica der Stadt Bacharach" berichten, so will ich mit den Worten anfangen: Vor mehr denn vierhundert Jahren gehörte das Land hier herum, unser Dorf und das Dorf Heimbach, allwo bekanntlich die Pfannkuchen nur auf einer Seite gebacken werden —

Warum denn? fragte Jupp rasch und neugierig den Erzähler unterbrechend.

Weil das Dorf nur eine Reihe Häuser hat, sagte lachend Martin.

Ein brausendes Gelächter folgte, und Jupp ärgerte sich, aber er schwieg, und Babineau stieß ihm in die Seite und sagte ihm französisch: Mache dich doch nicht immer lächerlich. Es ist das Schlimmste, was Unsereinem begegnen kann!

Fortfahren! riefen Mehrere.

Nun ja — gehörte das Land hier herum und ein großer Theil des Soonwaldes der Abtei Corneli Münster bei Inden in der Nähe von Aachen. Die Abtei hatte auf Sonneck ihre Vögte sitzen, und das war das erbliche Amt der Ritter, welche „Marschälle von Sonneck" hießen zu ihrem Familiennamen „von Waldeck". Diese Burg Waldeck liegt nahe an

dem ſogenannten „Gebücke“, dem uralten Schutzwalle des Rheingaues, zu dem auch unſere Gegend, drüben bis zum Niederthal zwiſchen Lorchhauſen und Gaub, wo die zwei Galgen ſtehen, der Mainziſche und der Kurpfälziſche, und hüben bis zu dem „Kreuzbach“ unterhalb Heimbach gehörte. Nun aber war damals die kaiſerloſe Zeit im deutſchen Reiche, da machte es Jeder, wie der Schuſter Veit zu Heimbach —

Ei, wie machte es der denn? fragte wieder raſch einfallend Jupp.

Wie er wollte, verſetzte Martin, und abermals erfolgte ein lautes Gelächter, und Babineau ſtieß diesmal derb mit dem Ellenbogen in Jupp's rechte Seite.

Das iſt ein landläufiger Witz, der auf der Branntweinsbank ausgeheckt iſt! rief Jupp im höchſten Zorne.

Da ſolltet Ihr ihn doch längſt kennen, verſetzte Martin, und Euch nicht durch die alberne Frage lächerlich machen!

Der Stich mit der Branntweinsbank ſaß; denn Jupp war dafür Jedermänniglich bekannt und das Gelächter folgte wieder.

Jupp wollte Krakehl anfangen, allein ſein Gefährte rief ihm in ſeiner Mutterſprache zu: Ruhig, ſonſt ziehſt du dir hier noch Schlimmeres zu!

Schade, daß die Klare nicht da iſt, ſagte ein Burſche, die könnte es uns dollmetſchen!

Ließe es aber bleiben, entgegnete ein Anderer, weil ſie —

Franz lief furchtbar zornig an und wollte auf den Andern losgehen; aber Spähnkoch, neben dem er ſaß, hielt ihn feſt.

Um Gotteswillen, Franz, flüſterte er ihm in's Ohr, verderbe uns den gut angelegten Plan nicht! Das wirkte auf den Zorn des Jünglings dämpfend, und Spähnkoch ſagte zu Martin: Vergiß deine Rede nicht, Nachbar; du kommſt aus dem Text!

Nun freilich, antwortete Schiffer Martin; aber ich halte mir auch dabei aus, daß ich nicht mehr unterbrochen werde!

Jupp brummte einen verheißungsvollen Fluch in den Bart und Martin fuhr fort:

Zu Seite 43.

Dieſe Ma[illegible]le von Waldeck, genannt Sonneck, waren die ärgſten aller Strauchdiebe, Straßen- und Flußräuber, die es am Rheine gab, und das wollte viel ſagen, da jede Burg den Zoll von den zu Waſſer oder Lande vorüberkommenden Waarenzügen nach Gutdünken erhob. — Wehrten ſich die, welche den Zug führten, ſo nahmen ſie die Waaren ganz weg und die Leute dazu, die ſich dann gegen ſchweres Löſegeld mußten befreien laſſen, wenn die Herren Ritter es nicht vorzogen, dem kurzen Prozeſſe gleich dadurch alle Weiterungen abzuſchneiden, daß ſie ſie todt ſchlugen und in den Rhein warfen. Vergebens mahnte die Abtei Corneli Münſter; umſonſt drohte der Erzbiſchof von Mainz mit Bann und Acht und ſelbſt mit Belagerung der Burgen; vergebens riefen die Lombarden, und das waren italieniſche Kaufleute, die in Bingen und Mainz ſaßen und den Handel ganz in ihrer Hand hatten, und mit ihnen die Juden in Bingen und Mainz, die auf ihre Fauſt den Handel trieben, alle Welt um Hülfe an. Es blieb, wie es war, und die Herren trotzten auf ihr Felſenneſt zu Sonneck und auf die feſten Mauern von Reichenſtein, und lachten über alle dieſe Bemühungen, ja ſie machten es zum Trotz und Hohne noch ärger als zuvor.

Früher hatten ſich ſchon einmal die Rheiniſchen Städte zu einem Bunde zuſammen gethan, um dieſem Unheile zu wehren, und es war ihnen gelungen dadurch, daß ſie die Burgen zerſtörten, aber den Wiederaufbau konnten ſie nicht hintertreiben, und als das alte Unweſen wieder in verſtärktem Maße anhob und blühte, da war der Städtebund lahm geworden und es blieb, wie geſagt, im bekannten Geleiſe, ja, es wurde von Tag zu Tag ärger, ſchändlicher, unerträglicher. Da kam Rudolph von Habsburg auf den Kaiſerthron, und er ließ den Grundſatz: „Waſch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß" fallen, nahm einen Anlauf und kam mit Heeresmacht, die Räuber zu ſtrafen, denen es in der eigenen Haut jetzt ein Bischen enge wurde; denn der Kaiſer hatte geſchworen, ſie alle wie räudige Hunde hängen zu laſſen.

Doch, ein Ritter und Hängenlaſſen, das paßte nicht, und dahinter verſchanzte ſich ihre Frechheit. Sie waren ja immer

ſtraflos geblieben, wenigſtens am Leibe und Leben. Wie konnte ſo etwas dem armen Grafen von Habsburg, dem neugebackenen Kaiſer, einfallen, der ſich erſt im Sattel ſeines kaiſerlichen Roſſes feſtſetzen mußte, und wohl, wie Andere auch, nur die kleinen Diebe hängen ließ? — Sie lachten und trieben's heute wie geſtern, morgen wie heute.

Aber es kam anders. Der neugebackene Kaiſer wollte einmal ein Beiſpiel ſtatuiren und blieb auf ſeinen neun Augen ſtehen. Der Herbſt kam und mit ihm der Kaiſer nach Mainz. Jetzt wurde es den edlen Herren auf Sonneck doch ein Bischen unheimlich. Der alte Marſchall Sonneck von Waldeck, der in Lorch ſaß in einem Burghauſe, wie denn dort die ganze Sippſchaft niſtete, machte ſich zu einem Ritte nach Mainz an das kaiſerliche Hoflager auf, um zu lunken, wie viel Uhr es ſei, und, wenn etwa Gefahr drohe und der Kaiſer ſich maußig machen ſollte, Vorſtellungen zu machen und ſich, wenn das nicht verfinge, auf's wohlfeile Verſprechen, Verheißen und zuletzt auf's Bitten zu legen, auch vielleicht ein Bischen mit dem Daumen nachzudrücken.

Der Kaiſer machte aber kein freundlich Geſicht, rieb dem Alten den Kümmel unter die Naſe, daß er ſchier vom Geruche das Nießen bekam und — Summa Summarum, in den Worten: „die Burgen brechen, die Strauchdiebe hängen" war das Urtheil enthalten, und er hatte ſchon ein Heer zuſammengezogen, das die Mainzer mit Soldaten, Juden und Lombarden mit Geld verſahen.

Da eilte der alte Herr, der ſelbſt nicht ſauber war, Hals über Kopf heimwärts, aber nicht ſchnurſtracks nach Lorch, ſondern nach Reichenſtein und Sonneck und ſagte: Es ſteht ſehr ſchlimm! die Stricke bringt der „kaiſerliche Hängemeiſter", „der Hämmerlein" mit und es geht Euch an den Kragen! Nun heißt's: Sich ſeiner Haut wehren!

Die meinten: Der Herr Kaiſer ſei weiland, als Gräflein von Habsburg, ſelber nicht katzengrau geweſen; es ſeien nur „Schreckenberger" und nichts weiter! Aber ſie ſtahlen nun Lebensmittel, trieben den armen Bauern die Heerden weg, und beſſerten einſtweilen Gräben und Mauern aus. Item,

in Sonneck ſaßen zehn Waldecker mit ihren Reiſigen und Knappen, auch wilden, verwogenen Geſellen, und in Reichenſtein ihrer Sippe ſechs, alle einem Stamme und Geſchlechte angehörig. Der alte Waldecker hatte auch Geld ſpringen laſſen, das zu allen Zeiten ſicherſte Mittel, Schelmen durchzuhelfen, und hatte ſich dadurch Fürſprecher erworben; aber der Habsburger war ſeines Kopfes, wie der bekannte Bäcker von Steeg —

Alle Köpfe wandten ſich gegen Jupp, der außerordentlich geſpannt und aufmerkſam zuhörte. Sie erwarteten, daß er wieder frage, da es der ſchelmiſche Schiffer Martin wieder auf einen landläufigen Uz angelegt hatte. Indeſſen ſtieß ihn Babineau zeitig genug in die Flanke, daß er die Falle merkte und ſtille ſchwieg. So mußte denn Martin verzichten, den Alten noch einmal lächerlich zu machen und fuhr, nach einigem Zögern, alſo fort:

Im Anfang des Septembers landeten eines ſchönen Tages eine große Zahl kleinerer Schiffe an dem Landvorſprung, wo nun die Clemenskirche ſteht. Er war damals unbebaut und dicht mit Gebüſch bewachſen, daher recht geeignet, der Ort zu ſein, von dem aus die Sonnecker und Reichenſteiner ihre Angriffe auf Reiſende, Pilger, Saumthierzüge und Schiffe ausführten; denn in dem dichten Weidengebüſch des Ufers lagen ihre Kähne verborgen und verbargen ſie ſich ſelbſt.

Jetzt gab die Stelle den Lagerort für das Heer ab. Das Unterholz fiel unter den Streichen des Beils und der Streitaxt, und die hohen, prächtigen, alten Eichen, Buchen, Eſpen und Erlen, die da wuchſen, bildeten die Anlehnen für die Laubhütten, welche ſich die Reiſigen aus dem niedergehauenen Unterholze erbauten. Der Kaiſer ſelbſt ſtieg mit ſeinem Gefolge auf die mainziſche Landburg Pfalzsberg hinauf und nahm dort Quartier. Jetzt fuhr ein lähmender Schrecken in die Glieder der Wegelagerer und Schnapphähne zu Reichenſtein und Sonneck; denn ſie ſahen das Strafgericht nahen, zumal der „Hängemeiſter und zwei Knechte“ im Gefolge des Kaiſers ſich durch ihre blutrothe Kleidung weithin ſchon kenntlich machten. Aller Scherz, aller Trotz, aller Uebermuth hatte

ein Ende in den beiden Raubnestern, als dieser bittere Ernst an sie herantrat.

Schon am folgenden Tage begann der Kaiser die Berennung der Burgen zu gleicher Zeit, und die „Buben“ in dem kaiserlichen Heere, wie man zu damaliger Zeit die zu Fuße kämpfenden, unsere Infanterie, nannte, zeigten sich als verwegene Schelmen, welche mit ihren Pfeilen selbst in die Mauerlucken den Feind trafen und so an der streitbaren Mannschaft den Belagerten einen unersetzlichen Schaden zufügten.

Immer enger wurden die Burgen eingeschlossen, immer wilder berannt, und als am vierten Tage die Sturmleitern angelegt wurden, da warf sich schon der blutige Kampf in die Außenwerke der beiden Burgen, und als Leichenhaufen die Zugänge fast verdeckten, konnten die Besatzungen sich nicht mehr halten und des Kaisers Streiter zogen siegreich zuerst in die Burg Reichenstein und nahmen die Waldecker alle Sechs gefangen, von denen nur Wenige eine „heile Haut“ hatten, das heißt, unverwundet waren. Sonneck widerstand länger und erst, als die Buben Pechkränze hineinschleuderten und sie über den Köpfen der Insassen zu brennen anfing, da mußten auch sie sich ergeben und gefangen nehmen lassen. Die Söldner und Reisige ließ der Kaiser laufen, aber die zehn Ritter nach Reichenstein bringen, während er Sonneck völlig ausbrannte. In den Verließen oder Gefängnissen von Reichenstein lagen nun gefesselt die Ritter und erwarteten das strenge Gericht mit angstvoll bebenden Herzen.

Noch einmal versuchte der alte Marschall Waldeck von Sonneck, was Bitten und Flehen auf den Kaiser vermöge, aber es war umsonst, und — **morgen** ist der Jahrestag, daß die sechzehn Raubritter an den Aesten der Bäume auf dem freien Uferraume, wo die Clemenskirche steht, baumelten, schrecklich anzusehen, und ohne Absolution, ohne kirchliche Tröstung waren sie in ihren Sünden dahingefahren! —

Der alte Martin hatte die letzten Worte schauerlich langsam gesprochen und besonders die: „morgen ist der Jahrestag“ hoch betont.

Ein Schauer war durch die Seelen der Hörer, ein Frösteln und Zittern durch die Leiber derſelben gegangen, und ſelbſt die beiden Douanen konnten ſich der Gewalt des ſchauderhaften Eindrucks nicht erwehren.

Es trat eine lange dauernde Stille ein.

Endlich ſagte Spähnkoch halblaut, aber Allen verſtändlich: Darum gehen ſie auch an der Clemenskirche am Jahrestage um. Mein Großvater hat einmal dort ſein Vieh gehütet, und es war gerade an jenem ſchrecklichen Tage, ohne daß er es wußte. Ein heftiges Gewitter überfiel ihn, daß er nicht heimfahren konnte. So trieb er denn ſein Vieh in die Räume der Kirche, die damals wüſte ſtanden vom dreißigjährigen Kriege her. Jetzt begann ein Regen, der völlig das Anſehen eines Wolkenbruches annahm, und dauerte die ganze Nacht fort. Er dankte Gott und allen Heiligen, daß er nicht in den Mauern mit ſeinem geängſteten Vieh ertrank. Endlich gegen Mitternacht hörte das „Heidenwetter" auf. Mein Großvater wußte nicht, um welche Zeit es war, und trat aus ſeinem Verſtecke heraus, um einmal zu ſehen, ob das „flözende Gewäſſer" nicht die Wege der Art verdorben habe, daß er es wagen dürfe, ſein Vieh in der Nacht nach dem Dorfe zu treiben.

Die Nacht war rabenſchwarz. Er ſah keine Hand vor den Augen, und wollte eben wieder in ſein Verſteck zurückkehren, da feſſelte ihn ein ſeltſamer Anblick! —

Die viereckigen Hochmauern von Reichenſtein erglänzten plötzlich von Innen in feuriger Gluth. — Aus dem Thore der Ruine aber trat jetzt ein Fackelzug heraus. Seltſam gekleidete Männer führten gerade ſechzehn in weiße Hemden gekleidete Perſonen in ihrer Mitte, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren. Von Fackelträgern umgeben, ſtiegen ſie langſam den Berg herunter und kamen auf die Clemenskirche zu, lautlos und ſtille.

Mein Großvater war ſtarr, wie Loth's Weib, das zur Salzſäule wurde, als Sodom und Gomorrha unterging; aber, als die geſpenſtigen Geſtalten immer näher kamen, da kam er zu ſich und ließ ſein Vieh im Stiche und kam auf ſchreck-

liche Weise „vergeistert“ heim. Das Vieh holten meines Großvaters Leute am andern Tage heim, aber mein Großvater wurde todtkrank und erholte sich erst wieder gegen den Frühling des folgenden Jahres. Hundertmal hat er uns die Geschichte erzählt, und nie ist er wieder an die Clemenskirche zu bringen gewesen, weder bei Tage noch bei Nacht, und wenn er vorbeigehen mußte, um auf den Binger Markt zu gehen, oder gegen Abend im Marktwagen vorüberfuhr, ist er allemal — und das hab' ich mit meinen eigenen Augen oft gesehen — todtbleich geworden und stille, und gewann erst wieder seine natürliche Farbe und seine frühere Redseligkeit, wenn die Clemenskirche weit hinter ihm lag. Auf die Stunde noch meidet ein Jeglicher die gespenstige Stelle an dem Jahrestage, da die Sonnecker und Reichensteiner gehängt wurden! — — —

Und der Tag ist morgen? fragte Jupp in sichtbar starker Aufregung.

Spähnkoch nickte bejahend und sehr ernst. Vielmehr die folgende Nacht, setzte er hinzu; denn nicht wahr, Martin, der Kaiser ließ sie Nachts bei Fackelschein aufhängen?

Ja wohl, sagte Martin, und was dein Großvater in jener Schreckensnacht erlebt, das hat mehr denn ein Trechtingshäuser gesehen und auch ich kann davon reden!

Jupp und jetzt auch Babineau, der lange sein Entsetzen zu verbergen gesucht hatte, starrten den alten Martin an, dessen Züge einen merkwürdig starren Ausdruck angenommen hatten.

Das Deutschland ist ein verfluchtes, gespenstiges Land, sagte halblaut Babineau zu Jupp auf Französisch. Ueberall spukt's, wo man den Fuß hinsetzt!

Lasset uns die schauerliche Geschichte vergessen, sagte der alte Spähnkoch, und lieber Martin hören, wie die Clemenskirche entstanden ist, die so einsam da droben steht, nur von Gräbern umgeben!

Nun, das kann ich Euch genau sagen; denn die Geschichte von dem zerrissenen Rheinfloß und dem Gelöbniß des Flößers ist ein Mährlein und eine Lüge. Ihr könnt Euch denken, daß

der ſchandebedeckte Tod ihrer Verwandten und Stammgenoſſen der weitverzweigten Familie der „Waldecke“ nicht nur ein Familienbrandmal, ſondern eine tiefbeugende Sache war. Der alte Marſchall kam noch einmal zum Kaiſer und flehte, daß er die Leichname abſchneiden und ehrlich begraben laſſen dürfe. Das geſtand der Kaiſer zu und einige Nächte ſpäter kam eine Reihe von Kähnen den Rhein auf der rechten Seite herauf und in jedem, je nach ſeiner Größe, ſtanden zwei bis drei leere Särge. Sie ſetzten über und im Scheine zahlreicher Fackeln wurden die Leichname abgeſchnitten und in die Särge in den Kähnen gelegt, die Deckel geſchloſſen und die Kähne ruderten nach Lorch hinab. Die Raben waren ſo um ihren Schmauß betrogen, den ſie theilweiſe ſchon begonnen hatten. In Lorch wurde mit allen Glocken geläutet, als ſie ankamen, und die Geiſtlichkeit empfing den Zug; denn man ſah ſie als ungerechter Weiſe umgebrachte Unglückliche an. In der Kirche wurden die Todtenfeierlichkeiten und Gebete für die armen Seelen gehalten und die Leichen dann in der Gruft der Waldecker feierlich beigeſetzt. Damit aber konnte ſich die Familie nicht beruhigen. Sie erlangte die Erlaubniß des Stiftes Corneli Münſter und des Erzbiſchofs zu Mainz, eine Kirche auf der Stelle zu erbauen, wo der grauſige und ſchmachvolle Tod ihre Familienglieder ereilt, zur Ruhe ihrer Seelen, und dabei für zwei Eremiten eine Klauſe, darin ſie betend für die armen Seelen wohnen und leben ſollten. Unter der Kirche aber ſollte eine Gruft für die Leichname der Erhängten gebaut werden.

Letzteres geſchah nun nicht, ſondern der Erzbiſchof geſtand der mächtigen Familie zu, daß in der Kirche ihre Gebeine gebettet werden dürften am Tage der Einweihung der Kirche und der Eremitenklauſe.

So wurde denn mit dem kommenden Frühling der Bau begonnen, und als im folgenden Jahre zur heiligen öſterlichen Zeit die Kirche eingeweiht und die Eremiten, die der Erzbiſchof beſchafft hatte, eingeführt wurden, da gab es ein Feſt, wie lange keins vorher und keins nachher hierorts begangen worden iſt. Der ganze Rheingau war da und an Hundert

Zu Seite 55 und 63.

Geiſtliche, in deren Mitte die „armen Eremiten“ gingen. Einen tiefen Eindruck, aber doch auch ſchauerlichen Anblick gewährten die ſechzehn Särge, welche von Lorch heraufgeſchafft und in feierlicher Prozeſſion in der Kirche niedergeſtellt wurden. Nachdem die Weihe vorüber war, wurden ſie unter Geſängen der Geiſtlichkeit und Gebeten in ihre Gräber geſenkt, und die Maurer fügten die Steinplatten ein, darauf ihre Wappen und die Inſchriften ſtanden.

Nahe an achtzig Jahre blieben die Eremiten betend bei den Gräbern und unſre Gemeinde wählte die nunmehr geweihte Stätte auch zu ihrem Gottesacker.

Da zogen Kriege durch das ſchöne Rheinthal, ſchauerliche, blutige Kriege, und die Familie der Waldecke von Sonneck erloſch, wenn ſie auch in anderen Zweigen des alten Stammes noch fortgrünte; aber ſie war — verarmt. Die Lebſucht der Eremiten blieb aus. Sie verſchwanden aus der Klauſe und wurden nicht wieder erſetzt. Klauſe und Kirche ſtanden leer, wurden baufällig und, was ſchlimmer war, die heilige Stätte ein Schlupfwinkel von Straßenräubern, alſo daß man kaum den Muth hatte, am lichten Tage vorüber zu gehen, und die Stelle hat viele Mordthaten geſehen, deren grauſige Spuren der Rhein mit ſeinen Gewäſſern bedeckte.

Und von dieſer Zeit an, ſcheint es, daß auch die dort begrabenen Ritter nicht mehr den Frieden hatten, ſondern an ihrem Jahrestage oder beſſer, an ihrem Todestage ihren Gräbern entſtiegen, und die gräßliche Geſchichte des Hängens wiederholt wurde an den Geiſtern der Gerichteten. Und Morgen iſt der ſchreckliche Jahrestag oder vielmehr die entſetzliche Nacht ihres Gehängtwerdens und der geſpenſtigen Erſcheinungen.

Martin ſchwieg und klopfte ſeine Stummelpfeife aus.

Der Abend hatte ſchon lange ſeinen duftigen, durchſichtigen Schleier in der Geſtalt eines feinen Nebels über das Rheinthal gebreitet und die herbſtliche Nacht kam ſchnell. In den Zweigen der alten Linde flüſterte der Abendwind und die Wellen plätſcherten drunten am Ufer, und der gewaltige Komet ſtand wunderbar leuchtend über dem Rheinthale. Alle,

welche auf den Steinſitzen um die Linde geſeſſen, fühlten ſich noch von dem Eindrucke der Erzählung Martin's erregt.

Er ſchwieg und ſtand auf.

Komm, Nachbar, ſagte er zu Spähnkoch, die Geſchichte hat mich ſelbſt „grauſlich" gemacht, wir wollen heim gehen!

Alle erhoben ſich faſt zugleich und das „Gute Nacht" austauſchend, gingen Alle ihren friedlichen Wohnungen zu.

Als Martin und Spähnkoch an des Letzteren Thüre angelangt waren, flüſterte dieſer Martin leiſe in's Ohr: Heute Abend haſt du deine Sache meiſterlich gemacht. Ich habe ſie beobachtet und ſage dir: es hat verfangen! Gute Nacht!

Und die Geſchichte hatte bei denen verfangen, bei denen ſie verfangen ſollte, und der geſchichtlich wahre Hintergrund der Geſpenſtergeſchichte war eine Einleitung ſo wirkſam, als ſie eben nur zu wünſchen war.

Die beiden Douanen waren die Letzten, welche die Linde verließen. Stille gingen ſie eine Weile am Rheinufer hin, ehe ſie in die aufwärts laufende Gaſſe an Spähnkoch's Hauſe einbogen.

Jupp ſchüttelte ſich, als ob der Froſt über ihn gekommen wäre.

Ich wollte, ſagte er, der alte Schmuggler Martin wäre wo der Pfeffer wächſt! Mit ſeiner vertrackten Geſchichte hat er mir den Schlaf der halben Nacht geſtohlen, und wenn ich im Traume nicht den Geiſterzug von dem alten Neſte Reichenſtein herabkommen ſehe, ſo iſt es ein Wunder!

Ah bah! ſagte Babineau und wollte den ſtarken Geiſt ſpielen, während es ihn ſo gut innerlich ſchauderte, wie den alten Lothringer Jupp, ah bah, wer wird ſich von ſolchen Altweibermährchen den Schlaf rauben laſſen?

Eh bien! rief Jupp, ſpiele nur den Helden nicht, Bruderherz, dir hat's ſo gut unter den Kopfhaaren gekribbelt, wie mir. Mache den alten Jupp nicht dumm! Der hat gute Augen, und dein vorgebliches Heldenthum iſt, ma foi, keinen Blaffard werth!

Als Babineau ſchwieg, weil er ſich gefangen ſah, fuhr Jupp fort: Morgen früh kommt der Menſchenſchinder, der lange, ſchwarze Lieutenant Ement von Manubach und wird

die Posten vertheilen. Wenn der uns Beiden nur nicht den an der Clemenskirche aufuzt!

Wir ſind ja zu Zweien, ſagte Babineau ziemlich kleinlaut und leiſe beilegend.

Jupp lächelte in ſich hinein, weil er ihn vollkommen richtig taxirt hatte.

Wenn ich's beim Lichte des Kometen beſehe, verſetzte er, an der Furcht ſeines Kollegen ſeinen Muth aufrichtend, ſo habe ich, wenn die Geiſter kommen, ſo wenig Troſt an dir, wie du an mir. Jedenfalls lade ich zwei Kugeln in meine Flinte, und brenne ſie den Geiſtern auf!

Aber Jupp, was denkſt du für tolles Zeug! rief Babineau. Wenn ſie Fleiſch und Blut hätten, ſo gäb's vielleicht zwei Löcher, ſo aber — er ſchüttelte ſich — weiß der liebe Gott, was es abſetzte. Mit Menſchen werd' ich ſchon fertig; aber mit Geiſtern? Ich wollt', ich wär' in Frankreich! Da gibt's keine Geiſter!

IV.

Die Glocke hatte am andern Morgen kaum vier Uhr geſchlagen, da ſchlichen die beiden Douanen ſchon aus ihren Wohnungen. Babineau beging die Strecke bis gegen Bingen hinauf und Jupp die hinab bis gegen Heimbach.

Als Jupp die Grenze ſeines Bereiches erreicht hatte, ſetzte er ſich auf einen Meilenſtein, der hier als Ruheplatz für Laſttragende benutzt wurde und einen Sitzplatz hatte, und zog aus ſeinen Taſchen ein zuſammengelegtes Butterbrot und eine Schnappsflaſche und hielt ſein Frühſtück ab. Er war müde, denn er

hatte wirklich die Nacht unaufhörlich in seinen Träumen mit den Geschichten zu thun, welche am gestrigen Abende ihn so äußerst lebhaft beschäftigt hatten. Mehr denn zehnmal war er aus dem Schlafe aufgefahren und seine Frau, deren Ruhe dadurch ebenfalls gestört wurde, knurrte und brummte über die ewige Träumerei ihres Gatten. Da sie schon hart und fest schlief, als er zu Bette ging, so meinte sie, er habe wieder einmal zu tief in das Schnappsglas geblickt und wollte eben eine jener Predigten beginnen, die der sonsthin ungemein gutmüthige Jupp sogleich bis an's Ende kannte, wenn sie nur damit anhob. Er war aber ganz klar wach geworden und schnitt ihr die Rede ab, indem er ihr Alles haarklein erzählte, was er unter der Linde gehört.

Sie hatte ihm andächtig zugehört, bis zum Erscheinen der Geister. Da rief sie: Sei stille, Constant, sei stille, und wickelte sich in die Decke, daß hundert Augen nichts von ihrer kleinen, dürren Figur würden haben entdecken können. So entging er der wenig schmeichlerischen Ermahnung seines sonst außerordentlich redseligen Weibes, dessen Beredsamkeit, wie das bei allen Frauen ist, mit der Erregung ihres Zornes die gewöhnlichen Ufer überschreitet.

Schmiedjakob blickte schalkig lächelnd auf Kathrinchen, aber sie schwieg heute und wie es schien, bloß in der Absicht, ihn nicht zu unterbrechen; aber sie blickte ihn an, lachte dabei und nickte bejahend, ohne aber ein Wort zu erwidern.

Schweigen ist auch eine Antwort, sagte der Gevatter; doch wollte ich, du kämest wieder zu deinem Jupp, der an dem Meilensteine sein Frühstück hält!

Der alte Erzähler lächelte; nun, sagte er, um Alles ganz getreulich zu berichten, kann ich versichern, daß es ihm ganz vortrefflich schmeckte. Als er sein Frühstück vollendet und die nicht sehr kleine Schnappsbulle geleert hatte, sah er sich um, ob er nicht irgendwo ein Plätzlein entdecken könnte, wo er ungestört die in dieser Nacht entbehrte leibliche Ruhe genießen könnte, aber sein Unstern wollte es, daß eben der lange, schwarze Ement um die Ecke bog und mit seinen langen Storchbeinen ungemein ausgreifend, in wenigen Minuten vor ihm stand.

Bon jour, Jupp, rief er ihm zu; aber er hatte von ferne geſehen, wie die Schnappsbulle blitzſchnell in die Bruſttaſche fuhr und ſagte lachend: Ich glaube, du haſt ſchon Durſt gehabt? Alles leer?

Leider ja, ſagte Jupp. Ich habe die Nacht, wo ich einmal ruhen konnte, hundeſchlecht geſchlafen, und da meine Frau noch nicht auf war, mein Frühſtück hier halten müſſen.

Nun wohl bekomm's! Laß uns aufbrechen!

O wärſt du — fluchte Jupp in ſich hinein, der ſich jetzt auch um ſeine erſehnte Ruhe geprellt ſah, und erhob ſich langſam.

Wo iſt Babineau? fragte Lieutenant Ement.

Jenſeits der Clemenskirche, gegen Bingen hinauf.

War es dieſe Nacht ſtille?

Habe nichts gehört, erwiderte er wahrheitsgetreu und dachte dabei: Nicht einmal die Strafpredigt meiner Frau über den unverdienten Verdacht, daß ich geſtern Abend Einen getrunken. —

Sie ſchritten plaudernd dem Dorfe zu und daran vorüber, gegen die Clemenskirche hin, wo ihnen der ſchon zurückkehrende Babineau begegnete.

Alles in Ordnung? fragte Ement.

Nichts vorgefallen! erwiderte Babineau.

Jetzt ſtanden ſie gegenüber der alten Kirche und Jupp ſah ängſtlich gegen Reichenſtein hinauf, weil er noch ſo voll von der geſtrigen Geſchichte war, daß er meinte, jetzt erſcheine der geſpenſtige Fackelzug. Er hätte, ganz abgeſehen von ſeinem eigenen Schrecken, ſo etwas dem Lieutenant gönnen mögen; denn der war ein Freigeiſt, der nicht an Geſpenſter glaubte, wie er; allein es war heller, klarer Morgen und den meiden bekanntlich die Geiſter, die ja, wie es ſcheint, auch ihr Morgenſchläfchen ſich nicht gerne nehmen laſſen.

Ement blickte nachdenklich auf das alte zerfallende Kirchengebäude und ſagte: Prächtiges Plätzchen für die Schmuggler! Ueberall Schutz und rechts und links die Thaleinſchnitte, um raſch vom Ufer den Wald zu erreichen. Wir müſſen dieſe Stelle jede Nacht beſetzen.

O du Unglücksvogel! murmelte Jupp.

Wie? fragte Ement. Meinſt du nicht?

O, ich — wollte — bloß ſagen, daß ja Babineau erſt ganz kürzlich da einen guten Fang gemacht hat. —

Thut nichts. Da denken die Spitzbuben, die Schmuggler: der Babineau und der Jupp meinen nun, wir würden hier auf lange Zeit nicht landen, und thun es darum gerade. Ich kenne ihre Kniffe beſſer als Ihr! Dieſe Nacht bezieht Ihr beide den Poſten hier. Die Binger rücken weiter herunter, die Heimbacher weiter herauf und die Sache iſt in ihrer Ordnung. Jetzt will ich in die Morgenbacher Mühle gehen, und mir einen Kaffe kochen laſſen. Man ſchmeckt es ihm zwar an, daß er geſchmuggelt iſt, aber was hilft's? Er ſchmeckt eben doch gut. Dann gehe ich das Thal hinauf und über den Kanderich nach Oberheimbach zu den Leuten von der ſchwarzen Brigade. Adieu!

O wärſt du mit der ganzen ſchwarzen Brigade bei dem Schwarzen, ſagte Jupp halblaut, und Babineau, der an dieſe Nacht dachte, lächelte ſäuerlich dazu und meinte, er, ſeines Ortes, hätte nichts dagegen. Sie ſchlenderten heim und legten ſich ſchlafen, um deſto wackerer in der nahenden Nacht zu ſein. —

Und um die Zeit, da die beiden Douanen ſich auf's linke Ohr gelegt, fand in der hinteren Stube des zweiten Geſchoſſes im Hauſe Spähnkoch's eine geheime Berathung ſtatt, zu der, außer Spähnkoch, Martin und Forſchauer noch vier andere Schiffer ſich verſammelt hatten. Der Plan war von Spähnkoch angelegt, von Martin durch die Erzählung am geſtrigen Nachmittage eingeleitet und begründet worden; denn, was Martin und Spähnkoch beſchrieben und erzählt hatten, das ſollte heute Nacht, Schlag zwölf Uhr vollzogen werden. Man rechnete mit Fug und Grund auf die bekannte Haſenherzigkeit der beiden Douanen, insbeſondere auf ihren Aber- und Geiſterglauben und hatte nur bei dem jungen Babineau Bedenken, obgleich die ſcharfen Beobachter geſtern den unverkennbarſten Eindruck der Erzählung wahrgenommen

hatten und auch bei ihm auf eine ganz entſchiedene Wirkung einer gut ausgeführten Mummerei rechneten.

Alles war geordnet. Sechzehn Mädchen ſollten die Geiſter vorſtellen, die aus der Burg Reichenſtein herabzuſchreiten hatten. Verſchiedene junge Schiffer, welche nachher zum Tragen der Waarenbündel verwendbar waren, ſollten in abentheuerlicher Tracht Fackelträger und Reiſige vorſtellen und Drei den „Hängemeiſter und ſeine beiden Geſellen.“ Für dieſe waren aus allen möglichen alten Stoffen rothe Kleider hergeſtellt.

Damit aber ſolche Anſtrengungen denn auch einen entſprechenden Lohn fänden, waren über den Kammerforſt von Lorch aus, und über den Niederwald von Rüdesheim her eine große Maſſe von Waarenballen, die Achſelträger erhalten hatten, um leicht übergeworfen zu werden, in einer Holzhauerhütte am Saume des Waldes über dem Bodenthale aufgeſtapelt worden. Mehrere große Kähne voll rüſtiger Winzer, die alle ihre Weinbergshacken trugen, waren am Bodenthale gelandet und vom frühen Morgen an in den Weinbergen thätig. Das konnte nicht auffallen, weil es die Jahreszeit dringendſt erheiſchte, daß die Arbeit des zweiten Auflockerns oder, wie der Kunſtausdruck heißt, „Rührens“ bei der frohen Herbſtausſicht gethan werde. Ebenſo wenig fiel es auf, daß auch von Lorch her eine Anzahl großer Kähne herauf zum Bodenthale gezogen wurden, da in den Weinbergen durch das äußerſt günſtige Wetter der üppigſte Wuchs des Unkrautes über Erwarten gefördert worden, und dieſes Unkraut ein vortreffliches Futter für das Rindvieh abgibt, deſſen ſich zur Ernährung ſeines Viehſtandes der Winzer um keinen Preis begibt; denn an Wieſen mangelt es am Rheine; daher denn die Wieſengräſer alle ſorgfältig zur Heubereitung aufgeſpart werden müſſen. Daß aber die Kähne zur möglichſt größten Sorte gehörten, wurde um ſo weniger beachtet, da ja auch, namentlich nach Lorch, die müden Arbeiter nur zu fahren pflegten. Daß dieſe Männer alle zur Schmuggleriſippſchaft gehörten, ſah man ihnen ja nicht an. Freilich —, man konnte ſagen, die halbe, vielleicht die ganze erwachſene männliche Bevölkerung nahm, verlockt von dem bedeutenden Ver-

dienſte, den der Schmuggel abwarf, daran Theil; aber gerade in dem Maße, als ein ſolches Schmuggelunternehmen an Theilnehmern wuchs, deſto weniger trugen die Douanen Luſt, die Schmuggler anzugreifen, da ſie bei ihrer geringen Anzahl, und trotzdem, daß ſie von ihrer Schußwaffe und ihren blanken Säbeln Gebrauch zu machen die unbedingteſte Befugniß hatten, dennoch verloren geweſen wären, der Uebermacht gegenüber. Aber zum Lobe der Rheiniſchen Schifferbevölkerung muß ich

Zu Seite 65.

es sagen, sprach Schmiedjakob mit feierlicher Betonung, daß, obgleich Kämpfe vorkamen, und die muthigen kräftigen Söhne des Landes solche nicht scheuten, nie ein Douane erschlagen wurde, so verhaßt auch Manche waren; wohl aber fanden die Kugeln der Douanen den Weg zu rheinischen Herzen, um sie zum Stillestehen zu bringen. —

So war der Schmuggel in dem Maße, in dem sein Gewinn stieg, eine ernstere und gefährlichere Sache geworden. Zwar versah man sich von Jupp keiner tödtlichen Kugel, weil man ihn zu feig dafür hielt, überhaupt Stich zu halten, wenn es etwa einmal zum Klappen kommen sollte; aber er war, wie man am Rheine vom trunkenen Zustande sagt, „oft nicht allein" und der, welcher bei ihm war, der Branntwein, war immerhin ein gefährlicher Geselle, der ihn zu etwas bringen konnte, wozu ihm der persönliche Muth fehlte. Aber vor dem Andern, vor Babineau, war man doch so ganz sicher nicht. Er schoß gut, das wußte man, seit er die Fischweihe aus der Luft geholt, und war ein leichtsinniger und verwegener Mensch, obgleich eine gehörige Portion Feigheit und Aberglauben auch bei ihm festhaft waren. Ueberdies war die Gefangennahme eines einzelnen eine sehr bedenkliche Sache, da schlimmsten Falls die Galeerenstrafe ihn erwartete. Darum waren sie wohl auch nicht ohne Bewaffnung und bereit, sich ihrer Haut verzweifelt zu wehren.

Waren die Schmuggler bisher vor Verrath nicht sicher, so war für den beschlossenen Schmugglerstreich alle Vorsicht angewendet. In Martin's Hause war kein Wort darüber gefallen, keine Berathung gehalten worden, und das zeigte allein, daß der alte Martin auf Klaren einen begründeten Verdacht geworfen hatte. Sie konnte nichts ahnen; mithin war von ihrer Seite nichts zu befürchten. Des alten Mannes Probestück aber, dem er sie unterwerfen wollte, war nichts Geringeres, als daß sie, wie auch Marie drüben, an dem heutigen Abende eine „Geisterstelle" annehmen sollte.

Bereits waren die meisten Schmuggler über Heimbach, Rheindiebach und Bacharach nach Lorch geeilt, während ein anderer Theil über Bingen sich nach Rüdesheim begeben hatte,

um mit der Nacht ſich am Ausgange des „Bodenthals" jenſeits zu verſammeln. Für die beabſichtigte Spuckgeſchichte war auch Alles vorbereitet, nur Martin hatte mit Klaren noch nicht ein Wort davon geredet.

So war es bereits fünf Uhr Nachmittags geworden.

Jetzt trat der alte Mann in die Wohnſtube, wo Klare und ſeine Frau ſaßen. Klare war den ganzen Mittag in einer nicht kleinen Aufregung, die ſie indeſſen ſorgfältig verbarg. Die Mutter hatte etwas gegen ſie; denn ſie ſaß todtſtille den ganzen Mittag. Ihr Auge war auf den Wollfaden unveränderlich gerichtet, den ſie ſpann. Klare wagte es nicht, das peinliche Schweigen zu unterbrechen, denn ſie ahnte, daß die Mißſtimmung der guten Frau ſie verurſacht, und wenn ſie ſich ſelbſt über ihr Thun Rechenſchaft abforderte, ſo ſchlug ſie ihr Gewiſſen, ſie mochte nun an Franz und Babineau denken oder daran, daß ſie leichtfertig dem Landsmann Manches vertraut, was dieſer zum Nachtheil der Schmuggler weislich ausgebeutet hatte.

Wie gerne hätte die treue Mutterſeele einmal mütterlich zu ihrem Herzen geredet, um es auf den rechten Weg zurückzulenken; aber ſie hatte es ihrem Manne verſprochen, über das unſelige Verhältniß zu ſchweigen und das ſah ſie als heilige Pflicht an, getreulich zu halten.

Die peinliche Stille wurde durch Martin's Eintritt unterbrochen aber ein Blick auf deſſen Züge ſagte ihr, daß auch hier wetterwolken die Stirne des alten, gewöhnlich heiteren Mannes umlagerten.

Er ſah düſter drein. Sein ſonſt ſo freundlicher Gruß war kurz und nicht, wie zu andrer Zeit, warm und herzlich.

Eine Weile blies er dicke Dampfwolken in die Luft und dann erſt begann er von der großen Schmuggelunternehmung dieſes Abends zu reden, und wie er die beiden feigen Douanen durch ſeine Erzählung in eine höchſt lächerliche Geſpenſterfurcht gehetzt habe.

Klare wurde hochroth bis an die Stirne und Ohrläppchen. Es galt ja auch ihrem geliebten Babineau und ihr Herz empörte es, ihn als eine feige Memme bezeichnen zu hören,

der kindiſchem Geſpenſterglauben zugänglich ſei. Einmal wollte ihr Unwille losbrechen, aber ſie biß ſich in die friſche Lippe und ſchwieg, weil ſie Weiterungen fürchtete, die ihr in ihren beiden Pflegeeltern nahe zu liegen ſchienen. Gewißheit hatte ſie zwar nicht, daß man ihr in die Karte geſehen; aber ein dunkles Gefühl hielt ſie zurück, etwas zu reden, was Auseinanderſetzungen hervorrufen könnte.

Aber ihr Blut ſtockte ſchwer, als Martin die ganze Mummerei auseinanderſetzte und zuletzt ſagte: Du, Klare, mußt auch einen der Geiſter vorſtellen. Richte dich ein, daß du ein weißes, langes Hemde überziehſt, deine Haare ſo kurz als möglich an den Kopf legſt und dein Geſicht mit geſchabter Kreide und einem Läppchen ſo weiß machſt, als wäre es das einer Leiche.

Ich? rief ſie heftig aufſpringend. Ich thue das nicht! —

Etwa, weil es die Franzoſen, die du ſo ſehr liebſt, zu betrügen gilt? rief zornig auffahrend der alte Mann, den ſie nie ſo heftig geſehen. Oder willſt du es aus Rückſicht für deinen guten Freund Babineau nicht thun? Ich ſage dir kurz und einfach, daß ich blinden Gehorſam verlange, ſchloß Martin und ſtand heftig auf. Haſt du's gehört? rief er zornig in der Thüre ſich umwendend, Gehorſam erwarte ich. Wie es dämmert, hole ich dich ab, dann gehen die Spitzbuben auf ihre Poſten! — Damit drehte er ſich raſch um, und gab ſeiner Frau einen Wink mit Hindeutung auf Klaren, den ſie dahin richtig deutete, daß ſie ein ſcharfes Auge auf ſie haben ſollte.

Klaren waren die Hände in den Schooß geſunken, als ſeien ſie gelähmt. Alles Blut ſchien aus ihrem Geſichte gewichen. Ihre Lippe zitterte und aus ihren dunkeln Augen brachen Thränen, die aber einem ſanften Gefühle nicht entſtammten. Nach einer Weile ſtampfte ſie trotzig mit dem Fuße auf den Boden. Was will der Mann mit mir und von mir? rief ſie mit einer vor Zorn zitternden Stimme aus.

Der Mann? Klare, der Mann? ſagte ruhig verweiſend die Mutter. Vergißt du denn ganz, daß er dich als ſein Kind auf- und angenommen, als du verlaſſen warſt

von aller Welt? Daß er dich im Schweiße ſeines Angeſichts erzogen und ernährt, daß er dich geliebt hat, wie ſein eigen Fleiſch und Blut, und du nennſt ihn: den Mann? Als ob er dich nicht weiter anginge, als der Nachbar Spähnkoch oder irgend ein Anderer? Iſt das deine Liebe, die du uns als Kind beweiſeſt, ehe du denken konnteſt? Und jetzt, wo du weißt, was wir dir waren und ſind, jetzt wendeſt du dein Herz von uns? O Klare, nimm ein Meſſer und ſtoße es mir in's Herz, dann iſt's mit einem Male aus und es iſt beſſer, als daß mein Herz unter tauſend täglichen Stichen verblutet! Sie nahm ihre Schürze, bedeckte ihre Augen und das ſchwer gepreßte Herz machte ſich in heftigem Schluchzen Luft. Klare ſtarrte die Frau an, die ſo überwältigt war von ihrem Schmerze. Da ergriff es ihr Herz mit voller Macht. Sie eilte zu der Mutter, ſchlang ihre Arme um ſie und preßte ſie weinend an ihre heftig arbeitende Bruſt und rief: Mutter, Mutter, welche Worte redeſt du? Vergib eine augenblickliche Aufwallung! Ich gehorche ihm ja vollſtändig!

Die thränenden Blicke der gebeugten Frau trafen ſie jetzt, und unwillkürlich ſchlug ſie die ihrigen nieder.

Klare, ſagte die Mutter, ihre unaufhaltſam rinnenden Thränen vergeblich zu trocknen bemüht, es iſt nicht dieſer eine Ungehorſam, den du ausgeſprochen. Komm' ſetze dich auf einen Stuhl, ich muß mit dir reden, es muß zwiſchen uns klar werden! — Sieh, Kind, fuhr ſie fort, als Klare willenlos zu ihrem Stuhle ging und ſich mehr niederfallen ließ, als ſich ſetzte, es iſt ſeit einem Vierteljahre nicht mehr zwiſchen uns, wie es war. Das muß dir dein eigenes Gewiſſen ſagen; aber auch das, daß wir uns gleichgeblieben ſind, nur du anders geworden biſt. Als du dich bemühteſt „wälſch plaudern zu lernen," da lachte mein Alter dazu. Aber ſeit dies Parlirenlernen dich mit dem abſcheulichen Babineau zuſammenführte, ſeit du mit ihm Zuſammenkünfte haſt und er einen Schmuggel nach dem andern wegfängt, und die Leute im Dorfe mit Fingern auf dich deuten und es laut ausſprechen: „das Franzoſenmädel verräth Alles," ſeitdem ſind auch wir zweifelhaft geworden, bis es

uns leider kaum mehr im Zweifel ſtand, daß die Leute Recht hätten.

Klare wollte reden und mit heftiger Bewegung.

Kind, bat die Mutter mild, laß mich reden, ich bin noch nicht fertig. Sollten wir, ſagte Martin, die Schlange im eigenen Buſen genährt und erzogen haben? Ich widerſprach und vertheidigte dich. Ach, Gott ſei es geklagt, ich kann es nicht mehr; denn geſtern, Gott iſt mein Zeuge, daß ich dich nicht belauſchte, kam ich in den Garten, als du mit Babineau eifrig plauderteſt. Ich ſah, wie er dich, wie du ihn küßteſt — ich ſah, daß deine Liebe für meinen guten, treuen Franz Lug und Trug, nur Heuchelei war, und ſeitdem glaub' ich Alles, Alles, wenn ich auch nicht verſtand, was ihr zuſammen halblaut parlirt habt. Klare, wer eines treuen Menſchen Liebe ſo zertreten kann, der iſt zu Allem fähig!

Mein Mann wollte dir das Alles vorhalten, wollte dir es ſonnenklar unter die Augen ſtellen, daß du ihre letzten Schmuggelpartieen an Babineau verrathen habeſt, aber er beſann ſich. Noch eine Probe will ich mit ihr anſtellen, ſagte er, und die Probe iſt die Geſchichte von heute Nacht. Verräth ſie dir an Babineau, dann ſind alle Bande zerriſſen. Ich habe ihm geloben müſſen, gegen dich zu ſchweigen; aber Kind, Kind, das ich an meinem Herzen erwärmt, das ich in meiner reichen Mutterliebe groß gezogen, an deſſen Betten ich gewacht ſo viele Nächte — ich habe mein Wort gebrochen zum erſten Male ſeit meiner Ehe mit dem guten Manne, weil mir mein Herz gebrochen wäre, wenn ich es länger hätte aushalten ſollen. Nun iſt's herunter! Möge es dir den Blick in die eigne Seele wenden, daß du umkehren könneſt — ob ich gleich meinen guten Franz beklage, der um das Glück ſeines Lebens betrogen iſt!

Klare war, wie eine geknickte Lilie, todtenbleich in ſich ſelbſt zuſammen geſunken. — Ihr Athem ſchien zu ſtocken. — Keine Thräne löſte den Bann, der auf ihrer Seele lag. — Plötzlich athmete ſie tief auf, ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſtürzte die Hände ringend zur Stube hinaus, die Stiege hinauf, in ihr Kämmerlein, und dort fiel ſie auf ihr Bette

und ächzte, ſtöhnte, jammerte laut. Die Mutter ließ ſie gewähren, aber ſie lehnte weinend an der Stubenthür und betete leiſe, daß Gott ihr Herz lenken möge zur Einſicht und Umkehr.

Die gute Frau dachte an die Rückkehr ihres Gatten, dem ſie heute Nichts mehr von dem zu ſagen wagte, was ſie mit Klare verhandelt. Sie wuſch ſorgfältig die Thränen und ihre Spuren weg und ging an eine Arbeit in den Garten. Aber Martin kam nicht und ſie war froh, daß er erſt zu ihr in den Garten trat, als es zu dunkeln begann.

Wo iſt Klare? fragte er noch immer erregt.

In ihrer Kammer, erwiderte ſie.

Iſt ſie zu Verſtande gekommen? fragte er wieder.

Ich glaube und hoffe es, verſetzte ſeine Frau.

Hat ſie mit dem Franzoſen nicht verkehrt und haſt du ſie beobachtet?

Ich war bei ihr und ſie bei mir bis vor einer halben Stunde etwa; da ging ſie hinauf in ihre Kammer und ſeitdem bin ich immer im Garten geweſen.

Er ging zur Hausthür und rief ihren Namen.

Sie kam, zum Gange bereit, an die Treppe. Das Hemde, das ſie überwerfen ſollte, trug ſie unter dem Arme.

Hm! die braucht keine Kreide, ſagte Martin zu ſich; ſieht ja aus wie eine Leiche!

Sie gingen mit einander in die ſich immer mehr herabſenkende Nacht, aber ſchweigend und auf Wegen oder vielmehr Pfaden, die Klare nie betreten, der Burg Reichenſtein zu.

Außerhalb der eingefallenen Umfaſſungsmauer der Clemenskirche lag ein ziemlich großer Quaderſtein. Saß man auf ihm, ſo lag der Rhein weit hinauf und weit hinab vor dem Auge, und, da die Umfaſſungsmauer des Kirchhofs beinahe völlig verſchwunden war, ſo konnte man auch den Kirchhof mit ſeinen Gräbern und Kreuzen und im Abendwinde raſchelnden Rauſchgoldkronen, wie man ſie auf die Grabkreuze von Kindern, Jünglingen und Jungfrauen zu hängen pflegt, über-

blicken und durch die weit auseinander ſtehenden, glatten Stämme der alten Nußbäume ſelbſt bis zu den Ruinen der zerfallenen Burg Reichenſtein ſehen.

Auf dieſem Steine ſaßen die beiden Douanen Jupp und Babineau ſtill neben einander, ihre ſcharfgeladenen Gewehre zwiſchen ihren Knieen haltend.

Sie ſaßen ſtille da und waren in ihre Gedanken verſunken. Jupp dachte mit geheimem Grauen an die Mitternachts-

ſtunde und an die Gehängten, die dann kommen und wieder gehängt werden ſollten, und malte ſich, ſein Entſetzen nur ſteigernd, dieſes Schauſpiel mit den grellſten Farben aus.

Babineau dachte an ſeine geliebte Claire und an ihr ſüßes Geplauder in der theuren Sprache ſeines Landes, und es fiel ihm auf, daß er ſie heute noch mit keinem Blicke geſehen, wie ſehr er auch nach ihr ausgeſchaut hatte. Jedenfalls, ſo ſchloß er daraus, würde kein Schmuggel dieſe Nacht in Ausſicht genommen ſein, weil er es ja ſonſt gewiß von ihr erfahren haben würde.

Alles konnte Jupp eher ertragen, als einen ſchweigenden Nachbar und eigenes Schweigen.

Babineau, ſagte er flüſternd, ich wollte, der lange Ement hätte heute Morgen den Hals gebrochen, ehe er hierher gekommen wäre! Was braucht uns der Menſch in dieſer verfluchten Geſpenſternacht hierher zu uzen? Ich läge wahrlich lieber in meinem Bette.

Babineau, dem mit dem Erinnertwerden an die Geſpenſternacht die ganze Erzählung Martin's wieder einfiel, fühlte dabei ein unwillkürliches Fröſteln durch ſeinen Körper ziehen. Aber er wollte Jupp gegenüber den ſtarken Geiſt ſpielen und ſagte: Ach, das ſind ja Ammenmährchen, zu denen der Mann lachen muß! Sei kein Narr, Jupp! Kommt uns etwas vor, was wir nicht richtig finden, ſo geben wir Feuer darauf. Mag immerhin dieſe Nacht eine ſtich-ſackdunkle Neumondnacht ſein, ſo erleuchtet uns der kuriöſe Kerl, der Komet da droben am Himmel hinlänglich, um alles deutlich zu ſehen, und das iſt das beſte Mittel gegen Geſpenſterfurcht.

Du lieber Himmel, ſeufzte Jupp, da bin ich gerade der entgegengeſetzten Meinung. Wenn ich Geiſter ſehe, dann iſt's vollends aus. So lange ich ſie nicht mit meinen Augen ſehe, machen ſie mir wenig Sorgen. Die Deutſchen ſagen: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß", und das iſt vollkommen richtig, wie ich aus Erfahrung weiß.

Haſt du ſchon Geiſter geſehen? fragte Babineau raſch und mit mehr und tieferer Antheilnahme, als man ſeiner ſcheinbaren, augenblicklichen Stimmung hätte zutrauen mögen

Davon zu reden, iſt der Augenblick ſchlecht gewählt, bemerkte Jupp; denn ich habe ſchon Aengſte genug. Warum ſoll ich mir ſie durch ſchwere Erinnerungen noch um das Dreifache vermehren?

Babineau ſchauderte es durch den ganzen Leib, ſo ſehr er es auch zu verdecken ſtrebte.

Hörſt du nichts? fragte er Jupp jetzt plötzlich und deutete über den Rhein hin.

Dieſer fuhr bei der Frage zuſammen. Geh an's Ufer und lege dich flach nieder, ſagte er, dann hörſt du genau, was drüben vorgeht.

Nimm derweile mein Gewehr, bat Babineau und ſchickte ſich an, den Rath ſeines Genoſſen zu befolgen.

Nach einer Weile kam er wieder. Der Kukuk weiß, ſagte er, es kommt mir vor, als ob es da drüben ſehr lebhaft hergehe!

Die Furcht macht aus Mücken Elephanten! verſetzte der Andere. Du haſt die Uhr in Aßmannshauſen gehört. Es hat in dieſem Augenblicke Eilf geſchlagen! O, wär's nur ſchon Zwei!

Warum denn? fragte Babineau.

Man meint, du wäreſt geſtern auf die Welt gekommen! rief Jupp. Weißt du denn nicht, daß die Stunde von Zwölf bis Eins die Geiſterſtunde iſt, wo der Teufel auf der Erde Herr iſt? Ein Gamin von Paris, und weiß das nicht!

Babineau ſchwieg. Er ſchien in ſeinen Jugenderinnerungen nachzukramen, ob er nicht davon etwas gehört; allein es wollte nicht verfangen.

Es ſind deutſche Träumereien! rief er halblaut aus.

Der Teufel iſt's! entgegnete Jupp. Wart' noch eine Stunde in Geduld, wenn du kannſt, ſo werden dir die Augen aufgehen!

Nun trat eine Stille ein, weil ein Wechſel der Erſcheinungen in der Natur eintrat, der ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen volle Berechtigung hatte.

Bekanntlich war das Jahr 1811 durch ſeine ganz außerordentliche Wärme von Neujahr an bis ſpät in den Herbſt

wahrhaft sommerlich, und im September wies es noch Tage auf, die durch eine wahre Julihitze ausgezeichnet waren. So war der Tag, an welchem sich die Ereignisse dieser Nacht vorbereiteten, ein heißer, ja man konnte sagen, schwüler Tag gewesen, der wahrhaft niederdrückend auf den Menschen gewirkt hatte. Jedermann prophezeite ein schweres Gewitter; aber es war ja wieder eine der vielen absonderlichen Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Jahres, daß die Gewitter am Tage zu den größten Seltenheiten zu rechnen waren. Abends, früher oder später in die Nacht hinein, sammelten sich die Wetterwolken und entluden sich unter fürchterlichem Blitzen und Donnern; aber nie fiel Hagel, sondern meist mächtige Regengüsse, welche indessen die Luft nicht im Mindesten abkühlten, meist die fast unerträgliche Hitze durch die ausstrahlende Wärme der Erde noch erhöhten und vermehrten.

Es ging doch nun stark auf Mitternacht, wo sich doch die Luft abzukühlen pflegt, aber noch war die Schwüle unerträglich, obgleich beide, Jupp und Babineau, gleich beim Antreten ihres Postens in des Rheines Fluth ein Bad genommen hatten; aber auch das Flußwasser war ungewöhnlich warm und die Erquickung gering.

Schon seit neun Uhr hatten sich über den Niederwald her schwarze Wolkenmassen herangewälzt. Je und dann kam aus dieser östlichen Richtung ein leiser Lufthauch, den alles Lebende freudig einsog, aber zu einem starken Winde schien das drohende und rascher als gewöhnlich nahende Gewitter keinen Anlauf nehmen zu wollen. Immer mehr breiteten sich die dunkeln Wolkenballen aus. Der Komet mit seinem langen, strahlenden Schweife tauchte in das Wolkenmeer, daß keine Spur von ihm sichtbar war. Gegen elf Uhr war der Himmelsraum, der von der Stelle der beiden Donanen sich überblicken ließ, völlig bedeckt und kein Sternlein leuchtete herab auf die heiße Erde.

Jupp hatte die Umhüllung des Gesichtskreises durch die dicken, rabenschwarzen Wolken beobachtet, und sagte nun halblaut und mehr zu sich selbst, als zu seinem Kameraden:

Das iſt eine ſchauerliche Nacht! Der Himmel iſt ſchwarz umzogen und doch noch kein Blitz und Donner!

Es war, als hätte dies Wort Beides gerufen, denn ein ihre Augen blendender Blitz fuhr in ſchauerlichem Zickzack herab und ihm folgte augenblicklich ein ſo metalliſch klingender, praſſelnder Donner, daß die Zweie aufſprangen und, weil der Schwefeldunſt ſie faſt zu erſticken drohte, nach Luft rangen. Zugleich umgab ſie ein Feuermeer, daß ſie eiligſt ihre Stelle verließen, um näher dem Waſſer ſich vielleicht beſſer zu befinden. Droben aber krachte der ſchönſte der alten Nußbäume auseinander, da der Blitz ihn getroffen, geſpaltet und zerſplittert hatte.

Der Eindruck auf die beiden Douanen war um ſo größer, als keiner von ihnen jemals etwas Aehnliches in ſeiner ſo unmittelbaren Nähe erlebt hatte.

Beide hatten ſich auf die Erde geworfen und Jupp hob, als der Schlag mit langem Echo in den Bergen verhallt war, ſeinen Kopf zitternd hervor und ſagte: Babineau, lebſt du noch?

Kaum! erwiederte dieſer. Nein, fuhr er fort, es iſt wahr, das iſt eine hölliſche Nacht! So etwas habe ich nie erlebt!

Ich auch nicht, ſagte Jupp, noch zitternd an allen Gliedern. O daß der langbeinige Gment an unſrer Stelle ſein müßte! Dem Menſchenquäler gönnte ich einmal ſo einen Schrecken, daß er an Jeſum Chriſtum glauben lernte, der abſcheuliche Freigeiſt! Der würde heimeilen und ſich in ſein Bett legen, wozu ich, die Wahrheit zu ſagen, mehr Luſt verſpüre, als zum Hierbleiben.

Stille! rief Babineau. Sprich es nicht mehr aus. Wer ſtünde uns dafür, daß dieſer langbeinige, ſchwarze Storch nicht, trotz des Wetters, die Poſten zu viſitiren hergeſtrolcht käme? Dem iſt Alles einerlei; aber wehe uns, wenn er uns nicht auf unſerm Poſten fände!

Es iſt ſchon wahr, Kamerad, ſagte Jupp; aber ich frage dich, ob nicht, wenn jemals, heute das Verlaſſen des Poſtens unter ſolchen entſetzlichen Umſtänden zu entſchuldigen wäre? Und was wird noch kommen? Doch laß uns einmal nachſehen, was der Blitz angerichtet hat!

Die Zerſtörung des gewaltigen Baumes, über deſſen Haupt wohl mehr denn ein Jahrhundert hingerauſcht war, erſchien furchtbar. Der Blitzſtrahl hatte ihn in zwei Hälften zerriſſen, deren eine, weil die ſchwächere, unten nahe der Erde abgebrochen war und mit ihrer Wucht einen nahe ſtehenden, nicht viel jüngeren Baum in ſein Verderben hereingezogen hatte. Die dickſten Aeſte waren geknickt wie Halme, und über den Gräbern und Kreuzen lag der Graus der Zerſtörung. Stumm ſtanden noch die beiden Männer vor der von der ſtockfinſtern Nacht meiſt verhüllten Zerſtörung, ſtumm in dem Gefühle menſchlicher Ohnmacht bei der Gewalt der Naturkräfte. Das Gewitter ſchien ſich entladen zu haben, denn es war eine tiefe Stille in der Natur. Nur das leiſe Plätſchern der Wellen am Ufer war der einzige Laut, den man vernahm. Selbſt die ruheloſe Grille, die ganze Sommernächte hindurch ihr Zirpen hören läßt, war vor dem gewaltigen Schlage verſtummt.

In dieſer Stille, da alles Leben erſtorben ſchien, vernahm man jetzt deutlich das Schlagen der Thurmuhr in Aßmannshauſen. Es war die Mitternachtsſtunde.

Hast du's gehört, Kamerad? fragte Jupp und faßte krampfhaft den Arm Babineau's. Es ist die Geisterstunde!

Kaum war dies Wort über die Lippen Jupp's gegangen, da fesselte ein neuer, entsetzlicher Anblick die athemlos Horchenden und Hinstarrenden.

Die Burgruine Reichenstein steht in mäßiger Höhe über dem Rheine und selbst ziemlich nahe der neuen Landstraße, die ihrer Vollendung von Napoleon zugeführt wurde.

Sie bildet ein längliches Viereck und nur ein unbedeutender Thurm erhebt sich über die Zinnen der hohen Mauer, die fast unverletzt aus den Stürmen der Vergangenheit in unsere Tage hereinschaut. Innen ausgebrannt von den Franzosen im Jahre 1689, hat sie kein schützendes Obdach, und wenige Fensterluken sind nach außen gerichtet.

Plötzlich flammte ein greller, rother Schein in der Ruine auf. Man erblickte keine Flamme, scheinbar auch keinen Rauch und Qualm, nur grellen Feuerschein, und das entstand mit dem ersten Glockenschlag.

Sieh dort! Sieh dort! rief Jupp, zitternd wie das langstielige Blatt der Pappel im Windeshauche. Ach, Babineau, was wird das noch werden in dieser Nacht?

Babineau schwieg und starrte die unerklärliche Erscheinung an, aber es überlief auch seinen Leib eiskalt und er fühlte jenes eigenthümliche Kribbeln und Krabbeln im Haare, das wir Haarsträuben nennen und das sich an unserm Haupthaare zeigt, wenn ein heftiges Erschrecken oder Entsetzen uns ergreift.

Eine Weile blieb es so, dann aber traten zu dem Thorbogen der Ruine zwei abenteuerlich gekleidete Fackelträger heraus, in ihrer Mitte drei blutroth gekleidete Männer. Wieder folgten Fackelträger und dann weiße, bleiche Gestalten, die Hände auf den Rücken gebunden, und fort und fort folgten sich, von Fackelträgern begleitet, diese Gestalten, je zwei und zwei gehend.

Noch war der Zug nicht aus der Ruine völlig herausgetreten, da rief Jupp: Das sind sie, das sind sie, die Geister der Erhängten, die heute Nacht noch einmal gehängt

werden, und wir ſtehen auf dem Boden, wo ſich die greuliche Geſchichte jährlich in dieſer Nacht wiederholt.

Er ergriff ſeines Kameraden Arm, um ihn wegzureißen; aber dieſer rief: Laß mich!

Er legte ſeine Flinte an die Backe und — ein Schuß donnerte in die Nacht hinaus und rollte in hundertſtimmigem Echo in den Bergſchluchten nach.

Jetzt aber ergriff auch Babineau eine unausſprechliche Todesangſt und Jupp's greller Aufſchrei bei ſeinem Schuſſe mehrte noch das Entſetzen.

Kopf über Hals und Hals über Kopf ſtürzten beide über die Gräber weg. Die Todtenkreuze krachten, die Rauſchgoldkronen raſchelten über den Boden hin. Hier ſtürzte Jupp ächzend und ſtöhnend über einen Grabhügel, der am Allerſeelentage aufgeſchopft worden war, dort geſchah daſſelbe Babineau; aber die in kaltem Angſtſchweiße Gebadeten rafften ſich wieder auf und ſtürzten fort, bis ſie endlich den Rhein wieder ſahen.

Mittlerweile war drüben an der Mündung des Bodenthales auch ein eigenthümliches Leben rege geworden.

Die Kähne, ſieben an der Zahl, lagen neben einander. In jedem ſaßen zwei Ruderer und ein Steuermann. Sie harrten in lautloſer Stille der verpönten Fracht, die ſie annehmen und hinüberſchiffen ſollten an das franzöſiſche Ufer.

Jetzt kam von der Holzhauerhütte, welche tiefer im Schooße des Thales ſtand und als Bewahrungsort der von Rüdesheim und Lorch hierher geſchafften Schmuggelwaaren gedient hatte, ein langer Zug Männer und Frauen, alle ſchwer beladen mit Bündeln, welche von Salband je zwei Träger hatten; ſie nahten ſich ebenſo lautlos, wie die Schiffer dageſeſſen, den Kähnen. Die Männer ſtiegen leiſe hinein und ſchichteten die Bündel in der Mitte zu einem Berge auf. Die Frauen blieben am Ufer, weil ſie in das immerhin gefährliche Unternehmen nie hineingezogen zu werden pflegten. Waren eine gewiſſe Anzahl Bündel aufgeſchichtet, ſo ſtiegen die, welche als Träger derſelben beſtimmt waren, ein und der Kahn verließ ſeine Stelle. Vier der Träger zogen ihn

an der Leine bis in die Nähe von Aßmannshausen, und, nachdem die vier Träger eingestiegen waren, schob das kräftig in die Fluth greifende Steuerruder den Kahn in's Fahrwasser, das ihn rasch hinüber nach dem hervortretenden Ufer warf, wo die Clemenskirche steht.

Während der erste Kahn sich dem Ufer näherte, trieb der Wasserdrang des „Binger-Loches" die übrigen gleich mächtig nach derselben Uferstelle, wo eine erfahrene, geschickte Ruderführung es außer allem Zweifel ließ, daß alle Kähne bald in angemessener Entfernung von einander am Ufer festliegen würden.

Es war gerade in jenem Augenblicke, wo nach dem Schusse Babineau's eine namenlose Angst beide Douanen dem unmittelbaren Uferrande des Rheins zujagte, als ein abermaliger greller Blitz den Rhein hell erleuchtete. Geblendet blieben Beide stehen und Jupp rief die Heiligen zu seinem Schutze an, daß er nicht, wie der ehrwürdige, alte Riese, der Nußbaum, vom Blitze getroffen werden möge.

Babineau, dessen Auge weniger von dem Aufleuchten des Blitzes gelitten, sah in dem Augenblicke, als der Spiegel des Flusses so hell beleuchtet war, dorthin, und erblickte die sieben Kähne voller Menschen und Waaren.

Die Schmuggler! rief er und deutete dorthin, wo er die Kähne sah.

Jupp faßte ihn an der Schulter, indem er ihm in's Ohr schrie: Die Geister sind uns im Nacken!

Verdammt! schrie im wildesten Zorne Babineau. Siehst du die Schmuggler nicht?

Ein zweiter Blitz erhellte abermals den Rhein. Jetzt sah auch Jupp staunend die sieben Kähne voller Waaren und Menschen.

O mein Gott, rief er, was willst du thun? Es sind wenigstens siebzig Männer! Die schlagen uns todt wie tolle Hunde, wenn wir sie angreifen.

Babineau stutzte. Es war richtig.

Fort, fort! rief Jupp, sie landen schon!

Da entriß ihm Babineau sein Gewehr und schoß in's

Dunkel hinein. Zehn Gewehre antworteten und die Kugeln pfiffen den Douanen um die Köpfe.

Jetzt erkannte auch Babineau, es sei das Gerathenſte, ſich aus dem Staube zu machen. Beide liefen, ſo ſchnell ſie konnten, dem Dorfe zu und eine Viertelſtunde ſpäter lagen ſie in und auf den Betten. An ſchlafen war indeſſen nicht zu denken.

V.

Im Dorfe herrſchte eine wahre Grabesſtille. Das kam freilich theilweiſe daher, daß Alle, welche Laſten tragen konnten, an dem heutigen großen Schmuggel betheiligt waren, die Andern aber, müde von der Arbeit in den Weinbergen, bei der ſengenden Hitze, ſich frühe zu Bette gelegt hatten. Babineau konnte durchaus den Schlaf nicht finden. Aergerlich über den mißglückten Fang der Schmuggler, ſann er über die Geſpenſtergeſchichte nach, und — ſcharfen Verſtand konnte

man ihm nicht ganz absprechen, — fand zwischen dem ungewöhnlich starken Schmuggelunternehmen und den Geistern und der berechneten Erzählung des Schiffers Martin einen Zusammenhang, der ihn nur zu bald klar in das schlaue Schmugglergewebe blicken ließ. Jetzt wurde sein Zorn auf Jupp lodernd, sein Aerger über seinen eigenen Köhlerglauben unerträglich. Und zwei Schüsse hatte er ihnen zugesandt, einen den Geistern mit Fleisch und Blut und einen den Schmugglern. Erst jetzt kam ihm der Gedanke wieder, daß er, trotz des Schreckens über den Schuß auf die Geister, einen Aufschrei gehört zu haben glaubte. War es wirklich so? Hatte er einen der als Geister Auftretenden getroffen? Er sprang wieder auf und kleidete sich an. — Er hatte ja seine geliebte Claire gestern und heute nicht gesehen. Von ihr hörte er sicher das Richtige.

Es war kühl geworden auf das Gewitter.

In seiner Uniform wollte er nicht hinausgehen. Deswegen zog er seinen sogen. „Capotmantel" an und setzte eine Mütze auf. Er strich an der Hainbuchenhecke von Martin's Garten umher, in der Hoffnung, Klaren zu sehen und zu sprechen, aber sie kam nicht. Jetzt hörte er einen Haufen Leute kommen, die stille daherzogen und, wie es schien, etwas Schweres trugen; aber es war dunkel und er konnte durchaus nicht sehen, was sie trugen. Er schlich sich näher. Sie nahmen den Weg gegen Martin's Haus. Er hörte, wie einige Frauen weinten. — Jetzt bogen sie zu Martin's Thüre ein und die Frau Martin erschien mit einem Lichte. Er blickte hin und in dem Augenblick, als die alte Frau einen gellenden Schrei ausstieß, den er verstand, blickte er voll Entsetzen genauer hin und sah Klaren in dem weißen aber von Blut getränkten Kleide, einer weißen Lilie gleich, todt auf den gekreuzten Armen von vier Männern liegen, und das weinende Mariechen hielt den Kopf der Leiche.

Er stand starr, regungs-lebenlos da! — Die Sinne wollten ihm vergehen.

Jetzt kamen zwei Frauen.

Es ist doch entsetzlich, was das Schmuggeln für Unglück

bringt, ſagte die Eine derſelben. Der Babineau hat der Klare eine Kugel gerade durch's Herz geſchoſſen. Sie zuckte nicht mehr und kein Ton kam mehr über ihre Lippen. Schade um das bildſchöne Mädchen!

Ach, die armen Martin's! ſeufzte die Andere. Nun hat ſie das Kind mit mütterlicher Liebe großgezogen und muß es auf eine ſo miſerable Weiſe verlieren!

Das iſt das Treiben der verfluchten Franzoſen, die jetzt ſchießen dürfen! ſagte die Erſte. Aber dem Babineau wird auch das Dach einfallen, fuhr ſie fort; denn er hatte die Klare gar ſo lieb und ſie ihn. Sie hätte ihn ganz gewiß geheirathet, aber ſo muß er ſie ſelber todtſchießen! Es iſt ſchauerlich!

Sie gingen vorüber ohne Babineau zu ſehen, der halbtodt an der dichten Hainbuchenhecke lehnte. Plötzlich raffte er ſich auf. — Wie ein Wahnſinniger ſtürzte er in das Haus Martin's. Er ſchob die Leute, die den Hausflur füllten, zurück und ſtürzte in die Stube.

Wo iſt ſie? rief er mit einer Stimme, die den Leuten das Blut gerinnen machte.

Da ſah er ſie auf dem Bette liegen, vor dem Frau Martin weinend kniete und die eiskalte Hand mit Küſſen und Thränen bedeckte.

Er ſah die Todte an, — lange, — ſtarr; dann warf er ſich mit einem lauten, gräßlichen Schrei über die ſchöne Leiche, bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen, und ſtürzte dann ebenſo, wie er gekommen war, wieder hinaus. In wildem Laufe eilte er die Straße hinab gegen den Rhein; dann hinauf zu der Linde, wo der Anhebepunkt ſeines Unglücks war. — Gleich darauf klang es, als ob ein ſchwerer Körper in's Waſſer ſtürzte und dann wurde es wieder ſo todtſtille um die alte Linde, wie es geweſen war, ehe der Verzweifelnde in ihre Nähe gelangte.

Droben an der Clemenskirche hatten die zwei nicht lange nacheinander gefallenen Schüſſe eine wilde Verwirrung angerichtet.

In der Gruppe, welche die Mummerei der Geiſter vollführt, war die ſchöne Klare auf Babineau's erſten Schuß ohne einen Laut leblos niedergeſtürzt. Martin, der neben ihr ging und eine Fackel trug, warf dieſe zur Erde und faßte die ſinkende in ſeinen Armen auf. Ein Blutquell drang unter der linken Bruſt des Mädchens hervor.

O wehe, wehe, rief der alte Soldat, der ſo manche Wunde geſehen, die Kugel iſt in das Herze gedrungen! O mein Kind, meine Klare!

Mariechen ſprang heran und half ſie halten.

Glaubt Ihr, Martinsvetter, ſagte ſie zu dem weinenden Greiſe, daß ſie tödtlich getroffen ſei?

Da hat Alles ein Ende, Mariechen, ſagte er ſchluchzend. Im Herzen iſt der Sitz des Lebens. Da iſt keine Hülfe mehr.

Klarens Auge war gebrochen. Weinend drückte es das Mädchen zu.

Traget ſie heim, ſagte Martin. Kreuzt Eure Arme. Ihr Männer, wir legen ſie darauf. Das geſchah und der Zug ging ſtille hinab auf die neue Landſtraße und bewegte ſich im Dunkeln zum Dorfe. Alle Fackeln waren gelöſcht.

Während dies hier oben hinter der Clemenskirche geſchah, waren die Kähne gelandet; aber auch hier herrſchte eine grenzenloſe Verwirrung.

Der zweite Schuß Babineau's hatte auch getroffen, ob er gleich blind in die Nacht hinein abgeſchoſſen worden war.

Zehn junge Männer ſtanden im erſten Kahne vor und hinter dem Haufen der Waarenbündel, der in der Mitte des großen Kahnes aufgeſchichtet lag. Unter ihnen ſtand auch Franz, des Schiffers Martin Pflegeſohn. Plötzlich fiel der Schuß hinter der Clemenskirche. Sie horchten auf; aber es blieb dort todtſtille, wenigſtens vernahmen ſie im Ruderſchlage keinen Ton. — Da blitzte es unmittelbar unter der Clemenskirche am Rheinufer und die Kugel pfiff. — und — Jeſus Maria! rufend ſank Franz auf den Haufen der Waarenbündel nieder.

Ich bin getroffen! rief er halblaut.

Schnell gelandet! befahl der Führer der Schmuggler, der alte Forſchauer.

Der Kahn ſtieß an's Ufer. Die Schmuggler ſprangen auf's Land; aber hier faßten ſie kräftige Arme. Halt! donnerte eine Douanenſtimme dem erſten der auf's Land ſpringenden Schmuggler zu.

Die zwei Schüſſe an der Clemenskirche hatten die beiden nach Bingen hinſtehenden Poſten herbei gerufen.

Ehe aber der Douane, der den erſten Schmuggler gefaßt, ſich ſeiner vollſtändig verſichern konnte, war er rücklings zur Erde geworfen und mit Stricken unbarmherzig gebunden, daß er ſich nicht zu rühren vermochte. Ebenſo ging es dem zweiten. In den Rhein mit ihnen! rief Einer aus dem Haufen.

Pfui, ſchäme dich, Schambes (abgekürzt: Jean Baptiſte), ſagte der alte ehrliche Forſchauer. Die Leute thun, was ihres Amtes iſt. Schlimm genug für ſie, daß wir ſie überwältigt haben! Laßt ſie liegen! Raſch aber die Bündel über, und fort durch die „Morgenbach"! Du aber, ſagte er leiſe zu Franz, glaubſt du, daß du alleine heimkommen kannſt?

O ja, erwiederte dieſer, dem das Blut aus dem rechten Wammsärmel wie ein Bächlein rann.

So mache, daß du heimkommſt und laß dir den alten Bader Staffen von Oberheimbach holen. Der war unter den Oeſterreichern Feldſcheerer. Er verſteht etwas, wenn etwa die Kugel noch in deinem Oberarm ſteckt. Aber ſäume nicht. Soll ich einen mitſchicken?

Behüte Gott! ſagte Franz und ſchlich am Ufer hin.

Die beiden Gewehre der Douanen weit hinaus in den Rhein zu ſchleudern, dann jedem einen derben Tritt in die Seite zu geben, konnte ſich Schambes, ein ächtes „Binger Kind", nicht verſagen; dann nahm er, wie die Andern, ſeinen Bündel und den von Franz dazu, und ehe fünf Minuten vorüber waren, ſah man keinen Menſchen mehr am Ufer, aber auch keinen Kahn mehr auf dem Rheine. Jene waren im Gebirge, dieſe im Dunkel hinrudernd, entſchwunden.

Jetzt, als alles ſtille geworden war, ſagte einer der Gebundenen: Rollart, der Teufel ſoll den Schambes holen! Wenn der mir nicht ein ganzes Gefach Rippen eingetreten hat, ſo kann ich von Glück ſagen!

Meinſt du, ich wäre weniger liebreich von ihm bedacht worden? fragte grimmig der Andere. Dem will ich's gedenken! Und unſere Gewehre hat er in den Rhein geſchleudert! Die ſind fort. Was wird das geben, wenn der boshafte Lieutenant Ement kommt? Hätten wir nur einen Zeugen!

Ihr habt zweie, ſagte in dieſem Augenblicke eine bekannte Stimme franzöſiſch, wie die beiden ſich auch unterredet hatten. Aus der Ruine der Clemenskirche traten die beiden Poſten, welche unterhalb Trechtingshauſen geſtanden und pflichtſchuldigſt herbeigeeilt waren, als die Schüſſe fielen; aber als ſie die vielen Stimmen vernahmen und das Wort des rachedürſtenden Schambes von Bingen gehört, daß man ſie in den Rhein werfen ſolle, wohlweislich ſich hinter den Mauern der Clemenskirche ſalvirt hatten. Sie banden die Geknebelten vor allen Dingen los, die ſchauderhafte Striemen von den feſtgezogenen Stricken hatten, erquickten ſich

auf den Schrecken durch einige kernhafte Schlucke Branntwein und ſetzten ſich dann zuſammen, um über die entgangenen Schmuggelwaaren und über das räthſelhafte der beiden Schüſſe und des ſpurloſen Verſchwindens von Jupp und Babineau ſich lebhaft zu unterhalten. Bei der außergewöhnlich großen Zahl der Schmuggler erſchien es ihnen gerathen, dieſe unangefochten ihren Weg nach dem Soonwalde fortſetzen zu laſſen, zumal es leicht hätte ſein können, daß bei einem Kampf ſie den Kürzeren gezogen, da nur noch zweie mit Gewehren verſehen waren.

Jupp hatte ſich in der entſetzlichſten Angſt ſeines Herzens auf ſein Bette in den Kleidern gelegt. Ob er gleich von allen den blutigen Vorfällen nichts wußte, konnte er durchaus nicht ſchlafen. Er meinte immer, die Geiſter der Gehängten kämen an ſein Bette, ihn zu holen und fuhr dann allemal an der Schwelle des Entſchlummerns wieder angſtvoll empor.

Endlich graute der Tag. Er weckte ſeine Frau, die den tiefen Schlaf des Gerechten ſchlief, damit er Kaffe bekäme, um ſich wieder auf ſeinen Poſten zu ſchleichen, wenn etwa der lange Ement, dem nicht zu trauen war, kommen und den Poſten revidiren ſollte.

Ach Gott, wie ſiehſt du aus! rief die Frau, man meint, du wärſt mit der „Holle" gefahren oder in der erſten Mainacht auf dem Blocksberge als „Bockreiter" geweſen? Dieſe Aeußerungen kennzeichneten das ſonſt ruhige und nicht leicht aus dem Geleiſe des gewöhnlichen Lebens gerathende Weib als echtes deutſches Kind.

Was „Holle" und „Bockreiter", antwortete ärgerlich Jupp. Siehſt du nicht, daß ich einen Kampf mit den Schmugglern auf Leben und Tod an der Clemenskirche beſtanden habe? Die haben's gekriegt und werden dran denken; denn zwei Schüſſe habe ich ihnen in den Leib gejagt und verſchiedene Stiche mit meinem Bajonnet beigebracht, die auch mehr als drei Finger breit unter die Haut gegangen ſind!

Habt ihr denn auch viele Waarenbündel erbeutet? fragte

die Frau, über die Schrammen und Schrunnen in ihres Mannes Geſicht und über die mächtigen Winkelriſſe in ſeiner Uniform weggehend.

Jupp, der, wenn es das Herausſtreichen ſeiner Verdienſte und ſeiner Tapferkeit galt, es für gut fand, die Wahrheit ein weniges ſeitwärts liegen zu laſſen, ſah es durchaus nicht als nöthig an, ſeiner Frau zu beichten, was er dieſe Nacht Schreckliches erlebt; ebenſo wenig, daß ſeine Wunden, blaue Mäler und Winkelhaken in der Uniform von den verworrenen Brombeerranken und den Kreuzen des Kirchhofs an der Clemenskirche herrührten. Als ſie indeſſen mit ächt weiblicher Wißbegierde, gewöhnlich ungalant Neugierde genannt, in ihn dringen wollte, die näheren Umſtände des nächtlichen Abenteuers zu erfahren, da ſetzte er, eſſend und trinkend mit einem geſegneten Appetite, ihr ein hartnäckiges Schweigen entgegen, und meinte, als ſie ſchmollte, ſie würde ja Alles genau hören, wenn der lange Ement käme, um ein Protokoll über die Hergänge dieſer Nacht aufzunehmen, was unmöglich lange würde anſtehen können.

Die Gleichgültigkeit gegen ſeine Verletzungen hatte ihn geärgert. Nicht einmal das Waſchſchwämmchen von den Kindern hatte ſie geholt, um ihm das getrocknete Blut vom Geſichte abzuwaſchen. Kein Wunder alſo, daß er im Bewußtſein ſeiner nächtlichen Heldenthaten, das verletzte Gefühl im Herzen bergend, ſein Gewehr umhing und mit ärgerlicher Miene aus dem Zimmer und hinaus in's Freie ging. Ein dichter Herbſtnebel lag auf dem Rheinthale, als Jupp an das Ufer, in der Nähe der Linde, trat. Die Sonne ſtand blutigroth und ſtrahlenlos über den Bergen Rüdesheims; aber er hatte noch nicht die Hälfte des Weges zur Clemenskirche zurückgelegt, ſo war ihr Sieg über den Nebel entſchieden.

Nachdenkend über die Schauergeſchichten dieſer Nacht, ging er geſenkten Hauptes dahin und ſann darüber nach, wie er, wenn der Ement protokolliren würde, die Geſchichte in einer Weiſe rund machen könnte, welche die ſchroffe Ecke der Geiſtergeſchichte abrundete. Endlich war er damit ſo

weit in's Klare gekommen, daß er hoffen konnte, es dem ſonſt in ſolchen Dingen ſtarrköpfigen Babineau annehmbar zu machen, als er auf die ſtarke Blutſpur aufmerkſam wurde, welche ununterbrochen nach dem Dorfe wies.

Noch lagen die Trechtingshäuſer im ſanften Morgenſchlafe, als er ſchon die Spur bis zu einer großen Lache vor Spahnkoch's Hauſe verfolgt und wieder auf dem Rückwege zur Clemenskirche war.

Kopfſchüttelnd betrachtete er die Spur. Der Babineau muß da Einen ganz abſcheulich getroffen haben! ſagte er zu ſich ſelbſt und machte einen großen Schritt über die Mauerreſte, die einſt den Friedhof an der Clemenskirche eingefaßt.

Er ſah ſich um.

Die Gruppe der dort ſitzenden Binger und Heimbacher Douanen verdeckte ihm das Kirchengebäude.

Wo mag Babineau ſtecken? ſagte er halblaut, als fürchte er noch einmal die Geiſter der Nacht zu wecken. Der muß doch da ſein! ſagte er dann und ſteckte den Zeige- und den Goldfinger zwiſchen die Zähne und ſtieß einen Mark und Bein durchdringenden Pfiff aus, der Todte hätte erwecken können. Er ſchrack ſelbſt vor dem grellen gellenden Tone

zuſammen; aber es blieb Alles ſtille. Endlich rief eine bekannte Stimme: Jupp, wir ſind alle Viere hier! Komm ſchnell und erzähle, was es die Nacht gegeben hat!

Jupp beeilte ſich nicht, ſie zu erreichen. Er ging mit ſich zu Rathe und kam endlich zu der Ueberzeugung, daß die heilloſe Geſpenſtergeſchichte ganz aus dem Spiele bleiben und für's Erſte das Mährlein, das er ſeiner Frau aufgebunden, herhalten müſſe, vorausgeſetzt, daß nicht ſchon Babineau, den er bei den Andern zu treffen erwartete, geplaudert haben ſollte. Das mußte er für's Erſte abwarten.

Aber Babineau war nicht da und auch nicht dageweſen. Wie das zuſammenhing, begriff er durchaus nicht. Alle Möglichkeiten wurden geltend gemacht, aber Babineau's Abweſenheit von Hauſe und ſein „Nicht auf dem Poſten ſein" ließ ſich bei ſeinem Pflichteifer nicht reimen.

So wurde es neun Uhr. Der Lieutenant kam nicht. Es blieb alſo keine Wahl als heimzukehren.

Eben, als ſie aufbrechen wollten, erſchien Jupp's Frau, erhitzt und außer Athem vom Laufen.

Wiſſet Ihr es ſchon? rief ſie von Ferne. Ach Gott, was Unglück in ſo einer Nacht. Ach, Jupp, wenn es nur nicht auf dich herauskommt, wenigſtens das Eine!

Was denn? ſo rede denn doch einmal ruhig und vernünftig, rief Jupp, auf's Höchſte erregt und geſpannt.

Sie ſetzte ſich und athmete heftig; endlich ſagte ſie: die Klare, Schiffer Martin's Pflegetochter, iſt todt, mauſetodt und todtgeſchoſſen, mitten durch das Herz, von dem armen Babineau, der ſie ſo lieb hatte!

Was ſagſt du da? rief Jupp, dem der Schuß Babineau's auf die Geiſter auffiel. Sie war doch nicht bei den Schmugglern?

Nein, nein! rief die Frau, aber bei den Geiſtern war ſie, auf die Babineau ſchoß.

Was, bei den Geiſtern? fragten die Andern erſtaunt. Davon haſt du uns nichts geſagt, Jupp! Nun erzähle es! Wir bleiben noch da.

Jupp war genöthigt, nun ſeinen Genoſſen Alles zu be-

richten. Natürlich verſchwieg er es ſorgfältig, daß er die Mummerei für eine Thatſache aus dem Geiſterreiche genommen.

Und Babineau's Kugel traf! fragte einer der Binger.

Ja, ſagte die Frau bewegt, mitten in das Herz des allerſchönſten Mädchens aus dem Dorfe; aber, fuhr ſie fort, das iſt das Unglück noch nicht allein! Auch das andere Kind des Schiffers Martin fehlt und weiß kein Menſch, wo er iſt, aber überall am Rheine und im Dorfe liegt Blut. Man glaubt, der ſei auch todt, und da übermannte mich die Angſt. Sagteſt du nicht, Mann, du habeſt auf einen der Schmugglernachen geſchoſſen? —

Ich? ſtotterte Jupp, ich? Ja, ich glaube — faſt hätte ich geſchoſſen; aber — der — Babineau riß mir die Flinte aus der Hand und ſchoß. Er erröthete dabei heftig.

Gottlob, rief die Frau aus, daß du es nicht geweſen biſt!

Die andern Douanen lachten, da Jupp ſeine Lüge hatte bekennen müſſen.

Aber wo iſt denn Babineau? fragte er, das ſpottende Gelächter ſeiner Kollegen überhörend.

Ach, lachet nicht, ſagte das erſchütterte Weib zu den Andern, noch bin ich mit allen den entſetzlichen Geſchichten nicht fertig: denn Babineau war nirgends zu finden; und nun erzählte ſie den Vorgang im Hauſe Martin's, bei Klara's Leiche und fuhr dann fort, wie er in voller Verzweiflung fortgeſtürzt ſei; wohin? — das habe ſeine Mütze verrathen, die unter der „Linde" gelegen. — Was aber aus ihm geworden, das ſei erſt vor einer halben Stunde zu Tage gekommen. Denn der Fiſcher Volk habe etwa zwanzig Schritte unter der Linde einen Fiſchſtuhl ſtehen, weil die Mauer um die „Linde" einen tiefen „Waag", ein ſtilles Waſſer nämlich, da bilde. Nun habe er, als er ſein Netz heben wollte, neben dem Fiſchſtuhle einen Lappen graues Tuch, wie von einem „Capotmantel", herausreichen ſehen. Das habe er von ſeinem Stege aus herausziehen wollen, aber es habe etwas darangehangen, das zu ſchwer für ihn allein geweſen. Ahnend, daß es ein Ertrunkener ſei, habe er ſich Hülfe herbeigerufen, und ſo hätten ſie den ertrunkenen

Babineau — herausgezogen, der ſich aus Verzweiflung, daß er ſeine geliebte Klare erſchoſſen, ſelbſt erſäuft habe.

Stumm vor Schrecken ſtanden und ſaßen die Viere da und Jupp zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub. —

VI.

Ich muß, hob Schmiedjakob nach einigem Ausruhen wieder an, jetzt etwas zurückgehen an die Frühe des Morgens, ehe es noch völlig getagt hatte.

Aus dem Hauſe des Jammers traten Spähnkoch und ſeine Tochter Marie, in deren Arme die unglückliche Klare geſunken war, als die Kugel ihr Herz durchbohrt hatte. Als beide aus dem Hofe Martin's traten, um in den kleinen Garten einzutreten, der vor ihrem ſtillen Hauſe lag, ſtieß Marie an etwas, das am Wege ſeitwärts gegen die Mauer

des Gärtchens lag. Als ſie ſich bückte, um zu fühlen, was es ſei, ſtieß ſie einen Schrei des Entſetzens aus und rief voller Angſt: Vater, da liegt wieder ein Todter!

Du großer Gott und Herr, nimmt's denn kein Ende? ſtöhnte der Vater und bückte ſich jetzt.

Hol' die Laterne! raunte er Mariechen zu; tummle dich, Kind, laufe, was du kannſt!

Während das von Entſetzen erfüllte Mädchen in ihre Wohnung eilte, befühlte der Vater die vermuthliche Leiche; aber zitternd am ganzen Leibe, eilte er jetzt ſeiner Tochter nach und rief: Mariechen, laß die Laterne! Es macht Aufſehen. Er iſt nicht todt, nur ohnmächtig, und es iſt Martin's Franz!

Das Mädchen mußte ſich raſch am Herde, an dem ſie ſtand, halten, ſonſt wäre ſie zuſammen gebrochen. Antworten konnte ſie nicht.

Komm' geſchwinde, Kind, ſagte Spähkoch. Noch hat ihn Niemand gefunden. Er darf nicht in das Haus des Jammers; er darf überhaupt nicht geſehen werden, ſonſt haben ihn die Hunde, die Douanen, und dann wehe ihm! Wir tragen ihn ſtille in unſer Haus, und pflegen ihn und der Philipp (das war ſein Knecht), der die Wege kennt, läuft nach Oberheimbach und holt den alten Staffen, den Bader.

Sie eilten hinaus. Die unausſprechliche Aufregung, in welcher Beide ſich befanden, lieh ihnen Rieſenkräfte. Der Vater faßte den Jüngling unter den Armen und Mariechen bei den Füßen. Er war bleiſchwer; aber ſie trugen ihn in das Haus und legten ihn auf des Vaters Bette.

Hier verließ der Vater das Gemach, um dem Philipp die nöthigen Befehle zu geben.

Mariechen war allein bei dem bewußtloſen, geliebten Jüngling. Sie ſank vor dem Bette auf ihre Knie und rang im Gebete um ſeine Erhaltung, während Thränenſtröme aus ihren ſchönen blauen Augen rannen.

Der Vater war nach Philipp's Weggang in den Keller geſtiegen und hatte von ſeinem beſten Bodenthäler Weine gezapft, und trat jetzt mit einer Flaſche und einem Glaſe herein.

Geſchwind, Mariechen, ſagte er, hole eine Untertaſſe und ein feines Linnenlappchen, daß du ihn abwaſchen kannſt.

Das geſchah und das ſinnige Mädchen wuſch leiſe Stirne und Schläfe des Jünglings, hielt ihm das mit Wein getränkte Lappchen unter die Naſe, während der Vater bisweilen einige Tropfen Weines in die halboffenen Lippen des Ohnmächtigen zu flößen ſuchte.

Es währte ziemlich lange, bis er die Augen öffnete und in die thränenvollen, treuen Augen Mariechen's ſah, die ſich ſanft über ihn gebeugt hatte.

Mariechen! ſagte er leiſe, und dieſes Hinhauchen ihres Namens mit dem mildfreundlichen Ausdruck ſeines ſchonen, aber todtbleichen Geſichts übte einen ſolchen mächtigen Einfluß über ſie aus, daß ſie faſt in ein lautes Weinen ausbrach.

Ach, ſie mochte daran denken, wie ſie ihn geliebt, und wie er ſich von ihr zu Klaren gewendet; ſie mochte daran jetzt denken, wie unglücklich er ſich fühlen würde, wenn nun die ſchauderhafte Wahrheit ihn in den Abgrund des Schmerzes verſenken würde. Keine Hoffnung, daß ſein Herz ſich zu ihr wenden könne, kam in ihr auf; nur die Theilnahme an ſeinem Leide war es, mit der ſie das tiefe Mitleid empfand.

Weine nicht, Mariechen, du Gute, ſagte er, ich lebe ja, und wenn ich auch hölliſche Schmerzen habe, auf den Tod iſt die Wunde nicht. Nur der ſtarke Blutverluſt hat mich ohnmächtig gemacht. Dann, nachdem er ein wenig Wein und etwas Brot genoſſen und ſich dadurch geſtärkt fühlte, bat er, nach dem alten Feldſcheerer Staſſen zu ſenden, und fragte dann, warum er nicht bei ſeinen Pflegeältern liege?

Mariechen ſagte ihm, daß Staſſen bald eintreffen müſſe, indem ihr Vater den Philipp nach ihm ausgeſendet habe, und erzählte dann, wo und wie ihr Vater und ſie ihn gefunden und daß die alten Leute drüben noch gar nichts von ſeinem Unglücke wüßten, ſie es ihnen auch erſt am andern Tage ſagen wolle, um ſie nicht allzuſehr zu erſchrecken. Auch müſſe ſeine Anweſenheit in ihrem Hauſe, der Douanen wegen, geheim gehalten werden. So ſei es um Vieles beſſer, daß er in ihrem Hauſe ſeine volle Geneſung abwarte, als

drüben bei Martin's; denn bei ihnen würde ihn Niemand ſuchen; ſie wolle ihn gewiß ſo gut pflegen, wie ſeine alte Pflegemutter.

Er ſtreckte ſeine Hand nach ihr aus und ſie legte mit einem unausſprechlich ſeligen Gefühle die ihrige in ſie.

Ach, ich bin ſo müde, ſagte er dann, nachdem er noch einen Schluck Wein aus ihrer Hand empfangen. Ich möchte ein wenig ſchlafen!

Jetzt kam ihr Vater wieder, der drüben bei Martin's geweſen, aber nichts von Franzen's Zuſtand mitgetheilt hatte.

Schon gut, ſagte er, aber laß uns erſt deine Wunde auswaſchen und verbinden, ſonſt könnteſt du dich herumdrehen und ſie auf's Neue zum Bluten bringen!

Während er ihm das blautuchene Schifferwamms auszog, kam ſchon der alte Staffen, nahm zuerſt eine Priſe Bolongaro und unterſuchte dann die Wunde.

Es iſt eine tüchtige Fleiſchwunde, ſagte er. Mag wehe thun und tüchtig brennen; aber ſie wird in drei Wochen vollſtändig geheilt ſein.

Der von dem alten, kleinen Männchen angelegte Verband war kunſtgerecht und daher wohlthuend. Franz legte ſich, nachdem er ſich mit Hülfe Spähnkoch's und Staffen's entkleidet hatte, in das friſche Bett in Mariechen's Kämmerchen, das hinten hinaus lag, und ſchlief bald ein, ſo tief, ſo geſund, daß Staffen ſehr damit zufrieden war. Er blieb die folgende Nacht da und erwartete das Wundfieber, welches indeſſen leicht und ſchnell vorüberging. Am Morgen konnte Franz aufſtehen und ſich ankleiden.

Mariechen war unausſprechlich glücklich, ihn bedienen zu können. Sie war ſo aufmerkſam, ſo beſorgt in ihrer Pflege, daß Franz oft wahrhaft davon gerührt war. Als aber nun der alte Martin und die alte Mutter zu ihm kamen, als das ſchwere Geheimniß ſich endlich ihm enthüllen mußte, da brach ſein voller Schmerz über Klaren's Tod hervor und machte ihn ſehr unglücklich.

Wohl erfuhr er jetzt erſt ihr Verhältniß zu Babineau ganz und das that ihm ſehr wehe; aber es lag dennoch auch

für ihn ein Troſt darin, daß es ſo gekommen war, ehe er klar in ihre Untreue, in das falſche Spiel geblickt, das ſie ſo unverantwortlich mit ihm und ſeiner Liebe geſpielt hatte.

Da ſaßen ſie denn täglich bei einander, Martin, Spähnloch, die beide dem Schmuggeln für immer entſagt hatten, die betrübte Mutter und das gute Mariechen, das in ſeiner reichen Liebe nur Augen für Franz, ſeine Wünſche und Bedürfniſſe hatte.

Der Tag des Begräbniſſes des armen Mädchens war noch ein harter, ſehr harter Tag.

Das Urtheil über Klare wurde durch ihren Tod milder im ganzen Dorfe.

An die Stelle Babineau's kam ein Andrer und Zupp, der ſich nicht ſo benommen hatte, daß Lieutenant Ement mit ihm zufrieden ſein konnte, wurde nach Boppard verſetzt.

So konnte Franz, ohne daß es den fremden Douanen auffiel, nach ſeiner Heilung wieder unter die Menſchen gehen und in ſeine Weinbergsarbeit eintreten; aber auch er gelobte heilig und theuer, nie mehr die Hand zum Schmuggeln zu bieten, und alle drei, die beiden Alten und er, hielten ihr Gelöbniß mit unverbrüchlicher Treue, ohne daß freilich darum an der Clemenskirche das lichtſcheue Handwerk ganz unter-

laſſen worden wäre. Es waren ja noch Andere genug da, welche es ſchwunghaft trieben und es gelang ihnen um ſo ſicherer, als die beiden fremden Douanen noch völlig unbekannt mit Perſönlichkeiten und Oertlichkeiten waren. Noch zwei volle Jahre blühte der unſelige, ſtrafbare Erwerb; dann jagte Blücher's Rheinübergang bei Caub Douanen und die ſogenannten „Kellerratten" oder die Beamten der Wein-, Branntwein- und Bierſteuer von dannen und das Uebel war gehoben, das Keinem von denen, die ſich ihm ergeben hatten, Glück und Segen gebracht, wohl aber Viele früh zu gichtbrüchigen Greiſen gemacht hatte durch die nächtlichen Strapatzen, die nicht ſelten mit Gefahren ernſter Art verbunden geweſen waren. War doch auch die Linde dahin und vom Rheineiſe weggeriſſen, unter deren Aeſten einſt die Ereigniſſe jener unheilvollen Nacht begonnen hatten.

Klarens Name wurde noch oft, doch ohne Bitterkeit genannt, aber dann trat Franz zu Mariechen, die ſein geliebtes, glückliches Weib geworden war, küßte ſie, die Erröthende, und ſagte: Mich hatte die franzöſiſche Gefallſucht blind gemacht, ſonſt hätte ich nicht ſo lange die Perle überſehen können, deren Beſitz mich ſo glücklich macht!

O du Schmeichler! rief dann das ſchöne, junge Weib, aber man ſah ihrem Lächeln an, daß doch die Bezeichnung ihr wohlthat, weil das ganze Benehmen ihres Gatten den nachhaltigen Beweis lieferte, daß das, was er ſagte, aus ſeines Herzens tiefſtem Grunde kam.

Beide pflegten treu die beiden Väter und die gute Mutter, die in ihrem ſtillen Glücke ſich ſonnten.

Oft ſagte Mutter Martin zu ihrem guten Alten: Das iſt gewiß, wenn auch der Babineau nicht hierher gekommen und Klare Franzens Weib geworden wäre, ſo glücklich wäre er und wären wir alten Leute nicht geworden, als wir es jetzt ſind. Sie war eine hektiſche, leidenſchaftliche Franzöſin, und ihr fehlte das, was unſeres lieben Mariechens Krone iſt, das reine, goldtreue, liebevolle, deutſche Gemüth!

4. Ein Räthſel.

Ich bin ein ſeltſam Ding, bei Alt und Jung beliebt,
Und doch meiſt nur eine hohle Röhre;
Unruhig muß ich ſein, doch ſtöre
Ich nie die Ruhe derer ganz, die ſich an mir geübt.
Bald grad', bald quer gebraucht,
Bald lodernd, dampfend und bald angehaucht
Und angeblaſen und bald wieder angeſaugt,
Geh' ich hervor bald aus des Knaben Hand,
Bald hat ein Künſtler mir ſein Können zugewandt.
Nun, oft ſteht ſelbſt die flache Hand zu Dienſten,
Die Wange iſt dann mein Revier,
Und Jeder ſagt aus Herzensgrunde:
Ich gönn' es lieber dir, als mir!
Sag', woher ſtamm' ich? Bin ich deutſch? Ein Ja, ein Nein
Kann vollberechtigt deine Antwort ſein!
Ja, deutſch, ſo lang es friſche Knaben giebt
Und friſchen, blumenreichen Monat Mai,
Und heitre, frohe Burſche, friſche Mädchen,
Die Luſt zum Tanze hätten! Nein, nein, nein,
Ich ſoll ganz abſolut ein Amerikaner ſein,

Ein Indianer gar, ja, ein rothhäut'ger Wilder!
Welch eine Reih' seltsamer Bilder! —
Und soll erst seit zweihundert Jahren
Im deutschen Land mein seltsames Gebahren
Den Leuten zeigen. Voll und leer —,
Ist, wie allüberall, der Anfang schwer.
Ihm folgt selbst Weh und Ach;
Doch, ist mein Sieg errungen,
Nicht leicht hat eine Macht die meinige bezwungen,
Und bis an's Grab wird dann mein Lob gesungen.
Es brennt und singt;
Doch, wenn es brennt und singt,
Dann es den besten Freund zur Ruhe zwingt.
Hier lieb' ich wohl Behaglichkeit und Ruh'
Und eine friedliche und heitre Stille,
Dort heb' ich des Soldaten Fuß zu raschem Tritt,
Und frage nicht, ist es sein Wille. —
Hier muß ich voll sein bis zum Rande,
Dort leer, willst du mich brauchen mit Verstande.
Und — wieder seltsam! — dien' ich heil'gen Zwecken
Und stehe dann in Reih' und Glied und in metall'nem Kleid,
Gehorche blind dem Commandeur,
Der mich mit Händ' und Füßen
Bearbeitet — als — wär' er nicht gescheidt!
Doch halt! Noch manches könnt' ich dir vertrau'n,
Doch sollst du mir nicht in die Karten schau'n!
Bist du nicht stark gefallen auf die Nase,
— Und ob ich brenne oder blase —
Kannst du mir sagen frisch und frei,
Wer ich und was ich sei.

Altes Gold.

Altes Gold, Ihr wiſſet es, liebe Leſer, hatte unſer liebes deutſches Volk längſt aus den tiefen Schachten ſeines Denkens, Fühlens, Wollens zu Tage gefördert, ehe man das californiſche, auſtraliſche und Gott weiß welches „iſche“ noch kannte. Und dieſes alte Gold, von dem ich Euch je und dann ein Körnlein brachte, iſt wahrlich mehr werth als jenes, beſonders, wenn man es nicht im Munde, ſondern im Herzen führte und im Leben zur That werden ließ.

Da denk' ich denn auch jetzt an ſo ein Körnlein dieſer Art, das ſagt:

„Denk' an den alten Mann.“

An welchen? fragt da vielleicht ſo ein junges Gelbſchnäbelein, und meint in ſeinen kurzen Gedanken, das Sprüchwort habe wohl einen abſonderlichen im Auge gehabt. Das aber iſt ein Sprüchwort und das meint nichts Anderes, als was Jedem nach Gottes Willen und Ordnung blühen kann, nämlich das eigne Alter; an dich ſelbſt als alten Mann ſollſt du denken und zwar bald, ehe er dir über den Nacken kommt. Solches Andenken fordert allerlei. Vorerſt ſagt ein rheiniſches Sprüchwort: Wenn du nicht alt werden willſt, mußt du dich jung hängen laſſen. Das iſt unzweideutig,

klar und richtig, und „ein gut Gewiſſen, das beſte Ruhekiſſen" iſt auch ein klar Wörtlein, das ſich daran hängt. „Was Gott will erhalten, das läßt er nicht erkalten," ſagt ein Drittes, und ſo haſt du, wenn du anders nach dem Spruchworte nicht Luſt tragen ſollteſt, dich jung hangen zu laſſen und der liebe Gott dich erhalten will, Ausſicht auf den „alten Mann". Wenn dann einſt — und das Alter iſt einer kahlen Höhe zu vergleichen, von dannen man eine weite Umſchau in das zu Füßen liegende Flachland hat — dein Blick auf die Jugendtage und die Mannesjahre fällt, — und er wird es! — und dein Gewiſſen „beißt dich nicht" ob eines ſündhaften und vergeudeten Jugendlebens, ob gottloſer Handlungen deiner Mannesjahre, o wie fröhlich und ſelig wird es dann im Herzen „des alten Mannes" ſein! Wie ſüß wird er dann ruhen, verklärten Angeſichts, auf dem ſanfteſten Ruhekiſſen, das er gefunden, als Frucht eines ſittlichen, gottesfürchtigen Lebens, dem guten Gewiſſen! Suche es, kämpfe dafür, ringe darnach, dann — „denkſt du an den alten Mann!"

Ein Zweites reiht ſich daran: „Ein junger Praſſer, ein alter Bettler." Das iſt auch ein Spruchwort, das unter das Kamiſol geht. Hab's in meinen Tagen oft erlebt, daß Einer, der in ſeiner Jugend das Geld hatte und liederlich wegwarf, es leicht verdiente und leichtfertig durchbrachte, im Alter als Bettler umherſchlich. Lieber Gott, wie oft mag da die ſchmerzliche Erinnerung an des Herzens Pforte mit rauher Hand angeklopft haben, die Erinnerung an jene Tage, die der Ausſaat gleichen, der ſicher eine ſpätere Aerndte folgt! Wie bitter muß das „trockene Brot", ja gar das „Bettelbrot" ſchmecken, wenn das Sprüchwort in's Herz hinein klingt: All' mein Silber und all' mein Gold iſt mir durch die Gurgel gerollt" oder: „Bruder Leichtfuß iſt Bruder Schleicher worden" oder: „Bei Tanzen und Karten läßt die Noth nicht lange warten" oder: „Vetter Faulpelz, geh' ein Haus weiter!" — Verſtehſt du! — „Denkſt du an den alten Mann" ſchon in den Jugendtagen, ſo wird Mangel und Elend dich im Alter nicht heimſuchen und dieſer Gang hat etwa die Stationen:

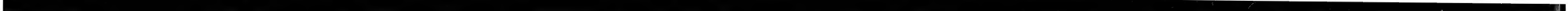
saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)
3-598-52099-9
FN. 09429/026

Fleiß und Arbeitsamkeit, Treue und Redlichkeit, Bescheidenheit und Sparsamkeit. Dabei hat der „alte Mann" keine dunkle, trübe Aussicht.

Dann gibt's noch ein Drittes, und das liegt wieder einmal in einem uralten deutschen Sprüchworte, in dem nämlich: „Werde bald alt, wenn du alt werden willst." Versiehst du's? Bald alt werden ist etwa soviel, als: „Besonnen haushalten mit seiner Kraft und Gesundheit!" Die Jugend liebt Saus und Braus, aber dabei geht's schnell oben hinaus. Da winkt die Lust und hinter ihr öffnet das Laster die Arme. — Der Pfad der Sünde — doch ich denke da an ein Wort des edlen Gellert:

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende — Nacht und Grauen!

Der sagt's klar, wohin die Ausschweifungen der wilden Jugend führen, und die zitternde Hand, das trübe, erloschende Auge, der wankende Gang, das bleichende Haar des Greises, der noch lange kein Greis zu sein brauchte, verräth die Vergangenheit, auf die er reuevoll hinabschaut. Denk' an den alten Mann und werde bald alt, wenn du überhaupt alt werden und ein frohes, glückliches Alter erleben willst! —

6. Eine Geschichte aus dem badischen Schwarzwald.

Da liegt ein Brief vor mir, und er ist recht lang und hält viele Bogen Postpapier, der mir aus dem badischen Schwarzwalde per Post zukam. Der ihn schrieb, ist eine ehrliche Seele, die ich wohl kenne, und was er enthält, ist werth, daß ich es meinen lieben Lesern erzähle, weil es eine Wahrheit ist und in eine trübe Zeit hineinblicken läßt, aus der ich in den letzten Jahrgängen manches Bild habe vor Euch hintreten lassen. Am besten wird es wohl sein, ich lasse den Brief selber oder vielmehr den Briefschreiber reden. So ist's am Richtigsten und Frischesten. Es sei! Freilich lasse ich den Eingang des Briefes und den Schluß und Namen weg, denn diese drei Dinge sind bloß für mich.

Es war im Jahre 1847, beginnt die Erzählung meines guten Freundes, der in Mannheim damals lebte oder, weil seine Aeltern dort lebten, zu Hause war — als ich meine Studienjahre in dem nahen, schönen Heidelberg beendet hatte und nach herkömmlicher Sitte in guter Ordnung und, wie die Urkunde besagte: Summa cum laude, was zu deutsch heißt: „mit größtem Lobe" ein wohlbestallter Doctor der Arzneikunde geworden war.

Das ist immer mit Anstrengungen verknüpft und ich sehnte mich, einmal froh, frisch und frei eine Wanderung mit einem Freunde zu machen, der mit mir die Geschichte bis zum Doctorwerden durchgemacht hatte.

Wo hinaus aber? fragte ich meinen Freund.

Da hinaus, antwortete er, wo es keine Eisenbahn gibt; denn ich will einmal wieder wandern in Gottes schöner Welt, wie anno Vorher, wo man ein leichtes Ränzel auf den Rücken hängt und einen guten Ziegenhainer in die Hand nimmt, eine kurze Pfeife unter der Nase hineinsteckt und guten Tabak hinausbläst in eine frische, belebende Berg- und Waldluft. Verstanden? — So nur erholt, erquickt, erlabt man sich, indem man Alles frisch auf sich nimmt, Sonnenschein und Schatten, Regen und Wind, Bergsteigen und Waldwandern, in Summa, eine heitre Fußreise und ordentliche, abendliche Ermüdung, selbst der Gefahr ausgesetzt, den übertriebenen Luxus unserer Gasthöfe am Ziel der jeweiligen Tagfahrt, das heißt Wanderung, nicht zu finden. Da gibt's noch sogenannte Abenteuer und sogenannte altmodische Verändernng!

Einverstanden! sagte ich lachend. Die zweite Frage ist: Wann?

Morgen früh um vier Uhr! rief er aus, damit wir gleich von vornherein die „alte Mode": Frühe aufzustehen, wieder in's Leben rufen!

Auch das gestand ich gern zu, und da es noch frühe am Tage war, so konnten wir unsere Reiseeinrichtung in aller Bequemlichkeit besorgen und der ehrliche Stiefelwichser weckte die beiden Herren „Doctoren" rechtzeitig, und hatte selbst dafür Sorge getragen, daß meine Kaffemaschine mit Spiritus versehen war, und frische Brötchen, noch dampfend, zur Verfügung standen. Er ärndtete verdientes Lob, trank seine Tasse mit und wünschte dann glückliche Fahrt.

Unser Reiseplan war festgestellt.

In den Schwarzwald wollten wir und zwar auf der württembergischen Seite hinauf, dann quer über das Gebirge herüber, zum Titisee, auf den Feldberg u. s. w., und alsdann zurück nach Heidelberg über Badenweiler, Allerheiligen, Baden-Baden — kreuz und quer, damit volle drei Wochen draufgingen, und immer neben der „Isebahn" her und drüber hinüber, aber nie mit ihr fahrend.

Die ganze fröhliche und erfrischende Wanderung über Berg und Thal, durch Wald und Flur und Wiese beschreiben, ist hier meine Sache nicht. Ich knüpfe darum meinen Faden da an, wo wir, quer durch das Schwarzwaldgebirge wandernd, einem Führer folgten, der den Weg genau zu kennen versicherte.

Ehrlich gestanden, hatte ich gleich Anfangs Zweifel in diese Versicherung gesetzt, ohne daß ich mir aber Rechenschaft über die Gründe meines Zweifels hätte geben können. Mein Freund theilte diese bescheidenen Bedenken nicht, und so traten wir denn eines Tages früh Morgens unsere Wanderung von einem württembergischen Gebirgsdorfe aus an.

Wir waren schon nach einer kurzen Wanderung ziemlich tief im Walde und da ich meine Richtung genau beobachtet hatte, so war bis jetzt unser Weg richtig; aber plötzlich verlief er im Walde und zeigte sich nun als ein Weg zum Holzabfahren. Da standen wir nun und unser Führer bekannte, zwar sehr verlegen, daß er den Weg verfehlt habe.

Mein Freund ging aus dem Leime und haderte mit dem Menschen, der eigentlich, wie es sich jetzt herausstellte, nicht mehr und besseren Bescheid wußte, als wir zwei wildfremde Menschen. Kurz besonnen, jagten wir ihn weg und wanderten auf gut Glück fürbaß in der Richtung, die wir bis jetzt befolgt hatten. Wir waren beide stille, denn ganz heimlich war es uns eben nicht bei der Aussicht, uns mit hungrigem Magen unter einer breitästigen Tanne in's Gras oder vielmehr in die dürren Nadeln strecken zu müssen, die den Boden bedeckten. Schon sank die Sonne tiefer; schon stiegen Nebel aus den feuchten Gründen auf; schon strichen die Vögel zu Neste und unsere Mägen begannen unheimlich zu knurren; aber nirgends eine Menschenspur, die uns hätte zu einem Obdache und einem Stücke Brotes verhelfen können.

Endlich war es uns, als hörten wir die Schläge der Axt. Das war eine wahrhaft himmlische Melodie. Wir also kurz besonnen, und in der Richtung vorwärts, in der uns der Klang entgegenkam.

Für unsere fadenscheinige Geduld und unsere Ermüdung

und Erschöpfung dauerte es noch über Gebühr lange, bis wir Menschennähe entdeckten, nämlich geschlagene, entastete und entrindete Stämme. Noch eine Strecke und wir hörten Menschenstimmen und bald, Gottlob! — bald waren wir bei etwa zwanzig bis dreißig Holzschlägern, die hier fällten im Auftrage der Regierung.

Der Holzhauermeister, ein hochbejahrter, aber noch immer rüstiger Greis kam uns entgegen, erkannte uns für Studenten und meinte, nachdem wir ihm die Begebenheit mit unserem Führer erzählt, wir könnten von Glück sagen, daß wir die Holzschläger gefunden hätten; denn wenn dies nicht geschehen wäre, hätte es uns bei unserer Unbekanntschaft mit der Gegend leicht schlimm ergehen können. Kommen Sie nur mit mir, sagte er treuherzig, ein Moosbette, so gut ich es geben kann, sollen Sie haben, und einen Pfannenkuchen, dem auch die Eier nicht fehlen sollen, die mein Junge den Raubvögeln entwendet hat!

Was das für eine Freudenbotschaft war!

Mein Gefährte sang ein Studentenlied nach dem andern vor Freude über die Wendung des Ungemachs, und nachdem wir noch eine Weile, etwa eine Viertelstunde gewandert waren, sahen wir eine Reihe Holzhauerhütten vor uns, wo unsere Unterkunft und Sättigung uns werden sollte.

Diese Holzhauerhütten sind sich, wie ich später bestätigt fand, fast überall gleich. Hohe Stangen von jungen Bäumchen werden ziemlich tief in die Erde gerammt und laufen oben zuckerhutförmig zu, und werden dort aneinander befestigt, jedoch so, daß dem Rauche ein Abzug bleibt. Die Stangen stehen sehr enge zusammen, da man das Holz nicht zu schonen braucht, und aus den Zweigen werden kleine Wellen gebunden, auf einander gesetzt und durch sogenannte „Wiede", gedrehte dünne Stangen als Seile, an die eigentlichen Balkenstangen befestigt. So wird die Wand schon dicht; allein mit weichgemachtem Lehm oder Thon werden nun Rasenstücke, die dünn abgeschält sind, darauf befestigt, und wenn das gut und sorgfältig gemacht ist, so kann kein Regentropfen durchdringen und die Hütte ist ebenso fest als warm.

Wir traten ein. Die Hütte war sehr geräumig. An der Hälfte der Rundung zu beiden Seiten liefen Verschläge hin, ebenfalls aus jungen, auf einander befestigten Bäumchen, wandartig gebildet, innerhalb derer und der Wand weiche Mooslager, mit Moosrollen als Kopfkissen bereitet waren. Den übrigen leeren Wandraum nahmen derbe Sitzbänke ein und ein langer, einfacher, beweglicher Tisch. Der aufgemauerte Herd stand unmittelbar unter der Oeffnung in der Spitze des Daches, wo sich der Rauch den Weg ins Freie bahnen mußte. Grade dem Herde gegenüber befand sich die niedere Eingangsthüre, die zu gleicher Zeit als Fenster diente, um das nöthige Licht zu verbreiten.

Der Alte lud uns ein, uns auf der harten Bank niederzulassen, trug Kienäpfel herbei und bald loderte ein lustig Feuer auf dem Herde.

Ich will nicht allzu genau in meiner Beschreibung sein; aber das muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß es mir nie köstlicher geschmeckt hat, ich nie herrlicher geschlafen habe, als in dieser Holzhauerhütte, in der noch acht Männer mit uns ihre Ruhestätte hatten, wie wir erst am Morgen sahen; denn wir Zwei schliefen schon wie Dächse, als sie heimkehrten, und erwachten auch nicht, als sie ihre Abendmahlzeit kochten und verzehrten. Verwunderlich war uns das Alles nicht im mindesten, denn Hunger ist ja, anerkannt, der beste Koch und Ermüdung lullt so sicher und schnell in den tiefsten Schlaf, wie ein mütterliches Wiegenliedlein das schläfrige Kind.

Das nur muß ich noch beibringen, daß uns der alte, ehrliche Holzhauermeister am andern Morgen einen Kaffe kochte, wie ich ihn kaum jemals besser in einem der ersten Kaffehäuser getrunken und der aromatische Wildhonig, den der Alte erst vor einigen Tagen aus einem hohlen Baume in vollen Waben herausgenommen, bildete eine Zuthat zum herrlichsten Frühstücke, dessen ich mich erinnern kann.

Auch für unser sicheres Fortkommen hatte der alte Mann gesorgt. Ein junger, der Gegend vollkommen kundiger Holzhauer war von ihm zu unserm Führer bestellt. So traten wir denn neu gestärkt den Wandertag an, der uns heute zu

einem Einzelhause führen sollte, wie sie im badischen Schwarzwalde so häufig vorkommen, bei welchem eine neue Schneidemühle liegen sollte, deren Triebwerk ein von einem sehr hohen Berge sich in vielen kleineren und größeren Wasserfällen herabstürzender Bach in Bewegung setzte.

Der Weg war weit, mühsam aber herrlich. Stellenweise gingen wir unter einem Dome himmelhoher Tannen, durch deren dichte Aeste kein Sonnenstrahl auf uns fiel; dann trat uns wieder eine der herrlichsten Fernsichten in die wilde Gebirgs- und Waldlandschaft entgegen, während der Blick sich unzählige Male in die schmalen Thaleinschnitte senkte, die mit einem unbeschreiblich schönen, frischen Grün geschmückt, von dem dunkeln Tannenwalde gesäumt waren und, aus einer Niederung ansteigend, sich im Hochwalde verloren. Die Witterung war schön, aber schwül und heiß und wir konnten lange Zeit keine Umschau von einer freien Höhe halten. So kam es denn natürlich, daß wir keine Ahnung davon hatten, daß Gewitterwolken sich mächtig im Westen auftürmten.

Als wir aus einem dichten, dunkeln Tann heraustraten, reckte vor uns einer der höchsten Schwarzwaldberge sein massiges Gerüste in die Luft.

Dort oben muß die Aussicht herrlich sein! rief mein Freund Wagner aus. Auf denn, hinauf!

Und schon war er im rüstigen Ansteigen und machte mit seinen langen Beinen so ausgreifende Schritte, daß ich mich beeilen mußte, ihm nachzukommen.

Unser Führer schien davon nicht sehr erbaut zu sein. Ich glaube, Sie bereuen den Abstecher, sagte er in seinem breiten, schwäbischen Dialekte; denn es ist ein Gewitter im Anzuge, und die spassen hier nicht!

Aber dieser gute Rath kam, wie im Leben viele seines Gleichen, zu spät. Er folgte uns knurrend.

Droben freilich, droben auf der weitausschauenden Spitze des Berges, standen wir wie bezaubert.

Rechts dehnte sich der Schwarzwald hin bis zum frischgrünen Odenwald hinab und dann das schöne reiche Unterland Badens bis Mannheim. Der Kaiserstuhl hob sich stolz

aus dem schönen reichen Thale empor und wies trotzig dem Rheine seine vulkanische Felsenstirne. Hier unten lag Freiburg mit seinem herrlichen Dome, Baden-Baden mit seinem Schlosse und die Ruine Burg-Eberstein. Vor uns das Silberband des Rheines, zu welchem in schnurgraden Linien die regulirten Flüßchen des Schwarzwaldes drängten, in ihren Wellen die Produkte der Schneidemühlen und der Holzhauerärte flößend, die an der Mündung zu stattlichen Rheinflößen anwachsen. Und drüben, auf dem linken Ufer, dehnte sich der Elsaß aus im schönsten Grün, mit seinen zahllosen Ortschaften und, fernher grüßend den Bruder in Freiburg, das Münster von Straßburg; dann die Kette der lothringischen Berge und der mächtige Wall der Vogesen.

Links, am Vordergrunde die alte Kirche von Breisach und der Kaiserstuhl, gekrönt von den gewaltigen sieben Linden, dann der Uferstreifen des gewerbreichen Elsaßes und das reizende Gelände des Markgrafthums mit seinen epheugrünen Weinbergen, darinnen der liebliche, duftige Markgräfler reift, und immer fortgleitend am Schwarzwalde hin, ruhte der Blick aus auf den Alpen der Schweiz, die riesig ihre schneebedeckten Häupter in den Äther reckten, anzuziehen wie fernes sommerliches Gewittergewölke.

Der Anblick war bezaubernd. Wir konnten nicht von der Stelle. Wir überhörten daher das laut und lauter werdende Grollen eines starken Gewitters, das uns der Odenwald herübersandte.

Meine Herren, sagte unser Schwabe endlich, den unsre Begeisterung ohnehin langweilen mochte, wenn Sie nicht aufbrechen, so werden Sie „bigott" gewässert bis auf die neunte Haut, ehe sie das Einzelhaus erreichen, wo wir Obdach finden werden.

Wir sahen uns denn doch etwas erschreckt um, und fanden die Bemerkung vollständig richtig. Es war daher keine Zeit zu verlieren und über Stock und Stein ging's rascher bergab, als wir heraufgeklettert waren.

Und dennoch, wie auch eine tüchtige Gewittertaufe drohen mochte, wir hielten oft plötzlich an, um eines Anblicks froh zu werden, wie wir ihn noch nie gehabt.

Aus einem reichen Quell, der oben auf des Berges ziemlich flachem Gipfel einen tiefen, unheimlichen Sumpf bildet, aus dem Ried und die wundervolle weiße Wasserrose aufstrebt, fließt der starke Bach ab, der nun in raschen Sprüngen den Berg herunter in einer langen Ausdehnung stürzt. Das Gestein steht wild und zackig vor, so daß der Wasserstrahl oft in mehrere, ja selbst in viele einzelne Rinnen sich drängen muß, ehe er sich wieder einigt, und dann zehn, ja zwanzig und mehr Fuß hoch hinabstürzt in einen Kessel, in dem das Wasser kochet und zischt. Seine Farbe ist dunkelbraun, aber sein Gischt und Schaum schneeweiß. Bildet schon dieser Farbengegensatz im Bunde mit dem röthlichen Gesteine, der Heftigkeit des Sturzes, und das kochende Aufschäumen, und der zackigen Felsen, durch die das Wasser bricht, höchst malerische, eigenthümliche Anblicke, so gesellt sich noch ein Doppeltes dazu, um es unvergeßlich zu machen, nämlich zuvörderst, daß der Epheu, großblättrig und wundervoll frisch, diese Felsen bekleidet; daß aber sodann auf den Felsen und sie mit ihren Wurzeln umklammernd, Riesentannen stehen, deren untere Aeste den Wasserfall überschatten, die aber dann pyramidalisch sich zuspitzend, bei einer Höhe von sechzig bis achtzig Fuß, ihre grünen Wipfel in der blauen Luft wiegen und jetzt vom erwachenden Gewittersturme hin- und hergeworfen wurden.

Ich werde nie diese, sich oft wiederholenden Naturschauspiele vergessen, und wenn auch schon derbe Regentropfen klatschend auf uns niederfielen, wir konnten es uns nicht versagen, stille zu stehen und solche Bilder in uns aufzunehmen, wie sie kaum irgendwo sonst das Auge finden kann.

Jetzt wurde es aber Ernst!

Der Sturm sauste in den gewaltigen Bäumen, daß es schien, als wolle er sie entwurzeln. Die Blitze zuckten wie feurige Schlangen am Himmel hin und der Donner rollte, prasselte, knallte, daß man hätte glauben können, er wolle die Berge über uns rollen. Dabei fielen die dicken Regentropfen hageldicht und der Sturm peitschte sie uns in Augen und Angesicht, daß beide uns wie Feuer brannten.

Hab' ich's nicht gesagt? brummte der Schwab. Jetzt haben wir die Bescheerung! Wer nur bei dem abscheulichen braunen Wasser so lange hätte stehen mögen?

Ich tröstete ihn mit der Aussicht auf einen erwärmenden und belebenden Schoppen „Markgräfler", und das that insofern seine Wirkung, als er nun mehr in sich hinein räsonnirte, und desto wackerer zuschritt.

Mit jedem Augenblicke wuchs die Macht des Regens. Es war kaum mehr bergab zu gehen. Wir mochten es als ein rechtes Glück ansehen, daß der entsetzlich schrille Ton der Zirkelsäge in der Schneidemühle uns jetzt ganz nahe war, ob wir sie gleich bei ihrem tiefen Stande und dem dichten Regen kaum sahen.

Wollen wir Schutz in der Sägemühle suchen? fragte ich.

Nein, fort, fort, Herr! rief der Führer, jetzt noch um die Bergecke und wir sind an unserm Ziele!

Es war so, wie er gesagt hatte. Kaum noch einige hundert Schritte, und der Bergvorsprung lag hinter uns, und vor uns eins jener großen Schwarzwaldhäuser, mit dem weit vorspringenden Dache, das „Morgengroß" das Gebäude überdeckt, mit seinen Gallerien, die von außen in die Zimmer des zweiten und dritten Geschosses die Thüren öffnen und durch Stiegen von außen erreicht werden.

Gottlob! rief ich freudig aus, that einen kräftigen Sprung durch die stromartige Dachtraufe und stand aufathmend unter dem Vordach.

Sie sind einmal schön weggekommen, sagte jetzt freundlich ein Mann in schwarzwälder Bauerntracht, das grüne sammtne, mit Marderpelz verbrämte Käpplein in der Hand. Treten Sie schnell ein. Meine Frau wird für warme Speise sorgen!

Gott wolle es ihr lohnen! rief ich aus; denn mein Hunger war riesengroß.

Mein Gott aber, sagte der Bauer, der hier Wirthschaft hielt, an Ihnen ist ja kein trockener Faden! Und andere Kleider haben Sie nicht bei sich?

Nein, entgegnete ich kleinlaut.

Nun so müssen Sie es sich gefallen lassen, in meine

Kleider zu schlüpfen, wenn sie Ihnen auch ein „Bizzele“ weit sind. In diesen nassen Kleidern dürfen Sie nicht bleiben, so warm es auch ist!

Aber um Gotteswillen! rief er in diesem Augenblicke, das ist kein Regen, das ist ein Wolkenbruch! Ueber die Landstraße, die hinauf nach dem Titisee führte, kam ein Strom herabgebraust, der Steine, Bäume, Holz mit sich fortwälzte, namentlich geschnittene Diele und Latten und Bretter von der Sägemühle her.

O weh meine Schneidemühle! rief er, Alles vergessend, aus. Die kann, ob sie gleich neu ist, solchem Andrange nicht Widerstand leisten! Gott stehe mir bei!

Wirklich strömte das Wasser vom Himmel mit einer Dichtigkeit, Macht und rauschenden Gewalt, wie ich Aehnliches noch nie erlebt. Der Strom auf der Landstraße, die tiefer lag, als das Haus, wurde mit jeder Sekunde größer und selbst dem Hause Gefahr drohender.

Jetzt stürzte, wie eine Verzweifelnde, ein junges Weib aus dem Hause heraus.

Wo ist unsre Caritas? rief sie in herzzerschneidendem Tone. Ach, mein Kind, mein einziges, theures Kind!

Großer, barmherziger Gott, rief der Bauer, jetzt entsinne ich mich, daß sie vor einer halben Stunde nach der Schneidemühle gegangen ist, Erdbeeren zu pflücken!

Zu Seite 115.

O mein Kind! Mein Kind! rief händeringend die todtbleiche Mutter. Es hat sich nicht retten können. Die Fluthen haben es gewiß in die Tiefe gerissen!

Der Vater stand einen Augenblick starr, rathlos da. Ich ergriff einen starken Hebel, der wider die Hauswand lehnte, dann hob ich, schnell überlegend, daß uns eine große Leiter von einer bedeutenden Wichtigkeit sein könne, eine solche ab, die unter der Gallerie in's zweite Stockwerk des Hauses, an eisernen Hacken hing und rief dem Führer zu: Frisch angefaßt, Jockele, hier ist Hülfe noth!

Der ehrliche Schwabe, der eine, wenn auch kurze, doch gedrungene, stämmige Gestalt hatte, faßte die Leiter hinten, ich vorne und Freund Wagner sie in der Mitte. So traten wir, der wallenden Fluth trotzend, in sie ein; aber ihr Widerstand zu leisten, war keine ganz leichte Arbeit. Vielleicht war es nur der Halt, den uns die lange Leiter gab, der uns fähig machte, mit vieler Mühe dem Bauern nachzugehen, der mit Riesenkraft die Gewalt der Wogen überwand.

Wir erreichten endlich glücklich das andere Ufer und schwangen uns mühsam hinauf; aber es gelang uns eben doch, und ohne auszuruhen, folgten wir dem Bauer. Nach kurzem Laufe erblickten wir die leichtgebaute Schneidemühle, theilweise über-, theilweise durchströmt von einem Wasserstrome, dem widerstanden zu haben bis jetzt nur dem neuen, gutgefugten Gebäude möglich geworden war.

Zwei Männer hielten sich an den Balken und der Eine mit seinem linken Arme die jugendliche Gestalt eines Mädchens, das eben zur Jungfrau gereift schien.

Vater, Vater, rette uns, sonst sind wir verloren! rief sie in Todesangst.

Schnell, schnell! rief dazwischen der Mann, der sie hielt, das Gebäude kracht und ich bin nicht mehr lange im Stande, sie zu halten; denn mein Arm ist völlig gefühllos!

Ich überblickte schnell Lage und Oertlichkeit. Jetzt war die Leiter das einzige, aber auch ausreichende Rettungsmittel; denn das Ufer diesseits der Schlucht, in welche die Schneide-

mühle der Wasserkraft wegen eingebaut war, hob sich fast bis zu dem zweiten Stockwerke des aus Tannenholz gezimmerten Gebäudes, dessen Gesachspiegel noch nicht ausgemauert waren, wenn sie es überhaupt je werden sollten. Stieg das Wasser höher, wie es denn in stetem, starkem Wachsen war, so brauste der wilde Strom von oben in das Gebäude und es hatte nicht länger die Kraft, irgend welchen Widerstand zu leisten.

Schnell setzte ich mit Hülfe meiner drei rüstigen Helfer die Leiter in eins der Gefächer in der Nähe des Ortes, wo sich die drei Bedrohten befanden, ein und kroch — denn schreiten war unmöglich — zum Hause hinüber.

Als ich es erreichte und mich an das wankende Gebälke halten konnte, rief ich dem Mädchen zu: Kommen Sie schnell und schwingen Sie sich auf meinen Rücken! Ich werde Sie so hinüberschaffen!

Sie nahm Anstand, der Aufforderung zu folgen, aber die beiden Männer drängten, ihr Vater bat und flehte und endlich entschloß sie sich dazu.

Sie schlang ihre Arme um meinen Hals und ruhte auf meinem Rücken. Wie ich herübergekrochen war, so kroch ich wieder hinüber und dort sank das liebliche Kind laut weinend in des Vaters Arme.

Grade so, wie ich die Hin- und Herreise auf der flachliegenden Leiter vollzogen, so machten sie die Beiden, welche noch in der Schneidemühle saßen. Als sie glücklich das höhere Ufer erreicht, zogen wir die rettende Leiter an uns.

Noch immer strömte ein Sturzregen, wie ich ihn nie erlebt; noch immer stürzte die Wogenmasse den Berg mit fürchterlichem Brausen und Toben herab. Weiter oben am Berge, wo der Wald dichter stand, mußte indessen eine Stauung des Wassers statt gefunden haben; denn plötzlich vernahmen wir ein Krachen, das uns die Haare emporsträubte, und sahen einen Wasserschwall daherbrausen, der alles übertraf, was sich uns bis jetzt dargestellt. Es war, als kämen gewaltige Ströme den Berg herab, Felstrümmer und Tannen vor sich herwälzend.

Der Schrecken lähmte uns. Waren wir sicher? Riß uns die Macht des furchtbaren Stromes mit hinab in die Tiefe? Zum Entfliehen war es zu spät. Hatten wir ja doch auch wahrlich uns nicht unnöthig aufgehalten, und war doch auch unsere Lage in diesem Fluthregen dazu gar nicht angethan gewesen. Nur einen Augenblick wollten wir aufathmen, dann rasch zum Hause, wo ja unsere Anwesenheit auch nothwendig geworden sein konnte; aber grade dieser Augenblick war entscheidend gewesen, da oben am Berge der Damm, welcher die Fluthen aufgestaut, in derselben Minute gebrochen war.

Daß wir von Furcht erbebten, will ich nicht läugnen. Was ist der arme Mensch gegenüber den entfesselten Naturgewalten? Wie könnte er entfliehen, wenn das rasch eilende Wasser einen hohen Berghang herabstürzt?

Zu unserm Glücke stand, wenn uns der Strom erreichte, eine Gruppe von drei Tannen sehr nahe bei einander auf der Uferhöhe, wo wir uns befanden.

Dort hinein! rief der Bauer, und wir zögerten nicht, in das schützende Dreieck der Stämme zu stürzen. Unser Schwab faßte die Leiter und zog sie nach und die Arbeiter aus der Schneidemühle halfen das köstliche Rettungswerkzeug in Sicherheit bringen.

Es war ein unbeschreibliches Glück für uns alle, daß der wilde Strom sich mehr links wandte, wo die Schlucht breiter sich öffnete, darin die Schneidemühle stand und unser Sicherheitshafen gar nicht weiter berührt wurde; aber jetzt krachte die Schneidemühle stärker, wir sahen die wilde Fluth darüber wegstürzen und — als sich das Wasser ziemlich schnelle verlaufen hatte, war von dem Gebäude mit Allem, was zu ihm gehörte, nichts mehr zu sehen. —

Unser Bauer sah starr hinab in die dunkle Tiefe, die nun der reißende Bergstrom ausfüllte, und faltete seine Hände.

Sie ist fort! sagte er dann wehmüthig. Der Verlust ist groß, aber — und mit diesen Worten schlang er den starken Arm um das schlanke Mädchen — meine Felicitas habe ich noch, und das danke ich Ihnen! Er reichte mir

seine derbe Hand, die ich drückte. Doch, rief er plötzlich aus, was wird die gute Mutter eine Angst ausstehen? Sie weiß ja noch nicht, wie es uns ergangen ist!

Das war das Commando zum Aufbruche.

Aber es war leicht zu geben, doch schwer auszuführen! Die Gewässer hatten sich zwar in dem tiefen Einschnitte, wo die Schneidemühle gestanden, ein breites Bette erobert, das sie mit jedem Augenblicke durch Wegreißen der Seitenwände erweiterten, allein immer war der Weg zum Hause noch ein gefährlicher und diese Gefahr hatte sich durch das Herabströmen von der Höhe, zu welcher die Landstraße anstieg, nicht vermindert. Der Bauer und die beiden Schneidemüller traten jetzt in Berathung, wie der Durch- und Uebergang am sichersten zu gewinnen sei.

Ihr Rath fiel dahin aus, die kleine, vom Wasser freie Halde zu gewinnen, welche dem Hause gegenüberlag. So sah die Mutter ihr Kind gerettet, wenn sie es auch noch nicht an ihr Herz schließen konnte, und wir konnten den Uebergang versuchen. Mißglückte er, nun dann wurde unsre Lage, den entsetzlichen Hunger abgerechnet, um nichts schlimmer, zumal der Regen Miene machte, in etwas nachzulassen.

Es ist bei solchen gewaltigen Gewittern manchmal eine wunderbare Thatsache, daß auch der heftigste Regenguß, ja Regensturz bisweilen plötzlich, wie abgeschnitten, aufhört.

Zu unsrer nicht geringen Verwunderung, aber noch größeren Freude, trat dieser Fall urplötzlich ein. Die fast nächtliche Finsterniß wich. Der Himmel war wieder blau über uns. Preis und Dank dir! sagte der Bauer und blickte gen Himmel, die gefalteten Hände erhebend. Wir Alle stimmten in unsern Herzen und mit unsern Lippen ein in dies Dankgebet; denn lange hätte der Wolkenbruch nicht mehr anhalten dürfen, sonst wäre das Haus drüben in Gefahr gekommen, da sich eine Abzweigung des Wasserstromes, der über die Landstraße herabbrauste, einen Weg zu dem Hause gebahnt oder vielmehr gewühlt hatte, der, wenn etwa der mitgeführte Schutt einen Damm hätte bilden helfen, leicht den ganzen Strom hätte hinüber lenken können.

Der Bauer rief ſeiner am Fenſter erſcheinenden Frau zu: Koche für uns, Kind; wir ſind bärenhungrig und Warmes thut uns noth, mache nur gleich einen guten Warmwein!

Die glückliche Mutter nickte und winkte Bejahung zu und verſchwand ſchnell von dem Fenſter, um unſre allerdings ſchreienden Bedürfniſſe befriedigen zu können.

Die gute Frau konnte da drüben kochen und wir, auf unſrer Seite, gemüthlich und in aller Geduld hungern; denn das Gewäſſer verlief zwar ziemlich raſch, aber doch nicht ſo ſchnell, daß nicht unſre Wünſche ihm vorangeeilt wären, und zwar war es der Hunger nicht alleine, der hier ſein Gewicht in die Schale legte. Durch das Gewitter war die Luft ſchnell in einer Weiſe und in einem Maße abgekühlt worden, daß wir, die wir nun zu Sieben hier ſtanden, durchnäßt, wie unſer ehrlicher Schwabe ſagte: „bis auf die ſiebente Haut", es ſehr unangenehm empfanden. Ich namentlich zitterte und ſchnatterte vor Froſt, wie eine Ente.

Es bleibt uns nichts übrig, rief, dies bemerkend, der Bauer aus, wir müſſen hinüber. Mit dem Herrn da thut's nicht gut!

Die beiden Schneidemüller und unſer Bauer waren die am wenigſt Ermüdeten von uns. Sie rutſchten die Anhöhe hinab und verſuchten es, ob ein Uebergang möglich ſei.

Prächtig! rief uns der Bauer zu. Auf der Landstraße liegt hoher Schutt. Wenn wir auch halbwegs bis an's Knie hineintreten, es geht doch und Einer reicht dem Andern die Hand.

Wir haben ja auch noch unsre „Leiterbrücke"! rief der Schwab und stellte sie kurzweg an den Abhang, während sie die Treie, welche bereits unten waren, uns festhielten und uns so das Rutschen im aufgeweichten Boden erspart wurde, was jedenfalls eine unangenehme Parthie gewesen wäre, besonders für die liebliche Felicitas.

Wir gelangten glücklich hinab, und unser Schwab, den der glückliche Gedanke mit der „Leitertreppe" ganz lebendig und erfinderisch gemacht hätte, benutzte nun auch die Leiter noch einmal als Brücke.

Felicitas schwang sich dann auf den breiten Rücken ihres Vaters und glücklich erreichten wir alle das Haus, wo das gerettete Kind unter Freudenthränen an der Mutter Brust sank.

Aber hörst', Reginele, sagte der Bauer, der sich die Thränen aus den Augen wischte, du darfst über der Freude, dein Kind wieder zu haben, auch des Mannes nicht vergessen, der es rettete! Sieh', der hier that's! sagte er und führte mich zu ihr, und fuhr dann, ihre Dankesworte unterbrechend, fort: siehst', er zittert vor Frost und Elend! Hol' deinen Warmwein! Jetzt flog das Mädchen hinaus und die Mutter folgte ihr. Wenige Minuten später duftete eine köstliche Schüssel Glühwein auf dem Tische und Felicitas füllte mir das erste Glas.

Möge es Sie wieder erwärmen! sagte mit einer wahrhaft bezaubernden Freundlichkeit das schöne Kind und reichte mir das Glas.

Es war der glücklichste Gedanke des Bauern gewesen. Eine wunderbare Wärme durchströmte mich wieder.

Damit sind wir aber noch nicht zu Ende! rief er aus. Frau, hast du für Hemden und Kleider gesorgt?

Alles bereit! sagte sie, öffnete eine Seitenthüre und wies uns in eine geräumige Stube, worinnen sie selbst den ungeheuren Kachelofen erwärmt hatte.

So seltsam auch der Gedanke erschien, so segneten wir ihn doch, denn diese milde Wärme von außen kam uns sehr zu Statten. Freilich bildeten wir seltsame Erscheinungen in den Kleidungsstücken des Bauers, der größer und breitschultriger und breithüftiger war, als wir Alle.

So wenig auch die Veranlassung, dem Lachreiz Raum zu geben, bei dem Bauern vorhanden war, so konnte er doch nicht widerstehen und brach zuerst in ein Gelächter aus, das uns Alle gewaltsam mit sich fortriß, und das sich, als wir nun vor den weiblichen Augen die Musterung passirten, von Neuem und wo möglich noch brausender sich erhob.

Nach und nach schwand der Reiz des Lächerlichen, dem wir anheim gefallen waren, und als vollends ein recht „dürftiges" Mittagsmahl uns entgegendampfte, da dachte Niemand mehr daran, wie wir aussahen.

Für mich Glücklichen hatten Vater, Mutter und Tochter besondere Augen. Alles, was mir etwa fehlte, wurde augenblicklich herbeigeholt, jeder Wunsch mir im Auge gelesen. Ich mußte nach Tisch, mochte ich wollen oder nicht, mich zum Schlafen niederlegen. Wir ließen es uns gefallen, und selbst unser guter Schwab, der dem Mittagessen eine heldenmüthige Ehre angethan hatte, entfernte sich stille und kroch auf den Heuboden, von dannen er erst gegen Abend, sich mächtig

dehnend, wiederkam, um das Abendbrot nicht umsonst aufgesetzt erscheinen zu lassen. Wir hatten unsere herzliche Freude an seinem urweltlichen Appetite und an seiner wahrhaft kindlichen Auffassungsweise der Dinge und der entsprechenden Redeweise.

Erst am andern Morgen ging er, von uns und dem Bauern reichlich beschenkt, wieder in's Gebirge, um den Heimweg zu suchen, und so lange er uns und das Haus sehen konnte, winkte er mit seinem „Fazenelli" uns Grüße zu.

Wir beide durften vom Weggehen für's Erste gar nicht reden, ohne die Familie zu betrüben.

Da fanden sich Abhaltungsgründe in Menge.

Unsere Kleider wollten noch gar nicht trocknen und Felicitas meinte, es sei überhaupt die Frage, ob wir sie wieder anziehen könnten. In diesem Unglücksfalle müßten wir dann unsere Zuflucht nach Freiburg nehmen, wo man doch allein solchem Bedürfnisse würde abhelfen können.

Die trefflichen Menschen überhäuften uns mit unerschöpflicher Freundlichkeit und als es doch endlich an's Scheiden ging, da war mir's selber so kein ganz Leichtes; denn ich mußte es mir gestehen, daß Wagner Recht hatte, der mir immer sagte, ich habe zu tief in die strahlenden, braunen Augen der schönen Felicitas geblickt. — Der schmerzliche Abschied kam und ich nahm tief im Herzen ein liebes Bild mit hinweg.

Meine Rückkehr in's Vaterhaus war ein rechtes Freudenfest, auch für mich; denn nun durfte ich nach langer Entfernung mich seines Friedens wieder einmal ungestört erfreuen und mit der lieben Schwester vereint sein, die ich so herzlich liebte, wie sie mich.

Freilich trat nun auch der junge Doctor in Thätigkeit, und eine glückliche Kur, die allerdings in Wahrheit nur sehr wenig auf meine Rechnung kam, wie ich am Besten wußte, brachte mich in einen unverdienten, aber ausgebreiteten Ruf und dadurch in eine Thätigkeit, der ich die Stunden abstehlen mußte, um den Fortschritten ärztlicher Wissenschaft und Kunst sorglich Schritt vor Schritt zu folgen.

Dadurch kam ich, und ich dankte Gott dafür, nur sehr wenig in die Kreise, wo das sogenannte „liberale Wesen" seine schäumenden Wellen trieb.

Ich hatte einen Besuch im lieben Bauernhause droben im Schwarzwalde zugesagt, allein meine angestrengte ärztliche Thätigkeit ließ es durchaus nicht zu.

So kam das Jahr 1848 mit allen seinen Stürmen. Wie es damals in meiner Vaterstadt zuging, brauche ich nicht erst hier zu erzählen; es ist ja weltkundig. Ebenso ist es eine bekannte Geschichte, wie sich die Revolution in Baden gestaltete, geberdete, handirte und dann mit der Flucht der Rädelsführer in die Schweiz endete, nicht ohne tief zu beklagende Opfer auf beiden Seiten der Kämpfenden.

Damals, als droben im Oberlande die bunte Wirthschaft so recht im Blühen war, und als dann die Preußen kamen und sauber aufräumten und jene saubere Blüthe zum Heile und Danke des von seinem Wahn geheilten Volkes zerstörten, wurde in den Zeitungen der Name eines Mannes genannt, der mir allemal tief in die Seele drang, eines Mannes, der an der Spitze der Bewegung stehe und zu den Heftigsten gehöre, welche die Fahne der Revolution hochhielten. Es war der Name von Felicitas' Vater. So oft mir auch der Gedanke kam, er sei es, ebenso oft mußte ich diesen Gedanken wieder zurückdrängen, wenn ich mir den klaren, praktischen, so wenig aus den Fugen gehenden Verstand des schlichten Mannes dachte. Ich hätte wohl dahinter kommen können, aber — ehrlich bekannt! — ich fürchtete, ihn am Ende auf dem faulen Pferde zu finden. — Nun wollte ich ja auch hin, um nach der Familie, nach der lieben Felicitas zu sehen und zu erfahren, ob sie meiner noch gedenke; denn — denn — denn — ich konnte jetzt eine Frau ernähren, und — dazu hatte ich mir so insgeheim Felicitas ausersehen, die ich mir ja auch gerettet hatte aus der Gefahr des Ertrinkens, und die mir ja auch von Herzen gut war, — wie ich wenigstens mir einbildete.

Summa! das mußte klar werden und dazu wollte ich hin; aber der Winter von 1848 kam und der Frühling, ja

Vorsommer von 1849 und ich war von meiner Pflicht gefesselt. Ich kam nicht los. Jetzt aber litt es mich nicht mehr. Ich warf alle Fesseln ab und eilte mit der Eisenbahn nach dem Schwarzwalde.

Ein bedeutender Theil meiner Reise, und zwar gerade der, welcher der beschwerlichste ist, der im Gebirge, fiel entweder der Fahrt mit einem Privatwagen oder der Fußwanderung anheim. Ich kannte Land und Leute; ich gedachte jener ersten Fußreise mit Wagner im Schwarzwalde mit Freuden, trotz der Molesten, die sie uns gemacht, und entschloß mich, wieder die Reise, wie man sagt, „auf Schusters Rappen" zu machen. Mehr als drei Tagereisen waren es ja nicht. So trat ich meine Wanderung an.

Es war seltsam! Je näher ich kam, desto beklommener wurde meine Brust, desto ängstlicher pochte mein Herz. Warum? Ich wußte es nicht! Aber ich vermied es, den Namen der Familie zu nennen, gerade, als fürchtete ich, Schlimmes von ihr zu hören.

Endlich! Da lag das stattliche, friedliche Haus! Dort oben plätscherte der Forellenbach, krächzte die Schneidemühle. — Doch nein, das hatte ich schon vorübergehend gehört, die Schneidemühle war nicht mehr aufgebaut worden, wenigstens nicht an der Stelle, wo sie der Wolkenbruch so gründlich weggespült hatte.

Die Bäume hinter dem Hause warfen ihre Schatten auf das Gebäude und verhießen kühle Ruhe, obgleich der Hochsommermittag glühte. Alles war todtstille im Hause, draußen gackerten wie ehemals die Hennen, krähten die Hähne und schnatterten die Enten und Gänse. Der alte Spitz lag noch im behaglichen Mittagsschlafe in seiner Hütte und eine Wolke von Tauben umkreiste das Haus.

Mein Auge spähte nach all' den hellen, klaren Fenstern. Ich meinte, Felicitas müßte aus einem derselben jetzt herausschauen und die Hände zusammenschlagend ausrufen: Da kommt — der Doctor!

Aber — es blieb stille, mit Ausnahme des alten Spitz, der sich gerne die Augen gerieben hätte, wenn er gekonnt.

Er erhob sich, sah mich seitwärts falsch und boshaft an, knurrte, indem er mir die Zähne wies und ging dann stufenweise in ein Bellen über, welches so recht bissig klang. Ich rief ihn schmeichelnd an, aber er kannte mich nicht mehr, hatte mich gänzlich vergessen. War das eine Vorbedeutung?

Es wollte mir das Herz zusammenschnüren; denn noch immer, obgleich ich laut mit dem Hunde geredet und dieser wie toll gebellt, zeigte sich Niemand zu meiner Begrüßung oder doch auch nur zum Nachsehen, warum der Köter so getobt.

Ich trat rasch zur Thüre und klopfte mit dem wohlbekannten Eisenklopfer und zwar so heftig, daß man es durch's ganze Haus hören konnte.

Jetzt öffnete sich eine Seitenthüre, es schlürfte Jemand in alten Schlappen heran und fragte: Wer da?

Ich nannte meinen Namen.

Ach, seid Ihr's? versetzte der inwendig, dessen Stimme ich nicht kannte. Der Riegel fuhr zurück, die Thür ging auf und vor mir stand ein alter Mann, den ich niemals gesehen zu haben mich erinnerte.

Ihr kennet mich nicht, ich aber Euch, sagte der schon bejahrte Mann. Ich bin des Bauers Bruder und Ihr seid der Doctor, der unsere liebe Felicitas gerettet hat. Nicht so?

Ich bejahte und er führte mich in das Wohngemach.

Aber wo iſt denn Ihr Bruder, ſeine Frau, Felicitas? fragte ich dringend.

Setzt Euch, Herr Doctor, erwiderte er. Ich merke, Ihr wiſſet Nichts von dem, was ſich Trauriges ſeit dem Wegreißen der Schneidemühle begeben hat, und ich muß Euch das Alles erſt erzählen. Nun, der Verluſt der Schneidemühle war für meinen Bruder ein tiefeinſchneidender. Sollte er nicht zu der Einbuße des Betriebes auch noch ſeine ganze Kundſchaft im Unterland, in der Pfalz drüben und am Niederrhein einbüßen, ſo mußte er Hand anlegen, ſie wieder aufzubauen.

Das ſollte zwar an derſelben Stelle geſchehen, aber durch einen rieſigen, aus Felsſtücken beſtehenden Damm ähnlichen Unfällen wie dem letzten Einbrechen des Waſſerſtromes vorgebeugt, das nöthige Waſſer zum Betriebe der Mühle weiter oben durch einen Canal gefangen werden. Beide Werke ſind, wie Ihr ſehen könnt, fertig und vortrefflich gelungen. Allein ehe mein Bruder an den Aufbau der Schneidemühle kommen konnte, kam das „närriſche Jahr" über uns, das alle Köpfe verdrehte, leider auch den meines ruhigen, verſtändigen und klaren Bruders.

Gott weiß, wie es möglich war, aber er gerieth mitten in den Strudel. Der Kummer darüber warf meine vortreffliche Schwägerin auf das Krankenbett. Während mein unglücklicher Bruder drüben in der Pfalz bei den Freiſchaaren als Hauptmann ſtand, eilte ich hierher, um die beiden Frauen nicht allein zu laſſen, und kam gerade an dem Tage an, als — meine gute Schwägerin ſtarb!

Laſſet mich ſchweigen über die Lage des guten Kindes, der Felicitas! Der Vater war fern, ich ihre einzige Stütze. Sie wiſſen ja, wie es in der Pfalz ging. Mein Bruder kam zurück in's Land. Er war troſtlos; aber um ſeinen Schmerz zu betäuben, ſtürzte er ſich kopfüber in das Revolutionstreiben. Das Ende vom traurigen Liede kennen Sie vollkommen. Die Führer flohen in die Schweiz, auch mein Bruder. Nun kamen die Gerichte und er wurde zu zehn Jahren Haft ver-

urtheilt! — Er sah Haus und Hof nicht wieder und ist heute noch in Zürich. Aber damit war das Leid nicht zu Ende. — Die ungewohnten Strapatzen brachten ihm ein Gichtleiden, das ihn in Zürich auf ein trostloses Krankenlager warf. Dort war er ohne Pflege. Das ließ dem guten Kinde keine Ruhe. Sie eilte nach der Schweiz, nach Zürich, ihn kindlich zu pflegen und dies traurige Pflegeramt übt sie noch in unwandelbarer Treue, kindlicher Hingebung und unerschöpflicher Geduld. Und nun ist zu dem leiblichen Weh eine Gemüthskrankheit bei meinem Bruder getreten. Er ist geheilt von seiner Thorheit, aber nun frißt die Reue wie ein Geier an seiner Seele. Konnte es anders kommen? — Und ich sitze hier und halte Haus, daß sich Gott erbarme! Aber ich thue es, so gut ich es kann!

Da hatte ich kurz die Jammergeschichte, die sich in so vielen Familien unseres armen, heimgesuchten Landes wiederholt hat, wenn auch in anderen Formen und Verhältnissen.

Ich war bitter in meinen Erwartungen und Hoffnungen getäuscht. Ich hatte gehofft, eine glückliche Familie zu treffen und die holde Tochter des Hauses wiederzufinden, und Alles war anders, traurig, jammervoll!

Vieles erzählte mir der ehrliche Alte, was mir tief in die Seele drang, aber auch Manches, was mir wohlthat, so besonders das wohlwollende Andenken, das man mir in der Familie bewahrt hatte. Sie hatten fest auf meine Wiederkehr gerechnet, besonders Felicitas, aber sie erkannten wohl auch, daß eben die traurigen Zustände des Landes mich nicht kommen ließen. Bis spät in die Nacht saßen wir bei einander, und als ich noch lange schlaflos dalag, reifte ein Gedanke bei mir, den ich schon am andern Morgen auszuführen begann.

Der gute Alte besorgte mir in dem Knechte einen Führer zur Eisenbahnstation, welche dem einsamen Hause am nächsten lag. Es gab wieder eine Wanderung durch den Wald, wie jene erste, nur lief sie ohne jene Beschwerden ab und — die Eisenbahn trug mich nach Haltingen und von da eilte ich nach Basel und Zürich.

Die Zeit, die ich in der Familie hatte verleben wollen, kam mir jetzt zu ſtatten für die Reiſe; dann aber blieb wenig mehr übrig.

Es war ziemlich früh am Tage, als ich Zürich erreichte und im „Storch“ an der Limmat abſtieg. Niemand im Gaſthofe kannte den Namen des Mannes, welchen ich ſuchte. Ich mußte mich entſchließen, bei der Polizei mir Auskunft zu holen. Einen Augenblick wollte ich, da der Umweg klein war, an den See gehen und meine Blicke an ſeiner Schönheit, an dem Wundergrün ſeiner Ufer, an dem Anblicke der Alpen zu weiden, die ſo ernſt mit ihren weißen Häuptern in das Becken des Sees hereinſchauen.

Ich ſtand da wie bezaubert von dem herrlichen Bilde, und ich ſtand länger, als ich es beabſichtigt. Endlich riß ich mich los und wandte mich nach der Stadt, an der Limmat hinab.

Vor mir ging ein Mann an zwei Krücken. Es war ein Greis mit ſchneeweißem Haar, aber dabei noch eine kräftige Geſtalt; neben ihm ſchritt eine junge Dame, ſehr anſtändig, jedoch nicht grade vornehm gekleidet. Es war eine majeſtätiſche Geſtalt, und ihre ebenſo majeſtätiſche Haltung mußte Jedem auffallen.

War es eine dunkle Ahnung, die mich antrieb, meine Schritte zu beſchleunigen, und die beiden Perſonen von Angeſicht zu ſehen? Ich weiß es nicht zu ſagen; aber ich ſchritt unwillkürlich raſcher und ſtärker aus, ja nicht ohne einiges Herzklopfen, und erreichte Beide endlich.

Als ich neben ihnen ging und ihre Geſichtszüge ſehen konnte, rief ich ebenſo unwillkürlich: Felicitas!

Die Dame erſchrack und alles Blut ſchien ihr in's Angeſicht zu ſteigen, als ſie das liebliche Geſicht mir zuwandte; aber ſchon rief der an Krücken gehende Greis meinen Namen voll freudiger Ueberraſchung aus und ſtreckte mir, ſo weit er es, der Krücken wegen, vermochte, ſeine Rechte entgegen.

Der Auftritt des Wiederſehens verurſachte es, daß Leute ſtehen blieben.

Der Alte bemerkte das ſchnell und ſagte: Begleiten Sie uns in unſere nahe Wohnung! Hier erregen wir Aufſehen.

In ihrer Wohnung angekommen, die zu meiner Freude nicht weit entfernt war, erneuerte sich denn die Freude des Wiedersehens erst recht frisch und ungestört und ich konnte in die schönsten Augen sehen, die so freundlich auf mir ruhten; — aber — wie hätte die düstere Vergangenheit vergessen werden können?

Als Felicitas, die hier ihre kleine Haushaltung eingerichtet hatte und ihr mit Hingebung nach allen Richtungen vorstand, wie sie es an der trefflichen Mutter Vorbilde gelernt, draußen in der Küche war, um uns das Mittagsmahl zu bereiten, begann der früh durch die inneren Leiden gealterte Mann seine Erzählung, die eigentlich eine Beichte war voll tiefer, unendlich schmerzlicher Reue, durch die das Heimweh überall mit aller Macht hindurch klang. Ich kann es nicht sagen, wie mich das im Innersten erschütterte. Mehr, als Alles, was er aus dem Grunde des Herzens aussprach, ergriffen mich seine Thränen. — Frauenthränen üben über männliche Herzen bekanntlich eine anerkannte Macht aus; aber die Thränen eines Mannes, gar die eines vielgeprüften Greises —, sie wirken mit einer Gewalt, die nur der kennt, der diese Gewalt einmal an sich selbst erfuhr. Ich kann davon Zeugniß ablegen seit dieser unvergeßlichen Stunde.

Und wie herzzerreißend war seine Selbstanklage, daß er sein theures Weib hingemordet, daß er sein Vaterland und so viele Bewohner desselben in's Unglück hineingerissen, daß er so viele Menschenleben habe hinopfern helfen und endlich so unaussprechlich undankbar an dem edlen Herzen seines vortrefflichen Fürsten gehandelt! —

Die kleine Küche war zu nahe, die Wand zu dünne, als daß nicht Felicitas jedes Wort hätte hören müssen, zumal die Stimme des Vaters klangvoll und stark war.

Ich konnte es endlich nicht mehr lassen, nach ihr zu sehen. Als ich in die kleine Küche trat, saß sie am Herde auf einem Holzschemel; die Ellbogen ruhten auf ihren Knieen, das schöne Haupt in beiden Händen und — ohne es zu bemerken — träufelten ihre Thränen in ihren Schooß.

Sie erhob das Haupt nicht, als ich zu ihr trat, meinen Arm um sie legte, mich zu ihr beugte und leise sprach: Theure Felicitas, geben Sie der Hoffnung Raum, daß Alles sich zum Besten wendet!

Sie fuhr rasch mit dem Kopfe empor. Ihr thränennasses Auge sah mich ausdrucksvoll an.

Ach, sagte sie, ist das auch kein leeres Trostwort?

Nein, theures Mädchen, rief ich aus und zog sie an meine Brust, es ist kein leerer Schall. Es wird mit Gottes Hülfe Wahrheit!

Da lehnte sie ihren schönen Kopf gegen meine Brust, faltete ihre Hände und blickte betend nach oben.

Ich war überwältigt von diesem Anblicke und preßte sie an meine Brust. Felicitas, flüsterte ich bewegt, darf ich mir mit des Vaters Freiheit den Brautkuß holen?

Sie bebte leise zusammen. Eine Flammenröthe bedeckte ihr Gesicht, aber ihr Auge ruhte in dem meinigen und — dann ihr Antlitz an meiner Brust verbergend, hauchte sie, kaum vernehmbar, ein Ja aus. —

Ich muß hier abbrechen, weil es doch umsonst wäre, das genau zu bezeichnen, was in diesem und den nächstfolgenden Augenblicken in mir vorging.

Noch drei glückselige Tage blieb ich bei ihnen in Zürich,

dann mußte ich fort, weil der Gedanke, der meine Seele erfüllte, mir keine Ruhe mehr ließ.

Und dieser Gedanke war kein anderer, als des schwer heimgesuchten Mannes Begnadigung zu suchen.

Freilich erfüllte mich dabei eine große Bangigkeit. Hatte ich ja doch von dem — und das konnte ich mir doch nicht wegläugnen — höchst zweifelhaften Erfolge meines Strebens das Glück meines Lebens abhängig gemacht! War ich mir doch über den Weg, den ich zu meinem Ziele einzuschlagen hatte, noch nicht einmal vollständig klar. Wohl kannte ich das edle, milde Herz des vielgekränkten, undankbar behandelten Großherzogs genugsam, um darauf Hoffnungen gründen zu können; aber was lag noch Alles dazwischen.

Doch auch da dämmerte eine Hoffnung auf. War doch der wackere Füßlin in Bruchsal ein Mann, den ich mir befreundet nennen durfte. War doch von ihm nicht blos die Andeutung der Wege zum Ziele zu erwarten, sondern selbst jegliche Hülfe, die in seiner Macht stand.

Ich wußte, daß der Großherzog in Baden-Baden war. So lag es mir nicht allzuweit ab, erst nach Bruchsal zu dem rathenden Freunde zu eilen.

Das wurde rasch ausgeführt, ohne daß der Alte etwas davon ahnte; denn ich hatte Felicitas ein Gelöbniß des Schweigens abgenommen. Er meinte, ich sei nach dem Berner Oberlande gewandert, um dessen Schönheit und Herrlichkeit anzustaunen. In Bruchsal hielt ich mich nur kurz auf, da des älteren Freundes weiser Rath klar und bestimmt erfolgte, überdies aber auch die Abreise des Großherzogs vom Schlosse Baden nicht mehr weit entfernt sein mochte.

So begab ich mich denn dorthin und wurde zu einer Audienz auf den nächsten Morgen um zehn Uhr beschieden.

Schon mit grauendem Tage duldete es mich nicht mehr im Bette. Ich mußte hinaus in's Freie; aber weit durfte ich mich ja doch nicht entfernen. — Nun erinnerte ich mich, daß ich ja in den Ruinen des alten Schlosses frühstücken könne, zündete eine Cigarre an und schritt durch die leeren, stillen Straßen der Stadt dem Bergwege zu.

Alles leer, überall ſtill; nur einige Droſſeln ließen ihre Waldlieder hell und klangvoll erſchallen.

Noch war dieſen Morgen kein menſchlicher Fuß auf dieſem Wege gewandelt.

Ich verfiel in meinen naheliegenden Gedankenkreis. Ich malte mir die Zukunft in roſigem Lichte. Mein Ziel ſtand, als ſchon erreicht, in aller Glorie vor meiner Seele, da weckte mich der Ruf der Schildwache: Halt! Wer da? — aus meinen ſchönen, feſten Träumen auf, und — wahrlich! nicht auf die angenehmſte Weiſe. Aus dem Kreiſe der ſchönſten Bilder der Einbildungskraft herausgeriſſen, ſchritt ich den Weg fürbaß.

Da ſah ich vor mir einen Herrn gehen, einfach gekleidet und einen Strohhut auf dem Kopfe. Er hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt und ging, ſo ſchien es — in tiefen Gedanken dahin.

Vielleicht gehörte er zur Hofdienerſchaft, und dann konnte er mir durch einige Winke höchſt nützlich werden; ich ſchritt daher raſch zu ihm hin.

Meinen Morgengruß erwiderte er ſehr freundlich und ſagte, mich freundlich anſehend, Sie wollen ſich auch des ſchönen Morgens erfreuen?

Meine Bejahung jener Frage leitete die Unterhaltung ein. Ich erzählte ihm die Geschichte des Mannes, für den ich bei dem Großherzoge Gnade erbitten wollte.

Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und als ich die Reihe der Leiden schilderte, die ihn trafen und seinen Wohlstand erschüttert hatten, ja ihn zu vernichten drohten; als ich die tiefe, stets nagende Reue des Mannes darstellte und den Undank gegen den Landesherrn, die schwere Verschuldung am Vaterlande stark betonte und hervorhob, da meinte ich eine Thräne in dem großen, schönen Auge des Mannes zu bemerken. Er fragte nach dem Namen des Mannes, nickte, sich erinnernd, und sagte: Er war Keiner von den Schlimmsten und hat nie an sich gedacht, wie Andere, wenn es galt, tief in die Kassen des Landes zu greifen! —

Von meinem besondern Falle zog sich das Gespräch in weitere Kreise. Ich konnte leicht wahrnehmen, wie er sehr genau mit den Persönlichkeiten und Einzelumständen vertraut war.

So waren wir in die Nähe des „Alten Schlosses" gekommen. Hier blieb er stehen, um zurückzukehren, und sagte: Sie haben mir gesagt, daß Sie Arzt sind; glauben Sie, daß — er nannte den Namen des unglücklichen Verbannten — er wieder hergestellt werden könne?

Ich glaube und hoffe es, antwortete ich, wenn er die Bäder des Schwarzwaldes wird gebrauchen dürfen.

So? versetzte er nachdenklich. Hat er Familie?

Ich sagte ihm, daß er nur Eine Tochter habe.

Ein schalkiges Lächeln spielte einen Augenblick um seinen feinen Mund.

Sie werden wohl seine Kur in ihre Hand nehmen, Herr Doctor? fragte er. Vielleicht — als Schwiegersohn?

Bei einer ehrlichen Absicht wäre eine Geheimnißkrämerei nicht am Orte, erwiderte ich, ebenfalls lächelnd. Mit der Begnadigung des Vaters würde wahrscheinlich auch mein Glück begründet; denn — ich will es nicht läugnen — ich gehe mit dem Gedanken um, meine ärztliche Thätigkeit dran zu geben, die Schneidemühle aufzubauen und so einen Lebens-

beruf zu wählen, der dem Vaterlande auch zum Segen gereichen würde. Mannheim hat Aerzte genug. Es kann ohne Nachtheil Einer ausfallen.

Das schien ihn betroffen zu machen; doch er schwieg, sagte mir guten Morgen, wünschte mir guten Appetit zum Frühstücke und machte Kehrt.

Ich trat in die Ruine ein, mußte aber den Wirth wecken, der wohl am gestrigen Abend lange hatte ausschenken müssen; dennoch dauerte es nicht lange, so war mein Kaffee fertig und da das frische Weißbrod aus der Stadt eben gebracht wurde, so stand der Befriedigung meines durch die Morgenluft und den Spaziergang gestärkten Appetites nichts weiter im Wege.

Seit langer Zeit hatte mir das Frühstück köstlicher nicht gemundet, als unter den Aesten der alten Bäume, die da grünen, wo einst Geharnischte gewandelt. Ich war, nachdem ich meine Cigarre angezündet, die schmalen Treppchen zu der Altane hinaufgestiegen, die jenseits des Weges die Fernsicht eröffnet.

Dort hatte ich meine Blicke schweifen lassen über das grüne dorfbesäete Elsässer Flachland bis zum Münster von Straßburg, bis zu den Lothringer Bergen und der Kette der Vogesen, die unten den Donnersberg als nördliche Feldwacht stehen hat. Da waren bittere Gedanken mir durch die Seele gegangen über ein verlorenes Glied des deutschen Stammes und manche geschichtliche Thatsache, die mir wie ein politisches Brandmal erschien, und ich war nahe daran, meine Audienzstunde hier zu verträumen.

Meine Uhr wurde mein Mahner. Ich mußte nun schon eilen, um rechtzeitig im Vorsaale des Rufes zum Landesherrn gewärtig zu sein.

Der Staub war am Schlosse schnell entfernt und ich trat ein und wurde von einem Diener in den Vorsaal geleitet, wo ich, merkwürdiger Weise, diesmal der Einzige war, der eine Audienz heischte.

Es währte eben auch gar nicht lange, so öffnete ein Diener die Flügelthüre und ich trat ein. Der große, schöne Saal war noch leer. Plötzlich aber öffnete sich eine Thüre und der Großherzog trat ein.

Aber — wer malt mein Erschrecken, als ich in dem freundlich lächelnden Großherzoge meinen Begleiter von heute morgen erkannte.

Mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit trat mir der hohe Herr entgegen und reichte mir die Hand.

Es ist doch recht schön, Herr Doctor und künftiger Schneidemüller, sagte er sehr heiter, daß wir nun schon alte Bekannte sind! Darum aber muß ich auch wünschen, daß Sie wieder so offen und rückhaltlos reden und sich geben, wie sie es auf dem Wege zum alten Schlosse gethan. Das Frühstück hat Ihnen wohl in der frischen Morgenluft köstlich geschmeckt? Nun, mir auch. Bitte, lassen Sie sich nieder! Er winkte und ich gehorchte.

Das, was ich von Ihnen zu hören und zu fragen hätte, fuhr er dann, nachdem er auf dem Sopha Platz genommen, fort, weiß ich bereits genau. Ich habe sogleich die betreffenden Acten mir geben lassen und finde Alles so, wie Sie es mir gesagt, ja Ihre Mittheilungen haben mir die Acten sehr klar gemacht. Ich habe Ihnen gesagt, daß ihr künftiger Schwiegervater der Schlimmste in jenen Tagen nicht war, und nun weiß ich genau, daß ein besonderer Makel, namentlich was in jenen unseligen Tagen so Vielen zur Last fiel, ein habsüchtiges Eingreifen in die öffentlichen Kassen und Gelder nicht an seinem Namen klebt. Ich müßte doppelt hart sein, fuhr der edle Fürst fort, wenn ich eine so tiefe Reue, wie der Mann sie fühlt, nicht anerkennen, und Ihnen den Brautkuß in eine noch vieljährige Ferne rücken wollte. Deswegen habe ich in diesem Dokumente die völlige Begnadigung und straffreie Rückkehr in die Heimath dem Schwerheimgesuchten bewilligt. Nehmen Sie es!

Er reichte es mir und sagte dann lächelnd: Nun führen Sie Ihr Bräutchen heim. Ich wünsche von Herzen Glück!

Ich war so ergriffen von der Weise des Fürsten, daß ich nicht ein Wort hervorbringen konnte. Er sah es und reichte mir seine Hand, die ich küßte, und eine Thräne fiel darauf, die mehr sagte, als die schönsten Worte, die ich hätte vorbringen können.

Nun, Herr Doctor, ſagte er, mich entlaſſend, welchen Weg ſie auch wählen werden, ob Sie Arzt bleiben oder im Schwarzwalde Sägemüller werden, bewahren Sie mir ein wohlwollendes Andenken! Vielleicht ſehe ich Sie einmal noch im Leben unter den hohen Tannen des Gebirges. Behüte Sie Gott!

Was ich ſagte, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es aus einem dankbaren, innig bewegten, dem edeln Fürſten für immer eigenen Herzen kam. Auch das weiß ich nicht, ob ich hinab nach Baden-Baden flog oder wie andere Menſchenkinder ging.

Erſt in meinem Zimmer im Gaſthofe fand ich mich wieder, und das Dokument, das drei glückliche Menſchen machte und gewiß einen ſeligen Frieden auch in das Herz goß, das ſo großmüthig vergab, ich — küßte es!

Nun war freilich mein Bleiben im ſchönen Baden-Baden nicht mehr. Die Eiſenbahn brachte mich nach Oos, dann nach Haltingen und der Omnibus nach Baſel. Von da ging's langſam in der noch urweltlichen Poſt nach Zürich.

Es war bereits die Dämmerung eingetreten, als ich, acht Tage nach meiner Abreiſe, wieder vor der Zimmerthüre ſtand, hinter welcher zwei harrende Herzen bänglich ſchlugen. Das Meine polterte ſo gewaltig in der Bruſt, daß mir der Athem gebrach und ich einige Minuten ſtille ſtehen mußte.

Drinnen hörte ich den Vater zu Felicitas ſagen: Wie bleibt er doch ſo lange! — Es iſt entſetzlich quälend, wenn die Hoffnung an einem ſo dünnen Faden hängt und die endliche Löſung ſo lange dauert!

Ach, lieber Vater, ſagte Felicitas mit ihrer volltönenden, ſchönen Stimme: es ſind ja kaum acht Tage, ſeit er weg iſt. Nun mußt du doch die Reiſe in Anſchlag bringen, die er ja nur ſtückweiſe mit der Eiſenbahn zurücklegen kann, und wer weiß, ob er auch gleich hat vorkommen können bei dem gnädigen Herrn Großherzog. Ich erwarte ihn gerade noch nicht.

Und doch iſt er da! rief ich durch die Thüre in das Gemach. Beide ſchrieen laut auf vor Ueberraſchung und Freude, und Felicitas eilte ohne Scheu in meine Arme.

Vater, sagte ich dann, ihm meine Hand reichend, ich muß Sie in eine geheime Geschichte einweihen! Ehe ich von hier wegging, verhieß mir Felicitas, wenn ich mit Ihrer Begnadigung wiederkehrte, dürfte ich ihr den Brautkuß geben. Entscheiden Sie, darf ich's!

O, mein Gott, rief er aus, du bist ja immer ein Bringer des Segens für uns gewesen, mein Sohn! Du hast sie dir aus den brausenden Fluthen gerettet. Gib ihr den Brautkuß und Gott segne euch!

Da ließen wir Beide es dann an uns nicht fehlen und einen Augenblick später knieten wir vor dem Vater und er legte segnend die Hände auf unire Häupter.

Aber nun, mein Bräutchen, ein Licht! rief ich Glücklicher.

Sonst ist sie wie Pulver, sagte der Vater, aber heute will's gar nicht rasch mit dem Lichte gehen!

Ich wollte hinauseilen und helfen.

Nein, nein, rief er lachend aus. Bleib hier, Doctor, sonst kriegen wir heute Abend keins!

Endlich kam die bräutlich erröthende, aber unaussprechlich schöne Jungfrau, mit dem Lichte.

Ich reichte ihm das Schriftstück, aber seine Hand zitterte so vor Erregung, daß er es nicht entfalten konnte. Ich that es und las es laut vor.

Da trat eine lautlose Stille ein.

Der Vater faltete weinend seine Hände und dankte dem Herrn und erflehte Segen auf das Haupt, das ihm seine Heimath wiedergegeben, und Felicitas kniete am Boden, das Haupt tief geneigt und aus ihrer Seele entströmte Gleiches.

Erst langsam kamen wir alle dreie wieder in das ruhigere Geleise, und nun mußte ich Alles, was ich in Baden-Baden erlebt, haarklein erzählen.

Aber ist es wirklich so, rief der Vater, wie du dem edeln Herrn gesagt, willst du deine ärztliche Laufbahn aufgeben, und bei uns und mit uns im Schwarzwalde leben?

Ja, wahrhaftig, rief ich, die Hand auf mein Herz legend.

Da umfingen mich ein Paar voller, weicher Arme und ein schönes Köpfchen legte sich schluchzend an meine Brust. —

Der Alte aber neigte das schneeweiße Haupt auf meine gefalteten, auf dem Tischrande ruhenden Hände.

Wie gnädig ist der Herr! Es wird noch einmal Morgen nach tiefdunkler Nacht für mich! Komm' an mein Herz, Sohn, den mir Gott gesendet! — So sprach er unter Thränen.

Ein Brief an den alten Onkel im Schwarzwalde meldete ihm die glückliche Wendung der Geschicke des Bruders und kündigte dessen Heimkehr in den nächsten Tagen an. Ich hatte mir ausgehalten, daß meiner mit keiner Sylbe Erwähnung gethan, wohl aber dem treuen Oheim gesagt würde, Felicitas sei in der Schweiz Braut geworden, und der Bräutigam würde sie in die Heimath begleiten. Nun hatte der alte Mann alle Hände voll zu thun, in Haus und Garten Alles auf's Beste und Schönste zu ordnen, und es gelang ihm gerade an dem Tage damit fertig zu werden, als wir gegen Abend eintrafen.

Der Vater war auf dem ganzen Heimwege sehr heiter gewesen, als wir uns aber der schönen Heimath näherten, stürmten die traurigen Erinnerungen mächtig auf ihn an, so mächtig, daß er stille wurde und meist seine Augen in Thränen schwammen. Als er den Bruder umarmte und von ihm geleitet über die Schwelle seines Hauses trat, worin die fehlte, die des Hauses Zierde und Segen gewesen war, da brach er schier zusammen und sank laut weinend in den alten, ehrwürdigen Sorgsessel, in dem schon sein Großvater ausgeruht hatte von des Tages Last und Mühen.

Auch Felicitas war in schmerzlich erregter Stimmung.

Aber wo ist denn der Bräutigam, Kind, fragte der Oheim, der mich nicht sah, weil ich absichtlich in den Schatten und Hintergrund getreten war.

Hier! sagte ich jetzt, ihm die Hand entgegenreichend.

Gottlob, daß es kein Andrer ist! rief er treuherzig aus und schüttelte freudig meine Hand. Mir ahnete so etwas, sagte er; aber ich wurde wieder zweifelhaft, als in dem Briefe auch kein Wort davon stand. Nun, Gott gebe euch

seinen Segen! sagte er gerührt, und reichte uns seine Hände dar.

Es gab nun bald in Mannheim eine fröhliche Hochzeit, bei der mein Freund Wagner Brautführer war. Meine guten Aeltern freuten sich inniglich der schönen, vortrefflichen Schwiegertochter und gestatteten mir, freilich nicht ohne schweren Kampf, die Aenderung meines Lebensweges. Ich zog in den Schwarzwald, wo ich rüstig die Kur meines Schwiegervaters begann. Freilich war die Jahreszeit zu sehr vorgerückt, meine Badekur zu beginnen; allein die jodkräftigen Fichtennadelbäder, die ich ihm bereitete, thaten schon eine so erfolgreiche Wirkung, daß er dem Winter ohne Krücken, bloß mit einem Stocke entgegen gehen konnte. Der nächste Sommer vollendete die Kur. Er wurde mit Gottes Gnade und Hülfe wieder hergestellt und konnte den Bau der neuen Schneidemühle mit mir überwachen.

Unser Glück aber blühte fröhlich, frisch und herrlich, und der alte Mann, wie meine guten Eltern, die uns oft besuchten, sonnten sich in dessen Lichte. Auch das Geschäft blühte neu auf. Die alte Kundschaft kehrte zurück und der Blick in die Zukunft wurde immer lichter und heller. Gottlob!

Aber auch der Schmerz blieb uns nicht erspart. Unser vortrefflicher Vater schied von uns, und ruht neben seinen so tief betrauerten Vorangegangenen.

Eins aber haben wir in unserem Glücke nicht vergessen, den Dank gegen den edeln Großherzog, der unser Glück begründet. Jährlich an dem Tage, an welchem er unsern seligen Vater begnadigte, halten wir es für eine unerläßliche Pflicht, über seiner Gruft zu beten.

7. Ein Stücklein vom Schatzgraben.

Ehrlicher Erwerb geht langsam, ſagt das Sprüchwort, und ſetzt hinzu: aber finden, was Niemand verloren hat, geht ſchnell — in's Zuchthaus. Freilich wohl und mit Fug und Recht. Mein Nachbar, der ein weniges ein abenteuerlicher Kopf war, meinte, es gäbe noch einen dritten Weg, der doch nicht übel wäre.

Welchen dann? fragte der Schmiedjakob, der dabei ſaß auf dem Bauholze an einem ſchönen Sommerabend.

Nun, erwiderte der Nachbar, es iſt doch eine bekannte Sache, daß in den vielen Kriegen, welche hier am Rheine herum gewüthet haben, Viele ihr Geld und Geldeswerth vergruben, darüber zu Grunde gingen und ihr Gut in dem Schooße der Erde mußten liegen laſſen. Da mag noch eine ſchöne Werthei in der Erde ſtecken! So mein' ich denn, daß das Schatzgraben ein gut Geſchäft wäre für den, der es verſteht.

Aber ſag' einmal, Veit, erwiderte der Alte, was meinſt du mit den Worten: „der es verſteht"?

Schmiedjakobs Vetter, rief Veit aus, man meint, ihr kämet heute auf die Welt, und ſeid doch ein alter, erfahrener Mann!

Alt bin ich, Gott weiß es, erwiderte der Greis, aber erfahren in ſolchen Dingen bin ich nicht. Nur Eine Geſchichte der Art hab' ich erlebt, und die ſteht mir noch friſch vor der Seele. Die will ich euch erzählen und du, Veit, kannſt dann deine Weisheit an den Mann bringen, ob das, was ſelbiges Mal geſchah, das Rechte iſt, oder von dir und denen, die ſolcher Weisheit theilhaftig ſind, für das Rechte gehalten wird.

Als ich noch auf der Wanderſchaft war — es ſind vielleicht ſechs bis achtundvierzig Jahre her, da ſtand ich auf einem Dorfe im Odenwald in Arbeit. In dem Dorfe hielt der Bäcker ein Wirthshaus, das auf dem Schilde die Worte ſtehen hatte: „Allhier bei Jakob Merten gut Bier und Branntwein." Da fand ſich allabendlich eine Geſellſchaft ein von Männern, jungen und alten. Da wurde geraucht, geplaudert, ein Glas Bier oder auch ein Schnäppslein getrunken und der lange Winterabend ging herum. Einige junge Leute ſpielten auch Karten, aber um ein Glas Bier, ſo ein Solochen. Viel trug's nicht aus, und weil Bier getrunken wurde, rechnete der Wirth kein Kartengeld.

Wenn ich da „junge Männer" ſagte, ſo waren das keine jungen Burſchen mehr, ſondern Vierziger und da herum. Es waren ihrer Viere und die waren eng an einander gepicht. Ich will ſie kurz beſchreiben! Müller hieß der Eine und war vor Jahren im Nachbardorfe ein wohlſtehender Bauer geweſen, hatte aber gewirthſchaftet, wie der Krebs geht. Das Wirthshaus war ihm lieber als die Kirche und ſein eigen Haus, und die Arbeit macht müde. Dann war er hochmüthig; hielt ſich zwei Pferde, ſtatt zwei Ochſen und hatte nicht Feld genug dafür. So half er Andern aus, wurde Frachtfuhrmann, handelte viel mit den Juden und wurde — ein Lump. Er zog auf das Dorf, wo mein Meiſter wohnte, kaufte ſich vom Reſte ſeiner Habe ein Hüttchen und lernte nun arbeiten, — weil ihn ſonſt Niemand in den Taglohn genommen hätte und Hunger wehe thut.

Der Zweite hieß Sommer, er war ein Bäuerchen, dem's nicht ſehr grün ging, woran er aber ſelber Schuld war;

denn er ließ ſich die Karte ſchlagen, glaubte, wenn ſein Vieh erkrankte, es ſei behext und gab viel Geld aus, um die Hexen zu bannen. Diejenigen, welche auf die Dummheit ſpeculirten, kannten ihn alle als guten Kunden.

Der Dritte, Joachim Zittler, gewöhnlich nur „der Jochem“ genannt, weil er allein im Dorfe dieſen Namen trug, war Taglöhner und Jockel oder Jakob Abt ebenfalls. Alle Viere hatten aber ein Gemeinſames, was ſie mit einander auf's Engſte verband, ſie waren nämlich abergläubiſche Geſellen und in ihren Köpfen ſpukten Geiſter, Geiſterbeſchwörungen, Schatzgräbereien und Geſpenſter, und noch ein Anderes verband ſie ebenſo feſt, nämlich der Wunſch, ohne Mühe reich zu werden. Ehrlich waren ſie übrigens und man konnte ihnen nichts von Untreue nachſagen.

Der Bäcker ſelbſt war ein abergläubiſcher Geſelle, dem der Kopf voll abenteuerlicher Geſchichten ſteckte, die, wenn er ſie erzählte, manchem der Genannten eine Gänſehaut über ſein Menſchenfell jagte oder auch die Luſt zum Schatzgraben weckte, wie es an jenem Abende geſchah — es war im December, aber das Wetter war milde und verhieß „grüne Weihnachten.“

Eines Abends wollte es mit dem Plaudern nicht recht vorwärts, und ich, der ich dabei ſaß, ſagte: Bäcker, erzählt uns eine Geſchichte!

Warum das nicht? erwiderte er und hob friſch alſo an:

Ihr Alle kennt das alte Gemäuer, das zwiſchen der Vauſenhöh und Haumühle oben auf dem Berge ſteht, umgeben von uralten Eichen, die es gewiß einſt bauen ſahen. Man erzählt, es ſei ein „Taufkirchlein“ geweſen, worin ein Sendbote aus England die Heiden getauft habe. Dabei ſtand dann auch ſeine kleine Klauſe, ein ebenſo altes Gemäuer. Die Klauſe iſt eingefallen; von dem Kirchlein aber ſtehen noch die ungeheuer dicken vier Mauern, etwa in Halbmannshöhe.

In unvordenklicher Zeit waren einmal zur Zeit, da die Erdbeeren reif ſind, vier Kinder aus dem Dorfe Erdbeeren pflücken gegangen, und als ſie ihre Körbchen gepackt voll hatten, wollten ſie heimwärts gehen.

Als ſie an das Gemäuer kamen, trat aus der Klauſe ein Pilger heraus, jung, ſchön und freundlich, und fragte: ob ſie ihm ihre Erdbeeren verkaufen wollten; ſein Kamerad ſei krank, nun liege der auf der kalten Erde. Da ſollten ſie ihm doch auch trockenes Laub leſen helfen zu einem Bette für den Kranken, er wolle Alles gut bezahlen.

Die Kinder gingen mit ihm in die Klauſe, die damals noch ein gewölbtes Steindach hatte, und da lag wirklich ein junger Pilger auf der Erde ausgeſtreckt; aber war der erſte ſchön, ſo war dieſer zart und fein und wie ein leibhaftiger Engel anzuſehen.

Der Kranke lächelte die Kinder freundlich an, aß begierig von den duftigen Erdbeeren und öffnete dann ſeine Pilgertaſche und ſchenkte jedem Kinde ein blinkendes Goldſtück. Dieſe halfen nun dem andern Pilger Laub zu einem Lager zuſammentragen, darauf ſich der kranke Pilger legte. Aber während das Bette, ſo dürftig es war, bereitet wurde, krümmte ſich der Kranke in den heftigſten Schmerzen und rief wiederholt aus: Ach, Kurt, laß den Prieſter rufen, ich ſterbe!

Das erwachſenſte der Kinder eilte, des Kranken Wunſch zu erfüllen. Der Prieſter in unſerem Dorfe eilte hinauf. Der Kranke beichtete und als er verſehen war, ſtarb er noch am ſelbigen Tage. Der Andere war ganz troſtlos.

Als der Verſtorbene beerdigt war, verſchwand der Andere ſpurlos, aber in der Klauſe hatte er den reichen Schatz an Gold, den der Verſtorbene beſeſſen, in die Erde vergraben, und da liegt er noch; denn der Pilger kam nicht wieder, ihn zu holen. Er ſtarb in dem Kloſter in der Stadt, wo er Mönch werden wollte, ſchon am dritten Tage ſeines Eintritts.

Acht Tage ſpäter kam ein Trupp Reiter in's Dorf und forſchte nach den beiden Pilgern; als ſie aber die Nachricht ihres Todes vernommen, erzählten ſie, der in der Klauſe Verſtorbene ſei die Tochter des reichſten Grafen im Lande geweſen, die, weil ſie die Eltern hätten zwingen wollen, eines Andern Gattin zu werden, mit ihrem Geliebten, einem armen Ritter des Landes, entflohen ſei.

Hatten wir Andern den Worten des Bäckers gelauſcht, ſo

waren die vier Solospieler so von der Geschichte ergriffen, daß sie ihr Spiel ganz vergaßen, und als der Bäcker geendet, sahen sie sich bedeutsam an, flüsterten mit einander heimlich und hörten zu spielen auf.

Ob das nun eine Sage ist oder ob es wirklich geschehen, weiß ich nicht, schloß endlich der Bäcker, aber mein Großvater hat es mir immer als eine Thatsache mitgetheilt, auch ist, wie man deutlich sah, dort schon nach dem Schatze gegraben worden, aber ohne allen Erfolg. Vielleicht verstanden es die Leute nicht recht. So einen Schatz zu finden wäre eine hübsche Sache, bei meiner Treu!

Manche lachten und meinten, das wäre allerdings so etwas, wonach Einen die Lust anwandeln könnte.

Die Spieler waren stille. Die Karten lagen unordentlich auf dem Tische herum. Niemand von ihnen dachte daran, das Spiel wieder aufzunehmen.

Sommer war ganz vertieft in seine Gedanken. Er hörte und sah nicht, was in der Stube vorging.

Da es zehn Uhr schlug, gingen alle Andern heim, nur die vier Solospieler blieben und ließen sich Branntwein reichen. Der Wirth, welcher die Eigenthümlichkeit hatte, gerne im Sitzen zu schlafen, setzte sich, während jene miteinander flüsterten, in den Sorgstuhl, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf versank. Das Gespräch der Spieler wurde jetzt lauter. Es bewegte sich um den Schatz in der Klause, von dem Alle mehr oder weniger schon erzählen gehört. Jochem meinte, da der Teufel bekanntlich solche Schätze hüte, so sei's doch eine ekelige Geschichte. Mit dem anzubinden, sei gefährlich; denn er spasse nicht, und das Halsumdrehen verstehe er meisterlich.

Da fuhr Sommer hastig auf. Er fiel mit Härte über Jochem her, der eine feige Memme sei. Ich fürchte mich vor dem Teufel und seiner Großmutter nicht! rief er aus, und hebe den Schatz, der mir nicht entgehen soll und wenn ich auch mutterseelenallein dran gehen muß!

Nein, nein! riefen die Andern, wir sind auch dabei; aber — Ihr seid alle feige Kerle, rief Sommer. Was thue ich mit Euch?

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre halb aufgemacht und der Kopf eines Nachbars von Sommer erſchien in dem Spalte. Er ſagte, höhniſch lachend: Du läufſt mit ihnen!

Liener! rief Sommer, der auf den herumſchleichenden, falſchen und tückiſchen Menſchen, der offenbar gehorcht hatte, einen alten Pick hatte, Liener, du fehlſt grade noch!

Da bin ich, ſagte ein vierſchrötiger Menſch, der mit ſpottender, herausfordernder Miene und Haltung in die Stube trat.

Dachte ich mir's doch gleich, fuhr er fort, daß das ſeltene vierblätterige Kleeblatt noch da wäre, wenn Alle heimgegangen.

Was willſt du hier? fragte heftig Jochem.

Schatzgraben helfen! höhnte Liener. Die Hexen plagen mein Vieh, weil ich Sommer's Nachbar bin; aber ich habe kein Geld, wie der, ſie zu bannen!

Sommer war ein heftiger, jähzorniger Menſch. Die Worte des boshaften Liener waren alle ſpitzige Stacheln, die ihn verwundeten. Wüthend ſprang er auf und faßte den Liener. Der aber war ſtärker als er. Helft, Brüder, er muß hinaus! rief Sommer, und, wie vom Blitze ge-

troffen, ſprangen die übrigen Dreie auf, und — wenige Augenblicke ſpäter flog der Liener kopfüber die Treppe hinunter. Der Wirth, der abwehren wollte, wäre faſt mit hinunter gerollt.

Liener hatte keinen Schaden genommen. Er raffte ſich unter fürchterlichen Flüchen und Drohungen ſchnell wieder auf und kehrte, ehe noch die Andern die Stube erreichen konnten, zurück, indem er Jochem rücklings griff und ihn die Treppe hinab warf. Wo iſt der Schatzgräber? wüthete er. Aber jetzt griffen die drei Andern an und Liener folgte Jochem nach, der ihn unten mit fürchterlichen Fauſthieben empfing. Die drei Andern folgten, und — jämmerlich zerdroſchen wurde Liener zur Hausthüre hinaus geworfen, wo er ſich wie ein Raſender geberdete, indeſſen endlich ſich entfernte.

Die Viere verließen nun auch das Wirthshaus. Jochem hinkte, denn die rechte Hüfte war tüchtig gequetſcht. Sie begleiteten indeſſen doch noch Sommer nach Hauſe, weil ſie einen neuen Ueberfall des rachſüchtigen Liener fürchteten, der ſich aber doch eines Beſſern beſonnen zu haben ſchien.

Eine geraume Zeit verging, anſcheinend ſtille und ohne weitere Anregung des Schatzgrabens. Wer aber tiefer hätte ſehen können, der würde anderer Meinung geweſen ſein.

Schon dreimal hatte ſich Sommer bei der Kartenſchlägerin die Karte ſchlagen laſſen, und alle dreimal hatte ihm die Liſe geſagt: Er würde bald ein reicher Mann werden, und was er vorhabe, würde gelingen. Das war Oel auf die Lampe! — In der Stille hatte er alle Vorbereitungen getroffen, denn der „Waſenmeiſter" oder „Abdecker", der eine Stunde weit weg wohnte, verſtand etwas von der Sache, die ſeine Seele beſchäftigte. Er beſaß das „Chriſtophelsgebet", das zum Heben des Schatzes nothwendig iſt, weil es den Böſen und ſeine hölliſchen Helfer verſcheuchen ſoll; er lieh es auch gegen gute Entſchädigung weg; aber mehr noch war die Belehrung werth, die er ebenfalls gegen eine ordentliche Vergütung ertheilte. Die empfing Sommer ausführlich, und, ſo ausgerüſtet, trat er in die Mitte der Vertrauten.

Mit großer Beredtſamkeit ſetzte er ihnen die gewonnene Kunſt und Einſicht auseinander. Unter anderm hatte er eine Beſchwörungsformel, beſaß das authentiſche Chriſtophelsgebet und wußte genau die einzelnen Dinge, welche nothwendig waren. So mußte drei Fuß tief gegraben werden, wenn die ſogenannte Wünſchelruthe durch ihr Senken die Stelle bezeichnet hatte, wo der Schatz lag. Alsdann mußte ein ſchwarz-ſeidenes Tuch über die Stelle gebreitet und vier gleichwerthige Goldſtücke auf die vier Ecken des Tuches gelegt werden. Dann hob ſich der Schatz aus der Tiefe, da hinein die Geiſter ihn gezogen, und wenn das ſeidene Tuch weggezogen wurde, ſo ſtand der ganze Schatz unter demſelben in der Höhlung.

Andächtig lauſchten die Dreie Sommers feierlicher Mittheilung. Keiner zweifelte an der unbedingten Wahrheit deſſen, was ſie gehört; aber ein Schauder nach dem andern zog über ihre Leiber und durch ihre Seelen. Beſonders ſchärfte es Sommer ein, daß mit dem Betreten des Schauplatzes der Thätigkeit kein Wort mehr geſprochen werden dürfe.

Nun waren Alle gleich bereit und in der nächſten Neumondnacht ſollte das Werk ausgeführt werden. Jeder verſprach für ein Goldſtück zu ſorgen, wie es Sommer verlangt, und alle Viere ſollten das ſchwarz-ſeidene Tuch zuſammen kaufen, und erlegten ſogleich den vertheilten Betrag.

Beſonders günſtig war es, daß die Neumondnacht eine Dienstag-Nacht war, weil der Dienstag in den Abergläubiſchen beſonders günſtiger Tag zu ſein dünkt.

Am Abend vorher war die letzte Zuſammenkunft und Beſprechung in Sommers Hauſe.

Schlag zehn Uhr muß Jeder, mit Hacke und Schaufel verſehen, ſein Haus verlaſſen, ſagte Sommer. An der Linde vor dem Dorfe finden wir uns zuſammen und gehen zur Klauſe, aber ich ſage noch einmal: „unbeſchrieen" iſt die Hauptſache. Keiner darf nur ein Wort reden, ſonſt iſt Alles vorüber!

Daß Einer an dem ſchlecht verwahrten Fenſterchen habe lauſchen können, fiel Keinem ein; ſelbſt Sommer traute ſeinem

Nachbar Liener nicht zu, daß er die vier Freunde habe beobachtet und belauscht.

Der leicht zu erwerbende Reichthum übte eine ungeheuere Gewalt über die vier Gesellen aus, überwand selbst Furcht und Grauen, selbst religiöse Bedenken, die sich bei Einem und dem Andern regten.

Kurz Alles wurde verabredet und sie schlichen, Jeder auf einem andern Wege, heim.

Der Neumondabend kam rabenschwarz. Der Tag war heiß, aber schwül und gewitterdrohend gewesen und weiße und graue Wolken lagerten sich im Westen massig aufeinander. Keiner der Viere dachte daran, einen Blick nach dem Firmamente zu werfen; Keiner achtete auf die Windstöße aus Westen, die wohl die Hitze kühlten, aber auch mit jedem Augenblicke dichte Staubwolken aufwirbelten, die den Augen ein Brennen und der Brust ein schweres Athmen bereiteten.

Vier dunkle Gestalten schritten aus verschiedenen Richtungen der großen, uralten Linde zu, in deren Aesten bereits der Wind wühlte, daß es ein schauerliches Rauschen hervorrief. Stille nickten sie sich zu. Hätten sie sich die Hände zum Gruße gereicht, Jeder hätte ein leises Zittern in des Andern Hand wahrnehmen können, und es war auch wieder ein Glück, daß die Nacht rabenschwarz war, sonst hätten Alle gegenseitig in bleiche, selbst erdfahle Gesichter geblickt.

Eingedenk des so eindringlich empfohlenen „Unbeschrieen" brachen sie, als es auf dem Kirchthurme elf Uhr schlug, stille auf und schritten die Höhe hinan, wo die Mauerreste der Klause standen.

Sie hatten sich auf dem steilen Pfade zu wehren, daß der Sturm, der jede Minute heftiger wurde, sie nicht hinab in das muldenartige Wiesenthal warf, wo ein ansehnlicher Bach über das Gestein dahin stürmte in wildem Wellenbrausen und Schäumen.

Manchmal sahen sich unwillkürlich alle Viere um, denn es war ihnen vorgekommen, als hätten sie deutlich Fußtritte hinter sich gehört. Sie blieben wohl auch einmal stehen und horchten, aber da horche Einer, wenn der Sturm tobt und

die Bäume unter ſeinen Stößen ächzen! Stille überredeten ſie ſich ſelbſt, daß es eine Täuſchung ſei, die wohl von dem Schalle ihrer eigenen Tritte veranlaßt werde, oder ein Nachtvogel, oder auch ein Haſe. — Nun ging's wieder rüſtig vorwärts und ehe eine kleine halbe Stunde vorüber war, ſahen ſie ſich herzklopfend den Mauerreſten der Klauſe und des Kapellchens gegenüber, was ſie übrigens mehr aus der Kenntniß der Oertlichkeiten entnahmen, als daß ſie deutlich die Ruine geſehen hätten.

Sommer trat mit bebendem Herzen und Kreuze ſchlagend in den viereckten Raum, zündete die gutſchließende Laterne und ſtellte ſie in die Mauerblende, wodurch ſie ſo viel Helle auf den Boden warf, daß ſie ſogleich ihre Arbeit beginnen konnten.

Schon am Nachmittage hatte Sommer die Goldſtücke, die als Schatzheber dienen ſollten, von ſeinen drei Genoſſen

erhalten, sie geprüft und vollkommen mit dem Seinigen übereinstimmend gefunden, auch das schwarz-seidene Tuch in der Tasche, welches Jochem schon vor mehreren Tagen in der Stadt gekauft hatte.

In kurzer Zeit war das Loch tief genug gegraben. Sommer las nun laut eine schauerliche Beschwörungsformel und die drei Uebrigen breiteten das Tuch über die Grube und legten die Goldstücke auf die Ecken, wodurch es vollständig die Grube überspannte.

Jetzt griff Sommer in seine tiefe Wammstasche und zog ein altes Büchlein heraus. Eben wollte er, tiefaufathmend, das „Christophelsgebet" zu lesen anheben, als ein greller Blitz den Raum taghell erleuchtete und prasselnd das Rollen des Donners folgte.

Schier wäre ihm das Buch entfallen. Die andern Dreie drängten sich, wie angsterfüllte Schafe, enge aneinander und gegen den Ausgang hin, wo es leicht war, in einem entscheidenden Augenblick sich in's Freie zu salviren.

Alle Viere zitterten, wie Espenlaub, am ganzen, von kaltem Schweiße bedeckten Leibe. Sommer erholte sich zuerst von dem Schrecken, den der rollende Donner und der Blitz bewirkt, und begann das wirklich gotteslästerliche Christophelsgebet, eine schreckliche Beschwörungsformel, zu lesen.

Wieder blitzte es furchtbar grell und der Donner rollte über ihren Häuptern dahin, daß sich ihre Haare sträubten und einer den andern hülferufend anfaßte, aber sie waren wie gebannt. Gehen hätte kaum einer gekonnt, so schlotterten ihre Kn... Sie keuchten bei'm angstvollen Athmen laut und das Ohr vernahm im brüllenden Sturme schreckliche Töne und erschütternde Stimmen.

Immer heftiger wurde der wirklich gräßlich tobende Sturm. Immer öfter folgten sich die Blitze in den allerkürzesten Zwischenräumen und der Donner krachte, rollte, wie sie es niemals gehört.

Das war kein natürliches Gewitter. Das war das Widerstreben des höllischen Geistes, der sich seinen Schatz nicht wollte nehmen lassen und doch der Gewalt des Christophels-

gebetes nicht widerſtehen konnte. In dieſem Punkte waren alle Viere ſtillſchweigend einverſtanden, und Sommer beſonders fühlte die mächtige Wichtigkeit des Augenblicks und las immer wieder auf's Neue, ſein Buch gegen das flatternde Licht der Laterne haltend, mit zitternder Stimme das heilloſe Beſchwörungsgebet voll gräßlicher Worte, die vollends das Innerſte erſchütterten und mit unausſprechlicher Angſt und Grauen erfüllten. Sommer las mit lauter Stimme weiter, alle ſeine Kraft zuſammen nehmend. Da blitzte es zweimal ſchrecklich raſch hinter einander. Ein hell und ſchrecklich gellender Donnerſchlag erfolgte, daß es ihnen war, als bebe unter ihren Füßen die Erde. Da — was war das? — rollte ein Stein des Gemäuers, an deſſen Füßen hin die Grube gegraben, herab, ein zweiter, dritter — folgte. Die Mauer wankte und wieder brüllte ein Sturmſtoß durch die Oeffnung herein. Das Licht der Laterne erloſch. Der Blitz zeigte ihnen das Wanken der Mauer, deren Fundament ſie, ohne zu wiſſen, was ſie thaten, unterhöhlt hatten, und, als ein nur noch gräßlicher praſſelnder Donnerſchlag folgte, da ſchrieen faſt gleichzeitig Alle laut auf und eilten, hinaus zu kommen, denn die Mauer ſtürzte zuſammen und über Goldſtücke, Tuch und Laterne hin, alles begrabend im Steingerölle.

Es war ein Glück, daß ſie, ehe der volle Sturz ſich ereignet, ſchon draußen waren, ſonſt würde das alte Gemäuer ſie begraben haben. Der Fall der Mauer auf der einen Seite zog alle vier Wände nach ſich und das Stück des Gewölbes, das noch ſtand, ſtürzte krachend ein, bis Alles einen grauſenhaften Trümmerhaufen bildete. Das Buch mit dem Chriſtophelsgebet war im erſten Augenblicke des drohenden Unheils ſchon Sommers Händen entſunken und begraben, wie Goldſtücke und ſeidenes Halstuch!

Die Dreie, welche dem Eingang am nächſten geſtanden, flohen in den verſchiedenſten Richtungen mit Sprüngen, wie ſie ſie nie in ihrem Leben gemacht, ſtürzten zur Erde und rafften ſich wieder auf und rannten die Höhe hinunter, dem Dorfe zu, wo ſie endlich geſchunden, blutend an Händen und

Gesicht und mit völlig zerfetzten Kleidern bleich, wie Leichen, ankamen.

Dem armen Sommer erging es so gut nicht.

Er war der Letzte der Viere, welcher aus dem nur noch theilweise überwölbten Gemäuer der Klause herausstürzte, als es krachend und polternd zusammenbrach. Ein greller Blitz erleuchtete die Umgebung in diesem Augenblicke und in seiner Todesangst warf er einen Blick hinter sich; aber, wer beschreibt sein Entsetzen?

Hinter den Mauerresten des Kapellchens erhob sich eine lange, schwarze Gestalt, die nun, wie eine Windsbraut hinter dem geängstigten Sommer herfuhr und unbarmherzig mit einem langen, elastischen Stocke, etwa wie eine dicke, lange Weidenruthe, auf seinen breiten Rücken hieb. Das waren Streiche und Hiebe, von denen auch nicht einer fehl ging, die allemal den ganzen Rücken trafen, die wie Feuer brannten, ja, die durch Mark und Bein gingen, also daß er allemal zusammenkrachte und Mühe hatte sich auf den stämmigen Beinen und im rasendsten Laufe zu erhalten. Immer war der grausige Verfolger in der gleichen Entfernung von ihm, wie er auch ellenlange Sprünge machen mochte, um dem sanft abfallenden Rain zu dem Wiesenthale hinab zu kommen.

Alle guten Geister loben ihren Meister! stöhnte er, aber wieder ein Hieb erfolgte, der sich wie ein Eisenreif jetzt auch in seine Seite mit seiner ganzen Wucht legte.

Hebe dich weg, Satanas! rief er. Brüder helft, er bringt mich um! Helft! — Aber Niemand zeigte sich helfend und der höllische, erbarmungslose Feind führte, als Antwort, wieder einen Hieb, der alle seine Vorgänger, so viele ihrer auch ihre blauen Spuren auf seinem Rücken gelassen, an Wucht, Gewicht und Schmerz übertraf.

Jetzt vollends begann urplötzlich ein Regen wie ein Wolkenbruch herabzustürzen. Der Boden wurde glatt. Sommer stürzte alle paar Schritte auf Mund und Nase und in dieser Lage fielen die Hiebe hageldicht und es klatschte auf den nassen Kleidern schauerlich.

Der Arme raffte ſich auf, ſo ſchnell es ging, und da er einen hellen, breiten Streifen vor ſich ſah, meinte er, der ganz auseinander war und alle Ortskenntniß verloren hatte, es ſei der Fahrweg nach dem Dorfe, auf welchem er die erſten Wohnhäuſer ſchnell mußte erreichen können.

Unglücklicher Weiſe war es aber der Bach, den der wolkenbruchartige Regen ſchon angeſchwellt hatte. Mit einem Satze ſprang er über die das Ufer bekleidenden Weiden und — lag der Länge nach in dem Bache.

Nach der furchtbaren inneren Erregung und dem angeſtrengten Laufen war Sommer außerordentlich erhitzt. Die raſche, ſtarke Abkühlung in dem kalten Bergwaſſer hatte augenblicklich eine ſcheinbar wohlthätige, erfriſchende Wirkung, aber der Bach riß ihn mit Macht fort, dem Dorfe zu, wo, von der andern Seite kommend, ein Bach ſich zu dem bereits angeſchwollenen, der Sommer fortriß, geſellte.

Er begriff die Gefahr und verdoppelte ſeine Anſtrengungen, ſich zu retten.

Das wäre ihm nicht gelungen, hätte er nicht einen Aſt von einer überhängenden Weide ergreifen und ſich krampfhaft daran feſthalten können. So arbeitete er ſich an's Ufer, ſchüttelte ſich und blickte mit Entſetzen hinter ſich.

Freier athmete er; denn der „Drangſalirer" war verſchwunden. Aber nun ſchüttelte ihn ein furchtbarer Froſt, und ſo erſchöpft er auch war, er fing heftig zu laufen an und erreichte endlich keuchend, und bis zur Ohnmacht erſchöpft, ſeine Wohnung.

Liener lag im Fenster und schien den Himmel zu betrachten, der unausgesetzt Wasserströme herabgoß.

Ei, rief er, mein lieber Nachbar, du bist ja übel zugerichtet? Wo warst du denn so spät noch in diesem Höllenwetter? Haben sie dich bei dem Bäcker so traktirt?

Sommer brummte etwas in den Bart, was nicht wie ein Segenswunsch klang, antwortete aber nicht auf die höhnische Rede und schlüpfte in seine Hausthüre, die zum Glücke offen war.

Zum ersten Male athmete er frei auf, als sie schallend in das Schloß fuhr und er mit einem nachdrücklichen Rucke den breiten Riegel vorschob.

Seine brave Frau, die vor dem Unternehmen weislich gewarnt und daheim gebetet hatte, erschrak auf den Tod, als sie die entsetzlich entstellte Gestalt und das fahle Leichenantlitz ihres Mannes sah; aber da war nicht Zeit zum Erörtern! Schnell entkleidete er sich und legte ein frisches Hemd an und sprang in's Bette, wo ihn der Frost so schüttelte, daß die Federdecke ordentlich tanzte.

Der braven Frau war es todtbange um ihn. Sie kochte ihm schnell Lindenblüthenthee und darauf trat Schweiß ein; dennoch blieben die Folgen nicht aus. Er erkrankte schwer und litt Höllenqual durch die Striemen und Schwühlen des zerbläuten Leibes.

Die drei Genossen der Unglücksnacht waren allerdings leichteren Kaufes davongekommen; dennoch waren sie im Laufe auch nicht selten hingestürzt, hatten sich geschunden und verwundet; aber das, was Sommer erduldet, war unendlich mehr und sie hatten aufrichtiges Mitleid, als der Genesende ihnen seinen unbarmherzig zerarbeiteten Rücken zeigte und beschrieb, was er gelitten.

Hintennach kam dann auch die Reue, die nie ausbleibt, nach der übeln That. Die Goldstücke und das seidene Halstuch, ja sogar die Grabgeräthschaften waren fort, als sie an einem der folgenden Tage danach suchen wollten. Es hatte einer bereits den Boden gesäubert und umgewühlt.

Alle Viere gelobten feierlich, niemals mehr von dieser Schauergeschichte zu reden. Sie sahen ein, daß sie zu dem

genommenen innern und äußern Schaden auch noch den Spott würden tragen müssen.

Es war übrigens dieses treu gehaltene Gelöbniß ganz umsonst. Das ganze Dorf wußte die Geschichte bis in's Einzelnste, aber woher die Kunde gekommen, verrieth keiner derer, welche mit schonungslosem Spotte die Schatzgräber überhäuften. Es kam so weit, daß dieser rastlose Spott und Hohn eine recht wohlthätige Folge für die „Schatzgräber" hatte, nämlich die, daß sie nicht mehr in das Wirthshaus gingen, um nicht Zielscheiben für die Andern zu sein, und sich so zu einem ordentlichen Leben gewöhnten. Ob sie erkannten, daß in diesem geordneten Leben, in diesem fleißigen Arbeiten, in dieser Häuslichkeit, die sie nie früher gekannt, der ächte, wahre Schatz liege, den sie nicht zu theuer erkauft, ich weiß es nicht, aber ich hoffe es.

Schätze haben sie keine mehr gegraben, aber den Namen „Schatzgräber" tragen heute noch ihre Kinder. Ob Andere von gleicher Thorheit sich heilen lassen? Ich weiß es nicht; aber das wissen wir Alle, daß nämlich die Zunft der Narren und Dummköpfe nicht ausstirbt, so wenig wie die Zunft der Schelme, die aus Anderer Narrheit und Dummheit Vortheile ziehen oder — sie hänseln. Die ächten, wahren, ihres Zieles sichere Schatzgräber sind — die gottesfürchtigen, fleißigen, sparsamen Leute!

8. Ein Räthselchen.

Auf der Brust ist's — Ruhm und Zierde;
In dem Garten — Blüthenpracht;
Glücklich ist der Wandrer, wenn es
Ihm erscheint in dunkler Nacht.
An dem Wirthshaus deutet's nach dem Keller —
Kostet leicht dich deinen letzten Heller,
Und noch was mehr, was später du beklagst,
Wenn, statt im Bette, du im Chausseegraben lagst.

9. Altes Gold.

und dieſes Mal ein recht altes Gold in doppelter Weiſe, biete ich den lieben Leſern; denn die Erklärung zu dem alten Sprüchworte: „Rückwärts lernt man die Leute am Beſten kennen“ iſt aus dem Jahre 1570 und einem bei Chriſtian Egenolf's Erben in Frankfurt am Main gedruckten Buche entnommen, das den Titel führt: „Sprüchwörter, Schöne, Weiſe, Klugreden u. ſ. w.“ und lautet: „Unter Augen iſt man gemeinlich einander freundlich, aber es geſchieht oft: Aus den Augen, aus dem Sinn. Item, daß ſolche Katzen vornen lecken und hinten kratzen. Wie man nun einen frommen Knecht in Abweſenheit ſeines Herrn erkennet, und die Mäuſe alle ſtill und fromm ſind, weil die Katze im Hauſe iſt, alſo erkennt man hinterrücks einen guten Freund, ob er wohl rede, wohl thue dem, welchem er unter Augen freundlich iſt.“

Seit der alte Sammler und Erklärer dieſe Worte ſchrieb, ſind bis auf weniges 300 Jahre zu ihren Genoſſen gegangen; aber meint man nicht, daß das heute geſchrieben ſei und ein Abbild des heutigen Thuns, wo die Katzennatur, die der Alte oben beſchreibt, ſich geltend macht und ein Jeglicher aus ſeiner Erfahrung etliche Stücklein zufügen könnte. Was aber das Allerwunderlichſte bei der Sache iſt, klüger ſind wir nicht geworden und denken bei dem „Lecken“ nicht an's „Kratzen“, und nehmen's noch oft genug für „baare Münze“!

10. Etwas vom alten York und dem alten Blücher.

Zwei Stücklein von den großen Helden der Befreiungskriege verdanke ich der Freundlichkeit des Sohnes eines Kriegskameraden der beiden Helden. Dieſer wackere General, deſſen ehrenwerthen Namen mir die ſchuldige Rückſicht zu nennen verbietet, hat ſeinen Söhnen Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben hinterlaſſen. Aus dieſer vorzüglichen Quelle ſtammen beide hinlänglich durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers verbürgte Anekdoten.

Es iſt bekannt, daß vorzugsweiſe Blücher der Held des engliſchen Volkes war und daß bei jedem Gaſtmahle die Geſundheit Blücher's getrunken wurde und mit einer außerordentlichen Begeiſterung. Einmal geſchah dies bei einer ſolchen Gelegenheit nicht. Ein deutſcher, junger Prinz ſaß neben York und wandte ſich an dieſen, bei dem er wohl eine gewiſſe Eiferſucht gegen Blücher vermuthen mochte, mit den Worten: „Ich wundere mich, daß nicht heute ſchon wieder die Geſundheit Blücher's ausgebracht wird, die man doch ſonſt ewig und bis zum Ueberdruſſe hier in England hören muß!“ Der Prinz ſtand in ruſſiſchen Kriegsdienſten.

York ſah dem Prinzen in die Karte und jene Vorausſetzung empörte ſeine ehrliche, treue, derbe Natur. Er blickte den Prinzen lange, feſt, ja faſt ſtechend an und ſagte dann laut: „Ja, das wundert mich auch; aber an Ihnen, gnädigſter Herr, wäre es geweſen, jenen Fehler wieder gut zu machen und Blücher's Geſundheit auszubringen; *denn wenn*

der Mann nicht gewesen wäre, so würden heute noch die kleinen deutschen Prinzen ihre Apanage nach Paris verreisen und sie dort durchbringen!" Darauf wandte er sich ab und zu dem Nachbar an der andern Seite und ließ den Prinzen die bittere Pille verschlucken und verdauen, der — ohne Zweifel damit keine ganz leichte Arbeit hatte, es aber im verbissenen, stillen Aerger that.

Als York's Armeeabtheilung bei Laon in Frankreich stand, sah es mit der Verpflegung schlimm aus und die Soldaten mußten starke Entbehrungen erdulden. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich die Lebensmittel in den französischen Dörfern selbst zu suchen, welche die Bauern gehässig verbargen und verheimlichten. Es konnte nicht ausbleiben, daß daraus vielfach Unordnungen und Beschwerden erwuchsen. Da es oft so weit gekommen war, daß die armen Soldaten den schrecklichsten Hunger litten, so entstanden Auftritte, die dem Namen Plünderung kaum entgehen konnten; denn die Soldaten waren zum Aeußersten gebracht worden, und schrieben dies nicht ohne zureichenden Grund der Falschheit der französischen Bauern zu.

Im Dorf Athies war während eines Gefechtes Brand ausgekommen und fast das ganze Dorf war ein Aschen- und Trümmerhaufen geworden, aber, wie durch ein Wunder war die Kirche und der Thurm, der übrigens nur aus Balkenwerk bestand, das mit Brettern beschlagen war, allein unversehrt geblieben.

Es war naß und kalt und ein empfindlicher Wind pfiff schneidend scharf daher. Wo die Soldaten verbranntes Holzwerk erreichen konnten, da arbeiteten sie es aus dem Brandschutte heraus, um ihre Feuer zu nähren. Das war aber mühevoll und leichter war es, die Bretter an dem leichten Glockenthurme abzubrechen und damit zu feuern und die wenigen Lebensmittel zu kochen.

York hatte das bemerkt und war wüthend aufgebraust, hatte gewettert und getobt und befohlen, sogleich eine starke Feldwache bei dem Thurme und der Kirche aufzustellen, um dem Unfuge zu steuern.

Er ließ sich sogleich den Militäroberprediger Schulz kommen und forderte ihn auf, bei dem Gottesdienste am andern Tage den Soldaten das Gewissen zu schärfen und eigentlich eine gesalzte Bußpredigt zu halten. Der Oberprediger nahm den Text: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele," und hielt eine eindringliche und sehr erweckliche Predigt, worüber York sehr erfreut war.

Als der Geistliche den Segen gesprochen hatte, trat York vor und redete die Soldaten also an: „Ich, Euer General, fühle mich gedrungen, auch zu Euch zu reden. Ihr habt gesehen, wie Gott über unsere Feinde durch uns, als seine Werkzeuge, gestern ein strenges Gericht ergehen ließ. Ihr habt dabei in vollem Maße Euere Pflicht erfüllt. Das erkenne ich, Euer Führer, mit Stolz und Dank an; aber dennoch trete ich heute unter Euch mit tiefbetrübtem Herzen, zum ersten Male nach einem erfochtenen Siege. Schon einige Zeit habe ich mit Schmerz gesehen, daß Ihr Euch, außer dem Gefechte, nicht so betragen habt, wie es braven Soldaten geziemt, daß Plünderungen vorgekommen sind, welche den Soldaten entehren. Ich habe sogar eben müssen sehen, daß einige von Euch an das geheiligte Gotteshaus Hand anlegen wollten, welches Gottes allmächtige, schützende Hand in der furchtbaren Feuersbrunst, welche das nahegelegene einst blühende und schöne Dorf ganz verheerte, allein verschonte. Ihr habt Gottes schützende Hand nicht erkennen wollen. Ein solches Betragen schändet den braven Soldaten. Denkt daran, daß Ihr bei dem Anfange dieses Krieges, bei dem Ausmarsch aus Berlin versprochen habt, Euch nicht nur als tapfere Soldaten, sondern auch als brave, gottesfürchtige Soldaten zu betragen. Der göttliche Segen ist unsern Fahnen bis jetzt gefolgt, er kann ihnen aber nicht ferner folgen, er muß sich in Fluch verkehren, wenn Ihr fortfahret, Euch so zu betragen. Ich weiß, Ihr habt viel zu erdulden; ich kenne Eure Entbehrungen; ich fühle sie tief mit Euch; aber durch ein zuchtloses Betragen werden sie nicht erleichtert, sondern nur verschlimmert. Wenn Ihr nach Anstrengungen ruhig

schlafet, so gönnet meinem von Alter und Wunden erschütterten Körper die Sorge um Euch keine Ruhe, so daß ich oft gerne mit Jedem unter Euch tauschen möchte. — Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mein altes, graues Haupt mit Schanden in die Grube fahren lassen wollet? Denn wahrlich, wenn Ihr so fortfahret, muß mein Name und Eurer hier von Kind und Kindeskind verwünscht werden! Ich würde mich schämen, den nämlichen Rock mit Euch zu tragen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß es nur Einzelne von Euch sind, welche durch ihr zuchtloses Betragen unsere Namen beschimpfen. Ich fordere Euch auf, daß Ihr künftig selbst unter einander auf Euch wachen, daß Einer für Alle, Alle für Einen stehen, daß solcher Frevel nicht wieder geschehen, daß Ihr selbst Euren Offizieren die anzeigen wollet, welche uns Schande machen. Nur wenn ihr mir dies Versprechen gebet, kann ich mit Freuden Euch ferner commandiren. Zum Zeichen dieser Versicherung trete von jeder Compagnie der älteste Gefreite vor und bekräftige dieselbe durch Handschlag in aller Namen!"

General von Horn und alle Offiziere und Soldaten waren von dieser Rede tief ergriffen, und da aus Bldödigkeit Keiner vortreten wollte, so reichte General von Horn dem General seine Rechte und sagte: „Erlauben Eure Excellenz, daß ich im Namen der ganzen Brigade diesen Handschlag gebe und die Versicherung ausspreche, daß Keiner sich jemals wieder eines ähnlichen Unfugs schuldig machen wird!"

Horn war dabei sichtlich tief bewegt, aber auch York. Es standen Thränen in seinen Augen und er sagte: „Recht so, lieber Horn! Ich nehme Ihren Handschlag und Ihre Versicherung gerne an!" — Zugleich umarmte er Horn im Angesichte der ganzen Brigade. Auf die Soldaten wirkte dieser Auftritt mächtig. Sie brachen in ein donnerndes Lebehoch aus, und — der Eindruck war durchaus nachhaltig. York ging von Regiment zu Regiment, und redete in gleicher Weise frisch aus dem Herzen heraus und überall war die Wirkung dieselbe.

Als Blücher in die Niederlande einrückte, sandte der König der Niederlande seinen Adjutanten, Blücher'n zu begrüßen. Der Feldmarschall empfing ihn höchst feierlich, umgeben von seinem ganzen Generalstabe in glänzender Gallauniform. Blücher fühlte sich dabei bald gelangweilt; allein der Adjutant des Königs kam ihm bekannt vor. Er sah ihn lange mit stechend scharfem Auge an und als er sich mit seinem Gedächtnisse zurecht gefunden, brach er plötzlich, mitten in der ziemlich langstieligen Rede des Adjutanten in die Worte aus: „Ei was Donnerwetter, seid Ihr das, Ihr alter „Holländischer Seehund?" — Na, wenn ich das gleich gewußt hätte, so hätte ich wahrlich nicht so viele Umstände gemacht!" Und mit diesen Worten eilte er auf den Adjutanten zu, umarmte und küßte ihn herzlich.

Alle Offiziere waren erstaunt und sahen sich nicht ohne kaum zu unterdrückende Heiterkeit einander an, wußten aber nicht, wie sie sich die höchst seltsame Wendung in der feierlichen Empfangsstunde deuten sollten, bis ihnen Blücher in seiner derben, komischen Weise mittheilte, der Herr Adjutant seiner niederländischen Majestät sei der Graf Perponcher (der Bruder des nachmaligen Gesandten in Berlin), der bei Wobeser Dragonern früher als Offizier gestanden und Blücher's Kamerad und Kumpan in Westphalen gewesen sei, den er immer besonders lieb gehabt.

Es versteht sich, daß auch der Gesandte des Königs der Niederlande seine steife, amtliche Rolle fallen ließ, und den alten Kameraden herzlich begrüßte. Der förmliche Ton kam nicht mehr auf, sondern löste sich in die heiterste Stimmung auf, die bei der Tafel erst recht ihren vollen Ausdruck gewann, als Blücher gar manches lustige Dragonerstücklein zum Besten gab, bei dem Graf Perponcher und er eine hervorragende Rolle gespielt.

11. Kapital und Zinsen.

Eine Geſchichte
aus dem wirklichen Leben.

aſtel und ſeine Frau Reginel waren ein Ehepaar, das, wie man wohl ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt, die Tauben nicht paſſender hätten zuſammen leſen können, die doch überall die reifſten und beſten Körnlein zuſammen ſuchen. Sie lebten friedlich und zufrieden; aber zum Erſparen kamen ſie nicht, wie fleißig ſie auch arbeiteten; denn die Zeit war ſchlecht und der Taglohn reichte nur aus auf dem kurzen Wege von Hand zu Mund. Wie geſagt, wenn auch nichts übrig blieb, ſie hatten doch noch nicht hungrig zu Bette gehen müſſen, und ein Häuschen hatten ſie auch als freies Eigenthum und die Gerichte hatten es zu achtzig Gulden eingeſchätzt, und ein hübſcher Garten war dabei, etwa ſo groß, daß man die Marienthaler Kirche knapp hätte hinein ſtellen können. Baſtel wurde landesüblich ein „Kleingärtner“ genannt, und das war treffend, denn an der Kleinheit ſeines Gartens fehlte es nicht und die Blumen, die er darinnen zog, wurden nicht beachtet, weil die Knollen, welche in der Erde an den Stengeln wuchſen, mehr werth waren und den Hunger ſtillten, wenn ſie auch für's ganze Jahr nicht ausreichten.

Sie waren reich, die beiden Eheleute, denn ſie hatten ja für ihre beſcheidenen Wünſche und Bedürfniſſe genug. Da aber die bewußten Knollen nicht für's Jahr ausreichten, ſo trieb Baſtel noch allerlei dabei und ſeine fleißige Frau half wacker, nämlich Holzſägen und Hacken, Kornſchneiden

und Dreschen, Grasmähen und Heu machen und was sonst in das weite Kunstgebiet der Taglöhnerei einschlug. Sie waren treue, fleißige Arbeiter und die Leute, welche ihrer bedurften, hatten sie gerne.

Kindersegen war ihnen vom lieben Gott versagt, und wenn auch dieser Mangel je und dann einen Seufzer auspreßte, so erkannten sie doch, daß es ihnen dann noch schwerer geworden wäre, wenn sie das Brot hätten verdienen müssen für so ein liebes Häuflein Mitesser von gutem Appetit.

Und doch waren die Beiden Kapitalbesitzer, nämlich ein Mutter-Bruder Reginel's hatte ihr zwanzig Gulden baares Geld vererbt, ja noch mehr, der Bastel hatte noch einen alten, ledigen Verwandten, der, wenn er etwa sterben sollte, auch ihm etwa die gleiche Summe zurückließ.

Wenn nun Einer sagte: die armen und geringen Leute sind glücklicher, als die Reichen und Vornehmen, so hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen; denn was wären so Einem zwanzig Gulden? Kaum des Bückens und Aufhebens werth! Und hier war es ein Reichthum! Und — nicht zu vergessen, daß es reiche und vornehme Leute genug in der lieben Welt gibt, die Aussicht haben, von so einem alten Onkel, Vetter oder dergleichen eine reiche Erbschaft zu thun, und konnen's kaum erwarten, bis der liebe Onkel oder Vetter auf dem erwünschten letzten Loche pfeift und das Zeitliche segnet, das etwa so viel heißt, als man im gemeinen Leben mit „Sterben" bezeichnet. Ist nun der Erblasser anderer Meinung und noch bei guter Gesundheit und schmeckt ihm das Essen und Trinken noch baß, dann ist das Warten eine sehr unliebe und unangenehme Sache, und die Geduld ist ein Gespinnste aus gar dünnen Fäden.

Der Bastel und seine gutmüthige Frau dachten an den Tod des alten Vetters Christophel gar nicht und wünschten, so oft sie ihn besuchten, dem freundlichen Alten Gesundheit und langes Leben, und beim Neujahrswunsche noch einmal extra.

Und doch kam's einmal anders. Eines Sonntagmorgens stand der gegenüber wohnende Vetter Christophel gar nicht auf. Der Vetter dürfte krank sein, sagte Bastel zu seiner

Frau; denn die Kirche verſäumt er nicht und iſt immer früh auf den Beinen am Sonntage, und heute, da es doch hübſches Wetter iſt, hab' ich ihn noch nicht im Fenſter liegen und ſein Morgenpfeiflein ſchmauchen ſehen! Will einmal zu ihm gehen!

Geſagt, gethan.

Als aber Baſtel in das kleine Stüblein trat, wo Vetter Chriſtophel miethsweiſe wohnte, erſchrak Baſtel nicht wenig; denn der Vetter lag mäuschenſtille in ſeinem Bette, und als Baſtel näher trat und zuſah, da war er eine eiskalte Leiche. — Er lag indeſſen ſo ruhig da, als ſchliefe er, und der achtzigjährige Greis mußte den Tod des Gerechten geſtorben ſein, wie es denn auch nicht fehlen konnte, weil er ein Gerechter im Leben geweſen war.

Nun kamen, wie es üblich iſt, die Herren vom Gerichte, die allemal Miterben ſind, ſchrieben dieſes und jenes auf, addirten, ſubtrahirten und dividirten und quittirten zu Protokoll über ſo und ſo viel Stempelpapier, Sporteln, Tagfahrt und Koſten, daß das Erbe gerade auf zwanzig Gulden ſtand.

Als Baſtel das Geld herüber brachte, ſagte er fröhlich: Nun bin ich ſo reich, wie du! Reginel lächelte und nickte, legte dann die Finger der linken Hand in der rechten ein, und ſagte: Zwanzig und noch einmal Zwanzig macht Vierzig!

Ach, Bastel, sagte sie, das ist wirklich zu viel Glück! Was werden wir nun mit dem vielen Gelde anfangen?

Der Bastel lächelte pfiffig und heimlich, wie einer, der etwas Rechtes herausgedüftelt hat und einen Andern damit überraschen möchte und sagte dann: der gute Vetter Christophel, seliger, ist nicht gerade jetzt umsonst gestorben, das hat etwas zu bedeuten! Es kommt mir gerade vor, als ob ich noch ein „Großgärtner" werden sollte!

Ach, was du doch für hoffärtige Gedanken hast, rief die Frau aus. Wir passen dazu, wie eine Zwiebel in den Kaffe, und dann möchte ich doch auch wissen, wie du das anfangen wolltest?

Der Bastel lächelte wieder pfiffig und geheimnißvoll, schwieg eine Weile, um seine Frau recht neugierig zu machen und sagte dann: Siehst du, Reginel, du hast's vorhin ausgerechnet, daß deine Zwanzig und meine Zwanzig gerade Vierzig machen, und unser Häusel Achtzig, das macht zusammen Einhundert und zwanzig. Merkst du immer noch nichts?

Ne — dehnte die Frau und sah ihn ungläubig an. Du weißt, ich bin ein bischen schwer von Begriff. Am Ende treibst du den Narren mit mir und machst einen schlechten Spaß?

Reginel, Reginel, rief Bastel mit schmerzlicher Verwunderung aus, ich kann das Spaßmachen und Narretheitreiben überhaupt nicht gut leiden; 's Herz gewöhnt sich gar schnell und leicht daran und pflegt dann auch, Gott verzeih' mir die Sünde! — mit dem lieben Gottesworte und dem lieben Gotte selbst seinen Spaß zu treiben. — Aber Spaß treibe ich jetzt gewiß nicht in der Trauerzeit, und mit dir erst recht nicht; denn das hast du ja mein Lebtag nicht um mich und ich auch nicht um dich verdient. Aber merkst du denn gar nicht, daß ich heute die zwanzig Gulden noch erben mußte, weil morgen dem Tannert sein Anwesen, Haus, Garten und Grasgarten mit den schönen Obstbäumen versteigert wird? Wenn's nicht sonach Gottes Fügung sein sollte, warum wär's denn gerade so gekommen, daß nach den am Rathhaus angeschlagenen Steigbedingnissen einhundert und zwanzig Gulden angezahlt werden sollen?

Die Frau schüttelte bedenklich den Kopf, ob ihr gleich das „Großgärtnerwerden“ über die Maßen wohlgefiel, und sagte: Es will mir nicht zu Kopfe, daß wir auf einmal vornehm werden sollten! Und dann die Zwanzig, ja die sind da, das ist richtig; aber die Achtzig? Das Häusel ist nicht so schnell an den Mann gebracht, wie ein reiches Mädchen, und meine zwanzig Gulden stehen bei dem armen Weber im Oberdorfe und der mit seinem Häuflein Kinder und magern Verdienste hat's auch nicht da liegen, sonst hätte es der ehrliche Mensch schon lange gern zurückbezahlt. — Bastel, ich meine, es wäre dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Du bist doch der lebendige ungläubige Thomas, erwiderte fast ärgerlich der Mann. Ich will ja nicht oben hinaus; aber wenn ich mit Gottes Gnade und Hülfe für unsere alten Tage ein besseres Loos gründen und sichern könnte, so meine ich, es wäre Pflicht. Auch will ich es ja ehrlich kaufen und nach und nach bezahlen, da Termine auf drei Jahre gestellt sind. Und ich denke, es aus dem Ertrage selbst zu bezahlen, wenn ich nur einmal die erste Summe in Richtigkeit gebracht habe, was ja vortrefflich geht!

Die Frau sah zur Erde und schwieg; aber man sah ihr an, daß ihre Zweifel nicht besiegt, nicht überwunden waren.

Für's Häusel, nahm Bastel das Wort wieder, hab' ich einen Käufer; Grunert's Großknecht hat es schon lange auf dem Strich. Er bezahlt's baar, da er sich das Geld dazu erspart hat. Die Zwanzig beim Weber, nun, die müssen wir freilich aufkündigen.

Ne, Bastel, sagte die Frau, ihre Augen zu ihm erhebend, das geht mir gegen Lunge und Leber! Wo soll der arme Weber gleich das Geld hernehmen? Es wird ihm in der theuern Zeit sauer genug, sich durchzuschlagen, und seine Interessen hat er doch immer ordentlich bezahlt.

Ja, wenn das so wäre, entgegnete mit gerunzelter Stirne Bastel; aber das ist ja eben nicht der Fall! Es sind schon über zwei Jahre her, daß er auch nicht einen rothen Heller mehr bezahlt hat, und so erhöht sich's alle Jahre und am

Ende kann er's gar nicht mehr erſchwingen. Einmal muß er uns doch das Kapital zurückgeben. Er thäte überhaupt beſſer, wenn er ſein Häuſel verkaufte und machte ſich ſchuldenfrei. Schuld bringt Ungeduld. Sein Nachbar Rother paßt ſchon lange darauf, weil er ſeinen Tochtermann hineinſetzen will. Der bezahlte es ihm gut!

Aber, aber, Baſtel, ſagte die Frau, es iſt doch wohl vor Gott nicht recht, daß du den armen Weber zwingen willſt, ſein Obdach zu verkaufen. Wo ſoll er denn mit ſeinen Würmlein unterſchlüpfen? Ne, ne, Baſtel, unter ſolchen Umſtänden ruht kein Segen auf unſerem Gelde!

Wie du nur gleich prophezeiſt! verſetzte der Mann verdrießlich. Zwingen? Wer hat denn das geſagt? Ich denke ſo, wenn ich zum Weber gehe und kündige ihm 's Kapital, und er ſpricht: Ja, wenn's ſein muß, ſo reißen alle Stränge; in einem Vierteljahr ſollſt du dein Geld haben! ſiehſt du, Reginel, ſo iſt's doch ſein freier Wille und Weber iſt ein ehrlicher Menſch, der ſein Wort nicht ißt. Und wenn ich dann weiß, daß ich in einem Vierteljahr bezahlt werde, nun, ſo weiß ich mir ſchon zu helfen. und wenn ich heute zum Richter käme und ſpräche: Herr Richter, borgt mir die zwanzig Gulden auf ein Vierteljahr; ich hab' ſie kündigen müſſen und kann ſie nicht eher greifen, und Ihr kriegt ſie in einem Vierteljahr mit ehrlichen Zinſen wieder: Reginel, ich will mich nicht rühmen, aber ich will Alles verwetten, er ſagt: Recht gerne, Baſtel! Ich habe auch meine Reputation in der Gemeinde und halte etwas darauf! — Und denk' nur einmal nach, liebes Kind, was haben wir denn jetzt? Gar nichts! Höchſtens mäſten wir uns ein Schweinchen alle Jahre, wenn's gut geht; aber kaufen wir uns Tannert's Nahrung, du lieber Gott, da könnten wir gar eine Kuh halten, und das Buttern verſtehſt du aus dem FF, und ein kleiner Milchhandel wäre auch nicht zu verachten. Ach, es iſt mir lange ſchon im Kopfe herumgegangen und liegt mir ſchwer auf dem Herzen, daß du die ſchwere Arbeit mit dem Holzſägen und in der Kälte draußen mit verrichten mußt. Wenn ich das thue und du biſt derweilen im Stalle,

sorgst für die Kuh und etwa ein Kälbchen, fütterst ein paar Schweinchen auf, von denen wir eins verkaufen, machst ein paar Gänse fett, und hälst dir noch ein Geischen dazu und im Hofe eine Schaar Hühner, am Bach eine Anzahl Enten, auf dem Speicher einen Flug Tauben, — das wär doch eine Herzenslust und Freude und ich denke, du könntest dir solche Herrlichkeit gefallen lassen und die Aepfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen dazu, die im Grasgarten wachsen und das schöne Gemüse im Garten. — Nun, wie meinst du, Reginel? — Er sah sie dabei mit einem Lächeln an, in dem sich alle das Glück widerspiegelte, das er da aufgezählt hatte.

J, nun ja! sagte sie und lächelte still vergnügt vor sich hin, indem sie die schönen Bilder eines behäbigen Lebens an ihrer Seele vorüber gehen ließ, welche ihr Mann in ihrem Geiste erweckt hatte.

J, nun ja, wiederholte sie, wenn man die Sache so recht bedenkt, so kann man dawider nichts haben, besonders, wenn du dem armen Weber ein Vierteljahr Zeit läßt und er nicht dadurch gedrückt wird. Und da es denn einmal so sein soll, so will ich doch gleich selber in Webers gehen und will's ihnen ansagen.

Ne, ne, Reginel, fiel er ihr in die Rede, das geht nicht! Ich kenne dich schon. Du hast ein weiches Gemüth, breiweich, und der Weber dürfte dir halbwegs ein bewegliches Wort sagen, so sagtest du schon ja und aus der ganzen Geschichte würde nichts. Du kannst derweilen immer wegen der Kuh dich bedenken, ob eine weiße mit schwarzen Flecken oder eine, die so eine Farbe hat, wie Kaffe, in den man viele Milch gießt, schöner sei. Ich, meines Orts, hätte Gefallen an einer schwarz und weiß gefleckten.

Und damit ging Bastel in die Kammer und zog das Sonntagsnachmittagskamisol an, gab der Frau seine zwanzig Gulden und zugleich das Schlüsselchen zum Wandschränklein neben dem Bette, um das viele Geld sicher zu verwahren, und trat dann seinen Weg zu dem armen Leinweber an, dem das dargeliehene Kapital von zwanzig Gulden zu kün-

Zu Seite 171.

digen war, der aber eigentlich Peter Pelzig hieß, im Dorfe aber, weil er der einzige Leinweber war, nach seinem Handwerke genannt zu werden pflegte, — und — der an nichts weniger dachte, als daß ihm heute ein solches Unglück, wie die Kündigung war, drohen könne.

Der Weber Pelzig war unstreitig im Dorfe der Allerärmste. Er hatte eine starke Familie zu ernähren und, wie lustig auch das Weberschifflein hin und herflog, wie wacker auch das Rohrblatt schlug, so eine Elle Tuch nach der andern zu weben und aufzurollen will Zeit haben und der Verdienst ist der magerste und dürftigste. Ist denn vollends so eine Familie in den Rückgang gekommen durch Unglücksfälle oder Krankheiten, dann wird es ihr kaum möglich, sich wieder zu erholen. So war es Pelzig's gegangen. Erst war der Vater, dann die Mutter, dann zwei der Kinder erkrankt. Da lag das Handwerk danieder und die Noth hob das grinzende, erbarmungslose Haupt empor und wurde seßhaft im Häuslein. Pelzig mußte Schulden machen und die drückten ihn schier zu Boden.

Aber hatte der Mann nicht einen Bruder in der Stadt, der ein alter Junggeselle war, wie man sich, komisch genug, ausdrückt? Der war ja erstaunlich reich! Der hatte keine Familie zu ernähren und that gar nichts, als Zinsen berechnen und Geld zählen und in den Kasten legen oder es wieder gegen Zins ausleihen. Und er war sein Bruder? Ja, sein rechter und einziger Bruder! Aber der alte Junggeselle in der Stadt war der ärgste Geizhals, den es im Lande gab; war ein Zinswucherer, wie man solche Kerle mit dem jüdischen Worte „Bauernschächter" oder auch „Blutegel" und „Seelenverkäufer" nennt. Der hatte keine Liebe, als die zum Gelde, und hatte seit Jahren sich um seinen armen Bruder nicht bekümmert, ja sogar ohne Erbarmen sein Flehen abgewiesen, als er mit den Seinen krank darniederlag und er ihn um Erbarmen anflehen ließ.

Von da an betete der Weber brünstiger als zuvor, daß der Herr sich seines Bruders Jakob erbarme und das steinerne Herz aus seiner Brust nehme und ihm ein weiches,

mildes gnädiglich verleihe; aber er flehte ihn um nichts mehr an, selbst als die schwere Zeit seine Noth bis zum Aeußersten steigerte.

Das grade war der Zeitpunkt, als nach der Unterredung der Bastel in Weber's Stube trat, die, ohnedem klein, durch den Webstuhl und ein Bette und den Eßtisch ganz erstaunlich verengert war.

Als Bastel bei dem Pelzig eintrat, hätte er's gleich merken können, daß es bei dem armen Weber so nicht aussah, als könne er eben nur sagen, wie im Mährchen: „Tischlein deck' dich!" oder „Bäumlein rüttle dich und schüttle dich und wirf dein Gold und Silber über mich!" um ihm schnurstracks die schuldigen zwanzig Gulden, nebst den rückständigen Zinsen zu bezahlen.

Der arme Weber saß zwar auf seinem Webstuhle und arbeitete, aber es ging gar nicht flugs. Das Schifflein fuhr so langsam hin und her, als müsse es gegen Wellen und Wogen, Sturm und Sturzsee ankämpfen und als könnten die tiefen Seufzer aus des Webers Brust seine Segel nicht schwellen und blähen. Die nackten Füße traten das viertaktige Pedal so müde und matt, als hätten sie heute schon meilenweite Wege zurückgelegt. Dabei sah er so bleich aus und starrte in die Fäden des Zettels hinein, als stehe da sein Todesurtheil geschrieben.

Seine Hausfrau, die fleißige Martha, saß am Fensterlein, beschäftigt mit einer überaus künstlichen Arbeit, nämlich sie war emsig daran, aus einem alten Kattunkleide, dessen ursprüngliche Farbe auch das kundigste Auge von der Welt nicht mehr hätte angeben können, ein neues Kleidchen für ihre zehnjährige Gustel zu machen. Dabei war ihr Angesicht bleich und fahl und es fiel je und dann eine dicke Thräne auf ihre Arbeit, die sie jedoch dem Blicke ihres Mannes sorglich verbarg. Die Gustel stand dabei und trug ihr kleines Brüderchen auf dem Arme und sah aus wie das Bild der theuren Zeit, voll Hunger und Elend. Zwei jüngere Kinder saßen auf der Erde und schabten, das eine mit einem abgebrochenen blechernen Löffelstiele, das andre mit einem alten

Messer, damit ja nicht viel mit der Schale zu Grunde gehe, rohe Kartoffeln, welche dann die achtjährige Lisel in einer Bütte mit Wasser abwusch und in Scheiben schnitt. Es war außer dem Tönen des Webstuhls kein Laut zu hören, denn das Hin- und Herrollen des Schiffleins und das Anschlagen des Rohrblattes ließ es nicht zu, daß ein scharfes Ohr der Mutter und des Vaters tiefste Seufzer vernähme.

Zu Bastel's Ehre muß es gesagt werden, daß er, betroffen von dem Anblicke und ahnend, daß ein reiches Maaß des Elends hier in die Herzen ausgegossen sei, dastand; aber — seine Seele war zu voll von der Gedankenreihe, die er kurz vorher seiner lieben Frau ausgesprochen, als daß der Eindruck hätte ein tieferer werden können und ein nachhaltiger. Er bot ihnen seinen Gruß.

Grüß' Euch Gott, Bastel, sagte der Pelzig, und Martha fügte hinzu: Setzet Euch in den Sorgstuhl, Bastel, wenn Ihr auch die Sorge nicht kennet, und dabei wurde es wieder feucht in ihren Augenwinkeln.

Bastel dankte und setzte sich, überhörte aber — ob mit, ob ohne Absicht? — Martha's Zusatz zu der Einladung, sich niederzusetzen.

Ihr werdet wohl wissen, Meister Weber, warum ich komme! hob er langsam und doch etwas verlegen an.

Ich wollt', ich wußt's nicht, Bastel, entgegnete seufzend der Weber. Das wäre besser für Euch und für mich; Ihr wollt, ohne Zweifel, Eure Zinsen holen?

Und das Kapital dazu, wenn es sein könnte, entgegnete, zur Erde sehend, Bastel. Es ist mir, fügte er nach einer minutenlangen Pause zu, ein Fall vorgekommen, der es mir nöthig macht, das Kapital einzuziehen.

Du lieber Gott, grade heute! sagte eintönig Pelzig. Martha, erzähle doch einmal dem Bastel, wie wir zu den Kartoffeln gekommen sind, die du uns heute zu Mittag kochest!

Die arme Frau that aber ihren Mund nicht auf, sondern nur den Wasserquell ihrer Augen. Sie beugte ihr bleiches Gesicht in die Schürze, verhüllte es und weinte mit leisem Schluchzen heiße, brennende Schmerzenstränen.

Baſtel, nahm nun der Weber das Wort und lächelte dabei in einer Weiſe, daß es Einem in's Herz ſchnitt und Einer lieber ihn hätte bitterlich weinen ſehen, als dies Lächeln; heut' Mittag machen wir ein Kunſtſtück, von dem Ihr ſchwerlich noch etwas gehört habt: wir eſſen einen Sonntagsbruſtlatz, und der hat ſich in ein oder zwei Mäßchen Kartoffeln verwandelt. Wenn Ihr unſer Gaſt ſein wollet, ſeid Ihr freundlich eingeladen!

Baſtel ging Ton und Lächeln des Webers tief ein; aber er zog doch ein ſaueres Geſicht, weil das, was ihn zu bewegen anhob, ſchnurſtracks ſeine ſchönſten Pläne und Hoffnungen zu durchkreuzen begann. Endlich ſagte er mit einem etwas ſcharfen Tone: Zum Spaßen bin ich nicht hergekommen, Pelzig, und es iſt mir auch gar nicht ſo zu Muthe; aber Ihr hättet denn doch beſſer gethan, Ihr hättet mir die zwanzig Gulden nicht abgeborgt und verhandſchriftet, wenn Ihr ſie nicht zurückzahlen könnet zu der Zeit, da ſie Euer ehrlicher Gläubiger braucht. Es thut mir leid, aber ich kann Euch nicht helfen; Ihr müſſet ſehen, wo ihr das Geld auftreibt. Und wenn Ihr's nicht thut, ſo ſollte es mir noch einmal ſo leid ſein, wenn ich den Weg gerichtlicher Klage vor Amt einſchlagen müßte.

Na, das thut Ihr nicht, Baſtel! rief Pelzig aus. Es gehört ein anderes Gemüth dazu, als Ihr es habt, um mich mit Weib und Kindern auf die Gaſſe hinaus zu werfen. Es iſt wahr, ich habe auf meinem Häuſel noch andere fünfzig Gulden Schuld ſtehen, aber Eure zwanzig kämen doch noch heraus — vielleicht auch noch die Intereſſen.

Aber Pelzig, Ihr habt ja den reichen Bruder in der Stadt, warum wollet Ihr Euch nicht an den wenden? Er wird Euch doch wahrlich um zwanzig Gulden nicht umſtülpen laſſen, er, der mehr als hunderttauſend Gulden ſchwer iſt!

Pelzig ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und faltete ſeine mageren Hände; aber er ſah Baſtel wieder mit dem entſetzlichen Lächeln an und ſagte mit ergreifender Bitterkeit: Baſtel, wenn Eure Frau morgen früh Feuer anmachen will und ſie hat keinen Zunder und Stein und Stahl, ſo nehmt

einen Topf und geht an den Brunnensarg vor Eurem Hause und schöpfet dort Feuer und bringet es ihr!

Ist das die Antwort auf meine Frage? rief Bastel ärgerlich.

Ja, es ist die rechte Antwort! sagte Pelzig. So wenig Ihr mit dem geschöpften Wasser Feuer anfachen könnet, so wenig vermag mein Flehen über das steinerne Herz meines Bruders: Ach, Bastel, der ist grade so arm, als ich. Er hat nicht genug und ich zu wenig! — Ach, da ist Alles umsonst. Wenn ich mit meiner lieben Martha und meinen armen Würmchen verhungern müßte, und, Bastel, ich bin wahrhaftig nicht weit davon! — er würde mir noch keinen Gulden geben für Brot! Es ist hart, was ich da sage von einem Bruderherzen, aber ich muß es leider vor Gott und Menschen sagen; denn ich weiß es aus einer bittern, entsetzlichen Erfahrung. Vergebe ihm der Herr in Gnaden!

Es wurde stille in der Stube, daß man den Holzwurm am Getäfel nagen hörte.

Nach einigen Minuten fragte Pelzig: Brauchet Ihr denn das Geld so dringend nöthig?

Ganz nöthig brauch' ich's, sagte Bastel, und trotzte damit seinem eigenen Herzen, das weich geworden war. Morgen frühe müßte ich es schon haben. Darum sorget!

Ach, Bastel, fing jetzt die arme Martha an, wollet Ihr uns denn wirklich in's äußerste Elend stürzen? Ich habe heute meines Mannes rothen Brustlatz, darin er mit mir kopulirt worden ist, und den er als Sonntagskleidungsstück hoch hielt, versetzen müssen, um zwei Mäßchen Kartoffeln zu kaufen, daß wir nicht hungern müssen! Wenn die alle sind und Gott der Herr nicht Wunder thut, so müssen wir verhungern! Seit drei Tagen besitzen wir keinen Pfennig für Brot. Ach, Bastel, wüßtet Ihr, wie es einem Mutterherzen zu Muthe ist in solchem Jammer, wenn es auf seine armen, hungerbleichen Kinder blickt, Ihr hättet Erbarmen!

Durch Bastel's ganzen Körper rieselte es eiskalt. — Nun — ja — ich will etliche Wochen Geduld haben, aber länger nicht. Ich kann nicht!

Pelzig blickte mit tiefem Leide den Bastel lange und schweigend an; dann sagte er mit einer Stimme, deren Ton den Zustand seiner Seele abspiegelte: Bastel, ich könnte Euch eine Lüge sagen, um Galgenfrist zu gewinnen; ich könnte sagen: Gut, in etlichen Wochen sollet Ihr Euer Geld haben, nur, damit ich Euch jetzt los würde; aber das thue ich nicht; denn ich weiß, daß ich Euch in etlichen Wochen so wenig Euer Geld geben kann, als heute. Ich will aber dafür wie ein Christ mit Euch reden, und Euch an den armen Knecht im Evangelium erinnern, der seinem Herrn zu Füßen fiel und sagte: Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen!

Das paßt nicht, entgegnete Bastel ärgerlich. Ich bin nicht Euer Herr und Ihr seid nicht mein Knecht!

O doch, doch, rief Pelzig aus. Ist der nicht ein Herr, der seinen Mitmenschen in's äußerste Elend bringen, und ist der nicht ein Knecht, der sich das gefallen lassen muß und kann's selber mit der Obrigkeit nicht verhindern? Und doch — will ich dann lieber der Knecht sein, als der Herr!

Ich meinte, es passe auf andere Weise nicht, sagte Bastel, dem man es ansah, daß er verlegen wurde; Ihr wisset wohl, der Knecht war's nicht werth, daß der Herr Geduld mit ihm hatte, denn er ging hin und würgte seinen Mitknecht.

Als Bastel diese Worte mit einem gewissen trotzigen Wesen aussprach, fuhr es dem armen Weber durch Mark und Bein.

Das ist eine harte Rede, Bastel, sagte er sehr schmerzlich. Zwei Jahre Zinsen bin ich Euch schuldig, und wenn es nun zum Bankrott mit mir kommt, kann's leicht sein, daß Ihr statt zwanzig nur — fünf von mir bekommt, vielleicht noch weniger. Ihr habt Recht, ich bin's nicht werth, daß Ihr Geduld und Barmherzigkeit mit mir habet! Ich hätte das Geld nicht borgen und lieber gleich damals mit Weib und Kindern betteln gehen sollen. Und das kann und muß ich ohnehin schon morgen thun, wenn der liebe Gott kein Wunder an uns thut!

Was für ein Wunder? fragte Bastel kurz hingeworfen.

Das alte Elias wunder, antwortete Pelzig und begann seine Arbeit wieder mit derselben schmerzlichen Duldermiene, wie er sie hatte vorher fallen lassen.

Plötzlich aber hob er die von Thränen erfüllten Augen zu Bastel und fragte mit einem so kalten, verzweifelten Tone, daß es Bastel eiskalt durch alle Adern rollte: Bastel, wisset Ihr, was ich da webe? — Hungertuch, das Hungertuch für meine Frau und Kinder und mich! Huh, wie wird das schmecken, wenn wir daran nagen.

Was es war, ob Bastel das Gefühl nicht verstand, das sich in diesen Worten ausprägte, oder ob er es für einen Spott auf sich selber hielt, er drehte sich rasch um und eilte mit einem barschen Gruße zur Thüre hinaus. Statt nach seinem Häuschen im Unterdorfe sich zu wenden, ging er die Gasse hinab in's Feld.

Man hätte es seinem Gange ansehen können, daß er ziellos, wenigstens ohne absichtliches Ziel war. Er schritt langsam dahin. Die Hände waren auf dem Rücken zusammengelegt, der Kopf auf die Brust gesenkt. Er ging in tiefen Gedanken; denn er grüßte Vorübergehende nicht, ja er erwiderte nicht einmal ihre Grüße, was ganz gegen seine Lebensgewohnheit war.

Bisweilen blieb er minutenlang stehen und starrte vor sich hin, in's Blaue hinein. Der Ausdruck seines Gesichtes war sehr ernst und einem scharfen Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß es in ihm gewaltig arbeiten mußte, weil seine Brust sich rascher hob und senkte, als es gewöhnlich bei ihm der Fall war, ja es schien, als zöge bisweilen eine tiefe Wehmuth durch sein weiches Herz, die allmälig mehr und mehr an Macht zu gewinnen schien.

Etwa eine Viertelstunde war vergangen, welche die arme Webersfamilie in stummem Herzeleid verlebt hatte, als es wieder an die Thüre klopfte und auf den traurigen Zuruf, Bastel wieder hereintrat. Er schlug die Augen kaum von der Erde auf, um die Anwesenden anzusehen, wie einer, der sich entweder seiner Schwachheit oder seiner Härte schämt.

Pelzig, hob er an, nachdem er sich stille in den Sorgsessel dem Weber gegenüber gesetzt hatte, Pelzig, Ihr habt doch ganz sonderbare Redensarten, die Einem durch alle Glieder fahren: da wollet Ihr Euern Sonntagsbrustlatz essen und ladet mich dazu ein; dann wollet Ihr lieber der Knecht, als der Herr sein; weiter webet Ihr an dem Hungertuche und endlich redet Ihr von dem Eliasmunder! Ihr denket gewiß, das verstehe ich nicht; aber ich lese in meiner Bibel so gut, wie Ihr, und wenn ich auch kein Rabe sein kann, der Euch Brot und Fleisch im Schnabel zuträgt, so hab' ich doch noch ein Christenherz und kann das Bündel meiner Lieblingswünsche hinter mich werfen, um einem leidenden Menschenbruder die helfende Hand zu reichen! Ich möchte nicht, daß der liebe Gott meinetwegen, eines sündigen Menschen wegen, ein Wunder thue, denn der Heiland sagte: „Diese böse, ehebrecherische Art sucht ein Zeichen", und ich mag sein, wie ich will, das will ich doch nicht an mich herankommen lassen. — Doch, — was wollt' ich doch eigentlich? — Ja, ja, ich dachte, Ihr seiet mir zwar schon zwanzig Gulden schuldig, und zwei Jahre Interessen, aber da ich gerade wieder zwanzig Gulden habe, ein ehrlich ererbtes Gut, und ihr in so großer Noth seid, da wollt' ich Euch auch diese zwanzig Gulden leihen, damit Ihr nicht Noth zu leiden

brauchtet mit Eurer Haushaltung und — da wären es gerade vierzig. Das merkt sich doch besser!

Pelzig fuhr mit freudigem Schrecken auf und hielt das Webereschifflein in der Hand, das er eben auf die andere Seite schieben wollte und sah mit seltsam bewegten Zügen den Bastel an.

Wie? fragte er erstaunt, das wollet Ihr thun? Gott wolle es Euch reichlich vergelten und lohnen; denn Ihr errettet uns vom Hungertode und von der Verzweiflung?

Bastel sagte: Ihr habt mich mit Eurer Rede und mit der Bibel in's Gedränge gebracht. Denkt Ihr, ich könnte nicht auch christlich handeln? Meinen schönen Gedanken, ein Großgärtner zu werden, könnet Ihr hinnehmen. Es ist aus mit ihm, und das Bettelngehen oder gar Verhungern und Verzweifeln könnt Ihr Euch für diesmal aus dem Sinne schlagen. Nun, warum sehet Ihr mich so fragend an? Euern Sonntagsbrustlatz und Euer Hungertuch hab' ich errathen; nun rathet einmal den „Großgärtner"?

Als der arme Pelzig nicht wußte, was er sagen sollte, erzählte ihm Bastel Alles, was er vorgehabt. Dann sagte er: Seht, Pelzig, ich möchte den ungerechten Haushalter wieder zu Ehren bringen. Pelzig, wie viel Kapital seid Ihr mir schuldig?

Zwanzig Gulden! sagte Pelzig mit einem tiefen Seufzer.

Nun, fuhr Bastel fort, so nehmt Euern Brief und schreibt flugs vierzig! Meine Frau soll's Euch gleich bringen!

Und ehe noch Pelzig oder seine Frau ein Wörtlein sagen konnten, war Bastel zur Thüre hinaus und draußen sagte er zu sich, fast trotzig lachend: Ich will nur sehen, ob mich der Pelzig mit der Bibel übertrifft?

Je näher aber Bastel seiner Wohnung kam, desto mehr verwandelte sich sein gutmüthig trotziges Lächeln in eine verlegene Miene. Es mochte ihm erst jetzt einfallen, was wohl seine Regine zu der dem ungerechten Haushalter angethanen Ehre sagen würde.

Was sein soll, schickt sich, rief ihm diese mit freudestrahlendem Gesichte entgegen, als er in das kleine Stüblein eintrat. Das konnte doch gar nicht besser sich schicken! Da

war ich einen Sprung beim Nachbar Donath und wie wir grade auf die Kuh zu reden kamen, da war grade eine ſeiner ſchönſten und beſten Kühe feil, die ebenſo gezeichnet iſt, wie du es gerne haſt, und da hab' ich gleich gehandelt mit ihm, und, denke dir, das Pracht-Stück Vieh für zwanzig Gulden gekauft! Ein Prachtvieh ſag' ich dir, und gibt auf ein Gemelke fünf Kannen Milch, und den Käſekorb hab' ich auch gleich beſtellt und kann es nun gar nicht erwarten, bis das Milchen und Buttern und Käſemachen angeht!

So? dehnte kleinlaut Baſtel und ſetzte langſam hinzu: Es wird wohl noch ein paar Tage dauern, auch ein paar Wochen oder Monate; ich hab' mir die Sache noch einmal überlegt und gefunden, daß es mit der Großgärtnerei doch eine närriſche Einbildung war! — Ich glaube, wir beide paſſen nicht dazu.

Ach, fuhr die Frau lebhaft auf, rede doch nicht ſo albernes Zeug. Erſt haſt du mir das Maul lang gemacht und nun ſagſt du: Wir paſſen nicht dazu. Biſt du denn rein närriſch geworden? Nun iſt's zu ſpät. Der Handel iſt fertig und ich hab', um ihn feſt zu machen, dem Donath einen halben Gulden Draufgeld gegeben!

So? wiederholte langsam, aber betreten Bastel und sah dabei unter sich, wie ein Hühnerdieb. — Es wird schon gehen! Die Donaths sind nicht so auf den Mammon versessen, und brauchen's auch nicht. Sie geben den halben Gulden dir wieder und heben den Handel auf. — Ich will dir's nur sagen, Reginel, sonst drückt mir's das Herz ab, mit der Großgärtnerei ist's nichts, reinweg nichts! Der arme Weber kann mir das Geld nicht geben und da er einmal deine zwanzig Gulden hat, so dachte ich, er könnte meine zwanzig auch noch dazu nehmen, dann sind's vierzig und wir Beide sind dann bei ihm verinteressirt, und das ist unter rechtschaffenen Eheleuten das Beste!

Was? rief nun ernstlich aufgebracht die Frau: Aus dem Melken, Buttern und Käsen soll nichts werden? Die Kuh soll ich fahren lassen und den Käsekorb abbestellen? Daraus wird nichts! — Erst sagst du, ich sollte nicht zum Weber gehen, weil ich ein zu weiches Gemüth hätte, und nun gehst du selber hin und läßt dich von ihm weichkneten und an der Nase herumführen und wirfst ihm auch noch deine zwanzig Gulden in die Tasche!

Bastel setzte sich in demselben Augenblicke, als heftig erregt seine Frau aufgesprungen war.

Na, Reginel, setze dich einmal wieder ruhig hin und höre an, was ich bei Pelzig's erlebt habe!

Sie folgte seinem Worte, aber ruhig, — nein, das war sie nicht, vielmehr hatte sie einen rothen Kopf gekriegt und ihre sonst so freundlichen und lieben Augen sprühten ordentlich Feuer.

Nun begann Bastel, ihr Alles zu erzählen, was vorgefallen war und das Herz wurde ihm dabei wieder so weich und doch so schwer, daß seine Stimme zitterte und er sich mehr als eine Thräne mit dem Zeigefinger aus den Augenwinkeln wischte. Anfangs hörte Regine gleichgültig zu, wenn man bei ihrer zornmüthigen Erregung so sagen darf; aber allmälig legte sich der brausende Strom ihrer Gefühle; die Worte ihres lieben, guten Mannes geboten dem Sturm, daß sich seine Wogen legten und es ganz stille wurde. Zuletzt stan-

den ihre Augen voll Thränen. Sie müßte aber keine Frau gewesen sein, wenn sie sich so bald und gleich gegeben hätte. Sie versteckte ihr völlig besiegtes Herz hinter eine trotzige Miene, wie es der Bastel bei Pelzig's gethan, und sagte: du denkst wohl, du wolltest mich mit der Geschichte fangen? Noch lange nicht! Und daß ich so mir nichts, dir nichts, die Kuh vergessen soll? — Ich wollte noch nicht einmal etwas sagen, wenn du einem nicht vorher Alles so schön vor Augen gestellt, und nun soll ich das Nachsehen haben und die Kuh so leichtfertig aufgeben, wie du die Großgärtnerei? Nein, mache, was du willst, aber den Schlüssel zum Geldschränklein gebe ich dir nicht heraus, wo die zwanzig Gulden liegen!

Bastel merkte, daß der Wind umgesprungen war, und er das Spiel gewonnen habe.

Jetzt erhob er mit einem milden Lächeln den Kopf und sagte: Wenn's weiter nichts ist, so ist's gut; denn der Schlüssel zum kleinen Brotschranke schließt auch auf.

Regine mußte lachen, aber sie gab sich noch nicht so leicht gefangen. Ei, du schlechter Mann, rief sie mit komischem Ernste aus, woher weißt du denn, daß der kleine Brotschrankschlüssel das Wandschränklein aufschließt?

Ich hab's von einer Frau gelernt, sagte er mit schalkiger Miene, die ihren Mann bestohlen hat; da war einmal der Mann, wie die Frau glaubte, in der Arbeit, aber er stand vor dem Wandschalterchen dort in der Küche, und sah zu, wie seine Frau der armen Wittwe Sternbach, die so herzzerreißend lamentirte, weil sie kein Brot für ihre fünf armen, hungrigen Würmlein hatte, einen halben Gulden aus dem Wandschränklein holte und dabei sagte: die Linke braucht es nicht zu wissen, was die Rechte thut und umgekehrt. Mein Mann hat den Schlüssel in der Tasche, aber der Schlüssel von dem Brotschränklein schließt auch auf! Und der Mann schlich sich heimlich wieder an seine Arbeit und hat der Frau nicht ein Sterbenswörtlein darüber gesagt, weil sie recht gethan hatte, und dachte: Was mein ist, das ist auch dein, und der Herr hat gesagt: Brich' dem Hung-

rigen dein Brot! Und wenn man das thun soll, so soll man auch mit dem Brotschrankschlüssel das Geldschränklein öffnen und einen halben Gulden herausnehmen und der armen Wittwe geben, um sich und ihre Kindlein zu sättigen. Und weil der Herr gesagt hat: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan, und weil der Weber Pelzig grade am Hungertuche arbeitete und der Sonntagsbrustlatz zu Mittag auf den Tisch kommen sollte und weil die arme Pelzig vor Elend kaum reden und nur weinen konnte, und der arme Weber aussah, wie ein recht unglücklicher Vater, der mit seinen Kinderchen betteln gehen muß, und weil dann endlich der liebe Gott ein Wunder thun sollte, und der ungerechte Haushalter, — ich wollte sagen: der Großgärtner, wieder zu Ehren und Reputation kommen sollte —, — so — —

Er konnte nicht weiter reden, denn das laut weinende Weib fiel ihm um den Hals, hielt ihm den Mund zu und drückte ihm den Schlüssel in die Hand.

Lange hielten sich beide Ehegatten weinend umarmt, dann sagte Regine: Gelt, Bastel, ich darf das Geld dem Pelzig bringen und einen Korb Kartoffeln dazu, denn wir haben deren mehr, als wir brauchen, bis es neue gibt, und auch ein großes, rundes Brot, denn wir haben deren noch viere und es wird uns bei dem trockenen Wetter doch steinhart?

O ja, du liebe Seele, sagte Bastel, du darfst dir diese Freude wohl machen und Gott segne dich dafür. Er stand auf, schloß das Schränklein auf, nahm das Geld heraus und sagte: da, bring' es den Armen, und laß dir, um Lebens und Sterbens willen, nur ein paar Zeilen darüber geben.

Ich will's schon ordentlich machen, sagte sie und lachte, wie ein fröhlich, glückselig Kind, und hatte Kuh und Käfekorb, Melken und Buttern, sammt dem Großgärtner rein vergessen über der Freude, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen.

Und als es dämmerig geworden war, da leuchte die kräftige Frau schier unter dem Korbe Kartoffeln, den sie zu Pelzig's Häuslein hinauf in's Oberdorf trug, und in ihrem

Säckel hatte sie das Geld und in der Schürze das mächtige Brot.

Und droben im armen Häuslein kehrte eine selige Freude ein und lobten die Herzen den Herrn, der die Herzen lenket wie Wasserbäche, und Reginel vergoß schier mehr Thränen, als die Pelzig's Freudenthränen weinten über die gewordene Hülfe in der großen Noth.

Viele Segnungen folgten dem guten Weibe und sie kam so inniglich froh heim, wie sie sich lange nicht gefühlt, und — vom Großgärtner war keine Rede mehr.

Tage flohen hin, Wochen und Monate in treuer, fleißiger Arbeit. Bastel und Reginel waren glücklicher noch, als früher und Pelzig's ging's auch wieder besser, denn es kam Verdienst und somit Brot.

Da kam eines Tages ein Bote aus der Stadt zu dem armen Weber und sagte: Machet Euch auf, Weber Pelzig, denn Euer Bruder verlanget sehr nach Euch, und ich glaub', er pfeift auf dem letzten Loche!

Ach Gott, sagte Pelzig, sollt's so mit meinem armen Bruder stehen?

Wollte Gott, alle Brüder wären so arm, wie der! sagte der Bote; aber eilt Euch, um einen so alten Mann ist's bald geschehen!

Da fuhr Pelzig in den Sonntagsrock und eine anderthalb Stunde später stand er am Bette seines Bruders, von dem der Bote wahr geredet. Es war diesmal mit ihm Matthäus am Letzten.

Er streckte dem armen Bruder mit den bleichen eingefallenen Wangen beide Hände entgegen und sagte, so laut er es noch konnte: Ach, du guter Bruder kommst zu dem, der dich verstoßen hat von seinem harten Herzen. Gott vergelte es dir, daß ich nun noch gut machen kann, was ich übel gemacht. Ach, vergib mir meine Härte! Sieh', das Wort des Apostels ist wahr, der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels! Jetzt, ach, so spät, erkenne ich meine Schuld. Möge mir Gott gnädig sein! Kannst du mir vergeben, mein guter

Bruder? Sieh' nach deiner Vergebung lechzet meine arme Seele!

Vergebe dir Gott in Gnaden, wie ich dir vergebe! sagte der Weber Pelzig, und seine Thränen rannen über seine eingefallenen Wangen.

Dank, Dank dir! rief der Sterbende und wandte sich gegen die Wand und ergriff etwas. Sieh' hier, mein Bruder, ist mein Testament, und hier der Schlüssel zu meinem Gelde. Dein Elend ist vorüber. Zwanzigtausend Gulden hab' ich zusammengegeizt und dabei gehungert wie du! Nimm es. Es ist dein; aber geize nicht. Thue Gutes damit. Erziehe deine Kindlein gut und lehre sie um Gnade beten für den Oheim, Peter, und du, Gerechter, bete für den Ungerechten. Ach, nun sterb' ich voll Hoffnung. Der Herr wird sich ja meiner erbarmen!

Und mit diesen Worten sank er in die Kissen zurück und hatte vollendet.

Der Weinende drückte ihm die Augen zu.

Erst in diesen wenigen Minuten hatte er erfahren, daß er einen Bruder gehabt hatte, den er nun gleich wieder entbehren mußte.

Der arme Weber, der so plötzlich, so unerwartet ein reicher Mann geworden war, dachte nicht an den Wechsel

ſeiner Lebensverhältniſſe; der Tod ſeines wiedergefundenen und wieder verlorenen Bruders ſchmerzte ihn tief und drängte jeden andern Gedanken zurück, und ſeine Thränen rannen aufrichtig und ehrlich über die eingefallenen Wangen, die ſo deutliche Urkunden der Noth waren, die bis jetzt auf ihm wie Alp[illegible]ruck gelegen. Die nothwendigen Sorgen, welche aus dem Todesfalle ſich ergaben, nahmen ihn dann in Anſpruch. Es galt für die Beerdigung zu ſorgen. Er that dies in ſtiller Betrübniß. Dann ging er zum Gerichte mit ſeinem Teſtamente.

Der Verſtorbene hatte dort ebenfalls eine gleichlautende Abſchrift niedergelegt. Alles war in beſter Ordnung und keinerlei Schwierigkeiten ſtanden im Wege.

Er ſandte einen Boten an ſeine Frau, um ſie wegen ſeines Ausbleibens zu beruhigen und begann alsdann, als die Beerdigung vorüber war, den Nachlaß zu überblicken. Er überſtieg all' ſein Erwarten. Die zwanzigtauſend Gulden, die der Verſtorbene erwähnt, waren lediglich das baare und hypothekariſch geſicherte Kapitalvermögen; das Mobiliar war bedeutend und das große Haus trug eine Miethe, ohne die ihm zuſtehenden Wohnungsräume zu rechnen, welche ihm ein reichliches Auskommen ſicherte. An das Haus ſchloß ſich ein großer, prächtiger Garten und ein zweiter lag vor den

Thoren der Stadt, der diesen an Größe weit übertraf. Er sah es mit klaren Augen, daß nun die Zeit des Elends vorüber war und bessere Tage für ihn und seine Familie kamen. Das erfüllte ihn mit Dankbarkeit gegen seinen Bruder, dessen Härte im Leben vergeben und vergessen war und mit Dankbarkeit gegen Gott, der nach so trüben, schweren Tagen einen heiteren Lebensabend herankommen ließ.

Nachdem er mit Umsicht alles geordnet und auch die Sicherheit seines Erbes bestellt hatte, eilte er heim nach Marienthal und in das arme Weberhäuschen im Oberdorfe, wo ihn mit Sehnsucht seine Lieben erwarteten, denen er allen Geschenke mitbrachte, bescheiden und einfach, wie sein und ihr Sinn, aber dennoch reich, grade deswegen. Da wurden die Herzen leicht und die guten Menschen segneten den Schwager und Oheim und priesen mit ihrem Vater den treuen Helfer aus aller Noth.

Allen aber legte er tiefes Schweigen auf; denn noch konnte, wegen der ansehnlichen Entfernung der Stadt von Marienthal, keine Kunde in's Dorf gelangt sein.

Mit seiner Frau aber überlegte er im vertrauten Zwiegespräche Vieles nach allen Seiten hin, und obwohl an das kleine Häusel zu Marienthal so viele schmerzliche Erinnerungen erduldeter Leiden sich knüpften, so zog doch ein Schmerz durch ihre Seelen bei dem Gedanken, es nun für immer verlassen zu müssen. Pelzig hatte Geld mitgebracht, mehr als er brauchte, um seine Schulden zu bezahlen. Der Ueberzug in die Stadt stellte keinerlei Kosten in Aussicht; denn sie *gingen* dorthin und nahmen keinerlei bewegliches Eigenthum mit, da sie dort in ein völlig und für ihre Verhältnisse und Ansprüche überreich ausgestattetes Haus einzogen. Nachdem er mit seiner Frau auch das festgestellt, kam ein Anderes zur Sprache, das der treue Pelzig schon auf dem Herwege in seinem vollen Herzen vielfach bewegt hatte, und darin stimmte freudig seine Frau ihm wieder bei.

Es war an einem Sonntag Nachmittage, nach der gottesdienstlichen Zeit, als Bastel und seine Frau zusammen

in ihrem Stüblein ſaßen und Baſtel aus der Bibel vorlas. Es war die Geſchichte vom barmherzigen Samariter, die er eben begonnen hatte, als der Weber Pelzig freundlich grüßend hereintrat.

Baſtel wollte aufhören vorzuleſen, aber Pelzig ſetzte ſich auf Baſtel's freundliche Einladung und ſagte: Fahr' fort, Baſtel! Ich hab' den Meinigen auch ſchon ein paar Kapitel geleſen, aber das Gotteswort hört man nicht oft genug. Ich bitte dich, lies weiter!

Baſtel that es, und als er die Geſchichte beendet hatte, legte er das Zeichen hinein und ſchlug das heilige Buch zu, wandte ſich zu Pelzig, der ſinnend da ſaß und ſagte freundlich: Wie geht's?

Pelzig überhörte die Frage und ſagte vor ſich hin, als ſpräche er mit ſich ſelbſt: Ja, ſo eine Samariterſeele oder beſſer, zweie habe ich ja auch in meinem Elende kennen gelernt, die Oel und Wein in meine Wunden goſſen und die zu dem, was ich ihnen ſchuldete, noch neues Darlehen fügten, um mich und meine Familie vor dem Bettelbrote und Hungertuche zu bewahren. Zu denen ſagte auch der Herr: Gehet hin und thuet desgleichen, und wer der Nächſte war dem, der unter die Mörder gefallen war, weiß ich auch: es war der, der die Liebe an mir that!

Ach was, rief Baſtel, wärmet den alten Brei nicht auf!

Alter Brei hin, alter Brei her, ſagte Pelzig. Stört mich nicht in meiner Rede und in meinen Gedanken!

Damals, fuhr er, ohne ſeine Stellung oder auch nur

seinen Ton zu ändern, fort, damals gab der barmherzige Samariter eine Hoffnung auf, die seiner Seele theuer war, und seine gute Frau that's ebenso; denn an einer Kuh und dem Segen, den sie der Haushaltung gewährt, hing ihr Herz mit Freuden. Sie gaben's alle beide auf, und gaben's auf ohne Thränen, ohne Kampf, ohne Schmerz. Das hat der da droben in sein Buch geschrieben!

Seitdem ist's anders geworden durch eben den, der damals die That der Liebe in sein Buch schrieb mit goldener Schrift. Der, der unter die Mörder gefallen war, an dem der barmherzige Samariter die Liebe that, ist gerettet worden durch die Liebe, und seine Sorgen sind in Freuden und Segen verwandelt worden.

Hätte er des barmherzigen Samariters vergessen, so wäre er nicht werth jener Liebe gewesen, die der Samariter an ihm gethan. Als sich sein Schicksal freundlich gewendet, da dachte er an den barmherzigen Samariter, und an den Wunsch, den seine Seele aufgegeben und an den seiner braven Frau und bat Gott, daß er es ihm gnädig wolle gelingen lassen, heimzuzahlen Kapital und Zinsen an Geld, aber auch an der Liebe.

Sein und seines guten Weibes Gebet ist erhöret worden. Dafür sei Gott Lob, Preis und Dank in Ewigkeit! Amen! Und mit diesen Worten stand Pelzig auf, fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Kamisol's, zog ein dickes Papier heraus, legte es auf den Tisch, sagte: Behüt' Euch Gott! und ging rasch zur Thüre hinaus und fort.

Frau, sagte nach einer Weile tiefen Schweigens Bastel, hast du den guten Pelzig verstanden?

Ne! sagte die Frau treuherzig, aber sie wischte sich etwas aus den Augenwinkeln, was einer Thräne so ähnlich sah, wie ein Wassertropfen dem andern.

Bastel schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: Versteh's, wer's kann!

Ei, Bastel, sagte die Frau, so sieh' doch einmal nach, was er dahin gelegt hat!

Bastel nahm das Papier, entfaltete es und las es dann laut vor:

„Auf besonderes Verlangen des Leinwebers Pelzig zu Marienthal erklärt das unterzeichnete Gericht hierdurch vorläufig, daß unterm heutigen Dato genannter Pelzig das Viertelhufnergut Nr. 41 zu Marienthal, welches früher Jacob Tannert, seitdem aber Christian Roth im Besitze gehabt, anheute, sammt Schiff und Geschirr und dem Viehstande von einer milchenden Kuh, einem Kälblein und zweien jungen Schweinen mit der Erndte, wie sie auf dem Halme und im Acker stehet, dem Grase in den Wiesen und dem Obst auf den Bäumen erkauft und vor unsern Augen baar mit vierzehnhundert Gulden bezahlt hat, und daß solches Viertelhufnergut auf ausdrücklichen Willen des genannten Leinwebers Pelzig dem Taglöhner und Kleingärtner Sebastian, allhier zu Marienthal, und seiner Frauen, in aller Form Rechtens, als schuldenfreies Eigenthum zugeschrieben worden ist. Solches, und daß die eigentliche Besitzurkunde später erst ausgestellt werden wird, attestirt, unter Beidrückung des kleinen Gerichtssiegels

Das Herrschafts-Gericht Marienthal.

Marienthal, den ꝛc. Daniel Schneider.

(L. S.)

Da entsank das Schriftstück der Hand Bastel's und er sah seine Frau an, als ob es ihm ein Weniges rappele hinter der Stirne.

Verstehst du das? fragte er.

Es ist ja deutsch und deutlich, sagte die Frau, ihre Thränen trocknend, aber, wie's zusammenhängt, das weiß nur Gott und der Weber.

Noch einige Minuten saß Bastel stille da, den Kopf in die Hand stützend, dann sprang er auf, steckte das Papier in die Brusttasche seines Kamisols und rannte fort.

Er stürmte in Pelzig's Stübchen und warf das Papier auf den Tisch mit den Worten: Pelzig, entweder hänselt Ihr mich oder Ihr seid närrisch geworden und habt mich närrisch zu machen Lust. Wie hängt das zusammen? Redet ehrlich!

Pelzig und seine Frau lächelten und Pelzig erzählte ihm Alles, was er noch nicht wußte, und als er zu Ende war, nahm er Bastel's Hand und sagte mit einer Thräne im Auge: Ach, Bastel, es ist das erstemal, daß mir unser lieber Herrgott die Freude bereitet, meinem größten Wohlthäter und treuesten Freunde in der Noth, eine Freude machen zu können; so gönnet sie mir doch unverkürzt. Ich bin durch die Erbschaft zu Mitteln gekommen, die mir es gestatten, Euch solche Freude zu machen. So laßt's denn gut sein und quittiret mir Kapital und Zinsen!

12. Ein Stücklein von dem engliſchen Admiral Nelſon.

Der Admiral Horatio Nelſon, der Sieger von Abukir und Trafalgar, war einer der ausgezeichneteſten Seehelden Englands. Er war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelſon zu Burnham-Thorpe in der engliſchen Grafſchaft Norfolk und wurde ſchon in ſeinem zwölften Jahre von ſeinem Oheim, dem Linienſchiffs-Capitän Suckling, als Midshipman an Bord ſeines Schiffes genommen und blieb von da an Seemann bis zu ſeinem Tode in der berühmten Seeſchlacht von Trafalgar. Durch Tapferkeit und Tüchtigkeit wurde er der gefeiertſte Seeheld Englands, errang ſich die höchſten Ehren und Würden der engliſchen Seemacht und war der Held und Liebling ſeines Volkes. Von ihm möchte ich meinen Leſern gern ein Stücklein erzählen, das ſo recht geeignet iſt, den tapfern Helden kennen zu lernen.

In der Seeſchlacht von Kopenhagen, in welcher Nelſon die ganze Flotte der Dänen vernichtete, ſchien es dem Höchſtcommandirenden, dem Admiral Hyde Parker, als ſtehe es mit der Schlacht bedenklich und möchte es gerathener ſein, daß ſich die engliſche Flotte zurückziehe. Nachdem er dieſe Ueberzeugung gewonnen hatte, gab er vom Admiralſchiffe aus Nelſon das Signal, ſich mit ſeinem Schiffe zurückzuziehen.

Nelſon war anderer Meinung. Ob er gleich in einer Seeſchlacht ein Auge verloren hatte, ſah er nicht nur klarer in die Lage der Dinge, ſondern auch recht gut das Rückzugsſignal ſeines Oberbefehlshabers; allein er wollte es nicht ſehen, und commandirte friſch drauf los, und ſeine Kanonen knallten unaufhörlich und ſpieen Tod und Verderben auf die Dänen.

Seine Schiffsoffiziere glaubten, er ſähe wirklich das Signal des Oberbefehlshabers nicht, und hielten es für ihre Pflicht, ihn davon in Kenntniß zu ſetzen.

Mitten im Kanonendonner und Pulverqualm nahm Nelson sein Fernglas und hielt es vor das blinde Auge und sagte dann ernst: Meine Herren, Sie irren. Ich sehe bei meiner Seele kein Signal auf dem Admiralschiffe!

Die Offiziere mußten schweigen, hatten aber wohl gemerkt, wie viel Uhr es war, und glaubten ihrem Befehlshaber auf's Wort, daß er, selbst mit seinem vortrefflichen Fernglase und dem blinden Auge, kein Signal sehe.

Und frisch drauf los commandirte er Breitseite auf Breitseite, und das Schiff zitterte unter der Wucht seiner Schüsse. So ging es Schlag auf Schlag und das Rückzugssignal spielte im Winde am Maste des Admiralschiffes, und Nelson sah es durchaus nicht.

Der Kampf wurde immer heftiger, aber auch der Sieg gewisser und zweifelloser, bis er endlich vollständig und auf's

Glänzendſte durch Nelſon's Tapferkeit errungen und die däniſche Flotte gründlich vernichtet war.

Als er noch geſchwärzt vom Pulverdampfe auf dem Verdecke ſeines Schiffes ſtand, machte ihm ein vertrauter Freund Vorſtellungen, ja bittere Vorwürfe wegen ſeines abſichtlichen Ungehorſams im Dienſte.

Pah, rief er lachend aus, wer den Muth nicht hat, die Verantwortung einer entſcheidenden Handlung auf ſich zu nehmen und, wenn's nicht anders iſt, mit ſeinem Kopfe zu bezahlen, der dient ſeinem Vaterlande nicht treu! Der Menſch darf ſeine beſſere Ueberzeugung und Einſicht nie leichtfertig aufgeben!

Der vollſtändigſte Erfolg war ſein Advocat und es ging beſſer vorüber, als es unter andern Umſtänden hätte geſchehen können.

In der Seeſchlacht an dem Vorgebirge von St. Vincent hatte Nelſon den Kampf mit dem ſpaniſchen Linienſchiffe Sanct Nicolaus, das achtzig Kanonen führte, und mit dem Admiralſchiffe ganz allein mit ſeinem Schiffe aufgenommen, und das ſpaniſche Admiralſchiff führte einhundert und zwölf Kanonen an Bord, und ſein Schiff, der Capitän genannt, führte deren nur vier und ſiebenzig, war alſo ſichtlich zu den beiden feindlichen Schiffen in gar keinem Verhältniß. Sie ſchoſſen ihm auch ſein Schiff derart zuſammen, daß er bald keinen Maſt mehr hatte und nicht mehr im Stande war, ein einziges Segel aufzuhiſſen.

Felſenfeſt ſtand er auf ſeinem Standpunkte, und als der letzte Maſt zerſplittert über Bord fuhr und die Matroſen das Seilwerk mit ihren ſcharfen Meſſern zerſchnitten hatten, da rief er luſtig aus: Altengland für immer! Jungens, wir müſſen uns den Sanct Nicolaus holen, ſonſt geht es nicht mit rechten Dingen zu und wir ſinken mit unſerm Wrake in das tiefe Meer hinunter, daß kein Hahn mehr nach uns krähet.

Hurrah, hurrah! antworteten ſeine Leute auf ſein Wort.

Durch eine raſche und geſchickte Wendung legt ſich Nelſon's Schiff an die Seite eines Schiffes der Spanier, das ſtark bemannt war und wenig gelitten hatte.

Nun drauf, Jungens! rief Nelson und war der Erste auf dem Verdecke des „Sanct Nicolaus". Alle folgten ihm nach voll Muth und Kraft.

Die Spanier, weit überlegen an Zahl, setzten sich muthig zur Wehr und es entspann sich ein mörderischer Kampf. Nelson immer voran und seine Leute ihm zur Seite und nach. Haufen von Leichen bedeckten auf spanischer Seite das Verdeck und sie wadeten im wörtlichen Sinne im Blute. Aber immer kleiner wird die Zahl der Spanier, immer muthiger und wilder Nelson's Schaar, bis endlich der kleine Rest der spanischen Bemannung um Gnade bittet, und das herrliche Schiff in Nelson's Gewalt ist.

Er selbst reißt unter dem siegestrunkenen Hurrah seiner Leute die spanische Flagge herab und hißt die von Kugeln zerfetzte englische auf, die bis jetzt an Bord des „Capitän" geweht hatte. Als dies die Spanier auf dem Admiralschiffe wahrnahmen, entluden sie eine ganze Breitseite ihres Schiffes auf Nelson und die Seinen.

Sehet, ruft er seinen Matrosen zu, die da drüben rufen uns! Sollen sie uns vergeblich mahnen, auch ihr Schiff zu nehmen? Hurrah, nein! riefen die bluttriefenden Sieger.

Auf denn, versetzte Nelson, so sollen sie uns nicht umsonst zu sich eingeladen haben!

Und mit gezogenem Säbel springt er wieder auf sein Wrack und der Steuermann lenkt es glücklich und geschickt nach dem Admiralschiffe. Sie erreichen es, legen ihr mastloses Schiff an dessen Seite. Die Enterhaken fassen Holz und mit dem Schlachtrufe: Sieg oder Tod! springt er, wieder der Erste, auf das Admiralschiff und seine Leute mit ihm.

Hier war der Kampf noch ungleicher; denn die Zahl der Spanier war bedeutend größer, als auf dem Sanct Nicolaus und — Nelson's Leute waren von dem heftigen Kampfe auf diesem Schiffe schon ermüdet; aber nichts desto weniger braust ihr Hurrah wie ein Wettersturm daher und ihre kurzen Matrosensäbel oder Messer beginnen wieder eine schauderhafte Blutarbeit.

Der spanische Admiral wird schwer verwundet und gibt

ſeinen Geiſt auf. Das entmuthigt die Spanier; aber ſie kämpfen jetzt für ihr Leben.

Jungens, ruft Nelſon, zwei Hauptſchiffe mit einem Wracke erobern, das iſt ein Meiſterſtück! Haltet aus, daß es uns gelingt! Friſch drauf! Altengland für immer!

Und als ob mit den Worten des Helden neue Kräfte in die matt werdenden Glieder ſtrömten, ſtürmen ſie von Neuem auf die Spanier ein und bald ergeben ſich die letzten Spanier und auch das Admiralſchiff iſt erobert.

Dieſes Meiſterſtück gab den Ausſchlag. Was ſich von ſpaniſchen Schiffen noch durch die Flucht retten konnte, ſuchte das Weite. Der Sieg war entſchieden und die Macht der Spanier gebrochen, ihre Flotte theils erobert, theils zerſtört.

Als ſich die Wolken des Pulverdampfes verflogen hatten, ſah erſt die engliſche Flotte die zwei größten ſpaniſchen Kriegsſchiffe im Beſitze des Wrackes, auf dem Nelſon ſiegesfroh ſtand und die Fahne ſchwang; da donnerte ein tauſendſtimmiges Hurrah, das gar nicht enden wollte, über das von Trümmern und Leichen bedeckte Meer herüber zu den Siegern, die ein ſo großes Meiſterſtück vollbracht hatten.

13. Ein Räthſel.

Wieder einmal
Trat in Salomos Königsſaal
Der wohlbekannte Räthſelmann.
Den nahm der König gerne an
Und war ihm ſein Kommen allemal lieb,
Weil er die Langweile ihm vertrieb.
Und es redet ihn Salomo alſo an:
Zeig', Alter, her die harte Nuß,
Die ich nun wieder knacken muß;
Die Zähne ſind gut! ſo ſprach der Mann
Und hob dann alſo zu reden an:

Erſte Silbe.

Wo ſich ſchattenlos die Wüſte
Dehnt in grenzenloſe Ferne,
Wo kein Quell Erquickung bietet,
Tumml' ich kämpfend mich gar gerne,
Treib ich ſpähend meine Roſſe,
Oder laure ſtill, verborgen —
Wo die Karawane lagert,
Müd der Reiſe ſeit dem Morgen;
Stürz' dann beutegierig auf ſie,
Morde, raube, mache Sklaven,
Kehre reich zu meinen Zelten,
Um vom Kampfe auszuſchlafen.
Es lächelt der König und ſieht ihn an:
Du biſt ſchon gefangen, mein Räthſelmann!
Der Alte lächelt und ſchüttelt das Haupt:
Daran zu zweifeln, ſei mir erlaubt!
Noch iſt die erſte Silbe nicht fertig!
So rede weiter, ich bin gewärtig!
Der König ſpricht,
Und der Alte zaudert nicht:
In der Oaſe friſchem Grüne
Steh' ich ſtolz, kühn und erhaben;
Brachte mir ein Kampf Verderben,
Will hier gern den Müden laben.
Meineſt, ich wär' ein Beduine,
Der ſich nur am Raubzug freuet?
Bin ich dann ein Sohn der Wüſte,
Der nicht Recht, nicht Sitte ſcheuet?
Glaubſt du denn, ich ſei Nomade,
Der nie feſte Hütten bauet,
Nur zur Raſt ein Zelt ſich aufſchlägt,
Wo's in der Oaſe thauet?
Nein; ich wand're nicht. Gewalt nur
Reißt mich weg von meiner Stätte,
Wo ich ſtill mein friedlich Daſein
Bis zum Tod gefriſtet hätte.

Nein; ich bin kein Sohn der Wüste,
Deren glühn'den Sand ich fliehe,
Deren Samum tödtlich wehet,
Die kein Thau tränkt in der Frühe.
Tagen ſeh' ich's wohl im Süden,
Tagen ſeh' ich's auch im Norden,
Lebe, wo die Sonne aufgeht,
Wo ſie ſchließt die gold'nen Pforten.
Weißt du, wer ich bin? Ein König,
Deſſen Reich in allen Landen,
Deſſen Krone minder herrlich
Strahlt von tauſend Diamanten.
Sind auch Kronen ſchwere Bürden,
Trag' ich dennoch leicht die Meine.
Siehſt du meine Thränen rinnen,
Glaube ja nicht, daß ich weine!
Revolutionen bringen
Meiner Krone keinen Schaden;
Denn Vaſallen zähl' ich viele,
Die mich ſchützen, wohlberathen.
Meine Unterthanen leben
Friedlich unter meinem Schirme,
Und es reicht nicht nach der Krone
Demokratiſches Gewürme.
Bin ich denn, ſag' es doch ehrlich,
Kaiſer, König, Fürſt auf Erden?
Ei bewahre! Bin bereit ja,
Ihr Verderber ſelbſt zu werden!
Alter Fürſtenhäuſer Urſprung,
Blick' ich wohl in ferne Zeiten,
Die jedoch nur rückwärts liegen,
Weiß nichts von der Zukunft Weiten.
Und gehör' ich zu den Alten,
Schützet mich nur Gottes Walten.
Bin ich des Geſchlechtes Letzter,
Muß ich bald von dannen weichen —,
O, dann ſeh'n ſie bang mein Ende,

Trauern dann um mein Erbleichen.
Das iſt die erſte Silbe, ſpricht der Räthſelmann,
Haſt du's errathen, Herr, ſo ſag' es an!
Der König jetzt ſein Antlitz denkend neigt;
Errathen hat er's nicht. Er ſchweigt.

Zweite Silbe.

Laß hören deine zweite Silbe, Räthſelmann,
Vielleicht, ſo ſpricht der König, rath' ich's dann.
Ob ich auf den Höhen throne,
Oder in des Thales Tiefe,
Ring ich immer nach dem Lichte,
Nach der Freiheit hehrem Lohne.
Nur wenn ich im Steine ſchliefe,
Lacht mir nimmer Licht und Freiheit.
Dichtern reich' ich ihre Krone —
Nur — wenn ſie mir nicht verwandt ſind.
Und ob meine erſte Silbe
Sprach von reichen Diamanten,
Glaub' es nicht, nie gab es Dichter,
Die ſie in der Krone fanden!
Und doch kann ich Kronen ſpenden,
Die kein Goldſchmied könnte machen,
Weil gemacht von Kinderhänden,
Unter Scherz und unter Lachen,
Sie erfreun. Und die meine
Wird nie frevelnd angetaſtet,
Wenn auch noch ſo viele Häupter
Sind von Kronen ſchwer belaſtet,
Die ich gab und ihnen reichte.
Und was wird mir denn zum Lohne?
Menſchen morden mich und reißen
Aus das Herz mir, ohn' Erbarmen:
Ach, verſtümmeln mich ſo grauſam,
An dem Fuße, an den Armen.
Schlagen frevelnd mir das Haupt ab,
Braten mich in Feuergluthen,
Und, beraubt der Eingeweide,

Stoßen sie mich in die Fluthen.
Und mit kannibal'scher Freude
Haben sie mein Blut gesogen,
Lassen mitleidlos mich sterben,
Hat die Rechnung sie betrogen.
Das war die zweite Silbe hoher Herr,
Spricht zu dem Könige der Räthselmann.
Hast du's errathen, sag' es an!
Der König schweigt; dann sagt er fest:
Laß hören auch, des Räthsels Rest!
Als Ganzes, jener spricht, tritt es nun auf.
In Arabien, dem schönen, ist es edlen Rosses Erbe,
In Europa ist es Zielpunkt,
Daß ein Mann sich drum bewerbe.
In die Ferne dunkler Zeiten
Bin ein Führer ich der Jetztzeit,
Und — auf Felsshaut gebettet,
Schlichte ich des Ehrgeiz' Wettstreit.
Kleinen Menschen leih' ich Größe,
Hohlen Köpfen oft Bedeutung.
Manchem trocknen Grübler bin ich
Eine höchst willkomm'ne Zeitung.
Hochgepriesen und verspottet —
Hunderthäutig, wie die Zwiebel,
Bin ich dennoch werth gehalten,
An dem Thron und in der Bibel.

Es schweigt der Alte, blickt den König an,
Der lächelnd zu ihm diese Worte spricht:
Mag's gelten, wo es will, wie viel
Es will, bei mir wird's gelten nicht;
Die Ell' damit ich messe, fordert mehr
Und And'res; doch ich schweige.
Du siehst, errathen hab' ich's; doch so sehr
Wie ich mich hab' geplagt, mag nun sich Jeder plagen,
Der deines Silbenräthsels Wort will sagen!

---

14. Die gelehrten Herren in der Klemme.

Am 25. April 1569 ging es in der guten alten Stadt Heidelberg hoch her. Churfürst Friedrich III., der Fromme genannt, führte, nachdem er längere Zeit als Witwer gelebt, an diesem Tage seine zweite Gemahlin heim, eine verwittwete Freifrau von Brederode, geborene Gräfin von Moeurs. Bei dem Pfälzer Volke zeigte sich eine große, freudige Theilnahme an diesem Ereigniß, das in das Leben des allgemein geliebten Fürsten Glück verheißend eingriff.

Churfürst Friedrich III. war in Allem, weil es in seinem innersten Wesen begründet war, ein sehr einfacher, allen Hofprunk meidender Herr; aber es gab doch eben Anlässe, wo er der fürstlichen Stellung und Sitte, jene strenge Einfachheit vermeidend, Rechnung tragen und ihr huldigen mußte. Zu diesen gehörte begreiflich die Hochzeitfeier.

Da gab es denn überall ein Leben und eine Thätigkeit, wie man in dem stillen, einfachen Hofleben im Heidelberger Schlosse es gar nicht gewohnt war. Schon 14 Tage vor der Feier begannen Vorbereitungen, Zurüstungen, die es nöthig machten, das bisherige Dienstpersonal zu verdoppeln. Da der Churfürst die seit hundert Jahren bestandene „Sängerei", das heißt: die Hofmusikbande, hatte eingehen lassen, so wandte er sich an den Markgrafen von Brandenburg nach Anspach um Aushülfe. Dieser sandte ihm dreißig Musikanten und zwei berühmte Köche. Schon vier Tage vor dem Feste fand sich Pfalzgraf Ludwig von Neuburg, aus Amberg, mit seiner Gemahlin und Friedrich's beide Brüder, Georg und Richard von Simmern, mit ihren Gemahlinnen ein. Letzteren begleitete sein Sohn Casimir, und fast gleichzeitig trafen eine Anzahl von Grafen und Herren ein, und Alle kamen nicht alleine, sondern ein zahlreiches ritterliches und Diener-Gefolge bildete ihre Begleitung.

Am 24. traf denn auch die Braut ein im Geleite von vier Grafen, worunter auch ihr Bruder war, mit ihren Frauen und Dienerinnen und der Grafen Gefolge. Pfalzgraf Christoph, Friedrich's vierter Sohn, war ihr eine Strecke

entgegengeritten, und kurz vor dem Thore der Stadt erwartete sie Pfalzgraf Richard von Simmern, sein Sohn Casimir und ein zahlreiches Gefolge von Rittern und Herren.

Unter dem Schmettern zahlreicher Trompeter bewegte sich der Zug durch die Stadt unter dem Jubel des Volkes. Am Thore des Schlosses empfing sie in reiche Gewänder gekleidet der Churfürst, von seinen Brüdern und übrigen Söhnen umgeben. Schon am folgenden Tage vollzog der Hofprediger Dathen die Trauung in der heiligen Geistkirche. Der Zug war überaus glänzend und die darauf folgende Tafel auf dem Schlosse war von den Anspacher Köchen mit köstlichen Speisen und sinnreichen Schaugerichten auf das herrlichste hergerichtet. Nach dem Festmahl war eine Maskerade, Ringelrennen, Fußturnier und Tanz. Zwei Tage lang währten die Festlichkeiten. Für den dritten Tag hatte aber Friedrich „seine lieben Professoren von der Universität" und den Stadt-

rath von Heidelberg zum Mahle geladen. Am 26. gegen Abend wurde dem Rector durch den Marschall angezeigt, es sei der Wille seines allergnädigsten Herrn und Churfürsten, daß alle Professoren nächsten Morgen auf dem Schlosse frühstückten und zwar gegen 11 Uhr. Der Rector versammelte sogleich durch die Pedellen den Senat, theilte ihm die Einladung mit und wünschte zu wissen, ob man dem Churfürsten ein Hochzeitsgeschenk überreichen solle, ferner, wo man sich vereinigen wolle, um mit einander gemeinsam auf das Schloß zu gehen.

Da gab es denn mancherlei Berathungen, hin und her, und man einigte sich über den Punkt des Hochzeitsgeschenkes dahin, daß, weil der Churfürst sie weder zur Hochzeitfeier selbst eingeladen, noch aber sie um eines Geschenkes willen eingeladen habe, so erachte man ein Geschenk nicht am Orte. Einige waren indeß doch der Meinung, daß dies schicklich und erforderlich, wurden aber überstimmt. Sodann wurde verabredet, daß man sich gegen zehn Uhr Morgens bei der Linde, in der Nähe des Archivs zum gemeinsamen Aufzuge zum Schlosse versammeln wolle.

Alle erschienen in ihren Amtstalaren um die verabredete Zeit bei der Linde und zogen, je nach Stellung, Würden und Alter feierlich zum Schlosse hinauf in frohem Muthe, aber ernster, würdiger Haltung. Als sie sich aber der Schloßpforte naheten, erschien auch der Schultheiß der Stadt mit seinen Räthen.

Ach, wie erschraken und entsetzten sich aber die gelehrten Herren, als diese ein Geschenk trugen, und zwar ein recht schönes und kostbares, und sie, die gewichtigen Stützen der Gelahrtheit aller Facultäten, hatten keins! Das war gallenbitter, sich vom Bürgerstande überholt, übertroffen zu sehen an Manier und Höflichkeit! Aber was war zu thun? Man konnte jetzt ja doch keins mehr kaufen, die Zeit war zu kurz. Eine allgemeine Verlegenheit riß ein und die, welche für ein Geschenk gestimmt, pochten jetzt auf, und thaten sich auf ihr besseres Verständniß dessen, was schicklich und anständig, ein Erkleckliches zu gute. Eine Weile hatten die Herren de-

battirt, gestritten, sich mit Vorwürfen bedacht und im Gefühle, einen dummen Streich gemacht zu haben, und im Aerger über den Stadtrath, trat man endlich verstimmt und ärgerlich den weiteren Weg an. Sie hatten im Vorsaale noch eine Stunde Zeit und da ging halblaut der Hader wieder los und der Zorn brach in Redensarten aus.

Das Erscheinen des Marschalls glättete die empörten Wogen. Er befahl, daß man in ein nahes Gemach steigen sollte, durch welches das churfürstliche Paar zur Tafel gehen werde. Dort wurden die Herren in eine Reihe aufgestellt und bald darauf trat der Churfürst in die Mitte des Gemaches und begrüßte den Rector und dann der Reihe nach alle Uebrigen mit einem Handschlag. Mittlerweile trat denn auch die Frau Churfürstin mit ihren Frauen ein und stellte sich den Herren gegenüber auf. Der Churfürst führte den Rector zu ihr; er gratulirte ihr im Namen der Universität in zierlichen Worten und darauf reichte jeder der Herren der Frau Churfürstin die Hand. Der frühere Aerger war vergessen bei solcher Huld; aber da kam der Schultheiß an die Reihe und der brachte sein Geschenk dar, und — es wurde sehr huldreich aufgenommen. Da brach der Aerger wieder in alle Herzen ein und fraß daran wie ein Geier. Nur das kostbare Frühstück tröstete sie und der gemeinsame, nun einstimmige Beschluß: durch ein kostbareres Geschenk den Stadtrath nachträglich zu übertreffen, gab endlich Trost. Gleich nach der Rückkehr vom Frühstücke wurden zwei gleiche silberne, inwendig vergoldete Becher zu dem für jene Zeit ungeheuern Preis von 112 Goldgulden gekauft, und da die geehrten Herren wiederum zum Abendessen an demselben Tage geladen waren, kurz vor demselben überreicht mit einer herrlichen Anrede des Rectors. Sie wurden gnädig angenommen und nun erst schmeckte die überaus köstliche Mahlzeit und der herrliche Malvasier über die Maßen gut, da die Herren sich endlich aus der Klemme gezogen, in der sie am Morgen so abscheulich gesteckt durch den Stadtrath, der aber nun großartig überwunden war.

15. Die letzten Stunden des „großen Churfürsten" Friedrich Wilhelm von Brandenburg.

Dieser edle Fürst, der den Namen des „großen Churfürsten", den ihm die Geschichte gab, so wohl verdiente, hatte in den letzten Stunden seines irdischen Daseins schwer zu leiden. Es war am 27. April 1688, zwei Tage vor seinem seligen Ende, welches er mit Macht nahen fühlte, da ließ er sich in den großen Audienzsaal tragen, wohin er den Kronprinzen, die Minister und seinen ganzen Staatsrath hatte bitten lassen.

Alle umstanden mit der schmerzlichsten Theilnahme das Lager des trefflichen Menschen und Fürsten, und in aller Augen konnte man die Liebe und die Trauer lesen, die sie für ihn empfanden. Er richtete sich auf und sagte mit einer so festen Stimme, daß man kaum an ein so nahes Ende hätte denken sollen: Er habe sie alle noch einmal, wie so oft, um sich versammeln wollen, weil er fühle, wie das Leben tropfenweise verrinne und seine Kräfte schnell dahin sänken. Es liege ihm, fuhr er fort, am Herzen, von ihnen allen einen feierlichen Abschied zu nehmen. Hierauf wandte er sich an den Churprinzen, und sagte zu ihm, die Hülfe und der Segen Gottes sei durch sein ganzes Leben mit ihm gewesen und Gottes Gnade verdanke er es alleine, daß seine

lange Regierung bei allen Kriegen und Widerwärtigkeiten doch eine glückliche gewesen sei. Hierauf ermahnte er ihn, mit Vorsicht und Weisheit zu regieren, den erworbenen Ruhm des brandenburgischen Hauses zu behaupten und sich bei seinen Unternehmungen guter und getreuer Räthe zu bedienen.

Zu den Staatsräthen sich wieder wendend, dankte er ihnen für die treuen Dienste, welche sie ihm geleistet und ermahnte sie, gleiche Liebe und Treue auch seinem Nachfolger zu beweisen. Er bedauere nur bei den bösen Zeiten, die er gehabt, daß er seinen Unterthanen die Last nicht immer habe so erleichtern können, wie er es gewünscht habe. Während der Churfürst, selbst bewegt, also sprach, waren Aller Augen mit Thränen gefüllt, und als er seine Worte beendet, trat, tiefergriffen, der berühmte Herzog Friedrich von Schomberg vor den Churfürsten hin und gelobte ihm und seinem Hause unverbrüchliche Treue. Alle Uebrigen folgten seinem Beispiele.

Auf den Churfürsten, wie auf jeden Einzelnen, machte dieser wahrhaft ergreifende Auftritt, wo in der Nähe des Todes jeder Schein verblich, einen gewaltigen Eindruck. Man vernahm nur ein allgemeines Schluchzen.

Noch einmal sagte er ihnen ein tiefgefühltes Lebewohl und ließ sich dann, da er nicht mehr zu gehen vermochte, in sein Kabinet tragen. Sie hatten ihn Alle zum letzten Male gesehen, und diese Stunde blieb Allen unvergeßlich.

Als er wieder auf seinem Ruhebette lag, ließ er den Erbprinzen noch einmal rufen. Sein Herz war voll heiliger Empfindungen und des Gedankens an das nahe Scheiden.

Kniee nieder, mein theurer Sohn, sagte er mit tiefer Rührung. Ich will dich segnen, daß mein ganzer voller Segen auf dir ruhe. Und mit zum Himmel gerichteten Augen legte er seine Rechte auf das Haupt des geliebten Sohnes und segnete ihn betend aus der Fülle seines treuen Vaterherzens.

Und als er die Hand von seinem Haupte wegzog und der bis in's Innerste erschütterte Prinz aufstand, nahm er seine Hand und ertheilte ihm die frommsten Ermahnungen. Ich habe genug gelebt, schloß er dann, um bereit zu sein,

alles Irdische zu verlassen. Gott hat mich mit Wohlthaten überschüttet und es ist daher nichts billiger, als daß ich meinen Geist in die Hand Gottes gebe, von dem er gekommen ist. In Thränen aufgelöst verließ ihn der Prinz und er sank betend auf seine Kissen zurück.

Bald darauf traten seine beiden Hofprediger: Johannes Berg und Christian Koch an sein Schmerzenslager. Ach, sagte er zu ihnen, ich habe einen guten Kampf gekämpft und Glauben gehalten, ich hoffe, daß mir hinfort beigelegt werde die Krone der Gerechtigkeit.

Die ganze ihm noch zugelegte Zeit widmete er, so viel ihm seine schwindenden Kräfte gestatteten, den Betrachtungen und Unterredungen mit seinen Hofpredigern über himmlische Dinge. Die beiden Hofprediger warfen sich auf die Kniee um mit ihm zu beten. Alle seine Kinder ließ er nun um sein Bette niederknieen, ermahnte sie, Gott vor Augen zu haben und der Religion treu zu bleiben, und segnete dann, betend zum Herrn, jedes einzelne.

Ergreifend für Alle, die zugegen waren, zeigten sich diese Ergüsse eines an Liebe reichen Vaterherzens. Mit einem unaussprechlichen Ausdrucke ruhten seine Blicke auf seinen Lieblingen, und sie zu verlassen, preßte ihm tiefe Seufzer, heiße Thränen aus. Mit großer Kraft und Selbstüberwindung verbarg er den Seinen die mächtigen Schmerzen, die er litt, um ihren Kummer nicht zu vermehren. Er selbst wiederholte häufig Aussprüche der heiligen Schrift, um sich in der Ertragung seiner schweren Leiden zu stärken. Es war bewundernswürdig, daß ihm in diesen Schmerzensstunden eine solche Fülle der herrlichsten Bibelstellen gegenwärtig waren, und dies legte Zeugniß dafür ab, wie nachhaltig und eifrig der herzensfromme Fürst in den Tagen seines Lebens sich mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigt hatte. Das waren die deutlichen Früchte dieser Beschäftigung, die nun eine Fülle des Segens für den Schwergeprüften darboten und einen Reichthum inneren Friedens in seine Seele ausgossen.

Die bei ihm wachenden Aerzte und Hofbedienten hörten

ihn beim anbrechenden Tage des 29. Aprils, welcher der Tag seines Todes war, laut beten um Segen für sein Haus und um ein seliges Ende. So war er es gewohnt in seinen kräftigen, gesunden Tagen, so übte er es in der Stunde, da seine Auflösung mit raschen Schritten nahte und er sich ihrer klaren Geistes gewiß war. Keine peinigende Furcht vor dem Tode berührte ihn. Sein Glaube war die Macht, durch welche er die Schrecken des Todes besiegte.

Seit dem Erwachen des jungen Tages nahmen seine Kräfte außerordentlich schnell ab.

Die Liebe versammelte seine ganze Familie um sein Sterbebette und man sah es seinen Zügen an, man vernahm es aus einzelnen Aeußerungen, welch ein wohlthuendes Gefühl dies für ihn hervorbrachte. Innig ermahnte er sie noch einmal, Gottes Wege zu gehen, und treu zu stehen auf dem Grunde des Glaubens und zu halten an dem, der uns in Liebe ergriffen habe und selig machen wolle, und die Glaubensinnigkeit seiner Seele spiegelte sich in jedem seiner Worte. Darauf segnete er noch einmal seine um sein Sterbebett knieenden Kinder.

Es war, als könne er seiner Vaterliebe nicht genug thun im Segnen derer, die er so inniglich liebte. Als dies geschehen war, sagte er mit einem seligen Lächeln: Ich komme mir jetzt nicht anders vor, als wie der Erzvater Jakob, da er seine Kinder segnete.

Dann tröstete er sie wieder, als sie laut weinten, und versicherte sie, auch wenn er scheide, werde Gott mit ihnen sein, und mit anderen, tiefgefühlten Worten gläubiger felsenfester Zuversicht.

Indessen wurde er immer schwächer. Die Erquickungen, das Anwaschen mit kräftigen, belebenden Essenzen bewirkte nichts mehr. Die Gesichtszüge nahmen jenen unverkennbaren, scharfen, zuspitzenden Ausdruck der Nähe des Todes immer mehr an und sagten den Anwesenden, daß die Stunde nahe sei, wo sein Geist die irdische, einst so kräftige Hülle verlassen werde.

Immer öfter wiederholte er laut und vernehmlich die Worte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Und mit diesem belebenden Glaubensworte auf den Lippen schlief er sanft um die zehnte Morgenstunde ein, indem er sich selbst noch mit den zitternden Händen die Augen zugedrückt hatte. —

Es wurde stille im Gemache. Man vernahm nur das leise Weinen derer, die um sein Sterbebette knieeten, und jedem Herzen drängte sich der Gedanke auf, der Friede eines gottseligen Todes sei über ihn gekommen. Und so war es.

Auf seinen Zügen ruhte ein friedliches Lächeln; keine Spur eines Kampfes war sichtbar. Seine Seele war im Frieden hinüber gegangen.

Beide Hofprediger, die zuerst sein Ende bemerkten, sprachen mit einem Munde, laut, tiefgefühlt und feierlich: „Unsre Seele sterbe den Tod dieses Gerechten!

Druck von Mahlau & Waldschmidt in Frankfurt a. M.

Zur Erzählung

SAAT UND ERNDTE.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1870.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Holzschnitt)	1
2.	Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1869. (Mit Holzschnitt)	23
3.	Saat und Ernte. (Mit 24 Holzschnitten)	32
4.	Zufall? (Mit 4 Holzschnitten)	149
5.	Eine Anekdote	166
6.	Räthsel. (Mit Holzschnitt)	167
7.	Altes Gold. (Mit Holzschnitt)	168
8.	Eine Hand wäscht die andere. (Mit 2 Holzschnitten)	171
9.	Zwei Züge aus Niebuhr's Leben. (Mit Holzschnitt)	177
10.	Zwei Anekdoten aus der Zeit der Befreiungskriege. (Mit Holzschnitt)	180
11.	Von der Heimath verschiedener Nähr- und Nutzpflanzen und Bäume, von denen Viele meinen, sie seien bei uns zu Hause	183
12.	Schlußwort	206

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

An meine lieben Leſer!

Zum fünfundzwanzigſten Male tritt heute der Spinnſtubenſchreiber in Eure Mitte und begrüßt Euch wieder mit dem ſchönen Gruße da oben, mit welchem er von jeher zu Euch gekommen iſt.

Daß ich ihn aber heute mit beſonders bewegtem Herzen dahin geſchrieben habe, und mehr als je ſeinen reichen köſtlichen Inhalt im eigenen Herzen empfinde, wer müßte das nicht verſtehen und natürlich finden?

Fünfundzwanzig Jahre liegen ja jetzt hinter mir ſeit jenem Tage, da ich zum erſten Male dies Büchlein für Euch ausgehen ließ. Fünfundzwanzig Jahre, welch eine lange Zeit! Wie muß ſich da jetzt beim Rückblicke auf dieſelbe meine Seele vor allen Dingen voll innigen Dankes hinaufheben zu dem

treuen Herrn, der mir während dieser langen Jahre Kraft und Gesundheit geschenkt hat, daß ich Jahr um Jahr ohne alle Unterbrechung solch ein Büchlein für Euch schreiben konnte! Wie muß ich bei solchem Rückblicke dankend und anbetend mit dem frommen Samuel ausrufen: „Bis hierher hat der Herr geholfen!" Wie muß ich dann auch heute in den überwältigenden Erinnerungen, welche in mir wach werden, einen gnadenreichen Gruß von meinem Gotte vernehmen, den ernsten liebevollen Zuruf: „Vergiß meiner nicht, der so viel an dir gethan hat; vergiß meiner nicht und halte fest an mir immerdar!"

Und wenn ich dann so auf die lange Reihe von Jahrgängen der Spinnstube hinsehe, die da vor mir auf dem Büchergestelle stehen und mit ihren in goldener Schrift gedruckten Jahreszahlen eine stille und doch gar laute Predigt an mich halten von der Gnade Gottes, die sich wie ein goldener Faden durch all' diese Jahre meines Lebens hindurchschlingt, könnte mir denn da der Gedanke ferne bleiben und die geheime Frage: wird mir denn der gnädige Gott vergönnen, diese Reihe von Jahrgängen noch um etliche zu vermehren — oder wird er vielleicht schon bald mir zurufen: Bis hierher und nicht weiter!? Und gewiß, solchen Gedanken und Fragen soll und darf ja ein Christenherz nicht auszuweichen suchen, wann und wo sie ihm nahe treten. Denn wer den Herrn Jesum Christum nicht nur Andern so oft zum Troste gewünscht, sondern auch sich selbst zum Troste, zum einigen Troste im Leben und im Sterben erwählt hat, dem können ja solche Gedanken und Fragen das Herz nicht schwer und bange machen; der spricht vielmehr im Aufblicke zu seinem treuen Heilande getrost und freudig: Nun, wie Er will; in seine Hände befehle ich mich mit Leib und Seele, im Leben und im Sterben.

Ihr nehmt's mir gewiß nicht übel, liebe, alte Freunde, daß ich heute hier vor Euch zuerst das ausspreche, was mir beim Schreiben des fünfundzwanzigsten Jahrganges dieses Büchleins von freudigen und ernsten Gedanken durch's Herz geht. Es hat ja vielleicht der Eine oder Andere unter Euch

ähnliche Gedanken, wenn er dies Büchlein in die Hand kriegt und schon an seiner ganzen äußeren Erscheinung wahrnimmt, daß diesmal mit der Spinnstube etwas Besonderes los ist, und wenn er dann auf dem Titelblatte liest: „Fünfundzwanzigster Jahrgang". Sollte das aber auch nicht der Fall sein, so darf ich Euch ja doch als alte gute Freunde betrachten und mir darum auch das Freundesrecht nehmen, vor Euch zu sprechen, wie mir's um's Herz ist. Also nichts für ungut!

Ueber dem Freundesrechte will ich aber auch die Freundespflicht nicht vergessen, die sich mir jetzt unabweisbar auf's Herz legt. Und welche könnte es anders sein, als die, Euch zu danken aus warmer, voller Seele für die treue Freundschaft und Anhänglichkeit, die Ihr während der langen Reihe von Jahren diesem meinem Büchlein, und damit auch mir, bewiesen habt.

Wenn ich so zurückdenke heute an jene Tage, da ich zum ersten Male die Spinnstube unter Euch ausgehen ließ, wie kommen mir da so lebhaft die bangen Sorgen wieder in Erinnerung, die mich damals erfüllten! — Wird das Büchlein denn auch Leser finden, welche es mit Liebe und Nachsicht aufnehmen? Wird es ihm gelingen, sich da einzubürgern, wohin sein Titel es weisen möchte: in die traulichen Spinnstuben der Winterabende und an die Herzen der schlichten, einfachen Menschen, welche sich da zusammenfinden zu fleißiger Arbeit und gemüthlicher Unterhaltung? Wird in ihm die Sprache getroffen sein, in welcher man zu diesen Herzen reden muß, wenn das, was geredet wird, auch zu Herzen gehen und in den Herzen etwas wirken soll? — Seht, meine lieben Freunde, das waren damals die Sorgen und Fragen, mit welchen ich zagend, wie man um ein liebes Kind zagt, das man zum ersten Male hinaus in die große Welt schickt, die Spinnstube zum ersten Male ihren Gang in die Welt antreten ließ.

Nun Gottlob, sie waren vergeblich diese bangen Sorgen! Denn Ihr habt das Büchlein von vornherein mit Liebe aufgenommen, und je öfter es kam, desto mehr wuchs die Zahl

Derer, die nach ihm fragten und ihm bei sich ein Plätzchen vergönnten. Und wenn ich, wie ich es wohl gerne thun möchte, wenn's möglich wäre, einen Rundgang bei Euch halten und Euch nach einander mit einem herzlichen Händedruck begrüßen wollte, ich bin gewiß, daß ich bei Manchem von Euch oben auf dem Ofenbrette oder im Schränkchen alle die vierundzwanzig Jahrgänge der Spinnstube bei einander fände, etwas zerlesen vielleicht, aber doch mit Sorgfalt gesammelt und aufgehoben. Hab' ich Recht?

Da könnte ich denn am Ende stolz werden und denken, die Spinnstube habe es auch wohl verdient, daß es ihr so ergehe. Solcher Stolz ist ja ohnehin eine gar gefährliche Klippe für das Herz eines Bücherschreibers, und gar Mancher von dieser großen Zunft ist schon aus lauter Stolz und Eitelkeit auf seine Bücher zum Narren geworden, der die Nase nun gewaltig hoch trug und sich Wunders was zu sein dünkte. Davor aber behüte mich der liebe Gott und lasse mich's niemals vergessen, daß es ja allein seine Gabe ist, wenn es mir gelingt, so zu schreiben, wie es Euch zusagt und wie es Euch frommt! Ihm will ich's danken von ganzem Herzen. Aber daneben auch Euch herzlichen Dank, liebe Leser, die Ihr trotz mancher Schwächen und Gebrechen daran, die ich mir selber nie verhehlt habe und verhehlen konnte, doch Jahr um Jahr die Spinnstube mit Liebe aufgenommen habt, und zwar darum, weil ihr merktet, daß es der Spinnstubenschreiber gut mit Euch meinte und darauf bedacht wäre, Euch nicht etwa blos einen flüchtigen Zeitvertreib für die langen Winterabende zu schaffen, sondern Euch auch manche goldene Lehre, manche ernste Mahnung für Herz und Haus, für Zeit und Ewigkeit zuzurufen.

Und damit habt Ihr denn auch auf's Haar die Gedanken errathen, die mich jedesmal leiteten, so oft ich mich an die Arbeit für die Spinnstube setzte. Aber daß Ihr sie errathen habt und daß Ihr darum auch so getreulich bei der Spinnstube ausgehalten und sie nicht gleich abbestellt habt, wenn Euch auch einmal ein Jahrgang weniger gefiel, oder wenn Ihr etwas darin fandet, was Euch ein Bischen sauer ein-

ging, obwohl es doch zu Eurem wahren Beſten geredet war: dafür danke ich Euch auf das Wärmſte und darf denn ja auch wohl die Bitte hinzufügen, daß Ihr auch für die Zukunft der Spinnſtube und mir Eure treue Liebe bewahren wollet, ſo lange mir noch der Herr vergönnt, ſie für Euch zu ſchreiben. Und der Gedanke, daß Ihr mir in Liebe und Treue abnehmt, was ich aus treuem, liebevollem Herzen Euch ſchreibe, der wird mir die Arbeit nicht wenig verſüßen und mich ja wohl auch mit Gottes Hülfe das Rechte für Euch finden laſſen. Gott walt's!

Damit wäre es nun eigentlich genug zur Einleitung und ich könnte in gewohnter Weiſe gleich wieder anfangen wie gewöhnlich.

Allein die Spinnſtube feiert ja mit dieſem Jahrgange ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Da meine ich denn, ich dürfte dieſe Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, ohne einmal ein wenig Rückſchau zu halten auf das, was ich Euch nach alter Gewohnheit in den Vorworten zur Spinnſtube bis jetzt an's Herz gelegt habe, und ohne Euch zu fragen, ob denn die ernſten Mahnungen dieſer Vorworte auch nicht ganz fruchtlos geblieben ſind, ob ſie in Euren Herzen Eingang, in Eurem Leben Befolgung gefunden haben. — Und was für eine köſtliche Jubiläumsfreude ſollte es für mich ſein, wenn ich erfahren dürfte, daß meine ernſten wohlgemeinten Worte hier und da wirklich etwas gewirkt, hier und da wirklich eine Aenderung zum Beſſern zuwege gebracht hätten in einem Herzen, oder in einem Hauſe, oder gar in einer ganzen Gemeinde!

Da hatt' ich denn im Jahre 1854 zuerſt einmal an die Sonntagsheiligung erinnert, und ich habe damals ſo hinten herum gehört, daß dieſe Erinnerung manch Einem etwas ärgerlich geweſen ſei, weil er ſich und ſeine Haushaltung, wie ſie am Sonntage ausſieht, in meinen Worten ſo genau abconterfeit gefunden habe. Hab' mich denn darüber von Herzen gefreut; aber freilich nicht darum, weil es mir überhaupt Freude machte, Jemand zu ärgern (das wäre ja unchriſtlich geweſen!), ſondern vielmehr darum, weil ich mir ſagen durfte: nun, wo's trifft, da wirkt's auch vielleicht.

Aber hat's denn auch in der That gewirkt? Sind heutzutage seltener mehr am lieben Sonntagmorgen jene Gestalten zu sehen, die der Künstler, welcher damals noch die Bilder zur Spinnstube machte und welchem ich auch heute einen herzlichen, dankbaren Gruß widmen will, auf Seite 3, 4 und 5 so recht aus dem Leben heraus hingezeichnet hat zur Beschämung für gar Viele? Ich meine den mit dem Büchsenranzen, der in die Stadt geht, seine Geschäfte zu besorgen und darum für Gott und Gottes Wort keine Zeit hat; oder auch den Dicken mit Weib und Kindern, der auf die Kirmeß geht und über den Gedanken an die vollen Schüsseln und Krüge, die dort seiner warten, es ganz vergißt, daß bei der Kirchmesse oder Kirchweihe ja doch die Kirche, nach welcher sich der festliche Tag nennt, wohl am ersten sollte bedacht und besucht werden; oder den Alten, der dort im Wollwamms und mit der Zipfelmütze auf seine Aecker schlendert, sie zu besehen und dabei weder von der Lerche etwas lernen will, die er so gerade auf zum Himmel steigen sieht, um mit Jubelliedern ihren Herrn und Schöpfer zu preisen, noch auch von seiner eigenen Zipfelmütze, die so kerzengrade nach oben weist und mit dem Klunker oben dran fortwährend ihm über dem Kopfe läutet; oder den mit der Leiter, der Zwetschen brechen geht, um noch eine gute Sonntagsspeise zu bekommen, der aber die beste Sonntagsspeise stehen läßt, zu der die Glocken ihn so dringend laden, das heilige Wort Gottes; oder endlich den im Kittel mit dem Bündel am Stocke, der heute an seinem Sabbathe zum Juden geht, weil er dem an seinem Sabbathe nicht kommen darf.

Ja, sind sie in der That seltener geworden die Gestalten solcher Sabbathschänder, weil sich vielleicht Mancher an einem der Bildchen schämen gelernt und an den ernsten Worten, mit denen ich aus treuem, wohlmeinenden Herzen damals die Bildchen begleitet habe, sich eine wirksame Mahnung abgenommen hat? — Wie wollte ich mich freuen und dem Herrn danken, wenn es so wäre!

Denn das ist ganz gewiß, daß all' die Schäden und Gebrechen, daran unser Volksleben so krank ist, wesentlich

mit daher kommen, daß unser Volk seinen Sonntag verloren, daß es verlernt hat, den Tag des Herrn zu heiligen. Darum dieses ruhe- und rastlose Rennen nach Geld und Gut, nach Lust und Genuß, das jetzt bei Hunderttausenden den ganzen Inhalt ihres Lebens ausmacht, und das ja nimmer ausbleiben kann, wo man nicht mehr durch den Sonntag und seine Feier sich daran mahnen läßt, daß die besten und köstlichsten Güter, die höchste und seligste Freude allein bei dem Herrn zu suchen und zu finden sind. — Darum diese beklagenswerthe Lockerung, ja Auflösung der heiligsten Bande, die das Menschenleben zusammenhalten sollen; darum diese jämmerliche Zerrüttung und Verstörung aller menschlichen und göttlichen Ordnung, welche so vielfach zu Tage tritt, weil man nicht mehr sich beugen will unter Gottes Wort und das zur einzigen Regel und Richtschnur nehmen. — Darum dieser entsetzliche Unfriede in den Häusern und in den Herzen, weil man keinen Sonntag mehr hat und haben will, der das Licht von oben, den Frieden Gottes in die unruhigen, irdisch gesinnten Herzen hineinstrahlen, der mit seinen himmlischen Tröstungen und Mahnungen besänftigendes Oel auf die ungestümen Wogen des Herzens gießen könnte! Sonntagsfeier, Wochensegen — Sonntagsschändung, Wochenfluch!

O merkt's, liebe Freunde! Merkt's allzumal! Und wenn Ihr heute beim Lesen dieser Worte gedenken müßt, wie sehr es bei Euch noch fehlt an einer rechten Sonntagsfeier und darum auch an dem rechten Wochensegen in Eurem Herzen, in Euren Häusern und bei Eurer Arbeit, so greift flugs noch einmal nach der Spinnstube von 1854, wenn sie Euch zur Hand ist, und leset jetzt, wo Ihr älter und so viel reicher an Erfahrung seid, noch einmal das nach, was ich Euch dort über die Heiligung des Sonntages gesagt hatte. Und habt Ihr's damals, als Ihr's zum ersten Male laset, vielleicht in den Wind geschlagen und nicht geachtet, macht es nicht jetzt wieder so damit und Gott segne es Euch!

Aber vergeßt es doch auch nicht, daß bei einem rechten Christenmenschen nicht blos der Sonntag, sondern daß auch jeder Wochentag ein Tag des Herrn sein soll, ein Tag

nämlich, an welchem er dem Herrn dient, und im Namen des Herrn, im gläubigen, betenden Aufblicke zu ihm sein Tagewerk verrichtet. Denn sehet, nur wenn es so bei ihm ist, kann auch der Sonntag im rechten vollen Sinne des Wortes ein Tag des Herrn für ihn werden. Oder geht das wohl an, daß das Herz in der Woche nur an die Arbeit denkt und um das Zeitliche sich sorgt, dann aber auf einmal am Sonntage von allen irdischen Gedanken sich losmacht und, wie es ja doch an diesem Tage sein sollte, nur an das Ewige denkt und seinem Gotte sich zuwendet? — Nein, war in der Woche das Herz nur und allein von irdischem Sinne und weltlichen Gedanken erfüllt, so kommen ihm am Sonntage nicht so auf einmal lauter himmlische Gedanken gleichsam angeflogen. Die irdischen Gedanken und Sorgen gehen dann auch mit in den lieben Sonntag hinein, gehen mit in die Kirche hinein, und es wird solch einem Herzen unendlich schwer, sich nur soweit davon loszumachen, daß es überhaupt zu einem rechten ernsten Gedanken an den Herrn und an sein Seelenheil bei ihm kommt.

Drum hab' ich mir ja angelegen sein lassen, Anno 1855 Euch zu ermahnen, daß Ihr auch die Wochentage als Tage des Herrn achten und feiern, daß Ihr keinen derselben kommen und gehen lassen möchtet, ohne ihn zu beginnen und zu schließen mit betendem Aufblick zu dem Herrn und mit Erhebung der Herzen zu ihm und seinem heiligen Worte. Haltet wieder Eure Hausandacht, hab' ich Euch da zugerufen, so wie es Eure frommen Vorfahren gethan haben! Setzt Euch hinweg über das Spotten und Nasenrümpfen der Neumodischen, die solch fromme Sitte verhöhnen als Etwas, was heutzutage kein vernünftiger, aufgeklärter Mensch mehr thue! Der Hauswater als des Hauses Priester nehme, an jedem Morgen unfehlbar, aber auch an jedem Abende, wenn's irgend möglich ist, seine kleine Hausgemeinde zusammen und lese mit ihnen Gottes Wort, bete den Morgen- und Abendsegen und heilige so jeden Tag und jede Nacht mit dem Wahlspruche: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!"

Und wie hat ja der Zeichner diesen meinen mahnenden

Zurufen wieder so wacker unter die Arme gegriffen mit dem schönen Bildchen auf Seite 3 des genannten Jahrganges, das es so recht lieblich vor Augen stellt, wie's in einem Christenhause sein soll! Der Vater sitzt am Tische mit der Bibel vor sich, ihm gegenüber die Mutter mit dem Nestbäckchen! und zwischen Beiden, wie Oelzweige um den Tisch herum, stehen die Kinder mit fromm gefalteten Händchen. Wie andächtig hört Alles auf die heiligen Worte, die der Vater liest! Selbst der kleine Herr auf dem Stuhle, den das ältere Schwesterchen sorgsam hütet, sieht nicht, wie man erwarten sollte, nach der dampfenden Suppenschüssel auf dem Tische, sondern auf den betenden Vater und hebt die zusammengelegten Händchen so hoch empor, als könne er es kaum abwarten, bis er mit seinem kindlichen: „Hilf Gott allezeit!" die Andacht beschließen darf.

Nun, was meint Ihr, wie mag da jetzt die Suppe schmecken, nachdem die Herzen sich erst recht gelabt haben am Brode des Lebens? Wie ganz anders, als da, wo man statt mit frommem Gebete mit Zanken und Fluchen sich an den Tisch setzt! und wie mag da jetzt die Arbeit flecken mit den Händen, die erst durch Beten sich geheiligt haben, und mit den Herzen, die da fröhlich geworden sind in ihrem Gotte? Wie ganz anders, als da, wo man verdrossen und unmuthig an das schwere Tagewerk geht, weil man nicht zuvor aus Gottes Wort gelernt hat, daß auch die ehrliche treue Arbeit ein Gottesdienst ist, dem der Gnadenlohn nicht ausbleibt!

Wie sieht's denn nun aber in deinem Hause aus, lieber Freund? Findet sich da auch jeden Morgen und jeden Abend das Gegenstück zu dem schönen Bildchen dort? — Oder solltest du auch Einer von den Neumodischen sein, die für solch ein Bildchen nur ein mitleidiges Achselzucken haben? O dann hüte dich, daß nicht deine neue Mode dich endlich dahin bringt, wohin nach uralter Mode alle Verächter des Herrn und seines Wortes kommen! Den Ort kennst du ja, nicht wahr? Dein Gewissen wird ihn dir schon nennen. Oder sollte es schweigen, so sieh nur einmal nach Mathäi 13, 42, falls du nämlich eine Bibel in deinem neumodischen Hause

hast. Gott behüte dich vor diesem Ort, und drücke dir das alte schöne Sprüchlein recht in's Herz hinein:

„Mit Gott an's Werk, gibt Lust und Stärk',
Mit Gott zur Ruh', schließt sanft die Augen zu!"

Und Letzteres nicht nur am Tagesabend, sondern auch am Lebensabend. Merkt's!

Nur da, wo es so in einem Hause gehalten wird alle Tage, kann ja auch das recht gedeihen, wovon Euch das Vorwort von Anno 1856 ein ernstes Wörtchen geredet hat, die Kinderzucht, und was ich Euch weiter Anno 1857 zum Eingange vor Augen hielt, ein stilles, friedliches und darum glückliches Familienleben.

Denn eine rechte, gedeihliche Kinderzucht kann nur die sein, wenn die Kinder, wie der Apostel ermahnt, auferzogen werden in der Zucht und Vermahnung zu dem Herrn. Wie ist das aber möglich in einem Hause, wo man den Herrn und sein Wort verachtet, wo darum auch kein Friede, kein Gebet, keine Sonntagsfeier, in Summa keine Spur von Gottesfurcht sich findet? Mit Zurechtweisungen und Ermahnungen, und, wo die nichts helfen, mit der Ruthe, zieht man wohl den äußeren Menschen, aber nimmer den inwendigen. Für dessen Erziehung taugt nur Gottes Wort und Gebet, überhaupt eine fromme, gottesfürchtige Luft, möchte ich sagen, die das ganze Hauswesen durchweht und so für die Kinder von Jugend auf die rechte Lebensluft wird. Hab' da kürzlich einen gar köstlichen Spruch gelesen, den ich Anno 1856 noch nicht kannte, und den ich jetzt nachträglich für solche Eltern hierher setzen will, die in ihrem lieben Unverstande glauben, eine wahrhaft christliche Erziehung müsse es dahin bringen, daß die Kinder schon in früher Jugend ernste, gläubige Christen wären und für gar nichts Anderes Lust und Sinn hätten als für Gottes Wort und Gebet. Man kann ja gewiß auch hier, wie überall, des Guten zu viel thun! Und zu verlangen, daß Kinder schon mit demselben Ernste und mit demselben Eifer das Wort Gottes treiben sollten, wie's den Erwachsenen zukommt, die da abgethan haben, was kindisch

iſt (1. Cor. 13, 11) — das iſt offenbar des Guten zu viel verlangt, das iſt nichts Anderes als Unverſtand, der dem Kindesalter keine Rechnung trägt. Solche Eltern mögen ſich wohl vorſehen, daß ſie ſich in ihren Kindern keine Heuchler erziehen, die, wenn ſie einmal der ernſten ſtrengen Zucht des Elternhauſes entwachſen ſind, Gebet und Gottes Wort ganz ſich aus dem Sinne ſchlagen, weil ſie damit daheim überſättigt worden ſind, und nun, wie man zu ſagen pflegt, hinten und vorn ausſchlagen. Nein, um Gottes willen, für das Kind keine Ueberſättigung mit geiſtlicher Speiſe! Drum ruft auch mein vorhin erwähnter Spruch gar ernſt jedem Vater- und Mutterherzen zu:

„Rede mehr zu Gott über deine Kinder, als zu deinen Kindern über Gott!“

Merk's, Elternherz! Bete alſo vor allen Dingen für deine Kinder, und nicht blos vor und mit ihnen! Dann wird deine Kinderzucht recht gedeihen; denn was du an ihrer Erziehung in deinem Unverſtande verfehlſt, wird der Herr auf dein Gebet wieder gut machen.

Und wie mit der Kinderzucht, ſo iſt's auch mit dem Familienleben. Das kann auch nur da gedeihen, und ein ſtilles, friedliches, geſegnetes werden, wo Gebet und Gottes Wort recht getrieben wird, wo der Hausſegen, von welchem ich anno 1863 zu Euch geredet habe, zur vollen ganzen Wahrheit geworden iſt:

Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen,
Wo Segen, da Gott,
Wo Gott, keine Noth!

Gebe Gott, Ihr lieben Freunde aus der Spinnſtube, daß Ihr das Alle ſelber bereits in Euren Häuſern erfahren habt, und, wenn meine wohlgemeinten Worte von damals ſollten geholfen haben, Euch auf die rechte Spur zu bringen, ſo will ich dem Herrn von ganzem Herzen danken und thut Ihr es auch!

Wenn Ihr nun die weiteren Jahrgänge der Spinnſtube

einmal wieder zur Hand nehmt, so werdet ihr finden, daß darin gerade diese beiden wichtigen Kapitel von der Kinderzucht und vom Familienleben und was drum und dran hängt, noch des Weiteren in den Vorworten besprochen sind. Und das mit gutem Grunde. Denn der Spinnstubenschreiber ist und bleibt der festen Ansicht, daß ein wirklicher Fortschritt zum Bessern in unserm deutschen Volksleben, wie ihn jedes wohlmeinende Herz wünschen muß, nur dann stattfinden kann, wenn es in diesen beiden Stücken besser wird, als es leider jetzt ist. Die Zukunft eines Volkes liegt ja in seinen Kindern, und deren Zukunft hat ihre Wurzeln im Hause, in der Familie.

Da hab' ich denn zunächst anno 1858 vor einem bösen, bösen Feinde beider gewarnt, der Kinderzucht wie des Familienlebens, nämlich vor der Putzsucht. Und wer weiß, ob nicht Mancher oder Manche, die damals vielleicht über meine Warnungen spotteten und über den altmodischen Spinnstubenschreiber heimlich lächelten oder gar laut schalten, weil er sich doch auch um Alles bekümmere, was ihn doch gar nichts angehe und wovon er als Mann nicht einmal etwas verstehe, wer weiß, sage ich, ob die nicht heute ganz anders denken und am Ende sagen: der Spinnstubenschreiber hat doch damals mit seinen Warnen Recht gehabt!? Sie sind seitdem bei der Erfahrung in die Lehre gegangen, die gewöhnlich ein gar harter und kostspieliger Lehrmeister ist und wohl ihnen, wenn sie bei diesem Lehrmeister nur gelernt haben, daß Einer, der es mit seinem Volke gut meint und sein wahres Bestes im Auge hat, wohl auch die Tracht, die Kleidung seines Volkes sich etwas angehen lassen darf und sogar muß!

Es ist ja freilich wahr, was so Manche einwenden, wenn auf dieses Kapitel die Rede kommt, daß im Grunde doch auf die Kleidung eines Menschen gar wenig ankommt. Ich gestehe es gerne zu, daß es kein jämmerlicheres, falscheres Sprüchwort geben kann, als das, welches heute so mancher putzsüchtigen Dirne und so manchem unternehmenden „Bekleidungskünstler" (merke: es ist ein Schneider!) als die höchste Wahrheit und Weisheit im Kopfe spukt, nämlich das:

„Kleider machen Leute". — Ist nur die Kleidung Jemandes sauber und ganz (denn von Einem, der äußerlich ein Schmutzfinke ist und nichts darnach fragt, ob ihm die Fetzen überall an seinen Kleidern herunterhängen, von dem wird's in hundert Fällen neunundneunzig Mal wahr sein, daß er auch innerlich ein Schmutzfinke ist in seinem Herzen und daß auch dieses gar manchen argen Riß und Schaden hat) — ist, wie gesagt, nur die Kleidung Jemandes sauber und ganz, auf den Stoff und Schnitt derselben kommt's ja doch gewiß nicht an. Es kann in langen tuchenen Hosen eben so gut ein tüchtiger Mann und rechter Christ umhergehen, wie in der birschledernen Kniehose der Alten; es kann unter dem blauen leinenen Kittel ebensowohl ein Spitzbubenherz schlagen, wie unter dem neumodischen Rocke.

Aber das ist doch unzweifelhaft wahr, daß die Sucht, mit schönen Kleidern zu prunken, eine Quelle des heillosesten Verderbens ist, und daß kaum ein schlimmerer Götzendienst gedacht werden kann, als der Götzendienst der Mode, wie er sich von Frankreich aus auch in deutschen Landen ausgebreitet hat und leider je länger je mehr in die entlegensten Dörfer seinen Weg findet. Item, es ist uns Deutschen aus Frankreich noch nie viel Gutes zugekommen. — Ich will gar nicht davon reden, wie unwürdig es des Menschen ist, seinen Leib, der doch ein Tempel des heiligen Geistes sein soll, zu einem bloßen Gestell zu machen, an welchem man schöne Kleider aufhängt. Und doch ist er ja kaum etwas anderes mehr bei den Mode-Narren und Närrinnen, wie sie zu Tausenden in der Welt herumlaufen, deren ganzes Sinnen und Denken darin aufgeht, jede neue Kleidermode, wo möglich, zuerst zu haben. Pfui, der Schande! Worin unterscheiden sich solche Menschen wohl noch viel von den Affen, die ja auch am fröhlichsten und glücklichsten sich fühlen, wenn sie irgend einen bunten Fetzen erwischen, den sie sich umhängen können?

Ich will nur fragen, ob das wohl eine rechte Kinderzucht ist, wenn verblendete Eltern schon von frühe an ihre Kinder zu solchen Putzäffchen machen und die Eitelkeit, die ja ohne-

hin in dem natürlichen Menschen so groß ist, noch so recht geflissentlich in ihnen nähren? — Wie denn, wenn nun mit den zunehmenden Jahren auch die Bedürfnisse der Kinder wachsen? Wie denn, wenn heute dieses, morgen jenes Kleidungsstück angeschafft werden soll, weil das kaum gekaufte solch elendes Modezeug war, das nur von eilf Uhr bis Mittag hielt, oder weil es schon wieder zu altmodisch ist, als daß es das liebe Töchterchen jetzt bei der neuesten Mode noch mit Ehren tragen könnte? Oder wenn der Herr Sohn, um nicht hinter seinen Kameraden zurückzustehen, heute eine baumelnde Uhrkette haben muß, morgen eine neue Mütze oder einen neuen Hut und übermorgen wieder etwas Anderes, was die allerneueste Mode jetzt ist und was schon Dieser oder Jener hat?

Halt einmal stille, Hausvater, und rechne nach, wo das hinaus will mit deinem Geldbeutel! Selbst ein Lump werden durch die Modelumpen deiner Kinder (vielleicht auch deiner Frau?), nun, nicht wahr?, das magst du doch nicht, und suchst drum dem Strome Einhalt zu thun, der dir einen sauer verdienten Thaler nach dem anderen aus dem Schränkchen wegschwemmt. Wie aber, wenn du den Strom nicht mehr zu dämmen vermöchtest, weil du ihn schon zu arg hast in deine vier Pfähle einreißen lassen? Wie, wenn es bei deinen verzogenen, eitlen Kindern nicht mehr bei schiefen Gesichtern und verweinten Augen bliebe, so du ihnen etwas abschlägst, sondern wenn sie nun hinter deinem Rücken auf allerlei Weise sich Geld zu machen suchten für ihre modische Bedürfnisse? — Nun, dann halt' die Augen offen über der Ehre deiner Tochter! Halte den Schlüssel zum Geldschränkchen, zum Speicher und Keller wohl in den Händen! Aber sage auch: Adje, Kindesliebe und Kindestreue! Adje, Hausfriede! Adje, Familienglück! O du armer Vater! O du arme Mutter! O du armes Haus!

Nein, nein, rufst du, so soll's bei mir gewiß nicht kommen! Da sieh denn aber bei Zeiten wohl zu und setze dem verderblichen Strome gleich von vorne herein einen mächtigen, unübersteiglichen Damm entgegen, daß er nicht in dein Haus

eindringen kann! Item, nimm die Spinnſtube von 1858 noch einmal zur Hand und lies das Vorwort.

Kannſt aber, wenn etwa gerade dieſe Jahrgänge zuſammengebunden ſind, auch gleich die 1859er Einleitung nochmals nachleſen. Denn die gibt dir auch noch Etwas zu bedenken, was du nicht in den Wind ſchlagen darfſt, wenn dir als einem rechten Vater oder einer rechten Mutter das Wohl deiner Kinder am Herzen liegt, und wenn du nicht willſt, daß das, was du daheim an ihnen thuſt in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, draußen wieder verdorben werde.

Ich hatte da ein ernſtes Wörtchen über die Spinnſtuben geredet, daß die nicht Stätten der Rohheit, Schamloſigkeit und Unzucht ſein dürften, ſondern nur Stätten der Zucht und Ordnung, des Fleißes und der Sittſamkeit; ich hatte alle Väter und Mütter im Namen des Herrn aufgerufen, daß ſie mit Sorgfalt wachen ſollten über dieſe Stätten, weil dieſelben ſo leicht für ihre Kinder ein Pfuhl der Schande und des Verderbens werden könnten; ich hatte auch Manches angerathen, wodurch man am beſten wehren könnte, daß in ihnen kein verderbliches Unkraut aufkomme.

Ob's allerwärts beherzigt worden iſt? Nun es ſind mir ähnliche traurige Briefe, wie diejenigen, welche mich damals drängten, gerade dies Vorwort zu ſchreiben, ſeitdem nicht wieder zugekommen. Da darf ich mich ja denn auch wohl der frohen Hoffnung überlaſſen, daß es auch dort, wo es nach den erwähnten Briefen ſo kläglich um die Spinnſtuben ausſah, nun beſſer geworden iſt. Ich müßte mich ja ſonſt auch ſchämen, ſo Jahr um Jahr in die Spinnſtube hinein zu treten mit meinem Büchlein, wenn es darin ſo ſchmutzig und liederlich zuginge. Aber ich denke, es kann keinesfalls etwas ſchaden, wenn ihr doch meine damals geſprochenen Worte noch einmal recht ſorgfältig leſt und ſie auch dahin ſchreibt, wo ſie kein Huhn auskratzt. — Und ſollte hier und da noch etwas ſich finden, wovor ich damals ſo ernſt gewarnt hatte, ſo feiert auch in Eurer Spinnſtube diesmal ein rechtes Jubiläum, indem ihr von Grund aus Alles ausfegt, was etwa

noch von Unrath, Unrecht und Unzucht übrig ist. Dann werden auch die heiligen Engel Gottes mit jubiliren, da sie sich ja nach der Schrift freuen, wenn Ein Sünder Buße thut und sich zum Guten kehrt, wie viel mehr also da, wo Viele sich in heiligem Ernste zusammenthun zum Kampfe wider das Böse. Gott walt's!

Seht ihr Euch nun so der Reihe nach weiter die Spinnstuben an mit ihren Vorworten, so werdet Ihr finden, daß diese Alle mehr oder weniger in's Haus, in die Familie hineinsehen, und Euch zeigen wollen, wie es darin besser werden muß, wenn wieder ein frommes, gottesfürchtiges, friedliches Familienleben mit seinem reichen Segen bei uns eine Stätte finden soll.

Da führen Euch denn die Jahrgänge 1862 und 1864 zwei der bittersten Feinde des Familienlebens und des Familienglückes vor Augen, die im Bunde mit einander dasselbe bekämpfen und leider oft genug zum Untergange führen, das ist der Branntwein und das Wirthshausgehen.

Oder sind das nicht etwa in der That zwei schlimme, bitterböse Feinde, und zwar nicht allein des Familienlebens und Familienglückes, sondern überhaupt alles Guten, alles zeitlichen und ewigen Heiles?

Freilich es sind keine Feinde, die ihren Mann so Bums! auf Einen Schlag fällen und ein ganzes Hauswesen über Nacht etwa in's Verderben bringen. Es trinkt Einer Jahre lang seinen Branntwein und spürt weder an seiner Person noch an seinem Hauswesen einen merklichen Schaden; es geht Einer Jahre lang, zuerst Sonntags Nachmittags, und dann auch wohl in der Woche einmal Abends in's Wirthshaus und trinkt sein Schöpplein, ohne daß er seine Familie dabei zu Grunde gehen sieht.

Aber, wer ist denn der schlimmere Feind? Der, welcher mir mit den Waffen in der Hand offen entgegen tritt und mich gleich sehen läßt, was er gegen mich im Sinne hat? oder der, welcher unter der Maske eines guten Freundes sich heran macht und mir das heimlich tödtende Gift Tropfen um Tropfen unter die Speisen mischt? — Offenbar doch

der Letztere. Denn gegen den Ersteren kann ich mich vertheidigen, oder, wenn ich mich dazu zu schwach fühle und keine Waffen habe, vor ihm fliehen; dem andern aber laufe ich, wenn mich nicht etwa ein wirklich guter Freund vor ihm warnt und mir die Augen über ihn aufthut, blindlings und ahnungslos in die mörderischen Hände.

Und seht, solche Feinde der zweiten Art sind eben der Branntwein und das Wirthshauslaufen. Die kommen auch unter der Maske von guten Freunden zu dir, der Branntwein will dir die Kälte vertreiben und dich zur Arbeit stärken; das Wirthshausgehen will den trostlos langen Winterabenden ihren Stachel, die Langweile, nehmen, will dich unter die Leute bringen, daß du etwas vom Handel und Wandel draußen hörst und nicht aus Unkenntniß der Frucht- und Viehpreise am Ende dich von den Juden garstig übertölpeln lässest, oder auch daß du nicht beschämt und wie ein Stock stille dastehen mußt, wenn Andere über Politik und die Welthändel reden. — Das klingt denn allerdings gar freundlich und schön, zumal wenn du dir's selber auch einredest, weil dir vielleicht dein treues Weib drein reden will.

Aber glaub' ihnen nicht, den trügerischen Freunden! Sie lügen alle beide. Der Branntwein wärmt nicht und stärkt nicht, seine ganze Wirkung ist nur ein flüchtiger Reiz, der immer schwächer wird, je mehr du dich an ihn gewöhnst, und der, wenn er vorüber ist, dich die Kälte und die Müdigkeit nur um so mehr fühlen läßt. Und das Wirthshaus, nun ja, das lockt dich wohl mit der Aussicht auf Vortheil und Freude an sich heran und gewährt sie dir vielleicht auch in einzelnen Fällen. Aber wenn du einmal die Groschen zusammen rechnest, die du das Jahr über drin sitzen lässest, wie theuer ist ja dann doch meist der Vortheil erkauft! — und die Freude, welche das Wirthshausgehen verschafft, lieber Gott, wie ist die doch so armselig und meistens so bitter in ihrem Nachgeschmack!

Daß du aber ohne den Branntwein bald nicht mehr sein kannst, wenn du dich einmal an ihn gewöhnt hast; daß du immer mehr davon trinken mußt, bis es ihm gelingt,

deine erstorbenen Lebensgeister wieder aufzuwecken und deine zitternden Hände wieder fest und arbeitsfähig zu machen; daß dadurch dein Geldbeutel zuerst und dann dein Körper die Auszehrung kriegt, und du ein Lump wirst, der zuletzt der darbenden Familie daheim noch die Brodkreuzer wegstiehlt, um sich Branntwein dafür zu kaufen; in Summa, daß du leiblich und geistig zu Grunde gehst und deine arme Familie elend machst: — nun ich will nicht hoffen, daß du das selber schon an dir erlebt hast oder je erleben wirst. Aber weit brauchst du ja wahrhaftig nicht zu gehen, um die entsetzlichsten Exempel dafür zu Dutzenden zu finden.

Und daß das Wirthshausgehen der Weg zum Branntwein ist, und noch obendrein zum Kartenspielen und so manchem Andern, was Gott verboten hat; daß das Wirthshausgehen den Vater seinen Kindern, den Mann seinem Weibe entfremdet, daß also dabei mindestens das stille, freundliche und friedliche Familienleben nothwendig zu Grunde gehen muß: nun ich denke, das kann sich Jeder der da will, an seinen fünf Fingern abzählen.

Seht, drum hab' ich dort anno 1862 und 1864 Euch so eindringlich vor diesen beiden Feinden gewarnt, und will's heute noch einmal gethan haben aus vollem treuem Herzen; will Euch noch einmal sagen, daß der Branntwein ein Gift ist, das Gesundheit, Ehre, Familienglück, Seelenheil und Seligkeit langsam, aber sicher zerrüttet, und daß das Wirthshausgehen sein nur allzu getreuer Helfershelfer ist. Wohl dem, der sich warnen läßt, ehe es zu spät ist! Wohl dem und seinem ganzen Hause, der das schöne Sprüchwort nicht vergißt, das aller Wirthshäuser ärgster Feind ist: „die Hausthüre geht nach innen auf!"

Aber, sagst du, man kann es Einem doch wirklich nicht so gar arg verdenken, wenn er an den langen Winterabenden nicht immer zu Hause sitzen bleibt, sondern auch dann und wann in's Wirthshaus geht, ein wenig Unterhaltung zu suchen! Wenn da so Tag für Tag die nämliche Gesellschaft zusammensitzt im engen Kreise vier, fünf Stunden lang, woher soll dann am Ende noch Stoff zur Unterhaltung

kommen? Und die ist doch nöthig, wenn man in der warmen Stube und bei den schnurrenden Spinnrädern nicht schon nach kurzer Zeit Schlaf bekommen soll? Wie bald hat man sich ausgesprochen über die Neuigkeiten im Dorfe, über das Wetter, über die Frucht- und Viehpreise, und was so der Art mehr ist! Und auch die Spinnstube, wie bald ist sie durchgemacht, wenn man in einem fort lesen will den ganzen Abend! Da bleibt Einem ja kaum etwas Anderes übrig, als in's Wirthshaus zu gehen, wenn man nicht etwa schon um acht Uhr oder noch früher sich auf's Ohr legen und so die langen Nächte sich noch länger machen will?

Nun ich will annehmen, daß der, welcher so spricht, wirklich es auch ernstlich so meint, und nicht etwa blos für einen Kreuzer Ursache sucht, um sich wegen seines Wirthshauslaufens vor seinem Gewissen zu beschönigen.

Aber, lieber Freund, wenn du wirklich ein Mittel wissen willst, wie du an den langen Winterabenden dir den Schlaf aus den Augen und die Wirthshauslust aus dem Kopfe halten mögest, so sieh doch einmal nach, was ich in der 1860er Spinnstube zur Einleitung geschrieben habe. Siehe, da hatte ich Euch ja erzählt, wie man es da und dort an anderen Orten macht, um die langen Winterabende in einer angenehmen und zugleich nützlichen Weise herumzubringen und auch die Wintertage, welche der Arbeit des Bauersmannes draußen in Feld und Wald und Wiese ein Ziel setzen. Da hatt' ich Euch auf gar mancherlei Arbeiten hingewiesen, die man auch in dem Zimmer, sogar in der Spinnstube verrichten kann, und bei der die Stunden nur so herumfliegen, man weiß gar nicht, wie, zumal wenn dabei nach guter, schöner Spinnstubenweise Einer aus einem guten Buche etwas vorliest, und dann nachher über das Gelesene gesprochen, dazwischen auch ein hübsches Lied gesungen wird. — Nun, lieber Freund, probir's einmal mit solch einer Arbeit, welche von den dort genannten du dir auch wählen magst! — Gewiß, dann wird's so bei dir gehen, daß du richtig am Schlafe und am Wirthshause vorbeikommst, und du wirst es erfahren, wie solche Arbeit sich in zwei- und dreifachem

Sinne lohnt. Item, deine Kinder lernen dann auch von dir etwas, was ihnen später einmal zu Gute kommt, nämlich, daß Faullenzen und auf der Ofenbank herumlungern eine Schande ist, daß aber keine ehrliche Arbeit irgend Jemandem Schande macht! Proficiat!

Damit du aber zusammenhabest, was einmal unzertrennlich zusammen gehört, wenn's in deinem Hause wohl stehen und Gottes Segen auf ihm ruhen soll, so sieh dir auch gleich dabei noch das Vorwort von 1861 an mit seiner besonderen Mahnung, daß ihr doch ja das Tischgebet nicht versäumen und bei Euch abkommen lassen möchtet. Denn Arbeiten und Beten, das sind Zwillingsbrüder, und der Vater, welcher seine Freude an ihnen hat und ihnen mit allerlei Gutem die Taschen füllt — nun du weißt ja, wo der wohnt, nicht wahr? — Freilich ist das Tischgebet nur ein einzeln Stück vom Beten, aber gewiß nicht das unwichtigste. Denn wer es über's Herz bringen kann, die Gaben Gottes zu genießen, ohne lobend und dankend des Gebers zu gedenken; wer sich also dem unvernünftigen Thiere gleichstellt, oder besser: sich noch unter dasselbe stellt (denn das Thier kann nicht loben und danken, der Mensch aber kann und soll es!) — nun bei dem wird's wohl auch sonst mit dem Beten nicht weit her sein. Wenn er's überhaupt irgend thut, so wird er's mehr aus Gewohnheit thun als aus innerem Herzensdrang und von solchem Beten gibt's nimmer rechten Segen, wie zu lesen ist Jacobi 1, 6 und 7. Zum Schlusse möchte ich Euch hier, liebe Freunde, eine schöne Regel an's Herz legen, die sich Jedermann fest einprägen sollte. Sie lautet:

Bete, als wenn dein Arbeiten nichts fruchtete,
Arbeite, als wenn dein Beten nichts fruchtete.

Ja, so ist's recht, und wer sich darnach hält, dem kann der Segen von oben nicht fehlen.

Doch ich merke, es geht mir wieder, wie es ja alten Leuten so oft zu gehen pflegt, daß sie nämlich, wenn sie zu guten Freunden reden, sich zu tief einlassen. — Da wollt'

ich Euch nur kurz an das erinnern, was ich Euch Alles während der fünfundzwanzig Jahre, welche wir uns nun kennen, in den Einleitungen zur Spinnſtube zu Euerem Nutz und Frommen an's Herz gelegt habe; aber ſowie ich an das Einzelne komme, fällt mir ſo Manches ein, was ich damals vergeſſen hatte, oder nicht ſo wußte wie heute — und ein Wörtchen gibt das andere, ſo daß es ſchier zuviel wird. Nun nichts für ungut! Und ich denke, wenn heute Eure Herzen ſo offen ſind, wie das meinige voll iſt, ſo wird ja nicht Alles in den Wind geredet ſein.

Ueber das, was in den Spinnſtuben der letzten Jahre die Einleitungen Euch gebracht haben, kann ich ohnehin ſchneller weggehen; denn es wird Euch wohl noch beſſer im Gedächtniſſe ſein als das Frühere, und bedarf es darum keiner erinnernden Worte dazu. Ich will nur hoffen und wünſchen, daß anno 1866 die Herrſchaften, anno 1867 die Dienſtboten ſich das recht haben geſagt ſein laſſen, was ich damals zu ihnen geredet. Denn ich bin gewiß, daß, wo dies geſchehen iſt, viel Unfriede und Herzeleid aus den Häuſern gewichen und dafür der Segen deſſen eingekehrt iſt, auf deſſen heiliges Wort ich damals meine Mahnungen und Rathſchläge gegründet hatte. — Und wenn anno 1868 meine Worte dazu geholfen haben, daß da oder dort ein Elternherz erkannt hat, wie nothwendig es iſt, bei der Wahl eines Gatten für ſein Kind recht ſorgſam zu ſein und es recht ernſt damit zu nehmen; oder daß da oder dort ein Jüngling oder eine Jungfrau bedacht hat, welch' eine große und heilige Sache es iſt um den Eheſtand, und wie nothwendig, nicht leichtſinnig den Bund zu ſchließen, der auf das ganze irdiſche Glück, ja noch mehr: auf das ewige Heil zweier Menſchen einen ſo unberechenbaren Einfluß hat — dann will ich Gott danken von ganzem Herzen. Darf ich's?

Eins nur möchte ich noch erwähnen, was mir gerade heute, da ich dies ſchreibe, ſo recht lebendig vor die Seele getreten iſt. Bin da auf einem Spaziergange in ein Wäldchen gekommen, das nicht weit von meinem Hauſe liegt und hab' mich von ganzem Herzen der ſchwellenden Knospen ge-

freut, mit welchen nach dem langen, bösen Winter der Frühling wieder sich anmeldet, ganz besonders aber der zwitschernden Vöglein, die auf den Zweigen saßen und dem warmen Frühlingssonnenscheine entgegenjubelten. Waren vielleicht eben erst wiedergekehrt aus fernen Landen und freuten sich nun, daß auch im lieben deutschen Lande, wo es doch am schönsten ist, die liebe Sonne noch nicht das Scheinen verlernt hat und der liebe Gott noch nicht seine Güte, womit er auch für die Vöglein unter dem Himmel so treulich sorgt. — Und von den jubilirenden Vöglein waren mit Einem Male meine Gedanken wieder an das Jubiläum der Spinnstube hingeflogen und an die treue Liebe des Vaters im Himmel, der auch mir bis hierher so treulich geholfen hat, und ich habe da im lieben, fröhlichen Walde eine recht gesegnete Gedenkstunde halten dürfen, die mir auch das Herz froh gemacht hat.

Halt, denk' ich da, nun aber auch der Vöglein nicht vergessen, denen du doch im Grunde diese Stunde zu danken hast, und deinen Lesern noch einmal recht eindringlich auf das Gewissen gebunden, was du ihnen schon 1865 über den Schutz der lieben Vöglein gesagt hattest, oder richtiger nicht du, sondern der gute Freund, welcher dir damals den schönen Brief schrieb!

Nun ja, Ihr liebe Freunde, lest doch noch einmal diesen Brief und beherziget das recht, was er Euch zuruft! Schont doch ja die fröhlichen Thierchen, die Euch nicht nur mit ihrem Gesange ergötzen, sondern die Euch auch so manchen großen Nutzen bringen, wie dort im Briefe nachgewiesen wird! Schonet sie, wenn sie Euch auch vielleicht einmal im Garten an den jungen Erbsen oder im Felde an dem Gerstenacker ein wenig Schabernack anthun! Wehret Euren Buben, daß sie nicht muthwillig ihre Nester zerstören, oder auch nur aufsuchen gehen, was ja kaum etwas Anderes ist als sie zerstören! Redet den Kindern warm und liebevoll an die Herzen, daß sie ein rechtes Erbarmen kriegen mit der zarten Creatur und eine rechte Liebe zu diesen Thierchen, die ja sogar unser Herr Jesus würdig genug geachtet hat,

ſie neben den Lilien des Feldes als unſere Lehrmeiſter im Gottvertrauen hinzuſtellen (Matth. 6, 26—28).

Und wenn Ihr ſie dann draußen in Feld und Wald ſo fröhlich ſingen und in ihrer lieblichen Weiſe den Schöpfer preiſen hört, ſo laſſet ſie Euch auch wirklich Lehrmeiſter ſein, die Euch zurufen: Hinauf das Herz! Hinauf den Blick! Hinauf die Hände zu dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben, zu dem Vater des Lichts und der Liebe!

Gott gebe nur, daß wir alle einſt droben bei Ihm, in dem Lichte, da er wohnt, ein ewiges Jubiläum feiern können!

Mit dieſem betenden Wunſche ſchließe ich denn dies Jubiläums-Vorwort. Habt noch einmal herzlichen Dank, liebe Freunde, für die Treue, die ihr bisher dieſem Büchlein erwieſen habt und ſeid mit Herz und Haus für Zeit und Ewigkeit dem Herrn befohlen von Eurem alten Freunde, dem Spinnſtubenſchreiber.

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1868.

Der vorige Jahrgang der Spinnſtube hat Euch auch wieder ein paar Räthſel gebracht; und da will ich denn nun, wie gewöhnlich, Euch ſagen, was ich mir dabei gedacht. Iſt's nicht nöthig, weil Ihr es ſchon ſelber errathen habt, dann um ſo beſſer. Aber ich denke mir, es ſind nicht lauter weiſe

Salomos unter Euch, die es gleich weg haben, was der Räthſelmann meint, und noch weniger ſolche Nußknacker, wie der, welcher über dem erſten Räthſel oben Wache ſteht und ſofort mit aller Leichtigkeit jede Nuß aufknackt, die man ihm in den gräßlichen Mund ſchiebt, wenn man nur eben die beiden Kinnladen zuſammenpreßt.

Sollte mir auch leid ſein, wenn Ihr die Räthſel ſo leicht gelöſt hättet; denn ich hab ſie abſichtlich etwas ſchwerer gemacht wie gewöhnlich, weil ich von da und dort den Vorwurf hören mußte, einzelne der Spinnſtuben-Räthſel ſeien doch auch gar zu leicht zu rathen. Da ich es nun gerne, ſoviel als möglich, allen meinen lieben Leſern recht machen möchte, ſowohl denen, die leicht Räthſel rathen, als auch denen, welche ſchon zum Knacken eines dünnſchaligen Nüßchens ihre Zähne arg brauchen müſſen, ſo gedenke ich für die Zukunft leichtere und ſchwerere Räthſel durcheinander zu bringen. Die ſchwer Rathenden müſſen ſich dann freilich, wenn ihnen nicht etwa ein guter Freund, der's beſſer kann, die Auflöſung ſchon zuvor gibt, ein Jährchen gedulden, ehe ihnen der Sinn dieſes oder jenes Räthſels offenbar wird. Aber ſie haben ja dann auch den Vortheil, daß ſie beim Erſcheinen der neuen Spinnſtube jedesmal ein Räthſel oder zwei mehr haben, die ihnen noch Intereſſe gewähren, als die Anderen, die gleich alle Räthſel ſelber löſen.

Drum nichts für ungut, und nun zur Sache!

Da iſt denn das erſte Räthſel auf Seite 98, und der Nußknacker oben drüber ſperrt gewaltig das Maul auf, als gäbe es dabei eine harte Nuß zu knacken. S'iſt aber nicht ſo gefährlich, und ich wette, die Allermeiſten von Euch ſind mir ſchon dahinter gekommen, was ich mit dem Räthſel gemeint habe. Nun ja, es iſt natürlich die Pfeife gemeint; denn die iſt ja immer eine hohle Röhre, und, wenn ſie was taugen ſoll, nicht wahr? Gevatter, dann muß ſie ſogar gut Luft haben, ſonſt zieht man ſich an ihr das Herz aus dem Leibe heraus.

Ich meine nämlich zuerſt die Tabakspfeife, die ihr ja Alle kennt. Denn wenn dieſelbe auch erſt ſeit 200 Jahren,

wie es im Räthsel zu lesen ist, aus Amerika, sogar von den wilden Indianern, zu uns nach Deutschland herübergekommen ist, (merke: sie ist noch lange nicht das Allerschlechteste, was wir Deutsche vom Ausland angenommen haben!) so kennt sie doch Jeder, und wer sie aus eigenem Gebrauche kennt, der liebt sie auch, wenn einmal das Weh und Ach des Anfangs überwunden ist, und singt ihr Lob bis an's Grab. Notabene: ich thu's auch.

Was nun in dem Räthsel auf die Tabakspfeife paßt, das wird der geneigte Leser leicht finden, zumal wenn er selbst ein Raucher ist. Und von dem, was nicht auf die Tabakspfeife paßt, wird er's gleich weg haben, daß das von der Pfeife zu verstehen ist, mit welcher man Musik macht, sei es nun die Weidenpfeife, die sich im Frühjahr die Buben machen, wenn das Sprüchlein wahr geworden ist:

„Fabian Sebastian
Läßt den Saft in die Bäume gahn"

oder sei es die vom Künstler gemachte Pfeife, womit die Spielleute aufspielen entweder den Burschen und Mädchen zum Kirmeßtanze oder den Soldaten zum wilden Kriegestanze. Will nun der Eine dabei an die Klarinette denken, der Andre an die Oboe, der Dritte an die Flöte, der Vierte an die Trompete, so haben sie eben alle vier Recht; denn das Alles sind Pfeifen, ob sie nun gerade oder quer gebraucht, ob sie angeblasen oder nur angehaucht werden. Und die Orgelpfeifen, welche heiligen Zwecken dienen, ein metallnes Kleid haben, in Reihe und Glied stehen und blind dem Commandeur, nämlich dem Orgelspieler, gehorchen, der sie mit Händen und Füßen bearbeitet, die kennt auch Jeder.

Nun ist aber im Räthsel noch eine Art von Pfeifen erwähnt, die wohl auch Jeder kennt, die aber Niemand lieb hat, sondern lieber dem Andern gönnt, als sich selber. Und die hat auch noch das Besondere, daß sie allein nicht hohl ist, wie alle anderen Pfeifen, sondern daß sie mit der flachen Hand gebildet wird. Oder solltest du, lieber Leser, nicht schon einmal in deinem Leben eine „Backpfeife" gekostet haben und wissen, wie die brennt, wenn sie zumal von einem

Linkshändigen gehörig angebracht ist, und wie es Einem zugleich dabei im Kopfe singt, als bliese Einer die Pickelflöte? Du würdest mir leid thun, wenn du noch nie eine empfangen hättest! Willst du aber deine Empfangsbescheinigung über „Maulschellen" oder „Ohrfeigen" oder deß etwas ausstellen, so ist mir's auch recht; denn wisse: das sind lauter rechte, ehrliche Geschwister von der Backpfeife, und die ganze Sippschaft ist Goldes werth, besonders für Buben, die statt der Weidenpfeifen zu frühe die Tabakspfeife in den Mund nehmen wollen. Merk's Vater!

Das zweite Räthselchen nun auf Seite 155 hat gewiß Niemand viel Kopfzerbrechens gemacht. Es dreht sich um das Wort Stern in seinen verschiedenen Bedeutungen.

Da hab' ich denn zuerst an die Ordenssterne gedacht, welche Könige und Fürsten zur Belohnung großer Verdienste austheilen, und die, wenn sie so in langer Reihe auf der Brust eines Mannes neben einander glänzen, für denselben nicht allein eine schöne Zierde sind, sondern auch ihm Ehre und Ruhm einbringen, weil Jedermann gleich daran sieht: der muß etwas besonders Tüchtiges geleistet haben. Item, es steckt unter den Ordenssternen aber doch manchmal ein recht nichtsnutziges Herz; denn Könige und Fürsten können bekanntlich auch nicht in die Herzen sehen, sondern nur die äußeren Thaten beurtheilen.

Zum Zweiten habe ich dann an die Blumensterne gedacht, die in so verschiedener Form und Farbe den Garten schmücken, und wer, mit Verlaub zu sagen, ein Blumennarr ist, wie ich, der hat an diesen Sternen noch größere Freude als an den blitzenden auf der Brust. Du auch, lieber Leser?

Zum Dritten dachte ich natürlich auch an die eigentlichen Sterne, die in so wunderbarer Klarheit und in so unermeßlicher Zahl droben am Firmamente glänzen und ein so leuchtendes Zeugniß sind für die Allmacht und Weisheit des Schöpfers. Und wer schon einmal so in einer recht stockfinstern Nacht draußen wanderte, vielleicht gar auf unbekanntem Wege, der wird sich erinnern, wie froh er war, wenn mit Einem Male die dunkle Wolkendecke sich lichtete und nun

die freundlichen Wegweiſer da droben erſchienen, die ihn ſeinen Weg leicht und ſicher finden ließen.

Zuletzt endlich hab' ich auch an die Sterne gedacht, welche wenigſtens bei uns hier herum an den Wirthshäuſern hängen und gewöhnlich ein ſchäumendes Bierglas umſchließen; die deuten ja klar genug auf den Keller hin und reizen den Durſt des Wanderers. Und wenn der Durſt gar zu arg, der Geldbeutel aber allzuleicht iſt, ſo kommt's gar leicht, daß auch der letzte Heller dran muß und daß dann der Herr Zecher, weil der Wirth das Schlafgeld nicht borgen will, ſtatt im warmen Bette, draußen im Chauſſeegraben übernachten muß. Und welch ein liebliches Erwachen, wenn er dann am andern Morgen fröſtelnd ſich die Augen reibt und ſtatt ſeiner Stubendecke die Himmelsdecke über ſich ſieht und daran die Sternlein, die über dem Saufaus Wache gehalten haben! Proficiat!

Wer mir ſagen kann, warum man zum Wirthshausſchilde einen Stern, und meiſtens noch gar einen Doppelſtern nimmt, als ob da in ſo einem Wirthshauſe Wunders was Himmliſches zu finden ſei, der iſt klüger als ich. Ich weiß es nicht und kann mir auch keinen Grund dafür denken. Vielleicht weiß es aber der Gevatter, der ja allemal ein Bischen klüger iſt als andere Leute; und wenn er mir Auskunft darüber geben kann, will ich's ihm danken.

Dem Räthſelchen folgt dann auf Seite 105 noch ein Räthſel. (Ihr ſeid doch nicht erſchrocken davor, daß es ſo lang iſt?) Und das iſt ein Silbenräthſel, bei dem man erſt jede einzelne Silbe rathen muß, ehe man das Ganze findet. Nun habt Ihr denn das Ganze und die Silben gerathen? Wo nicht, ſo will ich's Euch ſagen: es iſt der Stammbaum.

Bei der erſten Silbe Stamm habe ich denn zunächſt daran gedacht, daß gar viele ſogenannte uncivilisirte Völkerſchaften, welche keine feſten Wohnſitze haben, ſondern heute da, morgen dort ihre Zelte aufſchlagen, je nachdem ſie für ihre Jagden reichen Ertrag, oder für ihre Kriegs- und Raubzüge reiche Beute hoffen, ſich in Stämme eintheilen, d. h.

in größere Gemeinschaften, deren einzelne Familien eng zusammenhalten und ihre Jagd- und Kriegszüge gemeinsam machen. So habt Ihr gewiß schon gelesen von Stämmen der Araber, Beduinen, Tscherkessen, Indianer ꝛc., und wenn ihr daran denkt, wie auch bei uns zu Lande die einzelnen Dorfschaften oft so enge zusammenhalten und die Buben derselben gegen einander ihre Kriegszüge ausführen, so habt ihr etwa ein Bild davon, was solch ein Stamm ist.

Zum Andern hab ich dann den Stamm am Baume im Auge gehabt, der im Gegensatze zu jenen umherschweifenden Völkerstämmen nicht wandert, sondern so fest an seine Stätte gewachsen ist, daß er nur mit Gewalt davon losgerissen werden kann. Und solche Stämme wachsen ja überall, wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht im Süden und im Norden, nur daß sie, je weiter es nach Norden geht, desto armseliger und verkrüppelter werden. Auch tragen die Stämme bekanntlich Kronen, nämlich die dünneren Aeste und Zweige, in welche die Stämme auslaufen, und wenn es auf die Blätter dieser Kronen geregnet hat, und dann die Sonne drauf scheint, so glitzert es ja in denselben, als ob lauter Diamanten drauf säßen. Die Thränen aber dieser Stämme, deren das Räthsel Erwähnung thut, das ist der Saft, der ihnen entfließt, wenn sie zufällig beschädigt werden, oder wenn man sie geflissentlich anbohrt, um ihren Saft zu gewinnen, wie das bei manchen Palmenarten des Morgenlandes oder auch bei unserer Birke und dem Ahorn geschieht, deren Saft entweder heilende Kräfte enthält oder auch zu Zucker und berauschenden Getränken verarbeitet wird.

Auch redet man drittens — und daran hab ich dann weiter gedacht — von dem Stamme einer Familie, und zwar nicht blos bei Fürstenhäusern, sondern auch bei gewöhnlichen Menschenkindern, und wenn den Großeltern der erste männliche Enkel geboren wird, so freuen sie sich, daß nun der „Stammhalter" da ist, der den Namen der Familie fortführt, wie es ihnen umgekehrt etwas höchst Schmerzliches ist, wenn sie, weil kein Stammhalter kommen will, fürchten müssen, daß ihr ehrlicher Name ausstirbt.

Ueber die zweite Silbe „Baum“ brauche ich auch nicht viel zu ſagen; denn der Räthſelmann hat's da ziemlich leicht gemacht.

Der Baum, der im Steine ſchläft, iſt ein verſteinerter Baum, wie ſolche manchmal aus dem Schooße der Erde hervorgegraben werden. Und wenn auch vielleicht die Kronen nicht ſo ſehr bekannt ſind, die man den Dichtern vom Lorbeerbaume zu machen pflegt, ſo kennt Ihr dafür um ſo beſſer die Blätterkronen, welche ſich die Kinder von Eichen- oder Epheublättern machen. Auch habt Ihr ohne Zweifel ſchon davon geleſen, im Robinſon etwa, daß die Wilden ſich aus Bäumen, welche ſie aushöhlen, ihre Nachen oder Kähne machen, und da oben bei der erſten Silbe habe ich ja auch ſchon davon geredet, daß man einzelne Sorten von Bäumen anbohrt und ihnen gleichſam das Blut abzapft, nämlich den Saft, woran ſie dann natürlich endlich zu Grunde gehen müſſen.

Und nun das Ganze: der Stammbaum. Ja, ſagen vielleicht Einzelne von Euch, was iſt denn das? das iſt uns ein neues Räthſel in der Auflöſung? Glaub's wohl: denn es ſind unter den Leſern der Spinnſtube gewiß nicht Viele, die mit dieſem Dinge etwas zu ſchaffen haben.

Aber die vornehmen Leute machen ſich deſto mehr damit zu ſchaffen. Denn in ſolch hohen Kreiſen galt früher und gilt leider jetzt noch viel zu ſehr Derjenige als der Angeſehenſte, der die meiſten vornehmen Vorfahren, und darum den älteſten und beſten Familiennamen aufweiſen konnte. Da machen ſich denn die Leute gewaltig viel zu ſchaffen und hängen viel Geld dran, dem Urſprung ihrer Familien nachzuforſchen und haben ſie aus alten vergilbten Papieren gefunden, was ſie geſucht, ſo wird flugs ein Stammbaum aufgeſtellt, der da nachweiſt, wie die hohe Familie von dem oder jenem berühmten Manne herſtammt, der, wo möglich, ſchon vor der Sündfluth gelebt, und wie ſie ſich dann allmälig in die verſchiedenen Linien, wie man es nennt, verzweigt hat. Auf geſchichtliche Genauigkeit wird natürlich nicht ſonderlich dabei geſehen und ebenſowenig auf die Recht-

schreibung der Namen. Wenn z. B. Einer durchaus von dem Könige Melchisedek zu Abrahams Zeiten herstammen will, so macht's nicht viel aus, wenn er selber auch Herr von Mehlsack heißt. Namen ändern sich ja im Laufe der Jahrhunderte. Wer nun aber einen schönen lückenlosen Stammbaum zusammengebracht hat, der läßt sich ihn dann hurtig auf gegerbte Eselshaut oder Pergament malen und schreiben und meint dann, er sei etwa besonders Rares, wenn er auch in der That nur ein hohler, leerer Kopf ist.

Merke aber: vornehme Leute, die wirklich etwas Tüchtiges im Kopfe und ihren Werth im eigenen Herzen haben, die lachen selbst über die Stammbäume und vorab über die Narren, die sich darauf etwas einbilden, weil sie fühlen, daß sie auf sich selbst sich nichts einbilden können. Und wenn der „Fortschritt", der ja das allgemeine Losungswort der Zeit geworden ist, in irgend einem Stücke zu loben ist, so ist er's darin, daß er den „Stammbaum-Dünkel" immer mehr vernichtet und es dahin bringt, daß man den Mann nicht mehr darnach taxirt, wie alt seine Familie ist und wieviel Ahnen er hat, sondern nach dem, was er in der Welt leistet. Möchte es nur immer mehr dahin kommen, daß jeder König und jeder Fürst bei der Auswahl seiner Räthe und Diener das Wort des weisen Königs Salomo am Schlusse des Räthsels auch zu dem seinigen mache: „Die Elle, damit ich messe, fordert mehr und Anderes", nämlich als einen alten glänzenden Stammbaum.

Daß man in Arabien, wo bekanntlich die edelsten und besten Pferde gezogen werden, auch für diese Stammbäume hat, die da beweisen, daß ein Pferd schon durch so und so viele Geschlechter von einer besonders edlen und werthvollen Art stammt, ist gewiß den Lesern der Spinnstube nicht unbekannt, und solche Stammbäume kann man sich allenfalls gefallen lassen.

Wenn aber auch, wie's im Räthsel steht, in der Bibel sich ein Stammbaum findet, nämlich die Geschlechtsregister, Matthäi 1, 1—16 und Lucä 3, 23—38, welche das eine in absteigender, das andere in aufsteigender Reihe nachweisen,

daß der Herr Jesus wirklich der verheißene Weibessame und Davidssohn war, so wollen wir uns dieses Stammbaums von Herzen freuen, weil er uns gewiß macht, daß Gottes Wort nicht trügt, sondern daß Alles, was der Herr verheißt, auch Ja und Amen werden muß, und weil er uns eine köstliche Bestätigung dafür ist, daß wir nicht nöthig haben, eines anderen Messias zu warten, wie die Juden, sondern daß wir in dem Herrn Jesu den rechten, wahren Messias und Seligmacher schon besitzen, den Gottes barmherzige Liebe uns von Ewigkeit her zugedacht hatte.

Und nun zum Schlusse, liebe Leser, noch das Eine! Merk's: Unser aller Stammbaum beginnt mit Adam und verläuft im Grabe! Aber wohl dem, der als ein lebendiges Glied des Herrn Jesu, des zweiten Adam, und als ein rechtes ächtes Gotteskind erfunden wird an dem großen Tage, da die Gräber sich aufthun und alle Todten hervorgehen zum Gerichte, an dem großen Tage, da im Lichte des Herrn alle Räthsel sich lösen.

Und damit für diesmal Gott befohlen!

3. Saat und Ernte.

Eine Geſchichte aus dem Leben, das heißt: wie wir ſie alle ſchon erlebt haben und erleben können.

I.

Wahrhaftig aus dem Leben, das könnt Ihr mir glauben! ſagte der alte Schmiedjakob; denn ich habe ſie, ſo zu ſagen, mit erlebt und ſie mit meinen Gedanken begleitet. Ihr Alle, ſagte er dann, ſich an die lieben Genoſſen der Spinnſtube wendend, kennt ſie in ihren endlichen Ergebniſſen, aber ich habe Urſache zu glauben, nicht in ihren Anfängen und erſten bewegenden Gründen, und darum erzähle ich ſie Euch einmal genauer, wie ich ſie nämlich kenne; auch nicht ganz in ihrem Verlaufe kann ſie Euch bekannt ſein. Daß ſie in einer Mühle ſpielt, wiſſet Ihr und werdet Ihr mir nicht als eine Vorliebe für Müller und Mühlen auslegen. Ich kann ja doch nichts dafür, und Dazuthun iſt nicht meine Liebhaberei! Ihr kennt ja Alle Ort, Zeit und Perſonen.

Ihr kennet auch genau das Dorf R . . . . . , wo die Mühle liegt. Es iſt ein reiches Dorf. Wo die Aehrenfelder wogen und die Reben ein edles Gewächs tragen, wo Fleiß und Einfachheit im Leben der Menſchen herrſcht, da geht's ihnen gut, wenn nicht arger Schaden den Segen Gottes zerſtört. —

Das Dorf liegt in dem breiten, ſchönen Thale, welches der waſſerreiche Rohrbach durchſtrömt, der zeitweiſe nicht der beſte Nachbar iſt. Das Thal iſt breit; auf der Weſtſeite ſind Fruchtfelder mit Obſtbäumen und gewaltigen Nuß- und Kaſtanienbäumen bepflanzt, zur Blüthezeit ein entzückender

Anblick, wo frisches Grün mit dem Schnee der Blüthen anmuthig wechselt. Die Südseite des gegenüberliegenden Berges ist vom Dorfe aufwärts mit Reben bis zum Gipfel bepflanzt und bietet, bei der großen Sorgfalt des Baues der Reben, einen Anblick, als wäre der Berg mit grünem Sammt bedeckt. Etwa sechzig bis achtzig Fuß über der Thalsohle ziehen sich die zwei Reihen Häuser lange hin und von ihnen abwärts bis zu dem breiten Thalgrunde, den fette, prächtige Wiesen zu beiden Seiten des Baches einnehmen, senkt sich ein Rain, den theilweise Wiesengärten mit reicher Obstbaumpflanzung einnehmen, theilweise Küchengärten, welche, durch mehrere Quermauern gleichgelegt, den Fleiß reichlich lohnen.

Breite Fahrwege führen zu den mäßig hohen Berggipfeln, die oben breit und eben sind und Fruchtfelder darbieten, die in dem verwitterten Schieferboden das fruchtbarste Land haben, das man sich denken kann.

Kommt man von der etwa eine halbe bis drei Viertel einer Wegstunde entfernten Stadt her, so liegt zunächst rechts am tiefen schäumenden Bache die große, schöne, jetzt neue Mühle, die, vom Namen des Baches hergenommen, die Rohrmühle heißt. Sie ist gegen Westen, Norden und Osten schützend von einem Halbkreise der prächtigsten Eschen, Erlen und Pappeln umgeben, der nur gegen Süden sich öffnet, und ihre Gebäude liegen so wieder im Halbkreise dieser stolzen, hohen Bäume prächtig da; seitwärts dehnt sich der schöne Garten und vor dem Hause der große, weite Hof. Auch die frühere alte Mühle war ein stattliches Ganze von schönen Gebäuden, ganz so gebaut wie die neuere, und man sieht, nämlich der, welcher die alte Rohrmühle kannte, daß absichtlich der Bau dem der alten nachgeahmt ist, und nicht zu seinem Nachtheile.

Von der Mühle steigt der Weg zum Dorfe mählig und sachte an, und da, wo das Dorf beginnt, liegt, ziemlich vereinzelt, ein altes, kleines Haus, von Stein erbaut, einstöckig, aber ziemlich geräumig, und das Einzige im Dorfe, welches noch sein altes, mannichfaltig in Grün und Braun schillerndes Strohdach trägt, auf dem die Moose ihre freie

Stätte behaupten und dem alten Hause eine wahre Zierde in ihrem bunten Farbenschmucke bieten.

Aus meiner langen Erinnerung tritt mir die Geschichte der Mühle lebendig entgegen, aber auch die des gedachten Hauses, die mit jener eigenthümlich verwoben ist, jedoch so, daß dieses kleine Haus der Mühle allezeit dienende Kräfte geliehen hat und gleichsam das Tagelöhnerhaus der Mühle war.

Damals, und es ist schon lange her, bewohnte die Mühle der alte Stumpf, der nur eine Erbtochter hatte. Reich und schön, milde und wohlthätig, war das neunzehnjährige Mädchen des alten Stumpf höchster Schatz, und sie gut zu verheirathen, das heißt reich — war sein Hauptwunsch. An Freiern, besonders Müllerssöhnen, fehlte es nicht; aber beim Einen war dies, beim Andern ein anderes Bedenken, und so starb der alte Müller, ohne sein Kind vermählt zu wissen.

Damals war ein junger Müller als Mühlbursche im Hause, ein bildschöner Junge, nicht viel im Alter verschieden vom Erbtöchterchen. Der wußte sich ihre Liebe zu erwerben und heirathete sie. Er stand im Rufe, reich von Hause aus zu sein, aber das war eitel Windbeutelei, die er selbst sorglich in Umlauf gesetzt und durch seine Kleidung und sein Verhalten zu bewahren wußte; er war ein eiteler, ruhmrediger Bursche aus der Pfalz. Da Niemand seine Verhältnisse kannte und er eine Waise war, so glaubte ihm alle Welt. Als aber die Heirath vollzogen war, wies es sich aus, daß er nicht nur bettelarm war, sondern ein hübsches Bündel Schulden auf dem Nacken hatte. Seiner Frau war das nicht von Bedeutung, weil Geld ihr nichts galt; sie hatte ihn lieb, er sie; er war ein gemüthlicher, gutmüthiger Mensch, das reichte aus, und seine Schulden konnte sie ja bezahlen und that's auch ohne Vorwurf, und damit war in der Stille die Sache abgethan und alles gut.

Was schlimmer war an dem jungen Manne, bestand in einem hohen Grade von Leichtsinn und Liebhaberei zum Großthun und, was auch in's Gewicht fiel, in einem Zuge nach dem Wirthshaus, was er aus der Heimath mitgebracht.

Dennoch war die Ehe eine glückliche und das Geſchäft blühte, zumal er eine Oelmühle einrichtete, die etwas Tüchtiges abwarf.

Seine Frau waltete im Hauſe recht zum Segen; aber das uralte Sprüchwort fand doch ſeine rechte Anwendung nicht, das nämlich:

„Wenn's Hähnchen kraht und 's Hühnchen ſcharrt,
So hat's im Haus die beſte Art."

Das Hühnchen ſcharrte wacker, aber das Hähnchen krahte nicht, wie es ſollte. Den „Herrn ſpielen" gefiel ihm nach und nach gar gut. Er überließ Mühle und Mahlen dem ehrlichen Lorenz, und der war ein Zaun um's Haus, und es lag ihm das Geſchäft an, als wär's ſein eigenes. Der Müller kaufte nur ein, Kohl und Frucht, und darüber hinaus fragte er nicht. Er wußte ja alles in den beſten Hän-

den und der Lorenz verſtand es noch beſſer, als er. Dann war er ein Pferdenarr, mußte immer den Schönſten haben und die Roßtäuſcher, ſchlitzöhrige Juden, die des „Herrn Müllers“ Liebhabereien kannten, kamen faſt nicht aus der Mühle, — und die bringen nichts umſonſt!

Das half nicht auf; es brachte vielmehr das Vermögen in raſchem Gange — herab. Der Müller lieh Geld; aber das verbarg er ſeiner Frau, ſo gut es ging, und vor der Welt eben ſo ſorglich, daß es ſchier Niemand wußte, als die Juden und der Notar Burg in der Stadt, und Beide ſchwiegen, und der Rohrmüller galt als Einer, der ſchwer in's Gewicht falle, vor aller Welt.

Dadurch fiel mancher dunkle Schatten in's eheliche Leben. Der dunkelſte blieb nicht aus.

Der Müller wünſchte ſich nämlich einen Sohn und ſeine liebe, gute Frau ſchenkte ihm ein Mädchen, zwar ein Kind, wie ein kleiner Engel, aber ein Mädchen. Der Müller ſah es kaum an, denn es hatte ja ſeine Hoffnungen zerſtört.

Als aber das zweite Kind ein kräftiger Junge war, da nahm er ihn auf den Arm und tanzte mit ihm in der Stube herum, daß Mutter und Amme laut auflachten; die Kindtaufe war die flotteſte, die je im Dorfe war gehalten worden und der Müller ließ den Armen einen Sack Mehl zu Broden backen.

Die Gute, an deren Bruſt der Säugling ruhte, vergaß über dem Glücke ihres Gatten den Kummer, den ihrem treuen, liebevollen Mutterherzen ſeine Gleichgültigkeit bereitete, womit er das engelſchöne Lieschen behandelte, das nun ſchon dem Brüderchen, wie man ſagt, aus dem Wege lief und das aller Menſchen Luſt und Freude war, die ihm in die großen, klaren, ſchönen blauen Augen ſahen.

War er früher oft rauh und hart gegen die Mutter, ſo erſchöpfte der Müller jetzt alle Liebe und Freundlichkeit gegen ſie, und wenn der kleine Gabriel mit ihm lachte und, wie man ſagt, koderte, dann vergaß er an ſeiner Wiege gar oft die Stunde, die ihn in's Wirthshaus rief.

Es iſt Zeit, ſagte Schmiedjakob, daß ich an das Häuschen

droben auf der Anhöhe vor der Mühle denke. Darinnen war der ehrliche Lorenz daheim. Es gehörte ihm und seiner Schwester Martha, die an einen braven Mann glücklich verheirathet war. Dieser kam selten in die Mühle, weil er Winzer war und alle Tage nach der Stadt ging, wo er als Obmann die Weinberge des Herrn Notar Burg schon seit seines Vaters Tod bauete. Der Notar hielt mit Recht dicke Stücke auf den ehrlichen Braubach, denn er verstand den Weinbau aus dem FF und war der treueste Arbeiter von der Welt.

Der Müller hatte nur einen kleinen Weinberg und den konnte ihm Braubach leicht dabei besorgen.

Desto häufiger kam Martha in die Mühle; denn sie war mit der Müllerin aufgewachsen und seit den Kinderjahren in Liebe mit ihr verbunden. Gar manche Wohlthat floß der treuen Martha zu und gar manchen Liebesdienst verrichtete unbezahlt die Jugendfreundin. Zu ihr ging am liebsten der Müllerin liebes kleines Lieschen, wenn diese einmal mit ihrem Manne in die Stadt fuhr, und bei der sie es so wohlgeborgen wußte, wie an ihrem eigenen Herzen.

Martha hatte nur Ein Kind, einen Knaben, und ihr Paul und das liebe Lieschen spielten am Liebsten mit einander und so harmlos und einig, daß Martha und die Müllerin daran ihre Herzensfreude hatten.

Später, wo beide Kinder zur Schule gingen, war der zwei Jahre ältere Paul der Schützer Lieschens und im Winter, wenn Schnee lag oder Glatteis alles bedeckte, zog er den kleinen Schlitten mit dem schönen Lieschen nach der Schule und nach der Mühle zurück und fühlte sich reichlich belohnt, wenn das kleine Ding jubelte und lachte.

Es war nie froher, als wenn es mit Paul spielte, und der sinnige Paul konnte sich so ganz in des Mädchens Art fügen, daß es nach Mädchengesellschaft gar nicht verlangte. Die Müllerin wußte ihr Kind gerne droben bei ihrer Jugendfreundin Martha; denn diese wachte über es und der besorgte Paul begleitete es auf Schritt und Tritt, daß ihm ja nichts zustoße. Anders war und wurde es, als Gabriel heranwuchs.

Der konnte ſich mit Paul nicht vertragen, weil dieſer ſich ſeinen ungemeſſenen Launen nicht fügen konnte und wollte und gar keine Luſt trug, ſeiner Unarten Spielball zu ſein. Und dazu wollte er ihn machen, da ihm in der Mühle Knecht und Magd blind gehorchten, der Vater that, was er wünſchte und wollte und die Mutter es thun mußte, um es nicht mit dem Vater zu verderben, der in einer wahren Affenliebe alles liebenswürdig und geſcheidt fand, was der ungezogene Bube erſann, ſagte und that.

Wird ein fein Früchtchen werden! ſagte kopfſchüttelnd Lorenz zu ſeiner Schweſter. Der wird dem Alten noch das Mus auf dem Kopfe hacken, und, ich will's erleben, daß er ſich eine Schlange am eigenen Buſen erzieht!

Lorenz ſah ſcharf und war täglicher Zeuge, wie dem Knaben aller Willen gethan wurde; denn er ſchlief nur in der Schweſter Häuschen, war aber von Früh bis Spät in der Mühle und zwar alle Tage und am Sonntage auch.

Der kleine Paul und Gabriel's ſanfte Schweſter mieden den unartigen Buben, der das liebliche Mädchen mißhandelte. Das konnte Paul nicht dulden und ſo kam es, daß zwiſchen beiden ſteter Hader entſtand, der zum bittern Haß auflohderte mit der Zeit.

Und zu dieſem Auflodern der Abneigung der Kinderherzen zum bittern Haſſe zwiſchen beiden Knaben trug leider das engelsgute Lieschen, ohne es zu wollen, das Meiſte bei; denn Paul konnte den patzigen Buben nur dadurch im Reſpekte erhalten, daß er ihn gelegentlich die Muskelkraft ſeiner Arme fühlen ließ. Von da an ging ihm Gabriel aus dem Wege und ſelbſt dann ließ er ihn links liegen, als Paul häufiger in der Mühle arbeitete und ſo mit ihm in Berührung kommen mußte.

Der Friede zwiſchen Beiden blieb allerdings beſtehen, aber es war ein Friede, deſſen Bruch jeden Augenblick bevorſtand; denn Beide gingen einander aus dem Wege wie Katze und Hund, die Krallen und Zähne gegenſeitig aneinander erprobt und, ſich mißtrauiſch beobachtend, an einander vorübergehen, jeden Augenblick bereit, den edlen Wettſtreit

zwiſchen Krallen und Zähnen noch einmal wieder aufzunehmen, um den endlichen Sieg zum Austrag zu bringen.

Doch dazu kam es nicht, und verſchiedene Urſachen wirkten dazu mit, namentlich zweie:

Gabrielchen war in den Augen ſeines Vaters der Ausbund aller Tugenden und großer geiſtiger Kräfte. Damit ſtand die übereinſtimmende Meinung andrer, ehrlicher Leute in dem allergrellſten Widerſpruche; denn ſie ſahen in ihm nur den eigenwilligen, verzogenen, unartigen und böſen Buben und, was auch übel war, einen ausgeprägten Dummkopf, und leider ſtimmte in beiden Punkten auch der ſehr achtungswerthe Lehrer vollkommen bei. Da nun der Bube in der Schule durchaus nicht vorankam, und täglich Strafen erlitt und der Lehrer ſeine maßloſe Ungezogenheit nicht anders, denn durch den Stock bewälligen konnte, ſo warf der Müller ſeinen Grimm auf den Lehrer, der, wie er ſagte: „auf ſeinem Gabrielchen ritt“. — Ein eitler, hochmüthiger Bauer iſt ſo wenig von ſeiner hohen Meinung für ſeine Kinder zu kuriren, als ein Mohr weiß zu waſchen iſt. Da aber nun Niemand das liebe, gute, geſcheidte Gabrielchen mochte, ſo vergalt ihm der Vater das Unrecht, welches ihm die Leute antharen, durch deſto reichere Liebe, um das liebe Kind ſchadlos zu halten, und zum Aerger dieſer falſchen Leute nahm er den zehnjährigen Jungen jeden Abend mit in's Wirthshaus, wo er hörte und thun ſah, was nichts taugte, und es ſelber that; denn der Vater reichte ihm wohl oft ſein Glas und da er, als „vornehmer Müller und reicher Mann“ weder Schnaps noch Bier, ſondern ſeinen Schoppen Wein trank, ſo gewöhnte ſich das Gabrielchen frühe an's Weintrinken und war in dieſem Punkte in einer Schule, wo er raſchere Fortſchritte machte, als in der Schule bei dem Lehrer, der unbezweifelt einen Pick hatte auf Vater und Kind, und eiferte, daß der Alte den Jungen mit in's Wirthshaus nahm. — Alles aus Feindſchaft.

Sie können Alle den prächtigen Jungen nicht leiden! ſagte er, und offenbar aus Haß gegen mich. Wie könnten ſie ſonſt das dumme Mädel, das Lieschen, ſo bevorzugen?

Das ſitzt als Oberſtes in ſeiner Klaſſe und mein Gabriel iſt der Unterſte in der Seinigen, in der der Lumpenbube, der Paul, der Oberſte iſt, von dem ſie nicht Rühmens genug machen können, als ob der ein geborener Profeſſor wäre! Da ſieht man recht die Parteilichkeit! Das waren ſo die Reden, die er führte, wenn er allein war. Dann aber ſchlug er, nach ſolch einer Herzenserleichterung, auf ſeine gelbe Hirſchlederhoſe, daß es klatſchte und rief: Und ſie ſollen mir ihn nicht unterdrücken und mich weichkneten! Ich nehme ihn mit, wohin ich will!

Und dabei blieb's trotz aller Warnungen, Abmahnungen und Bitten ſeiner braven Frau.

Da er ſich um ſein Lieschen gar nicht kümmerte, ſo wuchs das Kind im rechten belebenden Sonnenſcheine mütterlicher Liebe auf und wurde das treue Abbild ſeiner ſchönen, guten und frommen Mutter.

Aus Gabriel wurde ein böſer Bube und lüderlicher Strick und aus Lieschen ein treffliches, fleißiges, häusliches Mädchen.

Die Mutter hatte gar keine Macht über Gabriel. Er war im Stande, ihre liebevollen Bitten und Ermahnungen zu verhöhnen, und wenn ſie ſich gegen ihren Mann klagend

ausſprach, dann lachte er und ſagte: Laß den Vater den Sohn erziehen, und du kannſt dir das Mädchen zurechtbilden. Was liegt mir dran!

Aber die Zeit ſollte kommen, in der ihm etwas daran lag, daß er eine vortrefflich erzogene, häuslich tüchtige Tochter hatte; denn als die Mutter ſo an die vierzig Jahre kam, kränkelte ſie und Lieschen mußte die ganze Haushaltung führen. Sie that das unter der Leitung ihrer Mutter, that mehr, als von ihren fünfzehn Jahren auch nur im Entfernteſten zu erwarten war. Da gingen dann doch dem Müller die verblendeten Augen auf, und als zwei Jahre ſpäter die kranke Mutter ihr mildes, ſchönes Auge im Tode ſchloß, da ſah er erſt recht, was er am Lieschen hatte und — an ihr verſchuldet hatte; denn in eben dem Grade, als Gabriel kartete und ſich betrank, Krakeel und Streit anfing

mit Jedermann, der ihm Widerpart hielt, entwickelte Lieschen ihre weibliche Tüchtigkeit, aber auch eine leibliche Schönheit, die selbst der Vater als ausgezeichnet anerkennen mußte, und eine Demuth, die Aller Liebe sich errang.

Damals war Paul schon neunzehn Jahre alt, und da sein Vater gestorben war, stand er der guten Martha als treuer Sohn zur Seite und baute trefflich die Weinberge des Notar Burg in der Stadt, wie sie sein Vater gebaut und ihn angelernt hatte. War dann in der Stadt nichts zu thun, dann half er in der Mühle aus und im Felde und war im Ackerbaue des Müllers rechte Hand, wie sein guter Oheim Lorenz es in der Mühle, im Mehl- und Oelhandel war.

Die gute Martha, Paul's Mutter, war der Müllerin treue Pflegerin gewesen in ihren langandauernden Leiden, hatte ihr die treuen Augen zugedrückt, und ihre Thränen um die Freundin aus den schönen Jugendtagen mischten sich mit denen der schwergebeugten Tochter, die nur an ihrer Brust ihren Schmerz ausweinen konnte. Und die sterbende Mutter hatte ja gesagt: Lieschen, meine treue Martha wird dir die Mutter ersetzen. An ihrer Brust, an ihrem Herzen, sei deine Stätte, wenn dich Leid drückt, wenn du Rathes oder Trostes bedarfst!

Das liebe Wort stand mit unvertilgbarer Schrift in ihrer Seele geschrieben. An den „Mannsleuten" hatte sie ja gar nichts. Ihr Vater war allerdings von seinem wilden Schmerze zuerst ganz unfähig, irgend Ersprießliches zu thun; aber dieser wildausbrechende Schmerz verrauchte auch bald. Zwar war er sehr liebevoll gegen sie, aber er kümmerte sich nicht um die Haushaltung und ging seine Wege und der allabendliche in's Wirthshaus war, nach wie vor, der betretenste.

Der allem Tieferen und Höheren unzugängliche Bruder hatte nie ein Herz zu ihr. Er war über der Mutter Tod leichter getröstet, als man denken sollte, und seit sie todt war, fand man ihn alle Abende bei dem Bäcker, der eine Schnappsbude hielt, in der sich die Lüderlichsten aus dem

Dorfe, Alte wie Junge, verſammelten zu Saufgelagen und hohem Kartenſpiel, und wo der Gimpel, der Gabriel, gehänſelt, aber auch gerupft wurde, daß er oft ſo kahl war, wie ein Vogel in der Mauſerzeit. Der Vater füllte den leeren Geldbeutel ohne Murren; denn — je mehr er ſich überzeugte, daß ſein Vermögen abnahm, deſto feſter hielt er darauf, als recht reicher Mann zu erſcheinen und zu gelten.

Außer der Prahlerei und Eitelkeit leitete ihn aber auch ein tiefer liegender Grund. Er hatte zwei Kinder zu verheirathen und dieſe Zeit nahte heran, denn die Freier meldeten ſich ſchon um Lieschen, und Gabriel erhielt die Mühle. Lieschen mußte einen reichen Mann haben und ſein lieber Gabriel eine recht reiche Frau; denn der mußte ja doch ſeiner Schweſter ihren Antheil an der Mühle herauszahlen und — bekannte er es ſich offen, auch die übrigen Schulden zahlen, die, das geſtand er ſich abermals, nicht ohne einen tiefen Seufzer, ſo groß waren, daß ſie kaum mehr den Spürangen der Welt verborgen werden konnten. Zwar liegt das in „Bruder Leichtſinns“ Art grade nicht, ſich Sorgen zu machen, aber es gibt doch Augenblicke, wo der graue Ernſt in's grüne Leben blickt und auch ein Pfälzer einmal ſein: „Immer luſtig, niemals traurig“ gegen eine andere Stimmung vertauſchen muß, weil die Umſtände ſich heandrängten, die ſich nicht abweiſen laſſen, wie zudringliche Bettler; aber doch ſei es zur Ehre des Rohrmüllers hier beſonders bemerkt, daß er nie einen Armen abwies; daß er vielmehr allemal ſelbſt an's Brotſchränklein eilte und ihm einen Rangen herunterſchnitt, der auch einen Bärenhunger hätte ſtillen müſſen. Beiläufig bemerkt, hätte es ihn auch wenig geholfen, wenn er ſie hätte leer abweiſen wollen; denn die Armen kannten eine Samariterſeele in der Mühle, die allzeit ein offen Herz und eine offene Hand hatte, die nie leer war und ein ſo unendlich lieblichklingendes: „Behüt' dich Gott“ obendrein gab, daß es ſehr lange, wie der wohlthuende Klang der heimathlichen Abendglocke, in der Seele friedegebend nachklang, und dieſe doppeltgebende

Samariterseele war ja Niemand anders, als das liebe Lieschen, dem ohnehin der liebe Herrgott im Himmel einen Engel aus den Augen leugten, aus dem schönen Gesichtchen herausgucken und aus der klaren, reinen und doch so weichen Stimme herausklingen ließ, daß Einer hätte stocktaub und stockblind sein müssen, um den Engel nicht zu sehen und zu hören und lieb zu gewinnen!

Um nun auf andere Gedanken zu kommen, und die Grillen nicht einzufangen, die um seinen Kopf zu schwirren begannen, stopfte sich der Müller den silberbeschlagenen Ulmer Holzkopf, brannte ihn an und ging in's Wirthshaus, seinen behaglichen Frühtrunk zu halten.

II.

Wunderbar ist es, daß auch so eine jugendliche Seele schon ihre Geheimnisse hat, sagte der Alte, nach einiger Erholung in seinen Mittheilungen, fortfahrend. Da inwendig, haben die Gedanken und Gefühle ihre Herberge und der Mensch zieht gerne die Vorhänglein zu, daß nicht Einer oder Eine unberufen hineinschaue und zusehe, wie es da aussieht, auch wenn alles noch so reinlich und ordentlich darinnen bestellt. So ging's dem Rohrmüller mit seinen Schulden und dem sanften, guten Lieschen — mit etwas Anderem. Nun? fragte nach einigem Innehalten der Alte, mit schalkigem Lächeln das Kathrinchen ansehend; aber die junge Frau that sich Gewalt an und schwieg. —

Wahrhaftig! rief er aus. Sie fragt nicht!

Warum sollt' ich denn fragen? versetzte sie.

Freilich, freilich! versetzte der Alte; die sind alle schlitzöhrig, die Thorschreiber, und wissen eben aus einer nicht sehr fernen Vergangenheit, wie's in so einer Gedanken- und Gefühlsherberge eines jungen Mädchens aussieht, wenn sie die Vorhängelein vorsätzlich zuzieht! Das Bild, das da der Spiegel zurückwirft ist — ohne Zweifel — das eines hübschen Jungburschen! Ich müßte nun doch schiefgewickelt worden sein von meiner guten, seligen Mutter, wenn ich nicht hätte

darauf eine Wette riskiren können, daß ich das im Spiegel von Lieschens Seele erschienene Bild nicht hätte kennen sollen.

Andere Leute sind auch nicht schiefgewickelt, wie Ihr sagt! fiel ihm Kathrinchen in die Rede und warf den hübschen Mund mit den kirschrothen, frischen Lippen so ein bischen schnippig auf.

So? lachte der Alte, und du fragst nicht?

Eben weil ich so wenig schiefgewickelt werde, wie Ihr!

Aha! das ist richtig; sagte er, nickend mit dem schneeweißen Kopfe. Da wir denn nun, ohne Zweifel, über das gedachte Bild nicht in Streit gerathen, so —

Bei dem Weibsvolke gibt's doch immer Unterbrechungen! rief ärgerlich der Gevatter; fahr' fort, Cumpeer!

Diesmal aber bin ich doch so unschuldig, wie irgend ein neugebornes Kindlein! rief entrüstet Kathrinchen.

Richtig! die Berliner sagen: „der Karnickel hat *annjefangen*!" sagte der heitere Greis, und, um nicht einen Prozeß entstehen zu lassen, fahre ich geduldig und friedlich fort.

Des Lieschens Geheimniß war — der Paul, den es unendlich lieb hatte; aber *heimlich*; denn der Gabriel haßte ihn, das wußte sie ja leider schon lange und der Vater, der ihn als Tagelöhner ungemein gerne hatte, gab ihn doch wohlfeil, weil er ein armer Teufel war, wie er sich ausdrückte, und würde losgebrochen sein im wildesten Zorne und Grimme, hätte er in dem bewußten Spiegel den Widerschein des allerdings bildhübschen und grundbraven Paul erblickt, wo er doch nur einen *reichen* jungen Mann hätte sehen mögen. Da galt's dem holdseligen Lieschen sein liebes Bild warm zu halten im stillen Kämmerlein der Seele, daß es nicht an die Luft kam. Nun war an selbigem Tage der Gabriel frühe mit der dampfenden Meerschaumpfeife, die er um schweres Geld gekauft, wieder nach dem Hause des Bäckers gegangen, das er erst die vorige Nacht um Eins taumelnd verlassen hatte, und da war es zu erwarten, daß er vor Mittag nicht heim kam, wenn er überhaupt zum Mittagessen kam und nicht dortblieb, wo er in der Regel

ſeine lüderliche Geſellſchaft fand, die ihm im „Zwicken“ ſeinen Beutel leerte. Das kümmerte ihn aber nicht; weil der Bäcker allemal bereit war, Geld herzugeben, wo die Eins zu einer Zwei, wenn nicht gar zu einer Drei wurde. Sie wußte ferner, daß der Vater, wenn Morgens ſeine Stirne in Falten lag, in den „Stern“, das Hauptwirthshaus im Dorfe, ging und dort ebenfalls ſitzen blieb, bis es Mittag läutete. Endlich wußte ſie, daß Paul in der Scheune beſchäftigt war, um Strohſeile für die nahegerückte Ernte zu binden.

Der arme Junge war da ganz alleine, ja, ſie mußte denken, daß er ſich, trotz ſeiner fleißigen Arbeit, die ja doch nur die Hände verrichteten, recht gründlich langweilen müſſe. Da hätte ſie denn doch nicht ſo menſchenfreundlich ſein müſſen, um ihn nicht zu bemitleiden, und da ſie in der Küche, wo die alte Dorthel für das Feuer ſorgte, im Augenblicke durchaus nicht nöthig war, ſo ſah ſie gar nicht ein, warum ſie ſich Gewalt anthun ſolle, dem Zuge nach der Scheune zu folgen, zumal neben daran der Stall war, wo ſie die Enten- und Hühnereier heute noch nicht ausgehoben hatte.

Es iſt eine uralte Erfahrung, daß wir für das, was wir gerne thun möchten, Gründe in Hülle und Fülle haben, und ſo ging es auch dem hübſchen Lieschen heute, und ehe man es ſich verſah, ſtand ſie hinter Paul, der, Stroh ausſchüttelnd, den Rücken der Thür zugewandt hatte und ſie weder ſah, noch bei dem geiſterhaftleiſen Tritte ihres leichten Fußes nicht das geringſte Geräuſch gehört hatte.

Sie erſchreckte ihn recht, als ſie, ſich zu ſeinem Ohre neigend, „Paul“! hineinhauchte.

Der Schrecken war aber doch ſo tief nicht, daß er nicht augenblicklich ſeine Hand voll Stroh hätte ſollen fallen laſſen und ſich blitzraſch herumdrehen, und da nun das ſchlanke, blühende Mädchen ihm ſo nahe ſtand, ſo war es auch wieder kaum anders möglich, als daß ſeine beiden Arme ſie umfingen, ſie an ſeine Bruſt drückten und ein Kuß auf ihren Lippen brannte, der nicht unerwidert bleiben konnte.

Nun ging aus dem „Mahlſtübchen“, wo der Mühlknecht ſeine Stätte hatte, um nahe zu ſein, wenn die Glocke an-

zeigte, daß die Mühle leer ſei, oben am erſten Gebälke ein ſchmaler Gang bis an die Tenne. Eben hatte der Vetter Lorenz aufgeſchüttet und um ſich die lange Zeit, in der er zur Unthätigkeit genöthigt war, zu verkürzen, ſchlenderte er, baarfuß, denn es war heiß und die Müller lieben es nicht, ſich in der Mühle ſonntäglich zu kleiden, an die Lucke, um mit ſeinem Schweſterſohne, den er ſehr lieb hatte, ein bischen, wie die Leute ſagen: „zu diſchkuriren.“ Die Zweie da drunten hören nichts, und als der gute Lorenz ſie ſo ſah Bruſt an Bruſt, da zog er den Kopf wieder zurück und ſagte mit einem wehmüthigen Seufzer zu ſich: War ich denn nicht auch einmal jung, und mußte mein Lieb in's frühe Grab legen ſehen? — Er lehnte ſich an den Balken und verfiel in ein ſchmerzliches Gedenken an vergangene ſchönere Tage, die ja ihr mildes Abendroth, wenn auch die Sonne untergegangen iſt, auf den Schnee des Alters verklärend werfen. Endlich wand ſich Lieschen aus den lieben Banden und ſagte: Du Garſtiger läßt Einen auch gar nicht los. Was wird die alte, gute Dorthel ſagen, daß ich ſo lange bleibe?

Die war ja auch einmal jung, lächelte Paul und wollte die kleine Hand gar nicht loslaſſen; doch ſie riß ſich endlich lachend los, ſchlüpfte in den Stall und kam nach einigen Augenblicken mit einer ganzen Schürze voll Eier zurück.

Sieh' nur einmal, Paul, wie fleißig die Thiere waren! rief ſie freudig über ihren Schatz in der Schürze. Er trat näher, legte den Arm wieder um ſie, aber ſie knixte neckiſch und war, wie ein Schatten, zur Scheuerthüre hinaus.

Lorenz war da oben auf ſeinem Lugeplätzchen noch immer in tiefen, trüben Gedanken. Leiſe ſagte er endlich zu ſich ſelber: Durch den Tod oder durch die Menſchen getrennt werden, läuft auf Eins hinaus, und das tiefe Weh im Herzen, das durch's ganze Leben nachklingt, iſt die Frucht hier wie dort. Armer Paul, dir blüht ſie auch und es wäre dir beſſer, du wäreſt weit weg von dem ſchönen, liebenden, argloſen Mädchen! Soll ich ihm einmal klaren Wein einſchenken, den er vielleicht gar nicht kennt? — Er ſtand noch

lange und ſann nach. Endlich nickte er, ſeine Gedankenfrage bejahend, und nun ſann er noch lange, wie er die bittere Arznei dem braven lieben Jungen beibringen ſollte, ohne ihm allzuwehe zu thun. Das war eine ſchwere Aufgabe! Zu ſolch' einem Scharfrichteramte war der gute, treue und ſanfte Menſch auch eigentlich gar nicht geſchaffen. Er fühlte, daß er Paul's Lebensglück vernichten werde, und — das des Mädchens, das er ſo lieb hatte, wie ſeine gute Schweſter Martha, dazu, und das drückte ihm ſchier das Herz ab, und was er gleich friſcher That hatte thun wollen, wurde verſchoben, weil es eben nicht vom Herzen herunter wollte.

Zudem kam eine ſchwere bittere Prüfung, die in eben dem Maße ſein Herz, das Paul's und Lieschen's ergriff.

Die gute, treue Martha, Lorenz's treue Schweſter, Paul's

liebevolle Mutter und Lieschen's zweite Mutter, war ſchon lange leidend geworden. Lieschen pflegte ſie, wenn ihre Leiden zeitweiſe ärger wurden, und verſorgte ſie mit kräftigen Speiſen alle Tage. Ihr Vater wußte das und ſo ſehr ehrte er die treue Pflegerin ſeiner verſtorbenen Frau, daß er Lieschen ermunterte, für die treue Seele zu ſorgen und gar manche Flaſche guten Weines ihr gab, um ſie Marthen zu bringen.

Jetzt war ſie ernſtlich erkrankt. Es war nicht der „alte Fehler," wie Martha ihr Gichtleiden, die Frucht eines arbeitsvollen Lebens, nannte, ſondern ein tiefer wurzelndes Leiden, welches ſie auf's Lager warf.

Ach, da hätte man ſehen ſollen, wie Lieschen, Paul und Lorenz wetteiferten, ihre Leiden zu mildern. Als der Doktor aus der Stadt kam, machte der ein ſehr ernſtes Geſicht.

Er empfahl die größte Sorgfalt und Vorſicht, hielt Lieschen eine lange Vorhaltung, wie ſie es mit der Arznei, die

zu holen Paul den Arzt begleitete, halten solle und was sonst von einer treuen, weiblichen Pflege zu heischen war, und ging dann zu andern Kranken im Dorfe. Lorenz kannte den besonnenen, erfahrenen Mann, und sein Ernst machte ihm das Herz schwer, weil er daran erkannte, daß die Krankheit eine ernste und schwere Besorgnisse verursachende war.

Lieschen versäumte in der That die eigene Haushaltung und wich nicht von der Kranken.

Eine Weile schien es, als neige sich die Krankheit zum Bessern, dann schlug sie um. Die gute Martha fieberte heftig. Der Arzt kam wieder, zuckte die Achseln, war sehr ernst und sagte, als er wegging, zu Lorenz: Eure Schwester ist sehr krank und sie macht mir viele Sorgen.

Gebe Gott, daß es gut gehe. Heute ist der neunte Tag. Wenn sie ihn überlebt, dann ist Hoffnung!

Lorenz stürzten die Thränen aus den Augen und er ging hinab in die Mühle, um die gerötheten Augen den beiden Kindern zu verbergen.

Leider wurde sie immer schwächer, die liebe Leidende, und als die Mitternacht selbigen Tages kam, zog sie Paul und Lieschen mit beiden Armen an sich, seufzte leise und ihr Herz stand stille!

Die weinenden Kinder ahnten nicht, daß dieser Seufzer, der ein Gebet für sie war, ihre Seele zum Herrn getragen hatte. Erst als Lieschen ihr Herz nicht mehr schlagen fühlte und leise mit der Hand über das theure Antlitz streichend, dieses eisig kalt fand, da legte die Gewißheit, daß sie vollendet habe, sich zentnerschwer auf ihr Herz.

Paul sagte leise: Sie schläft!

Ja, ja, erwiderte das weinende Mädchen, gerade so, wie der Herr zu seinen Jüngern von Lazarus sagte, als sie noch ferne von Bethanien waren!

Paul fuhr heftig empor.

Was sagst du? rief er aus.

Das Mädchen schlang seine Arme um seinen Hals, legte sein Köpfchen auf seine Schulter und sagte leise: Sei ruhig, Paul! Denn meine Mutter hat vollendet. Sie hat, uns

ſegnend, ihre Seele ausgehaucht und der Tod hat ſchon ſeine Eiskälte auf das theure Antlitz gelegt.

Paul fuhr mit der Hand nach der theuern Mutter Angeſicht, und als er die Todeskälte fühlte, da taumelte er laut weinend zurück und ſank in den hölzernen Lehnſtuhl, in dem die Geſchiedene ſo oft geſeſſen.

Lorenz, der ſich ein wenig zur Ruhe gelegt, aber mit der Sorge um die theure Schweſter im Herzen nicht ruhen konnte, hörte das in ſeinem Kämmerchen und eilte herbei, und fand die liebe Schweſter als Leiche. Er drückte ihr das treue Auge zu, küßte die erkaltete Lippe und ſagte leiſe: Ich folge dir bald, du Gute! Der Herr ſegne dich und gebe dir Friede!

Dann trat er heraus und legte ſeinen Arm um Paul, den von der andern Seite Lieschen umfing. Kein Laut kam über die Lippen; nur das leiſe Stöhnen und Schluchzen gab Zeugniß, daß Ein Gefühl in den drei Herzen lebte und waltete, und der ergrauende Tag fand ſie noch in dieſer Stellung und in ungemindertem Schmerze.

Als der Müller den Tod Martha's erfuhr, war er ernſt, bewegt und ſtille; dann ſagte er zu Lieschen: Gehe hinauf und hole Paul und Lorenz in die Mühle. Die Nachbarn ſind brav und thun ihre Pflicht!

Auch noch! brummte Gabriel grimmig, nahm ſeine Pfeife und ſtürzte hinaus und ließ ſich drei Tage lang nicht mehr in der Mühle ſehen. Der Müller ſchüttelte den Kopf zornig, aber — es blieb dabei.

Erſt als die gute Martha unter großer Theilnahme zu Grabe getragen worden war, kehrten die Zweie, dem Müller dankſagend, in ihr Häuschen zurück, und Gabriel — in die Mühle.

Da ermannte ſich freilich der Müller und ſchor ihm den Kamm; aber der freche Bube wandte ihm den Rücken und ſagte: „Wer will mir wehren, dahin zu gehen, wohin ich will?“

Der alte Müller zitterte vor Zorn und Erregung, und zum erſten Male kam die Reue über ihn mit dem Bewußtſein, daß er ernte, was er geſäet.

In dem kleinen ſtrohbedeckten Häuschen da droben war eine Lücke entſtanden, die Dreie fühlten, tief fühlten. Wir kennen ſie. — Dieſe Lücke änderte viel, auch in der Mühle.

Da ſich Gabriel um nichts Sorge machte und nur ſeinen Liebhabereien, Kartſpielen und Trinken, nachging, und der alte Müller ſich eigentlich nie viel Sorgen um Mühle und Ackerbau gemacht, ſo ſtand es, ſeit die Müllerin todt war, ſo, daß Lorenz auch den Ackerbau neben der Mühle beſorgte und den Knecht anwies zu dem, was eben Noth that. Nun aber wurde Lorenz nachgerade alt. Die Mühle, ſowohl die zwei Gänge der Fruchtmühle, als den der Oehlmühle beſorgte er in altgewohnter, treuer Weiſe; aber mit dem Ackerbau ging es nicht mehr. Er ſagte das unumwunden dem Müller.

Der hörte das ſehr ungern, konnte aber nicht anders, als die Wahrheit anzuerkennen. Eine Weile ſchwieg er ſinnend, dann ſagte er: Höre, Lorenz, der Paul hat nun doch keine häusliche Ordnung mehr, ſeit die Martha geſtorben iſt, wie wär's, wenn ich mit dem mich ſetzte, ihn in's Haus nähme und ihm die Ackerwirthſchaft übergäbe? Du die Mühle, er die Aecker und Wieſen!

Das geht nicht, Herr, entgegnete mit großer Entſchiedenheit Lorenz. Ihr wiſſet, Paul hat ſchon ſeit Jahren des Herrn Notar Burg Weinberge zum Bauen übernommen. Da verdient er ein ſchön Stück Geld und der brave Mann ſetzt ſein ganzes Vertrauen wie früher auf Paul's Vater, ſo jetzt auf ihn. Da bleibt ihm nur wenig Zeit, und dieſe bringt er ſo in Eurem Tagelohn zu. Den Herrn Notar darf er nicht links liegen laſſen. Der Mann iſt zu brav und zu ehrlich dazu. Drum gebt Euern Plan ſchnurſtracks auf.

Ei, du biſt ja gar kurz aufgebunden, ſagte ärgerlich der Müller. Ich denke, mein Geld iſt ſo gut wie des Notars Geld, und am Ende hätte ja doch Paul, der majorenn iſt, Ja oder Nein zu ſagen und keinen Vormund nöthig!

Das iſt ohne Zweifel alles wahr, erwiderte Lorenz; aber wenn der Junge ſich beſtimmen ließe, das zu vergeſſen,

was der alte brave Notar an ſeinem Vater gethan hat, ſo würde ich ihm das Gewiſſen ſchärfen, denn ich bin ſeiner Mutter Bruder und ſein nächſter Verwandter! Wiſſet Ihr was, fuhr Lorenz immer eifriger fort, verheirathet Eure Tochter mit dem Sohne des Hofmanns auf dem Eichelberger Hofe und Ihr bekommt Einen, der den Ackerbau von A bis Tz verſteht und ſeid nach allen Seiten wohlverſorgt!

Wenn ich einmal einen geheimen Rath brauche, wie unſer König, ſo biſt du der Erſte, den ich dazu erwähle! ſagte ſcharf und ſchneidig der Müller, wandte ſich um und ging hinweg mit raſchen, heftigen Schritten.

Lorenz nickte mehrmals mit dem Kopfe, ihn hin und her wiegend, und ſagte laut zu ſich: Ich merke, daß ich des gnädigen Herrn Müllers geheimſte Plane bloßgelegt habe; ſonſt, das iſt ſicher, wäre er ſo ſpitzig und hitzig nicht geworden. Auch gut! Ich wollte, er ſagte Morgen zu mir: Lorenz, du kannſt dein Drehbrett nehmen und gehen, wohin du willſt! — Ich ginge; denn in der Mühle weht eine Luft, die wird mir ſchwül! Zu guten Häuſern geht es mit dem liederlichen Buben nicht, und ich fürchte, ich fürchte —

Was denn, Lorenzvetter? fragte Paul, der in der Scheune die ganze Unterredung pochenden Herzens mit angehört hatte und gar nicht begriff, wie Lorenz zu ſolchen Dingen gekommen, wie er ſie hier zum erſten Male gehört.

Lorenz erſchrack gar nicht durch Paul's Hervortreten.

Komm mit mir hinauf in's Müllerſtübchen; da will ich dir Rechenſchaft geben, wie du ſie von mir hören mußt, da ſie dir ſonſt Niemand geben kann.

Er wandte ſich und ſchlürfte mit ſeinen alten Pantoffeln die Treppe neben der Scheune hinauf, und Paul folgte ihm. In dem kleinen Räumchen angekommen, ſetzte ſich Lorenz auf einen aufrecht ſtehenden Fruchtſack, der vom letzten Aufſchütten übrig geblieben war, und deutete ſtumm auf einen alten hölzernen Lehnſtuhl, in dem Paul ohne Weiteres ſich niederließ.

Eine peinliche Pauſe verſtrich, peinlich für Paul, weil

ihm das Herz bebte vor dem, was er hören ſollte, und peinlich für Lorenz, weil er wußte, daß er das ſtille Glück ſeines Neffen zertreten müſſe.

Endlich hob Lorenz den Kopf in die Höhe und ſagte: Es muß ſein! Wozu lange zaudern? Und dennoch ſchwieg er wieder.

Paul, hob er doch endlich an, es ſind zwei Punkte, die ich dem Müller geſagt. Einmal, verheirathet Euer Lieschen mit des Eichelberger Hofmanns Peter; ſodann, laſſet meinen Paul bei dem Herrn Notar Burg. Der hat es um ſeinen Vater verdient. Du haſt gehört, wie ſchnippig er mich abführte und ich erwarte, daß er mir kündigt. Wie's kommt, ſo iſt mir's recht.

Dir hat mein Rath wegen Lieschens Verheirathung am wehеſten gethan! Paul, ich weiß, wie Ihr Zweie mit einander ſtehet, denn ich war ja Zeuge, als ſie zu dir in die Scheune kam, da du Strohſeile machteſt. Paul, das Herz hat mir deinetwegen geblutet. Ich hab' in deinen Jahren mein Lieb' in's Grab legen müſſen und bin deswegen allein durch die Welt gegangen, freudlos und verarmt am Glücke und die engen Wände dieſes Kämmerchens, könnten ſie reden, würden erzählen von den Thränen, die noch in meinem Alter dem untergegangenen Glücke nachfließen. Du ſtehſt auch am Grabe deines Glückes und deine Lage wird ſchlimmer als die Meine; denn du ſiehſt deine Liebe einem Andern zum Altare folgen, wozu ſie der eigne Vater zwingt. Dein Weib wird Lieschen nie! Da ſteht des Vaters Hochmuth, mit wie viel oder wie wenig Grund, dir als ein unbeſiegbares Hinderniß im Wege; denn du biſt arm, ſehr arm! Ob da Lieschen's Herz verblutet, pah, wer fragt danach? Ich habe eine Unterredung des Müllers mit einem ſeiner vertrauten Juden mit angehört, da hat er ihm den Auftrag gegeben, den Eichelberger Hofmann zu ſondiren, das heißt, zu erforſchen, wegen einer Doppelheirath ſeiner beiden Kinder mit denen des Hofmanns, und zu dem Juden ſagte er ſchließlich: Nathan, wird was draus, ſo kriegſt du dein Geld auf einem Haufen, ſammt allen Zinſen! Der Jud'

ſchmunzelte und ging. Schon nach einer Stunde kam er fröhlich wieder und ſagte: Alles rund! Sollt nächſten Sonntag auf den Eichelberg kommen und es fertig machen. Du ſiehſt, warum ich ihm den Rath gab, aber du begreifſt auch, warum er mich ſo ſchnöde abwies. Sein ſtill und ſorglich verwahrtes Geheimniß war in eines andern Menſchen Hand, da lag des Grimmes Wurzel. So ein reicher oder ſich reich lügender Bauer will nicht, daß ihm Jemand in ſeinen Gram ſchaue, am wenigſten da, wo es Reichthum und gute Verheirathung ſeiner Kinder gilt. Zeigt man ihm, daß man ſeine Geheimniſſe kennt, ſo wird er raſend. Glaube meiner Erfahrung, Paul, gib auf die ſchöne Hoffnung! Es iſt alles vorüber!

Paul's Kopf war auf die Bruſt geſunken. — Er hatte ſein Auge geſchloſſen, weil alles wirre von ſeinem Blicke durcheinander ging. Alle ſeine Gedanken waren ihm wie weggeblaſen, ſein Gehirn wie ausgeleert, ſein Herz ſchlug in unregelmäßigem Schlage. Dabei war alles Blut aus ſeinem Geſichte gewichen und ſein Geſicht trug die Bläſſe einer Leiche.

Lorenz ſah ihn erſchreckend an, ſprang von ſeinem Fruchtſacke auf, faßte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn heftig. Um Gottes willen, Junge, rief er voll Entſetzen, du biſt ja ſtarr, wie eine Leiche!

Paul ſchlug ſeine großen, blauen Augen zu ihm auf und ſagte: Ich wollt', ich wär' eine! Dann wär's aus und ich hätt's überwunden.

Paul, mein Sohn, ſagte wehmüthig Lorenz, ſo grade hab' ich gedacht und empfunden vor vierzig Jahren, und lebe doch noch, und habe mit Gottes Hülfe überwunden, was mich hatte überwinden wollen. Es ſtirbt ſich eben doch ſo leicht nicht! — Und das iſt gut vom Herrn ſo geordnet. Sage mir, was hätte aus deiner guten, lieben, ſeligen Mutter und *aus dir* werden ſollen, als dein trefflicher Vater ſtarb, wenn ich nicht hätte an ſeine Stelle treten können? — Doch das wollen wir um die Ecke liegen laſſen, und auf etwas Anderes blicken. Du weißt nicht, was der Herr Notar

Burg für Anſprüche an unſre Dankbarkeit hat. Ich will's dir jetzt ſagen. Siehſt du, als dein Vater volljährig wurde, da war ſchlimme Zeit. Die Franzoſen kamen und plünderten alles aus. Wir, die ſelige Martha und ich haben es erfahren. Ohnehin ruhten Schulden auf unſerm Häuschen und Garten, und dieſe beiden Stücke waren unſer ganzes Erbe. Half da nicht eine rettende Hand, ſo verloren wir alles. Dein Vater war nicht reicher, wohl aber ärmer, als wir; denn er hatte nicht einmal ein eignes Obdach, aber lieb hatte er meine gute Schweſter, und ſie ihn, wie du und Lieschen Euch lieb habet. Dein Vater arbeitete damals ſchon in den Weinbergen des Herrn Notars, und der ſah ihm ſein Leid an; denn Martha's Leid war ja das Seine. Der Mann hat ein Herz für fremdes Leid; war damals noch jung, ſetzt ſich zu deinem Vater und fragt ihn grad vor den Kopf, was ihn ſo bekümmere? Da geht deinem Vater das Kamiſol auf und er redet von der Leber weg, friſch und wahr. Alſo, wenn ich dich recht

verſtehe, ſagt er zu deinem Vater, wollte der Gläubiger deiner Martha die ſechs Hundert Gulden, die auf ihrem Häuschen ſtehen, kündigen, und ſie wäre genöthigt, es verſteigern zu müſſen? Und wenn du das brave Mädchen heirathen wollteſt, wäre der Mangel des Obdaches das Hinderniß?

Das Einzige, aber auch unüberſteigliche, ſagte dein Vater, weil eben die Wohnungen in unſerm Dorfe ſo rar ſind; denn die Reichen vermiethen nicht und die Armen haben keine zu vermiethen.

Komm' dieſen Abend zu mir, ſagte darauf der Herr Burg und ging nach Hauſe.

Abends kommt dein Vater zu ihm.

Setze dich, ſagte er freundlich und reicht deinem Vater ein Glas Wein. Dann zählt er ſechs Hundert blanke Gulden auf den Tiſch. Da, ſagte er dann, nimm die mit und bringe ſie deiner Braut. Morgen ſagſt du mir, wie viel Zinſen ſie ſchuldig iſt.

Keine Herr, keine, ſagte dein Vater; aber um Gottes willen, Herr, wie will ich das wiedergeben? —

Närriſcher Kauz! ſagte der Notar, da hab' ich geſorgt! Drei Jahre geb' ich dir's ohne Zinſen, und jeden Tagelohn, den du nicht brauchſt, rechne ich ab. Nach drei Jahren, ſo Gott will und wir leben, wollen wir weiter ſehen; aber nun heirathe deine Braut, ehe die Franzoſen dich nehmen und unter die Soldaten ſchleppen. Verſtanden? —

Kurz und gut, das Häuschen wurde gerettet. Sie heiratheten ſich und ich half, da ich die Hälfte am Häuschen hatte, verdienen und bezahlen. Als die drei Jahre um waren, hatten wir nahezu zwei Hundert Gulden abgetragen, und der Herr Burg führte deinen Vater an ſein Buch und zeigte ihm das, indem er lachend ſagte: Wenn du ſo fortfährſt, ſo biſt du nach fünf bis ſechs Jahren ein reicher Mann und kannſt mir Geld leihen, und damit du mich dann mit den Zinſen nicht ſo hart hältſt, ſollſt du mir keine bezahlen, bis alles ab und rund iſt.

Wir Dreie hielten zuſammen, ſparten wacker und arbeiteten Tag und Nacht, und Gottes Gnade wachte über uns.

Wir blieben gesund, kein Unglück suchte uns heim und wirklich, es waren noch nicht vier Jahre in's Land gegangen, da war das Capital getilgt, das Häuschen frei und wir so glücklich, als hätten wir es geschenkt gekriegt.

Wahrhaftig, solcher Leute gibt's nicht viele in der Welt, und wenn wir je vergessen, was dieser Mann an uns that, so wären wir die Undankbarsten von der Welt.

Paul nickte, während eine helle Thräne über seine bleiche Wange rann.

Lorenzvetter, wisset Ihr, was ich wollte? rief er dann mit seinem unsäglichen Schmerze ringend, aus.

Und was denn? fragte Lorenz.

Der Napoleon nähme mich mit in die Schlacht und eine Kugel träfe mich in's Herz!

Zum Erstern kann leicht Rath werden; aber das Letztere ist ein dummer und — sündhafter Wunsch, sagte ernst Lorenz. Gott ist der Herr des Lebens. Er gibt's und nimmt's ohne uns zu fragen, und so sollen wir, wie den Anfang, so das Ende ihm anheimstellen.

Damit war die Unterredung zu Ende, denn es kam Jemand die Stiege herauf, der sie unterbrach. Paul wischte die Spuren weg, die seine Thränen hinterlassen hatten und ging rasch über den Hof weg, seinem Häuschen zu, wo er hinter sich abschloß und im Stillen sitzen blieb.

Der Schornstein dampfte nicht, denn Hunger hatte er nicht, und da er in der Mühle nichts weiter zu thun hatte, zog er sein Sonntagsnachmittagswamms an und ging nach der Stadt, wo er in des Notars Wohnung trat.

Paul, rief der alte, treuherzige Mann aus, du siehst ja so bleich, als wärst du krank?

Bin gesund, Herr Notar, antwortete Paul, aber ich wollte Rath und Hilfe bei Ihnen suchen.

Der Notar setzte sich ihm gegenüber. Laß denn einmal hören, wo und wann ich rathen und helfen soll? —

Paul ließ eine Weile seine Mütze einen Ringeltanz in seinen Händen machen, weil er so recht die Kehre nicht kriegen konnte, und der Notar beobachtete stille seine wachsende Verlegenheit.

Endlich sagte er: Nun, Paul, das muß fest hängen! Es will ja gar nicht los! —

Sie haben Recht, Herr Notar, sagte der arme Junge, es hängt ja wohl fest und zwar am Herzen. Ich muß fort!

Bist du bei Verstande, Paul? rief der Notar erstaunt. Fort? Wohin denn? Warum denn? —

Paul hatte sich ermannt und, ermuthigt durch des Notars sichtbare Theilnahme, hob er an: Sie wissen, Herr Notar, daß ich, als der einzige Sohn einer Wittwe, von dem Soldatendienste frei geworden bin.

Richtig! fiel der Notar ein. Ich glaube, daß das ein Glück für dich und deine gute Mutter war.

Ich danke Gott dafür, sagte Paul, auch in diesem Augenblicke, weil gerade darin ein Rettungsweg für mich sich aufthut.

Will dir denn Einer an den Kragen? rief der Notar aus.

Das grade nicht, sagte Paul; kein Mensch, aber die Noth!

Die Noth? Paul, bist du denn radikal toll geworden? In der Noth, denke ich, weißt du, wo Einer lebt, der dich nicht in der Noth wird untergehen lassen! Du legst mir lauter Räthsel vor. Rede doch einmal frisch von der Brust, klar und bestimmt, damit ich es zu überschauen vermag, wo ich dir helfen kann!

Tausend Dank, Herr Notar! sagte Paul innig; aber in meiner Noth könnet Ihr nicht helfen. Nun hob er, zwar erröthend, stotternd und mit häufigen Unterbrechungen an, sein Verhältniß zu Lieschen zu erzählen, und wie es nun stehe, da der Müller seine Kinder durch eine Doppelehe mit denen des Eichelberger Hofmanns verheirathen wolle.

Nicht so dumm ausgedacht! sagte der Notar halb zu sich, halb zu Paul. Der Hofmann hat Geld und Geld genug, um die Schulden, die auf der Mühle ruhen, zu bezahlen. Aber, Paul, des Müllers böser Bube und des Hofmanns braver Sohn, ich kenne sie, Beide sind in einem Alter, und grade in diesem Jahre soldatenpflichtig. Daran hat wohl der Müller nicht gedacht?

Wer den Rohrmüller für dumm kauft, gibt sein Geld

umsonst aus, versetzte Paul, und der Eichelberger Hofmann ist auch ein Knöcheler, den so leicht Keiner auf dem Neste fängt, wie eine brütende Amsel. Der Hofmann hat einen Einsteher, den Sohn des Zimmermanns Abel, der schon zwei Söhne im Heere hat.

Warum geht denn der freiwillig? Er ist ja eben darum, weil er zwei Brüder im Heere hat, frei? — fragte einfallend der Notar.

Ach, Herr Notar, entgegnete Paul, eine Stiefmutter ist ein schlimmes Ding und wenn sie eine „Zecke" ist, ein „Drache", dann hält es auch der beste Stiefsohn nicht aus.

Leider wahr! entgegnete der Notar. Also der hat seine eigene Haut verkauft?

So ist es, erwiderte Paul und schwieg.

Plötzlich schien der Notar den rothen Faden gefunden zu haben, der sich durch das bisherige Gespräch wand. Er hob plötzlich seinen Kopf empor und rief aus: Du wirst es doch nicht machen wollen, wie der?

Warum nicht, Herr Notar? — In der Mühle kann ich nicht bleiben; denn mit dem Gabriel vertrage ich mich einmal durchaus nicht, und mein Vetter Lorenz hat, wie ich glauben darf, auch die längste Zeit die Mühle besorgt. Der geht dann in unser Häuschen und ich — kann abkommen, ja ich muß fort; denn, Herr Notar, Lieschen als die unglückliche Frau eines Andern sehen, das wäre zehnfacher Tod! Lieber dann Soldat. Da gibt's eine mitleidige Kugel, die all' dem Weh ein Ende macht! — Und, fuhr er nach einer Pause fort, in der der Notar schweigend zur Erde gesehen da ich nun weiß, daß Sie die Contracte schließen, so dachte ich, Ihnen käme einmal die Gelegenheit, mir so ein Thürlein aufzuthun, und wollte Sie darum bitten.

Wenn der Hofmann den Abel hat, so weiß ich keinen Fall mehr als den des Rohrmüllers, sprach sinnend der Notar. Wirst du denn für den Gabriel einstehen wollen?

Einerlei, sagte Paul, wer es ist!

Und dein Entschluß steht fest? fragte er.

Felsenfest! antwortete Paul entschieden.

Wieviel forderſt du? fragte alsdann der Notar.

Das überlaſſe ich Ihnen vollſtändig, ſagte Paul.

Geht nicht, Kind, verſetzte der Notar, oder ich müßte eine Vollmacht von dir haben!

Seien Sie ſo gütig, dieſe aufzuſetzen, ſagte Paul.

Kopfſchüttelnd und brummend ging der Notar an ſeinen Schreibtiſch und ſetzte ſich, die Vollmacht zu ſchreiben.

Als er geendet, ſagte er: Paul, Paul, überlege, was du thuſt.

Ich hab's überlegt, ſprach mit feſtem Ausdrucke Paul, trat an den Tiſch, ergriff die Feder und unterſchrieb die Vollmacht.

Ueber dieſe Angelegenheit wurde nun kein Wort mehr verhandelt, vielmehr galt die fernere Verhandlung den Weinbergen des Notars und dem Manne, welchen Paul ihm empfahl, und als auch dieſe Sache geordnet war, ging Paul von dannen, während der Notar ihm mit ſchmerzlichem Ausdrucke nachſah.

Es währte noch keine acht Tage, als des Müllers Wägelchen, bespannt mit den zwei Prachtrappen, die er dem Juden Nathan zu vielem früheren noch schuldig war, an des Notars Thüre hielt und er im müllergrauen Tuchkleide abstieg und eintrat. Der Notar wußte, daß der Rohrmüller immer weite Umkreise zu machen pflegte, ehe er mit der eigentlichen Sache, die ihn hergeführt, herausrückte. Er ließ ihn also eine Weile von Diesem und Jenem schwatzen; aber heute mußte seine Angelegenheit eine sehr wichtige sein, denn sie ließ sich, wie es schien, nur sehr schwer loseisen.

Das wurde dem Manne, der mit seiner Zeit hauszuhalten hatte, denn doch zu langstielig.

Rücket denn doch einmal mit der Farbe heraus, sagte endlich der Notar ziemlich ärgerlich, ich weiß ja wahrhaftig noch nicht, was Trumpf ist!

Nichts für ungut, Herr Notar, sagte unerschüttert in seiner Gemüthsruhe der Müller, wenn man sich selten in der Welt begegnet, so kommt man auf dies und das; es geht so; aber um Euren Willen zu thun, arbeitet der Paul von daheim noch in Euren Weinbergen?

Die Frage hättet Ihr Euch daheim bejahen können und den Weg und die Zeit erspart! gab der Notar zur Antwort.

Freilich ja, versetzte der Müller; aber ich wollte mich doch gewiß machen.

Dummes Zeug! rief nun, in der That ärgerlich, der Notar aus. Er arbeitet ja, wenn er es nicht bei mir thut, bei Euch. Da müßtet Ihr ja doch volle Gewißheit haben!

Nichts für ungut, Herr Notar, fuhr unerschüttert der Müller fort, das steht doch nicht so, wie Ihr meinet. Wir sind so ein wenig „brokes" geworden, wie der Jud Nathan sagt, das heißt „bös, unfreundlich", und der Paul arbeitet nicht mehr bei mir.

So? dehnte der Notar. Das ist ein Anderes. Nun, weiter im Texte.

Nun ja, Ihr wisset, die Soldatenziehung ist nahe und mein Gabriel —

Will absolut Soldat werden, fiel der Notar ein. Ei,

Rohrmüller, laſſet dem Tagedieb ſeinen Willen! Beſſer es trifft ihn eine Kugel, als daß er Euch arm und ſich todt ſauft!

Der Müller verſchluckte die bittere Pille mit möglichſt guter Manier und meinte, der Herr Notar ſcherze, denn er, der Müller, könne des Sohnes nicht entbehren. Lieschen heirathe auf den Eichelberger Hof; er würde alt und der Lorenz, der bisher ſeine Rechte geweſen, mache allerlei Manöver, als wolle er ſich gute Alterstage machen, und in das „Häuſel" ziehen, an dem er die Hälfte habe. Ob er da von Wind und Wetter leben wolle, wiſſe er nicht, ſetzte er mit ätzendem Spotte hinzu. Der Herr Notar ſehe demnach, fuhr er fort, die Nothwendigkeit für ihn ein, einen Einſteher zu ſuchen. Nun aber ſei, nachdem der Hofmann für Lieschen's Verlobten des Zimmermanns Abel Sohn gewonnen habe, auf zehn Stunden in der Runde keiner mehr, der einſtehen wolle und könne, als — Paul! Mit dem ſei er aber, wie geſagt: „brokes" und könne nicht mit ihm anbinden. Da wolle er denn den Herrn Notar bitten, gegen dankbare Zahlung für die Mühewaltung einmal den Paul zu fragen, ihm aber dann, wenn er nicht abgeneigt ſei, weiter zuzureden, daß er es thue!

Der Notar hatte mit wiedergewonnener Ruhe den Müller ausreden laſſen.

Rohrmüller, hub er dann an, Ihr habt eine feine Naſe, es hat Euch Einer einen guten Weg gezeigt; denn Ihr ſeid an die rechte Quelle gekommen. Der Paul hat mir eine Vollmacht ausgeſtellt, ihn als Einſteher zu vermiethen.

Was Ihr ſagt? rief freudig bewegt der Müller; denn durch ſeinen Kopf ſchoſſen zwei Gedanken von gleicher Tragweite: einmal gewann er einen Einſteher für Gabriel, und zweitens kam der Paul dem Lieschen aus den Augen. Was — fordert — er? folgte gedehnt die zweite Frage der erſten, welche die freudige Ueberraſchung hervorgerufen, ſich ſchon um Vieles dem Ziele ſeiner Wünſche näher zu ſehen, was er ſich ſo leicht gar nicht gedacht hatte.

Ja, ſagte der Notar, ſeine eigne Haut trägt man nicht

billig zu Markte. Der Paul weiß auch, daß auf zehn Stunden in der Runde kein Einsteher zu finden, wohl aber über dreißig gesucht werden, und die Leute sich, wie man im gemeinen Leben sagt, „einander den Hals abbieten.“ Ueber des Müllers Gesicht flog ein Schatten; aber es war richtig, was der Notar gesagt, er wußte es selbst, und hatte sich es nicht verhehlt, daß er „bluten müsse.“

Nach wenigen Augenblicken sagte der Müller: Paul wird Euch doch die Summe gesagt haben?

Das hat er allerdings, aber es hängen einige Klauseln daran, die einen bitteren Nachgeschmack haben.

So? fragte der Rohrmüller gedehnt und sah nicht eben sehr fröhlich drein.

Freilich, und das ist ihm in der jetzigen Zeit nicht zu verübeln, sprach der Notar. Jeder ist des Seinigen werth und muß es sich sichern! Und wer arm ist, muß sich eine Gelegenheit, sich ehrlich etwas zu verdienen, nicht entgehen lassen, zumal wenn er Andern einen großen Dienst leistet, und sein eignes Wohl, ja sein Leben in die Schanze schlägt.

Alles richtig, sagte der Rohrmüller; aber man kann Butter zu theuer bezahlen, und die ist lauter Fett, sagt das Sprüchwort.

Paßt nicht, war des Notars Gegenrede. Wo es sich um ein Menschenleben handelt, hinkt jeder Vergleich. Seit der Abel mit dem Eichelberger Hofmann contrahirt hat, sind die Preise der Einsteher um ein Namhaftes gestiegen. Es droht ein mörderischer Krieg mit Rußland und dahin zu ziehen, hat doppelte Mucken, auch wenn alles zu Sieg ausschlägt. Um es aber kurz zu machen, wenn Ihr dem Paul fünfundzwanzig Hundert Gulden gebet und noch drei Carolin Aufgeld, so darf ich den Akt machen! —

Gott behüte! sagt der Jud, das sind „Schofele Massematte!“ rief der Müller aus. Nicht wohlfeiler?

Nein, nicht einen Heller! sagte der Notar.

Der Müller griff in die Tasche, nahm drei Napoleonsdor heraus, legte sie seufzend auf den Tisch und sagte: Abgemacht, hier ist das Aufgeld!

Nein, noch nicht abgemacht, entgegnete der Notar; denn wir haben über die Zahlung noch nichts verabredet. Euch, Rohrmüller, erwächst ein ungeheurer Vortheil daraus, daß Paul, außer dem Aufgelde, keinen Kreuzer haben will, alles soll stehen bleiben, bis er wiederkehrt, und wenn er fällt, so soll Euer Lieschen seine Erbin sein!

Der Rohrmüller stand höchst betroffen da. Er wußte nicht, was er sagen sollte, da diese Mittheilung sein Begreifen weit überflügelte.

Auch betritt er, fuhr der Notar fort, Eure Schwelle nicht mehr. Verzinsen aber müsset Ihr das Capital mit fünf vom Hundert und diese Zinsen, damit es Euch bequemer ist, vierteljährig an den Vetter Lorenz entrichten. Ob nun gleich Euer Wohlstand unzweifelhaft ist, fuhr nicht ohne einen schalkigen Zug der Notar fort, so ist es begreiflich, daß Paul Sicherheit für das Geld verlangt, das er in Euern Händen läßt, und, falls er umkommen sollte, Eurem Kinde durch einen Notariatsakt vermacht, gleichsam durch Testament, wobei freilich das Lieschen die Verpflichtung auferlegt kriegt, für den alten Lorenz getreulich bis an sein Ende zu sorgen; das kann sie aber ohne Bedenken übernehmen, da seine Unterhaltung nicht soviel beträgt, als die Zinsen des Capitals, die mit Paul's Tode wegfallen.

Aber wie soll das Capital gesichert werden? fragte mit peinlicher Verlegenheit der Müller; denn seine letzte Hypothek hatte er bei dem andern Notar machen lassen, damit der Notar Burg, der die erste gemacht, nichts davon erfahre. Er hatte aber dabei vergessen, daß aus dem Hypothekenbuche Jedem ein Auszug muß gegeben werden, der ihn verlangt, und einem Notar viel für seine Klienten daran gelegen sein muß, daß er in genauer Kenntniß von allen Hypotheken bleibe, die in seinem Amtsbereiche errichtet werden, daß also Burg recht wohl Kenntniß von dieser Letzten hatte und demnächst genau wußte, daß er, der Rohrmüller, außer etwa zehn Morgen der besten Wiesen, hinter der Rohrmühle und über dem Bache gelegen, keine Handbreit Grund und Boden mehr frei hatte.

Nun, sagte der Notar, auf die letzte Frage des Müllers antwortend, ich weiß, was von Eurer Habe unter Brief und Siegel liegt, wie das zu wissen meine Pflicht ist, damit keiner meiner Klienten Nachtheil erleide, und so ist es mir denn auch bekannt, daß Ihr nur noch über die zehn Morgen Wiesen zu verfügen habet, welche freies mütterliches Gut Eurer Kinder sind, die Beide einstimmen müssen, wenn Ihr sie verlegen wollet. Machet also den Prozeß kurz: fahret heim und bringet Eure Kinder mit hierher, damit sie mit unterschreiben. Den Akt mache ich derweile und Paul kann ihn später unterzeichnen, da er es vorziehen wird, nicht mehr mit Euch zusammen zu treffen.

Was mir ebenfalls recht von Herzen lieb sein wird, sagte der Müller, der wegen der Wiesen kein Wort einwendete, weil eben ein andrer Weg nicht mehr offen war.

Die genaue Kenntniß des Notars von seinen Umständen war ihm äußerst empfindlich; indessen sind Notare Vertrauenspersonen und er durfte sich von dem braven Manne versichert halten, daß er nichts würde von dem verlautbaren, was er wußte, und so ergab er sich drein, froh, daß nach außen hin der trügerische Schein des Reichthums nicht zerstört werde, und so stolz wie er mit seinen zwei glänzenden jungen — noch unbezahlten Rappen in die Stadt gefahren war, so stolz fuhr er auch wieder hinaus, nachdem er im ersten Gasthofe derselben gespeist und dort beiläufig erzählt hatte, er verheirathe seine zwei Kinder auf einmal und habe mit dem Notar Rücksprache wegen den Ehepakten genommen; denn es sei doch nothwendig, daß man, als Vater, gewissenhaft für das beigebrachte Vermögen seiner Kinder sorge.

Seinen leichtsinnigen, feigen Sohn brachte er leicht zu der Unterschrift; aber Lieschen war außer sich, als sie vernahm, wer für ihren Bruder hinaus in den Krieg sollte.

Mit Paul hatte sie keine Unterredung mehr gehabt; denn er wollte nicht ihr, nicht sich das Scheiden noch erschweren. Nur von Ferne sah er sie; aber der brave Lorenz hatte dem lieben Kinde alles mitgetheilt und ihr gesagt, es sei nichts mehr zu ändern; es sei nothwendig, daß es so komme und gut für beide Theile.

Was sie gelitten seitdem? Wer konnte es sagen? Aber die bleichen Wangen, die gerötheten, mattblickenden Augen, ihr ganzes, völlig niedergedrücktes Wesen, das alles redete lauter, verständlicher, als Worte.

Der Müller war mehrmals auf dem Eichelberger Hofe gewesen und die väterlichen Festsetzungen waren nun so weit gediehen, daß am nächsten Sonntage, nachdem die beiden Einsteher für die beiden Bräutigame Mittwochs vorher nach ihrem Depot abgegangen waren, die Verlobung auf dem Eichelberger Hofe Statt finden sollte. Die Mittheilung von Seiten der Väter fand bei den Söhnen volle Zustimmung, aber die zwei Mädchenherzen, wenn auch die Gründe verschieden waren, fühlten sich namenlos elend und unglücklich, da Beide sich sagen mußten, ihr Lebensglück sei vernichtet und zertreten. Beider Väter aber achteten der Thränen nicht; ihre Absichten, gute Parthien für ihre Kinder gewählt zu haben, waren ja erreicht.

III.

Der Sohn des Zimmermanns Abel erhielt das Geleite von seinen Freunden und der Sohn des Eichelberger Hofmanns hatte angespannt und führte ihn mit dem Wägelchen nach der Stadt. In der Mühle dachte der, für den Paul in den Krieg ging, daran nicht. Das wußte Abel's Jörg recht gut und darum hielt er an dem Häuschen Paul's an, ihn mitzunehmen; aber alles war verschlossen. Paul, nur von seinem Vetter Lorenz begleitet, hatte einen Fußweg eingeschlagen, der an und für sich kürzer, aber unbequemer war, weil er über das Gebirge führte und deswegen auch selten gewählt wurde. Beiden aber war das grade angenehm; denn nun konnten sie sich noch gegenseitig aussprechen ohne Zeugen.

Der Pfad führte durch einen dichten Eichenschlag und grade vor diesem Wäldchen war eine Stelle, von wo aus man noch einmal die Mühle und das Dorf sehen konnte, die Paul's Theuerstes einschlossen. Und weil er dies Plätzchen kannte, weil er hier noch einmal weilen und die Bilder einer glücklichen Zeit sich zurückrufen wollte, darum hatte er diesen Weg sich gewählt und sich heimlich entfernt, um nicht in Saus und Braus in die Welt hinaus zu stürmen.

Das Plätzchen hatte aber auch noch eine Erinnerung für ihn, die er recht tief in der Seele trug.

Wer wußte es denn im Dorfe, daß er jeden Abend diesen selten betretenen Pfad einschlug, wenn er heimkehrte?

Und an seinem Lieblingsplätzchen pflegte er allemal zu rasten; aber wer wußte das, wenn die Feierabendglocke alle zum heimischen, häuslichen Heerde gerufen? —

Das Auge der Liebe sieht scharf.

Drunten aus der Mühle sah man ja natürlich die Stelle, von wo aus die Mühle in ihrem schönen Baumkranze so schön da lag. Wer konnte eine so lebendige Theilnahme an der Mühle nehmen, als der, welcher allabendlich da oben auf den Felsen saß, die aus dem Boden ragten, um die Mühle und nur die Mühle, zu sehen und nicht das Auge

links zu wenden, wo das Dorf im Rebengrün sich hindehnte, wo das breite Wiesenthal offen dalag mit dem sie durchschlängelnden Bache, den wieder dunkle Erlen und fahle Weiden säumten, aus deren Buschwerke das Abendlied der Nachtigall und der Drossel heraufklang?

Die Antwort, die eines Mädchens Mund da unten in der Mühle sich gab, als sie einmal den gesehen, der jeden Abend im Purpur und Golde der Abendsonne da oben ausruhte, umfaßte den Namen: Paul!

Indessen mußte das klar werden!

Grade da, wo das Eichengebüsch anhob, wandte sich der Berg, eine scharfe Felskante bildend, nach Norden um, fast in einem rechten Winkel. Dort war nicht mehr der Ort, wo die Rebe gedieh, wo nur die untergehende Sonne die Stelle beschien; daher pflegte man da die Krüppeleiche, um die theuere Lohrinde zu gewinnen.

Das Gebüsch war hoch und dicht, da es eine Reihe von mindestens vierzehn Jahren stehen mußte, ehe die sogenannte „Glanzlohe" ihre gehörige Kraft gewonnen hatte.

Von der Mühle aus durfte man nur den Fahrweg überschreiten, das ziemlich hohe Ufer des „Schälwaldes" gewinnen, so nahm ein Pfad seinen Anfang, der zwar schmal und steil war, aber keinerlei Hinderniß bot, in einigen Windungen die Höhe schnell und sicher zu erreichen. Für das junge Mädchen war die Steigung außer aller Berechnung, die Kühle des Gebüsches fiel aber nach heißen Tagen schwer in's Gewicht und der Waldduft machte sich noch dazu höchst erquicklich geltend.

Da nun die alte Magd das Nachtessen ohne ihre Hülfe bereiten konnte, so hüpfte sie leicht über den Fahrweg und verschwand alsbald im Dickicht und blitzschnell war sie oben und stand, von den Eichenhecken verdeckt, neben dem zu Tage tretenden Felsen.

Lange brauchte sie nicht zu warten, bis sie Schritte vernahm, und Paul sich auf dem Pfade den Felsensitzen näherte!

Dort stand er eine Weile, trocknete sich die heiße Stirne

und sah starr auf die Mühle; aber die, welche seine Blicke suchten, erschien heute nicht.

Wo sie nur sein mag? sagte er zu sich, ihr vollkommen verständlich. Sonst ist sie um diese Stunde fast immer im Hofe oder im Garten.

Heute ist sie hier! tönte es aus den Eichenhecken hervor, daß Paul erschrack, aber so freudig, so glücklich überrascht, wie er es nur bei dem Hören der lieben klangvollen Stimme sein konnte, die er hier durchaus nicht erwarten konnte. Wenige Augenblicke später war er bei ihr und im glücklichsten Geplauder schwand eine halbe Stunde. Man hörte hier deutlich den hellen Schlag der Kirchthurmuhr. Jetzt muß ich fort, sagte sie, denn der Vater kommt heim! Sie drückte einen Kuß auf Paul's Lippen und — war verschwunden, um leichtfüßig, wie das Reh, den Pfad hinab zu eilen. Und bald darauf wehte ihm unter der Hausthüre der Mühle ein Tuch den Nachtgruß zu.

So war es hundert und hundertmal gewesen und darum war das Plätzchen ihm so theuer.

Da stand er dann mit verschränkten Armen und blickte mit trübem Auge hinab auf das Haus, welches sein Theuerstes verschloß. Lorenz stand zur Seite, seine Blicke dem Dorfe zuwendend, das sich links mit seiner langen Häuserreihe unter den Weinbergen hinzog und eben von den Strahlen der Morgensonne vergoldet wurde.

Umsonst suchten Paul's Blicke das Mädchen.

Plötzlich rauschte es neben ihm im Gebüsche. Er fuhr herum und erblickte Lieschen, die ihm ihre Arme entgegenbreitete und vorwurfsvoll ausrief: Und du willst ohne Lebewohl von mir scheiden, vielleicht für —. Das Wort „immer" erstarb auf ihrer Lippe, denn Paul umfaßte sie mit seinen Armen.

Lorenz wandte sich ab. Ueber seine gefurchten Wangen rieselten ein paar Thränen. Seine Lippen bewegten sich leise und seine gefalteten, schwieligen Hände, sein gen Himmel gerichteter Blick verrieth, wem das Gebet galt, das seine Seele so stille, aber so tiefgefühlt, zu dem emporsandte, in dessen Hand unsre Geschicke ruhen.

Wie mancher Augenblick ſeines früheren Glückes trat jetzt vor ſeine inneren Augen! So ſchlang ja auch ſein Lieb die Arme um ihn, als er zu ihrem Sterbebette trat und ſie an ſeiner Bruſt ihre Seele aushauchte. — War das nicht auch ſo eine Trennung? O Herr, flehte er, laß es an mir genug ſein für ſolch ein Leid und behüte ſie vor ihm! Hell klangen in dieſem Augenblicke fünf Schläge vom Kirchthurme herüber.

Lorenz wiſchte ſeine Thränen weg, wandte ſich zu den Beiden und ſagte wehmüthig: Kinder, es muß geſchieden ſein! Wir haben noch einen weiten Weg und die Stunde des Eintreffens iſt beſtimmt!

Das Mädchen preßte den Jüngling noch einmal an ihre Bruſt. Stumm riß ſie ſich los und verſchwand im Dickicht der Krüppeleichen.

Und Paul ſtand da wie ein Träumender. Er ſtreckte noch ſeine Arme nach ihr aus, als ſie ſchon längſt im flüchtigen Davoneilen den Fahrweg im Thale erreicht hatte.

Lorenz trat zu Paul und berührte ſeine Schulter.

Laß uns gehen, Paul, ſagte er. Du haſt ſie ja noch einmal geſehen!

Paul wandte ſich um und ſchritt lautlos in den Wald hinein.

Und nun griffen Beide ſtark aus. Aber kein Wort kam mehr über ihre Lippen, bis ſie durch das Stadtthor ſchritten. Es war die höchſte Zeit; denn ſchon waren die Rekruten angetreten.

Paul konnte nur noch ſeines Oheims Hand drücken, ihm noch einen Gruß auftragen, und das kleine Soldatenkommando, das die Rekruten entgegennahm, rührte die Trommel, das „Marſch“ erſchallte und dahin ſchritten oder wankten die Jünglinge, die dem Tode auf den Schlachtfeldern geweiht waren.

Lorenz kehrte ziemlich zeitig vor Mittag auf demſelben Pfade zurück. Das Herz war dem Manne wie zuſammengepreßt. Mit Paul war ſein Glück dahin. Er liebte ihn, wie ſeinen Sohn. Nun ſollte er allein in dem Häuschen wohnen, wo er mit Paul und ſeiner Schweſter ſo ſchöne Tage des Friedens und der gegenſeitigen Liebe verlebt hatte!

Als er in die Mühle zurückkam, ging er, wie er glaubte, unbemerkt in sein Müllerwinkelchen und als die Glocke anschlug, eilte er, aufzuschütten. Als das vollendet war, kehrte er zurück, um in stillen Träumen um sein völlig zerstörtes Glück in das Stübchen sich zurückzuziehen; aber in seinem hölzernen Lehnstuhle saß Lieschen und weinte bitterlich.

Bei der vorherrschenden Stimmung seiner Seele wirkte des Mädchens Schmerz wieder mächtig auf ihn zurück. Er lehnte sich an den Pfosten der Thüre und auch seine Thränen flossen auf's Neue.

Endlich sagte er: Lieschen, es mußte so kommen. Ermanne dich!

Nein, es mußte nicht so kommen, sagte sie, wenn der Stolz in meines Vaters Seele mich nicht verhandelt hätte, wie eine Waare! Aber, sprach sie und sprang auf, noch am Altare sage ich Nein!

Mit diesen Worten eilte sie hinweg und Lorenz sah ihr mit einem Blicke, in dem Liebe und Mitleid sich mischte, nach, bis sie unten seinen Blicken verborgen war durch eine vorspringende Wand.

Zu Tische kam blos ihr Vater und Lorenz. Gabriel blieb, wie er das oft that, aus. Wo er war, wußte man zwar nicht bestimmt, aber man ahnte es, — beim Bäcker. Der Vater bebte vor Zorn und das verdarb ihm die Eßlust; den beiden Andern war sie aus andern Ursachen versagt. Als die Speisen fast unberührt abgetragen waren, ging Lieschen in ihre Kammer, Lorenz in seinen Müllerwinkel und der Rohrmüller setzte sich in den Lehnstuhl, wo er bald unverkennbare Zeichen eines tiefen Schlafes von sich gab, denn in der Mühle herrschte nur das Klappern als einziger Ton und das übte eine einschläfernde Macht aus.

Es war Abend geworden und Gabriel saß noch beim Bäcker, wo seine Trink- und Spielgenossen sich jetzt einfanden.

Nun bist du frei vom Dienst, sagte Einer, und hälst den Sonntag „Handstreich" mit dem schönen Käthchen vom

Eichelberger Hofe, da denke ich, wirst du heute auch einmal Etwas zum Besten geben, was eine Art hat, zumal Käthchen dir seine sechstausend blanke Thaler einbringt!

Laß dich nicht lumpen, Gabriel! rief der Zweite.

Und dein Todfeind ist fort, vollendete der Dritte.

Bäcker, rief Gabriel heftig dadurch erregt, zwölf Flaschen von Eurem guten Elfer!

Der Bäcker eilte hinweg und bald stand das flüssige Feuer des Kometenweines auf dem Tische, noch jung und darum doppelt feurig, süß und mundlich, wie seit dem Anfange des Jahrhunderts kein Zweiter.

Ja, ja, es ist gut, hob jetzt ein Vierter an, der bis jetzt geschwiegen hatte und durch seinen bissigen Spott sich auszeichnete: Ja, ja, es ist gut, daß der Gabriel heute noch einmal sich mit uns freuet, denn das hat nun bald ein Ende!

Warum ein Ende? fuhr jähzornig Gabriel auf und schlug auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser tanzten und klirrten. Wer will mir wehren, mich meines Lebens zu freuen? Wer mich hindern, ein Glas Wein mit guten Freunden zu trinken, wenn ich Lust dazu habe? Den möcht ich sehen!

Den wirst du sehen, Gabrielchen, bemerkte mit einem eigenthümlichen Lächeln der Andere, und wirst dich freuen, daß du ihn oder vielmehr sie siehest; denn das Eichelberger Käthchen ist wahrlich nicht weniger hübsch, als euer Lieschen, nur daß sie schwarze Haare und schwarze Augen hat.

Gabriel, der schon des Weines Wirkung zu spüren begann, weil er schon seit dem frühen Morgen viel, wenn auch leichteren Wein getrunken hatte, lachte und meinte, der Spötter wolle blos seiner Erwählten eine Lobrede halten. Er erwiderte: Das ist ihr in meinen Augen kein Nachtheil.

Auch in meinen nicht, fuhr der Andere fort, aber was dahinter steckt, das meine ich!

Was denn? fragte Gabriel in bester Laune, die überhaupt bei ihm schnell ausschlug.

Nun, daß sie „Haare auf den Zähnen hat", und auf dem Eichelberg eigentlich das Regiment führt, dem Vater

und Bruder ſich unterwerfen. Da bleibt's nicht aus, daß du bald unter ihren Pantoffel kommſt bis über die Ohren, und es nicht mehr wagen wirſt, zu uns hierher zu kommen, es ſei denn, daß ſie einmal abweſend wäre und du keinen Verräther zu fürchten hätteſt. Ich erlebe noch, daß du demüthig fragſt: Lieb' Käthchen, darf ich mir jetzt eine Pfeife ſtopfen?

Das war zuviel.

Gabriel ſtieß einen gräßlichen Fluch aus und ſchlug jetzt mit noch größerem Zorne auf den Tiſch, daß Alles, was darauf ſtand, herabgeſtürzt wäre, wenn nicht in zärtlicher Sorgfalt die Freunde raſch zugegriffen und Flaſchen und Gläſer feſtgehalten hätten.

Noch gräßlichere Flüche folgten und heftigſte Schwüre, daß er dieſen Hausdrachen bändigen würde.

Aber der Spötter hatte immer neues Pulver auf der Pfanne und ebenſo fielen nun auch die Andern ein, die ſich an Gabriel's Wuth beluſtigten; erzählten Geſchichten von Dieſem und Jenem, der aus einem „wilden Burſchen" ein unendlich zahmer Ehemann geworden ſei, dem die Frau die Kreuzer vorzähle, in Summa, ihn ſo an der „Drenſe" leite, daß er es gar nicht mehr wage, aus- oder über die Stränge zu ſchlagen. Jeder gab ſeinen Senf dazu, nur der Bäcker ſaß an der Ecke, als ſei er blind und taub, und dennoch entging ihm kein Wort und ſeine Blicke maßen den Inhalt der Flaſchen, der ſich ſchnell dem Boden derſelben zuneigte.

In dem Maße, als dies geſchah, ſtieg die Kraft des Eifers, dieſes „Feuerweines" in den Köpfen. Die unerbittlichen Recker waren unerſchöpflich und Gabriel wurde mit jedem Augenblicke mehr gereizt. Er blies mächtige Dampfwolken aus ſeiner nicht erlöſchenden Pfeife und trank unaufhörlich in den Aerger hinein.

So viel er auch vertragen konnte, ſo war er doch bald unzurechnungsfähig. Er lallte nur noch, und der Bäcker räumte ihm den Sorgſtuhl ein, wo er bald einſchlief.

Es war noch lange nicht Abend.

Die Zahl der Freunde mehrte ſich, und auf Gabriel's

Rechnung folgte eine Batterie von Flaschen Eifer der andern, bis endlich Alle entweder völlig bewußtlos dalagen, oder sich fortgeholfen hatten, so gut es gehen mochte. Ueber Gabriel's Kopfe hing die große Schiefertafel, darauf der Bäcker ankreidete und die Striche wurden markig, aus einer Zwei wurde eine Vier!

Nun schlafen die Säufer, wer weiß, wie lange, und ich muß wachen, sagte er zu sich. Dafür muß ich mich bezahlt machen, wie es billig ist. Ist auch keine Plaisir, so andrer Leute Narr zu sein!

Das war die Rede, womit er sein Gewissen beruhigte über die Verdoppelung der Zahlen!

Es war zehn Uhr geworden, elf, dann Mitternacht. Der Bäcker war nun schlaff und müde. Ich wecke sie! sagte er zu sich und that's.

Dreie gingen knurrend weg.

Aber mit dem Letzten, mit Gabriel, hatte er recht sein Kreuz. Der wollte nicht wach werden. — Endlich gelang es dem Bäcker.

Du mußt mich heimführen, Bäcker, sagte der Trunkene. Aber vorher stopfe mir meine Meerschaumpfeife.

Das that der Bäcker und nun zündete er sie und Gabriel qualmte entsetzlich. Darauf faßte er ihn unter dem Arm und führte ihn durch's Dorf, der Mühle zu.

Der Nachtwächter blies eben Eins.

In der Mühle war Alles dunkel und todtstille. Alle Thüren waren zugeschlossen.

Gabriel fluchte furchtbar; aber als der Bäcker fragte: Soll ich klopfen? kam seine feige Natur zu Tage.

Nur nicht, stammelte er. Probire einmal, ob die Scheunenthür offen ist? bat er.

Der Bäcker sah nach. Ja, sagte er, sie ist offen!

Gut, erwiderte Gabriel, so lege ich mich in's Stroh.

Mache aber deine Pfeife aus, ermahnte der Bäcker.

Esel! zürnte der immer noch Halbtrunkene, weißt du nicht, daß Tabak nicht zündet?

Damit schien der Bäcker beruhigt, der wohl öfter schon

dieſe unſelige Beruhigung eingefleiſchter Raucher gehört hatte. Er eilte heim, um endlich auch einmal die müden Glieder ruhen zu laſſen.

Gabriel wankte in die Scheune und ließ ſich mehr in das aufgehäufte Stroh fallen, als daß er ſich gelegt hätte, und die in voller Gluth brennende Pfeife ſchwankte in ſeinem Munde und entfiel ihm endlich ganz, während er dem Schlafe in die Arme ſank und bald wie ein Bewußtloſer dalag.

„Der Tabak zündet nicht!“ hatte Gabriel leichtſinnig und kaum ſeiner geiſtigen Kräfte mächtig nachgeſchwatzt, was er oft ſchon gehört; aber brennender Tabak iſt Feuer, und da mit dem Entfallen der Pfeife ihr ganzer rothglühender Inhalt in das trockene Stroh fiel und die Luft durch die offene Thür ſpielte, zeigte es ſich bald, daß der Tabak

zündet; denn hinten in der Scheune saß ein Stock Weizen. Zu beiden Seiten der Tenne saßen im „Baden" bis zum Gebälke hinauf reichende Massen von Korn und Weizen, welche beide Fruchtsorten eben erst geerntet worden waren. Ueber der Tenne aber hatten ihre Stätte die Massen des Rappsstrohes, dessen ölreiche Körner bei dem Reichthume angekauften Rappses nebenan auf den weiten Speichern ruhten. In der alten Scheune, die rechts neben der großen neuen stand, saß das Heu aus den vielen Wiesen, welche die Mühle umgaben. Ueberall Brennstoff in Fülle, und durch den gluthheißen Vorsommer des Jahres 1812 alles Holzwerk so dürre, daß man es hätte mit einem Schwefelhölzchen anzünden können.

Das Feuer aus der Meerschaumpfeife leckte schnell an den hervorstehenden Halmen des in den „Baden" aufgesetzten Getreides hinauf, bis es oben das Rappsstroh erreichte und nun eine rechte Nahrung fand. Während dort die Flamme immer mächtiger wuchs, ergriff sie, von dem losen Stroh in der Scheune genährt, auch das Getreide zu beiden Seiten der Tenne.

Und der Trunkenbold schlief so fest, daß ihn nichts weckte, bis ein Bündel brennenden Rappsstrohes ihm auf das Gesicht fiel. Jetzt sprang er auf und starrte, nüchtern geworden, in die furchtbare Gluth.

Völlig betäubt, obwohl aus dem Rausche erwacht, stand Gabriel da und starrte gedankenlos in die wachsende, brüllende Gluth.

Plötzlich aber schien es, als ob Leben in die leblose Gestalt käme. Er zündet doch! rief er und fuhr mit beiden Händen verzweifelnd in seine Haare. Dann stürzte er hinaus in den Hof mit dem Schauerrufe: Feuer! Feuer!

Schon schlug die Flamme aus dem Dache der alten und neuen Scheune himmelhoch empor, als mit einem Mark und Bein durchdringenden Aufschrei der Müller das Fenster des Hauses aufriß. In demselben Augenblicke, als der Müller aus seinem Hause stürzte, war auch Lorenz da, der im Müllerwinkel geschlafen hatte, weil er bei dem Hochwasser des Baches,

welches mehreren ſich raſch folgenden Gewittern ſeinen Urſprung verdankte, das Mahlen nicht hatte verſäumen wollen.

Kaum ſah der Müller ſeinen entſetzlich ausſehenden, im Geſichte durch den herabfallenden, brennenden Bündel Rappsſtroh verbrannten Sohn, als er wüthend auf ihn zuſprang und rief: Unhold, das haſt du gethan! Machſt uns Alle zu Bettlern!

Das war bei der Selbſtanklage des Gewiſſens ein Funke in eine Pulvertonne; ſein furchtbarer Jähzorn brauſte auf. Er ſtieß grauenvolle Worte gegen ſeinen Vater aus — ja — er erhob den Arm gegen ihn und würde ihn ſicher zermalmend auf den Kopf getroffen haben, wenn nicht Lorenz in dieſem Augenblicke gegen dieſen erhobenen Arm des heilloſen Buben einen ſo urkräftigen Schlag geführt hätte, daß Gabriel einen Schmerzſchrei ausſtieß.

Verflucht iſt die Hand, die das Kind gegen ſeiner Eltern Eines erhebt, donnerte er ihm mit der ganzen Kraft ſeiner Baßſtimme zu; verflucht das Kind, welches das Gebot, das einzige vergißt und ſo freventlich übertritt, das allein eine Verheißung hat!

Dies Wort traf den Schuldbelaſteten. Er ſtürzte zwiſchen dem Wohnhauſe und dem Viehſtalle, wo ſich ein ſchmaler Gang befand, hindurch, um ſich am Bache die Qual des Brandes in ſeinem Geſichte zu kühlen; aber — er bekam das Uebergewicht und ſtürzte in die Fluth, die ihn fortriß und in ihre Tiefe begrub, wo der Leichnam in dem Wurzelgeflechte einer Weide hängen blieb.

Um Gotteswillen, Meiſter, lauft in's Dorf und ruft Hülfe, ſonſt erreicht die Flamme den Speicher mit der ölreichen Rappsſaat und es iſt alles verloren. Seht, der Stall brennt ſchon! Eilet, ich will derweile das Vieh von den Ketten und den Riemen löſen und Lieschen wecken!

Der Müller lief, was er konnte und rief: Feuer! durch das Dorf, wo der Schreckensruf die Schläfer weckte und alles zur Hülfe herbeieilte.

Währenddem weckte Lorenz das ahnungslos ſchlafende Mädchen und die Magd und eilte dann wieder hinab, um

das gräßlich brüllende Vieh zu löſen. Als dies geſchehen war und das Vieh ſich auf den Wieſen zerſtreut hatte, trat er wieder in den Hof.

Eben rollte die Feuerſpritze herbei und mit Schöpfeimern zahlreiche Menſchen; aber das Feuer hatte bereits die Mühle erfaßt, die brennend noch fortarbeitete, bis das Gebälke auf ſie niederbrach und ihre Gänge vernichtete.

Die Spritze arbeitete zwar raſtlos, aber die Rappsſaat war vom Feuer ergriffen und nun war keine Rettung mehr. Auch das Wohnhaus wurde unwiderſtehlich in die vernichtende Gluth hineingeriſſen und — als der junge Tag grauete und von den ferner gelegenen Orten Schaaren von Helfenden herbeiſtrömten und Spritzen genug heranrollten, da war für die Menſchenhand nichts mehr zu thun übrig. Selbſt die prächtigen Bäume, welche die Gebäude der Mühle gegen die Stürme aus Oſten, Weſten und Norden wie ein ſchützender Mantel umgaben, brannten wie hochreichende Fackeln

und bis zur Erde herab in lichter Lohe, bis ſie praſſelnd zuſammenſtürzten.

Als endlich die Sonne heraufſtieg, ſchien ſie auf eine Ruinenſtätte, aus der nur dicker Qualm aufſtieg und einzelne Flammen noch emporzüngelten, die vergeblich nach Nahrung ſuchten. Alles, alles, die beiden vollen Scheunen, die Stallungen, die Mühle und Oelmühle und das ſtattliche Wohnhaus waren bis auf die Grundmauern zuſammengebrannt.

Der Müller hatte alles verloren; denn auch aus den Räumen des Wohnhauſes war bei der faſt beiſpielloſen Schnelle, womit das entfeſſelte Element um ſich griff, nur Weniges gerettet worden, bis auf die nothdürftige Kleidung, welche die dem Brande glücklich noch entgangenen Bewohner auf dem Leibe trugen. Alles Andere war dahin und der Müller ein armer Mann.

Schmiedjakob hielt inne. Er war müde und man ſah ihm an, daß ihn die Erinnerung an dieſe Schauernacht, an alle dieſe Greuel tief ergriffen hatte.

Wenn man ſo etwas erzählen hört oder gar ſelbſt erlebt, ſo begreift man, warum der Nachtwächter zwei ſo bedeutſame Worte den Leuten bei dem Stundenblaſen in's Andenken ruft, ſagte der Gevatter.

Was denn? fragte Kathrinchen. Unſerer hier iſt neumodiſch geworden, ſeit wir den ſuperklugen Bürgermeiſter

haben, der weiland Feldwebel gewesen ist, nämlich er pfeift die Stunden ab.

Man sieht schon, daß du noch jung bist, versetzte der Gevatter. Da wir jung waren, rief der Nachtwächter, wenn er mit lauter Stimme die Stunden ausgerufen hatte: „Bewahret das Feuer und auch das Licht, damit der Stadt kein Schaden so geschicht, und lobet Gott, den Herrn!“

Beides vortrefflich, bemerkte die junge Frau, und wenn diese Worte nur bei Einem von Tausenden einschlagen und Frucht bringen, so ist es Jammer und Schaden, daß die Wächter nun die Stundenzahl pfeifen und nichts mehr dazu sagen.

Ja, ja, fort mit Schaden! sagt der Jude beim Verkaufen von schlechter Waare zu hohen Preisen, schloß der Gevatter. Veit fiel ihm in die Rede: fragt denn Keiner nach Lieschen und Lorenz? — der Schmiedjakobsvetter hat ihrer gar nicht mehr gedacht, und die haben gewiß nicht dagestanden und, wie man hier zu Lande sagt, „Maulaffen feil geboten.“

Die ihnen gewiß Niemand abgekauft hätte, nahm Schmiedjakob das Wort wieder. Du hast Recht, Veit, ich habe die zwei unbeachtet gelassen und will es nachholen! Auch damals, als ich mit unsrer Feuerspritze und der Löschmannschaft aus dem Dorfe, wo ich in Arbeit stand, zur Brandstätte kam, hatte ich Beide, die ich ja kannte, und auch den hochmüthigen, dicken Rohrmüller, ganz aus dem Auge verloren. Aber ich kann es Euch auch versichern, es war kein Wunder, wenn man über der furchtbaren Brandstätte des Einzelnen vergaß! Ich weiß nicht, daß ich jemals Eine gesehen, wo das Feuer gründlicher aufgeräumt hätte; wo die menschliche Klugheit und Macht über die wilde Naturgewalt so gar keinen Vortheil sich verschafft hätte. Es überlief Einem eiskalt, und auch der Kaltherzigste sah mit Bedauern auf die gänzliche Vernichtung einer so schönen Stätte menschlicher Betriebsamkeit, und gedachte mit aufrichtiger Theilnahme derer, denen Obdach, Erwerbsquelle und Wohlstand zugleich völlig vernichtet waren.

Als der ehrliche treue Lorenz Lieschen und die Magd, die auf der Rückſeite des Hauſes ihre Kammern hatten, weckte, warf er Lieschen den Schlüſſel des Häuschens zu und rief: Lieschen, eile dich! Ich rette das Vieh, daß es nicht lebendig verbrennen müſſe, und du, rette mit der Magd das Bettwerk in mein Häuschen, und die ſchöne Leinwand, deiner Mutter Freude, ihr verſchwiegener Reichthum und ihres Fleißes Frucht! Wenn ich das Vieh gerettet habe, komme ich und helfe!

Damit war er fort; aber Lieschen und die treue, alte Magd zauderten nicht. Schnell waren die nothwendigen Kleidungsſtücke umgeworfen und ſchon trugen beide, was ſie tragen konnten, an Bettwerk in das Häuschen, wo Lorenz den Schlüſſel abzog und mit ihnen zurück eilte. Bald hatten die drei das Bettwerk und die Kiſte der treuen Magd in Sicherheit, als ſie auch ſchon mit dem Weißzeuge begannen.

Füllet alles in Ueberzüge von Decken und Kiſſen, ſagte Lorenz. Da geht viel hinein und iſt leicht damit handiren. Ich bleibe halbwegs zwiſchen dem Häuschen und der Mühle ſtehen; dort legt Ihr Eure Päcke ab und eilt zurück, während ich die niedergelegten Päcke im Häuschen berge. So geht's ſchneller und meine Augen wachen; denn es kommt zu ſo einem Brande viel langfingeriges Geſindel!

Der Vorſchlag war ſehr gut. Das Eichelberger Käthchen und deſſen Magd halfen dem braven Lorenz und einige Frauen und Mädchen aus dem Dorfe leiſteten Lieschen Handreichung. So ging es raſch und es war aufgeräumt, ſelbſt mit den Kleidern ihres Vaters, den ihrigen und denen Gabriel's, als das Wohnhaus in Flammen aufzugehen begann. Nun aber, als alles dies geborgen war, kehrte Lorenz zurück. Eins lag ihm noch auf dem Herzen. Er mußte ja ſorgen; denn der Müller hatte ſo völlig den Kopf verloren, daß er auf einem Baukloße unfern der Mühle bei einigen alten Leuten ſaß, in die Flammen ſtarrte und weinte, wie ein Kind. Für irgend etwas zu ſorgen, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Neben dem Bette des Müllers nämlich, das in einem Alkoven ſtand, war, mit Bankeiſen an der Wand befeſtigt,

sein Geldschränkchen. Was er von Werth besaß, befand sich in demselben. Schon brannte das Haus am Giebel, als Lorenz wieder in das Haus stürzte, eine Axt ergriff und versuchte, das Schränkchen los zu machen. Es war sehr stark befestigt und es kostete furchtbare Anstrengung, es loszubrechen.

Schon riefen die Leute draußen: Heraus, Lorenz, das Mittelgebälke bricht zusammen und begräbt dich! Da glückte es seiner verdoppelten Anstrengung. Er lud es auf seine Schultern und trug es keuchend in seine Wohnung.

Kaum hatte er die Hausthüre hinter sich, so stürzte unter furchtbarem Krachen das ganze Eingebäude des Wohnhauses zusammen und entsandte in die Luft einen sprühenden Funkenregen. Und wie vereinzelt auch die Mühle lag, so war es doch ein wahres Gottesglück, daß sich kein Lüftchen regte, vielmehr in der Nacht Regen drohte.

Den Müller und Lieschen, Lorenz und die Magd hatten die Leute alle gesehen; aber Gabriel nicht.

Wo ist doch der Gabriel? hörte man hin und wieder und immer öfter fragen.

Er wird beim Bäcker sitzen und es sich schmecken lassen! sagte Einer, als grade das Eichelberger Käthchen vorüberging.

Nein, sagte der Bäcker laut, er ist erst etwas nach Mitternacht fortgegangen, völlig betrunken!

Ei, das ist doch seltsam! sagten Andre. Kein Auge hat ihn gesehen!

Er wird seinen Rausch ausschlafen! meinte wieder ein Anderer.

Der wäre ihm sicher von selbst vergangen, sagte wieder der Bäcker, wenn er sein Hab und Gut in Asche sinken gesehen! Der Bäcker seufzte dabei tief auf.

Warum seufzest du? fragte ein neben ihm Stehender, welcher es bemerkt.

Da seufze Einer nicht, sagte der Bäcker laut; der schlechte Bube ist mir sieben Hundert Gulden schuldig!

Ha ha ha! lachten die Nächststehenden. Der Rohrmüller ist heute Nacht ein Lump geworden. Was ist denn nun

ſein Sohn? Aber wo mag er ſtecken? Bäcker, ſuche ihn doch, daß er dich bezahle!

Ihr habt gut uzen! rief der Bäcker; ich aber habe wohl das Nachſehen; denn der Jud Nathan, der Pferdejud, iſt da, um ſeine Rappen zu holen, die der Rohrmüller ſeit einem Jahre nicht bezahlen konnte. Er wird ſie ſchon eingefangen haben. Der ſagte leider, der Rohrmüller habe mehr Schulden als Ziegeln auf dem Dache.

Dann iſt er ein reicher Mann, rief der Erſte wieder; denn er hat kein Dach und keine Ziegel mehr drauf und ich denke, der Eichelberger wird nun auch auf die Verlobung an dem nächſten Sonntag Verzicht leiſten!

Ach, die vielen Kuchen back' ich nun auch nicht! ſeufzte auf's Neue der Bäcker. Nun, ich habe doch das Mehl, das mir der Rohrmüller ſchon geſchickt hat. So hab' ich doch etwas!

Während dies hier in einem engeren Kreiſe verhandelt wurde, kamen die Leute immer wieder auf die Frage zurück, wo Gabriel ſein möge?

Jezt fiel das auch Lorenz auf, daß er ihn nicht mehr geſehen, ſeit er gegen den Bach geeilt war. Er ſagte das Einigen.

Gebt Acht, dem war der Kopf noch nicht leicht von geſtern her, ſagten Einige, und er iſt in den reißenden Bach geſtürzt!

O weh'! dann ist er auch nicht wieder herausgekommen, rief Einer seiner Spießgesellen; er war fürchterlich im Sturm!

Mit dem Geschwätze wird nichts gethan, erhob ein ernster Mann seine Stimme. Wenn es sich um ein Menschenleben handelt, fragt man nicht, wie viel oder wie wenig es werth sei. Holet Haken und Rechen, damit wir wenigstens den Bach absuchen!

Das entschied.

Es waren Brandhaken, leichte und schwere, genug da, um dem Vorschlag Nachdruck zu geben.

Man ergriff diese Haken und kam, um die Brandstätte in weiten Bogen herumschreitend wieder zum Bache, wo man sogleich die Haken in Thätigkeit setzte.

Noch nicht zwei hundert Schritte unterhalb der Mühle, wo das Ufer mit hohem Weiden- und Erlengebüsche bewachsen war, faßte ein Haken und ohne große Mühe zog man den durch die Brandwunden im Gesichte entstellten Leichnam Gabriel's aus dem Wurzelgewirre, das ihn festgehalten hatte, heraus auf die Wiese.

Allgemein war unter den Männern ein lähmender Schrecken, ja es bemeisterte sich ihrer ein solches Entsetzen, daß Keiner Hand anlegen wollte, die entseelte Hülle in ein nahes Haus zu tragen, und Viele schon davonliefen.

Eben der besonnene Greis, der den Antrieb zu den Nachsuchungen gegeben, vermochte durch sein nachdrückliches Zureden eine Anzahl junger Männer und Bursche, das zu thun, was zunächst die Christenpflicht heischte.

Als die Männer und Jünglinge mit dem Leichnam Gabriel's der um die Brandstätte noch immer zusammengedrängten Menge sich näherten, wichen Alle zurück.

Er ist der Brandstifter! Er hat im Rausche das Feuer entzündet! rief Einer und die Menge sagte es, wie immer, gedankenlos nach. So drang es zu dem Müller hin, der noch auf dem Bauholz saß. Vor ihm stand der Pferdejude Nathan.

Herr Rohrmüller, sagte er mit aller Schärfe getäuschter Hoffnung und Erwartung, mein Geld kriege ich nicht, und

nicht auf einem Klumpen, ſondern gar nicht; nichts, gar nichts krieg' ich, denn Ihr ſeid bankrott, ein Lump, wie Ihr ſchon lange einer geweſen ſeid, habt aber den Leuten Sand in die Augen geſtreut! — Meine ſchönen Rappen nehm' ich mit. Hab' ich doch etwas, und der alte Eichelberger wird denken wie ich: Halt' ich meine Kinder, hab' ich doch auch etwas! Adieu, Rohrmüller!

Als ſich der Jude umdrehte, berührte er faſt den Leichnam Gabriel's. Er that einen Sprung in die Menge hinein, daß er Einige umrannte. Hiebe und Schläge hagelten auf ihn und er wand ſich wie ein Aal durch und rannte heulend vor Schmerz und ſeinen Kopf mit beiden Händen haltend, davon.

Der Müller ſah ſeinen Sohn, ſtieß einen furchtbaren Schrei aus und ſank zurück in Lorenz' Arme, der ſich zu ihm gedrängt. Der Schlag hatte den Müller getroffen. Der rechte Arm und das rechte Bein war gelähmt. Er konnte ſich nicht mehr ſelbſt aufrichten, als er wieder zum Bewußtſein kam, und reden konnte er auch nicht, nur lallen, da auch das Band ſeiner Zunge gelähmt war. Helft mir um Gottes willen, Ihr Männer, rief Lorenz, daß wir den unglücklichen Mann in mein Häuschen tragen; aber den Ertrunkenen dürft Ihr nicht dorthin bringen, ſonſt ſtirbt uns auch das gute Lieschen!

Dieſe ſchauerlichen Ereigniſſe hatten einen tiefen, einen erſchütternden Eindruck auf die Menge gemacht, um ſo nachhaltiger, als Jeder die ungeheure Wucht des ſchrecklichen Schickſals fühlte, das über die Familie des Müllers mit ſolcher blitzähnlichen Schnelle, alles zerſtörend, hereingebrochen war.

Sie trugen Gabriel's Leichnam in ein anderes Haus und brachten dann den Müller zu Lorenz' Häuschen.

Dort ſaß das Eichelberger Käthchen bei dem unglücklichen Lieschen. Sie hatten ja Beide Gabriel's Leichnam geſehen. Weinend lag Lieschen am Herzen derjenigen, die in eine ſo nahe Beziehung zu ihr hatte treten ſollen, eine Beziehung, welche Beide unglücklich gemacht haben würde. Das Band

war graufig gelöst; aber dennoch weinten Beide dem Unglücklichen Thränen nach, den eines Vaters heillose Thorheit dahingeführt, wo nur eine solche Lösung möglich war, wenn nicht die Saat noch eine weitere, elendmachende Folge haben sollte.

Da brachten sie den gelähmten Vater und leblos sank Lieschen in die Arme des Mädchens, das eine ächte Liebe zu ihr geführt in der Stunde des Unglücks.

Lorenz sorgte schnell, daß der Müller in sein Bette kam; er sandte einen Eilboten zum Arzte, um nichts zu versäumen. Als der Arzt herbeigeilt kam, war es mit dem Müller bereits besser; denn seine kräftige Natur hatte mit einem höchst wohlthätigen Schweiße dem Arzte vorgearbeitet.

Lieschen war aus ihrer Ohnmacht erwacht, und in ihr zeigte sich wieder die wunderbare Seelenstärke der weiblichen Natur. Sie war ruhig, gottergeben und gefaßt. Sie erkannte, daß es bei ihrem Vater so hatte kommen müssen bei allen den sich folgenden Schlägen, zu denen das innere Knicken des Hochmuths durch den Juden fast mehr gethan hatte, als das Niederbrennen seiner Mühle und der Tod seines ungerathenen Sohnes. Ihm gegenüber ermannte sich das edle Mädchen; denn sie fühlte es lebendig, daß sie nun des Vaters einziger Halt war; dieser heiligen Opferpflicht sich nun ganz zu weihen, war ihr im Stillen vor Gott gefaßter Entschluß. Darum zog sie Käthchen in die stille Kammer, wo ihr Paul gewohnt hatte, und dies Bewußtsein erfüllte sie mit einer wunderbaren Kraft.

Käthchen, sagte sie, das Unglück und deine Liebe hat mein Herz für ewig in schwesterlicher Liebe an dich gekettet, darum muß schwesterliche Offenheit zwischen uns herrschen. Während der Arzt bei meinem Vater ist, benutze ich diesen Augenblick des Alleinseins mit dir, um meine Seele vor dir auszuschütten. Wir Beide waren verkauft, verhandelt. Du konntest meinen Bruder nicht lieben. Gott hat gerichtet. Das Band, das dich elend gemacht haben würde, wäre es geschlossen worden, ist schauerlich gelöst. Bete mit mir für den Unglücklichen und trage ihm keinen Haß nach! Ich — laß

es mich in diesem schweren Augenblicke vor Gott bekennen, würde bei der Verlobung und am Altare noch Nein gesagt haben. Nicht weil ich deinen braven Bruder nicht von Herzen achtete, sondern —, — weil ich — Paul liebe und mich ihm verlobt habe. Mein Vater hat ihn in den Krieg hinausgestoßen. Der Herr wolle es dem verblendeten Manne vergeben und Paul schützen! Unsre Väter wollten Geld zu Gelde häufen. Das wäre die traurige, unheilvolle Grundlage unsrer Ehebündnisse geworden. Jetzt bin ich eine Bettlerin. Sage das deinem Vater. Sage ihm, daß an eine Verbindung mit deinem Bruder nicht zu denken ist. Sage ihm, was ich dir vorhin gesagt. Das ist's, was ich dir mittheilen mußte; aber nun noch eine, eine heiße, innige Bitte, die Bitte einer armen, verlassenen Unglücklichen, bleibe mir eine liebevolle Schwester, auch so, daß ich Ein Herz habe, an das ich mein Haupt legen darf mit dem vollen Bewußtsein, daß es mich versteht und mir treu bleibt!

Sie schwieg; denn ein Thränenstrom ließ sie nicht weiter reden; aber zwei Arme umschlossen sie mit aller Innigkeit, und zogen sie an ein Schwesterherz. (Siehe das Titelkupfer.) Und ihre Thränen flossen zusammen. Es herrschte eine heilige Stille in dem engen Raume des Kämmerleins und Herz an Herz, Lippe an Lippe standen die beiden Mädchen da und ihre Thränen mischten sich zu Einem rieselnden Strome und der Herr droben im Himmel sagte Amen zu dem, was sich hier, ohne Worte, zwei reine, lautere Seelen gelobten.

IV.

Das Leichenbegängniß Gabriel's, von dem man nicht wußte, ob er ein Selbstmörder aus Gewissensangst oder ein Verunglückter war, der, um sich Linderung seiner Brandwunden im Gesichte zu verschaffen, kopfüber in den heftig angeschwollenen, reißenden Bach gestürzt und darin umgekommen war, hatte, gegen alle dörfliche Gewohnheit, eine noch nie dagewesene, geringe Betheiligung gefunden und man konnte daraus ein sprechendes Zeugniß für die Verachtung eines sittlich so tief gesunkenen Menschen leichtlich entnehmen.

Ihn bedauerte Niemand, beklagte Niemand, als die milde Seele einer vortrefflichen Schweſter, die jedoch ihre Seelenſtimmung vor dem leidenden Vater zu verbergen ſuchte.

Ihre ganze Thätigkeit hatten jetzt zwei Dinge in Anſpruch genommen; einmal die ſorgfältigſte Pflege des kranken Vaters, und dann die Bergung des aus dem Brande Geretteten, und die Einrichtung in dem ihr beſonders theuern Häuschen, das ihre Erinnerungen wahrhaft heiligte.

Der gute Lorenz, der jetzt ohne alle Arbeit war, leiſtete ihr dabei die ſorgfältigſte Unterſtützung, und wenn ſie damit beſchäftigt war, ſaß die ſchweſterliche Freundin, das gute Käthchen vom Eichelberger Hofe, bei dem Kranken, damit er nicht darunter leide, daß ſie anderweitig dringend nothwendige Arbeiten beſorgte. Alle paar Minuten öffnete ſich, trotz dieſer Thätigkeit Lieschen's, das Schalterfenſterchen, welches aus der Küche in die Stube ging, wo der Leidende lag, und ein Blick auf ihn vergewiſſerte ſie, daß ſie in ihrer emſigen Thätigkeit fortfahren könne; aber dann begegnete ihr vom Krankenlager her ein Blick, der mehr ſagte, als Worte, der ausdrückte, was der Müller fühlte und mehr denn einmal die Bitte auszuſprechen ſchien: „Vergib, du treues Kind, daß ich ſo lange den reichen Schatz verkannte, den mir Gottes Gnade in dir geſchenkt hat.“ War dann das Schalterchen wieder geſchloſſen, dann faltete mühſam der Kranke ſeine Hände und ſein flehendes Auge richtete ſich gen Himmel und ſeine Seele betete um Segen für das Mädchen, dem er den böſen Buben ſo beharrlich — zu deſſen Verderben — vorgezogen hatte.

So wurden ihm die langen Stunden einer durch die Lähmung gebotenen Schweigſamkeit zu Stunden innerer Einkehr und Selbſtprüfung, und da kam manche brennende Thräne der tiefen Reue in das Auge, darin ſie im früheren Leben ein ſeltener Gaſt geweſen war, und die tief heraufſteigenden Seufzer zeigten, wie in ſeinem Innern die „Mühlen Gottes langſam, aber rein und ſicher arbeiteten.“ Dann winkte er mit den Augen der treuen Hütherin, Käthchen, und deutete auf das kernige Gebetbuch des frommen Stark, welches

im Munde des Volkes bezeichnend das „Starkenbuch“ heißt, und das Mädchen verstand die stumme Bitte, nahm das Buch und las ein Gebet, das er in tiefer Andacht der Seele mitbetete, oder auf die Bibel, wo dann das kundige Mädchen aus den Psalmen grade solche zum Lesen auswählte, die um Gnade und Erbarmung zum Herrn flehten. Das waren stille, gesegnete Stunden und ruhiger, sanfter wurde dann der erquickende Schlaf, der ihnen folgte.

War die treue Freundin durch ihre eigene Haushaltung ferne gehalten und Lieschen in der Küche beschäftigt, dann vertrat der ehrliche Lorenz beider Mädchen Stelle treu und gewissenhaft, und so war für den Leidenden in einer Weise, und zwar für Seele und Leib, gesorgt, wie es der gewissenhafte Arzt nur wünschen konnte.

Aber, werdet Ihr fragen, sprach Schmiedjakob, wie stand es denn um den kranken Müller in leiblicher und gesundheitlicher Beziehung?

Durch die Mittel, welche der Arzt anwendete, war freilich noch kein völlig entscheidendes Ergebniß gewonnen; aber allmälig konnte er die rechte Hand und den rechten Fuß freiwillig mehr bewegen. Das war eine sehr willkommene Erscheinung. Nach einigen Tagen vermochte er deutlicher einige Worte zu sprechen, und so schien die vom Arzte zugesicherte Wiederherstellung ihrem Ziele allerdings, wenn auch sehr langsam, näher zu rücken. Und dieser Fortschritt in der Besserung ging seinen erfreulichen Gang. Nach einem Zeitraume mehrerer Wochen konnte er schon außer dem Bette fast ganze Tage weilen. Er zeigte wieder Lust zu einer Pfeife Tabak, an die er von jeher gewöhnt war. Die Sprachfertigkeit nahm zu und als der erste Monat nach all den erschütternden Unglücksfällen seinem Ende nahete, war er in so weit hergestellt, daß er wieder den Gebrauch der Sprache zurückerhalten hatte, und, eine gewisse Ungelenkigkeit im Gebrauche des rechten Beines abgerechnet, die ihn am Stocke zu gehen zwang, sich in dem Garten des Hauses in die Sonne setzen konnte, die im September mild und wohlthuend hernieder strahlte.

Da war ein Plätzchen, welches den vollen Ueberblick der Brandtrümmer gestattete. Dort saß er oft stundenlang und sein trüber, schmerzumflorter Blick ruhte auf den schwarzen Trümmern seiner Habe.

Meist war es Lorenz, der hier bei ihm saß, wenn er nicht für das Einbringen der Herbstfrüchte und des Obstes zu sorgen hatte. Lieschen waltete im Innern des Hauses. So bildeten die Dreie eine gemeinschaftliche Familie und vor Lorenz hatte der Müller kein Geheimniß mehr, wie er es früher stets ängstlich gegen ihn gewahrt hatte. Sein Stolz und Hochmuth war gebrochen.

Der Arzt befürchtete und Lieschen und Lorenz theilten seine Ansicht, es möge das unausbleibliche Bankrotterklären des Müllers die schlimmste Wirkung auf ihn äußern; aber darin hatten sie sich geirrt. Die gründliche Umwandlung seines Inneren machte diese bange Furcht völlig zu nichte. Darüber sollte Lieschen und Lorenz an einem Sonntagnachmittage, an dem sie an dem Lieblingsplätzchen des Müllers zusammensaßen, völlig aufgeklärt werden.

Wir ſitzen hier ſo ſtill und vertraulich zuſammen, hob er an, und Lorenz gehört ganz zu uns, daß ich einmal friſch von der Leber zu Euch reden muß, wozu es mich ſchon lange drängt, ob es gleich dir, mein gutes Lieschen, bitter ſein wird. — Gott, der Herr, (ſein Name ſei gelobt in Ewigkeit!) hat mir das Herz im Leibe umgewendet. Er hat mir ſeine Macht, ſeine Gerechtigkeit, aber auch ſeine erbarmende Gnade recht unter die Augen gerückt. Er hat meinen Hochmuth gebrochen, indem er mich bettelarm machte; denn das bin ich und, laſſet es mich nur bekennen, das war ich längſt, und die Schuldenmenge, die ich künſtlich vor den Augen der Welt verbarg, kann nicht verfehlen, daß der Concurs, oder, wie man es auch nennt, der Bankrott in dieſen Tagen erklärt werden muß. Meine Gläubiger werden uns alles verſteigern laſſen und es wird uns nichts bleiben, als was uns der brave, treue Paul, oder vielmehr Dir, Lieschen, geſichert hat.

Mir? rief Lieschen da aus und eine Flammenröthe bedeckte plötzlich ihr ſchönes, jetzt ſo bleiches Geſichtchen. Lorenz lächelte befriedigt; denn er hatte als Zeuge die Hypotheke auf die ſein Einſteherkapital Lieschen ſichernden Wieſen hinter der Mühle, mit unterſchrieben. Der Müller ſah ſie an mit einem Blicke, der ihr bis in's Tiefſte ihres Innern drang.

Ja, dir, wiederholte er und theilte ihr den Inhalt der betreffenden Stipulation des Aktenſtückes ausführlich mit.

Als er zu dem Punkte kam, daß ſie im Falle ſeines Todes ſeine alleinige Erbin ſei, da bedeckte ſie mit beiden Händen ihr Antlitz und ſchluchzte laut.

Gottes Gnade wolle das verhüten; ſagte der Müller, aber der gute Menſch hat, als ahne er ein Geſchick, wie es über uns in voller Wucht hereingebrochen iſt, uns vor Mangel und Elend bewahrt.

Lorenz nickte mit einer Seelenfreude, die Lieschen's Thränen nicht ſtören konnten.

Aber wenn wir ihm das innigſt danken, fuhr der Müller fort, und unſere Gebete ihn begleiten, ſo dürfen wir uns nicht verhehlen, daß, und mit dieſen Worten deutete er auf

die Trümmer der Mühle, dort keine Auferſtehung mehr für uns zu hoffen iſt.

Ich habe meine Hoffnungen, fuhr er nach einer von tiefen Seufzern begleiteten Pauſe fort, alle zu Grabe getragen, auch die Verheirathung mit des Eichelbergers Sohn. Er iſt von jenem Bauernſtolze und jener Bauernberechnung bei der Verheirathung ſeiner Kinder noch nicht geheilt, wie mich der gnadenreiche Gott von beiden gründlich geheilt hat. — Wenn die Zwangsverſteigerung ſtattfinden wird, Dank der Vorſicht des braven Notars Burg, ſo werden die verpfändeten Wieſen nicht angetaſtet werden; ſie hat der brave Mann niet- und nagelfeſt gemacht, und wenn meine Berechnung zutrifft, ſo wird uns die in Trümmern liegende Mühle mit dem Hofe und Garten dran, als der einzige Reſt bleiben. Aber was fruchtet's uns? An ein Aufbauen iſt nun nie mehr zu denken!

Wenn auch, ſagte beſcheiden Lorenz, ſo iſt der große und fruchtbare Garten vollkommen hinreichend, mit dem an unſerem Häuschen, uns die nöthigen Lebensmittel darzureichen. Und Lieschen und ich wollen ihn ſchon pflanzen. Dadurch ſind wir beſſer geſtellt, als Viele in der Welt, denen eine ſolche beruhigende Gewißheit völlig mangelt.

Es iſt wahr, ſagte der Müller, und ich will Gott danken, wenn es geſchieht.

Und, fuhr Lorenz fort, ich war heute Morgen einmal an den Trümmern, da liegt noch mancher, zwar verkohlter, aber dennoch als Brennholz zu brauchender Balken drinnen und die Stämme der Bäume hinter der Mühle ſind auch ſo nicht abgebrannt, daß nicht noch daraus, wenn ich ſie fälle, viel Holz gewonnen werden könnte. Damit ſparen wir ein ſchönes Stück Geld, das uns für Winterholz auszugeben ſonſt ſehr ſchwer werden ſollte. Und mit den Nachbarn habe ich geſprochen, ſie helfen mir alle, ſo daß es uns kein Geld koſten wird. Nur Gott vertraut! Es geht beſſer, als wir denken. Der Herr Notar Burg hat mir letzte Woche zugeſagt, daß er mir ſeine Weinberge zum Baue anvertrauen wird. Da hab' ich Verdienſt.

Meinst du, Lorenz, ich könnte nicht noch mein Brot durch meiner Hände Arbeit verdienen? fragte der Müller.

Lorenz sah ihn staunend an und Lieschen's Augen entquollen auf's Neue die Thränen. Beide hatten eine solche Umwandlung für unmöglich gehalten; aber sie war wirklich vor sich gegangen. Der Müller war ein Andrer, ein völlig Andrer, ein neuer Mensch geworden und die schwere Schule des Unglücks hatte diese Veränderung hervorgebracht.

Was er von dem Eichelberger Hofmann gesagt, war vollkommen richtig. Von der Verlobung war keine Rede mehr. Vielleicht hatte Käthchen auch etwas von Lieschen's Bekenntnissen ihren Bruder ahnen lassen und bewirkt, daß nicht die geringste Annäherung mehr Statt fand. Nur sie blieb sich gleich in der Liebe und Treue gegen Lieschen und täglich war sie bei ihr und half ihr, wo sie konnte in der Pflege ihres allmälig genesenden Vaters.

Als sie dem Arzte mittheilte, wie ihr Vater über die kaum ausbleibliche Bankrotterklärung denke, war dieser vollkommen beruhigt. Er wußte, daß dieser Fall in diesen Tagen eintreten würde. Und wirklich kam es so. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen gemacht, die Gläubiger sich gemeldet hatten, stellte sich indessen die Schuldmasse doch noch um ein Großes geringer, als der Notar Burg erwartet hatte, und die Versteigerung hatte wirklich das Ergebniß, wie es der Müller vorhergesagt, ja es blieb ihm darüber hinaus noch der Weinberg, den ihm Paul bearbeitet hatte.

Als alles endlich geregelt und geordnet war, kam mehr Ruhe in das stille einsame Häuschen auf der Anhöhe vor der Mühle.

Alle Tage, wenn es und so lange es das Wetter erlaubte, sah man Lorenz und den Müller beschäftigt, den Trümmerhaufen umzuwühlen, um das noch brauchbare Holz demselben zu entziehen und aufzuschichten oder die noch nicht völlig verkohlten Stämme am Ufer des Baches zu entfernen, damit etwa neue, noch lebensfähige Wurzeltriebe zur Nachzucht benutzt werden könnten.

Zwar schienen anfangs in der Haltung des Müllers ent-

weder das Ungewohnte derartiger Arbeit oder die Störungen im Gebrauche ſeiner Glieder durch den Schlaganfall ſich bemerklich zu machen; aber das glich ſich ſehr bald völlig aus, und da Jedermann im Dorfe ſich der völligen Umwandlung des einſt ſo unbeliebten Mannes freute, ſo gewann er täglich in den Augen der Bewohner, welche bei ihrer raſtloſen Thätigkeit nichts mit mehr Abneigung bemerkten, als Mangel an Fleiß.

Auch in anderer Weiſe zeigte ſich des Müllers Aenderung auf eine Alle angenehm berührende Weiſe.

Seit den ſchrecklichen Unfällen, die ihn betroffen, ſeit er in Summa geknickt worden war durch die Hand deſſen, dem er ſein Herz völlig abgewendet, und er auf dem Krankenlager die volle Tiefe und Kraft des Wortes: „Es iſt alles eitel!“ hatte erkennen und fühlen gelernt, ſuchte er aus der Tiefe ſeiner Seele wieder den Herrn, ſeinen Gott, betete mit den Seinen im Hauſe, las fleißig die heilige Schrift, und ging jedſonntäglich zum Hauſe Gottes.

Alles das änderte Urtheil und Stimmung der Leute über und gegen ihn und das Nichtmehrbetreten des Wirthshauses und die tägliche, ihm leiblich so wohlthätige fleißige Arbeit vollendete die Grundlage der wiedergewonnenen Volksgunst, die sich in vielen unverkennbaren Beweisen kund gab.

Lieschen, von jeher der Liebling der Dorfbewohner, erhielt eine Menge von seiner Näharbeit, um ihr Verdienst zuzuwenden, sowie man ihr überall zu Liebe und Diensten war, wo sich eine Gelegenheit dazu irgend darbot.

Sobald die herbstlichen Hauptarbeiten vorüber waren, sah man täglich neue freiwillige Hülfeleistende bei dem Aufgraben der Brandstätte. Die noch brauchbaren Steine wurden aufgeschichtet, das brauchbare Holz hervorgezogen und als endlich dies vollendet war, schlugen die Alten vor, nun mit vereinten Kräften den Bauplatz herzustellen, der in seiner sehr ansehnlichen Ausdehnung wenigstens als Pflanzfeld einstweilen benutzt werden könnte.

Wer die nachbarliche Bereitwilligkeit kennt, wie wir sie kennen, sagte Schmiedjakob, der weiß, daß es solch einer Anregung nur bedarf, um der raschesten Ausführung gewiß zu sein, und wie dankbar nahm sie der Müller und Lorenz hin. Im folgenden Frühlinge grünten Kartoffeln da, wo einst die Wohnstätte gewesen, die Mühle geklappert und gestampft und die Früchte geborgen worden waren, auch die Hausthiere ihr Obdach gehabt. Und es war eine große Fläche, die die nachbarliche Freundlichkeit den Abgebrannten zur Benutzung gewonnen hatte.

Lorenz pflegte die neue Anpflanzung am jenseitigen Bachufer mit größter Sorgfalt und Treue.

So kam der Winter, der dort tief im Norden eines Welteroberers Macht zerbrach und über Tausende Schuldlose Elend und Verderben brachte, während er hier, in dem kleinen Häuschen vor der Mühle drei oft aufseufzende Menschen an den warmen Ofen drängte.

Oft aufseufzend, jawohl und tiefaufseufzend auch, sagte Schmiedjakob; aber diese Seufzer galten je und dann wohl dem untergegangenen äußeren Wohlstande, meist aber hatten

ſie andern Grund und anderes Ziel. Dennoch war es ſeltſam, daß ein Jedes dieſer Dreie ſie heimlich zu halten ſuchte vor den Andern, grade als ob es ein Unrecht wäre, eine Sünde etwa, deren man ſich zu ſchämen hätte, und doch war Grund und Ziel bei allen Dreien völlig gleich und ein Jedes war ſich der Lauterkeit ſeiner Gedanken und Gefühle vollkommen bewußt. Aber keines mochte die Wunden des andern aufreißen, keins dem andern wehe thun, und doch konnte nur gemeinſames Beſprechen ihres Leides beruhigend und gewiß auch wohlthätig wirken.

Das währte juſt ſo lange, bis Lorenz das Schweigen brach, weil er die immer ſchwereren Seufzer Lieschen's nicht mehr ertragen konnte; ſie brachen ihm ſchier das Herz.

Der Name „Paul" reichte hin, alle die Feſſeln zu löſen, und mit ſeinem Ausſprechen hatte Lorenz ſich ſelbſt und ſeinen beiden Hausgenoſſen eine gleich große Wohlthat erwieſen. Er war es, der wie ein Alp die Herzen drückte; denn von dem Geliebten, fehlte alle und jede Kunde. Freilich fehlte ſie auch von des Zimmermanns Jörg, der mit Paul gezogen war, und das ließ auf die gemeinſame Unmöglichkeit zu ſchreiben ſchließen; aber auch — und die Beſorgniß ſieht ja ſo leicht ſchwarz — auf ihren beiderſeitigen Tod!

Da erſchöpften ſie ſich denn in Vermuthungen aller Art. Zwar brachten die ruhmredigen Armeeberichte Napoleons nur Siegesnachrichten beſter und glänzendſter Art; aber — lag es in der Luft — oder waren hin und wieder andre Nachrichten eingelaufen, die man nicht verbreiten durfte? — es lag eine Bangigkeit auf allen betheiligten Herzen, für die man doch im Grunde zureichende Urſachen nicht geltend machen konnte.

Während die Siegesberichte auf's Glänzendſte lauteten, ſchüttelten die Leute den Kopf; denn die Aushebung wurde eiligſt und eifrigſt betrieben; man vernahm von Nachſchub neuer Streitkräfte, Munition, Bagage, und das alles war hinreichend, die allgemeinen Beſorgniſſe zu ſteigern. Kam nun dazu das Ausbleiben aller Briefe, die doch ſelbſt aus

Spanien richtig eingetroffen waren, ſo mußte die Sache entweder ſo liegen, daß die Soldaten in immer erneuerten Kämpfen keine Zeit gewinnen konnten, ihren Lieben daheim eine Kunde zukommen zu laſſen, oder die große Entfernung kam in Anſchlag; aber die Siegesberichte kamen doch von der Armee in's Land — warum denn gar keine Briefe? Eine dritte Möglichkeit gewann dann immer breiteren Boden, die, daß es im fernen Norden ſehr ſchlimm ſtehen müſſe; daß es mit dem fröhlichen Ueberwintern in dem prachtvollen Moskau ſeine namhaften Klauſen haben, und — daß man die Soldatenbriefe vernichte, um die üblen Nachrichten nicht heimkommen zu laſſen. Dieſes Dafürhalten gewann das ſiegende Uebergewicht und daran klammerten ſich die beängſtigten Herzen der Tauſende, welche die Ihrigen in dem nördlichen Lande, unter der gewaltigen Macht des nordiſchen Winters wußten.

V.

Schmiedjakobsvetter, hob Kathrinchen nach einigen Augenblicken der Ruhe, die ſich der alte Mann gönnte, an, Ihr habt uns aber noch gar nicht geſagt, wie es dem armen Paul ergangen iſt? Der wird doch nicht umgekommen ſein in Rußland, wo ſo Viele elendiglich umgekommen ſind, wie man ſo hört. Iſt er denn auch nach Moskau gekommen und wie ging's ihm an dem Fluſſe, wo die Brücke unter den armen Franzoſen eingebrochen iſt? Wie hieß doch der Fluß?

Du meinſt an der Bereſina? fiel der Gevatter ein.

Richtig, erwiderte die junge Frau. Ich habe das Büchlein einmal geleſen: „Der Brand von Moskau", darinnen davon zu leſen iſt.

Kathrinchen, ſagte lächelnd der Alte, weißt du, wie der alte Jude Schmul zu ſeinem Sohne, dem Jekuf ſagte?

Nein, erwiderte die junge Frau.

Nun, fuhr Schmiedjakob fort, der wollte noch gerne etwas wiſſen, woran der Alte noch nicht war, und da ſagte der Alte: Wart's ab, Jekuf!

Alle brachen in ein Gelächter aus und Kathrinchen erröthete bis an die kleinen Ohrläppchen und beugte ſich zur Spuhle, als ſei ihr der Faden gebrochen und eingelaufen, was aber gar nicht geſchehen war.

Scherz bei Seite! ſagte der Alte freundlich, und nichts für ungut! Ich komme jetzt zu Paul, und du wirſt alles vollſtändig erfahren!

Wenn ſie auch die friſchrothen Lippen ein bischen ärgerlich aufwarf und das hübſche Köpfchen ein wenig raſch zurückwarf zum Zeichen eines innerlich wallenden Unmuths über das immer unangenehme Ausgelachtwerden, ſo ſchwieg ſie doch und wenige Augenblicke ſpäter ſah ſie wieder freundlich dem guten Alten in die treuen Augen.

Der begann denn auch, ohne irgend eine Bemerkung, den Faden ſeiner Erzählung wieder aufzunehmen.

Als Paul von dem guten Lorenz ſchied, da rief ihm dieſer noch zu: Vergiß das Schreiben nicht! Und Paul nickte zuſagend; aber es dauerte doch noch lange, dem guten Lorenzvetter viel zu lange, bis endlich ein Brief kam.

Er war nach einem ſehr langſamen Marſche endlich im Depot angekommen und in eine Kaſerne einquartiert worden, wo die Rekruten des Regiments alle zuſammen lagen. Sie waren, wie ſie paßten, aus allen Departementen des Kaiſerreichs hier vereint, meiſt Wälſche, Stockwälſche und Paul und Jörg die zwei einzigen Deutſchen, die Beide auch nicht eine Sylbe Franzöſiſch verſtanden oder parliren konnten.

Das hatte ſeine zwei Seiten; unangenehm war es, weil ſie ſich mit den Uebrigen gar nicht verſtändigen konnten; angenehm, weil ſie ſich ohne Rückhalt gegen einander ausſprechen durften. Als er nun ſchreiben wollte, da war es, wie es in dem ſchönen Volksliede heißt, es fehlte an „Dinte, an Feder und Papier.“ Dann, als er das endlich zuſammengebracht, wollte Jörg auch an ſeinen Vater und auf den Eichelberg ſchreiben, aber erſt ſich noch in der Stadt umſehen und verſuchen, wie das Exerziren ſchmecke. Nun ging mit ihm aber eine weſentliche Veränderung vor.

Jede Compagnie der leichten Infanterie in Napoleons

Armee hatte einen „Sappeur" und diese mußten Zimmerleute sein und die größten und stärksten unter den Rekruten. Sie hatten nicht nöthig zu exerziren, mußten aber in der Ausführung ihrer Aufgaben geübt werden. Sie bekamen ungeheuer hohe Bärenmützen, trugen ein schönes Schurzfell und hatten eine Axt und noch einige Beile als Ausrüstung zu tragen, mußten die Bärte wachsen lassen und schritten immer hinter den Tambour's, vor der Compagnie her. Es waren prächtige, aber wild aussehende Burschen.

Dazu war nun der Jörg wie geschaffen, und wurde auch zum „Sappeur" gestempelt. Er befand sich wohl dabei und es gefiel ihm gar wohl, weil er den schweren „Kühfuß", wie sie das Schießgewehr nannten, weder zu tragen noch zu handiren brauchte, sondern nur seine schöne Axt und seine Beile; freilich war die Bärenmütze schwer und lästig, aber da er etwas mehr Sold bekam, als die Andern, da ließ er sich das gerne gefallen, zumal er mit dem „Putzen" weniger zu thun hatte, als die Andern, die ihre Gewehre, Säbel, Bajonette u. s. w. in Ordnung halten mußten.

Endlich, als das alles gehörig geordnet war, kamen Beide zum Schreiben, und der Brief kam richtig an.

Für Paul, dem das Herz unendlich schwer war, mußte es als ein rechtes Glück erachtet werden, daß er Jemanden hatte, gegen den er sich aussprechen konnte; denn er würde unter den Wälschen sicher das Heimweh gekriegt haben. Jörg war eine heitere Natur. Der vertrieb ihm manche Grillen und sein Sehnen nach seinem Lieschen durch seine Schnaken, oder er sprach mit ihm traulich davon, und das that Paul wohl. Auch kannte Jörg seine Leute und suchte Paul zu überzeugen, daß bei des Müllers Denkart doch nie aus einer Verbindung zwischen ihm und Lieschen etwas geworden sein würde.

Dennoch war Paul wachend und im Traume daheim und Lieschen war unabänderlich der einzige Gedanke, der seine Seele beschäftigte. Darum sehnte er sich unaussprechlich nach einem Briefe von Lorenz, der ihm ja sagen mußte, ob die Verheirathung mit dem Sohne des Eichelberger Hof-

manns vollzogen worden ſei oder noch nicht, und wie es überhaupt mit Lieschen ſtand, die er in ſeinem Briefe viel tauſend Mal hatte grüßen laſſen.

Aber da gab es daheim auch Hinderniſſe. Erſtlich hatte der gute Lorenz zu allem eher Anlage gehabt, als zu einem Schreiber; denn er hatte dieſe edle und ſchöne Kunſt in der Schule nie zu erheblicher Fertigkeit gebracht, und ſodann hatte er ſie zwiſchen der Schule und ſeinem dato fünfzigſten Jahre kaum einmal geübt.

Da kratzte er ſich hinter den Ohren, wenn er an einen Brief an Paul dachte. Eine rechte Aushülfe wäre ſchon dageweſen; denn das Lieschen verſtand ſich auf den Artikel des Briefſchreibens ganz vorzüglich. Da es ihrem Vater ungefähr ebenſo erging, wie dem Lorenz, und der verſoffene Gabriel kaum einmal ohne Weindufel war und dazu auch kein Sitzfleiſch hatte, ſo führte ſie ihres Vaters Buch wie ein Buchhalter. Aber trotzdem und alledem, ſtand Lorenz da, wie man zu ſagen pflegt, „wie Butter in der Sonne.“ Er wußte ſich nicht zu helfen. Wollte er einen Briefwechſel zwiſchen ſeinen beiden Lieblingen einleiten, ſollte, durfte er es, ohne ſich einer ſchweren Verantwortung auszuſetzen, wenigſtens vor ſeinem eigenen Gewiſſen?

Die Antwort, die er ſich gab, lautete: Nein!

Da blieb denn nichts übrig, als ſelbſt an's ſchwere Werk zu gehen. Dennoch hatte er ſich über das Maß ſeiner einſtigen, jetzt ſo zweifelhaft gewordenen Kunſtfertigkeit gründlich getäuſcht. Er begann und — es ging beſſer, als er dachte. Freilich mit der Rechtſchreibung durfte man es nicht genau nehmen und der am Seminar gebildete Herr Lehrer würde in einen ſchweren Schrecken gerathen ſein über die Art, wie er mit großen und kleinen Buchſtaben verfuhr, über die Weiſe des Buchſtabirens und anderer unerläßlicher, freilich heutzutage noch bedenklicher Arten und Weiſen in der Schrift, aber darüber war ſein Gewiſſen ſchon im Voraus beruhigt, und im Hauſe ſah ja Niemand ſeinen Brief. Was kümmerte ihn die Welt, wenn nur ſein Paul herausbrachte, was er ſagen wollte. Daß das indeſſen doch

Schwierigkeiten gehabt haben würde, gestand er sich nicht zu: er schrieb, und der Brief, der Paul alles, was sich seit dem Brande zugetragen, berichtete, ging nach der von Paul angegebenen Adresse ab. Die aber war natürlich deutsch und in dem Depot sprach und verstand man es — nicht. Daran so wenig, als daß Paul bereits auf dem Marsche zur Armee war, dachte und konnte Lorenz nicht denken, so wenig, als daran, daß der Brief nie in Paul's Hände kommen würde, und doch — war es so!

So viel Sorgfalt auch zu andern Zeiten auf die Ausbildung der Rekruten verwendet wurde, so war gerade damals, als schon die Armee in Rußland sich befand, dazu keine Zeit vorhanden. Wenn die jungen Mannschaften nur einigermaßen exerziren konnten und mit dem Gewehr umzugehen verstanden, war es eben schon genug, und dazu gehörte im Allgemeinen eine Zeit von sechs Wochen.

Waren sie nun so weit, so ging Commando auf Commando ab nach Rußland. Und so war bereits Paul tief in Preußen, nahe an der polnischen Grenze, als der Brief im Depot ankam, und, weil man die ohnehin sehr schlecht geschriebene Adresse nicht lesen konnte, dort kurzweg in's Feuer geworfen wurde.

Paul war anfänglich und noch auf dem Marsche ganz trostlos, daß er ohne alle Nachrichten blieb. Er grübelte nach und es trat ein Heer von Ursachen hervor, die aber alle zu den schlimmsten und allertraurigsten gehörten.

Jörg sah diese Selbstqual des guten Kameraden, und sie that ihm im Herzen wehe. Er hatte eine große Portion leichten Sinnes und setzte sich darüber leicht weg, daß auch er keinen Brief erhielt. Nun suchte er Paul aufzurichten, indem er richtig darauf hinwies, daß Lorenz wohl so gut, wie sein Vater noch aus der Regierungszeit der Pfalz stamme, wo der Unterricht in der Schule niemals sonderlich heftig betrieben wurde und die Kenntniß des Heidelberger Katechismus die Hauptsache war.

Paul hatte das oft von Lorenz gehört und, da auch Jörg keinen Brief bekam, so beruhigte er sich nach und nach.

Zu Seite 111.

An einen Urlaub war gar nicht zu denken, und eines ſchönen Tages hieß es: Vorwärts marſch, zur Armee in Rußland! Da war denn alles ab und der letzte Hoffnungsſchimmer erblich um ſo vollſtändiger, als im Heere für den Dienſt der Feldpoſt nur für den Kaiſer und etwa die Generäle und Marſchälle geſorgt war. Wie hätte man ſich unter den ſchweren Sorgen des Feldzugs um einzelne Soldaten und ihre Angelegenheiten bekümmern können?

Und an Sorgen fehlte es nicht.

Erſtlich nahte mit jedem Tage ſchneller der volle Einbruch des nordiſchen Winters, gegen den auch der ſtärkſte und heftigſte in unſern Gegenden ein blaſſer Schatten iſt. Ueberfiel er die Armee, ehe und bevor ſie Moskau erreicht hatte, wo Napoleon zu überwintern und unter allen Umſtänden den Frieden zu ſchließen hoffte, ſo ſtand es unendlich ſchlimm um die große Armee. Darum drängte er vorwärts, und immer tiefer in das nordiſche Land hinein, um nur Moskau zu erreichen, wo das Ziel aller ſeiner Pläne und Hoffnungen vorerſt war.

Ein zweiter Grund banger Sorgen beſtand in dem Benehmen der Ruſſen. Sie hielten nirgends Stand. Wenn am Abend eines mühevollen Tages die Ruſſen im Angeſichte ſtanden und ihre ſchlachtgemäße Stellung auf den folgenden Tag einmal eine ordentliche Schlacht in Ausſicht ſtellte, und Napoleon dazu alle Vorbereitungen ſorgfältig getroffen hatte, dann — war am Morgen keine Spur mehr von den Ruſſen zu ſehen; ſie waren meilenweit entfernt, und im Wahne, ſie zu ereilen und zum Stehen und Schlagen zu bringen, folgte er ihnen auf dem Fuße, ohne dennoch ein Anderes zu erreichen, als ihm der geſtrige Tag gewährt, nur mit dem Unterſchiede, daß er und ſeine Armee nur tiefer in's Land gelockt, ſicherer der Vernichtung durch die ſchreckliche Gewalt des nordiſchen Winters in die Arme geführt wurde.

Endlich war aber eine dritte Urſache bängſter Sorgen die Ernährung dieſer zahlreichen Armee in des Feindes Lande. Wohin man kam, fand man entleerte Dörfer, die Bewohner waren entflohen mit ihrem Viehe und dem Theile ihrer

Lebensmittel und Habe, welche ſie mit fortbringen konnten. So fehlte es oft für Menſchen und Pferde gleichmäßig an dem Nothwendigſten, und den Proviant aus Polen oder gar aus Deutſchland nachkommen zu laſſen, war kaum möglich wegen der Entfernung und wegen der umherſchweifenden Koſaken, die wegnahmen, was ihnen in die Hände fiel und überall durch die Ruſſen Botſchaften erhielten, die den Franzoſen völlig fehlten, da ſie ſo weit ſchon von dem befreundeten Polen entfernt waren.

Niemand konnte es leugnen, daß es trotz des Vorrückens täglich bedenklicher wurde. Das verhehlte ſich auch Napoleon nicht, daher drängte er nur vorwärts nach Moskau, weil er hoffen mochte, entweder dort gefüllte Magazine oder einen Friedensſchluß, der ſie füllte, zu finden.

Es war kurz vor der Schlacht von Borodino, wenn das Treffen ſo genannt werden konnte, das als ein folgenſchwerer Sieg in die Welt hinausposaunt wurde durch Napoleon, als müde, matt, halb verhungert das Regiment bei der Armee eintraf, bei welchem Paul und der Sappeur Jörg ſich befanden. Es mußte in's Feuer und kämpfte wacker; aber die Schlacht war im Grunde, ſoviel man hörte, weder eine gewonnene, noch eine verlorene. Die Ruſſen zogen ſich wieder zurück, und zähneknirſchend rief Napoleon: Vorwärts, nach Moskau, dort endet alles Elend!

Und vorwärts drängte die ermattete Armee. Da, als ſie endlich eine Reihe mäßiger Hügel überſchritten hatten, entfuhr allen Lippen ein ſtaunendes Ah!

Vor ihnen lag eine unermeßlich ſcheinende Stadt. Deren hatten ſie ja mehr geſehen und des Franzoſen Höchſtes iſt ja Paris; aber dieſe Stadt war eine ganz andere. Es war ihnen alles fremdartig, neu, außergewöhnlich! Da lagen die zahlreichen Klöſter und Kirchen, deren runde Kuppeldächer und darauf die mächtigen Kreuze alle vergoldet waren und die wunderbar erglänzten, und die um ſo mehr in die Augen fielen, je kleiner das Gewimmel der Wohnhäuſer dagegen erſchien, das heißt, je niederer; da ragten die ungemein zahlreichen Paläſte des reichen Adels empor über dieſe niederen

Häuſer, die, je weiter ſie von dem überaus glänzenden Mittelpunkte der alten Kaiſerſtadt des Reiches entfernt waren, deſto hüttenartiger wurden. Und über dies Häuſermeer ragte hoch hinaus der „Kreml", der uralte Kaiſerpalaſt, der aber wieder eine kleine Welt für ſich ausmacht; denn da ſtehen Paläſte, großartigſte Kirchen, Beamtenwohnungen, Magazine, Ställe, Thürme zuſammengereiht in ein Ganzes und das Ganze iſt wieder eine Feſtung, die ſich im Kampfe wohl vertheidigen läßt.

Jubelnd, am Ziele zu ſein, rückten die Franzoſen ein; aber — die Häuſer waren leer, der Kreml war leer. In der Ferne ſah man die ſich wieder zurückziehende ruſſiſche Armee und lange, mächtige Züge von Bewohnern der Stadt, die den Franzoſen nichts laſſen wollten, als, wenn ich ſo ſagen darf, das leere Neſt und den furchtbaren Winter, der eben jetzt recht hereingebrochen war.

Dieſe letzte Täuſchung Napoleon's war die ſchrecklichſte.

Was ſollte er in der unermeßlichen Stadt ohne Vorräthe, ohne Lebensmittel mit ſeiner Armee? Noch weiter vorwärtsgehen? Waren doch die bisherigen Erfahrungen ſchwer und bitter genug!

Aber ſie ſollten noch ſchrecklicher kommen!

Paul und ſein treuer Kamerad Jörg hielten, wie zwei Kletten, zuſammen. Wo der Eine war, da war auch der Andere.

Sie eilten, als ſie aus dem Gliede getreten waren, in die nächſte Straße und klopften an einem großen, ſtattlichen Hauſe, wo offenbar reiche Leute wohnten — oder gewohnt hatten; hatten, das Wort galt; denn das Haus, wie alle, war leer. Ihr Klopfen an der Thüre hallte ſchauerlich hohl durch das leere, mit Sorgfalt von dem Beſten entleerte Haus.

Als ſie eine Weile geklopft hatten, ſagte Jörg zu Paul: Hier hungern und frieren, gefällt mir ſchlecht, und wenn Jemand in dem großen Hauſe iſt, ſo hat er entweder den böſen Willen, uns nicht öffnen zu wollen oder iſt ſtocktaub. Da werde ich meinen Schlüſſel nehmen und öffnen müſſen!

Mit einem, unter andern Umſtänden höchſt lächerlichen

Humor nahm er ſeine blanke Axt von der breiten Sappeurſchulter, ſchnallte den verwahrenden Lederüberzug ab und führte einige ſo bedenkliche Schläge gegen das Thürſchloß, daß ſogleich die Thüre aufſprang.

Siehſt du, Paul, ſagte er mit einem bittern Lächeln, ſo ein Sappeur iſt ein Sappermenter, Zimmermann, Schloſſer und alles, wozu man ihn verwenden will. Nun will ich aber auch einmal noch etwas Anderes werden! Du kennſt unſre franzöſiſche Beamte, welche die Keller unter ſich haben, und die wir „Kellerratten“ nennen? Nun werde ich eine ſolche „Kellerratte“, das heißt, da hinauf gehen wir für's Erſte nicht, ſondern bleiben gleicher Erde und ſteigen dann

unter die Erde, in die Keller. Ich rechne ſo: die reichen Leute, welche hier gewohnt haben, ſind ſo wenig auf das Hungern, Dürſten und Frieren eingerichtet, als wir es bisher in vollem Maße geweſen ſind. Mitgenommen können ſie nicht alles haben, dazu waren ſie zu reich verſorgt. Wir Beide machen uns alſo eine uns zuträgliche Bewegung und ſuchen uns zuerſt Lebensmittel, Getränke und das Brennholz, die Ruhe und das Behagen folgt dann von ſelbſt!

So wenig es dem armen Paul um's Lächeln war, ſo konnte er es doch nicht zurückhalten, aber er zollte auch dem klugen Jörg ſeine volle Bewunderung.

Alſo auf zur Küche! das iſt No. 1, ſagte Jörg. Dort müſſen wir einmal nachſehen!

Und, als ob er hier zu Hauſe wäre, ſo ſicher ſchritt er aus und fand richtig alsbald die Küche, wo das blanke ſchöne Kochgeräthe ſtand.

Siehſt du, Kamerad, ſagte er mit zufriedener Miene, die Schalen haben wir nun, und hier liegt auch noch Holz; aber die Kerne fehlen noch, die man beißen kann!

Und nun trat er an den Herd und ſchaute in den gewaltigen, ſchwarzen Schornſteinbuſen hinauf.

Richtig, fuhr er fort, wo Schalen ſind, da fehlt auch der Kern nicht!

Er ſprang auf den Herd, zog ſeinen Säbel, führte einen kräftigen Hieb in das Dunkel und — alsbald rollten einige prächtige Schinken und geräuchertes Ochſenfleiſch herab.

Gottlob! rief Paul. Gottlob, das Hungern hat denn nun ein Ende!

Jetzt raſch Feuer angemacht, einen Keſſel aufgeſtellt und einen Schinken und ſo eine ſchöne Rolle Rauchfleiſch hinein! das Weitere wird deine „Kellerratte" ſchon finden.

Beide machten ſich emſig daran. Bald loderte das Feuer luſtig praſſelnd auf und Paul beſorgte die wichtige Angelegenheit des Kochens, während Jörg ſich eine Oelampel anzündete und, ohne ein Wort zu reden, davonſchritt.

Paul vernahm mit Entzücken das Singen des Waſſers, die Wärme des Feuers durchdrang ſeine faſt erſtarrten Glieder

wohlthätig; bald aber vernahm er auch wuchtige Schläge der Axt des Sapeurs dumpf aus der Tiefe schallend. Bald darauf aber hörte er Jörg die Stiege heraufspringen. Er trat mit strahlendem Gesichte in die Küchenthüre.

Wo Russen sind, rief er lustig, da ist auch Sauerkraut, darauf kannst du schwören, Paul. Himmel und Erde, wie lacht mir das Herz! Zwei prächtige Räume habe ich gefunden! den Keller, wo eine Reihe Sauerkrautständer sich befinden und — was mir über alles geht, Kartoffeln, und einen andern, der rings an den Wänden herum Gestelle hat, darauf Flaschen in stillem Frieden ruhen, alle voll! Und da habe ich gleich eine zur Probe mitgebracht. Kunstmäßig zog er den Korkstöpsel heraus, setzte sie, indem er ausrief: Auf deine Gesundheit! an den Mund und that einen Zug, der ihm alle Ehre machte; dann reichte er sie mit einem herzlichen: Prosit! seinem Freunde.

Es war köstlicher Rothwein, der belebend und erwärmend in dem leeren Magen wirkte.

Du bist aber kein rechter Koch! rief er dann aus. Alle diese Küchenschränke sind ja noch zu!

Wie gut aber diese Russen sind! rief er lustig aus. Sie haben die Schlüssel alle stecken lassen und ich brauche meinen Hauptschlüssel oder, wie die Franzosen sagen, meinen Passe partout, gar nicht anzuwenden!

Rasch ging er an die Untersuchung.

Brot! Brot! Gott sei Preis und Dank! rief er dann freudig und reichte ein schönes, bereits angeschnittenes Weißbrod heraus. Die haben kein Commisbrot gegessen, wie wir — wenn wir es hatten! sagte er und legte das Brot auf den Herd, indem er mit seinem Säbel Stücke davon abfägte.

Das stillte den Hunger und schlug die allzu heftige Wirkung des starken Weines nieder.

Als so dem ersten schreienden Bedürfnisse genügt war, sagte er; Nun komm! Nimm so eine Schüssel mit und laß uns Gemüse holen.

Nach kurzer Zeit saß Paul da, schälte Kartoffeln und machte das Sauerkraut zum Kochen bereit.

Paul hielt Umschau im oberen Hause und kam nach einiger Zeit wieder. Fröhlich rief er aus: Für Alles gesorgt! Herrliche Betten, lauter Seide! Gott vergelt' es den braven Russen; sie haben recht freundlich für uns gesorgt! Da können wir wochenlang in floribus leben, wie daheim unsre Hebamme sagt, weiß nicht, ob es Latein oder Französisch ist, liegt mir auch nichts dran. Nun hab' ich noch Eins zu thun! Ich muß die Hausthüre zuschließen, daß wir keine Gäste kriegen!

Er stand auf, ging zur Thüre, wo ihn Paul bald klopfen hörte.

So! sagte er, nun ist gesorgt, und wir Zweie wollen für uns sorgen. Mögen die Andern auch für sich sorgen. Nun, ich denke, sie werden es schon thun und ich wünsche ihnen, daß sie es eben so gut treffen, wie wir es getroffen haben! Der Kaiser hat Recht, in Moskau ist es so übel nicht. Vive l'Empereur! Könnte ich nur zaubern oder hexen, ich herte das Haus mit Allem, was drinnen ist nach unserm Dorfe. Wir Zweie wollten uns schon darinnen einrichten!

So plauderte er rastlos fort, und achtete darauf nicht, daß seine Worte tiefe Seufzer Paul's veranlaßten. Indessen wirkte er auch wieder dahin, daß Paul anderen Gedanken Raum gab.

Nimm einmal einen Arm voll Holz, sagte Jörg, und ich nehme auch einen, damit wir uns droben eine der schönen Stuben wärmen; denn große, reiche Herren, wie wir jetzt sind, essen nicht in der Küche! Da ist der Raum für die Bedienten, die uns aber, Gottlob, abgehen. Ich sage: Gottlob, weil die ja auch essen wollten, und wir uns doch selbst die Nächsten sind und auch nicht gewöhnt sind, bedient zu werden. Den Lohn verdienen wir, denke ich, gerne selbst!

Paul mußte wieder lachen und Beide schritten, unter Jörg's unaufhörlichem Geplauder, die breite Stiege hinan, in ein prachtvolles Gemach. Das Feuer loderte bald in dem zweckmäßigen russischen Kachelofen und verbreitete überall eine unsägliche Behaglichkeit.

Darauf wurde das reichliche Mittageſſen aufgetragen und genoſſen; aber, ſtatt zu ruhen, wurden die Gemächer durchwandert und überall Umſchau gehalten, damit ſie ſich die beſten Schlafzimmer herausſuchen könnten.

Jörg's Auge war ſcharf, wie das einer Dohle. Er entdeckte einen Wandſchrank im Schlafgemache der Herrſchaft, den Paul nie würde entdeckt haben und wenn er zwanzig Jahre in dem Gemache gewohnt hätte.

Da muß ich einmal nachſehen, ſagte er, und brach mit ſeiner Axt die Thüre auf, fand einen tiefen, in die Mauer eingelaſſenen Schrank, der offenbar als ein ganz geheimer angeſehen und gebraucht wurde; denn es lagen in einzelnen Käſtchen Rollen von Goldrubeln und allerlei Schmuckſachen von höchſtem Werthe.

Ruhig drückte er die Thüre wieder zu und, gegen Paul gewendet, ſagte er: Es iſt fremdes Eigenthum; es iſt ein Anderes mit Eſſen und Trinken, das müßten uns die Bewohner geben, wenn ſie da wären, und ſo dürfen wir es uns nehmen, da ſie ſich aus dem Staube gemacht haben; damit aber hat's eine andere Bewandtniß.

Und ebenso ruhig ging er mit Paul hinaus, schloß die Thüre zu dem Gemache bedachtsam ab, und fortab war die Rede nicht mehr davon; auch betrat Keiner mehr das Gemach Dafür waren Beide zu redlich.

Zum Appell ging nur Paul und den Sappeur entschuldigte er. Im Grunde blieb er nur darum zu Hause, um das Haus vor Raubgesindel zu hüten, das, wie man sich sagte, Nachts umher und sich hier und da einschlich.

Leider sollte die eigentliche Bedeutung und Absicht dieser nächtlich herumschleichenden Leute bald genug offenkundig zum Unglücke der Franzosen werden. Ehe jedoch dies grausenhafte Ereigniß kund wurde und sich in seiner gänzlichen Greuelhaftigkeit offenbarte, ließen es sich die beiden Hausgenossen recht wohl und behaglich sein. Sie erholten sich rasch von den nicht geringen Strapazen, welche ihnen die Märsche aus Frankreich bis in das Herz von Rußland verursacht hatten und sahen ruhig der Zukunft entgegen, wie es des jungen und leichten Blutes Art und Weise ist.

VI.

So vergingen den beiden jungen Leuten einige Tage in Ruhe und Zufriedenheit. An das gewöhnliche Exerziren dachte kein Mensch. Die, welche im „Kreml“ um den Kaiser waren, wußten allein voll Angst und Schrecken, wie es um den Kaiser, um die Lage Moskau's, um sie Alle stand. — Die Stadt, meist aus Holzhäusern bestehend, war so menschenleer, als ob eine gräuliche Pest alle weggerafft hätte. Was noch schwerer die Franzosen traf, war der Umstand, daß nirgends Lebensmittel waren; denn was die ausgewanderten Einwohner nicht mitgenommen hatten, das war sorgfältig versteckt worden, wenn man noch Zeit dazu gehabt hatte. Was also die Soldaten fanden, das labte und ernährte sie zwar für den Augenblick, aber wie lange konnte das im Allgemeinen, und für die Tausende von Soldaten ausreichen, und an Zufuhr war kaum zu denken, da die herumschweifenden Kosaken die Transporte, die man polnischen

Juden in Akkord gegeben hatte, und die für das theuerſte Geld nur das Schlechteſte nachſandten, wegfingen.

Aber noch ſchlimmer, als das alles, war ein anderer Umſtand, der täglich mehr in ſeiner planmäßigen Anlage zu erkennen war und hervortrat.

Zuerſt brach in Mitten der Stadt, im Hauſe eines reichen Kaufmanns, plötzlich, und wie vom Blitze erzeugt, Feuer aus. Wie ſchon geſagt, waren alle Gebäude in dieſem Stadttheile von Holz erbaut. Ein heißer Sommer hatte das Holz ſo recht ausgetrocknet, und die Flammen wuchſen, da ſich Niemand die Mühe nahm, ihnen Grenzen zu ſetzen, zu einer Macht und Ausdehnung an, die verheerend wurde. Das ſchien gleichſam das Zeichen zu ſein; denn überall, in allen Theilen der Stadt, brachen jetzt plötzlich Feuersbrünſte entſetzenerregender Art aus und legten ganze Straßen in Aſche.

Man fand verdächtige Menſchen, die umherſchlichen und bei deren Entfernung augenblicklich ganze Häuſerreihen in Flammen ſtanden. Man entdeckte Schwefelfäden, von Haus zu Haus geſpannt; man fand auf den Speichern der Häuſer Brandſtoffe aufgehäuft. Es war kein Zweifel mehr, daß man Moskau über den Köpfen der Franzoſen anſtecken, vernichten wollte, um den Franzoſen im Angeſichte des entſetzlichſten nordiſchen Winters, deſſen Kraft und vernichtende Gewalt die Franzoſen gar nicht kannten, Obdach und Aufenthalt zu rauben und ſie zur Flucht durch Hunger und Kälte zu nöthigen oder das ſchon ſo ſehr zuſammengeſchmolzene Heer völlig und mit einem tödtlichen Schlage zu vernichten. So ſtand es in Moskau, und Alle, die es wußten, zitterten.

Die es wußten? fragte Veit. Wie kam es denn, daß nicht Alle es wußten?

Wenn du es bedenkſt, Veit, erwiderte Schmiedjakob, daß die Stadt Moskau aus fünf ziemlich weit auseinander liegenden Stadttheilen beſteht, nahezu eine halbe Million Einwohner zählt und einen ungeheuren Flächenraum einnimmt, die Soldaten aber weit auseinander ſich Quartiere geſucht hatten, wie ſie ſie fanden und für bequem erachteten, ſo begreifſt du, daß man nur da genaue Kenntniß von dieſen

und aus denen, bei dem unbegreiflich ſchnellen Umſichgreifen der Flammen, die Soldaten kaum ihr Leben hätten retten können, da entfärbte er ſich und blickte traurig zur Erde. Das iſt ſehr ſchlimm! ſagte er.

Wir haben in unſerm Stadttheile noch Ruhe gehabt, fuhr Paul fort; aber wer leiſtet uns Bürgſchaft, daß wir die nächſte Nacht ruhig zubringen werden? Ich trage darum darauf an, daß wir uns auf alles, was kommen kann, vorbereiten.

Vernünftig geredet! ſprach Jörg. Darunter verſtehſt du aber nur, daß wir unſre Torniſter packen, Gewehre oder Axt und Beil putzen, und uns etwa noch, in die Kapotmäntel gehüllt, in's Bette legen. Ich, meines Ortes, denke an Etwas, das mir eine weitere Ausſicht öffnet. Der Marſch von Moskau bis Warſchau iſt in der That zu einem Spaziergange etwas zu weit, als daß man nicht auch an Das denken ſollte, was Leib und Seele zuſammenkittet. Darum ſchlage ich vor, daß wir dieſen Kitt auch jetzt zuerſt anwenden, und, dann während dieſer unerläßlichen, aber angenehmen Arbeit einſtweilen in aller Gemüthsruhe die Sache beſprechen.

Er trat an das Fenſter, ſchaute die Straße hinauf und hinab und ſagte dann ruhig: Ich ſehe weder Flamme noch Rauch bis zur Stunde; wir haben alſo noch Zeit! —

Paul, dem es durchaus nicht um's Lachen war, konnte dennoch ein Schmunzeln nicht unterdrücken über die ſchnelle Sammlung und Ruhe ſeines Kameraden. Während ſie der Kochkunſt Jörg's Beide alle Ehre anthaten, und nach und nach der ſtarke Hunger Paul's geſtillt war, hob er an: Du wollteſt ja Vorſchläge machen, wie wir unſern Torniſter abſonderlich anhängen ſollten, da ich für dieſe Nacht das Schlimmſte befürchte. Ich bin geſpannt, deine Pläne kennen zu lernen.

Gut, erwiderte Jörg. Es bleibt alles Ueberflüſſige hier. Nur ein Paar Schuhe und ein Paar Gamaſchen, eine Hoſe und ein Hemde wird mitgenommen. Dafür gießen wir ſo viel Kaffee aus dem aufgefundenen Vorrathe, den ich noch röſten muß, in die leer gebliebenen Fugen und Räumchen

hinein, als nur hinein gehen mag. Sodann nimmt Jeder einige Stücke Rauchfleiſch und Speck und ein Brot mit, können wir, auch zweie. Aber — die goldenen Füchſe, die ich gefunden habe in den verborgenen Schränken, die nähen wir in unſere Kleider, damit wir, wenn wir Nichts mehr haben, uns das Nöthige kaufen können. Verbrennen wird's am Ende doch.

Und zwar, um in deiner Weiſe zu ſprechen, fiel ihm Paul in die Rede, im Gaſthofe zum Schnee und Eiſe!

Mache keine ſchlechten Späße, rief Jörg. Es geht bald den Krebsgang!

Aber es wird doch dein Ernſt nicht ſein? meinte Paul.

Freilich, mein gründlichſter! rief wieder Jörg eifrig aus. Kommt wirklich der Brand, ſo zerſtört er Alles, auch die Rollen des ſchönen Goldes. Der Eigenthümer hat es verloren und kriegt es nie wieder. Ihm nützt es alſo nicht das Geringſte, und uns wird es zum Segen!

Paul ſah ihn lange ſtarr an. Endlich ſagte er: Es thut mir leid, an dir irre werden zu müſſen! Du biſt eines bekannten, ehrlichen Mannes Sohn, ſelbſt eine mir bisher als grundehrlich bekannte treue Seele, und nun willſt du das heilige Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen" freventlich hinter dich werfen, fremdes Gut dir zueignen oder was daſſelbe iſt, ein Dieb und Spitzbube werden?

Jörg ſprang mit einem derben Fluche auf und rief: Was ſagſt du da?

Daß du wollteſt ein Dieb und Spitzbube werden! erwiderte Paul mit einer eiskalten Ruhe und trübem Ernſte. Ich wollte lieber, fuhr er wehmüthig fort, ich hätte dich nie geſehen, oder du wäreſt zu einer andern Compagnie verſetzt worden. Man hörte es dem Tone an, in dem Paul das ſprach, wie es aus ſeinem Innerſten kam. Ja, ſchloß er, ich würde mich heute noch von dir für immer ſcheiden, wenn du das thun könnteſt.

Jörg ging Paul's Ton und Worte durch die Seele. Er war mit Einem Male entwaffnet und ſtand, eigentlich vor Scham glühend, vor ihm. Dennoch wollte er das nicht Wort haben.

So hätten wir von des Mannes Kaffee, Fleisch, Brot und Wein auch nicht essen, mit seinem Holze kein Feuer in den Ofen machen dürfen! War das nicht auch fremdes Gut, das wir stahlen?

Nein, Jörg, das würde uns der Mann auch freiwillig gegeben haben, wenn er dagewesen wäre; nicht so sein Silber und Gold und sein Geld! Das nehmen, was er vor frevelnder Hand und Gelüsten verbarg, ist, ich wiederhole es — Raub und Diebstahl in meinen Augen.

Und wenn es das Feuer verschlingt? fragte Jörg, Paul halb von der Seite ansehend.

Es gehört uns nicht! fuhr Paul fort, und unrechtes Gut hilft nicht, sagt die heilige Schrift. Es ruht der Fluch des Unrechts drauf. Mach' was du willst und vor Gott verantworten zu wollen und zu können denkst; ich aber will meine arme Seele nicht von frev'lem Raube verunreinigen lassen. Hat mir Gott bis hierher in Gnaden geholfen, so vertraue ich, er werde mir noch fürder helfen, und um so mehr, wenn ich mich vor Unrecht hüte!

Er lehnte sich in den sammtgepolsterten Sessel zurück, schloß sein müdes Augenpaar und war bald so tief und sanft entschlafen, wie ein Säugling in der Mutter Schoos.

Jörg saß lange nachdenkend und unmuthig da. Alsdann flüsterte er: Paul hat doch Recht! und schlich sich leise hinaus; aber statt nach dem Gemache zu gehen, wo der verborgene Schatz sich befand, ging er, eine Schüssel in der Hand, in die Vorrathskammer, öffnete einen halbvollen Sack und nahm Handvollweise die Bohnen heraus, mit denen er seine Schüssel füllte. Darauf trat er, leise ein Liedlein summend, in die Küche und röstete sorglich die schönen Bohnen, die bald zu duften begannen. Hierauf hob er Fleisch aus dem Rauchfange und wickelte es sorgfältig in Papier ein, und begann dann, nach der Schlafstube zurückkehrend, seinen Tornister zu packen; besann sich aber dabei und sagte zu sich: Wozu noch eine Hose? Die beste ziehen wir an, und dann bleibt uns Raum für ein Brot, das ich in Stücke schneide. Mag es auch noch so sehr austrocknen, es ist doch Brot, das nährt.

Wir wiſſen, wie es uns auf dem Herwege erging; auf dem Rückwege, der Retirade, denn das iſt es ja doch, mag der verfolgende Feind uns jagen oder das Feuer, oder der Froſt, wird es wahrlich um die Lebensmittel eher ſchlimmer, als beſſer ſtehen. Darauf füllte er den Torniſter, hob ihn, probeweiſe, und meinte, er ſei nicht übermäßig ſchwer.

Sie hatten erſt am vorige Tage jeder einmal ein Commisbrot erhalten. Das wog er ſorglich in der Hand, ohne zu wiſſen, was er damit anfangen ſolle. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke. Er bohrte in der Mitte des runden Brotes ein Loch und zog einen Lederriemen durch, den er mit der Schnalle in ſolcher Höhe ſchloß, daß das Brot in die Seite zu hängen kam. Als nun noch die Weiden-umflochtene Flaſche gefüllt war, ſo leuchtete ſein Angeſicht vor Freude über ſein gelungenes Werk; allein ſeine Aufgabe war noch nicht gelöſt. Erſt als auch Paul's Reiſegepäck ganz in derſelben Weiſe hergeſtellt war, kehrte er in die Stube zurück, ließ ſich in den andern Sammtſeſſel fallen und war bald darauf ebenſo feſt eingeſchlafen, wie dieſer.

Stunden vergingen und die beiden jungen Schläfer erwachten nicht. So kam der Abend heran, als endlich Jörg ſich die Augen rieb und ſeine ſilberne Uhr zog, die er von dem Eichelberger Hofmanne als Dreingabe bei dem Vertrage erhalten hatte. Es war Zeit an das Nachteſſen zu denken.

Wer weiß, ob wir noch eine Nacht hier verleben, wo dieſe Stumpfnaſen, die Ruſſen, uns geſtatten, uns noch einmal richtig an den vorhandenen Vorräthen unſres lieben abweſenden, ſo freigebigen Wirthes zu erquicken, um den langen Feſttag der Retirade anzutreten, ſagte er leiſe zu ſich, als er auf den Zehenſpitzen ſich hinausſchlich, Paul nicht zu wecken. Darum, fuhr er leiſe zu ſich fort, will ich eine köſtliche Weinſuppe kochen, und drauf einen guten Kaffee ſetzen. Brot und Fleiſch iſt noch da und Butter, wenn ſie auch ſtark geſalzt iſt, fehlt uns, Gottlob, noch nicht.

Mit dieſem Kochzettel trat er in die Küche, wo das dürre Holz bald an lichter Flamme loderte. Das friſche Pferdefleiſch, was ſie geliefert erhalten hatten, da anderes

längſt mangelte und dies, ohne Zweifel, von geſunden Thieren nicht herſtammte, warf er weg und griff zu einem friſch angeſchnittenen Schinken. Als ſeine Mahlzeit fertig war und der Duft erquickend ſeine Naſe berührte, trug er es auf den koſtbaren Marmortiſch, an dem ſie zu ſpeiſen pflegten, und Paul erwachte.

Ich habe unſre Torniſter gepackt, ſagte Jörg zu Paul, nun wollen wir eſſen und Gott danken, daß wir es noch einmal unter dieſem wohlbeſtellten Obdache konnten, und ihn bitten, daß er bei uns bleibe mit ſeiner Gnade und Huld.

Das thaten ſie frommen Sinnes, und dann mundete das köſtliche, wenn auch ganz eigenthümliche Nachtmahl herrlich. Als ſie geſättigt waren, wurden die Waffen zurechtgeſtellt, und Alles herbeigeholt, dann Kleider und Mäntel angelegt, das Feuer noch einmal im Ofen geſchürt, und dann ſtreckten ſich Beide, bei brennendem Lichte, auf die koſtbaren Sopha's, welche an den beiden Seitenwänden ſtanden, und Jeder überließ ſich den trüben Gedanken, welche die Seele heimſuchten. —

Die Obriſten hatten die ſorgfältige Einrichtung getroffen, überall Wachen auszuſtellen und ſobald ſich eine Spur des heilloſen Verfahrens, Alles in Brand zu ſtecken, zeigte, durch Trommelwirbel die ſchlafenden Soldaten zu wecken, die alle den Befehl erhalten hatten, ſich eiligſt zum Aufbruche gerüſtet zu halten, um, ſobald ſie den Trommelwirbel vernähmen, nach den genau beſtimmten Sammelplätzen ihrer Compagnie zu eilen. So konnten ſich die Soldaten wenigſtens mit einiger Ruhe dem Schlafe hingeben.

Die beiden Kameraden ſchliefen nicht. Sie hatten ihren Theil bereits vorausgenommen, vielmehr dampften ihre Pfeifen friedlich, und wenn auch Beide jetzt ihren Gedanken mehr Raum gaben, als ſie ſolche ausſprachen, ſo waren ihre Ohren doch in einer großen Spannung und das geringſte Geräuſch auf der ſonſt ſo menſchenleeren Straße ließ ſie aufſpringen, um hinaus zu ſchauen; aber Alles blieb ruhig und zuletzt ſiegte doch der Schlaf über ſie.

Einige Stunden mochten ſie geſchlafen haben, da begann

ein entsetzlicher Trommelwirbel die Straße herauf zu schallen. Beide sprangen zugleich empor und rissen die großen Fenster mit den kostbaren Spiegelscheiben auf.

Weithin, wenigstens so weit, als die Höhe des schönen Gebäudes ihnen gestattete, über die niedereren Gebäude wegzublicken, war der Himmel in eine tiefgesättigte Gluth getaucht, Zeugniß gebend, daß die Zerstörungsarbeit der Russen in immer größerem Maßstabe fortzuschreiten begriffen wäre.

Ein Schauder durchrieselte Beide.

Da zischte in einem Hause, das ziemlich weit von dem übrigen entfernt lag, die Flamme wie ein Blitz auf und lief mit einer Gedankenschnelle an den folgenden Häusern zischend fort und herab bis zu dem, aus dessen Fenstern sie schaueten. Es war wie ein Zauberschlag, dies Ausbrechen des Feuers, und kaum zeigte sich das erste Aufblitzen, so stand auch schon das Gebäude in hellen lichten Flammen. So brannte es schon über ihren Köpfen lichterloh, als Beide mit Allem beladen, was sie entnehmen wollten, die breite Stiege herab eilten. Jörg öffnete das von ihm ganz eigenthümlich geschlossene Thor, und Beide waren bald auf dem bestimmten Sammelplatze.

Das war grade in jener Nacht der grenzenlosen Verwirrung, wo die Flammen überall aufwirbelten, soweit das Auge Napoleons von dem hohen „Kreml" aus reichte; in jener Nacht, als die Franzosen überall plünderten; als völlig trunkene Soldaten in den Straßen umhertaumelten, als man die Pulverwagen und Kanonen in solcher Menge unter den Fenstern des Kaisers auffuhr, daß ein einziger Funke hingereicht hätte, den ganzen „Kreml" und Alle die Tausende, die, namentlich die ganze alte Garde, welche in dem weiten Umkreis der zahlreichen Gebäude, welche diese „Festung", und das sagt der russische Name aus, umschloß, versammelt und untergebracht waren, in die Luft zu sprengen; in jener schrecklichen Nacht, als der „Kreml" über dem Kaiser zu brennen anfing, ohne daß er es wußte, daß eine furchtbare Menge Pulver grade unter seiner Wohnung, in den weiten Kellern läge, und er sich auf's Roß schwang und davonjagte.

Alles hätte indeſſen ſeinen Starrſinn nicht brechen können oder vielmehr die krampfhaft feſtgehaltene Hoffnung, daß Kaiſer Alexander die Hand zum Frieden ihm reichen würde. Als aber plötzlich der Bazar oder überdeckte Markt mit Buden angefüllt, in denen das Köſtlichſte Aſiens und Europa's den reichen Käufern ſonſt dargeboten zu werden pflegte, und der nahe am „Kreml" lag, in hellen Flammen aufging und auch der „Kreml" brannte, und alle ſeine Getreuen ihn beſchworen, ſich nicht unter den nothwendig auffliegenden Mauern des „Kreml" zu begraben und er ſelbſt dieſe Nothwendigkeit erkannte, die unabweisbar ſich an ihn herandrängte, da entſchloß er ſich endlich, den „Kreml" zu verlaſſen. Aber wohin nun? Das war die Frage.

Sein Stolz war gebrochen. Das kühn und trotzig aufgebaute Gebäude ſeiner Hoffnungen lag vor ihm in Trümmern; ſeine reiflich durchdachten Plane waren — Seifenblaſen!

Im vollen Sinne des Wortes konnte man ſagen: ganz Moskau ſtund in Flammen. Grenzenlos war die Verwirrung und Unordnung bei den Franzoſen. Pulver- und Proviantwagen und Kanonen aller Größen jagten durch die Straßen und oft mußten dieſe Züge mitten in der Straße Halt machen und einen andern Ausweg ſuchen, weil — es an beiden Enden der Straße brannte. Compagnien, Regimenter, Cavallerie und Infanterie drängten ſich aus der Stadt hinaus und kamen, weil Furcht und Entſetzen jede Ueberlegung raubte, erſt recht mitten in dieſelbe hinein. Das Geſchrei, Befehlen und Gegenbefehlen übertäubte faſt das Brüllen der Flammen, das Heulen des Sturmes, der ſich erhoben hatte. Einſtürzende Gebäude begruben da mancher Mutter Sohn!

Durch brennende Straßen, wo ſchwirrende Ziegeln, brennende herabſtürzende Balken, entgegenkommende Pulverwagen die ſchrecklichſte Gefahr drohten, jagte der Kaiſer Napoleon dahin mit ſeinem großen Gefolge, halb betäubt, halb verzweifelt!

Es war nur Ein Ort, wo er, außerhalb der brennenden

Stadt, auf eine Ruhe und Sicherheit rechnen konnte, die ſonſt nirgends in derſelben zu finden war, das war das Schloß Petrowsky, das vor Moskau auf einem Hügel lag, von dannen man das Feuermeer, das in der Stadt wogte, überſehen konnte. Dorthin eilte er unter ſteter Todesgefahr, aber wunderbar geſchützt von der Hand Gottes, durch die brennenden Trümmer hindurch.

Alle Hände ruhten in der Spinnſtube. Angſt und Entſetzen malte ſich auf allen Geſichtern. Jede Bruſt hob und ſenkte ſich raſcher. Das grauenvollſte Ereigniß erfaßte jedes Gemüth gleichmäßig.

„Barmherziger Gott," rief des Alten Schwiegertochter, die gute Seele, aus, „wie wird das enden?"

„Das Feuer löſchte der Herr, der Allmächtige, ſagte der Alte, der ſelbſt von dem, was er erzählt, tief erſchüttert war. Er machte ſeine Wolken zu gewaltigen Feuerſpritzen. Es begann ein ſtrömender Regen und die Flammen erloſchen nach und nach. Der Menſchenhand wäre es ja unmöglich geweſen, das künſtlich zu bewirken.

In Napoleons Seele jagte ein abenteuerlicher Plan den andern; nur weichen, dem Feinde weichen wollte er nicht. Und doch, wo war noch ein Halt für ihn, wo ein Bleiben für ſeine Armee? Und dieſe Armee war zügel- und zuchtlos geworden; ſie war nicht mehr „hochhändig", wie wir ſagen. Keiner gehorchte den Befehlen der Offiziere. Mit geraubter Beute beladen, zogen Tauſende zu den Thoren der Stadt hinaus. Ueberall ſah man Haufen um aufloderude Feuer kauern, welche das blutende Fleiſch niedergeſtochener Pferde ein wenig anbrieten, und dann, faſt noch roh, gierig verſchlangen, um den gräßlichſten Hunger zu ſtillen, der Alles übermannte, was ſich ihm entgegenſtämmen wollte.

„Zogen ſie denn nun nicht ab und zurück?" fragte Veit.

„Nein", entgegnete Schmiedjakob. Napoleon kehrte, als der Brand gelöſcht war, in den „Kreml" zurück, und hoffte, hoffte, aber die Geſandten Alexanders kamen nicht; die Proviantransporte der polniſchen Juden blieben aus und — was das Schlimmſte war, eilf volle Tage

gingen verloren und Gott weiß, wie viel Pferde wurden verzehrt, welche der Armee ſo ungemein nothwendig waren; aber über Alles hinaus ſchrecklich war es, daß dieſe wohlgetrillte, gehorſame Armee jede Stunde mehr aus den Fugen ging und ſo ihrer völlige Auflöſung vorbereitete.

Als endlich auch die letzte Hoffnung zuſammengebrochen war, Alexander nämlich auf ſeine Friedensvorſchläge nicht antwortete, ſondern mit ſeinen Streitkräften die Vorhut der franzöſiſchen Armee angriff, da raffte ſich Napoleon auf, um bis Smolensk zurückzugehen, kämpfend und — was hätte er anders hoffen ſollen? — ſiegend über die Ruſſen. Aber es war zu ſpät! Der Herr hatte ihn mit Blindheit geſchlagen, um ihn zu verderben!

Fort! fort! klang es nun überall, und in ſolcher Haſt wurde dieſem Rufe Folge gegeben, daß Zwölftauſend Kranke und Verwundete in Moskau mitleidlos zurück- und ihrem Schickſale überlaſſen wurden.

Als das Heer endlich aufbrach, hatte der Regen die Wege bodenlos gemacht. Wagen, Kanonen, Menſchen und Pferde blieben im bodenloſen Kothe ſtecken und das Jammergeſchrei war herzzerſchneidend. Keiner kümmerte ſich um den Andern. Jeder ſorgte für ſich. Der Zug ging, Jene abgerechnet, die man ihrem Schickſale überließ, langſam, ja ſchleichend vorwärts und ſchon nach wenigen ſchweren, leidensvollen Tagen begannen die Angriffe der Ruſſen, die darauf ausgingen, dem weichenden Feinde den Rückzug abzuſchneiden.

Die Lebensmittel, welche das Heer etwa für vierzehn Tage aus Moskau mitgenommen, reichten kaum zehn Tage aus; denn ſie wurden verſchwendet, vergeudet, ſelbſt, wenn ſie läſtig wurden, weggeworfen.

In den Witterungsverhältniſſen des Nordens iſt es begründet, daß der herbſte Winter plötzlich eintritt, wenn bei uns milde Uebergänge allmälig uns dem Winter zuführen.

So trat plötzlich, nach naßkalten Herbſttagen, eine entſetzliche Kälte ein und mit ihr der Mangel, der Hunger, das Elend, für welches kaum die Sprache zur Bezeichnung ausreicht.

Das war der Augenblick, wo alle Bande des Heeres

ſich Bäten und es einer hirtenloſen Heerde zu gleichen begann. Zerſtreute Haufen waren es, kaum Heeresmaſſen mehr. Todte, Erſtarrte, Sterbende lagen auf dem harten gefrorenen Boden. Wer kümmerte ſich um ſie? Die noch Lebenden ſahen ihr eignes Bild in einer nahen Zukunft vor ſich und eilten vorüber, ſo ſchnell ſie konnten. Umgeſtürzte Wagen, todte Pferde, verlaſſene Kanonen — das waren die Wegweiſer der Nachfolgenden.

Doch — erlaſſet es mir, dies ſchreckliche Bild des menſchlichen Jammers weiter auszumalen, ſagte der alte Schmiedjakob, und ſchwieg, indem er die Augen ſchloß und ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurücklegte, um auszuruhen.

Alle ſaßen ſtille da, erſchüttert bis in's Innerſte von den Bildern, die ſich ihrem inneren Blicke darboten. Während Schauder die Männer durchbebten, ſah man in den Augen der Frauen die hellen Thränen des Mitleids und Erbarmens.

VII.

Endlich richtete ſich der Alte wieder auf und fuhr fort: Eine Frage habe ich auf Euern Lippen, in Euern Augen geleſen, trotz der ſchrecklichen Thatſachen, die ich erzählen mußte, und die doch nicht im Entfernteſten der vollen, ganzen, thatſächlichen Wahrheit nahe kommen, die nämlich: Was iſt aus Paul und Jörg geworden, die wir verlaſſen haben, als ſie das ſchon über ihrem Haupte brennende Haus verließen und ſich auf dem ihnen bezeichneten Sammelplatze ihrer Compagnie anſchloſſen.

Ich muß ſchneller an den Ereigniſſen vorübergehen, ſagte der Erzähler fortfahrend, welche die Truppen tiefer im Innern der großmächtigen Stadt zu durchkämpfen hatten, da grade ihr Regiment, ohnehin der Vorhut des Heeres zugetheilt, nahe dem Thore der Stadt einquartirt war, durch welches die ſchreckliche Flucht begann.

So weit des Thores dreifache Oeffnung war, drängten ſich mit Beute — und oft ſogar ſehr werthloſer Beute beladene Soldaten, Marketender, Frauen, Kinder, Wagen aller Art, beladen mit allerlei Heeres- und Privatgütern oder nur

mit angſterfüllten Perſonen, hinaus und der Zug wollte gar nicht enden.

Und als nun endlich der Befehl zum Aufbruch gegeben wurde, leider zu ſpät und nachdem die beſte Zeit verſäumt war, und die Truppen der Vorhut anrückten, da war kaum durchzukommen, und auch dieſe, noch leidlich geordneten Glieder löſten ſich, um ſich nicht wieder zu vereinigen, da jenſeits des Thores alles Commando, weil aller Gehorſam, aufhörte.

Einem der letzten Regimenter dieſes Heerestheiles gehörten die beiden Kameraden an. Noch in der Stadt, wo in der breiten Straße nicht mehr in Maſſen durchzukommen war, löſten ſich auch die Bataillone und Compagnien in einzelne Trupp's auf.

Eine ſchöne Ausſicht auf den weiten Weg! ſagte der Sappeur zu Paul. Was ſoll da werden, wenn die Ruſſen uns auf den Nacken kommen? — Hui, eine ſchöne Ausſicht!

Paul ſchwieg, denn es drängte ein ſchmerzlicher Gedanke ſich in ſeine Seele, der, daß er wohl ſein theures Lieschen nicht mehr ſehen werde. —

Sauve qui peut, ſagt der Franzos, fuhr Jörg fort, und das heißt auf Deutſch: Mache ſich Jeder aus dem Staube, ſo gut er kann, und ich glaube, dies „Feldgeſchrei" und dieſe „Parole" bleiben bis an's Ende. Weißt du was, Paul? rief er dann mit unterdrückter Stimme: wir wollen Feldgeſchrei und Parole uns merken, und darnach thun! Zu retten iſt nichts mehr, zu hoffen nichts, zu helfen nichts! Darum muß Jeder auf ſeine eigne Fauſt handeln. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! Gut! ich will dir meinen Plan auseinander ſetzen: der mit dem Satze anfängt und endet: wir wollen treu zuſammenhalten und mittlerweile uns auf Gott ſtützen! O wie dank' ich dir's, daß du mich abhieltſt, das Geld zu nehmen! Das würde jetzt wie eine Scheidewand zwiſchen mir und meinem Gotte ſtehen und ich würde den Muth nicht haben, meine Blicke zu den Bergen aufzurichten, von welchen mir Hülfe verheißen iſt. Ja, ich danke Gott und dir!

Aber, ſagte Paul, unſre Pflicht ruft uns zum Regimente!

Ich gebe dir einen Batzen, rief Jörg lachend, wenn du es mir zeigſt! Da lauft es herum in einzelnen Häuflein und Perſonen. Das Regiment hat ſein Teſtament gemacht. Iſt's aber auch nicht ganz einerlei, ob vor den Thoren Moskau's wir auseinanderlaufen oder in den Steppen, die wir auf dem Herzuge kennen gelernt haben, und die uns nun als Flüchtlinge wieder aufnehmen werden, ſo liebevoll wie das erſte Mal, und mit ſo leeren Händen, wie damals auch? Gottlob, daß wir zu eſſen haben! So lange das vorhält, wird's gut gehen. Da müſſen wir aber auch haushalten. Dazu kommt der Proviant auf zehn Tage, der uns tüchtig auf die Rippen drückt; aber jetzt ſind wir noch friſch und kräftig und können uns pflegen. Später iſt es vielleicht anders. Sieh nur das leichtſinnige Treiben der Wälſchen! Sie werfen ihre Lebensmittel weg; was ſoll daraus werden, als Hunger und Elend? Nicht wahr, wir quälen uns und haben dann auf eine weite Strecke Lebensmittel?

Gewiß, erwiderte Paul. Andrer Unklugheit ſoll uns klug machen!

Und dieſer Grundſatz war ihr entſchiedenſter Vortheil; denn nur zu bald riß Mangel und grenzenloſes Elend ein bei den Meiſten. Nur die Deutſchen waren beſonnener. Sie

warfen die überflüſſigen Sachen weg, die Viele bei der Plünderung ſich angeeignet hatten, aber die Lebensmittel hielten ſie zu Rathe.

Unſre beiden Jungen hielten feſt zuſammen und möchten ſich auch nicht unter die Haufen.

Sie waren, trotz großer Beſchwerden des Marſches, geſund und Jörg's heitrer Sinn blieb nicht ohne gute Früchte bei dem ernſten und, weil alle Kunde von daheim fehlte, oft ſehr traurigen Paul.

Reichten auch ihre, in ſtets kleinere Verbrauchstheile zerlegten Mundvorräthe ziemlich lange aus, ſo ſahen ſie doch mit Schrecken ihre Verminderung bei dem langſamen Vor-

schreiten in den kurzen Wintertagen, wo dann immer das so ferne Ziel ein Schreckbild für sie blieb.

Und die Kälte stieg zu einer unerhörten Höhe, so daß ihre warme Kleidung ihnen oft, wenn der entsetzlich scharfe Ostwind oder eisige Nord heftig wehete, wie Spinngewebe vorkam. Täglich mehrten sich die Beschwerden. Ueberall war der Weg genau durch umgefallene verlassene Wagen und Kanonen, gefallene Pferde, erfrorene Menschen, weggeworfene Waffen und allerlei Geräthe bezeichnet, daß man ihn leicht finden, nicht aber leicht verlieren konnte. Das Schlimmste war, eine Stelle zu finden, wo man ein Feuer anfachen und dabei sich ein Obdach bereiten konnte, um vor dem Erfrieren, dem so Viele erlegen, geschützt zu sein. Hier zeigte sich Jörg's erfinderisches Talent. Mit Hülfe seiner Axt und seiner Beile wußte er immer Rath, und Paul, der längst sein Gewehr weggeworfen, leistete ihm die nöthige Hülfe, daß irgendwie ein Schutz gewonnen wurde. Sahen sie aber, und wenn auch noch weit aus dem Wege, ein Gehöfte oder ein Dorf — menschenleer und verlassen waren sie alle — so steuerten sie darauf los und waren dann meist so glücklich, ein Obdach zu finden, und im Stande, sich eine warme Stube zu machen, wenn auch Jörg's Sappeur-Axt gehörig unter den Geräthen des Hauses aufräumen oder ein Balken herausgehauen werden mußte, der in dem sehr einfachen Gefüge eines russischen Bauernhauses seine wesentliche Bestimmung haben mochte.

Sein Talent hatte aber noch eine andre Seite, die sich schon in ihrer Wohnung in Moskau mit der Entdeckung des heimlichen Schrankes erwiesen hatte.

Sein Späherauge hatte die Schärfe eines Habichts. Kam er in ein Haus, so prüfte er mit dem Scharfblicke eines Zimmermannes das Aufeinanderpassen der Wände, etwaige verborgene und zugemauerte Winkel, und da die Russen, als sie ihre Wohnsitze verließen, ihre Vorräthe bei Weitem nicht alle mitgenommen, sondern in solchen Räumen verborgen hatten, so kamen fast regelmäßig solche Verstecke zum Vorschein und in ihnen meist Vorräthe von getrocknetem und

geräuchertem Fleiſche, oft auch ein Ständer voll köſtlichen Sauerkrautes, eines Lieblingsgerichtes der Ruſſen, oder getrocknete Gemüſe, Erbſen und Bohnen, und ſie ruhten dann einige Tage aus und pflegten ſich, um ihren Weg alsdann mit neuen Kräften wieder antreten zu können, vertrauend auf Gottes gnadenreichen Schutz, der ſie bis jetzt vor den herumſchwärmenden und gefangennehmenden Koſacken behütet hatte.

An einem ſolchen Tage war es, an dem die Kälte einen unerträglichen Grad erreicht hatte, daß ſie an einem umgefallenen Fuhrwerke, das mit getheertem Tuche bedeckt war, wie etwa ein franzöſiſcher Proviantwagen, vorüber kamen. Jörg plauderte wie immer wacker, um nur ſeinen lieben Kameraden nicht zum Schlafen ſich niederlegen zu laſſen, was ſicher dem Tode des Erfrierens in die Arme lieferte. Sie gingen ganz nahe an dem umgefallenen Wagen vorüber. Er mußte ganz kurz dieſen Unfall erfahren haben; denn die Pferde, zwei jener kleinen, dauerhaften, aber zottigen Koſackenpferde, lebten noch, waren aber in die Stränge und Riemen verwickelt, daß ſie ihrem Tode unrettbar überliefert waren, wenn ſie nicht gelöst wurden.

Einen kurzen Augenblick ſtanden Beide und beriethen, ob ſie die beiden Thiere nicht löſen und fortlaufen laſſen ſollten; da rief eine matte Stimme in gebrochenem Deutſch: O thuet das nicht, und rettet mich unglücklichen Greis vom Verderben!

Die Worte hören, und augenblicklich an des Wagens Oeffnung ſpringen, war für Paul Eins!

Da lag ein alter Mann, mit ehrwürdigem weißem Haupthaar und Barte, augenſcheinlich ein Obriſt der Garde Napoleons, vor ſeinen Augen, eingehüllt in wollene Decken und Pelzwerk, der flehend die eine Hand gegen ihn ausſtreckte. Paul redete ihn franzöſiſch an und hörte nun, daß ihn ſein Diener ſchon ſeit einigen Tagen verlaſſen habe, weil er, nämlich der Oberſt, einen Lanzenſtich im Arme habe, der noch nicht verbunden ſei; da habe er denn allein dies Fuhrwerk lenken müſſen, und, unkundig dieſes Geſchäftes, habe

er den Wagen umgeworfen und dabei den verwundeten Arm gebrochen. Er leide furchtbar, sagte der unglückliche Mann, und müsse diese Nacht umkommen, wenn ihm nicht Hülfe zu Theil würde. Lebensmittel könne er mit ihnen theilen, er habe noch welche.

Das klang wie Himmelsbotschaft in den Ohren der beiden ausgehungerten jungen Männer, die nichts mehr hatten.

Der überall das Richtige findende Jörg hatte bereits Alles überblickt und seinen Plan entworfen. Er ging auf nichts weiter aus, als den Wagen, der nicht im Geringsten beschädigt war, aufzurichten und durch diese einfache Handlung die beiden Pferde zu retten. Er hatte in dem Wagen viel Stroh zum Lager entdeckt, mehr, als für eine Person nöthig erschien, und war nun völlig im Klaren. Er theilte kurz seinen Plan Paul mit und ohne Säumen gingen sie an das Werk, welches ihrer vereinten Kraft leichter gelang, als sie selbst gedacht. Der Wagen stand bald aufrecht. Zwar wehklagte der arme Mann entsetzlich, aber Jörg beruhigte ihn und bat ihn, seine Schmerzen zu verbeißen, da jetzt seine Rettung sicher sei.

Die Pferde waren aufgesprungen und standen wieder auf ihren Beinen.

Alles ist in Ordnung, rief freudig Jörg aus; aber Brot müssen die armen Thiere haben, wenn sie anziehen sollen.

Das habe ich, Gott sei Dank, rief der Leidende, wie neu belebt, und reichte mit seiner gesunden Hand ein Commisbrot heraus.

Habt Ihr vielleicht auch einen Schluck Wein, um den Pferden das Brot damit zu befeuchten und uns Beiden Ausgehungerten auf die Beine zu helfen? fragte er.

Auch das! rief nicht weniger erfreut der Oberst, und reichte Paul eine angebrochene Flasche Rothwein.

Nun wurde das Brot getreulich mit den Pferden getheilt; die Schnittchen für die hungernden Thiere mit Wein angefeuchtet, und Beide tranken sich neue Kraft und neues Leben.

Als dies geschehen war, eilte Jörg an den Wagen, zog von dem überflüssigen Stroh heraus und fütterte die Thiere

ab. Dann ſtiegen Beide in den Wagen und Jörg übernahm die Obliegenheit des Kutſchers.

Sein ſcharfes Auge hatte etwa in der Entfernung einer halben Stunde ein kleines Dorf erſpäht, und dorthin leitete er die Thiere, die voll friſcher Kraft leicht den Wagen fortzogen.

Schon neigte ſich der Tag, als ſie das Dorf erreichten. Alles war leer; Todesſtille herrſchte rings umher und kein lebendes Weſen ließ ſich ſehen. Wie in allen andern Fällen hatten auch hier die Einwohner ſich mit ihrem Vieh und ihrer beſten Habe in's Innere des Landes gezogen.

Nahe der kleinen, alten, griechiſchen Kirche ſtand ein Haus, das ſich weſentlich vor allen andern auszeichnete. Auf dies hatte Jörg geſpannt.

Da ſteht das Haus des Popen, des griechiſchen Geiſtlichen, ſagte er, dort kehren wir ein. Dieſe Herren ſind in der Regel nicht arm und es ſollte mich wundern, wenn wir nicht außer dem Obdache noch Anderes fänden, was uns in unſerer Noth wohlthätig ſein wird.

Bald hielten die Pferde an. Er ſprang vom Wagen und als er das Haus verſchloſſen fand, rief er Paul zu: Gib mir meinen Hauptſchlüſſel! Dieſer reichte ihm ſeine Axt und in kürzeſter Zeit war die Thüre geöffnet.

Da der Leidende warm lag, ſo ſorgten Beide zuerſt für die Erwärmung der Stube, in der ein bequemes Ruhebett ſtand. Alsdann hoben ſie ihn heraus und trugen ihn auf dies Ruhebett. Er litt heftige Schmerzen, mußte aber dennoch warten, bis die Pferde untergebracht und der Wagen in Sicherheit war. Futter fand ſich in Menge und den Thieren war es bald wohl.

Dieſe Arbeit nahm nun, nachdem er der Hülfe Paul's entbehren konnte, Jörg allein vor, und Paul ging zu dem Kranken. Er hatte einmal geſehen, wie der Feldſcheerer aus der Stadt einem Manne im Dorfe der Heimath einen gebrochenen Arm geſchindelt hatte, und dies Verfahren erſchien ihm auch hier geboten; allein da fehlte Leinwand vor allen Dingen. Der Oberſt ließ ihn nun einen der zwei Kaſten öffnen, welche vom Wagen in die Stube gebracht worden

waren. Da lagen vorzügliche Hemden zur Verfügung. Paul schnitt sie in Riemen zu Binden und holte aus der nächsten Umgebung Eis, welches er in der Nähe des Ofens auflöste, um kalte Umschläge zu machen; dann schnitt er sich Schindeln zurecht, und als Jörg endlich zurückkehrte, ging es an die Arbeit des Verbindens.

Freilich litt der arme Mann viel; aber er sah doch den unverkennbar guten Willen; auch erkannte er, daß sie es ziemlich gut machten, und als endlich die allerdings haarsträubende Geschichte vorüber war und die kalten Aufschläge gemacht wurden, fand er sich wesentlich erleichtert. Jörg hatte keine Ruhe im Gemache.

Bleibe du hier, sagte er. Ich muß einmal im Hause nachsehen; denn der geistliche Herr hat gewiß seine Lebensmittel nicht alle mitgenommen, und ich denke noch einen hübschen Vorrath zu finden! Zum Fasten haben diese Herren wenig Lust.

Der Leidende lächelte, denn er verstand, was Jörg sagte. Und wie er gesagt, so war es. Er fand Fleisch, Gemüse, sogar einen guten Vorrath Kaffee und Zucker und Wein. Nun hatte der Oberst in seinem Wagen noch Brot in ziemlichem Vorrathe und so war nach allen Seiten geholfen.

Sie waren glücklicher, als Tausende, die in Hunger und Elend umkamen; aber Jörg sagte auch mit aller Festigkeit: Hier, in diesem Hause, müssen wir Rasttage halten! Der Herr Oberst bedarf der Ruhe und uns kommt sie auch gut. Ueberdies ist der Zug der Armee noch nicht vorüber und wir sind die Letzten nicht, so wenig, als wir die Ersten sind. Ist auch Beides nicht nöthig.

So blieben sie denn einige Tage, da Jörg wirklich mit seinem Spürtalente zu seinem Ziele gekommen war. Der Armbruch des Obristen besserte sich in der Ruhe sichtbar; aber auch er drängte zum Aufbruche, weil er fürchten mußte, in russische Gefangenschaft zu gerathen und seine beiden treuen Pfleger mit sich in das Unglück zu stürzen.

Es würde mich, lieben Freunde, zu weit führen, sagte nach einigen Augenblicken der Unterbrechung der Alte, wollte

ich alle die Leiden schildern, die sie zu durchkämpfen hatten, bis sie endlich deutschen Boden erreichten.

Das maßlose Elend der armen Soldaten überstieg wirklich Alles, was man schildern konnte, und auch die Drei hatten ihren Theil davon getragen.

Mit der Genesung des alten Obersten ging es ziemlich und Paul besorgte mit Liebe, was zu beobachten war; denn der alte Mann war gegen ihn und Jörg auf's Rührendste dankbar.

Als sie aber endlich Breslau erreichten, wo eine geeignete ärztliche Behandlung gefunden wurde, gesellte sich ein neues, gefährlicheres Uebel dazu, nämlich das entsetzliche, damals so heillos herrschende, sogenannte „Lazarethfieber" welches zahlreiche Opfer forderte.

Der Arzt, welcher sorgfältig den Kranken behandelte, zuckte die Achseln, als Paul ihn fragte, wie es um ihn stehe. Er wird die Krankheit kaum überstehen, sagte er, und es wäre zu wünschen, daß der Mann von seiner Lage Kenntniß hätte, damit er Nothwendiges besorgen könnte.

Paul saß Nachmittags bei ihm und fragte ihn, ob er den Zuspruch eines Geistlichen seiner Kirche wünschte. Als er dies bejaht hatte, eilte Paul, seinen Wunsch zu erfüllen und sagte dem Geistlichen, was der Arzt geäußert.

Dieser that seine Pflicht und der Obrist schien sehr nachdenklich zu sein. Als darauf auch Jörg an dem Krankenbette weilte, hob der Obrist also an zu reden: Ich fühle, daß mein letztes Stündlein nicht ferne ist, und muß deswegen einen Beamten haben, daß ich über das, was ich mein nenne, verfügen kann. Holet mir doch einen solchen Beamten!

Jörg ging und der Beamte kam, und machte des Obristen Testament, worin er erklärte, daß er keinen Menschen mehr in der Welt habe, der ihm angehöre. Diese zwei Soldaten, er nannte die Namen Paul's und Jörg's, die er sich genau von Paul hatte sagen lassen, und bezeichnete ihre Stellung nach Compagnie, Bataillon und Regiment, seien seine Retter in Rußland gewesen; hätten mit Aufopferung

ihn gepflegt und ihn bis hierher glücklich gebracht; ihnen sei er zu Dank und Liebe verpflichtet, ihnen vermache er Alles, was er in den zwei Koffern habe, die der Beamte versiegeln solle, zu gleichen Theilen, indem er bekenne, daß er ihnen in alle Ewigkeit nicht vergelten könne, was sie Gutes an ihm gethan.

Das Testament unterschrieb und versiegelte er und legte es durch den Beamten bei Gerichte nieder.

Acht Tage später folgten mit aufrichtigen Thränen der Liebe die beiden guten Kameraden seiner Leiche zur stillen Gruft auf den Gottesacker der Stadt Breslau.

Und als nun die Siegel gelöst wurden, fanden sie in Gold etwa achtzigtausend Franken; sie fanden allerlei Kostbarkeiten, die sie um theures Geld verkauften und Leinwand und Kleider, die ihnen ziemlich paßten, als sie von den Zeichen seiner militärischen Würden entkleidet waren.

Da saßen nun die beiden Jünglinge bei einander und Jörg drückte Paul's Hand und sagte: Das können wir ohne Reue unser nennen und daran knüpft sich eine dankbare, liebevolle Erinnerung an den lieben Mann, der uns väterlich zugethan war.

Die französische Armee hatte ihr Elend längst dem Rheine zugetragen und überall wo sie oder Theile von ihr hinkamen, Gräber hinterlassen, weil das Lazarethfieber furchtbar wüthete.

Niemand hatte sich um die zwei Nachzügler bekümmert, die in Breslau den kranken Obristen gepflegt hatten.

Was nun beginnen? fragte Paul eines Abends, als sie schon Beide zu Bette lagen, aber noch nicht schlafen konnten. Was nun beginnen? Mit den Franzosen will ich nichts mehr zu thun haben!

Höre, Paul, hob Jörg an, das habe ich mir überlegt, und will dir meine Meinung sagen. Wie sich um unsern Wohlthäter und Freund, den alten Obersten La Roche, Niemand gekümmert hat und er gestorben ist, ohne daß eine Seele nach ihm fragt, so sind wir Zwei auch für die Armee gestorben!

Wie meinſt du das? rief Paul und ſetzte ſich in ſeinem Bette auf.

Ganz einfach, erwiderte Jörg, daß wir nicht mehr zu dem zerrütteten Heere zurückkehren!

Aber wie ſoll das zugehen? fragte Paul.

Auch darüber geb' ich dir Auskunft, erwiderte wieder Jörg. Geſtern ging ich hinter zwei Herren her, die mit einander über die Lage der Franzoſen und des Kaiſers redeten. Mich drängte es, das zu hören, und ich folgte ihnen langſam und hörte Alles genau.

Sie waren der Meinung, daß Alles verloren ſei; daß Rußland ſich mit Preußen verbinde und auch noch die übrigen

Deutſchen zutreten würden, und dieſe Verbündeten über den Rhein gingen und den Napoleon vom Throne ſtürzen würden.

Der Eine ſchloß die Unterredung: So kommt's! Denken Sie an mich! — Was ſollen wir uns noch für eine verlorene, uns, als Deutſchen, fremde Sache todtſchießen laſſen? Denn zu Schlachten kommt es doch noch. Wir gehen gegen den Rhein hin und halten uns ſtille. Arbeiten können und wollen wir, und kommt's, wie der Herr geſagt, ſo gehen wir friedlich heim in unſer ſtilles Dorf und wenden unſere Habe ehrlich an, uns einen Hausſtand zu gründen. Das iſt mein Plan, der dir gefallen wird?

Paul ſeufzte aus tiefſter Bruſt. —

Einſtweilen aber, denke ich, bleiben wir noch hier, fuhr Jörg fort, wo wir ſicher ſind. Ich habe mir ſchon Arbeit bei einem Zimmermanne ausgemacht, und ich denke, daß du wohl am Beſten in einer der großen hieſigen Gärtnereien ein Unterkommen findeſt. Iſt dir's recht, ſo will ich dazu thun? — Den Winter freilich müſſen wir aus der Schnur zehren; aber Dank dem edeln La Roche, wir können es ohne Kummer und Sorge rieſiren, und ſparen und zu Rathe halten wollen wir ſchon.

Paul überlegte ſich die Sache, als ſchon Jörg's tiefe Athemzüge verkündeten, daß er feſt eingeſchlafen war; da war auch er entſchieden für die reiflich geprüfte Anſicht Jörg's.

VII.

Ihr wiſſet, wie es ſeit der Flucht Napoleon's von Moskau Schlag auf Schlag abwärts ging. Ihr habt es meiſt mit durchlebt. Als der alte Blücher ſeinen Uebergang über den Rhein vorbereitete, da wimmelten die Wälder auf dem linken Rheinufer von Deſerteuren, welche ihre Heimath ſuchten, und ſich ihr möglichſt näherten. Ebenſo waren in Heſſen und im Naſſauiſchen gar viele junge Leute verborgen, die nur den Uebergang der Deutſchen und Ruſſen abwarteten, um dann ihr heimathliches Ufer zu betreten.

Die beiden Jünglinge hatten nach reiflicher Ueberlegung Schleſien doch verlaſſen und hatten ſich in einem heſſiſchen Dorfe eine kleine Stube gemiethet, wo ſie, ſtille in Hoffnung, ausharrten. O, was hätte Paul um eine Kunde gegeben? — Aber der Rhein war geſperrt. Der ſonſt ſo lebhafte Schmuggelhandel hatte aufgehört und beide Ufer waren völlig geſchieden und getrennt.

Endlich ſchied das Jahr 1813 hinab in ſein Grab, und mit dem erſten Glockenſchlage des neuen Jahre gingen die Befreier über den Rhein, und von Sieg zu Sieg bis in Paris Napoleon's Herrlichkeit zuſammenbrach und das ſchöne deutſche Rheinland wieder frei und deutſch war.

Es war ungefähr im Anfang des Februar 1814, als an dem Hauſe des Notar Berg ein Wagen hielt, von dem zwei junge Leute abſtiegen und nach ihm fragten.

Der alte Mann ließ ſie eintreten und fragte nach ihrem Begehren.

Da gab ſich Paul zu erkennen, und auch Jörg, und der alte Mann hieß ſie freudig willkommen. Ihr ſeid beide als todt betrauert worden, weil auch nicht die geringſte Nachricht von Euch gekommen iſt. Das wird eine Freude ſein bei dem guten, alten Loreny! rief er aus. Paul fragte raſch: Lebet er noch und leben auch —, er ſtockte.

Alſo Ihr wiſſet Beide nicht, wie es in Rohrbach geworden iſt, ſeid Ihr weg ſeid? fragte der Notar.

Nun, erſt müſſet Ihr Euch erquicken, und dann will ich Euch Vieles erzählen, was Euch in Erſtaunen ſetzen wird.

Er ließ nun Speiſe und Wein auftragen, während Paul und Jörg ihre ſchweren Koffer, die ſie in Verwahr bei dem Notar laſſen wollten, in das Haus ſchafften und ihren Fuhrmann ablohnten und zurückſandten.

Als ſich beide junge Leute erquickt, hob der Notar an und erzählte Alles genau, was unterdeſſen vorgefallen war. Paul ſtockte oft der Athem, und Jörg, dem nur kurz zu berichten war, daß die Seinigen alle geſund und wohl ſeien, ſtarrte ſtaunend den Erzählenden an.

Als er den Brand der Mühle, den Tod Gabriel's, des

Rohrmüller's Bankerott erzählte, da gingen dem guten Paul die Augen über und er konnte kaum fragen, wie es denn Lieschen ergangen?

Mit heftigem Pochen des Herzens hörte er, daß ihre Verbindung mit des Eichelberger Hofmann's Sohn zu nichte geworden, aber es fiel eine Zentnerlast damit von seinem Herzen. Gerade davor hatte er sich gefürchtet. Da lag all' sein Glück und all' sein Elend eingeschlossen. Fragen und Antworten drängten und trieben sich, daß der arme Notar lieber drei Testamente geschrieben hätte, als diesem Kreuzfeuer der Fragen ausgesetzt zu sein.

Glaub's auch, und wo möglich bei Licht! sagte lachend der Gevatter. Die Herren haben die Form im Griff, die Nullitäten im Kopf und das Geld als Ausgangspunkt und Zielpunkt im Auge und drüber und drunter hört Alles auf! Bei Licht kostet's doppelt! —

Ihr könnt Euch aber das Glück vorstellen, das wieder, trotz des Leides über das Unglück der Familie des Müllers, Paul's Herz erfüllte, als er vernahm, daß der Müller und Lieschen bei Lorenz wohnten, und daß der Müller ein ganz anderer Mensch geworden sei.

Es ist wahrhaftig richtig, daß in hundert Fällen das Unglück für das Menschenherz ein größerer Segen ist, als das Glück, das eben sein sittlicher Magen nicht verdauen kann und das ihm den Kopf toll und irre macht und ihn veranlaßt, aus dem Eisen zu schlagen und aus den Strängen, wie ein Pferd, das der Hafer sticht! sagte Jörg, und machte dabei so ein altkluges Gesicht, daß, trotz dem Ernst, der in der Sache lag, der alte Notar und Paul in ein Gelächter ausbrachen.

Nun kamen aber auch die Zweie an die Reihe des Erzählens. Paul mußte da das Wort führen und Jörg ergänzte, wo etwa Paul mit oder ohne Absicht schwieg. So zum Beispiel berührte Paul nicht das Auffinden des geheimen Schrankes in ihrer Wohnung zu Moskau und ebensowenig die Absicht Jörg's, dies Nestlein auszuheben, als sie beim Brande davongingen, offenbar aus Schonung gegen Jörg.

He! Paulchen, rief er heiter: bleib mit dem Fuß bei'm Male! Du gehſt da über Punkte hinaus, die mir nicht, aber dir zur Ehre gereichen!

Und nun nahm er das Wort und erzählte die Geſchichte in ſeiner Weiſe ſo lächerlich, daß ſelbſt Paul zum Lachen gereizt wurde, ſo wenig ihn der Ernſt der Dinge, wie er ſie gefunden, dazu wollte kommen laſſen.

So ſind wir, ſchloß Jörg, viel leichter aus Moskau geſchieden, als ich es beabſichtigt hatte; aber ich habe Gott gedankt, daß es ſo war, und in Gottes Hand war Paul das Werkzeug, das mich vor Unrecht behütete, und das werd' ich ihm ewig danken. —

So, Paul, nun wickle du deine Knäuel ab, und bleibe bei der Schnur, ſonſt falle ich ein, um jeden Bock bei den Hörnern zu faſſen.

Paul fuhr dann lächelnd fort. Als er an das Auffinden des alten Obriſten kam, da ſpannte beſonders der Notar.

Siehſt du, Jörg, fiel er Paul in's Wort, wie wunderbar der Herr Euch begnadigt hat und erſetzt, was Ihr dort in Moskau als fremdes Eigenthum nicht antaſten wolltet.

Der Paul hat's wohlverdient, aber ich nicht, verſetzte Jörg mit aller Treuherzigkeit.

Du auch warſt's werth, ſprach der alte Notar, weil du dich ſo ritterlich ſelbſt bezwungen und der lockenden Verſuchung widerſtanden haſt, beſonders als ihr wegginget und das Haus ſchon über dem Kopfe brannte. Das war brav!

Die Fahrten bis heute waren bald erzählt, und dann kamen Beide zu dem Punkte, der ſie eigentlich zu dem alten Notare geführt hatte, wenigſtens Jörg, der ihn erſt durch Paul kennen gelernt, nämlich, ihr Geld und die Werthſachen, die ſie nicht in Breslau zu Geld gemacht hatten, ihm zur Aufbewahrung zu übergeben, wie ſie denn auch das Teſtament des Oberſten in ſeine Hand niederlegen wollten, um, wenn etwa irgend welche üble Nachricht ſich bilden wollte, wie es ſo in der Welt zu gehen pflegt, ihre Ehre retten zu können.

Das sollte aber an diesem Abende noch geschehen, indem Beide vor Verlangen brannten, in den Kreis der Ihrigen zu treten.

Als das Geschäft beendet war und der Notar über die Hinterlegung so bedeutender Summen ihnen Beiden die nöthige sicherstellende Bescheinigung ausgestellt, suchten sie die Ruhe, die sich indessen erst sehr spät bei ihnen einstellte, da die verschiedenen Gemüthsbewegungen dieses Tages auf eine ganz natürliche Weise sie aufgeregt haben mußten, zumal es Nachrichten, besonders für Paul waren, die in sein ganzes Lebensverhältniß so tief eingriffen.

Indessen war kaum die Sonne über die östlichen Berge heraufgestiegen, als auch schon Beide auf den Beinen waren. Die Kleidung, welche sie trugen, hatten zwar den landesüblichen Schnitt nicht; aber, meinte Jörg, dem lasse sich dadurch nachhelfen, daß wir uns gleich im ersten, damit versehenen Kaufladen „blaue Kittel" kaufen, die unsere Kleider bedecken und die ja Jeder hier zu tragen pflegt, der über Land geht, und statt der Hüte, blaue Tuchmützen!

Der Rath war gut und wurde alsbald ausgeführt. Der dünne braune Stock vom wilden Apfelbaume vollendete den heimathlichen Anstrich.

Dennoch durften Beide hoffen, daß man sie nicht auf den ersten Blick erkenne, da der Notar sie, besonders Paul, nicht erkannt hatte, der ihm doch früher so lange seine Weinberge bearbeitet hatte.

Beide schlugen den nur selten benutzten Gebirgsweg ein, welchen Paul mit Lorenz gegangen war, als er so schweren Herzens geschieden war, und da ihnen Niemand begegnete, so gingen Beide auf diejenigen Angelegenheiten ein, welche ihnen so nahe lagen, nämlich auf die Zukunft.

Der lebhafte Jörg war mit seinem Lebensplane schnell fertig. Ich habe zwei Wege, sagte er, entweder schaffe ich mir Güter und Weinberge für mein Geld an und werde Bauer und Winzer, oder ich werde, was ich bin, Zimmermann und Bauer und Winzer dabei, so, wie man sagt: „unter der Hand". Es eilt mir nicht so sehr, da ich kein

„Lieschen" habe wie du, an dem die ganze Seele hängt. An deiner Stelle, Paul, würde ich, da der Alte das Land um die Mühle behalten hat, und du die Wiesen hinter der Mühle, über dem Bache in der Hypothek hast, — die Mühle aufbauen, wenn auch nicht so großartig, wie sie war. Das Recht ist mit dem Grund und Boden dem alten Müller geblieben, daher Lieschen's Erbe. An dem Baue mache ich dann mein Meisterstück und du sollst dich nicht über einen theueren Zimmermann zu beschweren haben. Du wirst als Müller kein Spitzbube, und da über eine Stunde weit keine Mühle ist und die drei nahen Dörfer an die Mühle am Rohrbach gewöhnt sind, fehlt dir's an Kundschaft nicht, und so eine Mühle, die Kundschaft und Wasser hat, ist eine unversiegbare Quelle der Nahrung und des Einkommens. Glückt's, wie es kaum anders sein kann, so kannst du später die Mühle vergrößern, was wir bei dem Plane und Baue schon vorsehen wollen. Für die „Müllerin" brauch' ich nicht zu sorgen, und wenn du auch Nichts von dem Werke und Betriebe verstehst, so hast du die zwei Alten, deinen treuen Lorenzvetter und den Müller, der arbeiten gelernt und das Wirthshausgehen verlernt hat, und kannst es, bis du es selbst gelernt, besseren Händen nicht anvertrauen. Dein Häuschen kaufe ich dir ab, wenn meine Schwester in's Haus heirathet, und baue mir es um ein Stockwerk höher, was seine Grundmauern vertragen, und — was die Hauptsache ist — wir sind alle Tage bei einander. Ich könnte, offen gestanden, es anders nicht wohl mehr ertragen!

Nun mit dem Frühling frisch daran; erst die „Frau", dann die Mühle.

Paul erröthete wie ein Mädchen und drückte ihm innig die Hand.

Als sie das Plätzchen erreichten, wo er vor Lieschen gestanden war, und sein Blick auf die leere Stelle fiel, wo die Mühle mit ihren zahlreichen Gebäuden gestanden, und an der Stelle des prächtigen, schützenden Baumkranzes er nur junge, schlanke Bäumlein stehen sah, als sein Blick auf sein liebes Häuschen fiel, das nun Alles umschloß, was seinem

Herzen theuer war und er daran gedachte, wie gnädiglich und wunderbar ihn Gott geführt, da wurden seine Augen dunkel von Thränen, und seine Hände falteten sich zum Gebete.

Jörg hatte ihn von der Seite beobachtet. Er erkannte, was seine Seele bewegte, und ähnliche Gefühle erfüllten auch seine Brust und lenkten seine Gedanken ganz zu demselben Ziele hin.

Lange saßen sie so stille da; dann sagte Jörg: Lasse uns aufbrechen! Aber wir müssen uns hier trennen! Ich gehe in's Oberdorf, zu meinem väterlichen Hause, du dort hinab, wohin dich dein Herz zieht. Gott befohlen, Paul! Heute Mittag bestelle beim Lieschen einen guten Kaffe, den ich bei Euch und mit Euch trinken will!

Paul drückte die treue Hand, die ihm der erprobte Mensch reichte, und beide schritten ihren Zielen zu.

Es war nahezu Mittag geworden.

Lorenz und der Müller waren im Felde und arbeiteten dort an den Obstbäumen bis zum Mittagsglöcklein.

Lieschen stand in dem kleinen Raume der Küche, um für das so einfache Mittagessen zu sorgen.

Der Herd stand so, daß sie den Rücken der offenen Thüre zukehrte. Sie konnte also den, der von dem Weinberge herabkam, durchaus nicht sehen.

Und Paul — o wie schlug sein Herz, wie bebte er am ganzen Körper, als er auf die Schwelle des Hauses trat und die geliebte Gestalt vor sich am Herde sah. Er konnte nicht näher treten. Er war wie gebannt. —

Hatte das Mädchen einen Schatten in der Thüre bemerkt, da draußen der helle Sonnenschein über Berg und Thal sein vergoldendes Licht warf? — Kurz sie blickte nach der Thüre und sah die Gestalt in derselben, die sie sogleich, erschreckend, für eine fremde erkannte.

Sie wandte sich um, trat einen Schritt näher und grüßte den stummen Fremden. Suchet ihr vielleicht Lorenz, oder meinen Vater? fragte sie.

Nein, sagte leise Paul, ich suche mein Lieschen!

10

Allmächtiger Gott, Paul, mein Paul! schrie sie auf — und eine Sekunde später ruhte sie an seiner Brust.

Als gleich darauf die Mittagsglocke läutete, riß sich Lieschen los. Ach, Paul, sagte sie, ich muß an's Mittagessen denken, sonst brennt mir Alles an, und die Männer bringen aus der frischen Luft Hunger mit.

Den hab' ich auch, mein Lieschen, sagte Paul, darum will ich dir helfen, wie ich kann. Ich habe es so ein Bißchen gelernt! Nun gingen beide in die kleine Küche; aber als die beiden Männer kamen, war dort nicht sonderlich viel gefördert. Staunend sah Lorenz, der zuerst eintrat, einen Fremden bei dem Mädchen in der Küche.

Ei, sagte er, du hast dir ja Hilfe angeschafft?

Gewiß, entgegnete mit seligem Lächeln das erglühende Mädchen, und was für eine Hilfe! Sehet einmal zu! Aber schon lag der Jüngling an des Mannes Brust, der nur das Wort: Paul! stammeln konnte.

Der Müller hatte den Namen gehört und rief noch draußen: Lorenz, rappelt's dir oben?

Allein ein Schritt, den er hastig näher that, ließ ihn den jungen Mann sehen, erkennen und mit innigster Freude begrüßen.

Ich kann, fuhr nach einer Pause, die in manchem Auge Thränen hervorgelockt, der Schmiedjakob fort, über eine Reihe glücklicher Stunden hinweggehen, die freilich auch ihren trüben Schatten nicht entbehrten. Da gab's hüben und drüben so viel zu fragen und zu erzählen, daß fast des Essens darüber wäre vergessen worden.

Das ging dann Nachmittags erst recht wieder an, als Jörg und sein Vater kamen, und sich nach und nach die kleine Stube von Solchen erfüllte, welche kamen, um die glücklich Zurückgekehrten zu begrüßen und dann zu lauschen, was Jörg in seiner heitern, komischen Weise vortrug. Niemand fiel es indessen auf, daß Lieschen's Hand in der Paul's lag und ihr Auge nur in dem seinigen zu lesen suchte, was jetzt die Lippe nicht aussprechen konnte.

Als Jörg Abends heim ging, sagte er halblaut zu Paul

und Lieschen, die ihn bis an die Straße begleiteten: Ich sage, Paul, daß du keinen Freiersmann brauchst, ich also keine rothen Hosen und neuen Hut verdienen werde; da muß ich denn auf einen andern Verdienst denken, den du mir zugesagt hast.

Lieschen erröthete tief, zankte mit ihm, aber was er sagte verstand sie nicht.

In den schönen Frühlingstagen aber, nachdem Paul und Lieschen ihren Bund vor Gott und in seinem heiligen Hause geschlossen hatten, brachten Fuhrleute Ladungen von Rheinholz, das heißt, Tannenstämmen, die auf dem Rhein aus dem Schwarzwalde her angeflößt werden. Andere brachten mächtige Eichenstämme aus den nahen Wäldern; noch Andere führten Bausteine herzu und die jungen Männer des Dorfes halfen freiwillig die Fundamente ausgraben, während Jörg mit seinem Vater und sechs Gesellen an dem Holze arbeiteten.

Der alte Lorenz schüttelte nicht selten den Kopf, und sagte: Paul, Paul, du lad'st dir eine schwere Schuldenlast auf. Lieschen aber lachte fröhlich und sagte: Lieber Lorenzvetter, wir bezahlen Alles! Das war ihm zu rund, bis er einmal einen Sonntagnachmittag bei seinem Spezial, dem Herrn Notar, gewesen war, und von dem das erfahren hatte, was Paul nur andeutete; da sagte er fröhlich: Gott helf! und legte nun leichten Herzens, wo er konnte, mit Hand an.

Der Jörg war unermüdet und trieb die Maurer vorwärts. Der Mühlarzt arbeitete am Mühlwerk zu zwei Gängen, und als der Winter kam, stand die neue Mühle unter Dach und Fach, aber erst im folgenden Frühlinge bezogen sie das Haus und klapperte die Mühle lustig, und nun redete Jörg sein und Pauls Geheimniß aus.

Das ist auch eine Saat der Liebe, die edle Frucht trug, sagte Lorenz, als er mit dem Müller die erste Frucht aufschüttete, was sich die beiden Alten nicht nehmen ließen.

Und die Mühle klapperte Tag und Nacht; und die Glocke schlug nie zweimal an, und der Segen Gottes ruhte

darauf. Die Bäume wuchſen luſtig, die der Mühle Schutz und Schirm gegen rauhe Lüfte liehen und das Glück blühte roſig an der Mühle.

Jörg that, wie er geſagt. Er kaufte Paul das Häuschen ab und ſetzte ein Stockwerk darauf, und da gegen demſelben über kein Haus ſtand, ſo kaufte er das Feld, baute ſich dort Stall und Scheune und legte ſich einen Zimmerplatz an, der vor ſeinen Fenſtern lag, und als er des Eichelberger Hofmanns ſchönes Töchterlein, Lieschen's treue Freundin, heim führte, ſagte er lachend in Paul's Ohr: Ich denke, bei der Gevatterſchaft umgehſt du uns nicht, und wenn du dir im Frühlinge Scheune und Stall baueſt, ſo verträgſt du dem Gevattersmann die Kundſchaft nicht. Er bielt ihm die Rechte hin, und Paul ſchlug fröhlich ein.

4. Zufall?

Die Menſchen ſind, wenn vor ihren Augen ſich außergewöhnliche, aber recht zuklappende Ereigniſſe, raſch und unerwartet zutragen, gleich mit dem Worte: „Zufall“ bei der Hacke und meinen Wunder, was ſie Alles damit klar und rund gemacht; aber beim Lichte betrachtet, iſt dies Wort ohne Inhalt und dazu recht heidniſch. Kann es denn in einer Welt, die ein heiliger, gerechter Wille regiert, ſo ein ſtockblindes Ungefähr, ſo einen rechten, kopfwirren Zufall geben, der eben — und das ſagt das deutſche Wort: ſo planlos zufällt und zuplumpt, wie's eben geht und gehen mag? Nein, da iſt Alles Ordnung, heilige gnädige Führung in unſeren Geſchicken und der Herr Jeſus ſagt, daß „alle Haare unſeres Hauptes gezählt ſind und deren keines zur Erde fällt, ohne den Willen deſſen, der ſie alle gezählt hat!“

An dieſe lebensvolle und troſtreiche Wahrheit bin ich auf eine recht lebhafte Weiſe wieder erinnert worden durch einen Blick in den Lebensgang zweier berühmter Menſchen, denen wahrlich Niemand bei der Wiege geſungen hat, was aus ihnen geworden iſt.

Der Marchese Falieri, ein vornehmer Italiener, meldete ſeinem Haushofmeiſter in ſeinem Schloſſe zu Poſſagno: „Morgen komme ich mit einer großen, feinen Geſellſchaft zu Euch. Ordnet Alles ſchön und zierlich, und ſaget meinem alten, vielerprobten Koche, er ſolle ſich auf die Hinterbeine ſtellen und uns ein Mittagsmahl auftiſchen, damit ich und er Ehre einlegen können, koſte es auch, was es wolle!“

Das war eine centnerſchwere Botſchaft und war ſchon drei Uhr Mittags vorüber und Alle hatten ſich eben erſt von der Sieſta erhoben, das heißt von dem „Nickerchen“ oder „Mittagsſchläfchen“, daran die Italiener, männiglich und weibelig, gewöhnt ſind, wie an's liebe Brot.

Der Haushofmeiſter rief ſeine Leute zuſammen und ordnete Alles an, und bald ſchleppten die Gehülfen und Tagelöhner des Gärtners die blühenden Gewächſe in's Schloß; der Be-

diente, der ſich darauf verſtand, war mit ein paar Helfern an den Gardinen oder Fenſtervorhängen und an den Teppichen, und die Knechte und Mägde fegten, daß kein Stäubchen im Hauſe, kein Gräslein im Hofe und kein Unkräutlein im Garten mehr war, als endlich der Abend herabſank.

Im Hühnerhofe war ein Schreien, Gackern, Flügelſchlagen, daß Einem Hören und Sehen verging und der alte Koch fluchte dazwiſchen auf den Küchenjungen, den Antonio, wie ein Heide; denn, wenn er, der Koch, den fetteſten Kapaun bezeichnet hatte oder die fetteſte Poularde, ſo griff der Racker gewiß die magerſten im Hofe, und als er ihn zum Taubenſchlage ſchickte, junge flügge Tauben, und recht fette, zu holen, ſo brachte er ſicherlich ſolche, die noch die gelben Mauskäpchen über die nackte Haut, und Augen hatten, ſchier ſo groß wie der halbe Kopf.

Es war mit dem Buben, der doch zum Küchenjungen angenommen war, nicht zum Aushalten! Wenn er an einem Tage nur ein Gericht anbrennen ließ, nur eins ſammt dem Topf in die Küche warf, ſo war's gewiß ein Sonntag oder Feſttag und — wenn's einmal ohne alles Unheil abging, da war's der Schalttag, der bekanntlich bei weitem nicht alle Jahre vorkommt. Nun war der alte ehrliche Mann mit ſolch einem Rüpel geſtraft und ſein Gehülfe war ihm durchgebrannt, und nun das Gaſtmahl! — Da bleibe Einer in ſeiner Haut! Da verzweifle Einer nicht oder werde wenigſtens nicht kapitaltoll! Da gab's Püffe und Rippenſtöße und die „Eſel" regneten vom Himmel und die Flüche brummten den Baß zu der Melodie, welche wahrlich nicht ſchön klang, beſonders für das Ohr des armen Antonio.

Und wenn man den Buben anſah, der ſo feine zwölf Jahre haben mochte, ſo begriff man's nicht, denn er hatte ein bildſchönes, friſches Geſicht, von rabenſchwarzen, weichen Locken umwallt (mit denen freilich des Kochs Hände oft ſchon Bekanntſchaft gemacht), und Augen, die blitzten und leuchteten, und aus denen Verſtand, Geiſt, kurz ein geſcheidter Burſche herausſah, die ihm aber die Rippenſtöße ſeines Kochmeiſters nicht abhalten konnten, auch wenn ſie zu Zeiten feucht wurden

und ein klarer Diamanttropfen aus ihnen zur Erde rieselte, den die Leute im allgemeinen Leben eine Thräne genannt haben würden.

Endlich war denn das Geflügel gerupft, und das brachte der dumme Antonio doch noch mit knapper Noth fertig; der Koch hatte es aufgeräumt und zurecht gelegt; aber es war noch kein Gemüse da! Schickte der Alte aber den Antonio, so war gewiß alles verkehrt, denn er gab nicht Acht und hatte den Kopf voll unsinniger Dinge und wäre im Stande gewesen, wenn es galt, das Feuer brennend zu erhalten, alle Wände mit tollen Zeichnungen zu bedecken und, um Kohlen dazu zu erhalten, selbst das Feuer zu löschen. Das war seine absonderliche Liebhaberei. Ja, wäre der Junge auch nur zu etwas in der Kocherei zu gebrauchen gewesen!

So mußte denn der alte dicke Koch alles selbst besorgen, und damit der confuse Bube nicht tolle Streiche beging oder die Katzen an das Geflügel ließ, so schloß er ihn einstweilen mit einigen frommen Wünschen, die man sonst Flüche nennt, in die Speisekammer ein und lief zu dem Gärtner, der ihm denn das Nöthige besorgte. Gemüseputzen das konnte der Antonio zur Noth und so saß er denn seufzend daran und verwünschte die Küche des Marchese, wo er angeschmiedet war zu seinem Elende, wie ein Galeerensclave. Ein Maler oder Bildhauer zu werden, das wäre ja sein Element gewesen. Da hätte er, was er alles im Kopfe hatte, malen und darstellen können, aber so? — Du lieber Himmel, da konnte er höchstens aus einem frischen Butterklumpen einen ruhenden Löwen machen, wie er es gestern gethan, als ihn der Koch eingesperrt hatte in die Speisekammer. Zum Glücke hatte es der Alte nicht gesehen, sonst hätte er vielleicht eine Tracht Prügel besehen, die eine Art gehabt hätten.

Diesen Morgen war es wieder mit dem Alten gar nicht zu machen. Der arme Antonio war überall und für alles der „Sündenbock"; er war an allem schuldig, was nur irgend mißrieth. Zum Glücke war dessen sehr wenig, und das feinste Mahl war fix und fertig, als die gnädige Herr-

schaft ankam, und der Koch legte sein dickes Gesicht in höchst freundlich lächelnde Falten, des Marchese Antlitz aber strahlte auch von Vergnügen als er die geschmackvollen Anordnungen seines Haushofmeisters betrachtete, mit den schönen Blumen und den übrigen überflüssigen Nothwendigkeiten.

Wenn der Alte in der Küche so besteht, wie Ihr, sagte freudig der Marchese zum Hausmeister, so verdient Ihr Beide Lorbeerkronen!

Und der Alte in der Küche übertraf noch die von ihm gehegte Erwartung. Die Wahl der Speisen, wie ihre Zubereitung, waren beide ganz vorzüglich gerathen und der Marchese lachte mit dem ganzen Gesichte und ließ ihm durch den Haushofmeister seine Allerhöchste Zufriedenheit bezeugen, was den Alten überglücklich machte.

Alles war herrlich gegangen, aber nun sollte das Desert, der Nachtisch, wie man vornehm sagt, aufgetragen werden und die Bedienten standen in Reih' und Glied, die Teller und Körblein, darinnen es lag, zu empfangen. Frische Butter und Parmesaner Käse durfte nicht fehlen, denn der Marchese liebte ihn ganz extra.

Nun hatte der Koch gestern von dem Meierhofe einen Butterklumpen gekriegt, der war goldgelb, mandelsüß und so appetitlich, wie er ihn lange nicht erhalten hatte. Davon wollte er herrliche Scheiben schneiden und trat an den Schrank; aber, wer malt sein Entsetzen? Statt des herrlichen Butterklumpens — lag ein zottiger Löwe auf der Schüssel und die Abfalle, groß wie klein, auf einer andern.

Das hat der Satan von Bube gestern gethan, als ich ihn hier einschloß! rief der Koch wüthend vor Zorn aus.

Der Arme hatte diesen Ausbruch der Liebe des jähzornigen Koches gehört und sich so dünne aus dem Staube gemacht, als er nur konnte und suchte im Garten ein Versteck, wo er sich hinsetzte und weinte.

Antonio! rief der Koch, Teufelsbrut! Wo bist du?

Langsam, langsam, sagte der Haushofmeister, der eben herein trat. Was hat denn der Strick wieder gemacht?

Da sehet einmal, schrie zornig der Koch! Gestern, gegen

Zu Seite 156.

Abend, als ich in den Garten mußte, um das feine Gemüse zu besorgen, wozu ich den dummen Jungen nicht einmal brauchen kann, schloß ich ihn hier ein, damit er mir keine Lumpenstreiche anstelle, und, richtig! ich hatte den Bock zum Gärtner gemacht. Zerarbeitet er mir meinen schönsten Butterklumpen zu dieser Bestie!

Damit hielt er dem Haushofmeister die Schüssel mit dem Löwen hin. Seht einmal den Schabernack, den er mir wieder gespielt. Helft doch um aller Heiligen willen, daß der Herr Marchese den Jungen zum Teufel jagt!

Der Haushofmeister, welcher mehr Kunstsinn und Geschmack hatte, als der Koch, betrachtete den Löwen. Hat das wirklich der Knabe gemacht? fragte er staunend.

Nun, Ihr werdet mich doch nicht für solch' einen Esel halten? polterte der Alte und war im Begriffe, den Löwen zu zermalmen.

Halt! Halt! rief der, und entwand dem Koche die Schüssel mit dem Löwen, und eilte damit hinaus und gradezu in den Speisesaal hinauf.

Hat den eine Tarantel gestochen? rief der Koch.

Die Bedienten lachten alle laut auf, und ſetzten ſich mit dem Obſte, den Trauben und den übrigen Süßigkeiten in Bewegung, während der grimmige Koch einem andern Butterklumpen mit ſeinem großen Meſſer gewaltige Scheiben abhieb und nachſandte.

Droben im Saale aber hatte der Löwe wahrhaft alle Anweſende in Erſtaunen geſetzt, ja in Entzücken; denn ſie waren Kenner der Kunſt und das Gebilde der Knabenhand, dieſer ruhende Löwe aus friſcher Butter, verrieth eine Kunſtanlage von ſo ausgezeichneter Bedeutung, daß man ſelten dergleichen in der Welt finden mochte.

Wo habt Ihr das her? rief man von allen Seiten dem Haushofmeiſter zu, und dieſer erzählte nun auf eine höchſt ergötzliche Weiſe, was er in der Küche geſtern und heute erlebt und erfahren hatte.

Wenn auch zuerſt ein brauſendes Gelächter entſtand, ſo kam man doch wieder faſt einmüthig auf den ſo reich begabten Knaben zurück und, da alle vornehme und reiche Leute waren, ſo lenkte Gott ihre Herzen ſo, daß ſie ſich zuſammenthaten, den Knaben in eine ſeinem reichen Talente entſprechende Laufbahn zu bringen, beſonders waren es die beiden Marcheſe Falieri, Vater und Sohn, die dieſen Gedanken mit Feuer ergriffen.

Zu dem Ende aber mußte der Knabe herbeigeſchafft werden. Das war nun ſo leicht nicht; denn er hatte ſich aus Furcht vor den herben Züchtigungen ſeines Meiſters im Garten verſteckt, wo ihn endlich ein Bedienter fand und halb mit Gewalt in den Speiſeſaal führt, wo er Strafe erwartete, aber eine höchſt liebevolle Aufnahme fand.

Wie heißt du, mein Sohn? fragte Falieri, die reichen ſchwarzen Locken aus dem freundlichen Geſichte ſtreichelnd.

Antonio Canova, erwiederte der noch nicht völlig ſeiner Furcht entriſſene Knabe.

Und dein Vater, wer iſt er?

Ein armer Arbeiter hier in Poſſagno, erwiederte Antonio.

Wer hat dich denn gelehrt, ſolche Dinge zu machen, wie dieſen Löwen?

Antonio blickte den Marcheſe ſeltſam an. Gelehrt? fragte er. — Niemand! Ich hab's ſo gemacht aus langer Weile; dann — Er ſtockte.

Der alte Koch hatte dich eingeſperrt! lachte der Marcheſe.

Antonio erröthete; aber er mußte es bejahen.

Du biſt wohl nicht gerne bei dem Kochе und willſt kein Koch werden?

Ach Gott, nein, lieber wollte ich ſterben! platzte der Knabe heraus.

Möchteſt du nicht lieber Maler oder Bildhauer werden?

Antonio erbleichte. Er wußte, wie ſein Vater abſolut ihn zum Kochе machen wollte. Einige Augenblicke ſchwieg er, dann ſagte er mit einem tiefen Seufzer: Ich darf nicht!

Wer will es dir denn verbieten? fragte Falieri erſtaunt.

Mein Vater, ſagte Antonio. Er iſt arm und könnte ſo was nicht beſtreiten, will's aber auch nicht leiden.

Soll's auch nicht beſtreiten! riefen die beiden Falieri's, Vater und Sohn, faſt mit einer Stimme; aber daß er es duldet, dafür ſorgen wir!

Wenn du es willſt, ſo bezahlen wir ja Alles! fuhr der ältere Faliere fort. Mußt aber auch ein tüchtiger Bildhauer werden.

Ach, wie gerne! ſagte der Knabe, und das Wort kam aus dem tiefſten Innern, denn es war von zwei Thränen begleitet.

Der Marcheſe ſprach mit dem Kochе, den Knaben nicht zu beſtrafen wegen des Löwen, ließ ſich den Vater rufen und ſchon auf der Rückreiſe nach Venedig begleitete Antonio ſeine beiden Gönner, denn es war alles rund und abgemacht.

Sie brachten ihn zu einem nicht ungeſchickten Bildhauer in Baſſano in die Lehre, wo ſich Antonio's Talent zu entwickeln anfing. Als er die Lehrzeit vollendet hatte, zogen ihn die beiden Falieri nach Venedig, wo er in die Akademie oder Kunſtbildungsanſtalt eintrat. Hier errang er ſich mehrere Preiſe durch ſeine vorzüglichen Arbeiten. Durch dieſe war der Senat von Venedig auf ihn aufmerkſam geworden, und ſetzte ihm im Jahre 1779 jährlich dreihundert Ducaten aus, um ſich in Rom zum Bildhauer vollends auszubilden.

Von da an wuchs sein Ruhm in raschem Fortschreiten und er ist einer der ausgezeichnetsten Bildhauer der neueren Zeit geworden, den auch Napoleon seiner Zeit hoch hielt.

Viele vorzügliche Werke, in Marmor ausgeführt, hat er hinterlassen, die heute noch bewundert werden.

Auch war er als Maler nicht ohne Werth, wenn auch die Bildhauerei sein Beruf war.

Hochgeehrt war er von Allen, die seine Kunst zu würdigen wußten. Der Papst Pius VII. ernannte ihn zum Marchese von Ischia und setzte ihm als jährliches Einkommen drei Tausend Scudi aus. Er besaß außerdem ein sehr bedeutendes Vermögen durch seine Kunst. Seine Familie in Possagno versorgte er hinlänglich und verwandte dann sein Hauptvermögen zum Baue einer prächtigen Kirche in dem Orte seiner Geburt, und in dieser Kirche ruhen auch die sterblichen Reste des ausgezeichneten Künstlers, der am 13. Oktober 1822 zu Venedig starb.

Und nun, lieber Leser, halte die zwei Punkte im Auge: Der Knabe, der aus frischer Butter den ruhenden Löwen bildet, und den gefeierten Künstler, den sein Vaterland, den die Welt bewundert in seinen herrlichen Kunstwerken; behalte im Auge die Auftritte in der Küche des Schlosses zu Possagno und den Bau der prachtvollen Kirche durch den, der einst Küchenjunge dort gewesen war und frage dich, ob das, was zwischen diesen Endpunkten liegt, Zufall ist? —

Noch Eins!

Es sind noch nicht viele Jahre in's Land gegangen, da war Deutschland, ja, was sage ich Deutschland? — ganz Europa, und da sie auch dorthin reiste, ganz Nordamerika, voll von dem Ruhme und Preise einer Künstlerin, die auch ein ebenso liebenswürdiges und achtungswerthes Mädchen, als später Frau war.

Nur war die Kunst, die ihr Gott gegeben, eine andere, als die des berühmten Bildhauers Antonio Canova von Possagno. Ich frage Jeden und Jede unter meinen lieben Lesern, ist es nicht eine Herzenslust und Wonne, eine schöne,

reine Menſchenſtimme ſingen zu hören? Hei, was iſt dagegen alle Muſik, ſo ſchön und herrlich ſie klingen mag, Nichts, rein Nichts! Solch ein Geſang bringt's fertig, daß er (wie unſer Dichter ſagt) „die Herzen aller Hörer zwingt“ und „mit urkräftigem Behagen“ tief in der Menſchen „Seelen dringt.“ Man muß horchen, wenn man auch nicht wollte, und je länger man horcht, je wohler es Einem am Herzen wird; je mehr Kummer, Sorge, Angſt und andere böſe Geiſter weichen, wie einſt der Saul's vor David's Harfenſpiel.

Und wenn nun eine ſolche Menſchenſtimme aus der Seele kommt, voll Seele iſt, und in die Seele dringt, auch künſtleriſch ausgebildet iſt, und die ſchönſten Lieder und Melodien ſingt, ja, dann meint man die Fenſter des Himmels thäten ſich auf und man hörte die lieben Engelein ihre Jubellieder ſingen zum Preiſe des Herrn der Herrlichkeit. Man iſt davon hingeriſſen und entzückt und im Herzen bleibt ein Wohlgefühl zurück, eine ſelige Freude, die nicht leicht verhallt, wenn die herrlichen Klänge der Menſchenſtimme längſt verhallt ſind. So eine wundervolle Stimme hatte das junge Mädchen, und wo ſie ſang, da kam Wonne und Friede in die Herzen.

Dieſe allbewunderte, aber auch wirklich wundervoll begabte Sängerin, war aus Schweden und hieß oder heißt: Jenny Lind, und es war in ihrem Leben, ſo jung ſie auch noch war, als ihr Ruhm weltkundig war, nicht allemal Sonnenſchein und blauer Himmel geweſen und bei der Wiege hat ihr Mütterlein ihr auch von dem nichts ſingen können, von dem ich da Vornen geredet.

Nicht immer war blauer Himmel und Sonnenſchein über ihr, hab' ich geſagt. Lieber Leſer, das Brot der Armuth iſt bitter, aber deſſen nicht einmal genug haben, um den Hunger zu ſtillen und ſich ſelbſt hungernd in's Bett legen zu müſſen, — Gott ſei barmherzig! — das iſt wahrlich kein blauer Himmel und kein Sonnenſchein!

Und als Kind noch Vater und Mutter durch den Tod verlieren, kein Herz zu haben, an das man liebend ſich anſchließen kann und als verlaſſene Waiſe einer alten, gries-

grämlichen, harten Verwandten zufallen, die kein Herz, keine Erbarmung, ſelbſt meiſt kein Brot hat, — wer das „blauer Himmel und Frühlingsſonnenſchein“ nennen kann, der muß wahrlich recht ſchief gewickelt worden ſein!

Draußen vor einem der Thore Stockholms, der Hauptſtadt von Schweden, lag ein Haus, weder ſehr groß, noch ſehr ſchön, aber doch geräumig und wohnlich, das war das „Witwenhaus“, darinnen arme Witwen eine freie Wohnung erhielten, und eine ungemein kleine Unterſtützung.

Darinnen wohnte auch Frau Sara, eine geborene Lind und wohnte mit Recht darin; denn ſie war alt, arm und kinderlos und die Witwe eines braven Mannes, dem ſie freilich durch ihr hartes, unfreundliches und liebloſes Weſen das Leben nicht erheitert hatte; — doch das waren Familienangelegenheiten, und gingen andere Leute nichts an, hätten auch wahrſcheinlich kein Verlangen danach gehabt, zumal Frau Sara Haare auf den Zähnen hatte, was bekanntlich etwas auf ſich hat, wie man ſagt, wenn auch gerade nichts Angenehmes.

Als nun der lieblichen, blonden Jenny Lind Vater und Mutter dahinſtarben; als es ſich herausſtellte, daß das Kind mit den großen, ſinnigen blauen Augen arm und hülflos war, da erinnerte man ſich, daß im Witwenhauſe vor der Stadt die alte Baſe Sara wohnte und der übergab man das Kind gegen ein Geringes, und es ging damals in Stockholm, wie es heute noch bei uns geht, nämlich, wenn man ſo eine unglückliche Waiſe untergebracht hatte, ohne daß man fragte, ob auch das arme Kind Liebe und Erbarmen fände, ſo meinte man, daß man ſeine Pflicht gethan und einen Gotteslohn zu beanſpruchen habe.

Die Sara nahm die kleine Jenny zu ſich, denn ſie ſpekulirte auf Etwas!

Die heimgegangene Mutter des Kindes war eine gar geſchickte, kunſtfertige Haarflechterin geweſen, das heißt ſie flocht wunderhübſche Kränzlein, Blumen und Ketten, an Uhren und um den Hals zu tragen, aus menſchlichen Haaren, auch wohl Geflechte, die man in goldene Ringe faſſen ließ. Nun

hat eine Haarlocke von einem theuern Haupte, — lebt es oder ist es todt — einen gar hohen Werth für den oder die, welcher oder welche sie besitzt. Die lassen dann, soweit die Haare reichen, sich da Etwas daraus flechten und tragen's am Halse, an der Uhr, am Finger, je nachdem. Damit hatte Jenny's Mutter sich ein Schönes verdient. Sie flocht auch aus Haare, die sie von den Haarschneidern kaufte, solche Sachen auf den Verkauf, und löste manches Stück Geld daraus. Nun wußte der alte Drache, die Sara, daß das Kind der Mutter geholfen und sich schon frühe eine große Geschicklichkeit in dieser nicht unebenen Kunst erworben hatte. Das war etwas für sie. Sie trollte doch gerne den ganzen Tag in der Stadt herum, und da konnte sie das, was das Kind daheim machte, auch zu Kaufe tragen und so von dem Kinde mehr Nutzen ziehen, als das kümmerliche Kostgeld abwarf.

Sobald nun die liebliche Jenny bei ihr im Wittwenhause wohnte und ihr kleines Flechtmaschinchen aufgestellt hatte, ging die Alte bei allen Perückenmachern, Haarschneidern, Friseuren und Bartfegern herum und kaufte überflüssige Haare auf, schwarze, braune, blonde, greise —, nur keine blitzrothen, die auch in Schweden nicht selten, aber so wenig beliebt sind, als hier zu Lande. Diese Haare brachte sie heim und das Kind mußte sitzen vom Morgen bis zum Abende und flechten, und wenn ein Vorrath von den niedlichen Waaren vorhanden war, nahm sie die Alte in ihren Hänkelkorb und trollte in die Stadt, sie zu verkaufen.

Das wäre schon an und für sich nicht übel, auch in der Ordnung gewesen, wenn sie nur Zweierlei nicht gethan und ein Drittes unterlassen hätte.

Wenn sie nämlich wegging so schloß sie jedesmal das Kind ein, daß es ja nicht von der Arbeit liefe; da war's denn um die kindliche Freiheit gethan. Und es ist doch kein Bedürfniß des Kinderherzens größer und lebhafter gefühlt, als das, mit andern Kindern traulich zu verkehren und zu spielen. Das war hart, ja es war grausam und lieblos im höchsten Grade!

Das Zweite noch Härtere war, daß ſie das Kind wirklich Hunger leiden ließ. Ach, wie gern hätte die arme Jenny eine Brotrinde benagt, wenn ſie ſie gehabt! Wie oft mußte ſie hungrig zu Bette gehen, und die grauſame Alte fragte nicht darnach und wußte doch, wie wehe der Hunger in einem ſo jugendlichen Alter thut.

Das Dritte war nicht weniger hart. Wenn die Alte einmal, und das kommt ja doch überall und in jedem Geſchäfte vor, einen Metzgergang gethan, das heißt nichts verkauft hatte, dann machte ſie ein Geſicht, wie man am Rheine ſich über ſolch ein griesgrämliches, boshaftes Menſchenantlitz ausdrückt, „wie ein Topf voll Teufel“. Nun blieb es bei dieſem Geſichte auch alleine nicht; ſondern ſie brummte, knurrte, keifte, zankte. Es war ihr nichts recht; das arme Kind hatte zu wenig gearbeitet, und wenn es ſich die

seinen Fingerlein schier wund gearbeitet hatte, und dann folgte regelmäßig einem Fasttage — die Fastnacht, aber nicht die tolle, wie sie in Cöln gefeiert wird, sondern die düstere, traurige Hungersnacht, ohne Schlaf, mit viel Jammer und Elend.

Da ist wohl keine Rede von „blauem Himmel und Sonnenschein" der Jugend; keine Rede von Jugendglück und Jugendlust.

So flossen Jahre hin, da sollte ein — Zufall? — Nein, ich denke, ihr alle, liebe Leser, sprechet mir dies Nein kräftig und aus dem Herzen nach — da sollte eine wunderbare Fügung dem Leben des armen Kindes eine Wendung geben, an die es selbst nicht gedacht hatte, ja nicht einmal denken konnte.

Wieder einmal saß es so alleine und eingekerkert am Fenster, wo sein Arbeitstischlein stand. Die Arbeit war vollendet, als der sonnenklare Frühlingstag sich zu neigen anschickte.

Das arme, zu trostloser Einsamkeit und Abgeschiedenheit verdammte Kind dehnte die ermüdeten Glieder, reckte sich einmal gerade von dem gebückten Sitzen und öffnete das Fenster, daß es von der vielen, milden, reinen Frühlingsluft, die Gottes Gnade so reichlich den Thieren, die da zwitschernd herumhüpften, und den geputzten Menschen, die dort unten auf der Straße lustwandelten unter den grünen Bäumen, gab, auch sein bescheidenes Theilchen einathmen könne.

Die großen, schönen, klaren blauen Augen ergingen sich in all der Frühlingslust, die über die sich weithin dehnende Wassermasse des See's, über die grünen Inseln, über Gärten, Feld und Stadt ausgegossen war, und die Brust wurde ihr so weit, das Herz so leicht, wie es ein Kinderherz nur werden kann, das sein Weh und Ach so leicht vergißt. Es hätte aufjauchzen mögen und doch auch wieder weinen, daß es eingeschlossen war und nicht herumhüpfen konnte, wie die Kinder da drunten. Da drängte es sie, Eins jener schwedischen Volkslieder zu singen, jenes Matrosenlied auf dem fernen Meere, das voll Heimweh, die Sehnsucht nach der Heimath so einfach und doch so wirksam ausdrückt, wie im Worte, so in der klagenden Melodie, und in dem jeder

Vers oder vielmehr jede Strophe mit den klagenden Worten ſchließt, die etwa im Deutſchen ſo lauten würden:

O Heimath ſüß, o Heimath traut,
Wie lang' hat mein Auge dich nicht geſchaut!

Und die ganze Seele des Kindes lag in dieſen Worten und in dieſen weichen, klagenden Tönen. Dieſe Stimme aber ſo rein, ſo klar, ſo warm und ſeelenvoll, klang wie die eines Engels.

Gerade zu derſelben Stunde ging eine reiche, vornehme Dame da unten vorüber und hörte dieſen ihre Seele wunderbar ergreifenden Geſang. Sie blieb, wie gebannt, ſtehen und lauſchte den wunderbaren Lauten. Alle Pforten ihrer Seele öffneten ſich und ließen dieſe Klänge mit ihren wonnigen Schauern einziehen in ihre Seele.

Endlich ſchwieg das Kind, denn es hörte den alten Drachen, die Frau Sara, die Treppe heraufkeuchen.

Die Dame aber, auf die der Geſang eine wahrhaft bezaubernde Wirkung ausgeübt hatte, ſtand noch eine Weile; denn ſie meinte, ſie werde noch ein Lied zu hören bekommen; aber als ſie das Fenſter, das ſie ſo wenig, wie die kleine Sängerin hatte ſehen können, ſchließen hörte, wandte ſie ſich quer hinüber zu dem Bäckermeiſter, der hinter ſeinem Gebäckladen ſaß, und ſagte: Meiſter, habt Ihr den wundervollen Geſang gehört?

Der Bäcker lüftete ſein Mützlein, lächelte und ſagte: O ja, den höre ich oft und erfreue mich allemal daran, wie an dem Geſange der Nachtigall.

Wer ſingt denn? fragte ſie weiter.

Die kleine Jenny Lind, erwiderte er, die bei einer alten Verwandten da droben im Wittwenhauſe wohnt. Das arme Kind iſt eine elternloſe Waiſe, die es bei der Alten nicht eben zum Beſten hat.

Die Dame nahm immer mehr Antheil an der Lage des Kindes, und hatte aus dem ehrlichen Bäcker bald Alles herausgefragt, was ſie wiſſen wollte.

Aber, Meiſter, ſprach ſie endlich, glaubt Ihr, daß die Alte mir das Kind übergäbe, wenn ich für daſſelbe zu ſorgen gelobte?

Ei warum denn nicht? verſetzte der Bäckermeiſter. Die iſt das Kind ſchon lange ſatt; nur zu eſſen bekommt es nicht ſatt, denn es ſieht ſo hohläugig drein, wie die theure Zeit und hat gewiß in ſeiner ſo verkümmerten Jugend mehr Faſttage als Feſttage.

Das entſchied vollends bei der weichherzigen Dame, die auch allein in der Welt ſtand. Sie dankte dem Bäckermeiſter für die Auskunft und ging heim, wo ſie von ihrer Dienerin einſtweilen ein Stübchen neben ihrer Schlafſtube zurecht machen und ein Bette aufſchlagen ließ.

Es hatte am andern Morgen noch nicht neun Uhr geſchlagen, da erſchien ein Wagen am Wittwenhauſe vor dem Thore und die ausſteigende Dame fragte nach der Frau Sara.

Man wies ihr die Wohnung derſelben und ſie trat alsbald in dieſelbe ein.

Die griesgrämige alte Hexe, die Sara, machte Knixe auf Knixe vor der vornehmen Dame und Jenny blickte ihr, die ſich beſonders mit ihr zu thun machte, recht zutraulich und liebevoll in die Augen. Die Dame hatte ſo Etwas recht das Herz Gewinnendes in ihrem Geſichte, ihrer Sprache und in ihrem Weſen, und ſie fand die kleine Jenny ganz allerliebſt, kurz, die Dame rückte mit ihrem Antrage rund heraus und Jenny zitterte vor Furcht, Sara möge nicht auf das Anerbieten eingehen; aber armes, gutes Kind, diesmal iſt deine Angſt gründlich umſonſt! Die Frau Sara legte ihr ohnehin faltenreiches Geſicht diesmal in keine finſtre Falten, wie ſie es gewöhnlich that, ſondern in ungemein heitere, lächelnde und freundliche, und ehe das Kind es ſich verſah, kamen die Worte über die ſonſthin nur keifenden Lippen: O recht gerne; zumal ich weiß, daß bei Ihnen mein liebes Jennychen gut aufgehoben iſt!

Das war zum erſten Male ſeit Jahren, daß ein ſo wohlwollendes Nennen ihres Namens Jenny's Ohr erreichte. Sie traute darum dieſem ſo ſcharfen Ohre kaum und meinte, ſie müſſe ſich verhört haben; allein es war doch ſo.

Mit leuchtenden Augen wandte ſich darauf die freundliche

Dame an Jenny und ſagte: Und du, meine kleine Nachtigall, wie ſteht es denn mit dir? Wirſt du gerne mit mir gehen?

O wie gerne, wie gerne! hätte ſie ausrufen mögen, aber ſie fühlte, daß ſie der Baſe Sara doch damit einen argen Denkzettel anhinge; darum verſchluckte ſie es, ſagte nur Ja, blickte aber in der Dame Augen mit den Ihrigen, in denen das volle Glück lachte, das ihre Seele erfüllte.

Der Abſchied war nicht ſchwer.

Dort in dem ſtillen Hauſe der Dame ging ihr ein neues Leben auf. Dort empfand ſie, was Mutterliebe ſei; dort durfte ſie mit Kindern ſpielen; dort gaben ihr die tüchtigſten Lehrer Unterricht, beſonders in der Muſik, bis ſie den geregelten Geſangunterricht empfangen durfte.

Da ihr reiches Talent ſich raſch entwickelte, ihre Stimme aber ihre volle Herrlichkeit kund gab, da brachte ſie ihre Pflegemutter in das Chor des Theaters. Bald genug wurde es erkannt, daß im Chore ihre Stelle nicht war. Sie trat nun in einzelnen Rollen in der Oper auf. Zuerſt in der Oper: Der Freiſchütz, als Agathe. Aber wer beſchreibt den Sturm des Beifalls, den ſie fand? Wer möchte im Stande ſein, dem Entzücken Worte zu leihen, das dieſer Geſang bei den Zuhörern hervorgebracht! Das waren Töne, wie man ſie bis jetzt nicht gehört, ein Geſang, der überwältigend die Herzen packte und Thränen des Entzückens hervorlockte. Sie war raſch der entſchiedene Liebling aller Muſikfreunde geworden.

Ihr Ruf drang aus Schweden in die Welt. Und als ſie ihre Kunſtreiſe durch die Länder Europa's machte und ſpäter auch in Deutſchland ſang; als ſie in Amerika ihre Siege feierte, da war ihr Ruhm unumſtößlich. Und das arme Kind iſt eine reiche Frau geworden; aber ſie iſt einfach, beſcheiden, liebenswürdig geblieben und der beſte Ruf begleitete ſie überall und gewann ihr zu der Liebe die allgemeine Hochachtung.

Und die Frau, die ſie mütterlich erzog, ſie erntete die volle Freude ihres Liebeswerkes; ſie erntete den reichſten Dank, die Fülle der Liebe ihres Pflegekindes, und das

war ihr beneidenswerther Lohn, eben darum beneidenswerth, weil er so selten in dieser Welt ist.

Und nun noch einmal, liebe Leser, ist das auch Zufall gewesen im Leben des armen Kindes?

Ich schweige, — antworte du!

5. Eine Anekdote.

Kurz vor dem heiligen Christfeste saß ein junges Ehepaar am warmen Ofen. Die Mutter erzählte ihrem herzigen Klärchen vom Christkindlein, das nun bald komme mit seinen Gaben, die ihm sein Esel trage, weil es deren für gar viele brave Kinder zu tragen habe.

Der Vater war ein sogenannter Aufgeklärter und sagte: Klärchen, glaub' es ja nicht, dein lieb Mütterlein ist das Christkindchen, das dir den Baum mit den Lichtern und die schönen Sachen beschert!

Aber wo ist denn der Esel? fragte ungläubig das Kind.

Da sitzt er! sagte in gerechtem Unwillen die Mutter und deutete auf den Vater, der sich denn doch schamroth zur Erde bückte, als wolle er etwas aufheben, aber — mäuschenstille schwieg.

6. Räthſel.

Such' mich in Preußen, ſuch' mich in den Bäumen,
Und in den Knochen ſuch' mich ohne Säumen,
Willſt du mich finden ſicherlich.
Du Armer, fehlt es deinen Armen
Zur Arbeit, iſt es zum Erbarmen
Mit dem Verdienen deines Brotes. Jammerſt mich.

Ein Anderes.

Der Menſch, das Thier, der Kochtopf, die Geſchirre,
In ihrem mannichfaltigen Gewirre,
Entbehren können ſie mich nimmermehr,
Soll man, will man ſie brauchen im Verkehr.
Nun aber wenn es lang iſt, ſei's figürlich
Nur ausgedrücket, oder ſei's natürlich, —
Ein ſchlimmes Zeichen iſt es immerdar,
Und zur Empfehlung dient es nicht, fürwahr!
An dem Geräthe zeigt es, wo man's faßt,
Im Buche iſt's ein Zeichen ſichrer Raſt,
Doch nimmermehr von Wohlanſtändigkeit. —
Wenn du mir's leiheſt, red' ich gern mit dir
Doch iſt's verſchloſſen, wehe mir und dir,
Weil das Verſtändniß nimmer recht gedeiht.
Und neigteſt du es bittend mir zum Mund,
Ich thäte dir doch nimmer kund
Das Räthſelwort; gib' Acht, es liegt von dir nicht weit!

7. Altes Gold.

Im Rheinland lebt im Volksmunde ein großer Reichthum von jenem alten Golde, welches die „Spinnstube“ gerne wieder in Umlauf setzen möchte, denn ich fürchte, daß mit den „Alten“ auch dies alte Gold den Weg, wenn nicht alles Goldes, doch alles Fleisches gehet, und es wäre beklagenswerth, wenn diese „Weisheit auf der Gasse“ ausstürbe.

Einmal hatte ich mit einem alten Manne eine lange Unterredung über die bitteren Erfahrungen, die man so oft im Leben zu machen genöthigt ist, wenn man offenherzig, freilich — meine Schuld war das allerdings — zu offenherzig ist. Da sagte er:

Drei Schlösser bewahren vor bittern Schmerzen,
Ein Schloß am Ohr, ein Schloß am Munde, ein Schloß am Herzen.

Das will ich Ihnen auch erklären, sagte er. Lehrgeld müssen wir ja alle Tage bezahlen bis zum Tode, und wenn das allerletzte und schwerste bezahlt ist, so sind wir trotz alledem noch keine Meister.

Es ist eine schlimme Sache, wenn man Alles hören will, denn es geht drauf hinaus, Alles zu wissen oder wissen zu wollen, besonders, was andre Leute thun oder lassen. Das ist schlimm; denn man geräth in die Gefahr, überall hin zu

horchen und da hört man Vieles falsch und daraus entsteht böse Meinung und fehlt das Schloß am Munde, plaudern wir gerne Alles aus, so ergibt sich's, daß wir Andern viel Unrecht thun, in Mißverhältnisse und Streit kommen, uns gute Menschen entfremden und uns dadurch, wie Andern, viel schaden.

Freilich, wenn wir ein Schloß am Ohre hätten, da uns der Kummer, das Leid, die Noth, die Armuth ihre Gepreßte anvertrauen wollen, daß es ihnen leichter werde, weil getheiltes Leid nur halbes Leid ist und das offene Ohr mit der offenen Hand in naher Verbindung steht, so wäre das schlimm, und so meint es das Sprüchwort gar nicht, sondern es will uns eben nur warnen uns in allerlei Dinge hinein zu mischen, die uns gar nichts angehen. Nun aber tritt auch oft der Fall ein, den das andere Sprüchwort ausdrückt: der Horcher an der Wand hört gründlich seine eigne Schand! Das könnte heilsam werden, wenn es nicht das Gegentheil der Selbsterkenntniß hervorbrächte, nämlich Haß gegen Andre, die uns unser Töpflein aufdecken. Also in dieser Beziehung ist ein Schloß am Ohre viel werth. Man soll vor der eignen Thüre kehren und Andre reden lassen, was sie wollen, und uns antworten können, ohne daß wir zulauschen, was sie sagen. Dann bewahrt das zweite Schloß, das am Munde, uns nicht weniger vor Leid, Schmerz, Reue und Ungemach. Wenn Einer sein Züngelein gerne spazieren gehen läßt, besonders über seine Nebenmenschen, so fehlt's nicht, daß er einmal Dinge redet, die dem Nebenmenschen nachtheilig sind, ihm schaden, ihm Vertrauen, Achtung und Liebe rauben können, Herzen entzweien und Unglück stiften. Man soll nicht das heillose Wort immer auf der Lippe haben: Was geht's mich an? — Denn es geht uns gar Vieles an, das wir leider mit diesem Worte wegwerfen und dann links liegen lassen, während es unsere Pflicht wäre, wacker einzugreifen. Z. B. wenn es uns möglich wäre Frieden zu stiften, vor Unheil zu warnen, von bösen Wegen zurückzuleiten, Unrecht tüchtig zu strafen: ei, da wäre das Schloß am Munde heillos; aber das will

mit guter Ueberlegung gehandhabt sein. Dann hänge dir das Schloß vor den Mund, wenn du in Gefahr bist, zu raisonniren über Andere; Dinge zu eröffnen, die du geheim halten solltest, überhaupt wenn es sich um das „Ausplaudern", „Fortschwatzen", „Weitertragen" handelt und um das ungeprüfte Weiterreden dessen, was man von Andern gehört hat. Wie manche Thräne pressen wir damit aus und wie manchen Seufzer aus tiefster Brust. Ein Schloß vor dem Munde ist ein wahrer Segen, weil ein rechtes Plappermaul ein sehr gefährliches Instrument ist, zumal wenn es auch das Schloß am Herzen aufgemacht hat. Da frage ich: Muß denn Jeder uns hinabgucken in die geheimsten Falten unseres Herzens? Das sollen nur Vertraute, treu erprobte Freunde, von deren Theilnahme wir überzeugt sind und die es ehrlich mit uns meinen. Das Menschenherz soll kein Wochenmarkt sein, wo alle Waaren ausgelegt sind, wie sie Einer sucht oder nicht sucht. Völlige Verschlossenheit ist auch nicht gut und man muß sich auch davor hüten, weil es Einem vor so einem verschlossenen Menschen schuckert. Ein Schatten ist überall bei dem Lichte, und das ist das rechte Verständniß des Lebens, daß man weise den Schatten meide und dem Lichte freie Bahn mache.

So sprach der alte Mann, über dessen graue Haare viele Stürme gegangen waren, und ich dachte seinem Sprichworte nach und es wurde mir zur vollen Gewißheit, daß bei *diesem* alten Golde wohl weise Vorsicht Noth thue und daß: „zu wenig und zu viel", seine Mucken habe. Welche Regel hätte keine Ausnahme? — Halt! rufe ich da: ich kenne *zehn*, die keine Ausnahme haben, das sind die zehn Gebote des lieben Gottes; aber merke! das sind auch keine Klugheitsregeln, wie die meisten unserer Sprichwörter, sondern Gebote Gottes und in denen steckt auch der Kern des Sprichwortes von den drei Schlössern, besonders in dem: Du sollst kein falsches Zeugniß reden gegen deinen Nächsten!

8. Eine Hand wäſcht die Andere.

Dies Sprichwort enthält auch „altes Gold“ und das beſteht allemal die Probe. Bleibt 'mal das Waſchen der letzten Hand aus — nun, dann war ſie eben darnach! — Ich bin an dieſes Sprichwort wieder recht lebhaft durch einen lieben Brief aus Pommern erinnert worden, der mir die nachfolgende Begebenheit mittheilt, die ich ſogleich weiter an meine lieben Leſer der Spinnſtube adreſſire, mit dem einfachen Bemerken, daß Ein Quentlein Wahrheit ſchwerer in's Gewicht fällt, als ein ganzer Zentner Dichtung.

Zu Polkritz in der Altmark, im Kreiſe Oſterburg lebte in der betrübten Zeit, da ſich die Franzoſen in Preußen gewaltig breit machten und wacker dafür ſorgten, daß dem armen Volke das Lebensmark gehörig abgezapft wurde, der Oekonomie-Commiſſarius Nachtigal. Schon lange vor dem Unglücksjahre 1806 hatte er die Angelegenheiten der Gemeinde Polkritz mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit verwaltet und genaß allgemein des Rufes eines redlichen und unbeſtechlich gerechten Mannes.

Grade bei Leuten dieſer — nicht allzuhäufig vorkommenden Art — bleibt es ſelten aus, daß ſie ſich, ſo allgemein auch ihre Geſinnungs- und Handlungsart Anerkennung findet, nicht auch Einzelne zu Feinden machen, deren „krumme Wege“ mit ihren graden ſich kreuzen müſſen, und ſo hatte ſich der redliche Nachtigal auch einen Menſchen zum Feinde gemacht, dem er oftmals entgegentreten, dem er die „Nägel beſchneiden“, ja den er, ſeiner unehrlichen Streiche wegen, ſtrafen mußte. Das vergißt ſo ein Strolch von Tagedieb nicht; er ballt ſeine Fauſt gewöhnlich in der Taſche und denkt: Warte nur, die Stunde kommt, wo ich dir Eins verſetzen kann, das dich ſchwerer trifft, als du mich getroffen haſt! Das iſt ſo ein Stück Teufelei, dies heimliche Nachtragen bis die Stunde kommt, wo die langgenährte Rache ihre Befriedigung finden kann; aber wir haben leider Veranlaſſung genug, dieſe Schlangenwege der Bosheit zu beobachten.

Diese heimlich von dem falschen Menschen ersehnte Stunde kam endlich, ohne daß in Nachtigal's Seele ein Argwohn sich geltend machte. Er ging eben so recht arglos und auf dem ehrlichsten rechtlichsten Wege in die Falle des heimlichen Feindes und Verräthers.

Nachtigal, der unter seines Königs Regiment treu gedient, diente ebenso gewissenhaft als „Maire" zu der Zeit, als das Land der Franzosenherrschaft anheim fiel, obgleich sein ächt preußisches Herz diese Zustände bitterlich empfand und beklagte.

Nachtigal war besonders eifrig bemüht, Lasten und Nachtheile von seiner Gemeinde abzuwenden und es gelang ihm oft und aufs Erfolgreichste, was ihm die dankbare Liebe der Gemeinde in hohem Grade erwarb; aber das harte Herz seines heimlichen Feindes konnte das Alles nicht versöhnen. Er nährte fort und fort den Gedanken der Rache.

Es ist bekannt, daß der die Franzosen gründlich hassende Schill mit seinen wackeren Leuten urplötzlich Berlin verließ und sich nach Tangermünde wandte, um mit Hülfe des treuen Volkes den Krieg auf seine Faust mit den Franzosen zu beginnen, dies Ereigniß angemessenes Aufsehen machte und, bei der Stimmung des Volkes, auf einen fast sicheren Erfolg schließen ließ. Damals kam auch eine Abtheilung der Schill'schen Truppe mit einem Offiziere nach Polkritz und der Offizier nahm sein Quartier in dem Hause Nachtigal's.

Da alle Herzen den „Schill'schen" entgegenschlugen, wer wollte es bezweifeln, daß der Offizier in der Familie Nachtigal's eine Aufnahme fand, die nach keiner Seite hin etwas zu wünschen übrig ließ. Er wurde wie ein Familienglied behandelt und besonders bei einem Unwohlsein verpflegt, als wäre er im lieben Vaterhause. So Etwas prägt sich der Seele des Soldaten tief ein und der Offizier verließ das gastfreundliche, liebe Haus mit dem Gefühle innigster Dankbarkeit und Liebe.

Der tückische Verräther erkannte es schlau, daß bei diesem Offiziere eine etwaige Anklage Nachtigal's nicht ver-

finge; er ſchlich ſich daher nach Tangermünde und brachte dort, wo man den biederen Nachtigal nicht kannte, vor empfänglichen Ohren ſeine Anklage an:

„Daß nämlich Nachtigal ein verſteckter Franzoſenfreund „ſei, der heimlich mit dieſen Feinden des Vaterlandes ver„kehre und darauf ausgehe, die „Schill'ſchen" und ihre „treuen Freunde in die Hände der Franzoſen zu liefern."

In einer ſolchen Zeit, unter ſolchen an und für ſich ſehr bedenklichen Umſtänden, mußte Schill nach allen Richtungen auf ſeiner Hut ſein, und möglichſt auf treue Leute ſich ſtützen, alſo auch die Treuloſen nach Kräften unſchädlich machen.

Es war Zündſtoff genug da, um Feuer zu fangen, und die erlogenen Erzählungen des heimlichen Verläumders und Anſchwärzers fingen Feuer und die Flammen des Zornes und der Entrüſtung loderten bald hell auf.

Ohne daß es möglich geweſen wäre, die Schuld oder Unſchuld des angeſchwärzten Mannes im Drange der Ereigniſſe gehörig und genau zu unterſuchen, wurde raſch ſeine Verhaftung verfügt, ein Kriegsgericht war ſchnell bei der Hand.

Man denke ſich den Jammer in der unglücklichen Familie, als plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine Abtheilung Schill'ſcher Reiter vor dem Nachtigal'ſchen Hauſe erſchien, ohne Weiteres den Hausvater gefangen nahm, ihm Feſſeln anlegte und ihn fortſchleppte, ohne auf die Bitten der Familie, die Bitten der Gemeinde Rückſicht zu nehmen.

Es ging damals Alles raſch und auch oft bunt durcheinander. Nachtigal wurde mit fortgeſchleppt bis nach Dömitz und dort wurde er wie ein ſchwerer Verbrecher eingekerkert und behandelt.

Das Kriegsgericht trat zuſammen und ohne weitere genauere Unterſuchung, auf die racheglühende Anklage hin, das Todesurtheil ausgeſprochen und der Tag beſtimmt, an dem er erſchoſſen werden ſollte.

Eine Appellation war nicht möglich, an dem Urtheil des Kriegsgerichts nichts zu ändern!

Da lag innerhalb der Kerkermauern ein Flehender auf

ſeinen Knieen, dort ein treues Weib und unglückliche Kinder, und ihre heißen Gebete ſtiegen zum Himmel auf für den Unglücklichen.

Näher und näher rückte der Todestag.

Nachtigal ſchrieb einen Brief an Weib und Kinder, voll unendlicher Liebe und unendlichen Schmerzes. Er nahm Abſchied von ihnen und wußte im Voraus, daß er aufgehört habe zu leben, wenn der Brief in ihre Hand komme und ihnen den letzten Segen des Gatten und Vaterherzens brächte. Dem Briefe legte er ſeine goldene Uhr bei für ſeinen älteſten Sohn und vertraute Beides, Brief und Uhr, einer treuen Hand an, ſie abzuſenden.

An demſelben Morgen hört jener Schill'ſche Offizier, der im Nachtigal'ſchen Hauſe zu Poltritz die viele Liebe empfangen hatte, den Namen des zum Tode verurtheilten „Vaterlandsverräthers."

Er fiel ihm auf. Hatte ſo nicht die freundliche Familie geheißen, von der er ſo viel Liebes und Gutes erfahren, deren ächte und probehaltige vaterländiſche Geſinnung er vollkommen kennen gelernt hatte?

Das ließ dem braven Manne nicht Ruhe, nicht Raſt. Er eilte zu dem Gefängniß, ließ es ſich aufſchließen und ſtand eine Minute ſpäter vor dem Manne, der ihn ſo liebevoll in den Kreis ſeiner Familie aufgenommen hatte, dem er ſoviel Dank ſchuldete.

Nachtigal, rief er erbleichend aus, Sie ein Landesverräther?

Wer iſt Ihr Ankläger?

Nachtigal wußte ja ſelbſt nicht, wer ihn angeklagt, obgleich eine dunkle Ahnung durch ſeine Seele zog.

Er ſprach auch dieſe Ahnung aus und ſagte dem Offiziere den augenſcheinlichen Grund des Haſſes jenes verworfenen Menſchen.

Auf Wiederſehen, Gott gebe, unter beſſeren Umſtänden! rief der Offizier und eilte hinweg und grade zu dem edeln Schill, dem er die Sache vorſtellte.

Die Beiſitzer des Kriegsgerichts werden augenblicklich zu

Schill beſchieden, wo es ſich denn ergab, daß wirklich jener Menſch der Ankläger geweſen, dem man blindlings getraut hatte.

Nachtigal konnte keinen beredtern Vertheidiger finden, als den Offizier und die Folge war, daß Schill das Urtheil des Kriegsgerichts auf der Stelle kaſſirte. Mit dieſer Botſchaft eilte der glückliche Offizier in's Gefängniß, dem Unglücklichen ſeine Freiheit und Erlöſung anzukündigen.

Der Unglückliche war ſo überwältigt von dem Wechſel ſeines Geſchicks, daß er laut weinend auf ſeine Kniee ſank und Gott dankte; aber nachdem er dem Herrn gedankt, fiel er dem Werkzeuge deſſelben um den Hals, dem edlen Offiziere — deſſen Name mir leider nicht genannt worden iſt — der ſelbſt ſeiner Rührung nicht Herr werden konnte, um den Hals und weinte Thränen des Dankes.

Als aber der erſte Ausbruch der Gefühle vorüber war, drängte der Offizier zu Nachtigal's Abreiſe, damit er noch vor ſeinem Abſchiedsbriefe dort eintreffe, der jedenfalls den allerſchrecklichſten Eindruck auf ſein Weib und ſeine Kinder machen mußte.

Auch hierbei war der brave Offizier behülflich und es gelang Nachtigal wirklich, vor jenem Briefe und der heimgesendeten Uhr bei den Seinigen einzutreffen.

Unsäglich war das Glück von Frau und Kindern und den zahlreichen Freunden des schwergeprüften Mannes, der vom Rande des Grabes den Seinigen und dem Leben wiedergegeben worden war.

Und Nachtigal nahm keine Rache an dem Schändlichen, der ihn hatte verderben wollen. Er überließ ihn seinem inneren Richter, dem Gewissen, und dem droben, der gesagt hat: „Mein ist die Rache; ich will vergelten!“

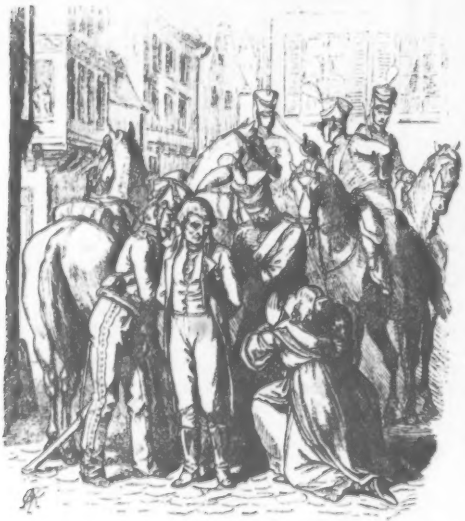

Zu Seite 173.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 09430/027

9. Zwei Züge aus Niebuhr's Leben.

Die Erinnerungen, welche der verſtorbene Generallieutenant von Röder ſeinen Söhnen hinterlaſſen hat, ſind reich an Einzelnheiten aus ſeinem reichbewegten Leben, beſonders aus der Zeit der Erhebung Preußens und der Befreiungskriege. So theilt er zwei Züge von Niebuhr mit, welche unbekannt und doch ſo kennzeichnend und wichtig ſind für die Denk- und Handlungsweiſe dieſes edlen Mannes, daß ſie nicht in einem nur Wenigen zugänglichen, ſonſt ausgezeichneten und vortrefflichen Buche dürften verſchloſſen bleiben.

Generallieutenant von Röder befand ſich als Verwundeter damals bei einer befreundeten Familie im Bade Reinerz. Aus inniger Theilnahme an dem Ergehen der verwundeten Krieger kam auch Niebuhr dorthin, beſonders um die angefüllten Lazarethe in dem nahen Glatz zu beſuchen.

Dem lebhaften, theilnehmenden Herzen Niebuhr's geschah nicht genug zur Erquickung und Erleichterung der Verwundeten. So war es ihm nicht entgangen, daß keiner der Leute rauchte, und er meinte, das sei eine Entbehrung, die den Unglücklichen in ihren Leidenstagen doppelt empfindlich wäre.

Diese Bemerkung war bei Niebuhr um so auffallender, als er selbst nicht rauchte, ja selbst sehr empfindlich gegen den Geruch des Tabakrauchens war; dennoch meinte er, es müsse von der Lazarethverwaltung für Tabak gesorgt werden.

O, sagte von Röder, Herr Geheimerath, wir haben in der That für nothwendigere Dinge zu sorgen, namentlich für Pulver und Kugeln. Da bleibt, bei den erschöpften Hülfsquellen des Staates, kein Geld für Tabak zu verwenden!

Niebuhr schwieg.

Einige Tage später erschien ein Fremder in Glatz, der bei den Kaufleuten und Krämern allen vorräthigen Tabak in Packetlein aufkaufte. Er ließ ihn nach den Lazarethen bringen und theilte ihn dort unter die hocherfreuten Soldaten aus. Niemand erfuhr seinen Namen. Erst später, als von Röder Kenntniß von der Sache erhielt, und sich genauer nach der den Tabak aufkaufenden Persönlichkeit erkundigte, wurde es zur zweifellosen Gewißheit erhoben, daß es niemand Anderes, als Niebuhr gewesen war, der im Stillen diese menschenfreundliche Handlung nicht ohne bedeutende Geldopfer vollbracht hatte.

Eine andere Handlung des edeln Gelehrten fällt noch schwerer in's Gewicht, da sie schwerere Opfer ihm auferlegte, die er aber mit freudigster Hingebung darbrachte.

Niebuhr erkundigte sich einmal bei dem Generallieutenant von Röder nach einem Offiziere, den er gekannt, und auf den er etwas gehalten hatte.

Von Röder konnte ihm sagen, daß er ruhmvoll im Kampfe gefallen sei, und daß Alle, die ihn gekannt, seinen Namen mit Hochachtung und Dankbarkeit nannten. Niebuhr ließ, gleichsam nur vorübergehend einige Fragen

nach dem Ergehen seiner Hinterlassenen fallen. Ihr Loos war nicht gerade ein besonders bevorzugtes, vielmehr hatte die Familie vielfach zu ringen und zu kämpfen, um ehrlich und anständig sich durchzuschlagen und die Kinder in geeigneter Weise zu erziehen und ausbilden zu lassen.

Niebuhr ließ damit die Unterhaltung fallen und auch von Röder dachte nicht weiter daran, bis ihm ein Freund, den er einmal nach der Familie fragte, erzählte, sie empfange aus völlig unbekannter Hand eine Unterstützung von jährlich zwei hundert Thalern, welche ihr sehr zu Gute komme. Alles Forschen nach dem Wohlthäter sei übrigens seit Jahren ohne Ergebniß geblieben, da um die bestimmte Zeit das Geld durch die Post einlaufe, ohne daß auch nur eine einzige geschriebene Zeile beiliege.

Von Röder interessirte die Sache um so mehr, als er sich gerade in diesem Augenblicke wieder der Unterredung mit Niebuhr erinnerte und immer wieder gerade an ihn, als den Urheber dieser Wohlthat, denken mußte.

Dies war ihm Antrieb genug, um in der geeignetsten und eingehendsten Weise nachzuforschen, ohne aber gegen Niebuhr irgendje und irgendwie nur das Geringste zu äußern.

Es war keine ganz leichte Aufgabe, hinter das sorgfältig bewahrte Geheimniß zu kommen, aber es gelang vollständig und von Röder's Vermuthung fand ihre vollständige Bewährung: Niebuhr war der heimliche Wohlthäter der Familie; aber der Werth der edlen Handlung wurde bedeutend dadurch erhöht, daß der edle Mann auf der Stelle seinen Wagen und seine Pferde abschaffte, um dem Triebe seines edlen Herzens Folge geben zu können.

Das sind vollkommen bewährte Zeugnisse für ein edles Herz, wenn es sich selbst das versagt, woran es langeher gewöhnt ist, um Anderen eine dauernde Wohlthat zu erweisen, und wahrlich nicht Viele in ähnlicher Stellung und Verhältnissen würden zu Aehnlichem fähig sein.

10. Zwei Anekdoten aus der Zeit der Befreiungskriege.

erselbe Generallieutenant von Röder erzählt die zwei nachfolgenden Anekdoten.

Bei einem nothwendig gewordenen Rückzuge stand das königliche Leibregiment aufgestellt. Unmuth herrschte in allen Herzen, weil sie das Krebskommando: Zurück! aus dem Grunde der Seele haßten.

Der Capitain von Reizenstein, Generalstabsoffizier bei der zehnten Brigade, ritt die Linie entlang und hörte folgende Anrede eines alten Soldaten an seine jüngeren, ungeduldigen Genossen: „Was, Ihr jungen Grasteufel, ich glaube gar, Ihr wollet den Kopf hängen lassen? Pfui, schämt Euch! Denkt mal, wie das bei Lützen war! Da kriegten wir auch erst Etwas auf die Mütze, und das that unser Herrjott blos, daß wir nicht sollten übermüthig werden. Es ist doch besser, daß wir zuerst Etwas auf die Mütze kriegen und die Franzosen zuletzt, als wenn das umgekehrt wäre, und diesmal wird das och so sind!"

Hurrah, es lebe der König!

Reizenstein stimmte freudig mit ein, und die „jungen Grasteufel“ auch und sie hatten ihre feste Haltung und ihren frohen Muth wieder, weil die Franzosen doch zuletzt „Eens uf de Mütze krijen sollten.“ Und das kam auch schnell, wie es der alte Soldat geweissagt hatte.

Blücher und Gneisenau hatten vom Schlachtfelde von Belle Alliance aus die Franzosen unaufhörlich und rastlos verfolgt, um sie nicht zu Athem kommen zu lassen.

Gneisenau, an der Spitze der verfolgenden Truppen, erreichte Genappe, als der Ort noch von den Franzosen besetzt war.

Kavallerie, aus welcher seine Streitkräfte bestanden, konnte hier, um die Franzosen hinauszuwerfen, nicht helfen, und Infanterie fehlte ihm gänzlich.

Absteigen! rief er, und alsbald standen die Husaren als Infanteristen in Reih und Glied, um alsbald auch zum Angriff zu schreiten.

Ein Tambour und ein Infanterist, der Unteroffizier war, hatten sich, Gottweiß wie, zu ihnen gefunden, und nun wurde der Tambour unter Lachen und lautem Halloh auf ein Pferd gesetzt und rasselte nun den Sturmmarsch auf fabelhafte Weise in das Dorf hinein und die Truppe im Sturmschritt hinterdrein und unter lautem lustigem Hurrah.

Die Franzosen hielten ihre Zahl für weit größer durch den Lärm, den sie verursachten, ja der Tambour wurde für ein halbes Dutzend seiner rasselnden Collegen gehalten, kurz, sie machten sich mit größter Schnelligkeit aus dem Staube und ließen ihr warmes Mittagessen unberührt, zur größten Freude der hungrigen Preußen, auf dem Tische stehen.

Auch Gneisenau fand ein solches Mahl, welches für die französischen Offiziere bereitet war, und ließ es warm halten, bis zur Rückkehr von der Verfolgung der Fliehenden.

Endlich kehrten sie dann zurück und Gneisenau hatte seine Lust an dem Infanterie-Unteroffizier gehabt, der ursprünglich zum ersten Pommer'schen Regimente gehörte. Er nannte ihn, weil er immer tapfer voran gewesen war, in

seiner heiteren, lebhaften Weise, den „Chef der Infanterie“ und zog ihn auch an seine, von den Franzosen eroberte Tafel.

Kaum hatte sich der General mit seinem Gefolge am Tische niedergelassen, um dem „bellenden“ Magen sein Recht zu geben, da wankte ein furchtbar blutender, verwundeter Franzose herein und flehte, daß man ihn verbinde, weil er sich sonst zu Tode blute.

Ein Feldscheerer oder, wie sie die Soldaten scherzend nannten, „ein Pflasterkasten“ war nicht zur Hand und Gneisenau war, von Mitleid bewegt, in der That in unangenehmer Lage; da stand der Pommer'sche Unteroffizier auf, der „Chef der Infanterie“, wie ihn Gneisenau scherzend genannt, und sagte: Wenn Excellenz es erlauben, will ich den armen Schelm schon verbinden!

„Gewiß, so schnell du kannst!“ rief der lebendige General, und der Pommer, selbst hungrig, wie ein Bär, ließ sein Mahl stehen, nahm sein Verbandzeug aus seinem Tornister und verband draußen den Soldaten, der vom heftigen Blutverluste ganz entkräftet war.

Nach gethaner Arbeit kehrte er zurück, rapportirte und sagte dann: Wenn Excellenz es erlauben, bringe ich dem armen Kerl meinen Teller Suppe.

Brav, mein Junge! rief Gneisenau und der Pommer trug seinen Teller in die Hausflur, wo er sein Lazareth aufgeschlagen hatte. Da die Thüre auffstand, so sah man, wie der grundbrave Pommer sich zu dem Verwundeten hinkniete und ihm mit rührender Sorgfalt, selbst hungernd, seine Suppe einflößte.

Der Franzose gewann wieder Leben, als er die warme Suppe genossen hatte. Dankbarkeit gegen den menschenfreundlichen Feind erfüllte sein Herz und mit dem Ausrufe: Wackerer Preuße! wollte er den Pommer in seine Arme schließen.

Diese liebreiche Vertraulichkeit kam indessen dem ehrlichen Pommern doch zu dick. Er wehrte ihm, drückte seine Arme nieder und sagte: „Alles in Ehren, aber dat thut en Pommer nich! Ne, Ne, dat jeht nich!“

Die Offiziere hatten den ganzen Vorgang mit angesehen, und war ihnen des Pommern Menschenfreundlichkeit rührend gewesen, so überwältigte sie doch die Macht des Lächerlichen bei diesem letzten Auftritte in dem Maße, daß urplötzlich ein brausendes Gelächter entstand.

11. Von der Heimath verschiedener Nähr- und Nutzpflanzen und Bäume, von denen Viele meinen, sie seien bei uns zu Hause.

Die erste dunkle Kunde, welche wir, meine lieben Leser, von unserm deutschen Vaterlande erhalten, verdanken wir den Griechen und Römern, und klebt viel Fabelei dran. So viel aber ist gewiß, daß es ein rauhes, wildes, mit Wald und Sumpf bedecktes, unwirthbares Land gewesen ist, mehr bevölkert von Auerochsen, Bären, Hirschen, Rehen und anderem Gewilde als von unseren Urvätern, die übrigens kräftige, freiheitsliebende, aber ziemlich ungeschlachte Gesellen waren, und das Dreinschlagen liebten, nebst einigem Andern, was nicht eben schön und nachahmenswürdig war.

Die Römer, die um die Geburt unseres Herrn Jesu Christi genauere Bekanntschaft mit unsern Vorfahren, so am Rheine herum, machten, rühmten sie nicht sonderlich; aber sie hatten einen gründlichen Respekt vor ihrem — Armenschmalz, wie man sich scherzweise ausdrückt, und vor ihrem Muthe, mit dem nicht zu spaßen war. Das Leben, das sie führten, hatte auch nicht viel Gemüthliches, und lange blieben sie nicht an einem Orte, da die Jagd ihr Haupthandwerk war. Sie gab ihnen Fleisch zur Nahrung, die Sehnen der Thiere zum Nähen, die Knochen zu den Nähnadeln, den Stoff zu den Kleidern in den Fellen der Thiere, die auch, mit der Unterlage von Moos, als Laken oder Leintuch auf dem Bette und als Decken diente, Summa Alles, was sie nöthig hatten, selbst die Waffen, nämlich die Bogen und manches

andere. Die Redensart, „auf der Bärenhaut liegen“, und der Name „Bärenhäuter“, sagen es, was die Männer nach Jagd und Kampf am liebsten thaten und die Arbeit fiel den Frauen zu, die nicht viel zu rühmen hatten.

Nach und nach blieben sie wohnen, wo es ihnen einmal gefiel, lichteten den Wald und trieben Viehzucht und, wie es scheint auch etwas Ackerbau; denn die Gerste und ihren Bau, auch wohl den Hafer, mußten sie frühzeitig kennen gelernt haben, da sie sich daraus ein berauschendes Bier brauten, das ihnen manchen „Haarzopf“ anband, aber um Gemüse im Garten und um Obst stand es sehr bedenklich, wenn man nicht die wilde Holzbirne und den Holzapfel zu verspeißen Lust trug. Doch ich möchte Euch von der Heimath und Herkunft der Nutzgewächse erzählen, die nicht bei uns zu Hause sind, und die offenbar durch den Handelsverkehr mit Italien und den Ländern an der Donau, hauptsächlich aber zur Zeit der Kreuzzüge aus weiter Ferne zu uns kamen und später durch die Meerschiffahrt nach Amerika, Asien, Afrika und wo sonst die unruhigen, neugierigen Europäer in unseres lieben Herrgotts Welt herumschnüffelten.

Von unserer trefflichen **Kartoffel** wissen wir alle, daß sie bei uns nicht daheim ist, und daß eine außerordentlich große Abneigung dagegen im Volke herrschte, als sie wohlwollende Regierungen einführen wollten. Es ist davon schon in der Spinnstube die Rede gewesen und in dem Büchlein von dem **Franz Drake** könnet Ihr es genauer lesen; denn dieser Seefahrer hat sie aus Amerika zu uns gebracht und wir müssen den Namen des Mannes segnen, der in dieser Beziehung offenbar ein Werkzeug Gottes gewesen ist. Fragen wir uns ehrlich: was sollte aus uns, überhaupt aus der sich stets mehrenden Bevölkerung Europa's werden, ohne die Kartoffel, von der fast ausschließlich Millionen Menschen leben?

Man hat verschiedentlich behauptet, sie stamme aus dem Nordamerikanischen Staate: Carolina, aber dort wächst sie nicht „**wild**“, und **dieser** Umstand allein kann aber die

Urheimath des edeln Knollengewächses entſcheiden. Sie iſt frühe in Süd- und Nord-Carolina eingeführt worden; aber ihre Heimath ſind dieſe Länder aus gedachtem Grunde nicht. Es ſind eben nur zwei Landſchaften, wo wir die Kartoffel wild, das heißt, ohne menſchliche Pflanzung und Bearbeitung finden, und dies iſt das Hochgebirgsland Chile oder Chili in Südamerika und die große Inſel Chiloe. Von dort brachte ſie Franz Drake nach England und von da aus verbreitete ſie ſich in Europa langſam, aber mit einer erobernden Gewalt. Wir ſagen: „die Kartoffel iſt ein Sommervogel“, weil ſie eben in heißen Sommern, in trockenen, warmen Lagen am Beſten gedeiht, und damit weiſen wir, unbewußt, nach dem fernen Süden hin, wo wir ihre Heimath zu finden wiſſen. Sie iſt eben „weit her“, aber ſie iſt noch nicht „lange her“; denn kaum zwei Hundert, in manchen Ländern kaum Hundert Jahre, ſind es, ſeit man ihr das verdiente Bürgerrecht zugeſtanden hat, und uns klingt es lächerlich und fabelhaft, daß man vor kaum Hundert Jahren in der Rheinpfalz die Kartoffel mit Gewalt, das heißt, mit Strafen für diejenigen einführte, welche ſie abſolut nicht pflanzen wollten, und daß Friedrich der Große, der „alte Fritz“ in Schleſien den Bauern Dragoner als Execution einlegte, welche keine Kartoffeln pflanzen wollten. Wir begreifen das kaum heutzutage, aber es ſind ganz unwiderlegliche Thatſachen und ſie zeigen uns, wie der Menſch, der blindlings am Alten hängt und ohne eine Prüfung ſich ebenſo blindlings gegen das Neue verſchließt, ſein eigener größter Feind iſt.

Ich weiß nicht, ob alle meine lieben Freunde in der Spinnſtube die kleinen rothen und weißen, monatlich zu ſäenden und reifenden Rettige kennen, die man: Radieschen nennt, weil ſie ſehr geſund und wohlſchmeckend ſind, auch auf den Wochenmärkten in den Städten gerne gekauft und gut bezahlt werden, aber viele der Leſer kennen ſie gewiß. So wenig nun die ſcharfen Rettige überhaupt bei uns zu Hauſe ſind, ſind es auch dieſe Radieschen. Ihre Heimath iſt die Inſel Sardinien, und insbeſondere die kleine

Insel San Pietro in ihrer Nähe; aber auch in Griechenland findet man sie wildwachsend.

Schon der Name: „Meerrettig" bezeugt, daß dies tief in die Erde wurzelnde, rasch wachsende Gewächs, dessen scharfen Geschmack wir lieben, bei uns nicht zu Hause ist, sondern an den Ufern des Meeres und zwar hauptsächlich des Mittelländischen Meeres wild wächst, und von dort aus in unsere Gärten überging. Will man den Meerrettig recht zweckmäßig pflanzen, was ich hier zu Nutz und Frommen mancher gärtnernden Hausfrau beibringe, so mache man in seinem Garten ein Land zurecht, das man vier bis fünf Fuß aushebt und unten plattet, nämlich mit Steinplatten belegt, und damit einfaßt. Dann fülle man es mit guter, fetter, feiner Erde und setze nun Meerrettigstücklein, die aber alle einen Kopf zum Blatttreiben haben müssen, aber dünne und kurz sein können, dicht voll, Stock an Stock. Statt viel Dünger drauf zu bringen, der übrigens nirgends im Garten, und auch hier nicht schadet, streue man im Herbste dies Meerrettigland handhoch mit Viehsalz und grabe dies leicht unter oder bedecke es mit Erde. Was das Meerrettigstangen gibt, wird die liebe Gärtnerin mit Erstaunen sehen und manches schöne Stücklein Geld wird daraus in die Haushaltung fließen. Die Einkünfte von solch einem Meerrettigslande sind andauernd, da man die weggenommenen dicken Stangen immer wieder durch dünne ersetzen und so für den Nachwuchs sorgen kann und muß. Das Salz aber, damit man düngt und das der Pflanzung sehr wohlthätig und förderlich ist, weißt auf das salzige Seewasser hin, an dessen Ufern die Pflanze herrlich gedeiht.

Die Zwiebel ist bei allen Völkern der Erde beliebt und es ist eine Thatsache, daß man auch von uralten Zeiten her in Europa eine Art Zwiebeln pflanzte. Zu Hause ist die Zwiebel in Europa nicht, wie etwa der blaublühende, wilde Knoblauch, den Niemand mehr haßt, als der Winzer oder Weinpflanzer am Rheine, weil er mit einer unbeschreiblichen Schnelligkeit die Weinberge überwuchert und auf eine heillose Weise aussaugt. Es unterliegt kaum einem Zweifel,

daß, wie die Menſchen in urvordenklicher Zeit aus Aſien in Europa einwanderten, und ihre köſtlichen Brotfrüchte, Korn, Weizen, Spelz, Hafer, Gerſte mit aus der alten Heimath nahmen, und ebenſo ihre Hausthiere, Hund, Katze, Rindvieh, Pferde, Schaafe, Schweine, Hühner, Enten und Gänſe, auch die Zwiebel mitbrachten.

Es ſteht unzweifelhaft feſt, daß man bei uns ſchon vor mehr denn ſieben hundert Jahren in den Gärten mehrere Sorten Zwiebeln ſorgfältig pflanzte, die man nach dem Lande, aus dem ſie ſtammten, nannte. So cretenſiſche, weil ſie von der Inſel Creta durch die Venetianer, die lebhaften Handel mit Cöln am Rheine trieben, zu uns gebracht wurden; andere hießen cypriſche, weil ſie auf eben dieſem Wege von der Inſel Cypern zu uns kamen. Aber auch auf dieſen beiden großen Inſeln waren dieſe Zwiebeln nicht wildwachſend, alſo nicht urſprünglich zu Hauſe, ſondern ſtammten, nachweislich, aus dem fernen Indien. Ganz eigenthümlich iſt es mit der kleinen, ſehr fein und wohlſchmeckenden, in Bündeln wachſenden Zwiebel, die auch „ewige“ genannt wird, weil man ſie im Garten ſitzen laſſen und nicht jährlich neu zu pflanzen braucht, und die bei uns den kurioſen Namen: „Schalotten“ oder auch — verderbt — Scharlotten führen. Sie wächſt in der Umgegend der Stadt Ascalon und die Kreuzfahrer brachten ſie dorther mit nach Hauſe. Man nannte ſie wie nach ihrer Heimath: „Ascalonia“, und daraus hat ſich der noch heute andauernde Name: Schalotte gebildet.

Hanf und Flachs, zwei Faſergewächſe von einem unſäglich hohen Werthe, weil ſie uns Hemden, Bettwäſche, Kleidungsſtoffe und unendlich viele nützliche Dinge gewähren, werden jetzt und ſchon ſehr, ſehr lange her bei uns und von uns gepflanzt und ſelbſt flurweiſe angebaut. Daß ſie Fremdlinge bei uns ſind, daran denken weder die, welche Hanf und Flachs ſäen, rüpfen, brechen, hecheln, wie auch die lieben Mädchen und Frauen, welche aus dem Rocken — Wocken ſagt man anderswo — die feinen Fädchen ziehen und drehen, daraus der Weber das feine Tuch webt. Und

doch ist es so. Beide sind in Europa nicht, also auch bei uns nicht, die wir inmitten dieses Welttheils sitzen, zu Hause, sondern im nördlichen Indien und haben als Samen einen weiten, weiten Weg durch Rußland theilweise machen müssen, ehe sie zu uns kamen. Und wie lange mag es gedauert haben, ehe man sie landwirthschaftlich baute, ehe man ihre Behandlungsart bis zur Herstellung des Fadens kannte und verstand? Wann die Einführung bei uns Statt fand und ob sie die Menschen bei ihrer Auswanderung aus Asien und bei ihrer Einwanderung in Europa wie Brot- und Gartenfrüchte mitbrachten, wer könnte darüber heute noch sichere Auskunft geben, und solche, wenn auch noch so anziehende Fragen zu zweifelloser Gewißheit erheben?

Der Zucker, welcher außer seinem Wohlgeschmack auch eine bedeutende ernährende Kraft besitzt, wurde in allen den Ländern, in denen es wilde Bienen gab, welche in hohlen Bäumen ihre goldenen Waben ansetzen, natürlicherweise durch den Honig ersetzt und Unsereiner weiß noch recht gut, daß man in der Zeit, wo das Pfund Kaffee einen Kronenthaler und das Pfund Zucker etwa zwei Gulden kostete, ein Theelöffelchen voll Honig in seine Kaffeetasse goß. Wir wissen, daß der Zucker aus dem Safte des zerstampften Zuckerrohrs in Südamerika gewonnen wird.

Gerade die Zeit, da der erste Napoleon England die Pulsadern dadurch unterbinden wollte, daß er alle überseeische Erzeugnisse, die uns damals noch meist durch Englands Handelsverbindungen zukamen, wie Kaffee, Zucker, Gewürze, ausländische Färbestoffe u. s. w., gerade diese Zeit war für die Zuckergewinnung aus einheimischen Stoffen von großem Erfolge. Napoleon hatte ja Preise darauf gesetzt, Früchte zu entdecken, aus denen man den Zucker gewinnen könne. Da kam man auf die gelbe Zuckerrunkelrübe, die heutzutage dem Rohrzucker fast den Rang ablauft.

Wunderbar mag es aber doch erscheinen, daß wir die eigentliche Urheimath des Zuckerrohres, das uns so lange Zeit den Zucker ganz alleine lieferte, nicht kennen; daß es noch kein Reisender im natürlichen, wildwachsenden Zustande

irgendwo gefunden hat, ob es gleich kaum einem Zweifel unterworfen ist, daß es im südlichen Indien zu Hause ist. Es wird das Zuckerrohr in allen südlichen Ländern der alten und neuen Welt mit Glück und Erfolg gezogen, wie auch der Kaffeebaum, obgleich Arabien seine Heimath ist.

Jedermann kennt, zieht und verspeist unser zartes Frühlingsgemüse, den Spinat, aber kaum weiß irgend Jemand, daß er auch ein Fremdling ist, den wir heimisch gemacht haben. Er stammt aus dem südlichen Indien und wurde erst vor 250 bis 300 Jahren zu uns gebracht. Er hat die Eigenschaft sich jedem Klima anzubequemen und wächst wie im heißen Indien so im Norden von Persien wild. Dort kennt und wendet man ihn auch als schmackhaftes Gemüse an und der Name: Isfahnadsch, unter dem man ihn dort kennt, ist ohne Zweifel in unser Spinat übergegangen.

Wenn das Wildwachsen der alleinige sichere Heimathschein einer Pflanze ist, so haben wir unter unseren Culturpflanzen eine, die auch als landläufiger Vagabund zu betrachten ist. Wer sollte denken, daß dies der in allen Welttheilen so beliebte Tabak sei, der geschnupft, gekaut, geraucht, nicht blos den Männern, in vielen Gegenden und Ländern auch den Frauen so werth und theuer ist. Item — wo er Heimathrechte habe, weiß kein Mensch. Wir Europäer lernten das Kraut und seinen Gebrauch erst in Amerika kennen; auf den Antillischen Inseln waren es die Urbewohner, die wilden Caraiben, welche es rauchten, als die Spanier mit ihnen in Berührung kamen. Von ihnen lernten es die Spanier rauchen und die spanischen Mönche und Geistlichen rieben sich das Kraut zu Pulver und schnupften es, während die Matrosen zur See es kauen lernten, weil ihnen an Bord das Rauchen der Feuersgefahr wegen verboten war, der Name Tabak kommt nicht ursprünglich der Pflanze oder dem Blatte zu, deren Namen wir gar nicht kennen, sondern die Caraiben nannten die Pfeife sammt dem Schilfrohr, darinnen sie das Kraut verdampften, Tabaco, und so trugen die Spanier irrthümlich diesen Namen auf das Kraut selbst über. Nirgends in

Amerika oder in Asien, wo das Rauchen doch auch im Gebrauche war, fand man die Tabakspflanze wildwachsend, überall wurde sie gepflanzt, gehegt und gepflegt.

Wo der Thee zu Hause ist und wildwächst, das wissen wir, nämlich in dem Indischen Lande Assam, und nicht in China, woher wir ihn doch alleine bezogen; jetzt freilich nicht mehr, da ihn die Holländer auf der Insel Java und die Engländer am Fuße des Himalaja-Gebirges in Indien mit entschiedenem Glücke und Erfolge angepflanzt haben und dort schon außerordentlich große Quantitäten vorzüglichen Thee's gewonnen werden.

In China ist die Theestaude in sehr früher Zeit eingeführt worden und unsre grünen und schwarzen Theesorten empfangen wir einstweilen noch — mit den darunter gemischten Weidenblättern — von den Erzspitzbuben, den Chinesen. Freilich haben sie viele Collegen, die von Haus aus Holländisch und Englisch reden, die den Betrug mit Thee ebenso pfiffig fertig bringen, wie die Chinesen, und, wie man sprüchwörtlich sagt: Um die Wahl zwischen den Dreien fiele ich die Treppe nicht hinunter. —

Der Reis, den wir so gerne an unsrer Fleischsuppe oder auch als Gemüse und Brei essen, ist im südlichen Indien zu Hause und dort fast vorzugsweises Nahrungsmittel des Volkes, namentlich der mäßigen Hindu's. Der Reis bedarf zu seinem Gedeihen Wärme und viele Feuchtigkeit. Er wird jetzt an vielen Orten der Welt, welche die Bedingungen seines Gedeihens darbieten, mit Erfolg gezogen, namentlich in Amerika, in Südkarolina und selbst das warme Italien bringt vielen Reis hervor.

Der Mais oder das sogenannte Wälschkorn, das Hauptnahrungsmittel von vielen Millionen Menschen (neuestens auch in Tyrol sehr stark angebaut), ist ebenfalls ein bis jetzt heimathloses Gewächs; denn noch nirgends ist er wildwachsend gefunden worden. Die gelehrten Herren sind in zwei Partheien getheilt, deren eine für sein Vaterland in Amerika kämpft, die andre ihn zu einem Ureinwohner Indiens macht. Einer der neuesten Forscher lebt und stirbt darauf, er sei

ein geborener Südamerikaner; denn die Chinesen hätten ihn nicht vor dem sechszehnten Jahrhundert gebaut. Der Naturforscher Schleiden, der allen Früchten den Untergang prophezeit, die nicht mit der Menschheit aus Indien gekommen seien, und daher — Gott gebe in Gnaden, daß er sich gründlich irrt, — auch unserer Kartoffel den Untergang voraussagt, weil sie — aus Amerika stamme — sucht das Vaterland des Mais in Indien und stellt ihm daher eine bessere Aussicht in die Zukunft, als der Kartoffel. Ausgemacht ist natürlich die Sache nicht mit solch einem gelehrten Ausspruch; denn der Dinge Ausgang und Ende steht nicht in eines Professors Dafürhalten, sondern in Gottes Hand. Prophezeien und Wassertrinken ist Jedem erlaubt und wer's glaubt, mag's auf seine Faust thun! —

Was aber wunderbar erscheinen mag, ist das, daß wir nicht wissen, woher unsre Hausthiere stammen, deren Ureltern wir nirgends finden können und ebenso wenig, wo unsre Mehl- und Brotfrüchte zu Hause sind, die wir ebenso wenig irgendwo in der Welt im wilden Zustande bis jetzt gefunden haben. Sie sind Beide mit der Menschheit aus Asien gekommen und gepflegt worden zu ihrem großen Segen bis zur Stunde und — sie, die Menschheit, wird sie, nach Schleiden's Prophezeiung nunmehr zu verlieren nicht zu befürchten brauchen.

Ihre Heimath hat indessen Vielen Kopfzerbrechens gemacht; die ersten Menschen, sagt uns die heilige Schrift, bauten den Acker, wie wir 1. Buch Mosis im 4. Capitel lesen, wo uns von Cain gesagt wird, daß er dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Da brauchen wir uns nicht erst den Kopf zerbrechen, wer der Lehrmeister gewesen und wo die Urheimath dieser unvergleichlich herrlichen Gottesgaben gewesen.

Der Weizen und sein Bau ist so alt, als der Ackerbau überhaupt. Aus alten chinesischen Büchern wissen wir, daß man in China, diesem uralten indischen Reiche, schon 2822 Jahre vor Christi Geburt Weizen dort pflanzte und baute, und zur Zeit Mosis war er der Hauptgegenstand des Ackerbaues in Aegypten.

Wohin die Menschen kamen, die nach Gottes Gebot die Erde erfüllen sollten mit ihrem Geschlechte, da nahmen sie ihren höchsten Schatz, diese Mehlfrüchte, mit und bauten sie an, wo sie sich seßhaft niederließen.

Mit der Gerste hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit dem Weizen; mit dem Korne oder dem Roggen scheint es sich anders zu verhalten.

Die Römer nannten in ihrer Sprache unser Korn Secale Cereale, und das Wort Secale stammt aus dem Keltischen, der Sprache eines uralten Volkes, von dem wir leider nicht mehr viel wissen. Sie bewohnten in frühester Zeit Frankreich und England, aber auch das rheinische Deutschland und, wie man neuerdings entdeckt hat, auch Nordafrika. Ihr Wort Secal oder Segal, wenn sie das „Korn" bezeichneten, ging offenbar in die römische oder lateinische Sprache über, dasselbe bezeichnend.

Daß die alten Deutschen das Korn Rog oder Roggen nannten, zeigt, daß sie es schon sehr frühe kannten. Auch die slavischen Völker, die es Zyto nannten, haben es in sehr frühen Zeiten schon gekannt.

So viel aber steht fest, daß die alten Aegypter unser „Korn" nicht kannten, und ebenso wenig die Griechen. Ein gelehrter Römer, der Plinius hieß, erzählt, daß man diese Frucht an dem Fuße der Alpen in der Schweiz pflanze. Demnach wird die Vermuthung aufgestellt, unser „Korn" sei ein geborener Europäer und zwar seine Heimath der wärmere Theil Europa's; was aber das Schlimmste bei dieser „Vermuthung" ist, so fehlt der Geburtsschein auch hier gänzlich oder mit andern Worten, wir haben, obgleich wir doch unser altes Europa so genau, wie unsre Hosentasche kennen, nirgends eine Spur von wildwachsendem Korne gefunden, und damit sinkt die Sache tief herab, denn, wenn auch der sorgfältige Anbau die Frucht verändert haben muß, so würde man, bei unsern Kenntnissen in der Pflanzenkunde, eine Verwandtschaft schnell herausgefunden haben.

Auch den Hafer kannten die alten Deutschen, aber fast nur alleine unter allen bekannten, gleichzeitigen Völkern, denn

Aegypter, Griechen und Römer kannten ihn nicht, und nach Indien brachten ihn erſt die Engländer. Der Name „Hafer“ iſt älter, als der Römiſche Name: „Avena“, und der Engliſche Name: „Oats“ ſtammt aus der böhmiſchen oder ruſſiſchen Sprache. Der Hafer, wenn auch der Geburtsſchein ebenfalls fehlt, ſcheint alſo unſer Landsmann zu ſein, ſcheint ſage ich, denn, wunderbarer Weiſe hat man auch den Hafer nie und nirgends in Europa wildwüchſig gefunden.

Nun noch Einiges von unſern Obſtbäumen!

Vorerſt muß es ſehr eigenthümlich erſcheinen, daß unſre längliche, blaue, wohlſchmeckende Herbſtpflaume, die Zwetſche, in den rheiniſchen Thälern nur durch Wurzelausſchläge fortgepflanzt wird; daß ſie in dieſem faſt wildwachſenden Zuſtande ſelten als Baum, meiſt als Hecke ſich bildet; daß ſie in dieſem Zuſtande ſich mit zahlreichen, ſpitzen, langen und ſehr harten Dornen von unten bis zur Spitze bedeckt. Will Jemand einen jungen Baum ſetzen, ſo geht er an ein ſolches Heckengewirre und ſucht ſich möglichſt einen grade aufſteigenden Trieb. Je mehr er mit Dornen bedeckt iſt, deſto angenehmer und willkommner erſcheint er zur Baumpflanzung, denn es ſteht unangreifbar in der Erfahrung feſt, daß grade dieſe dornigen Stämmchen nicht nur als ſchöne, kräftige Bäume emporwachſen, ſobald ſie einzeln geſetzt ſind, und ſich dann ſchnell entwickeln mit hübſcher Krone, ſondern auch die größten, wohlſchmeckendſten und ſaftigſten Früchte tragen. Sollte das nicht auf eine Eingeborene hinweiſen, auf eine im Lande vorhandene Urfrucht? Dazu kommt ein Zweites: die Zwetſche iſt eine rein deutſche Frucht. Sie gedeiht nur ſo weit, wie Arndt in dem deutſchen Vaterlande ſingt, die deutſche Sprache klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt. Der Baum gedeiht in England nicht; in Frankreich, ſelbſt in der baumfruchtreichen, geſegneten Normandie, aus der wir unſre edelſten Aepfel- und Birnſorten beziehen, verkümmert ſie bei der ſorglichſten Pflege und gedeiht unbedingt nicht. In Belgien und Holland habe ich ſie ſelbſt vergeblich geſucht, ſie gedeiht nicht; ebenſo hört ſie auf, wo der Pole und Ruſſe waltet, überhaupt, wo

das slavische Sprachgebiet anhebt und herrschend ist. Ebenso ist es in Italien. Was wir mit dem Namen „italienische Zwetsche" bezeichnen, ist eine große, veredelte Sorte der Frucht, die wir Deutsche mit großem Unrechte, und bloß aus der deutschen Unsitte stammend, daß nur das für vortrefflich gehalten werde, „„was weit her ist,"" italienisch nennen, ohne daß jemals die Frucht italienischen Ursprungs wäre. Sie ist eine Deutsche wie ihre kleineren Schwestern. Die Kernsaat der Zwetsche artet nicht aus. Sie bringt nur und immer wieder dieselbe Frucht. Ich selbst habe das hundertfach versucht.

Alles dies redet deutlich und bestimmt für urdeutschen Ursprung der Frucht. Wenn man das Geschlecht der Pflaumen überhaupt in die Länder südlich vom Kaukasus als in ihre wilde Heimath verweist, so dürfte man auch da irren, weil es unzweifelhaft ist, daß es zwei Sorten von Pflaumen, die blaue und rothe kleine, runde und ziemlich trockene Früchte bringen, und eine dritte, blaue, längliche Früchte tragende gibt, welche offenbar nicht eingeführt ist. Die Früchte dieser letzten Sorte, das Volk nennt sie: „Krekelen", sind fast nur Kern und Haut und auch diese Sorte neigt zur Hecke oder Staude und wird nur als Baum erzogen. Daß das Geschlecht der Pflaumen ein sehr großes ist, die Farbe der Früchte in Grün, Gelb, Blau, Roth und Letzteres in den verschiedensten Abstufungen der Farbe erscheint, zeugt für die Empfänglichkeit des Baumes für den Einfluß der Erziehung durch Saat der Kerne, durch welche bekanntlich der berühmte Obstbaumzüchter Hofrath Diehl in Dausenau bei Ems die edelsten Apfel-, Birn-, Kirschen- und andre Obstsorten gewonnen hat. Die meisten dieser Pflaumensorten weisen uns nach Frankreich hin durch ihre Namen, als Mirabella, Reine-Claude u. s. w.

Die Aprikose ist in Armenien heimisch und wurde von da nach Griechenland gebracht, wo man sie im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt schon pflanzte und unter dem Namen: „Armenischer Apfel" kannte und hochschätzte. Aus Griechenland wurde sie nach Italien gebracht und kam etwa

im zehnten oder elften Jahrhundert nach dem südlichen Deutschland, wo sie herrlich gedieh. Durch Veredelung auf Pflaumenstämmchen kam sie zu weiterer Verbreitung auch im mittleren Deutschland, muß aber doch, um zu gedeihen, geschützte Standorte haben. Aus dem Kerne gezogen wird die Frucht ziemlich schmackhaft, der Baum aber dauerhafter, als der okulirte. Nur den Schnitt verträgt der Aprikosenbaum nicht gut.

Wer in den Gegenden an dem La Plataſtrom in Südamerika in die Vorländer der „Pampa's" von Buenos-Ayros kommt, erstaunt höchlich, dort ganze Inseln im ungeheueren Strome zu finden, die mit wildwachsenden Pfirsichen bedeckt sind, jedoch mehr in Stauden- und Hecken- als in Baumformen und zwar mit einem unsäglichen Reichthume von Früchten der edelsten Art bedeckt. Sie sind so zahlreich, daß man trotz der Ausfuhr nach Europa (findet man doch in den holländischen, belgischen und anderen Küstenorten der Nordsee kostbare amerikanische Pfirsiche mit dem edeln Landeskinde, der Ananas, eingeführt von einer Größe, Schönheit und Schmackhaftigkeit, wie sie die gesegnetsten Landstriche Europa's bei großer gärtnerischen Sorgfalt nicht hervorbringen) Branntwein daraus brennt und — die Schweine damit füttert! Diese Thiere werden heerdenweise auf die Inseln im La Plataſtrome getrieben, wo man sie dort weiden läßt und sie dann, wie man sagt, pudelfett wieder zum Schlachten zurückholt.

Aha! rufen da meine lieben Leser aus, da hätten wir das Vaterland dieser feinen, edlen Baumfrucht gefunden! Leider nein! Denn wie hätte man in Europa und Asien die Pfirsich aus Amerika kriegen können, das man nicht kannte? Vielmehr haben die Spanier, als sie das Land entdeckten und dort ihre Ansiedelungen gründeten, den Pfirsichbaum dort angepflanzt, der sich durch Kerne und Wurzeltriebe so unglaublich vermehrte, daß er ganze Wälder bildet und — es scheint uns unglaublich, ist aber buchstäblich wahr — sein Holz als Brennholz verwendet wird!

Nun, mit dem Pfirsichbaume ist es justement ebenso

gegangen, wie mit dem europäischen Rindvieh und dem Pferde, das in den ungeheueren Grasebenen der „Pampa's" verwildert zu Millionen lebt und von den Gaucho's eingefangen und abgestreift wird, um blos die Häute nach Europa zu verschiffen, die als sogenannte „Wildhäute" bei uns als Leder gegerbt werden. Das Fleisch der Rinder ließ man den wilden Thieren, namentlich den gefräßigen Aasgeiern, die dort zahllos getroffen werden, nachdem man die besten Fleischtheile zum Trocknen weggeschnitten hatte. Das ist nun, um es hier beiläufig zu erwähnen, doch auch in neuester Zeit anders geworden; denn das an der glühenden Sonne völlig getrocknete Rindfleisch wird zu Mehl verrieben, mit ebenso getrocknetem Fette vermischt und in Blechbüchsen eingestampft, wo es sich dann jahrelang hält, wenn die Blechbüchsen recht gut zugelöthet sind und unter dem Namen: „Pemmikan" in den Handel gebracht wird. Mit Wasser aufgekocht, gibt es die kräftigste Nahrung, und da diese Blechbüchsen nur sehr wenig Raum einnehmen und doch so viel köstlichen Nahrungsstoff enthalten, wird der Pemmikan bei großen See- und Landreisen sehr hochgeschätzt und angekauft. Aber auch eine andere Verwendung findet dies werthlose Fleisch allerneustens. Der berühmte Professor Liebig in München hat aus dem Rindfleische eine gallertartige Flüssigkeit durch Auskochen und Einkochen hergestellt, welche er „Fleischextrakt" nennt und von hohem Werthe ist, weil sie die vollste Kraft des Fleisches in ein sehr kleines Maß zusammendrängt. Ein Eßlöffel voll dieses „Fleischextrakts" mit kochendem Wasser vermischt reicht zu einem starken Teller der kräftigsten Fleischbrühe hin und ist ein unschätzbares Nahrungsmittel für schwächliche Personen und Kinder und namentlich für Wiedergenesende von schweren Krankheiten. Nun hat man dort, wo das edelste Thierfleisch bis jetzt schier gar keinen Werth hatte, Fabriken dieses „Fleischextraktes" angelegt und versendet das treffliche Fabrikat bereits zahlreich nach Europa.

Dies jedoch nur im Vorübergehen!

Kehren wir zum **Pfirsichbaum zurück**!

Nein, liebe Leſer, dieſer edle Fruchtbaum iſt ein Aſiate, und näher bezeichnet ein Perſer. Die Römer, die ſehr genau wußten, was gut war und gut ſchmeckte, fanden ihn in Perſien wild wachſend und verpflanzten ihn nach Italien unter dem Namen „des Perſiſchen Apfels". Wahrſcheinlich aber iſt er auch nicht einmal ein geborener Perſer und dort nur, wie am La Plata ſpäter, unter begünſtigenden Witterungsverhältniſſen wild geworden. Er war in frühen Zeiten in Perſien, wie im ſüdlichen Indien ganz unbekannt; aber in den uralten Büchern, Sagen und Mährchen der Chineſen wird ſchon der ſchönen, lieblichen Frucht des Pfirſichs gedacht und der Baum gezogen, auch wild gefunden, und wird alſo wohl faſt ohne Zweifel China als ſein Vaterland angenommen werden müſſen. Aber welche Wanderungen hat der Baum gemacht? Von China durch Indien nach Perſien. Aus Perſien über Griechenland nach Italien. Aus Italien über die Alpen nach Deutſchland und Frankreich. Von dort über die Pyrenäen nach Spanien und aus Spanien nach Amerika, von dannen ſeine edelſten Früchte wieder zur See auf die europäiſchen Märkte kommen! Das iſt ein Weltwanderer wie wenige, und ein Weltbürger, der überall zu Hauſe, ein beneidenswerther Gaſt, der überall willkommen iſt!

Der Maulbeerbaum, der bei uns in ſchattig-feuchter Stellung herrlich gedeiht, und deſſen Blätter die Seidenraupe ernähren, aus deren Geſpinnſte die für den Handel ſo wichtigen Seidenſtoffe gewonnen werden, iſt ein geborener Kleinaſiate und Armenier. Von dort wurde er nach Griechenland, von da nach Italien und von dort nach Frankreich und Deutſchland verpflanzt. Mit ihm zog auch die Seidenraupe und ihre Zucht zu uns. Da man nun aber auch in China und Japan den Maulbeerbaum und die Seidenzucht durch ihn in urvordenklichen Zeiten kannte und pflegte, ſo wird es zweifelhaft, ob nicht hier die Heimath deſſelben iſt; warum aber nicht in beiden Ländern zugleich?

Die edle Kaſtanie iſt in Kleinaſien und Griechenland zu Hauſe und von da durch die Römer nach Italien gekommen. Wo dieſes erobernde Volk hinkam, um ſich als

Herrscher seßhaft zu machen, wie z. B. am Rheine, da pflanzte es diese, seine Lieblingsfrucht an. Sie gedieh so vorzüglich an unseren warmen, rheinischen Bergen, daß z. B. in der Rheinpfalz die edle Kastanie ganze Wälder bildet und wahrhaft wild wächst, aber die köstlichsten Früchte bringt, die vielfach von dort ausgeführt werden.

Daß die kleine, süße Vogelkirsche, die strauchartige Sauerkirsche, die man, weil sie dort sehr häufig wächst, auch die Ostheimer Kirsche nennt, wie der Holzapfel und die Holzbirne wild bei uns wachsen, also berechtigte, wenn auch nicht sehr beliebte Landeskinder sind, das weiß Jedermann; aber edlere Kirschensorten, sowie edle Aepfel und Birnen hatte man in Deutschland nicht. Ob aber die süße Vogelkirsche, wie Forscher behaupten wollen, nicht auch aus Griechenland stamme und über Italien zu uns gekommen, dann durch Vögel, welche die rothe, süße Frucht stahlen, in unsere Wälder geschleppt und dort heimisch geworden sei, ist eine offene Frage, die eben so viel gegen sich, als für sich sagen läßt. Besonders fällt dabei in das Gewicht, daß der Name: Kirsche nicht deutsch ist, sondern aus dem griechischen Namen: Kerasos entstanden ist. So viel läßt sich geschichtlich nachweisen, daß der durch seine Ueppigkeit und Schwelgerei bekannte Römer Lucullus die Sauerkirsche aus den Gegenden am schwarzen Meere nach Italien bringen und in seinen Gärten in und bei Rom anpflanzen ließ. Der Name „Weichsel", welche wir den edlen sauerfüßen Kirschen beilegen, weist wieder nach einer anderen Heimath derselben hin. Durch Veredlung haben wir theils aus Italien, theils aus Spanien, theils aus Frankreich, und vielleicht durch Letzteres vermittelt, unsere besseren und edleren Kirschensorten erhalten. Durch Kernsaat würden diese schönen Früchte, welche den Ländern am Neckar und Rheine so hübsches Geld durch den Absatz nach England einbringen, noch sehr zu vermehren sein.

Ich kann nicht wohl von dem Kirschbaume scheiden, ohne seinen Einflüssen auf den Wohlstand eines rheinischen Dorfes und dem Namen eines edeln Franzosen hier ein bescheidenes, aber dankbares Andenken zu stiften.

Zwischen dem rheinischen Städtchen Sanct-Goar und Boppard liegt auf der abgeflachten Berghöhe das Dorf Salzig.

Es trieb seit undenklicher Zeit Weinbau und verhältnißmäßig Fruchtbau, aber es gewann nicht Frucht genug zum Jahresbedürfnisse des Brotes und sein Wein war flach und häufig ein sogenannter „Sauermus", wie man am Rheine die Sorte nennt, auch die „Rachenputzer" genannt wird. Die natürliche Folge war die Armuth des Dorfes.

Da kam unter der Napoleonischen Fremdherrschaft der Präfect Lezai-Marnesia nach Coblenz, als Verwalter des Departements Rhin et Moselle. Der Mann war nicht blos ein sehr tüchtiger Verwalter und Volkswirth, sondern auch ein äußerst wohlwollender, edler Mensch.

Bei der Bereisung seines neuen Wirkungskreises bedachte er jedes Dorf und nahm Augenschein von Allem, und fand da viele Wege, auf denen er dem Volkswohle aufhelfen konnte, und am kräftigsten Willen dazu war er reich.

Als er nach Salzig kam, bemerkte er mit großer Theilnahme die Lage der Insassen. Er betrachtete sich den Boden, der für Weinbau wenig, aber für den Kirschbaum vorzüglich geeignet war. In der Normandie hatte der edle Mann gesehen, wie die Zucht des Kirschbaumes so sehr lohnend ist, zumal man zwischen und unter ihm Früchte und andere Erzeugnisse der Landwirthschaft erzielen kann. Rasch entschlossen besprach er sich mit der Gemeinde, verhieß ihr, begeistert für seinen menschenfreundlichen Plan, eine glänzende Zukunft, wenn sie den Frühkirschbaum, die sogenannte Molkenkirsche, roth und weiß aussehend, anpflanzen wolle, statt des uneinträglichen Weinbaues, und versprach im nächsten Frühjahr die Kirschbäume aus der Normandie auf's Billigste zu liefern.

Die Salziger waren einsichtsvoll genug, das Wahre, Richtige, Vortheilhafte und Wohlwollende in diesem Antrage einzusehen und sofort anzunehmen.

So entstand, unter der Mitwirkung des edeln Präfecten um Salzig herum ein lichter Wald von Kirschbäumen, der

sich, als die Bewohner in einer kurzen Reihe von Jahren den entschiedenen Vortheil ihrer neuen Pflanzung klar erkannten, immer mehr erweiterte und nun die ganze Gemarkung bedeckt. Die Salziger Kirsche ist eine der frühest reifenden und hatte daher bald einen großen Absatzmarkt in Coblenz Cöln und Düsseldorf. Durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe werden sie jedoch jetzt bis in die holländischen und belgischen Städte, ja neuerdings nach Hamburg, Bremen, Lübeck, Berlin und äußerst zahlreich nach England versendet und — man rechnet den Ertrag in guten Obstjahren auf durchschnittlich 40,000 Thaler für das Dorf.

Der Name Lezai-Marnesia muß dem durch seinen Träger zu Wohlstand erhobenen Dorfe immer heilig bleiben und man ersieht wieder aus diesem Beispiele, was ein Einzelner für Viele vermag, wenn Herz und Kopf im rechten Einklang stehen und handeln.

Wo eigentlich der am Rheine und im ganzen wärmeren Deutschland, in Frankreich, Spanien und Italien herrlich gedeihende süße Mandelbaum zu Hause ist, weiß man mit Gewißheit nicht, hält aber Persien für sein Heimathland. Die Bibel berichtet uns, daß er auch im gelobten Lande wuchs. Es gibt übrigens auch Forscher, welche das nördliche Afrika für sein Vaterland halten und mancherlei Gründe dafür geltend machen. Von den Griechen und den Römern wurde er „die griechische Nuß" geheißen, weil er eben in Griechenland sehr verbreitet war.

Sehr kalte Winter, besonders aber Frühlings-Fröste bekommen ihm so übel, wie seinem südlichen Landsmann, unserm Nußbaume, der übrigens an irgend geschützten Stellen noch in Thüringen lebt. Es ist kaum ein Zweifel, daß wir am Rheine, wie die süße Kastanie, so auch den Nußbaum den Römern verdanken, da er, nachweisbar schon vor den Kreuzzügen im südlichen und südwestlichen Deutschland vorhanden war.

Da der Birn- und Apfelbaum, wenn auch als rauhe ungenießbare Holzbirne und Holzapfel, in Deutschland wild wächst und also zu Hause ist, so unterliegt es kaum einem

Zweifel, daß beide die sorgfältige Pflege und die Kernzucht in edlem Boden so veredelt hat, wie wir sie jetzt besitzen, auch den Artenreichthum erzeugt hat, dessen wir uns erfreuen.

Man lacht im nördlichen Deutschland, wenn der Rheinländer zur Birne: Bire sagt oder Bere, und doch steht der Rheinländer auf einem historisch sichreren und bessern Boden, als Jener mit seiner „Birne." Der Ursprung des Namens der Frucht ist nämlich Keltisch und in dieser uralten Sprache lautet er: „Peren." Daraus entstand der Lateinische Name Pyrus. Im Niederländischen klingt der Name noch keltisch nach, wenn der Birnbaum: Peereboom heißt. Birn- und Apfelbaum werden von je, wie heute, besonders gepflegt; auch wegen des labenden und erquickenden Trankes, den man aus diesen Früchten preßt, und der auch eine besonders nährende, wenn auch berauschende Kraft hat. Edle Apfelsorten, mit der ebenfalls in Deutschland wildwachsenden und nur im teigichen Zustande genießbaren Birnmispel gemischt, erzeugen einen Wein, der dem der Traube, (unedlerer Sorte) wenig nachgibt und es ist kaum glaublich, wie diese der Holzbirne und dem Holzapfel an Schärfe und Herbigkeit des Geschmackes gleiche Birnmispel einen so vortrefflichen Wein erzeugt, wenn nicht die Erfahrung auf's Entschiedenste dafür spräche, namentlich in ihrer Mischung mit dem edeln Borsdorfer Apfel, der seiner Vortrefflichkeit wegen einen wahrhaft wohlverdienten Weltruf hat, aber ganz seltsamer Weise auch nur am Geschmackvollsten in Deutschland wächst. Der Name: Apfel ist auch ohne Zweifel keltisch, denn in der Bretagne, dem ächten Reste des Keltenlandes, nennt man den Apfel: „Aval." Die alten Gallier, hierin dem Kelten folgend, nannten ihn „Afalan" und von beiden Quellen aus ist der Weg zum Apfel nicht weit.

Ich habe mir die Bemerkungen über die edelste der Früchte, die am Holze wachsen und reifen, über die Traube, wie sie sich geschichtlich ergeben, bis zuletzt verspart.

Weißlich gelb, grün, roth und blau erscheint uns diese edle Frucht, groß- und kleinbeerig, früh- und spätreifend, mehr oder weniger aromatisch, aber immer wohlschmeckend,

erfrischend und erquickend und gesund, und ihr Saft, bald heller oder dunkler roth, bald grünlich weiß, bald hochgoldgelb, duftig, wohlschmeckend, belebend und stärkend, aber auch berauschend in hohem Grade. Wie verschieden sind die Weine nach Traubenart und Bodenbeschaffenheit und Lage gegen die Mittagsonne! — Und wie viel Einfluß hat auf den Wein und seine Vorzüge die Behandlung desselben im Fasse, von der Kelter ab.

Das Vaterland der Rebe und Traube wird südlich vom Kaukasus gesucht; aber auch in Indien wurde sie wildwachsend gefunden. Dafür spricht es, daß in einer der ältesten Sprachen Indiens, in der Sanskritsprache, ein ureigner Name für die Weintraube vorhanden ist. Aber über das Alles hinaus reicht uns das Zeugniß der heiligen Schrift, welche uns erzählt, daß Noah nach der Sündfluth die Reben pflanzte und Wein erzog. Es galt bisher als eine unumstößliche Wahrheit, die Rebe habe ihren Weltgang aus Asien über Griechenland nach Italien vollendet, habe Ausläufer nach Nord- und Südafrika gemacht, und sei durch die Römer in die rheinischen Lande, nach Frankreich und Spanien gebracht worden. Daß auch in Amerika einheimische edle Trauben sich fänden, wie z. B. die Catawba-Traube, wußte man nicht, und so wurde seitdem das alleinige Heimathland in Asien wieder zweifelhaft.

Aber über Alles wichtig sind die Mittheilungen des Herrn Brunner in Wiesloch bei Heidelberg, einem unermüdlichen Forscher und Pfleger der Rebenkultur. Derselbe war längst zweifelhaft darin geworden, daß am Rheine, am Neckar und an der Donau die Reben durch die Römer angepflanzt und die Reben dazu von ihnen aus Italien herbeigeschafft worden seien.

Er durchforschte die Uferstrecken des Rheines und des Neckars von dessen Einmündung in den Rhein bis in die Gebiete des Bodensees und fand in den Weidenanpflanzungen der flachen Ufer die Rebe — wildwachsend und fruchttragend, und zwar verschiedene Sorten weißer und rother Trauben, darunter eine Sorte, unserm rheinischen Riesling

sehr ähnlich, und eine rothe oder blaue Traube jener ähnlich, die wir in unsern Weinbergen bauen. Er versetzte diese Sorten in seine Rebschule, behandelte sie verbessernd und erzielte zwei vorzügliche, also einheimische Traubensorten. Ebenso fand er an den Ufern der Donau ganz dieselbe Urtraube wild wachsend.

Die Deutschen hätten demgemäß, und das ist der Schluß Dr. Brunner's, nicht auf die Römer zu warten brauchen, um sorgfältig und kunstgemäß Reben zu pflanzen und Wein zu erziehen, und der edle Weinstock wäre ein deutsches Landeskind und kein Asiat. Wenn nur nicht das Bedenken entgegenträte, daß diese wildwachsenden Reben ihren Ursprung von Reben und Traubenkernen hätten, welche der Rhein in seinen Uferweiden abgesetzt! also ein verwildertes Erzeugniß edler, gepflegter Reben! — Wenn nur nicht die Rheingauer Urkunden aus frühester Zeit von hunischen und fränkischen Reben und Trauben und Weinen, an den verschiedenen Weinorten des Rheingaues erzogen, redeten.

Einstweilen ist die Entdeckung Brunner's wichtig und anziehend genug, um Forscher zu tieferem Eingehen zu veranlassen.

Die Frage an und für sich wird also noch, und vielleicht noch lange, eine offene bleiben müssen, aber wie viel hin- und hergeredet werden wird, ehe sie erledigt ist, — wenn sie es überhaupt je wird — so ergibt sich doch aus dem, was ich, wenn auch noch so lückenhaft beigebracht, daß in Bezug auf das Pflanzenleben, wie im Menschenleben, eine gute Erziehung von entschieden veredelnden Erfolgen begleitet ist.

Eben als ich diesen Aufsatz vollendet hatte, kam mir das Ausland vom 15. Januar 1867 zu Gesichte, in welchem sich eine Darstellung unter der Aufschrift: „Der Ursprung der Culturgewächse" befindet. Ich nehme keinen Anstand, die Ergebnisse desselben hier nachzutragen. Von dem

Weizen ist es bekannt, daß er zu denjenigen Pflanzen gerechnet werden muß, deren Anbau in das tiefste Alterthum, unbezweifelt bis zu dem Ursprunge des Ackerbaues (die heilige Schrift weiset uns bis in die Zeit der Söhne Adams)

hinabreicht. Für das Alter des Anbaues solcher werthvollen Gaben Gottes ist es von Wichtigkeit, wenn eine der ältesten Sprachen der Welt, das Sanskrit, einen Namen dafür hat, und das ist bei dem Weizen der Fall. Daß ihn die alten Aegypter anbauten, geht daraus hervor, daß man diese Frucht, vollkommen der unsrigen gleich, in uralten ägyptischen Gräbern entdeckt hat. Im wilden, natürlichen Zustande hat man den Weizen zwischen den hohen Gebirgsketten und Gebirgsstöcken des mittleren Asiens und dem mittelländischen Meere gefunden, wo er noch heute wild wächst. Der Reisende Olivier hat ihn ebenso in Persien wild wachsend getroffen. Auch auf Bergen in Kleinasien will man ihn wild entdeckt haben. So wäre das Heimathland dieser edlen Frucht gefunden; aber noch eine andere Erscheinung ist dabei zu Tage getreten, die nämlich, daß, obgleich seit Jahrtausenden der Mensch diese schöne Mehlfrucht mit aller Sorgfalt anbaut, dennoch zwischen den Körnern des wildwachsenden Weizens und denen, welche ein sorgfältiger Ackerbau erzog, weder in der Größe des Kornes, noch in der Ergiebigkeit und dem Reichthum der Körner in der Aehre ein annähernd nur bedeutender Unterschied hat entdeckt werden können.

Wie wir sehen, hat der Mensch, als er Asien verließ, um des Herrn Absicht: „Erfüllet die Erde!“ zu erreichen, wie er seine gezähmten Hausthiere mit sich nahm, auch den Weizen, und wie wir sehen werden, andere segensvolle Gottesgaben aus dem Pflanzenreiche mit sich genommen, um sie an den Wohnsitzen, die er finden und wählen würde, sofort in den Boden zu senken, damit sie ihm ihren Segen wie in der alten Heimath spendeten.

Die Gerste ist ebenfalls schon im tiefen Alterthum in Aegypten und im gelobten Lande gepflanzt worden, gewiß aber zuerst in Aegypten. Wer denkt hier nicht an die Söhne Jacob's und ihren Zug, Früchte in dieser reichsten Kornkammer der Welt zu holen? — Neueste Entdeckungen haben es erwiesen, daß die zweizeilige Gerste wildwachsend in den Gegenden des Kaukasus und des kaspischen Meeres wie auch in Persien gefunden worden ist, und wo eine Pflanze ohne

menschlichen Bau, also, wie wir sagen, wild wächst, da ist offenbar ihre Heimath, ihr Vaterland; aber wer — welches Volk hat sie herübergeführt zu unseren Altvätern in Europa oder hat sie, wie den Weizen, auf seiner großen Wanderung mitgebracht und sie auf uns, die späten, späten Enkel vererbt? — Das ist eine jener Fragen, auf die uns jedenfalls die Geschichte die Antwort schuldig bleiben wird.

Der Kohl ist eine der merkwürdigsten Pflanzen der Erde, weil der Anbau und der menschliche, sorgsame Einfluß auf ihn von den merkwürdigsten Erscheinungen begleitet ist. Daran ist kein Zweifel, daß derjenige Kohl, dessen Samen unser Oel uns bietet, der Stammvater aller der zahlreichen edeln Kohlarten ist, die wir als Gemüse lieben, pflegen und erziehen. Wir finden diese Urart unzweifelhaft wildwachsend an den Meeresküsten Englands, Jütlands, Seelands und des nordwestlichen Frankreichs. Wie wunderbar aber ist die Mannigfaltigkeit der Arten, welche der Anbau aus ihr erzogen hat? — „Die Anschwellung des unteren Stengeltheiles hat den Kohlrabi hervorgebracht. Ueppigkeit von glatter Blattbildung ohne Kopfbildung z. B. den Butterkohl; durch Krauswerden der Blätter ist der Grünkohl entstanden, durch das Schließen der Blätter zu einem endständigen Kopfe der Weißkohl, der uns das Sauerkraut, den Sauerkohl liefert, wenn wir ihn mit Salzwasser einmachen. Rothe Blattfärbung der Blätter erzeugte den Rothkohl bei ähnlicher Kopfbildung, wie beim Weißkohl, der eine hellgrünliche Farbe behält. Waren die Blätter recht kraus und doch zart, so bildete sorgfältige Sonderung und Behandlung der blühenden Pflanze den Savoyerkohl oder Wirsing, das Entstehen seitlicher Köpfchen in den Achseln der Hauptblätter gab uns den Rosenkohl. Die aufmerksame Behandlung der Blüthenbildung erzeugte den Blumenkohl. Das Wunderbarste dabei ist, daß diese Bildungen aus der eigentlichen Mutterpflanze beständig geblieben sind, was natürlich dadurch bedingt war, daß man eine solche eigenthümlich sich zeigende Kohlpflanze von anderen sonderte, damit keine gemischte Befruchtung der Blüthen stattfinden konnte.

Zu dem bereits gedachten Hanf gehört der Nachweis, daß unser Hanf im nördlichen Indien und im kalten Sibirien wild wächst, aber schon in den frühesten Zeiten in Indien gebaut wurde zu dem Zwecke der Gewebebereitung, aber auch zu einem höchst verwerflichen. Man raucht nämlich in Indien die Blätter des Hanfs wie Tabak, und die Wirkung davon ist, daß der Raucher in eine wahre wahnsinnige Raserei versetzt wird. Auch bereiten die Aegypter jetzt noch ein „Gebräue" daraus, das auf die fürchterlichste Art berauscht.

In Europa hat man wildwachsend gefunden: die gelbe oder Moorrübe, die Dick- oder Runkelrübe, den Krapp oder die Färberröthe, den rothen Klee, den Sauerampfer in doppelter Art, den Hopfen, den Saffran, die Lupinen, die Erbsen und Wicken.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß unser Korn, der Roggen, zwischen den Alpen und dem schwarzen Meere, also in Europa zu Hause ist. Auch unser Hafer ist sehr wahrscheinlich ein Europäer und gar seine Heimath das südliche Europa.

Unser Buchweizen ist allem Anscheine nach ein Russe und seine Heimath das östliche Rußland. Unsere Linsen stammen vom Kaukasus, unsere Gurken sind ebenfalls aus Asien zu uns gekommen.

Ich habe diese sicheren Angaben kurz nachzutragen für nothwendig gehalten, weil es doch für uns Alle wichtig ist, das Vaterland der Pflanzen, welche für unseren Lebensunterhalt so bedeutend sind, zu kennen.

---

12. Schlußwort.

Die lieben Leser der Spinnstube wissen es bereits alle aus der Anmerkung auf der zweiten Seite des Jahrgangs 1869, daß in dem vorliegenden Büchlein der alte Spinnstubenschreiber zum letzten Male zu ihnen geredet hat, so wie er es 25 Jahre lang durch Gottes Gnade thun durfte.

Denn lange zuvor schon, ehe dieser Jahrgang gedruckt wurde, nämlich am 14. Oktober 1867, ist W. O. von Horn von dem Herrn abgerufen worden aus diesem Leben, und die ahnende Frage, welche er im Vorwort dieses Jahrganges gethan: „Wird mir der gnädige Gott vergönnen, diese Reihe von Jahrgängen der Spinnstube noch um etliche zu vermehren?“ — hat bald nachdem sie gethan war, ihre unumstößliche verneinende Antwort gefunden.

Es ist aber in jener bereits erwähnten Anmerkung den lieben Freunden der Spinnstube auch schon angekündigt worden, daß dieser Jubiläums-Jahrgang der Spinnstube noch nicht der letzte sein, sondern daß auch nach dem Tode ihres Begründers die Spinnstube fortgesetzt werden solle, theils mit den mancherlei Aufsätzen, welche sich in den hinterlassenen Papieren des Heimgegangenen noch vorfanden, theils mit den Beiträgen, welche namhafte und bewährte Volksschriftsteller liefern würden. Und daß damit die Wünsche vieler Spinnstubenfreunde erfüllt werden, haben die zahlreichen Anfragen klar genug erwiesen, welche mündlich und schriftlich sich um das Fortbestehen der Spinnstube erkundigten, und ihre Fortsetzung verlangten.

So soll denn, so der Herr will, auch im Jahre 1871 wieder die Spinnstube an den Thüren ihrer bisherigen Freunde und Leser anklopfen, und glauben diejenigen, welche es unternommen haben, sie in das zweite Vierteljahrhundert hinüberzuführen, der bisherige Herr Verleger und der Sohn des heimgegangenen Spinnstubenschreibers, der auch schon früher, wenn auch ungenannt, manchmal ein Wörtchen zu den lieben Spinnstubenlesern gesprochen hat, hier die herzliche Bitte nicht unterdrücken zu dürfen, daß alle die Thüren, welche bisher die Spinnstube als einen alten liebgewordenen Gast alljährlich eingehen ließen, auch für die Zukunft sich ihr nicht verschließen möchten! Was der neue Jahrgang bringen wird, soll und darf hier freilich noch nicht verrathen werden; aber die Zusicherung soll doch den lieben Lesern der Spinnstube nicht fehlen, daß sie, wenn auch nicht

in allen Stücken die altgewohnte Sprache, so doch die altgewohnte Gesinnung in der neuen Folge der Spinnstube wiederfinden werden, eine Gesinnung, wie sie sich bei Männern findet, die ein Herz haben für das wahre Wohl des Volkes und ein eifriges Bestreben, ihm mit ihren besten Kräften zu dienen.

Drum nur noch allen Freunden der Spinnstube ein herzliches

Gott befohlen!

und

Auf Wiedersehen!

Druck von Mahlau & Waldschmidt in Frankfurt a. M.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1871.

Begründet

von

W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern fortgeführt

von

H. Oertel.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstiche und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

Vorrede statt Schlußwort.

Wenn die lieben Leser diesmal die Spinnstube in die Hand nehmen, so sind hoffentlich die Kriegsstürme vorübergerauscht, unter welchen der Druck des Büchleins vollendet wurde, nicht ohne große Besorgniß des Herrn Verlegers, sowie des Herausgebers, daß am Ende nun eine Zeit kommen könne, die nach Büchern so friedlichen Inhaltes, wie die Spinnstube, nicht viel frage. Ist ja doch gleich der Anfang des Kampfes ein solcher, daß wir schon jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, mit Zuversicht hoffen dürfen, Gott, der Herr, der Lenker der Schlachten, werde das alte Sprüchlein in reichstem Maße wahr machen: „Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht", er werde nicht zugeben, daß Lüge und Unrecht den Sieg davontrage über Wahrheit und Recht, und daß deutsches Blut dazu diene, den verblichenen Purpur eines Kaiserthums „von Volkes Gnaden" wieder neu aufzufärben und einen Herrschersitz festzuleimen, der, weil ihm die rechte göttliche Stütze fehl, in allen seinen Fugen wankt und weicht.

Drum lassen wir getrost auch jetzt die Spinnstube hinausziehen, um sich ihren alten, will's Gott, auch hier und da einen neuen Leserkreis zu suchen. Und hat sie nun auch nicht nöthig die Handlangerdienste zu thun, die ihr das nachfolgende Vorwort zugedacht hat, da die allmächtige Hand des Herrn selbst das einigende Band nun so überraschend schnell um alle deutsche Herzen geschlungen und Eins gemacht hat, was nimmer hätte getrennt sein sollen, — sie will um so treuer darauf bedacht sein fort und fort, dies einigende Band an ihrem Theile stärken und befestigen zu helfen und den frischen, frommen, fröhlichen und freien Sinn zu pflegen, der, will's Gott, jetzt von bloßen Worten auch zu Thaten kommt und Blüthen und Früchte in unserem deutschen Volksleben treibt, wie sie dem Herrn im Himmel wohlgefallen.

So rufen wir denn aus tiefstem Herzensgrunde:

dem großen, einigen deutschen Vaterlande

Gott zum Gruße!

Den Gott, der sich so herrlich jetzt wieder an ihm bezeugt hat und immer herrlicher sich an ihm bezeugen wird, je mehr alle seine Männer wieder das köstliche Dichterwort beherzigen:

> **Wer ist ein Mann?**
> **Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut!**

je mehr alle seine Frauen und Jungfrauen wieder werden, was sie immer hätten sein und bleiben sollen, Pflegerinnen deutscher Sitte, deutscher Zucht, deutscher Frömmigkeit, und Verächterinnen all des schamlosen wälschen Tands.

Und wiederum

dem großen, einigen deutschen Vaterlande

den Herrn Jesum Christum zum Troste!

und zwar als den rechten Trost, der allein all die schweren Herzenswunden zu heilen vermag, welche im Kriege geschlagen werden, der allein wahrhaft trösten kann für Zeit und Ewigkeit!

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit 2 Holzschnitten) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1870. (Mit Holzschnitt) 7
3. Bücherblättlein für 1871. (Mit 2 Holzschnitten). . . 11
4. Das Glück auf Umwegen, erzählt von Josias Nordheim. (Mit 20 Holzschnitten) 14
5. Altes Gold. (Mit Holzschnitt) 113
6. Eine Anekdote. Von W. O. von Horn 115
7. Wie Zwei in einer Nacht curirt wurden. Von E. Frommel. (Mit 5 Holzschnitten) 117
8. Eine Anekdote 137
9. Silben-Räthsel. (Mit Holzschnitt) 139
10. Auf dem Bodensee. Von W. O. von Horn. (Mit 3 Holzschnitten) 140
11. Eine Anekdote 150
12. Siehe der Hüter Israel schläft und schlummert nicht! Von R. Fries. (Mit 11 Holzschnitten) 152
13. Räthsel. Von W. O. von Horn. (Mit Holzschnitt) . 200
14. Eine Anekdote 202
15. Altes Gold. (Mit Holzschnitt) 204

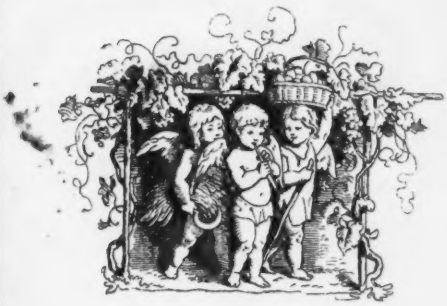

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Mit diesem lieblichen bedeutungsvollen Gruße tritt diesmal nicht mehr der alte Spinnstubenschreiber selbst vor Euch hin, Ihr lieben Spinnstubenleser, er, der 25 Jahre lang Euch diesen Gruß zugerufen und dann hintendrein gewöhnlich ein ernstes Wort zu Euch geredet hat, mit welchem er Euch auf den rechten Weg hinweisen wollte, darauf es mit unserem Familien- und Volksleben kommen muß, wenn demselben gründlich und in der rechten Weise soll geholfen werden. Denn wie Euch schon wiederholt gesagt worden ist, ruht dieser Euer alter Freund schon seit drei Jahren im Grabe, und nur seinem rastlosen Fleiße, der so gerne jede Stunde auskaufte, habt Ihr es zu danken, daß nach seinem Tode noch zwei von seiner eigenen Hand geschriebene Jahrgänge der Spinnstube erscheinen konnten, darunter der letzte von 1870 als der fünf und zwanzigste, als der Jubiläums-Jahrgang.

Jetzt ist es des alten Spinnstubenschreibers Sohn, der Euch den Gruß da oben zuruft. Denn wie ich Euch schon in dem Schlußworte zum vorigen Jahrgange der Spinnstube angekündigt, habe ich es in Gottes Namen übernommen, die Spinnstube in ihr zweites Vierteljahrhundert hinüberzuführen und darf wohl die Ueberzeugung hegen, daß damit die Wünsche Vieler in Erfüllung gehen, die das ihnen einmal lieb gewordene Buch nicht gerne entbehren mögen. Wenigstens sind derartige Wünsche und damit zusammenhängende Anfragen vielfach laut geworden und haben dem Herrn Verleger sowie auch mir den Muth gegeben, die Fortsetzung der Spinnstube zu wagen, wenn auch der Tod die Feder dessen zerknickt hat, der es so gut verstand, sich und seinem Buche ein warmes, sicheres Plätzchen in Euren Herzen zu erobern, dessen Name darum auch nach wie vor die Spinnstube schmücken soll, und auch mit gutem Rechte schmücken darf, da der alte W. O. v. Horn wenigstens eine Zeit lang noch selber hier und da in der Spinnstube zu Euch kommen wird. Denn in seinen hinterlassenen Papieren findet sich noch eine und die andere kleinere Erzählung, sowie altes Gold, Räthsel und Anekdoten, die er vorsorglich gesammelt hat, um auch in Zeiten der Dürre, wenn einmal das Geistesbrünnlein bei ihm weniger stark fließen sollte, doch immer etwas für seine lieben Leser bereit zu haben, und die diesen darum auch nicht vorenthalten werden sollen.

Da ich nun aber nicht selbst in die Fußstapfen des Vaters treten und ein neuer Spinnstubenschreiber werden kann, weil mir die reichen Gaben versagt sind, die der Herr dem Heimgegangenen verliehen hatte, so habe ich mich mit einer Reihe von Männern in Verbindung gesetzt, welche diese Gaben besitzen und so zu schreiben verstehen, wie es die Spinnstubenleser gerne haben: einfach, klar und volksthümlich, die auch alle vermöge ihrer Lebensstellung das Volk kennen in seinen Neigungen sowohl wie in seinen Bedürfnissen und von Herzen bereit sind, aus allen Kräften dazu mitzuhelfen, daß die Spinnstube auch in ihrer neuen Folge ein Volksbuch werde in dem besten und edelsten Sinne des Wortes.

Die Namen dieser Männer zu nennen, unterlasse ich hier. Der geneigte Leser wird sie schon aus diesem, und so Gott will, auch aus den weiter folgenden Jahrgängen der Spinnstube kennen und hoffentlich bald auch schätzen und lieben lernen. Nur soviel sei gesagt, daß es Männer sind, die in den verschiedensten Theilen unseres lieben deutschen Vaterlandes wohnen und das deutsche Volksleben also in seinen verschiedensten Färbungen, wenn ich so sagen soll, kennen und es mit seinen verschiedenartigen Sitten und Gebräuchen zu schildern wissen.

Geht dadurch auch auf der einen Seite freilich der einheitliche Ton verloren, welcher bisher durch die Spinnstube immer hindurchklang, weil alle ihre Geschichten und Aufsätze von einem und demselben Verfasser herrührten, so dürfte doch auch auf der andern Seite dadurch der Tadel abgestellt werden, der schon manchmal auf die Spinnstube geworfen worden ist, daß nämlich alle ihre Geschichten auf einem zu enge begrenzten Boden spielten und daß zumal die in ihr gebrauchte Sprech- und Ausdrucksweise eine solche wäre, die nur auf einem ganz kleinen Gebiete des deutschen Landes gebräuchlich, sehr Vielen aber aus dem weiten Leserkreise des Buches oft völlig unverständlich sei. Und es ist ja gewiß wahr, der verstorbene Spinnstubenschreiber war eine so durch und durch rheinische Natur, oder, um es noch richtiger und genauer auszudrücken, eine Natur von so ausgesprochenem Hunsrücker Gepräge, daß er weder in seiner Sprech- und Ausdrucksweise seine schöne, ihm so theure Heimath je hat verleugnen können und wollen, noch auch sich hat enthalten können, den Stoff zu seinen Erzählungen und die darin gegebenen Schilderungen des Volkslebens vorzugsweise aus dieser seiner Heimath zu entnehmen.

Ob der Tadel, der ihn deshalb nicht selten getroffen hat, ein berechtigter gewesen ist, mag dahingestellt bleiben; es sind aber jedenfalls bei Weitem die wenigsten der Spinnstubenleser gewesen, die in diesen Tadel eingestimmt haben. Aber für diejenigen, welche ihn glaubten erheben zu müssen, dürfte nun wohl der Grund zu solchem Tadel wegfallen,

wenn mehr oder weniger Jeder von ihnen fortan die Spinnstube in einer Sprache und in Ausdrücken reden hört, die ihm geläufig sind und die er sofort versteht, ohne daß er erst nöthig hat, sich lange über ihren Sinn bedenken zu müssen, um dann doch am Ende über den richtigen Sinn im Unklaren zu bleiben.

Und es wäre ja am Ende auch nicht unmöglich, daß die Spinnstube durch ihre Schilderungen des Volkslebens aus verschiedenen deutschen Gauen an ihrem bescheidenen Theile dazu mithelfen könnte, das einigende Band zu knüpfen, von welchem Alle, die das wahre Wohl des Vaterlandes auf dem Herzen tragen, auf das Innigste wünschen müssen, daß es alle deutsche Gauen immer fester und enger umschlingen möge. Und dazu sage ich aus tiefstem Herzen: Gott walt's!

Wenn aber so die lieben Leser und Freunde der Spinnstube vielleicht die altgewohnte Sprache von nun an in derselben vermissen sollten, Eins sollen sie ganz gewiß nicht vermissen, nämlich die altgewohnte Gesinnung, mit welcher das Buch schon so lange Jahre zu ihnen gekommen, und um deretwillen es bei ihnen ein lieber alter Hausfreund geworden ist.

Ein gesundes, nüchternes und thatkräftiges Christenthum, das ebenso ferne ist von Verläugnung oder auch nur Verschweigung der christlichen Wahrheit als von gehässiger Betonung der Unterschiede in dem Bekenntnisse; das ebenso wenig dem Drängen des unchristlichen Zeitgeistes Zugeständnisse macht, als es der finstern Kopfhängerei das Wort redet, die so wenig des Apostels Wort versteht: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: freuet euch!" — das soll der Boden sein, auf welchen die Spinnstube auch fortan sich stellt, wie sie bisher bestissen war, sich darauf zu stellen, und auf welchen sie, soviel der Herr ihren Mitarbeitern Kraft und Gnade dazu gibt, ihre lieben Leser immer tiefer und fester möchte gründen helfen.

Und wenn die eine Erzählung oder Anekdote den Lesern ein herzliches Lachen entlockt, die andere aber wieder die zartesten Saiten des Christenherzens erklingen läßt und mit

heiligem Ernſte auf das Eine, was allein noth iſt, hinweiſt, ſo denke ich, wird und kann daran Keiner, der ein rechter Chriſt iſt, Anſtoß nehmen. Denn menſchlich ſich freuen, wenn anders nur die Urſache der Freude keine ſündliche iſt, und einmal recht von Herzen lachen, wenn es anders nur nicht über ſchandbare Scherze und Narretheidinge geſchieht, welche dem Chriſten nicht ziemen, das darf ohne Zweifel auch ein rechter Jünger Deſſen, der Lucä 6, 21 ſeinen Jüngern als ein Stück der ihrer wartenden Seligkeit zuſagt, daß ſie einſt lachen würden; das kann unmöglich gegen den Willen Deſſen verſtoßen, der ſeinen Menſchenkindern das Lachen als Aeußerung ihrer Freude gegeben hat, und von dem es im heiligen Pſalmbuche ſelber heißt: „Aber der im Himmel ſitzt, lachet ihrer," nämlich der Gottloſen, die ſich wider ihn erheben wollen. Freilich, wer ohne Sünde lachen will, der muß erſt über ſeine Sünden weinen gelernt und Den geſucht und im Glauben ergriffen haben, der alle Traurigkeit in Freude verwandeln kann und will, den Herrn und Heiland Jeſum Chriſtum.

Und Den ihren lieben Leſern zum Troſte zu wünſchen und Gott zum Gruße, will denn auch die Spinnſtube nach wie vor nicht müde werden, wie ſie es ja da vorne gleich wieder thut.

Je mehr in dieſen unſern Tagen der böſe Geiſt des Unglaubens und der Feindſchaft wider den Herrn und ſeinen Geſalbten auch in diejenigen Kreiſe einzubrechen droht, die ihm bisher mehr oder weniger noch verſchloſſen waren, in die Kreiſe des eigentlichen Volkes, des Bürger- und Bauernſtandes, darin auch die Spinnſtube ihren eifrigſten und treueſten Leſerkreis ſucht und hat, deſto mehr thut es noth, daß ein Buch, welches wirklich ein Volksbuch ſein und das wahre Wohl des Volkes fördern helfen will, gegen dieſen Geiſt des Unglaubens und der Chriſtusfeindſchaft Zeugniß gibt und auch den Schein meidet, als neige es ſich zu Denen hin, von welchen 1. Joh. 4 geſchrieben ſteht: „Und ein jeglicher Geiſt, der da nicht bekennet, daß Jeſus Chriſtus iſt in das Fleiſch gekommen, der iſt nicht von Gott. Und das

iſt der Geiſt des Widerchriſts, von welchem ihr habt gehöret, daß er kommen werde, und iſt ſchon jetzt in der Welt." — Wer es mit ſeinem Volke wirklich und aufrichtig wohlmeint, der kann ihm ja ſeinen beſten, köſtlichſten Troſt nicht rauben laſſen, den nämlich, daß wir durch den Herrn Jeſum, den fleiſchgewordenen Gottesſohn, mit Gott verſöhnt und zu ſeinen Kindern angenommen ſind, die im Leben und im Sterben, in Zeit und Ewigkeit ſich ſeiner erbarmenden Vaterliebe getröſten dürfen.

Darum ſei und bleibe es der alte Gruß, der auch fortan wie früher an der Spitze jeder Spinnſtube ſteht:

Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Wer nun dieſen Gruß nicht ſcheut, oder auch nur nicht denkt, er könne ebenſo gut wegbleiben als daſtehen, der ſei willkommen in der Spinnſtube und ſehe einmal zu, was er darin findet. Und iſt das nach ſeinem Sinne und denkt er, davon für ſich und die Seinigen etwas profitiren zu können, ſo werde er auch der Spinnſtube in ihrer neuen Geſtalt ein treuer Freund, der ihr gerne ſeine Thüre aufſchließt, und ſage, wenn er dies Buch geleſen hat, ſo, wie ich jetzt Euch Allen zurufe:

Auf Wiederſehen!

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1870.

Der heimgegangene Spinnſtubenſchreiber hat im letzten Jahrgange der Spinnſtube nur zwei Räthſel gebracht, die beide zuſammen auf Seite 167 ſtehen. Und arg ſchwer hat er es ſeinen lieben Leſern auch nicht damit gemacht trotz der ſo bedenklich lautenden Verſicherung vorne, wo er die Löſung der Räthſel aus dem Jahrgange 1869 gibt, (Nota bene. 1868 iſt dort ein Druckfehler!) er wolle nämlich fortan neben leichteren auch ſchwerere Räthſel zu rathen geben. Der Spinnſtubenſchreiber hat halt ſeine Leſer zu lieb' gehabt, als daß er ihnen hätte zumuthen können, ſich wirklich, wie man ſo zu ſagen pflegt, über ſeinen Räthſeln den Kopf zu zerbrechen. Er mag auch wohl gedacht haben, heutzutage kämen im Leben zuviel anderweitige Dinge und Fragen vor, an denen man ſich den Kopf zerbrechen, und zuviel anderweitige harte Nüſſe, an denen man tüchtig zubeißen müſſe, um in der harten Schale den ſchmackhaften Kern zu finden, als daß ſeine Leſer Zeit und Luſt behielten, an Spinnſtubenräthſeln ihre Gedanken zu verſchwenden und an den harten Nüſſen, die darin vorgelegt werden, ihre Zähne zu verderben. Und nicht wahr, Unrecht hat er damit nicht gehabt?

Die beiden Räthselchen von Anno 1870 hat nun gewiß auch Jeder leicht gerathen. Und wenn es nicht so ein alter Spinnstubenbrauch wäre, jedesmal im folgenden Jahrgange zu sagen, was die vorigjährigen Räthsel bedeuteten, so hätte ich diesmal gar nicht nöthig zu sagen, daß das erste Räthsel von Anno 1870 das Wort „Mark" in seinen verschiedenen Bedeutungen vorlegt, das andere aber von dem „Ohre" redet.

Wer nämlich nur ein bischen Geographie in seiner Schule gelernt und von seinem Lehrer nicht blos in Asien, Afrika, Amerika und Australien spazieren geführt, sondern auch in die nähere und engste Vaterlandskunde eingeführt worden ist, der weiß es, daß in Preußen verschiedene Landstriche den Namen „Mark" führen, wie die Mark Brandenburg, die Uckermark und Neumark.

Und das Mark in den Bäumen kennt auch gewiß Jeder, der sich in seinen Bubenjahren Knallbüchsen aus Hollunder gemacht hat und noch weiß, wie viele Mühe es ihm da gekostet hat, das weiche, schwammige Mark aus dem abgeschnittenen Stocke herauszubringen und denselben zu einer inwendig ganz glatten Röhre herzustellen.

Das fettige Mark in den Knochen aber zu kennen, welches diesen ihre Kraft gibt und ganz besonders in den Knochen der Arme nicht fehlen darf, wenn dieselben zum Arbeiten und Brodverdienen tüchtig sein sollen, dazu braucht man weder ein Metzger zu sein, der mit Thierknochen handthiert, noch ein Doktor, der sich mit Menschenknochen muß zu schaffen machen, wo es nöthig ist, (nichts für ungut, ihr Herren Doktoren, von wegen der Zusammenstellung!) — sondern man braucht nur an die Markklöschen zu denken, die in der Fleischsuppe so appetitlich schwimmen und noch appetitlicher schmecken, oder aber da, wo sich die Hausfrau nicht bis zu Markklöschen versteigt, an das aus den Knochen herausgekochte Mark, das ohne allen Zusatz in der Suppe schwimmt und, auf Brod gestrichen und mit Salz bestreut, auch nicht übel schmeckt. (NB. muß aber, wenn es den Magen nicht verderben soll, ganz warm und, weil es sehr leicht erkaltet, fast so schnell gegessen werden, als der geneigte Leser diese Worte liest!)

Das andere Räthsel nun redet, wie schon bemerkt, von dem „Ohre“ und denkt an alle die verschiedenen Bedeutungen, in welchen dies Wort gebraucht wird.

Zunächst ist natürlich das Ohr gemeint, wodurch der Mensch wie das Thier hört, dieses wundersame Gebilde, von dem man meinen sollte, es müsse Jeden, der seine innere Einrichtung kennt, oder sie sich von einem Gelehrten einmal zeigen und beschreiben läßt, auf das Unwiderstehlichste von der Allmacht und Weisheit des Schöpfers überzeugen, der Alles so herrlich und weislich einzurichten versteht. Wer nun die Worte eines Anderen mit diesem Ohre anhört und sie so in sich aufnimmt, von dem sagt man sprüchwörtlich: er leiht dem Redenden das Ohr, während von Dem, der die Worte eines Andern nicht anhören mag, ebenfalls sprüchwörtlich gesagt wird, er verschließe dem Redenden sein Ohr; und wer recht genau etwas hören will, zumal etwas leise Geflüstertes, der muß sein Ohr zum Munde des Redenden neigen. Item, ein Christenmensch sollte aber nur solchen Worten sein Ohr leihen, die da werth sind, ein Stockwerk tiefer als das Ohr, nämlich in das Herz zu kommen, es aber fest verschließen gegen Alles, was nicht lieblich ist und nicht wohllautet und deshalb nur dazu dienen kann, das Herz zu beflecken und von dem rechten Wege abzuziehen.

Auch redet das Räthsel von den Ohren an den Kochtöpfen und Geschirren aller Art, nämlich von den Handhaben, woran man die Geschirre hebt und die ganz besonders bei den Kochtöpfen nöthig sind, weil man sich sonst abscheulich daran die Finger verbrennen kann. Warum man diese Handhaben gerade Ohren nennt, an vielen Orten wenigstens, weiß ich nicht anders zu erklären als daher, daß dieselben ebenso von den Geschirren abstehen wie die Ohren vom Kopfe. Das aber weiß ich aus reicher Erfahrung — und meine liebe Frau weiß es noch besser! — daß der Herr „Niemand“, der die Töpfe zerbricht, sich am allerliebsten und am allerersten an ihre Ohren macht.

Lange Ohren sind bekanntlich, wenn auch nicht gerade eine besondere Zierde, so doch ein besonderes Kennzeichen des

Eſels, und deshalb meint das Räthſel, es ſei immer ein ſchlimmes Ding, wenn auch ein Menſch lange Ohren habe. Denn die böſe Welt ſei dann gar zu geneigt, ihm auch in Betreff ſeiner geiſtigen Fähigkeiten einige Verwandtſchaft mit dem ehrſamen grauen Müllersknecht zuzutrauen, den ja bekanntlich noch ſelten Jemand wegen ſeiner Schlauheit gerühmt hat. Wer kann freilich wiſſen, was für feine und ſublime Gedanken in ſo einem Eſelskopfe hinter den langen Ohren ſtecken! Pflegt man ja doch auch von einem gewitzten Menſchen zu ſagen: „Der hat's hinter den Ohren!“ Wie viel kann da erſt möglicherweiſe hinter den großen Eſelsohren ſtecken! Item, bei Solchen, die ſich über die langen Ohren eines Menſchen in beſagter Weiſe luſtig machen wollen, darf aber jedenfalls das Sprüchwörtchen nicht zutreffen: „Ein Eſel ſchimpft den andern „Langohr“!

Daß man auch wohl die umgebogenen Ecken in den Büchern, durch die man ſich in der Eile oder weil Einem ein Buchzeichen fehlt, die Stelle kenntlich macht, bei welcher man im Leſen ſtehen geblieben iſt, daß man auch die „Ohren“, hier und da auch „Eſelsohren“ nennt, weiß der geneigte Leſer gewiß noch von ſeiner Schulzeit her, hat auch vielleicht noch dieſe oder jene geſalzte „Ohrkappe“ in der Erinnerung, wodurch ihm der Lehrer oder Vater etwas handgreiflich bemerklich machte, daß es nicht anſtändig ſei, ſolche Ohren in die Bücher zu machen. Und wenn dieſe oder auch eine andere derartige handgreifliche Bemerkung die gewünſchte Wirkung hervorgebracht hat, ſo ſage ich, mit Verlaub!, noch nachträglich: Proficiat!

3. Bücherblättlein für 1871.

Wenn ich mit der Auflösung der Räthsel einem alten Spinnstubenbrauch gefolgt bin, so will ich das nun auch in Betreff eines anderen Gebrauches thun, den der alte Spinnstubenschreiber besonders in den ersten Jahrgängen der Spinnstube eingeführt hatte.

Da hat er nämlich die Freunde in der Spinnstube jedesmal auf eine Reihe guter Bücher aufmerksam gemacht, die sie neben der Spinnstube an den langen Winterabenden lesen könnten, und hat sich damit, wie ich weiß, manchen schönen Dank verdient. Denn je besser die Spinnstube gefiel, desto eher war sie ausgelesen, und was dann nachher anfangen, wenn durch solch' ein schönes Gelese der Appetit zum Lesen erst recht gekommen war?

Die Leihbibliotheken in den Städten und Städtchen sind ja leider fast durchweg mit Büchern der schlimmsten Art angefüllt, die das Gift des Unglaubens, der Sitten- und Gottlosigkeit manchmal so fein, daß man es kaum merkt, in das arglose Herz hineinspritzen; und noch dazu ist es mit dem Lesegeld, womit man sich dieses Gift kauft, eine so theure Geschichte, daß Einer sicherlich zehnmal klüger thut, er kauft sich für sein gutes Geld ein gutes Buch, das nachher denn auch sein Eigenthum ist und das er zum Austausche

gegen andere Bücher an gute Freunde und Nachbarn wieder verleihen kann, als daß er dem Buchbinder seine Kreuzer und Groschen in die Tasche steckt für die schlechten schmierigen (merke: die schmierigsten sind fast durchweg die schlechtesten) Bücher, die er von dem bekommt und von welchen er nichts zurückbehält als das Gift im Herzen.

Diesmal scheint es mir nun ganz unumgänglich nothwendig, der Spinnstube wieder einmal solch' ein Bücherblättchen mit auf den Weg zu geben. Denn ihre lieben Leser und Freunde möchten doch gewiß gerne die Männer etwas näher kennen lernen, die jetzt und fortan in der Spinnstube zu ihnen reden und ihnen erzählen; und das können sie natürlich nur aus ihren Büchern, die dieselben bereits geschrieben haben. Ich will es drum nicht versäumen, solche Bücher hier zu nennen, die von den Mitarbeitern an der Spinnstube verfaßt sind, und nach denen Jedermann getrost greifen kann, wenn er die Spinnstube ausgelesen hat und nun nach anderen Büchern verlangt und sich umsieht, die langen Abende mit dem Lesen derselben in nützlicher und gesegneter Weise herumzubringen. Ich kann freilich und will auch nur diejenigen Bücher hier nennen, die ich selber kenne.

Das ist denn zunächst ein Büchlein mit dem Titel:

Knechtsgeschichten sammt einer Knechtepredigt von Josias Nordheim. Hamburg, bei der Agentur des Rauhen Hauses.

(NB. Der Verfasser dieses Büchleins, von dem auch gleich nachher die erste größere Geschichte ist, hat eigentlich einen anderen Namen: aber wenn ein Bücherschreiber sich hinter einen angenommenen Namen verbergen will, so darf man anständiger Weise seinen wirklichen Namen nicht eher nennen, als bis er es selber thut. Der Name thut ja am Ende auch nichts zur Sache, sondern die Hauptsache ist immer die, daß das Buch gut ist!)

Weiter nenne ich zwei Büchlein von E. Frommel, dem Verfasser der zweiten größeren Geschichte in diesem Buche, nämlich:

1. **Aus einem Kellnerleben**, eine Geschichte aus dem Leben. — Ebenfalls im Verlage des Rauhen Hauses zu Hamburg erschienen.
2. **Aus der Hausapotheke** für Gesunde und Kranke, für Jung und Alt, für gute und böse Zeit. — Barmen 1868. Verlag von J. F. Steinhaus.

Endlich sind von dem Verfasser der dritten größeren Geschichte zu nennen:

1. **Bilderbuch zum heiligen Vater Unser.** Neun Erzählungen von N. Fries. 4. Aufl. Itzehoe bei Ad. Nusser. 1869.
2. **Unseres Herrgotts Handlanger**, von demselben Verfasser und in demselben Verlage.

Ich wiederhole noch einmal, daß ich diese sämmtlichen Bücher selbst kenne und sie mit gutem Gewissen empfehlen kann als solche, an welchen die Leser nicht allein eine gute Unterhaltung haben, sondern aus welchen sie auch noch etwas Rechtes lernen können für ihr äußeres wie für ihr inneres Leben.

Wenn ich nun aber auch noch ein Büchlein erwähne, das ich seiner Zeit selber geschrieben habe, so geschieht das nicht in der Meinung, ich könnte mich, was das Bücherschreiben angeht, den vorgenannten Männern kühn an die Seite stellen, sondern ich thue es nur ganz bescheidentlich deshalb, weil das Büchlein von einem Manne handelt, den die Spinnstubenleser kennen und liebhaben und von welchem etwas Näheres zu hören vielleicht Manchem unter ihnen eine Freude ist. Der Titel dieses Büchleins, das im Verlage von Jul. Niedner in Wiesbaden erschienen ist, lautet nämlich:

W. C. von Horn (Wilhelm Oertel), ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild, für das deutsche Volk gezeichnet von Einem, der ihn lieb gehabt hat.

Und damit für diesmal Gott befohlen!

4. Das Glück auf Umwegen,

erzählt von Josias Nordheim.

Vorwort des Erzählers.

Der theuere alte Spinnstubenschreiber hat noch die Freude gehabt, die silberne Hochzeit mit seiner Spinnstube vorzubereiten. Erlebt hat er dieselbe nicht. Es ist einmal so, daß auch der treufleißigste Arbeiter einmal für immer Feierabend machen muß. Es wäre aber doch Schade, wenn's im deutschen Land keine Spinnstuben für Frauen und Mädchen geben und keine Spinnstubengeschichten mehr erzählt werden sollten. Nun ist aber auch der Schmiedejakob allbereits ein alter Knabe geworden, von dem man nicht wissen kann wie lange er noch seine Erlebnisse, Erfahrungen und Geschichten zum Besten zu geben vermag, und ob er überhaupt noch etwas davon herausrücken wird nun, da sein alter Freund, der Spinnstubenschreiber dem er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte, heimgegangen ist. Da hat denn des alten Spinnstubenschreibers Sohn an Etliche hin und her geschrieben und ihnen gesagt: kommt und helft die Spinnstube fortsetzen und beim Leben erhalten, und Jeder gebe das Beste was er zu geben hat hervor, auf daß die Spinnstubengemeinde nicht nur hübsch beisammen bleibe, sondern wachse und zunehme „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt," auch in Amerika drüben. Zu diesen Etlichen gehört denn auch meine, des Josias Nordheim Wenigkeit.

So mache ich denn vor allen den lieben Gästen und Genossen der lieben alten und doch alle Jahre neuen Spinnstube hiermit mein bescheidenes Kompliment (zu deutsch: meinen ehrlichen Kratzfuß) und bitte Euer Liebden es mit mir zu versuchen, ob wir für einander taugen: ob Euch meine Weise ansteht, meine Geschichten behagen, ob Ihr mein altes oder neues Gold als brauchbares gediegenes Spinnstubengold anerkennen könnt.

Was die Geſchichten anlangt, ſo kann man ja freilich allerlei Geſchichten erzählen: wahre oder erdachte, einfache oder künſtlich ausgeſponnene Geſchichten aus alten und aus neuen Zeiten, luſtige über denen die Hörer laut auflachen oder gar ins Schnupftuch beißen müſſen, und ſchaurige bei denen es Einem eiskalt den Rücken hinunterläuft, hinwiederum Geſchichten aus den alten Räuber- und Ritterzeiten oder welche aus dem heutigen Reußen und Preußen, vaterländiſche oder ſolche von jenſeits des Meeres her, wo die Wilden noch mit vergifteten Pfeilen auf ihre Feinde ſchießen und ihren Kriegsgefangenen bei lebendigem Leib die Haut über die Ohren ziehen. Meine Geſchichten haben alle mit einander nichts Romantiſches, wie man's nennt, und auch nichts Künſtliches. Ich erzähle vielmehr gleich dem Schmiedejakob, unſerm guten alten Freund, lauter wahre ſelbſterlebte Geſchichten. Ich habe ſie Euch wirklich nicht etwa ſelber ausgebrütet wie die Henne ihre Jungen, ſondern aufgeleſen hab' ich ſie, wo und wie ich ſie fand. Nur die Namen und andere Nebendinge kommen auf meine Rechnung. Und ſie ſind alle aus der Weiſenſtadter Gegend, wie auch die die von dem Joſias Nordheim anderwärts ſchon erzählt worden ſind.

Ihr fragt mich da wohl: paſſirt denn da in und um Weiſenſtadt herum gar ſo viel, daß du immer Vorrath haben wirſt? Ich antworte aber: das iſt in und um Weiſenſtadt nicht anders als in der ganzen übrigen Welt. Man muß nur Augen im Kopf haben, ſo ſieht man Euch zur Rechten und zur Linken eine merkwürdige Geſchichte um die andere paſſiren, und ich meine eben an ſolchen Geſchichten iſt mehr zu profitiren als an allen Ritter- und Räubergeſchichten und Romanen der ganzen Welt zuſammen. Hat denn nicht in jedem Ort ſo manches Haus eine gar merkwürdige Geſchichte? Iſt nicht am Ende jeder Menſch ein lebendiges Stück Geſchichte? Wär's doch die Frage, ob nicht manches werthe Mitglied der Spinnſtubengemeinde ſelbſt für eine höchſt lehrreiche Geſchichte zu brauchen wäre, ob nicht an Deinen Lebensgängen, der du dies

lieſeſt oder mit anhörſt, entweder Gottes Güte oder Gottes Ernſt in einem beſonders deutlichen Spiegel zu erblicken wäre! Denn wie man's treibt, ſo hat man's nachher, das iſt eine alte ewige Wahrheit, die beſtätigt ſich in London und Paris, Wien und Berlin gerade ſo gut wie in und um Weiſenſtadt, und zwar Tag für Tag von neuem. Wo der Menſch hinkommt, da bringt er auch ſeine Weiſe mit, ſeine Weisheit oder ſeine Narrheit, ſeine Beſonnenheit oder ſeine Leichtfertigkeit, und daraus ſchießt denn oft ein gar merkwürdiges, ſeltſames Gewebe zuſammen. Alſo nichts für ungut, wenn meine Geographie nur in Ausnahmefällen über Weiſenſtadt und Umgegend (wo ich einmal zu Hauſe bin) hinausgeht. Und noch einmal: nichts für ungut, wenn in dem wohlverehrlichen Spinnſtubenpublikum hie und da jemand ſagt: iſt denn der neue Spinnſtubenſchreiber ein Doktor Allwiſſend, daß er mir die Geheimniſſe meiner eigenen Lebensgänge abgelauſcht hat?

Meine erſte Geſchichte heißt alſo: Das Glück auf Umwegen. Sie fängt in Herbſtadt an, alſo bekanntlich drei Stunden von Weiſenſtadt ſelbſt. Ich kann aber nichts dazu, wenn ſie nachher nach Schallungen hinuntergeht, dann gegen ihre eigene Rechnung nach Herbſtadt zurück muß, auf einmal auch einen weiten Abſtecher übers Meer hinüber macht, um endlich in Herbſtadt und Schallungen abzuſchließen. Ob es heißen wird: Ende gut, alles gut, darf ich natürlich nicht verrathen. Wer mir aber nicht traut, der iſt eingeladen bei dem Franzenſchneider und ſeiner Mariebarb in Schallungen ſelbſt nachzufragen, ob alles auch wirklich ſo paſſirt iſt wie ich's nun berichten werde, und wer nicht wiſſen ſollte wo Weiſenſtadt (nicht Weißenſtadt) liegt, ob im weſtöſtlichen oder nordſüdlichen Deutſchland, der ſoll nur im nächſten Poſtamt nachfragen.

I.

Die Mariebarb war des Wagners zu Herbſtadt einzige Tochter, alſo eines Handwerkers Kind. Aber das Handwerk hatte bei dem Meiſter Braungardt keinen güldenen Boden

und nicht einmal einen kupfernen. Seine Wagnerei ging nicht allzustark. Seine Konkurrenz war den Wagnermeistern in Petersburg und Hamburg nicht gefährlich, machte nicht einmal denen zu Schöppenstadt und Ummerstadt Ungelegenheiten. Er war mit sehr seltenen Ausnahmen Meister, Geselle und Lehrjunge in einer Person. An den steigenden Holzpreisen war er so unschuldig wie meine Katze, und seinetwegen hätte man keinen Stecken Nutzholz auf der Eisenbahn verladen müssen; ja ich kann versichern, es wär' ihm eigentlich am liebsten gewesen wenn die ganze Menschheit auf ihre eigenen Spazierhölzer angewiesen wäre, so hätte er doch nicht so viel Noth mit der Herstellung von Transportmitteln gehabt.

Eigentlich hätte er der erste Wagnermeister der ganzen Gegend sein können. Denn was er einmal fertig brachte, damit hätte man im Galopp über das steinigte Arabien kutschiren mögen, es wäre nicht aus dem Leim gegangen; und es hatte eine Art und ein Ansehen überdies, es verrieth den Mann der sein Handwerk verstand. Nur hätte er's eben gern gesehen, wenn Hobel und Säge, Stemmeisen und Bohrer ihren Weg von selbst gefunden hätten, gegen Schwielen in der Hand hat er daher keinen Kreuzer an den

Doktor oder Apotheker bezahlt. Gleichwohl wurde er bei dieser Sparsamkeit von den Gulden und Thalern im Sack nicht allzuhart gedrückt. Er fing's eben nicht darnach an, auf Extrapost vom Fleck zu kommen. Hatte er einmal Geld geborgt, um einen vortheilhaften Einkauf an Buchen- oder Birkenstammholz abzuschließen, oder war er seinem Lieferanten selbst das Geld für die Waare schuldig geblieben, so dachte er: das Borgen wäre schon eine gute Einrichtung, wenn nur das fatale Bezahlen nicht wäre! Wollte sich aber jemand für sein Darlehen etwa damit bezahlt machen daß er einen neuen Leiterwagen auf Lichtmeß bei ihm in Bestellung gab, dem hätte man's schriftlich geben können: deine Ochsen müssen noch zu Martini am alten Gefährte ihr Futter verdienen. Zum Ueberfluß war der Meister Wagner auch ein Meister Gutschmecker, war in der Regel da zu finden, wo es etwas Apartes an Gänseviertein, frischen Bratwürsten oder anderen Schnabeleien zu verzehren gab. Das bischen Feldbau das er neben seinem Handwerk betrieb, warf ihm wohl das halbe Brod für die Haushaltung ab. Aber wenn bei einem Faullenzer die rechte Hand der Profession und die linke dem Ackerwerk gehört, so verläßt sich gern die eine Hand auf die andere, und der Eigenthümer beider Hände kommt weder mit der Profession noch mit der Feldwirthschaft auf einen grünen Zweig.

Die Wagnerin paßte zu ihrem Mann in ihrer Weise. Sie war wohl eine Wühlerin in der Arbeit. Es war beinahe ein Weltwunder wenn es im Dorf hieß: die Wagnerin hat einmal das Gesangbuch unter den Arm und das weiße Fürtuch über die Hände genommen. Auch kümmerte es sie nicht wenig daß ihr Eheherr so langsam im Verdienen, so hurtig im Verzehren war. Aber sie hatte mehr Arbeitstrieb als Arbeitsverstand. Daher versah sie's oft in der Hauswirthschaft, worüber ihr oftmals mit der Faust oder dem Ellenmaß der Verdienstorden angehängt worden ist. Einmal ließ sie die jungen Schweinchen krepiren, weil sie ihnen das Futter zu heiß vorgesetzt; ein andermal heizte sie den Backofen zu wenig, daß das Brod sitzen blieb, und was der

Kunststücke mehr waren die sie dem Katherlieschen im Mährchen abgelernt. So wollte denn freilich das Wetterglas der Wagnersleute nicht auf „beständig" stehen bleiben. Und so war auch das eine Zeit lang alljährlich zu bestreitende Kindbett ein fortwährendes Hinderniß ruhiger Tage, obwohl schließlich nur zwei Kinder am Leben blieben, der Hanjörg als das älteste, die Mariebarb als das jüngste. Es ist einmal so in der Welt, daß man den Karren so viel leichter vom Trocknen in's Nasse als vom Nassen in's Trockne schiebt.

Da hatte denn die Mariebarb keine allzufröhliche Kindheit. Wer kann's ausreden, was einem Kind fehlt wenn die Aeltern nicht viel werth sind, nicht liebreich zusammenstehen. Und eben auch in dem letzteren Punkt war's in ihrem Aelternhaus nicht zum besten bestellt. Der Wagner und die Wagnerin waren just kein Exempel von ehelicher Zärtlichkeit. War er grob wie Bohnenstroh und herb wie altes Birkenholz, so hatte sie, mit Züchten zu reden, ein loses Maul und im losen Maul eine böse Zunge. Da gab's denn Lärm und Krieg genug im Haus, und das Ende war gewöhnlich ein handgreiflicher Friedensschluß, der auf der Haut der Wagnerin mit brauner, blauer und gelber Tinte noch eine gute Weile nach der Unterzeichnung zu lesen war. An solcherlei farbigen Denkzeichen fehlte es denn auch den Kindern nicht, was für die Mariebarb freilich doch einen Vortheil hatte: sie lernte auf den Treffer passen und ihren Kopf zusammennehmen, um nicht in die hainbuchene väterliche Justiz zu gerathen. Denn eine strenge und harte Erziehung ist doch immer besser als keine oder eine weiche und schlaffe Erziehung.

Merkwürdiger Weise trat das Kind sonst wenig in die älterlichen Fußstapfen. Das Sprüchwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, behält doch nicht immer recht. Gott geht oft gar verborgene Wege mit einer Menschenseele. Daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an Kindern und Kindeskindern, ist eben doch ein alttestamentlicher Spruch, kein neutestamentlicher. Die Sünden der Aeltern können auch Ursach werden daß ein Kind offene Augen bekommt,

Gutes und Böses von einander zu unterscheiden. Die Mariebarb wird wohl die tieferen Elemente einer reinen Gottesfurcht im Aelternhaus nicht in sich aufgenommen haben. Aber sie lernte doch bei Zeiten nützliche Vergleiche anstellen. Sie bemerkte daß in andern Häusern freundlicheres Wetter war und die Bewohner dabei besser fuhren. So war's z. B. bei dem Beckenmichel, dem Vetter ihrer Mutter, der sie aus der Taufe gehoben hatte, wenn nicht er selbst, aber doch seine Frau. Der Beckenmichel war einer der wenigen größeren Bauern von Herbstadt, das bekanntlich wegen des großen Ritterguts meist nur kleine Leute und Hintersitzer hat. Der Herr Pathe war wohl ein wenig zäh und filzig, wie's die reichen Bauern gern sind, und schämte sich der armen Freundschaft und des Pathenkindes. Aber das Pathenkind war doch angenehm, wenn's in nothwendiger Zeit ein Kind auf die Arme nahm oder sonst zur Hand ging. In diesem Haus konnte sie denn mit Augen sehen, wie es in einer wohlgeordneten Haushaltung hergeht, wie da Eins in's Andere greift. Ihrer Frau Pathe zumal sah sie bei ihrem offenen Sinn in der Haushaltung mancherlei ab, was sie von der ungeschickten Mutter nimmer gelernt hätte. Und das war gut für ihr späteres Fortkommen. Auch sonst hatte sie ein gutes Lob als ein bescheidenes, anstelliges Kind, das die Leute aus seinen großen blauen Augen offenherzig ansah, freundlich guten Tag und guten Abend bot.

Nach ihrer Schulzeit hätte sie gern ohne Weiteres ihr eigen Brod gegessen. Der liebe Gott hat sie indeß da erst in die Schule der Geduld geführt, und das auf längere Zeit als ihr lieb war. Die Pathe hätte sie gern in ihren Dienst genommen. Aber der Wagner wollte nicht Ja zur Sache sagen. Dummheit und Stolz sind allewege gern Kameraden. Die Leute, erklärte er öffentlich im Wirthshaus, sollten doch nicht sagen: der Wagner in Herbstadt zieht seine Kinder für die Bauernhansen groß. Sein Fleisch und Blut wär' nicht dazu da, sich von fremden Leuten herumhudeln zu lassen. Ueberhaupt wär' die Welt nicht zu einem Schuhwisch für die großen Herren geschaffen. —

So ein Hansnarr berechnet nicht, was ein Kind von vierzehn Jahren das Jahr hindurch zu unterhalten koſtet. Die wagnerliche Weisheit hatte ihre eigene Rechnungsart. Das Mädchen könnte, ſagte er, ohne einen förmlichen Dienſt Geld genug verdienen helfen. Wenn ſie mit ihrer Mutter beim Feldbau tüchtig in's Geſchirr ginge, ſo könnte er ſelbſt beſſer am Handwerk hängen. Die zwei Weibsleute könnten dann auch manchen Taglohn mitnehmen. Der Gutsverwalter lärme ja ohnehin das ganze Jahr nach Arbeitskräften im Dorf herum.

So mochte alſo das Mädchen weinen und die Mutter ſcharmuziren und geifern wie ſie wollte: es blieb bei dem Machtgebot des hochwohlweiſen Hausherrn, und ich weiß nicht wie lange das Verhältniß noch fortgedauert hätte, wäre dieſelbige Weisheit nicht auf einmal — oder vielmehr nach und nach — über ihre eigenen Füße geſtolpert und eines ſchönen Wintervormittags geduldig am Boden liegen geblieben. Ueber des Wagners Häupten hatte ſchon lange ein Donnerwetter geſtanden, er hatte es nur nicht für ſo gefährlich genommen. Als ein läſſiger Zins- und Schuldenzahler hatte er ſchon manch hübſches Stück Geld in die Gerichte und zu den Advokaten getragen. Darüber hatte er ſich mit den Preppacher Juden eingelaſſen, die einem dummen Bäuerlein, wenn's auch Wagenräder machen kann, im Handumwenden den Strick um den Hals ziehen, hatte einen Borg bei ihnen gethan auf zweite Hypothek. Darüber machten etliche Leute, von denen er nur auf Handſchrift Geld entnommen, verdrießliche Geſichter; er aber ſtieß noch grobe Reden aus wenn er gemahnt und gedrängt wurde. Und in Folge davon ſtand es auf einmal ſchwarz auf weiß zu leſen im Weiſenſtadter Wochen- und Amtsblatt, die Herren vom Gericht würden ſich die Freiheit nehmen, die Braungardt'ſchen Realitäten zu Herbſtadt dem Meiſtbietenden zuzuſchlagen, und würden den Wagner nicht einmal fragen ob er's auch zufrieden wäre. Und ſo geſchah's. Haus und Aecker erſtand der gnädige Herr, und das war ein Glück, denn der hatte ein Einſehen und ließ den Meiſter Wagner vorläufig noch als Miethsmann im Quartier, — wenn ſo ein

Gutsherr auch auf seine Herrenarbeit und Galageschirr nicht eingerichtet ist, so wär' er doch auch ein übeldraniger Mann.

Von dieser unfreiwilligen Lektion ist der Meister Wagner wohl nicht sogleich ein weiser Salomo geworden. In etlichen Dingen aber lernte er doch ein Fragezeichen an seine bisherige Weisheit setzen. Und so ward denn, es waren drei Jahre, nachdem unsere junge Freundin aus der Schule entlassen war, der väterliche Consens dazu ertheilt: die Mariebarb soll sich einen Dienstherrn suchen.

Schade nur daß es mit dem Pathen jetzt vorbei war. Der hatte jetzt gerade Dienstleute nach seinem Herzen. Auch rechnete er so: der Gevatter Wagner ist ein heruntergekommener Mann und ein Gutschmecker obendrein; wenn man dessen Tochter in Diensten hat, so ist das Brod im Brodschrank und das Salz im Faß und das Fett im Schmalztopf vor Liebhabern und Helfern nicht sicher. Es ist ja eine alte Erfahrung daß die Vorräthe in der Speisekammer und im Keller gern Beine und Flügel kriegen, wenn man verarmter Dorfs- oder Stadtleute Kinder in Diensten hat, vollends wenn diese Leute zugleich aus der eigenen Freundschaft sind. — So pfuscht also der Meister Wagner in's Schreinerhandwerk, macht der Mariebarb eine neue Lade, streicht sie auch mit allen möglichen bunten Oelfarben lustig an, malt einen Engel mit Flügeln darauf, umher stehen die Worte: „Maria Barbara Braungardt aus Herbstadt. Das Wenige das ein Gerechter hat, ist besser denn das große Gut vieler Gottlosen." Und mit dieser Ausrüstung geht es denn in den ersten Dienst.

Wohin? Antwort: nach Schallungen, einem Ort den der Leser auf der Landkarte, wenn sie genau ist, zwei Stunden aufwärts von Weisenstadt an der Steinach unfehlbar finden wird. Es ist ein freundliches, nicht großes, aber wohlhabendes Dorf; gegenüber an der Steinach, ein halb Stündchen davon liegt Saarfeld, das Kirchdorf, in welches Schallungen eingepfarrt ist. Dorthin hatte sich die Mariebarb um guten Lohn verdungen zu einer wohlhabenden wohlangesehenen Wittwe, Eva Barbara Korn mit Namen,

die denn an der Herbſtadter Wagnerstochter, dem hübſch gestalteten, freundlich dreinſehenden jungen Dienſtmädchen Wohlgefallen hatte und ſich als eine chriſtliche Hausmutter auch vornahm, Mutterſtelle an dem jungen Blut nach Kräften zu vertreten. Ob es wohl Frucht bringen wird? Das Mädchen war trotz ihrer häuslichen Verhältniſſe im Ganzen noch ziemlich unverdorben geblieben. Eine tiefere Gottesfurcht und Gottesliebe hatte in ihrem Herzen wohl nicht Wurzel geſchlagen. Doch der empfangene Schul- und Jugendunterricht hatte wenigſtens gute Eindrücke bei ihr hinterlaſſen. Zu Fleiß und Treue ſchien ſie geſchaffen. Sie hielt ſich ſauber an Leib und Kleidung. Loſe gemeine Reden bekam ſie in und außer dem Haus wohl zu hören, aber von ihr ſelbſt kam nicht leicht ein unſchönes Wort. Vor ſchlechtem Umgang bewahrte ſie ſchon die Strenge des Vaters, noch mehr aber die Liebe und Freundlichkeit der Pathe, bei der ſie beſonders an den Winterabenden wohl aufgehoben war. — Solch ein Kind nun gleicht einem Acker. Guter Weizen und Unkraut kann darauf wachſen, je nachdem, es kommt nicht nur auf Sonnenſchein und Regen an — denn die gleiche Witterung iſt ja für alle Felder da, — ſondern auch auf den der den Acker im Bau hat.

Jetzt hat ſie das Glück gehabt eine gute Pflegerin zu finden an der erſten Herrnfrau. O wenn dir's nur gelingt, du treue ehrliche Seele, als Gottes Engel die Unſchuld zu behüten, das zarte Röslein vor'm Gifthauch böſer Lüfte zu bewahren, die junge Pilgerin auf dem ſchmalen Steig der Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten! Iſt es doch wahrlich auch ein Engelsgeſchäft, ſolch junges friſches Leben das ohne Erfahrung in die Welt hinaustritt, unter den Schatten ſeiner Flügel nehmen, ihm mit freundlichem Rath zur Hand gehen wo es ſich etwa auf abſchüſſige Pfade verlaufen will. Ach wenn doch jedes Mädchen das dienend unter den Leuten ſein Brod ſuchen muß, ſolch eine mütterliche Freundin fände, die ſich auf ſein Beſtes verſteht, ſich um die Bewahrung ſeiner Seele kümmert! Wie ſo manche Jungfrau würde ihre Wege zu künftigem Glück geebnet finden und viel Roſen

pflücken ihr Lebenlang. Aber siehe, das Engelsgeschäft liebreicher mütterlicher Pflege hat an ihr niemand versehen wollen, darum bleibt ihre Gottesfurcht nicht nachhaltig, ihre guten Vorsätze werden zu Dunst und Wasser, die Welt und ihre Lust gewinnt Raum in ihrem Herzen, die Eitelkeit und Gefallsucht wird zu einer offenen Thür durch welche der Verfucher Eingang gewinnt!

Wenige Tage nach dem Dienstantritt war der heilige Dreikönigstag, wie ihn die Schallunger noch heute nennen. Als die Mariebarb aus der Kirche kam, mußte sie ihrer Herrnfrau die Predigt erzählen. Und sie hatte sich wenigstens die Nutzanwendung gemerkt. Der Epiphaniastag, hatte der Saarfelder Pfarrer gesagt, wäre gar ein feiner Tag für den Dienstwechsel des Gesindes. Es wäre wohl für Knechte und Mägde die erste Regel: Gott gefürchtet, und die zweite:

ausgehalten, und nicht sogleich einen anderen Dienst gesucht wenn etwa da ein Thaler mehr an Lohn zu haben wäre, oder dort ein Tüchlein oder Leder zu einem Paar Schuhsohlen und ein Pfund Wolle mehr. Aber die Weisen aus Morgenland wären ja doch auch gewandert sich einen besseren Herrn zu suchen, hätten ihn auch gefunden in Bethlehem an dem heiligen lieben Christkind. Darum sollten alle Dienstherren und Dienstfrauen sich als des Herrn Christus Stellvertreter bei ihrem Gesinde ansehen, die Dienstboten aber sollten an ihrem himmlischen Herrn festhalten, ihm zu Lieb' und Ehren dem irdischen Herrn hold, treu und unterthänig sein, dazu dem hellen Stern des göttlichen Worts fleißig nachgehen, lieber zum Gotteshaus kommen als ins Trink-, Tanz- und Lusthaus laufen. — So was, sagte darauf die Kornsevebarb, bringt unser Herr Pfarrer auf heiligen Dreikönigstag alleweil vor, thu' nur darnach, so wirst du gut fahren! Dazu wollen wir denn sagen: walt's Gott, und hiermit das erste Kapitel schließen.

II.

Das zweite Kapitel könnte die Ueberschrift bekommen: wie die Mariebarb Aufsehen zu machen beginnt. Womit denn? Schwerlich wohl mit ihrem Kleiderstaat. Der Inhalt ihrer Lade ging an Luftmangel nicht zu Grund. Die Mäuse von ganz Schallungen hätten darin Jahrstag halten und noch immer Platz vermiethen können. Sie hatte wohl einen Sonntagsrock und zwei Schürzen, von denen war die eine alt und die andere nicht neu, ein buntes Kopftuch das zu seiner Zeit schön gesehen hatte, und eine Kirchen-

haube mit breiten schwarzen Bändern die noch ein wenig Glanz hatten, aber nicht viel, dazu auch einige Paare Hemden, von denen war eins noch neu, die andern waren durch aufgeflickte Lappen zur Noth noch im Kurs zu erhalten. Aber, lieber Himmel, was soll ich eine lange und breite Beschreibung ihres Inventariums machen. Das gab kein Aufsehen in Schallungen, sondern ein Herabsehen von Seiten anderer von Haus aus besser versorgter Mädchen. Aller Anfang ist eben schwer, bei einem jungen Dienstmädchen vollends, das einen Hans Ohnesorgen zum Vater und ein Katherlieschen zur Mutter hat. Die Herrnfrau hatte Erbarmen und mußte bald da bald dort nachhelfen, bald mit abgelegten Strümpfen, bald mit Flicklappen oder mit sonstigem Material zum Ausbessern.

Aufsehen hat sie aber dennoch gemacht. Sie hatte eine Gottesgabe mitgebracht von Herbstadt herunter. Sie war eine feine anmuthige Dirne, gerade aufgewachsen wie eine Wachskerze, schmuck und munter wie ein junges Reh, zart und wohlgebildet von Angesicht, daß sie in vornehmer Kleidung hätte für ein Edelfräulein gelten mögen; aus den Augen blickte sie so liebreich und freundlich heraus, auch ihre Manieren waren so einfach und ansprechend, es hätte einer ein Klotz sein müssen, der sich nicht ihrer Nähe oder Gegenwart gefreut hätte. War das nicht auch eine werthvolle Gottesgabe? Ich weiß ja wohl was im Reiterlied steht:

Ach wie bald, ach wie bald
Welket Schönheit und Gestalt!

Ein edel Gemüth ja ist mehr werth als alle leiblichen Vorzüge. Und doch wer will mir's ausstreiten: es ist eben leibliche Schönheit auch eine Gottesgabe. An so 'nem jungen hübschen Menschenkind hat man's so sinnenfällig vor sich, wie der Mensch ein herrliches Kunst- und Meisterwerk Gottes ist, geschaffen nach Gottes eigenem Bild. Solch ein Mädchen, bei Leuten jedes Standes und Alters ist es eine willkommene Erscheinung, die Herzen sind Festungen die sich ihm ohne Kanonen von selbst aufthun. Wie das Veilchen und Maiblümlein einen wundersamen Duft um sich her ver-

breitet, ſo geht ein Zauber von einem Menſchen aus der von Gott mit Wohlgeſtalt und angenehmer Geſichtsbildung begnadigt iſt. Wo er hinkommt, da iſt er gern geſehen, ſeine Erſcheinung iſt eine Sprache die ohne Mund und Ohren überall verſtanden wird. Und es muß ja nicht ſein, daß ein hübſches Mädchen am liebſten vor'm Spiegel ſteht oder ſich aufbläht wie ein ſtolzer Pfau!

Die Mariebarb, nunmehr ſiebenzehn Jahre alt, konnte ſich mit den ſchmuckſten Schallunger und Saarfelder Bauerntöchtern meſſen. Gerade bei ihrem ärmlichen einfachen Anzug leuchtete ihr liebliches Geſichtchen mit doppeltem Glanz. In Schallungen hieß es bald: die Schulzentöchter ſind ein paar grauſam ſchöne, aber neben der Mariebarb ſtehen ſie doch wie die Sternlein wenn der Mond aufgeht.

Es wurde auch bald bekannt im Ort: die Kornsevebarb iſt mit dem neuen Dienſtmädchen zufrieden, es iſt kein Heißmädchen, das nicht weiter geht als man's ſchiebt, ſondern eine die ſelber Augen im Kopf hat und merkt wo etwas anzugreifen iſt. Sie wußte bald Beſcheid im neuen Geſchäft, verſtand an alles und jedes eine Art zu machen, die Arbeit ging ihr von der Hand, mit den Kindern verſtand ſie wohl umzugehen. Dazu wußte ſie auch ihre Worte wohl zu ſetzen, konnte verſtändige Antwort geben und brachte beſcheiden vor was ſie ſagte. Nicht anders als ſauber und ordentlich hergerichtet ſah man ſie über die Straße und an die Arbeit gehen. In dieſem letzteren Stück hatten die Schallunger und Saarfelder Mädchen eine ganz andere Art, auch die reichſten. Wenn die am Sonntag zur Kirche gingen oder ſonſt bei feierlichen Gelegenheiten, hei, wie waren ſie da herausſtaffirt, gleich Stadtmamſellen, mit allerlei Putzwerk, mit Seidentüchern und Manſchetten und Spitzenkrägelchen, und an den Fingern hingen vergoldete Ringe; — ſo eine wäre, nach den Kleidern zu urtheilen, ihre fünfzig Gulden und Thaler werth geweſen, und mehr noch. (Jetzt wackeln ſie gar mit Krinolinen durch die Welt und ſehen da juſt aus wie aufgeputzte ägyptiſche Pyramiden, nur rund ſtatt viereckig.) Aber kommt man zu ihnen in's Haus, ach

du liebe Zeit, wie sieht's da um dieselben herrlichen Frauenzimmer so ganz anders aus! Die Sonne will schon gesegnete Mahlzeit zum Fenster hereinrufen, und du könntest welchen begegnen die kaum noch das Gesicht gewaschen, noch kein Haar in Ordnung gebracht haben. Wie zerzaust hängt die Perrücke auf die Augen herunter, wie schlaff baumelt das Mieder an der Brust, wie windschief sitzen die zerrissenen Unterkleider um den Leib herum, und was für einen Eindruck macht es dazu noch, wenn die vornehmen Bauernfräuleins ohne Strümpfe und Schuhe umherwandeln wie Adam und Eva im Paradies, und schämen sich nicht einmal, ob auch ein Fremder in's Haus kommt, als ob's eben so sein müßte: am Sonntag hoch aufgedonnert in Herrlichkeit, die Woche über in Unordnung und Unsauberkeit! Hören und Sehen, Hunger und Durst könnt' Einem über solch einem Wechsel vergehen. Wie ist da die Hoffart so groß und die Scham so klein, wie fliegt die Narrheit so hoch und die Zucht und der Anstand muß wie ein weggeworfener Plunder am Boden liegen! — Dergleichen war die Herbstadter Wagnerstochter nicht gewohnt. Die war in dem Stück ein Spiegel der Selbsterkenntniß für die reichen Schallunger Bauerntöchter. Denn Herbstadt war wohl nicht gerade eine Tugendschule, aber in manchen Dingen war da doch Gutes zu lernen. Die Herbstadter Mädchen sagten, lieber wollten sie sich ein Loch in's Knie bohren lassen, als daß sie barfuß über die Straße oder an den Brunnen liefen, und wäre eine Vormittags mit ungeordnetem Haar in's Futter gegangen, die Spatzen hätten's auf allen Bäumen und Spalieren ausgesungen!

Das war also schon ein Aufsehen und ein gutes Stück Aerger und Spott obendrein. Denn das ist so die Art der Menschenkinder: jedem Narren gefällt seine Kappe, und das Bessere, ob man's gleich im Stillen anerkennen muß, wird doch gern laut bespöttelt als Großthuerei. Eine reiche Schallunger oder Saarfelder Bauerntochter bekommt ja einen Mann, sie mag auf Saffian oder auf paradiesischem Sohlenleder gehen!

Vom Aufſehen aber das die Herbſtadter Wagnerstochter in Schallungen macht, iſt noch mehr zu ſagen. Es waren ein Paar Augen da, die konnten an dem freundlichen lieblichen Menſchenkind bald nimmer vorbei. Sie gehörten einem jungen Schneider an. Beinahe hätte ich geſagt: nur einem Schneider. Dafür aber hätte ich Maulſchellen verdient, und das von Rechtswegen. Als ob die Menſchheit ohne Schneider beſtehen könnte! Als ob nicht der König gerade ſo gut wie der Bauer zum Mann mit der Nadel ſchicken müßte, wenn er einen neuen Rock haben will! Als ob nicht die Tüchtigkeit und Treue, ſondern der Stand den Werth eines Menſchen beſtimmte! Vollends bei der armen Wagnersmariebarb von Herbſtadt wird's nicht heißen: nur ein Schneider, ſondern vielmehr: ſogar ein Schneider hat ein Auge auf ſie geworfen, noch dazu ein braver und geſchickter.

Denn das war der Fritz, der junge Franzenſchneider, wie er in der ganzen Umgegend hieß. Zwar allzujung war er eigentlich nicht, bereits am Ausgang der zwanziger Jahre. Dafür war er ein ganzer Mann auf ſeiner Profeſſion, geſchickt in der Arbeit, zuverläſſig gegenüber ſeiner Kundſchaft. Bei ſeinem Vater, dem alten Franz, hatte er gelernt, in ſeinen Wanderjahren in großen Städten bei den erſten Meiſtern in Arbeit geſtanden. Das Zuſchneiden und wo da die Vortheile ſtecken, daß an den Kleidungsſtücken nichts Eckiges und Steifes zu ſehen iſt, ſondern alles anliegt als wär's angegoſſen oder aus den Gliedern ſelbſt herausgewachſen, das hatte er begriffen ſo gut wie der Hofſchneider einer königlichen Majeſtät. Auf die Frauenſchneiderei verſtand er ſich nicht minder als auf die Hoſen- und Weſtenfabrik, ſeine Kundſchaft lief an der Steinach hinauf und bis eine Stunde über Weiſenſtadt hinunter. Ein tüchtiger Schneider iſt wie ein geſchickter Doktor, zumal wenn er ein Worthalter iſt und ſeinen Kunden nicht zu tief in die Geldtaſche greift: ſein Ruf dringt vom Land auch durch die dicken Stadtmauern, er bekommt Arbeit, die Stadtmeiſter mögen neiden und läſtern wie ſie wollen. Der Franzenfritz arbeitete wohl noch mit ſeinem Vater auf einerlei Rechnung. Aber es lag an

seinem Geschick, daß zu Zeiten vier, ja sechs Gesellen in dem kleinen Schallunger Schneidershäuschen Verdienst hatten. Auch war er sonst ein richtiges Männlein, allem abhold was Lumperei und Untugend heißt, still und mehr in sich hineingezogen als es sonst in der Schneidersart zu liegen pflegt; aber es galt auch von ihm: stille Wasser sind tief. Ein kluger Kopf der sich nicht leicht hinter's Licht führen ließ, und doch auch die gute Stunde selbst, einer der kein Wasser trüb machte, friedlich und verträglich, bescheiden und anspruchslos. Niemand hätte ihm etwas Unrechtes nachsagen können; ihn zu einer Schelmerei aufzufordern hätte von seinen Kameraden keiner das Herz gehabt, bei dem wär' er an den unrechten Mann gekommen; eine Art von Respektsperson für die Burschе von Schallungen und Saarfeld und in den nahegelegenen Ortschaften, das war er.

Bei dem also, bei dem jungen Franzenschneider — bei den Leuten hieß er auch wohl der Franzenfritz — hat das Mädchen von Herbstadt im besonderen Sinn Aufsehen erweckt. Kein Mensch hätte so etwas vermuthet, er selbst am allerwenigsten. Er hatte noch auf kein Mädchen ein Auge gehabt. Vor lauter Tuch und Futter, vor Knöpfen und Nähseide hatte er nicht an's Heirathen gedacht, das hatte bis jetzt gar nicht in seinem Weg gelegen. Seine Mutter sorgte getreulich für's Hauswesen, viel übriger Platz war auch nicht da.

Aber jetzt auf einmal war etwas anders geworden in der Schneidersseele. Zum erstenmal in seinem Leben war's ihm durch den Sinn gefahren: Fritz, du wirst doch einmal heirathen müssen, es wird nichts helfen, zu jung bist du nicht mehr, die Mutter wird nach ein paar Jahren nicht mehr können wie sie will, das Geschäft erfordert eine Frau, die Mariebarb gibt einmal eine gute Schneidersfrau ab, sie ist flink und reinlich, sie weiß zu reden mit den Leuten, für's Andere wird Gott sorgen.

Eine merkwürdige Veränderung in dem sonst so ruhigen Schneidersblut. Er mocht' es anfangen wie er wollte, er brachte das Mädchen bald nicht mehr aus dem Sinn. Hatte

er neue Mannskleider unter den Händen, ſo mußt' er an ſeinen zukünftigen Hochzeitsſtaat denken; ſchuf er ein Kleidungsſtück für ein Frauenzimmer, ſo kam ihm die Frage: wie's wohl meinem Mädchen anſtehen würde? Darüber ging ihm die Nadel noch einmal ſo flink, das Zuſchneiden flog ihm nur ſo von der Hand, jetzt wußte er erſt wozu er ein tüchtiger Schneider geworden war. Der Himmel ſah ihm blauer aus, die Sonne ſchien ihm freundlicher zum Fenſter herein, und wenn der Fink draußen auf dem Birnbaum neben dem Hausgärtchen ſang:

Wollte flicken, wollte flicken,
Hatte aber keinen Zwir . . . n,

ſo wär' er am liebſten ſelbſt der Fink geweſen, wäre hinunter geflogen vor's Fenſter der Kornsevebarb, hätte an's Fenſter gepickt und nachgeſehen: wo iſt ſie jetzt, mein lieber Herzensſchatz, auf dem Feld oder in der Scheune, hinter dem Waſchzuber oder am Kochtopf? — Es iſt eben auch ein Wunder Gottes, was ſo in einer Jünglingsſeele vorgeht wenn einmal der Funke einer herzlichen Liebe in den Zunder der Empfindungen hineingefallen iſt. Eine neue Frühlingswelt geht da auf im Gemüth, es treibt und knospt in der ganzen inwendigen Natur, es wallt das Blut ſo lebhaft und fröhlich durch die Adern, das Herz will in Sprüngen gehen, die Welt wird ſo weit, die Gedanken wogen ſo ſanft auf und nieder wie ein Kornfeld das ſich im Abendwind ſchaukelt. Wer mag's recht ſagen und beſchreiben und erklären, was das für ein neues Leben iſt im Innerſten der Menſchennatur.

Der ehrliche Franzenfritz macht auch kein Hehl aus ſeiner Neigung. Geht das Mädchen vor ſeinem Haus vorüber, ſo iſt er gewiß am Fenſter und winkt ihr einen Gruß zu. Geht er aus, ſo richtet er's ein daß er vor ihren Fenſtern vorüber muß. Begegnet er ihr, ſo müſſen ein paar Worte mit ihr gewechſelt ſein, ich weiß nicht iſt's von Kreide und Nähſeide oder von Himmel und Sonnenſchein. Und er meinte es treu und ehrlich. Eine bloße Liebelei wäre ſeine Weiſe nicht geweſen. Das iſt ja auch mein Lebtag kein

ehrlicher Bursch von treuem Herzen, der einem Mädchen etwas in den Kopf setzen mag das er doch zu heirathen nicht vorhat, und kümmert sich nicht darum was in dem armen Köpfchen darüber vorgeht. Dem Franzenfritz war's voller Ernst mit der Sache, ob er auch anfänglich keiner Seele ein Wörtchen davon gesagt hat.

Wie er bei dem Mädchen damit angekommen ist? Darum wird sich's freilich handeln. Denn ob auch ein Herz ganz Feuer und Flamme geworden wäre, zu einer Liebe die zum fröhlichen Ende führen soll, gehören eben der Herzen zwei. Damit war's aber nun bei der Mariebarb eine gar eigene Sache. Das gute Kind begriff im Anfang gar nicht worauf der Franzenschneider eigentlich hinauswollte. Sie hielt den Liebhaber mehr nur für einen Plauderer, der gern mit jedermann anbindet wo er einem begegnet. Allmälig ging ihr wohl ein Licht auf, aber es war ihr gerade an dem Liebhaber nicht viel gelegen. Welches Mädchen von siebzehn, achtzehn Jahren denkt nicht: wenn ich einmal einen Schatz haben sollte, das und das müßte er sein, ein Schmied oder ein Schreiner, ein Doktor oder ein Apotheker, ein Baumeister oder ein Schulmeister; und so und so müßt' er aussehen wenn er mir wohlgefallen sollte. Einen Schneider aber hatte die Mariebarb just nie begehrt, ich weiß nicht warum. Und zum Ueberfluß sah eben der Franzenschneider ganz anders aus als sie sich den zukünftigen Schatz gedacht hatte: keine üble Figur, aber doch keine stattliche; die Wangen nicht lederfarb, aber doch nicht recht fleischfarb — wie soll's anders sein bei einem Schneider, der Jahr aus Jahr ein reiten muß und darf doch kein Chausseegeld zahlen — die Geberden nicht widerwärtig, aber doch so wenig anmuthig; das Benehmen nicht hölzern und linkisch, aber doch nicht recht munter und herzhaft; der ganze Mensch nicht wie eine Vogelscheuche, aber doch eben kein Magnet. Solch ein junges Ding hat von Haus aus keine Ohren dafür, wie wenig bei einem glücklichen Zusammenleben auf körperliche Aeußerlichkeiten ankommt. Mit einem Schneider wäre sie am Ende schon noch zufrieden gewesen, den Franzen-

schneider hätte sie wenigstens umgießen mögen, wie Blei das man in dem Blechlöffel über's Licht hält und nachher wenn's flüssig worden ist in's kalte Wasser laufen läßt. Wenn sie einmal durchaus einen Schatz haben sollte: eines Haupts müßte er länger sein, rothe Backen, schwarze Augen, lockige Haare müßte er haben, einen Schnauzbart über'm Mund, so etwa wie die Bursche aussehen wenn sie ein Jahr unter den Soldaten gewesen sind. Sie hatte auch überhaupt noch keine Heirathsgedanken. War sie doch eben erst in Dienste getreten, wollte sich Kleider schaffen und wo möglich etwas an Geld ersparen. Jetzt hat sie auf einmal einen Liebhaber, sie weiß kaum wie sie dazu kommt — o Franzenfritz, was bist du sogleich so stürmisch und nimmst es so ernstlich? Was klopfst du nicht bei einem älteren Mädchen an, wenn durchaus geheirathet sein muß? Oder muß es einmal die Wagnerstochter von Herbstadt sein, warum willst du nicht lieber noch ein Jahr oder vier warten, dann wiederkommen und anfragen, bis dahin haben sich ja Beide besinnen können!

Ihre Herrnfrau, die Wittwe Korn, war freilich ganz anderer Meinung. Ihr kam die Sache wohl auch in die Quere. Einer brauchbaren ordentlichen Magd gibt man lieber ein neues Dinggeld als ein Hochzeitsstück. Aber sie verstand sich auf's Glück ihrer jungen Dienstmagd besser als diese selbst. Mariebärble, hat sie gesagt, du bist wohl noch ein junges Ding, und ich wollt' dich schelten, hättest du dich dem Franzenschneider selber angetragen; denn ein Mädchen muß sich suchen lassen, nicht selber suchen, sonst taugt sie nichts, und wenn's eine Schulzentochter wäre. Aber daß dich der Franzenfritz begehrt, dazu kannst du nichts, ich kann auch nichts dazu. Und jung freien läßt nicht gereuen, sagt das Sprüchwort. Ich bin mit Meinem, tröst' ihn der liebe Gott, auch achtzehn Jahr' alt zusammengesprochen worden, und hab' mich darüber nicht zu grämen gehabt. Der Franzenfritz ist wohl kein Maulmacher, er sieht nach nicht viel aus, aber er meint's ehrlich, sein Geschäft ernährt eine Frau, mit dem geht keine zu Grund, der wird's einmal

weiter bringen als dein Vater, nimm's nicht für ungut. Die Mädchen die mehr nach einer hübschen Mannsperson sehen, als nach dem Herzen ob's treu und zuverlässig ist, und bilden sich ein hinter feurigen Augen und einem Schnauzbart müßten auch allerlei Tugenden versteckt sein, die kommen mit ihrer Neigung meist an den Unrechten, es geht ihnen hernach, wie wenn jemand mit einem seidenen Kleid im Holz spazieren geht, daß ihm an Dornen und Disteln die Fetzen hängen bleiben. Du hast dich bei mir gut angelassen, sagte sie noch dazu, mir sollt' es lieber sein wenn wir viel Jahre miteinander haushielten. Aber es wär' mir 'ne Sünde wollt' ich dein Glück hindern, solche Liebhaber wie der Franzenschneider kann man nicht mit dem Besen auf der Straße zusammenkehren; für ein armes Ding wie du ist so einer vollends 'ne Rarität, was von Gott kommt, dem muß der Mensch nicht zuwider sein.

Das hat sie gesagt, die treue Seele. Es kam ihr vor, als hätte der liebe Gott dem unerfahrenen Kind sie sammt dem Franzenschneider expreß als Schutzengel in den Weg gesendet.

Als einen solchen sah sich der auch selber an. In Herbstadt war die Mariebarb noch auf keinen Tanzboden gekommen. Sie war noch sonntagsschulpflichtig gewesen, und das Gesetz auf welches im Weisenstädter Landgericht streng gehalten wird, verbot ihr daher noch die Theilnahme an öffentlichen Tänzen. Als aber jetzt die Schallunger und Saarfelder ihren Pfingsttanz hielten, wär's wohl am gescheitesten gewesen, der Fritz hätte gesagt: Mariebärble, was wollen wir auf den Tanzboden gehen, noch kein Mensch ist klüger heruntergekommen als er hinaufgekommen ist. Aber die Sache war eben damals schon im Gang, das Mädchen wollte doch auch mit ihresgleichen fröhlich sein, ihre Herrnfrau erhob keine Einwendungen — im Vertrauen gesagt, die Weiber von Schallungen können miteinander die Fiedel nicht hören bis sie nahe daran sind, und ich will wetten es bleibt keine zu Haus wenn das junge Volk in's Tanzhaus geht, es müßte denn erst kurz zuvor ein Sterbefall in der nächsten Freundschaft gewesen oder eine schwere Krankheit im Hause

sein. Der Franzenfritz war auch nicht dawider. Und er wankte und wich nicht von seines Mädchens Seite. Wie ihr guter Geist war er immer in ihrer Nähe. Er konnt' es wohl nicht hindern daß sie auch von andern Burschen zum Tanz aufgezogen ward. Wenn aber einmal die Rede ging: der Franzenfritz und die Mariebarb werden ein Paar, so hatte nicht leicht einer das Herz ein leichtfertiges Wort in das Mädchen hineinzureden oder sich einen zweideutigen Scherz gegen sie herauszunehmen, woran es bei den Schallunger Tänzen — bei viel anderen leider auch — sonst nicht zu fehlen pflegt.

Ei wenn doch jedes unerfahrene Mädchen das einmal zur Musik gehen will solch einen Schutzengel hätte, da würde wohl manche in Ehren bleiben, die eben in der Lustbarkeit den ersten Schritt zur Verleugnung ihrer Unschuld thut. Das soll ja gerade die reine Liebe: eine Burg und Schutzwehr der Ehr' und Unschuld soll sie sein, um den Frieden des Gemüths soll sie eine Mauer bauen, schirmen und bewahren soll sie, und schon dadurch segnen und beglücken.

So wär's denn auch das kürzeste, lieber Leser, wir bestellten für das Paar sogleich das Aufgebot in Herbstadt und Saarfeld, und wir sähen miteinander zu ob etwa ein Stück Hochzeitskuchen für uns abfiele, der Kürze wegen könnt' ich's verzehren auf deine Gesundheit. Aber man darf das Punktum nicht eher setzen als bis der Satz fertig ist, hat mein alter Freund Schulmeister gesagt. Mit dem Aufgebot könnten wir üble Dinge anrichten. Denn erstlich hat der Franzenfritz zur Mariebarb wohl schon allerlei, aber doch noch kein Wort vom Heirathen und von der Hochzeit gesagt, er meint das wird sich schon finden wenn's Zeit ist. Er hat noch nicht gewußt, wie ein förmlicher Heirathsantrag ein gar seltsamer Brocken ist, der selbst manchem vornehmen und gelehrten jungen Mann Monate lang im Hals stecken geblieben ist. Auch zweitens entging es der guten Seele ja freilich nicht: wenn seine Liebe zu dem Mädchen ein lodernder Feuerbrand war, so war des Mädchens Liebe zu ihm im besten Fall ein schwaches Fünklein, und er hielt sich

an das Schallunger Sprichwort: genöthetes Wesen taugt nicht. Endlich wird ja auch des Mädchens Herz weich werden, gut Ding will Weile haben, einen zweiten Franzenschneider aber gibt es doch nicht in der Welt!

Drittens aber sind noch Leute, die haben zur Sache doch auch ein Wort zu reden. Die Kornin hatte gesagt, es nähme sie Wunder was doch die alten Franzenleute zu den Heirathsgedanken ihres Fritz sagen würden. Sie wollte nicht gut dafür sein daß die sonderlichen Geschmack an seiner Liebe haben würden.

Und die kluge Frau hatte ganz richtig gesehen. Die alten Schneidersleute waren mit ihren Gedanken auf gar anderer Fährte gewesen. Das Geschäft war wohl erst durch den Sohn in den gegenwärtigen Schwung gekommen, aber sie hatten von jeher gut gewirthschaftet, hatten ihr Haus und etliche dazu erworbene Aecker schuldenfrei gemacht. Wie sollten sie eine blutarme Schwiegertochter in's Haus nehmen! Es ist merkwürdig, gerade solche Leute die selber vom Stamm Habenichts sind, hegen am leichtesten eine Verachtung gegen diejenigen die mit nichts anfangen müssen. Sie meinten, Leute wie sie brauchten nicht hinter Hecken und Zäunen nach einer Schwiegertochter zu suchen. Ihr Fritz dürfte in jedes Bauern- und Bürgerhaus gehen und um ein vermögendes Mädchen anhalten. Warum er sich denn gerade an eine wegwerfen sollte die kaum ein Paar gute Strümpfe zum Wechsel hätte! Sie wollten die Suppe nicht auseſſen die der bankerotte Wagner in Herbstadt eingebrockt. Für den Fritz wär's ohnedem am besten, er nähme einmal eine Frau die beim Handwerk aufgewachsen wäre, die selbst mit Nadel und Bügeleisen umzugehen wüßte. Uebrigens wär' ihnen das Ding, die Mariebarb, noch zu grün hinter den Ohren. Ihr Fritz aber wär' einmal seine Neunundzwanzig, es wär' nunmehr kein Unglück wenn er vollends ein Dreißiger würde, in manchen Dingen käme der Verstand erst mit den Jahren. Wenn ein sonst vernünftiger Mensch einmal den Rappel bekäme, so ginge das schon wieder vorbei, in Ehesachen aber wär's allewege wahr: besser der erste Verdruß als der letzte.

Diese Predigt haben die alten Franzenleute wohl nicht so im Zusammenhang gehalten, es fiel nur da etwas ab und dort wieder etwas, doch Thema und Theile waren deutlich, der Fritz wußte woran er mit seinen Aeltern war. Und die Musik klang nicht sehr lustig in seinen Ohren, zumal da Vater und Mutter die Musikanten waren. Ich will den Jüngling sehen, wenn er sich bis in's Mannesalter hinein sauber und ehrbar gehalten hat, dem's nicht in's Herz hinein schneidet wenn er bei einer reinen herzlichen Liebe zu einem Mädchen gerade an seinen Aeltern einen Schlagbaum hat. Das bohrt eben bei einer solchen ruhigen und stillen Natur tief in's Innerste hinein.

Doch der Franzenfritz ist und bleibt der Franzenfritz. Schon vor der Schneiderei hat er in der Schule die Bibel und den Katechismus gelernt. Darum fiel ihm bald Jakob ein, der um Rahel sieben Jahre umsonst gedient hatte und diente um sie abermals sieben Jahre, und die Jahre däuchten ihn eben als wären es Tage, so lieb hatte er sie. Da begriff er allmälig doch, wenn er sich zum Heirathen Zeit nähme, der Kopf würde darum auch nicht heruntergehen. Wenn die Mariebarb nur in der Nähe bliebe, so wär's schon auszuhalten, sehen und sprechen könne er sie ja doch manchen Tag auf ein paar Augenblicke, nach sechs Arbeitstagen komme ein froher Sonntag, das wäre vorläufig auch etwas zum Herzenstrost. — Und das war eine gute Rechnung. Der Fritz war auch keiner von den Hitz- und Brauseköpfen, wie man sie heutzutage zu Hunderten auf der Gasse auflesen kann, die in Heirathssachen durch Dick und Dünn gehen sobald ihnen der erste Gedanke durch den Kopf geschossen ist. Vielmehr hatte er christlichen Verstand genug sich zu sagen: was sein soll, das fügt sich, und der Aeltern Segen muß dabei sein, sonst ist das Eheglück ohne Bestand; ist also die Einwilligung der Aeltern nicht sogleich zu erlangen, so heißt es eben Geduld haben, die Zeit ist ein besserer Hochzeitbitter als Trotz, Gewaltthat oder Ueberredung.

Also der Franzenfritz hat zwar nach wie vor sein Mädchen lieb wie seine eigene Seele, aber er bleibt auch ein guter

Sohn, der seiner Aeltern graue Haare nicht mit Herzeleid in die Grube bringen will. So schießt er sich weder eine Kugel vor den Kopf, noch springt er aus Liebesverzweiflung in die Steinach, noch geht er bei Nacht und Nebel in die Welt hinaus, um dann von Wien oder Hamburg aus einen Brief zu schreiben: liebe Aeltern, entweder laßt mich mein Mädchen heirathen, oder ich bin Euer Sohn gewesen, und wenn ihr einmal sterben müßt, so kann Euch Niemand die Augen zudrücken. Er denkt auch nicht daran einen eigenen Haushalt für sich zu gründen, was an seiner Stelle hundert Andere gethan haben würden und hätten das klug zu machen gemeint. Sondern er erklärt seinen Aeltern in aller Ehrerbietung: wider Euern Willen mag ich nicht Hochzeit machen, und ehbevor Ihr Ja sagt, will ich eben ledig bleiben. Die Mariebarb ist noch keine achtzehn Jahre, ich noch kein alter Junggesell, derweil wird sich's ausweisen ob mich mein Vertrauen getäuscht hat oder nicht. Zu seiner Zeit will ich wieder anfragen. Ist's Euch aber nicht zuwider, so kann die Kornsbase zur Winterszeit manchmal zu Rocken bei Euch sein und meinen Herzensschatz mitbringen.

So hat der Franzenfritz mit seinen Aeltern verhandelt, und die haben ihn nun auch desto williger gewähren lassen. Wird ihm dafür nicht auf frühere oder spätere Zeit Gottes Segen gewiß sein?

Die Mariebarb aber ist's so auch zufrieden gewesen. Das Eis ihres Herzens war ohnedies noch nicht geschmolzen. Wohl hieß es auch schon in Herbstadt: die ist zu ihrem Glück nach Schallungen gezogen, mit dem Franzenschneider hat sie ein besser Auskommen als mit einem reichen Bauernsohn. Aber die Liebe läßt sich dem Herzen eben nicht abzwingen. Hoffen wir also, der Verstand wird der Liebe allmälig die Wege ebnen.

III.

Diese III da will ein rechtes Spinnstubenkapitel anmelden. Denn alles in der Welt hat seine Zeit. Auch das Spinnen in den Bauernfamilien. Den Sommer und Herbst über haben die Spinnräder gute Ruhe. Nur die alte Groß-

mutter spinnt hie und da ein wenig Wolle zum Zeitvertreib, dazu ist ein altes Spinnrad gut genug. Die andern Räder stehen oben auf dem luftigen Boden wo gerade kein Regen durch's Dach kann, oder in der Hauskammer hinter'm Schlot wo über ihre dürren Beine niemand stolpern kann, und sehen wie sie sich die Zeit mit Faullenzen oder andern Unnützigkeiten vertreiben. Macht's ihnen Spaß über Nacht mit den Katzen Blindekuh zu spielen, oder mit den Ratten und Mäusen Schottisch zu tanzen, oder mit den Fledermäusen zu den Bodenlöchern oder offenen Dachfenstern hinauszufliegen, niemand wehrt es ihnen, sie wollen sich doch erholen von der sauern Winterarbeit. Ein unbarmherzig Volk, das Menschenpack da unten! sagt da wohl eins zum andern. Sind wir einmal eingeschirrt, so lassen sie uns laufen und schnurren ohne Unterlaß daß einem der Odem ausgeht. Als ob unser eins nicht auch sein bischen Plaisir haben müßte! — Freilich nach einiger Zeit wenn die Nächte wieder länger werden wollen kommt die Langeweile, eins flüstert dem andern in's Ohr: hör' du mir wird's kühl da oben, der Wind pfeift einem so scharf um die Ohren, die Schwalben müssen über's Meer gezogen sein, der Storch klappert nicht mehr auf'm Schlot, unten aber am Ofen da wär's jetzt auch kein übles Dabeisein! Will denn kein Mensch an uns dreibeinige Einsiedler denken? Wenn denn nun Martini herbeikommt, und sie hören daß unten in der Scheune mit den Dreschflegeln an die Balken und Barren getrommelt wird, zum Zeichen daß nun von der letzten Frucht die letzten Garben angelegt sind und bald die Mahlzeit für die Drescher angerichtet wird; da werden sie auch ganz lustig, ihre Erlösungsstunde muß nahe sein. Jetzt fahren sie aus lauter Uebermuth mit ihren langen Hälsen aneinander und lärmen um die Wette: es ist nicht auszuhalten da oben wo sich einem der Reif an die Lippen und Ohren setzt! Und wer weiß was es unter der Gesellschaft noch für 'ne Revolution gäbe, wenn nicht auf einmal die Hausfrau käme und sagte: marsch herunter in die Stube, ihr alten Aesse, was wollt ihr das ganze Jahr hindurch Maulaffen feil halten; hinunter

mit euch hinter den Ofen, daß eure steifen Gliedmaßen wieder gelenkig werden! Darnach sollt ihr auch herausgeputzt werden, daß ihr euch in guter Gesellschaft sehen lassen könnt, zum Kopf sollt ihr 'nen warmen Rocken kriegen und als Kopftuch ein farbiges Band und eine schöne Schleife daran!

So kommt denn unten eins nach dem andern in Gang, bis sie alle miteinander ein Konzert aufführen, die Hausmutter ist der Kapellmeister, Töchter und Mägde müssen als die Musikanten brav Takt halten. Ei wie ist da im Haus ein ganz neues Leben angegangen! Wenn vollends der Winter mit hartem Frost in's Land gekommen ist, wird selbst das Mannsvolk vom Geist der neuen Hausordnung angefaßt, draußen hat ja der Winter Feierabend geboten. Wenigstens was eifrige und dienstwillige Mannsleute sind, die nicht zu den eingefleischten Wirthshaussitzern gehören, die tragen zum mindesten das Wasser in die Küche statt der Weibsleute, die Fleißigsten exerziren sogar einmal mit dem Kochlöffel, rühren die Suppe um und schieben den Fleischtopf an's Feuer. Die Ofenbank und das Pfeifchen schmeckt darnach doppelt so gut.

Hui, was schnurren nun die Räder, jedes will den Preis gewinnen, wie lustig geht der Leiermann auf und nieder, was für Zauberkreise malt die Spule in die Luft! Und wie geht dem allen zum Trotz das Jungenwerk der Spinnerinnen, was für Weltbegebenheiten werden da abgehandelt, was für Staatsaffären abgethan, was für Heimlichkeiten an's Licht gezogen, was für Plane für die Zukunft erwogen!

Du wirst mich nicht schelten, lieber Leser, daß ich da so vom Spinnen phantasire. Wir sitzen ja miteinander selbst in der Spinnstube, und wir haben Zeit zum Phantasiren. Der Franzenfritz ist ein gehorsamer Sohn und geduldig Blut, die Hochzeit weit im Feld. Da muß man sich zusammenthun und ein vernünftig Wort dazu reden. Und dieser Meinung ist unser junger Schneider eben auch gewesen. In vorigen Zeiten sah und hörte er nichts in seiner Werkstatt als Tuch und Futter, Nadel und Nähseide. Ein Spinnrad

hätt' er am liebsten im Ofen gesehen. Jetzt leuchtete es ihm alle Tage besser ein, es wäre doch eine gute Einrichtung daß die Weibsleute des Abends zu Rocken beieinander wären. Seine Aeltern wollten nicht dawider sein daß die Kornsbase zuweilen in's Haus kam und das Herbstadt:r Mädchen mitbrachte. Der Fritz war ja doch kein kleines Kind mehr, er war das Schwung- und Triebrad des Geschäfts, das einzige Kind obendrein. Noch vor der Adventszeit hatten einige Abendgesellschaften im Schneidershaus stattgefunden.

Das waren denn nun für den jungen Meister wichtige Festtage. Wo ist auch der Jüngling dem's nicht wunderlich um's Herze würde wenn er das Mädchen seiner Liebe als Zuspruch in das Vater- und Mutterhaus kommen sieht. Wie eine schon halberfüllte Weissagung hat er's da vor sich: die Zeit wird kommen wo ihn und das geliebte Wesen Tag für Tag einerlei häusliche Sorge beschäftigen, stets neue Freundlichkeit zusammenhalten und erquicken wird. Die Aeltern sagten nun doch nicht gerade mehr Nein, das war ja doch schon etwas, und daß das Mädchen auch einmal mit Freuden Ja sagen werde, der Zuspruch war ja nach dem was vorausgegangen war eine Art von Erklärung, eine halbe Zusage wenigstens.

Die Geschäfte liefen denn auch gar nicht übel für den heirathslustigen Schneider. Seine Aeltern wußten zu Ungunsten des Mädchens nichts vorzubringen. Sie spann mit löblichem Fleiß einen schönen regelmäßigen Faden. Sie kramte keine Neuigkeiten aus, spottete nicht über die Leute, wie unfertige Dirnen beim Spinnen wohl thun, war mit der Rede nicht vorndran, gab aber verständige, artige Antwort wenn sie gefragt ward, kurz ihr Benehmen war löblich und lieblich. Es wär' an dem Mädchen nur eins auszusetzen, sagte der alte Schneider, wenn sie nur nicht den bankerotten Wagner zum Vater hätte! Die alte Schneiderin aber meinte, zu ihrer Zeit hätte sie wohl auch so appetitlich ausgesehen. Auch die Gesellen lobten das Mädchen: sie hätten nicht gedacht daß der jung' Meister sich auch auf die Frauenzimmer so wohl verstünde, die müßt' einmal einen Schneider kriegen,

für einen von einer andern Profession wär' sie viel zu gut, den Schneidern gehörte von Rechtswegen das Schönste in der Welt.

Am ersten und zweiten Spinnabend lag auf dem Tisch ein Brodlaib, und daneben stand ein Zinnteller mit Aepfeln und Nüssen, es ist freilich wenig zugesprochen worden, wo nimmt sich auch eine fleißige Spinnerin Zeit zu vielem Essen her. Das drittemal aber — es war ja jetzt schon Weihnachten vor der Thür — half nichts, die Schneiderin mußte ihren größten Topf mit Wasser an's Feuer rücken und einen Kaffee in's Werk richten für die ganze Gesellschaft. Ein Kaffee als Abendlabsal gibt ja ein königliches Fest in ländlichen Familienkreisen. Der Fritz that es nicht anders. Und diesmal mußte die Mutter einen rechtschaffenen Kaffee liefern: nicht einen solchen wie er jeden Morgen zu haben war damit die Gesellen der Hafer nicht stechen möchte, nicht solch eine verdächtige aschgraue Brühe von Zichorien oder gerösteter Gerste, über welcher ein ehrlicher Magen in Verzweiflung kommen möchte, bei der einem die sieben mageren Kühe Pharaos oder die Franzosen in Rußland einfallen; sondern einen Kaffee der seinen Namen verdient, der die Lebensgeister erweckt, Hunger und Durst auf einmal stillt.

Solch eine Begebenheit war in dem Schneidershaus noch nicht erlebt worden. Eine Begebenheit allermeist auch für die Bursche dort, die um die Lampe her auf dem Schneidertisch sitzen und gerade einen Sonntagsrock in der Mache haben für den Dorfschulzen. Wie spitzen die die Ohren als die Mühle rasselt und zu rasseln nicht aufhören will, als die Tassen aneinander klirren und ein Geruch wie Weihrauchduft von draußen herein in die niedrige Stube dringt! Sie machen freilich ihre Bemerkungen, die nichtsnutzigen Schlingel. Der mittlere Geselle sagt dem alten in's Ohr, das werd' eine lustige Zeche geben für den jungen Meister, die alte Meisterin thäte so was nicht aus des Alten Beutel. Und der unnütze Lehrjunge sang leise vor sich hin:

Die Supp'n hat sie wohl angericht,
Wär's besser gewesen, geschad't hätt's nicht.

Aber der Altgeſelle ſagte, ſie ſollten das Maul halten, Kaffee wär' doch Kaffee, und einen guten wären ſolche Laffen wie ihresgleichen nicht werth. Worauf wieder der Lehrjunge ſagte, und machte ein Dutzend liederliche Stiche am Rockfutter darüber, wenn er einmal einer wie der junge Meiſter wäre und ſolch ein Heidengeld verdiente, ſo wollt' er jeden Abend ſich und ſeinen Leuten ein paar Schalen gönnen; ihm wären ein paar Schalen guter Kaffee lieber als die ganze vermaledeite Schneiderei, Kaffee wollt' er trinken zu früh und zu Abend und zu Mitternacht, wenn ihn eins aus dem Schlaf aufwecken thäte — der Lehrjunge hat's natürlich im Kaffeetrinken auch weiter gebracht als in der Schneiderei, denn was ein Häkchen werden will, das krümmt ſich bei Zeiten, und niemand iſt noch ein richtiger Schneider geworden der nicht über ſeiner Stichelei Kaffee und Zucker, Sonnen- und Mondſchein vergeſſen kann.

So alſo hatten die Gehülfen ihre Unterhaltung ſchon ehe das Gebräu fertig auf den Tiſch kam. Was nun an

jenem Abend bei den Franzenleuten ſonſt verhandelt worden iſt, davon wäre viel zu ſagen. Die Mariebarb brauchte ſich dabei wenig zu bemühen, der Franzenfritz eigentlich auch nicht. Denn wenn ſo ein paar Dorfweiber zu Rocken beieinander ſind, da gibt's viel und mancherlei Dinge zu erfragen und mitzutheilen, ein Zeitungsſchreiber hätte genug daran um ſeinen ellenlangen Bogen damit vollzudrucken. Die Kornin und die Schneiderin waren ohnedies ein wenig verwandt miteinander, der Großvater und die Urgroßmutter waren ſo was wie Geſchwiſterkindsvettern geweſen zu ihrer Zeit, da war alſo die Freundſchaft weitläufig, und was ereignet ſich nicht alles in der Welt von einer Spinnſtube bis zur anderen, zumal wenn hinterher ein ungewohnter Kaffee die Herzen offen und die Zungen geläufig macht!

Indeß hatte der Fritz an ſelbigem Abend auch einmal eine gelöſte Zunge. Er war ja doch die Hauptperſon in der ganzen Geſellſchaft. Alſo ſitzt er wohl noch eine Weile auf dem hohen Gaul neben dem großen Loch in welchem die Abfälle der Schneiderei verſchwinden, und näht ſeinen Gehülfen tapfer vor daß die Funken davonfliegen. Aber bald ſteigt er hernieder von ſeiner Höhe, nimmt ſeine Arbeit mit vor den Tiſch und läßt ſeine Worte mit den Thaten gleichen Schritt halten.

Und er verleugnet den Schneider nicht. Bald ſpricht er von theurem Tuch und von wohlfeilem Tuch das doch das theuerſte iſt weil's bald fadenſcheinig wird, bald von den Winterbeſtellungen von Weiſenſtadt her und im Weiſenheimer Pfarrhaus, bald wieder vom neuen Weiſenſtadter Kaufmann der alle Jahre zweimal die Leipziger Meſſe beſucht und der zu feſten Preiſen verkauft; jetzt wieder von der neuen Herrenmode wie die doch viel geſcheiter wäre als die alte, jetzt von England und Amerika wo ſie mit Nähmaſchinen arbeiteten, in Deutſchland aber werde das nicht aufkommen, da hielte man noch was auf ſolide Arbeit, Handarbeit ſei allewege ein ander Ding als was die Maſchine zuwegbringe die ja keinen Verſtand hätte und am allerwenigſten einen Schneidersverſtand (da hat er ſich freilich verrechnet, er iſt jetzt längſt

selbst im Besitz der besten Nähmaschine). Bald wieder kam er auf den letzten Weisenstadter Jahrstag zu reden, und wer will sagen was einem Franzenschneider durch den Kopf geht wenn er sich einmal als Schneider fühlt, vollends vor der künftigen Schneiderin.

Natürlich kommt er auch auf seine Wanderjahre zu reden, und da packt er denn aus nach Leibeskräften. Er erzählt von Nürnberg und Augsburg was es da für mancherlei Fabriken gäbe, auch Knopffabriken die ihre fünfzig und mehr Leute beschäftigten, man sollte gar nicht meinen daß die Welt groß genug wäre für die Fabrikate aus den zwei Städten allein, und es gäbe doch in England und Amerika noch viel größere. In Nürnberg hätte er zuerst Arbeit genommen auf längere Zeit, das wäre eine große schöne Stadt und alte herrliche Kirchen darin. Auf den einen Thurm der Lorenzer Kirche wär' er hinaufgestiegen an einem Sonntag, und wie's auf dem andern Thurm mit der großen Glocke geläutet hätte, so hätte der Kamerad mitgeschwungen, der Thürmer aber hätte gesagt, das wär' eben das Meisterstück in dem Bauwerk, und wenn ein Thurm bei'm Läuten nicht in Schwingung käme, so wär' auch keine Dauer im Mauerwerk. Das wär' eine große Kirche die Lorenzer Kirche, die in Weisenstadt könnt' einer hineinstellen mit sammt dem Thurm, sie machte aber noch nicht einmal den hohen Chor voll, woselbst auch große hohe Fenster wären mit lauter Bildern von farbigem Glas, das gäb' eine grausame Pracht wenn die Sonne hinanschiene, nur von außen säh' es nichts gleich. In Regensburg wär' er zum erstenmal über die Donau gekommen. Da wär 'ne uralte Kirche, sie hießen's den Dom, die wäre noch größer als St. Lorenzen zu Nürnberg, nur wär' sie noch nicht ausgebaut, noch manches Jahr hätte man daran zu arbeiten, es würde ein schwer Geld kosten. Sonst hätt' es ihn in Regensburg nicht lang gelitten, der Ort wäre viel düsterer und finsterer als Nürnberg, und viel elende Leute darin, auch viel Bettelvolk auf den Straßen. Manche Gassen wären so eng daß man einem der gegenüber wohne die Hand vom Fenster aus reichen könne. Und zwei Stunden

davon stände auf einem Felsen dicht über der Donau ein stolzer Prachtbau, sie nennten's die Walhalla, die hätte noch der alte König Ludwig gebaut, da ständen an den Wänden herum lauter steinerne Köpfe von berühmten Deutschen, und außen herum gingen himmelhohe Säulen von hartem Stein, es wär' nicht auszusagen wie das so prächtig sähe. Von Augsburg aus hätte er über Memmingen und Kempten nach Lindau und Basel gemacht. In Lindau säßen sie im Wasser von Sylvestertag bis Weihnachten und würden doch nicht naß. Denn die ganze Stadt wär' auf eine Insel im Bodensee hineingebaut. Das wär' ein weites herrliches Wasser, man könnte nur bei hellem Wetter auf's andere Ufer hinübersehen; das Wasser aber wimmelte von Schiffen groß und klein, und mit dem Dampfschiff wär' er auch nach Constanz hinübergefahren, da hätten sie hundert Jahre vor Luther den Huß auf'm Scheiterhaufen verbrannt und die Asche in's Wasser gestreut, das sei doch vor Gott nicht zu verantworten gewesen, die Constanzer sagten das jetzt selber. Auch in Basel hätt' er in Arbeit gestanden ein halbes Jahr. Das wär' eine feine, reiche und fromme Stadt, voll Kirchen, guter Werke und Anstalten. Da wäre einer gewesen, Herr Merian, der hätte viel Stiftungen gemacht, und nach seinem Tod wäre von seinem Geld noch eine große herrliche Kirche gebaut worden, die kostete ein paar Millionen Schweizerfranken. Und an einem Sonntag wär' er dabei gewesen, da hätten sie in der Kirche drei Missionäre eingesegnet, die wären nachher zu den Heiden gegangen ganz weit hinten in Asien, wo beinahe die Welt aufhört, noch ein gutes Stück über den Türken hinaus; so was rührendes wär' ihm auf seiner ganzen Wanderschaft nicht begegnet. Am besten hätt' es ihm in Frankfurt gefallen, da ginge der Main vorbei bis nach Mainz hinunter, und von der Fahrgasse aus käme man auf der großen steinernen Brücke sogleich nach Sachsenhausen hinüber, das wär' nur so 'ne Vorstadt von Frankfurt, und in der Nähe und beinahe um ganz Frankfurt herum gäbe es Weinberge und kostbare Gärten und stolze Gartenhäuser darin die schwere Menge. Aber theuer wär's in Frankfurt leben,

das wär' 'ne Gewalt; mit dem Geld das man dort für einen Bauplatz bezahlte, könnte man halb Saarfeld kaufen sammt Schule und Pfarrhaus, und Schneider wären dort, die führen zu ihren Kunden mit vier Pferden und hätten alle Finger voll goldener Ringe mit Edelsteinen. Der Rothschild aber wäre ein Jude und könnte alle reichen Leute in der ganzen Welt auslachen, der hätte in seinem Kellergewölbe ganze Lager von Goldstangen liegen so groß wie die Klafterstückel, und das Gebirg das nach Frankfurt über die schönen Gärten und fruchtbaren Felder herüberschaue, heiße der Feldberg (worin aber der gereiste Schneider doch nicht ganz recht gehabt hat, denn das Gebirg heißt der Taunus, und der Feldberg ist nur die höchste Spitze des Taunus). Und in Frankfurt kostete die Tasse Kaffee sechs Kreuzer in der Restauration, bei ihm aber wär' er heute umsonst zu kriegen und sie möchten doch so frei sein und sich's brav schmecken lassen.

Der Franzenfritz war einmal in's Auspacken gekommen, es gab Unterhaltung genug. Die Mariebarb hörte andächtig zu, die Kornin aber sagte, wenn einer so von seinen Reisen erzähle, da merke man erst wie weit und wie breit doch die Welt sein müsse.

Auch der Scherz hat an jenem glücklichen Abend nicht gefehlt. Der Wein erfreut des Menschen Herz, wer aber wie ein Schallunger Schneider vom Wein blos aus Büchern weiß, bei dem thut ein Kaffee die nämlichen Dienste. Die Gesellen waren munter wie die Fische im klaren Wasser, der junge Meister wußte auch durch allerhand possirliche Dinge Leben in die Unterhaltung zu bringen. So stellte er einmal selbst die Frage auf, warum es doch eigentlich Handwerksbrauch bei den Schneidern sei so hoch zu sitzen. Jedes in der Gesellschaft sollte eine Antwort geben; wer aber die beste Antwort zuwege brächte, der dürfte eine Schale extra trinken. Das war nun freilich ein kitzeliger Punkt, niemand hatte an so etwas je gedacht. Das Loos mußte entscheiden in welcher Reihe Umfrage gehalten werden sollte. Die Kornin hatte den Anfang zu machen. Sie meinte: Kleider machen Leute, also kommt alle Ehre in der Welt von den Schneidern

her, und weil sie das wissen, reiten sie alle auf dem hohen Gaul. Die Mariebarb mußte ihre Meinung auch sagen und meinte: die Schneider hätten's im Brauch ihren Kunden baldige Ablieferung der fertigen Arbeit zu versprechen, darnach aber einen nach dem andern drei Wochen warten zu lassen; da müßten sie sich hoch setzen, sonst wären sie ihres Lebens nicht sicher. Darauf kam der junge Meister an die Reihe. Der sagte: es gäbe der Schneider so viele in der Welt, man könnte einen Handel damit über's Meer anfangen, da wollte jeder gesehen sein, sonst könnt' ihm die Arbeit fehlen, und er müßte Hunger leiden; es gäbe aber manchen Schneider, dem hülfe das Rezept auch nicht, und ob er auch seinen Sitz wie der Storch auf der Mündung eines Rauchfangs aufschlüge. Der alte Franzenschneider wollte es besser wissen. Die Schneiderei, sagte er, ist das erste und vornehmste Handwerk in der Welt, denn der erste Meister ist der liebe Herrgott selbst gewesen, der hat Adam und Eva Röcke von Fellen gemacht und sie ihnen angezogen. Wogegen seine Frau den richtigen Einwand machte: eben darum müßten die Schneider, auch selbst die Meister, von Rechtswegen *tiefer* sitzen, es stehe auch geschrieben: wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden. Endlich sollten die Gehülfen auch etwas hören lassen. Eigentlich wollten sie nicht, denn kein Täublein und junges Häschen kann so schüchtern sein wie ein blasses Schneiderchen das eben am Zeug flickt. Aber heute kam die Kurasche in Strömen geflossen, in der Kaffeekanne saß das Geheimniß. Da sagte denn erst der kleine Geselle, ein munteres Bürschchen aus Weisenstadt: die Schneider säßen eigentlich niedrig, ein Zimmermann säße oft viel höher auf einem Balken, und der Schieferdecker am allerhöchsten, der rutschte alle Jahre einmal unter'm Thurmknopf herum. Darüber zankte aber der Lehrjunge: das wär 'ne dumme Antwort, mit der sei kein Hund aus dem Ofen zu locken und noch weniger eine Schale Kaffee zu kriegen, denn darum handle es sich nicht wer am höchsten sitze, sondern warum die Schneider nicht auf ebner Erde arbeiteten. Wie aber die zwei sich herumbeißen und einander beinahe in die Haare

gerathen wollen, da gebietet ihnen der Altgeselle der bis daher kein Wort gesagt hatte Stillschweigen und sagt trocken: alles dummes Zeug! von der Schneiderei wird einem das Blut kalt, und wenn unser einer wie ein Türk' am Erdboden sitzen sollte, so wären alle Schneider in der Welt schon lang zu einem Eisklumpen zusammengefroren; oft wenn bei der Meisterin das Holz theuer ist, ist die Luft selbst in der Höhe kühl genug; drum ist's am klügsten wenn zur Flickerei Kaffee gezapft wird, und wenn das einmal Handwerksbrauch geworden, so wollt' ich von meinetwegen bis zum jüngsten Tag auf der Ofenbank Röcke, Hosen und Westen machen!

Natürlich behielt der Altgeselle recht, es gab ein groß Lachen in der Spinnstube; der junge Meister aber that den Ausspruch, es habe jedes in seiner Weise den Nagel auf den Kopf getroffen, darum müßte nicht der Altgesell' allein seine Schale extra haben, sondern jedes noch ein Uebriges thun, es schliefe sich darnach desto besser.

Ei was das für ein fröhlicher Spinnstubenabend gewesen ist! Er ist allen Theilnehmern in Erinnerung geblieben auf lange Zeit, der Altgeselle hat im Kalender an dem Tag mit Rothstift einen Strich gemacht.

Und wie gern wollt' ich von mehr solch fröhlichen Abenden im Schneidershaus erzählen. Aber es ist schon Manchem so ergangen daß er sich einmal einer besonders guten Gesundheit gerühmt hat, und am andern Tag hat ihm schon der Doktor den Puls befühlen und eine bittre Arznei verschreiben müssen. Es ist einmal so in dem armen Menschenleben, daß die höchste Freude und das tiefste Leid gar nahe an einander liegen. Dank der göttlichen Weisheit und Güte, die vor die Zukunft einen dichten Schleier zieht, so daß die Freude des glücklichen Augenblicks durch bevorstehendes Herzeleid nicht getrübt wird, wenn man aber später in der Trübsal sitzen muß, die Erinnerung an durchlebte frohe Stunden Balsam auf das wunde Herz träufeln kann.

Auch du hast solche Erfahrungen machen müssen, treuer Franzenfritz. Das Gold deiner Treue soll im Ofen schwerer

Leiden bewährt werden. Doch ehe ich davon erzähle, muß ich ein Zeichen ſetzen daß ein neues Kapitel beginnt. Wie reimen ſich auch zu einander Wermuth und Süßigkeit, Lachen und Thränenſtröme?

IV.

Zur Einleitung dieſes neuen Kapitels will ich ein Gleichniß ſetzen.

Es hat ſich ſchon Mancher Abends in's Bett gelegt, hat nach dem Abendſegen noch einmal zum Fenſter hinausgeſehen und bei ſich geſagt: es wird eine ruhige Nacht geben und morgen einen heitern Tag, denn der Himmel iſt klar und wie flimmern die Sterne ſo hell. Dennoch aber hat er falſch geſehen. Denn gerade hinten über ſeinem Haus ſteht etwas das er von ſeinem Fenſter aus nicht ſehen konnte: eine wohl noch kleine, aber ſchwere ſchwarze Wetterwolke. Und wie er denn in ſüßem Schlaf begraben liegt und träumt einen lieblichen Traum, wie Jakob von der Himmelsleiter; da wächſt die ſchwarze Wolke zum unheimlichen Nachtgeſpenſt an und hüllt in ihren weiten Mantel die ſich verdüſternde Erde. Finſtere Luftgeiſter regen ſich zwiſchen den Wipfeln, in wilden Aufruhr kommen die Elemente, der Sturm zieht ächzend durch die Gaſſen, bohrt ſich durch alle Oeffnungen und Ritzen hindurch, und der Schläfer erwacht von den ſchweren Regentropfen die an die Fenſter gepeitſcht werden.

Wird dir's, lieber Leſer, unheimlich zu Muth über dieſem Gleichniß? Nun du mußt's hinnehmen wenn ich meine Geſchichte zu Ende führen ſoll.

Die Wolke aber die ſchon über dem Franzenſchneider ſteht und ihn aus ſeinen Glücksträumen aufſchrecken ſoll, will ich dir ſogleich mit Namen nennen. Der Reuterſchwarz tritt als neue Perſon in unſerer Geſchichte auf.

Der Reuterſchwarz. So hieß er nicht darum weil er ein Küraſſier, alſo ein wirklicher Reiter war — ſein Regiment aber ſtand in Bamberg zu jener Zeit, — ſondern weil ſein Vater Wilhelm Reuter hieß. Reuterſchwarz aber nannten ihn

die Leute von klein auf, weil er lohe-, pech- und rabenschwarze Haare hatte. Leider war noch mehr als die Haare schwarz an dieser bösen Wetterwolke, nicht bloß die Augen sondern auch

das Herz. Und das hatte seinen natürlichen Grund gehabt. Der Reuterschwarz war ein verzogenes Kind gewesen. Die Prügel waren an seinem jungen Menschenleder wohl nicht gespart, aber nicht zur rechten Zeit angemessen worden. Verkehrte Arznei schadet oft mehr als sie nützt. Für alle Schändlichkeiten hat der Bube von seinem Vater das Lob davongetragen daß er einmal Verstand kriegen werde wie ein Professor, für kindische Versehen ist er barbarisch gegerbt und zerdroschen worden. So hat er wohl Verstand bekommen, aber einen auf's Böse gerichteten. Er ward noch jung Meister in der Kunst allerlei Bübereien anzustellen und doch seine Haut in Sicherheit zu bringen. Sein Hauptspaß war, wenn sich ein Donnerwetter das auf seiner nichtsnutzigen Person hätte zusammenschlagen müssen, auf eins seiner Geschwister oder einen Kameraden entlud. Ein gemeiner, boshafter, spöttischer, kindischer, hinterlistiger Bube von Jugend auf. Aber dabei ein anstelliger, gewandter Mensch der mit den Leuten umzugehen, sich in ihre Gunst zu setzen wußte. Glatt und fertig in den Worten, einnehmend in den Manieren, einer der Honig auf den Lippen, Galle im Herzen hatte, ein Vokativus wie sie in der Weisenstadter Gegend sagen, einer dem man's auf den ersten Anblick nicht ansieht daß man auf seiner Hut vor ihm sein muß. Dazu ein wohlgewachsener stattlicher Geselle, von hübscher, fast feiner Gesichtsbildung. Der nun als Soldat, in der kleidsamen Montur des Kürassiers! Der gibt einen Soldaten

daß es eine Art hat, ſagten ſie bei der Muſterung, den muß ſelbſt der König loben! In Bamberg ſoll er von Frauen oft auch der ſchöne Küraſſier genannt worden ſein. Freilich auch von Bamberg her poſaunte der Leumund über ihn nicht allzu lieblich nach Schallungen herüber. Er ſollte ſich in der Gegend von Forchheim mit einer Müllerstochter eingelaſſen haben; ein Seitenſtückchen dazu daß er ſchon vor ſeiner Dienſtzeit im Verdacht ſtand in Weiſenheim eine Bauerntochter in Unglück und Schande gebracht zu haben, er hatte es aber abgeſchworen.

Der alſo, der Reuter-Schwarz kommt jetzt auf Weihnachten nach zweijähriger Abweſenheit als Urlauber nach Schallungen. Da gab es denn zuvor ſchon viel Redens. Es iſt immer ein Ereigniß für ſolch ein Dörfchen wenn ein Soldat auf Urlaub in ſeine Heimath kommt, vollends ein Kavalleriſt. Was haben da die Schulkinder zu gaffen, wie werden die Fenſter aufgeriſſen wenn der Mann des Kriegs mit dem langen Säbel dur'chs Dorf raſſelt und den Schnauzbart dreht! Wie ſchielen die Dorfmädchen nach ihm durch die Thür- und Fenſterſpalten, auch die alten Weiber haben ihre Augenweide. So einer iſt für eine Weile die Sonne um die ſich im ſtillen Dörfchen unbewußt alles herumdreht. Er macht da tiefern Eindruck als wenn man in der Garniſonſtadt ein ganzes Bataillon exerzicen und manövriren ſieht. Und es iſt merkwürdig wie Kleider Leute machen. Kinder und noch junges Geſinde das noch ſchwach in der Menſchenkenntniß iſt, halten es gern für eine ſelbſtverſtändliche Sache daß unter einer ſolchen ſtattlichen Soldatenfigur auch ein vornehmes Stück Menſchheit ſitzen muß! Was für Gurken kann ſich ſo einer herausnehmen, niemand ſagt ſo leicht etwas dawider, wie wird ihm Ehre und Auszeichnung auf dem Präſentirteller entgegengebracht! Benimmt er ſich unartig, macht er den Unflath, ſo lobt man's wohl nicht, aber er iſt eben der Soldat, der Kriegsmann dem man was zu gut halten muß; es dauert wenigſtens eine gute Weile bis ihn der Soldatenrock nicht mehr vor lautem Tadel und entſchloſſenem Widerſpruch ſchützt.

Auch die Mariehard hatte von der bevorstehenden Ankunft des hübschen Kürassiers gehört, natürlich ohne an etwas Besonderes zu denken. Selbst der Franzenfritz hatte an jenem Spinnstubenabend scherzweise gesagt: wenn der Reuterschwarz kommt, laff' ich mir einmal seine Uniform geben und zieh' sie an; was sollen die Schallunger Respekt vor mir kriegen wenn ich einmal mit dem Säbel statt mit dem Ellenmaß in der Luft herumfahre! Wer's ihm gesagt hätte: Fritz, scherze nicht, der ist die düstere Wolke aus der es über deiner friedlichen Wohnung bald stürmen und hageln wird daß dir Hören und Sehen vergeht!

Auf einmal also war er da. Noch am zweiten Weihnachtsfeiertag Abends war er im Aelkrnhaus eingetroffen. Eine Stunde später saß er mit dem sämmtlichen Burschenvolk von Schallungen und Saarfeld im Wirthshaus, es gab einen lustigen Abend, des Jubilirens und Singens wollte kein Ende werden. Der folgende Tag war jenes Jahr wieder ein Sonntag. Und kaum ist's hell geworden, so fährt alles im Dorf an die Fenster. Alles will den schönen Kürassier von Schallungen sehen. Denn der schöne Kürassier hat sich am frühsten Morgen blank gemacht, ist vor's Haus getreten, schlendert im Glanz seiner Herrlichkeit, den Reitersmantel lustig um die Schulter geworfen die Gasse auf und nieder, klopft da und dort an ein Fenster, bald sind alle Bekannten an seiner Seite, die Dorfskinder hinter ihm her, als wenn ein Meerwunder zu sehen wäre, die älteren Geschwister tragen die jüngeren im Arm oder auf dem Rücken.

Wie's zusammenläutet, geht er natürlich auch zur Kirche, ob auch nicht um Gott die Ehre zu geben, Gottes Wort zu hören. In der Kirche kann er doch von Vielen auf einmal gesehen werden, kann während der Predigt zu sich selber sagen: an dich denken sie heut' Alle viel mehr als an den Pfarrer und seine langweilige Predigt!

Es versteht sich daß er schon am Abend zuvor alle Schallunger und Saarfelder Neuigkeiten auswendig wußte. Also auch daß der Franzenfritz auf Freiers Füßen ginge, sein Mädchen hatte wohl nicht viel auf dem Leib und nur

ein einzig Paar Strümpfe, aber eine schönere wär' in ganz Schallungen nicht. Der Schneider, kein Mensch hätt's ihm zugetraut, hätte sich was Feines herausgesucht, und stolzer wär' sie als eine Bauerntochter, immer sähe man sie schmuck und ordentlich hergehen. Ein paar liederliche nichtsnutzige Schlingel hatten hinzugesetzt: es sei freilich schade daß sie an den Schneider gekommen wäre, die sei eines Anderen werth als so eines spindeldürren Flickers dem der Wind durch alle Rippen hindurchpfeife. Wenn aber einer nur das Herz zu ihr hätte, so sollte sie den langweiligen Fritz bald fahren lassen. Ob denn das Mädchen zu Abend wohl auf den Tanzboden kommen werde? fragte der Reuterschwarz. Und sie antworteten, sie glaubten Ja, der Schneider mache gern Staat mit seinem Mädchen.

Das dauert aber dem übermüthigen Kürassier zu lang. Er will das Herbstadter Weltwunder noch bei Tageslicht sehen, und bleibt denn am Nachmittag mit etlichen Burschen von seiner Kameradschaft expreß vor dem Korn'schen Wohnhaus plaudernd stehen bevor der Nachmittagsgottesdienst und die Christenlehre beginnt. Und hier hebt denn schon das Elend an. Denn er erreicht zwar hier jetzt seine Absicht nicht, das Mädchen ist doch nicht leicht genug um sich eines hergelaufenen Soldaten wegen an's Fenster zu stellen. Aber ihrer Eitelkeit schmeichelt es doch daß er — was ja offenbar ist — ihr zu Gefallen geht. Und sie kann es nicht leugnen, der Bursch gefällt auch ihr. Es sind einmal des Menschen Augen zwei Fenster, durch die sieht das Herz nicht allein heraus, es schaut durch sie auch in das Herz hinein was hineinscheinen will, wenn nicht ein enges Gewissen als Wache davor steht und schiebt die Fensterladen vor wo etwas Arges und Schlimmes hineinscheinen will. Es fährt dem Mädchen auf einmal ein Gedanke durch Kopf und Herz zugleich. Das wär' doch ein Bursch nach ihrem Geschmack: so einer wenn der Franzenfritz wäre, sollt' er ihr ein herzlieber Schatz sein. Sie wollt' einmal sehen ob dem ein Mädchen nicht vom bloßen Ansehen gut werden müßte. Und sie wüßte nicht was die Leute wollten, dem sähe man's ja

an den Augen an daß was hinter ihm stecke. Aufgeräumt und munter schiene er wohl, aber wo was Böses wäre, da wär' auch was Gutes, es wär' von einem Burschen dieses Alters nicht zu verlangen daß er so ernsthaft sähe wie der Franzenfritz. — Kurz es trifft sich, daß der Kuraſſier gerade so einer ist wie sie sich ihren Schatz gedacht, wenn sie einmal einen haben sollte.

Bei solchen Gedanken war sie ja freilich noch das unschuldige Kind das sie bisher gewesen. Es ist aber mit solchen Mädchengedanken wie mit dem was der Apostel Jakobus von der Zunge sagt: Siehe ein klein Feuer, welch einen Wald zündet es an! Im ersten Augenblick läßt sich ein Funke der in einen brennbaren Stoff gefallen leicht auslöschen. Denkt man indeß an's Löschen nicht sogleich, so schlägt die Flamme der Leidenschaft wohl nicht auf der Stelle zum Dachfenster hinaus, aber dafür glimmt sie im Verborgenen desto gefährlicher, und unversehens ist eben doch der Brand da der sich nachher mit keinem Löscheimer dämpfen lassen will. Es muß nicht einmal sein daß Wochen oder Monate darüber hingehen. Wenn die Umstände darnach sind, kann sich alles in wenig Stunden oder Tage zusammendrängen. — So war's eben dazumal mit dem Mädchen von Herbstadt. Derselbe Sonntag nach Weihnachten an dem sich durch die Anwesenheit des Reuterschwarz das Unheil angehoben, schlug ein werdendes Glück in Scherben wie leichtes Glas und riß tiefe klaffende Wunden in zwei Herzen — werden sie je wieder zuheilen können?

Am Abend also war wie gesagt Tanz im Schallunger Wirthshaus. Der Franzenfritz will seinem Mädchen einen frohen Abend machen und bei Gelegenheit zeigen daß er bei aller Sparsamkeit doch auch einen Ehrenpfennig hat. Und der Reuterschwarz hat ja eben auf diese Zeit Urlaub genommen, weil es da in der Heimath ohne lustige Gelegenheit nicht abgehen wird. Jetzt Mariebarb, hüt' dich fein, bewache und bewahre dein Herz wie eine Festung, schließe die Fenster deiner Augen zu gegen alles Blendwerk, denn der Versucher steht da Sturm gegen dich zu laufen; traue

dir ſelber nicht, damit nicht deine Empfindungen Verräther und Verderber deiner Unſchuld werden!

Der Franzenſchneider hatte kaum die erſten Reihen mit ſeinem Mädchen getanzt, ſo war auch ſchon der Reuterſchwarz auf der Fährte ſeines Wildes. Im Anfang machte das dem guten Fritz wenig Kummer. Er war zu arglos zu grundloſer Eiferſucht. Von ſeinem Mädchen Arges zu fürchten kam ihm nicht in den Sinn. Er ſah es ſogar für eine ihm und ihr erwieſene Ehre an, daß ſie von dem ſtolz ausſehenden Gaſt ſo bald zum Tanz aufgeführt ward. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurde ihm die Sache unbehaglich. Er konnte die Zudringlichkeit des Soldaten gegen ſein

Mädchen nicht hindern. Hatte er, der Schneider, sein Mädchen sogleich im Anfang mit Kaffee und Kuchen bewirthet und nachher zur Kühlung Bier gereicht, so war der Kürassier alsbald mit wohlschmeckendem süßem Wein bei der Hand, und redete dabei so in die Dirne hinein daß sie trank und tanzte, tanzte und wieder trank, bald hochroth aussah wie ein Glühofen, und kaum wußte sie wie ihr geschah.

Der arme schüchterne Liebhaber sah alles mit an, aber er konnte es nicht ändern. Er stand wohl da wie auf Kohlen, wie Butter an der Sonne, die Füße brannten ihm über den Sohlen, er hätte sie am liebsten genommen um dem Bösewicht damit den Rücken zu zerarbeiten. Unsath du, was geht dich auch das Täublein an das der Franzenschneider in seinen Schlag genommen? Frevler du, was hast du an der Erwählten eines Ehrenmannes zu suchen? Aber armer Schneider, tapfer hinter Tuch, Scheere und Rockfutter, was vermagst du gegen Sr. Majestät Kürassier vom Regiment Prinz Goliath? Er hat ja Knochen wie ein Leviathan. So wild und gewaltig sieht er um sich aus seinen schwarzen stechenden Augen, als könnt' er mit einem einzigen Blick zehntausend Franzosen in's Mausloch sprengen, und sein Schnurrbart starrt als wollt' er hüben und drüben ein Bataillon Türken oder Russen aufspießen! Ein unverschämter Geselle. That er doch als ob sich alles so ganz von selbst verstünde, als ob's zwischen ihm und dem Mädchen schon von jeher richtig gewesen wäre. Er ist ja der König auf diesem Tanzboden, wehe dem der ihm den schuldigen Respekt versagen, seine Ansprüche in Zweifel ziehen will!

Wie aber der Schneider es doch nicht bergen kann daß er nicht Ja zu allem sagen will, und sich ein Herz faßt sein Mädchen auch seinerseits wieder zum Tanz zu begehren, da sieht ihn der schwarze Satan vom Kopf bis zu den Füßen so barbarisch an, als wollt' er sagen: Schneiderseele du, was geht es dich an daß mir das Mädel gefällt, und wenn du dich rührst, so spalt ich dich mit meinem Säbel wie der Schwab' den Türken von oben bis unten, daß rechts und links ein halber Schneider am

Boden zappelt! Gesagt aber hat er nicht viel, und dafür hat er unter den Worten „lustig ihr Musikanten, und hellauf!“ das Mädchen wieder erwischt und von neuem im Kreis herumgewirbelt. Der Franzenfritz stand nicht anders da als wie ein armer Betteljunge mit dem Brodsack vor des Reichen Thür, und statt des Töchterleins das ihm Brod oder Zehrpfennig bringen soll, sperrt der wilde Hofhund unter mörderischem Blick den Rachen wider ihn auf und fletscht die Zähne wider ihn.

Du fragst jetzt, lieber Leser: macht denn das Mädchen selbst der Sache kein Ende? Und wenn ich dazu sagte: was vermag sie auch, sie ist ja in der Gewalt des Böse-wichts, so wär's wohl an der Zeit mir meine ganze Geschichte da vor die Füße zu werfen. Eine schwache Jungfrau vermag sich an Leibeskräften ja wohl nicht mit einem Kürassier zu messen. Und doch Gottlob! gibt es einen Heldengeist auch in eines Mädchen Seele. Es liegt in der Unschuld einer reinen Jungfrau selbst eine stille Majestät, vor der gerade auch der freche Wüstling zurückweicht, wie man sagt, daß der Löwe keinen Sprung nach dem Menschen wagt, der sein Auge fest auf die nach Blut lechzende Katze der Wüste richtet. Und wie manches Mädchen hat sich, in ihrer Unschuld bedroht, erst mit zürnenden Blicken und ernster Abwehr, dann aber auch mit Faustschlägen gegen den andringenden Wüstling zu helfen gewußt; solchen Heldenmädchen steht in der Regel gerade der in Gewaltthat geübte Frevler gegenüber wie die Memme dem Muthigen. Hättest du solch' ein Heldenmädchen sein mögen, du bedrohte Schneidersbraut!

An Beistand hätte es ihr nicht gefehlt. Alle Tänzer und Zuschauer fast waren erbittert gegen den Unverschämten, standen im Stillen auf Seiten des gekränkten Liebhabers. Und wär' es zur Gewalt gekommen, hätte der Schneider auch nur ein Zeichen gegeben daß er sein Recht in den Schutz der Oeffentlichkeit gestellt sehen möchte, der Reuterschwarz hätte mit sammt seinem Reutersäbel den er an die Wand gehängt einen schweren Stand gehabt, es hätte ein

Wetter gegeben und dasselbe hätte auf dem Haupt dessen zusammengeschlagen der es heraufbeschworen. Die Bursche von Schallungen werden doch Manns genug sein den Kürassier Sr. Majestät, wenn er nicht Vernunft annehmen will an die Luft zu setzen und ihm seine Waffe vorzuenthalten, bis er wieder nüchtern geworden? Aber der Beleidigte ist doch zu besonnen um Tumult und Handgemenge zu veranlassen. Wie leicht kommt es zu Wuth und Blutvergießen, wenn erst einmal die Fäuste zum Streit geballt sind, wenn der erste Schlag niedergefallen ist!

Und o weh, während der geängstete Liebhaber dasteht wie einer der während des Platzregens ausgehen möchte und Hut und Stock zur Hand genommen hat, weil er jeden Augenblick meint, das Gewitter wird sich verziehen, die Sonne wieder scheinen; — während dessen wird die Schneidersbraut selbst immer lustiger und aufgeräumter in des neuen Liebhabers Armen, und immer wieder wirbelt sie auf und nieder den Tanzsaal entlang. Kann doch der Tanz, an sich ja wahrlich nichts Unrechtes, so wenig wie die kunstvolle Musik die ihm Takt und Regel gibt, leicht zu einer Raserei werden bei der Gedanken und Empfindungen in den Dienst einer aufgeregten Sinnlichkeit treten! Es sieht das Mädchen wohl den Getreuen blaß und sorglich an der Seite stehen, und sie schämt sich im Stillen bei seinem Anblick. Aber jetzt ist auf einmal die Sinnenlust bei ihr obenauf, solch einen lustigen Tag hat sie noch nicht gehabt. Ihr Gewissen versucht es wohl mit Einreden, aber die Einreden können bei der Erhitzung der Sinne nicht zu Wort kommen. Ja sie weiß ihnen mit Widerrede zu begegnen: hatte sie denn des Schneiders begehrt? hatte sie ihm eine deutliche Zusage gegeben? war sie ihm Red' und Antwort schuldig daß sie die Werbungen des Soldaten begünstigte?

Franzenschneider, deine Sachen stehen schlimm, du hast deine Hoffnungen, so scheint's, auf Sand gebaut, du gleichst einem der zum Kriegführen selber zu schwach ist und muß nun noch seinen einzigen Alliirten an den Feind verlieren! Und Mitternacht ist nahe, welches wird des Unglückstags Ende sein?

Noch scheint nicht alles verloren. Ein unvermutheter Zwischenfall ändert plötzlich die ganze Szene. Es kommt der Küraſſier über etlichen loſen anzüglichen Reden mit ein paar jungen Männern aus Oſtheim in Streit, einige Weſtheimer treten auf ſeine Seite, darüber ergreifen wieder andere Anweſende die Partei des Uebermüthigen, es geht mit Worten und Geberden hitzig hinüber und herüber, und ein ſolcher Aufruhr entſteht oben im Wirthshaus, daß die Mädchen und Weiber im Geiſt ſchon blutige Köpfe, abgehackte Arme, Ohren und Naſen ſehen, angſtvoll auseinander ſtieben, Schutz hinter den Männern ſuchen, und eine jede froh iſt wenn ſie eine befreundete Hand ergreifen kann. Zu wirklichem Handgemenge iſt es nicht gekommen. Die Männer von Schallungen und Saarfeld hatten nicht Luſt um eines einzigen Unfertigen willen einen böſen Auftritt zu geſtatten, dem Wirthshaus ein bös Geſchrei in der Umgegend zu machen. Erſt verſuchten ſie mit begütigendem Wort die Erhitzten zu beſchwichtigen. Als es aber nicht ziehen will, tritt der Schultheiß des Orts auf, verſchafft ſich Gehör mit gewaltiger Stimme, gebietet Feierabend für den Fall daß nicht ſofort Ruhe werde, und bedroht den erſten der einen Schlag thue, er ſollt' es mit ſämmtlichen Männern von Schallungen zu thun haben, und wenn's ſtatt eines ordinären Küraſſiers ein Brigadegeneral ſein ſollte. Er ſei für die Ordnung verantwortlich, und wer durchaus nicht Ordnung wolle, ſolle bald unten vor der Thür ſitzen und er wollte ihm noch extra frei Quartier ſchaffen im Thurm zu Weiſenſtadt. Und das Wort half, beſſer als wenn zehn Küraſſiere die Schnäuze gedreht, mit den Augen Feuerflammen geſprüht, die Säbel geſchwungen hätten. Das Wort des Mannes der feſt auf ſeinen Füßen ſteht und ſich der Würde ſeines Amts bewußt iſt, das übt ſeine Majeſtät auch mitten unter den empörten Leidenſchaften.

Wohl verging noch manche Minute, bis der Ordnungsruf alle Schreier zur Ruhe gebracht hatte. Es war dem Wirth um Krüge und Gläſer nicht wenig angſt geworden. Indeß gab eben dieſer Fall willkommene Gelegenheit, ein

dem Tod nahes Opferlamm für diese Stunde seinem Schlächter zu entreißen. Weiberlist hilft bekanntlich aus allen Nöthen, und oft wo der Mann noch hin und her überlegt wie er eine vorhandene Verlegenheit enden und wenden soll, hat ein kluges Weib schon gethan was eben der Augenblick erfordert. Die Kornsevebarb und noch eine Nachbarin, die mit Scham und Aerger schon lange der zunehmenden Leidenschaft des Mädchens, und mit Bedauern der Seelenangst des schüchternen Liebhabers zugesehen, hatten diesem schnell ein Zeichen gegeben, die Erhitzte und jetzt auch Verschüchterte in ihre Mitte genommen. Diese wußte nicht wie ihr geschah. Unversehens war sie trotz alles Auf- und Abdrängens im Wirthshaus unten an der Treppe, zur Hausthür draußen, es ging der Wohnung der Herrnfrau zu. Der Franzenfritz ging wohl ein wenig erleichtert, aber doch bestürzt und verdrießlich genug unwillkürlich hinterher. Die finstere Nacht allein, kein Menschenauge hat gesehen, welch ein Kummer auf des Jünglings Angesicht lag. So deutlich war ihm die Lektion noch nie geworden daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll. So klar war's ihm nie gewesen warum er eigentlich nie eine rechte Freude an solch öffentlichen Tanzvergnügungen gehabt. Vor'm Haus aber drückte er dem Mädchen das sich seiner Liebe so unwerth gemacht, doch noch die Hand zum Abschied. Mariebarb, sagte er wehmüthig, was hast mich heut Abend betrübt! Willst dir aber noch weiter zu schaffen machen mit dem Teufelsschwarz, paß auf, so reut's dich öfter als du's zählen kannst, und mir frißt's das Herz ab. B'hüt dich Gott!

Mit diesen Worten nahm er ihr brennendes Köpfchen in seine Hände, zog sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, und einen Augenblick nachher war er verschwunden in der finstern Nacht; hinter der Mariebarb aber und ihrer Herrnfrau schloß sich die Hausthür, und wieder ein paar Augenblicke später war jedes mit seinen Gedanken allein in der stillen Schlafkammer. Mit was für Gedanken? Dem gekränkten Liebhaber mag's Gott vergeben wenn es ihm schwer geworden ist für diesmal, seinen Abendsegen von

unmuthigen Nebengedanken frei zu halten; die böse schwarze Wolke steht eben über seinem Haupt und schießt ihre feurigen Strahlen auf ihn nieder. Was aber die Gedanken des Mädchens anbelangt, was ist von der Betäubten und Erhitzten jetzt viel zu erwarten? Noch ist ihr's immer als flöge sie an der Seite des neuen schmucken Liebhabers im Tanzsaal auf und nieder. Sie kann sein Bild nicht aus den Gedanken bringen, sie hat auch keinen Willen dazu. Natürlich auch. So heftige Eindrücke auf ein erregbares Gemüth gehen nicht so bald wieder vorüber. Fast will sie jetzt nicht begreifen wie sie von der Seite des Jünglings so rasch hat entfernt werden können. Fast möchte sie aufspringen, in der Stille das Haus verlassen, noch einmal zu ihm wiederkehren. Doch wie sie die Scham und Furcht vor Entdeckung davon zurückhält, so eilen ihre Gedanken wenigstens vorwärts auf ein künftiges Wiedersehen zu, und zwar auf ein langes, ungestörtes. Was der Arglistige ihr vorgeplaudert, sie hat es ja für baare Münze genommen. Die zärtlichen Blicke die er ihr zugeworfen, die schönen Worte mit denen er ihr geschmeichelt, hat sie als den Ausdruck einer treugemeinten Zuneigung ausgelegt. Daß er zum Schelm an ihr werden könne hält sie für ein unmöglich Ding. Seine Dienstjahre werden bald hinter ihm liegen, dann wird er heimkehren, seine väterlichen Güter übernehmen. Oder bei seiner Anstelligkeit und weil er so beliebt ist bei seinen Oberen, wird er vielleicht auch Soldat bleiben, höher und höher steigen. In jedem Fall aber wird er einstweilen um ihretwillen so oft als möglich Urlaub nehmen, sie dann als sein Weibchen heimführen. Das hat er ihr mit heftigem Händedrücken wiederholt versichert, und die Worte des Treulosen gelten der einmal Bethörten gleich dem Ja des Redlichen.

Der Franzenfritz tritt dazwischen wohl wieder vor ihre Gedanken. Zuweilen ist's ihr als stünde er vor ihrem Lager und sagte: Mariebarb, was hab' ich dir gethan, daß du dich auf einmal von mir abwendest? ist dir mein treues Herz nichts mehr werth? und wenn du mein Herz von dir

weggeſtoßen, wirſt du auch ein Herz wieder finden in der weiten weiten Welt, das dir Treu' und Glauben halten wird? — Dann aber war ihr's wieder als ob einer in Lichtgeſtalt an des Schneiders Stelle träte, legte ihre Hand an ſein klopfendes Herz und ſagte: du biſt mein und ich bin ewig dein, und wir zwei gehören einander an, welche Macht und Gewalt will zwiſchen uns treten? und wer iſt der Armſelige der mir meinen Platz in deinem Herzen ſtreitig machen will?

So iſt es eben mit dem Menſchen. Zwei Geiſter ſtreiten ſich in ihm um die Herrſchaft, ein guter und böſer, und wie leicht gewinnt der böſe Geiſt die Oberhand, ſo daß der gute betrübt von dannen gehen muß! O daß du doch nach dem guten wieder verlangen möchteſt, verblendete Träumerin! — Endlich iſt ſie einem dritten Geiſt erlegen, denn der Schlaf ſenkte ſich auf ihre ſchweren Augenlieder. Am Morgen lag es ihr wohl bleiſchwer in den Gliedern, dennoch wollte ſie ſich einer Dienſtverſäumniß nicht zeihen laſſen. Zur gewohnten Stunde war ſie auf, die Kühe waren ſchon gemolken und der Stall in Ordnung, als die Herrnfrau ſie wecken gegangen war. Einmal mit einer Gewiſſensſchuld beladen will der irrende Menſch ſo gern den Fehler mit einem Verdienſt zudecken, den verdienten Tadel mit einem nicht minder verdienten Lob aufwiegen.

Immer noch hätte die Sache einen guten Ausgang nehmen mögen. Die Herrnfrau nahm die Fehlende mit allem mütterlichem Ernſt in die Kur. Mariebarb erſchrack faſt, als ihr von ihrer Aufführung am vergangenen Abend ein Bild vor die Augen geführt ward. Sie wollte es kaum glauben daß ſie mit dem Küraſſier ſo vertraut gethan, ſich dadurch in den Augen der Verſtändigen ſo lächerlich und verächtlich gemacht hätte. Auch ſpäter noch war ihr's auf Augenblicke, als ginge ſie, die mütterliche Freundin an der Hand, hin zu den Schneidersleuten und ſpräche: Franzenfritz, vergib mir, ich bin geſtern dein nicht werth geweſen, und wollteſt du dein armes Mädchen verſtoßen, was wollt' ich dawider ſagen? Aber meine Aufführung iſt mir von Herzen leid,

ſo wie geſtern ſollſt du dein Bräutchen nicht wieder ſehen, ich begehre auch nimmer zum Tanz zu gehen, und willſt du, ſo komme ich jeden Abend zu dir in deiner Aeltern Haus und helfe dir in deinem Geſchäft, ich weiß es ja daß du meines Lebens guter Engel biſt.

Aber das waren nur ſo ſchwache Anwandlungen ihres Gemüths, leicht vergängliche Bilder unter welchen die guten Geiſter mit leiſem Tritt wieder Einlaß begehrten in ihr Herz. Die böſen Geiſter meldeten ſich viel mächtiger an. Der beurlaubte Soldat blieb noch bis Sonntag nach Neujahr in Schallungen. Die Herrnfrau konnt' es nicht hindern, und die Bethörte wollte es nicht hindern daß ſie einander wieder begegneten. Es war als ob ihr's der ſchwarze Satan angethan hätte. Sie ſagte ſich wohl ſelbſt: es iſt ſchlecht von dir des Schneiders Vertrauen zu täuſchen, und doch fand ſie keine Kraft in ſich mit ihm wieder anzuknüpfen. Nun-

KLIMSCH & Comp. F.A.

mehr soll's einmal nicht anders sein, lautete allewege der Schlußsatz ihrer widerstreitenden Gedanken. Ihre Herrnfrau warnte sie, schalt sie, gab ihr ihre Verachtung zu erkennen, sagte zu ihr: dein Umgang mit dem Elenden zeigt was du selber werth bist, und wer mag von dir hinfort Gutes denken, da du dem ehrlichen Franzenschneider einen vorziehst dem noch kein Mensch über den Weg getraut hat. Sie dankte dann wohl für den guten Rath, versicherte aber ihre Unschuld und daß ihr niemand was Schlechtes nachzusagen hätte, und sie sollte von ihr keine Schande haben, auch ihren Dienst würde sie nicht versäumen.

Aber wir wissen einmal wie wenig solche Versicherungen einer Bethörten wiegen. Wenn ein Mädchen ihrem Gewissen den Abschied gegeben, wer soll ihrer Unschuld Hüter sein? Es geht ihr wie dem Nachtschmetterling der um's Licht herumflattert, bis er sich auf einmal die Flügel versengt hat; oder wie den kleinen Thieren die beim Anblick der Klapperschlange der Sage nach erstarren und sich nicht von der Stelle bewegen können, und nun dem gräulichen Gewürm rettungslos in den Rachen fahren. Der treue Fritz ist vergessen, der hübsche Kürassier hat das Herz der Unglücklichen mit einem Zauber bestrickt. Was hilft es auch daß die Herrnfrau dem schwarzen Satan das Haus verbietet!

Armer Franzenfritz, wie jämmerlich bist du getäuscht worden! Ist deine Liebe so wenig werth daß sich dein Mädchen an den abgefeimten Bösewicht wegwerfen muß? Du hast die arme geringe Magd zu Ehren und Wohlstand bringen wollen, und sie wirft dir dein Wohlmeinen vor die Füße hin! Ist das der Lohn deiner Unbescholtenheit daß nun auch nach dir die bösen Zungen stechen müssen? daß du dir mußt nachsagen lassen, du habest den guten Ruf deiner Familie einer Leichtfertigen zulieb auf's Spiel gesetzt? Bist du darum bis in's Mannesalter hinein der ehrsame Junggeselle geblieben, um dich zuletzt von einer Soldatendirne an der Nase herumführen zu lassen? O wie viel weiser hättest du gethan, in der Abneigung der Aeltern gegen deine Liebschaft einen Fingerzeig zu erkennen!

Doch so gehen einmal die Dinge in dieser Welt. Es ist noch keinem Menschen an seiner Wiege gesungen worden, durch was für Trübsale hindurch seine Lebenswege führen werden. Aber was sich nicht fügt, das soll auch nicht sein; und was dunkel ist in unsern Lebensgängen, „der Tag wird's klar machen".

Während wir mit dieser Zuversicht unser Kapitel schließen, ist die Mariebarb immer noch äußerlich heiter und guter Dinge. Und beinahe scheint es, es will Gras wachsen über dem was vergangen ist. Der Reuterschwarz streichelt seinen Braunen wieder in Bamberg, der Franzenfritz hat neue Hoffnung gefaßt. Das Mädchen scheint sich ihm sogar wieder anzunähern. Will sie mit der äußerlichen Unbefangenheit die Schuld verdecken, von der ihr Gewissen spricht? Weiß sie vielleicht gar nicht was sie gethan hat? Oder faßt vielleicht jetzt schon in ihr der Argwohn Raum, der neue Liebhaber könnte ihr einmal wieder untreu werden, und für diesen Fall sei doch der alte auch nicht zu verachten? Wer will auf den untersten Grund des Menschenherzens hinabsehen, wenn darin Furcht und Hoffnung, Gewissen und Lüge, Gott und Satan miteinander im Kampf liegen. Ich kann nur berichten was geschehen ist und kann's mit meinem Leser unbegreiflich nennen. — Die kalten Wintertage wichen einer milderen Luft, schon probirten die Lerchen Ende Februar ihre hellen Stimmen auf dem Feld. Die Mariebarb ist noch in ihrem Dienst. Ihre Herrnfrau glaubt selber fast, sie hat zu viel gesehen. Der Franzenfritz begegnet seinem Mädchen wieder in der alten Freundlichkeit, sie ist sogar noch zweimal in seiner Aeltern Haus gewesen und die Herrnfrau mit ihr. Und dennoch weiß sie — sie hat heimlich ein Briefchen bekommen — der neue Schatz will auf Ostern oder Pfingsten wieder in Schallungen sein, nach ein paar Jahren aber heirathet er sie, all das Geld das er in Weißenstadt auf der Sparkasse stehen hat, soll auf die erste Einrichtung verwendet werden. Ei, wie der Himmel so voller Geigen hängt!

V.

Meine Erzählung muß jetzt über einen längeren Zeitraum mit wenig Worten hinweggehen.

Zwei Jahre sind hingegangen. Die Mariebarb ist wieder in Herbstadt und eines Mädchens Mutter. Schwere thränenreiche Zeiten liegen hinter ihr. Ihre Herrnfrau hat ihr gesagt: du bleibst noch bis eine Stellvertreterin für dich gefunden ist. In den letzten Zeiten hat sie den Franzenfritz gemieden. Eines Abends aber hat sie ihre sieben Sachen zusammengepackt, die Herrnfrau hat ihr manches alte abgelegte Stück zu ihrer Garderobe gelegt, ihr gute Wünsche und Rathschläge mit auf den Weg gegeben, und so ist sie des Morgens ganz früh mit roth geweinten Augen des Wegs nach Herbstadt zurückgegangen, ihre Lade ging mit Gelegenheit durch einen Bauer der Bretter in Herbstadt laden wollte. Vom Franzenschneider hat sie keinen Abschied genommen. Sie hat ihrer Herrnfrau nur einen Gruß an ihn anbefohlen, und er möchte ihr nicht fluchen, ihrer als einer Unglücklichen vielmehr mitleidig gedenken wenn's ihm wohlgehe, sie wünsche ihm und seinen Aeltern alles Gute auf zukünftige Zeiten, sie sei seiner nicht werth gewesen.

Und nun hat denn die Unglückliche einen schweren Weg anzutreten. Es ist wohl derselbe Weg den sie anderthalb Jahre zuvor mit so frohem Herzen betreten, und es ist jetzt so viel schönere Zeit als damals. Es ist nicht Winter, sondern der Frühling hat alle seine Herrlichkeit über die Natur ausgegossen. Der Himmel ist bräutlich aufgeschlagen und die Lerchen jubeln ihr Morgenlied hoch in den Lüften. Die Felder prangen mit wogender Saat, das Korn will auf hohem schwankem Halm eben in die Blüthe treten, balsamische Düfte werden vom Morgenwind bald hierhin bald dorthin getragen. Und doch für sie ist das alles nicht da. Vor ihren Augen hängt's wie ein trüber Flor, daß ihr der Himmel nicht blau dünkt, auf der grünen Erde wandelt sie dahin wie auf einem Leichenacker. Wie haben auch die Umstände sich verändert! Damals hatte ein noch unbestimmtes

Glück vor ihr gelegen, und ſie fühlte in ſich Luſt und Kraft es zu ergreifen. Jetzt, jetzt liegt ein ganz beſtimmtes Glück hinter ihr, aber als ein unwiderbringlich verlorenes und durch eigene Schuld verſcherztes. Und wohin nun? Zurück in die Heimath, wo man von ihr als von einer glücklichen Braut ſchon geredet hat und nun bald mit Fingern auf

sie zeigen wird. Zurück zu ihren Aeltern die sie fast verachtet hat, und die sie nun doch um Aufnahme und Barmherzigkeit hat bitten lassen. Ein sauerer Weg! Wie werden die Aeltern sie aufnehmen? Mit welchem Willkomm wird ihr der Vater, der harte Mann entgegenkommen, was für Reden wird die Mutter wider sie führen? Mit welchem Angesicht wird sie der Pathe unter das Auge treten? Was wird sie hören müssen wenn sie als eine Gefallene der neue Pfarrer rufen läßt? Und wenn sie ihrem alten treuen Schulmeister begegnet und er sagt zu ihr: Mariebarb, von dir hätt' ich was Besseres erwartet, — wie wird sie das alles ertragen können? Und welches nun wird ihr Loos sein im Aelternhaus? Werden Vater und Mutter des Wortes gedenken: die Rache ist mein, ich will vergelten? Wird sie die Erinnerung an den Fehltritt der eigenen Jugend barmherzig und mild gegen die Tochter stimmen? Werden sie ein Gefühl für ihre Seelenschmerzen haben? Werden sie daran denken daß Gott selbst, wenn er die Uebertreter mit seinen Züchtigungen heimsucht, nicht seinen Zorn kühlen sondern ihre Seelen heilen will, aber zu Werkzeugen seiner Gnade eben diejenigen Menschen ausersehen hat die er den Verirrten zu Pflegern und Gefährten gegeben?

Diese Gedanken und Fragen gehören freilich noch einer gar viel früheren Zeit an als von der wir reden. Die Mariebarb ist schon wie gesagt zwei Jahre über im Haus ihrer Aeltern. Der erste rauhe Empfang, die anfänglichen Zorn- und Wuthausbrüche ihres Vaters und die spitzigen Reden ihrer Mutter, dazu auch die Reden der Ortsleute: sie verdient's nicht besser, die Thörin, und sie hat's nicht anders haben wollen, warum ist sie auch mit ihrem Schneider nicht zufrieden gewesen und einem Fuchs in's Garn gelaufen, auch das hat sie nicht mehr zu hören; selbst die gemeine Rede ist verstummt die von Leichtfertigen bei solcher Gelegenheit immer gehört wird: sie ist nicht die erste gewesen und wird nicht die letzte sein. Sie hat ja freilich allerlei zu überwinden gehabt. In den ersten Zeiten hatte sie doch noch immer leise Hoffnungen auf ihren Kürassier:

ein Mensch könne doch kein Spiel treiben mit den heiligsten Versprechungen. Er werde seiner Zeit kommen und ihrer Schande mit einer ehrlichen Heirath abhelfen. Freilich ein Brief den sie etliche Wochen vor ihrer Entbindung an ihn gerichtet, mußte verloren gegangen sein. Oder sollt' ihn der Treulose mit Vorbedacht unbeantwortet gelassen haben? In diesem Punkt hatte sie freilich bald nichts zu fragen mehr. Zwar die Vaterschaft des Kindes hatte er gerichtlich zugestehen müssen. Dafür aber hatte er ihr durch einen Preppacher Juden mündlich zusagen lassen, er würde bald Hochzeit machen mit der Neubrunner Wirthstochter, und wenn sie darüber etwa ins Wasser springen wolle, so sollte sie nur wieder hinunter nach Schallungen, es wäre in der Steinach Wasser genug zum Ersaufen, — eine Rede die nachher in der ganzen Gegend bekannt geworden ist und dem schwarzen Satan das letzte Restchen Achtung genommen hat; der Jude selber versicherte bei der Abgabe seiner Botschaft, er sei steif geworden als er's gehört wie ein Aff von der Zeder auf dem Berg Libanon, und es gäbe doch gottvergessene Buben unter denen Christenleut.

Das alles wie gesagt liegt nun schon hinter der Unglücklichen. Ihre Lage aber hat allmälig ihr Hartes verloren. Theils fand sie sich eben in ihr Leidwesen, trug's als die unausbleibliche Frucht ihres Leichtsinns, und Gott hat ja den Menschen so angelegt daß er wenn's sein muß mit weniger Sonnenschein fürlieb nehmen kann. Theils wurden wirklich die Menschen selbst milder gegen sie. Im Haus ihrer Aeltern blieb sie auch dann noch, als ihr Kind aus dem Gröbsten heraus war. Sie konnte sich nicht entschließen dessen Pflege in andere Hände zu geben, so sehr ihr auch die Leute zuredeten und sagten: laß es doch deinen Aeltern, die bringt die Arbeit ohnedieß nicht um, du suchst dir derweil wieder einen andern Dienst, sparst dir Geld, und einmal kannst du doch noch ankommen, wenn du auch keinen Schneider wieder kriegst. Und zur Arbeit fand sich ja wohl Gelegenheit genug. Ihr Vater hatte einige Aecker in Pacht genommen und jetzt zwei Kühe im Stall. Sie nahm aber Zeit und

Kraft zuſammen, behielt manche Stunde übrig um im Haus ihrer Pathe mitzuhelfen, ſich bei der Gelegenheit auch ein Stück Geld zu verdienen. In ihren Händen iſt davon freilich nichts geblieben, ihr Vater wußte ihr abzulocken was ſie hatte, borgte ihr's wohl auch ab nach ſeiner alten Weiſe auf Nimmerwiedergeben, und ſie ſagte nichts dazu. Lieber das dulden als ſich ſagen laſſen: wir müſſen dich und dein Kind ernähren, und du biſt uns im Haus zur Ueberlaſt. Was ſie für ſich und ihr Kind bedurfte, das wendete ihr theils ihre Pathe zu, theils fiel vom alten gnädigen Fräulein im Schloß, dem ſie zuweilen Botengänge nach Weiſenſtadt oder Biberbach beſorgen, auch ſonſt kleine Dienſtleiſtungen thun mußte, manchmal etwas für ſie ab. Der liebe Gott

weiß ein verschüchtertes Gemüth auch wieder aufzurichten, gibt er nicht reichlich so gibt er doch was nöthig ist, und wer auf wenig angewiesen ist, dem macht auch die kleine Gabe eine fröhliche Stunde.

Unter den Herbstadtern hatte sie bald das alte Vertrauen und die frühere Gunst wieder. Niemand konnte ihr das Lob vorenthalten, daß sie sich redlich und ehrlich hielt, freundlich, dienstwillig und bescheiden war. Besonders lobten es die Leute daß sie sich ganz zurückgezogen hielt, und wenn jung und alt auf den Tanzboden lief, entweder für sich daheim in der älterlichen Wohnung blieb, oder mit der kleinen Liesbeth zu ihrer Pathe ging, wo sie sammt ihrem Kind allezeit eines freundlichen Gesichts sicher war. Ihr waren Musik und Tanz verleidet für immer. Wer einmal beinahe ertrunken wäre, denkt ja immer der bestandenen Todesnoth

wenn er ein Waſſer rauſchen hört. Unter Muſik und Tanz hatte ihr Lebensgeſchick ſeine traurige Wendung genommen, da hatte ſie die Schwachheit ihrer Entſchließungen kennen gelernt; ſo wollte ſie jetzt nicht zu neuer Verführung Gelegenheit ſuchen. Auch war ſie der Meinung — und ſie war offen geſagt darin geſcheiter als es die Leute auf viel tauſend Dörfern zu ſein pflegen — es ſeien dergleichen öffentliche Luſtbarkeiten für eine reine Jugend da, wer aber einmal Zucht und Scham verleugnet hätte, der habe ſich ſelbſt hinausgewieſen.

Nur eins hatte man an ihr auszuſetzen, etliche freilich lobten's, und das waren die vernünftigſten. Sie hätte trotz ihrer Armuth zu verſchiedenen malen heirathen können. Es gibt ja immer doch Leute die auf etwas anderes ſehen als auf Geld und Güter. Solch eine Frauensperſon die aus früheren Verhältniſſen ein Kind zu verſorgen hat, iſt z. B. manchem Witwer ganz anſtändig, der bei geringen Vermögensumſtänden nicht weiß wo er eine Mutter für die verwaiſten Kinder hernehmen ſoll. Zumal wenn ſie „klug in Sachen" iſt, eine geſchickte Hand hat und ſich auf die Haushaltung verſteht. Aber ſie wies nach kurzem Beſinnen alle Anträge ab. Keine Gelegenheit (wie die Herbſtadter ſagen) war nach ihrem Sinn. Nicht weil ſie große Anſprüche gemacht hätte. Sie wollte ihr Kind in guten Händen wiſſen, an einem der ihr Ehmann werden ſollte auch für ihr eignes Kind einen Vater haben. Bei allen Partieen aber die ihr angetragen wurden, fand ſich eben da das Hinderniß. Einmal ward ausbedungen es ſollte ihr Kind bei den Großältern bleiben, ſie aber wollte es nicht von ſich laſſen, worin ihr auch ihr Pathe, der Beckenmichel recht gab, der des Kindes Vormundſchaft übernommen hatte. Ein anderesmal waren unartige verzogene Stiefkinder da, was war von denen für die wohlgehaltene und gutgezogene Liesbeth zu erwarten? Kurz ſie ſah nirgends einen deutlichen göttlichen Wegweiſer, auf dem von einem anderweiten Ehebündniß geſchrieben war. Den Franzenfritz hat ſie muthwillens von ſich gewieſen, der Reuterſchwarz iſt zum Schelm und Verräther an ihr geworden, da will ſie lieber gar ledig bleiben.

Der Franzenfritz! Ja mit dem war's für sie ja freilich vorbei. Welch einen bitteren Trank hat sie dem zu kosten gegeben! Nun wird er wohl längst eines besseren Glücks theilhaftig geworden sein, er hat's wohl seinen Aeltern überlassen sich mit ihren erfahrenen Augen nach einer Schwiegertochter umzusehen, nunmehr wird er längst ein glücklicher Ehmann sein, liebliche Kinder werden der Großältern Freude sein. Das sind Gedanken die unserer Verlassenen ja freilich ungesucht kommen so manchesmal.

Du bist einmal unser Freund geworden, ehrlicher Franzenfritz, so wär's auch ein Unrecht, wollten wir uns nach dir nicht einmal wieder umsehen. Wir sind also auf einmal wieder unten in Schallungen, klopfen an der Stubenthür des wohlbekannten Schneidershauses, und treten ein, da uns ein freundliches Herein entgegenkommt. Aber was ist denn das? Da sieht's ja so ganz anders aus, es ist so viel Raum geworden, so still und leer ist's in der niedrigen Stube. Sind vielleicht die Aeltern gestorben? hat sich die Kundschaft verlaufen? Ach nein, die Alten sind da, der alte Franzenschneider bügelt so eben eine fertig gewordene Hose aus, ein Lehrjunge näht die Knöpfe auf eine neue Sammetweste, die alte Schneiderin steht am Tisch und schält Kartoffeln zur Abendsuppe. — Wo aber steckst du denn selbst, du junger Franzenschneider? bist du mit fertiger Waare ausgegangen oder um dem Herrn Pfarrer in Saarfeld einen neuen Priesterrock anzumessen? Ach, indem wir so fragen, laufen den beiden Alten die hellen Thränen über die Wangen herunter. Es dauert lange bis wir die Antwort herausbekommen. Darum wollen wir die Antwort in der Lebensgeschichte unseres Freundes selber suchen, und auf die Zeiten zurückgehen in denen durch seine lieblichen Hoffnungen ein so breiter schwarzer Strich gemacht ward.

Es gibt Leute die das Herz auf der Zunge tragen und daher wandelbar und oberflächlich auch in ihren Neigungen und Empfindungen sind. Wenn solche Leute in ihren jungen Jahren ein Liebesverhältniß angeknüpft haben und dabei nicht das gewünschte Ziel erreichen, so versuchen sie es eben

mit einer andern Liebschaft. Einmal, meinen sie, wird's ja doch einen Austrag geben. Im Grund lieben sie ja gar nicht das Mädchen von dem sie angezogen zu werden scheinen, sondern nur sich selbst. Zu dieser Art gehörte unser Schallunger Schneider nicht. Wenn er einmal eine Neigung zu einem Mädchen faßte, so kam dann eben diese Neigung aus seiner innersten Seele heraus, war ein Stück seiner eigensten innersten Natur. Er war darum kein so verliebter Narr wie es heutzutage die jungen Männer gern sind, nicht so einer der in Gegenwart seiner Erwählten nichts von der Welt hört und sieht, und nichts darnach fragt ob er rechts mit dem Ellbogen an jemanden stößt, links jemand mit der Ferse auf die Fußspitzen tritt, ob auch hinter ihm die Anwesenden über seine Geckerei lachen, vor ihm Hunde und Katzen übereinander kommen. Seine Neigung war um so inniger und ernster gewesen, je weniger kindisch und stürmisch sie war.

Wie gerieth er daher anfänglich in Zorn wider die losen Mäuler, als die Leute von seiner Geliebten nicht schön zu reden anfingen! Sie war ja nach der Rückkehr des Reuterschwarz zur Garnison wiederholt in seiner Aeltern Haus gekommen, hatte ganz unbefangen geredet. Da war es doch handgreiflich: die Leute logen, der Feind hatte auf den Acker seiner Hoffnungen mit Lästerung Unkraut gesäet! — Ein Anderer freilich wäre wie aus einer Kanone geschossen auf der Stelle zu ihr gerannt, hätte gefragt: ich will wissen wie ich mit dir daran bin; oder hätte ihr einen Absagebrief geschrieben, vielleicht auch ohne Weiteres eine Fluth böser Reden über sie ausgeschüttet. Dazu aber hat der Franzenfritz ein zu gläubiges Gemüth. Ist's wie die Leute sagen, so wird er's noch zeitig genug erfahren (aber er weiß ja gewiß es ist nicht so); ist sie aber rein, wie will er ein Examen über ihre Treue oder Untreue über seine Lippen bringen? Der Faden seiner Hoffnungen reißt nicht bis zum letzten Augenblick.

Endlich freilich ist er doch gerissen.

Eben hatte der junge Meister nach dem Frühstück den Gesellen Arbeit und Anweisung für den Tag gegeben, eben

will er zur Thür hinaus, um fertige Arbeit einigen weit weg wohnenden Kunden zu überbringen, will rückwärts rechts und links neue Kleider anmeſſen die noch auf Pfingſten fertig werden ſollen; da kommt die Baſe Evebarb auf's Haus zu, den empfangenen Scheidegruß auszurichten. Es iſt ihr lieb daß ſie dem Vetter Fritz juſt unter der Hausthür begegnet. So kann ſie doch unter vier Augen mit ihm reden, kann ihm den Aerger erſparen daß die Geſellen die Köpfe zuſammenſtecken und endlich laut ſagen: Meiſter, wir ſind geſcheiter geweſen als Ihr, und Ihr ſeid ein Narr daß Ihr nicht geglaubt habt was doch lange klar iſt wie's Tageslicht!

Iſt dir's nun bang um den guten Franzenfritz, lieber Leſer? Ich kann dir's nicht wehren. Weiß ich doch ſelbſt kaum wie ich dir den nachfolgenden Sturm im Gemüth des Getreuen deutlich machen ſoll. Ihm ward es, wie wenn im Sommer nach heißen Wochen eine unheimliche Schwüle auf der Natur liegt und aus den aufgethürmten Gewitterwolken plötzlich ein Blitz und ein Schlag herabfährt; nun

aber nachdem das Gewitter mit dem Ausbruch lange gezögert hat, die Blitze aller Orten und Enden die Luft durchschneiden, eine Wolke der andern ihren Wetterschein mittheilt und bald Augenblick um Augenblick vom rollenden Donner die Fenster klirren, die Häuser dröhnen, dazu auch die Windsbraut sich erhebt, des Himmels Schleußen sich öffnen und alle Elemente gegen einander toben, als ob eine neue Weltperiode der Schreckniſſe und der Zerſtörung eintreten wollte. — So, nicht anders brach der verhaltene Sturm jetzt aus in der Seele des Getäuſchten. Zwar zu heftigem Zorn, zu wilder Leidenſchaft kam es bei ihm nicht, zu Flüchen und Verwünſchungen noch weniger. Aber er fuhr in ſich zuſammen wie einer von reizbaren Nerven, dem auf einmal eine Schreckensgeſtalt in den Weg tritt. Er führt die Ueberbringerin der böſen Zeitung wohl herein zu den Aeltern. Hier aber Bündel, Rock und Hut abwerfen, hinauswanken und hinaufſchleichen in das enge Oberſtübchen das ſein Schlafzimmer war, hinter ſich die Thür abſchließen und ſich auf's Bett niederwerfen, das alles war das Werk weniger Augenblicke. In die Schwüle ſeiner gedrückten Stimmung hat eben der erſte deutliche Blitzſtrahl geſchlagen und damit den Ausbruch eines furchtbaren Gemüthskampfs veranlaßt.

Da liegt er denn in ſeinen Schmerzen, der treuanhängliche, in ſeinem Glauben wie in ſeiner Liebe unerſchütterliche Menſch. Da liegt er, Hände und Geſicht in's Bettkiſſen vergraben, gleich als wollte er ſeine Schmerzen alle in die Tiefe bohren, das arme Gehirn entbinden von der Laſt die es nicht faſſen und nicht tragen kann. Die Thränen ruhen noch in ihrer geheimnißvollen Werkſtatt, aber die Herzwände klemmen ſich krampfhaft wider einander, es ſchneidet wie mit zweiſchneidigem Meſſer ihm durch die Eingeweide. Was war das für ein Abſchiedsgruß geweſen! Ein Gruß von einer Heißgeliebten, aber einer Unwürdigen; von einer die ſeine Treue gekannt, und ihn nun doch hintergangen hat; die ſchon den Fehltritt gethan und doch noch das Kleid der Unſchuld vor ihm angelegt. Der Abſchiedsgruß hatte für ihn zugleich den Abſchied von aller Lebensfreude

zu bedeuten! Das liegt ihm auf der Seele, wie im Leib ein Gifttrunk der jeden Nerv und Blutstropfen in Aufruhr bringt.

Unten iſt noch die Baſe, erzählt was ſie weiß, hilft klagen daß der Fritz ſo lange vernünftig und nun doch ſo blind in ſeiner Wahl geweſen, hilft zürnen über den Unhold der in drei Haushaltungen auf einmal Unruhe und Bitterkeit gebracht hat, hilft ſorgen mit den Alten, wenn nur der einzige Sohn eine beſſere Wahl treffen und den Aeltern eine Gehülfin und Pflegerin für ihren Lebensabend ſchaffen wird. Viel haben ſie mit einander zu verhandeln, die redlichen Seelen. Oben aber liegt noch lange der Verſtörte, und endlich wird ihm das Herz weicher, die angeſammelten Schmerzen graben ſich einen Ausweg, die Schleußen der Augen thun ſich auf, der gehemmte Thränenſtrom fängt zu fließen an. Und nun entladet ſich denn die getäuſchte und gekränkte Liebe in langem unermüdlichem Weinen, bis endlich die Augen auch des Weinens müde geworden ſind, die Thränenquellen den letzten Tropfen ausgegeben haben.

Darüber vergeht der Vormittag, die Eilfuhrglocke hat den fleißigen Arbeitern unten zugleich das Mittageſſen eingeläutet. Der Meiſter kommt nicht zu den Speiſenden, ſieht diesmal nicht zu wie der neue Weiſenſtadter Geſelle der in der Schneiderei es gern an ſich kommen läßt, in die Schüſſel am längſten und tiefſten hinunterreicht. Die Mutter die ſchon drei, viermal an die obere Thür getreten iſt und herzlich mitgeweint hat, da ſie das Schluchzen des Betrübten vernommen, jetzt wird's ihr weh und bange um's Herz, daß ſie keinen Laut mehr vernimmt, und — Fritz, willſt nicht 'runter? ſie eſſen ſchon d'runten, ruft ſie liebreich draußen. Mutter, laßt's gut ſein, ſpricht's leiſe wieder heraus, bei mir iſt für's Eſſen und für's Trinken gethan auf lange Zeit.

Gegen den Nachmittag iſt der Fritz dennoch heruntergekommen, hat einen tiefen tiefen Trunk gethan aus dem hölzernen Waſſerſtutz, hat ſich Kopf, Augen und Hände gewaſchen, ſich wieder angekleidet und iſt dann hinweggegangen mit dem Bündel der vom Morgen her auf dem Großvater-

ſtuhl liegen geblieben iſt. Geſagt hat er kein Wort, gehört hat er auch keins. In der Nähe eines Bekümmerten den man lieb hat, wird's einem ja zu Muth wie in einem Heiligthum, die Unterhaltung über's Alltägliche macht ſich nicht laut, gerade die Theilnahme hüllt ſich zuerſt in tiefes Schweigen ein.

Spät am Abend iſt er wohl wieder gekommen, und ein Unbekannter hätt' ihm nicht angeſehen was ihm dieß für ein Tag geweſen. Aber bald ward's offenbar: es war mit dem Abſchiedsgruß des Mädchens im Gemüth und Leben des Franzenfritz ein ernſter Wendepunkt eingetreten. Das Mädchen das er ſo lieb gehabt, nicht mehr ſein, das Opfer unreiner Leidenſchaft, einem Frevler hingegeben! nun in Schmach und Schande ſitzend, Elend ihr unzweifelhaftes, vielleicht lebenslängliches Loos! — wie vermag er ſolche Gedanken zu ertragen? Geweint hat er wohl nicht mehr. Aber die Gewitterſchwüle kommt wieder und drückt nach innen hinein, weil ſie nach außen nicht hervorbrechen kann. Er iſt von der Zeit an wie ein Träumender umhergegangen, redete nicht und deutete nicht, hörte mit halbem Ohr was Andere ſagten, vergaß im nächſten Augenblick was er eben im vorhergehenden ſelbſt gewollt, Arbeit und Geſchäft ſchien ihm gleichgültig, es mußten die Geſellen vom alten Franzenſchneider Beſcheid in der Arbeit begehren. So iſt es dann Woche um Woche fortgegangen, der Franzenfritz klagte viel über Schwere und und Schmerzen in den Gliedern, aß wenig und ſchlief unruhig. Endlich um die Erntezeit kam die Krankheit zum Ausbruch, die erſte ſeit ſeinen Kinderjahren.

Nervenkrankheiten ſind ſchwere, böſe Krankheiten, die oft einen langſamen Verlauf nehmen, viel Schwäche nach ſich laſſen und in ihren Nachwirkungen oft noch lange nach dem Eintritt der Beſſerung fühlbar ſind. Eine ſchwere und betrübte Zeit für die Franzenleute, für Haus und Geſchäft! Was der Doktor die Kriſis nennt, wo ſich's entſcheiden will ob ſich's zum Leben oder zum Sterben neigen wird, das ging wohl nach ſechs Wochen vorüber. Aber die Blätter waren ſchon roth und gelb von den Bäumen geſchüttelt worden, in der Kirche klangen wieder die fröhlichen Adventslieder und Knecht Ruprecht im Wald hatte ſchon zu ſchaffen mit den Waldhütern die der Leute Kindern das grüne Tannenbäumchen zur Chriſtbeſcherung nicht gönnen wollen; und noch vermochte der Kranke keine Scheere zu handhaben, keiner Nadel als Wegweiſer zu dienen. Noch floſſen ihm die Augen bei der geringſten Arbeit, in Schallungen hieß es: es wird ſich noch die Abzehrung anſpinnen. Und die Stimmung des Kranken wollte nicht wieder heiter werden. Selbſt dann nicht, als mit den wiederkehrenden Lerchen und der ſich verjüngenden Erde doch allmälig Appetit und Schlaf wiederkamen, die geſunkene Lebenskraft ſich zu heben ſchien.

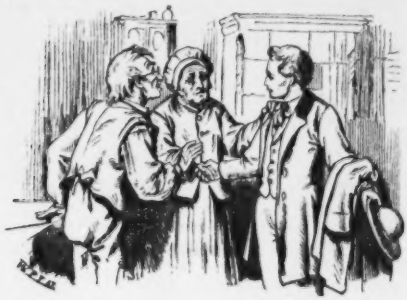

Woran das lag? Der alte Weisenstadter Doktor der ihn in Behandlung hatte und im Vorüberfahren noch manchmal nachfrug, wollte wissen es sei noch etwas zurückgeblieben vom Krankheitsstoff. Wir wissen's für dießmal besser als der Doktor. Der kurirt immer nur auf die Nervenschwäche, für's Herzweh einer treuen Seele weiß er kein Rezept zu verschreiben. Das Herzweh hatte die Krankheit wohl hervorgerufen, es blieb zurück auch als die Krankheit gewichen war, gekränkte Liebe thut ach so weh!

Sein Geschäft fing er wohl wieder zu besorgen an, aber nicht mit der Lebhaftigkeit die ja sonst einem Schneider in allen Fingerspitzen krabbelt, sondern wie einer der muß, weil er dazu gedrängt wird. Und merkwürdig, eben als er körperlich wieder hergestellt schien und von dem zurückgebliebenen Krankheitsstoff keine Rede mehr sein konnte, wurde er von neuem immer stiller, immer verschlossener. Er ging bei sich selbst offenbar mit etwas um, nur konnte kein Mensch errathen womit, zu einer offenen Frage kam es nicht. Daß er mehr als sonst in Zeitungen las, fiel niemand besonders auf, man dachte sich weiter nichts dabei. Ob er jetzt vielleicht eine anderweite Verheirathung im Sinn hatte? ob er nur zu schüchtern war damit hervorzutreten, jemand um Vermittelung der Sache anzugehen?

Endlich ging das Grundeis, und zwar nach vorgängiger Ankündigung. Eines Sonntags früh sagte er zu seinen Aeltern, er hätte ein Geschäft in Würzburg abzuthun und würde erst am Montag oder Dinstag Abends wiederkehren. Was es wäre, möchten sie nicht forschen, Unrechtes hätt' er nicht vor, darauf kennten sie ihn. Nur sollten sie sich auf eine große Veränderung gefaßt halten. Was er doch vor hat, der Franzenfritz?

Ich will's kurz machen. Am Dinstag Mittags ist er wieder da. Er hat mit einem Würzburger Agenten vorläufig für sich allein — wegen der Ueberfahrt nach Amerika abgeschlossen. Ein seltsamer Einfall, urtheilte ganz Schallungen und Saarfeld. Und er selbst leugnete das nicht. Indeß wer ihm seinen Plan ausreden wollte, hätte alles Geschehene

ungeschehen machen, aus dem Franzenfritz wie er einmal war, einen ganz andern Menschen machen müssen, und das steht eben nicht in Menschenmacht. Er käme, versicherte er, nicht wieder zur Ruhe in seiner Heimath. Sein Haus sei ihm verleidet. So oft er jemand begegne, auch außerhalb Schallungen wo er bekannt sei, da wär's ihm immer als stünde einer dahinter und sagte: das ist der Franzenfritz der sein Herz an die Herbstadter Wagnerstochter gehängt hat, aber der schuftige Reuterschwarz ist ihr lieber gewesen. Das würd' ihm anhängen sein Lebenlang, darüber könne er einmal nicht hinwegkommen. Wollte er seinen Kummer vergessen und wieder froh werden, so müsse er was ganz Neues anfangen, es nehme sonst mit ihm kein gutes Ende, und wer das nicht glaube, der verstehe ihn eben nicht, es sei jeder Mensch eine Welt für sich, er sei's auch. Zu alt sei er noch nicht um noch einmal von vorn anzufangen, Gott könne es ihm über'm Meer auch gelingen lassen. Und zu seinen Aeltern sagte er, wenn sie mit ihm wollten, so sollt' es ihm so am liebsten sein, es sei noch Zeit genug bis zum Abgang des nächsten Dampfschiffs von Bremen. Wollten sie aber erst abwarten wie sich drüben seine Sachen anließen, so könnten sie über's Jahr nachreisen, es wären der älteren Leute schon mehr nach Amerika gezogen und hätten gute Briefe herübergeschrieben. Könnten sie sich aber nicht entschließen Heimath und Vaterland zu verlassen, so wollte er ihr dankbarer Sohn auch in Amerika bleiben und jedes Vierteljahr einen Brief herüberschreiben. Er mache ihnen diesen Kummer nicht gern, aber er könne einmal nicht anders, und was hätten sie auch von seinem Dableiben; besser ein froher und glücklicher Sohn jenseits des Meeres, als diesseits einer der keine gute Stunde mehr habe.

Ich will nicht sagen daß das recht von dem Franzenfritz war. Es war doch noch ein Stück Krankheit. O ihr beklagenswerthen Alten! Nur den einen Sohn habt ihr, und nun sollt ihr entweder ohne Sohn sein, oder die Stätte verlassen die so manches Jahrzehnt eurer Freuden und Leiden Zeuge gewesen. Wahrlich die Schwierigkeit einer solchen

Wahl zu bedenken, das hätte dem Sohn schöner angestanden als der heimlich ausgebrütete, eigensinnig behauptete Entschluß. Doch, Franzenfritz, du hast's ja selbst gesagt: jeder Mensch ist eine Welt für sich. Du wirst auch deine eigenen Erfahrungen machen. Darum gehe du nur hin um das Wort verstehen zu lernen: meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. Gehe nur, du dreißigjähriges Kind, und lerne daß auch das Meer nicht tief genug ist um einen tiefen Gram zu ersäufen, und daß man auch drüben über'm Meer weder sein Geschick in der Hand hat noch eine Assekuranz gegen Qual und Schmerzen. Gehe nur und begreife, daß der Mensch nirgends hin kann ohne sich und seine Eigenart mit hin zu nehmen, daß er aber im Unglück den allerkürzesten Prozeß macht wenn er seine Verkehrtheiten abthut. Gehe, verlerne deinen Trotz gegen dein Geschick, lerne Gottes Wege verstehen, seine Führungen anbeten.

Der Leser weiß es bereits, die Alten haben sich zur Auswanderung nicht entschließen können. Das Nachkommen wollten sie nicht gar verreden, sie hätten ja außer dem einigen Sohn nichts für ihre Liebe. Wäre der Fritz drüben irgendwo ansässig geworden, hätte er sein eigen Geschäft gegründet und einen eigenen Herd, dann wollten sie ihre Jahre nicht ansehen, zu ihm nachkommen und ihn bitten: nun drücke du uns die Augen zu, was werden wir auch noch viel zu leben haben? Der alte Jakob sei ja seinem Sohn Joseph auch nachgezogen nach Aegyptenland. Man könne aber nicht wissen wie drüben über'm Meer die Sachen liefen, denn es stehe geschrieben: des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein schafft daß er fortgehe. Es könne auch kommen daß sich der Fritz zurücklehne, und für den Fall wär' es gut wenn er das alte Nest noch warm fände. Das Geschäft sollte schon einstweilen fortgeführt werden, wenn auch nicht im alten Umfang.

Und nun gibt es denn ein paar Wochen mit viel Besorgungen, auch mit viel Verwunderungen, Fragen und Antworten in und um Schallungen her. Denn kein Mensch

will recht begreifen was solch einen gemachten Mann wie den Franzenfritz bestimmt über's Meer zu ziehen und dort sein Glück zu suchen. Hat er's doch in den Händen und in seinem Haus, und wenn er etwas Größeres anfangen wollte, so wird's ihm an Kredit nicht fehlen wenn er des Geldes nicht genug haben sollte. — Aber selbst ich der Erzähler kann's nun nicht mehr ändern, der Platz auf dem Dampfschiff ist einmal bezahlt, die guten Alten haben sich in ihr Geschick ergeben. Die betrübte Abschiedsstunde ist da. Beschreiben will ich sie nicht, es war des Weinens genug dabei, was soll ich dem Leser das Herz auch schwer machen.

Weil aber der Fritz versprochen hat alle Vierteljahre einen Brief zu schreiben und auch Wort gehalten hat, so mach' ich mir's nun bequem und schreibe im nächsten Kapitel bloß die Briefe ab, wenn auch nicht alle die herübergekommen sind. Da erfährt der Leser am besten, wie's auf der Reise und nachher in Amerika gegangen ist. Der Franzenfritz ist freilich seines Zeichens ein Schneider gewesen, kein Schreiber und kein Advokat. Also mag's ihm hingehen wenn er sich nach seiner Weise ausdrückt, das Herz hat er ja doch auf dem rechten Fleck.

Also es folgt jetzt ein Kapitel das aus lauter Briefen eines „Europamüden" besteht.

VI.

Bremerhafen am Jakobitag 1852.

Vielgeliebte Aeltern!

Ich grüße Euch viel tausendmal, denn ich bin noch nicht in Amerika, sondern noch in Deutschland, nur sehr weit draußen, wo's mit Deutschland gerade ein Ende hat und das Meer geht an. Wie Ihr wisset, sollte das Dampfschiff schon am 20. abgehen, und sind wir derowegen auch am 19. Abends hier angekommen; aber wie Gott den Schaden besah war noch dieß und das zu repariren am Schiffszeug, und der Kapitän hat gemeint, es könnte schief gehen wenn er's verschöbe bis wir drüben wären. Nachher ist auch noch

viel bös Wetter gewesen, und noch immer geht die See so verkehrt daß wir Geduld haben müssen, morgen sollen die Anker gelichtet werden, wenn's halbwegs besser steht. Ach du lieber Himmel, ängstigt Euch nur nicht, weil's so sehr schrecklich aussieht wenn's so stürmt auf dem Meer. Es sind Leute dabei, die sind schon oft über's Meer gefahren, und einen hab' ich hören sagen, wenn's nicht über'n Spaß ginge, so brauchte man auf einem guten Schiff nicht Sorge zu haben, wenn nur das Schiff gut wäre und der Kapitän und der Steuermann im Kopf richtig wären. Ich hab' aber dabei gedacht, der Mensch müßte sehr gottlos sein, und will mich nicht auf's Schiff verlassen sondern auf den lieben Herrgott.

Von Bremen aus aber kann man noch nicht in See gehen, das liegt noch ein gutes Stück davon an dem Fluß der heißt die Weser, und da fährt man erst auf kleineren Fahrzeugen bis hieher wo sehr viele und große Schiffe im Wasser liegen, und ist allhier ein Leben als wie in einer andern Welt. Auch reden die Leute in vielen Sprachen durcheinander gerade wie beim Thurmbau in Babel, und sind dennoch Personen da, die können reden beinahe mit jedem nach seiner Sprache.

Von Würzburg an ist die Welt schon sehr weit bis hierher, ich habe schon viel gesehen, wovon ich Euch jetzt nichts erzählen kann, in ein dickes Buch ginge nicht alles hinein. Es sind aber noch mehr Leute aus unserer Gegend und wir haben schon Kameradschaft gemacht. Auch ist ein junger Schmied aus Wurzenbach, der will sein Glück in Amerika machen und hat ein Frauenzimmer dabei, das will er unterwegens heirathen. Auch ist ein Pfarrer dabei und ein Doktor die mit zu Schiff gehen, und der Pfarrer soll den Schmied trauen unterwegens, und der Schmied hat mir vorgeworfen, ich hätte mir auch eine Frau mit hinübernehmen sollen, denn drüben käme man oft nicht gut an. Ach, Ihr Vielgeliebten Aeltern, wenn ich selbigesmal nur besser angekommen wäre, ich wäre nicht nach Amerika gegangen und ich säße noch bei Euch in Schallungen.

Das Schiff auf das wir kommen, ist sehr groß und wird von dem Franzenfritz nicht untersinken. Nun aber lebet wohl und grüßet alle guten alten Freunde, und wenn wir in Amerika angekommen sind, will ich gleich Meldung davon thun. Wenn ich aber unterwegens ertrunken bin, so ist mein Kummer auch mit ertrunken, und es soll's jemand melden nach Herbstadt.

Ich grüße Euch nochmals viel tausendmal und ich danke Euch noch daß Ihr mich in meiner bösen Krankheit so treulich gepflegt habt. Das schreibt

Euer lieber Sohn Fr. Franz.

New-York am 13. August.

Lieber Vater und liebe Mutter!

Euer Sohn lebt und ist über's Meer glücklich und wohlbehalten hinübergekommen nach Amerika. Ach, liebe Aeltern, was das für eine Entfernung ist von Bremerhafen bis man in Amerika wieder an's Land steigt, das glaubt kein Mensch wer's nicht gesehen hat. In Bremerhafen hab' ich's auch noch nicht gewußt. Wie wir aber erst auf hoher See gewesen sind (d. h. wo man schon weit ab ist vom Land und sieht nichts mehr als Himmel und Erde, das heißt Himmel und Wasser), da hab' ich's begriffen, was das sagen will: von Schallungen nach Amerika. Da kann einem unterwegens auch mancherlei passiren und ein Sturm ist Euch kein Spaß. Wenn man so in die hohen Wellen hinaussieht, da meint man, nun wird bald eine kommen die frißt das Schiff wie's geht und steht, und müssen Mann und Maus untergehen. Es ist aber so schlimm nicht wie es aussieht manchmal, und so ein Dampfschiff schneidet durch die Wellen durch wie die Scheere durch den dicksten Flanell. Einen Hauptsturm haben wir nicht gehabt Gottlob, nur zwei Tage über ist die See hoch gegangen. Der Wurzenbacher Schmied hat auch die Seekrankheit bekommen und er hat wirklich Hochzeit gemacht unterwegens, ich aber habe die Seekrankheit nicht bekommen, also daß viele Leute sich gewundert haben und gesagt, es sei nicht erlaubt daß so ein dürrer Schneider allein müßte

leer durchkommen. Der Schiffsdoktor aber hat gesagt, so kräftige Menschen wie der Wurzenbacher thäte es oft am ersten und stärksten anpacken und ich hätte auch erst eine große Krankheit ausgestanden, das wäre gut gewesen von wegen der Seekrankheit. Ach wie ist's dem Schmied übel gewesen zehn Tage lang und seiner Frau noch übler!

Wir sind unterwegens auch viel Schiffen begegnet, das ist alleweil eine Freude, zumal wenn man schon mehrere Tage kein Land mehr gesehen hat. So ein großes Segelschiff sieht sehr stolz aus, Ihr glaubt nicht wie, vollends wenn die vielen Segel alle vom Wind aufgeblasen sind. Und was Seeleute sind, die wissen's gleich wenn ein Schiff näher kommt, wo es zu Hause ist, in England oder in Rußland oder in Frankreich oder in Amerika; das sehen sie an der Flagge und ihren Farben, am Mastbaum ist sie aufgesteckt. Es ist auch alles sehr reinlich auf dem Schiff und große Ordnung in großen und kleinen Dingen. Wir haben auch gute Kost gehabt bis herüber, wenn auch alles ganz anders schmeckt als in Schallungen, und wenn Ihr vielgeliebten Aeltern über's Jahr auch herüberkommt, so nehmt nur viel Fleisch mit, das bekommt einem am besten, und man kriegt immer Hunger, denn das Wasser zehrt, und das Seewasser kann man nicht trinken, so salzig schmeckt's.

Es sind viel Auswanderer aus Baiern in unserm Schiff gewesen, und war auch eine junge Witwe dabei aus Aschaffenburg, und hat sie der Schmied gekannt, weil er dort in Arbeit gestanden ist. Die hätte zwei Brüder in Amerika, da wäre der eine auch ein Schneider, und sie hätte viel Vermögen, die sollte ich heirathen, er könnte das Beste dabei thun, und sie hat sich auch beigemacht, ich hab' es wohl gemerkt. Aber ich habe gesagt, sie sollen mich im Frieden lassen, die Mariebarb hab' ich nicht heirathen können, seitdem mag ich von Weiberleuten nichts wissen, kann's auch nicht vergessen wie lieb ich das Mädchen gehabt, jetzt wird ihr's übel genug gehen, und es geht mir doch zu Herzen, ob sie auch nicht recht an mir gethan.

Nun, liebe Aeltern, New-York ist eine gar grausam

große Stadt und wird alle Jahre viel gebaut, gar viel mehr als ganz Weisenstadt ausmacht, und unsere Ueberfahrt hat dreizehn Tage gedauert, bis wir herüber gekommen sind. Jetzt sind wir drei Tage hier und der Wurzenbacher Schmied hat sich schon weiter gemacht in's Land hinein, wo neue Städte gebaut werden, und möchte gern reich werden. Ich aber wohne noch im Gasthof zum Wittelsbacher Hof, wo deutsche Wirthe sind, und wenn ich mein eigen Quartier habe, will ich bald wieder schreiben, daß Ihr auch schreiben lassen könnet und wisset meine Adresse genau, denn ohne genaue Adresse könnte mich sonst kein Briefträger finden, das macht weil die Stadt der Menschen zu viele hat und immer neue kommen. Liebe Aeltern, ich könnte noch sehr viel schreiben von hier und von unterwegens; aber wer's nicht selbst gesehen hat, erfährt's aus Briefen doch nur halb, und wenn wir einmal bei einander sind, habt Ihr's selbst gesehen.

Heute will ich anfangen und mich nach einem Quartier umsehen, welches hier sehr theuer ist, es geht alles nach Dollars, von Gulden und Kreuzern wissen sie hier nichts wie bei Euch in Schallungen und Weisenstadt, und von Thalern auch nicht. Arbeit wird mir nicht fehlen, hat mir der Wirth gesagt, und er hat selbst einen Bekannten der ein großes Magazin von Kleidern hat, da will ich zuerst anbeißen.

Sonsten bin ich gesund, nur wißt Ihr ja was mir im Herzen liegt, ich kann's nicht los werden, und denkt fleißig an

Euern treuen Sohn Fritz.

New-York am 10. Sept.

Sehr vielgeliebte Aeltern! Ich will Euch heute nur einen sehr kurzen Brief schreiben vonwegen dem daß ich sonsten von Euch keine Nachricht haben könnte, weil Ihr meine Adresse nicht wisset. Also schreibet: An den Schneidermeister Fr. Franz zu New-York, Neumarktstraße Nr. 176, 4. Stock. Sonsten geht es mir wohl und ich wünsche daß es meinen

lieben Aeltern auch wohl geht. Es ist hier alles viel anders als ich mir's gedacht habe. Ich wohne seit drei Wochen mit einem jungen Schneider aus Coburg zusammen, der ein braver Kerl ist, er hat aber wenig Geld mit herübergebracht und ist noch viel angeführt worden, denn es wimmelt in Amerika von bösen Leuten die auf lauter Beutelschneiderei ausgehen. Es ist so bald nichts damit daß ich ein eigenes Geschäft anfange. Dazu gehört hier sehr viel Geld, und ich müßte manches Jahr arbeiten bis ich's so weit gebracht hätte. Ein kleiner Meister gilt nichts, weil die großen Kleidermagazine da sind. Wir arbeiten also auf's Stück, und es kann ein jeder täglich ein paar Dollars verdienen, was ein schönes Geld ist. Unser Essen haben wir bei dem Wirth im Wittelsbacher Hof, wo auch eine Restauration ist. Das thut aber sehr ungewohnt, wenn man's nicht gewohnt ist, und einsam ist's auch genug, denn wir wohnen im Hinterhaus und sehen sonsten nichts als große Dächer. Ach, in Schallungen war's freilich lustiger, und wenn ich auch nur meine liebe Mutter schon bei mir hätte, da wäre mein lieber Vater auch dabei, wie sollt' es da ganz anders gehen. Und der Wirth erwartet ein junges Bäschen aus der Gegend von Schweinfurt, der möchte er gern bald einen braven Mann verschaffen, aber ich mag davon nichts wissen, Ihr wisset schon warum. Nun lebet wohl, mein lieber Vater und Mutter, und mein Herz ist mehr in Schallungen als in Amerika.

Habt Ihr denn nichts gehört wie's dem Mariebärble in Herbstadt geht? Es ist eigentlich nur noch ein Glück daß der Reuterschwarz von ihr nichts weiters wissen will, mit dem hätte sie ein elend Leben gehabt ihr Lebenlang. Nun will ich aber hoffen daß Ihr mir gute Nachricht geben könnt daß Ihr gesund seid, und der Heiner, der alte Geselle ist doch noch bei Euch im Geschäft?

Euer lieber Sohn Fritz.

Am 2. Mai 1853.

Mein geliebter Vater und meine liebe Mutter! Ich bin um Euch in großer Sorge gewesen, es hat mir zu lang

gedauert, bis Ihr mir geschrieben habt, und ich habe Euch doch schon an die acht Briefe gesendet, seit ich fort bin von Euch. Jetzt bin ich aber doch sehr froh, und saget dem Herrn Saarfelder Schulmeister meinen Gruß und ich ließe mich schönstens bedanken, daß er mir so einen schönen Brief geschrieben hat in Eurem Namen. Es thut mir doch recht leid, lieber Vater, daß Ihr so viel Noth habt mit dem Geschäft, und ich wollte ja gern alles besorgen wenn wir bei einander wären, daß Ihr mehr Ruhe hättet mit den Gesellen und mit den Kunden. Und ich kann es Euch freilich auch nicht verdenken, daß Ihr Euch beide nicht entschließen könnet zu mir herüberzukommen. Es ist eigentlich kein schönes Leben in einer so großen Stadt, wo man nur die wenigsten Leute kennt, und rennt einer an dem andern vorbei, als wäre der eine ein Ochs und der andere ein Esel. Wie viel ist's schöner wenn man lauter bekannte Gesichter sieht, und wenn man einem begegnet den man nicht kennt, so sagt man doch guten Tag oder guten Abend zu ihm, was hier zu Land keinem Menschen einfällt. Und wenn ich jünger wäre, müßte ich auch Englisch lernen, denn es sind hier wohl sehr viele Deutsche, zu vielen tausenden sind sie hier ansässig, und jedes Schiff bringt neue Landsleute mit. Aber wer sich mit dem Englischen nicht forthelfen kann, ist doch übel daran. Es ist nur gut daß man seinen Sonntag hat, und ich habe in die neue deutsche Kirche nicht sehr weit, da ist's einem doch als wenn man wieder zu Haus wäre, und der Pfarrer hält auch sehr schöne Predigten die einem zu Herzen gehen.

Ich bin seit einem Vierteljahr recht einsam geworden, denn mein Kamerad hat dem Wirth sein Bäschen geheirathet und ist zu ihm in's Geschäft gezogen, wo er ihn zu allerlei brauchen kann, weil er ein flinker Bursch ist. Nach einem anderen Kameraden habe ich mich nicht umgesehen, denn man kann nicht jedem trauen und muß sehr vorsichtig mit den Leuten sein.

Geld verdiene ich sehr viel, aber es ist mir ebenso als ob ich keins hätte. Unser Prinzipal will mir auch das Zu-

schneiden übertragen, sobald der Platz einmal leer ist, denn der bisherige Zuschneider ist krank auf der Brust und wird nicht mehr weit springen. Es gilt mir aber alles gleich und ich will's nicht verreden, daß ich nicht mein ganzes Leben über in Amerika bleibe. Die Leute werden freilich über mich spotten, wenn ich wiederkomme, aber soll ich mir viel daraus machen? Es wird jetzt bald ein Jahr sein daß ich in Würzburg bei dem Agenten gewesen bin.

Liebe Aeltern, Ihr habt mich auch recht traurig gemacht, weil Ihr in Eurem Brief gar nichts habt schreiben lassen von der Mariebarb wie es ihr geht, und ich habe doch darum so sehr gebeten gehabt. Ihr seid mir dazumal böse gewesen daß ich sie gern mit aller Gewalt geheirathet hätte; aber ich kann sie nicht vergessen, und wenn ich ihr's ordentlich gesagt hätte daß ich sie heirathen wollte, sie hätte sich nicht behängt mit dem Reuterschwarz. Seid doch ja so gut und lasset mir schreiben wie es ihr geht, und ob sie sich etwa verheirathet hat, ich glaube mit der wird keiner zugrundegehen und sie wird ein Hauswesen schön einzurichten wissen. Mein Kamerad aber, der Coburger, ist gut angekommen, wir sind manchmal bei einander an den Sonntagnachmittagen, und seine Frau ist auch dabei. Es ist doch ein wahres Wort: es ist nicht gut daß der Mensch alleine sei. Ich seufze oft zum lieben Gott daß ich so alleine bin, und warte was er mit mir im Sinn hat. So wie jetzt gefällt mir's nicht mehr in der Welt, und in Amerika vollends nicht.

Gesund bin ich, Gott sei Lob und Dank dafür, und wenn Ihr's auch seid, so soll's Euern Sohn freuen. Wenn wirklich der Vetter Hannes von Saarfeld sein Glück hier versuchen will, so weist ihn nur an mich, und laßt ihn einen Brief an mich mitnehmen. Und hiermit befehle ich meine lieben Aeltern in Gottes Hand, er wird alles wohl machen, aber erzwingen läßt sich nichts. Von Herzen bleibe ich

Euer lieber Sohn, der Franzenfritz.

Am 6. Februar 1854.

Meine vielgeliebten Aeltern, wie geht es Euch denn? Hoffentlich gut nach Euern Umſtänden. Ich habe einmal lange nicht geſchrieben. Das macht die viele Arbeit. Das Geſchäft iſt ſehr groß, und ſeit dem Herbſt arbeite ich nur noch am Abend in meinem Quartier, das noch daſſelbe iſt wie im Anfang. Denn der Prinzipal thut ſelbſt nicht viel als Bücher führen, Briefe ſchreiben, Geld einnehmen und ausgeben und ausfahren zu ſeinen Kunden — wozu er ſich Kutſche, Pferd und Bedienten hält — mich aber braucht er viel zum Zuſchneiden, es iſt grauſam wie viel Tuch von allen Arten durch meine Hände geht. Viel Geld verdiene ich auch; wenn's ſo fortginge, könnte ich bald ein vermögender Mann werden, ich lege alles mein verdientes Geld in amerikaniſchen Papieren an, welches auch noch Zinſen trägt. Aber die alten Zeiten kann ich nicht vergeſſen, und geht es mir zu Herzen daß Ihr in Eurem Alter ſo kümmerlich ſein müßt. Was hab' ich denn auch von meinem Geld? Ich könnte wohl bald etwas anfangen damit hier oder an einem andern Platz in Amerika. Aber was will ich denn machen, wenn ich ſo allein bin? Noch eine Zeit lang halt' ich's aus, die Leute ſollen nicht ſagen, ich hätt' es gemacht wie der Vetter Hannes. Der arme Kerl hat die Heimkrankheit ſchon gehabt wie er den Fuß an's Land geſetzt hat, nicht einmol ſeinen Vatersbruder hat er aufgeſucht zu dem er geſollt hat, und bis zu dem iſt's doch nur ein paar Tage auf der Eiſenbahn, was nach dem amerikaniſchen Maas nur eine geringe Entfernung iſt. Halten hat er ſich nicht laſſen länger als vierzehn Tage, Geld hat er ja genug mit herübergebracht; wenn er glücklich nach Deutſchland zurückgekommen iſt, wird er im ganzen Landgericht Weiſenſtadt vor'm Spott der Leute nicht viel Ruhe haben. Wenn ich mich einmal zur Rückkehr entſchließe, ſo geht es vielleicht ſehr ſchnell, aber meine drei Jahre auszuhalten, das iſt feſt bei mir beſchloſſen. Sonſt hat ſich bei mir nichts geändert, und ich danke Euch ſehr daß Ihr mir auch von Herbſtadt ſchon mehrmals Nachricht gegeben habt. Es könnte alles noch gut werden, aber

ſagt niemand nichts davon, und wenn einmal mein letzter Brief kommt, ſo bringe ich ihn ſelber mit, das heißt ich komme bald nach. Und nun grüßet alle meine Freunde, auch die Bas Evebarb, und bis zu Oſtern hoffe ich wieder Nachricht von Euch zu haben. Das ſchreibt in Hoffnung Euerer guten Geſundheit

Euer treuer Sohn Friedrich.

VII.

Daß der Franzenfritz des Mädchens das er ſo lieb gehabt auch noch in Amerika dachte, wir haben's gehört aus ſeinen Briefen. Ob ſie ſeiner auch noch denkt? Auch als ſchon zwei, drei Jahre ſeit ſeiner Abreiſe vergangen ſind? Wie ſollte ſie anders? Daß er für ſie verloren war, hätte ſie wohl keinen Augenblick gezweifelt; war er doch in Amerika, ſie in einem Winkel von Deutſchland. Aber im Unglück ſitzend, ob auch in einem erträglichen und vielfach gemilderten Unglück, konnte ſie gar nicht anders als des Mannes gedenken der ihr Glück zu gründen ſo redlich bemüht geweſen. Wie oft iſt er im Traum vor ſie getreten und hat zu ihr geſagt: Mariebärble, gelt du haſt den Reuterſchwarz nicht lieber gehabt als mich? Oder ſie hat wohl auch wieder in der Spinnſtube bei ſeinen Aeltern geſeſſen, die Geſellen haben gearbeitet und haben Kaffee dazu getrunken. Ob er wohl auch noch manchmal von ihr träumen werde? ſo fragte ſie ſich dann bei'm Erwachen. Er war nunmehr wohl freilich ein ſtattlicher Bürger in New-York, hatte ein reiches amerikaniſches Mädchen geheirathet, liebliche Kinder ſaßen um ſeinen Tiſch her.

Es war eben am vierten Geburtstag der kleinen Liesbeth, da bringt ein Hauſirer in's Wirthshaus zu Herbſtadt die Nachricht, der alte Franzenſchneider in Herbſtadt hätte einen Brief bekommen, und in dem Brief hätte geſtanden, der junge Franzenſchneider hätte das Amerika ſatt bekommen und würde bald wieder da ſein. Die Sache kommt natürlich auch der Mariebarb zu Ohren und geht ihr zu Herzen. Sie

denkt aber natürlich an nichts weiter, als daß der Franzenfritz eben auch kein besonderes Glück hat: erst wird er von seinem Mädchen verlassen, wird krank darüber und geht nach Amerika, und nun versucht er's doch wieder in der Heimath. Doch zweifelt sie ob die ganze Sache nicht überhaupt auf einem Mißverständniß beruht.

Kaum vierzehn Tage später aber kommt nach Herbstadt hinauf — auch ganz zufällig — eine zweite Botschaft. Als Abends zehn Uhr der Postillon auf dem Weg von Weisenstadt nach Wurzenbach sein Stückchen geblasen hat in Schallungen, was zugleich für den Schallunger Wirth das Zeichen war: die Leute im Postwagen haben Durst, und haben sie keinen, so hat der Postillon und der Kondukteur desto größeren und müssen im Namen der ganzen königlichen Post dem guten Schallunger Bier die Ehre geben — da hat sich das alte viereckige Menschenbehälter aufgethan, eine Figur von geringer Größe, blaß und hager, aber in guten und feinen Reisekleidern ist ausgestiegen, am Schneidershaus hat es angeklopft, darnach hat es drin erst ein erschrockenes Aufwachen, sogleich darauf aber einen lauten Freudenschrei gegeben und noch eine lange lebendige Unterhaltung bis über die Mitternacht hinaus. Am andern Morgen fragt jedes Schulkind seinen Nachbar: weißt du's denn schon: der Franzenfritz ist aus Amerika wieder da, und nun haben sie drüben keinen Schneider mehr, was wird das für'ne Noth werden; unterwegs aber ist der Franzenfritz in 'nen großen Sturm kommen, aus dem Schiff herausgefallen, da hat ihn schon der Haifisch bis an den Bauch in seinem Rachen gehabt, der Franzenfritz aber ist auch nicht dumm gewesen und hat gedacht: was geht dich garst'ges Vieh der Franzenschneider von Schallungen an, und geschwind hat er den Haifisch mit einer feinen amerikanischen Nadel in's Nasenloch gestochen, davon ist's dem Haifisch übel geworden und er hat den Franzenschneider wieder ausgespieen, der ist darnach an's Land getrieben, denn ein Schneider ist leicht und kann nicht untergehn. — Damit haben die Kinder in der Hauptsache auch ganz recht gehabt. Nur war der Sturm nicht auf dem Meer gewesen, sondern

in dem redlichen Herzen das der alten Zeiten und der alten Liebe nicht vergessen kann. Herausgefallen war er nicht aus dem sicheren Fahrzeug auf dem er die Rückfahrt angetreten, sondern aus dem Schiff seiner Hoffnungen und Rechnungen. Und der Haifisch der ihn beinahe verschlungen hätte wie der große Wallfisch weiland Jonas, war das alte Herzeleid das mit ihm hinüber über's Meer geschwommen war, und er ward's nicht eher los als bis sein Entschluß gefaßt war: ich will wieder in mein Vaterland gehen daraus ich gezogen bin, und will meinen alten Aeltern noch die Augen zudrücken, für's Uebrige wird Gott weiter sorgen. Der Franzenfritz war einmal ein Mensch von eigener Art, aber es stak immer was Gutes hinter seinen Seltsamkeiten. Ein Anderer der nach wenig Jahren so warm saß in Amerika, hätte gesagt wie das Büblein im Mährchen: so gefällt mir's jetzt, und hätte über seinem warmen amerikanischen Nest Heimath und Vaterland, Vater und Mutter, wenn nicht gar den lieben Gott selber vergessen. Den Franzenfritz trieb gerade sein Glück wieder der Heimath zu. Es war ihm, der treuen Seele ja doch nur ein halbes Glück, wenn's die Aeltern nicht mitgenießen konnten, wenn er seinen Gottessegen nicht in Liebe mit einem andern Wesen theilen konnte, wenn er nichts hatte als was man für Dollars und amerikanische Goldstücke kaufen kann. Es wäre ein miserables Leben, hatte er an seinen alten Saarfelder Schulmeister noch herübergeschrieben, alle Tage die Gott werden ließe, zwischen seiner Werkstätte der Restauration und seiner Schlafstelle hin- und herzulaufen und alle Monate einen neuen Fünfzigdollar-Schein einzulösen oder zwei; auch ein Sonntag, wenn man ihn gleich

als ein Chriſt zubringe, ſei doch nur ein halber Sonntag wenn man keiner Familie angehöre, die wehmüthigſten Tage ſeien ihm jedes Jahr die ſchönen Chriſttage geweſen, es gehe doch nichts über das einfache gemüthliche Leben in Deutſchland, er hoffe einmal noch auf dem Schallunger Gottesacker begraben zu liegen.

Jetzt war er alſo wirklich wieder da, was machten die alten Franzenleute für fröhliche Geſichter, und was für ein Feſttag war's für das ganze Kirchſpiel, als am erſten Sonntag nach der Rückkehr die drei Glücklichen ihr Lob- und Dankopfer in der Saarfelder Kirche gemeinſam ausrichteten!

Die Botſchaft: der Franzenfritz iſt von Amerika zurück, hatte bald nicht nur die alten Kunden wieder bei-, ſondern auch viel neue angezogen. In Schallungen zumal hätte gern jedermann ein neues Kleidungsſtück gehabt von dem er ſagen konnte: das iſt auf amerikaniſch gemacht. Der nunmehrige Franzenſchneider hätte es in der Schneiderei bald mit jedem Kollegen auf zwanzig Stunden im Umkreis aufgenommen.

So luſtig ging's jetzt in Schallungen in der Franzenſchneiderei, daß das alte Schneiderhäuschen zu klein ward und ſchon der Plan gefaßt war ein neues größeres aufzubauen, als auf einmal beim Vater des Reuterſchwarz der Konkurs auskam, Haus und Hof ſammt Feldgütern öffentlich feilgeboten wurden. Da griff der Franzenfritz mit beiden Händen zu. Von den Feldgütern freilich behielt er nur ganz wenig zu eigener Bewirthſchaftung, das meiſte ward verpachtet. Das Haus war wohl ein wenig baufällig, aber nicht durchaus, und Platz wäre darin geweſen für eine halbe Kompagnie Schneidergeſellen.

Merkwürdige Wendung der Dinge! Der Reuterſchwarz ſitzt jetzt vier Stunden von ſeinem väterlichen Erbgut, und

zwar nichts weniger als im Honig oder im Fett, ſondern in der Tinte; von da aus aber hat er ſich, wahrſcheinlich weil's ihm in der Tinte zu naß iſt, zu verſchiedenen Zeiten auch in's ganz Trockene geſetzt, nämlich einigemale wegen Raufereien und Stänkereien in den Thurm zu Weiſſenſtadt, wo der Büttel Quartiermeiſter iſt, ſpäter auch wegen Ehebruchs und Meineids in's Zuchthaus auf die Plaſſenburg. In ſeinem Erbe aber ſitzt derſelbe hagere Schneider, den er ſelbigen Sonntagabend beinahe in zwei Hälften auseinander gehackt hätte, und hatte ihm ſein Lieb untreu gemacht und war zum Satan geworden an zwei Menſchenſeelen. Als der Saarfelder Pfarrer einmal davon predigte, daß das Gewiſſen des Uebelthäters ein treues Gedächtniß hat, der Arm Gottes aber des Frevlers Haupt zu treffen weiß früher oder ſpäter, und der Krug ſo lange zu Waſſer geht bis er zerbricht: da meinte jedermann in den zwei Dörfern, der Pfarrer hätte gewiß den ſchändlichen Reuterſchwarz im Sinn gehabt, mit dem es wohl kein gutes Ende nehmen werde. An dem Franzenſchneider aber ſehe man es deutlich, wie wahr geſchrieben ſtehe: bleibe fromm und halte dich recht, denn ſolchen wird's zuletzt wohl gehen.

Der liebe Gott aber hat ſeine Rechnung noch nicht geſchloſſen. Er will es an dem ehrlichen Schneider und zugleich an einer anderen Seele noch deutlicher offenbar machen, wie ſeine Gedanken Friedensgedanken, ſeine Wege Friedenswege ſind. Nur geht es damit nicht ſo hurtig wie der Leſer wünſchen möchte. Denn wer da meinte: der Franzenfritz iſt ſogleich am zweiten oder dritten Tag nach Herbſtadt hinaufgeſtürmt und hat geſagt: Mariebarb, ich bin wieder da, biſt du auch noch da? der wäre abermals gründlich auf dem Holzweg. Es geht bei dem Fritz eben alles ſeinen langſamen bedächtigen Weg. Jetzt zumal, nachdem ihn der liebe Gott noch einmal in die Lehre geſchickt nach Amerika, jetzt nimmt bei ihm alles einen ganz ruhigen Verlauf. Zweierlei insbeſondere veranlaßte ihn gerade jetzt zu einem langſamen Vorgehen. Einmal wollte er gern ein beſtimmtes Zeichen haben was Gott mit ihm vorhätte, und ob's noch

ſein ſollte daß er ſein Mädchen heimführte. Dann aber zweitens wollte er ganz ſicher gehen, in der Stille Nachricht über ihren Lebenswandel und über ihr Verhalten einziehen. So that er alſo durchaus nicht als ob er wegen ſeines zukünftigen Hausſtandes etwas beſtimmtes vorhätte, fing auch vor ſeinen Aeltern von der Mariebarb nie zu reden an.

Aber eben auf dieſem Weg ward ihm das göttliche Zeichen deſſen er begehrte. Die alten Franzenleute nämlich legten ſich ſein Schweigen erſt ſo aus, als ob er das Mädchen dennoch vergeſſen, eine anderweite Verheirathung in's Auge genommen hätte. Wie er aber ſchon wieder ein halbes Jahr in der Heimath iſt und alles ruhig bleibt, ſagt einmal die Mutter zu dem alten Franzenſchneider, ſie wüßte nicht wie ſie mit dem Fritz daran wäre, der mache einmal zur Freierei keine Anſtalt, und wenn ſie auf eine Schwiegertochter warten ſollten bis ihnen einmal die Leichenpredigt beſtellt würde, ſo wäre die Sach' doch zu weit in die Länge gedehnt. Sie glaube beſtimmt, nach einem andern Mädchen ſehe er nicht aus, und wenn ſie gleich in Gold gefaßt wäre. Man könne ja bei ihm einmal an die Sach' hinanrühren, vielleicht warte er auf ſo etwas, weil ſie gegen die frühere Verbindung geweſen wären. Wenn ſie gleich im Anfang Ja geſagt hätten, ſo wäre viel Leid erſpart worden; und ſtünde der Fritz noch auf dem alten Punkt, ſo könnt' er ja ſelbſt Anſtalt treffen daß es vorwärts ginge. Der alte Schneider war mit allem einverſtanden.

Während das ſo bei den alten Franzenleuten verhandelt wird und ſchon zuvor, hat der Fritz in aller Stille überall die Ohren aufgethan, wenn irgendwo von Herbſtadt und den Leuten darin die Rede war. Und von allem was er zu hören bekommt, iſt die Summa: die Mariebarb lebt nicht nur und ſieht geſund und blühend aus, ſondern ſie hat ſich auch löblich und ſäuberlich gehalten die ganze Zeit her. Nirgends hat ſie einen Anhang gehabt, allen Luſtbarkeiten iſt ſie aus dem Weg gegangen, zum Heirathen iſt ihr keine Partie anſtändig geweſen. Ihr Kind hat ſie in Ernſt und Liebe erzogen, es wird ihr eigenes Ebenbild. Und wie denn

der Fritz über alles das sichere Auskunft hat, so ist's ihm ja nun freilich, als ob durch die Luft unsichtbare Fäden ausgespannt wären zwischen Herbstadt und Schallungen, als sei alles noch so zwischen ihm und seinem Mädchen wie vor fünf Jahren, als liege nur wie ein Traum dazwischen was geschehen war von jenem Sonntagabend bis auf diese Stunde. Es will ihm gewiß und immer gewisser werden, es sind ihre beiden Herzen von Gott an einander gewiesen von Anfang an und für alle Ewigkeit, er aber ist von Gott berufen, in ein gedrücktes, freudearmes Leben noch einmal und für immer einen neuen Schein reiner Freuden hineinzubringen.

Die Erinnerung an den geschehenen Fehltritt wollte wohl dazwischen treten. Aber war das Mädchen nicht von einem Verführer arglistig umgarnt worden? verdiente sie nicht Mitleid wenigstens wenn sie sich hatte verführen lassen? Und durfte er, der Franzenfritz, zu Gericht über ihr sitzen? War er denn ohne Fehl? Hatte er nichts auf der eigenen Rechnung stehen? war's nicht auch Untreue von ihm, Gott zu versuchen und in seinem unmäßigen Schmerz die alten Aeltern Jahre lang in trostloser Einsamkeit sitzen zu lassen? In welcher Wagschale da die schwerere Schuld lag, er konnte es nicht entscheiden, aber weich genug wurde ihm über solchen Fragen sein eigen Herz; wenn noch ein Rest von Bitterkeit darin übrig war, jetzt schmolz er zusammen wie in den tiefen Waldschluchten des Gebirgs die Schneelasten vom Winter her, wenn die Maisonne über die hohen Gipfel der Berge in die Thäler schaut.

Gesagt hat er davon nichts, aber es ging eine Freudigkeit durch sein Herz, wie er sie noch nicht empfunden. Jetzt, dem Mädchen noch fern, jetzt glaubte er erst recht zu verstehen und zu fühlen was Liebe sei, reine, ganze, volle Liebe.

Wie lief's ihm daher die Herzgrube hinunter sanft wie köstlicher Balsam, als eines Sonntags die alte Mutter, während die Gesellen in ihrer Kammer den Sonntagsstaat machten, die Rede von freien Stücken auf die alten Zeiten brachte, wo die Mariebarb mit ihrer Herrnfrau zu Rocken in's Schneiderhaus gekommen war. Und wie lauschte der Fritz

auf, als die Mutter fortfuhr, ſie und ihr Alter wollten nichts dawider ſagen, wenn er das Mädchen etwa jetzt noch heimzuführen gedenke.

Das war eine andere Muſik als damals, eine luſtige Melodei, wiewohl von denſelben Muſikanten aufgeſpielt. Die lief dem treuen Franzenfritz durch alle Adern und Nerven hindurch und von der kleinen Fußzehe wieder herauf bis auf den Scheitel. Wir kennen ihn ja bereits genug, ihn und ſeine eigene Art. Langſam geſtalteten ſich ſeine Gedanken, dagegen aber war darnach die eigentliche Entſchließung raſch abgethan. Die Aeltern, entgegnete er, hätten ganz ſeine eigenen Gedanken getroffen. Es fehle ihm zu ſeinem völligen Glück jetzt nur noch das eine daß er die alte Liebe erneuern und die vor Jahren Erkorene als Schwiegertochter den Aeltern zuführen dürfe. Freilich hätte er noch einen großen Wunſch,. und es wäre die Frage ob ſie Ja dazu ſagen würden. Die Mariebarb, er hätt' es von ſicheren Leuten

in Erfahrung gebracht, hätte verschiedene Gelegenheiten ausgeschlagen um ihres Kindes willen; so wär' es auch billig daß er das Kind nicht nur zu sich nähme mitsammt seiner Mutter, sondern daß er's auch annähme als sein eigenes Kind.

Die Alten haben denn auch dazu mit Freuden Ja gesagt, und nun stürmt zwar der Fritz auch nicht nach Herbstadt hinauf, weder zu Fuß noch zu Wagen; aber er sitzt den ganzen Nachmittag, schreibt und schreibt, und am andern Morgen trägt ein expresser Bote einen Brief „an Maria Barbara Braungardt zu Herbstadt" die Höhe hinauf. Der Brief aber lautete so, der Leser erkennt die Schreibart wieder, wenn er auch noch einmal merkt: ein Schneider kann eben seine Worte nicht so ganz wie ein Studirter setzen.

Liebe Mariebarb!

Du wirst Dich über diesen Brief noch mehr verwundern als ich selber. Ich bin jetzt drei Jahre in Amerika gewesen, und jetzt bin ich wieder in Schallungen es ist schon eine Weile her. Dazumal als ich über's Meer gezogen bin, hast Du von dem Franzenfritz keinen Gruß bekommen zum Abschied, jetzt hätte ich gern einen Willkommen von dem Mariebärble. Denn das Meer ist tief, so ist meine Liebe zu Dir noch tiefer. Liebe Mariebarb, es hat's kein Mensch erfahren was ich für grausames Leiden habe um Dich ausgestanden, und habe ich an Dich gedacht bei Tag und Nacht diese ganzen Jahre her. Ich weiß Du hättest viel darum gegeben wenn Du mir jenesmal nicht wärst untreu geworden, und wäre die Reue vorher gekommen, und nicht hinterdrein. Nachher bin ich sehr krank gewesen um Deinetwegen und hab's in Schallungen nicht aushalten gekonnt. In Amerika habe ich aber auch nicht viel gute Stunden gehabt, ehe ich wieder zu Schiff gegangen bin, und habe eine schöne Ersparniß mitgebracht, die ich nun nicht länger allein genießen möchte; denn ohne Heirathen thut's nicht länger gut, ich kann's nicht mit ansehen daß meine Aeltern alle Tage älter werden und meine Mutter gern Ruhe haben möchte. Ich habe auch ein Haus gekauft, wo wir viel Platz zu einem einträchtigen Leben

haben werden. Mache Dir jetzt keinen Kummer mehr, denn ich habe mich sehr nach Dir erkundigt, daß Du mich glücklich machen kannst, und meine Aeltern sind es jetzt auch zufrieden. Vonwegen deinem Kind soll es kein Hinderniß machen, zumal weil Du es gut gezogen hast, und es soll dem Franzenfritz seinen Namen führen, weil Du seine Mutter bist. Bin ich Dir aber jetzt gut genug, so möchte ich gern bald wissen, ob wir Hochzeit machen können. So wird es am besten sein wir kommen am nächsten Mittwoch in Weisenstadt zusammen, und wenn Du den Vormund Deines Kindes auch mithringst, so will ich um neun Uhr Vormittags im halben Mond daselbst versammelt sein. Darnach können wir sogleich in's Landgericht und die Ehepakten aufschreiben lassen. Solltest Du aber andern Sinnes sein, so schreibe mir bis morgen einen Brief herunter, denn heirathen thue ich niemand anders als Dich und nach Amerika gehe ich auch nicht wieder.

Du, du liegst mir im Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn,
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht wie gut ich dir bin.

Jetzt ist der Franzenfritz vier Jahre älter geworden, aber sein Herz ist noch einmal jung geworden, darum mache Dir keine Sorgen daß Du arm bist, ich will alles bezahlen was es kostet, und es ist ja besser als wenn ich auch nichts hätte. Nachher können wir gleich das Aufgebot bestellen, und der Reuterschwarz hat seinen Lohn bekommen daß Gott erbarm. Nichts neues will ich Dir jetzt weiter nicht schreiben, und wenn dich und dein Kind mein Brief gesund antrifft, so will ich Dir melden daß sich Deine alte Herrnfrau wohlbefindet, und sie hat nicht wieder geheirathet, und meine Aeltern lassen Dich vielmals grüßen, und grüße auch Deine Aeltern von uns. Nun lebe wohl, am Mittwoch weißt Du wo Du mich zu finden hast. Ich verbleibe

Dein gewesener und zukünftiger Bräutigam

Friedrich Franz,

Schneidermeister zu Schallungen.

Der expreſſe Bote hat die Mariebarb nicht zu Hauſe getroffen, es iſt aber doch wunderbar wie eine Geſchichte über einem ſolchen Brief ſo ſchnell zu Ende laufen kann. Denn die Mariebarb hat zuerſt große Augen gemacht als ſie zu Hauſe einen Brief fand, und ihre Aeltern ſagten ihr, ein expreſſer Bote hätte ihn gebracht und nicht geſagt wo derſelbe her käme. Darnach wie ſie ihn aufgebrochen und in ihrem ſtillen Kämmerlein geleſen hat, hat ſie zuerſt nicht gewußt ob ſie wacht oder träumt, und wie ſie ihn dreimal durchgeleſen und nur einmal dazu geweint hat vom erſten Satz an bis zum letzten, iſt ſie darnach zuerſt zu ihrem Pathen, dem Beckenmichel gelaufen, hat ihm alles erzählt und vorgeleſen. Der Pathe hat natürlich als des Kindes Vormund mit Freuden Ja geſagt und verſprochen, er wolle am Mittwoch gern mit nach Weiſenſtadt gehen und dazu

ſein Wägelchen anſpannen, daß es doch eher eine Art vor den Leuten hätte, denn das wäre ein Schneider deßgleichen müſſe im ganzen Königreich kein zweiter ſein. Sie aber, die Pathe, hat mit der Schürze einmal über's anderemal die Augen abgetrocknet und geſagt, da ſähe man's doch wieder daß es noch gute Menſchen in der Welt gäbe; die kleine Liesbeth gäbe ſie freilich nicht gern her, aber da in der Sache habe einmal der liebe Gott geredet, und für das Kind müßt' es ja doch ein Glück ſein daß es einen Vater bekäme, der Franzenfritz würde ihm ein beſſerer Vater ſein als der Reuterſchwarz daß Gott erbarm.

Was für große Augen haben die Aeltern gemacht und mit den Aeltern ganz Herbſtadt vom gnädigen Fräulein an bis zur Gänſehirtin herunter! Der alte Wagner war eigentlich verdrießlich daß bloß ſein Gevatter nach Weiſenſtadt geladen ſei, die Zehrung im halben Mond werde der Franzenſchneider gewiß auf ſeine Rechnung ſchreiben laſſen, und es thue einem wohl wenn man einmal einen guten Tag haben könnte und brauchte doch nicht in ſeinen Beutel zu greifen, zumal wenn nicht viel drin wäre. Indeß beruhigte er ſich mit der Ausſicht auf die Hochzeit, da würden die Franzenleute ihm und ſeiner Alten doch auch die Ehre anthun und da könnte alles wieder gleichgemacht werden, die Schneidersleute müßten ein grauſames Vermögen zuſammengebracht haben, das neue Haus hätten ſie ſammt den Gütern bloß vor dem bezahlt was der Franzenfritz von Amerika mit herausgebracht hätte, es wäre aber vorher ſchon ein hübſches Vermögen dageweſen; es gehe eben ſo in der Welt: wem's einmal beſtimmt wäre, dem fiele alles haufenweiſe zu, und wer nichts haben ſolle, der bringe es auch zu nichts, mit der elenden Wagnerei wär' aber auch nichts aufzuſtecken, wenn einer gleich das Blaue vom Himmel herunterarbeite. — In ganz Herbſtadt aber war nicht ein geringer Stolz, daß der berühmte Schallunger Franzenſchneider der drei Jahre in Amerika geweſen, gerade von Herbſtadt eine Frau begehre. Manch Mädchen hat dabei freilich gedacht, es wär' ſchade daß der Franzenſchneider nur einmal in der Welt wäre, doch

mußt' es ja nicht just ein Schneider ſein, und wenn ſie einmal ſo gut ankommen könnte, wolle ſie doch geſcheiter ſein als die Mariebarb und ihren Schatz nicht erſt auf drei Jahre nach Amerika ſchicken oder das Nervenfieber kriegen laſſen. Im Lob des Franzenſchneiders haben alle Zungen übereingeſtimmt. Dem hätt' es doch kein Menſch in der ganzen Welt verdenken können, wenn er ſich von der Mariebarb losgeſagt hätte auf ewige Zeiten, das heiße aber Treue, und es müſſe wunderlich in der Welt zugehen, wenn da nicht eine glückliche Ehe nachfolgen ſolle. Manches arme Mädchen hielte ſich untadelig, und gälte doch bald nichts mehr in den Augen eines Burſchen der ſelber nichts hätte; der Franzenfritz aber ſei bereits ein reicher Mann geworden und habe ſein Mädchen um der Armuth willen doch nicht verachtet.

Wie es am nachfolgenden Mittwoch im halben Mond zu Weiſenſtadt hergegangen iſt, davon wäre wohl viel zu ſagen, der Leſer aber mag ſich das Einzelne ſelbſt zuſammenbuchſtabiren. Ich will nur die Hauptſachen bemerken. Erſtlich daß es ein froh bewegtes Wiederſehen gegeben hat. Auch der Franzenfritz hatte ein Geſchirr genommen, hatte ſeinen alten Vater neben ſich ſitzen laſſen und war ſchon ziemlich frühzeitig im halben Mond „verſammelt," um ein ruhiges niedliches Stübchen im oberen Stock zu beſtellen und für reichliche Aufwartung zu ſorgen. Als dreiviertel auf neun Uhr das Herbſtadter Wägelein angerollt kam, erkannte das Frauenzimmer das mit einem ältlichen Bauersmann und einem vierjährigen Kind darin ſaß, auf den erſten Blick den Franzenfritz, obwohl er ſtattlicher gekleidet war als vor vier Jahren, ein reiches goldenes Uhrgehänge hing aus ſeiner Weſtentaſche, und ſein Angeſicht blickte ruhiger, geſetzter und doch milder als in den Schallunger Zeiten. Er aber, der Franzenfritz, hätte nicht ſogleich gewußt wie er daran war, wenn das Frauenzimmer im Wagen nicht gar ſo dankbar und freundlich auf ihn niedergeſehen hätte. Ei was war dieſe Mariebarb ſeit vier Jahren eine ſtattliche Perſon und Erſcheinung geworden! wie blühend

sah sie aus, wie voll und kräftig war bei aller Zartheit und schönen Weiblichkeit ihr Angesicht geworden! Die beiden haben in den ersten Minuten zu einander nicht viel sagen können. Was sie auch hervorgebracht hätten, es hätte doch lange nicht hinangereicht an das was sie einander durch den freudigen Händedruck ohne alle Worte zu versichern wußten: der Franzenfritz, daß das die erste völlig glückliche Stunde seines Lebens sei; die Mariebarb, daß sie die Treue ihres Liebhabers durch eheliche Tugend aller Art zu vergelten und das Vergangene vergessen zu machen suchen werde. Was in solchen Augenblicken durch die Seelen geht, es läßt sich ja nicht einmal von denen in Worte bringen die es in sich selbst erfahren, wie viel weniger von einem der's nur erzählen will.

Das Kind, die liebliche kleine Liesbeth, hat der Bräutigam nicht etwa mit scheelen Augen angesehen, sondern hat ihm liebreich das glatte Köpfchen gestrichen und ihm alle mögliche Freundlichkeit erwiesen.

Im Oberstübchen neben dem großen Fremdenzimmer war bei Zeiten Feuer gemacht worden, der Tisch war gedeckt und bald ein Frühstück mit Wein aufgetragen. Während der Arbeit am Eßtisch die sich auch die kleine Liesbeth wohl gefallen ließ, waren alle Sachen die zum Geschäft des Tages und zum Zweck der Zusammenkunft gehörten bald abgethan. Der Bräutigam steckte am Ende seinem hübschen Bräutchen einen schönen goldenen Ring an den Finger und zog ein feines seidenes Kopftuch hervor, das Liesbethchen bekam einen blanken Dollar in ihre Sparbüchse, zum Zeichen daß sie bald einen Vater bekommen solle der in Amerika gewesen. Wie aber die Braut sich eben recht schämen wollte daß sie ihrerseits bei ihrer Armuth nichts als ihr Herz zu geben wüßte, zog der Pathe Beckenmichel, der bei besondern Gelegenheiten seinen Geiz auch einmal zu Hause lassen konnte, einen schönen blankgemachten alten Thaler hervor, und sagte dazu, eine Draufgabe wäre ja freilich bei solch einem Bräutigam nicht nöthig; es wär' aber immer ein schöner Brauch bei einer Ehestiftung Gaben auszutauschen, als gegenseitige

feierliche Erklärung daß man einander angehören, einander treulich dienen wolle.

Der Franzenfritz aber iſt noch über dem Frühſtück der Meinung geweſen, es wäre das klügſte wenn die Sache auf dem Landgericht möglichſt frühzeitig angebracht würde, man wüßte ſonſt nicht voraus ob die Herrn vom Gericht Zeit hätten; erſt noch einen beſonderen Termin beſtimmen zu laſſen ſei nicht nöthig. Während die drei, Bräutigam, Braut und Vormund erſt eine gute Zeit im Wartezimmer zu thun haben und nachher vor dem geſtrengen Herrn Aſſeſſor ſtehen, macht ſich der alte Franzenſchneider mit dem kleinen Liesbethchen zu ſchaffen, zeigt ihm im Stall des halben Monds die Pferde, die Kühe und Kälber, verſteht das Kind auch reichlich mit Brodbröckchen, die Hühner und

Tauben im Hof zu füttern, führt's auch auf die ſteinerne Brücke wo die Steinach unten durchfließt, und erzählt ihm daß es in Schallungen bei der neuen Großmutter auch Hühner und einen Hahn gibt der ſchreit Kikriki gerade wie

der Herbstadter und Weisenstadter Hahn; kauft ihm auch eine Semmel und mürbes Brod am Bäckerladen, was dem kleinen muntern Liesbethchen besonderes Vergnügen macht. Solch einen Großvater kriegen, das ist auch eine Glückseligkeit die sich nicht beschreiben läßt. Endlich freilich bekommt das Kind Sehnsucht nach dem Mütterchen, und da es zu weinen anfängt, nimmt's der Großvater auf den Arm, trägt's tröstend hinauf in das Oberstübchen, singt ihm ein Liedchen vor vom jungen Lämmchen weiß wie Schnee das einst mit auf die Weide ging; und wie's darüber eingeschlafen ist, legt er's behutsam auf's Bett, setzt sich darneben auf den Sessel es zu hüten, ist aber selbst eingeschlafen gewesen, als die Ehepakten sammt den Leuten die sie angingen zum Mittagstisch kamen, es wollte eben ein Uhr schlagen.

Denn daß der Franzenfritz ein tüchtiges Mittagessen bestellt hatte, wird ihm jeder meiner Leser ohne besondere Versicherungen zutrauen. Was es zu schmausen gegeben, weiß ich nicht, der neugierige Leser kann sich den Küchenzettel im halben Mond selber noch geben lassen. Aber das kann ich schon verrathen, daß es allen Theilnehmern gar herrlich wohl geschmeckt hat.

Der Franzenfritz konnte wohl nicht mehr so aufgeräumt, lustig und scherzhaft sein wie er's an jenem Spinnstubenabend gewesen. Dafür war seine Unterhaltung desto lehrreicher, der Beckenmichel gestand, es wäre doch etwas werth wenn man in jungen Jahren etwas von der Welt sähe, und wenn er noch einmal jung wäre, so wollte er auch Reisen machen, wenn einem nur nicht vom Reisen der Geldbeutel so dünn würde.

Ueber dem Mittagessen gab es freilich einen kleinen Streit. Der Bräutigam wünschte, es möchte die Hochzeit sogleich nach dem dritten Sonntag ausgerichtet werden, womit sich die Mariebärb nach einigem Zögern auch einverstanden erklärte. Der Pathe aber ließ den Kalender bringen und bewies unwidersprechlich, so falle ja die Hochzeit in den abnehmenden Mond, da werde in der ganzen Welt keine

Trauung vollzogen. Damit konnte er indeß nicht beſtehen. Denn der Franzenfritz konnte ihm verſichern, in Amerika würden alljährlich viel tauſend Ehen eingeſegnet bei denen kein Menſch in den Kalender ſehe ob der Mond ein rothes oder ſchwarzes Geſicht dazu mache. Und wenn's dieſſeits und jenſeits des Meeres Leute gäbe die ihr Eheglück vom Mond abhängig machten, ſo wolle er's damit halten daß die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze ſei, alſo auch zu einer glückſeligen Ehe. So konnte denn der Pathe nicht durchdringen und die Sache war abgethan.

Es gingen am Abend lauter glückliche und zufriedene Seelen voneinander.

Schon am Sonntag darauf kam der Franzenfritz mit ſeinen Aeltern herauf nach Herbſtadt gefahren, es ſollte doch Herbſtadt von der Verlobungsfeier auch noch ſein Theil bekommen, der Beckenmichel hatte die Geſellſchaft in ſein Haus eingeladen, der Wagnershaushalt ſchien für ſolch einen vornehmen Schneidermeiſter der drei Jahre in Amerika geweſen zu eng und ärmlich. Vierzehn Tage ſpäter ward in Schallungen Hochzeit gehalten. Daß die Baſe, die Kornsevebarb unter den Gäſten nicht fehlte, brauche ich nicht erſt zu verſichern.

Das Glück auf Umwegen, ſo habe ich die Geſchichte betitelt. Die beiden Hauptperſonen darin ſind ja freilich einen langen und mühſeligen Umweg gegangen bevor ſie im Hafen des Glücks eingelaufen ſind. Durch viel Schmerzen und Demüthigungen ging's bei beiden hindurch, bei dem einen ſogar erſt nach Amerika hinüber. Sagſt du, lieber Leſer, die Umwege waren recht trauriger Art und hätten erſpart werden können? Ja, da haſt du wohl recht. Aber nicht wahr, es war doch nach dem was einmal vorgefallen beſſer ſo, als wenn's ſtatt des Umwegs nur den Abweg gegeben hätte? Ich denke, wir vereinigen uns zu einem zweifachen Preis. Der eine gilt der Barmherzigkeit Gottes die auch die Gefallenen wieder aufzurichten weiß, wenn ſie nur in ſich ſchlagen und ſeine Züchtigungen nutzen zu „friedſamen Früchten der Gerechtigkeit", und die nachher

segnen kann über Bitten und Verstehen. Und der andere Preis? Nun ich denke der soll der Perle gelten die da heißt Treue. Treue, unsere Vorältern im deutschen Land haben sie hoch gehalten und auf's beste gepriesen, sie galt ihnen höher als viel Ehre und Gut. Gottlob daß das edle Blümlein Treue, ob's wohl selten blühen mag, doch nicht ausgestorben ist, und daß es zu pflücken ist nicht in Palästen allein und in hohen Gemächern wo die Gebildeten wohnen, sondern auch in den bescheidenen Wohnungen des Fleißes und in der Armuth Hütten. Hoch lebe die Treue, so hat's geklungen auf der fröhlichen Hochzeit zu Schallungen, möchte jedes deutsche Haus diesseits und jenseits des Meeres zu einem Schallungen werden, in dem es schallt und klingt von der Treue Preis und ihren Segnungen! Möchte unser deutsches Volk noch einmal werden eine Pflanzstätte der Treue und dadurch eine Wohnstätte jeglicher Tüchtigkeit.

Unsere Geschichte aber ist noch nicht aus. Denn die Mariebarb hat sich von der Zusammenkunft im halben Mond zu Weisenstadt an als die lebenslängliche Schuldnerin ihres Fritz angesehn und hat will's Gott noch manches Jahr mit der Erfüllung ihres Versprechens zu schaffen, den Bund der Ehe mit dem Erwählten „heilig und unverbrüchlich zu halten, bis der Tod sie einst scheiden wird." In einem Stück hat sie bereits Wort gehalten. Die alten Franzenleute hat sie, als wenn's ihre eigenen leiblichen Aeltern wären, als eine gute Tochter gepflegt bis an ihr Ende. In dem Uebrigen wird ihr Gott helfen, aber ihr Fritz macht ihr's leicht, denn er hält sie werth und läßt sie's nicht entgelten, weder daß sie in ihrer Jugend einen schweren Fehltritt gethan, noch daß sie seine Wohlhabenheit gegen ihre Armuth vertauscht hat.

Dem Fritz hat sie vier Kinder geboren, zwei Pärlein gerade. Die begreifen hoffentlich bei Zeiten das Wort: der gerade Weg ist der beste. Dem Leser aber wird's nicht schaden, wenn er mit dieser Lektion von einer glücklichen Schneidersfamilie Abschied nimmt.

5. Altes Gold.

„Das Glück kommt über Nacht" iſt ein Sprüchlein, das freilich mit der Geſchichte, die der geneigte Leſer ſoeben beendigt hat, im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint. Denn die hat ja berichtet, wie der Mariebarb und dem Franzenſchneider das Glück auf Umwegen gekommen iſt und nicht über Nacht. Allein es iſt mit dem Widerſpruche nicht gefährlich.

Denn das Sprüchlein da oben will ja nicht ſagen, daß allemal, wenn ein Menſch im Unglücke ſteckt, gleich hinterdrein das Glück eintreffe wie mit Extrapoſt, alſo daß er, der heute noch ſeufzte und weinte, morgen ſchon, alſo über Nacht, an's Lachen und Fröhlichſein käme. Wär' freilich eine gar liebliche Sache für die, welche im Unglücke nur weinen und ſeufzen können und ſogleich verzweifeln wollen, wenn's ihnen einmal, wie das Sprüchwort ſagt, in's Heumachen regnet.

Nein, davon redet das Sprüchlein kein Wort, wieviel Tage wohl vergehen mögen, bis endlich die Nacht kommt, die das Glück bringt, und auf wie langen, weiten Umwegen oft ein Menſchenkind erſt wandern muß, ehe es die richtige Station erreicht, wo das Glück zu ihm kommt.

Das Sprüchlein droben will vielmehr nur ſagen, daß das Glück unerwartet und unvermuthet komme, ohne daß man ſich etwas davon träumen laſſe. Und das iſt, denke ich, auch ganz natürlich. Denn der Herr, der das Glück ſchickt wie das Unglück, ſendet ja nicht erſt vorher ſeine Boten, dem Menſchenkinde das eine und das andere anzumelden, ſondern wenn ſeine Zeit gekommen iſt, ſchickt er Beides, je nachdem es dem Menſchen heilſam iſt.

Da kommt's denn wohl ſo, daß du am Abende noch mit Sorgen und Aengſten dich niedergelegt haſt, die dir dein Unglück bereitete, und ſchon am andern Morgen durch eine unerwartete gute Botſchaft oder eine unverhoffte Hülfe dich aus all' deiner Angſt und Sorge geriſſen ſiehſt. Item, ich weiß, was da an ſolch' einem fröhlichen, glücklichen Morgen wohl dein erſtes Geſchäft ſein müßte. Du auch?

Aber das Sprüchwort da oben hat auch noch einen anderen güldnen Kern in ſeiner unſcheinbaren Schale. Es will dir auch das an's Herz legen, daß du mit all deinem Rennen und Jagen, Wetten und Wagen nicht ſelber dir das Glück erringen kannſt, ſondern daß du es mußt kommen laſſen und ſtille ſeine Zeit abwarten.

Damit ſoll denn aber freilich nicht dem Faullenzer das Wort geredet ſein, der ruhig die trägen Hände in den Schooß legt und denkt: „Wer's Glück hat, dem fliegen die Tauben gebraten in das Maul. — Nein, zu wem das Glück kommen, oder richtiger geſagt: wem der Herr das Glück ſenden ſoll, der muß ſeine Hände regen zu fleißiger Arbeit und eifrig wirken in ſeinem Berufe, der ihm vertrauet iſt. — Aber er darf nun nicht meinen, es ſelber alleine zwingen zu können, daß nun ſogleich das Glück bei ihm einkehrt und ſeine begehrlichen Hoffnungen und Wünſche in vollſtem Maße erfüllt; er darf vor allen Dingen nicht, um es ſelber zu zwingen, ein Glücksjäger werden, der ohne alle Gewiſſensbedenken böſe ſündliche Wege einſchlägt, um das Glück herbeizuzwingen, weil ihm ehrliche, ſaure Arbeit ein zu weiter und beſchwerlicher Umweg zum Glücke däucht.

Denn merke: was Einer auf ſolch' böſen ſündlichen Wegen

findet, das sieht wohl manchmal aus wie Glück und glänzt und gleißt, daß es das blöde Auge blendet, aber es ist doch kein Glück. Es fehlt dabei das Allernothwendigste und Unentbehrlichste zum Glücke, ein zufriedenes Herz und ein ruhiges Gewissen.

Wenn du aber mit stillem Wesen arbeitest, was dir der Herr an Arbeit gegeben hat, und mit stillem Wesen dich dem unterwirfst, was dir der Herr geschickt, sei es noch so hart und schwer und traurig, und ohne Murren und Klagen auch die Umwege gehst, die er dich gehen heißt; wenn du dann über deinem Arbeiten das Beten nicht versäumst und für alle deine Lebenswege die Leuchte zur Hand und in's Herz nimmst, von der Psalm 119, V. 105 zu lesen ist: so darfst du sicher sein, daß auch dir das Glück dann über Nacht kommt, ungesucht, aber nicht ungesegnet, unvermuthet, aber deshalb auch um so erfreulicher.

Ich wart' des Glücks,
Hilf Gott und schick's!

So ist's recht.

---

6. Anekdote.

In einem ganz kleinen Dörfchen — den Namen nenne ich nicht — kam es vor, daß sämmtliche Gemeindebürger bis auf einen einzigen in den Gemeinderath gewählt werden mußten, um den Vorschriften einer neuen Gemeinde-Ordnung zu genügen.

Eines schönen Tages nun hatte der Gemeinderath den Beschluß gefaßt, und zwar einstimmig, ein großes Stück Gemeindeland, das bisher als Oedland gar keinen Ertrag gebracht hatte, zu einer Gemeindewiese umbauen zu lassen, und die vorgesetzte Behörde hatte zu diesem für das ganze Dorf sehr heilsamen Beschlusse gerne sofort die nachgesuchte Genehmigung ertheilt.

Da indeß durch die beabsichtigte Verbesserung nicht geringe Kosten erwachsen mußten, so hatte die Behörde zugleich verfügt, daß die Sache auch in öffentlicher Gemeindeversammlung besprochen und zur Beschlußnahme vorgelegt werden möge.

Richtig, der Ortsdiener schellt und lädt die ganze Gemeinde unter die Dorflinde ein. In dem Hochgefühle, einmal einen recht nützlichen Beschluß gefaßt zu haben, stolziren die Väter des Dorfes der Linde zu, um welche sich bereits die sogenannten Hintersassen, die in Gemeinde-Angelenheiten nicht mitbeschließen und -stimmen dürfen, neugierig gesammelt haben.

Als Alles versammelt ist, legt nun der Orts-Vorsteher den Plan vor und weist für Alle, die nicht schon überzeugt waren, auf das Ueberzeugendste nach, wie aus demselben trotz der bedeutenden Kosten der ganzen Gemeinde ein großer, zu den Kosten in gar keinem Verhältnisse stehender Nutzen erwachsen müsse. An einen Widerspruch denkt Niemand im Entferntesten.

Da erhebt sich mit Einem Male eine Stimme und ruft: „Aber die Gemeinde ist dagegen!

Und wer war der Rufer? Eben jener einzige Gemeindebürger, für den sich kein Aemtlein mehr hatte finden lassen und der, weil er Solches nicht verwinden konnte, wenigstens hier sein Recht als Gemeindebürger geltend machen wollte.

Ob die Behörde auf diesen Widerspruch der Gemeinde Rücksicht genommen und wegen desselben die ertheilte Genehmigung wieder zurückgenommen hat, weiß der Spinnstubenschreiber nicht, will's aber nicht hoffen.

W. O. von Horn.

7. Wie Zwei in einer Nacht curirt wurden.

Von E. Frommel.

Wer dem Storchenpeter in *** ſein Hofgut anſah, mit alle dem, was drum und dran und drin war, der mußte, wenn er addiren und multipliciren konnte, ſagen: Der Mann ſitzt im Vollen und iſt unter Brüdern ſeine vierzigtauſend Gulden ſchwer. Gehörte ihm nicht das ſchöne Haus, deſſen Tenne ſo groß war, daß man mit einem Heuwagen drin umkehren konnte ohne anzuſtoßen, und war nicht der Rauchfang mit Schinken und Würſten ſo voll geſpickt, wie der Has, der am Herbſtſonntag auf den Tiſch kam? Und lag's nicht drunten im Keller vom 11er an bis auf den heurigen jüngſten Jahrgang, alles in Reih und Glied, und keines hohl, alles richtig geeicht und mit Hahnen und Reiberlein verſehen? Fragt der geneigte Leſer, wem die ſauberen Pferde gehören, auf denen kein Tropfen Waſſer ſtehen blieb und an deren Knochen man nicht ſeinen Hut aufhängen konnte, wie an dem Studentengaul, mit dem der Verfaſſer ſeiner Zeit von Erlangen aus in die fränkiſche Schweiz reiſte, ſo hieß es: „Ei, ſeht Ihr denn nicht, daß das dem Storchenpeter ſeine ſind, die's beſſer haben als mancher Menſch im Dorf?" — Kam man in ſeinen Hof, ſo brauchte man nicht das Sacktuch vor die Naſe zu halten, denn es war alles ſauber eingefaßt in der gemauerten Grube, was der Bauer ſeinen Edelſtein nennt; und man merkte, daß nicht nur der Apfelbaum in der Mitte des Hofs, ſondern der Storchenpeter ſelbſt oculirt war, d. h. zu den veredelten Bauern gehörte, die auf Deutſch rationelle Oekonomen heißen. Im Hauſe ſelbſt ſah's ſolid aus. Das große Himmelbett mit den vielen Gänsblumen und der maſſive geerbte Weißzeugſchrank und drin das Getüch, alles gezeichnet und ſortirt in Grob und Fein, der weißgeſcheuerte Fußboden und die blanken tannenen Tiſche — nirgends ein Untädlein weit und breit zu ſehen — wer das alles anſchaute, mußte noch einmal ſagen: „Reſpekt davor, der Storchenpeter iſt ein gemachter, ſauberer Mann."

Und doch war's in dem Haus nicht sauber, und der Leser würde wohl keine Nacht in dem Haus geblieben sein, auch wenn er ebenso beherzt und eisenfest wäre wie der Verfasser; und hätte wohl dem Storchenpeter seinen Hof, sammt dem Weißzeug und allem gelassen, wenn er „den Umstand," den der Storchenpeter in seinem Hause hatte, mit in den Kauf hätte nehmen müssen. Wie gesagt, es war nicht richtig in dem Haus, trotz dem Drudenfuß und den drei Kreuzen über der Stallthüre und trotz der großen Stockuhr, die so richtig ging wie eine Cylinderuhr und alle vier Wochen nur das Aufziehen und alle Jahr nur das Einölen brauchte und trotz dem Barometer, der so empfindlich war wie ein Stadtjüngferlein, das eben erst aus der Pension kommt. Der Storch, der hoch auf dem Schornstein thronte und seit alten Zeiten das Niederlassungsrecht ohne Hauszins befaß, konnte nicht Schuld sein. Denn der war ein durchaus ehrenwerther Herr, der pünktlich auf Zucht und Ordnung hielt und nie vor Peter und Paul von Reisen kam, noch vor Petri Kettenfeier auf Reisen sich begab, und mit seiner Frau Störchin nebst seinen Kindern im schönsten Frieden lebte. Der konnte es also nicht sein. Dazu war das Haus keine alte Lotterfalle, hinter der man allerhand nicht ganz Geheures hätte vermuthen können, sondern massiv neugebaut, und in einem solchen Hause finden sich ja die erheingesessenen, alten Geister bekanntlich nicht mehr zurecht. — Der böse unruhige Geist, der im Hause umging, saß wo anders.

Der Storchenpeter ist seiner Zeit ein schmucker Bursch gewesen. Seine Aeltern waren früh gestorben und hatten ihm, als dem einzigen Kind, Haus und Hof hinterlassen. Der Pfetterich, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn erzogen. Wie aber die adlichen Herrlein bald merken, was das „von" vor dem Namen bedeute, und ein reiches bürgerliches Herrlein sich's auch schon bei Zeiten auscalculirt, wie viel nach Adam Riese einst auf sein Theil kommt, so wußte der Storchenpeter in seiner Jugend auch schon genau, wem der schöne Hof gehörte, und die Knechte des Pfetterich hüteten sich wohl es mit dem Herrlein zu verderben und auch der

Schulmeiſter ließ bei ihm etliche Male 2 mal 2 fünf ſein, was ſonſt andern Kindern ſchlecht bekommen wäre. Da war's denn nicht zu verwundern, wenn der Peter grad ſo dreieckig wurde wie ſein Nebelſpalter und ſein Kopf innen ſo viereckig wie er auswendig war. Er konnte commandiren trotz einem General, aber er hatte nicht von unten herauf gedient; und wer nicht gedient hat, der lernt doch ſein Lebtage nicht commandiren. Unter manchem Andern, woran er nicht dachte, war auch das, daß das blonde Mägdlein mit den langen Zöpfen, das mit ihm auf der Schulbank ſaß und immer das wußte, was er nicht wußte, einmal ſeine Ehehälfte werden ſollte. Nicht weit vom Pfetterich nemlich wohnte der Lindenbauer mit ſeinen elf Kindern, von denen eines ſauberer war als das Andere. Es war eine Freude, Morgens die Elf am Brunnen, über den ſich der hohe Lindenbaum mit ſeinen Zweigen wie eine große grüne Gardine ſenkte, ſich im Waſſer pudeln zu ſehen. Die Sauberkeit war freilich das Hauptcapital der Elf, denn der Lindenbauer hatte wohl ein paar Aeckerlein, aber wenn er die anſah und mit ſeinen Elf hineindividirte, ſprach er zu ſich wie Andreas und Philippus: „Was iſt das unter ſo viele!“ Bei ſeinen Mägdlein konnte er an den Vers denken, und ſich damit tröſten:

Marthens Fleiß, Mariens Gluth,
Schön wie Rahel, klug wie Ruth,
Mägdleins beſtes Heirathsgut.

Aber ſo dachten die Leute und ſonderlich der Dorfadel nicht. Denn als von den Mägdlein die Elsbeth erwachſen war und ſo ſchmuck daher kam am Sonntag mit dem Rosmarin in der Hand und dem Weinblumenſtrauß im Mieder, dachte wohl mancher von den reichen Burſchen im Dorf: „Das wäre ſo was für dich.“ Aber wenn die Alten davon Wind merkten, waren ſie ſchnell bei der Hand den Brand zu löſchen und zwar mit einem abſonderlichen Wäſſerlein, dazu man keine Feuerſpritze braucht. „Nimmſt du des Lindenbauers Elsbeth,“ ſagten ſie, „ſo iſt vor der Thür: Draußen — ſo kannſt du mit ihr Hunger leiden; denn für des Lindenbauers Elsbeth haben wir nicht gehauſt. Auf den Hof kommt

uns keine Kuhbäurin. Pferd und Kuh ſpannen ſchlecht zuſammen.“ Das war die Abkühlung. Denn wenn im Dorf ein Pferdsbauer eine Kuhbäurin heirathete, ſo war das ſo arg, als wenn ein pommerſcher Junker eine Schneiderstochter heirathen wollte, und das hätte die Alten unter den Boden gebracht, ſie wollten ihr Geſchlecht *ſauber* erhalten, d. h. ohne Kuhbäuerin. Und die Kur ſchlug immer an und beim nächſten Neumond war's mit der Liebe vorbei. Denn um einer Kuhbäurin willen wollte doch keiner den Hof fahren laſſen. Die Meiſten ſehen beim Heirathen mehr auf das, was die Leute *haben*, als was ſie *ſind*, und iſt das ebenſowohl eine Stadt- als eine Landſeuche. Aber der Storchenpeter,

der sein eigener Herr war, brauchte nach Niemand zu fragen und dachte: „Heirathest du die Elsbeth, so hast du eine gute Ehe; denn weil sie nichts hat, wird sie auch fein unterthänig und gehorsam sein.“ — Und so warb er um des Lindenbauers Tochter, und der Lindenbauer hatte gar nichts einzuwenden und gab unbesehen seinen Segen, und Mancher, der sonst den Lindenbauer kaum mit einem halben Auge angesehen, blinzelte ihn so freundlich mit allen zweien an und schaffte sich ganz nah zu ihm her am Wirthstisch in der Krone des Abends — alles von wegen dem reichen Schwiegersohn, dem Storchenpeter. Nachdem sich die Leute satt genug verwundert und die Brautschaft gebührendermaßen mit allerlei Randglossen versehen und ihre Weisheit dabei losgelassen hatten, ward die Hochzeit gefeiert. Die Fenster gingen alle im Dorf auf, als das stattliche Paar durchschritt, der Storchenpeter im Dreispitz und einem Strauß am Rock, den man in jede Blumenvase hätte stellen können, und daneben die Elsbeth mit ihrem Kranz in den gelben Haaren und den sanften niedergeschlagenen Augen und hinterdrein der Pfetterich und der Lindenbauer mit seinen übrigen zehn Trabanten.

An der Kirche mußte noch einmal Spießruthen gelaufen werden durch den engen Gang, den die Leute gebildet hatten, und manche Bemerkung zog noch als Geleite dem Paar nach in die Kirche. Der Schulmeister ließ sein bestes Stück los, funkelnagelneu von ihm selber verfaßt und in Noten gesetzt zu Ehren des Storchenpeter, und sparte kein Register, denn er dachte: „Sparst du, so spart der Storchenpeter auch und auf ein bischen mehr Wind kommt's nicht an.“ Ueber was der Pfarrer die Hochzeitsrede hielt, weiß ich nicht; noch ob die Leute mit dem jungen Tobia gesprochen: „Wir sind Kinder der Heiligen und uns gebühret nicht, solchen Stand anzufangen, wie die Heiden, die Gott verachten“ — ich weiß nur so viel, daß die Hochzeit in aller Pracht gefeiert ward und drei ganze Tage dauerte. Denn erst kamen die nächsten Verwandten und darnach die Freundschaft und zuletzt noch die Hintersassen und Taglöhner. Und die armen Kinder standen im Hof und warteten bis ihr Hochzeitskuchen kam

und auch manches reiche Kind hatte ſich drunter geſtellt, denn wenn einmal bei den Kindlein der Magen und der Mund mit in's Spiel kommen, da hören die Standesunterſchiede auf und der Kuchen mit dem dicken Speckrand unten ſchmeckte den reichen Kindern grade ſo gut wie den armen und lag beiden gleich ſchwer im Magen. — Hochzeitsreiſe hat der Storchenpeter keine gemacht, das war dazumal im Ort noch nicht Mode, und daß die Welt ohnehin kugelrund ſei, das wußte er von dem großen Globus des Schulmeiſters. — Die Hochzeitsreiſe iſt ja doch immer nur der Anfang von der großen Reiſe, die man zu Zween in der Ehe antritt. Mit dem „zu Zween Reiſen" iſt's aber überhaupt ſchon unter Freunden ſo ein eigen Ding. Es kann freilich ſchön und köſtlich ausfallen. Denn es iſt doch etwas Anderes, wenn vier Augen das ſchöne Thal ſehen und vier Ohren die Vöglein ſingen hören, und zu der Freude, die man ſelber hat, die des Andern noch dazu kommt. Was das Eine nicht ſieht, ſieht das Andere und macht mit einem leichten Rippenſtoß darauf aufmerkſam und das Andre iſt herzlich dankbar dafür. Geht's einmal einen ſteilen Weg, dann greift der Eine dem Anderen unter den Arm oder hüft ihm das ſchwere Ränzel tragen. Und je länger auf der Reiſe, deſto beſſer verſteht man ſich und merkt, was dem Andern lieb, und deſto weniger kann man einander entbehren und von einander laſſen. Und ſo hat man ſich am Ende der Reiſe lieber gewonnen, denn man ſich im Anfang gehabt und Jedes ſagt und geſteht dem Anderen: Könnten wir nur noch einmal auf die Wanderſchaft mit einander. — Aber die Sache läuft nicht immer ſo glatt und eben, und manche Reiſe zu Zween hat einen ganz andern Verlauf genommen. Es ſind ſchon etliche als Freunde auf die Reiſe gegangen und ſind unterwegs einander ſpinnenfeind geworden. Erſt ging die Sache ſo leidlich gut, darnach aber merkt man allerhand am Anderen, deß man ſich nicht verſehen; am Abend will der Eine im Rößlein einkehren, der Andere aber meint im Schwanen ſei's beſſer, da ſei er bekannt, und das erſte Mal giebt man nach. Dann aber begibt ſich's, daß

der Eine müd iſt und den Andern zieht's noch mächtig hinaus und hinauf und diesmal will keiner nachgeben; will der Eine einen guten Rothen, will der Andere lieber einen alten Weißen — und iſt man einmal überhaupt nicht recht eines Sinnes, dann braucht's keiner abſonderlichen Gelegenheit — und der Streit iſt da, und die Herrlichkeit hat ein Ende. So kann's auch gehen, wenn man zu „Zween" reiſt.

So ähnlich dünkt's dem Verfaſſer, auch mit der Wanderſchaft in der Ehe ſich zu verhalten. Etliche reiſen ſo glücklich und gewinnen ſich alle Tage lieber; und etliche werden einander leid. Die Meiſten haben ſich den Reiſegeſellen nicht ordentlich angeſchaut, oder ſich nur das Geſicht oder den Geldbeutel angeſehen und gemeint, das Andere werde ſich ſchon finden. Haben ſich aber darin gewaltig verſehen. Denn Angeſicht und Beutel haben noch Keinen glücklich gemacht.

So war's bei den Storchenpetersleuten auch. Als die erſten Tage und Wochen vorüber waren und die Elsbeth alle ihre Schätze angeſehen und die Gevatterinnen alle Beſuch gemacht hatten, da fing ſo ein ſonderbares Lüftlein an zu wehen und der Storchenpeter kam ihr doch manchmal recht eigenſinnig vor und gar nicht ſo gutmüthig, wie er ausſah. Hätte ſie nun in ihrer Hochzeitsbibel Beſcheid gewußt, ſo würde ſie drin an einem Oertlein etwas gefunden haben auch von „wunderlichen" Herren, denen man auch gehorſam zu ſein ſchuldig ſei. Denn den Gütigen und Gelinden folgen das iſt kein Hexenwerk. Aber ſo lag die Hochzeitsbibel mit den großen Spangen oben auf dem Sims und ſchaute von oben herunter auf die Liesbeth, als wollte ſie ſagen: „Wenn du wüßteſt, was ich weiß, dann wär dir geholfen." Aber die Elsbeth ging ſtatt zum Schmied zum Schmiedlein, und ſtatt zu dem Arzt zum Quackſalber, d. h. ſie ging zu einer alten Baſe aus ihrer Mutter Verwandtſchaft und klagte da ihre Noth. Aber bei der alten Baſe traf das Wörtlein ein: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht." Statt als ordentliche Baſe der Elsbeth den Beſen aus der Hand zu nehmen und den Stiel

umzukehren und sie gehörig zu fegen, sagte sie: „Ei Elsbeth, du bist jetzt nicht mehr des Lindenbauers Elsbeth, sondern des Storchenpeters eheliche Frau und mußt dir nichts gefallen lassen. Hat er seinen Kopf, so hast du deinen auch, und einer ist den andern werth. Hart wider hart, so geht's durch. Gib einmal Acht, ob er nicht nachgibt, wenn du dich hinsetzest und wechselst einmal dein Angesicht; da wird er sagen: „Elsbeth, es thut mir leid, und 's war nicht so bös gemeint, als es aussieht." — Das war das Pflaster, das die Base der Elsbeth verrieth, und sie dachte im Heimweg: „Das war doch gescheut von dir, daß du zu der Base gegangen bist, die hat den Nagel auf den Kopf getroffen." — Aber daß dieser Nagel ihr bis in's Herz gehen sollte, das dachte die Elsbeth nicht. Als darum der Storchenpeter wieder bei der nächsten Gelegenheit dreieckig war, da that sie auch den Mund auf und sagte: „Das verstieh ich aber besser als du und laß mir's nicht ausreden." Der Storchenpeter war wie aus den Wolken gefallen und traute seinen Ohren nicht, die sanfte Elsbeth so reden zu hören. Und weil er nicht gleich darauf losbrach, dachte sie: „Siehst du, das hat gut gethan; die Base hat Recht." Aber der Storchenpeter schwieg und ging zur Thüre hinaus. Es gibt so ein Schweigen, das ist schlimmer wie Reden, und ist nicht anders, als wenn's stille wird vor dem Gewitter und die Wolken sich langsam zusammenziehen, bis es loswettert mit Blitz, Donner und Hagel. Aber am Abend blickte er finster drein und sprach wenig und die Elsbeth auch wenig und die „Gute Nacht," die sie sich wünschten, war accurat so kalt, wie die Januarnacht draußen, nämlich 17 Grad Kälte. — Das war das erste Mal. Aber Einmal ist auch da nicht Keinmal, und wenn der Reif die Blüthen trifft, so ist das auch genug für einmal. Kinder bekamen sie keine, aber über den Kindlein wird man auch wieder einig, weil sie allen beiden gehören und ist so ein Kindlein nichts anderes denn wie eine Brücke, die von einem Herzen zum Andern geschlagen ist, und darauf die Liebe herüber und hinüberwandelt. Und der dritte zu „den

Zween" kam auch nicht, und ſie mußten die Hochzeitsreiſe allein fortſetzen, die immer ſchwieriger ward. Bei dem erſten Mal Recht haben wollen blieb's nicht und das zweite Mal wollte der Storchenpeter Recht haben und meinte, er ſei jetzt dran Recht zu haben, und weil hart wieder hart kam, wie Feuerſtein und Stahl, ſo blieben die Funken nicht aus. Keines wollte Abbitte thun und jedes Recht behalten, der Storchenpeter weil er der Mann ſei, und die Elsbeth weil ſie die Frau ſei, und da blieb's immer auf dem Gleichen. Das war denn ein täglicher Krieg und der Storchenpeter dachte, wenn er ſeine ſtattlichen Pferde anſah und die vollen Scheuern: „Was nützt mich das Alles und was nützt mich mein Eifer und mein Vierunddreißiger, wenn ich alle Tage ihn mit Aerger ſchlucken muß; — und die Elsbeth dachte: „Was nützt mich all das Weißzeug und der große Schrank, wenn der Mann ſo trotzig iſt" und weinte oft im Stillen, wenn ſie an die Zeit dachte, wo ſie noch mit ihren zehn Geſchwiſtern dem Vater die Füße unter den Tiſch ſtreckte und nach der Schule das dickgeſtrichene Käsebrod aß und ſich Morgens am Brunnen pudelte. „Dazumal warſt du arm und biſt jetzt doch noch ärmer als vorher." Gab's auch zwiſchen drein einmal Waffenſtillſtand, etwa an Oſtern, wenn's zum

Abendmahl ging, oder ſonſt an einem hohen Feſttag, ſo war eben doch gewöhnlich Krieg. Und das war der böſe Geiſt, der im Hauſe umging, von dem ich oben berichtet und darum auch der geneigte Leſer den Hof nicht hätte haben wollen, wenn er die Storchenpeterſche Mitgift hätte dazu gekriegt. Derweilen war die Zeit verſtrichen, wo die Beiden hätten klug werden können, nämlich das 40. Jahr, wo den Schwaben der Knopf bricht. Denn wenn ſie da nicht geſcheut werden, bleiben ſie gerade ſo dumm als andere Bewohner des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation. Der Storchenpeter war ſeine 47 alt und die Elsbeth drei Jahre jünger und es verſchlagen in dieſem Alter bekanntlich ein paar Jährlein nimmer viel. Der Aerger und die Friedloſigkeit machen keine Menſchen ſchön, abſonderlich die Weiber nicht, darum auch Sirach von dem böſen Weibe ſagt: „Wenn ſie böſe wird, verſtellt ſie ihre Geberde und wird ſo ſcheußlich wie ein Sack," worin derſelben nicht übel porträtirt hat. Die ſanften Augen der Elsbeth waren fort, und die rothen Wangen wie Milch und Blut auch und ſie ſah ſo hager und gelb drein wie eine Weſpe, und der Storchenpeter hatte was Wildes im Ausdruck bekommen, und hatte es ſchon hundertmal und mehr bereut, daß er die Kühbäurin geheirathet hätte. — Da kam der Andreastag, draußen tobte der Novembersſturm und warf den Regen in Schauern an die Fenſter, und aus dem Ofen fuhr dann und wann die Flamme unheimlich züngelnd heraus. Die beiden ſaßen einander gegenüber. Es ſollte Jahrmarkt ſein in der Stadt und die Elsbeth wollte ſich einen ſeidenen Rock kaufen. Kaum hatte ſie das geſagt, da war's gerade, wie wenn der Zunder in eine Pulvertonne gefahren wäre, und der Storchenpeter ſprang auf und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und ſchrie:

„Und ich ſag dir noch einmal, ſo wahr ich Storchenpeter heiße, das läßt du bleiben. Keinen Schritt gehe ich mit dir aus dem Hauſe, wenn du den ſeidenen Fahnen anhaſt. Du haſt's nöthig, Staat zu machen. Wenn das deine Mutter wüßte, die thät ſich im Grab herum drehen.

Die war froh, wenn ſie für euch elf Mäuler zu eſſen hatte und jedem ein halb neu Kleid hat geben können."

„Was ſagſt du, rief die Elsbeth, ſchmeißt mir auch noch meine Mutter aus dem Grab vor! Dem Lindenbauer ſeine Kinder ſind zwar arm, aber Lumpen ſind wir darum nicht geweſen, und du brauchſt mir meine Armuth nicht vorzuwerfen. Wenn du eine reichere hättſt haben wollen, ſo hättſt du ſie nehmen können und des Lindenbauers Elsbeth hätte auch noch einen Mann bekommen und noch einen beſſern, als du biſt — aber ſo" — " — da konnte ſie nicht mehr weiter, denn der Huſten nahm ihr das Wort weg.

„Wenn du nur erſticken thätſt mit deinem böſen Mundſtück," ſchrie der Storchenpeter, „dann geſchäh dir und mir ein guter Tag." — Sie blieb ihm nichts ſchuldig und murmelte ſo was nicht in ihren Bart, aber wohl in ihren Huſten und damit hatte das Nachteſſen ein Ende, jedes ſuchte die Thür und das Eine ging da und das Andere dort hinaus und jedes ſchlug die Thüre ärger zu als das Andere und doch war die Thüre ganz unbetheiligt. — Sonſt hatte es wohl auch Schläge gegeben, aber heute Abend war jedes zu erbittert, daß Beiden die Schläge für ſolch einen Schimpf nicht nobel genug vorkamen und jedes auf andere Rache ſann. — Draußen heulte der Sturm und drinnen im Herzen der Beiden auch.

Von Alters her hat die Andreasnacht etwas auf ſich und alte Schäfer und Todtengräber wiſſen noch heutigen Tages zu ſagen, daß ſich in ihr allerhand Dinge erfahren laſſen. Denn der Aberglaube ſitzt den Leuten gemeiniglich tiefer in den Knochen als der Glaube, und etwas glauben muß der Menſch und thut es auch, und wenn er dem lebendigen Gott und ſeinem Wort nicht glauben will, ſo muß er eben alten Weibern und thörichten Fabeln glauben. Der geneigte Leſer mag nur ſelber einmal die Probe machen. So ging's den Storchenpetersleuten auch; beide dachten an die Andreasnacht und beide wären gern einander losgeweſen und hätte jedes gerne gewußt, ob nicht das andere ſtürbe, und

da kam ihnen gerade der Andreas gelegen. Denn wer ſich in dieſer Nacht an den Kreuzweg oder an die Kirchthüre um Mitternacht ſtellt, kann die Leute in die Kirche gehen ſehen, die im kommenden Jahre ſterben, — das wußten die zwei und die Baſe hatte es der Elsbeth ſchon früher eingeſchärft, ſie ſolle nur dieſe Nacht nicht überſchlagen. Und doch hatte es der Elsbeth gegraust nach dem Tode ihres Mannes zu forſchen, aber jetzt war ſie ſo erbittert, daß, als ſie nach dem Streit am Abend auf ihre Kammer kam, ſie ihre ſchlechteſten Kleider anzog und ein großes Tuch um den Kopf ſchlug und wartete, bis alles ſtill im Hauſe war. Sie horchte an der Thür der Kammer ihres Mannes, und als auch da ſich nichts regte, ſchlich ſie kurz vor Mitternacht nach dem Kirchhof auf die Kirchthür zu. Das Herz klopfte ihr heftig, als ſie durch die Gräber ſchritt und an ihrer Mutter Grab vorbei kam; aber

nun war sie einmal da und zurück wollte sie nicht mehr. Als es Mitternacht schlug und die graunzende Thurmuhr so langsam in den Sturm hinein schlug, schlich sie sich vor an die Kirchthür, der Mond trat grade durch die zerrissenen und jagenden Wolken und sie schlug das Tuch auf, um zu sehen. Da schleicht plötzlich ein Mann leise von der andern Seite her; auch er war vermummt und löste jetzt das Tuch, aber wie erschrack die Elsbeth, als sie plötzlich ihren Mann, den Storchenpeter, erkannte! Ja er war's und er kam ihr im hellen Mondstrahl so blaß vor, und wie angewurzelt blieb sie stehen und konnte kein Wort sagen. Das hatte sie im Stillen gewünscht zu sehen, und doch, als sie es nun sah, da grauste es ihr. Sie raffte alle Kraft zusammen; der Mond trat hinter die Wolken und sie schlich erst, dann aber lief sie, was sie laufen konnte, über den Kirchhof hinaus und legte sich eiskalt und zitternd am ganzen Leib zu Bett.

Dem Storchenpeter war nicht anders zu Muthe. Auch er hatte eine Weile gewartet und war auf den Socken hinaufgeschlichen an die Thür der Kammer der Frau, und als er nichts sich regen hörte, war er schnell in die Stiefel gefahren und hatte sich bis zur Mitternacht auf dem Feld herumgetrieben und sich dann langsam zur Kirche gemacht. Auch er hätte gern wissen mögen, ob er nicht seine Elsbeth sähe, aber als er sie nun sah, so fahl und gelb und geisterhaft, und daran dachte: „Sie stirbt also in diesem Jahr," da packte auch ihn das Grausen und er schlich um die Kirche herum und über die Mauer nach Hause. Der Wächter blies noch die zwölfte Stunde im Dorf herum:

Hört, ihr Leut, und laßt Euch sagen,
Unser Glock' hat Zwölf geschlagen,
Nur zwölf Stunden hat der Tag,
Wer weiß wie bald man sterben mag!
Wohl um die Zwölf!

Der Vers ging ihm noch im Schlaf nach, mit dem es ohnehin wenig war. Jedes von den Beiden träumte vom Andern, von Sarg und Begräbniß, und als sie des Morgens

aufwachten und jedes das Andere noch am Leben fand, waren sie doch beide froh, daß es mit dem Andern nicht so schnell gegangen war. Aber freilich, das Jahr war noch lang, und da mußte es doch kommen und jedes dachte vom Andern: du hast nur noch ein Jahr. Und zum ersten Mal seit langer Zeit wünschte der Storchenpeter seiner Frau einen guten Morgen und frug sie, wie es ihr ginge. Und der Elsbeth fiel das gewaltig auf und gab ihm freundliche Antwort. Als der Storchenpeter vom Wald heimkam, dampfte auf dem Tisch sein Leibessen, das sie ihm aus Trotz lange nicht mehr gemacht hatte, denn sie dachte: „Lang thut er's doch nicht mehr, du willst ihm doch noch die paar Tage versüßen." Und als dem Storchenpeter über dem Lieblingsessen das Wasser im Munde zusammenlief, dachte er: „Es ist doch noch schön von ihr, daß sie den Streit vergessen hat und mir mein Leibessen macht. Ach, wenn sie wüßte, was ich weiß! vielleicht ahnt sie's doch, daß sie sterben muß und wird jetzt etwas weicher." — Während sie sonst beim Essen nichts sprachen oder sich zankten, waren sie diesmal ganz freundlich und jedes redete dem andern zu, sich nicht zu scheniren, so daß die Knechte am Tische selber ganz verwundert waren, daß die Beiden so freundlich waren. —

Der Storchenpeter aber dachte: Eine Liebe ist die andre werth und ging an seinen Barometer und klopfte dran und als das Quecksilber auf „Beständig schön" stehen blieb und sich das Wetter nach dem Sturm aufgeheitert hatte, sagte er: „Elsbeth, der Himmel ist blau und es gibt so leicht keinen Regen, ich will den Fuchs anspannen und wir wollen auf den Jahrmarkt fahren, da kannst du dir das seidene Kleid kaufen, ich habe grad noch etwas Apartes für dich im Strumpf aufgehoben von der Kartoffelernte her, das kannst du

haben; und kannst dir's gleich bei der Mamsell zuschneiden lassen, daß du's an Weihnachten kriegst." Aber eigentlich dachte er: sterben muß sie doch, und wenn ihr der seidene Fahnen Freude macht, so gönn' ihr noch die Freude." Elsbeth horchte hoch auf und dachte: „So ist's doch wahr, daß der Tod einen weicher macht, sonst thät mein Mann so was nicht sagen." Aber dann sagte sie zu ihm: „Lieber Mann, ich hab mich doch besonnen heute Nacht, daß du Recht hast, denn ein seidenes Kleid paßt nicht für unser Einen. Ein wollenes thut's auch und ist schützliger für den Winter. Ohnehin hab ich das Reißen in den Gliedern und der Reformatismus (soll heißen auf Hochdeutsch Rheumatismus) liegt mir in den Knochen." Im Grund ihres Herzens aber dachte sie: „Was sollst du dir ein seidenes buntes Kleid kaufen? dein Mann stirbt doch und da paßt sich's nicht für eine Wittwe, in solchem Staat daher zu kommen. Wenn die Trauerzeit um ist, kannst du doch immer noch thun, was du willst. —

Den Storchenpeter wunderte die Antwort über die Maßen, denn wenn sie einmal ihren Kopf aufgesetzt hatte, hätte ihn nur der Scharfrichter herunter bringen können, aber so ging's diesmal so herrlich gut, und er dachte seinerseits: Sie wird's wohl fühlen, daß sie nicht mehr lang lebt und nur noch ein Sterbekleid braucht, darum will sie kein seidenes haben.

So ging's Wochen und Monate lang fort, und nach und nach wurde ihnen der Friede und die Nachgiebigkeit ein gewohntes Ding. Freilich gab's Gelegenheit genug, um einen rothen Kopf zu kriegen und den alten Zankgeist loszulassen — aber jedes dachte: Halt, was willst dem Andern das Leben verbittern, es sind doch nur wenig Monate noch, die willst du noch aushalten. Die Beiden merkten immer mehr wie gut sie doch zu einander paßten, die Knechte und Taglöhner konnten nicht begreifen, wie gut sie jetzt mit einander lebten, und nur eines war, was die Freude trübte, daß jedes dachte, es werde nicht lange mehr dauern, so würden sie getrennt, und Beide wünschten, der Andreastag möchte doch langsamer herbeikommen. Aber der ließ sich nicht aufhalten.

Zehn Monate waren in's Land gegangen seit jener Nacht. Noch zwei — und der Andreastag war da. Vorher kam aber noch des Storchenpeters Geburtstag. „S' ist sein letzter," seufzte die Elsbeth und in den Wamms, den sie ihm gestrickt hatte, waren auch etliche Perlen mit eingestrickt, das heißt die Thränen waren ihr hineingefallen. Was ihr aber am meisten auf's Herz fiel, war das, daß ihr Peter nichts ahnte von seinem frühen Tod, sondern sich auf noch recht viele Jahre eingerichtet hatte. „Du mußt es ihm doch sagen und ihn warnen," sprach sie zu sich selbst, „das ist Christenpflicht."

Derweil die Elsbeth den Wamms zurecht legte und einen frischen Strauß von Herbstblumen dazustellte, saß der Storchenpeter gedankenvoll in seiner Kammer. Es war sein acht und vierzigster Geburtstag, und der ist nicht weit von dem fünfzigsten. Die Nacht hatte er unruhig geträumt; er sah die Leichenträger vor dem Hause und den Schulmeister mit einem großen Flor um den Hut und eine gelbe Citrone in der Hand und hörte die Schulkinder singen. Da kamen ihm die Gedanken zu Hauf gezogen und er dachte: „Jetzt wo du älter wirst und eine vertraute Frau brauchen könntest, jetzt gerade muß sie fort. Jetzt kann sie sich so gut schicken und weiß, was ich gern esse und wie mir's lieb und commod ist, und ist jetzt kein Streit und Zank mehr im Haus, jetzt könnten wir's so gut haben — aber gerade jetzt muß sie fort. Eine andere Frau kriegst du so leicht nicht, denn die nehmen dich nur wegen dem Geld und schaffen dich unter den Boden hinunter, wie dem Hanjörg daneben seine zweite Frau es macht. Das Bitterböse aber an der ganzen Sache ist, daß sie's nicht einmal weiß und meint, der Tod käme nicht an so eine starke gesunde Frau. Du mußt es ihr sagen, daß sie sich darauf vorbereiten kann, denn das ist Christenpflicht! — Mit diesen Gedanken kam er herunter und die Zwei trafen sich beim Frühstück.

Sie ging auf ihn zu und gratulirte ihm zum Geburtstage, aber als sie ihm „noch viele Jahre Gesundheit wünschte, klopfte ihr das Herz stark dabei, denn inwendig hieß es doch: Ach du lebst keine drei Monate mehr! Da überkam

es sie und die Thränen, die bei ihr so theuer waren, wie das Wasser in der Wüste, flossen ihr die Wangen herunter, während sie sich an ihren Mann schmiegte.

Der Storchenpeter war wieder auf's Neue verwundert und dachte nicht anders, denn: Siehst du, sie spürt's wohl, daß es ihr letzter Geburtstag ist, sonst würde sie nicht so weich sein.

Während des Frühstücks sprachen sie wenig, schauten sich aber dafür tief in die Augen und jedes forschte, ob am Andern nicht ein Zeichen des baldigen Todes zu sehen wäre. Darnach aber faßte sich die Elsbeth ein Herz und frug mit leiser Stimme und recht liebevoll: „Lieber Mann, wie geht's dir?"

Der Storchenpeter sagte frischweg: „Mir ist ganz wohl, mein Kopfweh ist ganz fort, seitdem du mich so mit deiner Liebe gesund gemacht hast."

„Gesund," das fuhr der Elsbeth wie ein Stich durch's Herz, und sie konnte lange nichts mehr sagen. „Ja, wir sind jetzt so vergnügt zusammen und haben Frieden, Elsbeth, aber der Mensch ist übernächtig und bald kann's ein Ende haben."

Nun griff die Elsbeth mit beiden Händen zu, um diesen Faden nicht mehr loszulassen, den ihr der Peter selbst gegeben: „Ja, lieber Mann," sagte sie, „ich denke schon Tag und Nacht drüber nach, es steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, wie bald wir auseinander kommen können; und wie es für mich so traurig wäre, allein auf dem großen Hof zu sitzen und das ganze Geschäft zu haben mit fremden Leuten, wenn du nicht mehr da bist. Sieh, das plagt mich und vor Allem, wenn ich denke, du könntest so schnell wegsterben. Es wird doch in der Kirche alle Sonntage gebetet: Bewahre uns vor einem bösen schnellen Tod. Hast du denn auch schon dran gedacht, lieber Mann?"

Nun war der Schrecken am Storchenpeter; das hatte er sich nicht vermuthet, daß die Elsbeth *ihm* das sagte, was er gerade *ihr* sagen wollte. Endlich faßte er sich und sagte: „Liebe Elsbeth, mach' dir keine Sorgen, sieh, ich glaube, daß

ich von Herzen gesund bin; aber du machst mir manchmal Angst mit deiner Gesundheit, und bist manchmal so fieberig und in der Jascht, daß ich schon oft hab' zum Doktor schicken wollen. Ich muß immer denken, du stirbst bald und ich krieg keine Frau mehr, wie du jetzt bist."

Das war zu viel für die Elsbeth, daß ihr Peter so verblendet war und sich noch auf viele Jahre spitzte; nein, dachte sie, da mußt du ihm ein für allemal klaren Wein einschenken. Kurz und entschlossen trat sie vor ihn, legte die linke Hand auf seine Schulter und hob die Rechte auf wie zum Schwören gen Himmel und sagte ihm mit dumpfer und hohler Stimme: „Mann, ich weiß es gewiß und kann darauf schwören, es ist mir geoffenbaret: du lebst keine zwei Monate mehr." Sie stand vor ihm, wie ein wahrsagendes Weib und war grausig anzusehen. Dem Peter schlug's in alle Glieder, und es wurde ihm eiskalt. Endlich ging's ihm wie ein Lichtstrahl durch den Kopf und er sagte: „Frau, wie kommst du nur auf solche Gedanken? Wer hat dir denn das gesagt?"

Es war gut, daß die Elsbeth einmal am Herausreden war, sonst hätte es ihr noch mehr Ueberwindung gekostet, alles bis auf den Grund zu sagen. Sie verhüllte ihren Kopf in die Schürze und lehnte sich an den Mann und sagte dann: „Ich will dir's gestehen, aber du mußt nicht böse werden. In selbiger Nacht, wo wir so Streit mit einander hatten, bin ich aus Zorn fortgelaufen und weil's Andreasnacht war —"

„Bist du an die Kirche gegangen um Mitternacht und hast mich gesehen," fiel ihr der Peter ein, der ihr zu Hülfe kommen wollte.

Sie nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, leibhaftig, wie du leibst und lebst." Nun war's heraus und sie schaute ihn an, zu sehen, welchen Eindruck das Wort auf ihn gemacht. Aber der Peter schaute sie freundlich an und sagte: „Liebe Elsbeth, wir haben groß gefehlt und müssen einander viel vergeben, und Gott muß uns noch viel mehr vergeben. Ich will's dir auch gestehn: Ich bin auch in selbiger Nacht

auf den Kirchhof im Zorn gegangen und habe sehen wollen, ob du nicht bald stirbst. Und du hast mich und ich habe dich gesehen, leibhaftig sind wir's gewesen. Wir müssen uns schämen alle Zwei und ich am meisten, denn ich bin der Mann und hätte mehr Verstand und Liebe haben sollen. Das mußt du mir vergeben."

„Ich habe dir nichts zu vergeben," sagte die Elsbeth, „denn ich bin die Frau und hätte folgen und schweigen sollen, wie sich's für eine Frau schickt."

Und daß die Beiden Solches zu einander sagten und jedes den schwersten Sack Sünden haben wollte, wird der geneigte Leser ganz in Ordnung finden. Denn wenn's besser werden soll und man ein neu Haus bauen will, muß man das Fundament in die Tiefe legen, sonst fällt oben alles wieder zusammen.

„Wir wollen jetzt den Gaul anders aufzäumen, Elsbeth," sagte der Storchenpeter, „wenn dir's recht ist, und die paar Jährlein, die wir noch haben, in Frieden verleben. Lang' einmal die Hochzeitsbibel vom Sims' runter und lies einmal den Hochzeitstext, den der Herr Pfarrer hineingeschrieben hat. Der lautete aber:

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, und wo du bleibst, da bleib ich auch. Dein Gott ist mein Gott, und dein Volk ist mein Volk. Wo du stirbst, da will auch ich begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

„Hätten wir den Spruch befolgt, wär's besser gegangen," sagte die Elsbeth. „Wir sind nur einmal mit einander wohin gegangen, darüber wir uns schämen müssen. Wir haben's böse machen wollen, aber Gott hat's gut gemacht. Mit der Andreasnacht ists nichts und mit all dem Aberglauben. Aber gelt, Mann, wir sind doch curirt worden?!"

Seit dem Tage ging's noch besser zu im Hof, der ganze Ort wunderte sich, wenn die Zwei allsonntäglich miteinander zur

Kirche kamen. Die Elsbeth kriegte ihre rothen Backen wieder und der Storchenpeter machte ein so fröhliches Gesicht, als wollte er sagen: „Bin ich nicht der glücklichste Mensch im Ort, und hab ich nicht die beste Frau von der Welt?“ Weil sie keine Kinder hatten, waren sie freilich betrübt. Dafür hatten aber andere Leute Kinder, an denen man Gutes thun konnte. Und weil einmal die Liebe bei den Storchenpetersleuten brannte, so schlugen auch die Flammen zum Hof hinaus.

Eines Tages brachte der Peter zwei Kinder an der Hand. Das waren seines Schwagers Kinder, die Kinder von der Elsbeth Schwester, die vor zwei Jahren gestorben war. „Elsbeth, da hab ich zwei Kinder für dich, wenn du sie haben willst, sie sind auch dein Fleisch und Blut, und sind arme Würmlein, weil sie keine Mutter haben.“ Die Elsbeth fiel ihrem Mann um den Hals und dankte ihm. „Ach Peter,“ sagte sie, „ich hab manchmal dran gedacht, seitdem wir wieder gut sind, wir sollten dem lieben Gott ein Dankopfer bringen, und ich hab nicht gewußt wie. Denn weil die Kinder von meiner Verwandtschaft sind, hab ich's nicht sagen wollen.“

Der Peter lachte und sagte: „Elsbeth, weißt du nicht, wie's im Hochzeitstext heißt: „Dein Volk ist mein Volk." So sollen wir auch hier zu einander sprechen. Wenn die Kinder einschlagen, so soll ihnen der Hof gehören, wenn wir einmal sterben."

Die Kinder wurden angenommen und schlugen ein und wurden ein neues Band zwischen den Eheleuten. — Wer von den Leuten auf dem Hof noch lebt, darf der Verfasser nicht verrathen, denn es ist ihm im Vertrauen gesagt worden. Aber was er sagen darf, will er nicht verschweigen:

1. Item: Ein jeder besinne sich, ehe er zu Zween reist, ob der Kamerad zu ihm passe.

2. Item: Wenn man aber auf der Reise ist, muß man mit einander Geduld haben und sich ineinander schicken.

3. Item: Wer sich durch den Glauben regieren läßt, braucht durch den Aberglauben nicht curirt zu werden.

4. Item: Den Tod allezeit vor Augen haben, heißt einen guten Lehrmeister haben, und wenn man im Leben immer so weich und friedvoll gegen einander wäre wie am Sarg, so würde es in mancher Ehe auch anders aussehen.

---

8. Anekdote.

Bei einer Schulprüfung sollten die Kinder einer Dorfschule auch in der Naturgeschichte ihr Licht leuchten lassen.

Der Schulmeister, dessen starke Seite die Naturgeschichte gerade nicht war, beginnt etwas ängstlich und verlegen mit der Frage:

„Nun, ihr lieben Kinder, wer von euch kann mir denn ein Geschöpf aus dem Thierreiche nennen?"

Tiefes Schweigen; denn das Wort „Thierreich" mochten die meisten Kinder heute zum ersten Male hören.

„Aber," fährt nun der betroffene Lehrer mit zürnender Miene, jedoch ziemlich unsicherer Stimme, fort, „es wird mir

doch eines von euch ein Geschöpf aus dem Thierreiche nennen können!"

Allein kein Finger will sich heben und stumm bleiben die aufgesperrten Mäuler der hoffnungsvollen Jugend, bis endlich ein kleines Bübchen schüchtern den Finger hebt.

„Recht, Peterchen," ermuntert der Lehrer das klug dreinsehende kleine Kerlchen, „beschäme du einmal die Großen da!"

Und Peterchen antwortet herzhaft in seinem Dorfdialect:

„„En Worm (ein Wurm), Herr Lehrer!""

„Brav," mein Junge, „ruft der Lehrer erleichtert aus, sollst nachher auch den allergrößten Weck bekommen."

„Aber," fährt er dann weiter fort, „nun werdet ihr Andern mir doch noch ein Geschöpf aus dem Thierreich pult nennen können?"

Jedoch wiederum schweigt Alles. Nur Peterchen macht ein höchst pfiffiges Gesicht, denkt einen Augenblick nach und erhebt sich dann, indem er sich voll Eifers über das Bankpult hinüberlegt, leuchtenden Auges wieder den Finger.

„Nun, Peterchen?"

„„Noch en Worm, Herr Lehrer!"" ruft Peterchen da laut aus und man hört seiner Stimme deutlich die Hoffnung auf einen Extra-Weck an, den er nachher zur Belohnung seines Alles überstrahlenden Wissens empfangen werde.

Der Schulinspector aber hat genug und schließt, da die Kinder in den übrigen Fächern zur Zufriedenheit bestanden haben, lachend die Prüfung.

9. Silben-Räthsel.

Mein Zweites war das Ganze einst
Und ist mein Erstes auch gewesen;
Doch ist's das Erste dann nicht mehr,
Wenn du's zum Zweiten längst erlesen.
Zwar, wenn man sich das Ganze erst
Zum Zweiten nimmt, so liebt man's sehr,
Daß es zugleich das Erste sei;
Doch bleibt's das Erste nimmermehr.
Nur ist es, wenn das Ganze nie
Mein Zweites wird, höchst wunderbar:
Dann bleiben Eins und Zwei vereint
Trotz Runzeln und trotz greisem Haar.
Und wenn das Ganze auch gar gerne
Zu aller Zeit das Erste bliebe,
Es strebt doch stets zum Zweiten hin,
Wenn in dem Herzen wohnt — die Liebe.
Sieh' dir nur ja das Ganze an,
Eh' du zum Zweiten dir's magst nehmen,
Und prüf's genau; gar mancher Mann
Mußt schon, weil er's versäumt, sich grämen.

10. Auf dem Bodenſee.

Von W. O. v. Horn.

Wer mit dem ſtattlichen Dampfer von Bregenz hinab gen Schaffhauſen fährt, der hat ſo ein kleines Binnen-Meer vor Augen; denn deckt ein leichter Morgennebel die ſüdlichen Ufer, alſo, daß man nicht wahrnimmt, wie weit die ſchöne, klare Fluth des Bodenſees zu wellen hat, bis ſie daß friſchgrüne Ufer jenſeits erreicht, ſo erſcheint es Einem, als vereinige ſich dort in der unabſehbaren Ferne Himmel und Waſſer, wie draußen auf dem Weltmeere.

Es iſt eine prachtvolle Waſſerfläche, die ſich da vor dem Blicke ausdehnt, wenn auch die Morgenſonne jenen weichen, dünnen Schleier hebt, und die fernen Ufer, und wohl auch die Kirchthürme der Städtlein und Dörfer hervorſchauen läßt, und das üppige Grün der prachtvollen Inſel dort und wieder hier die Rieſenberge Vorarlbergs, Tyrols und der Schweiz, mit ihrem Vorwächter, dem Säntis und ſeinen ſieben beſcheideneren Genoſſen, die der Eine „Kurfürſten“, der Andere „Kuhfirſten“ nennt — Summa: — es iſt ein herrlicher Anblick, und man möchte den Schaufelrädern des Dampfers ein: „Eile mit Weile“ zurufen, daß die überaus

reichen und schönen Bilder, die besonders das nähere, links liegende schweizer, später auch badische Ufer darbietet, nicht so schnell vorübereilen und die Seele sie sich tief, bis zur Unvergeßlichkeit tief, einprägen könne. Mir ist es so gegangen Anno 56, und ich habe heute noch das Ganze und selbst Einzelnes davon vor dem inneren Auge des Gedächtziffes stehen, freue mich dran, und danke Gott für diese theuere Gabe, es zu können.

Wer aber den Bodensee in dieser ruhigen Schönheit, ich möchte sagen: in dieser Rosenlaune sieht, der möchte es kaum glauben, daß er geheime Tücken, daß er bitterböse Launen, daß er wilde, unbändige Leidenschaften unter seiner schönen Hülle berge. Wir doch. Wir wollen die Blicke nach den fernen Bergen richten, von dannen bisweilen plötzlich ein eisig kalter Luftstrom in das erwärmte Becken des Bodensee's stürzt und die zügellose Gewalt des rasendsten Sturmes annimmt, des See's Wogen bis zur Grundtiefe aufwühlt, sie zu hohen Bergen aufthürmt, wie etwa draußen im Weltmeere, die aber darum gefährlicher sind, wie auf der ungeheueren Fläche des Weltmeeres, weil sie kurz sind und sich kurz brechen des beschränkten Raumes wegen, und so den Schiffenden Verderben drohen ünd bereiten, namentlich wenn es um Segel und Mast nicht so steht, wie es sollte.

Das erfuhr Anno 1816 am 12. November das „Markt-" oder wie man am Bodensee sagt, „das Botenschiff", welches regelmäßig von Fusach nach Lindau zu fahren pflegt.

Obwohl der November unter den Monaten des Jahres Einer ist, den man zu den „Krakelern", den Unruhigen und Streitsüchtigen, zu zählen pflegt, so schien er doch an jenem Tage nicht mit dem „linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen zu sein," was, rheinisch zu reden, so viel heißt, als bei guter Laune zu sein. Die Fahrleute des Fusacher Marktschiffs machten sich fröhlichen Muthes daran, ihr Boot, was man so nennt, segelfertig zu machen, und die Leute, die mit hinüber nach Lindau wollten, sammelten sich am Ufer mit ihren Körben oder was sie sonst mit sich führten.

Außer den Schiffern von zwölf Personen besetzt, sticht endlich das Boot mit dem außerordentlich breiten und flachen Boden in See.

Alle sprachen jetzt mit abgenommenen Hüten oder Mützen, nach schöner Schiffersitte, ein Gebet, und dann griffen die Ruder und Riemen kräftig und fröhlich in die klare Fluth des See's, der frische Wind, eine günstige Landbrise, blähte das große, leider aber vielgeflickte, alte Segel, und das Schifflein tanzte lustig über die leise gekräuselten Wellen des See's dahin, der Stadt Lindau zu.

Wer hätte an ein Unwetter, an einem Sturm, denken sollen? Kaum aber mochte das Boot etwa die Mitte des Weges zwischen Fusach und Lindau erreicht haben, da stößt plötzlich solch ein Wind von den Alpen herüber in das Becken des See's, daß jedes Herz erbebt; denn er fuhr daher mit einer so tückischen Bosheit und Gewalt, als wolle er jegliches Menschenwerk, das sich in sein Revier zwischen Himmel und Wasser gewagt, zertrümmern oder in dem tiefen Schooße des See's begraben. Die Schiffer verdoppeln Kraft und Vorsicht; denn sie kennen die Wirkungen solcher Sturmstöße nicht von heute erst. Wenn nur kein zweiter folgt, sagt leise der Steuermann zu seinem Nachbar; denn der ist in der Regel heftiger, als der erste! Kaum aber hat er das Wort ausgesprochen, so ist das Gefürchtete schon da. Es kommt ein Stoß von unwiderstehlicher Macht und Gewalt. Er verwickelt das alte, große Segel völlig. Die Stangen reißen krachend zusammen. Der Sturm faßt das hohe Bord des Bootes und — stürzt es um, Alles, was an Bord war, in die Tiefe des See's begrabend. Vier Personen, darunter drei junge Frauen und Mädchen und ein Greis versinken und verschwinden sogleich in der Tiefe des See's. Die Uebrigen, die theils schwimmen konnten, theils in der Nähe des Bootes waren, suchten sich an dem umgestürzten Boote zu halten, und auf dasselbe, das heißt, seinen breiten Boden zu retten; allein Dreie, erstarrt von der Kälte des Wassers und überwältigt von der Angst des nahen unvermeidlich scheinenden Todes, verlieren in dem Bemühen, sich auf die glatte, wenn

auch breite Bodenfläche des Fahrzeuges hinauf zu arbeiten, Kraft und Muth. Sie ſinken, Einer nach dem Andern, in die treuloſe Fluth, die ſie alsbald rettungslos in ihrem tief aufgewühlten Schooße begräbt.

Sechſen gelingt das nicht leichte Werk, ſich auf den Boden des Bootes hinaufzuſchaffen; aber ſind ſie gerettet? Sind ſie im Stande, ſich da oben ohne Handhabe feſtzuhalten auf der ſchlüpfrigen Fläche? Denn immer gewaltiger folgt Windſtoß auf Windſtoß; immer höher werden die Sturzwellen, die über ſie wegſtoßen, gepeitſcht von dem eiſig kalten Sturme, immer mehr ſchwinden die Kräfte, da das kalte Seewaſſer alle Glieder erſtarren macht. Helf' Euch Gott, Ihr Armen! Befehlet Ihm Eure Seelen! Wo ſollte Rettung ſonſt herkommen in dieſem Aufruhr zweier entfeſſelter Naturgewalten, deren Macht des Menſchen ſpottet.

Aber — wozu liegt drüben am Ufer von Lindau das große, wohl eingerichtete Rettungsboot? Wird es nicht bereit gehalten für ſolche Fälle? Was will der ſtarke Mann, der, trotz Sturm und Wellengebrauſe, dort auf Lindau's Hafendamm ſchreitet, die Hand über die Augen hält und hinausſchauet in den gährenden See, in den tobenden Sturm? Er ſieht einen dunkeln Punkt im Giſchte der Wellen, der bald auf dem Rücken einer Woge hoch hinaufgehoben, bald in die Tiefe geſchleudert wird.

Es iſt der wackere Schiffer Jundt von Lindau. Plötzlich hört er trotz des Tobens der Elemente Schritte hinter ſich, er wendet ſich um und ſagt zu einem Standesgenoſſen: Biſt du es, Oberreit? Dann ſchaut er ernſten Antlitzes noch einmal hinaus und ruft dann plötzlich aus: Jetzt ſeh' ich's! — Es iſt ein verunglücktes Boot, vielleicht das arme Fuſacher Botenſchiff, und es ſcheint umgeſchlagen; denn ich ſehe weder Maſt noch Segel, aber Menſchen ſehe ich auf dem Wrack! Da iſt Noth! ruft er dann mit einer Stimme, die Sturm und Wellengetöſe nicht unhörbar zu machen im Stande ſind.

Kaum hat er die Worte hinausgerufen gegen das Ufer, ſo ſteht der wackere Ulrich Jundt ſchon an dem Rettungsboote, faßt Riemen und Ruder und ruft einigen Herbeieilen-

den zu: Herein, wer den Muth hat, Verunglückte zu retten! Und sogleich stehen an seiner Seite Conrad Oberreit, Christoph Schielin, Stephan Reutin, Andreas Stoffel, Ulrich Glockengießer, Heinrich Riesch, Johannes Koch, Joachim Sohm, Alle wackere Schiffer von Lindau, dann Oberreit's Conrad und Jacob und der Schiffsjunge Heinrich Stoffel und vier Schiffsknechte von Reichenau: Balthasar Blum, Georg Gänsler, Martin Grösch und Sebastian Grießer. Das Boot war groß, es hatte Raum für alle die Muthigen und ihrer Hülfe konnten die Schiffer sehr wohl bedürftig werden.

Und es war kein leichtes, gefahrloses Werk, was sie unternahmen. Sie waren es sich alle bewußt, daß sie ihr Leben einsetzten für die Brüder; denn das Wetter wurde mit jeder Minute wilder; der Sturm rasete über die weite Fläche des See's mit unerhörter Wuth; die Wellen peitschten das Ufer, daß es schon an und für sich gefährlich war, das Boot in den See zu bringen, noch gefährlicher aber, es auf den Wellen zu erhalten, da an ein Gebrauchen des Segels kein Gedanke sein konnte, weil eben auch das stärkste nicht der Macht des Sturmes würde haben Widerstand leisten können. Befehlet Eure Seele dem Herrn, in dessen Dienst Ihr jetzt getreten seid! rief Ulrich Jundt, faßte das Ruder unter den Oberarm, riß seine Mütze herab und faltete seine

Hände zum kurzen, gläubigen, innigen Gebete, und Alle folgten seinem Beispiele. Dann ruft er: Nun in Gottes Namen die Ruder eingesetzt, steif gehalten, gleichmäßig ein- und ausgeschlagen, und dann mit Gott an's Werk!

Und das Boot schoß wie ein Pfeil, den der Schwung der Sehne schleudert, hinaus in die schäumende, donnernde Fluth und in das grausige Heulen des Sturmes, und die Hunderte von Menschen, die sich auf dem Hafendamme eingefunden, begleiteten die wackeren Männer mit ihren Gebeten und Segenswünschen auf ihrer grausigen Todesfahrt. Die Herzen erzitterten, nur die der Retter nicht, die sich Gott befohlen, und die an sich selbst zu denken jetzt wirklich keine Zeit hatten.

Der tüchtige Ulrich Jundt mit seinem Adlerblicke hatte den dunkeln Punkt in den Wellen immer scharf im Auge behalten. Er führte das Steuer und stand auf dem kleinen Hinterdecke, als wären seine sehnigen Beine hineingewurzelt in die Bohlen.

Jede Hochwelle bringt indessen die muthigen Retter weiter hinaus in den See. Die Ruder griffen mit einer taktfesten Gleichmäßigkeit ein, die nothwendig war, um gegen den Sturm auszuhalten und mit einer Kraft, die Bürgschaft gab, daß vollbracht werde, was sie im Sinne hatten, falls es der heilige Willen dessen war, dem sie sich betend mit Leib und Seele übergeben hatten. Seht Ihr's, ruft jetzt Jundt, der, gleich einem Felsen an seinem Ruder steht, dort schwimmt's! Es ist das Fusacher Botenschiff; aber es ist umgeschlagen! Sechse sitzen auf dem Boden, der nach oben gekehrt ist.

Ach, wie Viele mögen im See liegen! Drauf, Brüder, mit Gottes Hülfe! Rasch zugerudert!

Alle blickten auf und in der Richtung aus, die Jundt's Hand angedeutet hatte, und nun sehen sie die Unglücklichen, sie rufen ihnen Muth zu und baldige Erlösung.

Die Unglücklichen wenden die matten Blicke dahin, von wo her der Ton der Menschenstimmen an ihr Ohr schlägt; sie sehen jetzt das rettende Boot. Thränen entstürzen ihren

Augen; aber ſie können den Zuruf nicht erwiedern. Ihre Kraft iſt gebrochen. Schnell muß die Hülfe kommen, ſonſt ſind ſie alle eine Beute des See's, das erkennt ſchnell der wackere Jundt und darauf iſt ſein Zuruf an ſeine Gefährten berechnet.

Neuen Lebensmuth bringt den Gefährdeten die Hoffnung. Jede Welle bringt die Retter ja näher. O Herr hilf, o Herr, laß es wohl gelingen!

Ulrich Jundt, der vielerfahrne Schiffer, erkennt jetzt ſchnell, daß eine ungeheuere Gefahr droht. Stößt das Rettungsboot gegen das Wrack, ſo iſt keine Hülfe mehr. Die Erſtarrten können ſich nicht halten; es iſt unmöglich, und dann ſtürzen ſie Alle über Bord, und Gott weiß es allein, ob es den todes- und liebesmuthigen Rettern gelingt, dann auch nur noch Einen dem Grabe im Schooße des See's zu entreißen. Er denkt einen Augenblick nach, dann ruft er:

Die Ruder ein! Raſch!

Jundt's ſicherer Blick hat es erkannt, daß nur ſo es möglich ſein werde, das Rettungsboot durch eine geſchickte Wendung an die Seite des Wrackes zu bringen, ohne einen heftigen Stoß, und es gelingt dem kundigen Steuermanne, was er beabſichtigt, das Boot liegt alsbald mit ſeiner Langſeite hart an der Langſeite des Wrackes.

Jetzt faſſen Aller Hände nach denen der Verunglückten. Sie ergreifen ſie und im Augenblicke ſind ſie im Boote.

Gelobt ſei Gott, ruft Jundt. Er wolle uns nun auch in Gnaden das Ufer gewinnen laſſen!

Amen: antworteten die Ruderer, die ſchon wieder an ihrer Stelle ſitzen und des Befehls gewärtig ſind, ihre Ruder wieder einzulegen und die Arbeit auf's Neue zu beginnen.

Jundt wendet geſchickt und glücklich das Boot und die Ruder ſinken klatſchend mit Einem Rucke in die Fluth. Unverkennbar war noch ein gefährliches Stück Arbeit zu thun, weniger durch die Ruderer, als durch den freilich bewährten Steuermann Jundt, mit der klaren Kenntniß nicht nur des See's und ſeiner Launen, ſondern der Hülfsmittel

ſeines Gewerbes und der Art, wie ſie zu rechter Zeit und am rechten Orte zu verwenden. Darin lag eine feſte Hoffnung für ſeine Gefährten, aber auch für die, welche dicht geſchaart auf dem Hafendamme ſich geſammelt.

Man konnte wohl, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, ſagen, daß Alles, was lebte und ſeine Glieder gebrauchen konnte, jetzt auf dem Hafendamme Lindau's ſtand, um Zeugen einer Heldenthat zu ſein, die wahrlich nicht geringer war, als die in blutiger Feldſchlacht vollbrachte.

Man war in der Vermuthung über die Herkunft des verunglückten Bootes der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Es war ja die Zeit und Stunde, da das Fuſacher Botenſchiff mit den Marktleuten ankommen mußte und es unterlag gar keinem Zweifel, daß die Geretteten Fuſacher ſeien, deren Produkte, die ſie zum Handel bringen wollten, freilich nun alle im See begraben lagen; aber wie viele Menſchen dazu?

Kopf an Kopf ſtand die Menge auf dem Hafendamme, in jedem Herzen bange Sorgen, auf jeder Lippe ſtille Gebete. Man ſah das Rettungsboot mit Sturm und Wellen kämpfen, aber kundige Augen erkannten auch die kundige und ſichere Führung deſſelben. Und jede Welle brachte es näher und näher zum Hafen.

Aber nicht nur in banger Beſorgniß, in betender Theilnahme ſtand man müßig da. Die Beamten des Hafens hatten es nicht an Maßregeln fehlen laſſen, die eine ſolche Lage erheiſchte.

Aerzte waren zur Hand und hatten für geeignete Medikamente Sorge getragen. In einem benachbarten Hauſe waren warme Stuben hergeſtellt; erwärmte Betten ſtanden bereit und erwärmte Wollteppiche, um die möglicher Weiſe Erſtarrten einzuſchlagen. Erquickende, belebende Lebensmittel hatten milde Herzen reichlich geſpendet, und bequeme Tragbahren mit kräftigen Trägern harrten etwaiger Entkräfteter, um ſie dahin zu bringen, wo Liebe und Vorſicht vereint, alle möglichen Fälle in Ausſicht genommen hatten.

Jetzt, jetzt nahen ſie raſch! Gottlob! Gottlob! Dieſe Rufe vernahm man hundertfach.

Wirklich konnte man die Schiffenden ſchon erkennen, und wenige Sturzwellen noch, die ſich zum Ufer wälzten, und eine folgende warf das Boot weit auf den Strand.

Jetzt ſtürmt die Menge herbei. Jeder will helfen, jeder Handreichung thun. Es koſtete den Beamten ſauere Mühe und Arbeit, die Freiwilligen zurückzudrängen, um den Beauftragten eine freie Gaſſe zu machen. Doch gelingt es endlich ihren Bitten und Vorſtellungen.

Unter weiſer Vorſicht ordnen die Aerzte die Aufnahme der theils theilnahmlos Daliegenden, theils Erſtarrten auf Tragbahren an, und ſo trägt man ſie durch die weinende Menge in das Haus, wo die Fürſorge für ſie zweckmäßig getroffen war.

Dort beginnt das menſchenfreundliche Wirken der Aerzte und Chirurgen im ſichern, warmen Raume und erreicht das lohnende Ziel der Wiederbelebung der Opfer.

Aber die Menge will auch ihr Theil haben. Sie bemächtigen ſich der Retter, und unter lautem Jubel trägt, zieht, führt man ſie in Gaſthöfe und Wirthshäuſer, wo ſie erquickt werden. Alle wetteifern, ihren Dank den Aufopferungsfähigen zu beweiſen.

Vom Landeshauptmann von Vorarlberg kommt ein Schreiben voll Dankes und Anerkennung für die edlen Retter, doch dabei bleibt es nicht. Königlich Bayeriſche und Kaiſerlich Oeſterreichiſche Unterthanen ſind es, die gerettet wurden und die ſie gerettet haben. Der König von Bayern ſchickt dem wackeren Jundt die goldene, dem braven Oberreit die ſilberne Verdienſtmedaille und Hundert Gulden zur gleichmäßigen Vertheilung an Gerettete und Retter. Der Kaiſer von Oeſterreich ſendet der Schifferzunft von Lindau die goldene Civil-Ehrendenkmünze, um ſie dem Würdigſten unter den Rettern zuzuerkennen. Sie wird einſtimmig dem braven Jundt zuerkannt.

So wurde das Verdienſt geehrt, aber tief im Innern tragen die wackeren Männer und Jünglinge den allerreichſten Lohn in dem Bewußtſein, mit der Ausſetzung des eigenen Lebens das der Verunglückten gerettet zu haben.

Diese erholten sich langsam in treuer Liebespflege, in der alle Schichten der Bevölkerung Lindau's im edelsten Wettstreite thätig waren. Doch dabei ließen sie es nicht bewenden. Galt es ja doch Verluste zu ersetzen, soweit es in der Menschen Kraft stand, und da war denn wieder die Menschenliebe reich und unermüdlich und die Gaben flossen in der erfreulichsten Weise den Beamten zu, welche sie zu vertheilen hatten, und da wurde auch derer gedacht, die ihre Versorger eingebüßt hatten und die schreckliche Trauerbotschaft durch die schnellverbreiteten Gerüchte erhielten, und auch ihre Thränen wurden versucht zu trocknen. Freilich — was im Herzen gelitten wurde, der tiefe Schmerz um die dem Tode Verfallenen, das konnte eben nur die Religion und die Zeit lindern. Aber das Andenken an das schauerliche Ereigniß lebt heute noch an den Ufern des schönen Bodensees und die Namen der Verunglückten, aber auch die der hingebenden Retter bewahrt ein dankbares Volk.

11. Anekdote.

Der Lehrer einer kleinen jüdischen Gemeinde hatte nach alter Sitte oder vielmehr Unsitte noch den Wandeltisch, d. h. er mußte in den einzelnen jüdischen Familien Tag für Tag abwechselnd seine Verköstigung suchen, weil die kleine Gemeinde nicht im Stande war, ihm ein auskömmliches Gehalt zu geben, von dem er sich selber hätte beköstigen können.

Trifft sich's einmal in der gemüsearmen Frühlingszeit, daß ihm an fünf Tagen hinter einander in seinen verschiedenen Kosthäusern jedesmal Haferbrei als einzige Speise vorgesetzt wurde.

Da dies aber durchaus kein Lieblingsgericht für ihn war, so hatte er in den ersten zwei Tagen sich damit begnügt, ein paar Löffel davon zu essen, und war dann in der Hoffnung, daß doch der andre Tag eine andere, ihm besser mundende Speise bringen werde, daran er seinen Hunger gründlich stillen könnte, hungrig nach Hause gegangen. Als nun aber auch am dritten und vierten und gar fünften Tage immer wieder der unglückselige Haferbrei auf dem Tische erschien, als ob die ganze Judenschaft sich wieder seinen Magen verschworen hätte, da bringt ihn der übermächtig werdende Hunger und der immer wachsende Widerwille gegen die unangenehme Speise auf einen höchst eigenthümlichen aber äußerst wirkungsvollen Einfall.

Er setzt sich am fünften Tage scheinbar ganz munter und eßlustig an den Tisch, auf welchem wieder eine gewaltige Schüssel voll Haferbrei dampft, und läßt sich eine tüchtige Portion aufschöpfen. Aber kaum hat er ein paar Löffel voll mühsam hinuntergewürgt, da erhebt er sich mit einem plötzlichen Ruck, von dem der ganze Tisch wackelt, bleibt einen Augenblick mit schmerzlich verzogenem Gesichte stehen, springt dann, hast du nicht gesehen? auf den Stuhl, vom Stuhl auf den Tisch, stößt mit dem Fuße die graufige Breischüssel um, zertritt ein paar Teller, springt dann wieder herunter

und in gewaltigen Sätzen im Zimmer umher über Stühle und Bänke und hinauf auf alles, was dem Sprunge erreichbar ist.

Sprachlos und starr sieht anfangs die Judenfamilie zu. Als aber der Inhalt der Breischüssel auf dem Tische umherfließt und die Kinder ob dieses Anblicks ein wahres Zetergeschrei erheben, da ermannt sich der Vater und ruft entsetzt:

„Aber, Bacher (so heißt in verdorbenem Hebräisch der Lehrer), was fehlt Euch? Bacher, was habt Ihr?"

Allein mein Bacher hört und sieht nichts und setzt nur mit noch größerem Eifer seine seltsame Turnübungen fort. Als er nun aber gar auch auf das saubere Bett hinaufspringt, das schon zur Feier des herrannahenden Sabbaths frisch gedeckt ist, da schreit die Hausfrau entsetzt auf, indem sie zur Thüre springt:

„Gott, der Gerechte, der Bacher ist meschugge (verrückt)!"

Endlich sinkt Bacher erschöpft auf einen Stuhl nieder. Da naht ihm entsetzt der Judenvater und fragt nochmals im Tone der höchsten Angst:

„Aber, Bacher, so sagt doch um Gotteswillen, was fehlt Euch? was habt Ihr?"

Da antwortet Bacher endlich pustend und schnaufend im ächten Judendeutsch:

„„Nu, was werd' ich hawwe? Was werd mer fehle? Sticht mer doch der Hafer!""

12. Siehe der Hüter Israel ſchläft und ſchlummert nicht!

(Nach einer wahren Begebenheit.)

1. Treue Hut.

„Es war einmal ein König“ — ſo fingen viele ſchöne Geſchichten an, die dein Mütterchen dir erzählte, als du noch auf ihrem Schooße ſaßſt, in der Dämmerſtunde beim warmen Ofen und dabei die Aepfel im Röhr ſchmoren hörteſt. Wir wollen dieſe Geſchichte ein wenig anders anfangen, nemlich ſo: „Es war einmal ein Nachtwächter;“ — ja, ein Nachtwächter, und 's war merkwürdig genug, ſein Name und ſein Beruf ſtimmten ganz genau zuſammen, denn er hieß: Michel Wächter!

Was kann denn aber wohl viel von einem Nachtwächter zu erzählen ſein, denkſt du bei dir ſelber. Nun, du wirſt ja hören. Eben ſchlägt's zehn Uhr vom Thurm über das ſtille Dorf hin. In den meiſten Häuſern und Hütten ſind die Lichter ſchon ausgelöſcht — hin und her flimmert aber doch noch ein Flämmchen durch die Scheiben. Da öffnet ſich mit dem Schlage der Uhr, am äußerſten Ende der Dorfſtraße, die quer geſchnittene Thür des letzten Häuschens, und hervor tritt eine Geſtalt, bei deren Anblick die Kinder ge-

wiß davon gelaufen wären; — die schliefen ja aber längst in ihren warmen Betten. Denn die Gestalt war in einen Schafspelz gekleidet, mit der rauhen Seite nach innen, und trug auf dem Kopf eine große Flügelhaube auch aus Pelz, deren lange Enden sich um Schultern und Nacken legten. Dazu einen eisenbeschlagenen Stock in der Rechten, der mit Blei ausgegossen war und von kräftigem Arm geschwungen zu einer furchtbaren Waffe werden konnte. An der linken Seite aber hing ein mächtiges Horn, in dessen Tiefe ein dröhnender Baß schlummerte.

In der dunklen Nacht konnte man ja freilich nicht viel sehen von Gesicht und Mienen, aber weil wir Michel Wächter auch bei Tage gekannt haben, so können wir's dir dennoch schildern. Es war ein gutes, altes Gesicht, es waren treuherzige Mienen und ehrliche, freundliche Züge, die in der Pelzkappe verborgen waren. Die Zeit hatte freilich ihre Schrift hineingegraben in dies Antlitz und mehr als 60 Jahre waren nicht mit weicher, sondern rauher Hand drüber hin gefahren; — bei den Augen herum standen die Falten und Ringeln, die man wohl Krähenfüße nennt, und beim Munde herum die andere Sorte, die Füllen-Füße heißen. Die Augen lagen tief, halb verdeckt durch lang überhängende weiße Brauen — aber sie leuchteten doch so traulich hervor, wie Sterne aus Wolken; und wenn der Alte, glatt rasirt und sauber gekleidet, am Sonntag in seinem Kirchenstuhl saß, das Gesangbuch mit der groben Schrift vor sich, die Hornbrille auf der Nase und so ehrenfest und wacker mitsang, dann mochte man lieber in sein Gesicht sehen, als in das rosige, glatte Lärvchen eines eitlen Mägdleins, das ihren neuen Sonntagsstaat den Leuten präsentiren wollte.

Durch die eisig kalte Novembernacht dröhnte denn nun das Wächterhorn von Haus zu Haus, und trotz dem scharfen Nordost, der von der See her schneidig durch die Dorfstraße zog, klang die Stimme doch hell und frisch, die den Vers absang, der mit den Worten schließt:

— — — — im Himmel wacht,
Ein heit'res Aug' die ganze Nacht!

Der Schulmeiſter wollte freilich immer behaupten, es müſſe ſtatt „heiter“ „hell“ heißen, aber Michel hatte einmal das erſtere gelernt, und ließ ſich davon nicht abbringen, es war ihm auch ein beſonders angenehmer Gedanke ſich das Auge im Himmel als ein „heitres“ zu denken.

Jetzt erſchallte Horn und Geſang vor dem Wirthshauſe. Da ging's noch laut her. Eine ſpäte Geſellſchaft ſaß noch bei den Karten, die vollen Gläſer vor ſich. Michel warf einen Blick durch die hell erleuchteten Scheiben, ſie waren freilich angelaufen auf der einen Seite, denn die Stubenluft war mit vielen Dünſten und Düften erfüllt, aber trotzdem waren die Geſtalten dem Vorübergehenden erkennbar, — er ſah ſie nur all zu oft hier ſitzen. Der eine war der dicke Müller in ſeinem hellgrünen Rock; ſein breites, rothes Geſicht, die fleiſchigen Backen, der wulſtige Nacken. Alles brannte und glühte. Mit der ſtarken, gewaltigen Fauſt mochte er wohl eben auf den Tiſch getrumpft haben, denn ſie lag noch geballt neben dem Glaſe, über die Stirn lief wie ein Wetterzeichen hochgeſchwollen die Zornesader. Der Müller ſaß heute Abend nicht im Glück; das war deutlich zu ſehen. Michel dachte an das arme Müllerweib, die nun daheim mit Zittern und Zagen auf ihren in der Trunkenheit ſo wilden Eheherrn wartete; er dachte an die armen Kindlein, die nun bald von dem lauten Toben und Schelten des Heimkehrenden aus ihrem Schlaf geweckt werden würden; — durch ſolche Gedanken unmuthig gemacht, ſetzte er das Horn an den Mund, und ſchmetterte den Ton gerade gegen die Wirthshausfenſter, daß ſie klirrten, und ſeine Stimme klang rauh und zornig, als er ſeinen Vers abſang. Er wollte ſchon weiter gehen, da öffnete ſich das Fenſter, und ein gellendes Pfeifen tönte hinter ihm drein, wie die Buben es auf zwei hohl gehaltenen Fingern hervorbringen, aber ſo ſcharf und ſchneidig, daß Michel unwillkürlich ſtill ſtand.

Halt's Maul, alter Narr, mit deinem Geplärr! ward nun hinter ihm drein gerufen; was ſtörſt du hier Standesperſonen bei ihrer Abendunterhaltung? Wenn du nicht ſtill

biſt, will ich dir dein Hirn aus dem Schädel klopfen und damit dein Horn zuſtopfen! merk's dir! — und „klapps“ ward das Fenſter wieder zugeſchlagen!

Michel ſtieß bei dieſer bübiſchen Rede mit ſeinem Stock auf die Steine, daß es klirrte. Sein erſter Gedanke aber war: wer war das? — ich ſollte die Stimme kennen! Müller, du biſt in ſauberer Geſellſchaft! das kann kein Anderer ſein als Marx Wild, der ſchlechte Geſell, der ſchon als Knabe, wenn er bei den Bauern diente, ſeine Luſt daran hatte, das arme Vieh mit Meſſern zu ſtechen und zu ſchneiden, der, als er groß geworden, noch niemals hatte arbeiten mögen. Man wußte eigentlich gar nicht, wovon er lebte, das Kartenſpiel und allerlei andere Handthierung, die gewiß nicht vor dem ſiebenten Gebot beſtehen konnte, waren ſeine Erwerbsquellen. Wieder ſtimmte Michel ſeinen Vers an beim Nachbarhauſe, und es lag in dem Ton eine Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die keinen Fuß breit zurückweicht. Die Dorfhunde kläfften ja auch oft hinter dem Nachtwächterhorn her, was war denn dran gelegen?! Als er aber an die letzten Worte ſeines Verſes kam, da ſang er ſtatt „heiter,“ „heilig,“ und aufſchauend zu dem heiligen Auge, das im Himmel wacht, gedachte er mit Grauen des Gerichts, das die Wiederwärtigen treffen wird.

So wanderte Michel auf ſeinem dunklen, nächtlichen Wege von Haus zu Haus, an dunklen, ſtillen Hütten vorüber, und auch an Fenſtern, wo noch ein Lichtſchimmer anzeigte, daß Jemand drinnen bei ſpäter Arbeit oder in ſchwerer Krankheit keinen Schlaf finden könne. Auch bei der armen, einſamen Wittwe des kürzlich verſtorbenen Tagelöhners Hinz war's noch hell und laut; man hörte eine heiſer ſchreiende Kinderſtimme und das Zuſprechen und Beſchwichtigen der Mutter. Michel ſtand ſtill und trat dicht an die Scheiben. Da gewahrte er denn ein junges, blaſſes Weib, mit viel Angſt und Bangen um ein Kind beſchäftigt, das ſie in Decken gehüllt auf dem Schooße hielt. Das Kind griff mit den Händen in die Luft, als ſolle es erſticken und im Halſe hörte man den für Vater- und Mutterherzen ſo

furchtbar heulenden Ton, welcher anzeigt, daß die schreckliche Krankheit vorhanden, die wie ein wildes, grausames Thier die Kindlein beschleicht, wenn sie im ersten Schlaf liegen, und ihre Krallen einschlägt in den zarten Hals, daß sie voll Angst auffahren, — sie wollen das Thier abschütteln, sie wollen sich losmachen von seinem furchtbaren Angriff, aber sie können nicht, die armen Würmlein, und das Vater- und Mutterherz mit all seiner heißen Liebe kann's auch nicht! ach, das ist sehr schmerzlich! Die arme Mutter drinnen konnte ihrem Liebling auch nicht helfen! es war ihr jüngstes, ein herziges Büblein von bald 2 Jahren; drei andere schliefen in den Betten herum, den unstörbaren Schlaf der Kindheit; nur das älteste Mägdlein von 10—12 Jahren war in sein kurzes Röckchen geschlüpft und stand frierend und weinend neben der Mutter, wollte gern helfen und konnte nicht.

Da klopfte es an's Fenster und die wohlbekannte, gute Stimme des Wächters rief hinein: Gretchen, das Kind ist sehr krank, ich will bei der Bäurin auf dem Krauthof anklopfen, die ist gut und weiß mit Kranken und Kindern umzugehen, sie wird gewiß gleich kommen! Hab nur derweil ein halbes Stündchen Geduld, und vertraue auf Gott, Er kann ja helfen!

Damit hörten sie drinnen das eilige Weitergehen des alten Mannes und konnten ihm nichts erwidern, aber seine Stimme war dem verlassenen Weibe wie eines Engels Stimme gewesen, und als sie bald hernach aus der Ferne ihn singen hörte von dem heitren Auge, das im Himmel wacht die ganze Nacht, da ward auch ihr Auge heitrer, und als nun die helfende Bauersfrau kam mit allerlei gutem Rath und Hülfe, da ließ der Anfall wirklich nach und das Kind schlief ein. Als nun Michel nach einer Stunde wieder an dem matter beleuchteten Fenster vorüberkam, da öffnete es sich leise und eine Hand streckte sich heraus, einen warmen Kaffee darzureichen, und eine erregte Stimme flüsterte: Vergelt's Euch Gott, Michel, vergelt's Euch Gott!

Die Nacht rückte vor; die erste Stunde des neuen Tages war bald dahin. Der Wächter hatte sich beeilt und

ſeine Runde gemacht, als es noch nicht 2 Uhr geſchlagen. Die ſo entſtandene Pauſe pflegte der Alte an einem geſchützten Platze zuzubringen, wo der Gartenzaun des Bauernvogts, eine dichte, mannshohe Dornhecke, vorſpringt und mit der Mauer des Gehöfts einen geſchützten Winkel bildet. Hier ſtand eine Bank. Michel ſetzte ſich auch in dieſer Nacht, um eine Weile auszuruhen. Er ſinkt hier ſo müde zuſammen, der alte Mann! der Kopf neigt ſich vornüber auf die Bruſt! wir vernehmen ein tiefes Seufzen! Ueberſchleicht ihn der Schlaf? fordert die ermüdete Natur ihr Recht? — Nein, der Schlaf iſt dem Alten fern, er ſitzt in tiefen ſorgenvollen Gedanken; es drückt ihn eine ſchwere Laſt!

Wenn ſein nächtliches Werk gethan iſt, und er heimkehrt in ſein Häuschen, aus welchem er ſchon vor Jahren die treue Lebensgefährtin hatte zum Friedhofe geleiten müſſen, ſo findet er dort einen ſchwer Kranken, und dieſer Kranke iſt ſein einziger Sohn. Dieſer Sohn iſt jetzt 22 Jahre alt und ſtand bei einem Bauern in Dienſt im benachbarten Dorfe. Er war ein ſtarker, ſchlanker Burſche, tüchtig in all ſeiner Arbeit verdiente er einen großen Lohn. Aber das viele Geld und das reichliche Leben auf dem Bauerhofe war dem Burſchen zum Fallſtrick geworden. Auf der Kegelbahn fing's an, da fand man ihn alle Sonntage; dann ging's weiter an den Kartentiſch; dann weiter auf die Tanzgelage der Jahrmärkte in den Städten. Zuerſt nahm er ſich in Acht beim Glaſe und man ſah ihn nicht eben berauſcht. Aber es ward ſchlimmer und ſchlimmer. Jede Sonntagsnacht ward durchſchwärmt und wenn er mit Tagesanbruch heimkam, taumelte er in ſeine Kammer und halb bewußtlos ſank er hin, bis man ihn durch vieles Rütteln und Schütteln zur Arbeit rief, die er verdroſſen und mit wüſtem Kopf in die Hand nahm.

Michel hatte es nicht an ernſten Warnungen fehlen laſſen. Der Junge war ſeines Alters Hoffnung war bis dahin ſein Stolz und ſeine Freude geweſen, und nun ſollte das Alles ſo ſchmählich vernichtet werden! Hinrich hatte auch oft ſeinem Vater Beſſerung verſprochen und war

mit guten Vorſätzen von ihm gegangen. Aber wo die Sünde mächtig geworden, da iſt der Weg zur Hölle mit guten Vorſätzen gepflaſtert.

Da hatte eine ſchwere Krankheit den ſonſt Kerngeſunden erfaßt, und eines Tages war langſam ein Wagen vor Michels Thür gefahren und aus vielen drauf gelegten Betten hatte man ihm ſeinen Hinrich todtkrank ins Haus getragen.

Nun kamen ſchwere, bange Wochen für den Alten. Der Arzt mußte kommen und ſchüttelte den Kopf. Es blieb einen Tag wie den andern, nur daß die Kräfte immer mehr ſanken, das Antlitz immer hohler wurde, die Augen ſich kaum mehr öffneten, und wenn ſie's thaten, ach, ſo todesmatt um ſich blickten. So mußte Michel an jedem Abend, wenn er ſeine Runde antrat, den Sohn verlaſſen, ſo fand er ihn an jedem Morgen wieder, wenn er heimkehrte!

Das waren die ſorgenvollen Gedanken, die auf dem Alten laſteten auch in jener Nacht; da mochte ihm der Kopf wohl herabſinken auf die ſeufzende Bruſt! — Doch wußte er ſeinem Seufzen den rechten Weg zu geben; es ging nicht abwärts, ſondern aufwärts; darum, wenn ihm auch um Troſt oft bange war, ſo verſagte er doch nicht. Sein Glaube war ſchlicht und einfach. Wie er's als Knabe gelernt und empfangen von einer gottſeligen, frommen Mutter, ſo hatte er's auch bewahrt. Dieſe Mutter hatte ihm das Wort mit ihrem eigenen Wandel vorgelebt: „Wer auf den Herrn hofft, den wird die Güte umfangen!" darum war denn auch dies Wort in ſeinem Herzen und Leben zu einer ſiegreichen Kraft geworden.

Soll es mir gehen, wie der Wittwe zu Nain? fragte ſich der Alte in der ſtillen Nacht auf der Bank am Gartenzaun — und ſeine Seele bebte vor bitterem Weh bei dem Gedanken. Doch, fuhr er fort, Herr! Dein Wille geſchehe! ich weiß daß mein Erlöſer lebt, und wird auch mir nicht fehlen ſein: „Weine nicht!" — Soll mein Kind verloren gehen ewiglich? in ſeinen Sünden hinfahren? Ich bitte nicht um irdiſch Leben, um Glück und Geneſung, aber um das Eine bitte ich: Herr, rette ihm die Seele, die arme

junge von Sünden betrogene, in Weltluſt verſtrickte Seele! Herr, Herr! ich kann nicht ſehen des Knaben Sterben! Michel meinte das geiſtliche Sterben, den ewigen Tod.

Da ſchlug es Zwei! Der alte Mann raffte ſich mühſam empor. Die Glieder waren ihm ſteif geworden vom Sitzen in der nächtlichen Kälte. Und als die Runde gemacht war, ſchlug's auch ſchon drei und das Abrufen begann. Die Nacht war wieder einmal dahin, wie ſo oft ſchon; denn zwiſchen drei und vier Uhr regt's ſich ſchon in den Bauerhäuſern, und nicht lange dauert's, ſo hört man den Dreſcherſchlag im kräftigen, feſtgehaltenen Tact erſchallen von den Tennen und Dielen.

Mit heller Stimme ſang Michel ſeinen Schlußvers vor den Thüren der Häuſer durchs Dorf:

Aus meines Herzens Grunde
Sag ich dir Lob und Dank
In dieſer Morgenſtunde u. ſ. w.

Und wie ſo oft ſchon ſang er ſich auch dieſes Mal wieder ein Fünklein Muth und Hoffnung in die bange Seele!

Jetzt öffnete er die Thür ſeines Häuschens mit leiſer Hand. Im Flur blieb er einen Augenblick ſtehen, an der Stubenthür zu lauſchen. Drinnen war Alles ſtill. Er öffnete jetzt auch die Stubenthür, ganz fürſorglich und behutſam. Da lag der kleine Raum vor ihm, hell beſchienen vom abnehmenden Mond, der in der Morgenſtunde aufgegangen war. Man konnte Alles ſehr deutlich ſehen: den Schuſtertiſch, der unterm Fenſter hinlief mit der Glaskugel drüber, worin die Mondſtrahlen ſich brachen (Michel war nämlich ein Schuhflicker), die wenigen hölzernen Stühle die herumſtanden, — und an der Wand, dem Fenſter gegenüber, vom Monde hell beſchienen, das Bett des kranken Sohnes.

Als Michel die Thür öffnete, ſtand unmittelbar davor, als wollte er ihn am lauten Eintreten hindern, oder ihm gleich etwas mittheilen, ein großer, weißer Pudel, der mit ſeinen klugen, ſprechenden Augen erſt den Eintretenden an-

schaute, dann bedeutsam seinen Kopf dem Bette zuwendete, und darauf wieder seinen Herrn fragend ansah, als wollte er ihn aufmerksam machen auf Etwas, das hier vorgegangen.

Der Pudel war seit Jahren Michels treuer Gefährte in jeder Nacht gewesen, aber seit Hinrich krank danieder lag, war ihm bedeutet worden, er müsse jetzt dableiben, dem Kranken zur Gesellschaft. Und so hatte Karo sich an jedem Abend als Wächter vor dem Bett des Kranken auf seinen Posten begeben.

Ja, hier war wirklich etwas vorgegangen. Im hellen Mondschein saß der Kranke aufrecht im Bette, sein blasses Antlitz war in dem weißen Licht leichenhaft anzusehen, die dunklen Augen waren unnatürlich groß und klar, ein starker Bart, während der Krankheit lang gewachsen, umgab Mund und Kinn, die knöchernen Finger lagen in einander gefaltet auf der Bettdecke. Michel stand wie angewurzelt. Der Pudel begab sich unhörbar wieder auf seinen Posten, hart an des Bettes Rand, und starrte unverwandt zu dem Kranken empor. — Nichts regte sich, man hätte jeden Athemzug hören können. Endlich trat der Alte näher heran und legte seine Hand sanft auf das langgewachsene, verworrene Haupthaar des Sohnes. Da zuckte der jäh zusammen, erkannte aber, ohne aufzusehen, seinen Vater, — wer sollte ihm auch wohl sonst die Hand auflegen? — Und leise flüsterte es von den blassen Lippen. Der Alte mußte sein Ohr tief herabbeugen um zu verstehen, da hörte er in abgebrochenen Worten: Vater, jetzt wird es besser; — Gnade, Vergebung! besser, besser, besser! — so immer leiser werdend sank der todesbleiche junge Mann in die Kissen zurück. Ist er todt? ist es das Letzte? Ach, wenn's wäre, so wäre ja doch nun Hoffnung des ewigen Lebens! — Michel beugt sich lauschend über ihn — er athmet — athmet leise, aber

ſanft und regelmäßig — ſollte es wirklich Geneſung ſein? Eine Thräne gleitet herab, ſie fällt dem Kranken auf die mageren Hände, wird's ihn auch wecken? o nein, die Thräne weckt ihn nicht! ſie ſegnet ihm den Schlaf! Glückſeliger Michel! wie biſt du doch ſo froh! — Ja, der gute Alte, er geht hinaus in die Küche und ſchneidet dem Karo ein dickes Stück Brod und beſtreicht's dick mit Butter. Er muß einen Gefährten ſeiner Freude haben! Und Karo iſt ein ſtiller, aber ſehr verſtändiger Gefährte, er frißt das Brod mit Appetit, als wär's ein wohlverdienter Lohn für treue Pflichterfüllung. Das kluge Thier fühlt deutlich ſeinem Herrn die freudig bewegte Stimmung ab.

Eine Weile noch ſaß der Alte mit gefalteten Händen am Bette des ſchlafenden Sohnes, die Augen voll Frieden und Troſt auf das bleiche Antlitz gerichtet. Es ging viel Lob und Dank durch ſeine Seele. Karo, der zu ſeinen Füßen lag, mochte wohl etwas davon merken, — denn während er ſeinen Herrn unverwandt anſah, ging das kurze Schwanz-Stümpfchen immer leiſe wedelnd hin und her.

Leiſe ſtand nun der Alte auf, legte dem Hund ſeine Hand auf den Kopf und blickte ihn ernſt an, wobei er ein paar Mal mit dem Kopfe nickte, das hieß: „Paß auf, Karo, ich geh zu Bette!“ und Karo blickte ſeinen Herrn ſo treu und gut an, daß man gar nicht zweifelhaft ſein konnte, er wiſſe wohl, was er zu thun habe!

Bald vernahm man denn auch kein anderes Geräuſch als den lauteren, regelmäßigen Athemzug des Schlafenden. Heinrichs Athmen war ſo leiſe, daß man nichts davon hörte. Karo hatte ſich am Bette lang hingeſtreckt und den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt. Meiſtens hielt er die glänzenden Augen unter dem überhängenden, buſchigen Stirnhaar weit offen. Hatte er ſie einmal geſchloſſen und es ließ ſich draußen etwas hören, das Sauſen des Windes, oder fernes Geräuſch des erwachenden Menſchenlebens — gleich hob er den Kopf, beinahe als wäre er unwillig über die Störung.

Der ſpäte, graue Novembermorgen brach an. Noch immer blieben die beiden Schläfer ſtill! Es ſchlug 8 Uhr;

da erwachte Michel, es war seine Zeit aufzustehen. Er besorgte die häuslichen Geschäfte, ging auf den Strümpfen aus und ein; der Sohn schlief ruhig weiter, die Athemzüge wurden immer tiefer und kräftiger. Endlich um die Mittagszeit schlug er die Augen groß auf, nicht mehr so todesmatt wie sonst, sondern neugestärkt. Der Pudel bemerkte das Erwachen zuerst, setzte die Pfote auf den Bettrand und leckte die Hand des Kranken, die auf der Decke lag. Nun kam auch Michel heran.

Mein Sohn, wie geht's dir heute? Du hast einen schönen Schlaf gehalten! Fühlst du dich besser?

Der Kranke sah den Alten lange und sehr ernst an, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich auf etwas besinnen. Darauf sagte er mit schwacher, aber doch ganz vernehmlicher Stimme: Vater! mir ist was gezeigt worden diese Nacht; es war schrecklich aber doch gut. Soll ich's dir erzählen?

Der Alte meinte, es würde wohl des Sprechens zu viel. Aber Hinrich schüttelte den Kopf und fuhr fort? Ich hörte es 12 Uhr schlagen diese Nacht — ich zählte die Schläge noch. Bald nachher kam ein dumpfer Schlaf über mich. Ich war im Wirthshaus drüben in Clausdorf. Da waren viele, viele Menschen; die Jungen am Tanzen, die Alten am Trinken und Spielen, die Musikanten am Fideln und Flöten; aber, schrecklich! Alle waren wie erstarrt. Man sah's den Dirnen an, daß sie noch eben gejauchzt, und den Burschen daß sie noch eben gestampft; die Trinker hatten das Glas halbwegs zum Munde geführt — die Spieler eben ausgetrumpft; — aber Alle waren so weiß im Gesicht, so todesbleich, die Augen starrten wie gläsern — wie die Wachsfiguren auf dem Jahrmarkt. Es ward mir ganz graulich in der Gesellschaft. Ich schrie ihnen zu, lustig zu sein, aber die Luft nahm mir das Wort vom Munde weg, ohne daß man's hörte. Da fühlte ich mich mit Einem Male emporgerissen, und saß aufrecht, wachend im Bette und Karo kratzte an der Bettdecke! Hu, Vater, es war schrecklich, aber mir war's gut, es hat mir die Augen geöffnet; ich

geh nicht mehr in's Wirthshaus, verlaßt Euch drauf, es würde mich schütteln mit Graus und Schrecken.

Der Kranke schwieg erschöpft und schloß matt die Augen. Ernst und bleich stand der Alte am Bette und sagte kein Wort. In seiner Seele aber hieß es: Das ist von Gott! Der Herr hat geredet, Er ist in Seinem heiligen Tempel, es sei vor Ihm stille alle Welt!

Dann ging er leise hinaus und brachte dem kranken Sohn einen erquickenden Trank, gab ihm fürsorglich die Arznei, glättete die Kissen und lockerte die Decke. Hinrich lag still mit geschlossenen Augen und sprach kein Wort mehr den ganzen Tag; nur bewegten sich ab und zu leise seine Lippen; als wenn er bete.

Als aber in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr der Alte wieder ein Viertelstündchen auf seinem Ruheplatz saß, da war ihm das Herz sehr bewegt, und er gedachte mit viel Rühmen der treuen Hut des barmherzigen Gottes, des guten Hirten, der nicht will, daß Jemand verloren gehe, und es war wohl ein rechter Nachtwächter-Spruch, aber auch ein echter Christentrost, als er nun wieder aufstand und sein Horn zur Hand nahm und dabei vor sich hin sprach:

Siehe, der Hüter Israel schläft und schlummert nicht!

2. Das Haus in der Höörn. *)

Es lag im Winkel, den der Deich bildete, an der Krümme des Flusses; ein trauliches Heim für die Bewohner. Mit

*) „Höörn" nennt man in Holstein den Winkel Landes, welcher dadurch entsteht, daß der Deich, welcher den Windungen des Flusses folgt, einen Winkel bildet.

ſeiner Dachfirſte ragte es freilich nur ſoeben über den Kamm des Deiches, ſo daß man aus den Fenſtern der einen Seite eine ſehr beengte Ausſicht hatte, dafür aber lag denn nach der andern Seite die ganze, weite Marſch ausgebreitet da, ein fruchtbares Ackerſtück neben dem andern, ein baumumkränzter Hof neben dem andern, bis an den fernen Himmelsrand. Und was war ein großer Obſtgarten neben dem Hauſe, „Appelhof“ genannt! zuerſt kamen die Kirſchbäume, dann die Aepfel- und Birnbäume, und an den Gräben längs die Zwetſchen- und Pflaumenbäume. Nach Süden gekehrt ein großes Bienenhaus, „Immenſchnur“ genannt. An den „Appelhof“ ſtießen zwei Stück breit, die Weide für drei Kühe und etliche Schafe; wie war das Gras da immer ſo üppig und ſaftig, beſonders in warmen Sommern, denn es war niedriges Land. Vorm Hauſe gegen Südoſt war ein Blumengarten. Die zierlichen Beete alle mit Buxbaum eingefaßt, in ganz regelrechte, geometriſche Figuren abgetheilt, Kreiſe und Dreiecke; darauf blühten Levkojen und Aſtern, Georginen und Stockroſen; ja, in der Mitte eines jeden der beiden Rundtheile ſtand ein ausländiſches Gewächs, das nannten ſie im Dorf „Wunnerboom“ (Wunderbaum).

Das Haus lag ganz einſam und allein für ſich, eine halbe Stunde vom Dorf entfernt. Der nächſte Nachbar war der Müller, deſſen ſtattliche Windmühle auf dem Deich ſtand. Beſtieg man dieſen Deich, ſo ſchweifte das Auge mit Luſt über die Nähe und Ferne. Unten rauſchte der ſtattliche Fluß, die Ufer mit dichtem Schilf bewachſen; — bewimpelte Schifflein und Kähne mit rothen und weißen Segeln zogen hin und her, mit der Ebbe dem Meere zueilend und von der Fluth hinaufgetragen zu der nahen Fabrikſtadt. Drüben aber, über den jenſeitigen Deich hinweg, hob ſich die Geeſt mit ihrem ſanften Hügellande, wo eine Holzung an die andere ſich reihte, wo Nußhecken die Felder theilten, wo die Kunſtſtraße mit einer heranwachſenden Allee durch die Gegend ſich zog, ein weißes, grüngerändertes Band.

An einem der ſieben Sommertage, die der März uns

bringen ſoll, war die Tochter dieſes Hauſes über den Deich geſtiegen und ſaß eine Weile ausruhend oben auf dem Rande deſſelben, weiter unten, etwas entfernt, ſpielte ein Mägdlein von 6 — 7 Jahren etwa. Der Tag war gar zu ſchön, daß ſogar die fleißige Lena ein halb Stündchen abgebrochen von der Arbeit, während der Vater ſeinen Mittagsſchlaf hielt, und dem Bitten des Schweſterchens folgend, mitgegangen war, Veilchen zu pflücken. Der Himmel war wolkenlos blau, die Sonne ſchien ordentlich warm, von allen Seiten ſtiegen die Lerchen in die klare Luft, der Deich war an der Sonnenſeite ſchon mit dichtem jungem Gras bedeckt, und im Graſe blühten ſie, die herzigen blauen Blümlein, die das Menſchenherz durch Farbe und Duft erquicken, wie kein anderes, unter all den ſtrahlenden Kindern des Sommers.

Da ſaß ſie, eine echte Tochter ihres Landes, Alles feſt und kerngeſund, was an ihr war. Den vollen Arm hatte ſie aufs Knie geſtützt und ließ den zierlichen Kopf auf der Hand ruhen. Mit den großen, hellblauen Augen ſchweifte ſie über den Fluß weg nach den fernen Wäldern hinüber, es lag eine feſte Entſchloſſenheit, ein wackerer, tüchtiger Sinn in dieſen Zügen. Das Haar ſchmiegte ſich in weichem, vollem Blond um die ſtark gewölbte Stirn, welche von zwei dichten, ſtarken Augenbrauen begrenzt war, die merkwürdig dunkel abſtachen von dem hellen Haar. Hinten am Kopf ſaß ein ganz kleines Mützchen, die dicken Flechten tragend, aus ſteifer Pappe gearbeitet, die mit hellrothem Seidenzeug und ſchwarzen Spitzen überzogen und von

zwei breiten seidenen Bändern gehalten ward, unterm Kinn in eine große Schleife gebunden. Der ganze Anzug des Mädchens, freilich grob und stark, wie es sich zur Arbeit schickt, war untadelig sauber und machte bis auf die derben, dunkelblauen Wollstrümpfe hinab, den wohlthuenden Eindruck der Ordnung und Solidität. In der nahen Stadt war dies Mädchen wohlbekannt um ihrer vortrefflichen Butter willen, die sie jeden Montag an bestimmte Kunden ablieferte; ferner um des klaren, goldgelben Honigs willen, den sie im Herbste feilbot, — und wegen der schönen Obstsorten, Aepfel und Birnen, die sie in zwei großen, aus Weiden geflochtenen Körben, an einer Tracht hängend, von Thür zu Thür ausbot. „Lena ut de Höörn" nannte man sie, und schätzte sich glücklich von ihren wohlschmeckenden Erzeugnissen etwas kaufen zu können; und wohl bekannt war's ihren Kunden, daß Lena immer feste Preise hatte, nicht zu hoch, aber abdingen ließ sie sich keinen Sechsling. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend mußte Lena sich wacker rühren, denn Alles, was es im Hause zu thun gab, ruhte auf ihr. Der Vater hatte schon zwei Frauen zu Grabe gebracht, aus jeder Ehe eine Tochter, an Alter weit auseinander, die älteste im 20sten, die jüngste, Abel genannt, im 7ten. Als die zweite Frau gestorben, war Lena erst 16 Jahre alt gewesen, da mußte sie so früh schon in die volle Lebensarbeit hinein, mußte nicht blos die ganze Wirthschaft mit drei Marschkühen versehen, sondern auch dem dreijährigen Schwesterchen die Mutter ersetzen. Das hatte sie früh selbstständig gemacht und ihre wackere Natur entwickelt, sie hatte einen klaren, tüchtigen Kopf, der ihre beiden arbeitsamen starken Hände anwies, immer ein jegliches Ding am rechten Ende und zur rechten Zeit anzufassen und zu vollbringen.

So war sie dem Vater eine unschätzbare Vorsteherin des Hauses, die treuste Gehülfin seiner Arbeit, ja in nicht seltenen Fällen eine kluge Rathgeberin, und der rüstige Alte dachte oft bei sich selber, wenn's auch nicht gerade zum Aussprechen kam (denn das ist nicht die Art unsers Landvolks): hätte ich das Mädchen nicht, da säh's schlimm aus!

Dem Schwesterchen aber war sie eine verständige Erzieherin, voll Güte und herziger Freundlichkeit, aber auch ernst und strenge, wo's Noth that. Die Beiden waren denn auch Ein Herz und Eine Seele! Als Abel noch kleiner war, hing sie der älteren Schwester immer am Rock in Küche und Stall und Kammer, auf Feld und Wiese, immer unzertrennlich von ihr; ja sie hätte gewiß nirgends anders schlafen können als in Lena's starkem, gutem Arm. Seit einem Jahre ging das Kind nun in die Dorfschule, hatte also einen halbstündigen Weg zu machen. An jedem Morgen um halb acht ward sie ausgerüstet zum Fortgehen, und bis an die Ecke, wo sich der Weg hinter das Weidengebüsch bog, folgte ihr der fürsorgliche Blick der älteren Schwester, von da an hatte das Kind keine Gräben mehr zu überschreiten und trippelte rascher fort auf den kleinen hölzernen Pantoffeln. An jedem Abend um halb Fünf, also in kurzen Wintertagen wenn's schon recht dämmrig ward, kam sie wieder heim, und manch liebes Mal, wenn's zu lange währte, stand Lena schon wartend an der bewußten Ecke. Dann jauchzte das Kind, sobald es ihrer gewahr ward, denn es wußte, was nun geschah. Lena hockte sich nieder, Abel mit Tafel und Fibel auf ihren Rücken hinauf, und nun ging's „Huckepack" im vollen Lauf, sichersten Schrittes über Graben und Steg. Das war eine selige Lust! Und wenn sie heim kamen, da stand das Vesperbrod schon bereit und gewiß fehlten nicht die köstlichsten Bratäpfel im Ofenröhr!

So oft Abel ein blaues, duftiges Veilchennest fand, rief sie's der Schwester zu und forderte sie dringlich auf herbeizukommen, weil's gar zu köstlich anzuschauen und zu riechen wäre. Aber Lena saß in Gedanken verloren; — sie antwortete kaum.

Unten am Flußrande waren etliche Riethhalme von den Mähern vergessen worden. Die standen nun dürre und trocken da und raschelten unaufhörlich im Frühlingswind, — die langen, gelben, spitzen Blätter drehten und kreiseten unermüdlich, es war beinahe anzusehen, als wären sie unwillig über all die Frühlingspracht, die nun wieder ringsum auf-

blühte, als fühlten ſie ſich ungemüthlich in der grünen Umgebung — ſelber ſo gelb und dürr!

Was erzählte denn das raſchelnde Schilf dem ſinnenden Mägdlein? Es erzählte ihr von einem trüben Wintertage, vor länger als einem Jahre, da hatte man Schilf gemäht. Der Fluß war bei anhaltendem Oſtwinde ganz niedrig und ging mit Eisſchollen. Auf einmal erhob ſich ein lautes Geſchrei, Lena war im Hauſe beſchäftigt geweſen, ſie läuft auf den Deich, da ſtehen zwei Männer rathlos am Ufer; ein breites Stück des Vorlandes, wo das Rieth wächſt, war weggeruſcht, von den gehenden und kommenden Waſſern unterhöhlt, und mit dem Lande der Knecht, der darauf gemäht hatte. Das Mädchen ſah vom Deich herab einen Menſchen mit den Eisſchollen kämpfen. Raſch entſchloſſen eilt ſie zurück. Unterm Dach hat der Vater einen langen Feuerhaken, ſie reißt ihn herab, läuft wieder auf den Deich,

wirft den ſchweren Haken den beiden Männern zu, und es gelingt den ſchon Verſinkenden herauszuziehen. Aber er iſt ſchon leblos und beim Hereinziehen bleibt der Körper mit den Kleidern an einem Weidenſtumpf hängen. Die beiden Männer können die Stange nicht loslaſſen. Lena überſchaut Alles. Was will ſie thun? — raſch wirft ſie Strümpfe und Schuhe von ſich, ſchürzt ſich auf und watet wacker durch den Schlick. Sie löſt die Kleider des Beſinnungsloſen am Weidenſtumpf, ſie hilft durch Heben und Tragen, die Männer ziehen; — es gelingt, man bringt den Menſchen ans Ufer. Iſt er denn todt? ganz todt? ein ſo junges Blut mit krauſen, ſchwarzen Haaren. Das Mädchen bückt ſich über ihn — ſie erkennt ihn, er hat mit ihr auf der Schulbank geſeſſen, es iſt Michel Wächter ſein Hinrich. Sie ſpringt auf und auf die beiden Männer zu. Bringt ihn ins Haus! ich lauf voran und mache das Bett zurecht. Die Männer faſſen an und tragen den Bewußtloſen über den Deich ins gaſtliche Haus. Lena hat ſchnell eine Wärmkruke gefüllt und ſie in das weiche Federbett gelegt; ſie hat gehört, man müſſe Ertrunkene, um ſie ins Leben zurückzurufen, recht hoch mit dem Kopf legen, drum hat ſie drei bauſchige Kiſſen aufgethürmt. Die Männer entkleiden den Burſchen und legen ihn ins warme Bett. Ihr müßt ihn reiben, ſagt Lena, tüchtig reiben! Aber die Männer verſtehen's nicht, ſie ſind ſo unbeholfen. Lena legt ſelber Hand an, ſie reibt die Bruſt hart und tüchtig. Dabei geht's ihr mit Angſt und Mitleid durch's Herz: Armer Michel, es iſt dein einziger Sohn! Hilf Gott! Hilf Gott!

Eine halbe Stunde lang war alles umſonſt. Man flößte Hinrich heißen Rum ein; man rieb unermüdlich. Endlich war's, als wenn ein ſchwerer Athemzug die Bruſt höbe; nach einer Pauſe wieder einer und noch einer. Er lebt! Er lebt! ruft Lena den Umſtehenden zu. Langſam ſchlägt er die Augen auf, und ſchließt ſie wieder. Dann ſchaut er um ſich, wie ſind die dunklen Sterne ſo umſtort! Das Mädchen iſt jetzt vom Bett zurückgetreten, ſie hat ihre Hände gefaltet und in ihrem Herzen ſeufzt es: Gott ſei Dank!

Dem Hinrich hat's weiter nichts geſchadet. Andern Tages war er wieder friſch und wohlauf. Aber es hat ihn gebunden an das Haus in der Hörn und an das wackere, liebe Mädchen, ohne deren Hülfe er kaum gerettet worden wäre. Zu ihr gehen durfte er freilich nicht, das litt ihr Vater nicht, — aber vorübergehen — das konnte ihm keiner wehren, und da hatte es ſich wohl getroffen, daß Lena gerade am Waſch-Siege Waſſer geholt, oder Zeug in der Bleiche ausgebreitet; da war ein Gruß und Wort über den Zaun geflogen und Hinrich war ein Weilchen ſtehen geblieben. Er hatte Mancherlei zu erzählen gehabt und war ſo manierlich und nett geweſen, daß Lena ihm gern zugehört, und wenn er wegging, dann hatte er ihr die Hand hinübergereicht und mit ſeinem freundlichſten Lächeln ihr zugenickt und geſagt, er werd's ihr nie vergeſſen, was ſie an ihm gethan!

Darum war's doch auch ganz natürlich, daß das Mädchen Leid um den Menſchen getragen, als er auf Abwege gerieth, und es ſchnitt ihr durchs Herz, als die lange Grete, die hauſiren ging mit Bäckerwaaren, ihr einmal geſagt: Lene, den hätt'ſt du nur ruhig ſollen ertrinken laſſen, jetzt vertrinkt er ſich ſelber, aber nicht im Waſſer, ſondern in Branntwein! Ja, das hatte dem Mädchen furchtbar weh gethan, ſie hatt's den ganzen Tag nicht verwinden können.

Und nun ſaß ſie am Deich und hörte das Schilf raſcheln, und es erzählte ihr von jenem Tage im Winter, von Rettung und — — Verlorengehen! an Leib und Seel! wie iſt das doch ſo traurig!

Da ſchüttete das Abel-Kind ihre ganze Schürze voll ſüßer Veilchen der ſinnenden Schweſter in den Schooß; da ſteckte ſie ihr neckiſch einen vollen Strauß in den blonden Scheitel, da tanzte ſie um ſie herum; und als gerade über ihre Häupter der erſte Storch langſam ſchwebend durch den blauen Himmel flog, da ſang das Kind ſo fröhlich:

Storch! Storch! Beſter,
Ich dank' dir für mein' Schweſter!
Sie iſt mein' liebe Mutter,
Ich brauch auch gar kein'n Bruder!

Lena! Lena! rief es da vom Hauſe her. Es war des Vaters Stimme! das Mädchen fuhr raſch empor — der Vater ſchon ausgeſchlafen? wie iſt das möglich? ſie hat ſich ja ganz vergeſſen!

Lena! rief es ſchon wieder, komm' ſchnell, Perſepter iſt kommen, du mußt gleich Kaffee kochen! Der Perſepter aber war der alte Schulmeiſter, der es ſehr liebte, an einem ſchönen Tage, wenn keine Schule war, im Hauſe in der Höörn den Kaffee zu trinken, denn Lena's Rahm war ſo dick. Ja, da ſaß Perſepter in voller Würde und Freundlichkeit am Ehrenplatz beim Ofen, als Lena eintrat und ihn mit Hand und Mund willkommen hieß! Das war ein wunderlich Männchen! und ein wunderlich Angeſicht! ſo dürr und mager die Geſtalt! ſo faltig und verdrückt die Züge! der Mund wollte vor der Naſe davonlaufen, und die Augen vor der Naſe, eins zur Rechten und eins zur Linken. Auf dem Kopf ſaß, draußen und drinnen, immer dieſelbe alte Mütze mit dem breit vorragenden Schirm; und an den Beinen Sonntag und Werkeltag manchſterne Kniehoſen und Schuhe mit blanken Meſſingſchnallen. Perſepter war noch ein Schulmeiſter von der ganz alten Sorte, d. h. er hatte eigentlich eine andere Profeſſion und trieb dann im Winter das Schulmeiſtern nebenher. So war's vor vielen Jahren geweſen, als er noch am Fenſter auf dem Tiſch geſeſſen und den Jungens die Hoſen genäht, die er hernach mit dem Stock ihnen ausklopfte, und dann von da aus zugleich das Buchſtabiren und Kopfrechnen dirigirte. Jetzt war das natürlich längſt vorbei ſeit der neuen Schul-Ordnung von Anno 18, jetzt war auch Sommerſchule, und der Schneidertiſch war längſt aus der Schulſtube verbannt. Bei alledem war Perſepter nicht ſo übel, und mancher gelehrte und wiſſensſtolze Seminariſt hätte von ihm lernen können. Er rechnete freilich noch immer nach Valentin Heims mit dem Motto: „Wo an dem Grund iſt was verſehen, da kann es über Kurz geſchehn, daß Müh' und Koſt zu Grunde gehen! und die herrlichen „Luſt-Exempla" waren auch ſeine ganze Luſt! Er verſtand auch keine künſtlich angelegten

„Katechesen“ zu halten und von „Physik und Algebra,“ wußte er nicht einmal die Namen; aber Eins konnte er, was leider so Wenige können: die Kinderherzen zu ihrem Heilande bringen; das Gottes-Wort in Geschichten und Lehren ihnen lebendig machen, daß sie jauchzten; mit ihnen und für sie beten, daß sie selber rechte Betkinder waren, wenn sie in den Confirmanden-Unterricht sollten.

Man ſah's aber auch an der Begrüßung, als Lena dem alten Mann ihre Hand gab und ihm ſo voll und fröhlich zunickte, als Perſepter ihre Hand feſthielt und mit der andern runzligen Hand über die blühende Wange ſtrich, — daß zwiſchen dieſem Lehrer und ſeiner einſtigen wackeren Schülerin ein rechtes Herzensbündniß ſtattfand! Er möge nur fünf Minuten Geduld haben, ſagte das Mädchen, dann ſolle der Kaffee auf dem Tiſch ſtehen. Der Alte nickte und folgte ſchmunzelnd den raſchen Bewegungen des Mädchens, als ſie mit der Schürze über den blanken Tiſch fuhr um jedes Stäubchen zu entfernen, aus dem Schrank die weiß und goldenen Taſſen nahm und dann flink wieder zur Küchenthür hinaus war um den braunen Trank zu bereiten.

Bedächtiger ſtopften die beiden Männer derweil ihre Pfeifen und redeten hin und wieder zwiſchen Stopfen und Anzünden ein Wort vom Wetter und vom Stand der Saaten.

Als ſie nun miteinander in aller Gemüthlichkeit den Kaffee getrunken hatten, als die Pfeifen wieder friſch geſtopft waren und Lena ihren Strickſtrumpf zur Hand genommen, da lehnte „Perſepter“ ſich in den Lehnſtuhl zurück und ließ drei dichte Dampfwolken aus ſeinem zugeſpitzten Munde aufſteigen, was ihm ein ganz komiſches Anſehen gab. Die Anderen wußten aber ſchon: Nu kommt was!

Ja, da kam auch etwas und Lena ließ die Maſchen fallen, als es kam. Der Winter ſei ja nun vergangen draußen, Gottlob, meinte Perſepter, das thut alten und jungen Menſchenkindern wohl. Es ſei aber doch noch ſchöner, wenn's heller, warmer Frühling in einem Menſchenherzen werde und der Winter vergangen ſei, wovon auch ſchon der weiſe König Salomo ſinge im Hohenliede!

Wie meint Ihr das, Herr Lehrer? fragte Lena.

Na, ſagte der Alte, ihr kennt ja Alle hier Michel Wächter ſeinen Hinrich, ſollte ich denken! und dabei warf er einen prüfenden Blick nach dem Mädchen hinüber, die aber ruhig weiterſtrickte. Der iſt ja ſchwer krank geweſen — krank an Leib und Seel! Gott ſei Dank nun, es iſt beſſer mit ihm geworden, beſſer auch an Leib und Seel'!

ſagte Perſepter langſam und mit Nachdruck. Nun ſchaute das Mädchen auf und blickte dem Alten mit vollem, fragenden Ausdruck ins Geſicht, und in dem Blick lag ihre Seele. Wieder ließ der Alte drei Dampfwolken aufſteigen. Dann fuhr er fort: Ja, der Hinrich Wächter, das war ein tüchtiger Junge, als ich ihn noch in der Schule hatte; das war ihm alles leicht, wie konnt' er rechnen! wie konnt' er erzählen! aber bange war's mir doch immer um ihn. Und als der Paſtor ihm bei der Confirmation den Spruch mitgab: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach!" da hatte ich meine eigenen Gedanken dabei und mußte einen Seufzer aufſteigen laſſen für den Hinrich! Lena, brach er plötzlich ab, wie war doch noch dein Spruch? Der alte Schelm er wußte es gut genug, es war ihm aber eine Luſt, die ſchönen Gedenkſprüche zu hören aus dem Munde der jungen Leute und ſie in ihnen lebendig zu erhalten.

Lena legte denn auch gleich den Strickſtrumpf in ihren Schooß, faltete die Hände und ſprach mit heiligem Ernſt in den klaren Zügen das Wort: „Durch Stilleſein und Hoffen werdet ihr ſtark ſein!"

Das iſt recht, mein Kind, fuhr der Alte fort; ja um auf den Hinrich wieder zu kommen — ſein Fleiſch war zu ſchwach, er fiel in die Anfechtung, es hat mir ſehr leid gethan um den Jungen. Als er aber in die ſchwere Krankheit fiel, da faßte ich wieder Muth und dachte, wer weiß, mit dir hat der Herrgott was im Sinn. — Nun beſuche ich ihn neulich, und find's denn richtig, an dem hat der Herr Jeſus auch einmal wieder ſein Hirtenamt ausgerichtet. Es iſt merkwürdig zu ſagen, durch einen Traum iſt es ihm gezeigt, daß die Welt mit ihrer Luſt vergeht; und nun erzählte der Alte den Traum. Ihr werdet vielleicht ſagen, ja, das ſoll ſich doch erſt zeigen, ob der Hinrich wirklich das Wirthshaus und den Branntwein drangiebt, wenn er erſt wieder ganz geneſen, denn er iſt noch recht ſchwach und wird ſeine Plage haben, wenn er zum erſten Mai wieder in Dienſt geht; — ich aber bin nun gutes Muthes, er iſt ſo ganz

anders geworden, ſo ernſt und feſt; das Eiſen iſt im Feuer geweſen, die Schlacken ſind abgeſchmolzen, es hat nun mit Gottes Hülfe keine Noth weiter! —

Dem Mädchen war ſchon lange die Arbeit herabgeſunken, und die Hände lagen ſtill im Schooß. Ihr war ſo ſeltſam zu Muth! ſchien denn die Märzſonne heller draußen? — ſangen denn die Lerchen jetzt luſtiger? — und die Veilchen im Glaſe, wie dufteten ſie doch ſo wundergut! — ſie hätte hinauseilen mögen auf den Deich und es dem raſchelnden Schilf erzählen, — ſie hätte es den Waſſern des ziehenden Fluſſes mitgeben mögen als gute Botſchaft in aller Ferne; — und dem alten Weidenſtumpf hätte ſie gern einen Blick und Gruß zugeworfen, als wollte ſie ſagen: Weißt du's wohl, wie's damals zuging? jetzt iſt er ganz gerettet; und Alles, Alles wohl gemacht! —

Perſepter aber ſtand ſtille auf. Die Mütze brauchte er nicht zu ſuchen, denn er hatte ſie garnicht abgenommen, — gab jedem freundlich die Hand und wanderte langſam dem Dorfe zu. Er hatte die Gewohnheit im Gehen vor ſich hin zu ſingen, die alten, theuren Kernlieder; er ſang ſie freilich anders, als ſie jetzt im Geſangbuch ſtehen, und auch die Melodie nicht nach dem Apelſchen Choralbuch, aber es hörte ſich doch gar lieblich an, als der alte Mann durch die frühlingsgrüne Flur wanderte und die Lerchen über ihm wirbelten, und er's nun anſtimmte mit halber Stimme: „Befiehl du deine Wege.“ Mit dieſem Geſange konnte er gerade von dem Hauſe der Höörn bis ans Dorfe reichen, denn zwiſchen jedem Verſe mußte er ein wenig pauſiren, weil ihm ſonſt der Athem zu knapp ward, und ſind der Verſe bekanntlich 12. — An der Ecke beim Weidengebüſch war er beim 3. Vers:

Dein' ewge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſei, oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt;
Und was du dann erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt! —

Da ſtand er einen Augenblick ſtill, und was ſonſt nur Nachts im Bette geſchah beim Schlafengehen: er nahm die Mütze ab — ich glaube, er mag wohl an Hinrich Wächter gedacht haben.

3. Die Neujahrs-Nacht.

Läuteten denn die Glocken heut' anders, da ſie das alte Jahr zu Grabe läuteten, als ſonſt wenn ihr Schall •ausging? — es dünkte Manchem ihr Ton ſo ernſt, ſo ſchwer, ſo heilig, der in der Stille mit ſeinen Gedanken allein war und Vergangenes und Zukünftiges an ſich vorüberziehen ließ. War denn der Sterne Glanz heller in dieſer Nacht als ſonſt, wenn ſie durch das zerriſſene Schnee-Gewölk herabblickten auf das laute Treiben der Menſchenkinder? — ja, es dünkte Manchem, als rede ihr Glanz, ihr ſtilles Wandeln durch die Jahrtauſende, in dieſer Nacht ſonderlich ergreifend von Zeit und Ewigkeit!

Hin ſtürmt die Zeit im unaufhaltſamen Lauf und die Kinder des Staubes ſtrömen mit von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, und denken gar nicht daran, daß ſie einem uferloſen Meere zugetragen werden. Fühlen ſie denn nicht den Wellenſchlag, wenn das alte Jahr ſinkt und das neue aufſteigt, wie eine Welle der andern weichet? — iſt es denn recht geredet, wenn die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: was ſoll das Sorgen und Sinnen, du biſt ja doch nur ein Blatt, womit der Wind ſein Spiel treibt — was willſt du mehr? — Iſt denn die Hiobsart ganz ausgeſtorben, die da ſpricht: Ich dachte, laß die Jahre reden? — Was hätten ſie doch alles zu reden deine Jahre, Menſchenkind! — würd's nicht ſein, als wenn im Frühling die Schneedecke wegſchmilzt? was kommt da alles zu Tage! ob wohl auch eine junge, hoffnungsgrüne Saat, die entgegenreifen ſoll dem Erntetage?

Wenn man das Treiben der Menſchen ſieht beim Jahreswechſel, da könnte man wohl erſchrecken über die Sorgloſigkeit und Sicherheit. Die Weiber kochen den Reisbrei und backen die Törtchen und die Männer und Kinder laſſen ſich's wohlſchmecken und weiter paſſirt nichts. Die Burſche treiben

ihr Unweſen in den Straßen und unter den Fenſtern, trinken mehr als ein Glas zuviel und verſchlafen die Kirchzeit am andern Morgen. Im Wirthshauſe ſitzen alle Bänke und Tiſche voll, die Bowlen dampfen, die Gläſer werden immer wieder leer, die Köpfe glühen und der Wirth kann mit ſeinen zwei Händen kaum Alle befriedigen. Die Kinder ziehen bettelnd und ſingend mit ihren Rummeltöpfen von Haus zu Haus und ſammeln Taſchen und Schürzen voll Aepfel und Backwerk. — Wie ſelten findet ſich ein Haus, wo Aeltern und Kinder ſich ſammeln, nachdem die feſtliche Mahlzeit verzehrt iſt, und der Vater nun das Gotteswort aufſchlägt, zu leſen den 90ſten Pſalm? und welch' ein Segen ſteckt doch drin, wenn man ſich niederlegt in der Neujahrsnacht, die Seele zugedeckt mit dem Seufzen: „Lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden!“ geſtärket durch das Bitten: „Zeige Deinen Knechten Deine Werke und Deine Ehre ihren Kindern! Und der Herr unſer Gott ſei uns freundlich und fördere das Werk unſerer Hände bei uns; ja das Werk unſerer Hände wolle er fördern!“

Wäre doch die Menſchenwelt ebenſo ſtille geweſen als die Natur in der Neujahrsnacht, davon wir erzählen wollen! Die Waſſer des Fluſſes zogen mit leiſem Rauſchen und Murmeln unter dem Gebälk der Brücke hin! es war eine mondloſe Nacht; aber die Sterne um ſo klarer, — ſie glänzten und ſchimmerten aus dem Waſſerſpiegel wie in der himmliſchen Höh'. Unten am Himmelsrand lagerte ſchweres dunkles Gewölk, nahen Schneefall verkündend. Das kahle Gezweige der Bäume und Büſche ragte bewegungslos in die Nacht hinein, — die Winde ſchliefen. Der Winter mit Froſt und Eis hatte ſich noch fern gehalten; wie gut für den kleinen Mann, da alles ſo theuer war! ſie nannten das Wetter „bequem“, denn alle Arbeit draußen in Feld und Flur, die der Bauer noch zu beſchaffen hatte, mit Graben und Kleien, es ließ ſich bequem vollbringen; die weiche Erde wich leicht dem Spatenſtich und der Taglöhner konnte noch in Hemdsärmeln ſein Werk thun. Um Neu-

jahr aber meinten alle, nun werde der Winter bald kommen, denn der Wind ging nach Norden und die Luft hing voll Schnee.

Im Dorfe bei den Höfen und Häusern ging es laut her. Das knallte und paffte! rummelte und polterte! kreischte und jauchzte von allen Seiten und Enden! Die tollsten Bursche kletterten sogar auf die Dächer und schossen ihre Flinten in die Schornsteine der Häuser ab.

Das war ein böser Abend, eine schlimme Nacht für Michel Wächter, die schlimmste des ganzen Jahres. Lieber wollte er durch Sturm und Schnee seines Amtes warten, als in diesem tollen Treiben der Menschen. Von Dunkelwerden an mußte er durch die Straßen gehen. Zuerst hatte er vor den Thüren zu blasen und einen Vers abzusingen, um dafür eine freiwillige Gabe in Empfang zu nehmen; das gehörte mit zu seiner Einnahme. — Es ward ihm aber so sauer, das Singen wollte gar nicht recht gehen, der Ton blieb ihm in der Kehle stecken. Wie oft reichte man ihm die wenigen Schillinge mit Unwillen und widerwärtiger Geberde; und er hatte es doch so nöthig! es war alles so genau berechnet! — freilich gab's auch wohlwollende gute Leute, die ihm reichlich und freundlich darreichten, denen etwas daran gelegen war von dem alten treuen Wächter einen Gotteslohn sich wünschen zu lassen zum neuen Jahre!

Nicht anders als sonst sah's im Dorfe aus, da Michel seinen Weg antrat in diesem Jahre; — und doch war ihm das Herz fröhlicher und leichter, es war ihm als hätte er ein Gegengewicht innerlich, damit aufzuwiegen was ihm Widerwärtiges entgegengebracht werden könnte; ein heimliches helles Feuer, daran er sich wärmen könnte, wenn man ihm kalt und heftig begegnete. Das kam daher, weil am Nachmittage Hinrich bei ihm gewesen war und große Freude mitgebracht hatte. Der Junge hatte nämlich seit dem 1. Mai wieder beim Bauer gedient und guten Lohn bekommen, so konnte er denn nun seinem alten Vater sechs blanke Thaler auf den Tisch legen zur Beihülfe in der theuren Winterszeit. Die Thaler waren es aber nicht, die dem

Alten die größte Freude bereitet, ſondern der ganze Hinrich, wie er nun nach der Krankheit geworden war: ſein ernſtes mannhaftes Weſen, ſein klares, treues Auge, ſein gutes, frommes Wort. — Vater, hatte er geſagt, weil ich nicht mehr trinke und ſpiele, ſo weiß ich gar nicht mehr mit dem vielen Gelde wohin. Ihr müßt mir ſchon helfen; und dabei hatte er mit hellem Antlitz die Thaler auf den Tiſch gelegt. Michel hatte ſich zwar geſträubt und gemeint, er ſollt's doch in die Sparkaſſe thun, aber Hinrich hatte geſagt, die höchſten Zinſen bringe es ihm, wenn ſein Vater ſich's dafür ein wenig leichter mache, denn die würden im Himmel gut geſchrieben. — Als der Junge das geſagt, da war Michel es denn auch wohl zufrieden und als er die Thaler in die Schublade legte, mußte er ſich die Augen wiſchen.

Um vier Uhr etwa war Hinrich weggegangen und hatte beim Weggehen noch eine väterliche Ermahnung mitbekommen, doch ja nicht an dem Treiben der Burſche ſich zu betheiligen am Abend. Hinrich hatte darauf geſagt: Nein, Vater, ich habe

meinen eigenen Weg, aber einen Ehrenschuß muß ich löſen, einen rechten, wackeren Ehrenſchuß! er wird aber nicht hier im Dorfe gelöſt, verlaßt Euch drauf, Ihr werdet ihn hier nicht mal hören können! Damit war er raſchen Schrittes fortgegangen und Michel hatte ihm fragend nachgeblickt.

Mit dem Herzen voll Dank und Freude über ſeinen braven Sohn, war Michel in der Dämmerung ausgegangen, und ward ihm dadurch alles Schwere leicht. Nur der Betrübniß über die Kinder, die in Schaaren umherzogen, konnte er doch nicht wehren; es war ihm gar zu ſchrecklich, wie ſie die geiſtlichen Lieder ſo widerlich verplärrten und hernach, wenn die Gaben nicht reichlich genug ausfielen, mit Schimpfworten weiter zogen. Es gelang ihm auch, manches kleine Bübchen und Mägdlein an der Hand zu nehmen und heimzubringen, und er freute ſich über jedes, das er im Vaterhauſe abgeliefert, als hätt' er's dem Wolf entriſſen; auch ließ er's nicht an einer wohlgemeinten Mahnung fehlen gegen Vater und Mutter, denen er ihr blau verfrorenes Kind zurückbrachte.

So war's denn 10 Uhr geworden. Das Schießen und Knallen hatte nachgelaſſen, das Pulver mochte wohl verſchoſſen ſein. Michel wollte grade um die Ecke in die Hintergaſſe einbiegen, da fiel ein Schuß, der klang ganz anders als die übrigen, ſo ſcharf und ſchneidig, und war anzuhören, als ob er nicht unterm Fenſter gelöſt, ſondern durch die Scheiben gegangen wäre.

In demſelben Augenblick trat ein junger Menſch dem Alten entgegen. Es war Hinrich, er trug eine Flinte in der Hand. Der Junge war ſo fröhlich und heiter, drückte dem Vater die Hand und ſagte: Der Ehrenſchuß iſt gelöſt und hat mir den ſchönſten Dank eingetragen! — Damit eilte er fort und zugleich huſchte an der andern Seite der Straße im tiefſten Schatten der Häuſer eine Geſtalt vorbei, die man nicht erkennen konnte.

Michel biegt nun um die Ecke, da dringt ihm aus dem Hauſe des Käthners Claus Wild lautes Geſchrei entgegen, — der Alte eilte hinzu, es muß ein Unglück paſſirt ſein.

Ja, da war denn freilich ein furchtbares Unglück passirt. Man hatte durch die Scheiben in die Stube geschossen, und hatte den Mann tödtlich getroffen. Nach wenig Augenblicken war er verschieden. Er war ein Bruder jenes Marx Wild, den wir schon im Wirthshause haben kennen lernen, wie er dem Wächter schändliche Schimpfreden nachrief.

Das Jammern und Wehklagen der Frau des Gemordeten, mit welcher er in kinderloser Ehe gelebt, war herzzerreißend. Die Stube füllte sich mit Menschen. Da kam auch Marx, der Bruder, und nachdem er eine Weile theilnahmlos zugeschaut, sagte er laut in die Versammlung hinein, das könne kein anderer gethan haben als Hinrich Wächter, er habe ihn gleich, nachdem der Schuß hier gefallen, aus der Gasse kommen sehen, und mit seinem Vater reden, der werd's auch bezeugen müssen! er habe auch eine Flinte bei sich gehabt!

Als die Frau, die mit dem Erschossenen beschäftigt gewesen und gebeugt über der Leiche dagelegen, die Stimme des Redenden hörte, fuhr sie auf. Sie strich sich das wirre Haar aus der Stirn, sie starrte den Marx an, und als er schwieg, trat sie dicht vor ihn hin und schrie ihm zu: Marx, du lügst, du lügst furchtbar! Das hat kein Anderer gethan als du selber. Und dabei schüttelte sie ihm in wildester Erregung die geballten Hände vorm Gesicht, und erzählte den Umstehenden, er sei am Morgen da gewesen und habe Geld haben wollen von seinem Bruder, der es ihm verweigert, und sei mit Drohungen und Flüchen davongegangen!

Marx stand unbeweglich bei der furchtbaren Anklage des Brudermordes, lachte höhnisch und sagte, das werde sich ja alles ausweisen, kehrte den Rücken und ging ruhig davon.

Die Anwesenden waren schier starr vor Entsetzen. Dem armen Michel Wächter aber war die Beschuldigung seines Hinrich wie Blei in die Glieder gefahren, seine Knieen wurden machtlos, die Beine trugen ihn nicht mehr, er brach zusammen auf einen Stuhl.

Ja, der Schuß war eben zuvor gefallen, ehe Hinrich ihm

entgegengetreten, der Verdacht konnte auf ihn fallen — ein so furchtbarer Verdacht auf seinen Sohn, seinen ihm neu geschenkten, eben geretteten Sohn! Der alte Mann konnte gar nicht weiter denken. Die Umstehenden hatten Mitleid mit ihm, sie redeten ihm zu, keiner werde dran glauben und seine Unschuld müsse bald zu Tage kommen. Aber den Verdacht konnten sie doch nicht wegreden, und der lag auf dem armen, alten Mann wie eine Bergeslast!

Und Hinrich war indessen so glücklich! er hätte laut singen mögen das alte, ewig junge Lied von Lieb und neuem Leben! er hätte allen Menschen Gutes thun mögen, und wenn er einen Elenden, einen unter die Mörder gefallenen an seinem Wege gefunden, er wäre ihm gewiß ein barmherziger Samariter geworden! — Und auf diesen Hinrich sollte der Verdacht eines heimtückischen schändlichen Mordes fallen!

Noch ahnt er nichts davon. Er ist auf seinem Heimwege und wandert rasch und leicht auf dem Deiche dahin. Jetzt steht er still und blickt zurück. Der Fluß krümmt sich hier, man sieht bei Tage von hier aus das Haus in der Hööm; jetzt in der dunklen Nacht wird man natürlich nichts davon gewahr. Aber was thut's! Der glückliche Bursche durchlebte noch einmal, was sich ihm am heutigen Abend ereignete. Er hat den Ehrenschuß gethan, und wie es Sitte war, hatte sich die Thür geöffnet und Lena's Vater hatte ihn hereingenöthigt, um den Dank für die bewiesene Ehre in Empfang zu nehmen. — Lena stand am Tische und blickte dem Eintretenden mit fröhlichem Lachen entgegen, während die kleine Schwester noch das Köpfchen barg an ihrem Rock, so erschrocken war sie durch den Knall. Sie hätte es wohl gedacht, daß es Hinrich sein müsse, sagte sie denn sonst kennte sie keinen unter den Burschen, der ihrem Hause die Ehre hätte anthun können; es sei überhaupt noch nie in der Neujahrsnacht unterm Fenster hier geschossen worden. Nun möge er sich nur an den Tisch setzen, sie wolle ihm rasch ein warmes Getränk bringen. Damit eilte sie in die Küche, das Abel-Kind, mit ängstlichem Seitenblick auf die Flinte, trippelte eiligst hinterher.

Weißt du noch, ſagte ſie mit dem dampfenden Glaſe zurückkehrend, als wir dich damals hier liegen hatten und dir was Heißes an die Lippen brachten? Da wollt's gar nicht herunter, du wirſt heute wohl beſſer ſchlucken können. — Wohl bekomm's! Damit nippte ſie an des Glaſes Rand, reichte ihre Hand dem Burſchen und ſetzte das Getränk vor ihm hin auf den Tiſch.

Hinrichs dunkle Augen glänzten helle auf, als er das wackere Mädchen ſo reden hörte; wie war ſie doch ſo freundlich und ſo ſchön! — wie Vieles hätte er ihr ſagen mögen, das Herz war ihm zum Ueberlaufen voll, und doch brachte er kein Wort über die Lippen, er drehte nur verlegen die Mütze hin und her. Aber anſehen mußte er ſie, — ſeine Augen lagen wie gebannt auf ihrem Antlitz, und dieſe Augen mochten wohl ſprechen, denn das Mädchen ward roth und machte ſich an dem Lichte was zu ſchaffen.

Darauf miſchte ſich der Alte ins Geſpräch und fragte, obs auch toll zuginge im Dorfe, man hätte ſeit der Dämmerung immer das Schießen herüber tönen gehört. Nun bekam auch der Burſche die Sprache wieder, und die Drei redeten wohl eine Stunde lang ganz traulich und vergnügt mit einander!

Endlich mußte Hinrich aufbrechen, ſo ſchwer es ihm ward. Das Mädchen nahm das Licht, um ihm hinauszuleuchten. Draußen an der Thür blieb er ſtehen und drehte wieder mit der Mütze, doch brachte er's heraus: ob ſie's ihm auch verdachte, daß er ſo lange nichts von ſich haben hören und ſehen laſſen? — aber er habe ſich geſchämt ihr unter die Augen zu treten, ehe es anders mit ihm geworden.

Das Mädchen erwiderte raſch: Ja, Gott ſei Dank, daß es ſo gekommen, es wär' auch zu hart geweſen für deinen armen, alten Vater!

Wär's dir denn gleichgültig geweſen? fragte der Burſche zurück, und ſah ſie dabei ſo ernſt forſchend an.

Gewiß nicht, ganz gewiß nicht! erwiderte ſie, und legte dabei ihre Hand verſichernd auf ſeinen Arm.

Da war's als wenn die Berührung ihm Muth gemacht. Er faßte ihre Hand und ſagte warm und innig: Lena, ich möcht dir wohl danken mein Lebenlang für das, was du an mir gethan, ich möcht' nur für dich arbeiten und ſchaffen, ich wollt' mit Freuden auch ſieben Jahre um dich dienen, wie Jakob um Rahel gedienet hat!

Das Mädchen war wohl roth geworden bei der Rede, aber ſie zitterte nicht, des Lichtes Flamme in ihrer Hand brannte ruhig weiter, als ſie mit leiſer ſanfter Stimme antwortete: „Sieben Jahre, das wär' doch wohl ein Bischen

lang, Hinrich! Wenn's unſers Herrgotts Wille wär', da könnt' es wohl eher werden!"

Damit hatte ſie die Thür geöffnet, Hinrich hatte ihre Hand feſt in der ſeinigen gefühlt und war draußen geweſen, ehe er ſich's verſehen.

Auf all dieſes Glück ſollte denn nun ein bitteres Herzeleid für den armen Jungen folgen.

Der erſte Morgen des neuen Jahres war angebrochen. Ueber Nacht war ein leichter Schneefall eingetreten; die Erde ſah aus, wie weiß gepudert. Der erſte gelinde Froſt hatte kurz vor Sonnenaufgang ſein Recht am 1. Januar geltend gemacht. — Als nun die Sonne klar und glänzend aufſtieg, beſchien ſie eine Welt, die wie in bräutlich ſchimmerndem Weiß ausgebreitet dalag. Es war ein köſtlicher Glanz, mit welchem das neue Jahr ſeinen Einzug hielt. — Hell klang das Feſtgeläute durch die klare, ſchallende Morgenluft. Der Fluß zog durch die weißen Ufer ſein glattes Band, wie hell polirter, dunkler Stahl, — ein merkwürdiger Contraſt.

Von allen Seiten, auf den Deichen, längs den Wegen, eilten die Kirchgänger dem Dorfe zu. Es war ja Neujahrstag; da kommen Viele, die ſonſt das ganze Jahr lang ſich nicht ſehen laſſen, für welche es weder Weihnacht noch Oſtern gibt. Da muß das ausgehende Gotteswort ſich mit langen Stangen und ſtarken Haken verſehen, um dieſe ſeltenen Gäſte zu faſſen, denn ſie ſind wie angetriebenes Strandgut, von der Zeitwoge angetrieben an die Ufer des Himmelreichs, wenn man nicht ſich beilt, das Strandgut zu bergen und feſt zu machen, dann reißt die nächſte Woge es ſchon wieder in den treibenden Strudel hinaus.

Auch das Haus in der Höörn hatte ſich aufgemacht, der Vater mit Lena; das Abel-Kind ward während deſſen der alten Müllersfrau, als nächſter Nachbarin, in Verwahrſam gegeben. — Lena ſah ſchön aus in ihrem netten Sonntagsſtaat. Sie trug heute ein Mützchen, das ſchimmerte von lauter Silber und Gold und ward gehalten von einem breiten, ſoliden blauſeidenen Band. Ihr friſches Geſicht war von

der winterlichen Morgenluft noch kräftiger angehaucht. Das Gesangbuch in schwarzen Sammet gebunden mit goldener Spange, daneben ein schneeweißes Taschentuch, bekundete sie als Kirchengängerin. Der Vater hatte seinen langen blauen Rock an, mit zwei Reihen Knöpfen, auf dem Kopf einen rauh gewordenen Filzhut. Aus der Tasche hinten nickte eine Pfeifenspitze mit Troddeln, denn auf dem Heimwege rauchte er gern, um sich die Nase wieder zu wärmen.

Auf dem Kirchhofe stand man schon in Gruppen und wartete auf das letzte Geläut. Die Unterhaltung war sehr lebhaft. Alle sprachen natürlich von dem furchtbaren Ereigniß der Neujahrsnacht. Auch Lena und ihr Vater hörten, was geschehen war, von den ersten Bekannten, die sie trafen, und auch der auf Hinrich Wächter geworfene Verdacht blieb ihnen nicht verborgen.

Weiß wie das Tuch in ihrer Hand ward das Mädchen, als sie das Schändliche vernahm. Nicht vor Angst oder Sorge — nein vor heftigem, innerstem Unwillen. Sie kannte auch den Buben, der solchen Verdacht ausgestreut, sie kannte ihn in all seiner Verworfenheit. — Kein Wort kam über ihre Lippen, welchen sie die weißen Zähne tief einpreßte. Sie ging stille in die Kirche. Als sie die Stufen hinanstieg, waren ihre Schritte etwas unsicher. Aber kein Mensch hat's gesehen, auch nicht ihr eigner Vater.

Da saß sie nun in dem dicht gedrängten Kirchenstuhl. Wo war ihr Gebet? wo ihre Gedanken? — Das Mädchen hatte sonst so viel von ihren Kirchgängen! sie brachte sonst immer Licht, Kraft und Trost mit heim! Aber heute? — Sie sangen: Das Jahr, das nun vergangen ist, das danken wir dir, Jesu Christ! — aber der Gesang brauste an ihrer Seele vorüber, wie ein fernab verhallendes Getöse. — Die Predigt hob an. Der Text ward verlesen, er stand geschrieben Psalm 121 und lautete:

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt;"

„Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!"

trat, schnitt ihr der Anblick durch's Herz und wieder preßte sie die Zähne tief in die rothe Lippe. — Mit leisem Schritt ging sie auf den Alten zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Jetzt sah er auf und erkannte sie. Da ging ein schwaches Licht durch seine vergrämten Züge, aber sobald er anhob zu sprechen, flossen ihm die Thränen über's Gesicht. Er kannte das Mädchen ja von Kind auf. Als sie noch klein war und in die Schule ging, hatte sie oft an sein Fenster gepickt und irgend eine gute Gabe von der seligen Mutter hineingeschoben: eine Wurst vom Schlachten, oder ein Brod vom Backen! und hatte dabei immer einen so schönen Gruß, oder ein gutes Wort auszurichten gehabt und es so treu bestellt. — Er kannte diese blauen Augen schon lange, und als sie ihm nun in seine Trübsal hineinschauten, da war es als wären ihm Sterne aufgegangen in dunkler Nacht! — Was sagst du, Lena? hob der alte Mann mit Thränen an; sie haben ihn weggeholt! wirklich weggeholt! heute in der Frühe schon! Mein armer, armer Hinrich! er hat nicht mitgehen wollen, er ist wie rasend gewesen, hat's gar nicht begriffen, was sie von ihm wollten! — Ach, wär' er denn doch lieber gestorben in der schweren Krankheit!

Und nun erzählte er weiter von gestern Nachmittag, wie gut sein Hinrich ihm gewesen, von den sechs Thalern, von seiner Umwandlung, von den guten Worten, die er gesprochen. Aus dem lange verschlossenen Herzen strömte das Wort zur Erleichterung und aus den Augen die Thränen.

Das Mädchen saß noch immer still und sagte kein Wort, sie hatte ihren Arm leise um seinen Nacken gelegt, ihr Haupt war zu ihm herabgebeugt, über ihr klares Antlitz floß langsam eine einzige Thräne.

Da der Alte nun schwieg, richtete sie sich rasch auf und sagte: Michel Wächter, weint und trauert nicht so sehr, die Sache ist's, fürwahr! nicht werth. Wenn mich nicht alles trügt, so ist Hinrich nach zwei, drei Tagen wieder hier. — Mir hat er den Ehrenschuß gebracht gestern Abend, der ihm die Schmach gebracht! Ich werde darum selber in die Stadt gehen morgen früh, und will selber seinen Richtern

ſagen, daß er nur den einen Schuß gehabt und es ſchon darum unmöglich ſei, was man ihm Schuld gibt. Ich weiß es, daß er weder Pulver noch Blei gehabt, da er von uns ging. Aber, fuhr ſie fort und ihre Stimme bebte dabei und ihr Antlitz glühte auf, ich will ihnen auch ſagen, wer ſein Verkläger iſt!

Und dann ſetzte ſie leiſe hinzu, wollt' ich Euch noch Eins ſagen, Michel Wächter, der Hinrich und ich — wir ſind

geſtern Abend einig geworden — ſo Gott der Herr will, werden wir Mann und Weib. Darum muß ich auch für ihn auftreten. Und das will ich und kann es auch. Es iſt mir in der Kirche gewiß geworden. Schade, daß Ihr nicht da waret. Habt Ihr nicht eine Bibel? Sie ſah ſich in dem Stübchen um und entdeckte bald das Buch, nahm es vom Sims, ſchlug den 121. Pſalm auf, ſetzte ſich auf einen der alten, wurmſtichigen Stühle, las die theuren, gebenedeiten Worte und mit dem: „Siehe, der Hüter Iſrael ſchläft und ſchlummert nicht! verließ ſie den reich getröſteten Alten, der kaum wußte, wie ihm geſchehen, ob er wache oder träume.

Siehe, der Hüter Iſrael ſchläft noch ſchlummert nicht!" ſo ſprach er's vor ſich hin viele Male an dem Tage, und es ſenkte ſich tief und immer tiefer in ſein Herz, und je tiefer es ſank, deſto beſſer bewährte es ſeine göttliche Troſtkraft, ſo daß der Alte, da er nun wieder ſeinen nächtlichen Gang am Abend antreten mußte, mit ſtarker, klarer Stimme ſingen konnte vom „dem heitren Auge, das im Himmel wacht!" Hatte er doch ſelber dieſes Auges Aufſehen geſpürt.

Die Leute in den Häuſern und Betten aber verwunderten ſich der hellen Stimme ihres Nachtwächters und legten ſich auf die andere Seite zur ſanften Nachtruh.

4. Der Morgenſtern.

Hell brannte das Feuer auf dem Herde, mit trockenem Reiſig genährt, — drauf ſtand die ſchwarze Pfanne, die in jeder hollſteiniſchen Küche eine große Rolle ſpielt, deren Anblick ſchon den Kindern ſüße Hoffnungen weckt und deren bräunliche, duftende Erzeugniſſe auch den großen Leuten ſo wohl ſchmecken.

Rechts daneben ſtand eine Schüſſel mit ſchäumigem Teige ſchön gelb von Eiern, links ein Topf mit weißem Fett. Alles war bereit zum Backen der Pfannkuchen, und das Mädchen, das vor dem Herdfeuer ſtand, von der wechſelnden Flamme grell beleuchtet, ſäumte auch nicht.

Wie ihr das flink von der Hand ging! Alles wie im

Tact! War das Gebäck auf der einen Seite gar, dann faßte ſie die Pfanne am Stiel und durch einen geſchickten Ruck machte der glatte Kuchen in der Luft einen salto mortale und fiel auf die andere Seite, die noch der Brathitze bedurfte.

Als Zuſchauerin, die hellen Aeuglein mit regſter Theilnahme auf die Pfanne gerichtet, ſtand das Abelkind, die Arme unter die Schürze geſteckt, denn es war Winter draußen und kalt in der Küche.

Der Abend war früh hereingebrochen und der Vater noch nicht von draußen heimgekommen. Doch mußte er jeden Augenblick ſich einſtellen, darum hatte Lena angefangen ihm die geliebte Abendkoſt zu bereiten.

Abel, geh' hinein in die Stube, du frierſt ja! ſagte ſie zu der Schweſter. Aber das Kind ſah ſie bittend an, es mochte nicht drinnen alleine ſein, und das Schauſpiel am Herd war gar zu anziehend, ſie konnte ſich nicht davon trennen.

Nun ging die Thüre, ein männlicher Schritt ließ ſich hören. Aus der Küchenthür leuchtete Lena mit der Lampe, es war der Vater. Er wollte nun noch zuvor den Kühen ihr Futter geben zur Nacht, aber das fürſorgliche Mädchen hatte ſchon alles beſorgt, ſie rief ihm nun zu, zugleich ihn auffordernd, er möge nur in die Stube gehen, die Abendkoſt ſei gleich parat.

Bald ſaßen die Drei mit gutem Appetit um den Tiſch und ließen's ſich wohl ſchmecken. Der König Friedrich VI. von Dänemark ſoll ſeine deutſchen Herzogthümer mit einem Pfannkuchen verglichen haben, der Rand ſei das Beſte — aber an Lena's Pfannkuchen war alles gut. Der Vater lobte ſie auch, daß ſie ſo ſpröde und kurz ſeien.

Als das Geſchirr abgeräumt und gereinigt war und der Vater ſich in den Lehnſtuhl am Ofen geſetzt mit der dampfenden Pfeife, da breitete ſich nun die abendliche Ruhe aus über das Haus in der Höörn und ſeine Bewohner. Lena legte draußen einen großen Kloben Stubbenholz in den Beileger-Ofen, der hielt die Wärme bis in die Nacht hinein.

Dann ſchaute ſie noch einmal aus der geöffneten Thür hinaus, es war ſtockfinſter, ſie konnte gar nichts unterſcheiden; durch den Nebel tönte nur ſchwach der Glockenſchlag vom Dorfe herüber, es ſchlug 7 Uhr. Beim Hauſe herum war alles ſtill. Sie verriegelte zuerſt die Seitenthür, darauf ging ſie nach der großen Diele, um auch da alles zu ſchließen. Es war nach Bauernart ein ſehr mangelhafter Verſchluß, doch war dem Mädchen noch nie der Gedanken gekommen, wie leicht ſich der hölzerne Riegel von draußen zurückſchieben laſſe.

Drinnen in der Stube ſaß das Kind, eifrig ſeine Sprüche und Verslein lernend, die Perſepter aufgegeben hatte. Lena nahm ihr Spinnrad, (ſie ſpann einen feinen Faden), ſetzte ſich mit an den Tiſch und ſchaute dabei in das aufgeſchlagene Geſangbuch. Abel ſollte den 1. Vers des Liedes No. 662 lernen:

„Wie leuchtet uns der Morgenſtern!“

Das war der älteren Schweſter ein wohlbekanntes und theures Wort, ſie lernte mit im Herzen und ſeufzte.

Seit jener Neujahrsnacht waren reichlich zwei Jahre vergangen. Es war gekommen, wie Lena geſagt. Den Hinrich hatten ſie nach wenigen Tagen wieder gehen laſſen, dagegen ſeinen Verkläger Marx Wild eingezogen. Das Mädchen war wirklich in die Stadt gegangen und hatte ſich an den rechten Mann zu wenden gewußt; ihr klares, beſtimmtes Zeugniß, ihr ganzes, feſtes Auftreten war nicht wirkungslos geblieben, dazu kam vieles Andere, wodurch der Verdacht ebenſo peinlich ward für den Einen, als ſich für den Andern die Sache günſtig geſtaltete. — Auf freien Füßen war Hinrich bald wieder, aber wie ein Druck lag es auf ihm, daß ihm Solches geſchehen war, und er fühlte es, erſt dann würde der Druck von ihm weichen, wenn der Thäter entdeckt ſei und geſtanden habe. Das Mädchen fühlte ebenſo, vielleicht noch tiefer und lebhafter. Marx Wild aber läugnete ſtandhaft, und da der unterſuchende Richter die Sache ungeſchickt führte, ſo geſchah das Unerhörte: der Angeklagte ward aus mangelnden Beweisgründen der Haft entlaſſen, nachdem er ein ganzes Jahr in Unterſuchung geweſen.

Das Dorf, die ganze Umgegend fühlten ſich ſchwer dadurch betroffen. Jedermann war von ſeiner Schuld überzeugt; man fürchtete den Menſchen als einen Böſewicht, der zu allem fähig. Er ſelbſt aber ging in maßloſer Frechheit umher, mit Schelten und Toben gegen Alle, die ihn an ſeiner Freiheit geſchädigt, die ihm ſeine Arbeit und Verdienſt genommen, die ihn zu einem Mörder, ja zu einem Brudermörder geſtempelt und ihm damit alle Thüren der Menſchen verſchloſſen, daß er einhergehen müſſe wie ein Ausgeſtoßener. — Vor den Gemeinde-Vertretern trumpfte er auf den Tiſch und forderte, daß man ihm alles gebe zum Leben, da man ihm alles genommen. Sie boten ihm eine Summe zur Auswanderung nach Amerika, er aber begehrte das Doppelte, um wieder zurückkommen zu können, wenn's ihm drüben nicht gefiele. — So war's aber nicht gemeint! — Einmal war Lena ihm begegnet, und er hatte ihr einen giftigen, bitterböſen Blick zugeworfen; ob man's ihm wohl geſagt, daß ſie Zeugniß gegen ihn abgelegt habe?

Hinrich hatte fort gemußt um Soldat zu werden, ſein Jahr war aber bald herum, dann ward er beurlaubt. Aber was dann?

Nun wußte Abel ihren Vers ganz ſchön und ohne Anſtoß, ſie legte das Buch weg, ſagte dem Vater gute Nacht und ſchmiegte ſich dann ſchläfrig an Lena an.

Die beugte sich fortspinnend zu des Kindes Haupt nieder, stand aber, als bei dieser Bewegung der Faden riß, rasch auf, nahm zärtlich die kleine Schwester auf ihre Arme und ging mit ihr in die Kammer. — Da schliefen die beiden Schwestern, während der Vater im Wandbett in der Wohnstube zur Ruhe ging. Als Abel nun im weichen Bett lag und Lena sich über sie beugte, um sie recht zuzudecken, da schlang das Kind ihren Arm um der Schwester Nacken und sagte: Lena, das ist doch gewiß wahr: Die Liebe höret nimmer auf! — Nun will ich noch meinen Vers beten, der paßt schön dazu:

Wie leuchtet uns der Morgenstern.

Und als Lena später zur Ruh' ging, da waren ihre letzten Gedanken auch von Liebe und Morgenstern, und schien ihr auch, das Kind habe ganz Recht, die paßten schön zusammen.

Aber das Mädchen hatte noch nicht lange geschlafen, da fuhr sie auf. Ein Geräusch hat sie geweckt, sie sitzt aufrecht im Bett, um zu horchen. Wieder ein Geräusch, es muß Jemand auf der Landdiele sein, wo Speck und Fleisch im Rauch hängt, sollten's Diebe sein? — Lena ruft den Vater und springt selber aus dem Bette. Als sie in die Wohnstube tritt, ist der Vater auch schon aufgestanden, es ist draußen hell geworden, der Mond ist aufgegangen. Jetzt öffnet der Vater die Thüre, die auf die Diele führte, und in demselben Augenblicke fällt ein Schuß, die Kugel schlägt über dem Spiegel in die Wand.

Draußen steht ein derber, breitschultriger Kerl, er will sich in die Stube drängen, aber der Vater hat eine Pike ergriffen, die er am Bette stehen hat, und versetzte ihm damit einen Stoß. Lena gelingt es durch die Küche auf die Diele zu gelangen, sie will hinaus laufen und um Hülfe schreien, sie hofft, daß noch Leute in der Mühle wach sind, die sie hören werden. — Aber der Dieb bemerkte ihr Vorhaben, er eilt ihr nach mit einem gezogenen Messer in der Hand, er streckt

den Arm aus, das Mädchen zu faſſen, er hält ſchon ihren Rock, aber entſchloſſen gibt ſie ihm einen Stoß, die Angſt erhöht ihre Kraft, er taumelte zurück, er ſtolperte über ein Brett, das aufrecht hingeſtellt iſt, — er thut einen ſchweren Fall und bleibt liegen; — ſie hören ſein ſchweres Stöhnen, Aechzen, Röcheln, eine Weile dauert's, eine lange Weile — dann wird's ſtill! — Das Mädchen hat in die Nacht hinausgeſchrieen, ohne daß Jemand ſie hörte, das Haus liegt gar zu einſam. Der Vater ruft ſie zurück, er hat Licht angezündet.

Sie treten heran an den Menſchen, er liegt auf dem Geſicht, eine Blutlache ſteht neben ihm. Der Vater wendet den ſchweren Körper um — laut ſchreit das Mädchen auf, gerechter Gott im Himmel! es iſt Marx Wild!

Ja, der lebendige Gott hatte ſich zu Gericht geſetzt und ein gerechtes Urtheil gefällt. Das Maß der Sünden war voll geweſen. In ſein eigenes Meſſer, das er als Mordwaffe gegen das Mädchen hatte brauchen wollen, war er hineingeſtürzt, auch hatte der Vater ihm mit der Pike eine ſchwere Verletzung beigebracht, es konnte zweifelhaft ſein, welche der beiden Wunden ihm den Reſt gegeben.

Aber er war noch nicht todt. Als ſie den Körper umgekehrt hatten, hob das Stöhnen aufs neue an, und die halbgebrochenen Augen blickten wirr um ſich.

Da durchfuhr ein Gedanke das Mädchen. Gott hatte ihn in ihre Hand gegeben, er konnte noch Kunde geben von der Schreckensthat aus der Neujahrsnacht. Entſchloſſen trat ſie an ihn heran, leuchtete ihm mit der Lampe ins Geſicht und fragte ihn mit ernſter, feſter Stimme, ob er es nicht geweſen, der den Claus Wild erſchoſſen habe, er ſolle doch die Wahrheit ſagen, da er in die Ewigkeit hinüber gehen werde. Da bewegte er leiſe bejahend den Kopf, ſank zurück, Blut entſtrömte ſeinem Munde, es war vorbei mit ihm!

Tief erſchüttert ſtanden der Vater und Lena neben der Leiche und blickten ſich fragend und rathlos an. Was ſollte nun geſchehen? — Der Vater wußte, daß man in ſolchen

Fallen die Obrigkeit benachrichtigen müſſe, ſo raſch als möglich. Er ſagte es der Tochter. Lena aber legte ihm die Hand bittend auf den Arm, ſieht ihn mit ihren bleichen verſtörten Mienen faſt ängſtlich an und ſagte ihm, er möge doch ſie ins Dorf ſchicken, ſie wolle viel lieber den nächtlichen Weg machen, als mit der gräßlichen Leiche allein zu Hauſe bleiben.

Der Vater willigte ein. Das Mädchen geht in die Kammer, ſich anzukleiden, da liegt das ſchlafende Kind in wunderbarer Ruhe und himmliſchem Frieden, das roſige Geſicht leicht geſtützt auf die Hand, das blonde Haar hervorquellend aus dem weißen Nachthäubchen. Ein ſchlafend Kind und im Hauſe das entſetzliche Gottesgericht über einen Verruchten! ein ſchlafend Kind und draußen die blutige Leiche! — Lena ſinkt auf den Stuhl — die gewaltige innere Erſchütterung macht ſich Bahn nach außen hin — ſie bricht in einen Thränenſtrom aus — ihr Körper bebt!

Aber das Weinen hat ihr gut gethan. Raſch wirft ſie die nöthigſten Kleider über, hüllt ſich den Kopf in ein warmes Tuch und iſt zum Gehen bereit. Die Uhr zeigt auf Eins! Sie verläßt das Haus durch die Seitenthüre, um nicht an der Leiche vorüber zu müſſen. Flüchtigen Schrittes eilte ſie durch die Nacht dem Dorfe zu.

Wie iſt alles ſo ſtill! wie öde die Häuſer mit den geſchloſſenen Läden! wie einſam die Dorfſtraße! wie ernſt ragt der Kirchthurm in den Nachthimmel! der Mond im Abnehmen, giebt ein fahles, graues Licht.

Da hört ſie ſchon von Ferne das Horn des Wächters, und wie ein Troſt dringt ihr der Ton durch die Seele. Sie kommt näher, ſie unterſcheidet die Stimme, ſie hört das Wort vom heitern Auge im Himmel! da fällt's ihr plötzlich ein: Siehe, der Hüter Iſrael ſchläft und ſchlummert nicht! — ſie muß einen Augenblick ſtille ſtehen um Athem zu ſchöpfen. Sie faltet ihre Hände unter dem Kopftuch. — Jetzt kommt ſie an des Bauernvogts Dornhecke, an den geſchützten Winkel, wo die ſteinerne Bank ſteht — hier ſoll ſie den Vogt, als

nächſte obrigkeitliche Perſon, herausklopfen und ihm Anzeige des Geſchehenen machen.

Da ſitzt Jemand auf der Bank — es iſt Michel, er hat eben ſeine Runde gemacht und ruht ſich ein Viertelſtündchen aus; Lena erkennt den Alten ſofort und ſinkt neben ihm auf die Bank, ſie hat das Verlangen ihm zuerſt alles zu ſagen.

Michel hört mit Staunen und Entſetzen, was geſchehen iſt im Hauſe in der Höören, er unterbricht das Mädchen mit ſeinen Fragen und Ausrufungen. Zuletzt ſagt er, nun müßten ſie den Vogt wecken, und dann wolle er Hinrich wecken, denn er ſei geſtern Abend von den Soldaten zurückgekommen! — der könne mitgehen und ſie geleiten und ihnen beiſtehen, ſie wiſſe ja, er ſei treu und gut und muthig.

Das Mädchen fuhr auf in freudigſter Ueberraſchung, als ſie die Nachricht von Hinrichs Rückkehr vernahm. Nun war's ihr, als ſei ein helles Licht aufgegangen in dieſer dunklen Nacht, ſie fühlte ſich ſo wunderbar erleichtert, ihr Rückweg lag wie geebnet vor ihr.

Das Mädchen wartete vor dem Hauſe des Bauernvogts. Es dauerte eine rechte Weile, ehe man ſich drinnen ermuntern ließ. Noch bevor die Thür des Bauerhauſes ſich geöffnet, kamen raſche Schritte von der andern Seite und Hinrich ſtand neben dem fröſtelnden Mädchen. Der Alte hatte ihm ſchon das Wichtigſte mitgetheilt. Aber das Eine wußte er noch nicht, das ſagte ihm ſein liebes, wackres Mädchen ſelber, daß jetzt die That der Neujahrsnacht auch aufgedeckt daliege, und jeder Schatten eines Verdachts von ihm genommen ſei.

Der alte Vogt ging neben den Beiden und hörte ſchweigend zu, es war ein alter, ernſter, frommer Mann. Da die Dreie bei dem Hauſe in der Höören anlangten, wandte der Vogt ſich gegen Oſten und zeigte mit dem Finger nach Oben, wo im erſten Morgengrauen der Morgenſtern funkelte. Die beiden jungen Leute ſtanden ſtill und ihre Herzen

beugten ſich in Andacht, Hinrich nahm unwillkürlich ſeine Mütze ab. Dann erſt gingen ſie ernſt und bewegt in's Haus, wo der Vogt ein Protokoll aufnahm, in welchem auch das Geſtändniß, welches der Sterbende abgelegt, ſeine Stelle fand.

Nach der Beerdigung des Verbrechers, bei welcher der Pfarrer mit eindringlichen Worten davon geredet hatte, wie der Herr die Wahrheit allemal an's Licht bringe und den Verbrecher oft ſchon hienieden ſeinen wohlverdienten Lohn finden laſſe, kam auch Perſepter hinaus in die Höörn. Es trieb ihn, wie ſo manchen Andern, den Schauplatz eines Ereigniſſes zu ſehen, dadurch die ganze Gegend in Aufregung verſetzt war. Alles ward denn nun noch einmal auf's Genaueſte betrachtet: der große Blutfleck auf der Lehmdiele, das Loch über'm Spiegel, wo die Kugel eingeſchlagen, und viele weiſe, wohlmeinende Reden d'rüber gehalten.

Perſepter hatte aber noch etwas mehr auf dem Herzen, und nicht die bloße Neugier hatte ihn hergetrieben. Und als nun die Neugierigen ſich entfernt hatten und man nach dem Kaffee in ernſter Stille bei einander ſaß, hob er wieder an mit drei ſehr dicken Dampfwolken, und fuhr dann fort mit Lena's Denkſpruch von der Konfirmation her.

Ja, ſagte er, Kind, du haſt es nun wirklich durchlebt und an dir ſelber erfahren müſſen, was das zu bedeuten hat: „Durch Stillеſein und Hoffen werdet ihr ſtark ſein!“ Und mich dünkt, wir können dies bezeugen, daß du ſtark und rechtſchaffen dich gehalten in deines Gottes Wegen!

Hier pauſirte der gute Perſepter ein wenig, um wieder die drei unvermeidlichen Dampfwolken auszuſtoßen, und das Mädchen nahm die Pauſe wahr zu bemerken, daß ſie's vor allen Dingen erfahren habe, wie der Hüter Iſraels nicht ſchlafe noch ſchlummere!

Perſepter, der ſich nicht gern aus dem „Contexte“ bringen ließ, überhörte ihr Wort, und fuhr langſam fort: Na ja, was ich ſagen wollte, mir will's nun ſcheinen, Gevatter (ſo redete er Lena's Vater an), als müßte das Stillеſein und

Hoffen jetzt ein Ende haben, zum mindeſten das Hoffen, denn nach dem, was hier paſſirt, könnte es wohl nöthig ſein und erſprießlich ſcheinen, daß ein junger Mann hier in's Haus käme, das liegt hier gar zu einſam, ihr könnt hier ja ſonſt nicht ruhig ſchlafen!

Bei ſolcher Rede erglühte Lena's Angeſicht und ſie zupfte verlegen an ihrem Schürzenbande. Der Vater aber ſah erwartungsvoll nach dem Lehnſtuhl am Ofen hinüber, wo Perſepter ſaß.

Der fuhr getroſt weiter fort: Ihr wißt's ja wohl, Gevatter, ſo gut wie ich's auch weiß, daß die beiden jungen Menſchenkinder, die Lena und der Hinrich, längſt einig ſind. Warum ſollten ſie auch nicht! ſie paſſen gut zuſammen. Einen beſſeren Arbeiter findet Ihr weit und breit nicht als den Hinrich, der wird Euch den Kram hier herausreißen in der Höörn, daß es eine Luſt ſein wird.

Einen Solideren und Stilleren kriegt Ihr auch nicht, der wird ſich im Dorf und Wirthshaus nicht viel blicken laſſen, wenn er erſt hier feſtſitzt — als nur am Sonntage — und das iſt die Krone zu dem Andern, denn er hat Gott vor Augen und im Herzen!

Nach dieſer langen Lobrede ſtärkte Perſepter ſich wieder durch kräftige, tiefe Züge aus der Pfeife, und kam dann endlich zu dem Schluß: Wie wär's, Gevatter, wenn Ihr die jungen Leute auf St. Peter heirathen ließet! — Das wär' juſt die rechte Zeit, da fängt das Pflügen an und Ihr braucht keinen Tagelöhner und Pflugtreiber!

Die Sache ward denn noch von verſchiedenen Seiten erwogen und betrachtet, bis ſie endlich zu einem allſeitig befriedigenden Abſchluß kam.

Als Perſepter wegging, gab Lena ihm das Geleite bis an die Ecke, wo die Weiden ſtanden und drückte ihm zum Abſchied feſt die Hand. Der Alte ſtrich ihr über's Geſicht und ſagte neckiſch: „Das ſag' ich dir, daß du mir einen guten Hochzeitskuchen backſt und nicht ſparſt an Corinthen und Roſinen!“

Dann wandte er ſich und das Mädchen, das ihm ſinnend nachſchaute, hörte ihn noch anſtimmen:

Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern!

Da ſtimmte ſie ein von Herzensgrund und ging langſam heim!

13. Räthſel.

Rund und eckig,
Rein und fleckig,
Hell und blind
Find'ſt du mich, wo Häuſer ſind.
Hab', wie Alles, auch zwei Seiten,

Und die beiden
Siehſt du gar verſchieden oft:
Eine eifig, eine ſchweißig,
Eine trocken, eine naß,
Eine, die nach innen fleißig
Schaut in's trauliche Gelaß,
Eine, die nach außen immer
Unverwandten Blickes ſieht
Und das freundlich warme Zimmer
Selbſt bei ſtarker Kälte flieht.

Bin ein Garten auch daneben,
Doch von ganz beſondrer Art;
Denn wenn draußen ſchläft das Leben
Bring ich dir erſt Blümlein zart,
Blümlein ſo zart und fein,
Daß ſie den Sonnenſchein
Nimmer vertragen,
Und ohne Klagen
Ihr kurzes Leben verrinnen laſſen,
Wenn in die Gaſſen
Mittagsſonne leuchtend dringt;
Doch der andre Morgen bringt
Oft ſchon andre Blümlein wieder.

Auch hab' ich Lieder
Wie der Schwan, der ſterbend ſingt.
Denn wenn mir der Tod in's Herze dringt
Durch Wurf oder Stoß,
So hörſt du blos
Ein leiſes Klingen — und hin bin ich.
Nun kennſt du mich?
Oder muß ich dir erſt noch melden,
Daß nicht ſelten
Ich der Kugeln Ziel auch bin
Und zu Fetzen werd' zerſchoſſen,
Wenn der Schütze unverdroſſen
Nach mir lenkt die Büchſe hin?

Ja an manchen Orten
Bin ich selbst zur Kugel worden?
Und wenn ich richtig entsendet bin,
Fallen Neune auf Einmal hin.
Ist's dir nicht klar
Schon ganz und gar,
So rathe mich,
Wer bin ich?

W. O. von Horn.

14. Anekdote.

Ein angehender Lehrer, der eben aus dem Seminar zurückgekehrt war und alle Taschen voll neugebackener Weisheit hatte, besuchte einen alten Collegen, einen Freund und Nachbar seines Vaters.

Bald dreht sich natürlich das Gespräch um Schulangelegenheiten und der junge Ausstudirte weiß nicht genug Rühmens und Preisens zu machen von der neuen Rechnen-Methode, die jetzt im Seminar gelehrt werde, und die besonders deshalb vorzüglich sei, weil man die Kinder fast nur mit benannten Zahlen rechnen lasse, was ihnen viel besser und leichter eingehe, als das Rechnen mit unbenannten.

Lächelnd hört der alte Lehrer den Ueberschwänglichkeiten des jungen Mannes zu und lädt ihn dann ein, doch morgen ihn in seiner Schule zu besuchen; da könne man ja die alte und die neue Rechnenkunst neben einander probiren, mit welcher man am weitesten komme.

Gesagt, gethan! Kaum hat am andern Morgen die Schule begonnen, so ist auch mein junger Herr da und wartet ungeduldig auf die Rechnen-Stunde. Endlich ist sie da und nun bittet der junge Meister den Alten, er möge doch mit seiner Art zu rechnen anfangen. Hat wohl gedacht, so werde seine eigene Kunst nachher in desto helleres Licht treten.

Ruhig fängt der Alte an: „25 davon 7? 80 davon 11? 96 davon 13? u. s. w.“ und bei den meisten Kindern ist, klapps! nach der Frage jedesmal auch die richtige Antwort da.

Nun soll der junge Künstler denn seine Weise probiren und beginnt, damit ja seine Kunst recht offenbar werde, mit einem Knaben, der zwar recht schlau und durchtrieben aussieht, aber vorher lauter falsche Antworten gegeben hat.

„Höre, Junge,“ so lautet die Frage, „wenn du 5 Aepfel hast und verschenkst davon 3 an deine Kameraden, wie viele behältst du dann noch?“

Der Bube, dem zwar nicht gerade das Verschenken der Aepfel, aber doch diese Art, mit Aepfeln zu rechnen, wohl gefallen mochte, antwortet flugs:

„Dann behalte ich noch 2.“

„„Richtig, und wenn du von diesen 2 Aepfeln noch 1 selber issest?““

„Dann behalt' ich noch Einen.“

„„Ja, und wenn du diesen Einen auch noch selber issest, was bleibt dir dann?““

Da sieht der Junge den Fragenden pfiffig lächelnd an und antwortet schnell:

„Der Butzen“ (so heißt im Volksmund vielfach das Kernhaus des Apfels).

Ein schallendes Gelächter des alten Lehrers, sowie der sämmtlichen Schüler war der Erfolg dieser Antwort. Der junge Schulmeister (NB. der „Meister“ sollte erst noch kommen!) aber soll etwas stark schamröthlich geworden sein und nachher kleinlaut dem alten Collegen zugegeben haben, daß man doch auch mit der neuen Kunst zuweilen garstig in die Brüche kommen könne.

15. # Altes Gold.

„Der auf halbem Wege umkehrt, irrt nur um die Hälfte," sagt die Weisheit auf der Gasse.

Gilt freilich nur von Dem, welcher einen falschen, verkehrten Weg eingeschlagen hat und Selbiges noch zu rechter Zeit merkt, etwa an einem Wegweiser, der ihm mit ausgerecktem Arme zurückwinkt. Und in diesem buchstäblichen äußerlichen Sinne genommen, hat das Sprüchwort eben nichts besonders Kluges und Weises an sich, scheint vielmehr statt gediegenes altes Gold nur Rauschegold zu sein. Weiß doch schon das Jakobchen, das beim Schulmeister bereits in den Brüchen ist, daß ein Halbes eben nur ein Halbes ist und kein Ganzes, und daß also auch ein halber Irrweg unmöglich ein ganzer sein kann.

Aber das Sprüchwort droben meint nicht blos die Wege, auf welchen man Schusters Rappen laufen läßt, sondern es denkt daran, daß unser ganzes Leben hier auf Erden eine Wanderschaft ist, bei der man mit jedem Tage einen Schritt näher thut — zum Grabe und, helf's Gott! auch zu dem herrlichen Ziele, vor welchem das Grab nur die Durchgangspforte ist, zum ewigen Leben; es denkt daran, daß man mit Allem, was man hienieden vornimmt und thut, auf dem Wege ist, wie der Herr Jesus Matthäi 5, 25 sagt.

Bist du nun auf dem richtigen Wege, so irrst du nicht und hast nicht nöthig halbweges umzukehren; ja es wäre höchst traurig und verderblich für dich, wenn du da halbwegs umkehren wolltest, nachdem die ersten sauren Schritte gethan und die Füße des Gehens gewöhnt sind.

Bist du aber auf verkehrtem Wege — und wer verfällt nicht alle Tage auf denselben? — willst du also etwas thun, was verkehrt und sündlich ist und dir Reue und Herzeleid bereiten muß, dann wohl dir, wenn du auf halbem, ja wenn's noch sein kann, auf dem Viertels- oder Achtels-Wege umkehrst und den rechten Weg wieder unter die Füße zu bekommen suchst.

Zum Exempel: Wenn du als Vater oder Mutter dein Söhnchen verhätschelst und verziehst und damit auf dem Wege bist, dir eine rechte Zuchtruthe für die Tage des Alters zu binden, wohl dir, wenn du auf halbem Wege umkehrst, sobald du nämlich merkst, daß aus dem lieben Söhnchen ein Allewillchen und Haustyrann werden will. Du hast dann wohl geirrt mit deiner falschen mißverstandenen Aeltern-liebe; aber du hast doch nur halb geirrt, und wenn du deinem Bübchen gehörig zu Leibe gehst und statt immer den Stab „Sanft" zu gebrauchen bei ihm, auch dem Stab „Wehe" sein gutes Recht lässest, so kann mit Gottes Hülfe das Verfehlte wieder gut gemacht und aus dem Bübchen noch ein wohlgezogener Junge und ein tüchtiger Mensch werden, der deines Alters Trost und Freude ist.

Oder auch, wenn dich böse Gesellschaft auf verkehrten Weg gelockt hat, etwa in das Wirthshaus und an die Karten, davon das Sprüchwort sagt:

Die Kart' und die Kanne
Macht dich zum schlechten Manne,

wohl dir, wenn du auch dann auf halbem Wege umkehrst, sobald du nämlich spürst, daß dir allemal um die Wirthshausstunde das Kribbeln in die Füße kommt und der Stuhl dir zu heiß wird, oder daß du es im Wirthshause kaum mehr abwarten kannst und ein über das andre Mal nach

der Thüre ſiehſt, ob nicht der Hans und der Peter, deine Spielgeſellen, bald kommen!

Du haſt dann zwar, wenn es ſoweit bei dir gekommen iſt, auch ſchwer geirrt und gefehlt, haſt manche gute Stunde ſchon vergeudet, die du deiner Arbeit oder doch deiner Familie hätteſt widmen können, haſt manchen ſauer verdienten Groſchen an den Wirth und an die Karten gehängt, die du viel beſſer hätteſt anders anwenden können. Aber du haſt doch erſt halb geirrt, ſo daß noch nicht Alles verloren iſt. Und ſo du nur deinen Irrthum einſiehſt und dem Locken des Wirths und dem Spotte deiner Spielgeſellen ein taubes Ohr und einen ernſten Willen entgegenſtellſt, kann es dir mit Gottes Hülfe gelingen, wieder auf den rechten Weg zu kommen und verſtehen zu lernen, was das Sprüchwort ſagen will: „Die Hausthür geht nach innen auf.“

Nun mag's an dieſen beiden Exempeln genug ſein! Sie werden ja wohl ausreichen, dich zu lehren, daß in dem Sprüchworte da oben viel goldene heilſame Lehre ſteckt für den, der's nur recht verſtehen will.

Merke aber zum Schluß: Es wäre am ſicherſten und beſten, wenn man auf gar keinen Irrweg käme; denn dann ſparte man auch alles Umkehren, was doch immer und in allen Fällen ein unluſtig verdrießlich Ding iſt. Um aber vor Irrwegen möglichſt bewahrt zu bleiben, muß man den Weg gehen, von dem Matthäi 7, 14 geſchrieben ſteht. Lies einmal dort nach!

Druck von Mahlau & Waldſchmidt in Frankfurt a. M.

Beyer, Dr. C., Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen ungedruckten Aktenstücken, Briefen ꝛc. gr. 8°. 1868. Thlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Diefenbach, Dr. Lorenz, Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte. gr. 8°. 1864. Thlr. 3. 20. Sgr. fl. 6. 24 kr.

Dietzel, Professor Dr. Carl, Die Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu Gesellschaft und Staat. gr. 8°. 1864. Thlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Fortlage, C., Professor, Friedrich Rückert und seine Werke. 8°. 1867. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Hamm, Dr. Wilh., „Lust, Los und Trost der edlen Landwirthschaft." Lieder- und Lebensbuch für den Landwirth in einer Auswahl von deutschen Gedichten. 20 Bogen 8° in illustriertem Umschlag. Geh. 24 Sgr. fl. 1. 24 kr.

Kriegk, Dr. G. L., Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. Ein auf urkundlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgerthums. gr. 8°. 1862. Geh. Thlr. 2. 20 Sgr fl. 4. 40 kr.

— — Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. 8°. 1869. Thlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Kühner, Dr. C., Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückert's Dichtung. gr. 8°. 1869. Thlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Malß, C., Volkstheater in Frankfurter Mundart. 2. Aufl. 12°. 1850. Thlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Marbach, Dr. Joh., Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 2. Aufl. Cart. 8°. 1865. 15 Sgr. 54 kr.

Meyer, J. G., Die landwirthschaftliche Buchführung für den mittleren Bauernstand und den größeren Gutsbesitzer. Mit liniirtem Schreibbuch, den Erndte-, Fruchtvorräthe-, Viehstand- und Dungregistern und einem Hausnotizbuch für den Landwirth. gr. 4°. 17½ Bog. Cart. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Oefele, Freiherr von, Das Hühnervolk und die Pflichten seiner Gebieter. Gegründet auf eigene Anschauung und Erfahrungen. Mit 77 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8°. Geh. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Ravenstein, Aug., Volksturnbuch. Im Sinne von Jahn, Eiselen und Spieß ꝛc. bearbeitet. Ein Führer auf dem Gebiete des

Männer- und Vereins-Turnwesens; auch für Turnlehrer in oberen Knabenschulklassen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 700 Holzschnitten. gr. 8°. 1868. Rthlr. 2. 12. fl. 4. 12. kr.

Rückert, Fr., Gedichte. Auswahl des Verfassers. Zwei Theile in einem Band mit zwei Stahlstichen nach Ludwig Richter. 13. Auflage. Miniaturformat. 1864. In Cambric mit Goldschnitt. Thlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

— — Dasselbe 8°. Mit Porträt 15. Auflage. Lbr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Schneider, Dr. H. A., Die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange. In populären Briefen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. Dargestellt für Landwirthe, Lehrer und Gemeindevorstände. Vollständig in drei Bänden. I. Band: Der Ackerbau. (30 Bog.) Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — II. Band: Die Viehzucht. (19 Bog.) Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. — III. Band: Garten-, Obst-, Wein- und Wiesenbau, landwirthschaftliche Gewerbe, Buchführung ꝛc. (26 Bog.) Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Schünemann's Neuestes Frankfurter Kochbuch in mehr als 1600 erprobten Kochvorschriften. 7. Auflage. Mit Titelkupfer. In Cambric geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Schwarzmantel, C., Der Hausthierarzt auf dem Lande. Ein Noth- und Hilfsbuch für alle Viehbesitzer, enthält die bewährtesten homöopathischen und allopathischen Heilmittel für die Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Ziegen und Schweine. Zweite verbesserte Auflage. Cart. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.

Souchay, Dr. C. F., Deutschland während der Reformation. gr. 8°. 1868. Rthlr. 2. 12 Sgr. fl. 4. 12 kr.

Wild's Praktischer Rathgeber. Ein Magazin wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher wie technisch-chemischer Erfahrungen für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen. Auf's Neue nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Prof. Dr. Rud. Böttger. Achte Aufl. 1862. (25 Bog.) 8°. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zur Erzählung

LINDE HAND.

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1872.

Begründet

von

W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern fortgeführt

von

H. Oertel.

Siebenundzwanzigſter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtiche und vielen Holzſchnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

	Seite
1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit 2 Holzschnitten)	1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1871. (Mit Holzschnitt)	10
3. Linde Hand. Eine Geschichte aus dem Walde. Von A. Fries. (Mit 1 Stahlstich u. 7 Holzschnitten)	13
4. Die Hand des Herrn. Von W. O. von Horn. (Mit 2 Holzschnitten)	47
5. Zwei Stücklein aus dem französischen Krieg. (Mit 2 Holzschnitten)	59
6. Silben-Räthsel	66
7. Anekdote (Mit Holzschnitt)	67
8. Alte Liebe rostet nicht, oder die zwei Almerswinder Schulmeister in einer Person. Von Josias Nordheim. (Mit 10 Holzschnitten)	69
9. Altes Gold. (Mit Holzschnitt)	109
10. Räthsel (Mit Holzschnitt)	115
11. Ummerstadter Streiche. Von Josias Nordheim. (Mit Holzschnitt)	118
12. Das Testament, oder wie einmal ein Kluger einen Klügern gefunden hat. Von Fr. Köck. (Mit 7 Holzschnitten)	120
13. Nicht gerade höflich, aber doch verständlich. (Mit Holzschnitt)	160
14. Ebenfalls verständlich	161
15. Räthsel. (Von W. O. von Horn)	162
16. Wie Straßburg wälsch und wieder deutsch ward. Von C. Frommel. (Mit 4 Holzschnitten)	163
17. Altes Gold. (Mit 2 Holzschnitten)	204

Wie klingt doch dieser Gruß heuer so anders, nicht wahr, Ihr lieben Freunde der Spinnstube? — als damals, da ich ihn Euch zum letzten Male zugerufen habe, nämlich in der Vorrede, welche anstatt eines Schlußwortes der vorjährigen Spinnstube vorangestellt ist?

Damals standen wir am Anfange des großen Krieges, welcher die Jahre 1870 und 1871 in der Geschichte des deutschen Volkes wohl für alle Zeiten zu den denkwürdigsten gemacht hat. Die ersten Schlachten waren bereits geschlagen oder, was ja in diesem Kriege für uns damit immer gleichbedeutend war: die ersten Siege waren bereits gewonnen. Der Ruhm der Unbesiegbarkeit, mit welchem sich das französische Volk so stolz brüstete, war an der Heldenkraft und dem Todesmuthe der deutschen Heere bereits zu Schanden geworden. Die frohe Hoffnung durfte wieder ihre Schwingen

regen, daß der Herr noch einmal die furchtbaren Gerichte, womit er gedroht hatte, verschonend an dem deutschen Lande und Volke vorüberführen und die heißen Gebete erhören werde, welche aus Millionen Herzen zu Ihm emporstiegen.

Aber es war damals doch immer nur erst die Hoffnung, welche die Herzen zu erfüllen begann, und das „Gott zum Gruße“ konnte nur klingen wie eine tröstende Erinnerung an die Verheißung dieses Gottes: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir; weiche nicht, denn Ich bin dein Gott; Ich stärke dich, Ich helfe dir auch, Ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit!“ Ja, der zweite Theil des alten Spinnstubengrußes: „Den Herrn Jesum Christum zum Troste“, mußte unwillkürlich ernste Gedanken wach rufen an bange, schwere Stunden, die trotz der herrlichen Anfänge doch noch nachkommen könnten, und in denen man des kräftigen Trostes bedürfen möchte, welcher für alle Lagen des Lebens bei dem Herrn Jesu Christo zu finden ist.

Freilich diese Stunden sind denn auch nicht ausgeblieben. Als Stunden des bittersten Schmerzes sind sie gekommen für alle Diejenigen, welche das Leben oder doch die Gesundheit geliebter Angehörigen dem Vaterlande zum Opfer bringen mußten; als Stunden der drückendsten Besorgniß sind sie an uns Alle herangetreten, besonders da, als der Krieg, den man schon glaubte für beendigt halten zu dürfen, sich so unerwartet in die Länge zog und von dem französischen Volke mit einer Erbitterung weitergeführt wurde, welche sich rücksichtslos selbst über die geheiligten Grundsätze des Völkerrechts hinaussetzte und die furchtbarsten Greuelthaten hervorrief.

Aber wie ist es doch nach den verheißungsvollen Anfängen, unter deren Eindrücken das Vorwort zum letzten Jahrgange der Spinnstube geschrieben ward, zu einem so herrlichen Ende gekommen durch Gottes Gnade! Zu einem Ende, welches all unser Bitten und Verstehen übertraf und auch die kühnsten Hoffnungen weit hinter sich zurückließ, zu einem Ende, das auch für die bangen Stunden, die wir durchmachen mußten, reichen Ersatz gewährte und seinen Freudenschein auch in die gebeugtesten Herzen tröstend hineinfallen ließ!

Ein einiges deutſches Vaterland, deſſen einzelne Volksſtämme durch den unlösbaren Kitt gemeinſam vergoſſenen Blutes verbunden ſind und alle die alten Zwiſtigkeiten und Eiferſüchteleien vergeſſen haben über der gegenſeitigen Werthſchätzung, zu der die lange Waffenbrüderſchaft durch Noth und Tod geführt hat; der Wiedergewinn jener ſchönen, geſegneten Landestheile, welche einſt die räuberiſche Willkür der Franzoſen vom deutſchen Vaterlande losgeriſſen hatte, und deren Verluſt, deren Verkümmerung unter franzöſiſchem Druck und Unweſen jedes deutſche Herz bluten machen mußte; ein deutſches Reich mit einem Kaiſer an der Spitze, welcher als Kronſchmuck nicht blos den reichblätterigen Siegeslorbeer, ſondern auch den viel köſtlicheren Oelzweig aufrichtiger, demüthiger Frömmigkeit trägt, mit einem Reichstage, in welchem die Vertreter ganz Deutſchlands zuſammenſitzen, um zum Segen des Vaterlandes zu verwerthen, was das Schwert erkämpft hat, um mit ernſter Arbeit das aufzubauen, was bisher nur der ſehnſüchtige Traum der Edelſten und Beſten geweſen iſt: ein wahrhaft freies, nach Innen und nach Außen ſtarkes deutſches Staatsweſen; ein ehrenvoller Friede, der eine um ſo ſichrere Bürgſchaft ſeiner Dauer in ſich trägt, je mehr es uns Gott der Herr hat gelingen laſſen, den frevelhaften Uebermuth des alten Erbfeindes zu beugen und zu brechen, und je mehr Er es jetzt zuläßt, daß das blinde, beklagenswerthe Volk ſich ſelber zerfleiſcht im unſeligſten und verderblichſten aller Kriege, dem Bürgerkriege: — welch ein Ende durch Gottes gnädige Fügung!

Und über ſolch einem Ende hat denn da nicht in Wahrheit der alte Spinnſtubengruß da oben einen ganz anderen Klang als im vorigen Jahre? klingt er nicht, ſtatt wie damals tröſtend und verheißend, jetzt im Tone der ernſteſten Mahnung an unſere Herzen?

„Gott zum Gruße!“ heißt das jetzt nicht für Jeden unter uns ſo viel als: nimm ihn nun auch in dein Herz den treuen und gnädigen Gott, der über dir und dem ganzen Vaterlande ſchützend und ſegnend ſeine Flügel gebreitet hat;

laß dich zu Ihm ziehen durch seine Güte, nachdem er noch einmal seine Zornesgerichte langmüthig zurückgehalten hat!?

„Den Herrn Jesum Christum zum Troste!“ kann das jetzt eine andere Bedeutung haben als die ernst mahnende, nun auch den Herrn Jesum Christum wirklich zum einigen Trost im Leben und im Sterben zu nehmen, nachdem er sich so herrlich an uns erwiesen hat als der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren, daß er mit uns und für uns streite und siege, alles Widerstreben gegen Ihn fahren zu lassen und im rechten Glaubensgehorsam Ihm nachzufolgen, damit wir in Ihm Leben und volles Genüge finden möchten?

Nun denn, du liebes deutsches Volk, vergiß es nicht, daß es der Herr dein Gott gewesen ist, der bis hierher geholfen, der so sichtbar und spürbar mit dir gewesen ist und dich gesegnet hat über Bitten und Verstehen! Wie du jetzt „Kaiser-Eichen“ und „Friedens-Linden“ draußen auf deinen freien Plätzen pflanzest oder schon gepflanzt hast, so versäume nun auch nicht in dein Herz hineinzusenken einen „Gottes-Lorbeer“, dessen Blätter niemals welken! Nachdem dein Gott so laut und eindringlich zu dir geredet, so freundlich und liebreich dich begrüßt hat in den Ereignissen der letzten großen Zeit, so thue ihm nun auch die Herzensthüre recht weit auf und laß Ihn Wohnung bei dir machen, daß es von dir heißen könne: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!“, daß der schöne Ruhm, den du von Alters her hast und den dir selbst die Feinde lassen mußten, der Ruhm, ein frommes, gottesfürchtiges Volk zu sein, dir bleibe und wachse! Eine Großmacht bist du nun geworden unter den weltlichen Reichen, sei nun auch fleißig, eine Großmacht zu werden im Reiche Gottes!

Und das will ich nicht blos so in's Große hinein gesagt haben, wo es am Ende verhallt wie eine Stimme in der Wüste. Nein, jedem einzelnen Gliede des deutschen Volkes, wer und was es auch sein möge, soll es gesagt sein. Denn, wo nicht jeder Einzelne an seinem Theile mitarbeitet und mitbetet, da kann es auch mit dem Großen und Ganzen unseres Volkes nichts Rechtes werden.

Drum, ihr Männer zunächſt, macht Euch auf! Ihr ſeid ja des Hauſes Häupter, und von Euch muß ſie ausgehen, die Erneuerung des häuslichen, des Familien-Lebens, ohne welche es in unſerm Volksleben nicht anders und beſſer werden kann! Laßt Euch das Dichterwort recht in's Herz gerufen ſein, auf welches ich Euch ſchon in der Vorrede des vorigen Jahrganges hingewieſen habe:

Wer iß ein Mann?
Der beten kann
Und Gott, dem Herrn, vertraut!

Seid Ihr mit draußen geweſen unter den Waffen, ſo habt Ihr's gewiß an Euch ſelbſt oder an Andern erfahren, daß es keinen rechten Mannes- und Heldenmuth gibt ohne den Gottesmuth, welchen das Gebet bringt. Seid Ihr daheim geblieben, ſo ſeid Ihr es gewiß nicht weniger inne geworden, welch eine mächtige, gotteskräftige Waffe gegen alle Angſt und Sorge und Verzweiflung das Gebet iſt. Uebet und pfleget darum daſſelbe! werdet wieder, was Ihr nach Gottes Willen ſein ſollt: des Hauſes Prieſter, die, wie ſie für ſich ſelber alle Tage dem Herrn die Opfer ihres Dankes und ihrer Anbetung darbringen, ſo auch die Hausgemeinde, Weib, Kinder und Geſinde, um ſich ſammeln, durch gemeinſames Gebet das Tagewerk zu heiligen! Habt Ihr in den ſchweren Tagen Euch nicht geſchämt, den Herrn anzurufen und unter dem überwältigenden Eindrucke ſeiner Gerichte vor Ihm Euch zu beugen, ſchämt Euch auch jetzt deſſen nicht, und laſſet nicht durch feige Furcht vor dem Spott und Hohn der Leute die ernſten mannhaften Vorſätze zu nichte machen, die Ihr vielleicht in dieſer oder jener ſchweren Stunde der Kriegszeit gefaßt habt! Bedenkt es wohl, Gott hat uns nun über die äußere Macht des Feindes den Sieg gegeben; nun gilt es aber auch, mit Ihm zu kriegen und zu ſiegen gegen die geiſtige Macht, mit welcher der Feind dort im Weſten bisher das Leben unſeres Volkes verderbt und vergiftet hat, gegen die Macht des Unglaubens und der Gottloſigkeit, wie ſie in ſchlechten Büchern, in loſen Sitten zu uns hereingedrungen iſt, wie ſie in der ſo vielfach wahrzunehmenden Verachtung alles Heiligen, in der ſo

verderblichen Auflösung des Familienlebens auf die beklagenswertheste Weise bei uns zu Tage kommt!

Und ihr Frauen und Jungfrauen, welch große, heilige Aufgabe fällt auch Euch zu! Ihr sollt ja des deutschen Hauses Hüterinnen sein und die Pflegerinnen dessen, was von jeher des deutschen Hauses Schmuck und Stärke gewesen ist, der frommen Zucht, der keuschen Sitte, der edlen Einfachheit.

Könnt Ihr aber das sein und wieder werden, wenn Ihr Euch nicht von Dem grüßen lasset und Dem das Herz aufthut, der uns allein mit seiner heilsamen Gnade züchtigen kann, daß wir verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt? Könnt Ihr das sein und wieder werden, ohne daß Ihr in ernsten Kampf tretet wider jenen unseligen Götzendienst, der von Westen her gekommen ist wie eine wahre Landplage und das Herz so mancher deutschen Frau und Jungfrau seinem hohen, heiligen Berufe völlig entfremdet hat, ich meine den Götzendienst der Mode in Tracht und Sitte?

Ihr habt in den schweren Tagen der Kriegszeit zum großen Theile so tapferen Muth bewiesen im Kampfe mit der Noth und mit dem Elende, welche der Krieg brachte; es hat Euch nicht an geistiger Kraft und aufopferndem Muthe gefehlt, in den Lazarethen und Spitälern mit linder Hand die gräßlichsten Wunden zu verbinden, den schrecklichsten Seuchen in's Angesicht zu sehen, — wolltet Ihr nun muthlos und matt werden, wo es gilt, die Wunden zu verbinden, an welchen unser häusliches Leben in Gefahr steht, sich zu verbluten, der Seuche zu wehren, die ihr verderbliches Gift mehr oder weniger in alle unsere Lebensverhältnisse hineingespritzt hat, daß sie jämmerlich dahinsiechen, und die alte, gute, fromme deutsche Art am Ende ganz ausstirbt? Nein, macht auch Ihr Euch auf und führet mit tapferem, unerschrockenem Sinne den heiligen Kampf, der Euch verordnet ist mitten im Frieden, den heiligen Kampf wider die Gottlosigkeit, die Scham- und Zuchtlosigkeit, die Unkeuschheit, die

Prunksucht, welche unser häusliches und geselliges Leben untergraben, und welche wir gerne den Franzosen zurückgeben wollen als das Ihrige für das, was wir uns nun von ihnen wiedergenommen haben als das Unsrige! — „Einem deutschen Manne soll das Herz aufgehen, wenn er von Weitem seines Hauses Giebel sieht!“ sagt eins unserer schönen Sprüchwörter. Machet, daß dasselbe wieder überall und in vollem Maße zur Wahrheit werde, wie es leider bis jetzt vielfach eine Unwahrheit gewesen ist! Ihr könnt es, wenn Ihr nur Euer Hauswesen wieder aufbauet auf dem Grunde, von welchem es nie hätte weichen sollen, auf dem Grunde aufrichtiger Frömmigkeit und christlicher Zucht, wenn Ihr nur fortan wieder Euren Wahlspruch, Euren Haussegen sein lasset das goldene Wort Josua's 9: Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Ja Gott zum Gruße! — aber auch:

Den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Ohne dies Zweite ist das Erste nichts. Einen treuen, gnädigen Gott, einen lieben himmlischen Vater, zu dem man sich gerne hält, von dem man sich willig führen läßt, den man an jedem neuen Morgen mit dem Aufschlagen der Augen von Herzen grüßt, wie man von seiner Liebe und Treue Tag um Tag, Nacht für Nacht gegrüßt und geküßt wird: — Den hat man nur in dem Herrn Jesu Christo und durch den Trost seiner Erlösung. Und eine Umkehr zu diesem treuem Gott und Vater, wie sie uns Allen so nothwendig ist in dieser ernsten, großen Zeit, sie ist nur möglich durch Ihn, den eingebornen Sohn, der uns mit seinem Wort und Geist regieren und zu dem Vater ziehen muß. „Ohne mich könnt Ihr nichts thun!“ so ruft Er selbst uns zu und stellt sich als den lebendigen Weinstock dar, in den wir ganz und gar hineinwachsen müßten, wenn die göttliche Lebenskraft, welche in Ihm wohnet, in uns überströmen solle.

Das merke dir, wer du auch seiest und laß dir diese Wahrheit nicht rauben durch die Spott- und Lästerreden Derer, welche als Nachbeter der falschen Weisheit, die uns die Franzosen wesentlich herübergebracht haben, des Gekreuzigten und Auferstandenen sich schämen und sich die

frohe Botſchaft von Ihm eine Thorheit und ein Aergerniß ſein laſſen!

Und haſt du etwa in den Tagen des Krieges die tröſtende und heiligende Kraft des Evangeliums an deinem eigenen Herzen erfahren, mag es daheim geweſen ſein in den Stunden der Angſt und Sorge um deine Lieben draußen, oder mag es draußen geweſen ſein in den Gefahren des Krieges, wenn auf dem Schlachtfelde der Tod dich in tauſend Geſtalten umbrauste, oder wenn du auf dem Schmerzenslager eines Lazareths dich von ſeinen Flügeln umweht fühltest; biſt du da inne geworden, was für ein koſtlich Ding es iſt, an dem heiligen Evangelium den Stecken vnd Stab zu haben, mit welchem es ſich durch Angſt und Sorge, durch Noth und Tod getroſt hindurchgehen läßt, und in Demjenigen, von welchem es zeugt, in dem Herrn Jeſu Chriſto den rechten einigen Troſt zu beſitzen für das Leben und das Sterben: o vergiß es jetzt nicht, ſondern halte ihn feſt dieſen unvergänglichen Troſt, wenn er dir durch Gottes Gnade bereits in deinem Herzen aufgegangen iſt, greife ihn feſter und feſter dieſen Stecken und Stab, wenn er dir von der barmherzigen Liebe des Herrn bereits in die Hände gelegt iſt!

Haſt du aber den Troſt des Evangeliums nur bei Andern kennen gelernt, die ihn beſaßen und aus ihrem ſtarken und getroſten Muthe in den größten Gefahren, aus ihrem ſtillen, freudigen Dulden in den größten Schmerzen es herausgeleſen, was es doch um dieſen Troſt für eine herrliche Sache ſein muß, ſo ſorge nur, daß dieſer Troſt je eher deſto beſſer auch deines Herzens Theil werde und lege dich deshalb betend und flehend mit all deiner Unvollkommenheit und Schwachheit, mit all deiner Troſt- und Friedeloſigkeit, mit all deiner Sündenſchuld und daraus entſpringenden Gewiſſensangſt, demüthig und vertrauensvoll Dem zu Füßen, der da geſagt hat: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausſtoßen!“ Ja, nimm den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte und ſein heiliges Evangelium zur Leuchte deiner Füße und zum Lichte deiner Wege, das die mit ſeiner Gotteskraft deſto heller in's Herz hineinleuchtet, je eifriger und heilsbe-

gieriger du darin ſucheſt, und es als den lebendigen Samen des himmliſchen Säemannes in einem feinen guten Herzen bewahreſt!

Dann wird dir aus ſolchem unvergänglichen Samen als Frucht erwachſen der ſelige Troſt, daß dich die Vaterliebe Gottes trotz deiner Unwürdigkeit wieder zum Kinde annehmen will, und mit ſolcher Gewißheit deiner Gotteskindſchaft auch der heilige Eifer, nun alle die Vatergrüße, die der Herr in Leid und Freud an dich richtet, recht zu beherzigen, dich dadurch zu Ihm hinziehen zu laſſen und zum Wandel in ſeinen heiligen Wegen.

Wird es ſo bei dir und mir und uns Allen, die wir uns jetzt mit jubelnder Freude „Deutſche" nennen dürfen; werden wir, wie uns des Herrn Gnade zu einem geeinigten Volke gemacht hat, nun auch in Wahrheit ein geeinigtes, das in ernſtem heiligen Eifer und in der lebendigen und lebenskräftigen Gemeinſchaft des Heilandes, zu der es zurückkehrt, immer völliger von ſich abthut alles böſe, ungöttliche Weſen: dann nur kann und wird aus der großen Zeit, welche wir durchlebt haben, uns ein wirklicher Segen erwachſen; dann nur wird, wie es jetzt, da ich dies ſchreibe, draußen in der Natur ein ſchöner, verheißungsreicher Frühling geworden iſt, auch für unſer ganzes Land und Volk ein Frühling erblühen, wie ihn Alle, die es lieb haben, ſchon lange, lange herbeigewünſcht und erſehnt haben.

Drum, noch einmal ſei es geſagt für uns Alle zur ernſten Mahnung: Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1871.

Deren waren nur zwei, und der geneigte Leſer denkt vielleicht bei ſich ſelber und ſchmunzelt dazu: Na, dies Mal hätte ſich die Spinnſtube doch wahrlich die Mühe ſparen können, eine beſondere Räthſel-Auflöſung zu bringen — für mich wenigſtens.

Allein eben mit dieſem „für mich wenigſtens" gibt's denn doch der geſchickte Räthſel-Rather ſogleich zu, daß es auch andere Leute gibt, welche nicht ſo pfiffig ſind wie er ſelber und ſo einem Räthſel nicht ſo leicht gleich hinter die Schliche kommen, für welche es darum doch alle Jahre nöthig wird, die Auflöſung der Räthſel zu geben.

Ja, wenn es mir recht iſt, ſo hat ſich an dem erſten der beiden Räthſel Mancher vergeblich abgequält. Bin wenigſtens ſchon hier und da einmal gefragt worden, was es bedeute, von ſolchen, die in ihrem Eifer dem Räthſel-Schlüſſel den Bart abgedreht hatten und nicht mehr weiter konnten, darum denn mich gerne zu dem Schloſſer gemacht hätten, der aushülfe. Da ich nun aber dies ehrſame Handwerk nur Einmal im Jahre treibe, wie jetzt eben, da ich dies ſchreibe, ſo konnt' ich den Fragenden nicht zu Willen ſein, ſondern hab' ſie einfach vertröſtet wie jener Schuldner ſeinen Gläubiger, der ihn mit der Bezahlung drängen wollte, und dem

er mit in die Höhe gezogenen Achseln nichts weiter sagte als: „Wart's ab, Jekuf!“

Der Maler hat zwar unter das erste Räthsel das bekannte, grimmig aussehende Kerlchen hingestellt, während er unter das zweite das Eichhörnchen gemalt hat, welches so lustig sein Nüßchen knackt, und ich hab' ihn d'rum fast in Verdacht genommen, daß ihm selber das erste Räthsel eine harte Nuß geworden sei, für die er den Mund des Männchens so weit und verlangend aufgesperrt hat, weil er sie selber nicht knacken konnte.

Allein trotzdem ist es mit dem ersten Räthsel nicht so gefährlich, und ich brauche nur das Wort „Jungfrau“ zu nennen, so geht jedem unglücklichen Rather sofort ein Licht auf.

Das Kathrinchen aber, das ja wohl der Spinnstube nicht untreu geworden sein wird, wenn auch der Schmiedjacobs-Vetter leider nicht mehr darin erzählt, wird sich nun, wenn sie das Räthsel nicht gelöst haben sollte (glaub's aber kaum), recht darüber ärgern, wenn sie hört, daß ihr Geschlecht darin die Hauptrolle spielt und sie es darum doch von Rechts wegen hätte rathen müssen. Will sie mir aber gar böse werden, weil im Schlußverse des Räthsels der gute Rath für die Männer steht, das Ganze (also die Jungfrau) genau zu prüfen, ehe sie es zum Zweiten (also zur Frau) nehmen, so sei ihr hiermit kund gethan: erstens, daß ich das Räthsel nicht selbst gemacht, sondern von einem guten Freunde erhalten habe, daß sie also mit dem schelten muß, wenn ihr allenfalls der gute Rath ein wenig despectirlich für das weibliche Geschlecht vorkommt, — und zweitens, daß ich meines Theils (und mein guter Freund gewiß auch!) der Meinung bin, jener gute Rath sei ebenso heilsam und nöthig für das weibliche Geschlecht wie für das männliche, und daß ich gewiß glaube, die Zahl der Frauen, welche sich ihr Leben lang grämen müssen, weil sie einen Mann genommen haben, ohne ihn vorher recht zu prüfen, sei genau ebenso groß, wie die Zahl der Männer, die in der gleichen, traurigen Lage sind. D'rum nichts für ungut!

Das andere Räthsel auf Seite 200, welches noch vom alten Spinnstubenschreiber herrührt, hat dem geneigten Leser

gewiß weniger Kopfbrechens gemacht als das erste, und er hat's gleich herausgehabt, daß ihm das Wort „Scheibe“ in seinen verschiedenen Bedeutungen zu Grunde liegt.

Da ist denn zunächst an die Fensterscheibe gedacht, wie sie sich in den verschiedensten Formen, Größen und Durchsichtigkeits-Zuständen an den Häusern findet. Die papierenen Fensterscheiben, die manchmal aushelfen müssen, wenn kein Glaser am Orte wohnt oder wenn der Glaser, der da ist, nicht borgen will, die sind natürlich nicht gemeint. Denn an denen gibt es weder die schönen Blumen, die der Nachtfrost an die Fensterscheiben von Glas hinhaucht zu vergänglicher Herrlichkeit, noch gibt es bei ihnen jenes leise Klingen, mit welchem die Glasscheiben den Weg alles Irdischen gehen, wenn sie eingestoßen oder durch einen jungen David, der sich im Steinschleudern übt, eingeworfen werden.

Aus Papier ist aber die andere Scheibe, welche das Räthsel nun weiter im Auge hat, die Schießscheibe nämlich, bei der es aber freilich mit dem „in Fetzen zerschossen werden“ nicht immer so gar gefährlich ist, zumal dann nicht, wenn lauter Schützen davor stehen, wie jener altpreußische auf dem Franfurter Schützenfeste. Der war nämlich an die große Scheibe „Vaterland“ postirt, hatte aber als guter Patriot vor derselben so grausamen Respekt und ein so zartes Gewissen, daß er beharrlich daneben schoß, worauf ihm denn ein Schützenbruder aus dem Schwabenlande neckend, aber höchst bedeutungsvoll zurief: „Hör', Bruder, du gefallscht mer! aber dei Vaterland muß größer si.“

Wenn nun das Räthsel zum Schlusse noch eine Scheibe erwähnt, die selber eine Kugel sei, so meint es damit die Kegelkugel, die, an vielen Orten wenigstens, auch „Scheibe“ genannt wird.

Und nun sei der geneigte Leser freundlichst gegrüßt und gehe jetzt mit offenem Kopfe und gutem Muthe an die neuen Räthsel dahinten; denn er sieht ja nun wieder, daß sie sich alle ganz leicht lösen, wenn man nur — das rechte Wort trifft.

3. Finde Hand.

Eine Geſchichte aus dem Walde.

Von R. Fries.

Motto: Phil. 4. V. 5.
„Eure Lindigkeit laſſet kund ſein allen Menſchen!“

Wieder war's einmal Frühling geworden. Draußen, auf der freien Flur ſtritten freilich noch die abziehenden, rauhen Winterlüfte mit dem einziehenden, lauen Frühlingsodem, aber drinnen im tiefen ſtillen Walde, da war's ſchon voller, wahrhaftiger Frühling. Saftig grün breitete ſich der Grund hin unter den hohen Baumſtämmen, die wie Säulen himmelan ſtrebten, ſo hoch, daß man unten kaum das Rauſchen ihrer luftigen Kronen im Winde hörte. Und

dieser grüne Waldesgrund, wie dicht besäet war er mit lauter Blumenkelchen und Sternen! Da ist die Wald-Anemone, weiß und roth; da hat der Sauerklee über seine dreifaltigen Blätter die Flordlüthe ausgehängt; da hebt Waldmeister, der kühne, aus den Blattkränzen die weißen Sternchen so zierlich; da drängen sich auch gelbe Schlüsselblumen aus dem dunklen Moose, beinahe plump unter den zärteren Schwestern; und dazwischen kräuseln die Farrenkräuter koboldartig ihre wunderlichen braunen Triebe und Schosse so überkräftig hervor, daß man die künftige Größe ahnungsvoll voraussieht! —

Ueber all der Herrlichkeit aber singt und klingt es in allen Zweigen! Ei, die mögen wohl jubiliren, die Vöglein im Walde, so sicher und geborgen, so umringt von lauter ausbrechender Frühlingspracht, so voll Hoffnung auf all das Liebesglück der kommenden Sommerzeit! — Da ist die Schwarzdrossel im glänzenden Atlaskleide, wie zieht sie so tief ihre Flötentöne aus der vollen Brust! da ist das Rothkehlchen, das lustige Ding; ist ihre Schürze noch röther geworden, seit wir sie letzt sahen? — da ist das ganze liebe Meisengeschlecht, so schlank und flink, so munter und behende! da trippelt Bachstelzchen und weiß nicht, wie es sich drehen soll, und die ernste Waldtaube, die das gefallsüchtige Ding von oben her beschaut, gurrt eine Mahnung zur Sittsamkeit und Ehrbarkeit herab, — die ungehört verhallt! —

Willkommen! tausendmal willkommen! Frühling, du schöner überall, schöner nirgends als im tiefen stillen Wald! — Das Menschenherz schaut wonnig in all das werdende Leben, auf die sprossenden Keime, die brechenden Knospen; es horcht in den schallenden Reigen! — Woher, woher doch alle die Pracht und Macht, das Wachsen und Werden, das Singen und Klingen der jungen Welt und ihrer Kinder? — das Lied antwortet: „Es rührt sie ein alter, ein seliger Traum!“ —

Da steht in der Thür Försters Töchterlein. Das Haus mit dem grauen Dach, den kleinen Scheiben, dem vielendigen Geweih über der Thüre, es liegt so recht tief

in der Waldesstille, so einsam, so umschirmet und behütet! — Ein wenig nur sind die Baumriesen auseinandergetreten, um der Menschenwohnung in ihrem Heiligthum Raum zu lassen; schon reichen sie hinüber und herüber mit dem breiten Geäst ihrer Kronen, als wollten sie dem Licht wehren, daß es nicht zu reichlich hinein sich dränge, zu vertreiben die heimliche Dämmerstille. —

Was sinnet denn das Mägdlein in der offnen Thür? Die Augen, groß und klar, ruhen so ernst und schweifen so weit über den grünen, blumenbedeckten Waldboden; um den frischen Mund liegt es wie ein Zug des Schmerzes; die Vögel kommen ganz nahe heran, sie singen ihre schönsten Lieder, sie sind so traulich und dreist; aber das Mädchen achtet ihrer nicht, ruft ihnen kein Schmeichelwort entgegen, stimmt auch nicht ein mit heller Stimme in all den Jubel. —

Ein großes, schweres Leid liegt auf dem blonden Scheitel, es überschattet wie eine Wolke die klare, weiße Stirn: — des Försters Töchterlein ist stumm! Kaum die ersten Laute kindlichen Lallens hat sie gekannt, da kam die schwere Krankheit, welche lange, lange das zarte Leben bedrohte, und, überwunden, mit dem schweren Verlust endete: — das Kind hatte durch irgend eine, selbst den Aerzten verborgene Tücke der Krankheit, die Sprache verloren! —

Tausendmal und immer wieder haben Vater und Mutter ihr geliebtes Kind auf dem Schooß und in den Armen gehalten, ob es nicht gelingen möge, den rothen Lippen ein einzig Wörtlein zu entringen; — das Kind schaute sie zuerst verwundert, dann in Thränen, als es verständiger ward, mit leisem Kopfschütteln an, aber nimmer ist ein Wort menschlicher Sprache wieder über seine Lippen gekommen! —

Niemals aber auch hat es geschrieen in Unart und Heftigkeit wie andere Kinder. Seine Seele war im Feuer der Krankheit wie gesänftigt und geläutert. Es weinte wohl bei eignem wie bei fremdem Weh, aber seine Thränen flossen still über das klare Antlitz. — Wir sagen bei „fremdem Weh;“ denn es schien als ob dies Kindesherz von Jugend

auf zum heiligen Mitleid vorherbestimmt sei. Das empfanden dankbarlich die Vögel zur Winterszeit, wenn die linde Hand ihnen die Krümlein auf den Schnee streute; das empfand das Häslein, das, aus der Lagerstätte versprengt, im Försters-garten sich verlaufen hatte, und nun mit linder Hand groß gezogen ward, bis es seiner Freiheit wieder überlassen, mit tollen Sätzen in den dämmerigen Wald zurücksprang; das empfanden vor Allem die Hungrigen und Durstigen, die Wandersleute und Verirrten, die an das Forsthaus anklopften. Mochte es in der Morgenfrühe oder in tiefer Nacht sein, des Försters Elsbeth stand bereit, „das Brod zu brechen und die, so im Elend waren, in's Haus zu führen." So ward's unter den wandernden Handwerksgesellen, die einander Kunde geben, wo gut oder schlecht anzuklopfen sei, eine gemeine Rede, ob man die „linde Hand" im Forsthaus habe kennen lernen? — und nur Wenige scheuten den Umweg von der Heerstraße, die am Saum des Waldes hinführte, um diese linde Hand kennen zu lernen und von den blauen Augensternen sich segnen zu lassen, die jede Gabe mit einem wunderguten Blick begleiteten! —

Das war nun aber nicht von ungefähr so geworden und gewachsen, wie die Blumen draußen im Walde wachsen und die Vögel in den Zweigen singen; auch nicht die frühe, schwere Krankheit allein hatte es zu Wege gebracht! Wohl war der Herzboden des Mägdleins tief und weich und voller Keime, wie der Waldesboden, doch war eine heilige und himmlische Pflege darüber gekommen, die das Alles an's Licht gerufen, gereinigt und geheiligt hatte.

Wenn zur stillen Winterszeit der Schnee schwer auf den alten Tannen und Fichten lastete; wenn das Rehwild in klarer Mondnacht an der Baumrinde nagte; wenn die Eule kreischend durch die Dämmerung flog: dann saß der Förster daheim im warmen Kämmerlein und gute, heilsame Rede floß von seinem Munde. Es war nicht nur Rede von den Begebenheiten draußen unter den Menschen aus grauer Vorzeit bis in die Gegenwart; nicht nur Belehrung von den Bäumen und Thieren und Blumen draußen, von den

Zu Seite 26.

heilsamen und schädlichen Kräften der Natur; — es war, über dem Allem und das Alles durchdringend die Rede von den großen Thaten Gottes, geschehen zur Erlösung einer sündigen Welt; die Rede von der ewigen Liebe, die den Himmel zerrissen und auf die Erde gekommen ist, all das Weh und Leid, den Streit und Hader zu stillen; es war die selige Botschaft von dem Einen, „der nur geliebt und nie gesündigt;“ — sein neues Gebot: „zu lieben, wie er geliebt“ war es, das in diesem jungen Herzen einen so tiefen, köstlichen Anklang gefunden hatte, daß die Lindigkeit aus ihrem Herzen strömte, zu erfreuen und zu erquicken, gleich dem klaren Quell, der seine Wasser ziehet aus verborgenen Tiefen, und sie hinströmen läßt in Lindigkeit, den frischen Trunk darbietend allen Dürstenden!

Und doch gab's ein Menschenherz, ein trotziges und verstocktes, das solcher Lindigkeit bisher hartnäckig widerstanden!

Am Saume des Waldes, hart an der staubigen Straße lag eine Hütte. Zwei Wohnungen waren drin, die eine war bevölkert von einer Scheerenschleiferfamilie, reich mit Kindern, Buben und Mädchen, gesegnet, alle schwarzbraun von Augen und Wangen, mit dichtem krausem Gelock, wie ihr Vater. Der nahm in der Frühjahrszeit seinen Karren, sammt Weib und Kindern, schloß seine Thür zu und zog in die weite, grüne Welt hinaus. Das gab viel Spuren im Sande der Landstraße, wo alle die großen und kleinen Füße vorüberzogen; nur das Allerkleinste konnte keine Spuren zurücklassen, denn es hing seiner Mutter in einem Beutel auf dem Rücken und beschauete sich von da aus mit blinzelnden Aeuglein die schöne Gotteserde! — Wenn aber das dürre Laub dem Wanderer zu den Füßen rauschte, wenn hoch in der Herbstluft der Zugvogel südwärts zog, dann sah man eines Morgens wieder den Schornstein links auf der Hütte rauchen, und die Leute sagten: „Der schwarze Peter ist wieder da!“

Auf der rechten Seite dieser selbigen Hütte wohnte auch so ein wanderndes Menschenkind, jedoch ganz anderer Art als ihre Hausgenossen. Das war die alte Töpfer-Lise, die

aus der nahen Stadt ſich allerlei irdenes Geſchirr mit ihrem Wägelchen holte und es dann durch die Dörfer in der Runde feil bot, von Thür zu Thür ziehend. —

Weil ſie an einem ledernen Gurt, der ihr quer über die Bruſt ging, das Wägelchen ziehen mußte, nicht immer auf feſten Wegen, ſondern auch oft durch Sand und Steingeröll, ſo war die arme Alte ganz krumm vorn über gebeugt, und wenn man ſie anredete, dann legte ſie den weißen Kopf auf die Seite und ſchaute einem von unten herauf in's Geſicht, mit guten, ſtillen Augen; und ob's nun in Sturm und Regen oder im milden Sonnenſchein ſein mochte, ſie war doch allzeit wohl zufrieden, und auf die Frage nach Befinden und Ergehen bekam man immer eine herzerquickende Antwort, denn die Antwort ſtrömte über von fröhlicher Zufriedenheit mit Gott und den Menſchen!

Die arme, alte Töpfer-Liſe! Sie hatte früher beſſere Tage geſehen! Mit ihrem, jetzt ſchon lange verſtorbenen Manne hatte ſie auf einem ſtattlichen Bauerhofe gewohnt, Pferde und Rinder ſtanden in den Ställen und zur Erntezeit fuhr ein Fuder nach dem andern unter das bergende Dach. Sie hatte auch manchmal als junge, ſchmucke Bauersfrau ihren zierlichen Korb, mit ſchneeweißem Tuche drüber, zu Markte getragen, und unter dem Tuche drängten ſich die köſtlich gelben Butterſtücke, und in einem kleineren Körbchen daneben lagen die Eier. —

Aber da kam die böſe, wohlfeile Zeit in den zwanziger Jahren; auch wollte man ſagen, daß der Bauer das Wirthſchaften nicht recht verſtanden habe, — genug, die Leute mußten Haus und Hof mit dem Rücken anſehen. So war's immer tiefer bergab gegangen; der Mann ſtarb, die Kinder ſtarben, und nun war die alte Liſe ganz allein übrig geblieben und war zur „Töpfer-Liſe" geworden. Und doch war ſie ein zufriedenes Menſchenkind, daran Mancher ſich einen Spiegel nehmen mochte, der ſchon mürriſch drein ſchaut, wenn ihm der Wind nicht aus der rechten Ecke weht.

Dies alte, einſame Menſchenkind war die beſte Freundin von des Förſters Elsbeth. Von der einen Seite begriff man die Freundſchaft nun freilich leicht, denn die „linde

Hand", brachte viel Hülfe und Troſt in das Wittwenſtübchen hinein. Doch würde man ſich irren und der alten Liſe ſchweres Unrecht thun, wenn man ihre Freundſchaft auf eigennützige, habſüchtige Beweggründe zurückführen wollte; ſie hatte, ob auch ein armes, altes Geſchöpf, doch ein viel zu adlig Herz in der Bruſt. Die Elsbeth wäre ihrer Augen Troſt und ihres Herzens Freude geweſen, auch wenn ſie immer mit leeren Händen gekommen wäre. —

Es war etwas Eigenthümliches um den Verkehr und das Zuſammenſein zwiſchen dieſen beiden Menſchenkindern, äußerlich ſo verſchieden, wie man's ſich nur denken konnte, — eine friſche duftige Waldblume und ein dürres verwelktes Blatt — innerlich aber doch verwandt, Kinder aus dem Einen Vaterhauſe, das droben iſt, von Einem Geiſte gezeugt, von Einer Hoffnung getragen, in Einem Glauben die Welt überwindend.

Die Alte erzählte, las, ſang und die Junge hörte; die Elsbeth redete aber auch, nämlich mit ihren Augen, mit Mienen und Geberden, und es war rührend zu ſehen, wie gut und leicht die Alte verſtand, was das Mädchen ihr mitzutheilen hatte. — Ihr eigenes Spinnrad hatte Elsbeth in der beſtimmten Ecke ſtehen bei ihrer lieben, alten Freundin. Die Mutter war ihr vor Jahren ſchon geſtorben und ſie führte dem Vater ſelbſtſtändig den kleinen Haushalt. Zog nun der Jäger am frühen Morgen in den Forſt hinaus und kehrte erſt mit dem Abendroth heim, dann wanderte Elsbeth am Nachmittage zur Töpfer-Liſe, die ihre Wanderungen meiſtens um dieſe Zeit beendigt hatte. Gewöhnlich fand die heimkehrende Alte dann ihre Thür ſchon offen (den Schlüſſel legte ſie nämlich im Forſthauſe ein) — das Feuer auf dem Heerde brannte luſtig, und die „linde Hand" hatte ihr ſchon den Tiſch gedeckt und die dampfende Schüſſel drauf geſtellt. — Wenn die Alte es dann ſo traulich und wohnlich vorfand, da war ſie immer wieder voll demüthigen Dankens.

„Mein liebes, liebes Kind! hieß es da, wie du mich doch verziehſt! was bin ich doch, ich armes, altes Menſchenkind, daß der barmherzige Gott mir durch dich ſo große Gnad' und Freundlichkeit erweiſet auf meine alten Tage!"

Dann war's köſtlich anzuſchauen, wie die Alte ſich ſo glückſelig an den Tiſch ſetzte, mit Dankſagung zu genießen ihr täglich Brod, das ihr ſo gut ſchmeckte, und wie die Junge zu ihren Füßen auf einem Schemel ſaß und über dem reinen jungfräulichen Antlitz lag es wie lauter Sonnenſchein des herzlichſten Mitgenießens! Der Mund blieb freilich verſchloſſen, die Lippe ſtumm, aber die Augen redeten eine Sprache, die laut und deutlich verkündigte von dem Lobe des Gottes, der ſolche Macht den Menſchenkindern gegeben, daß ſie ſeine Nachfolger werden dürfen als die lieben Kinder, unter einander ſich zu dienen, wie Er uns gedienet hat, und hat ſein Leben gelaſſen zur Erlöſung für Viele!

Wenn nun die Mahlzeit beendet, das Geſchirr abgeräumt, und in der kleinen Küche Alles geordnet war, dann ſetzten die Beiden ſich an's Rad, im Winter am warmen Ofen, im Sommer unter den Heckbuchen des Gärtchens; und nun fing die Alte an zu reden. — Ihre Rede war ganz ſchlicht und einfach und floß dahin wie ein klarer Brunnen. Nicht, daß ſie Neuigkeiten gebracht hätte aus den Häuſern und Hütten der Menſchen, wo ſie ihre Waare feilbot; nicht daß ſie, wie ſo viele ihres Geſchlechts, Wohlgefallen gehabt hätte, zu berichten all das Böſe, was in der Welt vorgeht. Nein, ihre Rede hatte immer *einen* Grundton, das war die Güte des lebendigen Gottes, die vor ſo Vieler Augen verborgen iſt, und *ein* Ziel, das war die Stärkung und Tröſtung des jungen Menſchenherzens an ihrer Seite, das oft und ſchwer angefochten war von der Trübſal über das verlorene ſchmerzlich entbehrte und erſehnte Gut der Sprache! —

Die Töpfer-Liſe hatte auf ihren Wegen und Gängen natürlich bald die verwandten Geiſter herausgefunden, jene Treuen und Stillen im Lande, denen der Pſalmiſt die große Verheißung gibt, daß des Herrn Augen nach ihnen ſehen und daß ſie bei ihm wohnen ſollen. Da hatte ſie denn bei dieſen Treuen und Stillen immer allerlei Gutes eingeſammelt, hier ein kräftig Troſtſprüchlein, dort eine geiſtliche Erfahrung, hier von einer ſiegreich beſtandenen Verſuchung gehört, dort von einer köſtlichen Gebetserhörung. Das Alles kramte ſie

ſorgſam aus vor ihrer jungen Freundin, wie ſie es zuvor ſorgſam eingeſammelt in ihres Herzens Schrein; und die blauen Augen blickten ſie an mit dem tiefſten Verſtändniß, und ſtrömten über von Dank, und ſtand wohl manchmal das Mädchen ſtill, und die Hände falteten ſich eine Weile im Schooße. —

— „Die Weberin drüben in Eltersbach", redete die Alte, „ſitzt nun recht ſchwer in der Trübſal. Kaum iſt die langwierige Krankheit der Kinder überſtanden, die ſo viel Geld und Thränen gekoſtet, ſo hat nun der Mann das Unglück, als er Nachts auf dem Heimwege von der Stadt durch den Wald geht, über eine Baumwurzel zu fallen und das Bein zu brechen! — Er hat bis zum andern Morgen gelegen, wo das arme Weib ihn ſelber gefunden hat. Weiß doch auch Gott, wie es wunderlich zugeht auf Erden! So mancher Trunkenbold ſtürzt in ſeinem Rauſch dahin, als müßt' er Hals und Bein brechen, und ſteht mit geſunden Knochen wieder auf; aber ein Anderer, der doch in aller Ehrbarkeit und Ordnung hingeht, den trifft's gleich! — Nun, wir wiſſen's wohl, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen. — Schwer aber iſt's für die Leute; denn du weißt's, daß die Frau ſchönen Verdienſt hatte durch ihr Waſchen und ihre andere Arbeit in den Häuſern und Gärten; der Mann kann ja von ſeinem Webſtuhl aus die Kinder hüten; nun aber iſt Alles vorbei. Sie leben nur von der Barmherzigkeit, — und die iſt nicht gar zu reichlich in Eltersbach!

Elsbeths Augen redeten von herzlichem Mitleid und ſie that's der Alten kund durch Geberden, daß ſie morgen mit hinüber wolle nach Eltersbach, um Hülfe zu bringen.

Da erhob ſich in der, nur durch eine dünne Wand abgetrennten Stube der Scheerenſchleifersfamilie ein furchtbares Geſchrei. Der Vater tobte und ſchlug auf eines der Kinder los, die Mutter zankte und wollte abwehren, und ſämmtliche Kinder, das geſchlagene zumeiſt, ſchrieen und heulten aus Leibeskräften.

Die Frauen in der angrenzenden Kammer ließen entſetzt

ihre Räder ſtehen und horchten mit angſtvollen Mienen auf den Lärm. Es war freilich nichts Seltenes damit, jedoch in ſo arger Weiſe war's noch kaum vorgekommen. Die Alte hatte ſchon oft geſagt, es ſei eigentlich Chriſtenpflicht, einmal dazwiſchen zu treten und dem Menſchen in's Gewiſſen zu reden. „In die Schule laſſen ſie die Kinder nicht gehen, im Hauſe iſt nichts von Zucht und Gotteswort zu finden, was ſoll da aus den armen Würmern werden?“ hatte ſie wohl geſprochen; ſie wäre auch längſt einmal hinübergegangen, wenn ſie nicht gewußt, wie feindſelig man ihr drüben geſinnt war.

„Du ſchlägſt ihn todt, Mann, biſt du raſend!“ ſo ſchallte es jetzt herüber, und zugleich krachte und polterte es.

Elsbeth hielt's nicht länger aus. Bleich und zitternd war ſie hinaus, ehe die Alte ſich deſſen verſehen; — ſie öffnete die Thür nebenan und erblickte den „ſchwarzen Peter“ wüthend über einen am Boden zappelnden Buben von acht Jahren gebückt, den er mit einem in Knoten gebundenen Strick bearbeitete. —

Der Mann war ſo in Heftigkeit, daß er das Oeffnen der Thür, welcher er den Rücken zukehrte, gar nicht bemerkte. Elsbeth trat heran und legte ihre Hand auf ſeinen Arm. Er wandte ſich um und ſtarrte ſie an, dann glühten ſeine ſchwarzen Augen noch wilder auf, — er bog ſich vornüber, als wollte er die zarte Geſtalt zermalmen, dann ſtieß er hervor:

„Was will die hier? — fort, fort, hinaus mit dir! — Ich weiß es jetzt, wer mir meinen älteſten Sohn in's Zuchthaus gebracht hat! — Das hat dein Vater gethan! Ich möcht's ihm wohl heimzahlen und dir den Kopf gegen die Wand ſtoßen, bis du genug hätteſt! Mach', daß du hinauskommſt, ſonſt vergreif ich mich an dir!! —

Aber die „linde Hand“ lag feſt auf ſeinem Arm, und das milde Auge ſah ihn getroſt und unverwandt an. Es war ein ungleicher Kampf zwiſchen der rohen Gewalt und der heilig reinen Macht der Liebe, die Alles hofft und Alles duldet. Der Kampf ſchwankte einen Augenblick und ſchien ſich auf die Seite des Guten zu neigen. Der Mann ſenkte ſein Auge, dem Blick ausweichend, der auf ihm ruhte; aber er

schüttelte sich gleich darauf, und schrie: „Weg mit der Hand! oder ich schlage!“ und als die Hand nicht weichen wollte, fiel der Schlag wirklich über Hand und Arm Elsbeths und sie sank vor Schmerz stöhnend zurück.

Dies Alles hatte sich natürlich viel rascher zugetragen, als wir's erzählt haben, und die alte Lise hatte nur eben Zeit gehabt, ihr Rad wegzuschieben und der Elsbeth nachzugehen, um in dem Augenblick anzukommen, da der Schlag fiel. — Sie sah's mit lautem Aufschrei, umfing das wankende Mädchen und führte sie klagend hinaus. —

Der schwarze Peter hatte nun freilich nicht gelogen. Sein ältester Sohn, Wilhelm, war der ärgste Holzfrevler gewesen im ganzen Reviere von Jugend auf. Als er aus der Schule entlassen war, war's noch immer schlimmer geworden; unzählige Mal vom Förster ertappt und nachdrücklich ermahnt, artete sein schadenfrohes Treiben dergestalt aus, daß er geradezu aller Ordnung Hohn sprach. Keine junge Baumpflanzung war vor ihm sicher, die schlanksten Stämme brach er frech ab und schleppte sie fort, ja alten Bäumen bohrte er in's Mark, daß sie absterben mußten.

Da konnte der Förster, der mit seinen Bäumen lebte und ihr Sterben mitfühlte, nicht länger dazu schweigen. Das nächste Mal, als er den Buben auf frischer That ertappte, überlieferte er ihn dem Gericht, und das gerechte Urtheil erkannte auf einjährige Zuchthausstrafe.

Das traf den Vater in's Herz, denn gerade der Wilhelm, sein Erstgeborner, war sein Stolz und seine Freude. Die wilde, unbändige Art, die aller heilsamen Ordnung Hohn sprach, war eben nach seinem Sinn, er erkannte drin Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein; und unter all den Feueraugen, die auf ihn blickten, wenn er das Brod schnitt, waren des Wilhelms die glänzendsten, und von all den schwarzen Krausköpfen, die im Kreise um den Tisch standen, war des Wilhelms der schwärzeste und krauseste. —

Mit seinem siebzehnten Jahre hatte Muszeh Wilhelm also wohlverdienter Weise in's Zuchthaus wandern müssen.

Ein Jahr ist aber bald herum, und als Elsbeth, — die

Zu Seite 29.

sich durch die gemachte bittere Erfahrung nicht hatte abschrecken lassen, die Hütte am Waldsaume zu besuchen, ja voll herzlichen Mitleids geblieben war mit der unglücklichen Familie des Scheerenschleifers, — eines Morgens daher geschritten kam, um durch den Forst in's nächste Dorf zu gehen, sah sie schon von Weitem unter einer Tannengruppe einen jungen schlanken Menschen stehen, der sinnend vor sich hinschaute und in tiefes Nachdenken versunken, auf Jemand zu warten schien.

Es war gerade wieder um die Zeit, wo die Tannen ihre lichtgrünen Spitzen herausstecken, auf den Spitzen saßen noch die hellbraunen seidnen Mützchen, und der köstliche Harzduft war erquicklich zu athmen; am Rande des schmalen Waldweges blühten die lieben Waldveilchen, denen man gar nicht bös sein kann, daß sie den Duft der Schwestern draußen nicht haben, weil sie doch gar so blau und lieblich sind! —

Als Elsbeth näher kam, hob der Mensch seine Augen auf und blickte sie so forschend an, daß das Mädchen vor dem durchdringenden Strahl dieser dunklen Sterne ihren Blick senken mußte. —

„Bist du's wirklich, Elsbeth?" — und ein Strahl freudiger Verwunderung ging durch sein schwarzbraunes Antlitz, „wie bist du groß und schön geworden in dem einen Jahre, ich darf dich wohl kaum mehr „du" nennen!"

Das Mädchen trat zurück und blickte den Burschen ernst und fest an, sie hatte ihn erkannt, obwohl auch er auffallend verändert war, und zwar nicht zu seinem Nachtheil. Seine Gestalt hoch und geschmeidig, war das Abbild der Edeltanne, unter welcher dieses Zusammentreffen Statt fand; das dichte Gelock des schwarzen Haares war nicht mehr wie früher, wirr und zerzaust, sondern legte sich weich um die Stirn und den braunen nervigen Nacken. Und was das Beste war, der boshafte, verschmitzte Ausdruck, der früher das schöne Gesicht des Knaben entstellte, war gewichen und statt dessen lag eine tiefe Bewegung in den Zügen; Schmerz und Scham kämpften drin, und eine tiefere Röthe überzog die Wange, um welche sich der erste Bart zu kräuseln begann.

„Elsbeth!“ hob er wieder an, „ich bin's! ich bin Wilhelm, ich kam gestern aus dem Zuchthaus wieder hier an!“ — und als er das Wort „Zuchthaus“ sprach, trat ihm langsam eine Thräne in die Augen! „Drüben in der Kathe ist Alles leer,“ fuhr er fort, „sie sind schon ausgeflogen, es ist ja wieder Sommer geworden. Ich bin nun ganz verlassen und weiß nicht wohin! — Ach! sieh', nun hab' ich auf dich gehofft und geharrt! ich wäre dir nachgegangen, bis ich dich getroffen. Sie nennen dich ja „die linde Hand“, gib mir deine linde Hand, daß sie mir helfe!“ —

Das Mädchen hatte ihm still zugehört, sie hob jetzt ihren Blick zu ihm empor, und seine Augen senkten sich in den milden Glanz der ihrigen, so kräftig bittend und mit so durchdringenden Fragen, — wie Sonnenstrahlen Thautropfen aufsaugen — daß Elsbeth verwirrt weg sehen mußte!

„Ich komme anders wieder, als ich gegangen,“ fuhr Wilhelm fort, — „ich habe Gott sei Dank! meine Sünde erkannt; das böse Herz ist herausgenommen aus der Brust und ein anderes dafür hineingekommen, das gern brav und gut werden möchte. — Aber was soll ich nun anfangen? O Elsbeth, bitte deinen Vater für mich, daß er mich als Knecht oder Burschen nimmt, ich will Alles thun, was er von mir verlangt; ich will's ihm auf den Knieen abbitten, was ich ihm an Leid und Aerger zugefügt; ich will mit trocknem Brod zufrieden sein und mit abgenagten Knochen, wie ein Hund! — o, ich kann jetzt arbeiten! ich bin stark geworden!“ — und dabei dehnten sich die schlanken Glieder des Burschen — „es wird mir nicht leicht zu viel! — wenn ich nur ein Dach und ein Strohlager fände, wo ich schlafen, nur eine Aufnahme fände bei den Menschen! — und im Walde bliebe ich so gern! ach so gern!“ und dabei schweiften seine Blicke wie flehend an den schlanken Baumstämmen bis zum Wipfel hinauf. „Du kannst's mir ja nicht sagen, Elsbeth, daß du für mich bitten willst, aber sieh' mich nur einmal gut an, und gib mir deine Hand, du sprichst ja mit Hand und Augen!“ —

Und das Mädchen blickte ihn an durch Thränen, sie hatte schon lange geweint bei seinem Bitten, — und sie gab ihm ihre gute Hand.

Da klammerte sich der starke Bursche an die schwache Hand und sein Kopf sank tief auf dieselbe herab, daß das dichte Gelock seiner Haare sie ganz verhüllte, und er weinte bitterlich! — Zu Häupten der beiden jungen Menschenkinder, im Wipfel der Edeltanne, aber schmetterte ein lustiges Vöglein sein helles Lied in den Maienmorgen hinein. —

Elsbeth bedeutete dem Burschen darauf, daß er am nächsten Morgen wieder an demselben Platz sie erwarten solle, um Bescheid zu empfangen. Sie wollte ihm auch ein Stück Geld geben, aber er nahm's nicht; es widerstrebte ihm, gerade aus dieser Hand ein Almosen zu nehmen, — lieber wollte er sich bei der alten Töpfer-Lise ein Stück Brod betteln! —

Das Mädchen ging in großer Bewegung weiter. Sie wollte dem armen Menschen so gerne helfen. „So jung noch und so unglücklich", dachte sie. „Heimathlos, verlassen! — von den Menschen mit Mißtrauen und Widerwillen angesehen!"

Aber sie wußte auch wohl, daß sie bei dem Vater einen harten Stand haben würde. Des greisten Mannes Herz konnte nicht so voll Vertrauen und warmer Hoffnung sein, als ihr Herz. — Aber warum war's ihr denn so eigen zu Sinn? Woher diese innere Unruh, dieß Bangen und doch wieder auch die heimliche, gewaltige Freude? —

Sie stand still am vorüberrauschenden Bach, sie wollte von den Blumen pflücken, die am Rande reichlich wuchsen, da blickte ihr eigen Antlitz ihr entgegen aus dem dunklen Spiegel. Sie kam sich ganz verändert vor, ihre Augen waren so glänzend, die Wangen so roth, und um die Lippen zuckte es. Ei, dachte sie, sollte ich nicht voll Freude sein, da doch Freude ist vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut? und seine Buße ist gewißlich wahr und aufrichtig! — sie blickte ihre Hand an, darauf er seine heißen Thränen geweint, als hätten sie eine Spur zurückgelassen. — O, dachte sie weiter, wenn es mir gegeben würde, ihm eine Aufnahme zu bereiten! — wenn ich ihn hüten und bewahren könnte

vor neuer Sünde! Lange ſtand ſie ſtill. — Da ſchwebte, wie die Wolken über des Baches Spiegel, ein Bangen und Zagen über ihre Seele hin. Sie hatte doch nichts Böſes gedacht, und doch war's ihr wie ein Vorwurf im jungfräulichen Herzen. Sie kniete nieder und faltete ihre Hände und ſenkte das blonde Köpfchen. Sie betete; und über ihr rauſchten leiſe die hohen Buchenwipfel im Frühlingswehen. —

Mit dem Vater hatte das Mädchen eine eigene Art des Verkehrs. Sie ſchrieb mit dem ſchlanken Finger auf der weißen, tannenen Tiſchplatte einzelne Worte, dazu machte ſie Geberden und ſprechende Bewegungen; und der Alte verſtand ſein armes, ſprachloſes Töchterlein merkwürdig raſch und gut.

Als die Sonnenſtrahlen ſchräge fielen und in den Forſt leiſe die abendliche Dämmerung herabſtieg, während draußen noch der lange Frühlingstag herrſchte, kam der Förſter langſamen Schrittes heim. —

In der offenen Thür lehnte Elsbeth und winkte dem Vater ſchon von weitem den Willkommsgruß entgegen. Als er näher kam, eilte ſie auf ihn zu, legte ihren Arm um ſeine Schultern und blickte ihm tief in die Augen, die unter den buſchigen Brauen mit großer Zärtlichkeit auf dem Kinde ruhten. Zwei gewaltige Wolfshunde umdrängten das Mädchen, welches Mühe hatte, ſich ihrer ungeſtümen Liebkoſungen mit der linken Hand zu erwehren.

Das reichlichere Abendbrod, das dem Hungrigen anſtatt des Mittageſſens dienen mußte, war bald verzehrt. Die bereit gehaltene und von der Tochter angezündete Pfeife brannte und gemächlich zogen die blauen Dampfwolken hinaus in die friſche Abendluft. —

Elsbeth fand eben jetzt den rechten Augenblick für das, was ihr ſo ſchwer auf dem Herzen lag. Sie hatte gebetet: wenn's nicht nach Willen Gottes wäre, ſo möge es nimmer geſchehen — aber ſie hatte doch dabei des Herrn gedacht, der die neun und neunzig Schafe in der Wüſte läßt und nachgeht dem Einen, das er verloren hat, bis daß er's gefunden. — Sie dachte auch jetzt daran. —

Sie schrieb die Worte: „Wilhelm“ — „Zuchthaus“ — „zurückgekommen“ mit dem Finger auf die Tischplatte. Der Alte verstand sie sofort, und die Wirkung dieser Worte war eine heftige. Er fuhr auf, — es war beinah' als müßte er gleich wieder in die Stiefel fahren und hinaus, um dem auf's Neue drohenden Holzfrevel vorzubeugen. —

Das Mädchen ließ sich aber nicht abschrecken; sie fuhr in ihren Mittheilungen fort. Mit ergreifender Treue verstand sie es, dem Vater die Reue und Zerknirschung des Burschen vor Augen zu malen, wirksamer als Tausende es mit beredten Lippen vermocht hätten. Endlich wagte sie es, seine Bitte vorzubringen. —

Aber wieder fuhr der Alte heftig empor: sie kenne noch nicht die Welt und das Menschenherz, es sei falsch, tückisch, aller Ränke und Verstellung voll! — Wer weiß denn, ob der Mensch nicht Aufnahme hier sucht, um sich an mir zu rächen? Könnte ich ihm je mit Ruhe eine Büchse in die Hand geben? Die erste Kugel würde vielleicht auf mich selber gezielt werden! — Kann ich ihn in meinem Hause schlafen lassen? er würde es mir wohl über'm Kopf anzünden und davon gehen! —

Elsbeth saß dabei ganz still, aber sie blickte den Vater so tief, tief betrübt an und so reichliche Thränen flossen ihr über's Gesicht auf die Hände, die gefaltet im Schooße lagen, daß der Alte ganz verwirrt ward. Solchen Ausdruck des Schmerzes hatte er noch nie in ihrem Antlitze gesehen, dessen Mienen immer so ergreifend zu ihm redeten. —

Jetzt hob sie wieder den Finger und schrieb langsam vor sich hin die Worte: „Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen!“ Dann stand sie auf und nahm die Bibel herab, schlug das wundervolle 15te Cap. im Evangelium des Lucas auf, legte das Buch vor den Vater hin und bat ihn, zu lesen; und er las. Und die Worte, die wie getaucht sind in die ewige Liebe, die vom Himmel in diese Welt gekommen, konnten ihre Wirkung nicht verfehlen; das: „Verloren und Wiedergefunden!“ bebte durch diese beiden Menschenherzen, niederbeugend in die Erkenntniß der eigenen Schuld,

und hoch erhebend in den Freudensaal, wo die Engel jubiliren über den Sünder, der Buße thut! —

Als der Förster geendet, legte er eine Weile die Hand über die Augen; dann stand er auf, stellte die Pfeife weg und sagte, er wolle sich's bis zum anderen Morgen überlegen, und ging in sein Kämmerlein. Da mag er's wohl mit seinem Gott berathen haben.

Am andern Morgen war sein erstes Wort zur Elsbeth, sie solle ihren Willen haben mit dem Burschen. „Hoffen wir auf den Herrn" fügte er hinzu, „er hat's noch immer Alles wohlgemacht."

Wie so leichten Schrittes ging das Mägdlein durch den

Wald, den Tannen zu! Hat ſie's von den Rehlein gelernt? Wie ſchimmert der Blick der Augen ſo feucht! Strahlt der Himmel draus hervor? — Da ſteht er ſchon, der arme Junge, ſo lange harrend, das Herz klopft ihm, als wollt's die Bruſt ſprengen. — Jetzt ſieht er ſie — ſein ſcharfes Falkenauge erſpäht ſchon in weiter Ferne den Ausdruck ihrer Mienen. — darf er hoffen? — er fliegt ihr entgegen — ſie winkt mit der Hand Gewährung — ſie reicht ihm die Hand, die er dankbarlich ergreift, und an dieſer linden Hand führt ſie den Wilhelm, den entlaſſenen Sträfling, unter das ſegnende Dach ihres Vaterhauſes. —

Und niemals hat's den Förſter gereut, auf Gott vertraut zu haben und das eigne Herz gefangen gegeben zu haben unter des völligen Glaubens Gehorſam. — Was die heilſame Zucht, was treue Lehrer und Seelſorger in der, vom echten Geiſte des Chriſtenthums geleiteten Strafanſtalt an dem jugendlichen Verbrecher angefangen, das vollendete die Lindigkeit und Barmherzigkeit des Forſthauſes im ſtillen Walde!

Durch den Forſt zogen die Herbſtlüfte und Herbſtſtimmen. Das Laub löſte ſich leiſe von den Bäumen und ſchwebte im Wirbel herab, dem Boden, aus welchem es entſproſſen, dankbarlich eine Decke bereitend für die kalte Winterszeit. Raſſelnd erhob ſich das Rebhühnervolk und die Büchſe des Jägers knallte Tod bringend mitten hinein. Manch feiſter Kammler mußte dran glauben, und im Dohnenſteig lockten rothe Beeren die armen Vögel, ihren Hals der unentfliehbaren Schlinge zu überliefern.

Da klopfte es eines Morgens, als es noch dämmerte, an die Thür des Forſthauſes. — Der draußen mußte Eile haben; denn es hörte ſich an, als ob er mit ungeſtümer Fauſt an die Thür ſchlage. — Man öffnete und herein ſtürmte der ſchwarze Peter. Sofort ſtand er auch drinnen in der Stube vor dem Förſter, der ſein Frühſtück verzehrte.

„Ich will meinen Sohn wieder haben, meinen Wilhelm!“ ſchrie er, „— wo iſt er? — ich werd' ihn gleich mitnehmen!

Erſt laßt ihr ihn in's Zuchthaus ſtecken und dann lockt ihr ihn in euer Haus. Die Dirne mit der glatten Larve muß ihn beſtochen und bethört haben, wie konnte der Junge ſonſt einen Fuß über dieſe Schwelle ſetzen. Wo habt ihr ihn verſteckt! heraus mit ihm!" und darauf brüllte er in's Haus hinein: „Wilhelm, Junge, dein Vater iſt hier, dich zu holen!"

Der Förſter war ruhig aufgeſtanden und ſagte ernſt: „Den Lärm könnt Ihr Euch ſparen, Peter, und wenn Ihr nicht ſofort ordentlich und manierlich ſeid, ſo ſollen die Hunde euch transportiren; es koſtet mich nur einen Wink!" —

Der Scheerenſchleifer mochte die Bedeutung dieſer Mahnung erkennen, denn draußen zerrten die beiden rieſigen Thiere ungeduldig an den Stricken, heulten und bellten in unterdrückter Wuth; er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. —

„Im Uebrigen", fuhr der Förſter fort, „könnt Ihr Euren Wilhelm jeden Augenblick wieder haben, ihn bindet gar nichts — d. h., wenn er ſelber will! — Will er aber in meinem Hauſe und Dienſte bleiben, ſo bleibt er, ich bin mit ihm zufrieden." —

In demſelben Augenblick trat der Beſprochene ein. Er war draußen, nicht weit vom Hauſe, beſchäftigt geweſen und hatte die laute Stimme gehört und erkannt. Raſch war er herbeigeeilt und vom Gehen, wie auch von innerer Erregung athmete er haſtig. Vater und Sohn ſtanden ſich gegenüber und blickten ſich an. Der Junge ſtreckte dem Vater mit abwehrendem Bitten die Hand entgegen, ſeine Lippe zuckte, es war, als ob er um das rechte Wort ränge. — Endlich brachte er's mühſam, wie unter zurückgehaltenem Weinen hervor: „Vater! Du mußt danken, tauſendmal danken, daß ſie mich hier aufgenommen haben! — ich war ganz verlaſſen und verloren, als ich wiederkam, nun bin ich hier ein anderer Menſch geworden. Ich kann's mein Lebtag nicht vergeſſen, was ſie an mir gethan. Vater, ſo danke doch, was ſtehſt du ſo da!" und die alte Natur äußerte ſich bei dem Jungen, er ſtampfte dabei heftig mit dem Fuße. —

Die Wirkung dieſes Auftretens und Redens war furcht-

bar bei dem Vater. Alles Blut wich ihm aus dem Antlitz, er biß die Zähne zuſammen, daß es knirſchte. Dann ſtieß er hervor: „Alſo zu einem alten Weibe haſt du dich machen laſſen?“ was ſie dir gethan, haſt du vergeſſen? Du Narr! lachte er mit grauſigem Hohn auf. „Du wahrer Narr! ſie haben dich überliſtet! Die feinſten Diebe werden die beſten Schergen, das wiſſen ſie wohl! und du biſt ſo ſtockdumm, daß du dich übertölpeln läßt! — Ha! Ha! von wem haſt du den dicken Schädel geerbt? Du Strohkopf! — von mir gewiß nicht! und das kalte, weiße Blut? von mir auch nicht, durch meine Adern rollt und kocht heißes, rothes Blut, wie's einem Manne ziemt!“

Dabei ſchlug er ſich mit der Fauſt auf die Bruſt, die braun und behaart aus dem offnen, unſaubern Hemde hervorſchaute. — „Meinetwegen bleib, was du biſt, du Geck! wenn du's nicht beſſer haben willſt! Gefällſt dir wohl in deinem ſchmucken, grünen Rock, du ſauberes Jägerbürſchlein! ha! ha! meinetwegen, was geht's mich an! — Aber mit Euch bin ich noch lange nicht fertig, Herr Förſter! erſt ſteckt Ihr mir den Jungen in's Zuchthaus und hernach ſtehlt Ihr mir ſein Herz! — Auf Erden gibt's keine Gerechtigkeit für geringe Leut', das weiß ich längſt, — aber mein Recht ſoll mir werden, ſo wahr ich lebe, ich nehm's mir ſelber und frag den Henker darnach, was draus wird!“ —

Auf dieſe Rede ſetzte er noch einen derben Fluch und ging davon. Draußen aber drehte er ſich noch einmal um und hob ſchüttelnd die geballte Fauſt gegen das Forſthaus; dann verſchwand er zwiſchen den Bäumen. — Drinnen war Alles ganz ſtill. Der Förſter ſaß ruhig vor ſich hinblickend da, und man ſah's ihm an, daß dieſer Auftritt ihn keineswegs überraſcht hatte. —

Wilhelm war bei des Vaters Rede todesbleich geworden; ein paar Mal war er emporgeſchnellt, als müſſe er gewaltſam das böſe Wort hindern und zum Schweigen bringen, aber wie von einer höheren Macht gebunden, war er dann in ſich zuſammengeſunken. Jetzt ſtand er da wie zerknickt und zerſchlagen. Die Arme hingen ihm ſchlaff am Leibe herunter,

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09431/028

das Haupt war auf die Bruſt geſunken, die Kniee eingebrochen. — Er athmete ſchwer und tief. —

„Wilhelm!“ hob der Förſter an, „das iſt freilich hart und ſchwer für einen Sohn, einen ſolchen Vater zu haben! das vierte Gebot wird dir nicht leicht gemacht, mein armer Junge!“ — Dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter und ſah ihn mit tiefem Mitleid an. — „Du mußt's ja ſelber wiſſen, was du thun ſollſt — mußt beten, daß Gott dich erleuchte! — Das Eine weißt du ja, wie heilig auch das Band iſt zwiſchen Vater und Sohn, man ſoll auch da Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen!“ —

Die Worte löſten dem Wilhelm das Herz von dem Drucke, welcher darauf laſtete. Sachte ſank er nieder vor dem Förſter und legte ſeinen Kopf auf deſſen Hand und dankte ihm mit Thränen. —

Elsbeth, die gleich bei den erſten Worten des wüthenden Scheerenſchleifers, wie eine Taube vor dem Raubvogel, in ihr Kämmerlein geflüchtet war und da ſich angſtvoll in einen Winkel geſchmiegt hatte, kam jetzt mit leiſem Schritt wieder heran, und Wilhelm fühlte die linde Hand in ſeiner herabhängenden Rechten. Die Hand zog und hob ihn in die Höhe, und als er wieder auf den Füßen ſtand, da ſtreichelte dieſelbe Hand ihm ſo tröſtend über die braune Wange, daß es dem Burſchen wie ein Wonneſchauer durch die Glieder rieſelte. Dann legte ſie ſeinen Kopf ſanft an des Vaters linke Schulter und den eigenen an die andere Seite, und nickte ihrem Gegenüber freudig zu, als wollte ſie ſagen: „Wir theilen uns in ſeine Liebe! ich gebe dir die Hälfte ab! Der Vater zog aber beide feſt an ſich, und Wilhelm dachte: Bin ich noch auf Erden oder ſchon im Himmel?“

Von dieſem Tage an fühlte ſich Wilhelm mit unzerreißbaren Banden an das Forſthaus gebunden, und ob es auch wie eine tiefe Wunde durch ſein Herz ging, daß er losgeriſſen ſei von denen, welchen er von Natur angehörte, ſo ſtand es ihm doch ganz klar und feſt vor der Seele, daß nicht er ſelbſt nach ſeinem eigenen Belieben und Gelüſten, ſondern daß der allmächtige Gott ſelber dieſes Band gelöſt habe.

Nicht lange nach jenem Auftritt war er auch seiner Mutter im Forste begegnet, die mit den jüngern Geschwistern Holz gelesen und nun unter einem schweren Bündel gebückt heimging. Mit großen Augen starrte das Weib auf ihren erstgebornen Sohn hin, der in seiner schmucken, grauen Joppe mit grünem Kragen vor ihr stand in der vollen Kraft und Schönheit seiner Jugend. Zuerst ging etwas wie Staunen durch ihre Züge, als dächte sie: ist das wirklich mein Sohn? Dann wandelte sie ihre Miene und nahm einen bösen tückischen Ausdruck an, und mit Spott und Hohn sagte sie: „Ei! das trifft sich ja herrlich! die Mutter mit dem Holzbündel auf dem Rücken und der Herr Sohn im Jägerrock! Soll ich auch abladen? Will der gestrenge Herr auch nachsehen, ob etwa gebrochenes Holz darunter ist? — das wäre hübsch, wenn der Sohn die eigene Mutter auf's Amt brächte!“

Die Kinder standen herum und schauten diesem Auftritt zu, die schwarzäugigen Buben mit trotziger Haltung und finsterer Miene, die Mädchen neugierig und schnippisch.

Wilhelm war von Herzen traurig. Er schüttelte den Kopf, und sagte: „Mutter, wie mögt Ihr nur so reden! Wenn Ihr's wolltet, ich trüge Euch gern das Bündel nach Hause! es ist ja auch erlaubt, Holz zu sammeln und Keiner wehrt es Euch! — Mutter, habt Ihr mich denn auch verstoßen? — Was hab' ich denn gethan? Ihr solltet Euch doch freuen, daß ich auf einen andern Weg gekommen bin! — Ihr solltet doch selber das schlechte Herumtreiberleben aufgeben und wie andere Leute auch redlich leben, und die Kinder in die Schule gehen lassen und zum Guten anhalten!“

„Ei, wie fein der Herr Sohn das Predigen gelernt hat! Nur schade, daß er zu spät damit kommt! Wenn wir auch tausendmal wollten, wir können gar nicht mehr! Eine Nessel wird keine Rose und ein Dornstrauch kein Feigenbaum! Die Kinder in die Schule! — Seh' er doch die Lumpen an, worin sie einhergehen, so nimmt sie kein Schulmeister an. — Hat denn der Herr Sohn auch Geld in der Tasche? Zu solchem schmucken Rock gehört auch Geld! Dann geb' er

mir etwas zur Miethe, die iſt ſchon lange fällig, und der hartherzige Bauer will keine Geduld mehr haben!"

Wilhelm holte ein Stück Geld hervor. „Ich hab' noch kein ander Gehalt als das Schießgeld, ich lerne noch, und da iſt's ſchon viel, daß ich außer Koſt auch noch anſtändige Kleidung bekomme; mehr hab' ich nicht wegzugeben, nehmt's nur, Mutter, und wenn ich kann, ſoll's auch ſpäter nicht dran fehlen."

Das Weib nahm das Geldſtück ohne Dank, nickte kurz und ging davon. Vor ſich hin dachte ſie, da ſei's doch einträglicher, in heller Mondnacht ein Stück Wild auf eigne Rechnung zu erlegen, und es dem Wildhändler in die Stadt zu bringen.

Wilhelm ſaß an dieſem Abend traurig da und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Auf Befragen des Förſters erzählte er von der Begegnung und meinte, er müſſe doch wohl aus der Gegend fort; er könne doch nicht die eigenen Eltern der gerechten Strafe überliefern. Er wußte es nur zu gut, daß der Vater heimlich eine alte Büchſe habe und mit derſelben wohl zu treffen verſtand; daß auch die Mutter es beim Holzſammeln nicht genau damit nehme, junge Bäume zu brechen.

Der Förſter meinte drauf, da gelte es: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!"

Es ſollte denn auch ganz anders kommen.

Bei ihren fortgeſetzten Beſuchen hatte Elsbeth von der alten Töpfer-Liſe genugſam erfahren, wie Haß und Feindſchaft ungebrochen ſeien im Herzen des ſchwarzen Peter. Die Alte berichtete, wie oft ſie es mit anhören müſſe, daß er mit Flüchen die ärgſten Drohungen und Verwünſchungen über den Förſter ausſtoße. Sie konnte ja jedes Wort vernehmen, was drüben geredet ward, beſonders wenn ſie in ihrer Schlafkammer im Bette lag, deſſen Niſche auf eigenthümliche Weiſe in die Nachbarſtube hineingebaut und nur durch eine Bretterwand davon getrennt war. — Traf ſie draußen einmal mit ihrem Hausgenoſſen zuſammen, dann fragte er ſpöttiſch, ob's denn noch nichts Neues im Forſthauſe gebe!

ob denn die Elsbeth noch nicht Braut sei? — er denke doch, so viel werde der Wilhelm noch von einem fixen Kerl an sich haben, daß er das Mädel herumzukriegen wisse. — und wenn's dann sein müsse, werde der alte Schleicher schon ja sagen müssen; es solle ihn doch verlangen, ob er mit auf die Hochzeit geladen werde; am Ende müsse er noch den Hochzeitsbraten liefern; es sei ja noch nicht aller Tage Abend!

Die arme Alte flüchtete vor solchen schändlichen Reden, so schnell sie konnte in ihre Behausung und verschloß ihre Thür hinter sich, aber ganz konnte sie ihre Ohren nicht davor verschließen.

Der Elsbeth, dem lieben, reinen Kinde, sagte sie natürlich kein Wort. Aber in's Gebet nahm sie die ganze Sache, die ihr so schwer auf dem Herzen lag, und dachte bei sich, das Wort müsse doch Recht behalten, das da lautet: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, er wird dich versorgen!" — War's aber einmal dämmerig geworden, wenn die Elsbeth den Heimweg antrat, dann mußte sie sich die Begleitung der alten Freundin gefallen lassen, die nicht eher wieder umkehrte, bis sie das Mädchen hinter der Thür des Vaterhauses hatte verschwinden sehen. — Gewöhnlich hatte Elsbeth aber einen der großen Hunde mit und dann konnte die Alte ruhig sein, daß ihr nichts geschehen würde. —

So war man in's neue Jahr hinübergekommen. Der Winter hatte sein Recht geltend gemacht. In dichten Massen war der Schnee gefallen und die Kälte darnach in erhöhtem Grade eingetreten. — Wilhelm hatte Pfade durch den Forst geschaufelt zu den Futterstellen, wo Elsbeth selber an jedem Morgen für das Rehwild den Hafer hinbrachte und ausschüttete; er durfte sie dann begleiten, mit dem Heubündel beladen, das für die sonst Noth leidenden Thiere dort hingebreitet ward. — Sonst sahen die Beiden sich nur Abends, wenn der Vater mit dem Burschen heimkehrte; es gab jetzt viel draußen zu thun beim Holzfällen und Ausweisen der Bäume, die geschlagen werden sollten. Ja, manche Nacht verbrachten die beiden Jäger in der Fuchshütte.

Die Sonntage waren auch hier, was sie sein sollten,

rechte Feiertage. Die drei Hausgenossen gingen Vormittags in die nächste Kirche. Am Nachmittage wurde das Gehörte vom Vater besprochen, auch las er vor, während Wilhelm sich mit dem Jagdgeräth zu thun machte, Elsbeth aber für ihre viele Pflegebefohlenen strickte oder nähte. —

Es war an einem solchen stillen Sonntagnachmittage; draußen herrschte ein klarer, kalter Januartag, der Schnee lag blendend weiß über der offnen Fläche vor dem Hause; röthlich schimmerte schon das Licht des kurzen Wintertages durch die kahlen Bäume; aber der beinah volle Mond stand schon am Himmel; die letzten Nächte waren taghell gewesen.

„Du wirst's wohl auch gehört haben, Wilhelm," hob der Förster an nach dem Abendessen, „daß in der letzten Nacht wieder zwei scharfgeladene Schüsse fielen; es muß unten am Erlenbruch gewesen sein, wo das Wild seinen Wechsel hat. Des Sonntags wegen habe ich heute noch nicht nachspüren wollen. Später am Abend werde ich aber zur Fuchshütte gehen; von da aus kann ich das Terrain selber ungesehen überblicken, wir dürfen's doch nicht unbeachtet lassen, was da vorgeht."

„Nehmt mich mit, Förster," sprach Wilhelm, „ich möchte nicht, daß ihr allein ginget!" —

„Nein," antwortete der Förster, „du bleibst hier und gehst zur Ruh', ich will's allein abmachen."

Der Bursche schwieg, wußte er doch wohl den eigentlichen Grund, weshalb er nicht mit sollte. Der Förster hatte wohl, wie er selber, seine eigene Gedanken über das nächtliche Schießen und den Jäger, der die grimmige Kälte der Januarnacht nicht scheute.

Elsbeth hatte mit kluger Miene zugehört, sie wußte es auch, worum es sich handelte.

Bald stand Wilhelm auf und man hörte ihn oben in seine Kammer gehen, die nach hinten hinauslag. — Darnach stand auch der Förster auf, holte seinen Rock, der mit schwarzem Schafsfell gefüttert war, zog die großen Wildhandschuhe an, warf die Flinte über die Schulter und bot dem Töchterlein Hand und Mund zur guten Nacht.

Elsbeth hielt die Hand des Vaters fest und schaute ihn besorgt an. — Er wußte, was sie auf dem Herzen hatte, und sagte: „Sei unbesorgt, mein Kind, ich steh' in Gottes Hut und geh' auf seinen Wegen! Auch ist nicht viel dabei, dem Wilddieb eine Portion Schrotkörner in die Waden zu jagen, daran stirbt Keiner." —

So ging er davon, den Hunden bedeutend da zu bleiben. Das Mädchen rückte den Tisch mit der Lampe an den warmen Ofen, nahm die Bibel vom Sims und fing an zu lesen. Von Zeit zu Zeit faltete sie die Hände und man sah's in ihrem Antlitz, daß sie betend das Gelesene im Herzen bewegte. —

Da hoben beide Hunde, welche sich neben dem Ofen hingestreckt hatten, die großen Köpfe in die Höh', als hörten sie etwas. Darauf ging der eine an die Thür und schnupperte an der Spalte, und gleich hernach schlugen beide an, es klopfte an dem geschlossenen Fensterladen.

Das Mädchen brachte die Hunde zur Ruh'; dann ging sie an's Fenster, um zu sehen, wer draußen sei.

„Elsbeth! liebe Elsbeth!" rief eine Stimme von draußen, die deutlich als die der alten Töpfer-Lise zu erkennen war, „laß' mich ein! Schnell! — ich habe dir etwas zu sagen!" —

Die Thür war schnell geöffnet und herein schlüpfte die Alte, dicht vermummt und verhüllt, um sich vor der Kälte zu schützen. Sie war rasch gelaufen, der Athem war ihr vergangen, aber es war nicht bloß das; vor großer innerer Erregung konnte sie nur mühsam sprechen. —

In fliegender Hast berichtete sie der angstvoll gespannten Elsbeth, daß sie ohne es zu wollen ein Gespräch erlauscht zwischen dem Scheerenschleifer und seiner Frau; sie sei früher als sonst zu Bett gegangen, weil sie nicht habe warm werden können, das Feuer im Ofen sei ihr zu früh ausgegangen, und da habe sie gehört, wie der Nachbar von einer Jagd geredet, die er heute Abend oder in der Nacht vorhabe. Es müsse ihn alles trügen, habe er gesagt, so komme der alte Schleicher, der Förster, in die Fuchshütte, um zu lauern; er habe nicht umsonst die letzte Nacht scharf knallen lassen, da wolle er

ihn ſchon herauslocken und ihm dann eines auf den Leib brennen, um die Rechnung dann richtig zu machen, die er mit ihm habe. Dabei habe er ſcheußlich gelacht und noch hinzugefügt: einen guten Braten bring' ich dann auch gleich mit heim, es geht in einem drauf!

„Was ſollen wir nun thun?" — fragte die Alte, „wo iſt dein Vater?" — Aber Elsbeth hatte nur einen Augenblick, wie von Schreck gelähmt, dageſtanden; dann fuhr ſie in die Höh', raffte ein zur Hand liegendes Tuch um ſich und flog in den mondbeglänzten Forſt hinaus, viel zu ſchnell, als daß die arme alte Töpfer-Liſe auch nur dran hätte denken mögen, ihr zu folgen.

Noch ſtand ſie rathlos da, als es oben im Hauſe ſich regte. Ein raſcher, feſter Schritt kam herab; es war Wilhelm.

Er blickte allenthalben umher, und als er Elsbeth vermißte, eilte er gleichfalls in den Wald hinein.

Das Mädchen war ihm aber schon weit voraus, sie kannte jeden Pfad und Steig, sie schmiegte und bückte sich behende durch Busch und Strauch, immer auf kürzestem Wege dem Erlenbruch entgegeneilend. — Jetzt lag die Lichtung vor ihr. Im klaren Mondschein, der durch die Schneedecke beinahe zur Tageshelle gesteigert ward, lag Alles deutlich erkennbar vor ihr. Die Schießhütte, der Pferde-Leichnam davor, die Thür der Hütte mit der viereckigen Oeffnung; sie konnte alles unterscheiden. An der gegenüberliegenden Seite des Waldes traten einzelne alte Buchen weiter vor als die übrigen; sie konnte jeden der dicken Stämme unterscheiden, wie sie mit dem kahlen Gezweig ihren Schatten warfen auf den Schnee.

Scharf spähten die Augen des Mädchens umher. Kein Laut regt sich in der weiten, tiefen Stille des Waldes. Der harte Winterfrost hat alles Lebendige zum Schweigen gebracht. Da tönt ein Geräusch aus dem kurzen Erlengestrüpp an ihr Ohr. Sie hält die Hand schützend über die Augen, um schärfer sehen zu können. Es ist ein Fuchs, der sich dem todten Pferde zuschleicht; er ist schon nahe heran. Sie weiß es, daß gleich ein Schuß fallen wird, und dann die Thür der Schießhütte sich öffnen muß, denn der Vater fehlt nicht. — Da trifft ihr spähendes Auge auf etwas Anderes. Es bewegt sich unter der Buche drüben, die am weitesten in die Lichtung hervortritt; jetzt erkennt sie's; es ist die lauernde Gestalt eines Mannes, er hat die Büchse, zum Anlegen bereit, erhoben; jetzt neigt er den Kopf nach vorne, sie erkennt den spitzen Hut des Scheerenschleifers. Das Leben des Vaters hängt an einem Augenblick, sie fliegt durch den Schatten, den die hohen Bäume in den Grund hinein werfen, sie muß den Vater noch rechtzeitig warnen. Der Fuchs ist jetzt an den Leichnam herangeschlichen, er lauscht, noch ist er nicht schußgerecht; — sie blickt unverwandt hinüber nach der Buche, jetzt sieht sie den Lauf der angelegten Büchse im Mondlichte glänzen, ein Schuß kracht aus der Schießhütte, Elsbeth

sieht, wie die Thür sich öffnet, — sie ist ganz nahe, — die Angst steigt ihr bis an die Seele, — sie *muß* schreien.

„Schieß nicht!“ ruft sie hinüber nach den Buchen! „Mein Vater!“ — da fällt der Schuß! Das Mädchen stürzt neben der Hütte nieder.

Der alte Förster eilt herbei; er beugt sich über sein Kind. *Er* ist nicht getroffen. — Hat die Kugel *ihrem* jungen Leben ein Ende gemacht? — Wer stieß den Ruf aus? Es war eine weibliche Stimme, er hat's deutlich erkannt! — Das Mädchen richtet sich auf, sie ist nicht getroffen, sie ist nur gestrauchelt. — *Sie kann sprechen.* Vor der furchtbaren Erschütterung ihres ganzen Wesens hat die Lähmung der Zunge weichen müssen! —

In diesem Augenblick aber weiß sie selber noch nicht, wie ihr geschehen. Sie sieht wie drüben unter der Buche eine zweite Gestalt aufgetaucht ist; die Beiden ringen miteinander. — „Da! da!“ ruft sie und weiset hinüber und schon eilt sie dem Vater voraus. —

Wilhelm ist von der andern Seite dem Erlenbruch zugeeilt; er ist gerade in dem Augenblick gekommen, als sein Vater zum Schusse angelegt. Sein helles Auge hat sofort alles überschaut. Noch ehe der Andere sein Kommen bemerkt, schlägt er die Büchse in die Höh', daß der Schuß sein Ziel verfehlen muß.

Der Sohn will nun dem Vater die Büchse entreißen, und es entspinnt sich ein heftiges Ringen und Kämpfen. Da sieht der Alte den Förster und Elsbeth herankommen, läßt die Büchse fahren und schlägt sich rasch seitwärts in's Gestrüpp, der Uebermacht weichend.

„Laß ihn laufen!“ ruft der Förster. „Er ist schon gerichtet!“

Wilhelm steht wie erstarrt, denn mit dem Ausruf: „Gott sei Dank, er ist gerettet!“ eilt Elsbeth auf ihn zu! —

Am nächsten Morgen sah man keinen Rauch aufsteigen aus den beiden Schornsteinen der Hütte am Walde. Die Bewohner waren alle auf und davon. Die alte Töpfer-Lise hatte man die Nacht im Forsthause behalten. Die

Scheerenschleiferfamilie hatte diesmal den Frühling nicht abgewartet, sie haben sich bereits auf die Wanderschaft begeben trotz Schnee und Kälte, sind auch niemals wiedergekehrt. —

Im Forsthause aber gab's eine wunderbare Feier. Elsbeth konnte selbst zuerst gar nicht an ihr Glück glauben; sie versuchte zaghaft und mit leiser Stimme, ob denn die Begebenheit der Nacht kein Traum gewesen, ob das Wunder wirklich geschehen sei; sie fiel zuerst in ihrem Kämmerlein auf die Kniee und es geschah ihr, wie dem Stummen im Evangelio: sie redete recht! und dankte nun mit lauter Stimme dem Herrn, der alles wohl gemacht!

Der Erste, der ihr begegnete, war Wilhelm. Er trat in großer Bewegung auf sie zu.

„Elsbeth!" rief er, „ist es denn wahr, du kannst sprechen!?" und seine Augen standen in hellen Thränen. — Sie legte ihre Hand in die seine und blickte ihm erst lange tief bewegt in sein Antlitz, dann sagte sie langsam und feierlich: „Du hast ihn gerettet! wie soll ich dir das danken?"

Wilhelm antwortete gar nichts; jetzt war das Verstummen an ihn gekommen, aber seine Augen, der Druck seiner Hand redete laut genug; er legte seinen Arm um das geliebte Mädchen und preßte sie fest an sich, und sie duldete seine Liebe. —

Als der Vater und die alte Töpfer-Lise nun mit ihnen beim Frühstück vereinigt waren, da gingen die Blicke des Försters mit seltsamem Ausdruck von Elsbeth zu Wilhelm und wieder zurück, daß die beiden ihre Augen senken mußten. Endlich hob er an: „Wie ich dir's lohnen soll, mein braver Junge, das brauch ich wohl nicht zu fragen! Wenn du deine Lehrzeit wacker bestanden und ein tüchtiger Waidmann geworden, soll dir dein bester Lohn nicht vorenthalten werden!"

Die Jahre kamen und gingen. Der alte Förster saß müde und altersschwach im Lehnstuhl beim Ofen. Er hatte es dem Wilhelm bei seinen Vorgesetzten ausgewirkt, daß er ihm als Gehülfe beigegeben wurde mit der Anwartschaft, sein

Nachfolger zu werden. — Elsbeth war längſt ſein geliebtes Weib geworden, und auf dem freien Platz vor dem Forſthauſe tummelte ſich eine Kinderſchaar, ſchwarze Krauskköpfe und blonde Mädchenſcheitel durcheinander. Die linde Hand der Förſterin war aber noch immer weit und breit wohl bekannt bei Allen, die in Noth und Elend waren, auch jetzt, da zu der linden Hand ein troſtreich gutes Wort der aufgeſchloſſenen Lippen ſich geſellte.

Da ward eines Tages die Botſchaft in's Forſthaus gebracht, an der Landſtraße draußen liege ein verkommener, elender Menſch, ein alter Mann mit eisgrauem, verwildertem

Haar und Bart; er habe verlangt, daß man ihm die Elsbeth aus dem Forsthause herbeihole, er könne selber nicht mehr hinkommen und habe ihr noch etwas Wichtiges zu sagen! — Der Alte sei todesmatt und ganz erschöpft.

Elsbeth nahm schnell in einem Körbchen etwas zur Stärkung mit und eilte hin. — Es war so. Unter einem Baum am Wege, den Kopf an einen Stein gelehnt, lag ein alter Mann da. Er war so schwach, daß er den Kopf nicht mehr heben und die Augen nicht mehr aufschlagen konnte. Elsbeth kniete neben ihm nieder, sie redete zu ihm. Da schüttelte er leise das Haupt, als wolle er sagen, das ist die Rechte nicht. Nun rieb sie ihm Stirn und Schläfe, netzte ihm die trockenen Lippen mit Wein und stützte dabei das herabsinkende Haupt. Da ging es leise über seine Lippen: „Die linde Hand! die linde Hand!“ Das Haupt hatte sich noch tiefer gesenkt, er war todt! Elsbeth hatte ihn sofort erkannt als den verschollenen Vater ihres Wilhelm. Jetzt faltete sich stille die linde Hand über dem grauen Haupte des alten Mannes zu einem „Vater Unser!“ —

Dann stand sie ruhig auf und ging langsam heim!

4. Die Hand des Herrn.

Von W. O. von Horn.

Es war im Januar 1864. Da saß der evangelische Pfarrer Hunnius zu Narva in Rußland in seiner Studirstube ganz nahe am warmen Ofen. Denn zu dieser Jahreszeit pflegt es bei uns im lieben Rheinlande gewöhnlich noch so zu sein, daß, wie man zu sagen pflegt, Stein und Bein zusammenfrieren, — geschweige denn in Rußland.

Da klopft es an der Thüre des Pfarrers und auf sein „herein" erscheint die Magd mit der Meldung, die Frau Pastorin lasse den Herrn Pastor bitten, herunterzukommen.

Was soll ich denn unten? fragte der Geistliche, der eben an seiner Sonntagspredigt arbeitete und begreiflicher Weise darinnen nicht gerne gestört war.

Es sind vier arme Kinder da, sagte das Mädchen, die kommen grade aus Tobolsk in Sibirien.

Der Geistliche sah das Mädchen ungläubig an und sagte: Das ist ein seltsamer Scherz meiner Frau! Sag' ihr, ich wäre in einer wichtigen Arbeit und könne nicht kommen!

Ach, lieber Gott, Herr Pastor, erwiederte beharrlich das Dienstmädchen, es ist ja ganz und gar kein Scherz, sondern lautere volle Wahrheit. Sie dürfen's glauben. Kommen und sehen Sie selbst; es ist um ein steinern Herz zu erweichen!

Was? rief jetzt erstaunt der Pastor, sprang auf und folgte dem vorleuchtenden Mädchen hinab zur Wohnstube.

Als er die Thüre öffnete, saßen um einen kleinen Tisch am Ofen vier in Lumpen gehüllte Kinder und die Pastorin, in deren Augen die hellen Thränen standen, bediente sie, als ächte barmherzige Samariterin, mit warmen erquickenden Speisen. Das Aelteste der Kinder, etwa fünfzehn Jahre alt, grüßte ehrerbietig den erstaunten Pastor, griff dann in den Busen und zog einen Brief heraus: den sie ihm mit den Worten reichte: Der Herr Pastor Stahl in Moskau läßt Sie, Herr Pastor, viel tausendmal grüßen!

Paſtor Hunnius riß haſtig den Brief auf und las:

„Theurer Bruder Hunnius!

Ich ſchreibe Dir kurz, und zwar, um Dir vier Pflegekinder zuzuführen. Erſchrick nicht! Sie kommen aus Sibirien; vier eſthniſche Kinder kommen alleine von Tobolsk!! Im April 1862 ging nämlich der Vater, Major Mart, wegen Einreichung einer Klage gegen ſeinen Gutsherrn in Awere Moiſe nach Sibirien geſchickt, mit ſeinem Weibe, Marie und fünf Kindern, die ihn freiwillig begleiteten, durch Moskau. Ein ſechſtes Kind wurde ihnen in Sibirien geboren. In Tjumen (alſo ſchon auf der Hinreiſe) ſtarben die beiden Eltern und die zwei jüngſten Kinder (Alexandra und Alexander, letzterer fünf Wochen alt), und blieben dann die vier vor Dir ſtehenden Kinder, Anna 15 Jahre alt, Carl 13, Chriſtine 10 und Eliſe 4 Jahre alt, als Waiſen zurück. Man ſchickte ſie nach Tobolsk. Dort wollte man ſie zur ruſſiſchen Kirche überführen, da ſie aber widerſtanden, ſagte man ihnen, ſie ſeien frei und ließ ſie laufen. — Aber der Herr hat ſich in ſeiner Gnade mit ihnen auf den weiten Weg gemacht und ihnen manches Herzens Thüre aufgeſchloſſen. Sie mögen Dir ſelbſt Alles erzählen. Hier haben ſie einige Liebesgaben empfangen, ſo, daß das älteſte Mädchen, Anna, circa 85 Rubel

Silber (vielleicht auch etwas mehr) in einem Säckchen auf der Bruſt hängen hat. Ich habe ſie grades Weges nach Petersburg an Paſtor Laaland adreſſirt. Er wird gewiß für ihre Weiterſendung ſorgen bis Narva. Und nun ſind ſie ja bei Dir, Deine Pflegebefohlenen, jetzt mußt Du nun weiter rathen. Ich habe Laaland gebeten, für Mittel zur Weiterreiſe zu ſorgen, damit ihnen das hier empfangene Geld für die erſte Zeit in Narva (und da wirſt Du wohl ſorgen) oder bei ihren Verwandten ein Unterkommen ſichert. Was iſt das für ein Gut in Narva's Nähe: Awere Moiſe? Ob die Gemeinde die Kinder wohl aufnehmen und verſorgen wird? Doch, Du weißt ja wohl, was zu thun iſt, aber ſchreibe mir doch gelegentlich, was aus den Kindern geworden iſt.

Herzlichen Gruß ſoll ich Dir von allen hieſigen Amtsbrüdern ſagen, die heute bei mir zum Predigerabend verſammelt waren. Gott ſegne Dich in Haus und Amt! Gedenke unſrer freundlich. Mit brüderlichem Gruße Dein

Stahl."

Dieſen Brief las der Paſtor Hunnius mit einem Gefühle, wie wir, liebe Leſer, es gewiß Alle ſoeben empfunden haben; der Engel Gottes, der Mitleid heißt, ſtieg herab in ſeine Seele und bewegte ſie mächtig. Freundlich und liebevoll half er ſeiner wackeren Gattin, die Kinder pflegen, die, nach einem erquickenden Bade in warmer Stube gut gebettet wurden, herzinnig beteten und dann in einen tiefen geſunden Schlaf ſanken, da ſie es lange ſo gut nicht gehabt hatten.

Paſtor Hunnius wollte an dieſem Abende die müden Kinder nicht mehr mit Fragen über ihre Erlebniſſe quälen, aber er ſaß noch lange bei ſeiner Gattin und pries die Hand des Herrn, welche dieſe unglücklichen Waiſen durch die Schnee- und Eisfelder des unwirthbaren Sibiriens geführt, bis in die Heimath, aus der ſie eine lahme Gerechtigkeit, wie ſie leider in Rußland gegenüber der Macht und dem Anſehen reicher Gutsbeſitzer nicht ſelten zu finden iſt, hinausgetrieben, ohne daß ihnen Hülfe und Recht zu verſchaffen war; er

segnete den Kaiser Alexander II., der mit väterlicher Huld rastlos wirkte, die barbarischen Zustände seines Volkes und Reiches zu bessern und besonders das heillose Band der Leibeigenschaft zu lösen und den unglücklichen Bauern- und ärmeren Mittelstand einer Macht zu entziehen, die in der Hand des Gutsherrn ruhte und um so unseliger wirkte, da das Geld der Gutsherrn das Recht bog und die Gerechtigkeit vernichtete.

Mit dem vor Gott im Gebete gelobten Vorsatze, für die armen Kinder väterlich zu sorgen, schloß auch das tief von solchen Ereignissen bewegte Ehepaar die Augen zum sanften Schlafe.

Am andern Morgen, als nach dem Morgengebete das Frühstück genossen war und die vier Waisen mit frischen rothen Wangen und klaren Augen bei ihnen saßen, da vernahm Pastor Hunnius die Erzählung ihrer Schicksale, wie ich sie hier, getreu nach der empfangenen schriftlichen Mittheilung, für meine lieben Leser niederschreibe.

Der Vater der Kinder, Major Mart, ein Bauer auf dem Gute Awere Moise in Esthland und Leibeigener seines Gutsherrn, war von diesem mißhandelt und fort und fort auf's Bitterste verfolgt und auf's Ungerechteste behandelt worden.

Es gibt für Alles, was von harten Menschen zu erdulden ist, ein Maß, über welches die Geduld und Ertragungsfähigkeit auch des Sanftmüthigsten nicht hinausgeht. Lange hatte der arme Esthe das Schwerste ertragen und nicht an Selbsthülfe, am wenigsten aber an Rache gedacht, wie sie sonst wohl der Eigenthümlichkeit der Esthen nicht fremd zu sein pflegt; aber länger konnte er jenes unbarmherzigen Herrn Uebermuth und Bosheit nicht dulden! Er ließ sich eine Klageschrift aufsetzen, welche alle die erduldeten Gräuel gewissenhaft angab, und reichte sie bei dem Gouverneur von Esthland, dem obersten Beamten des Kaisers, ein.

Leider war dieser, ein Stockrusse, dem Gutsherrn befreundet, und nun wußten es beide so zu drehen und zu wenden, daß der Unglückliche, statt Recht zu finden, eingekerkert, schwerer Pflichtverletzungen beschuldigt und, ohne daß

man ihn gehört oder etwas zu seiner Vertheidigung hatte thun lassen, zur Ausweisung nach Sibirien verurtheilt wurde.

Das Urtheil wurde alsbald rücksichtslos in Ausführung gebracht. — Was sollte aus dem armen Weibe, aus den beklagenswerthen Kindern werden, wenn sie in der Gewalt des Unbarmherzigen blieben, der seinen bodenlosen Haß auf sie übertrug? das war die Eine Frage, welche nicht schwer zu beantworten war; die andere that das treue Herz des frommen Weibes: Durfte, konnte sie den Gatten den Schrecken Sibiriens, allein, ohne Trost und Beistand, ohne Liebe und treue Pflege entgegen gehen lassen? Ihr Glaube an das heilige Evangelium Jesu Christi gebot ihr, das Loos des Gatten im Elende zu theilen, wie sie es im Vaterlande in bessern Tagen getheilt hatte. Aber die Kinder? Waren sie nicht noch so jung und hülflos? Doch ihr Glauben rief ihr in die Seele hinein: Lebt nicht der alte Gott noch in Israel? Ist des Herrn Arm verkürzt? Hat er nicht Israel in der Wüste das Manna und die Wachtelschaaren gesendet? — Wird er Euch verlassen, die ihr zu ihm betet, an ihn glaubt, auf ihn hofft und vertraut? Da war die Herzensfrage beantwortet und endgültig entschieden: Weib und Kinder zogen mit, und wurde auch von dem Gerichte nichts dagegen eingewandt!

Schlimmer konnte es ihnen in Sibirien ja nicht ergehen, als in dem traurigen Awere Moise!

Durch und durch gottesfürchtig, hatten beide Aeltern auch von frühe auf ihre Kinder in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, im Glauben an das heilige Gotteswort, — und in der Treue gegen dasselbe erzogen.

So verließen sie denn, so gut es ging für die Reise ausgerüstet, in Gottes Namen das theuere Land ihrer Väter und zogen den fernen Einöden Sibiriens zu. Ohne große Unfälle erreichten sie die Stadt Tjumen, eine der Grenzstädte des westlichen Sibiriens; aber hier nahte ein doppeltes Unglück den Aermsten. Der Vater erkrankte, und die arme Mutter genas eines Knäbleins im fremden Lande.

Was man auch von dem Russen, und besonders dem

gemeinen Manne, sagen mag. Eine Tugend glänzt in seiner Seele als ein Stern erster Größe, es ist die Barmherzigkeit mit fremder Noth.

Die unglücklichen Verbannten hatten schon an und für sich eine Anwartschaft auf den Beistand der guten Russen ihres eigenen Standes, und als nun vollends die Lage der armen Wöchnerin den Frauen in Tjumen bekannt wurde, da thaten sich alle Herzen und Hände auf und die Liebe gab, pflegte, tröstete in einem so reichen Maße, daß die arme Frau an Nichts Mangel litt, dessen sie bedurfte, und ebenso wenig der kranke Familienvater und die armen Kinder. Alle Leute wetteiferten, ihr hartes Loos zu mildern.

Aber die Krankheit des Vaters stieg höher und höher, und endlich schloß er im Tode sein Auge, und die arme Wittwe wußte es nicht, und die gutmüthigen russischen Frauen wollten es ihr auch noch verschweigen, bis sie eher im Stande sein möchte, den bittern Kelch zu leeren, den sie ihr ja doch einmal reichen mußten. —

Jedoch in einem unbewachten Augenblicke stürmte der rohe Todtengräber in das Gemach, wo die Wöchnerin lag, und forderte das Todtenhemd für ihren Gatten! — Der Eindruck war fürchterlich auf das unglückselige Weib und — wenige Tage später grub man ihr an der Seite ihres Gatten in der harigefrorenen Erde die letzte Ruhestatt. —

Es war ein Schlag schwerster Art, welcher alle die milden Frauenherzen traf, an denen die beiden heimgegangenen Ehegatten Trost und Hülfe gehabt hatten. Ihnen blieben nun als Erbe die armen verlassenen Waisen und auf sie trugen sie Liebe und Barmherzigkeit in reichem Maße über.

Dennoch, wie auch treue Nächstenliebe sorgte, starb der arme Säugling und bald darauf auch das zweitjüngste Kind den Aeltern nach, und die viere, von denen nur die zwei ältesten wußten, was sie verloren hatten und welches herbe Loos ihnen bevorstand, blieben in Tjumen übrig. Die Liebe der russischen Frauen ermüdete nicht, die Kinder den langen, harten sibirischen Winter hindurch bei sich zu behalten und sie zu versorgen. Aber die sorgsame Stadtobrigkeit nahm end-

lich Kenntniß von der Lage der Dinge und da ſie eine Gemeindelaſt fürchtete, vor der ſo ein edler Stadtrath in und — außerhalb Sibiriens einen größeren Schrecken hat, als zwei oder drei barmherzige Menſchenſeelen, und da es ſich auswies, daß der Verſtorbenen Reiſepaß, das heißt Zwangspaß, nach Tobolsk lautete, ſo machte der edle Stadtrath den Prozeß kurz und ſchaffte, was man ſo nennt, die armen Waiſen „auf dem Schub“ nach Tobolsk.

Dort, wo bei der Stadtbehörde auch die Liebe nicht eingemiethet war, erſah man aus dem Zwangspaſſe, daß nur von einem verbannten, unruhigen und unbotmäßigen Eſthen, Major Mart, die Rede war, aber nicht von ſeiner Frau, am allerwenigſten aber von ſeinen vier Kindern, daß alſo folgerichtig die Behörde ſich um dieſe „hergelaufenen“ Kinder gar nicht weiter zu bekümmern hatte. Man ließ ſie alſo „laufen“, das heißt, man fragte nicht mehr, ob ſie ein Obdach hätten oder erfrören, Speiſe hätten oder verhungerten, da blieben oder ſich auf den Rückweg begäben.

Um ſolche chriſtlich-ſtadtobrigkeitliche Erfahrungen zu machen, braucht man nun grade keineswegs die Reiſe nach Tobolsk zu machen: man kann's, wenn man Luſt trägt, näher haben. — —

Wäre nicht wieder ächt altruſſiſche Barmherzigkeit auf ihrem Poſten geweſen, die armen Kinder hätten wohl, trotz dem angehenden ſibiriſchen Frühlinge, unter freiem Himmel den anbrechenden jungen Tag — nicht erlebt. So wurden ſie aufgenommen, geſpeiſt, gewärmt und, wenn auch auf einem harten Dielenboden, doch gebettet.

Zufällig erfuhr ein Pope, das heißt ein ruſſiſcher Geiſtlicher, von den Kindern.

Nun ſind die ruſſiſchen Geiſtlichen faſt durchweg von einem Bekehrungseifer erfüllt, wie er, gleich brennend, nicht leicht gefunden wird, das heißt, es gilt ihnen als eine heilige Pflicht, wo, wann und wie ſie können, ihrer, der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, neue Glieder zu gewinnen. Der Pope theilte es dem Archimandriten mit, das heißt einem höhern Geiſtlichen, und dieſer beſtimmte, daß man ſich der Verlaſſe-

nen in christlicher Liebe annehmen und sie zur russisch-griechischen Kirche bekehren müsse, was um so leichter erscheine, als es noch Kinder seien und sie aus Dankbarkeit für ihre Ernährung und Versorgung offene Herzen entgegenbringen würden.

Der Schluß war nicht ohne Grund und Boden; aber Anna und Carl waren bereits confirmirt, kannten also ihren evangelischen Glauben und hatten ihm Treue geschworen. Sie hatten aber auch schon bereits in Esthland die Bedrängungen der russischen Geistlichkeit, dem evangelischen Glauben abzuschwören und in die russisch-griechische Kirche überzutreten, genugsam kennen gelernt, um dagegen gewaffnet zu sein.

Je ärger darum das Andringen der Popen wurde, desto kräftiger wurde der Widerstand der Kinder, die bei den in Tobolsk wohnenden, wenn auch nicht zahlreichen Glaubensgenossen bald einen starken Hinterhalt gewannen.

Endlich gaben es die Popen auf, länger die zu keinem Ziele führenden Versuche fortzusetzen. Sie jagten die Kinder aus ihrer Pflege fort und sagten ihnen, sie sollten in ihre „gottlose Heimath" gehen. Wer war froher wie die armen Kinder, als es hieß: „in die Heimath!"? Von den Glaubensgenossen, so gut es ging, ausgerüstet und von den wärmsten Segenswünschen begleitet, traten sie den Weg von so entsetzlicher Länge, in eine so weite Ferne, mit Gott an, das heißt unter innigem Gebete zu ihm und in dem gläubigen Vertrauen, daß Er, der rechte Vater der Waisen, bei und mit ihnen sein werde.

Für ein paar Tage reichte der geschenkte Mundvorrath und das empfangene Reisegeld aus.

Was sollte es aber dann werden, wenn beides aufgezehrt war?

Nun, sie hatten ja schon so viele Beweise davon empfangen, daß der Herr der Menschen Herzen lenket wie Wasserbäche und auch ihre ehernen Pforten aufthut, also daß der Engel der Liebe hineinsteigen und Wohnung darinnen machen kann; da durften und wollten sie nicht verzagen und ließen keine bange Besorgniß aufkommen in ihren kindlichen Herzen,

die noch des Zweifels Gift- und Pesthauch nicht berührt hatte.

Wurde auf ihrem weiten Wege eins der zwei Jüngeren müde, so trugen es die beiden Aelteren um die Wette, und sie kamen vorwärts. Höchst selten war es, daß sie eine weite Strecke gehen mußten; denn es kam nicht leicht ein Wagen die Straße daher, ohne daß dessen Insassen, verwundert über die seltene Erscheinung der fremden Kinder auf der offenen Landstraße, sich mit ihnen in ein Gespräch einließen. Wenn sie dann das herzergreifende Schicksal der Kinder hörten, dann war wieder der Herr da, der die Herzen öffnete und weich und barmherzig machte. Die Kinder wurden auf den Wagen genommen und bis zu einer Herberge oder bis zu einem Dorfe gebracht, und auch dort fanden sie Obdach, Brot, Herzen voll Erbarmen. Ja, es kam selbst vor, daß so eine barmherzige Bauernseele am andern Morgen das langmähnige Rößlein noch einmal anspannte, und die mit Nahrungsmitteln reichlich versorgten Kinder noch eine ansehnliche Strecke weiter fortbrachte, besonders, wenn es zu besorgen war, daß sie vor Abend keine menschliche Wohnstätte möchten erreichen können.

So kamen sie denn, wenn auch an und für sich langsam, doch schneller weiter, als man nach der ungeheuern Entfernung, die sie zurückzulegen hatten, hätte denken sollen, und erreichten endlich nach manchem langen Umwege, den sie machen mußten, Moskau. Die kluge Anna fragte nach dem evangelisch-lutherischen Pastor und nach langem Suchen fanden sie endlich die Thüre des Pastors Stahl, die sich ihnen mit väterlicher Liebe aufthat. Hier konnten sie sich wieder einmal behaglich ausschlafen, ausruhen; hier pflegte und nährte sie die rechte, im Glauben ihnen verbundene Liebe Christi und ihre Herzen wurden voll Freude und Dankes.

Aber welch ein Weg lag noch vor ihnen? Von Moskau bis Petersburg, noch 96 deutsche Meilen, noch nahezu 200 Stunden! Allein Anna und Carl verzagten nicht. Der Herr, der bis hierher so wunderbar geholfen, würde ihrer auch auf diesem weiten Wege nicht vergessen, sagten sie zu Pastor

Stahl, der ihnen denn den Zehrpfennig sammelte, dessen in seinem Briefe an Pastor Hunnius gedacht ist, und diesen Brief mitgab, als vollgültige, warme Empfehlung.

Noch waren sie nicht weiter, denn einige Meilen jenseits Moskau's, gegen Petersburg hin gekommen, da sahen sie einen einzelnen Offizier in einem bequemen Wagen die Straße daher kommen. Er kam auch von der Grenze Sibiriens, wohin er verbannte Polen gebracht hatte, die unterwegs erkrankt waren; daher er noch zwei leere Wagen mit sich führte.

Anna und Carl traten an seinen Wagen und flehten um Gehör, und als er sie anhörte, erzählten sie kurz ihre Leidensgeschichte und flehten um Mitnahme, wenn auch nur bis zur nächsten Station. Gott weiß es alleine, ob der Offizier die Erzählung für eine Lüge hielt oder ein Herz von Kieselstein hatte, daß er der Thränen und des Verlassenseins und der sichtbaren Ermüdung der unglücklichen Kinder nicht achtete. Er wandte sich gleichgültig von ihnen ab, rief seinem Kutscher „vorwärts" zu, die Peitsche knallte und in sausendem Galoppe flogen die drei Wagen weiter. — Die armen ermatteten Kinder standen händeringend, laut weinend auf offener Straße, noch weit entfernt von menschlichen Wohnstätten und bei nahezu sinkendem Tage und tödtlicher Ermüdung. — Unmensch! ruft vielleicht mancher mildherzige Leser aus, und ich gestehe es, daß, als ich die briefliche Mittheilung las, das harte Wort unwillkürlich auch meinen Lippen entfuhr.

Aber der Herr, der die Herzen lenket, weiß auch solch ein hartes, mitleidloses Herz herumzukriegen!

Der Offizier wollte sich des Gedankens an die mitten im menschen- und dörferleeren Lande ihrem Schicksale überlassenen Waisen entschlagen und Anderes in sich bewegen; aber — es war doch seltsam! er konnte nicht; er wurde es nicht los, dies Bild des verlassenen Jammers!

Plötzlich rief er seinem Kutscher: Zurück!

Wohin, Herr? fragte der erstaunt.

Zu den vier verlassenen Kindern! Rasch, rasch!

Da drehten die Wagen, die schon ein Paar Werste von

den Kindern entfernt gewesen waren, um und flogen nun dahin, wie auf Flügeln des Sturmwinds.

Die Kinder saßen traurig am Wege, zusammengekauert am Stamme eines alten Baumes und Anna vergoß reichliche Thränen; denn sie waren alle Viere todtmüde und hungrig, aber ohne Speise und Obdach, und so weit auch das Auge reichte, war kein Gefährt zu erblicken, dessen Deichsel gegen Petersburg stand; die aber, welche in entgegengesetzter Richtung kamen, was sollten die ihnen nützen?

Aber wie freudig erschracken die Kinder, als sie plötzlich den Offizier wieder heranfahren sahen, der ihre Bitte nicht erhört hatte!

Schnell, Kinderchen, eingestiegen in den Wagen da hinten, rief er jetzt im freundlichsten Tone, als er sie erreicht hatte, und sie ließen es sich wahrlich nicht zweimal sagen. Kaum saßen sie fest und warm, so ging es auch wieder in sausendem Galoppe weiter.

Auf der Station, wo der Offizier übernachtete, sorgte er wahrhaft väterlich für sie und am andern Morgen setzten sie wieder mit ausgeruhten Postpferden die Reise im Fluge fort. So erreichten sie endlich unter der sich gleichbleibenden treuen Fürsorge des Offiziers glücklich Petersburg. Dort wollte Anna mit ihren Geschwisterchen Pastor Laaland aufsuchen, allein das schien dem Offizier bedenklich. Er ließ es nicht zu und behielt sie bei sich. Versorgt für die nun nur noch sechszehn Stunden weite Strecke bis Narva, verließen sie mit Thränen des wärmsten Dankes ihren Wohl-

thäter und legten diesen Weg in einer bevölkerteren Gegend, ohne Schwierigkeiten zu Fuße zurück und traten so unerwartet in das gastliche, freundliche Haus des Pastors Hunnius ein, der voll tiefer Rührung und voll Preises der Gnade Gottes die Erzählung Annas anhörte.

Nachdem sie in der mütterlichen, liebevollen Pflege der Frau Pastorin Hunnius einige Tage ausgeruht, begaben sich die beiden Aeltesten, Anna und Carl, nach ihrem früheren Wohnorte, um ihre Verwandten aufzusuchen. Sie fanden sie und wurden mit Liebe von ihnen aufgenommen; denn der Esthe verläßt seine Angehörigen niemals, ja es hat der Wildfremde, wenn er *seines* Volksstammes ist, an ihm einen Bruder.

Einige Tage später kehrten sie, begleitet von einigen ihrer Verwandten, nach Narva zurück und holten ihre Geschwisterchen von dort ab.

Diese Begebenheit, welche die gnadenreiche Hülfe des Herrn so wunderherrlich vor die Augen stellt, ist mir von einem lieben Amtsbruder mitgetheilt worden, der sie gleichlautend von Pastor Stahl und Pastor Hunnius erfuhr, die er Beide kennt und bei denen Beiden er vor einigen Jahren persönlich anwesend war, behufs einer Collecte für seine Gemeinde, die im fernen Westen Amerika's ein Haus des Herrn erbauen will. Möge er glücklich dort angelangt sein, und seinen schönen Zweck erreichen!

Und wenn ihm — wer weiß die Wege solcher Büchlein? — diese Spinnstube zu Gesichte kommt, — und sie geht zahlreich nach Amerika! — so möge sie ihm nochmals meinen Dank für die Mittheilung und einen warmen, brüderlichen Gruß bringen!

5. Zwei Stücklein aus dem französischen Krieg.

Bei der Belagerung von Metz, die unsere braven Soldaten so lange nöthigte, den beschwerlichen Vorpostendienst zu versehen, welcher durch das schlechte Wetter doppelt beschwerlich wurde, fiel bei einem der Ausfälle, welche die Belagerten machten, unter einer großen Anzahl von Gefangenen auch ein Soldat des 33. französischen Linien-Regiments in die Hände unserer Soldaten.

Das Aussehen desselben mußte Jedem, der ihn sah, das tiefste Mitleid einflößen. Denn nur noch in Fetzen hingen ihm die Kleider um den Leib und starrten überdies von Schmutz, der sie wie eine dicke Kruste überzogen hatte. Die Schuhe waren wie aufgeweicht, ließen die bloßen Zehen erblicken und wurden nur noch durch die Gamaschen an den Füßen festgehalten. So sahen nun freilich mehr oder weniger alle Gefangenen aus, da der größte Theil des gewaltigen Heeres, welches durch die blutige Schlacht bei Gravelotte in die Festung Metz hineingedrängt worden war, außerhalb der überfüllten Stadt in Zeltlagern campiren mußte. Allein bei dem gefangenen 33er kam noch das hinzu, daß man ihm nicht blos den bitteren Hunger ansah, sondern daß er auch noch von einem heftigen Fieberfroste geschüttelt wurde.

Die Landwehrleute, welche zum Transportiren der Gefangenen nach Pont-à-Mousson befehligt waren, nahmen sich des Leidenden voll Mitleids an, gaben ihm reichlich zu essen, hängten ihm eine Pferdedecke über und suchten ihm alle mögliche Erleichterung zu gewähren. Allein zurücklassen konnten und durften sie ihn nicht.

In Jouy, wo einige Zeit gerastet werden sollte, macht mein Franzose dem Landwehrmanne, der an seiner Seite ging, einem treuherzigen Pommern, mit großem Aufwand von Worten und Zeichen verständlich, daß hier seine Heimath sei, wo er Frau und Kinder habe, und bittet händeringend, daß man ihn dieselben noch einmal vor dem Weitermarsche besuchen lasse.

Kaum hat der Pommer verstanden, worum es sich handele, so eilt er zu seinem Offizier, ihm die Bitte des Leidenden vorzutragen und bringt seine Fürbitte so geschickt und eindringlich an, daß er zu seiner großen Freude die Gewährung derselben erhält, sowie den Befehl, den Gefangenen zu begleiten.

Und siehe da, der Weg geht nach einem Hause, in dessen Nachbarschaft der Pommer vor nicht langer Zeit selber ein paar Tage im Quartier gelegen hat.

Das Wiedersehen der beiden Ehegatten lassen wir unbeschrieben. Die Frau sieht natürlich den begleitenden Soldaten kaum an, sondern hat nur Augen und Ohren für ihren Mann, dessen Jammergestalt ihr fast das Herz brechen will, und dem sie in der Eile alles mögliche Gute anthun möchte, während sie doch in Wirklichkeit kaum etwas Anderes that, als daß sie ihm eines um das andere ihrer beiden Kinder zum Küssen hinhielt.

Der Pommer steht stille in einer Ecke und zerdrückt eine Thräne, die sich ihm beim Gedanken an das eigene Weib und Kind zu Hause in's Auge schleichen will.

So verrinnt die Zeit, ehe sie's glauben und plötzlich wirbelt draußen wieder die unerbittliche Trommel, die zum Weitermarsch ruft. Wohl oder übel muß der Soldat zum Aufbruch drängen, da er dem Offizier für seinen Gefangenen verantwortlich ist.

Da fährt das Weib erschreckt auf und würdigt erst jetzt den Soldaten eines Blicks, um ihn zu bitten, daß er doch noch so lange Zeit geben möge, bis sie ihrem Manne etwas Warmes gekocht habe. Das Gesicht, in das sie da sieht, kommt ihr bekannt vor, und der freundliche Ausdruck in demselben, obschon offenbar ihre Bitte gar nicht verstanden worden ist, ermuthigt sie, dieselbe in der Zeichensprache noch dringlicher zu wiederholen. Als jedoch der Pommer dazu mit dem Kopfe schüttelt und ernster zum Aufbruche drängt, weil jetzt zum zweiten Male die Trommel ruft, da macht sie ihm verständlich, daß er sie doch wenigstens bis Corny ihren Mann möge begleiten lassen sammt den Kindern.

Dazu glaubt der Soldat Gewährung nicken zu dürfen. Da nimmt die Frau ihr kleinſtes, etwa zweijähriges Kind auf den Arm, der fünf Jahre alte Bube faßt die Hand des Vaters, und ſo geht es zu der Truppe, die bereits zum Abmarſche angetreten iſt.

Der Offizier macht freilich große Augen, als der Pommer ſtatt des Einen Mannes eine ganze Familie zurückbringt, iſt aber gutherzig genug, auf die Fürſprache des Soldaten die Begleitung des Weibes und der Kinder zu geſtatten.

Man ſetzt ſich in Marſch. Aber bald zeigt es ſich, daß die ſchwache Mutter ihre Kräfte überſchätzt hat. Das Kind, welches ſie auf dem Arme hat, wird ihr zu ſchwer, beſonders da der Weg ſo ſchlecht iſt, daß er auf Schritt und Tritt die größte Aufmerkſamkeit erfordert. Bald ſchleppt ſie ſich nur noch mühſam fort und droht endlich ganz zuſammenzuſinken, wie auch der Arm ihres Mannes ſie zu ſtützen ſucht.

Was thut da der ehrliche Pommer?

Er hängt am Riemen sein Gewehr über die Schulter, breitet dem Kinde die Arme entgegen, und da das lächelnd nach ihm reckt, nimmt er es der wankenden Mutter ohne Weiteres ab auf seine starken Arme. Und zutraulich schmiegt sich das Kind sofort an seine Schulter.

Auf das Höchste erstaunt sehen die beiden Eltern das Benehmen des Kindes, von dem ja die Mutter weiß, wie scheu dasselbe sonst gegen jeden Fremden zu sein pflegt. Auch der Knabe an der Hand des Vaters wird aufmerksam, und kaum hat er sich den Soldaten, der das Schwesterchen trägt, ein wenig näher besehen, da läßt er plötzlich auch die Hand des Vaters los und hängt sich dem Soldaten jubelnd an die Beine.

Da gehen denn auch der Mutter endlich die Augen auf, sie erkennt in dem Freunde ihrer Kinder einen der preußischen Soldaten wieder, die während ihres Cantonnements in Jouy, als sie krank darniederlag, sich so freundlich ihrer und ihrer Kinder angenommen, ihr Holz und Wasser zugetragen, ihre Rationen mit ihr getheilt und ihre Kinder gewartet hatten. Mit Thränen in den Augen erzählt sie das rasch ihrem Manne. Der aber hat nichts Eiligeres zu thun, als nun dem Pommern um den Hals zu fallen und ihm mit Weinen und Schluchzen seinen Dank abzustatten, den er ihm in Worten ja doch nicht aussprechen konnten.

Dieser Auftritt veranlaßt natürlich ein Stocken des Zuges, da auch die übrigen Gefangenen, die des Weibes Rede gehört hatten, stehen blieben und laut ihr brave camerade! (Braver Kamerad!) riefen. Der Offizier sprengt heran, nachzusehen, und da er französisch versteht, erklärt ihm die Mutter in fliegenden Worten das Wunder, durch welches sein Füsilier auf Einmal Kindermagd geworden ist.

„Das hast du brav gemacht, mein Junge!“ ruft er dann dem ordentlich verklärt dreinschauenden Soldaten zu, klopft ihm auf die Schulter und reicht ihm vom Pferde herab die Hand. Dann sprengt er wieder davon, ohne sich weiter um die Ordnung des Zuges zu kümmern. Vielleicht

wollte er die Thränen nicht sehen lassen, die auch ihm das Auge feucht machten, deren er sich aber gewiß nicht hätte zu schämen brauchen.

Ich aber sage: Ehre den wackern Soldaten, die, wenn sie auch um des Feindes willen die unsäglichsten Strapatzen erdulden müssen, sich doch ein menschlich fühlendes Herz bewahren und das Wort des Herrn Jesu, daß man durch Wohlthun dem Feinde feurige Kohlen auf das Haupt sammeln müsse, so schön zur Wahrheit zu machen wissen!!

Und sollte dem lieben Freunde aus dem Pommerlande, von dem da oben die Rede war, (ich wollt', ich wüßte seinen Namen und könnte ihn nennen!) und dem gewiß Jeder, der diese Geschichte liest, von ganzem Herzen wünscht, daß er nun wohlbehalten an den eigenen Herd heimgekehrt ist, sollte ihm die Spinnstube mit diesen Zeilen zu Gesichte kommen, so mag er sich's gefallen lassen, daß auch ich ihm im Geiste die Hand drücke und zurufe: „Ja, das hast du brav gemacht, mein Junge! Gott lohne es dir!"

* * *

„Heute kommt wieder ein Zug mit Verwundeten!" so scholl es durch das Städtchen B....., und Alles, was Beine hatte und Zeit fand, eilte nach dem Bahnhofe. Mag wohl Mancher und Manche dabei gewesen sein, die es bangen Herzens thaten in der Furcht, am Ende auch einen geliebten Angehörigen, von dem lange kein Brief gekommen war, unter den beklagenswerthen Opfern der Schlachten finden zu müssen.

Auch ein altes Mütterchen, der die harte Nothwendigkeit des Militärgesetzes den jüngsten Sohn, die Stütze und die Hoffnung ihrer alten Tage, von der Seite gerissen hatte, ist unter der Menge.

„Wenn sie da am Ende auch meinen Wilhelm blutig und zerschossen brächten!" denkt sie und drängt sich bittend und flehend, man möge sie doch durchlassen, bis in die vordersten Reihen.

Da pfeift die Locomotive und der Zug braust heran.

Als wollte sie sich die alten, vom Weinen nach ihrem Wilhelm getrübten Augen völlig blind sehen, mustert das Mütterchen sämmtliche Verwundete, die aussteigen und, soweit es möglich ist, ausgeladen werden, da hier Alle neuen Verband und Mittagessen erhalten sollen. Ihren Wilhelm findet sie Gottlob! nicht darunter, wohl aber Einen mit der Nummer seines Regiments, der jedoch nur leicht verwundet ist und ganz munter dreinsieht. Es gelingt ihr zu ihm durchzudringen, und welche Freude, als sie von dem Befragten hört, daß er ihren Wilhelm, der mit ihm bei derselben Compagnie stehe, ganz gut kenne und ihn noch gestern wohl und munter gesehen habe!

Wie schlägt da ihr Herz voll heißen Dankes gegen den Herrn, der ihre Gebete erhört und seine schützenden Flügel über das geliebte Kind gebreitet hat! Wie drängt sie nun aber auch ihr Herz, Einem der Unglücklichen, die sie hier vor sich sieht, etwas Gutes zu thun und so Gott dem Herrn thatsächlich ihren Dank zu opfern! Viel kann sie zwar nicht thun; denn sie hat selbst nur zur Noth zu leben. Drum will sie sich auch den Bedürftigsten aussuchen, daß ihre Gabe wohl angewendet sei.

Da sieht sie fast zuletzt Einen aussteigen, bleich und hohläugig, den linken Arm, von dem der Waffenrock zerrissen herabhängt, in der Binde, den Kopf mit einem schwarzen Tuche umwunden, das linke Bein mühsam nach sich schleppend. „Der ist gewiß der Bedürftigste," denkt sie und drängt sich mühsam zu ihm hin.

Daß er statt der Achselklappen silberne Achselschnüre trägt, sieht sie in ihrem Eifer nicht, kennt auch vielleicht gar nicht den Unterschied zwischen diesen Abzeichen. Und wie soll sie in dem zerrissenen, noch vom Schmutze der Straßburger Laufgräben überzogenen Waffenrocke den Offiziersrock erkennen, zumal da der Degen im Waggon zurückgeblieben ist?

Endlich hat sie den Aermsten erreicht, berührt ihn sanft an dem gesunden Arme und drückt ihm, als er sich zu ihr umwendet, verschämten und doch seligen Blickes — — einen Groschen in die Hand.

„Mehr habe ich ſelbſt nicht," flüſterte ſie dem Staunenden zu, aber es iſt ein Wittwenſcherflein, und Gott ſegne es Euch!"

Wehmüthig lächelnd nimmt der verwundete Hauptmann — denn ein ſolcher war es — den Groſchen, ſteckt ihn in die Taſche und ſpricht mit einer Thräne im Auge:

„Danke herzlichſt, liebes Mütterchen! Ja dieſen Groſchen wird gewiß Gott ſegnen. — Aber nun müßt Ihr auch von mir ein kleines Andenken nehmen."

Spricht's, dreht ſich um, nimmt etwas aus ſeinem Geldtäſchchen, wickelt es in ein Papier und reicht es dem Mütterchen dar mit einem warmen Händedrucke und dem Zuſatze, ſie dürfe das Papier aber erſt zu Hauſe aufmachen.

Und was findet ſie da?

Zwei blitzende Goldſtücke, von denen eines für lange Zeit ausreicht, die Sorge von ihr ferne zu halten, deren anderes

sie aber sofort für ihren Wilhelm zurücklegt, um es ihm in kleineren Beträgen nach und nach zuzusenden.

Ob sie da wohl an den Spruch gedacht hat: „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten“ (Sprüche Salom. 19, 16)? — Jedenfalls hat sie die Wahrheit der letzten Worte reichlich erfahren und ist inne geworden, daß der Herr ein Schuldner ist, der pünktlich und freigebig schon hier die Zinsen zahlt. Und einst am großen Tage der Abrechnung, da wird ihres Groschens gewiß erst recht nicht vergessen werden!

---

6. Silben-Räthsel.

Mein Erstes umgibt dich weit und breit,
Du kannst es zum Leben auch nimmer entbehren;
Beginnt's dir zu fehlen, o welch ein Leid,
Dem alle Arzneien nicht können wehren!

Mein Zweites, ein Fuhrwerk gar seltsamer Art,
Bedarf keines Weges und geht doch so zart,
Daß drinnen du spürst nicht den mindesten Stoß.
Und sei die Entfernung auch noch so groß,
Es legt sie zurück in eilendem Gange
Selbst fern über's Meer
Und fährt doch einher
Auf dem Bauch, wie die kriechende Schlange.
Der Dampf und der Wind, das sind seine Rosse,
Die ohne zu scheuen es lustig zieh'n.
Ob im Wolkendonner die Blitze sprüh'n,
Ob es selber donnernd wirft die Geschosse.
Denn nicht zum Dienste des Friedens allein,
Auch im wilden Kriege bedient man sich sein.

Mein Ganzes ist ein Wägelein,
D'rin möcht' ich nimmer gefahren sein.
Doch haben es die Pariser zuletzt
Zur Zeit der Noth selbst in Postdienst gesetzt.

---

7. Anekdote.

Daß Müller dick und fett werden, ist gerade keine Seltenheit. Denn das Müllersgewerbe ist eins von den nahrhaften, und der Molter, den die Müller als Lohn für sich nehmen, ist bekanntlich niemals das Schlechteste von dem Mehl, wie die Müllerkunden zu ihrem Aerger erfahren, so oft sie an's Backen kommen.

Ebensowenig aber ist's eine Seltenheit, daß Müller an der Gicht und ähnlichen bösen Umständen leiden. Denn das ewige Aufstehen in der Nacht, wenn die Schelle an das Aufschütten mahnt, sowie das viele Handthieren im Wasser und am Wasser sind solchen bösen Umständen sehr förderlich.

Das Gewerbe des Schoßmüllers zu B.....bach mußte aber ein ganz besonders nahrhaftes sein. Denn der Müller war fast so rund wie lang, und wer sein Gewicht unter drittehalb Centner geschätzt hätte, würde sich arg verrechnet haben.

Item, die Gicht fand auch über drittehalb Centner ihren Weg, und die Fettlagen, die der Schoßmüller sich zum Schutze wider den argen Feind um den Leib angelegt hatte, waren für sie kein Hinderniß, wenn sie auch den Meister Pancratius Spindeldürr, den Dorfschneider, gewaltig hinderten, dem Müller je einen gutsitzenden Rock auf den Leib zu schaffen. Meister Pancratius behauptete es wenigstens so.

Lag jetzt eben der Schoßmüller wieder seit Wochen an der Gicht im Bett und hatte das Gliederreißen, daß es eine Art war. Kein „Brauchen," kein „Besprechen" wollte helfen, wie gut der alte Hanwillem, der Hirte im Dorfe, das auch verstand gegen hunderterlei Gebreste an Menschen und Vieh.

„Ich muß die rechte Art von Gicht noch nicht getroffen haben, die Ihr habt," entschuldigte sich Hanwillem, wenn der Müller in seinen Schmerzen über die vergeblichen Kuren desselben wetterte. „Denn seht, es gibt 99erlei Sorten von Gicht, und wider jede muß besonders gebraucht werden. Da dauert's oft lange, bis man das Rechte trifft."

Dem Schoßmüller aber ward's nachgerade zu arg, um

ſich bei Hanwillems Brauchen zu gedulden. So leid es ihm auch um die zwei Thaler war, die er dem Doctor aus dem Städtchen allein für den Gang bezahlen mußte, es half nichts, der Doctor mußte herbei.

Nachdem derſelbe etliche Arzneien verſchrieben hatte, äußerte er, als während ſeiner Anweſenheit gerade wieder ein äußerſt heftiger Anfall bei dem Müller eintrat, theilnahmvoll gegen die Müllersfrau:

„Vielleicht würde ein bischen Räuchern den kranken Gliedern wohlthun und die Schmerzen lindern.“

Betroffen ſah da die Müllerin den Doctor an; nicht von wegen des Räucherns, auf welches ſie große Stücke hielt, beſonders an den Schinken und Speckſeiten in ihrer Daas (Rauchfang). Ein anderer Gedanke fuhr ihr vielmehr bedenklich durch den Kopf, und kleinlaut entgegnete ſie dem Doctor, indem ſie auf die anſehnliche Körperfülle des Eheherrn hinwies:

„Jo, Herr Doctor, dat wär' ſchon gut; aber wie bringe mer de Karle (den Kerl) in die Daas?“

8. Alte Liebe roſtet nicht, oder die zwei Almerswinder Schulmeiſter in einer Perſon.

Von Joſias Nordheim.

Die nachfolgenden Mittheilungen müſſen gemäß der Ueberſchrift natürlich in drei Kapitel gebracht werden. Das erſte handelt von einem Schulmeiſter. Das andere handelt wieder von einem Schulmeiſter. Das dritte wird dann das Räthſel löſen wie die beiden Schulmeiſter gleichwohl in einer und derſelben Haut Raum gefunden. Der Leſer, auch derjenige welcher den Namen Almerswind in ſeinem Leben zum erſtenmal hört, wird die Löſung von vornherein ohne großes Kopfzerbrechen wohl von ſelber finden, die Geſchichten ſelbſt, hoffe ich, werden ihm darum indeß nicht mindere Freude gewähren.

Eingangshalber ſieht ſich der Erzähler in Beziehung auf die Ueberſchrift zu einer Bitte veranlaßt. Die Herren Lehrer, Schullehrer, Oberlehrer, Unterlehrer, Kantoren oder was für Titel ſie in der Welt führen mögen, ſollen mir doch keine Fauſt machen, daß ich ihre Almerswinder Collegen mit dem ordinären Titel Schulmeiſter nenne.

Es wäre kein Unglück, wenn dieſe faſt nur im Volksmund noch fortlebende Bezeichnung wieder allgemeines Bürgerrecht erhielte. Erſtlich iſt's gutes verſtändliches Deutſch. Zweitens wenn ſich Niemand ſchämt Schichtmeiſter, Werkmeiſter, Hofmeiſter, Bürgermeiſter, Kapellmeiſter zu heißen, warum ſoll Schulmeiſter deſpectirlich geredet ſein? Wär's nicht im Gegentheil geſcheiter, einem braven und verdienten Schul-

lehrer zu seinem fünfundzwanzigjährigen und meinetwegen zehnjährigen Amtsjubiläum den „Schulmeister“ als Orden in's Knopfloch zu hängen, als daß man ihn allergnädigst ermächtigt „Herr Kantor“ zu heißen? Kantoren, Vorsänger, die könnte man zur Noth von den Bäumen schütteln. Aber Schulmeister! Leute, die Meister in ihrer Schule sind! Sind die nicht auch eine edle und seltene Gottesgabe? Ich meinestheils habe immer „grausamen Respekt“ vor so einem gehabt: vor einem, der gar keinen Stecken braucht und höchstens einmal in besonderen Krankheitsfällen ungebrannte Asche als Medizin verwendet, sondern mit dem „Stab Sanft“ alle Wunden der zweibeinigen Kleinigkeiten zu heilen, alle Auswüchse des Uebermuths im Saft zu ersticken weiß; der die seltsame Kunst versteht, ein Heerdlein von achtzig, hundert und vielleicht noch mehr Kindern nicht allein zusammenzuhalten, wie der Hirt seine Schafe, sondern die jugendliche Kraft und Munterkeit, die zu allen Haar- und Fingerspitzen hinauswill, so auf ein gesundes Ziel hinzuleiten, daß die strammsten Jungen und die beweglichsten Mägdlein doch wie angegossen auf der Schulbank sitzen vom ersten Wort des Lehrers an bis die Uhr auf dem Thurm zu brummen anfängt. Schon wieder eine Stunde herum!

Das ist ja ein rechter Meister in seiner Schule, der nicht allerlei Wissenskram in's Gedächtniß der Kinder hineinstopft wie der Metzger das Wurstfleisch in den Rindsdarm, sondern unter dessen Leitung die jugendlichen Geister sich entwickeln wie eine Knospe im Frühling, die wenn sie sich einmal dem Sonnenstrahl erschlossen hat, Blätter, Blüthen, Fruchtansätze aus sich hervorgehen läßt nach allen Seiten hin.

Also die zwei Schulmeister der Ueberschrift dürfen keinen Zorn anrichten, und werden's auch nicht. Aber ein Schurke ist, der mehr giebt als er hat. Ich habe die „zwei“ von denen die Ueberschrift sagt, leider erst wenig Wochen vor ihrem gemeinsamen Tod kennen gelernt — sie sind nämlich als im Leben engverbundene Freunde genau zu einer und derselben Stunde aus der Zeitlichkeit hinweggenommen worden. Genauere Mittheilungen über ihren Lebens-

lauf nachträglich zu sammeln hab' ich nicht Zeit und Gelegenheit gehabt. Und so kann ich der Hauptsache nach nur das wiedergeben, was mir am Begräbnißtag von näheren Bekannten und von Gliedern der betreffenden Gemeinde, nachher aber gelegentlich einer flüchtigen Begegnung mit der Wittwe, von dieser glaubwürdig erzählt worden ist. Ist etwas in der Wirklichkeit ein wenig anders gewesen, was liegt daran, wenn nur das Ganze zutrifft, und mit dem hat es eben doch seine Richtigkeit.

Der Leser wird es natürlich finden, wenn ich das liebe herrliche Männlein, in dessen Person für zwei Almerswinder Schulmeister Raum gewesen, mit seinem wahren Namen Hetzel nenne; und wer ihn von Person gekannt hat, gibt mir auch weiter recht, wenn ich mitunter von dem lieben Hetzelchen rede. Denn unter die langen Schlingel von der Potsdamer Garde zur Zeit des Vaters vom alten Fritz wäre unser Freund, wenn er so ein Hundert Jahre eher das Licht der Welt erblickt hätte, sicherlich nicht gesteckt worden; dazu war einmal die Natur zu kurz. Es ist auch ganz einerlei für einen Schulmeister, ob er ein paar Fuß über das Militärmaaß wie weiland König Saul über Israel hinüberragt oder ob er wegen einiger fehlender Zoll auf das Streckebett gezogen werden müßte. Ein „Schulmeister" ob kurz oder lang schwebt doch allemal hoch über den Häuptern seiner lieben Jugend.

Der auswärtige Leser aber, der nicht gerade Eisenwaaren aus dem Almerswinder Hammerwerk bezogen oder Bretter aus der mit demselben verbundenen Schneidemühle geholt hat, fragt: Almerswind? wo liegt's, wo ist's auf der Landkarte zu suchen? Und da dient denn folgendes als Bescheid.

Almerswind, seit 1787 der Rittersitz der Edlen von Uttenhoven, ist ein mäßig starkes Dorf an der oberen Itz nahe bei dem Sachsen-Meiningischen Städtchen Schalkau. Der Thüringer Wald schaut ernst und doch freundlich herunter in den frischen Wiesengrund, und wenn die Itz und die Grümpen, die zwei frischen Wasser unterhalb des Dorfes Hochzeit halten — auch der harte Winterfrost bringt ihre

uralte Hochzeitsfreude nie zu völligem Stillſtand, — ſo ſchaut der alte Bleß mit dem breiten Rücken, der höchſte Berg am ſüdlichen Gebirgsabhang, ob er gleich weithin in's geſegnete Frankenland die Aufſicht zu führen, und bald für gutes bald für böſes und wildes Wetter zu ſorgen hat, geduldig zu und ſpricht: friſch vorwärts, ihr Burſche, es iſt auf euerm krummen Weg ſechs Stunden, die der Fuchs gemeſſen bis Coburg hinunter; und wenn ihr nicht über's Geſtein hüpfet was Zeug hält, ſo giebt es in der Mittelberger Papiermühle nicht Waſſer genug für den Dampfkeſſel, in Schweinfurt und Würzburg zum Holzflößen und für die großen Mainkähne!

Hier alſo in Ajmerswind iſt unſer lieber Hetzel ſchon vor mehr als dreißig Jahren Schulmonarch geweſen. Gelernt hatte er die Schulmeiſterei in Hildburghauſen, dem dazumal ſchon Meiningiſchen Städtchen, das ſchon ſo manchen braven Schulmeiſter in die Lande umher geſendet hat. Es war freilich in der Ordnung daß er in der Schulpraxis zuvor auch ſeine Probezeiten beſtehen mußte.

Sein allererſtes Schulamt hatte er bekleidet hoch oben in Scharfenwind, einem einſamen Ort des Thüringer Walds, und dortſelbſt war er auf ziemlich dornenvolle Schulmeiſterroſen ge-

bettet geweſen. Davon muß etwas beigebracht werden, der werdende Schulmeiſter wird ſich da bereits fühlbar machen.

Den guten Scharfenwindern nämlich — jetzt wird ihnen der Horizont ſchon weiter geworden ſein — wollte es durchaus nicht in den Kopf, daß ſie dem ganzen Gang der bisherigen Weltgeſchichte zuwider auf einmal einen eignen Schulmeiſter unterhalten ſollten, und die Gewaltigen des Orts hatten untereinander das folgende höchſt weiſe Abkommen getroffen: Wißt Ihr was, ſagten ſie zu einander, wir machen dem neuen Schulmeiſter, den uns die Regierung geſendet, das Leben ſo bluteſſigſauer, daß er's da oben bei uns nicht aushalten kann und treiben das Ding ſo lang fort, bis er eines ſchönen Morgens in ſeine Stiefeln fährt und nach Meiningen zum Herzog läuft. Da wird er nachher den hohen Herrn von der Regierung das Haus ſtürmen und lamentiren: Scharfenberg iſt ein verlorner Poſten für die Schulmeiſterei, die Luft geht Euch da oben ſo verzweifelt ſcharf, kein Schulmeiſter kann's aushalten!

Was wird die Regierung thun können? Erſt wird ſie ſagen: Hetzelchen, Du biſt noch jung, und in der Bibel ſteht geſchrieben: „Es iſt ein köſtlich Ding einem Mann, daß er das Joch in ſeiner Jugend trage." Dann aber wenn das Schulmeiſterlein alles erzählt wie ſie da oben wild und unzugänglich und dazu gar ſo arm und bedürftig ſind, wird ſie zwar mahnen: geh' nur hin und probir's noch eine Weile. Endlich aber, wenn Klagſchreiben über Klagſchreiben einläuft, wird's auf einmal kommen ſchwarz auf weiß: die Scharfenwinder ſollen vorläufig auf hundert Jahre von der Plage einer eigenen Schule losgeſprochen ſein. Habt Ihr's gehört, Nachbarn? So machen wir's!

Nach ihrer Meinung gut ausgedacht. Aber die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Denn das muntere Hetzelchen war eine geduldige Seele, that was er konnte an Jungen und Alten, verdaute bei ſeinem geſunden Magen die gröbſten Anzüglichkeiten und Beleidigungen, hatte keine Augen für die ihm gewidmeten Verdrießlichkeiten, aß Salz zu ſeinen Kartoffeln wenn die Scharfenwinder Frauen ein

Ausfuhrverbot auf's Schmalz legten, war höflich und bescheiden gegen die Alten, liebreich und freundlich gegen die Kinder, und dachte: die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen; — Rom aber ist nicht in einem Tage gebaut worden, so wird auch meinen Scharfenwindern der Standpunkt noch klar werden, daß der liebe Gott die Schulmeisterei nicht zur Plage sondern zum Segen der Leute erdacht hat.

Der Standpunkt hat aber den guten Scharfenwindern erst klar gemacht werden müssen. Sie hatten sich in ihre weisen Gedanken von der erstaunlichen Verderblichkeit einer eigenen Scharfenwinder Schulmeisterei freilich so vertieft und verliebt, daß das Hetzelchen gerade mit seiner unermüdlichen Sanftmuth und Geduld nur Oel in's Feuer goß. Es wollte ihm mit allen Bitten und Vorstellungen nicht gelingen, seine Heerde auch nur an einzelnen Schultagen zur Hälfte um sich zu sammeln.

Die Schüler und Schülerinnen blieben weg mit Entschuldigung und ohne Entschuldigung. Hatte eins nach vierzehn Tagen endlich das Kopfweh oder das Bauchgrimmen verloren, welches eine schreckliche Krankheit ist, so hatte es sich auf dem Weg nach dem Schulhaus einen Zahnschmerz geholt, der nachher nicht anders zu kuriren war, als daß es auf neue vierzehn Tage die jungen Gänschen hütete oder der Ziegenheerde nachlief oder im Wald bei der Holzhauerei mit angriff. Ein anderes hatte sich just bei'm Heimweg von der Schule einen Dorn in den Fuß getreten, mußte dann zur Strafe dafür zu Haus Schleißen schnitzen, und dann hatte es bei'm ersten Schulweg nach der langen Luftentwöhnung einen gefährlichen Schnupfen gekriegt. Im Nothfall mußte ein Quatember, Petri oder Pauli oder irgend ein großer Heiliger im Kalender stehen, also etwas zum Blutreinigen eingenommen werden. Die Kinder aber, welche zur Schule kamen, machten zum Theil — offenbar von den Eltern angestiftet — Gesichter wie die Katze wenn's donnert, gaben nicht Rede noch Antwort und legten sich auf alle möglichen Untugenden.

Kein Wunder, wenn dem angehenden Schulmeisterlein oft himmelangſt ward um das erſte Schulexamen: geht's in dem Stil mit der Schulmeisterei weiter, ſo bringt's von den angehenden Scharfenwinder Weltbürgern höchſtens das ſiebente bis zum vierten Gebot und das achte bis zum Einmaleins. Gleichwohl hat er ſich nicht auf's Donnern und Blitzen ſondern nur auf's Bitten und Vorſtellen gelegt. Mit Strafen gegen die ſäumigen Aeltern wollte er nur im Fall der äußerſten Nothwendigkeit vorſchreiten, deſto ſicherer rechnete er auf die Kinder ſelbſt, die's nur ihren Aeltern nicht merken laſſen durften, wie gern ſie eigentlich auf's Schulhaus und das freundliche Männlein darin zuſprangen, das ſo lieblich mit ihnen zu reden, ſo herrliche Geſchichten zu erzählen wußte, das ſo ernſthaft bei aller Freundlichkeit und doch wieder ſo freundlich bei aller Ernſthaftigkeit war.

Die Alten merkten denn auch nach einiger Zeit daß der junge Schulmeiſter ein Hexenmeiſter war, und nahmen ſich alſo vor, wenn's einmal nicht anders ſein könnte, ihm die Hexerei mit handgreiflicheren Mitteln auszutreiben. Beſonders etliche Männer vom hohen Rath der Gemeinde ſtudirten bei Tag und Nacht, wie dem Ding mit guter oder böſer Manier möchte ein Ende gemacht werden. Sie hätten gar ſo gern die gute alte Zeit wiedergehabt da die Scharfenwinder Jugend von hoher Obrigkeit mit der heilloſen Lernerei gnädig verſchont geblieben war. Denn, philoſophirten ſie, ihre Kälber gingen ja auch in keine Schule und würden doch rechtſchaffene Ochſen und Kühe daraus, ihre Ziegen aber kletterten den ganzen Tag auf ihren Bergen umher und fänden jeden Abend ihren Stall, wenn ſie gleich weder Orthographie noch Geographie noch Kalligraphie erlerneten. Es iſt erſtaunlich wie weit es ein Menſch ohne dieſe mancherlei Wiſſenſchaften in der Welt bringen kann.

Was geſchieht? Einmal, es war an einem nebligen Herbſtabend, kommt ein benachbarter Schulmeiſter nach Scharfenwind, um den Herrn Bruder und Kollegen zu fragen: wie geht's? wie ſteht's?

Die vom hohen Rath aber bekommen Wind von dem

Zuſpruch. Und weil denn ihr junger Schulmeiſter es im Brauch hat, ſeinen Gäſten auf dem Rückwege das Geleit zu geben, ſo legen ſie ſich in einen Hinterhalt, um unter'm Deckmantel der Nacht das Hetzelchen ſo blau und braun zu dreſchen, daß ihm die Scharfenwinder Schulmeiſterei auf Lebenszeit und darüber hinaus verleidet werde und einmal in der Chronik geſchrieben ſtehe: die glückſelige Befreiung der Scharfenwinder Menſchheit von Schule und Schulzwang iſt das unſterbliche Verdienſt der zwei Ehrenmänner So und So, und ſollen die ſpäteſten Enkel ihnen als den Stiftern ihrer Glückſeligkeit eine Thräne des Dankes weinen.

Es iſt aber ein Strich durch ihre Rechnung gemacht und der vorgehabte Staatsſtreich vereitelt worden. Denn das Hetzelchen bleibt dießmal, ich weiß nicht warum, gerade in ſeinen vier Pfählen und es wird alſo der College anſtatt des Scharfenwinder Schulmeiſters angefallen. Indeß hat der ein Paar ſo gewaltige Fäuſte und ſo unerſchrockenen Muth dazu, daß er die zwei groben Klötze nach etlichen verzweifelten neuen Angriffen ſo aus dem Weg räumt, daß ſie Manſchetten vor'm Wegelagererhandwerk bekommen und einige Zeit brauchen bis ſie ihre zuſammengedroſchenen Gebeine aus der horizontalen wieder in die vertikale Lage bringen. Der aber welchem die Salbung zugedacht geweſen, kommt kundig aller Pfade auf näherem Weg in's Schulhaus zurück und meldet: Bruder, ſo und ſo hat ſich's zugetragen, danke Gott daß die Attentäter an den Unrechten gekommen ſind, Dir hätten ſie bis Lichtmeß oder Walpurgis Ferien gemacht, ſiehe wie ſie mich geliebkoſt haben.

Da hat denn unſer Hetzelchen auch zu philoſophiren angefangen, nämlich ſo: Ohrfeigen und Maulſchellen als tägliche Medizin gehen wirkungslos vorüber, zur geeigneten Zeit und als unerwartetes Begegniß wirken ſie Wunder in der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Weil er denn von dem projektirten, ſeiner Wenigkeit zugedachten Staatsſtreich auch ſonſt ſichere Kunde bekommen, ſo thut er ganz in der Stille das Seine, ſagt kein Wörtchen zu einer Scharfenwinder Seele über den Vorfall, und nach ein paar Tagen, als

schon die zwei zärtlichen Freunde die stille Hoffnung gefaßt haben, es werde die Weltgeschichte ruhig weiterlaufen und Gras über ihren Frevel wachsen, siehe da rollt auf einmal eine Kutsche in den Ort.

Vom Bock herunter springt ein handfester Feldjäger, und als sich der Kutschenschlag öffnet, steigt der Oberamtmann mit einem Schreiber und außer den beiden noch ein Mann, zwar noch kleiner als das kleine Heßelchen, nur hat er ein gar feines und gelehrtes Gesicht: das war der weiland wohlbekannte Oberconsistorialrath Nonne aus Hildburghausen, der wohlverdiente Obermeister über die vom Schulmeisterhandwerk im ganzen Meininger Land.

Eine halbe Stunde später stehen die zwei Attentäter mit schlotternden Knien unter bereits sehr lebhaften Zweifeln an der Richtigkeit ihrer bisherigen Weisheit vor der halb weltlichen halb geistlichen Untersuchungskommission, das Komplott und seine eigenthümliche Vereitelung ist nach wenig Fragen theils durch ihre eigenen Geständnisse theils durch Zeugenaussagen festgestellt, und bald steht die ganze Geschichte wie sie sich zugetragen im Protokoll, das der Oberamtmann seinem Schreiber in die Feder diktirt hat. Und wieder eine Stunde später machen ihrer zwei eine unfreiwillige Reise in Begleitung des Feldjägers nach einem engen Quartier hin, wo sie hinter Eisengittern Zeit und Gelegenheit haben die Scharfenwinder Schulfrage zu studiren und sich eine neue Weisheit auszudenken. Denn die Gerichte verstanden keinen Spaß und ließen die Helden der bewußten Novembernacht erst nach manchem Monat in ihre Heimath zurück.

Hier hätt' es ihnen freilich zu Muth werden können wie den sieben Schläfern bei ihrer Rückkehr nach dem vormals heidnischen Ephesus. Alles war anders geworden: die Schulmeisterei hatte sich fest eingebürgert, die Kinder liefen sauber gewaschen und mit freudestrahlenden Gesichtern Tag für Tag auf ihr Schulhaus zu, die ganze Scharfenwinder Menschheit hatte sich bereits eingelebt in den Satz: Kinder sind keine Kälber sondern Menschen, und sollen zwar „rechtschaffen," aber keine rechtschaffenen Ochsen und Kühe, sondern brave,

brauchbare und einsichtsvolle Leute werden; das Hetzelchen aber war längst Hahn im Korb, jedermann hatte ihn lieb, das Attentat hatte kraft der nachfolgenden Maulschellen wirklich Wunder gewirkt. Zur Vervollständigung dieser merkwürdigen Geschichte muß noch beigefügt werden daß die Attentäter selbst zur Erkenntniß gekommen und hinfort die dicksten Freunde und treuesten Verehrer ihres guten Hetzel geworden sind.

Es hat unser Freund Hetzel da oben indeß doch nicht länger als etliche Jahre schulmeisterirt, ob auch der Ort statt Scharfenwind nunmehr Maienluft hätte heißen dürfen, trotz der alten Burg bei Wasungen die diesen vielverheißenden Namen führt.

Denn solch eine Perle von Schulmeister ist auch eine Stadt auf dem Berg die nicht verborgen bleiben kann. So kommt er also heraus nach Almerswind in's offenere Land, wo man gerade auch einen Meister für das junge Völkchen haben wollte. Und hier hat denn sogleich anfänglich eine mildere und freundlichere Luft für ihn geweht als droben auf der Höhe des Gebirgs. Es war ihm ein gut Gerücht als Bahnbrecher vorangegangen, und als er erst selber da war, da fand es sich daß der Mann noch besser war als sein Gerücht.

In seiner Schule ging alles nach dem Schnürchen. Gut war's daß er nicht von Zucker war, sonst hätten ihn die Kinder vor Liebe sicherlich aufgegessen. Die Alten schenkten ihm ihr volles Vertrauen und meinten: wenn sie zu ihrer Zeit so gelehrt worden wären, so hätte man die Almerswinder Wissenschaft mit dem Scheffel messen müssen. Unser Hetzel war in der neuen Heimath bald alles in allem, ein Faktotum wie's auf lateinisch heißt, und es war dies um so erfreulicher, da Almerswind keinen Pfarrer hat — denn zum größeren Theil ist es nach Schalkau, zum geringeren in das Coburgische Pfarrdorf Weißenbrunn eingepfarrt. Konnte er doch nicht allein im Schreib- und Rechnungswesen trefflich seinen Mann stellen, sondern wußte Bescheid in allen Vorkommnissen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, gab verständigen Rath zum

Frieden, wenn Unordnung und Streit ausbrechen wollte, übte eine gute Zucht unter dem jungen Gesinde, nahm sich der Gemeindeangelegenheiten nicht anders an, als wenn er selber ein Almerswinder Dorfkind gewesen wäre, und benahm sich so verständig, ehrenwerth und freundschaftlich, daß nicht nur der ganze Gemeindehaushalt in seiner Hand lag, sondern auch jedermann in der Schulgemeinde auf ihn zusprang, der irgend ein Anliegen oder eine Sorge auf dem Herzen hatte.

Es ist eben ein prächtig Ding um solch' einen Schulmeister, der als Meister außer der Schule wie in der Schule dasteht, bei dem Verstand und Herz, Wissen und Willen zusammenklingen wie ein harmonisches Geläute auf dem Kirchthurm, das ein braver Glockengießer aus der gleichen ächten Glockenspeise gegossen hat. Wenn man so bedenkt wie viel Verdruß und Aergerniß, Schaden und Verderbniß ein Lehrer anrichten kann, der mit Stürmerei und Stänkerei, Saufen und anderer Ungebühr bös macht, was er vielleicht zwischen seinen vier Schulwänden leidlich gut gemacht haben konnte, — wie glücklich muß sich da eine Gemeinde preisen, die einen ganzen richtigen Mann, einen Mann von Charakter und edlen Sitten zum Pfleger der Jugend hat! Solch ein Schulmeister ist für eine Gemeinde gerade ein so großer Segen wie ein tüchtiger Pfarrer, nur daß er noch viel leichter und nach noch mehr Seiten hin etwas unter den Leuten ausrichten kann, weil er ihnen viel näher steht als der Pfarrer, in viel häufigere und engere Berührung mit ihnen kommt.

Schade daß unser Freund Hetzel auch in Almerswind nicht länger als etliche Jahre wirksam gewesen ist. Aber einestheils hatte er hier einen häuslichen Heerd gegründet, und niemand konnte es ihm verargen wenn er auf ein sorgenfreieres Leben dachte. Anderntheils wär' er für sein Leben gern Kirchschullehrer gewesen.

Es war einmal noch einer von den Schullehrern der guten alten Zeit, die übrigens Gottlob auch unter dem gegenwärtigen Lehrergeschlecht noch nicht ausgestorben sind. Den Kirchendienst für eine Beeinträchtigung oder gar für eine

Entweihung seiner Arbeit an der Schule anzusehen, wär' ihm nicht im Traum eingefallen. Ihm verstand es sich von selbst, nicht nur daß Kirche und Schule zusammengehören, sondern auch daß der Jugendlehrer am festlichen Sonntag mit seiner kleinen Gemeinde an den Andachtsübungen der großen Gemeinde theilnimmt. Gesund und rüstig war er, so war ihm denn auch der sonntägige Kirchendienst mehr Lust und Erholung als Last und Arbeit und es schien ihm Freude und Ehre den kleinen kirchlichen Verrichtungen obzuliegen, durch welche die äußere Würde des Gottesdienstes, das schmucke Aussehen der Kirche und der Kirchengeräthe bedingt ist. So ist er denn zum großen Leidwesen der Almerswinder Schulgemeinde, die ihm wie einem Vater anhing, nach einigen Jahren wieder hinein oder wenigstens näher hinan an den Thüringer Wald nach dem Kirchdorf Krock bei Eisfeld gezogen, um an diesem Ort seines Herrn Wort zu erfüllen: „Weide meine Lämmer!"

Und hier ist er denn als wohlbestallter Schulmeister eine lange Zeit, mehr als zwanzig Jahre lang gesessen, und der Leser glaubt mir ohne Versicherung daß er auch in dieser Stellung sich allgemeine Liebe und Achtung im hohen Grade erworben, daß er einen guten Namen in der ganzen Umgegend gehabt, die besondere Zufriedenheit und Anerkenntniß seiner Vorgesetzten genossen, im Segen geschafft und gewirkt hat unter Jungen und Alten. Ein geschickter Reiter sitzt eben fest auf jedem Pferd, und hat er einmal gelernt, ein störrisches zahm zu machen und über Stock und Stein nach seinem Willen zu lenken, so geht es desto besser mit dem Ritt, wenn er auf ebenen gebahnten Wegen ein sanftes und geduldiges unter sich hat. Wer aber alte Bären tanzen lassen will, der muß den jungen pfeifen, und der Leser versteht wie das hier gemeint ist. Will man in einer Gemeinde bessere Zeiten heraufführen, in die Herzen, Familien und alle Verhältnisse einen neuen guten Geist bringen, so muß man sich — man sei nun Pfarrer oder Schulmeister — allermeist an das junge Geschlecht halten, sich aus den Kindern solche Leute heranzuziehen wissen die für das Rechte, Gute und Edle warm

werden können. Verrathen will ich nur noch daß ich erſt wenig Tage bevor dieſer Lebenslauf niedergeſchrieben worden, einen alten ehemaligen Pfarrer aus der Eisfelder Gegend geſprochen, der mir geſagt es ſei eine Luſt geweſen mit ſolch einem Mann nach Gottes Herzen an Kirche, Schule und Gemeinde gemeinſam zu arbeiten.

Nun aber führe ich den Leſer mit ein paar Worten über eine lange Zeit hinweg. Unſerm Hetzel iſt unter mancherlei Erlebniſſen in Gemeinde, Amt und Familie allgemach bereits das Haar oben auf dem Scheitel dünner geworden, manche Furche hat ſich, ſo heiter auch die Augen unter den Wimpern hervorſehen, ihren Weg in das Antlitz gegraben. Er hat neben den guten Tagen auch ſeine ſchweren und böſen Tage geſehen. Der liebe Gott ſorgt eben dafür daß eine redliche Seele nicht übermüthig wird und ſendet wohl noch bevor die Haare grau und die Zähne Einſiedler werden, Tage von denen man ſpricht: ach ſie gefallen mir nicht! Er hat am Grab eines lieben Eheweibes geſtanden, und irre ich nicht, ſo hat er auch der Kinder mehrere begraben laſſen. Doch ſeiner Zeit hat ihm der liebe Gott ein zweites braves Eheweib zugeführt, an dem er eine treue Hauswirthin, eine liebreiche Mutter ſeiner Kinder, eine tüchtige Helferin in deren Erziehung gefunden hat.

Nun aber kommt in unſern Schulmeiſterslebenslauf auf

einmal ein großes Loch. Es hatte nämlich unser Freund Hetzel zwei Söhne. Der ältere ergriff den väterlichen Beruf und wird hoffentlich dafür sorgen, daß man bei dem Namen Hetzel ohne Weiteres an einen tüchtigen Schulmeister denken muß; derselbe steht längst in Amt und Würde, wie die Stadt Sonneberg bezeugen wird. Der jüngere Sohn aber hatte von seinem Vater tüchtig rechnen gelernt und ward, da ihm der Sinn mehr auf die Weltgeschäfte stand, Kaufmann. Nun traf es sich daß eben dieser jüngere Sohn Gelegenheit fand in dem benachbarten Städtchen Eisfeld ein gangbares Geschäft zu übernehmen.

Er hatte in demselben als Kommis gestanden, der Prinzipal war gestorben, die Wittwe wollte oder konnte es nicht weiterführen. Aber der alte wohlfürsichtige Hetzel wollte nicht Ja zur Sache sagen. Er dachte: zu jung eingespannt gibt steife Gäule, zur selbstständigen Geschäftsführung ist's bei zwanzig Jahren noch zu zeitig; die Welt aber ist hinter Eisfeld trotz dem steilen Bleßberg nicht mit Brettern vernagelt, vakante Geschäfte wird's nach zehn Jahren auch noch geben, und ein junger Kaufmann darf nicht sagen wie jener Junge zu seinem Kameraden: Untermaßfeld, Obermaßfeld, Menninge (Meiningen), Hanejörg was ist de Welt so groß! Er muß vielmehr einen weiten Gesichtskreis haben, und den bekommt er besser wenn er sich in allerlei Verhältnissen umsieht, da und dort Stellung nimmt und Erfahrungen sammelt, als wenn er sich jung schon hinter seine Ballen, Fässer und Kisten einbaut.

Indeß zuverlässige wohlmeinende Freunde redeten zu, billigten das Vorhaben des Sohnes. Der Platz, sagten sie, ist gut, in Eisfeld hat sich, seit die Werrabahn gebaut ist, der Verkehr zusehens gehoben, der Ort wird einmal noch größere Bedeutung für den Handel und die Industrie des Thüringer Waldes und Thüringens gewinnen; dazu ist das Geschäft blühend, die Kundschaft ausgebreitet, so etwas kommt einem nicht immer in den Wurf wenn man's gerade haben möchte, das Eisen muß man schmieden wenn man's eben warm in der Hand hat, ein gangbares Geschäft in einem Landstädtchen

oder selbst in einem Marktflecken macht setter als in Leipzig oder Frankfurt ein Bankiergeschäft das die Auszehrung kriegen will.

Das waren denn freilich zwei Anschauungen die sich mit einander nicht vertragen wollten. Sie gingen dem sorgsamen Vater im Kopf herum, er konnte die Entscheidung nicht finden und das brachte eine Trübung in seinen Lebensfrieden.

Er hatte dazumal auch sonst nicht die beste Zeit. Es kam ihm manchmal doch so vor, als wolle es mit der Schularbeit nicht mehr so vonstattengehen wie ehedem, am Abend fühlte er sich oft herzlich abgespannt, das Alter schien sich anzumelden. Unter solchen Umständen lag ihm die Sorge wegen seines Sohnes doppelt schwer auf. Er hätte so gern seine Zustimmung ertheilt. Nur die große Jugend des angehenden Kaufmanns machte ihn immer von neuem bedenklich. Er hatte sich zwar fleißig bemüht, seine Söhne durch scharfe Zucht zur Selbstständigkeit heranzuziehen, auch zu dem jüngeren Sohn hatte er das beste Zutrauen. Indeß seine Erfahrungen sagten ihm: Verstand kommt aber nicht vor den Jahren, die Leitung eines Kaufmannsgeschäfts aber erfordert nicht bloß Fleiß, guten Willen und Pünktlichkeit, sondern auch Festigkeit, Ueberlegung und Umsicht, Eigenschaften die oft nicht einmal die Frucht vieler Erlebnisse sind.

Was thun? — Die Zeit drängt, der Termin, bis zu welchem die Entschließung gefaßt sein muß, ist vor der Thür, ein Brief und eine Bitte des Sohnes drängt die andere. Da hat denn der alte Hetzel manche mitternächtige Stunde schlaflos hingebracht, seiner theuern Ehgenossin [illegible] oft angst und weh ums Herz geworden, wenn sie ihn [illegible]n Morgen hin noch seufzen hörte und dann fragen [illegible]e: Alterle, schläfst Du noch immer nicht?

Einmal weckt er mitten in der Nacht [illegible]ie Frau und sagt: Schatz, erschrick nicht, mir fehlt nichts, nur schlafen kann ich nicht. Aber es ist mir was durch den Kopf geschossen, es läßt mir keine Ruhe bis Du es weißt. Schau, wir werden alle Tage älter, ich bin nun schon ein paar Jahre in die Sechziger hinein, mit der Schulmeisterei will's

mir nicht mehr so gelingen wie in jüngern Jahren, ich hab' mich mit dem ABC und Einmaleins lang genug geplagt; was meinst, wenn ich dem Kleinen das Geschäft in Eisfeld kaufte, mein Schulamt niederlegte und zu ihm zöge? Eine Frau hat er noch nicht, zum Heirathen ist er auch jedenfalls noch zu jung, und eine Junggesellenwirthschaft taugt nicht für so ein Geschäft. Mir kommt's so vor als hätt' ich's getroffen. So wär' ihm und mir geholfen. Du könntest ihm den Haushalt führen, ich hülfe ihm bei der Uebernahme, Einrichtung und Buchführung, mit meinen zwei alten Augen sieht er weiter als mit seinen zwei jungen allein. Um das Geschäft wär's doch einmal schade wenn's ihm aus dem Garn gehen sollte, sein Herz hängt ihm einmal daran, was meinst Du zur Sache? Wie wollt' ich wieder ruhig schlafen wenn ich's einmal wüßte: so wird's oder so! Und die Sache könnte gehen, dächt' ich, und ginge sie und wir könnten dann unsere Tage in Ruhe beschließen, wie dankbar könnten wir Gott sein für dies Nachtgespräch!

Das war für die gute Frau Schulmeisterin nun freilich eine harte Nuß. Wenn sich in der Stadt Jemand verändert, da hat es so viel nicht auf sich. Man kündigt eben die Miethe, räumt aus und räumt wieder ein. Aber einen rechtschaffenen Landschullehrershaushalt und was darum und daran hängt, kann man nicht so mir nichts dir nichts auf die Achseln nehmen, nicht so leichten Herzens den Kehraus dazu tanzen. Da kommt gar vielerlei in Betracht.

Was trat unserer guten Schulmeisterin nicht sogleich alles vor die Seele hin: die schöne braune Kuh im Stall, die bald ein Kalb bekommen soll und bei guter Fütterung doch täglich noch ihr Kärlchen (Seidel) gute Kaffeemilch giebt; und wenn das Kalb ein Kuhkalb wird, was für 'ne prächtige Kalbe wird das geben für künftige Nachzucht! Im Koben draußen stehen ein paar Läufer, die nach einem Vierteljahr prächtige Schlachtschweine geben müssen, und das Mutterschwein, in acht Wochen wird's Junge werfen, was wird das für ein Geld geben wenn sie nach Eisfeld auf den Viehmarkt zum Verkauf geschafft werden! Die Hühner legen so brav Eier,

es ist die schönste Art im Dorf und von den Hühnern eine sitzt bald drei Wochen über fünfzehn Stück Eiern, was für Hähnchen wird das schon bis Michaelistag geben! Und nun noch die Gänse, die schon so schwer sind, der Flachs auf dem Schulacker, der so dick steht und so weich wogt im Abendwind, und der Sommerwaizen und die Feldstücke alle, die gleich dem Garten am Haus so gut gehalten sind, alle Jahre zusammenhelfen daß die Wirthschaft noch besser in Gang kommt! Das alles soll auf einmal ein Ende haben?

Verwundere sich niemand wenn die gute Frau nicht sogleich: Ja wohl, Alterle! gesagt sondern erst gar mancherlei Bedenken vorgebracht und endlich geschlossen hat: sie könnte sich so schnell nicht resolviren, hat sie gesagt.

Eigentlich war sie freilich schon resolvirt, was sollte sie denn ihrem Hetzel nicht zu Liebe thun! Nur heraus konnte sie damit nicht so schnell, weil ihr als einer guten Wirthschafterin das ganze Herz mit den Geschäften des Hauswesens zusammengewachsen war. Wie ist sie so herzlich froh als das Alterle neben ihr nach dem langen Nachtgespräch endlich sanft eingeschlafen ist! Nun hat sie sich wohl in der Stille erst ausgeweint. Aber dabei hat sie innerlich tapfer gearbeitet, sich eine Predigt über den Text gehalten: „der Mann ist des Weibes Haupt," und das Amen lautete endlich: was Kühe, Kalben, Schweine, Flachs und Waizen, wenn nur mein Hetzel seine vorige Gemüthsruhe und seinen gesunden Schlaf wiederbekommt! —

So steht sie auch am Morgen in der Stille auf, weckt die Magd, daß sie zur Kirche geht um das Morgengebet zu läuten, und empfängt das Alterle, das sich nunmehr den Schlaf auch aus den Augen gewaschen, nicht nur mit dem fertigen Kaffee, sondern auch mit der Ankündigung: ich bin alles zufrieden, führ' die Sache nur zu Ende, und so wie Du es ausgedacht wird's auch am Besten sein!

Und das war denn ein froh bewegter Morgen für das Alterle und seine treue Hälfte dazu. Beide sahen nunmehr auch ihres zweiten Sohnes Glück begründet. Die Hausmutter aber rechnete sogleich auf zwanzig Jahre vorwärts und sagte:

nun, Vater, wenn Du einmal keine Schule mehr halten mußt, hoff' ich auch Du sollst mir ein Achtziger werden, und da hast Du auch einstweilen einen Kuß auf Deinen achtzigsten Geburtstag. Einstweilen ziehen wir also zum Fritz nach Eisfeld. Da finden wir Arbeit alle zwei, und wenn der Fritz einmal heirathet und Kinder bekommt, so braucht er für keine Großmutter zu sorgen die ihm die Wiege schaukelt.

Unser Hetzel ging diesmal mit besonderer Freudigkeit in seine Schule. Als er's freilich seinen Lämmern sagte: Hört, Kinder, es wird wohl nicht lange dauern, so zieht Euer alter Schulmeister nach Eisfeld und ihr werdet dann einen neuen Schulmeister kriegen, und die Kinder erst große Augen machten, dann aber eins nach dem andern die Hand nahm und die Augen wischte, und weiter die Knaben das Schnupftuch aus der Tasche zogen, wer eins hatte, und die Mädchen die Schürze vor's Gesicht hielten und endlich die ganze Kinderschaar laut zu weinen anfing, und nicht wieder aufhören wollte; da lief auch der alten treuen Schulmeisterseele das Augenwasser zusammen, er mußte hinausgehen und sich draußen in der Küche ausweinen, sonst hätte es ein Weinen um die Wette gegeben, ich will nicht gut dafür sein ob nicht aus dem Schulmeister diesmal auch ein Thränenmeister geworden wäre, oder lieber sollt' ich sagen ob die Thränen nicht die Meister über den Schulmeister geworden wären, also daß die Kinder gar zerflossen wären.

Es ist einmal ein seltsam Ding um's Weinen, vollends wenn die Liebe die Thränen in Fluß gebracht hat.

Es fließt dann über zwei Thränen im Auge des Einen ein ganzer Strom aus dem Auge des Andern, um neue Gegenströme zu erzeugen, und es kommt Erguß auf Erguß, bis das Auge kein Wasser mehr hat. Daran hätte der gute Hetzel freilich nicht gedacht, als ihm auf seinem nächtlichen Lager jener Gedanke durch's Hirn schoß, und fast hätte er jetzt noch gesagt: Schatz, es geht nicht. Aber schon war der Bote nahe bei Eisfeld, der dem Fritz die Erfüllung seiner Wünsche melden sollte. Die Sache war einmal eingeleitet, der von der Sehne abgeschossene Pfeil ließ sich nicht wohl

wieder einfangen. Und die Mutter hatte sich in die große Neuigkeit einmal gefunden, den achtzigsten Geburtstag ihres Alterle wollte sie sich jetzt nicht wieder nehmen lassen.

Sie meinte auch, es sei so offenbar, Gott hab's einmal so kommen lassen, da werd' es auch für etwas gut sein müssen. Ob sie darin völlig recht gehabt? Der Leser mag's entscheiden. Es ist aber ein altes Wort: Wer A sagt, der muß B sagen, worin wenigstens die Wahrheit liegt, daß man die Folgen seiner Handlungen nicht in der Hand hat und darum in allem wohl zusehen soll, ob zu dem zweiten und dritten Schritt Herz und Gewissen ebenso freudig Ja sagen werden wie zu dem ersten.

Es war noch ein Glück daß die Lösung der alten Verhältnisse bald eintreten konnte; denn dem alten Hetzel kam es von jenem Tag der Thränen an vor, als ob er seines Schulamts nie leichter und mit größerem Segen an den Herzen der Kinder gewartet hätte, und eben diese Wahrnehmung machte ihm jeden neuen Schultag zu einem Zeugen großer innerer Schmerzen.

Ich kann's jetzt aber kurz machen. Das Dienstentlassungsgesuch ist eingegeben und von der Regierung mit Bedauern bewilligt. Denn die Schulmeister, die ihrem Namen Ehre machen, schüttelt man einmal nicht von den Bäumen, ein ganzer Mann im Schulamt ist ein Segen nicht für seine Gemeinde allein, sondern für die ganze Umgegend. — Der Nachfolger ist gefunden, hat sich die Gelegenheit bereits eingesehen. Die Kuh mit sammt dem schönen Kuhkalb ist gut verkauft, ein Schlachtschwein in Würste, Speckseiten und Schinken für den neuen Eisfelder Haushalt verwandelt, das andere nebst Hühnern und anderm Gethier zu Geld gemacht, ein Faden nach dem andern, der die Familie an das langjährige liebe Nest bindet, wird abgeschnitten.

Endlich kommt der bittere Scheidetag, über den ich aber die Leser mit einer kurzen Bemerkung hinüberführen muß, sonst möchte das Augenwasser am Ende auch bei der ganzen Leserschaft theuer werden, da es einmal heißt „scheiden und meiden thut weh" und nichts in der Welt rührender sein

kann als die Lösung solcher Herzensbündnisse, die zwischen den geistlichen Vorstehern einer Gemeinde und den Gemeindeangehörigen, zwischen Hirt und Herde lange Jahre nach einander in Segen bestanden sind.

Eben mit dieser Bemerkung lassen wir's gethan sein und denken uns nur noch dazu, daß dem scheidenden treuen Lehrer und Freund noch manches liebe Andenken von Alten und Jungen in die Hand gelegt worden sein wird.

Den ausgedienten Schulmeister begleiten wir also nunmehr in's Geschäft seines Sohnes und in die Schreibstube nach Eisfeld. Es wäre ja wohl auch von der nunmehrigen „alten Frau Kaufmännin" ein ganzes Buch von häuslichen Thaten vollzuschreiben, aus welchem für angehende Frauen und für die Haushaltungskunst viel zu lernen wäre. Aber die gute Mutter weiß ja wohl, daß der Mann des Weibes Haupt ist, sie ist's gewohnt sich als die untergeordnete Gehülfin ihres Mannes anzusehen; und wenn sie diesen Lebenslauf selber liest, so nimmt sie es uns nicht übel, daß wir nur so viel als nöthig ihre eigenen Schritte verfolgen.

Kurz unser alter Hetzel hat nunmehr in Eisfeld in kaufmännischen Angelegenheiten handirt und gewirthschaftet, geordnet und gesichtet, gerechnet und geschrieben, geklügelt und gedüftelt, gekribbelt und gekrabbelt, als wollt' er das Blaue vom Himmel herunterarbeiten, mit Sonne, Mond und Sternen Handelsverbindungen anknüpfen, als wären Zahlen, Rechnungsbücher, Conto's, Ballen, Waagen und Gewichtsteine von Mutterleib aus seine Welt gewesen. Denn was ein richtiger Mann einmal angreift, damit macht er auch Ernst. Er will den Eisfeldern doch zeigen, daß er Vertrauen zum Fortgang des von seinem Sohn übernommenen Geschäfts habe, den Namen Hetzel vor keiner Firma stehen lassen wolle, von der man sagen müßte: bei Zeiten ausgelöscht wäre die beste Beleuchtung — es gibt ja heutzutage Firmen genug bei denen es schon im ersten Viertel rasch auf den Neumond oder die Mondsfinsterniß zugeht. Sein Sohn aber sollte einmal sagen: mein Vater hat mir das Geschäft erst recht auf die Beine gebracht, und er hat mir mehr Dienste geleistet, als zwei Handlungsdiener.

Und richtig das Geschäft ist bald im Gang, die alte Kundschaft bleibt, neue findet sich. Denn es ruht auf dem Fundament der Ehrlichkeit, Ordnung ist das wohlgefügte Balkenwerk, Freundlichkeit gegen alle die kommen und gehen die anziehende Tünche. Kein Mensch hätt' es dem Alten angesehen, daß er seine Lehrjahre als Schulmeister bestanden hätte.

Es sah vielmehr aus, als wär' er schon zu Hirams, des Phönizierkönigs Zeiten mit Elle und Waage umgegangen; und wenn er seine Rechnungen schloß, so traf alles zu als ob weiland Herr Merkurius, der alte Kaufmannsgott und Handelspatron, bei den heidnischen Römern selbst hinter dem Schreibtisch gesessen hätte.

Bei Licht betrachtet war ihm die Schulmeisterei wirklich eine Lehr- und Vorbereitungszeit für den Betrieb der Kaufmannschaft gewesen. Ja mir will's so vorkommen, als wäre ein Schulmeister schon ein Kaufmann. Er hat wohl an seinen Kindern eine ihm zugewiesene feste und stehende Kundschaft, die einmal ihre Waare bei ihm nehmen muß. Dennoch darf er wohl zusehen, daß er's mit ihr nicht verdirbt. Er muß mit richtiger Waage wiegen und mit rechter Elle messen, sonst geht's mit dem Geschäfte nicht, die Handlung klappt nicht, die Kundschaft wächst dem Geschäftsinhaber über den Kopf. In einen andern Kaufladen darf sie nicht laufen, dafür rächt sie sich aber leicht durch allerlei eigene Geschäfte.

Als ich in meinen jungen Jahren als Kandidat an der alten „lateinischen Schule" meiner Vaterstadt auch den Schulmeister [illegible] machen müssen und mit Freuden gemacht habe, mußte [illegible] einmal eines bösen Umstands halber, — ich hatte ein böses Bein — mitten im Schuljahre auf ein paar

Tage Ferien machen. Wie nun der Rektor in die Klasse hineinkommt und sagt: Kinder, ihr habt heute und morgen keine Schule, Euer Herr Kandidat ist krank, was wird Euch das leid thun! — es war aber just Mai und die Sonne schien draußen so herrlich und die Schwalben schwirrten durch die Luft als wollten sie sagen: heraus, heraus in's Freie, ihr junges Gesindel, wer mag sich jetzt hinter die Schulbänke stecken —, da ist meine junge Kundschaft, ihrer gegen siebzig oder achtzig durch die Stadt gesprungen, hat mit der rechten Hand an Schenkel und Hüften geklatscht und jubilirt: unner Herr Kannedat is krank, unner Herr Kannedat is krank! Und die Kundschaft, ich darf es versichern, ist doch sonst eigentlich (von einigen faulen Missethätern abgesehen) auf gutem Fuß mit ihrem Kannedaten gestanden.

Ich sag's ja, ein Schulmeister muß sich auf seine kleine Kundschaft verstehen. Er darf sich bei der Geschäftsführung durchaus nicht die Schlafmütze über die Ohren wachsen lassen, ja dieselbe muß unter beständigem Verschluß liegen. Er darf um's Himmels Willen nicht leichte liederliche Waare feilbieten und für ächte ausgeben, dafür aber doch gute Bezahlung verlangen. Sonst mag er's machen wie er will, die Kundschaft bringt den Gedanken nicht aus dem Kopf: wenn doch unner Herr Kannedat bald wieder ein böses Bein bekäme oder lieber das ganze Jahr über eins hätte! Und weil doch so gottlose Wünsche nicht in Erfüllung gehen wollen, so hält sich die kleine Kundschaft dann schadlos dafür, verlegt sich auf allerlei selbsteigene Geschäfte unter den Bänken und zwischen den Bänken, worüber denn die Geschäfte des privilegirten Bankinhabers noch mehr in Verwirrung kommen, so daß er in Versuchung kommt sich selber zu sagen: es wär' wahrlich kein Unglück für deine Kundschaft, wenn du über einem bösen Bein oder einem andern bösen Umstand ein für allemal dein Geschäft für geschlossen erklärtest. Hat man denn nicht Exempel von Beispielen genug, daß es trotz Stecken, Maulschellen und andern gefährlichen Spekulationen in der Schulmeisterei Tag für Tag nach lauter Bankerott aussieht?

Also es bleibt dabei: ein richtiger Schulmeister ist schon

ein halber Kaufmann. Und so ein Dorfschulmonarch, der noch dazu in Kirchensachen, Gemeinde- und Privatsachen mit Schreibereien und Rechnereien viel mehr zu thun hat als ihm lieb ist, wird bei früh geschärftem praktischem Blick nun auch desto eher Bescheid wissen, wenn er wirklich den Kaufmann vorstellen, Handelsgeschäfte einleiten und durchführen, Waaren einkaufen und wieder umsetzen, mit Geschäftsfreunden abschließen und zudringliche Musterreiter abfertigen, Geschäftsbriefe empfangen oder beantworten oder sonst seine Hände in die hunderterlei Besorgungen stecken soll, die einmal zur Kaufmannschaft gehören, wie Fäden und Nähte, Knöpfe und Futter zu einem rechtschaffenen Tuchrock. Kurz und gut, unser alter Hetzel hat in Eisfeld als seines Sohnes des Kaufmanns Kommerzienrath und Geschäftstheilhaber seinen Mann gestellt.

Nun will ich mit meiner Erzählung freilich nicht übertreiben. Die guten Itzgründer, wenn sie etwas nach ihrer Meinung Außerordentliches und Merkwürdiges vernehmen, sehen dem, der's ihnen gesagt hat, in's Gesicht und sagen: ihr Leut'! In diese Stimmung meine Leser zu versetzen, liegt mir nicht an. Ich will also weder der guten Stadt Eisfeld noch dem wohlachtbaren Handelsstand daselbst zu nahe treten. Ich will nicht sagen: der gewesene Schulmeister hat die Kaufmannschaft so schwungvoll betrieben, daß sich nach Verlauf einiger Monate Zittern und Zagen aller Eisfelder Handelsherrn bemächtigt hat. Sie sind in ihren Schreibstuben herumgelaufen und haben geschrieen: ach und weh, seit uns der Schulmeister in's Gehege gekommen, haben wir's aus eigener Erfahrung begriffen, was Krebsgang heißt. Sie haben ihre Commis dutzendweise verabschiedet, ihrer zwei haben einen einzigen Commis als Volontär behalten. Sie haben aus Verzweiflung endlich einen Antrag beim Zollparlament eingebracht, es möge ein Gesetz erlassen werden, § 1: umsatteln ist ein allgemeines Menschenrecht, § 2: ein Schulmeister, der umsatteln will, darf gleichwohl kein Kaufmann werden, — und wie dies Gesetz zu Gunsten der allgemeinen Menschenrechte nur von der Minorität befürwortet worden, so haben

sie ihre Gewölbe geschlossen und einen Trauerflor über ihre Firmen gehangen. Denn seitdem sich der alte Hetzel auf die Kaufmannschaft verlegt hat, hat keine Seele in Eisfeld und von Hildburghausen bis nach Sonneberg hinüber anderswo kaufen wollen als bei dem gewesenen Schulmeister. Auf alle möglichen Artikel hat er seines Sohnes Geschäft auszudehnen gewußt, und es lag in seinen Spekulationen solch eine geheimnißvolle Anziehungskraft, daß die Kaufmannschaft bis nach New-York hinüber seine Concurrenz gespürt hat.

Dergleichen würden mir meine Leser nicht glauben, ob ich's auch aus der „Triester Handelszeitung" schwarz auf weiß nachweisen wollte. Vielmehr halte ich's für wahrscheinlich: unser guter Alter wäre als solch gefährlicher Concurrent vor sich selber erschrocken. Hatte er doch als weiland Schulmeister mit seiner Kundschaft von damals das neunte Gebot betrieben, das da sagt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, und hatte dabei den alttestamentlichen Spruch fleißig ausgelegt: Du sollst nicht Wucher nehmen noch Uebersatz, sondern sollst Dich vor deinem Gott fürchten, auf daß dein Bruder neben Dir leben könne!

Aufrichtig geredet hat unser Hetzel bei allem Segen, den er in dem neuen Wirkungskreis verspürte, die Wahrheit des Wortes begreifen lernen müssen: Schuster bleib bei deinem Leisten!

Es hat ihm wohl sanft gethan, daß er seinem Sohn als Rathgeber und Gehülfe zur Seite stehen, mit seiner klugen Vorsicht seinen Eifer zügeln, mit seiner Menschenkenntniß das Geschäft gegen allerlei Benachtheilung sichern konnte. Welcher Vater hätte denn nicht seine Freude daran, wenn er selbst Hand anlegen darf, daß seine Kinder gut gebettet werden, eine sichere Versorgung bekommen, der Zukunft getrost entgegengehen können? Er hat zu seiner Frau besonders in der ersten Zeit oft gesagt: Schatz, es war doch gut, daß mir der liebe Gott in selbiger Nacht den Gedanken eingegeben hat: Hetzel, laß es mit der Schulmeisterei nunmehr genug sein, ich habe noch was anders mit dir vor, und dein Sohn ist noch ein kleiner Knabe, der wird ohne dich nicht fest auf seinen Füßen stehen. Und er setzte dann wohl hinzu: Du,

Schatz, hast's nunmehr auch besser. Dein gegenwärtiges Hauswesen ist einfacher, brauchst dich nicht erst müde zu trippeln und zu trappeln, bis du Nachts auf dein Lager steigst, du hast dazumal Plage und nichts als Plage gehabt, selbst am Sonntag Nachmittag; wie selten haben wir in Ruhe unser Schälchen Kaffee mit einander trinken können!

Aber mache Einer nur viel Rühmens von seiner gegenwärtigen Ruhe! Wie oft ist eben das ein Anzeichen, daß bereits die Unruhe an der Thür anklopfen will. Die vertraulichen Predigten der eben angedeuteten Art wurden von Woche zu Woche immer seltener, endlich hörten sie gar auf. Wer eine gegenwärtige Glückseligkeit mit zu vollen Backen preist, muß bald merken, daß es in der Musik auch Pausen gibt.

Nicht daß unserm Hetzel des Schaffens und Arbeitens, des Schreibens und Rechnens zu viel geworden wäre. Aber er mußte doch an das Wort denken: ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. Wenn er so verglich zwischen seiner ehemaligen Schulmeisterei und der gegenwärtigen kaufmännischen Thätigkeit, so dachte er wohl bei sich selbst: ohne Handel und Wandel bestände wohl die Welt nicht, und es ist ja auch was schönes für gute Waaren sorgen, die mancherlei Bedürfnisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens befriedigen helfen und dabei zugleich doch den eigenen Karren in's Trockene schieben. Aber zum Handels- und Geschäftsmann ist doch nicht Jeder geboren. In der Schule war's doch ein ander Ding. Da hatt ich doch einen höheren, edleren Wirkungskreis. Was haben die kleinen Menschen gelauscht, die das noch nicht gewohnt waren, wenn ich mit ihnen von Blumen und Bäumen, von Pferd und Hund, und wieder von Stein und Eisen vernünftig zu reden anfing! Wie hat's da gekeimt und gesproßt in den kleinen Köpfen, wie sind da die dunkeln Vorstellungen zu Gedanken zusammengeschossen, wie hat's aus den Augen der Kleinen geleuchtet, wenn ihnen über den wunderbaren Zusammenhang der Dinge ein Licht aufgegangen ist! Und Herr Gott, in der Religionsstunde, wenn ich mit meinen größern Kindern in die schönen Bibelsprüche hineingekommen bin, in die Berg-

predigt und in die Gleichnisse, was war das für eine Freude für mich und für die Kinder! Und die biblischen Geschichten, schon die alttestamentlichen von Joseph und von König David, und nun gar die neutestamentlichen zu Weihnachten und in der Fastenzeit und zu Ostern, wie haben wir da mit einander den Herrn Christus liebgewonnen, was für Worte des ewigen Lebens sind da in den Kinderherzen lebendig geworden, was das für eine Lust des Gebens und Nehmens war!

Dergleichen Töne arbeiteten in der alten Schulmeistersseele herum, er mochte wollen oder nicht; und je mehr er's zu hindern gedachte, desto fester fügten sie sich zu einer bestimmten Melodie zusammen, die in den Ohren summte und zu summen nicht aufhören wollte. Eine Stimme seines Innern sprach: Hetzel, in aller deiner Klugheit hast du einen Bock geschossen, den allergrößten in deinem ganzen Leben. Und aus der lauter werdenden Stimme wurde allmälig ein unbedingter Schreihals der sich das Maul nicht stopfen ließ: Hetzel, was hast du gethan! Wo du bist, da gehörst du nicht hin! Wozu hat dich der liebe Gott zum Schulmeister gemacht, wenn du das Recht haben sollst, dir auf einmal selber für alle Zeiten den Urlaub auszustellen? Wozu hat er dich nicht nur mit einem gesunden Körper, sondern auch mit mancherlei geistigen Gaben ausgerüstet, wenn du jetzt dein Pfund im Schweißtuch vergraben hälst? Wozu hat er dich berufen, zarte Seelen für das Himmelreich zu fahen, wenn dir's auf einmal belieben kann, Katechismus und Lesebuch mit dem Contobuch, mit Elle und Waage zu vertauschen? Und wie willst du dich verantworten, wenn dich der liebe Gott einmal in's Gebet nimmt: Hetzel, wer hat dir für deine Schulmeisterei den Scheidebrief geschrieben? Wie konntest du auf einmal davonlaufen, wie ein schlechter General von seinen Truppen, und konntest sagen: so behagt mir's nicht mehr? Was bist du auf einmal dem Büblein gleich geworden, das gesagt hat: wenn nur was käme und mich mitnähme? —

Er hat dann wohl sein eigener Advokat werden wollen und gesagt: ja, mein Sohn, mein Sohn und das Geschäft

in Eisfeld! Aber das Schulmeistersgewissen verstand sich auf die Advokatur besser und lärmte: Hetzel, hast du nicht selbst mit deinen Kindern das Lied aufgesagt: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt", und hast ihnen verdolmetscht, wie der liebe Gott „Weg' hat allerwegen" und bedarf bei seinen Gängen uns'rer Krücken nicht?

Wir wollen uns doch nicht wundern, wenn ihm dergleichen Gedanken das Herz allmälig recht schwer gemacht haben. Gerade das Gedeihen des Geschäfts predigte ihm den Text: es wär' ohne dich auch gegangen, der, von dem aller Segen kommt, hätte in Eisfeld auch ohne den alten Hetzel einen wohlbestallten neuen Kaufmann zuwege bringen können. Ja wenn er als Schulmann ein Miethling gewesen wäre, wenn er gewohnt gewesen wäre, den Werth des Lebens nach Profit und Zinsen zu messen! Aber ein Schulmeister wie er! So einer nach Gottes Herzen, der seine Schulkinder lieb gehabt wie sein eigen Leben! Einer, dem man den Schulmeister nicht nur anmerkt, wenn man seinen Schatten sieht, sondern an dem jeder Zoll ein Schulmeister ist vom Kopf bis unten zu den Fußspitzen hinaus!

Also unser Hetzel kommt sich mitten in der Eisfelder kaufmännischen Herrlichkeit mehr und mehr vor, wie ein Fisch der auf den Sand hinausgeworfen ist und nach Wasser schnappt, wie ein Schiff das in vollen Segeln gehen möchte und in das doch der Wind nicht hineinblasen will, wie ein Hungriger, der mitten unter Pasteten sitzt und doch seinen Hunger nach dem guten hausbackenen Brod nicht stillen kann. Es kamen ihm besonders schwere Stunden gerade im Geschäftsleben.

Wenn doch nur keine Kinder in den Kaufladen gekommen wären! Aber es war als ob's die Kinder just auf ihn abgesehen hätten. Gerade wenn er ausnahmsweise einmal hinter'm Ladentisch stand, da mußte so eins mit blauen Augen kommen und treuherzig sagen: ein Viertelspfund Kaffee! Oder eins mit blonden Locken mußte sein Anliegen an ihn richten: 'nen schönen Gruß von meinem Vater und der Herr Hetzel möcht' ihm ein Packetchen Drei-Reuterstobak schicken, und da wär' auch 's Geld dafür!

Wie ist's da dem zärtlichen Alten so wunderlich warm und weh um's Herz geworden, und wie hat's inwendig zu predigen angefangen: alter Schlingel du, was bist du von deinen zarten Lämmern lieblos hinweggelaufen! wieviel Besseres solltest du deiner kleinen Kundschaft geben als Kaffee, Zucker, Leinöl und Drei-Reuterstobak!

Seine schwersten Tage waren die Wochenmärkte und vollends die Jahrmärkte. Besonders an den letzteren gab es natürlich Besuch genug aus seinem lieben Krock. Wenn denn eins um's andere von seinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen hereinkam und sagte: ei guten Tag, Herr Schulmeister, und reichte ihm die Hand und sah ihn dabei so wehleidig an, als wollt' es sagen: ei was war das für eine schöne Zeit, wie wir zu deinen Füßen gesessen sind und haben dir alle Tage in dein treues Auge blicken dürfen! —, wie hat's ihm dann hinter der Weste wie mit scharfen Messern geschnitten, wie hat er das Taschentuch herausziehen und sich Gewalt anthun müssen, bis er vor seiner innerlichen Wehmuth nur den Gegengruß herausbrachte! Wer von Krock kam, wie auch sonst das Gespräch laufen möchte, er schied nicht ohne das Wort: ach, Herr Hetzel, wären Sie doch bei uns geblieben, für unsere Kinder wär's ein Segen gewesen, und Sie hätten sich auch gut dabei gestanden!

Nach solchen schweren Tagen warf er sich des Abends recht mißmuthig in die Kanapee-Ecke und bei Nacht wollte

der Schlaf nicht kommen, ſeine Alte erſchrack oft nicht wenig, wenn er endlich mitten im Schlaf tief aufſeufzte. Oft war er im Traum offenbar in ſeiner Schule, und wie vielmal hat es ſich getroffen, daß er laut rief: da bin ich ja wieder, und davon über ſeinem Rufen ſelbſt aufwachte.

Selbſt die Sonntage mehrten ſein Leid. Es ſteht wohl eine ſchöne alte Kirche in Eisfeld, in der zu Luthers Zeiten Juſtus Jonas gar erbauliche Predigten gethan hat, vor mehreren Jahren iſt ſie würdig reſtaurirt worden. Hier konnte er ja wohl zuweilen auch auf der Orgelbank ſitzen. Aber es war doch ein ander Ding geweſen, wenn er in vorigen Zeiten Sonntag um Sonntag in ſeinem gewohnten Landkirchlein ſaß. Wie war er dann immer mit erbaut worden, wenn er durch würdiges Orgelſpiel die Gemeinde erbauen half, und was gab es ihm für Freude, ſein Kirchlein in würdigem Ausſehen und ſauberem Schmuck zu erhalten.

Damals konnte er an den Sonntagen wohl wenig zu Ruhe kommen! Wie viel Leute pflegten da auf das Schul-

haus zuzueilen, um sich Rath und Hülfe zu erbitten! Wie vielerlei gab es da in Gemeindeangelegenheiten und Rechnungssachen zu thun, was fand sich alles zu richten und zu schlichten, bis er am Abend sagen konnte: nun hab' ich endlich auch Sonntag! Gleichwohl wollte ihm jetzt, da er vom ersten Glockenton an Ruhe hatte, der Sonntag so lang vorkommen. Und wie langweilig erschien ihm erst alles, wenn er um der Langweile zu entgehen, nach Zeitungen griff, auf's „Eichholz" hinaus, auf den Keller oder in's Casino ging! Wie gern hätte er sich wie in vorigen Zeiten den lieben langen Sonntag über plagen lassen, Undank und Unverstand mit in den Kauf genommen! Was war er doch gerade in den letzten Jahren als Schulmeister für ein glückseliger Mann gewesen! Hatten sich nicht allmälig die Häuser mit jungen Männern und Frauen bevölkert, die einst seine Schüler und Schülerinnen waren? saß er nicht inmitten der Gemeinde wie ein Patriarch unter den Stammesgenossen, wie ein Großvater unter lauter Enkeln und Urenkeln?

Schon im ersten Jahr hat es ihn manchmal an den Sonntagen nicht in Eisfeld geduldet, er mußte hin und wieder einmal hinaus in sein Dörflein! wollte es auf den eigenen Unterthanen nicht gehen, so hat er sich und seine getreue Hälfte wohl auch hinausfahren lassen, hat dann auf der Orgel den alten Hetzel gespielt, und wenn er Nachmittags oder Abends im Wirthshause bei einem Glas Bier und einem Pfeifchen mit den Dorfgenossen und Freunden von ehedem alter Zeiten und alter Vorgänge gedachte, so war das ein Fest für's ganze Dorf. Nur konnte er dann auch der Frage nicht wehren: ach, Herr Hetzel, warum sind Sie nur nicht bei uns geblieben? Die Frage drang ihm mehr und mehr zu Herzen, so daß es ihm bald schwer ward sich zu einer Reise nach Krock zu entschließen. Und wenn dann natürlich die Frage auffam und hundertmal gestellt ward: Herr Hetzel, warum lassen Sie sich denn gar nicht mehr unter uns sehen und was haben wir Ihnen denn zu Leid gethan? —, dann hat er sich wohl wieder in die Ecke seines Kanapees geworfen und hat bitterlich zu weinen angefangen.

Armer Hetzel, was wird werden, wenn das so fortgeht? Du verfällst uns am Ende gar noch in einen Trübsinn der dich in deinen letzten Jahren zum Gegenstand unsers Mitleids macht!

Aber die Dinge in der Welt laufen oft gar sonderbar. Im Psalm steht geschrieben „daß Gott seine Heiligen wunderlich führt." Warum soll das Wort gerade im Lebenslauf eines Schulmeisters unerfüllt bleiben? Also hat es sich treffen müssen, daß unser guter Hetzel seine theuere Hälfte zum andermal mitten in der Nacht hat wecken und sagen müssen: es ist mir ein Gedanke durch den Kopf geschossen, was meinst? Und das ging so zu.

Einmal steht's in der Zeitung zu lesen: in Almerswind — der Leser erinnert sich ja des Namens — ist ein neuer Schulmeister nöthig, und wer's werden will, soll sich melden bis zu einem gewissen Zeitpunkte, und soll Zeugnisse mitbringen, wie er's mit der Schulmeisterei und in andern Dingen sonst getrieben. Nun hatte es in Almerswind seit der Versetzung unsers Hetzel nach Krock unterschiedliche Schulmeister gegeben. Die Männer haben mir nichts gethan und ich ihnen nichts. Aber ich kann nichts dazu, daß in Almerswind immer noch die Rede ging: einen Hetzel kriegen wir nicht wieder, so Einer wie der war kommt keiner wieder auf.

Es sei zwar nur ein klein Männlein gewesen, manches Schulkind hätte vor der Confirmation über ihn hinweggesehen; aber ein Ansehen und eine Liebe habe er genossen wie Keiner vor ihm und Keiner nach ihm, denn mit einem einzigen guten Wort sei der weiter gekommen als ein anderer mit einem Sack voll böser. Von seinetwegen hätte die Welt ohne Haselnuß- und andere Stecken bestehen können, den Nürnberger Trichter hab' er in der Schule nicht angewendet, aber es sei eben eine Macht von ihm ausgegangen über die Kinderseelen und von den Kindern über die Alten. In der Schule und außer der Schule sei er eben ein ganzer Mann gewesen. Mit den Leuten habe er sich gemein gemacht und doch nie sich etwas vergeben. Im Wirthshaus sei er wohl zu sehen gewesen, wenn's die Gelegenheit gab, aber das rechte Maas

habe er nie überschritten, weder im Trinken noch im Reden, in seiner Gegenwart habe sich niemand ein unschönes oder unsauberes Wort erlaubt; den Wirthshaussitzern, die alle Tage auf's Wirthshaus zuliefen, wie die Gans in den Grasgarten, denen sei er spinnenfeind gewesen. Zu treuem Dienst gegen jedermann sei er Tag und Nacht bereit gewesen, und doch habe er auch dem Undankbaren nie ein unfreundlich Wort gegeben. So ein Mann zwanzig Jahre am Dienst der Schule und Gemeinde, das sei ein Segen größer als wenn in einem Prozeß Hunderttausende gewonnen würden, denn die wahren Kapitalien für die Menschheit steckten nicht in den Geldkästen und Zinsverschreibungen, sondern in den Herzen guter Menschen, die Andern wieder als Leiter und Führer dienten. Für Almerswind stehe es als der schwerste Verlust in der Chronik, daß solch ein Mann nach wenig Jahren wieder weiter gezogen; und daß er nun gar dem Lehrerberuf den Abschied gegeben, das sei ein Verlust für's Land!

Diese Melodie war von den guten Almerswindern schon viel gesungen worden, und jetzt nach dem Abzug des Lehrers wurde sie von neuem angestimmt in allen Tonarten. Am Abend des Tages nun an welchem unser Hetzel die bewußte Nachricht in der Zeitung gelesen, da sitzt eine Anzahl von Männern im Almerswinder Wirthshause zusammen, und so laut und so von allen Seiten singen sie das Lob des Unvergeßlichen, daß der Wirth auch nach eilf Uhr nicht an die Poli-

zeistunde erinnern mag, er ist ja seiner Zeit selbst ein Schüler des alten wackern Hetzel gewesen.

Davon klingen denn unserm Alten natürlich die Ohren, was gar kein Wunder ist, weil man von Almerswind nach Eisfeld in ein paar Stunden bequem zu Fuß gelangen, er aber vor Wehleid wieder einmal nicht einschlafen kann. — Und wie er endlich spät genug dennoch die Uhr nicht mehr Tiktak machen hört, siehe da träumt er vom neuen Almerswinder Schulhaus, wie das so freundlich zwischen Coburg und Schalkau steht: an der Hausthür hängen Guirlanden zwischen zwei grünen Maien mit seinen Namenszügen, hinter den Fenstern stehen blühend seine Lieblingsblumen und hinter den Blumen schaut seine Frau hervor und ruft: Hetzel komm' doch auch herein, es ist Platz da für mich und dich! Da tritt er durch die Hausthür hinein, und wie er links durch den Hausflur gegen die Stubenthür schreitet, da schallt und hallt es so laut, daß er davon wieder aufwacht. — Und merkwürdig, während er sich besinnt über den seltsamen Traum, wird's ihm als hört er Männerstimmen reden und Gläser klingen. Der Schlaf ist wieder weg. Auf einmal wird's ihm ordentlich licht vor den Augen, ein Gedanke zieht ihm wie eine freundliche Gestalt vor der Seele vorüber, er begreift nicht, daß sein Kopf so lange Zeit dazu gebraucht hat. An Träume zu glauben war sonst seine Sache nicht, wie viel hundertmal hatte er gelacht oder gescholten über die Leute, die nach einem jeden seltsamen Traum kleinlaut oder vorwitzig fragen: was wird das nun wieder zu bedeuten haben? Sein Traum war ja nach dem was ihm bei Tag vor die Erinnerung getreten, natürlich genug: wenn man in die Sonne gesehen hat, so bleibt ja ihr Bild im Auge, auch wenn man das Auge geschlossen; und der Traum hat es einmal in seiner Art, Gegenwärtiges mit Vergangenem zu verknüpfen und aus beidem etwas Zukünftiges zu bilden und wunderlich auszuschmücken. Der Traum aber kommt ihm vor, wie ein Wegweiser von Gott selbst aufgerichtet. Es ist ihm als sagte zu ihm der liebe Gott: Alter Hetzel du, ich habe dir lange schon gerufen, denn ich bin es, der ich aus deiner Sehnsucht zu dir geredet habe, du dauerst mich

in deinen Schmerzen und ich möchte nicht, daß du deine Tage weinend beschließen müßtest; aber du hast ja nicht hören wollen, darum hab' ich ein Uebriges thun und dir ein Traumbild senden müßen, und die Männerstimmen, die du in deine Ohren gehört, kommen gerade über Schalkau und Bachfeld von Almerswind herüber, wo sie noch diesen Augenblick bei einander sitzen und sprechen: hätten wir doch unsern alten Hetzel noch einmal zum Schulmeister!

Da biegt er sich denn also herum, weckt seine Alte sachte aus dem Schlaf und spricht: Mutter, erschrick nicht, der liebe Gott will mir einen Fingerzeig geben, daß ich noch einmal Schulmeister werden und mich zum zweitenmal in meinem Leben um Almerswind bewerben soll?

Es ist aber gar ein köstlich Ding in glücklichen und gesegneten Ehen, wenn ein gegenseitiges herzliches Vertrauen Mann und Weib mit einander verbindet, so daß keins vor dem Andern ein Geheimniß haben, jedes aber gern die Gedanken des Andern erfahren will um sie den eigenen Gedanken als Maas ihrer Richtigkeit anzulegen. Und noch köstlicher ist es, wenn jedes hinwiederum im Auge und Herzen des Andern zu lesen bemüht ist, um eben nach dem, was da geschrieben steht, den erbetenen Rath einzurichten.

Und das eben war das Verhältniß zwischen unserm alten Hetzel und seiner vielgetreuen Ehehälfte. Die sorgsame Mutter hatte schon lange gemerkt, wo ihren Alten der Schuh drückte. Wäre sie doch gern ihr Lebtag Frau Schulmeisterin geblieben, auch wenn's in der Welt weder Hühner noch Gänse, Kälber und Läufer gab. Nur mußte die Aufmunterung zu einer neuen Schulmeisterei nicht von ihr, sondern von ihm selber ausgehen. Darum brauchte sie für diesmal kein langes Besinnen, ihr „in Gottes Namen" brauchte nicht erst Zeit bis der Kaffee fertig war, und gab es in ihren Augen Thränen zu zerdrücken, so waren es dießmal Thränen der Freude und der Hoffnung.

Und so ist denn unser Männlein gar sanft und fröhlich wieder eingeschlafen. Nicht darum weil er sich das Zeugniß gegeben hätte: Hetzel, du hast einen Entschluß gefaßt, der

dir im Himmel als Verdienst angeschrieben werden muß, sondern weil er wußte: was du bös gemacht hast, das will der liebe Gott selber gut machen, und hinfort sollst du nicht mehr vor Betrübniß in die Kanapee-Ecke kriechen, wenn dich ein Paar blaue Kinderaugen anlachen!

Der Entschluß zu abermaliger Veränderung ward freilich auch durch die Verhältnisse erleichtert. Um den Sohn auf die eigenen Füße zu stellen, war die Krocker Schulmeisterei aufgegeben worden. Da nunmehr diese Operation ausgeführt war, konnte die Almerswinder Schulmeisterei desto getroster angetreten werden. Wenn der junge Baum einmal mit den Wurzeln sich in die Erde eingegraben und eingesaugt hat, ist Pfahl und Bast nicht mehr nöthig und am Ende gar hinderlich. Dazu ging der junge Kaufherr auf Freiersfüßen und wollte nunmehr doch nicht mehr einsämmig durch die Welt reisen. Da dachten die beiden Alten: es thut nicht immer gut, wenn Schwiegermutter und Schwiegertochter unter einem Dach beisammen wohnen, also besser man läßt dem jungen Weib sogleich von vornherein Platz, die Beete ihres Hausgärtleins nach ihrer Schnur abzutreten. Also auch von dieser Seite stimmt alles vortrefflich zu dem jungen Plan.

Die Sachen sind denn nun auch ganz natürlich weiter gelaufen. Dr Almerswinder jubelten vom Schulzen bis zum Nachtwächter und Gänsehirten herunter, als am andern Tag ein Brief kam mit dem Text „alte Liebe rostet nicht", der Brief stellte die Frage: wollt' Ihr mich, so bin ich feil, und darunter stand mit handfester reinlicher Schrift der alte Unvergeßliche. Und als nun der Gemeindeausschuß die Antwort auf Flügeln der Liebe selber hinübergetragen und erklärt hatte: ja freilich, lieber alter Herr Hetzel, freilich sehen wir's für 'ne Freude und Ehre an, wenn wir zu Ihnen wieder Herr Schulmeister sollen sagen dürfen, und als sonst alles abgemacht war, da hat die Itz mit der Grümpen noch einmal so lustig als seit fünf und zwanzig Jahren Hochzeit gehalten, und die Wäserlein haben bei jedem Stein bis nach Coburg hinunter, über den sie haben hüpfen müssen, gemurmelt: sie kriegen ihn wieder, sie kriegen ihn wieder!

Das Jawort der Gemeinde war natürlich auch ein guter Gewichtstein bei der Meldung, die überdieß auch von der Gutsherrschaft unterstützt ward. So kam's endlich zum feierlichen Einzug, und die Freude die es dabei gegeben hat, kann ich mit keiner anderen vergleichen, als wenn zwei Brüder, von denen der eine als Jüngling nach Amerika ausgewandert ist, als Männer einander nach langen Jahren wiedersehen, oder als wenn eine Frau ihren lange Jahre todt geglaubten Mann lebend wieder in den Armen hat.

Die ganze Umgegend hat an dieser Freude theilgenommen, und auch das war natürlich. Denn die Schulmeister, die ihren schweren Beruf so lieb gewonnen haben, daß sie auf die Dauer die Ferien nicht vertragen und keine Ruhe finden, bis sie wieder ein Heerdlein Lämmer um sich her haben, die

Zu Seite 104.

kann man eben nicht mit dem Besen auf der Gasse zusammenkehren, und wo solch altes Liebesband von neuem zusammengezogen wird, da geht eben unter den Menschen etwas vor, worüber alle fühlenden Herzen in frohen Aufruhr kommen dürfen. Ist's doch auch ein herrlich Ding wenn einer sei es als Schulmeister oder sei es als Pfarrer einer Gemeinde zugeordnet wird, und Liebe und Vertrauen sind die Vorläufer und Wegmacher gewesen.

Nun wollt' ich gern weiter so erzählen: Almerswind ist noch heute glücklich im Besitz seines guten alten Hetzel, und steht in der Hoffnung, er soll in der Mitte seiner alten Schüler und Freunde noch einmal sein goldenes Amtsjubiläum begehen. Es war auch gute Aussicht dazu vorhanden. Ich habe ihn in seiner Behausung einmal besucht, etwa ein halbes Jahr mochte vergangen sein nachdem er wieder den Scepter in die Hand genommen, und er hat mich sogleich unter sein Heerdlein geführt. Wie war der Alte da so jugendlich heiter und munter! Wie fröhlich sprach er seine Hoffnung aus, man würde es an seinem Völkchen bald besser inne werden daß es wieder einen Hirten habe! Welch Feuer glänzte aus seinen hellen Augen, wenn er versicherte, wie seinem Herzen die wiederbegonnene Wirksamkeit im Lehrerberuf so wohl thue! Und wie sprach aus seinem warmen Herzen der Dank gegen Gott, daß er trotz seiner schon so vorgerückten Jahre bei aller noch so mühseligen Schularbeit doch keine Ermüdung fühle!

Wir waren Freunde geworden bei der kurzen Begegnung, und versprachen einander fleißig zu besuchen. Aber ich muß bei der Wahrheit bleiben und leider wiederholen: mein erster Besuch bei ihm ist auch der letzte gewesen.

Wenige Wochen nachher hat er seine Alte wieder einmal aus dem Schlaf aufgeweckt und zum drittenmal gesagt: Mutter, erschrick nicht. Aber dießmal war Ursach zum Erschrecken vorhanden. Es hatte den tapfern Alten infolge eines kalten Trunks in fettes Essen überfallen, so daß er meinte, es könne noch vor Tags zu Ende mit ihm gehen.

So schnell ging's nun zwar nicht. Aber Besserung wollte

trotz aller ärztlichen Verordnungen nicht eintreten. Und wie es bei Leuten die bis in's Alter nie ernstlich krank gewesen sind bei'm ersten Krankheitsanfall zu gehen pflegt: zur ersten Krankheit kam eine zweite, und die zwei arbeiteten um die Wette, die einmal in Unordnung gerathene Leiblichkeit vollends aufzureiben. Es waren noch nicht zehn Tage vergangen, da lief die Botschaft von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf: der alte Hetzel hat schon Feierabend bekommen und wird Ferien haben bis zum Ewigkeitsmorgen.

Warum denn schon? Ja warum! Da gebe Einer Antwort! Nach Menschengedanken hätte er noch ein zehn oder zwölf Jahre an Schule und Gemeinde im Segen arbeiten müssen. Was ihm an Kraft doch etwa abging, seine Erfahrung, seine Milde und Klarheit, die ganze Person hätte es wiedererstattet. — Aber Gottes Gedanken sind eben nicht unsere Gedanken. Er muß, wie der Psalm sagt, recht behalten in seinen Worten und rein bleiben wenn er gerichtet wird. Und wollten wir über die Wege Gottes bei'm jähen Eingang der treuen Schulmeisterseele zu grübeln anfangen, so würde der göttliche Bescheid lauten: laßt Eure Grübelei, Ihr könnt Besseres thun; freut Euch doch lieber und danket, daß es noch Schulmeister von der alten guten Mode gibt, die über der Herrlichkeit des Lehrerberufs die Lasten desselben nicht merken, die wohl wissen, daß was Liebe und Treue an den Kleinen thut, auch mit der reichlichsten Besoldung nicht bezahlt werden könnte. Wollet Ihr aber einen kräftigen Trost gerade über die frühzeitigen Ferien des alten Hetzel, so freuet Euch doch, daß er noch einmal sagen konnte, ob auch nur für wenig Monate: der alte Hetzel hat sich bei der Fahne wieder eingefunden, welcher er aus unzeitiger und übertriebener Vaterſorge untreu geworden war. Das Wort aber wird in Kraft stehen bleiben „die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Es war ein klarer milder Wintertag, als wir den braven Lehrer zu seiner letzten Ruhestätte brachten. Leidtragende waren neben seinen Angehörigen aus der ganzen Umgegend

da, geladene und ungeladene. Eine große Anzahl jüngerer und älterer Lehrer folgte dem Sarg auf dem weiten Weg nach dem Gottesacker vor Schalkau. Vor'm Trauerhaus und nachher am offenen Grab haben sie mit reinen hellen Stimmen Lobgesänge angestimmt zum Preis dessen, der gesagt hat „ich bin die Auferstehung und das Leben."

Am Eingang des Gottesackers stand die Almerswinder Schuljugend. Ihre Thränen waren ein beredtes Zeugniß von dem Riß, den da die kalte Todeshand in ein gesegnetes Herzensbündniß gerissen.

In der Gottesackerkirche wendete der würdige Oberpfarrer, der Vorgesetzte des Vollendeten, in einfachen Worten die Rede auf ihn an, die die Juden an des Lazarus Grabe gethan: siehe wie hat er ihn so lieb gehabt!

Schlaf du in Frieden, du lieber alter Hetzel! Wenn aber ein Schulmeister seinen Lebenslauf liest, so soll er hierdurch gebeten sein, die Kaufmannschaft trotz aller Eisfelder oder anderweiter Lockungen nirgend anders als in seiner Schule zu treiben, ob auch die treue Hausmutter sagen sollte: Alterle, in Gottes Namen, und wie du's dir ausgedacht, so wird's am Besten sein!

9. Altes Gold.

Willſt du Narrenſchuhe zerreißen,
Laß ſie nur ja nicht beſchlagen mit Eiſen!

ſagt ein altes Sprüchwort.

Ob Derſelbe es aufgebracht hat, von welchem das andere herrührt: „Jeder muß ein Paar Narrenſchuhe zerreißen", kann ich dem geneigten Leſer nicht verrathen. War es Derſelbe, ſo hat er jedenfalls das ungereimte letztere Sprüchlein in ſeiner Jugend gemacht, das gereimte aber im Alter.

Denn der Jugend gefällt das: „Jeder muß ein Paar Narrenſchuhe zerreißen" und ſie liebt es, ſich hinter dieſes Sprüchwort als hinter ein Wahrwort zu flüchten, wenn entweder das Gewiſſen ſie vor Narretheidingen warnt, oder ein älterer Freund, der es wohl mit ihr meint. Es gibt zwar nicht Wenige, die erſt im Alter die Narrenſchuhe anziehen, aber der Gerber und der Schuſter werden doch vorzugsweiſe durch die Jugend von wegen der Narrenſchuhe in Nahrung geſetzt. Ja, wie Manchen gibt es unter dem Jungvolke, der gar mit Einem Paar Narrenſchuhe nicht auskommt, entweder weil der Hirſchwirth an ſeiner Haustreppe gar zu rauhe und harte Steine hat, die das Leder geſchwind zerreißen oder weil der Tanzboden im „Lämmchen" gar zu ungehobelte, aſtreiche

Dielen hat, auf welchen die Sohlen wie der Wind dahin ſind und das Oberleder auch, oder — —, ja wer kann die „oder", die es da noch gibt, alle aufzählen!

Item, der das Sprüchlein da oben gereimt hat, mag er nun in ſeiner Jugend auch das andere gemacht und befolgt haben, oder nicht, er iſt jedenfalls klug geworden oder geweſen: Denn bei ihm heißt's ja nun nicht —, Jeder muß ein Paar Narrenſchuhe zerreißen, ſondern es lautet bei ihm aus einer ganz andern Tonart: „Willſt du Narrenſchuhe zerreißen", ſo fängt er ſein Sprüchlein an, und ich dächte, damit ſtimmte er die allein richtige Tonart an.

Denn mit dem „Muß" beim Zerreißen der Narrenſchuhe iſt es Ein für alle Mal eine Lüge. Zieh' nur keine Narrenſchuhe an, ſo brauchſt du auch keine zu zerreißen; und will dir irgend ein Gerber das Leder zu einem Paar Narrenſchuhen aufſchwatzen (merke: es gerbt Mancher Narrenleder, der gar keine Gerberei beſitzt!) oder will dir irgend ein Pechdraht, mit Verlaub: ein Schuſter, mit Gewalt das Maß zu einem Paar Narrenſchuhe nehmen, ſo gib ihnen nur in Gottes Namen den Laufpaß gemäß Sprüchw. Salom. 1, 10; dann wirſt du ſchon an den Narrenſchuhen mit Gottes Hülfe glücklich vorbeikommen.

Willſt du aber Narrenſchuhe zerreißen und dir gar nicht wehren und einreden laſſen, nun, guter Freund, dann beherzige wenigſtens den zweiten Theil des Sprüchwortes da oben und laß dir die Narrenſchuhe nicht mit Eiſen beſchlagen!

Ja, denkſt du, das ſind aber doch die ſtärkſten Schuhe, die mit Eiſen beſchlagen ſind und halten einen Puff aus.

Aber eben drum ſollſt du die Narrenſchuhe, die du einmal tragen willſt, gerade nicht mit Eiſen beſchlagen laſſen, auf daß ſie nämlich recht ſchnell zerreißen und es dir ſchon deshalb leid wird, am Ende noch einmal ein Paar neue machen zu laſſen.

Halten die Narrenſchuhe Einem zu lange, ſo gewöhnt ſich der Fuß, weil ſie gewöhnlich recht weit und bequem ſind, ſo daran, daß er andere Schuhe kaum mehr brauchen kann

und jedenfalls große Gefahr läuft, arge Hühneraugen-Schmerzen zu kriegen, wenn er einmal andere Schuhe anziehen soll und muß.

Item, da fallen mir gerade die Herrn Franzosen ein als warnendes Exempel. Die meinten ja seit langer, langer Zeit, sie seien das erste und vornehmste Volk der ganzen Welt, die „große Nation, die an der Spitze der Civilisation marschirte", wie sie es nannten, das will sagen, die überall voran sei und gebührender Maßen voran sein müsse, wo es gelte, die Befreiung, Vervollkommnung und Veredelung des Menschengeschlechtes zu fördern, ja die sogar ihre große Hauptstadt Paris ein „Heiligthum" der gebildeten Welt glaubte nennen zu dürfen. (Allen Klarsehenden war es freilich schon längst offenbar und im Jahre 1870 ist es aller Welt offenbar geworden, was für ein sauberes Heiligthum Paris ist, und wie es mit der Civilisation der Franzosen aussieht, hat auch der 1870er Krieg klar genug ans Licht gebracht.) Ueberdies meinten sie auch in alle Dinge sich einmischen zu dürfen, die sie nichts angingen, und wenn sie anno 1866 nicht verlangten, der König von Preußen solle vorher hübsch bei ihnen um Erlaubniß fragen, ob er sich auch gegen die, welche ihm an seinen Thron und sein Reich wollten, wehren dürfe, so haben sie das nachher so ausgelegt, als ob sie Wunders wie nachgiebig und rücksichtsvoll gewesen seien. Von anderen ähnlichen Fällen ganz zu schweigen.

Nun, wenn sie bei solchem Auftreten keine Narrenschuhe angehabt haben, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was Narrenschuhe sein sollen.

Wären nun ihre Narrenschuhe einfache, ordinäre Schuhe gewesen, von der Sorte etwa, wie sie der Schuster meinen Buben macht, und die die liebenswürdige Eigenschaft besitzt, recht bald zu zerreißen, so hätten die Herrn Franzosen, sollte man meinen, schon bei ihrem Spaziergange in Mexiko ihre Narrenschuhe gründlich zerreißen können, auch wohl schon früher.

Aber siehe da, sie hatten sich ihre Narrenschuhe mit Eisen beschlagen lassen und meinten kecklich, damit auch anno 70 über den Rhein marschiren zu können, ja bis nach Berlin hinein.

Wie ihnen aber nun bei Metz und Sedan die Eisen abgerissen waren durch die Tapferkeit unserer deutschen Heere und sie nun die unbeschlagenen Narrenschuhe allen Siegeslügen des Herrn Gambetta zum Trotz gar bald durchgelaufen hatten, ja wie sie endlich wohl oder übel sich zu den Schuhen bequemen mußten, in welchen andere, vernünftige Nationen einhergehen: — da kamen die Hühneraugen-Schmerzen mit Macht hintendrein, und wann sie die wieder los werden, mag Gott wissen. Hoffentlich spüren sie es recht lange, daß und wo sie der Schuh drückt, damit ihnen alle Gedanken an ähnliche Spaziergänge vergehen, wie sie den nach Berlin machen wollten und erst recht alle Gedanken, diesen noch einmal zu versuchen.

Merke aber: die Beispiele dafür, wie schädlich und verderblich es ist, sich die Narrenschuhe, wenn man sie durchaus einmal tragen will, auch noch mit Eisen beschlagen zu lassen, die braucht man nicht erst bei den Franzosen zu suchen, man kann sie auch im lieben deutschen Vaterlande überall finden, sogar im kleinsten Dörflein. Fällt mir gerade ein recht lebendiges Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung ein.

Da war — (wo? darf ich nicht sagen, denn die Leute leben noch!) — des Ortsvorstehers N. N. einziger Sohn, der Hanpeter. Ein strammer Bursche war er, das konnte ihm Niemand absprechen, groß und schön gewachsen und mit einem Paar Fäuste, die auch die wildesten Pferde seines Vaters gleichsam spielend bändigen konnten. Viel Grütze hatte er leider nicht im Kopfe, aber dafür eine gehörige Portion Aecker und Wiesen und Capitalien zu erwarten, wenn einmal sein Vater das Zeitliche segnete. Der meinte auch, eben weil es an Grütze bei ihm mangelte, er müsse durchaus ein Paar Narrenschuhe zerreißen, nöthigenfalls auch zwei Paar.

Kaum war er aus der Schule, so hielt er sich schon ganz zu den erwachsenen Burschen, die ihn auch nicht zurückstießen, weil er immer tüchtig Geld im Sacke hatte und sich nicht lumpen ließ, wenn es galt, im Wirthshause ein paar Schoppen zu bezahlen. War er doch auch ohnehin des Ortsvorstehers Sohn. — Es dauerte nicht lange, so gehörte mein

Hanpeter zu den sogenannten „Wilden“, im Dorfe, das heißt zu denen, die es am Tollsten und Wildesten unter allen Burschen treiben. Wo ein rechter Bubenstreich ausgeheckt wurde, fehlte gewiß der Hanpeter nicht wenn auch diese Streiche, nicht gerade harmloser Natur waren. Im Wirthshause und auf dem Tanzboden hörte man immer seine Stimme als die lauteste, und, wenn es an das unvermeidliche Prügeln ging, so halfen seine groben Fäuste stets wacker mit, wenn sie nicht die Hauptarbeit thaten. Das Kartenspielen lernte er auch schnell, und wenn er es wegen der mangelnden Grütze nicht gut lernte, so war das seinen Spielgesellen ganz recht, sie konnten ihn dann um so bequemer rupfen. Dabei mußte Hanpeter immer die neuesten, modischsten Kleider haben und da der Dorfschneider ihm gar nichts recht machen konnte, so wurden die Kleider in der nahen Stadt fertig gekauft. Auch wußte der Hanpeter stets, wo man in der Stadt den besten Wein schenkte und die feinsten Cigarren verkaufte und zog von dieser Wissenschaft Nutzen, so oft er in die Stadt kam.

Der schwache Vater, auch eines reichen Bauern Sohn, der es in seiner eigenen Jugend nicht viel besser getrieben haben mochte, wollte zwar an seinem Hanpeterchen ein bischen zu ziehen beginnen, als er eines schönen Tages vom Bürgermeister wegen der Aufführung seines Sohnes einen ziemlich derben Wischer erhalten hatte. Aber er hatte das Ziehen zu lange aufgeschoben, Hanpeter war ihm bereits über den Kopf gewachsen.

Da stirbt plötzlich der Vater, durch den Schlag eines jungen Pferdes an die Schläfe getroffen, und Hanpeter ist der Herr im Hause auch dem Namen nach. In der That war er es schon längst gewesen, da Vater und Mutter nach seiner Pfeife tanzen mußten. Das war denn ein doppeltes Unglück. Denn nun wurde der Hanpeter als einziger Sohn und als Stütze seiner Mutter gesetzlich auch vom Soldatendienste frei. Ich sage, das war ein Unglück für ihn; denn bei den Soldaten versteht man es meisterlich, Einem die Narrenschuhe auszuziehen, zumal wenn der Unteroffizier, der Einen in die Finger kriegt, danach ist.

Item der Hanpeter behielt die Narrenschuhe an, und der Tod des Vaters ging ohne allen Eindruck an ihm vorüber.

Nun sollte er heirathen, weil die Mutter dem großen Hauswesen nicht mehr alleine vorstehen konnte. Die Vettern und Basen bringen's auch fertig, daß ein reiches und wirklich braves Mädchen den Hanpeter nimmt, und Jedermann hofft, daß derselbe nun Verstand annehmen und ein ordentlicher, gesetzter Ehemann werden würde.

Aber fehlgeschossen! Hanpeter bleibt auch in der Ehe ganz der Alte, wie auch seine brave Frau Alles versucht, ihn auf andere Wege zu bringen. Zu dem täglichen Wirthshausbesuche, zu dem allabendlichen Kartenspielen, zu der Vornehmthuerei in städtischen Kleidern und Manieren kommt nun noch die Jagdliebhaberei, die ihn nöthigt, die ganze Feldarbeit dem Knechte in der Hand zu lassen, die Liebhaberei an schönen Pferden, die ihn den Juden in die Hände bringt, das Lotteriespielen, welches die Mittel zu dem glänzenden Leben und zu den Extraausgaben allen liefern soll, aber für die Kasse zu einer stillschweigenden Auszehrung wird: kurz, nachdem der Hanpeter etwa 10 Jahre gehaust, seine Mutter unter die Erde gebracht, seine Frau unglücklich gemacht hat, ist er eines schönen Tages total bankerott, muß Haus und Gut verlassen und froh sein, daß ihn der Schwiegervater mit seiner zum Glück kinderlos gebliebenen Frau bei sich aufnimmt.

Merke: Seine Narrenschuhe waren mit Eisen beschlagen.

Mach's ihm nicht nach! Und am besten: Hüte dich, daß du je Narrenschuhe anziehst!

10. Räthſel.

Zwei Worte ſind's
In Eins vereinet;
Wer's räth, der findt's,
Wie's iſt gemeinet.

* * *

Kommt mein Erſtes zu dir geeilt,
Müſſen alle Sorgen zerſtieben,
Die du gehegt um einen Lieben,
Der draußen im fernen Lande weilt;
Denn ein Bote iſt es, doch ſeltſamer Art,
Gar klein und zart,
Stets gekleidet in Weiß
Auch bei Schnee und Eis,
Ohn' Füß' und Hände
Und läuft doch behende
Ueber Berg und Thal und Hügel
„Dann hat es wohl Flügel?"
O nein, o nein!
Denn ob auch die Sehnſucht ihm die möchte leih'n,
Es geht einmal nicht.
Bei dem armen Wicht,

Der, je weiter sein Weg in die Welt ihn führt,
Desto fester nur wird zusammengeschnürt,
Daß er statt zu fliegen
Ganz still muß liegen.
„Und läuft doch? — das versteh', wer kann!"
Ja, Räthsellöser, und denk nur an:
Ob auch die freudigste Botschaft der Aermste bringt,
Daß Alles im Hause hell jubelt und singt,
Was hat er davon
Zum Dank für Lohn?
Er wird zerschnitten, zerrissen,
Und endlich wohl gar in's Feuer geschmissen.

* * *

Ein Vogel ist mein Zweites,
Ob seines bunten Kleides
Bei Buben hoch in Gunst;
Ob seiner großen Kunst,
Den reifen Erbsenacker
Auszudreschen wacker
Ohn' Flegel und ohn' Stecken,
Dem Bauersmann ein Schrecken,
Hast du's noch nicht errathen,
So merk: auch einen Braten
Gibt's denen, die da gerne
Statt Fleisch aus festem Kerne
Das Zarte sich auswählen,
Laß dir auch noch erzählen
Von diesem meinem Zweiten,
Daß es seit alten Zeiten
Als frommer Sanftmuth Bild
Bei allen Völkern gilt.

* * *

Hab' ich's mit dem Zweiten dir leicht gemacht,
Und hast du wohl auch ohne Mühe gekracht
Das erste Nüßchen, so nimm nur nicht an,
Die Räthselarbeit sei ganz schon gethan.

Denn jetzt kommt das Ganze und gibt zum Schluß
Zu krachen noch eine harte Nuß.
Ja, ja das Ganze! Wie fang' ich's nur an,
Dir zu schildern, was alles es Schlimmes gethan?!
So höre denn: Erstens ist's ein Spion,
Der beim Feinde gewann den Botenlohn,
Als unser tapferes Heer vor Paris
So schwer und sauer sich's werden ließ.
Und wahrlich, es ist ein arger Kujon,
Noch schlimmer selbst als Napoleon.
Denn der hat sich doch erwischen lassen.
Doch meinen Spion erwischt so leicht Keiner
Und wär' er selbst Kutschke oder so Einer,
Ja wär' er schlau über alle Maßen,
Wer diesen Spion wollt' fangen ein,
Der müßte ein Falk' oder Adler sein.
Und zweitens ist es ein Lügenprophet,
So groß, daß es über alle Bäume geht,
Den jüngst der große Lügenmeister,
Herr Gambetta — oder wie heißt er? —
Aus seiner Lügenfabrik Paris
Nach allen vier Winden ausgehen ließ,
Der ganzen Welt es auszuposaunen,
Daß das tolle Kanoniren
Und das Rückwärts-Concentriren
Sei eine Heldenthat zum Staunen.
Und drittens noch ist es ein Postillon,
Aber freilich einer ohn' alle Räson,
Der ohne Hut und ohne Horn,
Ohne Stiefel, ohne Sporn,
Ohne Peitsche, ohne Pferd,
Selbst ohne Wagen in die Welt hineinfährt,
Und die Post um ihr gutes Recht betrügt,
Auf jede Karte und jeden Brief
Anzuwenden den Porto-Tarif.
Nun, lieber Rather, rath mir fein,
Was wird denn wohl das Ganze sein?

11. Ummerstadter Streiche.

Ummerstadt — wer kennt den Ort nicht aus der Geographie? Eine Stadt ist's so gut wie das nicht weit davon gelegene Sachsen-Meiningen'sche Städtchen Heldburg, dessen altes Schloß als „die fränkische Leuchte" weit in's Land hinausschaut und nach seiner Wiederherstellung durch den vorigen Herzog von Meiningen gar stolz und stattlich aussieht. Allzugroß ist der Ort nicht, es hausen schwerlich über tausend Leute darin. Aber der Ort ist weltberühmt in zweierlei Beziehung. Einmal wegen seiner guten Töpferwaaren; ich glaube, wenn man das Essen alles zusammenschütten könnte, das von der Weltschöpfung an bis 1871 in Ummerstadter Geschirr gekocht worden, man könnte das halbe Becken des Bodensee's damit vollmachen. Aber noch weltberühmter sind die Ummerstadter — Streiche.

Was anderwärts die Krähwinkler oder die Schöppenstädter gethan haben müssen, da im nördlichen Frankenland haben's die Ummerstadter auszubaden. Alle möglichen Albernheiten werden den guten Leuten nacherzählt, es wäre wohl ein Büchlein davon vollzuschreiben. Und doch sind die Leute ganz unschuldig daran. Narren und Querköpfe finden sich ja überall in der Welt, die Ummerstadter aber gelten bei denen, die sie näher kennen, als rührige, haushälterische und dabei herzliche und gutmüthige Leute.

Kommt einmal eine Schaar Coburger Gymnasiasten — der dies schreibt, damals ein junger Fant, ist selbst dabei gewesen — auf einer lustigen Turnfahrt durch Ummerstadt gezogen. Vorher ist unter ihnen von den Ummerstadter Streichen natürlich viel geredet und gescherzt worden, und

einer unter ihnen möchte den Leuten gern einmal auf den Zahn fühlen.

Wie sie eben an den ersten Häusern sind, kommt ihnen ein ehrsamer Bürger in den Weg, der allerdings nicht nach besonderer Gelehrsamkeit aussieht. Da geht der junge Geselle auf ihn zu, grüßt ihn und spricht: guter Freund, wir wissen nicht wie wir daran sind, ist denn das der Anfang von Eurer Stadt oder ist's das Ende?

Der Mann ist aber auch nicht auf's Maul gefallen und spricht ganz gelassen: ja, Ihr Herren, da kommt's auf die Leute an, die nach Ummerstadt kommen. Kommt Einer mit Verstand, so weiß er auch, daß er im Hereingehen am Anfang ist; kommt er aber als ein Narr, so ist er am Ende, er mag hinein- oder herausgehen.

Da ist's denn dem Frager ergangen wie der Katze, wenn sie Milch genascht hat und die Hausfrau kommt dazu: sie hängt den Kopf und zieht den Schwanz ein. Er hat vor den Ummerstadter Streichen Manschetten bekommen, seine Kameraden aber haben ihn brav ausgelacht und haben gesagt: siehst Du, man kann ein Coburger Gymnasiast sein und doch auch Ummerstadter Streiche machen, und auf eine ungezogene Frage gehört sich eine herzhafte Antwort.

Merke erstlich: es steht eine unziemliche Frage Niemand gut zu Gesicht, ob er auch ein Coburger Gymnasiast wäre und mit Witz zu fragen weiß.

Merke zweitens: es wäre einem naseweisen Bürschchen gut, wenn es bei jeder unartigen Frage an den rechten Ummerstadter Bürger käme.

Und merke drittens; willst du einem unartigen Frager am Besten das Maul stopfen, so laß dich durch sein Fragen in keinem Fall erbittern; du findest dann am besten was du antworten sollst und kannst ihm noch einen Freundschaftsdienst damit erweisen. Es kann christliche Liebe und Weisheit auch in einer gesalzenen Antwort stecken.

12. Das Teſtament, oder wie einmal ein Kluger einen Klügeren gefunden hat.

Erzählung von Fr. Rück.

Zu Gotthardingen ſteht mitten im Dorfe gerade dem Brunnen gegenüber, auf welchem der Biſchof St. Gotthardus mit einem gewaltigen Eimer abgebildet iſt, ein Haus, dem man es auf den erſten Blick anſieht, daß es nicht zu einem Bauernhauſe urſprünglich gebaut worden iſt.

Die großen Fenſter und die ſtattliche Hausthüre, beide mit Geſimſen und Schwellen von rothem Sandſtein; die ſtarken Eiſengitter, die weitbauchig an den Fenſtern des erſten Stockwerks vorſpringen; das hochgieblige Dach, welches wider eine Giebelwand mit Zinnen hüben und drüben anſtößt: Alles weiſt auf ein Gerichts- oder Herrenhaus hin. Und der Name, den das Haus führt, beſtätigt dies; denn es heißt noch heutzutage die „Vogtei.“

Der Beſitzer dieſes Hauſes und des dazu gehörigen Gutes hatte auch bis in die neue Zeit von einzelnen Häuſern des Dorfes Hand- und Spanndienſte zu fordern. Ich weiß nicht, ſind ſie abgelöſt worden oder haben ſie in Folge der Kriegsläufte im Anfange dieſes Jahrhunderts von ſelber aufgehört.

Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in dieſem Hauſe die alte Wittwe Schluder. Ihr Mann war bereits vor ſiebenzehn oder achtzehn Jahren geſtorben. Der größte Theil der Ländereien, die zum Hauſe gehörten, war verpachtet, und man hatte nur ſoviel davon im eigenen Betrieb behalten, als nöthig war, das Bedürfniß der kleinen Haushaltung zu befriedigen. Damals bewohnten nur drei Perſonen die Vogtei: die Alte, eine Magd und Thomas, ein Burſche von etlichen und dreißig Jahren, ein ziemlich naher Verwandter des verſtorbenen Schluder. Er war der Haus- und Hofmeiſter, beſorgte das bischen Feldbau und war, wie man wohl denken kann, der Gegenſtand des Neids und des Argwohns der andern zahlreichen Verwandten in Dorf und Umgegend. Die meinten, der Thomas müſſe ein Eſel ſein, wenn er an der gefüllten Krippe Hunger leide.

Zu Seite 123.

In früherer Zeit hatten sich die also Meinenden zu häufigen Besuchen in der Vogtei eingefunden, die angeblich der lieben Frau Base galten, in Wirklichkeit aber nur gemacht wurden, um bei dieser Gelegenheit über Kisten und Kasten Musterung zu halten, ob auch Alles noch vorhanden und auf dem alten Platze sei. Seit aber Frau Schluder, die man gemeiniglich den Gotthardinger „Drachen" nannte, erklärt hatte, sie würde Denen, welche die Nase fortwährend in ihrem Hause hätten und es nicht erwarten könnten, bis sie die Augen zuthue, einmal die allergrößeste und -schwerste Nase drehen, hatten diese Besuche allmälig aufgehört. Denn Niemand mochte sich die reiche Verwandte zur Feindin machen und sich dadurch der Gefahr aussetzen, einmal bei der Erbschaft mit langer Nase abziehen zu müssen. Nur im Vorbeigehen warf man einen prüfenden Blick in's Haus und hatte bei der Magd Dieses und Jenes zu fragen, wenn man wußte, daß Thomas gerade nicht zu Hause war.

Dieser setzte sich nun allerdings nicht gerade der Gefahr aus, zwischen zwei Heubündeln zu verhungern, wie weiland Buridans Esel. Allein wenn die lieben Vettern und Basen meinten, Thomas benutze seine Stellung, um sich die fettesten Brocken, der Erbschaft zu sichern, so thaten sie ihm Unrecht; nicht nach den fettesten Brocken, nein nach der ganzen Erbschaftssuppe mit Brühe und Brocken stand sein Sinn, und Tag und Nacht war es sein einziger Gedanke, wie er die Base zu einem Testamente bringen möge, darin er als Gesammterbe hingestellt wäre.

Aber Frau Walburga Schluder gehörte zu jenen Leuten, denen „Testamentmachen" und „Sterben" gleichbedeutende Begriffe sind, und da sie zu dem Letzteren einstweilen noch gar keine Lust hatte, so waren alle die feineren und gröberen Versuche des Thomas, die Base zum Testiren zu bringen, bisher schmählich fehlgeschlagen.

Es war an einem Sonntag-Nachmittage im März, an einem jener Tage, die als ächte Vorboten des Frühlings mit ihren hellen freundlichen Sonnenstrahlen nicht blos in die Stube, sondern auch in die Herzen hinein Licht und Wärme

dringen laſſen. Die Alte hatte heute einen beſonders guten Tag; der Huſten, der ſie Jahraus Jahrein quälte, ließ ihr heute faſt ganz Ruhe. Sie ſaß behaglich in dem hellen Sonnenlichte, welches durch die Fenſter drang, zurückgelehnt in einen Lederſeſſel, der gewiß ſchon vor hundert Jahren aus der Mode gekommen war. Thomas ſaß auf der Ofenbank und ſchmauchte ſeine Pfeife, während Grete, die Magd, am Tiſche ihre Strümpfe ſtopfte. Denn von einer ordentlichen Sonntagsfeier wußte man in der Vogtei nichts, und wenn man des Morgens in der Kirche geweſen war, ſo galt das ſchon für ein Stück beſonderer Frömmigkeit.

Da Thomas ſtille vor ſich hin rauchte und durch einen Seitenblick auf die Baſe nur zuweilen dem ſtillen Beobachter zu erkennen gab, mit wem ſich auch jetzt ſeine geheimen Gedanken beſchäftigten, Grete aber durch ihre etwas ſtark mitgenommenen Strümpfe zu ſehr in Anſpruch genommen war, um ihrerſeits eine Unterhaltung zu führen, ſo fing endlich die Baſe an zu erzählen. Das that ſie nur, wenn ſie bei beſonders guter Laune war, die ſich aber ſehr ſelten bei ihr einſtellte.

Viel Rares war an ihrer Erzählung nicht, am wenigſten etwas, was ſich für den lieben Sonntag geſchickt hätte. Wie ſie Dieſen oder Jenen habe ablaufen laſſen und wie ſie einſt — es mochte freilich ſchon lange her ſein! — drei Freier zugleich an der Naſe herumgeführt und doch zuletzt das ganze Kleeblatt habe ſitzen laſſen, nachdem ſich's die Burſche ſchon ein ſchön Stück Geld hätten koſten laſſen, ſich um ſie als einzige Tochter und Erbin der reichen Vogtei zu bewerben: das war der Inhalt ihrer Rede, bei welcher ſie ſelber wieder ordentlich jung zu werden ſchien, ſo lebhaft ſprach ſie.

Den Thomas juckte es, dieſe roſige Laune der Baſe zu benutzen, um wieder einmal in der Teſtaments-Angelegenheit einen Schritt vorwärts zu thun.

„Auch in der Kirche," fing er an, „merkte man heute das ſchöne Wetter. Die Hälfte der Stühle war beſetzt, und der Pfarrer hat ſich tüchtig zuſammengenommen."

„Nun, was hat denn der Pfaffe dahergeplappert?" fragte

Frau Schluder, die es auf den Pfarrer nicht gut zu ſtehen hatte, ſeitdem der ihr einmal wegen ihres Geizes und ihres ſchlechten Kirchenbeſuchs ein wenig die Leviten geleſen hatte.

„Er ſprach davon," antwortete Thomas leiſe und etwas zögernd, „wie wir niemals wüßten, wenn wir aus dieſem Leben abgerufen würden, und wie gut es drum ſei, wenn man recht frühe ſein Haus beſtelle und ſeine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung bringe."

Armer Thomas! Jetzt hatteſt du es getroffen! Freilich waren es nicht gerade Katzenpfötchen, mit denen er aufgetreten war, ſondern ziemlich derbe und vernehmbare Holzſchuhe. Er hätte auch gerne ſein Wort wieder zurückgeholt, als es kaum aus dem Munde war. Denn wie ein Wetterleuchten ſah er es über die Züge der Baſe fahren und ahnte ſogleich das Gewitter, das nun losbrechen würde. Er ſuchte darum das unbedacht entfahrene Wort wieder gut zu machen, machte aber nur Alles noch ſchlimmer; denn in ſeiner Angſt fügte er raſch hinzu:

„Sagt doch auch der Doktor Enttacher, daß es gar ſehr zu einem langen Leben beitrage, wenn man" —

Aber weiter ließ ihn Frau Walburga Schluder nicht kommen, ſondern fiel ihm mit hochrothem Geſichte und kreiſchender Stimme in's Wort:

„Wenn man ſich früh genug von den hungrigen Verwandten ausrauben läßt!"

Weiter kam ſie aber vorerſt ſelber nicht; denn ein heftiger Huſten raubte ihr die Stimme. Kaum hatte ſich derſelbe jedoch gelegt, da brach's los wie ein Wetterſturm:

„Der Pfaff' ſoll das Maul halten und ſich um ſeine eigenen Angelegenheiten bekümmern, an denen er freilich nicht viel zu ordnen haben wird. Mich ſoll er in Ruhe laſſen; mich gehen ſeine dummen Reden nichts an. Hab' ich doch erſt vor zehn Jahren ein neues Altartuch in ſeine Kirche geſtiftet, das mich vier und zwanzig baare Gulden gekoſtet hat. Ich dächte, damit hätt' ich für mein Seelenheil genug gethan, und mein Haus wäre wohl genug beſtellt! — Und der Doktor, — nun ſie heißen ihn nicht umſonſt den Doktor „Endmacher"

— von dem mag ich gar nichts hören. Wenn der die Leute umgebracht hat mit lateiniſchen Krankheiten, läßt er ſich auch noch lateiniſch bezahlen. Das ganze Dorf weiß, daß mein Mann an Altersſchwäche geſtorben iſt; aber der Pflaſterſtreicher ſchreibt auf den Todtenſchein, er ſei an Erasmus similis (ri.. ig geleſen hieß es Marasmus senilis und bedeutet ſoviel als Altersſchwäche) oder ſo etwas geſtorben. Und was hat er dann für eine Rechnung gemacht für die paar Male, da er im Hauſe war! Die Haare ſtellen ſich mir noch heute zu Berg, wenn ich daran denke! Ich will deutſch und nicht lateiniſch ſterben und mich nicht von ſo einem Kerl noch obendrein ausplündern laſſen!"

Und wie hat er's meinem Alten gemacht! fuhr ſie nach einem neuen Huſtenanfall fort. Hatte er einmal durch die Brühen und Teufelspillen, die ihm der Kerl verſchrieb, eine recht ſchlechte Nacht gehabt und klagte das dem Latwergenſchmierer, ſo machte dieſer ein überaus pfiffiges Geſicht, zog die paar Haare ſeiner Augenbrauen in die Höhe und ſagte dann: „So, aha! das iſt mir lieb, das habe ich erwartet; wäre mir unlieb, wenn die Nacht ohne Schmerzen vorübergegangen wäre! Jetzt fängt die Medizin den Krieg mit der Krankheit an, jetzt raufen ſie mit einander, und wir wollen tüchtig nachhelfen, das Fieber beim Schopf nehmen und hinauswerfen." Mein armer Mann war nun ... noch froh darüber, daß er die ganze Nacht kein Auge ... ſchließen können. War aber die Nacht gut geweſen, ſo ſchaute der Pillendreher noch pfiffiger drein. „So, ſo, ich habe das gewu... t!" ſagte er, „darum habe ich ja auch geſtern eine gute Nacht ... im Fortgehen gewünſcht. Ich wußte, es werde ſo kommen. Jetzt g... 's nur noch etwas auszufeilen und hier und da das Unterfutter aus... ubeſſern, und Ihr könnt dann wieder eure Wege und Stege ge... en!" — Zu den Leuten im Dorfe aber ſagte er, wenn man ihn ... fragte: „Nun wie lange wird es der Schluder noch machen?" „Der" pfeift auf dem letzten Loche," ſagte er, „und es muß gut gehen, wenn er das Ende der Woche noch erlebt!"

Wie lange noch Frau Schluder in dieſer Weiſe das Lob

der edlen Arzneikunde gesungen haben würde, wenn der Husten nicht wieder gekommen wäre, ist nicht abzusehen. Aber der gebot Halt, weil er durch die kreischenden Fisteltöne der Frau Walburga im höchsten Maße erregt worden war. Man mußte sie endlich zu Bette bringen, und da fing sie dann in den Pausen, da ihr der Husten ein wenig Ruhe ließ, an zu ächzen und zu stöhnen, daß es ein Jammer war und Thomas und Grete eine schlimme Nacht befürchteten. Grete erbot sich, bei ihr zu wachen, allein sie duldete das nicht. Das Oel sei viel zu theuer, meinte sie, um es mit Nachtwachen unnöthig zu verbrennen.

Am anderen Morgen gleich nach dem Frühstück ging Thomas in das Zimmer der Base, mehr aus Gewohnheit, als weil er etwas Besonderes mitzutheilen gehabt hätte, und trat an ihr Bett, das sie gewöhnlich erst um Mittag verließ.

„Base," sagte er, „hört, ich gehe jetzt auf den Brettacker und säe den Hafer fertig, mit dem ich am Samstag nicht zu Ende gekommen bin. Margaret kann, wenn sie Euch den Kaffee gebracht hat, nachkommen und mir ein wenig zur Hand gehen, dann sind wir, denk' ich, bis Mittag fertig."

Sonst, wenn Thomas früh Morgens mit solchen Mittheilungen und Fragen kam, knurrte Frau Walburga wenigstens hinter ihrem Bettvorhange, woraus sich denn Thomas, je nachdem es ihm paßte, ein Ja oder Nein abnahm. Oder sie sagte wohl auch: „Laß mich in Ruhe mit deinem Geschwätz! Macht, was ihr wollt!"

Heute aber sagte die Base gar nichts und knurrte auch nicht, selbst als Thomas, der meinte, sie schliefe noch, mit lauterer Stimme seine Worte wiederholte. Da zog er den Vorhang zurück und sieht die Base ruhig und bleich auf ihrem Kissen liegen. Er faßt ihre Hand — sie ist eiskalt; er will sie rütteln, aber der Körper ist starr und steif. Kurz, Frau Walburga war maustodt — ohne Testament!

Thomas stand in seinem plötzlichen Schrecken wie eine Bildsäule da, selber starr und steif und guckte die Base an, die ein Gesicht machte, als wollte sie dem Tode noch Eins anhängen.

Das dauerte aber nicht lange. Plötzlich warf er den Kopf in die Höhe, ſchnalzte mit den Fingern, was er gar fertig konnte, und hatte das Ausſehen eines Mannes, dem Etwas eingefallen iſt, was er für viel Geld Niemand mitgetheilt hätte. Raſch verließ er die Kammer und ſchloß deren Thüre ab, ſtieg dann die Treppe hinunter in die Stube, wo die Magd eben mit dem Aufräumen des Frühſtücks-Geräthes fertig geworden war.

„Margaret," ſagte er da, „du mußt ſogleich zu dem Kuhhirten nach Vilzen gehen. Die Baſe hat eine ſchlechte Nacht gehabt und will durchaus von dem einen Trank haben. Du weißt, wir müſſen ihr den Willen thun, ſonſt haben wir ein paar Tage lang keine Ruhe mehr vor ihren Vorwürfen. Sie iſt auch wirklich, wie mir ſcheint, recht krank; ich glaub' faſt, ſie macht es nicht mehr lange."

„Da kann ich aber vor Nacht nicht zurückſein, erwiderte Margaret; denn nach Vilzen ſind vier ſtarke Stunden, und das Zeug, was die Baſe will, wird auch nicht ſogleich fertig ſein!"

„Thut nichts," ſagte Thomas, „wenn du kommſt, ſo biſt du da. Ich werde Mittag und Abend ſelbſt füttern und auch melken. Du brauchſt dich deßhalb nicht zu übereilen. Hier haſt du zwei Gulden; bezahle damit die Medizin und vom Uebrigen ißt und trink' unterwegs etwas!"

So freigebig pflegte Thomas ſonſt zwar nicht zu ſein, aber Grete in ihrer Freude über die zwei Gulden machte ſich deßhalb keine weitere Gedanken.

„Zur Baſe," fügte Thomas noch hinzu, „brauchſt du nicht mehr hinaufzugehen; denn ſie meint, du ſeiſt ſchon längſt auf dem Wege nach Vilzen. Sie hatte mir ſchon, ehe ich füttern ging, gerufen und den Auftrag für dich gegeben. Ich dachte aber, ſie würde es wieder vergeſſen, und ſagte dir deßhalb nichts, wollte auch meinen Kaffee ordentlich gekocht haben. Jetzt eben aber hat ſie wieder von der Vilzener Arznei geredet und gefragt, wann du mit derſelben etwa wieder da ſein könnteſt. Sähe ſie nun, daß du noch gar nicht einmal fort biſt, ſo gäbe es wieder ein Heidenſpektakel bei all' ihrem Krankſein."

Margaret war bald reisefertig und machte sich auf den Weg. — Thomas wartete so lange, bis sie vor dem Dorfe sein konnte und kein Wiederkommen zu befürchten war; dann schloß er sorgfältig die Hausthüre ab und stieg hinauf in die Kammer der Base.

Neben dieser Kammer befand sich noch ein kleines Seitenkämmerchen, worin die Base ein förmliches Lumpen-Magazin angelegt und zusammengehäuft hatte. Sie besaß nämlich die schöne Eigenschaft, ein Stück Kleidung oder Wäsche solange zu tragen, bis Niemand mehr etwas daraus machen konnte als der Papiermüller. Dann speicherte sie den Plunder auf zu einer willkommenen Lagerstätte für Mäuse und Ratten. In dieses Seitenkämmerchen begab sich Thomas, trat mit dem Fuße die Lumpenmasse ein wenig eben, sodaß ein fürchterlicher Staub und Gerüche aufwirbelten, welche ihm fast den Odem benahmen, und kehrte dann pustend in die Vorderstube zurück.

Hier ergriff er den Leichnam der Base, die spindeldürr gewesen war, und darum auch jetzt im Tode den starken Armen des Thomas keine zu schwere Last war, trug ihn hinein in das Seitenkämmerchen, legte ihn auf die ebengetretenen Lumpen, deckte ihn dann mit ein paar alten Röcken, die umherhingen, sorgfältig zu, und schloß das Kämmerchen ab.

In der Vogtei war sonst im Ganzen alles Bauwerk ziemlich schadhaft und veraltet. Denn Frau Schluder hatte seit dem Tode ihres Mannes, also seit ungefähr siebenzehn Jahren, nichts mehr erneuern oder ausbessern lassen mit Ausnahme des Hausdaches, durch dessen Löcher ihr einmal die Ströme eines Gewitterregens bis auf ihr Bett gekommen waren. „Mich hält's aus," war ihre Rede, „und die nach mir kommen, können es machen, wie sie wollen."

Nur die Schlösser waren in gutem Stande erhalten, weil Frau Walburga Niemand traute und drum Alles, was zu verschließen möglich war, immer wohl verschlossen hielt und die Schlüssel bei sich im Bette verwahrte. Thomas konnte nun sicher sein, als er auch die Schlafkammer der Base ver-

ſchloſſen und den Schlüſſel zu ſich geſteckt hatte, daß ihm Niemand hinter ſein Geheimniß kam.

Er ſtieg nun die Treppe hinunter und trat in die Hausthüre, genau nach allen Seiten auszuſpähen, ob Niemand um die Wege ſei. Er entdeckte Niemanden; denn die Leute waren ſämmtlich mit der Haferſaat beſchäftigt, und da ein naſſer Winter geweſen und viel Unkraut auf den Äckern gewachſen war, ſo mußte Alles, was arbeitsfähige Hände hatte, mit hinaus ins Feld, das zuſammengeeggte Unkraut von den Aeckern abzuleſen.

Zufrieden dreinſchauend ſchloß Thomas die Hausthüre von innen ab, trat dann durch die Hinterthüre, die er auch abſchloß, in den Baumgarten, welcher ſich gleich hinter dem Hauſe lang hindehnte und ſchlüpfte durch eine Lücke in der Hecke hin-

aus auf die Wiesen. Dann eilte er hinter den Scheunen der Nachbarhäuser her dem Bache zu und folgte dessen Lauf eine kurze Strecke, hier und da sich eine Weidenruthe abschneidend, als sei das seine Absicht, solche hier zu suchen.

Bald stand er an einem Häuschen, über das ein Landschaftsmaler in Entzücken gerathen wäre, wenn er es gesehen hätte. Denn diese Herren lieben bekanntlich ein wohlgebautes, frisch und reinlich gehaltenes Bauernhaus ebensowenig wie einen wohlgekleideten Herrn in Frack und Hut für ihre Bilder. Aber ein zerlumpter Zigeunerknabe oder eine halbverfallene Hütte, die sie rasch abmalen können, ist ihnen für ihre Bilder Goldes werth. Sie sagen, so etwas mache eine Landschaft interessant und bringe Leben hinein. Nun, der Geschmack ist verschieden!

Solch ein Kleinod für einen Maler stand oder lehnte vielmehr etwas abseits von dem Dorfe an dem Gotthardinger Bache. Die schiefe Ebene war bei diesem Baue überall die Grundform, nicht bloß am Dache, wo sie von Rechts wegen hingehört, sondern auch an den Seitenwänden, die eine besondere Lust zu verspüren schienen, in dem vorüberrauschenden Bache ein Bad zu nehmen, so verlangend neigten sie sich ihm zu. Aber ein unbehauener Baumstamm war vom andern Ufer des Baches aus gegen die Balken der Hütte gestemmt und hinderte sie, ihrer Badelust zu fröhnen. Die kleinen Fenster an derselben waren entweder mit ganz erblindetem Glase versehen oder aber mit schmutzigem Papier verklebt, und eine Thüre, die zu ihrer Falze in einem spitzen Winkel stand, weil sie nur noch oben in einer Angel hing, vollendete das Malerische dieser interessanten Wohnung.

Noch interessanter war aber doch der Bewohner selbst. War es ein alter Soldat, der hier den Befehl zum letzten Marsche abwartete? wär es ein Zigeuner, der in dieser Spelunke hauste? war es heruntergekommener Wohlstand, der hier die letzte, armselige Zuflucht gefunden hatte? Nichts von alle dem; Fiedelhans wohnte hier.

Ja, aber wer und was war Fiedelhans?

Gar mancherlei! könnte ich dem geneigten Leser kurz ant-

worten auf die Frage: was war er? Aber er soll den Fiedelhans, der in unsrer wahren Geschichte eine Hauptrolle spielen wird, genauer kennen lernen.

Fiedelhans hieß eigentlich mit seinem vollen (ehrlichen — darf ich leider nicht hinzusetzen) Namen: Johannes Melcher, und war ein Bursche so etwa in den dreißiger Jahren. Seines Zeichens war er von Rechtswegen ein Schneider; aber, wie große, gelehrte Herren ihrem Namen einen langen Schwanz von Titeln anzuhängen pflegen, so hätte es auch Johannes Melcher thun können.

Er war also zunächst Schneider und hatte auch früher hier und da auf dem Handwerk gearbeitet. Aber weil er das Plaudern dem Schneidern vorzog und lieber den Burschen und Mädchen Narretheidinge vormachte, als ruhig auf seiner Butik saß, so wollte es mit der Schneiderei nicht recht voran. Er hielt auch kein Modeblatt und kam drum, als erst ein viel gewanderter, gewichster Kollege sich im Dorfe niedergelassen hatte, bald aus der Mode. Ohnehin fand sich puncto der Ehrlichkeit ein Querbalken im Wappen des Johannes Melcher, das will sagen in einfachem Deutsch: man hielt ihn für einen argen Spitzbuben. Es sollte ihm hier und da, wie auch schon seinem „Herrn Vater selig," begegnet sein, daß eine Hose zu kurz oder eine Jacke zu enge ausfiel, obwohl nicht Mangel an Stoff daran schuld sein konnte, da Herr Johannes nach einiger Zeit in einer neuen Mütze oder Weste einherstolzirte, die gerade so aussah, als wäre sie ganz von demselben Stücke wie die kurzbeinigen Hosen oder die engbrüstige Jacke.

Der Johannes Melcher machte sich auch nicht gar viel daraus, als nach und nach alle Kunden wegblieben und er nur mehr die eigenen Kleider zu flicken nöthig hatte. „Ein schlechter Schneider," meinte er, „der sich mit seiner Nadel verheirathet hat, und nicht ohne sie leben kann!"

Er konnte das; denn er war auch Uhrmacher, oder, wie er sich lieber nennen hörte: „Mechanikus." Mit kranken Schwarzwälder-Uhren konnte er prächtig umspringen und sie wieder so weit bringen, daß sie wenigstens am Tage

gingen; mit Taschenuhren aber war er weniger glücklich. Die letzteren trug er, wenn sie seinen kunstfertigen Händen anvertraut wurden, gewöhnlich in die Stadt zu einem Kollegen in der Kunst, damit sie der reparire. Da er aber etwas hohe Transportkosten berechnete, so hielten es die Leute, als sie ihm endlich hinter die Schliche gekommen waren, für vortheilhafter, ihre Uhren selber in die Stadt zu tragen.

Was verschlug das? Johannes Melcher war ja auch Musikus, oder wie man früher sagte, als die Lehrer noch Schulmeister waren und die Inhaber von zwei Kühen und einer Ziege noch nicht Gutsbesitzer hießen, ein Spielmann. Und daher hatte er auch seinen Namen: Fiedelhans. Freilich konnte er auf seiner alten Fiedel nur drei Walzer und einen Schottischen spielen; aber für Leutchen von siebenzehn- oder achtzehnjährigen Beinen reicht das vollkommen aus, und manche Scheunentenne wurde am Sonntage, wenn Fiedelhans bestellt oder unbestellt herbeigeschlichen kam, zum Ballsaale.

Johannes war, wie er behauptete, im Zeichen der Sonne geboren, und nach Abt Knauer's hundertjährigem Kalender gelangen solche Glückskinder neben anderen hohen Würden auch zu der eines Schreibers. Allerlei Depeschen und Briefe, für die man den Schulmeister nicht gebrauchen wollte, besorgte denn auch Fiedelhans. Denn der Schulmeister betrieb in seiner Schule das Schreiben nach eigener Methode mit so glücklichem Erfolg, daß zu Gotthardingen Niemand, der schon zwei oder drei Jahre aus der Schule war, seinen eigenen Namen mehr leserlich schreiben konnte. Da gab es denn für Fiedelhans, der überdies, wenn er gehörig bezahlt wurde, schweigen konnte wie das Grab, viele Losung.

Ich bin aber immer noch nicht zu Ende mit allem dem, was Johannes Melcher war. — Denn er war auch die Gotthardinger Lokalpost und war im Stande, in der Stadt die gehäuftesten und schwierigsten Bestellungen zu machen. Nur verlor er ziemlich häufig unterwegs Sachen aus seinem großen Ranzen, die aber nie Jemand gefunden hat, ob man auch noch mitten in der Nacht mit der Laterne danach suchen ging.

Ferner war Johannes auch Maler. Und wenn im Dorfe irgend etwas los war, eine größere Hochzeit oder dergleichen, so lieferte er auf Bestellung und gegen gehörige Bezahlung Schildereien, Blumengewinde, Inschriften, sogar Transparente zuletzt. Selbst die Reime dazu machte er selber. Hatte er doch seinem „seligen Vater", wie er voll kindlicher Liebe immer sagte ein marmornes Denkmal von Tannenholz geschnitzt mit einem Todtenkopf und zwei gekreuzten Scheeren darauf, anzuzeigen, wie er den Leuten erklärte, daß der Tod eben doch nur ein Schneider sei, der den Lebensfaden der Sterblichen abschneidet. Darunter aber standen die inhaltsschweren Verse:

Wand'rer, der du allhier vorübergehst
Und an diesem Grabmal bleiben stehst,
Hier ruht Herr Michael Johannes Melcher,
Schneidermeister im Leben gewesen ist welcher!

Außerdem war Fiedelhans auch der Gotthardinger Dorf-Artillerist und besorgte bei hohen Kirchen- oder Landesfesten die drei Katzenköpfe, welche ein unternehmender Ortsvorsteher den Vätern des Dorfs auf den Geldbeutel geschwatzt hatte. Wenn er daneben auch gegen ein Billiges die heranwachsende Jugend, die bei seinen Schüssen das Hurrah schrie, in die tiefen Geheimnisse der Verfertigung von Fröschen und Raketen einweihte und ihnen dazu einen Theil des Pulvers lieferte, das er verschießen sollte, so stand er sich dabei nicht schlechter.

Den Glanzpunkt seiner überaus vielseitigen Thätigkeit erreichte aber Fiedelhans bei der Kirmeß zu Gotthardingen und in ein paar andern besonders begünstigten Dörfern. Denn er war zum Schlusse auch Komödiant oder, wie sie heutigen Tages heißen: „dramatischer Künstler." Bei ihm konnte man sehen, wie die wahre Kunst auch mit den einfachsten Mitteln Außerordentliches zu leisten vermag. Er befestigte im Wirthsgarten zwischen zwei Bäumen ein grünes Tuch, vom Rasen in die Höhe reichend, so daß es seine Gestalt verdeckte und er ungesehen dahinter hantiren konnte. Sein Personal bestand aus fünf Personen: Korporal Platt-

eisel, Frau Zizibee, Tod, Teufel und Hanswurst. Sie waren an eisernen Stäben befestigt und unten mit einer hölzernen Handhabe versehen, sodaß man sie bequem regieren konnte. Abwechslung boten die Vorstellungen, die er damit gab, gerade nicht. Denn jede endete regelmäßig mit einer Rauferei und darauf folgender Gefangennahme durch Korporal Platteisel, dem es durchaus gleichgültig zu sein schien, ob er Frau Zizibee oder den Teufel in die Gefangenschaft abführte. Aber ein schallendes Gelächter des kunstsinnigen Publikums blieb nie aus, wenn die festgebauten Figuren bei der Rauferei auf einmal klatschten, daß man eher an eine Küferwerkstätte als an ein Theater denken konnte. Verlor sich allmälig das hochgeehrte Publikum, so daß auf dem Sammelteller nur ein paar Pfennige lagen, so wickelte Fiedelhans ruhig seine Gesellschaft in das grüne Tuch und wanderte weiter, um, wenn die Witterung oder die Gelegenheit besonders günstig war, anderswo seine Vorstellungen zu geben.

Kurz, Johannes Melcher, auch Fiedelhans, war, was man so einen „Allerweltskerl" zu nennen pflegt.

Zu ihm begab sich Thomas jetzt. Ohne anzuklopfen öffnete er behutsam die Thüre der Hütte, die, als sie sich in ihrer einen Angel drehte, ihm auf den Kopf zu fallen drohte, und trat ein. Welch ein Anblick! Gläser, Flaschen mit zerbrochenen Hälsen, Farbentöpfe, Uhrwerke, zersprungene Zifferblätter, Mausfallen, alte Stiefel, Papierkränze und Transparente, Hasenschlingen, krumme Perpendikel, der Rumpf von einer Baßgeige und ein Todtenkopf mit vielen anderen nennbaren und unnennbaren Dingen lagen neben, über und unter einander. Hans pinselte gerade an seinem Theaterpersonal, das im letzten Sommer stark gelitten hatte. Rasch war er aber in der Höhe, als er Jemand eintreten hörte.

„Ei, da muß ich wohl den Ofen einschlagen vor Verwunderung!" rief er, als er den Eintretenden erkannte. „Was in aller Welt bringt Euch zu mir, Herr Thomas?"

„Nun," sagte dieser trocken, „soviel ich deinen Ofen beurtheilen kann, hat es da mit dem Einschlagen keine Noth; er sieht vielmehr aus, als ob er eher an's Einfallen

dächte als an's Einſchlagen. Im Uebrigen habe ich allerdings etwas Wichtiges, was mich heute zu dir führt. Soviel ich dich kenne, biſt du der Mann nicht, dem es unlieb wäre, in einer halben Stunde etwa fünf bis zehn Gulden zu verdienen."

„Da ſeid Ihr wahrhaftig zum Rechten gekommen, Herr Thomas!" antwortete Hans lebhaft. So ein Geldchen käme mir jetzt gar kommode; denn die Zeiten ſind ſchlecht, und ich habe gerade jetzt einen bedeutenden Ueberfluß an Geldmangel."

Thomas näherte ſich nun und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Aber die Sache muß natürlich ganz unter uns bleiben. Wehe dir, wenn du plauderteſt!"

„Ich kann ſchweigen wie das Grab!" verſicherte der Schneider.

Thomas berichtete nun: „Heute morgen habe ich meine Baſe todt im Bette angetroffen; ſie hatte ſich geſtern ſtark geärgert, und ich glaube, der Verdruß hat den ohnehin dünnen Lebensfaden abgebiſſen. Nun hat ſie kein Teſtament hinterlaſſen und die ſchöne Sach' geht unter die vielen Verwandten aus einander. Jeder bekommt Etwas, aber Keiner ſoviel, daß ihm ordentlich damit geholfen wäre. Da kam mir denn ſo der Gedanke, ob ſich das mit dem Teſtament nicht irgendwie nachholen laſſen möchte."

„Herr Thomas," fiel da Hans ein, „das iſt eine kitzliche Sache, die Einem leicht Verdrießlichkeiten bereiten könnte. Davon mag ich nichts wiſſen. Ich bin ohnehin kein Freund des Sitzens, und bei ſolch einem Geſchäft, fürchte ich, könnte man leicht länger zu ſitzen bekommen, als man nöthig hat, um auszuruhen."

„Höre mich nur erſt an," fuhr Thomas etwas ungehalten fort, „und laß mich erſt einmal ausreden. Gott behüte uns, daß wir ein Teſtament machen und es unterſchieben ſollten. Davon möcht' ich auch nichts wiſſen. — Nein, der Stadtſchreiber muß das Teſtament machen in aller Form; es handelt ſich nur — verſteh' mich recht, Hans! — um Einen, der das Teſtament angibt."

„Und dieſer Eine ſoll ich ſein?“ fragte Hans bedenklich. „Hört, Herr Thomas, die Geſchichte führt doch ſehr nahe am Zuchthaus vorüber! Uebrigens kann ich mir auch gar keine Vorſtellung machen, wie es gehen ſoll.“

„Ganz einfach, ſagte Thomas. Du hüllſt dich in Tücher und Lumpen, legſt dich in das Bett der Baſe, deren Leichnam ich ſchon anderswo untergebracht habe, und ächzeſt und krächzeſt, als ob dir der Tod an der Kehle ſäße. Der Stadtſchreiber und ſein Gehülfe haben die Baſe ihrer Lebtag nicht geſehen, und ich glaube, der Erſtere kann beſſer einen Blutfinken von einem Diſtelfinken unterſcheiden als ein Manns-

bild von einem Weibsbild, wenn es nur die Naſe aus der Decke herausreckt. Von Gefahr iſt bei der ganzen Sache keine Rede. Wäre die dabei, ſo würde ich mich ſelber davor hüten; denn man würde ja auch mich beim Schopfe nehmen, wenn es herauskäme."

Dem Fiedelhans leuchtete das ein, und nachdem er ſich eine Weile beſonnen hatte, rief er vergnüglich lächelnd: „Nun gut, es iſt mir Recht ſo; zehn Gulden fliegen Einem nicht alle Tage durch's Fenſter!"

Thomas unterrichtete ihn nun, daß die Magd vor Abend nicht nach Hauſe kommen werde und daß drum ſofort Alles in's Werk geſetzt werden müſſe.

Sie ſchlichen beide, jedoch einen ziemlichen Zwiſchenraum unter ſich laſſend, nach der Vogtei. Hans legte ſich in das Bett der Baſe und wurde von Thomas mit einer großen Haube und allen möglichen Tüchern der Art vermummt, daß höchſtens die Naſenſpitze zu ſehen war. Dann fing er an zu ſtöhnen und zu ächzen und ſprach hierauf mit faſt erſterbender Stimme nach, was ihm Thomas als den anzugebenden Inhalt des Teſtamentes vorſagte.

„Herrlich, prächtig!" rief dieſer aus. „Wenn da der Stadtſchreiber etwas merkt, ſo iſt er nicht der einfältige Kerl, als den ihn alle Welt kennt. Ich eile nun gleich zu ihm hin und werde den Vogelnarren doch wohl zu Hauſe treffen. Eine gute Stunde kann es zugehen, bis wir wieder hier ſind. So lange mußt du dich denn gedulden. Damit dir aber die Zeit nicht allzulang wird, ſo haſt du einen guten Schluck Schnaps, mit dem du dich unterhalten kannſt."

Raſch zog er ſich nun an, um in Spießburg, das eine kleine halbe Stunde von Gotthardingen entfernt war, den Stadtſchreiber und ſeinen Gehülfen zu holen. Auch jetzt machte er ſich durch die Hinterthüre und den Baumgarten auf den Weg, und wer ihn hätte gehen ſehen, würde gemeint haben, es gelte eine bedeutende Wette, in kürzeſter Friſt im Städtchen einzutreffen.

Herr Willibrod Lautenſchläger — ſo hieß der Stadtſchreiber — war der Sohn wohlhabender Leute. Sein Vater

hatte sich im letzten Kriege ein schönes Vermögen gemacht, und konnte sich, obwohl er auf großem Fuße gelebt hatte, in das Privatleben zurückziehen, ohne auf eine Pension Anspruch zu machen. Er hatte einen Posten in der Armee-Verpflegungs-Commission bekleidet und dabei eben auch seine eigene Verpflegung nicht vergessen. Da sich in Folge dessen nach einer mehrjährigen Thätigkeit bedeutende Fehler in seinen Rechnungen herausstellten, so war eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden. Deren Fäden führten aber in Kreise hinein, in welchen man einen öffentlichen Skandal zu verhüten suchen mußte und auch zu verhüten die Macht hatte, indem man den Kommissarius einfach laufen ließ und den ganzen Prozeß niederschlug nach der alten Regel: „Die kleinen Diebe henkt man, die großen läßt man laufen"!

Willibrod und Sabine, seine Schwester, machten, so lange der Papa im Amte und im Flor war, nach den Zeugnissen ihrer meisten Lehrer, in den Wissenschaften reißende Fortschritte. Dies änderte sich aber, als Herr Lautenschläger senior aus dem Dienste geschieden war (die Leute sagten boshafter Weise, er sei „abgegangen worden").

Willibrod kam, als die Haus- und Privatlehrer, die ihm der Vater bisher gehalten hatte, damit er nicht mit Grethi und Plethi auf den Schulbänken zusammensitzen müsse, entlassen wurden, auf das Gymnasium, entwickelte da aber die sonderbare Eigenschaft, daß er sich immer nur für das interessirte, was in seiner Klasse nicht getrieben wurde, für deren Fächer aber gar keine Lust hatte. Als er die regelmäßigen griechischen Zeitwörter lernen sollte, pfuschte er bereits in den unregelmäßigen herum, und als die Dezimalbrüche in seiner Klasse an der Reihe waren, beschäftigte er sich bereits mit Algebra. Und so ging es bis zum Schlusse der Gymnasialzeit. Mit Ach und Krach, mit viel Nachsicht und Schonung machte er die Schlußprüfung und kam nun auf die Hochschule, um die Rechtswissenschaft zu studiren.

Er setzte aber auch hier seine besondere Liebhaberei fort. Er beguckte sich das Hebräische, Syrische und Arabische, fing Chinesisch und Amharisch, und wer weiß welche orientalische

Sprachen sonst noch, an und vergeudete daran seine Zeit, bis die Schwierigkeiten anfingen und es vom Spiele an's Lernen gehen sollte. Da ließ er Alles liegen. Die berühmtesten Professoren der Rechtswissenschaft aber kannte er kaum dem Namen nach. Dabei stoppelte er Bücher über Bücher zusammen, als ob er, wenn die in seiner Stube wären, die Weisheit daraus auch schon im Kopfe hätte, und bei keiner großen Bücher-Versteigerung fehlte er. Im Uebrigen lebte er still und zurückgezogen und verkehrte fast mit Niemanden, sodaß er bald bei seinen Studiengenossen den Spitznamen: „Hausschnecke" bekam.

Seine Eltern waren schon während der Gymnasialzeit gestorben. Die Verwaltung des Vermögens, sowie die Vormundschaft über Willibrod und Sabine übernahm ein alter Freund des seligen Lautenschläger, der ebenfalls wie dieser sein Schäfchen während der Kriegsjahre in's Trockene zu bringen gewußt hatte und aus purer Gefälligkeit und Menschenfreundlichkeit außer dem Vermögen Willibrods und Sabinens auch noch hier und da ein kleineres oder größeres Vermögen anderer Leute zur Verwaltung übernahm. Eines schönen Morgens aber war der Biedermann in aller Stille nach dem Lande abgesegelt, das Christoph Columbus zuerst entdeckt hat, und hatte vergessen, was er an baarem Eigenem und Fremdem besaß, zurückzulassen.

Da war's bei Willibrod denn mit dem Universitätsstudium und dem Bücherkram plötzlich zu Ende. Ein Advokat, ein Verwandter, welchen Herr Lautenschläger senior stets über die Achsel angesehen hatte, nahm den weltscheuen Burschen zu sich, um ihn für eine Schreiberstelle abzurichten, und Sabine wurde von einer weitläufigen Base aufgenommen, um ein bischen Haushaltung zu lernen, mit der sie sich, obwohl schon hoch in den Zwanzigern, bisher nie abgegeben hatte.

Nach einer Reihe von Jahren gelang es dem Advokaten, seinen Vetter nach Spießburg als Stadtschreiber zu bringen, ein Posten, der nach damaligen Verhältnissen, zumal in kleinen Städten, nur sehr bescheidene Kenntnisse erforderte und bei welchem für etwaige schwierige Fälle die Hülfe und

der Rath des Vetters Advokaten immer angerufen werden konnte. Sabine aber wurde des Bruders Haushälterin, da bis jetzt sie Niemand zur Ehe begehrt hatte, die Aussicht darauf auch von Jahr zu Jahr mehr schwand.

Das alte Steckenpferd, die Lust an Büchern, hatte Herr Willibrod zwar ablegen müssen, wie wir gehört. Aber er konnte ohne Steckenpferd einmal nicht leben. So war er denn vom kostspieligen Büchergaul auf den bescheidenern und billigern Klepper der Vogelliebhaberei herabgestiegen.

Eine ganze Stube in seiner Amtswohnung war mit Vogelbauern tapeziert, und das muntere Volk machte dort oft einen Lärm, daß man in der anstoßenden Schreibstube kaum das eigene Wort verstand. Gut war es, daß es für Herrn Willibrod nur selten dringliche Amtsgeschäfte gab; denn der Herr Stadtschreiber brauchte täglich einige Stunden dazu, seine Vögel zu füttern, ihre Wohnungen zu reinigen, ihnen die Gesangstücke, die sie lernen sollten, vorzupfeifen oder vorzuorgeln, und überhaupt die ganze Arche in Ordnung zu halten.

Unglücklicherweise war Fräulein Sabine eine ebenso große und leidenschaftliche Katzenfreundin, als ihr Bruder ein Vogelliebhaber, und hielt zum großen Aerger von Herrn Willibrod immer fünf bis sechs dieser Thiere, die für das gefiederte Geschlecht zwar viel Sinn, aber wenig Liebe haben.

Das gab denn Ursache zu fortwährenden Reibereien unter den Geschwistern und zu einem unaufhörlichen stillen häuslichen Krieg. War es für Herrn Willibrod eine wahre Seelenfreude, einem fetten Kater unversehens auf den Schwanz zu treten, so daß er alle Register seines Lamentariums auf Einmal zog, so wollte sich dagegen Fräulein Sabine fast zu Tode lachen, wenn es einem Kätzchen einmal gelungen war, in den sorgfältig verschlossenen „Narrenthurm" (so beliebte sie die Vogelstube zu benennen) einzudringen und sich dort einen Finken- oder Lerchenbraten zu holen. Ja der Bruder hatte einmal die Schwester in den bösen Verdacht genommen, sie habe während seiner Abwesenheit sich das Vergnügen einer Hetzjagd gegönnt, und um dieselbe ihren faulen Katzen nicht allzuschwer zu machen, das eine und andere Bauer selbst

geöffnet. Von da an kam der Schlüſſel zur Vogelſtube nicht aus ſeiner Hoſentaſche.

Es kam vor, daß in ſolchen Kriegszeiten von beſonderer Heftigkeit die beiden Geſchwiſter Wochen lang kein Wort mit einander wechſelten. Und dennoch dachte nie Eins daran, ſich von dem Andern zu trennen; ſie waren halt an einander gewöhnt und auf einander angewieſen.

Als Thomas keuchend und puſtend von dem eiligen Gange bei dem Herrn Stadtſchreiber eintrat, nachdem er dreimal vergeblich auf das „Herein“ gehorcht hatte, fand er dieſen gerade damit beſchäftigt, einem Blutfinken auf einer kleinen Orgel die Melodie des ſchönen Liedes: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“ ꝛc. vorzuorgeln. Er war in dieſes wichtige Geſchäft ſo vertieft, daß er das dreimalige Anklopfen überhört hatte.

Aber als Thomas ſein Anliegen vorgebracht, war Herr Lautenſchläger doch bereit, ſofort mitzugehen. Denn das Abfaſſen von Teſtamenten war ſeine Lieblingsarbeit, die immer Vogelfutter auf mehrere Wochen eintrug. Er holte eiligſt ſelbſt ſeinen Schreiber herbei, der gerade einen Gartenzaun anſtrich,

und es dauerte keine Viertelstunde, so war das Kleeblatt auf dem Wege nach Gotthardingen.

Thomas trieb gewaltig zur Eile, weil er die Base gar zu schwach verlassen habe. In der That dachte er aber daran, wie leicht dem Fiedelhans bei der ruhigen Ueberlegung, welche ihm jetzt im Bette der Base gegönnt war, die ganze saubere Geschichte leid werden könnte. Aus dem Hause konnte er zwar nicht entwischen; denn alle Thüren waren verschlossen. Aber mit Gewalt konnte er ihn doch nicht wieder in's Bett und in die ihm zugewiesene Rolle hineinzwingen, wenn ihm die Sache wirklich leid geworden war. „Und dann bin ich schön daran!" überlegte er, „ich muß dem Lautenschläger die Kosten bezahlen, riskire noch, daß er mich bei Gericht anzeigt, und mit einem Testament ist's gar aus!"

Es lief ihm bei solchen Gedanken heiß und kalt über den Rücken, und wäre es nicht gegen alle Würde der hohen Obrigkeit gewesen, er hätte dem Stadtschreiber und seinem Gehülfen den Vorschlag zu einem kleinen Dauerlauf gemacht.

Endlich war man in der Vogtei, und zwar diesmal nicht auf dem Seitenwege hinter den Scheunen her dahin gekommen, sondern mitten durch's Dorf.

Es war ja gut, wenn recht viele Leute erfuhren, daß die alte Schluder den Stadtschreiber habe zu sich kommen lassen.

Thomas bat die beiden Herrn, sich nur einen Augenblick unten zu gedulden; er wolle nur erst einmal nach der Base sehen und sie vorbereiten. Mit eiligen Sprüngen stürzte er die Treppe hinauf und fand zu seiner großen Herzenserleichterung Fiedelhans noch richtig im Bette, aber voller Ungeduld. Rasch ordnete er dann die verhüllenden Tücher, zog die Bettdecke möglichst weit in die Höhe und sagte dem Schneider noch einmal genau vor, was er dem Stadtschreiber anzugeben habe.

„Werd's schon recht machen!" war dessen ungeduldige Antwort. „Sorgt nur jetzt, daß die Geschichte bald ein Ende nimmt; denn so halt ich's nicht mehr lange aus."

Thomas führte denn jetzt auch sofort den Stadtschreiber

herauf, indem er ihn auf der Treppe erſuchte, ſo raſch als möglich Alles abzumachen; denn er fürchte, die gute Baſe werde den Abend nicht mehr erleben.

Nachdem er ſich dann noch einmal, während der Stadtſchreiber ſich ſeine Schreibereien zurecht machte, über das Bett gebeugt und zärtlichen Tones nach dem Befinden der Baſe gefragt, aber nur ein leiſes Stöhnen zur Antwort erhalten hatte, entfernte er ſich. Denn Verwandte dürfen geſetzlich bei der Errichtung eines Teſtamentes nicht zugegen ſein.

Die Herrn hatten kaum eine Viertelſtunde zu thun. Aber dieſe Viertelſtunde dünkte doch dem Thomas eine Ewigkeit zu ſein. Es wurde ihm auf einmal ſo unheimlich zu Muthe, er wußte ſelber nicht vor was? — Vermuthlich vor ihm ſelber und vor ſeinem Gewiſſen, das, wenn es auch noch ſo lange geſchlafen hat, doch jedesmal auffährt, wenn ſo hart und grob wie hier wider es geſtoßen wird. Es war wohl auch die Spitzbubenbangigkeit, die Herrn droben könnten den Betrug entdecken, wenn der ungeduldige Fiedelhans ſich irgendwelche Blöße gäbe.

Doch es blieb Alles ruhig, und endlich rief man ihn herauf. Sprach auch der Stadtſchreiber dem leiſe bebenden Thomas ſeine Verwunderung darüber aus, wie wenig verfallen doch noch die Kranke ſei nach ihrer Hand zu urtheilen, und wie raſch und kräftig ſie noch ſtatt der Namensunterſchrift ihre drei Kreuze unter das Teſtament geſetzt habe, ſo meinte doch auch er, daß das Röcheln und Stöhnen der Baſe auf ein baldiges Ende ſchließen laſſe.

Das Teſtament war verſiegelt worden und ſollte bis zum Tage der Eröffnung in dem Stadtarchive aufbewahrt werden. Thomas aber bekam einen ordentlichen Reſpect vor der Amtsverſchwiegenheit des Stadtſchreibers, da er that, als wiſſe er von dem Inhalte des Teſtaments keine Silbe, und weder mit einem Worte noch mit einem Blicke ihm Glück wünſchte.

Kaum hatten die Herrn das Haus verlaſſen, da eilte Thomas hinauf, um zu hören, wie es gegangen ſei.

„Alles in Ordnung!“ erwiderte Fiedelhans, der ſchon mitten im Zimmer ſtand und ſich anzog. „Aber, fügte er

hinzu, das iſt das erſte und das letzte Mal, daß ich mich zu ſo Etwas brauchen laſſe. Die Angſt, welche ich ausgeſtanden habe! Jeden Augenblick meinte ich, der Stadtſchreiber müſſe mich erkennen und die blaue Bille des Sekretärs, womit er ſo verdächtig nach mir herüberſchielte, als ich die drei Kreuze machte, hat mich faſt zur Verzweiflung gebracht.

„Nun," meinte Thomas trocken, „es ſollte mich auch wundern, wenn du zum zweiten Male zu ſolch' einem Dienſte verlangt würdeſt. Aber hier haſt du deine fünf Gulden. Daß du reinen Mund hältſt, liegt jetzt ebenſoſehr in deinem eigenen Vortheil wie in dem meinigen."

„Wie? Was?" ſagte Fiedelhans, die fünf Gulden in ſeiner Hand mit einem Blicke anſchauend, in welchem ſich Verdruß und Hohn zugleich ausſprachen, „fünf Gulden? Ihr habt mir ja doch zehn verſprochen!"

„Du wirſt dich erinnern," entgegnete Thomas, „daß ich von „fünf bis zehn" Gulden ſprach. Ich denke für den kleinen Dienſt von einer Viertelſtunde, wobei du gar keine

Arbeit gehabt haſt, ſind fünf Gulden ein ganz anſtändiges Trinkgeld. Iſt es dir aber zu wenig, fügte er kalt und trocken hinzu, ſo weißt du ja, wo das Gericht iſt. Adieu jetzt!"

Ohne noch ein weiteres Wort entfernte ſich der Stellvertreter der verſtorbenen Baſe mit einem garſtigen Lächeln, und Thomas ſchloß wieder ſorgfältig hinter ihm zu. Haſtig eilte er dann hinauf in die Kammer, zog den Leichnam unter den Lumpen hervor wieder ins Bett und ordnete dasſelbe, ſo gut er konnte.

Dann aber ſtürzte er, wie außer Athem durch die aufgeſchloſſene Hausthüre auf die Straße, rannte zum nächſten Nachbarn, der eben vom Felde heimgekehrt war und rief:

„Ich weiß gar nicht, was es mit der Baſe iſt. Entweder iſt ſie am Sterben oder ſie iſt ſchon geſtorben; denn, wie ich eben nach ihr ſehe, liegt ſie ganz kalt und ſteif im Bette. Kommt doch einmal herüber!"

Da jetzt die Straße ſich mit noch weiteren Heimkehrenden füllte, ſo gab es bald Lärm und in zehn Minuten höchſtens war es durch das ganze Dorf bekannt, die alte Schluder ſei endlich abgefahren. Ohne Teſtament! tröſteten ſich ſofort die Verwandten. Aber als es nun durch die Wenigen, welche den Stadtſchreiber geſehen hatten, ruchtbar wurde, daß ſie doch teſtirt haben müſſe, fehlte es nicht an liebevollen Vorausſetzungen und Bemerkungen für Thomas, um die dieſer ſich aber blitzwenig bekümmerte. Wußte er doch, was er wußte!

Bald war natürlich das Haus voller Verwandten, welche von der Wahrheit der Todesnachricht ſich ſelber überzeugen, zugleich aber auch bei dieſer Gelegenheit wieder einmal Reviſion im Hauſe halten wollten. Und wenn nicht Grete zum Glück eben von ihrem Gange heimgekehrt wäre, ſo wäre es in der Dämmerung einem alten Vetter gar gelungen, ein Beil und einen Kehrwiſch, die er gerade brauchen mochte, auszuführen als vorläufiges, ſicheres Erbſtück.

Thränen vergoß übrigens nur Grete, die ihren ruhigen Dienſt bei der alten Schluder jählings zu Ende gehen ſah, obwohl das Jahr kaum angetreten war.

Kehrt der Tod im Hause eines Reichen ein, so bringt er Leben in dasselbe. Hinter dem Tode kommt gleich das Gericht, um das Inventarium aufzunehmen und Siegel anzulegen. Hinter dem Gerichte kommt der Schreiner, um der Kundschaft ihr Letztes anzumessen; hinter dem Schreiner kommt der Todtengräber und nimmt auch das Maß und in weiterem Hintergrunde stehen die Knechte des Doktors und Apothekers mit den Rechnungen. Bei der alten Schluder gab's freilich solche Rechnungen nicht, sie war eben ohne Doktor und Apotheker „deutsch" gestorben, wie sie gesagt.

Da geht es dann weiter auch an's Kalkuliren und Rechnen. „Das gibt einmal wieder eine große Leiche!" rechnen die Schulbuben, da müssen wir alle mitgehen singen und für mehr als Einen Groschen Weck wird's da auch geben."

„Das gibt großes Geläut'!" rechnet der Küster und bestellt gleich einen Mann mehr zum Ziehen der Glocken, damit es recht schalle, und die Erben nachher mit der Bezahlung nicht knausern.

Der Engelwirth rechnet: „Das gibt ein gehöriges Leichenessen, gewiß nicht unter sechzig Gedecken. So ein Leichenimbs ist mir lieber als manche Hochzeit, bei der man nachher oft Jahre lang warten muß, bis man wieder zu seinem ausgelegten Gelde kommt!"

Der Vetter Nothnagel kalkulirt: „Etwas muß doch da auch für mich abfallen bei der Erbschaft; da schaff' ich mir statt der Ziege eine Kuh in den Stall."

Ein anderer, weitläufiger Vetter, der kurze Felix, ein Schmiedegeselle, meint: „Kommt's, daß es der Mühe werth ist, so kaufe ich mir den Grabenhammer und heirathe meine Annekathrin."

Auch Thomas kalkulirte und spekulirte, und wie!

Das Nächste war nun für ihn, die sogenannte „Leichenwache" anzuordnen, und man mußte es ihm lassen, er ließ sich dabei nicht schmutzig finden. Die zahlreiche Verwandtschaft sammt den Nachbarn füllten die Stube und in einem großen Wagen war aus der Stadt Bier, Brod und Käse angefahren worden. Obwohl es nicht fehlte an Bemerkungen

wie die: Thomas werde wohl wiſſen, daß er es thun könne, oder man werde ſchon ſehen, wer die Zeche bezahlen müſſe u. ſ. w., ſo ließ man doch den vorgeſtellten Gottesgaben alle Ehre widerfahren. Manche packten ein, daß es an die alten Reichsſoldaten erinnern mußte, von denen es im Liede heißt:

Die Reichsſoldaten ſchimpft mir nit,
Sie haben lange Degen,
Und han ſie auch kein Herz im Leib,
So haben's doch zwei Mägen.

Man wurde ſchließlich ſogar fröhlich und guter Dinge und ließ ſich nicht im Mindeſten durch die Leiche ſtören, die auf zwei Bänken in der Ecke lag, zugedeckt mit einem Leintuche.

Da gab's manche luſtige Geſchichte, nicht nur aus dem Leben der Verſtorbenen, ſondern es kamen auch allerlei Stückchen von ihrem Manne, dem alten Schluder, wieder auf's Tapet, da der wegen ſeines Geizes weit und breit berühmt geweſen war.

Jeder Biſſen, den ſeine Hausleute in den Mund ſteckten, drückte ihn im Magen. Er verſuchte eine ganz eigene Art, ſeinem Hauſe mit dem Exempel der Mäßigkeit vorzuleuchten. So gegen zehn Uhr herum ließ er ſich nämlich im Hinterſtübchen von ſeiner Alten Etwas herrichten und aß in Folge deſſen bei Tiſche nur ſehr wenig, ſprach aber dafür deſto mehr davon, wie die Mäßigkeit geſund erhalte und alte Leute mache; die Natur verlange nur ſehr wenig und ein Vieleſſer werde nicht geboren, ſondern erzogen.

Solche Tiſchreden verfehlten aber gänzlich ihren Zweck, beſonders nachdem man hinter die Vorbereitung zu einer mäßigen Mittagsmahlzeit im Hinterſtübchen gekommen war. Jedes von den Hausleuten that nun vielmehr ſein Möglichſtes, tüchtig einzuhauen.

So kam auch wieder das Stückchen an die Reihe, wie einmal der alte Schluder ſein eigenes Heu geſtohlen hatte.

Es war nämlich damals noch hier und da Brauch, von Michaelis bis Georgi mit der Viehmagd über das Heu zu akkordiren, das ſie während dieſer Zeit für das Melkvieh zu

verbrauchen hatte. War das Vieh in gutem Nutzen und ſie behielt von dem Heu, welches für das halbe Jahr bedungen worden war, Etwas übrig, ſo kaufte es ihr der Bauer um den laufenden Preis ab. Kam ſie aber mit ihrem Heu nicht aus, ſo wurde ihr, was ſie über das Feſtgeſetzte hinaus brauchte, vom Jahreslohn in Abzug gebracht. In einem Winter nun merkte die Viehmagd in der Vogtei, daß das Loch in ihrem Heuſtocke am Morgen allemal größer war, als ſie es ſelbſt am vorigen Abende gemacht hatte, und konnte nicht anders denken, als es müſſe ihr das Heu geſtohlen werden. In der nächſten mondhellen Nacht verſteckte ſie ſich auf dem Heuboden. Und ſiehe da, nach eilf Uhr krabbelte etwas die Leiter herauf, riß eine tüchtige Portion Heu aus dem Loche, band es in ein mitgebrachtes Strohſeil zuſammen und warf es hinab in die Tenne. Meine Magd, eine ſtämmige und beherzte Dirne, nicht faul, kriecht aus ihrem Verſteck hervor und ſieht im Mondlichte zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, daß der Dieb kein anderer als ihr Herr und Meiſter iſt. Sie ſchleicht im nach und entdeckt, daß er ſeinen Raub in den Pferdeſtall ſchleppt, und ſo auf ihre Koſten ſich billiges Futter für ſeine Gäule verſchafft. Sie ſtellt ſich unter die Thüre des Pferdeſtalls und wartet, bis der Dieb herauskommt. Als dieſer ſie ſieht, fährt er zuſammen, als ſähe er ein Geſpenſt, merkt aber bald, daß wenigſtens die Zunge des Schreckbildes keiner Verſtorbenen angehört. In ein paar Tagen war die Geſchichte in aller Mund, und der alte Schluder hieß lange im ganzen Dorfe nur der „Heumauſer.“

Solcher und ähnlicher Art war die Unterhaltung bei der Leichenwache. Gegen Mitternacht gingen die älteren Leute zwar nach Hauſe, aber das Jungvolk blieb noch und unterhielt ſich auf ſeine Weiſe mit allerlei Spielen bis an den hellen, lichten Tag zum großen Aerger des Thomas, der nach dem aufgeregten Tage wenigſtens gerne ſein Bett geſucht hätte, wenn ihm auch die Gedanken vielleicht das Schlafen gewehrt hätten.

Der Begräbnißtag war ein ſchöner, friſcher Märztag, und iſt von dem Begräbniß ſelbſt weiter nichts zu berichten,

als daß der Thomas als Hauptleidtragender in einem funkelnagelneuen Hute mit langem Flor hinter dem Sarge ging, daß man im ganzen, großen Leichenzuge für jede Thräne die der Verstorbenen nachgeweint wurde, kühnlich hätte einen Gulden bieten dürfen, und daß der Pfarrer eine Leichenrede hielt, die das Wort des Herrn zum Texte hatte: „Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat" (Lucä 12, 15) und dasselbe in ziemlich verständlicher Weise auf die Verstorbene anwendete.

Mehr zu berichten ist dagegen von dem nachfolgenden Leichenessen, das beim Engelwirthe gehalten wurde, weil im Sterbehause keine Familie war, und das dadurch eine besondere Wichtigkeit gewann, weil bei demselben das Testament durch den Stadtschreiber eröffnet wurde.

Dies geschah jedoch erst, nachdem die Suppe gegessen war. Und das ist ein Brauch der seinen guten Grund hat. Denn ein leerer, kalter Magen übt immerhin auch seinen Einfluß auf die Stimmung des Gemüths. Mit einem gut versorgten Magen trägt sich Alles viel leichter, und da so eine Testaments-Eröffnung manchmal einzelnen Betheiligten viel zu tragen gibt, so hat's einen guten, tiefen Sinn, daß man vorher eine tüchtige Suppe ißt. Hat Einer die hinter den Westenknöpfen, so trifft's ihn viel gelinder, wenn das Testament seine Hoffnungen nur halb erfüllt, oder gar ganz in den Brunnen fallen läßt, als wenn ihn die Hiobspost mit leerem Magen getroffen hätte. Den lachenden Erben aber wird die Freude gewiß nicht verkümmert dadurch daß sie die Glückspost mit wohlversorgtem Magen empfangen.

Zwei lange Tafeln waren in dem Tanzsaale des Engelwirths aufgestellt und ausgestattet, daß es eine helle Freude war, sie anzusehen. Aber die Engelwirthin verstand das auch! Da standen lange Reihen von Schüsseln und Tellern aus gutem altem Zinn, diesem Stolz der ächten Bürgersfrau. Das glänzte wie Silber und sah aus, als ob es eben erst vom Gusse oder von der Drehbank gekommen wäre, nicht wie das heutige Zinn, das nach dem sorgfältigsten Putzen doch gemeiniglich aussieht wie Fensterblei. Da stand der Wein in

großen Zinnkannen, damit Jeder nach Belieben zugreifen könne, nicht wie heutzutage, wo man Jedem Mann für Mann sein Schoppenfläschlein hinstellt. Das sieht zwar niedlich und sparsam aus; aber hat Einer für mehr als Ein Schöpplein Durst, so muß er es, wenn er es noch mit einem zweiten versuchen möchte, heimlich und verstohlen thun. Sonst hält man ihn, wenn es nichts kostet, für einen Schmarotzer, oder, wenn er selber bezahlen muß, für einen Verschwender.

Es dauerte lange, bis die vielen Gäste in gehöriger Ordnung auf ihren Plätzen saßen. Ein Bataillon Grenadiere dürfte nicht so lange Zeit brauchen, ein Quarré zu bilden, wenn es nicht in Stücke gehauen werden wollte. Endlich saß man; obenan natürlich Herr Willibrod Lautenschläger, und wenn der Engelwirth nun nach guter alter Sitte betete: „Aller Augen warten auf dich ꝛc.," so konnte man im Zweifel sein bei vielen Gästen, ob sie das auf den lieben Gott bezögen, wie sich's doch gebührte, oder auf den Stadtschreiber. Denn auf diesen waren die meisten Augen erwartungsvoll gerichtet und auf die große Ledertasche, die, wie man wußte, das Testament enthielt. Thomas nur that, als ob ihn der Stadtschreiber und das Testament gar nichts angingen und hatte die Augen fromm niedergeschlagen. Er wußte ja, was die Andern nicht wußten, und konnte ruhig abwarten.

Die Suppe war aufgetragen, und es entwickelte sich nun jene behagliche Musik von Tellern und Löffeln, die das Herz der Mitwirkenden mehr erwärmt als das schönste Concert.

Wie der Stadtschreiber die leckere Bratwurstsuppe verzehrt hatte, griff er nach seiner Ledertasche und legte sie bedächtig vor sich hin, während er prüfende Blicke über die Versammlung gleiten ließ, um anzudeuten, daß er bereit sei, das Hauptgericht des ganzen Essens aufzutischen.

Bald wurde Alles still, und nur hier und da würgte Einer noch ein Stück Bratwurst ganz hinunter, das er eben im Begriffe gewesen war, in kleine Stücke zu zerschneiden. Es war bald eine Stille, daß man hätte können eine Stecknadel zu Boden fallen hören.

Der Stadtschreiber erhob sich feierlich, zog das bedeu-

tungsvolle Papier aus der Taſche und wies es nach allen Seiten hin, es hoch in die Höhe haltend, damit Jeder ſich überzeugen könne, daß das Siegel unverletzt ſei. Jetzt ſchnitt er mit einem feinen Federmeſſer bedächtig das große Siegel los, warf ſich in die gehörige Poſitur, räusperte ſich — was ihm Etliche unwillkührlich nachmachten — entfaltete dann langſam das wichtige Papier und begann, nachdem er noch einmal einen prüfenden Blick auf die Verſammlung geworfen hatte, mit erhobener Stimme zu leſen:

„Im Namen der allerheiligſten ungetheilten Dreifaltigkeit! Amen.

„Da ich Endes unterfertigte Walburga Schluder, betrübte Wittwe des hochſeligen Valentin Schluder von Gotthardingen, vermerke und ſpüre, daß der liebe Gott, mich bald aus dieſer argen Welt und betrübten Zeitlichkeit zu ſich in die himmliſche Freude und Herrlichkeit abrufen werde (hier huſteten mehrere), ſo lege ich hier vor dem Herrn Stadtſchreiber Willibrod Lautenſchläger und durch denſelben, ſowie durch deſſen Gehülfen, Herrn Thaddäus Kienruß, meine letzte Willensmeinung nieder, wie folgt:

„Meine Seele übergebe ich Gott, dem Herrn, und meinen Leib der Erde. Zum Erben der Vogtei und aller liegenden und fahrenden Habe an Feldern, Wieſen, Gärten, Weiden und Gebäulichkeiten, Geld und Geldeswerth mit eingeſchloſſen, erkläre ich meinen lieben Freund, den ehrſamen Schneidermeiſter zu Gotthardingen, Herrn Johannes Melcher."

„Das kann nicht ſein!" — „Das iſt nicht wahr!" ſchrie es da mit einem Male durcheinander, und nur die ernſteſte Forderung des Stadtſchreibers im Namen des Geſetzes, ihn in Ausübung ſeines Amtes nicht zu ſtören, vermochte die Ruhe ſoweit herzuſtellen, daß er das Teſtament mit Mühe und Noth zu Ende leſen konnte:

„Meinem Vetter Thomas vermache ich die große Wanduhr, auf dem Hausflur und die beiden Schränke auf dem Speicher, der Dienſtmagd, Margarethe Hurtig,

aber hundert Gulden, welche der Erbe nach Antritt der Erbſchaft ſogleich auszuzahlen hat.

So geſchehen Gotthardingen am 21. März 1844."

Statt der Unterſchrift folgten drei Kreuze, vom Stadtſchreiber beglaubigt als eigenhändig von der Wittwe Schluder hingeſetzt, dann deſſen und ſeines Gehülfen Unterſchrift.

Jetzt, nachdem der Stadtſchreiber ſich wieder niedergelaſſen und das Papier in die Taſche geſteckt hatte, hätte aber Einer das Spektakel und Durcheinander mitanhören ſollen!

Die Einen ſchrieen das Teſtament ſei falſch, und der Stadtſchreiber habe nur einen ſchlechten Spaß machen wollen, jetzt müſſe erſt das ächte Teſtament verleſen werden. Die Andern ſchrieen, das Teſtament müſſe umgeſtoßen werden, dabei könne es nicht bleiben, und klopften dazu auf den Tiſch, daß die Engelwirthin eine Heidenangſt bekam für ihre funkelneuen Weingläſer. Wieder Andere ſchrieen: „Das iſt eine Schande, ſo was iſt noch nie dageweſen, in Gotthardingen nicht und in der ganzen Welt nicht!" Von den Ehren-

titeln, die dazwiſchen dem glücklichen Univerſalerben gezollt wurden, will ich lieber ganz ſchweigen.

Herr Lautenſchläger hatte den Erſten gegenüber wirklich alle Mühe, zu beweiſen, daß das Teſtament in aller Form Rechtens ausgefertigt ſei, und daß er kein falſches vorgeleſen habe. Erſt als er auf ſeinen Amtseid feierlich erklärte, daß dies der vor ſeinen und ſeines Schreibers Ohren mündlich ausgeſprochene Wille der Frau Schluder ſei, ging man von dieſer Anſicht ab.

Thomas ſaß da wie eine überkleidete Gypsfigur, ſteif, ſtarr und todtenbleich. Ihm war ſofort der ganze Zuſammenhang klar, beſonders wenn er an das Verwunderliche dachte, daß der Fiedelhans ſich ſo ohne alle Widerrede mit dem Trinkgeld von fünf Gulden begnügt und wenn er ſich des höhniſchen Blickes erinnerte, mit dem der anfangs die fünf Gulden betrachtet hatte. Der Spitzbube konnte ja wohl mit dieſen fünf Gulden zufrieden ſein, wenn er wußte, daß bald die ganze Vogtei ihm gehören werde und konnte höhniſch lachen über ihn, der ihn mit dieſem Trinkgeld für immer glaubte abgeſpeiſt zu haben! — Der erſte klare Gedanke, der Thomas durch den Kopf ſchoß, war der, er müſſe forteilen und den Schneider erwürgen. Aber hätte er auch dieſem Gedanken folgen wollen, ſeine Beine würden ihn vorerſt nicht ſoweit getragen haben. Er blieb alſo ſtille ſitzen und ſchaute ſtarr in den Tumult hinein, merkte aber nicht einmal, daß Herr Willibrod Lautenſchläger, der ganz in ſeiner Nähe geſeſſen hatte, und dem der Tumult den Appetit verdorben haben mochte, ſich in dem allgemeinen Wirrwarr durchgemacht hatte.

Da durchduftete plötzlich köſtlicher Bratengeruch den Saal und hochgethürmte Schüſſeln des ſaftigſten Rinderbratens wurden aufgetragen zugleich mit dampfendem Sauerkraut, auf welchem geräucherte Rindszungen, in Blätter geſchnitten, wie Roſen vertheilt lagen. Die Engelwirthin bewies dadurch, daß ſie jetzt gerade in die Hitze des Wortgefechtes hinein dieſe Truppen vorgehen ließ, ein entſchiedenes Feldherrntalent.

Denn Alle, die in der Hitze aufgeſprungen waren und

ihre Plätze verlassen hatten, setzten sich nun wieder ruhig nieder, und wenn auch von hüben und drüben noch manch erregtes Wort gerufen wurde, bald war doch Alles wieder ziemlich still, und nur damit beschäftigt, den Speisen der Engelwirthin alle Ehre anzuthun. Aß auch der Eine nur, weil er eben einmal bei Tische war, ohne alle Gedanken an das was er aß, item er aß doch und konnte derweile nicht reden. Aß auch der Andere nur, um seinen Zorn und Aerger hinunterzuwürgen, es war wunderbar, wie bald die bösen Gedanken von den guten Bissen überwältigt waren und die gerunzelte Stirn Falte um Falte verlor! Als Bundesgenosse seiner Frau sorgte der Engelwirth, daß es nirgends an Wein gebrach, und der Wein brauchte sich nicht zu schämen. Wie man nach einem starken Gewitter aus der Ferne noch blitzen sieht und den Donner, der vorher mit seinen Schlägen die Ohren durchgellte, nur noch in der Ferne grollen hört, so geschah es auch heute bei Herrn Christoph Wurstinger, Gastwirth zum goldnen Engel, und Metzger zu Gotthardingen.

„Ich halte das Testament für ganz ächt!" rief ein lustiger Vetter, der offenbar nicht mehr beim ersten Glase war, auf Einmal laut in die schmausende Versammlung hinein: „Dem alten Drachen sieht es ganz ähnlich. Wie mag sie sich noch in ihrer letzten Stunde ergötzt haben in dem Gedanken an die langen Gesichter, die wir heute machen würden!"

„Ja," rief ein Anderer, „aber daß sie gerade diesen Lumpen sich ausersehen hat! Es ist doch eine Schande für das ganze Dorf, daß solch ein Kerl das beste und größte Gut besitzen soll!"

Felix, der Schmiedegeselle, der die getäuschte Hoffnung, von seinem Erbtheil den Grabenhammer kaufen und seine Annekathrin heirathen zu können, nur schwer verwinden konnte, meinte in seiner derben Art: „Nun, wir wollen ihm die Nachbarschaft schon sauer machen und ihn dahin bringen, daß er gerne den ganzen Krempel verkauft und das Feld räumt."

Gegen Thomas, dem die besten Bissen nicht schmecken wollten und der nur immer träumerisch vor sich hinstarrte, bewies man allerseits die vollste Theilnahme, deren Aeußerungen

aber alle für ihn zu wahren Dolchſtichen wurden. Er antwortete auf alles nicht Ein Wort, ſondern ſuchte ſeinen Grimm im Weine zu erſäufen, von dem er Glas auf Glas hinunterſtürzte. So gerieth er denn bald in einen Zuſtand der da nöthigte, ihn nach Hauſe zu ſchaffen.

Wer nach ein paar Stunden beim Engelwirth wieder nachſah, der ahnte nichts von dem Auftritte, welcher heute hier ſtattgehabt hatte, wenn er nicht ſelber zu der Geſellſchaft gehörte. Am allerwenigſten aber konnte er ahnen, daß hier eine Trauermahlzeit gehalten würde, es ſei denn, daß die ſchwarzen Anzüge der Gäſte ihn daran gemahnten. Selbſt gegen die Verſtorbene entwickelte ſich im Laufe der Mahlzeit eine mildere Stimmung.

„Das iſt wenigſtens nicht ganz ſchlecht von der Alten, daß ſie die Margaret bedacht hat, die ihr treu und redlich gedient und ſich Manches hat müſſen gefallen laſſen, was andere Mägde ſofort aus dem Hauſe getrieben hätte!" So ſprach man.

Dem Thomas gönnten die Meiſten die Abfertigung, obwohl ſie ſich vorher ſo theilnahmsvoll gegen ihn geäußert hatten. Er war mit den übrigen Verwandten immer gleich der Baſe ſelbſt kurz angebunden geweſen und hatte ſich zu ſehr ſchon als Herren der Vogtei geberdet.

Einen Plan, den man anfangs voll Rachedurſt gefaßt hatte, nämlich zu Hauf dem Fiedelhans vor die Spelunke zu ziehen, dieſe in den Bach zu ſtoßen und ihn ſelbſt braun und blau zu ſchlagen (ich glaube der Felix war ſein Urheber) ließ man auch unausgeführt. Bei den Einen machten ſich Bedenken von wegen der polizeilichen Folgen geltend, die ihnen aus der Ausführung dieſes Planes erwachſen könnten. Die Andern befanden ſich in einer Lage — Zuſtand durfte man es nicht nennen, weil eben das Stehen fehlte! — daß ſie nur mit genauer Noth und unter vetterlicher Beihülfe die eigenen Wohnungen erreichen konnten.

Herr Willibrod Lautenſchläger war vom Trauermahle weg, wo es ihm zu ſtürmiſch wurde, zu der ſtillen Klauſe des Fiedelhans gegangen, um nach der Beſtimmung des Ge-

ſetzes dieſem die angefallene Erbſchaft anzuzeigen und ihm die Erklärung abzunehmen, daß er dieſelbe antreten wolle.

Als der Stadtſchreiber eintrat, flickte Johann gerade an einem Bienenkorbe. Er fuhr empor und rief im Tone der höchſten Verwunderung: „Ei, ei, Herr Stadtſchreiber, was führt Sie denn zu dem armen Fiedelhans!“

Der Stadtſchreiber, welcher einen ſtaunenden Blick auf die bunte Wirthſchaft geworfen und dabei mit kundigem Blick ein paar brauchbare Vogelkäfige entdeckt hatte, die zum Anſtreichen dahingen, antwortete gnädig: „Nun, Ihr braucht nicht vor mir zu erſchrecken, Melcher, ich bringe Euch heute gute Botſchaft.“

„Gute Botſchaft?“ fragte Hans langgezogen. „Wir armen Leute ahnen ſelten etwas Gutes, wenn die Herren vom Gerichte bei uns zuſprechen.“

Da eröffnete ihm denn Lautenſchläger feierlich, was es gegeben habe und weshalb er hier ſei. Hans lachte und meinte, der Herr Stadtſchreiber müſſe heute morgen beſonders gut aufgeſtanden ſein, daß er ſich ſolch einen Spaß mache mit ſeiner Wenigkeit — oder, der Engelwirth müſſe ihm zu Gefallen heute an das Mutterfäßchen gegangen ſein.

„Nein, nein,“ ſagte ernſt der Stadtſchreiber, „die Sache iſt außer allem Spaß!“ Und zugleich wies er ihm das Teſtament vor, worin Alles Schwarz auf Weiß geſchrieben ſtehe. —

Da ſchaute Hans, ſcheinbar halb erſchrocken, halb andächtig darein, faltete die Hände und ſagte: „Lieb hat mich die alte Frau immer gehabt und große Stücke auf mich gehalten, daß ſie aber dies an mir thun würde, hätte ich nicht zu träumen gewagt.“

Natürlich erklärte ſich der Schneider zur Annahme der Erbſchaft bereit und übertrug Herrn Lautenſchläger mittelſt Vollmacht, Alles zu handhaben und zu veranlaſſen, was zur Vollziehung des letzten Willens der Seligen nothwendig und dienlich ſein möchte. Zugleich bevollmächtigte er den Stadtſchreiber ſofort die Verſteigerung der Vogtei zu betreiben, da er doch hier nicht bleiben werde können vor dem Haß

der Verwandten, der ſich auf ihn, den Unſchuldigen, werfen würde.

Von der Stunde an iſt Fiedelhans in Gotthardingen nicht mehr geſehen worden, und ehe noch Thomas ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, war er bereits über alle Berge. In Spießburg iſt er noch einige Male geſehen worden. Aber nachdem die Vogtei mit allem dazu Gehörigen verſteigert war und er den Steigbrief einem reichen Kaufmanne gegen baares Geld verkauft hatte, war er auch dort für immer verſchwunden. Nach einigen Jahren aber kam aus Amerika ein Todtenſchein nach Gotthardingen, wonach ein gewiſſer Johannes Melcher aus Gotthardingen als ein armer Mann in Neu-York verſtorben ſei, nachdem er eine Zeit lang daſelbſt eine große Rolle geſpielt und mit Geld um ſich geworfen hätte.

Wir können nun unſere Geſchichte kurz ſchließen.

Der Lärm über die Schluderſche Erbſchaftsgeſchichte verlor ſich in Gotthardingen bald, und nur noch bei beſonderen Veranlaſſungen wurde ihrer gedacht. Die Verſteigerung des Vogtei-Gutes, wodurch Manchem Gelegenheit geboten wurde, ein Stück Feld zu erwerben, das zu ſeinem Beſitzthum paßte, und was, wenn es anders gegangen, nie für ihn feil geworden wäre, beſchwichtigte in hohem Grade die bewegten Gemüther. Hatte doch auch jetzt das Dorf die Schande nicht, Fiedelhans als Beſitzer der Vogtei ſehen zu müſſen.

Margaret war ganz glücklich, als ihr die hundert Gulden eingehändigt wurden; ſoviel Geld hatte ſie nie beiſammen geſehen. Uebrigens verhalf ihr dieſe Mitgift bald zu einem braven Manne.

Der Stadtſchreiber hatte bei der Vogtei-Geſchichte ſo gute Geſchäfte gemacht, daß er ſich jetzt ſogar einen Papa-

gei anſchaffte, der in einem meſſingenen Käfig ſich ſchaukelte und für Fräulein Sabin. die entſetzliche Eigenſchaft beſaß, ſelbſt vor ihrem fetteſten und ſtärkſten Kater ſich nicht zu fürchten, ſondern demſelben ſogar gelegentlich mit ſeinem krummen Schnabel einen argen Denkzettel zu geben.

Der arme, geprellte Thomas konnte ſein Unglück lange nicht verwinden, und es war ihm ein ſchrecklicher Tag, als er ſein Bündel ſchnüren und aus der Vogtei wandern mußte, in der er ſich ſo ſicher ſchon im Geiſte als Herrn und Meiſter geſehen hatte. Er trat als Oberknecht bei einer jungen Wittwe ein, und nach ein paar Jahren wurde er durch die Verheirathung mit derſelben doch noch ein behaltener Mann.

Als er einmal bei der Kirmeß mit ſeiner jungen Frau nach Hauſe ging und an der Vogtei vorüberkam, ſagte die Frau: „Da ſollteſt du eigentlich jetzt hineingehen, wenn nicht der alte Drache Alles dem lumpigen Schneider vermacht hätte. Wenn ich nur wüßte, wie ſie dazu gekommen iſt?“

„Ich weiß es,“ fuhr da Thomas heraus, da ihm der Kirmeßwein die Zunge gelöſt hatte. „Die Baſe hat es ihm nicht vermacht, der Spitzbube hat ſich ſelbſt zum Erben eingeſetzt!“

Der geneigte Leſer kann ſich denken, wie es nun an's Fragen und Inquiriren ging. Es wäre ein halbes Wunder geweſen, wenn es der Frau nicht noch denſelben Abend gelungen wäre, dem weinſeligen Manne das Geheimniß nach und nach abzuſchmeicheln und abzuſchmollen. Die Weiber verſtehen das ja Alle aus dem FF.

Band nun auch Thomas am andern Morgen, wo er erſt ſeine Unklugheit bedachte, ſeiner Frau auf die Seele, das Geheimniß für ſich zu behalten, weil ſie ihn ſonſt noch unglücklich machen und vor Gericht bringen könne, der Mutter konnte und durfte dieſe es doch nicht verheimlichen. Von der Mutter erfuhr es dann die Schweſter, kurz, ehe acht Tage vergingen, wußte das ganze Dorf, wie es mit dem Teſtament der Schluder eigentlich zugegangen war.

Die Verwandten geriethen natürlich in furchtbare Auf-

regung über die Entdeckung und sprachen viel von Prozessen. Aber gegen wen? Der eigentliche Missethäter, der sie um die Erbschaft betrogen hatte, war todt und die Erbschaft selbst in Amerika in Händen, aus denen sie gewiß mit allem Advokatenwitz nicht wieder loszumachen war, wenn man auch die Hände gekannt hätte. Gegen Thomas ließ sich nichts machen, weil sie keine Beweise hatten, als das Gerede, das im Dorfe ging, und von dem sich Thomas natürlich mit Entrüstung lossagte. Sie mußten sich halt am nachträglichen Aerger begnügen.

Auch die Behörde erhielt zwar von dem Gerede Kenntniß, aber wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Den Thomas hielt man, wenn das Gerede wahr sein sollte, für genug gestraft. Fiedelhans aber war ja todt und wenn er auch noch gelebt hätte, so hätte das Gericht zu Spießburg es doch sicherlich gemacht wie die Richter zu Nürnberg, die Keinen henken lassen, sie hätten ihn denn.

Wenn nun aber die geneigten Leser sich aus der im Grunde spaßhaften Geschichte, die sie eben gelesen, mit rechtem Ernste die beiden Sprüchwörter zu Herzen nehmen wollen:

Untreue schlägt ihren eigenen Herrn!
und
Unrecht Gut gedeiht nicht!

so werden sie die Geschichte nicht umsonst gelesen haben und es wird ihnen auch nichts schaden.

13. Nicht gerade höflich, aber doch verſtändlich

war die Antwort, welche mir neulich der alten Annemargreth ihr Peter gab. Das war ein Prachtjunge mit einem Geſichtchen wie Milch und Blut und einem Paar Augen, die hell und keck und blau in die Welt hineinſchauten und eine Fülle von Verſtand und Schelmerei verriethen. Man ſah es dem Buben nicht an, daß er ſich faſt nur von Bettelbrod nährte und oft genug bei Meiſter „Schmalhans“ zu Tiſche gehen mußte, wenn nämlich die alte Annemargreth ihren böſen Umſtand hatte und nicht ausgehen konnte, ſich von guten Leuten ihr Säckchen füllen zu laſſen. Denn was ſie mit ihrem bischen Stricken verdiente, das reichte kaum, dem Peter je und dann einmal ein Paar Schuhe machen zu laſſen. Peter ſelber wollte niemals betteln gehn, und die Annemargreth war auch eine zu treue Mutter, um ihn dazu zu zwingen. Das Aeußerſte, wozu ſich der Junge verſtand, war das, daß er dann und wann in mein Haus kam, um für die Mutter ein Töpfchen Milch oder etwas übriges Eſſen zu holen, was meine Frau der Annemargreth Ein für alle Mal zugeſagt hatte. Er ſprach dann aber nie ein Wort, ſondern ſtellte ſich ſtille in die Hausflur und wartete, bis man ihn bemerkte und abfertigte.

Peter wußte, daß ich große Stücke auf ihn hielt, und da er mir ſelten begegnete, ohne daß ich ihn anredete und durch irgend ein neckendes Wort ſeine treffende Antworten herauslockte, über welche ich oft herzlich lachen mußte, ſo hatte ſich zwiſchen uns Beiden eine Art von vertrauten Verhältniſſes allmählich herangebildet.

Komm' ich eines Tages aus meiner Stube herunter und ſehe wieder Peter mit ſeinem Milchtöpfchen im Hausflur ſtehen.

„Na, was gibt's Peter?“ frag' ich ihn, „was willſt du?“

Peter ſieht mich ſchelmiſch von der Seite an, nachdem er mich gegrüßt, antwortet aber auf meine Frage keine Silbe.

Noch einmal frag' ich: „was willſt du denn?“

„Herr Paſtor,“ platzt da Peter heraus, und der Schelm guckt ihm aus den Augen, — „wenn meiner Mutter ihr' Katz' 'ne Kuh wär', ſo ſtünd ich nicht hier mit dem Milchtopf.“

14. Ebenfalls verſtändlich!

Der Amtsrichter zu N.... war ein Junggeſelle und dabei ein großer Hundenarr, wie denn die böſe Welt behauptet, daß jeder Junggeſelle irgend einen regulären Sparren habe.

Obwohl er weder Jagdliebhaber war, noch auch einſam wohnte und die Hunde alſo zum Schutze ſeines Hauſes? bedurfte, hielt er deren ſtets eine ziemliche Anzahl zu ſeinem puren Vergnügen.

Kommt einmal ein guter Freund zu ihm auf Beſuch und wird ſogleich beim Eintritte in den Hof von einer gewaltigen Dogge angebellt. Im Hausflur empfängt ihn ein kläffender Spitz. Und als er endlich glücklich in die Stube gekommen iſt und den Amtsrichter begrüßt hat, beſchnüffelt ihn vornehm ein fetter Mops, der ſich mit ſeinen drei kugelrunden Sprößlingen in einem Körbchen hinter dem Ofen pflegte.

„Weißt du was, mein Junge?“ ſagt da der gute Freund lachend, indem er auf die wohlgenährten Hunde hinwies und auf das Bellen der beiden andern horchte, ich möchte nicht dein Schwein ſein!

15. Räthſel.

Wo Täublein wohnen, da bin ich
Und werd' verwahrt mit banger Seele,
Daß nicht der grimme Marder ſich
Blutlechzend aus mir Beute ſtehle.

Werd auch im Walde wohlgepflegt
Und treu bewacht vor nächt'gen Dieben;
Doch wie man mich auch ſorgſam hegt,
Fall' doch am End' ich Axteshieben.

Auch an der Kutſche findſt du mich;
Und willſt du die zur Reiſe nehmen,
Bedarfſt du meiner, wenn du dich
Nicht zu dem Bocke willſt bequemen.

Du freuſt dich, wenn am frühen Morgen
Aus zarten Kehlen laut ich ſchalle;
Und wohl dir, läſſeſt du die Sorgen
Durch mich beſchwichtigen dir alle!

Du jammerſt, wenn mich Gottes Hand
In weiſer Lieb' will auf dich legen.
Und merkſt in deinem Unverſtand
Nicht, daß ich dir nur bringe Segen.

Wenn Feindeshand mich auf dich thut,
So ſetzeſt du dich raſch zur Wehre;
Bedenkſt dann nicht, was mild und gut
Dir deshalb ſagt des Heilands Lehre.

Doch wenn dich plötzlich überfällt
Mein ſtarker Arm ohn' Widerſtehen,
Wohl dir, iſt Herz und Haus beſtellt,
Und du darfſt ein zum Vater gehen!

(W. O. von Horn.)

16. Wie Straßburg wälſch und wieder deutſch ward.

Ein Münſter ragt aus der Ferne,
Ob ihr das Münſter kennt?
Sein Thurm ſtreift an die Sterne;
Aber ſein Fundament
Ruht auf entweihtem Grunde,
Und zur nächtlichen Stunde
Steigt ein ruhloſer Geiſt herauf.
Der Bauherr iſt's, der alte,
Der einſt das Münſter erſann;
Was dringt durch die Grabesſpalte,
Daß er nicht ſchlummern kann?
Geſänge von wälſchen Zungen,
Die haben hinunter geklungen,
Das hat der Bauherr gehört,
Das hat den Schläfer geſtört.
Er irrt umher durch die Hallen,
Und redet zu dem Geſtein:
„Ihr Mauern, dem Fremdling verfallen,
Was ſteht ihr und ſtürzet nicht ein?“
Er lehret die Glocke ein Wort,
Das tragen die Lüfte fort.
Und tönen uns Sehnſuchtslieder
Herüber über den Strom —
Es iſt der Bauherr, Brüder,
Er läutet in ſeinem Dom!
Er läutet wehmuthſchaurig,
Stimmt deutſches Herz ſo traurig;
Er läutet mit flammender Hand,
Er ruft ſein Vaterland!

So ſang ein altes Lied und hat's geſungen nicht aus ſich allein, ſondern aus viel tauſend deutſchen Herzen heraus? Oder iſt Straßburg nicht von jeher unſer Schmerzens- und Sehnſuchtskind geweſen? Ja wahrhaftig: Hat Einer das ganze deutſche Elend ſeit 200 Jahren, alle ſeine Schmach und Zerriſſenheit, all ſeine Wunden in Einem ſehen wollen, da brauchte er nur an die Rheinbrücke bei Kehl ſich zu ſtellen und hinüberzuſchauen nach Stadt und Münſter. Da mußten ihm die Glocken in's Ohr klingen, als läuteten ſie immer das Todtenglöcklein für's heilige deutſche Reich.

War eine Stadt ein Rubin in der deutſchen Kaiſerkrone,

so war's Straßburg. Das wußten die deutschen Kaiser auch und wenn sie ruhen wollten von der Arbeit und es sich wohl sein lassen, so kamen sie gen Straßburg, als ihrer liebsten Pfalz. Hat nicht des großen Otto Gemahlin, die ihr Italien nicht vergessen konnte, gemeint als sie in's Elsaß kam, das sei ein Stücklein davon! Und ist nicht der Rothbart und sein Sohn und der Habsburger Rudolf fleißig gen Straßburg gezogen, und haben nicht die Straßburger Jungfrauen seiner Zeit den jungen Kaiser Sigismund des Morgens früh in der Meisengasse besucht und ihm seine Tanzschuhe gebracht und ihn abgeholt zu Tanz und Spiel?

Was war's denn aber, was Straßburg den Kaisern so lieb und werth machte? Es war nicht die „wunderschöne Stadt" allein mit ihren hohen Häusern und den heimelichen Stuben drin, mit ihren krummen Gäßlein, wo die Stockwerke der Häuser einander komplimentirten, so daß man oben in guter Nachbarschaft sich über das Gäßlein die Hand reichen konnte; auch nicht die stille fließenden Wasser, die durchzogen, an denen Gerber und Schiffleute und Fischer ihr Handwerk trieben, noch der hohe Münster mit seinen Glocken, noch drüben die blauen Vogesen, die sich wie eine hohe Mauer gen Wälschland thürmten — sondern das war's, daß in dieser Stadt ein trutzliches und treues Bürgergeschlecht wohnte, dem kühnlich jeder Kaiser das Haupt in den Schoß legen konnte. Trotz Bann und Interdikt des Papstes hielten sie einst ihren Eid dem rechtmäßigen Kaiser und als er gestorben war und sie seinem Gegenpart huldigen mußten, erklärten sie feierlich: „daß sie damit dem Andenken ihres früheren Kaisers Treue und Liebe derohalben doch bewahren wollten."

Dazu blühte in Straßburg Sang und Spiel, Kunst und Handel. Hier sang ein Gottfried von Straßburg seine Minnelieder der irdischen Liebe, und ein Johannes Tauler predigte in der Zeit, da der schwarze Tod wüthete und der Papst dazu noch die Stadt in Bann gethan, von der himmlischen und tröstete das arme Volk. Dort auf der Münsterkanzel schwang der feurige Geiler von Kaisers-

berg die Geißel wider Geistlichkeit und Bürgerschaft und strafte ohn' Ansehen der Person an Hoch und Nieder alle Sünd' und Schand. Was der Kaisersberger Doktor von der Kanzel predigte, das sagte der Meister Sebastian Brandt auf der Gasse und ließ vor den Straßburgern sein „Narrenschiff" passiren, daß männiglich sein Bild drin erkennen konnte und ließ jedem die Auswahl dabei. So könnte man allerwege noch eine gute Weile fortfahren, von Männern und Frauen zu sagen, die Straßburgs Stolz und Zierde waren. Ist's Wunder darum, wenn Kaiser und Reich an Straßburg hingen und herüber und hinüber am Rheine die Liebe wandelte, und der grüne Strom nicht schied, was Gott durch Art und Geschichte zusammengebunden in Freud' und Leid? —

Und doch geschah's, und jedes deutsche Herz hat sich seitdem gefragt, wie ist's geschehen und wie war's möglich, dies Straßburg zu verlieren; wer hat die Schuld? Da will denn ein Spinnstubenschreiber, der seither in Straßburg war und es jetzt doppelt lieb hat, nicht mit seiner Weisheit zurückhalten und aus alten Papieren und Büchern, so gut er's kann, getreulich erzählen. Freilich das Beste von den Papieren hat der Franzos wohlweislich schon längst nach Paris befördert, damit man ihm nicht hinter seine Schliche kommt und unter den alten Akten der Stadt Straßburg soll wunderbarer Weise gerade der eine Band „verloren" sein, wo von der Uebergabe der Stadt an Frankreich gehandelt ist. Es gibt halt Dinge, die doch „verloren" sind, wenn man auch weiß, wo sie stecken. Gottlob aber, daß der Spinnstubenschreiber noch einen kleinen „Nachbericht" schreiben kann mit der Ueberschrift: „Wie Straßburg wieder deutsch ward." Darum, wenn's dem geneigten Leser über der Erzählung von vornherein etwas warm werden will und ihm das Blut vor Scham in den Kopf steigt, so soll ihm hinterher ein Pülverchen gegeben werden, das alles Weh wieder heilt, wenn's gleich auch dabei nicht ganz ohne Schmerz hergehen wird.

* * *

Der bitterböse dreißigjährige Krieg war anno 1648 vorüber. Alle Welt war des Sengens und Brennens, des unsäglichen Herzeleids müde. Da schloß man Frieden zu Münster und Osnabrück, wie immer natürlich einen „ewigen" Frieden. Aber der geneigte Leser weiß schon, was er von solcher „Ewigkeit" zu halten hat und wie lange die bei den Diplomaten gilt. In manchem Frieden ist schon ein neuer Krieg gesteckt, wie ein häßlicher Wurm in einen rothbackigen Apfel. So war's auch bei dem westfälischen. — Da hatte es der König von Frankreich nemlich hinzubringen gewußt, daß ihm das Elsaß ganz zulief, mit Ausnahme von etlichen Städten, über welche er die Schutzvogtei, wie einst der Kaiser sie gehabt, führen sollte. Straßburg aber sollte bei dem Reiche bleiben und als eine neutrale Stadt angesehen werden. Das lautete wohl ganz schön, war aber nicht so. Denn für's Erste: Wer das Ei hat, kriegt auch den Dotter — war einmal das Elsaß weg, dann mußte über kurz und lang auch Straßburg verloren gehen. Denn der Kaiser in Wien war weit und der Franzose nahe. Zum Andern war's mit der Neutralität ein schlimmes Ding. Denn Niemand kann zween Herren dienen, aber auch niemand keinem. Die Straßburger sollten dem Reiche gehören, aber wenn sie dem Reiche etwas zu Liebe thaten, dann schrieen die Franzosen: Ihr habt die Neutralität verletzt. Damit man aber allezeit wisse, was in Straßburg vorgehe und damit jedes Häflein, daran man die Straßburger fassen und ihnen den Prozeß machen könne, aufgespürt werde, durfte der König einen „Résident" mitten in die deutsche Stadt setzen. Das war das zweite Item, noch schlimmer als das erste und die Straßburger waren damit in die übelste Lage versetzt und man konnte ohne Brille sehen, daß über kurz oder lang der „ewige Friede" brechen müsse. Denn wenn man an den Hund will, dann muß er Leder gefressen haben und wenn der Wolf das Lamm fressen will, dann muß es das Wasser getrübt haben. So lag also schon in jenem Frieden, der später noch einmal zu Nymwegen in Holland bestätigt wurde, der faule Fleck.

Der Friede stand zwar auf dem Papier, aber geschlossen

und fertig war er darum noch nicht. Keine von den Parteien wollte abziehen und ihre Kriegsvölker entlaſſen, ehe nicht alles Geld bezahlt und alle Bedingungen erfüllt waren. Um Straßburg herum lagen nun alle Beide, Kaiſerliche und Königliche, und ſaugten das Land aus, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre der Krieg noch einmal wegen des Friedens losgegangen. Aber die Wolken gingen diesmal vorüber, freilich um wieder zu kommen. — Auf dem Throne von Frankreich ſaß Ludwig der Vierzehnte, jener graue Sünder und Heuchler, ebenſo gottlos als bigott, grauſam und heimtückiſch, gewaltthätig und frech, wie er's eben brauchte. So hatte er denn auf's Neue mit den Holländern angebunden und wollte nichts Geringeres, als das reiche Holland auch noch nehmen. Da rief das geängſtigte Land das Reich um Hülfe an, und der Kaiſer Leopold und der Kurfürſt von Brandenburg ſagten Hülfe zu. Aber damit war ſchon Straßburg mit hineingezogen und das Häflein da, woran man den Faden weiter ſpinnen konnte.

Es war im Jahr 1672 am 4. November, da kamen 450 Mann Franzoſen in der Nacht den Rhein heruntergefahren und hielten mitten an der Rheinbrücke. Dort banden ſie ein paar Brandſchiffe an, die mit Reiſig, Pech und Schwefel gefüllt waren und zündeten die Brücke, die den Straßburgern gehörte, an. Dann fuhren ſie hinunter auf Straßburger Gebiet, zechten und lärmten und rühmten ſich ihrer Heldenthat. Das war der erſte Streich gegen Straßburg, denn ſo ſollte ihm die Hülfe vom Reich abgeſchnitten werden, wenn je die Kriegsläufte es erlaubten, gegen die Stadt vorzugehen. — Der Magiſtrat ſchickte darum einen Trompeter mit einem Schreiben nach Breiſach, wo damals der franzöſiſche Commandant lag, des Inhalts: „Man ſolle ſagen, auf weſſen Befehl und aus was für Gründen ſolches geſchehen.“ Der Trompeter wurde weidlich ausgelacht und ihm ein Schreiben mitgegeben, darin ſtand, „daß ſolches auf königlichen Befehl geſchehen ſei.“ — Bald kam ein Schreibebrief von der franzöſiſchen Majeſtät ſelbſt, worin ſie ſagte: „Er wäre mit dem Betragen der Stadt ganz zufrieden(!),

habe auch nichts Böſes gegen ſie im Sinn; vielmehr verſichere er ſie ſeiner beſonderen Huld und Gnade. Was geſchehen ſei, das habe die Stadt Denen zuzuſchreiben, die ihn genöthigt hätten, zur Sicherung ſeiner Länder, ſowie auch der Stadt Straßburg ſelbſt(!) dies zu veranſtalten. Es ſei ſchlimm genug, daß Die, welche für des Reiches Wohlfahrt ſorgen ſollten, daſſelbe in unnöthigen Krieg verwickelten! Er habe die Brücke nur abbrennen laſſen, damit die Kaiſerlichen ſelber nicht ſo leicht herüberkommen und ſtraßburgiſches Gebiet verheeren könnten, übrigens wolle er ſpäter an der Brücke wieder zahlen." — Der geneigte Leſer braucht kein

Jäger zu ſein, um den Fuchs hier zu merken. Der Rath ſchickte den Brief an den Kaiſer und den Kurfürſten, die ließen der Stadt ihr „herzliches Beileid“ bezeugen, aber das war auch Alles.

Da wußten die Straßburger wie viel Uhr es geſchlagen und halfen ſich einſtweilen ſelber. Sie nahmen noch 1500 Mann in Sold, bauten eine fliegende Brücke nach Kehl, (was ihnen gehörte) und fingen an, die verbrannte Brücke auf's Neue zu bauen. Darüber aber erboste ſich der König über die Maaßen und ließ den Straßburgern alle ihre Schiffe, welche beladen von Frankfurt kamen, in Philippsburg anhalten und gab ſie nicht heraus. Die Brücke mußte abgefahren werden, er wolle ſie ſpäter bezahlen. Der Rath der Stadt war in der größten Verlegenheit. Ringsum lagen die Franzoſen, die jeden Augenblick angreifen konnten, verbrannten ſie aber die Brücke, ſo war's mit der Hülfe des Kaiſers vorbei.

In ſolcher Lage beſchloß der Rath, der Gewalt nachzugeben und die Brücke abzufahren. Das gab aber einen böſen Kummer in der Stadt. Es ſammelte ſich viel Volks, das verlangte, man ſolle augenblicklich die Brücke wieder auffahren. Als man die Haufen beruhigen wollte, antworteten ſie trotzig: man wiſſe wohl, daß Stadt und Bürgerſchaft bereits an die Franzoſen verkauft ſei; das Regiment ſei voll Verräther, die das Judasgeld ſchon unter ſich theilen würden; man kenne die Herren wohl und werde ſie ſchon zu finden wiſſen, und was dergleichen Reden mehr waren. Es gelang kaum, die Haufen zu beruhigen. Seit jener Zeit war ein Mißtrauen gegen den Rath nicht völlig auszutilgen, und es ſaßen auch allerdings ihrer etliche darin, die zu den Franzoſen hielten.

In einer Chronik der Stadt aus jener Zeit folgt nach Dieſem ein Capitel mit der Ueberſchrift: „Straßburg erhält einen ſehr unangenehmen Beſuch.“ Der geneigte Leſer hat vielleicht auch ſchon in dieſem Stücke ſeine Erfahrungen gemacht und iſt drum geſpannt darauf, was denn das für ein Beſuch geweſen ſein möge. Das war aber niemand anders als der berühmte Kriegsminiſter, die rechte Hand des Königs, der Marquis de Louvois. Als die Geſandten Straßburgs

nach Metz kamen, den König dort zu beglückwünschen, empfing sie der Herr Marquis mit großer Herablassung und Freundschaft, versicherte und versprach ihnen, er werde sich's zum besonderen Vergnügen rechnen, nächstens sie in Straßburg zu besuchen, besonders auch, um ihre vortrefflichen Festungswerke zu besichtigen. Da erschraken die Gesandten bis ins Herz hinein. Der Magistrat hielt Rath darüber, aber man kam überein, daß man einen solchen Besuch nicht abschlagen dürfe. Man empfing ihn mit Kanonendonner und zeigte ihm nun so viel als man wollte, aber er sah noch mehr und bald zeigte sich's, was der Besuch zu bedeuten gehabt hatte.

Bald nach diesem Besuch kam nämlich der König nach Breisach und schon den andern Tag postirten sich 400 französische Reiter vor der freien Stadt Colmar auf, die unter jene 10 Städte gehörte, welche nur unter der Reichsvogtei stehen sollten. Der Magistrat ahnte Unrath und ließ die Kanonen auf die Wälle fahren. Der französische Commandant aber ließ ihm sagen, der König werde das „sehr übel nehmen", sie sollten nur das grobe Geschütz wieder herunter thun. Der Rath antwortete, man wollte ja nur „den König begrüßen"; aber der Commandant entgegnete: der König habe „mehr Wohlgefallen" wenn sie die Kanonen wegthäten. Das geschah. Den andern Morgen aber kamen 5000 Franzosen vor die Stadt, und während der Rath an dem einen Thore mit Louvois verhandelte, drangen die 5000 durchs andere herein und mit Colmar's Freiheit war's aus. Die Bürger wurden entwaffnet, mit Einquartierung über die Maßen belegt, die Festungswerke gesprengt und Colmar war französisch.

Von da zog Louvois weiter und machte auch den andern Städten den Garaus. Da sah Straßburg sein Loos vor Augen. Was arbeiten konnte, ging hinaus auf die Wälle und an die Thore und besserte und flickte. Die Franzosen kamen bis auf eine Stunde vor Straßburg, in welches sich die Landleute flüchteten, so daß die Stadt überfüllt war. Alles mußte mit arbeiten an den Wällen, Steuern wurden aufgelegt, und wer kein Geld hatte, mußte sein Silberzeug in die Münze bringen. Derweilen zog Turenne in die Pfalz

und verwüstete im Namen des „allerchristlichsten Königs“ das schöne Land. —

Da regte sich denn auch wieder einmal das „Reich“. Der Kaiser verlangte freien Paß über die straßburgische Rheinbrücke und wollte die Kehler Schanzen, welche gleichfalls Straßburg gehörten, mit seinen Völkern besetzen. Allein der Rath konnte sich nicht entschließen, dazu die Einwilligung zu geben, von wegen der Gefahr, daß die Franzosen wieder klagten. Der Gesandte erhielt abschläglichen Bescheid. Die Kaiserlichen kamen aber doch und verwüsteten dafür straßburgisches Gebiet gründlich.

Kaum waren die Kaiserlichen weg, so kamen die Franzosen und wollten über die Rheinbrücke und sollte es ihnen eine halbe Armee kosten. Da beschloß der Rath, solchem Ansinnen mannhaften Widerstand entgegen zu setzen. Fünf und zwanzig neue Kanonen wurden auf den Wall gepflanzt und die Wachen verstärkt. In der Nacht kamen auch die Franzosen und wollten die Zollschanze am kleinen Rhein stürmen; die Straßburger schossen aber unter sie und die Franzosen zogen ab. Dazumal verwies man auch den französischen Residenten aus der Stadt. Am Mittag schrieb der Marschall Turenne an den Ammeister Dominicus Dietrich einen höflichen Brief, worin er die Zollschanze gütlich verlangte. Da war wieder guter Rath theuer. Der Magistrat war getheilt; die einen riethen, man solle sie den Franzosen geben; die andern aber sagten: hätten die Franzosen einmal die Rheinschanzen, dann wäre es mit der Stadt vorbei. In der Nacht aber zog Turenne plötzlich davon. Alles war in Jubel.

Man zog zur Rheinbrücke und ließ sie ausbessern, und zwei Tage drauf den 19. September 1674 zogen schon die Kaiserlichen 35,000 Mann stark über die Brücke auf das straßburgische Gebiet. Damit war aber der Haken wieder tiefer eingeschlagen; denn Straßburg hatte seine Neutralität verletzt. Es ging hart her gegen die Franzosenfreunde und der Gastwirth im bekannten „Rebstocke“ wurde wegen seiner französischen Gesinnung ohne Weiteres todtge-

ſchlagen. Derweilen kämpften in unmittelbarer Nähe Straßburgs die beiden großen Armeen mit wechſelndem Glück, aber Freund und Feind plünderten und als die Kaiſerlichen abzogen, nahmen die Franzoſen wieder einen feſten Platz nach dem andern. So mußte Straßburg immer unter den Waffen ſtehen; denn das franzöſiſche Heer lag immer in nächſter Nähe und vor den Thoren der Stadt ſchoß man auf einander; das Dorf Schiltigheim wurde vor den Augen der Straßburger rein ausgeplündert. In der Stadt war Elend, Seuche und Hunger. Die Kriegslaſten waren faſt nicht zu erſchwingen. — In jener Zeit fielen auch Weißenburg und Hagenau in franzöſiſche Gewalt. Hier verfuhr man noch anders als in Colmar. Der Mordbrenner Labroſſe überfiel im Jahre 1677 das Städtchen Weißenburg und ließ es, nachdem er es ausgeplündert, an allen vier Ecken anzünden; am folgenden Tage zog er nach Hagenau. Das zündete er eigenhändig an. „Es hat dieſer mordbrenneriſche Franzos (ſo berichtet eine Chronik) nicht einmal zulaſſen wollen, daß die Leute ihre unſchuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieſes Ungeheuers hat man ſelbſten gehört, daß er ſagte, nichts könne ihm ſo großes Plaiſir machen, als das Praſſeln der Flammen und das Geraſſel der einſtürzenden Häuſer. So machte man die freien Städte — franzöſiſch. „Zum Glück" ſetzt die Chronik hinzu — wurde dieſer Unmenſch noch im ſelbigen Jahre mit fünf Schüſſen getödtet. — So gings auch der Stadt Barr. Dort hatte ein Bürger bei der Beſetzung der Stadt einen franzöſiſchen Reiter vom Pferde herabgeſchoſſen, dafür wurde das Städtlein an allen Ecken angezündet. —

Jetzt ſollte auch Straßburg, der letzte deutſche reichsfreie Ort an die Reihe kommen. Das Jahr 1678 ſollte den verhängnißvollen Anſtoß dazu geben. — Der Herzog von Lothringen war mit ſeinen 40,000 Mann aus Worms aufgebrochen und wollte die Franzoſen aus dem Breisgau, vornehmlich aus Freiburg herausjagen. Er zog mit ſeinem Heere zwiſchen Offenburg und Kehl und lagerte ſich dort, um ſich aus der reichen Stadt Straßburg verproviantiren

zu können. Aber bei Rheinfelden im Oberland ſchlugen ſich die Kaiſerlichen und die Franzoſen ſchon und der Marſchall von Crequi gewann die Schlacht und drängte nun die Kaiſerlichen gegen Offenburg zurück, während dem der franzöſiſche Marſchall die Rheinbrücke beſetzte und den Kaiſerlichen die Zufuhr abſchnitt. Er hatte mit Sturm die Schanze genommen das Dorf Kehl verbrannt und darauf die Zell- und Rheinſchanze genommen, als der Rath der Stadt ſie nicht gutwillig hergeben wollte. Die Beſatzung hatte ſich mannhaft vertheidigt, und die Straßburger ſchlugen auf ſolche Verletzung ihrer Neutralität hin, jeden Vergleich ab. Der Marſchall ſetzte nun weiter unten über den Rhein und vor die Stadt und verlangte die Vorwerke, oder was man ſo im Kriegsgebrauch die detachirten Forts heißt, die zwiſchen dem Rhein und der Stadt lagen. Er poſtirte ſein Heer auf die Höhen vor Straßburg und wartete auf Beſcheid ob man ſie ihm geben wolle oder nicht. Der Rath der Stadt zog die Antwort hinaus und dachte: Zeit gewonnen iſt Alles gewonnen, und ließ derweil ſiebentauſend Bauern in die Stadt rufen und feuerte dann ſtatt zu unterhandeln auf den Feind. Nun ſchlug auch Crequi los und belagerte die Forts und zwang ſie zur Capitulation. Damals ſchoſſen ſie auch aus Wuth eine Kugel nach dem Münſter welche aufgehoben wurde. An der Stelle wo ſie hereindrang ward die Inſchrift geſetzt:

„Den 17. October 1678 um ½ 11 Uhr Morgens ſchoſſen die Franzoſen vom Waſſerzoll aus eine ſechspfündige Kugel, welche hierher traf. Die Kugel wurde durch den Baumeiſter zum regierenden Ammeiſter Dominikus Dietrich getragen, von da in den Rath der XIII. Gott behüte die Kirche und die Stadt vor fernerweitigem Unglück."

Es konnte nicht ausbleiben, daß der ausgetriebene franzöſiſche Reſident getreulich nach Paris berichtete: wie die Straßburger den Reichstruppen Vorſchub geleiſtet in Proviant und Munition. Daher kam auch ein Schreiben an den Ammeiſter Dominikus Dietrich des Inhalts: „Er ſolle ſagen wie es ſtände um die Neutralität Straßburgs". Der Am-

meiſter antwortete höflich und feſt: Er begehre nicht beſſer, als mit dem Könige von Frankreich im Vertrauen und in gutem Einvernehmen zu bleiben. Er hätte den Reichstruppen damals den Uebergang über die Rheinbrücke nicht wehren können; denn Straßburg ſei ein Reichsglied." Der Reſident ſchloß ganz richtig daraus, daß der Rath es mehr mit dem deutſchen Kaiſer als mit dem Könige von Frankreich hielt. Darum ließ er es an Warnungen nicht fehlen, daß wenn Straßburg fürderhin den kaiſerlichen Truppen Hülfe und Hinterhalt gewähre, es zu böſen Häuſern gehe. Von da an beſchränkte ſich der Verkehr mit Frankreich nur auf das, was die commandirenden franzöſiſchen Generale mit der Stadt verhandelten.

Am 29. März 1679 war der Friede von Nymwegen geſchloſſen worden. Darin wurde der weſtfäliſche beſtätigt; der Kaiſer ſollte alle ſeine Truppen aus Elſaß herausziehen. Der franzöſiſche Marſchall erhielt den Befehl „die Grenzvertheidigung eifrig zu ſtudiren" d. h. ſich vor Straßburg zu legen. Am 1. Juni wurde ein glänzendes Friedensfeſt gefeiert, der franzöſiſche Commandant von Montclar ließ die zehn geſtohlenen Reichsſtädte dem König huldigen, und ein neuer Reſident wurde in der Perſon des Herrn Friſchmann mit einem eigenhändigen Briefe des Königs nach Straßburg geſendet. Darein verſicherte der König die Stadt ſeiner „allerhöchſten Gunſt und Zuneigung und ſeines abſonderlichen Schutzes".

Während dem aber ſann er auf neue Eroberungen. Er ſetzte ſeine berüchtigten Reunionskammern ein. Das war eine Geſellſchaft von Herren, die Alles gründlich unterſuchen ſollten und aufs Härlein ſagen, was Alles dem König für Rechte zukamen in Elſaß laut des Friedens, wie viel die geſtohlenen Städte ihm zu zahlen hätten u. ſ. w. Dieſen Herren aber wurde die Mühe des Unterſuchens leicht gemacht; denn der König hatte längſt Alles fertig, was er haben wollte und die Herren brauchten nur Ja zu ſagen. Da bewies er denn, was er wollte, unter anderm, daß auch die ſtraßburgiſchen Ortſchaften im Unterelſaß, weil ſie in ſeinem Gebiet lägen, ihm

den Eid zu leiſten hätten. Als er das durchgeſetzt, verlangte er nun von dem Rath der Stadt Straßburg, daß derſelbe, eben von wegen dieſer Ortſchaften, auch ihm huldige.

Das war eine neue unerhörte Frechheit. Der Rath ſchickte ſogleich eine Geſandtſchaft nach Breiſach an den Präſidenten der heilloſen Kammer und ließ ihm vorſtellen: daß ſie und ihre Unterthanen ein unmittelbarer Reichsſtand ſeien, der dem König von Frankreich keineswegs unterworfen ſei; der franzöſiſche Hof habe ſie ja ſelbſt als einen ſolchen anerkannt und bisher reſpektirt.

Der Präſident gab zur Antwort: Er wiſſe es ſehr wohl, daß Straßburg eine freie kaiſerliche Reichsſtadt ſei, er wolle auch ihre Freiheit keineswegs antaſten, davor ihn Gott bewahren wolle! Da aber ſein König ſouverainer Herr des Elſaßes wäre und die Stadt Straßburg verſchiedene Aemter darin beſäße, ſo ſei ſie im Namen dieſer königlichen Unterthanen, ſammt allen Beamten derſelben der Krone Frankreich den Eid der Treue zu leiſten ſchuldig, und wer ſich deſſen weigern wollte, den würde man wohl mit Gewalt zu ſeiner Pflicht anzuhalten wiſſen. Das war alſo die Beſcheerung. Der beſtürzte Rath ſchickte wieder ſogleich nach Wien, aber dort gab's wieder nichts als „Beileid", aber keine Hülfe und ſo mußte der Rath dem König von Frankreich den Eid ſchwören, den er bis jetzt dem deutſchen Kaiſer ſtandhaft verweigert hatte. Der geneigte Leſer merkt, wie der Strick immer näher an dem Hals zugeſchnürt wird, alles mit guten Worten und unter dem Schein allen Rechtes. —

Dazu kam, daß Straßburg ſeine Garniſon ganz allein während des Krieges unterhalten mußte, wodurch ſeine Schuldenlaſt noch um eine Million Reichsthaler vermehrt wurde. Ein hübſch Sümmlein in jener Zeit! Da ſuchte der Rath in Regensburg Unterſtützung und ſtellte höchſt kläglich ſeine Lage dar. — Die Reichsverſammlung hörte den Bericht an und bewilligte — 20,000 Gulden — ſage: ganze zwanzig tauſend Gulden, mit der Klauſel, daß Straßburg ſie ſelbſt aber bei den Reichsſtänden eintreiben müſſe. Das koſtete aber mehr Leute und Geſandten, als die ganze Summe betrug,

wie wohl die Reichsverſammlung ſie „der Mildthätigkeit der Reichsſtände herzlich empfahl“. Das heißt auf deutſch: Für alle Hülfe, für alle Opfer, ſchickte man die Straßburger mit einem wohlverſiegelten Bettelbrief in Deutſchland herum. Nicht einmal die noch rückſtändigen Kriegsgelder von 60,000 Reichsthaler, die der Kaiſer ihnen vom Kriege her ſchuldete, zahlte man aus, ſo daß die Straßburger gezwungen waren ihre Garniſon abzudanken und heim zu ſchicken.

Zwar waren noch kaiſerliche Hülfsvölker in der Stadt ſeit jener Zeit, da die Franzoſen die Rheinſchanze genommen hatten und die Straßburger hätten ſie, trotzdem daß es knapp herging, gern behalten. Aber der König von Frankreich verlangte mit großem Nachdruck den Abzug dieſer Völker. „Straßburg könne ſich ja vom Reich Geld vorſchießen laſſen und eine eigene Garniſon damit unterhalten“. Der König aber wußte wohl, daß weder das Reich noch Straßburg Geld hatten. So kam zum Schaden noch der Spott, und nach all dem Elend vorher ſchlich das Jahr 1681 heran, wo's um Straßburg geſchehen ſein ſollte.

In ſolcher Noth machte ſich der Syndicus Joachim Franz, ein tüchtiger, von Liebe zu ſeiner Vaterſtadt beſeelter Bürger auf nach Wien und brachte es dahin, daß man ihm verſprach 6000 Mann kaiſerliche Soldaten in die Stadt zu werfen, trotzdem der Kaiſer ſelbſt noch in allerhand Fehden lag; denn der Türke war ihm auch durch Ludwig XIV. auf den Hals gehetzt worden. Der Rath der Stadt nahm das Anerbieten dankbar an; aber als er die Sache bei Licht beſah, ſah ſie doch anders aus. Denn wie ſollte man das Volk in die Stadt kriegen, da ringsumher alles von den Franzoſen beſetzt war? Zum andern: woher die Mittel nehmen um das Volk zu füttern? und zum dritten, was machen, wenn der König von Frankreich nun losſchlagen würde, da er ſchon die frühere Beſatzung nicht hatte leiden wollen? Das waren freilich Gründe, die man erwägen mußte. Aber es war noch kein Beſchluß erfolgt von Seiten des Rathes, als der König von Frankreich durch ſeinen Spürhund bereits alles erfahren hatte. Nun, dachte er, nun iſt's

Zeit vorzugehen, nun haſt du ein Recht den Straßburgern den Prozeß zu machen.

Da es mit der Gewalt doch nicht ſo ſchnell ging, ſo legte ſich der Kriegsminiſter Louvois einmal vorerſt auf allerlei Liſt. Man kann ſich wohl denken, daß es bei ſo bewandten Verhältniſſen des deutſchen Reiches und bei dem aufblühenden Ruhme der Franzoſen an Leuten nicht fehlte, auch in Straßburg nicht, die dachten: ubi bene ibi patria oder zu deutſch: „weß Brod ich eß, deß Lied ich ſing"; lieber mit dem König halten, weil er die Macht hat, als mit dem deutſchen Reich, das am Boden liegt. An dieſe Leute, zu welchen Geiſtliche und Adelige, auch etliche vom Rath gehörten, wandte ſich ganz im Geheimen der ſchlaue Kriegsminiſter. Der franzöſiſche Reſident that auch das Seine, und redete mit den Herrn fein einzeln; denn wenn ſie beinander waren, dann hielt Einer den Andern feſt, um vorkommenden Falls günſtigen Boden zu finden. Der Biſchof von Straßburg, Egon von Fürſtenberg, der in der Verbannung war, ſchürte ſchon lang von Cöln aus das Feuer bei dem franzöſiſchen Hofe. — Während dem ſo in der Stadt gearbeitet wurde, lag auch Louvois nicht auf der faulen Haut, ſondern kam unter allerhand Vorwänden mit dem berühmten Feſtungsbauer Vauban ins Elſaß. Ein großes Heer ward aufgeſtellt und der König hielt Muſterung drüber. Damit der Rath der Stadt aber ja recht ſicher wäre, ſchrieb er noch vom Lager aus einen Brief, in welchem er die Stadt wieder wie früher ſeiner abſonderlichen Huld verſicherte. Mittlerweile aber rückte das Heer immer näher und am 27. September um Mitternacht überfiel der Corps-Commandant von Asfeld plötzlich die Zollſchanze. Trotz der Uebermacht ſchoſſen doch die paar Schutzwachen, wurden aber zum Theil getödtet und gefangen. —

Da kam Straßburg in große Beſtürzung, die Sturmglocke wurde geläutet, die Bürger eilten auf den Wall. Der Rath verſammelte ſich und ſchickte dann eine Deputation an den franzöſiſchen Reſidenten ab, damit er ſich erkläre, was dieſer frevelhafte Angriff wolle. Der aber entſchuldigte ſich

mit „seiner gänzlichen Unwissenheit". — Zu dem Commandanten Asfeld wurde ein Tambour geschickt, um ihn in einem Schreiben zur Rede zu stellen, wie er dazu komme, so ohne weiteres ein straßburgisches Fort anzufallen. Der schob aber die Schuld auf seinen Vorgesetzten, den General von Montclar, der habe es befohlen, weil er in Erfahrung gebracht, daß kaiserliche Völker nach Straßburg gezogen seien. Uebrigens brauche die Stadt sich nicht zu allarmiren, denn er bliebe nur kurze Zeit auf der Schanze. Da wurde nochmals ein Abgesandter, diesmal der Stadtschreiber Güntzer, der wie eine straßburger Chronik meldet, „von jeher der französischen Macht gehuldigt hatte", mit einem Schreiben betraut, wodurch dem General gesagt ward, daß ringsum auf 50 Meilen weit und breit kein kaiserlicher Soldat zu finden sei; die Bürgerschaft werde sich erst beruhigen, wenn das französische Volk wieder seiner Wege gegangen sei. Asfeld erwiderte, daß am folgenden Tag der General von Montclar selber käme, da könne der Rath dann mit demselben weiter verhandeln.

Gern hätte man nun wie früher die zu Straßburg gehörigen Flecken und Dörfer aufgefordert, ihre Männer herein zur Vertheidigung zu schicken, aber siehe da, der General hatte in derselben Nacht alle straßburgischen Dörfer stark besetzt und ließ Niemand heraus. Einige entkamen doch über das Feld und brachten dem Rath die traurige Nachricht, daß alles von Franzosen in den straßburgischen Dörfern wimmle. So waren auch nach dem Rheine zu die Posten alle so gezogen, daß nur noch der Kourier durchkam, welcher dem Kaiser die Noth der Stadt meldete. Alle spätern Briefe wurden abgefangen und nach der Uebergabe der Stadt, gab sie Louvois lachend dem Rath und machte ihm das Compliment, daß er „ehrlich und naïvement" berichtet hätte. Am Sonntag drauf, den 28. September, griff der General Montclar die Stadt vom Rheine her an und begehrte auf königlichen Befehl, daß etliche Abgeordneten aus der Stadt kommen sollten. Als sie erschienen, sagte ihnen der General, die Stadt Straßburg gehöre von Rechtswegen durch den westfälischen und Nymweger Frieden seinem König; zwar habe derselbe

bisher noch keinen Besitz davon genommen, aber jetzt erfordere es die Nothwendigkeit, da man vernommen, daß kaiserliche Kriegsvölker im Anzug seien. Er, der General, wäre ein alter Freund der Stadt, und es wäre ihm herzlich leid, wenn sein „liebes Straßburg" in Unglück gestürzt würde. Deßwegen habe er bei Zeiten seines Königs Willen kundthun wollen, damit sich der Rath könnte entschließen. Denn Morgen werde der Marquis von Louvois mit der Hauptarmee kommen und je nachdem könne die Stadt außerordentlich glücklich oder sehr elend werden; denn der König werde sie im Falle des Widerstands nicht blos als Feinde, sondern als rebellische Unterthanen behandeln". — Das war klar genug von dem Herrn Montclar gesprochen, nun wußte man völlig, woran man war.

Die Sache wurde dem Rath vorgetragen, der dagegen bewies, daß sich aus dem westfälischen und Nymweger Frieden gar nichts gegen Straßburg beweisen lasse, daß seither auch von Franzosenseite aus Straßburg immer als freie deutsche Stadt behandelt worden sei — endlich daß man dem Kaiser mit Eid verpflichtet sei und nicht eidbrüchig werden könne. Wenn der König glaube durch den Friedensschluß ein Recht an Straßburg zu haben, so solle er es mit dem Kaiser ausmachen, was der Kaiser spreche, wolle sich dann der Rath gefallen lassen. Das wurde dem General erwidert. Aber der sagte: Er sei nicht gekommen um zu verhandeln, sondern den Willen des Königs bekannt zu machen. Entweder solle sich die Stadt unterwerfen oder sich auf eine schwere Exekution gefaßt machen. Sie sollten sich also bedenken, denn der Louvois verstehe keinen Spaß.

Da war nun die Noth aufs Höchste gestiegen. Die 300 Schöffen, die Professoren von der Universität, der Kirchenconvent und der kaiserliche Resident, alle wurden zu Rathe gezogen. Die Bürger versammelten sich in den Zunftstuben, die Greise, Weiber und Kinder zogen in die Kirche, drin zu beten für Straßburgs Rettung. Der Commandant wurde angewiesen seine Schuldigkeit zu thun, aber er gab's schon von vorne herein verloren; denn er hatte nur 500 Mann

Truppen, und unter der Bürgerschaft waren nur 3000, die das Gewehr tragen konnten. Das hatte man draußen wohl gewußt.

Am 29. September kam der Marquis von Louvois nach Illkirch, einem Dorfe bei Straßburg, und forderte Abgeordnete aus Straßburg, weil er ihnen vom König etwas zu eröffnen hätte. Er sagte dasselbe was Montclar gesagt, und als ihm geantwortet wurde, der König solle sich an den Kaiser dießerhalb wenden, wurde der Marquis über die Maßen zornig, und verlangte kurzen Bescheid, ob Straßburg die Thore öffnen, oder in einen Schutthaufen verwandelt werden wolle. Sie hätten Zeit sich zu besinnen bis den andern Morgen um 7 Uhr. Er entließ die Abgeordneten mit dem Ausdruck der größten Verachtung. Als diese zurückkamen, wurden sie an den Thoren schon vom Volke erwartet, das in lautes Wehklagen ausbrach, als es den Bescheid hörte. Der Rath versammelte sich und nach langer Berathung wurde er dahin schlüssig, die Stadt aus folgenden Gründen zu übergeben:

1. weil die Festungswerke unvollkommen,
2. die Vorwerke gänzlich geschleift,
3. der Stadt deßwegen ein Schaden von etlichen Millionen erwachsen sei,
4. der Handel und Wandel ganz darniederliege,
5. viele Bürger nichts von dem Reiche für ihre Vorschüsse bekommen und dadurch arm geworden,
6. die Stadt große Schulden habe,
7. die Hülfe vom Reich ausgeblieben,
8. die Garnison wegen Mangel an Geld habe abziehen müssen,
9. mit einer handvoll Leute die Wälle nicht besetzt werden könnten,
10. die Bürgerschaft sehr abgenommen habe,
11. man trotz aller Gesandtschaften beim Reich und Kaiser nichts als leere Versprechungen und Beileid empfangen,
12. keine Hülfe vom Reich zu erwarten seie,
13. draußen eine große Masse im Anzug sei,

14. Straßburg ſich für das Reich ganz ausgeſogen, und da kein Menſch es retten wolle noch könne, durch einen guten Accord den gänzlichen Untergang der Stadt und Bürgerſchaft verhüten wolle — wie auch andere Potentaten ihre Schlöſſer ꝛc. hätten übergeben müſſen — aus dieſen Gründen Straßburg zu übergeben. —

Was aber am Meiſten zur Uebergabe bewog, das war die Hoffnung, daß das deutſche Reich ſich eine Stadt wie ſein Straßburg nur aus Noth für eine Weile rauben laſſen, aber ſie bei erſter Gelegenheit dem Räuber wieder entreißen werde." — Die Väter ſind entſchlafen aber ihre Hoffnung iſt nicht zu Schanden geworden, wie wir ſehen werden.

So rückte denn die Stunde heran, da kapitulirt werden mußte. Mit großer Umſicht und Feſtigkeit war in der Kapitulation gerettet was zu retten war. Zur Ehre des Raths, vornemlich des Ammeiſters Dominicus Dietrich muß es geſagt werden, daß hier Männer ſtanden, beſonnen und kaltblütig wie ein Admiral, der bei ſinkendem Schiff noch Rettungsbefehle gibt. Alle waren mit der Kapitulation einverſtanden, nur eine Zunft nicht, die ſonſt ſo friedlich erſcheint, die Schneiderzunft nicht; ſie wollte daß man ſich bis aufs Blut wehre. Von einem Schneider wird erzählt, daß er aus ſeinem Hauſe noch beim Einzug der Franzoſen geſchoſſen habe, damit nicht ſpäter Jemand ſagen könnte, es habe die Stadt ſich ohne einen Schuß zu thun, übergeben. Hier ſieht denn der geneigte Leſer wohl, daß man keine Zunft verachten ſoll und daß auch in ſchwachen Leuten Muth und Kraft ſitzt.

Die Capitulationsakten beginnen folgendermaßen:

Artikul

welche die Stättemeiſtern, Ammeiſtern und der Rath der Stadt Straßburg, des Franzöſiſchen Kriegs-Volks-Commandanten vor Eroberung der Stadt, den 30. September 1681 vorgetragen und allerſeits beſchloſſen worden.

Wir Franciscus Michael le Tellier Marquis de Louvois, Staats-Secretarius etc. etc. und Joseph de

Ponts, Freiherr von Montclar, General-Lieutenant der königl. Armee, Commandant Seiner Majestät im Elsaß, haben Kraft unserer von Seiner Majestät habenden Vollmacht, die Stadt Straßburg unter Dero Gehorsam anzunehmen, diese hernach folgenden Conditionen und Punkten aufgesetzt, deren Ratifikation wir Seiner Majestät zuwegen bringen, und innerhalb zehn Tagen von dato dieses der Obrigkeit zu Straßburg einzuliefern versprochen. — Folgen die Artikel. —

In diesen Artikeln ergibt sich die Stadt Dero „allerchristlichsten Majestät". Dieselbe wahrt alle Rechte der Stadt „im Geist- und Weltlichen" laut des westfälischen Friedens, läßt freie Religionsübung und alle Besitzthümer der Kirche wie sie von 1624 bestanden, unangetastet — „das Münster wird dem katholischen Bischof zurückgegeben (Klausel des Louvois) — das Gemeinwesen der Stadt, Wahl des Raths wird wie bisher fortgeführt, ebenso bleibt die Stadt im Besitz ihrer Rechte und Einkünfte, wird von Contributionen frei, die Rheinbrücke und die der Stadt gehörenden Flecken und Dörfer verbleiben ihr. Der König will Alles vergessen was sowohl von „Publiken als Privatpersonen gegen ihn geredet und gehandelt worden und zwar ohne alle Ausnahme". Die Königlichen Völker sollen den 30. September 4 Uhr Nachmittags in die Stadt einziehen. — So geschehen zu Illkirch den 30. September Anno 1681. — Folgen die Namen.

Mit „unbeschreiblich schwerem Herzen" schreibt die Chronik, sahen die Straßburger die französischen Völker einziehen. Dieselben besetzten die Posten und nahmen Besitz vom Zeughaus, in welchem dreihundert Kanonen incl. derer die auf den Wällen standen, sich vorfanden, Waffen für 15,000 Mann und ein ungeheuer Kriegsmaterial. Woraus man wohl ersieht, daß wenn die Stadt unterstützt worden und nicht in ihr selbst die Meinung getheilt gewesen wäre, sie sich hätte vertheidigen können. Alle Magazine, Weinkeller und Kornspeicher wurden geöffnet und schon vier Tage darauf am

4. October wurde der Bürgerschaft in französischer und lateinischer Sprache durch den Baron von Wangen vorgelesen, jedes Mitglied des Rathes müßte schriftlich seine Huldigung bringen und einen Handschlag leisten.

Am 20. October zog der Bischof von Straßburg, Egon von Fürstenberg, unter Pauken- und Trompetenklang ein; räucherte das Münster aus und weihte es auf's Neue und empfing am 23. den König von Frankreich, der ihm bereits seit 1680 für seine „guten Dienste" jährlich 60,000 Franken bezahlte. Der König hatte noch in Vitry die Capitulation unterschrieben und war nach Schlettstadt gekommen, wo ihn der Rath der Stadt am 14. begrüßte und zog dann am obigen Tage ein. Da empfing ihn der Bischof mit der ganzen katholischen Geistlichkeit an der hohen Pforte des Münsters und redete den Tyrann mit den Worten Simeons an: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Dem Schreiber dieses (und er denkt auch dem geneigten Leser) wirds bei dieser Geschichte ganz schlecht, vornemlich deswegen, daß auch noch die Bibel herhalten muß, um die elendeste Schmach weiß zu brennen.

Die Franzosen riefen: „vive le roi", aber von den Bürgern hat man keinen „rufen" gehört, was den König übel verdrossen. So war also Straßburg, das nie eingenommen worden und so vielen Angriffen widerstanden, gefallen.

Aus der Darstellung sieht der Leser, daß nach allem Vorhergegangenen es kein Wunder war, daß Straßburg fiel. Ob aber auch Verrath dabei gewesen? Nun, die Franzosen lassen's natürlich nicht aufkommen und die Geschichte ist auch dunkel. Aber aus den folgenden Belohnungen, die der König von Frankreich spendirte, ergiebt sich wohl, daß es nicht ohne Bearbeitung und Bestechung hergegangen. Daß der König und seine Generale immer genauen Bericht hatten über Straßburg, wie's aussah mit Garnison und Finanzen, daß im Rathe französischgesinnte Männer waren, das läßt sich nicht läugnen. Bald nach der Uebergabe wird der Stadt-

ſchreiber Günzer mit 50,000 Gulden von der franzöſiſchen Majeſtät beehrt und zum königl. Syndikus gemacht. Derſelbe wechſelt auch dem König zu lieb die Religion, ebenſo auch der Rath und Advocat der Stadt Obrecht, welcher dem franzöſiſchen Hof nahe ſtand und ihm vorgeſchlagen hatte, einen königlichen Prätor zu ernennen, der die Oberaufſicht führte, welche Stelle ihm auch, trotz der Oppoſition des ganzen Raths, übertragen wurde. Lange Jahre mußte ein Mann den Verdacht des Verraths tragen, deſſen Unſchuld glänzend gerechtfertigt worden, das iſt der Ammeiſter der Stadt Dominikus Dietrich. Giebt's eine edle herzerquickende Geſtalt in der Straßburgiſchen Geſchichte, ſo iſt's dieſe. Ihm war es vornemlich zu danken, daß die Stadt in der

Kapitulation noch ſo viel Rechte behielt. Als er ſah, daß die Sache rettungslos verloren war, rettete er in der Kapitulation, wie aus einem Brande noch das Beſte. Der König und die franzöſiſchgeſinnten Leute in Straßburg wußten recht gut, daß er der bedeutendſte Mann in Straßburg war, daher wollten ſie ihn gewinnen, zum Uebertritt bewegen, erſt durch Verſprechungen und darnach durch unerhörte Mißhandlung. Lange ſchmachtete er in franzöſiſcher Gefangenſchaft, geplagt von den Jeſuiten, deren Verſuche, ihn zu bekehren, wie an einem Felſen ſcheiterten. Viele Jahre wußte ſeine Familie nicht, wo er war, wo er lebte. Man hatte ihn nach Paris befohlen und ihn dort feſtgehalten, darnach ihn aber weiter ins Innere gebracht. Als ein Greis, gebrochen am Leibe, aber nicht im Geiſte, wurde er am Ende ſeines Lebens wieder den Seinen zurückgegeben. Das ſollte der Mann ſein, der Straßburg verrathen! Der Spinnſtubenſchreiber hat hier nur kurz erzählt von dieſem Manne, und behält ſich's vor, ein andermal, wenn der Herr Sauerländer noch Papier hat, mehr davon zu ſchreiben. Aber aus dem Wenigen erſieht man ſchon, weß ſich die Straßburger von dem König zu verſehen hatten.

Schnell wurden durch Vauban die Feſtungswerke hergeſtellt und erweitert, die Bürgerſchaft mußte ihre Waffen alle abliefern, die Bauern wurden zum Arbeiten an den Wällen hergeholt. Im folgenden Jahre 1682 zogen denn Pfaffen und Mönche ein, erſt demüthig, darnach fordernd. Die Kirche zu Jung St. Peter begehrten ſie zur Hälfte, wie denn überhaupt die Proteſtanten die Kirchen überall theilen mußten. Auf Himmelfahrt Mariä verlangte man, daß der Magiſtrat der Prozeſſion beiwohnen ſollte, wogegen er ſich mannhaft wehrte. Dagegen ſuchte man auf andere Weiſe beizukommen. Wer zur römiſchen Religion übertrat, ſollte 1. drei Jahre von allen Abgaben befreit ſein, 2. kein Schuldner durfte von ihnen etwas verlangen, 3. die Aemter und Ehren ſollten ihnen vorzugsweiſe offen ſtehen. Dagegen durften die evangeliſchen Prediger ſich keines Verfolgten annehmen. Die außerehelichen Kinder mußten alle katholiſch werden;

trat ein Theil in der Ehe über, so mußten alle Kinder, wenn sie noch nicht communizirt hatten, katholisch werden. Wenn sieben katholische Familien in einem Orte waren, dann mußten die Evangelischen mit ihnen die Kirche theilen, alle Amtleute, Schreiber, Schultheißen mußten katholisch sein und auch der Rath der Stadt wurde zur Hälfte katholisch. So verstand der König seinen Eid zu halten.

So wenig als die Versprechungen hinsichtlich der Religion, wurden Straßburg die anderen gehalten wegen der Contribution. In den nächsten Jahren hat Straßburg an Kriegs- und Festungskosten, an „Geschenken" an den König, nicht weniger als Drei Millionen dreimalhundertfünfzehntausend Franken bezahlen müssen.

* * *

Als die Nachricht von dem Verluste Straßburg's nach Deutschland kam, war der Schmerz ein tiefer und brannte in den Herzen fort, von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Tage. Alle Vorstellungen über den unerhörten Gewaltstreich blieben vergebens. Der Kaiser, von den Türken bedrängt, überließ im Waffenstillstand 1684 Straßburg den Franzosen, im Frieden zu Rußwyck wurde die Stadt Straßburg „für ewige Zeit" an Frankreich übergeben; Kehl dagegen fiel ans Reich, und der Rhein war nicht mehr Deutschlands Strom, sondern Deutschlands Grenze.

Wie Straßburg wieder deutsch ward.

Der geneigte Leser muß nun einen ordentlichen Sprung machen und vom Jahr 1681 auf das Jahr 1870 springen. Der Sprung soll ihm aber nichts schaden. Es geht freilich manchem Schulbüblein recht übel, wenn es in der Geschichtsstunde einen solchen Satz macht und in seinem Gedächtniß ein großes Loch ist zwischen zwei Jahrhunderten, welches kein Zimmermann ausflicken kann, wofür dann so ein gewisses Etwas von einem schwarzen Kämmerlein hoch oben eintritt.

Denn bei Manchen ist „gar nichts passirt," was ihnen bekannt wäre, dem gestrengen Herrn Lehrer aber um so mehr. — Aber dießmal thut's nichts, denn der Spinnstubenschreiber hat nur so ein bescheiden Plätzlein am Ofen, wo er erzählen kann, und muß anderen Leuten auch den Stuhl geben. Darum darf er schon ungestraft mit Siebenmeilenstiefeln über die Geschichte weglaufen.

Was da im Jahre 1870 im Juli vorgegangen ist, weiß der Leser. Da hat's seit 1815 zum erstenmal wieder geläutet mit Sturmglocken zum „Krieg mit den Franzosen." Dem Spinnstubenschreiber ist's weh dabei geworden; denn er weiß, was der Krieg ist und was für Elend er mit sich schleppt für Alle. Aber da es einmal nicht anders ging, und das Schwert Einem in die Hand gezwungen war, mußte er sagen: Hilf, Herr Gott, wie in den alten Tagen und beweise dich als Den, der ein gerechter Richter ist über die, welche ihn anrufen. So ist denn der Krieg angegangen unter Beben der Herzen, aber auch unter großer Opferwilligkeit an Blut und Gut.

Der Kronprinz zog mit seinem Heere, mit Preußen, Bayern, Schwaben und Badensern südlich und brach aus der Pfalz nach Weißenburg. Da kämpften sie zum ersten Male mit einander, die noch vor vier Jahren trotziglich gegen einander gestanden. Es war anders geworden im lieben Vaterlande. Der alte Hader, der Winter war vorbei und der Frühling ins Land gekommen. Und von Weißenburg und dem Geisberg ging's nach Wörth und Fröschweiler. Da lag der Marschall Mac Mahon, der Stolz der Franzosen, der noch nie besiegt worden war, mit seinen afrikanischen Kerntruppen. Es war ein heißer Tag, der sechste August, und wie einstens die Römer sich erst an den Anblick der Cimbern und Teutonen gewöhnen mußten, so geschah's unsern Soldaten auch, bis sie die gelben und schwarzen Gesichter los hatten und merkten, daß sie auch sterblich waren. Da ging's die Höhen hinauf und herunter und wieder hinauf und wieder hinunter, ein Ringen und Kämpfen auf's Leben, bis endlich nach drei Uhr der Marschall Rückzug blasen ließ, und die

Flucht wild wurde durch die Thäler. Da liegt manch tapferes Herz aus Preußen und Schwaben und Bayern begraben in den großen weiten Gräbern in Wörth und im Wald und droben in Fröschweiler. Dem Verfasser, der die Gegend kennt und jüngst noch dort war, ist heute noch unbegreiflich, wie man diese Höhen hinaufstürmen konnte.

Am Abend dieses 6. August kamen vor Straßburg, das doch 8 Stunden weit ist, schon einzelne versprengte Leute. Und doch hatte noch um 4 Uhr Nachmittags der kaiserliche Präfect eine Depesche verlesen von großem Sieg, daß 60000 Mann Preußen im Hagenauer Forst eingeschlossen wären und es um sie geschehen sei. Aber als die paar ankamen, zerrissen und zerlumpt, ohne Waffen, da sagten sie, als man sie frug, wie's gegangen: „Nicht gut, aber nur bei unserer Division." Man schloß die Thore — aber Morgens früh welch Schauspiel! Da kamen sie hereingejagt zu Hunderten, oft drei auf einem Pferd, der eine ohne Kopfbedeckung, der andere ohne Schuhe, bald aus dem, bald aus jenem Regiment, bald Infanteristen zu Pferde und Cavalleristen zu Fuß — aber mit Allen zog der Schrecken. Entsetzt sah sie die Bürgerschaft hereinströmen. Viele bluteten, bei Andern schien es wenigstens so, denn sie hatten sich Lumpen umgewickelt. Es war just Sonntag und es läutete in die Kirche, aber kein Mensch ging hinein. Jeder wollte nur hören. Da hörte man denn, daß die prächtige Armee geschlagen, daß die schönen Cürassirregimenter sich noch geopfert, um den Rückzug aufzuhalten und die weißen Mäntel der Gefallenen die Wiese deckten und die Weinberge, als wäre frischer Schnee gefallen. — So wieder zurück, die so siegesmuthig ausgezogen!

So war denn die schöne Rheinbrücke fast umsonst gesprengt von den Badensern; aber freilich, wer konnte wissen, daß das so ging? Man sagt wohl jetzt hintennach: Wären damals hinter den Flüchtigen die deutschen Truppen nach, sie hätten Straßburg im Handstreich genommen. Aber es sollte wohl nicht so sein. Freilich drängte das deutsche Heer auch gegen Straßburg, aber das Hauptheer mußte doch dem Mac Mahon, der nach Paris zog, auf den

Fersen bleiben. Der Schrecken ließ sie schon nahe sein, jeder glaubte die Preußen schon zu sehen, die Laden wurden geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen. Hunderte sind noch draußen, die kläglich bitten um Einlaß, der ihnen endlich gewährt wird. Drinnen spüren sie, daß es draußen nicht mehr ganz richtig steht, der Zug von Paris hat sich einen ganzen Tag verspätet. Die Depeschen wollen nicht ankommen. Da kamen denn in langen Zügen die Bauern in die Stadt, ihr Hab und Gut zu flüchten.

Vor dem Thore war ein deutscher Offizier mit der Parlementärflagge erschienen und hatte die Stadt aufgefordert, sich zu ergeben, widrigenfalls sie bombardirt würde. Der Commandant hatte aber rundweg abgeschlagen. Wer weiß, wenn die Drohung in jener Nacht ausgeführt worden, was dann geschehen wäre! Denn der erste Schrecken war noch nicht gewichen. Noch war die Stadt eigentlich in keinem Zustand, sich zu vertheidigen. Nur *ein* ganzes Regiment war da, dann viele Geflüchtete aus der Wörther Schlacht, etliche hundert Artilleristen und Marinesoldaten, Mobilgarden, d. h. Leute, die noch kein Gewehr getragen und keine Kanone geladen hatten mit wenig Ausnahmen, und die erst noch eingekleidet werden sollten. Kurz — *der* Gedanke, daß man auch die Schlacht *verlieren*, daß Straßburg auch belagert werden könnte, war Keinem in den Sinn gekommen. Vor den Thoren standen auf den Chausseen noch die schönen alten Bäume und Landhäuser. Man hatte wohl „Krieg" geschrieen, aber ihn sich nicht von Nahem gedacht. Aber da nimmt er sich anders aus, als wenn es in Mexiko oder China donnert. Jeder dachte sich, was er denken wollte. Darum ließ der General Uhrich, dem man das Zeugniß eines ehrenwerthen und tapferen Mannes nicht versagen kann, am 10. August an die Mauerecken ein Schreiben anschlagen des Inhalts:

Bürger von Straßburg!

Es sind Gerüchte im Umlaufe, böswillige oder unabsichtliche, daß man damit umgehe, die Stadt ohne Schwertstreich zu überliefern.

Wir proteſtiren im Namen der muthigen franzöſiſchen Bevölkerung gegen dieſe feigen Zumuthungen.

Auf den Wällen ſtehen 400 Kanonen, die Garniſon iſt 11000 Mann ſtark, ohne die garde nationale.

Wenn Straßburg angegriffen wird, ſo wird Straßburg ſich vertheidigen, ſo lang noch ein Soldat, ein Zwieback und eine Kugel da ſein wird.

Die Guten können ſich verſichern, die Böſen mögen gehen.

Uhrich, General.

Das lautete freilich anders als 1681!

In Eile brachen nun Truppen und Mobilgarden aus den Thoren, um die Bäume umzuhauen und die Häuſer in Brand zu ſtecken. Wenn darum der geneigte Leſer viel Verwüſtungen außerhalb Straßburgs ſieht, wie die ſchönen Landhäuſer zerſtört, die Kirchhöfe verwüſtet ſind, ſo darf er denken: das haben wir nicht Alles gethan. Dagegen wird ſich anderes finden, was wir gethan, was Einem auch weh thut. — Gegen den Rhein zu wurde Alles unter Waſſer geſetzt. Das Gas wurde gelöſcht und um 8 Uhr mußte Jedermann zu Hauſe ſein. — Während deſſen fing draußen an im weiten Umkreis ſich der Ring zu ziehen um die Stadt, zunächſt von badiſchen Truppen, denen dann die preußiſchen folgten. Am 13. Auguſt ſtießen die Vorpoſten aufeinander. Da kam der 15. Auguſt, der Kaiſertag, an welchem Napoleon in Berlin einziehen wollte. Morgens wurde noch in den Kirchen Meſſe geleſen und gepredigt. Alles trieb ſich im ſchönen Sonnenſchein auf den Straßen herum, kein Menſch hätte geahnt, daß das eine belagerte Feſtung ſei. So ging der Tag hin. Aber Nachts nach 11 Uhr tönten vom deutſchen Lager 21 Schüſſe in die Stadt, da und dort einſchlagend und Schrecken verbreitend. Da einige davon zündeten, ſo wurde eine alte Löſchordnung aus der Belagerung von 1815 hervorgeholt, laut welcher man Waſſer auf die Speicher tragen und in den Vierteln bei ausbrechendem Brande ſich gegenſeitig helfen ſollte. Aber Alles ſchien noch kein rechter Ernſt zu ſein. Derweilen wurden die

Schlachten vor und um Metz geschlagen und der Befehl kam, so schnell wie möglich Straßburg zu nehmen. Konnte man doch nicht eine so starke Festung im Rücken lassen, da man nicht wissen mochte, wie es vorne weiter ging. An der Stelle des erkrankten Generals von Beyer, übernahm General von Werder das Commando der Belagerungstruppen, die sich allmählig ergänzt hatten.

Am 18. August wurde die Stadt stärker beschossen, der erste Brand brach aus in der Vorstadt. Leider fiel eine Granate in ein Haus der Regenbogengasse, wo eine Bildungsanstalt für Mädchen war. Die Kugel platzte, tödtete zwei und verstümmelte fünf der Mädchen. Ebenso wurde die Citadelle heftig beschossen. Dort hatten sich, da schon mehrere Gebäude brannten in ein, wie man glaubte, bombensicheres Haus eine Menge von Frauen und Kindern geflüchtet, die dort alle zusammensaßen. Mit dem vollen Ausdruck des Entsetzens trat ein Offizier herein und rief: „Fort hier, oder ihr seid alle des Todes. Ihr sitzt ja auf dem Pulverthurm, der alle Augenblicke in die Luft springen kann." Da fuhren sie denn auf und mitten im Kugelregen mußten sie sich ein ander Obdach suchen. Dort in der Schule von St. Wilhelm schlug eine Kugel durch den Schulsaal und zertrümmerte Alles. Die Bänke waren noch warm, eben waren die Kinder herausgegangen.

Wer Straßburg kennt, weiß, wie schwer es ist, die Festung zu belagern, ohne die Stadt zu beschädigen. Kaum merkt man von Weitem etwas von den Mauern, denn die Häuser, die unmittelbar hinter den Wällen stehen, ragen darüber hoch hinaus. So baute man einst die Festungen, da es noch Kanonen gab, welche kaum ein paar hundert Schritt weit schossen; heute aber, wo die Leute das Ding weg haben und man sich nur wundert, daß sie nicht auch noch um die Ecke schießen, ist solch eine Stadt völlig preisgegeben, die nicht auf Stunden weit hinaus den Feind schon abhält. Darum wurde im deutschen Hauptquartier der Versuch beschlossen, ohne regelrechte Belagerung die Stadt durch Bombardiren zu erringen. Dem Commandanten wurde am

22. Auguſt in die Stadt geſagt, daß am 24. bombardirt würde, er ſolle die Stadt übergeben. Der Commandant hatte der Einwohnerſchaft, die wohl etwas ahnte, davon Nichts geſagt, und als man den Präfekten um die Wahrheit frug, riß er einen ſchlechten Witz. Es war eine dumpfe Stille in der Stadt. Aber es war die Stille vor dem Gewitter. Am 23. Auguſt ſtand an den Straßenecken geſchrieben:

Bewohner von Straßburg!

Der feierliche Augenblick iſt da.

Die Stadt wird belagert und allen Kriegsgefahren ausgeſetzt. Wir appelliren an euern Patriotismus,

an euern männlichen Muth, um die Hauptſtadt des Elſaſſes, dieſe Schildwache Frankreichs, zu vertheidigen.

Waffen ſollen überall vertheilt werden.

Freunde! Muth! Das Vaterland ruht mit ſeinen Augen auf Euch.

Uhrich.

Ja, hätte er geſagt: „Rettet, was zu retten iſt, laßt die Kinder, Frauen und Greiſe ausziehen," das wäre wohl beſſer geweſen, als ſo etwas vom „feierlichen Augenblick" zu ſagen. Es wären immerhin noch 24 Stunden Zeit geweſen. — Um noch das Elend vollzumachen, wurde zur Entflammung des Muthes eine falſche Siegesnachricht verbreitet, die lautete: Die herrliche Armee des Prinzen Friedrich Carl ſei nur noch ein Trümmerhaufen, die Börſe in Berlin ſei geſunken, Preußen rufe noch die letzten Leute aus ſeinen Garniſonen und Feſtungen. Man riß ſich um dieſe Kriegsnachrichten. Statt des Entſatzes, auf den man hoffte, kamen nun die erſten der fürchterlichen Nächte, welche Straßburg ängſtigen ſollten. Schon in der Nacht vom 23. auf den 24. fielen die Kugeln zahlreicher hinein, aber nur wenige zündeten. So nahte denn der 24. Auguſt.

Inzwiſchen aber hatte man in Straßburg auch nicht gefeiert. Der General Barral war in Verkleidung noch in die Stadt gekommen und ſeitdem kam ein rechter Zug in die Vertheidigung. Drüben in Kehl hatten die franzöſiſchen Kanonen großen Schaden angerichtet. Ein Viertel der offenen Stadt lag in Trümmern. Hier und da war auch ein Ausfall gemacht worden.

In der Nacht vom 24. Auguſt begann das eigentliche Bombardement. Bald nach 8 Uhr Abends öffneten ſich alle Feuerſchlünde gegen die Stadt. Alles war in die Keller geflüchtet, deren Löcher mit Sandſäcken und mit Dung vor dem Eindringen der Kugeln geſchützt waren. Da kamen denn nun die Kugeln wie ein ungeheuerer Hagelregen mit furchtbarem Lärm und Pfeifen in der Luft, bald da bald dort einſchlagend. Die Bibliothek fing Feuer; ſie war im Chor

der „Neuen Kirche aufgestellt gewesen. Eine Brandkugel fuhr oben unter dem Dache hinein, zündete sofort, und wenige Augenblicke drauf stand der hohe Chor mit all seinen Schätzen in Flammen! Das war die berühmte Bibliothek, zu der so viele Geschlechter mit Liebe beigetragen hatten, in welcher die denkwürdigen Erinnerungen der Stadt aufbewahrt gewesen waren: die alte Reichsfahne, die Straßburg neben dem Kaiser in den Schlachten trug mit Maria und dem Jesuskinde drauf; der Breikessel, den die Zürcher einst mit warmem Hirsebrei den Rhein herab nach Straßburg gebracht, um zu beweisen, wie nah sie einander seien; — vor Allem die herrlichen Manuscripte aus dem Mittelalter und der Reformationszeit. Alles stand in wenig Augenblicken in Flammen, die Gluth so vieler Papiere war unerträglich, Niemand konnte löschen, denn immer neue Kugeln flogen hinein. Der brennende Chor zündete aber auch die Kirche an — die Kirche, darin Johann Tauler einst gepredigt, die Kirche, die man den Protestanten, als sie aus dem Münster vertrieben waren, zum Ersatz gegeben hatte, und die, wiewohl eine der ältesten, die Neue genannt wurde. Ihr hohes Dach mit dem kleinen Reiter drauf war weithin sichtbar. In rother Gluth sank Alles zusammen, die schönen Kreuzgänge barsten, die herrliche Orgel Silbermanns schmolz und am Morgen schaute der Himmel hoch hinein in die Trümmer. Wer will sagen, was in jener Nacht noch Alles brannte! Taghell war sie gelichtet und aus den Flammen hob sich das bis dahin noch verschonte Münster blutroth empor. — Mit düstrem Schweigen sahen am Morgen die Bewohner die Trümmer und Flammen. Da und dort wurden Stimmen laut, einen Ausfall zu machen, die Kinder und Greise zu entfernen, man wollte wissen, ob die Garnison im Stand wäre, die Festung zu halten. Der General antwortete: Er werde die Stadt halten, Ausfall könne er keinen machen; der Bürgermeister vertröstete auf die nahe Hülfe und den Entsatz.

Am 25. Morgens ging der Bischof hinaus in's deutsche Hauptquartier, um wegen der Einstellung des Bombardements zu verhandeln, allein da er keine Sicherheit geben konnte, daß

das der Anfang der Unterhandlungen über die Uebergabe der Stadt ſein ſolle, ſo konnte General Werder nicht geſtatten, daß die Kinder, Frauen und Greiſe herausgingen, weil die, wenn ſie in der Stadt blieben, immerhin einen Druck auf den General ausüben konnten. Aber es iſt traurig, wenn ein Mann ſo in die Enge getrieben wird. Hier die Ehre als Soldat, dort die Rückſicht auf die Stadt — was ſoll er wählen? So kam denn die Nacht wieder und mit ihr der Schrecken, allenthalben brannte es — plötzlich hieß es um Mitternacht: Das Münſter brennt! Ja da ſtand das herrliche Münſter von blutrothen und blauen Flammen umſpielt. Das Kupferdach war getroffen und ſchmolz nun zuſammen. Hoch ſchlug die Flamme hinauf an den Thurm, der bis hinauf zum Kreuze in ſeinen kleinſten Theilen ſichtbar war und aus dem dunkeln Qualm herausleuchtete. Wie ein rieſiger Fingerzeig nach oben erſchien er.

Wer will all den Jammer ausſagen dieſer und der folgenden Nächte. Dort ein Vater mit ſeinen acht Kindern mitten durch die brennenden Straßen ziehend, die Kleinen an Rock und Händen ſich haltend vor und hinter ihm! Hier eine Frau, der Entbindung nahe, die ſich noch eine halbe Stunde weit, von der Amme geführt, durchſchleppt und bald darauf eines Kindleins geneſt! Wie viel rührende Züge der Aufopferung und Liebe, neben großer Stumpfheit und Rohheit! Denn an Solchen fehlte es nicht, die in den brennenden Häuſern ſtahlen, die betrunken in den Weinkellern taumelten. In dieſen Tagen ging auch ein edler Mann im weißen Haar hinaus, für ſein Straßburg zu bitten. Was er geſagt, iſt auch gehört worden; denn man fühlte es dem Manne an, daß ihm der Schmerz durch die Seele ging. Es war ſein letzter Gang geweſen für ſeine Gemeinde. Todtmüde kam er im Badiſchen wieder an und darauf, mit verklärtem Blick von einer beſſern Zeit redend, die nach all dem Elend kommen werde, entſchlief er. Es war ein Sonnenuntergang an einem reinen Tage, der einen lieblichen Schein zurückließ, das Ende eines Gerechten.

Noch einmal ſollte der Muth der Straßburger in falſcher

Weise angefacht werden. Die Kunde verbreitete sich, vom Münster habe man 40,000 Mann Franzosen erblickt, die dem Belagerungsheer in den Rücken fielen. Alles athmete auf. „Endlich — endlich," sagte man sich — aber es war nichts. Wohl hörte man Kanonendonner in der Ferne, aber es waren die Kanonen, die man gegen Bitsch und Pfalzburg richtete.

Noch einmal eine Schreckensnacht — Straßburg ergab sich nicht und die regelmäßige Belagerung begann, da mittlerweile auch die groben Geschütze eingetroffen waren.

Wenn der Spinnstubenschreiber nun ein Soldat von Fach wäre, so würde er dem geneigten Leser es auf ein Härlein beweisen, daß es so und nicht anders habe gehen müssen. Denn von wegen der Bombardements ist viel geredet worden, Gutes und Böses im lieben Vaterland. Der Spinnstubenschreiber hat sich die Sache rechts und links, herüber und hinüber gedreht und ist am Ende doch nicht viel gescheiter geworden und hat gedacht wie der barmherzige Samariter „erst helfen und dann räsonniren". Das Kriegshandwerk hat eben auch seine Griffe, die ein Anderer nicht kennt, und läßt sich die Sache oft erst lang hintennach ganz recht beurtheilen. Darum will er lieber fortfahren in seiner Erzählung.

So wurde denn die regelrechte Belagerunn durch die Generale von Mertens und von Decker eingeleitet. In der Nacht vom 29. bis 30. August wurde etwa 600 bis 800 Schritt von der Stadt der erste Laufgraben gezogen, das war vor dem Steinthor, bei dem Dorfe Schiltigheim. Da arbeiteten die stämmigen Leute der Gardelandwehr mit, und war ein beschwerlicher Dienst. Denn es ist lauter Lehmboden und das Wasser stand manchmal schuhtief im Graben, und dann war es gefährlich hinzugehen, denn von Straßburg aus konnte man Jeden sehen, der da draußen auf der Chaussee kam und ging. Darum wurde namentlich Nachts fleißig gearbeitet, so daß am 2. September schon der zweite Laufgraben, die Parallele aufgeworfen war, desgleichen arbeiteten die Kanoniere an dem Aufwerfen des Grundes und am Bau ihrer Belagerungsbatterien. — Als die Franzosen das Wühlen

in der Erde merkten, machten ſie einen ſtarken Ausfall aus der Feſtung, wurden aber auf beiden Flügeln kräftig in die Feſtung zurückgeworfen. Am 9. September waren ſchon 98 gezogene Kanonen und 40 Mörſer aufgeſtellt, welche auf die Geſchütze auf den Wällen feuerten und ſie bald zum Schweigen brachten. Wer jetzt auf dem Broglie-Platz in Straßburg vor der Artillerieſchule ſpazierengeht und dort das große Spital kranker Kanonen ſieht, muß ſagen: Uhrich hat ſich gut gewehrt und die Deutſchen haben gut geſchoſſen.

Derweilen wurde von Kehl aus die Citadelle heftig beſchoſſen, ſo daß es nachgerade dort nicht mehr zum Bleiben war. Raſch gingen auf allen Seiten die Arbeiten immer näher heran an die Stadt. Am 17. September war man den beiden Lünetten 53 und 52 ſchon vor die Naſe gerückt. Sie mußten genommen werden. Aber davor war ein breites 4 bis 8 Schuh tiefes Waſſer. So wurde alſo in der Mauer der Lünette 53 (was das für ein Ding iſt, kann dem geneigten Leſer jeder Artilleriſt ſagen) eine Breſche geſchoſſen, die zum Theil ihre Steine ſchon ins Waſſer warf und dann gingen von der bereits aufgeführten Glacisкrönung aus durch einen gedeckten Gang die Ingenieure hinunter und warfen durch eine Miene die Gegenmine über dem Waſſer ein, ſo daß da ordentlicher Schutt zuſammenkam und bauten darüber einen 20 Fuß breiten Damm. Am 20. September ſetzten ſich die pommerſchen Füſiliere in der Lünette feſt und richteten ſich unter dem Feuer des Feindes ſo wohnlich als möglich ein. Von da gings nach der Lünette 52, da war aber wieder ein 180 Fuß breiter und 4 bis 12 Fuß tiefer Graben, der wurde in einer Nacht mit einer Tonnenbrücke überdeckt, darüber marſchirten wieder die pommerſchen Füſiliere und Pioniere vor und ſetzten ſich auch dort feſt.

Das alles ging ſo ſtill vor ſich, daß die Franzoſen nichts merkten; erſt am andern Tag, als man einander ſo nahe war, daß man ſich einen „Guten Morgen" wünſchen konnte, ſahen ſie's zu ihrem Schrecken. Denn während dieſer Nacht hatte man von einer anderen Seite entſetzlich geſchoſſen, ſo daß dorthin ſich Aller Aufmerkſamkeit gelenkt hatte.

Am 24. September waren bereits 146 Kanonen und 83 Mörser in voller Arbeit, darunter die zwei Riesenmörser, welche furchtbar an den Mauern arbeiteten. So gings denn immer näher an die Bastionen, in welche eine Bresche geschossen war, eine rechts, die andere links vom Steinthor.

Es war der 27. September. Alles war zum Sturme fertig, noch wenige Kugeln und die Mauer wäre eingestürzt; die Brücken lagen bereit. Da der Stadttheil hinter dem Steinthore eine Ruine war, so hätten die Truppen ohne Gefahr sich ausdehnen können, wenn sie in der Stadt waren. An diesem 27. war ein furchtbares Schießen und der Leser kann sich's denken, wie das ist, wenn in einer Minute 4 bis 5 Schüsse, oder in einer Stunde an dreihundert Schüsse und am Tage gegen 7000 fallen. Da inmitten des Schießens — was ist's, was dort am Münster durch die enge Wendeltreppe steigt? Alle Augen vor und in der Stadt richten sich hin — plötzlich flatterts vom Thurme herab — die weiße Fahne! und wie vom Thurme, so von den nächsten Wällen. — Nun verstummt das Feuer gänzlich. Vorsichtig steigen die Leute aus ihren Höhlen, wollen sich fragen: „Ist's wahr — ist's wahr." Dann aber, als sie sehen, daß es so ist — ein Hurrah und ein Umarmen. — Da tönt's: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" dort die „Wacht am Rhein," und an den Bergen hin, wo rings die Truppen lagern, wird's des Abends lebendig; bis spät hinein in die Nacht spielen die Regimentsmusiken. Am folgenden Morgen besetzen die deutschen Truppen die Thore und die Citadelle. Die Kapitulation war in der Nacht abgeschlossen worden. Die Besatzung sollte mit klingendem Spiel und mit den Waffen ausziehen und sie dann vor den Thoren niederlegen, die Offiziere dieselben behalten und gegen Ehrenwort frei sein. Alles Material der Festung aber sollte den deutschen Truppen zufallen.

So wunderbar erhebend der Augenblick war, als die weiße Fahne aufging am Münster, also so daß nicht blos dem Spinnstubenschreiber, sondern auch wetterbraunen Soldaten die Thränen in's Auge traten, so schmerzlich war dieser

Morgen. Es war, als ob man eine Gruft öffnete, als die Thore Straßburgs aufgingen. Da kamen ſie denn heraus, der Commandant im eisgrauen Kopf und mit eiſernen Zügen, mit ihm ſein Stab, düſtern Blickes und geſenkten Hauptes. Draußen auf dem Glacis der Feſtung ſtanden die deutſchen Truppen, deren Waffen und Helme weithin im Strahl der Septembersonne funkelten. Vor dem Thore hielt General Werder mit ſeinem Stabe. Als er den Commandanten aus der Stadt kommen ſah, ſprang er vom Pferde und eilte zu Fuß ihm entgegen und ſchüttelte ihm die Hand. Die Haltung des franzöſiſchen Commandanten und ſeines Stabes war eine durchaus würdige und ehrenfeſte. Dann zogen die Truppen aus. Die Meiſten hatten ihre Waffen zerſchlagen oder in die Wallgräben geworfen, ſo daß ſie nicht einmal mit Waffen auszogen. Die erſten Züge gingen noch in Ordnung, namentlich die Gensd'armen, die Douaniers, auch etliche vom 87. Regiment — dann aber löſte ſich die Sache auf und man ſah eine Zuchtloſigkeit, Unbotmäßigkeit, Betrunkenheit, daß Einem die Offiziere Leid thaten, die unter einem ſolchen Trupp marſchiren mußten. Schweigend ſahen unſere deutſchen Soldaten zu, kein Wort wurde laut; da und dort verkaufte ein Franzoſe noch ſeine Epauletten und Fangſchnüre, oder einen Ladſtock gegen ein paar Sous oder Cigarren. Man mußte ſich wundern, daß der Commandant mit dieſen Truppen ſich ſo lange gehalten hatte.

Es waren 17,111 Mann, 451 Offiziere. Eine ungeheure Siegesbeute fiel uns in die Hände — aber auch eine zum Viertel zerſtörte Stadt.

Der geneigte Leſer geht noch einmal mit hinein und hört was ſeit den Auguſttagen da begegnet iſt. Die großen Schreckenstage waren zwar vorüber, aber nun kam der Schrecken in anderer Geſtalt. Niemand konnte ſeines Lebens ſicher ſein. Die Vielen, deren Häuſer abgebrannt waren, ſuchten Zuflucht unter den Brücken, längs dem Canal und der Ill hin unter Bretterdächern. In der Stadt hauſten die Blattern unter Soldaten und Civil und auch der Mangel fing an. Die Pferde wurden alle aufgezeichnet und kamen

nacheinander an die Reihe, geschlachtet zu werden. Brod und Wein war noch da, aber Salz, Milch und Butter fehlten ganz. Die Todten wurden in der Stadt im botanischen Garten begraben. Da lagen denn die Menschenblumen unter den seltenen Pflanzen des Morgenlandes und statt der lateinischen Namen der Blumen las man auf einem rohen Kreuz die Namen der Todten. Das Aussehen der Stadt wurde immer düsterer, die Straßen waren wie ausgestorben, nur manchmal wurden sie von einigen fatalen Gesichtern belebt, denen man nichts Gutes zutrauen konnte. Der General des Belagerungscorps hatte die Erlaubniß gegeben, daß Greise, Kinder und Frauen heraus dürften und Viele hatten einen Passirschein bekommen. Aber es war immer noch die Frage, ob der Schein auch wirklich an den Rechten kam, denn drin in der Stadt trieb man zum Theil auch einen unsauberen Handel damit. Da erschien Mitte September eine Deputation der Schweizer, die im Namen der Genfer Convention kamen, um in die Schweiz Greise, Frauen und Kinder zu geleiten. Von beiden Commandanten wurden sie auf's Freundlichste empfangen und so viel Zeit gewährt, daß man herauskonnte. Es war ein eigener Anblick, als die Zugthore aufgingen und, von einem deutschen Offizier begleitet, die drei Männer in die Stadt traten. Der Munizipalrath war ihnen entgegengegangen und empfing sie.

Aber durch die Schweizer erfuhren die Straßburger, was man ihnen so sorgfältig verschwiegen hatte. Der deutsche General hatte treulich alle Zeitungen in die Stadt geschickt, die Nachricht von den Metzer Schlachten und von der Sedanerschlacht, daß der Kaiser gefangen und sein Heer geschlagen sei, damit man sich drin nicht täuschen solle und glauben, daß es noch Hülfe gäbe. Allein davon hatte weder der General noch der saubere Präfekt ein Wörtlein geschnauft. Denn er hatte wohl gehört, daß die Republik proclamirt war und hatte ganz richtig gedacht: „Da geht's dir an den Kragen." Wohl hatte er einige Vertrauensmänner, die er sonst nicht leiden mochte, in den Rath der Stadt genommen, als er merkte, was für Wetter kamen. Da aber, nachdem die edeln

Zu Seite 196.

Schweizer mit ihren Armen weggezogen waren, stiegen vom Rath etliche dem Präfekten, der plötzlich nicht mehr „le baron Pron," sondern so kurz wie möglich „Pron" unterzeichnet hatte, auf's Collet und frugen ihn, was er wisse vom Kaiser und von der Republik. Er sagte aber: „Er wisse nichts." „Nun so wissen wir," sagten die Anderen und lasen ihm aus der Zeitung vor. Da wurde der Mann blaß und verkroch sich.

Ein neuer Maire, Herr Küß, Doctor der Medizin, wurde eingesetzt, die Republik proclamirt. Mit ihr stiegen auch wieder die Hoffnungen, der Muth hob sich wieder. Der neu ernannte Präfekt Valentin kam durch die Gräben hereingeschwommen und wollte sein Amt antreten und hatte schon alle in die Präfektur bestellt, als kurz vorher in dieselbe ein paar Brandgranaten fuhren und sie anzündeten. Denn jetzt wußten die Deutschen die öffentlichen Gebäude und zielten nach ihnen. Der Präfekt hielt aber doch seine Rede und versprach Hülfe und sagte, wie schon ein Heer marschiere, man solle nur aushalten. Das verlängerte die Sache. Als aber der General Uhrich sah, wie seine Geschütze mundtodt gemacht wurden und der Ring immer eiserner ihn umklammerte, als die Bresche dalag und er merkte, daß es ans Stürmen ging — da wollte er die Stadt dem nicht preisgeben, sondern hielt einen Rath mit seinem Generalstab. Die sagten alle einstimmig: Jetzt können wir mit Ehren die Festung übergeben, so stände es auch im Reglement. Daraufhin ward capitulirt. Merkwürdig aber — am selben Tage, wie vor fast zweihundert Jahren!

Am 30. September, dem Tage des Einzugs von Louvois, zog auch der General Werder ein. Sein erster Gang war mit seinen Soldaten in die Thomaskirche. Dort war der Munizipalrath und ein Theil der Geistlichkeit versammelt, welch letztere ihn am Portal mit einer Anrede des Präsidenten Dr. Bauer empfing. Er hat kein Wort zu viel, noch zu wenig gesagt, er empfahl dem General die Stadt, ihre Stiftungen, ihre Armen. Dann wurde der Gottesdienst gehalten und das „Allein Gott in der Höh sei Ehr" brauste

durch die Kirche. Von der Predigt will der Spinnstubenschreiber nichts sagen, da er sie selber gehalten hat.*) Das Köstlichste dabei war, die lautlose Stille und Andacht der Leute — Jeder wußte, was das zu bedeuten habe: „Straßburg ist unser.“ Eine zweihundertjährige Geschichte der Schmach und Erniedrigung war getilgt: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“ — Anders als Straßburg uns verloren gegangen, ist es von uns wieder gewonnen worden. Mit Gewalt, mit Schmerzen wurde die geraubte Braut dem Räuber genommen. Sie trägt die Wunden am Leibe. Aber Wunden können geheilt werden und vernarben auch. — Die Liebe hat sich aufgemacht und mit offenen Händen gegeben, die Liebe wird auch überwinden.

Acht Tage drauf zog der General-Gouverneur Graf Bismarck-Bohlen ein und am folgenden Tage stand an den Ecken der Stadt das Wort geschrieben, mit dem der Spinnstubenschreiber mit einem herzlichen „Walt's Gott!“ schließen will:

Es hängt von der Einwohnerschaft ab, indem sie die dargebotene Hand ergreift, sich den Uebergang in die neuen Verhältnisse selbst zu erleichtern, Verhältnisse, die durch höhere Fügung herbeigeführt, unabwendbar sind, denn Straßburg wird von jetzt ab wieder eine deutsche Stadt sein und bleiben! —

*) Anm. der Red.: Sie hat seiner Zeit im „Daheim“ gestanden.

17. Altes Gold.

Als ich jüngſt mit ein paar Freunden zuſammenſaß, ſprachen wir natürlich auch über den franzöſiſchen Krieg, der damals noch in hellen Flammen loderte.

Es wurde viel hin und her discurirt darüber, wie es wohl beim Friedensſchluſſe gemacht werden, und ob ſich wohl jemals wieder ein freundnachbarliches Verhältniß zwiſchen Deutſchland und Frankreich bilden würde. Da meinte denn einer meiner Freunde, der in deutſchen Sprüchwörtern ſtark iſt, es werde wohl zwiſchen beiden Ländern ſtets das alte Sprüchwort bedacht werden müſſen:

Liebe deinen Nachbarn, aber reiß' den Zaun nicht ein!

Wir lachten Alle herzlich über dies Sprüchwort, das in ſeiner ſpaßhaft klingenden Faſſung ſo viel geſunde Lebensweisheit enthält, und Einer ſagte zu mir: „Du, das wäre altes Gold für die Spinnſtube!“

So ſei es denn auch den lieben Spinnſtubenleſern nicht vorenthalten!

Alſo: „Liebe deinen Nachbarn!“ Nun, das verſteht Jeder und wer aus eigener erfreulicher oder unerfreulicher Erfahrung weiß, wie wahr und richtig es iſt, wenn Luther

in ſeinem Katechismus auch „getreue Nachbarn“ als ein Stück des täglichen Brodes, um das wir beten ſollen, aufzählt, der wird dieſer Mahnung des Sprüchwortes von ganzem Herzen zuſtimmen. Denn Liebe von der einen Seite ruft ja doch faſt in allen Fällen auch auf der anderen Seite Liebe hervor, und die mancherlei Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten, welche Nachbarsleute alle Tage Gelegenheit haben, einander zu erweiſen, folgen dann unausbleiblich nach und machen das andere Sprüchwort wahr: „Guter Nachbar iſt beſſer als Bruder in der Ferne.“

Allein was ſoll's mit dem „Aber,“ was nun im Sprüchwort da oben dieſer Mahnung angehängt iſt? Lautet das doch, als wolle es die Mahnung ſogleich wieder zu nichte machen und ihr, die ſo recht chriſtlich lautet, ein unchriſtlich Mäntelchen umhängen! Denn für die chriſtliche Liebe zum Nächſten im Allgemeinen und zu dem ſo überaus nahe gerückten Nachbarn im Beſonderen ſoll ja doch gewiß kein Zaun beſtehen, der ſie hindert und zurückhält.

Indeſſen ſo ſchlimm iſt es auch mit dem „Aber“ nicht gemeint. Denn das ſagt ja nicht: richte zwiſchen dir und dem Nachbarn einen Zaun auf und ſcheide dich dadurch von ihm und ſeiner Gemeinſchaft! ſondern es warnt nur: reiß den Zaun, nämlich wenn er einmal da iſt, nicht ein! Und das meine ich, wäre eine durchaus zweckmäßige und heilſame Warnung, zumal wenn etwa der in Rede ſtehende Zaun ein ſolcher iſt, der die Obſtgärten der Nachbarn von einander abgränzt, und wenn etwa beide Nachbarsfamilien Buben haben. Denn da geſchieht's ja ſehr leicht, daß die Buben meinen: Des Nachbars Birnen müſſen beſſer ſein als die unſrigen; denn ſie ſcheinen viel gelber — und ſind dann nicht blöde, wenn kein Zaun da iſt, der ſie bezeichnet, die Gränze zu überſchreiten und bei Nachbars Birnen zuzulangen.

Kommen dann des andern Nachbarn Buben hinter den rauberiſchen Eingriff in ihr wohlbegründetes und eiferſüchtig gehütetes Eigenthumsrecht und vertröſten ſich nicht damit gelegentlich ſich drüben in Nachbars Garten ſchadlos zu halten, ſondern gehen zu ihren Eltern anklagen, ſo geht's vielleicht

das erste Mal noch glatt ab. Der gutherzige Nachbar droht höchstens den Räubern, wenn er sie sieht, mit dem Finger.

Wenn die nun aber das falsch verstehen und meinen, der Finger hätte nicht gedroht, sondern zum Wiederkommen gewinkt und kommen bald wieder, zu probiren, ob die Birnen jetzt reifer sein möchten als das vorige Mal, so kommt's vielleicht vom Drohen des Fingers jetzt zu ein paar wohlgemeinten Ohrfeigen von Seiten des Nachbarn, NB. wenn die Malefizbuben ihm nicht zu flink sind und sich von ihm erwischen lassen. Der Nachbar denkt halt, solch eine handgreifliche Bemerkung sei viel wirksamer und richtiger angebracht als ein Verklagen der Buben bei ihren Eltern, und hat damit auch so arg Unrecht nicht.

Allein nun hat sich's vielleicht unglücklicherweise getroffen, daß der Fritz, der sonst der Schlimmste ist, noch keine Birne bekommen hatte, weil der Nachbar zu frühe bei der Hand war. Da erfüllt den das erhebende Bewußtsein, daß ihm Unrecht geschehen sei, und statt die empfangenen Ohrfeigen still einzureiben für das vorige Mal, fängt er mörderlich an zu schreien. Die erschreckte Mutter stürzt herbei, und wie sie hört, was geschehen ist, sagt sie ein wenig ärgerlich und so laut, daß es der Nachbar im Hofe noch hören kann: „Nun das war doch auch nicht nöthig, wegen einiger Birnen gleich so dreinzuschlagen! Da nehmet von den unsrigen soviele Birnen, als ihr drüben geholt habt und tragt sie hinüber, daß sie doch drüben keinen Schaden leiden."

Und mit solch einem einzigen Worte, über das sich der Nachbar natürlich um so mehr ärgert, je besser er es mit den Ohrfeigen gemeint hatte, ist denn oft das nachbarliche Verhältniß für lange Zeit gestört und die Liebe erkaltet. Ja kommt von beiden Seiten noch ein bischen Unverstand dazu, so wird der Riß größer und größer, so wird aus der Liebe schließlich Feindschaft.

Siehst du, wäre der Zaun nicht eingerissen gewesen, so wären erstlich die Buben nicht so leicht in Nachbars Garten hinüber gerathen, die Mutter hätte den Birnendiebstahl, der ja unter „erschwerenden Umständen" begangen gewesen wäre,

nicht so leicht angesehen, hätte ihr spitziges Wort auf der Zunge behalten und dem Nachbarn gelegentlich noch gedankt für die gute Erinnerung ihrer Buben an das achte Gebot. Item, die nachbarliche Liebe wäre ohne Loch geblieben!

Und so hält sich's nicht blos mit dem Zaun zwischen den nachbarlichen Obstgärten, sondern mit noch manchem anderen Zaun, der die nachbarlichen Gränzen feststellt, wenn er auch mit Augen gar nicht zu sehen ist.

Ein Beispiel für viele!

Du sitzest mit deinem Nachbarn Abends vor der Hausthüre auf der Bank und rauchst mit ihm zusammen die Abendpfeife. Das sind bekanntlich die Stunden, in welchen die nachbarliche Liebe so ziemlich in den höchsten Wellen geht und am feurigsten auflodert. Ihr kommt mit einander auf Dies und Das und Jenes zu sprechen, auch auf eure Buben und ihre Unarten und wilden Streiche, und Jeder versichert, die seinigen wären die schlimmsten, was er natürlich doch im Grunde seines Herzens selber nicht glaubt.

Da sagst du denn zum Nachbarn: „Hört, Nachbar, wenn Ihr meine Kerle einmal so unversehens bei einem Lumpenstreiche erwischt, so steckt ihnen nur ohne Weiteres ein paar Gehörige. Ich gebe Euch die Erlaubniß dazu und will's Euch danken!"

Aber siehst du, mit solchen Worten hast du dann auch einen Zaun eingerissen, über dessen Trümmer die nachbarliche Liebe leicht in's Stolpern kommt. Denn folgt der Nachbar deinem Worte und haut deine Buben gelegentlich durch, so denkst du wohl das erste Mal, wenn sie dir's klagen, noch an die Erlaubniß, die du dem Nachbarn gegeben, und gibst ihnen hoffentlich selber noch Etliche in den Kauf.

Kommt es aber öfters vor, weil deine Buben ihr redlich Theil Ursache dazu liefern, so ist es dir doch nicht recht, daß der Nachbar so in dein väterlich Recht eingreift. Sagen magst du ihm deshalb nichts; aber dafür ärgerst du dich desto mehr und der Liebesfaden zwischen dir und dem Nachbarn wird immer schwächer und dünner.

Hättest du dem Nachbarn blos gesagt: „Hört, Nachbar, thut mir doch den Gefallen und sagt mir's allemal, wenn

Ihr meine Buben Lumpenſtreiche machen ſeht oder davon hört, damit ich ihnen ungebrannte Aſche zu koſten gebe" — ja dann wäre der Zaun ſtehen geblieben, und die nachbarliche Liebe hätte ſich nach wie vor luſtig und kräftig dran hinauf und drüber hinaus ranken können. Darum

Liebe deinen Nachbarn, aber reiß' den Zaun nicht ein!

Um aber zum Schluſſe noch einmal auf die Nachbarn im Weſten zu kommen, ſo wollen wir hoffen, daß der Zaun, den ſie ſelbſt zwiſchen ſich und uns aufgerichtet haben (Merke: ich denke dabei an Neu-Breiſach, Schlettſtadt, Straßburg, Pfalzburg, Metz, Diedenhofen) nicht eingeriſſen wird, ſondern feſt und richtig ſtehen bleibt, aber allerdings auf deutſchem Grund und Boden. Lockt dann auch nach wie vor als ſüße Birne das linke Rheinufer, der Herr Nachbar drüben wird ſich doch beſinnen, ehe er es wagt nach beſagter Birne den Zaun überſteigen zu wollen, deſſen Spitzen deutſche Bajonette und Kanonen ſind, und ſo allmälig ſich die alten Gelüſte vergehen laſſen. Und wohnen wir dann wieder ſchiedlich und friedlich neben einander, ſo wird auch mit Gottes Hülfe wieder die nachbarliche Liebe kommen, die jetzt ein ſo abſcheuliches Loch gekriegt hat.

Gott walt's.

Druck von Naglau & Waldſchmidt in Frankfurt a. M.

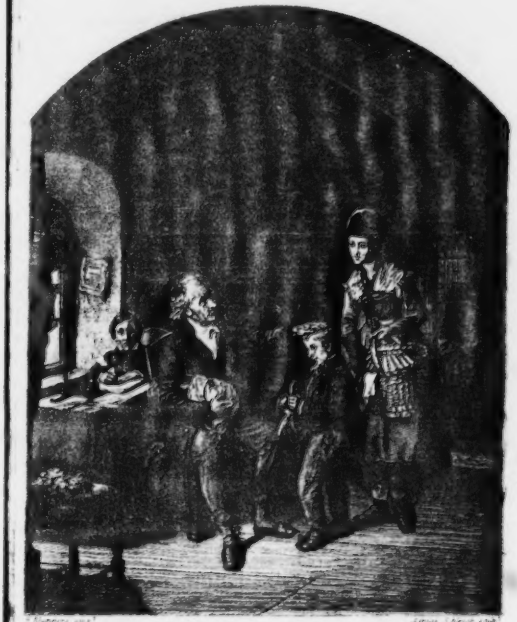

OLE U AUF-DERS-AR.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1873.

Begründet

von

W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern fortgeführt

von

H. Oertel.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstiche und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

Seite

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit 2 Holzschnitten) 1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1872 (Mit 2 Holzschnitten) 8
3. Lindes Wort. Erzählung von R. Fries. (Mit 9 Holzschnitten) 16
4. Zweierlei Wege. Erinnerungen aus dem Franzosenkriege. Nach einer Mittheilung von W. Höchstetter. (Mit 3 Holzschnitten) 87
5. Fromme Wünsche 99
6. Wie die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen aus Frankreich wiederholen. Von E. Frommel. (Mit 2 Holzschnitten) 101
7. Wort-Räthsel. (Mit Holzschnitt) 109
8. Anekdote, aber keine zum Lachen 109
9. Buchstaben-Räthsel. (Mit Holzschnitt) 111
10. Der Aufoderab, oder wie Einer durch eine Redensart zu Grunde gehen kann. Erzählung von Fr. Köck. (Mit 9 Holzschnitten) 112
11. Wort-Räthsel 169
12. Altes Gold. (Mit Holzschnitt) 170
13. Wort-Räthsel. (Mit Holzschnitt) 174
14. Die französische Colonie Friedrichsdorf. Von Josias Nordheim. (Mit 6 Holzschnitten) 175
15. Kluge Köpfe. Von Josias Nordheim. (Mit Holzschnitt) 212
16. Altes Gold. (Mit 2 Holzschnitten) 213

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Wenn ich unter dieſem alten Gruße wieder eine neue Spinnſtube in Eure Hände lege, liebe Freunde, ſo thue ich das zunächſt mit herzlichem Danke gegen den Herrn, der mir Leben und Kraft geſchenkt hat, das begonnene Werk fortzuführen, der mich Gehülfen hat finden laſſen, welche dem Büchlein ihre Zeit und ihre Gaben zuwenden, der uns auch wieder ein Jahr des Friedens geſchenkt hat, in welchem Bücher wie die Spinnſtube ihren Weg finden und gehen konnten.

Aber ich will auch nicht verſäumen, den lieben Leſern der Spinnſtube gebührenden Dank zu ſagen, den alten ſowohl, die ſchon ſeit langen Jahren dem Büchlein Gaſtrecht in ihren Häuſern eingeräumt haben, wie auch den neuen, die ihm vielleicht jetzt erſt Freunde geworden ſind.

Ich will's den Erſteren danken, daß ſie die Spinnſtube nicht abgewieſen haben auch in der neuen Geſtalt, in welcher

sie jetzt erscheint und erscheinen muß, nachdem Derjenige, welcher sie begründet und ein Vierteljahrhundert selbst geschrieben hat, von dem Herrn über Leben und Tod heimgerufen worden ist. Und wenn sie das Büchlein deshalb wieder in alter Treue bei sich aufgenommen haben, weil sie es herausfühlten: es ist darin nur die Schreibweise eine andere geworden, aber der Sinn und Geist ist derselbe geblieben, und was der alte Spinnstubenschreiber gewollt und so lange ausgeführt hat, einen gesunden, nicht etwa bloß dem leidigen Zeitvertreib dienenden, sondern das Herz anregenden und veredelnden Lesestoff zu bieten, das will auch Der, welcher nun die Fortsetzung der Spinnstube auf sich genommen hat, das wollen alle Diejenigen, welche durch ihre Beiträge die Fortsetzung möglich machen — dann drücke ich ihnen mit doppelter Freude im Geiste die Hand. Denn sie verstehen dann, was uns Allen im Herzen liegt, und dieses Verständniß ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß die alte Freundschaft auch künftighin der Spinnstube erhalten bleibt.

Den neuen Freunden aber danke ich es, daß sie in einer Zeit, welche den Büchermarkt mit so vielen Volksschriften überschwemmt, gerade nach der Spinnstube gegriffen haben. Und wenn sie das thaten, weil der alte Spinnstubengruß da oben sie anmuthete, so hoffe ich mit Zuversicht, daß die neue Freundschaft Probe halten wird. Denn in diesem Gruße soll der Sinn und Geist ausgedrückt sein, welcher die Spinnstube nach wie vor durchdringt, und wem dieser Sinn und Geist nach seinem Sinne ist, der wird in einer Zeit, welche leider in so hohem Maße von einem ganz entgegengesetzten Sinn und Geist durchströmt und beherrscht wird, sich gerne in einen Kreis hineinsetzen, wie der, welcher vorne auf dem Umschlage der Spinnstube abgebildet ist, in einen Kreis von Menschen, welche über der äußern Arbeit es nicht versäumen, sich von Gott, dem Herrn, grüßen zu lassen, welche es nicht vergessen, daß die rechte Freundschaft und Gemeinschaft, die rechte Geselligkeit, bei welcher die Seele nicht Schaden nimmt, nur da gedeihen kann, wo man

den Herrn Jesum Christum zum Troste erwählt hat, zum einigen Troste im Leben und im Sterben.

Drum den neuen Freunden der Spinnstube ein warmes „Willkommen!“ und ein herzliches „Auf gute, treue Freundschaft!“

Die alten Leser der Spinnstube sind nun gewöhnt, an dieser Stelle ein ernstes Wort zu finden, womit das Büchlein eingeleitet wird, wie es auch zu dem Eingangsgruße paßt. Und wer den Jubiläums-Jahrgang der Spinnstube, den Jahrgang 1870, ansieht, der findet in dem Vorworte Alles zusammengestellt, was der alte Spinnstubenschreiber seinen Freunden in den fünfundzwanzig Jahrgängen an's Herz gelegt hat, um an seinem Theile mitzuhelfen zur Heilung der mancherlei Schäden und Gebrechen, woran unser deutsches Volksleben leidet. So soll es ja auch sein. Ein Volksbuch, welches das wahre Wohl des Volkes im Auge hat, darf von solchen Schäden und Gebrechen nicht schweigen, sondern muß sie ohne Hehl bloßlegen, damit Jeder sieht: da fehlt's, da muß es anders und besser werden. Wozu das Verdecken und Zukleistern der Schäden im Volksleben führt, sehen wir deutlich genug an den Franzosen. Die finden bekanntlich in ihrer großen Mehrheit Alles bei sich schön, gut, vortrefflich und nennen es Verrath am Vaterlande, wenn ein ehrlicher Mann unter ihnen es unternimmt, zu zeigen, daß nicht nur Etwas, sondern überaus Viel „faul“ ist im Staate Frankreich; auf einen Fremden aber, der sich zu diesem undankbaren Geschäfte herbeiläßt, hören sie erst recht nicht. Und die Folge davon? Sie lernen nichts und vergessen nichts. Sie lernen nichts, und wenn sie auch in eine so harte, blutige Schule gehen müssen wie Anno 1870 und 71; sie vergessen nichts, am allerwenigsten ihren Hochmuth, in welchem sie sich für das erste, vorzüglichste Volk der Welt halten, und von welchem es doch der große Krieg an's Licht gebracht hat, auf wie schwachen, thönernen Füßen derselbe steht. Item, es wären ihnen deßhalb recht viele Volksbücher zu wünschen, die kein Blatt vor den Mund nähmen, sondern ihnen zeigten, wie entsetzlich schmutzig unter

ihrer feinen, äußeren Kleidung — die Wäsche iſt. Der geneigte Leſer verſteht's.

Nun geſchieht's ja freilich wohl, wenn man über Schäden und Gebrechen im Volksleben redet, daß man dabei dem einen oder andern Leſer ein wenig auf's Füßchen tritt, und auch ihm Dinge ſagt, die er nicht gerne hört, die er aber noch viel unlieber Schwarz auf Weiß gedruckt vor ſich ſieht. Denn das Volksleben baut ſich aus dem Familienleben, ja aus dem Leben jedes einzelnen Volksgliedes auf, und an ſeinen Schäden trägt jeder Einzelne ſein gut Theil Schuld mit. Wie iſt's da anders möglich, als daß manch' Einer ſich ſelber in Bezug auf ſein Familienleben oder auch auf ſein Einzelleben getroffen fühlt, wenn von den Schäden des Volkslebens geredet wird? — Aber iſt's nicht thöricht, dann deßhalb böſe zu werden und dem Buche, das ſolche „harte Rede" führt, die Freundſchaft aufzukündigen, als wenn es extra für den betroffenen Herrn N. N. ſein Wort gethan und ihn allein gemeint habe, während doch der Schreiber der harten Rede und der Herr N. N. ſich vielleicht niemals im Leben begegnet ſind und kein Sterbenswörtchen von einander wiſſen? Iſt's nicht viel beſſer, einem wohlgemeinten, ernſten Worte eine gute Stätte im Herzen einzuräumen und ſich einmal den Schaden, welchen es aufgedeckt hat, und von dem man bisher vielleicht ſelber kaum etwas bei ſich ahnte, bei Lichte zu betrachten und zuzuſehen, ob und wie er geheilt werden könne?

Der geneigte Leſer denke aber diesmal nicht, es werde nun nach dieſen Worten ſogleich ſolch' eine „harte Rede" kommen, und er müſſe ſich darauf gefaßt halten, daß ihm von der Spinnſtube auch ſein Töpfchen einmal aufgedeckt werde. Aufzudecken wäre ja wohl genug auch bei ihm — ſein Gewiſſen wird's ihm ſagen.

Aber ich will diesmal nur ein paar Fragen thun — will aber ſelbſt nicht nur der Fragende dabei ſein, ſondern auch der Gefragte! — Ich will fragen, ob denn von dem, was das Vorwort von 1872 bittend und mahnend an die Herzen legen wollte, auch etwas Frucht bei uns gekommen iſt? —

Iſt es vorwärts gegangen, ſo möchte ich fragen, in unſerem deutſchen Volksleben, vorwärts nicht allein mit äußeren Ordnungen und Geſetzen, die das Wohl des großen Vaterlandes fördern ſollten, ſondern vorwärts auch mit dem alten Geſetze des Herrn, unſeres Gottes, ohne deſſen treue, gewiſſenhafte Erfüllung kein wahres Wohl zu finden iſt? Haben wir uns wirklich im Herzen grüßen laſſen von der freundlichen Vaterſtimme unſeres Gottes, die in den Jahren 1870 und 1871 ſo laut und eindringlich zu unſerem deutſchen Volke geredet hat, und haben ihm gedankt für ſeinen Gruß durch ein Leben in Frömmigkeit und Gottesfurcht? —

Iſt es beſſer geworden in unſerem Familienleben? Hat daſſelbe wieder im gemeinſamen Beten und Leſen von Gottes Wort ſeinen rechten Kern und Mittelpunkt, ſein rechtes Licht gefunden?

Iſt es ſiegreich vorangegangen in dem heiligen Kampfe wider das böſe, ungöttliche Weſen, das wir uns ſchon ſeit ſo langer Zeit aus dem Weſten her haben einſchleppen laſſen in ſchlechten Büchern, in lockeren Sitten, in leichtfertigen Anſchauungen, die von dort zu uns herüberdrangen und leider einen nur zu empfänglichen, fruchtbaren Boden bei uns fanden? Iſt unſer Leben einfacher, nüchterner, mäßiger geworden, und hat Jeder an ſeinem Theile treulich dazu mitgeholfen, indem er bei ſich ſelber anfing, das Wort des Apoſtels Paulus zu bedenken und zu befolgen: „Es iſt ein großer Gewinn, wer gottſelig iſt und läſſet ſich genügen"? (1. Timoth. 6, 6.)

Hat bei den Männern das Wirthshausleben abgenommen, welches doch nur dazu hilft, daß das häusliche Leben zu Grunde geht, daß die Kinderzucht Noth leidet, daß die Einkünfte niemals reichen und deshalb der Geiſt des Mißmuths und der Unzufriedenheit wächſt, welcher je länger je mehr wie eine Macht der Finſterniß ſich ausbreitet und jede Ordnung umzuſtürzen verſucht?

Haben die Frauen und Jungfrauen ſich losgemacht von der Knechtſchaft der Mode und ſind in ihrer Kleidung zurückgekehrt zu der Zucht und zu dem Maße, welche ſie ſo

lange zu ihrem eigenen und zu ihrer Familien Unheile vergessen hatten? Haben sie es erkannt und beherzigt, daß die deutschen Frauen einen schöneren und edleren Beruf haben, als den, Puppen zu sein, die sich mit allerlei Tand und Flitter behängen und darin sich den Blicken der Öffentlichkeit preisgeben? Haben sie es bedacht und beherzigt, daß zum größten Theile von ihnen die Wiedergeburt unseres Volkslebens abhängig ist, von ihrer Umkehr zu frommer Zucht, keuscher Sitte, edler Einfachheit, welche sie ihrem Hauswesen wieder aufprägen und durch deren unverbrüchliches Festhalten sie ein neues Geschlecht erziehen, das wieder deutsch denken, deutsch fühlen, deutsch leben lernt, ohne sich von den Sitten und Gewohnheiten des Auslandes knechten zu lassen?

Nun, nicht wahr?, ich meine, in diesen Fragen liege des Ernstes genug, und sie wiesen auf Schäden hin, bei welchen nothwendig die heilende Hand angelegt werden muß, wenn aus der großen Zeit, die wir erleben durften, eine bessere Zukunft unseres deutschen Volkes erwachsen soll.

Vergessen wir es aber nicht, daß die rechte heilende Hand für solche Schäden und Gebrechen die Gnadenhand Dessen ist, der in barmherziger Liebe unser „Heiland" geworden ist, die Gnadenhand unseres Herrn Jesu Christi! Denn was hilft alles äußere Bessern und Erneuern, wenn nicht Er zuvor durch die Kraft seines heiligen Geistes die Herzen erneuert und fest gemacht hat, wenn man nicht in der Gemeinschaft mit Ihm zu dem Wollen auch das Vollbringen gefunden? Ohne die Umkehr der Herzen zu Ihm in aufrichtiger Buße und lebendigem Glauben ist die so nöthige Umkehr unseres Volkslebens ein Ding der Unmöglichkeit. So lange das nicht erkannt und beherzigt wird, so lange die „Volksverbesserer" meinen, mit ihren selbstersonnenen Fündlein etwas fertig bringen und Alles in das rechte Geleise schieben zu können, sich aber im Unglauben gegen Den verstocken, von welchem doch der Apostel Paulus (Philipp. 4, 13) aus eigener, reicher Erfahrung bezeugt: „Ich vermag Alles durch Den, welcher mich mächtig macht, Christum", — so lange nicht der Geist brüderlicher Liebe sich Bahn bricht in

die Herzen, den Er, der Herr Jesus, als das Kennzeichen seiner Gemeinschaft und Jüngerschaft hinstellt, der Geist brüderlicher Liebe, welcher aus dem Glauben an die Erlösung aller Menschen durch Ihn, den einigen Heiland und Seligmacher, mit Nothwendigkeit hervorfließt: — so lange werden die weisesten Gesetze, die man macht, die heilsamsten Ordnungen, die man ersinnt, nur nutzlose Pflaster sein und bleiben, welche die bösen Schäden höchstens für eine Zeit lang zudecken, aber nicht wirklich heilen können.

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum zum Troste! Das muß die Losung werden und bleiben. Ohne das geht es nicht.

Und damit für diesmal Gott befohlen!

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1872.

Drei Räthſel hat euch die Spinnſtube im vorigen Jahre gebracht, ihr lieben Freunde der Spinnſtube, und ich will es nicht verſäumen, nach altem Brauch auch jetzt die Löſung derſelben zu bringen, wenn ich mir auch im Voraus denken kann, daß die Wenigſten unter euch deren noch bedürfen. Denn ſchwer war eigentlich kein einziges darunter, und wenn ihr nur den guten Rath befolgt habt, den ich euch am Schluſſe der Räthſel-Auflöſung im vorigen Jahrgange gegeben, und habt allemal an das rechte Wort gedacht, ſo iſt auch die rechte Löſung gewiß ganz von ſelber gekommen.

Das erſte Räthſel auf Seite 66 dreht ſich um das Wort „Luftſchiff".

Weiß zwar nicht, ob ihr Alle ſchon ein ſolches geſehen habt; aber gehört habt ihr ſicherlich Alle ſchon davon. Denn im Jahre 1870 und 71 ſind die Dinger berühmt geworden, wie es am Schluſſe des Räthſels auch angedeutet iſt. Vielleicht ſitzt gerade in eurer Spinnſtube Einer, der Anno 70 und 71 geholfen hat, vor Paris Jagd auf dieſe Luft-Ungeheuer zu machen und hat manche Kugel daneben geſchoſſen, die einem ſolchen den Garaus machen ſollte, oder ſein armes Pferd voll Schaum geritten, um an Ort und

Stelle zu ſein, wenn das Ungeheuer zur Erde kommen würde. Von dem könnt ihr euch denn ganz genau ſagen laſſen, wie ſolch ein Ding ausſieht, falls er es nämlich ſelber nahe genug geſehen hat. Solltet ihr es aber nicht ſo gut haben, einen ſolchen „Pariſer Helden“ bei euch in der Nähe zu haben,

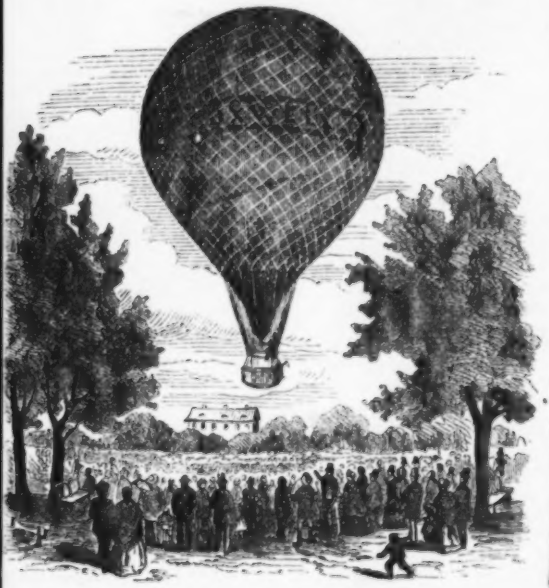

ſo will ich euch, ſo gut ich es kann, in Kürze hier ſagen, wie es ſich mit einem ſolchen verhält. Vielleicht iſt auch der Herr Maler ſo gut und ſetzt euch ein Bildchen dazu hin.

Daran werdet ihr denn ſogleich ſehen, daß das „Schiff" ziemlich Nebenſache iſt; denn es beſteht nur in einem kleinen nachenartigen Korbe, der höchſtens zwei bis drei Perſonen nebſt dem, was ſie zu einer Luftreiſe gebrauchen, Raum gewährt. Die Hauptſache iſt vielmehr ein rieſig großer, aus luftdichtem Seidenzeuge verfertigter „Ballon", wie die Franzoſen ſagen. Denn der muß das Schiffchen tragen, ſintemal und alldieweil die Luft kein Waſſer iſt, auf dem ein Schiffchen ſchwimmen könnte.

Wie ſo ein Ballon gemacht wird, kann ich euch nun freilich nicht ſo recht anſchaulich beſchreiben. Wenn ihr aber wißt, wie die Sattler die Lederbälle machen, mit denen eure Buben im Frühjahre Ball ſpielen, nämlich aus lauter ſpitz zugeſchnittenen Ledertheilchen, die dann feſt zuſammengenäht werden, ſo daß die Spitzen oben in Einem Punkte zuſammenlaufen, und wenn ſie mit Kleien ausgeſtopft ſind, eine Kugel bilden, ſo könnt ihr euch wenigſtens annähernd eine Vorſtellung machen. Nur muß ſolch ein Luftballon unten offen bleiben, weßhalb? werdet ihr ſogleich hören; und außerdem muß er, wenn er ein Schiffchen mit zwei, drei Menſchen ſoll tragen können, ſo groß ſein, daß die Seidenſtücke, aus welchem er zuſammengeſetzt iſt, wohl von dem Firſtbalken eures Hauſes bis auf die Erde reichen würden, auch wenn das Haus gut zwei Stockwerke hoch wäre.

Dieſer rieſige Ball wird nun, wenn er gehörig feſt zuſammengenäht und noch mit einem vollſtändigen Netze von ſtarken Seilen umſponnen iſt, von unten, wo er offen iſt, mit ſogenanntem „Gas", einer ſehr leichten Luftart, angefüllt und fängt dann, ſowie dieſe hineindringt, an ſich auszudehnen und aufzugehen, bis er eine gewaltig große Kugel iſt. Merke, es darf aber in dem Seidenzeuge nicht das geringſte Rißchen oder Löchelchen ſein, weil ſonſt das Gas daraus entweichen und der Ballon nie ſich völlig ausſpannen würde. Auch muß der Ballon, ſchon ehe das Gas

unten an der Oeffnung eingelaſſen wird, mit guten, ſtarken Seilen, die über ihn hinlaufen, am lieben Erdboden feſtgebunden ſein, ſonſt geht er in die Lüfte, ehe noch die Herren Luftſchiffer Zeit gehabt haben ſich reiſefertig zu machen. Denn das Gas, welches viel leichter iſt als die äußere Luft, hebt den Ballon in die Höhe, und hat es ihn einmal recht ſtramm ausgeſpannt, ſo müſſen die Seile, mit denen er an die Erde feſtgebunden iſt, ihre ganze Schuldigkeit thun.

Nachdem der Ballon ganz mit Gas gefüllt und ſo hoch emporgeſtiegen iſt, als es nöthig iſt, und die genau abgemeſſenen Halteſeile es erlauben, wird an den herabhängenden Enden des Netzwerks, welches ihn umgibt, das Schiffchen befeſtigt. Die Luftſchiffer verſehen ſich mit Allem, was zu einer Luftfahrt nöthig iſt, beſonders mit gefüllten Sandſäcken, die dem Schiffchen als Ballaſt dienen, aber nach und nach ausgeworfen werden, wenn der Ballon höher ſteigen ſoll und darum erleichtert werden muß, ſowie mit mehreren eiſernen Ankern, die an langen Seilen befeſtigt ſind, und die, wenn die Reiſe ein Ende haben ſoll, ausgeworfen werden, um ſich irgendwo feſtzuhaken und den Ballon aufzuhalten. Speis und Trank wird natürlich auch nicht vergeſſen; denn da oben in der dünnen, kalten Luft, die, je höher es hinaufgeht, deſto kälter und dünner wird, gibt es gehörigen Appetit, wenn ihn nicht etwa die Angſt vertreibt, ſo hoch zwiſchen Himmel und Erde zu ſchweben und bei der geringſten Verletzung des Ballons, bei welcher das Gas ausſtrömt, rettungslos verloren zu ſein.

Iſt Alles bereit, ſo ſteigen die Luftſchiffer in das Schiffchen und befehlen ſich, wenn ſie es nicht ſchon vorher gethan oder überhaupt das Beten verlernt haben, mit Leib und Seele Gott dem Herrn. Die Halteſeile werden dann alle zu gleicher Zeit mit Einem Rucke durchgeſchnitten, der Ballon hebt ſich langſam, ſchwankt ein wenig hin und her, als wollte er ſich erſt beſinnen und ſteigt dann, wenn es recht windſtille iſt, kerzengerade in die Höhe, das Schiffchen mit den Luftſchiffern nach ſich ziehend. Er wird für das Auge der Zurückgebliebenen kleiner und immer kleiner, und

bald sieht man ihn nur noch wie ein kleines schwarzes Pünktchen hoch droben in der Luft.

Möchtest du mitfahren? Ich für meinen Theil danke höflichst für solch eine luftige Reise; denn wenn jener Jude seine Scheu, sich über den Rhein setzen zu lassen, mit dem Worte entschuldigte: „Nu, das Wasser hat kei Balke!" — so gilt dieses große Wort noch viel eher von der Luft. Und mir gruselt's, wenn ich daran denke, daß man da droben in einer Höhe, aus welcher man kaum mehr Etwas auf der Erde erkennen kann, selbst die höchsten Kirchen nicht, jedem Spiele des Windes völlig widerstandslos preisgegeben ist. Denn die Kunst, solch einen Luftballon zu steuern, wie man ein Schiff im Wasser nach jeder beliebigen Richtung steuern und mittels der Dampfkraft selbst gegen den Wind fortbewegen kann, ist bis heute noch nicht erfunden. Wirklich ist es auch schon oft genug geschehen, daß solch ein Luftballon vom Winde, der ja bekanntlich oft droben in der Höhe in einer ganz andern Richtung weht, als unten auf der Erde, ganz wo anders hin getrieben wurde als dahin, wo er ankommen sollte, wie auch während des Krieges einzelne französische Ballons in Deutschland anlangten, wo sie doch gar nichts zu thun hatten. Und wehe den armen Luftschiffern, deren Ballon statt auf fester Erde auf dem weiten Meere niedergeht, ohne daß sie ihn wieder zum Steigen bringen können! Sie sind rettungslos verloren, wenn ihnen nicht die erbarmende Hand des Herrn zu rechter Zeit ein Schiff in den Weg schickt, welches sie aufnimmt.

Ich denke drum, der geneigte Leser wird mir nicht besondere Feigheit vorwerfen wollen, weil ich im Räthsel gesagt habe, daß ich in einem solchen Vögelein nimmer gefahren sein möchte, und sollte er es dennoch thun wollen, so greife er doch einmal an's eigene Herz und fühle, ob das nicht auch ein bischen wackelt bei dem Gedanken, eine Luftreise mitmachen zu sollen. Bei den Parisern war es Anno 70 und 71 auch nicht lauter Plaisir, daß sie ihre Briefe nach außen per Luftschiff besorgen ließen. Hätten sie nicht gleich der Maus in der Falle in ihrem Babel

drinnen gesteckt, sie hätten auch lieber dazu den Postwagen, das Dampfschiff oder die Eisenbahn genommen, nota bene, ehe sie die Postpferde verspeist und die Kohlen in ihren Stubenöfen verbrannt hatten. Und hätte nicht unsre brave Wacht am Rhein auch rund um Paris herum so trefflich Wache gehalten, Herr Gambetta und Consorten wären auch lieber noch als per Luftschiff auf Schusters Rappen aus Paris hinausgeeilt, als es ihnen dort ein wenig zu heiß zu werden anfing.

Der geneigte Leser wird nun, nachdem er das Ganze des Räthsels kennt, leicht verstehen, was von jeder einzelnen Silbe gesagt ist. Ich will dabei nur hoffen, daß er noch nicht aus eigener Erfahrung das schwere Leid kennt, dessen bei der ersten Silbe gedacht ist, nämlich die Athemnoth und den Luftmangel, dagegen die Doktoren noch kein Mittel wissen. Und sollte etwa einer der lieben Leser als ein „befahrener" Mann, der schon auf einem Meerschiffe gefahren ist, sei es mit Dampf oder mit vom Winde geschwellten Segeln, sei es auf einem friedfertigen Handels- oder Passagierschiffe, oder auf einem kanonenbesetzten Kriegsschiffe, sollte er mit mir rechten wollen, weil ich gesagt habe, man spüre in solch einem Wasser-Fuhrwerke nicht den mindesten Stoß, so diene ihm zur Antwort, daß ich als eine „Landratte" (merke: so nennen die Seeleute uns Landbewohner) gar nicht gewagt habe, an eine Fahrt im Sturme zu denken. Denn bei einer solchen gibt es allerdings von den haushohen Wellen, die der Sturm aufwühlt, Stöße wider das Schiff, won welchen dasselbe in allen Fugen kracht, und die wohl auch Manchem, der gerade auf dem Schiffe ist, bis an's Herz stoßen, so daß er dem Spruche Psalm 50, 15 gehorchen lernt. Proficiat!

Bei dem zweiten Räthsel auf Seite 115 habt ihr es gewiß sofort herausgefunden, daß sich dasselbe um das Wort **Brieftaube** dreht, wenn ihr nicht etwa durch die letzten Worte euch wieder habt irre machen und verführen lassen, auf ein anderes Wort zu rathen. Es wollte mir nämlich vorkommen, als sei es mit den beiden einzelnen Worten

„Brief" und „Taube" doch ein wenig gar zu leicht gemacht zum Rathen, und da dacht' ich: halt, verire einmal die lieben Rather ein bischen, indem du mit dem „Ganzen", der „Brieftaube" nämlich tüchtig Versteckens spielst und sie in allerlei Gleichnißbilder einwickelst! War aber der Rather schlau, so hat er sich nicht fangen lassen und auch aus den Bildern die „Brieftaube" wieder ruhig herausgewickelt.

Denn die diente ja als Spion damals als Paris so enge umschlossen war, daß ohne Wissen und Willen der deutschen Soldaten nichts heraus und nichts hinein konnte, und mußte zu den neugebildeten Heeren draußen, die Paris befreien wollten und sollten, Botschaft tragen und von ihnen Botschaft bringen. Letzteres ging nämlich mit den Luftschiffen nicht. Die konnten wohl Botschaft hinaustragen, aber mit dem Zurückbringen war es eine etwas zweifelhafte Sache. Deßhalb nahm man in Paris seine Zuflucht zu abgerichteten Tauben, welche bekanntlich die Eigenschaft haben, daß sie immer, auch aus weitester Ferne, den Weg zu ihrem gewohnten Schlage sicher zurückfinden. Denen band man unter die Flügel recht enge und klein beschriebene Zettelchen mit allerlei Botschaft um den Leib oder wickelte ihnen, um sie noch weniger im Fliegen zu behindern, diese Zettelchen um eine der starken Schwanzfedern, und ließ sie in Paris fliegen. Wenn es dann glückte und die Tauben flogen an den rechten Ort und hatten unterwegs kein Unglück, so wurden sie mit neuer Botschaft beladen und kehrten stracks wieder nach Paris um, es sei denn, daß sie auf der Rückkehr von einem Falken oder Adler weggefangen worden wären, der vielleicht all' die gute und schlechte Botschaft, die sie trugen, mit ihnen verschluckte.

Da nun bekanntlich die Herren Franzosen, und ganz besonders die Pariser, sich in allen ihren Berichten als große Meister im Lügen und Prahlen erwiesen und meistens in allen ihren Botschaften, die sie aussandten und bekamen, kaum ein Körnchen Wahrheit sich fand, so wurden die armen, unschuldigen Brieftauben zu wahren Lügenpropheten gemacht und trugen fort und fort statt des Oelblattes des

Friedens Blätter hin und her, die nur noch mehr zum nutzlosen Widerstande und vergeblichen Blutvergießen reizten.

Weil aber die Brieftauben, wenn die Staats-Depeschen den ganzen Raum des Papierchens, welches man ihnen mitgab, nicht einnahmen, auch Nachrichten von Privatleuten mitnahmen, die etwas Gehöriges bezahlen konnten, so wurden sie auch zu Postillonen, wie sie am Schlusse des Räthsels geschildert sind.

Damit hat denn der geneigte Leser auch dieses Räthsel enträthselt. Denn über die beiden Worte: „Brief" und „Taube" brauche ich gewiß kein Wort mehr zu verlieren. Dabei ist Alles sonnenklar.

Das dritte Räthsel endlich auf Seite 162 ist noch eins vom alten Spinnstuben-Schreiber und hat das Wörtlein „Schlag" zum Gegenstande in seinen vielen verschiedenen Bedeutungen. Denke nur an den Taubenschlag, an die Schläge, in welche die Forstleute den Wald eintheilen, an den Kutschenschlag, zu dem man einsteigt, an den Schlag der Singvögel, an die Schicksalsschläge, die des Herrn Hand austheilt, an die wirklichen Schläge, mit denen sich zwei Feinde einander tractiren, endlich an die Schlaganfälle, die so Manchem die Gesundheit oder gar das Leben kosten, ohne daß die Doktoren noch recht wissen, was es für eine geheimnißvolle Macht ist, die aller ihrer Kunst und Wissenschaft spottet: dann sind dir sogleich die Räthselworte klar.

Ob wohl der alte Spinnstubenschreiber, als er dieses Räthsel gemacht hat, daran dachte, daß es auch ein Schlag sein würde, der seinem Leben so schnell und plötzlich ein Ende machte? Möchten wir es nur Alle recht bedenken, so lange es noch Zeit für uns ist, daß es auch bei uns ebenso gehen kann! Möchten wir deßhalb ohne Unterlaß darauf bedacht sein, Herz und Haus recht zu bestellen und Den immer mehr zu unsres Herzens Trost und zu unserm Theil zu nehmen, der allein unser einziger Trost sein kann im Leben und im Sterben, den lieben Heiland Jesum Christum! Gott helf's!

3. Kindes Wort.

Erzählung von A. Fries.

I.

Auf Regen — Sonnenschein.

„Das ist nun einmal nicht anders: Der Frühling kommt mit Brausen!“ sagte eine Stimme. Und eine andere Stimme antwortete: „Und mit Regen, daß es eine Art hat!“

Wir können vorläufig nur von zwei Stimmen hier berichten, denn von den beiden Wandersleuten, die so redeten, oder vielmehr laut schreien mußten, um sich in dem rasenden Sturm einander verständlich zu machen, war nichts zu sehen. Der Himmel war wie ein schwarzer Sack über ihren Häuptern, kein einziges Sternlein blinkte herab mit tröstlichem Strahl. Die dicken, schweren Regenwolken hingen so tief, daß der Sturm sie nicht zerreißen konnte, und ihr Wasserschooß schien unerschöpflich zu sein.

„Wo mögen wir denn wohl sein, Hans?“ fragte wieder die erste Stimme. „Als die Laterne ausgeblasen ward, waren wir noch mitten im Moorgrunde!“

„Nach meiner Rechnung,“ antwortete der Zweite, „müssen wir noch eine gute Viertelstunde bis zum lustigen Schuster haben; da müssen wir jedenfalls unterkriechen. Wir zwingen's wahrhaftig heut' Abend nicht mehr, das Haus zu erreichen!“

„Ich glaub's selber,“ sagte der Erste, „die Kniee wollen mir einknicken und die Fußsohlen kann ich kaum mehr losreißen aus dem tiefen Koth. — Lieber wär's mir freilich gewesen, heimzukommen, die Ilse wird sich schön ängsten!“ setzte die Stimme für sich hinzu.

Die beiden Wanderer kämpften keuchend weiter gegen Sturm und Regen an. Da rief die eine Stimme: „Sieh' da, ein Licht! Das muß der lustige Schuster sein: wir werden nicht weit mehr haben, Herr Pfarrer; in solcher Finsterniß und Sündfluth sieht man nicht weit!“

Also die eine Stimme konnte sich mit vollem Rechte bei solchem Weg und Wetter die Stimme eines Predigers in

der Wüste nennen! Am Vormittage war diese Stimme auch noch auf der Kanzel der Filialkirche laut gewesen, darauf am Nachmittage über der Taufe etlicher Kinder und an verschiedenen Krankenbetten hin und her in Häusern und Hütten. Darüber war der Abend hereingebrochen, ein Abend zu Anfang April — und der April thut bekanntlich, was er will; so schüttet er auch einem vom Filiale heimkehrenden Pastoren Regen mit Schnee untermischt auf den Hut und frägt gar nichts darnach, daß dieser Hut, als ein ächter, vom vielen Grüßen und schlechter Behandlung abgegriffener Pastorenhut, wohl der Schonung bedurft hätte; bläst auch mit aller Gewalt Sr. Ehrwürden gerade in's Angesicht hinein, zerzaust ihm das spärlich werdende Haar und brüllt es ihm in die Ohren: „Der Wind wehet wo er will!“ und frägt den Kukuk nach Amt und Würden.

Natürlich ist der begleitende „Hans“ ein Pastorenknecht, einer von der alten, guten Sorte, die es ihren Herren rundweg abschlagen, wenn ausgefahren werden soll und es nicht in die Wirthschaft paßt; die nicht erlauben, daß vor Mi'aelistag Aepfel gepflückt werden, und den unartigen Pastorenjungen dreist die wohlverdienten Backpfeifen verabreichen!

Unser Hans war ein solcher, kam aber doch nicht in den Fall, sich in erwähnter Weise zu bewähren, denn erstlich gab's in der Pfarre, welcher er diente, kein Rößlein und keinen Einspänner, sondern nur etliche der sanften Thiere, deren Wolle uns einen warmen Strumpf liefert; ferner gab's auch keine Aepfel zu pflücken im Pastorengarten, sondern außer etlichen Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen nur eine Reihe von alten Zwetschenbäumen, die sich vor dem Winde krumm und schief gezogen hatten und viel grünes Moos an ihren Stämmen zeigten. Und endlich gab's auch keine Pastorenjungen zu ohrfeigen, weil nur ein einziges Menschenwesen, die Magd, als Dritte im Bunde, in der Pfarre lebte! Trotz alledem war aber der Hans doch ein echter und rechter Pastorenknecht, ein Inventarienstück, von dem Vorgänger im Amte auf den jetzigen Träger desselben vererbt, treu wie Gold, lebend und webend in dem, was seines Herrn ist!

Jetzt trägt Hans seines Herrn Amtskleid hinter ihm her, auf dem Rückwege vom Filial, und ist viel bekümmerter darüber, daß dies ehrwürdige Kleidungsstück durchnäßt wird, als daß ihm selber der kalte Regen längs den sechzigjährigen Knochen herabläuft.

Getäuscht hat Hans sich übrigens nicht; der Lichtschein kommt aus den Fenstern des lustigen Schusters!

Nun ist aber zu vermelden, daß der lustige Schuster keineswegs eine Person aus der löblichen und ehrenwerthen Zunft, welche unnütze Buben wohl „Pechhengste" betiteln, sondern vielmehr eine „Kneipe" an der Landstraße war, ganz vereinsamt gelegen. Wollte man den „lustigen Schuster" ein Wirthshaus nennen, so würde man ihm zu viel Ehre anthun; denn weder fand sich drin eine Gaststube außer dem allgemeinen Familienzimmer, noch eine irgend nennenswerthe Auswahl an Getränken und Speisen; erstere bestanden in schlechtem Dünnbier und noch viel schlechterem Kartoffelbranntwein; letztere wurden ohne ein Kochbuch bereitet, denn man ließ sich auf nichts Weiteres ein, als auf ein Käs-Butterbrod! Dennoch erschien besagter „lustiger Schuster" unsern beiden Wanderern als ein wahrer Rettungshafen, in welchen sie denn auch mit vollen Segeln einliefen.

Wenn man drinnen im Zimmer die trüb brennende, dunstige Thranlampe sah, die von der Decke herabhing, so konnte man's kaum begreifen, daß ihr Strahl so weit in die Nacht hinaus leuchten konnte, um Wanderern den Weg zu weisen. Und wenn dieser Strahl nach draußen hin dem Einsamen und Verirrten tröstlich sein mochte, so beleuchtete derselbe hier drinnen eine wenig erquickliche Umgebung und Gesellschaft.

Die Stube, in welche man über einen engen Flur gelangte, war niedrig, mit schmutzigweißen Kalkwänden und einer braunrothen, von Rauch und Dunst geschwärzten Decke. In der Wand befanden sich Verschläge, mit ähnlichem Holzwerk verkleidet, wie die Decke, hinter welchen sich von Schiebern verschlossene Schlafstellen befanden. Die eine dieser Schlafstellen war geöffnet und zeigte ein keineswegs sauberes

Bett. Auf der Ofenbank lag ein ſchnarchender Mann, lang ausgeſtreckt, den einen Arm über's Geſicht geworfen, daß man ſeine Züge nicht erkennen konnte. Am Tiſche ſaß ein Weib, noch in jüngeren Jahren, ein kleines Kind ſäugend; das wirre, ſchwarze Haar fiel ihr unordentlich in die Stirn. Sie ſtrich es mit der freien Hand zurück und blickte mit überraſcht fragendem Blick auf die Thür, als unſere beiden Wanderer eintraten.

Obgleich das Licht der Thranlampe nicht eben ein günſtiges zu nennen iſt, ſo müſſen wir uns doch bei dieſem Lichte unſern Paſtoren und ſeinen Begleiter etwas näher beſehen.

Vom Regen ganz durchnäßt, mit kothbeſpritzten Stiefeln und zerzauſten Haaren, boten die Beiden nicht eben einen vortheilhaften Anblick, und man durfte es der Frau nicht eben verargen, wenn ſie über die geſellſchaftliche Stellung ihrer Gäſte vorläufig ganz im Unklaren blieb.

Der Paſtor war ein kleiner, ſchmächtiger Mann; auf ſchmalen Schultern ſaß ein wohlgebildeter Kopf mit einer breiten, klaren Stirn, und unter derſelben ein paar tiefe, dunkle, ernſte, milde Augen, von ſtarken, ſchwarzen Brauen beſchattet, die eigenthümlich von dem ſchon ganz ergrauten Haupthaar abſtachen. Nimmt man dazu einen feingeſchnittenen Mund, den beim Reden eine ſonderlich wohlwollende Güte und Freundlichkeit umzog, und einen vollen, weichen Klang der Stimme, ſo begreift man es, daß dieſer Mann wohl die äußeren Mittel beſaß, um den oft ſo feſt verwahrten und vermauerten Weg

zu Menschenherzen zu finden. Hans pflegte wohl zu der Ilse daheim, wenn sie beim Sonntag-Nachmittags-Kaffee saßen, zu sagen: „Wenn Der will," und dabei zeigte er nach oben, wo die Studirstube lag, „dann kehrt er den Leuten das Innerste nach Außen, wie ich meine Tasche umkehre, wenn mir ein Schilling abhanden gekommen. Und den will ich noch sehen, dem er nicht das Wasser in die Augen treibt!" — Einem Unbekannten hätte solche Rede sehr mißverständlich sein können, denn das Zeigen nach Oben deutet man ja gewöhnlich auf unsern Herrgott selber; Ilse, die Pfarrmagd, wußte aber natürlich Bescheid und nickte beifällig mit dem Kopfe.

Dieser Lobredner seines Herrn befand sich übrigens an jenem Aprilabend, da er hinter seinem Pastoren hertrabend in den „luftigen Schuster" eintrat, keineswegs in so gehobener Stimmung, wie am gemüthlichen Kaffeetisch, sondern war recht mißmuthig und verdrießlich, haderte vielleicht sogar ein wenig mit dem lieben Gott, daß derselbe ihm und seinem Herrn solch' Wetter zugeschickt, da sie doch auf ihren Berufswegen waren. Im Uebrigen war Hans, für die 60 Jahre, die er auf dem Nacken hatte, sehr wohl erhalten, was Gestalt und Antlitz betraf, hatte ein paar wackere, Arbeit gewohnte Fäuste am Leibe und helle, klug blickende Augen im Kopfe. Das Beste an ihm sah man aber nicht, das war sein Wahlspruch, der ihm in's Herz geschrieben war und darnach er sich gehalten hatte von Jugend auf; der lautete: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird's zuletzt wohlgehen." —

„Guten Abend, liebe Frau!" sagte der eintretende Pastor, „wir suchen ein Obdach bei dem bösen Wetter draußen; wir möchten's hier ein Stündchen abwarten, ob der Regen nicht nachlassen sollte! Ihr kennt mich wohl?"

Die Frau erhob sich bei dieser Anrede nicht einen Zoll breit vom Stuhl, öffnete auch nicht die Lippen zu einem Gegengruß, sondern verneinte nur die letzte Frage mit einem kurzen Kopfschütteln.

„Sie kennt ihn nicht!" murmelte Hans unwillig vor sich hin. Doch war das im Grunde nicht so verwunderlich,

denn theils gehörte das Haus zur Nachbargemeinde, theils bewohnten die jetzigen Einwohner dasselbe erst seit einem halben Jahre, und endlich hatten sie sehr wenig Interesse für Alles, was man „Schwarzrock" nennt.

Der Pastor gab sich darauf zu erkennen und die Frau fand sich denn doch veranlaßt, mit dem Kinde im Arm, aufzustehen, den schnarchenden Mann unsanft zu wecken und ihm zuzurufen: es seien Gäste da, er möge ihnen Platz machen.

Während der Mann sich schlaftrunken erhob und mit verglasten Augen die Fremdlinge anstarrte, fügte die Frau hinzu, daß sie sich auf Nachtquartier nicht einlassen könne, denn das einzige Bett könnten sie nicht hergeben, weil ein krankes Kind darin liege. Dabei machte sie eine mürrische Kopfbewegung nach der offenen Wandbettstelle hin.

Hier lag denn auch wirklich ein krankes Kind von etwa 4—5 Jahren. Nach dem langen blonden Gelock zu urtheilen, das unter einem kleinen rothen Mützchen hervorquoll, mußte es ein Mädchen sein. Die Backen brannten dem armen Dinge in dunkelrother Fieberhitze, die großen, klaren Augen wanderten unruhig von Einem zum Andern, die kleine Brust hob und senkte sich so rasch, daß es an der Bettdecke zu sehen war, und die magern Händchen, die obenauf lagen, zuckten hin und her.

Wenn ein Gärtner von einer seltenen Blume hört, da eilt er sie zu sehen und zu erkennen; wenn der Gelehrte von einer alten Handschrift hört, da läßt es ihm keine Ruhe, bis er drin gelesen; gerade so war's unserm Pastoren, wenn er's hörte: „Ein krankes Kind!" Das waren seine Blumen, die er, gerade weil sie welken wollten, pflegen mußte, ob sie nicht wieder blühen möchten; das war ihm die allerwerthvollste Handschrift, vom Finger Gottes selber geschrieben.

Er trat daher sofort an das Bett, neigte sich über das Kind und fragte mit seiner guten Stimme: „Bist Du krank, mein Kind?" Aber es kam keine Antwort, die großen Augen sahen ihn nur sehr fest und forschend an. „Wo thut's Dir denn weh?" fragte der Pastor weiter. Aber auch jetzt öffneten sich nicht die heißen, trockenen Lippen, sondern als

Antwort schimmerte es nur feucht in den Augen, und langsam flossen zwei Thränen über das glühende Gesichtchen. Der Pastor wandte sich jetzt an die Frau und sagte: „Das Kind ist recht krank; habt Ihr denn schon einen Arzt gehabt? Es könnte schlimm werden!“

„Ei was!“ rief da die Frau mit harter Stimme, „das holt sich nicht so leicht den Arzt! Die lassen's sich mit Geld aufwägen, und wer soll's bezahlen? Will's der Herrgott gesund machen, so mag Er's thun, wo nicht, so ist's auch gut! Was soll der Wurm hier in der Welt? Hat nicht Vater noch Mutter, die sich darum kümmern und grämen!“ Auf weiteres Nachfragen erzählte sie dann, das kranke Mägdlein sei ihrer Schwester Kind, der Vater ein Soldat, von dem man nicht einmal den Namen wisse. Das erste Jahr habe die Schwester ihr ein spärliches Kostgeld gezahlt, das habe aber schon längst aufgehört. Nun, da sie anfange, Nutzen von dem Dinge zu haben, und es ihr eigenes Kind warten solle, werde es krank und sterbe wohl gar. Viel sei doch auch nicht mit der Dirne aufzustellen, sehe man sie nur schief an, so heule sie.

Während dieser Rede hatte die Kleine im Bett den Kopf gegen die Wand gekehrt und man hörte ein leises Schluchzen aus dem Kissen.

Der Pastor hörte unwillig die harte Rede der Frau, und als er nun leise, aber sehr deutlich das Wort vor sich hin sagte: „Wehe dem, der dieser Kleinen eines ärgert, denn ihre Engel sehen das Angesicht meines Vaters im Himmel!“ da konnte es ungewiß sein, ob er's sich selber oder der Frau vorhalte. Doch machte letztere ein sehr erstauntes Gesicht nach dem alten Sprichwort: wie die Kuh vor dem goldenen Thor. Der Pastor aber dachte bei sich: Wer weiß denn, ob das goldene Thor sich nicht auch noch vor dieser auftut?! —

Er forderte darauf ein Glas reines Wasser und etliche Stücke Zucker. Der Mann, der sich inzwischen besonnen, brachte es. Darein wurden aus einem hervorgeholten Fläschchen etliche Tropfen geträufelt und leise umgeschüttelt. Dann

trat der Pastor wieder an's Bett, legte seinen rechten Arm um das kleine Mädchen, richtete sie sanft empor und hielt mit der Linken das Glas an ihre Lippen. Das Kind ließ Alles geschehen, that einen Schluck und ward wieder zurückgebettet. Nach einer Viertelstunde wiederholte sich dasselbe und so fort. Als das Kind zum dritten Male getrunken hatte und zurechtgelegt war, faltete es langsam seine Händchen, das Zucken hatte nachgelassen. Der Pastor fragte wieder, wie es denn jetzt sei, und da die Frau gerade aus der Thüre ging, flüsterte es jetzt ganz leise und nur dem Frager verständlich: „Sie ist nicht gut, gar nicht gut."

Hans trat eben wieder herein, nachdem er einmal draußen in's Wetter geschaut, und vermeldete, daß der Mond aufgegangen sei und der Regen so ziemlich nachgelassen habe. Der Sturm sei freilich noch da, aber er rathe doch zum Gehen. Dabei warf er einen sehr mißbilligenden Blick um sich her, als wolle er sagen: „Lieber in unsers Herrgotts Hand fallen mit Sturm und Unwetter, als in des lustigen Schusters Hand mit Schmutz und Unsauberkeit."

Der Pastor schien sich schwer von dem kranken Kinde zu trennen. Er legte noch einmal seine Hand ihm an die Stirn und überzeugte sich, daß die Hitze nachgelassen. Darauf redete er ganz leise von Schlaf und Sternen und Engeln und ausgebreitetem Flügel, — man verstand im Zimmer nur so einzelne Worte, aber das Kind lauschte darauf, verstand die Worte auch wohl, man sah's den Augen an, und die kleinen Hände hatten sich suchend ausgestreckt nach der großen Hand, die ihm gutgethan, und die heißen Finger legten sich so fest um die kalten, als wollten sie sich daran festklammern. Dann ließen sie plötzlich nach, die Wimper senkte sich, es schläferte dem Kinde. Das linde Wort hatte ihm das kranke Herz gestillt.

Sachte trat der Pastor zurück. Die Wirthsleute mochten doch wohl einen Eindruck empfangen haben davon, daß ein guter Geist unter ihr Dach getreten; denn sie folgten den Beiden bis unter die Thür. Hier wandte sich der Pastor zu ihnen, gab Mann und Frau die Hand und sagte

ruhig und fest noch einmal: „Wehe dem, der dieser Kleinen eines ärgert! Ihre Engel sehen das Angesicht meines Vaters im Himmel!“ versprach dann bald wieder zu kommen, um nach dem Kinde zu sehen, und schritt mit seinem treuen Hans in die Nacht hinaus. Im „lustigen Schuster“ schnarchte der Mann bald wieder auf der Ofenbank, die Frau, ihr eigenes Kind im Arme haltend, konnte lange nicht einschlafen und hatte hernach wunderliche Träume.....

Eine Stunde später saß der Pfarrer, müde von dem anstrengenden Gange, in dem alten, lederüberzogenen Armstuhl an seinem Schreibtische, auf welchem die Studirlampe brannte. Die alte Ilse hatte ihren Herrn und seinen Begleiter mit Unruhe erwartet und freudig begrüßt. Alles war zu ihrer Erquickung bereit. Zuerst pflegte sie den Herrn oben im Stübchen, wo der Ofen wohlthuend seine Wärme verbreitete und der blanke Theekessel dampfend sein Liedchen sang, hernach den Knecht unten in der Küche, wo sie die Abendsuppe warmgehalten am Kohlenfeuer.

Jetzt finden wir den Pfarrer einsam und in tiefes Sinnen verloren dasitzend. Er hat ein Bild herabgenommen von der Wand, das Licht fällt hell darauf, da er's in den Händen hält und seine Augen so fest daran hängen. Man hatte dazumal noch nicht die jetzt so gewöhnlichen Lichtbilder, es ist ein Porträt in Aquarellfarben ausgeführt. Eine noch jugendliche Frau läßt ein etwa vierjähriges Mädchen aus einem in ihrem Schooße aufgeschlagenen Buche lesen. Des Kindes Finger liegt aufzeigend auf dem Blatte und das große, klare Kindesauge ist voll und fragend auf das vorgebeugte Antlitz der Mutter gerichtet, um deren feine Lippen ein glückliches Lächeln schwebt. Dies Bild ist Alles, was dem einsamen Manne von seinem reichen Glücke geblieben! Der Tod hat sie Beide ihm genommen, diese Mutter und ihr Töchterlein!

Draußen braust noch immer der Sturm um das Haus und die in Blei gefaßten Scheiben klirren, aber er hört es nicht. Seine stillen Gedanken tragen ihn durch die Jahre der Vergangenheit. Es tritt ihm vor die Seele, wie er

Zu Seite 29.

einst lange, schwere Nächte durchkämpft und durchbetet hat, bis endlich der Kampf zu Ende war und er an dem Sarge des geliebten Weibes stand, das Töchterlein an der Hand, und sie weinten Beide bitterlich, bis das Kind seine Hände faltete und anfing, laut das Abendgebet zu sprechen, das die Mutter es gelehrt:

Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist!
Dein göttlich' Wort, das helle Licht,
Laß' ja bei uns auslöschen nicht!
Laß' uns in Fried', in guter Ruh',
Dies zeitlich Leben bringen zu,
Und einst hernach in Ewigkeit
Dort schauen Deine Herrlichkeit!
Amen, Amen! Du treuer Gott,
Verlaß' uns nicht in Angst und Noth!
Sowie wir nun, im Namen Dein,
Von Herzen sprechen Amen! sein.

So hatte das Kind laut an der Mutter Sarg gebetet und der Vater hatte es auf den Arm genommen und an sein tief betrübtes Herz gedrückt. Dann waren sie Beide in die anstoßende Studirstube gegangen und auf den Knieen des Vaters, das Köpfchen an seine Brust gelehnt, war das Kind entschlummert. So hatten sie die ganze lange Nacht zusammen in diesem selbigen alten Armstuhl zugebracht, und das traurige Mannesherz war zuletzt ein dankbares Vaterherz geworden, und je rosiger des Kindes Wangen sich im Schlafe färbten, desto klarer und gewisser war's dem Vater geworden, wie viel ihm der Herr noch gelassen.

Dann aber kam wieder eine Zeit, wo diese rothen Kindeswangen bleich wurden, todesbleich. Der Pfarrer stand wieder an einem Sarge und war nun ganz, ganz alleine. Er hatte viel und lange gebetet und gerungen um des Kindes Leben, aber des Herrn Gedanken waren andere Gedanken, und mit jenem Abendgebet, leise flüsternd, war des Kindleins Seele sanft und selig heimgegangen zu seinem vorangegangenen Mutterherzen. Da kam wieder eine Nacht! Einsam saß der traurige Mann da! Es ruhte kein theures

Haupt mehr an ſeiner Bruſt und ſeine Arme umfingen kein ſüßes, warmes Leben! Es war Alles dahin, ganz leer und kahl und öde das Leben! Doch brach ſich endlich ein Stern durch die Wolken: es war der Gebetsklang der entſchlafenen Kindesſeele:

Dein göttlich' Wort, das helle Licht,
Laß' ja bei uns auslöſchen nicht!

Und der Klang ward zum brünſtigen Flehen in der Mannesbruſt; und das brünſtige Flehen fand Erhörung, wundervolle, troſtreiche Erhörung. Und als am nächſten Sonntage die Kirche aus war und die Leute ihren Häuſern zugingen, da redeten ſie unter einander und ſprachen: „Wie iſt doch ſein Wort ſo linde geworden!"

Hernachmals aber haben ſie's vielfach und immer wieder erfahren, welch' ein Segen dies linde Wort für ſie war: den Sündern und Irrenden, ſie zurecht zu bringen, den Betrübten, ſie zu tröſten, den Sterbenden, ſie überwinden zu lehren!

Das Alles ging dem einſamen Pfarrer durch das ſinnende Herz an jenem Aprilabend. Schon ſo manches Jahr iſt ſeitdem verfloſſen. Draußen auf dem Gottesacker überziehen des Epheus Ranken ſchon ſo dicht das Doppelgrab, worin er Mutter und Kind begraben; ja, ſie wollen ſchon hinaufklettern an dem weißen Kreuz, worauf er das Wort hat ſchreiben laſſen:

„Die Liebe höret nimmer auf."

Und über dem Kreuz läßt die Hängeweide ſchon tief ihr zartes Gezweige herabhängen, wie einen durchſichtigen grünen Schleier.

Und wie der Epheu draußen das Grab, ſo haben viele Ranken des gläubigen Gebets die tiefe Wunde im Herzen des Pfarrers überzogen; und von Oben her ſegnend und heilend hat er's erfahren dürfen, wie „der himmliſche Gottesgeiſt dem armen Menſchengeiſte manch' ſüßes Troſtwort zuſpricht". Dazu hat das theure Amt ſo viel Aufrichtung

und Stärkung; denn was kann dem kranken Herzen heilsamer sein, als Andern bringen zu dürfen, was man zuvor selber empfangen hat von Ihm, dem Herrn! So ist ihm die Seele stille geworden in Gott, der ihm geholfen.

Als er nun aber, in Gedanken verloren, das Bild anschaut eine lange Weile, da taucht ihm ein anderes Kindergesicht auf: ist das nicht derselbe eigenthümliche Ausdruck der sinnigen Stirn, dasselbe Suchen und Fragen der Augen, derselbe holdselige Kindesmund? Hat er's nicht gerade so gefunden bei dem kranken Kinde in jener traurigen Umgebung?

Ueber dem Schreibtische steht auf einer Console der segnende Christus. Wie aus dem Schatten breitet die weiße Gestalt die Arme, und das geneigte Haupt scheint sich tiefer zu neigen. Der Pfarrer hebt seine Augen von dem Bilde in seiner Hand zu dem Christusbilde über seinem Haupte. Ein Ausdruck der Freude legt sich über sein bleiches Antlitz und in den tiefliegenden Augen schimmert es helle, denn wie aus dem Dunkel plötzlich strahlend aufgetaucht steht ihm das Wort vor der Seele: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Schon oftmals und viel hat der einsame Mann es bei sich erwogen, ob er nicht wohl daran thue, ein junges, frisches Wesen wieder hineinzupflanzen in den Garten seines Lebens; er fühlt es an der inwendigen Wärme, daß er wohl noch Sonnenschein spenden könne. Ach, und wie manches verkümmerte, verlassene Kind ist ihm schon begegnet auf seinen Gängen! Doch lag es ihm, wie überall, so hier ganz sonderlich daran, nicht eigene, sondern nur seines Gottes Gedanken zu haben.

In dieser Stunde ist es ihm klar gemacht: Hier sind Gottes Gedanken! Die Aehnlichkeit dieses Kindes mit seinem eigenen, die innere Gewißheit und Freudigkeit, die sich nicht beschreiben lassen, machen ihn so sicher, daß er's laut vor sich hinsprechen muß: „Hier sind Gottes Gedanken! Sein Wille geschehe!"

Der Pfarrer zweifelt nicht daran, daß jene unfreundlichen und lieblosen Pfleger des Kindes ihm dasselbe mit

Freuden überlassen werden. Darob wird ihm denn nun das Herz ganz leicht und froh, allerlei schöne, lichte Aussichten in eine freudenreiche Zukunft umschweben ihn, und als er sich nun hinlegt zum Schlaf, da wandelt er träumend durch lauter Sonnenschein und Frühlingslicht, und lachende Kinder-Augen sehen ihn fröhlich an.

Am andern Morgen, als die Ilse ihrem Herrn den Kaffee hereingebracht, da hat sie's ihm gleich angemerkt, daß seiner Seele Gutes möge widerfahren sein. Er hat zwar nicht viel geredet, aber die wenigen Worte hatten doch einen besonders hellen Klang, und die Augen, deren Blick und Ausdruck der treuen Magd so gar wohl bekannt war, da sie sich stets bemühte, alles Wollen und Wünschen ihnen abzulesen, diese Augen schauten gar helle drein!

Als Ilse wieder unten in ihrer Küche angelangt und sich am Heerde zu schaffen machte, da fragte sie halblaut vor sich hin: „Ob das wohl Alles der schöne Sonnenschein macht?" Denn auf die stürmische und regnichte Nacht war ein schöner, strahlender Morgen gefolgt. Die Staare schwatzten und flöteten in den Büschen am Wege und hatten's sehr lustig und die Lerchen stiegen schmetternd in die blaue Luft. Aber der Sonnenschein draußen thut's nicht allein; es sollte ein Sonnenstrahl alsbald auch hineinfallen in dies stille, einsame Haus, das so lange im Todesschatten dagelegen.

Am Nachmittage schon wanderte der Pfarrer wieder dem lustigen Schuster zu. Er fand das Kind schon außer dem Bette, es hockte neben der Wiege des Kleinen, freilich noch recht matt und bleich, bemühte sich aber doch durch allerlei Spielen das kleine Wesen bei guter Laune zu erhalten. Sonst war Niemand im Zimmer, als der Pfarrer eintrat. Sobald das Mädchen seiner ansichtig ward, fuhr es auf und eine dunkle Röthe überzog das feine Gesicht, doch blieb es wie angewurzelt stehen, nur die eine Hand hob sich, unwillkührlich grüßend, dem Eintretenden entgegen.

„Kennst Du mich denn wohl noch?" fragte der Pfarrer, von ferne stehen bleibend.

Da flog ein sonniges Lächeln über das Kindes-Antlitz, und langsam, wie mit scheuem Tritte, kam das Mädchen heran, näher und näher! Jetzt schlug sie das Auge voll und groß auf und nickte herzhaft mit dem Kopfe, und all' das blonde Gelock nickte mit.

Nun setzte sich der Pfarrer und nahm des Kindes Haupt zwischen seine beiden Hände, schaute ihm lange in die Augen und drückte dann einen warmen Kuß auf seine Stirn. Da machte das Kind sich los, trat ganz dicht heran, umschlang ihm den Arm und legte das Köpfchen traulich an seine Brust! — Das war ein schöner, warmer Sonnenstrahl, der erste, dem viele, viele folgen sollten, der jetzt dem Manne in's Herz fiel.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, welche in die Küche führte und die Frau erschien auf der Schwelle. Staunend betrachtete sie die Gruppe, dann hob sie an zu schelten: „Aber Lenchen, wer wird denn so unbescheiden mit fremden Leuten sein! — Warum hast Du mich nicht gerufen, wie ich Dich geheißen, wenn Jemand käme?"

Der Pfarrer beschwichtigte die Frau und bat sie, ihm einen Augenblick in der anstoßenden Kammer Gehör zu schenken. Sie willfahrte ihm.

Die Sache war leicht beredet. Der Vater des Kindes sei verschollen, berichtete die Frau, und von der Mutter, ihrer Schwester, habe sie gerade heute erfahren, daß sie mit dem letzten Auswandererzuge nach Amerika gegangen sei. Sie habe daher schon im Sinne gehabt, das Mädchen in's Gemeindehaus zu bringen; denn darnach seien ihre Umstände nicht, anderer Leute Kinder durch die Welt zu bringen. Zwar komme sie etwas in Verlegenheit mit ihrem eignen Kinde, doch sei der Sommer ja vor der Thür, da müsse es für sich allein im warmen Sande spielen. Der Herr Pfarrer möge das Lenchen nur holen lassen, wann es ihm beliebe. Einen Taufschein habe sie von dem Kinde, aber Kleider besitze es nicht mehr, als es am Leibe trage!

Der Pfarrer nickte still zu des Weibes Rede, und Beide traten wieder aus der Kammer in die Stube. Lenchen war

nicht mehr darin. Die Frau rief in die Küche hinaus, es erfolgte keine Antwort.

Draußen, in die Mauerecke geschmiegt, stand das Lenchen. Die Schürze hatte sie ganz voll Frühlingsblumen gepflückt, gelbe Butterblumen und Tausendschön, Veilchen und Osterblumen, dazwischen saftiges grünes Blätterwerk, wie es sich so dicht und kraus aus der Frühlings-Erde hervordrängt! Und als nun der Pfarrer hervortrat, da breitete sie die Schürze weit auseinander und hielt ihm lachend all' die Herrlichkeit entgegen! — Er stand still vor dem holdseligen Frühlingsbilde, und das Herz erbebte ihm in Freud' und Hoffnung! Aus diesen köstlich blauen Kinderaugen glänzte ihm die Zukunft viel versprechend entgegen.

„Und das Alles wolltest Du mir schenken?" — fragte er.

Das Kind nickte fröhlich.

„Aber wie wär's, fuhr er fort, wenn Du es mir Alles selbst brächtest!? Morgen kommt ein Wägelchen, das soll Dich zu mir bringen! Möchtest Du wohl?"

Das Kind sah fragend und zweifelnd bald zu dem Pfarrer, bald zu seiner bisherigen Pflegerin auf, die in der offnen Hausthür stehen geblieben war. Dann faßte es die Schürze mit den Blumen in der einen Hand, schob die andere in des Pfarrers Hand, und sagte leise, zu ihm aufblickend, als ob Niemand sonst es hören solle: „Ich gehe gleich mit Dir!"

„Na," meinte die Frau, die das leise Wort doch gehört, „bis morgen wirst Du's schon noch aushalten hier, gestern noch krank im Bette, und heute schon den weiten Weg zu Fuß, das würde doch wohl nicht gehen!"

Aber das Kind schmiegte die kleinen Finger immer fester in des Pfarrers Hand, und blickte so bittend durch Thränen zu ihm auf, daß er's nicht anders übers Herz bringen konnte. Er dachte: „Wenn's nicht gehen kann, so trage ich's!"

„Meinetwegen kann die Kleine immerhin gleich mitkommen", sagte er darauf zur Frau gewendet, „ich werde sie schon heimbringen. — Sag' denn hübsch Deinen Dank und Abschied, Lenchen, — dann wollen mir gehen!"

Das Kind gab der Frau gesenkten Blickes rasch die Hand, sagte aber kein Wort, dann wandte es sich schnell dem Pfarrer zu.

Erst gingen die Beiden langsam miteinander am grünen Rain hin. Es dauerte aber nicht lange, da wurden des Kindes Schritte zögernd, und von Zeit zu Zeit seufzte es.

Da hob der Pfarrer es auf seinen Arm, und als es nun die kleinen Aermchen um seinen Nacken legte, da dünkte ihn die Last gar nicht schwer. Er trug sich ja den Sonnenschein in's Haus!

II.

O Sonnenſchein — o Sonnenſchein!
Wie ſcheinſt du mir in's Herz hinein!

Da ſaß die alte Ilſe in ihrer Kammer, die Arme hatte ſie auf den Tiſch gelegt und auf die Arme ihren grauen Kopf mit der ſchneeweißen Haube. Aber in ihrem Herzen ſah es nicht ſo ſchneeweiß aus, ſondern ganz ſchwarz und finſter vor lauter Unmuth und Groll. Und aus der Finſterniß redete eine Stimme: „Das hätte er mir nicht anthun müſſen! Mehr als 20 Jahre habe ich ihm treu gedient, nun hätte er mir wohl ein ruhiges Alter gönnen können! — Was ſoll das Kind? — hat er nicht Alles was er ſich nur wünſchen kann? — laß ich's ihm an irgend was fehlen? — errathe ich nicht ſeine Gedanken von ferne? — kenne ich nicht alle ſeine Gewohnheiten ſeit Jahren? — was will er mit dem Kinde? — das ſoll mich wohl verdrängen mit der Zeit, wenn ich zu alt werde? — und die Laſt fällt auf mich! bedarf es nicht noch der Wartung und Pflege und Aufſicht? — Er geht alle Nachmittage davon, bis in den Abend hinein; — da hab' ich die Unruh und Sorge. Ach! mein ſchönes ſtilles Haus! meine Ruh' hier im Kämmerlein! was ſoll daraus werden?! — Und wo iſt das Kind her? — von der Landſtraße, hinter'm Zaune aufgeleſen! aus dem „luſtigen Schuſter" dem verrufenen Schmutzloch!" Hier ſchauderte Ilſe's reinliches Herz. — „Was klebt ſolchem Kinde nicht Alles an! da muß es wohl gleich an's Waſchen und Kämmen gehen! — Und wenn's das Alles wär'! aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Art läßt nicht von Art, und Speck nicht von der Schwart'! — Du lieber Gott! mein armer Herr! was wird er ſich da für 'ne Ruthe gebunden haben! wie kann doch ein ſo kluger guter Herr ſo thöricht handeln!"

Hier kamen verſchiedene dicke Seufzer, ſo recht aus der Tiefe herausgequollen. Dann redete die inwendige Stimme weiter: „Aber ich will's ihm ſagen! Alles, Alles will ich ihm frei herausſagen! ich muß ihn warnen, und wenn er

dann nicht hören will, dann muß er fühlen, ich schnüre dann auf Martinus-Tag mein Bündel, so sauer es mir werden wird."

Ilse hob den grauen Kopf ein wenig empor, und blickte sich mit ihren alten, ganz trüb gewordenen Augen um; langsam gingen ihre Blicke von einem Stück zum andern in der altgewohnten Umgebung. Da hing die alte Wanduhr mit dem Kukuk dran und dem halben Mond, der durch schön gemalte Wolken schien; wie manche gute und böse Stunde hatte die Uhr ihr schon geschlagen, und nun sollte sie ihren Schlag bald gar nicht mehr hören. Da schauten die saubern Bett-Bezüge aus dem halb offnen Verschlag, wie manchen Abend hatte sie ihre müden Glieder in das gute Bett sanft hingestreckt, und Gott gedankt für die Erquickung die über sie kam! Da auf dem Stuhl lag schlafend und schnurrend die große, graue Mietz, das kluge, wackere Thier, die das Haus so frei hielt von den schädlichen Mäusen. Da stand das Spinnrad, — ach, wie viel Fäden grob und fein hatte ihre Hand aus seinem Rocken gezogen, Wolle von den eignen Schaafen, und selbst gebauten Flachs vom eignen Acker! — Ilses Gedanken wurden gar zu trüb und schwer, der Kopf sank wieder herab und eben wollte sie wieder anfangen zu weinen, da kamen schwere Schritte heran, die Kammerthür öffnete sich, Hans steckte seinen Kopf hinein und konnte Anfangs vor Staunen nicht reden, endlich brachte er's hervor:

„Was giebt's denn eigentlich? — Sieben Uhr vorbei und noch liegt das Leinen in der Wiese! Es will schon dämmern! Die Schaafe habe ich eben in den Stall gelassen, die standen am Hofthor mit den Lämmern und Niemand ließ sie ein! Die Hühner sitzen schon lange auf dem Reck und die Klappe stand noch offen! — Ist Jemand krank im Hause?" —

Ilse war schon lange in die Höh' gefahren. Das Leinen! ihr Schatz, in langen Winterabenden mühsam zusammengesponnen! Wie weit war's mit ihr gekommen, daß sie das Leinen hatte vergessen können. — Aber wer war Schuld daran?!

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. „Ja,“ ſprach ſie, „kein Wunder, daß man confuſe wird! wenn ganz andere Leute dummes Zeug machen, da kann's mir alten Perſon wohl auch paſſiren!“

Damit wollte ſie an Hans vorüber in die Küche eilen. Aber ſie fühlte ſich am Arm feſtgehalten und ein Paar ſehr ernſt blickende Augen ſchauten ſie feſt an. — Der alte Knecht hatte ſeines Herrn Sinn viel beſſer erkannt als Ilſe, und ſein Herz wallte ihm auf in heiliger Entrüſtung. Es ging ihm etwas durch die Seele wie jenes: „Wer biſt Du Geſchöpf, daß Du den meiſtern willſt, der Dich gemacht hat zu dem was Du biſt?“ — Aber er ſagte zunächſt nur ganz ruhig: „Warte ſie doch ein wenig, Ilſe, darüber müſſen wir doch ein Wort reden! — Was hat ſie denn eigentlich? — iſt ihr was über'n Weg gelaufen? — ich kann's wir ja denken, daß das Kind ihr nicht recht iſt.“

„Nun ja!“ meinte Ilſe dagegen, wenn er's ſchon wiſſe, dann brauche ſie's ihm ja nicht erſt zu ſagen. Ihre Tage ſeien gezählt hier im Hauſe, ſie werde wohl irgend wo einen Platz finden, ihr altes Haupt niederzulegen!

„So?“ fragte Hans gedehnt; — „alſo dahin ſind wir ſchon gekommen! — einen Platz finden! — ei ja, die Welt iſt weit und Platz genug; — aber wenn der Baum alt iſt, verpflanzt man ihn nicht mehr und 'n roſtiger Nagel bricht ab, wenn man ihn aus der Wand reißt! — da hätt' ich ihr doch mehr Verſtand zugetraut. Und was meint ſie denn eigentlich? Lange genug iſt es hier im Hauſe ſtill geweſen wie im Grabe und leer und öde dazu; es kann wohl gut thun, wenn wieder Leben und Licht drüber aufgeht. Das kann uns allen Dreien gut thun, wenn wir uns Beide mal drauf anſehen, ſind wir nicht wie verſauert und vertrocknet!?“

Die Ilſe wollte gerade antworten, da rief eine Stimme von oben herab. Es war die Stunde, wo der Pfarrer mit ſeinen Hausleuten eine kurze Abendandacht zu halten pflegte.

Der Alten ging heute Abend die Stimme durch Mark und Bein, und doch war's die tauſendmal gehörte Stimme,

mit dem guten Klang darin, die Jedem das Herz abgewann. Schnell glättete Ilse ihre Mienen, strich sich über Haar und Schürze und ging die Treppe hinauf mit ihrem alten Gefährten, dem ein schalkhaftes Lächeln um die Lippen spielte, als Ilse im Hinaufgehen sagte, sie werde Alles dem Herrn sagen nach der Abend-Andacht.

Der Pfarrer hatte nämlich mit Hans schon eine kurze Unterhaltung im Laufe des Tages gepflogen. Es war ihm nicht verborgen geblieben, wie wenig die Umwandlung im Hause der Ilse zusage, und er hatte Hans gefragt, wie es damit stände und was sich dabei thun ließe. Hans war dabei ganz kaltblütig geblieben und hatte nur gemeint, man müsse einen alten Gaul anders behandeln als einen dreijährigen; erst sei er wohl steif, aber wenn er warm geworden, laufe er auch. Daran dachte Hans, als er mit der Alten die Treppe hinanstieg zur Studirstube.

Sie traten ein. Auf dem Tische brannte schon die Lampe, die dunklen Vorhänge waren herabgelassen. Das Bibelbuch lag aufgeschlagen, und daneben saß, vom Lampenlicht hell bestrahlt, Lenchen, mit Fragen und Worten im Antlitz, als dächte sie: „Was soll denn nun werden?“ — Das Kind sah überhaupt ganz verändert aus. Es war ein Behagen, eine Erquickung über sie gekommen; sie war der Furcht vor Strafe, dem Schelten und Hadern entrückt; sie fühlte sich von einer ganz andern Luft angeweht, sie athmete tief auf, denn es umgab sie hier nichts als lauter Gutes. Sie hatte den ersten Tag in der neuen Heimath damit zugebracht, ihre Umgebung kennen zu lernen, draußen und drinnen. Mit Hans hatte sie bei den Schaafen Freundschaft geschlossen. Den Garten mit seinen geraden Rabatten, worauf hin und her einige Primeln und Perl-Hyazinthen blühten, fand sie wunderschön. Ilse's abweisende Kälte hatte sie gleich herausgefühlt und sich fern von ihr gehalten.

Am Morgen hatte sie ein blaues Kattun-Kleidchen vor ihrem Bette gefunden und es fröhlich angezogen. Zu all' dem Neuen gehörte ja auch ein neues Kleid, das überraschte

sie nicht. Dann hatte sie sofort ihren Weg zum Pfarrer gefunden, der sie freudig begrüßte und sich verwunderte, daß das Kind schon selber ganz allein mit dem Ankleiden fertig geworden. Lenchen hatte es früh gelernt sich selber zu helfen.

Da hatte der Pfarrer das Bild herabgenommen, und es dem Kinde gezeigt und ihm dabei erzählt, das Lenchen auf dem Bilde sei ihm so gar lieb gewesen, aber von ihm genommen in den Himmel hinein; ob sie nun wieder sein liebes Lenchen werden wolle? — Die Antwort auf diese Frage war ein festeres Anschmiegen gewesen und zwei helle Thränen, die langsam aus den aufgeschlagenen Augen herabflossen.

Viel sprechen that Lenchen überhaupt nicht. Die rauhe, harte Luft, worin sie bisher gelebt, hatte es verhindert, daß diese Blüthe sich entfaltet, ihr Leben lag noch fest in der Knospe verschlossen.

Der Pfarrer sammelte seine Hausgenossen an diesem Abend um das Wort aus der Epistel des zweiten Sonntags nach Ostern, der den schönen Namen trägt: „Misericordias Domini", zu deutsch: „Herzliche Barmherzigkeit des Herrn". Und als es da nun hieß von dem, der gelitten für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen Seinen Fußtapfen: „Welcher nicht wieder schalt, da Er gescholten ward, nicht drohete da Er litt, Er stellte es aber dem heim, der da recht richtet," als diesem Worte sich ein kurzes, inniges Gebet anschloß, in herzlicher Fürbitte auch für die Hörer, das sich endete in dem köstlichen Liedes-Verse:

„Deiner Sanftmuth Schild,
Deiner Demuth Bild
Mir anlege, in mich präge,
Daß kein Zorn noch Stolz sich rege
Vor Dir sonst nicht's gilt
Als Dein eignes Bild!"

— da ging allerlei vor in den Herzen dieser Hörer! — Die alte Ilse hatte ihren grauen Kopf sinken lassen, immer tiefer, eine heiße Röthe war ihr in's Gesicht gestiegen, sie

schämte sich. Das Wort voll himmlischer Lindigkeit hatte sie ganz überwältigt, und ihre Seele lag im Staube. Es war, als wenn im Frühling die Strahlen der Sonne immer heißer werden, daß kein Eis und Schnee mehr Widerstand leisten kann, es muß zerschmelzen.

Und Lenchen, das Kind, die zum ersten Male in ihrem Leben unter den Sonnenschein des lieben Gotteswort gestellt ward? — Ihre Augen glänzten von einem inwendigen Licht — ihre Hände, die gefaltet gewesen, waren auseinander gesunken, die frischen, rothen Lippen waren halb geöffnet, als wollte sie singen, denn es war der Kinderseele, als höre sie eine ferne, freilich noch unverstandene, aber doch wunderschöne Musik, und als müßte sie einstimmen, so gut sie könne.

Der Pfarrer hatte das „Amen" gesprochen. Da stand Ilse auf und mit einer Stimme so gut und sanft, wie man's noch nie von ihr gehört, sagte sie zu dem Kinde: „Nun kommst Du mit mir, Dein Abendhüppchen ist gleich fertig, dann bring ich Dich zu Bette und wir beten zusammen zur guten Nacht!" Das Kind erhob sich, blickte wie träumend auf zu dem Pfarrer, der ihm die Hand auf's Haupt gelegt und folgte willenlos der Alten.

Hans that, als wenn er von Allem, was um ihn her vorging, gar nichts bemerkt hätte. Doch konnte er sich nicht enthalten, da er beim Hinausgehen der Letzte war, seinem Herrn zuzunicken mit einem Blick des Verständnisses.

Von nun an war die Freundschaft zwischen der Alten und dem Kinde fest geschlossen und hat sich nie wieder gelöst.

Mit einem Kinde ist's wie mit einer jungen Pflanze, sie schlagen bald Wurzel, und wenn sie aus schlechterem in gutes Erdreich verpflanzt sind, da gedeihen sie und breiten sich aus mit neuen grünen Blättern und die Knospen zeigen sich bald.

Lenchen war nach wenig Tagen im Pfarrhause eingelebt, als hätte sie nie eine andere Heimath gehabt. Das schmale, blasse Gesichtchen rundete und röthete sich, und die trüb blickenden Augen glänzten helle. Lustig, wie die Vögel draußen in den Zweigen, sang sie ihre Liedlein durch das

ſonſt ſo ſtille Haus, die klaren Töne ſtahlen ſich, wie die Sonnenſtrahlen durch die Vorhänge, in das einſame Stübchen des Pfarrers und wenn er drauf lauſchte, that's ihm innerlich wohl im Herzen, und ein heller Schein breitete ſich über ſein ſtilles Geſicht.

Doch zeigte ſich auch alsbald, daß dies Bäumchen nicht bloß der Pflege, ſondern auch der Zucht bedürfe.

In den erſten Morgenſtunden war Lenchen mit in der Studirſtube des Pfarrers, da beſah ſie die vielen ſchönen Bilder einer ſehr großen, alten Bibel; da lernte ſie, zuerſt durch Vorſagen, ſpäter ſelber leſend, viele gute Sprüche und Verſe; da zogen die ewig jungen und ſchönen Geſchichten des Himmelreichs auf Erden von den erzählenden Lippen in ihre lauſchende Seele; da war ſie unerſchöpflich im Fragen aus der Einfalt ihres kindlichen Herzens, und der Pfarrer war ebenſo unermüdlich im Antworten, ja es erquickte ihm die Seele wie lauter Sonnenſchein aus der Höhe, wenn er's immer wieder erfahren durfte, daß der Herr ſein Lob zubereitet aus dem Munde der Unmündigen und Kinder, die tiefen Geheimniſſe Seines Reiches den Weiſen und Klugen verborgen, aber den Unmündigen geoffenbaret hat!

Hatte ſich aber die Thür der Studirſtube hinter Lenchen geſchloſſen, dann flog ſie davon, hinaus in den Garten; aber der Garten war ihr bald zu enge, fort ging's durch die Wieſen und Felder. Luſtig flatterte das wilde lockige Haar im Winde, den Feſſeln und Banden ſich entreißend; rechts und links blieb das Kleidchen an einem tückiſchen Dornbuſch hängen; ja es konnte vorkommen, daß auch ein Schuh im Moorgrunde ſtecken blieb. Pferde waren ihre Luſt, und da bald Freundſchaft geſchloſſen war mit den Dorfbewohnern, ſo hob man das jauchzende Kind bald auf Wagen und Roß.

Darüber ſchüttelte Ilſe ſehr bedenklich den Kopf und nahm ſich oft vor ernſtlich böſe zu werden. Wenn dann aber das herzige Kind ihr mit Thränen und doch lachend das zerriſſene Kleid und den ſchmutzbedeckten Schuh zeigte, auch ganz gewiß Beſſerung verſprach, da ward ihr das Herz

doch immer wieder weich, sie schalt wohl noch ein Weniges, aber daß es nicht ernst gemeint, war leicht zu hören. —

Nachmittags mußte Lenchen bei Ilsen in der Kammer sitzen; da galt's die ersten Maschen stricken und die ersten Stiche nähen zu lernen. Das war eine harte Geduldsprobe. Die erste halbe Stunde ging's wohl noch, aber dann war's, als säße sie auf Nadeln. Und sobald die Alte den Rücken kehrte, um draußen etwas zu besorgen — husch, war Lenchen fort, zum Fenster hinaus. Das Vogelnest im Stachelbeerstrauch war ihr eingefallen, sie mußte ganz schnell die Eier einmal überzählen, ob doch keins fehle, sie war gewiß längst wieder am Platz, ehe die Alte zurückkehrte. Ja, die Kinderlust ward auch wohl zum hellen Muthwillen. Da steht Ilsen's große, weiße, schön gestreifte und gefaltete Haube auf dem Haubenstock, Lenchen hat schon oft gebeten, sie einmal aufsetzen zu dürfen; es gelüstet sie unwiderstehlich, das eigne Gesicht in dieser Umhüllung zu sehen. Die Alte ist hinausgegangen. Jetzt könnte es geschehen! Die ehrwürdige Haube wird sorglich herabgeholt, — ei, wie zum Entzücken lustig schaut das rosige Kindergesicht aus all' den weißen Tuten heraus! Da durchfährt sie ein Gedanke: sie muß sich dem Väterchen zeigen, er liest droben in der schwülen Nachmittagshitze, er mag wohl ein Weilchen schlummern. Das Fenster steht offen. Im Nu ist Lenchen draußen, sie mißt die Entfernung vom Boden, das Reben-Spalier bietet ihrem leichten Fuß die bequemste Leiter. Es ist zu verführerisch, sie kann nicht widerstehen. Im nächsten Augenblick schaut ein seltsamer Kopf in das Fenster oben, ein Schatten fällt auf das Buch des Lesenden, er sieht auf und sieht mit Erschrecken das am Spalier hängende Kind, der komisch verhüllte Kopf lacht und nickt, und ehe er sich besonnen ist's schon wieder verschwunden, wie ein Spuck, und als er sich herausbeugt huscht Lenchen bereits in Ilsens Kammer.

Oft und lange hat die Alte mit dem Herrn Pfarrer geredet, was man doch dabei thun solle, die wilde Natur des geliebten Kindes zu zähmen; man hat's auch überlegt,

ob denn wohl Härte und Strenge anzuwenden ſei; doch iſt's dabei geblieben, daß der Pfarrer gemeint, er wolle ſich drauf verlaſſen, das linde Wort werde Alles überwinden.

Und ſo iſt's denn auch geſchehen. Die Jahre kamen und gingen, — Lenchens Haar dunkelte ſich und des Pfarrers Haupt ward ganz grau. Das Mägdlein erblühte zur Jungfrau, und in dem jungfräulichen Herzen fand das Wort eine tiefe, wohlbereitete Statt, daß des Weibes Schmuck nicht auswendig ſein ſolle mit Haarflechten und Goldumhängen und Kleideranlegen, ſondern der innere Menſch des Herzens unverrückt, mit ſanftem, ſtillem Geiſt, der ſei köſtlich vor Gott!

Unter lindem Wort war dieſer verborgene Herzensmenſch aufgeblüht, dabei aber auch die äußere Erſcheinung von lauter Huld und Lieblichkeit umfloſſen. War das Kind ſchon dieſes Hauſes und dieſer Herzen Sonnenſchein geweſen, die Jungfrau war's nicht minder, „ja das Licht und die Wärme die von ihr ausgingen waren noch klarer und reiner, noch belebender und ſegensreicher. — Sie war ja aufgewachſen im Anſchaun der thatſächlichen Nachfolge des Herrn, der die Mühſeligen und Beladenen zu ſich gerufen, daß Er ſie erquicke; es war ihr niemals anders als ſelbſtverſtändlich entgegen getreten, daß für jede Traurigkeit ein Troſt, für jede Noth eine Hülfe bereit ſein müſſe; ſie hatte es ja tauſendmal und immer wieder mit ihren eigenen Augen geſehen und mit ihren Ohren gehört, daß unruhige, ſorgenvolle, oder auch leidenſchaftliche und erregte Menſchenherzen, in dem ſtillen Studirzimmer und unter dem linden Wort zur Ruhe gebracht worden waren. So hatte es ſich denn ergeben, daß, wie unter dem Segen Gottes draußen aus dem Samenkorn Halm und Aehre wächſt, auch in ihrem Herzen das linde Wort ſich ausgebreitet, daß es aus dem Herzen auf die Lippe trat und ihr nicht fehlte, wo ſie deſſelbigen bedurfte!

„Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen!“ mit dieſem Worte war ſie eingeſegnet worden am heiligen Confirmations-Sonntage. „Das Erdreich beſitzen?“ — war's ihr fragend durch die Seele gegangen —

welch ein Gruß iſt das? — wie ſoll mir das geſchehen? — Doch hatte ſie ſich ſelber geſagt: Ich werd's wohl hernachmals erfahren!

Und ſie hat's erfahren: denn die Hütten der Armen und die Häuſer der Reichen thaten ſich ihr auf, wo ſie kam und ging; ſie freute ſich mit den Fröhlichen und weinte mit den Weinenden; um die Taufſchalen hat ſie Blumen gelegt und den Geſtorbenen ein Kränzlein mitgegeben; und der erblindete Schäfer, der in der letzten Hütte des Dorfes von Almoien lebte, pflegte wohl zu ſagen, wann Pfarrers Lenchen zu ihm eintrete und ihr „Grüß Gott!" ihm darbringe, dann ſei es ihm, als leuchte ein Sonnenſtrahl durch ſein dunkles Auge! — Ja die Gräber, für welche ſonſt niemand ſorgte, hatte ſie unter ihre Obhut genommen, und wenn die Kirchgänger am Sonntag Morgen dran vorübergingen, dann blieben ſie ein Weilchen ſtehen und freuten ſich dran, wie ſie ſo ſauber und geſchmückt im Sonntagsfrieden dalagen, und ein altes Mütterchen hatte einmal geſagt: „Man ſieht's, der Sonnenſchein iſt drauf gefallen!" —

So erfüllte ſich ja mehr und mehr das Wort: „Sie werden das Erdreich beſitzen!"

III.

Wolken.

Ein grauer November-Himmel hing ſchwer und tief über der ſterbenden Natur! Dichter Nebel verhüllte die Ferne. Langſam und leiſe ſanken die welken Blätter von Baum und Strauch. In großen Tropfen fiel die Näſſe von den Zweigen in das dürre Laub, womit alle Wege und Steige des Gartens bedeckt waren. Nur die Krähen ſaßen in langer Reihe auf dem Kirchendach, als überlegten ſie's, wie ſie durch den Winter kommen ſollten — ſonſt war kein Vogel zu ſehen und zu hören. Kein Luftzug regte ſich, es war Alles ganz ſtill. Wer Ohren hat zu hören, der vernimmt's an ſolchen Herbſttagen, wie es durch die abſterbende ſchweigende Natur hindurchzieht: „Menſch gedenke des Todes!"

Lenchen war zu einer armen Wittwe gegangen, ihr das Uebriggebliebene vom Mittage zu bringen. —

Der Pfarrer ſaß droben im Stübchen und hatte ſchon eine Weile nachdenklich in den grauen Herbſthimmel geſchaut. — Da kam etwas die Dorfſtraße herauf. Wie rothe Fähnlein winkt es durch den Nebel — es ſind die Bänder an einer Frauenhaube; — eine weibliche Geſtalt wird ſichtbar, ſauber und zierlich angethan, einen roth-carrirten Regenſchirm mit blanker Spitze in der Hand. Die hat's aufs Pfarrhaus abgeſehen. Sie hält geraden Cours und ſteuert feſt darauf los. Richtig! es läutet unten, eine klare Stimme läßt ſich fragend hören, und alsbald klopft es kurz und feſt an die Thüre oben. — Auf das „Herein!" des Pfarrers öffnet ſich die Thüre und mit einem Geſicht, von Wohlbehagen und Freundlichkeit glänzend, rund und roth von Wangen, mit hellen Aeuglein erſcheint eine Frau in mittleren Jahren. Sie geht feſten Schrittes auf den Pfarrer zu und bietet ihm die Hand; — die Hand iſt Arbeit gewohnt, man ſieht's, aber wohl genährt und jeder Finger hat ſein Grübchen! —

„Nehmen's nicht für ungut, Herr Pfarrer, daß ich am Sonntag Nachmittage ſtöre, aber unſer Einer kann wahrhaftig am Alltage nicht abkommen, Vormittags und Nachmittags ſteht es voll am Ladentiſch und dabei auch noch die Kinder und die Hausarbeit! — Um Vergebung! ich bin nämlich die Bäckersfrau aus der Marktſtraße in L. Der Herr Pfarrer werden's wohl nicht wiſſen, aber die ſeligen Eltern, die draußen vor'm Thor wohnten, holten jeden Morgen die warmen Semmel bei uns. Dazumal war ich ein kleines Ding, aber meine Mutter hat's mir oft geſagt, was das für kreuzbrave Leut' geweſen. Das hat mir auch Muth gemacht, mich heut' auf den Weg zu begeben und bei dem Herrn Pfarrer anzuklopfen, — denn es iſt eine ſonderbar merkwürdige Angelegenheit die mich herführt!"

Hier trat die erſte Pauſe ein in dem Redefluß der Frau und der Pfarrer konnte hier erſt ihren Gruß erwidern und ſie auffordern ſich zu ſetzen! —

„Ja! was muß man nicht Alles erleben," fuhr ſie fort. „Die Erde iſt rund und dreht ſich, pflegte mein Mann zu ſagen, da er noch lebte, da muß wohl Alles durcheinander tollern, und was zu Unterſt iſt wieder nach Oben kommen! — Berg und Thal begegnen ſich nicht, aber Menſchen ſehen ſich wieder, das hat man ſchon oft erlebt! — Da ſteh' ich vor etlichen Wochen am Schiebfenſter und lange meinen Kunden das friſche, duftige Brod heraus, es war juſt am Montage, dann iſt Wochenmarkt, und der Laden ſteht noch voller als ſonſt; und ganz hinten ſteht eine, mit ganz magerem blaſſem Geſicht, fadenſcheinig und abgetragen in der Kleidung, die Hände wie frierend unter das umgeknotete Tuch geſteckt. Die Perſon war mir ganz unbekannt, ich mußt's beſtimmt, ich hatte ſie noch nie im Laden gehabt,

und doch war mir das Geſicht nicht fremd, konnt's aber nicht hinbringen! Das iſt mir immer fatal, Herr Pfarrer, wenn ich die Leut' kennen ſollt', und kann mich doch nicht drauf beſinnen. Endlich kommt die Reihe an ſie, ſie legt einen Dreier hin! alſo ein Dreier-Brod! Du lieber Gott, das iſt in jetziger Zeit nicht groß, da der Weizen zu theuer, obgleich ich's vor Gott verantworten kann, daß ich richtig's Gewicht gebe! Bäcker und Müller müſſen alleweil herhalten, es mag auch bei Manchem zutreffen, aber Ausnahmen gibt's auch, und es iſt ein ſchändlich Sprichwort, daß allemal der Bäcker ſeine arme Seel' ſoll hineingebacken haben, wo's ein Loch im Teig gegeben vom Naſchen. Na! — was ich ſagen wollt, — die Perſon ſteht vor mir, ich nehme langſam das Brödchen vom Bret und verwende dabei kein Auge von ihr. In dem Geſicht hatten Kummer und Jammer ihre Schrift tief eingegraben, und ſtand auch noch etwas dabei von Schuld und Sünde. Man lernt ſich verſtehen auf der Menſchen Geſichter, Herr Pfarrer, es kommen einem gar zu viele vor im Geſchäft! — Da frägt ſie leiſe und hüſtelt dabei: Du kennſt mich wohl nicht wieder, Lotte, es iſt manches Jahr her, daß wir uns nicht geſehen, wir ſind zuſammen aus der Schule gekommen, und als wir zum Beten gingen ſchenkteſt du mir die große Bernſtein-Perle, die mir ſo in die Augen ſtach! —

Herr Gott im hohen Himmel! da kannte ich ſie denn. Es war das Luiſchen, des alten Töpfers Tochter an der Leim-Wieſe! von armen Eltern, aber ein bildhübſches Ding! Ja, mit einem Schlage, ſtand mir die ganze Vergangenheit im Lichte, — ich konnte kein Wort ſagen, was mir ſonſt nicht leicht paſſirt; und weil's juſt leer geworden, nahm ich ganz ſtill und ſtumm ihre Hand und zog ſie in die Stube herein! —

Dir mag's wohl gut gegangen ſein, hob ſie da wieder an, man ſieht's Dir an! — Das kann ich denn von mir nicht ſagen, und Du ſiehſt's mir auch wohl an! — Dabei zog eine tiefe Bitterkeit durch ihr blaſſes Geſicht und eine Thräne rollte langſam herab. —

Endlich war ich wieder zu Wort gekommen und beſtürmte ſie nun mit Fragen. Sie war vor langen Jahren als ein junges Ding mit einem ſchmucken, leichtſinnigen Menſchen, der bei den Soldaten ſtand, zuſammen gekommen, der ſie verlaſſen und mit einem Kinde ſitzen ließ. Selber war ſie auch leichtfertig genug, putzſüchtig und eitel, und wie eine Elſter auf alles Glänzende erpicht, darum ſie mir auch die Bernſtein-Perle abbettelte. Das Letzte, was ich von ihr gehört, war, daß ſie, wie ſo Viele, nach Amerika gegangen, wo ja das Geld ſich bekanntlich von den Bäumen ſchütteln läßt. —

Setz Dich nur erſt mal am Ofen, Luiſchen, ſagte ich, Du ſiehſt ja ordentlich ganz matt und müde und verfroren aus. Haſt drüben auf der andern Seite des großen Waſſers auch wohl nicht gefunden, was Du erwarteteſt? Das iſt ſchon Manchem paſſirt. Biſt Du denn verheirathet? und wie biſt Du denn zurückgekommen? —

Nun erzählte ſie denn, daß ſie drüben einen Mann geheirathet, ein Irländer ſei's geweſen. Ich bitt' Sie, Herr Pfarrer, welcher vernünftige Menſch heirathet denn auch einen Irländer?! Jedes Kind weiß doch, daß die Alle ſammt und ſonders ſaufen wie die Igel. So war's denn auch mit dieſem geweſen. Dazu eine Reihe Kinder, alle Jahr eins, die aber Alle, denken Sie den Jammer! Alle wieder todt und begraben. Endlich hatte das Saufen auch den Mann unter die Erde gebracht. — Das arme Weib hatte denn nun nur noch einen einzigen Wunſch gehabt, nämlich den, in die liebe, traute deutſche Heimath zurückzukehren, das Vaterſtädtchen noch einmal wieder zu ſehen und in der heimiſchen Erde ein Grab zu finden! — Aber woher die Reiſekoſten nehmen? ſie hatte ja nichts mehr, als ſie den Sarg ihres Mannes bezahlt! Doch vermag ein Weib viel, wenn es von einem glühender Wunſch getrieben und erfüllt iſt, Herr Pfarrer! Jahrelang hat ſie drum gearbeitet, gedarbt, geſorgt, und endlich hat ſie's zuſammen gehabt. — Vor etlichen Tagen war ſie hier angelangt. Vater und Mutter waren lange todt. Brüder und Schweſtern weit auseinander gezogen, bis auf eine Schweſter, die früher hier in der Gegend gewohnt,

und von Luischen erfragt worden war. Das arme Weib hatte sich nun drüben, schräg gegenüber meinem Hause ein Dachstübchen gemiethet und hoffte mit Waschen und Bügeln ihren Unterhalt zu finden! —

Es jammerte mich, Herr Pfarrer, gewiß, es jammerte mich tief, obgleich durch ihr Reden mehr Bitterkeit als Betrübniß hindurchging und sie weit davon entfernt schien, ihre eigne Schuld einzusehen; sie haderte mit Gott und Menschen.

Seitdem holte sie jeden Morgen ihr Brod bei mir, und daß ich ihr den Dreier nicht abnehmen mochte, versteht sich wohl von selbst; es fiel auch sonst noch Manches für sie ab. In voriger Woche blieb sie aus. Ich sah's einen Tag an, dann schickte ich hinüber und erfuhr dann, daß sie einen Blutsturz gehabt und schwer krank darnieder liege. —

Als ich zu ihr kam, fand ich sie recht elend; die Brust ging schwer und der Athem war kurz, Stimme hatte sie gar nicht mehr! — Ich setzte mich zu ihr. Sie faßte gleich meine Hand mit ihrer fiebernden, heißen Hand und sagte: Gut, daß Du kommst! Du mußt mir noch eins zu Liebe thun! ich sterbe bald, und ehe ich sterbe muß es geschehen! — Sie sagte das mit einem Ton, der gar kein Widersprechen zuließ.

Ich versprach Alles zu thun was sie wolle, und nun erzählte sie mir, daß das Soldatenkind damals zu ihrer Schwester gebracht worden sei, dort die ersten Jahre verlebt, dann aber, wie jene Schwester ihr jetzt berichtet, von dem Herrn Pfarrer an Kindes Statt angenommen worden! — Ich muß mein Kind sehen, ehe ich sterbe, fuhr sie dann fort, und richtete sich dabei heftig im Bette auf, — ach! thue mir die größte, letzte Wohlthat, geh hin und bitte mein Kind, daß es zu seiner armen, elenden Mutter komme und ihr sterben helfe!

Die Frau schwieg, von dem letzten Theil ihrer Erzählung selber bewegt.

Der Pfarrer hatte in größter Spannung zugehört. Das Herz hatte ihm in lauten Schlägen die Brust beengt. Doch

ward's ihm keinen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei. Als die Bäckerfrau geendet, war sein Antlitz zwar bleich und seine Lippe zitterte ein wenig; doch sagte er mit ruhiger Stimme: „Wenn's euch recht ist, liebe Frau, so gehe ich gleich mit, um mir die Sache selber anzusehen und mit der Kranken zu reden. Wir wollen uns gleich auf den Weg machen, wenn ihr euch ausgeruht habt!"

„Das lohn' Ihnen Gott, Herr Pfarrer, ich bin bereit!" sprach die wackere, redselige Bäckerfrau aus der Marktstraße, und die Beiden zogen miteinander ihre Straße. Es war die allen Christenleuten wohlbekannte Straße von Jerusalem nach Jericho, darauf vor Zeiten der barmherzige Samariter reisete.

Als Lenchen heimkehrte und von Ilse vernahm, was sich begeben hatte, da war's an sich ja nicht eben beunruhigend, daß eine fremde Frau aus der Stadt gekommen und den Herrn Pfarrer abgeholt habe, — und doch überkam das Mägdlein ein Gefühl, als ob das schwere Herbstgewölk draußen sich tiefer herabsenke, und sie sah es jetzt erst, wie trübe und dunkel Alles um sie her sei. —

„Deine eigene Mutter ist gekommen und verlangt nach Dir in Krankheit und Sterbensgefahr!" Das lagerte sich denn nun wie eine Wolke über des Mägdleins Seele am andern Morgen, nachdem der Pfarrer langsam und leise ihr Alles mitgetheilt, was er gehört und gesehen.

Tief in der Nacht erst war er heimgekehrt; denn das Elend war groß, das er gefunden in jenem Dachstübchen; nicht bloß das leibliche, größer noch das geistliche Elend einer armen, umnachteten Menschenseele, die von der eigenen Sündenschuld nichts wissen wollte, darum auch keinen Trost und Frieden aus offenem Himmel empfangen konnte. Die Kranke lag meistens in einem unruhigen Fieberschlaf, während der Pfarrer an ihrem Bette saß, und wenn sie einmal erwachte, war ihr Geist so wirr und wüst, daß sie kaum Auffassung für ein gutes und heilsames Wort hatte. Als sie aber die trostreiche Versicherung empfing, daß ihr Kind kommen werde, da übermannte es sie, sie brach in ein krampf-

Ihm barg die Sonne sich auch hinter Wolken! Nicht bloß, daß er des Kindes herzerquickende Gegenwart entbehren sollte auf ganz unbestimmte Zeit hin, — noch mehr sorgte er um den Kampf, der ihr nun verordnet war, um all' die Gefahr und Anfechtung, der sie nun entgegenging für Leib und Seele!

Und doch war das Alles vergessen, als die Beiden nun an dem Bette der Kranken standen, welche, von der Bäckersfrau sauber gekleidet und wohl vorbereitet, dalag; — als sie beim Anblick des Mädchens beide Arme weit ausstreckte und ein Freudenschrei den blassen Lippen entfloh, als diese magern, abgezehrten Arme sich um den weißen Nacken so fest herumlegten und das süße, glühende Antlitz herabzogen, daß das blonde Gelock das bleiche, kranke Gesicht ganz verhüllte und man nichts hörte, als leises Weinen! — Da stand der Pfarrer mit gefalteten Händen am Kopfende des Bettes und die Bäckersfrau ebenso am Fußende, und in Beider Augen glänzten Thränen, ohne daß sie's wußten.

„Mein Kind!" rief endlich die Kranke, und versuchte es, sich aufzurichten, noch immer das Mädchen mit beiden Händen festhaltend, — „mein schönes Kind! wie sind Deine Augen so blau, und Deine Wangen so roth, und Dein Haar so weich! Ach! küsse mich noch einmal! Ich hab's lange, lange nicht so gut gehabt, daß ein rother Mund mich geküßt hätte! — Ach! wie ist mir denn? — Es ist ja zu spät, ich muß ja sterben! Ich fühl's deutlich in der Brust! Ach, wie furchtbar traurig ist's doch, endlich, endlich einmal glücklich zu sein, und nun doch nur, um das lang entbehrte, nie gehabte Glück zu verlieren! Wie furchtbar traurig!" Und sie ließ Lenchen los, legte beide Hände vor die Augen und weinte bitterlich.

Da kniete das Mädchen nieder und nahm der Mutter Hände zwischen ihre beiden Hände, hob die thränenschweren Augen gen Himmel und betete. Woher dies Wort kam, das sich über ihre Lippen drängte wie ein voller Strom, warm und klar aus dem tiefsten Herzensgrunde, — sie wußte es selber nicht, aber es hörte sich an wie Kirchenglocken, wenn laue, linde Frühlingslüfte den Ton aus weiter Ferne zu uns

herübertragen; denn der Eine klare, weiche, köſtliche Grundton war der: „Dein Wille geſchehe, lieber Vater im Himmel!“ —

Die Kranke ward ganz ſtille unter dem linden Betwort, faltete leiſe ihre Hände, und als das „Amen“ leiſe verklungen, da hob ſie ihre Augen auf und ſchaute Lenchen an, und ein neuer Geiſt ſprach aus dieſen Blicken, ein Geiſt der Beugung und des Dankens, und ſie ſprach leiſe: „O! das that gut, ſehr gut! Laß' mich das wieder hören! oft hören! oft — oft — oft!“ — Dann ſank ſie in die Kiſſen und lag erſchöpft da mit geſchloſſenen Augen.

Nun folgte denn ein langer, ſchwerer Winter, eine Zeit des Ringens und Kämpfens, nicht bloß für die kranke Mutter, ſondern auch für die jugendliche Pflegerin. Das leibliche Leben lag im Ringen mit der fortſchreitenden Gewalt der Krankheit und des Todes, und das geiſtliche Leben rang auch um den Durchbruch, daß die arme, unſterbliche Seele frei werde von der Erde und ihrem Jammer, frei und los, aufzufliegen in die Arme der ewigen Liebe Gottes, unſeres Heilandes!

O! es war ein heilig köſtliches Amt, zu welchem dieſe Tochter berufen war! Sie fühlte ſich auch ganz davon durchdrungen und gehoben! Die fröhlichen, lachenden Kinderaugen waren voll Ernſt geworden, — es leuchtete ihr von der klaren Stirn wie lauter heilſames Sinnen und betende Fürſorge; und nun wußte ſie's erſt recht, weßhalb ihr das Wort zugetheilet: „Selig ſind die Sanftmüthigen!“

Sanftmuth und Lindigkeit, das waren die einzigen Mittel, die hier helfen konnten! Die mußten unter viel Beten und Seufzen immer wieder herabgeholt werden aus der Fülle Deſſen, der all' unſerer Schwachheit aufhilft. Denn jener erſte tiefe Eindruck, den das Wiederſehen auf die Kranke gemacht, ſchwand wieder; die weiche, empfängliche Stimmung hielt nicht vor. Es kamen Zeiten, wo unzufriedenes Murren, Hadern und Grollen wie finſtere, böſe Geiſter um das Bett herumſtanden; da hatte das linde Wort einen ſchweren Stand! Die finſtern Geiſter hielten ihm lauter Neſſeln und

Diſtein und Dornen entgegen, daß es nicht herankommen möge; das waren die Reden der Ungeduld, des Mißtrauens, des Klein- und Unglaubens, wie ſie ſich angehäuft in einem lange verwahrloſeten, verirrten Menſchenleben, ohne Licht und Heil von Oben her! Doch hielt das linde Wort tapfer aus; nicht gewaltſam, aber mit leiſer, nachhaltender Kraft, wie fallender Regen und Segen aus der Wolke, brach es ſich dennoch Bahn und drang ein, tief und immer tiefer, in das harte, erſtarrte Erdreich, bis Alles weich geworden.

„Das arme Kind! es muß dabei zu Grunde gehen! wie iſt das zu ertragen? — So jung noch und dann ſchon Tag aus, Tag ein an ein Krankenbett gebunden! kein Aufathmen, keine Zerſtreuung und Erholung!“ —

So dachte und redete die gute Nachbarin im Bäckerladen, und Mancher gibt ihr wohl ganz Recht. Doch bleibt's dabei: „Der Herr legt wohl eine Laſt auf, aber Er hilft uns auch!“ Lenchen hatte auch ihre Erquickſtunden, die ihr das Herz, wenn's einmal müde werden wollte, wieder ſtärkten. Das waren die regelmäßigen Beſuche ihres Väterchens von draußen her, aus der lieben, ſüßen, ländlichen Heimath; der brachte immer einen wahren Schatz von Muth und Troſt und Kraft mit, und wenn er wieder ging, dann war ſie wie ein Vögelchen, das ſich im kühlen Bach gebadet hat, ſchüttelt das Gefieder und nimmt wieder ſeinen friſchen, fröhlichen Aufflug!

Auch die alte Ilſe war ſogar gekommen; ſie hätt's ſelber nimmer gedacht, daß ſie noch in ihrem Alter eine ſo weite Reiſe unternehmen würde, — denn in vielen, langen Jahren war ſie nicht mehr herausgekommen, — aber was thut man nicht Alles, wenn die Liebe von innen treibt und drängt?

Endlich, endlich war der Winter dahin. Auch über der Stadt lag es wie Frühlingsſchein und um den Kirchthurm ſchwirrten die Schwalben durch die blaue, klare Abendluft. In der Straße ſpielten die Kinder und in den Thüren ſtanden die Alten; denn vom Markte her erſchallte luſtige Militärmuſik. Die Stadt hatte Einquartierung bekommen, ein ganzes Bataillon wackerer Füſiliere war eingerückt und man ſah bereits einzelne Haufen von Soldaten

durch die Straßen ziehen, Quartierzettel in den Händen, mit spähenden Blicken aufschauend zu den Nummern über den Hausthüren, ob noch nicht bald die gastliche Einkehr vorhanden, wo der schwere Tornister endlich von der müden Schulter sinken und die steifen Glieder nach anstrengendem Marsch ihre Erquickung finden könnten.

Lenchen sah's, wie auch der getreuen Nachbarin drüben im Bäckerladen ihr Theil ward, sie hörte die Gewehre aufstoßen im Flur und die helle Stimme der Bäckersfrau, welche den Gast freundlich bewillkommnete; das Mädchen dachte bei sich: dem ist sein Loos auf's Liebliche gefallen, und wird ihm schon behagen. — Dann rief die Kranke sie wieder an ihr Bett. — ach, hier brachte der kommende Frühling kein neues Leben! Man sah's zu deutlich, wenn die Knospen an den Bäumen die Hülle brechen, dann wirds auch wohl hier geschehen, daß das ewige Leben die Knospe bricht und durchdringt an das schöne klare Licht, das droben ist. —

IV.

Blauer Himmel.

Als Lenchen am andern Morgen ihr Fenster öffnete, da strömte eine so herzerquickende Morgenluft ihr entgegen, daß sie tief aufathmen mußte. Droben in der kranken Mutter Kämmerlein war noch Alles ganz still, es war auch noch recht früh; die Thürme und hohen Schornsteine waren golden beleuchtet, während über den Dächern und Straßen noch Dämmerlicht lag. Hin und wieder regte es sich vor den Hausthüren, und die ersten Handwerksgesellen gingen an die Arbeit. —

Da wanderten des Mägdleins Gedanken zum Thore hinaus über Land. Wie schön mußte es jetzt draußen sein! Dicht liegt der duftige Thau auf Gras und Haide! Das Plätzchen am Bach wird bald voll sein von blauen Vergißmeinnicht, die sie so oft gepflückt! Bald blüht der goldige Ginster in der braunen Haide! Und wie viel lauschige Vogelnester gibt's jetzt in Busch und Strauch! — Ach! wie gern

durchſtreifte ſie einmal wieder die altbekannten Wege! Wie köſtlich wär's die herzigen Blümelein wieder zu pflücken zum Strauß! Wie köſtlich in alle die Neſter einen heimlichen Blick zu thun! — Die graue, enge Stadt! Ach, wie ganz anders! — könnte ſie nur einmal durch die Haide hinlaufen mit flüchtigem Fuß, nur einmal die Haidelerchen aufſteigen ſehen zur Rechten und Linken, und ihnen nachjauchzen in den blauen Frühlingshimmel hinein! — Sie hebt den Blick empor, — iſt denn nicht eine einzige Lerche zu erſpähen? —

Aber eben ſo raſch ſenkt ſie das Köpfchen. Eine Lerche hat ſie nicht erſpäht, aber etwas ganz anderes. Aus dem einzigen Fenſter des Giebels im Bäckerhauſe ſchaut wohlig und munter ein bärtiger Soldatenkopf heraus, luſtig dampft das kurze Pfeifchen in den friſchen Morgen hinaus, keck iſt die roth gerandete Feldmütze mit der ſchwarzweißen Kokarde dran, in das dichte Lockenhaar gedrückt und ein Paar Augen haben das Mägdlein angeſchaut — es war nur wie ein Gedanke ſo ſchnell — aber dieſe Augen haben ihr den Athem ſtocken gemacht und das Herz klopfen. Die Marktſtraße iſt aber auch gar zu ſchmal und enge, und weil die Augen ein Stockwerk höher herabſchauen, ſo haben ſie's gar ſo leicht und bequem gehabt, das ſüße Bild einzuſaugen, und je länger ſie hingeſchaut, deſto dunkler haben ſie geleuchtet vor lauter Fragen und Staunen und freudigſter Verwunderung: wie doch in die dunkle, enge Gaſſe und in das alte, räucherige Haus ein ſo liebes, holdes, blondes Köpfchen komme? — Und beim Hinſchauen ſind dem fremden Soldaten Gedanken an die ferne Heimath und das Vaterhaus aufgeſtiegen und ſein Schweſterlein geht an ihm vorüber wie grüßend aus weiter Ferne; und es wird ihm ſo wundervoll warm drinnen unter den ſpiegelblanken Knöpfen des Waffenrocks, als hätte er ſchon den heißen Morgenkaffee ſeiner freundlichen Wirthin getrunken, und doch hat er ihn ganz vergeſſen, obgleich er ſchon ein Weilchen in dampfender Kanne auf dem Tiſche hinter ihm ſteht! —

All dies warme Fühlen und Fragen und Staunen iſt mit dem einzigen flüchtigen Blick über die enge Straße

hinüber dem Mädchen durch die Bruſt gefluthet, und die purpurne Welle ſchlägt ihr durchs Antlitz, daß es erglüht wie der Morgenhimmel. Eine Weile ſteht ſie wie regungslos, als hielt eine höhere Macht ſie gebannt, — dann ſchließt ſie mit bebender Hand das Fenſter, — athmet tief, tief auf, als hätte ſie ein ſchweres Werk vollbracht, und ſteigt leiſe hinauf in das Krankenſtübchen der Mutter.

Der klare Himmel blaut ihr nach, aber ſie wendet ſich nicht, der Blick iſt ja nicht mehr frei. —

Die Mutter findet ſie ſchon wach und, wie jetzt meiſtens, mit gefalteten Händen daliegend. Gleich nach der erſten Begrüßung zeigt die Kranke mit dem mageren Finger nach dem Fenſter und bittet: Lenchen möge doch die blaue Schürze vorhängen! Drüben bei der Nachbarin iſt Einquartirung gekommen, heißt es. Der ſchaut mir mit ſeinen großen Augen die ganze Stube durch und durch! —

Das Mädchen zögert beinahe. Der Soldatenkopf iſt hier oben noch näher als unten, man könnte ſich beinahe die Hand reichen. Zaghaft thut ſie einen halben Blick hinüber. Ach! der iſt mit ſeinen Augen noch immer ein Stockwerk niedriger! Was gehen ihn alle anderen Fenſter in der ganzen Straße an, als nur das Eine, wo er ſie geſehen! — Seine Blicke ſind wie träumend! Da tritt ſie leiſe ans Fenſter und thut wie ihr geheißen, die blaue Schürze wird als undurchdringliche Scheidewand aufgehängt, zwiſchen zwei junge Menſchenherzen; nun ſehen ſie nichts mehr vom blauen Himmel! Aber die Bewegung hat ihn drüben aufgeweckt und verſchwindend hatte Lenchen noch bemerkt, wie es zuerſt freudig aufgeleuchtet in ſeinen Zügen, dann aber als er die Abſicht drüben erkannt, ſchien er ganz traurig; iſt auch gleich zurückgetreten und hat ſein Fenſter geſchloſſen. —

Nun hebt denn Lenchens alltägliches Wirken und Plagen wieder an, wie es ſchon ſeit ſechs Monden geweſen, einen Tag wie den andern. Sie hebt und legt ihr krankes Mütterchen, ſie bringt ihr das friſche Waſſer zum Waſchen, — ſie trocknet ihr wieder Geſicht und Hände, — ſie kämmt das graue, ſpärliche Haar und birgt es unter ein weißes

Häubchen, ſo zierlich gefältelt, wie die Alte es ſeit vielen Jahren nicht gekannt. Dann kommt der Morgentrank, davon ſie nur wenige Schlücke zur Zeit nehmen kann. —

Die Kranke hat ſchon mehrmals während dieſer Thätigkeit das Mädchen wie fragend angeſehen. — Was iſt Dir, mein liebes Kind, fragt ſie, Deine Hände ſind ſo heiß und unſicher, iſt Dir etwas geſchehen, Du biſt doch nicht krank? —

Da klang es über die Straße herüber ſo weich und tief:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
„Als heimliche Liebe von der Niemand nichts weiß!“

Beide horchten auf den ungewohnten Geſang und Lenchen ward der Antwort überhoben auf die Frage, denn die Kranke fuhr ärgerlich auf: „Schon wieder die Einquartirung drüben! iſt das läſtig! — ob ſie denn nicht hinaus ſollen zum Exerciren! Das unnütze Soldatenvolk, wären ſie doch gar nicht in der Welt!“ — und ſie ſeufzte tief auf. „Nimm Dein Büchlein her, mein Kind, und lies mir von den ſchönen Sprüchen und Verſen, darüber wollen wir alles Andere vergeſſen! das thut meiner armen Seele wohl!“

Lenchen that gern wie ihr geheißen, ſie hatte auch ein beſonderes Verlangen nach dem ſtillender Wort; wußte ſie doch ſelber nicht wie ihr geſchehen, und woher die innere Bewegung; was ging ſie denn der fremde Soldat drüben an? —

Bald war's ganz ſtill bei den beiden Frauen im Kämmerlein, dazu das Licht gedämpft durch das verhangene Fenſter und wie lautere köſtliche Erquickung legte ſich das Gotteswort auf die Seelen. — —

„Nun geh, mein Kind, und hole Dir Dein Morgenbrödchen! Du haſt ſchon lange genug um meinetwillen gefaſtet!“ ſagte dann die Kranke. Es war nämlich ſo eingerichtet, daß Lenchen drüben bei der Bäckerfrau ihre Mahlzeiten hatte und auch dort die Erquickungen bereitete, deren die Kranke bedurfte.

Das Mädchen warf einen ſcheuen Blick hinüber nach dem verhangenen Fenſter. Die blaue Schürze war mit lauter weißen Sternen bedruckt und ſiehe ſtatt des einen Sternleins war ein Loch drin, und durch das Loch war

drüben ein behelmter Kopf ſichtbar, der ſich raſch entfernte. Gleich darauf hörte man drunten in der Straße Musketen klirren und feſte Schritte tönten herauf, allmälig verhallend. —

Da ſchlüpfte Lenchen leicht und flink über die enge Straße und verſchwand im Bäckerhauſe. —

„Sieh da! guten Morgen Kindchen!“ rief mit heller Stimme die Bäckerin aus dem Laden, wo ſie zwiſchen hoch aufgeſchichteten Bergen des köſtlichen, hellbraunen Brodes in allen Größen und Formen herum hantirte. „Schon aufgeſtanden, mein Röschen? Wie Du ſo friſch und roſig dreinſchauſt heut' Morgen! Iſt mir wahrhaftig ein rechtes Gotteswunder, daß Du Dich ſo wacker hältſt bei dem abgeſchloſſenen, einſamen Leben! — Na, wie gehts drüben? immer noch beim Alten? — Geh nur hinein, gleich bring ich Dir Dein Frühſtück! — 's iſt mir ein wahrer Troſt, daß ich Dich füttern kann, Herzchen; Eſſen und Trinken hält Leib und Seele beiſammen!“ —

Mit dieſem redſeligen Erguß ward Lenchen in das ſaubere Stübchen geſchoben, wo alles von Reinlichkeit und Zierlichkeit blinkerte und blänkerte; — wo auf dem weißen Tiſchtuche ſchon die blau gemuſterte Taſſe zurechtgeſtellt war und auf dem Fenſterbrett Geranium und Roſen blühten halb verdeckt von den bläulich-weißen Muſſelin-Vorhängen.

Gleich darauf erſchien die Bäckerin, ein Körbchen mit Semmeln in der einen und die dampfende Kanne in der andern Hand. —

„Nun iß und trink, liebe Seele," ermunterte ſie. „Ein Weilchen ſetze ich mich zu Dir her. Der erſte Anlauf draußen iſt ſchon vorüber, die Marktſtraße iſt mit dem Morgen-Imbiß verſorgt. Haſt Du's denn gemerkt, daß wir Alle noch Einquartirung bekommen auf unſerer Seite? Drüben ſeid ihr wieder leer ausgegangen, ich weiß nicht wie's die Herren auf dem Rathhauſe vertheilen, drei Mal trifft's uns, wenn's ein Mal drüben kommt. Nun! Ich kann übrigens nicht klagen; meiner iſt ein gar manierlicher und dabei ſchmuck ſage ich Dir! das Herz lacht einem im Leibe, wenn man ihn anſieht. Als er geſtern Abend auf einmal vor mir ſtand, kerzengerade und die Finger an die Mütze legte, konnte ich erſt gar nicht von ihm wegſchauen, der kann's einem ordentlich anthun mit ſeinen Augen. Und Du ſollſt ihn reden hören! Der weiß ſeine Worte zu ſetzen! Er ſagt zwar, daß er nur ein Zimmermann iſt, aber ich laß es mir nicht ausreden: Architect iſt er mindeſtens, und wird noch ein Baumeiſter daraus. Ordentlicher Leute Kind muß er auch ſein. Ich habe da ſo meine beſondern Kennzeichen, weißt Du, mit der Wäſche. Dabei iſt er mit allem zufrieden und dankt mir einmal übers andere. Nur heut Morgen, als ich ihm mein Hinterſtübchen anbot, ſtatt der engen Giebelkammer, da hat er gewaltig proteſtirt und iſt ganz preſſant geworden, die Ausſicht gehe ihm über Alles, hat er gemeint, er könne die ganze Straße überſchauen, ausgehen thue er doch nicht viel und da möge er gern ſein Pfeifchen im offnen Fenſter rauchen und in die Straße gucken. Na, mir kann's ſchon recht ſein. Aber das Bett

werde ich ihm noch ein wenig beſſer machen und ſauberer überziehen. Habt ihr denn drüben noch gar nichts von ihm bemerkt? Er iſt euch ja viel näher als mir, könntet euch ja die Hand hinüber geben?“ —

Zum guten Glück klingelte es draußen im Laden, die Bäckersfrau eilte hinaus und das errötheude Mädchen war der Antwort überhoben. Schnell beendigte ſie ihr Frühſtück und mit flüchtigem Gruß am Laden, der voll Kunden ſtand, vorübereilend, flog ſie die Treppen drüben hinan und trat athemlos an das Bett der Kranken, die in einem leichten Schlummer lag.

Als Lenchen zum Mittageſſen wieder hinüber kam, fand ſie zu ihrem Erſtaunen drei Stühle an den Tiſch gerückt und drei Löffel aufgelegt. Die Bäckersfrau hatte noch am Heerd zu thun, ſie rief Lenchen in die Küche. „Ich habe uns den Soldaten zu Gaſte geladen,“ ſagte ſie, „Du ſollſt ihn doch auch kennen lernen, — hinaufſchicken mochte ich ihm das Eſſen nicht, er iſt gar zu nett. Ich hab' ihm auch ſchon von Euch drüben erzählt, als er vom Exerziren zu Hauſe kam; es iſt ihm ordentlich nahe gegangen, was ich ihm von der kranken Mutter berichtet; er wiſſe, wie das ſei, hat er gemeint, ſein liebes Mütterchen ſei auch den letzten Winter, nach langer Krankheit, aus der Welt gegangen. Nun, gib mir noch mal die Butter her, ich werde noch ein Stückchen extra an's Gemüſe thun, damit's ihm ſchmeckt hier im Hauſe und das Quartier in gutem Rufe bleibt; man kommt doch immer am weiteſten, wenn man nicht kargt und geizt. Horch! da kommt er ſchon die Treppe hinunter, das hört man ſchon am Auftreten, daß der nicht in Kommißſtiefeln geht. Geh' nur hinein in die Stube und begrüß' ihn, die Suppe käme gleich!“

Das wollte Lenchen aber nicht. Die Frau mit der bauchigen Terrine mußte voran, und von Beiden halb zugedeckt ſchlüpfte das Mädchen hinein. Aber hervor mußte ſie doch, und eine recht breite und beredte Vorſtellung war auch nicht zu vermeiden.

„Das iſt nun meine liebe kleine Nachbarin, wovon ich Ihnen ſchon erzählt, Herr Feldwebel,“ — die Frau gab grund-

täglich immer einen Grad mehr — „das arme Ding! Nicht wahr, man sollt's ihr gar nicht ansehen, daß sie einen so schweren Winter durchlebt und noch immer zu pflegen und zu wachen hat?“ —

Nein, in diesem Augenblick sollte man's ihr besonders nicht ansehen, denn sie erglühte bis an den Scheitel. Der Unteroffizier (so weit hatte er's wirklich an militärischem Rang gebracht) grüßte ehrerbietig und ernst, und sagte mit wohlklingender Stimme: In schweren Zeiten bekomme man auch besondere Kraft, das habe er auch schon erfahren.

Man setzte sich zu Tische, Lenchen sprach das Tischgebet, und nun fehlte es nicht am Gespräch. Allmälig verlor sich auch die Befangenheit. Der Mensch sprach gar zu gut und nett; sein wackerer Sinn und warmes Herz thaten sich so wohlthuend kund, daß man ihm gut werden mußte. Nur ansehen konnte das Mädchen ihn nicht, denn in seinen Augen lag etwas, das sie sich nicht gestehen konnte und davor ihr das Herz erbebte.

Lenchen war immer rasch mit ihren Mahlzeiten fertig, heute aber noch rascher als sonst; beim Weggehen bot ihr der Soldat ganz schlicht und treuherzig die Hand und sagte: es sei ihm herzlich leid gewesen, wenn er sie durch sein Hinüberschauen belästigt; er habe ja nicht gewußt, daß eine schwer Kranke drüben liege, er werd's gewiß nicht wieder thun, sie möge das doch ihrer kranken Mutter sagen. — Das Mädchen stand ganz verwirrt bei dieser Rede da, ihre Hand hatte sie, ohne es eigentlich zu wollen, ihm gereicht; was sie darauf erwidert, wußte sie selbst nicht recht, und faßte sich erst wieder, als sie droben am Krankenbette war.

Die blaue Schürze hing noch vor'm Fenster, Lenchen nahm sie leise herab; sie fühlte, daß es ein Unrecht sein würde gegen den neuen Nachbarn, sie hängen zu lassen.

Diesem ersten Sehen und Kennenlernen folgte aber lange kein Wiedersehen, denn mit der Krankheit bekam's in derselben Nacht eine viel schlimmere Wendung. Furchtbare Beängstigungen und Athemnoth traten ein, Lenchen konnte gar nicht mehr die Kranke verlassen. Das Essen und Trinken

ſchickte die Nachbarin herüber oder brachte es auch wohl ſelber. Die alte Ilſe kam zur Hülfe, weil es ſichtlich raſch zu Ende ging und Lenchen es allein nicht fertig bringen konnte. Ach! das waren traurige Tage und Nächte! Beſonders graute dem jungen Herzen vor dem Letzten, vor der Sterbenszeit, dem letzten Kampfe!

Sie getröſtete ſich des himmliſchen Beiſtandes, und daneben war es ihr, als hätte ſie auch noch einen Beiſtand hier auf Erden bekommen, als ſei eine unſichtbare Liebesmacht gegenwärtig, die ſie früher nicht gekannt!

Auf dem Tiſch am Bette ſtand eine Roſe mit Blüthen und Knospen, die Bäckersfrau hatte ſie der Kranken gebracht. Dem Mädchen aber hatte ſie's nicht verſchweigen können, daß der wackere Unteroffizier ſie gekauft und gebeten habe, der Kranken an's Bett zu ſtellen; ſeine Mutter habe auch ſo gerne Blumen gehabt; es ſei ihr ſtreng verboten, zu ſagen, daß es von ihm ſei, aber Lenchen könne ſie's ja gern ſagen. —

Die Roſe ſtreute ihren Duft aus in der ſchwülen Luft des Krankenzimmers, und mit dem Duft athmete das Mädchen ſeine Liebe und Güte ein. Das war der unſichtbare Troſt, der ihr das Herz erquickte.

Am Fenſter drüben ließ er ſich gar nicht mehr ſehen. Aber das Giebelkämmerchen war nur klein und verbergen konnte er ſich nicht. Das gegenſeitige Sehen war unvermeidlich, und ob die Blicke ſich auch mieden, Lenchen fühlte es an der inwendigen Bewegung, ſie lebte unter ſeinen Augen.

So ging's wohl eine Woche fort, da kam das Ende. Am Nachmittage hatten die Frauen geſandt, ob nicht der Pfarrer hineinkäme, ſie bedürften ſeines Beiſtandes. Er kam gegen Abend. Golden lag der Abendſchein auf den Dächern, der Himmel war wolkenlos, die Luft ſtill und warm.

Hoch aufgerichtet, von Kiſſen geſtützt, ſaß die Kranke im Bett. Das Haupt war ihr müde und todesmatt vornüber auf die eingefallene Bruſt geſunken, ſie konnte es nicht mehr tragen; der Athem ging röchelnd mühſam aus und ein. Sie

versucht den Kopf zu heben, Lenchen hilft, das halb verschleierte Auge sucht den Pfarrer, der am Bette steht, ein einziges Wörtlein geht fragend und flehend über die Lippen, es ist das Wörtlein: „Gnade?!“

Da legt der Pfarrer seine Hände auf das schon wieder herabgesunkene Haupt und spricht das linde Wort aus über der Sterbenden: „Bei dem Herrn ist Gnade und viel Vergebung!“ — Eine Weile ist's still. Da richtet sie sich auf, die Augen sind wieder klar, sie winkt mit der Hand, sie will Luft, mehr Luft; man öffnet das Fenster, der goldig überhauchte, blaue Abendhimmel schaut herein. „Himmel — offen —“ geht es da über die blassen Lippen, das Haupt sinkt nieder — es ist vollbracht! —

Drüben in der Giebelkammer hat aber Einer das Sterbestündlein mit durchgemacht; er steht mitten in dem kleinen Gemach; an's Fenster geht er nicht, wie gern er's auch gethan; die Hände hat er fest gefaltet und aus den tiefen Augen rollt ihm langsam eine Thräne in den Bart! —

Wenige Tage später trug man einen schlichten Sarg aus dem Hause; darauf lagen drei rothe Röslein in einem Kranz von Maiblumen. Der Pfarrer und das Mägdlein waren das einzige Geleite! Aber in der Ferne, an den Häusern hin, folgte noch Einer, — langsam ging auch er dem Kirchhofe zu, und als die Andern weggegangen waren, trat er an das offene Grab, schaute eine Weile hinein, dann warf er eine Hand voll Erde darauf und ging stille heim.

V.

Des Krieges Wetter.

Der gallische Hahn hatte fürchterlich gekräht, — all' seine bunten, schillernden Federn sträubten sich und der Kamm war ihm dick und feurig roth angeschwollen. „Nach Berlin! Nach Berlin!“ krähte er immer los, daß den Leuten in Berlin und Allen, die auf dem Wege dahin wohnen, wohl hätte bange werden können.

Zum Glück waren die Deutschen gar nicht bange, sondern sie wußten, was sie zu thun hatten. Auf den Ruf ihres Königs und Herrn gingen sie in ihre Gotteshäuser und gaben dem Herrn aller Herren die Ehre, beugten sich tief vor Ihm in der Demuth, die immer dem rechten Muthe vorangeht, und sprachen: „Menschenhülfe ist uns kein Nütze, aber mit unserem Gott können wir Thaten thun, Er wird unsere Feinde untertreten!“ Und dann ging's los, so prächtig und so herrlich, wie die Welt es noch nie gesehen hat.

Aber wenn solch'n gewaltiger Krieg losbricht und es heißt nun: „Mobil gemacht!“ dann ist es, als wenn ein brausender Sturmwind durch's Land weht; er weht um jedes Haus und jede Hütte, er weht um des Königs und seiner Prinzen Paläste, wie um das Kämmerlein der Wittwe, daß die hohen Spiegelscheiben dort und die kleinen Bleifenster hier ganz gleicherweise klirren; er dringt durch alle Fugen und Ritzen, durch Sammt und Seide und auch durch grobe Kittel und geflickte Jacken bis tief hinein in das Menschenherz. Das muß denn wohl Jeder merken und fühlen und sich nach Schutz und Schirm umsehen, damit der gewaltige Sturmwind ihn nicht verwehe.

Sie merkten's auch draußen im stillen Dorf und im traulichen Pfarrhause.

Lenchen war wieder heimgekehrt. Der Pfarrer hatte sie gleich nach dem Begräbniß mitgenommen. Der Abschied von der getreuen Nachbarin im Bäckerladen war ein recht bewegter gewesen, von Seiten der guten, dicken Frau sogar sehr thränenreich. Sie wisse gar nicht, wie es ihr denn sein werde, hatte sie gemeint, wenn sie ihr liebes, rosiges Kind nicht mehr alle Tage sehen solle, und darauf müsse sich der Herr Pfarrer gefaßt machen, daß sie allernächstens an einem Sonntag-Nachmittage sich zum Kaffee einstellen werde. Dazu hatte man sie denn herzlich eingeladen und das Einspänner-Wägelchen war davon gefahren. Die Bäckersfrau aber blieb in ihrer offenen Hausthür stehen und folgte dem Wagen mit ihren Blicken die ganze lange Marktstraße hinunter, und als an der Ecke Lenchen noch einen Abschiedsgruß zurückwinkte,

da hatte sie sich die weiße Ladenschürze abgebunden und wehte und wedelte damit aus Leibeskräften.

Ei! wie war dem Mädchen doch Alles draußen so wunderschön vorgekommen! Die Gegend war freilich eine ganz schmucklose. Die Städter machten keine Landpartieen da hinaus und Pfingstreisende sah man dort nie. Der Landmann mußte den steinigen und sandigen Boden mühselig bearbeiten, wenn er ihm das niedrige Korn mit den kurzen Aehren bringen sollte. Aber was thut's! Wenn der Frühling seinen Zauberstab über der Erde schwingt, dann muß es aller Orten schön werden. Das erste Grün ist allenthalben gleich saftig, die Kirschblüthe nickt allenthalben von den Bäumen, die Lerche hat überall dasselbe Lied und auch die braune Haide erglüht purpurn im Abendroth.

Jetzt wollte der Frühling schon in den Sommer übergehen: die Blüthenzeit war vorüber, die Roggenfelder wogten im Winde, die Rosen wollten aufbrechen und die Laube von Heckbuchen war ganz dicht, daß kein Sonnenstrahl durchdringen konnte.

In der Laube saß Lenchen; sie trug ein schwarzes Trauerkleid um die Mutter, aber um so frischer und blühender hob sich das blonde Köpfchen von dem dunklen Hintergrunde ab. Sie hatte sich ein Röschen gepflückt, das erste das am Strauch aufgeblüht, und betrachtete es sehr nachdenklich, als stünde etwas geschrieben in dem dichten, duftigen Kelch. Was liest denn das Mägdlein in der Rose Kelch? — Sie liest von Vergangenheit und Zukunft! Ist sie denn noch dasselbe lustige Lenchen wie damals, ehe die Wolken über ihr junges Leben hinzogen und sie in die Stadt mußte? Ach nein! wie wäre das auch möglich? Sie hat's ja gesehen wie traurig das Menschenleben werden kann, ja, sie hat zum ersten Mal dem Tode in sein tiefes, dunkles Auge geblickt. Wie sollte sie also nicht ernste Gedanken haben? Aber doch ist es in ihrer Seele Grund, als zögen die Wolken auseinander, und eine Klarheit bricht durch, und die Klarheit wird zur strahlenden Bläue, wie sie den Himmel noch nie so blau gesehen, und auf dem blauen Grunde sieht

sie das kleine Giebelfenſter im Nachbarhauſe aus der Marktſtraße, draus ſchauen ſie unter der rothgeränderten Feldmütze zwei Augen an, ſo fragend ſehnſüchtig, ſo ernſt wehmüthig und doch ſo glückverheißend, ſo freudenreich — und endlich ſchwebt ein leiſes Seufzen über des Mägdleins Lippe, das Seufzen lautet: „Wie mag's werden?“

Das Alles hat Lenchen geleſen aus der Roſe purpurnem Kelch.

Als nun des Krieges Wetter losbrach und der Sturmwind auch um das Pfarrhaus wehte, da konnte es ja gar nicht anders ſein, er wehte auch durch Lenchens Kämmerlein;

sie fand keine Ruhe bei der Arbeit des Tages vor dem Brausen, und Nachts lag sie das Köpfchen gestützt, halb aufgerichtet und schaute in die dämmernde Nacht und konnte nicht schlafen vor dem Brausen.

Es war an einem Sonntage. Das Mädchen war hinausgegangen zu der letzten Hütte des Dorfes, wo der blinde Schäfer wohnte, ihm vorzulesen und ihm den Tisch sonntäglich zu decken. Schade daß sie schon um die Ecke gewesen, sonst hätte sie's bemerken müssen, daß auf der Straße von der Stadt her, raschen Schrittes, Einer herankam in des Königs Rock von zweierlei Tuch, tadellos, sauber und blank Alles was an ihm war, auch der tadelsüchtigste und ärgerlichste Lieutenant hätte nichts an ihm auszusetzen gefunden. Der Leibriemen war noch ein Loch fester angezogen als sonst und die Feldmütze schien, aus eigenen Mitteln, erneuert zu sein.

Er kommt in's Dorf hinein und läßt seine Augen um und um gehn. Die Sonntags-Stille liegt über der Straße, sie ist ganz einsam. Noch keine halbe Minute dann hätte das Mägdlein mit dem Korbe ihm Red' und Antwort stehen können. Ich glaube auch sie hätt's nicht ungern gethan; die soll noch geboren werden, die solchem schmucken Füsilir nicht gern Bescheid gebe. Aber was hilft's, es ist nun einmal zu spät. Jetzt gewahrt er die Kirche, das Pfarrhaus daneben und rasch entschlossen schreitet er drauf los.

Bald darauf steht vor dem Pfarrer im Studirstübchen hoch aufgerichtet mit freiem Anstande und offnen, hellen Blicks „der Füsilir-Unteroffizier Rudolph Starke!" wie er sich selbst dem erstaunten geistlichen Herrn meldet.

Die alte Ilse hat noch nie an ihres Herrn Thür gelauscht, Gott bewahre, die sträfliche Neugier hat sie längst herausgerissen aus ihrem Herzen; sie lauscht auch heute nicht, aber dafür kann sie doch nichts, daß die abscheuliche dicke Spinne ihr Netz gezogen vom Schrank bis zur Wand auf dem Flur droben, und daß sie's gerade sehen muß, als sie den jungen, schlanken Soldaten zurecht gewiesen, der sie so freundlich begrüßt und sie gefragt, ob sie ihn denn nicht mehr kenne, als früheren Nachbarn aus der Marktstraße.

Die alte Ilſe hat aber, ganz wider ihren Willen, doch nur einzelne Worte gehört, denn ſo ganz ſcharf iſt's nicht mehr mit dem Gehör, und ſie hat ſich nichts daraus zurechtlegen können.

Wenn man aber ſolche Geſchichte erzählt, dann kann man ſich unſichtbar machen und durch verſchloſſene Thüren dringen; von dieſer Freiheit machen wir jetzt Gebrauch, und da vernehmen wir denn etwas ganz Neues und Ueberraſchendes. Dieſer Füſilir, von des Königs wackerem —ten Regiment, erklärt dem Herrn Pfarrer zuerſt, daß er, wenn er den bunten Rock ausgezogen, ein gelernter Haus-Zimmermann, daß er auf einer Bauſchule geweſen und ſeine guten Abgangszeugniſſe in der Taſche habe, daß er hoffe, mit Gottes Hülfe ein tüchtiger Meiſter zu werden. Und aus ſeinem Reden merkt man, daß er auch noch manches Andere müſſe geleſen und gelernt haben, als gerade das was zum Handwerk gehört, denn er weiß die Worte wohl zu ſetzen.

Worauf ſoll denn das Alles hinaus? denkt bei ſich der Pfarrer. Ja, da kommt's denn, und das Letzte iſt das Beſte. Nun ſteigt es dem Füſilir ganz heiß und roth in das bärtige Geſicht, nun glänzt ihm etwas im dunklen Auge, nun dreht er die neue Feldmütze ſo unruhig in der Hand; denn er bringt die alte, und doch immer wieder Jedem, der's ſagt und hört, ſo neue und köſtliche Kunde von ſeines jungen Herzens warmer, ſtarker, treuer Liebe.

„Herr Pfarrer!" ſagt er, „ich denke, daß Sie mich nicht für einen ſchlechten Kerl halten von der Sorte, die das Beſte und Schönſte in den Staub treten und ſprechen „ein ander Städtchen ein ander Mädchen!" Ich darf es ſagen, ein treues Herz findet ihr Töchterlein bei mir, und einen guten Arm ſie zu halten und zu pflegen, und ein klares Auge über ihr zu wachen!" „Herr Pfarrer!" bat der wackere Junge, und ſeine Stimme ward ganz weich und bebte, „vertrauen Sie mir ihr Kleinod an, ich werb's bei Gott zu ſchätzen und zu behüten wiſſen!"

Da ſchwieg er, und der Pfarrer that einen langen, langen Zug aus ſeiner Pfeife, ſtellte ſie dann bedächtig weg, trat

auf den jungen Mann zu und legte ihm beide Hände auf die breiten Schultern mit den rothen Achselklappen, ihm tief und lange in die Augen blickend.

Und was er sich da herausgelesen, muß ihm wohl gefallen haben, denn es war kein abweichendes „Nein" das jetzt über seine Lippen kam, freilich auch kein rundes „Ja!"

Des Krieges Wetter hatte den Füsilir hinausgetrieben, seine Liebe zu bekennen und sich des Herzens zu versichern, das er so gern sein Eigen nennen wollte, ehe er hinauszöge dem Feinde entgegen; — aber des Krieges Wetter wehten auch durch des Pfarrers Antwort.

Er wolle seiner werbenden Liebe nicht abgeneigt sein, gab er dem jungen bewegten Herzen zur Antwort, doch wolle er jetzt nicht, daß sie sich fest an einander binden sollten, da eben Alles, Alles ungewiß sei, darum verlange er, daß Lenchen kein Wort gesagt werde! „Erst müssen wir die Franzosen verjagen, dann wollen wir weiter von der Sache reden", fuhr er fort. „Aber Sie sind mir lieb geworden gleich in dieser ersten Stunde, Sie lieber Füsilir, darum kann ich Sie nicht ziehen lassen, ohne Ihnen das Beste mitzugeben was ich habe, das ist zuerst Gottes Wort hier in diesem Büchlein" — und dabei reichte er ihm vom Bord ein Neues Testament — „vergessen Sie nicht drin zu lesen, und dann: Gottes Segen zum Schirm und Schild! und dabei legte er ihm die Hand auf sein dunkles Haupt, und das Haupt senkte sich dankbar und tief unter dem linden Segenswort: „Der Herr sei mit Dir und segne und behüte Dich auf allen Wegen! Amen!" —

Langsam stieg unser Soldat die Treppe im Pfarrhause hinunter; langsam ging er die Dorfstraße dahin, das Haupt gesenkt, als liege der empfangene Segen schwer darauf; — die Hand hat in Gedanken einen Blüthenzweig vom Strauch gebrochen und läßt ihn auch wieder fallen, und immer, immer seufzt es in der Seele: „Ist das denn Alles?! — sollte ich nichts mehr mit heim bringen?!"

So kommt er bis an die Ecke, wo die Wege sich scheiden, rechts geht's der Stadt zu, links führt es weiter bis zu

des blinden Schäfers Hüttlein. Schau nur auf, du junges Menschenherz! Dein Glück naht schon, hold und lieblich anzusehen; sei nur getrost, Du sollst noch etwas Gutes mit heimnehmen, es wird Dich geleiten durch des Krieges Wetter, ein heller Stern aus dunklen Wolken!

Aber er schaut nicht auf, bis es endlich an sein Ohr schlägt, wie eine süße Melodie: „Grüß Gott!" Da sieht er auf, und vor ihm steht dasselbe liebe Antlitz, das er an jenem Morgen zum ersten Mal gesehen aus dem verräucherten, alten Hause in der dunklen Straße, und die blauen Augen sehen zu ihm auf, so schüchtern fragend und so zaghaft, und doch so freudestrahlend, und der rothe Mund blüht ihm entgegen und zeigt die kleinen, weißen Zähne alle.

Da ist er zuerst ganz erschrocken vor seinem süßen Glück, und hat sich erst besinnen müssen. Und des Pfarrers Verbot ist ihm durch den Sinn gefahren, wie ein düsterer Nebel, der doch die Sonne nicht verhüllen kann. — O nein, er hat kein Wort gesagt von Liebe und Minne, von Werbung und Gelobung, kein einziges Sterbenswörtlein ist über seine Lippe gekommen. Aber die Augen! ja, da hat er nichts dafür gekonnt, die haben geredet, unwiderstehlich geredet, viel tausend gute Worte und Grüße und Liebeskunde. Das hat nicht anders sein können, sonst hätte der Herr Pfarrer es ihm ja sagen müssen, daß er seine Augen zumache, oder noch lieber ihm ein Tuch davor binden und ihn so zum Dorfe hinausgeleiten.

So standen sie einander gegenüber und dachten Beide im tiefen Herzen: „Welch ein Glück ist das!!" — Dann erzählte der Soldat, es sei nun Krieg geworden in der Welt und er ziehe auch hinaus in den Krieg, da habe er doch vorher noch einmal sehen müssen wie es hier aussehe auf dem Dorf und das Haus habe er auch sehen müssen, wo sie wohne; denn er habe immer dran denken müssen, wohin sie doch gegangen; es sei auch immer dunkler geworden in der engen Straße seit sie fort gewesen, es habe ihn hinausgetrieben ans Licht in den hellen, schönen Sonnenschein!

Dann ſchwieg er eine Weile und das Mägdlein ſeufzte und fragte leiſe, ob's denn wohl ſehr ſchlimm werde mit dem Kriege, und ob die Franzoſen auch her kämen?

Da blitzten die Augen auf und er ſagte laut und kühn: „Da ſei Gott vor, daß ſie hierher kämen! wir wollen's ihnen ſchon verleiden! Lieb Vaterland kannſt ruhig ſein!“ und dabei ſah er Lenchen ſo feſt und treu an, als ob ſein ganzes deutſches Vaterland der Fleck ſei auf dem ſie ſtehe.

„Aber wirſt Du denn auch wohl einmal an mich denken?“ fragte er dann weiter, — „ſieh, wenn ich auf der Wacht ſtehe, oder in allerlei Gefahr, da möcht' ich's gern bei mir ſingen tief im Herzen, Du kennſt es wohl, das Lied:

„Jetzt bei der Lampe düſterm Schein,“

aber plötzlich brach er ab, denn er dachte an des Pfarrers Verbot, und dazu ſtimmte es ja nicht:

„Und ſchickt ein fromm' Gebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern'!“

Ob Lenchen nun nicht daran dachte, was ſie that, oder ſich darauf verließ, daß ihr ja nichts verboten ſei, — genug, ſie nickte ganz zuverſichtlich und legte ihre kleine Hand dabei feſt auf ſeinen Arm, und verſprach es ihm mit heiligem Ernſt, daß ſie ganz gewiß ſeiner gedenken und treulich für ihn beten wolle, das ſei ja das Wenigſte, was ſie für's Vaterland thun könne. Und, ſonderbar genug, nun war's wieder von ihrer Seite, als wenn in dieſem einen Füſilir das Wohl des ganzen Vaterlandes beſchloſſen ſei.

Da konnte er's denn aber nicht laſſen, er nahm ihre Hand in ſeine beiden Hände und ſie wußten Beide nicht, wie es geſchehen, aber es war ihnen, als hätten ſich ihre Lippen berührt. Und kaum war's geſchehen, da erwachte das Mädchen wie aus einem ſchönen Traum, — ſie ſtand ja an der Ecke der Dorfſtraße unterm Fliederſtrauch, Hand in Hand mit einem Soldaten — vor Gottes Augen war freilich kein Unrecht dabei, aber Menſchen Augen konnten ſie ſehen, wie der Wind war ſie davon, ſah ſich auch kein einziges Mal um und hörte nur im Davoneilen ein heißes, inbrünſtiges: „Dank! Dank viel tauſend Mal!“ — Er

aber stand noch lange, lange unterm Fliederstrauch an der Ecke, Leute gingen an ihm vorüber, er sah sie nicht; sie grüßten ihn, er dankte nicht, er blickte nur immer fest dahin, wo sie ihm verschwunden; ach, des Krieges Wetter hatte sie ihm fortgerissen, — wird er sie jemals wiedersehen?! — wird sie jemals kommen die schöne, die selige Zeit, wo es heißt:

„Dann sind wir Mein und Dein!"

Ach, du lieber Füsilir, heb deine Augen auf, über dir ziehen lichte Wolken und des Himmels Rund spannet sich um dich her so weit und so blau! gedenke dran: „Des Herrn Güte reicht so weit die Wolken gehen!" ziehe nur muthig in den heiligen Krieg und fürchte seine Wetter nicht! —

Ob solch Gedanken durch des Soldatenherz gingen? —

Er nahm die neue Feldmütze vom Kopf, faltete seine Hände drüber und stand eine Weile ganz still. — Dann ging er langsam davon! —

„Der Fritze hat die Schlacht gewonnen! — Unser Fritze hat ihnen die ersten Hiebe gegeben!" so ging es bald von Mund zu Munde, durch Stadt und Land, als der große, köstliche Sieg von Wörth errungen war! Und nach ein paar Tagen hieß es wieder: „Die Spicherer Höhen sind genommen! sie haben die Stiefel ausgezogen und sind hinangeklettert gegen all die Kanonen und Kugeln, aber freilich Mancher ist auch zurückgepurzelt und ist unten liegen geblieben und hat genug gehabt!" —

Da ist denn die hohe und helle Siegesfreude in die Häuser und Herzen gedrungen, und jetzt ist's erfüllt und verwirklicht: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein!" — Doch in vielen Häusern und Herzen hat die Angst und das bange Sorgen mit der Freude gerungen, wo man's wußte, sie sind mit dabei gewesen, die wir so lieb haben, so innig lieb! — haben sie's zahlen müssen mit ihrem warmen, rothen Herzblut?! —

Ach! so war's auch in unserm Pfarrhause. Er war ja mit dabei gewesen, das stand fest! Aber wo war er denn

nun? — unter den Lebenden oder unter den Todten? verwundet und zerschossen oder frisch und fröhlich? — Wer bringt die sichere Kunde? — Es hat ihn ja keiner gebeten um Brief und Nachricht, wer hätte es denn thun sollen? — und wie lange wird's dauern ehe es gedruckt in den Zeitungen zu lesen steht in langen, langen Reihen, wen es betroffen! —

Tage lang und Nächte lang hat sie's getragen, das arme Kind im stillen Pfarrhause, hat's getragen vor Gott dem Herrn mit heimlicher Thräne und heißem Flehen! sie ist ganz blaß und bleich darüber geworden. Die Ilse sieht es wohl und fragt, aber sie bekommt keine rechte Antwort. Der Pfarrer sieht es auch und denkt sein Theil. Endlich in guter, stiller abendlicher Stunde fragt auch er. Sie sitzen Beide in der Buchenlaube, die Sommerlüfte tragen den Blumenduft von den Beeten ihnen zu, das Abendroth glüht durch die Zweige. — Da fragt er sein liebes Kind, was sie denn auf dem jungen Herzen trage, und vor seiner guten Stimme bricht ihr das Herz, und sie legt das Köpfchen an seine Brust, und mit den Händen deckt sie das Antlitz und weint vor ihm aus der jungen Liebe Lust und Leid, und durch die Finger tropfen die Thränen, heiß und reichlich! —

Nun du, lieber Pfarrer, komm hervor mit dem linden Wort! Hier thut's Noth, daß es seine stillende Kraft offenbare! Und durch die dämmernde Laube zieht es hin so gütig und leise; es ist lauter Bewort, denn von Oben her muß die Linderung kommen, von dem Stiller alles Haders! Es bittet um die Kraft, die unserer Schwachheit aufhilft, es bittet um das Licht, das unsere Dunkelheit erhellet, es bittet um das Genügenlassen an Seiner Gnade, um das selige Genügenlassen!

Und das Mägdlein, gesenkten Hauptes flüstert endlich leise: Amen! — und sie erfähret es wieder: „Selig die Sanftmüthigen, denn sie sollen das Erdreich besitzen!“ —

Die Ungewißheit ist wohl schwer zu tragen, aber wenn dann die traurige Gewißheit kommt, ist's auch nicht leicht. Diese Gewißheit kam denn nach etlichen Tagen auch ins

Zu Seite 70.

Pfarrhaus, und zwar wohl versiegelt und verpackt in einem Briefe, den der Bote brachte, wie alle anderen Briefe und ahnte nicht, daß er großes Herzeleid und viel Weinen ins Haus getragen. —

Denn dieser Brief war in einem Lazareth geschrieben von einer Frauenhand, im Auftrage eines schwer Verwundeten der die Höhen von Spicheren mit erstiegen und erkämpft hatte, nun aber so jämmerlich zerschossen dalag, daß er selbst nicht schreiben konnte. — Der Brief lautete also:

Geehrter Herr Pfarrer!

Unter den Verwundeten, die meiner Pflege übergeben sind, befindet sich der Füsilir Rudolph Starke vom . . . ten Regiment, der Ihnen bekannt sein wird. Wie er mir sagt, besitzt er, nachdem seine alte Mutter im letzten Winter gestorben, keine näheren Verwandte und steht allein in der Welt. Es liegt ihm aber sehr auf dem Herzen, daß Sie, Herr Pfarrer, und wie er sagt: „noch Jemand mehr", erfahren mögen, daß er bei Spicheren verwundet worden. Leider muß ich hinzufügen: „schwer verwundet", die Kugel ist ihm durch die Schulter gegangen und hat wahrscheinlich die Lunge berührt. Das ist's aber nicht allein, die linke Hand hat ihm amputirt werden müssen. Der arme Mensch ist einer meiner liebsten und geduldigsten Kranken, hat auch einen frommen, christlichen Sinn, und getröstet sich immer wieder, auch bei den heftigsten, schwersten Leiden, Dessen, daß viel für ihn gebetet werde, so treu und fromm, daß es Erhörung finden müsse. Das sollte ich Ihnen mittheilen, Herr Pfarrer, mit der Bitte, daß Sie es diesem fürbittenden Herzen auch sagen möchten. — Wir sind hier von zahllosem Leid umringt, Fürbitte thut uns Noth! Der Herr hat uns schwere Last aufgelegt, aber Er hilft uns auch!

Clara, Diakonissin.

Den Brief konnte der Pfarrer nicht für sich behalten, nach den letzten Mittheilungen, die er empfangen an jenem

Abend in der Laube, durfte er es nicht, er mußte seinem armen Kinde Alles sagen.

Sie vernahm die traurige Botschaft ernst und still, sie faltete ihre Hände und ward sehr bleich, todesbleich; aber kräftig raffte sie sich empor, legte ihre Hand auf des Pfarrers Arm und sagte ruhig: „Ich muß hin, mein Vater, ich muß zu ihm! Du hast es ja selbst gelesen, er hat Niemand in der Welt als mich, o er soll's erfahren, daß er nicht allein steht!“ —

Dann brach sie in Weinen aus, und der Pfarrer ließ sie weinen, damit ihr das Herz nicht breche. —

Als sie ruhiger geworden kostete es ihn viel, sie zu überzeugen, daß es unmöglich sei für sie, jetzt in die vom Kriege erfüllte Welt hinauszugehen; es bedurfte der ganzen Macht seines Wortes, um sie zu bewegen, daß sie davon abstehe. — Endlich sagte sie: „Dann mußt Du zu ihm! wir können ihn nicht verlassen! o geh zu ihm, mein Vater! tröste ihn mit Deinem linden Wort! tröste ihn und sag's ihm, daß ich seiner gedenke mit Gebet Tag und Nacht! Ach! und wenn's irgend möglich, dann bring ihn zu uns, ich weiß, dann wird es besser mit ihm werden! dann wird Alles, Alles gut!“ —

Am andern Morgen hielt das Wägelchen vor der Thür, den Pfarrer an die nächste Eisenbahn-Station zu bringen. Zum Glück lag das Lazareth, dem er zueilte, noch auf deutschem Boden. Als aber Lenchen dem Vater die Hand zum Abschied hinaufreichte, da las er in ihrem flehend zu ihm aufgeschlagenen Auge die stumme Bitte: „O bring ihn mit! bring' ihn mit!“

VI.

Der Friedens-Bogen.

Das war ein wunderschöner Traum, den Lenchen in der nächstfolgenden Nacht hatte. Lange hatte sie wach gelegen, und gedankenvoll hinausgeblickt in die sternenhelle Dämmerung der stillen Sommernacht; viel banges, heißes Flehen

war aufgestiegen in die Höhe zu Dem, der all die Sterne ausführet am Firmament und ihnen ihre unwandelbaren Bahnen gewiesen. Endlich war Ruhe über das bange Herz gekommen, mit dem Wort:

„Er wird auch Wege finden,
„Die mein Fuß gehen kann!"

Das müde Haupt war allmälig zurückgesunken ins Kissen, die Dämmerung des Sommermorgens stieg roth herauf im Osten, sie merkte es nicht, sie schlief! —

Da war es ihr im Traum gewesen, als sähe sie durch einen trüben, dichten Wolkenschleier das Antlitz Dessen, den ihre Seele liebte. Zuerst in weiter Ferne. Sie mühte sich die Züge und den Ausdruck deutlicher zu erkennen. Allmälig kommt das Bild näher heran, sie sieht es, er ist sehr bleich, und der Augen Glanz ist sehr trübe geworden. Aber er lächelt ihr entgegen, o mit einem Ausdruck unaussprechlichen Glücks, er kommt ganz nahe heran, er breitet ihr beide Arme entgegen, — von der Macht der Gefühle überwältigt sinkt sie nieder, sie will ihm entgegeneilen und sie kann nicht, es liegt ihr wie Blei in den Gliedern! — Aber er winkt mit der Hand, als wollte er sagen: Sei nur stille, ich komme ja schon! und er kommt wirklich ganz nahe heran, er hebt sie auf, er legt ihren Kopf an sein Herz! Aber das Herz steht still — eine unsägliche Angst durchfährt ihre Seele, sie sieht ihn an, aber er lächelt glückselig auf sie nieder und beugt das Haupt herab und küßt sie mit einem langen, langen Kuß. Dann ziehen sie miteinander hin, Hand in Hand. Es ist nicht Gehen, es ist Fliegen! O wie ist die Luft so leicht! aber es geht durch Wolken, immer durch Wolken! Da theilen sich die Wolken und eine Stimme ruft: Das ist das Sieges-Thor! und sie eilen glückselig durch dieses köstliche Thor, einer Gegend zu, die im hellen Glanze des Mittags daliegt, Alles grünt und blüht und duftet, von den Thürmen läuten die Glocken und die Menschen ziehen den Kirchen zu. Da läßt der Druck seiner Hand nach, sie sieht auf zu ihm! Seine Gestalt erscheinet ihr so leicht und so luftig, die Farben der Uniform verblassen,

ein Nebel umzieht ihn, er entschwindet ihr, noch sieht sie seiner Augen sanftes Licht, sie breitet ihre Arme aus, sie will ihn halten! — Da tragen die Lüfte ihr den Gesang zu aus all den Kirchen, deren Thüren weit offen stehen rings umher, und sie muß mit einstimmen:

„Nun ist groß Fried ohn' Unterlaß!
All Fehd' hat nun ein Ende!"

Wie war's doch dem Mädchen wunderbar zu Sinn, als sie aus diesem Traum erwachend sich aufrichtete und das helle Morgenlicht in ihr Stübchen fiel, beleuchtend die alltägliche Umgebung, die gewöhnlichen Dinge! Sie kam ja aus einer andern Welt! — Sie muß sich erst sammeln; sie sammelt sich in stillem Weinen! Sind es Thränen seliger Freude oder bittern Weh's? — sie weiß es selber nicht! —

Drei lange Tage vergingen, da kam der Pfarrer wieder. Er brachte vor Allem viel tausend Grüße und wußte nicht genug zu sagen von der großen Freude und dem innigen Herzensdank, die sein Kommen bereitet. Sonst aber war's nicht gerade besonders tröstlich, was er zu berichten hatte. — Tief ergriffen und mit bewegter Stimme erzählte er dem athemlosen Mägdlein von all' dem unsäglichen Leid, das er gesehen, und insbesondere von dem großen Leid, das dem armen Füsilier widerfahren. Die hellen Thränen seien ihm in den Bart geflossen, als er ihm den verbundenen Stumpf gezeigt, wo die Hand vom Arme getrennt worden, und wie ein scharfer Schnitt sei ihm die Frage durch's Herz gegangen: „Was nun, lieber Herr Pfarrer, was nun?" — Lenchen hielt's aber nicht länger aus, Eins mußte sie wissen: ob Leben oder Tod! „O mein Vater!" bat sie, und legte ihre Hände flehentlich zusammen, — „mit einer Hand, das würde schon gehen, ich habe ja zwei; aber wird er denn erhalten bleiben, kann er gerettet werden?" —

Der Vater wußte nicht viel darauf zu sagen. Der Arzt habe noch gar nichts Gewisses aussprechen können, es hänge eben Alles von dem Verlaufe der Heilung ab. Vorläufig könne er auch noch nicht transportirt werden, aber nach 3—4 Wochen werde es wohl mit Vorsicht sich thun lassen.

Das war denn doch ein Troſt für Lenchen. Mit Gottes gnädiger Hülfe wird er kommen, ſie wird ſeine Pflege ſelber übernehmen; o, wie will ſie ihn pflegen! gewiß, er wird beſſer werden! — er wird geneſen! — Die Liebe vermag viel, ſie vermag Alles!

Wolkenlos breitete ſich der Himmel eines ſchönen Septembertages über die Herbſtlandſchaft. Die Luft war ſo ſtill und klar wie im Sommer, und leiſe zogen die weißen Fäden hin, die das ſcheidende Jahr verkünden. Da machte ſich eine Schaar von Männern auf aus dem Dorfe, voran der Pfarrer und Lenchen. Rudolf hatte mehrmals ſchon ſelber einen kurzen, aber inhaltsreichen Brief geſchrieben und zuletzt den Tag gemeldet, an welchem er mit Anderen durch einen Sanitätszug transportirt werden ſolle, dabei aber bemerkt, daß der Arzt verlange, er ſolle von der Eiſenbahnſtation getragen werden, es gehe noch nicht anders.

Nun zeigte es ſich, wie viel Liebe der Pfarrer im Dorfe hatte. Kaum hörte man's, daß ein Schwerverwundeter zur Pflege in's Pfarrhaus komme, da erboten ſich freiwillig ſo viele Helfer und Träger, daß man acht der ſtärkſten Männer auswählen konnte.

Da ſtehen ſie nun am Stationshäuschen, ſehnſüchtig wartend auf die Ankunft des Zuges. Lenchens Augen wandern längs den endlos hinlaufenden Schienen, darauf ihr Glück oder Unglück nun herankommen ſoll; ſie wandern hinauf an den Signalſtangen, wo jetzt das Zeichen der Ankunft erſcheinen ſoll; wird es ein Zeichen der Freude oder des Leides ſein?

Tauſend bange Fragen und Sorgen ſchnüren ihr die Bruſt zuſammen; — wie wird ſie ihn wiederfinden? — ſie denkt der letzten Begegnung unterm Fliederſtrauch, — ſie ſieht ihn in all' ſeiner Jugendſchöne und fröhlichem Muth! — Ach, wie wird das Alles verändert ſein! —

„Der Zug kommt!" hieß es jetzt. Ein Beben und Bangen geht dem Mädchen vom Scheitel bis zur Sohle! Der Pfarrer faßt ermuthigend ihre Hand und redet ihr leiſe zu: „Fürchte Dich nicht! Siehe, ich bin bei Dir, ich halte Dich mit

meiner rechten Hand! — Da meine Seele bei mir verzagte, dachte ich an den Herrn!“

Langſamer rollt die Wagenreihe heran. O, wie erfinderiſch iſt doch die barmherzige Liebe! Den ſonſt unerträglichen Transport hat ſie den armen Verwundeten leicht gemacht. Da hängen ſie in zwei Reihen durch jeden Wagen hin, elaſtiſche Federn und Gummiringe mildern die Bewegung, ſo daß ſie wie in ihren Betten daliegen.

Jetzt hält der Zug und erfahrene, fürſorgliche Hände heben den Einen mit ſeinem Lager ſanft und leiſe heraus, der hier abgehen ſoll. — Die Träger ſtehen bereit, aber vorher kniet das Mädchen nieder, um dem Verwundeten recht nahe zu ſein und ihm ein Wort ſagen zu können, ihm allein, das die Andern nicht hören.

Wohl iſt er bleich geworden und ſehr abgefallen, und die großen Augen liegen tief zurückgeſunken, aber die unſägliche Freude röthet ihm das blaſſe Antlitz, ſie glänzt helle aus den Augen; ſie macht ihm die Lippe beben, er kann nichts ſagen, nur eine Thräne rollt ihm langſam über's Geſicht, — die rechte Hand hat er erhoben, er legt ſie dem knieenden Mädchen um den Nacken, — er zieht ſie ganz nahe heran. O, wer will's ihm jetzt wehren? — und ſie? — o, ſie ſchaut ihn an, wie noch kein Menſch ihn angeſchaut hat, — er ſieht in den offenen Himmel! — Da iſt keine Klage, keine Trauer; da iſt nichts, als das höchſte, reinſte Liebesglück, die Seligkeit, helfen zu dürfen dem Geliebten, der in völliger Hülfloſigkeit daliegt! —

Nun ſetzt ſich der Zug in Bewegung; je vier Träger haben die Bahre aufgenommen; es geht ſo ſanft und leiſe, und doch bebt Lenchens Herz bei jedem unſicheren Tritt, der eine ſchwankende Bewegung veranlaßt. Ihre Hand hat Rudolf feſtgehalten, die kann er nicht wieder loslaſſen, und ſie läßt ſie ihm ſo gerne, es thut ihr ſo innig wohl, den Druck ſeiner Finger zu fühlen, und ſie ſchließt daraus, daß er ſo gar ſchwach doch nicht ſein könne.

Endlich iſt man am Ziel. Wohlgebettet liegt unſer Reconvalescent im Gaſtſtübchen des Pfarrhauſes. Er blickt

mit innigem Behagen um sich. O, wie ist hier Alles so traulich und wohlig! Seine Augen wandern von einem Gegenstand zum andern, überall begegnet er den Spuren der rührendsten Fürsorge; die Bilder an den Wänden und die Blumen am Fenster reden ihre Sprache; auf einem Tischchen am Bette steht eine Rose mit eben aufblühenden Knospen; o, er versteht es, was die Rose bedeutet; eben hat Lenchen ihm einen kühlen, köstlichen Trank gereicht, so hat ihn noch kein Lebelang kein Trank erquickt; er hat sie zu sich herabgezogen und geküßt mit viel tausendherzigem Danken und hat sie mit vor Wonne bebender Stimme „seine süße Braut“ genannt. Und sie hat's ihm bestätigt mit Augen und Lippen und Händen, daß sie es sein wolle, für Zeit und Ewigkeit sein Eigen!

Zu Seite 86.

Nun liegt er da allein im Stübchen; er ſoll in völliger Ruhe ſich ſammeln und erholen von der gehabten Anſtrengung der Reiſe und all' der Aufregung des Wiederſehens, womöglich ein Stündchen ſchlafen. Dann will ſie wieder zu ihm kommen und an ſeinem Bette ſitzen und ihm viel, ſehr viel erzählen; er darf aber nur zuhören. Aber der Schlaf will wie ein glückſelig Träumender nicht kommen; das Herz pocht ihm laut und voll. Er blickt immer noch auf die Thüre, wo ſie verſchwunden, den Finger auf die rothen Lippen gelegt, Ruhe empfehlend; wie ſie noch einmal die Thüre geöffnet und das Köpfchen hinein-

gesteckt und ihn angeschaut mit innigem Blick durch Freudenthränen!

O gewiß! hier muß er genesen, bald genesen! Er fühlt es jetzt schon, wie es ihm besser wird; so großes Glück muß Wunderkräfte in sich bergen. Ihm schwindelt dabei, wenn er's denkt, so viel Liebreiz und Schönheit und Güte sein Eigen zu nennen; er athmet tief, — o, die Brust ist ganz gesund wieder, die Wunde wird sich bald schließen; er sieht auf seinen verstümmelten Arm, — o, das wird sich schon machen; gottlob, die rechte Hand ist ihm geblieben, er wird mit der einen Hand mehr leisten können, als Andere mit zwei Händen; er kann Alles für sie, für sie! Die Liebe macht ihn stark und gesund und allvermögend; sie zeigt ihm die Zukunft eines langen, glücklichen Erdenlebens im rosigsten Lichte! Betend schaut er empor — ach, daß er keine gefalteten Hände mehr aufheben kann! — Aber sein barmherziger Gott hört ihn doch, er seufzt und bittet um Genesung, um Gesundheit, um ein langes, langes Leben. —

Die schönen Septembertage halten an. Durch das offene, rebenumrankte Fenster zieht die reine, warme Luft mild und stärkend. Lenchen ist bald sehr geschickt im Verbinden; so gut hat's keine Diakonissin und kein Arzt gemacht, versichert der dankbare Kranke. Die Speisen, die sie ihm bereitet, sind gar köstlich und geben ihm neue Kräfte von Tag zu Tage; er spürt es deutlich. Der Militärarzt aus der nahen Stadt, unter dessen Aufsicht er steht, ist auch recht zufrieden, will aber nichts hören vom Aufstehen, ehe die Wunden ein anderes Aussehen bekommen haben.

Das rauhe Herbstwetter kommt, Regen und Sturm schlagen gegen die Scheiben; der Ofen muß die kältere Luft vertreiben. Da stellt sich Husten ein. O, es ist nur eine leichte Erkältung, die sich bald wieder verlieren wird, meint der Kranke. Aber der Husten verliert sich nicht. Der Appetit nimmt ab und nächtlicher Schweiß tritt ein. Der Pfarrer sieht bald die ungünstige Veränderung. Lenchen läßt noch keiner Sorge Raum. Der Arzt will nicht mit der Sprache heraus. So wird's Weihnacht. Am Bette des

Kranken brennt der helle Lichterbaum; um ihn ausgebreitet liegen viel schöne Gaben der bräutlichen Liebe; Lenchen singt ihm ihre schönsten Weihnachtlieder und er versucht es, leise mit einzustimmen, aber der Husten will's nicht zulassen. Nach Neujahr wird's schlimmer. Die furchtbar strenge Kälte des Winters wirkt sehr nachtheilig, die Kräfte nehmen ab. Der Kranke selber ist aber noch voll guten Muths. Aber Lenchen, das arme Kind! Jetzt kommt die Angst über sie, wie ein Gewappneter! Sie *muß* es sehen, wohin es geht! Und da sitzt sie alle Tage an seinem Bette; er hält ihre Hand so fest, als fürchte er, man möchte sie ihm entreißen; er redet leise in lauter Hoffnung von zukünftigen Tagen des Glücks; er schaut sie an, so warm, so innig verlangend, aus ihrem Munde die Bestätigung seiner Hoffnungen zu hören!

Aber Lenchen schweigt; sie blickt ihm wohl wieder mit all' der Liebe in sein blasses, schmales Antlitz, in das große, klare Auge; sie legt ihm wohl sanft und gut die Hand auf seine heiße Stirn, — aber sie schweigt, ihre Lippe ist wie versiegelt!

So geht es durch lange, bange Wochen bis in den Februar hinein. Der Zustand wird immer trauriger; das Mädchen hat vor Gott gerungen um das rechte Wort, es dem zu bringen, den ihre Seele liebt, daß er in die heilsame Wahrheit und Klarheit geleitet werde; aber sie vermag es nicht zu finden, ihre Lippen können es nicht aussprechen. Und doch will sie's keinem Andern überlassen, selbst dem theuern Vater nicht; sie erkennt's als ihren heiligen Beruf, dem sie genügen muß. Sie harret nur auf Gott, und sie weiß es: Er wird und muß ihr helfen, daß sie Ihm wird danken, weil Er ihres schwachen Herzens Hülfe und ihr Gott ist!

Endlich, es war schon in der zweiten Hälfte des Februars, nach einer qualvollen Nacht ohne Schlaf, ist dem armen, theuern Kranken Muth und Hoffnung gebrochen, seine Seele liegt am Boden, wie ein Vogel mit gelähmtem Flügel. Als die treue Pflegerin sich wie gewöhnlich an sein Bette setzt, findet sie ihn bis zum Tode betrübt; er hebt an: „Ach! sage mir's doch, muß ich denn sterben? Ist es denn möglich, daß der barmherzige Gott mir das höchste, schönste Erden-

glück zeigen konnte, ohne daß ich es erlangen soll? O sprich, Du mein liebstes Herz, sprich doch, ist das möglich?" —

Und Thräne auf Thräne floß ihm über sein Antlitz! Das Mädchen sagte kein Wort, aber sie neigte sich über ihn, sie bedeckte seine Stirn mit Küssen, sie blickte ihm tief, tief in die traurigen Augen! Dann richtete sie sich auf, faltete die Hände über seinem Haupte, daß sein weiches dunkles Haar sie ganz bedeckte, und betete um den Frieden Gottes, der das sündige Menschenherz stark und still macht, daß es überwinden lernt! — Da flossen ihre Seelen zusammen und waren Eins vor dem Herrn! — Und als das Mädchen geendet, war dem theuren Kranken die Seele sanft und gelassen geworden, sie legte eine Weile ihren Kopf dicht neben seinen Kopf auf das Kissen, und er schlang seinen Arm um ihren Hals.

So flüsterte er ihr ins Ohr: „Vergieb! ach, vergieb! ich zweifle nicht mehr an Deiner Liebe! Du bist mein und bleibst es für alle Ewigkeit. Ich bin getrost! Nun hilf mir sterben, selig sterben! Du bist mein reiner, heiliger Gottes-Engel, von Droben her mir zugesandt, Deine Hand, Dein Wort, Deine Stimme wird mich führen und leiten, sicher hinüber geleiten, dahin, wo wir einig sein werden im schönen Lichte! — und Du kommst bald nach, nicht wahr, Du kommst bald!" —

Das Mädchen nickte stumm; dann sagte sie: „Für heute nicht mehr, Du Lieber! — ich setze mich jetzt still ans Fenster, Dein Herz muß jetzt ausruhen: wir haben noch Zeit, Vieles zusammen zu reden." —

Jetzt kamen denn noch wunderbare gesegnete Tage und Stunden für diese beiden Herzen. Es ward immer klarer und lichter über ihnen und um sie her. Wohl wandelten sie noch wie durch Wolken, aber die Wolken theilten sich und wichen immer weiter zurück.

Bald ward es ihm eine Hauptsorge, wie sie denn nun, ohne ihn, ihren Weg wandeln solle durch das vereinsamte Leben. Dann tröstete sie ihn gar lieblich, und wer es anhörte, dem mochten wohl die Augen weinen. O! hieß es da, sorge Dich nicht um mich! ich bin ja unaussprechlich

reich in Deiner Liebe; alle Tage werde ich daran zu thun haben, und es wird mir ein unerschöpflicher Trostesquell sein, zu gedenken Dessen, was Du mir warst, so lange meine Augen Dich sahen, was Du mir bist in alle Ewigkeit! — Ich hab's Alles wohl geborgen hier im Herzen, das kann mir Niemand rauben! — Ich werde auch dann mit Dir reden, wenn ich Dich nicht mehr sehen darf, und Du wirst mir antworten, ich weiß es, Du wirst es ganz gewiß thun, denn Du bist und bleibst bei mir, Du lebst ja in mir! — Und sieh, dann habe ich meinen Stand und Beruf hier mit meinem lieben Vater, der steht mir bei und ich ihm, und wenn er auch fortgeht, dann weiß ich's gewiß, dann zieht's mich nach, bald, bald, wann Gott will. —

Rudolph hörte sie stille an, und sein Auge glänzte! —

Unterdessen waren die großen Welt-Ereignisse weiter und weiter fortgeschritten. Lenchen brachte alle die gewaltigen Siegesbotschaften ihrem theuren Kranken, der sie ihr von den Lippen sog! Insonderheit war es sein Regiment, das ihn am allernächsten interessirte, an dessen Kämpfen und Siegen er den innigsten Antheil nahm. — Wohl überkam es ihn mit wildem Schmerz, wenn ein Brief von einem guten, treuen Kameraden eintraf, der ihn mitten hinein versetzte in das laute lustige Soldatenleben; aber dann wußte seine treue Pflegerin ihn immer wieder zur Ruhe zu sprechen, wie man ein krankes Kind zur Ruhe spricht. —

Paris war gefallen. Die Friedens-Unterhandlungen im Gange. —

Friede! Friede! so ging es denn endlich durch die kampfesmüde Welt. Mit der Friedensbotschaft trat Lenchen auch an das Bett dessen, der sein Blut und junges Leben und alles Erdenglück mit dahingegeben, um solchen Frieden zu erstreiten. —

Aber seine Seele stand im höheren Frieden. Er blickte sie wohl dankbar an und legte die Hand aufs Herz, aber seine Gedanken waren alsbald wieder anderswo!

Es war ja in den ersten, schönen Mai-Tagen als die Friedensbotschaft kam. Der Frühling und der Friede wollten

zuſammen Einzug halten in der Welt, die ihnen entgegenjauchzte.

Veilchen blühten im Glaſe am Krankenbett und hauchten ihren ſüßen Duft aus. Warm ſchien die Mai-Sonne durch die weißen Vorhänge am Fenſter. Draußen war's lebendig von all den Vogelſtimmen, und die Lerchen ſtiegen unermüdlich in die blaue Luft.

Ach! wie ſchwer, wie unüberwindlich ſchwer hätte das Scheiden dieſem jungen Menſchenherzen werden müſſen, wenn nicht die höhere Macht das Schwere leicht und ſelig gemacht hätte, die Gottes- und Gnaden-Macht im linden Wort!

Nun lag er da in großer Stille und heiligem Frieden! Wohl war ſein Aeußeres ſehr verändert. Die üppige Jugendkraft und Schöne war dahin, aber dafür eine höhere Schönheit und die ewige Jugend ihm aufgeprägt worden. Aus dieſen klaren, tiefen Augen leuchtete das Licht der zukünftigen Welt, und in dieſen wahrhaft edlen, reinen Zügen las man von einer Liebe, die ewig iſt!

Die Kraft war ganz erſchöpft. Man konnte es ſich nicht verhehlen, daß jeder Tag das Ende bringen konnte. Er lag mit groß aufgeſchlagenen Augen da, aber die Seele war ſchon nicht mehr auf Erden, ſie träumte ſeligen Traum. Der Pfarrer ſtand auf der einen Seite des Bettes, Lenchen kniete auf der andern und hatte ihre Hand auf Rudolphs Stirn gelegt. Da öffnete er die Lippen und redete leiſe Worte, aber das Mädchen verſtand ſie: er redete davon, daß ſie zuſammen wandelten, Hand in Hand, durch Wolken wandelten — o ſieh, hauchte er, den ſchönen Friedens-Bogen, das Sieges-Thor — wir ziehen ein! — wir ziehen ein! — Gelobt ſei Gott! — Gelobt — ſei — Gott!

Da fing das Friedens-Geläute an vom Thurm! und alle Glocken ſtimmten ein von Nah und Fern; ſie läuteten dem ſelig Sterbenden zum ewigen Frieden! —

Das knieende Mägdlein aber hob die thränenſchweren, und doch ſo klaren Augen himmelan und ſprach:

„Nun iſt groß Fried ohn' Unterlaß
All' Fehd hat nun ein Ende!"

4. Zweierlei Wege.

Erinnerungen aus dem Franzoſenkriege.

(Nach einer Mittheilung von W. Höſpetter.)

Es war Anfang Juli des Jahres 1870. Der junge Schreiner Konrad M.... ſtand in ſeiner Werkſtätte und arbeitete rüſtig an einem neuen Tiſche, indem er ein luſtiges Liedchen pfiff. Er hatte auch allen Grund fröhlich zu ſein, denn in drei Wochen ſollte er Hochzeit haben, und der Tiſch, an welchem er polirte, ſollte ein Stück des neuen Hausrathes werden.

Da trat, mit einem Zeitungsblatte in der Hand, ſein alter Vater ein, und die ſorgenvollen Mienen deſſelben ließen errathen, daß er in der Zeitung nichts Gutes gefunden habe.

„Konrad," begann er denn auch alsbald ernſt, „haſt Du ſchon gehört, daß es in Paris unruhig iſt? Hier in der Zeitung ſteht's geſchrieben, und mir ahnt nichts Gutes. Gib Acht, das unruhige Volk will einmal zur Abwechſelung wieder Krieg führen und die alten Gelüſte nach dem Rheine befriedigen! Dann mußt Du am Ende auch wieder Soldat werden, und alle unſre ſchönen Pläne ſind dahin."

„Ach was, Vater," entgegnete Konrad wohlgemuth, „wer denkt jetzt an Krieg? Es iſt ja überall der tiefſte Friede, und hat nicht einer der franzöſiſchen Herren noch jüngſt ausdrücklich erklärt, der Friede ſei niemals geſicherter geweſen als eben jetzt? Mach' Dir keine unnöthigen Sorgen über ſo ein Zeitungsgewäſch! Ich bleibe hier und halte meine Hochzeit, und dann ſollen wieder gute Tage für Dich kommen. Mein Annchen wird die Behaglichkeit, die ſeit dem Tode der guten Mutter unſerem Hausweſen und Dir beſonders verloren gegangen iſt, ſchon wieder auf die Beine bringen. Sie iſt gerade die Rechte dafür."

„Ja, ja," antwortete der alte Mann, durch Konrad's Rede nicht ganz beruhigt, „wenn's nur die Franzoſen nicht wären, bei denen es wieder brummt und ſummt wie in

einem Bienenſtocke! Du kennſt die Sorte noch nicht, wie ich ſie leider kennen gelernt habe. Wenn die einmal mit dem Säbel raſſeln, ſo thun ſie das nicht bloß mit der Scheide, ſondern ihre Hand liegt auch gleich am Griffe. Es iſt ein leichtſinnig, wetterwendiſch Volk, dem man nicht über Nacht trauen kann, und wenn ſie Krieg haben wollen, ſo finden ſie auch leicht eine Urſache dazu."

„Quäle Dich doch nicht mit ſolchen Gedanken, lieber Vater!" beruhigte Konrad. „Die Franzoſen machen einmal wahrſcheinlich wieder ein bischen blinden Lärm, wie ſie es ſo gerne thun; aber wenn ſich Niemand um ſie kümmert, ſind ſie auch bald wieder ſtill. Mir iſt nicht bange. Ueberdies habe ich den Feldzug Anno 66 mitgemacht, und bin ich einmal verheirathet, ſo wird man mich ſo ſchnell nicht wieder einberufen, wenn es auch wirklich zu einer Mobilmachung bei uns hier im Badiſchen kommen ſollte. Nur nicht ängſtlich!"

Aber es kam doch ſo, wie der Vater geahnt hatte. Die Urſache zum Kriege fand ſich — wie? das weiß ja alle Welt und ſchneller als Jemand gedacht, war das Kriegswetter da. Aber der Sturm aus Weſten trieb auch die deutſchen Stämme alle zuſammen und reinigte die deutſche Luft von all' den giftigen Dünſten des Sondergeiſtes, die ſie bisher ſo ſchwer und drückend gemacht hatten für Alle, welche nach der Einheit des großen Vaterlandes ſeufzten. Alldeutſchland ſtand auf wider den alten Erbfeind.

Baden machte zuerſt mobil, und auch Konrad erhielt ſeine Einberufungs-Ordre, noch ehe ſeine Hochzeitspapiere geordnet waren.

Wer beſchreibt den Kummer des alten Mannes, den Schmerz der Braut, die ſich ſo jählings aus ihren ſchönen Hoffnungen und Plänen herausgeriſſen ſahen! Sie theilten zwar ihr Loos mit Hunderttauſenden im ganzen deutſchen Vaterlande; aber es pflegt ja ſo zu ſein, daß Jeder das eigene Mißgeſchick als das größte und ſchwerſte anſieht, weil er es am tiefſten und unmittelbarſten empfindet.

„Mußte mich denn in meinen alten Tagen auch das

noch treffen!“ jammerte der Vater, welcher nach Allem, was er in seiner Jugend von den Franzosen gesehen und erfahren hatte, sich's nicht ausreden ließ, daß der Krieg für Deutschland ein böses Ende gewinnen müsse und welcher drum seinen Konrad verloren gab.

„Du kommst nicht mehr zurück!“ schluchzte auch Annchen an Konrad's Halse. „Der Krieg wird sehr böse werden; die Franzosen haben gedroht, unser ganzes Land zu verwüsten, und die wilden, schwarzen Menschen, welche sie in ihrem Heere haben, sollen schlimmer sein als wilde Thiere! Konrad, Konrad, wenn Du gehst, so ist's auf Nimmerwiedersehn!“

Vergebens tröstete Konrad, dem das Feuer heiliger Begeisterung, welches je mehr und mehr alle Herzen zu durchglühen begann, den eigenen Schmerz überwinden half und die Seele mit freudiger Zuversicht erfüllte.

„Seid doch nicht so trostlos!“ sprach er. „Es treffen ja nicht alle Kugeln. Und in einem so gerechten, uns aufgezwungenen Kampfe ist sicher Gott mit uns und gibt uns den Sieg. Wir werden den windigen Franzosen schon zeigen, was deutsche Herzen und deutsche Fäuste vermögen,

ſo daß ihnen für alle Zeiten die Luſt vergehen ſoll, noch einmal mit uns anzubinden. Kann ſein, daß wir ſchon in ein paar Wochen wieder zurück ſind. Nur Ruhe, und die Hoffnung nicht verloren: Der alte Gott lebt noch und verläßt einen ehrlichen Deutſchen nicht!"

Indeß wollte doch auch ihm faſt das Herz brechen, als es zum Aufbruche ging und manche Thräne rollte in den Bart, weil nun an die Stelle der Hochzeit eine ſo ſchwere Prüfungszeit für ſie Alle getreten war.

Aber die Hand des Herrn war über Konrad. Er blieb unverletzt in all' den ſchweren Schlachten und kleineren Gefechten, welche er mitmachte, und welch' ein Troſt war es für die bangenden Herzen des Vaters und der Braut, wenn Brief um Brief ſein Wohlſein meldete und von dem freudigen Muthe Zeugniß gab, mit dem er ein ſchnelles ſiegreiches Ende des Krieges und ein baldiges frohes Wiederſehen in Ausſicht ſtellte.

Nach der Schlacht bei Wörth wurde Konrad mit ſeinem Regimente vor Straßburg gelegt; nach der Uebergabe dieſer Stadt am 30. September zogen die badiſchen Truppen dem Jura zu. Es kam der 30. October, an welchem die Stadt Dijon erſtürmt wurde.

Von da ab blieben die Briefe Konrads, die ſonſt regelmäßig alle paar Tage zu Hauſe angekommen waren, mit einem Male aus. Dafür kamen die Verluſtliſten an, die ſo Vielen zu ſchmerzlichen Trauerbriefen wurden. Mit welch' fieberiſcher Haſt wurden ſie durchflogen!

Da läßt Annchen plötzlich mit einem gellenden Aufſchrei das Blatt aus der Hand fallen und ſinkt ſelber ohnmächtig zu Boden. Sie hatte gleich auf der zweiten Seite geleſen: „Konrad M....., bei Dijon durch beide Hüften geſchoſſen und vermißt!"

Der Jammer war unbeſchreiblich. Denn wie konnte es anders ſein? Der Schwerverwundete war den Franzoſen in die Hände gefallen und von ihnen ſchändlich ums Leben gebracht worden!

Dieſe furchtbaren Ahnungen ſollten denn auch wirklich

bald bestätigt werden. Konrads Kameraden meldeten nach Hause, und zwar Alle übereinstimmend, sie hätten den Vermißten in einem Walde bei Dijon aufgefunden, aber todt und gräßlich zugerichtet, mit ausgestochenen Augen, zerfetztem Gesichte, aller seiner Kleider und Habseligkeiten beraubt. „Wir haben den ermordeten Kameraden in einem Dorfe bei Dijon feierlich begraben", schrieben sie noch und baten, diese Nachricht seinen Angehörigen mit möglichster Schonung beizubringen.

Aber was halfen da alle schonenden Worte? Die gräßliche Thatsache blieb und ließ sich nicht verheimlichen; denn Konrad's Vater und Annchen wollten selber die Briefe der Kameraden lesen.

Der alte Mann kam ganz außer sich, so daß man für seinen Verstand befürchten mußte. Es war zu viel auf einmal auch für sein frommes und sonst glaubensstarkes Herz: die Vernichtung aller seiner Pläne und Hoffnungen für die alten Tage und dazu der schauderhafte Tod des einzigen Sohnes!

Annchen ging umher wie eine geknickte Lilie; sie hatte nur Thränen über das verlorene Lebensglück, aber kein Gehör für die Trostworte, womit man sie aufrichten wollte. Nur in der sorgsamen Pflege des alten, verlassenen Vaters fand sie eine wohlthuende Linderung ihres Schmerzes, und gerne gestatteten ihre Eltern, daß sie einstweilen ganz bei dem alten Manne bleibe. Die innigste Theilnahme des ganzen Städtchens begleitete die so schwer Heimgesuchten.

Da — es war schon im neuen Jahre — bringt eines Tages der Briefträger einen Brief für Konrads Vater. Und was war das? Konrads Schriftzüge standen auf der Adresse; gerade so hatte er immer das große M gemacht, das den Anfangsbuchstaben seines Namens bildete. Mit zitternden Händen reißt Annchen den Brief auf, da der Vater wie erstarrt ihn in den Händen hält und nicht den Muth zu finden scheint, ihn zu öffnen. Und richtig, er ist unterzeichnet: Konrad M...., wieder dieselben wohlbekannten Schriftzüge. Der Brief ist von der Insel Oleron datirt und lautet:

„Lieber Vater, liebe Braut!

Schon wiederholt habe ich Euch in der letzten Zeit geschrieben, aber noch immer keine Antwort erhalten. Seit der Erstürmung von Dijon, wo ich von meiner Compagnie abgeschnitten und gefangen genommen wurde, bin ich hier auf der Insel Oleron, wo es mir im Ganzen gut geht und ich nichts als die Freiheit vermisse. Auch bin ich unverwundet. Schickt mir doch einiges Geld, da Alles hier sehr theuer ist.

Euer euch vielmals grüßender

Konrad M....“

Die Beiden trauen ihren Augen kaum. Sie möchten gerne glauben, daß der Brief ächt und von ihrem Konrad ist, ach und wie gerne! — aber es ist unglaublich, nachdem von allen Kameraden Konrads so genau und übereinstimmend sein schrecklicher Tod und sein Begräbniß gemeldet worden ist. Sie fliegen mit dem Briefe hinüber zu den Nachbarn, sie laufen damit zu allen Verwandten und Freunden; aber nirgends will man recht glauben, daß der Brief ächt ist.

„Das kann nicht sein!“ heißt's überall. „Der Konrad am Leben und nicht einmal verwundet? Wollte Gott, es wäre so! aber es ist zu unwahrscheinlich!“

„Gebt Acht!“ hieß es auch wohl. „Den Brief hat ein Spitzbube geschrieben, der Konrad und seine Verhältnisse kannte und nun seine Hand nachahmt, um von Euch das Geld herauszupressen!“

„Den Brief kann unmöglich der Konrad geschrieben haben,“ rief ein Dritter. „So kurz und kalt wäre er sonst nicht geworden.“

„Aber wer weiß, ob es ihm, wenn er wirklich Gefangener ist, nicht Mühe genug gekostet hat, auch nur so viel schreiben zu dürfen?“ warf wieder ein Anderer ein.

„Und doch sind es auch ganz genau seine Buchstaben!“ rief ein Vetter Konrads, der mit ihm in die Schule gegangen war. „Ich wollte unter hundert Handschriften die seinige herausfinden.“

„Nun, das iſt ja herauszubekommen“, ſagte Annchens Vater, „ob es wirklich und ächt ſeine Handſchrift iſt. Wir wollen zum alten Rector gehen; der iſt ja vereidigter Handſchriftenleſer und wird wohl der Sache leicht auf den Grund kommen!“

Geſagt, gethan. Es werden die erſten Briefe Konrads herbeigebracht und nachdem der alte Rector ſorgfältig verglichen hat, geht ſein Urtheil dahin, daß es unzweifelhaft dieſelbe Hand ſei, welche den neuen Brief und die alten geſchrieben habe.

Wie jauchzen da die Herzen des alten Vaters und der Braut über ſolche Beſtätigung deſſen, was ſie ſelber mit ahnender Liebe als die Wahrheit herausgefühlt haben! Wie ſind ſie nun ſo zweifellos überzeugt von dem, worüber ſie ſich ſo gerne überzeugen ließen. — Es wird ſogleich eine

Summe Geldes an den Gefangenen abgesandt, begleitet von einem Briefe Annchens, die den vor Freude zitternden Händen des Vaters die Arbeit des Briefschreibens abnehmen mußte und gerne abnahm. Nur seinen Namen setzt der alte Vater unter den Brief, und bringt kaum dies fertig wegen der Freudenthränen, in welchen seine Augen schwimmen.

Lange, lange will keine Antwort kommen. Schon fängt der Zweifel wieder an seine Stimme zu erheben, da kommt die Friedensbotschaft und mit ihr die Kunde, daß alle Gefangenen sofort ausgewechselt werden sollten.

Und siehe da, statt einer schriftlichen Antwort auf den Geldbrief kommt etwa vierzehn Tage nach dem Friedensschlusse eine mündliche, die der verloren geweinte aber nun wiedergefundene Konrad selbst überbringt, indem er gesund und wohlbehalten heimkehrt. Die Empfangsstunde mag sich der geneigte Leser selber im Geiste ausmalen.

Bald kehren auch die Kameraden Konrads heim, soweit sie als Wehrleute sogleich des Dienstes entlassen wurden, und wie staunen sie erst, Konrad fröhlich und wohlbehalten daheim zu finden! Sie haben einen von Francstireurs ermordeten und verstümmelten Soldaten bestattet in der sichern Meinung, es sei Konrad, den seine Nebenmänner im Kampfe fallen sahen, und von dem Niemand anzugeben wußte, ob er in Gefangenschaft gerathen, oder was aus ihm geworden sei. Auch mit dem Schusse durch beide Hüften war es nichts gewesen. Konrad war nur gestrauchelt im raschen Vorwärtsgehen und unglücklicherweise so heftig auf einen Stein gefallen, daß ihm das Bewußtsein verging. Da seine Compagnie die hinterste gewesen war, so wurde er von den feindseligen Bewohnern der Gegend, die sogleich hinter den Truppen her waren, aufgefunden und trotz seiner Gegenwehr gefangen genommen.

Die Hochzeit des jungen Paares ließ nicht lange auf sich warten, und nun leben die Drei ein glückliches, zufriedenes Leben, unter dessen warmen Strahlen der alte Mann wieder ordentlich aufliebt. Bei ihnen ging es: „Durch Nacht zum Licht."

Auch der Küfer Heinrich aus dem Dorfe E... war zur Fahne einberufen worden, obſchon auch er bereits 1866 den Feldzug mitgemacht hatte. Er war Grenadier, und ſeine überaus kräftige Geſtalt, ſein blühendes Ausſehen ließen ihn als Einen erſcheinen, welcher den Franzoſen wohl lehren könnte, was „Schwabenſtreiche“ zu bedeuten hätten.

Die Umſtände, unter welchen ihn die Einberufungs-Ordre traf, waren ebenfalls recht hart. Denn er war die einzige Stütze ſeiner alten Eltern, eines achtzigjährigen Vaters und einer ſechsundſiebzigjährigen Mutter, die er treulich pflegte, und denen er in ſeiner Braut, welche er bald heimzuführen gedachte, eine noch beſſere und ſorgſamere Pflegerin zuzuführen hoffte.

Nur die Zuverſicht, daß Staat und Gemeinde die alten Eltern nicht darben laſſen würden, war im Stande, dieſe in etwas zu beruhigen und auch die ſchweren Sorgen von dem Herzen des Wehrmanns wegzunehmen. Das ausdrückliche Verſprechen aller Nachbarn, ſich der alten Leute getreulich annehmen zu wollen, begleitete Küfer Heinrich zur Fahne, welcher er wie alle ſeine Kameraden mit hoher Begeiſterung und freudigem Muthe folgte, nachdem der ſchmerzliche Abſchied daheim überſtanden war.

Bald konnte er nach Hauſe ſchreiben, daß er die erſten Kämpfe glücklich durchgemacht habe und bereits für das eiſerne Kreuz vorgeſchlagen ſei. Und als nach kurzer Zeit die Nachricht kam, daß Heinrich das eiſerne Kreuz wirklich erhalten habe, als auch ſeine Kameraden in ihren Briefen die Tapferkeit und Unerſchrockenheit erwähnten, mit welcher er immer voran ſei und nicht weiche, ob auch rechts und links die Kugeln Alles um ihn niederſtreckten: da füllte ein gerechter Stolz die Herzen der Eltern und der Braut. Sie beteten aber nur um ſo inniger, daß der Herr ſeine ſchützende Hand allwege über dem Geliebten halten möge.

Und ihr Gebet wurde erhört. Obwohl gerade die badiſchen Grenadier-Regimenter entſetzliche Verluſte erlitten, ſo blieb doch Heinrich völlig unverſehrt, und als endlich der heißerſehnte Friede kam, konnte er an ſeine Eltern und an

seine Braut schreiben, daß er bald wieder gesund und frisch bei ihnen einzutreffen hoffe und mit frohem Muthe der Zukunft entgegensehen dürfe, weil seine Vorgesetzten ihm sehr geneigt wären und ihm die Versicherung gegeben hätten, sie würden ihm auch im Civilstande gerne mit Rath und That zur Seite stehen, wenn er sie darum anspreche. „Nun, liebe Eltern", so schloß der Brief, „liegen alle Sorgen hinter uns; ich komme geehrt und angesehen zurück und dann sollen Eure alten Tage noch besser werden, als sie bisher gewesen sind."

Und so kam es. Sofort nach seiner Rückkehr nahm Heinrich das durch den Krieg unterbrochene Küferhandwerk wieder auf, und statt daß die frühere Kundschaft verloren gegangen wäre, stellten sich mit den alten eine große Zahl neuer Kunden bei ihm ein. Er war kaum im Stande, alle Bestellungen auszuführen, wenn er auch vom grauenden Tage bis in die sinkende Nacht hinein die fleißigen Hände regte. Das eiserne Kreuz, das einzige im Dorfe und der nächsten Umgebung desselben, machte Heinrich zu einem berühmten Manne, mit welchem Jeder gerne durch Uebertragung von Arbeit Verbindung suchte, um aus seinem eigenen Munde zu hören, wie er dazu gekommen sei.

Welche Wichtigkeit gewann aber erst Heinrich, als die Nachricht kam, daß er ausersehen sei, die Einzugsfeierlichkeiten in Berlin mitzumachen! Wie jubelten die guten Bewohner von E.... über diese ihrem jungen Bürger und damit der ganzen Gemeinde widerfahrene Ehre!

Nur die alten Eltern wollten über diese Nachricht nicht recht froh werden, wenn sie auch auf die Auszeichnung, die ihrem Sohne zugedacht war, überaus stolz waren; und ebenso war die junge Frau, die Heinrich bald nach seiner Rückkehr heimgeführt hatte, bei all' ihrer Freude an ihrem so hochgeehrten Manne doch nicht völlig damit einverstanden, ihn nun so bald schon wieder so weit weg ziehen lassen zu sollen.

„Bleibe hier!" hieß es, „die Ehre hast Du ja doch angethan bekommen, wenn Du auch nicht wirklich nach Berlin

gehſt. Wir können nicht ruhig ſein, ſo lange Du weg biſt, und wie ſoll die viele Arbeit fertig werden, die Du doch einmal zugeſagt haſt?"

Aber kein ſolches Zureden wirkte.

„Ihr werdet mir doch nicht im Ernſte zumuthen wollen," entgegnete Heinrich, „daß ich dem Wunſche meines Kaiſers nicht Folge leiſten ſoll? Es werden ja nur wenige badiſche Soldaten nach Berlin berufen, und darum iſt es die größte Ehre für mich, unter dieſen Wenigen zu ſein. Habe ich die Mühſeligkeiten des Feldzugs mitgemacht, ſo darf ich mir auch, denke ich, die Freuden des Einzugs gönnen. In höchſtens acht bis zehn Tagen bin ich ja wieder hier. Uebrigens hängt es auch gar nicht von meinem Willen ab, zu gehen oder hier zu bleiben, es iſt Befehl des Kaiſers, dem gehorcht werden muß."

Gegen dieſen letzteren Grund gab es denn freilich keine Widerrede mehr, und Heinrich trat in völlig neuer Montur und das eiſerne Kreuz auf der Bruſt die Reiſe wohlgemuth an. Das ſchmucke und ſtolze Ausſehen des Sohnes und Gatten, ſowie die allgemeine Theilnahme des ganzen Dorfes,

die ſich bei ſeiner Abreiſe kund gab, half über den Trennungsſchmerz hinüber.

Glücklich legte Heinrich die Reiſe zurück, was er ſogleich nach Hauſe meldete. Er machte alle Einzugs-Feierlichkeiten mit und konnte ſich an den Herrlichkeiten der neuen Kaiſerſtadt Berlin kaum ſatt ſehen. Die ſüddeutſchen Soldaten wurden von den Berlinern ganz beſonders ausgezeichnet, und ſo lebte Heinrich die acht Tage in einem beſtändigen Freudentaumel.

Dennoch war es ihm nicht leid, als die Abſchiedsſtunde ſchlug. Unter dem Jubel der Bevölkerung fuhren die ſüddeutſchen Soldaten von Berlin mit dem Eiſenbahnzuge ab, und auf allen Stationen, welche ſie berührten, wurden ſie auf das Freudigſte bewillkommt. So auch in Weimar.

Aber kaum hat ſich der Zug unter ſchallenden Hochrufen in Bewegung geſetzt, da erfolgt plötzlich ein fürchterlicher Stoß. Der Wagen, in welchem Heinrich mit ſeinen Kameraden ſitzt, entgleiſt. Voll Schrecken ſucht Jeder aus dem über die Schwellen hüpfenden Wagen ſich zu retten.

Heinrich ſpringt auch heraus, ſpringt aber zu kurz, wird von den Rädern erfaßt, beide Beine werden ihm gebrochen und durch einen ſchweren Stoß auf den Unterleib wird er ſo fürchterlich verletzt, daß ihm die Eingeweide vortreten. Alles in einem Augenblicke und ohne daß ihm Jemand helfen kann. Er kann nur noch auf den Rücken gelegt werden — und nach ein paar Minuten iſt der blühende, kräftige Mann eine Leiche.

Daheim aber ſitzen die beiden alten Leute mit der jungen Frau und warten vergeblich auf die zuvor angemeldete Heimkehr, bis ihnen die grauſame Botſchaft zugeht, welche ſie in die Nacht des tiefſten Jammers hineinſtößt: — „Durch Licht zur Nacht!“

5. Fromme Wünſche.

Der alte Rath K . . . . war ein reicher Mann und ein leuchtendes Exempel dafür, daß Reichthum und Frömmigkeit recht wohl zuſammen beſtehen können, wie wahr auch das Wort des Herrn iſt: Lucae 18, 25. Denn der alte Rath war auch ein durchaus frommer Mann, welcher in der Schule des Kreuzes den Herrn gefunden und von den Schätzen gewonnen hatte, denen die Diebe nicht nachgraben und ſie ſtehlen.

Er hauſte, da ihm ſein Weib längſt geſtorben war und er ſchon vor ihr ſeine vier blühenden Kinder hatte begraben müſſen, ganz allein mit zwei Dienern, die er ſich aber ſtets ſorgfältig auswählte, da er nur Leute um ſich haben wollte, auf welche er ſich in allen Stücken verlaſſen könnte. Hatte er ſolche gefunden und waren dieſelben gar, wie ſein alter treuer Leopold und deſſen Neffe Kaspar, die eben bei ihm in Dienſten ſtanden, ſelber fromme, chriſtlichgeſinnte Leute, ſo konnten ſie es nirgends beſſer haben, als bei dem alten Rathe.

Plötzlich wird der Kaspar krank und ſtirbt ſchon nach drei Tagen, obwohl ihn der Rath von den beſten Aerzten behandeln läßt und ſich ſelber nicht zu gut hält, mit eigener Hand Samariterdienſte an ihm zu üben.

Es muß ein neuer Diener angenommen werden, und unter der großen Zahl von Bewerbern fällt die Wahl des Raths auf einen jungen Bauernburſchen, von welchem deſſen Geiſtlicher, der dem Rathe befreundet war, beſonders ſeine große Ehrlichkeit und Beſcheidenheit rühmend hervorgehoben hatte. Daß in dem Empfehlungsbriefe zugleich auch geſchrieben ſtand, der Peter ſei kein beſonders kluger Kopf, fiel bei dem alten Rath nicht ſchwer in die Wagſchale gegenüber den beiden andern ſchätzenswerthen Eigenſchaften, die von ihm gerühmt waren.

Am Neujahrstags-Morgen klingelt der Rath ſchon frühe, und alsbald erſcheint Leopold mit der Lampe, bei welcher

sein Herr, wie er aus langjähriger Erfahrung wußte, sein Capitel in der Bibel lesen wollte. Er stellt die Lampe auf das Tischchen vor dem Bette mit den Worten:

„Ich bringe Ihnen das irdische Licht und wünsche Ihnen das ewige Licht!"

Gerührt drückt der Rath die Hand des alten treuen Dieners, dankt ihm für seinen frommen Wunsch und bekräftigt diesen Dank mit einem Goldstücke, das er aus seiner Börse nimmt.

Leopold ist überglücklich wegen dieses Geschenkes, da seine arme Schwester, die nach Kaspars Tode hülflos dastand, zu Neujahr ihre Hausmiethe zu bezahlen hat, und er nun im Stande ist, ihr von den Sorgen darüber zu helfen, ohne seinen guten Herrn deßhalb ansprechen zu müssen. Er hat nichts Eiligeres zu thun, als dem Peter, der draußen auf dem Gange eben das Feuer in des Herrn Ofen anmacht, zu erzählen, was er dem Herrn für einen Neujahrswunsch gesagt, und wie er dafür von ihm belohnt worden sei, und geht dann nach seiner Stube, das Goldstück aufzuheben.

Da erwacht in Peters Gehirn ein großer Gedanke.

Nachdem er eilig das Holz im Ofen zurecht gelegt hat, wischt er sich an seiner Schürze die rußigen Hände ab, klopft an der Thüre seines Herrn an, tritt auf dessen Ruf schüchtern ein und thut mit unsicherer Stimme das Sprüchlein:

„Ich bringe Ihnen das irdische Feuer und wünsche Ihnen das ewige Feuer!"

Der Rath ist anfangs ein wenig betroffen ob des seltsamen Neujahrswunsches; aber er hat das Geflüster der beiden draußen auf dem Gange gehört und ist sich sofort klar, wie Peter zu seinem Wunsche gekommen ist. Lächelnd denkt er an die Bemerkung in Peters Empfehlungsbrief, nimmt darauf ein zweites Goldstück aus seiner Börse und reicht es dem Peter, zwar ohne Dank für dessen Wunsch, aber mit den Worten:

„Ich gebe dir das irdische Gold, und wünsche dir recht herzlich, was besser ist denn Gold. Lies einmal nach Sprüchw. Salom. 16, 16."

6. Wie die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen aus Frankreich wiederholen.

Von G. Frommel.

Der alte Jahn, der Turnvater, ſpazierte einmal zu Berlin vor dem Brandenburger Thor. Da ſtand auch ein Berliner Junge und hatte Maulaffen feil. Zu dem trat der alte Jahn und frug ihn: „Junge, weißt Du auch, was die Siegesgöttin da droben auf dem Thor ſchon für eine Reiſe gemacht hat?“

„Nein“, ſagte der Junge.

Da gab ihm der alte Jahn eine geſalzene Ohrfeige und ſprach zu ihm: „Die iſt von wegen der Vergeßlichkeit! Junge, dieſe Mamſell da oben mit ihren vier Pferden haben uns die Franzoſen geſtohlen und nach Paris geſchleppt. Da ſind wir darauf nach Paris gegangen und haben ſie den Franzoſen Anno 15 wieder abgejagt. Das merke Dir nun, mein Sohn!“

Nun, ſelbiger Zeit iſt noch Manches abhanden gekommen nach Frankreich, was *nicht* wiedergeholt worden iſt, worüber es auch keine Ohrfeigen mehr abſetzt, weil es dort geblieben. Aber Etliches iſt doch Anno 70 wieder gekommen, was Anno 15 vergeſſen wurde.

Im ſchönen badiſchen Lande, nicht weit davon, wo der berühmte „Affenthaler“ wächſt, liegt auch das Oertlein Bühlerthal. Ob der geneigte Leſer einmal als Weinreiſender dahin gekommen iſt oder als Kurgaſt von Baden-Baden aus, weiß ich nicht. Aber es lohnt ſich wohl, zur Frühlings- oder Herbſtzeit einmal hinzuwandern nach der dunkeln Iburg oder der freundlichen Windeck und ſich's dort oben ein wenig „grußeln“ zu laſſen, wenn ihm die alte, ſchwarze Wirthin auf der einſamen Iburg erzählt, wie der letzte Iburger um ſein Schloß gekommen.

„Der Ritter,“ berichtet ſie, „war ein leichtfertiger Kumpan und verſpielte Wald und Feld, zuletzt gar auch ſeine Seele

an den Teufel. Denn der versprach ihm Geld und Gut zu verschaffen, wenn er in die Gruft steige, die Särge öffnete und die Gebeine seiner Vorfahren hinter sich würfe, ohne den Namen Gottes auszusprechen; denn wo er das thue, sei's um ihn geschehen. Der Ritter ging den Pact ein mit dem Bösen und that, wie der ihm geheißen. Als er aber an den letzten Sarg kam, darin sein eigener Sohn lag, der vor Jahren verstorben war, sieht er den da liegen, blühend wie eine Rose und die Augen offen, als sei er noch am Leben. Da faßte ihn ein Schauder und er schrie auf: „Ach mein Gott!" Und wie das Wort über die Lippen war, that's einen furchtbaren Knall, und das ganze Schloß ging in Flammen auf. — Um Mitternacht aber kommen die längst entschlafenen Mönche vom Kloster Fremersberg herüber und beten für den Ritter. Ich habe schon mehr wie einmal ganz naturell einen gesehen mit meinen Augen, der langsam auf und ab ging und das Brevier betete, und kann einen körperlichen Eid darauf schwören."

Wenn sich dann der Wanderer hat „grußeln" lassen und hat der schwarzen Wirthin etwas fürs Grußeln in die Hand gedrückt, so kann er dann links ab in den dunkeln Tannenwald gehen und kommt heraus an den Weinbergen der Bornhalt, trinkt dort unten im „weißen Roß" einen guten Schoppen als probates Mittel gegen das Grußeln und kommt, wenn er weiter zieht, dann endlich auch nach Bühlerthal.

Ob das Oertlein seiner Zeit mit dem Iburger Raubritter in Fehde gelegen, oder es mit dem Windecker gegen den Straßburger Bischof gehalten hat, weiß Schreiber zwar nicht zu sagen. Aber das Oertlein hatte seine zwei stattlichen eisernen Kanonen, daraus denn auch in friedlichen Zeiten beim Herbsten wacker losgeknallt wurde, damit Jedermänniglich wüßte, die Bühlerthaler hätten heuer einen guten Herbst. Jahreszahl und Namen fehlten auf den Kanonen nicht, und wenn sie ihren Dienst gethan, wurden sie ins Spritzenhaus unter Schloß und Riegel gebracht, bis sie an Großherzogs Geburtstag oder einem andern hohen Landesfest wieder gebraucht wurden. So haben sie viele Jahre lang

treulich ihre Pflicht gethan und die Bühlerthaler waren nicht wenig stolz auf ihre Kanonen, die so laut und lustig knallen thäten.

Da kam der Marschall Moreau auf seinem Rückzuge auch durch den Schwarzwald ins Bühlerthal. Gar Mancher von den Alten erinnert sich noch, wie da und dort Einer vom rückwärtsziehenden Heere weggeschossen wurde durch die Wäldler. Als die Franzosen ins Bühlerthal kamen, hatten sie auch bald die zwei eisernen Kanonen herausgeschnüffelt, und der Marschall befahl: „Die nehmen wir mit, denn die können wir gebrauchen." Als ihm darauf die Bühlerthaler Gegenvorstellungen machten und meinten, daß sie die Kanonen noch besser gebrauchen, sagte er ganz böse: „Es beißt keine Maus einen Faden davon ab, die Kanonen müssen her!"

So nahmen sie denn den Bühlerthalern ihre Kanonen fort, und selbige waren verloren, wiewohl man wußte, wo sie waren. Derweilen haben sich denn die Bühlerthaler mit Katzenköpfen und Böllern und Fröschen behelfen müssen beim Herbsten oder an Großherzogs Geburtstag, und wenn es damit am Ende auch ging, so sagten doch die Alten immer: „Wenn wir unsre zwei eisernen Kanonen noch hätten, die uns die Franzosen gestohlen haben, thät's doch noch ärger knallen. Die hättet Ihr einmal hören sollen!" So ging Jahr und Tag darüber hin, und nur von Zeit zu Zeit kam im Adler oder Löwen, wenn vom Kriege die Rede war, noch die Sprache auf die Kanonen.

Da geschah's denn, daß der Franzos einmal wieder Händel anfing im Jahre 70 und sein Glück probiren wollte, welches ihm aber schlecht bekommen ist. Denn er hat den Rhein nicht gesehen, außer wenn's in die Gefangenschaft ging, und noch viel weniger ein Stück davon bekommen, sondern hat längst geraubtes Gut wieder herausgeben müssen und noch viel Geld dazu, welches er auch lieber behalten hätte, ganzer 5000 Millionen! Von ihren Bergen aus hörten auch die Bühlerthaler, wie's drüben im Elsaß donnerte und krachte und sahen das schöne Straßburg brennen. Am 30. September ward's übergeben.

Etwa vierzehn Tage nachher kamen zum Auſterlitzer Thor herein ein paar hochgewachſene Bauersleute nach Straßburg im Sonntagswamms und ſilberweißen Haaren. Die trieben ſich in dem Gewoge auf den Straßen herum und ſchienen was zu ſuchen. Da trafen ſie endlich einen preußiſchen Artilleriſten und frugen den:

„Um Vergebung, Herr Feldwebel, kann er uns mit ſage, wer hier in der Stadt Herr und Meiſter und der Vornehmſt' iſch?"

Da dachte der Artilleriſt: der Vornehmſte, das iſt mein Major und ein braver, freundlicher Mann obendrein, und zeigte den Bauern deſſen Wohnung. Die war auf dem Platze, wo die Artillerieſchule iſt, und die vielen Kanonen liegen. Sie gingen hinauf und klopften an.

„Um Vergebung, Herr Oberſt", ſagten da die zwei Männer, als ſie der Major verwundert anſah, „mir ſin Bühlerthaler und hätten mit dem Herrn Oberſt e Wörtle ze rede."

Der Major nahm ſie herein und frug freundlich: „Nun, womit kann ich den Herren dienen?"

„Ja, ſehe Sie," war die Antwort, „des iſch halt ſo e Sach', die wir mit einander hawwe. Gucke Se, Herr Oberſt, mir Bühlerthäler hätten ſo zwei eiſerne Kanone emal gehabt, die hawwe, vor Ihre Ehr' ze redde, die knitze Franzoſe uns Anno 10 geſchtohle. Die möchte mer gar ze gern widder hawwe. Denn warum? Se gehöre uns von Rechts wege. Un jetzt muß doch der Franzos Alles widder herausgewwe, da hawwe mer halt denkt, mer mache uns auf de Weg un gucke emol, ob mer ſe net kriege könne. Wiſſe Se, Herr Oberſt, es kommt uns auf e paar Flaſche Affethaler oder Bühlerthaler, vom Beſchte, wenn Se wolle, net an, wemmer nur die Kanönle widder kriege. Sein ſe ſo gut!"

Der Major drehte ſich ſeinen Schnauzbart, der ihm im Felde um ein Anſehnliches gewachſen war und lachte. „Ja, Kinderchens", ſagte er, „das wäre ſchon ganz ſchön (der Major war ein Berliner Kind), aber wo ſoll ich denn die Kanonen finden? Wer weiß, wohin ſie die Franzoſen geſchleppt haben! Wenn Ihr mir ſagen könnt, wo ſie ſind, dann ſollt Ihr ſie haben, nota bene, ohne Affenthaler, aber mit Verfutzen, wenn's irgend geht."

Da lachten die zwei Alten auf den Stockzähnen und ſagten: „Herr Oberſt, um Vergebung, da wüßte mer ſchon B'ſcheid. Mer wiſſe gar gut wo ſe ſinn."

„Ja, aber könnt Ihr's denn auch beweiſen, daß die Kanonen Euch ſchören?" erwiderte der Major.

„Freile, freile!" ſagten die Beiden. „Mer könnet's beweiſe, 's ſchteht Alles jo genau druf, Anno ſo und ſo viel u. ſ. w.

„Ja, wo ſind ſie denn?" fragte der Major.

„Ha, hinte auf'm Hof an dem große Haus, wo ſo e wäliſche Name hat, wo die viele Flinde an Schwerder ſin!"

„Aha", erwiderte der Major, „im Arſenal!"

„Jo, jo, grad ſo heißt's. Mir wölle mit Ihne gehe, wenn Se's erlaawe."

„Nun denn, ſo kommt!"

Sie ſchritten durch die Straßen, und als ſie im inneren Hofraum des Arſenals angekommen waren, wandten ſich die beiden Alten ſtracks auf die Stelle zu, wo ein Weg durch den Hof führt. Mit einem Male ſtanden ſie vor zwei Kanonenmündungen ſtill.

„Des ſinſe, Herr Oberſt!" riefen ſie leuchtenden Antlitzes Beide aus, „des ſin unſre Bühlerthaler Kanöale, Se könnet's glaawe."

Der Major ließ ein paar Mann kommen, die mußten die beiden Kanonen, welche als Prellſteine eingegraben waren, ausſchaufeln. Und als ſie nun frei da lagen, gaben ſich die beiden Alten mit ihren Sacktüchern und Ellbogen ſofort ans Wiſchen und Putzen. Richtig, da kam allmählig Alles an den Tag, Jahreszahl und Ort, und die beiden Alten weinten faſt vor Freude.

„Aber woher wußtet Ihr denn, daß ſie jerade hier lieſen?" fragte der Major.

„Jo, wiſſe Se, Herr Oberſt," war die Antwort, „mir zwei ſin die älſchte Leit im Ort un hawwe noch draus g'ſchoſſe, eh' die Maleſiz-Franzoſe ſe geſchtohle hawwe. Hernach hawwe mer de Kanöale nachgeſpürt un ſin manchmal 'rüber komme ze ſehe, ob ſie noch lewe. Do hawwe

mer ſe denn do in der Erd' liege ſehe, daß es uns nor gedauert hat ſor das ſchöne G'ſchütz."

„Nun wollt Ihr ſie denn jetzt gleich mitnehmen?"

„Um Vergebung, Herr Oberſt, wenn Se's erlaube, laſſe mer ſe noch e Biſſele liege. Die müſſe in Ordnung abgeholt werde!"

„Auch jut!" antwortete der Major.

Unter vielem Danke verabſchiedeten ſich die beiden Alten nun von dem Major, dem die Anhänglichkeit der alten Leute an ihre „Kanönle" viele Freude gemacht hatte und der durch einen ausführlichen Bericht über die Sache leicht die Erlaubniß erwirkte, daß die Bühlerthaler das alte Eiſen mitnehmen durften. Er ließ durch ſeine Leute die „Kanönle" hübſch ſauber putzen.

Wenige Tage drauf erſchien ein Wagen, von vier prachtvollen Schimmeln gezogen und mit Blumen und Eichenkränzen verziert. Junge Burſche, mit Bändern und Sträußen geſchmückt, ſaßen auf den Pferden, und auf dem Wagen noch ſechs der älteſten Bühlerthaler Männer. Auch dieſe beſtätigen es mit leuchtenden Augen, daß das wahrhaftig und naturell die Bühlerthaler Kanonen ſeien. Dieſe wurden dann mit Eichenkränzen reich geziert und ehrfurchtvoll auf den großen Leiterwagen gehoben. Beim Abfahren ſagte einer der beiden Alten, welche zuerſt da geweſen waren, nachdem er noch einmal im Namen der ganzen Bühlerthaler Gemeinde dem Major gedankt hatte:

„Herr Oberſt, wie wär's, wenn Se mit uns fahre thäte? Das wär doch ſchön; dann könnt ſich die Gemeind ſelbſt bei Ihne bedanke. Un Wein könnte Se trinke, ſo viel Se wollte, vom Allerbeſchte."

Der Major wußte aber ein Liedlein davon zu ſingen, was es heißt, auf einem Leiterwagen ſechs Stunden weit zu fahren, und noch dazu mit zwei „Kanönle" an Bord. Er dachte an ſeine Knochen und an Weib und Kind, lehnte dankbarlichſt die Einladung ab und wünſchte Glück auf die Reiſe.

„Aber wiſſe Se", ſagte da wieder Einer, „das Allerſchönſcht' kommt noch. Der Herr Amts-Vorſtand hawwe e

ischön Red' eing'studirt von wegen de Kanönle un der Herr Pfarrer auch, un der Schullehrer mit der ganze Schul' kommt uns entgege, un 's wird geläut' mit alle Glocke, wemmer in unsere Bann komme, und dann kommt erscht die Hauptsach', das Feschtesse im goldne Löwe."

Aber selbst das „Feschtesse" machte auf den Major nicht den gewünschten Eindruck, obwohl er an und für sich kein abgesagter Feind von Festessen war, und er dankte abermals.

Da tritt noch einmal einer von den Alten zu dem Major heran und raunt ihm leise zu: „Herr Oberst, auf ein Wort! Ihrem Johann hab ich doch e paar Flasche vom „Gute" hinte hingestellt für Sie. Se könne ihn trinke, er isch gut. Adjes Herr Oberst, un nix for ungut!"

So fuhren sie denn mit ihren Kanonen unter hellem Jubel zur wunderschönen Stadt hinaus und daheim war Freude über Freude. Die „Kanönle" wurden an selbigem Tage noch ganz warm geschossen und jeder Schuß wurde vom Freudengeschrei der lieben Schuljugend begleitet.

So hat sich's zugetragen daß die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen wieder bekommen haben. Und die Alten können es später auch probiren, was der alte Jahn probirt hat, und den Bühlerthaler Buben „for die Vergeßlichkeit" eine Ohrfeige hinschlagen und sprechen: „Büble, die Kanone hawwe uns einstmals die Mateßy-Franzose g'schohle, awwer mer hawwe se Anno 70 uns wieder g'holt. Denk' Du Dei Lebtag dran!"

7. Wort-Räthſel.

Möchteſt du ſchlafen gern hart und kühl,
So iſt dir mein Erſtes das rechte Pfühl.
Möchteſt du wandern gern zart und weich,
So find'ſt du im Zweiten den rechten Steig.
Möchteſt du trocken haben geſchwinde,
Was du eben geſchrieben mit flüſſiger Tinte,
So brauche das Ganze; doch ohne Haſt!
Denn, wenn deine Hand es nicht richtig erfaßt
Und greift daneben, o weh dir dann,
Du geſchlagener Mann!
Dann fang nur das Schreiben von Neuem an!

8. Anekdote,

aber keine zum Lachen.

In einer ſächſiſchen Stadt — ich weiß nicht genau mehr, welche es war — kommt der erſte Zug mit franzöſiſchen Gefangenen an. Alles iſt auf den Beinen, die Neugierde zu befriedigen und, wo möglich, einen der wilden Turkos zu Geſichte zu bekommen, die dem Vernehmen nach in dem Zuge ſein ſollten.

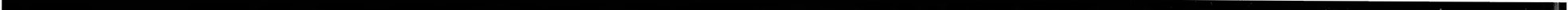
saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)O.(P.)
3-598-52099-9
FN. 09432/029

Und richtig, als der Zug still hält, schaut hier und da ein schwarzes Gesicht aus dem Waggon und schwarze Hände ohne Handschuhe strecken sich hervor, als seien sie nicht abgeneigt, ein Seidel Bier oder ein paar Cigarren in Empfang zu nehmen.

Da tritt ein ältlicher Herr, der Kleidung nach den besseren Ständen angehörig, zu dem Zuge heran und legt einige Cigarren in solch eine schwarze Hand, jedoch mit offenbarer Besorgniß, derselben nicht allzu nahe zu kommen.

„Merci, Merci!“ tönt es von den Lippen des Schwarzen dem zaghaften Geber entgegen.

Der aber reißt die Augen auf, so weit er kann, schaut sich verblüfft ringsum und ruft mit einem Male:

„Herrjes, der kann ja Deutsch!“

Der geneigte Leser lacht vielleicht über die Anekdote, die buchstäblich wahr ist — und für den ersten Augenblick thut es gewiß Jeder. Aber ich möchte doch fragen: Ist es denn wirklich zum Lachen, wenn ein Deutscher so wenig seine Muttersprache kennt, daß er ein durchaus französisches Wort für ein deutsches halten kann? Ist solch ein Vorkommniß, wie das oben erzählte, nicht ein trauriger Beweis davon, wie unsere liebe deutsche Sprache mit so vielen wälschen Worten verquickt ist, und wie nöthig es ist, von jetzt an wie in der Mode so auch in der Sprache endlich einmal reinen Tisch zu machen und abzuthun, was wir Deutsche in unserer schwachmüthigen Vorliebe für alles Ausländische sich so haben bei uns einnisten lassen, daß wir in Gefahr sind, es als Fleisch von unserem Fleisch anzusehen? oder klingt ein „Schönen Dank!“ oder dergleichen etwa weniger gut als ein „Merci!?“ — Ist ein „Behüt' dich Gott!“ ein schlechterer Abschiedsgruß als ein „Adieu“ oder „Adje“?

Der geneigte Leser mag darüber denken, wie er will; ich sag es offen: Ich hab' nicht bloß gelacht, als ich die Anekdote da oben hörte, ich hab' mich hintennach recht herzhaft geschämt.

9. Buchſtaben-Räthſel.

Meine Buchſtaben alle nennen dir
Der Deutſchen größten Dichter,
Bei deſſen Namen dort und hier
Hell leuchten die Geſichter.

Die erſten beiden Zeichen laß geh'n,
So wird dir ein Flüßchen bleiben,
Deß Wellen von ſteilen Bergeshöh'n
Der Donau raſch zutreiben.

Doch ſtreichſt du die beiden letzten ab,
So wird ein Held geboren,
Der dem Vaterland muthig ſein Leben gab,
Als alles ſchien verloren.

Die erſten und letzten zwei abgeſetzt,
Wirſt du ein Flüßchen ſchauen,
Das deutſch einſt war und wieder jetzt
Durchſtrömet deutſche Gauen.

10. Der Aufoderab.

oder

Wie Einer durch eine Redensart zu Grunde gehen kann.

Erzählung von **Fr. Kön.**

Wer nach dem Dorfe Frühberg kommt, sieht rechts vor dem Dorfe, da wo der Weg nach Falbenkirchen abbiegt, einen großen Baumhof liegen, der „Kirschbühel" genannt. Denn ganze Reihen von Kirschbäumen umgeben den Hof, wie ein Regiment Grenadiere, die ihn bewachen sollen.

Die Lage des Ortes muß für Kirschbäume besonders günstig sein. Denn wenn es nirgends sonst Kirschen gibt, auf dem Kirschbühel fehlen sie niemals. Gibt's aber einmal ein rechtes Kirschenjahr, dann sind die Bäume am Kirschbühel nicht mehr grau, sondern leuchten in allen Farben, roth, schwarz und gelb, je nach den Kirschsorten, die sie tragen. In Körben werden die Kirschen wagenweise zur Stadt gefahren und von dort aus weithin versendet. Nicht wenige werden auch in der Stadt selbst verbraucht, um Kirschwasser daraus zu brennen, das für theures Geld an Apotheken und Gasthöfe verkauft wird. In solch guten Kirschjahren soll der Besitzer des Kirschbühels schon bis zu zweihundert Thalern von seinen Bäumen erlöst haben.

Auf diesem Gute lebte vor einer Reihe von Jahren ein altes Ehepaar, welches den Kirschbühel von einem weitläufigen Verwandten, der kinderlos gestorben war, ererbt hatte und von ferne hergezogen kam, die Erbschaft in natura anzutreten. Die Frühberger hatten allerdings gehofft, der Kirschbühel würde zur Versteigerung kommen, und Mancher hatte schon daran gedacht, wenn auch nicht den ganzen Hof, so doch einen Theil der dazu gehörigen Aecker und Wiesen zur Abrundung und Vergrößerung seines eigenen Besitzthums erwerben zu können. Man sah darum in Frühberg die neuen Kirschbühelleute nicht mit besonders großer Freude ankommen, und das stille Vorurtheil, welches man gegen sie

hegte, wurde nicht geringer dadurch, daß sie sich sehr von den Dorfbewohnern zurückhielten und fast ganz für sich lebten. Sie hatten einen alten Knecht und eine alte Magd mitgebracht aus der Ferne und besorgten mit diesen ihren Ackerbau, bei dem sie sich nicht einmal nach dem Ortsgebrauche richteten, sondern in ihrer eigenen Weise verfuhren. Einiges faßten sie geschickter an als ihre neuen Nachbarn, Vieles, was sie thaten, ging aber auch schief, da nirgends so sehr als beim Ackerbau das Sprüchlein gilt: „Eines schickt sich nicht für Alle." Was auf leichtem Sandboden vortheilhaft ist, thut auf schwerem, gebundenem Boden nimmer gut, und umgekehrt.

Es schien jedoch als ob die Kirschbühelleute nicht ausschließlich auf den Ertrag ihres Gutes angewiesen seien, sondern auch noch nebenbei Vermögen besäßen. Denn sie be-

zogen regelmäßig jede Woche Fleisch aus der nahen Stadt, was in dortiger Gegend auch ein besserer Hausstand kaum erschwingen kann, ohne schließlich bergab zu gehen, und ihren Wein hatten die Kirschbühlleute auch stets im Keller. Man wußte das im Dorfe durch den Küfer, welcher hier und da auf den Hof geholt wurde.

Im Uebrigen verkehrten die Kirschbühlleute fast gar nicht mit den Dorfbewohnern, wenn sie sich auch da, wo sich die Gelegenheit ergab, immer als freundliche und gefällige Nachbarn erwiesen. Nachdem man anfangs darüber im Dorfe allerlei Glossen gemacht hatte, beruhigte man sich doch endlich und ließ die alten Leute ruhig gewähren. Man sah sie ab und zu in der Kirche zu Falbenkirchen, wohin Frühberg eingepfarrt war, und wußte also, daß sie noch lebten.

Das Verhältniß änderte sich jedoch in etwas, als der alte Hofmann einst von einer mehrtägigen Reise, die er gemacht hatte, einen ungefähr fünfjährigen Knaben mit nach Hause brachte. Der Trauerflor um den Hut des Alten und um den Arm des Knaben zeigte den Frühbergern, daß der Alte von einem Begräbnisse zurückkam. Und so war es. Der Knabe war das Kind der einzigen Tochter der Hofleute, welche schnell gestorben war, als sie die Trauerbotschaft empfing, daß ihr Mann auf der Reise nach Amerika bei einem Seesturme ertrunken sei. — Was war natürlicher, als daß die Kirschbühlleute nun den verwaisten Enkel zu sich nahmen.

Das Peterchen war ein frischer, kräftiger Junge, dem es auf die Dauer in der stillen Einsamkeit des Kirschbühlhofes nicht gefallen konnte und der sich bald nicht mehr von den Großeltern zurückhalten ließ, drunten im Dorfe Spielkameraden zu suchen. Er zeigte sich aber auch bald als ein recht verwöhntes und verzogenes Bübchen. Er wollte von seinen Kameraden nicht den geringsten Widerspruch dulden, und wenn nicht gleich Alles nach seinem Kopfe ging, so heulte er und strampelte vor Zorn mit den Füßen. Anfangs duldeten das die Dorfbuben ruhig, so lange ihnen das Peterchen etwas Neues war, bald aber fingen sie das Werk der Erziehung bei ihm an,

indem sie ihm weidlich die Fäuste zu kosten gaben, wenn er sich irgendwie mausig machen wollte, wie man zu sagen pflegt. Wenn dann Peterchen heulend bei der Großmutter ankam, so hatte die allerlei Gutes in Bereitschaft, die Thränen zu stillen, und die Dorfbuben wollten bald herausshaben, daß Peterchen oft auch ohne Schläge bekommen zu haben, heulend zur Großmutter heimlief. Ihre Tröstungen mochten in diesen Fällen noch süßer sein. Ueberhaupt wußte man bald in Frühberg, daß der Bube droben in Kirschbühel so ziemlich Herr im Hause sei, und die Tyrannei, die er an seinen Spielkameraden nicht ungestraft zu üben versuchen durfte, desto wirksamer an den Großeltern verübte.

So nahte die Zeit heran, daß Peterchen die Schule besuchen sollte. Allein die Großeltern konnten sich nicht dazu entschließen, das liebe Enkelchen den ganzen Tag unter den Buben des Dorfes zu lassen, die ihm oft so übel mitspielten, und so wurde beschlossen, daß er bei Meister Kübelkopf, dem Lehrer in Frühberg, Privatstunden nehmen solle.

„Wir könnens ja bezahlen," meinte der Großvater, als ihm seine Frau das Bedenkliche eines regelmäßigen Schulbesuches für Peterchen auseinandersetzte, „und das Kind ist ja doch einmal der Erbe von Allem, was wir haben. Was sollen wir da an ihm sparen? Ein paar Thaler auf oder ab machen ihn nicht glücklich oder unglücklich."

Das liebe Peterchen hatte, da er noch nicht schlief, diese Verhandlung der Großeltern mit angehört, und war natürlich sehr mit dem Ende derselben einverstanden. Denn vor dem regelmäßigen Sitzen in der Schule hatte er einen heillosen Respekt, seitdem er von den größeren Buben gelegentlich erfahren hatte, wie es darin zugehe.

Die Schule zu Frühberg gehörte übrigens bei Weitem nicht zu den schlechtesten für die damalige Zeit. Und wenn man auch nicht ganz soviel darin lernte, wie in den heutigen Schulen, sondern ein Erkleckliches weniger, so ist die Welt der Frühberger wegen nicht stehen geblieben.

Wenn man heutzutage so manchmal darüber klagen hört, daß die Kinder in den Schulen so entsetzlich angestrengt

würden, daß sie so Vieles lernen müßten, was ein Bauer oder Handwerksmann seine Lebtag nicht zu wissen brauche, daß die Schulen immer mehr Geld kosteten — — und wie die Klagelieder alle lauten — so mag's ja wohl am Platze sein, einmal ein Bild solch' einer Schule zu geben, wie sie in den sogenannten „guten alten Zeiten" war, und dann den Klagenden die Frage mit heimzugeben, ob sie denn wieder solch eine Schule für ihre Kinder haben möchten?

Da komm denn her, guter Meister Kübelkopf und laß dich und deine Schule in Frühberg einmal näher besehen!

Als der bisherige Schulmeister in Frühberg sich entschlossen hatte, sich dahin zu verbessern, daß er in einem Kaufmannshause in der Stadt Hausknecht wurde, erhielt Meister Kübelkopf die Stelle desselben, weil er es unter den drei Bewerbern, die sich gemeldet hatten, am billigsten that. Er hatte zwölf Jahre gedient und es bis zum Korporal gebracht; da mußte er ja gewiß auch der rechte Mann sein, die liebe Dorfjugend auszubilden, wie er es bei so manchem Rekruten gethan hatte.

Freie Wohnung in einer Kammer des Schulhauses, welches eigentlich das Back- und Waschhaus der Gemeinde war, Wandeltisch bei den Vätern seiner Schüler, ein Schulgeld von neun Thalern, das aber selten ganz zusammenkam, zwei Hemden und ein Paar Schuhe: das waren die Besoldungsstücke, um welche die Väter des Dorfes mit Meister Kübelkopf Eins geworden waren. Sie freuten sich nicht wenig, dabei gegen früher ein Hemde und ein Paar Schuhe profitirt zu haben. Außerdem hatte der neue Schulmeister Frühbergs das ausdrückliche Privilegium erhalten, während der Heu- und Getreide-Ernte bei den reichen Bauern in den Tagelohn gehen zu dürfen und für das tägliche Morgen- und Abendläuten mit dem Gemeindeglöcklein, welches auf dem Schul-, auch Backhause hing, empfing er jährlich drei Quart Wein und zwölf Wecke oder Semmeln.

Im Lesen war Meister Kübelkopf, oder der Korporal, wie er insgemein hieß, nicht so übel. Nur konnte er das

große K und das große R nicht ganz gut unterscheiden, so daß zuweilen bei ihm aus den „Kindern“ „Rinder“ und aus den „Rindern“ „Kinder“ wurden. Auch pflegte er beim Lesen erst nach demjenigen Worte abzusetzen, welches auf das Unterscheidungszeichen folgte, was, wie er behauptete im Grunde eben so gut sei, da nichts daran liege, ob die Pferde *vor* der Brücke oder ein paar Schritte *jenseits* derselben rasteten. Das Strich- und Punktwesen, meinte er, befördere überhaupt nur die Zerstreuung und sei erst von den Dunkelmännern erfunden worden, welche nicht wollten, daß die Leute das, was sie lasen, auch verstehen sollten.

Im Schreiben war er kein Hexenmeister und auch hier machten ihm wieder besonders die großen Buchstaben zu schaffen. Er mußte dieselben immer erst ein paar Mal mit dem Finger in der Luft machen, ehe er den rechten Ansatz mit der Feder fand. Er pflegte zu sagen, es sei das gerade so wie bei den Soldaten, wo man auch nicht gleich schießen lasse, sondern beim Exerzieren erst das Anschlagen und Abdrücken übe, ohne daß das Gewehr geladen sei.

Mit dem Rechnen gab er sich überhaupt nicht ab, und das aus Grundsatz. Das Herumwerfen mit Ziffern und Zahlen, welche nichts bedeuteten und einträgen, komme ihm gerade so vor, sagte er, wie das Bajonettfechten mit Stangen gegen den Wind, was ihm bei dem ganzen Exerzieren das Langweiligste gewesen wäre. Wenn es einmal über ihre eigenen Geldbeutel hergehe, würden die Kinder das Rechnen schon von selber lernen, ohne daß man nöthig habe, sie jetzt schon damit zu plagen.

Merkwürdig war seine Schulzucht. Er pflegte zu sagen, den Mädchen gegenüber müsse der Lehrer ein „Kavalier“ sein, für die Buben aber ein Korporal. Die Ersteren konnten treiben was sie wollten, er lachte nur dazu, auch wenn sie ihn, was so ziemlich alle Tage geschah, selber zum Besten hielten. Die Buben aber prügelte er regelmäßig Mann für Mann jährlich zweimal durch, und das aus dem FF. Für die Einen war es Strafe für begangene Schuld, für die Anderen eine Abschlagszahlung auf zukünftige. Denn

die Kerle, sagte er, taugen doch alle nichts. — Waren die Schläge für den Einen oder Anderen einmal fällig, so brauchte er nur zu mucken, und die Auszahlung erfolgte vollwichtig. Er behauptete, das Prügeln härte auch für den Soldatendienst ab und schien wirklich die Prügel unter die unerläßlichen Lehrgegenstände für die männliche Jugend zu zählen. Da er auf diese Weise eine erkleckliche Uebung in diesem Fache der Pädagogik gewann, so geschah es nicht selten, daß ein Vater die verdiente Züchtigung eines muthwilligen oder ungehorsamen Sohnes dem Meister Kübelkopf gleichsam als Privatlection übertrug, und in der schönen Aussicht auf einen Schoppen am Sonntag als Belohnung, besorgte Meister Kübelkopf den empfangenen Auftrag auf das Pünktlichste und zur vollen Zufriedenheit, weniger des Empfängers, als des Auftraggebers. Eine Ausnahme von der Prügelsitte wurde nur bei Denjenigen gemacht, welche tüchtig spendirten, wenn Meister Kübelkopf seinen Namenstag feierte. Dies that er nämlich sehr gründlich und auch mehr als einmal im Jahre; denn er hieß mit seinen Vornamen: Hilarius, Peter, Andreas, und da einer dieser Namen so gut sei als der andere, sah er nicht ein, warum er nur Einem zu Liebe sollte den Namenstag feiern. Wer nun an einem dieser Namenstage, oder lieber an allen dreien, einen tüchtigen Schinken oder eine herzhafte Wurst brachte, und sich dadurch als einen aufmerksamen, tüchtigen Schüler bezeugte, dem tätschelte er höchstens mit der Hand den Kopf, aber vor Prügeln war derselbe so ziemlich sicher, wenigstens in der Nähe der drei Namenstage. Wenn der geneigte Leser sich hier die Mühe nehmen will, das Bildchen vorn auf dem ersten Blatte nachzusehen, so kann er Meister Kübelkopf in einem solch feierlichen Augenblicke sehen, wie er von des Heckenfritz seinem Jodokuschen gnädig und liebreich einen Spendir-Schinken entgegennimmt sammt einem wohlgemeinten aber nicht sonderlich werthgeschätzten Blumenstrauße. Der Maler hat unsern Schulmeister getroffen, wie er leibte und lebte. Nur hätte er sich in der Wohnstube des Korporals etwas genauer umsehen sollen; denn da gab es weder Geige

noch Landkarte, weder Weltkugel noch Bücherschrank. Auch hätte er, um bei der Wahrheit zu bleiben, dem Bachpeters-Franz, der trotz dem Namenstage nachsitzen mußte, keine so feinen Kleider hinmalen dürfen; denn der hatte nur Lumpen an sich, wohin man sah.

Ein wirklicher Meister aber war unser Korporal im Exerziren, das er ebenfalls als Schulgegenstand behandelte, und am liebsten und öftesten von allen Fächern betrieb. Wenn er dabei ein erstaunliches Talent im Fluchen entwickelte, so gehörte das ohne allen Zweifel zur Sache, und die Knaben wurden auf diese Weise spielend mit einem schönen Vorrathe von Kraftausdrücken für das praktische Leben ausgerüstet.

Was endlich seine musikalische Bildung betrifft, so beschränkte sich diese auf das Pfeifen; denn für den Gesang war seine Stimme durch das Commandiren in seiner Soldatenzeit verdorben worden. Die Leute meinten freilich, der Branntwein habe auch das Seinige dazu gethan. Das Pfeifen, war Meister Kübelkopf's Ansicht, sei ohnehin die Grundlage aller Musik; denn das habe Meister Jubal den Vögeln abgelernt und dann nachher erst auf der Geige nachgeahmt. — Den Hohenfriedberger Marsch pfiff er leidlich, ebenso den Zapfenstreich des Regiments, bei welchem er gedient hatte, sowie die verschiedenen Signale.

In Folge des ihm zuerkannten Wandeltisches speiste Meister Kübelkopf gleich einem rechten Feinschmecker jeden Tag in einem anderen Gasthause und war daher über den Küchenstand des Dorfes stets aufs Genaueste unterrichtet. Gab es nun manchmal zu Sauerkraut oder Speckbohnen ein Gläschen Schnaps, wovon er behauptete, daß es zur Verdauung „der lieben harten Speise" höchst zuträglich sei, so konnte Meister Kübelkopf, zumal wenn der Bauer nicht sogleich den Krug wieder fortstellte, auch ein höchst schätzbares Erzählertalent entwickeln. Wie lebendig und anschaulich wußte er da die Schlachten zu beschreiben, die er mitgemacht haben wollte, deren Datum aber nicht immer ganz mit seinen Lebensjahren stimmte! Wie ließ er da die Köpfe

und Arme und Beine herumfliegen, also daß es den Zuhörern schier gruselig wurde und sie unwillkürlich nach den genannten Gliedmaßen an ihrem eigenen Leibe fuhren, sich zu überzeugen, daß sie noch richtig an ihrem Platze seien!

Wie geschickt verstand er es da, allerlei militärische Handwerks-Ausdrücke einzuflechten, welche natürlich seine Zuhörer nicht verstanden, welche aber eben deßhalb dazu dienten, deren Respect vor ihm und seinen Berichten noch zu erhöhen, wenn auch ein Eingeweihter an der Anwendung dieser Ausdrücke leicht merken konnte, daß Meister Kübelkopf ihrer viele selber nicht verstand!

„Ma foi, pflegte er wohl zu sagen, bei Jena hätte Preußen sich auch einen Unglückstag ersparen können, wenn wir Subalterne ein Wort hätten mitsprechen dürfen! Die ganze ordre de bataille gefiel mir von vorne herein nicht und ich hätte gerne meine Recognoscements gemacht, wenn's gegangen wäre; aber bei unser Einem heißt es immer, wenn man sich eine Bemerkung gegen die Vorgesetzten erlauben

will, so, wie unser Hauptmann zu sagen pflegte: Halt' Er's Maul, wenn er mit mir spricht!"

Fragte man ihn, wie es denn gekommen sei, daß er es bei seinen vielen Schlachten, die er mitgemacht, nie weiter als bis zum Korporal gebracht habe, so schnitt er ein ganz eigenes Gesicht, zuckte die Achseln und zischte:

„Chikane, nichts als Chikane! Mangel an Prozession! (Er wollte sagen: Protection!) Deßhalb habe ich auch meinen Abschied genommen und bin Schulmeister geworden; dem Regimente hat es leid genug gethan, mich zu verlieren!"

Wenn dir nun, geneigter Leser, nach dieser völlig wahrheitsgetreuen Schilderung des Meister Kübelkopf und seiner pädagogischen Talente und schulmeisterlichen Fähigkeiten, etwa noch ein Seufzer nach der guten alten Zeit und ihren besseren Schulzuständen über die Lippen sollte gehen können, nun so beneide meinetwegen das Peterchen der Kirschbühelleute, das jetzt einem solchen Meister sollte in die Lehre gegeben werden. Ich meines Theils thue nicht mit beim Beneiden, und denke in meinem stillen Sinn: lieber ein paar Thaler mehr für Schule und Unterricht ausgegeben, lieber ein paar Bücher gekauft, und ein paar Wochen weniger Nutzen von der Mitarbeit der Kinder gezogen, als wieder solche Schulen und solche Schulmeister!

Item, es sollte aber mit dem Peterchen noch besser werden. Irgend Jemand hatte dem alten Hofmann den guten Rath gegeben, er möge es doch mit dem Peterchen machen, wie die reichen Leute in der Stadt: nicht das Bübchen zum Schulmeister schicken zum Privat-Unterricht, sondern den Schulmeister zum Bübchen kommen lassen; man nenne das „einen Hauslehrer halten".

Das war ein Fündlein für die alten Leute, besonders für die Großmutter, welche mit Recht befürchtete, das Peterchen würde von wegen der Privatstunden übermüthig werden, gegen seine früheren Spielkameraden sich patzig benehmen und dann auf seinen Gängen zum Schulmeister wohl jedesmal gehörig durchgebläut werden. Daß er gegen sie selber wenigstens alle Tage patziger wurde, hatte sie reichlich Gelegenheit zu erfahren.

Kurz der gute Rath schlug durch, und da der Korporal für seine Gänge nach dem Hofe sich besser glaubte bezahlen lassen zu dürfen, als wenn er die Privatstunde daheim bei sich gegeben hätte, auch die Aussicht auf eine jeweilige gute Atzung auf dem Kirschbühel nebenbei winkte, so hatte auch er nichts einzuwenden, und man war bald von beiden Seiten im Reinen.

Peter sollte sechsmal wöchentlich eine Stunde bekommen und jede derselben mit drei Kreuzern bezahlt werden am Ende jedes Monats. Extragaben aus der Haushaltung wurden zwar nicht gerade versprochen, aber doch ziemlich deutliche Winke deßhalb fallen gelassen, so daß Meister Kübelkopf Feuer und Flamme wurde vor Begierde, den schönen Nebenverdienst baldigst zu beginnen.

Nachdem am Sonntage die Sache fertig gemacht war, hatte am Montage das Schulhaus kaum sein Thor geöffnet, um die mit allerlei Wissenschaft getränkte Schülerschaar zu entlassen, so schlüpfte auch der Korporal mit einem dicken Buche unter dem Arme, jedoch ohne seinen steten Begleiter, ein biegsames spanisches Rohr, zur Hinterthüre hinaus und steuerte gravitätisch, als sei er sich der vollen Würde seines Hauslehrerthums bewußt, hinauf nach dem Kirschbühel.

Schon nach dieser ersten Stunde bekam Peterchen das Zeugniß, er sei ein offener Kopf, und wenn nicht aus dem einmal was Rechtes in der Welt werde, so müsse es nicht mit rechten Dingen zugehen. — Wer war glücklicher als die beiden Alten? — Jedenfalls das Peterchen, dem von nun an noch mehr der Wille gethan und jeder Wunsch erfüllt wurde.

„Solch ein begabtes Kind," hatte Meister Kübelkopf gesagt, „muß man möglichst sich selbst überlassen und nicht durch allerlei Erziehungsmaßregeln am Ende verderben, was in ihm liegt!"

Und solch ein Mann von Fach mußte das ja doch verstehen!

Als Peterchen nach des Korporals Zeugniß immer größere und reißendere Fortschritte in den Wissenschaften

machte, erfuhren die täglichen Unterrichtsstunden bald bedeutende Abkürzungen. Der alte Hofmann kam nicht viel ins Dorf, hörte aber doch für sein Leben gern Neuigkeiten. Kaum war drum ein halbes Stündchen mit Lernen verstrichen, so stellte er sich ein, hörte wohl noch ein wenig dem Unterrichte zu, begann dann aber bald mit Meister Kübelkopf ein Gespräch.

Wollte dieser nun mit scheinbar großer Gewissenhaftigkeit im Unterrichte fortfahren, so hinderte dies der Alte wohl mit der Bemerkung: „Ein Viertelstündchen auf oder ab! Der Peter lernt doch noch genug!"

Das gefiel natürlich dem Peterchen am Besten, da er sich nun die Freiheit gegeben sah, sich zu drücken. Das war auch wohl noch das Beste für ihn; denn die Unterhaltungen der beiden Herren litten nicht an besonderer Lehrhaftigkeit für einen Buben seines Alters, zumal, wenn Herr Kübelkopf auf seine militärische Laufbahn zu reden kam, was nicht selten geschah. Daß derartige Unterhaltungen gewöhnlich mit einem Gläschen Kirschwasser endigten, welches der Alte aus dem Wandschrank herbeiholte, gefiel auch dem Korporal so gut, daß sich jedesmal sein Angesicht verklärte, wenn der Alte ins Zimmer trat.

Wie groß die Fortschritte Peters unter solchen Umständen in Wirklichkeit wurden, kann sich der geneigte Leser wohl denken. Indessen blieb bei seinem wirklich offenen Kopfe doch am Ende soviel von dem Unterrichte hängen, als er auch in der Schule profitirt haben würde, wenn er diese mit den andern Kindern besucht hätte.

Mit den Dorfbuben kam er auch trotz des Privatunterrichtes bald auf einen guten Fuß. Denn er hatte stets Geld, und wenn Hausirer mit Spielzeug oder Naschwerk durch das Dorf zogen, so kargte er nicht mit Einkaufen, und schenkte von seinen Einkäufen bald diesem bald jenem seiner Kameraden, mit dem er auf guten Fuß kommen wollte.

„Um einen Groschen auf oder ab! pflegte er vornehm zu sagen, der Groschen macht mich nicht reicher."

War die Tasche leer, so brauchte er nur zur Groß-

mutter zu gehen, die ihm nichts abschlug, und nicht selten fiel auch vom Großvater noch extra etwas ab, wenn Meister Kübelkopf in besonders hohem Tone das Lob seines Fleißes und seiner Fortschritte gesungen hatte.

So wuchs Peter heran und gewann unter der Dorfjugend ein gewisses Ansehen. Man ließ sich Manches von ihm gefallen, was man von einem Andern nicht hingenommen hätte, ohne ihm mit einer gehörigen Tracht Prügel heimzuleuchten.

Er war nun bald dreizehn Jahre alt. Das unumgänglich Nothwendige hatte er gelernt, besonders wenn es sich ohne viele Mühe lernen ließ, daneben aber auch Vieles, was besser ungelernt von ihm geblieben wäre. Er sollte nun zum Pfarrer nach Falbenkirchen in den Konfirmanden-Unterricht gehen.

Der Pfarrer von Falbenkirchen war damals ein schon hochbejahrter Mann, ein Junggeselle, der auch nach Junggesellenart sein besonderes Steckenpferd hatte, was er eifrig ritt. Das war die Steinkunde. Bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit hob er hervor, daß er eigentlich nicht zum Pfarrer, sondern zum Bergmann geboren sei, und dies auch geworden sein würde, wenn ihn seine Eltern nicht zum Pfarrer bestimmt hätten.

Ob er nun ein guter Bergmann geworden wäre, das ließ sich eben nicht sagen. Das aber stand fest, daß er ein herzlich schlechter Pfarrer geworden war. Von dem Herrn Jesu, dem einigen Troste im Leben und im Sterben, hörte seine Gemeinde so gut wie nichts. Dagegen predigte er einmal ein ganzes Jahr lang über alle Steine, welche in der heiligen Schrift genannt werden, von dem Steine an, welchen sich der Erzvater Jacob auf der Reise gen Haran zum nächtlichen Kopfkissen genommen hatte, bis zu den Edelsteinen, aus welchen die Thore des himmlischen Jerusalem bestehen sollen. Den auserwählten köstlichen Stein, der, obwohl ihn die Bauleute verworfen haben, doch zum Eckstein unseres Heils geworden ist, den Sohn Gottes, Jesum Christum, überging er natürlich; denn für den wußte er in seiner Steinordnung keinen Platz.

Im Pfarrhause zu Falbenkirchen waren drei große Stuben mit Steinen und Versteinerungen angefüllt, alles wohlgeordnet und in wohlverschlossenen Glaskasten, und auch die Konfirmandenstube war zur Hälfte mit Schränken angefüllt, welche lauter Steine enthielten.

Der Konfirmanden-Unterricht dauerte von Ostern bis Pfingsten und wurde viermal wöchentlich ertheilt. Neben einer bestimmten Zahl von biblischen Geschichten, die wörtlich auswendig gelernt werden mußten, und bei deren Auffagen derjenige hinaufrückte, welcher sie schneller als sein Nebenmann hersagen konnte, wurde den Konfirmanden auch ein sogenanntes Fragenbüchlein zum Lernen gegeben, in welchem sehr viel von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck vorkam, aber sehr wenig von dem, was einem Christenmenschen zu seiner Seligkeit zu wissen noth thut. — —

Am zweiten Pfingstfeiertage fand die Konfirmation statt. Mehrere Tage vorher wurden die Kinder förmlich für diesen wichtigen Tag einexerzirt. Das möglichst rasche Hersagen der biblischen Geschichten und Fragen, die für jedes Kind genau bestimmt waren, wurde eingeübt; das Vortreten, Umschwenken und Aufrollen der Kinderschaar mit solcher Vollendung und Genauigkeit durchgeführt, daß man nicht Christenkinder, sondern Drahtpuppen vor sich zu sehen glaubte, und daß das militärisch gebildete Auge Meister Kübelkopf's seine wahre Lust daran hatte.

Bei der Konfirmationsprüfung machte Peter seine Sache ausgezeichnet und wurde vom Pfarrer besonders belobt. Zur Geschichte von Rebecca's Verlobung (1. Mos. 24.) brauchte er gerade fünf Minuten (der Pfarrer hatte die Uhr in der Hand gehabt), und die zehn Gebote sagte er gar vorwärts und rückwärts in drei Minuten her.

Die alten Kirschbühelleute zerflossen fast in Thränen darüber, daß ihr Peter so gut in der christlichen Lehre unterwiesen sei, und am Tage nach der Konfirmation wanderte ein großer Ballen Butter und eine tüchtige Scheibe Honig in die Pfarrküche zu Falbenkirchen.

Ob am Nachmittage des Konfirmationstages für die

Neukonfirmirten auch ein ländliches Fest gefeiert wurde mit Tanz, Pfänderspiel und anderer Kurzweil, wobei der Pfarrer den gemüthlichen, heiteren Festordner machte, habe ich nicht erkunden können. Wahrscheinlich ist's aber; denn in der „guten alten Zeit" wurde es gewöhnlich so gehalten!

Peter war nun also konfirmirt, das heißt: er war vom Schulunterrichte frei, brauchte nach Niemand zu fragen und war sein eigener Herr. So verstand er wenigstens sein Konfirmirtsein und bei Hunderttausenden ist ja leider auch noch heute kein viel tieferes und besseres Verständniß zu finden; kann auch nirgends zu finden sein, wo die Konfirmation in so rein äußerlicher Weise und als eine bloße Schaustellung von Kindern abgehalten wird, die von dem Einen, was noth ist, nichts, oder doch wenigstens nichts fürs Herz gelernt haben, und doch darüber Rechenschaft geben sollen.

Schon am zweiten Sonntage nach der Konfirmation brachte sich Peter aus der Stadt eine dick mit Silber beschlagene Tabakspfeife mit, wozu er der Großmutter leicht das Geld abgeschwätzt hatte, und dampfte auch schon gewaltig durch das Dorf, obwohl es in seinen bleichen Zügen deutlich zu lesen stand, welchen Genuß er sich damit bereitete. Die Pfeife gehörte nothwendig zum Burschen, und ein solcher wollte jetzt Peter ganz und voll sein.

Er fand sich fleißig im Wirthshause ein und war am Sonntage ein regelmäßiger Gast auf der Kegelbahn. An

Geld fehlte es ihm nie. Wie hätte auch die Großmutter dem Burschen Peter versagen können, was sie schon dem Peterchen hatte kaum mehr abschlagen können? Und der Großvater, der von den Geldspenden seiner Frau an Peter nicht immer wußte, konnte es doch auch nicht vergessen, wie es ihm in seinen Jugendjahren zu Muthe gewesen war, wenn er kein Geld hatte! So floß für Peter eine doppelte Geldquelle, und er verstand es bald meisterlich, ihr vollen Abzug zu verschaffen.

Auf der Kegelbahn hielt er immer den höchsten Satz mit und verlor er, so tröstete er sich leicht mit den Worten: „Ein Thaler auf oder ab! Der hätte mich auch nicht reicher gemacht!"

Waren spät Abends die halbwegs Ordentlichen schon längst nach Hause gegangen, so blieb er noch ruhig im Wirthshause sitzen mit ein paar „Nachtlichtern", die bei ihm aushielten in Hoffnung, noch ein paar Schoppen von ihm zu erschwindeln. Und ihre Hoffnung trog sie nie.

„Ein Schoppen auf oder ab!" meinte er; „wenn man nur noch im Stande bleibt, in sein Bett zu kommen!"

Von wegen dieser schönen Redensart, in welche sich Peter immer mehr vertiefte, erhielt er in ganz Frühberg schnell den Spitznamen: „Der Aufoderab." Denn in Frühberg war's und ist's wohl noch jetzt wie so ziemlich in den meisten Dörfern: es mußte Jeder seinen Spitznamen haben, und der „Aufoderab" war noch lange keiner von den unschönsten unter denen, welche im Dorfe im Schwange gingen. Was aber diesem Namen selber an Schärfe und Bissigkeit etwa abging, das ersetzten die Jungen der Frühberger und Frühbergerinnen redlich. Und wenn man dem Peter prophezeite, daß es mit ihm nicht „auf," sondern „ab" gehen werde, so war das bei Weitem das Lieblichste und Wohllautendste, was über ihn gesprochen wurde.

Was sagten denn aber die Kirschbühelleute zu Peters Treiben?

Sie machten es, wie der Hohepriester Eli mit seinen Söhnen, worüber der geneigte Leser, wenn er die besonders

für Eltern so lehrreiche Geschichte aus seinem Konfirmanden-Unterricht her sollte schon vergessen haben, im 1. Buche Samuelis Cap. 3, 13 nachlesen kann.

„Ei, Peter, gestern bist du wieder erst nach Mitternacht heimgekommen, und an deinem Gange habe ich gemerkt, daß du wieder zu tief ins Glas gesehen hattest."

So hieß es beim Großvater wohl, und Peter war bald so weit, daß er zu solch einer Bemerkung gar nichts mehr sagte, sondern höchstens ein wenig lächelte.

„Das sind nun schon fünf Thaler, welche du diese Woche verbraucht hast!" zürnte wohl die Großmutter, wenn Peter wieder Geld verlangte (denn das Bitten hatte er bereits total verlernt) — „ich mag dem Großvater gar nichts davon sagen."

„Ist auch gar nicht nöthig!" war Peters Antwort. „Ein paar Thaler auf oder ab; der Kirschbühel wird das wohl tragen."

So ging es ein paar Jahre fort. Die alte Magd war gestorben und um nicht fremde Dienstboten nehmen zu müssen, wurde ein Theil des Gutes verpachtet. Der Großvater konnte sich nicht viel Arbeit mehr zumuthen, da er die Siebenzig auf dem Rücken hatte, und für Jakob, den alten Knecht, wurde es auch zuviel. Peter hätte mit seinen gesunden Knochen wohl seinen Mann bei der Arbeit stellen können; allein das war nicht nach seinem Sinn. Er arbeitete nur, wenn er Lust hatte, und die kam nicht allzuoft an ihn. Denn er hatte jetzt auch das Leben in der nahen Stadt kennen lernen, und das gefiel ihm noch besser als das Wirthschaften in der Dorfschenke.

Manchmal schien es freilich wie von einem guten Engel über ihn zu kommen. Er ging dann wohl eine ganze Woche lang weder in die Stadt noch ins Wirthshaus und arbeitete, als müßte Alles an einem Tag geschafft sein. Aber die Besserung hielt nicht lange an, und gewöhnlich brachte er dann in der folgenden Woche an Lüderlichkeit überflüssig herein, was er in der verflossenen versäumt zu haben meinte. Auch die Besserung war bei ihm nur eine Sache der

Laune, aber keineswegs die Frucht der Reue und der Furcht vor dem Herrn, obwohl er deſſen Geſetz vorwärts und rückwärts hatte herſagen können.

Da ſtarb plötzlich der Großvater, von einem Gehirnſchlage getroffen, und drei Wochen darauf folgte ihm auch die Großmutter. Sie hatte ſchon in der ganzen letzten Zeit ſichtbarlich abgenommen, woran Peters lüderliches Weſen gewiß nicht wenig Schuld trug. Der plötzliche Tod des Gatten gab ihrer gebrochenen Geſundheit den Todesſtoß, und Peters Benehmen nach dem Tode des Großvaters war nicht dazu angethan, ihr die letzten Lebenstage leicht zu machen. Er hatte wohl über den Tod des Großvaters bitterlich geweint; denn er war bei all ſeinem Leichtſinn doch im Grunde ein gutmüthiger Menſch. Als aber das Teſtament eröffnet war, welches der Großvater beim Notar in der Stadt hinterlegt hatte, und Peter dadurch erfuhr, daß er nach dem Tode der Großmutter alleiniger Beſitzer des ganzen Vermögens werden würde, da glaubte er ſich ſchon jetzt als ſolchen anſehen zu dürfen und wirthſchaftete ſchon nach den erſten paar Tagen ſo, daß die Großmutter mit Schrecken daran denken mußte, wie das enden würde.

Nach ihrem Tode wurde Peter großjährig erklärt und erbte das ganze liegende und fahrende Gut ſeiner Großeltern. Er mußte in dieſen Angelegenheiten öfters in die Stadt zum Notar. Allein es ſchien, als geſchähen die Gänge in die Stadt viel häufiger als die Behandlung der ganz einfachen Erbſchaftsſache dies erheiſchte. Und ſo war es auch; das Leben und Treiben in der Stadt, wo der Erbe des Kirſchbühels bald wohlbekannt war und viele gute Freunde fand, gefiel ihm je mehr und mehr. Auch ſein Anzug und ſein ganzes Benehmen wurden nach und nach ſtädtiſcher, der Verkehr mit den Burſchen des Dorfes ſeltener, der Beſuch der Dorfſchenke hatte völlig aufgehört.

„Der Anfoderab hat ſich bekehrt," ſagten die Einen; „Er hat nur ein anderes Loch gefunden, in das er ſein Geld wirft," meinten die Andern. Und die Letzteren hatte das Rechte getroffen.

Da geschah aber Etwas, was ganz Frühberg in Bewegung setzte, und den Jungen reichen Stoff zur Unterhaltung schaffte, nicht nur am häuslichen Herde, sondern überall, wo Frühberger und besonders wo Frühbergerinnen zusammenkamen, vom Brunnen an bis zu der Abendmaie, von der großen Wirthsstube an bis zum engen Stübchen der Besen-Kathrin, die verstohlener Weise den Weibern Kaffee verabreichte und im Verdachte stand, auch mit einem Gläschen Pomeranzen-Likör aufwarten zu können.

Am Sonntage Miseriecordias, nachdem der Pfarrer zu Falbenkirchen sehr erbaulich über die Steine gepredigt hatte, die man am besten zu Schafställen verwende, verkündigte er zum Schlusse:

„In den Stand christlicher Ehe gedenken sich zu begeben: der ehrbare Jüngling Peter Schlenker, Sohn der verstorbenen Eheleute Peter Schlenker und Balsamine Trächtler — und das tugendsame Fräulein Rosamunde von Schwank, Tochter des Herrn Otfried von Schwank, Hauptmanns außer Dienst, und seiner verstorbenen Ehehälfte Isabella, geborenen von Hasenfeld."

Was das schon in der Kirche für ein Umherfahren der Köpfe, für ein Tuscheln und Flüstern gab, hätte der geneigte Leser sehen sollen! Für den neugebackenen Bräutigam aber war es eine wahre Wohlthat, daß er nicht hören konnte, was an diesem Sonntage in Falbenkirchen sowohl als in Frühberg über ihn gesprochen wurde, weil er natürlich in der Stadt bei der Braut war. Namentlich von den Müttern, die heirathsfähige Töchter hatten, und von diesen selbst wurde der Peter verarbeitet, daß kein gutes Haar an ihm geblieben wäre, wenn er deren noch welche gehabt hätte. Auch die „Soldatendirne" erhielt ihr gutes Theil, obwohl man von ihr rein nichts wußte, als Namen und Stand der Eltern, sowie ihren eigenen Namen.

Bald verbreitete sich aber das Gerücht, daß Peters Braut grausam reich sei und unnatürlich schön, daß auf dem Kirschbühel ein Grafenschloß sollte gebaut und das ganze Dorf zur Hochzeit geladen werden. Das gab denn neuen Stoff zur

Unterhaltung und manch Einer und Eine dachte schon an den Hochzeitstaat, den sie da anlegen müßten.

Schon in der nächsten Woche fuhr eine Kutsche durch das Dorf, in welcher ein älterer Herr und zwei Fräulein saßen. Wie schossen da die Köpfe an die Fenster und hielten Musterung! Denn das konnte ja Niemand anders sein als der künftige Schwiegervater Peters und eine von den beiden Fräulein mußte die Braut sein. Die Kutsche bog auch vor dem Dorfe wirklich nach dem Kirschbühel ab.

Von der unnatürlichen Schönheit der Braut hatte man nun freilich nichts gesehen, welche der beiden Damen sie auch sein mochte. Ja der Heckenfritz meinte, die Weibsbilder hätten alle beide Gesichter, so fahl wie eine verwaschene, lederne Hose und sähen just aus wie die Komödianten, die im vorigen Herbste zu Falbenkirchen die Genofeva gespielt und bei ihrem Abzuge aus dem „weißen Roß", wo sie gewohnt, mehrere Betttücher hätten mitgehen heißen. Es sei gut, daß der Aufoderab sich in der Stadt nach solcher Waare umgesehen habe; denn in Frühberg sei der Artikel Gottlob! nicht zu bekommen. Wenn es da mit dem Reichthum ebenso bestellt sei, wie mit der Schönheit, so brauche der Aufoderab nicht viel neue Schränke machen zu lassen.

Natürlich hatte der Heckenfritz auch eine heirathsfähige Tochter und der Kirschbühel stieß mit seinen Ländereien mehrmals an seine eigenen Aecker und Wiesen.

In der That aber sahen die beiden Stadtschönheiten sehr abgeblüht aus, und mit der Erinnerung an die Komödianten hatte der Heckenfritz so ganz Unrecht nicht. Denn die fahlen, welken Gesichter guckten aus einem Flitterstaat hervor, wie man ihn nicht bunter und überladener auf der Schaubühne finden kann. Auf dem Kirschbühel wurde an diesem Tage gesotten und gebraten, daß es eine Art hatte; denn der Peter hatte sich eigens eine Köchin aus der Stadt verschrieben. Den Tisch hatte er, da das Wetter sehr schön war, unter den Kirschbäumen decken lassen. Dem alten Jacob, der bis zu Weihnachten noch bei Peter in Diensten blieb, wollte es aber gar nicht gefallen, daß die beiden Fräulein so oft das

Nascheln rümpften und überhaupt sehr keck und herrisch auftraten.

Als am Abende die Kutsche wieder nach der Stadt zurückfuhr, und der Peter, welcher noch eine Strecke das Geleite gab, nun auf dem Rücksitze neben der Braut saß, meinte die Besen-Kathrin, die am Wege stand: „Man meint nicht, daß das Brautleute seien, sie sehen viel eher aus, als waren sie Mutter und Sohn."

Der Heckenfritz aber sagte: „Ein paar Jährchen auf oder ab! Bei den Alten ist man gut gehalten."

Die Woche darauf kam aus der Stadt auch ein Wagen auf den Kirchbühel gefahren, hochbeladen mit Kisten und Kasten und Koffern. Auffallend war dabei nur, daß die beiden Pferde, welche davor gespannt waren, so flink und leicht dahinschritten und selbst den Kirchbühel hinauf sich gar nicht anzustrengen brauchten.

Viel Silber und Gold müßte da nicht verpackt sein, meinten die Leute im Dorfe, und wurden in solcher Meinung noch bestärkt dadurch, daß man zum Abladen keine Hülfe aus dem Dorfe holte. Der Fuhrmann und der alte Jacob wurden ganz gut allein damit fertig.

Wie war aber der Peter zu dieser Heirath gekommen? Ganz einfach. Bei seinen häufigen Gängen in die Stadt kehrte er gewöhnlich im Gasthause „zum blutigen Fähnrich" ein, in dessen zweitem Stockwerke der Herr Hauptmann von Schwänk (NB. das „von" sollte er sich, wie böse Zungen behaupteten, selbst beigelegt haben) mit seinen beiden Töchtern, Isabella und Rosamunde, seine Wohnung hatte. Die beiden Damen, welche bereits über das sogenannte „ständige" Alter hinausgekommen waren, in welchen es auf ein paar Jährchen auf oder ab in der Zählung nicht ankommt, und an denen offenbar ihre Namen das Schönste waren, saßen gewöhnlich mit ihrer Arbeit am Fenster, so daß ihren Blicken Niemand entgehen konnte, welcher in dem Gasthause aus- und einging. Der Peter, welcher ein fester, nicht unschöner Bursche war und in seiner städtischen Kleidung, welche er sich angelegt hatte, ganz vortheilhaft sich präsentirte, mußte ihnen natür-

lich bald auffallen, da er ein häufiger Besucher des Gasthauses war. Die Erkundigungen, welche unter der Hand bei den Wirthsleuten eingezogen wurden und den Peter als alleinigen Erben des Kirschbühels und gewaltig reich auswiesen, veranlaßten nun die Damen, von ihrer stolzen Höhe sich zu dem einfachen Dorfburschen gnädig herabzulassen. Man bestellte Kirschen bei ihm, rief ihn dann, um die Bezahlung in Empfang zu nehmen, in die Wohnung hinauf und unterhielt sich mit ihm. Man ließ merken, wie man das Landleben dem Stadtleben bedeutend vorzöge und wußte die Schönheiten des ersteren so süß und empfindsam auszumalen, daß dem Peter, der das Wenigste verstand, ganz warm dabei wurde: kurz, die Bekanntschaft kam, nachdem sie einmal angeknüpft war, bald in Gang. Dem Peter gefiel die Art und Weise dieser vornehmen Leute, die gar nicht stolz waren, sich sogar ein Späßchen des allmählich aufthauenden Peter gefallen ließen und herzlich darüber lachten, wenn es auch gerade keine Glanz-Handschuhe an hatte. Man wurde immer bekannter und der alte Herr, welcher sich stets im Zimmer einstellte, wenn Peter kam, konnte recht herzlich lachen, wenn die Fräulein Töchter Hölzchen zogen, welche von ihnen dem Peter bestimmt sei. Natürlich alles im Spaß und zur Kurzweil!

Im Laufe der Unterhaltungen erfuhr denn auch Peter, daß der alte Herr seinen Abschied genommen hatte, weil ihm ein Prinz beim Aufrücken zum Major vorgezogen worden war. Es sei das ein schnödes Unrecht gewesen und habe den Herrn Hauptmann so erbittert, daß er nicht einmal mehr seine Orden anlegen möge, deren er eine ganze Reihe besitze. Er sei aber durch seine Abschiednahme nicht in Verlegenheit gerathen; denn er besitze ein schönes Vermögen, und seine Töchter könnten allein von ihrem Mütterlichen wie Prinzessinnen leben. Sie hätten darum auch schon manche glänzende Partie ausgeschlagen, weil sie nicht Lust hätten, mit ihrem Vermögen so einem heruntergekommenen adeligen Flegel die Kasse zu flicken. Am liebsten würde der Herr Papa einen braven Bürgerlichen zum Schwiegersohne nehmen, noch lieber aber einen biedern, schlichten Oekonomen.

Die Fräulein Töchter waren natürlich das Echo des Herrn Papa und sangen das von ihm angestimmte Liedchen in allen Tonarten dem Peter ins Ohr.

Wie viel Wahres an dem Liedchen war, untersuchte dieser nicht, hatte auch keine Gelegenheit zu hören, wie das Liedchen in anderer Leute Mund ganz anders lautete. So z. B., daß Herr Hauptmann Schränk von seinen Vorgesetzten unter der Hand den Wink mit dem Scheuerthor bekommen habe, freiwillig seinen Abschied zu nehmen, weil er sonst wegen allerlei Unregelmäßigkeiten bei Führung der Compagnie-Kasse selbst kassirt, das heißt, abgesetzt werden würde; — daß von einem glänzenden Vermögen der verstorbenen gnädigen Frau niemals etwas zum Vorschein gekommen sei — daß summa summarum die sämmtlichen Einkünfte des Herrn Hauptmann aus einer Pension von 400 Thalern bestünden, die man ihm aus besonderer Gnade habe zukommen lassen, und die ihm der Einnehmer im Städtchen oft genug vorausbezahlen müsse, weil die Kasse durchaus leer sei und Bäcker und Metzger nicht mehr weiter borgen wollten.

Der Gastwirth „zum blutigen Fähnrich" hütete sich wohlweislich dies Liedchen bei Peter zu singen, als er merkte, wo es mit diesem und einem der beiden Fräulein hinauswollte, obschon ihm die Melodie desselben fortwährend in den Ohren summte, da er von dem Herrn Hauptmann seit drei Jahren keine Miethe erhalten hatte und ihn sammt seinen beiden Prinzessinnen einstweilen im Hause behalten mußte, wenn er nicht die Miethe ganz in den Schornstein schreiben wollte.

Der Peter dünkte ihm gerade recht, die Miethe zu bezahlen. Darum lobte er ihm die Hausgenossen über die Maßen, und wenn er über das Vermögen nur leise, geheimnißvolle Winke fallen ließ, so that eben dieses Geheimnißvolle bei Peter seine volle Wirkung.

„Ein paar Tausend Thaler auf oder ab!" lächelte er wohl; „jedenfalls sitzt da ein schöner Brocken."

Um es kurz zu machen: mein guter, dummer Peter tappt richtig in die Falle, und eines schönen Tages ist er der

wohlbestallte Bräutigam von Fräulein Rosamunde, wenn er auch selber nicht recht weiß, wie es dabei zugegangen und dazu gekommen ist. Es wird ein Verlobungsschmaus gehalten, wenn auch in aller Stille, und, da der Herr Papa als alter Soldat die Kürze in allen Dingen liebt, gleich für den nächsten Sonntag die erste Verkündigung des Brautpaares bestellt.

Das Uebrige weiß der geneigte Leser.

Als die dreimalige Verkündigung erfolgt war, wurde denn auch die Hochzeit in der Stadt in aller Stille abgemacht — gefeiert kann man nicht sagen. Denn außer zwei „guten Freunden" des alten Herrn, deren man als Zeugen bei der Trauung nicht entbehren konnte, war Niemand zugegen, wenigstens im Hause nicht, wo man einfach einen Kaffee trank, dem dann ein paar Flaschen Wein folgten. In der Kirche freilich war die Zahl der Anwesenden viel größer; denn man wollte gerne, so weit man ihn noch nicht kannte, den Gimpel sehen, welcher sich in dem zerrissenen Netze des alten Fräuleins noch hatte fangen lassen.

Der Herr Hauptmann hatte diese stille Hochzeitsfeier ausdrücklich gewünscht, wie er vorgab, um den allerlei Festlichkeiten und Huldigungen zu entgehen, welche sonst von den vielen vornehmen Freunden und Verwandten der Familie von Schwänk unfehlbar veranstaltet worden wären. In Wahrheit aber hatte er kein Geld, um eine große Hochzeit zu feiern und wollte doch dem lieben Schwiegersohne nicht eher die Augen über den wahren Stand seiner Verhältnisse aufgehen lassen, bis derselbe so fest gebunden sei, daß er nicht mehr zurückgehen könne.

In zwei Kutschen kam die Hochzeitsgesellschaft Abends auf dem Kirschbühel an: Peter und seine Frau, der Hauptmann mit seiner Tochter Isabella und die beiden Zeugen. Im Dorfe rührte und regte sich nichts bei der Auffahrt; aber alle Fenster und Stall-Lucken waren besetzt von Neugierigen, so daß der Einzug eher einem Spießruthenlaufen glich, als einem Hochzeitszuge. Und die Worte, welche hinter dem Zuge her geredet wurden, waren noch spitzer und schärfer,

als Spießruthen. Der geneigte Leser erlaubt, daß wir sie lieber für uns behalten, als sie ihm berichten.

Auf dem Kirschbühel aber gings die halbe Nacht durch noch hoch her, und man will sogar Champagnerpfropfen haben knallen hören. Der alte Herr Papa hatte ja behauptet, bei einer ordentlichen Hochzeit durfe dieses edle Getränk nicht fehlen, und drum auch vorsorglich eine Portion Flaschen holen und mitbringen lassen — natürlich auf des Schwiegersohnes Namen. Und bei kalter Küche, die es heute Abend auf dem Kirschbühel gab, konnte man auch kaum etwas Anderes trinken.

Erst gegen Morgen rollten die zwei Kutschen wieder durch das Dorf nach der Stadt zurück und sollen die Kutscher eben so große Mühe gehabt haben, die beiden Herren Zeugen, die sie fuhren, aus dem Wagen zu bringen, als sie anwenden mußten, sie droben auf dem Kirschbühel glücklich hineinzuschaffen.

Der Herr Hauptmann und Isabella blieben selbstredend vorläufig auf dem Kirschbühel, oder wie sie lieber sagten, „auf Kirschenberg". Sie mußten doch helfen, die neue Haushaltung standesgemäß einzurichten. Das geschah denn auch. Aus der Stadt kamen Maurer, Zimmerleute, Tapezirer und Anstreicher zu Hauf. Ein Grafenschloß wurde zwar nicht gebaut; aber es schien, als sollte der ganze Kirschbühel auf den Kopf gestellt werden, so gab's ein Hämmern und Sägen und Klopfen. Aus dem schlichten Bauernhaus sollte durchaus ein feiner Landsitz werden und jeder neue Tag brachte neue, großartigere Anschläge von Seiten des alten Herrn, wie der beiden Damen. Aus der Stadt kam ein Wagen, hoch mit Möbeln bepackt, darunter mehrere Sophas und ein feines Klavier. Aber wer da gemeint hätte, das sei etwa die Aussteuer für die gnädige Frau, der hätte bedeutend danebengeschossen. Deren ganze Aussteuer war in den Kisten und Kasten des ersten Wagens gewesen und bestand mit Ausnahme von ein wenig altem verwaschenen Linnenzeug, in lauter Hüten, Kleidern und Kragen, die nicht zerdrückt werden durften und deßhalb lose verpackt

sein mußten. Die Möbel hatte Peter auf Wunsch seiner lieben Frau bestellt und mußte sie auch bezahlen.

Peter schwamm bei alledem in einem Meer von Glück, und wußte gar nicht, wie hoch er die Nase tragen sollte, weil er mit einem Male ein vornehmer Herr geworden war. Wenn der alte Jacob ihn einmal insgeheim kopfschüttelnd fragte, ob er denn auch schon bedacht habe, wo das Alles hinaus wolle, so antwortete er kurz:

„Auf oder ab! Jetzt geht's in Einem hin, und wenn einmal Alles hübsch in Ordnung ist, wie es sich gehört, wirst auch du deine Freude haben und nichts mehr sagen."

Der alte Jacob sagte auch nichts mehr. Aber als statt der Ochsen, mit welchen er bisher die Feldarbeit gethan hatte und leicht hatte thun können, weil ein großer Theil des Gutes verpachtet war, nun ein Paar stolzer Pferde eingehandelt wurde, die wohl an eine Kutsche paßten, aber nicht an den Pflug und an den Mistwagen, weil sie nicht ziehen wollten — da packte er seine Siebensachen ruhig zusammen und ging schon vor Weihnachten aus dem Dienst. Eine solche Wirthschaft, sagte er, könne er nicht länger mit ansehen. Die Pferde hatte übrigens der Herr Hauptmann von einem Freunde eingehandelt, um ein Spottgeld, wie er sagte. Aber das Spottgeld betrug mehr als das Vierfache des Erlöses für die Ochsen. Ebenso erstand er um eine wahre Lumperei eine noble Kutsche in der Stadt. Wieviel er bei beiden Händeln sich für seine Mühewaltung gut gethan hat, ist nicht an das Licht gekommen. Wenig war es aber nicht. Denn kurz nach der Auszahlung des Kaufpreises, die er ebenfalls zu besorgen die Güte hatte, bezahlte er dem Gastwirthe „zum blutigen Fähnrich" die dreijährige Miethe, da derselbe mit gerichtlicher Verklagung drohte, und stopfte außerdem da und dort den Mund der ungestümsten Gläubiger.

Fragte aber Einer, woher denn nur der Peter mit einem Male all das Geld herbekommen habe, welches bei der standesgemäßen Einrichtung der Haushaltung drauf ging,

so hätte er die beste und sicherste Antwort bei dem Herrn Herzmayer in der Stadt finden können, welcher sich eine Ehre daraus machte, dem Herrn Schlenker „auf Kirschenberg" gegen billigen Zins einige kleine Vorschüsse zu geben, und dazu so willig sich bezeigte, daß Peter, nachdem der erste Schritt gethan war, ganz gerne den höflichen Mann besuchte. „Ein paar Hundert Thälerchen auf oder ab!" dachte er, „wenn das große Vermögen deiner Frau flüssig wird, ist halb Alles wieder gut gemacht."

So ging es denn auf Kirschenberg in dulci jubilo weiter, wie man begonnen hatte. Nachdem die nöthigsten Anordnungen und Aenderungen in Zimmern, Küche und Keller getroffen waren, verging selten eine Woche, ohne daß Besuch aus der Stadt kam. Da wurde denn gegessen und getrunken, gespielt und musicirt, getanzt und allerlei Kurzweil getrieben oft die halbe Nacht hindurch. Auch ein ländlicher Ball sollte einmal auf Kirschenberg gehalten werden, und man hatte sich sogar herabgelassen, die Frühberger Dorfschönen zu demselben einzuladen. Allein der alte Schöffe Maillinger machte den Familienvätern so kräftige Vorstellungen über das Unwürdige und Gefährliche solch' einer Lustbarkeit für ihre Töchter, daß die Einladung trotz der trüben Blicke der Letzteren und der drohenden Ungnade mancher thörichten Mutter kurz abgelehnt wurde.

„Dummes, beschränktes Bauernvolk!" zürnte die Gnädige droben. Aber es blieb dabei, und die Stadtherrn, welche geladen waren, kamen um das geträumte Vergnügen.

Wie es auf dem Kirschbühel mit dem Ackerbau ging, läßt sich nach dem Erzählten leicht denken. Peter gab höchstens dem Knechte eine kurze Anweisung wegen der Arbeit, ließ ihn aber, was die Ausführung betraf, völlig gewähren. Wäre der alte Jacob noch dagewesen, so wäre es trotzdem gegangen; denn der war treu wie Gold gewesen und das Kirschbühelgut war ihm ordentlich ans Herz gewachsen. Aber bei seinem Weggehen hatte man, wie die Gnädige sich ausdrückte, „mit der Dienerschaft einen ganz neuen Boden gelegt." Statt eines Ackerknechtes wurde ein Kutscher gedingt,

der auch bei den Gesellschaften aufwarten konnte, statt der Stallmagd eine Jungfer, welche das Kochen verstand, aber nicht wußte, ob man die Kühe melken müsse oder ob sie, wenn es Zeit wäre, nicht die Milch von selber laufen ließen, so daß man nur das Gefäß unterhalten dürfe; ein Bauernmädchen aus Falbenkirchen sollte dann die grobe Arbeit thun und auch auf dem Felde helfen, wenn es nöthig wäre. Das Schlimmste war jedoch, daß die Gnädige gegen das Gesinde höchst ungnädig zu sein beliebte und stellenweise sogar erklecklich grob wurde, da sie Alles am Besten zu verstehen glaubte und im Grunde doch nichts verstand, am wenigsten aber von einem ländlichen Haushalte. So gab es auf dem Kirschbühel fast alle vier Wochen Dienstbotenwechsel, und zu einer Herrschaft, die alle vier Wochen neues Gesinde braucht, finden sich bekanntlich auch nur Dienstboten, welche alle vier Wochen zu haben sind.

Wenn, was allwöchentlich fast geschah, der Kutscher nach der Stadt fuhr, um Proviant herbeizuschaffen zur Erquickung der hungrigen Magen und zur Labung der durstigen Seelen (die durstigsten waren immer der Herr Papa und die Gnädige), oder wenn Gäste abzuholen oder wegzufahren waren, oder wenn die Herrschaft selbst einen kleinen Ausflug machen wollte: dann blieb selbstverständlich in Acker und Wiese Alles liegen, und wenn es mitten in der Ernte und das schönste Wetter war.

So wirthschaftete man auf dem Kirschbühel etwa anderthalb Jahre, wobei es ein wahres Glück war, daß Peters Ehe kinderlos blieb. Zwar wurde es diesem doch manchmal etwas schwül unter der Weste, wenn er sah, wie das Geld im Säckchen ordentlich Flügel bekam, nachdem es der Herr Herzmayer gefüllt hatte. Auch hatte er zu viel Verstand, um nicht zu sehen, daß der Ertrag des Gutes nothwendig alle Jahre geringer werden müßte, wenn es so wie bisher weiter bebaut würde. Aber es fehlte ihm bereits die nöthige Willenskraft, mit Ernst einzugreifen, und der Gedanke, wieder ganz als Bauer zu arbeiten, nachdem er solange nun den vornehmen Gutsbesitzer gespielt hatte, widerte ihn

ordentlich an. Seine Gemahlin und der Herr Schwiegerpapa würden ihm auch gewiß diesen Gedanken schön ausgetrieben haben wenn er ihn einmal im Ernste geäußert hätte. Ueberdies ging das Pumpwerk bei Herrn Herzmayer noch ganz flott, und der gefällige freundliche Mann versicherte jedes Mal, um die Zinsen brauche sich Peter keine Sorgen zu machen, der Kirschbühel vermöge schon etwas zu tragen. Er verlangte nur jedesmal ein Scheinchen über das empfangene Geld, Lebens und Sterbens halber, wie er entschuldigend sagte. Um nicht so viele Mühe mit dem Aufheben zu haben, setzte er dann gelegentlich aus mehreren kleinen Scheinchen einen größeren zusammen, den er Peter unterschreiben ließ. Vergaß Peter dabei, die kleinen Scheinchen an sich zu nehmen, so konnte Herr Herzmayer nichts dafür, ebenso wenig wie auch dafür, daß er es zuweilen vergaß, dieselben zu vernichten, wenn ihm Peter das aufgetragen hatte.

Das Vermögen seiner Frau war nach der Versicherung des Herrn Schwiegerpapa bei den herrschenden schlechten Zeiten schwer flüssig zu machen. Die allermeisten Posten müßten erst gerichtlich eingeklagt werden, und bei armen Leuten dürfe man nicht zu hart sein; auch wäre es ja weltbekannt, wie langsam und schleppend der Gerichtsgang sei.

„Nun denn", dachte Peter, ein paar Monate auf oder ab, am Ende muß es doch kommen.

Und so hatte denn auch Peter nichts dagegen einzuwenden, daß unter den Kirschbäumen, welche das Haus wie einen Wald umgaben, nach dem Plane des Schwiegerpapa ein Lusthäuschen gebaut und überaus fein eingerichtet würde, welches ein Geburtstagsgeschenk für seine liebe Frau werden sollte. Der Papa, welcher den Winter über mit Isabellen zwar wieder in der Stadt gewohnt, aber doch mehr Zeit auf dem Kirschbühel zugebracht hatte als im „blutigen Fähnrich" zog nun wieder ganz zu Peter, um die Erbauung und Einrichtung des Lusthäuschens ordentlich überwachen zu können. Und was war das für eine Herrlichkeit, als Alles fix und fertig war. Was war das für ein herrliches, großartiges Fest, welches am Geburtstage der Gnädigen zur

Einweihung der „schönen Aussicht" (so wurde das Lusthäuschen benamsel) gefeiert wurde. Da mußten Einem ja alle schwarzen Gedanken, die etwa kommen wollten, absolut vergehen!

In Frühberg hatten die Leute bedenklich die Köpfe geschüttelt, als man in der berichteten Weise auf dem Kirschbühel zu wirthschaften begann; als es aber Monat um Monat so fortging, da hatte sich bei Vielen die Meinung festgesetzt, es müsse doch mit dem Reichthume der Gnädigen nicht so ganz ohne Grund und Wahrheit sein; denn so viel baares Geld und Ausstände hätten doch die alten Kirschbühelleute sicher nicht gehabt, daß Peter davon hätte Alles ausmachen können. Als nun gar noch das Lusthaus gebaut wurde, stand es in der allgemeinen Dorfmeinung fest, daß der Peter mit seiner „fahlen" Mamsell ein grausames Vermögen erheirathet haben müsse.

Weitersehende Leute schüttelten gleichwohl den Kopf und meinten, lange könnte es aber doch nicht so fortgehen; denn am Ende schöpfe sich auch ein Brunnen aus. Solche aber, die viel Verkehr mit der Stadt und dort Gelegenheit hatten, das unschöne Liedchen von dem Herrn Hauptmann und seinen Vermögensverhältnissen von den verschiedensten Seiten singen zu hören, auch wohl über die Besuche Peters bei Herrn Herzmayer gelegentlich eine Andeutung fallen hörten, schüttelten erst recht den Kopf und sagten gar nichts oder höchstens: „Das Ende wird die Last tragen."

Es war an einem Sonntage im Spätherbst. Der Herr Hauptmann, der die letzten schönen Herbsttage noch auf dem Kirschbühel genießen wollte, war mit der Gnädigen nach Falbenkirchen zum Gottesdienste gefahren, wahrscheinlich um der langen Weile des Sonntags-Morgens zu entfliehen; denn ein geistliches Bedürfniß hatte gewiß weder er noch die Frau Tochter. Sie mochten von solchen Bedürfnissen wohl kaum eine Ahnung haben.

Peter war allein zu Hause geblieben, da Fräulein Isabella schon längere Zeit auf Reisen war, wie die Leute sagten, um den letzten Versuch zu machen, ob nicht auch in ihren Netzen

noch irgend ein Gimpel hängen bleiben wollte. Er trat an diesem Morgen öfters unter die Thüre, welche nach dem Dorfe zu ging und schaute, die Hand über den Augen, aus, als ob er Jemand erwarte.

Da fuhr von der Stadt her ein Einspänner ins Dorf und hielt am Wirthshause an. Kutscher und Passagier waren Eine Person, ein Mann in den Sechszigern von etwas vernachlässigtem Aussehen und mit Zügen, aus denen man es unverkennbar herausleſen mußte, daß seine Ur-Ur-Ahnen in Egypten einst Ziegeln gestrichen hätten. Die Frühberger kannten den Mann recht gut; denn wenn er auch kein häufiger Besucher des Dorfes war, so pflegten seine gelegentlichen Besuche doch stets Erinnerungen zurückzulassen, die sich nicht leicht verwischten. Es war Herr Samuel Herzmayer aus der Stadt, der „Hofmetzger", wie er allgemein hieß; aber nicht weil er für den königlichen Hof das Fleisch zu liefern gehabt hätte, sondern weil er als sein liebstes Geschäft betrieb, Bauernhöfe „auszuschlachten", d. h. an sich zu bringen und dann in einzelnen Stücken um den vier- oder sechsfachen Preis wieder zu verkaufen. Weil er dieses Gewerbe nur stets an „gefallener" Waare ausübte, nannten ihn Manche auch den „Hofabdecker".

Die Leute im Dorfe machten große Augen, als sie den Hebräer anfahren sahen. „Wem mag der Besuch gelten?" fragte man sich nicht ohne Besorgniß; denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß die Leute, bei denen Herr Herzmayer als Besuch einzog, gewöhnlich nicht lange danach selber ausziehen mußten.

Der Jude übergab Wagen und Rößlein dem Hausknechte des Wirthshauses, trank ein Glas Wein und schlenderte dann wie Einer, welcher nichts zu versäumen hat, durch das Dorf hinaus. Draußen aber schwenkte er rechts dem Kirschbühel zu.

„Da haben wir's!" Das war der einstimmige Ausruf der Menschengruppe, die sich indeß vor dem Wirthshause gesammelt hatte und dem Morgenspaziergang des Herrn Samuel mit neugierigen Augen gefolgt war.

„Dacht' ich's doch, daß es so kommen müsse!" sagte der alte Klaushart, der Nachtwächter. „Nun, um einen Bauernhof auf oder ab".

„Also schon so weit!" sagte der Heckenfritz, und schmunzelte bei dem Gedanken, daß er seine Tochter und seine Thaler noch in Sicherheit habe.

Und spornstreichs eilten Alle nach Hause, die wichtige Mähr den Ihrigen zu verkündigen.

Was wollte aber Herr Samuel bei Peter? Ihm schon jetzt „die Hufeisen abreißen", wie der Kunstausdruck lautet? Nein, so weit war es doch noch nicht. Aber zum Kirschbühel gehörte eine Wiese, die zwar ungefähr anderthalb Stunden vom Hofe entfernt lag, jedoch ein Hauptstück des ganzen Besitzthumes ausmachte. Denn in guten Jahren fuhr man zehn bis zwölf Wagen prächtiges Heu aus der Hinterbuschwiese heim, und da dieselbe bewässert werden konnte, lieferte sie auch ganz regelmäßig noch eine schöne Parthie Grummet. Herr Peter hatte aber gefunden, daß die Heuernte in solcher Entfernung doch gar zu viel Arbeit mache, der unnöthigen Kosten gar nicht zu gedenken, die es gab, wenn die Witterung ungünstig war und die Tagelöhner mit Hin- und Herlaufen den Tag hindringen mußte. Er war auch darauf aus, sich zu „arrondiren", das heißt sein Gut hübsch zusammenzulegen, damit man Alles besser übersehen könne, und konnte da natürlich die entlegenen Ländereien nicht behalten. Auch überlegte er, daß eine hübsche Summe, gut und sicher angelegt, mehr werth sei als so hin und her zerstreute Wiesenlappen.

„Ein paar Morgen auf oder ab!" hieß es bei ihm, der Kirschbühel bleibt deswegen doch, was er ist."

Herr Herzmayer, der doch ein verständiger Mann war, theilte dabei ganz Peters Ansicht und versicherte diesem „auf Ehre", daß er gerade so denken würde, wenn er an Peters Stelle wäre; klein und fest gelte heutzutage mehr als breit und wackelig.

Bei den letzten Worten wurde es nun freilich dem Peter selbst ein bischen wackelig unter der Weste und er saß den

Geschäftsfreund heimlich von der Seite an. Aber der machte dabei ein ganz harmloses, unschuldiges Gesicht und nicht einmal die Spur eines Lächelns ließ sich bei ihm wahrnehmen, wie Peter vermuthet hatte.

Kurz, der Handel mit der Wiese wurde abgeschlossen und mit einer Flasche Wein besiegelt, ehe die Andern aus der Kirche zurück waren. Herr Herzmayer zahlte baar, mußte aber, so ungern er es that, an die Zinsen mahnen, welche Peter ihm schuldete, da er gerade in Staatspapieren eine ziemlich arge Schlappe erlitten habe. So erhielt Peter eine Summe, die kaum an das Viertel Dessen reichte, was die Hinterbuschwiese werth war.

Schon das nächste Intelligenzblatt brachte die Ankündigung des Herrn Samuel, daß die Hinterbuschwiese an dem und dem Tage in sechs getrennten Parzellen versteigert werden würde.

Nun hätte aber Einer den Lärm hören sollen, den es in Frühberg gab, da der Wiesenschacher als das Ergebniß von Herrn Samuels Morgenbesuch bekannt wurde! Es war, als wenn eine Bombe in's Dorf gefahren wäre! Denn ein rechter Bauer hat eine heilige Scheu davor, von dem Erbe seiner Väter auch nur den kleinsten Streifen wegzugeben. Er meint, wenn auch nur ein Läppchen davon abginge, so sei das Gut „angebrochen" und müsse zerbröckeln, sowie ein Thaler, wenn er einmal gewechselt ist, im Handumdrehen verschwindet.

In Frühberg hatte man gedacht, der Peter werde beim Herzmayer eine Anleihe machen; aber daß er frischweg fast das werthvollste Stück des Gutes verkaufen werde, hatte man sich nicht träumen lassen. Es gab im Dorfe Leute, welche die Wiese gerne gekauft und nach Werth bezahlt hätten; jedenfalls hätten mehrere sie in Gemeinschaft erstanden, und so wäre sie doch beim Dorfe geblieben. Daß aber der Jude durch die Zerstückelung wenigstens das Vierfache daran gewonnen hatte, konnte man nicht ruhig hinnehmen. Es kam den Männern vor, als ob durch diesen Handel ein Schimpf über ganz Frühberg gebracht worden wäre, und wo Peter sich sehen ließ, bekam er die bittersten Vorwürfe zu hören.

Was half's? Er ſteckte die Vorwürfe ruhig ein und dachte:

„Ein paar Feinde auf oder ab! Die Frühberger können mich doch einmal Alle nicht leiden."

Er war bereits auf der Station angelangt, wo das Wörtlein „Ehre" keine Bedeutung mehr hat und noch viel weniger Werth. Nur was ſich eſſen und trinken und greifen ließ, galt ihm etwas.

Auf Kirſchenberg ging es jetzt wieder lebhaft her. Die Beſuche aus der Stadt drängten ſich zu Wagen und zu Schlitten herbei; denn ohnedies war es auf dem Lande im Winter für die Gnädige nicht auszuhalten. Aber auf dem Wieſengelde ſchien ein Fluch zu ruhen; denn eher, als Peter es für menſchenmöglich gehalten hätte, fand er in ſeinem Geldſäckchen nichts mehr als einen leinenen Boden, und kaum war der Frühling ins Land gezogen, ſo mußte er ſchon wieder bei Herrn Herzmayer anklopfen. Der fing aber nachgerade an, im Borgen etwas ſchwieriger zu werden und redete von einer Hypotheke auf das ganze Gut, die bald gemacht werden müſſe. Indeſſen half er für diesmal noch

auf ein bloßes Scheinchen aus, da er sah, wie Peter bei dem Worte „Hypothek“ erschrack, als habe ihn eine Schlange gebissen. Der Herr Schwiegerpapa ließ sich jetzt viel seltener auf Kirschenberg sehen, seitdem Peter ihm einmal ernstlich vorgestellt hatte, daß es nun doch endlich Zeit sei, das Mütterliche seiner Frau einzutreiben.

Nur je und dann kam er einmal herüber, wenn auf den Kirschbühel irgend etwas besonderes los war, und er hoffen durfte, wegen anwesender fremder Gäste einem vertraulichen Zwiegespräch ähnlicher Art mit dem Herrn Schwiegersohne entgehen zu können.

Wie auch Peter bei dem Worte „Hypothek“ erschrocken war, als es Herzmayer zum ersten Male aussprach, es half nichts, im Laufe des Sommers mußte Peter in den sauern Apfel beißen und dem Juden sein ganzes Gut verlegen; denn die Scheinchen und Scheine alle zusammen waren zu einer Höhe angelaufen, daß Peter fast starr war, als er die Summe hörte und steif und fest behauptete, soviel könne seine Schuld unmöglich betragen.

„Wie heißt, Herr Schlenker?“ antwortete Herzmayer; „steht's da nicht geschrieben mit Ihrem eigenen werthen Namen? Werden Sie mir doch nicht wollen ableugnen, was Sie geschrieben haben mit eigener Hand! Aber beruhigen Sie sich nur, der Samuel Herzmayer ist ein braver Mann, ein verschwiegener Mann. Wer sieht's dem Kirschbühel an, daß ein Hypothekchen darauf steht? Werd' ich doch nichts sagen, werden Sie auch nichts sagen. Aber, Gott der Gerechte, sind wir doch Alle sterbliche Menschen, und muß ich haben eine Sicherheit für mein gutes Geld!“

Kurz, die Hypothek wurde gemacht, und Peter beruhigte sich bei dem wiederholten Versprechen Herzmayers, es werde Niemand eine Silbe davon erfahren. Was an diesem Tage noch weiter zwischen den beiden Herren verabredet wurde, wird der geneigte Leser sogleich hören.

Eines Morgens im Herbste rückten auf einmal etliche Männer auf dem Kirschbühel an, versehen mit Aexten, Sägen und Seilen. Ob sie im Dorfe etwas von ihrer Absicht hatten

verlauten lassen, oder wie es geschah, kurz es verbreitete sich mit Windeseile die Kunde in Frühberg, daß die prächtigen Kirschbäume droben auf dem Kirschbühel abgehauen werden sollten. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze Dorf, und wie man sich auch bereits daran gewöhnt hatte, den Peter gehen zu lassen und die Warnungen zu sparen, die er doch jedes Mal ungehört ließ, ja wohl gar mit grober Münze heimzahlte, das neue Stückchen, welches jetzt ins Werk gesetzt werden sollte, schien doch allzu arg. Mehrere Männer eilten hinauf und machten Peter die dringendsten Vorstellungen, doch diesen Schmuck und dieses Kapital des Gutes nicht muthwillig zu vernichten. Allein es half nichts.

„Ein paar Kirschbäume *auf oder ab!*" hieß es bei Peter. „Die Bäume sind doch meist alt und überständig, und wenn ich sie jetzt nicht fälle, so geht mir der Nutzen verloren, den sie noch abwerfen. Auch will ich da, wo sie stehen, einen großen Obstgarten anlegen; denn man kann doch nicht immer Kirschen und wieder Kirschen essen. Im Uebrigen aber," schloß er endlich trotzig, „geht es, denke ich, Niemanden etwas an, was ich auf meinem eigenen Grund und Boden schaffe."

Die Bäume, die meistentheils noch in voller Kraft und Tragbarkeit standen, fielen, und, in verschiedener Länge abgesägt, wurden sie auf Wagen geladen, in die Stadt gefahren und dort als Nutzholz versteigert. Das war die Verabredung, die Peter mit Samuel Herzmayer getroffen und bei der Letzterer eine so schöne Summe berechnet hatte, die aus dem Verkaufe der Stämme könne gezogen werden, daß dem Peter das Herz wieder etwas leichter wurde, und er bald vergaß, wie er nun durch die Hypothek ganz in den Händen des Juden sei.

Die Rechnung Herzmayers erwies sich auch als richtig. Die schönen, gesunden Stämme kamen um einen hohen Preis an den Mann und das Brennholz, welches aus dem Astholz aufgeklaftert worden war, warf außerdem noch ein artiges Sümmchen ab.

Allein was für Augen machte Peter, als Herzmayer,

der die ganze Sache betrieben hatte, bei der Abrechnung anstatt mit dem baaren Gelde mit einer Rechnung über Zinsen und Zinseszinsen herausrückte, welche zwei Drittel der ganzen Summe wegnahm! Er hatte gehofft, mit dem Erlöse aus den Bäumen sich so lange flott zu erhalten, bis die ersten Theilzahlungen vom Vermögen seiner Frau eingingen, deren Auszahlung der Herr Schwiegerpapa in nächster Zeit fest versprochen hatte, als ihn Peter einmal wieder zu guter Stunde deßhalb festgestellt hatte. Und jetzt sollte nur ein so winziges Sümmchen übrig bleiben! Peter wollte grob werden; allein das konnte Herr Samuel auch, und als dieser hinwarf, daß er die Hypothek kündigen werde, wenn er nicht seine ehrlichen Zinsen bekommen sollte, da schwieg Peter mäuschenstille. Jetzt gingen ihm die Augen auf und er merkte — freilich zu spät — mit wem er es zu thun hatte.

Im Dorfe aber hieß es, man könne den Hof, der nun wie ein Zuchthäusler geschoren sei, nicht mehr „Kirschbühel" nennen; man gab ihm den Ehrennamen „Lumpenberg".

Nach dem Handel mit den Kirschbäumen ging es mit dem Kirschbühel, oder eigentlich mit Peter, rasch zu Ende.

Es gibt unter den Seeleuten einen alten Aberglauben, der da sagt, daß, wenn einem Schiffe der Untergang bevorstände, die Ratten dasselbe plötzlich in Schaaren verließen. Auf dem Kirschbühel ging es richtig so. Eines Tages war Peter über Land gegangen, ich weiß nicht, ob in Geschäften oder aus Langeweile, die jetzt sein größter Reichthum war; er wollte mehrere Tage ausbleiben. Da kommt schon am zweiten Tage ein Wagen und eine Kutsche aus der Stadt auf dem Kirschbühel an in Begleitung mehrerer Männer. Rasch werden Kisten und Kasten gepackt, der Wagen wird damit beladen und fort geht's in die Stadt. Am Nachmittage kommt der Wagen wieder und holt eine zweite Ladung, bei welcher die Leute im Dorfe die Wahrnehmung machen, daß die Pferde auf ganz ebenem Wege mehr zu ziehen haben, als einstmals, da sie die Aussteuer der Gnädigen den Kirschbühel hinaufzogen. Spät am Abende rasselt dann auch noch die Kutsche durchs Dorf.

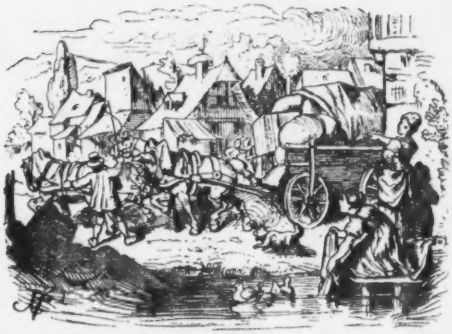

Als Peter am dritten Tage Abends heimkehrte, fand er das Neſt leer. Der Jammer um die gnädige Frau Gemahlin ſchien nicht ſehr groß bei ihm zu ſein; deſto größer war aber ſeine Entrüſtung darüber, daß dieſelbe ſo gründlich im Hauſe aufgeräumt und Vieles hatte mitgehen heißen, woran ſie nicht den mindeſten Anſpruch beſaß. Ob ſie das bloß in der Eile gethan hatte, oder ob ſie das Mitgenommene als „Errungenſchaft“ anſah, iſt niemals recht klar geworden.

Wie kam es aber zu dieſem Bruch? Nun, Peter hatte ſchon öfter mit ſeiner Frau Gemahlin kleine Auftritte gehabt, wenn alle Verſuche bei dem Herrn Schwiegerpapa, das mütterliche Erbtheil zu erlangen, ohne Erfolg blieben. Nach und nach kam ihm die Ahnung, daß es mit dieſem Erbtheil nichts als Geflunker ſein möge, und nähere Mittheilungen in der Stadt, mit denen man jetzt weniger zurückhaltend war, beſtärkten ihn darin. Das ſetzte denn immer unliebſamere Unterhaltungen zwiſchen den beiden Ehegatten ab, da die Gnädige, wie man zu ſagen pflegt, auch nicht auf den Mund gefallen war und denſelben gegen Peter auf das Ausgiebigſte gebrauchte. Sie hatte in der letzten Zeit

wiederholt hingeworfen, daß sie mit solch' einem rohen Menschen, wie Peter einer sei, der gar keine Begriffe von feiner Lebensart habe, auf die Dauer nicht zusammenleben könne, und Peter seinerseits hatte sich durch diese Drohung nicht bestimmen lassen, sie um längeres Bleiben auf dem Kirschbühel zärtlich zu bitten.

Als nun das Geld von den Kirschbäumen wieder auf der Neige war, und die Aussichten auf eine Fortsetzung des „standesgemäßen" Lebens sich völlig verdunkelten, da war der Entschluß der Gnädigen rasch gefaßt, und wie sie ihn ohne Zögern ausführte, hat der geneigte Leser bereits gehört.

Am Tage nach seiner Rückkehr fand sich Peter im „blutigen Fähnrich" ein, wo die Familie von Schwänk noch immer wohnte. Der biedere Schwiegervater ließ ihm zwar durch die Magd sagen, er möge sich packen, mit einem Menschen, der seine Tochter so brutal behandle, wolle er nichts mehr zu thun haben; allein Peter drang ohne Umstände in das Wohnzimmer, wo er die ganze Familie beisammen fand. Da kam es denn zu gegenseitigen Erklärungen, von welchen Niemand behaupten konnte, daß sie in sehr zarten, gebildeten Ausdrücken sich bewegt hätten. „Betrüger und Hallunke, Bauernlümmel und Dorflaffe, Soldatenpack und Bankerottirer" — das waren noch mit die zartesten Titel, mit welchen man auf einander losfeuerte, bis die Auseinandersetzung damit endigte, daß Peter die handgreiflichen Versuche seiner liebwerthen Ehehälfte und dero Fräulein Schwester, ihn mittels ihrer Fingernägel von seinem Unrechte zu überführen, mit etlichen derben Ohrfeigen beantwortete, den Herrn Schwiegerpapa aber, der die Töchter schützen wollte, so fest zwischen den Tisch und ein paar Stühle warf, daß derselbe einige Tage mit gekrümmten Gliedern einherging, den Folgen einer heftigen Erkältung, wie er den Leuten, die ihn sahen, versicherte.

Auf dem zum „Lumpenberge" umgetauften Kirschbühel ging es von nun an ganz stille her. Die Dienerschaft war bald der Gnädigen nach fortgezogen und hatte sich wohl bei dem Einpacken von wegen des rückständigen Lohnes vor-

gesehen; denn Niemand forderte mehr etwas von Peter. Dieser war nur selten zu Hause, da sich nun allerlei Besuche aus der Stadt einstellten, die er nicht besonders gern hatte. Sie legten ihm Noten vor, welche keiner lustigen Melodie angehörten, und drohten ihn zu verklagen, wenn er nicht diese Melodie singen wolle. Ehe sie aber das ausführen konnten, hatte Peter rasch alles Vieh und Geschirr, das los und ledig zu machen war, an den Mauschel in Falbenkirchen gegen gleich baare Zahlung verkauft und war an einem schönen Morgen verschwunden. Der Nachtwächter hatte ihn, als es kaum dämmerte, mit einer Tasche über der Schulter nach der Stadt wandern sehen und noch einen frischen fröhlichen „Guten Morgen" von ihm empfangen. Seitdem hat Niemand etwas von ihm gehört noch gesehen.

„Er wird sich in der Stadt einen Dienst gesucht haben," meinten die Einen.

„Gebt Acht, er hat sich doch noch ein Scherflein zurückbehalten und ist damit nach Amerika ausgewandert!" calculirten die Andern.

Eins aber blieb fest: Peter war fort und der allgemeine Wunsch begleitete ihn, daß er nie wiederkommen möge.

„Um einen Lumpen auf aber ab!" sagte Klaushart, der Nachtwächter.

Sofort nach Peters unvermutheter Abreise stellte sich Herr Samuel Herzmayer mit etlichen Gerichtsbeamten ein, ließ auf dem Kirschbühel Alles versiegeln und nach wenigen Tagen war im Amtsblatte der gerichtliche Verkauf des Kirschbühels angekündigt. Große Geschäfte hat indeß Herr Herzmayer an dem Gute doch nicht gemacht. Denn es war damals gerade eine unruhige Zeit, wo Kriegsgeschrei die Welt durchtönte und Jedermann gerne sein vorräthiges Geld im Sacke behielt. Der Rüstfeuchter von Frühberg erstand das schöne Gut um ein wahres Spottgeld für seinen zweiten Sohn, ein Ausgang der Sache, welcher im Dorfe allgemeine Befriedigung hervorrief. Denn einem Auswärtigen hätte man das Gut nicht gegönnt, und der Rüstfeuchter war gerade der Mann dazu, ein heruntergekommenes Bauerngut wieder in Flor zu bringen.

Man hatte sich auch nicht in ihm getäuscht; denn schon in wenigen Jahren gehörte der Kirschbühel wieder zu den besten Gütern der Gemeinde und verdiente auch wieder seinen Namen, weil es die erste Sorge des neuen Besitzers gewesen war, Kirschbäume in großer Zahl anzupflanzen und sie sorgfältig zu pflegen. Den Namen „Lumpenberg" nannte kein Mensch mehr.

Wenn auch in unsern Tagen die Jahrmärkte immer mehr an Bedeutung verlieren, weil der Hausirhandel den Leuten in die Häuser trägt, was sie bedürfen und fast in jedem größeren Dorfe ein Kramladen besteht, worin die Leute zu jeder Zeit das haben können, womit sie sich sonst von einem Jahrmarkte zum andern zu versehen pflegten, so war doch der Herbstmarkt zu Falbenkirchen ein sehr bedeutender und weitberühmter. Ob er es auch heute noch ist, weiß ich nicht; aber zu der Zeit, in welcher sich unsere Geschichte zutrug, war er es im vollsten Maße.

Die Kramstände bildeten zwei lange Zeilgassen, und was das Auge eines Menschen erfreuen, und das Geld im Beutel in Unruhe bringen mochte, war glänzend und gleißend, lockend und lachend ausgelegt, von der Bude an, welche mit Nürnberger Spielwaaren gefüllt und von gaffenden Kinderschaaren umlagert war, bis zu dem stattlichen Zelte, worin ein ächter oder unächter Italiener seine feinen Tücher und Stoffe ausgelegt hatte, und vor dem sich die Weiber und Mädchen bewundernd drängten.

Wer nun im Gasthause „zur Sonne" oder „zum grünen Baum" sein Leibliches mit Speise und Trank erquickt hatte und zum Tanzen zu alt oder zu bequem — oder aber zu verständig war, der fand Augenweide die Fülle, wenn er sich durch die gaffenden, feilschenden Besucher der Kramstände hindurchdrängte nach dem Ende des Dorfes. Dort gab es allerlei zu sehen: Bärentreiber, Kameelführer, Seiltänzer, Riesenochsen und Wunderdamen, Wachsfiguren-Cabinette und „zoologische Thiersammlungen", kurz: Herz, was begehrest du? — und wem es am Sehen nicht genug

war, oder wer die drei Kreuzer Eintrittsgeld ſcheute, der bekam zu hören, mehr als ihm lieb war, nämlich ein Gekreiſche von Menſchen und Vieh, davon ihm gewiß noch zwei Tage lang die Ohren gellten.

In dem Jahre aber, von dem wir erzählen wollen,

— es war das dritte, seitdem der Kirschbühel seinen Herrn gewechselt hatte — gab es dort draußen auf dem Falbenkirchener Herbstmarkte etwas ganz Absonderliches zu hören und zu sehen. Da stand nämlich ein Zelt, dessen Seitenwände aus großen Wachstuchtafeln bestanden, bemalt mit einem grimmig dreinschauenden Löwen, einem mit ausgebreiteten Flügeln dahinrennenden Vogel Strauß und einer furchtbaren Riesenschlange, deren aufgesperrter Rachen ein halb hinuntergewürgtes Kalb (oder was es sein mochte) umspannte. Vorne auf dem Zelte war ein riesiges Schild angebracht, darauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Heilung für alle Krankheiten — Lebens-Elixir — Verschönerungs-Tinctur — Ewiges Jugendwasser — Wunderseife — Alles für den halben Preis.“ Auf dem Krämtische selbst aber lagen Schächtelchen, Päckchen, Fläschchen, Büchschen schön geordnet und Alles so niedlich und schmuck oder in so schönes farbiges Papier eingewickelt, daß man schon deßhalb Vertrauen gewinnen mußte zur Unfehlbarkeit der darin enthaltenen Wundermittel. Schlechtes Zeug hätte man doch gewiß nicht so fein und sauber eingewickelt. Der Verkäufer dieser Wunderdinge mußte ein Türke oder ein Grieche sein; denn sein braunes, mit einem pechschwarzen Barte ganz verwachsenes Gesicht konnte nur einem südlichen Himmelsstriche angehören, wo die glühende Sonne Haut und Haar schwarz macht. Und nun erst die Kleidung, welche er trug! Auf dem Kopfe hatte er eine hohe, rothe Mütze mit einem langen, blauen Klunker daran, welcher bei jeder Kopfbewegung höchst unternehmend hin und herbaumelte. Außerdem trug er weite blaue Pumphosen mit breiten gelben Streifen, die unten am Knie von einmal weiß gewesenen Strümpfen umfaßt waren. Die Füße steckten in gelben Pantoffeln. Eine fremdartig zugeschnittene rothe Jacke, mit einer Menge glänzender Glasknöpfe besetzt und mit zahllosen Schnüren verschnörkelt vollendete die malerische Kleidung.

Natürlich war dieser Wundermann stets von zahllosen Neugierigen umlagert und hatte die größte Zuhörerschaft, wie auch daneben die Hanswürste und Besitzer der andern

Schaubuden mit der angewachsenen natürlichen, oder mit der blechernen Trompete schreien und einladen mochten. Denn seltsam: einmal schrie der Wundermann in einer Sprache, welche Niemand verstand (er selber auch nicht) dann aber pries er seine Waare in einem Deutsch an, das Jedermann verstand, ja das sich gerade so anhörte, als sei der Wundermann ein geborner Falkenkirchener oder Frühberger, was ja doch unmöglich sein konnte.

Als wieder ein gehöriger Kreis von Gaffern versammelt war, stieg der Wundermann auf einen Schemel und fing an: „Meine Herrschaften, geehrte Herren und Damen! Die Thiere, welche Sie hier abgebildet sehen, sind nach dem Leben gemalt, nur etwas kleiner. Sie gehören zu den merkwürdigsten, grimmigsten und gefräßigsten der ganzen Welt. Der Löwe ist der König der Thiere, bewohnt Afrika und ist so stark, daß er mit seinem Schwanze die größten Bäume ausreißen und mit seinem Gebrüll Roß und Reiter umwerfen kann. Hier sind einige Büschel Haare aus der Mähne eines berühmten afrikanischen Löwen, das Büschel nur zehn Silbergroschen! Wer will?"

Als aber Niemand wollte, rief er nach einander: „Neun! Acht! Sieben! Sechs! Vier! Zwei!"

Da nahm es Einer, des guten Handels froh, für zwei Silbergroschen. Die übrigen Büschel erließ der Wundermann zu einem Groschen das Stück. Es waren braune Haare, die aber weit mehr darnach aussahen, als ob sie von einem nützlichen Hausthiere abstammten, als von einem reißenden Wüstenthiere.

„Der Strauß," so fuhr dann der Wundermann fort, „ist der größte Vogel auf Erden; er wächst dreißig Jahre, und wenn er ausgewachsen hat, wird er immer noch größer. Fliegen thut er nicht, aber laufen so schnell, daß ihn auch der stärkste Reiter nicht einholen kann. Für gewöhnlich frißt er Gras und Körner, sein größter Leckerbissen aber ist altes Eisen. Und so findet man in seinem Magen Hausschlüssel, Gewehrläufe, türkische Säbel, ja manchmal ganze Thürschlösser. Hier sehen Sie, meine Herrschaften, einige Nägel aus dem

Magen eines jungen Thieres. Ich habe sie für schweres Geld von einem Bekannten eingehandelt, der zehn Jahre lang als Sclave in Tunis lebte und bei den Straußenjagden des Bey von Tunis den Treiber machen mußte. Ich geb' sie aber für den halben Preis: Stück für Stück drei Groschen!"

Bei diesen Worten hielt er fünf bis sechs große Schiffsnägel in die Höhe, gab sie aber, als Niemand sie um den halben Preis wollte, noch billiger, nämlich alle zusammen für neun Kreuzer.

Die Einen machten große Augen, die Andern lachten und meinten, der Kerl tische ihnen mit seinen Worten noch viel härtere Brocken zum Glauben auf, als altes Eisen.

Noch einmal erhob sich der Wundermann, indem er einen langen Zahn vorzeigte. Es sollte der Giftzahn einer Riesenschlange sein, die bekanntlich gar keine Giftzähne hat. Er machte ein Langes und Breites daher von den Schrecken des Schlangengiftes, aber auch von dem Geheimniß, das er besitze, jedes Gift augenblicklich unschädlich zu machen, ein Geheimniß, welches Doctor Hippokrates, einstmals Kreisphysikus zu Athen in Griechenland entdeckt habe, ebenso wie derselbe auch der erste Erfinder der „Hofmännischen Tropfen" wie des „Hoff'schen Malz-Extractes" sei.

Hier brachte er auf einem hölzernen Teller einen Frosch, tunkte ein Federchen in scharfes Gift (criminalsaures Kali nannte er es) und betupfte mit dem Federchen das Maul des Thieres, das sogleich mausetodt war. Es hatte sich freilich Niemand davon überzeugt, ob es nicht schon vorher todt gewesen sei. Nun goß der Wunderman etwas von dem Gift in einen Eßlöffel und schluckte es hinunter, wobei er Grimassen schnitt, daß einige zartbesaitete Seelen unter dem hochzuverehrenden Publikum fast ohnmächtig geworden wären. Rasch goß er dann einen Löffel voll des berühmten Gegengiftes in die Kehle, machte noch ein paar Grimassen und that hierauf lachend einen Satz von seinem Schemel herab auf die Erde. Jede Spur des Giftes war verschwunden.

„Ihr Leut', ihr Leut'!" ſtaunte drunten ein altes Mütterchen. Aber trotzdem wollte Niemand an dem Gegengift anbeißen, wahrſcheinlich in der vernünftigen Meinung, in Falbenkirchen, Frühberg und da herum gäbe es ja doch keine giftige Rieſenſchlangen, ſondern höchſtens einmal eine Blindſchleiche, die man mit einem Rüthchen todtſchlagen könne.

„Na," meinte da der Wundermann, „ein Probſtchen auf oder ab! Ich geb' das Gegengift aus purer Menſchenliebe umſonſt ab. Wer will?"

Und bald ſtreckten ſich mehrere Hände nach dem Fläſchchen aus, das denn auch richtig der zunächſt Stehende empfing.

Plötzlich rief der Türke einem jungen Burſchen zu: „Ei, Chriſtian, Du ſollteſt doch Deiner Annemarie wenigſtens ein Stück Wunderſeife kaufen, welche die Weiber jung erhält bis über die Sechszig hinaus! Komm einmal her!"

Wie machte aber da Alles große Augen, weil der Türke den Chriſtian und ſeine Braut bei ihren Namen nannte! War es doch Vielen ſchon auffällig genug geweſen, daß der Morgenländer ſo geläufig Frühbergeriſch ſprechen konnte, wenn er wollte.

„Na, Chriſtian, komm nur einmal her; wenn Du allenfalls kein Geld haſt, ſo geb ich Dir ein Stück Seife umſonſt. Denn ein Stückchen auf oder ab, das macht bei einem Geſchäfte, wie das meinige eines iſt, wenig aus."

Da rief aber mit einem Male der Heckenfritz von Frühberg, der auch da war: „Wenn das nicht der Kirſchbühelpeter iſt, ſo will ich heute keinen Tropfen mehr auf die Zunge nehmen. Es iſt der Aufoderab oder ſein Geiſt!"

Und richtig, es war der Aufoderab in Perſon, der ſich nun lachend zu erkennen gab. Da ging's aber wie ein Lauffeuer durch den ganzen Markt, der Türke mit den Wunderſachen ſei der Aufoderab von Frühberg, und wie ein Waldſtrom fluthete es nun zu dem Zelte von Frühbergern und Frühbergerinnen, die den alten Dorfgenoſſen ſehen wollten; auch die Falbenkirchener trieb die Neugierde, ſich den ehemaligen Kirchſpielsgenoſſen wieder einmal zu betrachten, und mit ihnen kamen die Gäſte, die ſie in ihren Häuſern

hatten und die den Kirschbühelpeter auch fast ohne Ausnahme kannten, da er seiner Zeit weit und breit von sich hatte reden machen.

Dabei machte Peter die glänzendsten Geschäfte. Denn Jeder wollte ihm etwas zu lösen geben, weil er eigentlich nie persönliche Feinde gehabt hatte, und ohnehin durch den Verlust des schönen Gutes für seinen Leichtsinn hinlänglich gestraft erschien. Von dem „halben Preise", den er auf seinem Schilde stehen hatte, ging Peter rasch zum ganzen hinauf, auch wohl noch etwas höher, da er als ein guter Kaufmann das Sprüchlein wohl kannte: Wenn man im Rohre sitzt, muß man Pfeifen schneiden. Gleichwohl war er in zwei Stunden völlig ausverkauft, und von seinem ganzen Krame blieb ihm weiter nichts als das Zelt, die Wachstuchbilder, die Handkarre, auf welcher er seine Schätze beigefahren hatte und — ein voller Geldbeutel.

Der letztere trieb ihn sofort ins Wirthshaus; denn der alte Peter, dem es auf einen Schoppen auf oder ab nicht ankam, steckte noch immer in ihm trotz Pumphosen und Türkenjacke. Es ging nun hoch her beim Rößleswirth. Alles drängte in sein Haus, wo Peter saß und die verehrte Gesellschaft auf das Beste unterhielt. Er wußte allerlei Kunststücke zu machen, warf mit Messern, baute mit Strohhalmen, aß Feuer, und bei den Kartenkünsten, die er machte, stand Manchem Nase und Mund offen vor Staunen. Daneben sprach er groß von seiner Handelschaft und den Reisen, die er seit seinem Frühberger Auszug gemacht haben wollte, sprach sich auch dahin aus, daß er zum nächsten Falbenkirchener Markt mit einem Frachtwagen und zwei Pferden kommen werde, so daß die Frühberger einsehen müßten, wie es ein wahres Glück für ihn gewesen sei, sein sauberes Weib sammt dem Kirschbühel endlich los zu werden. Er habe heute nur einmal erst probiren wollen, wie es hier mit seinem Handel ginge.

„Ein paar Lügen auf oder ab!" räsonnirte zwar der Heckenfritz im Hintergrunde; aber es gab nicht Wenige, die halb und halb geneigt waren, Peters Worte für baare

Münze zu nehmen. Der Rößleswirth bekam sogar einen so gewaltigen Respect vor ihm, oder wohl noch mehr vor der Menge von Gästen, die ihm heute der Peter zuführte, daß er eine Flasche vom Besten zum Besten gab und selbst einen schüchternen Witz versuchte, indem er die Flasche mit den Worten vor Peter hinsetzte:

„Auf eine Flasche auf oder ab kommt es mir heute auch nicht an!" Alles lachte dabei, und der Peter am meisten.

Am andern Morgen aber war Peter spurlos verschwunden. Mochte ihm nun der Unterschied zwischen der Handkarre, die er führte, und dem Frachtwagen, mit welchem er das nächste Mal kommen wollte, für die Tagesbeleuchtung etwas zu groß vorgekommen sein, oder mochte er Scheu davor gehabt haben, diese oder jene frühere Bekanntschaft zum Schaden seines nun vollen Geldbeutels erneuern zu müssen, wenn er länger bliebe, oder mochte ihm gar ein Traum vorgespiegelt haben, seine liebwerthe Ehehälfte, die, wie er erkundet hatte, noch immer in der Stadt wohnte, könnte alte Rechte auf ihn geltend machen — kurz, mein Peter hatte sich bereits in aller Frühe unsichtbar gemacht. Im Dorfe hatte man aber noch lange von ihm und seinen Kunststücken zu reden und fand im Laufe der Zeit hinlängliche Gelegenheit, sich von der Güte und Wirksamkeit seiner Wundermittel zu überzeugen.

Im Jahre darauf war zu Frühberg die Heuernte größtentheils vollendet, nur von entlegenen Wiesen wurde noch hier und da ein Wagen eingefahren. Es war jene Pause eingetreten, die zwischen der Heuernte und dem Roggenschnitt dem Bauersmanne ein wenig Ruhe und Rast verschafft, um sich zu stärken für die Arbeit auf dem Felde, die dann ohne Unterbrechung fortgeht bis der Frost oder Schnee sie einzustellen nöthigt. Da kam eines Tages fast am Abende ein Wagen nach Frühberg gefahren, den ein fremder, wohlgekleideter Bauersmann lenkte. Auf dem Wagen mußte ein Kranker liegen; denn durch die Leitern sah man Stroh und Bettwerk, und obenüber war auf Reifen ein Wagentuch aus-

gespannt. In der Mitte des Dorfes hielt der Fuhrmann seine Pferde an und frug nach dem Ortsschöffen. Man wies ihn zu dem alten Maillinger, welcher noch immer dieses Ehrenamt bekleidete.

„Da bring' ich euch einen Angehörigen eurer Gemeinde," sagte der fremde Fuhrmann, „und dieses Schreiben dazu! Helft mir nur aber gleich den armen Tropf abladen; denn er hat auf der langen Fahrt etwas aushalten müssen, wie vorsichtig ich auch gefahren bin."

Wer war's? — der Aufoderab. Und wie? Mit einem Stelzfuße.

„Mit gesunden Füßen wär' ich auch nicht gekommen," sagte er, als ihn Maillinger mit ein paar Nachbarn vom Wagen herabnahm, „aber wenn man nur ein brauchbares Bein hat, muß man sichs eben gefallen lassen, hingebracht zu werden, wohin es andern Leuten gefällt."

In dem Schreiben, welches ein amtliches war, stand aber geschrieben, der Peter Schlenker von Frühberg sei nach Schwarzenkirchen auf den Jahrmarkt gekommen, habe dort durch allerlei Kunststücke und Possenreißerei einiges Geld

verdient, daſſelbe dann aber auch ſofort wieder im Wirthshauſe durchgebracht. Stark betrunken ſei er die Treppe des Wirthshauſes heruntergefallen und habe das linke Bein gebrochen. Er ſei darauf von der Gemeinde in Verpflegung genommen worden, aber der Bruch habe ſich als ein ſo unglücklicher erwieſen, daß man, um dem kalten Brande zuvorzukommen, zum Abnehmen des Beines habe ſchreiten müſſen. Die Heilung ſei darauf raſch vor ſich gegangen, ſo daß die Anlegung eines hölzernen Beins und der Transport in die Heimath nun hätte geſchehen können. Für Verpflegung, Abnahme des Beins, ärztlichen Beiſtand, Beſchaffung des Stelzfußes habe die Gemeinde Schwarzenkirchen ſiebenzig Thaler ausgelegt, welche der Herr Vorſteher von Frühberg dem Ueberbringer, dem Schöffen von Schwarzenkirchen, zurückerſtatten wolle.

Was war da zu machen? Die Verpflichtung zum Zahlen konnte die Gemeinde Frühberg nicht von ſich abweiſen, und ſo ſchoß Maillinger, nachdem er mit einigen Mitgliedern des Gemeinderathes geſprochen hatte, das Geld vor, um den Handel möglichſt raſch abzumachen.

„Theurer Peter!“ seufzte der Heckenfritz, der auch im Gemeinderathe war.

„Ein Fuß auf oder ab!“ witzelte Klaushart, der Nachtwächter, besah aber dafür von dem alten Maillinger etwas, was man wohl einen „derben Rüffel“ oder eine „lange Nase“ zu nennen pflegt, wenn es von einem Vorgesetzten dem Untergebenen verabreicht wird.

Denn im Ganzen hatte man doch Mitleid mit dem Peter, und kaum Einer konnte sich dessen enthalten, wenn er Peters Vergangenheit mit seiner gegenwärtigen Lage verglich. Daß er nun gerade an dem Orte, wo er eine Zeit lang den großen Herrn gespielt hatte, der öffentlichen Mildthätigkeit anheimfallen müsse, dachte man sich gar zu niederbeugend und schrecklich für ihn. Peter sah freilich so aus, als ob er dies Schreckliche weniger empfinde. Denn als ihn der alte Maillinger vorläufig in sein eigenes Haus hatte bringen lassen, und er sich von den Strapatzen der langen Fahrt auf dem Leiterwagen einigermaßen erholt hatte, da ging ihm auch sofort der Mund auf, und in einer Weise, welche oft bei den zahlreich versammelten Zuhörern lautes Lachen hervorrief, erzählte er von mancherlei Irrfahrten, die er seit jenem Falbenkirchener Jahrmarkte durchgemacht hatte.

Das dort gewonnene Geld hatte natürlich nicht lange vorgehalten, nachdem der Peter schon beim Rößleswirth einen so guten Anfang damit gemacht hatte, es flüssig zu machen. Da ihm nun aber die saubern Unternehmer des betrügerischen Handels, mit dem er in Falbenkirchen so gute Geschäfte gemacht hatte, ohne Geld nichts mehr von ihrer feinen Waare überlassen wollten, so hatte Peter den ganzen Kram aufgegeben, nachdem er seine Handkarre, sein Zelt und seine Wachstuchbilder an den Mann und den Erlös daraus durchgebracht hatte. Er schloß sich nun einer Komödianten-Truppe an und zog mit dieser eine Zeit lang kreuz und quer durch die Welt, halb als Knecht, halb als Künstler, welcher die stummen Rollen zu spielen hatte, bis eine Prügelei mit dem Director der Truppe, bei welcher natürlich

beide Streitende stark betrunken waren, seine Verabschiedung und das Ende seiner Künstlerlaufbahn zur Folge hatte. Hierauf trat er in die Dienste eines umherziehenden Zahnarztes, welcher auch zugleich ein wenig in jenen Kunststücken machte, bei denen es heißt: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei." Dem sah er scharf auf die Finger, bis er ihm soviel abgelernt hatte, daß er glaubte, auf eigene Faust durchkommen zu können, und zog nun als Taschenspieler und Possenreißer auf den Jahrmärkten und Kirchweihen umher. So war er auch nach Schwarzenkirchen gekommen, wo er eine durchjubelte Nacht mit dem Beinbruche büßen mußte.

Peter erzählte diese seine Fahrten so spaßhaft, daß man kaum mehr daran dachte, wie er nun ein armer Krüppel sei, und wäre er nicht im Hause des alten Maillinger gewesen, vor dem er von jeher einen gewaltigen Respekt hatte, so wären gewiß seine Späße noch viel derber und unsauberer gewesen, als er sie jetzt machte.

Kurzum man merkte dem Vagabunden sofort an, daß die Hand des Herrn, die so kräftig an seinem Herzen mit dem Beinbruche angeklopft hatte, nur den äußeren Menschen bei ihm angetroffen, aber daß es ihr nicht gelungen war, auch nur ein wenig an dem bodenlosen Leichtsinne seines Herzens zu rütteln. Er war nach wie vor der alte Aufoderab, nur um ein groß Stück verwilderter und abgefeimter, als er schon im vorigen Jahre auf dem Jahrmarkte zu Falbenkirchen gewesen.

Etwa einen Büchsenschuß weit vom Dorfe hatten die Frühberger eine alte Lehmhütte, welche früher der Gemeinde als Hanfbreche gedient hatte, nun aber nicht mehr benutzt wurde, weil man gelernt hatte, das Brechen des Hanfes in einer einfacheren und zweckmäßigeren Weise zu besorgen. Diese Hütte wurde sogleich in einen einigermaßen wohnlichen Stand gesetzt und durch eine gemeinsame Beisteuer von Hausrath, Wäsche und anderem Nothwendigen so eingerichtet, daß man den Peter darin unterbringen konnte. Das Essen sollte ihm wochenweise von jeder Haushaltung des Dorfes geliefert werden. Da er es aber vorläufig selber noch nicht

abholen konnte, auch überhaupt noch nicht im Stande war, sich selber zu helfen, so wurde ihm als Wärterin die Besenkatherine beigegeben, welche als die Wittwe des ehemaligen Hirten ohnehin von der Gemeinde mit Wohnung und Nahrung versorgt werden mußte.

Daß es bei dieser Einrichtung, so wohl auch der Gemeindeseckel dabei fuhr, dem Peter nicht sehr wohl ging, läßt sich denken. Von dem herbeigeholten Essen, welches ohnehin oft knapp genug ausfiel, nahm sich natürlich die Besenkatherine den Löwen-Antheil, oder doch wenigstens das Beste, und wenn Peter deshalb aufbegehren wollte, so fand er in seiner Wärterin ein Gegenpart, vor dem selbst seine Zunge den Rückzug antreten mußte.

„Denk' doch an die guten Sachen, die du mit deiner gnädigen Frau droben auf dem Kirschbühel verschmaußt hast! höhnte die Besenkatherine, dann wird dir aller Appetit nach der Bauernkost vergehen! Ja du wirst froh sein, wenn du sie nicht zu essen brauchst!"

Oft genug geschah es auch, daß die Besenkatherine auf einen oder zwei Tage mit ihren selbstgefertigten Besen hausiren ging, um sich ein paar Kreuzer für Schnupftabak und Schnaps zu verdienen, zwei Artikel, die ihr von der Gemeinde nicht gestellt wurden. Dann durfte Peter ganz hungern, wenn nicht die Hausfrauen, welche ihm das Essen zu liefern hatten, gütig genug waren, es ihm mit ihren Kindern zu schicken.

Es heißt nun zwar: Noth lehrt beten! — und oft genug wird ja auch dies Sprüchlein zur Wahrheit, selbst bei Solchen, denen die Gedanken an den Helfer in jeder Noth früher nie in das Herz hatten kommen wollen. Aber bei Peter traf das Wort nicht zu. Er lernte durch die Noth eher das Gegentheil von Beten, und wenn seine Wärterin von ihren Wanderungen heimkehrte, gab es nicht selten Auftritte in der Brechhütte, denen ein Christenmensch nicht zuhören konnte, ohne daß ihn ein Schauder überlief. Und doch war die göttliche Langmuth mit Peter noch nicht an ihr Ende gekommen. Die Wunde an seinem

Beinstumpfe heilte allmälig gänzlich, sodaß er seinen Stelzfuß anschnallen und erst an Krücken, dann nur mit dem Stocke umherhumpeln konnte. Er kam wieder so weit, daß er im Stande war, auch weitere Gänge zu machen als bis nach Frühberg oder Falbenkirchen und es dauerte nicht lange, so war der Aufoderab, wie er noch immer hieß, in der ganzen Umgegend eine bekannte und gesuchte Person.

Was er auf seinen Wanderungen und in den verschiedenen Gewerben, welche er betrieben, sich angeeignet hatte, verwerthete er nun auf seine Weise. Hier zog er einem Bauern, der an Zahnweh litt, ein paar Zähne aus, um gewiß zu sein, daß er auch den rechten treffe; dort „brauchte" er wider den Hexenschuß oder die Gicht, und probirte die 9Gerlei Gichtmittel so lange, bis die Gicht am Ende von selber verging oder der Patient auf den Kirchhof getragen wurde. Mit Hühneraugen wußte er auch prächtig umzuspringen und verstand es, dieselben so gründlich auszuschneiden, daß nicht selten mit den Hühneraugen auch ein Glied der Zehe verging. Eitelen Mädchen bereitete er allerlei Waschwasser, die ihnen je nach Verlangen eine frische oder bleiche, vornehme Gesichtsfarbe verschaffen würde, wenn sie lange genug davon Gebrauch machten; unreifen Buben, die gerne einen Schnurrbart gehabt hätten, fertigte er Salben an, die, wenn sie genau auf die Minute beim Eintritt des jungen Lichtes aufgestrichen wurden, binnen sechs Wochen einen wahren Kürassier-Schnauzbart hervorlocken mußten; alternde Junggesellen, welche noch, oder betagte Wittwer, welche wieder sich auf Freiersfüße begeben wollten, beglückte er mit Mitteln, die, wenn die rechte Braut nur erst ausersehen war, ganz rasch die ergrauenden Haare wieder schwärzten, die fehlenden wieder ersetzten. Und wer hätte es im Kartenschlagen dem Aufoderab gleich gethan? Jedenfalls nur Einer, der ebenso wie er, in der ganzen Gegend umherschlich und seine Nase in alle Familien- und Dorf-Geheimnisse zu stecken wußte.

Gab es trotz aller dieser Künste einmal magere Zeiten, so bettelte Peter auch frischweg, besonders da, wo er und die Ursache seines Stelzfußes weniger bekannt waren und er

meinte, ſchließlich ſei das Betteln doch noch das einträglichſte Geſchäft. In Frühberg verbrachte er übrigens ſeine wenigſte Zeit, nachdem er wieder ſo weit hergeſtellt war, daß er ſein Vagabundenleben fortſetzen konnte; und weder der Beſenkatherine noch den Dorfbewohnern that er dadurch einen großen Schabernack. Nur in der Stadt ließ ſich Peter nicht gern ſehen. Der Herr Schwiegerpapa mit Frau Schlenker und Fräulein Tochter war zwar längſt von dort weggezogen, nachdem etliche Bäcker und Metzger ihm ſeinen ganzen Hausrath abgepfändet hatten und der Gaſtwirth „zum blutigen Föhnrich" bis zu dem wirkſamen Auskunftsmittel, einen böſen Miether los zu werden, vorgeſchritten war, daß er nämlich Fenſter und Thüren der Zimmer ausheben und fortnehmen ließ, und Niemand hatte wieder etwas von der nobelen Familie gehört. Allein die Gaſſenbuben der Stadt hatten Peter bald ihre beſondere Liebe und Aufmerkſamkeit zugewandt, als ſie ſahen, daß ſein Stelzfuß ihn nicht hinderte, ſich je und dann gründlich zu betrinken, und wo Peter ſich blicken ließ, hatte er bald einen Schwarm der hoffnungsvollen Stadtjugend hinter ſich, aus dem das „Aufoderab" in allen Melodien und Tonarten hervorklang, und von dem Peters ſaubere Redensarten und Flüche, womit er zu antworten pflegte, mit wieherndem Gelächter begrüßt wurden. Das freie Nachtquatier im Thurm, welches die hohe Polizei nach ſolchen Auftritten Herrn Schlenker zu verſchiedenen Malen angewieſen hatte, mochte dieſem auch nicht ganz nach Wunſch geweſen ſein. Da war es doch auf den Dörfern viel beſſer und ſicherer.

Beſonders gerne geſehen war der Aufoderab in der Grabenmühle, welche etwa eine halbe Stunde hinter Falbenkirchen lag. Der Müller war ein eitler Mann, welcher ſich viel auf ſeinen Witz zu Gute that und da Peter es verſtand, mit ihm in ſeiner ſchmutzigen Weiſe zu witzeln, auch am Schmeicheln es nicht fehlen ließ, ſo wurde er dem Grabenmüller bald ein ſtets willkommener Beſuch, wenn er auch Tage lang blieb. Ja, als es gar dem Peter gelang, durch ſeine Lügen und Zwiſchenträgereien eine Heirath zu Stande

zu bringen zwiſchen dem älteſten Sohne des Grabenmüllers, dem ſilbernen Kaspar, wie man ihn nannte, weil er auf Weſte und Jacke große ſilberne Knöpfe, an Sackuhr und Tabakspfeife ſchwere ſilberne Ketten hatte, und zwiſchen der Tochter des als unbändig reich verſchrieenen Gaſtwirthes „zur goldenen Gans“ in Immershauſen, da war der Aufoderab in der Grabenmühle Hans-oben-an.

Die Hochzeit des ſilbernen Kaspar wurde in einer Weiſe gefeiert, daß noch lange in der ganzen Gegend davon geredet ward, und es war mehr als ſelbſtverſtändlich, daß Peter, der den Freiersmann gemacht hatte, dabei eine wichtige Rolle ſpielte. Wie wußte er auch die werthe Geſellſchaft zu unterhalten! Wie drängte ſich bei ihm ein Witz auf den andern, wobei ihm der Hausvater wacker die Stange hielt! Wie ſprudelte er von Anekdoten, die je ſaftiger ſie wurden, deſto lauteren Beifall fanden bei den bereits ſtark angetrunkenen Gäſten! Und als Peter erſt ſeine Kunſtſtücke in Kartenſchlagen und anderen Fächern losließ, wie wurde da Alles vergeſſen, ſelbſt der tiefe Schnee und die Kälte draußen, die ſchon weit eher die auswärtigen Gäſte zum Heimgehen hätten treiben ſollen!

Da aber alles Ding ein Ende nimmt, auch der Hochzeitsſchmaus bei einem Grabenmüller, ſo zerſtreuten ſich lange nach Mitternacht die Gäſte, ſoviele ihrer nicht bereits unter den Tiſch geſunken waren und dort entweder auf hartem kaltem Lager den neuen Tag erwarteten, oder aber von den Knechten des Grabenmüllers in irgend einem ſchlafbaren Winkel des Hauſes untergebracht wurden, wenn ſie den Angeſeheneren zugehörten.

Um den Aufoderab bekümmerte ſich Niemand, wie gut er auch die Gäſte unterhalten hatte, und da der Grabenmüller ſelber in einem Zuſtande war, der ihn hinderte, ſich um ſeine Gäſte viel zu bekümmern, ſo wurde dem Peter von den Knechten einfach die Hausthüre aufgemacht mit dem Bedeuten, er könne ſich jetzt nach Hauſe ſcheeren, für ihn ſei kein Platz mehr in der Mühle.

Es war, wie ſchon geſagt, eine bitterkalte Nacht. Die

Sterne glitzerten ſo hell und nahe vom Himmel, als könne man ſie mit Händen greifen. Der Schnee krachte unter den Füßen und die Luft war mit jenen feinen Eiskryſtallen angefüllt, welche den Athem im Munde erſtarren machen und durch die dickſten Kleider hindurchzudringen ſcheinen, als ſeien es Spinnweben.

Als es dämmrig geworden war, kam der Heckenfritz von Frühberg mit ſeinem Schlitten angefahren, um einige Stämme nach der Grabenmühle zu führen, aus welchen dort Bretter geſchnitten werden ſollten. Noch war von den Knechten Niemand bei der Sägemühle, die etwa hundert Schritte von dem Wohnhauſe des Grabenmüllers abwärts lag, und der Heckenfritz vertrat ſich ungeduldig die Kälte, indem er hinter den Stämmen und Brettern, die in großen Maſſen aufgeſchichtet da lagen, auf und ab ſchritt. Da bemerkt er zwiſchen ein paar Balken etwas Schwarzes, was nicht ausſah, wie Holz. Er geht hinzu und wen findet er? — den Aufoderab, zu Stein und Bein gefroren!

Wie die Spuren im Schnee zeigten, war er schon von der Mühle aus ziemlich unsicher fortgehumpelt, hatte dann den festgetretenen Pfad verfehlt, welcher nach Falbenkirchen und von dort nach Frühberg führte, war eine Zeit lang in dem tiefen Schnee umhergeirrt und endlich an die Sägemühle gekommen, wo er sich sehr ermüdet wahrscheinlich zum Ausruhen auf die Balken gesetzt hatte. Dort hatte ihn dann sein Schicksal ereilt.

Mache das Buch zu, lieber Leser, du hast genug für heute! Schlage aber deine Bibel auf und lies noch Sprüchw. Salom. 4, 14 und folgende! Es wird dir gut sein!

11. Wort-Räthsel.

Im Frühling treibt's,
Im Sommer bleibt's,
Im Herbste vergeht's,
Der Winter verweht's.

Das Zweite ist ein nützlich Thier;
Doch, wie's so oft geschieht,
Kein Mensch hat's gern. Man ekelt schier,
Wenn man's von Weitem sieht.

Wenn es aus seinem kühlen Haus
Forthüpft zu guter Jagd,
So weicht ihm jeder gerne aus,
Bei Tag und auch bei Nacht.

Man ißt sein Fleisch, das wild und roh
Man ihm vom Leibe reißt;
Doch ist gar Mancher herzlich froh,
Weiß er nicht, was er speist.

Der Nachtigall macht's Concurrenz;
Doch schließt man gern das Ohr,
Wenn's froh sein Brautlied singt im Lenz
In hundertstimm'gem Chor.

Das Ganze sperrt man in's Wasserglas ein
Und fragt's: Gibt's Regen oder Sonnenschein?

12. Altes Gold.

Fliegen und Freunde kommen im Sommer sagt ein altes Sprüchwort.

Daß es mit dem Ersten seine volle Richtigkeit hat, mit den Fliegen nämlich, die im Sommer kommen, weiß der geneigte Leser so gut wie ich, und wenn er es nicht wüßte, so wollte ich ihm wünschen — nota bene ohne alle Bosheit, nur zur Vermehrung seiner Kenntnisse! — er wäre vorhin an meiner Stelle gewesen. Da wollt' ich ein kleines Mittagsschläfchen halten, weil ich diesen Morgen sehr frühe aufgestanden bin, aber die abscheulichen Fliegen ließen mich nicht dazu kommen. Sie müssen mein Gesicht für einen Spazierweg mit daran stoßender Waldpartie gehalten haben, so munter spazierten sie mir drüber weg und in die kurzen Haare hinein und wollten sich gar nicht wehren lassen.

Warum die Fliegen aber gerade im Sommer kommen und sich da so mausig machen, wird der geneigte Leser auch nicht erst von mir zu hören brauchen, sondern wird von selber wissen, daß das geflügelte Völkchen von wegen des weißen, kalten Blutes, das es in sich hat (merke: hat es auch ein bischen rothes Blut, so ist das nur gestohlenes, das du vielleicht selber hast lassen müssen!), der Wärme bedarf, um leben zu können. Im Winter hat man bekanntlich vor den ungebetenen Gästen gute Ruhe. Ueberdies

ſind die Fliegen geborene Naſchmäuler, welche vorzugsweiſe Süßigkeiten lieben, und denen der Sommer auch deshalb werth und willkommen iſt, weil es da manches Süße für ſie zu ſchnabuliren gibt in und außer dem Hauſe.

Was will aber das Sprüchwort mit den Freunden, die auch im Sommer kämen? Daß man im Sommer, wo es gut reiſen iſt, weit eher als im Winter den Beſuch lieber Freunde empfinge, kann doch wohl nicht dabei gemeint ſein. Das wäre ja nicht einmal vollkommen wahr. Denn gerade die „dicken Freunde — und das ſind nach rheiniſcher Ausdrucksweiſe die beſten — reiſen im Sommer am allerwenigſten gerne, ſondern warten lieber die kühlere Jahreszeit ab, um ihre Beſuche zu machen, wie denn überhaupt die kühlere Jahreszeit mit ihren längeren Abenden, an welchen es ſich ſo traulich zuſammenſitzt und plaudert, weit mehr zu Pflege der Freundſchaft einladet, als der Sommer, der Jedermann geſtattet, auch allein ſich zu vergnügen.

Mir will's bedünken, als ſei das Sprüchwort ein Schalk und ſtelle Fliegen und Freunde auch noch aus einem anderen Grunde neben einander, als weil beide den Anfangsbuchſtaben F haben. Es will durch die Zuſammenſtellung, meine ich, andeuten, daß es Freunde gibt, die es gerade ſo machen wie die Fliegen und auch nur kommen, ſo lange es bei dir Sommer iſt, und die Sonne des Glückes hell und warm bei dir ſcheint, und ſie hoffen dürfen, etwas zum Schnabuliren bei dir zu finden, die aber wegbleiben, ja dich geradezu fliehen, ſobald es in deinen Verhältniſſen Winter wird, ſobald dein Geldbeutel die Schwindſucht bekommt wie die Bächlein im Winter, ſobald dein Anſehen, dein Einfluß in der Welt abnimmt wie die Tage im Winter.

Kennſt du ſolche Freunde auch ſchon? Der Aufoderab, von dem da eben erzählt worden iſt, hat ſie kennen gelernt, und es wird ſie Jeder kennen lernen, der mit dem Titel: „Freund" allzufreigebig iſt und ihn ſchon allen Denen beilegt, welche in guten Tagen ihm ſchönthun und ſchmeicheln und daneben nicht blöde ſind, den guten Freund in allerlei Weiſe tüchtig auszunutzen.

Drum sieh dich wohl vor und fühle Denen, welche sich selbst so schnell deine Freunde nennen, erst einmal auf den Zahn und suche ihnen ein bischen unter die Weste zu kommen, um zu sehen, was sie für Blut in sich haben, ob solch' kaltes Fliegenblut, das nur bei dir Wärme sucht, oder ob warmes frisches Herzblut, das fähig und geneigt ist, auch dich zu wärmen, wenn es einmal bei dir Winter wird. Und glaubst du, daß einem deiner guten Freunde solch' warmes Blut fehlt, so mach' ihm nur ja dein Herz und deine Hausthüre zu, wie hoch und theuer er dich auch seiner Freundschaft versichern mag. Es kann dir sonst in Wahrheit eine „theure" Freundschaft werden.

Du brauchst aber, um das Blut deiner Freunde zu erproben, nicht gerade zu warten, bis der Winter, von dem ich oben gesprochen, bei dir einziehen will; es gibt einen Wärmemesser für das Freundesblut, der zu keiner Zeit trügt. Das sind die *bösen Worte*, die dir der Freund gibt oder nicht gibt. Freilich lautet das absonderlich, aber wahr ist's ganz gewiß. Hast du nämlich einen Freund, der zu Allem, was du sagst, freundlich Ja sagt und dir Recht gibt, der Alles, was du thust, lobt und gutheißt, wenn du dir auch im Stillen selber sagen mußt, daß es ein Unrecht oder einen dummer Streich ist, gib Acht, es ist ein Fliegenfreund mit kaltem Blut, so warm auch seine Schmeichelworte dir vorkommen. Hast du aber Einen in deiner Freundschaft, der nicht zu gut ist, dir gelegentlich einmal gehörig den Kopf zu waschen, der die dummen Streiche, die du machen willst, nicht etwa als geistreiche Unternehmungen hinstellt, sondern sie einfach auf gut Deutsch dumme Streiche nennt, der dir offen und ehrlich widerspricht, wenn er anderer Meinung ist als du, vielleicht auch einmal im heiligen Eifer soweit geht, dir die Freundschaft aufzukündigen, wenn du dir absolut nicht willst einreden lassen: merke, der hat warmes Blut, das auch warm bleibt im Winter. Und einen solchen halte du dir auch warm und laß nicht ab von ihm, wenn du auch manchmal von ihm denkst: das ist doch ein rechter Grobian.

Den Kaltblütigen laß aber fahren je eher, je lieber.

Denn es ist ja mit den Freunden anders wie mit den Fliegen. Bei denen freut man sich von Herzen, wenn sie sich im Winter verziehen und man ungestört sein Schläfchen halten kann. Aber wenn Solche, die man für Freunde gehalten hat, sich verziehen und Einen kaum mehr kennen wollen, nachdem es Winter geworden ist, so gibt das doch alle Mal Herzweh oder man ärgert sich wenigstens, daß man sich von ihnen hat täuschen lassen, je nachdem die Leute sind, oder je nachdem die sogenannte Freundschaft gewesen ist. Und ein Zuwachs zum Lebensglück ist's wahrhaftig nicht, wenn man durch solche Erfahrungen je länger je mehr mißtrauisch wird und die freundschaftlichen Gefühle, die Einem entgegengebracht werden, nicht eher glaubt erwidern zu dürfen, bis man ihre Wahrheit und Aechtheit reichlich erprobt hat. Besser, man hält sich solche Erfahrungen möglichst ganz vom Leibe, indem man bei seinen Freunden zeitig genug den Wärmemesser anwendet, von dem oben die Rede war, und indem man das alte Sprüchlein nie vergißt: Was sich zuerst an dich hängt, wenn du draußen gehst — ist der Gassenkoth. Der geneigte Leser versteht's.

Item, mach's mit den Sommerfreunden gerade so wie mit den Sommerfliegen! Wehre sie ab von dir, sie sind auch Geschmeiß, das keiner Freundschaft werth ist! Denke auch nicht etwa, ich habe das im Aerger geschrieben, weil mich die Fliegen im Schlafe gestört haben, nein, Erfahrung bringt Lehre. Merk's!

13. Wort-Räthsel.

Es liegt in jedem Fluß und Bach,
Die Wasser hüten es treulich.
Sollst du es hüten, o weh und ach!
Wie dünkt dir das abscheulich!

Und dennoch ist es werth und lieb
So jungen, wie alten Leuten,
Und wenn nur rein das Gewissen blieb,
So sucht man es täglich mit Freuden.

Es ist ein tröstender Freund in der Noth,
Bei dem man vergißt alle Leiden;
Treu hält es aus selbst bis in den Tod,
Wenn alles Andre muß scheiden.

Es läßt sich ziehen, drücken und schieben,
Und ist doch immer geduldig geblieben.
Alleine das böse Wetter ist Schuld,
Wenn's zuweilen knarrt vor Ungeduld.

Der hungrige Bube durchsucht's mit Begierde
Das eitele Mädchen birgt drin seine Zierde,
Die sorgsame Mutter füllt es mit Fleiß,
Voll Sehnsucht erwartet's der sterbende Greis.

Verbinde nur die zwei Worte recht,
So hast du als Ganzes des Ersten Knecht.

14. Die französische Colonie Friedrichsdorf.

Von Josias Nordheim.

Unter dieser Ueberschrift hätte ich der lieben Spinnstube eigentlich drei Geschichten auf einmal zu erzählen. Aber die eine von den dreien haben wir im Jahre 1870 alle selbst erlebt. Haben wir auch in ihren Nöthen nur zum geringsten Theil mit darin gesteckt, so haben wir sie doch allzumal mit angesehen, haben darüber gezürnt und uns entsetzt, daß so etwas in unserm friedlichen Jahrhundert nur noch möglich sei, und haben die tausend unglücklichen Landsleute bejammert (und hoffentlich auch unterstützen helfen) welche eben von dieser Geschichte betroffen worden sind. Du erräthst, lieber Leser, was ich meine. Hast du im Anfang an den Franzosenkrieg überhaupt gedacht, der so viel Menschenleben gekostet, so ist dir nachher sogleich ein besonderer Vorgang bald nach dem Anfang des schrecklichen Trauerspiels in's Gedächtniß gekommen: die Austreibung der vielen tausend deutschen Familien aus Frankreich, die zum Theil seit drei, vier Jahrzehnten dort ansässig gewesen, deren Fleiß und Tüchtigkeit zu den Mitursachen des weiland französischen Wohlstandes gehört hat. Nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen christlichen Welt und darüber hinaus hat man das eine Barbarei genannt. Wenn wir Deutsche umgekehrt zu den unter uns wohnhaften Franzosen gesagt hätten: Marsch über den Rhein mit Euch, es verdrießt uns, Angehörige des Volks mit Augen zu sehen, das uns diesen verruchten Krieg ohne allen Grund aufgenöthigt hat, wir wollen hinfort mit Euch nichts zu schaffen haben, so wäre das wohl unbarmherzig gewesen, aber es hätte doch einen Sinn gehabt: es wäre eben eine Handlung der Wiedervergeltung gewesen, die Ausgewiesenen hätten sich immer zuerst über ihre Landsleute und ihre schändliche Kriegslust zu beschweren gehabt. Aber es ist ja das Umgekehrte geschehen. Nicht Franzosen sind aus Deutschland, sondern die Deutschen sind aus Frankreich getrieben worden, und das so über Hals und Kopf,

daß die allermeisten um die Frucht jahrelanger treuer Arbeit gebracht worden, fast den Bettelstab in der Hand in der Heimath angekommen sind. — Warum man sie denn eigentlich geheißen hat den Bündel zu schnüren! War's Zorn und Aerger über die schönen deutschen Siege bei Saarbrücken, Weißenburg und Wörth? Waren deutsche Gesichter den Leuten der „großen Nation" unerträglich geworden? Fürchteten sie, die in Frankreich anwesenden deutschen Arbeiter, Handwerker, Geschäftsleute, Künstler und Gelehrten würden mit den deutschen Kriegsheeren gemeinschaftliche Sache machen, sich als deutsche Spione gebrauchen lassen? Eins ist in der Sache gewiß: in der Ausweisung der Deutschen aus Frankreich hat sich das böse Gewissen der Franzosen verrathen. Es ist freilich bequem, Einen, den man ganz unnöthig gekränkt hat, auch noch zur Hausthür hinaus zu werfen, da braucht man sich vor ihm doch nicht mehr zu schämen. Wenn wir Deutsche auf eine solche barbarische Maßregel nicht mit der Vertreibung der Franzosen aus unseren Grenzen geantwortet haben, so haben wir damit wohl nur gethan, „was wir zu thun schuldig waren" —, aber daß wir in Sachen des Krieges vom Jahre 70 ein vollkommen gutes Gewissen gehabt, das ist so doch besser an den Tag gekommen. Wir haben zu diesem Krieg keine Anreizung gegeben, ja es ist von unserer Seite Alles geschehen, daß Friede mit den Nachbarn bleiben möchte: so konnten uns die paar Franzosen in unserer Mitte auch nicht schaden, und es kann uns ja auch jetzt nur nützen, wenn sie, in die Heimath zurückgekehrt, ihren Landsleuten sagen: Gottlob waren die Deutschen vernünftiger als ihr, sonst wär's uns armen Teufeln ergangen wie Einem, den man um seiner Rettung willen aus dem brennenden Haus treibt, und jagt ihn in ein anderes hinein, das gleichfalls brennt.

Und das ist denn die erste der drei Geschichten, auf welche im Eingang dieses Spinnstubenkapitels hingedeutet worden ist. Nun will ich den Uebergang zur zweiten machen und mit Verlaub ein klein wenig politisiren, ganz ohne Politik gibt es seit 1870 auch keine Spinnstube mehr.

Wir haben nämlich für die gewaltthätige Vertreibung der Deutſchen aus Frankreich dennoch gewiſſermaßen Vergeltung geübt — Rache genommen will ich nicht ſagen; denn die Vergeltung, die wir geübt, wird ſchließlich auch für die Herren Franzoſen als zeitgemäßer Aderlaß ſich als ſegendringend erweiſen. Wir haben gedacht: ei, nun wollen wir auch die zwei franzöſiſchen Provinzen wieder haben, die eine ganz, die andere zum Theil, die noch vor 200 Jahren deutſche Reichslande geweſen ſind: Das deutſche Elſaß mit dem deutſchen Theil von Lothringen, das herrliche Land am linken Rheinufer von Baſel abwärts bis an die bairiſche Pfalz und bis nach Metz, Toull und Virten. Wir ſind es auch uns ſelber ſchuldig geweſen, das alte Beſitzthum wieder an uns zu nehmen, ſintemal die Franzoſen nicht eher aufhören werden nach unſerm ſchönen Rheinland zu ſchnappen wie der Hungrige nach dem fetten Biſſen, bis ſie an dem Rhein überhaupt nichts mehr zu ſuchen haben, bis wir uns in den Landſchaften ſelbſt feſtgeſetzt haben, von wo aus ſie bisher ihre Kanonen drohend zu uns herübergerichtet. Es wird ſo auch für unſere Landsleute im Elſaß und Deutſch-Lothringen ſelbſt am Beſten ſein, wir retten ſie damit wahrſcheinlich vor viel zukünftigem franzöſiſchen Elend.

Nun weiß der Spinnſtubenleſer ſo gut wie ein Spinnſtubenſchreiber, daß es ſogleich noch während des Franzoſenkriegs im Jahr 1870 über die ſogenannte Einverleibung von Elſaß und Lothringen viel Lärm gegeben hat. Auch in Deutſchland ſelbſt. Viele haben geſagt: Paßt auf, das Ding thut nicht gut, wir werden uns mit den neuen Provinzen eine Ruthe auf den Rücken binden: die Elſäſſer und Lothringer ſind mit dem Herzen längſt Franzoſen geworden, ſie werden immer am franzöſiſchen Heimweh krank ſein, bei jeder Gelegenheit Tücke und Feindſchaft üben, und zum Dank für alle Wohlthaten werden ſie uns bei jeder Gelegenheit auf die Hühneraugen treten; ein unzuverläſſiger Hausgenoſſe iſt allewege ſchlimmer als ein böſer Nachbar. — So iſt dazumal ſelbſt von beſonnenen und herzhaften Leuten geſagt worden.

Wer in der Sache nun Recht behalten wird!? Vielleicht kann der Spinnstubenleier darüber im Jahr 1872 besser urtheilen als der Schreiber, der im Anfang 1871 diese Geschichte schon schreiben muß. Aber wie, wenn man in der Sache mancherlei Proben anstellen könnte? Da gäbe es denn viel hundert kleine Geschichten zu erzählen, und die Summe würde lauten: Der liebe Gott hat die Völker zwar von einander geschieden, und einem Jeden in seiner Sprache und sonstigen Eigenthümlichkeit seine Grenze angewiesen; aber keine Scheidewand ist so dick, daß man diesseits und jenseits stehen bleiben müßte, wo man einmal steht. Aus einem Russen kann mit der Zeit ein Portugiese werden, aus einem Türken ein Franzose. Hat doch die fromme Ruth, ob sie wohl eine Moabiterin war, zu ihrer Schwiegermutter Naemi, der armen Wittwe aus Bethlehem Juda gesagt: Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch! dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden; der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden, und als nachher die gute Ruth das Eheweib des reichen und freundlichen Boas geworden war, da verlangte sie wohl schwerlich zurück, Moab war vergessen, sie war mit Herz und Gemüth, mit Glaube und Hoffnung eine Israelitin geworden, und das eine deren sich Israel noch heute zu rühmen hat, denn der König David ward ihr Urenkel. — Und derartige Geschichten ereignen sich immer wieder. Der Leser soll mir's nicht übel nehmen, daß ich von meinem eigenen Großvater erzähle, Gott hab' ihn selig, den alten Schweden. Der ist zwölf Jahre alt von Gothenburg in Schweden nach Deutschland gekommen, hat als Mann seine Muttersprache nicht mehr sprechen können und nach der Leipziger Schlacht hat er eine Siegespredigt drucken lassen — denn er hat in Deutschland „geistlich studirt" und auch sonst was Tüchtiges gelernt — der hätte kein Mensch angehört, daß sie aus dem Herzen eines gebornen Schweden kam, denn die Schweden standen sonst leider viel mehr auf französischer als deutscher Seite, ob sie auch

noch so nahe Stammverwandte der Deutschen sind. — Umgekehrt kann auch ein deutsches Blut eh' es sich versieht, schwedisch oder französisch werden. Hab' einen Vetter gehabt, der ist als Handwerksbürschchen von Königsberg (in Franken) nach Frankreich gewandert, hat sich dort verheirathet, ist aber übel angekommen, und als alter Mann mit sammt seiner Hälfte wieder in die Heimath zurückgekehrt, in der Meinung wahrscheinlich, daß da die goldenen Berge aus der Erde wüchsen. Der arme Alte, der kaum noch ein Wort Deutsch mehr wußte, ist übrigens zu seinem Glück bald gestorben, und die alte Französin wieder über den Rhein getrollt.

Aber was sag ich denn von einzelnen Personen? Ist es doch weltbekannt, daß Frankreich zur Zeit der Protestantenverfolgungen schon bald nach der Kirchenreformation einen guten Theil seiner Bewohner an Deutschland abgegeben hat. Manche jetzt ganz ächt deutsche Familie ist französischen Ursprungs, selbst dem Namen merkt man das Französische nicht mehr an.

Und damit bin ich mit dem Uebergang zur zweiten Geschichte fertig. Was in dieser stehen wird, sagt im Allgemeinen die Ueberschrift. Denn in der „Colonie Friedrichsdorf" liegt auch eine Probe vor, wie's den Franzosen bekommt, wenn sie längere Zeit das deutsche Hausrecht und deutsche Gastfreundschaft genießen. Ich denke aber, das Spinnstubenpublikum soll mir's auch sonst danken, daß ich diese Geschichte erzähle, sie ist reich an göttlichen Gnaden und wunderbaren Führungen, macht mit achtungs- und liebenswürdigen Menschen hohen und niedern Standes bekannt, und lehrt ein Stück deutschen Landes und deutschen Lebens kennen, von welchem viele Leute jetzt vielleicht zum erstenmale zu hören bekommen.

Mancher von meinen guten Lesern weiß aber vielleicht nicht, was das Wort Colonie bedeuten soll. Steckt doch eben dies ursprünglich lateinische (oder eigentlich griechische) Wort auch im Namen einer berühmten deutschen Stadt, ohne daß es wohl alle seine Einwohner wissen. Die alten Römer nämlich, die nach den schönen Rheinlanden auch schon Appetit gehabt, haben gegen die Zeit Christi hin sich am

Rhein da und dort festgesetzt, haben Befestigungen angelegt, Wasserleitungen geführt und so ist am Rhein eine Stadt nach der andern entstanden, wie denn gar manches Bauwerk, das von diesem Strom bespült wird, noch auf die Römerzeiten zurückreicht. Solch' eine Niederlassung nannten sie eine colonia und eine von ihnen erhielt von ihrem Begründer Agrippa (es ist dies aber natürlich ein anderer, als der in der Apostelgeschichte cap. 26 vorkommt,) den Namen Colonia Agrippina. Nach und nach ließ man das Agrippina weg, es blieb bloß Colonia stehen, denn eben diese Colonie ward bald von Bedeutung vor anderen. Aus Colonia ist aber allmälig — Köln geworden, dasselbe Köln, dieselbe Stadt, die eine Festung ersten Ranges in Deutschland ist, so wenig man es ihr auch von außen ansieht, und wo der berühmte Kölner Dom steht, der gewaltige herrliche Kirchenbau aus alter Zeit, den sie aber erst jetzt fertig bauen, und der's an Größe selbst dem Straßburger zuvorthut, an Schönheit ihm schwerlich nachsteht.

Und nun will ich nur kurz sagen, wo du, lieber Leser, die französische Colonie Friedrichsdorf suchen mußt, wenn du nicht etwa dort in der Nähe wohnst oder es sonst zufällig erfahren hast. Von Bingen am Rhein her nämlich zieht sich über Wiesbaden weg ostwärts ein Gebirg, das in seiner Bildung wie in seinen herrlichen Buchenbeständen wohl an den Spessart erinnert, und an dessen unteren Abhängen die edelsten Rheinweine wachsen. Es heißt der Taunus. Gerade wo sich neben einander der Feldberg und der Altkönig, die höchsten Häupter des Taunus erheben, zieht sich von Frankfurt und Höchst her eine ebene Landschaft nordwärts, an die sich dann auf der Ostseite die von Aschaffenburg herkommenden Ausläufer des Spessart anschließen. Hier liegt eine Stunde von dem berühmten Badeort Homburg, halb in Buchenwaldungen, halb in Obstpflanzungen versteckt, Friedrichsdorf, ein langgestreckter Ort, der eigentlich nur aus einer einzigen Straße besteht, dem man es aber sogleich anmerkt, daß er der Aufenthalt fleißiger, reinlicher Menschen sein muß.

Von den größeren Häusern darin iſt das eine eine Art Privat-Gymnaſium und zugleich Pflege- und Kosthaus, in welchem gegenwärtig über hundert junge Leute aus aller Herren Länder erzogen und unterrichtet werden.

Und wenn der Leſer einmal in das andere große Haus kommt, in welchem junge Mädchen aus aller Welt unterrichtet und gebildet werden, ſo ſoll er nur getroſt einen ſchönen Gruß von mir ausrichten, und ich will ihm gut dafür ſein, daß er Hut und Stock eine gute Weile in der Ecke ſtehen laſſen darf.

Von dieſem Friedrichsdorf nun will ich die merkwürdige Entſtehungsgeſchichte erzählen:

Als nämlich im Jahre 1633, alſo während des dreißigjährigen Kriegs dem Landgrafen Friedrich I. von Heſſen-Homburg ſein jüngſtes Söhnlein geboren ward, das nachmals ſein Nachfolger in der Regierung der geſegneten Landgrafſchaft wurde, ſtand an der Stelle, wo jetzt die lange Straße mit ihrem (leider ſehr ſpitzigen) Steinpflaſter zwiſchen den freundlichen Häuſern hinführt, faſt lauter Wald. Der Landgraf Friedrich II. aber war ein tapferer und entſchloſſener Herr. Man nannte ihn auch Friedrich mit dem ſilbernen Bein. Denn da er als Generalmajor in ſchwediſchen Dienſten 1658 ſein linkes Bein eingebüßt hatte, ließ er ſich, weil er ſo jung an Jahren doch nicht als Stelzfuß in der Welt herumhinken wollte, von Silber ein künſtliches Bein anſetzen. Bei der Operation ſoll er das zerſchoſſene fleiſcherne ſelbſt und eigenhändig vollends vom Rumpfe abgetrennt haben. Denſelben entſchloſſenen Sinn zeigte der ritterliche Herr aber auch wenn es galt, ſich für eine gute Sache zu erklären und die verfolgte Unſchuld gegen ihre Dränger zu ſchützen. „Fürchte Gott, thue Recht, ſcheue Niemand", das ſchöne Wort muß ſein Wahlſpruch geweſen ſein.

Zu ſeinen Zeiten nun, im Jahr 1685, wurde in Frankreich durch den König Ludwig XIV. das ſogenannte Edict von Nantes (ſprich Nangth) wieder aufgehoben, durch welches jener gute König Heinrich IV. den Hugenotten — ſo nannte man die franzöſiſchen Proteſtanten — freie

Glaubensübung verbrieft hatte. Es war derselbe Ludwig XIV. der die herrliche Pfalz zur Einöde gemacht und Straßburg, die deutsche Reichsstadt, 1687 verrätherischer Weise an Frankreich gebracht hat, der Mann, der den Franzosen und leider auch uns Deutschen auf lange Zeit die Meinung beigebracht hat, es müsse die Welt nach französischer Pfeife tanzen. Der fühllose Mann war nicht einmal damit zufrieden, die Abhaltung evangelischer Gottesdienste in seinen Landen zu untersagen: er richtete mit den sogenanten Dragonaden eine förmliche Hetzjagd gegen seine arme protestantischen Unterthanen ein, ließ Männer und Weiber mit Säbelhieben und sonstiger Gewaltthat durch seine Dragoner zur Messe treiben, und setzte sich das gleiche Ziel wie vor ihm Philipp II. von Spanien, die sogenannte Ketzerei in seinen Landen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Also eine Wiederholung jener Greuel, da fünfthalbhundert Jahre früher gegen die französischen Waldenser und Albigenser auf Befehl des übermächtigen Papstes Innocenz III. ein förmlicher Kreuzzug gepredigt und unter unsäglichen Grausamkeiten auch wirklich ausgeführt wurde, so daß Reste jener stillen, frommen evangelisch gesinnten Christenleute endlich nur noch in etlichen abgelegenen Gebirgsthälern von Savoyen auf bessere Zeiten erhalten blieben. Wohl den Glücklichen, die sich durch eine schleunige Flucht vor der Roheit und Fühllosigkeit der Dragoner-Henker retten konnten! Massenweise flüchteten die Hugenottenfamilien, freilich die meisten mit Zurücklassung alles ihres zeitlichen Besitzthums in die angrenzenden Länder. Besonders auch die Schweiz hat ihrer viele damals mit rührender Gastfreundschaft aufgenommen; es sind damals zum Besten der Vertriebenen Summen dort aufgebracht worden, gegen die sich selbst unsere Sammlungen im Gustav-Adolphverein beinahe noch ärmlich ausnehmen.

Aber auch in Deutschland regte sich das Mitleid mit den geängsteten Glaubensverwandten. Ein Jahr nach der Aufhebung des Edict von Nantes kam von einem der Waldensischen Prediger Namens Daniel, ein dringender Hilferuf an deutsche Fürsten um Unterstützung und Gastfreundschaft für die armen fran-

zösischen Exulanten (Vertriebenen). Und dergleichen Nothrufe fanden denn nicht nur bei dem „großen Churfürsten" von Preußen offenes Ohr, der bekanntlich Tausenden von französischen Protestanten in seinen Staaten eine neue Heimath gab und auch dadurch der Wohlthäter Preußens, nämlich der Begründer preußischer Gewerbthätigkeit geworden ist. Unter den kleineren Fürsten aber, denen das Hugenottenelend zu Herzen ging, fehlte auch unser Landgraf von Hessen-Homburg nicht. Er hat das Samariterwerk an ihnen geradezu zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht. Es hat ihm dabei wenig Herzdrücken verursacht, daß sein Ländchen von der französischen Grenze nicht allzuweit entfernt lag, und ihm der große Ludwig Rex die Aufnahme der von ihm Gefaßten und Verfolgten bitter übelnehmen konnte. Als man ihn einmal auf die verdrießlichen Folgen seiner Barmherzigkeit aufmerksam machte, da hat er tapfer geantwortet: lieber will ich all' mein Silbergeräth verkaufen und selbst in's Elend gehen, als die Unglücklichen ihrem Geschick überlassen!

Es sollen also einmal zu jenen Zeiten die Feldjäger des Landgrafen mitten im Waldesdickicht einen armen von Furcht und Hunger halbtodten fremden Mann, der auf keine Frage Antwort geben konnte, aufgegriffen und nach Homburg geliefert haben; hier aber hätte man in demselben einen von den armen französischen Exulanten erkannt, der Landgraf habe ihm erlaubt, sich an die Stelle im Wald, wo er aufgefunden worden, eine Hütte zu erbauen, es hätten sich dann noch andere französische Flüchtlinge herzugefunden, und so sei nach und nach der Ort Friedrichsdorf als französische Niederlassung entstanden. So ungefähr hab' ich in der Gegend selbst erzählen hören.

Aber die Sache ist im Grund einfacher. Der gute Landgraf nämlich hatte alsbald seine eigene Stadt Homburg den Flüchtlingen geöffnet. Sie haben daselbst nachmals einen bedeutenden Theil der Neustadt erbaut, die jetzige Luisenstraße. Und wie herzlich der edle Fürst es mit den fremden Leuten meinte, mag der Leser daraus schließen, daß derselbe bei dem ersten

in Homburg geborenen Exulantenkind in eigner Person Pathenstelle vertrat. Das Kind erhielt den Namen Nikolas Robert, seine Aeltern stammten aus dem französischen Burgund (Bourgogne sagen die Franzosen). Da war's dann ganz natürlich, daß sich bald auch außerhalb der Stadt Homburg Niederlassungen flüchtiger Hugenotten bildeten, der Landgraf machte ja kein Hehl daraus, daß es den fremden Glaubensbrüdern verstattet sein solle, sich in seinen Landen, wo es ihnen beliebe, häuslich niederzulassen. Er hat die Ansiedler auch mit wohlverbrieften Freiheiten und Privilegien ausgestattet, ihnen Ländereien zum Anbau angewiesen, ja, ihnen die Erlaubniß gegeben, ihre eigenen Gemeindordenungen zu treffen und unter ihren eigenen Vorstehern unabhängig von den landgräflichen Beamten zusammenzuleben. Wahrlich ein schöner Beweis nicht blos für die Freundlichkeit des Landgrafen, sondern auch für den vortheilhaften Eindruck, welchen die guten Leute durch ihre guten Sitten in der Landgrafschaft gemacht haben müssen.

Unter solchen Umständen ist denn neben anderen in der dortigen Gegend auch Friedrichsdorf als französische Niederlassung gegründet worden. Der Spinnstubenleser wird nachträglich gern Ja dazu sagen, daß die Ansiedler im Einverständniß mit den Homburgern sie mit dem Namen ihres Wohlthäters benannten. Zwei und dreißig Familien bildeten den ersten Bestand. Der gütige Landgraf schenkte 68 Morgen Land, ursprünglich Waldboden, zum Anbau, und legte bald weitere 31 Morgen zu, da er sah wie dankbar die redlichen und emsigen Leute das fürstliche Geschenk zur Sicherung ihres Unterhalts nutzten. Es entstanden bald kleine selbstständige Wirthschaften. Im Jahre 1693 standen bereits dreißig Häuser mit Scheunen und Stallungen. Und es lag nicht am Fleiß und guten Willen der Friedrichsdorfer, daß sie nicht noch tapferer darauf los bauten. Sie sahen sich nämlich manches Jahr nur noch als Fremdlinge und Pilgrime im nachbarlichen Deutschland an, rechneten darauf, es werde einst von Frankreich herüber der Ruf kommen: kehret wieder in das Land daraus ihr gezogen seid, ein jeg-

licher an seinen Herd und unter den Schatten der Bäume, die er großgezogen! Erst als sich solche Hoffnungen als gänzlich eitel erwiesen, richteten sie sich auf die Dauer ein; es mag manche aus den Schmerzen des Heimwehs und Dankempfindungen gegen Gott und Menschen zusammengelaufene Thräne in den Grund der neuen geräumigen Gebäude mit eingebaut worden sein.

Doch einer redlichen Thränensaat folgt allewege die Freudenernte. Die armen Fremdlinge hatten es bald zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht. Ihre Anstelligkeit zu mancherlei industriellen Thätigkeiten, wie wir uns heutzutage ausdrücken, dazu ihren Fleiß, ihre guten Sitten und ihre Gottseligkeit hatte ja der König von Frankreich nicht gleich ihren Gütern mit Beschlag belegen können, und eben ihre Tüchtigkeit war die Ursache, daß sie bei Gott und Menschen Gnade fanden. Die meisten unter ihnen stammten aus der Picardie, aus Isle de France, der Champagne, Provence, Dauphinee, aus Languedoc, — der Leser mag sich, wenn er vom Französischen nichts versteht, von seinem Pfarrer oder sonst Jemand sagen lassen, wie diese Namen französischer Provinzen ausgesprochen werden, sonst geht es ihm wie dem Franzosen, der nicht Deutsch versteht und aus Berlin Berläng, aus Offenburg Offangbuhr macht und eben jeden deutschen Namen ausspricht so wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Auch Unglücksfälle mußten schließlich zum Segen ausschlagen. Als die zunehmende Blüthe der Colonie den Neid wachrief und eine verbrecherische Hand im Jahre 1720 eine Feuersbrunst in Friedrichsdorf angelegt hatte, waren der Erfolg davon nur neue fürstliche Begünstigungen. Denn der edle Begründer der Colonie vererbte seine freundliche Gesinnung gegen dieselbe auch auf seine Nachkommen und Nachfolger. Vom Landgrafen Friedrich Jakob III. wird erzählt, er habe Friedrichsdorf „mit noch mehr Gnade überschüttet". Derselbe Fürst schenkte auch beträchtliche Holzberechtigungen. Aus dem „Recht der Mark" — wie es dort heißt, hier zu Land würde man's Lagrecht heißen —

also aus der, der Gemeinde zugestandenen Berechtigung, ihren Holzbedarf in den schönen Buchenwaldungen des Taunus zu entnehmen, ist der nachmalige „Friedrichsdorfer Wald" entstanden.

Bald nach dieser Zeit gelangte die Gemeinde Friedrichsdorf auch zu kirchlicher Selbstständigkeit. Bisher war die Mitbenutzung der Homburger französisch-reformirten Kirch- gestattet und davon natürlich fleißig Gebrauch gemacht worden. Um ihres Glaubens willen waren die wackeren Leute in's Elend gegangen, ihren Glauben am Oel des Wortes zu nähren, war und blieb ihre Sorge, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Jeder Gang durch den grünen schattigen Buchenwald nach Homburg hinüber gab ja eine Erinnerung an die Zeiten, da sie selbst noch oder ihre Väter und Großeltern das Wort des Psalms an sich erfahren hatten: ich bin beides, dein Fremdling und dein Bürger. Aber in ihrem Psalmbuch stand doch auch geschrieben: der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge brüten, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Darum mag es wohl ein Tag der Wonne für sie gewesen sein, als 1733 ihr erster „Prediger" zu dauerndem Aufenthalte in ihre Mitte kam und sie ihr Zion nun mitten unter ihren eigenen Wohnungen gebaut hatten. Ich will sogleich bemerken, daß die erste Friedrichsdorfer Kirche, zu deren Einweihung ein silberner Abendmahlskelch gespendet ward, natürlich von landgräflicher Hand, im gegenwärtigen Jahrhundert durch ein neues geräumigeres Gotteshaus ersetzt worden ist. Friedrich Joseph, der letzte Landgraf von Hessen-Homburg, der erst vor einigen Jahren gestorben ist, hat dazu 3500 Gulden aus seiner Privatkasse auszahlen lassen. Vorher schon, im Jahre 1821, war der inzwischen merklich angewachsene Ort mit städtischen Gerechtsamen begabt worden. Jetzt finden sich denn dort auch allerlei städtische Einrichtungen und Anstalten, Post, Bibliothek, Sonntagsschule ꝛc.

Nun ist aber von den Leuten in Friedrichsdorf noch mancherlei zu berichten. Man sieht's ihnen nicht an, daß

sie eigentlich Deutschland auf den Strumpf gebracht haben. Das ist freilich ganz wörtlich zu verstehen, nicht als ob ihnen Deutschland seine Macht und geordneten Zustände zu danken hätte. Sie haben sich durch ihre Industrie ein Verdienst um viele Gegenden Deutschlands erworben und den „Luxus", Strümpfe unter den Schuhen zu tragen, weithin verbreitet. Die Friedrichsdorfer legten sich besonders, nach der schweren Theuerung der Jahre 1740 und 41 auf die Strumpfwirkerei; möglich, daß auch sie im ersten Anfange nur von der freilich sehr edlen Kunst, die Strümpfe zu stricken, gewußt haben; wenigstens ist in dem Verzeichniß der Leute, die den ersten Bestand der Kolonie bildeten, neben einem Wollenspinner auch ein „Strumpfstricker" aufgeführt. Mit ihren Strümpfen aber haben sie denn, vollends als die Strumpfwirkerei unter ihnen Eingang gefunden, weithin gute Geschäfte gemacht, und sie verdienten damit um so eher ein schönes Geld, als sie ihre Waare wohlfeil gaben und die Frauen und Mädchen die Stricknadel dazumal noch durchgehends viel seltener zu führen pflegten als heutzutage. Nebenher verfertigten sie eine zur Ausfütterung von Seidengewändern besonders beliebte Gaze. So kommt denn auch in jenem Verzeichniß schon ein „Gazenmacher" vor; daneben, was doch der lieben Spinnstube nicht vorenthalten werden darf, auch 3 Landleute, die Tabak und Hanf verwertheten, 1 Kammmacher, 4 Weber, 5 Spitzenkaufleute, 2 Gerber, 2 Hutmacher, 1 Teppichmacher, 2 Wattenmacher ꝛc.

Ueber die Friedrichsdorfer Industrie kam freilich nachmals ein böse Krisis. Denn das Geheimniß der Strumpfwirkerei wurde allmählich auch anderwärts bekannt, und besonders in Elberfeld ward dieser Industriezweig so in's Große betrieben, daß die Friedrichsdorfer die Konkurrenz nicht aushalten konnten. Doch sie wußten es schon, daß ein Unglück für sie allewege Gutes zu bedeuten hatte, und verlegten sich denn auf die Anfertigung von einer Art gestreiftem Flanell, der überall reißende Abnahme fand und mit dem sie, wie man sagt, auf lange Zeiten hin den Markt beherrschten. — Jetzt natürlich kann mit dergleichen nicht mehr viel gewon-

nen werden. Denn die Friedrichsdörfer bleiben einmal bei der Handarbeit stehen, vielleicht aus einer Art von frommer Rücksicht (Pietät) gegen ihre Voreltern, und Handarbeit kommt heutzutage nicht auf gegen die viel wohlfeilere Fabrik- und Maschinenarbeit. Dafür haben sie aber auch den Ruhm, daß es an Güte und Preiswürdigkeit ihrer Waaren Niemand ihnen gleichthun kann. Und weil sie doch einmal die Menschheit mit etwas versorgen müssen, so haben sich ihrer Viele jetzt auf die Bäckerei verlegt, ihre Zwiebacke werden als angenehme Zukost zu Thee und Kaffee weithin versendet; und wer sie von den Spinnstubenlesern versuchen will, soll sich nur geschwind bei dem Schreiber dieses einfinden, wenn er ein Kistchen davon geschickt bekommt.

Nun aber komme ich auf etwas zu sprechen, was noch gar viel merkwürdiger ist als die Zwiebacks- und sonstige Industrie. Die ehemaligen französischen Ansiedler haben nicht nur überhaupt viel Gutes, das sie nach Deutschland mit herübergebracht, von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzt, sie sind auch sonst ein Völkchen für sich geblieben, es mochte um sie her vorgehen, was da wollte. Und das will etwas sagen, denn die alten Römer haben einen sehr wahren Spruch gehabt, der sich doch sonst immer bewährt, und der sich zu deutsch etwa so ausnehmen würde:

Es gehn die Zeiten ihren Schritt,
Wir laufen sachte selber mit!

Häusliche Einrichtung, Lebensweise, so ziemlich alles ist in Friedrichsdorf unverändert geblieben. Die heutigen Friedrichsdorfer sind im Ganzen dasselbe stille, schmiegsame, anstellige, treue, anhängliche, einfache, rechtliche, saubere, auch äußerst kirchliche Völkchen, das sie vor 500 und 200 Jahren gewesen. Mit dem Glauben der Vorfahren hat die merkwürdige Gemeinde auch die stille, ernste Frömmigkeit und gute Zucht von Geschlecht auf Geschlecht fortgeerbt, durch welche ihre Alten sich im Land einen so guten Namen gemacht. Von Einfluß auf die Förderung gottseligen Wesens war ohne Zweifel auch der Werth, den man auf häusliche wie öffentliche Andachtsübungen zu legen gewohnt war. Lange Zeit

hindurch bestand, neben den übrigen Gottesdiensten eine besondere Betstunde am Donnerstag Nachmittage, zu der kam alles aus den Häusern und vom Feld herein, und zwar jedes in den Kleidern, die es eben am Leibe trug. Besonders heilig ist von jeher der Charfreitag gehalten worden, und noch ist es so lange nicht her, daß an diesem hohen Festtage der Christenheit der Friedrichsdorfer Ortsdiener Straße auf, Straße ab gewandert ist bis die fünfte Abendstunde schlug, es durfte nicht eher ein Feuer auf dem Herde zum Kochen einer Speise angezündet werden. Freilich ein unevangelischer Zwang, der jetzt einer freieren Sitte gewichen ist. Die Friedrichsdorfer haben auch das Glück gehabt, zu verschiedenen Zeiten Geistliche zu besitzen, die mit besonderem Ernst und Nachdruck dem Unrecht zu Leibe gingen und das Netz des Evangeliums mit Feuereifer auswarfen, ohne doch in die Uebertreibungen des sogenannten Pietismus zu gerathen. Es darf sich daher Niemand einbilden, als ob die Kopfhängerei dort häuslich wäre. Nur die Wirthshaussitzer würde man in Friedrichsdorf vergeblich suchen, die, Gott sei's geklagt, in den meisten Städten und Dörfern Deutschlands zu Hunderten und Tausenden wachsen. Die Leute sind bei ihrem stillen einträchtigen Familienleben so fröhlich, daß sie Freude und Unterhaltung nicht erst hinter dem Bier- und Weinkrug zu suchen brauchen. Dafür haben sie auch ihre öffentlichen Vergnügungen, die Jugend übt sich fleißig im Schießen, das Friedrichsdorfer Schützenfest ist berühmt in der ganzen Umgegend.

Fragst du mich nun, lieber Leser, wie sich denn das Alles so gemacht und gefügt hat, wie es gekommen, daß das kleine Friedrichsdorf beinahe zweihundert Jahre lang so eine Welt für sich geblieben ist? Darauf darf ich dir die Antwort nicht schuldig bleiben. Es hat nämlich die Landesherrschaft selbst lange Zeit hindurch mit allem Fleiß darauf gehalten, daß die französische Colonie unvermischt bliebe. Die Ordnung, welche einmal unter den Friedrichsdorfern aufgekommen war, daß die jungen Männer des Orts, wenn sie ehelich werden wollten, in der eigenen Gemeinde sich ver-

heirathen mußten, wurde nachher zu einem Geſetz, das die Landesherrſchaft aufrecht erhielt. Als einmal ein junger Friedrichsdorfer ein deutſches Mädchen heirathen wollte, wurde durch den Landgrafen Friedrich Jakob die Erlaubniß dazu verweigert. Der Grund zu dieſer Härte lag in der Vorliebe für die franzöſiſche Sprache, die damals herrſchte: man wollte gern, daß das Völkchen ſeine eigene Sprache beibehielte, und das ließ ſich freilich nicht anders durchſetzen, als damit, daß die Jungen im Neſt keine andern als franzöſiſche Laute zwitſchern hörten. Und das Kunſtſtück iſt denn auch merkwürdig gelungen. Friedrichsdorf ſtand und blühete ſchon lange Zeit, als ein Strumpfwirker Namens Garnier (ſprich Garnjeh), wenn er in Homburg ſeine Waare zum Verkauf austrug, dem Abnehmer ſo lange die Hand entgegenhielt, bis dieſer ihm den vollen Werth der gekauften Strümpfe dargezahlt hatte — die deutſchen Geldſtücke kannte er wohl und rechnen hatte er auch gelernt, aber die deutſchen Zahlennamen konnte er nicht im Kopf behalten. Und dieſes kleine Stückchen ſagt deutlich wie es noch vor kurzer Zeit mit dem Deutſchen in Friedrichdorf ausgeſehen hat, ja theilweiſe heute noch ausſieht. Auch jetzt noch, wo freilich jeder Friedrichsdorfer Deutſch reden kann, iſt doch die franzöſiſche Sprache die Mutterſprache, die gewöhnliche Umgangsſprache. Durch das Deutſch der älteren Leute hindurch hört man immer einen eigenen fremdländiſchen Klang. Ich habe mit alten Frauen geſprochen, die ſich wohl deutſch ausdrücken konnten, aber es ward ihnen ſchwer genug.

Das wird nun freilich mit der Zeit anders. Die jetzigen Kinder lernen in der Schule Deutſch, es gibt ſchon einzelne junge Leute, die auf die franzöſiſche Anrede, wenn ſie auch den Sinn verſtehen, nicht wieder franzöſiſch antworten können. Nach dreißig Jahren kommt die Friedrichsdorfer Gemeinde vielleicht in die gleiche Lage, wie eine Nachbargemeinde, welche ebenfalls franzöſiſchen Urſprungs geweſen war, aber viel eher deutſches Weſen und deutſche Sprache angenommen hatte. Dieſer wurde nämlich von der Kirchenobrigkeit in Homburg vorgeſchlagen, ſie möchten doch endlich in ihren

Gottesdienſten die deutſche Sprache einführen, da ſie ja des Franzöſiſchen nicht mehr mächtig wären. Da haben aber die guten Leute geantwortet: wenn wir auch nicht verſtehen was der Pfarrer predigt, er ſoll doch nach wie vor franzöſiſch predigen. Ich weiß nicht zu ſagen, ob es dabei bis heute geblieben iſt, die Friedrichsdorfer aber werden in dem Punkt wohl einmal geſcheiter ſein — was nützt auch der Pfarrer mit ſeinem Predigen, wenn ſie unten auf den Kirchenbänken nicht wiſſen ob er von Regen oder Sonnenſchein ſpricht, ob er ſtraft oder tröſtet, Chriſtum oder Belial predigt.

Und nun will ich meine zweite Geſchichte da, die von der Herkunft und den Schickſalen der Colonie Friedrichsdorf gehandelt hat, mit ein paar Bemerkungen ſchließen. Der Spinnſtubenleſer ſagt dazu ohne Zweifel: Joſias Nordheim, Du haſt Recht.

Denn erſtlich meine ich, wenn die guten Friedrichdorfer heutzutage an die traurigen Schickſale ihrer Voreltern zurückdenken, ſo werden ſie mit Dank und Freuden ſagen: des Herrn Rath iſt wunderbar und führet es herrlich hinaus; ach wie würde es jetzt uns und unſern Kindern ergehen, wenn wir in dem unglücklichen Frankreich zurückgeblieben wären! Die Schrecken der Revolutionszeit vom Jahre 1789 an, den falſchen Glanz unter dem erſten Napoleon, den Uebermuth und tiefen Fall unſers ſchönen Frankreichs unter dem „dritten" und hoffentlich letzten Napoleon und was nach dem ſchrecklichen Krieg vom Jahr 1870 für weiteres franzöſiſches Elend nachfolgen wird, das alles iſt an uns vorübergegangen. Gottlob, daß wir aus Franzoſen allmälig Deutſche geworden ſind, wir wollen's auch bleiben und immer beſſer werden!

Zweitens ſeh' ich's kommen, daß von den vielen tauſend Deutſchen, die im Kriegsjahr 1870 aus Frankreich vertrieben worden ſind, die große Mehrzahl ein ähnliches Loblied anſtimmen wird. Viele preiſen Gott ſchon jetzt, da ich dies ſchreibe, daß ſie in der großen Mausfalle, die den Namen Paris führt, nicht ſitzen geblieben ſind; alle erlittenen Verluſte, alle ausgeſtandenen Kränkungen und Schrecken vom

August oder September 1870 sind ja ein Kinderspiel gegen die Hungersnoth, gegen die Schreckensherrschaft und endliche Verzweiflung in dem belagerten neuen Babel. Aber „einen braven Deutschen verläßt Gott nicht“, wenn er ihn auch erst zu seinem Schrecken aus einer Unglücksstätte herausführen müßte wie einst Loth und die Seinen aus Sodom.

Drittens aber schlage ich dem Spinnstubenleser vor: wir wollen nicht als die Pharisäer auf die Franzosen, wie auf die armen Zöllner niedersehen, sondern vielmehr mit ihrem Elend Erbarmen haben und den lieben Gott bitten, er wolle diesem Volk nach dem tiefen Fall auch wieder ein Aufstehen geben und ihm die bittere Arznei der großen Schmach und Niederlage 1870 und 1871 zu neuer Gesundheit dienen lassen. Soviel französische Bosheit und Büberei in diesem Krieg auch an's Licht gekommen ist, es zählt Frankreich auch manch liebes Christenherz unter seinen Kindern. Daß in dem Franzosenvolk ein ganz guter Kern steckt, das haben uns die Friedrichsdorfer gesagt, die freilich das besondere Glück gehabt haben, aus dem allzu geilen französischen Boden in gesundes deutsches Land verpflanzt und damit all dem Verderben entzogen worden zu sein, welches seit dem XIV. Ludwig Frankreich scheinbar in die Höhe gebracht hat, um es dann desto tiefer zu stürzen.

Dazu nehme ich mir die Freiheit bei dem lieben Spinnstubenpublikum viertens höflich anzufragen, ob es uns Deutschen nicht ganz absonderlich wohlbekommen sollte, wenn es in unsern Gemeinden in vielen Stücken auch so gut altfranzösisch zuginge wie in der Friedrichsdorfer Colonie. Denn das Französische dort — Sauberkeit, Nettigkeit, Einfachheit, Mäßigkeit, Häuslichkeit — das ist ja doch gewiß auch das recht Deutsche, weil es das recht Gottgefällige und Christliche ist. Ei, was sollte dann aus dem geeinten Deutschland für ein Lustgarten Gottes werden! Dann sollte auch den neuen Hausgenossen im Elsaß und in Lothringen das französische Heimweh vergehen und ihr zweihundertjähriges Franzosenthum ihnen wie ein böser Traum vorkommen, aus dem sie nun aufgewacht sind, um bei dem Auf- und

Ausbau des deutschen Reiches zu Gottes Ehre rüstig mitzuarbeiten. Walt's Gott!

Da hab ich jetzt einen Strich gemacht, damit der Leser um so deutlicher merkt: jetzt geht die verheißene dritte Geschichte an. Von dieser denke ich denn auch, daß sie in der ganzen großen lieben Spinnstube einen lebhaften Anklang finden wird. Eigentlich ist es wohl nur ein Stück der vorigen Geschichte, denn sie geht von Friedrichsdorf aus und führt uns wieder dahin zurück. Nur berichtet sie von den wunderbaren Schicksalen einer der Familien, welche nach diesem Rettungshafen hingeleitet worden sind, wenn auch nicht in der allerersten Zeit. Der Leser soll aber bei Leibe nicht an eine Erfindung denken. Vielmehr erzähle ich nur wieder, was eine steinalte Friedrichsdorferin, die übrigens fünfzig Jahre ihres Lebens siech und schwach hingebracht, von dem was sie von den Schicksalen der Voraltern gewußt, in französischer Sprache aufgezeichnet hat, damit es das nachfolgende Geschlecht in treuer Erinnerung bewahren möchte. Auch das scheinbare Beiwerk der Erzählung steht in diesen Aufzeichnungen.

Es war im Jahr 1844, da kommt an einem schönen Sommernachmittag ein Franzose, dem man sogleich den gebildeten Mann anmerkt, das leichte Spazierstöckchen in der Hand, nach Friedrichsdorf hinein. Er hatte von Homburg aus, wo er sich als Badegast aufgehalten, seinen täglichen

Spaziergang dießmal absichtlich nach dem uns bereits wohlbekannten Ort unternommen. Hatte man ihm in Homburg doch bereits erzählt, es stamme die ganze Friedrichsdorfer Bevölkerung von ehemaligen Landsleuten von ihm ab, er werde dort Mühe haben, zu glauben, daß er auf deutschem Boden stehe.

Wie er nun bald am Ende der langgedehnten Straße angekommen ist, findet er, es war vor der Thüre des viertletzten Hauses, einen ehrwürdig aussehenden Greis sitzen, grüßt ihn, empfängt seinen Gegengruß und läßt sich mit ihm in ein Zwiegespräch ein, in französischer Sprache natürlich.

„Erlauben Sie mir wohl, lieber Vater," sagt er im Laufe des Gesprächs zu ihm, „daß ich nach Ihrem Namen frage?"

„Pierre Achard, zu dienen, mein Herr, das ist mein Name (der Leser aber muß aussprechen Piärr Aschaar, sonst ist's gefehlt, und Pierre ist unser deutsches Peter).

„Achard, Achard? Wirklich Achard? Das ist ja merkwürdig," bemerkt hierauf der Franzose und bittet dann den guten Alten, ihm auch den Familiennamen seiner Frau zu nennen.

„Ach," entgegnete der alte Achard, „meiner guten Frau Name ist längst, ich glaub' es mit Zuversicht, im Himmel angeschrieben, und es wäre mir mein sehnlichstes Verlangen, wir möchten einander wieder finden vor Gottes Thron. Aber wenn es Sie interessirt, so wissen Sie, daß meine unvergeßliche Madeleine (Magdalena) eine geborene Privat (sprich Privah) gewesen ist, Sie werden hier noch viele dieses Namens finden, denn in Friedrichsdorf sind die meisten Familiennamen vielfach vertreten."

Da sagt der Franzose: „Ist's möglich, Privat? Achard und Privat!" Und wie er sich auch die Schreibart des letzteren Namens hat sagen lassen, fährt er fort und ruft aus: „es ist doch merkwürdig, die beiden Namen sind auch in meiner Heimath häufig, und gerade in St. Hypolite

(sprich Säng Ipolith) kenne ich mehrere Achards und Privats, o es sind brave Leute."

Jetzt ist aber das Erstaunen auf Seiten des Alten. „Wie?" sagt er, „Sie wohnen zu St. Hypolite? Ist es das Hypolite das in der (französischen) Provinz Languedoc liegt, nicht weit von dem Städtchen Privas? Dann wär's ja der Ort, aus welchem unsere Privats hier in Friedrichsdorf abstammen!"

Und wie dann der Fremde geantwortet hat: „Ja freilich, dasselbe St. Hypolite, lieber Vater"; da ist der Alte aufgestanden, die Männer haben einander an beiden Händen ergriffen, und jeder von ihnen empfindet eine um so tiefere Rührung, je deutlicher die Thränen der Rührung und Freude in den Augen des Anderen sprechen.

Endlich nimmt der Franzose wieder das Wort und sagt: „O, lieber Vater, lassen Sie uns doch Gott preisen, der uns beide hier zusammengeführt hat. Ich kann Ihnen aber noch eine Mittheilung machen, die den Familiennamen Ihrer beimgegangenen lieben Gattin angeht, und vielleicht kann ich von Ihnen wieder eine Auskunft erlangen, welche, glauben Sie es mir, in meinem Dorf die größte Freude anrichten würde. Der würdige Geistliche von St. Hypolite, er ist mein Freund, hat mir einmal ein altes Kirchenbuch seines Pfarrspiels gezeigt, und mir da eine Stelle aufgeschlagen, wo sich bei dem Namen Abraham Privat etwa die folgenden Worte geschrieben fanden: „Hat mit seinem braven Eheweib und seinen eilf Kindern zur Zeit der Dragonaden fluchwürdigen Andenkens viel Elend und Drangsal ausgestanden, hat aber mit dem Märtyrertod im Gefängniß seinen Gott und Heiland gepriesen, während sein Eheweib unter den Schwertschlägen der königlichen Henker geendet hat; die eilf Kinder sind verschollen, nie ist eine Nachricht über ihre ferneren Schicksale vernommen worden."

Schon während dieser Worte aber stand der Alte halb jauchzend, halb zitternd über diesen unverhofften Mittheilungen vor dem Fremdling da. Als er endlich einige Fassung wieder fand, trat er zunächst in die Hausthür zurück und

rief: „Kinder, Kinder, ein Tag der Freude iſt heute über Friedrichsdorf aufgegangen, laufet und bringet ſchnell Alles zuſammen, was Privat heißt!“ Darauf wandte er ſich zu dem Fremden zurück, bat ihn wegen des Uebermaßes ſeiner Freude um Entſchuldigung, und nöthigte ihn zunächſt zu einer einfachen Abendmahlzeit an den Speiſetiſch des Familienzimmers; „wir haben noch viel mit einander zu reden“, fügte er bei.

Die herbeigerufenen Privats, alt und jung, hatten den Zuſammenhang der Sache bald begriffen, und folgten nun ſammt dem Fremden dem Greis in die ſchattige Laube des Hausgartens. „Ihr ſollt es ſelber mit anhören“, ſagte er zu ihnen, „was ich dieſem Herrn von den Schickſalen unſerer Vorfahren die Ehre habe mitzutheilen; und ich weiß, Ihr höret es, ob es auch Euch nichts Neues iſt, gern hier in Gegenwart dieſes Landsmanns der in der Heimath Eurer Vorväter wohnt.“

„Gottlob ja“, ſagte er dann zu dieſem, „ich bin im Stand Ihnen zu erzählen von Abraham Privat, geſegnet ſei ſein Andenken, denn eben die eilf Kinder jenes Gottesheiden ſind es, der Same des Gerechten, an welchen Gottes Barmherzigkeit Wunder gethan hat; und wenn Sie in Ihre Heimath zurückkommen werden, ſo erzählen Sie zu St. Hypolite, was mir der Großvater meiner Madeleine, aus den Mit-

theilungen seines Großvaters, wohl hundert Mal berichtet hat, und nie ohne herzlichen Dank gegen Gott, der seine Heiligen wunderlich führt. Aber entschuldigen Sie mich alten Mann, wenn mir in der Erinnerung an so viel traurige und doch wieder so erhebende Dinge hier und da die Augen übergehen und die Stimme zittern will. Also hören Sie."

„Auch nach St. Hypolite kamen in den für die französischen Protestanten so traurigen achtziger Jahren des vorigen Jahehunderts, die katholischen Missionaire mit dem Dragonersäbel. O, sie hätten in Frankreich wenig ausgerichtet, wenn alle Bewohner den Heldensinn Abraham Privats und seines braven Weibes gehabt hätten. Leider kamen die königlichen Henker so zeitig und unvermuthet, daß ein Entrinnen unmöglich ward. Doch es waren die beiden Ehegatten in der Hauptsache vorbereitet. Bei der ersten Nachricht von der drohenden Protestantenhetze waren sie mit einander eins geworden, ihrem Glauben treu zu bleiben und, wenn es sein müßte, mit einem fröhlichen Märtyrertod ihren Gott und Heiland zu preisen. So fruchteten dann weder die klugen Ueberredungskünste der die Dragoner begleitenden Priester, noch die von den rohen Kriegsleuten beigefügten Lästerungen und Mißhandlungen. Daß gerade auch die Mutter, die Frau sich mit völliger Offenheit für die Sache der evangelischen Wahrheit erklärte, reizte die Sch.rgen des Königs zu doppelter Wuth. Schon vierzehn Tage lang hatte ein Trupp von zwanzig Mann im Haus gelegen und allen möglichen Muthwillen und Frevel geübt. Um Abraham Privat gefügiger zu machen, ersah man sein armes Weib zum Zielpunkt grausamster Härte, und als die Dulderin einmal sich für unfähig erklärte, die gierige Einquartierung auch fernerhin noch mit Fleisch und Wein zu versehen, dabei aber etwas von einem Tag der ewigen Vergeltung hören ließ, da gerieth der Anführer der Truppe in solche Wuth, daß er den Säbel schwang und das wehrlose Weib mit wenigen Hieben zu Boden streckte, auf die blutende Leiche entluden sich dann auch noch die Gewehre der Mannschaft. Einige

Augenblicke nachher ward Abraham Privat selbst in Ketten gelegt, um in ein wenige Meilen entferntes königliches Gefängniß abgeführt zu werden. Als aber die Kinder die Leiche der Mutter weinend umstanden und besonders die jüngeren ein herzzerreißendes Geschrei erhuben, da — Gottlob, lassen Sie mich hinzufügen — begnügten sich die Mordknechte damit, die ganze kleine Gesellschaft von elf Personen aus dem Haus und Dorf zu treiben, und die Drohung beizufügen, sie würden des Todes sein, wenn sie sich in St. Hypolite je wieder sehen ließen. Es waren zwei Knaben von sechszehn und vierzehn Jahren, und neun Mädchen von denen das jüngste das zweite Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Von den Knaben hieß der ältere gleich seinem Vater Abraham, der jüngere Anton.

Nicht wahr, lieber Herr, ein trauriger Abschied der Kinder von ihren Eltern? Die Mutter eine Leiche, der Vater in Ketten, das Elternhaus eine Wüste, in welcher Teufel in Menschengestalt ihr Wesen treiben! Doch getrost, fuhr der Alte in seiner Erzählung fort, als ständen die elf verwaisten Hugenottenkinder selbst rathlos vor ihm; getrost, ihr habt einen Vater im Himmel, der euch auf Adlers Fittichen tragen wird wie Israel in der Wüste, und in seiner Vorsehung werdet ihr weicher und sicherer gebettet sein als zuvor in den zärtlichen Mutterarmen! Gottlob aber, sage ich wieder, es lag etwas von dem Heldenmuth der Eltern wenigstens schon in den zwei Knaben, und die Liebe verbunden mit dem Andenken an die unvergeßlichen Eltern, erzeugte den Entschluß in den Herzen der angehenden Jünglinge, ihre Schwestern nach bestem Verstand und Vermögen zu berathen und zu beschützen, Gott werde gewiß ihr Führer und Helfer sein. War's auch anders möglich als daß sich das Wort an diesen Kindern erfüllte: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, und abermals: Der Same der Gerechten wird gesegnet sein?

„Den Ausgang der Geschichte wissen Sie bereits, lieber Herr; denn die Fäden derselben, wenn sie auch in St. Hypolite abzureißen scheinen, hier in Friedrichsdorf laufen

ſie ja wieder zuſammen. Aber was dazwiſchen liegt, welcher Menſch würde das errathen? Freilich auch der Großvater meiner ſeligen, lieben Frau hat nicht mehr als die Hauptſache gewußt. Eine lange Zeit nämlich trieben ſich die guten Kinder auf Feldern und in Wäldern umher, wie es ſcheint planlos, oder ich darf es wohl beſſer ſagen: wie es eben die Noth eingab. Des Königs Dragoner waren ja grauſam und fühllos genug um auch der Unmündigen nicht zu verſchonen; da war es ſchon eine ſchwere Aufgabe, ſeinen Weg jeden Tag ſo einzurichten, daß am Abend ein gemeinſamer ſtiller und ſicherer Ruheplatz erreicht war und doch jedes Kind ohne allzu bitteren Hunger ſchlafen gehen konnte. Aber nun hören Sie weiter und ſtaunen Sie!

Schon hatte die Wanderſchaft der jungen Schaar vier Wochen gewährt — ach es mag den Kindern fleißiger und braver Eltern hart genug angekommen ſein ihr Brod vor den Thüren der Barmherzigkeit zu ſuchen! — da ſammeln ſie ſich Abends nach der am Morgen getroffenen Verabredung an einer Mauer, über welche ein Thurm hervorragt. Die Geſchwiſterliebe und der gemeinſame Schmerz, wie die Lüfte des Abends — denn es war bereits Spätſommer geworden — nöthigen ſie ſich dicht an einander zu ſchließen. Jedes erzählt wie es ihm des Tages über gegangen, über das Gute, das den Schweſtern widerfahren iſt, freuen die Brüder ſich mit, wiederum werden die Brüder von den Schweſtern getröſtet, daß ſie ein hartherziger Pächter Hallunken und Tagediebe geſcholten. Die kleinen noch ſo zarten Schweſterchen werden bald ſchläfrig, und endlich als Abraham den Abendſegen geſprochen, wird es ſtiller und ſtiller, bis endlich die beiden Knaben allein noch wachen und wie jeden Tag noch von den lieben Eltern und vergangenen ſchönen Zeiten mit einander reden. Nachdem ſie einander das Wort gegeben, was auch kommen möge, ihrer Eltern würdig zu werden und in die Fußſtapfen der Auserwählten Gottes zu treten, ſind endlich auch ihre müden Augen zu erquickendem Schlaf niedergeſunken. Die Sterne Gottes leuchten auf die Schläfer nieder, Gottes Engel halten die Wacht an ihrem kühlen Nachtquartier.

Wenn ſie aber von Abraham bis zu der kleinen Gregoire (ſprich Gregoare) herab in jener Nacht von ihrem lieben Vater Abraham geträumt hätten, es wäre kein Wunder geweſen. Denn es war nicht nur der Hüter Israels, der nicht ſchläft noch ſchlummert, welcher über den jungen Flüchtlingen wachte. Auch der leibliche Vater iſt ganz in ihrer Nähe, er hat ihre Stimmen erkannt, ihre Erzählungen gehört, zu ihrem Gebet ein leiſes Amen mitgeſprochen, nur wiſſen ſie es nicht. In geringer Höhe über den Häuptern ſeiner Kinder iſt die enge Maueröffnung, durch welche ſein kaltes Gefängniß mit der äußeren Welt in Verbindung ſteht. Armer Abraham Privat, was magſt du in jener Nacht gelitten haben! Deine

Kinder ſind dir ja nahe, und doch kannſt du ſie nicht an dein Herz drücken! Konnte dein Name ein anderer ſein als Abraham? Zu dem alten Erzvater war geſagt: nimm deinen Sohn, den du lieb haſt, und opfere ihn mir zum Brandopfer. Du Abraham Privat ſollſt mehr thun, du ſollſt eilf Kinder opfern, und jedes von ihnen iſt dir lieb wie ein einiger Sohn. Aber ſollſt du es denn **wirklich** opfern? kannſt du nicht dich ſammt deinen Kindern **retten**? hat ſie nicht Gottes Finger eben darum jetzt in deine Nähe gebracht, damit du durch Nachgiebigkeit gegen deine Dränger auf immer mit ihnen wiedervereinigt wirſt?" —

„Ach, lieber Herr", ſo ſprach jetzt nach einer Pauſe der alte Friedrichsdorfer Achard weiter, „ich muß mich immer wieder fragen, ſo oft ich dieſer Geſchichte gedenke, ob in eines Menſchen Bruſt je ein ſchwererer und heißerer Kampf gekämpft worden ſein mag. Und würde Gott Abraham Privat wohl verdammt haben, wenn über den Chriſtenmuth das Vaterherz geſiegt hätte? Ich glaube es nicht. Aber, Gottlob! im Wort der Wahrheit ſteht geſchrieben: Der Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat! Und wiederum ſpricht der Getreue: Wer da verläßt Häuſer oder Aecker, Brüder oder Schweſtern, Vater oder Mutter, Weib oder Kinder um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben. Gott allein, lieber Herr, iſt Zeuge von dem geweſen, was in jener Nacht durch unſers Vaters, Abraham Privat, Seele gegangen iſt. Aber ich kann alle Gedanken des Helden im Gefängniß verfolgen von der erſten Stimme des Verſuchers an: Gehe zur Meſſe, ſo haſt du deine Kinder wieder, bis zu dem Siegeswort: Weiche von mir, Satanas, du meineſt nicht was göttlich, ſondern was menſchlich iſt. Denn dazwiſchen höre ich in Abraham Privats Herzen die Worte wiederklingen: Wer ſein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Was ſollte mir, ſagt er bei ſich ſelbſt, das leibliche Leben ſelbſt im Schooß des Glücks, wenn ich mir ſagen müßte, du biſt ein Abtrünniger? und werden meine Kinder glücklich ſein, wenn ſie Einen, der ſeinen Heiland verleugnet hat, zum Vater haben?

Ist der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, nicht größer als Abraham Privat? — Darum nicht wahr, lieber Freund, wir wollen nicht sagen: armer Abraham Privat, sondern reicher Abraham Privat wollen wir sagen, du hast einen guten Kampf gekämpft und Gottes Engel haben dir schon die Siegeskrone bereitet!

Es ist Morgen geworden. Die größeren Kinder hat der Lobgesang der Lerche, die kleineren der helle Sonnenstrahl, das Flüstern, die Sorge und endlich der Fuß der Geschwister aufgeweckt. Abraham, der bereits der jugendliche Hauspriester der kleinen Flüchtlingsgemeinde geworden, hat soeben den Morgensegen gebetet, Anton hat die abgeschiedene Seele der Mutter und den Vater, der vielleicht irgendwo noch lebt und seiner flüchtigen Kinder gedenkt, in das Gebet eingeschlossen, von den Mädchen hat Marie den 8., Elise den 23. Psalm gebetet. Eben haben sie den Plan entworfen für den neuen Tag, wo sie sich zunächst bis Mittag wieder zusammenfinden wollen; eben sind die Kleinen mit dem noch übrigen Brod gespeist und unter die älteren Schwestern vertheilt worden, da — — Was ist das? Da fällt plötzlich ein schwerer Gegenstand mitten unter sie hinein. Abraham hebt ihn auf und betrachtet ihn, während die übrigen theils verwundert in die Höhe sehen, theils fragen was es doch sein mag. Ein altes verbrauchtes Tuch, seine Farben sind den Kindern so kenntlich! Und was findet sich darein gewickelt? Ein Stück Ziegelstein mit Schriftzügen überzogen. Wohl sind die Buchstaben undeutlich, wie wenn sie Jemand bei schwachem Dämmerlichte geschrieben hätte. Aber das Herz spricht: leset, leset, Kinder, es ist für euch; Es kostet Mühe die Schrift zu entziffern, aber es muß gelingen, denn die Augen sind vorausgeeilt, und unten steht deutlich: — Abraham Privat! „Meine Kinder," so lautet der Brief, er hat seinen Weg durch die Maueröffnung gefunden, „lasset Frankreich hinter Euch, nach Norden nehmet euern Lauf, da werdet ihr Fürsten finden, die euch aufnehmen. Gehet,

seid getrost, der Herr des Himmels wird euer Führer sein. Ich bin euer gefangener, aber in Gott reicher und in seinem Glauben unbeschreiblich seliger Vater, Abraham Privat."

„Sie sind bewegt, lieber Herr, fuhr der Alte fort, über diesen Brief? Gott weiß es, ich bin es auch. Sehen Sie, dieser Brief, auf ein Stück Ziegelstein eingeritzt, ist der Wegweiser geworden, der einen Theil unserer Vorfahren hierher gewiesen hat. Doch ich muß eilen, habe ja von Gottes Wunderwegen noch mehr zu rühmen und Sie erklären ja, heute vor völligem Einbruch der Dunkelheit wieder in Homburg eintreffen zu müssen.

Unsere eilf Kleinen stehen also noch unter dem Thurm. Die jüngsten hören vom Vater, der oben hinter den dicken Mauern sein wird, und wollen natürlich sogleich zu ihm gehen; bei dem Vater wird gewiß auch die Mutter sein, sagen Anna und Johanna, die nächst älteren, und sie wird nicht mehr so bleich und so blutig sehen wie damals, als die wilden Männer sie mit den großen Messern geschlagen! Auch Madeleine (Magdalena, etwas älter) will in die Hände schlagen und fast im Jauchzen spricht sie's heraus: zum Vater, zum Vater!

Aber stille, stille! mahnen einstimmig Abraham und Anton, Marie und Elisabeth; Abraham aber fügt hinzu: ja, zum Vater, gewiß zum Vater, wenn auch erst nach langer Reise! Und endlich spricht er mit klarer und fast scharfer Stimme: im Namen deiner eilf Kinder, die in die Fußtapfen des Glaubens und der Liebe ihrer Eltern treten wollen, lebe wohl, Vater, leb' auf ewig wohl! droben sehen wir uns wieder!

Noch eine Weile stehen die Kinder aufwärts blickend mit gefalteten Händen vor dem Thurm, der ihr liebstes auf Erden birgt, als müßten sie wenigstens ein Wort vom Vater hören; einige wollen auch nachher gehört haben, wie er „Lebt wohl, Kinder, Gott, ja Gott wird euch schützen", gesagt hätte, ein Geräusch im Innern glaubten sie alle vernommen zu haben. Endlich aber machen sie sich auf den Weg, ich weiß

nicht, war es mehr tiefes Leid oder selige Freude, die mit ihnen gegangen ist. Doch geht nur getrost, ihr lieben Wanderer, was fehlt euch auch zur Weiterreise? Nach Norden hin, das ist euer Reisepaß, der Vatersegen euer Reisegeld und zugleich euer Reiselied, euer Gottvertrauen wird euer Stab und Stecken sein!

Nach Norden hin! Die hülflosen und mittellosen Kinder können freilich nur im Allgemeinen dieser Weisung folgen. Sie müssen doch nach Brod gehen, Tag für Tag, und die Hartherzigkeit der Menschen hat sie ja wohl nach Gegenden und Orten hingetrieben, die nicht in ihrem Weg lagen, dazu waren die Verfolger überall auf ihren Fersen. Des Königs Dragoner suchten ja ganz Frankreich nach Ketzern aus; ein Wunder Gottes, daß die eilf Kinder nicht in ihre Hände fielen; wie bedaure ich, über ihre Wege nichts Genaues zu wissen. Nur das pflegte der alte Großvater immer wieder zu erzählen, überall in Hugenottenhäusern, wo noch heimliche Glaubensgenossen verborgen gewesen, da hätten die Kinder auch ihren Tisch gedeckt gefunden, eigentliche Noth hätten sie nie gelitten, nur in den letzten Wochen ihrer Flucht hätte besonders Mangel an Leibwäsche und wärmerer Kleidung sie bitter gedrückt.

An einem Abend tief im Herbst kommen sie in eine große Stadt, sie waren schon über vier Monate auf der Reise gewesen, in traurigem Aufzug; denn die Kleider sind ihnen halb vom Leib gefault, was irgend noch brauchbar, wird verwendet um die Blöße der Kleinsten so viel wie möglich zu decken. Für's erste finden die armen müden Flüchtlinge kein anderes Quartier als die kalte Erde. Doch sie kauern sich in einer ziemlich engen Straße an einem Haus, dessen zweites Stockwerk weit vorgebaut ist, eng zusammen und schon ist es Mitternacht geworden. Der strömende Regen hat sie wenig erreichen können. Da geht die Stadtwache vorüber und findet die zerlumpte Bettlerschaar. In der Meinung, es möchten die Kinder einer Zigeunerbande angehören oder ihre Erscheinung mit einem gefährlichen Unternehmen übelgesinnter Leute im Zusammenhang stehen, werden die armen Schläfer

aufgeweckt und nach Namen und Heimath gefragt, — aber sie verstehen nicht, was die rauhen Männer von ihnen wollen; und was sie selber sagen, dazu schütteln jene den Kopf. Halb schlaftrunken, aber geduldig wie die Lämmer, ohne Zeichen von Furcht und Unruhe, wie Leute, denen dergleichen schon zur Gewohnheit geworden, so werden sie auf die Stadtwache geführt.

Aber auch der Hauptmann der wachehaltenden Mannschaft weiß mit den Kindern nichts anzufangen: er mag noch so deutlich reden, die Gefangenen verstehen ihn nicht.

Merkwürdig, daß auch die ersten Morgenstunden des neuen Tages vergehen müssen, ohne daß man in Frankfurt — denn das war die große Stadt — mit den Kindern zu einem bestimmten Schluß gekommen wäre. Waren damals in dem gebildeten Frankfurt so wenig Menschen des Französischen mächtig? War es ein Zufall, daß Niemand, der Französisch verstand, vor der Wache vorüberging? Oder sprachen unsere Vorfahren ihre Muttersprache anders aus, als es die Frankfurter aus Büchern und von Pariser Sprachmeistern gelernt hatten? Ich weiß es nicht.

Zum Glück erinnerte man sich eines sprachgelehrten Offenbacher Geistlichen, Offenbach und Frankfurt lagen ja nicht weit auseinander. Nach diesem also wird gesendet, und es trifft sich glücklich, daß derselbe auf dem Weg nach Frankfurt schon dem Thor nahe ist. Der gute Mann versucht es in allen möglichen Sprachen, von denen er einige Kenntniß hat, sich den Kindern verständlich zu machen, vergebens. Endlich nun zum Ueberfluß will er doch noch in französischer Sprache einige Fragen an sie richten. Und siehe, da geben sie mit Lächeln Antwort. Er muß sie zwar um langsames und deutliches Reden bitten, aber nun ist der Noth abgeholfen. Bald ist das Geheimniß der Herkunft der Kinder gelöst. Der wackere Pfarrer merkt mit Staunen und Rührung, daß Waisen gemordeter französischer Glaubensgenossen vor ihm stehen. Und die Kinder? Nun, ihre Seele frohlockt, daß sie in dem Land angekommen sind, auf welches die Weissagung des Vaters hingewiesen haben muß. Nur

die „Fürsten" fehlen noch, die sich ihrer annehmen werden, wird nicht auch dafür noch Rath werden?

Eigentlich konnten die Kinder jetzt schon bald glauben, es sei alles erfüllt. Denn die rechten Fürsten und Herren in der Welt sind ja doch diejenigen, welchen „das königliche Gesetz" in's Herz geschrieben ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst", und an solchen Fürsten hat die damalige gute Stadt Frankfurt so wenig Mangel gehabt, als die heutige. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von den aufgefundenen Hugenottenkindern von Straße zu Straße verbreitet. Alles will die armen Flüchtlinge sehen, und es ist mehr als Neugierde, es ist Erbarmen, welches bald Frankfurt zu der Stadtwache hinführt. Man hat ja auch in Frankfurt das Gotteswort: „Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbe haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt." Ein edler Wettstreit ist bald entbrannt, jedes Haus möchte gern eins von den Kindern in Pflege nehmen. Die Mädchen haben in reichen Frankfurter Bürgerhäusern bald die liebreichste Aufnahme gefunden. Und Abraham mit Anton? Nun, diese hat der gute Pfarrer von Offenbach sich nicht nehmen lassen, er hat sie seiner eigenen Hausfrau in späte Abendstunde als zukünftige Tischgenossen und Pflegesöhne vorgestellt.

Sie sollen bald hören! lieber Herr, fuhr jetzt der Alte fort, wie durch diese beiden Aeltesten und ihre Aufnahme in Offenbach nach einiger Zeit das weitere Schicksal sämmtlicher Geschwister bestimmt worden ist. Dem Offenbacher Geistlichen nämlich ist es bald klar geworden, was mit den Knaben werden solle. Er merkt nicht nur, daß es anstellige Leute sind, sondern daß sie hübsche Geschäftskenntnisse haben und mechanische Fertigkeiten besitzen. Sie sollen im Geschäft ihres Vaters bleiben und die Strumpfmacherei betreiben. Aber zu ihrer Arbeit gehören Webstühle von besonderer Bauart und Einrichtung, und von diesen Webstühlen weiß Frankfurt und Offenbach nichts. So machen sich denn die Knaben mit Hülfe ihrer Erinnerungen von den Webstühlen ihres Vaters selbst an die Arbeit, und es gelingt ihnen,

ein anfänglich freilich unvollkommes Modell herzustellen. Zimmerleute, Tischler, Drechsler und Schlosser werden zu Rath gezogen; und da der Pflegevater der jungen Künstler selbst Kenntniß in mechanischen Dingen besitzt, so sind in etlichen Wochen zwei ganz leidliche Webstühle fertig, die Arbeit kann begonnen werden. Ein Spinnrad zur Erzielung von Wollenfäden hat Abraham nebenher gefertigt. Es muß wohl an den Webstühlen da und dort noch nachgeholfen werden; aber es währt nicht lang, so ist das neue Geschäft im Gang. Abraham fällt die Anordnung zu, der Jüngere, Anton, sitzt zwar auch hinter dem Stuhl, muß aber auf's Hausiren ausgehen, sobald wieder ein Vorrath von Wollenstrümpfen daliegt.

Und nun erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie über zwei Jahre schnell hinwegführe. Während derselben haben die zwei jungen Privats schon einen Namen in der Umgegend gewonnen, sie haben längst die Freude, daß sie ihr eigenes Brod essen können, wenn sie auch der gute Pfarrer von Offenbach noch in seinem eigenen Haus beherbergt und mehr wie Freunde denn als Miethsleute behandelt hat. Sie

waren ihm ja von Gott wunderſam genug zugewieſen worden, und welchen näheren Verwandtſchaftsgrad giebt es denn als die gemeinſame Gotteskindſchaft?

Einmal alſo hat Anton Privat auf ſeiner Reiſe keine guten Geſchäfte gemacht. Er iſt durch verſchiedene Städte und Dörfer gezogen, hat ſein „Strumpfkauf, Strumpfkauf!“ von Gaſſe zu Gaſſe gerufen, aber noch iſt der Sack, der ſeine Vorräthe enthält und den er auf einem Tragreff mit ſich führt, kaum merklich kürzer geworden. Strümpfe zu tragen iſt eben noch Luxus um den Taunus her, und die Zeiten ſind böſe. Da kommt er in ein kleines abgelegenes

Dorf, es sieht so ärmlich aus, daß er denkt: da werden die Leute, welche Strümpfe kaufen, am allerwenigsten zu Hause sein! Fast mußte er über sich selber lachen, da er auch hier sein „Strumpfkauf, Strumpfkauf" hören läßt. Doch, o Wunder! eben hier winkt ihm eine zwar ärmlich gekleidete aber reinliche Frau in ihr Haus, Anton bemerkt zu seiner großen Ueberraschung, daß hier sogar die kleineren Kinder Strümpfe an den Füßen haben. Wie groß ist aber vollends das Staunen des jungen Handelsmanns, als er auf gut französisch fragen hört: combien la paire? d. h. wie theuer das Paar? Und zu ihrem Mann gewendet sagt die Frau gleichfalls in richtigem Französisch: das ist wohlfeil, Mann, ich denke, da wollen wir kaufen! Das Erstaunen ist freilich bald auf beiden Seiten. Wie, Ihr sprecht französisch? Ich weiß nicht, hat der junge Handelsmann oder haben seine Abnehmer früher gefragt. Aber es dauerte nicht lange, so sind die Herzen aufgegangen und die Augen gehen über. Herüber und hinüber gehen die Mittheilungen der Glaubensgenossen, die zwar einander früher nicht gekannt haben, aber das schöne unglückliche Frankreich ihr gemeinsames Vaterland nennen.

Und der kleine ärmliche Ort, in welchem Anton sein „Strumpfkauf, Strumpfkauf" gerufen, sie haben es selbst längst gerathen, mein Herr, ist kein anderer, als dasselbe Friedrichsdorf, in welchem ich gegenwärtig gleichfalls einen theueren Landsmann begrüße. Natürlich gab das jetzt ein Freudenfest für alle damaligen Friedrichsdorfer. Das war ihnen ja eine herrliche Post, daß die eilf Kinder Abraham Privats, dessen Name unter den Hugenotten allgemein bekannt und gepriesen worden war, nicht nur so wunderbar erhalten und gerettet, sondern auch ganz in ihre eigene Nähe geführt worden waren.

Nunmehr aber bin ich auch dem Schluß meiner Mittheilungen nahegekommen. Denn Anton Privat brachte nach Offenbach mehr mit als seinen Erlös: den festen Entschluß, den sofort auch sein Bruder Abraham für den seinigen erklärte, nach Friedrichsdorf überzusiedeln um dort der be-

ständigen Gemeinschaft lieber Landsleute zu genießen. Begleitet von den Segnungen ihres Freundes und Wohlthäters sind sie dann schon nach wenig Tagen von Offenbach über Frankfurt in die neue Heimath eingezogen. Auch die Schwestern sind sammt und sonders nachgefolgt, die Liebe der gastfreundlichen Frankfurter konnte zu solcher Wiedervereinigung der Geschwister unmöglich scheel sehen. Abraham Privat ist nachmals Gemeindevorsteher von Friedrichsdorf geworden, die neun Schwestern haben sich sämmtlich hier verheirathet. Privat'sches Blut fließt in vielen Friedrichsdorfern und Gott gebe, daß auch der Glaube, die Liebe, die Geduld und Standhaftigkeit Abraham Privats, des Märtyrers von St. Hypolite, das Erbe aller unserer Nachkommen bleibe!

Damit schloß der Alte seine Erzählung, wir zweifeln nicht, daß der Franzose aus St. Hypolyte, der sie angehört, in tiefer und herzlicher Rührung nach Homburg zurückgekehrt sein wird. Uns aber, die wir von den wunderbaren Lebensgängen der Kinder Abrahams Privats nun auch Kunde gewonnen, uns wird es anstehen, gleich dem alten Pierre Achard mit einem Wunsche von dieser Geschichte zu scheiden. Möchten die Zeiten nimmer wiederkehren, da Frankreich die besten seiner Kinder von sich stößt! Und möchten die schweren Gottesgerichte, welche in diesen Jahren das schöne Frankreich getroffen, an demselben *das* bewirken, worauf die ewige Liebe damit offenbar hinauswill, eine gründliche innere Heilung dieses Volks! Gott aber gebe, daß das Wort, das in heiliger Nacht die Engel gesungen, auch für das Verhältniß der beiden jetzt noch feindlichen Völker bald Wahrheit werde: Friede auf Erden!

15. Kluge Köpfe.

(Von Jos. Nordheim.)

Es hat einmal Einer in einer Gesellschaft, die eigentlich das Schießpulver hätte erfinden sollen, gefragt, was denn nothwendiger in der Welt wäre, die Sonne oder der Mond?

Und da ist denn ein besonders Gelehrter mit der Antwort herausgeplatzt: „Du Schafskopf, wie kann man nur so dumm fragen? Natürlich ist der Mond nothwendiger als die Sonne; denn am Tag ist's ja ohnedem allweit hell!"

Bei dieser Geschichte ist der Erzähler einmal ausnahmsweise nicht selbst dabei gewesen. Eine andere ähnliche aber hat er mit Augen und Ohren erlebt.

Da waren junge Leute bei einander, und es sollte nun ein Jeder sagen, auf welchen Tag sein Geburtstag wäre. Wie nun die Reihe an den Hans Kasper kommt und er spricht: „Mein Geburtstag ist alle Jahre am 6. September", — da schnauzt ihn der Michel an und ruft: „Ja, wenn's wahr wäre!"

„Nun," erwidert der Hans Kasper, „warum soll's denn nicht wahr sein? Ich muß doch wissen, wann mein Geburtstag ist!"

Der Michel aber ist nicht faul und schreit ihn an: „Du Lügensack, am 6. September da ist ja mein Geburtstag!"

Nun sag' mir noch einmal Einer, daß die klugen Köpfe in der Welt ausgestorben wären!

---

16. Altes Gold.

Alamode—Kleider, Alamode—Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, so wandelt sich's auch innen.

Das ist das Sprüchlein eines weisen Mannes, welcher vor mehr als zweihundert Jahren gelebt hat. Ob es hier und da wirklich ein Sprichwort geworden ist, weiß ich nicht; aber ein Wahrwort ist es ganz gewiß und verdient deshalb wohl, als altes Gold wieder ausgegraben zu werden aus dem Schachte der Vergangenheit und Vergessenheit.

Es ist auch wirklich wie altes Gold. Denn das Gold

leidet bekanntlich weder vom Roſte noch vom Grünſpan, wie andere unedle Metalle, und wenn es noch ſo alt wird, behält es doch immer ſeinen Glanz und ſeinen Werth. So auch das Sprüchlein da oben. Es iſt heute noch ſo wahr und ſo werthvoll wie vor zweihundert Jahren, ja es will Einem faſt vorkommen, als wäre es für unſere gegenwärtige Zeitläufte funkelnagelneu geprägt.

Du darfſt dich nun freilich nicht daran ſtoßen, geneigter Leſer, daß auch ein bischen Franzöſiſch drinnen ſteckt, nämlich das „Alamode", oder wie die Franzoſen eigentlich ſchreiben: à la mode, was ſo viel heißen ſoll als: nach der Mode.

Einmal war es ja leider in der Zeit, da das Sprüchlein entſtand, bitterböſe Sitte, das liebe gute Deutſch mit allerlei franzöſiſchen Brocken zu vermengen, als ob es für ſich allein nicht ſchmackhaft genug wäre, und wer damals für einen gebildeten Menſchen gelten wollte, mußte wohl oder übel „mit den Wölfen heulen", will ſagen: die abſcheuliche Sitte, oder beſſer Unſitte, mitmachen in Rede und Schrift. Du darfſt's alſo dem Sprüchlein nicht übel nehmen, daß es die Spuren ſeiner Entſtehungszeit an ſich trägt und etwas von den wälſchen Lauten in ſich hat, die dir vielleicht Anno 70 und 71, als du ſie ſelber in Frankreich hören mußteſt, gründlich zuwider geworden ſind. Du darfſt es ihm um ſo weniger übel nehmen, ſo lange du es dir ſelbſt nicht übel nimmſt, „Adieu" zu ſagen oder „Merci" und dergleichen.

Andrerſeits aber haben wir ja auch zum Glück in unſerer deutſchen Sprache kein Wort, um das vollkommen auszudrücken, was der Franzoſe ſeine „Mode" nennt. Wir müſſen uns dazu mit langen Umſchreibungen behelfen. Und wenn man etwa dafür ſagen wollte: „wechſelnde Art, ſich zu kleiden" oder etwas Aehnliches, ſo würde damit das liebenswürdige franzöſiſche Wort lange nicht erſchöpft ſein in ſeiner ganzen Bedeutung. Denn bei den Franzoſen hat halt Alles ſeine „Mode", nicht blos die Kleider. Gegenwärtig, da ich dies ſchreibe, iſt zum Exempel als Staatsform die Republik in Frankreich Mode, wer will aber ſagen, was die Mode in

diesem Stücke das nächste Jahr bringt! Der schlaueste Prophet könnte dabei jämmerlich zu Schanden werden.

Hätten wir nur auch in unserem lieben Deutschland ebensowenig wie ein passendes Wort dafür auch die Sache selbst, die damit bezeichnet wird!! Dann wäre das Sprüchlein da oben mit seiner Warnung, die es enthält, gar nicht nöthig, und man könnte es ruhig zum „alten Eisen" legen, statt, daß man es jetzt als altes Gold neu aufmuntern muß.

„Muß?" fragt dabei vielleicht der geneigte Leser verwundert und denkt, es könne ja das alte Sprüchlein ruhig beim alten Eisen liegen bleiben, und es sei doch gewiß kein Zwang vorhanden, die Spinnstube für es zur Putzstube werden zu lassen, worin der alte Staub, welcher sich seit zweihundert Jahren darauf gesetzt hat, abgewischt wird. Ja es denkt vielleicht hier und da eine der geneigten Leserinnen, ich hätte viel gescheiter gethan, wenn ich mich um das alte Sprüchlein gar nicht bekümmert hätte; denn es gebe viele Leute, auch in der Spinnstube, die durchaus keinen Gefallen an demselben fänden, selbst wenn es auch noch so hell und glänzend abgerieben und dann zum Ansehen herumgereicht würde.

Mag nicht ganz unwahr sein. Aber in so einer Spinnstube wird bekanntlich Manches verhandelt, was nicht allen Leuten gefällt, besonders dann, wenn die Spinnerinnen zu dem Spinnrade auch die bekannte Hechel mitbringen und bearbeiten, welche statt der eisernen Zinken — spitze Zungen hat. Da müssen sich die feinen Spinnerinnen denn wohl gefallen lassen, auch einmal in der Spinnstube etwas zu hören, was ihnen selbst nicht sonderlich gefällt. Denn wer mit kegeln will, der muß auch mit aufsetzen. Mit dem „Muß" da oben verhält sich's aber so. Wenn die Spinnstube ihrem Worte treu bleiben will, welches sie im Jahrgange 1871 in der Vorrede gegeben hat, nämlich daß sie an ihrem Theile mithelfen wolle, „den frischen, frommen, fröhlichen und freien Sinn zu pflegen", der unserem deutschen Volksleben so noththut, wenn es erfreulich und gedeihlich sich entwickeln und wirklich wieder ein deutsches werden

soll, so kann und darf sie auch von solchen mißliebigen Sprüchlein nicht schweigen; es ist für sie ein inneres „Muß", dieselben an's Licht zu ziehen, wenn sich auch da oder dort eine Stirne in Falten legen oder ein Näschen sich rümpfen wollte.

Was will denn nun eigentlich das Sprüchlein da oben sagen?

Nun, ich meine, das wäre am Ende nicht so gar schwer zu verstehen, für Diejenigen, welche nicht absichtlich dumm sein wollen. Ist auch die erste Zeile vielleicht ein wenig dunkel, die zweite macht's doch sofort klar, was die erste zu bedeuten hat. Und das ist dies: Hängst du dich mit deiner Kleidung und deiner ganzen Art zu leben, an die fortwährend wechselnde und sich verwandelnde Mode, und richtest dich nach jeder ihrer Launen, so wird das nicht ohne Einfluß auf dein Inneres bleiben; wie es sich äußerlich fort und fort bei dir wandelt, so wirst du auch mit deinem Sinnen und Denken, mit deinen Grundsätzen und Ansichten wie ein Chamäleon werden (ein Thierchen, welches bekanntlich alle Augenblicke eine andere Farbe hat), du wirst für nichts Ernstes mehr Sinn haben, bei nichts mehr die ernste Ausdauer haben, welche ein altes Erbstück der deutschen Volksart ist und unserm Volke den Ruf der „Gründlichkeit" in so besonders hervorragendem Maße gebracht hat. In Summa: du wirst über Kurz oder Lang zu den Menschen gerechnet werden müssen, von denen man mit einem Fremdworte sagt: sie haben keinen „Charakter", das heißt man kann sich in keinem Stücke auf sie verlassen, und denen darum jeder ehrliche Mensch gerne drei Schritte vom Leibe bleibt, oder bei denen er, wenn er mit ihnen verkehren muß, das alte Sprüchlein nie vergessen darf: „Trau, schau, wem!" Ja es wird mit ihm eine noch schlimmere innere Wandlung vorgehen, diejenige, welche der Herr Jesus, Matthäi 6, 24 andeutet, nur daß man bei ihm statt des „Mammon", von welchem dort die Rede ist, die „Mode" setzen muß.

„Na, aber!! — — ruft vielleicht über solche Erklärung

des Sprüchleins Mancher der geneigten Leser, und wohl noch lauter eine oder die andere geneigte Leserin, und was sie nicht rufen, aber bei den Gedankenstrichen sich denken, will ich lieber gar nicht sagen. Das Geringste und Mildeste wird wohl noch das sein, daß da doch einmal wieder stark „der Gaul durchgehe", will sagen: arg übertrieben werde. Denn an den Kleidern hänge doch wahrhaftig das Sinnen und Denken nicht; es könne ebensowohl unter dem altmodischsten Rocke oder Kleide ein wankelmüthiges, nichtsnutziges Herz schlagen, als unter dem neumodischsten, und wer einmal solch' ein Herz habe, werde um keinen Pfifferling besser, wenn er sich auch Jahraus Jahrein von dem verkommensten Dorfschneider seine Röcke bauen ließe und den Kleiderschnitt beibehielte, den man hatte, „als der Großvater die Großmutter nahm".

Zugegeben das! Ja ich will sogar noch mehr zugeben, um zu beweisen, daß mir „der Gaul nicht durchgeht", sondern daß ich ihn hübsch fest im Zügel habe. Ich will sogar zugeben, daß es nicht selten die Allerhochmüthigsten sind, welche es lieben, in recht altmodischen Kleidern einherzugehen, und sich gar nichts zu kümmern scheinen um die Art und Weise, wie sich andere Leute kleiden. Die wollen nämlich dann mit ihrer altmodischen Tracht Aufsehen erregen und die Leute von sich reden machen, und was das Herz ganz besonders unstät und wankelmüthig und charakterlos zu machen pflegt, das Hinhorchen auf das Urtheil der Welt, findet bei ihnen vielleicht noch in viel höherem Maße Statt, als bei den ärgsten Kleidergecken und Modenarren. — Aber nichts desto weniger behält das Sprüchlein droben Recht, und auch von meiner Erklärung desselben kann ich nichts aufgeben, so gerne ich auch den geneigten Lesern und Leserinnen einen Gefallen thue.

Um aber nicht eigensinnig zu erscheinen, will ich statt selbst weiter zu reden, meinen guten alten Nachbarn, den Vetter Christian ein Wörtchen reden lassen.

Mit dem saß ich einmal — da lebt' er noch — auf der Bank vor der Thüre und wir rauchten mit einander

unſer Abendpfeifchen. Wie es ſo geht, kamen wir auf Dies und Das zu ſprechen, endlich auch auf einen Gegenſtand, den wir ſchon manchmal unter uns beſprochen hatten, und der zuweilen der Grund eines eifrigen Disputirens zwiſchen uns geworden war, nämlich auf die Abnahme der alten Sitten und Gebräuche unter dem Volke. Vetter Chriſtian war dabei ſtets ein mächtiger Lobredner auf die „gute, alte Zeit" mit ihren Sitten und nur ſelten gelang es mir ganz, ihn zu überzeugen, daß doch keineswegs alle dieſe Sitten ein Lob verdienten, ſondern daß die ſogenannte „gute, alte Zeit" in vielen Stücken keine beſonders gute zu nennen geweſen ſei.

Heute aber bewegte ſich unſere Unterhaltung um einen Punkt auf dieſem Gebiete, bei welchem ich keine Urſache zur Gegenrede fand, ſondern ſo ziemlich in allen Stücken dem alten Nachbarn Recht geben mußte. Es war das allmähliche Verſchwinden der alten landesüblichen Volkstracht und das Aufkommen der neuen Kleidermoden.

„Es iſt wahrhaftig ein wahres Unheil um dieſe neuen Moden," ſagte endlich ganz erregt der alte Mann, „und man ſollte gar nicht glauben, was Alles damit zuſammenhängt. Sie kennen mein Lieschen, Herr Nachbar, haben's ja ſelber im Unterricht gehabt und konfirmirt, wiſſen darum auch, daß es nicht blinde Vaterliebe iſt, wenn ich ſage, daß es bisher immer ein ſtilles, braves, fleißiges Kind geweſen iſt, an dem wir unſere wahre Herzensfreude haben durften. Das iſt aber leider ſeit einiger Zeit anders geworden, ſo daß mit dem Mädel kaum mehr auszukommen iſt. Es iſt mißmuthig und verdrießlich, hat zu Nichts rechte Luſt und thut ſeine Arbeit, welche ihm früher immer ſo flink und geſchickt von der Hand ging, daß man ſeine Luſt daran hatte, nur träge, gleichgiltig und nachläſſig, ſo daß meine Frau ſchon ein paar Mal gehörig hinter der Dirne aufkehren mußte. — Und wiſſen Sie auch, was der Grund dieſer Veränderung iſt? Die Mode-Narrheit iſt dem Mädel in den Kopf geſtiegen. Seitdem des Müllers Grete von Frankfurt zurück iſt und die bunten Fähnchen ſammt all dem neumodiſchen

Flitter mitgebracht hat, darin sie jetzt Sonntags aufsteigt, und von dem Gott allein wissen mag, auf welche Weise sie dazu gekommen ist, — seitdem wollen meinem Mädel seine alten Kleider nicht mehr gefallen. Sie hat gleich Anfangs bei ihrer Mutter herumgelöffelt, wie schön doch Dies und Jenes sei, was die Grete anhabe, und daß man sich neben der in seinen altmodischen Kleidern doch kaum mehr könne sehen lassen. Meine Alte war leider auch schwach genug, anfangs in einzelnen Stücken nachzugeben, weil sie sich selber sagen mußte, daß Dies und Das weit besser aussah, so wie es die Grete trug und — weil auch andere Mädchen bereits die neue Mode angenommen hatten. Unsereins hat für solche Dinge keine Augen, sonst würd' ich von vornherein einen Riegel vor das Thürchen gelegt haben. Denn was ist nun die Folge? Das Lieschen kommt alle paar Tage mit neuen Anschlägen. So oft sie etwas Neues sieht, meint sie, das müsse sie auch haben. Meiner Alten sind natürlich bald die Augen darüber aufgegangen, wohin ihr anfängliches Nachgeben geführt hat! sie tritt jetzt mit aller Entschiedenheit dem neumodischen Gelüsten entgegen und seitdem ist das Mädel wie umgewandelt; verdrießlich und mißmuthig und zu jeder Arbeit unlustig. Ich habe erst gestern von meiner Alten die ganze Geschichte erfahren und einmal der eitlen Dirne gehörig den Kopf gewaschen. Will nun sehen, ob das etwas hilft!" schloß Vetter Christian seufzend.

„Hm, hm," dachte ich da, während der Nachbar ganz gegen seine Gewohnheit diese lange Rede hielt, „wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? wenn das Sprüchlein droben in solchem Maße bei einem einfachen Landmädchen wahr wird, das sich doch höchstens am Sonntage putzen kann, was wird's erst bei Solchen werden, die die ganze Woche über Staat machen und kaum an etwas anderes denken als an ihre Kleider!"

Item, ich habe von da ab ein besonderes Auge auf die Sache gehabt in Dorf und Stadt und habe da Erfahrungen

gemacht, die mir die tiefe Wahrheit des alten Sprüchleins droben auf das Betrübendste bestätigten.

Ich habe gesehen, wie die Mode-Narrheit — (die geneigte Leserin verzeihe den derben Ausdruck! Ich kann aber keinen passenderen finden) gleich einem Krebsschaden an unserem Volksleben frißt. Ich habe gelernt, wie die Sucht, immer Alamode-Kleider zu tragen, aus stillen fleißigen Mädchen leichtsinnige Dirnen macht, die auf sich selbst Schande und Verderben, auf ihre Eltern Kummer und Herzeleid häufen. Ich habe erfahren, wie um der neuen Mode willen, der sie meinten fröhnen zu müssen, aus braven Burschen sogar liederliche Finken geworden sind, vor welchen ihre Eltern das Geld in dem Schränkchen, die Frucht auf dem Speicher verschließen mußten, wenn sie nicht bestohlen, von Kindeshand bestohlen sein wollten. Ich habe nicht Einmal, nein mehr als Hundertmal wahrgenommen, wie die leidige Modesucht aus sparsamen Hausfrauen faule Verschwenderinnen gemacht hat, die ihre Männer ruinirten und schließlich gar ins Gefängniß brachten, weil das ehrliche Einkommen nicht reichte, neben den Kosten für den Haushalt die langen Rechnungen der Modehändlerinnen zu bezahlen und dann die anvertraute Kasse herhalten mußte, die Schulden zu decken, oder auch wie aus treuen sorgsamen Müttern herzlose Creaturen geworden sind, die ihre Kinder unbedenklich den Händen des Gesindes überließen, um bei Gesellschaften und auf Bällen ihre neumodischen Kleider zur Schau zu tragen. Es ist mir klar geworden, daß die Verschlechterung des Gesindes, über die in unserer Zeit so viel und so allgemein geklagt wird, daß es eine Wahrheit darum sein muß, soweit dieselbe nicht in den schlechten Herrschaften ihren Grund hat, die nur ihr Gesinde recht ausnutzen wollen, sich aber sonst nichts um dasselbe kümmern, auf Seiten des Gesindes wesentlich der Modesucht zuzuschreiben ist, zu deren Befriedigung auch der höchste Lohn nicht ausreicht, und die dann zu Veruntreuungen führt, oder doch wenigstens zur Unzufriedenheit, zum Mißmuthe, zum Neid und Widerwillen gegen die Herrschaft, welche ihrerseits

in der Lage ist und es auch nicht daran fehlen läßt, dem Modegötzen mit vollen Händen zu opfern. — Und wenn man in die letzten, tiefsten Gründe so vieler Zerwürfnisse zwischen früheren Freunden und Freundinnen hineinsehen könnte in die Ursachen der gesellschaftlichen Spaltungen, die oft besonders kleinere Städtchen zu einer wahren Plage machen für Diejenigen, welche sich dort aufhalten und mit den Leuten verkehren müssen, wie viel hundertmal würde man die Alamode-Sucht als den bösen Geist erkennen, der Solches angerührt hat!

Ja die beklagenswerthe Wandelung, die im Allgemeinen in so viel Tausenden von Herzen vorgegangen ist: die Wandelung des frommen, gottesfürchtigen Sinnes, der sonst unseres deutschen Volkes Schmuck und Ehre war, in die Mißachtung alles Heiligen, in das nur auf das Aeußerliche gerichtete Dichten und Trachten, womit jetzt unser Volksleben vergiftet ist; die Wandelung des einfachen, genügsamen Sinnes, der doch allein das rechte Lebensglück begründet, in das anspruchsvolle Wesen, das jeden Tag neue Bedürfnisse für sich erfindet; die Wandelung des treuen anhänglichen Sinnes, der sonst Herrschaften und Dienstboten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Vorgesetzte und Untergebene zu beiderseitigem Wohle an einander band, oft für Lebenszeit, in den Geist der Unbotmäßigkeit, des kalten berechnenden Eigennutzes, des gegenseitigen Mißtrauens: was ist das Alles anders als der Ausfluß des Alamode-Sinnes, welches mit den Alamode-Kleidern von drüben herüber (der geneigte Leser versteht mich!) zu uns seinen Weg gefunden hat?!

Wie da zu helfen und zu bessern sei? Ganz leicht, lieben Freunde! Streichen wir nur das „Alamode" ganz aus dem Wörterbuche unserer Häuser aus, streichen wir es aber vor allen Dingen in unseren Herzen aus, Ein für alle Mal und gründlich! Nehmen wir als Deutsche — „Sitte" wollen wir statt „Mode" sagen, — das an, was der Apostel Paulus Römer 13, 14 für uns alle geschrieben hat: „Wartet des Leibes, doch also daß er nicht

geil werde!" was aber 1. Petri 3, 3 ganz besonders für alle Frauen geschrieben steht: welcher Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleider-Anlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geiste: das ist köstlich vor Gott!" — Erobern wir, wie wir mit den Mordwaffen des Krieges die verloren gegangenen Provinzen wieder zurückerobert haben, nun auch mit den friedlichen Waffen des Geistes uns die verloren gegangenen Tugenden der Einfachheit und Mäßigkeit, der Frömmigkeit und Gottesfurcht zurück! Dann wird die zweite Zeile unseres Spruches umgekehrt zur Wahrheit werden, nämlich so: wie sich's wandelt innen, so wandelt sich's auch außen! Die Alamode-Kleider werden, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch wenigstens nur die Götzen Derer bleiben, die für nichts Höheres und Besseres mehr Sinn haben, und viel Elend, unter welchem wir jetzt seufzen, wird mit Gottes Hülfe aus der Welt geschafft werden.

Das Familienleben, das so arg darniederliegt, wird wieder herrlich erblühen und für Hunderttausende die seiner jetzt fast ganz entwöhnt sind, eine ganz neue Quelle des Glückes und Segens werden. Unsere jungen Männer, die jetzt zur Hälfte sich fast davor sträuben, eine Ehe einzugehen, weil sie sich nicht im Stande sehen, eine Frau standesgemäß, wie es heißt, zu ernähren, werden wieder Muth bekommen, eine Familie zu gründen. Die schwere Frage, wie den vielen familienlosen, alleinstehenden Frauen und Mädchen die Möglichkeit geboten werden könne, sich selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben, wird so zum großen Theile ihre Lösung finden, ohne daß es nöthig ist, das weibliche Geschlecht in Stellungen hineinzuzerren, die seiner unwürdig sind und seiner ganzen Natur widersprechen.

Aber Eins nicht zu vergessen! Wenn irgendwo, so gilt hierbei der Spruch „Selbst ist der Herr!" Darum nicht warten wollen, bis Alle zusammen oder wenigstens der oder jener Andere anfängt in neue Bahnen einzulenken; nein Jeder

muß den Muth haben, bei sich selbst den Anfang zu machen, insbesondere Du, lieber Hausvater und liebe Hausmutter in deinem eigenen Hause!

Ich aber sage dazu von Herzen: „Gott walt's! Und sollten meine Worte da oder dort Anstoß erregt haben, so bitte ich: Nichts für ungut, es war aufrichtig und ehrlich gemeint! Und damit Gott befohlen!

J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.

Diefenbach, Dr. Lorenz, Vorschule der Völkerkunde und der Bildungs-Geschichte. gr. 8°. 1864. Thlr. 3. 20 Sgr. fl. 6. 24 kr.

Glaser, Dr. L., Kurzer Leitfaden der Naturkunde mit Beziehung auf die praktischen Lebenszwecke für Volksschulen und Fortbildungsanstalten in Fragen und Antworten dargestellt. Mit 77 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 12½ Sgr. 45 kr.

Hamm, Dr. Wilh., „Lust, Lob und Trost der edlen Landwirthschaft." Lieder- und Lesebuch für den Landwirth in einer Auswahl von deutschen Gedichten. 20 Bogen 8° in illustrirtem Umschlag. Geh. 24 Sgr. fl. 1. 24.

Marbach, Dr. Joh., Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. 2. Aufl. Cart. 8°. 1865. 15 Sgr. 54 kr.

Meyer, J. G., Die landwirthschaftliche Buchführung für den mittleren Bauernstand und den größeren Gutsbesitzer. Mit liniirtem Schreibbuch, den Erndte-, Fruchtvorräthe-, Viehstand- und Dungregistern und einem Hausnotizbuch für den Landwirth. gr. 4°. 17½ Bog. Cart. Thlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Oefele, Freiherr von, Das Hühnervolk und die Pflichten seiner Gebieter. Gegründet auf eigene Anschauung und Erfahrungen. Mit 77 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8°. Geh. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Ravenstein, Aug., Volksturnbuch. Im Sinne von Jahn, Eiselen und Spieß ꝛc. bearbeitet. Ein Führer auf dem Gebiete des Männer- und Vereins-Turnwesens; auch für Turnlehrer in oberen Knabenschulklassen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 4 Tafeln Abbildungen und 700 Holzschnitten. gr. 8°. 1868. Thlr. 2. 12. fl. 4. 12 kr.

Rückert, Fr., Gedichte. Auswahl des Verfassers. Ein Band in 8°. Mit Portrait. 17. Auflage. Thlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Schneider, Dr. H. A., Die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange. In populären Briefen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft. Dargestellt für Landwirthe, Lehrer und Gemeindevorstände. Vollständig in 3 Bänden. Thlr. 3. 15 Sgr. fl. 6. 12.

Schünemann's Neuestes Frankfurter Kochbuch in mehr als 1600 erprobten Kochvorschriften. 8. Auflage. Mit Titelkupfer. In Cambric geb. Thlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42.

Schwarzmantel, C., Der Hausthierarzt auf dem Lande. Ein Noth- und Hilfsbuch für alle Viehbesitzer, enthält die bewährtesten homöopathischen und allopathischen Heilmittel für die Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Ziegen und Schweine. Zweite verbesserte Auflage. Cart. 20 Sgr. fl. 1. 12 kr.

Wild's Praktischer Rathgeber. Ein Magazin wohlgeprüfter haus- und landwirthschaftlicher wie technisch-chemischer Erfahrungen für Fabrikanten, Apotheker, Künstler, Oekonomen, Gewerbtreibende und strebsame Hausfrauen. Auf's Neue nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Prof. Dr. Rud. Böttger. Achte Aufl. 1862. (25 Bog.) 8°. Geh. Thlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Zur Erzählung

DIE BEIDEN NEFFEN.

J. G. Baudlander's Verlag, Frankfurt a. M.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1874.

Begründet

von

W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern fortgeführt

von

H. Oertel.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstiche und vielen Holzschnitten.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.

Inhalt.

	Seite
1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit 1 Holzschnitt)	1
2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1873 (Mit 2 Holzschnitten)	14
3. Die beiden Neffen. Eine Geschichte aus der Zeit des spanischen Feldzugs. Von M. Hofer. (Mit 14 Holzschnitten)	17
4. Altes Gold. (Mit 1 Holzschnitt)	132
5. Räthsel	134
6. Anekdote	135
7. Ein preußischer Standartenjunker. (Aus den Erinnerungen eines alten Generals). Von E. Frommel	136
8. Altes Gold. (Mit 2 Holzschnitten)	143
9. Der Teufel in Stöppach. Eine Geschichte aus dem Kriegsjahre. Von Josias Nordheim. (Mit 5 Holzschnitten)	148
10. Räthsel	181
11. Wie einmal Einer durch eine lange Nase sein Glück gemacht hat. (Mit Holzschnitt)	181
12. Räthsel. (Mit Holzschnitt)	186
13. Weh- und demüthige Bittschriften unschuldig Geächteter. Zum Druck befördert durch Josias Nordheim. (Mit Holzschnitt)	188
14. Anekdote (Mit Holzschnitt)	195
15. Altes Gold (Mit Holzschnitt)	197
16. Anekdote (Mit Holzschnitt)	202
17. Schlußwort	204

1. Gott zum Gruße, und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Als ich, liebe Freunde, im Jahrgange 1871 zum erſten Male mit der Spinnſtube vor Euch treten mußte, weil Der, welcher ſie ſo lange Jahre hindurch hinausgeſandt hatte, dahingeſchieden war, und doch von vielen Seiten die Fortſetzung der Spinnſtube lebhaft gewünſcht wurde, da habe ich Euch die Zuſage gegeben, daß ich mich bemühen wolle, den altgewohnten Geiſt in der Spinnſtube zu erhalten und ſie auf dem altgewohnten Boden weiterzuführen, dem Boden eines geſunden, nüchternen, thatkräftigen Chriſtenthums, und warmer aufrichtiger Liebe zum großen deutſchen Vaterlande, das ja damals zu vorher kaum geahnter Größe und Herrlichkeit wieder erwacht war.

Wenn ich nun jetzt den vierten Jahrgang in Eure Hände lege, ſo kann ich dies nicht thun, ohne mich zu fragen, ob es mir denn auch wohl gelungen iſt, in den drei nun abgeſchloſſenen Jahrgängen dieſe Zuſage zu erfüllen. Wer

soll mir darauf Antwort geben? Das eigene Urtheil ist ja ein unsicheres und wird um so unsicherer, je fester man den guten Willen gehabt hat, das Versprochene zu halten. Da muß ich denn wohl nothwendig auf die Urtheile Anderer hören und aus denen mir die Antwort holen. Es hat auch an solchen Urtheilen nicht gefehlt; wie es ja keinem Büchlein daran fehlen wird, das eine so lange Lebenszeit hinter sich und einen so ausgebreiteten Leserkreis für sich hat wie die Spinnstube. In den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften hat man die Spinnstube durch und durch mitgenommen und ihren ganzen Inhalt einer genauen Prüfung unterworfen. Ist auch ganz recht so. Denn ein Buch, was den Anspruch macht, ein Volksbuch zu sein und unter den wenigen Büchern seinen Platz zu haben, welche zu dem Bürgers- und Bauersmann den Weg finden, das muß, zumal wenn es aus altbewährten Händen in neue übergeht, die sich erst bewähren sollen, auf das Strengste und Genaueste geprüft werden, ob es nicht unter dem Schilde eines wohlbekannten und geachteten Titels statt gesunder Nahrung für das lesende Volk verderbliches Gift einschmuggeln möchte.

Da darf ich denn aber mit fröhlichem und dankbarem Herzen sagen, daß die allermeisten Beurtheilungen der Spinnstube, die mir zu Gesichte gekommen, wohlwollende und günstige gewesen sind, welche dem Büchlein einen gesegneten Fortgang und einen offenen Weg zu recht vielen Herzen und Häusern wünschten. Ich darf das sagen, weil ja der allerkleinste Theil dieses Lobes auf mich selbst fällt, sondern weil es fast ganz den lieben Mitarbeitern an der Spinnstube gilt, die so treulich geholfen haben, das Büchlein am Leben zu erhalten.

Ein Urtheil nur, das mir ein guter Freund zugesandt hat, der da weiß, daß ich gerne etwas annehme, hat mich tief geschmerzt, und ich kann es nicht lassen, darüber einige Worte zu sagen. Es lautete dahin, daß die Spinnstube neuerdings eine unangenehme, süßliche „pietistische Farbe" angenommen habe. Der gute Freund hat es selber nicht gefällt, sondern es irgendwo in einem Blatte gefunden.

Wenn ich nun gewiß wüßte, daß Diejenigen, welche ſolches Urtheil gefällt haben, zu der großen Menge Derer gehören, die Jeden ohne Weiteres einen „Pietiſten“ nennen, welcher ſich des Namens Chriſti und ſeines Evangelii nicht ſchämt, ſo würde ich zu dem Vorwurfe ruhig geſchwiegen und darin weit eher ein Lob als einen Tadel erblickt haben. Aber weil ich deſſen nicht gewiß bin, kann und darf ich zu dem Vorwurfe nicht ſchweigen. Denn in dem Munde Jemandes, der dem Chriſtenthume noch nicht ganz und gar entfremdet iſt, gibt es kaum einen ſchlimmeren Vorwurf als den des „Pietismus“. Heißt ja doch dies fremde Wort auf gut Deutſch ſo viel als: „Frömmelei“; und was iſt dieſe anders als „Heuchelei“, die unter dem äußeren Anſtrich der Frömmigkeit ein unfrommes Herz birgt, mit dem gleißenden Mantel frommklingender Worte ein gottloſes Weſen zu bedecken ſucht. Deren aber ſo leichthin anzuklagen, ohne daß man den oder die, über welche das Urtheil gefällt wird, genau kennt, ſollte doch Jeder, der noch ein Gewiſſen hat, ſich ernſtlich hüten im Gedanken an das warnende Wort des Apoſtels Paulus, Römer 14, 4: „Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt?“ — und an das noch ernſtere Wort des Herrn Jeſu, Matth. 12, 36: „Ich ſage Euch aber, daß die Menſchen müſſen Rechenſchaft geben am jüngſten Gericht von einem jeglichen unnützen Worte, das ſie geredet haben.“

Oder hat dieſer Vorwurf auch nur den geringſten Grund? Es wird ja wohl wahr ſein, was einer der Beurtheiler der Spinnſtube ausdrücklich, und zwar anerkennend, hervorgehoben hat, daß nämlich in der Spinnſtube jetzt „ein deutlicherer Ton von Chriſto hindurchklinge“. Aber iſt denn damit ſchon der Vorwurf des „Pietismus“ gerechtfertigt? Iſt nicht vielmehr in dieſen unſern Tagen, und wird's immer mehr, das deutlichere Reden von Chriſto, dem Heilande, eine Nothwendigkeit, welcher ſich kein Volksbuch entziehen kann, das darauf bedacht iſt, das wahre Wohl des Volkes zu fördern, das nicht blos leeren, müßigen Unterhaltungsſtoff liefern und helfen will, an den langen Winterabenden „die

Zeit zu vertreiben", die ohnehin so rasch verfliegt und so kurz uns Menschenkindern zugemessen ist, sondern das dem lieben deutschen Volke Etwas zu lesen geben möchte, wovon dasselbe auch einen wirklichen Gewinn hat, einen Segen für sein äußeres, wie für sein inneres Leben?

Ja, in diesen unsern Tagen, wo das Rennen und Jagen nach Geld und Besitz, und wo möglich nach recht leicht und mühelos zu erringendem, für Millionen Menschen die einzige Lebensaufgabe geworden ist, wo mit diesem Rennen und Jagen eine fieberhafte Unruhe, eine ungenügsame Begehrlichkeit über die Herzen gekommen ist, dabei man das treue, gewissenhafte Arbeiten in dem angewiesenen Berufe fast als eine lächerliche Beschränktheit ansieht, wo in diesem Rennen und Jagen der Sinn für höhere geistige, geschweige denn geistliche Güter je länger je mehr abhanden zu kommen droht —: was ist da nothwendiger, wenn es mit diesen Zuständen sich zum Bessern wenden soll, als daß man das helle Licht der göttlichen Wahrheit, das helle Licht des Evangeliums in diese Zustände hineinleuchten läßt, des Evangeliums, welches dem Menschenleben das rechte Ziel anweist, der Lebensarbeit das rechte Feld, den Lebensgütern den rechten Werth, dem Lebensgenusse das rechte Maß, des Evangeliums, welches als das Evangelium des Friedens allein die rechte Arznei sein kann für unsere ruhe- und friedelose Zeit? — Wie läßt sich aber vom Evangelio reden und doch schweigen von Dem, auf welchen es sich gründet, und der sein lebendiger Inhalt ist, von dem Herrn Jesu Christo?

Wenn darum in den letzten Jahrgängen der Spinnstube vielleicht etwas deutlicher und bestimmter als früher von dem Namen des Herrn Jesu Christi Zeugniß gegeben ist, so geschah das keineswegs in der Meinung, der Spinnstube von jetzt ab gleichsam eine andere Prägung oder eine andere Farbe geben zu wollen. Ich sollte vielmehr denken, der alte Spinnstubenschreiber habe dem Büchlein von vornherein schon deutlich genug das christliche Gepräge aufgedrückt und die christliche Farbe gegeben, indem er in dem Eingangsgruße neben das „Gott zum Gruße" immer und

immer wieder das „Den Herrn Jesum Christum zum Troste“ gesetzt und besonders in den ernsten Worten, die er dann zur Einleitung des Büchleins zu schreiben pflegte, oft genug und deutlich genug von Christo, dem Weltheilande, geredet hat. Wenn aber in den letzten Jahrgängen noch bestimmter und deutlicher dieses Gepräge hervorgetreten sein sollte, so hat das keinen anderen Grund, als die leider in den letzten Jahren so sichtlich gewachsene Feindschaft wider alles Christenthum, der gegenüber es noth thut, immer lauter und entschiedener unserem lieben deutschen Volke zuzurufen, wo es sein wahres Heil zu suchen hat und zu finden gewiß sein darf.

Wer nun an diesem helleren Tone von Christo Anstoß genommen hat, der prüfe sich doch einmal selbst, ob nicht die Schuld weniger an der Spinnstube, als an ihm selber liegt, ob nicht dieser Ton, der von Anfang an durch das Büchlein gegangen ist und der ihm so lange Jahre hindurch nicht ärgerlich gewesen ist, nun mit Einem Male deshalb sein Mißfallen erregt hat, weil er sich durch den christusfeindlichen Zeitgeist hat einnehmen lassen, weil er sich gewöhnt hat, an ganz anders klingenden Tönen seine Lust zu haben!

Ob die Spinnstube auf dem Boden geblieben ist, den das Vorwort zu dem Jahrgange 1871 als den ihrigen bezeichnete, auf dem Boden eines gesunden, nüchternen, thatkräftigen Christenthums, auf welchem ebensowenig finstere Kopfhängerei eine Stätte findet, als das schwache, halbe Wesen Derer, die sich einbilden, den heiligen Geist des Christenthums und den unheiligen Geist der christusfeindlichen Welt mit einander in Einklang bringen zu können und zu müssen und darum dem Weltgeiste Zugeständnisse machen, die dem Geiste des Christenthums zuwider sind — das mag getrost dem Urtheile Aller überlassen bleiben, welche die Gesundheit und Nüchternheit des Christenthums nicht in dem Aufgeben seiner Grundwahrheiten finden, welche unter einem thatkräftigen Christenthum kein solches verstehen, das in der That die Lehren des Evangeliums kräftig verläugnet und ohne Glauben an dieselben doch noch Christenthum zu sein wähnt.

Soll aber der Vorwurf einer „pietiſtiſchen Farbe“ der Spinnſtube deshalb gemacht werden, weil ſie eben einen anderen Begriff von geſundem, nüchternem, thatkräftigem Chriſtenthume hat, als den eben abgewieſenen, ſo wird ſie ſich das eben gefallen laſſen müſſen und auch gerne gefallen laſſen. Und ſollte der Eine oder der Andere deshalb der Spinnſtube, die ihm Jahre lang eine treue Hausfreundin geweſen iſt, den Rücken kehren wollen, ſo wäre das wohl höchſt bedauerlich, wenn auch mehr für ihn ſelbſt, als für die Spinnſtube, aber dieſe könnte ſich doch dadurch nicht beirren laſſen. Solange ſie neben dem „Gott zum Gruße“ auch das „und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte“ an der Stirne trägt — und das ſoll bleiben, ſo lange ſie lebt! — wird auch dies Letztere in ihr zur vollen Geltung kommen, und das um ſo entſchiedener, je mehr von anderer Seite alle Kraft aufgeboten wird, unſer deutſches Volk um den Troſt zu betrügen, der in dem Namen des Herrn Jeſu und in ſeinem heiligen Evangelio liegt.

In welch' frecher Weiſe dies aber geſchieht, wie fort und fort unſerem armen Volke Bücher zum Leſen angeprieſen und auf die zudringlichſte Weiſe durch Colporteure in die Häuſer getragen werden, in welchen das Gift der Gottloſigkeit wie in Strömen fließt, in welchen mit überlegter, ausgeſuchter Bosheit alles Heilige und Göttliche untergraben, allem Chriſtenthume inſonderheit der Krieg erklärt wird, darüber kann ſich Jeder leicht Kunde verſchaffen, er braucht nur die rothen, grünen, gelben Subſcriptionsliſten einmal genauer durchzuſehen, mit denen die Bücherboten umherziehen; er braucht nur die Titel der Bücher zu leſen, welche der argloſe Landmann oft neben ſeiner Bibel und neben ſeinem Geſangbuche auf dem Simſe ſtehen hat, für welche der des Leſens ſelbſt kaum kundige Arbeiter ſeine ſauer verdienten Groſchen ausgibt, weil die vielverſprechenden, reizenden Titel ihn verlockten oder die ſchönen Prämienbilder, welche als Beigabe für die Käufer der Bücher verſprochen (ob auch jedesmal geliefert?) werden.

Wenn nun oben geſagt wurde, das Evangelium des

Herrn Jesu sei die rechte Arznei für die Schäden unserer Zeit und es dürfe deshalb kein rechtes Volksbuch davon schweigen, so möchte ich das jetzt wenigstens an Einem Beispiele nachweisen und damit zugleich das Versprechen lösen, welches ich im Vorworte zum vorigen Jahrgange gegeben, daß nämlich der alte Brauch des Begründers der Spinnstube beibehalten werden solle, jeden Jahrgang mit einem ernsten Worte zu beginnen, wie es zu dem Spinnstubengruße paßt.

Ein Hauptschaden in unserem heutigen Volksleben, ein Schaden, der wie ein böses Geschwür immer weiter um sich zu fressen und schließlich alles Bestehende zu zerfressen droht, ist ohne Zweifel das Mißverhältniß, welches zwischen Arbeitern und Arbeitgebern besteht, und das je länger je mehr in den beklagenswerthesten Erscheinungen zu Tage tritt.

Auf dem Lande freilich, oder besser in Gegenden mit vorherrschend ländlicher Bevölkerung, weiß man von diesem Mißverhältniß noch nicht viel, wenigstens bei uns im lieben Deutschlande. Da besteht vorläufig nur das Mißverhältniß, daß Diejenigen, welche Arbeit zu geben haben, so überaus schwer nur Hände für diese Arbeit finden können, weil die arbeitsfähigen Hände, welche sonst zu haben waren, sich durch die weit höheren Löhne, die ihnen in Fabrikgegenden geboten werden und auch geboten werden können, dorthin ziehen lassen, um dort ihre Kraft und Arbeit höher zu verwerthen, als es bei der ländlichen Arbeit angeht. Die Spinnstube laßt sich's, will's Gott, ein ander Mal angelegen sein, auch hierauf einzugehen und nachzuweisen, wie durch diese unter der ländlichen Bevölkerung immer weiter um sich greifende Wanderlust und Lohnsucht viel Unsegen in dieselbe hineingetragen wird, und wie die in der Jugend verdienten hohen Löhne sich oft nachher im Alter so empfindlich und bitter rächen.

Es soll jetzt hauptsächlich von dem Mißverhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern geredet werden, wie es sich in den großen Städten und ganz besonders in bedeutenden Fabrikstädten gebildet hat, wo eine zahlreiche Arbeiterbevöl-

kerung wohnt und einer kleinen Zahl von Arbeitgebern ihre Dienſte widmet.

Nun ſcheint ja freilich nichts natürlicher und ſelbſtverſtändlicher, als daß zwiſchen beiden, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, ein freundliches Verhältniß beſtehe, da beide auf einander angewieſen ſind; da der Arbeiter froh ſein muß, wenn er eine Arbeit findet, welche bei treuem Fleiße ihn allein, oder auch noch ſeine Familie, wenn er eine ſolche hat, ausreichend ernährt, ihm auch wohl noch geſtattet, für unvorhergeſehene Fälle, beſonders für die Tage der Krankheit oder der Geſchäftsſtockung, einen Nothpfennig zurückzulegen; da aber auch andererſeits der Arbeitgeber froh ſein muß, wenn er Arbeiter findet, auf welche er ſich verlaſſen kann, und die ihm ſeine Arbeit treu und gewiſſenhaft verrichten. — Und ſo war's ja auch wohl im Großen und Ganzen zu früherer Zeit und iſt, Gottlob! noch heute ſo an manchen Orten.

Aber heutzutage iſt im Allgemeinen an die Stelle dieſes ſo natürlichen und nothwendigen freundlichen Verhältniſſes zwiſchen Arbeitern und Arbeitgebern ein böſes Mißverhältniß getreten, das von Tag zu Tage mehr ein wahrer Fluch für unſer Volksleben zu werden droht. Statt der Anhänglichkeit und des gegenſeitigen Vertrauens, welches die ſo dringend auf einander Angewieſenen unter einander verknüpfen ſollte, hat ſich zwiſchen beiden Mißtrauen, Theilnahmloſigkeit, ja wohl erbitterte Feindſchaft wie eine tiefe Kluft befeſtigt und auseinander geriſſen, was doch ſo enge verbunden ſein ſollte.

Wie das gekommen, iſt eine nicht ganz leicht zu beantwortende Frage. Der tiefſte Grund mag wohl in dem ganzen Geiſte liegen, welcher heutzutage die Welt beherrſcht und immer tiefer einreißt, je mehr man die ſchützende Schranke der Frömmigkeit und Gottesfurcht dahinſinken läßt. Es iſt dies der böſe Geiſt der Geldſucht, welcher alles Dichten und Trachten des Herzens auf das Eine Ziel hinlenkt, recht viel, recht ſchnell, recht leicht zu verdienen, und der darüber alles Andere, Höhere und Heilige vergeſſen macht;

es ist damit in unzertrennlicher Verbindung weiter der böse Geist der Genußsucht, welcher sich zu immer höheren, maßloseren Ansprüchen erhebt, wenn es sich darum handelt, was zum Lebensglück eines Menschen, oder, wie der beliebte Ausdruck lautet, „zu einem menschenwürdigen Dasein" gehöre, und der sich jeden Tag neue, selbstersonnene Bedürfnisse schafft, aber dagegen von treuer Erfüllung der Menschenpflichten, insbesondere von treuer, ehrlicher Arbeit nichts wissen will; es ist der böse Geist der Selbstsucht und der Liebloſigkeit endlich, wie er in dem Wahlspruche seinen Ausdruck findet, der heutigen Tages überall zu hören ist: „Jeder ist sich selbst der Nächste!"

Wenn nun, von diesen bösen Geistern erfüllt, die Arbeitgeber ihre Arbeiter nur wie Maschinen ansehen, die ihnen zu Reichthümern verhelfen, und sie deshalb rücksichtslos auszunutzen suchen, gegen möglichst geringen Lohn möglichst hohe Leistungen fordern, für die in ihrem Dienste arbeitsunfähig Gewordenen nicht mehr Theilnahme beweisen, wie für eine unbrauchbar gewordene Maschine, und sie kalt und ruhig ihrem traurigen Schicksale überlassen, sobald sie keinen Nutzen mehr aus ihnen ziehen können, dagegen aber selber durch ein Leben in Saus und Braus, durch ein tägliches Schwelgen in den ausgesuchtesten Genüssen, durch eine alles Maß übersteigende Prachtliebe den armen Arbeitern immerfort den schreiendsten Gegensatz in der beiderseitigen Lebensweise recht grell unter die Augen stellen: — kann es denn da ausbleiben, daß bei diesen Letzteren eine grenzenlose Verbitterung eintritt, ein grimmiger Neid, eine offenbare Feindschaft, die überall, wo nicht die unbedingteste Abhängigkeit von dem Arbeitgeber stattfindet, sich am Ende in wilden Ausbrüchen Luft macht?

Und wo wiederum die Arbeiter, von diesen bösen Geistern erfaßt, aller Dankbarkeit gegen die Arbeitgeber vergessen, welche vielleicht — und es fehlt ja, Gottlob! auch an solchen Arbeitgebern nicht! — in recht treuer, väterlicher Weise für sie sorgten; wo sie, weil bei den erhöhten Lebensansprüchen, die sie machen, bei dem begehrlichen Hinauswollen über die

Grenzen des standesmäßigen Lebens, zu dem sie sich hinreißen lassen, der Lohn, welcher bisher ausreichte, nicht mehr reichen will, nun in jeder Weise höhere Löhne zu erzwingen suchen, ohne darnach zu fragen, ob der Arbeitgeber dieselben bewilligen kann; wo sie sich jede augenblickliche Bedrängniß des Arbeitgebers zu Nutze machen, ja wohl gar selbst solche Bedrängnisse geflissentlich herbeizuführen suchen, um Zugeständnisse zu erpressen, welche auf die Dauer wenigstens über das Maß des Möglichen hinausgehen: — kann es da ausbleiben, daß auch bei den besten Arbeitgebern die liebevolle Theilnahme für ihre Arbeiter verloren geht, daß sie unlustig werden, auch berechtigte Ansprüche, begründete Beschwerden derselben zu berücksichtigen, daß sie vorkommenden Falls die ganze Macht ihres Reichthums und Ansehens in die Wagschale werfen, um sich in dem wogenden Kampfe der Interessen oben zu erhalten, und eiserne Strenge an die Stelle der liebevollen Fürsorge treten lassen?

Und wenn nun gar, wie dies in unsern Tagen fortwährend geschieht, gewissenlose Verführer umherschleichen und zwischen Arbeitgebern und Arbeitern einen förmlichen Krieg herbeizuführen sich bemühen; wenn sie, die selbst von ehrlicher Arbeit nichts wissen wollen, sondern nur darauf ausgehen, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt, „im Trüben zu fischen," das Urtheil der Arbeiter absichtlich verwirren mit Grundsätzen, die unter dem trügerischen Deckmantel der Wahrheit die plumpsten Lügen, unter dem blendenden Scheine der Liebe zu den Arbeitern nur die maßloseste Selbstsucht bergen, die aber der einfache Arbeiter nicht im Stande ist, in ihrer Grundlosigkeit und Unwahrheit zu erkennen, oder die er gerne und ohne Prüfung annimmt, weil sie ihm in augenblicklicher Noth, welche ihn drückt, sichere Hülfe versprechen; wenn sie z. B. Grundsätze aufstellen wie diese: „Der Reichthum ist ein Diebstahl an den Armen," — „der Reiche mästet sich mit dem Schweiße der Armen," — „nur diejenige Arbeit, welche etwas Sichtbares und Greifbares zu Stande bringt, ist wirkliche Arbeit, die eines Lohnes werth ist, alle Arbeit mit dem Kopfe aber, alle

Denkarbeit (NB. wie sie so oft der Arbeitgeber in der aufreibendsten Weise thun muß, damit sein Geschäft im rechten Gange und seinen Arbeitern ihr sicherer Verdienst bleibt!) ist keine Arbeit, welche auf Lohn Anspruch machen darf;" wenn sie mit Hülfe solcher Grundsätze, die ja doch für den nüchtern Urtheilenden unzweifelhafte Lügen sind, die Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber aufwiegeln, förmliche Verbindungen unter ihnen stiften und dadurch die berüchtigt gewordenen Arbeits-Einstellungen, oder wie die Engländer es nennen „Strikes", möglich machen, deren Zweck es ist, die Arbeitslöhne auf eine schwindelnde Höhe hinaufzutreiben, dagegen die tägliche Arbeitszeit auf ein verschwindendes Maß herunterzuschrauben, also Zustände zu schaffen, welche auf die Dauer unmöglich bestehen können: — muß man da nicht mit bangem Herzen die Frage thun: wohin soll das führen? wie soll das enden? Muß da nicht Jeder, der über der Furcht vor drohenden Gefahren nicht die Umsicht verliert und die Thatkraft sich lähmen läßt, unwillkürlich weiter fragen: wie kann, wie soll da geholfen werden?

Nun, die Gewalt von oben, die Gewalt einer kräftigen, entschiedenen Regierung kann wohl jetzt noch helfen und die trüben Gewässer eindämmen, welche alles Bestehende wegzureißen drohen. Vernünftige zweckmäßige Gesetze, welche ebensowohl die Arbeiter gegen Uebervortheilung und rohe, rücksichtslose Ausnutzung durch gewissenlose Arbeitgeber schützen, wie sie andrerseits dem gewissenhaften Arbeitgeber gegen die zügellosen Ausschreitungen der verblendeten Arbeitermassen Schutz gewähren, sie können wohl eine Zeit lang die üblen Folgen des Mißverhältnisses zwischen den beiden Parteien zurückhalten. Aber wird auch auf die Dauer damit geholfen sein, wenn erst die heillosen Grundsätze der Volksverführer allgemeinere Geltung bei den Arbeitern erlangt haben, wenn erst die große Masse derselben in diesen Grundsätzen das rechte Evangelium für sich gefunden zu haben überzeugt ist? Da sind bescheidene Zweifel wohl erlaubt.

Nein, wir sind vielmehr der festen Ueberzeugung: es kann nur Eins wahrhaft und durchgreifend helfen, nämlich

die gründliche Rückkehr zum Evangelium des Herrn Jesu und zu seinen heiligen, göttlichen Grundsätzen. Erst wenn diese wieder als das Licht der ewigen Wahrheit in alle unsere Lebensverhältnisse und vorab in die oben berührten Arbeiterverhältnisse hineinleuchten, erst wenn sie, wie sie jetzt vielfach verachtet und geringgeschätzt werden, wieder allgemeine Geltung erlangt und unserer ganzen Zeit wieder das rechte Gepräge gegeben haben, werden die drohenden Gefahren abgewendet werden können, vor welchen jetzt so manches Herz bange seufzt, und gewiß nicht ohne Grund.

Es muß erst wieder aus dem Evangelio gelernt werden, daß der Mensch ein anderes höheres Ziel für sein Leben hat, als Grab und Tod und völlige Vernichtung darin, und deshalb auch eine höhere und edlere Aufgabe für sein Leben, als das Erwerben irdischer Reichthümer und das Genießen fleischlicher, sinnlicher Freuden. — Es muß erst wieder den Herzen der Menschen recht offenbar werden, wie arm Der ist bei allem äußeren Reichthum, welcher keinen Gott, keinen Heiland, keine ewige Heimath mehr kennt, weil ihm bei dem etwaigen Verluste seines Reichthums, der doch in einer so schwindelhaften Zeit, wie die unsrige eine ist, über Nacht eintreten kann, auch nichts mehr bleibt, womit er sich trösten, woran er sich wieder aufrichten kann. — Es muß erst wieder der Werth jeder einzelnen Menschenseele recht erkannt werden und dadurch die richtige Werthschätzung jedes, auch des geringsten und niedrigsten Menschen sich wieder Bahn brechen, wie sie das Evangelium des Herrn Jesu an die Hand gibt. — Es muß erst wieder die hohe, heilige Wahrheit des Evangeliums verstanden und geglaubt werden, daß die ganze Welt ein großer, hehrer Gottesbau ist, welchen menschliche Sünde wohl vielfältig verunstaltet hat, über welchem aber das treue Vaterauge des allwissenden und allweisen Gottes allzeit offen steht, in welchem sein allmächtiger, heiliger Wille waltet und jedem Geschöpfe die Stellung und die Arbeit angewiesen hat, darin es sich befindet. — Die Reichen müssen sich erst wieder durch das Evangelium belehren lassen, daß ihr Reich-

thum ein Gnadengeſchenk Gottes iſt, ein ihnen anvertrautes Pfund, und daß ſie darüber nur Haushalter ſind, die einſt vor ihrem himmliſchen Herrn ſchwere Rechenſchaft ablegen müſſen; die Armen müſſen erſt wieder lernen, daß auch ſie nach Gottes heiligem Willen in ihrer Armuth ſtehen, daß ſie aber einen treuen, gnädigen Gott über ſich haben, der ſie nicht verlaſſen noch verſäumen, der es ihnen am täglichen Brode nicht mangeln laſſen wird, wenn ſie ſich nur nicht eigenwillig ſeinem uralten Geſetze entziehen wollen, das da lautet: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen," wenn ſie nur die Arbeit, welche ihr Beruf mit ſich bringt, nicht als einen Fluch anſehen, ſondern als einen Segen Gottes und ſich den Gottesſegen dazu täglich erbitten. — Vor allen Dingen aber muß von Arm und Reich, von Hoch und Niedrig das neue Gebot des Heilandes wieder gelernt und beherzigt werden: „Liebet euch unter einander!", dieſes Grundgeſetz im Reiche Gottes, das uns der Heiland ſelber nicht blos vorgeſagt, ſondern auch vorgethan hat, und zu deſſen ſelbſtverläugnender, opferwilliger Erfüllung er jedes Herz durch ſeinen heiligen Geiſt fähig machen will, das ſich ihm ergibt und zu ſeiner helfenden, rettenden Gnade Zuflucht nimmt in lebendigem Glauben und herzlichem Gebete.

Mag d'rum auch der Spinnſtube der Vorwurf des „Pietismus" gemacht werden, wenn ſie dieſe Grundſätze des Evangeliums vertritt und als das alleinige Heilmittel für die Schäden und Gebrechen unſerer Zeit anpreiſt, ſie wird ſich dadurch nicht irre machen laſſen; denn ſie iſt überzeugt, daß ſie damit allein das wahre Wohl des Volkes, dem ſie gerne dienen möchte, fördern kann. Es ſoll d'rum nach wie vor ihr alter Gruß und ihr betender Wunſch bleiben:

Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von anno 1873.

Die vier Räthsel im vorigen Jahrgange der Spinnstube haben gewiß Niemanden viel Kopfzerbrechens gemacht; denn sie waren alle leicht, und nur der alten Gewohnheit zu Liebe soll jetzt die Auflösung derselben gegeben werden.

Das erste auf Seite 109 hat zum Gegenstande das Wort „Streusand". Um dasselbe errathen zu können, muß man freilich wissen, daß das Wort „Streu" ein Lager von Stroh bedeutet, welches ohne Weiteres auf dem Stubenboden ausgebreitet wird, wenn die Betten fehlen oder nicht ausreichen, und welches zur heißen Sommerszeit eine recht kühle Ruhestätte bietet, dem man bei großer Müdigkeit nicht einmal die Härte anmerkt. Sollte irgendwo im deutschen Vaterlande, wo die Spinnstube einkehren darf, dieser Ausdruck nicht bekannt sein, so will der Räthselmacher hiermit nachträglich um Verzeihung gebeten haben, daß er den dortigen Rathern Ungebührliches zugemuthet hat; sie aber dürfen sich dafür bedanken, daß nun ihr deutscher Sprachschatz um ein Wort bereichert ist. — Das Uebrige im Räthsel bedarf keiner Erläuterung, zumal wenn der geneigte Leser daran denkt, daß bei einem ordentlichen Schreibzeuge Tintenfaß und Streu-

ſandbüchſe neben einander ſich befinden, und daß man deshalb leicht in Gefahr kommt, unvorſichtiger Weiſe das Tintenfaß ſtatt der Streuſandbüchſe über das Geſchriebene auszugießen. Und dann o weh!!

Das folgende Räthſel auf Seite 111 denkt an unſern großen deutſchen Dichter „Schiller“. Das „Sch“ vorne weggeſtrichen, bleibt „Iller“, ein Nebenflüßchen der Donau. Das „er“ hinten weggeſtrichen, bleibt „Schill“, der tapfere Held, der zunächſt nach der für Preußen ſo unglücklichen Schlacht bei Auerſtädt mit ſeinem fliegenden Freicorps den Franzoſen vielen Schaden zufügte, die Feſtung Colberg ſo reichlich mit Vorräthen verſehen half, daß ſie nicht zu capituliren brauchte, dann an der Spitze ſeines Freicorps zur Vertreibung des Königs von Weſtfalen Weſtdeutſchland zum Aufſtand zu bringen verſuchte, und als dies mißlang, nach Stralſund flüchtete, wo er beim Kampfe in den Straßen gegen die eingedrungenen Holländer den Heldentod fand. Streicht man endlich Beides weg, das „Sch“ vorne und das „er“ hinten, ſo bleibt „Ill“, das Nebenflüßchen des Rheins, an welchem das wiedergewonnene Straßburg liegt.

Beim dritten Räthſel auf Seite 169 denke nur an das Wort „Laubfroſch“, ſo wird ſich Alles ganz leicht löſen, beſonders wenn du bei dem Zweiten daran denkſt, daß für Feinſchmecker die abgeriſſenen Froſchkeulen einen leckeren Braten bieten (Proſit die Mahlzeit!), und wenn du bei dem Ganzen nicht vergiſſeſt, daß der kleine, grüne Laubfroſch als Wetterprophet gilt, der, jenachdem er auf dem Leiterchen in ſeinem Glaſe aus dem Waſſer oder in das Waſſer ſteigt, gutes oder ſchlechtes Wetter ankündigen ſoll. Ich habe freilich einen gekannt, der beharrlich das Gegentheil von dem that, was er hätte thun müſſen, wenn er ein richtiger Prophet hätte ſein wollen.

Das vierte Räthſel endlich auf Seite 174 iſt über das Wort „Bettlade“ gemacht, und iſt dabei zu bemerken, daß der Setzer nach der dritten Strophe die Sternchen ausgelaſſen hat, die anzeigen ſollten, daß von da an das zweite Wort „Lade“ beſprochen wird. Sonſt iſt das Räthſel ganz

einfach. Es hat bei dem erſten Worte das Fluß- und Bachbett zunächſt im Auge, dann das Krankenbett, welches Niemand gerne hütet; weiter das gewöhnliche Bett zum Schlafen und endlich das Sterbebett. Bei dem zweiten Worte aber iſt an die Tiſchlade gedacht, in welcher gewöhnlich das Brod aufbewahrt wird, und welche, wenn ſie bei feuchtem Wetter etwas gequollen iſt, gerne knarrt beim Ausziehen; ſodann an die Putzlade des eiteln Mädchens, an die Leinwandlade der ſorgſamen Mutter, und endlich an die Sterbelade oder den Sarg, darauf ſich der Greis freut, wenn er müde und lebensſatt iſt, aber eine gewiſſe Hoffnung des ewigen Lebens hat, weil er, wie es jener Greiſe Simeon im Evangelio mit ſeinen Leibesaugen durfte, mit ſeinen Glaubensaugen den Heiland Gottes und ſeine Herrlichkeit geſchaut hat und ſich nun ſehnt, zu ihm zu kommen für ewig.

Kannſt du dich auch auf dieſe Lade freuen, lieber Leſer? oder fehlt's noch irgendwo bei dir, damit deine Chriſtenfreude eine vollkommene ſei, die auch durch den Gedanken an den Tod nicht getrübt werden mag?

Mit dieſer Frage, die dir vielleicht ein Räthſel in deinem inwendigen Leben zu löſen vermag, laß mich für diesmal von dir ſcheiden und für dich und mich noch ſagen:

Gott befohlen!

3. Die beiden Neffen.

Eine Geſchichte aus der Zeit des ſpaniſchen Feldzugs.

Nach einer Mittheilung von M. Hofer.

1.

In einem engen, ſtillen Thälchen, wie ſie die zahlreichen Rinnſale, die aus dem hohen Schwarzwalde kommen, ſo vielfach bilden, ſtand im Anfange unſeres Jahrhunderts eine Schneidemühle.

Eine solche ist nun freilich in den Schwarzwaldthälern gerade keine Seltenheit. Denn um den ungeheuren Holzreichthum des Waldgebirges recht zu verwerthen, ist es nicht genug, die hohen, schlanken, edlen Tannenstämme hinabzuflößen in den Rhein und von da weiter bis hinunter nach dem holzarmen Holland, wo sie zum Schiffbau verwendet werden. Es gibt unter den Waldriesen auch Zwerge, die das, was ihnen an Höhe abgeht, durch ihre Dicke wieder beibringen. Die lassen sich aber mit den langen schlanken Stämmen nicht wohl zu Flößen zusammenkoppeln, sondern müssen erst zu Bohlen und Brettern geschnitten werden, um dann den Flößen als Boden und Ladung zu dienen. Da gibt's für die Schneidemühlen Arbeit die Fülle, zumal wenn auch noch die Winterstürme tüchtig gehaust und manche der hohen, schlanken Stämme geknickt haben. Und das verstehen die Stürme auf dem Schwarzwalde aus dem FF.

Wirklich standen auch in dem Thälchen, darin diese Geschichte ihren Anfang nimmt, der Schneidemühlen noch manche, und wenn man dem klaren, muntern Flüßchen nachging, welches in den launenhaftesten Windungen sich durch das enge Thal drängte, so hörte man noch oft, ehe man mit demselben in die Ebene des Rheinthals kam, das Rauschen der Räder und das Knirschen der Säge, die für das Ohr des Schneidemüllers die lieblichste Musik sind.

Allein jene Schneidemühle, die vorhin erwähnt ward, zeichnete sich doch vor allen anderen des Thales entschieden aus, und zwar durch die unbeschreiblich schöne Lage, die sie hatte.

Aeußerlich war sie zwar höchst einfach und unscheinbar und konnte sich gegen manche andere, die im Thälchen stand, kaum sehen lassen. Ein weit vorstehendes Strohdach deckte die Wände und ragte noch ziemlich weit über den auf schweren Holzsäulen ruhenden Gang vor, der ringsum den Oberstock lief, und auf den die Thüren der dort befindlichen Zimmer mündeten. Im Erdgeschosse waren neben dem Mühlwerk, das von einem starken Rade getrieben wurde, noch zwei bewohnbare Kammern für das Gesinde, deren Fenster

auf das Dach des kleinen Schuppens schauten, welcher zur Aufbewahrung der geschnittenen Bretter diente. Das war die ganze Baulichkeit. Und wer genauer zusah, der merkte bald, wie an derselben die Zeit nicht spurlos vorübergegangen war; wie die Holzsäulen ringsum das Haus lange nicht mehr so lothrecht standen, als sie des Zimmermanns Kunst gewiß anfangs gestellt gehabt hatte; wie hier und da selbst ein Pfosten des Hauses aus seinem Zapfenloch gewichen war und in dem Fachwerke Risse sich zeigten, die auch nicht von des Maurers Hand herrührten.

Allein, wer sich das unscheinbare Mühlchen etwas mehr aus der Ferne ansah, also daß er die besagten Schäden, die es trug, nicht wahrnahm, der konnte nur seine Freude an ihm haben, sofern er überhaupt für etwas Schönes in der Natur Sinn hatte.

Wie lag es so traulich und friedlich da im Schutze mehrerer Erlen und Ulmen, die ihre weiten Aeste wie schützende Flügel über sein Dach breiteten! Wie leuchtete das Strohdach von dem verschiedenfarbigsten Moose, das sich wie eine buntgestickte Decke über dasselbe zog und beredtes Zeugniß davon gab, daß unter ihm schon mehr als Ein Herz geschlagen und ausgeschlagen hatte! Wie ernst schaute erst der schöne dunkle Tannenwald über das Mühlchen hinweg, der sich gleich hinter demselben den steilen Berg hinanzog und des Mühlenbesitzers freies Eigenthum war!

Wer aber erst auf der von außen aufsteigenden, mit einem Dache versehenen Treppe in die Zimmer des Oberstockes gekommen war und durch die nach beiden Seiten gehenden Fenster thalauf und thalab schaute, welch' überraschender Blick eröffnete sich dem in ein Thälchen von wunderbarer Schönheit!

In diesem Mühlchen wohnte der alte Eichmann mit seinem treuen Weibe schon seit langen Jahren; er noch immer eine hohe, kräftige Gestalt, wenn auch sein Haar schon ziemlich starke Spuren jener Färbung trug, welche der Volksmund als „Kümmel und Salz" bezeichnet, sie ein behäbiges Mütterchen, dem die Herzensgüte aus den freundlichen Augen

schaute, wenn auch die zahlreichen Falten und Furchen auf Stirn und Wangen davon zeugten, daß des Lebens Weh und Herzeleid nichts weniger als schonend an ihr vorübergegangen sei.

Und so war's auch in der That. Drei liebliche Kinder hatte der Herr den Müllersleuten geschenkt, die ihre Freude und ihr Stolz waren und mit ihren hellen Stimmen das Thälchen weithin belebten. Aber eine böse Kinderkrankheit hatte sie alle drei kurz nacheinander dahingerafft, ohne daß der Doctor hatte helfen können, den Eichmann mit großen Kosten aus weiter Ferne herbeigeholt hatte.

Tiefes, unbeschreibliches Weh war damals in die friedliche Mühle eingezogen, und nur die ächte Frömmigkeit, die in den Herzen beider Eltern feste Wurzeln hatte, war ihnen der Anker geworden, an dem sie sich aus der Verzweiflung retteten. Sie wußten, wo der rechte einige Trost für alles Erdenleid zu finden war, und fanden ihn auch allemal reichlich, so oft sie nach der alten Baseler Bibel griffen, die über der Thüre des Wohnzimmers auf dem Brette lag. Dies geschah aber an jedem Morgen und an jedem Abende, mochte auch die Tagesarbeit noch so sehr drängen oder noch so sehr die müden Glieder in Anspruch genommen haben. Sie waren es beide schon von Haus aus so gewöhnt, und diese Gewohnheit wurde ihnen um so lieber, je mehr sie das heilige Gotteswort in den Tagen des Leids als den Balsam aus Gilead kennen lernten, der allein die Herzenswunden zu heilen vermag.

Wie es aber bei einer ächten, im Feuer der Trübsal geläuterten Frömmigkeit nicht anders sein kann, sie trug auch ihre Früchte nach außen. Alle die übrigen Schneidemüller, die im Thälchen wohnten, wußten, wo sie jedesmal, wenn sie in irgend welcher Verlegenheit waren, ein zu Rath und That bereites Herz fanden, und daß sie nie vergeblich bei dem alten Eichmann anklopften, wenn es galt, in der Noth zu helfen. Und die Armen aus der ganzen Umgegend kannten kaum eine Hand, die reichlicher und fröhlicher gab, als die der alten Eichmanns-Base; sie ließen sich's drum nicht verdrießen, immer wieder zu kommen, wenn auch die

Gaben in manch ernstes Wort der Mahnung und Zurechtweisung eingewickelt waren je nach Gebühr. Merkten sie doch den Worten ab, daß sie aus einem Herzen kamen, daß es mit ihnen wohl meine.

Aber wer waren denn die beiden jungen Bursche, die jetzt in der Eichmannsmühle so munter umhergingen und mit rüstigem Fleiße den beiden alten Leuten so wacker halfen? Mühlknappen waren es nicht; das sah man an ihrem ganzen Wesen und Auftreten und merkte es erst recht an dem Vater- und Muttersnamen, den sie den beiden alten Leuten gaben.

Nun mit denen verhielt es sich so:

Einige Monate, nachdem der Tod seine reiche Ernte in der Eichmannsmühle gehalten hatte, saßen der Müller und sein Weib nach dem Abendsegen noch bei einander im warmen Stüblein. Sie hatten eben das Evangelium vom barmherzigen Samariter gelesen, und das Schlußwort: „So gehe hin und thue desgleichen!“ klang in ihren Herzen noch in vollen Tönen nach.

„Was meinst du, Mutter,“ unterbrach da Eichmann plötzlich die Stille, „wenn wir auch so ein Samariterwerk thäten? Ich wüßt' eins, das uns sehr nahe gelegt ist.“

„Nun?“ fragte die Müllerin, als er eine Weile stille schwieg, und man hörte es dem Ton ihrer Stimme an, daß des Gatten Wort bei ihr eine Saite angeschlagen hatte, die voll und hell tönte.

„Ja“, fuhr Eichmann fort, „da ist meine Schwägerin mit ihren zwei unversorgten Kindern. Der geht es, wie ich kürzlich gehört habe, nach meines Bruders Tode recht kümmerlich. Der Johannes, ihr Zweitältester, ist jetzt so weit, daß er etwas lernen muß, und doch wird sie ihre liebe Noth haben, für den Aeltesten, den Christoph, das Lehrgeld aufzubringen. Da kam mir denn eben so der Gedanke, das wäre auch ein Samariterwerk, wenn wir den Johannes zu uns nähmen. Er könnte bei mir das Geschäft lernen, und die arme Schwester wäre die Sorge um das Lehrgeld los. Auch ist der Johannes ein stiller, braver Junge, der uns gewiß Freude macht und uns in unserer Einsamkeit ein rech-

ter Troſt werden könnte. Es iſt mir ohnehin ſo ſtill und wehleidig jetzt in unſerm Hauſe — und dir auch, das ſehe ich alle Tage, wie du es auch zu verbergen ſuchſt! Was meinſt'?"

Die Müllerin nickte nur zu den letzten Worten; denn es waren ihr die Thränen dick und voll in die Augen getreten, die ſie doch vor dem Manne nicht wollte merken laſſen. Sie faßte ſich auch bald und, als ob ſie nur eine Weile nachgeſonnen hätte, antwortete ſie:

„Das wär' ſchon recht und gut; aber ich wüßt' doch, wo noch eher zu helfen nöthig wäre. Denkſt du denn nicht an den Anton, deiner Schweſter Lisbeth Kind? Der gleicht doch weit eher als der Johannes dem unter die Mörder Gefallenen; denn Vaterliebe hat er, wie du weißt, nie kennen gelernt, und wie er unter der Hand ſeiner Mutter aufwächſt, wirſt du dir ſelber ſagen können. Du kennſt ſie ja beſſer noch als ich, und kannſt dir denken, wie ihr Leichtſinn, der ſie zu Falle gebracht hat, nun auch den Buben erziehen wird. Ich dächte, wenn wir Den zu uns nähmen, ſo wäre das noch weit eher ein Samariterwerk."

Ueber des Müllers Stirn legten ſich tiefe Falten; denn der Gedanke an die gefallene Schweſter, die alle die ernſten Mahnungen in den Wind geſchlagen, wodurch er ſie von ihrem Leichtſinne abzubringen geſucht hatte, war ihm ein ſolcher, der zu ſeiner gegenwärtigen Stimmung gar nicht recht paſſen wollte. Aber er mußte ſich ſagen, daß ſeine Frau Recht habe, und ſchnitt nun die begonnene Rede kurz ab mit den Worten:

„Daß iſt freilich wahr! Aber komm, laß uns jetzt ſchlafen gehen; wir wollen uns die Sache überlegen."

Und er überlegte wirklich ſcharf der Müller. Denn lange wälzte er ſich auf ſeinem Lager umher, und erſt gegen Morgen fand er den wohlthuenden Schlaf, nachdem ſeine Gedanken in einem feſten Entſchluſſe Ruhe gefunden hatten.

Als nun nach dem Morgenſegen, der das Wort gebracht hatte: „Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen," das Frühſtück verzehrt, und die Dienſt-

leute und Mühlknappen an die Arbeit gegangen waren, blieb der Müller noch nachdenklich am Tische ſitzen. Es drängte ihn, der treuen Ehehälfte mitzutheilen, zu welchem Entſchluſſe er während der ſtillen Nacht gekommen war.

„Höre, Mutter,“ begann er, als dieſe ſich ſtille mit dem Spinnrade ans Fenſter geſetzt hatte, „was du geſtern Abend von dem Anton ſagteſt, iſt mir die halbe Nacht durch den Kopf gegangen. Bei dem iſt freilich die helfende Hand noch viel nöthiger, als bei dem Johannes. Das ſeh' ich wohl ein. Aber der Gedanke, den Johannes zu uns zu nehmen, iſt nicht erſt von geſtern her bei mir. Ich trage ihn ſchon längere Zeit mit mir herum, wollte dir aber nichts davon ſagen, bis ſich ſo eine recht paſſende Gelegenheit fände. Nun kann ich ihn nicht gut wieder los werden. Da kam mir denn heute Nacht auf einmal in den Sinn — und, wie ich meine, nicht von ungefähr — wie wär's, wenn wir die Buben alle beide zuſammen nähmen? —. Unſer Haus hat Raum genug; das Geſchäft geht, Gott ſei Dank! ſo, daß wir, wenn uns nicht der Herr ein ganz beſonderes Unglück ſchickt, hoffen dürfen, die beiden Buben mit Ehren groß ziehen und ſie etwas Tüchtiges lernen laſſen zu können. Und ſchlagen ſie ein und gerathen wohl, nun ſo haben wir an ihnen zwei Kinder, die uns einmal dankbar die Augen zudrücken, — weil's doch,“ fügte er zögernd und langſam hinzu, „keine eigenen Kinder thun können. Aber freilich,“ fuhr er dann ſchnell fort, als wolle er die letzten Worte gleich wieder vergeſſen machen, — „dir, Mutter, muß es vor allen Dingen ſo recht ſein. Denn du wirſt durch ſolch einen doppelten Zuwachs zu unſerm Hausweſen die meiſte Mühe und Sorge bekommen.“

Man mochte es dem Müller wohl anhören, daß ihm mit dieſer Rede, die länger war, als er ſie gewöhnlich zu halten pflegte, ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen war. Denn ein tiefes Aufathmen, das faſt wie ein Seufzer klang, machte gleichſam das Punctum.

Wie er nun aber ſeinen Stuhl umdrehte und nach dem Fenſter ſah, wo das Spinnrad über ſeiner Rede zu ſchnur-

ren aufgehört hatte, da sah er in ein Paar feuchte strahlende Augen, die liebevoll nach ihm hinblickten. Und im Tone tiefer innerer Erregung klang es vom Spinnrad zu ihm herüber:

„Gott segne dich, Mann, für diesen Entschluß, der ja wohl gewiß nicht von ungefähr dir gekommen ist, sondern von Dem, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Ja, gewiß ist mir's recht so; und ich will den beiden Buben eine ebenso rechtschaffene Mutter sein, als hätten sie unter meinem eigenen Herzen geruht. Haben wir dann doch wieder Jemand, für den wir sorgen und schaffen, — und," fügte sie stockend hinzu, „vielleicht läßt dann auch bei mir das Herzweh ein wenig nach, das mich allemal erfaßt, wenn ich droben die leeren Bettchen ansehe. — — Aber mach' nun auch schnell und greif' die Sache an! Zur Lisbeth kannst du ja noch heute kommen, wenn du dich gleich auf den Weg machst. Sie wird sicherlich nicht Nein sagen. Da nimmst du den Anton gleich mit und bringst dann morgen Abend alle beide ins Haus. Denn auch den Johannes wird seine Mutter uns gerne überlassen. Ich werde schon sorgen, daß Alles in Ordnung ist, wenn sie kommen, und nach der Mühle werde ich auch sehen."

Gesagt, gethan. Am anderen Abende zogen die beiden Neffen richtig in die Eichmannsmühle ein, und als der Müller, an jeder Hand einen führend, durch das Hofthor trat, kam ihnen die Müllerin, welche schon mit Ungeduld auf sie gewartet hatte, mit ausgebreiteten Armen entgegen, zog, nachdem sie den Gatten bewillkommt hatte, die beiden Knaben an sich und sprach dann, die Hände auf ihre Häupter legend: „der Herr segne euern Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit!"

Und tief ergriffen sprach der Müller ein herzliches „Amen!"

So war denn wieder neues, junges Leben in die Eichmannsmühle eingezogen. Und wie innig beteten am Abende die Eichmannsleute in ihrem Kämmerlein, daß der treue Herr es ihnen möge gelingen lassen, die beiden Knaben zu recht tüchtigen Menschen und zu recht frommen und gläubigen

Gotteskindern zu erziehen, und daß Er selbst, der Herr, in Gnaden über den beiden jungen Leben wachen und walten wolle! Ja, wie ließ es sich die gute Müllerin nicht nehmen, noch einmal, ehe sie ihr Lager suchte, an die Bettchen der

beiden Knaben zu treten und die bereits süß Schlummernden mit ihrem besten Muttersegen zuzudecken, wie sie es auch vordem allabendlich ihren eigenen Kindern gethan hatte! Traten ihr dabei auch die Gestalten dieser wieder recht lebendig vor die Seele, also daß sie in einem heißen Thränenstrome sich das tief trauernde Herz erleichtern mußte, ihr guter, fröhlicher Christenglaube ließ sie doch bald diesen Schmerz wieder überwinden. Und als sie noch einmal mit dem Lichte zu den schlafenden Knaben trat, konnte sie aus freudigem, ergebungsvollem Herzen sprechen: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!"

Welch' eine Freude, als nun am anderen Morgen die beiden Knaben herüberkamen, frisch und blühend nach dem tiefen Schlafe, den sie die Ermüdung des vorigen Tages hatte thun lassen! Welch' eine wehmüthige zwar, aber doch auch erhebende Freude, als nun die leeren Plätze am Frühstückstische wieder besetzt waren! Wie tönte heute der 121. Psalm, den der Hausvater zur Morgenlection gewählt hatte, so ganz anders aus als sonst, da nun wieder zwei frische Kinderstimmen sich dem gemeinsamen Amen, womit geschlossen wurde, beimischten!

Und wirklich, wer die beiden Knaben ansah, mußte an ihnen seine Freude haben, wie verschieden sie sich auch dem betrachtenden Auge darstellten.

Beide waren fast von gleichem Alter; der eine, Anton nämlich, etwas unter, der andere, Johannes, etwas über 14 Jahre. Das frische Roth der Gesundheit schmückte gleichmäßig ihre Wangen, und auch in der Größe war wenig Unterschied. Sie waren beide hochaufgeschossene, schlanke und ebenmäßig gebildete Gestalten.

Aber während Johannes unter dem schlichten blonden Haare und der hohen, gewölbten Stirne ein Paar sinnige, blaue Augen trug, die den Beschauer ehrlich und treuherzig ansahen, blitzten dagegen bei Anton unter dem krausen, schwarzen Haare, das ziemlich tief in die Stirne gewachsen war, und unter den hochgeschwungenen schwarzen Brauen ein Paar tiefdunkele Augen so hell und keck hervor, daß man sich nicht

recht darüber klar wurde: war's blos jugendlicher Muthwille und frische Lebensluſt, was ſie ſo hell blitzen ließ, oder ſchlummerte hinter ihnen jene Fülle von Leidenſchaften, welche ſo oft hinter ſolch ſchwarzen Augen verborgen iſt und dieſelben, wenn Zeit und Stunde kommt, wie verzehrendes Feuer auflodern läßt.

Eichmann kannte das Sprüchlein zu gut: „Müßiggang iſt aller Laſter Anfang" — als daß er nicht ſogleich die beiden Knaben friſch in die Arbeit hineingeführt hätte. Er nahm ſie mit ſich in die Schneidemühle, zeigte ihnen deren Einrichtung und gab geduldig all den tauſenderlei Fragen Rede und Antwort, welche Beide unaufhörlich an ihn richteten. Dann wies er ihnen leichte, ihren Kräften entſprechende Arbeit zu und freute ſich im Stillen, wie wacker Beide angriffen.

„Die werden, wenn ſie der liebe Gott geſund bleiben und wohl gerathen läßt, einmal eine rechte Hülfe für mich werden," ſagte er zu ſeiner Frau, als nach dem Mittageſſen die beiden Knaben ſich ſpielend unter den Fenſtern umhertummelten. „Sie ſcheinen beide von dem Holze zu ſein, aus dem man einen tüchtigen Schneidemüller ſchnitzt. Das konnt' ich ſchon aus ihren Fragen heraushören. Und die Hände zu regen, verſtehen ſie auch alle beide. Hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß auch ein Kind der Lisbeth dazu taugen würde! Denn die hat ihr Lebtag noch nicht ſehr viel vom Arbeiten gehalten."

„Na, walt's Gott!" erwiderte die Müllerin, „'S kann ja auch einmal kommen, daß das alte Sprichwort vom Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt, fehlſchlägt. Laß uns nur das Unſere thun, ſie zum Arbeiten und Beten recht fleißig anzuhalten."

Das thaten denn auch die beiden Müllersleute allen Ernſtes, und in dem gemeinſamen Streben, den beiden Knaben recht treue, chriſtliche Eltern zu ſein, wurden ſie ſelbſt wieder friſcher und lebensmuthiger, und die Stunden der Trauer um die heimgegangenen Lieblinge kamen, wenn auch nicht gerade viel ſeltener, ſo doch mit viel gelinderem Weh über ſie.

In der Woche wurde Tag für Tag fleißig gearbeitet, bald im Walde, wo auch beim Holzfällen, wie beim Aufladen des geschlagenen Holzes die Kräfte der beiden Knaben angemessene Verwendung fanden, bald in der Mühle, wo sie sich allmälig immer nützlicher machen lernten. Und gab's einmal draußen nichts Rechtes für sie zu thun, so wußte die umsichtige Müllerin ihnen stets im Hause eine passende Beschäftigung zu geben. Daß ihnen aber auch die Zeit zum Spielen nicht allzukarg zugemessen war, dafür sorgte der Müller getreulich.

Es fehlte ihnen auch dazu an Gesellschaft nicht; denn in der nächsten Mühle, die etwa eine Viertelstunde thalabwärts lag, — der sogenannten Bergmannsmühle, weil der einstige Erbauer derselben den Namen „Bergmann" führte — und deren jetzige Bewohner noch weitläufige Verwandte Eichmann's waren, gab es eine ganze Schaar Kinder von jeder Altersstufe. Wie die erst einmal die neuen Spielgenossen droben bei Vetter und Base gewittert hatten, stellten sie sich in ihren Freistunden auch regelmäßig vor der Eichmannsmühle ein, und dann ging es an ein Spielen und Jagen, daß oft das stille Thälchen wiederhallte, als ob das wilde Heer darin sein Wesen triebe.

Daß die Aepfel oder Nüsse der Eichmanns-Base, die sie je und dann unter die tolle Schaar austheilte, für diese auch keine geringe Anziehungskraft hatten, sei nur so nebenhin gesagt.

War aber dann nach den arbeitsvollen Wochentagen der liebe Sonntag gekommen, zu dem schon am Sonnabend-Nachmittage die Mühle und ihre ganze Umgebung das Feierkleid angelegt bekam mit Putzen und Kehren und Ordnen, so ging es regelmäßig, wenn nur das Wetter es halbwegs erlaubte, nach dem Kirchdorfe, das etwa eine starke halbe Stunde weit entfernt in einem Seitenthale lag, und zwar in hellem Haufen. Denn Eichmann hielt auch bei seinem Gesinde und seinen Mühlknappen darauf, daß sie den Feiertag heiligten. Wer von den Hausgenossen nur irgend loskommen konnte und nicht durch die triftigsten Gründe gehin-

dert war, wurde, wenn er auch einmal lieber zu Hause geblieben wäre, von Eichmann stets so ernst an seine Christenpflicht erinnert, daß er sich lieber dem Zug nach dem Gotteshause anschloß, als sich den mißbilligenden Blicken und Worten des Hausvaters aussetzte.

„Wer keinen Sonntag hat," war Eichmann's Spruch, der hat auch keinen Werktag! Und zu einem rechten Sonntag gehört auch der Besuch der Kirche."

War dann das Mittagsessen vorüber, so wurde nach alter guter Sitte noch ein Kapitel in der Bibel gelesen, und dann mußten sich die beiden Knaben, ehe sie zum Spielen entlassen wurden, eine Stunde lang im Rechnen und Schreiben üben, wobei ihnen Eichmann, der eine gute Schulbildung besaß, den Lehrmeister machte. Johannes nahm dann wohl auch noch sein Heft zum Zeichnen vor, an welchem er große Freude hatte, und in welchem er schon in seiner Schulzeit tüchtig geübt worden war. Da mußte er dann freilich selbst sein Lehrmeister sein oder seine Vorlegeblätter dazu nehmen. Denn Vater Eichmann verstand von dieser Kunst nichts, so sehr er sie auch als eine nützliche und schöne schätzen gelernt hatte, als er auf der Wanderschaft war. Er freute sich drum höchlich, wenn er trotz seinem ungeübten Auge sah, welche Fortschritte Johannes auch ohne Lehrmeister in der genannten Kunst machte.

So vergingen Wochen und Monate. Die beiden Knaben wuchsen fröhlich heran und lernten täglich mehr, sich dem Oheim und Pflegevater nützlich zu machen, so daß dieser im Stande war, bald einen seiner Mühlknappen zu entlassen.

Wer aber nun gemeint hätte, in dem stillen, traulichen Mühlchen hätte ungestörter Friede und ungetrübtes Glück seinen Wohnsitz, der würde sich doch getäuscht haben.

Fing auch in den Herzen der Eichmannsleute der Schmerz um die entschlafenen Kinder mehr und mehr zu vernarben an, so lagen doch zwei schwere Sorgensteine auf diesen Herzen und drückten sie von Tag zu Tag härter.

Das war einmal der Umstand, daß der vordere Giebel der Mühle sich immer mehr obenüber zu neigen begann, so

daß zu befürchten ſtand, er werde einmal bei einem ſtarken Sturme, wie ſie nicht ſelten das enge Thal durchfegten, auf ſehr bedenkliche Einfälle kommen. Eine bloße Reparatur, das wußte Eichmann, half da nicht, wenn ſie nicht in einem Maße ausgeführt wurde, das von einem völligen Umbau der ganzen Mühle wenig entfernt blieb. Nun hätte es ihm zwar nicht an den Mitteln gefehlt, wirklich einen Neubau zu unternehmen, zumal da er das wichtigſte Material, das Holz, ſeinem eignen Walde entnehmen konnte. Allein der Gedanke, die alten, liebgewordenen Räume entbehren zu müſſen, in denen ſie ſo manche frohe und ſchwere Stunde mit einander verlebt, ſo manche Freude und ſo manches Leid mit einander getragen hatten, lag ihm und ſeiner Frau ſchwer auf den Herzen.

Viel ſchwerer indeß noch etwas Anderes, unendlich Wichtigeres, was die beiden Neffen anging.

Die hatten nämlich von vornherein in kein recht brüderliches Verhältniß kommen wollen, wie es Eichmanns ſo gerne geſehen hätten. Dazu waren ſie zu verſchieden. Nicht als ob ihre geiſtige Begabung ſo gar ſehr verſchieden geweſen wäre; nein, ſie waren beide mit reichen Anlagen ausgeſtattet und erfaßten ohne ſonderlich große Anſtrengung, was ihnen zum Lernen geboten wurde. Nur daß Johannes das einmal Gelernte leichter und feſter behielt als Anton, was ſich aber aus ihrer ganzen Erziehungsweiſe während der Kindheit leicht erklärte. Johannes hatte eine Mutter, die durch den frühen Tod des Gatten gelernt hatte, feſt und kräftig aufzutreten und ihre Buben unter ernſter, ſtrenger Zucht hielt, Antons Mutter dagegen war, wie wir ſchon oben aus dem Munde der Müllerin gehört, eine durchaus leichtſinnige Perſon, die ſich um die Erziehung ihres Knaben wenig kümmerte, und von der dieſer eine nicht unbedeutende Portion des mütterlichen Leichtſinnes als trauriges Erbtheil mitbekommen hatte.

Allein was die beiden Knaben ſo ſehr auseinanderhielt und zu keinem innigen brüderlichen Verhältniß kommen ließ, wie es ja doch den nun gemeinſamen Eltern gegenüber ſo natürlich geweſen wäre, das war ihr durchaus verſchiedener Charakter.

Johannes war eine offene, ehrliche, gutmüthige Natur, wie es auch seine ganze äußere Erscheinung sofort erkennen ließ. Aus seiner Ruhe ließ er sich nicht leicht bringen, selbst nicht durch die übermüthigsten Neckereien seiner Gespielen, ohne daß er jedoch in einfältiger Weise sich zu deren willenlosen Spielball hergegeben hätte. Neckten sie ihn, so vergalt er ihnen im Gegentheile ihre Neckereien reichlich, überschritt aber nie dabei die Grenzen jugendlicher Harmlosigkeit. Und hatte er etwa einmal bei diesen gegenseitigen Neckereien den Kürzeren gezogen, so war er weit entfernt, deshalb zu zürnen und Haß nachzutragen, sondern vergaß entweder bald die erlittene Niederlage, oder vertröstete gutmüthig lachend den Sieger auf das nächste Mal. Nur wo er entschiedenes Unrecht erblickte, konnte er in heiligen Eifer gerathen und stand sicherlich jedes Mal mit seiner ganzen Kraft auf der Seite dessen, der das Unrecht litt.

Anders Anton. Der konnte bei der geringsten Neckerei der Gespielen wild aufbrausen und gerieth dann oft in einen solchen Zorn, daß Alles vor ihm flüchtete, weil er blind dreinschlug und nichts schonte. Wer ihn gekränkt oder beleidigt hatte, war der Gegenstand seines bittersten Hasses auf lange Zeit hinaus und durfte sich darauf gefaßt halten, daß er früher oder später diesen Haß in der empfindlichsten Weise zu fühlen bekam. Und wie leicht war es, den Empfindlichen zu beleidigen, der überall der Erste und Bevorzugte sein wollte und es nicht mit ansehen konnte, wenn irgend einer der Gespielen auch nur das Geringste vor ihm voraus hatte, obwohl er seinen Aerger darüber im Nothfalle geschickt zu verbergen wußte.

Daß es bei solcher Verschiedenheit der beiden Knaben zu vielfachen Reibereien zwischen ihnen kam, konnte kaum ausbleiben.

Eichmann, der mit seinem klaren Blicke bald die beiden Knaben in ihrer Eigenthümlichkeit durchschaut hatte, legte anfangs auf ihre Streitigkeiten kein zu großes Gewicht. Er lebte mit seiner Frau der frohen Hoffnung, daß sie wohl bald sich an einander gewöhnen und sich gegenseitig vertragen

lernen würden, schritt darum auch nur, wo es durchaus nicht zu umgehen war, mit ernsten Warnungen und Mahnungen oder gar mit Strafen ein. Vor allen Dingen war er aber mit seiner Frau darauf bedacht, beiden Knaben mit strenger Unparteilichkeit zu begegnen und keinen von ihnen in irgend einer Weise zu bevorzugen.

Allein etwas der Art ist leichter beschlossen als ausgeführt, leichter gedacht als gethan. Unwillkürlich und unbewußt wurde der sanfte, gutmüthige Johannes der Liebling beider Eltern, wenn dieser Vorzug sich auch mehr nur in Mienen und Worten, als in thatsächlichen Erweisungen aussprach. Besonders war es die Müllerin, die nicht immer genug ihre Herzensmeinung verbergen konnte, welche sich mehr und mehr zu Gunsten des Johannes wandte, da dieser ihr in dankbarer Liebe Alles that, was er ihr nur an den Augen absehen konnte.

Das war denn natürlich für Anton jedes Mal ein Stich ins Herz, wenn die Vorliebe der Müllerin für Johannes sich irgendwie kund gab, und machte den Riß zwischen ihm und diesem immer größer.

Für die Müllersleute war das, wie gesagt, ein schwerer Sorgenstein, und oft genug klagten sie im stillen Kämmerlein dem Herrn ihre Noth und beteten herzlich und innig, daß Er die Herzen der Knaben doch zu einander wenden möge.

Einmal schien es auch, als sollte ihr Gebet Erhörung und ihres Herzens innigster Wunsch Erfüllung finden.

Das war da, als zuerst die Mutter des Johannes, und wenige Wochen nachher auch Antons Mutter einem Nervenfieber als Opfer fielen, das drunten im Rheinthale in furchtbar verheerender Weise herrschte.

„Nun seid ihr beide ganz unsere Kinder!“ schluchzte die gute Müllerin, als Anton tiefgebeugt an der Hand Eichmann's wieder vom Begräbnisse der Mutter heimkehrte, und mit überströmender Mutterliebe zog sie beide Knaben in ihre Arme.

Da schien es wirklich, als wäre der innere Zwiespalt zwischen Johannes und Anton in die Gräber ihrer Mütter mit hineingelegt worden. Je leider[illegible] sich Anton

ſeinem Schmerze hingab, deſto mehr näherte ſich ihm der gutmüthige Johannes, indem er ihn zu tröſten ſuchte. Und die Weichheit, die ſich bei ihm ſelber über ſein ganzes Weſen ausgebreitet hatte mit dem Schmerze, den er ſtille trug, ſchien auch Antons Widerwilligkeit zu beſiegen. Eine Reihe von Wochen ging es zwiſchen beiden ſo, daß die Müllersleute ſich den froheſten Hoffnungen für die Zukunft glaubten hingeben zu dürfen, und jetzt manchmal unter ſich wieder ihre Gedanken über die Zukunft der beiden Knaben austauſchten, was ſie zuvor kaum gewagt hatten.

„Johannes bleibt bei uns und übernimmt einmal die Mühle und den Wald, ſo beſchloſſen ſie im gemeinſamen Rathe, und Anton thun wir zu einem geſchickten Mühlenbauer in die Lehre. Da lernt er ein Geſchäft, das ſeinen Mann reichlich nährt, und wenn die Müller im ganzen Thale ihm nur einen Theil des Heidengeldes zu verdienen geben, das ſie jetzt für die geringſte Reparatur dem weit hergereiſten Mühlarzte geben müſſen, ſo iſt er ein gemachter Mann, zumal wenn wir ihm mit unſerem bischen Capital unter die Arme greifen. Vertragen ſich dann die beiden auch fortan ſo gut wie jetzt, ſo kann auch Anton hier bei uns bleiben. Wir bauen ihm hinten nach dem Walde zu eine Werkſtätte und können dann hoffentlich in Frieden und unbekümmert um ihr äußeres Wohlergehen unſere Augen ſchließen.“

Aber, aber, ihr guten Eichmannsleute, es ſollte euch auch ergehen, wie der Prophet ſagt. Ihr beſchloſſet einen Rath und es ward nichts daraus! —

Die Eintracht und Friedfertigkeit zwiſchen Johannes und Anton dauerte nämlich nicht ſehr lange. Kaum hatte der leidenſchaftliche Schmerz des Letzteren ſich ausgetobt — denn mit einem anderen Ausdrucke laſſen ſich ſeine Schmerzesäußerungen nicht wohl bezeichnen! — ſo brach auch die nur unterdrückte, aber nicht verſchwundene Mißgunſt gegen Johannes wieder los, wie ſorgfältig dieſer auch alle Gelegenheit vermied, zu ſolcher Mißgunſt irgendwelchen Grund zu geben. War doch ſeine Trauer um die entſchlafene Mutter viel zu tief und nachhaltig, als daß andere als weiche und milde

Gefühle sein Herz hätten erfüllen können! Sah er doch daneben auch zu deutlich, wie glücklich die guten Pflegeeltern über das nun bessere Verhältniß zwischen ihm und Anton waren!

Da bot er denn Alles auf, mit diesem in Frieden zu bleiben; und hatte er schon früher stillschweigend vieles Kränkende hingenommen, jetzt ließ er sich noch mehr von Antons Widerwilligkeit gefallen. Diese hatte jedoch einen zu tiefen Grund, als daß sie hätte sich lange zurückhalten oder gar ganz unterdrücken lassen.

Und diesen Grund wußte Niemand besser als das schöne Annchen drunten in der Bergmannsmühle.

Die war ein bildhübsches Kind gewesen von Jugend auf und mit den zunehmenden Jahren es immer mehr geworden. Dabei war sie stets heiteren und fröhlichen Gemüths und wußte mit ihrer glockenhellen Stimme alle die schönen Lieder, die sie in der Schule lernte, so rein und lieblich zu singen, daß Einem das Herz im Leibe lachte, wenn man sie hörte.

Da sie die Pathin der Eichmannsbase war und bei dieser einen großen Stein im Brette hatte, so kam sie natürlich sehr oft herauf in die Schneidemühle und war schon den verstorbenen Müllerskindern stets die liebste Gespielin gewesen, wenn sie auch etwas älter war als diese. Daß die Müllerin, nachdem sie ihre Lieblinge hatte begraben müssen, einen nicht geringen Theil ihrer reichen Liebe nun auf Annchen übertrug und es kaum aushalten konnte, wenn sie das Mädchen einmal mehrere Tage lang nicht sah, war ebenso natürlich und begreiflich.

Und am allerbegreiflichsten war es dann weiter, daß Annchens Besuche in der Eichmannsmühle sich nicht verminderten, als Johannes und Anton dort eingezogen waren, die mit ihr ungefähr in demselben Alter standen. Sie war stets die Anführerin der kleinen Schaar, die von der Bergmannsmühle heraufgejubelt kam zum Spielen, weil der Wald hinter der Eichmannsmühle die schönsten Spielplätze in Hülle und Fülle darbot.

Johannes und Annchen waren bald Ein Herz und Eine

Seele. Denn es lag ja nahe, daß Annchen, die bei all ihrer Munterkeit doch ein ſanftes, ſinniges Mädchen war, zu Johannes ſich mehr hingezogen fühlte, als zu dem wilden, heimtückiſchen Anton, der gewöhnlich den Störefried und Spielbrecher machte, wenn nicht Alles genau nach ſeinem Kopfe ging und, wie für Alle, ſo auch für Annchen ſtets nur ſeine abſcheulichen Neckereien hatte, die viel öfter boshafter als gutmüthiger Art waren.

Und doch mochte Anton das Mädchen lieber, als er ſelbſt wußte. Auf Schritt und Tritt ging er ihr nach und wollte ſie immer beim Spielen auf ſeiner Seite haben. Sah er dann, wie ſie ihm mehr und mehr auswich und auf Johannes Seite zu kommen ſuchte, ſo war ihm das allemal ein Stich in das Herz und ein Stachel, ihr dieſe Zurückſetzung in ſeiner Weiſe zu vergelten.

Da lag denn auch der Grund der immer tiefer werdenden Abneigung gegen Johannes, und zwar ein Grund, dem faſt täglich neue Nahrung zugeführt wurde.

Als aber erſt Annchen öfter und immer öfter in den Spielſtunden ausblieb, weil ſie nun zu Hauſe der Mutter an die Hand gehen mußte, und zuletzt nur noch an den Sonntag-Nachmittagen ſich zum gemeinſamen Spielen einſtellte, da wurde Antons Aerger immer größer, wenn ſie ſelbſt dann ihn ſichtlich vermied und immer zu Johannes ſich hielt, ja dieſen gefliſſentlich aufſuchte.

2.

Allein auch das gemeinſame Spielen an den Sonntag-Nachmittagen wurde immer ſeltener, je mehr Annchen zur Jungfrau heranreifte. Das ſittige Mädchen mußte der Mutter Recht geben, als dieſe ihr bemerklich machte, daß ſich jetzt das Spielen mit den erwachſenen Knaben aus der Eichmannsmühle nicht mehr für ſie ſchicke. Sie kam dadurch freilich auch zu der Erkenntniß, wie ſehr ihr der eine dieſer Knaben, der gute Johannes, lieb geworden war, und ein ſtiller Seufzer begleitete die verſtändige Rede der Mutter.

Ihre Besuche in der Eichmannsmühle hörten aber jetzt nicht etwa ganz auf, das würde die Pathin droben nicht geduldet haben. Nur saß sie jetzt, wenn sie hinauf kam, bei der Müllerin im Stübchen und bekam oft genug Johannes und Anton gar nicht zu sehen, wenn diese gerade mit dem Müller an der Arbeit waren. Traf sie aber mit ihnen zusammen, so war natürlich vom Spielen keine Rede mehr, und überhaupt ging es dann zwischen den Dreien so stille und einsilbig her, als hätten sie sich eben erst kennen gelernt.

Es war an einem Sonntag-Nachmittage des Hochsommers. Eichmann war mit Johannes nach dem Walde gegangen, wo ein Gewittersturm vor etlichen Tagen übel unter den schlanken Tannen gehaust hatte. Anton war schon am Morgen sogleich nach dem Gottesdienste mit einem Auftrage des Müllers nach dem Städtchen drunten entsendet worden und vor Nacht konnte kaum seine Rückkehr erwartet werden.

Da war die Müllerin, die vergebens gehofft hatte, Annchen werde heute heraufkommen, des Alleinseins überdrüssig geworden und, nachdem sie der Magd das Haus befohlen, hinunter nach der Bergmannsmühle gegangen. Dort war sie mit der Base in ein tiefes Gespräch gekommen und erschrak ordentlich, als mit Einem Male die große Uhr auf dem Hausflur sieben schlug. Rasch brach sie auf und sagte zu Annchen:

„Hast du böses Kind mich heute nicht besucht, sodaß ich, um dich zu sehen, meine alten Beine in Bewegung setzen mußte, so sollst du mich zur Strafe jetzt auch heimbegleiten."

„Von Herzen gerne!" war Annchens Antwort, „das Abendessen ist heute ohnehin rasch fertig, und wenn die Mutter sich damit befassen will, so soll's an mir nicht fehlen."

„Dann bleibst du aber auch droben und issest mit uns!" fuhr die Müllerin fort. „Der Johannes kann dann nachher mit dir gehen und nach Anton sehen, der um diese Zeit wohl kommen wird."

Hätte die Mutter den leuchtenden Blick gesehen, der bei diesen Worten der Pathin Annchens Augen verklärte, sie würde ihre Einwilligung vielleicht nicht so rasch und harmlos gegeben haben, als dieselbe jetzt erfolgte.

Rasch brachen nun die Beiden auf, und als sie nach eiligem Gange die Eichmannsmühle erreicht hatten, sahen sie Eichmann und Johannes schon wartend auf der Treppe sitzen.

„Aber, aber, Mutter!“ rief Eichmann schon von Weitem neckend, „ist das auch erlaubt, so lange auszubleiben? Der Johannes und ich wären schon beinahe vor Hunger und Durst verschmachtet, da die Katharine den Schlüssel zum Schranke nicht finden konnte!“

„Na, schweig' nur stille, Alter,“ entgegnete die Müllerin. „Ich habe mich bei der Base drunten ein wenig verplaudert, das ist wahr. Aber ich habe mir deshalb auch hier Hülfe mitgebracht, daß ihr desto eher etwas bekommt!“

„Ja,“ neckte der Müller weiter, „wenns nur jetzt nicht geht, wie's im Sprichworte heißt: Viele Köche verderben den Brei! da wären wir am Ende erst recht übel dran.“

„Ei, ei,“ fiel nun Annchen ein, „was der Vetter von mir für eine gute Meinung hat! Aber, kommt Base, wir wollen's den Beiden einmal beweisen, was wir können!“

Und wirklich, nach kurzer Frist war das Essen bereitet und wurde unter harmlosen, fröhlichen Neckereien verzehrt.

Daß Johannes es sich nicht zweimal sagen ließ, er solle Annchen nun heimbegleiten und dann nach Anton sehen, wird der geneigte Leser auch ohne Versicherung glauben. War es ihm doch in der letzten Zeit so selten möglich gewesen, mit Annchen zu einem traulichen Gespräche zusammenzukommen! Und doch hatte er das Herz so voll und mußte sie endlich einmal fragen, ob sie denn etwas gegen ihn habe, daß sie auf Einmal so fremd gegen ihn thue, und sich kaum mehr sehen lasse.

Aber wie sie nun mit einander dahingingen das Thälchen hinab, da war es Johannes, als sei ihm der Mund versiegelt, und als sei das Wort der Schrift eine Unwahrheit: „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.“ Er konnte zum Allerwenigsten keinen Anfang finden, Alles das zu sagen, was er doch so gerne gesagt hätte.

Bei Annchen war's nicht anders: denn sie ging auch

ſtille dahin, als ob das Plappermündchen, das ſonſt doch ſo wacker gehen konnte, unter Schloß und Riegel gelegt wäre.

„Sag, Annchen! — —“ ſo brach endlich Johannes los, als ſchon die Bergmannsmühle durch die Bäume ſchimmerte, und ergriff dabei die Hand des ſchweigenden Mädchens.

Aber in demſelben Augenblicke trat Anton aus einer Krümmung des Thälchens heraus, die ihn bisher den Blicken der Beiden verborgen hatte, und der Redeſtrom, der eben bei Johannes hervorbrechen wollte, ſtockte wieder ſo plötzlich wie der Waſſerſtrom in dem Mühlteiche, wenn das Schutzbrett der Schleuße niedergelaſſen wird.

Kaum war indeſſen Anton der Beiden anſichtig geworden, wie ſie ſo einträchtig Hand in Hand dahingingen, da fing er laut und höhniſch an zu lachen.

„Aha,“ rief er, „da kommen die beiden Schätzchen! Ei, ei, und wie hübſch einig! Na, nun weiß ich doch auch, warum das Annchen nie mit mir etwas zu thun haben wollte, ſondern immer dem lieben Johannes nachſchlich. Natürlich, ſolch ein Duckmäuſer iſt ja überall das liebe Kind!“

War Johannes bei dem plötzlichen Erſcheinen Antons ſchon ärgerlich darüber geworden, daß ihm nun abermals die erwünſchte Gelegenheit entgangen war, gegen Annchen ſein Herz ausſchütten zu können, ſo verwandelten dieſe höhniſchen Worte Antons ſeinen Aerger nun in hellen Zorn. War doch nicht bloß er, ſondern auch das Mädchen dadurch aufs Tiefſte beleidigt!

Bleich vor Entrüſtung trat er drum vor Anton hin und ſprach mit drohender Geberde:

„Schweig' ſtille, Bube, oder ich gebe dir auf deine frechen Worte eine Antwort, an welche du denken ſollſt! Wer hat dir etwas gethan, daß du ſo zu reden dich unterſtehſt? Wenn das Annchen lieber mit mir geht, als mit dir, ſo wird es wiſſen, warum. Und wenn ich ein Duckmäuſer ſein ſoll, ſo ſag' ich dir, daß du ein Neidhammel biſt, der's nicht verwinden kann, wenn er nicht überall Hans-oben-an iſt.“

„Was,“ brauſte da Anton auf und ſeine Augen fingen an zu glühen, wie loderndes Feuer, „du, elender Bube, willſt

mir drohen mit Schlägen? Da haſt du wenigſtens die erſten!"

Und der Knotenſtock, den er in den Händen trug, fiel mit der ganzen Kraft des Armes auf das unbedeckte Haupt des Johannes, ſo daß dieſer, von dem heftigen Schlage betäubt, taumelte und niederſank.

Laut aufſchreiend lief Annchen davon, fürchtend, daß der Wüthende nun auch auf ſie losſchlagen würde.

Der aber ging, ohne ſich um Johannes weiter zu kümmern, hinauf nach der Mühle, indem er befriedigt lachte: „So, jetzt hat er doch endlich einmal, was ihm gebührt!"

Annchen war indeß nach dem väterlichen Hauſe geeilt und ſtürzte dort bleich wie der Tod zur Zimmerthüre herein mit dem Rufe:

„Vater, Vater, um Gotteswillen kommt ſchnell und helft! Droben im Wege liegt der Johannes; ich glaube, der Anton hat ihn todtgeſchlagen!"

„Das wolle Gott verhüten!" war des Vaters Antwort. „Beruhige dich nur, Kind, es wird wohl ſo arg nicht ſein. Wir wollen gleich nachſehen."

Raſch ſtand er auf, rief dem Mühlknappen und beide eilten den Weg hinauf, während Annchen und die Mutter zitternd folgten.

Johannes hatte ſich jedoch inzwiſchen von der Betäubung wieder etwas erholt, in welche ihn der heftige Schlag verſetzt hatte, und war eben, als der Müller mit dem Burſchen bei ihm anlangte, damit beſchäftigt, ſich das Blut aus dem Geſichte zu wiſchen, welches in dicken Tropfen niederrieſelte.

Eine breite, klaffende Wunde auf der Stirne, die wahrſcheinlich einer der Knoten an Antons Stocke geriſſen hatte, war die reichlich fließende Quelle des Blutes.

Der Müller, froh nur, daß Johannes noch am Leben war, führte denſelben mit dem Mühlknappen an den nahen Bach, wuſch ihm mit dem angefeuchteten Taſchentuche das Blut vom Geſicht und erſchrak doch auf das Heftigſte, als er nun die breite Wunde erblickte.

„Kannſt du wohl bis nach Hauſe gehen?“ frug er Johannes, „oder ſollen wir dich hinunter in die Mühle führen? — Vielleicht wäre das am beſten, damit deine Leute nicht ſo arg erſchrecken, wenn ſie dich ſo blutend plötzlich ankommen ſehen. Der Strauchmörder, der Anton, wird ohnehin nichts von der ſchönen Beſcheerung ſagen, die er hier angerichtet hat.“

„Nein, nein,“ antwortete Johannes, „führt mich nur gleich hinauf! Ich kann ganz gut ſo weit gehen; der Schlag hatte mich nur ein wenig betäubt. Jedenfalls erſchrecken die guten Eltern noch mehr, wenn ich nicht nach Hauſe komme. Sie denken ſich dann Alles viel ſchlimmer.“

Unterdeſſen war auch die Müllerin mit Annchen herbeigekommen; und erſchraken ſie auch bis zum Umſinken, als

ſie das Blut ſahen, und fingen laut an, zu jammern, ſo faßten ſie ſich doch ſchnell, als der Müller ihnen zurief:

„Laßt jetzt das Jammern und ſchafft etwas Leinwand herbei, daß wir die Wunde verbinden, ſonſt verblutet ſich Johannes, ehe wir ihn heimgebracht haben!“

Wie ein Vogel flog Annchen nach der Mühle zurück und kaum wähnte man ſie dort angekommen, ſo war ſie auch ſchon wieder zur Stelle mit einem Bündel Leinwand, das ſie in fliegender Eile zuſammengerafft hatte.

Der Müller verband nun die Wunde, ſo gut er konnte, und hemmte wenigſtens dadurch das unaufhaltſame Strömen des Blutes. Dann griff er mit dem Mühlknappen Johannes unter die Arme und führte ihn langſam das Thal hinauf der Eichmannsmühle zu, während Annchen mit der Mutter auf des Vaters ausdrückliches Geheiß nach Hauſe zurückkehrten.

„Droben ſind Hände genug zum Helfen," meinte er, „und des Lamentirens wird's auch genug geben, ſo daß ihr nicht noch zu helfen braucht!"

Und ſo war es auch. Eichmann und ſeine Frau ſaßen noch vor der Thüre, um auf Johannes zu warten. Da Anton bei ſeinem Heimkommen geſagt hatte, er ſei Johannes nicht begegnet, ſo meinten ſie arglos, dieſer wäre mit Annchen eben noch in die Mühle eingetreten, hätte dabei Anton verfehlt und wäre dann noch weiter thalabwärts dieſem entgegen gegangen.

Welch ein Schrecken d'rum, als ſie den Erwarteten ſo wiederkehren ſahen, den Kopf mit blutigen Tüchern umwunden, das Geſicht aufs Neue von dem Blute überſtrömt, welches der nothdürftige Verband nicht länger zurückhalten konnte, und von dem Blutverluſte ſo bleich und matt, daß ihn die Begleiter mehr trugen als führten!

„Barmherziger Gott, was iſt geſchehen?!" ſchrie Eichmann auf, während ſeine Frau, einer Ohnmacht nahe, auf die Bank zurückfiel, von welcher beide beim Anblicke des blutenden Johannes in jähem Schrecken aufgeſprungen waren.

„Nur ruhig, Vetter!" beſchwichtigte der Nachbar, es wird wohl nicht ſo gefährlich ſein. Eine tüchtige Schramme hat der arme Kerl zwar über dem Kopf, die ihm der heimtückiſche Anton gehauen ...."

„Wie, Anton?" fragte Eichmann aufs Höchſte betroffen, „der hat den Johannes ja gar nicht geſehen und iſt ſchon vor einer halben Stunde, vor Müdigkeit todtbleich, auf ſeine Kammer gegangen, ohne etwas zu eſſen!"

„Na davon nachher!" erwiderte der Nachbar, „das Annchen war ja dabei und wird wiſſen, wie es gekommen iſt. Jetzt ſchickt aber nur ſogleich nach dem alten Amberger droben in Wildingen, daß der kommt und die Wunde verbindet. Meine Kunſt in dieſem Artikel iſt nicht weit her, wie ich ſehe; denn da fängt ſchon wieder das abſcheuliche Blut an tüchtig hervorzuquellen."

Der Mühlknappe aus der Eichmannsmühle, welcher auf Eichmanns Schreien ſofort herbeigeeilt war, ließ ſich nicht

erſt noch einmal zum eiligen Lauf ermahnen. Ehe noch Eichmann ihm ein Wort geſagt, war er ſchon auf dem Wege. Denn er hatte Johannes lieb, und dieſe Liebe lieh ſeinen Füßen Flügel.

Johannes wurde nun auf ſeine Kammer geführt, wo ſein Bett auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch ſchon längſt aufgeſchlagen worden war, weil er meinte, es ſei beſſer, wenn er nicht mit Anton dasſelbe Zimmer bewohne.

Eichmann hatte im Vorbeigehen die Thüre von Antons Kammer leiſe aufgemacht und ſchüttelte gedankenvoll den Kopf, als er denſelben ſcheinbar ganz ruhig ſchlafen ſah.

Als nun Johannes zu Bette gebracht war und man daran ging, die ganz von Blut getränkten Tücher von ſeinem Kopfe zu entfernen und einen friſchen Verband anzulegen, was die Müllerin ſich nicht wollte nehmen laſſen, — welch' ein Jammern erhob ſich da, als die Müllerin die ſchrecklich ausſehende Wunde ſah! Faſt wäre ſie mit dem Waſchbecken in der Hand zu Boden geſunken. Auch Eichmann erſchrak heftig. So arg hatte er ſich's nicht gedacht.

„Ja", ſagte Annchens Vater, „es iſt ein tüchtig Loch; aber mit Gottes Hülfe wird's der alte Amberger ſchon wieder zuheilen. Jetzt nur herzhaft angefaßt, damit wir das Blut ſtillen; es iſt ſchon reichlich genug gelaufen!"

Er mußte aber das Geſchäft mit ſeinem Mühlknappen faſt allein beſorgen; denn die Müllerin konnte die arge Wunde nicht anſehen und auch Eichmanns Hände zitterten. Als der Verband fertig war, und Johannes auf die Frage der weinenden Müllerin, wie es ihm jetzt ſei? geantwortet hatte, er wolle ein wenig ſchlafen; denn er ſei gar ſo matt, zogen ſich die Müllersleute und Annchens Vater in das Wohnzimmer zurück, den Mühlknappen als Wächter zurücklaſſend.

Dort erzählte Annchens Vater den Hergang der Sache, ſoweit er ihn aus den flüchtigen Worten der Tochter wußte. Jedenfalls war das gewiß, daß Anton der Thäter war.

„Alſo deshalb iſt der heimtückiſche Burſche ſo bleich heimgekommen und hatte keinen Appetit zum Eſſen!" ſagte

Eichmann mit verhaltenem Grimm. „Nicht Müdigkeit war es, was ihn so bleich machte, sondern das böse Gewissen. Und wie frech mir der Bursche noch ins Gesicht gelogen hat, er habe Johannes gar nicht gesehen!“

„Ja, ja, Vetter,“ antwortete Annchens Vater, „er ist ein heimtückischer, hinterlistiger Mensch. Das sagen alle meine Kinder, die ihn doch kennen. Wenn ich euch einen Rath geben soll, so thut, was ihr ja schon lange vorhattet, je eher, je lieber: schickt ihn zu dem Mühlenbauer Dressing in die Lehre. Der hat Haare auf den Zähnen, und wenn irgend ein Meister im Stande ist, den Anton Mores zu lehren, so ist es Der! Wer weiß, ob ihr, nach dem, was heute Abend vorgefallen ist, nicht am Ende noch Schlimmeres erlebt, wenn ihr die Beiden noch lange bei einander laßt. Mir wollte es gleich von Anfang an scheinen, als thäten sie nicht gut bei einander. Sie sind innerlich gar zu sehr verschieden!“

Die Müllerin seufzte tief auf, als der Vetter damit eine Wahrheit aussprach, die sie mit ihrem Manne schon lange einsehen gelernt und mit viel Seufzen und Geduld getragen hatten in der Hoffnung, daß es am Ende doch würde besser werden.

Eichmann hatte bei des Vetters Worten eine Weile nachdenklich stille geschwiegen, dann brach er los:

„Es soll ein Wort sein, Vetter, was ihr sagt. Morgen frühe schon soll der Bube aus dem Hause, wenn nicht der Zustand des Johannes mich hier zurückhält. Wollen nur hören, was der Amberger von der Wunde hält. Kann ich auf seinen Ausspruch ohne Sorgen abkommen, so bringe ich morgen in aller Frühe den Anton selbst zu Dressing und werde es ihm noch extra einschärfen, daß er mir ein Auge auf den Burschen hat und ihn kurz hält. Kannst jedenfalls einmal seine Kleider zurechtlegen, Mutter, daß sie rasch gepackt sind. Dabei vergehen dir vielleicht auch ein wenig die schweren Gedanken! — — Lieber Gott, schloß er dann, wie hatten wir's doch mit dem Anton auch so gut gemeint und wollten ein recht Samariterwerk an ihm thun! Und nun muß es so kommen!!!“

„Nun, nun," tröſtete der Vetter, „es iſt ja noch nicht aller Tage Abend. Wenn der Anton in eine tüchtige Schule kommt, worin es heißt: entweder den Kopf brechen oder widerrennen! — dann kann doch noch mit Gottes Hülfe etwas aus ihm werden. Grütze hat er genug im Kopfe."

„Gott helf's!" betete die Müllerin, und die gefalteten Hände zeigten, daß dieſer Seufzer keine bloße Redensart war.

Da klapperten Pferdehufe drunten im Hofe.

„Wie?" rief Eichmann, „ſollte der Amberger ſchon da ſein? Dann hat der Konrad aber lange Beine gemacht."

Und richtig, es war der Wundarzt, der auf Konrads eifriges und beſorgtes Drängen ſich das Rößlein geſattelt hatte, um baldigſt an Ort und Stelle zu ſein.

Nachdem er die Wunde unterſucht, ausgewaſchen, beſtaltet und verbunden hatte, wobei Johannes trotz ſeiner Mattigkeit heftig ſtöhnte, meinte er:

„Nun, da hätte es ſolche Eile nicht gehabt. Iſt zwar ein herzhaftes Loch, aber doch nur der „Spund", wie die Zimmerleute ſagen. Am Knochen iſt nichts verletzt und das Gehirn auch nicht erſchüttert. Das Bischen Blut, was es gekoſtet hat, iſt bei ſo einem jungen Burſchen bald wieder erſetzt, und wenn auch dieſe Nacht ein leichtes Wundfieberchen kommt, ich wette drauf, morgen ſchaut der Burſche ſchon wieder hell und klar um ſich. Macht nur jetzt die Nacht über fleißig kalte Aufſchläge auf die Wunde; dann hat es weiter nichts auf ſich. War aber tüchtig zugehauen und hätte nicht viel weiter rechts gehen dürfen, ſonſt war's am Ende!"

Die Frage Eichmanns, ob er ohne Sorge um Johannes morgen wohl verreiſen dürfe, beantwortete der Wundarzt mit einem entſchiedenen Ja und beſtieg dann wieder ſein Rößlein mit der Verſicherung, morgen wolle er wiederkommen und nachſehen.

Der Entſchluß, Anton ſogleich morgen aus dem Hauſe zu bringen, befeſtigte ſich bei Eichmann immer mehr, je länger er mit ſeiner Frau ſich darüber beſprach. Jedes Stöhnen des Kranken, bei dem ſie treulich die Wache hielten, nachdem der Vetter aus der Bergmannsmühle mit ſeinem Knappen

ſich entfernt hatte, tönte ihnen wie ein Klageruf gegen Anton. Und als gegen Mitternacht Johannes in ein leichtes Wundfieber verfiel, wie es Amberger vorausgeſagt hatte, und nun ſelber je und dann den Namen: „Anton“ mit erregter Stimme in ſeinen Fieberträumen ausſprach, wurde Antons Abreiſe unumſtößlicher Beſchluß. War es doch, als fordere der Kranke ſelbſt die Entfernung deſſen, der ihm ſo übel mitgeſpielt hatte!

Freilich nannte der Fiebernde auch mehrmals Annchens Namen, aber in einem ganz anderen, innigen und freudigen Tone, ſo daß Eichmann und ſeine Frau ſich am Ende klar wurden, was wohl der Grund des Streites, der Grund vielleicht der ganzen Mißſtimmung zwiſchen Johannes und Anton ſein möchte.

„Es iſt ganz gewiß das Mädchen,“ flüſterte die Müllerin ihrem Gatten zu, als eben wieder Johannes laut Annchens Namen nannte, „es iſt ganz gewiß das Mädchen, das den Beiden im Sinne ſteckt und ſie uneins macht.“

„Nun“, meinte der Eichmann, dann iſt's um ſo eher nöthig, daß Anton fortkommt. Denn daß Annchen den nicht mag, iſt mir ſchon oft genug klar geworden, ſowie auch auf der anderen Seite das, daß ihr der Johannes durchaus nicht zuwider iſt. Nehm's ihr auch nicht übel. Aber um ſo mehr muß Anton fort, ſonſt wird der Streit alle Tage ärger, und wer weiß, was wir bei Antons Leidenſchaftlichkeit am Ende noch erleben könnten! Wir wollen zu Gott hoffen, daß Meiſter Dreſſing ihn zurecht bringt.“

Die Müllerin trug nun ſtille Antons Habſeligkeiten zuſammen, packte ſie in das alte Felleiſen ihres Mannes und ſchickte dieſen dann zu Bette, damit er noch ein wenig ruhe.

Mit dem Morgengrauen war jedoch Eichmann wieder aus dem Bette, in dem er vergeblich den Schlaf erwartet hatte. Er machte ſich zur Reiſe zurecht und weckte dann Anton.

„Mach dich fertig!“ rief er ihm kurz zu, „wir gehen ſogleich nach Nimburg zum Meiſter Dreſſing, zu dem du jetzt in die Lehre kommſt.“

Betroffen ſchaute Anton auf; denn wenn der Müller auch damit einen ſchon längſt gehegten Plan ausſprach, deſſen Ausführung er ſogar ſchon einmal flüchtig mit Meiſter Dreſſing beſprochen hatte, als derſelbe eine Reparatur an der Schneidemühle ausführte, für Anton war es doch etwas ganz Neues.

„Ja, ja," fuhr der Müller fort, „es iſt mein Ernſt. Nach dem, was geſtern Abend vorgegangen, iſt deines Bleibens nicht länger hier im Hauſe. Das ſoll mir nicht am Ende noch eine Stätte des Mordes werden, und für einen Lügner, der diejenigen, welche ihn mit Vater- und Mutterliebe großgezogen, ſo frech anlügen kann, wie Du es mir und der Mutter geſtern Abend gethan haſt, iſt mein Haus auch keine Stätte! Mach jetzt nur raſch!"

Da brach Anton aber in bitteres Weinen aus, bat ſchluchzend den Müller um Verzeihung wegen deſſen, was er, vom Zorne hingeriſſen, an Johannes gethan habe, und gelobte feſt und heilig, ſich beſſern zu wollen.

„Verſtoßt mich doch nicht," rief er zuletzt laut heulend, ſonſt hab' ich ja Niemand mehr auf der weiten Welt, der ſich meiner annimmt!"

Das fuhr doch Eichmann tief ins Herz und mit viel ſanfterem Tone ſprach er: „Verſtoßen ſollſt du nicht ſein, wir werden nach wie vor als Eltern an dir handeln, wenn du brav und ordentlich wirſt. Aber das mit Meiſter Dreſſing iſt eine abgemachte Sache; es wäre gut geweſen, wenn ich ſie ſchon eher ausgeführt hätte; dann hätte ich doch vielleicht etwas der Art nicht erleben müſſen!"

Damit ging er zur Thüre hinaus.

Als Anton nach kurzer Zeit herüberkam und das gepackte Felleiſen daliegen ſah, ging das Weinen von Neuem los. Auch die Müllerin bat er um Verzeihung und ſchluchzte dabei ſo herzbrechend, daß dieſe faſt in ihrem Entſchluſſe wankend geworden wäre und ihren Mann gebeten hätte, Anton doch wieder im Hauſe zu behalten.

Aber Eichmann, der von der Weichherzigkeit ſeiner Frau eine ſolche Bitte befürchten mochte, kam derſelben zuvor, indem er zu Anton ſagte:

„Laß jetzt das Weinen! Es war ja doch bald an der Zeit, daß du in die Lehre kommen mußtest, wenn du das Mühlbauer-Handwerk ordentlich erlernen solltest. Ich halte es für besser, diese Zeit jetzt schon eintreten zu lassen. Führst du dich bei Meister Dreising gut auf und erwirbst dir durch dein Betragen, sowie durch deinen Fleiß seine Zufriedenheit, so wollen wir das Geschehene gerne vergessen, und Johannes wird dir's auch nicht nachtragen. Das ist seine Art nicht!"

Antons Wunsch, zu Johannes gehen zu dürfen, um ihn um Verzeihung zu bitten, glaubte Eichmann nicht gewähren zu können, aus Furcht, die Aufregung könne dem Kranken schaden. Es that ihm jedoch wohl, daß Anton diese Bitte that; und viel freundlicher als zuvor drängte er, nachdem das Frühstück eingenommen und eine kurze Morgenandacht gehalten war, zum Aufbruch.

Bei dem herzlichen Gebete, das Eichmann gesprochen und worin er die Bitte um Vergebung der Sünden, um ein friedfertiges Herz neben der Fürbitte für den Leidenden ganz besonders betont hatte, schien die Rinde um Antons Herz wirklich gebrochen zu sein.

Schluchzend hing er sich, als es nun zum Abschiede ging, an den Hals der treuen Eichmannsmutter, deren Thränen sich mit den seinigen mischten; schluchzend bat er sie nochmals um Verzeihung und flehte sie an, doch ja auch Johannes in seinem Namen um Verzeihung zu bitten.

Dann gings fort in die eben heraufziehende Morgendämmerung hinein, der Müller schweigend voran, weil er die guten Gedanken, die Antons Seele erfaßt zu haben schienen, recht auswirken lassen wollte, Anton schweigend hintendrein.

Nur als sie an der Bergmannsmühle vorübergingen, brach Letzterer das Schweigen und bat Eichmann bewegt:

„Grüßt mir auch den Vetter und die Base da drinnen — und das Annchen!"

3.

Wir gehen nun über einen längeren Zeitraum in unserer Geschichte kurz hinweg.

Johannes war, wie der Wundarzt es vorausgesagt hatte, bald wieder geheilt. Nur eine ziemlich große und sichtbare Narbe auf der Stirne war ihm als Andenken an die unbrüderliche Begegnung Antons geblieben. Diese selbst war in seinem Gedächtnisse bald verwischt. Antons Bitte um seine Verzeihung, welche ihm die Müllerin getreulich ausgerichtet, sowie die schnelle Entfernung desselben aus dem Hause, die Johannes als eine immerhin zu harte Strafe des Vaters ansah, hatten schnell alle Bitterkeit in seinem gutmüthigen Herzen ausgelöscht. Es bedurfte der wiederholten Versicherung Eichmanns, daß es beschlossene Sache gewesen sei, Anton jetzt in die Lehre zu bringen, um ihn mit seinem Bitten und Drängen zu beschwichtigen, Anton möge doch wieder zurückgeholt werden; sie würden sich beide gewiß jetzt gut mit einander vertragen.

Die große Narbe auf der Stirne hat dem Johannes auch in Annchens Augen durchaus nicht geschadet. Wie sie sogleich am andern Morgen nach der Verwundung heraufgeeilt kam, sich nach dem Befinden des armen Johannes zu erkundigen, wobei sie der Eichmannsbase den ganzen Sachverhalt ausführlich unter Erröthen erzählte, so kam sie nun, als auch Johannes wieder ganz genesen war, weit öfter als früher in die Eichmannsmühle. Und was war natürlicher, als daß sie niemals fortging, ohne Johannes wenigstens begrüßt zu haben!

„Um meinetwillen hat ihn der heimtückische Bub so gehauen!" erklärte sie eifrig der Base, „und die Schmerzen, die er davon gehabt hat, vergeß' ich ihm mein Lebtag nicht."

Die Base glaubte das freilich auf's Wort, da sie nun, wo ihr der rechte Blick aufgegangen war, in das offene Herz des Mädchens klar hineinsah. Es entging ihr auch nicht, daß Johannes sich Tag für Tag mehr dem Annchen zuneigte, und sie sah das mit stillem Wohlgefallen. Der Gedanke, die Beiden einmal vereinigt zu sehen, und bei ihnen ihre Tage zu beschließen — wie ferne dessen Erfüllung auch jetzt noch lag, — hatte etwas überaus Wohlthuendes für sie und wurde oft im heimlichen Stübchen mit ihrem Manne besprochen.

So war denn jetzt in der Eichmannsmühle eine glückliche Zeit gekommen. Friede und Ruhe herrschte drinnen und der regsamste Fleiß draußen an der Säge, wie auch im Walde. Es war, als ob Johannes sich verpflichtet fühlte, die Arbeit, welche Anton früher zugefallen war, noch auf sein Theil mitzunehmen, so fleißig war er vom frühen Morgen bis zum späten Abende. Bald konnte ihm Eichmann den ganzen Betrieb der Mühle überlassen und durfte gewiß sein, daß es an nichts fehle.

Auch von Anton kamen gute Nachrichten, sowohl über seinen Fleiß als über sein Betragen, und als Meister Dressing einmal im Laufe des Winters selber kam, eine kleine Reparatur an dem Mühlwerke zu machen, meinte er zu Eichmann:

„Aus dem Anton kann einmal etwas Tüchtiges werden. Er hat einen gar klugen, behaltſamen Kopf. Macht zwar manchmal, wenn ihm etwas geſagt wird, was ihm nicht recht iſt, ein Paar Augen, daß es Einen gruſelt; aber die ſehe ich nicht, und das iſt wohl das Beſte. Denn es wird ihm genug aufgekniet, da die Geſellen ihn faſt alle nicht recht leiden mögen. Was ſie gegen ihn haben, weiß ich eigentlich nicht. Gegen mich hat er noch niemals auch nur ein verkehrtes Wort geſprochen und folgt mir in allen Stücken."

„Nun, das Letzte, denk' ich, iſt die Hauptſache!" ſprach da Eichmann, indem er über die Abneigung der Geſellen gegen Anton ſeine eigenen Gedanken hatte, die er aber vor Meiſter Dreſſing nicht kund werden ließ. „Thut mir nur den Gefallen, Meiſter, fuhr er fort, und ſeht dem Burſchen tüchtig auf's Zeug, daß er ſein Handwerk gehörig lernt. Habt auch ſonſt ein Auge auf ihn und bedenkt, daß er von Kind auf der Vaterhand entbehrt hat, die ihn in väterlicher Liebe und Treue erzogen hätte. Das geht ſolch einem armen Kinde lange nach! Hält er ſich nach wie vor ordentlich, ſo laßt ihn bald einmal hierherkommen; könnt ihm ja allenfalls einen Auftrag an mich auszurichten geben!"

Meiſter Dreſſing verſprach dies. Und wirklich, als die Oſterfeiertage kamen, rückte Anton zu Beſuch in der Eichmannsmühle ein mit einem Briefe des Meiſters, welcher ſeines Lobes voll war. Das freundliche Entgegenkommen der Müllersleute, das dadurch veranlaßt wurde, vertrieb bald bei Anton die Scheu, mit welcher er anfangs in die Mühle eingetreten war; und da des Vorgefallenen in keiner Weiſe erwähnt wurde, auch Johannes in ſeiner Gutmüthigkeit dem lange entfernt Geweſenen ſo brüderlich begegnete, als habe niemals der geringſte Zwieſpalt zwiſchen ihnen geherrſcht, ſo war raſch Alles im beſten Geleiſe. Nur wollte es dem Müller nicht gefallen, daß Anton jetzt Johannes gegenüber ganz von dem Vorgefallenen ſchwieg, wie dieſer, den er darüber befragte, ihm mittheilte. Er hatte ſicher erwartet, Anton würde das nachholen, was ihm bei ſeinem

schnellen Scheiden aus der Mühle versagt worden war und damals versagt werden mußte, nämlich Johannes um Verzeihung zu bitten. Daß er es nicht that, ließ ihn, und das gewiß mit Recht, an einer aufrichtigen Reue und Sinnesänderung bei Anton zweifeln.

Das Annchen aus der Bergmannsmühle konnte indeß das Vorgefallene nicht so leicht vergessen, und als sie während der Feiertage zum Besuche heraufkam, begrüßte sie Anton so kalt, als wäre er ihr ein völlig Fremder, während sie gegen die beiden alten Leute und Johannes überaus freundlich war.

Der Müllerin waren die glühenden, giftigen Blicke nicht entgangen, die dieses Benehmen Annchens bei Anton hervorrief, und die vornehmlich auf Johannes gerichtet waren, und als sie am Abende im Stübchen ihrem Manne diese Beobachtung mittheilte, meinte sie:

„So sehr ich mich auch gefreut habe, den Anton einmal wieder zu sehen, und zwar als einen so schmucken Burschen, wie er einer geworden ist, so bin ich doch froh, daß seines Bleibens nicht lange ist. Die bösen Blicke aus seinen Augen haben mich ordentlich zittern gemacht."

„Was doch Weiberaugen nicht Alles sehen!" neckte beruhigend Eichmann, obwohl auch ihm die Wahrnehmung seiner Frau nicht ganz verborgen geblieben war.

Es ging jedoch gut; denn Anton verschloß den Haß gegen Johannes, der allerdings bei Annchens Benehmen wieder hoch aufgelodert war, klüglich in seiner Brust, und nur bei seinem Abschiednehmen konnte man ziemlich deutlich merken, daß er keine sonderliche Liebe zu Johannes mit sich fortttrug.

Anderthalb Jahre gingen nun in ruhigem Gange über die Eichmannsmühle hin. Johannes wurde ein tüchtiger Schneidemüller und der alten Leute Stütze. Sein unermüdlicher Fleiß, die Genauigkeit und Sorgfalt, mit welcher er der Mühle vorstand, deren Besorgung ihm Eichmann allmälig fast ganz überließ, zogen aus weitem Kreise die Kunden zu der Eichmannsmühle herbei und brachten somit

täglich wachsenden Wohlstand. Eichmann dachte auch jetzt allen Ernstes an die immer nothwendiger werdende Reparatur seiner Mühle, wozu das Geld schon wohlverwahrt im Schränkchen lag und Haufen des schönsten Bauholzes etwas oberhalb der Mühle aufgeschichtet saßen.

Für Johannes insonderheit war es eine glückliche Zeit. Er hatte außer den liebevollen Eltern sein Annchen, von deren treuer Liebe er überzeugt sein durfte, wenn auch darüber noch kein Wort zwischen ihnen gefallen war. Und einen Freund hatte er auch gefunden, an welchen er sich enge und vertraulich anschloß. Das war der Sohn des Chirurgen Amberger, den er kennen gelernt hatte, als er einmal selber nach Wildingen gegangen war, um seine Kopfwunde besehen zu lassen, und mit dem er rasch gut Freund geworden war. Fast kein Sonntag verging zuletzt, ohne daß der Gottfried — so hieß Ambergers Sohn — in die Eichmannsmühle kam, oder daß Johannes zu ihm nach Wildingen hinaufging. Denn Beide waren gleichen Alters und auch innerlich gleich geartete Naturen.

Es war an einem Novembertage des Jahres 1807. Der erste Schnee war bereits gefallen, und zwar in so großen Massen, daß er fast den Verkehr mit der Bergmannsmühle unmöglich machte und das Dach der Eichmannsmühle in Besorgniß erregender Weise belastete. Da trat plötzlich Thauwetter ein. Dunkle, schwere Wolken zogen sich am Himmel zusammen und brachen mit Einem Male in einen Regen aus, der fast an einen Wolkenbruch glauben ließ und die gewaltigen Schneemassen wie im Handumdrehen zerschmolz. Aus dem munteren Bächlein, welches das Thal durchfloß, war bald ein reißender Strom geworden, da von allen Bergen wahre Bäche herabstürzten, durch tiefe Furchen und Gräben ihren Weg bezeichnend.

„Der Herr schütze uns!" rief Eichmann, als er mit Johannes triefend vom Regen wieder in die Mühle trat, nachdem beide das nothwendige Geschäft besorgt hatten, die starke Schleuße am Anfange des Mühlteiches niederzulassen, damit nicht der Wasserstrom durch denselben zur Mühle dringe.

„Der Herr schütze uns! Solch ein Wetter hab' ich doch noch nicht erlebt! Es gießt ja wie mit Eimern herunter, und der Regen ist so warm dabei, daß er den lockeren Schnee mit Macht schmelzen macht. Wenn nur die Schleuße stark genug ist, die furchtbare Wassermasse auszuhalten, die schon jetzt den Bach herunterstürzt! Sonst haben wir, ehe wir's uns versehen, das Wasser hier in der Mühle. Seht nur wie der Bach immer mehr anschwillt! Drüben steht er schon fast dem Wege gleich."

Angstvoll schauten Alle durch das Fenster dem Unwetter zu, und wenn nicht die sorgsame Mutter Eichmann und Johannes zum Wechseln der nassen Kleider angetrieben hätte, sie selber hätten nicht daran gedacht; so sehr waren sie in Sorgen. Denn schon unterwegs hatte Eichmann gegen Johannes seine Besorgniß geäußert, daß der Druck der Wassermasse die Schleuße brechen könne, und dann die Mühle in großer Gefahr stände.

Die wenigen Minuten, welche Beide brauchten, um sich umzuziehen, hatten indessen schon eine große, gefahrvolle Veränderung draußen herbeigeführt. Das Wasser im Mühlteiche war nämlich über die Ränder getreten und floß in Strömen der Mühle zu, die, weil sie ein oberschlächtiges Rad hatte, etwas tiefer als der Mühlteich lag. Dieses Uebertreten des Wassers konnte nun freilich auch allein durch die Bäche verursacht sein, die aus dem Walde herabstürzten; aber die Besorgniß lag nahe, daß oben am Wehr der Bach bereits ganz aus seinem Bette getreten sei und seinen Weg um die schützende Schleuße herum gefunden habe. War das der Fall, so mußte die Schleuße weggerissen werden und für die Mühle stand dann das Schlimmste zu befürchten.

Sie sollten nicht lange im Ungewissen bleiben.

Eben griff Eichmann nach dem Gebetbuch, um das Gebet in Wetternöthen mit den Seinigen zu beten, da der Regen immer heftiger aus den zusammengeballten dunklen Wolken herabstürzte, und die entwurzelten Bäume, sowie die Felsblöcke, die der schäumende Bach bereits mit sich führte, Zeugniß gaben von der zerstörenden Gewalt des entfesselten Elementes.

Da gab's plötzlich ein furchtbares Krachen, so daß Alle zugleich laut aufschrieen.

„Barmherziger Gott!“ schrie Eichmann, der hinaus auf den bedeckten Gang gestürzt war, „die Schleuße muß gebrochen sein; denn das Wasser kommt von allen Seiten in Strömen und bringt das Bauholz und die Dielen, die droben aufgeschichtet saßen! Ein Stamm hat eben die ganze Wand des Schuppens durchgestoßen! Barmherziger Gott, hilf du, sonst sind wir verloren!“

Auch Johannes war hinausgeeilt und sah mit Entsetzen in die Gefahr, welche in der furchtbarsten Weise der Mühle und allen ihren Bewohnern drohte. Zwar war es erst Einem der großen Stämme gelungen, bis zu der Mühle hindurchzudringen und hier die Wand des Schuppens zu durchbrechen; die anderen waren durch die Erlen und Ulmen, welche die Mühle umgaben, noch zurückgehalten worden. Allein konnten die Bäume lange den Druck der Wassermasse aushalten, welche durch die querliegenden Stämme aufgestaut wurde? Und mußten nicht auch die kürzeren Bretter und Dielen, welche zwischen den Bäumen durchtrieben, auf die Dauer gefährlich werden? Vergebens sah sich Johannes nach einem Mittel zur Rettung um, die nur noch möglich war, so lange die an die Bäume getriebenen Stämme der Hauptmasse des Wassers den freien Zugang zur Mühle wehrten. Gaben die nach, oder brachen die Bäume, so wurde das baufällige Gebäude rettungslos weggeschwemmt.

„Herr, hilf! Herr, hilf!“ seufzte Johannes in seiner Rathlosigkeit, „laß uns nicht so elend hier verderben!“

Und sein Seufzen blieb nicht unerhört. Wie er noch einmal angstvoll nach einem Rettungsweg auspäht, kommt ihm mit Einem Male ein guter Gedanke. Der Schuppen steht noch fest, obwohl der Stamm einige Gefächer eingeschlagen hat, oder vielmehr weil dies geschehen und dem Wasser, das sich sonst an ihm aufgestaut haben würde, auf diese Weise ein freier Durchgang gemacht ist. Aus den Fenstern der Gesindekammer kann man leicht auf das Dach

des Schuppens gelangen, das noch neu und ziemlich flach ist. Gelingt es nun, einige Dielen aus dem Wasser aufzufischen und dieselben vom Dache des Schuppens aus über die nicht sehr breite Wassermasse zu schieben, welche den Schuppen von dem Berge trennt, so ist eine Brücke fertig, die das Entfliehen möglich macht.

In fliegender Eile theilte Johannes seinen Plan dem Vater mit. Der lächelt wehmüthig, weil er den Plan für unausführbar hält, und bittet den Jüngling, von seinem Vorhaben abzustehen und nur auf die Hülfe des Herrn zu vertrauen, der sie allein bewahren und retten könne.

Aber Johannes ließ sich nicht halten. Galt es doch, zu versuchen, was in Menschenkraft stand, um das drohende Verderben wenigstens von den geliebten Eltern ferne zu halten.

Er eilte hinunter in den Unterstock, nahm durch das Fenster eine große Hakenstange herein, die unter dem vorgebauten Gang an der Wand hing, und stieg damit in Gottes Namen auf das Dach des Schuppens hinaus, das nur wenig tiefer lag als die Fenster der Gesindestube. Rasch senkte er den Haken in die wildströmende Fluth und nach einigen mißglückten Versuchen gelang es ihm endlich, einen großen, breiten Diel zu erfassen, den er nun mit Aufbietung aller seiner Kraft auf das Dach des Schuppens zog. Reichte derselbe, als ihn Johannes von dem Dache aus nach dem Berge hinschob, auch nicht ganz bis auf das Trockene, so konnte er doch mit seinem unteren Ende wider einen Baum gestützt werden, so daß ihn das Wasser nicht fortzureißen vermochte, nachdem ihn Johannes auch mit dem oberen Ende zwischen zwei Dachsparren geklemmt, von denen er rasch die Ziegeln abgerissen hatte.

„Vater, Mutter!“ schrie er nun laut, „kommt schnell und macht euch fertig; mit Gottes Hülfe wird's gehen!“

Eichmann, der besorgt Johannes gefolgt war, aber ihn alleine mußte machen lassen, weil zu befürchten war, daß das Dach die Last zweier Männer zugleich nicht tragen möchte, sprang nun hinauf, seine Frau und die Magd zu

holen, die bebend und betend droben ſaßen. An das Geld im Schränkchen dachte er freilich nicht; die Rettung der Menſchenleben war ihm die Hauptſache.

Inzwiſchen war es Johannes gelungen, noch einen zweiten Diel zu erfaſſen, den er nun über den erſten ſchob und der faſt bis auf das Trockene reichte. Raſch rutſchte er über die naſſen Diele hinüber, um die Probe zu machen, ob ſie auch ſtark genug ſeien, die Laſt eines Menſchen zu tragen, und mit ſo klopfendem Herzen ſah er, daß es ging.

„Nur muthig!“ rief er hinüber, als er ſah, wie die Mutter und die Magd zu ängſtlich waren, auf das Dach zu ſteigen und auf der ſchwankenden Brücke das brauſende Waſſer zu überſchreiten. „Nur muthig! Dort iſt ſicherer Tod, hier aber ein Rettungsweg, und Gott wird helfen!“

Und ſiehe, die Todesangſt wirkte. Zuerſt faßte ſich die Magd ein Herz, kam glücklich über das Dach an die Diele und dann, auf Händen und Knieen kriechend, zu Johannes hinüber, der ſie erfaßte und die paar Schritte durch das

Waſſer auf das Trockene trug. Von Eichmann ermuthigt, folgte ebenſo die Müllerin und endlich Eichmann ſelbſt.

Es war aber keine Minute zu frühe. Denn kaum hatte Eichmann den Fuß von dem Diel geſetzt, um das Waſſer zu durchwaten, da brach der Schuppen zuſammen und war im Nu von dem immer ſtärker gewordenen Strome weggefegt, als ob er nie da geſtanden hätte.

Laut weinend fielen ſich die Gatten in die Arme, und als mit den erleichternden Thränen der Bann des Schreckens, der bisher auf Allen gelegen hatte, gleichſam weggeſchwemmt war, da rief Eichmann laut:

„Dem Herrn ſei Dank, der uns ſo gnädig bewahrt hat! Es iſt doch ewig wahr: Er verläßt nie, die ſich auf Ihn verlaſſen. Aber auch dir, du muthiger Retter in der Noth, ſei Dank!“ wandte er ſich dann zu Johannes, „wenn du nicht ſchon längſt Kindesſtelle bei uns hätteſt, heute hätteſt du ſie dir doppelt und dreifach verdient. Denn nächſt Gott dem Herrn verdanken wir dir Alle unſere Rettung!“

Damit zog er den Jüngling an ſein Herz und gab ihn dann der weinenden Mutter in die ſchon ausgebreiteten Arme.

Sie hatten aber nicht bemerkt, wie während dieſes kurzen rührenden Auftritts die Stämme droben an den Bäumen ſich losgelöſt hatten, von der Gewalt des immer ſtärker werdenden Stromes an ihren dicken Enden getroffen, und nun mit unwiderſtehlicher Macht gerade auf die Mühle losgetrieben. Mit Einem Male hören ſie einen furchtbaren Schlag, ein dumpfes Krachen, und wie ſie ſich umdrehen, ſehen ſie eben noch, wie der baufällige Giebel des Hauſes ſich langſam ſenkt und dann plötzlich in die Fluthen ſtürzt, das ganze Gebäude nach ſich ziehend, das bald von dem wildſchäumenden Waſſer ſpurlos weggeriſſen iſt.

Haſt du, lieber Leſer, ſchon einmal auf Nimmerwiederſehen Räume verlaſſen müſſen, die dir lieb und theuer geworden waren als die Stätte, an der du Jahre lang Freude und Leid des Lebens getragen hatteſt, und in denen dir

jeder Winkel durch die Erinnerung geheiligt war, dann magst du im Stande sein, dir einen Begriff zu machen von dem tiefen Schmerze, der die Herzen Eichmann's und seiner Frau durchzog, als sie die Mühle in den schäumenden Wogen verschwinden sahen. Starr und thränenlos standen sie da, und erst das Jammern der alten Katharine, der Magd, um ihre Habseligkeiten, die nun auch in den Fluthen begraben seien, löste den Bann des Schreckens, der auf ihnen lag.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!" rief Eichmann mit wankender Stimme und nach oben gerichteten Augen und umfaßte sein treues Weib, die dem Zusammenbrechen nahe war. „Wir wollen nicht klagen um das irdische Gut, das wir verloren haben. Der treue Gott, welcher uns das Leben gerettet hat, wird es auch weiter mit uns versehen und uns nicht verlassen, noch versäumen!"

Das war der rechte Trost für das fromme Herz der Müllerin. Und nachdem sie an der Brust des Gatten den ersten Schmerz stille ausgeweint hatte, ließ sie sich willig wegführen, wozu Johannes nun ernstlich drängte, da der Regen noch immer in unvermindertem Maße fortströmte. Ein Pfad führte durch den Wald hinunter nach der Bergmannsmühle, und war derselbe auch durch die Wasserströme, die von dem Berge herunterrauschten, hier und da bereits durchrissen, so brachte er die Geretteten doch bald dem befreundeten Hause nahe. Dort hatte das Wasser nicht so verheerend wirken können; denn das Thal erweiterte sich hier etwas, und überdies lag die Mühle um ein Bedeutendes höher und näher am Berge als die Eichmannsmühle, so daß das Wasser, das sich jenseits weiter ausbreiten konnte, nur ihre Grundmauern umspülte und noch keinen Schaden hatte anrichten können.

Wohl hatte man dort mit Angst und Sorge der Befreundeten droben in der Eichmannsmühle gedacht, aber doch das Schlimmste, was bereits eingetreten war, nicht befürchten zu müssen geglaubt. Als aber die Trümmer des

Schuppens angetrieben kamen, die des Müllers spähendes Auge sogleich entdeckte und erkannte, da hatte dieser dem Mühlknappen mit den Augen gewinkt und war, ohne den Seinigen ein Wort zu sagen, mit dem Burschen hinausgeeilt, den Pfad nach der Eichmannsmühle einschlagend.

„Hat der Schuppen nicht widerstehen können," sprach er zu dem Begleiter, „so wird es auch die alte Mühle nicht lange machen. Da thut sicherlich Hülfe noth."

Sie waren jedoch noch nicht weit vom Hause entfernt, da sahen sie schon die Bewohner der Eichmannsmühle dahergekommen, und wußten nun sogleich, was geschehen war. Denn ohne die größte Noth würden sämmtliche Bewohner das Haus nicht verlassen haben. Es bedurfte auch keines Fragens mehr, als sie zusammentrafen. Hätten nicht die bleichen, verstörten Gesichter der Geflüchteten, die wankende Gestalt der Eichmannsbase Antwort genug gegeben, so that dies ein Blick auf die Stelle, wo einst die Mühle gestanden hatte, den man von hier aus thun konnte.

Stumm und aufs Tiefste erschüttert drückten sich die Männer die Hände, und stumm, als sei es ein Leichenzug, eilte man der Bergmannsmühle zu. Dort standen schon Annchen und die Mutter händeringend im Hofe; denn sie hatten soeben die Trümmer der Mühle vorbeitreiben sehen und ahnten nun, wohin der Vater mit dem Knechte gegangen sei. Laut weinend stürzten sich die Frauen in die Arme, als der traurige Zug im Hofe anlangte, und der Müller hatte alle Noth, seiner Frau und Annchen, die wie verstört waren, begreiflich zu machen, daß jetzt schnelle, thätige Hülfe nöthiger sei als Weinen.

Rasch hatte Annchen in zwei Zimmern des Oberstockes Feuer angemacht, damit sich die Geretteten aus den Kleidervorräthen der Mühle umkleiden könnten. Aber die gute Eichmannsbase brachte es gar nicht zum Umkleiden. Ein entsetzlicher Frost, der sie zu schütteln begann, nöthigte, sie zu Bette zu bringen, und als die Nacht einbrach, lag sie in heftigem Fieber, das von Stunde zu Stunde wuchs. Um Mitternacht fing sie an, irre zu reden, und es bedurfte der

ganzen Kraft Eichmann's, um sie im Bette zu halten, da sie mit Gewalt nach Hause eilen wollte, zu helfen und zu retten. Die längst verstorbenen Kinder wurden in ihren Fieberträumen wieder lebendig, und das Jammern um sie, die jetzt in den Fluthen ertrinken müßten, war herzzerreißend für Eichmann, welchem dadurch auch dieser alte schwere Verlust wieder ins Gedächtniß gerufen wurde zu all dem neuen Elend.

An das Suchen ärztlicher Hülfe war nicht zu denken; denn noch immer regnete es, wenn auch etwas schwächer als vorher, und das Brausen des Wassers, welches nun auch bereits in den Hof der Bergmannsmühle getreten war, klang so schauerlich durch die stille Nacht, daß jeder Gedanke ferne treten mußte, einen Boten zu entsenden. Ohnehin war alle männliche Hülfe nöthig, die Bergmannsmühle vor Schaden zu bewahren. Auch hätte der alte Chirurg Amberger, der zur Noth auf Bergpfaden zu erreichen gewesen wäre, kaum viel helfen können, da er mit inneren Krankheiten sich nicht abgab.

Erst gegen Morgen wurde die Kranke etwas ruhiger, sah aber so elend und abgemattet aus, daß Annchens Mutter kopfschüttelnd äußerte: „Ich fürchte, da ist eine schwere Krankheit im Anzuge; wenn es nur kein Nervenfieber gibt!"

Mit anbrechendem Tage ließ der Regen draußen nach, und da das Thälchen sich rasch senkte, so verlief sich auch das Gewässer ziemlich rasch. Für die Bergmannsmühle war jetzt keine Gefahr mehr zu befürchten, wenn auch der Bach noch wildschäumend dahintobte, entwurzelte Stämme und Felstrümmer mit sich führend. Da es für einen rüstigen Fußgänger bald möglich wurde, über die Berge sich einen Weg zu bahnen, so ließ sich Johannes nicht mehr halten, nach dem Arzte zu gehen, der allerdings aus einer Entfernung von mehr als vier Stunden herbeigeholt werden mußte. Er hatte von Annchen gehört, daß die arme Mutter wohl das Nervenfieber bekommen könne, und da er dessen Gefährlichkeit von dem Tode der eigenen leiblichen Mutter her kannte, so ließ es ihm keine Ruhe.

Glücklich kehrte er auch am anderen Tage in Begleitung des Arztes zurück, der sofort erklärte, daß bei der Kranken das Nervenfieber wirklich im höchsten Grade ausgebrochen sei, und bei der vorausgegangenen heftigen Erschütterung ihres Gemüthes das Schlimmste zu befürchten stände.

Das blieb denn auch nicht aus. Nach neun schweren Tagen und Nächten, während welcher Johannes fast nicht vom Bette der guten Mutter wegkam, schloß der Tod deren treues Auge. Wer beschreibt den Schmerz Eichmann's, der nun mit der geliebten Gattin auch das Letzte verloren hatte und wie gebrochen hinter dem Sarge herwankte, geführt von Johannes und Anton, welcher zum Begräbniß heraufgekommen war! Wer zählt die Thränen, die dem braven Weibe nachgeweint wurden von Allen, die sie gekannt hatten, zumal von den Armen, die in ihr eine so unermüdliche, liebevolle Wohlthäterin verloren! Wer schildert insonderheit den Jammer der beiden, nun zum zweiten Male mutterlosen Söhne, die vereint der geliebten Todten bittere Thränen nachweinten und über dem gemeinsamen Schmerz allen Zwiespalt vergessen zu haben schienen!

Daß Eichmann und Johannes vorläufig in der Bergmannsmühle blieben, verstand sich bei den Müllersleuten wie von selber. Wo hätten sie auch sonst bleiben sollen? Der Winter war da und schloß jeden Gedanken aus, etwa auf den Grundmauern der Mühle, welche dem Drängen des Wassers widerstanden hatten, einen Nothbau aufzurichten. Und wäre die Ausführung dieses Gedankens auch möglich gewesen, der Bergmannsmüller und die Seinen würden es nimmer zugegeben haben, daß der alte Vetter in solch einem Nothbau sich den Unbilden des Winters ausgesetzt hätte.

Für Johannes war es ein beglückender Gedanke, nun alle Tage sein Annchen sehen und sprechen zu können. Gleichwohl wurde die erste Zeit nach dem Tode der lieben Mutter für ihn eine recht schwere. Denn Eichmann war durch den doppelten Schlag, welcher ihn getroffen, wie gebrochen. Ueber den Tod der treuen Lebensgefährtin tröstete ihn zwar sein fester, fröhlicher Christenglaube; denn er wußte,

daß sie in dem Herrn, welchem sie gelebt hatte, auch gestorben war und daß ihr darum das Loos aufs Lieblichste gefallen sei. Der Schmerz über die plötzliche Trennung von ihr milderte sich bei ihm bald zu dem stillen Heimweh, welches das Christenherz erfüllt, wenn es die Schätze seiner Liebe in die Hand des Herrn hat zurückgeben müssen.

Aber was sollte nun für ihn und Johannes in der Zukunft werden? Das war der Gedanke, der ihm wie eine schwere Last auf dem Herzen lag, und bei allem Gottvertrauen, welches ihn erfüllte, die bange Sorge nicht zur Ruhe kommen ließ.

An einen Neubau der Mühle war zunächst ja gar nicht zu denken. Das dazu nöthige Geld war mit dem Einsturze der Mühle verloren gegangen, ebenso wie das dazu bestimmte Bauholz ein Raub der Wellen geworden war. Zwar wurde ein Theil des letzteren weiter unten im Thale aufgefunden, wo es sich festgesetzt hatte, und dann wieder von den Thalbewohnern dem Besitzer zugefahren; aber das Geld war und blieb verloren.

Das Schicksal Eichmann's fand bei den Bewohnern des Thales die aufrichtigste Theilnahme, und es zeigte sich deutlich, in wie großer Achtung und Liebe er stand bei Allen, die ihn kannten. So lange das Wetter es irgendwie erlaubte, waren hülfreiche Hände genug da, das aufgefundene und noch brauchbare Holz beizufahren und aufzuschichten, den Platz, auf welchem die Mühle gestanden, zu reinigen und zu ebenen, kurz alles zu thun, was Schaden abwenden und einen Neubau der Mühle fördern konnte. Waren diese Arbeiten, bei welchen Eichmann und Johannes natürlich aus allen Kräften mithalfen, für beide auch sehr schmerzlich, da sie beständig an den erlittenen Verlust erinnerten, so waren sie doch besonders für Eichmann sehr heilsam, da sie ihn dem dumpfen Hinbrüten entrissen, dem er sich sonst wohl mit seinen Gedanken hingegeben haben würde, und das in körperlicher wie geistiger Beziehung nur schädlich auf ihn hätte wirken können.

Hatten sie aber am Tage tüchtig gearbeitet, um sich

nicht von den hülfreichen Nachbarn beschämen zu lassen, so schloß am Abende bald der Schlaf Eichmann's Augen, nachdem er den Abendsegen, der auch in der Bergmannsmühle nie vergessen oder versäumt wurde, mitgebetet hatte, und das Schreckliche, was lange schlaflose Winternächte haben, wenn das Herz von Kummer und Sorge gedrückt ist, blieb ihm erspart. Daß Johannes sich gerne den Schlaf aus den Augen rieb, um noch einige Stunden länger als der alte Vater wach zu bleiben und den spinnenden Frauen etwas vorzulesen oder irgend eine häusliche Arbeit mit dem Mühlknappen zu theilen, wird Jeder gerne glauben, welcher das Traute solcher Winterabende kennt da, wo eine Familie sich häuslichen Glückes und Friedens erfreut und wo, wie es bei Johannes und Annchen der Fall war, das stille friedliche Beisammensein liebenden Herzen den reinsten und höchsten Genuß bereitet.

Am Ende würde Johannes mit der gegenwärtigen Lage völlig zufrieden gewesen sein und sich ganz wohl darin gefühlt haben mit dem leichten Sinn, welcher der Jugend beneidenswerthes Eigenthum ist und die Sorgen bald abschüttelt, die in späteren Jahren so festhaften und so schwer drücken, wenn nur Eins nicht gewesen wäre. Und das war nicht etwa der Gedanke an die nächste schwere Zeit, die dem Vater und ihm bevorstand, wenn es nun an das Wiederaufbauen der Mühle gehen sollte, und es fehlte doch dazu in allen Ecken am Nöthigsten, — nein, es war etwas ganz Anderes, was wie ein schwerer Sorgenstein auf seinem wie auf Annchens Herzen lag, und noch in viel höherem Maße Eichmann's Seele belastete.

4.

Johannes und Anton traten jetzt beide in das militärpflichtige Alter, und wer die Burschen ansah, mußte sich sagen, daß sie ein Paar schmucker Soldaten abgeben würden und wenig Aussicht hätten, wegen allgemeiner Körperschwäche

zurückgestellt zu werden oder gar ganz vom Militärdienste loszukommen.

Das war nun gewiß an und für sich nichts Schlimmes und Bedenkliches. Denn die soldatische Dienstzeit, wenn sie nicht gar zu lange dauert und gar zu große Nachtheile für die Berufsverhältnisse herbeiführt, ist für einen jungen, gesunden Burschen eine herrliche Schulzeit, in welcher ihm Zucht und Ordnung, Gehorsam und Pünktlichkeit so meisterlich gelehrt wird, daß er das Gelernte gewöhnlich für all seine Lebtage behält und daran ein großes Gut besitzt, welches ihm sein Fortkommen in der Welt in mancherlei Weise erleichtert.

Allein der geneigte Leser darf nicht vergessen, daß unsre Geschichte in jene Zeit fällt, da der erste Napoleon sein eisernes Scepter über halb Europa schwang und zu seinen

Kriegen immer neue Soldaten brauchte, die er rücksichtslos aushob, und zu denen seine guten Freunde, die Rheinbundfürsten, ihr gutes Theil zu stellen verpflichtet waren. Da war es freilich mit dem Soldatsein etwas ganz Anderes wie in ruhigen Friedenszeiten. Wer da dem rasselnden Kalbfelle folgen mußte, mochte kühnlich vorher sein Testament machen; denn die Wenigsten kehrten wieder, und wer auch nicht gerade in den mörderischen Schlachten das Leben verlor, der kehrte doch nur als elender Krüppel heim. Ehe er ein solcher geworden war, wurde er nicht entlassen. Auch sagt man dem großen Menschenwürger aus Frankreich nach — und gewiß nicht mit Unrecht — daß er die Truppen seiner guten Freunde, der deutschen Rheinbundfürsten, stets auf die Plätze zu stellen gewußt habe, wo die Gefahr am größten, das erhabene Loos, Kanonenfutter zu werden, am sichersten war. Was Wunder, daß da Alle, die es irgendwie vermochten, für ihre Söhne sogenannte „Einsteher" kauften, welche an deren Statt den Soldatenrock anzogen und der Trommel folgten. Denn man sah von Seiten der Behörden nicht sowohl auf die Person Derer, welche sich zum Dienste stellten, sondern nur darauf, ob die befohlene Anzahl zusammengekommen war.

Eichmann hatte schon manchmal bei Lebzeiten seiner Frau an diesen Zeitpunkt gedacht, der jetzt mit dem kommenden Frühjahre für Johannes und Anton eintreten sollte, und mit der besorgten Gattin Alles besprochen. — Für Johannes, dem er die Mühle übergeben wollte und bei dem er mit seiner Frau die Tage seines Alters zu verleben gedachte, sollte ein Einsteher gekauft werden; bei Anton aber hofften die beiden Gatten, daß er bei der Loosung eine hohe Nummer ziehen und so vom Dienste loskommen würde. Für beide Burschen Einsteher zu kaufen, überstieg Eichmanns Mittel, da in jenen Zeiten ein Einsteher 1800 bis 2000 Gulden kostete, ja nur mit schwerer Mühe waren selbst um diesen Preis Leute zu finden, die ihr Leben oder ihre Gesundheit für Andere zu Markte tragen wollten.

Wie war es aber jetzt möglich, Johannes loszukaufen,

da Eichmann mit der Mühle ſein ganzes Vermögen verloren hatte, und der Wald bei der Mühle geſchont werden mußte, wenn je an einen Neubau ſollte gedacht werden können? Es blieb nun nichts übrig, als es auch mit Johannes zum Looſen kommen zu laſſen und den Herrn zu bitten, daß er ihn eine hohe Nummer wolle finden laſſen, die ihm Freiheit vom Soldatendienſte verſchaffe.

Aber ob der Herr dieſe Bitte erhören werde, oder ob es in ſeinem wunderbaren Rathe anders beſchloſſen ſei, das war eine Sorge, die ſchwer auf allen Herzen laſtete, nicht am wenigſten auf dem liebenden Herzen Annchens, das ſich durch das tägliche Beiſammenſein immer voller und inniger zu Johannes hinneigte, und den Gedanken kaum ertragen konnte, dieſen in die Schlachten, oder was faſt daſſelbe war, in den Tod gehen laſſen zu müſſen. So ging der Winter hin, und der gefürchtete Tag der Ziehung rückte heran.

Anton war einige Tage zuvor von Nimburg heraufgekommen. Wie ſchlug ihm das Herz, als er Annchen wiederſah, die aller Blumenregel zuwider in dieſem Winter herrlich erblüht war! Wie flammte die leidenſchaftliche Liebe zu ihr, die er unvergeſſen und unvermindert im Herzen trug, hoch in ihm auf! Wie kochte es aber auch in ihm, als er das innige, vertrauliche Verhältniß zwiſchen Annchen und Johannes bemerkte, das dieſe ſich gar keine Mühe gaben zu verheimlichen, da Annchens Eltern noch nie ein abmahnendes Wort gegen ihre Tochter hatten fallen laſſen, und dieſe darin eine Billigung ihrer Liebe ſah!

Glücklicherweiſe ließ es indeſſen die Sorge um den Ausgang der Ziehung, von welcher auch Anton gedrückt war, bei dieſem zu keinem Ausbruche ſeiner Leidenſchaftlichkeit kommen, und Vater Eichmann freute ſich von ganzem Herzen der ſcheinbaren Eintracht der beiden Neffen. Sein Auge war nicht helle genug, die glühenden, ſprühenden Blicke zu ſehen, die oft aus Antons Augen zu Johannes und Annchen hinübergliten.

Am Tage vor der Ziehung ſtellte ſich auch Gottfried Amberger von Wildingen, der ebenfalls einberufen war, in der

Bergmannsmühle ein, um gemeinsam mit seinem Freunde Johannes nach der Amtsstadt zu gehen und dort das verhängnißvolle Loos zu ziehen.

Eichmann ließ sich seinen Entschluß nicht ausreden, die Drei nach der Amtsstadt zu begleiten.

„Die Unruhe würde mich krank machen!“ war seine Erwiderung, als die Müllersleute und Annchen ihn zurückhalten wollten mit der Befürchtung, er könne sich durch den weiten Gang verderben.

So schieden sie denn, von den Segenswünschen der Müllersleute und den heimlichen Thränen Annchens geleitet, und schritten stille und ernst ihres Weges. Wie widerte sie das Schreien und Toben so vieler Burschen an, die mit ihnen dasselbe Reiseziel hatten, und deren Lustigkeit sofort als eine erkünstelte erscheinen mußte, sobald man die bleichen, sorgenvollen Gesichter der Eltern und Angehörigen bemerkte, welche sie begleiteten! Ja, wie zuckte Anton öfters vor Grimm die Faust, wenn ein besonders Uebermüthiger sie zum Gegenstande seines Spottes machte, weil sie so stille seien! Da sie wegen Eichmanns nicht so sehr eilen durften, so kamen sie erst kurz vor der zur Ziehung anberaumten Stunde in der Amtsstadt an und mußten sogleich nach dem Rathhause.

„Gott der Herr geleite eure Hände und führe sie zu einem glücklichen Loos!“ sprach Eichmann, indem er die Hände seiner Neffen erfaßte und drückte. Weiter konnte er nicht reden; denn die Stimme versagte ihm, und leiblich wie geistig furchtbar angegriffen, sank er, als die Jünglinge hinaufeilten, auf die Steinbank neben der Rathhausthüre nieder, um dort den Ausgang abzuwarten. Seine gefalteten Hände und sich bewegenden Lippen gaben Zeugniß von dem, was in ihm vorging.

Doch sein Gebet sollte diesmal nicht erhört werden. Denn nach etwa einer halben Stunde kamen die drei Jünglinge wieder herunter; aber ihre bleichen Gesichter verriethen Eichmanns spähenden Blicken schon von Weitem, wie das Loos gefallen sei.

Zitternd ging er ihnen entgegen und wäre beinahe umgesunken, als ihm Johannes um den Hals fiel und sprach: „Gott stehe Euch bei, armer Vater! Uns beide traf das harte Loos; auch Gottfried muß mit uns fort. Er und ich sind zur Reiterei geschrieben worden, Anton zu den Kanonieren."

Helle Thränen flossen aus den Augen des alten Mannes, obwohl kein Wort der Klage über seine Lippen kam.

Als aber Johannes tröstend zu ihm sagte: „Ermannt Euch, lieber Vater! Unser Aller Leben steht ja in des Herrn Hand; der kann uns schützen und behüten!" — da riß sich der Alte plötzlich los und eilte kräftigen Schrittes hinauf in den Saal. Er trat vor die Officiere hin, die verwundert den alten Mann in seiner ehrwürdigen Erscheinung ansahen; er stellte ihnen die hoffnungslose Lage vor, darin er sich befände; er flehte und bat, man möge ihm doch Einen der beiden Neffen zu seiner Unterstützung lassen. Aber Alles war umsonst. Nur das wurde ihm gewährt, daß auch Anton zur Reiterei geschrieben und demselben Regiment zugetheilt werden möge, für das Johannes und Gottfried bestimmt seien.

Guter Vater Eichmann, hättest du ahnen können, welche Folgen die Gewährung dieser Bitte haben würde, du hättest sie nicht so dringend nachgesucht! Du wärest noch schwereren Herzens die Rathhaustreppe hinabgewankt, als du es jetzt thatest! Ja, hättest du Acht gehabt auf die finsteren Blicke Antons, als du den drunten Harrenden verkündigtest, was du mit deinen Bitten fertig gebracht, du hättest dich durch die Freude, womit Johannes und Gottfried die Nachricht aufnahmen, nicht beirren lassen und wärest spornstreichs wieder hinaufgeeilt, das Erbetene rückgängig zu machen!

Daß der Heimweg von der Amtsstadt noch viel stiller und trauriger wurde, als der Hinweg gewesen war, wen dürfte es Wunder nehmen? Eichmann, der sich in der Amtsstadt kaum ein wenig Ruhe hatte gönnen mögen, sondern nach kurzem Aufenthalte schon wieder zur Heimkehr zu drängen begann, brachte den Rückweg kaum fertig. Man mußte oft niedersitzen, damit der alte Mann wieder Kräfte sammeln

konnte, und gegen Ende des Weges wurde er von Johannes und Gottfried, welche ihm unter die Arme gegriffen hatten, mehr fortgeschleppt, als daß er ging. Geredet wurde wenig. Dazu waren Allen die Herzen zu voll.

Und welch einen Empfang gab es erst daheim in der Bergmannsmühle! Man bedurfte dort keiner Erzählung, wie es gegangen; die ernsten Gesichter der Ankommenden, besonders das Aussehen Eichmanns redeten eine Sprache, die nicht mißzuverstehen war. Da wollte es denn des Jammerns und Klagens kaum ein Ende geben, und bis spät in die Nacht saßen die Tiefbekümmerten noch beisammen, wie groß auch die Ermüdung Eichmanns war. Er hätte ja doch vor lauter Gedanken an seine zertrümmerten Hoffnungen und an die schwere Zukunft zu keinem Schlafe kommen können, und es beruhigte ihn noch mehr, im Kreise der treuen Freunde sein volles Herz auszusprechen, als wenn er sich schlaflos auf seinem einsamen Lager gewälzt hätte.

Anton hatte sich bald niedergelegt. Es duldete ihn nicht in der Stube heute Abend, wo Annchens Gefühl für Johannes sich ohne Rückhalt äußerte, und sie nicht von seiner Seite wich, nur auf ihn die kummervollen, thränenverhüllten Blicke gerichtet haltend, nur mit ihm und seinem Freunde Gottfried redend. Sah er doch aus Allem, daß für ihn keine Hoffnung sei, daß Annchens Herz voll und ganz Johannes angehöre, und daß ihr Verhältniß auch von den Eltern Annchens gebilligt werde. Was blieb ihm da anders übrig, als zähneknirschend seine Leidenschaft in sich zu verschließen, bis sich vielleicht einmal Zeit und Stunde fände, ihr in einer Weise Luft zu schaffen, wie sie seinem Charakter angemessen war!

Die paar Tage, welche noch bis zum Eintritte in das Heer übrig blieben, verflogen pfeilschnell mit den mancherlei Zurüstungen für die beiden Scheidenden. An der mütterlichen Fürsorge, mit welcher die Müllerin besonders für Alles, was Johannes anging, bedacht war, — Anton meinte dies wenigstens deutlich wahrzunehmen — wurde es dem Grollenden immer mehr zur Gewißheit, daß auch bei Annchens

Eltern der Bund zwischen ihrer Tochter und Johannes eine abgemachte Sache sei. So wurden ihm die Stunden, die noch bis zur Trennung zu verfließen hatten, zu Tagen; und wie sich auch die fürsorgende Liebe um ihn bemühte, wie auch selbst Annchen freundlicher gegen ihn war, denn sonst, und alles Frühere vergessen zu haben schien — er sehnte den Augenblick des Scheidens herbei. Selbst die Liebe zu dem alten, tiefgebeugten Vater Eichmann schien in der gährenden Tiefe seines leidenschaftlichen Herzens untergegangen zu sein.

So kam der Tag der Trennung. Am Abende vorher hatte sich auch Gottfried Amberger in der Bergmannsmühle eingefunden, um gemeinsam mit Johannes und Anton den Marsch nach Straßburg anzutreten. Denn dort war der ihnen bestimmte Sammelplatz. Dort sollten sie in Eile ausgebildet werden, um dann ihrem Regimente nachzufolgen, welches auf den Schlachtfeldern Spaniens starke Verluste erlitten hatte und des Nachschubes von frischer Mannschaft dringend bedurfte.

Der Abschied war unter diesen Umständen ein überaus schwerer. Man wußte nur zu gut schon, daß die von den Rheinbundsfürsten gestellten Truppen überall den größten Gefahren entgegengeworfen wurden, während die eigentlichen französischen Regimenter so viel als möglich geschont wurden. Wie wahrscheinlich war es da, daß es einem Abschied auf Nimmerwiedersehen galt!

Der alte Eichmann war über Erwarten gefaßt. Er hatte sich in heißem Gebete die glaubensvolle Ruhe errungen, die wohl bange werden, aber nicht verzagen läßt. Mit ernsten, väterlichen Ermahnungen entließ er die Jünglinge, auf welchen seine ganze irdische Hoffnung beruhte. Nur als Johannes zum Abschiede weinend die Arme um ihn schlang, ging ein Zittern durch seinen ganzen Körper, und als er ihm noch einmal segnend die Hand aufs Haupt gelegt hatte, eilte er, ohne noch ein Wort zu sprechen, hinauf in sein Stübchen.

Am trostlosesten war Annchen. Mit Johannes zog ja

ihr Lebensglück fort, und auf wie schwachen Füßen stand die Hoffnung des Wiedersehens! Ob eine Ahnung auf ihr Herz fiel, daß das Zusammensein mit Anton für den Geliebten eine Quelle des Unheils werden könnte?

„Gottfried, Gottfried!“ wandte sie sich an diesen, als sie mit ihm und Johannes einen Augenblick allein stand, „nimm dich meines Johannes brüderlich an. Haltet ihr beide allezeit treu zusammen und gelobt mir, daß ihr in keiner Gefahr, in Noth und Tod nicht, von einander lassen wollt.“

Das Versprechen wurde gegeben und mit einem warmen Händedruck besiegelt. Es schien, als sei Annchen damit eine schwere Last vom Herzen gefallen. — Sie ließ es sich nicht nehmen, die Jünglinge noch ein Stück Weges zu begleiten, was auch der Bergmannsmüller mit zweien seiner Söhne that. Anton ging meistens allein und war stille wie ein Träumender. Wer aber die glühenden Blicke sah, welche auf die beiden Liebenden fielen, die Arm in Arm hinter dem Zuge folgten, mußte sich sagen, daß es keine anderen als Träume von Rache sein konnten, die seine Brust durchzogen.

Endlich mußte der letzte Abschied genommen werden.

„Gott, der Herr, geleite euch und sei euch Schirm und Schild in jeder Noth!“ So segnete der Müller unter Thränen die Scheidenden. Annchen aber warf sich laut schluchzend noch einmal Johannes an die Brust, als sie Gottfried und Anton zum Abschied die Hand gereicht hatte, und eilte dann, ohne sich wieder umzusehen, zurück nach der Mühle.

Droben aber von der Höhe, wo wahrscheinlich auch eine Schaar von Rekruten einherzog, klang es ergreifend durch die stille Morgenluft:

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben so mancher Soldat!
Ein mancher, ein schöner, ein tapferer Soldat,
Der sein'n Vater und Mutter zu Haus verlassen hat.
Verlassen, verlassen, es kann nicht anders sein,
Zu Straßburg auf den Schanzen Soldaten müssen sein.

Die Mutter, die Mutter, die ging vor's Hauptmanns Haus,
O Hauptmann, lieber Hauptmann, gib mir mein'n Sohn heraus!
Dein'n Sohn kann ich nicht geben um ſo und ſo viel Geld,
Dein Sohn und der muß ſterben im weit und breiten Feld,
Im weiten, im breiten, allvorwärts vor dem Feind,
Wenngleich ſein ſchwarzbraun Mägdlein ſo bitter um ihn weint.

5.

In Spanien, wohin unſere jungen Krieger geführt werden ſollten, nachdem ſie nothdürftig in Straßburg einexercirt waren, ſah es damals höchſt traurig aus.

Durch die Verrätherei ſeines Miniſters Godoy, der im Grunde König war und den wirklichen König Karl IV. vollſtändig beherrſchte, war das Land in dem Vertrage von Ildefonſo (9. Auguſt 1796) ſo gut wie ganz in die Hände Napoleons gegeben worden, und war deſſen ehrgeiziger Plan, durch Unterwerfung aller romaniſchen Völker ein neues römiſch-

französisches Kaiserthum aufzurichten, seiner Erfüllung ein gut Stück näher gekommen.

Mit dem schwachen spanischen Königshause fertig zu werden und die Krone Spaniens dann an einen seiner Brüder zu bringen, dünkte Napoleon ein Leichtes. Es galt vorerst Portugal zu gewinnen, welches sich in Englands Händen befand.

Am 10. November 1807 erklärte ein Dekret Napoleons kurzweg, daß der König von Portugal „aufgehört habe, zu regieren", und alsbald rückte der französische General Junot mit einem mächtigen Heere über die Pyrenäen, das Grenzgebirge zwischen Frankreich und Spanien, und zog in Eilmärschen durch das spanische Land. Trotz Mangel, schlechten Wegen und der Widerwilligkeit des spanischen Volkes, das von den französischen Eroberern nichts wissen wollte, langte er schon am 30. November in der Hauptstadt Portugals, Lissabon, an. Allein bereits Tags zuvor hatte sich der dortige Hof mit allen seinen Schätzen und mit 15,000 der angesehensten Einwohner auf englische Schiffe begeben, welche zu diesem Zwecke bereit standen, und befand sich schon auf dem Wege nach Brasilien. Ohne Widerstand besetzten die Franzosen das Land und frohlockten über die leichte Eroberung.

Den Spaniern fing es an, schwül zu werden; denn sie konnten den Gedanken nicht abweisen, daß jetzt wohl an ihr Land die Reihe kommen würde, der Ländergier Napoleons zur Beute zu werden. Und richtig, so kam es. Wie ein Blitz aus heiterer Höhe erschien die Forderung Napoleons, Spanien solle ihm den Abhang der Pyrenäen bis an den Ebro abtreten, und zwar gegen einen Theil des eroberten Portugal, der übrigens bereits im Vertrage von Fontainebleau dem Könige von Spanien versprochen worden war. Um der Forderung Nachdruck zu geben, oder auch um den Spaniern jede Antwort darauf zu ersparen, rückten sogleich französische Heere ein und gingen auf die Hauptstadt Madrid los. Godoy, der unter dem prunkenden Titel eines „Friedensfürsten" noch immer am Ruder war, suchte die spanische Königsfamilie zur Flucht zu bewegen, allein dieselbe wurde

durch das Volk verhindert, welches fürchtete, den Franzoſen verrathen und überliefert zu werden. Godoy konnte nur dadurch vor der Wuth des Volkes gerettet werden, daß König Karl IV. die Krone an ſeinen Sohn abtrat, welcher als Ferdinand VII. ſeinen Einzug in die Hauptſtadt hielt, umrauſcht vom Jubel des Volkes. Da wandte ſich aber die alte Königin, welche den Verluſt der königlichen Würde nicht ertragen konnte, um Schutz gegen ihren Sohn an Napoleon. Was war dieſem erwünſchter, als dieſe Aufforderung? Konnte er doch jetzt mit einem Scheine des Rechtes ſeine gewaltthätigen Hände in die ſpaniſchen Königshändel miſchen, und was lag ihm näher, als dieſe Händel zu ſeinen Gunſten auszubeuten? Er beſchied die beiden ſtreitenden Theile vor ſich und wußte durch Liſt den jungen König Ferdinand, der es nicht wagte, gegen das Schiedsrichteramt des Gewaltigen zu proteſtiren, nach Frankreich zu locken, wohin ſich auch die alte Königsfamilie, trotz dem Widerſtreben der in ihrem Stolze gekränkten Spanier, begab. Es ging aber nun, wie ein altes Sprichwort ſagt: „Wenn Zwei ſich ſtreiten, gewinnt immer ein Dritter.“ Der Dritte war natürlich Napoleon. Durch kluge Benutzung der Gehäſſigkeit, welche zwiſchen Eltern und Sohn eingeriſſen war, brachte er es dahin, daß ſowohl die alte Königsfamilie als auch Ferdinand zu Gunſten Napoleons, und zwar für deſſen Bruder Joſeph, dem ſpaniſchen Thron entſagten. Allen Dreien wurde dann die Weiſung gegeben, ihren Aufenthalt in Frankreich zu nehmen, wo ſie leicht überwacht werden konnten.

Nachdem Napoleon eine Anzahl ſpaniſcher Volksvertreter durch den Druck ſeiner Militärmacht dahin gebracht hatte, ſich ausdrücklich ſeinen Bruder Joſeph zum Könige zu erbitten, begab ſich derſelbe nach Spanien und brachte ſogleich, als Angebinde für die neuen Unterthanen, die ganze Fülle franzöſiſcher Geſetze und Einrichtungen mit, die kurzweg eingeführt werden ſollten.

Das konnten aber die Spanier nicht ertragen, ihre althergebrachten Rechte und Gewohnheiten ſo ohne Weiteres

beseitigt zu sehen. Ein glühender Zorn gegen die aufgezwungene Herrschaft entbrannte allenthalben, und obwohl von keiner militärischen Macht unterstützt, erhob sich in allen Gauen Spaniens das Volk zu blutiger Rache an den Franzosen. Die Aufhebung vieler Klöster durch die Letzteren schürte noch den Grimm des Volkes, und die vertriebenen Mönche wußten die Leidenschaften desselben immer wirksamer aufzustacheln. Wo sich Franzosen blicken ließen, besonders wenn es kleinere Abtheilungen, oder gar Einzelne waren, wurden sie von der Wuth des Volkes angegriffen und aus Hinterhalten zusammengeschossen. Im offenen Felde dagegen wagte das Volk nicht, sich ihnen entgegenzustellen. Wo größere Heerhaufen sich zeigten, floh man vor ihnen, kehrte aber hinter ihrem Rücken wieder, schnitt ihnen die Zufuhren ab und beunruhigte sie bei Tag und bei Nacht. Daß dabei den Spaniern die genaueste Ortskenntniß ebenso sehr zu Statten kam, wie der Mangel an derselben für die Franzosen verderblich wurde, ist leicht zu begreifen. Und welche herrliche Schlupfwinkel für die im Hinterhalte lauernden Rächer bot das gebirgige, wälderreiche Land mit seinen zahllosen Schluchten und Felsabhängen!

Die Franzosen litten ungeheuer, und vielleicht noch eine größere Zahl von ihnen, als die Kugeln hinrafften, fiel den übermäßigen Strapatzen, dem häufigen Mangel an allen Lebensmitteln, den vergifteten Brunnen, die man überall antraf, sowie der beständigen Angst und Unruhe zur Beute. Was half alle Tapferkeit, wenn man des Feindes nirgends habhaft werden konnte und doch fortwährend erfuhr, daß er Einem unerbittlich auf dem Nacken saß? — Die grausame Wiedervergeltung, welche die Franzosen je länger je mehr übten, machte natürlich ihre Lage nicht besser; sie ließ den Rachedurst des Volkes nur immer größer werden.

Napoleon fühlte, daß er alle Kraft aufbieten müsse, um die Ehre des französischen Namens zu retten und sein Ansehen im Auslande aufrecht zu erhalten. Er ließ in ganz Frankreich eine neue große Aushebung von Truppen veranstalten, wobei er auch in frühere Jahrgänge weit zurück-

griff; er zog einen Theil seiner Truppen aus Deutschland zurück und gebot seinen guten Freunden, den Rheinbundsfürsten, ihm neue Soldaten zur Fortsetzung des spanischen Krieges zuzusenden.

Unter diesen befanden sich denn auch Johannes, Gottfried und Anton. Sie waren, wie schon erwähnt wurde, in Straßburg nothdürftig ausgebildet worden und nun hieß es: vorwärts gegen den Feind! Man dachte wohl, es gäbe keine bessere Schule, um kriegstüchtig zu werden, als den Krieg selber, und überhaupt bedurfte es ja keiner besondern Kriegstüchtigkeit, um sich von den Spaniern todtschießen oder todtschlagen zu lassen.

Von den Mühseligkeiten des weiten Marsches, bei dem nur immer vorwärts gedrängt wurde, wollen wir nichts weiter sagen, als daß unsre drei Rekruten dieselben glücklich bestanden, obwohl es mitunter Strapatzen zu ertragen gab, welche die ganze ungeschwächte Kraft der Jugend und die volle Widerstandsfähigkeit dieses glücklichen Alters in Anspruch nahmen. Unendlich schwer wurde, für Johannes und Gottfried wenigstens, nur der Umstand, daß jetzt auf dem Marsche aller Verkehr mit den Lieben daheim abgeschnitten war. Von Straßburg aus hatten sie oft geschrieben und auch wieder Briefe empfangen, die ihnen Trost und Muth einflößten, indem sie das Wohlsein Aller meldeten; allein jetzt war es ebensowenig möglich, Briefe zu empfangen, als abzusenden. Eine so wohlgeordnete Feldpost, wie sie unser deutsches Heer Anno 70 und 71 in Frankreich zu seinen Diensten hatte, gab es damals nicht, und was es allenfalls von Post-Einrichtungen gab, war nur für die hohen Officiere, aber nicht für die gemeinen Soldaten.

Anton entbehrte den Verkehr mit der Heimath nicht so schwer wie die beiden Anderen. Er hatte einen vertrauten Freund gefunden, dem er sich ganz und gar hingab. Es war dies ein Mensch, welchem der Stempel der Verworfenheit deutlich auf die Stirne geprägt war, und von welchem sich die Meisten wegen seiner bösartigen, heimtückischen Art ferne hielten, wenn sie auch oft die Fülle von Witz, die ihm zu

Gebote stand und die er fortwährend zum Besten gab, laut belachten. Mortener war sein Name; aber seine Heimath und Herkunft kannte Niemand, vielleicht er selber nicht. Hier und da wollte man wissen, er sei ein entsprungener Zuchthaussträfling, der in dem bunten Soldatenrocke Zuflucht gesucht habe; allein der Sache näher auf den Grund zu gehen, wohl gar ihn selbst deshalb zu fragen, wagte Niemand. Man fürchtete seine Bosheit um so mehr, da er bei den Officieren wohlgelitten war wegen seiner Spaßmacherei, womit er besonders bei anstrengenden Märschen seine ganze Umgebung erheiterte.

Vergebens hatten Gottfried und Johannes anfangs Anton vor dem Umgange mit Mortener gewarnt; es schien vielmehr, als ob gerade diese Warnungen ihn noch mehr reizten, sich dem gefährlichen Menschen desto enger anzuschließen. Hatte er während der Rekruten-Zeit zu Straßburg noch seinen hauptsächlichsten Umgang mit Gottfried und Johannes gehabt, so wandte er sich auf dem Marsche immer mehr von Beiden ab, und als er einmal in Mortener's Netze gefallen war, hörte fast alle Gemeinschaft mit ihnen auf. Auch konnten die beiden Freunde deutlich merken, daß Anton ihre Warnungen vor Mortener diesem mitgetheilt hatte, und daß sie nun in dem gefährlichen Menschen einen Feind besaßen, vor dem sie alle Ursache hatten, auf ihrer Hut zu sein.

Endlich war der Kampfplatz erreicht, und zwar unter der Führung Napoleon's selbst, der sich in eigener Person an die Spitze des neuen Heeres von 250,000 Mann gesetzt hatte, um nach so großen Verlusten, welche seine Truppen durch die Spanier erlitten, den Kriegsruhm der Franzosen wieder herzustellen, und seinen Bruder Joseph, welcher aus der Hauptstadt Madrid hatte flüchten müssen, mit Waffengewalt wieder dorthin zurückzuführen.

Ohne dem von dem langen Marsche ziemlich erschöpften Heere einige Ruhe zu gönnen, begann Napoleon den Kampf, wußte er doch, daß die Spanier es versäumt hatten, sich mit den Portugiesen und Engländern, die ihre Verbündeten waren, zu größeren Heerhaufen zu vereinigen, und daß es

galt, die zerſtreuten einzelnen Truppentheile zu überraſchen und aufzureiben. Eine Reihe blutiger Schlachten folgte, in welchen der ſieggewohnte Schlachtenmeiſter mit ſeinen berühmten Generälen ſtets die Oberhand behielt. Nach der Schlacht bei Tudela, in welcher die ſpaniſchen Heere eine ſolche Niederlage erlitten, daß von 50,000 Mann nur 15,000 entkamen, ſtand die Hauptſtadt Madrid den Franzoſen wieder offen und König Joſeph hielt am 23. Januar 1809 mit 6000 Mann Garden ſeinen Wiedereinzug. Bald darauf verließ Napoleon den ſpaniſchen Boden, weil ſeine Gegenwart in Frankreich nöthiger erſchien.

Man war indeſſen nur mit den ſpaniſchen Heeren fertig geworden, nicht aber mit dem ſpaniſchen Volke, das den fremden Eroberern Tod und Verderben geſchworen hatte und den ſogenannten „kleinen Krieg“ gegen dieſelben überall mit der leidenſchaftlichſten Wuth fortſetzte. Was eine einmüthige, tapfere Erhebung des Volkes ausrichten könnte, hatte die erſte rühmliche Vertheidigung der Stadt Saragoſſa gezeigt, von der im Auguſt 1808 die belagernden Franzoſen unverrichteter Sache hatten abziehen müſſen mit einem Verluſte von 3000 Mann und dem für ſie noch viel ſchlimmeren Verluſte ihrer kriegeriſchen Ehre. Napoleon lag es deshalb vor Allem an, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen, und er befahl eine neue Belagerung derſelben, die am 20. Dezember 1808 begann. Aber wiederum ſtießen die 35,000 Franzoſen, welche das Belagerungsheer bildeten, auf den heldenmüthigſten Widerſtand, obſchon nur 10,000 Mann wirklicher Soldaten in der Stadt lagen, und die Hauptarbeit alſo den Bürgern der Stadt, ſowie den etwa 30,000 in die Stadt gezogenen Landleuten anheimfiel. Erſt nach unausgeſetzten Stürmen, nachdem die von den Franzoſen angelegten Pulverminen einen großen Theil der Stadt zerſtört hatten, nachdem unter der Schärfe des Schwertes, unter der Gewalt der Geſchoſſe, unter den Verheerungen einer bösartigen Seuche etwa 54,000 Einwohner der Stadt eine Beute des Todes geworden waren, übergab ſich endlich der geringe Reſt der heldenmüthigen Vertheidiger am 20. Februar 1809. Trotz-

dem, daß demselben bei der Uebergabe zugestanden worden war, mit kriegerischen Ehren aus der Stadt auszuziehen zu dürfen, um dann kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt zu werden, wurden doch die Meisten von den durch den langen Widerstand erbitterten Franzosen trotzlos niedergemacht, und Gräuel der abscheulichsten Art begleiteten den Einzug der Sieger in die Stadt.

Unsere drei Jünglinge waren bisher aus allen Gefechten und Schlachten unversehrt hervorgegangen. Wie auch ringsum sie her die Kugeln wütheten und dem Leben manches deutschen Mutterſohnes ein Ende machten, ihnen hatte keine bisher etwas anhaben dürfen; nicht einmal die kleinste Verletzung hatten sie davongetragen, obschon sie, Anton mit frevelhafter Tollkühnheit, Gottfried und Johannes mit dem rechten, in einem frommen Herzen wurzelnden Muthe stets voran waren, wo es galt. Ihre Tapferkeit blieb denn auch nicht unbeachtet. Johannes stieg bald zur Würde eines Korporals auf, und Gottfried wurde sogar selbstständiger Führer einer kleinen Schaar, weil er vielfach große Umsicht an den Tag gelegt hatte, sowie besondere Klugheit in der Benutzung augenblicklicher günstiger Umstände. Daß Anton nicht zu höherer Würde stieg, war die Folge seiner Tollkühnheit, der man Bedenken tragen mußte, das Leben von einer Anzahl Leuten anzuvertrauen; für ihn selber aber war es die Quelle einer immer wachsenden Mißgunst und Verbitterung gegen die beiden bevorzugten Genossen.

Auch die Belagerung von Saragossa hatten die Drei mitgemacht, ohne irgend welchen Schaden zu leiden. Sie waren mit unter den Ersten, welche nach Abschluß der Capitulation in die Stadt einzogen. Mußte man doch erwarten, daß die verzweifelte Wuth der Vertheidiger auch jetzt noch einzelne Opfer unter den Siegern suchen würde; wen hätte man darum besser voranschicken können, als die verachteten Deutschen! Wirklich fielen auch noch beim Einzuge des Regimentes in die Stadt einzelne Schüsse aus den Häusern, und zähneknirschend sahen die Reiter da und dort einen Kameraden vom Pferde sinken, ohne daß sie im Stande waren, der verborgenen Schützen habhaft zu werden.

Zu Seite 80.

Da ſehen ſie, als ſie um eine Ecke biegen, wo die Straße auf einen freien Platz mündet, einen großen Haufen von Greiſen, Frauen und Kindern nach einer Kirche flüchten, um dort an geweihter Stätte Schutz vor den andringenden Feinden zu ſuchen.

„D'rauf!“ hieß es da aus manchem Munde, „laßt uns mit ihrem Blute den Meuchelmord unſerer Kameraden rächen! Die Hunde verdienen es nicht beſſer!“

Und kaum iſt der Ruf verhallt, ſo ſprengen ſchon Einzelne, darunter auch Anton und Mortener, aus den Reihen und jagen der Kirche zu, auf den wehrloſen Haufen einzuhauen. Allen voran iſt Mortener.

Aber ebenſo ſchnell iſt auch Gottfried mit ſeiner Schaar zur Stelle, dem ſich Johannes, ſeine Abſicht ahnend, mit noch mehreren Deutſchen angeſchloſſen hat. „Halt, Schandbube!“ donnert Gottfried Mortener zu, welcher eben auf einen wankenden Greis einhauen will. „Halt! Iſt noch nicht unſchuldig Blut genug gefloſſen? Sollen wir Deutſche unſern guten Namen durch ſolche Schandthat beſudeln, Wehrloſe niederzumetzeln? Zurück! Der Erſte, deſſen Säbel niederfällt, hat's mit mir zu thun!“

Mit dieſen Worten fängt er den Hieb Mortener's mit ſeinem Säbel auf und hat, ehe der aufs Neue ausholen kann, ſein Pferd ſo nahe herangedrängt, daß er ihm den Arm feſthalten kann. Wüthend wirft Mortener ſein Pferd herum, ſo daß ſein Arm frei wird, und will trotz des höheren Ranges, den dieſer bekleidet, mit Gottfried anbinden. Aber ſchon iſt Johannes an Gottfried's Seite mit hochgeſchwungenem Säbel, bereit, jeden Angriff auf den Freund zu wehren. Da läßt Mortener die Waffe ſinken, aber ſeine Augen ſprühen tauſend Tode auf die Beiden.

„Armſelige Tugendhelden!“ knirſcht er hohnlächelnd, „wir finden uns noch!“ Und damit miſcht er ſich unter ſeine Gefährten, die, von Gottfried's Wort getroffen, einen Augenblick innegehalten und dem Zuſammentreffen desſelben mit Mortener zugeſchaut haben.

Noch einmal ruft auch Johannes laut: „Schande Dem,

der ſich an Wehrloſen vergreift! Und dreifach Schande einem Deutſchen, der ſolchen Frevel übt! Lieber ſollte mich der furchtbarſte Tod treffen, als daß ich einem Wehrloſen ein Haar krümmte!"

In dieſem Augenblicke ſprengte ein höherer deutſcher Officier herbei, der Gottfried's ſchnelles Handeln geſehen und den Ruf von Johannes gehört hatte.

„Brav! Kameraden," ruft er beiden zu, „das ſoll euch nicht vergeſſen ſein! Wie heißt ihr?"

Gottfried nannte ſeinen und Johannes Namen. Aber eben, wie der Officier ſeine Brieftaſche herauszieht, ſich die Namen zu notiren, fällt aus einem der umliegenden Häuſer ein Schuß, und eine Kugel durchbohrt ihm die Bruſt, daß er lautlos vom Pferde ſinkt.

Ein furchtbares Wuthgeſchrei der Soldaten begleitet ſeinen Fall, und wer wäre jetzt im Stande geweſen, den Strom der Rache zurückzuhalten, auch wenn er ſich gegen die Unſchuldigen wendete! Eine Schaar ſtürmt das Haus, aus dem der Schuß gefallen iſt, die Uebrigen, Mortener und Anton voran, ſtürzen, während Gottfried und Johannes die Wunde des Officiers unterſuchen, nach der Kirche, ſtoßen das Thor ein, das ſich bereits hinter dem letzten Flüchtlinge geſchloſſen hat, und bald verkündet ein furchtbares Geſchrei aus dem Gotteshauſe, welch ſchonungsloſe, blutige Rache dort an den Unſchuldigen genommen wird.

Uebrigens ſei es zur Ehre der Deutſchen geſagt, daß ſie im Ganzen von ſolchen Gräueln ſich frei erhielten, in denen die heißblütigen Franzoſen ihren Rachedurſt zu ſtillen ſuchten.

Nach dem Falle Saragoſſas ging es wieder hinaus in das Land, wo noch immer der Aufſtand des Volkes in hohen Wogen ging und dem Heere der Franzoſen unermeßlichen Schaden bereitete. Beſonders hart wurden dieſe durch das Abſchneiden ihrer Zufuhren betroffen, welches die Spanier, weil ſie überall geheime Wege und Stege kannten und auf das Sorgfältigſte von ihren Spionen bedient wurden, ſo trefflich beſorgten, daß faſt ununterbrochen Mangel und

Hunger die Gefährten der Franzosen waren. Denn auch in den Städten und Dörfern, wohin sie kamen, trafen sie höchst selten irgend nennenswerthe Vorräthe von Lebensmitteln. Die geflüchteten Bewohner hatten dieselben entweder mit fortgenommen, oder an Plätzen verborgen, welche den Franzosen unzugänglich waren.

Das Regiment, welchem unsre drei Jünglinge angehörten, war mit einer Abtheilung Franzosen seit einigen Tagen zum Fouragiren kommandirt, da die Spanier eben wieder einen ganzen Transport Lebensmittel weggenommen hatten, und der bitterste Mangel herrschte.

Sie sollten Lebensmittel herbeischaffen, wo und wie sie derselben habhaft werden könnten, hatte der General befohlen. Denn es war ihm nicht entgangen, daß die Aussicht auf eine weitere Reihe von Fasttagen, die sich durch die Wegnahme des Transportes eröffnete, keineswegs dazu beitrug, den ohnehin schon etwas schwierigen Geist unter seinen Truppen zu verbessern.

Einen ganzen Tag waren die Fouragirenden schon umhergezogen, ohne etwas Erkleckliches zu finden; nicht einmal den eigenen Hunger hatten sie stillen können. Da gelangten sie am Morgen des zweiten Tages in ein wunderliebliches Thälchen, von einem Bache durchströmt, an welchem sich ein kleines Dörfchen malerisch hinstreckte. Dicht bewaldete Berge schlossen das Thälchen ein, und hoch oben auf einem derselben blinkten die weißen Mauern eines stattlichen Klosters. Alles sah hier so ruhig und friedlich aus, als ob noch nicht das Mindeste von dem wilden Getümmel des Krieges hierhergedrungen wäre.

Ein lautes Hurrah begrüßte die in jeder Hinsicht reizende Aussicht, und hocherfreut rief der Hauptmann, welcher die Abtheilung kommandirte:

„Kameraden, hier scheint etwas zu holen zu sein; denn, wie es mir dünkt, sind wir hier die ersten Gäste, und der Rauch, der da droben aus den Schornsteinen des Klosters aufwirbelt, deutet darauf hin, daß die Mönche dort keine Freunde vom Fasten sind, ebensowenig, wie wir Alle. Nun

aber auch raſch ans Werk! Die dritte Schwadron ſchwenkt rechts ab und ſucht ſich einen Weg nach dem Kloſter, die zweite unterſucht das Dorf und nimmt mit, was ſie findet, ich werde mit dem Reſte der Mannſchaft dort links den Waldweg verfolgen, welcher unfehlbar nach dem Kloſter führt. Dort oben iſt nachher der Sammelplatz. Vorwärts, Marſch! Und daß mir Keiner blöde iſt im Nehmen!"

Die zweite Schwadron, bei welcher Gottfried und Johannes ſtanden, ſah ſich in Bezug auf das Dörfchen gewaltig in ihren Erwartungen getäuſcht. Es war faſt menſchenleer, und von Lebensmitteln fand ſich kaum ſo viel, daß die Reiter ihren Hunger ſtillen konnten. Ein paar alte Mütterchen, die man beim Durchſtöbern der Winkel auffand, deuteten zitternd hinauf nach dem Kloſter und gaben zu verſtehen, daß die ſämmtlichen Bewohner des Dorfes mit all ihrer Habe dorthin geflohen ſeien, und daß ſie ſelbſt nichts von Lebensmitteln beſäßen.

„Gebt den alten Katzen einmal die Klinge zu fühlen!" rief da einer der Reiter, „dann wird ihnen ſchon der Mund aufgehen, und es wird an den Tag kommen, wo ſie ihre Vorräthe verſteckt haben. Denn die Canaillen können doch nicht Alles mitgeſchleppt haben. Wunderbar genug iſt's, daß ſie überhaupt von unſerm Kommen etwas ahnten!"

Aber Gottfried, welcher die Schwadron führte, da ſämmtliche Officiere derſelben gefallen oder verwundet waren, wollte von dieſem Vorſchlage nichts hören und kommandirte ſchnell zum Aufbruche nach dem Kloſter. Er mochte fürchten, daß ſein Anſehen bei der hungernden Schaar nicht groß genug ſei, um bei längerem Verweilen Frevel, wie den vorgeſchlagenen, zu verhüten.

Beim Kloſter angelangt, fanden ſie dort ſchon ein entſetzliches Getümmel. Die Thore waren eingeſchlagen, und ein paar Verwundete, welche an der Mauer lagen, gaben Beweis davon, daß die Spanier verſucht hatten, Widerſtand zu leiſten. Drinnen wüthete ein erbitterter Kampf, und ein ſchreckliches Zetergeſchrei, welches aus der Kloſterkirche drang, zeigte an, daß von den wüthenden Franzoſen dort an Weibern

und Kindern dieselben Gräuel verübt wurden, wie in der Kirche von Saragossa.

Beutegierig und kampflustig drang auch die neu angekommene Schaar in den Klosterhof ein, ohne einen Befehl dazu abzuwarten. Die Pferde hatte man in Eile an die umstehenden Bäume gebunden.

„Laß uns hier bleiben," sagte Johannes zu Gottfried. „Mich schaudert's, die Gräuel da drinnen auch nur mit anzusehen. Ohnehin stehen ja die Pferde hier ohne alle Wache!"

„Du sprichst mir aus der Seele," antwortete Gottfried. „Lieber Gott, wann wird dieses Höllenleben endlich einmal aufhören! Ich halte es fast nicht mehr aus. Zu einem ehrlichen Kampfe kommt es nicht, wo man mit den Waffen in der Hand dem bewaffneten Feinde gegenübersteht; nur Raub und Todtschlag, Hinterlist und Grausamkeit ist die tägliche Losung. Ach, wer jetzt daheim im stillen Schwarzwalde säße!"

Kaum war der tiefe Seufzer verklungen, mit welchem Johannes diese Rede des Freundes beantwortete, da wurden hinter ihnen in dem Klostergarten, an dessen Mauer sie sich lehnten, die schrecklichsten Flüche laut. Zwei Mönche springen über die Mauer herab und hinter ihnen her dringt Mortener, den blutigen Säbel in der Faust und vor Wuth schäumend. Wie verzerrt sich aber sein Angesicht, als er die beiden Freunde so mit Einem Male vor sich sieht, augenscheinlich bereit, den zitternden Mönchen, welche sich hinter sie geflüchtet hatten, Schutz zu gewähren!

Er wagt es nicht, über die Mauer nachzuspringen; mit rollenden Augen sieht er nur Johannes und Gottfried an und stößt ein dumpfes, von der Wuth halb ersticktes: „Ha, schon wieder!" hervor.

„Ja wohl, schon wieder, Schandbube!" ruft ihm Gottfried zu. „Schon wieder hinter den Wehrlosen her, elender Feigling! Schämst du dich nicht vor dir selber? Warte nur, du wirst wohl noch deinen Lohn finden!"

„Du hast du erst den deinigen!" schreit Mortener,

reißt das Piſtol aus dem Gürtel und drückt auf Gottfried ab, ohne ihn jedoch zu treffen.

Mit Einem Sprunge iſt Johannes auf der Mauer, den Meuchelmörder zu faſſen; aber der iſt ſchon in dem Gebüſche verſchwunden.

Lautlos hatten die beiden Mönche dieſem Auftritte zugeſchaut, ohne an ein Weiterfliehen zu denken. Nun aber faſſen ſie die Hände der Jünglinge, ſchauen ihnen ins Geſicht und fragen: „Deutſch? Deutſch?“

Als dieſe bejahend nicken, ſtrecken die Mönche wie zum Segnen die Hände über ſie aus, murmeln ein paar unverſtändliche Worte, von denen nur die beiden: „Jeſus und Maria“ laut werden, und fliehen dann in den nahegelegenen Wald.

Drinnen im Kloſter wurde es allmälig ſtiller; das Würgen und Morden ſchien ausgetobt zu haben, wenn auch je und dann noch ein Schuß fiel, dem ein Todesſchrei folgte. Ein ſchwerbeladener Wagen ward eben aus dem Thore geſchoben und mit den nächſten Pferden in Eile beſpannt. Ihm nach drangen die Soldaten und eilten nach ihren Pferden. Denn im Kloſterhofe hatte man bemerkt, was Johannes und Gottfried hinter der Kloſtermauer entgangen war, daß nämlich der gegenüberliegende Berg mit Einem Male von bewaffneten Spaniern wimmelte, unter denen man auch deutlich Soldaten wahrnahm, und die an Zahl den Franzoſen offenbar weit überlegen waren.

Die Trompeten ſchmetterten das Signal zur Flucht und nach wenigen Minuten grenzenloſer Verwirrung jagte Alles davon, den Wagen mit Lebensmitteln in der Mitte. Johannes und Gottfried waren unter den Hinterſten, da ſie ſich mit Fragen aufgehalten hatten, auf die ihnen doch Niemand eine Antwort gab, und deshalb gar nicht wußten, was die plötzliche Flucht veranlaßt hatte. Drunten im Dörfchen ſollten ſie es aber ſchon erfahren. Denn da fielen bereits Schüſſe auf die Fliehenden, und von dem Berge herab, an deſſen Fuße das Dörfchen lag, ſtrömten in hellen Haufen die Spanier mit wüthendem Rachegeſchrei.

Schon hatte Johannes die letzten Häuser des Dorfes im Rücken, da hört er mit Einem Male einen Schrei hinter sich und nimmt im Umdrehen wahr, wie Gottfried vom Pferde sinkt, von dem wuchtigen Schlage eines Spaniers mit einer langen Stange getroffen.

Kann er den Freund im Stiche lassen? Nein, schnell wirft er sein Pferd herum und jagt zurück, von den letzten der fliehenden Kameraden mit Staunen betrachtet. Schon hat sich ein Haufe von Spaniern um den Gefallenen gesammelt, aber Johannes achtet dessen nicht. Mit hochgeschwungenem Säbel stürmt er unter die Schaar, die betroffen auseinanderstiebt. Wie der Blitz ist er vom Pferde herunter, ergreift den betäubten Freund, hebt ihn mit der Riesenkraft, welche die Aufregung verleiht, in den Sattel, schwingt sich selbst hinter ihm auf, ihn mit den Armen umfassend, und jagt, dem Pferde die Sporen in die Flanken drückend, im rasendsten Galopp den Fliehenden nach. Alles war das Werk weniger Minuten. Aber er hat den Freund glücklich gerettet, und ihm selbst wird nicht einmal ein Schuß nachgesandt, vielleicht weil die Spanier bei all ihrem Rachedurst gegen die Franzosen doch den Heldenmuth des kühnen Retters ehrten.

Auch bei den Seinigen, die es ihm glücklich gelang, wieder einzuholen, empfing Johannes die lautesten Lobsprüche über seine Heldenthat, und Alle wetteiferten, Gottfried zu verbinden und zu pflegen, so gut es ging. Derselbe erholte sich auch bald wieder, da ihm der Schlag des Spaniers nur eine Fleischwunde verursacht und ihn betäubt hatte. Wie heiß war aber sein Dank, als er hörte, wie heldenmüthig ihn Johannes gerettet hatte! Wie fest schloß er den Freund in die Arme und flüsterte ihm zu: „Der Herr im Himmel vergelte dir deine Liebe! Ich kann es niemals so, wie du es an mir verdient hast!“

6.

Es ſind ſeit dem Ueberfalle des Kloſters mehrere Tage verfloſſen. Die dort gemachte Beute war, ſoweit man ſie ſelber entbehren konnte, an die Haupttruppe geſandt, aber von dem General mit Murren als ungenügend empfangen worden. Ein ſtrenger Befehl, das Fouragiren ſchonungslos zu betreiben, war die Antwort, welche das rückkehrende Kommando mitbrachte.

Wohl wetterte der Hauptmann über den unwillkommenen Auftrag, deſſen Ausführung um ſo ſchwieriger erſchien, als es bei dem Ueberfall des Kloſters wieder klar geworden war, daß man es nicht wagen dürfe, ſich in kleineren Abtheilungen zu zerſtreuen. Aber was half's? Dem Befehle mußte gehorcht werden.

Daß in dem Kloſter noch mehr zu holen ſei, als man das erſte Mal hatte mitnehmen können, wußte der Hauptmann. Er hatte, während ſeine Soldaten im Hofe die Spanier niedermachten, Keller und Speicher in Augenſchein genommen, auch geſehen, daß die Ställe voll Vieh ſtanden, von dem wegen der Ueberrumpelung durch die Spanier nichts mitgenommen werden konnte. Was lag da näher, als der Gedanke, dem Kloſter einen neuen, diesmal hoffentlich erfolgreicheren Beſuch abzuſtatten? Die Spanier mußten ja denken, ſie hätten den Franzoſen durch ihren Ueberfall die Luſt verleidet, noch einmal zum Kloſter zurückzukehren und ſich noch einmal in die Flucht jagen zu laſſen. Sie waren wohl ſchon weit weg, um an einem anderen Orte die Franzoſen ihre Rache fühlen zu laſſen.

So kalkulirte der Hauptmann und beſchloß für morgen einen neuen Beſuch des Kloſters. Nur ſollte nicht wieder die ganze Abtheilung ſich daran betheiligen, ſondern blos zwei Schwadronen. Die Uebrigen ſollten zum Schutze dieſer in Reſerve bleiben.

Es iſt Nacht. Der Befehl, morgen bei Tagesanbruch auszurücken, hat Alles zu früher Ruhe getrieben, und tiefe Stille liegt über dem verlaſſenen Dorfe, worin das Regiment ſich einquartirt hatte. Nur die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden Zurufe der Wachtpoſten, ſowie das gelegentliche Wiehern eines Pferdes geben Zeugniß davon, daß noch Leben in den von ihren Beſitzern geflohenen Häuſern iſt. Ein ſchwaches Sternenlicht erhellt allein die ſtockfinſtere Neumondsnacht, iſt aber ſtark genug, uns zwei Geſtalten ſehen zu laſſen, die verſtohlen nach dem Hinterhauſe eines unanſehnlichen Gebäudes huſchen, in deſſen Nähe kein Wachtpoſten ſteht.

Wir folgen denſelben und hören folgendes Zwiegeſpräch:

„Iſt's aber auch ſicher hier, und können wir nicht überraſcht werden? Du weißt, der Johannes iſt auf Wache, und der hat Augen wie ein Luchs und ſieht auch im Dunkeln!"

„Immer die armſelige Furcht vor dieſem Hallunken!" höhnte der Zweite. „Wann wirſt du endlich einmal lernen, dieſelbe abzuſchütteln?"

„Nun, nun," antwortete der Erſte, „Furcht iſt's nicht, aber ich glaube, er hat Lunte gerochen, als er uns vorgeſtern zuſammen im Geſpräche traf. Er ſah mich ſo ſonderbar an, als ob er fragen wollte: was habt ihr Zwei ſo heimlich miteinander?"

„Um ſo mehr Urſache, daß wir ihm das weitere Ausſpioniren unſerer Schritte verſalzen! Ich kann's ohnehin kaum mehr anhören, wie alle die Andern den Mund ſo voll haben von ſeiner Heldenthat, wie ſie es nennen. Hätten doch die Spanier die beiden Kerle kalt gemacht, ſtatt ſie entwiſchen zu laſſen! Dann könnten wir auch jetzt ruhig ſchlafen wie die Anderen."

„Aber was haſt du denn eigentlich vor?"

„Einfaltspinſel, darnach fragſt du noch? Meineſt du, der Gottfried werde es mir vergeſſen, daß ich mein Piſtol auf ihn abgedrückt habe? Entweder er oder ich, Einer von uns beiden muß aus der Welt. Und da ich nicht Luſt habe, der Eine zu ſein, ſo ſoll er es werden. Ich will ihm den „Schandbuben" ſchon eintränken, und hat das erſte Mal meine Kugel ihn gefehlt, die zweite ſoll ihm ſicher ſein."

„Und der Andere?"

„Nun, den überlaſſe ich dir. Ich denke, eine Kugel von dir wird bei dem auch nicht fehlgehen."

„Wie? Ich ſoll ihn todtſchießen?"

„Nun, meinetwegen kannſt du ihn auch leben laſſen," war die Antwort, „wenn es dir lieber iſt, daß er dein Annchen heimführt, als daß du ſie ſelbſt einmal dein eigen nennſt, wenn wir glücklich wieder aus dieſem verwünſchten Lande heraus ſind. Ich denke mir's recht hübſch, wenn er mit ſeinem jungen, ſchönen Weibe in dem warmen Neſte ſitzt, das ihm dein alter Narr von Onkel bauen will, und du darfſt dann je und dann einmal kommen und die Mühle repariren und zuſehen, was für ein Glück in derſelben wohnt."

Ein halb unterdrückter Wuthſchrei war die Antwort auf dieſe Rede und zeigte, daß dieſelbe richtig ihr Ziel getroffen hatte.

„Nun, was meinſt du dazu?“ hieß es weiter, als dem Schrei keine Worte folgten. „Denkſt du dir das nicht auch recht hübſch?“

„Hah! Schweig mir ſtille mit deinem Spotten, ſonſt werde ich raſend!“ erfolgte nun die Antwort, der man es anhören konnte, wie die Bruſt keuchte, aus welcher ſie hervorkam.

„Pah! wozu raſend werden?“ Ein Druck mit dem Finger macht Alles anders, wenn du nur die Courage dazu haſt. Statt des lieben Johannes kannſt du dich dann in das warme Neſtchen ſetzen, und an deiner Seite wird ſchön Annchen bald des verunglückten Liebhabers vergeſſen haben.“

„Haſt Recht!“ rief da faſt laut und alle Vorſicht vergeſſend der Gereizte. „Hab lange genug gewartet, daß eine Spanierkugel mir zu Hülfe kommen werde; aber es ſcheint keine für ihn gegoſſen zu ſein. So will ich denn ſelbſt dem Räuber meines Glücks einen Denkzettel anhängen, der ihm alles Denken an mein Annchen verleiden ſoll. Aber nur vorſichtig — Spanier müſſen es gethan haben!“

„Nun, das iſt doch einmal ein vernünftiges Mannswort, welches mir zeigt, daß kein Lammblut in deinen Adern fließt. Halte dich morgen nur an meiner Seite! Die Gelegenheit wird ſich ſchon finden. Alſo Hand her: Ich meinen lieben Freund Gottfried, du deinen lieben Vetter Johannes! Und jetzt aufs Stroh, damit wir noch ein Stündchen ſchlafen können und morgen eine feſte Hand und einen hellen Blick haben!“

Leiſe, wie ſie gekommen waren, ſchlichen die Beiden wieder fort: es waren Mortener und Anton. Sie hatten ſchon oft das gleiche Kapitel mit einander verhandelt, und Mortener hatte in Antons leidenſchaftlicher Seele Zündſtoff genug aufgehäuft, um durch einen Funken, den er hineinwarf, die helle Flamme auflodern zu laſſen. Der Funke hatte jetzt gezündet.

Noch ehe der Tag graute, rückten am andern Morgen die beiden Schwadronen aus, die zum Ueberfalle des Kloſters beſtimmt waren. Es waren die, bei welchen unſere vier Jünglinge ſtanden. Statt des Signals mit der Trompete

hatten die wachhabenden Soldaten die Mannſchaften aus dem Schlafe wecken müſſen, welche zu der Unternehmung befohlen waren und welche möglichſt nahe bei einander Quartier genommen hatten. Man wollte durch die Trompetenſignale die Spanier, die etwa ſpionirten, nicht aufmerkſam machen, und ſo einen Ueberfall durch dieſelben zu verhüten ſuchen. In aller Stille wurde denn auch aufgebrochen, und kein lautes Wort durfte geſprochen, jedes unnöthige Geräuſch mußte vermieden werden. Nur flüſternd unterhielten ſich die Reiter mit einander.

„Ich weiß gar nicht, wie mir heute zu Muthe iſt,“ raunte Johannes Gottfried zu, an deſſen Seite er ritt. „Ich habe dieſe Nacht einen ſchrecklichen Traum gehabt, der mir noch in den Gliedern liegt, und jetzt dieſe Schleichpartie will meine Stimmung auch nicht beſſern. Mir ahnt es, daß ich heute einen böſen Tag haben werde; gib einmal Acht!“

„Sei doch nicht thöricht“, antwortete Gottfried. „Träume ſind Schäume, und ich glaube, es ſind nicht Viele unter uns heute Morgen, die von der Stimmung, in welcher du dich befindeſt, ganz frei ſind. Dies heimliche Schleichen bringt wohl mehr oder weniger bei Jedem eine gedrückte Stimmung hervor. Halte dich nur feſt an meiner Seite, wie es auch kommt; wir wollen uns einander treulich beiſtehen, und der liebe Gott, in deſſen Händen unſer Leben ſteht, iſt ja mit uns.“

„Du haſt Recht,“ erwiderte Johannes, „Ihm wollen wir uns befehlen, Er wird es wohl machen!“

Noch war die Morgenröthe nicht angebrochen, als die Reiter das Törchen am Fuße des Kloſterberges erreichten, ohne daß ſie bis jetzt das geringſte Verdächtige bemerkt hätten. Hier galt es nun aber, ſich der Bewohner zu verſichern, damit nicht dieſelben etwa in der Nähe befindlichen Spaniern den Zug verriethen, und es dann ginge wie das erſte Mal. Raſch wurden die wenigen Häuſer umſtellt. Als man aber hineindrang, um die Schlafenden zu feſſeln und zu knebeln, oder, wenn das nicht ohne Geräuſch ginge,

für immer ſtille zu machen, fand ſich nirgends auch nur Eine Menſchenſeele; Alles war leer.

„Was ſoll das bedeuten," fragten ſich betroffen die Reiter, als ſie ihre Pferde wieder beſtiegen hatten, und horchten aufmerkſam nach allen Seiten hin. Aber nichts ließ ſich hören. Erſt als ſie das Dörfchen durchritten und den Waldweg nach dem Kloſter eingeſchlagen hatten, vernahmen ſie plötzlich rings um ſich auf den Höhen verdächtiges Geräuſch, und es dauerte nicht lange, ſo ertönte von den Hinterſten her der Ruf: „Die Spanier, die Spanier! Rette ſich, wer kann! Es iſt eine große Schaar!"

Zugleich ertönte auch von den Höhen umher ein fürchterliches Geſchrei, mit welchem die Spanier aus ihrem Hinterhalte losbrachen und ſchon einzelne Schüſſe als Morgengruß herüberſandten. In ſchrecklicher Verwirrung ſuchten die Franzoſen in dem ſchmalen Waldwege ihre Pferde umzuwenden und die Flucht zu ergreifen. Da knallen plötzlich in unmittelbarer Nähe raſch hinter einander zwei Schüſſe.

„O mein Gott!" ſchreit Johannes auf, „ich bin getroffen!"

„Und mir iſt eine Kugel hart am Ohre vorbeigepfiffen!" ruft Gottfried. „Die Kerle müſſen ſchon ganz nahe ſein. Halte dich nur feſt im Sattel und gib deinem Pferde beide Sporen. Wir wollen ſehen, daß wir mit den Andern fortkommen!"

Aber ſchon ſinkt Johannes langſam aus dem Sattel und gleitet in den Graben am Rande des Wegs. Mit Noth gelingt es Gottfried, ſein Pferd in den Graben zu drängen, um nicht von den Nachſtürmenden mit fortgeriſſen zu werden. Raſch ſpringt er aus dem Sattel, nach dem Freunde zu ſehen.

„Ach, Gottfried, mein Herzensbruder," ſtöhnte dieſer, „ſiehſt du wohl, meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Mein Oberarm iſt zerſchmettert und das Blut fließt in Strömen. Es wird bald aus mit mir ſein. Rette du dich nur und laß mich hier ſterben!"

„Was ſprichſt du nur!" antwortete Gottfried, „ich dich verlaſſen? Nie und nimmermehr. Zeige raſch deinen Arm

her, ob ich die Wunde finde und sie nothdürftig verbinden kann. Dann nehm' ich dich zu mir aufs Pferd und jage den Andern nach!"

„Geht nicht, ich bin schon zu matt von dem Blutverlust," erwiderte Johannes. Laß mich nur ruhig liegen und rette dich! Hörst du nicht, wie die Feinde immer näher kommen?"

„Dann soll mich Gott verlassen in der Todesstunde, wenn ich dich, meinen Lebensretter, verlasse, um mich selbst zu retten!" rief Gottfried. „Nein, ich bleibe bei dir, und wenn ich mit dir sterben müßte! — Aber, versuch's nur einmal, ob du dich nicht soweit aufrichten kannst, daß ich nach deiner Wunde sehe und sie verbinde. Vielleicht gelingt es uns mit Gottes Hülfe doch noch, den Spaniern zu entkommen; der Hauptlärm scheint sich von hier wegzuwenden."

Unter schrecklichen Schmerzen richtete sich endlich Johannes mühsam auf; aber, als Gottfried eben nach der Wunde suchte, um sie zu verbinden, bricht plötzlich ein Haufe Spanier unter der Führung eines Mönches aus dem Gebüsch und umringt die beiden Freunde. Das Wiehern von Gottfrieds Pferd hatte sie herbeigeführt.

Schon erheben sich die Waffen der Spanier, um die beiden Jünglinge niederzumachen, und diese rufen sich ein letztes Lebewohl zu, da springt mit Einem Male der Mönch vor, welcher mit hoch erhobenem Crucifixe die Schaar begleitete, betrachtet sich die beiden Freunde und ruft dann mit lauter Stimme ein paar Worte zu den Seinigen. Sofort senken sich die Waffen, wenn auch die glühenden Blicke ihrer Träger zeigen, welche Ueberwindung es ihnen kostet, den Worten des Mönches zu folgen.

Noch einmal redet derselbe in strengem, befehlenden Tone. Da treten ein paar Männer vor, binden Gottfried die Hände zusammen, nachdem sie ihn entwaffnet, und heben Johannes von der Erde auf. Rasch schlingt der Mönch ein Tuch um dessen Wunde, um das strömende Blut zu stillen, und nun geht es unter Begleitung des Mönches hinauf nach dem Kloster, dessen Thore sich hinter ihnen schließen.

Auch diesmal gelang es dem Streifzuge, welcher zur

Plünderung des Klosters ausgezogen war, ohne allzu schwere Verluste den Spaniern zu entkommen. Ihre schnellen Pferde brachten sie bald zu den Ihrigen, welche sich an einem geschützten Platze in Reserve aufgestellt hatten, und gegen welche die Schaar der verfolgenden Spanier doch zu schwach sein mußte, um einen Angriff zu wagen. Johannes und Gottfried wurden tief betrauert. Man betrachtete sie als verloren, da Etliche Johannes hatten vom Pferde sinken und Gottfried zu seiner Hülfe zurückbleiben sehen. Welche Annahme blieb da übrig, als daß sie beide von den wüthenden Spaniern niedergemacht worden seien?

Langsam und vorsichtig rückten die Franzosen wieder nach dem verlassenen Dorfe, in welchem sie die letzte Nacht zugebracht hatten. Aber konnte nun, wo die Spanier auf sie aufmerksam geworden und durch den zweimaligen Ueberfall des Klosters zum höchsten Grimme gereizt waren, ihres Bleibens länger hier sein? Noch am Abende wurde der Befehl ausgegeben, daß früh am andern Morgen der Abmarsch aus dieser Gegend angetreten werden sollte.

Mitternacht war vorüber. Da dünkt es den Wachen, die das Dorf umstanden, als schlüpften Tausende von dunkeln Gestalten rings um das Dorf her aus der Erde, ohne daß doch das geringste Geräusch zu vernehmen war. Ein paar Alarmschüsse fallen. Allein ehe noch die Franzosen sich aus den Armen des Schlafs entwunden haben, bricht's plötzlich von allen Seiten über das Dorf los. Mit wüthendem Geschrei dringen die Spanier herein, nachdem sie die Wachen niedergemacht, und es beginnt unter den schlaftrunkenen Franzosen, die kaum Zeit haben, zu ihren Waffen zu greifen, ein schauderhaftes Gemetzel. Aus allen Häusern des Dorfes dringen die Todesschreie der Ueberraschten bald in französischer, bald in deutscher Mundart, und als der Morgen heraufdämmert liegt eine schauerliche Stille über der Stätte, die noch eben vom wildesten Lärm erfüllt war. Die Spanier sind wieder abgezogen, aber die Straßen des Dorfes zeigen die schrecklichen Spuren ihrer Anwesenheit. Ueberall liegen Todte; Ströme von Blut fließen; aus den

Häufern dringt hier und da noch das letzte Röcheln eines Sterbenden.

Aber iſt denn Alles, Alles todt? Nein, dort richtet ſich aus einem Haufen von Leichen eine Geſtalt auf; das Geſicht iſt zwar mit Blut überſtrömt, aber es iſt doch noch Leben in ihr. Es iſt Anton, dem ein Kolbenſchlag auf die Stirne die Beſinnung geraubt hatte, und der jetzt wieder zum Bewußtſein kam. Er hatte außerdem noch einen Stich in die Seite erhalten, der aber an den Rippen abgeglitten war und nur eine tüchtige Fleiſchwunde verurſacht hatte. Wild und verſtört ſchaut er um ſich. Er ſucht nach ſeinem Genoſſen Mortener, der bei dem plötzlichen Ueberfall der Spanier dicht an ſeiner Seite geweſen iſt, wie ihm die aufdämmernde Erinnerung ſagt; aber er findet ihn nicht, das die Augen überſtrömende Blut hindert ihn am genauen Sehen.

Endlich, als er ſich das Blut aus den Augen gewiſcht, ſieht er Mortener ganz in ſeiner Nähe liegen. Aber wie?

Ein Kolbenschlag hat ihm den Schädel zerschmettert, daß man das Gehirn pulsiren sieht. Noch ist er nicht todt; denn als ihn Anton berührt, schlagen die Arme des Verwundeten um sich, als wollten sie im letzten Kampfe des Todes den Gefährten umschlingen. Da springt Anton wie von den Schrecken der Hölle gepeitscht auf; er vergißt seine schmerzenden Wunden; er wickelt ein Tuch um seine Stirne, um das Blut zurückzuhalten, das ihn am Sehen hindert, und flieht. Wohl hört er hier und da den Hilferuf eines wieder zum Bewußtsein gekommenen Kameraden hinter sich herschallen; aber er läßt sich dadurch nicht aufhalten; so schnell es ihm die durch den Blutverlust geschwächten Kräfte erlauben, verläßt er den Ort des Schreckens.

War das Zittern aller seiner Glieder die Folge von Fieberfrost oder Seelenangst?

7.

Wir kehren nun von den Stätten des Kampfes und blutiger Gräuel in das stille Thal des Schwarzwaldes zurück. Dort war es nach dem Abzuge der beiden Jünglinge überaus stille geworden. Der alte Eichmann blieb in der Bergmannsmühle, wozu es der dringenden Zureden der befreundeten Müllersleute kaum bedurft hätte. Wohin sollte der alte, gebeugte Mann sich wenden? Aus dem stillen Thälchen, wo er so lange Freud' und Leid getragen, aus der Nähe des Ortes, wo seine lieben Kinder und seine theure Gattin die letzte Ruhe gefunden hatten, war es ihm unmöglich zu scheiden, wenn auch der brave Bergmannsmüller gerne die Besorgung des Waldes und der wenigen Grundstücke übernommen hätte, welche jetzt Eichmanns ganzes Besitzthum ausmachten. Dort, wo seine Lieben ruhten, wollte der alte Mann auch sein letztes Bette gemacht haben. „Und weit wird es ja doch nicht mehr bis dahin sein!“ seufzte er.

An einen Wiederaufbau der Schneidemühle wurde gar

nicht gedacht, wenngleich der Abtrieb eines Stückes von dem Walde wohl die nöthigen Mittel dazu würde hergegeben haben. Was sollte der alte einsame Mann da droben anfangen, da seine Kräfte nicht mehr ausreichten, allein die Schneidemühle zu besorgen, und ein Haufen mit fremden Leuten beim Fehlen der Hausfrau nicht wohl anging?

So blieb Eichmann gegen ein mäßiges Kostgeld, welches er mit dem Müller festgesetzt hatte, in der Bergmannsmühle, wo man ihn völlig als ein Glied des Hauses ansah und behandelte. Seine besondere Pflege war für Annchen eine liebe Aufgabe, und jeden freien Augenblick brachte das liebliche Mädchen in der Oberstube zu, wo sie dem alten Manne einen überaus freundlichen und gemüthlichen Aufenthalt geschaffen hatte.

Welche Freude zog dort ein, wenn von Straßburg aus die Briefe eintrafen, welche das Wohlsein der Rekruten meldeten und aus denen so deutlich, wenigstens bei Johannes, die treue, herzliche Liebe sprach, womit der Daheimgebliebenen gedacht wurde! Wie gab jeder Brief so reichen Stoff zur angenehmsten Unterhaltung, die sich gewöhnlich in den schönsten Plänen für die Zukunft verlief! Denn daß aus Johannes und Annchen ein Paar werden würde, wenn Ersterer wieder glücklich heimgekehrt wäre, war so gut wie ausgemacht, wenn auch in ausdrücklichen Worten noch nie davon gesprochen worden war. Allein welches Leid zog auch in der Oberstube, sowie in der ganzen Mühle ein, welcher Kummer, welche Sorge, als nun die Briefe mit Einem Male ausblieben, nachdem die Jünglinge den Marsch nach Spanien angetreten hatten! Und als nun gar allmälig die Gerüchte sich verbreiteten, wie übel es den Franzosen in Spanien erginge, Gerüchte, die wie auf unsichtbaren Flügeln herbeieilten, obwohl die französischen Maires und Präfekten vollbackig das Gegentheil von ihnen ausposaunten, wie wurde da die Oberstube in der Bergmannsmühle so oft eine Zeugin bitterer Thränen, welche sowohl in die Augen Eichmanns wie Annchens traten, wenn auf die Gefahren die Rede kam, welche die draußen zu bestehen haben würden! Der alte Eichmann

wußte freilich dann immer auch den besten Rath wider solche bange, schmerzliche Sorgen: er langte die alte Baseler Bibel vom Gesims herab, las mit bewegter Stimme einen der herrlichen Trostpsalme und schloß dann mit einem Gebet, darin er die Abwesenden der treuen Obhut des Herrn befahl. So kam wieder Ruhe und Frieden in die zagenden Herzen.

Zwei Jahre waren nun verflossen, seitdem die Jünglinge die Heimath verlassen hatten. Annchen war zu einer blühenden Jungfrau geworden, während Vater Eichmann leise und allmälig dem Grabe zureifte und täglich an Kräften abnahm. Verschiedene Heirathsanträge, welche Annchen während dieser Zeit empfing, waren auf das Bestimmteste von ihr abgelehnt worden, obwohl ihre Eltern ihr bei einzelnen derselben riethen, sie nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen, da ja doch die Hoffnung, daß Johannes wiederkehre, eine gar zu unsichere sei und bei den Gerüchten über den blutigen Hergang des spanischen Krieges immer mehr werde. Solche Vorstellungen, denen selbst der alte Vater Eichmann zuletzt mit thränenden Augen beistimmte, waren wie Dolchstiche für Annchens Herz; allein sie leistete denselben beharrlichen Widerstand, da sie die frohe Hoffnung eines glücklichen Wiedersehens ihres Johannes nicht aufgeben konnte.

Es war im Frühling des dritten Jahres, da saß in der Bergmannsmühle eines Abends die ganze Familie traulich beisammen. Die Spinnräder schnurrten lustig, weil bereits einzelne warme, sonnige Tage daran erinnert hatten, daß nun die Zeit zum Spinnen bald vorüber sein werde. Weniger lustig aber lauteten die Gespräche, welche geführt wurden. Der Bergmannsmüller war heute drunten in Nimburg gewesen und hatte von dort eine Zeitung mitgebracht, in welcher viel vom spanischen Kriege zu lesen stand. Schauderhafte Gräuelthaten waren da berichtet, welche die Spanier an den Franzosen verübten, wenn sie dieselben in ihre Gewalt bekämen, und wenn es auch nicht mit nackten, dürren Worten gesagt war, so konnte man doch deutlich zwischen den Zeilen lesen, daß es um die Sache der Franzosen übel stehen müsse. Wie empfingen durch solche Nachrichten die bangen Sorgen,

die ohnehin ſchon die Herzen der Geſellſchaft erfüllten, wieder neue Nahrung! Wie reichlich perlten aus Annchens Augen die Thränen nieder, die ſie vergeblich zurückzuhalten ſuchte! Wie kummervoll klangen die Seufzer aus der Ofenecke, wo Vater Eichmann im Lehnſtuhle ſaß! Eigentlich führten nur der Müller und ſeine Frau das Wort, indem ſie tröſtend daran erinnerten, daß des Herrn Hand überall ſei und Macht habe, unverſehrt zu erhalten, welche er wolle, daß ja doch nicht alle Kugeln träfen, und daß die Erzählungen von den Gräuelthaten der Spanier doch auch wohl ſehr übertrieben ſein möchten.

Da fing plötzlich der alte Hofhund draußen heftig zu bellen an und geberdete ſich wie raſend.

„Nun, nun,“ ſagte der Müller, „was mag denn da los ſein? So habe ich den alten Karo ja noch nie toben hören! Geh', Annchen, und ſieh einmal nach an der Thüre; ich bin ſehr müde!“

Annchen zündete ein Licht an und trat in den Hausflur. Aber kaum hatte ſie die Thüre erreicht, da öffnete ſich dieſelbe raſch, und herein trat ein Menſch mit einem langen, wilden Barte, in einen alten Soldaten-Mantel gehüllt.

„Grüß' Gott, Annchen!“ ſprach er zu dem erſchrockenen Mädchen, das bei dem ſchnellen Eintreten des Fremden etwas zurückgewichen war. „Kennſt du mich denn nicht mehr?“

„Ach, der Anton, der Anton!“ ſchrie da das Mädchen laut auf, den Fremden trotz ſeines wilden Bartes erkennend.

Und mit dieſem Schrei faſt zugleich that ſich die Zimmerthüre auf, und die ganze Familie ſtürzte heraus, ſich der Wahrheit zu verſichern, die ſo unglaublich klang. Aber es war richtig: da ſtand Anton vor ihnen, mager und abgezehrt zwar und mit zerlumpten Kleidern, aber ſofort Jedem, der ihn früher geſehen hatte, an den glühenden Blicken ſeiner Augen kenntlich. Auf den Jubel der Begrüßung, der nun ausbrach, wankte zitternd auch der alte Eichmann heraus, den der Schrecken über Annchens Schrei anfänglich faſt gelähmt hatte.

„Iſt es wahr?“ rief er. Und als ſich ihm Anton nun

durch die Uebrigen hindurch zudrängte, schloß er ihn in die zitternden Arme und schluchzte: „O mein Anton! Wie kann ich doch Gott, dem Herrn, genug danken, daß er mir noch diese Freude schenkte!“

„Aber“, fuhr er dann, als Alle wieder in die Stube getreten waren, erbleichend fort, „du kommst ja allein. Wie ist das? Wo ist mein Johannes? Hast du ihn nicht mitgebracht?“

Bei dieser Frage ging ein Erbeben durch Antons Körper, und mit niedergeschlagenen Augen schüttelte er stumm den Kopf.

„Aber wo ist er denn?“ fragte Eichmann mit einem Tone, dem man die Herzensangst anhörte. „O rede doch und folttere uns nicht durch dein Schweigen! Sprich, wo ist er?“

„Ach“, keuchte da Anton, nachdem er sich einen Augenblick gesammelt, „ich soll euch seine Grüße bringen!“

„O du barmherziger Gott!“ rief da Annchen, der Schlimmes ahnte, „gewiß seine letzten?“

Da senkte sich Antons Kopf bis auf die Brust, und wie von einem Fieberfrost geschüttelt, antwortete er stockend: „Ja wohl, seine letzten! Er ist — von — einem — Spanier — erschossen — worden!“

„Und der Gottfried?“ fragte rasch der Müller.

„Todt, todt, auch todt!“ stammelte Anton und sank kraftlos auf einen Stuhl hin.

Wer beschreibt den Jammer, der sich nun erhob? Annchen war schon bei der Nachricht vom Tode ihres Johannes wie vom Blitze getroffen lautlos zusammengesunken, nicht einmal zu einem Aufschrei hatte es ihr gepreßtes Herz gebracht. Erst nach einer Weile rang sich bei ihr ein fürchterlicher, mark- und beindurchdringender Schrei los; sie sprang auf und eilte hinaus, ohne sich von den Anderen halten zu lassen.

Der alte Eichmannsvater war wie gelähmt in seinen Lehnstuhl gesunken; die Hände hingen ihm schlaff herab; Thränen hatten seine Augen nicht. Das laute Jammern der Anderen weckte ihn jedoch bald wieder aus dem Zustande der Erstarrung auf. Seine Hände faltend, rief er:

„O Herr, wie ſchwer, wie ſchwer! So bin ich denn ein zweiter Hiob! Ach, mein Johannes, mein Johannes, ich werde dir bald nachfolgen und mein Herzeleid mit mir in die Grube nehmen!“

Mit dieſen Worten ließ er den Kopf ſinken und ſchwieg. Nur die gewaltſam ſich hebende und ſenkende Bruſt gab Zeugniß davon, wie der Schmerz in ſeinem Innern arbeitete. Erſt als nach einer geraumen Weile Annchen wieder erſchien, die droben in ihrem Kämmerlein den erſten furchtbaren Schmerz ausgeweint und niedergerungen hatte, und ſich nun ſchluchzend dem alten Manne um den Hals warf, brachen bei dieſem die lindernden Thränen los und vereinigten ſich mit denen Annchens.

Die Sorge der Müllerin, Anton mit Speiſe und Trank zu erquicken, wobei ihr Annchen behülflich ſein mußte, brachte einen wohlthätigen Stillſtand in das allgemeine Jammern. Aber dafür ging es dann, als Anton ſich geſättigt, an das Fragen und Erzählen, was bis ſpät in die Nacht hinein dauerte und immer wieder aufs Neue die Thränen in Fluß brachte.

Wie es Anton dabei zu Muthe war, bedarf wohl kaum einer Schilderung. Aeußerlich ſah man ihm indeſſen nichts davon an, wie das Gewiſſen in ihm arbeitete und ſolchem Schmerze gegenüber ihn mit ſeinen Vorwürfen folterte. Er trug eine innige, tiefe Trauer zur Schau. Und wenn er bei dem Berichte darüber, wie treulich er zu Johannes und Gottfried gehalten, wie er Erſterem die Augen zugedrückt habe und ſelber darüber faſt in die Hände der Spanier gefallen ſei — wenn er bei ſolchem Berichte mitunter ſtockte und über die Antwort auf einzelne Fragen ſich erſt beſinnen mußte, um ſich nicht in Widerſprüche zu verwickeln, ſo wurde dies ohne Arg von den Trauernden hingenommen und der tiefen, herzlichen Theilnahme an dem Geſchicke der beiden Freunde zugeſchrieben. Am weitläufigſten erzählte er ſeine eigenen Erlebniſſe. Er war, ſo berichtete er, nach jener Mordnacht mehrere Tage umhergeirrt in ſteter Furcht vor den feindſeligen Spaniern, über Tag ſich in den Wäldern

verbergend, und mit Waldbeeren kümmerlich ſeinen Hunger ſtillend, und nur Nachts weiter wandernd, ſo gut es ihm ſeine ſchmerzlichen Wunden und der Blutverluſt, welchen er durch dieſelben erlitt, geſtatteten. Endlich hatte er ſich wieder zu einer Abtheilung Franzoſen zurechtgefunden. Allein ſeine Wunden waren ſo arg geworden und ſein Körper ſo ſchwach, daß man ihn unter den Waffen nicht mehr brauchen konnte. Mit einem rückkehrenden Transporte wurde er darum nach Frankreich zurückgeſandt, lag dort lange Zeit im Lazarethe und wäre, als ſeine Wunden geheilt waren, nahezu das Opfer eines Nervenfiebers geworden, das ihn noch im Lazarethe befiel. Durchaus geſchwächt, erhielt er endlich ſeinen Abſchied und die Marſchroute nach ſeiner Heimath.

Uebrigens war Anton voll Lobes über die Tapferkeit der beiden gefallenen Freunde und rühmte beſonders jene Heldenthat, wodurch Johannes den verwundeten Gottfried den Händen der Spanier entriſſen hatte. Konnte das aber

den Schmerz lindern? Wurde dadurch nicht der Stachel noch tiefer in die blutenden Herzen gedrückt, weil so der Werth der Verlorenen noch höher gestellt wurde?

Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Trauerkunde, welche Anton gebracht hatte, die Herzen der Mühlenbewohner wieder einigermaßen zur Ruhe kommen ließ, und das Leben in der Mühle in seinen ruhigen, geordneten Gang kam. Der alte Eichmann wankte umher wie ein Schatten, seine Kraft schien völlig gebrochen zu sein durch den harten Schlag, welcher alle die schönen Pläne für die Zukunft zu nichte machte, die er sich für Johannes und Annchen ausgedacht hatte. Erst nach Wochen sah man ihn wieder bei den kleinen häuslichen Beschäftigungen, durch welche er sich in der Mühle nützlich zu machen suchte. Für Annchen war die Arbeit, deren reiches Maaß sie mit der Mutter zu theilen hatte, eine wahre Wohlthat; sie behielt dadurch kaum Zeit, während des Tages ihren trüben Gedanken nachzuhängen. Allein ihr bleiches Aussehen und die gerötheten Augen, mit welchen sie sehr häufig Morgens aus ihrem Stübchen kam, gaben Zeugniß davon, wie tief und nachhaltig der Schmerz in ihr sei und auf sie wirke in den stillen Stunden der Nacht. Anton schien die Trauer um den Verlorenen in tiefster Seele zu theilen, und so oft er auch aufgefordert wurde, über die traurigen Erlebnisse zu berichten, er wurde nicht müde, mit den größten Lobeserhebungen von Johannes und Gottfried zu reden und wußte jedesmal seinen Erzählungen einen so wehmüthigen Ausdruck zu verleihen, daß man an seiner innigsten, aufrichtigsten Theilnahme nicht zweifeln konnte. Dem aufmerksamen Beobachter würde es zwar nicht entgangen sein, wie seine Augen blitzten und den Jubel seines Herzens abspiegelten, wenn dann Annchen so freundlich und schwesterlich sich gegen ihn benahm, als ob alles Frühere bei ihr vergessen wäre.

Uebrigens war Antons Verbleiben in der Bergmannsmühle nicht von langer Dauer. Nachdem er sich unter der sorgsamen Pflege der gutmüthigen Müllerin einigermaßen erholt hatte, trat er wieder bei seinem alten Meister Dressing

zu Nimburg in Arbeit, wozu ihn dieſer ſelbſt wiederholt aufgefordert hatte. Nur alle paar Wochen kam er zum Beſuche herauf.

Der alte Amberger, Gottfried's Vater, hatte ſich ſogleich, nachdem ihm durch Anton die Todesnachricht von ſeinem Sohne überbracht worden war, an das Kriegs-Miniſterium in Karlsruhe gewandt, um völlige Gewißheit zu erlangen. Die Briefe Gottfrieds, die er von Straßburg aus erhalten, und worin dieſer wohl nicht mit beſonders freundlichen Worten von Anton geredet, hatten ihn mißtrauiſch gemacht gegen den Letzteren und ſeine Nachrichten. Aber im Laufe des Sommers kam von Karlsruhe eine Antwort, welche die Erzählungen Antons im Weſentlichen beſtätigte. Aus dem nächtlichen Blutbade, worin Mortener ſein Ende gefunden, waren außer Anton auch noch mehrere Andere mit dem Leben davongekommen und hatten ſich wieder zu den Franzoſen zurückgefunden. Durch dieſe war es feſtgeſtellt worden, daß ſowohl Gottfried als Johannes bei dem Ueberfalle des Kloſters geblieben ſeien. Einer hatte geradezu Johannes vom Pferde ſtürzen ſehen und auch wahrgenommen, wie Gottfried zu ſeiner Rettung zurückblieb. Wurden dadurch auch Antons Erzählungen in Betreff ſeiner eigenen Bemühungen um den gefallenen Johannes etwas in Zweifel geſtellt, ſo konnte doch jetzt der Tod der beiden Freunde an und für ſich nicht mehr bezweifelt werden, denn wenn auch Gottfried vielleicht lebend in die Hände der Spanier gefallen war, ſo war doch nicht die entfernteſte Hoffnung vorhanden, daß die Rachſucht der wüthenden Feinde ſein Leben verſchont habe.

Der Zuſatz in dem Schreiben des Kriegs-Miniſteriums, daß die beiden Gefallenen ſich den Ruhm großer Tapferkeit erworben gehabt hätten, war nur ein ſchwach wirkendes Heilpflaſter für die Herzens-Wunden, welche durch die Beſtätigung des Todes der beiden Freunde bei allen Betheiligten wieder neu aufgeriſſen wurden. Der alte Eichmann war jetzt in der That wie ein vom Blitze getroffener, ſeiner Aeſte beraubter Baum; aller Lebensmuth und alle Lebenshoffnung

war von ihm gewichen. Er verkaufte bald darauf ſein Eigenthum, die Stätte, wo einſt die Mühle geſtanden, und den angrenzenden Wald um einen ziemlich hohen Preis an einen jungen Schneidemüller aus dem Thale, und machte mit dem Bergmannsmüller aus, daß er gegen das mäßige Koſtgeld, welches er bis jetzt bezahlt hatte, bei ihm ſein Leben beſchließen wolle.

Der Käufer des alten Mühlplatzes fing ſofort an, eine neue Schneidemühle aufzubauen, und übertrug Anton die Einrichtung des Mühlwerks. Dieſer kam dadurch wieder ganz herauf und wohnte natürlich in der Bergmannsmühle. Er arbeitete wacker und verdiente ein ſchönes Stück Geld, bekam auch, da das Mühlwerk ſehr gut gerieth, eine ausgebreitete Kundſchaft, ſo daß ſeine Zukunft völlig geſichert erſchien.

Schon manchmal hatte er bei Annchen eine innigere Annäherung verſucht und nicht die Abneigung gefunden, die ſie ihm früher ſo unverhohlen und rückhaltslos bewieſen hatte. Seine erheuchelte Theilnahme an dem Schmerze des Mädchens, ſeine Lobreden auf Johannes hatten, wie es ihm ſchien, den Widerwillen gebrochen, mit welchem ihm Annchen ehedem ſtets begegnet war und der ſo oft ſein Herz mit der wildeſten Leidenſchaft erfüllt hatte.

Als er aber nun wirklich wagte, mit ſeinen lange gehegten Abſichten offen hervorzutreten, und um die Liebe Annchens warb, mußte er erfahren, daß ihn dennoch ſeine Hoffnung betrogen habe.

„Nein, Anton," war Annchens Antwort, „Einem gehört mein Herz und dem breche ich die Treue nicht, wenn er auch im Grabe liegt. Eine treue Schweſter will ich dir ſein mein Leben lang, aber deine Frau kann ich nie werden, ebenſowenig wie die eines Andern. Schlag' dir ein für allemal jeden Gedanken daran aus dem Kopfe!"

Wer indeß gemeint hätte, daß dieſe entſchiedene Abfertigung Anton ganz abgeſchreckt und bewogen habe, alle Hoffnung aufzugeben, hätte ſein leidenſchaftliches Herz ſchlecht gekannt. Wohl ſchwieg er zunächſt ganz von ſeiner Liebe

hatte, ſich der Liebe der Müllersleute zu verſichern, war's wieder Frühling geworden. Da kam eines Tages Meiſter Treſſing von Nimburg herauf und brachte die Nachricht, daß man ſich bei ihm um einen tüchtigen Mühlenbauer erkundigt habe. Derſelbe ſolle ſo geſtellt werden, daß er ſein gutes Auskommen habe und auch mit Weib und Kind leben könne, wenn er nur ſein Geſchäft tüchtig verſtehe und ein zuverläſſiger Menſch ſei.

„Da hab' ich denn gedacht," fuhr Meiſter Treſſing fort, „das ſei etwas für dich, Anton, und hab' mich den weiten Gang für meine alten Füße nicht verdrießen laſſen, dich zu fragen, ob du die Stelle annehmen willſt. Du haſt wohl jetzt auch hier Arbeit, aber doch nicht ſo viel und ſo ſicher, daß du ſelbſtſtändig werden und eine Familie gründen könnteſt. Dort hätteſt du einen guten Platz, der dir in jeder Hinſicht gefallen wird; denn ich kenne den Mann perſönlich, welcher die Stelle ausbietet. Wie ſteht's? Ueberlege dir die Sache einmal! Ledig bleiben wirſt du ja doch nicht wollen, und ob du ſo bald wieder eine ſo gute Gelegenheit finden wirſt, dir eine feſte Stellung zu erwerben, in der du heirathen kannſt, fragt ſich ſehr. Uebrigens hat's mit der Entſcheidung keine Eile; du kannſt mir nach vierzehn Tagen Antwort ſagen."

Für Anton war die Entſcheidung nicht ſchwer. Durfte er doch hoffen, daß ihm, wenn er nun mit der Ausſicht auf ein ſicheres und reichliches Brod vor die Eltern Annchen's treten und um ihre Tochter werben würde, von dieſen keine abſchlägliche Antwort werde gegeben werden. Die Freundlichkeit, die ihm Annchen in der letzten Zeit bewieſen hatte, gab ihm aber die Ausſicht, daß auch dieſe einer ernſtlichen Bewerbung jetzt keinen Widerſtand mehr entgegenſetzen werde. Er hatte zwar ſeit der erſten Abfertigung nicht wieder von ſeinen Gefühlen für ſie geredet, glaubte aber jetzt, wo der erſte, heftige Schmerz um den Verluſt ihres Johannes vorüber ſei, ihre Freundlichkeit ſich ſo deuten zu dürfen, als habe ſich ihr Herz zu ihm geneigt. Er ſagte darum Meiſter Treſſing ſogleich zu, die Stelle annehmen zu wollen, zumal

da der Müller ſowohl wie der alte Vater Eichmann ihm zuredeten. Letzterem wurde es zwar nicht leicht, unter den jetzigen Umſtänden Anton von ſich ziehen zu laſſen; allein er mußte ſich ſagen, daß hier, wo es eine ſichere Zukunft Antons galt, die Wünſche ſeines Herzens ſchweigen mußten.

An einem der nächſten Tage trat nun Anton mit einer offenen Werbung um Annchens Hand vor ihre Eltern und hatte die Freude, von dieſen nicht abgewieſen zu werden. Annchen ſollte indeß ſelber entſcheiden.

Wie hatte ſich aber Anton in Bezug auf ſie verrechnet! Mit aller Entſchiedenheit erklärte ſie ihren Eltern, als ihr dieſe von der Werbung Antons ſagten, daß ſie ihrem Johannes treu bleiben, und, wo ihr der Herr den genommen habe, niemals heirathen werde. Und als ihr Anton ſelbſt ſeine Wünſche vortrug und in heißen, leidenſchaftlichen Worten ſeine Liebe verſicherte, da erhielt er dieſelbe Antwort wie das erſte Mal, eine entſchiedene, wenn auch in freundliche Worte gefaßte Abweiſung.

Dieſer Schlag war für Anton ein ſehr empfindlicher, da er ſich im Geiſte ſchon am Ziele ſeiner Wünſche geſehen hatte und durchaus nicht darauf gefaßt geweſen war, auch jetzt wieder ſo entſchieden abgewieſen zu werden. Dem aufmerkſamen Beobachter hätte der Farbenwechſel auf ſeinem Angeſichte zeigen können, wie es in ſeinem Innern kochte und gährte; denn da ſpielte die tiefſte Bläſſe mit dem glühendſten Roth. Aber er überwand ſich, ſeinen inneren Grimm nicht laut werden zu laſſen und verließ Annchen ohne ein Wort der Erwiderung, ohne ein Wort wiederholten Bittens.

War aber damit die Sache zu Ende? Nein. Jetzt glaubten auch Annchens Eltern ein Wort drein reden zu müſſen. Sie ſtellten dem Mädchen vor, wie unrecht ſie thue, an einen Verſtorbenen ihr ganzes Herz zu hängen, und dem ihr Lebensglück opfern zu wollen. Sie prieſen Antons gute Aufführung ſeit ſeiner Rückkehr, und wie ſie bei ihm, der ſie offenbar ſehr lieb habe, eine glückliche Zukunft zu hoffen habe. Sie gaben ihr zu bedenken, welches

Loos ihr bevorſtehe, wenn ſie wirklich ledig bleiben wolle, da die Mühle nicht ſo viel abwerfe, um ihr und ihren jüngeren Geſchwiſtern ein erträgliches Auskommen zu verſchaffen, wenn ſie, die Eltern, einmal ſtürben. Sie ſtellten es ihr zuletzt gar als eine Pflicht hin, die ſie ihren jüngeren Geſchwiſtern gegenüber habe, ſich auf eine ſo günſtige Weiſe zu verſorgen, damit ſie einmal beim etwaigen ſchnellen Tode der Eltern die Sorge für das eine oder andere ihrer Geſchwiſter übernehmen könne.

Kurz, was Elternliebe an Gründen beizubringen vermochte, wurde nacheinander gegen Annchens Kindesherz in das Feld geführt; aber wie es ſchien, Alles vergeblich.

„Ich kann nicht, ich kann nicht! Quält mich doch nicht ſo!“ Das war die einzige Antwort, die Annchen mit thränenerſtickter Stimme auf alles Zureden der Eltern gab.

Und dabei ſprach ſich in ihren Augen ein ſo tiefer, verzweifelter Schmerz aus, daß die Eltern wirklich für jetzt glaubten ſchweigen zu müſſen. Aber dafür ſprachen ihre bekümmerten Mienen in den nächſten Tagen, dafür ſprach das zurückhaltende Weſen, welches beſonders die Mutter gegen Annchen annahm, eine deſto lautere und eindringlichere Sprache zu dieſer.

Vater Eichmann hatte anfangs kein Wort zu der Sache geredet. Er kannte ja Annchens Herz, und durch ihre treue Liebe zu Johannes war ihm das Mädchen ſo an das Herz gewachſen, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, auch ſeinerſeits durch Zureden noch den tiefen Kummer zu vermehren, von dem er Annchen erfüllt ſah. Erſt als ſie ſelber ihn um ſeine Meinung fragte, rieth auch er zu und glaubte beſonders hervorheben zu müſſen, daß ſie aus Rückſicht auf die Wünſche ihrer Eltern, aus Rückſicht ebenſowohl auf ihre jüngeren Geſchwiſter und deren Zukunft den Gefühlen ihres Herzens Zwang anthun müſſe und Antons Bewerbung nicht länger zurückweiſen dürfe. Ohnehin ſei er überzeugt, daß dieſer ſich wirklich vollſtändig geändert habe, und daß ſie an ſeiner Seite wenigſtens ein zufriedenes Leben haben werde.

Wer will es Annchen verargen, daß ſie unter ſolchen Umſtänden ſchwankend wurde und endlich, als ihre Eltern noch einmal in ſie drangen, unter Thränen ihr Jawort gab? Was ihr dasſelbe gekoſtet, davon zeugte freilich ihr ganzes Ausſehen. Sie ſchlich ſeitdem umher wie ein Schatten, und das freundliche Lächeln, welches ſie ſonſt für Jedermann hatte, war von ihrem bleichen Geſichte völlig verſchwunden. Gegen Anton, der die Freude ſeines Herzens nicht verbergen konnte, war ſie zwar nicht abſtoßend, aber doch zurückhaltend und kühl, ſo daß oft deſſen Stirn von tiefem Unmuthe beſchattet war.

Da die neue Stelle Antons baldige Anweſenheit erforderte, ſo wurde der Tag der Trauung beſtimmt und Alles zur Hochzeit gerüſtet.

8.

Es war an einem September-Abende. Nächſten Sonntag ſollte die Hochzeit ſein, und in der Bergmannsmühle war ein reges Leben. Ein paar Verwandte aus dem Rheinthale waren ſchon eingetroffen; Annchens Jugendfreundinnen aus dem Thale hatten ſich ebenfalls eingeſtellt, bei den vielerlei Zurüſtungen zum Hochzeitstage hülfreiche Hand zu leiſten. Unter den Aeußerungen ihrer Fröhlichkeit merkte man es kaum, wie trübſelig die Braut dreinſchaute und meiſtens ſchweigend ihre Geſchäfte verrichtete.

Die alte Septemberregel, daß der Winter nicht mehr weit iſt, wenn der Wind über die Haferſtoppeln geht, ſchien ſich in dieſem Jahre beſonders frühe bewähren zu wollen. Man konnte ſchon ein Feuerchen im Ofen recht gut vertragen, und Vater Eichmann hatte ſich mit ſeinem Seſſel dem Ofen ganz nahe gerückt. Draußen war eine ſtockfinſtere Neumondnacht. Rähend ſaßen die Mädchen um das Licht und horchten auf Antons Erzählungen aus ſeiner Kriegszeit, wobei ihnen mehr als einmal die Nadel aus den Händen ſank und eine

Gänsehaut über den Rücken lief. Anton hatte anfangs nicht recht daran gewollt, von seinen Kriegsfahrten zu berichten, wie er denn überhaupt nur ungern daran erinnert war. Allein er war so lange bestürmt worden, bis er endlich einwilligte.

Da erhob mit Einem Male der alte Karo draußen ein sonderbares Geheul, so daß alle auffuhren und furchtsam nach den dunkeln Fenstern blickten.

„Na, was wird denn das alte Thier wieder haben?“ sagte der Müller. „Wahrscheinlich ist ein Fuchs in der Nähe, den er wittert; dann pflegt er stets so zu heulen, seitdem er einmal in einem Fuchsbau die scharfen Zähne Meister Reineckes fühlen gelernt hat. Nur nicht so ängstlich, ihr Mädchen!“

Aber kaum hatte der Müller diese beruhigenden Worte gesprochen, da klopft es leise an das Fenster und mit einem lauten Aufschrei sehen die Mädchen ein langes, bleiches Gesicht vor den Scheiben. Anton springt auf und geht auf das Fenster zu, aber wie vom Blitze getroffen fährt er plötzlich zurück und schreit:

„Ein Gespenst, ein Gespenst! Ha, wie schrecklich!“

Damit reißt er die Zimmerthüre auf und stürzt wie ein Wahnsinniger hinaus. Auch der Müller sprang jetzt auf, nach dem Fenster zu gehen; aber das bleiche Gesicht ist verschwunden, während der alte Karo lauter und immer lauter heult. Da hören sie, wie die Hausthüre leise aufgeht und langsame schwere Tritte den Hausgang her kommen. Der Müller ergreift das Licht und öffnet die Thüre, während die Mädchen sich in die hinterste Ecke zusammendrängen und der Ausdruck des Schreckens sich auf allen Gesichtern gelagert hat.

Aber wie prallt auch der Müller zurück, als beim Oeffnen der Thüre eine lange, hagere Gestalt vor ihm steht und mit tiefer Stimme ihn begrüßt: „Guten Abend, Vetter!“

Er hebt das Licht in die Höhe, das bleiche Angesicht näher zu besehen, da die Stimme, welche ihn begrüßt hatte, ihm so verwunderlich bekannt vorkommt, und kaum hat er einen Augenblick dem Fremdlinge in die Augen geschaut, da wendet er sich todtenbleich in das Zimmer, stellt das Licht auf den Tisch und ruft:

„Gott, mein Gott! Entweder ist das der Johannes oder sein Geist!“

„Nein, nicht sein Geist, sondern er selber, wie er leibt und lebt!“ tönt's da aus dem Munde des Eintretenden. „Grüß' euch Gott, ihr Lieben!“

Wie erstarrt stehen Alle da. Es ist zu unglaublich, daß Johannes, dem doch Anton selbst wollte die Augen zugedrückt haben, dessen Tod selbst amtlich bestätigt worden war, jetzt wirklich und leibhaftig, lebendig und gesund zurückgekommen sein sollte. Doch kaum länger als eine Sekunde dauert das Schweigen. Da schreit Annchen, die zitternd und bebend ihre Blicke in die Augen des Fremdlings gebohrt hatte, laut auf: „Ja, er ist's, er ist's!“ und stürzt mit einem unbeschreiblichen Jubelrufe auf den ernst und wehmüthig Dastehenden zu. Allein der plötzliche Uebergang aus ihrem tiefen Leid zu der höchsten Freude war zu erschütternd für ihre Kraft. Sie erreicht den Erkannten nur, um bewußtlos an seine Brust zu sinken, so daß sein Arm sie aufrecht halten muß.

Nun ist der Bann gebrochen. Alles drängt sich herzu und aus jedem Munde tönt's jubelnd hervor: „Ja, er ist's; er ist's wirklich!“ Da löst sich auch das Band der Erstarrung, welches Vater Eichmann auf seinen Sorgenstuhl gefesselt hatte. Mit zitternden Knieen wankt er herzu, schaut prüfend einen Augenblick in die Augen des bleichen Gesichtes und schlingt dann seine Arme um den Hals des Erkannten, laut schluchzend:

„Ja, ja, er ist's, er ist's! O mein Gott, wie gnädig bist du!“

Und er war's wirklich, der viel geliebte, so schmerzlich beweinte Johannes, der nun unter der doppelten Liebeslast des an seinem Halse weinenden Greises und der an seinem Herzen wieder erwachenden Braut fast zusammengesunken wäre, und dem selber die hellen Thränen über die Wangen strömten.

Wer beschreibt aber den Freudensturm, der sich nun erhob, als die ersten Minuten wortlosen Schluchzens vorüber waren, in welches die übervollen Herzen ausströmten, und welches als ein stilles, heiliges Dankopfer nach oben ging? Wer schildert die Gefühle, welche die Herzen durchzogen,

als nun Johannes der Reihe nach von Allen bewillkommt wurde, nicht am wenigsten herzlich von dem Müller und seiner Frau, die gar nicht daran zu denken schienen, welch eine Veränderung nun durch die Wiederkunft des Todtgeglaubten bei ihnen entstehen würde! Wer malt mit genügenden Farben vor Allem Annchens Glück, als sie an dem Herzen des Geliebten wieder zum Bewußtsein kam!

Solche Auftritte entziehen sich ja aller Beschreibung. Sie können nur geahnt und gefühlt werden als ein Vorschmack von der reinen, seligen Freude, die einst droben die verklärten Kinder Gottes durchdringen wird am großen Tage des Wiederfindens, Wiedersehens, Wiederhabens!

Aber auch dieser Freude sollte der Wermuthstropfen nicht fehlen, der uns arme Menschenkinder so oft, wenn das Herz sich in seiner seligen Freude über das Irdische hinausgehoben fühlt, daran erinnern muß, daß wir noch nicht in der Heimath, sondern noch hienieden in der Fremde sind.

Denn als nun Annchen, die Vergangenheit ganz vergessend, sich an Johannes lehnte und mit seligem Lächeln so laut, daß es Alle hören konnten, zu ihm sprach: „Nun soll uns keine Macht der Erde mehr von einander reißen!“ — da traten diesem wiederum dicke Thränen in die Augen. Ohne ein Wort zu sagen machte er sich von Annchen los, knöpfte den Mantel auf, welchen er noch trug, warf denselben ab und zeigte seine linke Schulter, von der — nur ein leerer Aermel herabhing.

„Sagst du auch dem armen Krüppel noch dies beglückende Wort, der seinen linken Arm in spanischer Erde begraben mußte?“ frug er nun das erbleichende Mädchen. — „Und wenn du es sagtest, ich darf es nicht annehmen,“ fuhr er fort, „ich darf es nicht geschehen lassen, daß du dein Lebensglück an Einen binden willst, der fortan zu keiner ordentlichen Arbeit mehr tauglich ist.“

Da ging ein Strahl der Verklärung über Annchens Gesicht. Durch Thränen lächelnd trat sie dem Geliebten an die linke Seite und schmiegte sich enge daran.

„Siehst du, sprach sie dann, ihre Arme in die Höhe

hebend, „nun haſt du ſtatt des Einen Armes gar zwei, die ſo viel arbeiten wollen, daß man den nicht vermiſſen ſoll, der in ſpaniſcher Erde begraben liegt!“

„O mein Johannes,“ fuhr ſie darauf fort, indem ſie weinend ihre Arme um ihn ſchlang, „ich habe dir, dem Todtgeglaubten, in meinem Herzen die Treue gehalten, und Gott, der Herr, weiß es, welchen Kampf es mich gekoſtet hat, wie mir faſt das Herz darüber gebrochen iſt, äußerlich dieſe Treue löſen zu müſſen, indem ich auf das Drängen meiner Eltern, auf das Zureden ſelbſt Vater Eichmanns Anton's Braut wurde. Jetzt hat dich der barmherzige Gott mir wiedergeſchenkt, und zwar gerade zur rechten Zeit, um mich vor einem elenden, freudloſen Leben zu behüten; denn am nächſten Sonntage ſollte die Hochzeit ſein. Da ſollte ich nicht den Finger Gottes ſehen, der uns nach ſo langer, ſchwerer Prüfung wieder zuſammengeführt hat? Da ſollte ich wegen des fehlenden Arms mich von dir trennen können? O nein, das willſt du nicht, das kannſt du nicht wollen, das kann nicht der Wille des treuen Gottes ſein, der ſo gnädig über unſerer Liebe gewacht, der ſo väterlich meine heißen Gebete erhört hat! Nein, wenn nicht dein Herz ſich von mir getrennt hat in der langen Zeit, ſo wiederhole ich es vor Gott und dieſen Allen: Keine Macht der Welt ſoll uns fortan von einander reißen!“

Tief erſchüttert ſank Johannes auf einen Stuhl nieder, während wieder ein allgemeines Schluchzen durch die Stube ging, und Annchen laut weinend ihr Geſicht am Halſe des Geliebten verbarg.

Da trat der Müller vor und ſprach zu Johannes:

„Ja, Johannes, wir haben dich Alle für todt betrauert. Nach der Nachricht, die Anton brachte, nach den amtlichen Mittheilungen des Kriegsminiſteriums, die wir empfingen, konnte für uns kein Zweifel ſein. Da haben wir denn endlich Annchen gedrängt, ſich mit Anton zu verloben, und glaubten, es ſo für ſie, wie für uns gut zu machen. Jetzt wird es mir aber klar, daß Gottes Gedanken andere ſind, als unſere waren, und wir wollen gerne ſeinem Winke folgen.

Anton wird nun selber nicht mehr darauf bestehen, daß Annchen seine Frau wird; er hat ja deutlich genug sehen müssen, wie schwer es ihr geworden ist, sich seinen und unseren Wünschen zu fügen. Mit Gottes Hülfe wird sich Alles zum Besten wenden. Laßt uns drum für heute davon schweigen, und sorgt ihr Frauensleute nun dafür, daß unser lieber Gast mit Speise und Trank erquickt wird!"

Diese Worte des Müllers wirkten auf die Anwesenden, wie eine beruhigende Arznei auf den Fieberkranken wirkt. Rasch eilten die Müllerin und einige der Mädchen hinaus in die Küche, für Johannes eine Mahlzeit zu besorgen, die derselbe offenbar zu seiner Stärkung bedurfte. Dann rückte Alles um den Tisch herum, und nun ging's an's Erzählen, dem Jedermann mit der größten Spannung entgegensah.

Auf der einen Seite von Johannes saß Vater Eichmann, der die beständig feuchten Augen nicht von dem wiedererstandenen Lieblinge wegzuwenden vermochte, auf der andern Seite saß Annchen, die Rechte des Geliebten fest in ihren Händen haltend, als fürchte sie, ihn noch einmal zu verlieren.

Wir fassen die Erzählung von Johannes kurz zusammen, wenn sie sich auch bis lange nach Mitternacht verzog, da er durch Fragen von allen Seiten unaufhörlich unterbrochen wurde; das Meiste von den Erlebnissen, die erzählt wurden, kennen wir bereits aus der Geschichte selbst.

Der Mönch, welcher damals Johannes und Gottfried vor der Wuth der Spanier in das Kloster rettete, als Johannes verwundet da lag und Gottfried zu seiner Hülfe zurückblieb, war, wie der geneigte Leser sich leicht denken wird, einer von jenen beiden Mönchen, die bei dem ersten Ueberfalle des Klosters durch das Dazwischentreten der beiden Freunde vor der Verfolgung Morteners sich retten konnten.

Glücklicherweise hatte sein scharfes Auge die beiden Jünglinge sofort wieder erkannt, und war sein Ansehen groß genug, die todtdrohenden Waffen der Spanier von ihnen abzuhalten. In den stillen Räumen des Klosters ließ nun der dankbare Mönch der schweren Wunde, welche Johannes durch die mörderische Kugel Antons empfangen hatte, die sorgsamste

Pflege angedeihen, nachdem er mit vieler Mühe ſich von dem Prior des Kloſters die Erlaubniß dazu erwirkt hatte. Mit unermüdlicher Treue unterſtützten ihn dabei Gottfried und der andere Mönch, welcher ebenſowenig wie ſein Genoſſe der Dankbarkeit vergaß. Allein der zerſchmetterte Knochen wollte trotz aller Pflege und trotz der kunſtreichen Verbände, welche die heilkundigen Mönche anzulegen wußten, nicht heilen. Die Wunde geſtaltete ſich allmälig ſo, daß der verderbliche Brand zu befürchten war und an ein Abnehmen des Arms an der Schulter gedacht werden mußte.

Es gelang den Mönchen, einen Arzt herbeizuſchaffen, welcher ſich durch langes Zureden bewegen ließ, die Operation an dem verhaßten Feinde vorzunehmen. Aber reichte nun die Geſchicklichkeit des Arztes nicht aus, dieſelbe nach den Regeln der Kunſt vorzunehmen, oder hielt es der Arzt nicht der Mühe werth, ſeine ganze Kunſt aufzubieten, kurz, die Operation gelang ſo ſchlecht, daß Johannes lange Zeit zwiſchen Leben und Tod ſchwebte und durch furchtbare Blutverluſte alle ſeine Kräfte verlor. Nur die größte, aufopferndſte Sorgfalt der Mönche und des treuen Gottfried, die bei Tag wie bei Nacht um den Verwundeten waren, brachte es endlich mit Gottes Beiſtande dahin, daß die Wunde langſam zu heilen begann. Allein es vergingen Monate, ehe die geſchwundenen Kräfte nur einigermaßen wiederkehrten, wie gut und reichlich auch die Verpflegung war. Natürlich blieb Gottfried bei dem Freunde. War er ja doch ein halber Gefangener und konnte nicht daran denken, die franzöſiſchen Truppen wieder aufzuſuchen, ohne alle Kunde davon, wo ſie zu finden ſeien und — ohne Waffen. Auch widerſtrebte es ihm, das Vertrauen, welches die Mönche in ihn ſetzten, durch eine heimliche Flucht zu täuſchen, zumal da er ſich von ſolchem Schritte auch für ſeinen kranken Freund die übelſten Folgen vorherſagen mußte. So blieb er denn, und es bildete ſich unter der Hand zwiſchen den beiden Freunden und den Bewohnern des Kloſters ſogar ein ganz freundliches Verhältniß, welches darin begründet war, daß die beiden Gäſte Deutſche waren, von denen man wußte, daß ſie nur gezwungen

den Fahnen des verhaßten franzöſiſchen Eroberers gefolgt ſeien.

Als endlich Johannes ſoweit geheilt und gekräftigt war, daß er die Strapatzen einer längeren Fußwanderung ertragen zu können ſchien, entließ man ſie aus dem Kloſter, Gottfried jedoch nur nach dem Gelöbniſſe, daß er nicht wieder die Waffen gegen Spanien führen wolle. Man gab ihnen lange, weite, mit Kapuzen verſehene Pilgermäntel, welche ſie über ihre Soldatenkleider anziehen mußten, und entfernte ſorgfältig Alles, was ſie möglicherweiſe als verkappte Soldaten konnte erkennen laſſen, verſah ſie dann mit einer Reiſeroute nach Frankreich und Empfehlungsſchreiben an die Klöſter, welche ſie auf ihrem Wege finden würden, ſowie mit Lebensmitteln für mehrere Tage. So traten ſie, begleitet von den Segenswünſchen der beiden Mönche, denen ſie das Leben gerettet, und auch von den übrigen Kloſterbewohnern freundlich verabſchiedet, ihre Flucht an. Denn eine Flucht war es immerhin, da ſie wegen mangelnder Kenntniß der Landesſprache möglichſt einſame Wege ſuchen und das Begegnen mit den Einwohnern des Landes thunlichſt vermeiden mußten. In den Klöſtern, wohin ſie empfohlen waren, fanden ſie als fremde Pilger, die der Landesſprache nicht mächtig ſeien, meiſtens freundliche Aufnahme, die ihnen indeſſen auch dann nicht fehlte, wenn ſie genöthigt waren, auf einſam gelegenen Gehöften Nachtherberge zu nehmen. Der fromme Sinn des Volkes ehrte die Pilger, wenn es auch nicht möglich war, ſich mit ihnen zu verſtändigen; ja man begegnete ihnen oft mit ſolcher Ehrfurcht, daß ſie ſich wegen der Täuſchung, deren ſie ſich dabei ſchuldig machten, in ihrem Gewiſſen geſchlagen fühlten.

Endlich hatten ſie glücklich die franzöſiſche Grenze erreicht, nachdem ſie bei Ueberſteigung des hohen Gebirges, welches Spanien und Frankreich trennt, der Pyrenäen, zu guterletzt noch Gefahr gelaufen waren, als das erkannt zu werden, was ſie waren, und ihre Unvorſichtigkeit mit einer ſchnellen, gefahrvollen Flucht hatten büßen müſſen.

Wie freuten ſie ſich nun, aller Gefahr enthoben zu ſein

und in voller Sicherheit ihren Weg fortsetzen zu können! Die Pilgerkleider wurden abgelegt und die Soldatenkleider wieder offen getragen. Waren ihnen dieselben doch jetzt eine Empfehlung und ein Mittel, überall Unterstützung und Hülfe zu finden! Nur das Eine machte ihnen Sorge, daß Gottfried, der keinen Urlaubspaß hatte, als Deserteur könnte aufgegriffen werden. Johannes hatte in dem fehlenden Arme seinen vollgültigen Paß.

Dieser Sorge sollten sie jedoch bald enthoben werden, freilich in einer Weise, die ihren Wünschen durchaus ferne lag. In einer der ersten französischen Städte nämlich wurde Gottfried plötzlich von einem heftigen Fieber befallen, das ihm die Fortsetzung der Reise unmöglich machte. In das Militärspital gebracht, entwickelte sich schnell bei ihm ein starkes Nervenfieber, und wie treu auch Johannes ihn pflegte, wie auch um des einarmigen Invaliden willen, der so besorgt um den kranken Freund war, der Hospitalarzt alle seine Kunst aufbot, am zehnten Tage schon trat der Tod ein, und Johannes mußte mit blutendem Herzen den treuen Herzensfreund zum Grabe geleiten. Aber damit nicht genug, auch ihn selber befiel das Nervenfieber, welches er sich durch die eifrige Pflege des Verstorbenen zugezogen hatte, und wenn es auch bei ihm in milderer Form auftrat, so fesselte es ihn doch sechs lange, bange Wochen an das Krankenbette. Und als ihn der Arzt endlich für geheilt erklärte, waren seine Kräfte so schwach, daß er nur in ganz kleinen Tagereisen seinen Weg fortsetzen konnte, wie auch das Heimweh, welches ihn nun mit aller Macht ergriff, ihn vorwärtstrieb. Auch mußte er jetzt in vielen Stücken die traurige Erfahrung machen, wie wenig man in Frankreich selbst der Soldaten aus Deutschland achtete. Nur mit der größten Mühe konnte er es erlangen, daß man ihm eine ordentliche Marschroute gab und für seine Verpflegung sorgte. Die öffentliche Mildthätigkeit, die in ihm den tapfern Invaliden ehrte, that das Meiste und Beste, ihm voranzuhelfen, und barmherzige Fuhrleute, welche er auf seinem Wege traf, nahmen ihn oft ganze Tagereisen weit unentgeltlich mit. So erreichte er denn endlich

nach vielen Strapatzen und Entbehrungen, ja nachdem er noch einmal im Hospital zu Nancy acht Tage lang krank gelegen hatte, die heiß ersehnte und mit Thränen begrüßte deutsche Grenze, und eilte, so rasch es seine geschwächten Kräfte zuließen, der theuren Heimath zu.

Wie ergriff diese Erzählung die theilnehmenden Herzen! Wie beklagte man besonders den Tod des treuen Gottfried und ehrte sein Andenken durch reichliche Thränen, die man ihm nachweinte!

Daß Johannes mit keiner Silbe von Anton geredet hatte, war Niemand aufgefallen. Vater Eichmann hatte wohl, als Johannes von seinem Fall und seiner Gefangennahme zu erzählen begann, einmal gefragt, ob denn nicht auch Anton da bei ihm gewesen wäre; aber Johannes war über diese Frage hinweggegangen mit der ausweichenden Erklärung, davon wisse er nichts, so daß der Alte nachdenklich den Kopf schüttelte, aber durch weitere Fragen über diesen Punkt die Erzählung nicht mehr aufhalten wollte. Ueberhaupt wurde Antons an diesem Abende gar nicht erwähnt. Man fühlte es offenbar als eine Erleichterung, daß er sich nicht sehen ließ.

Erst am andern Morgen, als er auch da sich nirgends blicken ließ, ward man auf sein Fehlen aufmerksam. Wie erstaunte man aber, als er auf seiner Kammer gesucht wurde, diese leer zu finden! Selbst ein großer Theil seiner Kleider fehlte, sodaß man der Vermuthung Raum geben mußte, er habe sich heimlich davon gemacht. Und so war es; denn als am Mittage der Mühlknappe zurückkehrte, der Tags zuvor, um allerlei Einkäufe zu machen, nach Nimburg geschickt worden war, brachte der die Nachricht, er habe Anton mit einem großen Bündel auf dem Rücken eiligst durch die Straßen Nimburgs wandern sehen, aber keine Zeit gehabt, ihn anzurufen.

So begreiflich es auch erschien, daß die Rückkehr des Todtgeglaubten, dessen Geist Anton am Fenster gesehen zu haben meinte, von dessen leibhaftiger Wiederkehr ihn aber nachher der Jubel im Hause überzeugt haben mußte, überaus peinlich für ihn war, so wenig war es doch zu ver-

ſtehen, daß er ſo ohne allen Abſchied, ja ohne Johannes nur einmal geſehen zu haben, ſich heimlich entfernte. Oder hatte er gelauſcht und die Ueberzeugung gewonnen, daß nun an eine Vereinigung mit Annchen für ihn nicht mehr zu denken ſei? Letzteres ſchien das Wahrſcheinlichſte. Aber hätte er dann nicht wenigſtens abwarten können, wie Alles kommen würde, zumal da er wußte, wie gut er bei Annchens Eltern angeſchrieben ſei? Waren ja doch die Worte des Müllers ſolche geweſen, die es von ſeiner eigenen Entſcheidung abhängig machten, wie die Zukunft ſich geſtalten würde. — Kurz ſein Verſchwinden blieb Allen ein Räthſel, das ſich noch unlösbarer geſtaltete, als eine Nachfrage bei Meiſter Dreſſing in Nimburg ergab, daß ſich Anton auch bei dieſem nicht hatte blicken laſſen.

Ein wenig lüftete ſich freilich der Schleier für Vater Eichmann, als er auf ſein eindringliches Fragen von Johannes hörte, wie Anton ſich während des Feldzuges gehalten, und welch ein vertrautes Verhältniß er mit dem verworfenen Mortener gehabt habe, wie auch alle ſeine Erzählungen über die treue Brüderſchaft, die er mit Johannes und Gottfried gehalten, nichts als Lügen geweſen ſeien.

„Es iſt das böſe Gewiſſen geweſen, das ihn fortgetrieben hat!“ ſagte der Alte. „Gebt Acht, wir haben ihn geſtern Abend zum letzten Male geſehen! Nun, der Herr erbarme ſich ſeiner und gebe ihm eine recht aufrichtige Buße und Bekehrung! Meine Gebete ſollen ihn begleiten, wohin er auch ſeine Füße gewendet haben mag!“

Und es ſchien, als ſollte Vater Eichmann Recht behalten. Denn Tag um Tag verging, ohne daß eine Kunde von Anton kam. Auch bei dem Herrn, in deſſen Geſchäft er die von Meiſter Dreſſing ausgemachte Stelle hatte bekommen ſollen, war er nicht geweſen. Ebenſo waren alle Nachforſchungen bei den Verwandten und Bekannten, auch den allerentfernteſten, vergeblich. Die Vermuthung, daß er ſich in ſeiner Verzweiflung über das Fehlſchlagen ſeiner Wünſche und Hoffnungen ſelbſt einen Tod könne angethan haben, ſchlug Vater Eichmann mit der Bemerkung nieder:

„Nein, das glaube ich nicht; dazu sind Leute seiner Art zu feige. Je böser das Gewissen, je größer die Furcht vor dem Tode!"

Wirklich ließ sich auch nichts finden, was dieser Vermuthung irgend welchen Halt gegeben hätte, so sorgfältig man auch in den Zeitungen nachlas, wenn darin von Leichen die Rede war, die der Rhein ausgeworfen hatte, oder die sonst irgendwie aufgefunden wurden, ohne daß man wußte, wem sie im Leben angehört hatten.

In mehreren Fällen, wo die Beschreibung der aufgefundenen Leichen zu Antons Person zu passen schien, war sogar Johannes selbst an den Ort der Auffindung gereist, um die Leichen in Augenschein zu nehmen, kehrte jedoch stets ohne Erfolg zurück. Als auch die Anzeigen in öffentlichen Blättern, wodurch Anton zur Rückkehr aufgefordert wurde, vergeblich blieben, wandte man sich endlich an die Behörden, um auf dem Wege polizeilicher Nachforschungen vielleicht Gewißheit zu erlangen. Allein dies fruchtete ebensowenig wie alle früheren Bemühungen. Kurz, Anton war und blieb verschollen.

So erwünscht auch nach einer Seite hin diese einfache Lösung der Schwierigkeit war, die entstanden sein würde, wenn Anton dageblieben wäre und Annchen sowohl wie ihre Eltern beim Worte gehalten hätte, so wurde doch Anton von der ganzen Familie herzlich bedauert. Man durfte ja nach seinem ganzen Betragen in der letzten Zeit annehmen, daß in seinem Innern eine wirkliche, nachhaltige Aenderung zum Bessern angefangen habe, und mußte jetzt, wenn er noch lebte, befürchten, daß er wieder auf schlimme Wege gerathen würde, so ohne den starken Halt eines Familienlebens in den Strudel der Welt hinausgeworfen. Die Saat, welche ein Mortener in ein so leidenschaftliches Herz, wie das Antons war, geworfen hatte, konnte dann nicht ohne Frucht bleiben.

Für Johannes war der Winter, welcher nun hereinbrach, eine freudenvolle, glückliche Zeit. Alles im Hause wetteiferte, ihm zu Gefallen zu leben, und unter der mütterlichen Pflege der Müllerin erholten sich bald seine Kräfte

auf das Vollständigste. Schon zu Neujahr lag das frische Roth der Gesundheit wieder auf seinem vordem so bleichen Gesichte, und ebenso färbten sich in dem Sonnenschein eines ungetrübten Glückes und einer täglich inniger werdenden Liebe Annchens bleiche Wangen wieder. Von einer Vereinigung der Beiden war zwar vorläufig noch keine Rede; aber Jedermann sah sie stillschweigend als Brautpaar an. Auch der alte Vater Eichmann schien im Anblicke des Glückes seiner beiden Lieblinge ordentlich wieder jung zu werden, und hatte er sonst stillschweigend in seinem Lehnstuhle hinter dem Ofen gesessen, so mischte er sich jetzt gerne in das Gespräch, wenn die glückliche Familie Abends traulich zusammensaß, und brachte aus dem reichen Schatze seines aufrichtig frommen Herzens und seiner reichen Lebenserfahrung manch gutes, heilsames Wort hervor.

Einen schweren Gang hatte Johannes zu thun zu dem alten Amberger, dem Vater seines treuen Freundes Gottfried, um ihm die letzten Grüße seines Sohnes zu bringen. Zwar hatte der alte Mann sich bereits gefaßt und in sein trauriges Schicksal ergeben, das ihm den einzigen Sohn von der Seite riß, aber nun fingen die alten Wunden wieder von Neuem zu bluten an, so tröstlich es auch für ihn sein mußte, durch Johannes von dem geliebten Sohne und dessen Ende genaueste Nachricht zu vernehmen. Er that es durchaus nicht anders, Johannes mußte einige Tage bei ihm bleiben, und wenn es die Wege, sowie seine Berufsgeschäfte irgendwie erlaubten, so war er während des Winters in der Bergmannsmühle der gerne gesehene, sonntägliche Gast.

Zu Anfang des neuen Jahres erhielt Johannes von dem Kriegs-Ministerium in Karlsruhe seinen ehrenvollen Abschied aus dem Militärdienste und zugleich die Zusicherung eines nicht unbedeutenden lebenslänglichen Gnadensoldes, den ihm der edle Großherzog Karl Friedrich bewilligt hatte.

Mit diesem Gnadensolde und dem Vermögen Eichmann's, dessen alleiniger Erbe Johannes vermuthlich wurde, wenn nämlich Anton ganz verschollen blieb, war denn auch äußerlich für dessen Zukunft gesorgt. Der schöne Plan Eich-

manns, für Johannes die Schneidemühle wieder anzukaufen, die droben an der Stelle der alten erbaut worden war, scheiterte freilich an der Abgeneigtheit des jetzigen Besitzers; allein die Erwägung, daß die Arbeit eines Schneidemüllers doch wohl für Johannes mit seinem Einen Arme eine zu beschwerliche sein würde, half über diese unangenehme Sache hinweg. Dafür lernte nun Johannes in der Bergmannsmühle das Mahlen des Getreides, ein Geschäft, das er unter Beihülfe eines Mühlknappen ganz wohl besorgen konnte, und es wurde zwischen Eichmann und dem Müller ausgemacht, daß er nach seiner Verheirathung mit Annchen die Mühle übernehmen sollte.

Als das Frühjahr gekommen war, fand die Hochzeit statt auf besonderes Drängen Vater Eichmanns, der je länger je mehr fühlte, daß sein Stündlein nicht mehr ferne sei und sich gerne noch möglichst lange des Glückes seiner lieben Kinder erfreut hätte. Das erblühte denn auch in reichstem Maße, wie überall, wo man des Spruches nicht vergißt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen", und wo eine im Feuer der Trübsal bewährte, auf dem fruchtbaren Boden der Einigkeit im Geiste täglich wachsende Liebe die Herzen der Ehegatten verbindet. Der alte Vater Eichmann wurde im wahren Sinne des Wortes auf den Händen getragen von seinen Kindern, als die Schwächen und Gebrechen des Alters sich von Tag zu Tage mehr bei ihm einstellten, und erst als er noch die Freude erlebt hatte, den Erstgebornen seines Johannes über die Taufe halten zu dürfen, schlief er an einem Sonntagmorgen sanft und stille ein mit Segenswünschen für Johannes und Annchen auf den Lippen. Auch Antons Name war noch in den letzten Augenblicken flüsternd von ihm genannt worden, und die gefalteten Hände zeigten, in welchem Sinne.

9.

Wir gehen nun über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg, der, wie er auch von großen, welterschütternden Er-

eignissen erfüllt war, doch in jenem stillen Schwarzwaldthälchen und vorab in der Bergmannsmühle wie ein klares ungetrübtes Bächlein dahinfloß und dort Zeuge sein durfte von einem Familienglücke, wie es gewiß nicht oft gefunden wurde.

Der alte Müller hatte sich gegen Ende dieses Zeitraums in den Ausenthalt zurückgezogen, das heißt, er hatte Johannes das ganze Mühlwesen übergeben, das sie bisher beide für gemeinschaftliche Rechnung betrieben hatten, und mit seiner Frau nebst zwei Töchtern, welche noch bei ihm waren, den oberen Stock der Mühle als Wohnung bezogen. Seine übrigen Kinder waren theils verheirathet, theils soweit versorgt, daß sie auf eigenen Füßen stehen konnten. Uebrigens war das Zurücktreten des Müllers in den Ausenthalt oder das Altentheil nur der rechtlichen Form nach geschehen; in Wirklichkeit nahm er nach wie vor an jeder Arbeit in der Mühle Theil, soweit es seine nun auch schon abnehmenden Kräfte gestatteten, und Johannes that nicht das Mindeste, ohne mit seinem Schwiegervater sich vorher besprochen zu haben. Die noch im Hause befindlichen Schwestern Annchens waren dieser treue Gehülfinnen bei den Geschäften des Hauses, während die Mutter die sorgsame Pflegerin und Hüterin von Annchens Kindern war, deren vier der Bergmannsmühle das rege Leben brachten, welches von jeher in ihr geherrscht hatte.

Die ungetrübte Eintracht und das treue Zusammenstehen aller Familienglieder förderten nicht nur den inneren Frieden, sondern auch den äußeren Wohlstand des Hauses, und Johannes galt im ganzen Thale als ein behaltener Mann. Ueberdies erwies er sich, wie einst Vater Eichmann, als stets bereitwilligen Helfer für alle, die seinen Rath und seine Hülfe suchten, und erwarb auch dadurch im ganzen Thale seinem Namen einen guten Klang. Mancher von ihm Unterstützte meinte, der könne mit seinem Einen Arme kräftiger helfen als hundert Andere, die ihre beiden gesunden Arme hätten. Uebrigens machte Annchen ihr Versprechen treulich wahr, welches sie damals, als Johannes zurückkehrte, gegeben, sie wolle nämlich mit ihren beiden Armen

so viel schaffen, daß man den fehlenden Arm ihres Johannes nicht vermissen sollte. Unermüdlich wirthschaftete sie vom Morgen bis zum Abende, und wo sie ihrem Manne eine Arbeit abnehmen konnte, da nahm sie dieselbe gerne noch zu der eigenen.

Eines Tages kam der Briefbote und brachte Johannes einen Brief, der weit hergekommen sein mußte; denn er kostete ein tüchtiges Porto und trug alle Spuren an sich, daß er bereits durch viele Hände gegangen sei. Der Stempel des Aufgabe-Ortes war nicht zu erkennen, ebensowenig kannte Jemand im Hause die Handschrift, mit welcher die Adresse geschrieben war.

Neugierig, was dahinter stecken möge, erbrach Johannes den Brief; aber wie ward ihm zu Muthe, als er die Unterschrift las: „Euer sterbender Anton!“

Der Brief war aus dem Krankenhause zu Breslau gekommen und von einer ganz fremden Hand, wahrscheinlich der eines Krankenwärters, geschrieben.

Er lautete also:

Lieber Johannes!

„Hier liege ich im Krankenhause zu Breslau, und eben hat mir der Doktor gesagt, daß ich höchstens noch bis morgen zu leben habe. Ich kann aber nicht sterben, ohne Dir noch einmal Kunde von mir zu geben, und Deine Verzeihung zu erflehen für ein schweres Verbrechen, das ich an Dir verübt habe, und das mir wie ein Centnerstein auf dem Gewissen liegt. Der Seelsorger des Krankenhauses, dem ich meine Schuld gebeichtet habe, hat mir dazu gerathen, wenn ich in Frieden sterben wollte. Und das möchte ich; denn die Hand des Herrn hat mich erfaßt und mir das harte Herz auf einem langen, schmerzvollen Krankenlager gebrochen.

So höre denn: die Kugel, welche Dich dort in Spanien traf, kam von meiner Hand, sie sollte Dich tödten. Der elende Mortener hatte mich dazu gereizt, und mein eigenes böses Herz, das in Dir den Feind und Zerstörer meines Glückes sah, hat mich auf seine Verführung hören lassen. Ich habe

Annchen leidenſchaftlich geliebt von Jugend auf, und daß Du mir bei ihr im Wege ſtandeſt, war der Grund meines grenzenloſen Haſſes gegen Dich.

Denke Dir nun meinen Seelenzuſtand, als ich endlich am Ziele meiner Wünſche ſtand, und Du erſchienſt wieder, Du, den ich längſt in ſpaniſcher Erde vermodert glaubte! Als ich Dich durch das Fenſter erblickte, meinte ich, es wäre Dein Geiſt und floh entſetzt auf meine Kammer. Als ich aber nachher herunterſchlich und an der Thüre lauſchte, überzeugte ich mich, daß Du es wirklich ſeieſt, und hörte gerade, wie Annchens Vater ſagte, ich würde wohl ſelbſt nicht mehr darauf beſtehen, daß Annchen meine Frau würde. Da ſchlich ich wieder hinauf in meine Kammer und ſchnürte mein Bündel. Eine entſetzliche Wuth erfüllte mein Herz, und es hätte nicht viel gefehlt, ich würde Euch das Haus über dem Kopfe angezündet haben, um Euch Alle zu verderben. Die Furcht allein, plötzlich gerufen und noch im Hauſe gefunden zu werden, hielt mich davon ab.

Ich floh nun unaufhaltſam von der Stätte meines Unglücks; aber das böſe Gewiſſen floh überallhin mit mir. Ich ließ mich noch einmal anwerben für den Krieg mit Rußland, in der Hoffnung, daß eine Kugel, die ich nicht den Muth hatte, mir ſelbſt in die Bruſt zu ſchießen, meinem

elenden Daſein ein Ende machen werde; aber es fand ſich keine für mich. Ich war unter den Wenigen, welche die furchtbaren Strapazen des ruſſiſchen Feldzugs durchmachten. Jetzt iſt es mir klar, warum es ſo kommen mußte: Die Barmherzigkeit Gottes wollte mir Zeit und Raum zur Buße geben.

Auf dem Rückmarſche nach Frankreich kam ich in Eure Nähe und hörte von einem Landsmann, der Dich kannte, auf mein Fragen, daß Du mit Annchen glücklich verheirathet ſeieſt. Vergebens wollte derſelbe meinen Namen wiſſen; ich nannte ihn nicht, ich wollte todt für Euch ſein. Nach Napoleons Fall deſertirte ich aus Frankreich und begann nun ein ruheloſes Leben, indem ich bald hier, bald da als Mühlenbauer arbeitete, um mein Leben zu friſten. Ich habe ganz Deutſchland durchſtreift, bin ſelbſt bis nach Polen hinein gekommen; aber nirgends hatte ich lange Ruhe. Das böſe Gewiſſen, auf welchem außer der Schuld an Dir noch ſo viele andere ſchwere Schuld lag, und deſſen Vorwürfe ich vergebens in einem wilden, ausſchweifenden Leben zu übertäuben ſuchte, trieb mich raſtlos von Ort zu Ort. Endlich kam ich hierher, aber nur um ſofort am dritten Tage meines Aufenthalts in das Krankenhaus zu wandern. Ein ſchwerer Balken, der auf mich fiel, zerſchmetterte mir nämlich den linken Oberarm, und zwar ſo fürchterlich, daß ſchon nach vierzehn Tagen der ganze Arm in der Schulter abgenommen werden mußte."

„Gerechter Gott, welche Vergeltung!" ſchaltete hier Johannes ein, und ein Schauer heiliger Ehrfurcht durchzitterte die Herzen aller Hörer.

„Sechs Wochen," lautete der Brief dann weiter, „ſiege ich nun ſchon unter den fürchterlichſten Schmerzen. Aber dieſe ſechs Wochen ſind mir eine rechte Zeit des Heils geworden. Unſer treuer Seelſorger, oder beſſer, der treue Gott durch ihn, hat den Weg zu meinem Herzen gefunden und mir gezeigt, daß auch mir noch die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu offen ſteht. Ich habe Friede gefunden für mein beladenes, ruheloſes Herz und ſehe getroſt dem Tode entgegen, der alſo morgen eintreten ſoll. Meine Wunde iſt nämlich brandig geworden, und da iſt keine Hülfe mehr. Nun, der Herr wird ja durchhelfen bis ans Ende.

Aber nun, lieber Johannes, verwirf die Bitte eines Sterben-

den nicht und verzeihe mir, was ich an Dir gesündigt. Dein gutes Herz bürgt mir dafür, daß Du mich keine Fehlbitte thun lassest, und in diesem Vertrauen will ich dahingehen, wenn mich auch Dein verzeihendes Wort nicht mehr erreichen kann. Wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, stehe ich schon droben vor dem Richter.

Grüße die guten Müllersleute, grüße besonders Dein Annchen, deren ich nicht werth war. Gott segne Euch Alle! Betet für mich!

Euer sterbender Anton."

Die letzten Zeilen hatte Johannes nur mit stockender Stimme lesen können, und als er nun den Brief weglegte, tropften ihm die hellen Thränen aus den Augen.

„Möge ihm Gott vergeben," rief er, „wie ich ihm von ganzem Herzen vergebe!"

Da sank Annchen laut weinend ihrem Manne an die Brust, und die Thränen die aus Aller Augen flossen, waren ein beredtes Zeugniß, daß der Geist der Liebe und Versöhnung die Herzen durchwehte.

„Gelobt sei Gott, der auch diesen halb verkohlten Brand noch aus dem Feuer des Verderbens gerissen hat!" schloß tief bewegt der Müller.

Als aber im Jahre darauf Annchen ihren Gatten mit einem kräftigen schwarzhaarigen Knaben beschenkte, bestand sie darauf, daß ihm der Name „Anton" beigelegt würde.

„Gott wird ja geben," sagte sie, „daß er dem Anton ähnlich werde, nicht wie er war Zeit seines Lebens, sondern wie er geworden ist am Ende desselben!"

* * *

Wir sind nun mit unserer Erzählung zu Ende und glauben nur noch bemerken zu müssen, daß Johannes und Annchen, nachdem sie die Eltern treulich bis zum Tode gepflegt hatten, auch an sich erfahren durften, welche Verheißung das Gebot hat: „Ehre Vater und Mutter!" — Ihre Kinder geriethen alle wohl, und es war besonders für Johannes eine große Freude, daß einer seiner Söhne die Tochter des oberen Schneidemüllers heirathete, und daß ihm so die Stätte seiner Jugend noch zum Ruheplatze seines Alters wurde.

4. Altes Gold.

Wer in das Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Auge! ſagt ein Sprichwort und jedenfalls ein altes. Denn als es entſtand, muß man noch wie vor Alters das Feuer mit dem Munde angeblaſen haben; die nützlichen Blaſebälge aber, die es unnöthig machen, daß man mit dem Geſichte nahe ans Feuer kommt, können damals noch nicht erfunden geweſen ſein.

Iſt's denn aber auch Gold dieſes Sprichwort? Ganz gewiß, wenn du es nur recht verſtehſt.

Siehe, es gibt ja mancherlei Feuer in der Welt außer dem eigentlichen, mit welchem du dir den Ofen wärmſt und die Suppe kochſt. — Zum Exempel wenn einer zornig iſt, ſo ſagt man wohl: „bei dem iſt Feuer unter dem Dache!" — und der hochrothe Kopf, die glühenden Augen beſtätigen es. Nun, wenn du da in ſolch Zornesfeuer blaſen und es durch Stichelreden und Hetzereien noch mehr anfachen wollteſt, wie ſo Viele, die an dem Anblick eines Zornigen ihre Freude haben, es zu thun lieben — ſo lieferſt du ganz gewiß Gefahr, daß dir die Funken ins Auge flögen, will ſagen: daß der Zornige ſeinen Zorn gegen dich ſelber wendete. Und ſchlüge er dir mit der Fauſt ins Geſicht, ſo könnte es ſogar kommen, daß dir die Funken nun auch aus dem Auge herausflögen.

Alſo laß dich vom Sprichworte warnen und blaſe nicht in das Zornesfeuer; denn „ein zorniger Mann richtet Hader an.“ (Sprüche Sal. 15, 18.)

Oder, wenn zwei Eheleute in Unfriede miteinander leben, ſo ſagt man auch dabei wohl: „da iſt Feuer im Hauſe“. Und 's iſt fürwahr ein böſes Feuer das allmählich Alles verzehrt: Eheglück, Kinderzucht, Wohlſtand, und den beiden Ehegatten ſchon auf Erden die Hölle bereitet. Wollteſt du in ſolch Feuer nun noch blaſen, den Mann gegen die Frau, die Frau gegen den Mann aufhetzen, daß der Unfriede immer größer wird, ganz gewiß, die Funken würden dir früher oder ſpäter ſelbſt in die Augen fahren. Denn Gott der Herr verſteht es, in den meiſten Fällen ſtreitige Eheleute über Kurz oder Lang wieder einig zu machen. Er nimmt ſie nämlich in die Kreuzesſchule und gibt ihnen darin eine ſo ſchwere Bürde zu tragen, daß ſie einſehen müſſen: es geht nicht, wenn nicht Eins dem Andern tragen hilft. Haben ſich dann die Herzen wieder zuſammengefunden und es kommt nun heraus, wer der Hetzer geweſen iſt, der ſeiner Zeit das Zwietrachtsfeuer anblies, glaube ſicher, es wird dann demſelben ſein Blaſen ſchlecht gedankt. Verachtung, Haß und Scheltworte werden ihm wie ſprühende Funken in die Augen fahren, daß ihm Sehen und auch wohl Hören vergeht und er es nicht mehr wagt, dem Ehepaare nahezukommen.

Drum blaſe nur nie in ein derartiges Feuer, um es anzufachen, wenn du nicht haben willſt, daß dir die Funken ins Auge fahren und dich verbrennen. Bläſeſt du aber, wie es deine Chriſtenpflicht iſt, hinein, um es auszulöſchen, ſuchſt du alſo den Zornigen zu beſchwichtigen und die Streitenden wieder zu verſöhnen — und es fahren dir dabei etliche Funken in die Augen, du erntеſt alſo für deine gute Abſicht ſchlechten Dank, ſo laß dich das nicht verdrießen. Dieſe Funken werden wie Edelſteine glänzen in der Krone des Lebens, die dir einſt der Herr am großen Tage ſchenken will, wenn die Liebe, die dich zum Blaſen trieb, die Frucht des rechten Glaubens war. Achte drum der Funken nicht, wie wehe ſie dir auch im Augenblicke thun mögen! Laß dich aber

vor allen Dingen dadurch nicht zum Kain machen, der da ſpricht: „Soll ich meines Bruders Hüter ſein?“ — Laß dich nicht in die Liebloſigkeit und Selbſtſucht hineintreiben, die ſich das andere Sprichwort zur Lebensregel werden läßt:

Was mich nicht brennt, das blas ich nicht.

5. Räthſel.

Mein erſtes Wörtlein zeigt dir an
Den fröhlichen Geſellen,
Der oft ſo munter werden kann,
Daß dir die Ohren gellen.

Eh' noch am Morgen du erwacht,
Hat' ſchon ſein Lied erklungen,
Und wachſt du noch um Mitternacht,
Hörſt du ihn auch noch ſingen.

* * *

Mein zweites Wort das nennet dir
Den fleißigen Geſellen,
Der für uns Alle dort und hier
Muß Brod und Nahrung ſtellen.

Er thut ſein Werk mit ſaurem Schweiß
Vom Frühling bis zum Winter;
Ob's draußen kalt iſt oder heiß,
Stets iſt er friſch dahinter.

* * *

Mein Ganzes ein Gefängniß iſt,
Gar wohl verwahrt mit Eiſen,
In das der Fleißige mit Liſt
Den Fröhlichen läßt reiſen.

Daß er am trüben Wintertag
Ihm mög' die Lieder ſingen,
Die doch am frühlingsgrünen Hag
Weit luſtiger erklingen.

6. Anekdote.

„Aber, Ambacher, könnt Ihr denn das miserable Schnapstrinken gar nicht mehr lassen? Nun seid Ihr schon zum zweiten Mal für diese Woche wegen nächtlichen Unfugs protokollirt, und ich kann Euch nicht helfen: Ihr kriegt diesmal eine gehörige Strafe. 'S ist doch wirklich auch gar zu arg! Seht Ihr denn gar nicht ein, daß der elende Schnaps Euch um alle Ehr' und Reputation bringt, so daß am Ende Niemand mit Euch was zu thun haben will? Halb sind Eure Kunden jetzt schon fort, das weiß ich; und die andere Hälfte wird sich auch bald verziehen. Dann ist's mit dem Handwerk am Ende, und Ihr könnt mit Frau und Kindern am Hungertuch nagen. Und wißt Ihr, was das Ende vom Lied ist? Ihr ruinirt vor der Zeit Eure Gesundheit, und es ist aus mit Euch, ehe Ihr's denkt. Man hat noch nie erlebt, daß ein Schnapstrinker ein hohes Alter erreicht hätte!"

So der Schultheiß zu N. . . . zu dem vor seinen Richterstuhl geladenen Ambacher. Er war über der langen Standrede zuletzt ordentlich warm geworden. Ambacher ließ stille den Kopf hängen.

Da steht der alte Maurerbastel auf, der auch vorgeladen war und die Rede des Schultheißen mit angehört hatte.

„Herr Schulles," spricht er, „nix for ungut; aber das Letzt', was Sie do gered't harre, des is nit wohr. Ich trinke auch meine Schnaps, und das rechtschaffe, wie's bei uns Maurer üblich is; aber ich bin schon nächste Michelstag 75 Jahr alt und noch immer so gesund gewese wie e Fisch im Wasser."

„Dummer Kerl!" schnauzt da der Schultheiß den Alten an. „Und hättet Ihr keinen Schnaps getrunken, so wärt Ihr jetzt vielleicht schon hundert Jahr alt!"

7. Ein preußischer Standartenjunker.

(Aus den Erinnerungen eines alten Generals.)

Von E. Krammel.

Wir saßen einst gemüthlich zusammen, ein paar alte Offiziere a. D. und z. D. und Etliche i. D. (denn so conjugirt man die Längstvergangenheit, Halb-Vergangenheit und Gegenwart in der Soldatengrammatik, die, wie der geneigte Leser weiß, immer noch etwas anders lautet, als der berühmte „Wurst", den der Verfasser seinerzeit mit Inhalt und Einband sogar verlaborirt hat), also wir, das heißt die alten Herren und noch etliche vom „Volk außer Waffen", saßen unter der schattigen Veranda eines alten herrschaftlichen Hauses. Die alten Herren hatten ihre Pfeifen angesteckt und es dampfte wie in dem Tabakscollegium Friedrich Wilhelm I., geneigten Angedenkens. Jeder hatte das Recht frei öffentlich seine Meinung zu sagen und auch gründlich abfahren zu dürfen, wenn sie nicht stichhaltig war. Allmälig kam man auch auf die Vergangenheit zu sprechen, von alten Mähren, Thaten und Meinungen der Vorfahren, und von eignen Erlebnissen.

Der Abend flog dahin, wir wußten nicht wie. Es ist eigen, wie manchmal ein Gespräch so unscheinbaren Anfang nimmt und am Schlusse steht man vor etwas, was man nicht geahnt, und Einer fragt den Andern: „Wo hat's denn angefangen." Manchmal blitzte die Freude aus den Augen, manchmal lachte der Mund — und wieder sah ich Thränen aus den alten Wimpern in den eisgrauen Bart fallen. Ein recht Gespräch führt in die Höhe und Tiefe, in die Zeit und in die Ewigkeit. Namentlich sind mir noch etliche Erinnerungen im Gedächtniß eines alten Generals, der jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilt. Daheim zeichnete ich mir Verschiedenes auf, mir und dem geneigten Leser zu Nutz, auch wenn er nicht des Königs blauen Rock trägt, darunter auch folgende Geschichte.

* * *

Es war im Jahr 1756. Der ſiebenjährige Krieg hatte eben begonnen. Da ſtellte ſich eines Tags bei dem Chef des preußiſchen Küraſſierregiments „Aſchersleben“ ein blutjunges Bürſchlein ein und trug beſcheidentlich ſeine Bitte vor in das Regiment aufgenommen zu werden. Der rieſige Oberſt ſchaute wie ein Goliath den kleinen David an, ſtrich ſich ſeinen großen Schnauzbart, ſtemmte beide Hände in die Seiten und lachte ganz ungeheuerlich.

„Was, Er will unter meine Küraſſiere?“ rief der Oberſt und lachte noch einmal aus vollem Halſe. „Er hat wohl noch keinen Gaul von nahem geſehen und will mit in den Krieg reiten?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberſt“, ſagte unerſchrocken das Bürſchlein, „ich kann auf dem größten Gaul ſitzen, ohne daß er mich herunter kriegt.“

„So, wo hat Er denn das gelernt?“ frug der Oberſt.

„Bei meines Vaters Roſſen, Herr Oberſt.“

„Wer iſt denn ſein Vater?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberſt — das ſag' ich nicht.“

„Was, will Er mir wohl ſeinen Vater ſagen? Iſt Er nicht ehrlicher Leute Kind?“

„Gerade deswegen ſag' ich's nicht. Denn wenn ich's ſage, dann nehmen mich Euer Gnaden nicht.“

„Woher weiß Er das?“

„Nun meine Eltern halten's nicht mit dem großen Konige und ſind ihm ſpinnefeind. Aber ich halte es mit ihm und will unter ihm kämpfen.“

„Er iſt wohl ſeinen Eltern fortgelaufen, he?“

„Nein, meinen Eltern nicht, aber dem Schulmeiſter. Ich hab's nicht mehr aushalten können, ſeit ich weiß, daß der König wieder in den Krieg muß.“

„Hör' Er, Er gefällt mir. Wie heißt Er?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberſt, das ſag' ich nicht. Erſt wenn Euer Gnaden mir verſprechen, daß Sie mich nehmen wollen, dann wird's geſagt.“

„Potz, Bomben und Granaten! will Er wohl Ordre pariren! Hab' ich doch mein Lebtag keinen ſo obſtinaten Knirps geſehen. Aber hör' Er, Er gefällt mir doch und hat einen Schädel, auf dem die Oeſtreicher trommeln werden. Reit' Er mir einmal was vor."

Der Oberſt rief ſeiner Ordonnanz. „Den Rappen vorführen!" befahl er. Es war ein feuriges Thier, das muthig ſtampfte und wieherte.

„Aufſitzen," befahl der Oberſt.

Wie der Blitz war der Burſche oben und hielt vor dem Oberſten. Nun reit' Er einmal einen ſanften Trab und dann mach' Er die Scala durch und geb' Er Acht, daß ihm der Kerl nicht durchgeht. Der Burſche ritt erſt langſam, dann immer raſcher, dann flog er dahin und kam in vollſter Carrière angeſprengt auf den Oberſten zu und hielt einen Fuß breit vor ihm.

„Potz Mohren-Element" rief der Oberſt, „wo hat Er das gelernt?"

„Bei meines Herrn Vaters Roſſen, Euere Gnaden," ſagte wieder trocken das Bürſchlein.

„Hör' Er, Er kann dableiben. Aber nun ſag Er mir, wer Er iſt."

„Euer Gnaden geben mir aber das Ehrenwort, daß ich bleiben kann."

„Will Er wohl? Nun ja — Er hat's. Sage Er nur, Er iſt aber doch ein infamigter Schlingel mit ſeinem Parlamentiren."

„Nun, mein Vater iſt Oberſtallmeiſter Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar und ich bin ſein Sohn Julius und bin in churfürſtlich ſächſiſcher Schule Eleve. Aber da ich Euer Gnaden Regiment habe paſſiren ſehen, hat mich's bis ins Herz hinein geſtochen, und Tag und Nacht bin ich gelaufen bis ich Euch eingeholt."

Der Oberſt ſtrich ſich etwas bedenklich die Stirn, denn er dachte: du könnteſt bei dieſer Gelegenheit in die ſchwarze Küche fahren; — dann überwand er aber ſein Bedenken, als er auf den ſchwarzaugigen Burſchen ſchaute, der ihn

anblickte als ſollte er ſagen: „Euer Gnaden werden doch nicht das Ehrenwort brechen?“

„Er kann ſich einkleiden und einen guten Gaul geben laſſen und ißt alle Tage an meiner Tafel. Abgemacht, rechts um! marſch!“

Bald ſaß der Burſche auf dem Pferde, ſtattlich und ſchmuck. Er zeichnete ſich bald ſo aus, daß er Junker ward und die Standarte des Regiments zu tragen bekam. Dem alten Fritze begegnete aber in ſeinen Kriegen auch dann und wann einmal etwas Menſchliches — nämlich daß er geſchlagen wurde. Schläft doch manchmal ſelber der große Dichter Homer, der die ſchönſten Verſe gemacht hat, und iſt's ſchon paſſirt, daß hier und da einmal ein Vers nicht ganz ſauber ſechsfüßig hingedrechſelt iſt, ſo daß ſich der Herr Profeſſor wahrhaft drüber ärgert und ihm gern einen Sechsbätzner gegeben hätte, wenn er beſſer geſchrieben — warum ſollte dem alten Fritze nicht auch mal was paſſiren?

So kam die unglückliche Schlacht bei Kollin, wo Sachſen und Oeſtreicher das preußiſche Heer umdrängten. Als die Sache verloren war, deckten die preußiſchen Küraſſiere, mit ihnen das Regiment unſeres Junkers unter Ziethen und Seydlitz den unvermeidlichen Rückzug. Da ſchlägt in den Reiterknäul eine Granate, die unmittelbar hinter unſerm Junker krepirte. Davon kriegt nicht der Reiter, aber ſein Gaul einen ſolchen Schrecken, daß er durchging und im wildeſten Galopp gerade auf die feindlichen Linien losſtürmte. So jagte der Junker, die Standarte in der Hand, mit ſich und dem anvertrauten Heiligthum des Regiments der größten Schmach entgegen.

Da blitzt in ihm ein ſchneller, todesmuthiger Entſchluß auf. Schon nahe dem Feind, zieht er die Piſtole aus dem Halfter, ſetzt ſie dem Pferde hinter das Ohr und ſchießt unter ſich das Thier zuſammen. Das gab einen furchtbaren Sturz, da das Roß im vollſten Laufe war. Der Junker überſchlug ſich ein paar mal — kam aber mit einigen heftigen Blaumälern und einer Wunde am Kopfe davon.

Mit seinen halbzerschlagenen Knochen kroch er, begünstigt vom Pulverdampf und einer kleinen Bodenvertiefung, auf dem Leibe fort, indem er die Standarte hinter sich herschleppte, und kam an einen kleinen Bach mit Erlengebüsch, in welchem er sich versteckte. Die Feinde jagten ganz nahe an ihm vorüber, sahen ihn aber nicht. Als die Nacht kam, brach er den Knopf der Standarte und das auf Seide gestickte Wappen mit dem preußischen Adler ab, warf die Stange weg, und barg Knopf und Fahnentuch unter seinem Collet. In der Nacht trat er aus dem Bache heraus, in welchem er seine Wunde gewaschen, und zog allein durch das fremde Land, sich nach den Sternen richtend, dem Sachsenlande zu.

Am Tage suchte er die Wälder auf, in der Nacht wanderte er, oft angefallen von den Dorfhunden auf der Straße; von den Rüben auf dem Felde nährete er sich. Nur einmal trieb ihn der Hunger in ein einsames Waldwärterhaus. Dort gab er sich für einen sächsischen Reiter aus, was er wegen seiner thüringischen Mundart leicht konnte. Er erzählte, wie er sein Pferd verloren und ergötzte sich ohne zu mucksen an dem Schimpfen seines Gastwirths, der an den Preußen kein gutes Haar mehr ließ. Die mitleidige Waldbewohnerin legte ihm ein großes Pechpflaster auf seinen Schädel, den ihm zwar die Oestreicher nicht eingeschlagen, den er sich aber selbst eingerannt, bereitete dem tapferen Vaterlandsvertheidiger ein Mahl, steckte ihm die Taschen voll und entließ ihn mit den besten Wünschen.

Mit großer Schlauheit schlich er sich des Nachts durch die feindlichen Vorposten, die schlimmer waren, als alle Dorfhunde und die auch gelegentlich nach ihm schossen. So gelangte er, wunderbar behütet, aber aufs Aeußerste erschöpft, nach 10 Tagen wieder bei dem Regimente an. Er meldete sich beim Obersten, zog unter dem Collet die gerettete Standarte und den Knopf heraus.

Da stemmte der Oberst wieder beide Hände in die Seiten und sagte: „Junker, Er ist ein Tausendskerl, ich

werd's ihm nicht vergessen. Einstweilen suche Er sich das beste Pferd aus meinem Stalle."

Bald darauf wurde er Fähnrich, das ist soviel als heutigen Tages der Secondelieutnant.

Seine Eltern versöhnten sich mit dem kühnen, beliebten Junker, den Alle auszeichneten. Nach dem Feldzuge diente er fort im Heere und galt als einer der kühnsten Reiter. Seinem Schutzpatron Seydlitz that er gern das Reiterstücklein nach, zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durchzureiten.

Noch ein Zug aus seinem Leben bezeichnete ihn. Seinen harten Kopf von anno 1756 hatte er trotz der Schädelwunde doch noch behalten. Denn diesen innern geistlichen Schädel kann man selbst mit dem Hackbeil nicht klein kriegen, wenn er nicht von selber springt. Mit seinen Vorgesetzten stand er nicht auf dem grünsten Fuße, und da das Avancement selbige Zeit im Frieden sehr schlecht ging, kam er auf allerhand schlimme Gedanken, daß der oder jener ihm nicht grün wäre. Gute Worte waren bei ihm entsetzlich theuer und seinen Nacken wollte er nicht um einen Finger breit mehr beugen, als ihm durchaus nöthig schien. So stand er denn auf jener fatalen Liste derer, die man mit Anstand los werden will. Heutzutage lobt man Einen weg, wenn's nicht mit dem Wegtadeln geht, das war aber dazumal noch nicht Sitte. So bekam er, trotzdem er erst in den Fünfzigern zu Ausgang stand, ohne Weiteres an einem schönen Tage zu seiner höchlichen Ueberraschung den Bescheid, daß er „wegen Invalidität" bei dem Kriegsministerio zur Verabschiedung eingegeben sei.

In den nächsten Tagen konnte die Entscheidung des Königs eintreffen. Da wachte der alte Junker in dem Majore wieder auf und faßte einen herzhaften Entschluß. Er nahm an dem Tage, da er jenen verhängnißvollen Bescheid erhielt, noch Urlaub, bestieg das beste seiner Pferde und ritt von seinem Garnisonorte weg direct nach Berlin vor das Kriegsministerium. Dort ließ er vor demselben durch seinen Diener einen großen Karren aufstellen und

ſetzte zur Mittagsſtunde, in voller Uniform, hin und her über ſein ſelbſtgeſchaffenes Hinderniß hinweg. Jeder, der was vom Reiten verſteht, weiß, daß dieſes Kunſtſtück auf dem glatten Straßenpflaſter ausgeführt, ſchon mehr in die höhere Reitkunſt ſchlägt, und einen feſten Schenkel und eine ſichere Fauſt verlangt.

Natürlich ſammelte ſich ein großer Publicus bei dieſem Schauſpiel, das man ohne Entrée ſehen konnte, und auch die hohen Herren des Kriegsminiſteriums wurden aufmerkſam und traten ans Fenſter. Das wollte aber unſer Major gerade und hatte ſich ſchon mehrmals hinaufgewandt, um zu ſehen, ob noch keiner der Herren vom grünen Tiſche aufſtehen wolle. Da gab er denn noch ein Extrastück zum Beſten für die Herren, warf dann dem Reitknecht die Zügel hin, und ſtieg mit klirrendem Sporn die Treppe hinauf zu ſeinen männlichen Schickſalsparzen die ihm den Lebensfaden durchſchneiden wollten, meldete ſich als nach Berlin beurlaubt und frug dann ſehr höflich: „Halten mich die Herren noch für invalide?“

Dieſe in dem Regiement nicht vorgeſehene Art, ſeine Dienſtfähigkeit zu beweiſen, wurde zwar etwas ungewöhnlich befunden, aber ſie war durchſchlagend und die Herren konnten ſich einer gewiſſen Heiterkeit nicht enthalten und verließen ihren hohen Olymp und fühlten menſchlich mit dem biederen, in kräftiger Haltung und mit offenem Aug' daſtehenden Reitermajor. Mag die Sache auch vor den König gekommen ſein — kurz, der Major wurde in Gnaden entlaſſen und blieb im Dienſte.

Nach einigen Jahren heirathete er und heirathete mit einem treuen Weibe zugleich ein ſchönes Rittergut. Da bat er freiwillig um ſeinen Abſchied und erhielt ihn auch mit allen Ehren. Dort lebte er ſtill, von ſeinen Reiterſtücken noch erzählend, aber auf dem Gute mit eigener Hand einen Buchenhain pflanzend, in deſſen Schatten er begraben ſein wollte. Im Frieden ſeines Gottes iſt er heimgegangen in hohem Alter.

„Oft bin ich an ſeinem Grabe im ſtillen Buchenhain

als Knabe gesessen und habe des Standartenjunkers gedacht, seiner hingebenden Treue für den König und sein Heer, und seines harten Kopfes, seiner selbstgepflanzten Buchen und seines friedevollen Endes; denn dies Gut erbte seine Tochter, meine selige Mutter, und auf diesem Gut bin ich geboren." So schloß der General.

---

8. Altes = Gold.

Steckenpferde reiten kostet Beine.

„Ist nicht wahr!" rufst du vielleicht, „es kostet nur Stiefeln" — und denkst daran, wie zu der Jahreszeit, da deine Buben draußen mit dem Steckenpferdchen springen, die Schuster-Rechnungen immer größer werden als sonst, weil auf dem Pflaster, über welches die Steckenpferdchen am schönsten rappeln, Sohlen und Absätze der Stiefel wie der Wind verschwinden.

Aber, lieber Freund, meinst du denn, es gebe nur Steckenpferde für Buben? Fehlgeschossen! Es gibt auch Steckenpferde für Erwachsene, nämlich besondere Liebhabereien — „Narrheiten" sagen Andere — und diese kosten die Beine. Höre nur!

Da war der Lindenwirth zu Adelsheim, der hatte eine besondere Liebhaberei für junge, schöne Pferde. Die haben nun am Ende viele Andere auch, mit Verlaub zu sagen, ich selber. Aber nicht alle machen es wie der Lindenwirth. Hatte der nämlich heute ein Paar Pferde, auf die er alle Ursache hatte, stolz zu sein, um theures Geld erstanden, und er sah morgen ein anderes Paar, das ihm noch besser gefiel, weil etwa die Farbe schöner oder absonderlicher war — flugs mußte der Hofjude, der Mauschel, herbei und sich in den Handel geben. Mußten auch die neuen Pferde erst feil gemacht werden, mein Lindenwirth ruhte nicht, bis das erste Paar fort und das neue im Stalle war. Und der Mauschel ruhte auch nicht, er wußte, warum?

Siehst du, die schönen Pferde waren des Lindenwirths Steckenpferd, wenn sie auch auf Vieren liefen und nicht auf Zweien, wie es ein richtiges Steckenpferd gewöhnlich thut. Und Beine haben sie ihn auch gekostet. Nicht blos, daß er einmal von einem jungen, feurigen Thiere abgeworfen wurde und sein wirkliches natürliches Bein brach, so daß er sein Leben lang hinken mußte; nein, auch seine Thaler bekamen Beine und spazierten mit denselben aus dem Schränkchen fort auf Nimmerwiedersehen, — ein gut Theil zum Mauschel. Ich hab's erlebt, daß aus dem reichen Lindenwirth ein armer Mann geworden ist, der auf den Märkten herumhinkte und sich schier die Beine ablief, um bei den Pferdehändeln ein kleines „Schmußgeld" oder „Jafferas" zu verdienen.

Oder auch:

Da war der Erlenmüller zu Brambach, dessen Steckenpferd war die Jagd. Um die jagdbare Zeit konntest du ihn schon am frühen Morgen mit seinem Hektor hinauswandern sehen, und oft genug kam er erst am späten Abende wieder heim, vielleicht weil er sich schämte, vor den Leuten seine leere Jagdtasche sehen zu lassen. Denn der Erlenmüller hatte ein gefühlvolles Herz und hielt gewöhnlich einen Schritt hinter den Hasen her, um nicht den armen Thieren mit den Schroten wehe zu thun, ja gegen Hühner und Schnepfen

ſoll er noch mitleidiger geweſen ſein. Allein, wie oft er auch mit müden Beinen und leerer Taſche Abends heimkam, es mußte doch allemal wieder am anderen Morgen auf die Jagd gegangen ſein. Keine zehn Pferde hätten ihn daheim gehalten. Hatte er doch einen guten Mahlburſchen, auf welchen er ſich verlaſſen konnte, wie auf ſich ſelbſt, und ſeine Frau konnte auch zum Geſchäfte ſehen. Ueberdies war er ſelbſt im Stande, wenn er auf die Jagd ging, den Knecht und die Taglöhner draußen im Felde prächtig zu beaufſichtigen.

So kalkulirte der Erlenmüller und beſchwichtigte damit ſeine gute Frau, die zwar ihrem Manne gern ein Vergnügen gönnte, aber der doch gerade das ewige Jagdgehen ein Dorn im Auge war. Denn war der Müller über Mittag draußen — und das geſchah jedesmal ſicher, wenn ihm nicht ſchon ein unvorſichtiger Haſe Morgens in den Schuß gelaufen war — ſo ließ er ſich in Steinheim, welches mitten in ſeinem Jagdreviere lag, allemal ein Mittageſſen machen und trank ſeinen Schoppen dazu. Das koſtete Geld. „Unnöthiges“, meinte die Müllerin, denn ſie könne daheim ihrem Manne für den halben Preis ein viel beſſeres Eſſen kochen. — Und wenn gar der Oberförſter ſeine großen Treibjagden hielt, wozu auch der Erlenmüller ſtets mit einer Einladung beehrt wurde, weil er ſich in den Ruf eines gewaltigen Jägers hineingelogen hatte, ſo koſtete es erſt recht Geld; es geſchah dabei auch nicht ſelten, daß der gute Erlenmüller Abends mit einem Gaſte heimkam, für den er kein beſonderes Gaſtbett brauchte, den auch Niemand in der Mühle mit Augen zu ſehen bekam, der ſich aber am andern Morgen in des Erlenmüllers Kopf und Magen Quartier gemacht hatte. Der geneigte Leſer verſteht's.

Was war das Ende vom Lied? Das Steckenpferd, das er ritt, koſtete dem Erlenmüller, wenn auch erſt nach einer Reihe von Jahren, richtig ſeine Beine, die kräftigen, ſtämmigen Müllerbeine! Er bekam ſchon frühe die Müllerkrankheit, die Gicht, und konnte oft Tage lang auf keinen Fuß treten. Allein das war nicht wie bei andern Müllern

vom Handtieren am Wasserrad und vom Fruchtaufschütten in der Nacht gekommen, sondern vom Jagdlaufen. Für das Wasserrad und für das Aufschütten ließ er seinen Mahlburschen sorgen.

Hätte er nun immer den alten ehrlichen Mahlburschen behalten können, so wäre es am Ende noch gegangen. Allein der heirathete und es kam unter den neuen Mahlburschen allerlei Gelichter über die Mühle. Als nun das schlechte Gesindel einmal heraus hatte, daß ihnen der Erlenmüller während der jagdbaren Zeit nicht auf die Finger sah, und daß auch die Frau Müllerin das nicht thun konnte, weil sie mit dem Hauswesen und dem Ackerbau genug zu thun hatte — da dachten sie, sie könnten auch ein bischen auf die Jagd gehen, nämlich hinter dem Mehle der Kunden her. Sie „molterten" daß es eine Art hatte, und nicht vom schlechtesten Mehl, sondern vom besten, auch nicht in des Müllers Sack, sondern in ihren eigenen. Beschwerten sich dann die Kunden beim Müller, so gab es wohl einmal ein mächtiges Donnerwetter in der Mühle — aber dabei blieb es auch. Während der Jagdzeit einen Mahlburschen fortzujagen, auch wenn die gegründetsten Beschwerden gegen ihn vorlagen, das ließ sich der Müller nicht einfallen. Denn woher sogleich einen anderen und besseren bekommen? Und hätte der Müller unterdessen selber die Mühlarbeit verrichten wollen, was wäre dann aus der Jagd geworden? Der Pachtbetrag für dieselbe war ohnehin hoch genug; da mußte doch etwas Tüchtiges herausgeschossen sein.

So verzogen sich denn allmälig die Kunden, einer nach dem andern, und sollte die Mühle nicht mit ihrem reichlichen Wasser die halbe Zeit stille stehen, so blieb dem Erlenmüller nichts übrig, als „auf den Handel" zu mahlen. War dann auf der Jagd nichts zu machen, so fuhr er das im Vorrath gemahlene Mehl weg und war oft die ganze Woche hindurch auf Reisen.

Wie es aber den meisten dieser Handelsmüller am Ende geht, weiß die Welt. Sie werden fast alle Lumpen. So auch der Erlenmüller, bei dem es schließlich so weit kam,

daß er seine Mühle Schulden halber mußte versteigern lassen und froh sein konnte, mit dem übrig gebliebenen Gelde ein kleines Bauerngütchen erwerben zu können. Darauf hat er denn einige Jahre gewirthschaftet. Aber da ihm die Jagd zur Leidenschaft geworden war und er nach wie vor dieses Steckenpferd ritt, so viel es ihm seine gichtkranken Beine erlaubten, so war es auch hier mit dem Wirthschaften bald am Ende. Jetzt wohnt der Erlenmüller in der Stadt und taglöhnert bei seinen alten Freunden, die ihn mehr aus Mitleid als um seiner Arbeit willen nehmen. Aber seine größte Freude ist's und bleibt's, wenn er im Winter bei den Treibjagden des Oberförsters als Treiber mitgenommen wird. Dann verbeißt er sogar die Gichtschmerzen.

Nun, geneigter Leser, was sagst du zu dem Erlenmüller? Hat dem nicht auch das Reiten seines Steckenpferdes die Beine gekostet?

So merke denn: Hüte dich vor den Steckenpferden! Oder wenn du durchaus meinst, eins reiten zu müssen, so wähle dir ein solches, das eben die Beine nicht kosten kann, sondern höchstens die Schuhe. Am Sichersten ist es aber, du reitest auf Schusters Rappen deinen Geschäften nach und lässest die Steckenpferde Solchen, die Zeit und Geld im Ueberflusse haben, oder — den Narren.

9. Der Teufel in Stöppach.

Eine Geſchichte aus dem Kriegsjahr.

Erzählt von Jonas Kerndeim.

In der Geographie, S. 77, ſteht bekanntlich zu leſen wie folgt: „Stöppach, ein groß Kirchdorf, liegt drei Stunden hinter Weiſenſtadt und hat vor Zeiten Saarbrücken geheißen, weiln daſelbſten ein ſchmal Steiglein über die Röthen führet. Es hat aber daſelbſt einmal der Pfarrer Grobſchmied ſeliger alſo gepredigt: man ſollte euch nicht Saarbrückener, ſondern Stopfacher heißen, denn ihr ſeid voll Aberglaubens und von Heidenthum vollgeſtopfet von oben bis unten, alſo daß zu verwundern, wie euch das Heidenthum nicht aus dem Hals heraus wächſet; und ſeitdem hat Saarbrücken erſt Stopfach, dann Stöpfach geheißen und jetzo wird es von jedermänniglich Stöppach zubenennet." Guter Pfarrer, was würdeſt du gepredigt haben, hätteſt du die grauſamen Geſchichten gewußt, die in deinem Stöppach noch Anno 1870 und 1871 geſchehen ſind, nachdem dir allbereits über die hundert Jahr kein Zahn mehr weh thut!

Die guten Stöppacher hätten ſelbſt nicht gedacht, daß ſie durch den Teufel noch berühmte Leute werden ſollten. Es iſt ihnen da nicht viel anders ergangen als denen zu Großgerau im Heſſenland, unter deren Füßen ſeit Jahr und Tag die Erdbeben an der Tagesordnung ſind, juſt als ſollten ſie es ausbaden, daß vor tauſend Jahren Vulkan, der heidniſchen Römer Feuergott, durch die Predigt des Evangeliums um Ehre und Opfer gekommen! Gut iſt es nur, daß ſie in Stöppach den Teufel wieder losgeworden ſind. Der geneigte Leſer aber mag, falls er ſchwach an den Nerven ſein ſollte, ſein Riechfläſchchen zur Hand nehmen, und wenn er vom Gruſeln noch nichts weiß, ſo wird er's begreifen, lange bevor ich an dieſe Geſchichte das letzte Punktum ſetze.

Alſo ſchon zu Anfang des Jahres 1870 war es zu Stoppach nicht mehr geheuer. Der Kurzenmatthes, ein

Burich, deſſen Vater das Jahr zuvor daſelbſt ein großes Bauerngut erkauft hatte, ſagte oft: „hätt' ich gewußt, daß in Stöppach ſolche Dinge geſchehen, lieber wollt' ich nach Polen oder in die Türkei gezogen ſein!“ Wie wohl der Teufel hat zu Stöppach anfänglich ganz ſachte rumort. Wenn die Mädchen bei finſterer Nacht aus der Lichtſtube nach Haus gingen, huſchte es manchmal an ihren Köpfen vorbei, wie wenn ein ſchwarzes Ungethüm ihnen an den Kragen wollte und doch nur ein halbes Herz dazu hätte. Und wenn der Gottliebsbadel noch ſpät in ſeines Herrn, des Jörgmichels, Stallungen zu ſchaffen hatte, hörte er bald draußen vor den Thüren, bald oben auf dem Heuboden ſeltſame Töne, wie er ſie ſein Lebtag nicht gehört. Beinahe klang es wie der Ruf einer Eule, und doch ganz anders: einmal Hua — — iih, ein andermal Hiuah, wieder ein andermal Huiah! Der Adel war, wie ſich auch ſpäter zeigen wird, ein beherzter Geſelle, aber wenn er das Ding maunken hörte, lief's ihm doch eiskalt vom Schopf den Rücken hinunter, beſonders wenn er mit der Latern überall herumgeleuchtet hatte und das Hua—iih, hiuah, huiah! eben wieder losging, ſobald er die Latern ausgelöſcht. Die Stöppacher ſagten ihm das wenigſtens nach. Er ſagte wohl hundertmal, „alle guten Geiſter loben Gott den Herrn,“ aber in Stöppach fragte der Teufel auch nach frommen Sprüchen und guten Geiſtern nichts.

Einmal freilich hat er recht grauſamlich rumort. Gerade auf Lichtmeß, Abends, ſitzen die Töchter des Jörgmichel's um den Ofen her mit ihrer Mutter zuſammen und ſpinnen, die Schulzenmagd iſt auch dabei, der Jörgmichel ſelbſt aber ſitzt mit dem Adel am Tiſch und lieſt Samengerſte. Auf einmal — die Mädchen hatten eben angeſtimmt: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille,“ — da thut's im Ofen einen Knall, wie wenn eine Kanone losgegangen und der Schuß an den Blechaufſatz geſchlagen wäre, eine lange Weile dröhnt es noch fort. So was war in Stöppach nicht paſſirt, ſo lange die Welt ſteht. Kein Wunder, daß die Weibsleute laut aufſchreien, von ihren Rädern aufſpringen und bleich wie die neuen Töpfe ein-

ander ansehen. Auch der Jörgmichel bekommt einen solchen Schreck, daß er den Pfeifenstummel aus den Zähnen fallen läßt und verstreut mehr denn ein Biermaas Gerste unter den Tisch. Der Adel aber, der den Kopf oben behielt und sogleich hinaus in die Küche sprang, als wollt' er den Teufel bei'm Schopf erwischen, stieß draußen in der Finsterniß an was Hartes an und kam mit blutigem Kopf wieder zur Thür herein. Wenn das der Teufel nicht war!

Der Herr Schulmeister zwar meinte andern Tags, es werde ein Schalk heimlich ein Stück Rothstein in's Feuer geworfen haben und darnach heimlich zur Hausthür hinausgeschlichen sein. Richtig fand sich auch ein blasser Stein nachmals in der Asche, und der Adel erzählte, es wär' ihm just, als er den Stoß bekommen, gerade so gewesen, als ob etwas leise zur Hausthür hinausgehuscht wäre. Aber der Jörgmichel wußte das besser. Das wär' einmal nicht mit richtigen Dingen zugegangen, und es stehe ja geschrieben, „der Teufel gehet umher, wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge," er wüßte nur nicht, warum der Gottseibeiuns gerad' in seinem Haus so grausam zu rumoren beliebt; 's wär' ein Unglück, daß der Schweikershäuser Bauer nicht mehr am Leben wär', der hätte nicht blos für allerlei Krankheiten Rath gewußt, sondern auch für Teufel und Hexen gekonnt.

Die Mädchen sind selbigen Abend zitternd wie Espenlaub nach Haus geschlichen, und natürlich ist nicht nur jeder von ihnen wieder das schwarze Ding um den Kopf geflogen, sondern jede hat es auch ganz deutlich schreien hören: Huiah, huaih, hiuah! und hinterher hat es gemacht: tff, tff, tff! gerade dreimal nacheinander.

Am andern Morgen fragte jedes Schulkind seinen Nachbar: weißt du's schon, daß der Teufel in dem Jörgmichel seinem Ofen 'nen Höllenschuß gethan? Die Alten aber schimpften aus Leibeskräften gegen den Schulmeister, der den Kindern von Unsinn, Aberglauben und Naturgesetzen gesagt hatte. Die neumodischen Schulmeister glaubten eben nichts mehr, 's wär zum Erbarmen, was aus der lieben Jugend noch

werden sollt'. Da wär' der alte Schulmeister ein anderer gewesen, der hätte kein Petzreis anders als am Charfreitag gebrochen, auf Walpurgis seine drei Kreuze wie andere Christenmenschen an die Stallthür gemacht, und von seinen Töchtern hätte nie eine versäumt, am Ostermorgen vor Sonnenaufgang Wasser an der Aich zu holen, dafür hätt' er auch Glück und Gedeihen in allen Dingen gehabt; auch die alte Frau Pfarrerin hätte, wenn ihre Kinder in's Schreien gekommen, immer das Gesangbuch unter's Kopfkissen gelegt.

Von jenem Lichtmeßtag an hat der Teufel in ganz Stöppach rumort. Ich will gar nichts von dem erzählen, was die Weiber wußten. Ein ganzes Buch ließe sich damit vollschreiben. Auch die Männer im Wirthshaus hatten alle Tage zu den bisherigen Teufelsgeschichten neue Beiträge zu liefern. Alles, was vorkam, hatte jetzt der Teufel gethan. Dem Krempelsjörg waren die Ochsen am Pflug durchgegangen, der Teufel hatte sie am Schwanz gezwickt. Dem Reichsjokel seine Kuh hatte die Schnauze zwischen die Speichen am Barren geschoben und nicht wieder herausgebracht, der Teufel hatte die Speichen zusammengedrückt. Der oberen Hofbäuerin war drei Tage hinter einander ein Unglückei*) in die Hand gekommen, der Teufel hatte sich darauf gesetzt, wie die Henne davon war. Dem Madelsmichel seine Frau hatte über dem Teigmachen drei Vaterunser gebetet, und doch war der Teig nicht zum Gehen gekommen, allemal hatte der Teufel hineingeblasen, wenn sie den Rücken gewendet. Der jungen Frau Schulmeisterin ihrer Geiß waren die Hufen in einer Nacht anderthalb Zoll lang gewachsen, der Teufel hatte daran gezerrt, darum hatte das arme Vieh eine halbe Stunde lang gemeckert in Einem fort. Keine Henne war im Dorf, die nicht des Tags einmal wie ein Hahn geschrien hätte, das war natürlich allemal, wenn sie den Teufel witterte. Dem untern Müller seine Schwarze hatte ein Kalb mit drei Ohren geworfen, der Teufel hatte beim Kalben gerade hinten im Stall einen Besenstiel er-

*) Unglückseier sind Eier, denen das Dotter fehlt.

wischt. Allen Bauersweibern war im Rührfaß die Butter langsamer als sonst zusammengelaufen. Was hatte nicht alles im Handumdrehen der Teufel gethan! Kurz und gut, der Teufel war in Stöppach. Warum sahen denn sonst alle Schulkinder eine schwarze Katz' im Dorf herumschleichen, die zuvor nie zu sehen gewesen? Manche wußten noch ganz besondere Dinge zu erzählen, die ihnen selber passirt waren. Dem Kaspertesmichel war siebenmal hinter einander der Schwamm in der Pfeife ausgegangen, und sein Tabaksbeutel war doch just in der Sonne liegen geblieben. Der Wethsfrieder hätte in der Abenddämmerung den Teufel, wie er um die Ecke seines Stalles bog, um ein Haar bei'm Schwanz erwischt, ja seine Frau sah ihn bei'm ersten Hahnenschrei, wie sie gerade mit ihrem jüngsten Kind zu thun hatte, durch die Luft reiten auf einer Ofengabel. Es war merkwürdig, wie der dumme Teufel auf einmal so klug geworden war und die Stöppacher, nachdem sie einmal den Kopf verloren, in die Furcht zu jagen wußte.

Acht Tage nach Lichtmeß sitzen sie beim Jörgmichel wieder zusammen, des Schulmeisters Schwester ist auch dabei, und freuen sich soeben, daß doch wenigstens da in diesem Haus seitdem nichts Absonderliches losgewesen. Auf einmal fahren sie alle erschrocken von ihren Sitzen auf, und stehen wieder da bleich wie Töpfe. Denn — Ratz!!! hat's in der neuen Kammerthür geklungen, die der Schreiner aus trockenen Brettern doch erst vor vierzehn Tagen fertig gemacht hat, und während sie einander noch verwundert ansehen, klingt's an der Stubenthür, wo ein Schlüssel über einem eisernen Lineal gehangen hatte: kling, ling ling! wie wenn's der Böse von allen Seiten hätte versuchen wollen, die Seelen zu ängstigen; und nachher wurde im Dorf erzählt, es hätte sogleich nach diesen zwei Ereignissen im Haus des Jörgmichels in allen Ecken Hua—iih, hiuah huiah geschrieen, also daß die Versammelten erst starr gestanden, dann nach allen vier Winden auseinander gestoben wären, endlich hätte der Teufel auch noch das Licht ausgeblasen. Gewiß ist freilich nur so viel, daß noch in derselben Nacht ganz Stöppach der Botschaft voll

war: in des Jörgmichels Haus hat's wieder rumort, und endlich Jedes im Dorf froh war, wenn es den Wächter die elfte Stunde rufen hörte „nur elf Jünger blieben treu, gib, daß ja kein Abfall sei", und stak doch wohlgeborgen unter seinen vier Bettzipfeln.

Ueber diese Geschichte in des Jörgmichels Haus waren außer den Gliedern der Familie selbst zwei Personen sonderlich betrübt, ich darf's jetzt noch nicht verrathen, ob alle beide in gleicher Aufrichtigkeit. Einmal der Adel. Der war nämlich des Hausmanns, des Gottlieb Sohn, war in des Hausherrn Familie beinahe wie deren eigenes Kind aufgewachsen, und stellte, seitdem er im Jahre 66 den Feldzug gegen Oesterreich mitgemacht, so zu sagen den Oberknecht und Verwalter in der Wirthschaft vor. Denn er wußte in allen Dingen Bescheid, war früh und spät auf dem Zeug, und war ein Verlaß auf ihn fast wie auf Joseph, den ebräischen Jüngling, in Potiphars des Egypters Haus. Dem gingen die Sachen besonders wegen des Annemargthle zu Herzen, der ältesten Tochter des Jörgmichel, die er lieb hatte wie sein eigenes Leben, wiewohl in aller Stille, und

dachte wohl, er und ſie möchten einmal ein Paar geben, wenn nur er nicht ſo arm wäre, wie ſie reich war. Das arme achtzehnjährige Kind nahm ſich der Sache an beinahe noch mehr wie ihre Eltern, der Schreck war ihr in die Glieder geſchlagen, ſie ſah kümmerlich aus, der Weißenſtadter Doktor hatte ihr ſchon zweimal Tropfen für die Nerven verſchrieben, und doch hatte es noch wenig gebeſſert. — Der andere war der Kurzenmatthes, des reichen Lorenz Sohn. Auch der hatte beſonderes Erbarmen mit dem Annemargthle, der er offenbar zu gefallen ging. Er hat es aber allen Leuten gerad' heraus geſagt, auch dem Annemargthle ſelber nicht verſchwiegen, er thäte ſich nichts daraus machen, ein Mädchen aus einem verrufenen Haus zu nehmen: mit Geld wär' in der Welt alles zu machen, und wenn er einmal als Eidam im Haus wär', ſollt' es ihm nicht darauf ankommen, wenn aus dem alten Gehötſche der Teufel nicht hinauszubringen wäre, alles von Grund aus neu aufzubauen. Das Annemargthle wollte freilich nichts davon hören. Das Heirathen lag ihr bei ihren achtzehn Jahren noch außer dem Weg, züchtig und ehrbar hatte ſie ſich gehalten; und ſollt' es je einmal geheirathet ſein, ſo wär' ihr der Adel, wenn er auch nichts als ſeinen Sonntagsrock hatte, am linken Ohrläppchen lieber als der ganze Matthes. Seine rothen Fuchshaare und hervorſtehenden großen Ohren möchte der Matthes immer haben, ſagte ſie, einen braven Burſchen müſſe man nicht auf ſein Aeußeres anſehen, dazu könne er nichts, mancher ſei mit ſchwarzen oder blonden Haaren und kleinen Ohren dennoch ein Unflath; aber der Matthes ſei einmal nicht aufrichtig, er könne einem nicht grad' in's Geſicht ſehen, und wenn einmal das alte „Gehötſche" nicht mehr feſtſtünde, könnte ihr Vater ohne den Matthes ein Haus bauen, ein verrufenes ſei auch immer noch beſſer als eins, das einen Schelmen zum Meiſter hätte.

Solche Reden machten indeß dem Kurzenmatthes ſelbſt keine Sorgen. Mit Geld iſt alles zu machen, das war einmal ſeine Weisheit, das Mädchen wird ja keine Närrin ſein und ſich lange gegen ſo einen, wie er, ſtumm anſtellen. So that er denn, als ob

es sich von selbst verstünde, daß er sich bei Gelegenheit und ohne Gelegenheit je über den andern Tag in des Jörgmichels Haus sehen ließ. Er war dann stets grausam betrübt über die vorgefallenen Geschichten, und sagte immer, wenn er einmal den garstigen Teufel zu Gesicht bekäme, er thäte ihm sogleich den Hals herumdrehen, er möchte nun Hia — uh oder Hiu — ah schreien!

Natürlich erregten die Stöppacher Teufelsgeschichten auch sonst Mitleid und Aufsehen in der Welt. Wer einen Bruder oder Vetter, eine Schwieger oder Bas in Stöppach hatte, wollte doch einmal nachsehen, ob der guten Seele noch kein Haar gekrümmt wäre. Aus der ganzen Weisenstadter Gegend gab es eine wahre Wallfahrt nach Stöppach. Manche kamen aus Neugierde, wollten gern an Ort und Stelle genaue Auskunft über alles haben, natürlich wurden da zu den hundert Dingen, die in Stöppach selbst erzählt wurden, noch siebenhundert andere hinzugedichtet; Mancher kam auch aus bloßer Kurzweil, wollte doch gern wissen, wie die Leute aussähen, die noch im Jahr des Heils 1870 an einen leibhaftigen Teufel glaubten. Am liebsten wäre ein Jeder in des Jörgmichels Haus selber gegangen. Der aber verstand keinen Spaß, wußte ja was er mit seinen eigenen fünf Sinnen erfahren hatte, und fiel einigemal, besonders gegen vornehmen Zuspruch, der sich nach dem Teufel erkundigte, grob genug aus. So zogen sich denn die fremden Gäste meist in die Wirthshäuser; der obere und der untere Wirth sollen gegen den Teufel von Stöppach äußerst dankbare Gesinnungen gehabt und das Sprüchlein gemacht haben:

Komet am Himmel, guter Wein,
In Stöppach bringt's der Teufel ein.

Und wer weiß, ob nicht heute Stöppach ein weltberühmter Wallfahrtsort für gläubige und ungläubige Liebhaber von Teufeleien wäre, wenn die Sachen ihren ruhigen Gang weiter fortgelaufen wären.

Es hat aber bald ein Teufel den andern ausgetrieben, ohne es zu wissen und zu wollen, wenn auch erst nur ein-

mal für ein halbes Jahr, und hieß der eine Beelzebub — Napoleon III. Als König Wilhelm zu Ems gesagt hatte „Benedetti, Sie ereifern sich unnöthig", „und Napoleon das vernommen, ließ er gleich die Stiefel kommen, die vordem sein Onkel trug" — war's ein Wunder, wenn's auf einmal auch in Stöppach ganz ruhig vom Teufel ward? Jetzt mochte der Teufel Uih oder Juh schreien, das war ja doch auszuhalten. Aber die Franzosen! daß Gott erbarm', die Franzosen! Wenn die noch Stöppach kamen, was sollte da werden! Da kam ja niemand mit dem Leben davon. Und die fetten Ochsen und Hämmel, Schweine, Gänse, Schinken und Würste, dazu die Hausrathssachen bei den reichen Bauern, was war denn sicher vor den Rothhosen? Und natürlich kamen sie ja, die Rothhosen, Stöppach lag ja so nahe an der französischen Grenze, blos hundert und zwanzig Stunden davon, höchstens hundert und einundzwanzig! „Der Preuß", sagte selbst in Herbstadt der Franzenschneider, der doch weit in der Welt herumgekommen, „der Preuß hat wohl viel Soldaten, aber gegen den Franzos weiß er nichts auszurichten; und wenn selbst die Bayern mithelfen, paßt auf, eh' wir's uns versehen, ist der Franzos über'n Rhein herüber, nachher wird bald Matthäi am letzten sein! Es war beinahe in ganz Stöppach und Umgegend eine große Franzosenfurcht, wenn auch der Gottliebsadel bei der ersten Nachricht vom Krieg Hurrah geschrieen und zu allen Zweistern gesagt hatte: paßt auf, was die Franzosen für Schmisse kriegen! Die Stöppacher dachten: Adel, schrei du nur jetzt Hurrah, von euch armen Kerlen, die ihr in's Feld müßt, kommt doch keiner lebendig aus Frankreich heraus!

Es war für die Stöppacher ein Glück, daß wenigstens der Pfarrer und der Schulmeister den Kopf nicht auch verloren; allmälig fanden sich doch wenigstens einige, die es halb und halb für möglich hielten, daß „der Preuß", und mit ihm das ganze einige Deutschland aus dem großen Kampf siegreich hervorgehen werde. Die meisten freilich schüttelten ungläubig mit dem Kopf. Wenn dazumal der Teufel Ja—uh oder Hiu—ah geschrieen hätte — er hat

aber, wie gesagt, von Stund an weder gemunkt noch gemaunkt — bald hätte ein jeder Stöppacher gedacht: das bedeutet nichts anders, als daß wir über's Jahr französisch sind, und wer weiß, ob sich nicht ein paar Rothhosen schon heimlich im Dorf versteckt halten!

Am 27. Juli 1870, an jenem unvergeßlichen Mittwoch, wurde auch in Stöppach der große Bettag gefeiert. Kein Apfel hätte zur Erde fallen können, so viel Leute waren in der Kirche, auch die eingepfarrten Ortschaften waren Mann für Mann sammt Kindern und Dienstboten zur Kirche gekommen, den lieben Gott zu bitten: hilf uns vor den Franzosen, und soll's so Unglück geben, so mach's nur gnädig mit uns Stöppachern! Der Pfarrer aber stand auf der Kanzel, that eine lange, lange Predigt und eiferte wider die Ungläubigen, die sich fürchteten. Die Sache, predigte er, kann für uns Deutsche kein schlimmes Ende nehmen. Die Franzosen haben mit ihrer Kriegserklärung ein Verbrechen begangen, das wird auf ihre eigenen Köpfe zurückschlagen. Vielleicht aber gibt's jetzt eine Gelegenheit, daß dem tollen Volk, das seit Jahrhunderten tausendfaches Elend in Deutschland angerichtet, der Kriegszahn ausgebrochen, altes Reichsland mit Straßburg und Metz wiedergewonnen und durch die friedfertigen Deutschen in der weiten Welt hinfüro für Gerechtigkeit und Ordnung gesorgt wird. Ein harter Kampf wird es wohl werden, aber die Soldaten sollen unter ihren bewährten Führern nur ihre Schuldigkeit thun; und ging's in den Tod, so wäre es ein Tod für's Vaterland, und auch für's Vaterland zu sterben, ist ein süß und selig Ding. — Die Stöppacher sagten darnach, der Pfarrer müßte doch Recht haben, und wenn so gewaltig gepredigt würde, daß man in den Muth hineinkäme man wüßte nicht wie, so sollte den Franzosen ja freilich angst und bang über ihrer Kriegsnarrheit werden.

Unter den Kirchgängern von Stöppach hatten damals zwei ihre besondere Andacht, der Kurzenmatthes und das Jörgmichels-Annemargthle. Das Annemargthle, das kein Wort von der ganzen Predigt verlor, dachte bei sich selbst,

und ich hatte sagen sollen, sie betete bei sich selbst: lieber Gott, 's ist freilich eine schwere Sünd' von denen Franzosen, daß wieder Krieg sein soll, und ist mir leid um den Adel, daß er fortgemußt hat, mein Vater wird ihn sehr vermissen; aber wenn sie alle sind wie er, dann kommt kein Franzos den Rhein herüber: und bringst du ihn unverletzt wieder nach Stoppach zurück, hier in deinem Haus will ich einstweilen das Gelübde thun, dann heirathe ich einmal keinen andern, und frage nicht einmal den Kurzenmatthes, ob er's zufrieden ist.

Der Kurzenmatthes aber hatte besonders bei dem Theil der Predigt, welcher vom Tod für's Vaterland handelte, sehr genau aufgemerkt und betete (oder ich sollte vielmehr sagen, schämte sich nicht, zu beten) also: lieber Gott, wenn ich mit in den Krieg müßte, da thäten mich die Franzosen vielleicht auch todtschießen oder einen Krüppel aus mir machen. Darum danke ich dir, daß es zu meiner Zeit noch nicht so schlimm gewesen wie jetzund, und mich mein Vater noch mit dreißig Kronthalern Schmiergeld bei'm Regimentsphysikus freigemacht hat. Sollt' es aber zum Heil Deutschlands nothwendig sein, daß der Gottliebsadam den Tod für's Vaterland sterben müßte, so könnte dir's ja nichts verschlagen, wenn er bald daran käme; das Annemargthle wär' am Ende toll genug, ihn zu heirathen, und daß die zwei schon wegen dem Vermögen nicht zu einander passen, wirst du am besten wissen; wenn aber der Todtenschein da ist, will ich auch ein Paar schöne Kerzen auf den Altar stiften, die drei Thaler preußisch kosten! — Die Beigedanken der Menschen sind eben heutzutage noch eben so verschieden wie dazumal, als der Pharisäer und der Zöllner selbander hinauf gegangen sind in den Tempel zu beten.

Nach der Kirche aber ist der Matthes extra zum Annemargthle gegangen und hat zu ihm gesagt, das wär' einmal eine Predigt gewesen! Und wie der Pfarrer den Tod für's Vaterland fürgebracht, da wär' es ihm um den Adel ganz angst geworden. Sie sollte sich aber vor denen Franzosen nicht ängstigen, und wenn ihr Vater vielleicht nicht zur Ruhe

kommen könnt', so könnte ja zum Heirathen eher Anstalt getroffen werden, es würde auch von wegen der Teufelei gut sein, daß ein bespektirliches Mannsbild im Haus wäre. Das Annemargthle hat ihn da freilich übel ablaufen lassen: Es wär' 'ne rechte Sünd', daß er an dem feierlichen Bettag, wo alle Menschen nichts als ernste Gedanken hätten, so dumme Dinge im Kopf haben möchte; sie wollt' es ihm aber sogleich heraussagen, auf sie brauche er sich keine Rechnung zu machen, vor'm Teufel sollt' er sich nur selber in Acht nehmen.

Darauf hat der Matthes nicht viel gesagt, seine Lektion hat er vielmehr ruhig eingesteckt wie ein nichtsnutziger Schuljunge seine Prügel, und hat gedacht: beim Jörgmichel seinem Annemargthle wird's nicht alle Tag' so stürmisch Wetter sein, und der Adel wird schon den Tod für's Vaterland sterben, der ist ja überall vorndran. Er hat sich aber vorgenommen, von Stund an in der Hildburghäuser Dorfzeitung, die sein Vater mit dem Pfarrer, Schulmeister und Schultzen hielt, nicht mehr blos nach den Viehmärkten, sondern auch nach den Welthändeln zu sehen, wo es ja gewiß auch drinstehen würde, wenn jemand aus der Weisenstadter Gegend den Tod für's Vaterland gestorben wäre.

Was nun den Gottliebsadel anbetrifft, so war der seiner Zeit mit fünf anderen Stöppacher Einberufenen, begleitet von den guten Wünschen und Thränen der ganzen Gemeinde, nach Weisenstadt gezogen, dem Sammelort für die sämmtlichen Dienstpflichtigen der Umgegend. Viele waren bis an die Flurgrenze mitgegangen, Viele auch bis nach Weisenstadt selbst; und als die ganze Kompagnie schon im Eisenbahnwagen saß, kommt das Annemargthle mit der Mutter des Adel, die sich gar nicht trösten wollte, noch einmal heran, reicht dem Adel die Hand, steckt ihm einen Blumenstrauß, Nelken, Rosmarin und Würzblätter in's Knopfloch und sagt: er solle wacker streiten und ihrer fleißig gedenken, und sie wollten auch beide für einander beten, vielleicht gäbe es doch noch einmal ein fröhliches Wiedersehen. Sie hat ihm auch noch einmal zugetrunken und ihm zuletzt einen goldenen

Ring an den Finger gesteckt, den sie am letzten Weisenstadter Markt für sich selber gekauft hatte. Darnach ist der Zug fortgebraust, noch lange haben vom Bahnhof her die Tücher geweht, und Viele haben mit Weinen gesagt: wer von euch armen Jungen wohl Weisenstadt wiedersehen wird?

Vom Adel nun wäre viel zu erzählen. Das Herz ist ihm wohl über dem Abschied weich genug geworden. Indeß hat es ihn mehr getrost als kümmerlich gemacht, daß sich das Annemargthle trotz seiner Armuth seiner nicht schämte. Was meinte sie denn mit dem fröhlichen Wiedersehen, dem Strauß und Ring? Hatte sie ihn am Ende auch so lieb, wie er sie lieb hatte? Sah sie über den Unterschied des Vermögens auch so hinweg wie er? Wollte sie ihm sagen: wenn du lebendig wieder heimkehrst, will ich auf ewig die deine sein? Himmel tausend, wie ihm das zu Herzen ging! Er

war wohl nur eines Taglöhners Sohn, in Büchern zu lesen, hatte er wenig Zeit gehabt, und hättest du ihn gefragt: Adel, was ist Patriotismus? er hätte dich mit seinen blauen Augen groß angesehen und beim Patriotismus an böhmische Dörfer gedacht.

Aber jetzt war's ihm doch erst recht zu Muth, als müßt' es in diesen Krieg gehen, zum Schutz heiliger Güter, die Gott gegeben. Vaterland! das lernte er jetzt erst verstehen, da er ein Herz wußte, das an ihm hing, das für ihn betete und das einmal weinte, wenn ihm die feindliche Kugel das Herzblut rinnen gemacht hatte. Huih, ihr Franzosenbrut! Der Eisenbahnwagen wollte ihm zu eng werden. Hätt' er sich doch gern hingestellt und es allein mit jedem Rothhosen aufgenommen, bis die Prahlhansen die Lust zum Spazierengehen nach Berlin alle mit dem Leben bezahlt hätten! Furcht kannte er von Haus aus nicht, Pulver hatte er bereits 1866, damals als Rekrut, wenn auch nicht bei Skalitz und Königgrätz, so doch bei Langensalza, Aschaffenburg und Huntheim gerochen. Eine reine Jugend und ein unverletztes Gewissen lag hinter ihm. Da gab es denn eine fröhliche Fahrt nach dem Kriegsschauplatz zu.

Die Kriegserlebnisse des Gottliebsadel aber will ich im Einzelnen nicht erzählen. Er stand in der 22. Division bei'm 32. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 95, das an die zwanzig Schlachten und Gefechte mit durchgemacht, zur Niederwerfung Frankreichs sein gut Theil beigetragen hat. Bei Weißenburg war's eben schon entschieden, als sein Bataillon eingreifen sollte. In der Schlacht bei Wörth, die auch so manchem braven Officier seines Regiments das Leben gekostet hat, hat er genug seiner Kameraden, von der Todeswunde getroffen, niederstürzen sehen. Auch bei Sedan ist er dabei gewesen, wo Napoleon seines Onkels Stiefeln für immer ausgezogen und sammt dem Napoleonsdegen dem Wilhelm Nero aufzuheben gegeben hat.

Schon viele Schlachten und Fährlichkeiten hatte er bestanden, als aus dem Lazareth von Darmstadt auf einmal ein Brief an seinen Vater kam, der also lautete: „Der Unterzeichnete

bedauert herzlich, Ihnen melden zu müssen, daß Ihr braver Sohn, Adam, am 18. Oct. bei der Einnahme von Chateaud'un (sprich Schatoh-Dönn) durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet worden ist. Indeß ist die Herstellung durch den Regimentsarzt nicht für unmöglich erklärt worden, und läßt der Kranke Sie sowohl als seine Mutter, wie auch die Familie seines Hausherrn und besonders dessen älteste Tochter herzlich grüßen, die Letztere aber bitten, im Fall seines Todes ihm ein treues Angedenken zu bewahren; das auf dem Bahnhof zu Weisenstadt empfangene Sträußchen habe er gepreßt und an den Einband seines neuen Testaments gebunden. Leopold Schmidt, Lazarethgehülfe."

Das gab nun freilich eine schwere Betrübniß, und wenn wirklich der Todtenschein gekommen wäre, so würde der Leser sagen: es ist schade um die ganze Geschichte, nunmehr wird der Teufel in Stoppach vergeblich rumort haben, oder wenn er ja wieder zu rumoren anfangt, so ist gerade der nicht mehr vorhanden, der ihm sicherlich noch das Handwerk gelegt hätte!

Aber es ist alles ganz anders gekommen, als zu erwarten stand. Der Matthes hat zwar alle Verlustlisten, von der ersten an, genau durchstudirt, auch 'einstweilen ausgerechnet, wegen der zwei Altarkerzen würd' es dem lieben Gott nicht darauf ankommen, wenn sie erst zu seiner Hochzeit mit dem Annemargthle gestiftet würden, und ein Paar für vier oder drei Gulden würden dieselben Dienste thun. Auch sagten alle Leute in Stöppach: „paßt auf, der Adel setzt es nicht durch, durch die Brust geschossen, geht es entweder durch's Herz oder durch die Lunge, und ist der Schuß nicht tödtlich gewesen für die erste Zeit, so wird er's dann desto sicherer werden, wenn die Wunde von außen zuwächst." Nur die Aeltern und ein junges Herz in Stöppach wollten und konnten's nicht glauben, daß der Adel fern von der Heimath sein Grab finden sollte. „Paßt auf," sagten die, „es ist ein gutes Zeichen, daß kein Brief kommt, hätt' er sterben sollen, so wär's nunmehr längst vorbei; jetzt hat er's durchgemacht, und es will nur mit der Wiederkehr der Kräfte gute Weile haben."

So sind die Wochen vergangen, eine um die andere, schon ging es auf die Weihnachten zu, da bringt eines Morgens der Postbote einen Brief an Gottlieb Herold, Taglöhner zu Stöppach, adreſſirt, und drinnen ſteht — von hundert Soldatenbriefen ſind immer neun und neunzig ſo angegangen: „Lieber Vater, ich ergreife die Feder und freue mich, wenn es Euch wohl geht und geſund ſeid. Und an mir hat der liebe Gott große Barmherzigkeit gethan, und wenn ich nicht Urlaub bekommen hätte auf 14 Tag, ſo wär ich wahrſcheinlich ſchon vor 8 Wochen geſtorben. Ich will Euch aber, ſo Gott will, beweiſen, daß der Franzos ein Zoll zu tief geſchoſſen hat, und auf die Feiertag hoffe ich in Stöppach zu ſein. Auch grüße ich alle meine Bekannten und gute Freund, am allermeiſten das holde Blümlein in meines Herrn, des Jörgmichels, Hausgarten, das im Winter noch ſchöner blüht, und bin bis in den Tod Euer, den Tod für's Vaterland beſtandener, Sohn Adam Herold."

Was das eine Freude gab in ganz Stöppach! Von den aus dem Ort ausmarſchirten Fünfen war bis dahin noch keiner geblieben, mit Ausnahme des Adel auch nicht einmal verwundet. Den Adel aber hatten ſie als einen braven, ehrbaren und beſcheidenen Jüngling alle lieb. Auch dem Jörgmichel floß es wie Balſam das Herz hinunter. Ihm war's ſeit der Einberufung des Adel nicht anders geweſen, als wär' er der Potiphar und man hätte ihm ſeinen Joſeph in's Gefängniß des Königs gelegt. Nun, dachte er, werden die Franzoſen ja doch bald zur Vernunft gebracht ſein, darnach bekommt der Adel ſeinen Abſchied, da wird's mit der Wirthſchaft in Haus und Feld bald wieder aus einer andern Tonart gehen! Nur der Matthes machte ein langes Geſicht. Die Stöppacher verſicherten nachher, ſeine Ohren wären ſeit jenem Oktobertag noch um einen Zoll länger und ſeine Haare noch um fünf Prozent fuchſiger geworden.

Aber die Eiſenbahnbeamten zwiſchen Darmſtadt und Weiſenſtadt haben nach dem Aerger des Matthes nicht viel gefragt, die Locomotiven auf dieſer Strecke auch auf Weihnachten zu ihre Schuldigkeit gethan. Was geſchieht? Juſt

am heiligen Weihnachtsabend ſitzen ſie bei'm Jörgmichel gerade über Tiſch und eſſen ihre Linſenſuppe (denn ohne Linſenſuppe am heiligen Weihnachtsabend iſt Glück und Segen auf ein ganzes Jahr dahin, es iſt keine Seele in Stöppach, die daran zu zweifeln wagt), da iſt auf einmal drüben bei'm Gottlieb ein groß Geſchrei, aber kein's, als ob jemand ein Leids widerfahren wäre; und nicht lange währt's, ſo jubelt es im ganzen Dorf von Haus zu Haus: der Adel iſt kommen, der Adel iſt kommen! Und wieder nicht lang dauert's, ſo geht unten des Jörgmichels Hausthür auf, herauf kommt der Adel ſelbſt, von Vater und Mutter begleitet, hinterher aber kommt, was Beine hat, Alt und Jung, auch mit herauf, jeder will den Adel bei Licht ſehen, ob er's wirklich iſt und ob ihm der Schuß wirklich gerade zwiſchen der Lunge und dem Rippenfell durchgegangen. Bald war auch der Matthes da. Der machte wohl ein Geſicht, als wenn auf der einen Seite Sonnenſchein, auf der andern Regen und Sturm geweſen wäre. Indeß, er mußte doch ſeine guten Gründe gehabt haben, den Adel auch zu bewillkommnen; er hat tief aufgeſeufzt, wenn der Adel, um den ſich bald halb Stöppach hergeſtellt, von Schlachten und Feuersbrünſten, Biwaks und Märſchen, Turko's und Franktirörs erzählt hat.

Wer hätte aber gedacht, daß mit dem Adel auch der — Teufel wieder nach Stöppach hineinkommen ſollte? An jenem Abend hätte in Stöppach keine Seele an den Teufel gedacht. Und doch juſt wie der Adel im beſten Erzählen iſt, wie ſich alles bei Chateaud'un zugetragen, wo er ſeine Wunde bekommen hat, auf einmal fängt's oben auf dem Boden unter'm Dach zu lärmen an, wie wenn Chateaud'un noch einmal im Sturm genommen werden ſollte. Da rumpelt's und kracht's und ſtößt's, es war ſchrecklich anzuhören. „Herr Gott, der Teufel!" ruft eins draußen vor der Thür — denn nicht alle Anweſenden hatten in der Stube Platz finden können, ſo geräumig ſie auch war. Und wie die Stimme heraus iſt, haſt du ſie nicht auseinander fahren geſehen, die Treppe hinunter, und durch's Dorf rennend, ſchreit eins wie's andere:

der Teufel, der Teufel! Und das am hellen heiligen Weihnachtsabend, wo doch das Christkindchen schon von Haus zu Haus geht und nachsieht, ob brave Kinder da sind und bei Zeiten schlafen gehen, damit sie früh die Engel singen hören können: „vom Himmel hoch da komm' ich her!" Es war schrecklich, gerade auf Weihnachten, und eben nur ein paar Stunden, nachdem ein braver Soldat auf Urlaub heim zu seinen Aeltern gekommen ist!

Diesmal ging es dem Adel selbst über den Spaß hinüber. Zwar gefürchtet hat er sich nicht. Vielmehr hat er schnell, sowie sich die Leute verzogen haben, ein paar Laternen anzünden lassen und ist dem Jörgmichel auf den Boden vorausgegangen. Denn im Franzosenkrieg hat er's begriffen, daß es Teufel genug gibt, die auf ordinären Menschenbeinen einhergehen; so könnte ja doch in Stöppach auch ein menschliches Wesen den Teufel spielen! Gefunden aber hat sich auf dem Boden nichts, nur daß das hintere große Fenster offen stand, durch welches der Teufel also nöthigenfalls in den Garten Reißaus genommen haben mußte — des Jörgmichel's Haus ist ja an einen Abhang hinangebaut, so daß man auf einer kurzen Leiter leicht auf den Boden steigen und von demselben wieder in's Freie gelangen kann.

Die Annemargth, die natürlich über das Rumoren da oben auch wieder nicht schlecht erschrocken war, dachte sogleich — sie wußte selbst nicht warum — an den Matthes! Aber der Matthes war ja anwesend und hatte, so oft der Gottliebsadel vom Kanonen- und Flintenschießen erzählte, allemal gedacht: Gottlob, daß du da deine Haut nicht hast zu Markt tragen müssen! Da konnte er doch also nicht gleichzeitig auf dem Boden droben sein und den Rumpelgeist machen. Im Vertrauen muß ich auch versichern, daß er sein Lebtag Nachts auf keinen Boden gegangen ist, vollends im Finstern, da hätte er vor lauter Furcht Gott weiß was für einen bösen Umstand bekommen, denn Schlechtigkeit und Feigheit sind und bleiben eben Kameraden.

Diesmal hatten denn die guten Stöppacher schlimme

Weihnachten. Die Freude über den Adel, der gesund wiedergekommen war und vom Krieg so viel zu erzählen wußte, wog lange nicht so schwer als das schreckhafte Bewußtsein: der Teufel ist wieder los! Der Teufel hatte zwar auch jetzt eigentlich nur im Jörgmichelshaus Rumor gemacht, aber wer war jetzt sicher davor, daß er auch innerhalb seiner vier Pfähle die Gegenwart des alten bösen Feindes wahrnehmen werde? Jetzt vollends während der zwölf Nächte, wo doch sonst die guten Geister die Oberhand haben, und die lieben Engelein sich erinnern müssen, was es für sie bei des Heilands Geburt für allerlei Geschäfte gegeben! Armer Jörgmichel sammt ganzer Familie, warum es doch der Teufel gerade auf euch abgesehen hat! Der Jörgmichel dachte oft bei sich und sagte es auch zu seiner Frau, er wüßte nicht, was er nicht drum geben sollte, wenn ihm jemand von dem verfl. . . . (es blieben ihm die letzten Silben aber vor lauter Teufelsfurcht im Hals stecken) Teufel helfen könnte!

Die Stöppacher hätten ihm die Hülfe von Herzen gegönnt, hätten's freilich bequem haben können, wenn sie nur zuerst ihren dummen Teufel verabschiedet und ihrem Schulmeister geglaubt hätten, der zu allen im Wirthshaus erzählten Teufelsgeschichten hell auflachte und allemal sagte: der Jörgmichel soll nur hübsch aufpassen und sich nicht fürchten, offenbar macht sich jemand seine Furcht zu Nutz; wenn er aber hübsch aufpaßte und aufpassen ließe, was gilt's, der Teufel wär' einmal gefangen, eh' er's gedächte! Auch außer dem Schulmeister waren noch einige Leute im Ort, die an den Teufel nicht glaubten, als an den wirklichen Urheber all des Rumors. Zu ihnen gehörte neben dem Adel auch noch der älteste Knecht des Jörgmichel, der Hutzelpeter (seinen Namen hatte er von seiner Mutter, der Hutzelhanne). Der behauptete steif und fest, hinter allen den Teufeleien müsse ein nichtsnutziger Kerl stecken, der am Schabernack seinen Spaß hätte. Weil das nun nach dem Dafürhalten des Jörgmichel doch möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich war, so hatte er dem Peter — der war auch

sonst keiner von den Furchtsamen — schon von Anfang an den Auftrag gegeben, bei Nacht hübsch auf die Schleichwache zu gehen und auf alles, was um das Haus her vorging, ein wachsames Auge zu haben.

Die zwei Weihnachtsfeiertage wären auch um ein Haar ohne alle Störung vorübergegangen. Aber während das junge Volk am zweiten Festtag meist auf den Tanzböden vergnügt ist, hat die Jörgmichelsannemargth, deren Großherrether Frau Pathe erst vor drei Tagen begraben worden, die also nicht wohl zum Tanz gehen darf, sich mit ihrer jungen Schwester, dem Michelsbärbele, so eben kurz vor Mitternacht schlafen gelegt, der Adel war um eilf Uhr von des Jörgmichelshaus auch noch ein wenig ins obere Wirthshaus gegangen, — da schlägt's mit dem ersten Glockenzeichen der Mitternacht wie von einem großen Stein außen an den Laden, daß die Fensterscheiben dahinter klirren. Die beiden Mädchen thun einen lauten Schrei und kriechen tief unter die Bettdecke. Im ganzen Haus aber ist der Schlag gehört worden, am Morgen sind sie sammt und sonders mit langen, bleichen Gesichtern zum Kaffee gekommen. Der Hutzelpeter aber hat angegeben, er sei gerade mit dem Schlag zwölf vom oberen in's untere Wirthshaus gegangen, habe beim Vorübergehen den Schlag gehört, und sogleich sei er einem schwarzen Pöpel nachgesprungen, der sich um die Ecke nach dem hinteren Hof zu geschlichen, erwischt habe er ihn nicht, er sei eben im Kopf nicht ganz richtig gewesen, künftig wolle er schon besser aufpassen. Der Adel dachte nachher: das heißt doch dumme Streiche machen! Hätt' ich nicht bis Mitternacht selber auf die Schleichwache gehen können? Pöpel hin, Pöpel her, und wenn's ein schwarzer Pöpel war, ich wollt' ihn wohl erwischt haben! Dabei dachte er aber ganz im Stillen: es ist doch merkwürdig, daß der Peter gerade um die gleiche Stunde, wo es wieder rumort hat, in der Nähe des Hauses gewesen zu sein bekennt — — Teufel, Teufel, nimm dich in Acht!

Am vierten Tag nach Weihnachten neuer Schrecken. Wieder sitzen sie bei'm Jörgmichel. Der Adel will diesmal

nicht vor Mitternacht ins Quartier, und hat ſich vorgenommen, von eilf Uhr an Patrouillendienſt zu thun. Der Peter aber iſt von neun Uhr an ab- und zugegangen, hat, auf den Socken ſchleichend, alle Winkel um das Haus her unten und oben ausgekrochen, da — kurz vor eilf Uhr geſchieht wieder ein Schlag über der Stubendecke und nach dem Schlag ein deutliches langſames Rollen über den Boden hin. Alſo wieder der Teufel! Und wieder ſtürmt der Adel hinauf, diesmal iſt nur der Peter dabei, der Jörgmichel iſt um ſein letztes bischen Muth und Glauben gekommen und denkt einſtweilen darüber nach, ob er nicht am klügſten thut, das Unglückshaus je eher je lieber loszuſchlagen. Gefunden haben ſie diesmal zwar kein offenes Fenſter, aber dafür in einer Ecke des Getreidebodens eine ſchwere ſteinerne Kugel, die ehedem als Zierrath eines der beiden Thürpfoſten im Garten gedient hatte. Aber über dieſe erhob ſich nun ein Streit. Die Jörgmichelsbäuerin behauptete, die Kugel hätte ſchon ſeit Jahren oben auf dem Boden gelegen, der Jörgmichel dagegen wollte wiſſen, er habe ſie erſt noch beim Ausdruſch an der Scheune liegen ſehen. Gleicher Meinung war man von Seiten der Hausgenoſſen nur darin: ein Menſch iſt auf dem Boden nicht geweſen zur Zeit, da der Schlag geſchehen, alſo wenn auch die alte Kugel den Lärm verurſacht hat, ſo muß ſie doch durch eben denſelben Teufel in Bewegung geſetzt worden ſein, von welchem alle bisherigen Schreckniſſe ausgegangen ſind. Wenn das nicht eine kluge Rechnung war!

Und in ganz Stöppach war man der gleichen Anſicht. Die Aufregung wuchs, auch auf allen Bierbänken der umliegenden Ortſchaften war jeden Abend das erſte Wort von Krieg und Frieden, das zweite vom Teufel, daß er in Stöppach zum zweitenmal Vorſtellungen gebe. Zum Glück lag tiefer Schnee, der noch dazu vom Wind kraus durcheinander gefegt worden war, ſonſt wär's in Stöppach wiederholt wie in einem Taubenhaus aus- und eingegangen von Teufelsleugnern und Teufelsadvokaten. Auch der Sonntag nach Weihnachten, diesmal zugleich der Neujahrstag, brachte den Gemüthern keine Ruhe. Des Stöppacher Pfarrers Schuld iſt das nicht

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09433/030

geweſen. Denn der hatte am andern Weihnachtsfeiertag, weil des Geredes über den Teufelsrumor immer mehr ward, eine Predigt wider den Aberglauben ſtudirt und im Verlauf derſelben die Stelle aus der Weiſenſtadter Geographie vorgeleſen, auch eine feine Nutzanwendung davon gemacht und geſagt: ihr guten Stöppacher, wollet ihr denn bis auf den jüngſten Tag mit eurem Aberglauben vollgeſtopft bleiben? Wär's nicht juſt jetzt eine gute Gelegenheit, des alten Schimpfnamens los zu werden und eures Orts urſprüngliche Bezeichnung wieder zu erlangen? Das, was ihr bisher als Urheber von verſchiedentlicher Ungebühr Teufel genannt — merket auf, was ich ſage! es wird ſeiner Zeit und vielleicht bald als eines böſen Menſchen Frevel und Muthwille ans Tageslicht kommen; aber je mehr Umſtände ihr machet, den dümmſten aller Teufel, der da heißt Aberglaube und Teufels-

furcht, aus euren Köpfen auszutreiben, desto langsamer und verzüglicher wird auch die Errettung von euren gegenwärtigen Nöthen geschehen. Und zu jenem dummen Teufel sei's hiermit gesagt vor euern Ohren: fahre aus, du unsauberer Geist, im Namen dessen gebiete ich dir's, der gekommen ist daß er die Werke des Teufels zerstöre. Ja, fahre aus und laß meine armen Stöppacher in Frieden, denn sie sind stark daran, aus Christen wieder Heiden zu werden, was ihre Vorväter vor tausend Jahren gewesen, und wenn's so fort geht, wird in der Geographie in künftigen Zeiten S. 77 zu lesen sein: zu sehen ist in Stöppach nicht viel Gescheidtes, zu hören vieles Altweibergewäsch, zu riechen viel Unverstand, zu schmecken lauter Abgeschmacktheit, zu fühlen eitel Heidenthum, mit allen fünf Sinnen stößt man an den alten Sauerteig des Aberglaubens. Gott besser's! Amen. — Der Schulmeister sagte am Abend, solch eine kräftige Predigt müsse seit des seligen Pfarrers Link Zeiten zu Stöppach nicht gehalten worden sein, und wenn die Stöppacher nun nicht gescheidt würden, so würden sie es auch vorm Weltende nicht werden. Die Stöppacher selbst aber lärmten, das sei doch das größte Unglück, wenn Pfarrer und Schulmeister in ein Horn bliesen, sie aber wüßten einmal, was sie wüßten, und wenn der Pfarrer wieder aus der Geographie vorlesen thäte, so wollten sie bei hohem Consistorium eine Beschwerde gegen ihn einreichen und auf Amtsentsetzung antragen, ein Pfarrer habe Gottes Wort aus der Bibel und nicht aus der Geographie zu predigen! Und sie wollten wieder einen Pfarrer wie ihren vorigen haben, der hätte alle Predigten aus einem gedruckten Buch gelesen, da hätte man doch gewiß sein können, daß er die Wahrheit sagte!

An jenem Sonntag hat sich aber in des Jörgmichels Haus noch eine besondere Begebenheit zugetragen. Vor dem Nachmittagsgottesdienst nämlich ist der alte Lorenz, des Kurzenmatthes Vater, mit seinem Gevatter, dem Riethmüller, gekommen, um in allem Ernst das Annemargthle für seinen Herrn Sohn, den Matthes, zu freien. Von seinem schönen Vermögen, und wie gut die zwei jungen Leute auch wegen

ihres beiderseitigen Reichthums zu einander paßten, haben die zwei, der Lorenz und sein Gevatter, viel Worte gemacht; und sie haben hinzugesetzt, es sei ja wohl nöthig, daß noch ein Mann ins Haus komme, damit endlich einmal die Teufelei aufhöre, der Jörgmichel aber werde klug thun, den Handel bald in Richtigkeit zu bringen, sonst könne man nicht wissen, ob nicht auf zehn und zwanzig Jahre alle Freier in der Welt von solch einem Unglückshaus abgeschreckt würden. Der Jörgmichel hat da freilich nicht geradezu Nein sagen mögen, obgleich das Annemargthle laut zu weinen anfing und erklärte, den Matthes nehme sie nicht, sie könne ihn einmal nicht leiden, und wenn er auch mit Zucker überzogen und in lauter Gold eingefaßt wäre. Aber der Jörgmichel hat's doch klug gemacht und dem Vetter Lorenz den Bescheid gegeben: für jetzt sei es nichts mit einem Eheverlöbniß, es kön ja kein Segen kommen, so lange noch der Teufel Macht im Haus hätte; wolle der Matthes ihn durchaus zum Schwäher haben, so solle er der Teufelswirthschaft vorher ein Ende machen, es wär' ja sein Grundsatz, mit Geld wär' Alles zu machen. Er aber habe das Gelübde gethan: wer das Haus von des Teufels Rumor erledigte, der und kein Anderer solle das Annemargthle einmal zur Frau bekommen, es müßte denn sein, daß er sie nicht begehrete.

Mit diesem Bescheid ist denn der Lorenz heimgekommen und hat damit bei dem Matthes nicht geringe Freude angerichtet. Wenn's weiter nichts ist! hat der Matthes gesagt, und ein so pfiffiges Gesicht dazu gemacht, als hätte er schon in der einen Hand den Sack und schöbe mit der anderen den leibhaftigen Satanas selber hinein. Mit sich selbst ging er zu Rath, die Sache womöglich just auf den heiligen Dreikönigsabend in Richtigkeit zu bringen.

Freilich hatte von des Jörgmichels Vorhaben auch der Adel Kunde erhalten, und dem ist das Herz nicht wenig aufgeschwollen, als das Annemargthle im Vorübergehen heimlich zu ihm sagte: Adel, wenn du den Teufel kriegst und nimmst nachher den Vater beim Wort, so will ich dir zur Seite stehen, und daß du's nur weißt: wenn ich dich nicht

nehmen soll, so bleib' ich lieber gar ledig; eh' ich aber den Matthes nehme, lieber soll mein Leben lang der Teufel spuken!

Da will ich nun den Leser nicht mit einer Schilderung der Freude unseres Urlaubers und Lazarethisten plagen, dergleichen versteht sich ja von selbst. Vielmehr überlasse ich's dem Leser, zu entscheiden, wer von den Zweien größere Freude gehabt hat: das Annemargthle, weil das Geständniß heraus war, oder der Gottliebsadel, weil er jetzt Aussicht hatte, nach dem Frieden mit den Franzosen nicht nur aus einem Hausmannssohn ein Jungbauer und dermaleinstiger warmsitzender Bauer zu werden, sondern auch noch einen Separatfrieden mit einem lieben Weiben auf Lebenszeit zu schließen. Verrathen will ich nur, daß auch er im Vorbeigehen zum Annemargthle etwas Heimliches gesagt hat, nämlich: Annemargthle, Teufel hin, Teufel her, aber den Matthes nimmst du nicht, und bei meiner Soldatenehre, ich verlaß' dich nicht; dein Vater aber kann uns auch dann zusammengeben, wenn der Teufel ferner rumoren soll', und haben wir einander, hernach wollen wir nach zehn Teufeln nichts fragen!

Nunmehr also geht's auf die Teufelsjagd um die Wette: der Matthes denkt: ich hab' ihn schon, und der Adel denkt: ich krieg' dich schon! Wem es gelingen wird?

Diesmal aber hat's doch eben wieder geheißen: ein Teufel treibt den andern aus, oder meinetwegen: ein Teufel hilft den andern in die Hölle zerren. Und das ist gar wundersam zugegangen.

Der Adel nämlich hatte schon wiederholt Argwohn gegen den Hutzelpeter geschöpft. Ob man bei dem nicht den Bock zum Gärtner gesetzt hatte? Warum war denn der Peter allemal auf Inspektion ausgeschickt, wenn sich der Teufel hören ließ? Oder umgekehrt: warum mußte der Teufel immer dann rumoren, wenn der Peter gerade patrouilliren gegangen war! — Indeß, der Peter macht ein Gesicht so unschuldig wie meine alte Pelzmütze, und wer weiß, was für Schelmenstreiche er noch ausgeheckt hätte, wenn nicht ganz in der Stille noch ein anderer Teufel in Mitwirkung getreten wäre, der — Geizteufel. Ein gewisser Jemand nämlich

hatte dem Peter zehn baare Gulden verſprochen, ihm auch einſtweilen einen Siebenbätzener als Trinkgeld gegeben, wenn er ſeines Herrn, des Jörgmichels Haus durch allerlei unvermuthete Schreckniſſe in der Teufelsfurcht erhielte. Ich wollte es gern geheim halten, wer dieſer Jemand geweſen iſt, aber es geht nicht. Denn dann müßte ich auch eine Hauptſache verſchweigen, die nämlich, daß eben derſelbe Jemand die Auszahlung des Geldes auf den Tag zugeſagt hatte, an welchem ſeine Sache mit dem Annemargthle in Richtigkeit gekommen wäre. Damit habe ich aber mein Geheimniß bereits verrathen.

Denn wenn der Matthes, der Duckmäuſer, feige genug war, um ſeinen Balg im Trockenen zu behalten, ſo war er doch niederträchtig genug, ſeine Schlechtigkeiten durch andere Leute ins Werk zu ſetzen, gewiſſenlos genug, um einen liederlichen Knecht durch Geldverſprechungen zur Untreue, ja zur Grauſamkeit gegen eine abergläubiſche, aber wohlmeinende Herrſchaft aufzuhetzen. Nun war dem elenden Tropf ein Licht aufgegangen. Peterle, dacht' er, warum biſt du ſo niederträchtig und nimmſt Geld, um deine Herrſchaft zu erſchrecken? Geh her, Gimpel, teufle du immer zu, zuletzt laſſe ich dich in der Patſche ſitzen, ich beweiſe dem Jörgmichel, daß du der Teufel biſt, dann krieg' ich die Annemargth, und du kannſt ſehen, wie du zu deinen zehn Gulden kommſt, die leg' ich dann lieber am Trauungsſonntag in den Klingelbeutel, und wenn ich ſie nicht hineinlege, ſo iſt's auch recht, der Peter thäte die ſchönen Gulden doch nur verſaufen. Es war ein Vokativus, ein Fuchsſchwänzer, der Kurzenmatthes.

Aber mein Peter riecht etwas vom Braten. Denn wie es auf die heiligen drei Könige zugeht und er dem Matthes heimlich ſagt: du, Matthes, gib mir einſtweilen fünf Gulden, der Schuſter läßt mir keine Ruhe, meine neuen Stiefeln ſind noch nicht bezahlt, und der Matthes antwortet: Narr du, fünf Gulden ſehen noch hundertmal ſchöner aus, wenn fünf andere Gulden neben daran liegen; und wie der Matthes nicht einmal einen einzigen

Gulden herausrücken will, ſo viel der Peter auch ſagen mag: wenn dich deine lumpigen paar Gulden gar ſo ſehr reuen, ei, ſo hätteſt lieber ſelbſt den Teufel machen ſollen! — da denkt der Peter: wer weiß, ob ich von dem Lumpenkerl auch nur 'nen rothen Heller zu ſehen kriege, wart' Matthes, die Teufelei ſoll dir noch übel bekommen! Er iſt aber klug, der Peter, und läßt ſich gegen den Matthes nichts merken. Dafür faßt er ſich ein Herz und zettelt ganz im Stillen eine Gegencomplott gegen ſeinen Siebenbatzenmatthes an.

Du, Adel! ſagt er am Mittwoch Abends zwiſchen Licht, wie ſie einander an der Stallthür begegnen.

Nu, was haſt? fragt der Adel.

Ich weiß was und will's dir offeriren, aber verrathen darfſt du mich nicht. Und ich könnt' dir auch zur Heirath mit dem Annemargthle verhelfen, nur ein Karlin mußt du

mir verſprechen auf deinen Hochzeitstag; biſt du geſcheidt, ſo prell'n wir 'nen Fuchs, eh' die zwölf Nächte herum ſind!

Und wie denn nun die Sache wegen der elf Gulden durch Wort und Handſchlag in Richtigkeit gebracht iſt, da geſteht es denn der Peter dem Adel, wie ihn der Matthes mit einem Geldverſprechen zu allem bisherigen Unfug angeſtiftet, wie er's angefangen hat, die Furcht der Jörgmichelsleute zu benutzen und ſie immer im Glauben zu erhalten, der Leibhaftige habe all' die Schreckniſſe verurſacht.

Der Adel hat da zu ſich ſelber geſagt: hab' ich's doch immer gedacht, der Matthes muß dahinter ſtecken! Und nun wär's von dem Adel ja freilich richtiger geweſen, wenn er zum Peter geſagt hätte: du und der Matthes, ihr paßt zu einander, keiner braucht den Hallunken erſt beim andern zu ſuchen. Aber es hat ihn doch gewurmt, daß der Matthes gar ſo abſcheuliche Wege geht, um ſich in den Eheſtand zu ſchleichen und das Annemargthle wegzufiſchen. Und ſo haben denn die beiden einen Plan miteinander verabredet, wie ſie auf den Heiligenabend vorm Dreikönigstag einen Fuchs prellen und einen Teufel fangen wollten. Die Sache hat ſich einfach genug gemacht.

Der Peter nämlich hat ſich am Donnerſtag ganz früh an des Matthes Kammerfenſter geſchlichen, hat ihn herauskommen heißen und mit feierlichem Geſicht gemeldet, auf heutigen Abend wollt' er den Jörgmichel gar weich bringen, er hab' einen Hauptſtreich ausgeſonnen und gedenke die Alten und die Jungen ſo in Furcht zu bringen, daß ſie nur von Herzen froh wären, wenn ſie wüßten, wo mit dem Annemargthle hin; der Jörgmichel ſei ohnedem ärgerlich, daß der Adel ein Auge auf das Mädchen geworfen, und dem Sohne ſeines Hausmanns die Tochter zu geben, wär' er einmal zu ſtolz. Auf dem Boden oben ſei nämlich ganz unſichtbar eine neue heimliche Maſchinerie zum Lärmen angerichtet, daß denen unten Hören und Sehen vergehen ſollte; in Bewegung geſetzt werde das Ding von unten aus unterhalb des Fenſters, das hinten auf den Garten gehe, Abends nach dem Gebetläuten werde er ein Heuſeil von

oben herunterlassen. Das Seil aber müsse mit zwei Händen mit Kraft regiert werden, und er brauche noch jemand, der an einem neben angebrachten dünneren Strick ziehe, es gehe dann oben desto sicherer los. Er erklärte dem Matthes die kunstvolle Vorrichtung so genau, daß der Matthes denkt: 's ist wahrlich ein Schlimmer, der Peter, was der für Einfälle ausheckt! Aber die Sache muß nunmehr gut gehen, denn der Peter muß meine eigenen Gedanken errathen haben, daß er gerade auf den heutigen Abend ins Zeug will!

Und jetzt geht denn der Teufel bereits in die Falle. Denn, denkt der Matthes, Peterle, du gibst dich mir selber in die Hand, wart', deine zehn Gulden sollen dir theuer zu stehen kommen. Also sagt er: Peter, ich komm', halt nur's Maul, bis morgen hast, wenn's gut geht, deine zehn Gulden, einen Gulden Trinkgeld kriegst noch extra, wenn's gut ausfällt mit der Maschinerie, und daß dir Niemand auf dem Boden die Gelegenheit verdirbt!

Punkt neun Uhr soll's losgehen. Der Adel aber hat schon lange vor acht Uhr Stellung hinter dem Holzschuppen genommen, wo er links merken kann, wann der Peter geschlichen kommt, und rechts kann er mit drei Schritten an die Stelle gelangen, wo unter dem Bodenfenster die entscheidende That geschehen soll. Der Vollmond, der im Kalender steht, ist Mitverschworener, er hat sich dichtes Gewölk als Avantgarde bestellt. Leser, sieh auf die Uhr! So eben hebt's auf dem Thurm aus, um nach fünf Minuten neun Uhr zu schlagen. Matthes, wirst du nicht kommen?

Richtig, der Matthes kommt, und zwar in ganz heimlicher Gesellschaft; denn in die innere Tasche seiner Jacke hat er eine Schlinge gesteckt, die will er dem Peter von hinten über'n Kopf werfen.

Jetzt — bim, bim, bim! schlägt's neun. Der Peter ist natürlich auch schon einige Minuten da, um den Matthes sicher zu machen. Jetzt — paß auf Matthes, und nimm das dünne Seil fest, zieh auch an, so wie ich drei sage — — eins, zwei — — drei! Der Matthes zieht sachte am kleinen Seil, wie's der Peter angegeben, und eben greift er in die Tasche, um die Schlinge herauszuholen, denn das Ding soll,

bis man bequem zwölf zählen kann, fortgeſetzt werden — und wirklich auf dem Boden oben geht wieder ein Höllenlärm los, faſt gruſelt's den Matthes. Doch, hab' ich dich, Peter? denkt der Matthes und macht ſchon das Maul auf, um zu ſchreien: kommt herunter, ich hab' den Teufel! Da

kommen unsichtbare Hände von hinten und schieben ganz leise einen Hopfensack über den Matthes her, er weiß nicht, wie ihm geschieht, denn bald steckt er drin von Kopf bis zu den Füßen, er mag Huiah, hiuah oder hiauh schreien und sonst winseln aus allen Tonarten. Noch zwei Augenblicke, so ist der Sack zugezogen, der Fuchs drin hört laut den Jäger rufen, und daß Gott erbarm'! die Stimme des Jägers ist Adels Stimme: herunter, herunter, ihr Leut'! mer han den Deiwel, mer wöll ne auch gleich 'nauf bringe!

Oben in des Jörgmichels Stube sind sie zwar noch voll Schreckens. Wie sie aber bereits im Hausflur rufen hören, den Adel und den Peter gemeinschaftlich: mer han en jo, so kommt doch mit 'nem Licht! — da kommt denn freilich neuer Lebensmuth in die zitternden Gebeine, ein paar Augenblicke später geht der Zug die Treppe hinauf: der Jörgmichel mit dem Licht voran, der Adel mit dem Hopfensack auf der Schulter hinterher, den Schluß macht der Peter, oben am Treppengeländer aber steht das Hausgesinde mit erwartungsvollen Mienen, in welchen sich Zorn, Schrecken und Freude das Regiment streitig machen. Und hinein in die Stube geht's, um den Fürsten der Finsterniß an's Licht zu setzen. Was wird herauskommen! Hu!

Es war ein schrecklicher Anblick, wie der Teufel im verbundenen Sack, gleich als ein verwunschener Prinz, auf dem Stuhl saß. Denn sich in Luft zu verwandeln oder mit üblem Geruch zu verdusten war Seiner schwarzen Majestät diesmal nicht gelungen, ob die guten Stöppacher das auch für sehr möglich gehalten hätten. Der Adel war ein Handfester und hatte für sicheren Verschluß gesorgt.

Nu paßt auf, spricht der Adel, ob der Deiwel nich rothe Haar' und große Ohren hat!

So macht er denn, während der Peter an der Stubenthür Schildwach steht, den Sack unten an den Füßen auf, und richtig, es kommen zwar keine Pferdefüße heraus, dafür aber doch etwas, was Bein und Fleisch, darüber auch Hosen, Weste und Jacke hat, oben aber — richtig! — hat das Ding fuchsige Haare und große Ohren; und wie man sich's

beſieht, ſo iſt's der Matthes, wie er leibt und lebt! Und der Matthes macht ein Geſicht wie Buttermilch, Sauerkraut und Mondsfinſterniß durcheinander, jetzt hätt' er wirklich nicht blos gern zehn Gulden Lohn, einen Gulden Trinkgeld und einen Siebenbätzener extra gegeben, ſondern auch noch ſein halbes Vermögen fahren laſſen, wenn er in Perſon hätte Teufelei treiben und in Luftform durch Thürritzen oder Fenſterſpalten entweichen können. Er verſucht zwar, etwas vom Peter her zu machen, der wär' der Teufel, er, der Matthes, wär' ja eben darüber geweſen, ihn zu fangen. Aber es glaubt's niemand, und der Peter kommt und hält ihm den Siebenbätzener vor die Naſe: he, Matthes, wer hat den ausgeben und für was? Und erzählt denn der Peter die ganze Teufelsgeſchichte von vornan, wie er von Matthes angeſtiftet worden und wie alles zugegangen, zuletzt aber habe ihn das Gewiſſen geſchlagen (was freilich eine Lüge war, da Geldſack und Gewiſſen doch verſchiedene Dinge ſind), und ſei es des Matthes eigene Schuld, daß er gefangen worden, da er gedacht: nunmehr müſſe die Annemargth in einen Hauptſchrecken getrieben werden, um auf heiligen Dreikönigstag zu ſagen: Matthes, es ſcheint wahrlich, ich muß dich zum Mann nehmen, ſonſt wird Stöppach den Teufel nicht los!

Während dieſer Verhandlungen aber ging dem Jörgmichel ein Licht darüber auf, nicht allein, wie er bisher ſo dumm geweſen, und Pfarrer und Schulmeiſter recht gehabt, ſondern auch, daß er die Sache nicht auf ſich beruhen laſſen könne, und daß dies eine prächtige Gelegenheit wäre, dem Herrn Staatsanwalt einen Verdienſt zuzuwenden. Schon wollte er den Dorfſchulzen kommen und über den ganzen Handel durch den Schulmeiſter ein Protokoll aufnehmen laſſen. Aber der Adel zupfte ihn am Hemdärmel und ſagte: Hausherr, ich will euch was ſagen, was wollt Ihr euch noch einmal Ungelegenheiten machen und die Geſchichte in alle Zeitungen bringen! Einmal haben wir den Teufel, im Hopfenſack hat er bereits Angſt genug ausgeſchwitzt, auch iſt er noch in unſern Händen, wir brauchen ihn nicht los-

zulassen, bevor er alles der Wahrheit gemäß bekannt und unsere Bedingungen zugestanden. Ist's nicht geschieht so?

Wie denn der Jörgmichel sich einverstanden erklärt hat, hat sich der Adel an den Matthes gewendet und ihn gefragt, ob er hier vor allen Anwesenden bezeugen wolle, daß er an der bisherigen Ungebühr schuld sei und durch Geldversprechungen den Peter angestiftet; ob er auch demselben statt zehn Gulden hundert Gulden geben und demselben also behülflich sein wolle, zu heirathen und hinfort ein ordentlicher Kerl zu werden, auch das Geld den andern Tag Mittags zwölf Uhr bis auf den letzten Heller auf des Jörgmichels Tisch aufzählen wolle. Da hätte denn der Matthes freilich gern vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit gehabt. Aber der Jörgmichel wollte nicht hören, und weil denn der Matthes rechnete, unter den Händen des Staatsanwalts dürfte die Zeche noch viel theuerer werden, so hat er denn endlich Ja gesagt, nachher hat ihm der Adel bis zur Hausthür mit der Latern das Geleite gegeben.

Nunmehr aber kann ich auch das versprochene letzte Punktum machen. Denn der Leser zweifelt nicht, daß der Jörgmichel Wort gehalten und noch an demselben Abend gesagt hat: Adel, willst du, so kannst du mein Tochtermann werden, und wenn du deinen Abschied hast, so bestelle meinetwegen das Aufgebot. So ist's denn auch gegangen, die Annemargth hat mit Freuden Ja dazu gesagt. Der Adel ist noch ein paar Wochen mit vor Paris gelegen, im Augustmonat hat er seinen Abschied bekommen, auf Michaelis ist die Hochzeit gewesen, und hat jetzt der Jörgmichel seinen Schwiegersohn zum Oberknecht, kann's ihm aber Zeitlebens nicht vergessen, daß er sein Haus nach so schweren Aengsten wieder ehrlich gemacht hat.

Seit jenem Abend vorm heiligen Dreikönigstag hat der Teufel in Stöppach Ruhe gehalten. Der Matthes heirathet nächstens nach Thann, der Peter ist des Jörgmichels Hausmann geworden, nachdem dieser seines Tochtermanns Aeltern ins eigene Haus genommen, und wird sich hoffentlich weder fürs Geld, noch unentgeltlich zu Teufeleien brauchen lassen. Der Jörgmichel aber mag sich bedanken, daß diese Geschichte

nicht in alle Zeitungen, ſondern nur in die Spinnſtube gekommen iſt. Und die Stöppacher mögen nun dafür ſorgen, daß ihr Ort wieder, wie vor dreihundert Jahren, Saarbrücken geheißen wird. Noch freilich rumort der Teufel hie und da, wenigſtens in den Köpfen der Weiber — neulich erſt hat eine gute Stöppacherin zu ihrer jungen Nachbarin geſagt: backt Euer Brod, wo Ihr wollt, mein Backofen iſt verheert, ſeitdem Ihr Euer Brod ein- und ausſchießt. Bis der nächſte Jahrgang der Spinnſtube fertig iſt, wird hoffentlich der letzte Reſt von Teufelei ausgetrieben ſein und Seite 77 der Geographie abgeändert werden. Walt's Gott!

10. Räthſel.

Rückwärts geleſen, bin ich nur — ein Schwein;
(Erſchrick nicht, zartes Mägdelein!)
Denn vorwärts geleſen, kredenz' ich dir Wein
Und bin's wohl werth, daß zum Schutze mein
So tapfer kämpfte die Wacht am Rhein.
Nun, lieber Rather, was mag ich wohl ſein?

11. Wie einmal Einer durch eine lange Naſe ſein Glück gemacht hat.

Daß lange Naſen im Allgemeinen kein beſonders beliebter Artikel in der Welt ſind, iſt allbekannt.

Hat Einer vom lieben Gotte eine ſolche in's Geſicht gepflanzt bekommen, ſo muß er ſich darauf gefaßt halten, manches Neck- und Stichelwort deshalb zu hören, beſonders wenn er dumm genug iſt, ſich über ſolche Neckereien zu ärgern, und nicht etwa lachend zu erwidern: „Ein großer Schornſtein ziert das Haus," oder etwas dergleichen.

Hat aber ein Beamter von seiner vorgesetzten Behörde etwas zu besehen bekommen, was man wohl bildlich „eine lange Nase" nennt, nämlich eine Zurechtweisung oder einen Verweis, so pflegt er das auch nicht unter die angenehmen Erfahrungen seines Lebens zu rechnen und steckt den betreffenden Schreibebrief ganz gewiß nicht hinter den Spiegel.

Auch weiß wohl Jeder von den geneigten Spinnstubenlesern aus eigener Erfahrung, wie angenehm es ist, „mit langer Nase abziehen" zu müssen, wenn man glaubte, recht klug spekulirt zu haben und das erwünschte Ziel schon in den Händen zu halten, und auf einmal muß man inne werden, daß man völlig am Ziele vorbeigeschossen hat.

Item, es kann aber auch geschehen, besonders im 19. Jahrhundert, in welchem bekanntlich nichts unmöglich sein soll, daß Einer durch eine lange Nase sein Glück macht und derselben Zeitlebens dankbar bleibt.

So ging es dem Engelwirth zu M..... von dem ich jetzt erzählen will. Dieses M..... liegt in der Nähe einer Universitätsstadt und ist ein hübsches Dorf, wohin die Herren Studenten gerne Ausflüge machen, um von der sauern Arbeit auszuschnaufen, die es ihnen verursacht, die großen Bierfässer in der Universitätsstadt leer zu machen, und um den Mutterpfennigen noch etwas raschere Füße zu verschaffen, als sie ohnehin schon besitzen.

Da sollte man nun denken, unter sothanen Umständen hätte der Engelwirth gute Geschäfte machen müssen. Allein dem war nicht so. Denn er hatte noch einen Collegen im Dorfe, mit welchem er das Wirthsbrod theilen mußte, den Wirth „zum rothen Ochsen". Und der war ein schlitzöhriger Pfiffikus, welcher es aus dem ff verstand, die Studenten in sein Haus zu locken. Er hatte eine prächtige Kegelbahn in seinen Garten gebaut und so eingerichtet, daß man sie im Winter heizen konnte; ja er hatte sogar auf seinem großen Tanzsaale im Oberstocke ein Billard aufgestellt. Was Wunder, daß die Studenten sich zu ihm hinzogen, wenn auch sein Bier nicht selten einen kleinen Stich hatte und sein Wein eine ziemlich nahe Verwandtschaft mit dem edlen „Pumpenheimer" bekundete!

Nun hätte es zwar auch der Engelwirth wohl verſtanden, für die Herren Studenten ſolche Lockvögel in ſein Haus zu hängen, wie der College; denn er war nichts weniger als auf den Kopf gefallen und ein gewandter Burſche. Aber es fehlte ihm das Nöthigſte: die Geldmittel. Er war ein junger Anfänger, dem es Mühe und Noth genug gekoſtet hatte, mit dem kleinen Vermögen, welches ihm ſeine Frau zugebracht, ſein Wirthshaus einzurichten und ſich einen Keller voll Wein einzulegen. Doch war er bei letzterem Geſchäfte darauf bedacht geweſen, ſich ein gutes Tröpfchen anzuſchaffen, in der wohlbegründeten Meinung, dadurch allein könne er ſeine Wirthſchaft ſicher in die Höhe bringen.

Er mochte aber den pausbackigen Engel auf ſeinem Schilde noch ſo oft neu malen und noch ſo oft in die Zeitung der Univerſitätsſtadt einrücken laſſen, daß bei ihm ein reiner, guter Wein zu haben ſei, die Studenten wollten nicht kommen. Kegelbahn und Billard zogen dieſelben immer am Engel vorbei in den rothen Ochſen.

Nun war der Engelwirth aber einer von Denen, welchen der liebe Gott zur Zierde einen großen Schornſtein auf's Dach geſetzt hat, das heißt: er hatte eine Naſe, die ſich ſehen laſſen konnte, ſowohl wegen ihrer Länge, als wegen ihrer Dicke. Wenn er im hellen Sonnenſchein dahinging und um eine Ecke biegen wollte, ſo war der Schatten ſeiner Naſe ſchon faſt mitten in der Querſtraße, ehe der Mann an die Ecke kam. Kurz, ſeine Naſe war ein Prachtſtück, obſchon ihr noch der rothe Karfunkelſchein fehlte, der die Pracht vollſtändig gemacht hätte.

Steht einmal der Engelwirth an ſeiner Hausthür und guckt in die liebe Sonne hinauf, die heute ſo helle ſchien, als müſſe ſie Gäſte in Menge herbeilocken. Seine Naſe warf dabei wieder einen erklecklichen Schatten weit in die Straße hinein.

Da kommt ein Trupp Studenten des Weges, offenbar wieder luſtige und durſtige Gäſte für den rothen Ochſen. Wie die des Engelwirths Naſe ſehen und den Schatten, den ſie vor ſich hin wirft, bleiben ſie ſtaunend ſtehen.

„Wat hät de Kähl en Nas!“ hieß es zuerſt aus dem Munde eines Kölners, der offenbar ſelber beim Vertheilen der Naſen nicht zu kurz gekommen war, und aus dem wohl nur der blaſſe Neid ſprach, hier Einen zu finden, der noch beſſer weggekommen war.

„Der reine Publius Ovidius Naso!“ bemerkte ſchmunzelnd ein Füchslein, das beſagten Schriftſteller noch nicht ſehr lange aus der Hand gelegt zu haben ſchien.

„Aber nein, das iſt wahrhaftig polizeiwidrig, ſolch eine Naſe zu haben und ſich doch öffentlich ſehen zu laſſen!“ lachte ein Dritter.

Und ſo ging's noch eine Weile fort in allen möglichen und unmöglichen Naſen-Witzen und mit lautem Gelächter, das einen jeden begleitete.

Mein Engelwirth ſteht unbeweglich in ſeiner Thüre und guckt weder rechts noch links; nur daß er vielleicht die Naſe noch etwas mehr in die Höhe reckte, damit der ganze volle Sonnenſchein darauf fiele. Er thut, als gingen ihn die Witze und das Gelächter der Studenten gar nichts an. Aber auf Einmal dreht er ſich raſch nach den Lachenden um, greift mit der Hand an ſeine Naſe, drückt dieſelbe ſtark auf die eine Seite und ruft:

„Könnt ihr nun vorbei, meine Herren?“

Die Studenten ſind im Augenblicke etwas verdutzt ob der unvermutheten Frage des bisher Bewegungsloſen; aber nicht lange, da bricht ein ſchallendes Lachen bei ihnen los, und Einer ruft:

„Der Witz war gut! Wenn der Wirth mit dem Schlagbaum im Geſicht ebenſo guten Wein hat, ſo denk' ich, kehren wir einmal bei ihm ein und laſſen den rothen Ochſen ſpringen!“

„Das können die Herren ja verſuchen,“ war des Engelwirths Antwort, „Chauſſeegeld erhebe ich nicht von meinen Gäſten.“

Neues Gelächter der Studenten.

„Aber pumpen (merke: das iſt das Studentenwort für „borgen“!) müßt Ihr, ſo lange, wie Eure Naſe iſt!“ rief

nun ein Anderer, der darnach aussah, als verstehe er das Geschäft des Pumpens und habe es schon lange getrieben.

„Soll geschehen," antwortete der Engelwirth, „gerade auf's Haar so lange und einen Daumen breit will ich noch zugeben, daß es genau bis an die Hausthüre reicht!"

Wiederum schallendes Gelächter, unter welchem denn auch der ganze Trupp schon die Treppe heraufsteigt.

Nun hättet ihr aber den Engelwirth sehen sollen, wie er bei der Hand war, die Gäste zu bedienen, und zwar mit beidem, mit gutem Wein und gutem Witz, der ihm heute nur so von der Zunge zu fließen schien. Das Ende vom Liede war, daß die Herren Studenten vergnügt heimzogen, mancher ein bischen zu vergnügt. Des Engelwirths Wein hatte ihnen gemundet und sie mußten sich unterwegs gestehen, daß sie bei dem steifen Wirthe zum rothen Ochsen sich trotz Billard und Kegelbahn noch nie so gut amüsirt hätten, wie heute im Engel.

„Der Kerl ist köstlich mit seinem Witz," meinten die Einen.

„Und sein Wein ist delikat," rühmten die Andern.

Kurz, der Engelwirth kam nun in Aufnahme bei den Studenten, unter denen es sich ja bekanntlich schnell herumspricht, „wo man einen Guten schenkt." Es war bald, als wäre seine Nase wirklich ein Schlagbaum, unter dem kein durstiger Bruder Studio mehr durchkäme, um dem rothen Ochsen zuzusteuern.

Nach Jahr und Tag hatte der Engelwirth, weil er sich nach wie vor ein gutes Glas Wein hielt, wirklich dem Collegen im rothen Ochsen völlig den Rang abgelaufen, und da der fast tägliche Verkehr mit dem jungen, lustigen Völkchen seinen Mutterwitz nur noch schärfte, die vermehrten Einnahmen es ihm bald auch möglich machten, eine Kegelbahn einzurichten und ein Billard aufzustellen, so gut, wie es der rothe Ochse nur bieten mochte, so war er in Kurzem ein gesuchter Studentenwirth und — ein gemachter Mann.

Und wem hatte er das zu verdanken? — Seiner langen Nase. Merke: Es ist nichts so schlimm, es kann für etwas gut sein.

12. Räthsel.

Ich bin ein armer geplagter Wicht,
So wie ich zu leben anfange.
Unter schwerem Drucke komm' ich an's Licht
Der Welt; doch seh' ich's nicht lange.
Man legt mich sofort in 'nen weiten Sarg
Und bringt mich unter die Erde.
Es ist wahrhaftig doch gar zu arg,
Wie ich behandelt werde!
Denn todt bin ich nicht; o nein, o nein,
Ich bin voll Geistes und Lebens,
Ich möcht' drum des Sarges gern ledig sein,
Doch rumor' ich drin ganz vergebens.
Man freut sich gar, wenn ich's recht toll
Da unten im Sarge treibe,
Man lauscht und prüft, und hoffnungsvoll
Lacht Jedem das Herz im Leibe.
Und seltsam! So lang ich begraben auch bin,
Mir vergeh'n nicht die Lebenssäfte.
Die Ruh' im Sarge ist mir nur Gewinn,
Und im Grabe wachsen die Kräfte.
Darf endlich nach langer, finsterer Nacht
Ich wieder das Tageslicht sehen,
Dann, guter Freund, nimm dich vor mir in Acht,
Sonst wird es dir übel ergehen.
Dann nehm' ich Rache für all das Leid,
Das mir ward zugefüget,
Dann werd' ich ein listiger Feind in dem Streit,
Da der Stärkste wohl unterlieget.
Gar zierlich tret' ich bei dir ein
In hellem, durchsichtigem Kleide,
Süß duftend und glatt und glänzend und fein,
Wie goldenes Geschmeide.
Doch läßt du dich blenden vom äußeren Schein
Und erweisest mir zu reiche Ehren,

Bald wird's um dich geſchehen ſein,
Eh' du nur denkſt, dich zu wehren.
Heimtückiſch verſetz' ich dir Stich um Stich
Mit zart eindringender Spitze,
Du lachſt noch dazu und küſſeſt mich,
Bis endlich du ſchwankſt auf dem Sitze.
Die Zunge wird ſchwer, das Auge wird matt,
Es ſinken dir mählig die Lieder;
Du willſt dich noch halten an Tiſches Platt'
Doch den Dienſt verſagen die Glieder.
Und doch ward ich nie noch gefangen geſetzt
Ob ſolcher Gräuelthaten,
Noch nie von der Polizei gehetzt
Mit Häſchern und Soldaten.
Im Gegentheil, die Polizei
Verſteht's, mein zu profitiren,
Und mußt' ich ſelbſt unter Hinkeldey
Oft Unterſuchung führen.
Denn wo die Wahrheit nicht will ans Licht,
Da komm' ich zur guten Stunde
Und öffne dem ſchlauſten Böſewicht
Das Schloß vor ſeinem Munde.
Nun rathe, mein Rather, wer ich mag ſein!
Und will's mit der Löſung nicht flecken,
Kehr' nur bei mir auf ein Stündchen ein,
So wird ſie — im Magen dir ſtecken.

13. Weh- und demüthige Bittschriften unschuldig Geächteter.

An das gesammte Spinnstubenpublikum

zum Drucke befördert durch Joseph Nordheim.

1.

Verehrliches Spinnstubenpublikum!

Wir unterthänigst Unterzeichneten haben bereits die verschiedensten Versuche gemacht, der bethörten Menschheit unsere hülflose Lage vorzustellen und der gegen uns geübten schreienden Ungerechtigkeit Schranken zu setzen. Da aber alle unsere Hülferufe taube Ohren gefunden, so wählen wir in unserm Nothstand als letztes Mittel ein flehentliches Gnadengesuch an Ew. Wohl- und Edelgeboren, in der Zuversicht: ein Verehrliches Spinnstubenpublikum wird dasselbe in alle Zeitungen setzen lassen und sonst nach Leibeskräften nach allen vier Himmelsgegenden hinausposaunen.

Zuvor erlauben wir uns nur zu bemerken, weshalb wir gerade zu einer schriftlichen Vorstellung unsere Zuflucht nehmen. Wir armen Bittsteller sind zwar von nicht geringer Intelligenz, sind aber mit leiblicher Blindheit nicht nur, sondern auch mit Sprachlosigkeit geschlagen, obwohl wir eine Zeichensprache reden, die von unsersgleichen sehr wohl verstanden wird. Auf den schriftlichen Ausdruck verstehen wir uns bei der kunstvollen Bildung unserer Vorder- und Hinterhände desto besser.

Unsere ganze in der Welt weit verbreitete Sippschaft ist sich bewußt, von nichts weniger als von verrätherischen und tückischen Gesinnungen gegen die über uns wohnende Menschheit erfüllt zu sein. Im Gegentheil gönnen wir ihr Sonne und Licht, begnügen uns mit den bescheidensten Kellerwohnungen, und unser ganzes Leben hat nur ein Ziel: der Menschheit vor ihren ärgsten Feinden einigermaßen Ruhe zu verschaffen. Wenn uns das nicht gänzlich gelingt, so kommt es nicht auf unsere Rechnung.

Es ist weltbekannt, daß es unser eifriges Bemühen ist, Felder, Gärten und Wiesen von allerlei bösem Gesindel als Engerlingen, Regenwürmern und anderen unberufenen Mitessern zu säubern, und machen wir uns anheischig mit jedermänniglich

eine Wette einzugehen, daß ein einziges Glied unſerer Sippſchaft an einem einzigen Tag ſolchen Geſindels mehr verſchlingt als irgend ein Menſchenkind ſein ganzes Leben lang. Nun bringt es freilich unſer unterirdiſches Handwerk mit ſich, daß wir zuweilen Luft ſchöpfen müſſen. Da werfen wir gelegentlich zumal auf Wieſen einen Haufen auf, — denn auch dem verehrlichen Spinnſtubenpublikum iſt ja wohl bekannt, daß kein größerer Tunnel in der Welt ohne einen Luftſchacht beſtehen kann. Auch hierbei werden wir indeß von den wohlwollendſten Abſichten geleitet, da die aufgeworfene Erde die Compoſtdüngung erſpart, und wenn ſie zerworfen iſt, das Wachsthum der Futterkräuter befördert. Wir können nicht umhin, ſogleich noch eins hinzuzufügen, um unſere Verdienſte um die menſchliche Geſellſchaft in ihr volles Licht zu ſetzen. Es wird unſere Minirarbeit nämlich überaus planmäßig und umſichtig betrieben. Durch eine ausgebreitete Correſpondenz und telegraphiſche Hülfsmittel ſind wir in Stand geſetzt, ſtets zu wiſſen, an welchen Orten ein energiſcher und ſchwunghafter Betrieb unſerer Profeſſion beſonders nothwendig iſt, und ermangeln wir nicht, uns an ſolchen Orten für die erforderliche Zeit zahlreich zuſammenzufinden. Nach vollbrachtem Geſchäft begehren wir aber keinen Lohn, begnügen uns mit dem Bewußtſein treuer Pflichterfüllung und ſuchen anderweite Arbeitsſtationen auf.

Sollte es für möglich gehalten werden, daß uns ſolch uneigennütziger Dienſt mit bitterem Haß und grauſamer Verfolgung gelohnt wird? Und doch iſt es ſo. Unſere Arbeit läßt man ſich gefallen, aber das bischen Luft will man uns nicht gönnen. Kaum hat unſer Geſchäftsbetrieb begonnen, ſo ſpürt man unſere Gänge aus, lauert uns bei unſerer Arbeit mit der Hacke auf ſucht uns tödtliche Streiche zu verſetzen und uns mittelſt verruchter Schlingen und künſtlicher Mordinſtrumente einen ſchmachvollen Tod zu bereiten. Ja ſoweit geht der Undank, daß man auf unſere Köpfe Preiſe ausſetzt, und diejenigen lohnt und belobt, welche unſere Argloſigkeit am liſtigſten zu berücken verſtehen. Wehe über alle Maulwurfsfänger und dreimal wehe vollends über Alle, welche ſich nicht ſcheuen unſere Ausrottung gewerbsmäßig zu betreiben!

Und dennoch was liegt offener auf der Hand, als was diese Kurzsichtigkeit einträgt? Die jungen Menschenkinder werden ja doch in Schulen geschickt. Sie hören ja doch von den Engerlingen, dem dickbäuchigen weißen Gewürm, das die Wurzeln der besten Wiesen- und Gartenpflanzen zerstört, und aus dem zum Ueberfluß nach Jahren noch die Maikäfer entstehen, die das junge Laub an den nützlichsten Bäumen abweiden und dabei noch in der Luft einen Spektakel machen, als ob sie die Herren der Welt wären. Gleichwohl will man lieber eine Million solcher fressenden Frevler leben lassen, als einem einzigen aus unserer Sippschaft die Freude seines lichtlosen Daseins gönnen.

Wir haben im Vorstehenden den Sachverhalt zur Genüge dargelegt. Auf Grund dessen richten wir denn also das weh- und demüthige Gesuch an das verehrliche Spinnstubenpublikum, unseres kläglichen Nothstandes liebevoll zu gedenken, und nicht nur selbst uns in der Ausübung unsers menschenfreundlichen Berufs fortan keinerlei Hinderniß in den Weg zu legen, am allerwenigsten aber Hand an unser so zartes Leben zu legen, sondern auch und vielmehr zu unserer Ehrenrettung und Bewahrung vor aller Welt laut die Stimme zu erheben, damit Recht und Gerechtigkeit endlich einmal auch unterirdisch hergestellt und unter unsersgleichen der erschütterte Glaube an den gesunden Menschenverstand wieder neu begründet werden möge.

Für den unzweifelhaften Fall einer freundlichen Erhörung und Gewährung versichern wir schließlich, daß wir erkenntlich sein und Wohldero Felder, Gärten und Wiesen bei unsern Inspektionsreisen in besondere Obhut gegen unberufene Fresser nehmen werden.

Die Weltgeschichte, die unbestechliche Richterin, wird nicht unterlassen, den erbetenen Akt der Gerechtigkeit und Weisheit zum eigenen Ruhm des gesammten Spinnstubenpublikums in ihre Tafeln zu zeichnen. Finsterhausen, am 1. Januar 1871.

Das erwählte Comitee
der deutschen und außerdeutschen Maulwürfe.
Nimmersatt. Sammetfell.
Blind. Kurzschwanz.

2.

Hochverehrliches Spinnſtubenpublikum!

Wir Unterzeichneten haben nicht Bedenken getragen, unſere Beitrittserklärung zu dem Gnadengeſuch der löblichen Maulwurfſchaft abzugeben. Auch wir flehen um ungehinderten Geſchäftsbetrieb, um perſönliche Sicherheit, um Recht und Gerechtigkeit.

Gehören doch auch wir zu den Freunden der Ordnung und des Geſetzes: denn das Auge des Herrn der Erde iſt bekanntlich aufs Tageslicht eingerichtet, nicht auf die Finſterniß. Derowegen und weil Freund Hinz und Kunz in Häuſern und Scheunen mit der Polizeiordnung vollauf beſchäftigt ſind, haben wir von Anbeginn der Zeiten das wichtige Amt übernommen, das freche Mäuſevolk auf Feldern und in Wäldern in Reſpekt zu erhalten. Mit welchen Unbequemlichkeiten dieſer nächtliche Dienſt verbunden iſt, mögen uns alle Nachtwächter bezeugen, die für wenig Lohn mit halbem Schlaf fürlieb nehmen müſſen und unerbittlich in's Loch geſteckt werden, wenn ſie einmal zur Unzeit eingeſchlafen ſind. Dennoch aber und obwohl wir von den alten klugen Heiden in der Stadt Athen ſogar heilig gehalten worden, dennoch müſſen wir unter allgemeiner Mißachtung ſeufzen, die Zielſcheibe des Mißtrauens, des Spottes und der Verfolgung ſein. Als ob wir etwas dazu könnten, daß wir ein wenig unheimlich ausſehen, große Köpfe und ſtiere Augen haben. O welch trauriges Loos harrt unſer, wenn uns ein tückiſcher Zufall in die grauſamen Menſchenhände fallen läßt! Uns friedliebende Kreaturen neben Geiern und ähnlichen Mördern wie Störer des Weltfriedens an das Scheunenthor zu nageln!

Wir wollen ja wohl nicht leugnen, daß je zuweilen der Schein zu unſern Ungunſten ſpricht. Es trifft ſich ja wohl, daß wir ein Täublein, ein Hühnlein oder ſonſt ein zart Stück Fleiſch verſpeiſen. Aber glaubt denn ein hochverehrliches Spinnſtubenpublikum, es ſei möglich ein ganzes Leben hindurch Mäuſebraten und immer wieder Mäuſebraten zu freſſen? Hat der nicht einen höchſt ärgerlichen Pariſer

Beigeſchmack? Iſt nicht der Wechſel ein allgemeines Naturgeſetz?

So bitten alſo auch wir um Anerkenntniß unſerer Verdienſte, um Gerechtigkeit, um Schonung. Auch wir verſprechen unabläſſige Treue in der Ausübung unſers Nachtwächter- und Feldhüterberufs, ewige Feindſchaft, Tod und Verderben der heillosen Mäuſeſchaft.

Zugleich nehmen wir Gelegenheit, einen noch immer umlaufenden Irrthum zu berichtigen. Etliche unſerer Sippſchaft haben bei Nacht zuweilen auch Geſchäfte auf den Dächern. Es iſt dabei ihr Handwerksgebrauch zu rufen: Kiwi, Kiwi! Was das bedeutet, iſt einem Menſchenverſtand nicht wohl begreiflich zu machen. Mißtrauiſche und verleumdungsſüchtige Leute aber verdrehen ſolche Aeußerungen und wollen wiſſen, wir hätten gerufen: Komm mit, komm mit! Ein unſchuldiges Eulchen ſoll dann ein Vorbote ſein, daß in dem Haus ein Menſch bald ſterben werde. Wir ſind in der Lage, auf unſer ehrliches Eulengeſicht zu betheuern, daß an der Sache auch kein Körnlein Wahrheit iſt. Denn erſtlich geht unſere Wiſſenſchaft nicht weit über die Mauſerei hinaus; zweitens gönnen wir allen Menſchen langes Leben, ſonderlich denen die Mitgefühl gegen die arme Thierwelt haben. Drittens leben wir in den Tag hinein, zufrieden wenn auf unſerm Tiſch nur wenigſtens der Mäuſebraten nicht gar ausgeht. Viertens ſind wir überzeugt, der Tod hält in den Häuſern ſeinen Rundgang, wie ihm juſt der liebe Gott den Reiſepaß ausgeſtellt hat, und ſagt unſer einem nichts davon. Fünftens braucht der liebe Gott keine Eulen dazu, um jeden Menſchen täglich an ſeine Todesſtunde zu erinnern. Und endlich ſechstens ſollen die Chriſtenleute keine Heiden ſein und erſchrecken, wenn's auch für ſie einmal heißen muß: komm mit, komm mit!

Doch dies nur ganz gelegentlich. Wir wollten eben auch dies nicht verſchweigen, um unſere verkannte Unſchuld und Loyalität ans Licht zu bringen, und verharren denn in

Hoffnung eines nahen, unſern Verdienſten gerechteren Zeitalters und in ſchuldigem Reſpekt

eines Verehrlichen Spinnſtubenpublikums

Waldſchlüchtern, am 2. Jan. 1871.

gehorſamſte Vertreter

ſämmtlicher Eulen des Feſtlands.

Uhuhu. Schleiermann. Kauzius.

Indem wir die vorſtehenden Bittgeſuche an ihre Adreſſe abgeben, möchten wir zugleich für andere malträtirte Wohlthäter des Menſchengeſchlechts eine Fürbitte einlegen. Nicht jedes zwei-, vier-, ſechsbeinige oder beinloſe Geſchöpf hat Schulbildung genug, um Adreſſen zu entwerfen. Manches trägt eben ſein ſtilles Leid, bis der Tag kommen wird, an welchem „das ängſtliche Harren der Kreatur ſich ſtillen, und alles Seufzen ſich in Wonne auflöſen wird."

Arme Blindſchleiche, die du von der Weltſchöpfung her noch kein Waſſer trübe gemacht, keinen Schalksſtreich verübt, keinen Tropfen Menſchenblut vergoſſen, und dich begnügt haſt, Schnecken und Larven zu verzehren, was hilft es dir, daß dich die Naturforſcher nur zu den Halbſchlangen rechnen? Du ſchleichſt am Boden und biſt eine Verwandte der Schlangen, alſo wirſt du zertreten, zerhackt, zerſchlagen, und Mancher, der dir den Kopf abgetrennt hat, nimmt ſich nicht einmal die Mühe, dir vollends den Garaus zu machen. Wahrlich, Undank iſt der Welt Lohn, und das ſchlimmſte, gefährlichſte, reißendſte Thier iſt und bleibt der Menſch, der doch der Herr, d. h. der Pfleger und Verwalter der Schöpfung Gottes ſein ſoll.

Wir werden uns erlauben, alle Klageſchreiben der mit Unrecht verfolgten Thierwelt an die Spinnſtubengemeinde abzugeben und nach Kräften zu befürworten.

Betreffend das Bittgeſuch der armen Maulwürfe haben wir uns der zarten Rückſicht gewundert, welche die Bittſteller beobachtet haben. Eben das Schändlichſte haben ſie noch verſchwiegen. Wahrſcheinlich weil man nicht überall ſo teufliſche Bosheit gegen ſie ausübt, wie leider an manchen

Orten. Es gibt aber einen Ort, an welchem man den Kindern das Zahnen durch das folgende ebenſo ſinnloſe als grauſame Mittel zu erleichtern glaubt. Man beißt einem lebendigen Maulwurf mit den Zähnen die Füßchen ab — pfui! welcher Teufel mag ſo grauſam ſein und das thun! — näht ſie dann in Leinwandläppchen ein und hängt dieſe den Kindern um den Hals. Und an demſelben Ort iſt der Glaube: wer einen Maulwurf in ſeiner Hand ſterben läßt, der hat Glück, er mag mit dieſer Hand angreifen was er will. Muß ein ſeltſames Glück ſein, das Einem als fühlloſem, rohem, barbariſchem Menſchen helfen ſoll. Manchmal aber möcht's Einem zweifelhaft werden, ob wir wirklich ſchon Chriſten oder ob wir noch Heiden ſind.

14. Anekdote.

In der Hauptſtadt des badiſchen Landes lebte — es iſt noch nicht ſehr lange her und mancher Leſer hat ihn vielleicht noch gekannt — ein Profeſſor, der es meiſterlich verſtand, das Wetter zu prophezeien, wenn es ihm auch nicht ſelten paſſirte, daß ihm der große, allmächtige Wettermeiſter droben einen dicken Strich durch ſeine Prophezeiungen machte.

Der that einmal mit einem Freunde, der ein Doktor war, eine Ferienreiſe in den Schwarzwald. Sie kommen eines Tages müde und erhitzt in ein Dörfchen und wollen ſich im Wirthshauſe ein wenig erquicken.

Der Wirth holt ihnen das Verlangte und ſetzt ſich dann zu ihnen, offenbar nicht abgeneigt, ſich mit den vornehmen Gäſten, die bei ihm eine Seltenheit ſein mochten, in ein Geſpräch einzulaſſen.

„Nun, wie geht's, Herr Wirth?“ fragte freundlich der Doktor, als er ſich's hatte ſchmecken laſſen. „Hübſch geſund und munter?“

„Na, 's geht jetzt wieder,“ antwortete der Wirth, welcher ein Bild der Kraft und Geſundheit war.

„Seid Ihr denn kürzlich krank geweſen?“ fragte der Doktor weiter, „man ſieht Euch doch von Krankheit wahrlich nichts an.“

„Jo, luget,“ antwortet der Wirth mit ſchlauem Lächeln, „ich bin halt der Krankheit zuvorgekommen. Es war mir geſtern Morgen abſcheulich ſchlecht. Der Kopf that mir entſetzlich weh, und es fror mich, daß mir die Zähne klapperten, ſo heiß auch die Sonne ſchien. Hab' gefürchtet, ich bekäm' das Nervenfieber.“

„Nun,“ fragte der Doktor, „und womit habt Ihr Euch denn ſo ſchnell wieder kurirt?“

„Ja, ſehen Sie, Herr, ich habe mich in die Scheuer geſchafft, wo meine Buben gerade am Dreſchen waren. Da hab' ich mir denn den ſchwerſten Flegel genommen und

tüchtig drauf losgehauen, bis ich über und über in Schweiß war. Da war's mit dem Schlechtsein vorbei, und Mittags hat's mir wieder prächtig geschmeckt."

„Hm, hm!" machte der Doktor, „das war probatum!" dann schwieg er aber stille, weil ihn ein schalkiger Blick aus des Professors Augen traf, der zu sagen schien: „Alterle, der versteht das Kuriren besser als du!"

Ueberdem kommt einer von den Buben des Wirths hereingesprungen und ruft:

„Vater, kommt rasch, daß wir den Samenklee heimholen! Es gibt Regen, der Hans hat sich gewälzt!"

Erstaunt springt der Professor an's Fenster.

„Wie? Was? Regen?" ruft er, „wo soll der herkommen? Es ist ja kein Wölkchen am Himmel und der reine, trockene Ostwind."

„Ja, sehen Sie, Herr," sprach da der Wirth, „das verstehen wir halt besser wie Sie. Wenn unser Esel, der Hans, sich auf dem Rücken wälzt, so gibt's alleweil Regen, wenn auch Niemand weiß, wo er herkommen soll."

Mit diesen Worten eilt er hinaus, das Nöthige anzuordnen, damit der Samenklee trocken heim komme.

Da lacht der Doktor hell auf und sagt zum Professor: Höre, Freund, laß uns auch aufbrechen. Denn wo man den Flegel zum Doktor und den Esel zum Wetterpropheten hat, da ist für uns beide nicht gut sein!"

15. Altes Gold.

„Wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armuth zum Kutſcher," ſagt die Weisheit auf der Gaſſe. Und damit will ſie nicht das Schriftwort meiſtern, das da ſagt: „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden;" das bleibt vielmehr ruhig und unangetaſtet dabei ſtehen. Denn die Hoffnung, davon in dieſem Schriftworte geredet iſt, hat mit jener, die das Sprichwort meint, nicht das Geringſte gemein. Hier iſt's nämlich die Hoffnung auf Gott, welche im feſten Glauben an Gottes Gnade und Güte gewurzelt iſt, dort aber iſt's die irdiſche Hoffnung, welche ſich allerlei Luftſchlöſſer in Gedanken aufbaut, und ſich in deren geträumtem Beſitz ſo reich dünkt, daß ihr jede ehrliche Arbeit als ein überflüſſig Ding erſcheint.

Wer dieſe letztere Hoffnung vor ſeinen Lebenswagen ſpannt und damit fortzukommen gedenkt, meint nun das Sprichwort, der wird allezeit die Armuth als Kutſcher auf dem Bocke ſitzen haben, und herzlich ſchlecht fahren.

Und ſo iſt es in der That.

Denke nur an den Lotterieſpieler, der in ſeinen Gedanken immer hoch einherfährt mit der Hoffnung auf das große Loos, und Tag und Nacht ſimulirt, wie er dann das „heidenmäßig" viele Geld, das ihm in die Taſche regnen

werde, hübsch an den Mann bringen möge. Was meinst du, wie wird dem die Arbeit schmecken, die ihm vielleicht nur etliche Groschen einträgt? Ganz sicher herzlich schlecht. Wozu soll ich mich denn so schinden und quälen, wird er denken, wenn doch nächstens mein Loos mit seinen 100,000 oder noch mehr Thälerchen herauskommt? — Und kommt's dann, daß ein Anderer das große Loos gewinnt und er gar nichts, so ist ihm das zwar ein arger Schlag; aber er denkt, diesmal sei der Gaul aus dem Geleise gerathen, das nächste Mal werde es schon besser gehen. Mit dieser Hoffnung kutschirt er denn in die Stadt zum Herrn Levy und kauft sich ein Loos für die nächste Ziehung. Er führt jetzt vielleicht noch selber die Zügel. Aber wenn es eine Reihe von Jahren so fortgeht: die Thaler für die Loose aus dem Geldschränkchen heraus und kein Groschen durch fleißige Arbeit hinein, dann sitzt flugs der bewußte Kutscher auf dem Bocke und kutschirt so meisterlich, daß die Räder, eins nach dem andern, brechen, und am Ende auch noch der Gaul durchgeht.

Oder denke an den Herrn Bemeier, der eines schönen Tages in der Zeitung las, daß dahinten in Ostindien ein sicherer Herr Behmayer ohne Leibeserben verstorben sei und ein grausam Vermögen hinterlassen habe, so und so viel Millionen Gulden; derselbe sei von Geburt ein Deutscher gewesen, und wenn etwa in Deutschland Verwandte von demselben vorhanden seien, welche auf die herrenlose Erbschaft glaubten Anspruch machen zu können, so möchten sich diese binnen Jahresfrist an die holländische Regierung im Haag wenden und ihre Verwandtschaft nachweisen.

Da spannt mein Herr Bemeier, der bisher ein fleißiger Sattler gewesen ist und sein gutes Auskommen gehabt hat, hurtig den Hoffnungsgaul an. Denn offenbar ist der indische Millionär ein Verwandter von ihm gewesen, wenn auch ein weitläufiger, von welchem er bisher kein Sterbenswörtchen gewußt hat. Bemeier oder Behmayer, das ist ja ganz derselbe Name.

Er kutschirt zu einem berühmten Advokaten in der Kreis-

ſtadt, der ihm die Erbſchaftsſache betreiben ſoll. Da wird ihm denn der Hoffnungsgaul wacker gefüttert, daß er vor Luſt hinten und vorne ausſchlägt. Iſt auch nöthig, daß er bei Kräften bleibt. Denn nun geht es dahin und dorthin, um die nöthigen Familien-Papiere herbeizuſchaffen, die bis zum Geburtsſcheine des Ur-Großvaters alle beigebracht werden müſſen, um die Verwandtſchaft zu beweiſen. Das gelingt nun freilich nicht ganz, aber doch ſoweit, daß der Herr Advokat glaubt, ſichern Erfolg verſprechen zu können, und gegen einen baaren Vorſchuß des Herrn Bemeier von 200 Gulden die Sache in die Hand nimmt. Er ſchickt die Papiere nach dem Haag, und Bemeier frohlockt. Jetzt kann's nicht fehlen, es iſt Alles auf dem richtigen Wege.

„Sattlere, wer will!" denkt nun Herr Bemeier, „für einen zukünftigen Millionär iſt das nichts mehr."

Er raucht den ganzen Tag die lange Pfeife, ſchickt alle Kunden fort und geht jeden Abend in den Stern, ſeinen Schoppen trinken, auch wohl ſeine zwei, drei. — Indeſſen vergehen Wochen und Monate, und von der Erbſchaft regt ſich nichts. Der Advokat tröſtet damit, daß ſolche Angelegenheiten Zeit haben müßten, und ſchlägt ſo Herrn Bemeier's Hoffnungsgaul wieder funkelnagelneue Hufeiſen auf, daß er luſtig fortrabt. Nachdem Herr Bemeier faſt zwei Jahre gewartet, ſein Geſchäft verdorben, ein hübſches Portiönchen Schulden gemacht, dem Advokaten manchen Thaler zugeſteckt hat, kommt endlich auf einen drängenden Mahnbrief des Letzteren aus dem Haag die Antwort, von einer Verwandtſchaft des ꝛc. Bemeier mit dem Erblaſſer Behmayer könne gar keine Rede ſein, das ſeien ja total verſchiedene Namen, und die Papiere bewieſen auch nicht im Entfernteſten eine Verwandtſchaft.

Hätte ſich nun Bemeier damit zufrieden gegeben, den Hoffnungsgaul aus dem Stalle gejagt und ſich wieder fleißig an ſein Handwerk geſetzt mit dem Gedanken: „Bemeier, ſo klug du ſonſt biſt, da haſt du einmal einen grunddummen Streich gemacht!" — dann hätte es am Ende noch gut gehen können, und der ſchlimme Kutſcher, von welchem das

Sprichwort redet, wäre aus seinem Dienste geblieben. Aber was geschieht?

Herr Bemeier, dem das fleißige Arbeiten nicht mehr einleuchten wollte, läßt sich von seinem Advokaten aufhetzen, einen Prozeß gegen die holländische Regierung einzuleiten, da diese offenbar unrechtmäßiger Weise das viele Geld erben wolle. Er muß zu dem Ende dem Advokaten eine nicht unbedeutende Summe hinterlegen, die er bei seinem schon etwas fadenscheinig gewordenen Credit nur gegen eine Hypothek auf sein Haus und Gütchen und gegen schreckliche Zinsen herbeischaffen kann. Da war der Kutscher richtig im Hause und machte sich auf seinem Bocke hinter dem Hoffnungsgaul schon gewaltig breit. Nach Jahr und Tag war der Proceß natürlich verloren — und siehe, da saß die Armuth nicht mehr blos als Kutscher auf dem Bocke, sondern rund und breit bei Herrn Bemeier im Wagen und ließ sich auch nicht wieder herauswerfen.

Die vielen Gläubiger rissen, wie der Kunstausdruck lautet, dem Herrn Bemeier die Hufeisen ab und natürlich auch seinem Hoffnungsgaule. Er mußte fortan sein demüthig zu Fuße gehen und ist sein Lebtag nicht wieder in einen Wagen gekommen. Nachdem sein Haus und Gut subhastirt war, mußte er in die Kreisstadt ziehen und dort als Sattlergeselle ein spärliches Brod essen, zum Glücke für sich allein, weil er ein Junggeselle war. Zum selbstständigen Meister hat er's nicht wieder gebracht.

Item, halte dich von solcher Hoffnung, ohne Mühe und Arbeit reich zu werden! Sie läßt dich in 1000 Fällen 999 Mal zu Schanden werden und setzt dir die Armuth auf den Kutschenbock. Und wenn sie auch im tausendsten Falle in Erfüllung gehen sollte, so hat es doch immerhin mit solchem Reichthume zwei bedenkliche Haken. Einmal ist er theuer erkauft, und wenn du, bei einem großen Lotteriegewinne etwa, zusammenrechnest, wieviel Geld du bei deinem vielleicht schon Jahre langen Lotteriespielen ausgegeben und beim Kutschiren mit dem Hoffnungsgaule sonst durchgeleppert, wie du am Ende gar in deinen guten Namen ein großes

Loch gerissen hast, dann wirst du sagen müssen: der Gewinn deckt kaum den Verlust. Und der andere Haken ist der, daß es bei solchem Reichthum gewöhnlich nach dem Sprichworte geht: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ und daß oft schon auf dem Hintersitze des feinen Galawagens, in welchem der Großeloos-Mann fährt, die Armuth als unsichtbarer Bedienter steht und nach dem Kutschenbocke herübergrinst.

Halt's drum lieber mit der Hoffnung und spanne sie an deinen Lebenswagen, die zum Wahlspruche hat: „Bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit!“ Dann setzt sich dir die Armuth niemals auf den Bock; der Reichthum vielleicht auch nicht, aber jedenfalls die Zufriedenheit. Und mit der fährt sich's am Besten, zumal, wenn sie recht fest in jener köstlichen Gewißheit drin sitzt, von welcher der Apostel Paulus, Römer 8,38 und 39 redet und noch einmal 2. Timoth. 1,12 am Schlusse. Lies einmal dort nach! Und damit Gott befohlen!

16. Anekdote.

„Nu, Veitel, was haw' ich gehört, Du haſt ja geheirathet?“ fragte der Itzig Löb ſeinen Jugendgeſpielen und Geſchäftsfreund Veitel Hirſch, als er ihm auf dem Markte zu B... begegnete.

„Nu freilich haw' ich geheirath!“ antwortete Veitel in gehobenem ſelbſtbewußtem Tone und ſtrich ſich ſchmunzelnd den kohlſchwarzen Vollbart. „Bin ich doch alt genug zum Heirathe, un 's Geſchäftche will's auch leide, daß ich hab Weib und Kinder.“

„Aber haſte auch gemacht e gute Heirath?“ fragte Itzig weiter. „Is ſe ſchön die Kalle, und hat ſe ach brav Meſumme?“

„Nu, ſchön is ſe grad nit beſonders," entgegnet Veitel etwas verlegen, „un viel Meſumme hot ſe ach nit; awwer innewendig, ſag' ich der, innewendig is ſe Gold, lauter purinzig Gold. Komm' nor emol, un beſuch' mich, dann werſchte des Nämelich ſage."

Itzig ſagt's zu und hält auch Wort. Aber er muß damit etwas zu lange gewartet haben. Die Flitterwochen des jungen Ehepaars ſind ſchon vorüber, und Alles, was Itzig in dem neuen Hausſtande wahrnimmt, macht ihm den Eindruck, als habe Freund Veitel bei ſeiner Heirath in keiner Beziehung ein gutes Geſchäft gemacht. Die junge Frau iſt nicht blos abſchreckend häßlich, ſondern erweiſt ſich auch nichts weniger denn liebenswürdig, und Itzig denkt für ſich: „wenn bei der wirklich innewendig Alles Gold iſt, dann muß das Gold tief ſtecken, denn ich merk' nichts davon."

Beim Abſchied fragt ihn Veitel: „Nu, wie gefallt ſe der?"

„Hör' mich an, antwortet Itzig, „as ich der will gewe e gute Rath:

„Loß der ſe wende!"

17. Ein Schlußwort

muß die Spinnſtube diesmal noch für ihre lieben Leſer bringen, worin ſie ihnen anzeigt, daß ſie mit dem nächſten Jahrgange, dem für 1873, in einem anderen Verlage erſcheinen wird.

Wenn darum in dem künftigen Jahrgange vorne auf dem Titelblatte nicht mehr ſteht: „Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer's Verlag," ſondern vielmehr: „Wiesbaden, Verlag von Jul. Niedner;" wenn auch vielleicht auf dem Umſchlagdeckel, ſowie in der ganzen äußeren Ausſtattung des Büchleins ein kleiner Unterſchied zu merken ſein wird, ſo bitten wir die freundlichen Leſer, ſich dadurch nicht irre machen zu laſſen. Es iſt die alte Spinnſtube mit dem wohlbekannten Namen ihres Begründers, W. O. von Horn, auf dem Titel, ja ſogar wieder mit einer Erzählung desſelben ausgeſtattet, die ſich noch als ungedruckter Nachlaß in den Händen des Herausgebers einer eingegangenen Zeitſchrift befand und uns von demſelben für die Spinnſtube überlaſſen wurde. Es wird auch durch den neuen Verlag, in welchen die Spinnſtube übergeht, in keiner Weiſe eine Umwandlung derſelben in Bezug auf ihren Inhalt bezeichnet ſein, nein, der freundliche Leſer wird nicht blos die Namen der bisherigen Mitarbeiter wiederfinden, ſondern in allem Inhalte auch hoffentlich denſelben Sinn und Geiſt, der ihm bisher das Büchlein lieb und werth gemacht hat. Wenn er drum nur den Namen: „W. O. von Horn" auf dem Titelblatte findet, ſo frage er nach nichts Anderem, ſondern thue der Spinnſtube Haus und Herz auf als einem alten lieben Gaſte, über deſſen Einkehr man ſich jedesmal freut.

Und damit Gott befohlen und auf Wiederſehen!

Mahlau & Waldſchmidt. Frankfurt a. M.

Stahlstich v Carl Mayers Kunstanstalt in Nürnberg

Zur Erzählung:

Königlicher Freiwerber.

von W O v Horn

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1875.

Begründet

von

W. H. von Horn.

(Wilhelm Oertel.)

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Dreißigſter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von Ferd. Klimſch.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

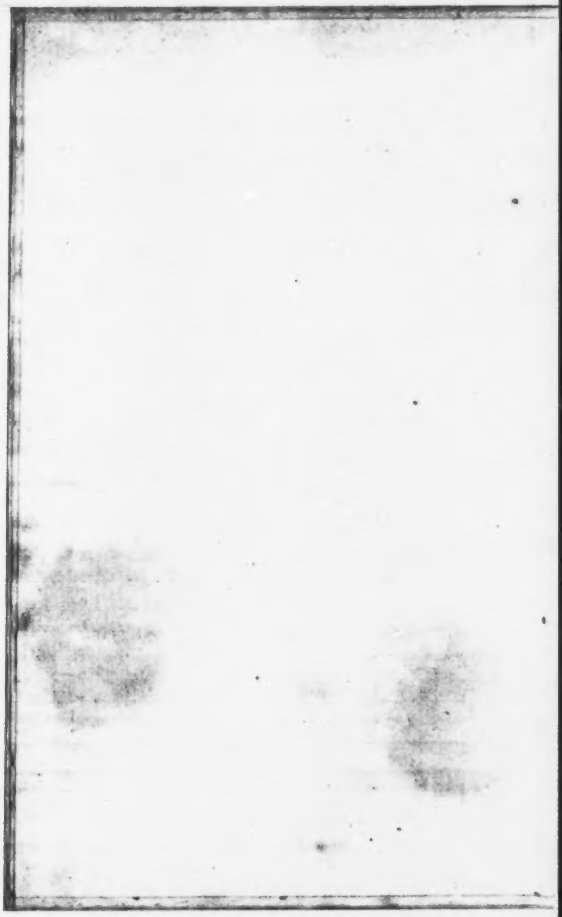

Inhalt.

		Seite
1.	Gott zum Gruße. (Mit Vignette.)	1
2.	Auflöſung der Räthſel. (Mit Vignette.)	15
3.	Von einem königlichen Freiwerber, eine Geſchichte von W. O. von Horn. (Mit neun Vignetten und einem Stahlſtich.)	18
4.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	61
5.	Ein Räthſel. (Mit Vignette.)	63
6.	Eine Anekdote. (Mit Vignette.)	64
7.	Der Kurfürſt und der Waldhüter, Erzählung v. Fr. Köck. (Mit ſieben Vignetten.)	70
8.	Silben-Räthſel. (Mit Vignette.)	136
9.	Eine Anekdote	138
10.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	139
11.	Am ſtarken Faden, Erzählung v. N. Fries. (Mit ſieben Vignetten.)	143
12.	Anekdote	197
13.	Räthſel. (Mit zwei Vignetten.)	199
14.	Altes Gold. (Mit zwei Vignetten.)	201

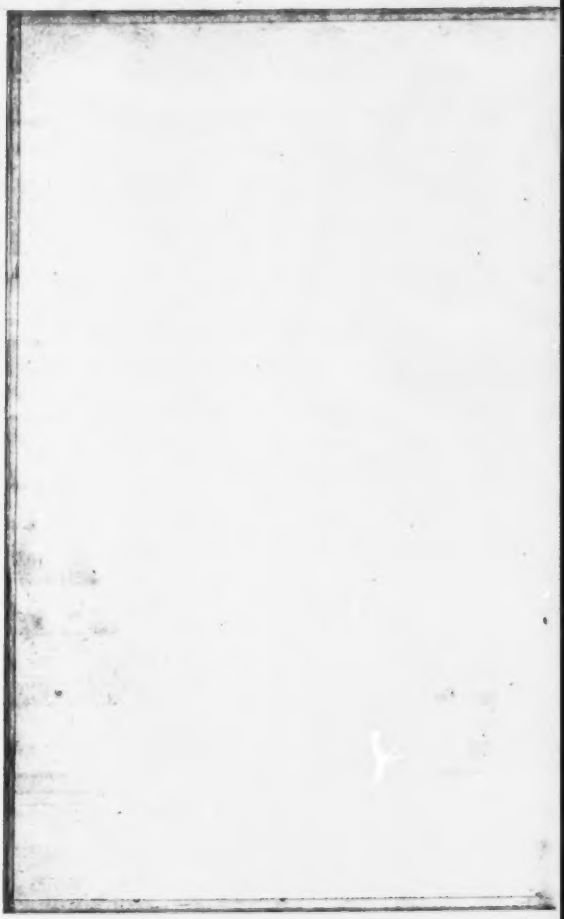

Kalender 1875.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1875ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag und beginnt am 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. December 1874 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Mittwoch dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. December 1875 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1876 neuen Stils

Die **Juden** zählen ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5635stes Jahr am 12. September 1874. Es ist ein mangelhaftes Schaltjahr von 383 Tagen. Am 30. September 1875 beginnt ihr 5636stes Jahr, welches ein überschüssiges Gemeinjahr von 355 Tagen ist und mit dem 18. September 1876 endet. Ihr **Purim** feiern die Juden am 21. März 1875. Das **Passahfest** beginnt am 20. April und dauert 8 Tage. Strenge gefeiert werden jedoch nur die beiden ersten und letzten Tage: der 20. und 21., sowie der 26. und 27. April. Das **Wochenfest** fällt auf den 9. und 10. Juni 1875, die **Tempel-Zerstörung** auf den 10. August. Das **Neujahrsfest** feiern die Juden am 30. September und 1. October; das **Versöhnungsfest** am 9. October. Das **Laubhüttenfest** beginnt am 14. October und endet am 21. October; strenge gefeiert werden indeß nur der 14. und 15., sowie der 21. October. Das Fest der **Gesetzesfreude** folgt sogleich am 22. October.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen **Bekenner des muhamedanischen Glaubens** zählen ihre Jahre seit Muhameds Auswanderung von Mecca nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 18. Februar 1874 ihr 1291stes, und am 7. Februar 1875 ihr 1292stes Jahr.

Das Jahr 1875 ist

seit Christi Geburt	das	1875ste
„ Christi Tode	„	1842 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1802te
„ Erfindung des Geschützes und Pulvers	„	495ste
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	435 „
„ der Entdeckung Amerikas	„	384 „
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	175 „
„ Wilhelms, König von Preußen, Geburt	„	78 „
„ Antritt seiner Regierung	„	14te
„ Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	4 „

Von den Jahreszeiten 1875.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 21. März um 1 Uhr Morgens.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkt am Nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 10 Uhr Abends.

Der **Herbst** fängt an, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 23. September um 12 Uhr Mittags.

Der **Winter** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 22. December um 6 Uhr Morgens.

Von den Finsternissen des Jahres 1875.

Im Jahre 1875 wird der Mond gar nicht verfinstert werden. Dagegen finden zwei Sonnenfinsternisse auf der Erde überhaupt Statt. In unseren Gegenden wird aber nur die zweite derselben, und zwar in geringer Ausdehnung auf kurze Zeit sichtbar sein.

Die erste Sonnenfinsterniß ist eine totale und findet am 6. April in den Vormittagsstunden Statt. Sie wird auf dem Festlande nur in Hinterindien beobachtet werden können.

Die zweite Sonnenfinsterniß ist eine ringförmige und findet in den Mittagsstunden des 29. September Statt. Sie nimmt ihren Anfang überhaupt um 10 Uhr 55 Minuten mittlerer Berliner Zeit an der Ostküste von Nordamerika, wird im weiteren Verlaufe im westlichen Europa, in Afrika und dem südlichen Arabien sichtbar, und erreicht ihr Ende in der Südspitze Afrikas um 4 Uhr 48 Minuten. Für Deutschland erstreckt sich die Sichtbarkeit nur auf den kleineren westlichen Theil desselben, wird aber auch nur sehr unbedeutend sein. So wird für die Rheingegenden etwa nur der zwanzigste Theil des Sonnendurchmessers, und zwar am südlichen Rande der Sonne, vom Monde bedeckt erscheinen.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation des deutschen Kaisers zu Versailles.

1. März 1871: Einzug in Paris.

18. April 1864: Erstürmung von Düppel.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königsgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen.

18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Wochentage.	Januar 1873.	Verbesserter (Evang.) Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Auf- g.	Mond- Unter- gang.	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
1. Woche:		B. d. Beschneid. Christi. Luca 2, 21. — Epist. Gal 3, 23—29.					Geschirr und Geräthe werden ausgebessert u. in Stand gesetzt. Bei großer Kälte Dreschen d. Klee- u. Leinsamen. Die Ställe sind gut warm zu halten und reichlich einzustreuen. Mit dem Futter halte man sorgfältig Haus. Man lege Compfhaufen an. In den Wiesen sind die Abzugsgräben zu räumen, die Ameisenhaufen zu
Freit. 1	Neujahr	Immanuel	8,1	4,7	1,48 M		
Smst. 2	Abel, Seth.	Märtyr d. h. Bücher	8,1	4,8	2,55		
2. Woche:		B. Christi Flucht nach Egypten: Epist.: 1. Petri 4, 12—19.			Matth. 2, 13—23 —		
Sonnt. 3	n. Neujahr (Enoch)	Gordius	8,1	4,9	4,6		
Mont. 4	Methusal.	Titus	8,0	4,10	5,12		
Dien. 5	Simeon	Simeon	8,0	4,11	6,20		
Mitt. 6	Heil. 3 Kön. (Epiph.)	Erscheinung Christi	8,0	4,13	7,26		
Donn. 7	Julian	Widukind	7,59	4,15			
Freit. 8	Erhard	Severinus	7,58	4,16		4,22	
Smst. 9	Beatus	Math. Zell	7,58	4,17		6,1	
3. Woche:		Jesus lehrt. 12 Jahre alt im Tempel: Epist.: Röm 12, 1—6.			Luca 2, 41—52		
Sonnt. 10	1. n. Epiph (Paul. Einf.	Paul. Einf.	7,57	4,19		7,22	
Mont. 11	Hygin	Fructuos.	7,57	4,20		8,44	
Dien. 12	Reinhold	J. Chastell.	7,56	4,21		10,5	
Mitt. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,22		11,16	
Donn. 14	Felix	Felix	7,56	4,24		—	
Freit. 15	Maurus	Joh. v. Vaski	7,55	4,25		12,28	
Smst. 16	Marcellus	G. Spalat.	7,54	4,27		2,14	
4. Woche:		Von der Hochzeit zu Cana: Röm. 12, 7—16.			Joh. 2, 1—11 —		Epist.
Sonnt. 17	2. n. Epiph (Anton.)	Antonius	7,53	4,29		3,41	
Mont. 18	Prisca Kreuzung?	J. Blackad.	7,53	4,30		5,3	
Dien. 19	Sara	Babylas; Elisabeth	7,52	4,31		6,5	
Mitt. 20	Fab. Seb.	Fab. Seb.	7,51	4,33		7,7	
Donn. 21	Agnes	Agnes	7,50	4,35			
Freit. 22	Vincentius	Vincentius	7,49	4,36	3,18 A		
Smst. 23	Emerentia	Jesaias	7,47	4,38	6,40		
5. Woche:		Von den Arbeiten im Weinberge: Epist.: 1. Cor 9, 24 — 10, 5.			Matth. 20, 1—16 —		
Sonnt. 24	Septuag (Timoth.)	Timotheus	7,46	4,40	7,37		
Mont. 25	Pauli Bek.	Pauli Bek.	7,45	4,41	9,10		
Dien. 26	Polycarp	Polycarp.	7,44	4,43	10,0		
Mitt. 27	J. Chrysost.	J. Chrysost.	7,43	4,44	11,29		
Donn. 28	Carl	Karl d. Gr.	7,42	4,46	—		
Freit. 29	Valerius	Juventinus Martinin	7,40	4,48	12,22		
Smst. 30	Adelgunde	Hch. Müller	7,39	4,49	1,50		
6. Woche:		Von viererlei Acker: Epist.: 2. Cor 11, 19—12, 9.			Luca 8, 4—15. —		
Sonnt. 31	Sexa.	Hs. Sachs	7,37	4,50	3,12		

tödten. Die Ameisen sind gut zu vertilgen. Die Obstbäume sind zu beschneiden und zu reinigen. Die Stämme sind mit Kalk zu weißen. Die Reben sind zu beschneiden und zu binden. Die Obstbäume sind zu beschneiden und zu reinigen. Die Stämme sind mit Kalk zu weißen. Die Reben sind zu beschneiden und zu binden.

☽ 6 Uhr Abends entfernen. Jauche auf den Schnee zu fahren. In den Aeckern halte man die Wasserfurchen offen und sehe sie wiederholt nach, fahre bei Frost Dünger auf u. spreite ihn sogleich. Im Garten sind die Obstbäume v. dürren Aesten, Moos und Raupennestern zu reinigen; die Stämme

☽ 10 Uhr Abends umgrabe man behutsam und baue Dünger um sie herum. — Für neu zu pflanzende Bäume werden die Löcher gegraben.

Bauern-Regel.

Fabian Sebastian,
Laßt den Saft in die
Bäume gahn.

☽ 7 Uhr Abends.

Tageslänge:

Jan. 6 8 St. 14 M.
16 8 „ 33 „
26 8 „ 59 „

Nachtlänge:

Jan. 6 15 St. 46 M.
16 15 „ 27 „
26 15 „ 1 „

☾ 1 Uhr Nachm.

Jesaia 40, 31: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen u. nicht matt werden, daß sie wandeln u. nicht müde werden.

Wochentage.	Februar 1879.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang	
Mont.	1	Brigitte	Ignatius	7,16	4,51	4,14 M	
Dien.	2	Mar. Rein.	Mar. Rin.	7,15	4,53	5,12	
Mitt.	3	Blasius	Anschar	7,13	4,55	6,10	
Donn.	4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,12	4,57	7,0	bei Tage.
Freit.	5	Agatha	P. J. Spen.	7,11	4,59		
Smst.	6	Dorothea	Amandus	7,9	5,0		5,3 A

Man lese die faulenden Kartoffeln aus, reinige sorgfältig die Saatfrucht für die Frühjahrssaat, rüste die Ackergeräthe. Bei trockener Witterung sind

☉ 9 Uhr Vorm. die vom Frost gehobenen Wintersaaten u. Kleefelder zu walzen. Das Ausfahren von Dünger wird fortgesetzt. Man dünge auch die Wiesen m. Compost, hebe bei günstiger Witterung d. Gräben aus u. verletze den Rasen oder fahre die ausgehobene Erde sogleich ab. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern beginnen. Im Garten lasse

☽ 6 Uhr Morg. man gegen Ende des M. auf trockene Beete: Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben; lege Spargelpflanzungen u. Mistbeeten, beschneide Zwerg- u. Beerenobst und sorge für Pfropfreiser.

Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epist.: 2 Cor 6, 1—10.							
Sonnt.	14	1. Invocav. (Valent)	B. v. Querf.	7,18	5,16		2,55
Mont.	15	Faustinus	J. vom Loh	7,13	5,16	bei	4,14
Dien.	16	Juliane	M. Desub.	7,12	5,18		5,10
Mitt.	17	Constantia Cmar.	P. Hamilt.	7,10	5,19		6,10
Donn.	18	Concordia	Symeon	7,8	5,21		6,46
Freit.	19	Susanna	Mechrob	7,6	5,22		
Smst.	20	Eucherius	Sadoth	7,4	5,25	5,55 A	

Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epist.: 1. Thess. 4, 1—7.							
Sonnt.	21	2. Reminisc. (Eleon.)	Meinrad	7,2	5,26	6,—	
Mont.	22	P. Stuhlf.	Didymus	7,1	5,27	8,5	
Dien.	23	Serenus	B. Ziegenb.	6,59	5,29	9,12	
Mitt.	24	Matthias	Matthias	6,56	5,31	10,22	
Donn.	25	Victorinus	C. Olevian.	6,54	5,32	11,32	bei Tage.
Freit.	26	Nestor	Bth. Haller	6,52	5,34		
Smst.	27	Leander	M. Butzer	6,51	5,36	12,—	

Hans-, Feld- und Garten-Kalender.

☽ 9 Uhr Vorm.

Bauern-Regel.

Sanct Dorothee
Bringt d. meist. Schnee

Tageslänge:

Febr. 6. 9 St. 31 M.
16. 10 „ 6 „
26 10 „ 42 „

Nachtlänge:

Febr. 6 14 St. 29 M
16. 13 „ 54 „
26. 13 „ 18 „

Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Lucä 11, 14—28. — Epist.: 5, 1—9							
Sonnt.	28	3. Oculi. (Justus)	J. de Monte Corvino	6,49	5,38	1,—	

☾ 11 Uhr Vorm.

1. Joh. 4, 10: Darinnen stehet die Liebe: nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden.

Bauern-Regeln:

Wenn im Hornung die Mücken schwärmen,
Muß man im März die Ohren wärmen.

So lange die Lerche vor Lichtmeß singt,
so lange schweigt sie nach Lichtmeß still.

Zu Lichtmeß (2) sieht der Bauer lieber den Wolf im Schafstalle als die Sonne.

Wochen-Tage.	März 1875.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	
Mont.	1	Albinus	Suidbert	6,47	5,39		3,1 M	
Dien.	2	Simplicit.	J. Wesley	6,45	5,41		4,9	
Mitt.	3	Kunigunde	Bathilde	6,43	5,43		4,55	
Donn.	4	Adrianus	G. Wishart	6,40	5,45		5,37	
Freit.	5	Friedrich	Th. Aquino	6,38	5,47		6,0	
Smst.	6	Fridolin	Fridolin	6,36	5,48		6,44	

Hans-, Feld- und Garten-Kalender.

D. Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht. — Bei kalter Witterung sind die Kleefelder leicht zu eggen. Ist der Boden trocken, so beginnen die Pflugarbeiten. Man saet Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, gegen Ende auch Früh-

11. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epist.: Gal. 4, 21—31.

Sonnt.	7	4. Lätare (Felicitas)	Perpet. u. Felicitas	6,34	5,49			
Mont.	8	Philemon	Zach. Ursin.	6,32	5,51		6,40 A	
Dien.	9	Francisca	Chrn. Beth.	6,30	5,53		8,10	
Mitt.	10	Henriette	40 Märtyr.	6,28	5,55		9,43	
Donn.	11	Rosina	Wilh. Hof.	6,26	5,56		11,12	
Freit.	12	Greg. d. Gr.	Greg. d. Gr.	6,24	5,57		—	
Smst.	13	Ernst	Rudericus	6,22	5,59		12,40 M	

12. Woche: Von Christi Steinigung: Joh 8, 46—59. — Epist.: Hebr 9, 11—15.

Sonnt.	14	5. Judica (Zacharias)	Mathilde	6,19	6,1		2,25	
Mont.	15	Christoph	Th. Traum	6,17	6,3		3,16	
Dien.	16	Cyriacus	Heribert	6,15	6,4		4,10	
Mitt.	17	Gertrud	Patricius	6,13	6,6		4,40	
Donn.	18	Anselmus	Alexander	6,11	6,7		5,12	
Freit.	19	Joseph	Maria und Martha	6,9	6,9		5,36	
Smst.	20	Hubert	Ambros. v. Siena	6,6	6,10		5,55	

13. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9 Epist.: Phil. 2, 5—11.

Sonnt.	21	6. Palmar. (Benedict)	Benedict.	6,4	6,12		6,4	
Mont.	22	Kaisers Geb. Casimir)	Nic. v. Flüe	6,2	6,14	6,11 A	6,18	
Dien.	23	Eberhard	Wolfg. F. z. Anhalt	6,0	6,15	8,8		
Mitt.	24	Gabriel	Florentius	5,58	6,16	9,19		
Donn.	25	Gründonn. Mar. Verk.	Mar. Verk.	5,56	6,18	10,21		
Freit.	26	Charfreit. (Emanuel)	Liudger	5,53	6,19	11,41		
Smst.	27	Rupert	Rupertus	5,51	6,21	—		

14. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci, 16, 1—8. — Epist.: 1. Cor. 5, 6—8.

Sonnt.	28	H. Osterf. (Malchus)	J. v. Goch	5,49	6,22		12,52 M	
Mont.	29	Ostermont. (Eustasius)	Eustasius	5,47	6,24		1,55	
Dien.	30	Guido	J. Heerm.	5,45	6,26		2,55	
Mitt.	31	Amos	E. d. From.	5,43	6,27		3,54	

Bei kalter Witterung sind die Kleefelder leicht zu eggen. Ist der Boden trocken, so beginnen die Pflugarbeiten. Man saet Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, gegen Ende auch Früh-

Ⓨ 2 U. Abds. gerste.

Die Wiesen werden gereinigt u. vorsichtig mit Unterbrechungen gewässert. Im Garten Frühjahrspflanzungen für Obstbäume u. Beerensträucher. Im Lande alle Kohlarten, Salat, Zwiebeln, Küchenkräuter, auch die härteren Sommerblumen.

☽ 1 Uhr Morgens.

Bauern-Regel.

Märzenschnee,
Thut den Früchten weh.

Tageslänge:

März. 6 11 St. 12 M.
16. 11 „ 49 „
26 12 „ 27 „

Nachtlänge:

März. 6 12 St. 48 M.
16. 12 „ 11 „
26. 11 „ 33 „

Ⓨ 1 Uhr Morgens.

1. Thessal. 5, 9. u. 10. Denn Gott hat uns nicht gesetzt zum Zorn, sondern die Seligkeit zu besitzen durch unsern Herrn Jesum Christum, der für uns gestorben ist, auf daß wir, wir wachen oder schlafen, zugleich mit ihm leben sollen.

Märzenstaub
Bringt Gras u. Laub.

☽ 5 Uhr Morgens.

Wochentage.	April 1875.	Verbesserter Gregor. Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
Donn.	1 Theodora	Fritigil	5,40	6,29	4,0 M	☌	Die Hausfrau bleiche, wenn d. Obstbäume blühen. Man steche d. Getreide auf d. Speicher öfters um. — Im Felde säet man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, Hanf, Dickrüben, legt Kartoffeln, wobei man die dicksten nimmt und
Freit.	2 Theodosia	Theodosia	5,38	6,31	4,39	☍	
Smst.	3 Christian	G. Tersteeg.	5,36	6,32	4,49	♄	
15. Woche:	Z. ungläubigen Thomas: 1 Joh. 5, 4—10.		Joh. 20, 19—31. —				Epist.:
Sonnt.	4 1. Quasim. (Ambrosi.)	Ambrosius	5,34	6,33	5,4	—	♋ 7 U. Vorm. sie nach den treibenden Augen zerschneidet. D. Wiesen werden bei milder Witterung 2—3 Tage anhaltend bewässert. Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus den Mistbeeten u. streut gegen
Mont.	5 Marimus	Ch. Scriver	5,32	6,35	5,8	♌	
Dien.	6 Irenäus	Alb. Dürer	5, 9	6,37	5,22	7,48 A	
Mitt.	7 Cölestin	Ol. Peterf.	5,27	6,39		8,44	
Donn.	8 Liborius	M. Chemn.	5,25	6,40	♌	10,—	
Freit.	9 Bogislaus	Th. v. Weft.	5,23	6,41	☌	11,18	
Smst.	10 Daniel	Fulbert	5,21	6,43		—	
16. Woche:	Vom guten Hirten: 1. Petri 2, 21—25.		Joh. 10, 12—16. —				Epist.:
Sonnt.	11 2. Mis. Dom. (Julius)	Leo d. Gr.	5,19	6,45		1,7 M	☽ 10 Uhr Abends. Erdflöhe Asche, Ruß od. Kohlenstaub auf. Beste Zeit zum Veredeln der Obstbäume.
Mont.	12 Julius	Sabas	5,17	6,46	♍	2,8	
Dien.	13 Justinus	J. d. Märt.	5,14	6,48	♎	2,56	
Mitt.	14 Tiburtius	Joh. Eccart	5,13	6,49		3,22	
Donn.	15 Olympiad.	Sim. Dach	5,11	6,51	♏	3,43	
Freit.	16 Carisius	P. Waldus	5,9	6,52	☍	3,59	
Smst.	17 Rudolf	Rappalic.	5,7	6,54		4,12	
17. Woche:	Jesus spricht: über ein Kleines: Epist.: 1. Petri 2, 11—20.		Joh. 16, 16—23. —				
Sonnt.	18 3. Jubilate. (Valerian)	Luth. z. W.	5,5	6,56		4,25	☾ 5 Uhr Nachm.
Mont.	19 Hermogen.	Ph. Melan.	5,3	6,57		4,36	
Dien.	20 Sulpitius	J. Bugenh.	5,1	6,58	7,7 M	4,47	
Mitt.	21 Letzig Abdeckeiss.	a. u. Canterb.	4,58	7,0	8,25	5,0	
Donn.	22 Sot. u. Caj.	Origenes	4,55	7,1	9,49	♑	Tageslänge: Apr. 6 13 St. — M. 16. 13 „ 42 „ 26 14 „ 19 „
Freit.	23 Georg	Grg. ; Alb.	4,53	7,3	10,21	♒	
Smst.	24 Albert	Wilfried	4,52	7,4	11,49		
18. Woche:	Von Christi Hingang zum Vater: Epist.: Jac. 1, 16—21.		Joh. 16, 5—15. —				Nachtlänge: Apr 6. 10 St 58 M. 16 10 „ 17 „ 26. 9 „ 41 „
Sonnt.	25 4. Cantate (Marc. Ev.)	Marcus	4,51	7,6	—	♓	☾ 8 Uhr Abends.
Mont.	26 Cletus	Trudbert	4,49	7,8	12,55	♈	
Dien.	27 Anastasius	O. Catelin	4,47	7,9	1,32		
Mitt.	28 Vitalis	Fr. Micon.	4,45	7,11	2,6	—	
Donn.	29 Sibylla	L. v. Bergn.	4,43	7,12	2,33	♉	
Freit.	30 Eutropius	Gg. Calixt.	4,41	7,14	2,53		

Bauern-Regeln.

April warm, Mai kühl, Juni naß. Füllt d. Bauer Scheuer und Faß.

Bauern-Regeln.

Sei der April auch noch so gut, Er streut den Bauer Schnee auf den Hut.

Wenn's dem Herrn Christus in's Grab regnet, giebt's einen trockenen Sommer.

Wenn sich die Krähe auf Marcustag (25) Im Roggenacker verstecken mag, Wird die Scheuer zu klein, Für das Bäuerlein.

Römer 2, 4: Oder verachtest Du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weißt Du nicht, daß Dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Wochentage.	Mai 1878.	Verbesserter Evang. Kalender	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	
Smst.	1	Phil. Jac.	Phil. Jac.	4,16	7,18	3,8 M	
19. Woche: Von der rechten Beicht: Joh. 16, 23—30. — Epist.: Jac. 1, 23—27.							
Sonnt.	2	5. Exaudi (Sigism)	Athanasius der Große	4,13	7,21	3,21	
Mont.	3	Kreuz. Erf	Monika	4,10	7,24	3,38	
Dien.	4	Florian	Florian	4,8	7,26	3,52	
Mitt.	5	Gotthard	Fr. d. Weise	4,5	7,28	4,10	7,40 A
Donn.	6	Him. Chr. Dietrich	Johann v. Damasc.	4,1	7,32	4,28	9,16
Freit.	7	Gottfried	Otto; Flav.	4,0	7,34		10,44
Smst.	8	Stanisl.	Stanisl.	4,58	7,36		11,20
20. Woche: S. d. Verheißung des h. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. Epist.: 1 Petr. 4, 8—11.							
Sonnt.	9	6. Exaudi (Hiob)	Greg. v. N.	4,56	7,38		—
Mont.	10	Gordian	J. Heuglin	4,54	7,39		12,0 M
Dien.	11	Mamertus	Joh. Arndt	4,52	7,41		1,24
Mitt.	12	Pankratius	Meier. d. G.	4,50	7,43		1,49
Donn.	13	Servatius	Servatius	4,48	7,45		2,6
Freit.	14	Christian	Pachomius	4,46	7,47		2,21
Smst.	15	Sophia	Moses	4,44	7,48		2,33
21. Woche: P. d. Sendung des h. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epist.: Apost. Gesch. 2, 1—13.							
Sonnt.	16	6. Pfingstf. (Peregrin)	5 Märt. v. Lausanne	4,42	7,50		2,44
Mont.	17	Pfingstmont. (Jodocus)	Joachim v. Floris	4,40	7,52		2,55
Dien.	18	Erich	80 Märt. u. Valens	4,38	7,54		3,7
Mitt.	19	Potentiana Quat.	Alcuinus	4,36	7,56		3,22
Donn.	20	Anastasius	Val. Herb.	4,35	7,58	8,30 A	3,42
Freit.	21	Prudens	Constan. u. Helena	4,34	7,59	9,19	4,5
Smst.	22	Helena	Castus und Aemilius	4,32	7,61	10,11	4,40
22. Woche: S. Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1—15. — Epist.: Röm 11, 33—36.							
Sonnt.	23	Trinitat.	Hieronym. Savonarola	4,30	7,63	11,59	
Mont.	24	Esther	A. Cazalla u. G.	4,29	7,64	—	
Dien.	25	Urban	Augustin v. Canterb	4,28	7,66	12,48 M	
Mitt.	26	Eduard	Bed. d. Ehr.	4,27	7,68	12,36	
Donn.	27	Fronleich. (Ludolph)	Joh. Calvin	4,26	7,69	12,57	
Freit.	28	Wilhelm	Lanfrank	4,25	7,71	1,14	
Smst.	29	Maximin	Dav. Zeisb.	4,24	7,72	1,29	
23. Woche: Vom reichen Manne: Luca 16, 19—31. — Epist 1 Joh. 4, 16—21							
Sonnt.	30	1 n. Trinit. (Wigand)	H. v. Prag	3,00	7,00	1,42	
Mont.	31	Petronilla	J. Neander	3,...	7,...	1,...	

Tage

Haus-, Feld- und Garten-Kalender.

Wäsche und Leinwand wird gebleicht, Winterbutter eingemacht. Nöthige Reparaturen an den Gebäuden sind jetzt vorzunehmen. Sorgfalt beim Füttern des Viehs mit jungem Klee! Im Felde wird die Gerstensaat u. das Kartoffellegen beendet. Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur die 2. od 3. Nacht. Im Garten wird fleißig gejätet, die Erdbeeren begossen, Sommergemüse und Sommerreife tig gesäet. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Die blühend. Obstbäume

☽ 9 Uhr Vorm. meiden bei trockenem Wetter zu begießen, bei häufigen Regen öfters abzuschütteln.

Tageslänge:

Mai 6. 14 St 51 M.
16. 15 „ 23 „
26. 15 „ 48 „

Nachtlänge:

Mai 6. 9 St 9 M.
16. 8 „ 37 „
26. 8 „ 12 „

☽ 10 Uhr Vorm.

Röm. 8, 9 u. 14: Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

☾ 7 Uhr Vorm.

Bauern-Regel.

Will der Mai ein Gärtner sein,
So trägt er nicht in die Scheuern ein.

Wochentage.	Juni 1870.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
Dien.	1	Nicomedes	J. F. Oberl.	3,15	7,56	2,12 M	Futterräume u. Scheunen müssen zeitweilig u. gelüftet, Acker- u. Fahrgeräthe wied. in Stand
Mitt.	2	Marcellinus	Pothin. u. Blandina	3,14	7,57	2,32	
Donn.	3	Erasmus	Klotilde	3,14	8,0	2,59	8,10 A
Freit.	4	Carposius	Quirinus	3,14	8,1	3,29	9,23
Smst.	5	Bonifacius	Bonifacius	3,13	8,1		10,34
24. Woche: Vom großen Abendmahl: Luc. 14, 16—24. — Epist.: 1. Joh. 3, 13—18							
Sonnt.	6	2. n. Trinit. (Bengang)	Norbert	3,12	8,2		11,20
Mont.	7	Lucretia	P. Gerhard	3,11	8,3		11,1
Dien.	8	Medardus	A. Francke	3,10	8,4		—
Mitt.	9	Primus	Columba	3,10	8,5		12,11 M
Donn.	10	Onuphrius	Friedrich I. Barbarossa	3,9	8,6		12,27
Freit.	11	Barnabas	Barnabas	3,9	8,6		12,49
Smst.	12	Basilides	R. v. Ferra.	3,8	8,7		12,11
25. Woche: Vom verl. neuen Schaaf: Luc. 15, 1—10. — Epist.: 1. Petri 5, 6—11							
Sonnt.	13	3. n. Trinit. (Tobias)	Isaac le Febvre	3,7	8,8		1,3
Mont.	14	Elisäus	Bal. d. Gr.	3,6	8,8		1,18
Dien.	15	Vitus	W. Wilberf.	3,6	8,9		1,38
Mitt.	16	Justina	M. Barter	3,5	8,9		1,56
Donn.	17	Volkmar	J. Tauler	3,4	8,10		2,11
Freit.	18	Arnolph	Pamphil.	3,3	8,10	8,33 A	2,26
Smst.	19	Gervasius u. Protasius	Nic. Cone; Faahnutius	3,3	8,11	9,17	3,39
26. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epist.: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt.	20	4. n. Trinit. (Silverius)	27 Märt. in Prag	3,2	8,11	10,8	
Mont.	21	Alkanus	M. Claud.	3,2	8,11	10,10	
Dien.	22	Achatius	Gotischalk	3,1	8,12	11,8	
Mitt.	23	Basilius	G. Arnold	3,1	8,12	11,22	
Donn.	24	Johan. d. T.	Joh. d. T.	3,1	8,12	11,36	
Freit.	25	Elogius	Augsb. C. Uebergabe	3,1	8,12	11,49	
Smst.	26	Jeremias	J. B. Andr.	3,1	8,13	—	
27. Woche: Von Petri reichem Fischzug: Luc. 5, 1—11. — Epist.: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt.	27	5. n. Trinit. (7 Schläfer)	7 Schläfer	3,1	8,13	12,1 M	
Mont.	28	Leo II. P.	Irenäus	3,1	8,13	12,1	
Dien.	29	Pt. u. Paul	Petr. Paul.	3,1	8,13	12,4	
Mitt.	30	Paul. Ged.	Raym. Lul.	3,1	8,13	12,12	

Tage

Nächte

Psalm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn trauet.

Bauern-Regeln.

Regnet's an St. Barnabas (11) So schwimmen die Trauben bis ins Faß.

Vor Johannistag (24) Niemand die Gerste loben mag

Ställe. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben u. Leinen gejätet, die Brache zu den Wintersaaten bearbeitet. Die Wiesen wässere man höchstens bei ganz trockener Witterung, u. zwar sehr mäßig bei Nacht, 8 Tage vor dem

☽ 9 Uhr Abends

Mähen aber gar nicht mehr. Mit dem Mähen warte man nicht, bis d. Grashalme völlig reif sind. 8 Tage nach dem Mähen wässere man wieder, zumal nach Platzregen. Im Garten u. Johanni Decollation auf's treibende Auge. Sommerendivie wird gebunden.

☿ 1 Uhr Morgens

Tageslänge:

Juni 6. 16 St. 8 M.
16. 16 „ 18 „
26. 16 „ 20 „

Nachtlänge:

Juni 6. 7 St. 52 M.
16. 7 „ 42 „
26. 7 „ 40 „

☾ 4 Uhr Nachm.

Bauern-Regel.

Juni trocken mehr als naß,
Füllt mit gutem Wein das Faß.

Wochentage.	Juli 1875.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
Donn.	1	Theobald	H. Boes u. J. Eich	3,58	8,11	1,29 M	b. L.
Freit.	2	Mar. Heims.	Mar. Heim.	3,59	8,11	2,16	8,18 A
Smst.	3	Cornelius	Otto; Aon. Valerius	3,59	8,10	3,21	9,10
28. Woche.		Von der Martiser Gerechtigkeit: Epist.: Röm. 6, 3—11			Matth.	5, 20—23. —	
Sonnt.	4	6 n. Trinit. (Ulrich)	Ulrich	3,57	8,10	4,12	9,14
Mont.	5	Anselmus	J. Oldcastle L. Cobham.	3,56	8,9		10,12
Dien.	6	Isaias	Joh. Huß	3,59	8,9	☌	10,21
Mitt.	7	Willibald	Willibald	4,0	8,8	☊	10,15
Donn.	8	Kilian	Kilian	4,1	8,8	☊	10,55
Freit.	9	Cyrillus	Ephraem d. Syrer	4,2	8,7	♄	11,0
Smst.	10	7 Brüder	Knud; Wlh. v. Oranien	4,3	8,6		11,22
29. Woche.		Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epist.: Röm. 6, 19—23.					
Sonnt.	11	7 n. Trinit. (Eins)	Placidus	4,4	8,6		11,35
Mont.	12	Heinrich	Heinrich II.	4,5	8,5		11,51
Dien.	13	Margar.	Eugenius	4,6	8,5	—	—
Mitt.	14	Bonavent.	Bonavent.	4,7	8,4	☌	12,12 M
Donn.	15	Apost. Theil	Answer; Ev. Jer. 1699	4,8	8,3	♑	12,40 1,18
Freit.	16	Ruth	A. Askew	4,9	8,2		
Smst.	17	Alexius	Sperat. u. l. 11 Gef.	4,10	8,1		8,8 A 2,9
30. Woche.		Von den falschen Propheten: Epist.: Röm 8, 12—17.			Matth	7, 15—23. —	
Sonnt.	18	8 n. Trinit. (Rosina)	Arnulf	4,11	8,0	8,19	3,12
Mont.	19	Rufina	L. Henriet.	4,12	7,59	9,7	4,24
Dien.	20	Elias	Joh. Mart.	4,13	7,58	9,57	
Mitt.	21	Praxedes	Ed. v. Würt	4,14	7,57	9,44	☌
Donn.	22	M. Magd.	M. Magd.	4,15	7,56	9,58	☊
Freit.	23	Apollinar.	G. v. Ham	4,17	7,54	10,8	☊
Smst.	24	Christine	Th. v. Kemp	4,18	7,53	10,22	♄
31. Woche.		V. ungerechten Haushalter: 1. Cor. 10. 6—13			Lucä	16, 1—9. —	Epist.:
Sonnt.	25	9 n. Trinit. (Jacobus)	Jacobus	4,20	7,51	10,39	
Mont.	26	Anna	Christoph.	4,21	7,50	10,58	—
Dien.	27	Martha	Nap. Pal.	4,22	7,49	11,26	☌
Mitt.	28	Pantalcon	J. S. Bach	4,23	7,48	—	♑
Donn.	29	Beatrix	Ol. d. Heil.	4,25	7,46	12,5 M	
Freit.	30	Abdon	Joh. Wessel	4,26	7,45	1,0	
Smst.	31	Germanus	C. Schade	4,28	7,43	2,14	7,46 A

Bauern-Regel.

Warmer heller Jacobi (25) kalte Weihnachten.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit

☽ 6 Uhr Vormittags

zur Bereitung v. Käse. Im Felde werden die Kartoffeln behackt und behäufelt, das Brachfeld gepflügt, Winterraps gesäet. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte. Im Garten sind, wenn es nöthig ist, d. Obstbäume zu stützen, reife Sämereien zu sammeln.

☾ 12 Uhr Mittags

Tageslänge:

Juli 6. 16 St. 10 M.
16. 15 „ 53 „
26. 15 „ 29 „

Nachtlänge:

Juli 6. 7 St. 50 M.
16. 8 „ 7 „
26. 8 „ 31 „

☿ 2 Uhr Nachm

Bauern-Regeln.

Das Wetter auf 7 Brüder (10) Geht erst nach 7 Wochen wieder.

St. Kilian 8 Ist der rechte Mähenmann.

☾ 10 Uhr Abends

Jerem. 5, 24: Laßt uns doch den Herrn, unsern Gott fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit gibt und uns die Ernte treulich u. jährlich behütet

Wochentage.	August 1875.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
12. Woche. S. der Zerstörung Jerusalems Epist.: 1. Cor 12, 1—11			Lucä 19, 41—48. —				
Sonnt.	1	10 n.Trinit. Petr.Ketten.	Maccabäer	4,29	7,42	3,35 M	8,11 A
Mont.	2	Gustav	Märt. u. M.	4,30	7,41	5,5	8,36
Dien.	3	August	M. Thorp	4,32	7,39		8,50
Mitt.	4	Dominic.	Leonh. Käs.	4,33	7,37		9,2
Donn.	5	Oswald	Ev. Salzb.	4,35	7,36		9,15
Freit.	6	Verkl. Chr.	Verkl. Chr.	4,36	7,34		9,27
Smst.	7	Donatus	Nonna	4,38	7,32		9,40
13. Woche. S. Pharisäer und Zöllner. 1. Cor 15, 1—10.			Lucä 18, 9—14. —				Epist.:
Sonnt.	8	11 n.Trinit. (Cyriacus)	Hormisd.	4,39	7,31		9,55
Mont.	9	Romanus	Numidic.	4,40	7,29		10,11
Dien.	10	Laurentius	Laurentius (Er.Jer. a.70	4,42	7,27		10,28
Mitt.	11	Hermann	Gr. v. Utr.	4,44	7,25		11,12
Donn.	12	Clara	Anselm von Havelberg	4,45	7,23		11,50
Freit.	13	Hippolytus	N. L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21		—
Smst.	14	Eusebius	Jac. Guth.	4,48	7,20		12,38 M
14. Woche. Vom Taubstummen. 2. Cor 3, 4—11			Marci 7, 31—37 —				Epist.:
Sonnt.	15	12 n.Trinit. Mar. Him.	Maria	4,49	7,18		2,9
Mont.	16	Isaac	J. d. Best.	4,51	7,16	7,32 A	3,27
Dien.	17	Bilibald	J. Gerhard	4,52	7,14	7,50	4,18
Mitt.	18	Agapetus	H. Grotius	4,54	7,12	8,4	6,0
Donn.	19	Sebald	Sebaldus	4,55	7,11	8,17	
Freit.	20	Bernhard	Bernhard	4,57	7,9	8,30	
Smst.	21	Hartwig	Miss. d. ev. Brüderun.	4,59	7,7	8,45	
15. Woche. Vom Samariter und Pharisäer. Epist.: Gal 3, 15—22.			Lucä 10, 23—37 —				
Sonnt.	22	13 n.Trinit. (Philibert)	Symphor.	5,0	7,5	9,3	
Mont.	23	Zachäus	C. v. Colig. u. Hugenotten	5,2	7,3	9,22	
Dien.	24	Bartholom.	Barthol.	5,3	7,0	10,1	
Mitt.	25	Ludwig	Ludw. d. H.	5,4	6,58	10,53	
Donn.	26	Samuel	Ulphila	5,6	6,57	11,50	
Freit.	27	Gebhard	Jovinian.	5,7	6,55	—	
Smst.	28	Augustin.	Augustin.	5,9	6,53	1,46 M	
16. Woche. S. den zehn Aussätzigen Gal. 5, 16—24.			Lucä 17, 11—19. —				Epist.:
Sonnt.	29	14 n.Trinit. Joh. Enth.	Joh. Enth.	5,11	6,51	2,39	
Mont.	30	Benjamin	Cl. v. Turin	5,12	6,49	4,1	6,55 A
Dien.	31	Paulinus	Aidan	5,12	6,47	5,28	7,0

Die Brunnen werden gereinigt und neue jetzt gegraben. Hühnereier werden für den Winter gesammelt. Das Sommerobst ist zu dörren u. einzumachen. Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die v. Weizen, Gerste u. Hafer begonnen. Die Stoppelfelder werden umgepflügt. Stoppelrüben gesäet. Es wird Grummet gemäht. In Garten versetzt man die Erdbeerpflanzen.

☽ 4 Uhr Morgens

beeren, sammelt die reifen Samen, oculirt auf's schlafende Auge. Obsternte. Das Obst ist trocken abzunehmen, aber nicht vor Eintritt des Frostes in d. Keller zu thun.

Bauern-Regel.

Was der August nicht kocht,
Das läßt der September ungebraten.

☿ 2 Uhr Morgens

Tageslänge:

Aug. 6. 14 St. 58 M
16. 14 „ 25 „
26. 13 „ 51 „

Nachtlänge:

Aug. 6 9 St. 2 M.
16. 9 „ 35 „
26. 10 „ 9 „

☾ 3 Uhr Morgens

1. Cor. 4, 7: Was hast Du aber, das Du nicht empfangen hast? So Du es aber empfangen hast, was rühmest Du Dich denn als d. es nicht empfangen hätte?

♃ 1 Uhr Morgens

Wochentage.	Septbr. 1875.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
Mitt.	1 Aegidius	Hanna	5,12	6,44	6,12	7,22 A	Es wird Obst gedörrt, Pflaumenmus gekocht, Bohnen eingemacht. Flachs und Hanf bearbeitet — Im Felde wird d. Ernte des Sommergetreides fortgesetzt die Kartoffelernte begonnen, die Winteraat Roggen, Weizen, Wintergerste bestellt, D. Grummeternte wird
Donn.	2 (Abl.) Jeden Nationalfest	Mamas	5,14	6,42		7,34	
Freit.	3 Manfuet.	Hildegard	5,15	6,40		7,45	
Smst.	4 Moses	J. v. Herzf.	5,20	6,38		7,59	
17. Woche. Vom Mammonsdienst. Matth. 6, 24—34. — Epist. Gal. 5, 25—6, 10.							
Sonnt.	5 15 n. Trinit. (Hercules)	J. Mollio	5,21	6,36		8,17	
Mont.	6 Magnus	M. Weibel	5,22	6,34	☽	8,38	
Dien.	7 Regina	L. Spengl.	5,24	6,31	a	9,8	
Mitt.	8 Mar. Geb.	Corbinian	5,25	6,29	a	9,40	
Donn.	9 Bruno	L. Paschali	5,27	6,27	bt	10,42	vollendet — Die beste Zeit z. Trainiren. Im Garten setzt man Winterkohl u. Wintersalat.
Freit.	10 Sosthenes	P. Sperat.	5,28	6,25		11,49	
Smst.	11 Protus	Hoh. Brenz	5,30	6,23		—	
18. Woche. Vom Jüngling zu Nain. Luca 7, 11—17 — Epist.: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt.	12 16 n. Trinit. (Syrus)	Dionys. Peloquin	5,31	6,21	—	1,1 M	**Bauern-Regel.** Sind um St. Michel noch Zugvögel da, So ist der Winter nicht allzu nah.
Mont.	13 Amatus	Wilh. Farel	5,32	6,19	b	2,24	
Dien.	14 Kreuz. Erh.	Cyp. Dante	5,34	6,16	b	3,45	
Mitt.	15 Nicodemes Quat.	Arquia v. Grunbach	5,36	6,14	6,23 A	5,7	
Donn.	16 Euphemia	Euphemia	5,37	6,12	6,19	6,20	☽ 2 Uhr Nachm.
Freit.	17 Lambert.	Lambert.	5,38	6,10	6,21		
Smst.	18 Titus	G. Spang.	5,40	6,7	7,0		**Tageslänge:** Sept 6 13 St. 12 M. 16. 12 „ 35 „ 26. 14 „ 57 „
19. Woche. Vom Wassersüchtigen Luca 14, 1—11. — Epist.: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt.	19 17 n. Trinit. (Januarius)	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	7,31		**Nachtlänge:** Sept. 6 10 St. 48 M 16. 11 „ 25 „ 26 12 „ 3 „
Mont.	20 Fausta	Mgd. Luth.	5,43	6,3	8,2		
Dien.	21 Matth. Ev.	Matthäus	5,45	6,1	8,16	☾	
Mitt.	22 Moritz	Mauritius	5,46	5,59	9,15	a	
Donn.	23 Hoseas	5 Märt. v. Genf	5,47	5,57	11,1	a	☾ 8 Uhr Vorm.
Freit.	24 Joh. Empf.	J. J. Moser	5,49	5,54	—	bt	
Smst.	25 Cleophas	Augs. N. F. Paul Rabaut	5,51	5,52	12,32 M		
20. Woche. Vom vornehmsten Gebot. Matth 22, 34—36 — Epist.: 1 Cor. 1, 4—9.							
Sonnt.	26 18 n. Trinit. (Cyprian)	Lioba Philippine	5,52	5,50	1,16		
Mont.	27 Cosmos u.	Graveron	5,54	5,47	3,7	—	
Dien.	28 Damian Wenceslaus	P. Flysted. u. A. Clarenb.	5,55	5,45	4,21	b	
Mitt.	29 Michaelis	Michaelis	5,57	5,43	5,29		☽ 2 Uhr Nachm.
Donn.	30 Kaiserin Geb. (Hieronymus)	Hieronym.	5,58	5,41	6,18	5,58 A	

1. Cor. 3, 7. So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

Wochentage.	October 1879.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Auf-	Mond- Unter-	Haus-, Feld- und Garten-Kalender.
Freit. 1	Remigius	Remigius	6,28	5,28		6,8 A	Es wird gedroschen, Flachs u. Hanf werden zum Spinnen vorgerichtet; mit d. Arbeiten am Obst wird fortgefahren; Eier werden für d. Winter gesammelt; Gemüse für d. Winter eingeschlagen. Im Felde wird die Kartoffelernte u. die Winterfaat bestellt, das Stoppelfeld
Smst. 2	Vollrad	Th. Schmid	6,31	5,27		6,21	
41. Woche.	B. Gichtbrüchtigen. Matth. 9, 1—8 — Epist.: Ephes. 4, 22—28						
Sonnt. 3	19. n. Trin. Erntefest. Gewalt	Die beiden Ewalde	6,33	5,25		6,10	
Mont. 4	Franz	Fr. v. Assisi	6,34	5,23	♌	7,6	
Dien. 5	Placidus	P. Carnej	6,36	5,20	♌	7,12	
Mitt. 6	Fides	Hch. Albert	6,38	5,18	♌	8,20	
Donn. 7	Amalia	Th. Beza	6,39	5,16	♍	9,30	
Freit. 8	Pelagia	R. Grosth.	6,41	5,14		10,41	
Smst. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,42	5,12		11,53	
42. Woche.	B. hochzeitlichen Kleide Ephes 5, 15—21.		Matth 22, 1—14 — Epist:				
Sonnt. 10	20. n. Trin. Gideon	J. Jonas	6,44	5,10		—	
Mont. 11	Burchard	Ul. Zwingli	6,46	5,8	♍	1,18 N	
Dien. 12	Maximil.	H. Bulling.	6,48	5,6	♍	2,39	
Mitt. 13	Colomann	Elisab. Fry	6,50	5,4	♎	4,1	
Donn. 14	Calixtus	Nic. Ridley	6,52	5,1	♎	5,24	
Freit. 15	Hedwig	Aurelia	6,53	5,0	♎	6,32	
Smst. 16	Gallus	Gallus	6,54	5,7	5,13 A	6,32	
43. Woche.	Von d. Königlichen Sohn Ephes. 6, 10—17.		Joh. 4, 47—54. — Epist:				
Sonnt. 17	21. n. Trin. Florentin	Auth. d. Ed. v. Nantes	6,56	5,5	6,1		
Mont. 18	Lucas Ev.	Lucas	6,57	5,3	6,11	♏	
Dien. 19	Ferdinand	Bruno	6,59	5,1	7,27	♏	
Mitt. 20	Wendelin	L. v. Avig.	7,1	4,59	8,19	♐	
Donn. 21	Ursula	Hilarion	7,2	4,57	10,11	♐	
Freit. 22	Cordula	Hedwig	7,3	4,55	11,24		
Smst. 23	Severinus	H. Martyn	7,5	4,53	—		
44. Woche.	Vom Schalksknecht Phil. 3, 1—11.		Matth. 18, 23—35. — Epist.:				
Sonnt. 24	22. n. Trin. Salome	Aretas. Westf. Friede	7,7	4,51	12,36 M		
Mont. 25	Crispinus	Joh. Heß	7,9	4,49	2,13		
Dien. 26	Amandus	Friedr. III. d. d. Pfalz	7,10	4,47	3,26	♑	
Mitt. 27	Sabina	Frument.	7,11	4,46	4,29	♑	
Donn. 28	Simon Jude	Sim. Jud.	7,13	4,44	5,21		
Freit. 29	Engelhard	Alfr. d. Gr.	7,15	4,42	7,8		
Smst. 30	Hartmann	Jac. Sturm	7,17	4,40	♑	4,42 A	
45. Woche.	Vom Zinsgroschen. Phil 3, 17—21		Matth 22, 15—22. — Epist.:				
Sonnt. 31	23. n. Trin. Wolfgang. Reform.-Fest	Luthers 95 Sätze	7,19	4,38	♑	5,9	

Psalm 106, 1. Danket dem Herrn; denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich

Es wird gedroschen, Flachs u. Hanf werden zum Spinnen vorgerichtet; mit d. Arbeiten am Obst wird fortgefahren; Eier werden für d. Winter gesammelt; Gemüse für d. Winter eingeschlagen. Im Felde wird die Kartoffelernte u. die Winterfaat bestellt, das Stoppelfeld

☽ **5 Uhr Nachm.**

umgestügt. In der zweiten Hälfte d. Monats werden d. Knollengewächse (Erdkohlrabi u. Dickrüben) ausgenommen und in Erdgruben, die vorläufig nur leicht gedeckt werden, begraben. In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und

☽ **12 Uhr Mittern.**

dann kräftig gewässert, außer bei eintretender Kälte u. Schneefall. Im Garten wer. en d. leeren Beete gedüngt und rauh umgegraben, die Spargelbeete m. Dünger, die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse mit Erde oder Laub gedeckt.

☾ **3 Uhr Nachm.**

Tageslänge:

Octbr. 6 11 St. 20 M.
16. 10 „ 43 „
26 10 „ 8 „

Nachtlänge:

Octbr. 6 12 St 40 M.
16. 13 „ 17 „
26. 13 „ 59 „

☽ **6 Uhr Morgens**

Bauern-Regel.

Bringt d. October viel Frost und Schnee
So kut Dir der Winter nicht allzu weh.

Wochentage.	Novbr. 1873	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.
Mont.	1 Aller Heilig.	All. Heilig.	6,30	4,17		5,10 A
Dien.	2 All. Seelen	Victorinus	6,32	4,15		6,24
Mitt.	3 Gottlieb	Pirmin	6,33	4,13		7,19
Donn.	4 Charlotte	J. A. Bengel	6,35	4,11		8,08
Freit	5 Blandina	Hans Eged	6,37	4,10		9,30
Smst.	6 Leonhard	Gust. Adolf	6,38	4,09		10,48

16. Woche. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26. — Epist.: Col. 1, 9—14

Sonnt.	7 24. n. Trin. Engelbert	Willibrord	7,40	4,07		—
Mont.	8 Gottfried	Willehad	7,42	4,05		12, M
Dien.	9 Theodorus	J. v. Staup.	7,44	4,04		1,22
Mitt.	10 Mart Luth.	Mart. Luth.	7,45	4,02		2,32
Donn.	11 Mart. B.	Mart. Bisch	7,47	4,01		4,17
Freit.	12 Jonas	Ph. v. Mor.	7,49	4,00		5,14
Smst.	13 Briccius	Arcadius	7,50	4,58		7,19

17. Woche. Vom Gräuel der Verwüstung. Matth 24, 15—28. — Epist: 1. Thes. 4, 13—18.

Sonnt.	14 25. n. Trin. Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,52	4,57	4,22 A	
Mont.	15 Leopold	J. Keppler	7,53	4,55	5,22	
Dien.	16 Ottomar	C. Creuzig.	7,55	4,54	6,22	
Mitt.	17 Hugo	Bernward	7,57	4,53	7,22	
Donn.	18 Gelasius	Gr. d. Erl.	7,58	4,52	9,18	
Freit.	19 Elisabeth	Elisabeth	7,59	4,51	10,42	
Smst.	20 Amos	J. Williams	8,01	4,50	—	

18. Woche. Vom jüngsten Gericht. Matth 25, 31—46. — Epist.: 2. Petri 3, 3—14.

Sonnt.	21 26. n. Trin. Feier z. Ged. d. Verstorb.	Columban.	8,02	4,49	12, M	
Mont.	22 Alphons	J. Oecol.	8,03	4,47	1,17	
Dien.	23 Clemens	Cl. v. Rom	8,05	4,46	2,22	
Mitt.	24 Chrysog.	Joh. Knox	8,07	4,45	3,11	
Donn.	25 Katharina	Katharina	8,09	4,44	4,22	
Freit.	26 Conrad	Conrad	8,10	4,43	6,25	
Smst.	27 Otto	M. Blaarer	8,12	4,42	7,19	

19. Woche. Von Christi Einzug in Jerusalem. Matth 21, 1—9 — Epist.: Röm. 13, 11—14.

Sonnt.	28 1. Advent Günther	M. Rousset	8,14	4,41	8,29	
Mont.	29 Eberhard	Saturnin.	8,15	4,41		4,21 A
Dien.	30 Andreas	Andreas	8,17	4,40		5,12 A

1. Petri 1, 24 u. 25. Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit.

Bauern-Regeln.

Fällt der erste Schnee in den Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

St. Martin und St. Andreas [30]
Sieht man lieber dürr als naß.

Haus-, Feld- und Garten-Kalender.

Es wird gedroschen, Sauerkrauteingeschnitten, auch schon geschlachtet. Die Ställe und Brunnen werden gegen Frost geschützt. Im Fel-

☽ **11 Uhr Vormit.**

de wird m d Umpflügen der Sommerfelder fortgefahren. Die Wiesen können gedüngt werden, beim Wässern ist Vorsicht anzuwenden. Im Garten können, so lange die Erde offen ist, junge Bäume gepflanzt werden. Die alten reinige u. bedünge man.

☽ **10 Uhr Vorm.**

Feine Spalierbäume, sowie Monats- u. veredelte Rosen werden m. Stroh umwickelt und eingebunden, d. Rosen auch wohl in die Erde eingelegt

☾ **2 Uhr Morgens.**

Tageslänge.

Nov 6. 9 St. 31 M
16 9 „ 0 „
26. 8 „ 34 „

Nachtlänge.

Nov. 6. 14 St. 29 M.
16. 15 „ 0 „
26. 15 „ 6 „

Bauern-Regel.

St. Martin [11]
Feuer in's Kamin!

☉ **1 Uhr Morgens**

Wochentage.	Dezbr. 1875.	Verbesserter Evang. Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang.
Mitt.	1 Arnold	Eligius	7,34	4,0		6,16 A
Donn.	2 Candidus	J. Ruysbr.	7,35	4,0	☾	7,26
Freit.	3 Caſſian	Gh. Groot	7,40	3,59		8,41
Smſt.	4 Barbara	Gh. v. Zütf.	7,41	3,59	♍	9,57

50. Woche. B. d. Zeichen des jüngſten Tags Luc. 21, 25—36. — Epiſt: Röm. 15, 4—13.

Sonnt.	5 2. Advent. Abigail	Crispina	7,43	3,58		11,12
Mont.	6 Nicolaus	Nicolaus	7,44	3,58	☾	—
Dien.	7 Agathon	C. Odont.; Ph Fr. Hiller	7,46	3,57	♎	12,28 M
Mitt.	8 Mar. Empf.	M. Rinkard	7,47	3,57	—	1,48
Donn.	9 Joachim	Ben. Schm.	7,48	3,56		3,12
Freit.	10 Judith	Paul Eber	7,49	3,56	♑	4,40
Smſt.	11 Damaſus	H. v. Zütph.	7,50	3,56		6,12

51. Woche. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11, 2—10. — Epiſt.: 1. Cor. 4, 1—5.

Sonnt.	12 3. Advent. Epimachus	C. Spirid. Bicelin	7,51	3,56		7,48
Mont.	13 Lucia	Odil.; Bert.	7,52	3,57	4,6 A	
Dien.	14 Nicaſius	Dioſcorus	7,52	3,57	5,23	☾
Mitt.	15 Johanna Thar.	Chriſtiana	7,52	3,57	6,34	♒
Donn.	16 Ananias	Adelheid	7,54	3,57	8,22	
Freit.	17 Lazarus	Sturm	7,55	3,57	9,46	♓
Smſt.	18 Chriſtoph	Veit L. v. Seckendorf	7,56	3,58	11,0	

52. Woche. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1, 19—28. — Epiſt.: Phil. 4, 4—7

Sonnt.	19 4. Advent. Abraham	Cl. v. Alex.	7,56	3,58	—	
Mont.	20 Abraham	Abraham	7,57	3,58	12,19 M	
Dien.	21 Thomas	Thomas	7,58	3,59	1,21	☾
Mitt.	22 Beata	H. M'Kail	7,58	3,00	2,42	♈
Donn.	23 Dagobert	A. du Bourg	7,00	4,0	3,58	
Freit.	24 Adam, Eva	Adam, Eva	7,00	4,0	5,1	
Smſt.	25 Heil. Chriſt	Chriſttag	7,00	4,1	6,18	

53. Woche. Von Simeon und Hanna. Luc. 2, 33—40. — Epiſt: Gal. 4, 1—7

Sonnt.	26 1. Chriſtfs. Stephanus	Stephan.	8,0	4,1	7,1	
Mont.	27 Joh. Ev.	Johannes	8,0	4,2	☾	
Dien.	28 Unſch. Kind	Unſch. Kind	8,0	4,2	♉	4,8 A
Mitt.	29 Jonathan	David	8,0	4,2		5,11
Donn.	30 David	Chriſtian v. Würtemberg	8,0	4,3		6,21
Freit.	31 Sylveſter	J. Vicleſ	8,0	4,3	♉	7,40

1. Thimoth 1, 15. Das iſt je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Chriſtus Jeſus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen, unter welchen ich der vornehmſte bin.

Haus-, Feld- und Garten-Kalender.

Es wird gedroſchen, geſchlachtet, gebonnert; Alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Im Felde kann bei milder Witterung n. gepflügt werden; ſonſt wird Material z. Compoſthaufen beigefahren. Im Garten beſſert man die Epa-

☽ 3 Uhr Morgens

liere aus u. gibt ſchwachen Stämmchen Pfähle und neue Bänder.

☽ 9 Uhr Abends

Tageslänge.

Dez. 6. 8 St. 14 M.
16. 8 „ 3 „
26. 8 „ 10 „

Nachtlänge.

Dez. 6. 15 St. 46 M.
16. 15 „ 57 „
26. 15 „ 50 „

☾ 4 Uhr Nachm.

Bauern-Regeln.

Dezember kalt mit Schnee,
Gibt Korn auf jeder Höh'.

Grüne Weihnachten,
Weiße Ostern.

☽ 8 Uhr Abends

Muthmassliche Witterung während des Jahres 1875.

nach Abt Knauer's hundertjährigem Kalender, für deren richtiges Eintreffen die Spinnstube aber um so weniger garantiren kann, da Abt Knauer selbst sagt, „daß kluge Hausväter sich wohl hüten werden, auf die Sätze, die in diesen Tagen vorkommen, als auf Vorschriften, zu achten."

Januar: Dieser Monat ist trocken, nicht zu kalt.

Februar: Schön lustig im Anfang. Den 12. bis 18. Schnee und Wind, hernach bis zum Ende überaus kalt.

März: Fängt an mit kaltem Wetter; des Morgens und des Abends thauet es. Den 8. und 9. Regen und Schnee unter einander. Den 10. bis 21. kalt. Darauf trüb und Regen.

April: Fängt sehr schön an, bis den 6., da es regnet, kieselt und darauf gefriert, bald darauf veränderlich und ungeschlacht bis zum Ende.

Mai: Den 2. ganz schön und warm: bis auf den 22. ist bisweilen Donner und Gewitter, warm und fruchtbar; den 23. trüb und unlustig; den 24. bis 26. trüb und rieseln; bis zu Ende kalt. Wenn der Weinstock nicht wohl mit Laub versehen, erfriert er.

Juni: Hat Anfangs Reif und rauhe Luft bis zu dem 8., darauf schön warm bis zu dem 11., da es schauerlich ist mit Regen und Wind. Den 24. Reif, darauf hitzig und warm Wetter, zu Ende vermischt.

Juli: Fängt an mit kühl Wetter bis den 9., da es Tages heiß und des Nachts kühl ist bis den 12. 13. 14. große Dürre bis zum Ende.

August: Fängt an mit warmem Wetter, danach unlustig bis den 11., da schön Wetter anfängt, welches währet bis den 30. Hernach ungestüm bis zum Ende.

September: Fängt an mit unluftigem Wetter und Regen bis den 10. Dann schön Wetter bis den 14. Darnach 8 Tage Regen, 3 Tage wieder schön; den 21. Regen bis den 25. Darnach schön bis zum Ende.

October: Fängt mit schönem Wetter an bis auf den 8., da sich trübes Wetter einstellt. Den 14. u. 15. schöne lustige Zeit; den 17. gibt es Reif; den 18. gefriert es; vom 19. bis 21. Nachmittags allezeit schön, warm; den 27. bis zu Ende trüb.

November: Fängt mit schönem Wetter an, bis den 7., da Regen einfällt. Vom 10. bis 19. Schnee, 3 Tage schön, danach unlustige Zeit bis zum Ende.

Dezember: Fängt an mit unlustigem Wetter, währt mit Nebel und Schnee bis den 10., da es trocken bis den 13. rauh und frostig bis den 28., da es regnet; den 30. und 31. fein Wetter.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Rast!

Die neuen **Reichsmünzen** werden sein:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	1⅓	bisher	Pfennig.
	2 Pfennige	=	2⅔	„	„
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	⅓ Mark	=	2	„	„
	½ Mark	=	5	„	„
	1 Mark	=	10	„	„
	2 Mark	=	20	„	„
	5 Mark	=	1 Thlr.	20	Ngr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 „	20	„
	10 Mark	=	3 „	10	„
	20 Mark	=	6 „	20	„

Da die Nickelmünzen, solange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längen-Maße.

1 **Meter** (Stab) = $^{1}/_{10}$ Ruthe = $3^{1}/_{3}$ rheinl. Fuß = $1^{1}/_{2}$ berl. Elle, geschrieben: m.

10 Meter sind ein **Dekame er oder Kette** = 32 Fuß, geschrieben: Dm.

100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^{2}/_{3}$ Ruthen = 320 Fuß, geschrieben: Hm.

1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^{3}/_{4}$ preußische Meile, geschrieben: Km.

$^{1}/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^{7}/_{8}$ Zoll, geschrieben: dm.

$^{1}/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter oder Neuzoll** = $^{9}/_{10}$ Zoll, geschrieben: cm.

$^{1}/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter oder Strich** = $^{11}/_{12}$ Linien, geschrieben: mm.

B. Flächen oder Quadratmaße.

1 □ Meter = $^1/_{14}$ □ Ruthe.
100 □ Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □ Ruthen = $^1/_{30}$ per Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar**.
Die Theile des □ Meter sind wie bei den Längenmaße: □ Decimeter, □ Centimeter, □ Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß
1 Kubikcentim. = $^1/_{10}$ Kubikzoll
1 Kubikmillim. = $^1/_{21}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^9/_{100}$ Kubikruthe
1 Kubikm. = $^9/_{10}$ Schachtruthe
1 Kubikmeter = $^9/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform.)

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^7/_{16}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^4/_5$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{12}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^2/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^2/_3$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform.)

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^7/_8$ Quart.
$^1/_2$ Liter ist ein **Schoppen**.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^4/_5$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein Kiloliter = $7^9/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^2/_3$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = ein **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^1/_3$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 2000 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth).
$^1/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm**.
$^1/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^1/_{10}$ Decigramm.
$^1/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^1/_{10}$ Centigramm.

Regenten-Tafel.

Anhalt

Herzog Friedrich, geb. 29. April 1831; Regierungsantritt 22. Mai 1871; vermählt 22. April 1854 mit Antoinette, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geb. 17. April 1838.

Baden

Großherzog Friedrich, geb. 9. Sept. 1826, übernahm als Prinz-Regent die Regierung am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. September 1856; vermählt am 20. Sept. 1856 mit Louise, Prinzessin-Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, geb. 3. Dec. 1838.

Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845; Regierungsantritt 10. März 1864.

Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835; Regierungsantritt 10. Dec. 1865; vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich, geb. 23. August 1836.

Brasilien

Kaiser Dom Pedro II., geb. 2. Dec. 1825; Regierungsantritt 7. April 1831; vermählt 4. Sept. 1843 mit Therese, Prinzessin von Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806; Regierungsantritt 25. April 1831.

Dänemark

König Christian IX., aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 8. April 1818; Regierungsantritt 15. Nov. 1863; vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Sept. 1817.

Deutsches Reich

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geb. 22. März 1797; zum deutschen Kaiser proclamirt am 18. Januar 1871; vermählt mit Augusta, Prinzessin von Sachsen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811.

Donaufürstenthümer (Moldau u. Walachei) oder Rumänien

Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürsten von Rumänien proclamirt am 30. März 1866 und am 24. Oct. 1866 von Seiten der Pforte anerkannt; vermählt 15. Nov. 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. Dec. 1843.

Griechenland

Georg I., **König der Hellenen,** aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg Glücksburg, geb. 24. Dec. 1845, zum König proclamirt 6 Juni 1863; vermählt 27. October 1867 mit Großfürstin Olga von Rußland, geb. 3. Sept. (22. August) 1851.

Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819; Regierungsantritt 20. Juni 1837; Wittwe seit dem 14. Dec. 1861 von Albert, Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha.

Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig III., geb. 9. Juni 1806; Regierungsantritt 16. Juni 1848; Wittwer seit dem 25. Mai 1862 von Mathilde, Prinzessin von Bayern.

Italien

König Victor Emanuel II., geb. 14. März 1820; Regierungsantritt in Sardinien 23. März 1849; nahm am 17. März 1861 den Titel König von Italien an; Wittwer seit 20. Januar 1855 von Adelheid, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich.

Lichtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Oct. 1840; Regierungsantritt 12. Nov. 1858.

Lippe-Detmold

Fürst Leopold, geb. 1. Sept. 1821; Regierungsantritt 1. Januar 1851; vermählt 17. April 1852 mit Elisabeth, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1. Oct. 1833.

Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823; Regierungsantritt 7. März 1842; vermählt (3.) 4. Juli 1868 mit Marie, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oct. 1819; Regierungsantritt 6. Sept. 1860; vermählt 28. Juni 1843 mit Auguste, Prinzessin von Großbritannien, geb. 19. Juli 1822.

Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dec. 1818; Regierungsantritt 20. Juni 1856; Wittwer seit 10. Februar 1864 von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

Montenegro

Fürst Nikolaus I., geb. 1840; Regierungsantritt 14. August 1860.

Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817; Regierungsantritt 17. März 1849; vermählt 18. Juni 1839 mit Prinzessin Sophie, Tochter des verstorbenen Königs von Württemberg, geb. 17. Juni 1818.

Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830; Regierungsantritt 2. Dec. 1848; vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, geb. 24. Dec. 1837.

Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827; Regierungsantritt 27. Februar 1853; vermählt 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oct. 1838; Regierungsantritt 11. Nov. 1861; vermählt 27. Sept. 1862 mit Prinzessin Maria Pia, Tochter des Königs Victor Emanuel, geb. 16. Oct. 1847.

Preußen

König Wilhelm I., geb. 22. März 1797; Regierungsantritt 2. Jan. 1861; im Uebrigen s. unter „Deutsches Reich".

Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846; Regierungsantritt unter mütterlicher Vormundschaft 8. Nov. 1859, persönlich am 28. März 1867; vermählt 8. Oct. 1872 mit Prinzessin Ida, Tochter des Fürsten von Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832; Regierungsantritt 11. Juli 1867; vermählt 6. Febr. 1858 mit Luise Agnes, Herzogin zu Württemberg, geb. 13. Oct. 1835.

Rußland

Kaiser Alexander II., geb. 29./17. April 1818; Regierungsantritt 2./März 18. Febr. 1855; vermählt 28./16. April 1841 mit Maria, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, geb. 8. August 1824.

Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828; Regierungsantritt 29. Oct. 1873; vermählt 18. Juni 1853 mit Carola, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826; Regierungsantritt 3. August 1853; vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Prinzessin von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818; Regierungsantritt 29. Jan. 1844; vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Prinzessin von Baden, geb. 6. Dec. 1820.

Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826; Regierungsantritt 20. Sept. 1866; Wittwer seit 10. Febr. 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg.

Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818; Regierungsantritt 8. Juli 1853; vermählt 8. Oct. 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande, geb. 8. April 1824.

Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817; Regierungsantritt 21. Nov. 1860; vermählt 25. Oct. 1844 mit Hermine, Prinzessin von Waldeck, geb. 29. Sept. 1827.

Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Nov. 1838; Regierungsantritt am 26. Nov. 1869.

Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günther, geb. 24. Sept. 1801; Regierungsantritt 3. Sept. 1835; vermählt (2) seit dem 29. Mai 1835 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1814; geschieden 5. Mai 1852.

Schweden und Norwegen

Oskar II. Friedrich, geb. 21. Januar 1829; Regierungsantritt 18. Sept. 1872; vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Prinzessin von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch IV., geb. 22. Aug. 1856; am 2. Juli 1868 erwählt und am 30. Juli durch Berat der Pforte bestätigt.

Türkei

Großsultan Abdul-Aziz, geb. 9. Febr. 1830; Regierungsantritt 25. Juni 1861.

Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831; zur Selbstregierung gelangt 17. Aug. 1852; vermählt 26. Sept. 1853 mit Helene, Prinzessin von Nassau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg

König Karl I., geb. 6. März 1823; Regierungsantritt 25. Juni 1864; vermählt 13. Juli 1846 mit Olga, Großfürstin von Rußland, geb. 11. Sept./30. Aug. 1822.

Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

So darf ich alſo wieder einmal ſchreiben durch Gottes Gnade, die bis hierher geholfen hat, und unter dieſem alten gewohnten Gruße die freundlichen Leſer herzlich willkommen heißen in der Spinnſtube.

„Dreißigſter Jahrgang“ ſteht diesmal da vorne auf dem Titelblatte. Das gibt was zu denken für die lieben Leſer ſo gut wie für mich ſelber. Auf dreißig Jahre ſchätzt man gewöhnlich durchſchnittlich ein Menſchenalter, und mit dem dreißigſten Lebensjahre beginnt im Leben des Einzelnen nach der gemeinen Rede das rechte Mannesalter.

Wenn nun ſolch ein Büchlein wie die Spinnſtube ein ganzes Menſchenalter hindurch ſeinen Umgang halten darf, und zwar ohne jede Unterbrechung Jahr um Jahr trotz Aufruhrs- und Kriegszeiten, trotz Mißernten und Geſchäftsſtockungen (und das Alles iſt ja ſeit 1845, theil-

weise sogar in mehrfacher Wiederholung, vorgekommen!); wenn es sowohl im alten deutschen Vaterlande, als auch in dem neuen Deutschlande, welches jenseits des Weltmeers sich je länger je mehr bildet, stets so viel Häuser und Herzen gefunden hat, die ihm Aufnahme gewährten, daß es jedes Jahr mit Freudigkeit ausgeschickt werden konnte: so darf doch gewiß angenommen werden, daß dasselbe mit seiner Art und Weise einem wirklichen Bedürfnisse entgegen kommt, und daß der Herr, in dessen Händen wie die Schicksale der Menschen so auch die der Bücher stehen, diese Art und Weise für eine solche ansieht, die etwas wirken kann zu Seiner Ehre wie zu Nutz und Heil der Leser, für die er darum dem Büchlein eine so offene Bahn gemacht und es auch nach dem Tode ihres Begründers am Leben erhalten hat.

Gereicht das nun auf der Einen Seite mir, der ich die Fortsetzung der Spinnstube in die Hand nehmen mußte, zu großer Stärkung bei der schweren, verantwortungsvollen Aufgabe, die jeder Herausgeber eines Volksbuches übernimmt, und deren er sich fort und fort mit hohem Ernste bewußt bleiben muß; gereicht es gewiß ebenso den lieben Mitarbeitern zur Stärkung und zur Freude, die in den letzten Jahren mit ihren Beiträgen die Spinnstube füllen halfen: so dürfen doch auf der anderen Seite die freundlichen Leser sich deß freuen und daran gewiß werden, daß ihre Theilnahme an der Spinnstube, wodurch sie zum Fortbestehen derselben treulich mitgeholfen haben, doch wohl keine ganz ungerechtfertigte gewesen ist. Und wissen sie dabei von dieser oder jener guten Stunde, von diesem oder jenem Segen zu sagen, die ihnen durch die Spinnstube geworden sind, so werden sie mit mir gerne dem Herrn die Ehre geben, welcher in allerlei Weise, auch durch die kleinsten, unscheinbarsten Mittel, Segen zu stiften weiß.

Möchte es nur unter Seinem Beistande allen Mitarbeitern an der Spinnstube gelingen, jetzt, wo das Büchlein in seine Mannesjahre eintritt, demselben dazu zu helfen, daß es immer männlicher, immer kräftiger und entschiedener seinen Weg geht, den Weg, welchen es verschiedentlich, auch in dem Vorworte zum vorigen Jahr-

gange wieder, als den seinigen bezeichnet hat, und welchen ihm der Gruß, den es an der Spitze trägt, vorzeichnet, den Weg, auf welchem es ihm zwar an Widerspruch und Verdächtigung nicht fehlen wird, auf welchem es ihm aber allein möglich werden kann, die Aufgabe, welche es sich stellt, zu lösen, nämlich an seinen bescheidenen Theile mitzuhelfen, daß das wahre Wohl des deutschen Volkes gefördert werde! Möchten es immer edlere und reifere Früchte sein, die die Spinnstube ihren Lesern darreicht!

Möchten denn aber auch sie, die lieben Leser und Freunde der Spinnstube, die Freundschaft, welche sie dem Büchlein während seines Heranwachsens zum Mannesalter geschenkt, Viele, wie ich weiß, in ununterbrochener Fortdauer, ihm nun auch in sein Mannesalter hinein folgen und es an der freundlichen Nachsicht nicht fehlen lassen, welche auch mit Schwächen und Gebrechen Geduld trägt, die der gute Wille nicht zu überwinden vermochte!

Dieser Wunsch und diese Bitte drängt sich mir gerade jetzt besonders auf, wo die Spinnstube, wie sie bereits in dem Schlußworte zum vorigen Jahrgange angekündigt hat, in einen neuen Verlag übergegangen ist, und, in ihrer äußeren Erscheinung wenigstens, für die lange gewöhnten Augen hier und da etwas Fremdes zeigen möchte. Denn in Bezug auf den Inhalt, sowie auf dessen Sinn und Geist werden hoffentlich die lieben Leser keine andere Umwandlung erkennen als die, welche von wachsender Sorgfalt für das Büchlein Zeugniß gibt.

Aber wir hoffen, mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die Aenderung in der äußeren Ausstattung der Spinnstube, derselben in den Augen der lieben Leser auch nichts weniger als schaden wird, und daß sie Zeugniß davon gibt, wie der neue Herr Verleger dem Büchlein eine liebevolle Sorgfalt entgegen bringt. Vor Allem wird es mit Freude begrüßt werden, daß wieder, wie in früheren Jahren, ein Kalender beigegben ist, und hoffen wir, daß mancher Freund der Spinnstube, welcher ihr wegen des Mangels eines Kalenders in den letzten Jahren den Zugang zu sich versagt hatte, ihr jetzt denselben wieder gestatten wird.

Und so denn noch einmal den alten, trauten Willkommsruf:

Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wie ich nun aber nachlese, was ich im vorigen Jahre unter diesem Gruße geschrieben, finde ich, daß ich dort eine Zusage gemacht habe, die ihre Erfüllung erheischt.

Als ich da nämlich von dem beklagenswerthen Mißverhältnisse redete, welches gegenwärtig zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herrscht und zu einer immer ärgeren Kluft sich zu vertiefen droht, die diese beiden so eng zusammengehörigen und so nothwendig auf einander angewiesenen Stände von einander trennt, da konnte ich es rühmend hervorheben, daß dieses Mißverhältniß in Gegenden mit vorherrschend ländlicher Bevölkerung bis jetzt noch am wenigsten hervortrete, und daß da nur insofern ein Mißverhältniß bestehe, als die Arbeitgeber keine Hände finden konnten für die Arbeit, welche sie zu thun haben, weil die arbeitsfähigen Hände sich lieber der Fabrikarbeit zuwenden, die sie freilich oft sehr ferne von der Heimath suchen müssen.

Wenn ich denn jetzt der damals gegebenen Zusage gemäß versuchen will, nachzuweisen, wie viel Unsegen durch solches Arbeitsuchen in der Ferne in die ländlichen Verhältnisse hineingetragen wird — wobei mir die unmittelbare eigene Anschauung und Erfahrung zur Seite steht — so bin ich gewiß, damit einer recht brennenden Zeitfrage nahe zu treten. Denn jemehr sich die Standesunterschiede und die darin offenbar werdenden oft so schneidenden Gegensätze zuspitzen, je mehr der böse Geist gegenseitigen Mißtrauens und Hasses sich entwickelt, welcher da fast unausbleiblich kommen muß, wo diese Gegensätze in nächster Nähe einander gegenüber gestellt sind, und wo das Licht des Evangeliums zu schwach brennt, oder zu viele Hindernisse in den Herzen findet, um auch auf diese Gegensätze sein verklärendes Licht zu werfen und sie im Geiste der Liebe zu versöhnen, als eine desto brennendere Zeitfrage muß es erscheinen, den bösen Geist der Zwietracht da ferne zu halten, wo er noch keinen Eingang hat finden

können, und die warnende Stimme zu erheben, ehe die Warnung zu spät kommt.

Und noch einmal sei es mit Dank und Freude gesagt: in den Gegenden mit vorherrschend ländlicher Bevölkerung hat ja im Großen und Ganzen dieser böse Geist bis jetzt noch keine Stätte gefunden. Da herrscht noch vielfach das alte schöne Verhältniß, welches Arbeitgeber und Arbeitnehmer ohne jeden äußeren Zwang an einander knüpft, und Fälle, worin das Band zwischen Beiden bereits eine Dauer von zehn, zwanzig, dreißig Jahren gewonnen hat, kommen wenigstens noch vor, wenn sie auch nachgerade anfangen, zu den Seltenheiten zu gehören. Denn auch da reißt allmählich immer mehr die Wanderlust ein, welche, mit der heimischen Arbeit nicht zufrieden, Arbeit in der Fremde sucht. Und darin liegt ohne Zweifel eine große Gefahr: das wird zur trüben Quelle eines unberechenbaren Unsegens.

Die Landwirthschaft selber, diese unentbehrliche Grundlage eines festen, wohlgeordneten Staatswesens und eines soliden Volkswohlstandes, wird freilich bei dem Mangel an arbeitenden Händen auf die Dauer kaum Noth leiden. Man wird immer mehr dazu kommen, die fehlenden Hände durch Maschinen zu ersetzen, wo es nur irgend angeht. Man wird von Seiten des Staates der Landwirthschaft jede mögliche Erleichterung und Förderung zu Theil werden lassen. — D'rum möchte ich auch von vorne herein den Verdacht von mir abweisen, als wäre das Nachfolgende zum Vortheile der ländlichen Arbeitgeber geschrieben, und damit ein einseitiger Nothruf zu deren Gunsten beabsichtigt. Können dieselben auch vorübergehend in recht unangenehme Verlegenheiten und in recht mißliche Lagen dadurch kommen, so bringt die Wanderlust doch zweifellos den größten Unsegen in die Kreise der ländlichen Arbeitnehmer.

Auf den ersten Blick scheint das zwar durchaus nicht so zu sein. Im Gegentheile, wenn man sich um die einschlagenden Verhältnisse bekümmert und seine große Bedenken geltend macht, so werden Einem gewöhnlich eine Reihe von Fällen entgegengehalten, in welchen durch die auswärts gesuchte und gefundene lohnendere Arbeit nicht

blos einzelne Familien, sondern auch ganze Ortschaften in Bezug auf ihre äußeren Verhältnisse gar sehr vorangekommen seien; und selbst einsichtige Leute glauben, sich darüber nur freuen zu können. Und gewiß, welcher Menschenfreund wollte sich nicht freuen, wenn er sieht, wie da und dort ein Einzelner oder auch ganze Ortschaften sich den drückenden Banden der Armuth entwinden und für das mühselige, sorgenvolle Dasein, welches sie bisher gehabt, ein weniger beschwerliches und sorgenvolles eintauschen? Aber gleichwohl kann man, wenn man der Sache tiefer auf den Grund geht, die Wanderlust unter der ländlichen Bevölkerung nur auf das Tiefste beklagen und darin nichts Anderes als eine Quelle des Unheils und des Verderbens erblicken.

Schon das, wodurch sie hervorgerufen wird, ist ja etwas tief zu Beklagendes, nämlich die leidige Lohnsucht, das Rennen und Jagen nach Geld und Gut, und zwar nach möglichst leicht und mühelos zu erwerbendem.

Wer macht denn den größten Theil der Fortwandernden aus? Etwa die guten Familienväter, welche von wirklicher Noth gedrückt sind, und in deren Mund die Klage eine Wahrheit sein mag: „ich kann bei den so hoch gestiegenen Preisen aller Lebensbedürfnisse auch mit der angestrengtesten Arbeit und dem treuesten Fleiße hier nicht erschwingen, was ich für mich und die Meinigen zur Noth gebrauche!“? — oder die guten treuen Söhne, welche aus kindlicher Liebe der Heimath Valet sagen, um durch die draußen zu findenden höheren Löhne ihrer darbenden Familie eine Stütze werden zu können? — Bei Weitem nicht. Die große Mehrzahl besteht in jungen Burschen, die oft eben erst die Schule verlassen haben, und dann, nicht selten zum großen Leidwesen ihrer Eltern, welche sie daheim recht nöthig hätten, in die Ferne ziehen, gelockt von dem vielen Geld, das dort zu verdienen ist, und von dem freien, lustigen Leben, welches sie sich damit nach den Schilderungen von Kameraden, die es bereits versucht haben, dort machen können, und leicht genug losgelassen entweder von der elterlichen Schwachheit, die es versäumt hat, dem Bübchen bei Zeiten einzuprägen, wessen Wille im Hause der maßgebende ist, und die dann nachher keine

Macht mehr hat, dem ungeberdigen, trotzenden Buben die Stange zu halten, oder aber von der elterlichen Blindheit, die das eigene Kind für ein Tugendmuster hält und von den Gefahren, welche ihm draußen in dem ungebundenen und unbewachten Leben für Leib und Seele drohen, für dasselbe nichts glaubt befürchten zu dürfen, oder endlich wohl gar von dem elterlichen Geize, der sich durch den hohen Lohn des Kindes selbst zu bereichern trachtet.

Nun ist ja freilich diese Sucht nach hohem Lohne und nach dem damit zu gewinnenden genußreichen Leben keineswegs Etwas, wodurch sich in besonderem Maße gerade die ländliche Bevölkerung auszeichnete; es ist dieselbe vielmehr der böse Geist, welcher in den letzten Jahr n unser ganzes Volksleben vergiftet hat, und welcher, nachdem er in den höheren Lebenskreisen eine zahllose Summe von Familienglück geopfert, allmählig in breitem Strome auch in die ländliche Bevölkerung eingedrungen ist und den guten Geist der Zufriedenheit und Genügsamkeit auch dort weggeschwemmt hat, wo derselbe bislang noch seine stille Zufluchtsstätte gehabt hatte.

Aber wer müßte nicht einsehen und fühlen, wie beklagenswerth dies ist, und wie bei längerer Herrschaft und weiterem Umsichgreifen dieses bösen Geistes die Volkswohlfahrt nothwendig zu Grunde gehen muß, deren sicheres Fundament ja doch kein anderes sein kann, als das alte Gotteswort: „es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen" — und daneben das goldene Sprüchlein: „bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit"?

Sehen wir nun aber einmal zu, ob denn diese Lohnsucht durch das Auswandern nach den Fabrikgegenden wirklich die gewünschte Befriedigung findet, und den gewünschten Zweck erreicht, den nämlich: schnell voran zu kommen und reich zu werden!

Hohe Löhne, ja die werden allerdings in den Fabrikgegenden gezahlt, unverhältnißmäßig höhere, als sie die Landwirthschaft ertragen kann, obschon die durch den schwindelhaften Aufschwung der Industrie, sowie durch die zahlreichen Arbeitseinstellungen so hoch getriebenen Lohnsätze sich in der neueren Zeit bereits starke Ermäßigungen haben gefallen lassen müssen.

Allein wer in dem Wahne nach den Fabrikgegenden zieht, diese hohen Löhne seien durch geringe, leichte Arbeit zu gewinnen, wird sich in den meisten Fällen schwer getäuscht finden. Tausende würden, wenn sie daheim dieselbe Arbeitskraft und denselben Fleiß hätten einsetzen wollen, welche die Fabrikarbeit in Anspruch nimmt, auch ohne Auswanderung und die damit verbundenen Beschwerden und Uebelstände einen lohnenden Verdienst haben finden können.

Je mehr Arbeitskraft aber die Fabrikarbeit verzehrt, desto mehr ist der Arbeiter genöthigt, durch reichliche Nahrung, welche er sich gönnt, die verbrauchte Kraft zu ersetzen, wenn er nicht bald gänzlich abgearbeitet sein will, oder aber, wie es leider so Viele machen, durch die künstlichen Reizmittel geistiger Getränke die übrig bleibende Kraft so aufzustacheln, daß sie eine Zeit lang vorhält, um dann freilich mit Einem Male ganz zu erlahmen. Und gerade diejenigen Arbeiter, welche aus ländlichen Bezirken herkommen und an die Arbeit in gesunder, frischer Luft gewöhnt sind, kommen erfahrungsmäßig am ersten dazu, ihren Kräften, welche bei der ungewöhnten Beschäftigung in geschlossenen Fabrikräumen sehr schnell dahinschwinden, und ihrer bald wankenden Gesundheit durch solche künstliche Reizmittel, besonders durch den verderblichen Branntwein, aufhelfen zu wollen.

Wenn man nun die hohen Preise der Lebensmittel in Anschlag bringt, wie sie ja überall sich finden, wo große Menschenmassen zusammen strömen, deren Verbrauch durch Einfuhr aus der Ferne gedeckt werden muß, und auf deren Geldbeutel die gewissenloseste Speculation um die Wette sündigt; wenn man zumal in Anschlag bringt, wie der zum Lebensbedürfnisse gemachte Genuß geistiger Getränke von Tag zu Tage sich steigern muß, wenn er auf die immer stumpfer werdenden Nerven und Muskeln die gewünschte Wirkung hervorbringen soll: dann läßt sich ja schon daraus leicht berechnen, welchen Abzug die hohen Löhne nur durch das tägliche Bedürfniß erleiden müssen. Wo aber dennoch Einzelne im Stande sind, größere Beträge zu ersparen und nach Hause zu schicken, da führen sie entweder ein so ärmliches Leben, daß sie

die schwere Arbeit nur auf kurze Zeit auszuhalten vermögen und dann mit siechem, entkräfteten Körper heimkehren müssen, oder aber sie bringen es dadurch fertig, daß sie sich aus der Heimath den hauptsächlichsten Theil ihrer Nahrungsmittel zuschicken lassen und ihre Angehörigen nöthigen, für die Anschaffung der Lebensmittel und das erwachsende Porto einen guten Theil des übersandten Geldes wieder auszugeben, so daß der hohe Gewinn aus ihrer Arbeit wirklich nur ein scheinbarer ist.

Wenn man aber gar die Macht der Verführung in Anschlag bringt, welche, zumal bei der Jugend so groß ist, und in dem täglichen Zusammenleben so vieler gleichaltriger Kameraden von der verschiedensten Gesinnung, in dem ausschließlichen Wirthshausleben während der arbeitsfreien Zeit, in dem völligen Mangel jeder Beaufsichtigung und Zucht außerhalb der Arbeitsräume einen so überaus fruchtbaren Boden findet, wie könnte man sich dann wundern, daß eine große Zahl besonders der jugendlichen Fabrikgänger nicht nur von ihrem hohen Lohne nichts übrig behält, um es nach Hause zu schicken, sondern auch noch in Schulden hineingeräth, die hintennach die Eltern und Angehörigen daheim bezahlen müssen, wenn sie ihr Kind wiederhaben und es nicht in den Händen wucherischer Blutsauger lassen wollen, die ihm wahre Sclavenketten angelegt haben!

In Summa: das Rennen und Jagen nach den hohen Löhnen in der Ferne führt in den allerseltensten Fällen zu dem gewünschten Ziele eines rascheren äußeren Fortkommens und einer gesicherteren Lebensstellung, viel öfter aber zum geraden Gegentheile und jedenfalls zu einer Fülle von Unsegen, zu welcher das vielleicht wirklich gewonnene Geld und Gut in gar keinem Verhältnisse steht.

Bleiben wir einmal zunächst wieder bei den jungen Leuten stehen, und zwar bei Denen, die schon sogleich nach der Schulentlassung auf Fabrikarbeit ausgehen oder von ihren gewissenlosen, verblendeten Eltern ausgesandt werden. Immer Fabrikarbeiter bleiben können und wollen die Allerwenigsten. Die Meisten kehren nach so und so viel Jahren in die Heimath zurück; vielleicht nach sehr wenigen schon als armselige Krüppel, zu denen sie sich

gearbeitet oder durch Unvorsichtigkeit an den Maschinen gemacht haben, vielleicht aber auch erst nach einer längeren Reihe von Jahren, falls ihr Körper kräftig genug war, unter der Arbeitslast nicht zu erliegen und — falls sie kein „Unglück gehabt haben."

Allein wie kehren sie zurück? In hundert Fällen wenigstens neunzig Mal als völlig verdorbene Menschen, verdorben für ihren irdischen, und noch gründlicher verdorben für ihren himmlischen Beruf.

Die Landwirthschaft, zu welcher sie nun wieder zurückkehren sollen, haben sie nicht gelernt, auch keine Lust mehr, sie gründlich zu erlernen, und bleiben deßhalb, wenn sie durch ihre Verhältnisse genöthigt sind, dabei zu verbleiben, Zeitlebens Stümper, bei denen es statt voran, rückwärts geht. Die Anderen, deren zu Hause kein Ackergütchen wartet, möchten jetzt ein Handwerk treiben, aber sie haben keines gelernt, werden auch durch die gewöhnlich bald eintretende militärische Dienstpflichtigkeit gehindert, jetzt noch eines zu erlernen und sich darin die Geschicklichkeit zu erwerben, die einmal heutzutage ein Handwerker nothwendig besitzen muß, wenn er mit Ehren durch die Welt kommen will: — was bleibt ihnen also übrig, wenn sie ihrer Militärpflicht genügt haben? — Sie müssen Taglöhner werden. Aber dann geschieht es, daß sie nur schwer Tagearbeit finden, weil Jedermann Bedenken trägt, sie zu nehmen. So geschickte Fabrikarbeiter sie auch gewesen sein mögen, von anderer, besonders landwirthschaftlicher Arbeit, verstehen sie nichts und können nur arbeiten, worauf sie, wie man zu sagen pflegt, mit der Nase gestoßen werden.

Wenn nun aber beim Tagelöhner der Tagelohn nicht ausreicht, das flotte Leben, welches er vordem geführt, auch jetzt noch weiter zu führen; wenn es bei dem unverständigen Bäuerchen, das seinen Acker nicht gehörig bewirthschaften kann, nirgends reichen will mit den Einnahmen, und das lustige Leben von früher, das es sich nicht ganz abgewöhnen kann, auch von den geringen Einnahmen noch ein gutes Stück verzehrt und im Wirthshause sitzen läßt: kann es dann ausbleiben, daß jener finstere Geist des Mißmuths und der Unzufriedenheit

immer mehr bei ihnen einreißt, der nicht bloß ihnen selbst das Leben verbittert, sondern sie auch für die Ihrigen, ja für das ganze Dorf zu einer wahren Plage macht? Und haben sie schon in früher Jugend die sauberen Lehren der sogenannten „Arbeiterführer" (Verführer heißt es wohl richtiger?) eingesogen, sind sie mit dem Gifte des Hasses gegen die Besitzenden, ja gegen alle bürgerliche und staatliche Ordnung reichlich getränkt worden, kann es dann ausbleiben, daß sie sogar zu gefährlichen Menschen werden, die zu Lug und Trug und Diebstahl nur zu leicht bereit sind, ja selbst vorkommenden Falles ein Menschenleben nur gering anschlagen und an demselben die Fertigkeit im Gebrauche des Messers und und des Todtschlägers erproben, welche sie sich dereinst erworben haben?

Und wer da weiß, in welchem Ansehen im Allgemeinen diejenigen Leute bei der ländlichen Bevölkerung stehen, und wie vorab die unverständige Jugend sich an Solchen ein Vorbild meint nehmen zu müssen, welche in der Welt ein wenig herumgekommen sind, der wird nicht in Zweifel darüber sein können, welche Gefahr der Verführung von solchen Bewanderten für ganze Generationen ausgeht, wie sie den Geist der Rohheit und Zuchtlosigkeit, der Feindschaft gegen alles Heilige und Göttliche einzubürgern im Stande sind.

Wie sieht es aber bei den Familienvätern aus, die die Heimath verlassen und nach größerem Verdienst ausgehen in der guten Absicht, für sich und die Ihrigen bessere Verhältnisse zu erringen?

Nun wir wollen den allerbesten Fall annehmen, daß es ihnen nämlich durch angestrengten Fleiß und peinliche Sparsamkeit wirklich gelingt, ein für ihre Wünsche ausreichendes Vermögen zu erwerben, daß sie auch mit ungebrochener Gesundheit, mit geraden, heilen Gliedern wieder heimkehren, ja sogar — aber wie selten ist das! — daß sie den genügsamen Sinn wieder mitbringen, der sie mit dem Errungenen zufrieden sein läßt, und ein der Verführung zur Gottlosigkeit unzugänglich gebliebenes Herz: werden sie aber auch in diesem allerbesten Falle wirklich ihr Glück gefunden haben? Werden sie nicht

ihren Kindern durch die lange Abwesenheit entfremdet sein? Werden sie nicht in ihren Buben meistens ungezogene Rangen finden, welche der schwachen Mutterhand schon im frühesten Alter entwachsen sind, und auch der kräftigern Zucht der Vaterhand, welche nun beginnen soll, spotten, oder aber unter ihrem unnachsichtigen Drucke die ohnehin schwache Liebe zu dem fremd gewordenen Vater ganz verlieren?

Der geneigte Leser aber mag sich in Gedanken die viel häufigeren Fälle ausmalen, worin die günstigen Annahmen, welche soeben gemacht wurden, nicht oder nur theilweise zutreffen; worin der sorgsame Gatte bei der Rückkehr ein treuloses Weib vorfindet, die seine Ehre besudelt, sein Vertrauen mißbraucht, seinen sauren Schweiß verpraßt und verpußt, seine Kinder und sein Hauswesen hat verwahrlosen lassen, oder worin die treue Gattin, welche sich daheim mit den Kindern bis aufs Blut geplagt hat, einen schlechten, verlüderlichten Mann heimkehren sieht, der jetzt von ihr ernährt sein will und ihr mit Rohheit und Schlägen dankt! — Die Feder sträubt sich dagegen, solche Bilder weiter auszumalen.

Womit soll ich nun aber diese Zeilen schließen, bei welchen der geneigte Leser sicher sein darf, daß sie nicht über Verhältnisse handeln, die etwa bloß aus der Luft gegriffen und am Schreibtische erdacht sind, sondern über solche, die in Wahrheit und Wirklichkeit bestehen und lebendige Gestalten, die ich bei Namen nennen könnte, zum dunkeln Hintergrunde haben?

Soll ich vielleicht schließen mit ernsten Warnungen? — Nun wer sich die nicht aus dem Vorstehenden selber entnehmen kann und mag, für den würde es ja gewiß, auch wenn es noch so ernst und eindringlich geschähe, überflüssig sein, dieselben noch besonders hier niederzuschreiben.

Oder soll ich mit Bitten schließen an alle Diejenigen, welche irgendwie Gelegenheit haben, dem hereinbrechenden Unheile zu wehren? Nun ich denke, wer ein Auge hat, dieses Unheil zu sehen, und ein Herz, es mitzufühlen, welcher Jammer dadurch entstehen kann und entstehen muß, bei dem bedarf es nicht erst solcher Bitten.

Nein, ich will schließen, wie ich auch begonnen habe, mit dem Rufe:

Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Der schließt Alles in sich, was nach solch einem Capitel zu sagen bleibt.

Denn wer sich von Gott, dem Herrn grüßen läßt überall, wohin er sieht, wo er steht und geht; wer — will das sagen — Gottes heiliges Walten überall erkennt und für dasselbe ein offenes, helles Auge hat; wer auch in der verschiedenartigen Austheilung der irdischen Güter Gottes allwaltende Hand, Gottes allmächtigen, heiligen Willen wirksam sieht, aber ebensowohl auch seine ewige Liebe und Treue, die noch heute die Erfahrung des Psalmisten (Psalm 37, 25) wahr macht: „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen"; wer dieser allwaltenden Hand, diesem allmächtigen Willen, dieser ewigen Liebe und Treue vertraut und sie jeden Morgen aufs Neue in herzlichem Gebete grüßt und sucht, der wird und muß bewahrt bleiben vor dem für Leib und Seele so verderblichen Rennen und Jagen nach Geld und Gut; der wird das Wort des Gottessohnes nicht vergessen können: „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht"; der wird sich die Warnung nicht aus dem Sinne kommen lassen, welche in Gottes Wort geschrieben steht (1 Timoth 6, 9): „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte, schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und in Verdammniß"; der wird sich zur Lebensregel nehmen müssen den köstlichen Spruch, welcher unmittelbar vorhergeht: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen."

Und ists auch nur ein Weniges, woran er sich genügen lassen soll, geht es mit ihm auch zeitweise durch Armuth und Entbehrung hindurch, hat er nur den Herrn Jesum Christum zum Troste und damit den rechten Reichthum gewonnen, der da, wie der Apostel Paulus

2 Corinth. 6, 10 sagt, Alle, welche ihn besitzen, sein läßt als die Armen und die da doch Viele reich machen, als die Nichts inne haben und doch Alles haben, den Reichthum in Gott und an den unvergänglichen Gütern seines Reiches — dann wird er auch lernen stille sein und auf die Hülfe des Herrn hoffen, anstatt daß er versucht, sich ohne seinen Gott und Heiland selber zu helfen; dann wird er auch erfahren dürfen, wie derselbe Herr, der einst dort in der Wüste mit fünf Broden und zwei Fischen bei fünftausend Menschen zu sättigen vermochte, noch heute lebt und noch heute dieselbe Macht hat, das Wenige, was er gibt, so zu segnen, daß es ausreicht; dann wird er aber, was das Köstlichste ist, in allem Kreuz und Mangel des irdischen Lebens die frohe Hoffnung festhalten können, daß auch sein Lebensweg, ebenso wie der seines Herrn und Heilandes, durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum Heil, durch Mangel zur Fülle, durch Trübsal zur Herrlichkeit führen wird und muß.

Und wenn nur alle Eltern sich von Gott grüßen und von seiner ewigen Liebe sich das ernste Wort ins Herz hineinsagen lassen von der schweren Rechenschaft, welche sie einst droben vor dem Herrn über ihre Kinder geben müssen, dann können sie dieselben ja nicht mehr so blind in die Gefahren der Fremde hineingehen lassen oder gar hineintreiben um schnöden Gewinnes willen; dann werden sie sich für sich selbst und ihre Kinder die heilige Mahnung recht zu Herzen nehmen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere von selbst zufallen". — Darum wieder und immer wieder in alle Finsterniß dieser Zeit hinein den alten Ruf:

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

2. Auflöſung der Räthſel in der Spinnſtube von Anno 1874.

Die vorigjährige Spinnſtube hat ihren lieben Leſern mit dem Rathen von Räthſeln nicht zuviel zugemuthet. Sie brachte deren im Ganzen nur drei, die überdies alle leicht zu löſen waren, beſonders wenn man erſt wußte, worum es ſich handelte.

Das erſte der Räthſel auf Seite 134 meint, wie ohne Zweifel Jeder leicht herausgebracht hat, den Vogelbauer oder Käfig. Wäre das Räthſel nicht ungebührlich lang dadurch geworden, ſo hätten bei dem erſten Worte „Vogel" ſicherlich die Herren Buben etwas mit abgekriegt, die den armen Vöglein ihre Neſter ausnehmen und dadurch die Wälder und Fluren ſo todtſtille machen helfen, daß man während des höchſten Sommers mitten im Winter zu ſein glaubt. Was ihnen aber im Räthſel ſelbſt nicht ans Herz gelegt werden konnte, das ſoll ihnen hier bei der Auflöſung nicht vorenthalten werden. Auf eine lange Predigt habe ichs freilich dabei nicht abgeſehen; denn wer nicht von Natur ſoviel Gefühl hat, daß er ſich vor der Grauſamkeit ſcheut, den armen Thierchen ihr ſo mühſam und kunſtreich gebautes Neſt zu zerſtören oder ihnen doch die Eier zu nehmen, ja wohl gar die armen hülfloſen Jungen zu tödten, die ſie mit ſo treuer Elternliebe hüten, auf den wird auch die längſte und eindringlichſte Predigt in Bezug auf dieſen Punkt keinen großen Eindruck machen. Wirkſamer wird es wohl aber ſein, die rohen, gefühlloſen Herzen zu erinnern, daß ſie mit dem Ausnehmen der Vogelneſter ſich ſelbſt nicht bloß innerlich, ſondern auch äußerlich den größten Schaden thun. Denn was lieben die Buben mehr als das Obſt? — Wer aber iſt der größte Feind des Obſtes? Unſtreitig die böſen Raupen, welche Blätter und Blüthen der Obſtbäume abfreſſen. Wer

soll aber die Obstbäume vor diesen bösen Feinden schützen, wenn die Zahl der Vögel in so erschreckender Weise vermindert wird, wie es durch das Zerstören und Ausnehmen der Nester geschieht? Denn die Vöglein handhaben die Baumpolizei, und es gibt unter ihnen viele Arten, die sich fast ausschließlich von Raupen nähren; ja wohl keins von ihnen verschmäht ein Räuplein, wenn es hungrig ist. Wer also gerne Obst ißt, der hege und pflege die Vöglein und thue ihnen ja nichts zu Leide. Ein Vogelnest, welches im Frühjahr ausgenommen wird, kostet vielleicht im Herbste einen Baum voll der köstlichsten Aepfel und Birnen!

Aber auch das ist schon eine Grausamkeit gegen die lieblichen und nützlichen Thierchen, daß man sie einfängt und in einen Bauer oder Käfig einsperrt. Wie traurig klingt der Gesang der armen Thierchen hinter dem Gitter des Bauers, wenn man damit das fröhliche Jubiliren und Tiriliren vergleicht, welches sie draußen in der Freiheit ertönen lassen! Und ich dächte, gerade der Bauersmann sollte am wenigsten sich dieser Grausamkeit schuldig machen, weil er am reichlichsten Gelegenheit hat, von dem herzerquickenden Vogelgesang draußen in der freien Natur zu profitiren. Merk's!

Das zweite Räthsel auf Seite 181 ist ein sogenanntes „Wenderäthsel", bei welchem man das Wort, um das es sich handelt, von vorne und von hinten ansehen muß, d. h. es von der Linken zur Rechten lesen, wie es der gewöhnliche Gebrauch ist, aber auch von der Rechten zur Linken, wie die Juden ihr Hebräisch lesen. Da erscheint denn einmal das Wort Eber, das andere Mal das Wort Rebe. Und wenn der geneigte Leser ein Liebhaber des edlen Rebensaftes ist, so dankt er's gewiß noch heute der tapfern „Wacht am Rhein", daß sie Anno 70 die rheinischen Berge, von denen ja wohl unbestritten der edelste Rebensaft gewonnen wird, nicht in die Hände der Franzosen hat kommen lassen. Es würde freilich auch dann noch Wein auf denselben gewachsen sein; derselbe hätte aber für die Zunge jedes ächten Deutschen unzweifelhaft dadurch einen abscheulichen Beigeschmack bekommen. Freuen

wir uns deshalb, daß die Reben am Rheine noch, und die Reben im Elsasse wieder deutschen Wein geben!

Ich weiß eigentlich nicht, wie es kommt, daß auch das dritte Räthsel auf Seite 186 vom Wein handelt. Der geneigte Leser könnte mich am Ende deshalb für einen besonderen Liebhaber des Weines halten, womit er denn aber, unter uns gesagt, doch ein wenig stark neben die Scheibe geschossen hätte. Kurzum das dritte Räthsel ist über das Wort „Wein" gemacht und begleitet denselben von seiner Geburtsstunde an, wenn er unter dem schweren Drucke der Kelter den Trauben ausgepreßt wird, durch seine Jugendzeit hindurch, wenn er als gährender Most in seinem hölzernen Sarg, dem Fasse rumort, und das um so stärker, je mehr Feuer er in sich hat, bis zu seinen alten Tagen, wenn er im Kellergrabe liegt und doch, je älter er wird, desto mehr an Kraft zunimmt.

Hat der geneigte Leser schon einmal ein Glas oder mehrere über den Durst getrunken, wenn der aus dem Grabe Auferstandene im hellen, durchsichtigen Kleide der Flasche auf dem Tische stand, so wird er auch vielleicht ein Liedchen zu singen wissen von dem, was nachher im Räthsel über die Wirkungen des Weins gesagt ist. Ich will nur hoffen, daß er sich von dem verrätherischen Gesellen noch nicht so weit hat überwinden lassen, daß ihm die Glieder den Dienst versagten und daß er zur Tischplatte greifen mußte. Denn wenn es so weit kommt, ist es doch des Guten viel zu viel. Auch möchte ich ihm wohlmeinend rathen, aus „dem Glase über den Durst" keine Gewohnheit werden zu lassen; denn, sagt ein Sprüchwort: „wer täglich im Weine schwimmt, muß endlich darin ersaufen."

Wenn aber schließlich im Räthsel der Wein gewissermaßen als Untersuchungsrichter hingestellt ist, so beruht das auf seiner Eigenschaft, die Leute gesprächig zu machen, wenn sie ihn spüren. Und diese Eigenschaft muß der Herr Hinkeldey, welcher im Räthsel genannt ist, wohl gekannt haben. Derselbe war seiner Zeit Polizeidirector in Berlin und der Schrecken aller Berliner Spitzbuben, weil er, wenn er sie verhörte, in der allergemüthlichsten Weise mit ihnen verfuhr, aber dabei in unwiderstehlicher Weise ihnen ihre

Diebsgeheimniſſe zu entlocken verſtand. Von ihm erzählt man ſich, — ob es wirklich wahr iſt, weiß ich nicht — daß er beſonders geriebene Spitzbuben, die aller ſeiner Unterſuchungskunſt ſpotteten, vor dem Verhöre wohl tüchtig mit Wein hake tractiren laſſen, um ihnen die leugnende Zunge zu löſen und es dahin bei ihnen zu bringen, daß ſie das Sprüchwort zum Wahrworte machten: „Im Weine iſt Wahrheit.“

Damit wären wir denn ſchon am Ende mit der Räthſel-Auflöſung. Der geneigte Leſer aber mache ſich darauf gefaßt, daß er diesmal mit den Räthſeln nicht ſo leichten Kaufs davon kommt. Wenigſtens kann ich ihm verſichern, daß er ſeine liebe Noth haben wird, wenn ihm das Rathen der Räthſel ebenſo viele Mühe macht, wie mir das Zuſammendrechſeln derſelben gemacht hat. Doch freilich er hat auch den großen Vorzug, daß er im äußerſten Nothfalle mit der Löſung warten kann bis 1876. Dann kommt ſie, ſo Gott will, wieder von ſelber.

3. Von einem königlichen Freiwerber.

(Eine Geſchichte von W. O. von Horn.)

Der allbekannte Oberpräſident der Provinz Weſtfalen, von Vincke, von den Weſtfalen gewöhnlich ſchlichtweg „der alte Vinck“ genannt, ging eines Tages mit dem Landrathe von Bodelſchwingh-Velmede, dem nachmaligen Oberpräſidenten der Rheinprovinz und Miniſter, über Land. Es galt ihnen eine Grenzbeſichtigung vorzunehmen, da die Grenze zwiſchen einem königlichen Waldreviere und einer Privatwaldung ſtreitig geworden war, und ein langer Prozeß, als Advokatenfutter, in Ausſicht ſtand.

Beide Herren hatten in gewohnter Weiſe ihre Doppelgewehre und Jagdtaſchen umhängen und blaue weſtfäliſche Kittel über ihre Kleider gezogen. Sie waren frühe am Morgen aufgebrochen, wie es der alte Vincke liebte, und hatten aus den Thoren Münſters den hellen Sonnenſchein mitgenommen. In dem lebendigen Geſpräche, welches ſie führten, war ihnen aber entgangen, daß der Himmel ſich allmählig umdüſtert hatte und ſchwere Regenwolken ſich langſam tiefer und immer tiefer herabſenkten.

„Ich glaube, wir werden heute noch tüchtig durchweicht,“ ſagte plötzlich Bodelſchwingh den Himmel muſternd, „und ich fürchte, es kommt bald.“

„Sie mögen Recht haben,“ antwortete Vincke, ſich jetzt ebenfalls umſehend. „Laſſen Sie uns deßhalb im Förſterhauſe eintreten und ein wenig warten. Morgenregen und alter Weiber Tänze dauern ja nach dem Sprüchworte nicht lange, und den Förſter brauchen wir doch jedenfalls zu unſerem Geſchäfte.“

Bodelſchwingh nickte und man ſchlug die Richtung nach dem Förſterhauſe ein.

Vincke trat zuerſt ein, da Bodelſchwingh etwas zurückgeblieben war um ſeine losgewordenen Schuhbänder zu befeſtigen.

Die junge Försterin ſaß eben an der Wiege ihres Erſtgebornen, eines prächtigen Buben, welcher wach geworden war und nach ſeinem Frühſtücke begehrte, das ſie ihm denn auch eben an der mütterlichen Bruſt verabreichen wollte. Wie erſchrak ſie aber, als ſie die beiden ihr wohlbekannten Herren auf das Haus zuſchreiten ſah! Sie war noch im leichteſten Morgenanzuge und konnte ſich ſo unmöglich vor den Herren ſehen laſſen. Raſch eilte ſie in das Nebenzimmer, ſich umzukleiden.

Das nahm aber der junge Herr in der Wiege gewaltig übel, und über ſeine getäuſchte Frühſtücks-Hoffnung zürnend, fing er heftig an zu ſchreien und mit den Aermchen in der Luft zu fechten.

Da trat Vincke, der auf ſein Anklopfen keine andre Antwort erhalten hatte als das Schreien des Kindes, ein

und setzte sich, da er in dem sauberen, freundlichen Zimmer Niemand fand, ruhig an die Wiege, durch Schaukeln den kleinen Schreihals zu beschwichtigen. Allein damit war dem durstigen Jägerburschen nicht gedient, er schrie nur noch mehr.

„Der Kerl will ja gar keine Räson annehmen!“ sagte Vincke halblaut, legte Gewehr und Jagdtasche ab, wickelte das Wiegenband los und nahm den schönen Säugling auf die Arme. Ein Jägerstücklein pfeifend, trug er ihn in der Stube umher.

So fand ihn Bodelschwingh, als er die Thüre öffnete und blieb laut auflachend in derselben stehen.

„Prächtig!“ rief er, „ein Oberpräsident von Westfalen als Kindermädchen in einem Försterhause!“

„Warum denn nicht?“ lachte Vincke, „Sie sehen, ich verstehe das Geschäft noch ganz leidlich von meinen eigenen Jungens her, und wenn ein König von Preußen es nicht unter seiner Würde hielt, Freiwerber für einen Bäckerssohn

zu werden, so kann ein Oberpräsident wohl auch einmal Kindermädchen bei einem Förstersohne sein. Das ist übrigens eine hübsche Geschichte, die mit dem Bäckersohne, die ich Ihnen, wenn Sie sie noch nicht kennen, nachher erzählen will. Erinnern sie mich daran auf dem Heimwege."

Die Försterin hatte sich, da sie Alles mit angehört, schnellstens in andere Kleider geworfen und trat nun ehrerbietigst grüßend und um Entschuldigung bittend ein, indem sie schnell das immer noch weinende Kind von den Armen Vinckes nahm.

In demselben Augenblicke trat auch der Förster ein, der die beiden Herren von seinem Saatkampe aus hatte kommen sehen. Sogleich übergab ihm seine Frau den Buben und fragte:

„Ich darf doch den Herren mit einem Kaffee aufwarten?"

„Ich denke: ja", antwortete Vincke gemüthlich und wandte sich dann zu dem Förster, der etwas verlegen mit dem schreienden Buben da stand. „Behalten Sie nur ruhig den kleinen Schreihals", sagte er, „ich habe ihn auch schon eine Weile herumgetragen, konnte ihn aber nicht zur Ruhe bringen. Bei Ihnen wird's wohl besser gehen."

Bodelschwingh bestätigte das dem staunenden Vater, in dessen Armen denn auch der Junge sich bald zufrieden gab und wieder einduselte. Das Gespräch wandte sich dem Grenzstreite zu, und da der streitige Punkt in dem Reviere des Försters lag, so wurde es sehr lebhaft.

Nachdem der Kaffee, welchen die Försterin rasch bereitet hatte, und zu dem der köstliche Honig von des Försters Bienenstande herrlich mundete, eingenommen war, wurde der Waldgang angetreten, da ein frischer Ostwind sich erhoben und das drohende Gewölk verscheucht hatte.

„Nehmen Sie unsern schönsten Dank für das gute Frühstück", rief Vincke beim Weggehen der Försterin zu, „und sorgen Sie, daß auch der arme Kleine jetzt seine Gebühr bekommt!"

Auf dem Heimwege nach Münster erinnerte Bodelschwingh den Oberpräsidenten an die versprochene Geschichte.

„Gut! Werde dienen", ſagte dieſer, „aber unter der einen Bedingung, daß Sie mit Ihren langen Beinen keine ſolche verzweifelte Schritte machen, ſonſt geht mir der Athem zum Erzählen aus."

Bodelſchwingh, der bei den gemeinſchaftlichen Gängen allemal dieſelbe Erinnerung empfing und auch bedurfte, ſagte lachend zu, und Vincke begann:

Die Geſchichte iſt vollſtändig wahr und hinlänglich beglaubigt. Sie führt uns im Geiſte nach Potsdam in die Schloßſtraße, wo der Bäckermeiſter Thönning ein ſchönes Haus ſtehen hatte, deſſen unteren Stock er ſelbſt bewohnte, während ihm der obere eine erkleckliche Miethe eintrug. Das Eiſen, aus welchem Meiſter Thönning geſchmiedet war, hatte nicht viel Biegſamkeit; aber er war ein ehrlicher Mann, der ſein Handwerk verſtand und für ſein treffliches Brod und ſein lockeres Weißgebäcke nicht nur die Bewohner der ganzen Schloßſtraße, ſondern auch mancher Nebenſtraße noch zu Kunden hatte. Das alte, aber ſehr wohl erhaltene und ſchmuck ausſehende Haus hatte weit hinauf ſchon ſeinen Voreltern gehört, welche Leute von „metalliſcher" Bedeutung waren, und wie ſchon von ihnen viele im Rathe der Stadt und im Kirchenvorſtande mit Ehren geſeſſen hatten, ſo war ihnen auch unſer ehrenfeſter Meiſter in dieſen Ehrenſtellen gefolgt.

Der Mann hielt etwas auf ſeine Familie und deren Anſehen. „Mein Geſchäft", ſagte er wohl, „treibe ich nur noch bis zu dem Zeitpunkte, da mein Auguſt „ſeines Gleichen" gefunden hat; dann ſetze ich mich zur Ruhe, rauche meine Pfeife Knaſter, übe meine Pflichten als Stadtverordneter und Kirchenälteſter aus, die mich nicht beſonders drücken und lebe in floribus und ohne Sorgen."

Unter „ſeines Gleichen" verſtand aber Meiſter Thönning nichts mehr und nichts weniger als eine Braut, die, was Vermögen und Familienanſehen betraf, mit Auguſt, ſeinem einzigen Kinde und Alleinerben, gleich oder, wo möglich, noch etwas höher ſtände. Dieſer ſtand dem Bäckergeſchäfte in einer Weiſe vor, daß Meiſter Thönning ihm daſſelbe ohne Sorge für den Ruf der Thönnings glaubte ſelbſtſtändig übertragen zu können,

und war in einem Alter, welches gestattete, mit Ernst an seine Verheirathung zu denken. Es war denn auch wohl schon öfter geschehen, daß der Meister und seine würdige Ehehälfte Ludmilla die heirathsfähigen, zu „seines Gleichen" gehörenden Bürgerstöchter aus ihrer Bekanntschaft in „erwägende" Betrachtung zogen, ohne daß sie jedoch bis jetzt eine ganz richtige Parthie, bei welcher Alles hübsch stimmte, gefunden hatten.

Nun sagt ja aber das Sprüchwort: Der Mensch denkt's, Gott lenkt's und geschieht es oft genug, daß die zweite Hälfte desselben einen starken Strich macht durch das, was die erste Hälfte herausgerechnet hat. Meister Thönning dachte freilich nicht im Entferntesten daran, daß etwas der Art auch bei ihm, dem Bäckermeister, Stadtverordneten und Kirchenältesten passiren könne. Und doch kam es so.

Sein stattliches Wohnhaus bildete eine Ecke da, wo eine schmale Nebenstraße in die Schloßstraße einmündete, und saß der lange, etwas dürre, aber ernste und gehaltene Meister an dem Eckfenster, um seine duftigen Brode und Semmel den Kunden zu verabreichen, so sah er weit hinaus in beide Straßen. Es kümmerte ihn freilich im Ganzen blitzwenig, wer da Alles himmelhoch oder kellertief seine Wohnung hatte, aber er sah doch gerne, wo die Leute ihr Bedürfniß an Bäckereiwaaren befriedigten und ließ sich darum das Verkaufsgeschäft, welches ihm zu solchen Beobachtungen Gelegenheit gab, nicht gerne von einem Anderen abnehmen. Er konnte sich sogar nie eines ärgerlichen Seufzers erwehren, wenn eine Sitzung der Stadtverordneten oder Kirchenältesten ihn nöthigte, den Platz am Eckfenster seiner Frau oder seinem Sohne abzutreten. Ohnehin kannte er am besten die Kunden und wußte, wer zu den „reellen" gehörte, die immer gleich baar bezahlten, wer zu den „unreellen", denen es nicht darauf ankam, auch ohne Geld einmal etwas aus seinem Vorrathe zu entnehmen. Letztere waren ihm ein Dorn im Auge, und es konnte eine der größten seiner Geschäftstugenden genannt werden, daß er es verstand, diese Sorte in einer Weise zu bedienen, welche ihnen die Lust zum Wiederborgen gründlich benahm. Meister Thön-

ning war ſelbſt ein „reeller“ Mann und huldigte dem Sprüchlein, welches ich einmal an einem rheiniſchen Hauſe geleſen habe:

Wer will borgen,
Der komm' morgen.
Heute iſt der Tag,
Da ich nicht borgen mag.

Bodelſchwingh lachte und meinte: „Das iſt allerdings ein vortrefflicher Spruch; wer den in allen Verhältniſſen gelten läßt, kommt nicht in Gefahr, ſein Geld zu verlieren.“

„Ja freilich“, erwiderte der Oberpräſident, „wenn es nur nicht ſo ſchwer wäre, ihn immer und ohne Ausnahme zu befolgen.“

Meiſter Thönning, ſo erzählte er nun weiter, hatte hinter ſeinem Hauſe ein nach Süden gelegenes Gärtchen, welches durch ſeine eigenen Nebengebäude, ſowie durch die Nachbarhäuſer völlig eingeſchloſſen war. Darin ſtand ein uralter, weitäſtiger und dichtbelaubter Fliederbaum, der eine Holzbank mit einer Lehne beſchattete. Das war ein herrliches Plätzchen, wenn die Sonne Mittags warm und lieblich ſchien, und wer ein Mittagsſchläfchen liebte, konnte dafür kaum eine beſſere Gelegenheit finden. Das Summen der Bienen um den Fliederbaum wirkte wie das Eiopopeio der wiegenden Mutter. Da nun ein Bäcker wenig Nachtruhe hat und vor tauſend Anderen berechtigt iſt, im Tage „ſeinen Riß herunterzuſchlafen“, ſo geſchah es oft, daß Auguſt Thönning auf dieſer Bank ein Schläfchen hielt, wie er es ruhiger und ungeſtörter kaum hätte anderswo halten können.

Neuerdings war es aber wiederholt vorgekommen, daß er in dieſem wohlverdienten Schläfchen geſtört worden war, wenn auch in keiner gerade unliebſamen Weiſe, wie etwa durch eine Biene, die ſein blühendes Geſicht für eine honigreiche Blume gehalten und dann aus Rache für die getäuſchte Hoffnung ihren Stachel darin vergraben hätte. Nein, es war eine wunderzarte, melodiſche Mädchenſtimme, die ihn aus dem Schlafe weckte und die aus den „höheren Regionen des Nachbarhauſes“ herniedertönte, welches der Wittwe Joſt gehörte.

Vater Thönning würde ſich ſicherlich über ſolche Unterbrechung ſeines Schläfchens weidlich geärgert und die Sängerin dahin gewünſcht haben, „wo der Pfeffer wächſt.“ Ja wer weiß, ob er nicht kraft ſeines Amtes als Stadtverordneter und Kirchenälteſter den Verſuch gemacht hätte, der Wittwe Joſt zu befehlen, daß ſie den Geſang des Mädchens und den dadurch geſchehenden Eingriff in ſein Schlafrecht beſeitige. — Aber Thönning, der Sohn, war von Natur ein Freund des Geſanges und lauſchte, ſtatt ſich zu ärgern, mit blinzelnden Augen den ſüßen Klängen aus dem Nachbarhauſe. Ja, wenn die Sängerin aufhörte, wünſchte er, ſie möge nur wieder von Vorne anfangen.

So viel Mühe er ſich auch gab, die Inhaberin der ſüßen Stimme einmal mit Augen zu ſehen, es blieb dies immer ein unerfüllter Wunſch für ihn.

Da traf es ſich eines Tages, daß ſein Vater ſchon frühe am Morgen einer Sitzung des Stadtrathes beiwohnen mußte, und daß deßhalb, da Frau Ludmilla wegen eines körperlichen Umſtandes im Bette liegen mußte, ihm das Geſchäft zufiel, die Kunden am Schalterfenſter zu bedienen. Kaum hatte der Vater das Haus verlaſſen, da kam die redſelige Frau Joſt, ihre zwei Kaffeeſemmel zu holen.

„Ei ſchönen guten Morgen, Frau Nachbarin,“ redete

ſie Auguſt an, „heute ſoll Sie die zwei ſchönſten und größten Semmel haben, wenn Sie mir eine Frage beantwortet“

„Und die wäre?“

„Nun, ich möchte gar zu gerne wiſſen, wer in Ihrem Hauſe ſo wunderſchön ſingt. Das iſt ja eine wahre Nachtigallen-Stimme, die mich Mittags aus meinem Schläfchen weckt!“

„Aha!“ ſagte die Alte, indem ſie mit den Augen zwinkerte und ſchelmiſch dazu lachte, „hat der Herr Nachbar etwas gemerkt? Ja, ja, das iſt ein ſeltenes Singvögelein, iſt ebenſo hübſch und fromm und tugendhaft, als ſie ſchön ſingt“

„Ja, wer iſt ſie denn?“ fragte Auguſt geſpannt.

„Pſt! Pſt!“ machte die Alte, die eben einen Blick auf die Straße geworfen hatte. „Da kommt ſie ja gerade vom Markte und trägt einen Henkelkorb mit Gemüſe. Nun kann Er ſelbſt ſehen, Herr Nachbar, ob ich zuviel von ihr geſagt habe. Ich will ſie anrufen, damit ſie ſtehen bleibt.“

Auguſt ſchaute raſch durch's Fenſter und ſah eine hohe, ſchlanke Mädchengeſtalt mit einem allerliebſten Geſichtchen, über welches der ganze Zauber der Jungfräulichkeit ausgegoſſen war. Als ſie ſich näherte, rief Frau Joſt:

„Louiſchen, warten Sie einen Augenblick, bis ich meine Semmel habe, dann gehen wir zuſammen nach Hauſe.“

Allein, wenn ſie ſich nicht ſelber ihre Semmel vom Ladentiſche genommen und das Geld dafür hingelegt hätte, ſo hätte Louiſchen lange warten können; denn Auguſt ſah weder Frau Joſt noch Semmel, ſondern ſtarrte unverwandt nach dem lieblichen Mädchen, das nicht ahnte, welch' bewundernde, heiße Blicke durch das etwas blinde Glas des Schalterfenſters zu ihr hindrangen.

Auch als Frau Joſt ſchon lange mit dem Mädchen davongegangen war, nicht ohne einen ſchelmiſchen Blick und ein ſtilles Lächeln über den vor Bewunderung ſtarren Bäckersſohn, da hafteten deſſen Blicke immer noch auf der Stelle, wo die liebliche Erſcheinung geſtanden hatte,

als könnte sie durch sein Hinstarren wieder herbei gezaubert werden.

Und es mußte wohl an diesem Morgen öfter geschehen sein, daß die Kunden sich selbst bedienten, wie Frau Jost, ohne jedoch gleich dieser ehrlich die Bezahlung für das Entnommene dem träumenden August hinzulegen. Denn als Meister Thönning am Abende die Semmel- und Brodkasse stürzte, wollte es nicht klappen und es fand sich ein Deficit in der Kasse, dessen Deckung dem armen August ein gut Theil seines Taschengeldes verschlang.

Denn „Ordnung muß sein", war Vater Thönnings Grundsatz, „und", fügte er kopfschüttelnd zu diesem inhaltschweren Worte hinzu, „wenn du deine Gedanken nicht beim Verkaufe zusammenhalten magst, so kannst Du auch selber den Schaden tragen. Ich nicht!"

Kurz zu sagen, dem guten August Thönning war, seitdem er das Mädchen gesehen, „das Concept ein Weniges verrückt" worden, wie man zu sagen pflegt, und auch Frau Jost war einigermaßen aus den Fugen, wenn sie daran dachte, — und sie that das mit allem Ernste — daß ihr Louischen, das sie über die Maßen lieb hatte, in das warme Nest im Thönning'schen Hause kommen, daß sie Frau Thönning junior werden könne.

Sie mußte auch von dem, wovon ihr Herz voll war, den Mund haben übergehen lassen, wie sie denn überaus redebegabt und zungenfix war und die Worte süß wie Honigseim über ihre Lippen fließen lassen konnte. Denn die „Nachtigall" drüben blieb von nun an stumm, obwohl es noch weit bis zur Johannis-Sommerwende war. August lauschte von Tag zu Tage vergeblich unter dem Fliederbaume und war nicht nur um die süßen Töne betrogen, sondern auch um seinen süßen Mittagsschlaf. Die Ursache konnte er sich leicht denken und brummte ärgerlich:

„Warte nur; du alte Plaudertasche! Komm mir nur einmal wieder in's Revier!"

Aber der Vater besorgte nun wieder den Semmelverkauf selbst und hütete sich nach der einmal gemachten Erfahrung, den lieben Sohn wieder an seine Stelle zu setzen. Hielt ihn einmal etwas ab, so mußte Frau Ludmilla den Verkauf besorgen, von der er sicher war, daß

ihr kein Brod- oder Semmelgeld ausblieb, ja nicht einmal ein falſcher Dreier mit unterlief.

Endlich kam doch aber einmal wieder eine wichtige Morgenſitzung des Stadtrathes, bei welcher Meiſter Thönning nicht fehlen durfte, und da an dieſem geſegneten Tage Frau Ludmilla große Wäſche hatte, ſo ging es durchaus nicht anders: Auguſt mußte an's Schalterfenſter.

Bald erſchien denn auch Frau Joſt und ſie hatte ihr Begehr noch nicht ausgeſprochen, ſo platzte Auguſt ſchon hervor:

„Die Nachtigall iſt verſtummt, Frau Nachbarin, Sie hat gewiß Ihr Maul nicht gehalten!“

„Was? Maulhalten?“ brummte erboſt Frau Joſt. „Hat Er mir denn etwa das Maul verboten, Herr Nachbar, und hat Er ein Recht, es mir zu verbieten? Ich rede, was ich will, weiß er das?“

Damit wollte ſie kurz Kehrt machen. Aber Auguſt, der klug genug war einzuſehen, daß er mit dem „Maulhalten“ einen derben Schnitzer gemacht habe, den er wieder gut machen müſſe, rief ihr nach:

„Beſte, guteſte Frau Nachbarin, nur nicht böſe! Das dumme Wort iſt mir ja nur ſo herausgefahren und war gewiß nicht ſo böſe gemeint. Ich möchte Sie nur noch ein Wort fragen.“

„Nun, und das wäre?“

„Sie hat mir ja noch gar nicht geſagt, wie Ihre Hausgenoſſin heißt?“

„Ei, hat Er ihr denn nicht ſelbſt einen Namen gegeben?“ ſagte die Wittwe, bei welcher der Zorn ſchon verraucht ſchien, ſo ſchalkig lächelte ſie, „denke Er nur, ſie heiße „die Nachtigall.““

„Ach was!“ brummte Auguſt ärgerlich. „Damit wollt' ich ja nur ausdrücken, daß ſie ſo gar allerliebſt ſingt.“

„Nun, Herr Nachbar“, entgegnete mit wichtiger Miene Frau Joſt, „wenn Er das weiß, ſo weiß Er ſchon mehr von meiner lieben Hausgenoſſin, als Tauſende in der guten Stadt Potsdam. — Uebrigens muß man auch mit Wenigem zufrieden ſein.“

Aber Auguſt ſchien mit dieſer diätätiſchen Regel wenig zufrieden und legte ſich auf neues Bitten um den wirklichen Namen der Nachtigall.

„Ja“, ſagte endlich Frau Joſt ſcheinbar erweicht, „ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich Ihm ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Mädchens ihren Namen ſagen darf. Weiß Er aber was, Herr Nachbar? Heute Abend gegen acht Uhr kommt die Nachtigall zu mir herunter, wie an jedem Tage. Komme Er dann ſelbſt einen Augenblick bei mir vor, dann kann Er das Mädchen ſelber um ſeinen Namen fragen. Vielleicht ſagt ſie Ihm denſelben.“

Damit war ſie, Auguſt noch freundlich zunickend, um die Ecke verſchwunden. Aber ihr guter Rath war auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Es hatte noch nicht acht Uhr geſchlagen, da ſtellte ſich Auguſt Thönning, ſorgfältig gekleidet und von jeder Spur des Mehlſtaubes gereinigt, in dem Stübchen der Frau Joſt ein, die ihn auch ſicher erwartet zu haben ſchien und ſo freundlich empfing, als ſei das grobe Wort von heute morgen nie gefallen.

Die „Nachtigall“ war noch nicht da, erſchien aber, als Auguſt eben im Begriffe war, Frau Joſt eine Beichte abzulegen, die dieſer nichts Neues mehr verrathen konnte, daß er nämlich in ihre Hausgenoſſin bis über die Ohren verliebt ſei. Verlegen wollte ſich das Mädchen zurückziehen; aber Frau Joſt ließ das nicht zu. Und wenn auch die nun folgende Unterhaltung von Seiten der beiden jungen Leute anfangs keine weſentliche Förderung erfuhr, ſo wußte doch Frau Joſt ihr gutes Mundwerk ſo ausgiebig zu gebrauchen, die Batterieen ihrer Beredſamkeit ſo wacker nach allen Seiten hin ſpielen zu laſſen, daß es bald gelungen war, die Unterhaltung zu einer dreiperſönigen zu machen

Um's kurz zu machen: die zwei jungen Leute fanden Wohlgefallen an einander, fanden ſich noch öfter zu abendlicher Unterhaltung bei der Frau Joſt zuſammen und Auguſt wußte bald, daß Louiſchen die achtzehnjährige Tochter des alten, braven, invaliden Wachtmeiſters Grimmel ſei, der bei Gollin ſein Bein verloren hatte, und jetzt von einer kleinen Penſion lebte, die ihm der große König ausgeworfen, das zum Lebensunterhalte Fehlende aber durch ſeine ausgezeichnete Kunſtfertigkeit in ſeinen Korbflechtereien erſetzte, mit welchen er als unbeſtrittener Meiſter den ganzen Potsdamer Markt beherrſchte.

Item nach ein paar Wochen gelobte ſich Auguſt hoch und theuer: Louiſchen oder keine!

Aber, aber — die Thönnings waren Altbürger der Stadt Potsdam und reich dabei, waren von Alters her Stadtverordnete und Kirchenälteſte, zum Theil ſelbſt Rathskaſſirer geweſen — war da wohl Ausſicht, daß es im Guten abginge, wenn derjenige, welcher gegenwärtig der einzige Fortpflanzer des alten Namens war, ein „hergelaufenes" Soldatenmädchen zum Weibe nehmen wollte?

Auguſt ſeufzte wohl manchmal tief auf, wenn er an dieſen Haken dachte; denn er kannte nur zu wohl die Grundſätze ſeiner Eltern, welche auf das Sprüchlein hinausliefen: Gleich und Gleich! — und konnte ſich nicht verhehlen, daß ſeine Liebe nimmermehr die Billigung der Eltern finden werde.

„Dann werd' ich Soldat und laſſe mich auf dem Schlachtfelde todtſchießen!" war gewöhnlich der trotzige Schluß ſolcher Gedanken.

Auguſt's Eltern wußten natürlich nichts von der ganzen Geſchichte, die ſich in der Stille und unter den kunſtfertigen Händen der Frau Joſt abgewickelt hatte. Sie waren auch zu ſehr von ihren Geſchäften in Anſpruch genommen, als daß ſie die Veränderung hätten wahrnehmen ſollen, die ſeit einiger Zeit in dem ganzen Weſen ihres Auguſt vorgegangen war, und ihn bald ausgelaſſen fröhlich, bald gedrückt und trübſelig erſcheinen ließ, je nachdem die Luft, die im Elternhauſe wehte, und die

Reden, die er zu hören bekam, das Barometer seiner Hoffnung steigen oder fallen ließen.

An einem Sonntag-Nachmittage saßen sie im Hinterstübchen zusammen und redeten alles Ernstes davon, daß es an der Zeit sei, für August eine Frau auszusuchen, da er bereits einen ziemlichen Schritt über die Zwanzig hinaus gethan habe. Da mußten denn wieder alle Töchter ehrsamer Stadtbürger, welche zu August zu passen schienen, eine genaue Musterung durchmachen, und wenn die eine oder die andere derselben als ein Mäuschen in der Stube gewesen wäre, und die Ehrentitel gehört hätte, die auf sie fielen, so würde sie einen sehr verdrießlichen Sonntag-Nachmittag gehabt haben. Schließlich blieben die Gedanken der beiden Thönnings auf der Lotte Weidner haften, einer mit August gleichalterigen Kaufmanns- oder Krämerstochter, welche auch eine Einzige war und „schwer in's Gewicht fiel." Der alte Weidner war Thönnings College im Stadtrathe sowohl wie im Kirchenrathe, und ein braver, allgemein geachteter Mann, der bei seiner Sparsamkeit und seinem guten Geschäfte Hoffnung gab, er werde, ehe er wegen Alters stürbe, die Mitgift seiner Einzigen noch um ein Erkleckliches vermehren. Daß diese Einzige in vielen Stücken einzig in ihrer Art war, daß sie fuchs-brenn-feuer-fackelrothe Haare hatte, von der bekannten Sorte, die da aussehen, als ob sie „gesotten" seien; daß sie nicht bloß solche auf dem Kopfe, sondern auch recht tüchtige Haare auf den Zähnen hatte; daß sie, wie man zu sagen pflegt, einen kleinen „Verdruß" auf dem Rücken hatte, den die Schneiderin mit noch so viel Watte nicht zu verbergen im Stande war; daß Niemand mit ihr umgehen mochte, daß keine Magd bei ihr länger als ein paar Monate aushielt; daß trotz ihres bekannten Reichthums noch kein Freiwerber bei ihr angeklopft hatte: das that Alles nichts. Sie war eine Altbürgerstochter eine tüchtige Haushälterin, ein wahrer Zaun um's Haus, den selbst die frechsten Bettler respectirten — und Numro Eins: sie „grundirte" das Ansehen der Thönnings auf silbernem Fundamente noch solider, als es schon grundirt war.

„Weiber sind pfiffig", sagte Vater Thönning, als er

mit seiner Frau über die zukünftige Schwiegertochter Eins geworden war, „Du könntest einmal so hinten herum den August auslunken und ihn ein wenig auf den richtigen Weg bringen."

Frau Ludmilla nickte und schritt noch an demselben Abende zur Ausführung, als der Meister in der Backstube den „Ansatz" der Gesellen überwachte, und August eben in seiner Kleidung von einem Ausgang heimkam. Wo er gewesen war, konnte Einer, der in seine Lage eingeweiht gewesen wäre, an seinem strahlenden Gesichte ohne langes Bedenken abnehmen. Geschickt wußte Frau Ludmilla so hinten herum die Rede auf's Heirathen zu bringen und freute sich im Stillen darüber, wie gerne der Sohn auf dieses Thema sich einließ. Als sie nun aber allmählig deutlicher wurde, als sie die Lotte Weidner zu preisen anfing und endlich als Diejenige bezeichnete, welche Vater und Mutter für den lieben Sohn ausgesucht hätten, da war bei August das gute Wetter am Ende. Seine Stirne zog krause Falten, seine blühenden Wangen wurden weiß wie Wachs. Er ließ die Mutter ruhig ausreden; als sie aber mit der Frage schloß: „Nun, was meinst Du dazu?" — da stand er auf und antwortete mit einer eisigen Ruhe:

„Liebe Mutter, ich meine das dazu, daß ich, ehe ich die verrufene „rothe Lotte" zur Frau nehme, mich lieber als Soldat anwerben und auf dem Schlachtfelde todtschießen lasse. Und damit wollen wir, denke ich, die Sache Ein für alle Mal abgethan sein lassen!"

Damit war denn freilich all' die Pfiffigkeit und diplomatische Kunst der Mutter am Ende. Sie versuchte auch nicht, weiter von der Sache zu reden, da sie wußte, daß ihr August bei all' seiner Gutmüthigkeit doch einen harten Kopf hatte, wie sie selber einen auf den Schultern trug, und daß Zureden vergeblich war, wenn er sich einmal so entschieden geäußert hatte.

Als Vater Thönning den Ausgang hörte, schob er die Schuld auf die Persönlichkeit der „Jungfer Weidnerin" und wenn er auch nicht begreifen konnte, wie August das, was bei ihr „drum und dran hing" so ganz außer Augen lassen mochte, so fand er es doch begreiflich, daß die persönlichen

Eigenschaften der „rothen Lotte“ wie sie August genannt hatte, für diesen keine besondere Anziehungskraft besaßen.

„Vielleicht macht sich's doch noch mit der Zeit!“ tröstete er die Mutter.

Diese aber sah tiefer und glaubte den Grund von August's Weigerung anderswo suchen zu müssen als in der Unliebenswürdigkeit der Erkorenen. Sie beobachtete den Sohn, spürte besonders seinen regelmäßigen abendlichen Ausgängen nach, und es dauerte nicht lange, so hatte sie die volle Lösung des Räthsels, wenn es überhaupt eines war.

Da kamen denn die Stürme, welche August längst vorausgesehen hatte, und als vollends der Vater die Geschichte erfuhr, da führte der so schweres, grobes Geschütz auf, daß Friede und Freude aus dem Hause wich und der Donner selbst bis hinauf in das Stübchen des Wachtmeisters Grimmel tönte. Der alte Thönning konnte es eben nicht verwinden, daß sein Sohn, sein einziger Sohn, sich auch nur einfallen lasse, so tief unter seinen Stand, unter „seines Gleichen“ herabsteigen zu wollen.

Daß Frau Jost an der leidigen Sache nicht unbetheiligt war, kam natürlich ebenfalls heraus, ja Frau Ludmilla gab ihr sogar Schuld, die Geschichte allein angefädelt zu haben; und als die Wittwe am anderen Tage an das Schalterfenster kam, ihre Semmel zu holen, gab's zwischen ihr und Frau Ludmilla ein kleines Zwiegespräch, bei welchem hinüber und herüber so grobe Spähne flogen, daß es ein Wunder war, daß nicht alle Scheiben des Fensters zu Splittern wurden. Erst als sich ein artig Häufchen Menschen auf der Straße gesammelt hatte, welche lachend die Wort-Kanonade mit anhörten, wurde von beiden Seiten aufgeprotzt, will sagen: den scharfen Zungen Einhalt geboten.

Das Elend kam zu Hauf. August ging mürrisch und traurig umher; um die Bäckerei kümmerte er sich nur soviel, als durchaus nöthig war, und wenn der Ruf des Thönning'schen Weißgebäckes nicht Noth leiden sollte, mußte der Stadtverordnete und Kirchenälteste Thönning senior nun selber wieder die Bäckerschürze vorbinden, und den gemüthlichen Platz am Schalterfenster seiner Frau überlassen, während er sel'st sich der Hitze der Backstube

aussetzte. Auch Louischens Wangen wurden bleich; ihr Gesang verstummte, und dem alten Vater Grimmel wollte oft das Herz brechen, wenn er in die verweinten Augen seines lieben Kindes sah. Auf ein paar Schock Donnerwetter über den alten Filz und Geizhals drüben kam es ihm nicht an, wenn er seinem vollen Herzen einmal Luft machte.

Wie der Kampf enden sollte, war nicht abzusehen. Die alten Thönning's wollten von ihrem Plane mit der „rothen Lotte" nicht lassen, und noch viel weniger dachten sie daran, August's Wahl zu billigen. Dieser aber blieb dabei: „Ich ziehe den zweifarbigen Rock an, und wenn mich dann auf dem Schlachtfelde eine Kugel trifft, so hat der Streit ein Ende."

Damit stimmte nun aber freilich weder Louischen noch das Thönning'sche Vaterherz überein. Wenn erstere auf des lieben Vaters hölzernes Bein blickte und an die Schmerzen dachte, welche jeder Wetterwechsel für ihn brachte, so war sie trostlos darüber, daß auch ihrem August möglicherweise dasselbe passiren könne. An die Kugel, welche ihn statt ins Bein ein Stockwerk höher treffen könnte, wagte sie gar nicht zu denken. — Meister Thönning aber calculirte so: „Der Stamm der Thönnings steht auf Augusts zwei Augen. Geht er unter die Soldaten und in den Krieg, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, er kommt nicht wieder. Dann geht die alte Sippe der Thönnings unter, und was soll dann aus dem Rathe der Stadt, was aus dem Kirchenrathe werden, wenn kein Thönning mehr drinne sitzt? Und doch — der letzte Sprößling der alten Familie sollte eine bettelarme Invalidentochter heirathen?" — An dieser Ecke konnte Thönnings Bürger-, Meister- und Geldstolz die Kehre nicht finden.

„Luddelchen", sagte er eines Tages zu seiner Frau, „es ist wahr, gegen das Mädchen selbst ist nichts einzuwenden, sie ist eine gute Tochter, sittsam, häuslich, arbeitsam und bildhübsch — in Summa es ist nichts gegen sie zu sagen — aber — — —"

Da stämmte aber Frau Ludmilla die dicken Arme auf die breiten Hüften und rief:

„Na — aber? Was steckt denn hinter dem „Aber"? Ich glaube am Ende gar, Du nähmest selber noch das

bildhübſche Soldatenmädel zur Frau, wenn ich Dir den Gefallen thäte, zu ſterben. Ja, ja, Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und bei Euch Mannsleuten vollends nicht. Aber irre Dich nicht: ich denke noch lange nicht ans Sterben. Was ſoll Dein „Aber“ bedeuten? Haſt Du Dich weich kneten laſſen, wie mürber Teig? Was ich hinter das „Aber“ ſetze, iſt: Null und Niſcht. Verſtehſt Du mich wohl? Ich habe ſechstauſend blanke Thaler mit in die Ehe gebracht, ſechstauſend blanke, harte Thaler, die einen Klang hatten ſo gut wie der Name des großen Kurfürſten, der ſie ſchlug. Ich habe geſpart und ſie mehr als verdoppelt, habe hausgehalten meine Lebtage und droben in der Truhe ſteht ein Sack neben dem andern, jeder nach ſeiner Münzſorte geordnet. Die Spinden ſind voll Weißzeug, mollig, fein und ſchneeweiß und der Glasſchrank ſteht voll Zinnes, glänzend als ob es pures Silber wäre. Und nun ſoll ein „Lumpenzeiſig“, ein „Markedentermädel“ ſich breit machen in der Wolle, die ich zuſammengetragen? Nein, Jörgel, lieber leg' ich mich mauſetodt auf den Schragen!“

„Und — der Auguſt — wird — Soldat!“ ſagte langſam, eintönig und dumpf der Alte, blies eine dicke Wolke aus ſeiner Pfeife und ging hinaus.

Luddelchens hochgerötheles Angeſicht verfärbte ſich, die eingeſtämmten Arme ſanken herab, ſie ſchlug die Hände zuſammen und ſeufzte tief auf: „Was ſoll das noch werden?“

So ſtand ſie eine Weile ſinnend, bis ein paar bittere Thränen ſich losmachten und über die Wangen herabrollten. Schnell wiſchte ſie dieſelben aber wieder weg, damit Niemand meinen könne, ſie ſei auch weich geknetet, wie ſie es von ihrem Manne geglaubt.

Was man von Kindesbeinen an aus dem Elternmunde gehört hat, pflegt ſich tief und unauslöſchlich in die Seele einzuätzen, ſo daß, wie man wohl ſagt, keine Maus auch nur ein Fädchen davon abzubeißen vermag.

So ging es auch bei Grimmels Louischen. Bei ihrem Vater war „der alte Fritze", dem er gedient hatte, das A und das Z. Wenn er die feinen Weiden zu zierlichen Körbchen flocht, und nicht etwa gerade ein Lied aus dem „Siebenjährigen" dazu brummte, so war er unerschöpflich in Erzählungen von dem großen Könige, wie er mit seinen Soldaten geplaudert und gescherzt, fast einen Jeden beim Namen gekannt, des Einzelnen Wohl und Wehe auf das Herz genommen und nöthigenfalls auch dabei die helfende Hand angelegt, wie er selbst, der alte Wachtmeister Grimmel, mehr denn hundertmal mit ihm geredet, wohl auch einmal einen „Witz" sich erlaubt, und wie dann „der Olle" gelacht, ja, wenn der Witz gut war, einen Goldfuchs in seine Hand habe gleiten lassen. Bei solchen Geschichten lachte dann nicht bloß sein vernarbtes Gesicht, sondern auch sein ehrliches, treues Preußenherz in heller Lust und Freude der Erinnerung. Was Wunder, daß des großen Königs Bild, wie es vor seinem eigenen Geiste im hellsten Strahlenglanze dastand, so auch vor die Seele seines Kindes hintrat, und daß sich in der phantasiereichen Kindesseele dieses Bild verklärte zu dem eines Helfers in jeder Noth, ja fast zu einem Heiligenbilde!

Wenn nun der alte Invalide die rosigen Wangen seiner Tochter erbleichen, ihr blaues, glänzendes Auge von Thränen trübe werden sah, so seufzte er wohl einmal, nachdem er über den geldstolzen „Mehlkneter" und „Teigmenger" weidlich losgezogen hatte, „Ach, wenn das der alte Fritze wüßte!" Er that das wohl mehr unbewußt, weil er eben als alter Soldat gewohnt war, in seinem Könige den allezeit willigen und mächtig eingreifenden Helfer zu sehen. Aber in dem Herzen des Mädchens faßte dieser Seufzer Wurzel und entwickelte sich, je größer ihr Leid wurde, je trotziger und fester August von dem Sichanwerbenlassen sprach, desto mehr zu dem Gedanken, dem alten, lieben Könige ihren Kummer zu offenbaren und ihn zu bitten, daß er August nicht als Soldaten annähme. Denn damit wäre nicht allein ihre eigene Angst gehoben gewesen, sondern auch die der Eltern August's, die ihr bei der ganzen Geschichte überaus leid thaten, so heftig sie auch von ihnen gehaßt war.

Allein wie durfte sie es wagen, diesen Gedanken auch wirklich in Ausführung zu bringen? Sie hatte den König wohl schon manchmal gesehen, hatte ihm, wenn er ihr im Garten von Sanssouci begegnet war, schon in das blitzende große Auge geschaut, das wohl wetterleuchten, aber auch sonnenmild und freundlich strahlen konnte; sie wußte auch, daß er jedem seiner Unterthanen gerne Gehör gab und sich, wenn es irgend anging, Keinem entzog, der ihn sprechen wollte — aber, aber — die jungfräuliche Scham und Scheu, über eine solche Angelegenheit zu ihm zu sprechen, wie sie ihr auf dem Herzen lag, die bange Sorge, er werde sie ungnädig abweisen, wenn sie ihn mit solcher Sache belästige, sie stellten sich beim Gedanken an die Ausführung ihres Planes wie unübersteigliche Hindernisse vor ihre Seele. Manchmal, wenn ihr Leid so recht drückend schwer auf ihr lag, reifte wohl der Entschluß in ihr, alle Bedenken muthig zu überwinden; aber oft schon die nächste Stunde riß den Entschluß wieder um. Zehnmal, hundertmal nahm sie sich vor, ihren Vater um Rath zu fragen, aber allemal war ihre Zunge wie gebannt, sie konnte kein Wort von dem über die Lippen bringen, was doch ihr Herz so mächtig bewegte und um alle Ruhe brachte.

Da, eines Abends, als August von einem schrecklichen Auftritte erzählte, der zwischen ihm und seinen Eltern stattgefunden und ihm jede Hoffnung geraubt habe, daß sie nachgeben würden, als er in Folge dessen seinen festen unwiderruflichen Entschluß aussprach, sich in den nächsten Tagen anwerben zu lassen, um wenigstens aus dem häuslichen Unfrieden herauszukommen, da wurde auch ihr Entschluß fest und unwiderruflich, zum Könige zu gehen und so Augusts Anwerbung zu vereiteln. Das Ringen ihres Herzens hatte ein Ende, die höchste Noth hatte volle Klarheit in ihre Lage gebracht, und damit eine Ruhe und Sicherheit, die es ihr möglich machte, August sogar noch zu trösten.

Als dieser weggegangen war, wollten freilich auch Louischen wieder die schweren Gedanken, die bangen Sorgen kommen, die sie ganz und gar meinte abgeschüttelt zu haben mit ihrem frischen, muthigen Entschlusse, und

bittere Thränen rannen ihr über die Wangen. Wie horchte sie aber hoch auf, wie schien eine unsichtbare Hand mit einem Male ihre Thränen abgewischt zu haben, als der von ihren Thränen tief erschütterte Vater plötzlich wie in einer über ihn gekommenen Begeisterung rief:

„Geh' zum Könige, Kind, geh' zu ihm! Der läßt's gewiß nicht geschehen, daß den Grillen der alten Thönnings zu Liebe ein bürgerlich Gewerbe, ein herrlich Geschäft zu Grunde gehe. Zieht er doch von überall her tüchtige, gewerbfleißige Leute in sein Land, wie sollte er da zusehen können, daß einer seiner Bürger dem Gewerbe verloren gehe und in die rothkragige Jacke schlüpfe, weil seine Eltern den Hochmuthsparren im Kopfe haben? Soldaten braucht er jetzt keine; denn es ist tiefer Friede, und zum Herumlungern in den Garnisonen hat er Faullenzer mehr als genug. Nein, so wahr ich bei Collin mein Bein mußte begraben lassen, ohne daß ich weiß, wo es liegt, das gibt er nicht zu! Ohnehin ist der August viel zu gut für Kanonenfutter. Basta!"

Diese Worte ihres Vaters tönten Louischen wie himmlische Musik, ja sie glaubte ein Gotteszeichen darin sehen zu dürfen, daß ihr Vater ungefragt und ungebeten ihr den Rath ertheilt hatte, der schon so lange in ihrem Herzen beschlossen war als der einzige, welcher aus aller Noth helfen könne. Mit derselben Entschiedenheit, mit welcher ihr Vater sein Basta! gesprochen hatte, das sie gewohnt war als das Siegel eines unumstößlichen Entschlusses anzusehen, rief sie:

„Ja, ich gehe, ich gehe morgen schon!"

Aber sie theilte jetzt auch dem Vater mit, wie lange und schwer sie schon selber mit diesem Entschlusse gerungen habe.

Es war Frühling. Nach langem Winter lachte die Sonne wieder hell und warm am Himmel; auf der Erde grünte und blühte Alles in jugendlicher Frische und Pracht; die Vögel sangen lustig in Bäumen und Sträuchern; die Menschenherzen wurden weit und froh, und in allen Pulsen schlug das frischeste Leben.

Geh' zum Könige, Kind, geh' zu ihm! (Seite 40).

Nur Einer saß dort im Schlosse zu Sanssouci und blickte finster durch die Spiegelscheiben der hohen Fenster in den herrlichen Garten, dessen Baumwipfel im Sonnenscheine erglänzten. Es war Preußens großer König, der „alte Fritz." Und daß er so finster dreinschaute und von der hellen Frühlingspracht draußen sich nicht die Falten von der hohen Stirne scheuchen ließ, hatte seinen Grund in dem Podagra, das in seinen Füßen wühlte und es ihm unmöglich machte, draußen in all der Herrlichkeit zu luftwandeln, wie er es so gerne that.

Die Schmerzen mußten arg sein; denn oft ging ein Zucken durch den ganzen Körper, und die feinen Lippen preßten sich fest auf einander; ja selbst das neue Werk seines Freundes Voltaire, das er in den Händen hatte, schien nicht im Stande zu sein, den König die Schmerzen vergessen zu lassen. Er blickte nur vorübergehend hinein, wenn einmal eine kleine Pause eingetreten war.

Da trat der Kammerhusar herein.

Fragend erhob der König das leuchtende Auge.

„Majestät", sagte der Diener, „es ist ein junges Mädchen draußen, das um eine gnädige Audienz bittet. Sie muß etwas Schweres auf dem Herzen haben, man sieht es ihr an."

„Eine Bettlerin?" fragte der König und fuhr nach der Tasche.

„Halten zu Gnaden, Majestät, so sieht sie nicht aus; aber ein tiefer Kummer liegt auf ihren Zügen, und ihre Augen tragen die Spuren des Weinens."

„Also eine Leidende? — Nun laß sie eintreten. Bin ja selber ein Leidender, da passen wir zusammen. Ohnehin darf die Thüre eines Königs von Preußen für Leidende nie geschlossen sein."

Der König legte das Buch weg und sagte halblaut, während der Kammerhusar hinausging: „Was mag die nur wollen? Junge Mädchen kommen doch nicht so leicht zu mir, wie alte Soldaten."

Die Flügelthüren öffneten sich.

„Louise Grimmel von Potsdam!" meldete der Husar.

Weiß wie ein Marmorbild, aber scheu und sittig trat das Mädchen herein und neigte sich anmuthig vor dem

Könige. Ihre Kleidung war nicht ärmlich, deutete aber doch auf Lebensverhältniſſe, die nicht allzuweit von der Grenze der Aermlichkeit ablagen. Sie ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen und gefalteten Händen, ein lebendiges Bild der Demuth, aber auch innerer Angſt, und aus ihren langen blonden Wimpern zitterten ein paar Thränen auf die bleichen Wangen herab.

„Nun, mein Kind, du heißeſt alſo Louiſe Grimmel?“ hob der König milde und freundlich an. „Der Name iſt mir nicht fremd. Hatte einen tüchtigen Wachtmeiſter, der ſo hieß, und bei Collin ſchwer verwundet wurde. Ein braver Soldat!“

Bei dieſen Worten war es, als ob ein Berg von der Bruſt des Mädchens weggewälzt würde. Sie wagte es, zum erſten Male aufzuſchauen, und als ſie dem Könige ins Auge blickte und ſah, wie freundlich daſſelbe auf ihr ruhte, antwortete ſie freudig, wenn auch leiſe:

„Es iſt mein Vater, Majeſtät!“

„Wie? Was?“ rief der König, ſich in ſeinem Seſſel aufrichtend, „der alte brave Grimmel iſt Dein Vater und lebt noch?“

„Gott ſei Dank, ja! Majeſtät.“

„Hat aber wohl einen Stelzfuß herumzuſchleppen; denn ich erinnere mich jetzt, daß er das Bein verlor?“

„Leider ja, Majeſtät!“

„Armer Grimmel!“ rief der König aus. „Aber wie geht es ihm denn?“

Louiſchen kehrte allmählig der Muth wieder, mit welchen ſie ſich gewappnet zu haben glaubte, der aber beim Oeffnen der Flügelthüren, beim Anblicke des Königs gründlich auf und davon gegangen war.

„Gottlob, gut! Majeſtät!“ erwiederte ſie. „Ew. Majeſtät laſſen ihm ja ein Jahrgeld auszahlen, und was fehlt, erwirbt er ſich durch das Flechten feiner Körbe, ſodaß wir keinen Mangel haben.“

„Was? rief der König, „der alte Mann kann noch arbeiten? Er muß ja doch ein tiefer Siebziger ſein nach meiner Schätzung?“

„Zu dienen, Majeſtät. Er iſt fünf und ſiebenzig Jahre alt, aber Gott ſei Dank! noch ungemein rüſtig.“

„Aber warum ist er denn nicht mit Dir gekommen, Kind? Ich hätte mich wahrhaftig gefreut, ihn wiederzusehen."

„Halten zu Gnaden Majestät", antwortete das Mädchen, „das Gehen wird ihm gar zu sauer, besonders wenn es einen so weiten Weg zu machen gibt. Auch hat er bei dem wechselnden Wetter, das wir jetzt haben, sehr arge Schmerzen in seinem Beinstumpfe."

„Glaub's, glaub's" sagte der König, indem er auf seine umwickelten Füße deutete. „Kenne das aus Erfahrung. Habe auch da so ein Wetterglas, welches mir jedes wechselnde Wetter anzeigt. — Aber was suchst Du denn bei mir, mein Kind?"

Da übergoß eine glühende Röthe das Gesicht Louischens. Ihr Muth war wieder dahin. Sie blickte zur Erde, faltete die Hände vor der heftig arbeitenden Brust und konnte doch kein Wort herausbringen.

Der König betrachtete sie mit wachsender Theilnahme.

„Nun, nun", sagte er lächelnd, „das Kind eines alten braven Soldaten muß Kurasche haben und darf nicht die Flinte wegwerfen, wenn es an's Treffen geht."

Er klingelte und befahl dem Kammerhusaren, einen Stuhl in die Nähe seines Sessels zu stellen.

„Nun setze Dich, mein Kind" sagte er, „und sprich frisch von der Leber weg; denke Dir, ich wäre Dein braver Vater. Kann ich Dir in irgend einem Stücke helfen, so thue ich's von Herzen gerne; davon darfst Du überzeugt sein. Ich helfe jedem meiner Unterthanen gerne, wenn ich kann, aber die Kinder meiner alten Soldaten stehen mir näher wie jeder Andere. Faß' Dir ein Herz, und vertraue mir, was Dir auf der Seele liegt."

Diese wohlwollenden Worte des Königs verfehlten ihre Wirkung nicht. Noch ein paar Mal athmete Louischen tief auf und erzählte dann mit gesenktem Auge und glühend roth dem Könige ohne allen Rückhalt ihren Kummer.

Als sie geendet sagte der König, dessen Stirne sich in tiefe Falten gelegt hatte, während das Mädchen sprach: „Die alten Thönnings sind Esel! Aber nimm's nicht übel, mein Kind, Monsieur August ist auch ein Esel. Was will er als Soldat? Brauche keine, um auf der

Wachtſtubenpritſche zu lungern. Werden alle Branntweinſäufer, Kartenſpieler und Faullenzer. Dafür aber iſt dein Auguſt, denk' ich, zu gut. Ich ſuche, wo ich ſie kriegen kann, tüchtige Gewerbsleute in's Land zu ziehen, und da will mir Einer echappiren, Der ein gemachtes Neſt hat! Dummes Zeug das! Geh' nur hübſch heim, Kind, grüße Deinen alten, braven Vater von mir und ſage dem jungen Thönning, er ſolle keine Narrenſtreiche machen. Er ſoll Dich zum Weibe haben und ein tüchtiger Bäcker und Bürger bleiben, ſo dient er dem Vaterlande und mir beſſer als in der Uniform. So gehe jetzt Kind, und ſei gutes Muth's! Morgen Vormittags zehn Uhr biſt Du wieder hier und läßt Dich ſogleich melden! Aber noch einmal ſage ich dir: gutes Muths und den Kopf in die Höhe! Es wird morgen Alles gut gehen! Adieu!"

Lächelnd winkte er dem Mädchen zum Abſchiede. Sie neigte ſich tief und ging — nein flog hinweg und wußte kaum, wie ſie nach Potsdam gekommen war.

Da mußte ſie aber erzählen vor ihrem Vater, der Frau Joſt und ihrem Auguſt! Der alte Grimmel weinte wie ein Kind, als er hörte, wie der König ihn noch nicht vergeſſen und wie freundlich, wie ermuthigend er mit ſeinem Kinde geſprochen habe. Dann warf er ſeine Mütze gegen die Zimmerdecke und rief:

„Der König lebe hoch! Gott ſegne ihn!

Am andern Morgen ließ der König den Herzog von Bevern, den Fürſten Moritz von Anhalt und den General Treskow zu ſich beſcheiden.

Die Herrn fürchteten, den König ſehr mißlaunig zu finden; denn er hatte wegen des noch immer arg zwickenden Podagras darauf verzichten müſſen, eine ſchon längſt

befohlene große Revue in Pommern abzuhalten, und sie wußten Alle, wie schwer ihm etwas der Art ankam.

Da die Leibärzte noch im Cabinet des Königs waren, als sie kamen, so weilten sie noch im Vorzimmer und theilten sich, auf- und abgehend, ihre gegenseitigen Befürchtungen wegen des Empfangs mit. Aber wie hatten sie sich geirrt! Als sie nach Entfernung der Leibärzte vorgelassen wurden, fanden sie den König in der besten Laune und erfreuten sich eines überaus huldvollen Empfangs.

„Meine Quacksalber", so nannte der König bei guter Laune seine Leibärzte, „haben mir Hoffnung gemacht, daß ich doch in etwa zehn Tagen die Revue in Pommern würde abhalten können", rief er freudig den nach dem Allerhöchsten Befinden Fragenden zu.

„Freilich", fügte er lachend hinzu und deutete dabei auf seine umwickelten Füße, „die Kerls da wollen noch gar nicht, wie ich gerne möchte. Wenn's nur den Doctoren nicht geht wie den Wetterpropheten, die Sonnenschein prophezeien, und es regnet darauf, was das Zeug hält, oder die Regen verkündigen, hinterdrein aber gibt's eine Hitze und Dürre, daß Alles verschmachtet! Müssen's halt in Geduld abwarten!"

In diesem Augenblicke trat der Kammerhusar ein und meldete, daß die Tochter des Wachtmeisters Grimmel da sei.

„Führe sie in das Zimmer hier neben", befahl der König, „und sage ihr, sie möge da ruhig warten, bis ich klingele, dann soll sie hier eintreten."

Der Husar entfernte sich, und der König begann nun mit den drei Herren ein Gespräch über die bevorstehende Revue in Pommern und über die Manöver, die er dabei wolle ausführen lassen, wobei er jedem der Dreie seine Aufgabe mittheilte.

Wieder trat der Kammerhusar ein und meldete den Bäckermeister Thönning von Potsdam, seine Frau und seinen Sohn.

„Sollen sogleich eintreten!" gebot der König lächelnd und wandte sich dann an die drei Herren, die sich verwundert einander ansahen.

„Messieurs!“ sagte er, „Sie sollen Zeugen eines Auftrittes sein, der Ihnen gewiß Freude machen wird. Ich bedarf aber dabei auch Ihres Beistandes. Bleiben Sie ganz ruhig, aber wenn ich Sie frage, so antworten Sie mir so, daß ich damit zufrieden sein kann. Sie sollen einmal sehen, was Alles einem Könige vorkommt und welche außerordentliche Rollen er zuweilen spielen muß.“

Noch mehr verwundert schauten sich die drei Herren einander an, hatten aber keine Zeit mehr, zu fragen, welcher Art denn die Rollen seien, die sie zu spielen hätten; denn die Flügelthüren thaten sich auf und das angemeldete Kleeblatt aus der Familie Thönning trat ein.

Meister Thönning war eine lange, ziemlich dürre Figur im blaugrauen Rocke, wie ihn mit Rücksicht auf das stäubende Mehl Müller und Bäcker gewöhnlich zu tragen pflegen. Er sah nicht gerade aus, als ob er das Pulver erfunden hätte, eine Sache, die sich auch wohl kaum zu seinem ehrsamen Handwerke geschickt hätte; aber sein ganzes Aeußere war ein ehrenfestes und ließ merken, daß er sich bewußt war, der geschickte und gesuchte Bäckermeister in der Schloßstraße zu Potsdam zu sein, der sein Schäfchen im Trocknen hatte, dazu auch Stadtrath und Kirchenältester war. Die Frau Meisterin, sein getreues Luddelchen, stieg im Staate der behäbigen Bürgerfrauen auf, war von einem ziemlich bedeutenden Umfange, der bei ihrer untersetzten Statur besonders stark hervortrat, und ihr den Gang hierher zu einem tüchtigen Stück Arbeit gemacht haben mußte; denn sie war ungemein erhitzt und keuchte trotz einer Locomotive. Der Sohn war ein schöner, junger Mann von ernstem, anständigem Wesen. — Allen Dreien merkte man deutlich die Befangenheit an, die mit dem Gedanken, vor dem Könige zu stehen, über sie gekommen war, und an der auch wohl die Ahnung, daß es sich um Augusts Anwerbung zum Soldaten handeln möchte, ihren Antheil hatte.

Der König sah sie der Reihe nach scharf an, wie er das zu thun pflegte, und dadurch wuchs offenbar noch ihre Verlegenheit. Denn das waren bekanntlich Blicke,

von welchen man meinte, sie drängen bis in die geheimste Werkstätte der Gedanken hinein und lasen dort Alles genau.

„Ist Er der Bäckermeister Thönning aus der Schloßstraße zu Potsdam?“ fragte der König den Meister.

Thönning bejahte diese Frage zitternd, hielt es aber für nöthig, einen respectvollen Kratzfuß dazu zu machen. War er nun von wegen der Angst seiner Glieder nicht recht mächtig, oder that es die Spiegelglätte des Parkettbodens, den seine Füße heute wohl zum ersten Male betraten — der Kratzfuß wurde ein so ausgiebiger, daß der nach hinten geschleuderte Fuß nicht mehr zu dem stehen gebliebenen herankommen wollte. Meister Thönning verlor das Gleichgewicht und wäre der Länge nach zu Boden geschlagen, wenn nicht August, der hinter ihm zur Seite stand, des Vaters linken Arm rasch erfaßt und der langen Gestalt das zweifelhaft gewordene Gleichgewicht wieder gegeben hätte. Freilich hatte auch er dabei Mühe, sich auf dem glatten Boden sicher auf den Beinen zu erhalten, und es sah fast aus, als ob Vater und Sohn im Begriffe wären, mit einander ein Tänzchen anzutreten.

Der König bewahrte mühsam seinen Ernst, und auf den Gesichtern der hinter ihm stehenden Herren geriethen die Lachmuskeln in bedenklich zuckende Bewegung.

„Und das ist Seine Frau?“ fragte der König weiter, als Meister Thönning glücklich wieder seinen festen Standpunkt erlangt hatte.

Diesmal bejahte der Meister bloß ehrfurchtsvoll, hütete sich aber wohlweislich vor einer Wiederholung des Kratzfußes, der beinahe ein so fatales Ende genommen hätte. Frau Ludmilla aber, die von wegen ihres Körpergewichtes schon weniger der Gefahr ausgesetzt war, den Standpunkt zu verlieren, riskirte einen tiefen Knix, mit welchem sie auch ihrerseits stumm die königliche Frage beantwortete.

„Und das ist Sein Sohn August?“ fragte der König zum dritten Male, und man sah ihm an, daß ihm die Geschichte Vergnügen zu machen begann, wiewohl das Zucken seiner Füße von dem Zwicken des Podagras Zeugniß gab.

„Ja, Majeſtät!“ antwortete Thönning ſelbſtgefällig, aber wieder ohne Kratzfuß, während Auguſt ſich verbeugte. „Und der will abſolut Soldat werden?“ fuhr der König fort. „Wie kommt das? Er iſt der einzige Sohn wohlhabender Eltern, hat ein gutes Geſchäft, ein warmes Neſt und will nicht hinein?“

„Jetzt iſt's Zeit!“ dachte Auguſt, als ſein Vater verlegen die Antwort ſchuldig blieb. Wußte er doch, wer

in der Nähe, am Ende gar Ohrenzeuge der jetzigen Verhandlung wäre, und fühlte sich dadurch von aller Befangenheit mit einem Male frei.

„Halten zu Gnaden, Majestät", hob er mit fester Stimme an. „Ich wollte wohl gerne in das warme Nest, wie Majestät sich auszudrücken geruhten, und weiß vollkommen zu schätzen, was ich durch das Soldatwerden aufgäbe; ich würde auch gerne meine kindlichen Pflichten erfüllen, die ich bis jetzt mit Wissen und Willen nie versäumt habe — aber — —"

August stockte und entfärbte sich etwas.

„Nun, warum stockt Er?" rief der König. „Frisch heraus mit der Sprache; was steckt hinter dem „Aber"?"

„Ja", brachte August nun langsam hervor, „meine Eltern wollen mich durchaus mit einem Mädchen verheirathen, das ich verabscheue. Sie meinen es gewiß gut mit mir, aber ich kann unmöglich in diesem Stücke ihren Willen thun; denn das Mädchen hat einen so abscheulichen, boshaften Charakter, daß sie Niemand leiden mag."

„Aha", sagte der König, „das ist wohl die brennrothe Hexe aus der Schloßstraße, die Weidnerin, deren Ruf selbst bis zu mir gedrungen ist? Da hat Er vollkommen Recht, wenn Er die nicht mag, die soll ja eine wahre Kratzbürste sein. Aber nicht wahr, Er hat auch eine Andere, die Ihm besser gefällt, die aber Seine Eltern nicht wollen?"

„So ist's, Majestät", antwortete August ermuthigt. „Es ist ein vortreffliches Mädchen, die Tochter eines alten Invaliden, der in unserer Nähe wohnt. Aber sie ist ebenso arm, wie die Andere steinreich ist, und deshalb wollen meine Eltern, so gut sie auch sonst zu mir sind, mir nicht erlauben, sie zu heirathen und bestehen darauf, daß ich die „rothe Hexe" nehme, wie Ew. Majestät sagten. Aber lieber als daß ich das thue, werde ich Soldat und lasse mich todtschießen."

„Nun, nun", sagte der König, „am Todtschießen sind wir, denke ich, noch nicht. Wüßte nicht, wo es geschehen sollte jetzt mitten im Frieden. Aber Soldaten brauche ich jetzt nicht, sondern brave, tüchtige Bürger und Gewerbsleute. Darum denke ich, Er wird nicht Soldat,

und die Sache macht ſich anders. Wie heißt denn Seine Erwählte?"

„Louiſe Grimmel, Majeſtät!" antwortete Auguſt erröthend. „Sie iſt die Tochter eines alten, invaliden Wachtmeiſters."

„Wie?" rief der König, „die iſt's? Die Tochter meines alten, braven Wachtmeiſters Grimmel, der bei Collin ſein Bein verlor? Nun, dann hat Er doppelt Recht, wenn er die lieber mag, als die rothe Weidnerin. Ich kenne das Mädchen; ſie iſt ein hübſches, braves, gutes Kind und wird einmal eine ebenſo gute Gattin werden, wie ſie jetzt eine gute, treue Tochter iſt."

„Ja, wenn ſie nur nicht ſo arm wäre!" ſeufzte Auguſt, obwohl ihm bei den lobenden Worten des Königs die Augen leuchteten. „Das iſt in den Augen meiner Eltern ihr größter Fehler."

„Da will ich Ihm zu Seinem Troſte etwas ſagen. Seine Eltern ſind im Irrthume. Die Louiſe Grimmel iſt gar nicht ſo ſehr arm, ſie hat im Gegentheil ein hübſches Vermögen, wie ſich ſogleich herausſtellen wird. Und der alte Wachtmeiſter Grimmel iſt dazu ein Ehrenmann, mit dem ſich Niemand zu ſchämen braucht in Berührung zu kommen, obſchon er weder Stadtrath noch Kirchenälteſter iſt. Das ſage ich, der König. Er hat mir treu gedient, iſt ein tapferer Soldat geweſen und hat dem Tode wohl ebenſo oft in's Auge geblickt, als Sein Herr Vater in ſeinen Backofen."

Das Alles hatte der König zu dem jungen Thönning geſagt und gethan, als ob die beiden Alten gar nicht anweſend wären. Nun klingelte er; der Kammerhuſar öffnete die Seitenthüre und, mit der Röthe jungfräulicher Scham übergoſſen, trat Louiſe Grimmel herein.

War ſchon das, was die alten Thönnings aus dem Munde des Königs hören mußten, keineswegs „Waſſer auf ihre Mühle" geweſen, ſo zuckten ſie nun beide zuſammen, als das ſchöne Mädchen ſo ſittig und verſchämt hereintrat.

Dem alten Thönning wollte in der Ueberraſchung ein Wort entfahren, das er wohl ſeinen Geſellen daheim an den Kopf warf, wenn ſie ihm die Semmel hatten zu

dunkel werden lassen, das jedoch zu dem ehrwürdigen Kirchenältesten keineswegs paßte. Frau Ludmilla aber dachte in ihrem Herzen: „O weh, jetzt geht's schief!"

„Das ist ja wohl das Mädchen Seiner Wahl?" fragte der König den jungen Thönning, nachdem er sich einen Augenblick an dem Staunen und schlecht verhehlten Aerger der beiden Alten ergötzt hatte.

August nickte bloß mit dem Kopfe, faßte aber Louischens zitternde Hand, die er kräftig drückte, und trat mit ihr vor den König hin.

„Also Die möchte Er gerne heirathen?" fragte der König lächelnd weiter, worauf August laut und fest, als wenn er vor dem Altare stände, sein „Ja" antwortete.

„I nun", fuhr der König fort. „was meinen Sie, meine Herren? Ich dächte, das Pärchen wäre so übel nicht! Nun müssen wir aber auch noch wissen, ob das Jungferchen will; denn zum Heirathen gehören bekanntlich immer Zwei, die wollen. Wie steht's, Kind? Sagst Du auch Ja?"

Das Mädchen bedeckte sein glühendes Angesicht mit beiden Händen; aber ein deutliches Nicken mit dem Kopfe ließ an ihrer Willensmeinung keinen Zweifel.

Jetzt wandte sich der König zu den beiden Alten; aber das Lächeln war von seinem Angesichte verschwunden, und ein paar tiefe Falten hatten sich auf seine Stirne gelegt.

„Was Er und Sie gegen dies Mädchen haben, begreife ich wirklich nicht. Erstlich ist der militärische Stand ein Ehrenstand, dem ich selbst mich zurechne, und dem auch diese hohen Herren hier angehören. Und wir sind stolz darauf. Denn, das werdet Ihr nicht bestreiten, es ist mehr, Leib und Leben in blutiger Feldschlacht für das Vaterland bloßzustellen, als daheim eine Mulde voll Teig zu kneten und Brod daraus zu backen, für das man sich gut und ehrlich bezahlen läßt. Brodbacken ist zwar auch nöthig, und ich will das ehrsame Gewerbe gewiß nicht verachten; aber während Ihr Bürger daheim Euch pflegt und reich werdet, hungert und duldet draußen der Soldat und läßt oft, wenn nicht sein Leben, so doch seine gesunden Glieder draußen liegen. Da wollte Er, Meister

Thönning, weil Er ein paar Thaler mehr hat, und Meiſter, und vielleicht ſo ein Ja-Bruder im Stadtrathe iſt, ſich für mehr halten, als ein Held, der bei Collin ſein Bein verlor? Pfui, ſchäme Er ſich! Ich ſage Ihm, der iſt allein mehr werth, als ſo ein Dutzend Ja-Brüder im Stadtrathe, die vielleicht nur für den eigenen Seckel ſorgen und nach dem Wohle ihrer Gemeinde nicht fragen. Das iſt meine Meinung, und ich traue Ihm ſoviel Verſtand zu, daß Er Seinen Dünkel dem braven, ehrenwerthen Wachtmeiſter Grimmel gegenüber wird fahren laſſen."

Meiſter Thönning ſtand da wie Butter an der Sonne. Er wurde weiß und roth, trillte ſeinen Dreimaſter in den Händen wie einen Kreiſel und wußte vor Verlegenheit nicht, wohin er ſehen ſollte. Die Frau Meiſterin dagegen hatte ihre dicke Oberlippe ſchnippiſch aufgeworfen und ſah ganz danach aus, als ſpüre ſie einen mächtigen Drang, dem Könige Eins anzuhängen. Es wurmte ſie tief, daß der König von den Würden ihres Mannes ſo geringſchätzig redete, aber noch viel tiefer, daß dieſer ſo ſimpelhaft daſtand und kein Wort der Erwiderung hatte. Allein ſie getraute ſich doch nicht, dem blitzenden Auge des Königs gegenüber ihrem Herzen Luft zu machen, und je weniger ſie gewöhnt war, ſich Schweigen aufzuerlegen, wo ſie reden wollte, deſto ſchwerer kam es ihr an. Sie keuchte jetzt nicht bloß von der Anſtrengung des Weges und von der Hitze, ſondern auch von gewaltiger innerer Bewegung.

„Nun komme ich", fuhr der König fort, „zu einem zweiten Punkte. Ich erkenne gerne an, daß es Arbeit, Schweiß, Sparſamkeit, ja ſelbſt Entbehrungen koſtet, ein Vermögen zu erwerben. Aber wenn es dem Einen damit glückt, einem Andern nicht, obwohl er eben ſo treu und fleißig und brav in ſeinem Berufe war, dann frage ich, hat der Eine wohl Recht, ſich auf ſeinen Geldſack zu ſtellen und hochmüthig über den Anderen hinauszuſehen? Ohnehin iſt es mit dem Reichſein und Armſein ſo ein eigen Ding. Mancher gilt für reich, und ſteckt am Ende doch nichts dahinter als elende Flunkerei, und wiederum kann es vorkommen, daß ein ſtiller, verſchwiegener Reich-

thum vorhanden iſt bei Einem, den man für arm hält. Zum Beiſpiel, Meiſter Thönning, für wie reich hält Er wohl die Louiſe Grimmel hier? Rede Er friſch von der Leber!"

Der Frau Thönning zuckte es bei dieſer Frage ſichtbar in allen Gelenken. Wie gerne hätte ſie jetzt einen gehörigen Trumpf aufgeſpielt! Aber — der König hatte die Frage an ihren Mann gerichtet, und der ſchuldige Reſpect verbot, daß ſie antwortete. Um aber ihrem Gemahl, der von den Worten des Königs ganz verblüfft war und wieder ſchweigen zu wollen ſchien, eine gewichtige Mahnung zu ertheilen, ſtieß ſie ihm derb den Ellbogen in die Seite und raunte ihm zugleich vernehmlich zu: „Jürgel jetzt gilt's! Nun laß Dich nicht hinten finden!"

Es fehlte nicht viel, ſo wäre ſowohl der König wie die drei Offiziere in lautes Lachen ausgebrochen.

Meiſter Thönning aber mochte wohl an die Predigt denken, die ihm von ſeiner beredſamen Ehehälfte ſicher war, wenn er jetzt wieder ſchwieg. Drum ſammelte er ſich bei dem Rippenſtoße ſeiner Frau, machte eine wegwerfende Handbewegung und ſagte:

„Nun, was wird ſie haben? Die paar Lümpchen, die ſie auf dem Leibe trägt, aber ſonſt nichts dahinter und nichts davor."

Der König mußte gewaltſam ſeinen Ernſt behaupten, wenn er ſich auch im Grunde ſeines Herzens über den ſtarrköpfigen, geldſtolzen Bäcker ärgerte.

„Langſam, langſam, Herr Meiſter!" rief er, „ſonſt könnte Er leicht als ein Lügner und Verleumder daſtehen! Geb' Er einmal Acht jetzt! Sieht Er, dieſer Herr hier iſt der Herzog von Bevern, Er hat den Namen wohl ſchon gehört. Aber ich wette drauf, ein wie vornehmer Herr er auch iſt, er iſt der Jungfer Louiſe Grimmel ein hübſches Sümmchen ſchuldig. Wie viel mag's wohl ſein, Ew. Liebden?"

Der Herzog, welcher ſogleich die Abſicht des Königs verſtand und die Rolle errieth, welche er in dem ſich abwickelnden Luſtſpiele übernehmen ſollte, bezwang ſeine Lachluſt, ſo ſchwer es ihm auch wurde, und ſagte mit ernſter Miene:

„Wenn ich nicht irre, ſind's zweitauſend Thaler, Majeſtät. Aber ich bin bereit, die Schuld noch heute baar zu bezahlen."

„Nun gut", ſagte der König. „Dort ſteht mein Schreibtiſch. Wollen Ew. Liebden wohl die Güte haben, eine Anweiſung auszuſtellen? Sie wiſſen: der geſchriebene Buchſtabe bleibt; und, von Ihrer Hand geſchrieben, iſt er ſo gut wie baares Geld. „Baar Geld lacht" aber, nicht wahr, Meiſter Thönning?"

„Ich merke", ſcherzte der Herzog, „Ew. Majeſtät halten feſt, was Sie haben."

„I freilich!" entgegnete der König, „ſonſt hätten die Oeſterreicher Schleſien ſchon lange wieder."

Dieſe Bemerkung des Königs war eine willkommene Gelegenheit für die drei Offiziere wie für den König ſelbſt, der ſchon lange gereizten und unterdrückten Lachluſt die Zügel ſchießen zu laſſen. Sie thaten dies ohne Rückhalt, da es Allen kaum mehr möglich war, den Ernſt zu bewahren beim Anblick des Thönning'ſchen Ehepaares. Meiſter Thönning ſtand bolzengerade da, die Arme ſchlaff am Leibe herunterhängend, die Augen faſt aus ihren Höhlen hervortretend, ein Bild des ſtarren, faſt verſteinerten Erſtaunens. Frau Ludmilla aber war die vorhin ſchnippiſch aufgeworfene Oberlippe ſammt dem ganzen Unterkiefer herunter geſunken, ſo daß ihr von Natur kugelrundes Geſicht jetzt mehr zur Eiform neigte. Die weit aufgeriſſenen Augen und der halb geöffnete Mund gaben auch bei ihr Zeugniß davon, wie ſeltſam ihr das vorkam, was ſie ſoeben gehört hatte. Tiefſtaunend ſtanden natürlich auch die jungen Leute da, aber man ſah ſogleich, daß es bei ihnen ein freudiges Staunen war.

Als der Herzog von Bevern lachend die Anweiſung geſchrieben hatte, reichte er ſie dem Könige, der ſie mit ſcharfem Blicke prüfte und mit einem zufriedenen: Bon!" auf das kleine Tiſchchen neben ſich legte.

„Er muß aber nicht glauben", fuhr er nun, zu Meiſter Thönning gewendet, fort, „daß der Herzog von Bevern Louiſchens einziger Schuldner ſei; ich glaube vielmehr ganz gewiß, daß auch dieſer Herr zu der Sorte

gehört. „Es ist der Fürst Moritz von Anhalt. Habe ich Recht, Durchlaucht, oder nicht?“

„Ganz gewiß, Majestät, haben Sie Recht!“ erwiderte lachend der Fürst; „ich bekenne, dem braven Mädchen ebenfalls zweitausend Thaler schuldig zu sein und glaube, daß es meine Mittel erlauben, dieselben auch noch heute abzutragen.“

„Richtig!“ rief der König. „Meine Calculation macht sich gut.“ Er winkte dem Fürsten freundlich an den Schreibtisch und hatte alsbald die zweite Anweisung in der Hand.

„Ew. Durchlaucht sind ein firer Schreiber. Bitte, wollen Sie die Güte haben, mich armen Invaliden zu vertreten und auch für mich eine Anweisung zu schreiben. Ich gehöre nämlich ebenfalls in die Reihe der Schuldner des Kindes meines tapfern Wachtmeisters Grimmel; und zwar ist meine Schuld eine alte, die von der Schlacht von Collin her datirt. Sie beträgt mit den Zinsen netto viertausend Thaler.“

Der Fürst säumte nicht, über die genannte Summe sogleich eine Anweisung auszustellen und legte sie nebst einer Feder auf das Tischchen neben dem Sessel des Königs. Mit raschem Zuge setzte dieser das bekannte F mit dem langen Striche hinten dran, darunter.

„So!“ sagte er dann. „Achttausend Thaler baar ist, meine ich, ein ganz hübsches Heirathsgut. Ein fleißiger und geschickter Mensch kann damit etwas Schönes anfangen, und es läßt sich davon auch eine ganz hübsche Ausstattung besorgen. Allein ich glaube, das können wir getrost unserer lieben Gläubigerin und ihrer vortrefflichen zukünftigen Frau Schwiegermutter überlassen. Die werden schon mit einander das Nöthige besorgen. Nicht wahr, Frau Thönning?“

Dies Wort des Königs traf offenbar mitten in die Scheibe. Es klang wie himmlische Musik in die Ohren der Mutter Thönning und hatte zur unmittelbaren Folge, daß die starren, staunenden Mienen derselben sich lösten. Ein süßes Lächeln der Verklärung leuchtete auf ihrem wohlgenährten, breiten Gesichte, und es erfolgte ein Knix auf das Wort des königlichen Mundes, der auch bei ihr

nahezu das Gleichgewicht in Gefahr gebracht und ein unauslöschliches Gelächter der hohen Herrn hervorgerufen haben würde, wenn nicht ein Blitz des königlichen Adlerauges Selbstbeherrschung geboten hätte.

„So!“ wiederholte der König, indem er die drei Anweisungen auf seine Knie legte, „das wäre also in Ordnung. Aber eine Hochzeitsfeier kostet auch ein hübsches Stückchen Geld, und da mein trefflicher General von Treskow sauer dazu zu sehen scheint, daß er der braven Louise Grimmel nicht auch etwas schuldig ist, so denke ich, er gibt sich zufrieden, wenn er die Hochzeitsfeier ausrichten darf. Wie steht's damit, mein lieber Treskow? Sind Sie zufrieden mit Ihrem Part?“

„Danke, Ew. Majestät!“ versetzte lachend der General. „Es soll mir eine Freude sein, der Tochter meines wackeren Kameraden Grimmel, den ich wohl kenne, da er in meinem Regimente gedient, die Hochzeit auszurichten.“

„Bravo!“ rief Friedrich aus. „So ist ja nun für Alles gesorgt; es fehlt nur noch die Einwilligung der Eltern.“

Aber wie sah es mit dieser aus?

Von Mutter Thönning schien keine Widerrede mehr zu besorgen. Auf ihrem Gesichte lag noch immer der strahlende Widerschein des königlichen Wortes, das sie eine „vortreffliche Frau Schwiegermutter“ genannt hatte. Aber der Vater stand ganz in Gedanken versunken und schüttelte Einmal über das andere Mal den Kopf. War er auch jetzt noch nicht „weich geknetet“, wie ihm sein Luddelchen doch schon früher vorgeworfen hatte? Nein, daran fehlte es nicht. Aber daß der General von Treskow den alten Wachtmeister Grimmel seinen „Kameraden“ genannt hatte, das wollte ihm nicht in den Kopf. Deßhalb schüttelte er denselben so nachdenklich.

Der König, welchem das Kopfschütteln so wenig wie das verklärte Angesicht Frau Ludmillas entging, glaubte jetzt, die Sache zu Ende bringen zu müssen.

„Nun, lieber Meister und liebe Meisterin“, sagte er, „Ihr sehet jetzt wohl, daß Ihr in Bezug auf das Vermögen des Mädchens arg neben die Scheibe geschossen habt. Wer weiß, ob Euch die „Fuchsrothe“ soviel ins

Haus brächte wie sie? Aber einen leibhaftigen „Drachen" brächte sie Euch sicher mit, wie Ihr Euch selber sagen müßt, wenn Ihr nicht bloß auf das Geld, sondern auch auf den Character Eurer Erwählten seht, so wie es ordentlicher Eltern Pflicht ist. Und das wäre doch ein Mitbringsel, welches durch Tausende nicht aufgewogen würde. Louise Grimmel ist ein mildes, gutes Kind, wie ich glaube, das Euch als treue Tochter hegen und pflegen wird und achttausend Thaler klingen hell und klar dazu. Ihr behaltet Euern August bei Euch, macht ihn glücklich und Euch ewig dankbar. Denkt an die Tage, von denen es heißt: „sie gefallen mir nicht", und wählt statt des „Drachen" eine „gutherzige, sanfte Tochter."

Bei diesen Worten versuchte der alte Thönning umsonst, seine Rührung zu bewältigen. Er war jetzt völlig mürbe geknetet. Ein paar Thränen brannten in seinen Augenwinkeln und liefen dann ungehemmt über seine Wangen.

„Ach, Du lieber Gott, Majestät, sie soll uns ja willkommen und lieb und werth sein wie das eigene Kind!" sagte er mit wankender Stimme. Seine theure Ehehälfte aber, auf die er, besorgt wegen des kühnen Entscheidungswortes, einen halben Blick hinübergleiten ließ, hatte zu seinem freudigen Erstaunen das schneeweiße Taschentuch gegen die Augen gedrückt und weinte pflichtmäßig, indem sie zur Bestätigung seines Wortes unaufhörlich mit dem Kopfe nickte.

Das junge Paar stürzte dankend zu des Königs Füßen.

So heiter auch die Stimmung des Königs während der ganzen Verhandlung gewesen war, so ergriff ihn doch auch jetzt ein Gefühl der Rührung. Er sah die Herrn an und schüttelte den Kopf, als ob er mit dem Gefühle, das ihn erfaßt hatte, nicht einverstanden wäre. Dann sagte er weich und milde zu dem jungen Paare:

„Steht auf Kinder! Bleibt brav, in Liebe und Eintracht verbunden und machet Eueren Alten den Lebensabend freundlich! Ich werde mich stets freuen, zu hören, daß es Euch wohl geht."

Plötzlich aber sein Gefühl bemeisternd, setzte er mit heiterem lachendem Gesichte hinzu:

„Hätte ich nur das fatale Podagra nicht! Ich würde am Ende auf Eurer Hochzeit noch mit dem Bräutchen ein Tänzchen riskiren.“ Dann griff er die drei Anweisungen und übergab sie Louise mit den Worten:

„Hier, mein Kind, hast Du Deine Vermögenspapiere. Die beiden Herrn da haben bei meinem Kämmerer Credit, und derselbe wird Dir die Anweisungen blank auszahlen. Grüße meinen alten, tapferen Wachtmeister, Deinen Vater, herzlich von mir und pflege ihn treu und gut! Aber — und damit wandte er sich an den General von Treskow — lieber Treskow, richten Sie sich auf die Hochzeit; denn es sieht mir so aus, als ob die bald sein würde.“

Er grüßte freundlich das alte, wie das junge Paar, die sich tief verneigend — Vater Thönning ersparte sich jetzt den Kratzfuß — und die Augen voll Dankes- und Freudenthränen, entfernten.

Als sie weg waren, blickte der König lachend die Herren an und sagte:

„Nun, hat Ihnen die Geschichte nicht auch Spaß gemacht? Aber so ein Freiwerber, wie ich ihn heute dem Kinde eines braven Soldaten zu Liebe spielen mußte, hat doch wirklich nicht den besten Stand. Trotz der Schuldscheine hätte es am Ende mißlingen können. Die Alte hatte mehr wie Einmal große Lust, geharnischt dazwischen zu fahren, als ich ihrem Manne den Text las, und die hat Haare auf den Zähnen!“

Der Oberpräsident war mit seiner Erzählung zu Ende.

„Sehen Sie, Bodelschwingh, da sind die Thürme von Münster“, sagte er zu seinem Begleiter. „Unser Weg ist zu Ende wie die Geschichte.“

„Wirklich!“ entgegnete der Landrath. „Ich danke Ihnen für die mir bis jetzt unbekannte Geschichte. Sie ist sehr hübsch und hat mich darüber belehrt, daß auch ein Oberpräsident, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, einem Försterkinde die Kindermagd spielen darf. So

leicht wie heute, bin ich wirklich seit langer Zeit nicht vom Wege gekommen."

„Ich wollte, ich könnte das Nämliche auch von mir sagen", entgegnete der Oberpräsident, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte, „aber ich werde jetzt inne, daß Sie wieder unbarmherzig mit Ihren langen Beinen ausgegriffen haben, während ich gutmüthig genug war, Ihnen die schöne Geschichte zu erzählen."

Eben stand ein Trupp Marktweiber an der Stelle, wo Vincke diese Aeußerung thut, die Bodelschwingh lachend aufnahm.

„Das muß wahr sein!" sagte da eine lustige Münsterländern, die die Worte vernommen: „Hat Der ein Paar Spazierhölzer! Damit kann man ausgreifen! Wollt', ich hätte auch so ein Paar!"

Und sich direct an Bodelschwingh wendend, fragte sie schalkig:

„Wie ist's, Landsmann, könntet Ihr mir nicht Eure Beine vermiethen?*)

Da brach der Oberpräsident in ein brausendes Gelächter aus, Bodelschwingh aber erwiderte mit Humor:

Et jinge wohl, Weibchen, aber et jeht nich!

---

*) Anmerk. des Verf.: Wörtlich wahr, und von mir aus Bodelschwingh's eigenem Munde vernommen.

Miß Dein Glück nicht nach fremder Elle! Weshalb nicht? Weil man das Glück überhaupt nicht messen soll, sondern soll es als eine Gabe Gottes dankbar dahinnehmen, in welchem Maße es einem auch gegeben wird, ob in „Eimern oder in Tropfen."

Wer es mißt, kommt gewöhnlich dazu, daß er auch an seine Dankbarkeit gegen Gott den Maßstab anlegt, und darin meint ab- oder zugeben zu müssen, je nachdem ihm sein Glück als klein oder groß erscheint. Und das soll doch nicht sein bei einem Christenmenschen, sondern wir sollen für jedes, auch das geringste Glück, das uns beschеert wird, von ganzem Herzen dankbar sein.

Was ist denn auch überhaupt ein großes, was ein kleines Glück? Das kommt ja ganz auf den Mann an, der es empfängt. Ander Mann, ander Glück, sagt das Sprüchwort. Ist einer ein begehrlicher, genußsüchtiger, weltliebender Mensch, der nichts Anderes weiß, als daß er in der Welt ist, um das, was sie an Genuß und Freude bieten kann, bis auf die Hefen zu genießen — ja, dann muß das Glück schon „mit Eimern" kommen, wenn es ihm als ein großes erscheinen soll. Und kommt es so,

dann wird er doch immer denken, es hätte noch besser kommen können. Hat er zum Exempel eine Erbschaft von 100000 Thalern gemacht, so denkt er (zumal in unserer Zeit, wo man mit Millionen und Milliarden rechnet, wie sonst mit Einern und Zehnern) leicht, es hätte auch eine Million sein können; dann wäre es doch auch der Rede werth. — Drum heißt's ja auch im Sprüchwort: „Das Glück gibt Vielen zu viel, aber Keinem genug."

Ist aber Einer so gesinnt, daß er keine große, übertriebene Ansprüche auf irdisches Glück macht, weil er ein Glück kennen gelernt hat, das alles Irdische übertrifft, weil er eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens und seiner Seligkeit gewonnen hat — oder weiß Einer aus eigener Erfahrung, daß irdisches Glück eine zweifelhafte Gabe ist, die leicht zum ewigen Unglück ausschlagen kann, und daß „gute Tage starke Beine haben wollen", dann wird er gerne zufrieden sein, wenn das Glück auch nur „tröpfelt" bei ihm, wenn nur je und dann am Himmel seines Lebens einmal die Sonne scheint.

Willst du aber doch einmal dein Glück messen, so räth dir das Sprüchwort: „Miß dein Glück nicht nach fremder Elle!" Denn du wirst dann die Elle nicht von Denen nehmen, die weniger Glück haben als du selbst, sondern immer von Denen, die nach deiner Meinung so recht eigentlich dem Glücke im Schooß sitzen. Und diesen gegenüber wird dir dann so ziemlich in allen Fällen dein eigen Glück nur als ein geringes, kaum nennenswerthes erscheinen; der Neid wird in deinem Herzen Wurzel schlagen und dich hindern, daß du deines Glückes, ob es auch tausend Anderen gegenüber noch so groß ist, recht froh und dafür dankbar wirst.

Nein, willst du dein Glück messen, so miß es nach eigener Elle! Und wo findest du die? — In deinem Gewissen. Frage nur das immer, ob du das Glück, welches dir von Gott bescheert ist, auch verdient hast, ob es im rechten Verhältnisse steht zu dem, was deine Thaten werth sind. Du wirst dann sicherlich immer zu dem Bekenntnisse kommen müssen: „Fürwahr, ich bin zu geringe der Treue und Barmherzigkeit, die der Herr an mir thut." Du wirst dann lernen, dich mit dem Maße deines

Glückes zufrieden, ja mehr als zufrieden zu geben, und dann erst bist du wahrhaft glücklich.

Merke, es gibt aber noch eine Elle, die man beim Messen seines Glückes zu Hülfe nehmen soll, und die ist angedeutet in dem Sprüchworte: „Wer noch kein Unglück gehabt hat, weiß auch von keinem Glücke zu sagen."

---

5. Räthsel.

Man holt mich aus dem einsamen Wald
Aus friedlich stillem Glücke;
Man thut mir an die ärgste Gewalt
Und reißt mich ganz in Stücke.
Dann tritt man mich mit Füßen, fürwahr!
Ohn' jegliches Erbarmen.
Man wirft mich unter die Räder gar
Der Eisenbahn, mich Armen!

Den Kopf schneid' ab, so werde ich gleich
Ein flüssiges Gebilde
In Bach und Fluß, im See und im Teich,
Bald friedlich und bald wilde.

Am Mühlrad auch da findest du mich,
Doch ist es da gar eigen:
Das Rad dreht mich, und wiederum ich
Dreh' erst ihm selbst die Speichen.

Und machst du mich um noch einen Kopf
Geschwinde wieder kleiner,
Dann werde ich armseliger Tropf
Ein Kunststück von dem Schreiner.
Der Kaufmann und der Mäter-Talljör
(So nennt sich jetzt der Schneider!)
Die führten mich sonst als Seitengewehr,
Doch jetzt nicht mehr, ach leider!

6. Wo Licht ist, da ist auch Schatten.

(Eine Anekdote.)

Wer von den lieben Spinnstubenlesern etwa auf einer Deutschen Hochschule gewesen ist, oder auch nur von den Gebräuchen und Sitten (theilweise auch Unsitten) der Studenten einige Kenntniß hat, der weiß auch ohne allen Zweifel, was ein „Gänsemarsch" ist.

Kann freilich nicht sagen, ob heutzutage, wo die Herrn Studenten größtentheils mit glanzledernen Stiefeln, Handschuhen, Augenglas und feinen Spazierstöckchen umherstolziren, auch den Thalern der Herrn Väter in seinen Kleiderläden eine neue Abzugsquelle eröffnet haben, nicht auch der „Gänsemarsch" in die Rumpelkammer gewandert ist, wie so manches Andere, was sonst üblich war. Für Diejenigen Leser, welche noch nie etwas von einem „Gänsemarsch" gehört haben, soll hier in Kürze vorausgeschickt werden, was es mit demselben auf sich hat.

Bekanntlich sind die Studenten, wie es ihr jugendliches Alter mit sich bringt, ein lustiges Völkchen, dem

man Manches zu Gute halten muß, was sonst vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung nicht zu bestehen pflegt, und worüber ältere, gesetzte Leute nicht selten bedenklich den Kopf schütteln. Aber ebenso bekannt ist es auch, daß sie ziemlich empfindlich sind und leicht als eine Beleidigung ansehen, was anderen Leuten nur ein Grund zum Lachen ist. —

Hatte nun irgend ein Menschenkind absichtlich oder unabsichtlich diese Empfindlichkeit gereizt, so wurde ihm aufgepaßt, wenn es sich auf der Straße oder gar auf einem öffentlichen Spazierwege sehen ließ. Im Nu war dann ein Trupp Studenten auf seinen Fersen und schritt ernst und gravitätisch hinter ihm her, Einer hinter dem Andern, so wie bekanntlich oft die Gänse zu marschiren pflegen. Es wurde kein Wort dabei gesprochen; aber unerbittlich blieb dem also Geehrten der lange Studentenbändel an den Füßen. Blieb er stehen, so machte auch die ganze Reihe Halt, wo möglich den tiefsten Ernst dabei bewahrend; ging er weiter, so setzte sich sofort auch die ganze Reihe wieder in Bewegung; bog er in eine Nebenstraße ein, es half nichts, die Begleitung folgte ihm so fix, wie der bekannte Zopf, der „immer hinten hing"; flüchtete er sich in ein Haus, und es schien nur irgendwie geheuer, auch dahin zu folgen, so geschah es, andernfalls wurde unten mit unermüdlicher Geduld auf sein Herabkommen gewartet; wurde er schließlich grob und schimpfte, so nickte die ganze Begleitung stumm mit dem Kopfe, ließ sich aber nicht irre machen, entgegen zu schimpfen war strenge verpönt. — So war Rettung nur möglich, wenn der Unglückselige im Stande war, seine Wohnung zu erreichen und rasch die Thüre hinter sich zu schließen, oder auch, wenn es ihm gelang, eine einsam stehende Droschke zu finden, die ihn schnell seiner Begleitung entführte. Aber es mußte nothwendig eine einsam stehende sein; denn waren deren eine größere Anzahl vorhanden, so wurde auch wohl der Gänsemarsch in Droschken fortgesetzt zur größten Wonne der Droschkenkutscher, die nichts lieber thaten als „Gänsemarschfahren."

Der geneigte Leser merkt, daß es also im Ganzen um den Gänsemarsch eine ziemlich harmlose Sache war. Nur

kann ihm versichert werden, daß, wer Einmal die Ehre eines solchen genossen hatte, nicht leicht nach einer Wiederholung lüstern war und sich für die Zukunft wohl hütete, es wieder mit den Studenten zu verderben. Denn eine ungeheure Heiterkeit des lieben Straßenpublikums war die unausbleibliche Begleiterin des hohen Ernstes, der beim Gänsemarsch bewahrt werden mußte, wenn er richtig sein sollte, und es konnte dem „Gegänsemarschten" passiren, wenn er eine irgendwie bekannte Persönlichkeit war, daß sobald er sich in der nächsten Zeit öffentlich blicken ließ, die „Rabauen" (d. h. die liebe Straßenjugend) den Gänsemarsch in vielfach vermehrter Auflage bei ihm nachzumachen versuchten. Daß der Gänsemarsch von den Studenten übrigens nur da ins Werk gesetzt wurde, wo man vor den „Pudeln" (so heißen die Pedelle, die Handhaber der Studentenpolizei) glaubte sicher sein zu können, wird der geneigte Leser begreiflich finden. Die hohe Universitäts-Behörde war eine abgelagte Feindin des Gänsemarschs, und dabei ertappt werden hieß ebensoviel als: Drei Tage Carcer haben, oder auf gut Teutsch: Drei Tage eingesperrt werden. Daß zu dieser Feindschaft der Behörde gegen den Gänsemarsch auch alle Ursache war, zeigt nachfolgende lustige Geschichte.

An der Hochschule zu X.... (den wirklichen Namen nennen wir nicht aus leicht begreiflichen Gründen) hatte sich ein junger Privatdocent niedergelassen, d. h. ein Lehrer, der Vorlesungen halten darf, NB. wenn er Zuhörer kriegt. Es sollte, wie in einer Zeitung der Nachbarstadt schwarz auf weiß zu lesen stand, mit demselben am Himmel der X....er Hochschule ein großes Licht aufgegangen sein. Aber von dem hellen Scheine dieses großen Lichtes merkte man lange Zeit gar nichts, er mußte in den großen leeren Hörsälen, in welchen das Licht leuchten sollte, sich so verdünnen, daß schließlich nichts mehr davon zu sehen war. Denn bei dem Herrn Privatdocenten ging es, wie bei so manchem seiner Collegen auch. Hatte er zu Anfang des Semesters glücklich drei oder vier Studenten zusammengebracht, die seine Vorlesung hören wollten, so durfte er sicher sein, nach ein paar Wochen völlig leere Bänke zu finden, wenn er

in den Hörsaal kam. Die schwülstige Redeweise, welcher er sich bei seinen Vorlesungen bediente, langweilte die Studenten, der Weisheitsdünkel, den er zu allen Knopflöchern heraussehen ließ, ärgerte sie.

Da überdies das Gerücht aufgekommen war, der Zeitungsartikel von dem großen Licht sei aus der eigenen Feder des jungen Gelehrten geflossen, so wurde derselbe ein Gegenstand des öffentlichen Spottes bei den Studenten und hatte, ehe er sichs versah, ganz Allgemein den Spitznamen: Das große Licht.

Das mußte aber dem Männlein zu Ohren gekommen sein, und der Hochmuthsteufel plagte ihn, sich deßhalb nicht bloß einzelnen Professoren und Studenten seiner Bekanntschaft gegenüber sehr ungehalten auszusprechen, sondern sogar in dem Wochenblatte der Universitätsstadt einen geharnischten Artikel loszulassen, in welchem die Studenten etwas unsanft mitgenommen wurden, worin sogar in ziemlich deutlicher Weise von „Grünschnäbeln" geredet war.

Das forderte Rache.

Der Verfasser des beleidigenden Artikels war leicht herausgebracht, da der Verleger des Wochenblattes, der ganz in der Nähe der Universität wohnte und eine von den Studenten reichlich besuchte Schreibmaterialien-Handlung hatte, es nicht wagen durfte, seinen Kunden gegenüber die Haupttugend eines Wochenblatts-Verlegers, die Verschwiegenheit, zu üben. Und siehe da, als der Herr Privatdocent eines schönen Tages nach einem benachbarten Vergnügungsorte lustwandelte, hatte er plötzlich einen Gänsemarsch der schönsten Art hinter sich. Gerne wäre er sogleich wieder umgekehrt, aber sein Dünkel erlaubte ihm nicht, sich vor den Bewohnern der Universitätsstadt als einen „Gegänsemarschten" sehen zu lassen. Er fügte sich also in das Unvermeidliche und setzte, ohne sich umzusehen, aber zitternd vor Grimm, seinen Spaziergang fort, einen Zopf von ungefähr zwanzig Studenten hinter sich nachziehend. In E..... kehrte er gleich in dem ersten Wirthshause ein, von dem er wußte, das dort nie Studenten verkehrten, und hoffte, so seine Begleiter los zu werden.

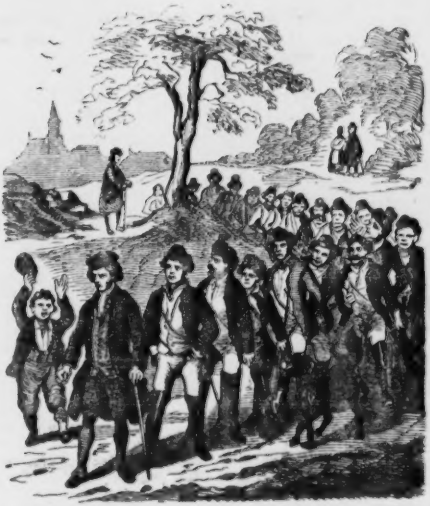

Aber falſch gerechnet! Hinter ihm drein folgen die Unerbittlichen, gehen ihm nach in den Garten, wo ſchon eine ziemliche Zahl von Gäſten verſammelt war, die lachend den Zug ankommen ſehen, und als der Herr Privatdocent ſich an einem freien Tiſche niedergelaſſen hat, ſteht im Nu hinter ſeinem Stuhle in ſchöner Schlangenlinie eine Reihe von einzelnen Stühlen, deren Inhaber ſich ruhig ihr Bier beſtellen. Alſo ſelbſt hier iſt er gegänſemarſcht, wie es vielleicht noch niemals da war! Außer ſich vor Wuth ſchrieb er für den Wirth ein Zettelchen und läßt ſich durch einen expreſſen Boten eine

Droschke aus der Stadt kommen. Erst mit Hülfe dieser gelingt es ihm, seinen Quälgeistern zu entgehen, die ihm noch ehrerbietig und ernst das Geleite bis an den Wagen geben.

Doch er hat Einige unter den Frechen erkannt und — o schändlicher Undank! — sogar einen seiner früheren Zuhörer darunter wahrgenommen, dem er einmal mutterseelenallein eine ganze Woche gelesen hatte, und noch an demselben Abende hat der Universitätsrichter die amtliche Anzeige von der geschehenen Gräuelthat. Dieser ist zwar auch kein besonderer Freund des Herrn Privatdocenten sondern gönnt ihm im tiefsten, geheimsten Herzensgrunde die heilsame Demüthigung; aber er muß seines Amtes warten und die Sache untersuchen.

Er ladet die namentlich bezeichneten Missethäter vor sich, um sie zu verhören. Das Wort führt ein alter Jurist, der bereits so ziemlich auf allen deutschen Universitäten sein Bier getrunken hatte, wie man zu sagen pflegt: mit allen Hunden gehetzt, und bereits ein vielseitiger Bekannter auch des hiesigen Universitäts-Gerichtes war.

„Aber, meine Herrn", beginnt würdevoll der Richter, nachdem das Thatsächliche des beklagten Vorgangs ruhig zugestanden war, „wie können Sie sich gegen einen Universitäts-Lehrer sogar solche Unziemlichkeiten erlauben?"

„Unziemlichkeiten?" fragt verwundert Künzel, der alte Jurist. „Nein, da irren Sie sich in der That in unsern Beweggründen, Herr Richter. Es war nur die bittere Noth, die uns dazu trieb, uns in der Nähe des Herrn Privatdocenten zu halten. An einen wirklichen Gänsemarsch haben wir nicht im Entferntesten gedacht."

„Wie so?" fragt gespannt der Richter weiter.

„Ja sehen Sie, Herr Richter", antwortet Künzel, wir wären an jenem Tage für unser Leben gern in E..... gewesen; denn der Kronenwirth dort hatte ein großes Preiskegeln veranstaltet und wollte das erste Märzbier anstechen. Nun war es aber barbarisch heiß und wir scheuten uns vor dem Sonnenbrande auf dem schattenlosen Wege. Unser Geld für Droschken auszugeben, gefiel uns auch nicht. Da sahen wir den Herrn Privatdocenten nach E..... wandern, und es fiel uns der bekannte Spruch

ein! Wo Licht ist, da ist auch Schatten. Weil aber der Herr Privatdocent, wie aus öffentlichen Blättern zu erweisen, ein „großes Licht“ ist, so schlossen wir ganz natürlich und logisch, daß bei ihm auch ein großer Schatten zu finden sein müsse und machten uns hinter ihm her, um den großen Schatten zu profitiren. Wir haben aber freilich leider dabei schlecht genug unsere Rechnung gefunden.“

Dem Richter gab es einen Herzstoß bei dieser Vertheidigungsrede; er wäre beinahe in lautes Lachen ausgeplatzt. Mit entsetzlicher Mühe bewahrte er den nöthigen Ernst und beeilte sich, das Verhör zu schließen, indem er seinen Spruch vertagte. Draußen aber hörten die Studenten noch, wie sich das gepreßte Richterherz in einem riesigen Gelächter Luft machte, in welches auch der Secretär mit einstimmte.

„Ruhig, Jungens, es geht gut!“ frohlockte Künzel. „Das hat gezogen!“

Und richtig es ging gut. Denn als der Richter dem Herrn Privatdocenten von dem Ergebniß des Verhörs Kenntniß gab, da zog dieser es vor, seine Klage zurückzuziehen, und der Richter hatte nichts dagegen. Nicht lange danach aber ging das „große Licht“ an dem Himmel einer weit entfernten Hochschule von Neuem auf, nachdem der Herr Privatdocent sich vergewissert hatte, daß man dort vom Gänsemarsch nichts wisse.

---

7. Der Kurfürst und der Waldhüter.

(Erzählung von Fr. Lia.)

I.

„Das ist aber eine heillose Finsterniß! Man sieht ja kaum die Hand vor den Augen, geschweige denn die Bäume, an denen man sich den Schädel einstoßen kann. Ich wünschte, wir wären glücklich aus diesem

Schlage heraus und hätten wenigſtens einen Stellweg unter den Füßen!"

„Ganz einverſtanden, Durchlaucht! Ich habe eben mit einem Baumſtamme eine ſo nahe Bekanntſchaft gemacht, daß mir noch der Kopf davon brummt. Und müde bin ich zum Umfallen!"

„Glaub's wohl; mir geht's in dieſem Stücke nicht um ein Haar beſſer. Und Sie wiſſen, Graf, daß ich im Gehen meinen Mann ſtehe und nicht leicht über Müdigkeit zu klagen habe. Aber wer bürgt uns dafür, daß wir in der Finſterniß nicht immer tiefer in den Wald hineinlaufen oder vielmehr ſtolpern? Wäre es nicht am Ende das Klügſte, wir gäben es auf, einen Weg zu ſuchen und machten es uns für die Nacht ſo bequem als möglich auf dem Erdboden? Es iſt ja hübſch warm und hier, wo wir gerade ſind, iſt das herrlichſte Moos von der Welt. Da muß es ſich ſchlafen, wie in dem beſten Bette."

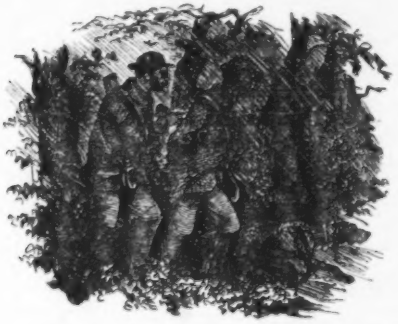

„Gewiß, Durchlaucht; beſonders, wenn man ſo müde iſt wie wir Beide. Aber, ich dächte, es wäre doch noch

ein wenig zu frühe, um das Suchen nach einem Wege aufzugeben. Auch dürfte uns das Nachtquartier im Freien leicht etwas unbehaglich werden; denn ich habe schon heute Nachmittag fette Wolken am Himmel bemerkt, und die schwüle Luft, die jetzt herrscht, sieht ganz danach aus, als könnte sie im Laufe der Nacht ein Gewitter bringen."

„Nun, dann wollen wir es auf das Loos ankommen lassen, ob wir Halt machen, oder unser Glück weiter versuchen. Hier, Graf, ist mein Hut. Ich werde einen Thaler darauf fallen lassen. Liegt das Wappen oben, so bleiben wir, wo wir sind; fällt aber das Bild auf, so ziehen wir weiter. Nun fühlen Sie; denn sehen kann man ja doch nichts in dieser Finsterniß!"

„Das Bild liegt oben, Durchlaucht!"

„Nun dann in Gottes Namen weiter! Der infame Hirsch, der uns so hinterlistig in diese Patsche geführt hat!

„Oder der abscheuliche Jagdeifer!"

„Auch gut, wenn Sie so wollen. Aber unsere Lage wird dadurch nicht im Mindesten besser. Will mir's aber merken für ein anderes Mal."

Dies Gespräch wurde zwischen zwei Jägern geführt, die sich im tiefen Walde verirrt hatten. Der geneigte Leser weiß aber bereits aus dem Gespräche, daß es keine gewöhnlichen Jäger waren, sondern vornehme Leute. Drum soll er denn auch sogleich ganz darüber in's Reine kommen, wem die Stimmen angehörten, die er im finsteren Walde hat reden hören. Es war der Kurfürst von *** mit seinem Oberjägermeister, Graf Helmholz.

Der Kurfürst war einer von den zu damaliger Zeit seltenen Landesherrn, die da wissen, welch' einen Schatz ihr Land in seinen Wäldern besitzt, und ließ die Pflege der Wälder einen Gegenstand seiner ganz besonderen Fürsorge sein. Er konnte, obwohl sonst ein überaus milder Herr, in den größten Zorneseifer gerathen, wenn er auf seinen Reisen im Lande durch einen schlecht bestandenen Wald kam, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er nicht gehörig bewirthschaftet werde. Ja, es war schon vorgekommen, daß er sofort sich zu dem Oberförster fahren ließ, zu dessen Revier der Wald gehörte, und demselben

über seine schlechte Wirthschaft tüchtig den Kopf zurechtsetzte. Ueberhaupt liebte er es, selber den Zustand der Wälder in Augenschein zu nehmen, statt sich auf bloße Berichte zu verlassen, und war darum gewöhnlich auf seinen Reisen von seinem Oberjägermeister, Graf Helmholz, begleitet, welcher gleich ihm ein großer Freund des Waldes war. Nur daß der Oberjäoermeister den Wald fast ebensosehr wegen des Wildes liebte, das sich dort fand, als wegen der Bäume, während bei dem Kurfürsten das Wild mehr Nebensache war. Er liebte zwar auch die Jagd, aber übte sie weder leidenschaftlich aus, noch in der gewöhnlichen Weise großer Herrn, die sich nämlich das Wild von allen Seiten zutreiben lassen und es dann von einem bequemen Stande aus ruhig zusammenschießen. Seine größte Lust war es vielmehr, mit Einem oder ein paar Begleitern und einem guten Hunde den Wald zu durchstreifen und dann, wenn sich irgendwo ein respectabeles Stück Wild auftbat, dasselbe in jagdgerechter Weise zu verfolgen.

So war er auch heute mit Graf Helmholz in den tiefen Wald hineingerathen. Der Kettenforst war nämlich eine der schönsten und ausgedehntesten Waldungen seines Landes, lag aber so weit von der Hauptstadt entfernt, daß er ihn nur selten zu sehen bekam. Das sommerliche Wetter, welches noch zu Beginn des October sich einstellte, hatte nun den Kurfürsten gelockt, dem Kettenforste einmal einen Besuch abzustatten. Der Hirschhof, ein kleines Jagdschloß am Saume des Waldes, wurde einfach eingerichtet, um den Kurfürsten auf einige Tage zu beherbergen. Das ganze Gefolge bestand nur aus vier Herrn des Hofes, darunter natürlich der Oberjägermeister, und aus ein paar Bedienten. So liebte es der hohe Herr, der nie fröhlicher gelaunt war, als wenn er sich in wenig zahlreicher, aber gewählter Umgebung von allen Schranken der strengen Hofsitte losmachen und als Mensch unter Menschen den Kurfürsten auf einige Tage vergessen konnte. Die wenigen Tage, welche diesmal zum Waldaufenthalte bestimmt waren, verflogen dem Kurfürsten pfeilschnell und ihr letzter war schon gekommen, ohne daß man noch den schönsten und dichtesten Theil des Waldes besucht hatte.

Da war denn der Kurfürst mit seinen Begleitern heute ausgezogen, auch dort wenigstens einen flüchtigen Einblick in den Stand des Waldes zu gewinnen. Im einfachsten Jagdanzuge, ohne all den Trödel, mit welchem sich die sogenannten „Sonntagsjäger" herauszuputzen pflegen, wanderte er dahin, Graf Helmholz zur Seite. Sollte man sich allenfalls, wenn eine schöne Jagd sich darbot, verlieren, so war ein leicht zu findender Sammelplatz verabredet, an dem man sich bei herannahender Dämmerung wieder vereinigen wollte. Die übrigen Begleiter des Kurfürsten in Gesellschaft des Oberförsters hatten sich bald durch einen stattlichen Zwölfender, den die Hunde aufgethan hatten, zum Genusse des Jagdvergnügens locken lassen. Der Kurfürst, dem es mehr als um die Jagd darum zu thun war, sich an den schönen Waldbeständen zu erfreuen, denen es entgegen ging, schritt mit Graf Helmholz weiter, da dieser auch ohne den Oberförster den Weg zu finden wußte. Im Eifer des Gespräches achteten Beide gar nicht darauf, daß die Jagd der Uebrigen sich immer weiter entfernte.

Plötzlich, als sie schon dem dichten Waldreviere ganz nahe waren, welches heute besucht werden sollte, bricht ein überaus starker Hirsch aus dem Holze und setzt in gewaltigem Sprunge über den Weg.

„Dem müssen wir aber nach, Graf!" rief der Kurfürst. „Ein solch kapitaler Hirsch ist mir lange nicht vorgekommen! Gewiß sechszehn Enden! Das lohnt sich der Mühe!"

Bei Graf Helmholz bedurfte es nur dieses Wortes, um ihn sofort in das Holz nachspringen zu lassen, wo Banko, des Kurfürsten Leibhund, bereits die Spur des flüchtigen Hirsches aufgenommen hatte. Der Kurfürst folgte ebenso eilig, da auch ihn die Lust zur Jagd auf das seltene Thier ergriffen hatte. Er bewährte sich als einen tüchtigen Jäger. Denn wie ihm auch die Zweige des Unterholzes in das Gesicht schlagen mochten, wie dicht auch manchmal das Gestrüpp wurde, durch das er sich hindurchzwängen mußte, er folgte unaufhaltsam. Banko's Bellen zeigte, daß er dem Hirsche auf der Fährte war und sich ihm näherte, da es diesem schwer genug

werden mußte, durch das immer mehr sich verdichtende Holz zu brechen.

Da gab der Hund Standlaut, und mit verdoppeltem Eifer brachen die Schützen durch die Büsche. Ehe sie jedoch des Hirsches ansichtig wurden, zeigte ihnen ein lautes Heulen Banko's an, daß der Hirsch diesen angenommen und ihm wahrscheinlich einen tüchtigen Schlag mit dem Geweih beigebracht hatte. Das verdoppelte den Eifer des Kurfürsten, der große Stücke auf seinen edlen Lieblingshund hielt.

„Frisch, Graf", rief er diesem zu. „Hat der Kerl meinem Banko einen Schaden gethan, so muß er daran glauben, so wahr ich der Kurfürst bin!"

„Dem Hunde scheint kein Leid geschehen zu sein, Durchlaucht; denn hören Sie nur, er ist schon wieder am Jagen. Aber es wäre doch eine Freude, wenn wir den Hirsch bekämen, wie könnten wir die Andern mit ihrem armseligen Zwölfer auslachen."

Und wieder ging es unaufhaltsam vorwärts durch Hecken und über Gräben.

„Lassen Sie uns hier stehen bleiben, Durchlaucht! sprach endlich Graf Helmholz. Banko bringt uns den Hirsch wieder, wie mir däucht. Andernfalls haben wir doch keine Hoffnung, seiner habhaft zu werden; denn durch diese Wildniß der Jagd zu folgen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Hier ist ja noch der reine Urwald!"

Dem Kurfürsten kam dieser Vorschlag offenbar sehr erwünscht; denn der Schweiß troff ihm von der Stirne und sein Gesicht glühte von der Anstrengung. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten jedoch die beiden Jäger dem Laute Banko's und hatten die Freude, denselben immer näher kommen zu hören.

„Banko macht seine Sache gut," lächelte der Kurfürst Graf Helmholz zu. Lassen Sie uns Acht geben; ich meine schon zu hören, wie der Hirsch durch die Stangen bricht!"

Und richtig, nach ein paar Minuten sehen sie den Hirsch in gewaltigen Sätzen daherlaufen. Aber noch nicht in Schußweite stutzt er, weil er wahrscheinlich die Witterung der beiden Jäger bekommen hatte, macht plötzlich

einen mächtigen Absprung und geht in ganz veränderter Richtung flüchtig weiter.

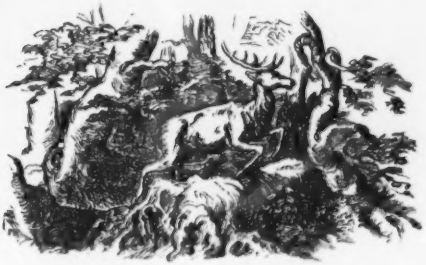

Kurz darauf erscheint auch Banko; aber an der Stelle des Absprungs verliert er die Spur und kann sie, wie er auch sucht und windet, nicht wieder auffinden.

Schon will Graf Helmholz zu ihm hin, um ihn wieder auf die richtige Fährte zu bringen, aber der Kurfürst ruft:

„Lassen Sie's gut sein, Graf Helmholz! Ich sehe eben, daß es schon fünf Uhr ist und wir an den Rückweg denken müssen, wenn wir vor Nacht auf dem Hirschhofe sein wollen. Es war halt eine vergebliche Jagd, bei der wir nicht einmal zum Schlusse gekommen sind. Werden wir uns aber auch glücklich auf den Weg zurückfinden? Ich meinestheils habe keine Ahnung davon, wo wir uns befinden und wohin wir uns wenden müssen. Hätte ich gedacht, daß wir zu einer Jagd kämen, so würde ich doch lieber den Oberförster mitgenommen haben."

„Wir müssen unser Glück versuchen, Durchlaucht", erwiderte Graf Helmholz. „Denn ich muß offen bekennen, daß ich ebenso wenig wie Sie weiß, wohin wir uns

wenden müſſen. Dieſer Theil des Waldes iſt mir völlig unbekannt."

„So laſſen Sie uns aber erſt ein Viertelſtündchen ruhen", ſagte der Kurfürſt; „denn ich bin herzlich müde. Und unlieb wäre es mir auch nicht, wenn wir uns etwas zum Eſſen mitgenommen hätten; denn es kann möglichen Falls heute für uns ein ſpätes Abendbrod geben."

„Ich will ein paar Schüſſe thun", entgegnete der Graf. „Vielleicht, daß die übrigen Herrn nicht allzuweit von uns entfernt ſind, und uns dann aufſuchen."

Die Schüſſe knallten in den Wald; aber nirgends ließ ſich ein Antwortſchuß vernehmen, wie ſorgſam auch Beide lauſchten.

„Es ſcheint, daß wir uns ziemlich weit vom Wege haben ablocken laſſen, meinte der Kurfürſt. „Drum wollen wir das Ruhen aufgeben und lieber ſogleich den Rückweg ſuchen. Banko mag vorangehen, er wird uns wohl ſicherer führen, als wir ſelbſt den Weg finden. Friſch, Banko, voraus!"

Allein war der Hund verdrießlich über die mißlungene Jagd und über den Verluſt der Fährte des Hirſches, oder getraute er ſich ſelber nicht, den Rückweg zu finden; er ging wohl voraus, aber mit geſenkter Ruthe und fortwährend nach ſeinem Herrn umſchauend.

„Auf Banko's Führung dürfen wir uns nicht verlaſſen, lieber Graf", meinte der Kurfürſt; „Drum wollen wir ein wenig zuſchreiten. Es wird ſich ja doch in dieſem Dickicht bald ein Stellweg finden, der uns auf einen gebahnten Weg führt. Und haben wir dieſen einmal, ſo werden wir auch mit Gottes Hülfe glücklich nach Hauſe kommen."

Der gehoffte Stellweg wollte ſich aber nicht ſo ſchnell finden, und ſchon begann die Dämmerung ſich über den Wald zu legen, ohne daß es den beiden Jägern gelungen war, aus dem Dickicht herauszukommen. Sie gingen weiter und weiter, aber wahrſcheinlich immer tiefer in den Wald hinein, und ehe ſie ſich's verſahen, war die dunkle Nacht hereingebrochen, die bekanntlich in dichten Wäldern ſehr raſch auf die Dämmerung folgt.

So haben wir die beiden vornehmen Jäger im Ein-

gange gefunden und gehört; wie sie sich der Entscheidung des Looses überließen. Sie schienen damit auch gut gefahren zu sein. Denn als sie etwa eine weitere Viertelstunde sich durch den dichten Wald gearbeitet hatten, wurde derselbe plötzlich lichter, und nachdem sie Beide in einen Graben gefallen waren, der glücklicherweise nicht sehr tief und ohne Wasser war, fanden sie sich auf einem Holzwege mit tiefen Räderspuren.

„Nun, Gott sei Dank!" rief der Kurfürst, „da haben wir doch endlich einen wirklichen Weg, der uns, wenn wir den Räderspuren folgen, zu menschlichen Wohnstätten führen muß. Jetzt mag Banko entscheiden, ob wir uns rechts oder links wenden sollen."

Er pfiff dem Hunde, welcher von der anstrengenden Jagd ermattet, langsam hinter seinem Herrn hertrottelte, nahm ihn an die Leine und rief: „Vorwärts, Banko!"

Einen Augenblick stand der Hund unentschlossen und windete nach allen Seiten, dann bellte er laut auf und zog nach rechts.

„Aha, er scheint etwas zu wittern", rief fröhlich der Kurfürst. „Kommen Sie, Graf, der Hund ist jedenfalls hier klüger als wir. Lassen Sie uns ihm getrost folgen."

Von Zeit zu Zeit Laut gebend, zog Banko seinen Herrn so kräftig voran, daß dieser mehrmals in Gefahr kam, in den tiefen Räderspuren des aufgefahrenen Weges zu stolpern und zu fallen. Mit Einem Male rief Graf Helmholz: „Licht! Licht!" und lachend wiederholte der Kurfürst: „Land! Land!" — Die gute Laune des hohen Herrn war völlig wiedergekehrt mit der sich eröffnenden guten Aussicht, für die Nacht des Campirens im Freien überhoben zu werden.

„Aber wie, Graf", scherzte er, „das ist am Ende eine Räuberschenke. Können Sie es mit Ihrem Gewissen verantworten, Ihren Landesherrn in solche Gefahr zu bringen?"

„Nun, ich denke, dazu ist die Polizei meines allergnädigsten Landesherrn zu gut, als daß es in irgend einem Theile seines Landes, selbst hier in diesem Urwald, eine Räuberschenke erhalten könnte", antwortete ebenfalls wohlgemuth Graf Helmholz. „Es ist nur der Schein eines einzigen Lichtes; also ist's auf keinen Fall ein

Dorf, ſondern ein einſam ſtehendes Haus, und ich vermuthe, daß wir die Hütte eines Waldhüters vor uns haben. Ein ſolcher iſt, wie ich weiß, in dieſem Theile des Waldes irgendwo ſtationirt."

„Das wird kein ſehr ſtattliches Nachtquartier werden", meinte der Kurfürſt, „aber doch ſicherlich ein behaglicheres als es auf der blanken Erde geworden wäre. — Jedenfalls wollen wir uns aber nicht zu erkennen geben. Sie nennen mich „Herr Meyer" und ich werde Sie „Helm" nennen; wir ſind von den Leuten des Kurfürſten und haben uns auf der Jagd verirrt. — Ich freue mich jetzt ordentlich dieſes Abenteuers; etwas der Art iſt mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

„Wie wird man aber ängſtlich nach uns ſuchen!" ſagte der Graf.

„Das freilich; aber ich bin einſtweilen zufrieden, daß wir nicht mehr zu ſuchen brauchen, ſondern gefunden haben, was uns zunächſt nöthig iſt. Ich kann Sie verſichern, daß ich einen ganz reſpectabelen Hunger habe. Hoffentlich hat Freund Waldhüter etwas zu beißen in ſeiner Hütte. Sind wir nicht gar zu weit vom Hirſchhofe entfernt, ſo wird uns derſelbe wohl auch noch heute Abend dorthin bringen oder einen Wagen hierher beſtellen können."

Unter ſolchen Geſprächen kam das Licht immer näher. Jetzt ſchlugen ein paar Hunde an und machten die Vermuthung des Grafen zur Gewißheit, daß das Licht aus der Hütte des Waldhüters käme.

Auch Banko gab Laut und bewirkte dadurch, daß die Hunde des Waldhüters in ein lautes Geheul ausbrachen. Da öffnete ſich die Thüre der Hütte, und der Bewohner derſelben trat in dieſelbe, in der einen Hand eine Oellampe haltend, mit der anderen die Augen beſchattend, um zu erkennen, was zu ſo ſpäter Stunde ſeine Einſamkeit ören möchte. Der Kurfürſt und ſein Begleiter waren ſchon ganz nahe, und da Banko auf das Geheul ſeiner Genoſſen heftig an ſeiner Leine zerrte und trotz ſeiner Müdigkeit nicht übel Luſt zu haben ſchien ſich in einen Kampf einzulaſſen, ſo rief der Kurfürſt:

„Guten Abend, Landsmann! Seid ſo gut und bringt Eure Hunde zur Ruhe, wenn Ihr nicht wollt, daß ein paar müde und verirrte Jäger an eurer Schwelle umkehren ſollen!"

„Da ſei Gott vor!" tönte es herüber und ein gellen-

der Pfiff bewirkte sofort, daß die Hunde sich knurrend zurückzogen.

Die Herannahenden sahen nun in der Thüre eine stattliche Gestalt stehen, ungebeugt, wie es schien, von der Last der Jahre, welche das völlige greise Haar bezeugte. Ein ebenfalls stark ins Grau fallender Vollbart umrahmte das fast noch blühend zu nennende Angesicht, aus welchem ein Paar helle Augen hervorblitzten, denen man es sofort ansah, das sie das Ziel der Büchse noch sicher zu finden wüßten. Ein grauer Rock aus kräftigem Tuche war nur leicht über die Schultern geworfen und bewies dadurch, daß er bereits für die Nachtruhe ausgezogen gewesen war, wie denn auch der übrige Anzug darauf hindeutete, daß sein Träger schon im Begriffe gewesen sein mochte, sein Lager zu suchen.

„Ei, ei, das sind ja späte Gäste!" sagte der Waldhüter, diesen ein paar Schritte entgegentretend." Hätte ich doch um diese Stunde Niemand mehr hier erwartet! Aber woher kommen denn die Herrn eigentlich? Wundert mich überhaupt, daß Sie den Weg zu meiner stillen Klause gefunden haben!"

„Wir kommen vom Hirschhofe und von des Herrn Kurfürsten Jagd", erwiderte Herr Meyer, „haben uns im Walde verirrt und danken es nur Eurem Lichte, daß wir nicht die Nacht unter den Bäumen zubringen müssen."

„Du, mein Gott!" rief der Alte, indem er die unerwarteten Gäste in seine Stube eintreten ließ, „von des Kurfürsten Jagd! Da haben Sie sich aber gehörig verlaufen; denn von hier nach dem Hirschhofe sind in schnurgerader Richtung vier tüchtige Stunden."

„Ja wohl, ein kapitaler Sechszehner hat uns soweit abgeführt und dann schließlich doch zum Narren gehalten!"

„Aha, lachte der Waldhüter, „das war mein Alter drüben im Ellergrunde, kenn' ihn sehr wohl. Da hätten die Herrn heute etwas früher aufstehen müssen, um den zu erwischen; denn der ist schlitzöhrig und versteht das Abspringen zu rechter Zeit wie der schlaueste Fuchs. Den hat schon Mancher umsonst mit allen Hunden gehetzt. Eigentlich muß ich ihm heute doppelt dankbar sein; einmal, weil er mir Sie als Gäste zugeführt hat, und dann

weil er sich nicht hat erwischen lassen. Denn, wissen die Herren, der ist extra für des Herrn Kurfürsten Gnaden aufgespart; ein solches Thier darf nur von fürstlicher Hand fallen."

Herr Meyer und Herr Helm sahen sich hier lächelnd einander an.

„Weil Sie mir aber meinen Alten so hübsch haben laufen lassen", fuhr der Waldhüter mit etwas spöttischem Lächeln fort, „sollen Sie auch ein Nachtquartier bei mir finden, so gut ich es geben kann; denn zur Rückkehr nach dem Hirschhofe ist es doch einmal heute Abend zu spät. Meine Beine würden es zur Noth noch ausmachen können; aber die Ihrigen werden wohl für heute des Marschirens genug haben."

„Getroffen, Freund!" rief Herr Meyer, „und Ihr werdet uns einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr uns jetzt etwas zum Beißen vorsetzen und dann für die Nacht irgend ein Winkelchen hier in Eurem Häuschen zur Ruhestätte geben wollt."

„Nun so lassen Sie sich zunächst nieder; Sie sollen gerne Beides haben, so gut ich es, wie gesagt, geben kann. Jedenfalls sollen Sie bei mir ein behaglicheres Nachtlager haben, als Sie draußen unter den Bäumen gefunden hätten. Die Octobernächte sind doch schon etwas zu kühl, um sie im Freien zu verbringen, und es will mir vorkommen, als bekämen wir nach dem schwülen Tage noch ein kleines Gewitterchen diese Nacht."

Unter diesen Worten nahm der Alte den beiden Gästen ihre Gewehre und Jagdtaschen ab, um sie an das Zapfenbrett neben die seinigen zu hängen, jagte seine Hunde, die sich mit Banko's Anwesenheit im Zimmer noch nicht recht zufrieden geben wollten, zur Thüre hinaus und ging selber mit ihnen, draußen das bereits erloschene Ofenfeuer wieder anzufachen.

Herr Meyer und Herr Helm, die sich inzwischen behaglich auf der Holzbank hinter dem Tische niedergelassen hatten, konnten nun mit aller Muße das Zimmerchen des Waldhüters und seine Einrichtung mustern. Lange Zeit brauchten sie dazu freilich nicht. Denn außer der Bank, auf welcher sie sich niedergelassen hatten, und dem

davor ſtehenden Tiſche von blankem Tannenholz beſtand das ganze Mobiliar des Stübchens nur noch in zwei Stühlen mit Weidengeflecht, die zu beiden Seiten des Ofens ſtanden. Dieſer letztere war ohne Zweifel das Bedeutendſte in der ganzen Wohnung. Es war ein grüner, faſt bis an die niedrige Zimmerdecke reichender Kachelofen, der weit in das Stübchen vorſprang, und offenbar zugleich den Küchenheerd des Alten bildete; denn es befanden ſich zwei große Oeffnungen darin, in deren oberſter einige Töpfchen ſtanden. Auf einem breiten, ſchwarzgebeizten Brette, das vom Ofen aus an der ganzen Wand hinlief, welche Wohnſtube und Schlafkämmerchen trennte, und von der weißgetünchten Wand freundlich abſtach, ſtand in der Nähe des Ofens etwas Küchengeſchirr, und auf der anderen Seite der in die Schlafkammer führenden Thüre lag darauf eine große Baſeler Bibel mit ſtarken Meſſingbeſchlägen, ſowie noch etliche andere Bücher. An dem Zapfenbrett, welches unter dem ganzen Brette herlief und dieſem zur Stütze diente, hingen unter dem Küchengeſchirr einige Kleidungsſtücke, unter den Büchern aber zwei Gewehre des Alten, ſowie eine abgetragene Jagdtaſche. — Zum Zimmerſchmucke diente an der Pfeilerwand zwiſchen den beiden kleinen Fenſterchen zwei von Alter geſchwärzte Kupferſtiche, bei denen man aber kaum noch erkennen konnte, welchem Reiche der Natur ihre Darſtellungen entnommen waren. Wohlthätig fiel übrigens den Beſchauern die große Reinlichkeit auf, welche ſich überall geltend machte.

„Unappetitlich iſt's wenigſtens bei dem Alten nicht!" flüſterte der Kurfürſt dem Grafen zu. „Sehen Sie nur, wie blank geſcheuert dieſer Tiſch iſt. Da merkt man wahrlich nichts davon, daß man in einer Junggeſellen-Wohnung iſt."

„Nun, ſie muß ja auch heute eine kurfürſtliche Reſidenz ſein, da würde der Schmutz ſchlecht paſſen", entgegnete leiſe der Graf.

„Pſt, Pſt! Herr Helm!" drohte der Kurfürſt mit dem Finger." Laſſen Sie mir nur ja den Alten nichts merken! Ich werde uns ſogleich unſerm Gaſtgeber vorſtellen."

„Nun müßt Ihr doch auch wiſſen, wen Ihr zu Gaſt

habt!" rief er dem ſoeben wieder eintretenden Waldhüter zu „wir gehören alſo zu den Leuten des Kurfürſten, wie wir Euch ſchon mitgetheilt haben. Ich heiße „Meyer", und mein Begleiter hier heißt „Helm", wie heißt ihr denn aber?"

„Philipp Klettner" iſt mein Name, antwortete freundlich der Alte, „die Leute, welche mich genauer kennen, nennen mich aber kurzweg „Forſtlips."

„Und Ihr ſeid Waldhüter, nicht wahr?"

„Ja wohl, Herr Meyer, kurfürſtlicher Waldhüter; denn Sie werden ja wohl wiſſen, daß wir Waldhüter eigene Beamte ſind, die nur unter dem kurfürſtlichen Oberförſter, aber nicht unter den Förſtern ſtehen."

„Ganz recht", antwortete Herr Meyer. „Aber wie lange bekleidet Ihr denn ſchon dies Amt und wie alt ſeid Ihr?"

Philipp hatte eben eine Pfanne in die untere Oeffnung des Ofens geſtellt, der bereits warm zu werden anfing, und zerließ darin ein Stück Butter. Ohne das Auge von ſeiner Küche zu verwenden, die jetzt, ohne daß er es ahnte, zur Hofküche geworden war, erwiderte er:

„Lieber Herr, als dieſes Jahr der Hirſch in die Brunſt ging — das iſt um Aegidi — bin ich vier und ſiebenzig Jahre alt geworden, und ſeit vier und fünfzig Jahren bin ich Waldhüter; habe aber ſchon meinem ſeligen Vater geholfen, der auch Waldhüter geweſen iſt an der Stelle, welche jetzt mein jüngerer Bruder inne hat."

„Vier und fünfzig Jahre Waldhüter!" rief Herr Meyer voll Verwunderung aus. „Da habt Ihr ja ſchon Euer fünfzigjähriges Jubiläum hinter Euch und man hat Euch gewiß dabei für ſo langen Dienſt eine Auszeichnung zu Theil werden laſſen?"

„Das will ich meinen!" entgegnete Philipp, indem er das Gericht in ſeiner Pfanne umrührte und dadurch das Stübchen mit einem viel verheißenden Dufte erfüllte. „Ich wußte es ſelber nicht, daß ich ſchon ſo lange im Dienſte wäre; aber der Herr Oberförſter in Waldbach, den Sie ja wohl ſchon geſehen haben, hatte es in ſeinen Büchern gefunden, und ohne mir etwas davon zu ſagen, mich für einen der nächſten Tage, zum Mittageſſen ein-

laden laſſen. Dort traf ich meinen Bruder und ein paar Förſter meiner Bekanntſchaft an. Als wir abgegeſſen hatten, brachte der Herr Oberförſter meine Geſundheit aus und ſagte dabei, daß es dieſer Tage fünfzig Jahre geweſen, ſeit ich als beeideter Waldhüter eingeſtellt worden ſei, und daß ich bisher immer meine Schuldigkeit gethan habe. Dann brachte er eine ſchön geſchnitzte Tabackspfeife deren Rohr aus einem Rehlaufe gebildet war und machte mir die zum Geſchenk. Und denken Sie, als ich den Pfeifendeckel aufmache, ſteckten, in ein Papierchen gewickelt, zwei Gulden in dem großen Ulmer Maſerkopf! — Es war ein fröhlicher Tag, den ich, ſo lange ich lebe, nicht vergeſſen werde."

„Das war alſo Alles, was man Euch für fünfzigjährigen treuen Dienſt gegeben hat: ein Mittageſſen, zwei Gulden und eine Tabackspfeife?" fragte Herr Meyer.

„Nun, ich denke, das war doch mehr als genug!" erwiderte Philipp. „Für meinen Dienſt habe ich ja doch Lohn und Verpflegung, und treu zu dienen, bin ich als Menſch und als Chriſt verpflichtet. — Die zwei Gulden habe ich meinem jüngſten Neffen, deſſen Pathe ich bin, zu ſeiner Confirmation geſchenkt; die Pfeife aber hängt beim Herrn Oberförſter in Waldbach, und ich rauche nur daraus, wenn ich Sonntags dorthin komme."

„Wieviel beträgt denn Euer Jahreslohn?" fragte Herr Helm.

„Außer meiner wöchentlichen Verpflegung mit Brod, Butter, Bohnen, Grütze, Mehl und zwei Pfund Fleiſch erhalte ich alle Jahre zwei paar Schuhe, zwei Hemden, einen grauen Anzug und an baarem Gelde zwölf Gulden."

„Zwölf ganze Gulden!" rief Helm ſtaunend aus und ſchlug die Hände in einander.

„Ja, nicht wahr, das geht an!" ſagte Philipp. „Aber die brauche ich auch nicht ganz für mich. Ich lege jedes Jahr drei bis vier Gulden zurück, die einmal meine beiden Neffen als ein Andenken von mir erhalten ſollen."

Das Pfannengericht, dem Philipp trotz des Geſpräches ſeine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit zugewandt hatte, war indeſſen fertig geworden, und der Koch ſtellte daſſelbe in

einer sauberen Schüssel dampfend seinen Gästen vor, indem er zugleich mit dem Brode zwei Teller von dem Brette herablangte und neben jeden derselben einen Löffel legte. Daß jeder von seinen Gästen mit einem eigenen Messer versehen sei um sich Brod zu schneiden, schien er stillschweigend vorauszusetzen.

„Nun lassen Sie sich's gut schmecken!" sagte er freundlich. „Es ist das Beste, was ich zu bereiten weiß: Hafergrütze mit geschnittenem Fleisch in Butter geröstet. Hoffentlich läßt der Hunger als der beste Koch Sie Manches dabei vergessen, was man sonst von einer guten Küche verlangt."

Der Graf versuchte zuerst einen Löffel voll von dem Gerichte und dann noch einen, worauf er wohlgefällig dem Herrn Meyer versicherte, das sei ein ganz köstliches Essen, von welchem der Koch alle Ehre habe. Bald darauf waren denn die beiden Herren in voller Arbeit, und Philipp durfte mit Freuden sehen, wie der Inhalt der Schüssel zusehends verschwand. Er sorgte inzwischen auch dafür, daß Banko sein Genüge bekam, der ebenso wenig als sein Herr die Kost des Waldhüters verschmähte.

„So hat es mir aber fürwahr seit Jahren nicht mehr gemundet!" sagte endlich Herr Meyer, indem er den Löffel weglegte. „Alter, Ihr müßt mir das Recept zu diesem Gerichte geben, damit ich mir's daheim von meiner lieben Frau zuweilen kann bereiten lassen."

„Das soll geschehen", sagte Philipp schmunzelnd, „aber als erstes Zubehör muß auf dem Recepte stehen: Lauf' vier bis fünf Stunden im Walde herum!"

Nachdem abgeräumt war, brachte Philipp einen Steinkrug mit einem Glase herbei, füllte letzteres aus dem Kruge und sagte:

„Auf die etwas fette Speise thut ein Schluck Brantwein gut; ich trinke sonst wenig davon, aber nach der Grütze bekommt er mir jederzeit vortrefflich."

Mit diesen Worten nahm er einen kräftigen Schluck, es seinen Gästen zubringend, ahnte aber freilich nicht, daß er jetzt mit dem Amte des Mundkochs auch das des Mundschenken bei seinem Fürsten verband. Er reichte das Glas dem ihm zunächst sitzenden Grafen, der dem

guten Beiſpiele des Alten folgte, während Herr Meyer endlich nur an dem Glaſe nippte.

Philipp legte hierauf noch etwas Holz im Ofen nach und ſagte dann als er wieder hereingekommen war: „So, nun wird's meinen lieben Gäſten allmählig behaglich werden. Jetzt wäre denn noch für das Nachtlager zu ſorgen und damit, denke ich, wird's ſich auch machen. Einer von Ihnen ſchläft in meinem Bette; es iſt gut und ich habe heute Morgen erſt friſche Betttücher aufgelegt, ſo daß ein Fürſt drin ſchlafen könnte. Wenn man ſo den ganzen Tag in Wind und Wetter draußen iſt, geht nichts über eine warme Suppe und ein ordentliches Bett. Der Andere von Ihnen muß freilich mit dürrem Laub zum Nachtlager vorlieb nehmen; aber ich habe noch eine gute warme Decke dazu, und nach einem fünfſtündigen Marſche ſchläft es ſich herrlich auf Laub."

„Aber wo bleibt Ihr denn heute Nacht, Philipp?" frug der Kurfürſt.

„Dafür ſorgen Sie nicht, Herr Meyer! Ich werde es mir ſchon bequem machen hier in der Stube, und habe, damit es nicht kalt wird, eben noch einmal im Ofen nachgelegt. Jetzt wollen wir noch ein wenig plaudern; denn es iſt nicht gut, ſogleich nach dem Eſſen zu Bette zu gehen. Man ſchläft dann unruhig und fühlt ſich Morgens nicht erquickt."

So ſaßen denn die Dreie traulich in dem warmen Stübchen beiſammen.

„Ihr ſeid alſo, fing Herr Meyer an, im Wald geboren, aufgewachſen und alt geworden. Hat es Euch denn nie verlangt, aus der Einſamkeit herauszukommen und zu erfahren, wie es draußen in der Welt zugeht?"

„Nun, Herr", antwortete Philipp, „ich komme ja alle Sonntage aus meiner Einſamkeit heraus in die Kirche und dann zu meinem guten Herrn Oberförſter, der immer außerordentlich freundlich zu mir iſt. Auch liegt zwei Stunden von hier der Tannenhof, von welchem ich, wie alle Waldhüter in dieſem Theile des Kettenforſtes, meine Naturallieferungen beziehe, und den ich deßhalb jeden zweiten Samſtag beſuchen muß. Mehr begehre ich nicht von der Welt zu ſehen."

„Da seht und hört Ihr aber doch nicht viel von der Welt", bemerkte Herr Helm.

„Lieber Herr", antwortete Philipp, „die Welt sehe ich auch hier im Walde, und, glauben Sie mir, ich sehe sie hier viel schöner und lieblicher als da draußen im Rennen und Jagen der vielen Menschen. Was ich gelesen habe und bei meinen Ausflügen höre und sehe von den Ereignissen in der Welt, von den Kämpfen und Streitigkeiten der Großen und Kleinen, von dem muthwilligen Spiele, das man mit Treue und Glauben treibt, das Alles ekelt mich an und kann mir keine Lust machen, die Welt in einer anderen Farbe zu sehen, als in der grünen Farbe des Waldes, in welcher ich sie meine Lebtage gesehen habe. — Was ich allenfalls in der Welt draußen lernen könnte, ist ja doch nichts Anderes, als daß ich sähe, wie der liebe Gott Alles regiert und in seiner hohen Weisheit leitet, und wie doch die Menschen ihm überall dreinpfuschen und es besser machen wollen wie er. Ich sehe aber Gottes Leitung und Regiment viel besser, viel schöner in meinem Walde. Auch da gibt's allerlei Volk: hohe Bäume, gewaltige Herren und junge niedrige Stämmchen, die es kaum erwarten können, bis auch sie den Wipfel recht hoch in die Luft recken können; Krumm- und Unterholz, das all seine Lebtage nicht vom Boden wegkommt, und allerlei Schlinggewächs, das zwar in die Höhe kommt, aber nur indem es an anderen Bäumen hinaufkriecht und denen ihren Saft aussaugt. Da gibt es auch Adel und gemeines Volk, Laub- und Nadelholz, steife, stolze Eichen und emporstrebende glattschalige Buchen, leichte dünne Tannen und Fichten, und dann die knorrigen Kiefern und Föhren, wetterwendische Lärchen, denen die Perücke abfällt, wenn es Winter wird, und hagere Hainbuchen, die vor lauter Eifer, in die Höhe zu kommen, nicht an den Gewinn von Kraft und Umfang denken. Neben diesen höchsten und hohen Herrschaften steht das niedere Volk der Gebüsche und Stauden, vom Wachholder an, der seine kostbaren Beeren bewacht und verwahrt wie ein Geizhals seine goldenen Füchse, bis zur Waldbeere, die ihre Freude daran hat, den naschenden Kindern schwarze Schnurrbärte zu malen. Dann kom-

men all die tausenderlei Gräser und Kräuter bis zum zarten Moose, das die Kieselsteine so hübsch einfaßt, wie ein Goldschmied seine Smaragde und Rubine. Und das Alles steht gerade auf dem Platze, wo Boden und Lage ihm passen, wo es hin gehört. Alles erhält, was es bedarf und verrichtet seine Arbeit nach Vorschrift vom ersten Knospen, wenn der Frühling leise anklopft, bis es seine Frucht ausschüttet und damit an die Menschen oder an die Standesgenossen im Walde reiche Spenden austheilt. — Dann wieder, welche Abwechslung in Gestalt und Bau der Stämme, im Zuschnitte der Blätter, in Blüthenstand und Fruchtbildung, von der vielhundertjährigen Eiche an bis zum „Männlein auf Einem Bein", zum Kappenpilz, der sich über Nacht aus der feuchten Erde schiebt und übermorgen schon mit seiner Arbeit in unseres Herrgottes Werkstatt am Ende ist."

„Sehen Sie", fuhr der Alte ordentlich begeistert fort, „ich kenne in meinem Reviere fast alle Bäume Mann für Mann, und ich lasse mir's nicht nehmen: sie kennen auch mich. Wenn ich mich manchmal ermüdet unter solch einem alten Bekannten lagere, den ich vor fünfzig Jahren noch als schlankes Herrchen gekannt habe, da rauscht es oft in seiner Krone, als riefe er mir zu: „Guten Tag, Alter! Freut mich sehr, daß du diesmal nicht an mir vorübergegangen bist" — und der kühle Schatten, mit dem er mich deckt, thut mir dann doppelt wohl. — Freilich auch über den Wald kommen oft die Gerichte des Herrn, wenn man sich auch vergebens fragt, womit die armen Bäume das verdient haben. Ich habe Waldbrand, verheerende Stürme und Eisbrüche erlebt, und manch stolzes Haupt fand ich schon nach einem Gewitter vom Blitze zerschmettert. Manchmal indeß mußte ich auch denken: sie waren nichts Besseres werth! wenn nämlich der vom Sturme geknickte Stamm sich herzfaul erwies und sehen ließ, daß er nur von der äußeren Rinde sein Scheinleben fristete."

Die beiden Zuhörer saßen lautlos da und hörten den Alten mit Verwunderung an. Keiner wagte, in diesem Erguß seines vollen Herzens — denn nichts Anderes

war seine Rede — ein Wörtchen drein zu reden. Drum fuhr der Alte nach einer kurzen Pause fort:

„Und nun erst die Thierwelt des Waldes, von der rührigen Ameise an bis zu dem trägen Bussard, diesem Lumpensammler des Waldes, in dessen Nest man alle Tücher und Fetzen antrifft, die im Walde verloren oder weggeworfen werden, von dem schüchternen Hasen bis zum stolzen Hirsch, diesem Könige des Waldes, von dem faulen Dachs bis zum listigen Fuchs! Welch ein Leben, das Einem, wenn man darauf nur Acht haben will, jeden Tag Neues und Merkwürdiges zeigt! Gar nicht zu reden von den Verwüstern des Waldes, denen man ohne Aufhören mit aller Sorgfalt nachspüren muß, von der gefräßigen Nonnenraupe und all dem Larvenvolk, diesen Schleichern und Duckmäusern, die, gerade so wie in der Menschenwelt, den meisten Schaden thun, welchen man aber meistens erst merkt, wenn es zur Hülfe und Gegenwehr zu spät ist. Und das kann ich Ihnen sagen, im Walde da ist ein Predigen und Vorlesen, ein Schwätzen und Musiciren, daß man, wenn man die Sprache des Waldes versteht, nach keinem Menschen zur Unterhaltung verlangen kann. Wenn im Herbste die Vögel fortziehen in andere Welttheile, wo ihnen der treue Herrgott für den Winter den Tisch gedeckt hat, dann fliegen und flattern, zwitschern und schwätzen sie um Einen herum, als wollten sie wahrhaftigen Abschied nehmen. Aber erst der Lärm und Jubel, wenn sie im Frühlinge wiederkommen! Oft sah ich schon ganze Schwärme einfallen, die schnurgerade von der Reise gekommen sein mußten. Das ist denn ein wahres Hallelujah, und manchmal sind mir schon die Augen naß geworden, wenn ich ihr Grüßen vernahm und es mir lautete, als wollten sie mir zurufen: „Grüß Gott, Philipp, da sind wir wieder und Gottlob, daß du auch noch da bist, alter Kauz; jetzt wollen wir uns wieder mit einander freuen!“ — Und im Winter, wenn die Meisen und Goldammern auf mein Fensterbrett kommen, um dort ihre Brosamlein zu holen, die ich ihnen hinstreue, wie oft habe ich mich schon gewundert, daß sie so pünktlich immer um die Mittagsstunde sich herbeimachen, als hätten sie die beste Uhr im Kopfe, und welch

eine Freude iſt es mir, wenn ſie allmählig ſo zahm werden, daß ſie ſich faſt von mir mit Händen greifen laſſen!"

Der Alte ruhte hier ein wenig; denn das Ungewöhnte, ſo lange hinter einander zu reden, mochte ihn angegriffen haben.

„Ja, Philipp, wenn's ſo bei Euch iſt, wie Ihr uns da eben Euer Leben im Walde geſchildert habt", fiel Herr Meyer mit Wärme ein, „dann verſtehe ich's wohl, daß Ihr nicht nach der Welt draußen begehrt. Schöneres und Beſſeres als Ihr hier habt, könnt Ihr draußen nicht finden. Aber man iſt doch nicht immer in der Stimmung, ſich ſo an dem Leben des Waldes zu erfreuen, oder habt Ihr nicht auch manchmal trübe Stunden, worin Euch das Herz ſchwer wird?"

„O wohl habe ich die, Herr Meyer!" antwortete Philipp. „Welcher Menſch hätte ſie nicht? Aber ſie halten Gottlob nicht lange bei mir an. Will mir das Herz ſchwer werden, vielleicht bei dem Gedanken, daß es mit mir alten Menſchen auf Einmal zum Krankenlager gehen könnte, ohne daß ich Jemand zur Pflege hätte, oder gar an's Sterben, ohne daß wenigſtens in den erſten Tagen Jemand nach mir ſähe — wiſſen Sie denn, wie ich's mache? Sehen Sie da oben auf dem Brette liegt mein Troſt, das liebe Gotteswort. Das macht mir das ſchwere Herz immer bald wieder leicht; es weiſt mich hin auf den Hüter in Iſrael, der nicht ſchläft noch ſchlummert, und auch ſeinen alten Philipp nicht vergeſſen und verſäumen wird, wenn's einmal Noth hat, und für die Todesgedanken zeigt es mir den treuen Heiland, der auch für mich den Tod überwunden hat. Auf die Beiden werfe ich dann meine Sorgen und ſchwere Gedanken, und im Augenblick iſt mir das Herz wieder ſo leicht und froh, daß ich mit den Vögeln draußen ein Halleluja anſtimmen möchte. Und dann habe ich ja auch alle Sonntage die Kirche in Waldbach. Von der bleibe ich nur im tiefſten Winter einmal weg, wenn der Schnee allzuhoch liegt. Es iſt mir dann aber immer zu Muthe, als fehle dem Sonntage der Kopf. Und unſer alter, ehrwürdiger Pfarrer in Waldbach, ich ſage Ihnen, der verſteht's, Einem die trüben Gedanken aus dem Kopfe zu

predigen. Zwar deckt er Einem oft das Herzenstöpfchen mit den bösen, feindlichen Gedanken, die darin kochen, gar nicht säuberlich auf, sodaß ich manchmal denken muß: „Philipp, du meinst, du wärest ein ordentlicher Kerl, aber vor dem lieben Gott bist du doch wahrhaftig nur ein Erzlump"; aber dann weiß er Einen auch wieder so milde zu trösten mit der Gnade des Heilandes, die Keinen hinausstoßen will, der mit seinen Sünden zu ihr seine Zuflucht nimmt, daß es Einem ordentlich warm ums Herz wird und ich oft zu mir selbst sage: Ich bin nicht werth all' der Barmherzigkeit und Treue des Herrn!"

Hier nahm Herr Meyer sein Taschentuch, um sich etwas aus dem Auge zu wischen, vielleicht ein Stäubchen, das ihm hineingefahren war. Herr Helm aber frug:

„Wie weit habt Ihr denn nach Waldbach?"

„Nun ich brauche jetzt, wenn ich nicht gar zu kommode dahinkleppere, meine drei kleine Stunden; vor zwanzig Jahren und früher bin ich wohl in zwei Stunden hingelaufen. Das wollen aber die alten Knochen nicht mehr hergeben."

„Und diesen weiten Weg macht Ihr jeden Sonntag?"

„Ja, wenn's nur irgend das Wetter erlaubt! Und wie gerne mache ich ihn! Denn nach der Kirche muß ich allemal zum Herrn Oberförster, um bei ihm zu essen. Ich flicke dann dort den Kindern die zerbrochenen Spielsachen zusammen, die ich ihnen meistens selber zusammenpfusche an den langen Winterabenden oder erzähle ihnen etwas vom Walde, was sie gar zu gerne hören. Wir trinken nicht lange nach dem Mittagessen den Kaffee, bei dem mir der Herr Oberförster das Wichtigste von den Welthändeln erzählt, und ehe ich mich's versehe, ist die Zeit zur Heimkehr da, für die mir aber die Frau Oberförsterin jedesmal noch ein Gläschen guten Wein einschenkt. — Sie können mir's aber glauben, so gerne ich in der Oberförsterei bin, ich freue mich doch immer von Herzen, wenn ich meinem Häuschen hier nahe komme und mein alter Karo mir von Weitem schon entgegenspringt. Ich denke dann oft: wie gut hast du es doch vor so vielen, vielen Menschen, die in den Städten wohnen, vom Walde nichts wissen, und wenn sie einmal einen

Vogel wollen ſingen hören, ſich ihn einſperren müſſen! — Doch jetzt iſt's genug. Ich ſchwätze da in Einem fort und vergeſſe ganz, daß die Herrn müde ſind und ſich nach der Ruhe ſehnen werden."

„Nein, Philipp", antwortete Herr Meyer, „Ihr habt mir wahrhaftig alle Müdigkeit fortgeplaudert. Dieſen Abend werde ich ſobald nicht vergeſſen. Was Ihr uns vom Walde erzählt habt, iſt mir intereſſanter geweſen als Vieles, was ich in Büchern geleſen habe. Ich ſehe zugleich an Euch, daß ein Menſch, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, überall auf dem rechten Platze iſt, wohin ihn auch der liebe Gott ſtellt, ſei es in der Waldhütte oder auf dem Throne. Ich werde auch dieſe Lehre nicht vergeſſen, habt Dank dafür! — Da aber morgen, will's Gott, auch wieder ein Tag kommt, ſo wollen wir jetzt ſchlafen gehen."

Damit reichte er Philipp die Hand und drückte ſie ihm herzlich.

„Gute Nacht! Schlaft wohl und verzeiht, daß wir Euch um euer Bette bringen!"

„Hat gar nichts auf ſich!" ſagte Philipp. „Habe ſchon mehr wie einmal kein Bett gehabt und doch gut geſchlafen. Gute Nacht!"

Drinnen im Kämmerlein aber ſagte der Kurfürſt zu ſeinem Gefährten:

„Lieber Graf, nicht wahr, jetzt wiſſen wir, wo wir ſuchen müſſen, wenn wir einmal einen glücklichen Menſchen finden wollen — und einen weiſen und frommen Menſchen dazu. Ich habe heute Abend viel gelernt und mein Nachtgebet werde ich heute nicht vergeſſen.“ Schlafen Sie wohl!“

Der Graf verſchwand, nachdem er ſeinem Herrn die dargereichte Hand ſtille gedrückt und gute Nacht geſagt hatte, in dem Verſchlage, welcher von der Schlafkammer abgetrennt war. Bald darnach verkündeten tiefe Athemzüge, daß ſowohl der Kurfürſt in dem reinlichen Bette Philipps, wie der Graf auf ſeinem Lager aus Moos und dürrem Laube den tiefen Schlaf der Ermüdung gefunden hatten.

Und Philipp?

Der hatte ſachte ſeine Bibel von dem Brette genommen, ſich an den Tiſch geſetzt, und las durch die dicke hornene Klemmbrille, die er ſich auf die Naſe gedrückt, ſo eifrig, als müſſe er ſich noch eine ganze Laſt trüber Gedanken vom Herzen herunterleſen, die er doch gewiß heute Abend nicht hatte.

Als aber aus der Kammer ein zweiſtimmiges Schnarchen ſich vernehmen ließ und ihm die Gewißheit gab, daß ſeine Beiden Gäſte nichts mehr hörten, da klappte er ſeine Bibel zu, zog ſeine Joppe an, drückte den alten Filz, der am Zapfenbrett hing, auf den Kopf und machte ſich, nachdem er ſeinen großen Büchſenranzen umgehängt und das Licht ausgeblaſen hatte, leiſe zur Thüre hinaus. Da Banko mit ſeinem Herrn das Schlafgemach theilte, Philipps eigene Hunde aber an nächtliche Ausgänge ihres Herrn gewöhnt waren, ſo kam Philipp ohne Lärm aus der Hausthüre, die er ſorgfältig verſchloß, und von ſeinem alten Karo bewachen ließ. Mehr als vier Stunden mochten verfloſſen ſein, als Philipp wieder zurückkam mit vollgepfropftem Büchſenranzen und überdies mit einem ziemlich großen Henkelkorbe, den er ſehr behutſam trug. Ebenſo leiſe als er ſich entfernt hatte, betrat er auch ſein Häuschen wieder, ohne daß einer der Hunde laut gewor-

den wäre. Vorſichtig ſtellte er Ranzen und Korb in eine Ecke ſeines Wohnzimmers, zog ſtatt ſeiner Joppe, die bei dem nächtlichen Gange von dem wirklich gefallenen Gewitterregen gehörig durchnäßt worden war, einen alten groben Mäntel an und ſtreckte ſich dann auf die Holzbank hinter ſeinem Tiſche, um bis zum anbrechenden Tage noch ein wenig zu ruhen. Bald ſchlief er mit den ermüdeten Jägern in der Kammer um die Wette.

Allein kaum graute der Morgen und der Wald fing an lebendig zu werden, ſo war er auch ſchon wieder auf den Beinen, machte leiſe Feuer in den Ofen und ſtellte einen Topf mit Waſſer auf. Dann begann er Stück für Stück den geheimnißvollen Inhalt ſeines Ranzens und ſeines Korbes auszukramen.

Und was kam da nicht Alles zum Vorſchein!

Zunächſt war es eine rothe, mit gelben Blumen durchwirkte Tiſchdecke, die Philipp als ein ihm beſonders wichtig erſcheinendes Stück ſorgfältig auf ſeinem blankgeſcheuerten Tiſche ausbreitete. Sodann kamen ein Paar ſchneeweiße Servietten, in deren einer zwei ſilberne Kaffeelöffel und zwei zierliche Meſſer ſteckten. Eine mit Papier umwickelte Glasflaſche voll Rahm, zwei porzellanene Büchſen mit Deckeln, von welchen die eine goldgelbe Butter, die andere prachtvollen Honig enthielt, eine Blechbüchſe mit gemahlenem Kaffee waren die weiteren Schätze des unergründlich ſcheinenden Ranzens, der endlich auch noch einen kleinen Laib Brod ans Tageslicht gelangen ließ. Aus dem Korbe aber packte Philipp äußerſt vorſichtig eine Doſe mit klein gehacktem Zucker, eine ſchöne Porzellan-Kanne mit Goldrand für den Kaffee, eine eben ſolche etwas kleinere für den Rahm und zwei dazu paſſende Taſſen.

Als er Alles auf dem Tiſche aufgeſtellt und geordnet hatte, trat er etwas zurück und betrachtete ſich den ſchmuck und fein ausſehenden Frühſtückstiſch mit innerem Wohlbehagen und ein helles, glückliches Lächeln ging über ſein ehrliches Geſicht.

„Iſt doch gut“, flüſterte er zu ſich ſelbſt, „wenn man gute Freunde in der Nähe hat, bei denen man zur Nachts- wie zur Tageszeit anklopfen darf! Was werden

Die da drinnen für Augen machen! So was erwarten sie gewiß nicht beim alten Philipp zu finden."

Nun glitt er geräuschlos zur Thüre hinaus, sich den versäumten Schlaf an dem nahen Bächlein aus den Augen zu waschen und zugleich für seine Gäste frisches Wasser zu besorgen. Als er zurückkehrte wurde er jedoch von einem heftigen Bellen Bankos empfangen, der inzwischen aufgewacht sein mußte, und dem alsbald seine eigenen Hunde den Morgengruß in ausgiebigster Weise erwiderten.

„Jetzt wird's auch mit dem Schlafe der Herrn vorbei sein!" dachte Philipp und beeilte sich, seinen Kaffee mit dem bereits kochenden Wasser anzubrühen und den Rahm aufzuwärmen, den er in das Rahmkännchen geschüttet hatte, damit Alles bereit wäre, wenn seine Gäste erschienen.

Noch war er aber nicht ganz damit fertig, als sich die Kammerthüre aufthat und Herr Meyer halb angezogen heraustreten wollte. Allein beim Blicke auf den Tisch blieb er wie angewurzelt in der Thüre stehen und rief:

„Aber Philipp, Mensch, Christ und Waldhüter obendrein, was ist hier los? Hat eine gütige Waldfee Euch schon einen Morgenbesuch gemacht und diese gute Sachen herbeigezaubert, oder habt Ihr ein „Tischlein, deck' dich", daß Ihr nur Euren Spruch zu sagen braucht, um Alles zu haben, was Ihr wünscht? Gra—, Herr Helm! erheben Sie rasch Ihren edlen Leib und schauen Sie, was dieser Waldmensch in seiner stillen Klause für Schätze birgt!"

Der Graf, welcher sich auch schon von seiner Waldstreu erhoben hatte, und mit seinem Anzuge schnell fertig war, weil er die Kleider nicht abgelegt, trat rasch heraus und machte nicht minder als sein Herr große Augen über die Herrlichkeiten, welche der Tisch zeigte.

„Nun so was ist doch wohl noch nicht dagewesen", rief er. Hier in der Waldhütte ein Frühstückstisch, wie ihn des Herrn Kurfürsten Kammerdiener kaum seiner herrichten könnte!"

Philipp lächelte still und behaglich in sich hinein und sagte nur: „Schönen guten Morgen, meine Herrn! Haben Sie gut geschlafen?"

„Das will ich meinen, Philipp! rief munter Herr Meyer, „und wiederum ſchönen, guten Morgen auch Euch! Aber jetzt heraus damit, wo Ihr dieſe Raritäten her habt, von der Waldfee oder von „Tiſchlein deck' dich?" Von dieſer Beichte kommt Ihr mir nicht los!"

„Weder von der einen noch von dem anderen", lachte Philipp, „wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen, ich habe ſie geborgt, dieſe Sachen."

„Geborgt? rief Herr Meyer. „Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr ſchon bei dem Oberförſter in Waldbach geweſen ſeid heute Nacht?"

„Nein, nein! kicherte Philipp, das wäre doch ein bißchen zu weit geweſen für meine alten Beine; ich hab's näher haben können."

„Nun und woher?" ſetzte Herr Meyer das Examen fort.

„Ei, antwortete Philipp ruhig, wenn's denn durchaus ſein muß, daß Sie meine Heimlichkeiten wiſſen: ich habe das Alles auf dem Tannenhofe geholt, der wie ich Ihnen ſchon geſtern ſagte, nur zwei Stunden von hier entfernt iſt. Ich dachte, als Sie zu Bette waren: Die Herren haben ein knappes Abendeſſen gehabt, ſo ſollen ſie doch ein anſtändiges Frühſtück bekommen und mit der Gaſtwirthſchaft des alten Philipp zufrieden werden."

„Und da habt Ihr Euch auf dem nächtlichen Spaziergange dieſe völlig durchnäßte Joppe geholt?" fragte Herr Helm, der das beſagte Kleidungsſtück dampfend am heißen Ofen hängen ſah und es befühlte.

„Nun ja, es hat ein bischen geregnet", ſagte Philipp, „was will denn das heißen? Aber beeilen ſich die Herrn jetzt doch ein wenig, daß ſie fertig werden, ſonſt ſtehe ich nicht dafür, daß der Kaffee ſchlecht wird."

Drinnen in der Kammer ſahen ſich die beiden Herrn einander an und der Kurfürſt ſagte ernſt:

„Graf, jetzt weiß ich auch, wohin ich mich flüchten muß, wenn mich einmal wieder die Menſchen da draußen in der großen Welt mit ihrer Heuchelei und Schmeichelei, mit ihrer Kriecherei und übergoldeten Schmutzigkeit ſo recht gründlich anekeln! Mir däucht, wir machen hier in der Waldhütte Erfahrungen, die mit meinem halben

Lande nicht zu theuer bezahlt wären! Jetzt sage ich wahrlich nicht mehr, wie gestern Abend: Der infame Hirsch, der uns so in die Patsche geführt hat!"

„Ja wohl, Durchlaucht", entgegnete Graf Helmholz, „dieser Waldhüter ist ein Prachtstück von einem Menschen. Ich komme mir wirklich recht armselig vor ihm gegenüber, und möchte mir mit seinen Worten von gestern Abend sagen: Graf Helmholz, gegen diesen Waldhüter bist du ein Erzlump!"

Bald saß das Kleeblatt um den reich besetzten Frühstückstisch, und Herr Meyer versicherte einmal über das andere Mal, so köstlich habe er in seinem ganzen Leben noch nicht gefrühstückt.

Philipp mußte nun auch wohl oder übel von seinem nächtlichen Ausfluge nach dem Tannenhofe näheren Rapport abstatten.

„Der Tannenhof", so erzählte er, „ist ein schönes Besitzthum an der Grenze des Waldes, ein großer Hof mit prächtigen Aeckern und Wiesen, der schon ein paar Hundert Jahre bestehen soll. Wir Waldhüter in diesem abgelegenen Theile des Kettenforstes empfangen, wie ich Ihnen schon gestern sagte, dort unsere Naturallieferungen, und das war schon lange vor meiner Zeit der Fall. Gegenwärtig wirthschaften zwei Brüder auf dem Hofe, beide verheirathet und reichlich mit Kindern gesegnet, sodaß es an Erben und Fortpflanzern der Familie, welche schon seit Menschengedenken den Hof besitzt, auch für die Zukunft nicht fehlt. Aber die Einigkeit sollten Sie sehen, die zwischen den beiden Familien herrscht! Es ist, als ob die Kinder alle zusammen leibliche Geschwister wären und die Mütter Schwestern. Mir ist der Hof eine rechte Heimath. Wenn ich nicht in jeder Woche wenigstens Einmal dort vorspreche, so gibt's Vorwürfe über Vorwürfe. Die Frauen besorgen mir Alles, was ich an Kleidung und Wäsche bedarf, so daß ich mich um nichts der Art zu bekümmern brauche und doch stets Alles in schönster Ordnung habe. „Philipp, heißt's heute, Du mußt ein paar neue Hemden haben, die alten wollen reißen; bringe das nächste Mal ein Maßhemd mit, daß wir Dir die neuen bequem machen können." — „Philipp, heißt's morgen,

„Deine Strümpfe ſind ziemlich verſchliſſen und können nimmer warm halten. Ich habe ſchon für Wolle geſorgt, da mein Mann auch Strümpfe nöthig hat; bringe nur einen Deiner Strümpfe zum meſſen mit.“ — „Philipp, rufen mir die Buben und Mädchen ſchon von Weitem entgegen, wenn ſie mich kommen ſehen, „es iſt gut, daß Du kommſt, wir haben ſchon lange auf Dich gewartet. Fritz hat ſeinen Wagen zerbrochen und Lottchen möchte gerne eine neue Bettlade für ihre Puppe haben. Auch hat der Tiras geſtern ſeine Hütte umgeriſſen und das Dach daran zerbrochen, ſo daß es jetzt auf ihn regnet.“ — „Philipp, fragt mich der ältere Bruder, ich möchte gerne drunten auf der neuen Wieſe Kirſchbäume anpflanzen, was meinſt Du, werden ſie dort fortkommen?“ — Karl, der jüngere Bruder, braucht Aepfelwildlinge für ſeine Baumſchule, und wer die beſorgen ſoll, iſt wieder der alte Philipp. Wenn dann freilich nachher der Aepfelwein trinkbar geworden iſt, ſo wird auch nicht angezapft, bis der alte Philipp dabei iſt.

„Aber ſind denn die guten Leute nicht erſchrocken, als Ihr ſie ſo mitten in der Nacht aus dem Schlafe klopftet?“ frug Herr Helm.

„Sie am Ende weniger als ich“, antwortete Philipp. „Denn als ich hin kam, ſah ich ſchon von Weitem einen hellen Schein aus dem Hofe leuchten und meinte, es brenne irgendwo in den Gebäuden. Da bin ich herzhaft erſchrocken und gelaufen, was meine alten Beine vermochten. Aber es war Gottlob nichts. Der Lichtſchein kam aus einem der Ställe, wo bei einem kranken Pferde gewacht werden mußte. Sie ſind wohl anfangs ein bischen erſchrocken, als ich mit Einem Male in den Stall trat und guten Morgen ſagte; ſie meinten, es wäre mir etwas Schlimmes daheim paſſirt. Als ich aber mit meinem Anliegen herausrückte, da war der Schrecken vorbei, und Frau Gertrud eilte, mir Alles zurechtzumachen, ſchöner und beſſer als ich mir's eigentlich gedacht hatte. So, nun haben Sie auch die Geſchichte meines Spaziergangs.“

Als das Frühſtück beendet, und inzwiſchen ein Morgen heraufgezogen war ſo ſchön, wie er nur nach einem

warmen Gewitterregen in der Nacht sein kann, sagte Herr Meyer:

„Nun, Philipp, es ist zwar hier bei Euch gut sein, und wir werden das Nachtquartier bei Euch sobald nicht vergessen; aber wir müssen doch jetzt machen, daß wir nach dem Hirschhofe kommen. Der Herr Kurfürst will heute Nachmittag von dort abreisen und da müssen wir nothwendig dabei sein. Wenn Ihr nicht von Eurem nächtlichen Spaziergange gar zu müde seid, so bringt uns auf einen Weg, der uns sicher nach dem Hirschhofe führt und setzt damit Eurer Freundlichkeit gegen uns die Krone auf!"

„Nun ja, wenn Sie bis Mittag auf dem Hirschhofe sein müssen, dann ist es freilich Zeit, daß wir jetzt aufbrechen. Für Leute wie Sie, die doch das Gehen wohl nicht so gewöhnt sind wie Unser Eines, ist's noch ein hübsches Ende Wegs." Ich werde Sie auf einen Weg bringen, auf welchem Sie nicht fehl gehen können. Gerne würde ich Sie ganz hin begleiten, aber ich muß in mein Revier."

Damit übergab Philipp den beiden Herrn ihre Gewehre und Jagdtaschen und rüstete sich selbst zu seinem Walddegange. Die Hunde, welche unterdessen mit Banko bei der gemeinsamen Morgensuppe Freundschaft geschlossen zu haben schienen, sprangen munter bellend voraus, und so gings in den morgenfrischen Wald hinein, der noch kaum etwas von den Spuren des Herbstes sehen ließ.

Philipp ermangelte nicht, seine Begleiter überall auf die Eigenthümlichkeiten und Herrlichkeiten seiner Waldwelt aufmerksam zu machen, und so kam man vom Wege, man wußte nicht wie? Etwa zwei Stunden mochte der Marsch gedauert haben, da blieb Philipp an einer Schneuse stehen, die sich in schnurgerader Richtung weithin erstreckte und in der Ferne einen Kirchthurm erblicken ließ.

„Hier ist die Grenze meines Reviers", sagte er, „und ich muß nun die Herren sich selbst überlassen. Fehlgehen können Sie jetzt nicht mehr. Dort der Kirchthurm gehört zu dem Walddörfchen Bruchweiler, das Sie in einer kleinen Stunde erreichen werden. Wenn ich Ihnen rathen soll, so kehren Sie dort im rothen Ochsen ein, bestellen

dem Wirthe einen Gruß vom alten Philipp und laſſen ſich von ihm ſein Wägelchen anſpannen, das Sie in anderthalb Stunden höchſtens nach dem Hirſchhofe bringen wird. Nach dem geſtrigen Marſche könnten Sie ſonſt leicht lauflahm werden", fügte er lächelnd hinzu.

Der Kurfürſt hatte dem Grafen einen Wink gegeben. Da zog dieſer eine ſeidene Börſe hervor, wendete ſich zu Philipp und ſprach:

„Philipp, Eure Freundlichkeit und Fürſorge für uns Fremde, ſowie die angenehmen Stunden, die wir bei Euch zugebracht haben, und die uns unvergeßlich bleiben werden, können wir Euch zwar nicht bezahlen und wollen es auch nicht; aber wir hoffen, daß Ihr neben unſerem herzlichſten Danke auch ein kleines Andenken an unſer Nachtquartier nicht verſchmähen werdet."

Damit wollte er dem Alten die Börſe in die Hand drücken. Hui! wie da aber Dieſem die Röthe in's Angeſicht ſtieg!

„Nein, Ihr Herren", rief er heftig, „damit bleibt mir vom Leibe, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen. Was ich Ihnen gethan habe, hätte ich jedem meiner Mitmenſchen gethan, wenn er als ein Verirrter zu mir gekommen wäre, und ich denke, ich habe damit nur meine Schuldigkeit gethan, für die ich nicht gewöhnt bin, mich bezahlen zu laſſen. Merken Sie ſich's: Sie ſind bei einem Waldhüter über Nacht geweſen, aber nicht in einem Wirthshauſe. Adieu!"

Mit dieſen Worten machte der Alte kurz Kehrt und wollte ſeinen Rückweg antreten.

„Faſt ahnte es mir, daß es ſo kommen werde", murmelte der Kurfürſt, rief dann aber laut:

„Aber Philipp, Ihr werdet doch nicht im Groll von uns ſcheiden wollen? Nehmt's nicht krumm, daß wir Euch Geld anboten, und verzeiht's uns. Wir dachten, Eure Neffen würden nichts dawider haben, wenn ſie einmal dieſe Börſe in Eurem Nachlaſſe fänden. Alſo davon kein Wort mehr! Aber nun laßt mich Euch noch einmal in die Augen ſehen und die Hand drücken, und gebt mir die Zuſicherung, daß ich Euch wiederſehen darf!"

Das schien den Alten zu besänftigen. Er drehte sich um und reichte Herrn Meyer die Hand.

„Wenn Sie mich einmal wieder besuchen wollen, ohne verirrt zu sein", sprach er, „so soll's mich von Herzen freuen. Aber Sie dürfen damit nicht zu lange warten; ich könnte sonst leicht unterdessen in ein anderes Quartier versetzt werden und zum Halali geblasen bekommen."

„Ja, Philipp", sagte Herr Meyer, „wenn ich einmal wieder recht vergnügt sein möchte, recht mit Appetit essen, und schlafen wie ein Siebenschläfer, dann komme ich wieder zu Euch, verlaßt Euch darauf, und ich hoffe, Euch dann in Eurer stillen Klause gesund und frisch wiederzufinden. Aber jetzt verschmäht wenigstens unsern herzlichsten Dank nicht für all das Liebe und Gute, was Ihr uns angethan habt. Gott behüte Euch!"

Man schüttelte sich die Hände, sagte sich noch ein herzliches Lebewohl, und Philipp schwenkte in seinen Wald zurück, während die beiden Herren auf Bruchweiler losmarschirten.

„Wollte Gott", sagte der Kurfürst, „ich hätt' in meinem ganzen Lande solche Beamte, wie dieser Waldhüter einer ist; dann wäre fürwahr gut regieren. Der gestrige Abend wird ein Lichtpunkt in meinem ferneren Leben bleiben."

Im rothen Ochsen wurde den beiden Jägern das gewünschte Vögelchen nicht versagt; sie hörten aber auch zugleich, daß Reitende vom Hirschhofe in der Nacht da gewesen seien, die nach dem Herrn Kurfürsten und seinem Begleiter gefragt hätten. Der Wirth schien etwas zu merken und befahl seinem Knechte, ja recht gut und vorsichtig zu fahren. Aber absichtlich suchte der Kurfürst den Wirth von seinem Verdachte abzulenken, er wollte nicht erkannt sein. Er ließ sich darum auch nur bis in die Nähe des Hirschhofes fahren und schickte den Knecht dann wieder zurück.

Auf dem Hirschhofe war großer Jubel; denn man hatte bereits angefangen, ernstliche Besorgnisse um den hohen Herrn zu hegen, da alle ausgesandten Boten unverrichteter Sache zurückgekehrt waren, und das Gewitter

während der Nacht hier um den Hirschhof herum sehr arg gehaust hatte. Besonders erfreut war der Oberförster, der es sich nicht hätte verzeihen können, den Kurfürsten verlassen zu haben, um seiner Jagdlust zu fröhnen. Wie freute er sich aber erst, als er von dem hohen Herrn hörte, daß derselbe bei dem alten treuen Philipp sein Nachtquartier gehalten und sich so vortrefflich dort gefallen habe! Was der Inhalt einer geheimen Unterredung war, welche der Kurfürst mit dem Oberförster hatte, erfuhr freilich vor der Hand Niemand.

II.

Es war etwa drei Wochen später. Der Wald hatte zwar schon begonnen, sein Herbstkleid anzulegen und war stiller geworden, seitdem die Zugvögel ihre diesmal besonders verspätete Reise angetreten hatten; aber es war doch noch sehr warm, so daß man eher am Ende des Mai zu stehen meinte, als am Ende des October.

Philipp kehrte von seinem Morgengange zurück, um sich sein Mittagsmahl zu bereiten. Es schien ihm jedoch damit nicht sehr zu eilen; denn er schlenderte, das Gewehr über der Schulter, ganz langsam und behaglich seiner Hütte zu.

„Na, so spute dich doch ein wenig, alter Lips!“ rief es ihm da plötzlich entgegen, und zu seiner großen Verwunderung erblickte er des Oberförsters Kaspar, der auf einer mit einer Kiste beladenen Schiebkarre vor der Thüre seiner Hütte saß.

„Hat's denn so große Eile?“ frug Philipp.

„Soll wohl sein“, war Kaspar's Antwort. „Es ist nun schon eine ganze Stunde, daß ich hier vor Deiner Thüre sitze und warte.“

„Hättest nur eintreten sollen, Kaspar!“ sagte Philipp, dem alten Freunde im Nähertreten die Hand reichend, „es ist nicht geschlossen, der Schlüssel steckt nur von innen; denn Du weißt, da in meiner Klause ist eher etwas hineinzutragen, als herauszuholen.“

„Bringe ja schon etwas!“ sagte Kaspar, die dargereichte Hand schüttelnd, und deutete mit der Linken auf die Kiste.

„Aber was hast Du denn da auf Deinem Einspänner, Mann? Muß Dir sauer geworden sein, das Ding von Waldbach hierher zu schieben bei dieser Wärme, siehst ja aus, als hättest Du im Bratofen gesteckt!“

„Ja, ja!“ sagte Kaspar, sich den Schweiß von der Stirne wischend, „aber der Herr Oberförster hatte gewaltige Eile, diese Kiste an Dich zu befördern, die gestern Abend direct aus der Residenz für Dich mit der Post angekommen ist.“

„Für mich? Aus der Residenz?“ frug Philipp verwundert. „Na, was soll denn das sein?“

„Komm' nur und lege ein bischen mit Hand an, daß wir die Kiste in die Stube bringen; dann wird sich die Antwort von selbst finden.“

Und richtig, als Philipp drinnen die Klemmbrille auf die Nase gedrückt hatte, las er deutlich auf der Kiste: „An den Waldhüter Philipp Klettner, abzugeben bei Herrn Oberförster Lärchmann in Waldbach. Frei.“

„Nun rasch, Hammer und Meißel herbei!“ sagte Kaspar, den auch die Neugierde kitzelte.

Nicht ohne Mühe öffneten sie die wohl vernagelte Kiste und hoben den Deckel ab. Da zeigte sich zuerst eine dünne Lage weichen Papiers, darunter eine ziemliche Rolle grauen Tuchs, wie es Philipp an seinen Kleidern hatte.

„Ei der Tausend!“ rief Philipp, das Tuch in die Höhe haltend, „das ist mehr als genug für Joppe, Weste und Hosen. Wenn das für mich sein soll, dann kann ich's den Winter schon durchmachen.“

Unterdessen hatte Kaspar, den das Tuch weniger zu interessiren schien als etwas Anderes, was sein Auge entdeckte, eine viereckige Flasche ausgekramt, deren Stöpsel allein aus der Papierhülle hervorschaute, die sie umschloß.

„Sieh erst da, Philipp!“ rief er frohlockend, als er nach Entfernung des Papiers eine helle, goldgelbe Flüssigkeit hinter dem Glase erschaute. „Was mag da drinnen sein? Ich denke, das müssen wir vor allen Dingen wissen.

Rasch einen Pfropfenzieher oder zwei Gabeln herbei; mit den bloßen Fingern wird man da nicht fertig!"

Als Philipp das Verlangte holte, rief Kaspar, der weiter in der Kiste nachsah: „Und hat wahrhaftig noch eins, zwei, drei, vier, fünf Kameraden! Philipp, Du Glücksmensch! Nun gib mal her, daß ich mir meinen fürchterlichen Durst lösche!"

Philipp reichte ihm das vollgegossene Glas, welches Kaspar mit einem „Prosit, Alter!" sofort an die Lippen setzte. Er that einen langen, fast andächtigen Zug, preßte dann die Lippen zusammen, zog die Augenbrauen in die Höhe und schien erst nach diesem Mienenspiel die Sprache wiederzufinden.

„Philipp", sagte er, „das ist reine Gottesgabe! So was ist noch niemals über meine Lippen gekommen, das

geht durch den Magen noch ein Stück in die Seele hinein. Versuch' nur einmal!"

Das that denn auch Philipp und kam zu demselben Urtheil wie Kaspar, daß dies ein köstlicher Branntwein sei, wie man ihn hier zu Lande nicht zu schmecken bekomme.

Als die Flaschen sorgfältig ausgelegt waren, kam darunter ein halbes Dutzend warmer, wollener Strümpfe zum Vorschein, und zwar, wie Philipp wohlgefällig bemerkte, in seiner geliebten Waldfarbe, dunkelgrün. In einem derselben steckte ein sorgfältig versiegeltes Päckchen mit der Aufschrift: „An die Frauen im Tannenhofe."

„Halt!" rief Philipp, als er die Aufschrift gelesen, „jetzt geht mir ein Licht auf, — jetzt weiß ich, woher all diese guten Sachen kommen!"

Er packte nun rascher aus und fand unter den Strümpfen mehrere große Düten mit Kaffee, sowie einen grünseidenen Geldbeutel, durch dessen Maschen blanke Gulden hervorschauten. Zuletzt, ganz auf dem Boden der Kiste, fand sich ein Briefchen folgenden Inhalts: !

„Lieber Philipp!"

„Hier schicken wir Euch ein kleines Andenken an die gute und angenehme Nachtherberge, die wir bei Euch gefunden haben. Das Tuch und die Strümpfe sollen Euch äußerlich warm halten helfen im kommenden Winter; was aber in den Flaschen ist, wird Euch an kalten Tagen innerlich erwärmen, und wenn Ihr einmal wieder so gute Hafergrütze kocht, wie wir sie von Euch bekamen, dieselbe verdauen helfen. Das versiegelte Päckchen seid so gut, Euren Freundinnen auf dem Tannenhofe zu übergeben, denen wir ja auch so vielen Dank schuldig sind.

Ueber das Geld in dem Beutel dürft Ihr Euch aber nicht wieder ärgern. Es ist theils der Macherlohn für den Schneider, der Euch die Kleider aus dem grauen Tuche macht, theils soll es ein Zehrpfennig sein für eine Reise zu uns hierher. Denn wir erwarten Euch ganz fest, etwa in zwei bis drei

Wochen, damit Ihr auch einmal bei uns übernachtet, wobei wir nur wünschen, daß wir es Euch ebenso behaglich hier machen können, als es uns bei Euch geworden ist. Will's Gott, so kommen wir dann später auch einmal wieder zu Euch. Ihr dürft Euch drum, wenn Ihr uns nicht für immer von Eurer Waldhütte ferne halten wollt, gegen die Reise nicht wehren, wenn sie Euch auch ein bischen sauer werden sollte. Wir werden indessen Alles thun, um Euch die Reise bequem zu machen, und Ihr braucht nur in das Städtchen zu gehen und auf der Post Euren Namen zu nennen, so wird sich alles Uebrige von selber finden. Gott behüte Euch!

Meyer.
Helm."

„Na, das laß ich mir gefallen!" sagte Kaspar, der den Inhalt des Briefes kennen gelernt, weil Philipp denselben laut gelesen hatte. „Solche Herren möcht' ich auch einmal über Nacht haben. Du wirst Dich doch hoffentlich keinen Augenblick besinnen, Philipp, die Reise zu ihnen zu machen? Wo sie solche Dinge haben, muß gut logiren sein."

Mit diesen Worten griff er nach dem Glase und leerte dasselbe bis zum letzten Tropfen.

„Philipp aber, der noch immer den Brief in den Händen hielt, schaute bald in diesen, bald auf die ausgepackten Sachen und sagte endlich:

„Ich soll reisen, da ich den Vierundsiebenziger auf dem Rücken habe und all meine Lebtage nicht weiter als nach Waldbach von meiner Hütte weggekommen bin?"

„Na, steht's denn nicht im Briefe geschrieben, daß sie Dir das Reisen bequem machen und für Alles sorgen wollen? Verlaß Dich drauf: Wer solche Dinge perfect, ohne daß eine Flasche auch nur einen Sprung bekommen hat, aus der Residenz hierher in den Kettenforst befördern kann, der wird auch Dich ohne Sprung und Schaden in die Residenz besorgen können. Du bist ja doch nicht so empfindlich wie so eine Flasche! Aber nun leb wohl, ich

muß mich auf den Heimweg machen. Laß Dich bald einmal in Waldbach sehen!"

„Wie, Du wirst doch nicht fort wollen, ohne etwas gegessen zu haben?" sagte Philipp, aus seinem Nachdenken erwachend. „Das wär' mir eine schöne Geschichte!"

„Sorg' nicht!" erwiderte Kaspar, „die Frau Oberförster hat mir soviel zu essen mitgegeben, daß ich's zur Noth bis morgen damit aushalten könnte. Adieu!"

„Halt!" rief Philipp dem Freunde zu, der schon die Thürklinke in der Hand hatte, „Du mußt doch erst Deinen Botenlohn haben. So eine Kiste auf der schweren Schiebkarre drei Stunden weit zu fahren, ist ein sauer Stück Arbeit."

Damit ging er nach der Kammer, aus dem Schränkchen ein Trinkgeld für Kaspar zu holen.

„Laß gut sein, Philipp!" rief aber dieser. „Ich bin zwar durchaus kein Feind von einem Trinkgeld, aber zweimal laß ich mich für dieselbe Arbeit nicht bezahlen. Der Herr Oberförster hat mir bereits einen ganz guten Botenlohn ausbezahlt."

Mit einem zärtlichen Blicke auf die Flaschen schob er sich zur Thüre hinaus. Hätte ihm Philipp eine von diesen als Botenlohn angeboten, wer weiß, ob Kaspar dann nicht seinem eben ausgesprochenen Grundsatze untreu geworden wäre und auch einen doppelten Botenlohn sich hätte gefallen lassen!

Philipp machte sich, als Kaspar abgesegelt war, rasch etwas zum Essen zurecht und rüstete sich dann selbst zum Ausgehen. Er hängte seinen Büchsenranzen um, packte die Tuchrolle, ein paar Strümpfe, den Geldbeutel, und eine Flasche hinein, und steckte dann das Päckchen wie den Brief sorgfältig in die Brusttasche seiner Joppe. Die anderen Flaschen trug er vorsichtig in den Verschlag an seiner Kammer. Diesmal ließ er jedoch die Thüre seines Häuschens nicht unverschlossen, und barg zum Ueberflusse noch den Schlüssel in der Brusttasche, während er sonst in dem Zapfenloche eines Balkens über der Hausthüre seinen festbestimmten Platz hatte.

Und wohin ging Philipps Reise? Direct nach dem Tannenhofe. Dort war man gerade mit dem Abladen

der Rüben beschäftigt, und Alt wie Jung befand sich an der Arbeit, die Blätter von den Rüben abzuschneiden. Philipp konnte darum nicht, wie er gehofft hatte, unbemerkt in das Haus kommen, sondern mußte vor den Augen fast der ganzen Hofgesellschaft vorbeipassiren.

„Ei, ei, Philipp!“ schallte es ihm da entgegen, „wie kommst Du daher? Man meint ja, Du habest Deine ganze Haushaltung in den Büchsenranzen eingepackt!“

„Gebt Acht“, rief ein Anderer, „der Philipp will auf seinen alten Tag noch einmal umsatteln und aus einem Waldhüter ein Hausirer werden.

Die Kinder aber kamen herbeigesprungen und befühlten seinen Büchsenranzen hinten und vorne.

„Gelt, Philipp, Du hast was Schönes für mich da drinnen?“

„Ich fühle etwas Hartes! Das ist gewiß die Bettlade für meine Puppe, die Du mir versprochen hast?

„Nein, es wird mein Pferdchen sein. Hat's auch wieder ganze Beine?“ Der Alte hatte aber weder für die Neckereien der Alten, noch für die Fragen der Kinder eine Antwort. Er grüßte nur und trat lächelnd in das Haus, wohin ihn alsbald ein halb Dutzend Kinder folgten. In der Wohnstube saß Frau Gertrud am Flicken. Auch sie lachte hell auf, als sie den vollgestopften Büchsenranzen wahrnahm, der den linken Arm des Alten in die Nothwendigkeit versetzte, weit vom Leibe abzustehen.

„Potz Tausend, Philipp“, rief sie, „Du bist ja bepackt wie der Mauschel von Bruchweiler, wenn er auf den Handel geht! Was in aller Welt hast Du in Deinem Ranzen?“

Philipp ließ sich aber auch von Frau Gertrud's Empfang nicht irre machen. Außer einem freundlichen „guten Tag, Frau Gertrud!“ kam kein Sterbenswörtchen über seine Lippen. Nachdem er das Gewehr in die Ecke gestellt hatte, fing er mit feierlichem Ernste an auszupacken und legte Stück für Stück seiner Last neben einander auf den Tisch. Dann langte er das Päckchen aus seiner Brusttasche und reichte es Frau Gertrud dar mit einem einfachen: „Da!“

Erstaunt las diese die Aufschrift: „An die Frauen

auf dem Tannenhofe:" und rief sofort ihre Schwägerin vom Hofe herein, weil die doch auch bei der Eröffnung des Päckchens zugegen sein mußte.

Als die Umhüllung aufgetrennt war, zeigte sich den neugierigen Blicken ein schön polirtes Kästchen, dem auf einem eingelegten Messingplättchen die Worte eingravirt waren: „Zum Danke für das kostbare Frühstück am 7. October."

„Aha, Philipp! das ist von Deinen Gästen!" rief Frau Gertrud, indem sie das Kästchen öffnete.

Wie erstaunten aber die Frauen, als sie in dem Kästchen zwei zierliche Behälter von rothem Leder fanden, in deren jedem auf einem Bettlein von grünem Sammet ein Paar prachtvolle, goldene Ohrringe lagen, an welchen hell funkelnde Edelsteine prangten!

Nun mußten auch die Männer herbei und des Bewunderns und Staunens war kein Ende, zumal da auch Philipp seine Herrlichkeiten zeigte und die Flasche, welche er den Freunden zum Kosten mitgebracht hatte, mit der Bemerkung begleitete, daß er noch fünf gleiche zu Hause habe. Man rieth hin und her, wer denn die beiden Fremden möchten gewesen sein, und man rieth so nahe, daß es dem Herrn Meyer in beiden Ohren klingen mußte.

Von den hochfliegenden Vermuthungen wollte aber Philipp nichts hören, weil die einfache Jägerkleidung seiner Gäste nach seiner Meinung damit nicht stimmte.

„Da steht's ja schwarz auf weiß", sagte er, seinen Brief hervorholend, der Eine hieß „Meyer", der Andere „Helm."

Der Brief wurde nun vorgelesen, und als die Stelle kam, wo Philipp zum Besuche in der Residenz eingeladen wurde, fragte der Alte ganz ernst und bedächtig: „Das wird doch wohl nicht im Ernste gemeint sein?"

„Natürlich!" ertönte es von allen Seiten. „Das ist gar keine Frage, daß es mit der Einladung Ernst ist. Wie kannst Du nur daran zweifeln, Philipp?"

Frau Gertrud that einen Blick in den Geldbeutel und sagte: „Philipp, was Dir da von dem Macherlohn für Deine Kleider übrig bleibt, das ist noch ein schöner Batzen. Das darfst Du nicht in die Tasche stecken und

ruhig daheim bleiben. Als Reisegeld ist's Dir geschickt, da bleibt nichts übrig, Du mußt es auch verreisen."

Philipp machte ein etwas langes Gesicht; denn er hatte mit Sicherheit erwartet, die Freunde auf dem Tannenhofe würden vom Reisen abrathen. Er murmelte etwas von seinem hohen Alter, der weiten Reise und der späten Jahreszeit. Aber lachend erwiderte der ältere der Brüder:

„Da hört einmal den alten Waldbären! Thut er nicht, als ob er von Glas und Porzellan wäre, und marschirt doch in Wind und Wetter, im Schnee und Regen alle Tage sein Revier ab, und wenn man einmal mit ihm zu gehen hat, weiß man kaum gleichen Schritt mit ihm zu halten! Nur keine Umstände gemacht, alter Freund! Du reisest. Ist's ja doch noch ein Wetter wie im Mai, und wenn die Herrn in der Residenz schreiben, sie würden dafür sorgen, daß Du bequem reisen könntest, hat's damit gewiß seine Richtigkeit. Du wirst von der Reise nicht so müde werden, als wenn Du einen ganzen Tag draußen im Walde herumpatrouillirst."

Philipp schwieg, aber man sah es ihm an, daß ihm gar nicht reiselustig zu Muthe war. Nachdem noch von den Beiden Frauen bestimmt war, daß er übermorgen wiederkommen müsse, weil dann der Schneider Benedikt mit seinen Gesellen da sein würde, um ihm die neuen Kleider zu machen, trollte er nicht eben in der rosigsten Laune seiner stillen Klause zu. Es war ihm, als riefen ihm alle Bäume zu: „Philipp, alter Knabe, willst Du in Deinen alten Tagen noch so närrisch sein und in die Welt hinauslaufen?" und mit jedem Schritte, den er seiner Wohnung näher kam, befestigte sich in seinem Herzen der Gedanke, Einladung Einladung sein zu lassen und hübsch daheim zu bleiben in seinem lieben Walde.

Nichtsdestoweniger hatte er eine höchst unruhige Nacht. Schnapsflaschen und Tannenhoffrauen, Herr Meyer und Postwagen, alte Tannen, die statt ihrer natürlichen Zapfen goldene Ohrringe trugen, eine lange Wand von grauem Tuche, aus der durch ein Loch in der Mitte des Oberförsters Kaspar seinen Kopf mit der Kupfernase steckte und höhnisch grinste — das Alles wirbelte in buntem

Durcheinander durch seine Träume. Dann befand er sich wieder mitten unter wildfremden Menschen, die grimmige Gesichter schnitten und alle den grünseidenen Geldbeutel von ihm verlangten, und wenn er sein Gewehr von der Schulter nehmen wollte, um sich wider sie zu vertheidigen, konnte er es nicht herunterkriegen, als wenn der Gewehrriemen auf der Joppe festgenäht wäre, oder, er mochte losdrücken, so oft er wollte, es kam kein Schuß. Kurzum, er stand am anderen Morgen müder auf, als er sich des Abends niedergelegt hatte; ja was ihm wohl noch nie passirt sein mochte, er vergaß in seinen tiefen, schweren Gedanken, die er aus dem Bette mitgebracht hatte, sogar, seinen Hunden ihren Morgenimbiß zu bereiten, bis ihn der alte Karo durch ein tadelndes Gebell an seine Versäumniß erinnerte.

Heute mußte einmal das Revier unbegangen bleiben; es mußte klar werden in seinen Gedanken. Er entschloß sich kurz, nach Waldbach zum Oberförster zu gehen und dessen Rath einzuholen. Wußte er doch, daß dessen häusliche Frau eine abgesagte Feindin von unnöthigem Reisen war; und vom Oberförster selbst hegte er die stille Hoffnung, daß der wegen des Urlaubs, den er doch haben mußte, Schwierigkeiten machen werde. Wohlgemuth trat er den Weg an und war schon bei guter Zeit an der Oberförsterei. Aber kaum hatte er den Fuß durch das Gitterthor des Gartens gesetzt, der die Oberförsterei umgab, da schallte ihm schon aus der Laube die Stimme der Frau Oberförster entgegen:

„Guten Morgen, Philipp! Ei, das ist schön, daß Ihr Euch schon reisefertig gemacht habt. Ich dachte ohnehin schon, ich müßte ein wenig an Euch treiben!"

Und der Oberförster, der seine Morgenpfeife rauchte, rief: „Na, Alter, willst Dir wohl Urlaub holen? Braucht's nicht. Ist schon Alles besorgt und in Richtigkeit. Kannst abrücken, wann Du willst!"

Da hatte er's! Also auch hier, wie auf dem Tannenhofe, derselbe Bescheid, dieselbe unabänderliche Annahme, daß er reisen werde, reisen müsse. Und woher der Oberförster nur überhaupt etwas vom Reisen wußte? Der

Brief lag doch unten im Kaſten, und dieſer war wohlvernagelt und verſiegelt bei ihm angekommen!

„Ja aber, Herr Oberförſter“, fing Philipp ſtotternd an, als er ſeinen Gruß vorgebracht, „was ſoll's denn mit dem Walde geben, wenn ich nicht daheim bleibe?“

„Nun, nun, der wird ja nicht fortlaufen!“ lachte der Oberförſter, „Dein Revier iſt in ſo gutem Stande, daß es Dich ſchon einmal auf ein paar Wochen entbehren kann! Deine Hunde bringſt Du hierher und der Kaspar kann in Deiner Wohnung alle paar Tage einmal nach dem Rechten ſehen.“

„Ein paar Wochen!“ — — ſeufzte Philipp, der nichts anderes von den Worten des Oberförſters verſtanden zu haben ſchien, und machte dabei ein ſo leidmüthiges Geſicht, daß die beiden Gatten in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen.

„Ja, Philipp, hier heißt's: Ordre parirt!“ ſagte der Oberförſter, „der Beſuch iſt eben auch eine Dienſtſache, und Du würdeſt einen großen Verſtoß machen, wenn Du die Reiſe unterlaſſen wollteſt!“

Ein bedeutſamer Blick ſeiner Frau erinnerte den Oberförſter daran, ſeine Zunge zu wahren, und mit einer mächtigen Dampfwolke ſchien dieſer die letztgeſprochenen Worte wegblaſen zu wollen. Philipp hatte indeß nichts gemerkt, die „paar Wochen“ ſchienen noch immer all ſein Denken in Anſpruch zu nehmen.

Er drehte verlegen ſeinen alten Filz in den Händen.

„Aber einen neuen Hut mußt Du auch für die Reiſe haben, Philipp!“ fuhr der Oberförſter fort. „Meine Frau wird Dir einen beſorgen; denn mit dieſem alten Deckel kannſt Du Dich nicht in der Reſidenz ſehen laſſen, die Buben würden Dir nachlaufen! Oder war am Ende ſchon einer in der Kiſte?“

„Nein!“ ſagte kleinlaut Philipp und berichtete nun über den Inhalt der Kiſte, ſo wie auch über den Beſchluß der Frauen auf dem Tannenhofe, daß morgen ſchon Meiſter Benedikt das graue Tuch unter Scheere und Nadel nehmen ſollte.

„Na, ſchön! ſagte der Oberförſter. „Alſo am nächſten Sonntage zeigſt Du Dich hier in dem neuen Reiſeanzuge,

bringst Deine Hunde und den Schlüssel zu Deinem Häuschen mit, nimmst den neuen Hut in Empfang und am Montag Morgen meldest Du Dich bei dem Posthalter in der Stadt. Der wird schon Alles besorgen. Adieu denn für jetzt, ich muß an meine Arbeit."

Auch die Frau Oberförster mußte, wie es schien, an ihre Arbeit; denn sie stand zugleich mit ihrem Manne auf, bedeutete aber Philipp, er solle sich noch ein Stündchen in der Laube ausruhen, sie werde ihm sogleich ein Butterbrod und einen Schluck Wein schicken.

Aber weder Butterbrod noch Wein wollte heute dem armen Philipp schmecken; es war, als ob ihm die abscheulichen Reisegedanken aus dem schweren Herzen in die Kehle gestiegen wären. Nach kurzer Rast machte er sich wieder auf den Heimweg, und erst als ihn wieder die frische Waldluft umwehte, wurde ihm auch allmählig das Herz leichter.

„In Gottes Namen denn!" dachte er, „wenn's nicht anders sein kann, so will ich mich drin ergeben, so schwer mir's auch wird. Aber mit den „paar Wochen" ist's nichts. Wir wollen dafür ruhig „ein paar Tage" schreiben. Die gehen ja am Ende schnell herum."

Am anderen Tage begann denn wirklich Meister Benedikt sein Kunstwerk an dem grauen Tuche, und Philipp mußte es sich gefallen lassen, diesen, wie auch den folgenden Tag auf dem Tannenhofe zuzubringen, damit Meister Benedikt, der im Punkte der Zuschneidekunst gerade kein Herrenmeister war, die neuen Kleider recht sorgfältig anprobiren könne. Mit Beihülfe der Tannenhoffrauen gelang denn auch Alles auf's Beste, wenigstens zur vollen Zufriedenheit des Nadelkünstlers, und Philipp sah in der neuen Montur, deren Nähte mit grünem Tuch eingefaßt waren, wirklich recht stattlich aus. Nur hätte Einer, der mit den Verhältnissen der Residenz besser vertraut war als die guten Leute vom Tannenhofe, bescheidene Zweifel haben können, ob auch die neuen, mit derben Sohlen und Nägeln beschlagenen Schuhe, welche der Schuster zu Bruchweiler in aller Eile hatte liefern müssen, für das Pflaster der Residenzstadt ebenso geeignet sein möchten, wie für die Pfade des Waldes.

Am Samstag Nachmittage erschien des Oberförsters Kaspar bei Philipp und brachte den neuen Hut, zugleich aber auch die Nachricht, der Herr Oberförster habe mit seiner Frau plötzlich eine kleine Reise antreten müssen und sei morgen nicht zu Hause, die Herrschaften ließen darum Philipp eine glückliche Reise wünschen und ihm sagen, er möge doch morgen schon seine Reise antreten, und sich nur bei dem Posthalter im Städtchen melden, es sei dort Alles für ihn besorgt.

Philipp hatte nichts dagegen einzuwenden, nun, wo er fertig war, seine Reise einen Tag früher anzutreten. Denn er kam sich mit seinen Reisegedanken ordentlich fremd vor in seinem Walde, und auch in seinem Häuschen hatte er keine Ruhe mehr. Es war ihm eine wahre Wohlthat, daß er ein paar Stündchen mit Kaspar verplaudern konnte, der heute gar keine Eile hatte, als Philipp eine von den bewußten Flaschen herbei brachte. Erst als die Dämmerung hereinbrechen wollte, machte er sich mit Philipps Hunden an der Leine auf den Weg und nahm von dem Alten einen so zärtlichen Abschied, daß er ihn einmal über das andere Mal umarmte.

Auf dem Tannenhofe hatte sich Philipp bereits verabschiedet und dort eine nicht unbeträchtliche Anzahl von guten Reiselehren einpacken müssen. Um am anderen Morgen rechtzeitig bei der Hand zu sein, legte sich Philipp frühe zu Bette, ohne jedoch den erwünschten Schlaf früher als gegen Mitternacht finden zu können. Aber auch dann war es ein höchst unruhiger Schlaf, aus welchem ihn schwere Träume mehr als Einmal auffahren ließen. Kaum graute der Tag, so war er schon wieder auf den Beinen und machte sich zum Ausmarsche fertig. Die Zeit, sich ein warmes Frühstück zu bereiten, nahm er sich nicht. Nachdem er sich und Alles, was ihm lieb und werth war, sein Häuschen und seinen Wald dem Schutze Gottes befohlen hatte, schloß er seine Thüre ab, legte den Schlüssel, wie er mit Kaspar verabredet, in das Zapfenloch über der Thüre und schritt mit einem schönen Weißdornstocke, den ihm der Oberförster einmal verehrt hatte, in der Hand, kräftig dem Städtchen zu.

Allein es erging dem armen Philipp mit dem Stocke.

wie es einſt David mit Saul's Rüſtung erging: ſtatt ihm förderlich zu ſein, hinderte er ihn nur. Er war darum kaum ein paar Büchſenſchüſſe weit gegangen, ſo kehrte er wieder um zu ſeiner Hütte, ſtellte den Stock in die Ecke und hing ſeine Flinte um. Hei! wie der alte Knabe jetzt rüſtig dahinſchritt durch den Tann! Jetzt war er's wieder ganz. Ohne die Flinte hätte er gemeint, es ſei ein Stück von ihm zurückgeblieben. Der Wald kam ihm heute noch einmal ſo ſchön vor als ſonſt. Die Bäume, die nun anfingen ihren Herbſtſchmuck anzulegen, grüßten ihn alle ſo freundlich, die Meiſen witſcherten ihm ſo fröhlich zu, die Spechte trommelten ihm zu ſeinen Schritten einen ſo munteren Marſch, daß er ſich nicht ſatt ſehen und hören konnte, daß aber auch der Entſchluß immer feſter in ihm wurde, ſich durch nichts von einer ſchleunigen Heimkehr abhalten zu laſſen.

Als die Glocken im Städtchen zur Morgenkirche läuteten, traf er dort ein. Gerne hätte er durch den Beſuch des Gottesdienſtes dem Sonntage ſeinen Kopf gegeben, wenn ihn nicht der Weg zur Kirche an dem Poſthauſe vorübergeführt hätte. Dort ſtand aber ſchon groß und breit und mit einer Naſe, die es verrieth, daß er ſeinen Durſt nicht mit lauter Waſſer zu löſchen pflegte, der Poſthalter in der Thüre und ſah gerade ſo aus, als ob er ſchon auf Philipp gewartet habe.

„Sie ſind wohl der Waldhüter Philipp Klettner?“ fragte er den Herannahenden, indem er ſich ſogar ſo weit verſtieg, die paar Stufen ſeiner Haustreppe niederzuſteigen und Philipp die Hand zu reichen, als ob ſie beide längſt gute Bekannte geweſen wären.

„Treten Sie nur gefälligſt ein“, fuhr er fort, „und erfriſchen Sie ſich ein wenig, bis angeſpannt iſt. Sie haben ſchon einen tüchtigen Marſch gemacht und werden wohl hungrig und durſtig ſein.“

Wohl kam dem guten Philipp der Gedanke: „bin ich denn wie ein bunter Hund, daß mich Jedermann ſogleich kennt?“ — aber er hatte in Betracht des daheim verſäumten Frühſtücks gegen den Vorſchlag des Poſthalters durchaus nichts einzuwenden und trat in die Gaſtſtube, wo ein reiches Frühſtück, beſtehend in kaltem Fleiſch und

Wein, bereits aufgetragen ſtand. Da die Sachen einmal da waren, auch der grünſeidene Geldbeutel mit den blanken Gulden die nöthige Kurage gab von wegen der Zeche, ſo ließ ſichs unſer Philipp wacker ſchmecken, indem er ſich freilich wunderte, daß der Poſthalter ſich ohne Weiteres zu ihm ſetzte und ihm ſo tapfer Geſellſchaft leiſtete, als ob auch er bereits mehrere Stunden mit nüchternem Magen marſchirt wäre.

Der Poſthalter führte das Geſpräch faſt allein. Er fragte den Alten bald Dieſes bald Jenes: wie lange er ſchon Waldhüter ſei, ob es in ſeinem Reviere auch tüchtig Wildpret gäbe, ob der Oberförſter Lärchmann, den er recht gut kenne, ſein Vorgeſetzter ſei, u. ſ. w. Kurz, Philipp kam vor lauter Antworten auf die ſich drängenden Fragen des Poſthalters kaum zu Athem. Setzte er aber ſelber einmal zu einer Frage an, etwa, woher ihn denn der Poſthalter kenne, oder welches die nächſte Poſtſtation ſei? — ſo zeigte ſich der dicke Poſthalter als einen Meiſter in der Kunſt, unbequemen Fragen auszuweichen, oder ſtatt der Antwort ſelber eine neue Frage zurückzugeben.

Ueberdem raſſelte draußen ein Wagen und der Poſthalter rief: „Aha, es iſt angeſpannt, wenn es Ihnen gefällig iſt!“

Philipp ſtand auf und hing ſeine Flinte über, indem er nach ſeiner Zeche fragte.

„Iſt ſchon Alles geordnet!“ ſchmunzelte der Poſthalter.

„Ja, aber von wem denn?“ wollte Philipp fragen. Aber der Poſthalter eilte ans Fenſter und rief von da aus dem Alten zu:

„Bitte, eilen Sie ſich ein wenig, meine Braunen ſind ungeduldig und wollen nicht mehr ſtehen.“

Damit öffnete er Philipp die Thüre, und wohl oder übel mußte dieſer ohne Antwort abziehen.

Draußen hielt eine ſchmucke Kutſche, mit zwei muthigen Braunen beſpannt, die in der That ſchon ungeduldig ſcharrten. Der Poſtillon auf dem Bocke hatte gar einen Federbuſch auf dem Hute.

Dienſtfertig öffnete der Poſthalter den Kutſchenſchlag, half Philipp hinein, indem er ihm ſeine Flinte nachreichte,

und kaum hatte er noch Zeit den Kutſchenſchlag zu ſchließen und Philipp eine glückliche Reiſe zu wünſchen, ſo zogen die Braunen an und die Kutſche raſſelte luſtig über das Pflaſter. Der Poſtillon aber blies friſch und hell:

„Ein Jäger aus Kurpfalz" ꝛc.

Da ſaß denn Philipp in der Kutſche, zum erſten Male in ſeinem ganzen Leben. Er hatte überhaupt erſt Ein ſolches Fahrzeug geſehen, nämlich die Kutſche des Oberförſters zu Waldbach. Das war ein hoher, rother Kaſten, welcher bereits den dreißigjährigen Krieg geſehen haben mochte. Lärchmann hatte denſelben aus der Verlaſſenſchaft eines alten Grafen geſteigert, und ihn, da ſonſt Niemand darauf bot, für zwanzig Gulden erſtanden. Der Wirth von Waldbach aber verſicherte hoch und theuer, ſeine Pferde ſtrengten ſich viel weniger an, wenn ſie einen ganzen Tag Dünger auf den Acker führen, als wenn ſie das rothe Sommerhaus des Oberförſters, welches auf einer gewaltigen Eiſenlaſt ruhte, zwei oder drei Stunden weit ſchleppen müßten.

Philipp hatte lange zu thun, bis er die beqemſte Art, zu ſitzen, heraus gefingert hatte. Allein nachdem er einmal den rechten Sitz gefunden, dünkte ihm das Fahren ganz behaglich und die weichen Polſter des Wagens, in welchen er kaum den leiſeſten Stoß verſpürte, waren ihm für ſeine alten Glieder gar kommode. Er ergötzte ſich an den wie im Fluge vorübereilenden Aeckern und Wieſen, Gärten und Häuſern, die ihm manches Neue, bisher nie Geſehene zum Anblicke boten. Nur auf Eins wartete er immer vergeblich. Es kamen wohl einzelne Baumgruppen und Wäldchen; aber wenn er meinte, jetzt einmal wieder den geliebten Waldesduft einathmen zu können, und deßhalb den Kopf weit zum Wagenfenſter heraus ſteckte — huſch, war die geträumte Herrlichkeit ſchon wieder am Ende. Ueberhaupt war Alles, was er von Wald ſah, ſo armſelig, ſo jämmerlich beſtanden, wenn er es auch mit dem kümmerlichſten Theile ſeines Reviers verglich, daß er ſich ordentlich erboſte über ſolch' eine erbärmliche Waldwirthſchaft.

Gerne hätte er mit dem Poſtillone eine Unterhaltung

angeknüpft; aber der hatte offenbar zu viel mit seinen feurigen Braunen zu thun, um sich in ein Gespräch einlassen zu können, und ging es einmal in ruhigem Schritt einen Berg hinauf, so bekam der Herr Schwager jedesmal Lust, Eins auf seinem Horne zu blasen, so daß das Fragen ein Ende hatte.

Merkwürdiger Weise war es aber nicht bloß bei dem ersten Postillon so, der ihn fuhr, sondern auch bei allen den anderen, die ihn von Station zu Station übernahmen, so daß Philipp über die Höflichkeit der Postleute Gedanken bekam, wie sie andere Leute schon längst hatten und noch heute haben. Ueber die Posthalter auf den Stationen konnte er sich freilich nicht beschweren. Die waren insgesammt äußerst höflich und zuvorkommend gegen ihn, sobald der Postknecht, der ihn gebracht, ihnen ein paar Worte ins Ohr gesagt hatte. Ueberall sollte er essen und trinken; überall war in kurzer Zeit der neue Wagen bereit, überall schüttelte man lächelnd den Kopf, wenn er nach der Zeche fragte; aber überall fand Philipp auch ein beharrliches Schweigen auf seine Fragen oder eine auffallende Geschicklichkeit, denselben auszuweichen. Endlich gab er das Fragen ganz auf und ließ sich geduldig aus einem Wagen in den andern sperren wie ein willenloses Frachtstück.

Es ging schon gegen Abend. Manches Dorf und manches Städtchen hatte unser Philipp bereits durchfahren, dazwischen auch wohl einmal ein Stückchen durchschlafen, aber so vieles Neue er auch zu sehen bekam, wovon er in seinem stillen Walde sich nie etwas hatte träumen lassen, so sehnte er sich doch herzlich nach dem Ende der Fahrt, da seine Glieder ganz steif geworden waren und er sich ermüdeter fühlte, als wenn er einen ganzen Tag im Walde umhergestreift wäre. Da traten an die Straße immer häufiger schöne Landhäuser mit prachtvollen Gärten heran; die Straße selbst wurde immer belebter und glänzende Kutschen rollten daher, an denen Philipp nichts mehr auffiel als die Jäger, die hinten aufsaßen und die doch Kleider trugen, deren sich der Oberforstmeister nicht zu schämen gehabt hätte, und an glitzernden Bandelieren um die Brust prachtvolle Hirschfänger.

Jetzt rollte der Wagen, nachdem eine lange Allee von Pappelbäumen durchfahren war, durch ein hohes Thor und Philipp sah sich plötzlich in hell erleuchteten Straßen, auf welchen sich Menschen und Wagen dermaßen drängten, daß der Alte für den Postknecht ordentlich Angst bekam, wie derselbe durchkommen möge. Aber siehe da, es ging ohne Hinderniß, da der Postillon fortwährend sein Horn am Munde hatte und eine Weise blies, die jeden Kutscher zum sofortigen Ausweichen zu treiben schien. Philipp wußte kaum, wie ihm geschah; es schwindelte ihm wahrhaft vor den Augen, wenn er die vier bis fünf Stockwerke hohen Häuser ansah, die von oben bis unten erleuchtet waren, oder wenn er gar in die hell erleuchteten Kaufläden hineinschaute, worin die verschiedenartigsten Gegenstände an großen Fenstern ausgestellt waren, und deren sich fast einer an den andern reihte. Was war dagegen Waldbach mit seinen höchstens zweistöckigen Häusern und einem einzigen Krämer, der hinter einem höchst bescheidenen Schaufenster die gewöhnlichen, alltäglichsten Dinge zur Schau stehen hatte!

Schon ziemlich lange hatte sich Philipp's Wagen durch das glänzende, lärmende, wogende Treiben hindurchgeschafft, da hielt er plötzlich in einem großen, weiten Hofe, auf welchen aus einem unabsehbar langen und hohen Gebäude von allen Seiten hell erleuchtete Fenster niederstrahlten, viel größer, als zu Waldbach die Hausthüren waren. Rasch eilten ein Paar reich und vornehm gekleidete Leute herbei, die, als ihnen der Postillon einige Worte gesagt hatte, den Kutschenschlag öffneten und Philipp mit den freundlichsten Worten zum Aussteigen einluden. Einer ließ es sich sogar nicht nehmen, Philipp's Flinte zu behalten und sie dem Alten nachzutragen. Nun ging's eine Treppe hinauf, von der Philipp später seinen Freunden auf dem Tannenhofe versicherte, sie sei so breit, daß ganz bequem zwei Heuwagen neben einander darauf fahren könnten, und dann befand man sich in einer hell erleuchteten Halle, so weit und hoch, daß Philipp's Häuschen bequem darin hätte stehen können. Vor zwei „weißen Kerlen", wie Philipp's Schilderung lautete, „die mit ausgereckten Schwertern dastanden und aussahen, als wollten

sie jedem Eintretenden den Kopf abschlagen", duckte sich der gute Alte ordentlich, was seinen Begleitern ein schwaches Lächeln ablockte. Nun wieder eine breite, mit allerhand Topfpflanzen gezierte Treppe hinauf, auf deren weichem Teppichbelage selbst Philipp's genagelte Schuhe kaum zu hören waren, sodann über ein paar hohe, weite, glänzend erleuchtete Gänge, bis endlich der voraufgehende Begleiter eine Thür öffnete und Philipp einzutreten bat.

„So, nun machen Sie sich's bequem und denken Sie, Sie wären hier zu Hause. Es wird bald Jemand kommen, nach Ihnen zu sehen."

Mit diesen Worten entfernten sich die freundlichen Begleiter und ließen Philipp allein.

Er befand sich in einem schönen, aber doch sehr einfach eingerichteten Zimmer. Nebst Bett und Tisch, Sopha und einigen Sesseln stand in demselben nur noch ein großer Glasschrank, der aber sofort Philipp's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auf demselben stand nämlich ein großer Glaskasten, worin ausgestopfte Vögel aller Art aufgestellt waren, so natürlich und täuschend, daß sie Philipp anfangs für lebendig hielt. In dem Schranke aber hing eine Sammlung von Jagdgeräthen, bei deren Anblick Philipp das Herz im Leibe lachte. Da waren Gewehre der verschiedensten Art, selbst solche aus ganz alter Zeit mit Radschlössern und Gabeln zum Auflegen; ja sogar zwei Armbrüste hingen darunter; daneben Spieße zur Sauhatze, Hirschfänger und Knicker, Waldhörner und Hundepeitschen, Herz, was begehrst du? —

Philipp war von all diesen Herrlichkeiten so hingenommen, daß er alle Müdigkeit vergaß, auch den leckeren Imbiß ganz übersah, den inzwischen ein Diener hereingebracht hatte mit der freundlichen Aufforderung, sich nach Belieben zu bedienen. Noch stand er vor dem Schranke voll stiller Bewunderung, da klopfte es an seiner Thüre und auf sein Herein! erschien Herr Helm, fast ebenso gekleidet wie damals, als er bei Philipp zu Gaste war.

„Grüß' Euch Gott, Philipp!" rief er, dem Alten die Hand hinstreckend, „das ist brav von Euch, daß Ihr ge-

kommen seid. Herr Meyer und ich hatten schon gefürchtet, Ihr würdet unsere Einladung verschmähen."

„Wie konnte ich denn anders?" entgegnete Philipp. „Sie haben mir ja mit den vielen schönen und guten Sachen soviel Reisegeld geschickt, daß ich doch nicht daheim bleiben konnte. Ich habe zwar bis jetzt noch keinen Kreuzer davon gebraucht!"

„So?" lachte Herr Helm. „Nun, es wird Euch, denke ich, deshalb nicht rostig werden. Nun aber thut mir den Gefallen und kommt mit mir zum — zu Herrn Meyer. Er weiß schon, daß Ihr da seid und wartet auf Euch."

„Ist er denn auch wohl und geht es ihm gut?" fragte Philipp.

„Davon könnt Ihr Euch sogleich selber überzeugen, alter Freund!" antwortete Herr Helm und führte Philipp zur Thüre hinaus. Wiederum ging es durch lange, hell erleuchtete Gänge, in welchen es aber so ruhig war, daß jeder Tritt laut schallte, den Philipp mit seinen derben Schuhen machte. Er bemühte sich vergeblich, so leise dahinzuschreiten wie der leichter beschuhte Herr Helm, und die Bewegungen, die das alte Kind des Waldes dabei machte, waren so spaßhaft anzusehen, daß Herr Helm sich kaum des Lachens erwehren konnte.

Endlich traten die beiden in ein großes, von einem glitzernden Kronleuchter erhelltes Zimmer, worin sich mehrere Diener befanden. Aus dem anstoßenden Zimmer, dessen Eingangsthür mit schweren Wollteppichen verhangen war, vernahm man trotzdem lautes Sprechen und lachende Kinderstimmen. Kaum hatte ein Diener die Thür geöffnet und etwas hineingerufen, da erschien Herr Meyer, ebenso wie Herr Helm in eine graue Jägerjoppe gekleidet. Er streckte Philipp die beiden Hände zum Willkommen entgegen und rief:

„Ei, grüß' Gott, Philipp! Da seid Ihr ja endlich! Wie freue ich mich, Euch wohl und munter zu sehen! Ich hatte schon gedacht, ich müßte Frau und Kinder aufpacken und zu Euch in den Kettenforst kommen; denn die wollten Euch durchaus kennen lernen. Seht, hier sind sie!"

Die fürstliche Frau bewillkommte den Alten wie einen guten Bekannten, und die Kinder, zwei Knaben und ein

Mädchen, gaben Philipp so zutraulich die Hand, als seien sie schon hundertmal mit ihm durch Wald und Feld gezogen oder hätten, gleich den Kindern auf dem Tannenhofe, schon wer weiß, wie oft, ihre Spielsachen von ihm kuriren lassen.

Es war nicht jene kalte einstudirte Herablassung, wie sie hohe Personen so oft niedriger Gestellten gegenüber beweisen, und der ein lauteres Gemüth sofort die innere Unwahrheit abfühlt; es war jene ungezwungene Freundlichkeit, welche die nothwendige Frucht wahrer Herzensbildung und inneren Adels ist, die darum auch sofort die Herzen zu gewinnen weiß, während jene kalte Herablassung, die es fühlen läßt, daß sie durch den Verkehr mit gewöhnlichen Adamskindern ein Opfer zu bringen meint, nur Kriecherei und Wohldienerei hervorruft, und das Herz erkältet.

Philipp wurde darum auch bald frei von jeder Verlegenheit, die ihn anfangs in dem glänzend erleuchteten und prachtvoll eingerichteten Saale befallen zu haben schien, und als man sich zum Abendessen niedersetzte, an welchem außer der kurfürstlichen Familie nur Graf Helmholz Theil nahm, fühlte sich der Alte fast ebenso behaglich wie beim Oberförster zu Waldbach. Das Gespräch lenkte sich natürlich auf das Abenteuer der beiden Herren im Walde, auf Philipp's Kochkunst, seinen nächtlichen Gang auf den Tannenhof, sowie auf das köstliche Frühstück, und Philipp mußte der Frau Kurfürstin genau das Recept zu der Hafergrütze geben, womit er seine Gäste Abends regalirt hatte. Tausenderlei Fragen der Kinder mußte er ebenfalls beantworten, so daß ihm die Zeit verflog, er wußte nicht wie.

Aber allmählig machte sich doch die ungewohnte Anstrengung durch das lange Fahren bei dem alten Knaben geltend, und als ihm die Augen ein paar Mal zugefallen waren, wenn die Anderen sprachen, entließ ihn der Kurfürst zur Ruhe.

Die Kurfürstin, die sich besonders viel und leutselig mit Philipp unterhalten hatte, da er zu ihrer Seite saß, machte den beiden Herren nach seinem Weggange die Bemerkung, daß sie seit dem Tode ihres Großvaters heute

zum ersten Male wieder den ganzen wohlthuenden und heiligen Eindruck des ehrwürdigen Greisenalters empfunden habe. Die edle Frau hatte auch unter der Joppe des Waldhüters den Adel erkannt, der so recht eigentlich von Gottes Gnaden ist, und sich ebensowenig vererben, als durch Brief und Siegel verleihen läßt.

Philipp schlief gut; aber doch nicht so ruhig wie in seiner Waldhütte, der Tag war für ihn zu merkwürdig gewesen. Kaum warf der kommende Tag sein Dämmerlicht durch die hohen Fenster, da verließ er schon sein Lager. Er hatte sich lange besinnen müssen, wo er denn eigentlich sei. Ein Blick durch das Fenster zeigte ihm einen großen Garten mit hohen stattlichen Bäumen, die ihn ordentlich anheimelten und zum Besuche einzuladen schienen. Er vernahm zwar draußen auf den Gängen noch nicht das mindeste Geräusch, aber von der Straße her hörte er bereits das Rasseln von Wagen und Peitschenknall. So sachte, als er konnte, verließ er sein Zimmer und fand bald eine Treppe, die abwärts führte. Er schlich sie hinab und sah sich vor einer großen Glasthür, welche in's Freie führte. Glücklicher Weise war dieselbe nur leicht verschlossen und innen steckte der Schlüssel. Philipp öffnete leise und trat hinaus in den Garten. Aber welch eine Pracht war das! Sauber geharkte Kieswege führten nach einem Springbrunnen, der einen hohen Wasserstrahl auswarf und von frischgrünem Rasen umgeben war. In diesem Rasen waren hier und da Beete angebracht, auf welchen trotz der späten Jahreszeit noch die herrlichsten Blumen prangten. Philipp war wie bezaubert. Etwas der Art hatte er noch nie gesehen. Besonders machte ihm der Springbrunnen zu schaffen, vor dem er lange kopfschüttelnd stand und überlegte, wie doch das Wasser, so ganz gegen seine gewöhnliche Art, so hoch in die Höhe steigen könne. In seinem Reviere daheim gab es zwar eine Stelle, wo das Wasser eines Bächleins in einer dünnen Säule etwa zwanzig Fuß hoch sich über einen Felsen herabstürzte; aber über diesen Wasserfall hier, der statt nach unten nach oben ging, konnte er sich nicht klar werden. Und wie er nun erst weiter im Garten voranschritt, wie viel gab es da für ihn zu betrach-

ten, zu bewundern, zu vergleichen! Da ſtanden Bäume, die er nie geſehen hatte, einzeln und in Gruppen beiſammen. Da gab es gar einen kleinen See, auf dem ſich ſchon luſtig ganze Schaaren von Enten tummelten und Gänſe, wie er noch nie welche geſehen hatte, mit langem, gebogenem Halſe und ſo groß, daß die fetteſte Gans

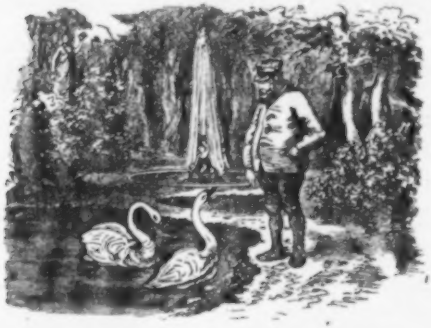

welche ſeine Freundinnen auf dem Tannenhofe je gezogen hatten, dagegen nur wie eine Ente erſchienen wäre. Da kam er an den herrlichſten Lauben vorüber, mit welchen die im oberförſterlichen Garten zu Waldbach gar nicht zu vergleichen war; ja ſogar Felſenhöhlen gab es hier, in welchen es aber gar nicht unheimlich ausſah, ſondern im Gegentheile ſehr behaglich und wohnlich. Eins nur wollte dem guten Alten nicht gefallen, daß es nämlich trotz der vielen hohen Bäume, die überall ſtanden, nirgends einen ordentlichen geſchloſſenen Beſtand gab. Meinte er einmal einen ſolchen vor ſich zu haben, ſo kam nach wenig Schritten wieder ein großer Raſenplatz, der zwar mit ſeinem ſammetartigen Grün recht hübſch ausſah, aber nach Philipp's Anſicht noch viel ſchöner geweſen wäre,

wenn er tüchtige Eichen und Buchen getragen hätte. Auch daß es so stille hier in all den Bäumen war, gefiel Philipp nicht. Kaum daß hier und da ein Vöglein zirpte. Da war es doch ein anderes Leben daheim in seinem Walde! Wie tirilirte und jubelte es da in allen Zweigen, wenn er so in der Frühe durch den Wald strich! Wie wetteiferten da die gefiederten Sänger mit einander, in allen Tonarten und Stimmlagen das Lob des Schöpfers zu singen! Kurz, Philipp kam mit seinen Gedanken zu dem für ihn sehr wohlthuenden Schlusse: „Hier in dem Garten ist's schön, wunderbar schön, aber daheim in meinem Walde ist's doch noch viel schöner!"

Er war so wohl schon an zwei Stunden in dem Garten umhergestrichen, bald hier, bald da stehen bleibend und seine Bemerkungen machend, wobei es ihm nicht selten passirte, daß der Mund in lautem Selbstgespräch von dem überging, wovon das Herz voll war. Eben stand er wieder vor einem ihm ganz unbekannten Baume und untersuchte sorgfältig die Form seiner Blätter, da schallte es mit einem Male hinter ihm:

„Dacht' ich mir's doch, daß der Vogel schon ausgeflogen wäre! Guten Morgen, Philipp!"

Etwas erschrocken fuhr Philipp herum und sah Graf Helmholz, der aus einem Seitenpfade auf ihn zugeschritten kam.

„Soeben war ich an Eurem Zimmer", fuhr der Graf fort, nachdem er dem Alten freundlich die Hand zum Morgengruße geschüttelt hatte, „fand aber das Nest schon leer. Die offene Gartenthür zeigte mir jedoch sogleich, wo ich Euch zu suchen hätte. Nun, wie gefällt Euch der Garten? Ich wollte mir die Freude machen, darin Euer Führer zu sein."

„Hier ist's prächtig!" antwortete Philipp, „ich habe mir schon so ziemlich Alles angesehen. Wem gehört denn aber dieser schöne Garten, Ihnen oder dem Herrn Meyer?"

„Er gehört diesem", erwiderte der Graf, „ich darf aber, wann ich will, den Garten betreten."

„Ei, da muß aber doch der Herr Meyer ein grausam reicher Herr sein?" fragte der Alte wieder.

„Freilich, freilich!" sagte lächelnd der Graf. „Er

iſt aber Einer von Denen, welche nicht gerne über ihren Reichthum geredet haben wollen. Wenn Ihr ihm einen Gefallen thun wollt, ſo laßt nur ja nicht merken, daß Ihr ihn für einen reichen Mann haltet."

Nun durchwanderte der Graf noch einmal mit Philipp den Garten, erklärte ihm dieſes und jenes, was er nicht hatte begreifen können, beſonders das Geheimniß des in die Höhe ſteigenden Waſſers im Springbrunnen, zeigte ihm da und dort einen beſonders merkwürdigen Baum oder Strauch und ergötzte ſich weidlich an den oft ſehr drolligen Bemerkungen des erſtaunten Alten.

Inzwiſchen war die Zeit zum Frühſtücke herangekommen, was wieder in dem Zimmer von geſtern Abend bereitet war, und bei dem ſich auch dieſelbe Geſellſchaft wie geſtern Abend zuſammenfand.

Wie warm und herzlich begrüßten der Kurfürſt und ſeine hohe Gemahlin den Gaſt! Wie freundlich wünſchten ihm die Kinder guten Morgen und fielen ſogleich mit hunderterlei Fragen über ihn her: ob er auch gut geſchlafen habe? wo er ſchon ſo frühe geweſen ſei und ſich die naſſen Schuhe geholt habe? wie es ihm hier gefalle? u. ſ. w. u. ſ. w. Philipp wußte kaum, wie er Alles beantworten ſollte.

Nach dem Frühſtücke, bei welchem wieder das koſtbare Morgenmahl in der Waldhütte den Gegenſtand der Unterhaltung bildete, meldete ein Diener, daß der Wagen vorgefahren ſei. Es ſollte nach einem benachbarten Jagdſchlößchen gehen, wo der Kurfürſt allerlei großartige Verſuche zur Verbeſſerung und Hebung der Forſtwirthſchaft anſtellen ließ. Als ſie nun ſo im Hofwagen durch die Stadt fuhren und alle Leute ehrfurchtsvoll grüßten, Mancher nicht ohne einen verwunderten Seitenblick auf den alten Waldhüter in ſeiner unſcheinbaren Tracht, da kam Philipp oft der Gedanke: „Was muß doch der Herr Meyer für ein angeſehener Mann ſein!" Allein ſo oft der Kurfürſt ſolche Gedanken in ſeinen Mienen las, wußte er auch durch Fragen, oder indem er Philipp auf dieſes oder jenes aufmerkſam machte, dieſelben wieder auf etwas Anderes abzuleiten.

In den Anlagen des Schloſſes, auf den Verſuchs-

feldern und in den Kulturen gab es für Philipp natürlich viel Neues und Interessantes zu sehen, was seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wenn ihn der Kurfürst um seine Ansicht fragte, lobte oder tadelte er frischweg, und oft genug hatte der Kurfürst und sein Oberjägermeister Gelegenheit, die Einsicht des praktischen Waldmannes zu bewundern.

„Das wollen wir uns merken, Herr Helm!" sagte manchmal der Kurfürst in wirklichem Ernste, wenn Philipp da oder dort etwas tadelte, was ihm nicht nach seinem Sinne war; und diese Worte erregten in dem Alten jedesmal das behagliche Gefühl, welches die Anerkennung und Beachtung unserer Ansichten durch Andere, zumal durch Höherstehende hervorruft. Man sah es ihm überhaupt in allen Stücken an, wie wohl es ihm war, sich hier auf seinem gewohnten Boden zu finden. In dem Jagdschlosse wurde das Mittagsmahl eingenommen, Philipp mußte ein Stündchen ruhen, so sehr er sich dagegen wehrte, und dann wurde der Rückweg angetreten, den man bis zum Ende des Waldes, wo der Wagen wartete, zu Fuße machte.

Als nun auf der Heimfahrt der Kurfürst für den folgenden Tag einen neuen Ausflug besprach, zu dem das wunderschöne Herbstwetter einlud, schob sich Philipp lange auf seinem Sitze hin und her, und die beiden Herren merkten, daß er etwas auf dem Herzen habe, wofür er das rechte Wort nicht finden könne.

Deshalb befragt, gab er endlich erröthend zur Antwort: „Nichts für ungut, meine Herren! Sie sind so gütig und freundlich gegen mich armen, alten Mann, daß ich nicht weiß, wie ich's Ihnen danken soll. Es ist auch wunderschön hier bei Ihnen, und ich werde nie vergessen, was ich hier gesehen und erlebt habe. — Aber, nehmen Sie mir's nicht übel: es zieht mich doch wieder heim; ich gehöre in meinen Wald, wie der Fisch in's Wasser. Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich daher morgen wieder heimreisen."

Der Kurfürst besann sich einen Augenblick, dann sagte er freundlich: „Ich kann Euch nicht ganz Unrecht geben, lieber Philipp! Gerne hätte ich Euch noch etwas

länger hier behalten, um Euch noch eine oder die andere Freude zu machen; aber ich sehe es ein, daß es am Ende so besser ist, wie Ihr es wünscht. Das Alter will seine Ruhe und seine gewohnte Ordnung haben. Ich will Euch daher nicht länger aufhalten und freue mich nur, daß Ihr überhaupt gekommen seid. Es soll, wenn Ihr es so haben wollt, Alles eingerichtet werden, daß Ihr morgen um diese Zeit nicht mehr gar weit von Eurem Walde seid. Vielleicht sehen wir uns dort noch einmal wieder!"

Dabei ergriff er Philipp's Hand und schüttelte sie herzlich.

Wohl wollten bei der Abendtafel sowohl die Kurfürstin wie auch die kurfürstlichen Kinder Philipp zu längerem Bleiben bewegen, als sie von seiner Absicht hörten, schon morgen wieder abzureisen. Letztere hatten mit dem sicheren Gefühle, welches unverdorbene Kinder dafür haben, in Philipp den warmen Kinderfreund herausgefunden und baten ihn besonders eindringlich, noch da zu bleiben. Allein der Kurfürst schnitt alle weitere Bitten mit der Bemerkung ab, daß er bereits für Philipp's Abreise Alles angeordnet habe und daß er dessen Wunsch nicht entgegen sein könne. Traurig nahmen die Kinder von dem Alten Abschied, nachdem sie dessen Einladung, ihn einmal im Kettenforst zu besuchen, gerne angenommen hatten.

Der Kurfürst hob frühe die Abendtafel auf, um den alten Mann, der morgen mit dem Frühesten aufbrechen wollte, nicht länger von der Ruhe zurückzuhalten.

„Philipp", sprach zu ihm, indem er ihn bei der Hand nahm, „Ihr habt mir und den Meinen mit Eurem Besuche eine rechte Freude gemacht. Ich danke Euch dafür und wünsche Euch nur, daß es Euch bei uns eben so wohl gewesen sein möge, wie es mir in jener Nacht bei Euch war. Damit Ihr Euch aber Eures Gastes recht oft erinnert, gebe ich Euch hier in diesem Päckchen mein wohlgetroffenes Bildniß — das Eure werde ich nie vergessen. Für Eure Rückreise ist Alles besorgt und ich hoffe bald zu hören, daß Ihr wohlbehalten und ohne Schaden in Eurem Walde wieder angekommen seid. Vielleicht komme ich auch selbst bald wieder einmal zu Euch.

Kann ich das nicht, so sollen meine Kinder einen Ausflug zu Euch machen. So grüßt mir denn die Frauen auf dem Tannenhofe, wenn ich sie auch nicht persönlich kenne, und lebet wohl! Der liebe Gott behüte Euch!"

Mit diesen Worten schüttelte er dem Greise die Hand so herzlich, daß demselben die hellen Thränen aus den Augen tropften und er nur mit einem gleich herzlichen Händedrucke antworten konnte. Es war Freude und noch etwas, wofür er keinen Namen hatte. Auch die Frau Kurfürstin sagte ihm ein herzliches Lebewohl und dankte ihm noch besonders für die Freundlichkeit, womit er dazumal ihren Gemahl bei sich aufgenommen und beherbergt habe.

Wenn fürstliche Personen sich gegenseitig Besuche abstatten, so ist dies in den meisten Fällen nur eine Sache der Höflichkeit und der äußeren Form. Man kommt und geht ohne irgend eine Erregung des Herzens trotz allen Versicherungen von hohem Entzücken und tiefem Bedauern. Heute war es anders im kurfürstlichen Schlosse. Der Gast, welcher gestern erst gekommen war und morgen schon wieder scheiden wollte, hatte nichts von der Bedeutung, welche hoher Rang und glänzende äußere Verhältnisse verleihen. Sein Werth lag allein in dem, was er selber war. Ein Greis, der von seinen Knabenjahren an treu seinem unscheinbaren Berufe gelebt hatte, aus keinem anderen Beweggrunde, als weil es Gotteswille sei, daß man seine Schuldigkeit thue; ein Mensch, der trotz der ärmlichsten äußeren Stellung sich vollkommen glücklich fühlte, so daß auch ein Fürst sich zu arm fühlen mußte, diesem Glücke etwas Wesentliches zuzusetzen; ein Christ, der in sein ganzes Wesen das Bild des Heilandes aufgenommen hatte und ohne es zu wissen und damit zu prunken, in dessen treuer Nachfolge wandelte: ein solcher Gast ist an den Höfen der Großen keine alltägliche Erscheinung. Wenn er kommt und geht, schlägt auch in fürstlicher Brust das Herz warm, sofern dasselbe, wie es bei dem Kurfürsten und seiner edlen Gemahlin der Fall war, solchen innerlichen Menschenwerth zu begreifen im Stande ist.

Graf Helmholz geleitete den Alten in sein Zimmer.

indem er ihm das Päckchen des Kurfürsten trug. Er hatte von diesem den Auftrag erhalten dafür zu sorgen, das Philipp das Päckchen nicht mehr öffne, damit die freudige Ueberraschung, die ihm sein Inhalt erregen mußte, seine Nachtruhe nicht beeinträchtige. Auch der Graf verabschiedete sich auf das Herzlichste von dem Alten, dem auf's Neue dabei die Augen naß wurden.

„Philipp", sprach er zu ihm, „wenn Ihr jemals einen Wunsch habt, den Ihr gerne erfüllt sähet, oder wenn Euch etwas drückt, wofür Ihr Trost und Rath und Hülfe bedürft, so vergeßt nicht, daß ich sowohl wie der Herr Meyer eure treuen Freunde sind, bei denen Ihr zu jeder Stunde anklopfen dürft. Gott sei mit Euch! Lebet wohl!"

An Schlafen war übrigens in dieser Nacht bei Philipp nicht viel zu denken. Die Freude, nun bald wieder heimzukommen, der Gedanke, was er nun daheim Alles werde zu erzählen haben, und die Sorge, sich schon jetzt das ein wenig zurechtzulegen, hielten den Schlaf bis nach Mitternacht von seinen Augen ferne. Und doch war er bereits fix und fertig, als mit dem grauenden Tage ein Diener kam, ihn zu wecken und ihm das Frühstück zu bringen, welchem ein großer Pack mit Lebensmitteln für unterwegs beigefügt war. Bald saß er im Wagen und rollte durch die noch fast ganz stillen Straßen der Residenz, in denen das Horn des Postillons lustig schallte.

Schon auf der ersten Station hinter der Residenz wurde er vom Posthalter mit der Frage empfangen, wie es ihm bei dem Herrn Kurfürsten gefallen habe?

Philipp horchte hoch auf und wußte nicht, was die Frage bedeuten sollte. Er drang in den Posthalter, der jetzt seinen Fragen nicht mehr auswich, wie es auf der Herreise sowohl er wie alle seine Collegen gethan hatten, wenn Philipp mehr wissen wollte, als sie sagen durften, und da hörte denn der auf's Höchste verwunderte Alte, daß der „Herr Meyer", bei welchem er zu Besuche gewesen, Niemand anders sei als sein Landesherr, der Kurfürst selber, und der „Herr Helm" der Oberjägermeister Graf Helmholz. Man habe das Alles schon bei seiner Herreise gewußt, aber es sei von dem Herrn Kurfürsten an alle Posthalter

der strengste Befehl ertheilt gewesen, ihn nichts davon merken zu lassen.

Philipp war wie aus den Wolken gefallen, daß er des Kurfürsten Gast gewesen sein sollte, und der freundliche, gütige Herr Meyer, dem es in seiner Waldhütte so wohl gewesen wär und der nebst seiner ganzen Familie so leutselig sich gegen ihn benommen hatte, als sei er ihres Gleichen, sein hoher Landesfürst. Er wollte es gar nicht glauben, bis ihn der Posthalter, dem er von dem geschenkten Bildniß gesagt hatte, bewog, das Päckchen zu öffnen, welches das Bild enthielt. Da kam denn Alles für ihn an den Tag. Das Bild stellte Zug um Zug den „Herrn Meyer" dar, so daß Philipp über die erstaunliche Aehnlichkeit fast aufgeschrieen hätte; aber es war nicht der Herr Meyer in der einfachen Jagdjoppe, sondern der prächtige Fürstenmantel hing um seine Schultern und Stern und Orden schmückten die Brust. Da war nicht mehr zu zweifeln, und wiederum traten dem guten Alten die hellen Thränen in die Augen über die Güte seines Fürsten, welche ihm so sorgfältig jede Verlegenheit zu ersparen gewußt hatte.

Als er wieder im Wagen saß, ging er im Geiste noch einmal Alles durch von dem Besuche des Kurfürsten in seiner Hütte bis zu seinem Abschiede aus dem kurfürstlichen Schlosse. Alles, was er geredet und gethan hatte, wurde genau geprüft; aber er durfte sich mit Beruhigung sagen, daß er wohl in keinem Stücke anders gesprochen und gehandelt haben würde, wenn er auch von vorne herein gewußt hätte, wer die beiden Herren waren.

Rasch ging es vorwärts. Auf allen Poststationen wurde er mit der größten Freundlichkeit behandelt, mußte es sich aber gefallen lassen, auch wenigstens in aller Kürze die Neugierde der Posthalter zu befriedigen. Er war gutmüthig genug, ihr Schweigen bei der Hinreise nicht mit gleicher Münze zu bezahlen.

Als der Tag zu sinken begann, zeigte sich am fernen Horizonte ein schwarzer Streifen, der sich lange hinzog und fast aussah wie ein Strich, den man zwischen Himmel und Erde gezogen habe. Wie jubelte das Herz des Alten, als er von dem Postillon, der ihn gerade fuhr, hörte,

daß dies der Kettenforst sei, sein geliebter heißersehnter Wald! Wie rasch auch die Postpferde mit dem leichten Wagen dahinflogen, so ging es ihm doch zu langsam. Vergebens bemühte sich der Posthalter auf der letzten Station, ihn zum Uebernachten zu bewegen, weil es schon spät am Abende sei. Kaum daß Philipp auf seine Worte hörte! Er hing seine Flinte über die Schulter, nahm das Päckchen mit dem Bilde sorgfältig unter den Arm und machte sich nach kurzem Abschiede von dem Posthalter auf den Weg. Wer ihn sah, konnte kaum glauben, daß der so flink und aufrecht ausschreitende Jägersmann bereits vier und siebenzig Jahre auf dem Rücken habe.

Und näher, immer näher ging es dem Walde zu auf dem von schwachem Mondlichte erhellten Wege. Nun noch eine Stunde! — nun noch eine halbe! — jetzt nur noch einen Büchsenschuß! Als Philipp in den prachtvollen Eichen- und Buchendom eintrat, dessen Boden mit einem rothgelben Laubteppich sich zu decken anfing, jauchzte er laut auf. Es war ihm, als ob die alten Kameraden durch das Säuseln und Flüstern in ihren schon etwas kahlen Wipfeln ihr Wohlgefallen darüber ausdrücken wollten, daß er so gut sein Wort gehalten habe, recht bald wieder zu ihnen zurückzukehren.

Seine Hütte fand er geschlossen, aber der Schlüssel lag am richtigen Platze, im Zapfenloche, und drinnen war Alles unverrückt, wie er es verlassen hatte. War es dem Alten beim Eintritte in den Wald gewesen, als sei er eine halbe Ewigkeit von demselben ferne gewesen, so kam es ihm jetzt in seinem traulichen Stübchen vor, als habe er dasselbe nie verlassen. Nur seine Hunde fehlten ihm.

Indessen war auch diese Nacht für ihn keine ruhige. Es war in diesen Tagen zu viel Aufregendes und Wunderbares durch das alte Herz gegangen, als daß es so leicht das stille, ruhige Gleichgewicht hätte finden können, in welchem ihm sonst Tag und Nacht vergangen waren. Mit dem frühesten Morgen war Philipp schon auf dem Wege nach Waldbach, um sich bei dem Oberförster zu melden und sein volles Herz auszuplaudern. Natürlich wanderte das Bild des Kurfürsten mit.

Der Oberförster wunderte sich freilich darüber, daß

Philipp schon wieder zurück sei, begriff aber den treuen Alten vollkommen, als er sagte, daß die Sehnsucht nach seinem Walde ihn nicht länger im Fürstenschlosse geduldet habe. Lächelnd gestand er nun, daß sowohl er wie seine Frau Alles gewußt habe, aber daß durch strengen Befehl des Kurfürsten auch ihm die Zunge gebunden gewesen sei, die trotzdem sich beinahe einmal verplaudert hätte. Philipp mußte natürlich seine ganze Reise weitläufig erzählen und seine oft überaus drolligen Bemerkungen entlockten den beiden Ehegatten manch' herzliches Gelächter.

Wie erstaunte aber Philipp, wie begannen ihm wieder die Freuden- und Dankesthränen aus den alten treuen Augen zu fließen, als ihm der Oberförster mittheilte, er habe vom Kurfürsten Befehl, die beiden Neffen Philipps auf allerhöchste Kosten besonders unterrichten zu lassen und sie dann auf die vor Kurzem gegründete Forstschule zu schicken.

„Wahrhaftig, Philipp!" sagte der Oberförster, „der Kurfürst muß Dich ganz besonders in das Herz geschlossen haben, daß er so gnädig gegen Dich ist. Du kannst Dir darauf ordentlich etwas einbilden!"

Aber Philipp bildete sich doch nichts darauf ein; sein demüthiges Herz konnte nur loben und danken, und gewiß sind aus keinem Unterthanenherzen heißere Gebete für das Wohl des wohlwollenden Landesherrn emporgestiegen als aus dem seinigen. Und als nach etlichen Monaten die Trauerkunde durch's Land zog, daß der edle Kurfürst durch einen plötzlichen Tod dahingerafft sei, da gab es wohl im ganzen Lande kein Herz, das inniger getrauert hätte als das des alten Waldhüters. Das Bild des Kurfürsten, das in seinem Stübchen den besten Platz erhalten hatte, blieb von da ab mit einem Trauerflore umhüllt; aber desto strahlender leuchtete das Bild des edlen Mannes, welches mit unauslöschlichen Farben in dem Herzen des treuen Alten gezeichnet war.

Drei Jahre noch konnte Philipp seinem lieben Berufe leben, und mancher lange Winterabend, den er bei seinen Freunden auf dem Tannenhofe zubrachte, wurde mit Erzählungen von seiner Reise zum Kurfürsten ausgefüllt. In jedem Oktober aber traf ein Kistchen von

der Frau Kurfürstin ein, mit allerlei nützlichen und angenehmen Gaben gefüllt, welches bewies, daß die hohe Frau den alten Waldhüter nicht vergessen habe.

Als an einem Samstage, an dem Philipp seine Lebensmittel auf dem Tannenhofe abnehmen sollte, der Alte nicht erschien, und die beiden Brüder nach ihm sehen gingen, fanden sie ihn todt auf seinem Bette. Ein Schlag mußte plötzlich sein Leben geendet haben; denn krank war er nicht gewesen. Auf seinem verklärten Angesichte stand wie mit unsichtbarer Schrift der Spruch geschrieben: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne."

Mit seinen beiden Neffen wurde es aber gehalten, wie es der verstorbene Kurfürst angeordnet hatte. Sie wurden beide mit der Zeit hochgestellte Leute und segneten stets das Andenken des Kurfürsten und des Waldhüters. —

8. Silben-Räthsel.

1.

Ich nenn' Dir 'nen Bund von zwölf Kameraden,
Die von Anfang der Welt
Sind unzertrennlich zusammengesellt
Und sind doch noch niemals in Streit gerathen,

Obwohl sie nach Art und Weis' und Gestalt
Genaturet sind gar mannigfalt.
Theils rauh und hart,
Theils mild und zart,
Theils hitzig
Und blitzig
Theils wieder so reich an Gütigkeit
Daß sie Alles beschenken weit und breit.
Sie reichen sich alle einander die Hand,
Doch beisammen findest du nie ihrer Zwei;
Wenn der Eine kommt, geht der And're ins Land,
Und wartet, bis seine Zeit wieder sei,
Die auch richtig nach Jahr und Tag
Erscheinet wie auf den Glockenschlag.

2.

Ich bin ein gar veränderlich Ding,
Bald so klein und gering,
Daß dein Denken mich kaum kann erfassen,
Bald so riesengroß,
Ja so ganz endlos,
Daß du wieder das Denken mußt lassen.
Und doch wird Alles durch mich bestimmt
Und ein Jeglicher nimmt
Mich zu Hülfe, wenn er dir kündet,
Was an Gut und Geld
Er besitzt in der Welt,
Was in And'rer Besitze sich findet.

1. u. 2.

Willst du das Ganze nun finden, so nimm vom Hundert Ein Viertel,
Und drei Viertel davon multiplicire damit.
Hast du dann richtig gerechnet, so steht dir das Ganze vor Augen,
So, wie es ist, da du jetzt froh deine Spinnstube lies'st.

9. Eine Anekdote.

Wenn einmal „Gewehr auf!“ kommandirt ist, so muß auch wieder „Gewehr ab!“ kommen, wenn auch nicht gleich hintendrein. Aber kommen muß es so gewiß wie auf den Blitz der Donner, auf den Regen die Nässe kommt. Das weiß jeder Rekrut, wenn er auch erst ein paarmal das Gewehr in den Händen gehabt hat. Ein „Gewehr auf!“ ohne ein „Gewehr ab!“ zum Schlusse ist für einen richtigen Soldaten ein ebenso undenkbares Ding, wie für den Kirchgänger eine Predigt ohne „Amen.“ Die Unzertrennlichkeit beider Kommandoworte hat aber einmal Anlaß zu einem lustigen Stücklein gegeben, welches einem alten, etwas vergeßlichen Hauptmanne von der Infanterie passirt ist.

Der hatte seine Compagnie auf den folgenden Tag zum Exerciren bestellt, nnd zwar ohne Gewehre, blos im Appell-Anzuge, d. h. mit Rock, Hose und Mütze bekleidet, da nur einige Marschübungen vorgenommen werden sollten, denen auch der Major des Bataillons beiwohnen wollte.

Die Compagnie trat zur bestimmten Stunde an. Nachdem der Hauptmann und seine beiden Lieutenants die Leute besichtigt haben, erscheint der Major.

„Stillegestanden!“ kommandirt der Hauptmann mit schallender Stimme, indem er seinen Degen zieht und vor die Fronte der Compagnie tritt, „Gewehr auf!“

„Aber Herr Hauptmann“, flüstert ihm erschrocken der neben ihm stehende Lieutenant zu, „die Leute haben ja keine Gewehre!“

„D.....r!“ flucht jetzt der gleichfalls erschreckende Hauptmann halblaut, indem er nach dem Major hinüberschielt, „das hatte ich wahrhaftig ganz vergessen.“

Und laut kommandirt er: „Gewehr ab!“ „Rührt euch!“

9. Allmanns Knecht Macht's Niemand recht,

so lautete eines unserer Sprichwörter.

Nun darfst du aber nicht denken, der Herr Allmann sei eben einfach ein Narr gewesen, daß er sich solch einen Knecht gedingt und damit den täglichen Aerger ins Haus gebracht habe, und der Knecht selbst müsse ein erzdummer und ungeschickter Kerl sein. Damit ist das Sprüchwort nicht abgethan. Es ist wie jedes ordentliche Sprüchwort ein goldener Apfel in silberner Schale, und der goldene Inhalt will erst herausgeschält sein.

So merke denn: der Herr Allmann, von dessen Knecht das Sprüchwort redet, ist nicht etwa eine bestimmte Person, die diesen Namen führte, da oder dort wohnte, dieses oder jenes Geschäft betriebe, sondern es sind damit alle Leute gemeint, die das Sprüchwort gleichsam als Einen Mann ansieht, wie man ja auch wohl bei dem Ausdrucke: „die ganze Welt weiß es" in der ganzen Welt alle Leute begreift. — Da siehst du denn, daß du gewaltig daneben geschossen hast, wenn du den „Allmann" des Sprüchwortes für einen Narren hieltest. Es steckt zwar eine gehörige Portion Narrheit in ihm, das weiß Gott;

aber es findet sich auch bei ihm ein gut Theil Schlauheit und Pfiffigkeit, die besonders hervortritt, wo es den eigenen Vortheil gilt, und wäre es auch nur beim Dingen eines Knechtes.

Und ebensowohl hast du ganz und gar daneben geschossen, wenn du den Allmanns-Knecht für einen erzdummen, ungeschickten Kerl hieltest. Denn der ist ebensowenig wie sein Herr eine bestimmte Person, etwa ein Bursche, der sich für den Stall oder das Haus vermiethet hätte, so und so viel Lohn bekäme, die und die guten oder schlechten Eigenschaften besäße. Nein auch dieser Allmanns-Knecht bedeutet eine ganze Sorte von Menschen, alle Diejenigen nämlich, welche gerne dem Herrn „Allmann" dienen möchten, welche darauf ausgehen, es Allen Leuten nach ihrem Sinne zu machen, bei allen Leuten, wie man zu sagen pflegt „lieb Kind" zu werden. Kann man dazu aber wohl erzdumme, ungeschickte Kerle brauchen? Im Gegentheile, wer es allen Leuten nach ihrem Sinne machen, allen Leuten zu Gefallen leben will, der muß eine gute Portion Schlauheit besitzen und darf nicht auf den Kopf gefallen sein. Er muß oft genug, besonders bei schweigsamen Leuten, errathen, wie sie es gerne haben; er muß den Leuten in den Augen zu seh'n verstehen; er muß zu tausenderlei Schlichen und Ränken fähig sein. Und ungeschickt darf er erst bei Leibe nicht sein. Im Gegentheile, er muß sich nach allen Seiten zu wenden und zu drehen wissen, damit er nicht hinterrücks einem seiner vielen Herrn, die er sich erwählt hat, einmal „auf's Füßchen trete" und seine Gunst verscherze.

Warum sagt nun aber das Sprüchwort: „Allmanns Knecht machts *Niemand* recht", während man doch denken sollte, er müsse es recht Vielen, wo nicht allen Leuten recht machen?

Ganz einfach deßhalb, weil seine Herrn, denen er dienen will, denen er es Einem wie den Andern recht machen möchte, gar zu verschiedener Art sind und das Sprüchlein zur Wahrheit machen: „So viel Köpfe, so viel Sinne!"

Bedenk's nur einmal. Da ist zum Exempel der Eine ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der Gottes Wort lieb

hat, fleißig in die Kirche geht und in allen Stücken auf einen ſtillen, ordentlichen Lebenswandel hält. Will's der Allmanns-Knecht dieſem recht machen und ſeine Gunſt gewinnen oder behalten, ſo muß er natürlich desgleichen thun und darf es in keinem Stücke verfehlen. Nun iſt aber wieder ein Anderer unter ſeinen vielen Herrn, der nichts weniger als fromm und gottesfürchtig iſt, dem Gottes Wort eine Thorheit, das Kirchengehen ein Gräuel iſt, und der nur von ſolchen Leuten etwas hält, die nach der alten Weltregel leben: Laſſet uns eſſen und trinken und fröhlich ſein, denn morgen ſind wir todt." — Wie will's nun der Allmanns-Knecht anfangen, daß er's Beiden zugleich recht macht? Er wird ſich eine Weile zu wenden und zu drehen ſuchen; heute mit dem Erſten in die Kirche oder zu einer frommen Verſammlung gehen, morgen mit dem Zweiten in das Wirthshaus, auf den Tanzboden, zu einem luſtigen Gelage; er wird heute mit dem Erſten fromme, chriſtliche Geſpräche führen, morgen mit dem Zweiten ſpotten, läſtern, fluchen. Iſt er nun ſchlau genug, und wohnen die beiden verſchiedenen Herrn nicht allzu nahe beiſammen, ſo gelingt's vielleicht eine Zeit lang, daß der Pfiffikus es Beiden recht macht und bei Beiden gut angeſchrieben iſt. Aber das Ende vom Lied? Sie werden eines Tages hinter ſeine Schliche, hinter ſein zweideutiges Weſen kommen und er wird's mit Beiden verdorben haben.

Das ſind aber nur zwei Herrn! Wie wird's erſt gehen, wenn aus den Zweien Hunderte werden, mit welchen das Leben den Allmanns-Knecht zuſammenführt, und welchen er es gerne Allen ohne Ausnahme recht machen möchte? Es kann nicht anders gehen, als wie's im Sprüchworte heißt: er wird's Niemand recht machen.

Und was meinſt du, wem wird er's am allerwenigſten recht machen? Sicherlich dem lieben Gott. Denn er muß nothwendig lügen, heucheln und ſchmeicheln und dadurch dem lieben Gott ein Gräuel werden.

Drum ſchlag dir's ja aus dem Sinne, Allmanns Knecht werden zu wollen und bilde dir ja nur nicht ein, daß du dadurch auch nur dein äußeres Lebensglück begründen könnteſt. Im Gegentheil, du wirſt es gründlich

zerstören und auf die Dauer nichts davon tragen als die tiefe, wohlverdiente Verachtung Aller, und, was das Allerschlimmste ist, ein im Lügen und Heucheln geübtes, völlig verderbtes Herz. Die ordentlichen Leute, auf deren Urtheil du etwas zu geben hättest, werden nichts mehr mit dir zu thun haben wollen, sobald sie zu der Erkenntniß gekommen sind, was eigentlich hinter dir ist. Die Schlechten aber werden deine Dienste auszunützen suchen, so lange sie dich gebrauchen können und dann dich auch mit Verachtung bei Seite schieben.

Ein Christenmensch soll zwar gerne Jedermann dienen mit der Gabe, die er empfangen hat, soll überall die Liebe üben, die nicht auf das Ihre sieht, sondern auf das, was des Anderen ist; aber er soll nie vergessen, wer sein höchster Herr ist, dem er vor Allen zu dienen verpflichtet ist, und dessen Gunst und Gnade er vor Allem sich erwerben, dem er es vor Allem recht machen muß, wenn er einst am großen Tage der Abrechnung und Vergeltung nicht will zu Schanden werden. Er darf es nie vergessen, daß man es Dem aber nur recht machen kann, wenn man in der Wahrheit wandelt, und ihm in rechter Treue und Aufrichtigkeit dient nach seinem Worte. Er muß sich's stets vor Augen halten, daß es eine rauh klingende zwar, aber eine feste, unumstößliche Wahrheit ist, was ein anderes unserer Sprüchwörter sagt: „Wer sich im Herrendienste zu Tode arbeitet (und dabei natürlich den Dienst Gottes, des himmlischen Herrn, versäumt), den holt der Teufel!" Merk's!

10. Am ſtarken Faden.

1.

Im Zwiſchendeck.

„Glückliche Fahrt!“ rief der Jollenführer im Hamburger Hafen, einem jungen Menſchen nach, welchen er an die Fallreeps-Treppe der Thuringia gebracht, eines jener großen Auswanderer-Dampfſchiffe, welche zwei Mal in jedem Monat viele hunderte von Auswanderern hinüberführen übers Weltmeer.

Dieſe Treppe zählt 22 Stufen hinauf bis zum Bord des ſchwimmenden Koloſſes, darum es denn auch nicht zum Verwundern iſt, daß der junge Mann, der kaum ſeine 20 Jahre zählen mochte und noch nie ein wirkliches See-Schiff geſehen, mit etwas bedenklicher Miene aufwärts blickte, ehe er aus der Jolle ſpringend, den Fuß auf die ſchmalen Stufen ſetzte. Doch richtete er ſich elaſtiſch empor, als ſchüttele er etwas von ſich, und lief dann gewandt und leicht, wie es einem guten Turner ziemt, die Stufen hinauf. Oben, wo man von der Treppe aufs Deck des Schiffes tritt, ſtand ein gut gekleideter Seemann, im blauen Wollhemde und blanken Wachstuchhut, die Ankömmlinge zu empfangen und zurecht zu weiſen.

„Ins Zwiſchendeck! Abtheilung für ledige Männer!“ ſpricht der Seemann theilnahmlos und geſchäftsmäßig, zu unſerm jungen Auswanderer, und weiſt nach der Mitte des Schiffes, wo Treppen abwärts führen. Hin und her verſtreut über die ganze, weithin ſich dehnende Länge des Schiffes ſtehen Gruppen von Menſchen, und Einzelne. Das Schiffsvolk iſt geſchäftig Alles zur Abfahrt, die am nächſten Tage ſtattfinden ſoll, klar zu machen.

Der junge Menſch kann ſich noch nicht entſchließen hinabzuſteigen. Hier oben iſt's doch hell und luftig. Die Aprilſonne ſcheint warm und belebend auf all' dies bunte Treiben. Er blickt hinüber ans nahe Ufer, wo dicht aufeinander gebaut, vom Steinkohlenrauch angeſchwärzt, ſich die hohen Häuſer an den Hafen herandrängen. Oede, einförmige Steinmaſſen! Das Auge findet

keinen Fleck auf dem es ruhen möchte! — doch, — da ist hoch oben, auf dem platten Dach des tiefer liegenden Gebäudes eine Art von Garten angelegt, mit einem luftigen Dach überbauet, die begrenzende Mauer mit grünem Laubwerk bekleidet, unter einem Rebendach steht eine weiße Bank.

Das Auge unseres jungen Auswanderers ruht lange auf diesem einzigen grünen Fleck. Gedanken, Erinnerungen steigen ihm auf! Vielleicht denkt er an den Garten in der Heimath, an die Laube drin, wo auch eine weiße Bank steht, wo er schon als Kind seine Spiele getrieben. Aber der Ausdruck seines Antlitzes, der Blick der großen, düster beschatteten Augen, das Zucken der feinen Lippen thut nicht etwa Wehmuth kund. Es liegt etwas Finsteres in diesen Mienen, ein verhaltener Groll, ein unbeugsamer Trotz, ein Kämpfen und Ringen gegen die weicheren, besseren Gefühle des Menschenherzens, wie sie doch so natürlich sind beim Scheiden von der Heimath und beim Hinausziehen in eine dunkle, ernste Zukunft! Und doch ist dies Menschenherz noch so jung, so blutjung! Die Formen des schlanken Leibes sind so zart, so schmächtig noch! Die Linien des bleichen Gesichts so jugendlich! Wenn nicht auf der Oberlippe das erste, mit besonderer Sorgfalt gepflegte Barthaar sich zeigte, man würde dies Antlitz für noch jünger halten.

Jetzt wendet er sich mit einer raschen, ruckartigen Bewegung nach der andern Seite, und ein leises Ha! entfliegt dem Munde. Da liegt weit, weit ausgebreitet der Elbspiegel vor ihm, blitzend im Sonnenlicht, tausendfach belebt von Schiffen, Kähnen, Jollen! Da breitet sich jenseits das grün bewachsene Ufer der Elbinseln und der hannoverschen Küste aus! Er sieht aber die Küste nicht an, hinaus blickt er, hinaus auf die Wasserfläche! Da draußen geht's dem Meere zu! Und über das Meer hinüber, dem Lande seiner Träume, seiner Pläne entgegen! Da drüben liegt die Zukunft, die heiß ersehnte Zukunft! Freilich voll Mühen und Ringen! Aber was thut's! — Die Zukunft, frei von allem verhaßten Zwang, los aller drückenden Bande! Die Zukunft so hoffnungsreich, so Glück verheißend! — Da leuchtet es auf in den düsteren

Augen! Die Arme wollen sich heben, ausbreiten, entgegen diesem leuchtenden Wasserspiegel, die Seele wünscht sich Flügel, Zeit und Raum zu durchfliegen, zu durchbrechen den grauen, dichten Schleier, der Gegenwart und Zukunft scheidet!

Lange, lange steht er da, immer hinausblickend in die strahlende, blaue Ferne! Da legt sich eine Hand auf seine Schulter, ein Träger steht vor ihm mit einem sehr kleinen, zierlichen Handkoffer, der ihm nachgebracht wird. Er greift in die Tasche und gibt einige kleine Münzen, nimmt den Koffer und wendet sich der Treppe zu, die in's Zwischendeck hinabführt.

Leicht Gepäck! junger Freund, wenn das Alles ist, was Du an Hab und Gut mitnimmst aus der alten Welt in die neue!

Es ist als ob er selbst diesen Gedanken hätte, denn er greift sich an die Brusttasche seines Rock's, um sich zu vergewissern, daß die Brieftasche daselbst vorhanden, deren Inhalt, ihn, wie es scheint, tröstet, über die Geringfügigkeit seines sonstigen Gepäcks.

Jetzt wendet er sich der Treppe zu, welche ins Zwischendeck hinabführt, und, indem sein Auge auf die Inschrift „Abtheilung für ledige Männer" fällt, wendet er sich dorthin und betritt den engen, halbdunkeln Raum, wo dicht an einander gedrängt, sich die Schlafstellen der Passagiere dieser Abtheilung befinden.

Viel Luft und Licht ist hier nicht vorhanden. Je vier Lagerstätten, zwei unten und zwei oben bilden ein Ganzes. Zwischen den unteren und oberen etwa ein Raum von 2—2½ Fuß, und ebensoviel bis an die Decke. Am Kopfende des oberen Lagers, das an die Schiffswand stößt, eine kreisrunde, mit einer Scheibe verschließbare Oeffnung, kaum so groß wie das Menschenantlitz, das hinausschaut.

Mit einem raschen Blick überfliegt der junge Mann den Raum und die Lagerstätten, deren schon verschiedene belegt sind. Er ist so glücklich eine der oberen zu bekommen, und zwar diejenige, welche an das Luftloch stößt. Schnell wirft er seinen Koffer hinauf, und eilt dann wieder der Treppe zu, welche auf's Verdeck führt; — die Zeit, welche er gezwungen hier unten wird zubringen müssen, wird ihm lang genug werden.

Oben ist's schön! am andern Ende des Schiffes der Pavillon für die erste Kajüte; elegant mit weichgepolsterten Divans versehen, die um einen runden, Teppich behängten Mahagonitisch herumlaufen! — Und nun erst unten der Salon! mit seinen Gemälden in breiten Goldrahmen, seinen Bronzefiguren, dem weich belegten Fußboden, den spiegelblanken Eßtischen, dem geöffneten Pianino! Das ist freilich ein gewaltiger Abstand mit der „Abtheilung für ledige Männer" im Zwischendeck. Unserm jungen Reisenden mögen auch allerlei Gedanken dabei durch den Kopf gehen; die Oberlippe mit dem Bärtchen kräuselt sich unwillig, und an den Mundwinkeln zuckt es verächtlich.

Mit raschem Schritt wendet er sich ab, geht bis an den äußersten Bord, dem Bugspriet nahe, lehnt sich weit hinüber und blickt wieder hinaus, über's Wasser hin. Ungeduld will über ihn kommen. — O daß diese Anker nur erst gelichtet würden! daß diese gewaltige Maschine nur erst zu arbeiten anfinge, und der dicke schwarze Dampf dem riesigen Schlot entstiege! — o daß man dahinflöge dem offnen Meere zu, und die Küste zurückwiche, weit und immer weiter zurück! — und die ganze, alte Vergangenheit mit versänke in des Meeres Tiefe!

Zwölf Tage etwa soll die Ueberfahrt dauern von Hamburg bis New-York! wie kurz am Lande! und wie lang auf der See! — Die ersten Tage der Reise liegen schon hinter der Thuringia. Der Kanal ist passirt! — Die Sonne ist untergegangen. Die Passagiere des Zwischendecks haben ihre Matratzen aufgesucht. Der letzte Tagesschein fällt durch die runden Oeffnungen auf die nächste Umgebung, während der übrige Raum, spärlich genug, erhellt wird durch zwei unter der Decke, hin und her schwebende Laternen. Das schöne, seetüchtige Schraubenschiff geht bei ruhigem Wetter eben und gleichmäßig dahin, man fühlt nur das Vibriren, welches die arbeitende Maschine hervorbringt.

Auf seinem Lager sitzt aufrecht, der Oeffnung in der Schiffswand zugekehrt, der junge Reisende. Er sieht sehr bleich und elend aus, die großen Augen liegen tief in den Höhlen! Die ersten Tage waren böse Tage! die Seekrankheit hat ihm arg zugesetzt! Jetzt geht es besser. Er hat sich auf's Verdeck hinauf schleppen können. die Luft hat ihm wohl gethan. Unten ist es so dumpf und schwül.

Die Reisegefährten der unteren Lagerstätten schlafen schon, es sind harmlose Handwerksgesellen, welche drüben ihr Glück suchen wollen. — Auch den Gefährten der oberen, zweiten Lagerstätte hat er für schlafend gehalten, und ihm den Rücken zugekehrt.

Die schon erwähnte Brieftasche liegt aufgeschlagen vor ihm; er hat mit einem weichen Bleistift, auf dem weißen Blatt gezeichnet, eine leicht hingeworfene Skizze: ein niedriges Häuschen, die Fenster umrankt, auf einer sanft ansteigenden Höhe gelegen, — dahinter ein Waldes-

saum — darüber leichte Wolken und in den Wolken ein Wandervogel, der Ferne entgegen fliegend.

Er macht noch einige leichte Striche, — dann sinkt die Hand mit dem Stift, das bleiche Haupt neigt sich vornüber, als wollte es in dem schwindenden Licht das saubere Bildchen so lange als irgend möglich festhalten!

Aber auch als die Dunkelheit völlig hereingebrochen, verändert der junge Mann seine Stellung nicht, seine Seele ist weit weg! — ach, die Küste ist wohl in's Meer versunken, aber die Vergangenheit nicht! — er merkt es, daß der Faden stark ist der ihm das Herz an die Vergangenheit bindet! — er merkt es aber nicht, daß hinter seinem Rücken, sein Nebenmann sich leise aufgerichtet, und ihm schon lange über die Schulter geblickt hat, ja, zuletzt sogar ein Reibhölzchen angezündet, um den Schein desselben auf die geöffnete Brieftasche fallen zu lassen, und mit spähendem Blick aus weit geöffneten Augen die Zeichnung zu betrachten.

Wie sollte der junge Mann auch etwas merken von dem, was äußerlich um ihn her vorgeht, da innerlich so vieles an ihm vorüberzieht? Er sieht ja an dem Fenster links von der Thür auf seinem Bildchen, eine Frau sitzen; ihr Scheitel ist ergraut, und das feine, schmale Gesicht ist sehr bleich! wie fleißig ist sie an ihrer Näharbeit! wie unermüdlich zieht die Nadel den feinen Faden auf! — jeweilen nur legt sie einen Augenblick die zarten Finger an die Augen, als ob dieselben den Dienst versagten und einer Stärkung bedurften! o, die lieben, treuen Augen! — jetzt blicken sie hinaus, nach Oben, sie folgen dem Zuge der Wolken, sie schauen lange dem Wandervogel nach, der gen Westen zieht! eine Thräne steigt auf und fließt langsam herab! wem mögen wohl die Gedanken der stillen, blassen Frau nachziehen, wie ihre Blicke dem Wandervogel? — wem mag wohl die Thräne gelten, die über ihre Wange fließt! —

Das sind die Bilder, die Gestalten — die an dem jungen Menschen im Zwischendeck vorüberziehen, drinnen — tief im Herzen!

Jetzt fährt er auf aus seinem Sinnen! er greift sich an die Stirn! er nimmt mit bebendem Finger etwas aus

der Brieftasche, vorne aus einem wohlverwahrten Behälter! — es sind zwei Hundertthalerscheine! — seine Hand zittert, als wäre das dünne Papier glühend! — die Scheine entfallen der Hand! — seine Augen blicken darauf mit einem Ausdruck, als wenn etwas Schreckliches, Entsetzliches aus diesen drei Ziffern 1—0—0, nach ihm griffe, — er krümmt sich, als wollte er dem Griff entschlüpfen! —

Der Nebenmann schaut ihm noch immer verstohlen über die Schulter; er ist ganz leise herangerückt, so nahe als möglich, und hat sich durch den aufgestützten Arm eine bequemere Stellung verschafft. — Es ist ein wettergebräuntes, von dunklem Bart überwuchertes Gesicht, das kurz geschnittene Haupthaar ist bereits ergraut, aber dicht und stark. Die scharfblickenden, dunklen Augen funkeln jetzt in lebhaftem Interesse, als sie dem jungen Mann über die Schulter blicken, und bei der sichtlichen Gemüthsbewegung, die jenen erschüttert, zeigt sich ein unangenehmes Lächeln im Gesichte des Lauschers, — als ob er seine eignen Gedanken über die Banknoten und deren Inhaber hätte! —

Die Beiden haben schon manches miteinander durchgesprochen. Wenn man in so unmittelbarster Nähe Tage und Nächte lang zusammen leben muß, dann ergiebt sich ganz von selber ein Verkehr, eine Gemeinschaft. Der Aeltere hat dem Jüngeren mitgetheilt, daß er drüben in Amerika sich mehr als 100 Acres Land gekauft, weit in den Westen hinein, daß er 10 Jahre lang hart und schwer gearbeitet, um sich Luft und Licht zu schaffen im dichten Walde, wo er sich aus den Stämmen der gefällten Bäume ein Blockhaus gebaut; er hat ihm seine schwieligen, braunen Fäuste hingehalten, und gesagt: „Umsonst sei drüben auch nichts zu haben, aber wer Schweiß und Arbeit nicht scheue, der könne was werden! jetzt wogten seine Reisfelder, wo der Wald gestanden, und er litte keinen Mangel. Aber freilich, hatte er hinzugefügt, man muß stärkere Knochen am Leibe haben als Ihr, my boy!" und dabei war sein Auge verächtlich herabgegitten an der schmächtigen, elastischen Gestalt des Jüngeren! —

Der Mann hatte durch seine Art und Persönlichkeit

dem Jüngeren zu imponiren verſtanden, und ſich eine Autorität über ihn angemaßt, welche dieſer wohl widerwillig fühlte, er konnte ſich aber doch nicht dem Einfluß entziehen. —

Jetzt klopfte der Bärtige ihm auf die Schulter, indem er ihm ſeine mit Whisky gefüllte Reiſeflaſche hinreichte. „Nehmt euch einen Schluck! my boy! ſcheint's nöthig zu haben, nach den dicken Seufzern die ihr ausſtoßt! — Das verſteht ihr Deutſchen, das Seufzen und Aechzen! wenn's nur zu 'was nützte! — ſolltet's nur bei Zeiten aufgeben, drüben bei uns ſtehen die Seufzer im ſchlechten Cours! — hatte auch 'n mal meine Jammerzeit, s' is freilich lange her! man kommt damit zu nichts!" Der Jüngere wies die Flaſche zurück, und erklärte, müde zu ſein und ſchlafen zu wollen!

Nu! erwiderte der Andere, damit hat's ja noch Zeit! es iſt noch früh, und zum Aufſtehen mahnt ja keiner morgen! ſind ja unſere eigenen Herren! wollen immerhin noch n' Weilchen reden! — ihr ſolltet nur 'nen guten Schluck nehmen, junger Herr, das vertreibt die Gedanken und Seufzer; ich wollte euch allerlei guten Rath anbieten für drüben, wenn wir erſt wieder feſten Boden unter den Füßen haben, und aus dieſer verfluchten Spelunke erlöſt ſind! Nehmt euch nur eenen! aber nicht ſo zimperlich und jüngferlich! —

Dabei reichte er wieder die Flaſche hin, die der Andere denn auch nahm, und als er ſie nur erſt an die Lippen geſetzt, that er einen langen Zug, der ihm wie Feuer durch den Leib rieſelte, daß er, abſetzend, ſich ſchütteln mußte! —

Der ſtarke Branntwein that ſofort ſeinen Dienſt. Näher rückte der junge Menſch dem Nachbarn und horchte auf ſeine Reden. Ja, er ſtützte bald ſeinen Arm vertraulich auf deſſen breite Schulter.

„Hab' euch eben flüchtig in eure Brieftaſche geblickt, my boy, fing der wieder an, als ihr ſo ganz euch wegſeufzen wolltet. Ein nettes Bildchen! wer ſo den Stift zu brauchen verſteht, der kann drüben was werden. Freilich dergleichen cottages*) und Baumpartieen giebt's da

*) Landhäuſer.

nicht zu konterfeien, aber Maschinen, Modelle, Farmen und so was mehr! wenn ihr in einer Fabrik als Zeichner ankommen könntet, da wäre euch geholfen, freilich gehören dazu recommandations! — Was meint ihr davon? —"

Der Junge hörte gespannt zu und erwiderte eifrig: „Das wäre mir gerade Recht! dergleichen Quark zu zeichnen ist mir eine Kleinigkeit, nur verdammt langweilig, — würde mich aber gern dazu verstehen, wenn's nur Dollars brächte! Uebrigens, erwiderte der Aeltere: ihr scheint ja nicht mit leeren Händen in die neue Welt zu gehen. Die Ollen daheim haben wohl die beiden grauen Zettelchen herabrücken müssen für ihr Söhnlein, wie? — hat's auch schwer gehalten? — ist wohl manches Mahnwort dabei gefallen? —

Dabei betrachtete er den Jungen seitwärts mit lauerndem Blick, und bemerkte es wohl, wie ihm alles Blut aus dem Antlitz wich, das von der überstandenen Seekrankheit bleich, jetzt eine geisterhafte Blässe zeigte. Fest preßte der Junge seine Zähne in die Unterlippe, ehe er nach einer Weile im Tone erkünstelter Leichtfertigkeit, dem man aber doch, das innere Beben anhörte, erwiderte: Laßt das! Kamerad, ich lieb's nicht von anderen Augen so genau inspicirt und inquirirt zu werden! Jeder fege vor seiner Thür! — Was dahinten liegt ist abgethan! ich will nicht dran gerührt wissen, mit keinem Wort, keiner Frage. Merkt euch das, wenn wir gut Freund bleiben sollen! Zu eurer Beruhigung nur so viel, daß die Kerle mit den blauen Röcken und rothen Kragen dran, die zum Schutz der noblen menschlichen Gesellschaft bestellt sind, niemals was mit mir zu schaffen gehabt, und daß ich ihnen die Schnüffelnasen derbe vernageln wollte, wenn sie mir zu nahe kämen!"

All right! my boy!*) sagte der Andere darauf, that einen Schluck aus der Flasche, und reichte sie schweigend dem Jungen, der Bescheid that, — hab' nun einmal einen Narren an euch gefressen! so 'n junges frisches Blut gefällt mir! s'is just meine Ansicht auch von der noblen menschlichen Gesellschaft in Europa, die sich mit Tugen-

*) Schon recht mein Junge.

den und Verdiensten ausstaffirt bis über die Ohren, es reicht aber nur so lange als sie jeden Tag ihren Braten und Bordeauxwein vor sich haben! Nachher ist's Alle, rein Alle! — und daß andere Leute auch Lust haben können zu Braten und Wein, das findet man natürlich unerhört! das ist Aufruhr, Empörung! das heißt an den Grundfesten der Gesellschaft rütteln! gegen göttliche und menschliche Ordnung sich auflehnen! — ha! ha! —

Der Junge hörte mit einem bittern Lächeln zu und nickte beistimmend mit dem Kopfe! —

Na — was ich eigentlich sagen wollte, fuhr der Andere fort, — ich wüßt' auch was Anderes für Dich. Meinen eignen Jungen — er sah beinahe so aus wie Du, war nur breiter und stärker, die Augen waren wie Deine — ich muß darum „Du" sagen — kannst's auch so machen, — den Jungen haben die verfluchten Rothhäute mir getödtet und skalpirt — kann's noch immer nicht verwinden, wenn ich an das blauschwarze Gelock denke, das ihm um den Schädel flog! — nun hab' ich nur noch das Mädel, eine Tochter von 17 Jahren! — sie ist im Walde aufgewachsen, schlank wie 'n Reh, aber sehnig und nervig, kann arbeiten vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend! aber s'ist doch immer nur n' Mädchen! — d'rum, wenn's in den Städten Dir nicht glücken will, dann komm' heraus zu mir auf meine Farm. Sollst mal sehen, das ist n' Leben! da merkt man nichts von der menschlichen Noblesse! da sind wir die Herren der Schöpfung! souverän sage ich Dir! wir müssen Dich freilich erst herauspflegen und füttern, wenn Du aber erst n' viertel Jahr Hirschfleisch alle Tage gegessen, so recht die saftigsten Stücke aus den Keulen, und dazu das Bier getrunken, das mein Mädel braut, — dann wirst Du ein anderer Kerl werden! Die amerikanische Waldluft giebt einem Appetit, — na, ich sage Dir! — Da schmeckt's und bekommt's einem! — So was kennt man in Europa nicht!" — Kannst Dir's ja überlegen! gleich will ich Dich auch gar nicht mit haben! mußt erst Dein Glück selber versuchen, damit Du nicht sagen kannst, ich hätt' Dich zum Hinterwäldler gemacht und wärst doch

zu andern Dingen bestimmt gewesen! Nu, good night,*) my boy — wollen's uns beschlafen! — Damit warf er sich der Länge nach auf seine Matratze zurück, legte beide Arme unter den Kopf und nach einer Weile schnarchte er regelmäßig. —

Der Jüngere legte sich zwar auch nieder, aber an Schlafen war für ihn noch nicht zu denken. Ihm war's so heiß, die Luft in dem engen, überfüllten Raum so dumpfig! Er öffnete die Scheibe über seinem Lager, die sich unmittelbar über seinem Kopfe befand, die frische Seeluft strich über ihn hin! er hörte auf das eintönige Anschlagen der Wellen an die Schiffsplanke! der Schlaf wollte nicht kommen! — er löste den Hemdknopf am Halse, es war ihm Alles zu enge! dabei faßte seine Hand einen Gegenstand den er am schwarzen Bande auf der bloßen Brust trug. Es ist eine Miniatur-Photographie der blassen Frau, deren Bild vorhin ihm erschienen, in ein kleines schlichtes Medaillon gefaßt! — Was würde diese Frau sagen zu seinem Verkehr mit dem bärtigen Hinterwäldler? was zu den Vorschlägen und Zukunftsplänen die so eben vor ihm aufgerollt waren? — er sieht's wie die blasse Frau den Kopf schüttelt; wie sie ihn mit ihren stillen Augen so ernst und warnend anblickt! — aber hat er sich denn nicht losgemacht von diesem Einfluß? — ist er nicht unabhängig, seitdem er die Schiffsplanke betreten? — — wie kann diese Frau in ihrer beschränkten Häuslichkeit, in ihrem Stillleben ein Urtheil haben, über amerikanische Verhältnisse und das Leben in der neuen Welt? — Doch klingt es ihm noch durch die Seele, wie diese Frau ihn so dringend gebeten sich vorzusehen, daß er nicht in schlechte Hände falle! — und das weiß er, dieser Hinterwäldler mit seinen biffigen Reden und seiner Branntweinflasche würde ihr keineswegs gefallen, sie würde sich mit einem Schaudern abwenden. — Thorheit! Beschränktheit! — was wissen Weiber davon, wie es zwischen Männern zugeht? — hat dieser Mann ihm nicht ein auffallend freundliches Entgegenkommen bewiesen, kann er nicht sein gutes Glück

*) Gute Nacht.

preiſen, daß er mit einem Solchen zuſammengetroffen, der das Leben drüben aus dem Grunde kennt? — freilich die blaſſe Frau hat ihm einen Prüfſtein mitgegeben für den Verkehr mit Menſchen, ſie hat ihm nemlich geſagt: wenn die innere Stimme Dir von einem ſagt, der betet nicht, der kann nicht beten! dann zieh' Deine Hand und Deinen Fuß zurück! — Beten! — nun freilich, davon hat dieſer Hinterwäldler ſicher keine Ahnung! Beten! — ha, als wenn man Das von Jedem verlangen könnte! — daß die blaſſe Frau in ihrem Wittwenſtübchen betet, iſt ganz natürlich, — aber daß der Mann im Blockhaus hinter der Hirſchkeule und dem ſchäumenden Bierkruge nicht betet, iſt ebenſo recht und natürlich! — Eines ziemt ſich nicht für Alle, ſehe Jeder wie er's treibe! —

So arbeiten die Gedanken in dem jungen Menſchenherzen hinter der Schiffsplanke! — Unermüdlich auch arbeitet die Schraube des Dampfers und wühlt ſich weiter und weiter durch den Ocean! unabläſſig kommen und gehen die Wellen des Meeres, ſchlagen an die Schiffswand und prallen wieder zurück. —

Endlich kommt leiſe der Schlaf. Die Lampe der Laterne, die hin und her ſchwankt, wirft ab und zu ein Streiflicht über das blaſſe, jugendliche Antlitz. Die rechte Hand liegt feſt auf dem goldenen Dinge auf der Bruſt. Jetzt zieht ein Lächeln, weich und mild, über die Züge des Schläfers, der herbe Ausdruck iſt verſchwunden. Das mag ein ſchöner Traum ſein, der ihm an der Seele vorüberzieht! — Jetzt ſinkt die Hand herab! — ja, die Hände falten ſich! wahrhaftig der junge Menſch, wie er im Schlafe mit gefalteten Händen daliegt, ſieht aus wie ein Beter! — Sollte vielleicht die blaſſe Frau ihm im Traume erſchienen ſein? — iſt es ihm vielleicht wie früher in den Jahren ſeiner Kindheit, wenn ſie ſich über ihm neigte am Abend, und vorm Einſchlafen ſeine Kinderhände in einander faltete; — wenn ſie dann ihre gute Hand ihm auf's Haupt legte und ſprach: Gott ſegne Dich! — Ja, Mutterliebe iſt ein ſtarker Faden, der reißt nicht, auch wenn man ihn über's Weltmeer ſpannt. —

2.

Ein Mutterherz.

Die Dämmerung iſt herabgeſunken, der klare Apriltag hat ſich geneiget! am Fenſter, daran die Ranken ihre Knospen treiben, ziehen ſchwirrend die Schwalben vorüber und hoch am Himmel ſtehet dünnes Gewölk, röthlich angehaucht vom ſcheidenden Lichte! —

Am Fenſter ſitzt eine ältliche Frau. Die feine Näharbeit iſt bei Seite gelegt, das ſchwindende Licht reicht nicht mehr dafür. Ernſt und ſinnend blicken die müden Augen hinaus in den ſinkenden Abend! Das ſproßende Grün draußen, die lichten Wolken droben ſind dieſen Augen ſo 'erquicklich! ſie gönnen ſich dieſes Ausruhen ja nur eine kurze Weile in der Dämmerung! —

Die Dämmerſtunde iſt die Zeit wo die Seele ihre Gedanken ſpinnt! wo die Welt der Gefühle lebendig wird! wo es hervorgehuſcht kommt aus den dunklen Winkeln des Herzens! wo die Geſtalten aufſteigen, die längſt vergangenen und begrabenen! —

Was ſchwirren die Schwalben der blaſſen Frau vor, wenn ſie durch's Abendroth hinlegeln, ſo leicht, ſo behende? — was flüſtert der Frühlingswind, wenn er durch das knospende Gezweige des Gärtchens fährt, wenn er dürre

Blätter aufwirbelt dort im Mauerwinkel? — ist es etwa von der Zukunft Hoffnungen, von kommenden Tagen voll Glück und Sonnenschein? Ach so mag's wohl der fröhlichen, frischen Jugend gehen, und wenn sie's hört, stimmt sie ihre hellen, hohen Lieder an von Liebesglück und Lebensfreude! — doch — wem das Alter auf leisen Sohlen die silbernen Fäden auf den Scheitel gestreut, wem die Welt ringsum so leer geworden, und das Herz selber so matt und müde, — der lebt in der Vergangenheit; dem singt der Vogel, dem flüstert der Wind von einem schöneren „Einst", das weit, weit dahinten liegt im grauen Nebel! die Erinnerung greift mit der Hand durch den Nebel, die Schleier wallen auf, die Fernsicht ist eröffnet, um die welken Lippen schwebt bald ein Lächeln, bald zucken sie schmerzlich; über die bleichen Züge gleitet jetzt ein Schimmer der Jugend und jetzt wieder schreibt der Gram seine tiefe schwarze Schrift hinein. —

So geht es der Frau am Fenster des Häuschens, das draußen vor dem Thore der kleinen Stadt gelegen, ihr einen freien Ausblick in die Gotteswelt und frische, gesunde Luft gewährt. Drinnen das Stübchen, mit der draußtoßenden Schlafkammer, sind freilich sehr dürftig und enge, doch geben einzelne Geräthe und Möbel, welche einer bessern Vergangenheit angehören, dem Ganzen eine Art von Gemüthlichkeit! —

Sie ist eine Wittwe. Früher hat sie bessere Tage gesehen. Der Mann war Werkführer in einer der größten Fabriken, deren hohe Schornsteine dort aus dem Abendnebel auftauchen. Er hatte sein reichliches Auskommen, sie bewohnten eine hübsche Etage und waren mit Allem wohl versehen. Da kam das furchtbare Unglück! eine Explosion in der Fabrik tödtete viele Arbeiter und auch den Werkführer, und nicht einmal die Leiche des geliebten Mannes zu sehen war ihr vergönnt, sie war zu furchtbar entstellt, nicht einmal den Todtenkranz konnte sie ihm in seinen Sarg legen.

Da mußte das Ueberflüssige alles verkauft werden, und die Wittwe Albrecht zog mit ihrem sechsjährigen Sohne hinaus in das Häuschen vor's Thor. Ein Jahrgeld zahlte ihr freilich der Fabrikherr, aber es reichte

nicht aus für die Erziehung des Knaben, dem ſie gerne den beſten Unterricht zugewandt hätte. So mußte ſie denn mit Stickerei und Näherei zuverdienen, ſo viel in ihren Kräften ſtand. — Und wie gerne that ſie's für ihr Kind, ihr Einziges und Letztes, das ſie auf der Welt hatte! „Er wird tüchtig, wacker, brav werden! Er wird's mir vergelten in meinen alten Tagen! mein Rudi! mein Sohn! wie hab' ich Dich ſo lieb!“ ſo dachte ſie in der Stille ihres Wittwenſtübchens, und die Nadel flog durch das feine Gewebe, zarte Blätter und Ranken bildeten ſich, ſo weiß und rein, und der Kaufmann im Laden lobte die Arbeit, und zahlte wenige Thaler für das Werk vieler Tage und langer, bis in die Nacht hinein verlängerter Abende. Reichlich haben ſie's nie miteinander gehabt, dieſe einſame Wittwe und ihr Sohn, aber ſie haben's nicht beſſer begehrt und ſind oft froh und glücklich geweſen. Rudi beſuchte eine gute Bürgerſchule und genoß außerdem noch Privatſtunden im Zeichnen und Mathematik. Er war ein friſcher, begabter Junge, voll Leben und Liebe, reich an köſtlichen Plänen für die Zukunft und baute Luftſchlöſſer für ſich und ſein Mütterchen, eins höher und herrlicher als das andere! —

Jetzt eben, da ſie in der Dämmerung am Fenſter ſitzt, denkt ſie dran die einſame, blaſſe Frau, wie ihr das

Herz in Mutterfreude hoch aufgewallt, wenn sie ihren schönen Knaben heimkommen sah aus der Schule, wenn er ihr schon von Weitem die Mütze entgegen schwenkte, dann in's Haus, in die Stube flog, beide Arme um ihren Hals warf, ihr den Kopf zurückbog, und Stirn, Augen, Mund, das ganze Gesicht mit seinen Küssen bedeckte, — dann ebenso eifrig auf das Vesperbrod losstürzte, damit in den hohen Kirschbaum vorm Hause stieg, und ihr durch das offene Fenster die saftigen Früchte zuwarf, wie sehr sie auch abwehrend ihre Hände ausbreiten mochte über die Weißnäherei! —

So vergingen die Schuljahre, und da der Fabrikherr sich für den Sohn seines verunglückten Werkführers zu interessiren versprach, fand er Aufnahme in der Fabrik; mußte natürlich zuerst von Unten auf dienen, das schmeckte dem Jungen aber schlecht, er hatte bisher noch nie gelernt was eigentlich dienen und gehorchen heißt. Sein Wille und der Mutterwille waren nie gegen einander gewesen, weil Alles in Liebe abgemacht war! —

Von nun an begann der Wittwe schwerstes Leid; denn sie mußte es erleben, wie das Herz ihres eignen heißgeliebten Kindes allmälig erkaltete und sich von ihr abwandte.

Wie war das möglich?! — O es ist ein finsterer, böser Geist der durch die Zeit geht! der Geist des Haders, des Mißtrauens, der Empörung! der Geist des wilden Begehrens, der hochmüthigen Selbstüberhebung! dieser Geist hat seit Jahren nicht vergebens gerüttelt, an den heilsamen Banden aller Zucht und Ordnung! er hat nicht vergebens unterwühlt das Gebäude menschlichen Glückes und Wohlergehens! — dieser Geist spricht dem lebendigen Gotte Hohn, hebt geballte Fäuste gen Himmel, und stimmt ein in das Geschrei der Thoren, wie es seit Jahrtausenden schon geheißen: „Es ist kein Gott!" Jetzt, heißt es, sollen sie sinken, die widerwärtigen Zwangssacken von den rüstigen Gliedern eines neuen Geschlechts; die lästigen Bande worin Priesterthum und Reichthum bisher die frei geborenen, zur Freiheit berufenen Menschen dieses erleuchteten Jahrhunderts unwürdiger Weise eingeengt und gezwängt haben!

In den großen, nach Millionen zählenden Kreis der Arbeiter ist dieser Geist eingedrungen; an die Fabriken, die Werkstellen, die Gesindestuben hat er geklopft; auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen treibt er sein Unwesen; in die dumpfigen Kellerwohnungen ist er herabgestiegen und zu den luftigen Dachkammern, 6 Treppen hoch, ist er hinaufgeklettert!

„Frei, sollt ihr sein!“ schreit er den Leuten zu, frei! und eure eignen Herren! duldet's nicht länger, daß sie euch das Blut aussaugen, die reichen Prasser, die Faullenzer, die Tagediebe! — Ihr seid die Herren der Welt! legt eure Arbeit nieder! was nützt ihnen dann ihr Geld! ihre Fabriken, ihre Dampfkessel, ihre Maschinen! Sie pressen euch Schweiß und Blut aus! sie mästen sich mit eurer gesunden Lebenskraft! zahlen euch lumpige Groschen dafür und stecken die Tausende in ihre eigne Tasche! und wenn ihr nicht mehr arbeiten könnt, wenn ihr Lebenskraft und Gesundheit drangegeben habt, dann werfen sie euch hin, wie eine ausgepreßte Frucht, und ihr könnt jämmerlich umkommen im Kehricht und vermodern! — Fluch ihnen! — die Zeit ist endlich gekommen, wo ihr Abrechnung mit ihnen halten sollt! —

Dieser Geist hat auch gepocht an die Fabrik, wo der Sohn der Wittwe arbeitete, und er hat Eingang gefunden. Die Arbeiter forderten höheren Lohn, er ward ihnen bewilligt. Aber dieser böse Geist macht das Menschenherz unersättlich, die Unruhe, das Mißtrauen, der Hader wuchsen nur nach der Lohn-Erhöhung. —

Auch Rudi that diesem Geiste sein Herz auf. Der ungewohnte Druck des Dienstverhältnisses, die Abhängigkeit und Unterordnung, machten ihn bereit dazu, so daß er offene Ohren hatte für die Gespräche der Arbeiter, für die Reden in den Versammlungen. —

Der Mutter daheim konnte das nicht verborgen bleiben, ja Rudi war so erfüllt von den neuen Ideen, daß er dieselben ihr als ein neues Evangelium und Lasalle als den Arbeiterheiland anpries.

Mit ihrem klaren Verstande und in Gott gegründeten Herzen überblickte die Frau alsbald die großen und schweren Gefahren wovon ihr Sohn bedroht war. Uner-

müdlich ist sie gewesen, mit Gründen ihn zu überzeugen, mit Bitten ihn zu gewinnen, unermüdlich hat sie ihn auf ihrem Herzen getragen vor Gottes Angesicht — es ist Alles umsonst gewesen. — Mit dämonischer Macht, hatte der Geist der Finsterniß das junge Herz umstrickt. Kein Bitten der Mutter vermochte ihn zurückzuhalten aus den wöchentlichen Versammlungen des Vereins, oder gar von den außerordentlichen Zusammenkünften, wo fremde Emissäre als Redner auftraten. —

Kehrte er dann spät heim, dann fand er seine Mutter immer noch auf ihn wartend, und wie sie's von jeher gewohnt war, las sie ihm dann einen Abschnitt der heiligen Schrift vor, aus dem alten, ihm so wohl bekannten Bibelbuch. Aber er hörte kaum auf das gelesene Wort, halb abgewandt, mit dem Geist des Widerspruchs in den finsteren Mienen, saß er da, die Seele erfüllt von ganz anderen Reden und Lehren. —

Wenn dann zuletzt die Mutter das Vater Unser gebetet, ihm den Kuß zur guten Nacht gegeben, und ihre Hand auf sein Haupt legte — dann durchzuckte es ihn wohl, und es regte sich etwas in ihm, das wie eine strafende Hand den Finger gegen ihn aufhob; — aber er kämpfte es nieder als eine unmännliche Schwäche. —

Ja, es kam endlich so weit, daß er beim Nachhausekommen geradezu erklärte, er sei nicht in der Stimmung, jetzt noch das Lesen anzuhören, wollte der Mutter rasch eine Gute Nacht wünschen und zu Bette gehen. Da aber hat die blaße Frau mit ihren beiden Händen ihn festgehalten, und unter heißen Thränen ihm gesagt, sie wolle lieber daß sie ihn niemals geboren hätte, als wenn er von seinem Gott abfiele; da hat sie ihm ihre Arme um den Nacken gelegt und laut ausgerufen: „Herr, gib es nicht zu, daß er mir und dir entrissen werde."

Wohl ist das dem Jungen durchs Herz gegangen, und er hat sein Mütterchen zu beruhigen gesucht mit allerlei schönen Reden, aber an der Sache hat's doch nichts geändert. — Nun reifte in ihm allmälig immer mehr der Entschluß, sich diesem fatalen Druck zu entziehen. Zunächst gedachte er nun in eine andere, größere Stadt überzusiedeln, bald aber kam ihm, durch Briefe vorange-

gangener Kameraden veranlaßt, der Gedanke nach Amerika zu gehen. —

Als daher in der Fabrik die offne Empörung ausbrach, indem die Arbeiter an ihren Herrn die Forderung ſtellten, einen ihnen unbeliebten Werkführer zu entlaſſen, und geradezu begehrten, ſich ſelbſtſtändig ihre Vorgeſetzten zu wählen, und in Folge dieſes wahnſinnigen Zumuthens die Fabrik geſchloſſen ward, — da erklärte Rudi der Mutter ſeinen Plan, nach Amerika auszuwandern; hier in Europa ſei doch nichts zu werden, die Sache gehe ihm hier viel zu langſam, es komme nicht weiter als zum Reden, zum thatkräftigen, einmüthigen, entſchloſſenen Handeln ſei man viel zu feige! —

Der Mutter ſtand das Herz ſtill dabei. Aber der ſchwere, tiefe Kummer hatte ſie geſtählt. Wohl ſtanden ihre Augen in Thränen bei dem Gedanken, ihr Letztes hingeben zu ſollen, doch ſagte ſie ruhig: Mein Sohn, ich will's mir mit Gott überlegen, morgen ſprechen wir weiter darüber!

Und ſie hat's mit ihrem Gott durchgeſprochen, da iſt es ihr klar und gewiß geworden: „Laß ihn ziehen! — die Hand des Herrn iſt nicht zu kurz, daß ſie ihn nicht faſſen und finden könnte! vielleicht iſt gerade auf dieſem Wege die Rettung!“ —

Am nächſten Abend, als die Beiden wieder zuſammen ſaßen, und aus dem 73ſten Pſalm das Wort geleſen war: „Wenn mir gleich Leib und Seel' verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil.“ da hat ſie's ihm geſagt: „Zieh mit Gott, mein Sohn!“ es iſt mir freilich wohl, als ſollten mir Leib' und Seel verſchmachten bei dem Gedanken mich von dir trennen zu müſſen. Doch mag des Herrn Wille geſchehen, Er ſoll meines Herzens Troſt und mein Theil ſein, wenn ich allein ſein werde, ganz allein!“ —

Dann fuhr ſie fort! Ich will dich auch nicht mit leeren Händen ziehen laſſen. Für Tage der Krankheit und des Alters hatte dein Vater dreihundert Thaler erſpart, ſie liegen in drei Banknoten in der Schieblade ſeines Schreibtiſches dort. Einen Hunderttthalerſchein gebe ich dir, damit kannſt du die Ueberfahrt bezahlen und wirſt

für die erste Zeit noch etwas in den Händen haben. Die beiden andern Scheine muß ich behalten, damit ich nicht in Noth gerathe!" —

Rudi hörte das Alles schweigend an und blickte vor sich hin! — das Demokratenthum kostet nemlich Geld, — das Sitzen in den Wirthshäusern ist nicht umsonst — in jeder Versammlung ging der Teller herum, zu sammeln für strikende Kameraden oder für den Redner von welchem man sich so eben hatte begeistern lassen, der aber doch auch leben mußte und seine Ansprüche machte an Wein und Braten; — an die Vereinskasse waren Zahlungen zu leisten. Dabei war der wöchentliche Verdienst sehr knapp, er reichte lange nicht, um dies Alles zu bestreiten und anständig gekleidet zu gehen. Es mußten Schulden gemacht werden. Wenn es aber heißt: der geht nach Amerika! — dann wachsen die Gläubiger aus der Erde und wo man's gar nicht erwartet und ganz vergessen hatte, kommt hier eine Nota und da eine Nota.

So ginges unterm Rudi auch, der Hundertthalerschein mußte eingewechselt werden, und nun war's, als rollten die Thaler ihm nur so unter den Händen weg. Am Abend vor der Abreise, als die Kameraden noch auf seine Rechnung den letzten Trunk gethan, und der echt socialistisch gefärbte Wirth des Vereinslokals die letzten Thaler eingestrichen hatte, da war die Baarschaft auf ein sehr Geringes zusammengeschmolzen. —

Was ist dabei zu thun! die Mutter um den zweiten Hundertthalerschein ansprechen? — um Alles in der Welt nicht! er müßte ihr dann ja Rechenschaft geben, wo das empfangene Geld geblieben! — er versucht zu leihen, nur das Reisegeld — aber vergeblich, wer hätte wohl so viel disponibles Geld! —

Die letzte Nacht ist gekommen! bis Hamburg würde sein Geld wohl reichen, aber was dann! — Rudi liegt schlaflos auf seinem Bette in der kleinen Dachkammer! Der Mond scheint hell und beleuchtet jeden Gegenstand! da steht der hübsche Handkoffer den die Mutter ihm geschenkt; da hängt die Uhr, das Erbstück vom seligen Vater; da hängen die wohlbekannten Bilder, es sind die oft gesehenen Darstellungen zu dem Gleichniß vom verlorenen

Sohne, ſechs Bilder in ſchmalen, ſchwarzen Rahmen — ſie mögen ſchon recht alt ſein! —

Die Bilder könnten wohl reden zu dem ſchlafloſen jungen Manne, der ſich von einer Seite auf die andere wirft! — Aber er würde doch nicht hören, ein Anderer liegt an ſeinem Ohre und flüſtert ihm zu — es iſt der Verſucher; der ſpricht: Haſt du kein Geld, — unten im Schreibtiſch liegen ja die Banknoten! du kannſt ſie ja nach kurzer Zeit aus Amerika der Mutter wieder erſtatten! kannſt ihr aus Hamburg ſchreiben, daß die peinliche Verlegenheit dich dazu getrieben; wie gerne wird ſie dir das verzeihen! — Was willſt du auch ſonſt machen? Du mußt wohl! —

Wird er's thun? — wird der Sohn ſeine Mutter beſtehlen — Nein, er wirft ſich herum, — er ſchließt die Augen — er will ſchlafen — in Hamburg wird wohl Rath werden, — wenn's nicht anders ſein kann, will er ſich als Schiffsjunge verdingen. —

Aber der Verſucher läßt nicht ab, — er kommt wieder und immer wieder. — Jetzt ſteht der junge Mann auf, kleidet ſich an, — er geht leiſe hinunter, — die Thür zur Schlafkammer iſt angelehnt, — die Mutter ſchläft feſt und tief — der Schlüſſel liegt am bekannten Ort! — der Mond ſcheint ſehr hell, es iſt beinahe wie am Tage in dem kleinen Stübchen mit den weißen Wänden! —

Die kleine Schieblade öffnet ſich mit einem kreiſchenden Ton; — er nimmt die beiden Scheine, — er hält ſie in der Hand, — der Mond ſcheint ſo hell darauf, — ſoll er ſie nehmen — noch iſt es Zeit, noch kann er ſie wieder hineinlegen — das dünne Papier wird ihm ſo ſchwer in der Hand! — nein, er kann's nicht, es iſt zu furchtbar, eine Stimme ſchreit ihm innerlich zu: „Dieb, Dieb an Deiner eignen Mutter!" er wirft die Scheine wieder zurück, — er weiß nicht wie er hinauf gekommen, — er weiß auch nicht ob er geſchlafen oder nicht, als er am andern Morgen aufſteht! —

Die Mutter im Kämmerlein aber hat gewiß nicht geſchlafen, — ſie hat den leiſen Schritt wohl gehört, ſie hat Alles geſehen — ſie iſt wie erſtarrt geweſen vor Ent-

ſetzen, — ihre Zunge wie gelähmt, — ſie ſieht den Kampf, ſie ſieht den Sieg! da liegt ſie auf ihren Knieen und preiſet Gott! —

Als aber Rudi bei ſeiner Ankunft in Hamburg die Briefſtaſche öffnete, welche die gute Mutter ihm beim Abſchied in die Taſche geſchoben, da findet er die beiden Scheine, eingewickelt in ein Blatt Papier worauf geſchrieben ſtand:

„Gott ſei Dank, Der Dir den Sieg gegeben hat!“

Und als er auf dem Comtoir des Dampfſchiffes ſeine Ueberfahrt bezahlen wollte, und man ſeinen Namen erfahren, nahm der Beamte einen Brief vom Pult, blickte hinein, und ſagte ihm, die Ueberfahrt ſei bereits bezahlt! Auf ſein erſtauntes Fragen erfuhr Rudi, daß ſein alter, freundlicher Herr daheim, der ihm um ſeiner wackeren Eltern willen immer beſonders wohlgewollt hatte, auch manches gut gemeinte Wort ihm zugeredet, dieſe Güte ihm erwieſen. Leider war die Abneigung des jungen Demokraten gegen den Kapitaliſten, den Bedrücker der Arbeiter ſo groß, daß dieſe Wohlthat eher Verdruß als Dankbarkeit bei ihm erregte! —

Was aber ging in dem Herzen des Sohnes vor, als er mit den beiden Scheinen das Letzte in Händen hielt, was ſeine Mutter an irdiſchem Gut beſaß! als er daraus entnehmen konnte, und die Inſchrift es ihm ſagte; daß ſie in jener böſen Nacht Alles geſehen, und nicht geſchlafen habe, — ja, daß ſie in ſeinem Herzen geleſen? — Die erſte Regung war das Geld einzuſiegeln und ihr zurück zu ſchicken, — aber es blieb doch dabei, — in Hamburg fand Rudi wirklich keine Minute Zeit, er wollte das Geld zurückſchicken, ſobald er in New-York den Fuß ans Land geſetzt. Wohl freute er ſich, der Mutter jetzt nicht unter die Augen treten zu müſſen, er hätte ſich ja ſchämen müſſen, und glühend heiß ſtieg es ihm bei dem Gedanken bis in die Schläfen; — und er fühlt es tief und ſtark im Herzen, welch' eine Macht ſolche Mutterliebe hat und übt; er fühlt es, ohne daß er's ſich ſelber geſtanden hätte, dieſer Macht werde ich niemals entlaufen, ſie wird mich halten mitten in der Finſterniß, ſie wird

wegen umgeben! — die einsame Frau seufzt tief und bange. Doch faltet sie ihre Hände, und ihr klares Auge dringt weiter und tiefer, als bis zu den lichten Abendwolken droben, sie spricht bei sich selber: „Ist er mir denn ganz aus den Händen? — halte ich ihn nicht dennoch! was sind denn die Meilen, die Höhen und Tiefen die zwischen uns liegen, daß mein Gebet, meine Fürbitte sie nicht überfliegen könnte, leicht und schnell? — ist es denn nicht Ein Herr und Gott der auf dem Meere und in aller Ferne bei ihm ist und vor dessen Angesicht auch ich jetzt stehe, zu dessen treuem Herzen ich Zugang habe, der mich hören wird und hören muß? — Ich hab's gelesen, was man einem Mutterherzen einst gesagt zum Troste: „Ein Sohn so vieler Thränen und Gebete könne nicht verloren gehen!" O, ich fühl's, ich weiß es gewiß: ich halte mein Kind, ich lasse ihn nicht, es geht ein starker Faden von meinem Herzen bis zu seinem Herzen. Der Faden kann nicht reißen!"

Und als das Mutterherz daheim solche Gedanken bewegte, da lag der Sohn im Zwischendeck und hatte das Häuschen gezeichnet mit dem Fenster, daran er die blasse Frau sitzen sieht! — da hat er so lange, lange drauf geblickt! — da hat er die beiden Geldscheine in seiner Hand gehalten und sie haben ihm die Finger gebrannt, als wären sie aus glühendem Metall! — da ist ihm im Traum das bleiche, sanfte Antlitz erschienen und hat sich über ihn geneigt, da haben sich schlafend seine Hände gefaltet, die sich im Wachen nicht falten wollen! — O ja, es mag wohl seine Richtigkeit haben: „Der Faden bricht nicht!"

3.

Im Blockhause.

Bricht der Faden wirklich nicht? —

Wir armen, kurzsichtigen Menschen mögen wohl oft verzagen und verzweifeln, da wir nur sehen was vor Augen ist! Denn da ist oft nichts als Sünde, nichts als Verirren und Versinken, immer weiter und tiefer! —

Der Hinterwäldler hat Spielkarten hervorgeholt, die Zeit wird auf der See sonst gar zu lang. Genossen haben sich bald mehr gefunden. Rudi hat auch schon manches Mal die bunten Blätter in den Händen gehabt. Zuerst spielen sie niedrig, Gewinn und Verlust gleicht sich so ziemlich aus.

Das wird aber auf die Länge langweilig. Der Appetit wächst. Man begehrt mehr Aufregung, mehr Anspannung. Das Spiel wird höher und immer höher. Und als das Schiff endlich sein Ziel erreicht hatte, war für Rudi das Resultat ein sehr schlechtes. Der eine Geldschein war ganz verspielt und der andere beinahe zur Hälfte. Wohl hatte er es sich nach großen Verlusten vorgenommen, die Karte nicht mehr anzurühren, wohl hatte er oft die halbe Nacht dagelegen und sich selber einen Elenden genannt, der die Ersparnisse seiner Mutter verspiele. Aber wenn dann der Amerikaner mit seinem spöttischen Lächeln ihn fragte, ob er auch die Lust verloren, nachdem man ihm die Federn gerupft? dann hatte er's nicht vermocht, sich etwas merken zu lassen, und mit der gleichgültigsten Miene hatte er sich wieder hingesetzt zum Spiel, um bald zu gewinnen, bald das Gewonnene zweifach zu verlieren. —

In New-York trennten sich nun die beiden Reisegefährten. Der Bärtige hatte nach seiner Art zärtlichen Abschied genommen von Rudi und ihm die früheren Anerbietungen wiederholt. Dieser aber war sehr kühl und ablehnend dabei gewesen, denn er mußte sich doch sagen, daß dieser Mann ihn zum Spiel verführt habe und seine Verluste gleichgültig, ja mit einer Art Schadenfreude angesehen habe. —

„Wenn's nicht glücken will hier, my boy, hatte er zuletzt gesagt, dann fährst Du mit der Eisenbahn drei Tage und drei Nächte, ich hab's Dir ja Alles aufgeschrieben, von da fahren die Holzflößer, bis spät in den Herbst hinein, den Fluß hinab, die kommen dicht an unserm Sweet home vorüber, die nehmen Dich umsonst mit. Du sollst mir jederzeit willkommen sein, und die braune Fanny ist ein Blitzmädel, die wird Dir auch keine saure

Miene machen. — fare well, my boy! Dann noch ein derber Schlag auf die Schulter, der den schlanken Rudi beinahe in's Wanken brachte, und der Amerikaner war in dem Menschengewühl von Broadway verschwunden, und unser Junge stand allein, ganz allein da. —

Es überkam ihn denn auch dies Gefühl des Alleinseins, — es legte sich auf ihn wie ein schwerer Druck. Aber er hatte sich ja vorgenommen an seine Mutter zu schreiben, sobald er Amerika betreten, er wußte ja, wie sie nach einem Briefe verlange. Aber was sollte er denn schreiben? — die Wahrheit? — die mußte ihr ja das Herz durchbohren! und Lügen, nein lügen konnte und mochte er doch nicht. Darum wollte er zunächst ein Unterkommen suchen, daß er wenigstens darüber sie beruhigen könne und dann wollte er ihr Alles mittheilen was mit ihm und in ihm vorgegangen. —

Der amerikanische Reisegefährte hatte ihm verschiedene Adressen in's Taschenbuch geschrieben, Fabriken, kaufmännische Geschäfte mancherlei Art. Er machte sich auf die Wanderung, er wollte sich vor Allem bemühen in einer Fabrik als Zeichner unterzukommen. — Aber man hatte kaum Zeit sein Anliegen anzuhören, das er in gebrochenem Englisch vorbrachte, meistens ward er mit einem bloßen Kopfschütteln abgewiesen. An einer Stelle ließ man sich doch wenigstens Zeit ihn nach Zeugnissen und etwaigen Proben seiner Fertigkeit zu fragen. Erstere fehlten ihm, und da er als Probe seines Talent's verschiedene Bildchen vorlegte, die er unterwegs auf dem Schiff gezeichnet, kleine Landschaften, menschliche Gruppen, Schiffe u. dgl. Da zuckte man die Achseln und meinte, das sei nicht das rechte Genre; auch sei man augenblicklich versehen. —

Alles Herumlaufen, Fragen, Bitten war vergeblich gewesen, und als Rudi am Abend schweren Herzens in seinem Logis saß, da sank ihm das Haupt herab. Die Baarschaft schwand auch dahin mit rasender Schnelligkeit.

Am andern Tage dasselbe Rennen und Laufen. Jetzt ward's versucht in einem Laden anzukommen — vergeblich! — dann war er bereit als Hausknecht zu dienen — vergeblich! — Aus den noblen Stadttheilen war er nach

einigen Tagen, in die entlegneren Gegenden gerathen. Von Hitze und Durst gequält trat er in eine Schenke zweifelhaften Ranges. Eine dicke Frau, mit einem breiten rothen Gesicht, von falschem, schwarzem Lockenhaar eingerahmt, trat ihm entgegen. Nachdem sie sein Englisch gehört und ihn scharf angeblickt, redete sie ihn deutsch an.

Obgleich die Frau mit dem fettglänzenden Gesicht und den dicken fleischigen Händen ihn sonst angewidert hätte, so freute er sich doch jetzt, eine Landsmännin gefunden zu haben, und bald kannte die all seine Schicksale und fehlgeschlagenen Hoffnungen.

Eine Weile schwieg die Frau, klimperte mit dem Gelde in der Ledertasche, die sie unter der Schürze trug, dann machte sie Rudi den Antrag als Kellner bei ihr einzutreten. Sie sei eine trauernde Wittwe, dabei zeigte sie auf die schwarzen Fähnchen an ihrer Haube, ihr Seliger habe sie vor 4 Wochen verlassen, und da sie Abends viel Zuspruch habe, werde es ihr leicht zu viel. Großen Gehalt könne sie zwar nicht zahlen, aber freie Station, die Wäsche ausgenommen, werde sie geben. Auch müsse er sich dazu verstehen, wenn in der Gaststube nichts zu thun sei, häusliche Geschäfte auszuführen, — er sei ein deutscher Landsmann und für solchen thäte sie Alles! — dabei hielt die Frau ihre dicke Hand hin, und Rudi zögerte denn auch nicht einzuschlagen. Monatlich 5 Dollar und freie Station, das war der Akkord. —

Also Kellner in einer Winkelkneipe — daneben wohlbestellter Küchenknecht und Hausbursche dieser trauernden Wittwe, — das war denn allerdings nicht viel, — man konnte dies Loos nicht gerade ein liebliches nennen. Aber es war doch ein Anfang — ein Punkt wo man Fuß fassen konnte. Rudi tröstete sich, es habe schon Mancher noch niedriger angefangen in Amerika, und habe es doch zu etwas gebracht. —

Aber er sollte es lernen, daß diese Laufbahn viel saurer sei, als er's sich jemals gedacht. Die amerikanischen Stammgäste, welche Abends bei Bier, Wein und Karten in der Gaststube saßen, waren von der gemeinsten Sorte! Rohe, wilde Gesellen! es war kaum mit ihnen auszukommen. Oft entstanden Schlägereien und Raufereien,

wobei die Bowiemesser gezückt wurden und Blut floß. — Die trauernde Wittwe sah das Alles ganz gelassen mit an, und kam dabei gar nicht aus ihrer Ruhe heraus. Sie hatte für solche Gelegenheiten eine Einrichtung an ihrem Schenktisch, daß sie durch Herablassen eines dicken Eichenbretts wie verschanzt da stand, und sich den Spektakel von Nummero Sicher aus mit ansehen konnte. — Rudi hatte zuerst dazwischen fahren wollen, um die Streitenden zu trennen, da aber hatte die Wittwe ihren Kellner mit beiden Armen gepackt und in ihre Verschanzung geschleudert, und ihm dabei bedeutet, die Kerle seien sammt und sonders keinen Schuß Pulver werth, und man könne froh sein, wenn einer davon weniger auf der Welt wäre. —

Dem Rudi war dies Leben aber unerträglich, und als ein roher Schiffskapitän ihn mit Fußtritten tractirte, weil er nicht schnell genug bedient worden, da erklärte er nicht länger bleiben zu wollen. —

Nun aber begab sich etwas ganz Unerwartetes. Die trauernde Wittwe gerieth außer sich, und würde sicher ihre Locken gerauft haben, wenn sie nicht falsch gewesen wären. Sie erklärte dem jungen, vor Staunen sprachlosen Menschen, daß sie ihr Herz zum dritten Mal an ihn verloren und bereit sei, ihn zum Lebensgefährten und Mitbesitzer ihrer einträglichen Wirthschaft zu machen. — Die in Fett schwimmenden Augen schlug sie dabei garnicht nieder, sondern sah ihrem Erkorenen mit sehnsüchtigem Verlangen gerade in's Gesicht! — Der aber, nachdem er sich besonnen, ob er recht höre, rannte davon, als ob es hinter ihm brenne, wirklich brenne, nicht bloß in dem dicken Herzen dieser Wittwe; — packte seine Sachen in Eile zusammen und fort war er! —

Ja, mit dem Fortlaufen geht's leicht und schnell; aber was nun weiter? — Sollte er von vorn wieder anfangen mit dem Herumlaufen und Betteln um ein Unterkommen. Ihn schauderte. — New-York mit seinem Gewühl und Getreibe, mit all' den Menschen, die mit ihrem Herzen weit unter dem Gefrierpunkt stehen, die jeden Fremden, der etwas werden will, mit Blicken ansehen, daß man sich dabei in die ewigen Eisregionen am

Nordpol versetzt fühlt — diese Stadt war ihm fürchterlich geworden! Da er aber nur zwischen dieser Eisregion und dem liebeswarmen Herzen der trauernden Wittwe zu wählen hatte, so beschloß er ein Drittes zu thun! —

Er hatte sich mit seinem Handkoffer auf eine Bank gesetzt, — da war es ihm, als hörte er das Rauschen von Baumwipfeln im Walde, — als zöge es wie Duft von Hirschbraten in seine Nase, — als schäumte ihm ein kräftiger Trunk entgegen! Er gedachte an seinen Reisegefährten von der Thuringia, an dessen wohlgemeinte Vorschläge und Anerbietungen. In diesem Augenblick der Verlassenheit und Rathlosigkeit, traten ihm die dunklen und bedenklichen Seiten des Mannes zurück! Nur fort von hier und hinaus in die freie Wildniß! — all' das Menschentreiben ist ihm zuwider! — aber wie hinkommen? — er zählt sein Geld, es würde wohl eben reichen! Da gehen die Gedanken noch weiter zurück, — über's Meer hinüber! er nimmt das Bild hervor, das er auf der Brust trägt, und blickt's lange an! — Was würde sie dazu sagen? —

Er hat ihr geschrieben, als er bei der Wittwe war, einen langen, traurigen Brief! — er hat sich selber angeklagt, ernst und schwer! sein ganzes Herz hat er ihr ausgeschüttet! — die Verlassenheit, das Jämmerliche seiner Lebensstellung, die bitteren Täuschungen haben ihn mürbe gemacht.

Darauf hat er auch einen Brief bekommen, der aber schon vor Empfang seines Schreibens abgegangen war; einen Brief, aus welchem er's erfahren, was es heißt, wenn Einen seine Mutter tröstet. Es ist, als ob sie all' sein Leid, seine Hoffnungslosigkeit gewußt hätte im Voraus, als hätte sie in seiner Seele gelesen; es ward ihm dabei zu Muthe, als läge er mit seinem Kopfe an ihrer Brust und hätte die Augen aufgeschlagen zu dem geliebten, blassen Antlitz, und sie sähe ihn an so gut, so wundergut! —

Als er jetzt auf der Bank sitzt und ihr Bild betrachtet, wird's ihm wieder so zu Muthe, und in seinem Herzen heißt es: Wäre ich bei Dir geblieben, mein Mutterherz! — Aber wenn er sich jetzt fragt, würde es

ihr recht sein, was ich nun vorhabe? — dann ist es ihm, als winke und wehre sie ab. Doch bleibt ihm ja keine Wahl! — in dieser Stadt kann und will er nicht bleiben. Er springt auf, geht zum Bahnhof, löst das Fahrbillet, und bald geht's fort, er dampft nach Westen, immer weiter nach Westen, Tage und Nächte lang. Endlich heißt es: „Queenstown" — der Zug hält eine Minute — unser Reisender steigt aus und sucht eine Stadt! — Ja, eine Stadt nach europäischen Begriffen ist hier nicht zu finden, soll erst eine werden, die Uranfänge sind vorhanden: ein Krämer, ein Gemeindehaus, ein Hotel, etliche Ansiedlerhütten, — das ist das Ganze — und zwar Alles so primitiv, so uranfänglich, daß man es sehen muß, um sich einen Begriff von der Kühnheit zu machen, das eine Stadt zu nennen. Und doch bedarfs vielleicht nicht 10 Jahre, um eine wirkliche Stadt hier hervor zu zaubern, kommt Alles auf die Lage an. Und die Lage ist gut, der Fluß verbindet sie mit all' den Ansiedlungen die noch weit in den Westen hineinliegen, sie müssen hierher mit ihren Producten, mit Reis und Holz, sie müssen von hier ihre Lebensbedürfnisse holen! — das giebt Verkehr und Verdienst, die Stadt hat eine Zukunft!

Rudi fragt und erkundigt sich in dem sogenannten Hotel, wo es weiter nichts an Tractamenten giebt als brandy und eine Art Schiffszwieback, nach seinem Reisegefährten, dem Farmer Richard Poale von West-Point. Man kennt ihn nicht und räth zum Krämer zu gehen. Der Krämer kennt ihn und weiß Rath. In der nächsten Woche müssen die Flöher kommen, die reisen zurück und wissen Bescheid. —

Die Flöher kommen auch und die Rückreise wird gemacht pr. Fluß in einem offnen Kahn. Eine Tagereise entfernt von West-Point wird Rudi an's Land gesetzt, und ihm die Richtung und allerlei sonstige Merkmale angegeben. Die Merkmale sind nun zwar für ein europäisches Auge nicht leicht zu finden, die Bäume im Walde sehen alle so ziemlich gleich aus. Doch was hilfts, der Marsch muß angetreten werden. —

Wer weiß auch, ob Rudi jemals seinen Freund erreicht haben würde, wenn er nicht auf zwei Menschen

geſtoßen wäre, Vater und Sohn, die eifrig beim Holzfällen beſchäftigt waren, um ihre im vorigen Jahre begründete Anſiedlung zu erweitern. Es waren gutmüthige Leute, von holländiſcher Abkunft, die ihm ſo weit zurecht halfen, bis er beim Erklettern eines hohen Baumes, in der Ferne eine blaue Rauchſäule aufſteigen ſah, ſo daß er nun die Richtung nicht mehr verfehlen konnte. —

Bald lichtete ſich denn auch der Wald, Reis- und Kornfelder breiteten ſich aus, und eine Art Weg war gebahnt, der zu einem Blockhauſe führte, das nichts Anderes ſein konnte, als die vielgeprieſene Reſidenz des Farmers Poale von Weſt-Point. Rudi näherte ſich. Aus der Ferne tönte ihm ein lautes, friſches Lachen, untermiſcht mit grunzenden, quiekenden, kreiſchenden Tönen entgegen. Die braune Fanny fütterte ihre Schweine, das gab allemal einen Hauptſpektakel!

Zwei Alte und eine ganze Schaar junger Ferkel umdrängten den Trog, in welchen das Mädchen ſoeben das Futter geſchüttet hatte. Die Ferkel kollerten durch- und übereinander, und wenn eins gar zu unbeſcheiden ward, empfing es ſeine Zurechtweiſung, indem es mit der Fußſpitze fortgeſchleudert ward, in der Luft ſich überſchlug.

und kaum auf der Erde wieder angekommen, von Neuem seinen Angriff auf den Futtertrog machte. — So oft dies Manöver sich wiederholte, hörte man das silberhelle Lachen des Mädchens.

Ganz vertieft in dieses Schauspiel, bemerkte Fanny nichts von dem Beobachter, der, bequem an die Fenz gelehnt, mit größtem Interesse die eigenthümliche Erscheinung des jungen Mädchens betrachtete.

Sie war noch sehr jung. Die Formen noch kaum entwickelt, aber schlank und hoch aufgeschossen. Der Hals trug leicht und anmuthig das Köpfchen, das mit dichten, schwarzen Locken bedeckt war, die knabenhaft zurechtgeschnitten waren. Starke, zusammengewachsene Brauen und noch stärkere Wimpern beschatteten Augen, deren Farbe unbestimmbar und je nach dem Ausdruck wechselnd erschien.

Die Kleidung des Mädchens war so leicht als nur möglich. Den Oberkörper umhüllte nur ein grobes aber sehr sauberes Hemde, das am Halse von einem grellrothen Tuch zusammengehalten ward, und um die schmalen Hüften war ein dunkler Rock gefnöpft, aus einem starken Wollenstoff, welcher, sehr kurz, die braunen, kräftigen Beine und die kleinen nackten Füße mit den zierlichen Knöcheln sehen ließ. —

Unser Wanderer meinte noch nie ein solches Geschöpf gesehen zu haben. Es mochte wohl das Gemisch von naturwüchsiger Kraft und wilder Schönheit sein, das seinen Blick so unwiderstehlich fesselte, — bis er, sich endlich besinnend, durch ein lautes „Guten Abend" sich bemerklich machte.

Wie blitzartig fuhr das Mädchen herum; und rasch wie ein Eichkätzchen war sie im Hause verschwunden, um ebenso rasch wieder zu erscheinen, mit einer gespannten und angelegten Büchse. —

So stand sie in der offnen Thür des Blockhauses, Rudi hoch aufgerichtet, mit furchtlos aufgeschlagenem Auge ihr gegenüber, ja, ein leichtes Lächeln spielte um seine Lippen, und ließ die weißen Zähne unter dem dunklen Bärtchen hervor glänzen. —

Langsam, — ganz langsam ließ das Mädchen die Büchse sinken, — ebenso langsam trat der junge Mann

einen Schritt näher, und legte, militäriſch grüßend, die Hand an die Mütze.

„Was willſt Du hier!“ fragte jetzt Fanny deutſch, und indem ihr Auge die Geſtalt des Ankömmlings überglitt, geſellte ſich zu dem finſtern Blick ein ſpöttiſches Zucken in den Mundwinkeln.

„Ich will Mr. Poole beſuchen, der mich eingeladen hat. Ihr ſcheint hier freilich nicht ſehr gaſtlich zu ſein und Menſchen für wilde Thiere zu halten!“ lautete die Antwort, „mich verlangt nach Deinem Hirſchbraten und braunem Bier, und Du empfängſt mich mit der geladenen Flinte! Ha, Ha!“

Jetzt lachte auch das Mädchen und ihr Geſicht bekam dadurch einen herzgewinnenden Reiz. „Haſt Recht“, ſagte ſie, — „Du haſt mich nur überraſcht. Du ſiehſt gar nicht zum Fürchten aus, gar nicht! Mit Dir würd' ich auch ohne Flinte fertig. Du magſt eintreten, der Vater wird bald kommen, — die Sonne iſt ſchon hinter den Bäumen.“

Damit drehte ſie ſich und ließ Rudi nachfolgen. Das Blockhaus war in roheſter Weiſe aus Baumſtämmen aufgeführt und in zwei Räume, einen größeren und einen kleineren, getheilt. Licht empfing es nur durch die weit geöffnete Thür. Die innere Einrichtung war ſo einfach als nur denkbar. Ein roher gemauerter Heerd, auf welchem ein helles Feuer brannte, deſſen Rauch, zur Decke aufwirbelnd, ſich ſeinen Ausweg durch das undichte Dach und die Thür ſuchte; in der einen Ecke ein Tiſch, deſſen vier Beine in die Erde eingerammt waren, um denſelben herum Bänke. In der andern Ecke Thierfelle, gebreitet über Haufen von dürrem Laub und Reisſtroh. An den Wänden allerlei Schießgewehre und prächtiges Hirſchgeweih.

Schweigend deutete das Mädchen auf die Bank, wo Rudi ſich ermüdet niederließ. Dann ſtellte ſie ſich in die offene Thür und blickte ſcharf hinaus in den Wald, wo die ſchlanken Stämme kanadiſcher Pappeln mit der gefleckten Rinde hoher Platanen wechſelten. Unter den dichten Wipfeln wollte es ſchon Dämmerung werden, und die hohen, üppigen Farren bewegten leiſe ihre ſchönen Blattwedel im Abendhauch. Eine Weile ſtand das Mäd-

chen se, ungeduldig hinausspähend. Da flog sie hinaus, wie ein Pfeil von der Sehne. Sie hatte, unter den Stämmen noch halb verborgen, den Vater entdeckt und eilte, ihm die große Neuigkeit entgegen zu bringen. —

Bald darauf traten beide in's Blockhaus, und sobald das erwartungsvoll suchende Auge des Mannes den Gast entdeckt, blitzte es hell auf in dem braunen, bärtigen Antlitz, und mit fröhlichem Lachen und derbem Handschlag hieß er den Ankömmling und alten Bekannten willkommen.

„Hab's mir wohl gedacht, daß Du kommen würdest, mein Junge!" rief er aus, — „hast wohl nichts mitgebracht aus der großen Stadt als lange Nasen und leere Taschen und einen hungrigen Magen. Well! gut so! Zuerst wollen wir für den Magen sorgen, — sollst sehen, daß ich Dir nicht zu viel versprochen. Fanny! Mädel mach', daß wir was auf den Tisch kriegen, hast Du's Abendbrod schon zurecht!"

Fanny aber stand noch ganz ruhig, halb hinter dem Vater, und betrachtete sich jetzt erst recht den Fremdling, ihre Augen sprühten dabei von Neugier und Interesse.

Jetzt trat sie rasch hervor, streckte Rudi ihre Hand hin, und als er sie fröhlich ergriff, sagte sie leise „Willkommen", als fühle sie eine Verpflichtung, den ersten rauhen Empfang wieder gut zu machen.

Rudi, in bester Laune, berichtete jetzt über seine Ankunft vorm Blockhause, worüber der Farmer sich weidlich ergötzte. Das Mädchen aber, das jetzt am Heerde beschäftigt war, drehte von Zeit zu Zeit das Köpfchen halb um und blickte mit einem eigenthümlich träumerischen Ausdruck unter den dunklen Wimpern hervor zu den Männern hinüber.

Bald stand ein kräftiges Abendessen auf dem Tisch, wobei auch eine saftige Hirschkeule und selbstgebrautes Bier nicht fehlte. Von europäischem Luxus an Gedeck und Geräth war freilich nicht dabei die Rede. Holzteller und Bowiemesser reichten völlig aus.

Als nun zum Schluß auch noch der Wirth seinem jungen Gaste die Brandy-Flasche wieder und wieder hinüberreichte, da ward die Stimmung bei Beiden immer

gehobener. Der Heirathsantrag der Wittwe ward mit endlosem Gelächter erzählt und angehört. Zuletzt stimmte Rudi seine lieben, deutschen Lieder an, eins nach dem andern, und der Farmer stimmte mit seiner rauhen Kehle ein, so gut es gehen wollte.

Die braune Fanny aber kauerte vor dem erlöschenden Heerdfeuer und hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und in ihrem ausdrucksvollen Antlitz glänzte bald helle Freude auf, bald schattete tiefe Wehmuth drüber hin, je nachdem die Lieder fröhlich oder traurig erklangen, — und ihre wunderbaren Augen waren wie ein tiefer dunkler See im Walde, über welchen bald der Mond sein Licht ausgießt, bald die Wolken ihre Schatten lagern.

Als Rudi endlich auf einem der Thierfelle in tiefen Schlaf versank, da blickten durch all seine Träume diese Mädchenaugen — dann wieder sah er in den offenen Lauf einer Büchse — dann wieder kollerten Schweine und Ferkel um ihn her, — aber das blasse Frauenantlitz aus der fernen Heimath weit von jenseits her — das tauchte ihm nicht auf — es war, durch die neuen Eindrücke verdrängt, wie versunken im tiefen, tiefen Meer.

Nun begann denn ein ganz neues Leben für unsern jungen Freund, — ein Leben der regelmäßigen Arbeit, der körperlichen Anstrengung bis zur Erschöpfung seiner anfangs noch ungeübten Kräfte, — ein Leben in der Einsamkeit und Stille der, in ihrem Erscheinen und Walten so wunderbar großartigen Gottesnatur, unberührt und unentweiht vom sündigen Menschenleben, fern von all der Unruhe des leidenschaftlichen Treibens, des Jagens und Rennens um Gewinn und Verlust.

Die riesigen Bäume des Waldes mit ihren rauschenden Wipfeln, — das Wogen der Reis- und Maisfelder, das Säen und Erndten, das Pflanzen, Wachsen, Gedeihen — Alles übte einen eigenthümlich beruhigenden, abklärenden Einfluß auf dies junge, brausende Menschenherz. Die unreinen, gährenden Elemente sanken allmälig zu Boden, es trat ein ernstes Selbstbesinnen ein, eine Wandelung des Urtheils über Menschen und Dinge, und vor Allem über die eigene Vergangenheit!

O, dieser köstliche, heilige Wald! wie reden doch da so ernste Stimmen zum Menschenherzen! — dieses in seinem Walten so geheimnißvolle Treiben der schaffenden, nährenden Naturkräfte, wie mächtig wirkt es auf ein empfängliches Gemüth! — diese wundervolle, weiseste Ordnung des gegenseitigen Dienens und Nährens, worauf die ganze Schöpfung des lebendigen Gottes begründet ist, welch eine Bußpredigt für das eigensüchtige, selbstische, sich überhebende Menschenherz! — Und je stiller und reiner es ward in Rudi's Herzen, desto mächtiger trat auch wieder hervor, was er verloren und verlassen drüben jenseits des Meeres, desto deutlicher fühlte er den Zug des starken Fadens.

Aber der Farmer! bringt er nicht Störung in diese heilsame Entwicklung? — Er ist, trotz mancher üblen Gewohnheit, vor Allem ein Mann der Arbeit, eisern in seinem Fleiße und unerschöpflich an Kraft! und wenn er arbeitet, räsonirt er nicht! — wohl ist ihm das Menschenleben mit den krankhaften Erscheinungen seiner überfeinerten Cultur zuwider, — wohl haßt er Alles was Zwang und Beengung heißt, jede unberechtigte und nicht selbst erworbene Bevorzugung und Ueberhebung auf Kosten

Anderer, — er iſt ein Mann des Rechts und das „Jedem das Seine“ iſt ihm der oberſte Grundſatz. Daneben aber birgt ſich in ihm eine Art gutmüthigen Wohlwollens und freundlicher Geſinnung, welche oft die rauhe und rohe Außenſeite durchbricht, wie ein warmer Sonnenſtrahl!

Die Erinnerung an das Weib ſeiner Jugend und an den Sohn, welchen ſie ihm geboren, — die er beide draußen im Walde unter einer gewaltigen Platane begraben und ein roh gezimmertes Kreuz ihnen auf's Grab geſetzt — dieſe Erinnerung weckt jedesmal den Sonnenſtrahl, — wie ja auch darin eben ſeine Zuneigung für Rudi ihren Grund hatte.

Die Tochter, das Letzte und Einzige was ihm geblieben, umfaßte ſeine ſtarke Seele mit ganzer voller Liebe, obgleich von Zärtlichkeit und Weichheit der Empfindung, wenig zu Tage trat! — Ruhte aber ſein dunkler Blick unbemerkt auf dieſen beiden jungen Menſchenkindern, welche durch tägliches Zuſammenleben ſo eng und einzig auf einander gewieſen waren, da konnte man wohl ein wärmeres Aufleuchten erkennen, und allerlei Wünſche und Pläne für die Zukunft herausleſen. —

Und dieſe Beiden nun, wie gingen ſie neben und miteinander hin? —

Man würde ſehr irren, wenn man ſich dächte, daß ſich ſofort ein innigeres und zärtliches Reigen der Herzen zu einander ergeben hätte. Darnach waren ſie beide nicht angethan.

Wie viel Verkehrtes, Entartetes ſich auch bei Rudi geltend gemacht hatte, — durch ſein inniges Zuſammenleben mit der reinſten, keuſchſten Frauenſeele von Kind auf, war auch er, dem andern Geſchlecht gegenüber, reines Herzens geblieben und hatte eine heilſame, innere Scheu vor jeglicher Uebertretung dieſer Art. Der Faden war auch hier ein ſtarker, der ihn hielt! —

Und Fanny, das ſchwarzbraune Mägdlein, war bis auf den Tag ſeiner Ankunft, noch ein Kind, wild und ſchrankenlos in all' ihrem Thun und Treiben! aber ihre Seele ſchlief noch und ihr Gemüth war weich und tief, jedem Eindruck aufgethan, jedes Bild widerſpiegelnd.

Wohl tauchte es allmälig empor aus der Tiefe, wie

Ahnen und Kommen einer noch unverſtandenen großen Veränderung, eines noch unfaßbaren Geſchicks, — wenn ſie ſich zu ſeinen Füßen ſetzte und ihre Hände auf ſeinen Knieen faltete, und er ihr erzählen mußte von der Welt draußen, von dem Treiben drüben jenſeits des Meeres; wenn ſie ihn unverwandt anſchaute, lange, lange — und nimmer müde ward ihm zuzuhören, — wenn er die deutſchen Lieder ſang, und ſie bald lernte mitzuſingen, erſt leiſe, ganz leiſe, wie ein Vogel im Schlafe, — mit ihrer klaren Kinderſtimme, — aber in dem Allen war zunächſt noch nichts von bewußter, jungfräulicher Liebe.

Das Allerſchönſte und Beſte was Rudi ihr nur erzählen konnte, war von ſeiner lieben, lieben Mutter daheim, deren Bild ſie nicht müde ward zu betrachten. — Fanny hatte ja nur eine dämmernde Erinnerung von der eignen Mutter, eine Erinnerung, die ſie hütete wie ein Kleinod. Wenn Rudi nun von ſeiner Mutter erzählte, dann ſtrahlte auch ihr Kleinod auf in immer neuem Glanz.

So erzählte er denn von ihren guten Augen, von ihrem feinen Munde, von ihren fleißigen Händen, von den tauſend und abertauſend Beweiſen ihrer Liebe und Güte, von den Thränen, die ſie geweint beim Abſchied, — von ihren Briefen, die er ſchon bekommen: — ja endlich nahm er den letzten dieſer Briefe hervor und las ihn langſam, als ob jedes Wort ein Schatz ſei, der lauſchenden Fanny vor!

Die Wirkung auf das Mädchen war eine wunderbare! — Als Rudi zu Ende geleſen, hatte ſie beide Hände vors Geſicht gelegt und ſchluchzte laut. —

Auf ſein dringliches Fragen gab ſie keine Antwort! — er fragte ob ihr etwas weh gethan in dieſen guten Worten? — ſie ſchüttelte heftig den Kopf; — ob ſie betrübt ſei keine ſolche Mutter zu haben? — ſie ſchüttelte wieder den Kopf! — Endlich kam's heraus. Mit glühender Stirn und Wangen, — mit Seufzen und ſtammelnd geſtand ſie es, — es war, daß ſie nicht leſen könne: Woher hätte ſie's auch lernen ſollen das arme Ding! — von den Bäumen und Thieren konnte ſie's doch nicht lernen, — und dem Farmer, ihrem Vater, war's noch

nie in den Sinn gekommen. Leſen! rief Rudi da aus, Leſen! Du ſollſt leſen lernen, gewiß, Du wirſt's ſehr bald und leicht lernen, Fanny, — wir nehmen an jedem Abend eine Stunde, morgen fangen wir an.

Der Farmer lachte ſo eigen, als ihm dieſe Neuigkeit verkündet ward und brummte etwas in den Bart von „ſchöner Wirthſchaft."

4.

Gnadenzüge.

Leſen lernen! ei ja, recht ſchön! aber dazu gehören doch auch Buchſtaben, gedruckte Buchſtaben! — eine Fibel gab's natürlich nicht im Blockhauſe, und, wir müſſen's bekennen, auch keine Bibel! es war wohl eine dageweſen, aber ſie war abhanden gekommen. Was thun? — Rudi beſinnt ſich, er hat ein Buch, — ein einziges Büchlein unten in ſeinem kleinen Handkoffer, — er hat's freilich nicht angeſehen, weder auf der Reiſe, noch ſo lange er in Amerika iſt, — aber es liegt da, das weiß er gewiß, — es iſt das kleine, ganz kleine neue Teſtament mit Pſalmen, das ſeine Mutter ihm einſt am Confirmationstage geſchenkt, das ſie ihm eigenhändig in den Koffer geſteckt, nachdem ſie einen Denkſpruch vorne hinein geſchrieben. Aus dieſem Buch muß Fanny die Buchſtaben und das Leſen lernen.

Da ſitzen ſie, die Beiden, dieſer junge Lehrer und ſeine noch jüngere Schülerin an dem breiten Tiſche in der Ecke des Blockhauſes, über welchen im eiſernen Ring befeſtigt, ein heller Kienſpahn flackerndes Licht verbreitet.

Der Farmer ſitzt im Dämmerlicht auf der Thürſchwelle, und ſchärft ein ſichelartiges Meſſer, womit der Reis geſchnitten wird.

Fanny hat das kleine Büchlein in den Händen. Eine Weile ergötzt ſie ſich an dem blanken Goldſchnitt und dem gepreßten Lederband. Dann ſchlägt ſie's auf und läßt die Blätter durch die Finger gleiten; — ſie ſchlägt die erſte Seite auf, da ſteht der Heilandsname in großen

Buchſtaben! dieſer Name fällt ihr in die Augen, weil er größer gedruckt als das Andere, ſie frägt Rudi: „wie heißt Das?“ er antwortet: „Jeſu Chriſti“ — Das neue Teſtament. Jeſu Chriſti unſers Herrn und Heilandes! — ſie frägt weiter: wer iſt „Jeſu Chriſti?“ — wer iſt Heiland? — denn die religiöſen Vorſtellungen Fanny's ſind von ſehr unvollkommener Art, ſie weiß etwas von einem Schöpfer-Gott, und kann das Vater-Unſer herſagen. Das iſt Alles!

Ja, wer iſt Jeſus Chriſtus? — wer iſt der Heiland? Rudi wird ganz verlegen und ſagt: Das iſt ſo kurz nicht zu ſagen, Du ſollſt es ſelber lernen aus dieſem Buch.

Und nun begann der Leſeunterricht. Ob's nach der Buchſtabir- oder Lautirmethode herging, das können wir nicht ſagen; — genug, Fanny bewies ſich als ſehr gelehrige Schülerin, ſie hatte einen klaren, ſcharfen Verſtand und eine glühende Lernbegierde, da iſt das Leſen keine Hexerei.

Bald kann ſie Sylben zuſammenſetzen — darnach Worte — endlich Sätze. Das Lernen macht ihr eine unausſprechliche Freude. Während die beiden Männer draußen beſchäftigt ſind mit dem Ausroden der geſchlagenen Bäume, oder mit dem Kornſchneiden, ſitzt ſie an ihrem Lieblingsplatz, unter der Platane, welche das Grab der Mutter und des Bruders beſchattet, und ſtudirt eifrig in dem kleinen ſchwarzen Büchlein!

Kommt Rudi heim, dann läuft ſie ihm in heller Freude entgegen, wenn es ihr gelungen, ein Wort oder einen ganzen Satz zu entziffern. Und wie eigenthümlich ergreift es ihn, dieſe tauſendmal gehörten Worte von ihren Lippen ausſprechen zu hören! Es iſt ihm als hätte er ſie noch nie ſo gehört! — als ginge ihm jetzt erſt die unermeßliche Größe und Bedeutung dieſer Worte auf, als blickte er in immer neue Tiefen!

Und was hat ſie nicht Alles zu fragen! wie oft muß er verſtummen und hat keine Antwort. Dann denkt ſie lange ſtill für ſich nach, und findet oft eine Antwort, von welcher es auch heißen könnte wie beim Petro: „Das hat Dir nicht Fleiſch und Blut geoffenbaret, ſondern mein Vater im Himmel!“

Als sie die Weihnachtsgeschichte zum ersten Mal im Zusammenhange gelesen, da hörten die heimkehrenden Männer schon von Weitem einen hellen Freudengesang. Fanny hatte sich eine Melodie erfunden zu dem Jubelchor der Engel und himmlischen Heerschaaren, von der Ehre Gottes und dem Frieden auf Erden, und Rudi dachte bei sich, das könnte man in jeder Kirche singen, ja, er habe noch nie so erbaulich singen hören. Und dabei stand Fanny am Heerde und bereitete die Abendmahlzeit.

Als allmälig die Erlösergestalt in immer klareren Zügen aus den Evangelien ihr entgegentrat, ward sie immer stiller und nachdenklicher, und eines Abends trat sie den Männern entgegen mit Augen, die in einem überirdischen Glanze strahlten, legte ihre Hände ihnen auf die Arme und sagte: „Ich weiß nun, wer Er ist, und werde dran gedenken mein Lebelang! Ich bin noch nie so glücklich gewesen!"

Nun aber wollte Fanny auch schreiben lernen. Denn, sagte sie zu Rudi, ich muß Deiner Mutter Dank sagen, daß sie Dir das Buch mitgegeben!"

Diese Vorgänge im Herzen des Mädchens mußten wohl eine rückwirkende Kraft auf Rudi ausüben. Ja, selbst der Farmer konnte sich Dem nicht entziehen.

Für Rudi lag die Frage gar zu nahe: Wie kommt es, daß der Inhalt dieses Buches das Mädchen so gewaltig ergreift, wie es mich nie ergriffen hat? — ja, wie ist es möglich gewesen, daß dieses Alles bei mir erkaltet, erstorben, verdorben ist? — Wenn diese schlichten, heiligen Berichte so gewaltig ein Menschenherz bewegen können, dann muß wohl einige Wahrheit drin stecken, dann muß es wohl Gottes Wort sein! — und von dieser Wahrheit habe ich mich so weit verirren können! dieses Wortes habe ich so ganz vergessen können!

Fanny las jetzt laut den Männern vor aus ihrem Buche. Sie las, als ob es sich ganz von selbst verstehe, als ob sie lesen müsse, als ob sie ihnen gar nichts Besseres thun könne und ihnen keine größere Freude machen. Und die beiden Männer hörten schweigend zu, ja es ward auch ihnen lieb, diese wunderbaren Worte

wieder und immer wieder aus dem Munde des Mädchens zu hören. Es stiegen Gedanken, Erinnerungen bei ihnen auf! der Farmer gedachte seiner deutschen Heimath, seines längst verstorbenen Vaters, der ein armer Dorfschullehrer gewesen, wie er auf der Schulbank diese alten Sprüche und Geschichten gelernt, daran er nie wieder gedacht! — Und Rudi dachte an sein Mütterchen und an das Lesen jeden Abend vorm Zubettegehen, und schämte sich nicht mehr, seine Hände zu falten.

Aber wie lange hatte er nichts von drüben gehört. Er war nun bald ein ganzes Jahr im Blockhause und in der ganzen Zeit hatte er nichts gehört, keinen Brief, keine Nachricht erhalten. Geschrieben hatte er in dieser Zeit drei Mal, und die Holzflößer hatten die Briefe mitgenommen, — aber, wie ungewiß ob sie je ihre Bestimmung erreicht hatten!

Das Herz war ihm sehr unruhig. Wer weiß denn ob sie noch lebt, die schwache, zarte Frau! hat nicht der Abschied, die Trennung von ihrem Liebsten, das sie auf Erden besitzt, an ihrem Leben gezehrt? — und wie ist sie doch so einsam! — wer pflegt sie, wer hilft ihr wenn sie in Krankheit und Siechthum sinkt? — wer schützt sie vor Armuth und bitterem Mangel, wenn ihre fleißige Hand nicht mehr schaffen kann? — ach, das Ersparte ist ja dahin! — „umgebracht mit Praſſen," wie es in der Geschichte vom verlorenen Sohne heißt.

O, solche Gedanken müssen wohl plagen und nagen! oft verscheuchen sie den Schlaf der Nacht! — oft erfüllen sie die Seele mit Träumen, — das blasse stille Frauenantlitz taucht oft, oft empor vor der Seele des Schlafenden und sieht ihn an so leidensvoll, so schmerzensreich!

Fanny dagegen ist immer voll guten Muthes und getroster Hoffnung. Das kann nicht geschehen, spricht sie, daß Deine Mutter sterben sollte ohne Dich wiedergesehen zu haben, — ohne von Dir zu hören und zu erfahren, was ihre Seele erquickt! — sie muß es auch noch lesen, was ich ihr schreibe, bald werde ich's können."

Sie konnte es wirklich bald und schrieb folgendes:

An Rudi's Mutter!

Du weißt es gar nicht wie glücklich Du mich gemacht haſt! Ich war ſehr arm und bin nun reich geworden; ich war blind und kann nun ſehen!

Das kleine Buch hat mich reich und ſehend gemacht, das Du Deinem Sohne mitgegeben. Dafür habe ich Dich auch ſehr lieb und bitte Gott, daß Er's Dir vergelte. Ich habe auch ſehr viel von Dir gehört und weiß nun wie Du biſt. Gott ſegne Dich!

Das wünſcht

Fanny.

Die Schriftzüge dieſes Briefes waren freilich nicht gerade ſchön, aber doch leſerlich, und Rudi erklärte ſich ſehr zufrieden damit. Er wollte nun ſelber auch wieder ſchreiben und Fanny's Brief einlegen.

Am nächſten Tage als der Farmer mit Rudi auf dem Felde bei der Saat beſchäftigt war, hörten ſie aus der Tiefe des Waldes eine rufende Stimme. Sie erkennen Fanny's Stimme, es iſt ein Freudenton in dieſem Rufen! ſie blicken hin nach der Gegend, wo das Rufen herkommt. Da iſt ſie, — ſie läuft ſo raſch ſie kann und ihr Lauf iſt fliegend! — hoch in der Hand hält ſie etwas Weißes; — ſie kommt näher, es iſt ein Brief! — Die benachbarten Farmer, welche dem Fluſſe näher wohnen, haben den Brief empfangen von Leuten die vorüber gefahren. Athemlos legt das Mädchen den Brief in Rudi's Hand und blickt ihn ängſtlich fragend an. Er ſieht die Schriftzüge und nickt ſtumm, — er bricht das Siegel, es iſt ein einziges Blatt nur, auf der Einen Seite nur beſchrieben. Rudi lieſt und eine heiße Thräne fällt auf das Blatt, er lieſt die Worte:

Mein Sohn, mein innigſtgeliebter Sohn!

Zehn Briefe habe ich geſchrieben und keine Antwort empfangen! In jedem Monat dieſes langen, freudloſen Jahres, am erſten Sonntage, wenn ich aus der Kirche kam, ſchrieb ich Dir, viele, lange Briefe. Nun iſt meine Seele matt von Warten und

Hoffen und mein Leib iſt hinfällig geworden, daß meine Hände zittern und die Nadel nicht mehr halten wollen! Wo biſt Du mein Sohn? lebſt Du noch, oder biſt Du ſchon längſt geſtorben? — ach, nur nicht verdorben! nur nicht verloren! — ob Du nun lebſt oder todt biſt: Gott ſei Deiner armen Seele gnädig! — Oft bin ich ganz verzagt! und meine Seele liegt im Staube! aber wenn ich dann mich aufraffe und zu Gott ſchreie: „Erquicke mich nach Deinem Wort!“ dann werde ich wieder ſtill und ſtark, ja, es kommt ein wunderbares Hoffen über mich und eine innere Stimme ſpricht mir zu: Er lebt! er iſt nicht verloren! der treue Gott hält ihn am ſtarken, unzerreißbaren Faden! Ja die Stimme ſpricht: Du wirſt ihn noch wiederſehen, mit dieſen Deinen Augen wirſt Du ihn ſehen! — Ach, daß die Stimme wahr ſpräche! — Aber wenn's nicht bald geſchieht, dann wird's zu ſpät! Ich fühl es deutlich! O mein Sohn, wenn Du jemals dieſe Worte lieſt, gedenke d'ran, daß bis in's letzte Stündlein für Dich betet

Deine Mutter.

Stumm und ſtarr ſtanden die drei Menſchen, als Rudi dieſe Worte laut, mit bebender Stimme vorgeleſen. Ihm iſt die Hand mit dem Blatt kraftlos herabgeſunken und das Haupt hat er vornüber geneigt.

Da fühlt er wie zwei Arme ſich um ſeinen Nacken legen und warme, weiche Lippen einen langen Kuß auf ſeine naſſen Augen preſſen.

„Du ſollſt hin zu ihr, ehe denn ſie ſtirbt, ſpricht Fanny, gewiß Du ſollſt und mußt hin, es iſt Gottes Wille. O wie gerne ginge ich mit Dir, wenn ich den Vater verlaſſen dürfte! — Aber Du kommſt wieder! — fügte ſie hinzu, und ihre Augen blickten ihn angſtvoll an. Nicht wahr, Vater, wir können nicht ohne ihn leben? — und wenn Du wieder kommſt, dann bleibſt Du immer bei uns, immer, immer! — o ſprich doch, Rudi, ſprich doch was Du denkſt!

Da umfaßte er ſie warm und feſt mit ſeinen Armen und küßte ihre Lippen, und ſie las es aus ſeinen Augen,

was ſeine Seele dachte, was er im Herzen trug, mächtig und ſtark.

Und der Farmer ſtand dabei und blickte auf ſeine Kinder, und eine Thräne lief ihm langſam über die braune Wange in den Bart, ohne daß er's merkte. Doch ſchüttelte er die Rührung von ſich. „Well!" — rief er — „und ich ſtehe dabei als Vater und werde gar nicht gefragt — 'ne ſchöne Wirthſchaft!"

Da wandte ſich Fanny ihm zu, legte ihre Hand auf ſeinen Arm, während ſie die andere in Rudi's Hand ließ, und blickte ihren Vater ernſt und feſt an und ſagte ruhig: „Vater, das iſt von Gott, Du wirſt's nimmer hindern können, wir haben bis zur Stunde nie davon geredet, — geahnt hab' ich's wohl, nun weiß ich's ganz gewiß, wir müſſen Mann und Weib werden!" — Der Farmer antwortete nur mit einem kurzen Kopfnicken. In ſeinem Herzen hat er's ja längſt gedacht und auch gewünſcht, daß es ſo kommen möge. Denn Rudi hatte ſich bewährt bei der Arbeit, ſein Körper war gekräftigt, ſeine Bruſt breit und ſein Arm ſtählern geworden; er hatte ein klares, ſcharfes Auge, und aus dem Auge blickte ein wackeres, treues Mannesherz. Der Farmer Richard Poale in Weſtpoint wußte, daß er die Zukunft ſeiner Tochter keinem Beſſeren anvertrauen konnte, und wenn ſein Stündlein vorhanden, ruhig ſchlafen gehen konnte unter der breitgeäſteten Platane, neben ſeinem Weibe und Sohne.

„Jetzt gehen wir gleich heim", ſprach er, „wir müſſen Alles zum Aufbruch rüſten, Rudi muß gleich morgen fort. Der Brief iſt drei Monate unterwegs, was kann Alles in der Zeit vorgefallen ſein! In drei Wochen, will's Gott, iſt er drüben. Das Weitere findet ſich. — Abends, als der Mond klar und ſtill über die Baumwipfel in den Wald blickte, ſtanden die Beiden noch einmal zuſammen an den Gräbern. Es war ihnen Beiden ſo eigen um's Herz! ſie fühlten ſich ſo reich, ſo überſchwenglich reich in ihrer Liebe! es war ihnen wie Kindern am Weihnachtsabend, wenn plötzlich die Thüren ſich aufthun und all der Glanz ſie überfluthet, all die Herrlichkeit ſich vor ihnen ausbreitet! es iſt ihnen auch ſo plötzlich gekommen, — ſie haben's wohl geahnt, was hinter den ver-

ſchloſſenen Thüren ſich barg, nun aber ſtehen ſie in lauter Glanz und Herrlichkeit! — es iſt ihnen, als wäre das Auge zu ſchwach und das Herz zu enge, um Alles zu überſchauen und in ſich aufzunehmen!

Und jetzt, kaum im Beſitz, die Trennung! eine Trennung ganz auf's Ungewiſſe hin! — Aber das Mädchen hat nicht umſonſt das kleine Büchlein zu ihrem erſten und einzigen Leſebuch gehabt. Ihre Seele iſt ſtille und voll Zuverſicht! — „Du kommſt wieder!“ ſpricht ſie, „ich weiß es, Du kommſt ganz gewiß wieder! das „Wann“ ſteht in Gottes Hand! er wird's wohl machen!“ Und Rudi erkannte mit klarem Auge und feſtem Herzen ſeinen Weg, — er wollte ihn getroſt gehen! die Hoffnung regte ſich im jungen Herzen und er ſagte: „Wer weiß, vielleicht bringe ich Dir mein Mütterchen mit; und dann iſt Alles, Alles gut!“

Am anderen Morgen gaben ſie ihm das Geleite weit durch den Wald, und als ſie endlich ſcheiden mußten, da war's Fanny's letztes Wort: „Das Buch behalte ich, — das iſt mein und Dein — das bindet uns zuſammen für Zeit und Ewigkeit!“

5.

Heimkehr.

Das Menſchenherz erträgt wohl manchen harten Schlag, manch bitteres Leid, und wenn der Schlag gefallen, dann liegt's eine Weile am Boden, aber darnach richtet es ſich doch wieder auf und findet eine Ausſöhnung mit dem Leben.

Aber viel ſchlimmer iſt's, wenn man in beſtändiger Furcht und Erwartung dahinlebt, nun werde der Schlag fallen, und er fällt noch immer nicht; wenn bald Hoffnung ſich leiſe regt und bald Hoffnungsloſigkeit uns befällt, wenn immer wieder Täuſchung auf Täuſchung folgt und die Spannung der Ungewißheit, des Wartens und Harrens nimmer aufhört!

Das iſt wie das Nagen des Wurms, der heimlich im

Lebensmark ſitzt, — unaufhörlich bei Tag und bei Nacht! man fühlt den nagenden Schmerz an jedem Abend zuletzt, und kann nicht mehr ruhig ſchlafen, und man fühlt ihn an jedem Morgen zuerſt, und er weicht nicht vor des Tages Geräuſch, nicht vor des Lebens Arbeit und Mühe!

Da muß wohl zuletzt die Kraft ſich erſchöpfen und der Widerſtand nachlaſſen, — da ſinken die Hände und die Kniee straucheln, und die Seele wird müde, ach todtmüde!

So war's gegangen im Stübchen der Wittwe draußen vor dem Thore. Einen Brief hat ſie bekommen von ihrem Sohne, — keinen wieder, — ſie ſind alle verloren gegangen. Dieſer eine Brief hat ihr freilich Kunde gebracht von dem Jammer ſeines Herzens und Lebens, — ſeine Selbſtanklage, die bitteren Vorwürfe, die er ſich gemacht hat. Aber was nun weiter? — ſie hat ihm ſofort darauf geſchrieben, hat ihm das Herz geſtillt und getröſtet, ihm den Weg gezeigt, den er wandeln ſolle vor und mit ſeinem Gott, daß er wieder zurecht komme. Aber hat er je dieſen Brief bekommen und geleſen? — ſie hat gehofft während des ganzen vorigen Sommers, es kam keine Nachricht. Der Winter kam, der lange dunkle Winter mit ſeinen Nebeln und Stürmen, mit Froſt und Schnee! wie waren die Abendſtunden ſo einſam! ach, ſie durfte nicht mehr warten auf ſein ſpätes Kommen, nicht mehr auf ſeinen Gruß beim Eintreten! — die Augen waren ihr ſo matt und müde geworden, ſie konnte die Arbeit beim Lampenlicht nicht mehr vertragen. Da ſaß ſie denn oft lange, lange und beſchattete die Augen mit der Hand und dachte und dachte — bis ſie auffuhr und früh das Lager aufſuchte — da dachte ſie dann weiter, denn der Schlaf wollte nicht kommen.

Es war ein böſer, harter Winter, mit viel ſcharfen Oſtwinden, und im Stübchen wollte es gar nicht warm werden, weil der Oſtwind auch die Fenſter fand. Die fleißigen Hände waren oft ganz blau und ſtarr vor Kälte und ſie mußte ſich erſt am Ofen ein wenig erwärmen, ehe ſie weiter nähen konnte, und der Ofen war auch nur lau, denn mit der Feuerung mußte ſparſam umgegangen werden.

Im März kam eine Krankheit. Der Arzt ſagte, die Bruſt ſei angegriffen, der Huſten war ſehr quälend. Die Hausbewohner leiſteten die nöthige Pflege; drei Mal am Tage ſah man nach der Kranken und ſtellte ihr an's Bett, deſſen ſie bedurfte. Sonſt aber lag ſie allein — allein mit ihren Gedanken, Sorgen, Gebeten.

Allmälig ward's beſſer. Der Frühling kam und mit ihm auch ein Hoffnungsſchimmer. Aber wieder vergeblich, — es kam keine Nachricht!

Da ward das blaſſe Geſicht noch bleicher, und die Hände ſo mager, beinahe durchſichtig. Doch führten die Finger nach wie vor die Nadel!

Der Fabrikherr hatte von ihrer Krankheit gehört und 25 Thlr. Zulage geſchickt, auch verſprochen, ferner für ſie ſorgen zu wollen. Noth litt ſie nicht! — Wie dankbar war ſie für ſolche Güte! An einem ſtillen ſchönen Tage hatte ſie ſich aufgemacht, dem Manne ihren Dank zu bringen. Er hatte wohlwollend zugehört und dann gleich nach Rudi gefragt.

Mit Thränen hatte ſie ſagen müſſen, daß ſie ſchon lange ohne Nachricht wäre. Es ward ihr ſchwer das zu ſagen, und ſie klagte weiter gar nicht, meinte auch, es gingen ja viele Briefe verloren, er werde gewiß keine Schuld haben, ſie ſei feſt überzeugt, daß er ſich gebeſſert habe.

Darauf hatte der Fabrikherr Worte geſprochen, die ihr ſehr hart geſchienen, — Entſchuldigungen wollte er nicht gelten laſſen und meinte, der Junge habe es nicht um ſie verdient, daß ſie ſo treu ſei in ihrer Mutterliebe. —

Als ſie von dieſem Gange nach Hauſe gekommen war, fühlte ſie ſich ſehr erſchöpft, an Leib und Seele. Da ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb ihren letzten Brief, deſſen Inhalt wir erfahren haben.

Todesgedanken gingen ihr durch die Seele und ſie meinte, es ſei doch ſehr, ſehr bitter, wenn ſie aus der Welt gehen müſſe, ohne von ihm gehört zu haben. Doch gelang es ihr, ſich zur Ruhe zu beten und innerlich getröſtet zu werden.

Da fingen die Leute an zu ſagen, es gehe gewiß mit der blaſſen Frau zu Ende, und wenn die Blätter von den Bäumen fielen, werde es wohl vorbei ſein.

Die Blätter fielen von den Bäumen und die blaſſe Frau lag ſchon etliche Wochen ganz ſtill auf ihrem ſaubern Bette. Sie litt nicht gerade viele Schmerzen, ſie war nur müde, ſehr müde und ſchlug oft Stunden lang die Augen nicht auf, obwohl ſie nicht ſchlief. In ihrer Seele war ſie nun ganz mit ihrem Gott zufrieden, und ihre Hände lagen meiſt gefaltet auf der Bettdecke. — Es kam auch hin und wieder ein leiſer Schlummer über ſie, dann lächelte ſie im Traume und, wenn ſie erwachte, war ſie wie neu belebt, ſie träumte immer nur von ihrem Sohne, und immer ſah ſie ihn im Glücke. Er war ſo friſch und ſtark geworden, in ſeinen Augen las ſie ſo viel Gutes, ſie hatte es ja immer verſtanden, ihm Alles aus den Augen herauszuleſen, Böſes und Gutes!

Sie dachte jetzt gar nicht mehr daran, daß ſie ihn noch auf Erden wiederſehen, oder auch nur Nachricht von ihm bekommen werde, ſie hatte mit Allem abgeſchloſſen, und ſprach nur immer bei ſich: Ob hier oder dort, er ſteht in Gottes Hand und verloren iſt er nicht!

Der Zug brauſt in den Bahnhof. Es iſt der letzte Zug, die Gasflammen brennen ſchon auf dem Perron. Der Herbſttag iſt ſchon zu Ende. Nach allen Seiten hin vertheilen ſich die Reiſenden, die Omnibuſſe und ſonſtigen Wagen rollen der Stadt zu.

Einer von den Angekommenen eilt allen Andern vorbei. Es iſt ein junger, kräftiger Mann. Den Plaid hat er über die Schulter geworfen und den breitrandigen Filzhut tief in die Stirn gezogen. Einen kleinen, leichten Handkoffer trägt er in der Hand.

Er ſchlägt nicht den Weg ein zur Stadt, ſondern wendet ſich ſeitwärts durch die Anlagen, wo es den einzeln verſtreuten Häuſern zugeht, die vorm Thor liegen.

Wie hat er's ſo eilig — ſeine Schritte, die nicht klein ſind, werden immer raſcher. Er athmet ſo tief und unruhig, und ſein Auge ſchweift voraus, ob das Ziel noch immer nicht erreicht.

O wie iſt's dieſem Ankommenden ſo bange um's

Herz! wie ist ihm der letzte Theil der Reise so schwer geworden! — je näher das Ziel kam, immer banger und schwerer! — Was wird er finden? — wird ihn das Mutterauge noch begrüßen, und der Mutter Arm ihn umfangen, oder wird er nur an einem Grabe stehn und weinen? Da hat er gebetet, viel gebetet, es möge ihm nicht geschehen, wie er's wohl verdienet, denn es war ihm als könnte er das Leben nicht tragen, ohne den Segen dieser Mutter!

Jetzt eilt er den kleinen Hügel hinan. Die Fenster sind verhangen und ein mattes Licht schimmert durch. Die Hausthür öffnet sich ganz leise, die Zimmerthür ist nur angelehnt. Die Nachbarin ist eben hinausgegangen in die Küche, um etwas zu bereiten oder zu holen.

Unhörbar tritt der Fremde ein. Da liegt die Frau auf ihrem Bette, sehr blaß und still, aber sie lebt, er sieht's wie sie athmet, sie schlummert. Jetzt streicht sie sacht mit der Hand über die Stirn, die Augen bleiben geschlossen, die Hand sinkt über den Bettrand.

Der junge Mann thut einen tiefen, erleichternden Athemzug, als ob eine schwere Last ihm abgenommen wäre. Dann tritt er näher, wirft Hut und Plaid von sich und kniet nieder am Bette. Die Frau schläft ruhig weiter.

Er blickt sie an unverwandt, lange, lange — die Augen gehen ihm über, — die Seele ist versunken in Gebet, in Dank, in Hoffnung. — O, sie wird besser werden, — er wird sie mit hinübernehmen in die neue Heimath und sollte er sie tragen auf seinen Armen über den Ocean, er muß sie mit haben, daß sie sein Glück sehe und mit ihm glücklich werde!

Die Frau lächelt wieder im Traum! o welch' ein glückseliges Lächeln! Man sagt, wenn kleine Kinder im Schlafe lächeln, daß die Engel mit ihnen spielen — etwas Himmlisches muß auch dieser Träumenden an der Seele vorüberziehen, sonst könnte sie nicht so lächeln.

Der Mann, der am Bette kniet, sieht das Lächeln, da kann er sich nicht halten, er drückt einen warmen Kuß auf die bleiche, herabhängende Hand. Langsam schlägt die Frau das Auge auf, ihr Blick fällt sofort auf

den Knieenden und sie legt ihm leise ihre Hand auf's Haupt, in das weiche, dichte Haar. Dann schließt sie wieder ihr Auge. Traum und Wirklichkeit vermischen sich, sie meint zu träumen und will weiter träumen!

„Mutter! heißt es da, meine liebe, liebe Mutter!" — O wie sanft, wie weich ist die Stimme, man sollte kaum denken, daß es eines Mannes Stimme! — Und bei der Stimme öffnet die Frau weit ihre Augen, sie fährt sich mit der Hand über die Stirn, eine feine Röthe steigt in das weiße Antlitz und sammelt sich in zwei rothen Flecken auf den Backen.

„Rudi! flüstert sie, mein Sohn! mein Sohn! — so bist Du doch gekommen, gelobt sei Gott der Herr!" Da tritt die Nachbarin ein und erschrickt zuerst vor dem Fremden, den sie gar nicht hat kommen hören, bald aber erkennt sie ihn und schlägt die Hände zusammen. Mutter und Sohn aber kümmern sich nicht um sie. Kräftig hat die Kranke sich im Bette aufgerichtet, sie sitzt, wie sie lange nicht gethan, ihre klaren Augen glänzen in feuchtem Schimmer, sie ist schön wie in den Tagen ihrer Jugend mit den rothen Wangen. Den Arm hat sie um seinen Nacken gelegt und seinen Kopf dicht an sich herangezogen, er muß sie küssen mit dem Kuß seines Mundes, sie blickt ihm in seine Augen, in die heißgeliebten Augen, die ihr so viel Freud' und Mutterlust in's Herz geschickt, — gelobt sei Gott, sie liest sich Gutes heraus aus diesen Augen! sie legt ihre Hand auf sein Herz, als müßte sie an seinem Schlage fühlen was in diesem Herzen lebt, was er liebt, was er betet!

Und Rudi ist glücklich, so glücklich als nur ein Menschenherz sein kann. In seinen beiden, starken Armen hält er die kranke Frau, seine Lippen strömen über von lauter Worten der Liebe, von Versicherungen besserer Treue, von Bitten und Flehen um Vergebung, von Hoffnungen künftiger, besserer Tage! — Er erzählt seine Schicksale, erzählt von dem Blockhaus im Walde, von seiner Liebe jungem Glück! er richtet Fanny's Grüße aus, er malt ihr Bild mit frischen, glühenden Farben und Worten! — er verkündet von dem Büchlein und dem wundervollen Segen den es gestiftet! Er sagt: mein Mut-

terherz, Du hast mich doch gehalten, wie Du mich hieltst am Gängelbande, ich konnte Dir doch nicht entlaufen, auch nicht jenseits des Meeres!

Die kranke Frau hat gehört, gehorcht, gelauscht auf sein Wort, — zuerst hing ihr Blick an seinen Lippen, sie verwandte kein Auge von ihm, ihre Seele saugte es ein, Alles, Alles, was er sagte, wie himmlischen Thau.

Allmälig aber erlosch der Glanz in den Augen, wie die Sterne erlöschen, wenn die Sonne aufgeht, die trügerischen Rosen in den Wangen erbleichten, das Haupt sank sanft und leise an seine Brust, sie athmete so leicht, ihr war so unaussprechlich wohl, — als er sagte von dem Bande zwischen ihr und ihm, da nickte sie sacht und hauchte: „Ja, ja, am starken Faden", — dann sagte sie gar nichts mehr, legte ihren Kopf zurecht an seiner Brust, wie zum langen, schönen Ausruhen.

Rudi erzählte weiter. Dann dachte er, sie ist wohl wieder eingeschlafen, aber er rührte sich nicht, damit sie nicht erwache. Welch ein Glück ist es ihm, ihr liebes Haupt an seiner Brust zu halten! — Dann küßt er leise ihre Stirn. Die Stirn ist eiseskalt — — sie ist hinüber!

Das nenn' ich seliges Sterben! Eine kurze Stunde ist es nur gewesen, seit der Mann an ihrem Bette gekniet, aber solche Stunde wiegt ein ganzes schmerzensreiches Menschenleben auf; — solche Stunde ist erfüllt von dem Vorschmack himmlischen Glücks aus der seligen Ewigkeit! Gelobt sei Gott!

Wieder hatte die „Thuringia" den Atlantischen Ocean durchschnitten, und landete wohlbehalten ihre zahlreichen Passagiere an den Ufern der neuen Welt.

Unter den Ankommenden befand sich auch Rudi. Ernst und still betrat er zum zweiten Mal den amerikanischen Boden, der Trauerflor an Arm und Hut erklärte den stillen Ernst seines schönen männlichen Antlitzes.

Da leuchtet es wie heller Freudenschein über dieses Antlitz hin, — sein spähendes Auge hat zwei Gestalten

entdeckt, welche ſich durch die Menge ihm entgegen drängen. Es iſt der Farmer mit ſeiner Tochter Fanny.

Nach wenig Tagen ſchon fährt der Eiſenbahnzug die drei Reiſenden dem Weſten zu, Judi und Fanny als ein glückliches junges Ehepaar.

Das Blockhaus bot freilich keinen äußeren Comfort irgend welcher Art, und doch erſchien es den beiden glücklichen Menſchen in Wahrheit jetzt erſt als ein sweet home, und als ſie ſeine Schwelle überſchritten, flüſterte Judi jenem Weibe in's Ohr:

„Der Mutter Segen baut den Kindern Häuſer."

11. Anekdote.

Wer Soldat gewesen ist, der weiß auch, daß vor jeder Hauptwache sich ein sogenannter „Posten vor dem Gewehr" befindet, d. h. eine Schildwache, welche vor den Gewehren, die gewöhnlich draußen vor dem Wachtlokale aufgestellt sind, hin und her patrouilliren muß, während die übrigen Wachtmannschaften, sofern sie nicht auswärts auf Posten stehen, in der Wachtstube sich aufhalten, aber jeden Augenblick bereit sein müssen, in's Gewehr zu treten, sobald die Schildwache draußen ihr „Wach' heraus!" hören läßt.

Für den „Posten vor dem Gewehr" wählt man gewöhnlich ältere, zuverlässige Leute, oder doch solche, die, wie der Soldatenausdruck lautet, gut „eingefuchst" sind. Denn da vor der Hauptwache gibt es, zumal in größeren Garnisonsstädten, wo viele Offiziere vorbeikommen, fast alle paar Minuten „Honneurs" zu machen, d. h. das Gewehr anzufassen, zu präsentiren oder gar „Heraus" zu rufen, je nachdem der Rang des vorübergehenden Offiziers ist. Drum muß der, welcher da auf Posten steht, seinen Kopf und seine Augen auf dem rechten Flecke haben, wenn er nichts versäumen und sich keine Strafe zuziehen will. Ein Ziel, mit Verlaub zu reden, ist da nicht wohl zu gebrauchen. Kommt aber doch vor, daß auch solche „vor's Gewehr" gestellt werden, wie nachfolgendes Stücklein beweist.

Vor der Hauptwache in einer böhmischen Festung stand einmal um die Mittagszeit ein eben eingekleideter, neugebackener, blutjunger Rekrut. Die Mutterpfennige, welche er mitgebracht, hatten ihm den Unteroffizier zum Freunde gemacht, und er hatte es bei demselben dahin gebracht, daß er statt auf einen langweiligen Außenposten, wo nichts zu hören und zu sehen war, vor das Gewehr postirt wurde, wo es allerdings für einen Dorfbuben, wie unser Rekrut einer war, jeden Augenblick etwas Merkwürdiges zu sehen gab, da sich hier der ganze Verkehr vorbei drängte. Haarscharf hatte ihm der Unteroffizier eingeprägt, was für verschiedene Honneurs er vor

jedem einzelnen Offizier zu machen habe, und ihm die größte Aufmerksamkeit anbefohlen, indem er im Hintergrunde als die Folge eines sträflichen Versehens so und so viele Strafwachen erblicken ließ. Es war auch bis jetzt noch gut gegangen, und der Herr Unteroffizier, der sich anfangs eine Zeit lang in der Nähe des Rekruten gehalten hatte, saß jetzt ruhig und sorglos drinnen beim Mittagessen.

Das Bürschlein ist auch wirklich auf seiner Hut und seine neugierigen, blauen Augen blitzen wie die blanken Knöpfe an seiner funkelnagelneuen Uniform.

Da erscheint plötzlich der Commandant der Festung, vor welchem „heraus" gerufen werden muß. Als unser Neugebackener den erblickt, macht er flugs links um, schreitet stramm auf seinen Posten neben dem Schilderhaus — und präsentirt.

„Warum rufst du nicht „heraus"!" schnauzt ihn der General an, indem er auf ihn zutritt und ihn mit seinen stechenden grauen Augen zornig anblitzt.

Einen Augenblick starrt der Rekrut den hohen Vorgesetzten verblüfft an, dann faßt er sich und erwidert im treuherzigsten Tone von der Welt:

„Ei schaun's, Herr General, es nutzt ja halt doch zu nix, sie sitzen da drinnen eben Alle beim Essen."

Diese Antwort, sowie der treuherzige Ton und das ehrliche Gesicht des Burschen, der seine Kameraden nicht glaubt beim Essen stören zu dürfen, wirkten so ungemein belustigend, daß der General fast in ein lautes Gelächter ausgebrochen wäre. Mit Mühe verbiß er sich dasselbe, drehte sich mit einem barsch sein sollenden: „Esel!" kurz um und schritt in die Wachtstube, wo die Kameraden gerade beim Essen sitzen sollen. Was er dort gemacht hat, und ob er etwa dem Herrn Unteroffizier eine Schmeichelrede über die gute Besetzung des Postens gehalten, hat der Erzähler nicht erfahren können, möcht's aber kaum glauben. Denn als er nach einigen Minuten in Begleitung des Wachhabenden wieder heraustrat, machte der Herr Unteroffizier ein Gesicht, daß man einen von den neuen Meterstäben gebraucht hätte, um es auszumessen.

O du armer Rekrut!! — —

12. Räthsel.

Ich bin ein winziges Thierchen nur
Doch bringe ich großen Nutzen;
Denn in der großen, weiten Natur
Muß ich helfen die Wege putzen.
Mit Werkzeug wird von mir nicht geschafft,
Ich brauch weder Besen noch Schippe,
Ich zwing's allein durch die Hülfe und Kraft
Meiner zahlreichen, fleißigen Sippe.
In wimmelnden Schaaren kommen wir an
Und heben und tragen und schieben,
Und haben mit Fleiß wir die Arbeit gethan,
Ist kein Schmutz mehr liegen geblieben.
Doch leben wir nicht von Schmutz und Koth,
Ein ekles, unreines Gezüchte,
Wir lieben vielmehr zum täglichen Brod
Den Honig und süße Früchte.
Nur theilen wir brüderlich allemal,
Was wir auch haben gefunden,
Und sind, ob Tausende an der Zahl,
Doch stets in Eintracht verbunden.
Wir wohnen zusammen in Einem Haus,
Vereinet im tiefsten Frieden,
Ob Tausende gehen ein und aus,
Hat Streit uns niemals geschieden.

Doch wer sich mit uns begibt in Streit,
Wird bitter es stets beklagen
Wir fügen ihm zu gar arges Leid
Von den Füßen bis zu dem Kragen.

* * *

Kürz' meinen Namen um Ein Zeichen,
Gleich hast du ein ganz andres Thier,
Das aus dem niedrigen Revier
Der Erde in die Luft wird steigen.
Es tauscht den schwarzen Rock behende
Mit einem hellen, bunten Kleid,
Es untersucht mit Emsigkeit
Die Bäume und die alten Wände.
Dort sucht's sein Mahl mit scharfem Blicke
Und stellt ihm nach mit scharfer Wehr.
Doch sei's gesagt zu seiner Ehr',
Es thut's, o Mensch, zu deinem Glücke.
Denn, was es speist, ist Ungeziefer,
Das dir Verlust und Schaden droht.
Drum brich ihm auch von deinem Brod,
Wenn Winterschnee wird immer tiefer.

Es iſt Keiner ſo fein Gold, er hat einen Zuſatz.

So ſagt die Weisheit auf der Gaſſe und ſpricht damit eine zwar traurige aber auch unzweifelhafte Wahrheit aus. Um ſie zu verſtehen, mußt du aber vorher wiſſen, daß das Gold ſo, wie es von Natur iſt, wie es die Goldgräber in Californien oder Auſtralien in der Erde finden (oder doch ſuchen!) weder von dem Goldſchmiede zu Schmuckſachen verarbeitet, noch in der Münze zu Geld geſchlagen werden kann. Es muß dazu erſt einen Zuſatz von Kupfer oder Silber erhalten, der mit ihm zuſammengeſchmolzen wird. Je größer nun dieſer Zuſatz genommen wird, deſto weiter reicht natürlich eine kleine Portion Goldes, deſto mehr Schmuckſachen oder Geld kann man davon ausbringen, aber freilich deſto weniger fein iſt auch das Gold und deſto weniger werth. Wenn manch Einer, der ſich für ſchweres Geld ein goldenes Ringlein oder eine goldene Uhrkette eingehandelt hat, genau wußte, wie viel eigentlichen Goldwerth er am Finger trägt oder auf der Weſte baumeln hat, er würde

Zetermordjo ſchreien über den ſpitzbübiſchen Goldſchmied. Item, es glänzt aber doch und — viel Wiſſen macht Kopfweh!

Auf dieſer Eigenſchaft des Goldes beruht nun das Sprüchwort, welches behauptet, es ſei mit den Menſchen gerade ſo, wie mit dem Golde, es ſei Keiner ſo feines Gold, er habe einen Zuſatz. Was ſoll das nun aber heißen? Offenbar dieſes: Es iſt kein Menſch, auch der beſte nicht, ohne Mängel und Fehler. Scheint er auch äußerlich noch ſo rein, ſo fein, ſo edel, ſo fehlerlos, als wäre Alles an ihm pures, lauteres Gold, der Schein trügt. Irgendwo ſteckt der Zuſatz bei ihm und kommt auch ſeiner Zeit ſicher zum Vorſchein, ebenſowohl wie bei ſo manchen Sorten von Goldſtücken, auf denen die Geſichter der Landesherrn, die ſie haben ſchlagen laſſen, mit der Zeit ganz roth werden, wie man zu ihrer Ehre annehmen will: aus Scham darüber, daß ſie in ihren Münzſtätten dem Golde ſo gar viel Kupfer haben zuſetzen laſſen.

Nun denkſt du vielleicht bei dir: Wenn das der Sinn des Sprichwortes iſt, ſo ſagt daſſelbe wahrlich nichts Neues. Denn ganz daſſelbe behauptet ſchon der alte Gottesmann Hiob, wenn er über die Menſchenkinder fragt: Wer will einen Reinen finden bei denen, da Keiner rein iſt? — und jeder Menſch, der einige Lebenserfahrung gewonnen hat, wird ganz das Nämliche behaupten.

Aber, lieber Freund, das Sprüchwort ſoll und will ja auch nichts Neues ſagen. Es will nur, wie ausdrücklich darüber ſteht, „altes Gold“ zum Vorſchein bringen und daſſelbe nur ein wenig reiben und poliren, daß es wieder in ſeinem hellen Glanze leuchtet.

Du hältſt indeß vielleicht auch das für unnöthig, indem du denkſt, die Wahrheit, die das Sprüchwort ans Herz legen will, liege ſo offen am Tage und werde durch die tägliche Lebenserfahrung ſo feſt beſtätigt, daß es wohl kaum nöthig ſei, beſonders darauf hinzuweiſen und es ſeien Hunderttauſende, denen das Gold, was

darin ſteckt, ſchon ſo helle in die Augen geglänzt habe, daß ihnen das Augenwaſſer darüber kam.

Nun gut, wenn du das vielleicht auch aus eigener bitterer Erfahrung herausſagen kannſt, dann iſt für dich das Sprüchwort am Ende überflüſſig. Es müßte denn ſein, daß du dich ſelber für feines Gold hielteſt, das keinen Zuſatz habe. Denn alsdann haſt du fürwahr alle Urſache, das Sprüchwort zu bedenken und es dir recht tief in das ſtolze Herz und in den verblendeten Sinn zu ſchreiben.

Aber wie Viele ſind, denen noch keine ſo reiche Lebenserfahrung zur Seite ſteht wie dir, oder die zu der traurigen Sorte von Menſchen gehören, welche durch Erfahrung niemals klug werden wollen. Und wie iſt's doch für dieſe ſo nöthig, das alte Gold des Sprüchwortes recht helle zu reiben, daß ſie ſeinen Glanz ſehen!

Höre nur einmal.

Da hat einer einen guten Freund gefunden, mit dem er raſch Ein Herz und Eine Seele geworden iſt. Er theilt ihm ſeine innerſten Gedanken mit, weiht ihn in ſeine tiefſten Geheimniſſe ein, hat vor ihm durchaus kein Hehl. Denn der gute Freund iſt ſo theilnahmsvoll, ſo verſchwiegen, ſo goldtreu, daß er meint ihm vertrauen zu können, wie ſich ſelber. Er hat ſich am Ende ſogar ſchon als Freund in der Noth bewährt, ſo daß an ſeiner Treue und Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln iſt. Gut. Ueber eine Weile wird aber der Vertrauensvolle inne, daß nicht bloß er und der gute Freund um die anvertrauten Geheimniſſe wiſſen, ſondern auch noch Dieſer und Jener und Der. Wie iſt das gekommen? Ja nun, der gute Freund hat eben nicht ſchweigen können; er hat bei all ſeiner Goldtreue einen Zuſatz: er iſt eine Plaudertaſche. Der vertrauensſelige Freund aber mag von Glück ſagen, wenn er durch das Ausplaudern ſeiner Geheimniſſe zu dem Aerger nicht auch noch allerlei Schaden und Nachtheil erfährt.

Da iſt ein Anderer, der hat eine Braut, die, wie ſo ziemlich alle Bräute, ein „leibhaftiger Engel" iſt. Alles an ihr, wenn auch nicht auswendig, ſo doch inwendig,

„lauter purinzig Gold" wie bei der jungen Gemahlin des Veitel Hirsch im vorigen Jahrgang der Spinnstube. Gut. Die Heirath geht vor sich. Während der „Flitterwochen" hält das Gold noch vor, wenn es auch schon ein wenig rother zu scheinen anfängt und merken läßt, daß es gerade kein 24karätiges ist, sondern höchstens 12karätig. Hernach aber? Ja da kommt allmählig der Zusatz immer mehr zu Tage und wohl dem enttäuschten Ehemanne, wenn der Zusatz statt nach dem „Engel", nicht etwas gar zu stark nach dem Teufel schmeckt, sei es nun der Putzteufel oder der Schmutzteufel, der Zankteufel oder der Geizteufel.

Doch es mag genug sein an diesen zwei Exempeln, von denen das zweite zeigt, daß das Sprüchwort, wenn es auch nur von dem männlichen Geschlechte redet, doch auch bei dem weiblichen seine Wahrheit hat. (Nichts für ungut, geneigte Leserin!)

Und nun die Lehre, welche aus dem Sprüchworte zu ziehen ist? Es ist die alte: Trau, schau, wem! Hüte dich also, irgend Jemand in der Welt, und wäre es selbst deine Braut, für ganz feines Gold zu halten, das gar keinen Zusatz habe; laß dich besonders durch den äußeren Schein nicht berücken und begeistere dich nicht zu schnell für Jeden, der dir bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft wohlgefällt! — Nicht, daß du den Polizeigrundsatz haben solltest, Jedermann für einen Spitzbuben zu halten, bis er sich durch Paß und Karte, durch Brief und Siegel als einen ehrbaren Menschen legitimirt hat; aber ebensowenig sollst du Jemand unbesehen und ungeprüft gleich für ganz feines Gold ansehen und annehmen und ihm dein volles, rückhaltloses Vertrauen schenken.

Sollte aber Einem diese Lehre lieblos vorkommen, und eines Christenmenschen unwürdig, so bedenke derselbe doch, daß auch der Apostel Johannes, der doch der Apostel der Liebe heißt, ausdrücklich räth: Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister! — und daß der Herr Jesus selbst, allerdings mit ganz bestimmter Beziehung auf die falschen Propheten, den Rath gibt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, also auch erst prüfen.

Es wäre ja freilich viel ſchöner in der Welt, wenn ſolche Vorſicht bei Beurtheilung der Menſchen überflüſſig wäre, wenn man ſich, ohne Schaden und bittere Erfahrungen befürchten zu müſſen, immer rückhaltlos dem Zuge des Herzens hingeben könnte. Aber es iſt einmal leider ſo in der Welt, und wird auch ſo bleiben, bis droben alle Schwachheit um und an uns von uns ſein wird abgethan, daß das Sprüchwort Recht behält: Es iſt Keiner ſo fein Gold, er hat einen Zuſatz.

Deßhalb: Trau, ſchau, wem!

Verlag von **Julius Niedner** in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boerenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boerenleben im Caplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte — **Eine Kurfurstenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Dornrosa und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus den Jahren 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Fry). Ein weib-

liches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Zahnrezeptbuch.** Eine Geschichte. — **James Watt, der Erfinder.** Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Pomerode.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß Rodbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlackſen.** Eine Isländische Geschichte. — **Hulma, die Perlauerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberkolle oder der Herr verläßt die Seinen nicht.** Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach Mittheilung eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibjäger.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Kreuz.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghasuah oder Sklavenjagd im Sudan,** unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordilleren de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Guerlero.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Anget de Montzon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. O. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichskrei-**

herr vom Stein, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrkran von Hestrich**. Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan**. Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen**. Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Piebenow von Wichlen**. Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neidhardt von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Fenrige Kohlen**. Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im kühlen Thale**. Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege**. Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Ulin Ganzfreund von Straßburg**. Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand**. Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst**. Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Würges**. Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise**. Eine grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch**. — **Prinz Wilhelm von Oranien**.

97 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. — Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 7½ Sgr. = 24 kr. rh.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, soweit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen,

als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 10 Sgr.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 15 Sgr.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 10 Sgr.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung. Preis 10 Sgr.

Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben erzählt. Von **W. O. von Horn.** Vierte Auflage. Mit 5 Stahlstichen. Gebunden 18 Sgr.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thierwelt.

Von Dr. Karl Oppel.

40 Bogen groß 8° mit 24 Tafeln in Tondruck. Prachtvoll gebunden. Preis Thlr. 3.

Ein Werk, das nicht im trocknen Tone der Wissenschaft belehren will, sondern in der unterhaltenden und fesselnden Form einzelner Erzählungen. Nicht das gelehrte System ist hier die Hauptsache, sondern die anschauliche Schilderung, wie die Thiere leben, ihre Nahrung suchen, sich vertheidigen; wie sie die merkwürdigsten Züge von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, von Muth und Aufopferungsfähigkeit, wie von Bosheit und Rachsucht, von List und Verschlagenheit zeigen, und wie sie der Mensch nützt und sich dienstbar macht. Das Buch wird in der Hand des Lehrers wie in der des Schülers dienen, den naturhistorischen Unterricht zu beleben und anziehend zu machen, wird ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Lesebuch für die Jugend, Familie und das Haus sein und das Interesse für die Thierwelt in allen Lesern anfachen. Dazu bietet es ein reiches, jahrelang gesammeltes Material und wird ohne Zweifel manchen Leser zu eigenen Beobachtungen anregen.

Die Goldene Fibel

durch

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Elegant gebunden. **Zweite unveränderte Auflage. Preis Rthlr. 1.**

Deutsche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unser Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen ist. Auch die Lehrer werden dieses reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der Kleinen willkommen heißen. Für den ersten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lehrstoff.

Druck von Klimsch & Co. in Frankfurt a. M.

Kunstdruck v. Carl Mayers Kunstanstalt in Nürnberg.

Zur Erzählung:

Die Fuchsmühle.

von Armin Stein

Verlag von Julius Riedner in Wiesbaden

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1876.

Begründet

von

W. H. von Horn.

(Wilhelm Oertel.)

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Einunddreißigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten, gezeichnet von Ferd. Allmsch.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Druck von Klimsch & Co., Frankfurt a. M.

Inhalt.

Seite

Kalender für 1876.

1. Gott zum Gruße. (Mit zwei Vignetten.) 1
2. Auflösung der Räthsel. (Mit zwei Vignetten) 12
3. Mein Schneider, Erzählung v. E. Frommel. (Mit sechs Vignetten) 15
4. Anekdote 48
5. Altes Gold. (Mit Vignette.) 50
6. Silbenräthsel. (Mit Vignette.) 55
7. Heinrich Haage. Eine Geschichte aus der Zeit der Freiheitskriege. Nach Mittheilungen von M. Hofer. (Mit zehn Vignetten.) 57
8. Buchstaben-Räthsel. (Mit Vignette.) 145
9. Anekdote 147
10. Altes Gold. (Mit Vignette.) 149
11. Die Fuchsmühle. Eine Geschichte aus der Franzosenzeit von Armin Stein. (Mit neun Vignetten.) 152
12. Anekdote 196
13. Räthsel 196

Kalender 1876.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1876ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet.

Es ist ein **Schaltjahr** von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen und beginnt am 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1875 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Donnerstag dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1876 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1877 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt, nach der sogenannten byzantinischen Zeitrechnung, deren sich die römischen Kaiser in Constantinopel bedienten. Sie setzt dabei die Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7384stes Jahr mit dem 1. September alten, oder 13. September neuen Stils unseres 1875sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Zeitrechnung bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich jedoch unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre auch seit Erschaffung der Welt, deren Eintritt sie aber später annehmen als die griechische Kirche; denn sie beginnen am 30. September 1875 erst ihr 5636stes Jahr, als ein überschüssiges Gemeinjahr von 355 Tagen. Am 19. September 1876 beginnt also ihr 5637stes Jahr, welches ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen ist und mit dem 7. September 1877 endet. Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 10. März 1876. — 2. Das **Passahfest**, welches am 9. April beginnt und am 16. April endet. Strenge gefeiert werden aber nur die beiden ersten und letzten Tage, also der 9. und 10., sowie der 15. und 16. April. 3. Das **Wochenfest** fällt auf den 29. und 30. Mai. — 4. Das Fasten wegen **Zerstörung des Tempels** geschieht am 30. Juli. — 5. Das **Neujahrsfest** wird am 19. und 20. September gefeiert. — 6. Das **Versöhnungsfest** fällt auf den 28. September. — 7. Das **Laubhüttenfest** beginnt am 3. und endet am 10. October, aber nur der 3. 4. und 10. October werden strenge gefeiert. — 8. Das Fest der **Gesetzesfreude** folgt sogleich am 11. October.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mu-

hamed's Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 7. Februar 1875 ihr 1292stes und am 28. Januar 1876 ihr 1293stes Jahr.

Das Jahr 1876 ist

seit Christi Geburt nach Dionysius	das	1876ste
„ Christi Tode	„	1843 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1893 „
„ Erfindung des Geschützes und Pulvers	„	436 „
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	436 „
„ der Entdeckung Amerikas	„	385 „
„ der Erhebung des Königreichs Preußen	„	176 „
„ Wil elms I., Königs von Preußen und deutschen Kaisers, Geburt	„	79 „
„ Antritt seiner Regierung	„	15 „
„ Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	5 „

Von den **Jahreszeiten** 1876.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 7 Uhr Morgens.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkte am Nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni, Morgens 3 Uhr.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 22. September um 6 Uhr Nachmittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt nämlich am 21. Dezember um 12 Uhr Mittags.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1876.

Im Jahre 1876 finden 2 Sonnen- und 2 Mondfinsternisse auf der Erde überhaupt statt; es werden jedoch nur die beiden Mondfinsternisse, und von diesen die erste auch nur kurze Zeit nach ihrem Beginne, in unsern Gegenden sichtbar sein.

Die erste **Mondfinsternis** ist eine partiale und findet in den Vormittagsstunden des 10. März statt. Sie ist sichtbar in Amerika und in der westlichen Hälfte Europas und Afrikas. Im östlichen Theile Deutschlands kann die Finsternis nur sehr kurze Zeit gesehen werden, weil der Mond bald nach dem Beginne derselben untergeht. Für Köln beginnt sie 5h 2m Vorm. und ist nur 46 Minuten sichtbar; für Straßburg beginnt sie 4h 2m Vorm. und ist nur

41 Minuten sichtbar; für Berlin beginnt sie 6$_{11}$ Vorm. und ist nur 21 Minuten sichtbar; für Hannover beginnt sie 9$_{01}$ Vorm. und ist 36 Minuten sichtbar.

Die erste **Sonnenfinsterniß** ist eine ringförmige und findet am 25. März in den Abendstunden Statt. Sie beginnt auf der Erde überhaupt um 6$_{00}$ Uhr mittlerer Berliner Zeit mitten im stillen Ocean und erreicht ihr Ende um 11$_{00}$ Uhr im östlichen Canada; sie wird fast in ganz Nordamerika zu sehen sein, jedoch als eine ringförmige nur in einem Theile dieses Erdtheils.

Die zweite **Mondfinsterniß** ereignet sich am Spätabend des 3. September und ist eine partiale. Sie ist sichtbar in Australien, Asien, Europa, Afrika und Südamerika. Die Dauer der Finsterniß beträgt 3^{h}, Stunden und die Mitte derselben tritt für unsere Gegenden etwa 3^{h}, Stunden nach Aufgang des Mondes ein. Für Köln beginnt sie um 8$_{00}$ Uhr und endet um 10$_{00}$ Uhr; für Straßburg beginnt sie um 8$_{00}$ Uhr und endet um 11 Uhr; für Berlin beginnt sie um 9$_{0}$ Uhr und endet um 11$_{00}$ Uhr; für Hannover beginnt sie um 8$_{00}$ Uhr und endet um 11$_{00}$ Uhr.

Die zweite **Sonnenfinsterniß** ist eine totale und findet in den späten Abendstunden des 17. September Statt. Sie beginnt um 9$_{00}$ Uhr mittlerer Berliner Zeit auf den Inselgruppen des stillen Ocean und endet am 18. September um 1$_{00}$ Uhr Morgens, etwa 25 Grad westlich vom Cap Horn. Als eine totale ist sie auf dem Festlande gar nicht zu sehen, und für Australien und Neu-Guinea ist die Sonne bei Anfang der Finsterniß eben erst, theilweise noch gar nicht aufgegangen.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königsgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Wochentage.	Januar 1870.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen:
		2. Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes besteht und: „Es trete ab von U					
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel Gal. 3, 23—29.							
Smst. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,1	4,0	|	9,1 N	
2. Woche: Von der Flucht Christi nach Egypten: Matth. 2, 13—23. — Epistel: 1 Petri 4, 19—							
Sonnt. 2	**nach Neujahr** (Makarius)	Abel, Seth	8,1	4,1		10,16	
Mont. 3	Genovefa	Henoch	8,1	4,0		11,22	
Dien. 4	Titus	Zacharias u. Elisabeth	8,0	4,0			☽ 4 U Abend erstes Vi
Mitt. 5	Eduard	Simeon u. Hannah	8,0	4,10		12,0 M	
Donn. 6	**Heilige 3 Könige** Epiphanias	Erscheinung Christi	8,10	4,10		2,13	
Freit. 7	Reinold	Widukind	7,59	4,12		3,41	
Smst. 8	Gudula	Severinus	7,59	4,13		5,11	
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—							
Sonnt. 9	**1. n. Epiphanias** (Julian)	Kathar. Zell	7,58	4,16		6,21	
Mont. 10	Paulus Eins.	Paul. v. Theben, Eins.	7,58	4,17		7,46	
Dien. 11	Hygin	Ernst d. Bekenner	7,57	4,19			☽ 7 U Morgen Vollmon
Mitt. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,57	4,20	5,40 N		
Donn. 13	Hilarius	Hilarius, B. v. Poitiers	7,56	4,21	7,10		
Freit. 14	Felix	Felix v. Nola	7,56	4,22	8,42		
Smst. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,56	4,23	10,0		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.			
1.	8 St.	5 M.	—		15 St.	55 M.		
6.	8 „	14 „	—		15 „	46 „		
11.	8 „	23 „	—		15 „	37 „		
16.	8 „	33 „	—		15 „	27 „		
21.	8 „	45 „	—		15 „	15 „		
26.	8 „	59 „	—		15 „	1 „		
31.	9 „	13 „	—		14 „	47 „		

Der **hundertjährige Kalender** prophezeit für Den, der es glauben will, für den Januar folgendes Wetter:

Im Anfang kalt, trübe und regnerisch; am 16. eisig und kalt bis auf etliche Tage; vom 20. — 27. Schne dann Regenwetter mit Schnee bis zu Ende des Monats.

Bauern-Regeln.

Wenn die Tage beginnen zu langen,
Dann kommt der Winter gegangen.

Neujahrsnacht still und klar
Deutet auf ein gutes Jahr.

Giebt's im Januar viel Regen
Bringt's den Früchten keinen Segen.

ochen-egr.	Januar 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
d hat dieses Siegel: „Der Herr kennet die Seinen“ gerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.“							
Woche:		Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.					
ni. 16	2. n. Epiphanias (Marcellus)	Georg Spalatin	7,23	4,25	11,12		
nt. 17	Antonius	Antonius	7,24	4,27	—		
en. 18	Prisca Krönungstag	Matth. Claudius	7,25	4,29	12,28 M	♌ ♍ ♎	C 10 Uhr Vorm. letztes Viert.
tt. 19	Marius	Babylas, Elisab. v. Dän.	7,27	4,30	1,46	♏	
nn. 20	Fab. Sebast.	Fabian	7,28	4,31	2,55		
eit. 21	Agnes	Agnes	7,31	4,32	4,2		
ist. 22	Vincentius	Vincentius v. Sarag.	7,30	4,33	5,11		
Woche:		Von dem Aussätzigen und Ehebrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.					
ni. 23	3. n. Epiphanias (Maria Vermähl.)	Hans Sachs	7,32	4,34	6,22	♑	
nt. 24	Timotheus	Timotheus	7,34	4,35	7,5	♒	
en. 25	Bertram	Pauli Bekehrg.	7,35	4,36	7,43	♓	
tt. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,36	4,37	—	♈	
nn. 27	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,38	4,39	8,20 M	♉	● 3 Uhr Nachm. Neumond.
eit. 28	Karl d. Große	Karl d. Große	7,39	4,40	8,51	♊	
ist. 29	Franz v. Sales	Samuel u. Hannah	7,40	4,41	9,8	♋	
Woche:		Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23—27. — Epistel: Röm. 13, 8—10					
ni. 30	4. n. Epiphanias (Adelgunde)	Bathilde	7,41	4,42	—	♌	
nt. 31	Ludovika	J. M. Meysart	7,42	4,43	9,20	♍	

aus-, Feld- u. Gartenkalender für den Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß für die Frühjahrsarbeit in gutem nde sei, entwerfe einen genauen tschaftsplan für das neue Jahr und gute landwirthschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und samen gedroschen, und das im Freien bewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und te reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haus-alten werden, damit es in der Arbeits-zeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Composthaufen an und fahre bereits umgestochenen Compost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Aecker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, und gedüngt, auch von dürren Aesten und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Wochentage.	Februar 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
		Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch und wohnte Herrlichkeit als des eingeborn					
Dien.	1	Ignatius	Ignatius v. Ant.	7,07	4,50		11,30 V.
Mitt.	2	Mariä Reinig. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,06	4,51	♌	—
Donn.	3	Blasius	Anschar	7,05	4,52	♌	1,28 M.
Freit.	4	Veronika	Rabanus Maurus	7,03	4,53	♍	2,26
Smst.	5	Agathe	Ph. Jac. Spener	7,02	4,54		4,16
		5. Woche: Vom Unkraut unter dem Weizen: Matth. 13, 24—30. — Epistel: Colo					
Sonnt.	6	3. n. Epiphanios (Torotheus)	Amandus	7,01	4,55		5,20
Mont.	7	Rembertus	Ottfried. G. Wagner	7,00	5,0	♎	6,22
Dien.	8	Auscharius	Maria Andreä	7,07	5,1	♎	7,0
Mitt.	9	Apollonia	Joh. Hooper	7,05	5,3		
Donn.	10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,04	5,4	6,11 A.	♏
Freit.	11	Desiderius	Ph. v. Mornay	7,02	5,7	7,02	♏
Smst.	12	Eulalia	Märt. d. heil. Bücher	7,01	5,8	8,01	♐
		6. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1. Cor. 9, 24—10,					
Sonnt.	13	Septuage (Giseleer)	Chr. Fr. Schwarz	7,00	5,10	10,7	
Mont.	14	Valentinus	Brun v. Querfurt	6,57	5,12	11,04	♑
Dien.	15	Faustinus	Hugo v. St. Victor	7,10	5,14	—	♑
Mitt.	16	Juliane	Didymus	7,08	5,16	12,00 M.	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.		
1.	9	St.	15	M. —	14	St. 45	M.
6.	9	„	31	„ —	14	„ 29	„
11.	9	„	48	„ —	14	„ 12	„
16.	10	„	6	„ —	13	„ 54	„
21.	10	„	25	„ —	13	„ 35	„
26.	10	„	44	„ —	13	„ 16	„

Der **hundertjährige Kalender** prophezeit: Der Anfang des Februar ist trübe und regnerisch; vom 9. bis 14. schön und lieblich; darauf drei Tage Schnee, wonach Kälte und strenger Frost eintritt; den 21. regnet und tieselt es, darnach schneit es und ist bis zum 2 sehr kalt.

Bauern-Regeln.

Wenn's der Hornung gnädig macht,
Bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

St. Mattheis (25)
Bricht das Eis.
Find't er keins,
Macht er eins.

Lichtmeß (2) hell und klar
Bringt ein gutes Flachsjahr.

...chen-tage.	Februar 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
...ter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine ...thues vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.							
...nn. 17.	Benignus	Patrik Hamilton	7,41	5,18	1,42	♏	☾ 2 Uhr Morgens letztes Viert.
...eit. 18.	Simeon	Simeon, B. v. Jerus.	7,9	5,20	3,9	♏	
...ast. 19.	Leontius	Mesrob	7,6	5,22	4,8	♎	
Woche: Vom viererlei Acker: Luck 8, 4—15. — Epistel: 2 Cor. 11, 19 — 12, 9.							
...inl. 20.	Invocavit (Eucherius)	Casp. Neumann	7,4	5,25	5,5	♎	
...ont. 21.	Felix B.	Jesaias	7,2	5,25	5,44	♎	
...en. 22.	Petri Stuhlf.	Meinrad v. Zollern	7,1	5,26	6,21	♎	
...itt. 23.	Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,59	5,28	6,49	♏	
...onn. 24.	Schalttag	Matthias Ap.	6,56	5,29	6,58	♏	
...eit. 25.	Matthias	Berthold Haller	6,54	5,31	5,55	♐	● 7 Uhr Vorm. Neumond.
...ast. 26.	Mechtildis	Rudericus	6,52	5,33	7,0	♐	
Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luck 18, 31—43. — Epistel: 1 Cor. 13.							
...inl. 27.	Esto mihi (Reminiscere)	M. Butzer. J. Heerm.	6,51	5,35		8,41	
...ont. 28.	Justus	Joh. de Monte Corv.	6,50	5,36	♑	9,41	
...en. 29.	Romanus Fastnacht	Ethelbert v. Kent.	6,48	5,38		11,40	

...aus-, Feld- u. Gartenkalender für den Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen ...chsucht und die faulenden entfernt ...rden.

Man reinige die Saatfrucht für das ...ühjahr und setze die Ackergeräthe in ...uchbaren Stand.

Das Auffahren von Tünger und ...uche bei trockenem, kaltem Wetter ...d fortgesetzt, besonders empfiehlt es ..., die Jauche auf den Schnee zu ...ren. Auch ist es nützlich, bei ganz ...ckenem Wetter die Wintersaaten und ...efelder zu walzen, damit die vom ...ost gehobenen Pflänzchen wieder an...drückt werden.

In den Wiesen werden die Be...sserungsgraben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt sich für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

Wochentage.	März 1874.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen.
1 Petri 1, 18 u. 19: Wisset, daß ihr nicht mit vergänglich							
							licher Weise, sondern mit dem theur
Mitt. 1	Aschermittwoch (Suidbert)	Suidbert	6,47	5,40	♌	—	
Donn. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,41	♍	12,— M.	
Freit. 3	Kunigunde	Joh. Friedr. d. Großm.	6,43	5,43	♎	2,4	☽ 11 U. Vorm. erstes Viert.
Smst. 4	Casimir	Georg Calixt	6,40	5,44	♏	3,19	
11. Woche: Von Christi Verklärung: Matth 4, 1—11. — Epistel: 2 Cor. 6, 1—10.							
Sonnt. 5	1. Invocavit (Friedrich)	Thomas v. Aquino	6,41	5,47		4,22	
Mont. 6	Perpetua	Fridolin	6,38	5,48	...	5,1	
Dien. 7	Thomas v. Aq.	Perpetua u. Felicitas	6,36	5,49	♑	5,39	
Mitt. 8	Johann de Deo Quat.	Philemon	6,34	5,51	♒	6,2	Am 10. sieht Mon fasternis.
Donn. 9	Franziska	Cyrillus u. Methodius	6,31	5,52		6,25	
Freit. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,29	5,53	6,47 A	♓	☽ 7 U. Vorm. Vollmond.
Smst. 11	Rosine	Aesoph. Klopstock	6,26	5,56	7,28	♈	
12. Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 12	2. Reminiscere (Gregor)	Gregor d. Große	6,24	5,57	9,6	♉	
Mont. 13	Ernst	Thomas Cranmer	6,22	5,58	10,11	♊	
Dien. 14	Mathilde	Mathilde	6,19	6,1	11,22	...	
Mitt. 15	Longinus	J. Ursinus	6,17	6,2	—	♋	
Donn. 16	Heribert	Heribert	6,14	6,4	12,— M.	♌	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	10 St.	52 M.	—	13 St.	8 M.	
6.	11 „	12 „	—	12 „	48 „	
11.	11 „	30 „	—	12 „	30 „	
16.	11 „	49 „	—	12 „	11 „	
21.	12 „	8 „	—	11 „	52 „	
26.	12 „	27 „	—	11 „	33 „	
31.	12 „	44 „	—	11 „	16 „	

Nach dem hundertjährigen Kalender soll der März vom 1. bis 20. rauhes und hartes Wetter haben; vom 21. ab in der Frühe Frost, aber sonst schöne und lustige Tage. — Vielleicht auch nicht.

Bauern-Regeln.

Märzengrün soll man mit Holzschlägeln wieder in die Erde schlagen.

Ein feuchter, sauler März
Ist des Bauern Schmerz.

Nimmt der März
Den Pflug beim Sterz,
Hält oft April
Ihn wieder still.

Schrecket dich Donner im März,
Wird fröhlich beim Ernten dein Herz.

...chen-ege.	März 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Aber aber Gold erlöset seid von eurem eitelen Wandel nach väter- ute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.							
eit. 17	Gertrud	Patricius	6,10	6,8	1,22	♌	
nst. 18	Cyrillus	Alexander v. Jerusalem	6,11	6,7	2,30	♍	☾ 18. März letzt. Viert.
Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luck 11, 14—28. — **Epistel:** Ephes. 5, 1—9.							
ul. 19	3. Gruli (Josua)	Joseph	6,6	6,9	3,21		
ont. 20	Joachim	Ambrosius v. Siena	6,8	6,10	4,16	♎	Frühlings- Anfang.
en. 21	Benedictus	Benedict v. Nursia	6,7	6,11	4,40	♏	
tt. 22	Octavian Kaisers Geb.	Nicol v. d. Flue	6,8	6,12	5,6	♐	
nn. 23	Otto	Wolfgang v. Anhalt	6,6	6,13	5,19	♑	
eit. 24	Gabriel	Veit Dietrich	5,50	6,14	5,32	♒	
ist. 25	Mariä Verkünd.	Mariä Verkündigung	5,50	6,16	5,45		● 25. Abds. Neumond.
Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—5. — **Epistel:** Galat. 4, 21—31.							
ul. 26	4. Sulare (Judgericht)	Ernst d. Fromme	5,52	6,20	7,20	♓	Am 25. unsichtb. Sonnenfinsterniß.
nt. 27	Rupert	Rupert v. Worms	5,51	6,21	8,22	♈	
n. 28	Felix	Joh. von Goch	5,49	6,22	10,21	♉	
tt. 29	Eustasius	Florent v. Deventer	5,47	6,23	11,19	♊	
un. 30	Quirinus	Lindger	5,46	6,25	—	♋	
it. 31	Balbina	Philipp d. Großm. v. Hessen.	5,45	6,26	1,11	♌	

...us-, Feld- u. Gartenkalender für den März.

Die Saatkartoffeln werden ausge- n und an einen trockenen, frostfreien gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt Pflugarbeit. Man säet nach ein- er Hafer, Sommerroggen, Erbsen, len, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und ichtig gewässert, so daß das Wasser, irgend möglich, nicht gefriert und die keimenden Grasspitzen ertödtet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nöthig ist.

Wochentage.	April 1870.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen

Röm. 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben

Samst. 1	Hugo	Fritigil	5,41	6,09	—	2,10 M	☽ 5 U. M. erfüllt

15. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.

Sonn. 2	**5. Judica** (Franz v. Paula)	Theodosia	5,38	6,11		3,11	
Mont. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,36	6,12		3,42	
Dien. 4	Isidorus	Ambrosius v. Mail.	5,34	6,13		4,17	
Mitt. 5	Vinc. Ferrer	Chr. Scriver	5,32	6,15		4,55	
Donn. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,29	6,17		4,40	
Freit. 7	Hermann	Claus Petersen	5,27	6,18		4,33	
Samst. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,25	6,20		5,2	Vollm. ☽ 9U. Ab.

16. Woche: Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Phil. 2, 5—11

Sonn. 9	**6. Palmarum** (Mar. Cleoph.)	Thomas v. Westen	5,22	6,21	7,56 A	5,16	
Mont. 10	Ezechiel	Daniel	5,21	6,22	9,33		
Dien. 11	Leo der Gr.	Ezechiel, Leo d. Gr.	5,19	6,23	10,50		
Mitt. 12	Julius	Sabas, Gothe	5,17	6,25	11,40		
Donn. 13	**Gründonnerstag** (Maria v. C.)	Justinus d. Märt.	5,15	6,26	—		
Freit. 14	**Charfreitag** (Tiburtius)	G. Fr. Händel	5,12	6,28	12,29 M		
Samst. 15	Olympiades	Simon Dach	5,11	6,31	1,23		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.			
1.	12	St.	49	M. —	11	St.	11	M.
6.	13	"	7	" —	10	"	53	"
11.	13	"	26	" —	10	"	34	"
16.	13	"	43	" —	10	"	17	"
21.	14	"	1	" —	9	"	59	"
26.	14	"	19	" —	9	"	41	"

Der **hundertjährige Kalender** will in diesem Monate folgendes Wetter haben:

Der Frost während der Nächte hält an bis zum 10; dann bis zum 23. gelinde Witterung. Es kommt wieder Reif und rauhes Wetter bis zum 20; hierauf schöne, freundliche Witterung. Wer's glaubt!

Bauern-Regeln.

Der April ist nicht zu gut,
Er schneit dem Bauer noch auf den H
Trockener April
Ist nicht des Bauern Will'.
Ein Wind der von Ostern bis Pfingst
regiert.
Im ganzen Jahre sich wenig verlier
Je früher im April die Schlehe blüh
Um so früher vor Jacobi die Ernte glü
Warmer Aprilenregen
Bringt allen Pflanzen Segen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09434/031

...chen-...ger.	April 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
		...erstanden, daß er über Todte und Lebendige					
	Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Cor. 5, 6—8						
...nl. 16	Heil. Osterfest (Drogo)	G. C. Rieger	5,9	6,50	2,35	bei Tage.	☾ 10 Uhr Abends letztes Viert.
...mt. 17	Ostermontag (Rudolf)	Mappalicus	5,7	6,54	2,48		
...n. 18	Eleutherius	Luther in Worms	5,5	6,56	3,1		
...tt. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	6,57	3,24		
...nn. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,59	3,39		
...it. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	3,51		
...ft. 22	Soter u. Cajus	Origenes	4,57	7,2	4,4		
	Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.						
...nl. 23	1. Quasimodogen. (Georg)	Adalbert v. Prag	4,55	7,4	4,16		
...mt. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,6	4,28	7,56 N	◎ 8 Uhr Vorm. Neumond.
...n. 25	Marcus Ev.	Marcus Ev.	4,51	7,8	bei Tage.	9,33	
...tt. 26	Ferdinand	Val. Trotzendorf	4,49	7,8		10,52	
...nn. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9		—	
...it. 28	Vitalis	F. Myconius	4,45	7,11		12,6 M	
...ft. 29	Petrus M.	Fr. Wilhelm d. Gr. v. Brandenburg	4,43	7,12		1,6	
	Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.						
...nl. 30	2. Miseric. Dom. (Kathar. v. Siena)	Petrus Waldus	4,41	7,14	—	1,42	☽ 11 Uhr Abends erstes Viert.

...us-, Feld- u. Gartenkalender für den Monat April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ...Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Ge...de öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, ...ste, Kleesamen, letzteren unter eine ...erfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kar...eln werden gelegt, und zwar nimmt ...t zu Setzlingen am besten die dicksten ...toffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das Uebrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopulirt, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Wochentage.	Mai 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
Klagel. Jerem. 3, 22 u. 23: Die Güte des Herrn ist							
							kein Ende, sondern sie
Mont. 1	Phil. u. Jac.	Philippus u. Jacobus	4,40	7,10		2,10 M	
Dien. 2	Athanasius	Athanasius	4,38	7,11		2,28	
Mitt. 3	Kreuz Erfind.	Monika	4,36	7,13	bei Tage:	2,47	
Donn. 4	Monika	Florian	4,34	7,15		3,9	
Freit. 5	Pius V.	Fr. d. Weise v. Sachsen	4,32	7,17		3,33	
Smst. 6	Johannes v. d. Pf.	Johann v. Damascus	4,31	7,18		3,58	
20. Woche:	Jesus spricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—23. — Epistel: 1 Petri 2, 11—						
Sonnt. 7	Jubilate (Stanislaus)	Otto d. Gr.	4,29	7,24	—	3,22	
Mont. 8	Michael Erich.	Stanislaus	4,27	7,26	8,21 A	3,44	☽ 11 U. Vorm. Vollmond
Dien. 9	Gregor Naz.	Gregor v. Nazianz	4,25	7,28	9,25	4,16	
Mitt. 10	Bittag (Gordian)	Joh. Heuglin.	4,24	7,29	10,31		
Donn. 11	Beatrix	Joh. Arndt	4,22	7,31	11,38	bei Tage:	
Freit. 12	Pancratius	Meletius d. Gr.	4,20	7,33	—		
Smst. 13	Servatius	N. L. Graf v. Zinzendorf	4,19	7,35	12,48 M		
21. Woche:	Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jacobi 1, 16—21						
Sonnt. 14	Cantate (Christian)	Pachomius	4,17	7,36	12,48	bei	
Mont. 15	Sophie	Moses	4,15	7,38	1,10		☾ U. Nac letzt. Vi
Dien. 16	Joh. v. Nepom.	Die 5 Stud. v. Lausanne	4,13	7,40	1,29		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	14 St.	35 M.	—	9 St.	25 M.	
6.	14 „	51 „	—	9 „	9 „	
11.	15 „	8 „	—	8 „	52 „	
16.	15 „	23 „	—	8 „	37 „	
21.	15 „	35 „	—	8 „	25 „	
26.	15 „	48 „	—	8 „	12 „	
31.	15 „	58 „	—	8 „	2 „	

Der **hundertjährige Kalender** prophezeit für den Mai (die Spinnstube garantirt aber nicht dafür!):

Am 1. und 2. schön; am 3. Donner, worauf es trübe und rauh wird bis zum 8; dann drei gelindere Tage; der Nacht des 11. Eis, dann kalt t zum 20; hierauf schön warm, aber c 30. und 31. wieder Reif und Eis.

Bauern-Regeln.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist werth ein Fuder Heu.

Regen am Himmelfahrtstage deute auf eine schlechte Heuernte.

Auf St. Urben (25)
Ist's Korn weder gerathen noch verdorbe

chen- ger.	Mai 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch Morgen neu, und Deine Treue ist groß.							
t. 17	Jodocus	Valer. Herberger	4,14	7,39	1,44		
m. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,13	7,40	1,37		
it. 19	Potentiana	Alkuin	4,12	7,41	2,8		
it. 20	Basilla	Gottfried Arnold	4,11	7,43	2,32		
Woche: Von der rechten Bereitung: Joh. 16, 23—30. — Epistel: Jacobi 1, 23—27.							
nl. 21	5. Rogate (Constantin)	Constantin u. Helena	4,10	7,44	2,57		
nt. 22	Julia	Augustin Cazalla	4,9	7,46	3,23		
n. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,8	7,47	3,50	8,24 A	● 4 Uhr Morgens Neumond.
t. 24	Johanna	Lanfrank	4,6	7,49	3,22	9,49	
n. 25	Himmelf. Chr. (Urban)	Augustin v. Canterb.	4,5	7,50		10,55	
it. 26	Phil. Neri	Beda d. Ehrw.	4,4	7,51		11,43	
t. 27	Luciana	Joh. Calvin.	4,3	7,52		—	
Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11.							
nl. 28	6 Exaudi (Wilhelm)	Joh. Eliot	4,2	7,53		12,16 M	
nt. 29	Maximus	Flavia Domitilla	4,0	7,54		12,37	
t. 30	Felix	Hieron. v. Prag	3,59	7,55		12,54	☽ 7 Uhr Vormittags erstes Viert.
t. 31	Petronilla	Joachim Neander	3,58	7,57		1,9	

aus-, Feld- u. Gartenkalender für den Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten
so muß man die nothwendigen Re-
turen vornehmen.

Wäsche und Leinwand werden ge-
ht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des
en Klee mit dem Rindvieh!!

Das Kartoffellegen wird beendigt,
ſ gesäet in tiefgründigen, fetten
en.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten u. sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Copulirbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Wochentagt.	Juni 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
Lucä 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, könn der Vater im Himmel den heilig							
Donn.	1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,21	7,32	1,28 M	
Freit.	2	Erasmus	Pothinus u. Blandine	3,20	7,33	1,49	
Smst.	3	Klotildis	Gottschalk	3,20	8,—	1,10	
21. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelg. 2, 1—							
Sonnt.	4	**Heil. Pfingstfest** (Florian)	Quirinus	3,20	8,—	2,28	
Mont.	5	**Pfingstmont.** (Bonifacius)	Bonifacius	3,20	8,—	2,47	
Dien.	6	Norbertus	Norbert	3,20	8,—	3,— A	
Mitt.	7	Robertus **Quatember**	Paul Gerhardt	3,20	8,—	3,20	☽ 2 U Morgen Vollmon
Donn.	8	Medardus	Aug. Herm. Francke	3,20	8,—	10,—	
Freit.	9	Felicianus u. Primus	Columba	3,20	8,—	10,47	
Smst.	10	Maurinus	Friedrich I. Barbarossa	3,20	8,—	11,—	
25. Woche: Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—							
Sonnt.	11	**Trinitatis** (Barnabas)	Barnabas	3,20	8,—	11,20	
Mont.	12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,20	8,—	11,50	
Dien.	13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,21	8,—	—	
Mitt.	18	Basilius	Basilius d. Gr.	3,21	8,—	12,— M	
Donn.	15	**Frohnleichnam** (Vitus)	K. H. von Bogatzky	3,21	8,—	12,24	○ 4 U Morgen letztes Vie
Freit.	16	Benno	Joh. Tauler	3,21	8,—	12,—	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	16 St.	1 M.	—	7 St.	59 M.	
6.	16 „	8 „	—	7 „	52 „	
11.	16 „	14 „	—	7 „	46 „	
16.	16 „	18 „	—	7 „	42 „	
21.	16 „	20 „	—	7 „	40 „	
26.	16 „	20 „	—	7 „	40 „	

Nach dem **hundertjährigen Kalender** soll der Juni mit Reif beginnen, welchem dann trübes Wetter folgt. Am 9. noch einmal Reif; dann anhaltend warme Witterung bis zu Ende. — Es kan aber auch leicht anders kommen!

Bauern-Regeln.

Was St. Medardus (8) für Wetter hä Solch Wetter auch in die Ernte fällt.

Wenn kalt und naß der Juni war, Verdirbt er wohl das ganze Jahr.

St. Vit (15)
Bringt die Fliegen mit.

Beginnen die Nächte zu langen
Wird die rechte Hitze anfangen.

hen-ge.	Juni 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
n Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird ſi geben denen, die ihn bitten!							
t. 17	Adolf	Dioskorus	3,31	8,10	12,40	☾.	
Woche: Vom reichen Manne: Lucä 16, 19—31. — Epiſtel: 1 Joh. 4, 16—21.							
ſtl. 18	1. n. Trinitatis (Marc. & Marcell.)	Louise Henr. v. Brndnb.	3,31	8,10	12,50	bei Tage	
t. 19	Gervasius u. Portasius	Paphnutius, Conc. zu Nicäa	3,31	8,11	1,17		
t. 20	Silverius	27. Märt. in Prag	3,31	8,11	1,47		Sommers-Anfang.
. 21	Albanus	Joh. Marteilhe	3,31	8,11	2,21	8,35 A	
n. 22	Albinus	Raym. Lullus	3,31	8,12	3,34	9,22	● 11 Uhr Abends Neumond.
t. 23	Walram	Dav. Chyträus	3,31	8,12	☾	10,11	
t. 24	Joh. d. Täufer	Johannes d. Täufer	3,31	8,12	☾	10,58	
Woche: Vom großen Abendmahle: Lucä 14, 16—24. — Epiſtel: 1 Joh 3, 13—18.							
ſtl. 25	2. n. Trinitatis (Elogius)	Ueberg. d. Augsb. Conf.	3,32	8,12	☾	10,50	
t. 26	Pelagius	Jeremias	3,32	8,12	☾	11,16	
. 27	Sieben Schläf.	Joh. Val. Andreä	3,32	8,12	☾	11,47	
. 28	Leo II. P.	Irenäus	3,33	8,12	☾	11,39	
n. 29	Peter u. Paul	Peter und Paul	3,33	8,12	☾	11,93	☽ 4 Uhr Nachmitt. erſtes Viert.
t. 30	Pauli Gedchtn.	Aquila u. Priscilla	3,34	8,11		—	

ns-, Feld- u. Gartenkalender für den Juni.

Vor der Heuernte, welche in dieſem ate eintritt, müſſen die Futter- e und Scheunen gut ausgelüftet gereinigt werden.

cker- und Fahrgeräthe werden wie- n gehörigen Stand geſetzt, die Fen- an den Ställen durch Drathgitter t, die mit einem dünnen Zeuge pannt ſind zur Abwehr der Fliegen. Felde werden Kartoffeln und Dick- n behackt, Rüben und Lein geſäet, Brache für die Winter-aaten be- tet.

ie Wieſen wäſſere ma.. nur ſehr g bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Dieſe verſchiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grasſamen reif iſt. Bei ungünſtigem Wetter während der Heuernte durchſchichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerſtenſtroh und überſtreue es mit Viehſalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewäſſern der Wieſen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie geſäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man oculirt auf's treibende Auge.

Wochentage.	Juli 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen
Ezechiel 3, 22 u. 23: Daselbst kam des Herrn Hand über mich und sprach: Mache dich auf und gehe hinaus in das Feld, ich will mit Dir reden. Und ich machte mich auf und g							
Smst. 1	Rumold	H. Boos u. Joh. Esch	3,10	8,11	—	12,M	
28. Woche: Vom verlorenen Schafe: Lucä 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 2	3. n. Trinit. (Mar. Heimf.)	Mariä Heimsuchung	3,10	8,11	bei Tage.	12,0	
Mont. 3	Hyacinth	Cornelius	3,10	8,10		12,10	
Dien. 4	Ulrich	Ulrich, B. v. Augsb.	3,9	8,10		1,M	
Mitt. 5	Anselm	Anton Palearo	3,9	8,9		2,M	
Donn. 6	Jesaias	Joh. Huß	3,10	8,	8,10 A	2,10	☽ 5 U. Nachm. Vollmo
Freit. 7	Willibald	Willibald	4,M	8,8	9,M	☾	
Smst. 8	Kilian	Kilian	4,2	8,7	9,10		
29. Woche: Vom Splitter im Auge: Lucä 6, 36—42. — Epistel: Röm 8, 18—23.							
Sonnt. 9	4. n. Trinit. (Azikolt)	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7	9,10		
Mont. 10	Sieben Brüder	Wilhelm v. Oranien	4,M	8,6	10,M	bei Nacht.	
Dien. 11	Pius	Placidus	4,M	8,M	10,10		
Mitt. 12	Nabor	Heinrich II.	4,4	8,M	10,10		
Donn. 13	Margarethe	Eugenius	4,5	8,5	10,10		
Freit. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,M	8,	11,M		C 3 U. Nac letzt. Vi
Smst. 15	Apostel Theil.	Erob. Jerusalem 1099	4,5	8,M	11,11		
30. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Lucä 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt. 16	5. n. Trinit. (Scapulierf.)	Answer	4,5	8,M	11,10	—	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	16 St.	15 M.	7 St.	45 M.
6.	16 „	10 „	7 „	50 „
11.	16 „	3 „	7 „	57 „
16.	15 „	53 „	8 „	7 „
21.	15 „	43 „	8 „	17 „
26.	15 „	29 „	8 „	31 „
31.	15 „	15 „	8 „	45 „

Nach dem **hundertjährigen Kalender** soll sich das Wetter im Juli also gestalten:

Anfangs große Hitze bei Tag und Nacht, beinahe täglich Gewitter, welche oft einschlagen, auch Hagel mit sich bringen; vom 12. an trübe und etwas k mit Regen bis zum 28.; dann anhalte der Regen bis zu Ende. —

Verlaß Dich aber nur nicht fest daran

Bauern-Regeln.

Am Margarethentage (13)
Ist Regen eine Plage.

Wenns auf Jakobitag (25) troc Wetter ist, und auf St. Annentag (2 die Ameisen aufwerfen, soll ein har Winter kommen.

Hundstage hell und klar
Zeigen an ein gutes Jahr.

ochen-tage.	Juli 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
	mir: Mache Dich auf und gehe hinaus in das Feld, da will naus in das Feld; und siehe, da stand die Herrlichkeit des Herrn daselbst.						
ont.	17	Alexius	Speratus u. d. 7 ellit. M.	4,10	8,2	—	8,30 Ab.
en.	18	Arnold	Joh. Fr. Stark	4,11	8,0	12,0 M.	
itt.	19	Vinc. v. Paula	Pamphilus v. Cäsar.	4,12	7,59	1,11	
nn.	20	Elias	Elias	4,13	7,58	2,24	8,0 A.
eit.	21	Daniel	Eberhard im Bart	4,14	7,57	3,12	8,20	◑ 6 Uhr Vorm. Neumond.
ſt.	22	Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,16	7,56	—	9,0
	Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6 3—11.						
nl.	23	6. n. Trinit. (Appollinaris)	Sam. Dombrowsky	4,17	7,54		9,12
ont.	24	Christine	Joh. Eccard	4,18	7,53		9,22
en.	25	Jacobus	Jacobus d. Aeltere	4,20	7,51		9,40
itt.	26	Anna	Thomas v. Kempen	4,21	7,50		9,58
nn.	27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,49		10,15	◑ 4 Uhr Morgens erstes Viert.
eit.	28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,24	7,48		10,30
ſt.	29	Martha	Claus d. Heil.	4,26	7,46		10,51
	Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.						
nl.	30	7. n. Trinit. (Abdon)	Wilh. Wilberforce	4,28	7,45		11,20
nt.	31	Ignaz Loyol.	Joh. Casp. Schade	4,29	7,43		11,49

aus-, Feld- u. Gartenkalender für den Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen rden eingemacht. — Beste Zeit zur reitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln be- ſelt und vom Unkraut gereinigt, das ackfeld wird gepflügt, Winterraps ge- , am besten nach Futterkräutern. gen Ende des Monats beginnt oft n die Roggen-Ernte.

Im Garten sind, wenn es nöthig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden.

Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Oculiren auf das schlafende Auge, und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe

Wochentage.	August 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
		Psalm 67, 7 u. 8: Das Land gibt sein Gewächs und alle We					
Dien. 1	Petri Kettenf.	Maccabäer, M.	4,39	7,42	bei Tage.	—	
Mitt. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,40	7,41		12,29 M	
Donn. 3	Stephan Erf.	Nicodemus	4,42	7,39		1,52	
Freit. 4	Dominicus	Wilh. Thorp	4,43	7,37	7,44 A	3,1	
Smst. 5	Maria Schnee	Evang. Salzburger	4,45	7,36	8,3	4,18	◑ 8 Uhr Vorm.
	33. Woche	Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.					
Sonnt. 6	8. n. Trinitatis (Verklär. Christi)	Verklärung Christi	4,46	7,34	8,18		
Mont. 7	Gottschalk	Nonna	4,48	7,32	8,30		
Dien. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,50	7,31	8,42		
Mitt. 9	Romanus	Clemens von Alex.	4,49	7,29	8,55		
Donn. 10	Laurentius	Laurentius	4,51	7,27	9,6		
Freit. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	9,21		
Smst. 12	Clara	Anselm von Havelberg	4,45	7,23	9,42		☾ 11 U. A. letztes V.
	34. Woche	Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1 Cor. 10, 6—13.					
Sonnt. 13	9. n. Trinitatis (Hippolyt)	Paul Speratus	4,47	7,21	10,12		
Mont. 14	Eusebius	Leonhard Käser	4,49	7,20	10,57		
Dien. 15	Mariä Himmelf.	Johann d. Beständige	4,50	7,18	—		
Mitt. 16	Rochus	Isaak	4,51	7,16	12,1 M		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	15 St.	13 M.	8 St.	47 M.
6.	14 „	58 „	9 „	2 „
11.	14 „	41 „	9 „	19 „
16.	14 „	25 „	9 „	35 „
21.	14 „	8 „	9 „	52 „
26.	13 „	51 „	10 „	9 „
31.	13 „	34 „	10 „	26 „

Wer dem **hundertjährigen Kalender** Glauben schenken will, darf einen August erwarten, der zwar mit Nebel in der Frühe beginnt, nachher aber schön warm dann heiß wird bis zum Ende.

Bauern-Regeln.

Ist's in den ersten Wochen heiß,
So bleibt der Winter lange weiß.

Mariä Himmelfahrt (15) Sonnenschei
Bedeutet einen guten Wein.

Nordwinde im August bringen be
ständiges Wetter.

Bartholomä (24)
Wenns regnet, o weh!

Wochentage.	August 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Es segne uns Gott, unser Gott! Es segne uns Gott und fürchte ihn!							
Sonn. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,22	7,14	1,20	♑	
Mont. 18	Helena	Jovinianus	4,26	7,12	2,21	♒	
Dienst. 19	Sebald	Gerh. Groot	4,30	7,11	4,24	7,21 A	☽ 1 U. Mitt. Neumond.
15. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems; Lucä 19, 41—48. — Epistel: 1 Cor. 12, 1—11.							
Donn. 20	10. n. Trinitatis (Bernhard)	Bernhard v. Clairv.	4,27	7,9		7,31	
Mont. 21	Anastasius	Mission d. ev. Brüd. Unit.	4,29	7,7		7,40	
Dien. 22	Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4		8,0	
Mitt. 23	Zachäus	Casp. v. Coligny	5,2	7,2		8,17	
Donn. 24	Bartholomäus	Barthlomäus Ap.	5,4	7,0		8,34	
Freit. 25	Ludwig	Ludwig d. Heil. v. Fr.	5,4	6,59		8,52	☽ 7 U. Abds erstes V.
Samst. 26	Samuel	Ulfila	5,6	6,57		9,19	
16. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Lucä 18, 9—14 — Epistel: 1 Cor. 15, 1—10.							
Sonn. 27	11. n. Trinitatis (Jos. Calas)	Hugo Grotius	5,7	6,55		9,55	
Mont. 28	Augustinus	Augustinus	5,9	6,53		10,41	
Dien. 29	Joh. Enthaupt.	Zachäus	5,11	6,51		11,41	
Mitt. 30	Rosa	Claudius v. Turin.	5,13	6,49		—	
Donn. 31	Paulinus	Aedan	5,15	9,47		12,00 M	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man jetzt, da im Allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vortheilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggen-Ernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, oculirt auf's schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünne auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller!

Wochentage.	September 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
2 Cor 9, 10 u. 11: Der aber Samen reichet dem Säemanne, de Samen und wachsen lassen das Gewächs eure							
Freit.	1	Aegidius	5,15	6,44		2,0 M	
Smst.	2	Raphael	5,16	6,42	Tage.	3,15	
		(Sedan) Nationalfest			d.		
37. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Cor. 3, 4—11.							
Sonnt.	3	**12. n. Trinitatis** (Mansuetus)	Hildegard	5,19	6,38	6.50 A	4,29	☽ 1 Abends Vollmond und sichtb. Mor unterm
Mont.	4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,21	6,36	7,1		
Dien.	5	Herculan	Joh. Mollio	5,22	6,34	7,11		
Mitt.	6	Magnus	Matth. Weibel	5,24	6,31	7,19		
Donn.	7	Regina	Lazar. Spengler	5,25	6,29	7,29		
Freit.	8	**Mariä Geburt**	Corbinian	5,27	6,27	8,12		
Smst.	9	Audomar	Ludwig Paschali	5,29	6,25	8,54		
38. Woche: Vom Samariter und Leviten: Lucä 10, 27—37. — Epistel: Gal. 3, 15—22.							
Sonnt.	10	**13. n. Trinitatis** (Nicol. v. T.)	Heinr. Müller	5,32	6,22	9,47		
Mont.	11	Protus	Joh. Brenz	5,33	6,21	10,39		☾ 5 Uhr Morgens letztes Vier
Dien.	12	Winand	Philippine Graveron	5,35	6,19	—		
Mitt.	13	Maternus	Wilh. Farel	5,36	6,16	12,31 M		
Donn.	14	Kreuz. Erhöh.	Cyprianus	5,38	6,14	1,44		
Freit.	15	Ludmilla	Dante Alighieri	5,40	6,12	3,22		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.			
1.	13	St.	29	M.	10	St.	31	M.
6.	13	„	12	„	10	„	48	„
11.	12	„	54	„	11	„	6	„
16.	12	„	35	„	11	„	25	„
21.	12	„	16	„	11	„	44	„
26.	11	„	57	„	12	„	3	„

Der hundertjährige Kalender prophezeit für den September Anfangs herrliches, schönes Wetter, das bis zum 13. anhält; dann etwas kühles, herbstliches Wetter, jedoch bald wieder schön bis zum 28., wo sich trübe, regnerische Witterung einstellt und bis zum Ende anhält. – Wird's auch wahr werden?

Bauern-Regeln.

Mariä Geburt (8)
Ziehen die Schwalben furt.

Trüt im September viel Donner ein,
Wird Februar und März sehr schnee reich sein.

Das Wetter von St. Aegidi (1)
Hält bis St. Michael (29) aus.

St. Michaelis-Wein
Süßer Herrenwein.

Wochentage.	September 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
wird je auch das Brod reichen zur Speise und wird vermehren euren Gerechtigkeit, daß ihr reich seid in allen Dingen.							
Dnst.	16	Cornel und Cyprian	Euphemia	5,28	6,11	4,20	♑
6. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Gal. 5, 16—24.							
Sonnt.	17	14 n. Trinitatis (Lambertus)	Lambert	5,29	6,10		♑ ☽ 11 Uhr Abends Neumond
Mont.	18	Richard	Titus	5,31	6,7		6,8 A und unsichtbare Sonnenfinsterniß.
Dien.	19	Mikleta	Aug. G. Spangenberg	5,33	6,5	♑	6,22
Mitt.	20	Eustachius Quat.	Magdal. Luther	5,35	6,3	♒	6,37
Donn.	21	Matthäus Ev.	Matthäus, Ap.	5,36	6,2	♒	6,52
Freit.	22	Moritz	Mauritius u. d. theb. Leg.	5,37	5,59	♓	7,11 Herbst-Anf.
Smst.	23	Thekla	Joachim v. Floris	5,39	5,57		7,31
7. Woche: Vom Mammonsdienste: Mat. 6, 24—34. — Epistel: Gal. 5, 25—6, 10.							
Sonnt.	24	15. n. Trinitatis (Joh. Empf.)	Argula v. Grumbach	5,41	5,54		8,34
Mont.	25	Cleophas	Paul Rabaut Angsb. Religionsfr. 1555	5,43	5,52		9,28 ☽ 1 Uhr Mitt. erstes Viert.
Dien.	26	Cyprianus	Lioba	5,44	5,50	—	10,28
Mitt.	27	Cosmas und Damian	Joh. Jac. Moser	5,46	5,47	♑	11,44
Donn.	28	Wenceslaus	Pet. Flnsteden und A. Clarenbach	5,48	5,45	♑	—
Freit.	29	Michaelis	Michaelis	5,50	5,43		12,0 M
Smst.	30	Hieronymus Kalf rin Geb.	Hieronymus	5,52	5,41		2,11

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für drei Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Muß gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Winterfaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainiren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Wochentage.	October 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
		Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preis[t] das He[rr]					
41. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Lucä 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 1	16. n. Trinitatis (Remigius) Erntefest	Remigius	6,0	5,20	bei Tage.	3,13 M	
Mont. 2	Leodegar	Christ. Schmid	6,2	5,17		4,29	
Dien. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,15		5,54	☽ 12 Uhr Mittags Vollmond.
Mitt. 4	Franz	Joh. Wessel, J. Reuchlin	6,4	5,13	5,56 A		
Donn. 5	Placidus	Chr. Fr. Richter	6,6	5,11	5,25		
Freit. 6	Bruno	Heinr. Albert	6,7	5,9	6,19		
Smst. 7	Sergius	Phöbe, Elisab. Frey	6,9	5,8	6,54		
42. Woche: Vom Wassersüchtigen: Lucä 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 8	17. n. Trinitatis (Brigitta)	Dav. Zeisberger	6,11	5,6		7,42	
Mont. 9	Dionysius	Rob. Grosthead	6,13	5,4		8,48	
Dien. 10	Gereon	Justus Jonas	6,14	5,2		10,0	☾ 11 Uhr Vormitt. letztes Viert.
Mitt. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,0		11,25	
Donn. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,17	5,58		—	
Freit. 13	Tilmann	Theodor Beza	6,20	5,57		1,9 M	
Smst. 14	Calixtus	Nicol. Ridley	6,22	5,55		2,27	
43. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Cor. 1, 4—9.							
Sonnt. 15	18. n. Trinitatis (Theresa)	Hedwig	6,23	5,53		3,49	
Mont. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,51		5,9	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	11 St.	39 M.	12 St.	21 M.
6.	11 „	20 „	12 „	40 „
11.	11 „	2 „	12 „	58 „
16.	10 „	43 „	13 „	17 „
21.	10 „	25 „	13 „	35 „
26.	10 „	8 „	13 „	42 „
31.	9 „	49 „	14 „	11 „

Nach dem **hundertjährigen Kalender** soll der October bis zum 9. trübe und regnerisch sein, worauf am 10. bis zum 16 Reif und Frost eintritt; am 17. ein schöner Sommertag, darauf kalt am 23. nach einigen schönen Tagen den 27. bis 30. ziemlich kalt.

Bauern-Regeln.

Hält der October das Laub lange fest,
So sorge Dir ja für ein warmes Nest.

Auf St. Gallustag (16)
Muß jeder Apfel in seinen Sack,
Jedes Gewächs aus dem Boden heraus,
Bauer laß die Kuh zu Haus!

Fällt der erste Schnee in Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

Wochentage.	October 1875.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.		Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
		rich; und das ist der Weg, daß ich ihm zeige Gottes.						
Dien.	17	Florentin	Aretas	6,39	5,4		3,—	
Mitt.	18	Lucas Ev.	Lucas Ev.	6,37	5,2			☽ 11 Uhr Vormitt. Neumond.
Donn.	19	Ferdinand	Bruno v. Köln	6,39	5,1		5,22 N	
Freit.	20	Wendelin	Franz Lambert	6,41	4,59		5,19	
Smst.	21	Ursula	Phil. Nicolai	6,29	4,57		6,27	
Woche:		Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.						
Sntl.	22	19. n. Trinitatis (Cordula)	Lucas Kranach	6,32	4,55		7,17	
Mont.	23	Severin	H. Martyn	6,33	4,53		8,10	
Dien.	24	Evergistus	Westfäl. Friede 1648	6,37	4,51		9,27	
Mitt.	25	Raphael	Joh. Heß	6,39	4,49		10,39	☽ 9 Uhr Vormitt. ꝛtes Viert.
Donn.	26	Amandus	Friedrich III. v. d. Pfalz	6,40	4,47		11,41	
Freit.	27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46		—	
Smst.	28	Simon, Juda	Simon u. Judas, App.	6,43	4,44		1,4 M	
Woche:		Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.						
Sntl.	29	20. n. Trinitatis (Narcissus)	Alfred v. Engld.	6,45	4,42		2,17	
Mont.	30	Serapion	Jacob Sturm	6,47	4,40		3,22	
Dien.	31	Wolfgang	Luthers Thesen 1517 Reformationsfest	6,49	4,38		4,20	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den October.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte, sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat auch umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündel zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

Wochentage.	November 1870.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen.
Hiob 14, 1 u. 2: Der Mensch vom Weibe geboren, lebt kur und fällt ab, fliehet wie e							
Mitt.	1 **Aller Heiligen**	Aller Heiligen	6,30	4,21		6,30 M	
Donn.	2 Aller Seelen	Victorinus	6,32	4,20			
Freit.	3 Hubertus	Pirmin	6,33	4,18	4,52 A		☽ 12 U. Mittags Vollmond
Smst.	4 Carl Borrom.	Joh. Albr. Bengel	6,35	4,16		5,37	
46. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
Sonnt.	5 **21. n. Trinit.** (Zacharias)	Hans Egede	6,37	4,14	6,29		
Mont.	6 Leonhard	Gustav Adolf v. Schw.	6,38	4,12	7,57		
Dien.	7 Engelbert	Willibrord	7,0	4,11	9,23		
Mitt.	8 Gottfried	Willehad	7,2	4,9	10,52		☾ 6 Uh Abends letztes Vie
Donn.	9 Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,8	—		
Freit.	10 Martin P.	Mart. Luther geb. 1483	7,5	4,6	12,16 M		
Smst.	11 Martin B.	Martin B. v. Tours	7,7	4,4	1,32		
47. Woche Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Phil. 3, 1—11.							
Sonnt.	12 **22. n. Trinit.** (Kunibert)	Arcadius	7,8	4,2	2,51		
Mont.	13 Stanislaus K.	Peter Martyr Vermili	7,10	4,1	4,12		
Dien.	14 Levinus	Notker	7,12	3,59	5,40		
Mitt.	15 Leopold	Joh. Kepler	7,13	3,58	6,40		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	9 St.	47 M.	—	14 St.	13 M.	
6.	9 „	31 „	—	14 „	29 „	
11.	9 „	14 „	—	14 „	46 „	
16.	9 „	— „	—	15 „	— „	
21.	8 „	49 „	—	15 „	11 „	
26.	8 „	38 „	—	15 „	22 „	

Der hundertjährige Kalender verheißt einen Gläubigen für den November dieses Wetter: Bis zum 10. ist es ziemlich kalt, jedoch mit freundlichen und wärmeren Nachmittagen. Am 11. beginnt trübes Wetter mit Nebel: darauf Regen bis zum 18.; nachher gefriert es bis zum 30., doch ist Nachmittags hübscher Sonnenschein.

Bauern-Regeln.

Allerheiligen (1) Sommer
Aller Seelen (2) Winter.

Nach St. Martini (11) scherzt der Winter nicht mehr.

St. Andreas (30)
Nur ja nicht naß.

Langer Schnee
Bringt Frucht und Klee
Auf jeder Höh.

Wochentage.	November 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
eit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume schatten und bleibet nicht.							
onn. 16	Edmund	Casp. Kreuziger	7,15	4,14		3 M	
eit. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,13	3. D.	4 22 A	⊗ 2 Uhr Morgens Neumond.
nst. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12		5,9	
Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Phil. 3, 17—21.							
unt. 19	23. n. Trinit. (Elisabeth)	Elisabeth v. Thür.	7,20	4,11		6,8	
ont. 20	Simplicius	Joh. Williams	7,21	4,10		7,12	
ien. 21	Mariä Opfer	Columbanus	7,23	4,8		8,22	
itt. 22	Cäcilia	Joh. Oekolampad.	7,25	4,7	Tag	9,33	
onn. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,26	4,6		10,46	
eit. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,4		11,55	☽ Letztes Viert.
nst. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,3		—	
Woche: Vom Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Col. 1, 9—14.							
unt. 26	24. n. Trinit. (Conrad)	Conrad Feier zum Gedächtniß der Verstorbenen.	7,30	4,2		1,10 M	
ont. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,32	4,2		2,24	
ien. 28	Günther	Al. Rousset, M. Desubas	7,34	4,0	Tag	3,42	
itt. 29	Saturnin	Noah	7,36	4,1		5,8	
onn. 30	Andreas	Andreas, Ap.	7,37	4,0		6,22	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Aeckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirthschaftlich.

Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es an's Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten mit 2 mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man beeile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Wochentage.	December 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
		1 Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gott gesandt hat in die Welt,					
Freit.	1	Eligius	Eligius v. Noyon	7,28	4,0		
Smst.	2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,29	4,0	4,02 A		Vollmond
50. Woche:		Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel Röm. 13, 11—					
Sonnt.	3	**1. Advent** (Franz Xaver)	Joh. Aug. Urlsperger	7,30	3,59	5,18		
Mont.	4	Barbara	Gerh. Zerbolt	7,31	3,59	7,5		
Dien.	5	Crispina	Crispina	7,32	3,58	8,58		
Mitt.	6	Nicolaus	Rich. Baxter	7,33	3,58	10,2		
Donn.	7	Ambrosius	Paul Odontius	7,34	3,57	11,28		
Freit.	8	**Mariä Empf.**	M. Rinkard, B. Schmolk	7,35	3,57	—		
Smst.	9	Leocadia	Berthold	7,35	3,56	12,48 M		letztes Vi
51. Woche:		Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luck 21, 25—36. — Epistel Röm. 15, 4—					
Sonnt.	10	**2. Advent** (Judith)	Paul Eber	7,36	3,56	2,6		
Mont.	11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	7,37	3,56	3,19		
Dien.	12	Epimachus	Vicelin	7,37	3,56	4,25		
Mitt.	13	Lucia	F. Gellert, Fr. Hiller	7,38	3,56	5,28		
Donn.	14	Nicasius	Israel	7,39	3,56	7,1		
Freit.	15	Eusebius	Christiana	7,39	3,56			
Smst.	16	Adelheid	Adelheid	7,39	3,56	3,37 A		Neumond

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	8 St.	22 M.	—	15 St.	38 M.
6.	8 „	14 „	—	15 „	46 „
11.	8 „	6 „	—	15 „	54 „
16.	8 „	3 „	—	15 „	57 „
21.	8 „	1 „	—	15 „	59 „
26.	8 „	1 „	—	15 „	59 „
31.	8 „	5 „	—	15 „	55 „

Nach dem **hundertjährigen Kalender** beginnt der Dezember mit Frost; darauf folgt trübe Witterung, Regen, Kälte und Eis; den 10. Schnee, worauf es bis zum 19. gefriert; dann regnet es, folgt aber bald wieder Kälte bis Ende.

Bauern-Regeln.

St. Lutzen (13)
Macht den Tag stutzen.

Ist's um Weihnacht feucht und naß,
Gibt es leere Speicher und Faß.

Auf windige Weihnachten folgt ein glückliches Obstjahr.

Weihnacht im Klee
Ostern im Schnee.

ochen-tgt.	December 1876.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonn.-Aufgang.	Sonn.-Untergang.	Mond.-Aufgang.	Mond.-Untergang.	Mondphasen rc.
		gen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn r durch ihn leben sollen.					
Woche:		Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Cor. 4, 1—5.					
nt. 17	**3. Advent** (Lazarus)	Georg v. Brandenb.	7,52	3,47		5,18 A	
nt. 18	**Wunibald**	Veit Lud. v. Seckendorf	7,54	3,48		6,11	
n. 19	Nemesius	E. Aug. Woltersdorf	7,54	3,50		7,02	
t. 20	Julius	Abraham u. Sarah	7,55	3,50		8,04	
nn. 21	**Quatemb. Thomas**	Thomas, Ap.	7,56	3,50		9,08	
it. 22	Gregor v. Sp.	Matthesius	7,56	3,50		10,04	
ſt. 23	Dagobert	Sturm, Abt v. Fulda	7,56	4,0		—	
Woche:		Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Phil. 4, 4—7.					
nt. 24	**4. Advent** (Adam, Eva)	Adam u. Eva	7,56	4,0		12,4 M	☽ 1 Uhr Morgens
nt. 25	**Heil. Christfest**	H. Christfest	7,56	4,1		1,15	erstes Viert.
n. 26	**Stephanus** 2. Christtag	Stephanus	8,0	4,1		2,16	
t. 27	**Johannes Ev.**	Johannes Ev.	8,0	4,2		4,10	
nn. 28	Unſch. Kindlein	Unschuldige Kindlein	8,0	4,2		5,07	
it. 29	Thomas B.	Christoph, Herz. von Würtemberg	8,0	4,4		6,01	
ſt. 30	David	David und Jonathan	8,0	4,5			
Woche:		Von Simeon und Hannah: Luc. 2 25—40. — Epistel: Gal. 4, 1—7.					
nt. 31	**nach Christtag** (Sylvester)	Joh. Wiklef	8,0	4,5	4,22 A		☽ 11 Uhr Abends Vollmond.

aus-, Feld- u. Gartenkalender für den Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, genuen, Alles gegen die Kälte wohl wahrt. Liegt die Thüre des Viehls nach Norden oder Osten, so mache n bei strenger Kälte noch eine Vorthüre von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirth schließt dem Schluß des Jahres seine Rechngsbücher gehörig ab und sieht zu, an es nöthig ist, wie er sich für das hste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieſest!

Auf die Aecker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorgt für Material zu neuen Composthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

(Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden sorten die Zweitracht nicht.
(Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen Reichsmünzen werden sein:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	1⅓	bisher. Pfennig.	
	2 Pfennige	=	2⅔	„	„
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	½ Mark	=	2	„	„
	1 Mark	=	5	„	„
	2 Mark	=	10	„	„
	5 Mark	=	20	„	„
	5 Mark	=	1 Thlr.	20	Ngr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 „	20	„
	10 Mark	=	3 „	10	„
	20 Mark	=	6 „	20	„

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längen-Maße.

1 Meter (Stab) = $^{1}/_{10}$ Ruthe = 3⅓ Rheinl. Fuß = 1½ berl. Elle, geschrieben: m.

10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß, geschrieben: Dm.

100 Meter sind ein **Hektometer** = 26⅔ Ruthen = 320 Fuß, geschrieben: Hm.

1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^{1}/_{10}$ preußische Meile, geschrieben: Km.

$^{1}/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = 3⅔ Zoll, geschrieben: dm.

$^{1}/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = ⅔ Zoll, geschrieben: zm.

$^{1}/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{12}$ Linien, geschrieben mm.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □ Meter = $^1/_{14}$ □ Ruthe.
100 □ Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □ Ruthen = $^1/_{28}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Theile des □ Meter sind wie bei dem Längenmaße: □ Decimeter, □ Centimeter, □ Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß | 1 Kubikmeter = $^9/_{160}$ Kubikruthe
1 Kubikcentim. = $^1/_{10}$ Kubikzoll | 1 Kubikm. = $^9/_{20}$ Schachtruthe
1 Kubikmillim. = $^9/_{31}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^9/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform.)

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^7/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = 1⅘ pr. Scheffel. Die Hälfte davon also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^9/_{16}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^9/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform.)

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^7/_8$ Quart.
$^1/_8$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^3/_4$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein Kiloliter = $7^3/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^2/_5$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = ein **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^1/_5$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 2000 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Alloth).
$^1/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^1/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^1/_{10}$ Decigramm.
$^1/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^1/_{10}$ Centigramm.

Regenten-Tafel.

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamirt zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. October 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritanien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, (Regierungsantritt 22. Mai 1871) vermählt am 22. April 1854 mit Antoinet e, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856, vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25 August 1845, (Regierungsantritt 10. März 1864.)

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806, (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig III., geb. 9. Juni 1806, (Regierungsantr. 16. Juni 1848), Wittwer seit 25. Mai 1862 von Mathilde, Tochter des Königs Ludwig I. von Bayern.

f. Lippe-Detmold

Fürst Leopold, geb. 1. Septbr. 1821, (Regierungsantritt 1. Januar 1851), vermählt 17. April 1853 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Albert von Schwarzburg-Rudolstadt, geb 1. October 1833.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823, (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1868 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. October 1819, (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

i. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797, (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 23. März 1846, (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbstständig), vermählt am 8. October 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb 13 October 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Octbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. October 1850 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, Regierungsantritt 20. Septbr. 1866, Wittwer seit 30 März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Fedora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826, (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28 April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1834.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817, (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. October 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838, (Regierungsantritt 20. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günther, geb. 24. Septbr. 1801, (Regierungsantritt 19. August 1835), Wittwer seit 22. März 1853 von Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, wieder vermählt 29. Mai 1885 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1814, gesch leden seit 5. Mai 1852.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831, (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Würtemberg

König Karl, geb. 6. März 1823, (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, Regierungsantritt 2. Dezember 1848) vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Oct. 1840, (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835, (Regierungsantritt 10. Octbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825, (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14 März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818, (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845, (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. October 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

8. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Wittwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

9. Italien

König Victor Emanuel II., geb. 14. März 1820, (Regierungsantritt 3. April 1849), seit 20. Januar 1855 Wittwer von Adelheit, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Rainer von Oesterreich, morganatisch wieder vermählt.

10. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818, (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Wittwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

11. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817, (Regierungsantritt 17. März 1849), vermählt 18. Juni 1839 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geb. 17. Juni 1818.

12. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. October 1838, (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. October 1847.

13. Rumänien

Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürsten von Rumänien proklamirt am 30. März 1866, anerkannt von Seiten der Hohen Pforte am 24. October 1866, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. Dezember 1843.

14. Rußland

Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818, (Regierungsantritt 2. März 1855), vermählt 28. April 1841 mit Maria, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwigs II. von Hessen und bei Rhein, geb. 8. August 1824.

15. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

16. Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch IV., geb. 22. August 1854, (erwählt am 2. Juli 1868 und am 30. Juli durch die Hohe Pforte bestätigt).

17. Spanien

König Alfonso XII., geb. 28. November 1857, (Regierungsantritt 31. Dezember 1874).

18. Türkei

Großsultan Abdul-Aziz-Khan, geb. 9. Februar 1830, (Regierungsantritt 25. Juni 1861.)

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Es ist mir, wenn ich dies Vorwort zur Spinnstube schreiben wollte, sonst wohl schon begegnet, daß ich lange dasaß und nachdachte, was ich Euch lieben Freunden der Spinnstube unter den Eingangsgruß da vorne hinschreiben sollte. Denn Ihr seid es ja so gewöhnt von Alters her, da etwas Ernstes zu hören, wie es zu solchem Gruße sich schickt, der Gott und den Heiland zum Inhalte hat, und der, gleichsam wie das Tischgebet dem Essen, dem vorangeht, was die nachfolgenden Blätter in Ernst und Scherz bringen.

Und dieses ernste Wort soll doch auch nichts besprechen, was Euch und Eurem Leben ganz ferne liegt und fremd ist, sondern soll immer etwas enthalten, was Euch recht nahe angeht, und woraus Ihr ein paar heilsame Mahnungen für Euer äußeres und inneres Leben, am liebsten für beide, entnehmen könnt, wenn Ihr wollt.

Diesmal aber habe ich mir nicht viel Kopfzerbrechens zu machen nöthig gehabt, weil ich schon seit Monaten etwas auf dem Herzen habe, was mir unerläßlich scheint, Euch mitzutheilen, und was nicht nur zu dem schönen Eingangsgruße paßt, sondern auch, nicht ohne Segen für Euch bleiben wird, wenn Ihr es ebenso treu beachten und befolgen wollt, als ich es Euch wohlmeinend schreibe.

Hört nur!

Sitz' ich im vergangenen Winter einmal ruhig auf meiner Stube und hatte eben das Buch weggelegt, weil die hereinbrechende Dämmerung das Lesen nicht mehr gestattete. Da klopft's an meiner Thüre und auf mein Herein! tritt ein, soviel ich noch sehen konnte, feingekleidetes Herrchen ein, überreicht mir einen großen Zettel mit der Bitte, denselben doch zu lesen und dann bis morgen aufzuheben, wo er wieder abgeholt werden würde, und — empfiehlt sich dann sogleich wieder, ohne noch etwas Weiteres zu sagen. Hat wohl gedacht, der Zettel würde mir genug sagen.

Wie ich mir nun den auf schönem rothem Papier gedruckten Zettel nachher bei Lichte besehe, finde ich darauf die Ankündigung eines Buches mit einem äußerst auffallenden Titel und natürlich dabei die dringende Einladung, die ersten Hefte dieses Buches, denen die weiteren bald nachfolgen würden, für 10 Silbergroschen zu kaufen. — Womit war aber diese Einladung gewürzt, und, so zu sagen, mundgerecht gemacht? — Mit dem Versprechen, daß Jeder, der die ersten Hefte kaufe und sich damit für die Uebernahme des ganzen Werkes verbindlich mache, ein Loos umsonst erhalten solle zu einer Lotterie, bei welcher unter die Käufer ausgespielt werden würden: mehrere feine Wagen mit vier Pferden bespannt, mehrere zweispännige Wagen, mehrere ganze Zimmer-Ausrüstungen mit den feinsten Möbeln, einige prachtvolle Pianinos, eine große Anzahl von Nähmaschinen und wer weiß, was sonst noch Alles! — Jedenfalls aber sollte auch der kleinste Gewinn nicht weniger werth sein, als einen Thaler.

„Ei!" dachte ich, das ist ja eine ganz neue Art, den Buchhandel zu betreiben, und wenn die Leutchen recht

viele Dummköpfe finden, die „auf den Leim gehen", so werden die Kosten für die großartige Lotterie schon herauskommen und für die Unternehmer wird auch noch ein hübsches Sümmchen übrig bleiben, auch wenn sie die feinen Herrchen, die ihre feine Waare anpreisen, bezahlt haben".

Gewundert habe ich mich freilich nicht besonders über die Sache; denn man ist es ja heutzutage gewöhnt, fast in jedem Zeitungsblatte ein neues lockendes Anerbieten zu lesen, das unverkennbar darauf berechnet ist, einfältigen Leuten, die sich darauf einlassen, das Geld aus der Tasche zu locken, und muß oft staunen über die erfindungsreichen Köpfe, die es so gut verstehen, „die Narrensteuer einzuziehen". —

Schon wollte ich den rothen Zettel aus der Hand legen, ohne ihn ganz durchgelesen zu haben, als ich bei einem nochmaligen flüchtigen Blicke darauf entdeckte, daß auch der ungefähre Inhalt des Buches angegeben war, welches auf diese Weise in Umlauf gesetzt werden sollte. Ich durchlas die betreffenden Zeilen und mußte daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß das angepriesene, mit dem verlockenden Honigseim der glänzenden Verloosung bestrichene Buch eines jener erbärmlichen Machwerke sei, die keinen anderen Zweck zu haben scheinen, wenigstens keinen anderen Erfolg haben können als den, das Gift der Gottlosigkeit in die Herzen zu träufeln und jedem sittlichen, geschweige denn christlichen Gefühle den offenbarsten Hohn zu sprechen.

„Warte, Bürschchen!" dachte ich da, „dir will ich, wenn du wiederkommst, wenigstens den Geschmack verderben, mit deinen rothen Zetteln noch einmal zu mir zu kommen".

Und als das Herrchen am anderen Tage sich wirklich einstellte, um seinen Zettel wieder abzuholen und mich noch gar überreden wollte, ich solle doch diese günstige Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, mein Glück zu machen und noch dazu ein ausgezeichnetes Buch für meine Bibliothek zu gewinnen, da hab' ich ihm über sein ausgezeichnetes Buch, sowie über seinen ganzen Kram so deutlich und derb meine Meinung gesagt, daß er, wenn

mich der liebe Gott nicht mit ziemlicher Körperkraft begabt hätte, am Ende versucht haben würde, mir an den Kopf zu springen, nun aber es vorzog, knurrend und brummend einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung zu folgen, mit welcher ich ihm die Zimmerthüre aufmachte.

Wie regte sich mir aber die Galle, als ich nach einigen Tagen hörte, daß nicht nur in meinem Wohnorte, sondern auch besonders in den umliegenden Dörfern eine große Anzahl der Hefte gekauft worden sei und daß Manche, die nicht recht anbeißen wollten, dieselben sogar um den halben Preis, um 5 Silbergroschen, erhalten hätten, womit ja doch der deutliche Beweis geliefert war, daß nur Geld gemacht werden sollte mit den Heften, baares Geld für ein paar Blätter bedruckten Papiers, deren Herstellung wohl noch keine 6 Pfennige gekostet hatte!!

„Nein", sagte ich mir da, „solche Geschichten müssen an die Oeffentlichkeit kommen", und beschloß denn sogleich, das diesjährige Vorwort zur Spinnstube dazu zu benutzen, wenigstens zu Nutz und Frommen Derer, welche die Spinnstube lesen und schwach genug sein möchten, sich durch ähnliche Geschichten hinter's Licht führen und um ihr gutes Geld betrügen zu lassen — vielleicht auch noch um Etwas mehr.

Daß aber ähnliche Geschichten, wie die vorhin erwähnte, die man nur öffentlich nicht geradezu als das bezeichnen darf, was sie sind, mehr vorkommen, oft in derselben, oft in etwas veränderter Form, erzählte mir bald darauf ein guter Freund, und wußte zwei Fälle namhaft zu machen, die in seiner nächsten Nähe vorgekommen waren. In dem einen Falle bekamen die Käufer der beiden ersten Lieferungen Loose zu einer Lotterie, bei welcher zehn Nähmaschinen, achtzehn Standuhren, achtzig Taschenuhren, viertausend Schmuckgegenstände u. s. w. u. s. w. zur Verloosung kommen sollten. In dem anderen Falle, bei dem es sich um ein Buch mit ganz besonders würzigem Titel handelte, empfing jeder Käufer des Buches, das sofort vollständig ausgegeben wurde, umsonst eine goldene Broche, und, falls er sich zu einer kleinen Nachzahlung verstehen wollte, auch noch ein Paar goldene Ohrringe. Da waren denn freilich die

Käufer doch besser daran, als bei dem erstgenannten Unternehmen; denn da werden sie wohl bis zum Ende der Tage sowohl auf die weiteren Lieferungen des Buches, als auf die verheißenen Loose zu der großen Lotterie warten müssen. — Aber welch' einen riesigen Gewinn muß doch der Veranstalter auch dieses scheinbar reellen Unternehmens an dem verkauften Buche gehabt haben, wenn er solche Prämien geben, die Colporteure, die das Buch umhertrugen, bezahlen, und doch noch einen erklecklichen Profit in die Tasche stecken konnte! Oder sollte er aus purer Nächstenliebe das Buch verkauft und für sich auf jeglichen Gewinn verzichtet haben? Glaube das, wer will!

Nun hab' ich freilich vor Kurzem mit großer Genugthuung in einem öffentlichen Blatte gelesen, daß man etliche Verbreiter solcher schönen Bücher eingesteckt habe und will hoffen, daß die Gerichte sich nicht bloß mit Denen befassen werden, welche doch nichts weiter als Werkzeuge sind, die sich gebrauchen lassen, um einen hohen und leichtverdienten Tagelohn zu gewinnen, sondern daß sie sich auch, wenn es irgend angeht — und man sollte meinen, das müsse angehen! — auch ein wenig um Diejenigen bekümmern, welche solche saubere Unternehmungen erfinnen und ins Werk setzen.

Allein ich glaubte dennoch, die Angelegenheit hier in der Spinnstube zur Sprache bringen zu sollen in der gewiß nicht unbegründeten Voraussicht, daß solche Geschäftchen noch weiter werden versucht werden, wenn man auch vielleicht mit etwas größerer Vorsicht und Heimlichkeit dabei zu Werke gehen wird, um den Gerichten keine Handhabe zu bieten, bei welcher man gefaßt und in Numero Sicher gebracht, oder doch wenigstens zu gehöriger Geldstrafe könnte verurtheilt werden.

Hütet Euch also, liebe Freunde, vor solchen und ähnlichen Anerbietungen, die Euch gemacht werden möchten! Hütet Euch schon um Eures Geldbeutels Willen. Denn der muß doch schließlich Alles bezahlen, sowohl Papier und Druck der Bücher, als auch den Tagelohn der Colporteure und — den riesigen Profit der Verleger. Und wenn Euch selbst solche Anerbietungen gemacht wer-

den sollten, bei welchen Ihr den Profit für Euch auf der Hand zu sehen glaubt, bei welchem Euch zum Exempel die zugesagte Prämie, statt wie gewöhnlich nur versprochen, wirklich mit dem Buche selbst überliefert wird, sei es auch nur in der Gestalt eines Bildes, — hütet Euch dennoch! Denn wer hinter das Licht geführt wird, das seid doch nur Ihr, die Ihr Buch und Prämie jedenfalls weit, weit über ihren wahren Werth bezahlt. Oder aber die Veranstalter solch eines schönen Unternehmens nehmen bei Euch das erste Mal mit einem ganz kleinen Gewinn vorlieb, um Euch in ihr Garn zu locken, damit Ihr das zweite Mal desto gründlicher und sicherer „'reinfallt", wie die Berliner sagen.

Wenn ich aber droben gesagt habe, es sollte auch heuer wieder unter dem Eingangsgruße der Spinnstube ein ernstes Wort kommen, von welchem Ihr nicht blos für Euer äußeres, sondern auch für Euer inneres Leben einen heilsamen Gewinn davontragen könntet, so will ich das zur Wahrheit zu machen suchen, indem ich nach der Warnung in Bezug auf Euren Geldbeutel, dieses für das äußere Leben so bedeutsame Ding, nun auch noch ein paar Worte hinzufügen, um auf die Schäden hinzuweisen, denn Euer und Eurer Angehörigen inneres Leben ausgesetzt ist, wenn Ihr so blindlings und ohne vorherige Prüfung, vielleicht nur weil dem Eigennutz und der Gewinnsucht dadurch Befriedigung verheißen wird, das hinnehmt, was Euch der Erstebeste zum Lesen ins Haus bringt.

Ich setze dabei freilich mit Zuversicht voraus, daß Ihr Euch noch nicht durch die Freude am Wirthshause und am Bierklatsch die Lust zum Lesen eines Buchs habt vertreiben lassen, sondern daß Ihr noch zu den ordentlichen Hausvätern gehört, die auch für sich selbst und nicht bloß für ihre Frauen das schöne bedeutungsvolle Sprüchlein der Beherzigung werth achten: „Die Hausthüre geht nach Innen auf", die ihre schönste Erholung nach des Tages Last und Hitze darin finden, Abends im Kreise ihrer Familie zu sitzen, und, wenn kein anderer ebenso nützlicher Stoff zur Unterhaltung vorhanden ist, die langen Winterabende am liebsten durch das Lesen eines guten Buches auszufüllen suchen.

Was meint Ihr nun aber, wenn Ihr da solche Bücher nehmt, welche nur darauf berechnet sind, die Neugierde zu spannen, die Sinnenlust zu reizen, das Heilige zu verspotten, das Schändlichste und Gottloseste mit einem reizenden Wortmäntelchen zu behängen, unter welchem ein flüchtiger Blick kaum etwas Böses entdecken kann, (und so ist ja insgemein jene Sorte von Büchern, die, um unter das Volk zu kommen, Wege wie die vorhingeschilderten, betreten müssen!) — was meint Ihr, frage ich, welche Früchte das Lesen solcher Bücher bringen wird, bringen muß?

Nun Ihr selber lest sie vielleicht das erste und zweite Mal ohne Schaden, ohne Schaden wenigstens für Euer inneres Leben; denn über dem Lesen solcher Bücher auch nur den kleinsten Theil der guten Zeit zu verlieren, ist ja gewiß auch ein Schaden, und zwar ein nicht wieder gut zu machender. Euer sittliches, Euer christliches Bewußtsein wird Euch bald das Gottlose und Verderbliche in diesen Büchern erkennen lassen, und Ihr werdet Euch das erste und zweite Mal, daß Ihr sie lest, noch darüber ärgern, daß so schöne Worte, so große Erzählerkunst, wie Ihr sie vielleicht in den Büchern gefunden habt, an einen so schmutzigen, nichtswürdigen Inhalt gehängt sind. Aber trotz dieses Inhaltes — das könnt Ihr Euch im Grunde nicht läugnen — haben Euch die Bücher gut unterhalten, haben sich in höherem Maße als manche andere Bücher, die Euch schon vorgekommen sind, fähig erwiesen, den Schlaf aus Euren Augen ferne zu halten. — Werdet Ihr nun stark genug sein, diese Wirkung der Bücher ganz aus den Augen zu setzen um Ihres schlechten Inhaltes willen und Euch mit Händen und Füßen zu wehren, wenn man Euch wieder einmal ein ähnliches Buch anempfiehlt oder gar ins Haus bringt? Werdet Ihr nicht mehr und mehr des schlechten Inhaltes vergessen und statt an diesen, vielmehr an die spannende Unterhaltung denken, die Euch das neue Buch wieder für eine Reihe von Abenden gewähren könnte? Werdet Ihr nicht am Ende wieder nehmen und wieder kaufen?

Fragt Euch doch selbst einmal, ob es nicht schon so bei Euch gegangen ist? Aber wenn Ihr diese erste

Frage bejahen müßt, dann fragt Euch doch auch ja einmal weiter auf Euer Gewissen, ob ihr beim Lesen des dritten und vierten Buches solcher Art noch ganz denselben Widerwillen und Aerger über den schlechten Inhalt empfunden habt, wie beim Lesen des ersten und zweiten? Ob nicht vielmehr da Euer Ohr sich schon halb und halb gewöhnt hatte, schlüpfrige, zweideutige Redensarten ohne Ekel zu hören, ob nicht Euer Herz schon halb und halb stumpf geworden war gegen den Aerger über Stellen, die das Heilige verspotteten, ob nicht Euer Mund schon gelernt hatte, sich zu einem wohlgefälligen Lächeln zu verziehen, wenn recht derbe, greifbare Witze und Zoten vorkamen, die Euch früher das Roth der Scham auf die Wangen getrieben hätten?

Und wenn Ihr nicht anders könnt, als auch auf diese Fragen mit Ja antworten, sehet, dann habt Ihr — Euer eigen Gewissen wird es Euch bezeugen — durch die verderblichen Bücher offenbar schon Schaden genommen an Eurem inwendigen Leben, und werdet, da es auf der Bahn des Bösen so jählings bergab geht, noch immer größeren und schwereren nehmen, wenn Ihr nicht endlich für derartige Bücher Hand und Haus frischweg verschließt!

Wie wird es aber erst gehen, wenn die nichtsnutzigen Bücher in Eurem Familienkreise vorgelesen werden? Wie wird es erst bei Euren Kindern gehen, die sie selbst vorlesen oder vorlesen hören?

„Nun", tröstet Ihr Euch vielleicht, „die verstehen noch nicht, was sie lesen, und können keinen Schaden nehmen."

Zugegeben für die Allerkleinsten, die Ihr vielleicht vorlesen lasset, damit sie sich im Lesen üben, zugegeben aber nur für so lange, als die kleinen Vorleser noch mit den einzelnen Worten ihre liebe Noth haben, sie glücklich zusammenzubringen, und über dem Zusammenstoppeln der Buchstaben keine Zeit finden, den Sinn des Gelesenen zu bedenken! Werdet Ihr die aber lange und viel vorlesen lassen? Schwerlich, und ganz sicher *nicht*, wenn Euch das Buch selber interessirt und es Euch nicht schnell genug gehen kann, bis Ihr den spannenden Verlauf der

interessanten Geschichte am Ende erfahrt! Meint Ihr denn aber, die kleinen A-b-c-Schützen würden auch dann nichts von dem Inhalte der Bücher verstehen und in sich aufnehmen, wenn sie von Anderen sie vorlesen hören? Dann irrt Ihr Euch sehr und beweist, daß Ihr die Kinder noch schlecht kennt und noch nichts von dem Sprüchworte wißt, das mit voller Wahrheit spricht: „Kleine Kessel, große Ohren.“ Und was sie von dem Gehörten etwa noch nicht verstehen, darüber werden sie fragen und werden, wenn auch nicht bei Euch selbst, so doch bei Anderen nur zu bereitwillige und deutlichmachende Antwort finden. Item, das Gift aus den schönen Büchern wird frühe genug den Weg in ihre Herzen finden, und die kindliche Einfalt und Harmlosigkeit, dieser Demantschmuck des Kindesherzens, in welchem sich noch ein Strahl des göttlichen Lichtes widerspiegelt und erglänzt, wird verloren sein, ehe Ihr es Euch träumen laßt.

Und Eure schon herangewachsenen oder doch heranwachsenden Söhne und Töchter?

Nun, die werden Ohren und Mund aufthun, damit ihnen von dem reizenden Inhalte der Bücher nur ja nichts verloren gehe, in denen das, was die erwachenden Triebe ihnen bisher nur leise und kaum vernehmbar zugeflüstert hatten, einen so schönen beredten Ausdruck findet! Anfangs wird ihnen vielleicht noch bei dieser oder jener Stelle die Schamröthe ins Gesicht treten, und die Augen werden sich auf die Arbeit niedersenken. Allein wie bald verlernt sich das bei öfterem Hören! Und da der Unkrautsame in dem weichen, warmen, jugendlichen Herzen so leicht haftet und aufgeht, wie bald wird der gute Same, welchen Schul- und Confirmanden-Unterricht in ihre Herzen gestreut haben, erstickt und überwuchert sein! Wie bald wird das Herz ein Tummelplatz heißer Leidenschaften, zucht- und zügelloser Begierden sein, denen Ihr, wenn sie erst durch fortgesetztes Lesen verderblicher Bücher recht groß gezogen und erhitzt sind, vergeblich versuchen werdet, durch Eure elterlichen Mahnungen und Warnungen zu wehren, und ihr Ausbrechen in Worten und Thaten zurückzudämmen! Und wer wird dann den Jammer haben? Ihr selbst und Eure Kinder mit Euch!

Jammer, der Euch vielleicht das Herz bricht, sie aber um ihr zeitliches, vielleicht gar um ihr ewiges Heil betrügt!

O darum hütet Euch und seid ja recht vorsichtig und sorgfältig bei der Auswahl der Bücher, welchen Ihr Euer Haus, Eure Familienstube zumal, aufthut! Kauft und nehmt nur, was Euch von Solchen empfohlen wird, die Ihr als zuverlässige Rathgeber kennt und schließt den umherziehenden Bücherboten jedenfalls dann die Thüre, wenn sie Euch Bücher mit so verlockenden Titeln und unter so berückenden Versprechungen anbieten! Abgesehen davon, daß Ihr in den meisten derartigen Fällen um Euer sauer erworbenes Geld geprellt werdet, werdet Ihr ganz gewiß um Das betrogen, was mit allem Gelde der Welt nicht zu bezahlen ist: um Euren Glauben, um Euer sittliches Bewußtsein, um Eure Achtung vor allem Hohen und Heiligen und — und — am Ende auch um die Freude an Euren Kindern, um Euer Familienglück! Auf einmal kommt freilich das Alles nicht zusammen, Ihr schlürft den Gifttrank nur tropfenweise ein, aber am letzten Ende bleibt nicht leicht etwas davon aus!

Wenn Ihr gerne lest, so thut Euch doch zu Lese-Vereinen zusammen und gründet Euch eine kleine Bibliothek, wofür gute, heilsame Bücher in Hülle und Fülle vorhanden sind! Laßt sie Euch nur von Eurem Pfarrer oder Lehrer empfehlen, falls nicht schon etwa in Eurem Orte eine Volks-Bibliothek besteht, in welche Ihr Euch mit ein paar Groschen einkaufen könnt. Es müßte ja ein Pfarrer oder Lehrer gar keinen Begriff von seinem Amte haben, wenn er nicht willig Euch die helfende Hand böte und Euch die kaum nennenswerthen Schwierigkeiten überwinden hülfe, die sich dabei ergeben möchten.

Dann bekommt Ihr Bücher, die Ihr ohne Schaden für Euer und Eurer Kinder inneres Leben lesen könnt, ja bei denen Ihr selber fühlt, wie es mit dem inwendigen Leben vorangeht, wie ein wahrer Schatz von guten, heilsamen Gedanken und Entschlüssen sich in Euren Herzen ansammelt. Und vergeßt Ihr dann über diesen Büchern nur das Buch nicht, welches mit Recht das „Buch der Bücher“ genannt wird, das heilige Bibelbuch, aus welchem Ihr

aber gewiß nicht mit gutem Gewissen Eure Abend-Lection lesen könnt, wenn Ihr vorher ein schlechtes Buch gelesen habt, an welchem Ihr also einen sichern Prüfstein habt für den Werth oder Unwerth Eurer Bücher, — nun dann wird der Segen Gottes nicht von Euch weichen, und Ihr werdet Euch zu Eurem zeitlichen und ewigen Heile den rechten Sinn und das rechte Verständniß bewahren für den alten Spinnstubengruß, den ich ich auch zum Schlusse hierher setzen will, wie er vorne zum Willkommen steht:

Gott zum Gruße, und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1875.

„Bange machen gilt nicht", haben die freundlichen Leser gewiß gedacht, als ich ihnen am Schlusse der Räthsel-Auflösung im vorigen Jahrgange in Aussicht stellte, daß sie mit den neuen Räthseln ihre liebe Noth haben würden. Sie haben sich ohne Zweifel sogleich erinnert, daß die Spinnstube mit ihren Räthseln doch noch immer ziemlich manierlich gewesen ist und den Rathern nicht allzuviel zugemuthet hat, und haben sich frisch und getrost an das Knacken der neuen Nüsse gemacht. Haben Sie sich dabei nur ein klein Wenig angestrengt, so haben sie gewiß die Nüßchen leicht aufgebracht, und ich komme mit dem Nußknacker hier hintennach, gleich der alten Fastnacht, wie man am Rhein sagt.

Oder wer hätte nicht in dem Räthsel auf Seite 63 sofort die Schwelle gerathen, die als Baum aus dem Walde geholt, mit der Axt zurechtgehauen, mit der Säge zurechtgeschnitten wird, um dann in den Häusern von den Füßen getreten oder auch der Eisenbahn unter die Räder gelegt zu werden? Und war erst dieses Wort gefunden, so ergaben sich ja die beiden andern, jedesmal um einen Kopf kürzer gemachten, ganz von selber, nämlich die Welle und die Elle, die aber freilich jetzt dem Meter oder Stab hat weichen müssen.

Etwas verhinderlicher mag es wohl Manchem mit dem zweiten Räthsel auf Seite 136 und 137 gegangen sein. Aber wer sich nur sogleich an das Rechen-Exempel im letzten Abschnitte machte, und ein Viertel vom

Hundert, also 25, mit Dreiviertel vom Hundert, also 75, multiplicirte, der hatte, wenn er anders richtig gerechnet, die Lösung sofort in der Hand. Denn 25 mal 75 macht nach Adam Riesens Rechenbuch genau 1875, also die Jahreszahl, welche die vorige Spinnstube trug. Und diese hatte das Räthsel im Sinne; zunächst in Abschnitt 1 das Jahr mit seinen zwölf Monaten in ihrer verschiedenen Art während des Winters, Frühlings, Sommers und Herbstes; dann in Abschnitt 2 die Zahl, wonach ja Alles berechnet wird, und die bald so riesig groß ist, daß man sie kaum denken kann, (wie z. B. bei den Milliarden, mit welchen man heutzutage so munter rechnet, oder gar bei den Billionen Meilen, auf welche von den Sternkundigen die Entfernung einzelner Sterne von der Erde berechnet wird), bald wieder so klein, daß sie sich ebenfalls der menschlichen Fassungskraft entzieht.

Ebenso unschwer, wenn man es nur richtig angriff, war das dritte Räthsel auf Seite 199. Denn an was Anderes als an die Ameise hätte man denken können bei dem winzigen Thierchen, das stets in wimmelnden Schaaren zusammenlebt, die Wege putzt, indem es den Unrath fortschafft, die Thierleichen, die ihm in den Weg fallen, abnagt und dadurch die schädlichen Verwesungsgerüche hindert, das aber bekanntlich Honig und süße Früchte über Alles liebt und ihnen nachgeht, wo es sie finden kann, selbst bis in die Häuser hinein, indessen mit dem ätzenden Safte, den es von sich gibt, wenn es gereizt ist, Einen recht übel zurichten kann?

Und war erst die Ameise gefunden, so lag ja das zweite Wort nahe, wenn man nur das A vorne wegließ, die Meise nämlich, das muntere, bunte Vöglein, das an den Bäumen und alten Wänden das Ungeziefer wegliest und verzehrt und darum wohlverdient, daß es im Winter, wenn es draußen wenig oder gar keine Nahrung findet, von mitleidigen Händen mit Brodkrümchen, die man ihm auf das Fensterbrett streut, gefüttert wird, anstatt daß man es von den Buben in ihren Meisekarren wegfangen läßt, um es ins Zimmer zu setzen, wo es sich so leicht an den Fensterscheiben das kleine Köpfchen einrennt. Pfui, der Schande!

Der geneigte Leſer ſieht alſo, daß er keineswegs Urſache hat, ſich vor den Spinnſtubenräthſeln jemals bange werden zu laſſen, wie groß auch das kleine Männchen oben drüber, das einen Nußknacker vorſtellen ſoll, den Mund aufreißt. Er gehe alſo auch friſch und getroſt wieder an die neuen Räthſeln im dießjährigen Büchlein. Wenns ja nöthig ſein ſollte, hilft der nächſte Jahrgang wieder auf die richtige Spur, natürlich ſo Gott will und Dem das Leben läßt, der die Räthſel zwar leicht löſen, aber ſchwer machen hat. Und ſomit für diesmal Gott befohlen!

3. Mein Schneider.

Erzählung von E. Frommel.

Kleider machen ebenso sehr Leute, als Leute Kleider machen. Aber Kleider machen die Leute nicht blos schön, sondern unter Umständen auch zornig, aufgeregt und böse. Hat zum Exempel ein Herrlein ein neues Hemd mit Einsatzkragen, so gibt es zwei Fälle, in welchen der Zorn losbrechen kann. Entweder ist der Kragen zu eng und drückt das Herrlein auf den Hals und auf jene natürliche Vorsteckknadel, die die Halszierde des männlichen Geschlechtes ist und das Gesicht wird kirschroth und die Augen treten aus den Höhlen und dem Herrlein wird es angst und bang zu Muthe, bis es endlich den Kragen aufreißt und ihm so wohl wird, wie einem Malefikanten, den man eben noch frisch und lebendig vom Galgen geschnitten hat. Oder aber der Halskragen ist zu weit und das Halstuch zieht sich bedenklich hinauf und ist ein immerwährend Auf- und Abfahren, wie wenn Kinder auf einem Balken sitzen, und der Eine hinauf und der Andere hinunter segelt; zuletzt sieht der ganz natürliche Hals hervor, so daß das Herrlein endlich des Kampfes müde wird, die Binde mit sammt dem Kragen wegreißt und alles hemdenfabrizierende Frauenvolk Dinge heißt, die weder wohllauten noch lieblich zu hören sind. — Oder aber man hat einen Rock vom Schneider gekriegt, der über der Brust so eng ist, daß der Knopf diese Engherzigkeit nicht mehr aushält und flüchtig wird, während derselbe Rock unten um die Lenden schlottert, als ob der Inhaber seit Jahren die bekannte Bantink- oder Abmagerungskur gebrauchte. Kurz, wer in diesem Stück einige Erfahrung gemacht und zudem noch ein Liedlein von der edlen Männergeduld zu singen weiß, wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß es um einen geschickten Schneider kein geringes Ding ist, dieweil bei so vielen günstigen Gelegenheiten zum Böswerden, eine wenigstens dadurch aus der Welt geschafft wird.

Seitdem der Verfasser seinen letzten Schneider gehabt, von dem er erzählen will, ist er um ein gut Theil noch sanft-

müthiger geworden, als er bereits gewesen zu sein in aller angeborenen Bescheidenheit sich rühmt. Mein Schneider verstand seine Kunst aus dem Fundament und wußte mich so gut zu kleiden, daß kein Mensch merkte, daß ich an einem Herzfehler leide, den ich mit der ganzen Menschheit theile. Aber Manches habe ich noch von ihm gesehen und gelernt, was mir lieber war, als alle Röcke, die er mir machte, mitsammt dem, der mir einst an einem warmen Sommertag gestohlen wurde.

Es war im November 18 . ., als die Magd mir meldete: „draußen steht ein sonderbarer Herr, der Sie zu sprechen wünscht". Ich hatte seit lange keinen „sonderbaren" Herrn mehr gesehen, da heutzutage so ziemlich ein Herr aussieht, wie der andere und der Allerweltshobel der Bildung nachgerade alles wegschleift, was den Menschen vom Andern unterscheidet. So ließ ich ihn denn herein. Er war allerdings ein sonderbarer Herr. Er mochte Ausgangs der Sechziger sein; das Gesicht war verwittert und durchgefroren; auf dem Haupte saß eine ganz respektable Perücke, die im vorigen Jahrhundert jedem Haarkräusler Ehre gemacht hätte. Das Auge hatte etwas Kluges, fast Stechendes im Blicke. Der alte Herr bemühte sich sichtlich einen hellen Sonnenschein über das Gesicht ziehen zu lassen. Die großen Vatermörder und das etwas verblichene, weiland sehr brillante Halstuch, die große gebümte Sammetweste hatten bessere Tage gesehen, nur die mit Luftlöchern versehenen englischen Schuhe waren neueren Datums. Die Summa aber seiner ganzen Erscheinung und seines Aufwartens deutete unwiderleglich auf: „Schneider".

Er hatte einen Empfehlungsbrief in der Hand, den er mir überreichte, dieses Inhalts:

Paris, den . . . 18 . .

Euer Wohlgeboren

empfehle ich den Ueberbringer, den maitre tailleur Herrn . . . der sich längere Zeit in Paris aufgehalten und daselbst einen stillen, eingezogenen Lebenswandel geführt hat. Er will sich in Ihrer Stadt niederlassen und ich empfehle Ihnen denselben zur Unterstützung.

Ergebenst

. . . . . .

Das war also der Lobebrief, den der sonderbare Herr hatte. Wer schon mehr solche Briefe gelesen, wird allmählig vorsichtig; denn man lobt auch Manchen fort und sich vom Halse weg. Die Erfahrung macht Einem leider in der Welt nicht barmherziger, wohl aber klüger, aber was hilft die große Klugheit? Sie greift auch daneben. „Ach lieber Herrgott" — so hat der Verfasser schon manchmal gedacht — „wenn Du Deine Sonne nur über die Gerechten und Würdigen scheinen lassen wolltest, da könnte man das ganze Jahr Gas brennen in der Welt!" Den Verfasser gelüstete es auch, seine Erfahrungsweisheit an den Mann zu bringen, damit, daß er nicht so gleich bereit sei, jedem Ersten, Besten zu helfen und sagte darum:

„Warum kommen Sie denn gerade hierher?"

„Well, Sir", d. h. zu deutsch: „Wohl mein Herr", antwortete der Schneider, „ich dachte hier sind reiche Leute, die was zu verdienen geben und sind dabei wohlthätig, wie ich gehört habe." —

„Gewiß", antwortete ich ihm, „aber wir haben schon Schneider genug und Einer nimmt dem Andern schon das Brod weg."

„Well, Sir, aber es kommen immer neue Leute auf die Welt, die müssen alle Kleider haben. Ein Schneider ist wie ein Bäcker und Schuster, Kleider und Nahrung müssen wir haben, das steht auch in der Bibel."

Ich machte noch eine Weile in diesem Zweikampf fort, Gang gegen Gang; aber er wich jedem Hieb und Stich gewandt aus und wußte immer was Neues zu sagen, so daß ich anfing, den Mann zu bewundern. Zuletzt gab

ich ihm an einige hochmögende Herren einen Empfehlungsbrief mit und sagte ihm, er solle nun einmal mit angeln. Richtig fing er auch noch an demselben Tage einen etwas älteren Rock, der ihm zum Verjüngen mitgegeben wurde. Da der Mann nicht mehr kam, dachte ich, daß sein Geschäft schon flott ginge, als er eines Tages an die Thüre klopfte. Da stand er denn draußen. Aber es war nicht mehr der Mann von früher. Die vierzehn Tage hatten ihn gewaltig geändert. All die Zuversicht, das Feuer in den dunklen Augen war gewichen. Einsylbig und zerstreut antwortete er mir auf meine Fragen nach seinem Wohlergehen. Endlich stand er auf.

„Well Sir", hob er noch einmal im alten Tone an, „ich habe noch Eine Bitte. Machen Sie mich glücklich oder unglücklich, ich werde es als aus Gottes Hand annehmen. Ich bin ein unglücklicher Mann. Die Sache ist kurz. Mein Hauswirth wollte bezahlt sein, ich konnte ihm nichts geben, weil ich nichts habe. Was thut er? Er heißt mich ausziehen und behält meinen Koffer und auch die Kleider des Herrn, die ich zu ändern hatte, das ist das Schlimmste."

Ich schrack zusammen und überdachte gleich die ganze Tragweite seines Unglücks und mein Geldbeutel fing an, Zuckungen zu bekommen, denn der merkte gleich, worauf es ging. Dahin wars also mit meiner Empfehlung und Gutherzigkeit gekommen! Die Summe war nicht klein, aber die Ehre meiner Empfehlung mußte ich retten. Aber ich glaubte, ich müsse doch ein Exempel statuiren und ihn zappeln lassen. Ich hielt ihm eine, meiner Meinung nach, sehr wohl gesetzte Rede über seinen Leichtsinn und meine große Verlegenheit, in die er mich brächte und ließ ihn gehen. Aber Redehalten und Helfen ist zweierlei. Es ist was Wunderbares mit den Menschenkindern. Leute, die oft keine drei Worte herausbringen können, werden mit einem Male beredt, wie weiland der berühmte Redner Demosthenes, wenn sie einmal bei schicklicher Gelegenheit in den Sack greifen sollen. Da fließt der Mund über, aber notabene, nicht weil das Herz voll, sondern weil es leer ist. Item: Manchen Menschen lernt man erst am Geldbeutel kennen, denn mancher hat sein Herz nicht unter den Rippen,

ſondern im Geldbeutel und ſchreit, wenn man ihm dran greift. Iſt doch auch merkwürdig, daß der barmherzige Samariter, als er den armen Iſraeliten im Blut liegen ſah, keine langen Reden gehalten hat, vom Alleinreiſen oder über die ſchlechte Polizei geſchimpft und dergleichen, ſondern abgeſtiegen iſt und ihm geholfen hat. —

Als der Schneider ſo ſtill hinausging und ſo betrübt den Kopf hängen ließ auf der Straße, hätte ich ihn am Liebſten zurückgerufen, aber eben bog er um die Ecke und da war's vorbei.

Zum Glücke aber begegnete er einer mitleidigen Seele, deren Namen der Verfaſſer aus angetrauter Liebe nicht ſagen darf, die redete den betrübten Mann friſchweg an und frug ihn, was ihm denn ſei, er ſehe ja ſo anders aus, als letzthin. Da erzählte er ihr noch einmal ſein Unglück und ſie beſtellte ihm einen Anzug für den Herrn Sohn. Da war's um den Verfaſſer geſchehen. Denn eine Stunde darnach ſtellte er ſich fröhlichen Angeſichts ein und bat um gütige Anweiſung beim Tuchhändler und Seidenſpinner und Knopfmacher, dazu um Auslöſung ſeiner großen Scheere, ohne die er nichts machen könne und ſeines vortrefflichen Bügeleiſens, die alle der ſchnöde Wirth in Verwahrſam habe.

Da gings dem Verfaſſer wie Grundeis und dem Schneider war geholfen. Von dem Wirthe zog er aus und miethete ſich hoch, nah am Himmel, ein Dachſtüblein und richtete ſich häuslich ein. Seine Kleider empfahlen ihn, das Schifflein hob ſich vom Boden auf und begann flott zu werden. Von früh bis ſpät arbeitete er, zahlte jeden Vorſchuß auf Heller und Pfennig zurück. Wohl war er fröhlich und doch lags wie ein Druck auf ihm. Wenn er ſo daſaß, mit der großen Brille auf der Naſe und der Perücke auf dem Kopfe und ſchneiderte, oder an ſeinem kleinen Sparofen, in welchem er neben ſeinem Bügelſtahl die kunſtgerechteſten Cotelettś und Beafſteaks briet, da ſetzte ich mich manchmal zu ihm. S' war Winter und draußen ſo unwirthlich, wie's nur ſein konnte. Ich hatte etwas bei ihm zu beſtellen; des Schneiders Ofen brummte in allen Tonarten. Ich ſetzte mich auf ſeine Pritſche und dachte: „heut' oder nie wirſt du in dies

Leben einen Blick thun". Daß mein Schneider kein gewöhnlicher Schneider war, war mir längst klar. Wer aber einmal mit den Menschenkindern verkehrt hat, merkt gar bald, daß etliche den Eindruck machen, als ob hinter ihnen schwere Stürme und Wetter lägen. Es pflügt die Zeit mit eisernem Pfluge ins Gesicht etliche unverwüstliche Furchen, die auch nicht über Nacht gekommen. Geht auch einmal ein Lächeln drüber, wie ein milder Sonnenschein, so sehen sie doch auch unterm Lachen vor. So wars auch bei meinem Schneider. Der konnte Einen manchmal aus den alten Augen so wehmüthig anschauen, und der Mund zuckte oft so schmerzlich zusammen, als ob längst vergangene Tage noch einmal reden wollten. Drum faßte ich ihn diesmal fest unter dem Brusttuche an und ging geradewegs auf ihn zu, faßte mir ein Herz und sagte:

„Ihr habt mir so manchmal von Eurem Vertrauen auf Gott gesagt, Meister, und ich habe gesehen, wie ihr's auch in allen Dingen praktizirt. Ihr kommt fleißig zur Kirche und lest auch in Gottes Wort, — wo habt ihr das her? Ist's einstudirt, oder habt Ihr erlebt? Meister, mir scheint, ihr habt ein schwer Leben hinter Euch! Ist's nicht so?"

Da schaute er mich groß an, es kämpfte in ihm, ob er was sagen sollte oder nicht, den Bündel abwerfen und sichs leicht machen, oder ihn fortschleppen. Eine Weile besann er sich, endlich sagte er:

„Herr — Ihr seid der erste Mensch, dem ich alles sagen will. Da und dort hab' ich wohl mal Einem einen lustigen Streich erzählt. Solch' Erzählen ist mir vergangen. Aber wenn ich Euch eine Liebe thun kann und einen Dienst, dann will ich's thun. Wenn ich mal todt bin, könnt Ihr's erzählen, vielleicht, daß sich Einer oder der Andere was d'raus zu Herzen nimmt".

Ich setzte mich zurecht und lauschte. Manches ist mir entfallen, Anderes ist nebensächlich oder gehört in's Grab — die Hauptsachen, die mir geblieben, will ich, nach seinem Wunsch, erzählen. Scheint's Manchem zu ernst für die Spinnstube, so denke ich, es schadet das bischen Ernst nicht. Wer nicht ernst sein kann, kann auch nicht wahrhaft fröhlich sein. Und in einen Kalender gehört Beides:

Scherz und Ernst, wie das Jahr seinen Frühling und auch den Winter hat, und wie unser Herrgott mit rechter Waage Jedem im Jahre seine Freuden und sein Leid zuwägt.

* * *

S' war im Mecklenburgischen, nicht weit von der Ostsee, in einem stattlichen Dorfe. Da läutete es am Anfang dieses Jahrhunderts an einem Julitage mit allen Glocken zusammen. Einer der reichsten Bauern sollte zu Grabe getragen werden. Der Küster mit der Schuljugend und manchem „Barfüßer" drunter war an dem Sterbehause und sang. Hinter dem Sarge, der aus dem Hause getragen wurde, ging eine junge Frau mit einem vierjährigen Knaben an der Hand, der weinte, weil er die Mutter weinen sah. Denn was das bedeute, daß man ihm seinen Vater hinaustrage, wußte er noch nicht. Das wußte aber die Mutter um so besser. Sie war fremd in's Dorf gezogen und hatte geheirathet und dieweil ihr Mann lebte, hielt er die Hand über ihr. Aber jetzt war's ihr, wie wenn das Dach vom Hause gerissen wäre, und Schnee und Regen hineinfielen. Nur halb hörte sie den Trost des Pfarrers an, daß Gott der Wittwen und Waisen Tröster sei und ihr Richter. Es muß eben erst im Herzen still geworden sein, ehe Gottes Stimme drin reden kann; denn so lange der Mensch redet, ist sein Gott still. Nachdem der Sarg versenkt war, ging sie mit ihrem Büblein heim. Nicht lange darnach brachen aber schon die Wetter los. War's im Ehevertrag nicht ganz klar, oder sonst die Erbschaftspapiere nicht ganz in Richtigkeit — kurz — es dauerte nicht lange, so machten die Verwandten von des Mannes Seite Anspruch auf Herauszahlung oder auf den Hof. Da blieb ihr nichts übrig, als den Hof dranzugeben, weil sie doch nicht mit fremden Leuten wirthschaften wollte, und zog ins Wittwenhaus hinter dem Hof und ließ diesen den Verwandten, von deren Gnade sie leben mußte. Das ist aber ein sauer und schwer Ding, wenn man selbst einmal auf dem Hofe gesessen und Anderen Almosen gab, sie selber nehmen zu müssen. — Das Knäblein, das sie an der Hand damals

hatte, wuchs mittlerweile heran. Der Vormund, der Schneider im Orte, dachte: „Das Schneiderhandwerk hat allewege auch einen goldenen Boden, drum soll dein Mündel ein Schneider werden.“ Und als die Confirmation vorüber war, saß der Knabe auf der Butik und arbeitete mit Nadel und Scheere an den groben Bauernwämmsern und langen Röcken, von denen einer aussah wie der andere. Der Schnitt war nicht von gestern noch von heute, und das Modeblatt konnte der Meister füglich entbehren. Darum überkam den Lehrjungen gar manchmal die Langeweile, absonderlich wenn draußen seine Kameraden auf der Wiese spielten, während er ihre Wämmser flicken mußte. Er saß dann träumend da und sah durch die kleinen Scheiben und auch durch die, die der Vormund aus Sparsamkeit von Papier hatte machen lassen, hinaus. Drum langte zuweilen der Vormund mit der großen Elle, die mit Eisen beschlagen war, hinüber nach dem Lehrjungen und maß ihm für's Träumen den Rücken nach der ganzen Länge, wiewohl er schon zum

Voraus wußte, wie lang er war. Der Vormund war kein übler Mann, aber alt und griesgrämlich dazu und

dachte: „Die Ruß in ..
schwere Jugend gehabt hat", ..
Mündel sein.

Daran dachte er freilich nicht, d
weich, aber auch etliche hart schlägt u
immer mit dem Vaterunser umwickelt sei.
die Bitte steht: „Vergib uns unsre Schuld u
geben unsern Schuldigern". So aß denn der Schne..
lehrling ein paar Jahre Thränenbrod und nur seine Mutter strich ihm mit ihrer Liebe und Trost manchmal Honig drauf. Freilich hat's der Lehrling hintennach gesehen, daß die Zucht doch nicht so übel war; denn der Verstand kommt nicht vor den Jahren und es geht den Alten auch nicht besser, die erst bei der Züchtigung unsers Herrgotts weinen, und hintennach einsehen, „wie gut er es meinet". — Die Lehre ging zu Ende und der Gesellenbrief wurde ihm in allen Ehren ausgestellt, nachdem er dem Ortsschulzen einen regelrechten Rock untadelich gemacht hatte. — Nun sollte er nach Hamburg ziehen. Wiewohl er ein Schneider war, ist's ihm doch zu Muthe gewesen wie dem Gymnasiumsschüler, der als Bruder Studio auf Universitäten zieht, dem die goldene Freiheit winkt, und der auf der Straße jetzt ganz ungenirt vor dem Herrn Professor sogar seine lange Pfeife rauchen und Angesichts seiner ins Wirthshaus zum großen Schoppen gehen darf, ohne daß der Professor frägt: „Sie, Herr Rosenbusch, wie kommen Sie mir vor? kennen Sie den Paragraph 46 nicht?" So zog auch das Schneiderlein auf die Schneideruniversität mit seinem Abgangszeugniß und statt den lateinischen und griechischen Büchern hatte er ein nagelneues Bügeleisen und eine Scheere sammt ein paar Dutzend Nadeln.

Der Abschied von der Mutter wurde ihm gerade so schwer, als ihm der vom Meister leicht wurde. Mit vielen Thränen hörte er ihre Ermahnungen an und versprach, sein Bestes zu thun, ein braver Mensch und Schneider zu werden und ein guter Sohn zu bleiben. Der Vormund reiste selbst mit seinem Schüler nach der Stadt, um ihn dort einem alten Geschäftsfreunde zu empfehlen, von dem er seine Tuche bezog. — Es war

...y vor sich liegen sahen.
...er heller Schein, den die Lichter
n. Da nahm der Vormund den
nd und sagte, auf den Lichtstreifen
sohn, sieh', das ist die große Stadt
so dunkel vor Dir liegt. Große Städte
und ist viel Finsterniß drinnen. Aber sieh',
... doch ein Lichtstreif drüber am Himmel, das kommt von den vielen Lichtern her. So ist auch noch hier in der dunkeln Stadt mit ihren Sünden ein heller Lichtstreif, der am Himmel hinzieht und hinaufweist, an den halte Du Dich". — Was der Vormund mit dieser dunkeln Rede gewollt hat, ist dem jungen Schneiderlein fre...ich erst hintennach klar geworden. —

Der Geschäftsfreund besorgte einen tüchtigen Meister für den Gesellen und der Vormund nahm Abschied und ging in die Heimath zurück und brachte der Mutter noch die letzten Grüße von ihrem Sohn. Dazumal war's nicht wie heute in den Meister-Häusern. Die Gesellen wohnten beim Meister, hatten ihr Essen, das der Meister selbst mitaß, und nicht wie heute, wo er sich im „Hotel" was Besonderes geben läßt um 11 Uhr „von wegen der Herren Kunden" und ihm dann nichts schmeckt von dem was die Meisterin bringt. Des Samstag's Abends gab's ein neues Hemde, wie der frischgefallene Schnee so weiß. Wenn schon Feierabend war, saß der Meister doch noch fort an der Arbeit und war der Flinkste dabei. Es muß ein frommer Mensch gewesen sein, dieser Meister, nicht mit dem Mund allein, sondern auch mit dem Herzen und Wandel; denn meinem Schneider standen die hellen Thränen in den Augen, als er von ihm erzählte. Am Samstag war immer am Frühsten Feierabend, denn bei ihm fing der Sonntag schon am Samstag an, und nicht wie bei Manchem erst am Montag. Man sagt sonst den Schneidern nach, daß sie was Windiges an sich hätten und die leichte Nadel sie auch leichtfertig mache, nach dem alten Sprichwort: „Wie der Herr, so das Geschirr" — aber windige Leute gibt's überall und in jedem Stand, selbst auch da, wo man sie gar nicht vermuthen sollte. Aber es gibt keine Regel ohne Ausnahme und der Ham-

burger Meister war so wuchtig, als ob er seines Zeichens ein Grobschmied gewesen. Denn er litt auf der Bude nichts von Windbeutelei und wenn so ein „Pariser" zugereist kam und um Arbeit fragte, da examinirte er die Kreuz und Quere, ob nicht irgendwo ein fatales Lüftlein aus ihm herausblase.

Der Hausfreund des Meisters war ein würdiger alter Jugendlehrer, ein freundlicher Greis mit silberweißen Haaren, recht so wie er für die Jugend paßt. Da sieht der geneigte Leser mich vielleicht groß an und fragt: „Um Verzeihung, wo so? Ist nicht ein junger Lehrer besser denn ein alter?" Aber der Verfasser ist auch keiner von Denen, die auf den Mund gefallen sind, sondern antwortet: „Ja wohl, passen sie gut zusammen. Mich dauern immer die kleinen Schulknaben, die so einen frischgebackenen, grasgrünen „Herrn Lehrer" aus dem Seminar oder von der Universität bekommen. Sie haben meist so große Dinge im Kopf vom „was werden wollen", daß ihnen die Kleinen so vorkommen, wie dem Riesenfräulein von der Rideck die Bauern auf dem Feld, die sie auf die Hand nahm und mitsammt dem Gaul und Pflug in ihre Tasche steckte. Und doch ist so ein kleines Männlein, der mit seinem Ranzen in die Schule geht, auf dem zum Ueberflusse noch in rothen Buchstaben die Anfangsbuchstaben des Namens stehen, damit das Männlein nicht verloren gehe, auch was werth. Ist doch ein Kinderherz wie eine Blume oder meinethalben auch wie ein Tannenbäumlein oder sonst eines. Die können Beide das Herumdoktern nicht vertragen, und der viel d'ran herumschneidet, der verdirbt's. Die Alten aber wissen, wie man solch' ein Büblein zu behandeln hat und der Respekt ist schon von selber da vor einem grauen Haupt. Kommt daher, daß die Alten nicht weit *zum* Himmel und die Jungen nicht weit *vom* Himmel haben, und können einander drum besser verstehen. Drum ist's so eine Privatansicht vom Verfasser, daß ein alter Lehrer mehr für die Kleinen tauge und, damit die jungen Lehrer nicht müssig gehen, können sie an der großen Jugend sich probiren. Item die alten Doktoren sind die besten Kinderärzte, das kommt von der Praxis. — Also

der Jugendlehrer war der Hausfreund und auch der mecklenburgische Schneiderstudent fühlte sich zu ihm wunderbar hingezogen und nicht selten saß er da und ließ Nadel und Faden fallen, wenn der Alte kam. Dem Hausfreund gefiel der aufgeweckte Jüngling mit seinen blonden Flachshaaren, den frischen rothen Wangen und den treuherzigen Augen, so daß er dem Meister sagte: Auf den habt Acht, daß er nicht verdorben wird, es wäre jammerschade. —

An den Sonntag-Nachmittagen ging der Meister regelmäßig nach der Nachmittags-Kirche in St. Nicolai zu dem Hausfreunde. Der hatte vor der Stadt ein kleines Haus, auf dessen Hinterseite ein großer, mit Reblaub und Winden umsponnener Vorsprung war, auf dem viele Leute Platz hatten. Im Garten stand ein Bienenhaus, dort hatten sich Seidenhasen eingenistet — kurz aus allen Reichen der Natur hatte der alte Mann fleißig gesammelt, wovon er seinen Kindern aus einem lebendigen Buche Unterricht geben konnte. Nachdem man zusammen den Kaffee getrunken und die beiden Alten ihre Meerschaumpfeifen geraucht, kamen gegen Abend gegen hundert Kinder, meist aus der lieben Armuth, die sich in dem Garten tummelten. Der Alte zeigte ihnen die schon oft gesehenen Schätze wieder, spielte und sang traute Lieder mit ihnen. Darnach tönte ein Glöcklein und die ganze Kinderschaar kam zusammengelaufen unter der Reblaube und auf der Treppe; Jeder hatte sein Plätzchen und nun lehrte sie der Alte mit so freundlicher herzgewinnender Art, daß alle an seinem Munde hingen. Dann frug er sie und wußte aus allen ein Fünklein herauszuschlagen. Es waren die lieben Bilder aus der Bibel, die er ihnen vormalte, wie sie kein Maler besser hätte treffen können. Dann betete er mit ihnen so schlicht und einfältig, als ob er selber eins von den Kindern wäre.

Dem Schneidergesellen ging das Herz dabei auf; er setzte sich mitten unter die Kinder, gab Antwort wie sie und wußte selber manchmal was zu erzählen, das er zu Hause gehört. Das gefiel dem Alten so gut, daß er oft, wenn er des Sonntags müde geworden, den Schneidergesellen an seiner Stelle einmal forterzählen ließ, der

ſeine Sache auch ganz vortrefflich machte. Oftmals dachte er, „ach könnteſt du nur auch ſo ein Lehrer oder gar ein Pfarrer werden, das wäre doch beſſer als ein Schneider". Als er einmal dem Alten dieſen Wunſch vortrug, ſagte der ihm: „Mein Sohn, bleib' in dem Berufe, darin Du berufen biſt; werde Du ein braver Schneider, dann kannſt Du in Deinem Hauſe ein Segen werden. Der Rock thut's nicht und das Amt auch noch nicht". Viel hörte er von dem Jugendlehrer, was ihm tief ins Herz ging, und ſeiner Mutter ſchrieb er ſo glücklich, als ob er im Paradieſe wäre. Er kannte die ſchönſten Lieder und betete mit den Kindern gerade ſo lieb, wie der Alte. —

* * *

Jahre ſind dahin, der Jugendlehrer war eines Sommertags, als er herausgegangen unter's umſponnene Dach und über der linden Luft eingeſchlafen war, völlig eingeſchlafen zur ewigen Ruhe; noch im Tode das ſtille milde Antlitz behaltend. — Wir aber ſind tief in der Stadt in einer krummen, winkeligen Gaſſe, in deren Mitte im Keller eine Schenke war. S'iſt ſchon dunkel Nacht. Unten ſitzen beim Kartenſpiel vier Geſellen, die hoch um Geld ſpielen. Das blaſſeſte Geſicht aber gehörte einem jungen Manne an, der in den Anfang der Zwanziger ſtehen mochte. Er war der Leidenſchaftlichſte im Spiel, die Andern immer überbietend an frecher gottloſer Rede und hohen Einſätzen. Der dampfende Grog erhitzte die Köpfe noch mehr und der Streit war da. Es waren zwei der Spieler aneinander gerathen, die ſich gegenſeitig Betrug vorwarfen. Ehe die beiden Andern, darunter der Blaſſeſte war, es verhindern konnten, hatte der Eine der Streiter dem Andern das Meſſer tief in den Leib geſtoßen, ſo daß er mit einem gellenden Schrei zuſammenbrach. Der Wirth ſtürzte herein und die Gäſte ihm nach, um des Thäters habhaft zu werden, den ſie auch faßten, daher die Beiden andern eiligſt entflohen. Draußen ließen ſie in entgegengeſetzten Richtungen fort, und verloren ſich bald in dem Gewirre der großen Stadt. Zu Hauſe angekommen, packt in der Nacht noch der Eine „Blaſſe" ſeine Sachen zuſammen, eilt ſtill aus dem Hauſe und

ging nach Altona hinüber, von da seine Spur vollkommen verloren ging. — Und dieser war — mein Schneider.

Der Meister hatte es nicht wehren können, daß nicht auch unter sein Dach einst ein durchtriebener Mensch kam, der wohl geübt in aller Verstellung sich dem Meister von der vortheilhaftesten Seite zu erkennen gab. Regelmäßig ging er zur Kirche, kam auch mit zu dem alten Jugendlehrer, so daß sich mein Schneider innig und arglos an ihn anschloß. Der aber wußte nur zu gut, ein junges unerfahrenes Herz zu gewinnen. Erst säete er in dem Herzen des Gesellen ein feines Mißtrauen gegen den Meister, als ob der ihn ausnütze, während er

doch sein bester Geselle sei, und als er merkte, daß das Feuer gefangen, lockte er ihn aus dem Hause, hielt ihn frei auf einigen Lustpartheien, bis er ihn endlich in seine Gesellschaften führte und den jungen Mann zuletzt bis in den Schlamm hinabzog.

Wohl merkte der Meister, so sorgfältig auch der Geselle es verbarg, die Veränderung und warnte ihn väterlich. Da brauste er aber auf, und sagte, er sei kein Kind mehr und man müsse die Welt sehen u. s. w., so daß der Meister zuletzt schwieg und nur dicke Thränen im Auge hatte. Das Haus des Lehrers mied er unter immer neuen Entschuldigungen und es war ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß der Alte todt war. Vom Meister war er weggezogen. Zwar ging es nicht ohne innere Unruhe ab und hundertmal war er daran umzukehren zum Meister, aber die falsche Scham und der Spott der Kameraden hielten ihn zurück. „Du bist doch verloren, denn du bist abgefallen", dies Wort verließ ihn nicht mehr. Alle Sprüche, die er wußte, wandten sich gegen ihn und hatten nichts als Stacheln, denen wollte er entfliehen und stürzte sich immer tiefer hinab ins wüsteste Leben. So trafen wir ihn an jenem Abend. —

Hier kam ein langer Gedankenstrich in der Erzählung, denn der Schneider hielt sich beide Hände vor's Gesicht. Die Rede wurde unzusammenhängend, ich merkte, daß er noch immer, während sein Mund redete, an der Vergangenheit hing, so daß ich da fortfahre, wo der Zusammenhang und die Erzählung wieder klar floß.

* * *

Wer in dem Anfang der dreißiger Jahre zu Stockholm in Schweden gewesen wäre und just einen Rock gebraucht und nach dem ersten Schneider gefragt hätte, wäre ohne Weiteres auf eine der Hauptstraßen gewiesen worden, wo in der Mitte sich ein großes stattliches Herrschaftshaus als das Geschäft des ersten schwedischen Schneiders ankündigte. Ueber dem Geschäfte das vergoldete Wappen des Schwedenkönigs und drunter große Glasfenster mit allen möglichen fertigen Kleidern und Stoffen. Der Inhaber war selten sichtbar, dafür fungir-

ten in einem Auskleidesalon zwei Geschäftsführer, in elegantester Kleidung gleich die neueste Mode darstellend. Nur bei besonders hervorragenden, mißgestalteten Persönlichkeiten erschien der Herr selbst, um mit fachmäßigem Blicke schnell seine Dispositionen zu treffen, wie ein General in der Schlacht, oder ein berühmter Operateur bei besonders interessanten Fällen. Sonst aber saß er in einem mit prächtigen Teppichen belegten Arbeitszimmer, in welchem er auch hohe Herrschaften empfing. Einen Stock höher wohnte seine Familie. Seine Frau war eine Schwedin, schön, stolz und vornehm, was das Zeug halten wollte. Die beiden Söhne wurden von einem Hofmeister regiert und zugeschnitten für die Welt, wie unten die Tücher für die Kunden. Denn die sollten einmal was „Besseres" werden als ihr Vater. S'gibt ja solche Leute, die vor ihren Kindern ihren eigenen Stand herunterſetzen, so daß der Sohn ordentlich Mitleid mit dem „Herrn Vater" kriegt und sich's zur Ehre rechnet, wenn er sich seiner nicht gerade schämt. Es verging keine Woche, in der nicht große Gesellschaft gehalten wurde, und dabei erschienen nicht etwa die Collegen des Herrn, sondern hohe Geldleute, Kaufherrn, Beamte und auch mancher Edelmann verschmähte des Schneiders Küche nicht, der nebenher mit seiner Frau es vortrefflich verstand, den liebenswürdigsten Wirth zu machen. Von des Schneiders Herkunft wußte Niemand etwas, als wie nur das Eine, daß er ein Deutscher war, der des früheren Meisters Tochter geheirathet hatte und durch Fleiß und Geschicklichkeit sich voran gebracht. Zwar fehlte es nicht an Leuten, die noch etwas mehr wissen wollten und es nicht begreifen konnten, woher das Geld alles kam, das bei den Festen reichlich drauf ging. Auch hatte der Schneider noch mehrere Absonderlichkeiten. An besonderen Tagen schloß er sich ein wie weiland die schöne Melusine und durfte Niemand zu ihm herein, da arbeitete er ganz für sich aber ohne Nadel und Faden. Die Gesellen glaubten, er hecke da die neuen Moden aus oder probire was ganz besonderes für's Handwerk, die Andern meinten, er zähle sein vieles Geld. Er wußte aber am Besten, was er that. Sodann durfte außer einem alten ergrau-

ten Hausdiener Niemand dabei ſein, wenn die Tuchballen aus England, Frankreich und Deutſchland kamen. Die Geſellen glaubten wieder, er mache dann was mit dem Zeuge und verhexe es, daß es einen ſchönen Glanz kriege. Aber er wußte auch da am Beſten, was er that.

Dann und wann ging er auch auf Wochen fort und Niemand wußte wohin, ſelbſt ſeine Frau nicht, und wenn er wieder kam, gings flotter her im Hauſe denn zuvor. Manchmal freilich war der Herr nicht wohlaufgelegt und Niemand durfte ihm nahen. Seine Stirne hing voll trüber Wolken, wie am Novemberhimmel. Aber Niemand, als nur der Herr ſelbſt wußte, daß es Gewitterwolken waren und zwar von den lichtgrauen, die auf den ſchwarzen ſtehen und manchmal hellgelb gefleckt ſind, aus denen gemeiniglich ein furchtbarer Hagel fällt. Solche Wölklein kommen und gehen wieder und wird auch der Himmel heiter, als ob nichts war. Aber ſie kommen doch wieder. Erſt ziehen ſie über die Stirn des Menſchen, danach ſammeln ſie ſich über dem Haus; erſt grollt's in der Ferne, dann wetterleuchtet's und mit einem Mal iſt ihre Stunde da, wo ſie das Haus mitſammt den Inſaſſen und den wolkigten Stirnen niederſchmettern. Vielleicht hat der geneigte Leſer auch ſchon einmal bei Leuten zugeſehen, wie die Wetter heraufzogen und weiß es, wenn er einmal nach Tyrol oder der Schweiz gereist iſt, daß wenn die Wetter ſich zurückziehen und wieder kommen, es wie mit dem unſauberen Geiſte iſt, von dem Lucae am 11. zu leſen iſt, der auch eine Weile ausfährt und dann ſieben ärgere mitbringt, als er ſelber iſt. In Schweden aber kann's auch blitzen.

Es war kurz nach Neujahr 1836. Draußen ſtürmte es und die Schneeflocken trieben durcheinander, daß man keinen Hund zum Haus hinaus gejagt hätte. Um ſo heimlicher aber war's in den warmen und duftigen Sälen des berühmten Schneiders. Er gab ſeine Neujahrsfeſte und hatte alles aufgeboten, ſeine Gäſte zu unterhalten. Herren vom Adel hatten ſich eingefunden, reiche Kaufleute; Jung und Alt, alles wirbelte durcheinander, wie draußen der Schnee. Die Spieltiſche wurden für die alten Herren zurechtgerückt, die ſchon lange

drauf brannten, wie ein hartgesottener Raucher auf seine Pfeife; die junge Welt tanzte zum Klange von sechs Fideln, die Diener reichten Eis und Champagner herum und alles war schwedisch vergnügt. Die Säle waren so dicht besetzt, daß Einer den Andern verlor.

Da mitten im Feste öffnete sich im Hinterhause, hinter dem Magazine, durch das man auf verschlungenen Gängen gelangte, eine kleine Pforte und heraustrat und in den bereitstehenden Schlitten hinein ein Mann tief im Pelz gehüllt. Der Koffer war schon aufgeladen, auf ein Zeichen flog das Pferd davon zur Stadt hinaus nach der Gothenburg. Der Reisende wachte hell und

trieb zu Eile an den Halteſtationen und erreichte noch im Morgengrauen den Hafen. In einem kleinen unſcheinbaren Wirthshauſe ließ er halten, wo ein Frühſtück auf ihn wartete; bald trat auch ein wetterbrauner Seemann herein, der den Fremden zu kennen ſchien. In ungezwungenſter Weiſe, jedoch als ob ſie Freunde wären, unterhielten ſie ſich und verließen dann kurz darauf das Wirthshaus mit einander. Die Wirthin hatte nichts verſtanden, denn die Beiden redeten eine ihr durchaus fremde Sprache und nur die Eine Sprache verſtand ſie, als der Fremde ihr ein Goldſtück gab mit dem Bemerken, den Schlitten und den Kutſcher gut zu beherbergen, bis er wieder käme. — Seit jener Zeit wartet auch die Wirthin und iſt darüber längſt geſtorben. Eine Stunde nachher ſaß der Fremde auf einem großen nordamerikaniſchen Schiffe, das eben ſeine Anker lichtete. In Stockholm war's auch Morgen geworden, die Gäſte hatten ſich verabſchiedet, umſonſt hatten ſie den Herrn des Hauſes geſucht. Der Bediente, der den Herrn beſorgte, aber gab zur Antwort, als man ihn frug: der Herr ſei gewiß unwohl geworden, denn er ſei auf ſein Zimmer gegangen, das er hinter ſich abgeſchloſſen. Als der Mittag bald herankam und nichts ſich regte, auch keine Antwort erfolgte, erbrach man die Thüren und fand — das Neſt leer.

Das Bett war unberührt, auf dem Tiſch lag ein geſiegelter Brief, der alles beſagte und die Frau auf den Blitzſtrahl vorbereitete, der in den nächſten Tagen das Haus treffen ſollte.

Während ſeines Geſchäfts hatte der Schneider noch ein großartigeres, anderes getrieben, ein Schmuggelgeſchäft in größtem Stil. Seine Ballen Tuch, die er empfing, waren inwendig mit Waaren aus aller Herren Länder gefüllt, ſo hatte er die Regierung jahrelang betrogen. Durch die Beſtechung der Beamten war ihm Alles geglückt und mit ungeheurem Gewinn verkaufte er durch Unterhändler wieder die Waaren ins Innere. Darum ließ er Niemand bei der Viſitation der Ballen hinzu. Nachgerade hatte man aber Unrath gerochen und der große Aufwand fiel den Leuten auf. Denn das konnte

nicht Alles vom ehrsamen Schneiderhandwerk kommen, wiewohl er auch da gehörig zu schneiden verstand. Dazu hielt er im Geheimen eine Art Spielbank, wozu nächtlicher Weile sich allerhand, auch sehr vornehmes, Volk einfand; und das war auch aufgefallen, denn es ging nicht immer friedlich dabei her. Er hatte da bedeutende Summen verloren und auch sonst noch allerhand faule Spekulationen gemacht — er sah den Sturz voraus und wollte ihm entrinnen, was ihm auch gelang. Seiner Frau Vermögen, das sie ihm zugebracht, da sie seines reichen Vorfahren Tochter gewesen, in dessen Geschäft er gekommen, hatte er sicher gelegt, er aber hatte mit seinem Helfershelfer, dem Capitain des nordamerikanischen Schiffes, Alles abgemacht, um ohne Rumor zu entfliehen und der Schande aus dem Weg zu gehen. Da saß er denn vorn am Deck und schaute lang noch nach dem Lande starr hin, hielt sich den Kopf, den brennend heißen, und ließ sich ihn kühlen vom Seewind, blickte bald auch in die Wellen, die so hoch herbrausten gegen das Schiff und hatte so seine sonderlichen Gedanken dabei; denn ihm war's, als wäre alles hinabgesunken in einen unergründlichen Schlund: Ehre, Gewissen, Familie — Alles. Der aber so auf dem Deck saß und gen Amerika fuhr, das war — mein Schneider.

* * *

„Sie haben gehabt weder Glück noch Stern",

heißt's in einem Liede. So ging's in den ersten Zeiten. Die Reise war schrecklich. Wochenlang fuhr das Schiff vom wüthendsten Sturm gejagt auf dem großen Weltmeere hin und her. Dem Schneider war's, als ob der Sturm nur ihm gelte, wie einst Jona, dem Propheten, und daß das Wetter der große Steckbrief Gottes sei, den er ihm nachsende und darauf geschrieben stände: Wo bist du? Beten — das konnte er nicht und es schauderte ihm vor dem Tod; er verkroch sich zwischen den Kisten und Ballen und suchte einzuschlafen; aber da weckte ihn wieder das Aechzen des Schiffes, das in seinen tiefsten Fugen auseinander zu gehen schien. Wohl zog das Bild der Mutter, die stille selige Zeit in Hamburg an seinem

inneren Geſicht vorüber — aber die Erinnerung an die dunklen Keller und an die Herrlichkeit in Stockholm verſchlang alles wieder. „Du biſt doch verloren“, ſagte er immer wieder vor ſich hin. Und ſo machte auch der Sturm mit allen ſeinen Schrecken keinen weiteren Eindruck auf ihn, als nur eben den des Schreckens. Man ſagt ſonſt wohl — „Noth lehrt beten“ und „wer nicht beten kann, der gehe auf's Meer, da wird er's lernen“ — aber s' iſt eben doch nur halb wahr. Die Noth lehrt auch fluchen und ſtehlen, nicht blos beten. Und das Herz iſt mitunter auch ein trotzig Ding. Da hämmern dann alle Schläge das Herz nicht weich, ſondern hart. — Als er in Newyork angekommen war, ſuchte er Beſchäftigung, aber fand keine. Das Geld, das er mitgenommen, ſchützte ihn zwar vor der äußerſten Noth und auch der Capitain that ſein Möglichſtes; aber ein Geldſtücklein nach dem andern ſchwand. Da ſchrieb er in ſeiner Noth an ſeine Frau: ſie habe das Glück mit ihm getheilt, ob ſie nicht auch das Unglück theilen wolle. Sie wollten wieder von vorne anfangen und es beſſer machen. Wenn ſie etwas Geld vorſtrecke für die erſte Anſchaffung, dann werde es gehn. Da ſpannte er denn auf den Brief und die Monate waren ihm Ewigkeiten bis endlich der Brief kam. Aber der war ſchwediſch, voller Vorwürfe und harter Worte, ohne Mitleid ſtieß die Frau ihn zurück, der ſie in ſo große Schande gebracht. Denn das ſei das Aergſte. Sie ſchalt ihn einen Dummkopf, der ſich ſelbſt verrathen hätte, denn Niemand hätte es geahnt und die Leute hätten ſich wieder beruhigt. Sie ſchrieb ihm zuletzt, daß ſie ihn angeklagt hätte, um ihn los zu ſein. Er möge hingehen, wohin er wolle. Kein Wort von ſeinen Kindern, keinen Gruß ſchrieb ſie ihm. Da war er dran, ſich das Leben zu nehmen, wenn nicht ſein Kamerad, der Schiffskapitain, gekommen und ihm zugeredet, kein „Eſel“ zu ſein, da er doch das Pulver nicht werth wäre. Er fahre nach Weſtindien, da könne er auf dem Schiff Koch werden, denn das verſtehe er ja noch von ſeinen großen Geſellſchaften her. Er ſchlug ein, ließ die Nadel liegen und wurde Koch und bald Hausmeiſter auf dem großen Schiffe. Da ſah er denn viele Länder und Sitten und

schlug sich in lustigem Leben sein Elend und seine Kinder aus dem Kopfe. „Er sei nun doch einmal verloren und verstoßen", das war sein stehender Trost. Jahre lang ging die Reise; denn das Schiff nahm immer wieder weitere Ladung an. Dazwischen verdiente er sich auf dem Schiffe ein schönes Stück Geld, denn nebenher fing er wieder sein Schneidergeschäft an, das vortrefflich ging. In den großen Hafenplätzen brachte er seine fertigen Kleider, aus „London" — aus „Paris" mit ungeheurem Gewinn unter. — Der Capitain sah, wie sein Schützling zunahm. Aber das war ein finsterer Mensch. Er spielte hoch mit seinen Fahrgästen und brauchte Geld, da fing er an, den Schneider anzugehn. „Du bist mir Dein Glück schuldig, Freund", so hub er an einem Tage an, du wirst mir mit einigen lumpigen hundert Dollars helfen.

Der Schneider erschrack zum Tode und bat den Capitain, er solle doch Mitleid mit ihm haben, er habe Alles verloren und wolle sich jetzt wieder etwas erwerben, um neu anzufangen.

„Kerl, du bist wohl toll", grinste der Capitain ihn an, du meinst wohl, ich hätte dich umsonst mitgenommen? Schweige still, Schneiders-Vögelchen und gib keinen Laut, sonst mache ich dich auf immer still, denn das Meer ist still und verschwiegen".

Da gab ihm denn der Schneider fast alles von seinen ersparten Dollars von der Arbeit vieler Jahre. Und der Capitain strich sie ein ohne Quittung. „Das ist die große Welt, mein Söhnchen, sagte er zu ihm, bald Alles und bald Nichts."

Der Schneider hatte sich's ausgemalt, wie er neu anfangen und seiner Frau doch nochmal schreiben wollte, wenn's ihm besser ginge, aber „du bist doch verloren" so tönte es wieder in furchtbarstem Grimm und er sann nun auf Flucht aus den Klauen des Raubthieres. Das Schiff lag vor Anker in einem westindischen Hafen. Der Capitain hielt scharf Wache auf den Schneider. Der aber war auch klug. Er hatte sich eine Strickleiter zu verschaffen gewußt, die er in seinem Bette verborgen hielt. Sein baares übriges Geld band er sich um den Leib und zog

seine leichtesten Kleider an, ließ alles Andere im Stich und stieg in einer hellen Nacht, als Alles schlief, die Strickleiter hinab und tauchte in's Meer und schwamm dem Hafen, der eine Viertelstunde weit sein mochte, zu. Die Schildwache hörte das Plätschern und rief den Schwimmer an, der aber tauchte tief unter, denn er war ein trefflicher Schwimmer. — Als dem Capitain gemeldet wurde: „Mann über Bord", dachte er gleich an den Schneider und ließ nach seiner Koje sehen; richtig, er war fort. Der Capitain befahl das Boot zu lösen und ihm nachzueilen. — Der schwimmende Flüchtling hörte noch, wie man das Boot löste und die Ruderer sich fertig machten, da faßte ihn die furchtbarste Verzweiflung, der Weg dehnte sich, die Küste wollte ihm schwinden vor den Augen. Mit der letzten Kraft schwamm er unter dem Wasser fort, nur zuweilen auftauchend, um Athem zu schöpfen. Da bemerkte er, wie das Boot eine falsche Richtung einschlug, und es ward ihm leichter ums Herz. Er fühlte bald Boden und kletterte den hohen Steindamm hinan. Dort sank er vor Erschöpfung nieder.

Wie lang er dort gelegen, das wußte er nicht, denn als er aufwachte, befand er sich in einem Spital mitten unter Kranken. Matrosen, die am Strand gegangen waren, hatten ihn gefunden und halb todt nach dem Seemannsspital gebracht. Ein furchtbares Fieber raste in ihm, in seinen Fantasien erzählte er von Stockholm, von Betrug und Verfolgung, dann griff er wieder nach dem Gurt am Leibe, worin sein Letztes war und fand es nicht, denn das hatte man ihm aufgehoben. Im Spital galt's für ausgemacht, daß man hier einen Verbrecher, und zwar einen ganz absonderlichen vor sich habe, der gewiß den Schiffsherrn bestohlen, den man nur gesund werden lassen wolle, um ihn vor Gericht zu stellen. Nach Wochen genas er und das Gericht meldete sich. Da er nichts von Papier auf sich trug und ihm Jeder mißtraute wegen seiner Rede, so warf man ihn in ein finstres Gefängniß, in eine entsetzliche Gesellschaft von Menschen. Man wolle erst die Rückkunft seines Schiffes erwarten, um zu hören, ob er kein Dieb sei. Monate vergingen; er erbat sich Arbeit, die ihm auch gegeben wurde. Man bewunderte sein Geschick

und als er den Director des Gefängniſſes auf's Beſte gekleidet hatte, verſprach dieſer ihm ſeine Hülfe. Die Gefangenſchaft wurde erträglicher und nach etlichen Wochen wurde er frei. Da lag denn die Welt wieder vor ihm, mit ihrem Kampf und Leid. Er ſchwankte lange, was er thun ſollte, ob ſein Geſchäft wieder anfangen, oder etwas Neues beginnen.

Die Goldgruben von Californien waren eben erſt entdeckt und er beſchloß dahin zu wandern. Mit einem dunkeln Mann, den er im Gefängniß kennen gelernt, machte er ſich auf den Weg, beide gut bewaffnet bis an die Zähne. Die Reiſe war unter unendlichen Mühſalen und Entbehrungen zu Ende gekommen. Auch der dunkle Mann hatte eine Vergangenheit und zwar eine furchtbare. Er hatte ſeinen leiblichen Bruder erſchlagen im Streite über eine Erbſchaft. Lange Jahre hatte er dafür in einſamer Zelle geſeſſen und war als ein gebrochener Mann herausgekommen. In den Nächten warf er ſich unruhig im Schlafe umher und ſchrie oft laut, ſuchte den Tod und fand ihn nicht. Der Schneider wußte ſich oft

nicht mehr zu helfen mit ihm und verfluchte ſein Schickſal, das ihn an dieſen Mann gefeſſelt hatte. Kurz ehe das Ziel erreicht war, in einem großen, undurchdringlichen Walde, kam der Mann zum Sterben. Das Fieber hatte ihn völlig verzehrt.

„Ich kann nicht mehr. Es geht zu Ende, Schneider", ſagte er mit matter Stimme. Dann faßte er ihn mit einmal krampfhaft und rief ihm zu: „Bete, Schneider,

wenn Du beten kannſt und einen Gott im Himmel und ein Herz im Leibe haſt. Bete ſage ich Dir und wenn Du's nicht kannſt, ſo lerne es jetzt." Da zog's wie ein Ton aus alten beſſeren Tagen über den Schneider, er kniete neben den im Todteskampfe ringenden Kameraden. Was er beten ſollte, wußte er nicht, nur etliche Troſtſprüche fielen ihm ein. Der Sterbende wurde aber ruhiger und ſchaute ihm dankbar in's Auge.

„Das hätte ich nicht gedacht von Dir, Schneider, daß Du das könnteſt, ich ſage Dir" — da ſtockte der Athem und der Mann war todt.

„Es war die furchtbarſte Nacht meines Lebens, ich mit dem Todten allein in dem Wald und hell ſchien der Mond durch die Zweige auf das ſtille Angeſicht" — fuhr der Schneider fort. — „Ja jenes Mal war's nahe dran, daß ich umgekehrt wäre, denn ich dachte, Blutſchuld haſt Du doch keine auf dem Gewiſſen und kannſt noch eher umkehren, als der da es gekonnt hätte."

Aber als die Nacht vorbei war, da war auch wieder beim Schneider Alles vorbei. Er nahm die Waffen, die Uhr und das Geld des Geſtorbenen zu ſich, grub mit ſeinem Hirſchfänger ein Grab und legte ihn hinein und deckte ihn mit Moos und Zweigen zu und erreichte folgenden Tages San Francisco.

Ich übergehe die Goldgräberzeit und will nur ſagen, daß über dieſem Capitel das Wort ſtand: „Gelebt wie ein Heide". Von Morgens bis Abends raſtlos arbeitend, in größter Armuth und Entbehrung lebend, legte er jeden Pfennig zurück und ſandte die kleinen Summen an ein Bankhaus im Norden. Aber finſter, ohne Gott noch Menſchen zu grüßen, gehaßt und gefürchtet wegen ſeiner ſtechenden Augen und Reden. „Ich hatte nur zwei Gedanken: Reich werden und mich rächen an der Welt". Und es gelang ihm das Erſte zu werden. Nach Jahren hatte er ſich eine ſchöne Summe zuſammengegraben und machte ſich von dannen. Faſt wäre er dabei ums Leben gekommen. Als die Nachricht von ſeinem Weggehen ruchbar ward, hatten es Etliche darauf angelegt, ihn zu überfallen. Der Schnelligkeit ſeines Pferdes dankte er es allein,

daß ſie ihn nicht einholten. Die Kugeln ſauſten rechts und links um ihn und ſeinen Diener, aber ſie trafen nicht. —

* * *

In der Veranda eines ſchönen Sommerhauſes in Virginien, vor welchem ein hoher Springbrunnen ſeine Künſte wies und ſein Waſſer in großblättrigen Blumen in Regenbogenfarben herabwarf, ſaß, ſeine Cigarre vor ſich hindampfend und den Caffee ſchlürfend, ein älterer Herr. Sein ganzes Ausſehen machte den Eindruck des Wohlbehagens und Reichthums. Die Zeitungen, die vor ihm lagen, mußten nicht gerade Angenehmes enthalten haben, denn ſeine Stirne umwölkte ſich zuſehends. Er klingelte und zwei Negerſclaven erſchienen. „Sattelt die Pferde und reitet hinüber nach . . . zur Poſt und fragt, ob nicht Briefe und Nachrichten da ſind und hört in der Stadt, was man ſagt vom Kriege". Die Diener eilten weg. Der Herr ging durch die weiten Plantagen, in denen ſeine Sclaven arbeiteten; wenn ſie ihn auch grüßten, ſo lag in dem Gruße doch etwas, das dem Herrn nicht verborgen blieb. Der amerikaniſche Krieg des Nordens gegen den Süden war ausgebrochen, die Heere der Union rückten immer näher. Das Heer des Südens erſchöpfte ſich in furchtbaren Märſchen und Verluſten. Immer höher in die ältere Männerclaſſe drang der Ruf und die Aufforderung, zum Heere zu ſtoßen. Kein Wunder drum, wenn der bejahrte Pflanzer fürchtete, demnächſt abgeholt zu werden. Große Summen hatte er bereits bezahlt, ſein Haus in der Stadt lag voll Soldaten und trotz ſeines immer noch anſehnlichen Vermögens wußte er doch oft nicht, wovon leben. —

Die Nachrichten lauteten bedenklich, noch bedenklicher aber der Brief eines Geſchäftsfreundes, deſſen kurzer Inhalt war: „Er möge ſich auf der Hut halten. In der Stadt gehe es bereits ſchon toll zu. Er ſei als ein Anhänger der Union angeſehen, wie lange ſein Haus noch in der Stadt ſtehe, das könne Niemand ſagen, er möge es aber getroſt verloren geben. Da er auch draußen gehaßt ſei, ſo rathe ihm der Freund, möglichſt ſchnell das Seine in baares Geld zu verwandeln und ſich aus dem Staube

zu machen, ehe man ihn unter die Armee stecke". — Der Pflanzer faltete den Brief zusammen, ging noch einmal durch die Plantagen, als ob nichts geschehen, und bereitete in der Nacht Alles vor zu einer schleunigen Flucht. Aber die Aufpasser schliefen auch nicht. Als der Pflanzer in Verkleidung fortritt, ritt er gerade in ein Piket Südsoldaten hinein, die sein Haus schon rings umstellt hatten und ausgesandt waren, ihn zu fangen. Sie befahlen ihm mit ihnen umzukehren, seine Waffen zu holen und mit ihnen zu ziehen. Sie schleppten ihn in die Stadt vor eine Art Kriegsgericht, das ihn wie einen Deserteur behandelte, ihm sein Geld abnahm, ihn seiner Habe verlustig erklärte und ohne Weiteres in das Heer einrangirte. Meilenweit gings durch tiefe Schluchten und wilde Wege mit einem ganzen Trupp geworbenen und erpreßten Gesindels der Armee entgegen. Mit wunden Füßen, auf's Aeußerste erschöpft, kam der Pflanzer dort an. Zwei ganze Jahre zog er durch verlorene Gefechte, Wildnisse und Entbehrungen mit dem Heere. So oft er auch fast sterbend darniederlag oder in den Gefechten den Tod suchte, er starb nicht und fiel nicht.

Da geschah es, daß die Division an einen Hafenplatz kam. In dem Pflanzer tauchte der Gedanke auf, sich die Schiffe zu besehen, ob irgend eines unter fremder, neutraler Flagge fahre. Und er fand eines. Es war ein dänisches. Da er des Dänischen mächtig war, stahl er sich unversehens weg zu dem Schiffs-Capitain, bei dem er sich als einen gepreßten Dänen aus Helsingör ausgab. Er bat ihn als Koch mitzunehmen, da er diese Kunst verstünde. Der Capitain willigte auch ein und zog ihm ein Kochhabit an und so entkam er seinen Verfolgern, die das neutrale Schiff nicht untersuchten. Der geneigte Leser weiß aber, wen er vor sich hat und würde auch unter dem weißen Kleide des Kochs „meinen Schneider" erkannt haben, denn niemand Anders war es.

Ja es war ihm wunderbar geglückt seit seiner Abreise aus Californien. Er hatte sich niedergelassen in eine Südstadt und mit dem ersparten Gelde wieder sein Geschäft in großartiger Weise betrieben. Er hatte sein Haus in der Stadt, in welchem das Geschäft betrieben

ward, während deſſen er draußen ſich eine Plantage gekauft, auf welcher er leichtſinnig, unbekümmert um Gott und Welt, ein herrliches Leben führte. Stieß ihm auch da und dort aus ſeiner Vergangenheit etwas auf, ſo war freilich der letzte Satz allemal: „doch verloren“, womit er ſich immer wieder tröſtete. So hatte ihn mitten im Wohlleben der Krieg ereilt, der ſein ganzes Glück vernichtete. Die Kriegsjahre hatten ihn vollends alt gemacht. Wohl verſah er ſeinen Dienſt auf dem däniſchen Schiffe, deſſen Capitän bald merkte, daß er ein „ſchwediſches Däniſch“ ſpreche. Ihm hatte er einen Theil ſeines Lebens erzählt und aus Mitleid ſetzte er ihn als einen Kranken bei der Ankunft in Southampton ſchon ab, verſah ihn mit Geld und entließ ihn.

* * *

In der Rue Charonne zu Paris im Quartier St. Antoine, dem Arbeiterviertel, hoch in einer Dachſtube finden wir „meinen Schneider“ wieder. Er iſt nicht mehr zum Erkennen. Tagelang ſtiert er von ſeiner hohen Warte hinaus in das Dächermeer, auf das er herabſieht, auf das große, luſtige Paris. Er iſt den Tag über wieder ausgeweſen, um Arbeit und um Unterkunft in einem großen Geſchäfte zu bitten, — man hat ihn betrachtet und zu „alt“ gefunden. Ein wenig Flickarbeit, das iſt Alles, was er heimgebracht. — Als er krank in England an's Land geſtiegen war, kam er durch die Fürſorge des Capitains in ein Spital. Dort beſuchte eine reiche Quäkerin oftmals die Kranken und der, wie ſie glaubte, ſchwermüthige Däne zog ihr beſonderes Intereſſe auf ſich. Als er wieder beſſer war, hatte ſie ſtundenlang an ſeinem Bette geſeſſen; was ſie von ihm hörte, waren abgeriſſene Stücke ſeines Lebens. Die Liebe, mit der ſie zu ihm ſprach, rührte und bewegte ihn tief und vielleicht wäre ihm damals ſchon ſein Herz aufgegangen, wenn er ſich nicht geſchämt hätte. So was Köſtliches es iſt um das rechte ſich Schämen, um dieſen lichten Abendſonnenſchein der verlornen Unſchuld des Menſchen, ſo was Trauriges iſt's um das falſche ſich Schämen, ſich ſelbſt die Wahrheit einzugeſtehen und vor Menſchen ſie aus Scham verhehlen. Und doch fangen

die Bäume immer erst an, in die Tiefe hinabzuwachsen und alles was der Mensch sonst von Schmuck an sich tragen will ohne Wurzel in der Tiefe, ist wie wenn die Kindlein am hellen lichten Sommertag in der Gluthhitze einen schönen Schloßgarten in den Sand pflanzen, mit abgerissenen Blumenköpfen und Laubwerk, alles in den Sand gesteckt und darüber ihre Freude haben, und am Abend ist alles hin und vorbei, — dieweil es keine Wurzel hatte. — Die Quäkerin half dem Schneider nach London und gab ihm eine Empfehlung mit an „Freunde", die ihm auch halfen zur ersten Einrichtung. Da lernte er einen Collegen kennen, einen Engländer, der ihm vorschlug, die Sache mehr ins Große zu treiben und zugleich auch ein Geschäft in Paris zu gründen, um in London die pariser, und in Paris die englische Mode zu vertreten. Da Anfangs das Geschäft gut ging und der Associé die Reisen machte, ging der Schneider darauf ein. Der Associé sollte mehr den „kaufmännischen Theil" des Geschäfts übernehmen, während dem Schneider der „technische" bleiben sollte. An einem schönen Tage aber wurde dem Schneider diese Theilung klar: Er hatte gearbeitet und der Associé hatte das Geld eingezogen und sich aus dem Staube gemacht. Der Schneider reiste ihm nach, nach Paris, um seiner habhaft zu werden, aber der hatte sich längst „ins Innere" zurückgezogen. Um seinen Gläubigern in London zu entgehen, blieb der Schneider in Paris und dachte da sein Fortkommen zu finden. Aber diesmal gelang's nicht. Die wenigen Franken, die er übrig behalten, gingen zur Neige; überall abgewiesen, dazu alt und etwas hinkend am Fuße, wollte Niemand ihn nehmen. Da stieg seine Noth auf's Aeußerste. In zwei Tagen kaum ein Brod, als Lager der Bündel Kleider, den er noch hatte! So trieb ihn die Verzweiflung einmal wieder hinaus an einem Abend in das Innere der Stadt. Er ging an einem Hause vorbei, das mitten zwischen die Häuser gebaut war, und aus dem ihm, täuschte ihn sein Ohr nicht, ein deutscher Choral entgegentönte. Jahre waren verflossen. Er meinte eine deutsche Singgesellschaft zu finden und trat durch den Thorweg und befand sich in einer Kirche. Es war die Kirche der Billettes. Die Predigt und der Gottesdienst

war deutsch. Unter der Rede überkam ihn ein Gefühl, als müsse alles über ihm zusammenstürzen; er wollte hinaus und konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Seine Jugend, sein ganzes Leben stand mit unauslöschlichen Zügen vor ihm. Er hörte die Predigt nicht mehr, merkte auch nicht, wie der Gesang zu Ende ging und die Menge sich verlor und er allein noch in der schwacherleuchteten Kirche zurückblieb. Da erblickt ihn der Sakristan, der ihn aufrüttelte: „Herr, Ihr seid wohl eingeschlafen? Macht Euch fort, die Kirche wird geschlossen. Habt Ihr was Besonderes aber noch, so trefft Ihr den deutschen Pfarrer noch in der Sakristei, ich werde Euch den Weg zeigen".

Fast willenlos folgte er dem Manne und traf einen jungen deutschen Prediger, der ihn nach seinem Begehren frug. Wie er dazu kam — er wußte es selbst nicht, er sagte ihm: „Ich sterbe Hungers hier, helfen Sie mir, wenn Sie können".

Der Geistliche notirte sich seine Wohnung, gab ihm etwas Geld für die Noth und am folgenden Tage war er schon bei ihm. Als er die Wahrheit seiner Aussagen bestätigt fand, half er ihm durch die Mittel der evangelischen Gesellschaft auf, die besonders der Tausende von Deutschen sich annahm, und hinterließ ihm außer Geld ein neues Testament. — Der Schneider kannte das Buch wohl, legte es aber mit einer gewissen Aengstlichkeit zur Seite und versprach, bei gelegener Zeit darin zu lesen. — Alle Versuche ihn unterzubringen schlugen fehl, die Geldmittel waren nicht so reich, ohne Verdienst einen Menschen zu ernähren. Dort in der Rue Charonne ist ein großes Haus, darin Waisen und verwahrloste deutsche Kinder und alte gebrechliche Leute Aufnahme finden.

Dorthin kam zu den Greisen der Schneider regelmäßig am Abend, am Kamin sich zu wärmen. Da war unter den Greisen auch manches gebrochene Leben, das nach wilder Fahrt und Schiffbruch hier im fremden Paris an diesem stillen Ufer des Asyls landete. Man erzählte sich bei dem Dampf der kurzen Holzpfeife seine Schicksale, und der Schneider sah, daß er nicht allein war mit seinem wilden Leben. Aber in manchem dieser Greise

war's friedlich und still geworden nach dem Sturm und auch auf dem Angesichte lag was davon. Zu einem solchen, einem alten hessischen Gassenfeger, fühlte sich der Schneider besonders hingezogen. Er war eine hohe Gestalt mit scharfen Zügen und einem wallenden schneeweißen Haar, wie man sie am Vogelsberg wohl trifft. Der Sturm hatte ausgebraust, und nun lag eine liebreiche Milde über dem Angesicht und in den großen hellblauen Augen, wie wenn die Sonne nach dem Gewitter auf die Blumen und Zweige scheint, die noch voll von den schweren Regentropfen hängen. Er verstand's, mit „müden" Leuten zu reden, nicht blos mit Europa- und Deutschland-Müden, sondern mit Denen, die mit dem Liedlein singen

„Ich bin die Welt durchlaufen,
Daß ich's schier müde bin."

Der nahm sich den Schneider auf's Korn und folgte ihm eines Abends mit auf sein hohes Dachlogis und redete mit ihm. Was er geredet hat, das hat unser Herrgott im Himmel gehört und bei dem soll's auch aufgehoben bleiben. Es gibt aber Gespräche, wovon man die Empfindung behält, als habe Jemand aus einer besseren Welt mit Einem geredet. So war's dem Schneider. Die Beiden saßen tief bis in den frühen Morgen hinein ohne Licht, und s' war doch licht. Beim Weggehen schlug der alte Gassenlehrer dem Schneider einen Spruch auf, den hat er zu lesen. „Hier steht er, Herr", sagte der Schneider und griff nach seinem Testament. Ich las: „Alles was mir mein Vater gegeben hat, das kommt zu mir — und wer zu Mir kommt, den will Ich nicht hinausstoßen". „Seht, da ist's licht geworden und seitdem ist's wieder, wie in den alten Tagen von Hamburg. Ich war ein Deserteur unseres Herrgottes und stellte mich vor sein Kriegsgericht, aber ich bin freigesprochen und die paar Jahre, die ich noch habe, will ich ihm desto besser dienen. Nun wissen Sie Alles. Hier in diesem Bündel sind die Papiere, die nehmen Sie 'mal mit und lesen sie, und hier am Bein sehen Sie den Schuß. Ich bin zu nahe am Grab, um mit einer Lüge aus der Welt zu gehen".

* * *

Es war tief in die Nacht hinein geworden über seiner Erzählung. Denn das ging nicht so glatt weg, wie es der Verfasser erzählt, sondern zwischen hinein gab's Herzstöße und oft lautes Weinen. Manchmal war's, als könne er nicht weiter, als müsse er einen hohen Berg hinaufklimmen, den er nicht ersteigen könnte. Forschend, ja manchmal fast ängstlich lauernd, sah er mich an, daß es mir just nicht geheuer ward, zumal er noch die große Perrücke abgelegt und greisenhaft drein schaute mit den wenigen Haaren, die noch um Ohr und Hals sich kräuselten. Seine Stimme klang bald hohl, bald wieder hob sie sich unter dem Wogen des Herzens. Er wollte wissen, ob ich ihn nun verachtete — da ich solches alles von ihm gehört. Das sagte er nicht, darauf wartete er. Ich reichte ihm die Hand und wiederholte sein Wort: — „nicht hinausstoßen". Er küßte sie mir und ich eilte durch die dunkeln Straßen. — Seitdem mied er es, wie auch ich, irgendwie auf die Geschichte seines Lebens zurückzukommen. Nun war er heiterer, fröhlich wie ein Kind, das seinen Eltern das volle Herz ausgeschüttet hat. Es ging ihm im Geschäfte gut, seiner Kunden wurden immer mehr und reiche Leute nahmen sich seiner an, die ihn mit mehr Geld versahen, als ich es vermochte. Nur das Eine machte ihm Sorge, ob er Alles wohl so heimzahlen könnte. Er stand nahe den Siebzigern. Nach seinen Söhnen hatte er vergeblich geschrieben, sie hatten ihm nicht geantwortet.

Da kam eines Tags der Küster in Eile zu mir — im Krankenhause läge ein Mann todt, den man etliche Mal bei mir gesehen hätte und den ich kennen müsse. Ich konnte mir nicht denken, wer es war und eilte hin. — Da lag er denn im kunstlosen Sarge der alte Herr — mein Schneider. Abends zuvor hatte er dem Hauswirthe geklagt über Schwindel und Schmerzen in der Brust, war dann in seine Kammer gegangen und hatte sich gelegt. Da dieselbe abgelegen war, so hatte Niemand wohl sein Rufen gehört, als der Schlag ihn traf. Des Morgens kam sein Geselle zur Arbeit und da Niemand ihm öffnete, ließ er mit dem Wirth die Thür aufbrechen. Da sah er seinen Meister zum Bett heraus-

gesunken, das Haupt zur Erde, noch lebend, aber ohne Bewußtsein. Wenige Minuten, nachdem er ins Krankenhaus getragen war, ist er verschieden.

Mit seiner Leiche ging Niemand außer mir. Die vier abgehärteten Träger schauten mich verwundert an, als ich so ganz allein mit ihnen den weiten Weg zum hohen Friedhof antrat. Draußen sprach ich wenige Worte über das Wort: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen", und betete über seinem Grabe. Niemand hatte ihn gekannt, Allen war er aufgefallen, ich allein wußte von ihm.

Eines hat er mich gelehrt, von dem ich auch wünschte, daß der geneigte Leser aus dieser Erzählung es mit mir lernte: „Stoße Niemanden hinaus, du weißt nicht, wen du hinausstößt". Auch in einem Schneider kann ein Leben verborgen liegen, das dir zu denken gibt, darum sieh nicht blos auf die Kleider, die die Leute machen, sondern auch auf die Leute, die die Kleider machen und gedenke dabei an dein letztes Kleid, das man dir ohne Bestellung machen wird, das kann dich liebreich machen auch gegen einen Schneider.

4. Anekdote.

Der Kammergerichtsrath von H . . . . war ein ausgezeichneter Beamter am Hofe des Fürsten von B . . . ., ja man konnte wohl sagen: er war, obwohl erst ein Rath zweiten Ranges, doch die Seele des ganzen Kammergerichtes, und wo es irgend eine schwierige Arbeit gab, wurde sie ihm allemal richtig zugeschustert. Er wäre, da der Fürst seine volle Tüchtigkeit kannte und anerkannte, gewiß auch längst zu höherem Range befördert worden, wenn er nicht eine abscheulich scharfe Zunge gehabt hätte, die Niemanden verschonte, und die er auch ziemlich rücksichtslos spazieren gehen ließ.

Einstmals hatte er in einem engeren vertrauten Kreise, wo er es sicher und ohne Gefahr glaubte thun zu können, seine lose Zunge sogar an des Fürsten Höchsteigener Person gewetzt, und das nicht sehr glimpflich.

Aber es war doch ein Verräther im Kreise gewesen, und schon am anderen Tage wußte der Fürst haarklein, was der Kammergerichtsrath über ihn gesprochen. Die fürstliche Ungnade war das Ende vom Liede. Sie war aber dahin gemildert, daß der Rath in seinem Amte blieb, aber seine Arbeiten zu Hause machen mußte und die Schwelle des fürstlichen Schlosses nicht mehr überschreiten durfte.

„Nur nicht ängstlich!“ sagte von H . . . . lächelnd zu seinen Freunden, als sie kamen, ihm über sein Mißgeschick ihr Beileid auszusprechen. „Ihr werdet sehen, wie bald sich das Blättchen wieder wendet. Laßt mich nur machen!“

Und was machte er?

Eines Tages, als er bestimmt wußte, daß der Fürst um die und die Stunde an seinem Hause vorüberfahren werde, gab er seinem Barbier den Auftrag, sich eine Leiter mitzubringen und ihn von dieser aus zu rasiren, wozu er das Gesicht zum Fenster herausstrecken werde. Von wegen des unsicheren Standpunktes des Bartkünstlers war er aber klug genug, diesem zu befehlen, daß er kein wirkliches Rasirmesser nehme, sondern ihm nur mit einer hölzernen Klinge den Seifenschaum vom Gesichte schabe.

Die Komödie wird wirklich zur bestimmten Stunde in's Werk gesetzt und hat bald die Straße mit lachenden Zuschauern gefüllt.

Da kommt mit Einem Male der Fürst angefahren, sieht den Auflauf und seine Ursache — und kann sich über den komischen Einfall kaum des Lachens erwehren.

„Aber, Herr Rath,“ ruft er hinauf, „was soll denn das bedeuten?“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ ruft von H . . . . herunter, „*mein Barbier ist bei mir in Ungnade gefallen und darf nicht mehr über meine Schwelle kommen, aber ich kann ohne den Kerl einmal nicht fertig werden!*“

Der Fürst will anfangs ein wenig die Stirne runzeln, da er den Stachel des kecken Wortes sofort fühlt; aber das brausende Gelächter der Volksmenge und das

wirklich lächerliche Aussehen des Rathes, der sich mit halb beseiftem, halb abgeschabten Gesichte in Positur gesetzt hatte, reißt ihn mit fort.

Lachend gibt er den Befehl zum Weiterfahren.

Am andern Tage aber erhält von H . . . . sein Patent als Rath ersten Ranges und einen eigenhändigen Brief des Fürsten, wodurch er wieder zu Gnaden angenommen wird, der jedoch mit den Worten schließt:

„Lernen sie aber, ihre Zunge besser im Zaume halten und verschonen Sie jedenfalls in Zukunft damit

Ihren

wohlaffectionirten Fürsten.

5. Altes Gold.

„Kleine Löchlein machen das Schiff voll Wasser" sagt das Sprichwort. „Und dann muß das Schiff untergehen", setzt Jeder gleich hinzu, der nur irgendwie die Natur des Wassers kennt, und weiß, daß dasselbe „keine Balken hat", zwischen denen ein mit Wasser gefülltes Schiff könnte hängen bleiben, ohne daß es in die Tiefe sinken müßte.

Der Schiffer, welcher sich mit den paar Balken und Brettern unter seinen Füßen auf das Wasser begibt und dem zerbrechlichen Schiffsgebäude sein Leben anvertraut, läßt deßhalb auch das kleinste Löchlein, welches in demselben entsteht, nicht unbeachtet, sondern ist sofort dahinter her, es zu verstopfen, wenn auch der eindringende Wasserstrahl nicht dicker ist, als die feinste Nähnadel.

Was soll aber das Sprichwort in der Spinnstube, wo doch die Leute hübsch im Trocknen sitzen und vom Wasser keine Gefahr droht, wenn auch hier und da das Netzblech einer Spinnerin ein paar kleine Löchlein haben sollte?

Nun erstlich ist das Sprichwort doch für die Spinnstube nicht so ganz ohne Wichtigkeit, wenn auch nur für das Spinnstubenbüchlein, das der geneigte Leser hier in Händen hält, denn dasselbe macht in vielen, ich glaube fast in Tausenden von Exemplaren, die Reise über das große Wasser nach Amerika zu den lieben deutschen Landsleuten, die sich dort niedergelassen haben und gerne durch deutsche Bücher in Verbindung mit der Heimath bleiben und sich den deutschen Geist dadurch stärken lassen, daß er nicht im Amerikanerthum ganz aufgehe. Wenn da nun die Schiffer, welche die Spinnstuben-Päcke hinüberfahren, das Sprichwort da oben vergessen wollten, so könnte es leicht gerathen, daß von all den schönen und guten Sachen in der Spinnstube nichts nach Amerika hinüberkäme und die lieben Landsleute drüben ohne eine gute Unterhaltung die langen Winterabende zubringen müßten. Und das wäre doch jammerschade!

Und doch ist das nur Nebensache. Die Spinnstube denkt immer erst in zweiter Reihe an sich selber, in erster aber allemal an ihre freundlichen Leser. Und denen allen zu Gute tischt sie auch das Sprichwort droben auf. Das thut sie aber keineswegs mit dem Gedanken, es könnten viele unter den Lesern sein, die auch im Sinne hätten, die Reise über das große Wasser zu machen und ihr liebes Vaterland zu verlassen, um drüben in Amerika das Glück zu suchen und vielleicht — das Elend zu finden, und die könnten dann etwa auf ihrer Reise von dem Sprüchwort etwas profitiren. Ehrlich gestanden, hält die

Spinnstube ihre sämmtlichen Leser für viel zu gescheit, als daß sie solche Streiche machen könnten. Denn wer heutzutage Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, denkt an kein Auswandern mehr, sondern bleibt ruhig im lieben Vaterlande und hilft, Jeder an seinem Theile, getreulich mit, daß zu der äußern Größe und Herrlichkeit, welche Gott der Herr jetzt dem deutschen Lande geschenkt hat, auch die innere Größe und Herrlichkeit kommt, von welcher Sprüche. Salom. 14, 34 geredet ist. Gott walt's!

Aber das Sprichwort da oben hat, obwohl darin vom Schiffe und vom Wasser die Rede ist, doch auch allen Denen etwas zu sagen, die nicht im Entferntesten daran denken, ihr theures Leben jemals solch einem gebrechlichen Fahrzeuge anzuvertrauen, ja die vor dem bloßen Gedanken schon zurückschaudern. Es hat, wie alle Sprichwörter, einen viel tieferen und weiteren Sinn, als die einfachen Worte, die da stehen, vermuthen lassen, und zwar ist's wieder ein goldener Sinn, eine goldene Wahrheit, die wohl verdient ans Licht gezogen zu werden. Es ist diese: Die kleinen Löchlein sind überall gefährlich, wo sie sich auch finden mögen.

Und wo finden sie sich nicht überall! Wo es etwas Zerreißbares gibt, entstehen sie auch und sind, wenn sie nicht bei Zeiten zugestopft werden, überall der Anfang vom schlimmen Ende. Nur ein paar Exempel zum Beweis!

Kleine Löchlein in den Schuhen, das weiß Jeder, machen auch die Schuhe voll Wasser, wenn man bei Regen oder Schnee draußen geht. Und die Folge davon? Man bekommt von den nassen Füßen im besten Falle einen tüchtigen Schnupfen, kann aber auch ernstlich krank werden und jenen berüchtigten „Rothlauf" davontragen, an welchem bekanntlich fast in allen Fällen die Bauersleute sterben. Item, schicke deßhalb sogleich die Schuhe zum Schuster, sobald du nur ein kleines Löchlein darin findest, damit nicht am Ende der Doctor oder sogar der Todtengräber „über dich gehen" muß. Ohnehin wird das kleine Löchlein immer größer, wenn es nicht gestopft wird, und wo anfangs ein paar Stiche genügt hätten, den Schaden zu heilen, muß am Ende ein häßlicher Riester aufgesetzt

werden, von dem man auch noch Hühneraugen bekommen kann.

Kleine Löchlein in den Kleidern sind nun allerdings weniger gefährlich, als die in den Schuhen. Man stirbt nicht davon, wird nicht einmal krank; aber es ist doch auch damit etwas Mißliches. Denn erstlich macht es einen üblen Eindruck auf andere Leute, wenn Einer kleine Löchlein in seinen Kleider duldet, vielleicht Tage und Wochen lang damit herumgeht. Man hält ihn für einen gleichgültigen, leichtsinnigen Menschen und so reißen die Löchlein in den Kleidern flugs auch ein paar Löchlein in den guten Namen. Zum Andern aber werden aus den kleinen Löchlein in den Kleidern im Handumdrehen große Löcher, wenn sie nicht sofort geflickt werden, und hat man keine Flicklappen für die großen Löcher mehr übrig, oder ist zu vornehm, um in geflickten Kleidern einherzugehen, so heißts: ein neues Kleid! Das gibt aber ein großes Loch in den Geldbeutel oder — Schulden, wenn etwa der Geldbeutel schon vorher seine „kleine Löchlein" gehabt hat.

Um diese ist's aber ein ganz besonders übles Ding. Es schlüpft freilich durch ein kleines Löchlein im Geldbeutel keine Mark, geschweige denn ein Thaler durch, sondern höchstens ein Pfennig oder einer von den neuen kleinen Zwanzigern. Aber wem fünf Zwanziger oder gar hundert Pfennige durchgeschlüpft sind, der ist doch nach Adam Riesens Rechenbuch allemal um eine Mark ärmer geworden. Wer deßhalb nicht von Haus aus ein Narr ist, wird die kleinen Löchlein im Geldbeutel bald zumachen.

Es gibt aber auch unsichtbare Löchlein im Geldbeutel, die man gewöhnlich erst nach längerer Zeit merkt, Mancher erst dann, wenn kein Zumachen mehr etwas nützt. Das sind die vielen kleinen unnöthigen Bedürfnisse, die man hat, oder sich anquält und durch welche der Geldbeutel ebenso sicher die Auszehrung bekommt, als wäre er von oben bis unten voll wirklicher, sichtbarer Löchlein. Ich nenne nur bei den Männern die täglichen Schöpplein im Wirthshause, die Eine feine Cigarre nach Tisch, das gelegentliche Kartenspielchen, die sonntägliche Landparthie

oder Kegelpartie u. s. w. u. s. w., bei den Frauen aber die neumodischen Bändchen, Schleifchen, Netzchen, Krägelchen, die niedlichen Stickereien, die gemüthlichen Kaffee- oder Theekränzchen, bei welchen es ganz einfach hergeht und höchstens Kleinigkeiten vom Zuckerbäcker verabreicht werden u. s. w. u. s. w. u. s. w. — da heißts wohl bei jedem einzelnen Stücke: es kostet ja nicht viel! es ist doch wirklich spottwohlfeil! — Aber, aber — mit der Spottwohlfeilheit gehen ein paar unnöthige Groschen hier, ein paar Mark, die hätten gespart werden können, dort zum Geldbeutel hinaus auf Nimmerwiedersehen, und wenn das Jahr herum ist, steht der Inhaber des Geldbeutels da und merkt, wie gefährlich die kleinen Löchlein im Geldbeutel sind. Und wohl ihm, wenn er's bei Zeiten merkt und mit Ernst sich drangiebt, die kleinen Löchlein zuzustopfen, ob auch die Frau Gemahlin und die Fräulein Töchter das Näschen rümpfen und er selber einiges Unbehagen verspürt. Sonst findet er im Geldbeutel nichts, wenn er für die nothwendigen, unentbehrlichen Lebensbedürfnisse recht tief hineingreifen muß und das Sprichwort da oben zieht für ihn das unschöne Mäntelchen an, auf welchem geschrieben steht: Kleine Löchlein im Geldbeutel machen den Kopf voll Sorgen, wohl gar das Haus voll Armuth. Merk's, wer will! Und wen es juckt, der kratze sich!

Item die kleinen Löchlein sind aber noch viel schlimmer, wenn sie an der Ehre, an dem guten Namen entstehen. Der ist ja bekanntlich von sehr feinem und dünnem Gewebe und verträgt nicht viel Zerrens und Reißens. Nun denkt Mancher, ein kleines Löchlein in der Ehre schade nicht viel, das heile von selber wieder zu. Aber fehlgeschossen!

Ein Riß in der Ehr'
Heilt nimmermehr!

sagt das Sprichwort und ein anderes fügt hinzu: „Wenn die Ehre einen Riß bekommt, so klafft sie." Denn jedes Löchlein, welches man in seine Ehre, in seinen guten Namen gerissen hat, so klein es auch sein mag, findet einen willigen Finger, es zu vergrößern und einen bereiten Mund, durch dasselbe immer schwerere Beschul-

digungen, immer übelere Nachreden in die Welt hinauszuſchreien, ſo daß neben dem Einen Löchlein bald zehn, zwölf andere entſtehen, die bald zu einem großen Loch zuſammenreißen. Solche Löcher aber zu ſtopfen iſt eine ſchwierige Sache, da man dazu die ſchwere, faſt unmögliche Kunſt verſtehen müßte, den Leuten die Mäuler zu ſtopfen.

Deßhalb hüte dich vor den kleinen Löchlein und habe Acht auf ſie, und wo du es nur irgend kannſt, ſtopfe ſie bei Zeiten, daß nicht dein Lebensſchiff voll Kummerwaſſer werde und endlich untergehe!

6. Silben-Räthſel.

1. 2.

Meine erſten beiden ſiehſt du nicht.
Noch hat kein menſchliches Aug' ſie geſeh'n
Nur im lieblichen Mährchen und im Gedicht
Läßt der ſchaffende Dichter ſie vor dir erſteh'n.
Läßt aus Blumenkelchen ſie ſteigen hervor,
Wenn der Mond die zaubriſchen Schleier webt;
Läßt den Reigen ſie ſchlingen in luftigem Chor,
Um die Königin, die in der Mitte ſchwebt.

Läßt sie tanzen und springen in neckischer Lust
Wenn die Nachtigall schmelzende Weisen singt,
Läßt sie singen und jubeln aus fröhlicher Brust
Wenn mit lieblichem Schalle Maiglöckchen klingt.

* * *

3.

Du brauchst mich, wohin du magst gehen,
Du brauchst mich auf Schritt und Tritt;
Und übel wird's um dich stehen,
Kann ich nicht mehr überall mit.
Wenn das Alter mich brachte von Kräften,
Wenn ein Unfall mich ganz von dir nahm,
Dann geht es mit deinen Geschäften,
Du Aermster, nur langsam und lahm.
Du schaffst mir wohl künstliche Stützen,
Zu steuern der ärgsten Noth;
Doch konnten sie wenig dir nützen,
Wenn die Zeit dir Eile gebot.

* * *

1. 2. 3.

Fern im heißen Mohrenlande
Wuchs ich auf lebend'gem Boden;
Kühne Jäger nur mich brachen,
Die dem glüh'nden Sonnenbrande
Und Gefahren, die rings drohten,
Trotzten in den schwersten Lagen.
Denn nicht Frucht, nicht Kraut, nicht Blüthe,
Bin ich, die des Südens Sonne
Hat mit heißer Gluth beschienen;
Nein mich hat des Schöpfers Güte
Nicht bestimmt zur Lust und Wonne
Nur zur Waffe soll ich dienen.
Aber, bin ich weggerissen,
Wo ich stand scharf und gewaltig,
Ueb' ich friedlichere Pflichten.
Künstlerische Hände wissen
Mich zu formen vielgestaltig
Mich zu jedem Brauch zu richten.

Nutz und Zierde muß ich bringen
Kleinen wie auch großen Leuten;
Ja, wer mag nur Alles nennen,
Wozu man bei tausend Dingen
Mich geschickt weiß auszubeuten?
Rather, sollt'st du mich nun kennen?

---

7. Heinrich Haage.

Eine Geschichte aus der Zeit der Freiheitskriege.

(Nach einer Mittheilung von M. Hofer.)

I.

In einer der vielen Vorstädte der großen Kaiserstadt Wien wohnte zu Anfang unseres Jahrhunderts die Wittwe des Malers Haage mit ihrem einzigen Sohne Heinrich. Es war nur ein kleines, enges Dachstübchen, in welchem sie ihren Wittwensitz aufgeschlagen hatte, mit einem daranstoßenden noch kleineren Kämmerchen, das mit seinen schiefen Wänden kaum mehr Raum bot, als nöthig war, um ein Bett darin aufzuschlagen. Aber die Möbel, womit das Dachstübchen der Wittwe versehen war, die reinlichen Fenstervorhänge, die das reichlich zuströmende Licht milderten, einige hübsche Oelbilder in Goldrahmen, welche von der weißgetünchten Wand des Stübchens seltsam abstachen, sowie die ganze Anordnuug des Mobiliars: Alles das gab Kunde davon, daß Frau Haage einst bessere Tage gesehen haben mußte.

Und so war es. Ihr Mann hatte als Maler einen nicht unbedeutenden Ruf gehabt; seine Bilder wurden gerne, zuweilen sogar zu hohen Preisen gekauft. Aber, wie es so oft bei Künstlern zu gehen pflegt, der Mann verstand nicht zu rechnen. Hatte er ein Bild vollendet und den Preis dafür in klingenden Dukaten in den Händen, so ließ es ihm keine Ruhe daheim. Er mußte hinaus in die Welt, wie er selbst meinte und seiner Frau einredete, um Gedanken zu neuen Bildern zu sammeln, Studien zu machen, wie es die Maler nennen.

Kam er dann von solch einer Studienreise zurück, so konnte er auch wohl fragen: „Meine güldenen Dukaten, sagt, wo seid ihr hingerathen?“ Die Tasche war leer; und hätte nicht die vorsorgliche Frau Haage jedesmal vor Antritt der Reise sich soviel Geld von ihrem Manne geben lassen, als sie für längere Zeit zur Bestreitung des einfachen Haushaltes nöthig hatte, so wäre wohl manchmal Schmalhans Küchenmeister bei ihr gewesen. Es ging eben bei den guten Leutchen von Hand zu Mund. Da aber Haage ein überaus gesunder, kräftiger Mann war, ein wahres Bild des Lebens, auch der Ehesegen auf den kleinen Heinrich beschränkt zu bleiben schien, so fand die Sorge um die Zukunft vorläufig keinen Weg in das Malerhaus. Es war ja bis jetzt gegangen, so mußte es in Zukunft bei dem immer fester sich begründenden Rufe Haage's noch besser gehen. So dachte selbst die fürsorgliche Hausfrau, auf die allmählig, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, ein gut Stück des leichten Sinnes überging, der das beneidenswerthe wenn auch nicht besonders nützliche Erbtheil der Künstlerwelt zu sein pflegt. Schien ja doch auch ihr kleiner Heinrich das Talent des Vaters geerbt zu haben, und that von Kind auf nichts lieber, als auf seiner Tafel mit dem Griffel die Vorlageblätter nachzuzeichnen, die ihm der Vater gab, oder gar in eigenen Erfindungen sich zu versuchen, die nach dem Urtheile des Vaters allemal „Hand und Fuß“ hatten. Ja, als er mehr heranwuchs, erstaunte der Vater selbst über das unzweifelhafte Talent des Kindes und hatte seine Freude daran, ihm einen sorgfältigen Unterricht im Zeichnen zu ertheilen, ihn auch gelegentlich schon mit Pinsel und Farben handtieren zu lassen.

Jedoch der Tod fand auch in das Malerhaus seinen Weg. Haage hatte sich auf einer Studienreise einmal gründlich müssen durchregnen lassen, kam mit einer heftigen Erkältung nach Hause, und, da er diese nicht achtete, entwickelte sich bei ihm ein schweres Nervenfieber, das den starken Mann in wenigen Tagen auf die Bahre brachte.

Nun war's freilich bei der Wittwe mit dem leichten

Sinne am Ende. Denn als die Beerdigungskosten bezahlt, die kleinen laufenden Schulden — vor größeren hatte doch der wirthliche Sinn der Frau Haage zu hüten verstanden — gedeckt waren, da blieb nichts mehr übrig, als die Möbel, ein paar Thaler für die erste Noth und — — die bange Sorge um die Zukunft. Verwandte, bei denen sie mit ihrem Kinde hätte eine Zuflucht suchen können, hatte Frau Haage nicht; die Freunde ihres Mannes führten so ziemlich alle dasselbe sorglose Künstlerleben, wie es auch in Haage's Haus bisher geführt worden war und konnten beim besten Willen nicht helfen. Kurz, Frau Haage war mit ihrem Kinde lediglich auf sich selber angewiesen. Mit der Noth kam ihr aber auch die Kraft, wider sie anzukämpfen und die ernste Ueberlegung, wie das am besten anzugreifen sei. Sie verließ sofort, wenn auch unter schwerem Herzeleid und vielen Thränen, die behagliche Wohnung, worin sie die zwölf glücklichen Jahre ihrer Ehe zugebracht hatte und siedelte in eine der Vorstädte Wiens über, wo sie in dem Eingangs gedachten Dachstübchen sich ein zwar enges, aber wohnliches Daheim schuf. Ihre große Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten ließ es ihr nicht schwer werden, in einem Putzgeschäfte Arbeit zu finden, die ihr für sich und ihren Heinrich den nöthigen Lebensunterhalt gab.

Aus Heinrich war ein kräftiger Knabe geworden, der in der Schule gut voran kam und der Mutter durch sein folgsames, gesittetes Wesen viele Freude machte. Deßhalb wurde es auch Frau Haage durchaus nicht schwer, vom frühen Morgen bis zum späten Abende am Nähtische oder am Stickrahmen zu sitzen, damit es ihrem lieben Kinde an nichts fehlen möge. Sie ließ den Knaben nicht etwa die Armenschule in der Vorstadt besuchen, sondern scheute das höhere Schulgeld nicht, welches in einer guten Stadtschule für ihn bezahlt werden mußte. Hat er etwas Tüchtiges gelernt, dachte sie und sprach es auch oft gegen Heinrich aus, so wird's ihm in der Welt nicht fehlen, wenn ich auch einmal ebenso schnell wie der Vater sollte die Augen schließen müssen.

Eins nur lag ihr, je mehr Heinrich heranwuchs, schwer auf dem Herzen, die Frage nämlich, was aus dem

Knaben einmal werden sollte. Wohl wies die große Begabung zum Zeichnen, die der Knabe besaß, und die ihn trieb, alle seine freien Stunden hinter dem Zeichenbrette zuzubringen, deutlich genug darauf hin, daß es wohl das Richtigste sein möge, ihn in die Fußstapfen des Vaters treten und Maler werden zu lassen. Aber einmal hatte Frau Haage Gelegenheit genug gehabt, unter den Bekannten ihres Mannes die Wahrnehmung zu machen, daß das Künstlerleben nur ein glänzendes Elend sei und bleibe, wenn es Einer mit seiner Kunst nicht weit hinausbringe über das Maß des Gewöhnlichen. Dann aber mußte sie sich auch sagen, daß sie unmöglich die Mittel aufbringen könne, Heinrich zu einem wirklich tüchtigen Maler heranbilden zu lassen, wenn auch sein Talent noch so groß wäre. Wäre es ihr auch vielleicht bei ihrem rastlosen Fleiße möglich gewesen, ihn die Lehrzeit bei einem guten Maler Wiens durchmachen zu lassen, woher hätte sie das Geld nehmen sollen, ihn dann nachher auf Reisen zu schicken, ihn gar Jahre lang an den Stätten der Kunst in Italien zu erhalten, ohne deren Besuch Keiner ein rechter Maler werden könnte, wie sie sich erinnerte, oft genug von ihrem Manne gehört zu haben? Was solche Maler-Reisen kosteten, hatte sie ja aus eigener gründlicher Erfahrung gelernt.

Freilich wollte ihr oft fast das liebende Mutterherz brechen, wenn sie im traulichen Dämmerstündchen mit dem verständigen Knaben die Angelegenheit besprach und dann hören mußte, wie tief und schmerzlich Heinrich aufseufzte, so oft sie ihm die Schwierigkeiten auseinandersetzte, die sich dem Betreten der Maler-Laufbahn entgegenstellten; aber sie war verständig genug, sich nicht bloß von ihrem Gefühle und von den Wünschen des Knaben leiten zu lassen. Sie kam endlich zu dem Entschlusse, Heinrich ein Handwerk lernen zu lassen und zwar das eines Möbelschreiners, weil ihm dabei seine Zeichenkunst trefflich zu Statten kam, und der Knabe gab sich mit dieser Wahl zufrieden. Als er aus der Schule entlassen war, brachte ihn die Mutter zu einem der ersten Möbelschreiner Wiens in die Lehre, der den Knaben wegen seines fertigen Zeichnens und seines anstelligen Wesens

gerne nahm und nach vier Jahren, die er bei seinem Lehrmeister zugebracht hatte, war Heinrich einer der tüchtigsten Arbeiter in der Werkstätte, der Stolz seines Meisters, die Freude seiner Mutter, die er jetzt selber schon mit seinem Wochenlohne unterstützen konnte, so daß sie nicht mehr nöthig hatte, Tag und Nacht zu arbeiten.

Es war damals gerade die Zeit, in welcher Napoleon I. in den spanischen Volkskrieg verwickelt war, der sich so anließ, als sollte der bisher Unüberwindliche hier lernen, daß gegen ein gequältes und mißhandeltes, in seinen heiligsten Interessen gekränktes Volk auch die größte Kriegskunst und die siegreichsten Waffen schließlich nichts auszurichten vermögen. Was Wunder, daß da auch dem deutschen Volke, das von dem fremden Dränger so tief erniedrigt, so schmählich geknechtet worden war, der Gedanke kam, jetzt sei es Zeit, das mit Zähneknirschen bisher getragene Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und dem gehaßten Feinde zu zeigen, daß auch im deutschen Volke das Mark noch nicht erstorben sei, daß auch das deutsche Land Männer habe, die für die Freiheit des Vaterlandes freudig ihr Blut opferten!

Kaiser Franz II. von Oestreich faßte zunächst den Entschluß, den Kampf mit dem Manne wieder aufzunehmen, welcher mit so unerhörter Willkühr in die Verhältnisse Europas eingriff und offenbar nichts Anderes beabsichtigte, als ganz Europa unter sein Scepter zu beugen. Durfte er doch hoffen, daß er in diesem Kampfe nicht allein stehen werde, sondern daß alle Fürsten und Völker Deutschlands mit Begeisterung sich um ihn schaaren oder doch mit ihm gemeinsame Sache machen würden, die fremden Dränger aus dem Lande zu verjagen. Diese Hoffnung schlug freilich fehl. Preußen war zertreten und gebrochen, so daß es an einen Kampf gegen den Gewaltigen jetzt noch nicht denken konnte und die Rheinbundsstaaten zitterten theils vor der Uebermacht des französischen Kaisers, theils beugten sie sich vor ihm in Bewunderung seiner Größe. Ein Aufruf Oesterreichs an alle Deutsche zum gemeinsamen Kampfe gegen den Unterdrücker kehrte darum so gut wie leer zurück. Nur die Tiroler, welche sich nicht darin finden konnten, daß sie durch Napoleons Macht-

spruch im Preßburger Frieden von ihrem angestammten Kaiserhause, dem von Oesterreich, losgerissen und mit Baiern vereinigt worden waren, wagten es sich zu erheben und griffen unter Anführung des muthigen Sandwirthes Andreas Hofer von Passeir zu ihren Stutzen, um die Baiern aus ihren Bergen zu jagen und ihre Freiheit gegen die Franzosen zu behaupten. Oesterreich mußte erfahren, daß es sich in einem Kriege gegen Napoleon nur auf die eigene Volkskraft verlassen könne, und rüstete mit aller Macht.

Bei solchen kriegerischen Aussichten stockten natürlich alle Geschäfte im Lande. Man begriff, daß ein Krieg mit Frankreich kein leichter sein werde und Jedermann beschränkte sich in seinen Bedürfnissen. Die Handwerksmeister hätten ihre Gesellen entlassen müssen, wenn diese nicht von selber in großen Massen unter die Fahne geeilt wären, um in vaterländischer Begeisterung gegen den den verhaßten Feind zu kämpfen.

Auch in der Brust unseres Heinrich Haage hatte diese Begeisterung gezündet, und mit wieviel Thränen und Bitten ihn auch die Mutter von seinem Vorsatze abzubringen versuchte, er war einer der Ersten, die sich freiwillig zum Kriegsdienste meldeten. Wohl wurde ihm der Abschied von der theuren Mutter, die bisher so treulich für ihn gesorgt hatte und an der sein Herz in treuer Kindesliebe hing, recht schwer, aber der Gedanke, in den heiligen Kampf für des Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit zu ziehen, stählte sein Herz gegen den Jammer der Abschiedsstunde.

Er wurde einem Regimente zugetheilt, das zu dem Hauptcorps gehörte, welches der Erzherzog Karl in der Stärke von 175,000 Mann an der bairischen Gränze aufgestellt hatte, um auf Napoleon zu warten. Tag und Nacht mußten sich die jungen Soldaten in den Waffen üben, um den kriegsgewöhnten Soldaten Napoleons gegenüber Stand halten zu können. Und sie thaten es mit Lust und dem glühenden Eifer einer brennenden Vaterlandsliebe. Heinrich Haage war ein schmucker Soldat und zeichnete sich bald durch das große Geschick, welches er bei allen Waffenübungen bewies und durch die feurige

Begeiſterung, welche ſich in allen ſeinen Reden kundgab, vortheilhaft vor allen ſeinen Kameraden aus. Dadurch gewann er die Theilnahme ſeines Hauptmanns, eines tapferen Offiziers, Namens Oſſini, der ihn ſichtbar vorzog und da er bei dem jungen Handwerker eine viel beſſere Schulbildung fand, als ſie die meiſten andern Soldaten hatten, ſich eine Freude daraus machte, ihn in freien Stunden zu ſich kommen zu laſſen, um ihn noch weiter zu unterrichten. Ja er gewann den kräftigen, feurigen und doch ſtets beſcheidenen Jüngling bald ſo lieb, daß er ihn außer den Dienſtſtunden immer um ſich haben mußte. Das war nun freilich für Heinrich äußerſt angenehm und förderlich; aber es konnte nicht ausbleiben, daß ſich deßhalb der Neid gegen ihn bei vielen ſeiner Kameraden regte, obwohl er Alles that, auch mit dieſen in dem rechten kameradſchaftlichen Verhältniſſe zu bleiben und beſonders keine Spur von Hochmuth blicken ließ wegen ſeiner Bevorzugung durch den Hauptmann.

Natürlich wuchs der Neid gegen Heinrich noch mehr, als er ſchon im dritten Monate ſeines Dienſtes zum Korporal befördert wurde. Mußte man auch anerkennen, daß er wohl der Tüchtigſte dazu ſei, ſo trug es doch nichtsdeſtoweniger dazu bei, ſeine Neider zu erbittern.

In dieſer Zeit geſchah es, daß unter den Soldaten außerordentlich viele Diebſtähle vorkamen. Hatte Einer oder der Andere aus der Heimath Geld erhalten und dasſelbe nach ſeiner Meinung noch ſo ſicher aufgehoben, ſo war es mit ſeltenen Ausnahmen am andern Morgen verſchwunden. Wohin? das wußte Niemand. Ja auch Uhren, Ringe und andere Gegenſtände von Geldeswerth waren nicht ſicher; die diebiſchen Hände wußten Alles zu finden. Eine ſtrenge Unterſuchung hatte durchaus keinen Erfolg, nicht einmal die Spur eines gegründeten Verdachtes zeigte ſich. Ebenſowenig führte die größte Vorſicht und Wachſamkeit der Einzelnen, die faſt zum allgemeinen gegenſeitigen Mißtrauen ausartete, zu einer Entdeckung. Denn eine Zeit lang ließen nun die Diebſtähle nach. Als aber die Aufregung geſchwunden und Alles wieder ruhig und ſicher geworden war, da begann die Geſchichte von Neuem, und zwar, wo möglich, in noch frecherer

Weise als zuvor. Aber wiederum führte alles Untersuchen alle Wachsamkeit zu keiner Entdeckung, so daß Manche sich dem Gedanken hingaben, es müsse bei den Diebstählen nicht mit rechten Dingen zugehen.

Da bekamen aber mit Einem Male die Gedanken eine andere Richtung. Napoleon stand plötzlich mit einer Armee von 180,000 Mann, wozu die Rheinbundsfürsten auch ihr gutes Theil gestellt hatten, in Baiern, und ein baldiger Zusammenstoß der beiden feindlichen Heere stand in ganz naher Aussicht. Erzherzog Karl ließ sich leider durch das anfängliche weite Auseinanderstehen der feindlichen Truppenkörper bestimmen, auch seine Streitkräfte weit auseinander zu legen. Als nun Napoleon mit Blitzesschnelle seine Truppen zusammenzog, war der Erzherzog der auf ihn einstürmenden Masse nicht gewachsen, verlor die Schlacht bei Eckmühl am 22. April 1809 und mußte sich über Regensburg nach Böhmen zurückziehen. Hier bei Regensburg hatte er jedoch noch einen Angriff Napoleons auszuhalten, der zu einem mörderischen Gefechte führte. Auch Heinrichs Regiment war in dasselbe verwickelt. Da sieht der junge Korporal, wie der Fähnrich der die Fahne seines Bataillons trägt, von einer Schaar Franzosen umringt ist, die denselben niederhauen und ihm die Fahne entreißen.

Kameraden, unsre Fahne! schreit er. „Auf, mir nach! helfet und rettet die Fahne!"

Und blindlings, ohne sich umzusehen, ob sein Schrei verstanden worden ist und ob man ihm folgt, stürmt er auf den Haufen der Feinde los, die eben die erbeutete Fahne in Sicherheit bringen wollen. Mit Kolben und Bajonett stößt er wüthend um sich und macht sich durch die Feinde eine Gasse, durch welche ihm ein Dutzend seiner Kameraden nachdringen. Schon ist er nicht mehr ferne von dem Träger der Fahne, der sich eilend davon zu machen sucht, da er die Feinde hinter sich sieht, die wie Rasende um sich stoßen und Alles vor sich niederwerfen; schon darf er hoffen, daß es ihm gelingen werde, das Heiligthum des Bataillons den Feindeshänden zu entreißen, da stürmt ein anderer Haufe Oesterreicher heran, die ebenfalls den Verlust der Fahne bemerkt

haben und es gelingt dem Vordersten derselben, zuerst die Fahne zu erreichen und sie dem Franzosen aus den Händen zu reißen. Aber in demselben Augenblicke trifft ihn eine Kugel, er sinkt mit der Fahne, die er krampfhaft umklammert hält, nieder und ist im Nu von einer Schaar Franzosen umschlossen, die ihre Beute hartnäckig vertheidigen zu wollen scheinen.

Da ruft noch einmal Heinrich Haage:

„Vorwärts, Brüder! Wir müssen unsre Fahne wieder haben! Drauf, drauf!“ Und muthig stürmt er wieder vorwärts. Die Franzosen weichen vor den wuchtigen Bajonnettstößen und Kolbenschlägen der Oesterreicher

und es gelingt Heinrich, der vorne an ist und genau gesehen hat, wo die Fahne liegt, dieselbe vom Boden aufzuraffen. Jubelnd schwingt er sie und eilt mit ihr, von seinen Kameraden gedeckt, den Reihen der Seinigen zu.

Doch das Gefecht ist für die Oesterreicher verloren, wenn sie auch noch im Stande sind, einen geordneten Rückzug anzutreten.

Als am Abende der Erzherzog seine Truppen wieder gesammelt hatte, und ihre Fronte abritt, hielt er bei dem Regimente Heinrichs an und hieß diesen vortreten. Das Gesicht mit Blut überströmt, das von einer Säbelwunde auf der Stirne herrührte, aber mit fester Hand die gerettete Fahne haltend, folgt Heinrich dem Befehle.

„Korporal Haage", rief der Erzherzog, „es ist mir gemeldet worden, wie muthig und tapfer du deine Fahne gerettet hast. Ich wüßte Keinen, der sie würdiger trüge als du. So trage sie denn hinfort zur Ehre deines Bataillons und zum Heile des Vaterlandes!"

Da rollten Freudenthränen über des Jünglings Wangen. Bleich vor innerer Aufregung trat er in die Reihen zurück, wo der Hauptmann den neuen Fähnrich mit herzlichem Händedrucke beglückwünschte. Auch viele seiner Kameraden freuten sich der wohlverdienten Standeserhöhung Heinrichs, während bei Anderen der Neid in hellen Flammen aufschlug. Unter den Letzteren befand sich auch der Feldwebel der Compagnie, welcher Heinrich angehörte, ein bärbeißiger, wildaussehender Kroate, aus dessen schwarzen Augen ein unheimliches Feuer glühte. Ihm war es von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen, daß der Hauptmann Ossini den jungen Mann so bevorzugte und ihm manchmal Dinge anvertraute, welche ihm, dem alten Feldwebel, verborgen blieben. Er warf darum auf Heinrich Haage einen bitteren Groll, den er auch wohl in den dienstlichen Berührungen mit ihm ausgelassen haben würde, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Hauptmann könne es erfahren und dann ihm selber feind werden. Die Standeserhöhung Heinrichs gab diesem Grolle neue Nahrung und wer die finsteren Blicke sah, die aus den schwarzen Augen wie verzehrende Blitze auf den neugebackenen Fähnrich trafen, der wußte, daß dieser in dem

Feldwebel einen erbitterten Feind habe. Heinrich selbst ahnte jedoch von dieser Feindschaft nichts, da der Feldwebel, wie schon bemerkt, sich hütete, dieselbe thatsächlich offenbar werden zu lassen, nur war ihm der tückisch aussehende Mensch überaus widerwärtig, und er mied, so viel er konnte, seine Gemeinschaft.

Bald aber sollte dieses Verhältniß zwischen Heinrich Haage und dem Feldwebel Janos auch an das Licht treten, und die gegenseitige innere Abneigung zum Ausdrucke gelangen.

II.

In Böhmen, wohin sich der Erzherzog Karl zurückgezogen hatte, um seine geschlagene Truppen sich wieder etwas erholen zu lassen, hatten die Soldaten demzufolge ziemlich viele Freiheit. An einem schönen Frühlingstage war Heinrich Haage mit etlichen seiner Kameraden vor die Stadt gegangen, worin sie ihr Quartier hatten, um die milde, erquickende Abendluft zu genießen. Es dämmerte schon stark, als fröhlich singend die Schaar nach der Stadt zurückkehrte. Da sehen sie eine schlanke Mädchengestalt an sich vorübereilen, der eilenden Schrittes ein Soldat folgt, tief in seinen Mantel gehüllt, dessen Kragen hoch aufgeschlagen war. Die schon herrschende Dunkelheit ließ jedoch den Dahineilenden nicht erkennen.

„Der muß einen argen Schnupfen haben", scherzte einer von Heinrichs Genossen, „daß er sich so einwickelt bei diesem milden Wetter. Will sich wohl noch ein wenig in Schweiß laufen, um seinen Schnupfen zu vertreiben."

„Mir scheint's, er ist hinter dem Mädchen her", sagte ein Anderer.

„Nun", lachte der Erste wieder, „dann haben die Beiden aber große Eile."

Aber schon nach wenigen Augenblicken blieb Heinrich plötzlich stehen.

„Horch, was war das?" rief er aus. „Mir ist, als ob ich einen Hülferuf gehört hätte."

Alle horchten und wirklich tönte es schon nach Kurzem wieder laut und verständlich durch die Nachtluft: „Hülfe! Hülfe!" Es war offenbar eine weibliche Stimme.

„Aha, sieht's so aus?" rief Heinrich und eilte in raschen Sprüngen der Stelle zu, von wo der Hülferuf zu kommen schien; ihm nach die Andern.

Abermals ertönte ein Hülferuf, jedoch viel matter als vorher.

Er kam aus einem Gebüsch neben dem Wege. Mit ein paar gewaltigen Sätzen war Heinrich zur Stelle und sah, wie der Soldat das Mädchen umschlungen hielt und dieses mit ihm rang.

„Halt, Schurke!" donnerte Heinrich, „was gibt's da? Laß augenblicklich das Mädchen los!"

„O rettet mich vor diesem Menschen, rettet mich!" jammerte das Mädchen, das sich vergebens aus den Armen loszumachen suchte, die sie noch immer umklammert hielten.

Heinrich besann sich kurz; ein kräftiger Faustschlag traf den blos mit der Feldmütze bedeckten Kopf des Soldaten, und bewirkte, daß dieser taumelte und betäubt zu Boden stürzte.

„O rettet mich, führt mich nach Hause!" flehte die Befreite, offenbar befürchtend, sie könne von den herbeieilenden Kameraden Heinrichs Aehnliches zu erfahren haben, wie eben.

„So komm' denn, Kind!" sagte Heinrich, ohne sich nach dem Gefallenen weiter umzusehen. „Der da läßt dich für heute Abend in Ruhe und von den Andern hast Du nichts zu befürchten."

Das geängstigte Mädchen eilte so rasch davon, daß Heinrich Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Die Kameraden blieben bei dem Niedergeschlagenen zurück.

„Wie ist denn die Geschichte eigentlich gekommen", frug nun Heinrich unterwegs das Mädchen.

„Ach sehr", war die Antwort, „der abscheuliche Mensch hat mir schon mehrmals die Wege unsicher gemacht, und ich habe schon öfters bemerkt, wie er sich immer in der Nähe unseres Hauses umhertreibt. Heute Abend wollte ich zu meiner kranken Schwester, die ein paar Büchsenschüsse vor der Stadt wohnt, machte mich aber, weil es schon zu dämmern anfing, erst auf den Weg, nachdem ich wohl ausgeschaut hatte, ob der freche Mensch nicht um die Wege sei. Er muß jedoch in dem Wirthshause gegen-

über gewesen sein und mein Ausgehen bemerkt haben. Denn kaum war ich vor der Stadt, so hörte ich Schritte hinter mir und sah beim Umschauen, wer mir folgte. Umkehren konnte ich nicht, ohne ihm gerade entgegenzulaufen; überdies sollte ich diese Nacht bei der Schwester wachen. Als ich Euch und Eure Kameraden kommen hörte, hoffte ich, er werde es aufgeben, mich zu verfolgen, oder durch Euch so lange aufgehalten werden, daß ich nicht mehr von ihm erreicht werden könnte. Aber kaum waret Ihr an ihm vorbei, so fing er an zu laufen und hatte mich bald eingeholt, weil mir die Knie vor Angst zitterten und ich kaum von der Stelle konnte. Das Uebrige wißt Ihr und ich weiß nicht, wie ich Euch genug danken kann, daß Ihr so rechtzeitig zu meiner Rettung gekommen seid!"

Kennst du denn den Menschen nicht?" fragte Heinrich und that, als ob er die letzten Worte gar nicht gehört habe.

„Es ist Einer von den Eurigen," antwortete das Mädchen, „wenn ich nicht irre, ein Feldwebel."

„Aha," sagte Heinrich, „das wird wohl mein guter Freund Janos sein. Ja, vor dem hüte dich, liebes Kind, dem hat der Teufel sein Zeichen auf die Stirne gemalt. Ich kenne das Vögelchen."

Inzwischen war die Stadt erreicht und nach dem Durchschreiten von ein paar engen Gäßchen blieb das Mädchen plötzlich vor einem großen, finster aussehenden Gebäude stehen, dessen starkvergitterte Fenster es als das Gefängniß der Stadt erkennen ließen.

„Hier wohne ich," sagte sie. „Ich bin die Tochter des Gefängnißaufsehers Wilzeck und danke Euch tausendmal für Eure Hülfe und Eure Begleitung. Aber wollt Ihr nicht einen Augenblick mit mir eintreten, daß Euch auch mein Vater danken kann?"

„Ist gar kein Dank nöthig," antwortete Heinrich. „Es freut mich, daß ich dir dienen konnte. Uebrigens ist's auch Zeit, daß ich mich nach der Kaserne mache, es wird bald Zapfenstreich schlagen."

„Nun denn, so nehmt nochmals meinen herzlichsten Dank!“ sagte das Mädchen und reichte Heinrich die Hand. „Ich werde Eurer in meinem Gebete gedenken. Aber, wie Ihr heißt, müßt Ihr mir sagen, damit ich meinem Vater wenigstens den Namen meines Retters nennen kann. Er kommt dann wohl selber zu Euch,, seinen Dank abzustatten.“

Heinrich nannte seinen Namen.

„So, so!“ rief es da mit einem Male neben ihm. „so weiß ich doch auch, wer es gewagt hat, sich an mir zu vergreifen. Werd's nicht vergessen!“.

Heinrich erkannte deutlich die Stimme des Feldwebels Janos, konnte aber die schnell vorübereilende Gestalt nicht mit voller Sicherheit erkennen.

„Ach, nun habt Ihr meinetwegen am Ende noch Ungelegenheiten!“ klagte das Mädchen.

„Hat nichts auf sich!“ beruhigte Heinrich. „Wenn ich dem Hauptmann den Hergang der Sache erzähle, wird alles Verklagen umsonst sein. Ich denke aber, er wird sich hüten, Anzeige zu machen und seinen Faustschlag ruhig einstecken. Ich fürchte nichts!“

„Nun, so lebt wohl!“ sagte das Mädchen und verschwand in der Thüre des Gefängnißgebäudes.

Heinrich hörte eben seine Kameraden herankommen und wartete auf sie.

„Hast dir mit der Dirne was Schönes angezettelt!“ hieß es da. „Es war der Feldwebel, dem du den derben Fang versetzt hast. Schadet ihm zwar nichts, aber er wird dir's eintränken. Er war ganz rasend, als er hörte, wer ihm den Schlag gegeben. Er zeigt's sicherlich an.“

„Das mag er thun“, antwortete ruhig Heinrich. „Er wird sich damit selber die bitterste Suppe einbrocken, denn Ihr wißt, daß der Hauptmann in solchen Dingen keinen Spaß versteht. Wie hat er uns noch beim Einrücken in die Stadt davor gewarnt, den Mädchen nachzulaufen!“

„Ja, ja, wer freilich beim Hauptmann so das liebe Kind ist, wie du, der kann ruhig sein,“ bemerkte höhnisch Einer, der zu Haages Reidern gehörte. „Ich möchte nicht an deiner Stelle sein.“

Heinrich wurde es nun doch etwas bedenklich, ob er

nicht mit dem Faustschlage ein wenig zu weit gegangen sei; allein sein Gewissen sagte ihm, daß er recht gethan habe, und das Vertrauen auf die Geneigtheit des Hauptmanns ließ ihn hoffen, daß die Sache für ihn keine üble Folgen haben werde. Er konnte indessen doch nicht so leicht wie sonst an diesem Abende den Schlaf finden, und lag noch lange nach Mitternacht wachend auf seinem Lager, halb angekleidet, wie er sich gleich den meisten seiner Kameraden niederzulegen pflegte, seitdem die wiederholten nächtlichen Diebstähle vorgekommen waren. Allmählig aber verwirrten sich seine Gedanken, darin auch das gerettete Mädchen seine Rolle spielte, in dessen liebliches Gesichtchen ihm während des Heimweges der Schein einer Straßenlaterne einen flüchtigen Blick gestattet hatte. Der Schlaf legte sich auf seine Augen.

Er konnte jedoch noch nicht lange eingeschlummert gewesen sein, da wurde er plötzlich wieder durch ein Geräusch ganz in seiner Nähe erweckt. Es schien ihm, als ob sich Jemand an seinem Tornister zu schaffen mache, der am Fußende seines Bettes lehnte. Er richtete sich auf und horchte; denn zu sehen war nichts. Es war stockfinster und da die Fenster des Zimmers hinter ihm lagen, so war es Heinrich rein unmöglich, vor sich etwas wahrzunehmen. Lange blieb Alles ruhig und es war nichts zu vernehmen, als die regelmäßigen Athemzüge der schlafenden Zimmergenossen. In der Meinung, er habe sich getäuscht, oder es sei höchstens ein unschuldiges Mäuschen gewesen, welches das verdächtige Geräusch verursacht habe, legte sich Heinrich wieder um und wollte weiter schlafen, da hört er wieder sich etwas regen. Jetzt ist's ihm, als ob ein Stuhl angestoßen worden wäre. Er hebt den Kopf in die Höhe und hört im nächsten Augenblicke, wie auf das Thürschloß gedrückt wird. Da in demselben Augenblicke die große Wanduhr des Zimmers mit lautem Schlage die zweite Stunde verkündet, gelingt es Heinrich, ungehört vor sein Bett zu treten. Er schleicht nach der Zimmerthüre und merkt an dem Luftzuge, der ihn trifft, daß dieselbe geöffnet ist. Rasch springt er vor, greift zu und erfaßt einen Menschen, der eben durch die Thüre schlüpfen will.

„Halt, wer da!“ ſchreit er; aber als ob es nur Ein Mund geweſen ſei, der beide Rufe ausgeſtoßen, ſchallt es auch von dem Ergriffenen her: „Halt, wer da!“

Heinrich erkennt die mächtige Stimme des Feldwebels Janos und läßt ſofort ſeine Hand von dem Arme los, den ſie ergriffen hat. Dafür fühlt er im nächſten Augenblicke ſich ſelber gepackt und muß hören, wie die Bärenſtimme des Feldwebels laut ſchallend ſchreit:

„Heraus, heraus! Da iſt der Dieb! Endlich habe ich ihn! Raſch Licht her!“

„Was,“ rief da Heinrich entrüſtet, „ich ein Dieb? da wollen wir doch erſt einmal ſehen, wer der Dieb iſt, der bei Nacht in den Zimmern umherſchleicht!“

Und wieder packte er mit feſtem Griffe des Feldwebels Arm.

Im Nu waren ſämmtliche Zimmerbewohner aus den Betten und wie ſtaunten ſie, als ſie beim Scheine des raſch angezündeten Lichtes Heinrich Haage und den Feldwebel Janos erblickten, die ſich gegenſeitig feſthielten!

„Kommt her, Kameraden!“ rief Heinrich. Helft mir den Dieb feſtnehmen, mag es hundertmal der Feldwebel ſein. Ich habe ihn noch zu rechter Zeit ertappt, als er eben aus der Thüre ſchleichen wollte!“

„Ja, ja,“ ſchrie da Janos, „ſo machen es die Hallunken, wenn man ſie erwiſcht; ſie wollen ſich rein brennen. Hierher Leute! faßt den Kerl, der uns ſchon ſo lange beſtiehlt! Schon Nächte lang entziehe ich mir den Schlaf, um endlich einmal hinter ſeine Schliche zu kommen. Heute erſt gelingt's mir, ihn zu ergreifen, wie er eben hier aus der Thüre ſchleicht, wahrſcheinlich, um das Geſtohlene zu verbergen. Seht nur einmal gleich hier auf dem Boden nach, er hat, als ich ihn packte, etwas fallen laſſen!“

„Hier liegt ein Geldbeutel!“ rief der Soldat, welcher das Licht hielt und damit auf dem Boden ſuchte.

„Der gehört mir!“ rief ein Anderer. „Es waren geſtern Abend noch drei Gulden, vierzig Kreuzer darin!“

Man ſah nach und es fand ſich wirklich das Geld vor.

„Könnt Ihr nun noch zweifeln?“ ſchrie Janos.

„Auf, bindet dem Spitzbuben die Hände, daß wir ihn der Wache überliefern!"

Aber die Wache kam in diesem Augenblicke schon von selber herbei und da Heinrich auf seiner Behauptung beharrte, Janos sei der Dieb, den er im Augenblicke des Hinausschleichens ergriffen habe, so nahm der wachhabende Officier, der den Feldwebel nicht leiden mochte, Beide mit sich.

Eine ungeheuere Aufregung ging durch die ganze Kaserne. Alles war bei dem nächtlichen Lärm wach geworden. Jeder durchsuchte sogleich seine Sachen. Da stellte es sich denn bald heraus, daß in einem der nächsten Zimmer wieder verschiedene Gegenstände, auch nicht unbeträchtliche Geldsummen verschwunden waren, die gestern Abend noch im Besitze ihrer Eigenthümer gewesen. Auf Heinrichs Zimmer war dagegen nichts entwendet außer dem gefundenen Geldbeutel, der Heinrichs nächstem Bettnachbarn gehörte. War dies den Freunden Heinrichs ein Grund, den Verdacht von diesem abzuwälzen, so schien dagegen der Umstand, daß auch des Feldwebels Kasten durchwühlt war, der in dem bestohlenen Zimmer stand, Janos ebenfowohl von der Thäterschaft freizusprechen.

Man stritt hin und her, bis es mit Einem Male Jemanden einfiel, Heinrichs Sachen zu durchsuchen. Da fanden sich denn in dessen Tornister die sämmtlichen Dinge, die in dem bestohlenen Zimmer vermißt wurden.

Jetzt lag's klar vor Augen, wer der Dieb war, und bestürzt mußten Heinrichs Freunde verstummen.

Der wachhabende Offizier, der inzwischen wieder zurückgekehrt war, um Ruhe herzustellen und die Leute wieder in ihre Betten zu treiben, nahm sogleich ein Protokoll über den Thatbestand auf, und kaum war der Tag angebrochen, so erschien schon der Auditeur (so heißen die Gerichtsbeamten beim Militär) und leitete eine strenge und genaue Untersuchung ein. Aber was war da noch zu untersuchen? Die gestohlenen Gegenstände in Heinrichs Tornister zeugten zu klar davon, wer der Dieb sein müsse.

Bei dem sofort angestellten Verhöre wurde denn auch der Feldwebel Janos, der zuerst vorgeführt worden war,

und eidlich aussagte, er habe Haage, dem er schon lange nicht getraut und auf den er darum ein besonderes Augenmerk gehabt habe, ergriffen, als er aus der Thüre trat und gehört, wie er da den Geldbeutel fallen gelassen habe, ohne Weiteres freigesprochen und entlassen. Von seinem widrigen Abenteuer mit Haage am vorigen Abende ließ er jedoch kein Wörtchen fallen, obwohl ihn Hauptmann Offini ausdrücklich darauf fragte, welches seine persönliche Stellung zu Haage sei.

Als darauf Heinrich vorgeführt wurde, lag zwar eine tiefe Bläße auf seinem Angesichte und seine Kniee zitterten, aber er hielt den scharfen Blick, den ihm sein Hauptmann zuwarf, ruhig aus, so daß dieser befriedigt mit dem Kopfe nickte.

Auf die Frage des Auditeurs, ob er der Diebstähle schuldig sei, die schon so lange Zeit her wiederholt verübt worden seien, erglühte Heinrich im ganzen Gesichte und der Ausdruck tiefster Entrüstung lagerte sich auf seinen Mienen.

„Aber kann man mich denn wirklich solch eines Verbrechens für schuldig halten?" rief er. „Ich dächte, dazu hätte ich doch in meiner Dienstzeit noch durchaus keine Veranlassung gegeben! „Nein, bei Gott!, ich bin unschuldig!"

Und nun erzählte er ruhig und mit dem offenbarsten Ausdrucke der Wahrhaftigkeit den Vorgang der Nacht und beschuldigte den Feldwebel Janos des Diebstahls. Den Geldbeutel habe dieser fallen gelassen, als er sich ertappt gesehen hätte, und ohnehin sei der Besitzer desselben mit einer seiner besten Freunde, dem er, wenn er wirklich der Dieb wäre, gewiß am letzten etwas würde gestohlen haben, da er wisse, wie nöthig derselbe sein Geld brauche.

Als nun aber der Auditeur die Sachen vorlegte, die in Heinrichs Tornister gefunden worden waren, da fühlte dieser, wie ihn seine Kräfte verließen. Er taumelte in entsetzlichem Schrecken und wäre zusammengestürzt, wenn ihn nicht einer der Umstehenden mit den Armen aufgefangen hätte.

„Wie diese Sachen in meinen Tornister kommen", rief er dann, als er sich wieder erholt hatte, „das weiß allein Gott und noch Einer. Ich weiß nichts davon!"

Vergeblich waren alle Zureden des Auditeurs, die Wahrheit einzugestehen, die durch das Vorfinden der gestohlenen Sachen bei ihm außer allen Zweifel gestellt sei. Heinrich blieb dabei, ein Feind von ihm müsse ihm die Sachen heimlich in den Tornister gesteckt haben und ließ auch ziemlich deutlich merken, wem er dieses Bubenstück zutraue, ohne jedoch seinen Verdacht ausdrücklich auszusprechen.

Hauptmann Ossini schüttelte einmal über das andere Mal den Kopf und betrachtete Heinrich mit mitleidigem Blicke. Offenbar war er von der Unschuld des Jünglings für seine Person überzeugt. Aber er mußte sich auch sagen, daß der Augenschein gar zu sehr wider denselben spreche. Ließ ihn doch außer den gestohlenen Sachen auch der Umstand als den Schuldigen erscheinen, daß er seine Kleider theilweise anhatte, als er mit Janos zusammentraf. Bei dem Feldwebel dagegen mußte man es natürlich finden, daß er in der Nacht auf den Gängen der Kaserne umherschlich in der Absicht, den geheimen Dieb endlich einmal zu entdecken; es mußte ihm dies sogar als großer Diensteifer angerechnet werden.

In gewöhnlichen Zeiten würde es bei diesem Einen Verhöre wohl kaum sein Bewenden gehabt haben; man hätte, ehe das Urtheil gesprochen wurde, eine viel genauere Untersuchung geführt. Allein es war jetzt Kriegszustand, während dessen bei gerichtlichen Verhandlungen ein abgekürztes Verfahren eingeschlagen zu werden pflegt, auch heute noch. Ueberdies war die Aufregung unter den Soldaten eine so gewaltige, und die Forderung, daß der endlich entdeckte freche Dieb seine Strafe erhalte, machte sich so laut und gebieterisch überall geltend, daß auch deßhalb die Sache in außergewöhnlicher Weise beschleunigt wurde. Es galt, unter den Truppen den schwierigen Geist nicht einreißen zu lassen, der sich ohnehin nach erlittenen Niederlagen so leicht einstellt.

Heinrich Haage wurde trotz seines Leugnens, trotz seiner Betheuerungen, er sei völlig unschuldig, für schuldig erkannt und dieses Ergebniß des Verhörs sofort dem Regimente mitgetheilt. Ehe jedoch Heinrich das Gerichtszimmer verließ, trat er zu dem Hauptmanne Ossini hin,

der ganz in sich versunken da saß und aus dessen Blicken die innigste Theilnahme, das herzlichste Mitleiden hervorleuchtete.

„Herr Hauptmann", sprach er, „ich sehe ein, der Schein ist gegen mich; aber, so wahr mir einst Gott helfen möge, ich bin unschuldig. Werfen Sie keinen Stein auf mich, Gott wird ja meine Unschuld an den Tag bringen."

Schweigend drückte ihm Ossini die Hand und wandte sich ab.

Es war kaum eine Stunde nach dem Verhöre verlaufen — Heinrich Haage war aus dem Gerichtszimmer wieder auf die Wache gebracht worden — da schlug es Generalmarsch und Alles rüstete sich zum Aufbruche. In wenigen Minuten stand das Regiment auf dem Marktplatze der Stadt, der Befehle gewärtig, welche ertheilt werden sollten. Auch Heinrich mußte seinen Platz als Fähnrich einnehmen. Wie aber auch die giftigsten Blicke von allen Seiten auf ihn schossen, wie es auch rings um ihn, soweit er hören konnte, zischelte, als ob Jeder das Wort „Spitzbube" auf den Lippen hätte, Heinrich hielt sich aufrecht und schaute im Bewußtsein seiner Unschuld muthig in die mißgünstigen Gesichter.

Da donnerte mit Einem Male das Commando:

„Stillegestanden! Fähnrich Haage vom dritten Bataillon vortreten!"

Bleich und bebend folgte Heinrich dem Befehle und trat in die Mitte des im geschlossenen Viereck aufgestellten Regimentes, wo die Offiziere versammelt waren. Fast war es ihm unmöglich, mit fester Hand die Fahne zu halten.

Wie ward ihm aber erst zu Muthe, als nun der Oberst des Regiments mit laut schallender Stimme von den vielen Diebstählen zu reden anfing, die in den letzten Wochen vorgekommen seien und seine Freude aussprach, daß endlich der schändliche Verüber derselben ertappt sei! Wie wich alles Blut aus seinen Adern und drängte sich nach dem Herzen zurück, als wollte es dasselbe zersprengen, als der Oberst sich zu ihm hinwandte und fortfuhr:

„Fähnrich Haage, Ihr habt das Vertrauen, das Seine Kaiserliche Hoheit, der Herr Erzherzog, in Euch gesetzt hat, schändlich getäuscht. Ich erkläre Euch hiermit

der Würde verlustig, die Euch übertragen worden ist, gebt die Fahne ab, die in Euren Händen nur besudelt wird!"

Es wäre kaum nöthig gewesen, daß einer der Offiziere die Fahne aus seinen Händen nahm; sie wäre beinahe von selber seinen zitternden Händen entfallen.

Nun trat ein anderer Offizier heran und riß dem halb Ohnmächtigen die Tressen von dem Kragen, den Säbel von der Seite; ein Unteroffizier mit drei Mann wurde commandirt, den so Entehrten in die Mitte zu nehmen und nach dem Gefängnisse der Stadt abzuführen, und unter dem Geleite einer großen Volksmenge, die sich bei dem unerwarteten Allarmschlagen in den Straßen gesammelt hatte, unter den höhnenden Zurufen der Straßenjugend, ging der Zug mit dem Unglücklichen ab, den schon nach wenigen Schritten zwei der begleitenden Soldaten unter den Armen greifen mußten, weil er sonst unfehlbar zusammengebrochen wäre.

Zwei liebliche Mädchenaugen folgten voll Erstaunen und Mitleid dem Gefangenen nach, als er durch das Thor des Gefängnisses geführt wurde.

III.

In einer engen Zelle, die durch ein kleines, stark vergittertes Fenster nahe an der Decke nur ein spärliches Licht empfing, fand sich Heinrich Haage, als er aus der halben Betäubung erwachte, in welcher er nach dem Gefängnisse gebracht worden war.

Es war ihm, als ob er träumte, als er die dicken Mauern aus Quadersteinen sah, welche ihn umschlossen, und die harte niedere Holzbank, welche ihm zum Nachtlager dienen sollte. Erst nach längerem Besinnen wurden ihm die Ereignisse der letzten Stunden in voller Klarheit erinnerlich, fielen ihm dann aber auch um so schwerer und erschütternder auf's Herz. Am entsetzlichsten war ihm der Gedanke, von seinen Vorgesetzten und Kameraden als Dieb angesehen zu werden. Davor mußte selbst die furchtbare Schmach verschwinden, daß man ihm vor dem ganzen Regimente die Tressen abgerissen und die Fahne genommen hatte, die er doch mit seinem Blute den Feinden abgerungen.

„O Gott, o Gott!“ seufzte er, „wenn das meine arme Mutter erführe! Es wäre ihr Tod, denken zu müssen, sie habe sich in ihrem einzigen Kinde einen Dieb erzogen!“

Aber mit diesem Seufzer des Kindesherzens schien auch der starre Bann gebrochen, der bisher die wohlthätigen Thränen von Heinrichs Augen ferne gehalten hatte. Er konnte weinen und dadurch sein gepreßtes Herz erleichtern. Je mehr er aber in der Stille der Einsamkeit nachdächte, desto festeren Grund schlug der Verdacht in seiner Brust, daß der tückische Janos der Dieb sei und ihm die gestohlenen Sachen in seinen Tornister praktizirt habe, um so an ihm für den empfangenen Faustschlag die Rache zu nehmen, die er durch eine Anklage bei den Vorgesetzten sich nicht zu verschaffen wagte. Manches, was er sonst nur wenig beachtet hatte, fiel ihm jetzt ein und bestärkte ihn in der Gewißheit, daß der Feldwebel wegen der Zuneigung des Hauptmanns, deren er, Heinrich, sich erfreuen durfte, sowie wegen seines Kriegsglückes, das ihm so rasche ehrenvolle Beförderung gebracht hatte, schon lange Neid und Mißgunst gegen ihn gehegt haben müsse, die denn jetzt in so schrecklicher Weise zum Ausbruche gekommen waren. Daß auch des Feldwebels Kasten scheinbar von den diebischen Händen heimgesucht worden war, konnte Heinrich nicht irre machen, da er die List und Verschlagenheit des tückischen Kroaten kannte und nicht zweifelte, derselbe habe mit eigener Hand die Unordnung in seinem Kasten bewerkstelligt, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Was half ihn aber sein Verdacht, wenn er auch noch so gegründet war? Der Schein sprach durchaus gegen ihn und Beweise für seine Unschuld vorzubringen und die boshafte Anklage des Feldwebels zu entkräften, war unmöglich.

„O barmherziger Gott!“ betete er fast verzweifelnd, „nimm doch den furchtbaren Verdacht von mir und bringe meine Unschuld an's Licht! Du allein kannst es, Du wirst mich ja nicht zu Schanden werden lassen vor meinen Feinden. Dir will ich vertrauen, dir Alles anheimstellen!“

Und doch, wie schwer wurde es Heinrich, dieses Ver-

trauen auf den Herrn recht fest ins Herz zu fassen und darin Ruhe zu finden und Schutz wider die quälenden Gedanken, die ihn folterten! In seinem elterlichen Hause war auf Religion nicht besonders viel gehalten worden, und so lieb und gut auch die Mutter immer gegen ihn gewesen war, das Beste, was eine Mutter ihrem Kinde geben kann, die frühzeitige Hinweisung auf Gott, den Herrn, und seine gnadenreiche Liebe, die Alles regiert, die frühzeitige Gewöhnung zum Beten, hatte Heinrich nicht bei ihr gefunden. Er hatte zwar in der Schule einen tüchtigen Religionsunterricht gehabt, allein da das, was die Schule in diesem Stücke pflanzte, daheim im Hause nicht gehegt und gepflegt worden war, so konnte es nicht fehlen, daß in den Lehr- und Gesellenjahren die Gleichgültigkeit gegen Gott und göttliche Dinge bei ihm einriß, die ohnehin gerade in der ersten Jugend so versuchlich an das Herz herantritt. Erst die schwere Trübsal, die jetzt über ihn hereingebrochen war, weckte wieder in etwas den guten Samen, der in seinem Herzen schlummerte, ohne daß jedoch sofort daraus die Frucht eines festen, zuversichtlichen Gottvertrauens erwachsen konnte.

Langsam und träge schlichen die noch übrigen Tagesstunden hin und es war für Heinrich eine wahre Erleichterung, als endlich die Nacht kam. Durfte er doch hoffen, daß die Unruhe der vergangenen Nacht, sowie die reichlichen Thränen, die er heute schon vergossen hatte, ihm den wohlthätigen Schlaf bringen würden, der ihn wenigstens eine Zeit lang sein Elend vergessen ließe. Und wirklich forderte die Natur ihr Recht. Das gute Gewissen wurde Heinrich ein sanftes Ruhekissen auch auf der harten Holzbank und neugestärkt erhob er sich am andern Morgen, als der erste Strahl des Frühlichtes durch sein kleines Fensterchen drang. Auch innerlich fühlte er sich gekräftigt und konnte mit größerer Ruhe als gestern die Kerkermauern ansehen, die ihn umschlossen. Wie ja überhaupt der helle, freundliche Morgen nach finsterer Nacht auch dem gedrücktesten Herzen neue Hoffnung bringt, so regte auch in Heinrichs Herzen die Hoffnung ihre Schwingen, daß seine Unschuld an den Tag kommen, daß er nicht lange mehr ein Bewohner dieser finstern Räume sein werde.

Allein, wie sollte seine Hoffnung getäuscht werden! Es war noch nicht Mittag, da klirrten draußen auf dem Gange Sporen, die Thüre der Zelle öffnete sich und herein trat der Auditeur in Begleitung zweier Offiziere. Ihre finsteren Mienen ließen sogleich Heinrich nichts Gutes ahnen. Aber wie wurde ihm, als nun der Auditeur das Urtheil des eben stattgehabten Kriegsgerichtes verlas, dahin lautend, daß Heinrich Haage als Urheber der vielen in der letzten Zeit vorgekommenen Diebstähle zu dreimaligem Spießruthenlaufen verdammt sei und darnach aus dem Militärstande ausgestoßen werden sollte, daß aber die Execution schon am morgenden Tage stattfinden werde.

„Gerechter Gott!" konnte Heinrich nur ausrufen, und sank dann bewußtlos auf seine Bank nieder. Ohne sich um ihn zu bekümmern, verließen die Offiziere das Gemach.

Erst beim Eintritt des Gefängnißwärters, der ihm das Mittagsbrod brachte, erwachte Heinrich wieder aus seiner Betäubung, aber nur, um alsbald in eine wahre Verzweiflung zu verfallen.

„Spießruthenlaufen!" rief er einmal um das andere Mal, „diese entehrende Strafe des nichtswürdigsten Verbrechers mir dem Unschuldigen! Ausgestoßen werden aus dem Militärstande, ich, der ich Leib und Leben dem Vaterlande geweiht und mit meinem Blute schon den Eid der Treue besiegelt habe! Nein, nein, es ist nicht möglich! Das kannst Du nicht zulassen, Du gerechter Gott, ich müßte sonst an Dir und Deinem Dasein verzweifeln! O laß Du es Licht werden, ehe es zu spät ist! Rette mich, rette mich!"

Aber wie soll die Rettung kommen? Das Urtheil ist unwiderruflich gefällt, morgen schon soll es ausgeführt werden! Es ist vielleicht sein Todesurtheil. Denn ist nicht noch ganz kürzlich ein Soldat schon nach zweimaligem Spießruthenlaufen todt zusammengebrochen? Nun, besser der Tod, als ein entehrtes Leben! Aber — die Mutter, die arme alte Mutter, die dann völlig vereinsamt dasteht, ohne Trost, ohne Hoffnung, ohne Stütze für die Tage des Alters, wenn sie sich selber nicht mehr

helfen kann? Das waren die Gedanken, welche auf Heinrich einstürmten, und je länger, je mehr die Verzweiflung in ihm aufstachelten.

Wie ein Rasender rüttelt er an der Thür, um sie zu öffnen, aber sie weicht nicht eine Linie aus ihren festen Angeln; mit Hülfe seiner Bank erklettert er das Fensterchen und versucht die Festigkeit des Gitters, aber die Eisenstangen spotten jeglicher Anstrengung, sie aus den Quadersteinen, in welche sie eingelassen waren, loszureißen.

„Alles vergeblich!", schreit er und sinkt ermattet auf den Boden. Mit einer gewissen Befriedigung hört er, wie draußen ein heftiges Gewitter sich erhoben hat. Die Blitze zucken, der Donner rollt in gewaltigem Dröhnen, ein schwerer Regen schlägt prasselnd wider das kleine Gitterfenster, und ein heftiger Sturm fährt heulend um das Gefängnißgebäude, als wolle er es in seinen Grundfesten erschüttern.

„Natur, du bist mitleidiger als die Menschen! Du scheinst zu zürnen über das Unrecht, das mir geschieht!" rief Heinrich und horchte auf das Unwetter. „O, daß deine Donner die Riegel an meinem Kerker zersprengten! Daß es mir gelänge, dem schrecklichen Schicksale zu entgehen, das mich erwartet!"

Und wieder tritt die entsetzliche, entehrende Strafe, die ihm zudictirt ist, wie ein finsteres Schreckbild vor die Augen seines Geistes. Ein Thränenstrom entfließt seinen Augen, er faltet die Hände und ruft:

„O barmherziger Gott, laß das Furchtbare nicht an mir geschehen, hilf mir mit deiner starken Hand! Laß mich's erfahren, daß du der Schützer der Unschuld bist, ich will dir dienen mein Leben lang und deinen Namen preisen!"

Ein heftiger Donnerschlag, der eben krachend herniederfuhr, dünkte Heinrich wie das Amen Gottes zu seinem Gebet und wieder regte sich in ihm die Hoffnung. Er horcht auf das Wetter draußen. Aber mit dem heftigen Schlage schien die Macht des Gewitters gebrochen; es wurde stille und nur ein sanfter Regen rieselte nieder.

„O Herr, laß auch auf mich deine erbarmende Gnade so niederströmen!" seufzte er und schloß die Augen, da sich inzwischen finstere Nacht herabgesenkt hatte die ihn

nicht einmal die Wände seines Kerkers sehen ließ. Der Schlaf körperlicher und geistiger Ermattung kam über ihn und legte sich wie Blei auf seine Augenlieder.

Mit Einem Male fährt er auf. Er hat sich im Traume gesehen, wie er, den Oberkörper entblößt, die Hände auf den Rücken gebunden, vor der schrecklichen Gasse steht, durch die er dreimal hindurchgehen soll, um von den Händen seiner erbitterten Kameraden die schimpflichen, wohl tödlichen Ruthenschläge zu empfangen. Noch steht ihm der Angstschweiß in dicken Tropfen auf der Stirne und das entsetzliche Traumbild scheint nicht von ihm weichen zu wollen. Er zittert an allen Gliedern. Da hebt draußen auf dem Gange die große Gefängnißuhr aus und schlägt langsam, mit lauthallenden Schlägen die zwölfte Stunde. Es durchrieselt ihn ein geheimes Grauen; sein muthiges Herz, das vor dem heftigsten Kugelregen, vor dem tödlichsten Handgemenge sonst nicht erbebt war, schlägt fast hörbar in nie gefühlter Angst. Draußen ist Alles todtstille. Selbst die Wache die drunten im Hausflure steht, scheint sich dem Schlafe hingegeben zu haben, man hört keinen Laut von ihr. Da — was war das? — regt sich etwas an seiner Thüre. Es ist, als ob leise ein Schlüssel eingesteckt worden sei. Darauf eine kurze, lautlose Stille. Da dreht sich der Schlüssel im Schlosse einmal um, Heinrich hat's ganz deutlich gehört. Darauf wieder Stille. Unverwandt sind die Augen des Gefangenen nach der Thüre gerichtet. Was wird das sein? Noch einmal wird der Schlüssel umgedreht und leise auf die Klinke gedrückt. Jetzt muß die Thüre offen sein, denn Heinrich spürt deutlich einen frischen Luftzug, der in seine dumpfe Zelle dringt.

„Das kann nicht der Gefängnißwärter sein, der etwa nächtlicher Weise einmal nach seinen Gefangenen sehen will, der würde nicht so leise und vorsichtig, auch nicht ohne Licht kommen," denkt Heinrich und ruft mit ängstlicher Stimme: „Wer da?"

„Bst! Bst!" macht's da an der Thüre; eine Blendlaterne enthüllt sich und wirft einen matten Schein in die Zelle, bei welchem Heinrich eine weibliche Gestalt erblickt, die vorsichtig wieder die Thüre zugedrückt hat.

„Erschreckt nicht!“ spricht eine leise Stimme, „ich bin gekommen Euch zu befreien. Macht nur kein Geräusch, daß die Schildwache drunten nichts merkt!“

Jetzt erkennt Heinrich das Mädchen, welches er vor Janos gerettet hat, die Tochter des Gefängnißaufsehers.

„Also meine Unschuld ist erwiesen? Ich bin frei?“ fragt er.

„So nicht!“ entgegnet das Mädchen. „Im Gegentheile habe ich gehört, daß durch das Zeugniß mehrerer unter Euren Kameraden Eure Sache sich verschlimmert hat, und daß Ihr verurtheilt seid, morgen dreimal Spießruthen zu laufen. Das konnte ich aber meinem Retter nicht geschehen lassen. Ich habe, da ich von Eurer Unschuld überzeugt bin, meinem Vater die Schlüssel entwendet, alle Thüren sind offen, und nichts hindert Euch, diesen Ort zu verlassen und Euer Heil in der Flucht zu versuchen!“

„Also fliehen soll ich und damit erst recht den Verdacht der Schuld auf mich laden? Nein, das thue ich nicht! Lieber will ich unschuldig den Tod erleiden. Die Wahrheit wird ja einmal ans Licht kommen und dann ist doch mein ehrlicher Namen nicht befleckt. Ich danke dir, liebes Kind, für deine gute Meinung und werde nie vergessen, was du an mir thun wolltest, aber so kann ich dir nicht folgen!

„Aber um Gottes Willen“, sprach zitternd das Mädchen, „das wird doch nicht Euer Ernst sein? Denkt doch daran, daß Ihr morgen schon die schreckliche Strafe erleiden sollt, die Euch vielleicht das Leben kostet und Euch doch jedenfalls vor allen Leuten auf's Tiefste entehrt!“

Ein leiser Schauder überflog Heinrich, er schwieg einen Augenblick.

„Und hört“, fuhr dann das Mädchen fort, „heute Nachmittag wollte ich hinaus vor das Thor zu meiner kranken Schwester, da begegnete mir ein Offizier, der schon öfters hier im Hause war, dessen Name ich aber nicht weiß. Er sah mich forschend an, trat dann, nachdem er sich vorsichtig umgeschaut hatte, zu mir und sagte: „Nicht wahr, du bist die Tochter des Gefängnißaufsehers?“ — Ja!

antwortete ich. — „Nun, dann könntest du wohl einen Unschuldigen retten, dem du, wie ich gehört habe, Dank schuldig bist; du wirst wissen, wen ich meine, es ist der Soldat, der gestern gefangen gesetzt wurde. Siehe zu, daß du ihm zur Freiheit hilfst; anders ist ihm nicht zu helfen. Aber halte reinen Mund und laß ja von meiner Begegnung mit dir nichts verlauten." — Damit händigte er mir diese Börse für Euch ein und entfernte sich rasch!"

„Das war gewiß mein guter Hauptmann!" rief Heinrich erfreut. „Nun, wenn der mich für unschuldig hält, dann ist es etwas Anderes mit dem Fliehen. Gerade vor ihm hätte ich am wenigsten den Schein der Schuld auf mich laden mögen. Was die Andern über mich denken, ist mir eher einerlei!"

„Ja, und hört nur weiter," fuhr das Mädchen fort, „heute Abend, als es schon dunkel war, brachte mir ein kleiner Knabe diesen Pack Kleidungsstücke, es ist ein alter Ueberrock, eine Hose und eine Mütze. Ein großer Mann den er nicht kenne, habe ihm die Sachen übergeben, um sie mir zu bringen. Sie kommen jedenfalls auch von dem Offizier, um Euch die Flucht möglich zu machen. Ihr müßt damit Eure Soldatenkleider verdecken."

„Nun dann rasch an's Werk!" sagte jetzt Heinrich entschlossen.

Er zog eilig die alten Kleider über seine Uniform, band einige Tücher, die seine Retterin vorsorglich mitgebracht hatte, um seine Füße, damit man seine Tritte nicht höre und folgte dem Mädchen, das ihn bei der Hand ergriff, nachdem es die Blendlaterne wieder verborgen hatte und unhörbar vor ihm herglitt. Die Wache unten regte sich nicht. Es ging über einige Gänge und Fluren, und dann eine kleine Treppe hinunter in den Seitenflügel, welcher die Wohnung des Gefängnißaufsehers enthielt.

„Gott sei Dank, jetzt sind wir sicher!" flüsterte das Mädchen Heinrich zu, „hier kann uns die Schildwache nicht mehr hören. Ihr seid gerettet!"

Damit zog sie Heinrich in die Küche, aus welcher eine Hinterthüre ins Freie führte. Wie sog Heinrich die durch das Gewitter erfrischte Nachtluft in vollen Zügen

ein! Wie jubelte sein Herz, der dumpfen, drückenden Kerkerluft entronnen zu sein! Wie durchrieselte ihn das wonnige Gefühl der Freiheit, des Gerettetseins von der schrecklichen, entehrenden Strafe!

Einen dankenden Blick richtete er hinauf zum Himmel, an welchem die Regenwolken sich zu lichten angefangen hatten, und schon wieder ein paar Sterne blinkten, als wolle ihm Gott der Herr selbst zu seiner Flucht leuchten. Dann wandte er sich zu dem Mädchen, das ihn ängstlich drängte, keine Zeit zu versäumen.

„Wie soll ich dir danken, du gutes Kind?" sagte er, „Du weist nicht, von welchem Elende du mich so muthig gerettet hast! Aber ich versichere dir, du hast keinen Unwürdigen gerettet. So wahr die Sterne hier über uns blinken, ich bin unschuldig an dem Verbrechen, das man mir aufgebürdet hat. Nur der trügerische Schein und der boshafteste Neid haben mich verderbt. Glaube du nur fest an meine Unschuld und vergiß mich nicht, wie ich deiner nie vergessen werde!"

„Ja, ich glaube fest an Eure Unschuld und werde gewiß Euch, meinen Retter, auch niemals vergessen. Redet nur nicht von Dank! Den bin und bleibe ich Euch schuldig; denn Ihr habt mir mehr gerettet, als das Leben. Doch nun eilt, daß sie Euch nicht am Ende wieder einfangen! Nehmt Euren Weg nach der sächsischen Gränze, die dorthinaus liegt, Ihr könnet sie mit einem starken Tagemarsche erreichen und seid dort sicher. Lebt wohl! Gott geleite Euch!"

„Tausendmal Dank, du gutes Kind!" erwiderte Heinrich, indem er dem drängenden Mädchen die Hand reichte und es so fest anschaute, als wolle er das liebliche Bild seinen Augen und seinem Herzen unverwischbar einprägen. „Gott vergelte dir reichlich, was du so muthig an mir Unschuldigen thust! Aber Eins mußt du mir noch sagen, ehe ich scheide, deinen Namen, damit ich dich in mein Gebet einschließen kann, als meinen Schutzengel!"

„Ich heiße Magda Wilzeck," sagte erröthend das Mädchen. „Aber nun säumt auch nicht länger und rettet Euch!"

„So leb' denn wohl, Magda! Will's Gott, so sehen wir uns in besseren Zeiten, wenn meine Unschuld an den Tag gekommen ist, einmal wieder. Bis dahin gedenke meiner und Gott segne dich!"

Noch ein flüchtiger Händedruck, und Heinrich eilte nach der ihm angedeuteten Richtung in die Nacht hinein.

IV.

Als der Tag graute, hatte Heinrich die Stadt schon eine gute Strecke hinter sich. Er war mit Aufbietung aller seiner Kräfte gelaufen und durfte hoffen, daß, wenn seine Flucht entdeckt würde, seine Verfolgung doch zu keinem Zwecke mehr führen werde. Aber er fühlte auch, wie nöthig ihm eine kurze Ruhe sei. Die Aufregung der letzten Stunden, der Mangel an Speise — er hatte die Gefängnißkost kaum berührt — und jetzt der schnelle Lauf von stark drei Stunden auf den vom Regen aufgeweichten Wegen hatten seine Kräfte verzehrt. Auf der vorstehenden

Wurzel einer alten Eiche sank er nieder und überdachte seine Lage.

„Wie schrecklich!“ seufzte er. „Vor zwei Tagen noch glücklich und geehrt, und jetzt ein armer Flüchtling, der nichts besitzt, als die Kleider auf dem Leibe, einen entehrten Namen und die traurige Aussicht, in der Welt umherirren zu müssen! Ach, arme Mutter! Hätte mich im Getümmel der Schlacht eine Kugel getroffen, du würdest mich beweint haben, aber dich aufgerichtet an dem Gedanken, daß ich den ehrenvollen Tod für's Vaterland gestorben sei. Wie wirst du jetzt die Nachricht tragen, daß ich als Verbrecher, als Dieb auf der Flucht sei?“

Landleute, die des Weges kamen, schreckten jedoch Heinrich bald aus seinen trüben Gedanken auf. Er durfte sich nicht von ihnen sehen lassen, mußte überhaupt jetzt die Landstraße verlassen und Nebenwege einschlagen, wenn er die Gefahr vermeiden wollte, entdeckt zu werden, und vielleicht gar, da er gar keine Papiere besaß, womit er sich ausweisen konnte, in die Hände der Polizei zu fallen. Trotz seiner Mattigkeit raffte er sich auf, als das Geräusch der Schritte sich näherte und schlug einen Seitenpfad ein, der durch ein kleines Gebüsch von der Straße abführte. Mühsam schleppte er sich weiter und gelangte in ein Thal, welches von einem ziemlich breiten, durch das Gewitter des vorigen Tages stark angeschwollenen Bache durchströmt wurde und von dichtem Nebel erfüllt war. Vergebens schaute er nach einer Brücke aus, ging auch eine Strecke an dem Bache aufwärts und abwärts, ohne eine solche zu finden, und mußte sich endlich entschließen, den Bach zu durchwaten. Das war aber ein schweres Stück Arbeit; denn stellenweiß ging ihm das Wasser bis an die Schultern und drohte den Entkräfteten mitfortzureißen. Triefend von Näße und in der Morgenkühle vor Kälte schauernd, erreichte er das jenseitige Ufer, mußte aber dort wieder niedersitzen, da seine Kräfte völlig erschöpft waren. Einige hälbreife Erdbeeren, die er in seiner Nähe sah, erfrischten ihn etwas. Er konnte sich jedoch nur kurze Zeit Ruhe gönnen, denn bald schüttelte ihn ein heftiger Frost und er mußte nothwendig

mit den naſſen Kleidern wieder in Gang kommen. Er ſprang auf und eilte, ſo gut es ging, vorwärts in der Hoffnung, hier abſeits von der Landſtraße ein einſames Dörfchen zu finden, wo er ſeinen Hunger ſtillen könnte. Ueber die Richtung, welche er einzuhalten hatte, konnte er ſich bei dem dichten Nebel nicht klar werden und erſtieg deßhalb mühevoll den Berg, welcher faſt bis an das Ufer des Baches herantrat. Dort bildete der Nebel nur einen leichten, durchſichtigen Schleier, der jedenfalls eine Umſicht geſtattete.

Allein, was ſich ihm dort zeigte, war keineswegs etwas Erwünſchtes. Ein kleines Städtchen lag zu ſeinen Füßen, aus deſſen Schornſteinen der Rauch ſchon luſtig in die Morgenluft emporwirbelte und zeigte, daß die Bewohner ſchon an ihrem Tagewerke ſeien. Jenſeits des Städtchens aber zog ſich auf einer mäßigen Anhöhe ein dichter Hochwald hin.

„Dorthin muß ich", ſagte ſich Heinrich; „denn in dem Städtchen iſt's nicht ſicher genug für mich, die Polizei könnte mich aufgreifen".

Seufzend ſuchte er nach einem Wege, der um das Städtchen herumführte. Aber er hatte erſt wenige Schritte bergab gethan, da tönt ihm mit Einem Male ein lautes „Qui vive?" entgegen.

Er ſteht faſt erſtarrt bei dieſem Anrufe; denn er hätte eher an das Himmels Einfall gedacht, als daran, hier Franzoſen zu begegnen, von denen er doch wußte, daß, wenigſtens vor zwei Tagen noch, ihre am weiteſten vorgeſchobenen Truppen in ganz anderer Richtung ſtanden, als nach der ſächſiſchen Grenze zu. Er mußte ſich alſo nothwendig dieſe Nacht in der Himmelsgegend geirrt haben und ſtatt nach Norden vielmehr nach Weſten geflohen ſein.

Doch er hatte nicht Zeit, lange zu überlegen, noch weniger aber, dem Anrufenden zu entgehen. Im Nu war er von etwa zehn franzöſiſchen Soldaten umringt, die eine Patrouille gemacht zu haben ſchienen, und die ihn ohne Weiteres gefangen nahmen, weil der verſtörte Blick, mit welchem er dreinſchaute, ſowie die naſſen Kleider ihn verdächtig machten. Daß er die franzöſiſche Sprache ver-

stehe, zeigte er nicht und schüttelte mit dem Kopfe zu den Fragen, welche die Soldaten an ihn richteten. Er hörte aber wohl, wie Einer den Verdacht aussprach, daß man möglicherweise einen österreichischen Spion erwischt haben könne. In einem der ersten Häuser des Städtchens wurde er auf die Wache geführt und stand nach ungefähr einer Stunde vor dem französischen Commandanten und einigen seiner Offiziere zum Verhör. Da der Commandant der deutschen Sprache nicht mächtig war, machte ein baierischer Offizier den Dollmetscher und frug Heinrich, wer er sei und woher er komme?

Diesem war es jedoch unmöglich, eine zusammenhängende Antwort zu geben; denn die Zähne klapperten ihm derart vor Frost, daß er kaum ein verständliches Wort vorbringen konnte. Er wurde deßhalb auf die Wache zurückgeführt, um dort durch eine warme Suppe gestärkt zu werden und sich am Heerdfeuer etwas zu trocknen. Glücklicherweise erhielt er zuerst die warme Suppe, die ihn außerordentlich erquickte. Dann aber bedeutete ihm der wachhabende Unteroffizier, er möge seinen Ueberrock ausziehen und ihn der Magd des Hauses übergeben, in welchem sich das Wachlokal befand, damit sie ihn nahe ans Feuer hängen könne.

Natürlich weigerte sich Heinrich auf das Entschiedenste, bis der Unteroffizier, der sich denken mochte, der Gefangene habe ihn nicht verstanden, zwei Soldaten befahl, ihm den Ueberrock auszuziehen. Heinrichs Sträuben dagegen war vergeblich, und da kam denn die österreichische Uniform zu Tage, die unter dem Ueberrocke verborgen war. Jetzt war's klar, man hatte einen Spion der Oesterreicher gefangen, und sofort ging die Meldung an den Commandanten. Mehrere Offiziere erschienen und ließen Heinrich genau untersuchen. Man fand auch die Militärhose, sowie ein Tagebuch, worin verschiedene Pläne und Aufrisse zu militärischen Zwecken verzeichnet standen und endlich die wohlgefüllte Börse, in deren Ringe die Worte eingravirt waren: „Offini, K. K. Hauptmann."

Da war nun kein Zweifel mehr, man hatte es mit einem Spion zu thun, und zwar mit einem gefährlichen, da die Uniform nicht die eines gemeinen Soldaten war.

Bei dem Verhöre vor dem Commandanten, das sofort stattfand, erzählte Heinrich einfach und wahrheitsgetreu seine Geschichte. Aber wer glaubte ihm? Zwar trug seine Uniform deutlich die Spuren der abgerissenen Tressen; allein konnte der verschmitzte Spion dieselben nicht absichtlich mit eigenen Händen abgerissen haben, um der Erzählung, welche er sich für den Fall seiner Gefangennahme ausgedacht hatte, den Schein der Wahrheit zu verleihen? Daß ein Offizier einem verurtheilten Verbrecher seine Börse sollte geschenkt, ja sogar zur Flucht verholfen haben, war ebenfalls ziemlich unglaublich, viel wahrscheinlicher dagegen, daß die Börse der Lohn für geleistete Spionsdienste war. Und die Pläne und Aufrisse in seinem Tagebuche, die mit vieler Geschicklichkeit ausgeführt waren, zeigten sie nicht, daß der Verfertiger derselben in diesem Artikel viele Uebung haben mußte?

Was aber den meisten Verdacht gegen Heinrich weckte, war seine entschiedene Weigerung, über die Stellung der Oesterreicher nähere Auskunft zu geben, sowie die Entrüstung, mit welcher er die Frage von sich wies, ob er nicht in französische Dienste treten wolle. Daraus schloß man einfach und natürlich, daß er kein Deserteur sein könne, denn ein solcher würde ohne Zweifel den beiden Aufforderungen gerne entsprochen haben, um sich von dem Verdachte des Spionirens rein zu waschen und die eigene Haut in Sicherheit zu bringen.

Wenn Heinrich nicht sofort als Spion erschossen wurde, so hatte dies seinen Grund nur in der Befürchtung des französischen Commandanten, die Oesterreicher möchten nicht allzuweit hinter ihrem Spione stehen und am Ende den vorgeschobenen Posten, den er besetzt hielt, unversehens mit Uebermacht angreifen. Dagegen mußten Vorkehrungen getroffen werden und die Eile, mit welcher dies geschah, kam Heinrich zu Statten. Man konnte sich jetzt mit einer Execution nicht aufhalten. — In dem finstern, naßkalten Keller des Hauses, worin sich die Wache befand, wurde der Gefangene eingeschlossen. Daß man ihn aber als einen dem Tode Geweihten betrachtete, ging aus der Bereitwilligkeit hervor, mit welcher der wachhabende Unteroffizier auf sein Bitten ihm seine inzwischen getrockneten

Ueberkleider zustellte, um sie mit der nassen Uniform zu vertauschen. Auch an einem kräftigen Mittagessen ließ man es nicht fehlen, offenbar, weil man dasselbe doch als die letzte Mahlzeit ansah, die der Gefangene zu sich nehmen würde, als die sogenannte Henkersmahlzeit.

Wer beschreibt aber Heinrichs Zustand in dem dunkeln Keller? Geschüttelt von einem Mark und Bein durchdringenden Froste, welchen auch die trockenen Kleider und das warme Mittagessen nicht sogleich vertreiben konnten, lehnte er sich mit dem Kopfe an die feuchte Wand und überließ sich einem stillen trostlosen Hinbrüten. Was sein Ende sein würde, konnte er sich sagen, da er wohl wußte, welch kurzen Proceß man in Kriegszeiten mit aufgefangenen Spionen mache. Wieder dachte er an seine arme Mutter, die jetzt nicht einmal erführe, wo er sein Ende gefunden, und die Thränen rieselten ihm über die Wangen herab.

„Wäre ich denn nicht besser in meinem ersten Gefängnisse geblieben," dachte er, „und hätte ruhig die schreckliche Strafe ausgehalten? Vielleicht wäre ich doch mit dem Leben davon gekommen und Gott, der Herr, hätte über Kurz oder Lang meine Unschuld an den Tag gebracht. Ich wäre wieder zu Ehren gekommen, und Niemand hätte mehr der schimpflichen Strafe gedacht."

Doch da fiel ihm ein, wie wunderbar es doch eigentlich bei seiner Befreiung aus dem Gefängniße zugegangen sei, wie es sich habe fügen müssen, daß sein guter Hauptmann die Tochter des Gefängnißaufsehers getroffen und erkannt habe, um nun durch sie seine Befreiung ins Werk setzen zu lassen, daß auch die Schildwache nichts gemerkt und überhaupt kein Hinderniß sich seiner Flucht in den Weg gestellt habe. Er glaubte darin deutlich die Hand Gottes erkennen zu müssen, die über ihm, dem Unschuldigen, gewaltet habe; er gedachte des Gelübdes, das er dort im Gefängnisse seinem Gotte abgelegt hatte, wenn er ihm helfe, und nach einem herzlichen Gebete konnte er vertrauensvoll ausrufen:

„Du hast mich aus der ersten Trübsal so wunderbar gerettet und mein Gebet erhört, du wirst mich auch jetzt nicht zu Schanden werden lassen, du treuer Gott!"

Bald weckte ihn ein reges Leben, welches sich über ihm im Hause sowie draußen auf der Straße entwickelte, aus seinen ernsten Gedanken. Festen Trittes marschirten draußen, nach seiner Schätzung, Tausende von Soldaten vorüber, Pferdegetrappel und das Rasseln von Artillerie mischten sich darein; es schien, als ob ein ganzes Heer angezogen käme. Was soll das sein? fragte er sich vergeblich. Er konnte ja nicht ahnen, daß er selber die Ursache des Zusammenziehens solcher Truppenmassen sei, wie sie der ängstliche Commandant sogleich am Morgen aus der ganzen Umgegend hierher beordert hatte, um einem etwaigen Angriffe der Oesterreicher gewachsen zu sein. Er glaubte aber die leise Hoffnung hegen zu dürfen, daß man ihn über den nothwendigen militärischen Anordnungen vergessen könne, daß jedenfalls sein endliches Schicksal dadurch verzögert werde. Das brachte ihn auf den Gedanken, ob nicht eine Flucht möglich sei, und da er sich körperlich jetzt wieder ziemlich wohl fühlte, untersuchte er sein Gefängniß, so gut es bei der Dunkelheit, die in dem Keller herrschte, ging. Beim Umhertasten an den Wänden entdeckte er eine Thüre, die wohl verschlossen war, aber deren Bänder kaum noch von den Rägeln gehalten wurden, so daß sie ohne sonderliche Anstrengung losgebrochen werden konnten. Ein scharfer Luftzug, der durch die Ritzen der Thüre drang, wies darauf hin, daß es von derselben nicht weit bis ins Freie sein könne. Mit Hülfe eines Stücks von einem eisernen Faßreifen, wider das er mit dem Fuße stieß, war es ein Leichtes, die Thürbänder ganz loszubrechen, und durch die Spalte, die nun entstand, entdeckte Heinrich, daß nebenan ein Kohlenkeller war, in welchen, jedenfalls durch eine offenstehende Thüre ins Freie, das helle Tageslicht fiel.

Dankend blickte er gen Himmel und pries Gott, der ihn hier wieder das Mittel zu seiner Rettung hatte finden lassen, und frischer Lebensmuth erwachte in seinem Herzen. Aber er durfte es jetzt sogleich noch nicht wagen, den Rettungsweg einzuschlagen; erst mußte die stille Nacht gekommen sein. Sorgfältig suchte er die Thürbänder wieder mit den ausgebrochenen Rägeln zu befestigen, um eine Entdeckung des Fluchtweges zu verhüten. Kaum

war er damit fertig geworden, als der Schlüſſel in der Kellerthüre raſſelte und der baieriſche Offizier in Begleitung zweier Soldaten mit gezogenen Säbeln eintrat, um ihm anzuzeigen, daß er vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt ſei und morgen frühe bei Tagesanbruch als Spion erſchoſſen werden würde.

Die Ruhe, womit Heinrich dieſe Kunde anhörte, erſchien dem Offizier verdächtig. Er ſchickte einen der Soldaten fort nach einem Lichte, offenbar um den Zuſtand des Kellers genauer zu unterſuchen. Mit der Gewißheit, daß dann der Zuſtand der Nebenthüre entdeckt und ihm jede Möglichkeit der Flucht genommen werden würde, erwachte in Heinrich ein verzweifelter Entſchluß. Jetzt galt es das Leben! Mit einem rieſigen Sprunge warf er ſich auf den nichts ahnenden Offizier und verſetzte

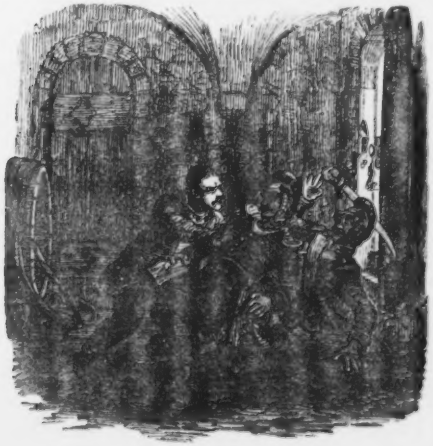

ihm einen so kräftigen Stoß, daß er niederstürzte und im Fallen auch den hinter ihm stehenden Soldaten mit zu Boden riß, so daß demselben klirrend der Säbel entfiel. Den Säbel auftraffen und nach der Thüre stürzen, war für Heinrich das Werk eines Augenblicks. Er warf die Thüre ins Schloß und stürmte die Treppe hinauf. Den zweiten Soldaten, der eben mit einem brennenden Lichte ankam und den Säbel in die Scheide gesteckt hatte, aber durch den Lichtschein zu sehr geblendet sein mochte, um den Herannahenden sofort zu erkennen, traf ein wuchtiger Säbelhieb, daß er lautlos zu Boden stürzte. Jetzt ist der Hausflur erreicht. Zum Glücke ist nur der Posten vor dem Gewehre zu sehen, die übrigen Wachmannschaften sitzen ruhig im Zimmer auf den Bänken. Mit wenigen Sprüngen ist Heinrich an der Hausthüre, stößt die erschrockene Schildwache zur Seite und ist schon am Ende des Städtchens, ehe auf das „Heraus!" des Postens die Wache ins Gewehr getreten ist. Die Wachmannschaften sind aber von der Artillerie und nur mit Säbeln bewaffnet; sie können nicht nach dem Flüchtlinge schießen, dürfen auch nicht von der Wache weglaufen, und die ganze übrige Besatzung des Städtchens sammt den herbeigezogenen Truppen ist zu einer bewaffneten Recognoscirung der Umgegend ausgerückt. Wer soll da den Flüchtigen verfolgen?

Wohl hört Heinrich noch, wie die Wache hinter ihm Allarm schlägt und sieht, wie zwei oder drei Soldaten sich zu seiner Verfolgung anschicken, aber er fliegt mit der Eile der Verzweiflung über die kurze Strecke, welche das Städtchen von dem Saume des Bergwaldes trennt und ist bald in dessen Tiefen verschwunden. Er lacht der paar Schüsse, die nun hinter ihm herknallen; sie können ihm nicht mehr schaden. Aber Eile gilt's. Denn die ausgerückten Truppen können zurückkehren und in Masse seine Verfolgung aufnehmen. Das stärkt seine Sehnen und beflügelt seine Schritte. Glücklicherweise hat er sich am Morgen beim Aufgange der Sonne die Himmelsgegenden gemerkt und dringt unaufhaltsam nach Norden vorwärts, wobei ihm die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch die noch dünn be-

laubten Bäume des Waldes dringen, zum sicheren Wegweiser dienen. Er hält sich dieselben immer auf der linken Seite. Endlich — die Sonne ist schon lange untergegangen — kann er nicht mehr weiter. Ermattet und abgehetzt sinkt er in das dichte Laub unter seinen Füßen und wühlt sich, nachdem er sorgfältig nach allen Seiten gelauscht, aber nichts von Verfolgern gehört hat, unter einer dichten Hecke ein Lager in das Laub, um ein paar Stunden sich die nöthige Ruhe zu gönnen. Während der Nacht kann er ja ohnehin nicht verfolgt werden.

Bald legte sich der Schlaf auf seine Augen. Aber die bange Sorge verließ ihn auch im Schlafe nicht und unruhige Träume warfen ihn in seinem Laubbette hin und her. So mochte er etwa drei Stunden gelegen haben, da weckte ihn plötzlich ein Schuß, der lange nachhallend durch den Wald drang. Wild fuhr Heinrich empor. Sind die Verfolger nun doch ihm auf den Fersen? Aber nein, es blieb Alles stille. Es mußte der Schuß eines Wilddiebs gewesen sein, der seinem lichtscheuen Gewerbe nachging. Allein es war für Heinrich eine Mahnung, sich nicht länger dem Schlafe zu überlassen. Ueberdies stand helle leuchtend der Mond am Himmel und machte es ihm möglich, sowohl die Richtung zu beobachten, die er einzuschlagen hatte, als auch sich ungefährdet durch die dichten Bäume des Hochwaldes hindurchzuwinden. Als der Morgen graute, hatte er die Stelle seines Lagers schon mehrere Stunden hinter sich und durfte sich jetzt für sicher halten vor jeder Verfolgung. Wie dankte er so innig seinem Gotte, als die aufgehende Sonne ihm ein kleines Gehöfte zeigte, in welchem er hoffen durfte,

mitleidige Menschen zu finden, die ihm seinen Hunger stillten. In einem größeren Dorfe hätte er kaum wagen dürfen, deßhalb anzusprechen, weil er nicht sicher davor sein konnte, darin die verhaßten Franzosen zu finden, oder doch von Polizei wegen nach seinen Papieren gefragt zu werden, wenn er bettelte. Und betteln mußte er ja, so sauer es ihm auch ankam. Die schwere Börse seines guten Hauptmanns war in den Händen der Franzosen geblieben, und auch das wenige eigene Geld, das er in der Brusttasche seines Ueberrocks verborgen gehabt hatte, war verschwunden gewesen, als er den Rock wieder erhielt.

Als er sich dem Gehöfte näherte, empfing ihn heftiges Hundegebell, aber sofort hörte er auch eine kräftige Stimme, welche die Hunde zur Ruhe verwies. Ein stattlicher Mann, offenbar der Besitzer des Gehöftes, trat in die Hofthüre, um nach der Ursache des Gebelles auszuschauen. Etwas mißtrauisch sah er Heinrich herankommen. Zu so früher Tagesstunde einen Fremden zu sehen, dessen Aeußeres keineswegs besonders empfehlend war, mochte die unangenehme Erinnerung an französische Marodeurs erwecken, welche vor wenigen Wochen dem einsamen Gehöfte einen unwillkommenen Besuch abgestattet und in einem halbverbrannten Schuppen unliebsame Spuren ihres Daseins zurückgelassen hatten.

Doch die furchtbare Erschöpfung, in welcher Heinrich sich heranschleppte, da der unruhige Schlaf der vergangenen Nacht ihm wenig Stärkung gebracht hatte, ließ den Hofmann sofort erkennen, daß er hier keinen gefährlichen, wohl aber einen überaus hülfsbedürftigen Menschen vor sich habe. Die Falten auf seiner Stirne glätteten sich. Heinrich hatte seine schüchterne Bitte, ihm eine kurze Ruhe und etwas Erquickung mit Speise und Trank zu gewähren, kaum vorgebracht, da sagte freundlich der Hofmann:

„Ja, ja, daß Ihr Ruhe und Speise bedürft, sieht man Euch auf hundert Schritte an. Kommt nur näher, Ihr sollt Beides finden. Der Hofbauer in der Sturzeck ist der Mann nicht dazu, einen Hülfsbedürftigen von seiner Thüre zu weisen."

Bald saß Heinrich hinter der mächtigen Schüsselvoll Suppe, um die bereits das Gesinde des Hofbauers versammelt war, und hieb, von dem Hofbauer ermuntert, wacker ein.

„Das ist seit drei Tagen das erste ordentliche Essen, das mir zu Theil wird," sagte er, um gewissermaßen seinen riesigen Appetit zu entschuldigen, „denn die Gefangenenkost der Franzosen schmeckt einem deutschen Gaumen nicht, wenn auch der Hunger noch so groß ist."

„Wie? was?" fragte der Hausherr, „Ihr seid ein Gefangener der Franzosen gewesen, des miserabelen Gesindels? Wie ist denn das zugegangen, und wie seid Ihr ihren Händen entronnen?"

Heinrich erzählte nun seine Geschichte, wobei er allerdings verschwieg, daß er ein österreichischer Deserteur sei und sich als einen auf der Wanderschaft begriffenen Handwerksgesellen ausgab, der über die sächsische Gränze wolle.

Staunend und mitleidig hörte man ihm zu. Als er geendet hatte und die Knechte draußen waren, sagte der Hofbauer zu ihm:

„Ich will Euch etwas sagen, guter Freund. Ihr seid zwar hier vor den Franzosen ziemlich sicher; aber man kann doch immerhin nicht wissen, ob sie Euch nicht weiter nachspüren, als Ihr denkt. Heute bleibt Ihr hier auf dem Hofe und ruht Euch tüchtig aus; aber morgen in aller Frühe fahrt Ihr mit mir nach R . . . ., wohin ich einen Wagen Korn bringen muß. Ihr geltet dann für alle Fälle als mein Knecht. Von R . . . . aus habt Ihr noch etwa drei Stunden bis zur sächsischen Gränze. Ihr sollt auch dort sogleich Arbeit finden; denn ich habe in der ersten sächsischen Stadt einen Schwager, der Schreiner ist und schon lange nach einem tüchtigen Gesellen sucht. An den will ich Euch einen Brief mitgeben."

Dankend nahm Heinrich das freundliche Anerbieten des Hofbauers an und lag bald darauf in einem stattlichen Federbette, worin er seine ermatteten Glieder behaglich dehnte und nicht lange auf den Schlaf zu warten brauchte.

Aber besonders erquickend war derselbe nicht. Denn die Erlebnisse des vorigen Tages stiegen wieder im Traume vor seiner Seele auf, und mehrmals geschah es, daß er jäh aus dem Schlafe auffuhr und sich besinnen mußte, wo er sich befand. Erst allmählig faßte das Gefühl der augenblicklichen Sicherheit auch in seinen Träumen Platz und nun waren es freundliche Bilder, mit welchen sich sein Träumen füllte. Die liebliche Mädchengestalt aus dem Gefängnisse trat dabei besonders in den Vordergrund und es mußten überaus erfreuliche Gedanken sein, welche der im Traume arbeitende Geist an dieselbe knüpfte.

Denn als am späten Nachmittage der Hofbauer zu dem Schlafenden hereintrat, ihn zu wecken, damit er nicht zu dem bereits verschlafenen Mittagessen auch das Abendessen verschlafe, konnte er es kaum über sich gewinnen, sein Vorhaben auszuführen, so freundlich und verklärt leuchteten die Züge des Schlafenden.

„Habt gewiß vom Liebchen geträumt?“ fragte er Heinrich, als derselbe bei einer leisen Berührung rasch emporfuhr. „Aber so süß das auch gewesen sein mag, der Magen hat auch sein Recht, und das Abendessen wartet. Kommt herunter und stärkt Euch, Ihr könnt ja nachher weiter träumen.“

Erröthend sprang Heinrich auf und folgte der freundlichen Einladung.

Am anderen Morgen, als kaum der Tag graute, ward denn die besprochene Fahrt angetreten, und als der Hofbauer Heinrich in R . . . . entließ, gab er ihm außer dem Empfehlungsbriefe an seinen Schwager auch noch einen tüchtigen Zehrpfennig mit auf die Reise.

„Wenn Ihr allenfalls einmal dazu kommt,“ rief er dem Dankbaren beim Scheiden nach, „so könnt Ihr den Franzosen die Zinsen Eures Reisegeldes mit tüchtigen Schlägen bezahlen; ich bin ihnen noch etwas schuldig.“

V.

Wäre Heinrich Haage Fähnrich in seinem Regimente geblieben und hätte nicht als Schreinergeselle in der

Werkstätte des Meisters Rumpler gestanden, bei welchem er auf den Empfehlungsbrief des Hofbauers hin sogleich Aufnahme gefunden hatte, so wäre es ihm möglich gewesen, die patriotische Anweisung des Hofbauers bestens auszuführen.

Denn Napoleon rückte, nachdem General Hiller bei Linz und bei Ebersberg von den Franzosen geschlagen war, direct auf Wien los, und erzwang am 12. Mai die Uebergabe der Hauptstadt. Nun rückte Erzherzog Karl rasch aus Böhmen heran und es gelang ihm, in dem zweitägigen erbitterten Kampfe zwischen den Dörfern Aspern und Eßlingen den großen Schlachtenmeister zum ersten Male auf deutschem Boden so gründlich zu schlagen, daß er sich unter großen Schwierigkeiten über die Donau zurückziehen mußte, um in Wien neue Kräfte zu sammeln. Wohl war es ein theuer erkaufter Sieg; denn an 20,000 Oesterreicher deckten das blutige Schlachtfeld am Abende. Aber jedes deutsche Herz jubelte, da nun der Wahn gebrochen war, als seien die französischen Waffen unüberwindlich. That die französische Polizei auch Alles, die Kunde von diesem Siege der Oesterreicher nicht weit auskommen zu lassen, sie ging doch wie auf Adlersflügeln durch die deutschen Lande.

Auch Heinrich erfuhr sie, und wie heftig schlug sein treues deutsches Herz bei dem Gedanken, daß auch er an diesem glorreichen Siege hätte Theil nehmen können, wenn ihn nicht der Neid und die Bosheit so schmählich aus der kriegerischen Laufbahn vertrieben hätten! Er war Tage lang ganz niedergedrückt, so daß Meister Rumpler, der den überaus tüchtigen und fleißigen Gesellen schnell liebgewonnen hatte, ihn wegen seines Kummers befragte. Da erzählte denn Heinrich offen und ehrlich seine Geschichte, und es war ihm eine wahre Erleichterung, sein Herz vor dem Meister ausschütten zu können, von dem er wußte, daß derselbe auch im tiefsten Herzensgrunde die Franzosen haßte. Ohnehin war ja für ihn keine Gefahr dabei, sich hier im Sächsischen als österreichischen Deserteur zu bekennen.

Indessen sollte die Siegesherrlichkeit der Oesterreicher nicht lange dauern. Napoleon zog die Armee des Vice-

königs Eugen an sich, die den Erzherzog Johann auf seinem Rückzuge aus Italien verfolgt und bei Raab geschlagen hatte und bekam dadurch ein Heer von 180,000 Mann mit 600 Kanonen zu seiner Verfügung. Auch Erzherzog Karl hatte zwar neu gerüstet, brachte aber sein Heer nur auf 137,000 Mann mit 450 Kanonen und stand Ende Juni auf dem Marchfelde seinem mächtigen Feinde gegenüber, der vor Begierde brannte, die bei Aspern erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Es gelang Napoleon, durch ein Scheinmanöver den Erzherzog zu täuschen und seinen Uebergang über die Donau unbehelligt zu bewerkstelligen. Am 5. Juli Abends griff er bei Wagram die Oesterreicher an und die Schlacht wogte bis zum Nachmittage des 6. Juli unentschieden hin und her, endete aber damit, daß Erzherzog Karl mit Rücksicht auf die Uebermacht des Feindes die Schlacht abbrach und einen geordneten Rückzug nach Znaim antrat. In der Ueberzeugung, daß er ohne fremde Hülfe an keine glückliche Beendigung des Feldzugs denken dürfe und solche Hülfe von keiner Seite zu erwarten habe, schloß er mit Napoleon einen vierwöchentlichen Waffenstillstand und die in Schönbrunn geführten Verhandlungen führten am 14. October zum Frieden von Wien, in welchem Oesterreich große Ländersstrecken abtreten und sich zur Bezahlung von 85 Millionen Frcs. verstehen mußte. Alle Gefangenen beider Nationen wurden frei und die Deserteure wurden gegenseitig ausgeliefert.

Wie pochte Heinrichs Herz, als Meister Rumpler dies aus der Zeitung vorlas! Wie bereute er nun die Unvorsichtigkeit sich als einen Deserteur erkennen gegeben zu haben! Zwar beruhigte ihn sein Meister damit, daß ja Niemand als er das Geheimniß kenne, und daß er von ihm trotz der hohen Strafe, welche auf die Verheimlichung eines Deserteurs gesetzt war, gewiß keinen Verrath zu befürchten habe. Aber Heinrich konnte sich doch einer quälenden Unruhe nicht erwehren und war auf's Eifrigste beflissen, sich die Zufriedenheit seines Meisters zu bewahren. An seine Mutter in Wien wagte er jetzt noch viel weniger als früher zu schreiben, weil er fürchtete, die aufmerksame Polizei könne den Brief auffangen und so seinen Aufenthaltsort entdecken.

Allein gerade Heinrichs Fleiß sollte ihm zum Schaden gereichen. Meister Rumpler nämlich, als er sah, welch einen Schatz er in seinem fleißigen und geschickten Gesellen besaß, fing an, wie man zu sagen pflegt, sich auf die flache Seite zu legen. Er war ein wohlbeleibter Mann, dem die Arbeit je länger je mehr anfing, lästig zu werden, und er saß viel lieber in dem Gastzimmer des Bärenwirthes bei einer Flasche Wein, als daß er an der Hobelbank die Späne fliegen ließ.

Wozu brauche ich mich so abzuquälen? sagte er wohl zu seiner Frau, wenn diese über das Wirthshaussitzen schmollen wollte. „Kinder, für welche wir sparen müßten, haben wir keine und der Haage arbeitet, wie ein Feind. Er hat kaum Arbeit genug. Und daß ich viel nachsehe und ihm Anweisung gebe, bedarfs auch nicht, er versteht in vielen Stücken mehr wie ich selber und alle anderen hiesigen Meister. Da müßt ich ja ein completter Narr sein, wenn ich mir das nicht zu Nutze machen sollte. Hab' mich meiner Tage schon genug geplagt, und darf mir deßhalb auch jetzt einmal etwas zu Gute thun. Dem Schwager in der Sturzeck will ich's aber meiner Lebtage danken, daß er mir diesen Gesellen zugewiesen hat."

So wurde denn Meister Rumpler der tägliche Gast im schwarzen Bären, wo er stets sicher war, noch etliche Handwerksmeister des Städchens zu finden, die wie er Liebhaber eines kühlen Trunkes waren. Und da die Welthändel damals sehr eifrig verhandelt wurden, auch der gemeinsame Haß der Trinkgenossen gegen die Franzosen mit dem Weine zusammen, in den Köpfen gährte, so geschah es nicht selten, daß Meister Rumpler zwar allein in den schwarzen Bären ging, aber zu Zweien wieder heimkam.

Eines Tages sitzt er wieder recht behaglich im Kreise seiner Zechbrüder, und es schmeckt ihm das Schöpplein heute doppelt gut. Dem ersten folgt das zweite, dem zweiten das dritte und bald ist Meister Rumpler in dem Zustande, daß er nicht mehr recht weiß, was er redet, und doch dabei nicht zu reden aufhört. Ueberdies sind heute noch zwei vornehm aussehende Herren aus der

Kreisstadt als Gäste da, die sich in den muntern Kreis gesetzt haben und überaus leutselig an der Unterhaltung Theil nehmen. Die Rede kommt auf dieses und Jenes, auch auf die Deserteure, die noch so vielfach überall steckten und durch deren Anzeige sich schon Mancher ein schön Stück Geld verdient habe.

Da läßt Meister Rumpler in seiner Weinseligkeit das Wort fallen: „Hab' auch so einen daheim in meiner Werkstätte, werde mich aber schön hüten, ihn anzuzeigen, denn einen besseren Gesellen gibt's nicht, soweit des Herrgotts Sonne scheint."

Zwar tritt ihm sein Nachbar bei diesem Worte auf den Fuß, daß er schier aufgeschrien hätte, aber er versteht nicht in seinem Dusel, was das bedeuten soll, sondern fährt immer fort, seinen Gesellen, der ein Oesterreicher und wegen einer Strafe, die man ihm unschuldig zuertheilt habe, von der Fahne desertirt sei, mit vollen Backen zu rühmen.

Er merkt nicht, wie die beiden fremden Herrn mit Einem Male ihre Gläser austrinken und nachdem sie sich bei dem Wirthe nach der Wohnung des Bürgermeisters erkundigt haben, mit einander das Haus verlassen. Wohl aber hat's der Nachbar gemerkt, dem der Wein noch nicht die klaren Gedanken benebelt hat und es ahnt ihm für Heinrich, den er auch kannte und liebte, nicht's Gutes. Rasch bricht auch er auf und eilt spornstreichs auf den nächsten Wegen zu Rumplers Hause und geradezu in die Werkstätte hinein, wo Heinrich hobelte, daß die Späne flogen.

„Macht schnell, daß Ihr fortkommt!" rief er dem Arbeitenden zu. „Soeben hat Euer Meister in seiner Trunkenheit ausgeplaudert, daß Ihr ein österreichischer Deserteur wäret, und zwei Herren aus der Kreisstadt, die auch im Bären waren und bei uns saßen, sind darauf sofort aufgebrochen und haben den Wirth nach dem Bürgermeister gefragt. Ich fürchte, es waren Leute von der geheimen Polizei, wie sie jetzt überall umherschleichen. Packt rasch Eure Sachen zusammen und flieht, so schnell Ihr könnt!"

Erschrocken ließ Heinrich den Hobel fallen. Also

war doch die innere Unruhe, welche er seit Offenbarung seines Geheimnisses gefühlt hatte, nicht ohne Grund gewesen! Er wollte dem braven Nachbarn danken, aber dieser drängte nur zur eiligen Flucht und mochte von Dank nichts hören.

„Ich habe Euch wegen Eures Fleißes und Eures stillen eingezogenen Wesens lieb gewonnen," sprach er, „und Euch deßhalb den Dienst geleistet; aber macht nur, daß es kein vergeblicher war! Eilt, so viel Ihr könnt, daß Ihr aus dem Hause kommt:"

In aller Eile sprang nun Heinrich nach dem Dachstübchen, worin er schlief, und welches gerade über der Werkstätte lag, um rasch seine besten Habseligkeiten zusammenzupacken. Aber er hatte seinen Bündel noch nicht geschnürt, als der Nachbar von unten hinauf rief:

„Eilt Euch, eilt Euch! Da sind sie schon! Wenn's nur nicht schon zu spät ist!"

In der Verwirrung läßt Heinrich Alles stehen und liegen, springt hinunter in die Werkstätte und sieht durch's Straßenfenster, daß schon der Bürgermeister mit zwei handfesten Polizeidienern ganz nahe dem Hause ist. Da ist keine Zeit zu verlieren. Mit einem flüchtigen Händedrucke dankt er dem Nachbarn, der nun schnell durch die Hinterthüre des Hauses davoneilt, um nicht in den Verdacht des Verräthers zu kommen, und springt durch das kleine Fenster, welches in den Garten geht, ins Freie, nachdem er die Thüre der Werkstätte von innen verriegelt hat. Da der Garten Meister Rumplers an das offene Feld stieß, so gelang es dem Flüchtlinge, ohne von Jemand gesehen zu werden, davon zu kommen. Als die Polizei mit Hülfe eines herbeigeholten Schlossers die Thüre der Werkstätte erbrochen hatte, war Heinrich schon in dem Wäldchen, das bis nahe an die Stadt herantrat, und damit vorläufig in Sicherheit.

Meister Rumpler aber kam der kühle Trunk im schwarzen Bären diesmal theuer zu stehen. Er wurde wegen Verheimlichung eines Deserteurs schwer gestraft und seine Dankbarkeit gegen den Schwager in der Sturzeck verwandelte sich in bitteren Haß, da er diesem, nicht seiner eigenen Trunkenheit, die Schuld seines Unfalles zuschob.

„Aber einen beſſeren Geſellen hab' ich meine Lebtage nicht gehabt," tröſtete er ſich mit ſauerſüßer Miene. Ueberaus leid war es ihm, daß er Heinrichs Habſeligkeiten nicht retten konnte, die wurden von der Polizei mit Beſchlag belegt und öffentlich verſteigert.

Da es zu damaliger Zeit noch keine Telegraphen gab, mit Hülfe deſſen man heutzutage ſo leicht einen Flüchtigen wieder einfangen kann, ſo konnte Heinrich unangefochten ſeine Flucht fortſetzen. Weit konnte dieſelbe freilich vorläufig nicht gehen, er mußte ſorgen, daß er wieder eine anſtändige Kleidung auf den Leib und etwas Reiſegeld in die Taſche bekam, da er nichts ſein nannte, als die Arbeitstracht, welche er bei ſeiner Flucht trug. Es gelang ihm, durch den Verkauf ſeiner Taſchenuhr, daß er, ohne betteln zu müſſen, zwei ſtarke Tagereiſen weit kam und bei einem Meiſter auf einem einſam gelegenen Walddorfe Arbeit fand. Kaum hatte er aber ſoviel verdient, daß er ſich die nöthigen Kleider kaufen konnte, ſo war kein Haltens mehr bei ihm, wie gerne ihn auch der Meiſter behalten hätte. Nach der freien Schweiz ſtand ſein Sinn, wo er vor jeder Verfolgung ſicher zu ſein hoffen durfte. Glücklicherweiſe hatte der letzte Meiſter nach keinen Papieren bei ihm gefragt, da er froh war, auf ſeinem einſamen Dorfe ſo unerwartet einen tüchtigen Geſellen bekommen zu haben, gab aber Heinrich bei ſeinem Scheiden bereitwillig ein gutes Zeugniß, mit welchem ſich dieſer der Polizei gegenüber wenigſtens einigermaßen ausweiſen konnte. Die Reiſe nach der Schweiz ging indeſſen nur langſam voran; denn Heinrich, welchem das Betteln,

oder das „Fechten," wie es in der Handwerksburschensprache heißt, ein Gräuel war, mußte immer wieder von Zeit zu Zeit in Arbeit treten, um sich das nöthige Reisegeld zu verdienen. Es war schon tief im Dezember, als er das badische Land erreicht hatte. Eine heftige Kälte hatte sich eingestellt und den weichen Schnee, den sie gefunden, zu einem Glatteise verdichtet, welches das Wandern schier unmöglich machte. Seufzend schritt Heinrich dem Städtlein Buchen zu, wo er Herberge nehmen wollte, da seine müden Füße ihn kaum mehr trugen, und die strenge Kälte ihn fast starr gemacht hatte. Er hoffte auch hier Arbeit zu finden, um seine zusammengeschmolzene Baarschaft wieder etwas zu vermehren. Als er jedoch erfuhr, daß Buchen eine Amtsstadt sei, dünkte es ihm besser, um eine etwaige Bekanntschaft mit der neugierigen Polizei zu vermeiden, noch eine Stunde weiter zu wandern nach einem Marktflecken, darin ihm der Herbergsvater auch glaubte mit Sicherheit Arbeit versprechen zu können.

Nachdem er sich etwas erholt und wieder erwärmt hatte, trat er die Wanderung an, obwohl es schon dem Abende zuging. Den Weg könne er nicht verfehlen, hatte ihm der Herbergsvater versichert. Allein noch war die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, da gleitet Heinrich mit Einem Male auf dem Glatteise aus, welches die wachsende Kälte des Abend aus dem in der Mittagssonne geschmolzenen Schnee neu gebildet hatte, und fällt so unglücklich mit der ganzen Last seines Körpers auf den umgeknickten Fuß, daß er sofort spürt, der Fuß ist gebrochen. Was soll das werden? Von der Stelle kann er nicht; hier liegen bleiben kann er auch nicht, wenn er nicht erfrieren will. Mühsam und unter den furchtbarsten Schmerzen sucht er auf Händen und Knieen sich voranzuschaffen; aber auch damit geht es bald nicht mehr.

„Barmherziger Gott!" seufzt er, „soll ich denn hier elend verkommen? O hilf du, der du mir so manchmal schon geholfen hast, und sende mir eine mitleidige Seele, die sich meiner annimmt!"

Aber es scheint, als solle sein Gebet keine Erhörung finden. Alles bleibt ruhig und immer tiefer senkt

ſich die Nacht herab, immer tiefer ſinkt mit ihr in Heinrichs Herzen die Hoffnung auf Rettung. Und die Schmerzen in ſeinem Fuße nehmen immer mehr zu, immer heftiger dringt die Kälte auf ihn ein und ſchleicht ſich — er fühlt es ordentlich — Zoll um Zoll in ſein innerſtes Mark. Er ſpürt wie der Schlaf, in ſolchem Falle der ſichere Vorbote des Todes, ihm ſchwer auf die Augen fällt. Er kämpft wider ihn mit aller Macht und die Schmerzen in ſeinem Fuße ſind ihm in dieſem Kampfe kräftige Helfer; aber wie lange wird ſeine Widerſtandskraft noch dauern? Seine Gedanken ſchweifen bereits von ſeiner gegenwärtigen Lage ab, ſie eilen nach Wien in das trauliche Dachſtübchen der Mutter, wo es ſich ſo behaglich ſaß hinter dem warmen Oeſchen, wo es ſich in der Abenddämmerung ſo ſüß ruhen — und — — ſchlafen ließ. Aber nein, er darf jetzt nicht ſchlafen! Noch einmal rafft er ſich auf mit dem Reſte ſeiner Kraft und ſtößt einen durchdringenden Hülferuf aus; dann ſinkt er leiſe wimmernd nieder; denn die heftige Bewegung hat ihm furchtbare Schmerzen verurſacht. Er hört es nicht mehr, wie in nicht allzugroßer Ferne ein kräftiges Halloh! auf ſeinen Hülferuf antwortet; ſein Wimmern verhallt — der Schlaf hat ſeine eiſigen Feſſeln um ihn geſchlungen.

VI.

Der gute Freund droben im badiſchen Lande, welchem wir die Mittheilung dieſer unſerer wahrhaftigen Geſchichte verdanken, hatte dazumal in dem Marktflecken bei der Amtsſtadt Buchen, der Heinrich Haage's Reiſeziel geweſen war, ſeinen Großvater wohnen. Da er uns nicht mitgetheilt hat, ob es der Großvater väterlicher oder mütterlicher Seite geweſen iſt, ſo nehmen wir an, um keinen falſchen Namen erfinden zu müſſen, es ſei der Großvater von väterlicher Seite geweſen und hoffen, daß ein etwaiger Irrthum in dieſem Stücke gütige Verzeihung findet.

Meiſter Hofer war ein ehrſamer Schreinermeiſter, der zwar ſchon eine ziemliche Anzahl von Jahren auf dem Rücken hatte, aber dem gleichwohl die Arbeit noch flink und rüſtig von der Hand ging. Und das that auch noth bei ihm; denn er hatte eine ausgebreitete Kundſchaft und

wußte sich der Bestellungen kaum zu erwehren. Er hätte zwei oder drei Gesellen ausreichende Arbeit geben können — wären solche nur aufzutreiben gewesen. Aber der Napoleon sorgte dafür, daß in den Ländern seiner guten Freunde, der Rheinbundsfürsten, kein junger Mann, der seine gesunden, geraden Glieder besaß, nöthig hatte, sich an der Werkbank zu quälen; er gab ihnen, wenn auch gerade keine angenehmere, so doch eine leichtere Arbeit, die nämlich, in seinen Schlachten sich todtschießen zu lassen.

Schon manchmal hatte Meister Hofer, wenn er Abends todtmüde aus seiner Werkstätte kam, zu seiner Frau gesagt:

„Annemiele, es geht bald nicht mehr; ich kann's nicht mehr allein fertig bringen. Wenn ich nicht bald wenigstens Einen Gesellen bekomme, muß ich mindestens der Hälfte meiner Kunden auffagen! Denn ich mag nicht immer nur versprechen und versprechen, ohne daß ich im Stande bin, das Versprochene zu rechter Zeit zu liefern!"

„Ja, ja!" tröstete dann wohl Frau Annemiele, „es geht wirklich nicht mehr länger so. Von Morgens vier Uhr bis in die späte Nacht hinein arbeiten, das ist zu hart für dich. Hab's ja schon lange gesagt. Du machst dich am Ende noch krank, und dann liegt das Handwerk ganz stille. Wenn uns doch der liebe Gott einen ordentlichen Gesellen finden ließe!"

Aber all dies Seufzen des guten Mütterchens war bis jetzt vergeblich geblieben; es wollte kein Geselle kommen, der das Handwerk ansprach.

Heute war es nun ganz stille in Meister Hofers Werkstätte trotz der vielen Arbeit, die da auf Säge und Hobel wartete. Die beiden Gatten saßen im Stübchen bei der Morgensuppe und hatten offenbar Viel und Angelegentliches mit einander zu verhandeln.

„Wenn nur der Doktor endlich käme!" sagte Meister Hofer und trat einmal um das andere Mal an's Fenster, um nach dem Ersehnten auszuschauen. „Der arme Mensch schläft zwar ruhig; aber bei jeder kleinen Bewegung stöhnt er zum Erbarmen. Der Fuß muß ihn entsetzlich schmerzen

Ich habe vorhin leise die Decke weggeschoben und gesehen, daß die Geschwulst bedeutend gefallen ist. Jetzt kann man doch wohl sehen, wo der Bruch ist."

Der geneigte Leser merkt jetzt schon, daß Heinrich Haage gestern doch nicht erfroren, sondern in gute Hände gefallen ist. Und so war es. Meister Hofer war gestern mit seinem Wägelchen in Buchen gewesen, um eine Braut-Ausstattung, die er gemacht, dort abzuliefern und seine Geschäfte hatten ihn bis in die Nacht hinein dort festgehalten. Auf der Heimfahrt hört er mit Einem Male, als er noch nicht halbes Weges war, einen Hülferuf und heißt den Knecht schnell drauf los fahren. Nach wenigen Minuten sehen sie etwas dunkles auf dem Schnee liegen am Rande des Weges und halten stille. Es ist ein junger Mensch mit dem Ranzen auf dem Rücken, anscheinlich ein Handwerksgeselle, aber steif durchfroren und wie todt. Sie rütteln ihn, reiben ihn mit Schnee, bis er endlich durch ein leises Stöhnen ein Lebenszeichen von sich gibt. Nun rasch auf den Wagen, wo in dicken Lagen das Packstroh der Möbel liegt und dem Stöhnenden so ein weiches, warmes Lager bereitet werden kann, und dann so schnell, als das Pferd nur laufen kann, nach Hause!

Frau Annemiele, die mitleidige Seele, hat schnell ein Bett zurecht gemacht. Aber wie es nun an das Entkleiden des Geretteten geht, da zeigt es sich, daß der linke Fuß desselben dick aufgeschwollen ist, so daß der Stiefel nicht herunter geht. Meister Hofer merkt nun, wo es fehlt, schneidet mit einem scharfen Messer den Stiefel auf, wobei der noch immer Bewußtlose heftig zuckt und stöhnt, und schickt sofort nach dem Doktor. Der ordnet das Nöthige an, um den Bewußtlosen wieder ins Leben zu bringen, schüttelt aber über den geschwollenen Fuß bedenklich den Kopf.

„Wahrscheinlich gebrochen hier im Gelenke!" sagt er. „Kann aber jetzt noch nichts untersuchen, werde morgen frühe gleich wieder kommen. Habt euch eine schöne Last aufgeladen, Meister; denn solch ein Bruch heilt langsam!"

„Nun, nun," murrte Meister Hofer, „ich konnte doch den armen Menschen nicht liegen und erfrieren lassen!

Mag's kommen, wie es will, ich würde sogleich noch einmal dasselbe thun."

„Allerdings, allerdings!" sagte etwas verlegen der Doktor. „Nun wir werden ja morgen sehen!"

Getreulich hatten Meister Hofer und der Knecht die Nacht über bei dem Kranken gewacht und alle Verordnungen des Doktors auf's Pünktlichste erfüllt. Erst gegen Morgen hatte sich ein ruhiger, gesunder Schlaf bei dem Pfleglinge eingestellt.

Endlich kam der Doktor und das Ergebniß seiner Untersuchung war, daß der Fuß etwas über dem Knöchel wirklich gebrochen sei.

„Nicht so schlimm, als ich dachte!" sagte der Doktor. „Kann aber immerhin seine drei Wochen dauern, bis der Fuß geheilt ist."

Aber auch so schlimm wurde es nicht; denn nach vierzehn Tagen konnte Heinrich schon wieder mit Hülfe einer Krücke, die ihm Meister Hofer angefertigt hatte, herumhumpeln und hatte sich auch sonst unter der sorgsamen Pflege von Frau Annemiele völlig erholt.

Daß er ein Schreinergeselle war, hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihn von vorneherein den braven Meistersleuten lieb und werth zu machen, und sein stilles, bescheidenes Wesen hatte noch weiter dazu geholfen. Als er sich auf eine Anfrage des Meisters gar bereit erklärt hatte, nach seiner Genesung zu bleiben und Arbeit zu nehmen, war helle Freude in Frau Annemieles Herz eingezogen.

„Siehst du, Alterle," sprach sie zu ihrem Manne, „da hast du nun endlich einen Gesellen. Den hat dir der liebe Gott geradezu in deinen Weg gelegt, und was so von Ihm kommt, wird ja wohl auch etwas Gutes sein. Nun wollen wir ihn aber auch recht hegen und pflegen, daß er bald wieder gesund ist!"

„Ja, ja", schmunzelte Meister Hofer, „es ist ein Prachtexemplar von einem Gesellen, und sein Handwerk versteht er aus dem FF, das hab' ich schon aus seinen Reden gemerkt, und auch die Zeugnisse, die er hat, beweisen es."

Auffallend war es nur Meister Hofer, daß Heinrich

nicht sagen wollte, woher er sei und überhaupt nicht dazu zu bewegen war, etwas von seiner Vergangenheit zu erzählen.

„Ihr müßt mich halt nehmen, wie ich da bin, Meister", sagte er. „Aber glaubt mir, ich habe triftige Gründe über das zu schweigen, was ihr gerne wissen möchtet. Das Brechen dieses Schweigens hat mir schon einmal üble Früchte getragen."

Und doch brach er endlich das Schweigen, als er zu merken glaubte, daß der Meister ihn zuweilen mit etwas mißtrauischen Blicken ansah, ohne jedoch deßhalb in der Sorgfalt für seine Pflege etwas nachzulassen. Er erzählte eines Abends unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine ganze Geschichte, und die Thränen, welche ihm dabei reichlich niedertropften, wurden ihm ein Freibrief auf die Herzen der mitleidigen Meistersleute.

„Sei Er gewiß", versicherte in treuherzigem Tone und mit einem kräftigen Handschlage Meister Hofer, „bei mir ist Sein Geheimniß sicher. Wenn ich auch je und dann mein Schöpplein Markgräfler trinke, ich bin keiner von Denen, die den Verstand mit dem Weine ersäufen. Ueberdies gibt's auch jetzt am Ende von der Polizei keine große Nachfrage mehr nach Deserteuren. Sei Er darum nur ganz ruhig und behalte Er Sein Geheimniß anderen Leuten gegenüber ruhig in der Tasche!"

Als Heinrich soweit war, daß er wieder auf den kranken Fuß auftreten konnte, ließ er sich nicht abhalten, die Arbeit zu beginnen. Da sah denn Meister Hofer, daß er sich in dem Gesellen nicht geirrt hatte. Wie flog dem die Arbeit von der Hand! Mit welcher Sicherheit griff er Alles an, mit welcher Geduld und Geschicklichkeit gab er sich an die feinsten Arbeiten!

„Annemiele", sagte schon am ersten Arbeitstage Meister Hofer zu seiner Frau, als sie Abends im Stüble beisammen waren, „der Haage ist ein wahrer Tausendsasa! Arbeitet für Zweie und so sicher und geschickt, daß man ihm den ganzen Tag zusehen möchte. Jetzt ist mir nicht bange, daß die Arbeit für die gnädige Herrschaft im Schlosse zur rechten Zeit fertig wird, und auch die Aussteuer übernehme ich, welche mir vorgestern vom Schulzen-

peter drüben im Nachbardorfe angetragen worden ist. Ich hab' ihm nicht bestimmt zugesagt, werde aber morgen Nachmittag hinübergehen und Alles in's Reine bringen."

„Will dir was sagen, Alterle", antwortete die Meisterin vergnügt, „dann gönnst du dir aber auch einmal ein paar Tage Ruhe. Uebermorgen ist Sonntag; dann gehst du einmal zum Schwager nach R . . . ., der schon so lange auf einen Besuch von dir wartet, und bleibst dort, so lange es dir gefällt. Vor Donnerstag erwarte ich dich aber keinenfalls zurück."

Meister Hofer lächelte über die etwas gebieterische Anordnung seiner Ehehälfte; aber es war ihm anzusehen, daß er innerlich damit einverstanden war. Er brachte auch kein Wörtchen dagegen vor und machte wirklich, trotz der Winterkälte, die kleine Erholungsreise.

Wie staunte er aber, als er am Donnerstag wieder wohlbehalten heimkehrte, über die Menge von Arbeit, die der neue Geselle in den wenigen Tagen bei seinem noch immer leidenden Fuße fertig gemacht hatte!

„Ein anderer Geselle hätte mir vierzehn Tage daran herumgefaulenzt", sagte er Abends zu seiner Frau, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Und doch ist nichts gepfuscht, sondern Alles hübsch fein und sauber gearbeit, daß man's mit Ehren kann sehen lassen!"

Eines Tages mußte Meister Hofer wieder einmal verreisen, um eine größere Quantität trockenes Holz einzukaufen, woran es ihm zu mangeln begann.

Da frug ihn Heinrich, der eben die letzte Hand an zwei Kleiderschränke legte:

„Meister, darf ich in Eurer Abwesenheit den Schränken da die Farbe geben?"

„Gewiß", antwortete Hofer. „Es ist sogar gut, wenn sie nicht bis zu meiner Rückkehr stehen bleiben, da die Farbe sonst noch nicht trocken sein möchte, wenn sie abgeholt werden. Ich denke, Er streicht sie dunkelbraun, das macht sich am Besten in einem hellen Zimmer."

„Mit Verlaub Meister", antwortete Heinrich, „bei meinem Lehrherrn in Wien wurden wohl auf die Füllungen solcher Schränke allerlei Bilder gemalt. Das hatten die Leute sehr gern und bezahlten gerne etwas mehr für die

Arbeit. Bei meinem Meister in Sachsen habe ich zu dessen Zufriedenheit auch solche Malereien ausgeführt und er hat dabei ein schön Stück Geld verdient, weil alle Leute gemalte Schränke haben wollten, die keiner der andern Meister liefern konnte. Wolltet Ihr mir nicht gestatten, einmal an diesen Schränken meine Kunst zu versuchen?"

„Ei freilich!" sagte Meister Hofer, „probir' Er's einmal. Das wäre hier etwas Funkelnagelneues."

Und siehe, als Meister Hofer wieder heimkehrte, fand er das Funkelnagelneue so vortrefflich gelungen, daß er fast vor Staunen kein Wort der Anerkennung hervorbrachte. Auf dem dunkeln Grunde, den die Füllungen der Schränke erhalten hatten, waren mit frischen, bunten Farben allerlei Gegenstände gemalt, Blumenstöcke, auf deren Zweigen sich bunte Vögel wiegten, Reiter auf hohen Rossen dahersprengend, Viehheerden, die auf der Weide gingen oder am Bache unter Bäumen lagerten und was der Herrlichkeiten noch mehr war. Aber es waren nicht etwa solche Klexereien, bei denen man in Zweifel sein konnte, ob der Vogel ein Kanarienvogel oder ein Uhu sein sollte, ob der Reiter auf einem Pferde ritt oder auf einem Kameel, ob die Viehheerden aus Kühen und Kälbern bestanden oder aus noch unentdeckten Thieren eines fremden Welttheils; nein Alles war so richtig und natürlich gezeichnet, daß ein Kind verstehen mußte, was es vorstellen sollte. Ueberdies waren die Bilder mit einem festen, glänzenden Lack überzogen, den Heinrich selber bereitet hatte, und der es, wie er dem Meister mit der That bewies, sehr gut vertrug, tüchtig abgewaschen zu werden.

Kurz, es war eine Pracht sonder Gleichen.

Endlich fand Meister Hofer Worte, um seinem Staunen Ausdruck zu geben.

„Ei, der Tausend!" rief er, „wo hat Er denn das gelernt? Etwas so Schönes habe ich ja noch nie gesehen, und bin doch auch nicht hinter dem Ofen Meister geworden, sondern habe ein schön Stück Welt gesehen!"

Heinrich erinnerte daran, daß sein Vater Maler gewesen sei und ihn schon von früher Jugend an auch im Gebrauche des Pinsels und der Farbe geübt habe. Später

habe er denn das Zeichnen und Malen in seinen Freistunden weiter geübt; es sei ihm das lieber gewesen, als das Saufen und Kartspielen, womit sich seine Mitgesellen erfreut hätten.

„Nun, das muß ich sagen, da hat Er seine Zeit gut angewendet", sagte Meister Hofer, den bescheiden dastehenden jungen Man mit wohlgefälligen Blicken betrachtend. „Aber Er muß nicht meinen, daß ich von Seiner seltenen Kunstfertigkeit allein den Nutzen haben will; nein, was von wegen der Malerei mehr für die Arbeit bezahlt wird, das soll Ihm zufallen zu seinem gewöhnlichen Lohn, den ich hiermit aus freien Stücken um einen Gulden die Woche erhöhe. Ist Er damit zufrieden?"

Dankbar schlug Heinrich in die dargereichte Hand des Meisters, deren kräftigen Druck er fühlte.

„Und für diese erste Arbeit hat Er hier ein kleines Trinkgeld!" fuhr Meister Hofer fort und reichte Heinrich einen blanken Gulden. „Spar' Er's sich hübsch zusammen, was Er nicht für Kleider und Wäsche braucht. Ein Nothpfennig thut immerhin gut, wenn man einmal sein eigener Herr werden will".

War Heinrich bisher schon fast wie das Kind im Hause gehalten worden, von jetzt ab stieg er noch mehr in der Gunst seiner Meistersleute, und er konnte es wohl herausfühlen, daß es nicht etwa der Eigennutz war, der seine Stellung im Hause begründete, sondern wirkliche, aufrichtige Zuneigung, die bei Frau Annemiele auf ein Haar der mütterlichen Liebe und Sorgfalt glich.

Auch außer dem Hause gelangte er zu großem Ansehen; denn wie ein Lauffeuer hatte sich im ganzen Flecken das Gerücht von seinen wunderbaren Malereien verbreitet, und so lange die beiden Schränke im Hause waren, gab Einer dem Andern das Thürschloß in die Hand, um das Wunderwerk zu beschauen. Heinrich war froh, als dieser Zulauf endlich aufhörte und nicht mehr in allen Spinnstuben und an allen Wirthstischen von dem geschickten „Oesterreicher" geredet wurde; er fürchtete, man werde nach seiner Herkunft und nach seiner Vergangenheit forschen und es könne dann doch am Ende sein Geheimniß verrathen werden, so unwahrscheinlich Letzteres auch bei

dem nüchternen und ziemlich wortkargen Meiſter Hofer ſein mußte. Er wehrte drum auch mit aller Macht den Zureden des Meiſters, daß er je und dann einmal in Geſellſchaft gehen und ſich nicht ganz von allem Umgange abſchließen ſolle. Er blieb am liebſten zu Hauſe und zeichnete Entwürfe zu weiteren Malereien, wenn die Arbeitsſtunden vorüber waren. Nur an den Sonntagsnachmittagen ging er zuweilen zu dem ehrwürdigen Pfarrer Baier, der neben ſeinem Meiſter wohnte und den jungen Mann bei einer Arbeit in ſeinem Hauſe kennen und ſchätzen gelernt hatte. Auch dieſem hatte er ſeine Geſchichte erzählt und als Gegengabe ſchon manchmal kräftigen Troſt empfangen, wenn ihm das Herz zu voll war und er es in die Bruſt des freundlichen Seelſorgers ausſchüttete. Da der Pfarrer Verbindungen in Wien hatte, ſo war er gerne dem Wunſche Heinrichs nachgekommen, ſich einmal nach ſeiner lieben Mutter zu erkundigen, da Heinrich ſelber nicht zu ſchreiben wagte. Aber die Erkundigungen waren leider vergeblich geblieben. Niemand wollte die Wittwe Haage kennen und Nachforſchungen bei der Polizei, die möglichenfalls erfolgreich geweſen wären, hatte der Pfarrer ſeinem Wiener Freunde ausdrücklich verboten.

Heinrich konnte nichts Anderes denken, als ſeine Mutter ſei aus Gram über ihn geſtorben, wie ſehr ihm auch Pfarrer Baier dieſen drückenden Gedanken auszureden ſuchte und ihn auf die Gerechtigkeit und Treue Gottes verwies, die gewiß noch einmal ſeine Unſchuld an den Tag kommen und ihn auch ſeine liebe Mutter werde wiederfinden laſſen.

Das Gefühl, alleine in der Welt dazuſtehen, legte ſich ihm ſchwer auf das Herz. Denn war es wohl anzunehmen, daß ſein guter Hauptmann Oſſini, der ſich ſo väterlich gegen ihn erwieſen hatte, den Wechſelfällen des Krieges glücklich entgangen ſei und aus all den blutigen Schlachten, die ſeither geſchlagen worden waren, ſein Leben gerettet habe? Und wenn dies, gab es dann eine Hoffnung, ihn wiederzuſehen, ſo lange nicht Heinrichs Unſchuld an's Licht gekommen war und die Rückkehr in die Heimath ihm offen ſtand?

Wohl trat, wenn Heinrich so seiner Lage nachdachte und über sein Alleinstehen trauerte, das Bild jenes böhmischen Mädchens ihm immer vor die Seele, welches seine Retterin geworden, und zu welchem eine reine heilige Liebe in seinem Herzen aufgewachsen war, die keine räumliche Entfernung, kein Mangel an jeglicher Kunde hatte auslöschen können. Aber wer bürgte ihm dafür, daß auch in ihrem Herzen die gleichen Gefühle lebten wie in dem seinigen? Wer gab ihm Gewißheit darüber, ob sie die Bitte, seiner zu gedenken, die er beim Abschiede an sie gerichtet, nicht längst vergessen hatte? An sie schreiben konnte und durfte er ja nicht, wie manchmal ihn auch sein Herz schon dazu gedrängt hatte.

So schloß er sich denn immer enger und hingebender an seine braven Meistersleute an, die ihn mit wahrhaft elterlicher Liebe behandelten, sowie an den freundlichen Pfarrer, der seine ganze Liebe gewonnen hatte, und dieselbe seinerseits auf das Herzlichste erwiderte.

Gegen seine trüben Gedanken, die jetzt häufiger und immer häufiger kamen, fand er die beste Arznei in der Arbeit. Und an der fehlte es nicht; denn Meister Hofer wurde von aller Welt gesucht, und sein eigener, sowie Heinrichs größter Fleiß waren nicht im Stande, die Bestellungen auch nur zur Hälfte auszuführen.

So war der Winter vergangen und einmal wieder der Frühling in's Land gezogen. Aber an ein Weiterreisen in die Schweiz dachte Heinrich nicht mehr. So gut, wie er es hier hatte, konnte er es nirgends wieder finden.

Im Laufe des Sommers erhielt Meister Hofer den Besuch einer Enkelin, die längere Zeit im Hause bleiben und der in letzterer Zeit etwas kränkelnden Großmutter unter die Arme greifen sollte. Es war ein frisches, blühendes Mädchen von neunzehn Jahren, die neues fröhliches Leben in das stille Hauswesen brachte. Mit Heinrich stand sie bald auf gutem Fuße, da sie die Liebe sah, womit er an den Großeltern hing, und besonders die Großmutter seines Lobes voll war, und wenn auch Heinrich in seinem Benehmen nie die Gränze überschritt, welche die Sitte zwischen der Enkelin des Meisters und

dem Gesellen zog, sondern dem Mädchen nur mit einer gleichmäßigen Freundlichkeit begegnete, es war doch nicht zu verkennen, daß sich dessen Herz dem jungen Manne mit wärmerem Gefühle zuneigte. Durch die Leute, welche im Hause aus- und eingingen, wurde bald das Gerede verbreitet, aus den Beiden werde sicherlich ein Ehepaar, und es schien, als ob Meister Hofer und Frau Annemiele gar nicht besonders erzürnt seien, wenn sie von dem Gerede hörten. —

Als jedoch Heinrich zum ersten Male davon gehört hatte, trat er am folgenden Morgen auf Meister Hofer zu, als dieser die Werkstätte betrat und sagte:

„Meister, nichts für ungut! Ich möchte jetzt einmal weiter wandern."

„Wie? was?" rief Meister Hofer erbleichend. „Wie kommt Er denn auf Einmal auf solche Gedanken?"

Heinrich zögerte etwas, dann sagte er offen und freimüthig:

„Ich will gegen Euch nicht hinter dem Berge halten, das habt Ihr nicht an mir verdient. Ich höre, daß die Leute draußen Eure Enkelin mit mir in's Gerede bringen wollen, und da halte ich's für meine Pflicht, dem vorzubeugen und den Leuten durch mein Fortgehen den Mund zu stopfen."

„Nun", sagte Meister Hofer und es schimmerte ihm dabei feucht in den Augenwinkeln, — „und wenn wir denn nichts dagegen hätten, daß Ihn die Leute mit der Liesel ins Gerede bringen, wie dann?"

„Ich will Ihm etwas sagen", fuhr er dann fort, freundlich zu dem erstaunten Heinrich zu reden, „Er ist ein ordentlicher Mensch, den wir Beide, meine Frau und ich, lieb haben, und daß die Liesel ihn auch lieb hat, ist kein Zweifel. Da haben wir denn wohl schon davon geredet, ich will's Ihm offen gestehen, daß es ganz schön wäre, wenn Ihr Beide ein Paar würdet. Er übernähme das Geschäft, das ich doch wohl nicht lange mehr treiben werde, und wir Beide, meine Frau und ich, blieben bei Euch wohnen? Was meint Er dazu?"

Heinrich schrack ordentlich zusammen, so unerwartet kam ihm das Gehörte.

„Wie?“ rief er, „Ihr wolltet Eure Enkelin einem Deſerteur geben, der vielleicht heute oder morgen entdeckt und dann ins Gefängniß wohl gar zu noch etwas Schlimmerem abgeführt wird?“

„Das haben wir wohl bedacht“, fuhr Meiſter Hofer fort, „aber wer wird jetzt noch nach Ihm als einem Deſerteur ſuchen? Hier hat Er ſich einen guten Namen gemacht und Jedermann ehrt und achtet Ihn; wem ſollte es da einfallen, gegen Ihn Verdacht zu hegen? Und dann ſind wir auch feſt überzeugt, daß Seine Unſchuld doch über Kurz oder Lang an den Tag kommt. Das wäre alſo kein Hinderniß.“

„Habt Dank für Euer Zutrauen zu mir, ihr guten Leute!“ ſagte da Heinrich tief gerührt. „Aber nehmt es mir nicht übel, wenn ich doch ſagen muß, es geht nicht. Die Liefel iſt mir lieb und werth und ich bin ihr herzlich dankbar dafür, daß ſie mir mit ihrer Munterkeit manche trübe Stunde weggeſcheucht hat, werde auch das freundliche Mädchen nie vergeſſen. Aber einmal hieße es doch, Euer Vertrauen mißbrauchen, wenn ich die Liefel zur Frau nähme, und ſie unglücklich machte für den Fall, daß ich dennoch entdeckt würde. Dann aber will ich, lieber Meiſter, Eure vertrauensvolle Offenheit mit Gleichem vergelten: ich habe die Liefel doch nicht ſo lieb, wie man ein Mädchen haben muß, welches man zur Frau nehmen ſoll; das Bild des Mädchens, welches mir dort in Böhmen aus dem Gefängniſſe geholfen hat, ſteckt mir ſeitdem tief im Herzen, und wenn ich je heirathen ſollte, ſo muß die es ſein, die meine Frau wird — oder Keine!“

„Aber wer weiß, ob Er jenes Mädchen je wiederſieht, ob ſie nicht längſt verheirathet iſt, wenn Er einmal wieder nach Böhmen kommt? Er hat ſie ja doch, wie Er mir erzählt hat, nur ganz flüchtig kennen gelernt, wer bürgt Ihm dafür, daß ſie überhaupt noch an ihn denkt, daß ſie nicht mit Seiner Rettung bloß die Schuld der Dankbarkeit glaubte abtragen zu müſſen, die ſie gegen Ihn hatte?“

„Ihr mögt Recht haben, lieber Meiſter,“ antwortete Heinrich etwas kleinlaut, da er ſich ſelbſt ſchon manch-

mal ſolche Fragen vorgelegt hatte, wenn ſeinem Herzen das Bild jenes Mädchens nahe trat, „ja Ihr mögt Recht haben; aber, wenn es ſo iſt, dann ſteht es feſt bei mir: ich gehe allein durch's Leben."

„Nun denn, ſo mag es ſein!" ſagte mit weicher Stimme Meiſter Hofer. „Denk Er aber nur, wir haben es gut gemeint mit Ihm und der Lieſel, und verdenk Er mir's nicht, daß ich ſo offen gegen Ihn geredet habe. Ich gebe Ihm, wenn es ſo bei Ihm ſteht, Recht, daß er von hier fort will, ehe der Lieſel die Liebe über den Kopf gewachſen iſt. Jetzt geht es vielleicht noch mit ein paar trüben Wochen bei ihr ab, und am Ende denken wir Alten noch länger an Ihn als ſie; denn wir haben Ihn lieb gehabt, wie Er auch wohl geſehen hat."

„Ja, tauſend Dank für Eure Liebe, ich werde ſie nimmermehr vergeſſen. Zürnt mir aber auch nicht und nennt es bei mir nicht Liebloſigkeit und Undank, daß ich mich Eurem wohlgemeinten Plane nicht fügen kann! Hätte ich geahnt, wie es bei der Lieſel ſteht, ich hätte ſchon längſt mein Bündel geſchnürt; aber mir iſt nie der Gedanke gekommen, daß ſie mich lieb haben könne, und ich bin mir auch nicht bewußt, durch irgend etwas dazu beigetragen zu haben, daß ſie ſolche Gefühle für mich faßte. Oder habt Ihr mir in dieſer Beziehung einen Vorwurf zu machen?"

„Nein, nein, Er hat wie ein braver Menſch ſich betragen und beweiſt jetzt auch durch Seine Kündigung, daß Er das Herz auf dem rechten Flecke hat. Drum wollen wir auch ohne allen Unmuth von einander ſcheiden, und was wir ſoeben mit einander geredet haben, das bleibt zwiſchen uns und dem lieben Gott. Verſpricht Er mir das?"

„Ja, ſicherlich!" rief Heinrich und ſchlug in die dargereichte Rechte des Meiſters.

VII.

Es war am anderen Tage nach dem eben erzählten Geſpräche. Heinrich war auf ſeiner Kammer, um ſein

Bündel zu schnüren, und Meister Hofer ging nachdenklich in dem Garten hinter seinem Hause auf und ab, hin und her sinnend, wie er seinen Frauensleuten Heinrichs plötzliches Weggehen rund machen solle. Er hatte es gestern Abend im Stüble nicht über's Herz bringen können, seiner Frau etwas zu sagen, so sehr es ihn auch drückte, und die Liesel war heute morgen so munter und sang so fröhlich durch das ganze Haus, daß es ihm einen Stich in's Herz gab, wenn er daran dachte, wie nahe dieser Fröhlichkeit das bittere Herzweh liege. Und doch mußte er sich sagen, daß Heinrich Recht gehabt habe, als er diesen Morgen auf des Meisters Frage, wann er denn reisen wolle? zur Antwort gegeben:

„Je eher, je besser, Meister!"

Sie hatten auch schon mit einander gerechnet, und der Meister war ebenso erfreut gewesen, als Heinrich erstaunt, als die Rechnung darauf hinauslief, daß Heinrich das hübsche Sümmchen von Hundert baaren Gulden zu Gute kam. Wie gern hätte ihm Meister Hofer noch ein zweites Hundert dazugelegt, wenn es nicht so gekommen wäre!

Da reißt plötzlich der Pfarrer drüben das Fenster auf, ein großes Zeitungsblatt in der Hand.

„Herr Nachbar, Herr Nachbar!" schreit er ordentlich, „kommen Sie einmal schnell herüber und hören Sie, was ich hier für eine Neuigkeit in der Zeitung finde!"

Damit wirft er das Fenster wieder zu, daß die Scheiben klirren und eilt Meister Hofer in den Hof entgegen.

„Da lesen Sie einmal", ruft er dem schnell Herbeigeeilten zu, und hält ihm das Zeitungsblatt hin. „Hier, hier steht's!"

Und was las Meister Hofer da?

Eine mit großen Buchstaben gedruckte Anzeige folgenden Inhalts:

„Wien. — Dem flüchtigen Heinrich Haage, seiner Zeit k. k. Fähnrich im — —ten Regimente, welcher eines ihm zugeschriebenen Verbrechens wegen sein Vaterland verließ, diene hiermit zur Nachricht, daß seine Un-

schuld an den Tag gekommen ist, und daß er unter Kaiserlicher Huld und Gnade jederzeit straffrei zurückkehren kann."

Ossini, K. K. Hauptmann a. D.

Wer beschreibt des guten Meisters Staunen und Freude? Jetzt ist ihm ja wie durch ein Wunder die Sorge vom Herzen genommen, die ihn eben noch so schwer gedrückt hatte; jetzt ist auch der treue Mensch, der so lange unschuldig gelitten hat und der seinem Herzen so nahe steht, wieder zu Ehren gebracht und seinem Kummer enthoben!

„Herr Gott, dich loben wir!" ruft er tief ergriffen und wirft einen dankenden Blick gen Himmel.

Und von den bebenden Lippen des Pfarrers klang es: „Amen! Amen!"

Nun aber eilten beide Männer wie im Sturme hinüber in das Nachbarhaus und stürzten die Treppe hinauf zu Heinrichs Kammer. Dort lag das Bündel bereits geschnürt und der Jüngling saß an seinem Tische, das Gesicht, über welches Thränen sich ihren nassen Weg gebahnt hatten, in die Hände gestützt.

„Heinrich Haage", sagte der Pfarrer feierlich zu dem Jünglinge, der von dem plötzlichen Eintreten der beiden Männer höchlichst überrascht war und nicht wußte, wie er sich ihre erregten Mienen deuten sollte, „Heinrich Haage, seht Ihr, der alte Gott lebt noch! Womit ich Euch so manchmal getröstet habe, wenn Ihr verzagen wolltet in Eurem Glauben, es ist zur Wahrheit geworden; da nehmt und lest selber!"

Damit reichte er ihm das Zeitungsblatt hin und bezeichnete die betreffende Stelle.

Heinrich las und las, er traute seinen eigenen Augen nicht aber ein Blick in die erfreuten Gesichter der beiden Männer sagte ihm, daß er recht gelesen habe. Und steht nicht deutlich unter der Anzeige der Name seines lieben Hauptmannes?

Er sinkt wieder nieder auf seinen Stuhl und birgt in den verschränkten Armen das Gesicht, über das nun stromweise die Thränen rinnen. Der Uebergang von tiefem Leid zur höchsten Freude ist zu schnell gekommen,

auch für seine jugendliche Kraft. Eben hat er noch seinen traurigen Lebensgang überdacht, hat geweint darüber, daß er nun den Ort verlassen muß, der ihm zur zweiten Heimath geworden ist und als ein Flüchtling, dessen Namen entehrt ist, wieder hinauswandern in die weite Welt, daß die Hoffnung so ziemlich aus ist, einmal wieder zurückkehren zu dürfen in die theure Vaterstadt und sich, wenn es ja doch etwa noch schlüge, an das treue Mutterherz legen zu können, dessen Liebe er so lange und so schmerzlich entbehrt hatte, — — und jetzt — und jetzt: seine Unschuld am Tage, sein ehrlicher Name wieder hergestellt, für seine Rückkehr in die Heimath, für seine Rückkehr an's Mutterherz kein Hinderniß mehr, ja sogar Aussicht, wenn auch nur ein Schimmer davon, mit dem Gewinne des Mädchens, dessen Bild sein Herz erfüllte, ein volles unbeschreibliches Lebensglück zu gewinnen!! Welch ein erschütternder Wechsel!

Die beiden Männer fühlen, daß sie hier überflüssig sind, daß der Ueberraschte sich erst allein in sein unerwartetes Glück hineinfinden muß, daß das, was er mit sich, mit seinem Gotte abzumachen hat in diesem Augenblicke, keine Zeugen duldet. Sie entfernen sich leise und kündigen drunten Frau Annemiele und Liesel die frohe Botschaft an. Laut auf jauchzt die Erste und das „Gott sei tausendmal gedankt!", welches sie ausstößt, klingt so innig, so recht aus der Tiefe des Herzens heraus, daß man daran merken kann, wie groß und aufrichtig die Liebe ist zu dem, welchen die Botschaft betrifft. Liesel aber steht verwundert da; sie kennt Heinrichs Vergangenheit nicht und weiß sich darum die freudige Ueberraschung der Großmutter, die Erregtheit der beiden Männer nicht zu erklären. Als ihr jedoch in wenigen Worten der Großvater Aufschluß gegeben, da geht zwar auch im ersten Augenblicke ein Freudenschein über ihr Angesicht, aber um sofort einer tiefen Blässe Platz zu machen. Wird nicht Heinrich jetzt scheiden und sofort dem Rufe in die ferne Heimath folgen? Sind damit nicht alle Aussichten für ihre Liebe verloren? Sie geht stille hinaus in den Garten, setzt sich unter die dichte Hollunderlaube und läßt den Thränen freien Lauf, die sie nicht zurückhalten kann. —

Heinrich hat ſich inzwiſchen droben zurecht gefunden. Er iſt auf ſeine Kniee geſunken und hat dem treuen, gnädigen Gotte abgebeten, daß er ſo oft an ihm gezweifelt, ſo oft in ſeinem Glauben gewankt hat; er hat ihm gedankt von Grund ſeines Herzens und auf's Neue iſt das Gelübde über ſeine Lippen gegangen, von nun an in rechter, unwandelbarer Treue feſthalten zu wollen an dem barmherzigen und getreuen Herrn und mit Wort und That ſeinen Namen zu preiſen. Der gute Same, welchen der Pfarrer in ſein Herz geſtreut hat, iſt in demſelben nicht ohne Frucht geblieben.

Mit verklärten Mienen kam Heinrich jetzt herunter in die Wohnſtube und empfing von allen Seiten die herzlichſten

Glückwünsche. Wie erbleichte aber die Meisterin, als Heinrich seinen Entschluß kund gab, nun auch keinen Tag mehr zu verlieren, sondern sogleich morgen frühe die Abreise in die Heimath anzutreten! Sie, vor der das Herz der Enkelin offen dalag, wußte ja, welch' schweres Leid jetzt über das arme Kind hereinbrach, und wie wehe that ihr auch selber das Zusammenbrechen der schönen Hoffnungen, in welche sie sich nach Frauenart schon so fest hineingelebt hatte, ohne daß eigentlich noch irgendwie festgestellt war, ob dieselben sich erfüllen würden!

Sie suchte Heinrich von dem Gedanken an eine so schnelle Abreise abzubringen; aber der Meister sagte ernst und entschieden:

„Laß ihn, Mutter! Er weiß ja selbst, wie ungern wir ihn scheiden sehen; aber vielleicht schlägt daheim für ihn noch ein Mutterherz, da finde ich es natürlich, daß er sich diesem nicht länger entzieht, als es durchaus nöthig ist. Das Heimweh würde ihn nicht ruhen lassen."

Der Pfarrer bestätigte dies verständige Wort, und so war die Sache abgemacht.

Liesel ließ sich heute beim Mittagessen nicht sehen. Als sie draußen in der Küche von der Großmutter gehört hatte, wie nahe Heinrichs Abreise bevorstehe, da hatte sie sich mit einem lauten Aufschrei der alten Frau an die Brust geworfen und bittere Thränen vergossen. Nur mit Mühe war es der Großmutter gelungen, sie zu beruhigen. Dann war sie auf ihr Kämmerchen geeilt und hatte sich dort eingeschlossen. Sie kam erst wieder herunter, als sie gesehen hatte, wie Heinrich ausging, um allerlei Besorgungen zu machen und hier und da, besonders bei Pfarrer Baier Abschied zu nehmen.

Auch beim Abendessen erschien sie nicht, und Heinrich fühlte es als eine wahre Erleichterung. Er nahm nun, da er morgen früh vor Tag schon aufbrechen wollte, Abschied von seinen braven Meistersleuten und dankte ihnen herzlich für all die Liebe, die sie ihm erwiesen. Frau Annemiele weinte in ihre Schürze und konnte nichts thun, als Heinrich stille die Hand drücken. Meister Hofer aber sagte mit einem kräftigen Handschlag:

„Geh' Er mit Gott, Heinrich Haage! Und wenn

Er's in der Heimath drüben nicht so findet, wie Er's gerne hätte, so vergesse er nicht, daß Ihm meine Thüre zu jeder Zeit offen steht. Schreib' Er uns auch sogleich, wie es Ihm geht!

Das versprach Heinrich und suchte stille seine Kammer. — Als er aber am andern Morgen leise aus seiner Thür trat und tastend die Treppe suchte, da schlangen sich plötzlich zwei weiche Mädchenarme um seinen Hals, ein Kuß brannte auf seinen Lippen; aber ehe er noch recht zu sich selber gekommen war, hatten die Arme wieder losgelassen und das Knarren von Liesels Kammerthüre sagte ihm, wer jetzt Abschied von ihm genommen.

„Behüt' dich Gott, du arme Liesel!" sprach er tief bewegt und eilte aus dem Hause.

Wir lassen ihn allein ziehen und erzählen nur, daß er nach mancher mühevollen Tagereise glücklich und wohlbehalten Wien erreichte. Wie klopfte ihm das Herz, als er von Weitem die wohlbekannten Thürme seiner Vaterstadt sah! Wie zitterte er vor banger Sorge und freudiger Hoffnung, als er durch die Thore einging und die weiten Straßen durchwanderte, um die auf der entgegengesetzte Seite liegende Vorstadt zu erreichen, worin seine Mutter gewohnt hatte!

Denn daß ihn dorthin zuerst die Sehnsucht zog, wer wollte es bezweifeln? Endlich ist das wohlbekannte Haus erreicht. Zitternd steigt er die Treppe hinauf, muß sich aber, vor der Thüre des Dachstübchens angelangt, erst ein wenig sammeln, ehe er anklopfen kann; der Athem versagt ihm den Dienst, die Kniee wanken. Nun wagt er es, leise zu klopfen; die Thüre geht auf und ein altes Mütterchen tritt hervor. Ist es sein Mütterchen? Nein, es ist ein wildfremdes Gesicht und eine ganz unbekannte Stimme, die mürrisch nach seinem Begehren fragt.

„Wohnt hier nicht die Wittwe Haage?" fragt kleinlaut Heinrich.

„Nein!" heißt's kurz, und die Thüre wird ihm vor der Nase zugemacht; er kann nicht einmal einen Blick in die wohlbekannten Räume thun.

Nun steigt er zagend die Treppe herunter, wo, wie er sich erinnert, sonst der Hausbesitzer gewohnt hat. Da ihm dessen Name noch im Gedächtnisse ist, fragt er nach

demſelben, bekommt aber die niederſchlagende Antwort: „Der iſt vor einem halben Jahre geſtorben, und das Haus iſt in andere Hände übergegangen".

Von einer Wittwe Haage weiß man auch hier nichts.

Was bleibt nun Heinrich übrig, als den einzigen Menſchen aufzuſuchen, von welchem er Theilnahme zu erwarten hat, ſeinen gütigen Hauptmann Oſſini? Aber der hatte ſich in der Anzeige der Zeitung als Hauptmann a. D. unterzeichnet, war alſo aus dem Dienſte geſchieden; wo war er in der großen Stadt zu finden?

Glücklicherweiſe gibt ihm der Adreßkalender in einer Bierwirthſchaft, worin er einkehrte, Antwort. Aber wie er auch ſucht und ſucht, von einer Wittwe Haage kann er nichts darin finden. Die frohe Hoffnung, welche auf der weiten Reiſe ihn geſtärkt und ſeine Schritte beflügelt hatte, die frohe Hoffnung, bald am Mutterherzen ruhen zu können, ſchwindet mehr und mehr dahin. „Sie iſt geſtorben, ſie iſt gewiß geſtorben!" ruft ihm ſein zagendes Herz zu, und heiße Thränen treten ihm in die Augen.

Mit fliegender Eile ſucht er nun die weit entlegene Wohnung des Hauptmanns Oſſini auf, und es iſt faſt ſchon Nacht, als er dieſelbe erreicht.

Wie ſchlug ihm das Herz, als er im dritten Stockwerke endlich eine Thüre fand mit dem Schilde: „Oſſini, Hauptmann a. D." Er klopfte an und richtig, es war die wohlbekannte Stimme, die ihm lautſchallend das „Herein!" zurief.

„Wer ſeid Ihr?" fragte der Hauptmann den Eingetretenen, „und was führt Euch her zu mir?"

„Ich heiße Heinrich Haage, Herr Hauptmann!"

Wie vom Blitze getroffen fuhr da der Offizier in die Höhe, humpelte, ſo ſchnell es ſein Stelzfuß erlaubte, nach der Thüre, wo Heinrich ſtand, und ſah dieſen von unten bis oben an. Aber trotz des veränderten Ausſehens, trotz des vollen

Bartes zumal, den ſich Heinrich hatte wachſen laſſen, um vor einer unwillkommenen Erkennung ſicher zu ſein, erkannte er alsbald, wen er vor ſich hatte und reichte mit einem freudigen: „Grüß Dich Gott, mein armer Heinrich!“ beide Hände hin.

Wie warm drückte Heinrich dieſe treuen Hände, die ſo väterlich an ihm gehandelt hatten! Wie aufrichtig und herzlich waren aber auch die Freudenäußerungen des Hauptmanns! Er zog den Wiedergefundenen zu ſich auf das Sopha, klingelte ſeinem Burſchen, daß er Licht und eine Erquickung brächte, und wollte nun anfangen, Heinrich auszufragen.

Aber Dem ließ der Gedanke an die Mutter keine Ruhe. Mit ſchüchternem Munde fragte er den Hauptmann, ob er nichts von derſelben wiſſe.

„J, wohl!“ war die Antwort, „die iſt munter und geſund, und wird ordentlich wieder jung, ſeit der ſchreckliche Verdacht, der auf Dir ruhte, geſchwunden iſt. Ihre einzige Sorge iſt nur jetzt, ob Du auch noch am Leben ſeieſt, und ob meine Anzeige in der Zeitung wohl zu Deiner Kenntniß käme. Du kannſt ihretwegen ganz ruhig ſein; ich habe ſie noch vor zwei Tagen geſehen!“

Wie jubelte das Kindesherz bei dieſer Nachricht! Mit Thränen der Freude bat Heinrich den Hauptmann:

„Aber bitte, ſagen Sie mir doch, wo ſie wohnt? Ich kann es nun nicht mehr länger aushalten, ich muß hin zu ihr!“

„Nein, Heinrich“, ſagte der Hauptmann mit weicher Stimme, „Du bleibſt heute mein Gaſt. Erſtlich wohnt Deine Mutter ziemlich weit von hier, und Du würdeſt ihre Wohnung kaum finden jetzt in der Dunkelheit. Dann aber würde es am Ende der alten Frau auch ſchädlich ſein, wenn ſie ſo ohne alle Vorbereitung Dich wiederſähe. Sei drum ſtark! Du haſt ja ſo lange aushalten müſſen ohne jegliche Nachricht von der Mutter, Du wirſt es jetzt, wo Du ſo gute Nachricht von ihr haſt, auch noch *eine* Nacht aushalten können, ohne ſie zu ſehen. Ich werde morgen früh ſogleich hinfahren, und ſie langſam vorbereiten auf die unſägliche Freude, die ihrer wartet; dann erſt gehſt Du zu ihr. Iſt's nicht beſſer ſo?“

Dankbar drückte Heinrich die Hand, die ihm der väterliche Freund bei diesen Worten hingehalten hatte und nickte stumm mit dem Kopfe; denn seine Lippen bebten und wiederum standen ihm die hellen Thränen in den Augen.

Nun aber ging's an's Erzählen, und natürlich kam die Hauptsache zuerst, nämlich wie Heinrichs Unschuld an den Tag gekommen sei. Der Hauptmann begann:

„Nach Deiner Flucht aus dem Gefängnisse, der ich, wie Du weißt, nicht ganz fremd geblieben bin, weil ich trotz der schweren Verdachtsgründe, die wider Dich sprachen, von Deiner Unschuld überzeugt war, aber Dir doch nicht anders helfen konnte, ging es bald wieder vorwärts gegen den Feind. Wir rückten auf Wien zu, um Napoleon aus der Hauptstadt zu vertreiben, und schlugen die siegreiche Schlacht bei Aspern, in der einzelne Soldaten große Beute machten, darunter auch mehrere aus Deiner Compagnie, die einen französischen Obersten gefangen genommen hatten. Ein schwerer Beutel voll Gold war in ihrem Besitze. Aber siehe da, schon in der zweiten Nacht nach dem Schlachttage war die alte Geschichte wieder los: der Beutel, in welchem noch das ganze Geld zusammen war, da die Besitzer noch keine Zeit gefunden hatten, zu theilen, war gestohlen. Zugleich aber war der Feldwebel Janos spurlos verschwunden. Ich hatte schon bei den ersten Diebstählen Verdacht auf den Schurken, dem die Schlechtigkeit und Bosheit aus den hinterlistigen Augen sah, und hätte damals, als Du gefangen gesetzt wurdest, darauf schwören mögen, daß er es war, der Dir aus Neid das gestohlene Geld in den Ranzen praktizirte und die Börse Deines Nebenmannes fallen ließ; jetzt war mein Verdacht als richtig erwiesen. Es wurde bis Mittag gewartet und erst eine Untersuchung geführt, aber Janos blieb verschwunden. Eine Abtheilung Soldaten wurde ausgesandt, ihn zu suchen, und endlich finden ihn diese gegen Abend in einem Wäldchen, wo er sich fast bis zum Gesichte in's Laub eingewühlt hatte. Die Börse mit dem Golde war richtig in seiner Tasche. Feige war der Kerl immer bei all' seiner Frechheit; aber ich vergesse all' meine Lebtage die Jammergestalt nicht, die er bei

seinem Verhöre darbot. Er zitterte an allen Gliedern und die Augen waren ihm vor Angst schier aus den Höhlen getreten. Zu leugnen war nichts, das sah er wohl ein und wußte auch nur zu gut, was bei einem Diebstahle vor dem Feinde sein Urtheil sein werde. In seiner Todesangst läßt er sich durch einige geschickte Querfragen des Auditeurs in Betreff der früheren Diebstähle in die offenbarsten Widersprüche verwickeln, und gesteht dann endlich, nachdem ihm mit den Spießruthen gedroht worden, ein, daß er auch diese verübt habe, daß Du unschuldig seiest, und daß er Dich nur angegeben habe, weil er sich für einen Faustschlag rächen wollte, den Du ihm bei der Verfolgung eines Mädchens ertheilt habest."

„Du kannst dir die Wuth denken", fuhr Ossini nach einer kleinen Pause fort, „mit welcher Deine Kameraden erfüllt wurden, als sie von dem Geständnisse hörten. Ich glaube, sie hätten den Feldwebel zerrissen, wenn sie ihn in die Hände bekommen hätten. Gut war ihm ohnehin Niemand oder höchstens Strolche seines Gleichen. Nur seine Gewandtheit und Brauchbarkeit im Dienste und seine abgefeimte Heuchelei konnten ihn so lange oben halten. Sein Ende kannst Du Dir denken. Nach vierundzwanzig Stunden war er eine Leiche und es war wirklich schade für die Kugeln, die ihm das schwarze Herz durchbohren mußten. — Leider war damals keine Zeit, Deine Sache sogleich weiter zu betreiben; es konnte nur in einem Regimentsbefehle Deine Unschuld vorläufig anerkannt werden, denn wie Du wohl wissen wirst, wurde sofort wieder gerüstet, da Napoleon die Armee des Vicekönigs Eugen an sich gezogen hatte und mit einem Angriffe drohte. Du weißt auch sicherlich von der unglücklichen Schlacht bei Wagram. Dort verlor ich mein Bein durch einen Granatsplitter und lag lange Zeit zwischen Tod und Leben. Nothdürftig geheilt, wurde ich entlassen, hierher nach Wien gebracht und erst im Frühjahre dieses Jahres war ich soweit, daß ich mit Hülfe meines Stelzfußes wieder ausgehen konnte. Da mich die Gnade des Erzherzogs mit einer reichen Pension bedacht, mir zeitlebens zu meiner Bedienung einen Burschen bewilligt und über-

dies mir einen hohen Orden zugewandt hatte, so war natürlich der Zweck einer meiner ersten Ausfahrten, mich bei ihm zu bedanken. Ich erhielt eine Audienz, und da Seine Kaiserl. Hoheit überaus gnädig gegen mich war, so wagte ich es, Deine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die begreiflicher und doch auch unbegreiflicher Weise bis jetzt geruht hatte; begreiflicher Weise, da Du ein strafbarer Deserteur warst, unbegreiflicher Weise aber, weil fort und fort im ganzen Regimente bedauernd von Dir gesprochen wurde. Glücklicherweise erinnerte sich sogleich der Erzherzog Deines Namens von Regensburg her und versprach mir, ungesäumt Deine Sache bei dem Kaiser zu betreiben. Du weißt aber, wie es bei den hohen Herrn geht, auch wenn sie die größte Eile zusagen. Erst vor vier Wochen kam im militärischen Anzeiger die öffentliche Anerkenntniß Deiner Unschuld, sowie die Mittheilung, daß die Gnade des Kaisers die Strafe für Deine Desertion Dir erlassen habe."

„Deine gute Mutter, deren Wohnung ich ausgekundschaftet hatte, und die ich zuweilen besuchte, um mit ihr über Dich zu sprechen, ließ mir nun keine Ruhe, ich mußte in allen größeren Zeitungen einen Aufruf an Dich ergehen lassen. Das Uebrige weißt Du. Und nun Gott sei Dank, mein armer Junge, daß sich Alles so zum Besten gewendet hat!"

„Und, nächst Gott Ihnen, Herr Hauptmann, herzlichsten, innigsten Dank!" fiel Heinrich auf's Tiefste bewegt ein. „Ohne Sie wäre ich nicht aus dem Gefängnisse herausgekommen, hätte die entehrende Strafe erleiden müssen, und, da ich dieselbe schwerlich überstanden hätte, läge ich jetzt wohl in böhmischer Erde begraben. Ohne Ihre gütige Hülfe wäre ich vielleicht zeitlebens ein armer, umherirrender Flüchtling geblieben, auch nachdem ich dem Gefängnisse und dem Tode entronnen war. Denn wer hätte sich meiner annehmen, meine Begnadigung nachsuchen sollen! Wäre es mir nur vergönnt, Ihnen meine große, große Dankesschuld einigermaßen abtragen zu können!"

„Laß das, mein guter Heinrich!" antwortete Offini. „Du weißt, daß ich Dich lieb habe, und die Liebe rechnet

nicht bei dem, was sie thut. Erzähle mir jetzt vor Allem, wie es Dir ergangen ist; ich bin zu begierig, Deine Schicksale zu hören."

Und Heinrich erzählte ohne allen Rückhalt, erzählte auch seine letzten Erlebnisse bei Meister Hofer.

„Aha", scherzte Ossini, „da wärest Du mir am Ende mit Fesseln gebunden worden, die selbst mein Aufruf in der Zeitung nicht hätte zerreißen können, ohne daß ich zugleich einen Aufruf Deines Mütterchens dazu gesetzt hätte. Nun, es ist besser, daß es so gekommen ist. Das mit der Böhmin wird sich ja finden. Was hast Du aber nun vor? Wie denkst Du Deine Zukunft einzurichten? Zum Soldatwerden wirst Du wohl keine Lust mehr haben. Wie die Sachen jetzt stehen, ist der Soldatenstand fast der traurigste, der sich denken läßt. Denn wer weiß, ob unser Heer nicht über Kurz oder Lang noch einmal mit dem Napoleon gemeinsame Sache machen muß! Und nicht war, das stünde Deinem patriotischen Sinne schlecht an? — Aber zum Schreinermeister, meine ich, wärest Du auch nicht geboren. Es ist zwar ein ehrlich Handwerk, das seinen Mann nährt; aber wie ich Dich kenne, denke ich mir, daß Du Dich beim bloßen einfachen Handwerke doch auf die Dauer nicht glücklich fühlen würdest. Sprich Dich einmal ganz offen gegen mich aus."

Heinrich wurde über und über roth, schwieg aber nachdenklich eine Zeit lang stille.

„Ganz Unrecht mögen Sie nicht haben mit dem Handwerke", sagte er dann leise, „ich habe wohl jetzt schon Stunden gehabt, in welchen mir der Gedanke kam, den Sie soeben ausgesprochen haben. Aber was soll ich machen? Mein sehnlichster Herzenswunsch kann ja doch nicht in Erfüllung gehen, dazu fehlen mir die Mittel."

„Und der wäre?" fragte Ossini.

„Das zu werden, was mein Vater war, Maler!" antwortete Heinrich seufzend.

„Damit wird's freilich seine Schwierigkeiten haben," sagte nachsinnend der Hauptmann. „Doch wir wollen das für heute lassen und jetzt zur Ruhe gehen; es ist schon beinahe Mitternacht und für Mütterchen darfst Du morgen keine matten, trüben Augen mitbringen. Gute Nacht!"

VIII.

Sollen wir es nun unternehmen, das Wiedersehen zu schildern, welches am andern Morgen zwischen Heinrich und seiner Mutter stattfand? Wir verzichten darauf. Für Diejenigen, welche im eigenen Herzen den Maßstab haben, zu wissen, was treue Mutterliebe und herzliche Kindesliebe ist, bedarf es solcher Schilderung nicht; für Diejenigen aber, denen dieser Maßstab fehlt, sind solche Schilderungen nicht besonders angenehm zu leken; sie sehen darin leicht widerliche Uebertreibungen und Ueberschwänglichkeiten.

Wir wollen deßhalb nur berichten, daß Ossini am anderen Morgen in aller Frühe zu Heinrichs Mutter hinausfuhr und seinem Burschen den Befehl gab, Heinrich in einer halben Stunde etwa nachzubringen, weil er selber wegen dringender Geschäfte nicht sogleich wieder zurückkommen könne. Wir wollen weiter berichten, daß Heinrich seine Mutter bei voller Gesundheit und Rüstigkeit fand, und zwar in einem behaglichen, freundlichen Stübchen, das nirgends eine Spur von Armuth und Entbehrung blicken ließ. Sie hatte sich anfangs zwar ziemlich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit durchschlagen müssen, weil durch vieles Weinen ihre Augen gelitten hatten und nur mit großer Schonung zu den feinen, weiblichen Arbeiten gebraucht werden durften, auf deren Ertrag Frau Haage angewiesen war. Als aber Ossini wieder hergestellt und mit ihr in Verbindung getreten war, hatte der edle Mann es sich nicht nehmen lassen, der Mutter seines jugendlichen Freundes eine wöchentliche Unterstützung zu geben, die sie aller Sorge enthob.

„Ich habe ja doch keine Familie", hatte er gesagt, „und brauche für mich selbst meinen Ruhegehalt nicht ganz. Für wen soll ich denn sparen? Ohnehin bin ich an dem Schicksale Ihres Heinrich wohl mit die unschuldige Ursache, da ihm der Vorzug, den ich ihm zu Theil werden ließ, den Haß seiner Neider erweckte".

Heinrich war noch mitten im Erzählen, als Ossini wiederkam. Er wollte sich unterbrechen mit Danksagungen gegen seinen väterlichen Freund, der seine Freundschaft so

treulich auch auf die Mutter ausgedehnt hatte, aber Ossini litt es nicht.

„Fortfahren, fortfahren!“ befahl er im militärischen Tone, „solche Dinge gehören ganz und gar nicht hieher“.

Und als Heinrich dagegen Einwendungen erhob und sich von Neuem in Dankesworten ergehen wollte, rief er endlich lächelnd:

„Fähnrich Haage, will Er wohl Ordre pariren, wenn Ihm sein alter Hauptmann etwas befiehlt? Ich werde Ihn sonst etliche Tage ins Loch schicken müssen. Nun kein Wort mehr!“

Heinrich gehorchte denn nun und beendigte seine Erzählung; aber die Blicke, mit denen er seinen treuen Hauptmann ansah, sprachen eindringlicher, als Worte es gekonnt hätten, seine Dankbarkeit aus.

Ossini lud sich für heute bei Frau Haage selbst zu Tische.

„Ich kann Ihnen Ihren lieben Ausreißer nicht schon wieder mitnehmen“, sagte er, „und möchte doch auch gerne in seiner Gesellschaft sein“.

Nach Tische kam wieder die Rede auf Heinrichs Zukunft, und als der Hauptmann den Wunsch Heinrichs erwähnte, den er gestern Abend ausgesprochen, seufzte Frau Haage:

„Gott weiß es, lieber Heinrich, wie gerne ich Dich in die Fußstapfen Deines Vaters hätte treten und Maler werden lassen. Aber es ging durchaus nicht. Wie hätte ich's fertig bringen können, mit meiner Hände Arbeit die Kosten zu erschwingen? Wie glücklich wollte ich aber sein, wenn Du jetzt noch die Künstlerlaufbahn einschlagen könntest! Wie oft hat Dein guter Vater schon in Deiner Kindheit gesagt: in dem Burschen steckt wahrlich ein geborener Maler!“

„Nun, wer weiß, wie es noch kommen kann“, sagte Ossini. „Morgen gehen wir zum Erzherzog Karl. Ich habe mir vorhin durch den Hofmarschall, den ich von meiner Dienstzeit her kenne, eine Audienz auswirken lassen und dieselbe ist für morgen zugesagt worden. Vielleicht läßt sich da ein Wort von der Sache anbringen“.

Und richtig, am anderen Morgen fand die Audienz statt und hatte einen überaus günstigen Verlauf.

Der Erzherzog war äußerst gnädig, ließ sich von Heinrich in Kürze seine Erlebnisse erzählen und fragte dann selber nach seinen Plänen für die Zukunft.

Da rückte Ossini denn wacker in's Treffen, berichtete, wie Heinrichs Mutter nur aus Noth ihn ein Handwerk habe lernen lassen, wie aber ihr und ihres Sohnes sehnlichster Wunsch sei, daß Heinrich, wie sein verstorbener Vater, Maler werden möge — und das Ende vom Liede war, daß der Erzherzog bei der Entlassung sagte:

„Nun, mein Sohn, wir sind Dir wohl für all' das Ungemach, das Du unschuldiger Weise ausgestanden und für die Tapferkeit, womit Du bei Regensburg die Fahne gerettet hast, ein Schmerzensgeld und einen Dank schuldig. Ich werde die Sache Sr. Majestät, dem Kaiser, vortragen und zweifle nicht, daß Dir die Mittel zur Erfüllung Deines Herzenswunsches bewilligt werden. Du sollst von mir hören".

Wer war glücklicher als Heinrich!

Und siehe, der Erzherzog hielt Wort. Schon nach wenigen Wochen kam ein großer Brief aus der Kaiserlichen Kanzlei, worin die Mittheilung stand, daß für Heinrich Haage der freie Besuch der Kaiserlichen Malerschule bewilligt sei und zugleich eine Geldunterstützung von jährlich fünfzig Gulden bis zu seiner vollendeten Ausbildung; man hoffe, daß er sich durch Fleiß und gute Aufführung der Kaiserlichen Gnade stets würdig erweisen werde.

Daran ließ es Heinrich denn nicht fehlen, und bald hatte er sich die Liebe aller seiner Lehrer erworben, die die Riesenfortschritte bewunderten, welche der ehemalige Schreinergeselle machte, und ihm gerne in jeder Weise behülflich waren, als sie das große Talent sahen, das sich bei ihm je länger, je mehr entwickelte.

Ossini, bei welchem sich die Strapatzen des Feldzugs von Tag zu Tage mehr geltend machten, und dem die täglichen Besuche bei Heinrich und seiner Mutter, die ihm bald ein Bedürfniß geworden waren, höchst beschwerlich zu werden begannen, rückte eines Tages mit dem Vorschlage heraus, Frau Haage möge sich eine größere Wohnung miethen, er wolle dann bei ihr Quartier nehmen

und auch in die Kost gehen; so sei er der lästigen Fahrten überhoben und habe auch Jemand in seiner Nähe, der im Falle einer eintretenden Krankheit ihn besser pflege, als so ein unbeholfener Bursche es vermöge.

Frau Haage ging gerne auf diesen Vorschlag ein, aus welchem Heinrich jedoch nur die geheime Absicht des Hauptmanns erkannte, seiner Mutter die Unterstützung, die er ihr bisher hatte zufließen lassen, in einer etwas weniger drückenden Form und in reichlicherem Maße zuwenden zu können. Sein Herz wurde dadurch, wo möglich, noch inniger an den edlen Mann gefesselt, und treuere Liebe, zartere Aufmerksamkeit, als er sie von Heinrich erfuhr, hätte derselbe bei eigenen Angehörigen nicht finden können.

Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß Heinrich, als seine Zukunft soweit entschieden war, nicht versäumte, einen langen Brief an Meister Hofer zu schreiben, worin er von seinen Erlebnissen berichtete, für all' die Liebe, die er in seinem Hause erfahren hatte, noch einmal herzlich dankte, und auch einen Gruß an Liesel beifügte.

In dem Antwortschreiben, das nicht sehr lange auf sich warten ließ, konnte sich Meister Hofer nicht enthalten, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß Heinrich dem ehrsamen Handwerke untreu geworden sei, wünschte ihm aber für seine neue Laufbahn den besten Erfolg. „Liesel ist noch immer traurig", hieß es am Schlusse des Briefes, „aber es wird sich mit Gottes Hülfe wohl geben. Sie sieht jetzt schon ein, daß sie doch wohl keine Frau für einen Maler habe werden können. Pfarrer Baier läßt für die Grüße danken und freut sich, daß aus dem geschickten Schränkemaler nun ein wirklicher Bildmaler werden wird".

Auch einen anderen Brief, konnte Heinrich sich nicht enthalten, jetzt abgehen zu lassen, einen Brief, der eine Entscheidung über sein Lebensglück herbeiführen sollte. Wohin er ging? wird der geneigte Leser nicht erst lange fragen. „An Magda Wilzek", lautete seine Adresse.

Allein, wer beschreibt Heinrichs Schmerz, als nach einiger Zeit dieser Brief wieder zurückkam mit der Bemerkung der böhmischen Postanstalt: „Unbestellbar, weil

die Adreſſatin nicht zu ermitteln war"? Jetzt erſt, wo er die Hoffnung glaubte aufgeben zu müſſen, welche ihm bisher in allem Dunkel ſeines Lebensganges wie ein heller Stern geleuchtet hatte, die Hoffnung, ſeine Retterin wiederzuſehen und an ihrer Hand das Glück ſeines Lebens zu finden, jetzt erſt fühlte er, wie tief die Liebe zu jenem Mädchen in ſeinem Herzen ſaß und mit jeder Faſer desſelben verwachſen war. — Aber jetzt zeigte es ſich auch, wie in dem Kampfe des Lebens, deſſen ganzen Ernſt er von Jugend auf hatte durchmachen müſſen, ſein Herz geſtählt worden war zum Ertragen des bitterſten Schmerzes. Statt ſich einer feigen, unmännlichen Traurigkeit hinzugeben, faßte er ſich alsbald, nachdem er vor der treuen Mutter, vor welcher er kein Hehl hatte, und vor dem väterlichen Freunde, der ja ſchon um ſeine Liebe wußte, das übervolle Herz ausgeſchüttet hatte, und ſuchte in treuer angeſtrengter Arbeit das rechte Heilmittel für die blutende Wunde ſeines Herzens. Zwei Jahre lang blieb er ruhig in ſeiner Malerſchule und machte unter der Anleitung tüchtiger Lehrer die überraſchendſten Fortſchritte in ſeiner Kunſt. Sein erſtes größeres Bild, welches den vollen Beifall ſeiner Lehrer fand, ſtellte jene ihm unvergeßliche Stunde in dem böhmiſchen Gefängniſſe dar, da ihm die Tochter des Gefängnißaufſehers Befreiung brachte. Man ſah es dem Bilde an, daß dabei nicht bloß die Hand, ſondern auch das Herz den Pinſel geführt hatte.

„Alſo ſo ſah ſie aus?" fragte wehmüthig lächelnd Hauptmann Oſſini, als ihm Heinrich das Bild zeigte, das er bis zu ſeiner Vollendung vor Niemanden hatte ſehen laſſen.

„So ſteht ſie mir wenigſtens vor den Augen des Geiſtes, und wird davorſtehen, bis ſich die Leibesaugen ſchließen", war Heinrichs Antwort, die er mit ſchmerzbebenden Lippen gab.

„Aber ſollte denn wirklich alle Hoffnung am Ende ſein?" fuhr theilnahmsvoll Oſſini fort. „Muß denn das Zurückkommen des Briefes unbedingt ſo gedeutet werden, daß das Mädchen todt und für dich verloren iſt? Daß der Vater geſtorben iſt, haben freilich meine

Erkundigungen bei der Polizei des Städtchens festgestellt, aber von dem Tode der Tochter war doch keine Rede, wenn man auch keine Auskunft darüber geben konnte, wohin sie gekommen sei. Weißt Du was? Ich würde mich an Deiner Stelle jetzt selber einmal aufmachen und an Ort und Stelle Nachforschungen anstellen. Vielleicht wissen die Nachbarn des Gefängnisses mehr über das Mädchen als die hohe Polizei, der es möglicherweise zu unbequem war, nähere Erkundigungen einzuziehen. Du hast ja jetzt Deine Lehrzeit mit Ehren vollendet und kannst Dich recht gut auf einige Wochen frei machen".

Heinrich schüttelte wehmüthig den Kopf, wagte aber doch nicht, den wohlmeinenden Worten Offinis geradezu zu widersprechen, weil ihm selber wohl schon ähnliche Gedanken durch den Sinn gegangen waren. Er hatte aber bis jetzt dieselben immer geglaubt abschütteln zu müssen, weil er sich eine längere Unterbrechung seiner Lernzeit nicht meinte gestatten zu dürfen, und hatte sich allmählig selber immer fester in den Glauben hineingeredet, daß alle Nachforschungen vergeblich sein würden, daß Magda wie ihr Vater gestorben sei.

Auch Offini hatte die Gedanken, welche er soeben in Heinrichs Seele geworfen, schon längst mit sich herumgetragen, aber nicht geglaubt, denselben Worte geben zu dürfen, ehe Heinrichs Lernzeit um war, damit dieser nicht in seiner Arbeit gestört werde. Wohl that es ihm oft im tiefsten Herzen wehe, wenn er die stille Traurigkeit bemerkte, welcher sich Heinrich hingab, so oft er sich unbeobachtet glaubte. Wohl hatte er mehr als Ein Mal die tröstenden Worte, die er soeben gesprochen, schon auf der Zunge gehabt, um die Freudigkeit und den Muth des jungen Freundes wieder herzustellen: aber das wohlverstandene Interesse desselben, das er im Auge hatte, drängte ihm immer wieder die tröstenden Worte zurück, machte das Herz wieder stark, das schon weich werden wollte.

„Ist seine Liebe wahr und ächt", dachte der edle Mann, „so wird sie nicht sterben und kämpft er jetzt auch einen schweren Kampf, so werden ihm die Früchte desselben zu Gute kommen, wenn der Herr, wie ich hoffe,

nach dem Kampfe den Sieg, nach den trüben Tagen Freudentage schenkt. Er wird innerlich geläutert und gestählt aus demselben hervorgehen.

Aber jetzt, wo Heinrich seine Lernzeit so wohl benutzt und seinem Ziele so erfreulich sich genähert hatte, ein tüchtiger Maler zu werden; jetzt, wo das in der Stille gemalte Bild so beredtes Zeugniß davon gab, wie tief und unauslöschlich jene erste Liebe in Heinrichs Herzen sich eingegraben hatte: jetzt konnte er nicht länger schweigen.

Und als bald darauf Heinrichs Bild um einen ziemlich bedeutenden Preis von dem Museum in Prag angekauft wurde, also die Mittel zu einer Reise nach Böhmen reichlich vorhanden waren, da drängte Ossini mehr und mehr, daß Heinrich die Reise antrete.

Endlich ließ sich dieser überreden, und als er nach 3 Wochen zurückkehrte, brachte er als das Ergebniß seiner Nachforschungen die Kunde, daß Magda nicht gestorben sei, sondern nach dem Tode des Vaters und nachdem alle ihre Habseligkeiten versteigert gewesen seien, mit einer Tante, die zum Begräbnisse sich eingestellt hätte, fortgezogen sei. Wohin? darüber habe Niemand Aufschluß geben können.

Schien auch für Heinrich diese Kunde eine ebenso trostlose, als wenn ihm die Nachricht von Magda's Tode geworden wäre, sowohl Ossini wie seine Mutter waren anderer Ansicht und und unterließen nichts, die Hoffnung auf ein Wiederfinden der Geliebten in Heinrichs Herzen wach zu erhalten.

Wie froh war übrigens dieser jetzt, den friedlichen Beruf eines Malers dem unruhigen, lärmenden Soldatenberufe vorgezogen zu haben! Denn was Hauptmann Ossini ahnenden Geistes vorausgesehen hatte, daß nämlich das österreichische Heer nocheinmal mit den Franzosen gemeinsame Sachen werde machen müssen, das war richtig eingetroffen. Am 14. März 1811 hatte Napoleon mit dem Kaiser von Oesterreich, der schon im vorigen Jahre sein Schwiegervater geworden war, ein Bündniß geschlossen, in Folge dessen 30,000 Mann Oesterreicher unter Schwarzenbergs Führung zu seinem Heere zu stoßen hatten. Wie leicht hätte Heinrich, wenn er den Soldatenstand erwählt hätte,

das herbe Loos treffen können, unter diesen 30,000 Mann zu sein und *für* den Erbfeind deutscher Nation kämpfen zu müssen, *gegen* welchen ihn vormals seine edle vaterländische Begeisterung in die Waffen getrieben hatte und gegen welchen er, wie jeder ächt deutsche Mann damals, einen heiligen Zorn im Herzen trug! Wie leicht hätte ihm dann auch das Schicksal zu Theil werden können, eines der zahllosen Opfer zu werden, welche durch ihren elenden Tod im russischen Schnee oder in den eisigen Wogen der Beresina die zügellose Eroberungssucht des französischen Tyrannen bezahlen mußten! Denn als im Sommer des Jahres 1812 das riesige Heer beisammen war, mit welchem Napoleon auch das russische Reich in seine Welteroberungspläne hineinziehen wollte, da bildeten die österreichischen Truppen unter Schwarzenberg zusammen mit Franzosen unter Vandamme das 8. Corps desselben.

Wie der so tollkühn geplante, so verwegen geführte russische Krieg endigte; wie Gott der Herr selbst mit den Flammen Moskaus dem Frevelmuthe Napoleons das Ziel setzte, wie von den mehr als 600,000 Mann, mit welchen der Krieg begonnen ward, nur etwa 58,000 Mann über die russische Grenze zurückkamen, Viele noch dazu mit dem Tode im Herzen: das steht in den Büchern der Geschichte mit unauslöschlicher, blutrother Schrift geschrieben und wohl jedes Kind weiß heutzutage davon. Aber auch davon weiß jedes, auch das steht mit goldenen Buchstaben in den Geschichtsbüchern geschrieben, wie es nun dem deutschen Volke in allen Adern zuckte, nach sieben schweren Jahren der Erniedrigung und Schande das verhaßte Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und die zertretene Ehre Deutschlands wieder herzustellen; wie schon am 30. Dezember 1812 der kühne preußische General York, anfangs sogar gegen den Willen seines Königs, aber in voller Uebereinstimmung mit allen Patrioten, die nicht durch politische Rücksichten gebunden waren, von den Franzosen abfiel und durch diese kühne That den ersten Anstoß zu Preußens Erhebung gab; wie diese Erhebung nun mit einer bis dahin beispiellosen Begeisterung und Opferwilligkeit in's Werk gesetzt wurde, nachdem der König von Preußen den ewig denkwürdigen Aufruf: „An mein

Volk" erlassen hatte, und wie nun jener große Rachekrieg gegen den französischen Eroberer begann, der mit dessen Abdankung endigte, und schließlich nach einem kurzen Wiederaufleuchten der kaiserlichen Herrlichkeit den mit dem Fluche Europas beladenen Corsen auf einer einsamen Felseninsel sein trauriges Ende in der Gefangenschaft finden ließ.

In diesen heiligen Kampf trat Oesterreich freilich erst ein, als schon die Preußen und Russen die Schlachten bei Großgörschen und Bauzen geschlagen hatten, und der Versuch des Kaisers Franz, einen Frieden zu vermitteln, an dem starren Hochmuthe Napoleons gescheitert war. Am 12. August 1813 erst erging Oesterreichs Kriegserklärung an Napoleon nach Dresden. Aber mit derselben Begeisterung, wie in Preußen schon im Februar und März, strömten jetzt auf einen Aufruf ihres Kaisers auch die Streiter aus Oesterreich zu den entfalteten Fahnen.

Hätte da Heinrich zurückbleiben können? — Nein er vertauschte freudig den Pinsel mit dem Schwerte und zog, begleitet von den Thränen der Mutter, aber nur noch mehr entflammt von den begeisterten Worten Ossinis, der — ach wie bitter! — seinen Stelzfuß bejammerte, in den heiligen Kampf.

Nachdem in der Völkerschlacht bei Leipzig Napoleons Glücksstern untergegangen und der Rest seines Heeres unter den wuchtigen Schlägen der Baiern, die sich jetzt ebenfalls der deutschen Sache angeschlossen hatten, über den Rhein geflohen war, zog „Alldeutschland in Frankreich hinein". Schwarzenbergs Corps, dem Heinrich angehörte, nahm seinen Weg durch die Schweiz. Auf diesem Zuge war es denn Heinrich vergönnt, seinem alten Meister Hofer im badischen Lande einen flüchtigen Besuch abzustatten, und mit Freuden vernahm er dort, daß Liesel sich endlich getröstet habe, und seit einem Jahre glücklich verheirathet sei. Die herzlichsten Segenswünsche des Hofer'schen Ehepaares, sowie des ehrwürdigen Pfarrers Baier, der auch noch am Leben war, begleiteten Heinrich auf seine Kriegsfahrten.

Wir lassen ihn in diesem guten Geleite ziehen und wollen nur erzählen, daß er aus allen Schlachten des

franzöſiſchen Krieges ungefährdet davonkam, obwohl er manchmal durch ſeine Begeiſterung ſich zu den größten Wagſtücken fortreißen ließ. Er galt als Einer der Tapferſten unter den Tapfern und mehrere Ehrenzeichen ſchmückten ſeine Bruſt, als er nach dem zweiten Pariſer Frieden in ſeine Heimath zurückkehrte. Dem Zureden, als Offizier weiter zu dienen, welches von ſeinen Vorgeſetzten häufig an ihn ergangen war, hatte er aus Liebe zu ſeiner Kunſt beharrlich das Ohr verſchloſſen.

Da Heinrich ſeine gute Mutter geſund, wenn auch durch die Sorge um ihn bedeutend gealtert, wiederfand und ebenſo ſein väterlicher Freund Oſſini ſich des beſten Wohlſeins erfreute, ſo fand der Vorſchlag des Letzteren, daß Heinrich jetzt zu ſeiner weiteren Ausbildung ſowohl, wie zu ſeiner Erholung von den Strapatzen des Feldzuges eine Reiſe nach Italien, dem gelobten Lande der Maler, machen möge, bei dieſem einen guten Boden.

Das Bedenken wegen der Geldmittel zu einer ſolchen Reiſe, die Heinrich erſt ſelber glaubte, durch neue Bilder verdienen zu müſſen, ſchlug der wackere Oſſini ohne Weiteres nieder.

„Ich bin ein alter Mann“, ſagte er, „und habe mehr, als ich zu meiner und Deiner guten Mutter Unterhalt brauche, habe auch ſchon ein hübſches Sümmchen zurückgelegt, weil es mir widerſtrebt, das Geld, welches ſich zu ſo manchem Guten verwenden läßt, in Wohlleben zu verpraſſen. Verwandte habe ich keine mehr. Wer ſollte da anders mein Erbe ſein, als Du Heinrich, der Du mir lieb geworden biſt, wie ein leiblicher Sohn? Nun denn, da nimmſt Du Dir denn von Deinem Erbtheile ein Stück vorweg zu Deiner Reiſe und legſt es da, denke ich, auf gute Zinſen an, auf beſſere jedenfalls, als es mir jetzt einträgt. Alſo abgemacht!“

Tief ergriffen warf ſich Heinrich dem edlen Manne an die Bruſt und rief: „Wenn Sie nicht ſchon längſt Vaterrecht und Vaterſtelle in meinem Herzen hätten, würde ich Ihr Anerbieten nicht annehmen können. So aber nehme ich es mit Dank und Freude an und Gott ſegne Sie dafür!“

Ehe aber die Reiſe angetreten wurde, drängte es

Heinrich, sein erstes Bild noch einmal zu sehen. Er wollte sich zu seiner Kunstreise gleichsam die Weihe holen, indem er die Geliebte, wie sie dort auf der bemalten Leinwand stand, wieder anschaute und ihr Bild sich wieder frisch in das Gedächtniß drückte, wo es doch ohnehin in unverlöschlichen Farben gemalt war.

Er kam nach Prag und fand auch im Museum alsbald den Saal, in welchem sein Bild aufgehängt war. Aber zu einem stillen Beschauen desselben kam er nicht; denn eine größere Gesellschaft war gerade in dem Saale mit dem Betrachten der Bilder beschäftigt. Ohne dieselbe irgendwie zu beachten, setzte er sich in einer Ecke des Saales nieder und hing seinen Gedanken nach, bis er allein sein würde.

„Aber Magda", hörte er da mit Einem Male rufen, „komme doch einmal hierher und siehe! Da stehst Du auf der Leinwand, wie Du leibst und lebst, und noch dazu in einer Darstellung, die ganz zu Deinen früheren Verhältnissen paßt! Das ist doch wirklich zu merkwürdig!"

Fuhr Heinrich schon empor, als er von einer ältlichen Dame, welche vor seinem Bilde stand, den Namen Magda nennen hörte und das Weitere vernahm, wie drängte sich alles Blut nach seinem Herzen, seine ganze Seele in die Augen, als nun eine schlanke Mädchengestalt auf den laut vernehmbaren Ruf hin, sich von einer Gruppe, die vor einem andern Bilde gestanden hatte, loslöste und zu der Rufenden hineilte!

„Sollte es möglich sein?" fragte es in ihm. „Sollte ich hier finden, was ich schon so lange, so schmerzlich betrauerte? Sollte doch noch ein Lichtstrahl hineinfallen in die Finsterniß meines Herzens?"

Da jagt es ihn auf von seinem Sitze, von welchem aus es ihm unmöglich war, den beiden Beschauerinnen vor seinem Bilde ins Gesicht zu sehen. Zitternd naht er sich zu denselben und hört, wie eben das Mädchen tiefaufseufzend spricht:

„Ja, Du hast Recht, Tante, das bin ich wirklich, und was das Bild darstellt, ist jene Stunde, von der ich Dir jüngst wieder erzählt habe, jene Stunde — fuhr leiser die Rednerin fort — die so entscheidungsvoll für mich geworden ist!"

Ein glühendes Roth bedeckte bei diesen Worten Hals und Nacken des Mädchens, das sich leise an die Schulter der Tante lehnte und es dadurch dem mit funkelnden Augen spähenden, mit erbleichenden Mienen lauschenden Heinrich erschwerte, ihm in's Angesicht zu schauen.

„Arme Magda", flüsterte die Tante und legte liebevoll den Arm um die schlanke Gestalt.

„Aber wer hat das Bild gemalt?" frug plötzlich das sich wieder emporrichtende Mädchen. „Es kann es doch nur Einer gemalt haben, der Eine, welcher außer Gott, dem Herrn, allein um jene Stunde weiß!"

„Und welcher Dich gewiß eben so tief im Herzen trägt, wie Du ihn", fügte die Tante hinzu, „sonst würde er dies Bild nicht gemalt, und vor Allem Dich nicht aus der bloßen Erinnerung so treu getroffen haben."

„Ach, daß er hier wäre, der Retter meiner Ehre!" klang es leise von Magdas Lippen und ein tiefer Seufzer erschütterte die ganze Gestalt.

Da konnte sich Heinrich nicht mehr zurückhalten.

„Er ist hier!" sprach er vortretend und in das Angesicht des Mädchens schauend, das voll Schrecken bei diesem Worte auffuhr.

Wir wagen es nicht zu schildern, was nun folgte. Der geneigte Leser mag es sich von seiner eigenen Einbildungskraft schildern lassen. Wir erzählen nur, daß die von der wunderbaren Begegnung tief erschütterte Tante ein paar Stunden später in dem Gasthofe, worin sie mit Magda wohnte, die Hände segnend auf die Köpfe eines glücklichen Brautpaares legte, daß Heinrich, nachdem er einen eiligen Brief nach Wien geschrieben, noch an demselben Tage mit seiner Magda und ihrer Tante, einer Beamten-Wittwe, nach dem kleinen Städtchen an der ungarischen Gränze abreiste, wo Magda nach dem Tode ihres Vaters bei der Tante eine Zuflucht gefunden und wo die Beiden bisher ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt hatten, und daß in die stillen Räume der Wittwe ein Glück einzog, welches um so größer war, je länger es auf sich hatte warten lassen.

An eine Reise nach Italien dachte Heinrich vorläufig nicht mehr. Er dachte nur daran, wie er seiner gealterten

Mutter recht bald eine liebe Tochter zuführen möge und führte diesen Gedanken auch möglichst schnell aus, nachdem ein Brief aus Wien die Segenswünsche der Mutter und Ossinis gebracht hatte. Daß auch die Tante sich entschloß, nach Wien überzusiedeln, machte das Glück des jungen Paares vollständig.

Auf der Hochzeit, welche im engen Kreise der fünf Glücklichen gefeiert wurde, brachte Ossini den Trinkspruch aus:

„Der Maler hat sich sein Glück ermalt, möge der Schreiner es niet- und nagelfest machen!"

Heinrich aber, sein junges Weib an sich ziehend, rief begeistert: „Ein irdischer Hauptmann hat an unserm Glücke zimmern helfen, möge der himmlische Hauptmann droben es ausbauen für die Ewigkeit!"

8. Buchstaben-Räthsel.

Sechs Buchstaben nimm aus dem Alphabet·
Und wenn Du die rechten genommen,
Wenn jeder an richtiger Stelle steht,
Wirst Du mancherlei Worte bekommen.
Jetzt sind' sie,
Hier sind sie.

1. 2. 3. 4. 5. 6.

Ich laufe mit behendem Fuß
Durch Flur und Haiden
Und bringe frohen Liedesgruß
Den Wandersleuten.
Auch am Theater gelt' ich heut'
Als großer Sänger,
Doch kennen mich wohl alle Leut'
Schon viel, viel länger.
Denn in uralten Tagen schon
Dient' ich zur Speise
Für eine ganze Nation
Auf dürrer Reise,
Doch iſt es ſchändlich, daß ihr's wißt!
Auf Weg und Stegen
Mir heute noch mit ſchlimmer Liſt
Das Netz zu legen,
Zum bloßen Gaumenkitzel nur
Mich wegzuſchießen,
Anſtatt mein Lied in der Natur
Froh zu genießen.

* * *

1. 2. 3. 4.

Off'ne Augen, hell und gut,
Thun's ſonſt wohl bei mir alleine,
Doch ſtarken Arm und tapfern Muth
Braucht' einſt man für mich am Rheine.

* * *

1. 2. 3.

Haſt Du nach ruhig durchſchlafener Nacht
Das Auge geöffnet dem Tage,
Und abgeſchüttelt die Träume ſacht,
Dann biſt Du, was ich ſage.

* * *

2. 3. 4.

Wehe dem, der mir verfiel
Einſt in früheren Tagen!

Noth und Elend ohne Ziel
Hatte der wohl zu tragen.
Jetzt bin ich nur noch bestimmt,
Zu steh'n in der Zahlenreihe
Und entstehe, wenn man nimmt
Häufig genug die Zweie.

* * *

2. 3. 4. 5. 6.

Bleib' mit dem Rechnen nur gleich im Zug!
Doch, wie Du auch kalkulirst,
Mich find'st Du nur, wenn Du oft genug
Ein Ganzes stets halbirst.

* * *

2. 3.

Wo Einer hat 'nen Schrecken,
Wirst Du mich stets entdecken.
Wo staunend die Leute stunden,
Da ward ich stets noch gefunden.
Und wo man ist im Leid
Da bin ich auch nicht weit.
Ja, will's mit des Räthsels Lösung nicht glücken,
Wirst voll Aerger Du mich in die Luft am End' schicken.

9. Anekdote.

Der Schulzenpeter aus Kardorf war nicht auf den Kopf gefallen, hatte auch, wo es galt, den Mund auf dem rechten Flecke.

Kommt er einmal in die Stadt, seinem Jaköbchen, das schon hübsch lesen kann, zu Weihnachten ein schönes Buch zu kaufen, damit das Büblein daraus an den langen Winterabenden vorlese.

Er tritt in eine Buchhandlung und findet da mehrere junge Herrchen hinter dem Büchertisch, die eine sehr interessante und lustige Unterhaltung führen und eine ganze Weile thun, als ob sie den Schulzenpeter noch gar nicht gesehen hätten.

Als der Peter sich etliche Mal vernehmlich geräuspert hat, bequemt sich endlich doch einer der jungen Herrn nach seinem Anliegen zu fragen. Der Peter sagt's.

„Ja, mein Bester", antwortet da das Bürschen achselzuckend, „wißt Ihr denn kein bestimmtes Buch zu nennen, welches Ihr gerne hättet?"

„Nein", sagt der Schulzenpeter, „ich dachte, Ihr würdet mir wohl eins anrathen können. Ihr müßt das ja doch am besten verstehen."

„Halt!" ruft da plötzlich der junge Mann und läßt einen schalkigen Seitenblick, den aber der Peter wohl bemerkt, zu den lachenden Genossen hinübergleiten. „Wir haben da ein sehr gutes Buch, das ganz für Euern Zweck paßte; es handelt von der Erziehung des Ochsen."

„Hm!" meinte der Peter scheinbar ganz harmlos, „das könnt' ich allerdings wohl gebrauchen. Zeigt mir's einmal!"

Er sieht sich das vorgelegte Buch an und thut, als merke er nichts davon, wie die jungen Herrn sich über ihn lustig machen und ziemlich vernehmlich über den „Ochsenvater" und den „Gelehrten im Bauernkittel" spötteln. Endlich legt er das Buch weg und fragt:

„Kann man hier nicht auch ein Buch haben, welches von der Erziehung der Kälber handelt?"

„Bedauere sehr", antwortet spöttisch der junge Mann, der ihn bedient, „ein solches Buch haben wir nicht. Wir haben nur dieses für die Ochsen."

„Das thut mir leid", sagt da der Schulzenpeter und greift nach seiner Mütze, „ich würde sonst gerathen haben, daß Ihr und jedes von den jungen Herrchen dort seiner Mutter dieses Buch zu Weihnachten schenkte."

Sprach's und verschwand.

10. Altes Gold.

Wer auf jede Feder acht't,
Nie das Bette fertig macht.

So lautet ein altes Sprüchwort, das schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von der „Weisheit auf der Gasse" gebraucht wurde.

Um dasselbe aber recht verstehen zu können, muß der geneigte Leser — bei den freundlichen Leserinnen bedarf es hoffentlich dieser Erinnerung nicht? — einmal Acht geben, wenn sein Bette gemacht wird. Ist dasselbe noch eins von der guten alten Sorte, die Einem statt harter Sprungfedern- und Roßhaar-Matratzen ein weiches Federbett unterlegt und die besonders bei kalter Winterszeit zu schätzen ist, so wird es dem Zuschauer nicht entgehen, wie beim Aufschütteln des zusammengelegenen Federbettes jedesmal feine Flaumfederchen in der Luft herumfliegen, die sich mit ihren dünnen, spitzen Kielen durch das umhüllende Zeug durchgedrängt haben.

Sparsame und haushälterische Frauen lassen aber diese Federchen nicht so ohne Weiteres fliegen und fegen sie nachher mit fort, wenn der Staub abgerieben und das

Zimmer ausgekehrt wird, sondern sie sammeln die Flüchtlinge sorgfältig in einem Säckchen, welches neben dem Bette hängt, um sie dann, wenn im Laufe der Zeit das Säckchen voll geworden ist, wieder in die Kissen oder in das Unterbett einzufüllen. Denn bekanntlich sind gute Flaumfedern nicht gerade wohlfeil.

Wenn nun aber eine Hausfrau oder auch die von ihr belehrte Magd auf jedes, auch das kleinste Federchen achtet und auch das unscheinbarste Fläumchen wieder erhaschen und einfangen will, so wird es gehen, wie das Sprüchwort da oben sagt: das Bette wird nie fertig gemacht werden, oder es wird doch wenigstens mit dem Bettmachen so viel gute Zeit vertrödelt, daß andere nothwendige Arbeit liegen bleiben muß und also der Gewinn an Federchen zu dem Verluste an Zeit in gar keinem Verhältnisse steht.

Was will nun aber das Sprüchwort sagen? Will's nichts weiter als diese einfache hausbackene und haushälterische Wahrheit vorhalten, und Denen, welche Federbetten zu machen haben, den Rath geben: Sammelt höchstens die Federn, die der Mühe werth sind, daß man sie wieder erhascht und einsackt, und haltet euch mit dieser Arbeit nicht länger auf, als sie verdient? Nein, damit ist die Weisheit des Sprüchworts noch nicht am Ende. Dieser Rath ist höchstens die silberne Schale, in welcher aber auch noch ein goldener Apfel steckt, von welchem es sehr zu wünschen wäre, daß sich ihn Jedermann, weß Geschlechtes und Standes er auch sein mag, aus der silbernen Schale herausschälte.

Das ist die beherzigenswerthe, nicht genug zu empfehlende Lebensregel:

Vertändele nicht Deine Zeit mit nutzlosen Kleinigkeiten!

Mach' es also zum Exempel nicht wie der Hanfrieder von Schanzenbach, der Wunders was Nützliches zu thun meinte, wenn er Stunden lang auf den Wiesen oder Stoppelfeldern, darauf Hanf zum Rösten gelegen hatte, nach den liegengebliebenen Hanfstengelchen suchte, um sich daraus nachher selbst die Schmicken für seine Peitsche

zu drehen, mittlerweile aber den faulen Knecht, welchen er hatte, nach Herzenslust schalten und walten ließ, ohne ihm auf die Finger zu sehen, bei dem es deßhalb auch stets in seiner Wirthschaft so ging, daß er noch Heu zu machen hatte, wenn andere Leute schon Korn schnitten, und der endlich — ein Lump geworden ist.

Mach' es auch nicht, wenn Du eine Frau bist, wie die Evelies zu Ransweiler, die mit ihrer Hausarbeit nie fertig werden konnte, obschon sie keine Kinder hatte, und jeden Tag fast eine Taglöhnerin zur Hülfe haben mußte, — weil sie, sowie im Hofe ein Huhn gackerte, Alles stehen und liegen ließ und spornstreichs hinauslief, um zu sehen, ob auch das Huhn sein Ei nicht verlege. Wenn dann das durch ihr Herbeistürmen erschreckte Huhn statt in das Hühnerhäuschen zu gehen, auf die Gasse lief, so konnte sie ihm halbe Stunden lang aufpassen, ob es auch zurückkäme und pflichtmäßig auf das Nest ginge, das Ei dorthin zu legen.

Zeit ist ja auch Geld, wie der Engländer richtig sagt, ja sie ist noch mehr werth als Geld. Denn unnöthig ausgegebenes Geld kann man durch Fleiß und Sparsamkeit wieder beibringen; unnütz vergeudete Zeit aber ist unwiederbringlich.

Wie manchen Verlust und Aerger dazu würde sich der Hanfrieder erspart haben, wenn er sich beim Seiler für zwei oder drei Groschen Schmickenkordel gekauft hätte, und wäre, statt die Aecker und Wiesen abzusuchen, seiner Ackerwirthschaft nachgegangen! Wieviel Tagelohn, wieviel Scheltworte ihres Mannes dazu hätte sich die Evelies ersparen können, wenn sie ruhig bei ihren Haushaltungsgeschäften geblieben wäre und hätte meinetwegen auch einmal ein gackerndes Huhn sein Ei verlegen lassen, zumal da damals das ganze Viertelhundert Eier nur 7 Groschen galt, also noch nicht einmal soviel, als ein einziger Tagelohn betrug!

Merk's: Die Zeit hat Flügel. Laß darum lieber die kleinen Federchen fliegen, wohin sie wollen, als daß Du die Zeit dahinfliegen lässest, ohne sie rechtschaffen auszunutzen, wie es Dein Stand und Beruf mit sich bringt.

Die verloren gehenden Federchen kannst Du immer wieder mit Geld herbeischaffen und ersetzen, die verlorene Zeit aber nimmermehr.

11. Die Fuchsmühle.

Eine Geschichte aus der Franzosenzeit von Armin Stein.

I.

Es ist ein liebes, freundliches Thal, durch welches die Gödsche läuft und auf welches der Petersberg mit seinem alten, aschgrauen Gesicht so recht großväterlich herniederschaut. Man hat sie freilich schöner in der Welt die Thalebenen, und wer aus Thüringen kommt oder aus Böhmen oder gar aus dem Schweizerland, der hält unser Thal nicht der Rede und des Ansehens werth. Aber schön ist's darum doch, nämlich für den, der mit genügsamem und dabei offenem Auge von der alten Salzstadt Halle her es durchwandert, oder von der Höhe des Petersberges es überschaut. In Gottes Welt ist ja das eben so wunderbar und ein Beweis von dem unermeßlichen Reichthum der göttlichen Schöpfergedanken, das auch das scheinbar Geringfügige und Unansehnliche seine heimlichen Reize hat für den, der Augen hat zu sehen; und wenn jedes Thautröpflein am Grashalm eine Welt für sich ist, so ist auch unser Gödschethal eine kleine Welt, in der sich Vieles zugetragen hat — wer's nur Alles wüßte.

Die Gödsche, von deren Dasein die Allerwenigsten der Spinnstubenleser etwas wissen werden, ist nur ein kleines, schmalbäckiges Wässerlein, das manchmal seine liebe Noth hat, vom Fleck zu kommen, und an etlichen Stellen, wo das Ufer eingefallen ist und die Steine sich quer in den Weg legen, da ist das nur so ein leises Trippen, daß man denkt, hier geht dem armen Bächlein das Herzblut aus. Aber dieser Bach hat ein zähes Leben — hernach kriegt er doch wieder Courage, und dann geht's mit neuer Lebenslust vorwärts, bis er an das Ziel seines Weges kommt und bei Lettin sich der alten gutmüthigen Saale in die Arme wirft.

Die Göbſche hat überdem auch nur einen kurzen Lebenslauf. Es dauert kaum drei Stunden, ſo iſt ſie am Ende angekommen. Aber das ſchadet auch nichts: bei einem Lebenslauf kommt es nicht ſowohl auf die Länge an, als auf den Inhalt — und erlebt hat die kleine Göbſche ſchon ſoviel, daß das nicht Alles in ein Buch geht und auch auf keine Kuhhaut.

Endlich iſt die Göbſche auch von ziemlich unſauberer Herkunft, indem ſie in der unmittelbaren Nachbarſchaft eines Schweinestalls das Licht der Welt erblickt; aber in dieſer Hinſicht tröſtet ſie ſich mit der großen, ſtolzen Donau, die ja auch von geringem Herkommen iſt und es hernach doch noch zu was gebracht hat in der Welt.

Schützend ſtehen an der Göbſche Ufern die hochſtämmigen Erlen und Rüſter, die ſich breit vor die Sonne legen, wie ein grüner Schirm, daß dem Wäſſerlein kein Leids geſchehe und den drei Müllern, die ſich an den Bach geniſtet haben, das Rad im Sommer nicht ſtehen bleibe. Lebensluſtig ſpielen die fingerlangen, grauen Fiſchlein in der klaren Fluth, denn es trachtet ihnen Niemand mit Angel oder Netz nach dem Leben und in dem dichten Schlingkraut hält der Laubfroſch ſeine ſtillen, tiefſinnigen Betrachtungen.

Auf den Wieſen, die der Bach beſpült und im Frühjahr gewöhnlich auch unter Waſſer ſetzt, da duftet's von tauſend und tauſend Blüthen; auf den Hügeln, die ſich wie erſtarrte Meereswellen zu beiden Seiten des Thales hinziehen, reifen die Kirſchen und Pflaumen; die Felder ſtehen dick mit Korn und der Bauer hat ein reichliches Ernten. Es iſt ein geſegneter Strich Landes und die Bauern klimpern behäbig mit den Silberthalern in der Taſche.

Dicht drängen ſich die Dörflein zuſammen, als wollten ſie mit einander plaudern oder als wollten ſie ſich an einander wärmen, wie eine Heerde Küchlein und der alte Petersberg iſt die Gluckhenne dazu. Es ſieht aus, als gehörten die Dörflein alle zuſammen zu Einer Familie. Und das wird auch wohl ſo ſein, denn ſie reimen ſich ja auf einander, und was ſich reimt, das gehört auch zuſammen. Hier im Göbſchethal ißt ſich Alles: Fröſtnitz und Rehlitz

und Trebitz und Wallwitz und Dachritz und Westewitz und Merkewitz und Löbnitz und Sennewitz. Nur wir sind aus der Art geschlagen: Teicha und Räthern und Groitsch und Lehnsdorf; die müssen wohl erst später in die Itz-Familie hineingeheirathet haben. —

Nachdem nun der Leser einigermaßen mit der Oertlichkeit Bescheid weiß, bitte ich ihn, mir in dies Thal zu folgen, denn ich hab' ihm da ein artig Stücklein zu erzählen. Wohl ist's schon lange her, an die siebenzig Jahr, aber wenn ich in die Gegend komme, wie ich jährlich zweimal pflege, im Frühling, wenn der Raps blüht und im Herbst, wenn die Bäume den bunten Josephsrock anziehen, dann ist es mir, als sähe ich die Gestalten wieder lebendig vor mir, die damals auf diesem Stücklein Erde wandelten und weinten und lachten: den alten Fuchsmüller, das zarte Müllerröschen, den schmucken Jakob, den heimtückischen Sigmund und alle die Andern, die mit zu der Geschichte gehören. Manches war dazumal noch anders in dem Gödschethal: der Wald war dichter, die Wege krummer, und in Löbnitz stand noch nicht die curiose Linde, welche Wiebach, der freundliche Wirth, vor seinem Hause großgezogen hat, und unter deren Laubdach den Bauern das Bier so gut schmeckt, daß sie das Zählen der Gläser vergessen; aber eins war dazumalen schon ebenso wie jetzt; das Menschenherz, dieses trotzige und verzagte Ding. Und das wird auch wohl so bleiben, bis an's Ende der Welt.

II.

Wie sie so malerisch daliegt, die Fuchsmühle mit dem bemoosten Dach und dem Storchnest auf dem Giebel! Wie sie so verstohlen mit einem Auge aus dem dichten Gebüsch hervorschaut, als versteckte sie sich vor der Welt und wollte allein sein! Da, wo der Petersberg nach Süden zu zum letzten Mal noch eine Hebung macht und dann rasch in's Thal abfällt, da liegt zwischen dem Dörflein Dachritz und der Schenke zum rothen Haus das freundliche, saubergestrichene Mühlhaus, mit der Vorderseite auf einen großen, baumbekränzten Karpfenteich blickend und mit der Rückseite auf den Hof, in welchem ein lustiges

Völklein von allerlei Geflügel und vierfüßigem Gethier sich tummelt — der Fuchsmüller hat neben der Müllerei auch starken Feldbau, und Eines wie das Andere muß er wohl aus dem Fundament verstehen, denn allenthalben sehen wir eine musterhafte Ordnung und Sauberkeit und solides Wesen.

Zacharias Säuberlich, der Fuchsmüller, sitzt vor der Hausthür auf dem großen Stein unter dem Fliederbaum, die Beine lässig übereinander geschlagen, mit dem ganzen Wohlbehagen eines Mannes, der sein Schäfchen im Trocknen hat. Die schneeweiße Zipfelmütze neigt sich tief in's Genick und läßt die schweißige Stirne frei; die großblumige Schooßweste hängt, nur von dem obersten Knopf zusammengehalten, wie ein Paar Frackschöße zu beiden Seiten des umfangreichen Leibes hernieder, die rechte Hand liegt dick und breit auf der schwarzledernen Kniehose, während die linke die lange Weichselrohrpfeife mit dem schiefhängenden Kopf umschlungen hält, aus welcher mächtige Dampfwolken aufsteigen, mit dem Schornstein um die Wette.

Es war ein lauer, stiller Sommerabend. Friedlich lag die Mühle im dichten Gebüsch, wie träumend und ausruhend, die Hühner und Gänse hatten sich schon lange schlafen gelegt, und von Dachritz herüber klang der Gesang der Burschen und Mädchen, die nach vollbrachter Arbeit und eingenommenem Nachtbrod schäckernd unter der Dorflinde saßen.

Ein junger Mann stieg die Anhöhe herab, die Jacke in der Hand, den Rechen auf der Schulter, und schritt mit großen Schritten auf die Fuchsmühle zu.

„Na, kommst Du endlich!“ rief ihm der Müller freundlich entgegen. „Das muß wahr sein, Du bist bei der Arbeit früh immer der Erste und Abends der Letzte. Komme, setz' Dich erst noch ein Wenig daher, Röschen hat noch nicht zum Essen gerufen“.

Der junge Mann, ein hochgeschossener Bursche von zwanzig Jahren mit einem blassen Gesicht und träumerischen tiefen Augen zog sich die Jacke an, um sich nicht auf dem Stein zu erkälten, denn er war etwas erhitzt von dem raschen Gang. „Was kann's helfen?“ sagte er leichthin. „Des Michels Uhr geht gegen den Feierabend hin regelmäßig eine halbe Stunde zu früh, und er wartet nie das Abendläuten ab. Da hab' ich kurzen Prozeß gemacht und den Schlag Waizen noch allein niedergelegt“.

„Brav, Sigmund!“ antwortete der Fuchsmüller, dem Burschen herzhaft auf die Achsel klopfend. „Du sollst sehen, daß Du Deine Mühe und Arbeit nicht an einen Undankbaren verschwendest“.

Sigmund stieß einen unmerklichen Seufzer aus und schaute sich verstohlen nach der Hausthüre um.

Der Müller fuhr fort: „Wenn ich's auch Deiner Mutter selig nicht auf dem Todbett in die Hand versprochen hätte, ich würde Dich doch halten wie ein Kind, denn ich wär' ein Schelm, wenn ich's nicht thät. Ich weiß ja, was ich an Dir habe, und wenn ich Dich einmal nicht mehr hätte, ich wüßte nicht, ob ich das ertragen könnte. Na, und sonderlich, seit Du mir mein Röschen aus der Gödsche gezogen und vom Tode gerettet hast, kannst Du von mir Alles verlangen“.

Sigmund rückte unruhig auf dem Stein hin und her und schaute wieder heimlich nach der Thür, aus welcher jetzt eine helle Mädchenstimme rief: „Die Suppe steht auf dem Tisch, Vater, wenn's gefällig ist“.

Und auf dem freien Platz vor der Thür erschien eine weibliche Gestalt von wunderbarer Schönheit. Da war aber auch Alles, wie es sein mußte: der Wuchs war wie der einer Edeltanne, die Füßchen schauten so zierlich

und klein unter dem kurzen blauen Röcklein hervor, der Hals leuchtete wie der Schnee, die Arme hingen so rund und voll an dem Leib herniederz das kastanienbraune Haar kräuselte sich so üppig um die gewölbte Stirn, ach und nun erst das Gesicht — ich sage Dir, lieber Leser, hättest Du da hineingeschaut, Du hättest die Augen gar nicht mehr abwenden mögen.

War doch selbst der eigene Vater wie vernarrt in das Mädchen. Ach und der Sigmund, seht, wie er hinter dem Fuchsmüller steht, und die Augen glühen ihm in heißem Verlangen, und die Brust hebt sich, wie wenn er das Fieber hätte, und er braucht's uns nicht erst zu sagen, wir sehen es ihm schon auf zehn Schritte an: er ist bis über die Ohren in das Mädchen verliebt. Wer wollte ihm das auch verdenken? Wohnte er doch von Jugend auf mit dem Röschen unter Einem Dach, seit sein Ohm, der Zacharias, nach des Vaters frühem Tod ihn zu sich genommen hatte, da seine arme Mutter kein Brod für ihn besaß, die arme, gichtbrüchige Frau, die zu Halle im Spittel aus Barmherzigkeit ein Unterkommen gefunden hatte.

Beide Männer erhoben sich von ihrem Sitz und traten in das Haus. Sigmund streckte der Jungfrau die Hand entgegen, aber diese machte eine schnelle Schwenkung nnd that, als hätte sie's nicht gesehen. „Ihr müßt heute allein essen", rief sie dem Vater nach. „Ich hab' schon mein Theil, ich konnte so lange nicht warten".

„Schade, schade, mein Töchterlein!" sagte der Fuchsmüller, die Pfeife ausklopfend. „Wenn ich Dich beim Essen nicht ansehen kann, hernach schmeckt mir's nimmer. Wo willst Du noch hin?"

„Es sind noch keine Gurken abgelesen, Vater", versetzte das Mädchen und verschwand mit einem Handkorb am Arm im Buschwerk.

Die beiden Männer aßen nun in der traulichen, mit alterthümlichen aber spiegelblanken Möbeln ausgestatteten Wohnstube ihr Abenddrod, wobei jedoch die Unterhaltung sehr träge von Statten ging, denn der Siegmund schien müde zu sein von der Arbeit.

Nach dem Essen brannte sich der Fuchsmüller noch

eine frische Pfeife an und wanderte, seiner Gewohnheit gemäß, nach der nur etliche Minuten von der Mühle abliegenden Schenke zum rothen Haus. Der Sigmund aber verließ, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, gleichfalls die Mühle und schlug die Richtung ein, welche er das Röschen hatte nehmen sehen, bedächtig vorwärts schreitend und sich aufmerksam nach allen Seiten umschauend. Ein junger Bursche aus Dachritz wollte sich zu ihm gesellen, aber er wußte ihn abzuschütteln, er brauchte heute keine Gesellschaft.

III.

Da, wo die Göbsche sich am tiefsten unter dem hohen Ufer und dem Erlengebüsch verkriecht, in der Nähe des Dörfleins Löbnitz, da ist ein stilles lauschiges Plätzchen, eine Laube, von der Hand des Schöpfers selbst gebaut, so recht zum Plaudern geschaffen für zwei Menschen, denen kein dritter zuzuhören braucht.

Leise flüstern die dunklen Erlen ihr Abendlied vor dem Einschlafen, schwatzhaft erzählen die Wellen dem Schilf ihre Lebensgeschichte, und das schmächtige Schilf nickt dazu wie in Zustimmung und Wohlgefallen. Süß flötet in dem Dickicht die Nachtigall, und aus dem Grase antwortet ihr das Heimchen. Sanft vom Abendwinde angehaucht wogt auf der Wiese das Gras in leisen Wellenschlägen, und droben auf dem Petersberge giebt die untergehende Sonne der alten Klosterruine den letzten Abschiedskuß.

Ein junger Mensch steht Wache haltend an dem Eingang jenes grünen Plätzchens und späht mit angestrengtem Auge den Pfad hinab, der nach der Fuchsmühle führt. Er hat bereits eine halbe Stunde gewartet und ist schon am Ungeduldigwerden. Er ist ein Bursche, so ziemlich in Einem Alter mit dem Sigmund, aber ein ganz anderer Kerl als dieser. Hei, wie das schwarze Auge so frei und kühn in die Welt hineinschaut, wie es um den schwellenden Mund so lebensfroh spielt, wie über das blühende Gesicht der Schein der Wahrheit und der Herzensgüte gebreitet liegt, wie seine ganze Haltung so stramm und so gerade ist und die Schultern so breit, die Brust so

rund, die Arme ſo nervig! Der Sigmund war ja auch durchaus nicht häßlich und auch nirgends am Leibe verwachſen oder dergleichen, aber er hatte in den Augen ſo was Lauerndes und um den Mund ſo was Falſches und in ſeinem ganzen Weſen ſo was Duckmäuſeriges. Jener Burſche aber da im Gebüſch hat ein Paar Augen im Kopf, durch welche man als wie durch ein Paar Guckfenſter bis in die Seele hinunterſchauen kann, und wenn er ſpricht, das klingt ſo bieder und ſo gut, man muß ihm auf's Wort glauben. Seine Hände zwar ſehen nicht gar ſchön aus, denn ſie ſind ſchwarz, und des Sigmunds Hände ſind weiß, aber was hat denn der Sigmund für ein Verdienſt dabei, daß er ein Müller iſt, und der — na, ich will ihn nur gleich bei ſeinem Namen nennen — der Jacob, was kann der dafür, daß ſein Vater ein Hufſchmied iſt und er bei ihm der Geſelle? Was ſchaden ihm die ſchwarzen Hände? Beſſer, die Hände ſind ſchwarz und das Herz weiß, als umgekehrt. Es iſt der jüngſte Sohn des alten Hufſchmieds Andreas Kern von Teicha, der dort, nachdem er ſein ſaures Tagewerk vollbracht, auf der Lauer ſteht, um noch ein Stündlein mit Jemand zu plaudern.

Endlich ward ein Raſcheln im Buſchwerk hörbar und eine weibliche Geſtalt trat leiſe herzu — der Leſer ahnt es ſchon, es iſt das Röschen aus der Fuchsmühle. Mit einem unterdrückten Freudenſchrei reichte ihr der Jakob ſeinen Stock über den Bach, und mit einem kühnen Satz ſtand das Mädchen neben ihm.

„Aber, mein Lieb, iſt das auch Recht, daß Du Deinen Buben ſo lange warten läſſeſt? Schau, ich kann Alles aushalten, ich kann in dieſer Auguſthitze bei meinem Vater am Feuer ſtehen und mucke nicht, aber das Warten und Lauern, das halt' ich nimmer aus".

„Na, zürne nur nicht gleich drauf los", unterbrach ihn das Mädchen lächelnd, indem ſie ihm die Hand reichte. „Es ging eben nicht eher. Der Sigmund kam heute ſo ſpät vom Feld, und ich mußte ihm erſt das Nachtbrod richten".

„Der Sigmund? O!" ſagte Jakob gedehnt. „Immer der Sigmund, der mir im Wege iſt! Ich kann ihn nicht

ansehen, den Schleicher. Ist gestern erst wieder zu meinem Vater geschlichen gekommen, wie er wußte, daß ich nicht daheim war, und hat gehetzt".

„Was hat er schon wieder?" fragte das Röschen unwillig.

„Nun, was er immer thut, seit er merkt, daß ich Dich gern hab. Er denkt, wenn ich die Väter auseinander treibe, hernach sollen die Kinder auch wohl das Zusammenhocken bleiben lassen. Du weißt ja den alten Groll, den Dein Vater auf den meinen hat. Er kann's ihm heut' noch nicht verzeihen, daß er den Prozeß um den alten Schilfteich verloren hat, zumal da er nun sieht, wie aus dem alten Sumpfloch, wo die wilden Enten hineinheckten, eine scharmante Wiese geworden ist mit fettem Heu."

Röschen stampfte leicht mit dem Fuß auf den Boden. „Sieh nur den Heimtücker!" rief sie. „Er wird mir von Tag zu Tag mehr zuwider. Wenn er nur in der Stube dasitzt, gleich wird mir's unheimlich um's Herz, wie unserm Spitz, wenn der Kater hinter dem Ofen liegt. Und merkwürdig: seit er mich vor'm Jahr aus dem Wasser gezogen, wie ich mit dem Schiebkarren von dem schmalen Steg geglitten war, seit der Zeit ist er mir noch mehr zuwider. Ich weiß nicht, wie mir ist: ich sollte ihm danken für seine Gutthat, aber ich kann's nimmer. Wie ich ihm die Hand gedrückt hab' in meiner ersten Herzensfreud, da hat er mich so eigen angeschaut, es leuchtete aus seinen Augen so ein seltsames Feuer, daß ich mich vor ihm fürchtete. Ich kann ihm nicht von Herzen danken, weil ich merke, daß er — — —. Ach, es ist mir oft so angst und weh dabei, ich mein', ich thue eine Sünde, wenn ich den Sigmund nicht ansehen mag und ihm nimmer die Hand geb' und mich ärgere, wenn er so vor sich hinseufzt. Soll man seinen Wohlthäter und Lebensretter nicht lieb haben und ihm zeitlebens dankbar sein? Nun, ich bin ihm ja auch dankbar, hab's ihm zu wiederholten Malen gesagt, und ich möcht' ihn auch von Herzen lieb haben, so wie ich alle Menschen liebe und wie's die Bibel meint, wenn sie sagt: „Liebe deinen Nächsten." Aber der Sigmund macht's mir selbst unmöglich, denn ich seh's ihm an, er will mehr als solche Art Liebe, er

will das, was ich nur Einem in der ganzen weiten Welt geben kann: Dir, mein Schatz. Und da muß ich ihm denn aus dem Wege gehen und kann nimmer freundlich gegen ihn sein. — Weißt Du, Jakob, ich wünsch' mir manchmal: Hätte mich doch der Sigmund nicht aus dem Waſſer gezogen! Wär' er doch nicht ſo gar ſchnell zur Stelle geweſen! Gewiß hätte ich mich ſelbſt wieder herausgehaspelt, und dann — ach dann hätte ich ein leichtes Herz."

Sie legte den Kopf an Jakobs Bruſt, als wollte ſie bei ihm Schutz ſuchen gegen die widerſtreitenden Gedanken ihres Herzens.

Jakob tröſtete ſie, aber ſeine Worte klangen unſicher, und es war ihm gar kein rechter Ernſt mit dem Tröſten. Er ſtellte ſich die gefährliche Lage vor, in der ſein armes Mädchen ſchwebte, denn er wußte wohl, daß der Fuchsmüller dem Sigmund ſehr zugethan war, weil er ihn nicht durchſchaute, und daß er nicht Nein ſagen würde, wenn derſelbe eines Tages mit der Sprache herausrückte: „Gebt mir das Röschen, Ohm!" War doch der alte Mann des Wirthſchaftens längſt überdrüſſig und hätte ſich gern zur Ruhe geſetzt ſeit dem Tode ſeiner Frau, der ihm ſehr an's Herz gegangen war, und nun vollends in dieſer traurigen Zeit, wo der Franzoſ im Lande hauſte, wie der Eber im Weinberg. Und that er nicht auch klug, wenn er ſein Töchterlein ſammt der Mühle dem Sigmund gab? Der Sigmund war ein entfernter Verwandter von ihm, er hatte ihn ſeit ſeines Vaters Tode zu ſich genommen und die Müllerei lernen laſſen, und der Sigmund war gut eingeſchlagen, ſtand ſeinen Mann und diente dem Ohm mit aller Treue. Wenn er auch Nichts zubrachte an baarem Gelde, was brauchte der Zacharias Säuberlich baares Geld? Er hatte genug und, was in dieſer Zeit das Beſte war, er hatte ſeinen Schatz an einem ſicheren Ort geborgen, wo keines Franzoſen Spürnaſe ihn wittern und heben konnte. — Solche Gedanken ſchwirrten dem Jakob um den Kopf, während er das Mädchen zu tröſten ſuchte. Alſo mag's mit dem Troſte nicht weit her geweſen ſein. Endlich aber richtete er ſich hoch auf und drückte das Röschen feſt an ſich. „Laß kommen, was da will, ich laß' nicht von Dir. Und wenn ich von Dir

lassen müßt', hernach wär's aus mit mir. Was sagst Du, Röschen?

Das Mädchen barg ihr Gesicht an seiner Brust. „Kannst Du zweifeln, das ich dasselbe sage? Und ich hab' die frohe Hoffnung, mein Vater wird vernünftig sein und nimmer verlangen, was nicht menschenmöglich ist. Den Sigmund mag ich nicht und wär' er ein Edelmann oder gar ein Prinz."

Ein zärtlicher Blick und Händedruck war Jakobs Antwort und die beiden jungen Leute verließen sacht ihr heimliches Plätzchen, indem sich Jakob links und Röschen rechts wendete, um noch vor dem völligen Dunkelwerden zu Hause zu sein.

Der Mond war schon herauf und zitterte mit fahlem Schimmer durch die Zweige der Erlen.

War das nicht ein Schatten, der jenseits des Bachs hinhuschte? Röschen erschrack und blieb spähend stehen. Nein, es wird der Mond gewesen sein. Das Mondlicht täuscht und malt mit Hilfe der ziehenden Wolken und der schwankenden Aeste allerhand Gespensterfiguren vor das furchtsame Auge. — Aber raschelte es da nicht? O, es wird ein Häslein gewesen sein, das sich im Schlafe umdreht, oder ein Uhu, der sich reisefertig macht zum Nachtwandeln.

Röschen war froh, als sie zu Hause angekommen war, nachdem sie noch rasch den Korb voll Gurken gepflückt. Der Vater war noch nicht zurück, der Sigmund aber war nicht zu sehen. Nach einem Weilchen jedoch sah sie in seiner Kammer Licht, und sie hörte, wie er dem Knechte zurief, morgen früh um 2 Uhr zu füttern und den Erntewagen zu rüsten.

Röschen war sehr unruhig, sie wußte selbst nicht warum. War's der Schatten und das Geräusch im Busch, was ihr den Schlaf aus den Augen trieb? Sie suchte es sich auszureden, aber schlafen konnte sie darum doch nicht.

IV.

Als am andern Morgen früh um 4 Uhr der Fuchsmüller mit dampfender Pfeife aus dem Fenster schaute, schwankte eben ein schwer beladener Erntewagen zum Thor

herein. Der alte Zacharias riß die Augen auf und rief in den Hof hinunter: „Sapperment, Sigmund, bist Du denn schon um Mitternacht aus den Federn?“ Und er nickte ihm mit zufriedenem Lächeln zu.

„Es hat Eile Ohm!“ entgegnete der Sigmund. „Die Sonne sah gestern Abend so eigen fahl aus, es gibt heute noch ein Wetter. Bis Mittag muß der Roggen vom Unterplan herein sein.“

Kannst Recht haben, mein Junge“, sagte der Fuchsmüller, nach dem Himmel ausschauend. „Es gerinnt da hinten schon was zusammen. Röschen“, rief er, sich nach der Kammer zurückwendend, „Röschen, steh auf und hilf schnell abladen!“

Sigmund hatte richtig prophezeit. Gegen Mittag bezog sich der ganze Himmel, und als das letzte Fuder unter Dach und Fach war, fingen sachte in der Ferne die Blitze an zu spielen. Der Petersberg bildet eine Wetterscheide. Er läßt die Gewitter, die von Mitternacht kommen, nicht leicht herüber in's Gödschethal. Ist ihm aber doch einmal eins über den Kopf gegangen, dann wird's in der Regel schlimm. Und diesmal konnte der Berg nichts ausrichten. Das Wetter kehrte sich nicht nach ihm und ging dreist seinen Weg. Eine bange, schwüle Stille trat ein — die Natur hielt gleichsam einen Augenblick den Athem an, dann brach es los. Ein heftiger Windstoß wirbelte den Staub auf und hüllte die ganze Mühle ein; die Bäume ächzten unter dem Wüthen des Sturmes, scheu und angstvoll schossen die Tauben wie Pfeile in den Hof und retirirten in ihre Nester. Bald folgte ein Krach dem andern, man hörte kaum sein eigen Wort, und den Müllersleuten, die mit aufgeschlagenem Gesangbuch und gefalteten Händen am Tisch saßen, wurde angst und bange. Da zuckte ein greller, blendender Blitz an dem Fenster vorüber, und unmittelbar hinterdrein polterte ein so fürchterlicher Donnerschlag, daß der Fuchsmüller fast vom Stuhl fiel und das Röschen leichenblaß am Tisch sich festhalten mußte.

Sigmund war nicht mit in der Stube, er hatte sich draußen zu schaffen gemacht. Da kommt die Magd mit lautem Zetergeschrei gelaufen: „Es brennt, in der Scheune brennt's!“

Zitternd und bebend stürzten Vater und Tochter hinaus. Da steht schon der Sigmund auf dem Dach. Der Knecht und der Drescher tragen ihm auf der Leiter Wasser zu. Bald kommen auch Leute von Dachritz und helfen, und der Sigmund kommandirt die Mannschaft, des Rauchs nicht achtend, der dick durch die Ziegel qualmt.

„Großer Gott, mein Korn, mein schönes Korn!“ ächzt der Fuchsmüller, und die Hände sinken ihm wie gelähmt am Leibe nieder. Er ist am Ohnmächtigwerden und das Röschen führt ihn mühsam in die Stube und läßt ihn auf den Sessel nieder.

Wie er nach einer Stunde aus seiner Betäubung erwacht, steht der Sigmund vor ihm und reicht ihm die Hand. „Steht auf, Ohm, es ist kein großer Schaden geschehen! Wir haben das Feuer noch bei Zeiten gezwungen“.

Der Fuchsmüller starrte den Sigmund mit gläsernen Augen an, lief dann an's Fenster, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen und zog dann stürmisch den Sigmund an seine Brust. „Mein braver, braver Junge!“ Dann lief er wie toll vor Freude in der Stube auf und nieder und drückte darnach den Sigmund von Frischem an sich. „Da hast Du einen Kuß, mein Goldjunge — und da noch einen — und da noch einen! Und Du, Röschen, was stehst Du da, wie wenn Du nicht bis drei zählen könntest? Komm' her und gib' dem Sigmund auch einen Kuß, aber einen recht herzhaften! Er hat's verdient!“

Röschen wurde blutroth und rührte sich nicht von der Stelle. Dann trat sie einen Schritt vor, blieb aber wieder unschlüssig stehen, und man sah's ihr an, wie sie mit sich kämpfte. Endlich reichte sie dem Sigmund verlegen die Hand hin: „Hab' Dank, lieber Sigmund, Du weißt, ich mein's auch so gut“.

Der Fuchsmüller stutzte und wollte was sagen, aber das Röschen war schon zur Thür hinaus. Der Sigmund stand da mit zusammengekniffenen Lippen und finsterer Miene.

„Was sind das für Geschichten?“ fragte der Zacharias mit hochgezogenen Augenbrauen. „Was habt ihr Beide mit einander?“

„Laßt's gut sein, Ohm!“ versetzte Sigmund tonlos.

„Gut sein?“ fragte der Müller in steigender Erregung. „Gleich gestehst Du, was das Mädel mit Dir hat. Das wollte ich ihr dick anstreichen, wenn sie ungezogen wäre gegen Dich. Was ist denn los? Ist mir's doch schon länger so gewesen, als wenn das Mädel Dir aus dem Wege wiche und Du müßtest ihr jeden guten Morgen abkaufen. — So red' doch Junge, was stehst Du da wie ein Oelgötz?“

Sigmund richtete langsam den Kopf auf und schaute den Ohm mit einem langen, seltsamen Blicke an. Mehrmals thaten sich seine Lippen auseinander, aber er brachte keinen Ton heraus. Endlich aber raffte er sich mit einem Ruck zusammen und trat nahe an den Alten heran. „Weil Ihr denn mit Gewalt wollt, daß ich reden soll, so will ich's thun. Liegt mir's doch nachgerade wie ein Mühlstein auf dem Herzen, dieses Schweigen und Stillesein. Schaut, Ohm, daß ich Euch gut bin, wie meinem Vater, brauche ich Euch wohl nicht zu versichern, und daß ich gern bis an mein Ende in der Fuchsmühle geblieben wäre, daran zweifelt Ihr wohl auch nicht. Aber das geht nun nicht mehr. Ich muß wandern.“

„Wandern?“ fuhr der Müller hochroth auf. „Junge, bist Du toll? Erst sagst Du, Du bist Deinem Ohm von Herzen gut, und nun sagst Du, Du willst wandern; wie reimt sich das?“

„Es reimt sich leider besser, als Ihr denkt“, fuhr der Sigmund schwer athmend fort. „Schaut, Ohm, ich bin mit dem Röschen aufgewachsen; wir haben als Kinder zusammen gespielt und uns gern gehabt. Und ich kann Euch sagen: Meinen Augapfel hätte ich hergegeben, wenn das Röschen ihn verlangt hätte. Ach, wenn sie mich nur einmal freundlich ansah mit ihren veilchenblauen Augen, oder mir die Hand gab, ich konnte vor Freuden die ganze folgende Nacht nicht schlafen. Nun dachte ich, das Röschen wär' mir auch ein Bißchen gut, und dann dachte ich: der Ohm ist auch so liebreich zu mir, wie nur ein Vater sein kann — würde er's mir wohl abschlagen, wenn ich zu ihm sagte: Ohm, wie wär's,

wenn ich mein Lebtag in der Fuchsmühle blieb und das Röschen mit mir? Aber das ist nun vorbei".

Der alte Säuberlich warf den Stuhl, auf dessen Lehne er seine beiden Hände gestützt hatte, polternd zu Boden. „Vorbei? Junge, reitet Dich denn heute der Böse, daß Du solch' dummes Zeug daherschwätzest. Ich will Dir nur sagen: Schon lange hab' ich darauf gelauert, daß Du's Maul aufthun sollst von wegen dem Mädchen. Ich kann es Dir doch nicht auf dem Präsentirteller bringen!"

Sigmunds Augen leuchteten auf, und ein heller Schein glitt über sein Gesicht, aber nur, um bald einem desto tieferen Schatten Platz zu machen. „Ohm", rief er leidenschaftlich, „für das Wort müßt' ich Euch um den Hals fallen, aber" — — —

„Nein, Du bist unausstehlich, Junge!" eiferte der Müller. „Was hast Du schon wieder für ein Aber?"

Sigmund schaute sich rings in der Stube um, ob nicht Jemand zugegen wäre, lugte dann zur Thüre hinaus und flüsterte darauf dem Ohm etwas in das Ohr.

Der Fuchsmüller prallte zurück und griff mit den Fingern um sich herum, wie wenn er sich eine Hand voll Luft erhaschen wollte, die ihm auszugehen drohte. „Sigmund, wenn das wahr ist, ich reiß' die ganze Welt über den Haufen. Der Schmiedejakob, sagst Du? Himmel und Hölle, muß ich das an meinem Kind erleben! Der Schmiedejakob — treibt denn das Mädel ihren Spott mit ihres Vaters grauen Haaren? Der Schmiedejakob — ha, ha, ha, ein scharmanter Fidam, so scharmant wie sein Herr Vater! — Aber es ist gut, daß ich's weiß, ich danke Dir für Deine Nachricht, Sigmund. Und nun sag' ich Dir: den Kopf hoch! Denk', daß im Katechismus ein viertes Gebot steht, das die Rose respectiren wird, wenn der Vater kommandirt: Marsch, der Jakob taugt nicht für Dich! Gib dem Sigmund Deine Hand, also befiehlt's Dein Vater, der's besser versteht, als so ein junges Ding, das noch nicht hinter den Ohren trocken ist".

Er reichte dem Sigmund die dicke, fleischige Hand zur Bekräftigung seiner verheißenden Worte, und Sig-

mund ging etwas leichteren Herzens hinaus in's Freie, wo nach dem Gewitter die Sonne wieder schien und die Erde lieblich duftete und die Vöglein wieder sachte ihre Flöten stimmten.

Der Fuchsmüller beschied seine Tochter zu sich in die Stube und hatte eine lange, lange Unterredung mit ihr, bei welcher es ziemlich laut herging. Am Abend dieses Tages aber saß das arme Röschen oben in seinem Kämmerlein, hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und weinte, daß man's unten hören konnte; und unter dem Weinen falteten sich ihre schneeweißen Hände und die Lippen flüsterten ein Gebet, das gar kein Ende nehmen wollte, bis sie endlich unter dem Beten einschlief; ihre Seele war so müde und ihre Augen so schwer. Der Fuchsmüller, der das Weinen seines Kindes von oben herunter vernommen hatte, fand nur schwer den Schlaf.

V.

Das Laub fiel von den Bäumen, die Vöglein packten zur Abreise ein, die Stürme heulten durch den kahlen Wald ihre schauerlichen Weisen, und von dem Felde holten die Bauern die letzten Früchte herein. Der Franzos aber hauste immer noch im Lande, und wie! Du liebe Zeit, wenn wir unsere Väter erzählen hören aus der Franzosenzeit, da möchte man sich die Ohren zuhalten, oder spornstreichs nach Frankreich laufen und dem Franzmann die Ohren reiben, wenn das nicht bereits anno 1870 und 71 so gründlich besorgt worden wäre, daß er für's Erste an der Lection genug haben wird.

Also was ich sagen wollte: Es war eine böse, traurige Zeit. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht und seines Uebermuths. Unser Gödschelthal war nicht mehr preußisch, sondern westphälisch und stand unter dem Commando des gekrönten Lüstlings und Bruders Lüderlich, mit Namen: Jerome, der in Cassel sich in allen Bubenstreichen übte und jeden Abend seinen sauberen Cumpanen zurief: „Gute Nacht, morgen wieder lustik!" — während seine Minister wirthschafteten, wie es ihrem Säckel am ersprießlichsten und zur Erlangung der Gunst Napoleons am dienlichsten war.

Bekanntlich hatte Napoleon einen absonderlichen Haß auf Preußen, weil es da Männer gab, vor denen er Respekt haben mußte, und weil da in dem Volke ein Geist lebte, der ihm unter Umständen sehr unbequem werden konnte. Wenn er Preußen hätte in einen Mörser thun und zu Pulver zerstampfen können, er hätte sich ein Vergnügen daraus gemacht und dann in den Nächten wohl besser geschlafen. Trotz der französischen Zwangsjacke, welche jede freie Regung der Gemüther niederdrücken sollte, wußte jedoch preußischer Scharfsinn und preußischer Patriotismus sich hinlänglichen Raum zu schaffen, um mit Erfolg das Racheschwert führen zu können, wenn die Stunde gekommen sein würde. Napoleon bekam aber davon durch seine Spione Wind, und nun wurde das Spioniren noch viel emsiger und ordentlich handwerksmäßig betrieben. Jedes erschienene Buch mußte erst entweder nach Frankreich geschickt oder von den im Lande eingesetzten französischen Aufsichtsbehörden beschnüffelt werden, ehe es die Erlaubniß bekam, auf die Wanderschaft zu gehen. Und wehe dem armen Büchermacher, der, wenn auch nur durch die Blume, eine Andeutung davon fallen ließ, daß Napoleon eigentlich was ganz Anderes verdiene, als den Kaisermantel. Ebenso hatte Bonapartes Argwohn seine Horcher auf den Gassen und in den Trinkstuben, eine geheime Polizei ohne Uniform, vor der kein Mensch sicher war. Es war eine böse, traurige Zeit. Auf dem ganzen Volke lag es wie der Alp, daß man kaum Athem ziehen konnte.

In Groitsch, dem nahe angrenzenden Nachbardorf von Teicha war Kirchweih, und der Krugwirth Andreas Rietschmann hatte das Haus voll Gäste. Man sah den langen hagern Mann mit dem freundlichen, ruhigen Gesicht in geschäftigem Eifer schwitzend hin- und herfahren, die Gläser füllen und die geleerten nach dem alterthümlichen Schenkschrank zurücktragen zu seiner kleinen rundlichen Frau, die heute ihres lahmen Fußes nicht achtete und tapfer ihrem Ehegesponst zur Seite stand — gab's doch heute einmal wieder was zu verdienen nach langer Hungerzeit! Die Kirmeßgäste waren, wie gesagt, zahlreich herzugeströmt. Man wollte in den betrübten Zeit-

läuften einmal ſeine Sorgen vergeſſen und in dem öden Einerlei des Seufzens einmal eine Abwechſelung haben bei Spiel und Tanz und geſelligem Beiſammenſein. In der großen Stube hinter dem Kachelofen ſpielten drei Muſikanten auf, und das junge Volk drehte ſich hemdsärmelig im Reigen. In der kleinen Nebenſtube ſaßen unter erſtickendem Tabaksqualm die Bauern an vier Tiſchen, ſpielten Solo und tranken Bier dazu. Hier und da ſtand ein Trupp zuſammen und ſchwatzte. Auf dem Hausflur ſammelte ſich die liebe Schuljugend um die ſteinalte Pfefferkuchenfrau und würfelten um einen Batzen und knuſperten an ihren Zuckerſtengeln.

Der Schulmeiſter von Teicha, Leberecht Duft, eine lange dürre Hopfenſtange mit ſchwarzem, borſtigem Haar, ſtechenden Augen und einem ungeheuren Maul, hatte auf Koſten derer, die bei ihm Kinder in der Schule hatten, tapfer dem Bier zugeſprochen und war zufolge des Bierdunſtes ſehr geſprächig geworden, indem er zudringlich mit Jedem anband, der ihm in die Quere kam. In dem Augenblick, als er aus dem Tanzſaal in die Trinkſtube treten wollte, kam ihm der Schmiedejakob in's Gehege. Der Schulmeiſter hielt ihn beim Rockſchooß feſt und

grinſte ihm mit ſeinen braunen, wurmſtichigen Zähnen zu: „Heda, alter Freund, was haſt du denn, daß du gar nicht mittanzeſt und immer ſo einſilbig und langweilig daſtehſt? Iſt dir dein Schätzlein untreu geworden?“

Dem Jakob lief die Stirnader auf und ſein ganzes Geſicht wurde wie eine Glaskirſche. „Bekümmere Er ſich nicht um andere Leute, Herr Duft, — Er hat, wie ich ſehe, mit ſich ſelbſt gerade genug zu thun, um im Gleichgewicht zu bleiben.“

„Holla, Burſch, was ſind das für Reden,“ wetterte der Schulmeiſter, der mit Eiferſucht auf ſeine Ehr und Reputation hielt, weil er der Ueberzeugung war, er ſteckte mit ſeiner Geſcheidtigkeit das ganze Dorf in die Taſche und hätte einen Kopf, worin alle ſieben Weiſen Griechenlands ſäßen. So hob er denn in gerechtem Zorn die langen, dünnen Arme in die Luft und fuchtelte drohend um Jakobs Kopf herum. In dem Augenblick aber kam er aus dem Gleichgewicht und ſtürzte taumelnd zu Boden, im Umfallen noch ein altes Mütterchen mit niederreißend, das, nichts Böſes vermuthend, ihrem Enkelkindlein eine Dreierbretzel in die Taſche ſchieben wollte.

Alles lachte hell auf, denn den Schulmeiſter konnte ſo ziemlich kein Menſch leiden: er war ſo ein Heimlicher, und es ging die Rede, er hielte es mit den Franzoſen. Man wollte ſogar wiſſen, daß er von dieſen bezahlt würde, denn er ließ in der letzten Zeit mehr Geld drauf gehen, als ſeine Schulſtelle ihm verſtattet hätte, und der ſchöne neue Flauſchrock und die feinen manchesternen Kniehoſen waren auch nicht auf ſeinem Birnbaum gewachſen.

Da ſich Keiner des unglücklichen Schulmeiſters erbarmte, die Umſtehenden vielmehr mit immer ſchallenderem Gelächter ſeinen Uebungen am Boden zuſahen, wie er ſich in poſſirlichen Windungen bemühte, wieder auf die Beine zu kommen, drängte ſich endlich ein junger Menſch heran, ſtellte ihn wieder aufrecht und brachte ihn aus dem Getümmel. Es war der Sigmund, der von einer Ecke aus den ganzen Vorgang aufmerkſam beobachtet hatte.

Draußen in der friſchen, ſchneidenden Novemberluft kam der Angetrunkene wieder zum Bewußtſein und er-

ging sich in massiven Schimpfreden über das grobe Bauernvolk und insbesondere über den „nichtsnutzigen, naseweißen“ Schmiedejakob.

Sigmund hörte ihm mit innerlichem Behagen zu und störte ihn nicht, bis sie das Schulhaus erreicht hatten. Der würdige Mann that hier seinen Hut ab und fiel in den alten lebensmüden Lederstuhl am Ofen, der bei jeder Bewegung seines Insassen ein klägliches Seufzen hören ließ.

„Das sollst du mir nicht umsonst gethan haben, Sigmund. Wenn du so zu sagen einmal in der Tinte sitzest, dann klopf' nur bei mir an. — Apropos, ist denn das wahr, was sich die Leute erzählen, daß das Röschen mit dem Schmiedejakob geht? Ich mag's so zu sagen nicht glauben, denn ich weiß ja von dem Fuchsmüller, daß er Dir einmal so zu sagen die Mühle geben will und das Röschen dazu.“

Sigmund biß ſich auf die Lippen und ſah den Schulmeiſter argwöhniſch an.

„Na, glotz nur nicht ſo, Sigmund,“ fuhr dieſer lachend fort. „Wenn der Jakob dein Feind iſt, ſo bin ich dein Freund, denn dem Jakob hätte ich ſo zu ſagen gerne ſchon längſt 'mal Eins ausgewiſcht.“

Sigmund fuhr ſich mit der flachen Hand über die Stirn, rückte ſich einen Stuhl heran und ſagte leiſe „So, kann ich Euch vertrauen? Ja, das Leutegerede iſt nicht aus der Luft gegriffen. Der Alte hat mir die ſchönſten Hoffnungen gemacht, aber das Röschen macht einen Strich hindurch. Sie hat's erſt ableugnen wollen, daß ſie's mit dem Jakob hätte, aber der Alte hat ihr ſo hart zugeſetzt, daß ſie's endlich eingeſtanden hat. Und nun iſt ihr mit einem Mal ſo ein Muth in die Glieder gefahren, daß ſie ſteif und feſt ſteht und zu Nichts zu bewegen iſt. Der Zacharias hat getobt und gewettert, es hat Alles Nichts geholfen; dann iſt er ſanft und ſäuberlich gefahren, auch vergebens; hat's zuletzt mit Thränen zwingen wollen, was doch bei dem Zacharias was ſagen will, aber das Mädel ſitzt in ihrer Kammer und bleibt dabei: „Es iſt mein Tod, wenn ich den Sigmund nehmen ſoll!“ Nun mache da Einer was! Ich hab's wahrlich auch nicht fehlen laſſen, und ſie weiß recht wohl, daß ich ſie bis zum Verrücktwerden lieb habe, aber es wird immer ſchlimmer, ſtatt beſſer. Gebt mir einen Rath, Schulmeiſter!“

Herr Duft kratzte ſich in den Haaren und brummte vor ſich hin: „Das iſt ſo zu ſagen eine verzweifelte Sache, denn das Röschen kenne ich. Sie hat ein gutes Gemüth und auf drei Meilen in der Runde gibt's keine herzigere Dirne; aber wenn ſie ſich einmal was in den Kopf geſetzt hat, dann geht ſie auch gerade durch. Darum, wenn du blos an dem Mädchen herumarbeiteſt, das iſt ſo zu ſagen verlorene Müh. Müßteſt es vielleicht einmal mit dem Jakob verſuchen.“

„Mit dem Jakob? Wie ſo denn?“ fragte Sigmund geſpannt aufhorchend.

„Ich denke ſoeben daran,“ fuhr Herr Duft fort, „was der Jakob für ein Franzoſenfreſſer iſt. Ich hab

ihn so zu sagen schon längst auf dem Strich. Er hat eine schnelle Zunge und sagt's, wie er denkt; und das kann ihm in unsrer Zeit einmal gefährlich werden. Du verstehst mich! Der Napoleon kann es so zu sagen nicht leiden, wenn man über ihn räsonnirt, oder auch nur mit zweideutigen Reden stichelt."

Hastig packte der Sigmund den Schulmeister mit beiden Fäusten am Arm: „Schulmeister soll's da hinaus? Jetzt nehm ich Euch beim Wort. Ihr müßt mir helfen. Wenn's eines Tages hieße: den Jakob haben sie auch eingesteckt und unsichtbar gemacht, daß er Sonne und Mond sein Lebtag nicht wieder zu sehen bekommt, ich geb Euch auf der Stelle hundert Gulden. Und an dem Tage, wo ich mit dem Röschen in Merkewitz vor den Altar trete, bekommt Ihr noch einmal fünfzig. Wollt Ihr?

Der Schulmeister war aufgestanden und maß mit tiefgeneigtem Kopf und auf dem Rücken gefalteten Händen die kleine, niedrige Stube. Willst du mir dabei behilflich sein, Sigmund? sagte er, plötzlich stehen bleibend.

Sigmund wehrte mit beiden Händen. „Ich? Wo denkt Ihr hin? käm das heraus, daß ich dahinter stäck', hernach kriegte ich das Röschen erst recht nicht. Nein, Ihr müßt *mich* aus dem Spiele lassen, dann allein geht's und dann allein ist's für Euch ein rentables Geschäft.

„Na, dann gut!" beschloß der Schulmeister mit dem Kopfe nickend und bot dem Sigmund die Hand, in welche dieser hastig einschlug. — Sigmund blieb noch bis zum Lichtanstecken in dem Schulhaus, dann schlich er sich ungesehen auf Seitenwegen nach der Fuchsmühle.

VI.

Der Winter kam und ging, wie seine Zeit um war; aber wer noch nicht ging, das waren die Franzosen. Sie schienen sich immer fester setzen zu wollen in den lieben, deutschen Landen, in denen sie ein behagliches Faulenzer- und Herrenleben verführten, da sie das Arbeiten den Andern überließen und nur dafür sorgten, daß auf den Tisch immer brav aufgetragen wurde, wo möglich alle Tage Gebratnes und Gesottenes.

An einem warmen Märztage ſaß nach dem Mittageſſen der alte Säuberlich mit dem Sigmund in der Fenſterniſche der Vorderſtube und unterhielt ſich mit ihm vom Wetter und von der Ausſicht auf die Zukunft. „Wo iſt nur das Röschen?“ fragte er endlich. „Ich halt's kaum noch aus vor Durſt nach dem Sauerkraut und lauere ſchon eine halbe Stunde auf den Kaffee.“

„Kann's nicht ſagen, Ohm“, verſetzte der Sigmund. „Sucht ſie's doch immer ſo einzurichten, daß ich ſie nicht viel zu ſehen kriege.“

Der Fuchsmüller runzelte die Stirn und that die Pfeife aus dem Mund. „Alſo immer noch das alte Lied? Es iſt zum Närriſchwerden. Ich frage mich manchmal: Bin ich dann noch Vater? Ich weiß nicht, was ich noch aufſtellen ſoll, das Mädel iſt ganz aus der Art geſchlagen. Aber wart' nur, wart' nur, ich hab' noch einen Bolzen zu verſchießen.“

Da wurde die Hausthür heftig aufgerissen. Eilige Schritte kamen über den Flur und Röschen stürzte zur Stube herein mit einem Aussehen, daß die Beiden entsetzt aufsprangen. Ihr Gesicht glühte wie Feuer, ihre Augen waren aus den Höhlen getreten, ihre Pulse flogen, jeder Nerv zitterte, der lange Zopf hatte sich gelöst und hing wild hernieder. Mitten in der Stube blieb sie stehen, schrecklich anzuschauen, wie eine Wahnsinnige.

„Vater, Vater", kreischte sie, die Hände über den Kopf haltend, „sie haben ihn geholt, sie haben ihn gefangen genommen."

„Wa — wa — was sagst Du?" stotterte der Müller. „Wen haben sie gefangen genommen?"

„Den Jakob!" schrie das Röschen wild auf, und der Verzweiflungsschmerz nahm ihr alle Furcht, vor dem Vater diesen Namen zu nennen. „Sie haben ihn fortgeschleppt um ein lumpiges Wort, das ihm so herausgefahren ist."

Sie fiel wie gebrochen auf einen Stuhl nieder und rang die Hände und stromweise rannen ihr die Thränen aus den Augen.

„Aber woher weißt Du's denn Kind?" fragte der Müller, betreten um die Tochter herumtrippelnd.

„Woher ich's weiß?" rief das Mädchen. „Das ganze Dorf weiß es ja, und die Krämerfrau von Dachritz hat mir's gebracht. Da bin ich hinuntergerannt nach Teicha und konnt's nimmer glauben. — Gibt's denn in dem ganzen Dorf so einen Braven wie den Jakob? Aber wie ich in die Schmiede trete, da sitzt der alte Andres und hat die Hände am Leibe niederhängen und sieht so blaß, wie ein Bild von Stein und thut keinen Laut, da ich auf ihn dreinfrage, und ich muß es erst von andern Leuten erfragen. Da haben sie in der Schenke gesessen, der Jakob und ein Paar Leute von Halle, die haben mit ihm Glühwein getrunken auf ihre Rechnung, und da ist dem Jakob der Kopf warm geworden und er hat seine Rede nicht bedacht. Der Schulmeister ist auch dabei gewesen. Der ist unter den hitzigen Reden auf einmal hinausgegangen, und bald darnach sind zwei Männer hereingetreten, die haben sich patzig vor den Jakob hingestellt: „Im Namen des Kaisers, Du bist unser Ge-

fangener!“ Dann haben ſie ihn gebunden und nach Halle gebracht. Ach, gibt's denn keine Gerechtigkeit mehr im Himmel?“

Röschen ſank nach dieſer Aufregung wieder in ſich zuſammen und barg das Geſicht in beide Hände.

Da trat der Sigmund, der bis jetzt ſchüchtern und mäuschenſtill hinter dem Ofen geſtanden hatte, ſachte herzu und legte ſeine Hand auf Röschens Schulter. „Röschen“, ſagte er mit weicher Stimme, „verzag' nicht! Iſt der Jakob unſchuldig, hernach laſſen ſie ihn bald wieder los.“

Wie vom Schlage getroffen, ſprang das Mädchen in die Höhe, wie aus einem ſchrecklichen Traum erwachend ſtarrte ſie ihn mit geiſterhaft großen Augen an lange und feſt.

Sigmund verlor bei der Gewalt dieſes Blickes die Faſſung. Er wurde roth und dann blaß, er verzog den Mund in der peinlichſten Verlegenheit und wußte nicht, wo er die Hände laſſen ſollte. Man ſah es ihm an: er rang nach Ruhe und Unbefangenheit, aber er fand ſie nicht.

Da plötzlich fuhr das Mädchen wild auf ihn ein: „Du, Du biſt ſein Verräther! Ungeheuer, geh' hinaus, ich verabſcheue Dich!“

Der Müller ſtand bei dieſem Auftritte da, wie wenn der Blitz vor ihm eingeſchlagen hätte. Er rührte ſich nicht vom Fleck, er hatte Mund und Augen weit auf und die Finger ſpreizten ſich auseinander. Auch der Sigmund war keines Wortes fähig.

Das Röschen fuhr im gleichem Tone fort: „Siehſt Du, Du verräthſt Dich ſelbſt, auf Deiner Stirn ſteht

Deine Schuld geschrieben. Ja, jetzt wird mir Alles klar. Jetzt weiß ich, was Deine Gänge zum Schulmeister, dem Spion, zu bedeuten gehabt haben. Der Schulmeister ist Dein Häschelfer; denn er war Jakobs Feind. Geh aus meinen Augen, Du schrecklicher Mensch!"

Jetzt fand Sigmund endlich Worte, aber das Röschen wandte sich schnell und eilte die Bodentreppe hinauf in ihr Kämmerlein.

„Bin ich denn noch bei Sinnen?" rief jetzt der Müller, sich den Kopf reibend. „Alles dreht sich mit mir herum. Was ist hier vorgegangen?"

Der Sigmund hatte jetzt, nachdem er des Mädchens Flammenauge nicht mehr vor sich sah, wieder Kräfte bekommen, sich zu fassen und seine Gesichtszüge so zurecht zu rücken, daß sie ganz unschuldig dreinschauten. „Ich verzeihe dem Schmerz und der Aufregung Röschens", sagte er mit erzwungener Ruhe. „Sie ist nicht bei sich selbst. Ohm, Ihr wißt, daß ich dem Röschen gut bin, aber haltet Ihr mich der That für fähig, deren sie mich beschuldigt?"

„Nein, mein Sohn", versetzte der Müller tief Athem holend. „Von der Seite kenne ich Dich nicht. Aber wenn's wahr wäre, Sigmund — o ich mag den Satz nicht fertig sagen."

„So wahr ich hier vor Euch stehe", erklärte der Sigmund mit feierlichem Handaufheben, „ich habe keinen Theil an dieser Sache. Was sollte ich auch dazu haben thun können? Hab' ich dem Jakob zu seinem Rausch verholfen? Was kann ich dafür, daß er dem Glas so tapfer zuspricht, und dann nicht mehr weiß, was er schwätzt? 's ist lediglich seine Schuld. Und, das sag' ich Euch, Ohm: so sehr ich ihm auch gram bin von wegen des Röschens, es thut mir doch leid, daß er jetzt so hart büßen muß für ein unbedachtes Wort; denn von Loskommen wird wohl keine Rede mehr sein. Wir wissen, der Bonaparte versteht in dieser Hinsicht keinen Spaß."

„Hm, hm", brummte der Zacharis. „Eine eigene Geschichte. Da wird Zeit dazu gehören, ehe mir die in den Kopf geht. Mach, daß Du hinauskommst und laß mich allein. Das ist mir so über den Hals gekommen, daß ich nicht weiß, wo ich's zuerst anfassen soll."

Sigmund verließ eiligst die Stube und war froh,

daß er auch allein ſein konnte und ſein Geſicht vor keinem Menſchen ſehen, ſein Herzklopfen vor keinem Menſchen hören zu laſſen brauchte.

VII.

Wenn einem Deutſchen beim Gedanken an die Franzoſen das Blut anfängt zu kochen, ſo iſt das nicht groß zum Verwundern; denn das Sündenregiſter dieſes Volkes gegen das arme Deutſchland iſt lang genug und ſtehen Poſten darin, die das Volk bei aller Welt verſchänden. Es iſt aber ein Unrecht, wenn dieſer Nationalhaß alle Franzmänner ſammt und ſonders in Einen Topf wirft und in jedem einzelnen Franzoſen einen Schurken ſieht. Vielmehr gibt es auch in Frankreich Leute genug, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, und vor denen man die Mütze ziehen muß.

Einer von dieſen Ehrenmännern war der franzöſiſche Oberſt, der in Magdeburg die Staatsgefangenen zu hüten hatte. Zu der Milde, mit der er die Gefangenen behandelte, half ihm vielleicht ſeine Frau mit, die eine Deutſche war. Wie oft, wenn er von der Durchmuſterung der Zellen zurückkam, ſagte er zu ſeiner Frau: „Mich dauern die armen Kerle. Sind doch Alle im Grunde nur gute Patrioten, und wer mag's ihnen verdenken, daß ihnen der Napoleon wie der leibhaftige Gottſeibeiuns erſcheint, bei den vielen Abſcheulichkeiten, die auf ſeinen Namen hin hier ausgeübt werden? — Da iſt ſonderlich Einer unter den Gefangenen", ſagte der Oberſt eines Abends „ein junger Burſch von etlichen zwanzig Jahren, der hat mir's ordentlich angethan. Hat der ein Paar Augen im Kopf! Wehe der Dirne, die ihm in's Gehege kommt, und er ſchaut ſie an mit ſeinen ſchwarzen Gluthaugen! Und dabei offenbar ein ſeelenguter Menſch! Es iſt eine Freude, ſich mit ihm zu unterhalten. Der Burſche hat ſo einen hellen Kopf und ſo ein tiefes Gemüth. Dazu liegt auf ſeinem ſchönen Geſicht ſo eine rührende Traurigkeit, die etwas ungemein Anziehendes hat. Er grämt ſich um ſeine Braut und um ſeinen alten einſamen Vater, wie er mir einmal erzählt hat, da ich ihm zuredete, er ſolle doch einmal ſein Herz gegen mich ausſchütten,

es würde ihm vielleicht leichter davon. Und er iſt auch außerdem ein Landsmann von Dir, liebe Eleonore, der Sohn eines Hufſchmieds aus der Gegend von Halle".

Die Frau Obriſtin intereſſirte ſich nach dieſen Erzählungen ihres Gemahls auch für unſern Jakob und ſprach ihn öfters, wenn die Gefangenen, an Ketten geſchloſſen, nach dem Mittageſſen ein Stündlein herausgelaſſen wurden zum Luftſchnappen. Dieſe Theilnahme war dem armen Jakob ein Tröpflein Balſam in ſeine Wunde, aber auf der andern Seite trug ſie ihm auch wieder manchen Verdruß ein durch den Neid der Mitgefangenen, unter denen ſich etliche recht rohe Kerle befanden, die den ganzen Tag weiter Nichts vornahmen, als entweder ihr Schickſal zu verfluchen, oder ſich unter einander zu zanken, oder ſonſt in ſchrecklichem Galgenhumor allerlei Narretheidinge zu treiben. Sie waren in ihrer Verbiſſenheit ſo blind, daß ſie nicht ſahen, wie ſie ihr Loos dadurch nicht verbeſſerten, ſondern immer ſchwerer und unerträglicher machten; denn die natürliche Folge war, daß man ſie noch feſter in die Ketten ſchloß und ihnen den Brodkorb noch höher hängte. Jakob hatte darunter mit zu leiden; denn obwohl der Oberſt ihm gern ein leichteres Loos bereitet hätte, bedankte er ſich doch in aller Höflichkeit für den guten Willen und zog es vor, unſchuldig mit den Schuldigen zu leiden, um dieſen keinen neuen Anlaß zu geben, ihm das Leben noch ſchwerer zu machen, als es ohnehin ſchon war.

So ging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern hin, aber von einer Ausſicht auf Erlöſung war keine Rede. Indeſſen das Beten hatte der Jakob darum doch nicht aufgegeben, vielmehr lernte er in dieſer hohen, heiligen Chriſtenkunſt immer mehr zu, und je beſſer er es lernte, deſto mehr Segen ſpürte er in ſeinem Herzen, das, nachdem es ſich in heißem Ringen ſelbſt überwunden und ſich ganz in den Willen Gottes hineingelegt hatte, einen Frieden in ſich fühlte, der ihm über alle Begriffe ging, ſo daß er ſich oft über ſich ſelbſt verwunderte, wie er ſo ſtill und zufrieden ſein könne in ſeinem großen Elend. Es war eben der Friede Gottes, der höher iſt denn alle Vernunft. —

O wie mögen dem Röschen in der Fuchsmühle alle Tage die Ohren geklungen haben! Denn Jakobs Gedanken waren allezeit bei ihr. Und dieses Ohrenklingen hat ihr gut gethan, sie hat daran eine Stütze gehabt in ihrem unaussprechlichen Leide. Sie wanderte jetzt sehr oft zu dem alten, ehrwürdigen Pfarrer in Teicha und schüttete dem ihr ganzes Herz aus und fragte: „Was soll ich thun, lieber Herr Pfarrer?“ Und der geistliche Herr hatte immer nur die eine Antwort: „Beten, liebes Kind, beten und hoffen!“ Und er nahm sich ihrer getreulich an, seine Frau desgleichen, und dem Röschen ward in der Gesellschaft der guten Menschen so wohl, daß sie oftmals das Heimgehen vergaß und gern einwilligte, wenn die Frau Pfarrerin freundlich sagte: „Bleib' bei uns diese Nacht, liebes Kind, es ist schon ein Bett zurecht“.

Der Fuchsmüller wagte da auch nicht dreinzureden — sagte er doch jetzt überhaupt sehr wenig, der sonst so gesprächige und spaßige Mann. Es hielt ihn eine heilige Scheu ab, seiner Tochter nahe zu kommen. Der Schmerz, welcher aus ihrem glanzlosen Auge, aus ihren eingefallenen blassen Wangen, aus ihrem gramverzogenen Munde sprach, war ihm eine Strafpredigt, wie er sein Lebtag noch keine gehört und eine Gewissensmarter, die ihn alle Leiden und Drangsale des Krieges vergessen ließ.

Und der Siegmund? Er war auch nicht vom vielen Reden und warf sich mit ordentlicher Wuth auf die Arbeit. Sonst hatte er wol manchmal still geseufzt, wenn's zu viel wurde mit Einem Mal und er des Abends kaum noch die Knochen rühren konnte; — jetzt segnete er die Arbeit, jetzt war's ihm gerade recht, wenn's so viel zu schaffen gab, daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf stand; denn dann hatte er ja keine Zeit, auf das Herz zu hören mit seinen quälenden Gedanken, mit seiner Unruhe und seiner Angst. Kam einmal eine stille Stunde, so war das Erste was ihm klar wurde, dieses, daß ihm sein Streich mißlungen sei und ihm keine Hoffnung gegeben habe. Manchmal wollte er sich zwar einreden: die Sache ist noch zu neu und frisch, kommt Zeit, kommt Rath, aus den Augen aus dem Sinn. Wenn erst Gras

über die Geschichte gewachsen ist, hernach kommt das Röschen doch vielleicht noch auf andere Gedanken und lernt einsehen, daß ich ihr ebenso gut bin wie der Jakob. Indessen damit täuschte er sich. Röschens Gemüth war zu tief, als daß eine Wunde, die so tief sich in ihr Herz gegraben, jemals hätte vernarben können. — Und nun war auch der Ohm ganz anders gegen ihn geworden: der vertrauliche, väterliche Ton seiner Rede war hinweg, und wenn die Beiden mit einander sprachen, so merkte man ihnen an, daß sie dabei arges Herzklemmen hatten. Der Zacharias erwähnte den Jakob niemals, aber das war dem Sigmund eben peinigend und drückend.

Eine Erleichterung war es für ihn, als er eines Tages hörte, daß sein Sündengesell und Mitschuldiger der Schulmeister, seinen Posten in Teicha an den Nagel gehängt und von dem französischen Maire in Halle einen Schreiberdienst bekommen habe. Vor dem brauchte er sich also nicht mehr zu fürchten — aber Einer blieb ja doch immer in seiner Nähe, von dem es heißt: Fürchtet euch vor dem der Leib und Seel verdammen mag in die Hölle!

VIII.

Man schrieb die Jahreszahl 1811. Nach dem heißen dürren Sommer kamen endlich die kühlen Herbsttage und erfrischten Menschen und Vieh, Feld und Wald.

Vor dem rothen Hause saß an einem heitern Oktoberabend eine kleine Gesellschaft zusammen: der Wirth mit seiner Frau, der Fuchsmüller mit dem Sigmund und der Krämer Birke aus Dachrit. Auf dem Rasenplatz unter der großen Linde spielten die Kinder des Wirthes mit dem Pudel und waren seelenvergnügt. Was fragt solch junges Blut nach Krieg und Knechtschaft und Schmach des Vaterlandes? Wenn es nur sein Essen bekommt und spielen kann. Freilich waren die Portionen manchmal recht knapp und mager dazu, blieben auch wohl dann und wann einmal ganz aus, aber die Methode der Bettelleute, sich bei anklopfendem Hunger flugs in's Bett zu legen und sich satt zu schlafen, half auch den Kleinen immer wieder zu frischem, fröhlichem Muth.

Als die Dämmerung stark hereinbrach, kam der kleine

Gotthelf, das jüngſte Kind des Wirthes, ängſtlich gelaufen, drückte ſein Flachsköpflein in den Schooß der Mutter und ſagte zitternd: „Mutter, hu, da iſt es ſchon wieder!“

„Was denn, mein Kind?“

„Das Geſicht mit dem langen, feurigen Bart da am Himmel. Die alte Muhme ſagt: Das iſt der liebe Gott, der kommt mit der Ruthe und will die Welt ſtrafen.“

„Sei nur ſtill mein Kind“, beſchwichtigte die Mutter. „Wenn Du recht artig biſt, thut Dir der liebe Gott Nichts.“

Der Fuchsmüller klopfte ſeine Pfeife aus und ſtellte ſie bei Seite. „Ja, Gevatter, ich bleib' dabei, ein eigen Ding iſt es doch mit dem Kometen. Ich ſehe ihn nun ſchon den ganzen Sommer aus meinem Schlafſtubenfenſter, und ich ſollte meinen, man müßte es gewohnt werden — der Menſch gewöhnt ſich doch an Alles, — aber jeden Abend kriege ich ein friſches Gruſeln. Gevatter, das bedeutet was. Der Herrgott muß was Großes vor haben in der

Welt. Wenn's doch nur den Hallun — den Bonaparte träfe."

Der Wirth zum rothen Hauſe, der einen feinen Kopf hatte und in den Welthändeln gut beſchlagen war, wiegte bedächtig das Haupt und erwiderte: „Das ſage ich euch, Gevatter; wir erleben noch Zeichen und Wunder. Der Napoleon wird nicht lange mehr die Naſe hoch tragen. Es iſt ſchlimm, wenn Einer den Hals nicht voll kriegen kann. Will er nun nicht auch noch dem Ruſſen zu Leibe? Ich ſage Euch, Gevatter, das wird ihm ſchlecht bekommen. Wer, wie ich in Rußland gewandert iſt, der ſagt ſich: Ei, das franzöſiſche Memmenvolk erfriert ſich in dem ruſſiſchen Schnee die Beine und Ohren und Finger dazu."

„Das wäre!" fuhr der Krämer Birke lebhaft auf. „Nur Schade daß bei der Gelegenheit wieder manch deutſches Blut mit darauf gehen wird, wie anno 9 in Spanien! Man hört ſchon munkeln es ſollen wieder große Aushebungen gemacht werden."

„Na, da halt die Ohren ſteif, Sigmund, wendete ſich die Wirthin an dieſen, der ſtumm auf einem Baumſtamm dageſeſſen hatte. „Dies Mal wirſt du nicht davon kommen, wie das vorige Mal, wo du dich närriſch ſtellteſt. Es iſt halt nicht viel junges Volk mehr da."

Seid ohne Sorge!" verſetzte der Siegmund pfiffig, indem er ſeine mit Leinen umwickelte rechte Hand in die Höhe hob. „Ich hab' geſtern in Halle das Gericht gehört, daß es wieder losgehen ſoll, und da iſt mir heute Morgen beim Holzhacken unverſehens das Beil ſchief gegangen und hat mir von dem rechten Zeigefinger das oberſte Glied mitgenommen."

Die Wirthin ſtieß einen Schrei aus. „Sigmund, um Gotteswillen, was machſt du für Streiche! Und da ſitzeſt du hier ſo pomadig — thut's denn nicht weh?"

„Freilich thut's weh," antwortete der Burſche „aber es läßt ſich ſchon ertragen, Jedenfalls ſchmerzt es nicht ſo wie ein abgeſchoſſenes Bein oder eine durchlöcherte Bruſt."

„Aber Sigmund," fiel der Wirth ernſt ein, „ſeit wann hackſt du denn mit der linken Hand? Das iſt böſe! Wird dir denn nicht bange dabei? Ich meine, da drin

im Gewiſſen. Das nenne ich doch Gott verſuchen. Ei, ei, mit dem Herrgott darf der Menſch nicht ſpielen!“

Sigmund verzog das Geſicht. Er fühlte ſich unbehaglich, und ſeine Entſchuldigungen fielen ſehr ſtotterig aus, zumal auch der Fuchsmüller, der ſehr nachdenklich geworden war, ihm gar nicht zu Hilfe kam. Er ſtand bald auf und ging davon. In ſeinem Innern arbeitete eine große Unruhe. Es war ihm, als hätte durch des Wirthes Mund der Herrgott zu ihm geredet.

In der Fuchsmühle wurde es nun noch ſtiller. Jeder der drei Leute ging ſeinen Weg für ſich. Der Müller kam den Tag über nicht viel aus ſeinem Stuhl heraus und die Pfeife wollte ihm gar nicht recht brennen, ſo daß er immer die Zunderbüchſe neben ſich zu ſtehen hatte. Der Sigmund hatte mit ſeinem Gewiſſen zu thun und ließ ſich in der Mühle nicht viel ſehen, zumal da es jetzt zufolge der Kriegsnoth gar wenig zu mahlen gab. Und das Röschen? Ach der war das Herz ſo ſchwer, ſie hatte vollauf zu weinen und dem Herrn ihre Noth zu klagen.

So ſchleppten ſich die Tage hin, gramvolle, trübſelige Tage. Das Jahr 1812 kam. Napoleon rückte richtig mit einem bunten Heer von einer halben Million nach Rußland, aber der Sigmund war nicht dabei, ſeine Liſt hatte ihn zum zweiten Mal von der Muskete gerettet.

Eine drückende Schwüle lag über Deutſchland gebreitet, eine bange Erwartung der erſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatz. Der Wirth vom rothen Hauſe kam öfter nach der Mühle und rieb ſich die Hände, als die Kunde gekommen war, am 24. Juni hätte Napoleon den Niemen überſchritten. „Viel zu ſpät, viel zu ſpät! behauptete er mit großer Beſtimmtheit. „Ich ſage ja, er verſteht ſich nicht auf den ruſſiſchen Winter und denkt, es iſt überall in der Welt ſo wie in Frankreich, wo man ſich zur Noth in Hemdsärmeln die Chriſtbäume aus dem Forſt ſchneiden kann. Gebt Achtung, er ſchneit ein und friert an.“

Und der Mann hatte Recht. Es verging faſt kein Tag an dem er nicht nach Halle wanderte und den heißhungrig harrenden Dorfleuten die Taſchen voll Neuigkeiten mitbrachte. Gegen Weihnachten aber kam er eines Mittags in Schweiß gebadet heim und konnte vor Keuchen kaum

die Worte herausbringen: „Victoria! der Napoleon ist alleinig auf einem Fleischerkarren nach Paris zurück, seine große Armee liegt erfroren und verhungert in Rußland, wo es in diesem Winter ganz besonders grimmig kalt hergehen soll. Hab ich's nicht immer gesagt: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten? Nun haben wir's!"

An demselben Abend kam noch ein junges Mägdlein aus Merkewitz zu ihrer Freundin Röschen in die Fuchsmühle und rief ihr schon von Weitem mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Röschen Röschen, den Kopf hoch! die Franzosen sind zu Grunde gegangen und der Napoleon hat Nichts mehr zu commandiren — gib Acht es kommen andere Zeiten: die Festungen gehen auf, die Gefangenen werden frei!"

Röschen sprang mit einem Satz in die Höhe, Mund und Augen weit aufgerissen. „Linchen, ist's möglich? Ist's wahr? Gott, mein Gott, darf ich mein müdes Herz noch einmal zur Hoffnung erheben? —

Es trat jetzt eine Wendung in dem innern Leben Röschens ein. Sie hatte sich schon langsam in den Gedanken geschickt, ihres Jakobs Angesicht auf dieser Welt nicht mehr zu sehen. Jetzt wurde sie aus dieser Stille der Ergebung wieder aufgescheucht zu neuem Hoffen. Hoffen ist süß, aber die ängstliche Spannung der Ungewißheit, die mit dem Hoffen oft verbunden ist, ist Einem erst recht eine Herzensmarter; das ist wie ein Wurm, der heimlich an dem innersten Leben bohrt, der des Abends den Schlaf verscheucht und des Morgens das Erste ist, was den Menschen begrüßt. War's ein Wunder, wenn das Röschen sich äußerlich wie innerlich verzehrte und von Tag zu Tag abnahm?

IX.

Die Weihnachtsglocken läuteten durch das Land: „Friede auf Erden!" und die Hoffnung des aufathmenden Volkes hörte es als eine Weissagung und zündete mit zitternder Freude den Weihnachtsbaum an. Glaubt doch der Mensch so gern, was er sich wünscht. Und so strahlte denn aus allen Häusern unseres Thals ein heller Lichtglanz in die stille, heilige Nacht.

Nur die Fuchsmühle lag dunkel, nur in der Fuchsmühle war keine Weinachtsfreude und kein Christbaum, ſondern Jammer und Noth und Verzweiflung. Zacharias Säuberlich ſaß an dem Bett ſeines Töchterleins, die im hitzigen Fieber phantaſirte, und ſah ſtarr vor ſich hin auf die eingefallenen Züge ſeines geliebten, einzigen Kindes. „Gott, mein Heiland“, murmelte er ein Mal über das andere, „was muß ich alter Mann noch Alles erleben! Gott, erbarme dich mein!“

Ach, er hatte Urſach, ſo zu klagen und zu beten, der unglückliche Vater. Von Magdeburg war die Kunde gekommen, es wäre bei der Nachricht von dem Untergang der großen Armee eine Meuterei unter den Gefangenen ausgebrochen, und da hätte man kurzen Prozeß gemacht und ſie alle auf Ein Mal erſchoſſen. Darum lag nun das Röschen im Bett, darum rang ſie mit dem Tode.

Und der Sigmund? Dort ſteht er hinter der Scheune bei Schnee und Kälte in der finſtern Nacht. Er hat auf keinem Fleck Ruhe. Die Eule ſchreit über ſeinem Haupt und er hört ganz deutlich, wie ſie ruft: „Verräther! Verräther! Der Wind heult durch die knarrenden Aeſte und der Sigmund hört ganz deutlich aus dem Heulen eine Stimme: Mörder! Mörder! Von dem Kirchthurm in Merkewitz flattern, vom Sturme gerißen, die Glockentöne zu ihm herüber, und jeder Ton ruft in ſein Ohr: Tod! Tod! — Er will weinen, aber die Thränen ſetzen ſich ihm auf der jagenden Bruſt feſt und

wollen ihm das Herz abdrücken. Er will beten, aber die Haare sträuben sich ihm unter dem Hut, denn er sieht durch die Wolken ein großes Auge ihn anstarren, so glühend und so zornig. Er will entfliehen, aber die Sehnen seiner Füße sind gelähmt. Er lehnt sich an einen Baum, wie zu Eis erstarrt.

Da kommen Tritte auf ihn zu. Der Wächter ist es, der sich auf dem rothen Hause mit einem Schluck Branntwein inwendig erwärmt hat in der kalten Nacht. „Sigmund, Du bist's? Um Gottes Willen, was schaffst Du da noch in der Geisterstunde? Du kannst ja Einen ordentlich gruseln machen!"

Da zuckt der Unglückliche empor und wankt nach dem Hause. Leise geht er in seine Kammer, nimmt ein Stück Papier und wirft flüchtig etliche Worte darauf. Dann hüllt er sich in seinen Mantel und verläßt die Mühle mit einem letzten Blick auf das matt erleuchtete Fenster in Röschens Kämmerlein.

Am andern Morgen war der Sigmund nirgends zu finden. Der Fuchsmüller ging nach seiner Kammer — da lag ein offenes Papier auf dem Tisch. Der Müller trat ans Licht und las, den Zettel in Ermangelung der Brille weit von sich abhaltend: „Fluchet mir nicht, beklaget mich, ich bin der Unglückseligste der Menschen: ich habe den Jakob auf meinem Gewissen. Ich gehe in den Krieg, in den Tod." *)

Der Fuchsmüller ließ starr das Blatt fallen und es dauerte lange, ehe er nach diesem Schrecken wieder zu sich selber kam. Er schwankte gebrochen nach seines Kindes Lager, seine Seele war so müde geworden, daß er nicht mehr wußte, was er that. Zum Glück erbarmten sich die Wirthsleute vom rothen Hause des bejammernswerthen Vaters, und namentlich die Wirthin pflegte die Kranke mit einer rührenden Sorgfalt. Sie vergaß Essen und

*) Und wir wollen hier gleich einschalten: Er ist gegangen und man hat Nichts mehr von ihm gehört. Gewiß hat ihn der Krieg mit abgemäht, der Krieg, dem er zwei Mal hatte entlaufen wollen und in den er sich nun freiwillig stürzte. Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Trinken, ſie vergaß Schlafen und Ruhen über ihrem Patienten, ſie hatte ja das Röschen ſo von Herzen lieb.

Der Arzt vertröſtete den Vater auf den neunten Tag, als den Tag der Entſcheidung; und als zum neunten Mal die Sonne aufging, weckte die Wirthin den Zacharias, der ſich mit den Kleidern ein Weilchen auf's Bett gelegt hatte, mit der frohen Botſchaft: „Sie ſchläft, das Fieber iſt im Weichen!“

Und richtig, die Krankheit war gebrochen, Röschen erholte ſich langſam wieder. Und nun that der gute Pfarrer das Seine, daß mit dem geneſenden Leibe auch die Seele ſich faſſe und erſtarke in der Stille zu Gott. Stundenlang ſaß er an ihrem Lager und redete mit ihr und wenn er gehen wollte, drückte ihm das Röschen unter Thränen lächelnd die Hände: „Das hat mir wohlgethan! Kommt Ihr bald wieder, Herr Pfarrer?“

Und der treue Knecht des Herrn kam jeden Tag und er verſtand es, Seelen zu tröſten und Seelen zu ſtärken. Das Wort Gottes war ihm in Fleiſch und Blut übergegangen, darum kam es auch aus ſeinem Munde als eine lebendige Kraft, als ein heilender Balſam für des Lebens Wunden.

Auch der Fuchsmüller ſagte manchmal, wenn der Pfarrer fort war: „Es iſt doch etwas Eigenes mit dem Worte Gottes. Wenn man gute Tage hat, da ſauſt es Einem um die Ohren und findet die Thür zum Herzen nicht. In der Trübſal aber ſteht das Herz weit offen und das Wort geht ſchnurſtracks hinein. Ach und da klingt es ſo ganz anders. Man weiß ja wohl alle die Sprüchlein auswendig, aber jetzt iſt es Einem, als wären ſie in einer ganz andern Sprache geſchrieben, nämlich in der himmliſchen. Mein'ſt nicht auch, mein Töchterlein?“

Und das Röschen nickte ſtill lächelnd und drückte dem Vater innig die Hand.

X.

Am heiligen Epiphaniastage des Jahres 1813 kam der Pfarrer wieder, gleich nach dem Gottesdienſt, und er ſah heute ſo eigen aus, daß der Fuchsmüller beim Eintreten fragte: „Was iſt denn geſchehen, Herr Pfarrer?

Ich hätt' Euch beinahe nicht erkannt; habt ja heute ein ganz ander Gesicht mitgebracht, Ihr seht ja aus, wie ein Engel Gottes, so — so — so — ich weiß selbst gar nicht wie!"

Der Pfarrer zog, bedeutsam mit den Augen winkend, den Müller hinter sich drein in die Stube und bat ihn, sich zu setzen.

„Ich weiß gar nicht, wie ich heute anfangen soll, mein lieber Säuberlich," ließ sich der Geistliche nach etlichem Schweigen vernehmen. „Da ist's wahrhaftig leichter, über die Offenbarung St. Johannis zu predigen, als Euch zu erzählen, was ich für Euch habe. Was Schlimmes ist es nicht, sondern etwas sehr Fröhliches; aber nicht blos der Schrecken kann einen Menschen schaden, wenn er unversehens zur Hinterthür hereinkommt, sondern auch die Freude, wenn das Herz nicht bereitet ist. Lieber Säuberlich, setzt macht Euch einmal recht stark. Ich will eine Frage an Euch richten: Glaubt Ihr an eine Auferstehung der Todten?"

Der Zacharias rückte unruhig auf seinem Stuhl und hielt sich mit beiden Händen an der Lehne fest. „Herr Pfarrer, das steht ja im Katechismus und alle ehrliche Christen glauben's. Das ist's ja auch, was mich so gestärkt und aufrecht gehalten hat, als ich meinem theuren Weib in die Grube schaute, und es mir war, als ginge mir das Herz entzwei. Wie könnt Ihr nur so fragen?"

„Schön, lieber Säuberlich", fuhr der Pfarrer lächelnd fort. „Aber von der Auferstehung am jüngsten Tage rede ich heute nicht. Man hat Exempel, daß so eine Auferstehung auch schon früher einmal passirt, auf eine andere Art. Und wenn's auch gerade keine richtige Auferstehung aus dem wirklichen Tode ist, so doch vielleicht so was Aehnliches, wie das mit dem Daniel in der Löwengrube, daß nämlich Einer durch ein Wunder Gottes aus des Todes Rachen gezogen wird."

Den Fuchsmüller überfiel ein Zittern, wie wenn er das kalte Fieber hätte, aber er fror nicht, es war ihm vielmehr sehr heiß. Und er ging in höchster Spannung auf den Pfarrer zu: „Um Gotteswillen, wie wird mir? Wär's möglich, der Ja — —, der Ja — —, der Jakob?"

Der Geiſtliche erhob ſich jetzt auch und legte ſanft ſeinen Arm auf des Müllers Schulter. „Seid ſtill mein guter Säuberlich, ſeid ſtill, daß Euch die Freude nicht unwirkt! Es iſt wahr, daheim ſitzt der Jakob leibhaftig bei meiner Frau und kann die Zeit nicht erwarten, daß er Euch ſehen darf und Eure Tochter. Das iſt vom Herrn geſchehen, ein Wunder vor unſern Augen."

Jetzt löste ſich die krampfähnliche Spannung bei dem Fuchsmüller in einen wohlthätigen Thränenſtrom, und der Pfarrer überließ ihn ſich ſelbſt, indem er ſtill hinausging und die Stiege hinaufſchlich, um nun noch eine ſchwere gefährliche Aufgabe zu löſen: auch das Röschen zu unterrichten über die Auferſtehung der Todten und vorzubereiten auf das Wiederſehen mit ihrem Jakob.

Es ging über Erwarten gut, denn das Röschen, die ſchon von Haus aus ein tapferes Herz hatte, war durch die Trübſal noch feſter geworden und ſtark in ihrem Gott.

Nun laſſe mich der gütige Leſer über die Scene des Wiederſehens hinweggehen; denn wenn nicht einmal die Glücklichen ſelber Worte finden konnten für ihr Glück, wo ſoll ich ſie hernehmen? Es giebt im Menſchenleben Augenblicke, wo unter der überwältigenden Wucht der göttlichen Barmherzigkeit der Mund ſtumm wird und nur das Herz ſtill arbeitet im unausſprechlichen Empfinden. Wir wollen derweile ein Wenig hinaustreten um uns zur Abkühlung die ſcharfe Winterluft um den Kopf gehen zu laſſen, und erſt nach einer Stunde wieder hineintreten in die alte Fuchsmühle, der das lange nicht geboten war, ſolche Glückſeligkeit in ihren Mauern zu bergen. Da ſitzen die Vier bei einander: das Röschen mit dem Kopf an Jakobs Bruſt und mit den Augen an ſeinem Munde hängend; der Pfarrer neben dem Zacharias, beide mit gefalteten Händen und offenem Munde der Erzählung Jakobs lauſchend.

„Ja Ihr habt Recht Herr Pfarrer" ſagte dieſer, „das iſt vom Herrn geſchehen, ein Wunder vor meinen Augen! O Gott, wenn ich zurückdenke an den ſchrecklichen Gang nach dem Wall, an den furchtbaren Augenblick, wo die Corporalſchaft mit ſcharf geladenem Gewehr aufmarſchirte und uns die Augen verbunden wurden, — ich möchte

gleich von Frischem das Bewußtsein verlieren. Ja, so weit war es bereits gekommen. Es sollte eben „Feuer" commandirt werden auf die vierzehn Meuterer, die bei der Nachricht von Napoleons Vernichtung den Gefängnißwart meuchlings erdrosselt hatten und schon im Begriff waren, die Mauer zu übersteigen. Da schrie mit Einem Mal eine gellende Stimme: „Halt!", und ich erkannte die Stimme des braven Obersten! Ach was hatte ich nach diesem edlen Mann geankert in den schrecklichen Tagen, nachdem uns das Urtheil verlesen worden war! Wie brannte mir das Herz, daß ich ihn nur sehen und ihm meine Unschuld betheuern könnte; denn ich hatte keinen Theil an dem Verbrechen, hatte vielmehr zur Ruhe gemahnt und zum Dank von einem verwegenen Kerl einen Hieb über den Kopf bekommen, daß mir der Athem ausging. Aber der Oberst kam nicht und kam nicht. Das Unglück mußte es wollen, daß er gerade in dienstlichen Angelegenheiten abwesend war. Nun machet Euch eine Vorstellung, was ich da ausgestanden habe, wie ich den ganzen Tag auf Einem Flecke saß und Nichts weiter that als horchen, ob keine Tritte den Gang heraufkämen und nach der Thürklinke starren, ob sie sich nicht bewege. — Es war umsonst. — Der Morgen der Hinrichtung brach an. Ein Pfarrer trat in unsere Zelle mit dem Sakristan und reichte uns allen das heilige Mahl, dann ging's den schweren Gang. — Da, in der letzten Minute, kam die Hilfe Gottes. Der Oberst war von seiner Reise zurückgekehrt: seine Gemahlin, die von meiner Unschuld vernommen, hatte ihm eiligst Botschaft gesandt und ihn zur schleunigen Rückkehr getrieben. Und nun stürzte er auf den Wall und rief: „Halt!" mit einer Stimme,

deren Klang ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Und er trat zu dem commandirenden Offizier: Was geschehen hier für Dinge? Hier wird ein Unschuldiger mit Schuldigen gerichtet! Jakob Kern soll heraustreten. — „Mir wurde die Binde von den Augen genommen, und der Oberst sah mich mit einem wahrhaft väterlichen Blicke an. „O ich danke Gott," sagte er, „daß er mich noch zur rechten Stunde zurückgeführt hat!" Und nun wandte er sich an die Deliquenten und fragte: „Ist das so, Leute, wie ich's vernommen? Redet die Wahrheit, Ihr steht in wenigen Minuten vor dem Richterstuhle Gottes." Da rief Einer aus der Reihe: „Ja Herr Oberst, was wahr ist, das muß man sagen: Der Jakob ist ohne Schuld, er hat's im Gegentheil noch hintertreiben wollen, aber das ist ihm übel bekommen, wie die Schramme auf seiner Stirn beweist.

Jakob hielt inne und wischte sich den Schweiß von seinem Gesicht. In der Stube war eine Todtenstille, man hörte nur die Wanduhr ihre schwerfälligen Schritte thun. Nach einer Weile fuhr der Erzähler fort: „Was soll ich nun noch sagen? Ich war gerettet, noch mehr: ich war frei! denn der Oberst nahm mich mit auf sein Zimmer und gab mir andere Kleidung und sprach: „Mein Sohn nach solcher Angst und Marter, wie Du sie ausgestanden, wäre es eine Grausamkeit, wenn ich Dich auf's Neue in den Kerker sperrte. Ich verantworte es, was ich thue, weil ich's thun muß: gehe heim, mein Sohn zu Deinen Lieben und Gott segne Dich!" Da bin ich vor ihm auf die Knie gefallen, habe seine Hand gedrückt und sie mit Thränen genetzt; und die Frau Obristin hat auch in ihr Tuch geweint und gesagt: „Sei still mein Bursche die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." — Dann bin ich fortgegangen und hab' mir unterwegs immer an den Kopf gefaßt, ob's denn wahr wäre, daß ich noch lebte, oder blos ein Traum, und bin gelaufen, was meine schwachen Füße herhalten wollten, daß ich nur erst den Petersberg sähe und mein liebes Gödschethal. — Da bin ich nun, hab erst meinen alten Vater begrüßt, und nun" — — —

Hier sah er den Fuchsmüller mit einem langen

fragenden Blick und feuerroth anlaufenden Geſicht an. Der alte Zacharias verſtand ihn ſogleich, zog ihn zu ſich und führte ihn dann zu ſeiner Tochter. „So meinſt Du's doch?“ fragte er, mit den Augen blinzelnd und ſchalkig lächelnd. Und die beiden Liebenden umfingen einander und hielten ſich umſchlungen, ohne ein Wort zu reden, aber jeder Athemzug hauchte es herüber und hinüber: „Dein auf ewig!“ — Und der Pfarrer legte ſegnend ſeine treuen Hände auf ihre Häupter und ſprach mit tiefbewegter Stimme: „Des Herrn Rath iſt wunderbarlich, aber er führt Alles herrlich hinaus. Gebt unſerm Gott die Ehre!“ —

Das haben ſich auch die guten Leute nicht zweimal ſagen laſſen, das hätten ſie auch ſchon von ſelbſt gethan. Die Fuchsmühle ward nun eine Behauſung des Friedens und des ſtillen Glücks, wie ſelten ein Haus auf Erden. Zwar kam noch ein Tag des Herzklopfens und des Thränenweinens, als bei dem Aufruf des Königs an ſein Volk auch der Jakob ſich nicht halten ließ, da er ſich ja hätte ſchämen müſſen, feig hinter dem Ofen zu hocken, wo Alles, was nur Arme und Beine hatte zum Dreinſchlagen und Marſchiren, ſich werben und einkleiden ließ, daß es ausſah, als wäre eine neue Völkerwanderung im Gange. Aber gegen Abend war der Jakob ſchon wieder da und erzählte: der Offizier auf dem Werbebureau, der von ſeinem Schickſal gehört hätte, der hätte ihm väterlich auf die Schulter geklopft und geſagt: „Nein, nein, mein Sohn geh Du nur wieder nach Hauſe, und ſchaff' Dir erſt die elendige Kerkerfarbe ab, das wird ſich daheim beſſer machen, als im Kriege, wo du doch wohl vorläufig nicht zu brauchen biſt wegen deiner Schwäche. Haſt auch ſchon gerade genug gethan. Das iſt auch was Großes, wenn ein Patriot für ſeinen König ſo lange in Ketten liegt.“

Der Jakob ging nun in der Fuchsmühle in die Lehre und der alte Andres hatte Nichts dagegen, daß ſein Sohn nun noch ein Müller werden ſollte. Wie aber die Lehrzeit um war, die von wegen des behaltſamen Kopfes und der fingerfixen Hand des Jakob nicht allzu lange währte, führte er ſein Röschen heim.

Dem alten Zacharias ſchmeckte nun die Pfeife wieder, er behauptete ſogar, ſie hätte ihm ſein Lebtag nicht ſo

gut geſchmeckt, wie jetzt, zumal als erſt ein Büblein ihm an den Beinen in die Höhe kletterte und mitrauchen wollte.

Und das Röschen? Nun, vor einem Jahr hatten die Leute geſagt: Das Röslein in der Mühle verwelkt und blühet nimmer wieder auf! Sie hatten ſich getäuſcht und waren auch gar nicht bös darüber, denn das Röschen war der Liebling der ganzen Gegend, und alle Leute ſahen es mit Freude, wie ſie wieder aufblühte und immer ſchöner ward an Leib und Seele.

Adieu, lieber Leſer, und wenn dich das Schickſal einmal nach dem Sachſenland verſchlägt, und du kommſt an den Petersberg, ſo ſieh dir ſelbſt einmal das ſtille Fleckchen an, wo einſtmals unſere Geſchichte ſich zutrug: die alte trauliche Fuchsmühle.

---

12. Anekdote.

„Nun, meine Herren, was gibts denn heuer Schönes auf der Messe zu sehen?" fragte ein neu eingetroffener Meßreisender seine Collegen, mit welchen er im Bierhause zusammentraf.

Herr B...., der reiche Baumwollhändler, welcher wegen seiner Dummheit ebenso bekannt, wie wegen seiner Aufdringlichkeit unbeliebt war, ergriff sogleich das Wort.

„Das Merkwürdigste ist unstreitig das polnische Mädchen, welches statt der Haare natürliche Schafswolle auf dem Kopfe hat. Denken Sie sich nur: Schafswolle auf einem Menschenkopfe! Das müssen sich die Herrn unbedingt ansehen. Es ist die zehn Groschen Entree werth."

„Ah bah!" brummte da der dicke Lederhändler Z..., „wozu die Mühe und die Ausgaben, wenn man Naturwunder, die mindestens ebenso merkwürdig sind, umsonst sehen und noch dazu so nahe haben kann, daß man sie mit Händen zu greifen vermöchte: Schafsköpfe mit Menschenhaaren!"

13. Räthsel.

Mit N. schmeck' ich deinem Munde wohl
Mit K. vielleicht noch besser,
Mit Sch. das Wildpret ich hol,
Mit F. bin ich Wege-Messer.
Mit M. gelt ich für ein bittres Kraut,
Mit H. ward dem Tod ich einst angetraut.

Verlag von **Julius Niedner** in Wiesbaden.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. H. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Hüchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Hohmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boerenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boerenleben im Caplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Affen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Mann, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Bibersänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schübling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Pincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1812 und 1813.** Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Fry). Ein weib-

es Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Pulverschrank.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Domrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hans Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Yodbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacksen.** Eine Isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberkolle** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Peiau's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach Mittheilung eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Constantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Zelaunzug im Juden,** unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordilleren de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Guerfeet.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Angel de Montzon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Graf der Fromme, Herzog von Gothe.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **M. H. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Krukstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Freischütz.**

herr vom Stein, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrfrau von Hefirich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Pienaus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im kuferen Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Kölin Hanpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Würges.** Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von Oranien.** — **Friedrich I., Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. **Im Busch.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp.

101 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. — Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften“ des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften“ von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung. Preis 1 Mark.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn** (W. Oertel).

Zweite verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 15 Mark.
Geheftet 13 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, übersetzt von **Ch. Benson,** prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Die Goldene Fibel

durch

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen angezeigt und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Elegant gebunden. **Zweite unveränderte Auflage.** Preis 3 Mark.

Deutsche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unser Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen ist. Auch die Lehrer werden dieses reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der kleinen willkommen heißen. Für den ersten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lehrstoff.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thiere.

Von Dr. Karl Oppel.

40 Bogen groß 8° mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Thierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, in's Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Uebersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Thiere und liefert die erläuternden Beispiele: — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden: das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den thierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen, der Zucht der Thierarten ꝛc. Dann hören wir von Thieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurtheilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welche die Thiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Thierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden, (Dronte, Noa, Aepiornis, Steller's Seekuh) und giebt sodann die Klassification.

Nach einer Einleitung zu den Säugethieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubthiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Thierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit. Wo sich keine passende Bilder aus der Thier-Psychologie finden, ist Anderes aufgeführt; Jagd der Thiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante culturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, — Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Capitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Werth der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen ꝛc.

Das Buch bietet dem Lehrer das Gesammtmaterial für den zoologischen Unterricht; es bringt vom System so viel, als Bürgerschule und Realschule verarbeiten können, und dazu ein reiches, jahrelang gesammeltes Material, den Unterricht lebendig und anziehend zu machen. Bei den mancherlei Fächern aber, welche gegenwärtig, namentlich von den höheren Schulen, bearbeitet werden müssen, ist es nicht möglich, dem Einzelnen so viele Zeit zuzuwenden, wie es als Bildungsmittel verdiente, und namentlich müssen die Realfächer gegen Sprachen und Mathematik zurückstehen; der Lehrer der Naturgeschichte kann kaum etwas mehr bringen, als die Aufbauung des Systems und die Thierbeschreibung; aber das eigentliche Leben der Thiere zu schildern, seinen Kampf um das Dasein, dazu kommt er nicht. Woher sollte er auch dazu die Zeit nehmen bei wöchentlich zwei Unterrichtsstunden? Die „Thiergeschichten" sollen nicht nur in der Hand des Lehrers dienen, seinen Unterricht anziehend und fesselnd zu machen, sie sollen auch als Privatlektüre dem Schüler das bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht nicht bieten kann, und was doch ohne Zweifel das Belehrendste, Bildendste und Wichtigste ist. Als Familienbuch dürften sie den Schulunterricht in ausgiebigster Weise unterstützen und eignen sich darum nicht nur als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk empfohlen zu werden, sondern namentlich auch als Prämienbuch.

Nicht dürfen wir unterlassen, Eines hervorzuheben: die Lektüre des Buches wird ohne Zweifel jeden Leser antreiben, selbst in seiner Umgebung Thiere zu beobachten, und so in weiten Kreisen pädagogisch wirken; sie wird nicht nur das Interesse an den Thieren fördern, sondern auch die Liebe zu denselben, und so hoffentlich der Thierquälerei gründlicher entgegenarbeiten, als ausgesetzte Geldpreise.

24 prachtvolle Gruppenbilder von Klimsch dienen dem Buche zur empfehlenden Zierde. Ein ausführliches Verzeichniß der Abbildungen und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erleichtern den Gebrauch.

Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des hier Gebotenen diene das Verzeichniß der Erzählungen von den Singvögeln:

Vogellube. — Sorgfalt einer Bachstelze. — Die rettende Mutter. — Vogelsprache. — Hausdrache. — Undankbare Eisenfinken. — Wie gefällt dir das? — Der Gimpel. — Schaderl. — An einem Sperlingsneste. — Liebesdienst eines Zeisigweibchens. — Der Rabe als Beschützer der Schwachen. — Was auch vorkommt. — Der Staar als Maikäfervertilger. — Was so ein Vöglein werth ist. — Die zum Fischfang abgerichteten Seeraben der Chinesen. — Klugheit der Krähen. — Die geschwätzige Krähe. — Die diebische Dohle. — Wetterverkündiger. — Zahme Wiedehopfe. — Zutraulichkeit der Schwalben. — Merkwürdiges Schwalbennest. — Thier-Lunchjustiz. — Für die Kinder. — Der Gefangene. —

Oder von den Schlangen:

Die Anakonda-Schlange als Scheregeipend. — Ein panischer Schrecken. — Erlebnisse mit Schlangen. — Abenteuer mit Pythonen. — Auf Ceylon. — Schlangenbändiger. — Schlangenbeschwörer. — Abrichtung der Schlangen. — Die Schlangentödterin. — Lindwürmer und Drachen. — Ein seines Halsband. — Schlangenjagd auf ein Eichhorn. — Zahme Klapperschlangen. —

Zur Erzählung:

Der Lindenhof

von Armin Stein

Inhalt.

Kalender für 1877. Seite

1. Gott zum Gruße. (Mit Vignette.) 1
2. Auflösung der Räthsel. (Mit zwei Vignetten.) . . . 24
3. Im Feuer vergoldet. Nach einer Mittheilung von A. Randler. (Mit vierzehn Vignetten.) 27
4. Anekdote 155
5. Altes Gold. (Mit Vignette.) 157
6. Räthsel. (Mit Vignette.) 164
7. Der Lindenhof. Eine Dorfgeschichte von Armin Stein. (Mit elf Vignetten.) 165
8. Worträthsel. (Mit Vignette.) 225
9. Anekdote 226
10. Räthsel 228

Kalender 1877.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1877ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet.

Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen, oder 52 Wochen und 1 Tag und beginnt am 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonnabend dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1877 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1878 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt, nach der sogenannten byzantinischen Zeitrechnung, deren sich die römischen Kaiser in Constantinopel bedienten. Sie setzt die Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7385stes Jahr mit dem 1. September alten, oder dem 13. September neuen Stils unseres 1876ten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Zeitrechnung bis zu Peter dem Großen. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts aber bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt, deren Eintritt sie aber später setzen als die griechische Kirche. Sie beginnen ihr 5637stes Jahr am 19. September 1876. Es ist ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen. Am 8. September 1877 beginnt ihr 5638stes Jahr, welches ein überschüssiges Schaltjahr von 385 Tagen ist und mit dem 27. September 1878 endet. Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 27. Februar 1877. — 2. Das **Passahfest**, welches am 29. März 1877 beginnt und am 5. April endet. Streng gefeiert werden aber nur die beiden ersten und letzten Tage, nämlich 29. und 30. März und der 4. und 5. April. — 3. Das **Wochenfest** am 18. und 19. Mai. — 5. Das Fasten wegen **Verbrennung des Tempels** geschieht am 19. Juli. — 5. Das **Neujahrsfest** wird am 8. und 9. September gefeiert. — 6. Das **Versöhnungsfest** fällt auf den 17. September. — 7. Das **Laubhüttenfest** beginnt am 22. September und endet am 29. September, aber nur der 22., 23. und 29. September werden streng gefeiert. — 8. Das Fest der **Gesetzesfreude** folgt sogleich am 30. September.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit

Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, der sogenannten Hidschred. Sie beginnen am 28. Januar 1876 ihr 1293stes und am 16. Januar 1877 ihr 1294stes Jahr.

Das Jahr 1877 ist

seit Christi Geburt nach Dionysius	das	1877ste
„ Christi Tode	„	1844„
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1804„
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	178„
„ Erfindung des Geschützes und Pulvers	„	497„
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	437„
„ der Entdeckung Amerikas	„	386„
„ der Erhebung des Königsreichs Preußen	„	177„
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und deutschen Kaisers Geburt	„	80„
„ Antritt seiner Regierung	„	16„
„ Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	6„

Von den **Jahreszeiten** 1877.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 1 Uhr Mittags.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 9 Uhr Vormittags.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 22. September um 12 Uhr Mitternacht.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 21. Dezember um 6 Uhr Abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1877.

Im Jahre 1877 finden 3 Sonnen- und 2 Mondsfinsternisse auf der Erde überhaupt statt, von welchen aber nur die beiden Mondsfinsternisse in unseren Gegenden sichtbar sein werden.

Die erste **Mondsfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den Abendstunden des 27. Februar. Ihre Dauer beträgt 3⅓ Stunden. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt dieselbe um 27. Februar Abends 6,₂₂ und endet 9,₅₅ Uhr.

Die **zweite Mondesfinsterniß** ist wieder eine totale und findet in den Abendstunden des 23. und den Morgenstunden des 24. August statt. Ihre ganze Dauer beträgt 4 Stunden, die totale Verfinsterung 1^{h}_{4} Stunden. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt sie am 23. August 9_{41} Abends und endet am 24. August 1_{41} Morgens.

Die **erste Sonnenfinsterniß** findet in den frühen Morgenstunden des 15. März statt.

Die **zweite Sonnenfinsterniß** ereignet sich in den Morgenstunden des 9. August.

Die **dritte Sonnenfinsterniß** tritt in den Nachmittagsstunden des 7. September ein.

Allein alle drei Sonnenfinsternisse sind, wie gesagt, in unseren Gegenden nicht sichtbar.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Psalm 37, 5: Befiel dem Herrn deine

Wochentage.	Januar 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche:	Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Gal. 3, 23—29.						
Mont. 1	Neujahr	Immanuel	8,1	4,1	6,4 A		
Dien. 2	Odilo	Märtyrer d. hl. Bücher	8,1	4,2	7,21		
Mitt. 3	Genovefa	Gordius	8,1	4,2	9,2		
Donn. 4	Titus	Titus	8,0	4,3	10,20		
Freit. 5	Eduard	Simeon	8,0	4,3	11,20		Letztes Viert.
Smst. 6	Heilige 3 Könige	Erscheinung Christi	8,0	4,3	—		☾ 1 Uhr Nachm.
	Epiphanias						
2. Woche:	Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6.						
Sonnt. 7	1. n. Epiphanias (Reinoth)	Widukind	7,59	4,34	1,0 M		
Mont. 8	Gudula	Severinus	7,59	4,35	2,22		
Dien. 9	Julian	Kathar. Zell	7,59	4,37	3,22		
Mitt. 10	Paulus Eins.	Paulus Eins.	7,59	4,38	4,21		
Donn. 11	Hygin	Fructuosus	7,59	4,39	6,2		
Freit. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,59	4,41	7,2		
Smst. 13	Hilarius	Hilarius	7,59	4,42	7,59		
3. Woche:	Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.						
Sonnt. 14	2. n. Epiphanias (Felix)	Felix	7,59	4,43	b. T. 8,22	Abds	● 2 Uhr Nachm.
Mont. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,59	4,44	8,22	5,11	Neumond.

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	8 St.	5 M.	15 St.	55 M.
6.	8 „	14 „	15 „	46 „
11.	8 „	23 „	15 „	37 „
16.	8 „	33 „	15 „	27 „
21.	8 „	45 „	15 „	15 „
26.	8 „	59 „	15 „	1 „
31.	9 „	13 „	14 „	47 „

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Vom 1. bis 3. trübe und kalt; den 4. 5. und 6. folgen starke Regengüsse, worauf vom 7. bis 9. starke Kälte kommt. Vom 11. bis 15. wieder Regen, so Regengüsse; vom 23. bis zu Ende des Monats unbeständig mit Wind, Schnee und Nebel.

Bauern-Regeln.

Ist der Januar gelind,
Lenz und Sommer fruchtbar sind.

Nebel im Monat Januar
Bringen ein nasses Frühjahr.

Fabian Sebastian (20)
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Nasse Jäger, trockene Fischer.

…ege und hoffe auf Ihn. Er wird's …achen.

Wochen-tage.	Januar 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
…ien.	16	Marcellus	Georg Spalatin	7,44	4,31		6,48	
…itt.	17	Antonius	Antonius	7,44	4,32	♌	7,48	
…onn.	18	Prisca	Matth. Claudius	7,43	4,33	♌	8,48	
		Krönungstag				♍		
…reit.	19	Marius	Joh. Bisfader	7,43	4,34	bei	9,48	
…mst.	20	Fab. Sebast.	Fabian Sebastian	7,42	4,35		11,—	

Woche: Von den Aufsätzen und Sichtbrüchigen: Matth. 9, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.

…ranl.	21	3. n. Epiphanias (Agnes)	Agnes	7,41	4,36		—	
							M.	
…ont.	22	Vincentius	Vincentius	7,41	4,36		12,18	☽ 5 Uhr Abends erstes Viert.
…ien.	23	Mariä Verm.	Jesaias	7,41	4,37	—	1,21	
…itt.	24	Timotheus	Timotheus	7,40	4,40	♎	2,20	
…onn.	25	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehrung	7,40	4,41	♎	4,21	
…reit.	26	Polykarp	Polykarp	7,40	4,40		5,21	
…mst.	27	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,40	4,41		6,21	

Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Cor. 9, 24—10, 5.

…ranl.	28	Septuagesimä (Karl der Gross.)	Karl der Große	7,40	4,41	—	7,21	
…ont.	29	Franzv. Sales	Juventin u. Maximin	7,40	4,41	4,21	7,48	☽ 10 Uhr Vorm. Vollmond.
…ien.	30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,39	4,42	6,22	bei	
…itt.	31	Ludovica	Hans Sachs	7,37	4,50	8,0	Tage	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den Januar.

Man bessere alles Gefährte aus, daß …für die Frühjahrsarbeit in gutem …tande sei, entwerfe einen genauen …irthschafts-Plan für das neue Jahr und …he gute landwirthschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und …einsamen gedroschen, und das im Freien …aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und …reue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haus…halten werden, damit es in der Arbeits…zeit nicht daran mangele, besonders für …as Zugvieh.

Man lege Compostshaufen an und fahre bereits ungefrorenen Composs auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Aecker wird Dünger aufgefahren und sogleich gebreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, und gedüngt, auch von dürren Aesten und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

2. Corinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnte die und hat unter uns aufgerichtet

Wochentage.	Februar 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Donn. 1	Ignatius	Ignatius	7,22	4,22	9,22		
Freit. 2	Mariä Reinig. Lichtmeß	Mariä Reinigung	7,22	4,22	10,22		
Smst. 3	Blasius	Anschar	7,22	4,22	—		

4. Woche: Vom vierterlei Acker: Luca 8, 4—15. — Epistel: 2 Tor. 11, 19—12, 9.

Sonnt. 4	Jezzgesmä (Veronika)	Rhabanus Maurus	7,22	4,27	12,22		
Mont. 5	Agatha	Ph. Jak. Spener	7,22	4,28	1,22		☾ 6 Uhr Morgens letztes Viert.
Dient. 6	Dorothea	Amandus	7,22	5,0	2,22		
Mitt. 7	Rembertus	Georg Wagner	7,21	5,1	3,22		
Donn. 8	Anscharius	Maria Andreä	7,22	5,2	5,0		
Freit. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,22	5,3	5,22		
Smst. 10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,22	5,5	6,21		

5. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luca 18, 31—43. — Epistel 1 Cor. 13.

Sonnt. 11	Eleuthi (Desiderius)	Hugo v. St. Victor	7,21	5,9	6,22	—	
Mont. 12	Eulalius	Johanna Grey	7,20	5,10	7,22	—	
Dien. 13	(Fastnacht) Gisilbert.	Chr. Fr. Schwartz	7,21	5,10	7,22	5,22 N.	● 10 Uhr Vorm. Neumond.
Mitt. 14	Aschermittwoch (Valentinus)	Bruno v. Querfurt	7,22	5,11	7,22	6,22	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	9 St.	15 M.	—	14 St.	45 M.
6.	9 „	31 „	—	14 „	29 „
11.	9 „	48 „	—	14 „	12 „
16.	10 „	6 „	—	13 „	54 „
21.	10 „	23 „	—	13 „	37 „
26.	10 „	42 „	—	13 „	18 „

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Vom 1. bis 7. trüb, regnerisch, nebelig und windig; nur am 6. hell und ziemlich kalt; vom 9. bis 12. trübe mit Regen und Schnee; vom 13. bis 16. hell und kalt; den 18. Regen und Schnee; vom 19. bis 22. kalter Wind; den 23. bis 26. hell, früh kalt mit Eis, Nachts kalter Regen und Glatteis; den 28. rauh und kalt.

Bauern-Regeln.

Lichtmeß (2) im Klee
Ostern im Schnee.

Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoch',
Geht auf vier Wochen er wieder in's Loch.

Nach St. Mattheis (24)
Geht kein Fuchs mehr über's Eis.

Trockene Fasten, gutes Jahr.

Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, das Wort von der Versöhnung.

Wochentage.	Februar 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Donn.	15 Faustinus	Jakob vom Loh	7,28	5,10		7,46	
Freit.	16 Juliana	Matth. Tesakos	7,26	5,11	♌	8,46	
Smst.	17 Donatus	Patrik Hamilton	7,24	5,13	♍	10,5	

. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Cor. 6, 1—10

enst.	18 I. Invocavit (Invocavi)	Simeon	7,1	5,15		11,28	
Mont.	19 Leontius	Metrob	7,0	5,16		—	
Dien.	20 Eucherius	Zadok	7,0	5,18	♎	12,28	
Mitt.	21 Quatember (Fern S.)	Meinrad	7,0	5,19	♎ ♏	2,8	☽ 3 Uhr Morgens erstes Viert.
Donn.	22 Petri Stuhlf.	Tiburtius	7,0	5,21		3,41	
Freit.	23 Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,58	5,22		4,41	
Smst.	24 Matthias Ap.	Matthias Ap.	6,56	5,24		5,41	

. Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.

enst.	25 I. Reminiscere (Memento)	Casp. Olevianus	6,54	5,25	♏	5,41	
Mont.	26 Nestor	Berthold Haller	6,52	5,28	♏ ♐	6,41	
Dien.	27 Justus	Martin Butzer	6,51	5,30		6,41	● 11 U. Abends Vollmond
Mitt.	28 Romanus	Joh. de Monte Corvino	6,49	5,31	8,41	6,41	9 Uhr Morgens Finsternis.

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und lege die Ackergeräthe in brauchbaren Stand.

Das Aufführen von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgraben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgelegt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferlaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt sich für Pfropfreiser, die man in nassen Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Verwendung aufbewahrt.

1. Thessal. 5, 9: Gott hat uns nicht gesetzt zum Zorn Jesum Christum, der

Wochentage.	März 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn.	1 Suidbert	Suidbert	6,41	5,40	8,40 V		
Freit.	2 Simplicius	Johann Wesley	6,40	5,41	9,40		
Smst.	3 Kunigunde	Bathilde	6,40	5,42	11,0		
10. Woche:	Jesus treibt einen Teufel aus: Luck 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.						
Sonnt.	4 3. Oculi (Lätare)	Georg Wishart	6,40	5,43	—		
Mont.	5 Friedrich	Thomas v. Aquino	6,39	5,44	12,0 M		
Dien.	6 Perpetua	Fridolin	6,38	5,45	1,40		C 11 Uh Abends letztes Viert
Mitt.	7 (Thom. v. Aq.) Viertfasten	Perpetua u. Felicitas	6,36	5,46	2,41		
Donn.	8 Johann de Deo	Zacharias Ursinus	6,35	5,47	3,40		
Freit.	9 Franziska	Cyrill u. Methodius	6,33	5,48	4,40		
Smst.	10 40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,32	5,49	4,41		
11. Woche:	Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—5. — Epistel: Gal. 4, 21—31.						
Sonnt.	11 4. Lätare (Reminis)	Wilhelm Hofeus	6,30	5,50	5,40		
Mont.	12 Gregor d. Gr.	Gregor d. Große	6,28	5,51	5,40		
Dien.	13 Ernst	Rudericus	6,26	5,52	5,41		Am 15. unsichtb. Sonnenfinsterniß
Mitt.	14 Mathilde	Mathilde	6,24	6,1	6,0		14. Morg. Neumond.
Donn.	15 Longinus	Thomas Cranmer	6,21	6,2	6,21	6,20 U	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	10 St.	52 M.	—	13 St.	8 M.	
6.	11 „	12 „	—	12 „	48 „	
11.	11 „	50 „	—	12 „	30 „	
16.	11 „	49 „	—	12 „	11 „	
21.	12 „	8 „	—	11 „	52 „	
26.	12 „	27 „	—	11 „	33 „	
31.	12 „	44 „	—	11 „	16 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Vom 1. bis 7. kalt, rauh und windig; den 8. bis 17. kalt; den 19. Wind, Schnee und Regen; den 20. und 21. Regen und sehr kalt, Nachmittags hell.

Bauern-Regeln.

Auf Märzenregen
Folgt kein Sommerlegen.

Wie die 40 Ritter (10.) das Wetter gestalten,
So wird es noch 40 Tage anhalten.

Märzgewitter zeigen an,
Daß große Winde zieh'n heran.

…andern die Seligkeit zu besitzen durch unsern Herrn
…ir und gestorben ist.

Wochentage.	März-1877.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit.	16 Heribert	Heribert	6,18	6,4	6,00	7,48	
Smst.	17 Gertrud	Patricius	6,16	6,5	6,30	9,16	
2. Woche:	Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.						
Sonnt.	18 5. Judica (Cruciss.)	Alexander B.	6,11	6,17		10,31	
Mont.	19 Joseph	Maria und Martha	6,9	6,10		11,31	
Dien.	20 Joachim	Ambrosius v. Siena	6,6	6,16		—	Frühlings-Anfang.
Mitt.	21 Benedictus	Benedictus	6,4	6,18		1,19 M	
Donn.	22 Octavian Kaisers	Nicol. v. d. Flüe Geburtstag	6,6	6,14		2,20	☽ 2 Uhr Nachm. erstes Viert.
Freit.	23 Otto	Wolfgang v. Anhalt	6,0	6,20		3,31	
Smst.	24 Gabriel	Florentius	5,58	6,22		3,46	
3. Woche:	Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.						
Sonnt.	25 6. Palmarum (Mariä Verk.)	Mariä Verkündigung	5,55	6,25		4,23	
Mont.	26 Ludgerus	Ludger	5,52	6,26		4,44	
Dien.	27 Rupert	Rupertus	5,50	6,27		5,2	
Mitt.	28 Felix	Johann v. Goch	5,48	6,28		5,17	
Donn.	29 Gründonnerstag (Exaltat.)	Gründonnerstag (Exaltat.)	5,47	6,30	7,12 A	5,30	☽ 7 Uhr Vorm. Vollmond.
Freit.	30 Charfreitag (Cantius)	Charfreitag (Joh. Heermann)	5,45	6,32	8,20	5,46	
Smst.	31 Balbina	Ernst der Fromme	5,43	6,34	10,0	6,2	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender
für den März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser so irgend möglich, nicht gefriert und die keimenden Grasspitzen ertödtet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nöthig ist.

Römer 4, 25: Christus ist um unserer Sünd
Gerechtigke

Wochentage.	April 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
14. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Corinth. 5, 6—8							
Sonnt. 1	**Heil. Osterfest** (Hugo)	**Heil. Osterfest** (Irmgild)	5,40	6,30	11,— N		
Mont. 2	**Ostermontag** (Franz v. Paula)	**Ostermontag** (Theodosia)	5,38	6,31	—		
Dien. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,36	6,32	12,— M		
Mitt. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,33	1,37		
Donn. 5	Vinc. Ferrer	Chr. Scriver	5,32	6,33	2,24		☾ 5 Uhr Nachm.
Freit. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,29	6,34	3,08		letzt. Vier
Smst. 7	Hermann	Claus Petersen	5,27	6,35	3,52		
15. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.							
Sonnt. 8	**1. Quasimodogen.** (Dionysius)	Martin Chemnitz	5,25	6,36	3,42		
Mont. 9	Mar. Cleophä	Thomas von Westen	5,23	6,37	3,36		
Dien. 10	Ezechiel	Fulbert	5,21	6,38	4,11		
Mitt. 11	Leo d. Große	Leo der Große	5,19	6,38	4,48		
Donn. 12	Julius	Sabas	5,17	6,40	4,30		
Freit. 13	Maria v. C.	Justin der Märtyrer	5,14	6,40	4,47	6,54 A	
Smst. 14	Tiburtius	Johann Eccart	5,12	6,42	5,2	8,18	Neumond 7 Uhr Abd
16. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.							
Sonnt. 15	**2. Miseric. Dom.** (Olympiades)	Simon Dach	5,11	6,43	5,31	9,31	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	12 St.	49 M.	—	11 St.	11 M.
6.	13 „	7 „	—	10 „	53 „
11.	13 „	26 „	—	10 „	34 „
16.	13 „	43 „	—	10 „	17 „
21.	14 „	1 „	—	9 „	59 „
26.	14 „	19 „	—	9 „	41 „

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Vom 1. bis 3. rauh und kalt; am 4. schön und warm; 5. bis 7. mittelmäßig; am 8. windig mit Platzregen; vom 9. bis 15. schön hell und warm; den 18. Regengüsse und Ungewitter; vom 19. bis 22. schön, darnach rauh Luft, Ungewitter mit Donner; den 2 sehr kalt und trüb; den 30. kalt.

Bauern-Regeln.

Wenn die Krähe auf Markustag (25)
Sich im Korn verstecken mag,
Dann gibt's fürwahr
Ein gutes Jahr.

Aprilenwetter und Herrengunst,
Darauf zu bauen ist umsunst.

Heller Mondschein im April,
Schadet allen Blüthen viel.

Märzenschnee frißt, Aprilenschnee mist'

illen dahingegeben und am unserer illen auferweckt.

Wochentage.	April 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 16	Drogo	Petrus Waldus	5,0	6,23		10,20	
Dien. 17	Rudolf	Mappalicus	5,1	6,24	♉	--	
Mitt. 18	Eleutherius	Luther zu Worms	5,4	6,26	♉	12,21 M	
Donn. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,5	6,27	♊	1,10	
Freit. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,7	6,28	♊	1,46	☽ 9 U. Abends erstes Viert.
Smst. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,29	7,0		2,24	

. Woche: Jesus spricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—23. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.

Sonn. 22	3. Jubilate (Soter u. Cajus)	Origenes	4,31	7,2		2,49	
Mont. 23	Georg	Georg; Adalbert	4,33	7,4	...	3,7	
Dien. 24	Albert	Wilfried	4,35	7,5	♋	3,28	
Mitt. 25	Heilig (Marcus Ev.)	Heilig (Marcus Ev.)	4,37	7,6	♋	3,54	
Donn. 26	Ferdinand	Trudpert	4,40	7,8		3,20	
Freit. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,42	7,9	7,22 A	4,7	☽ 5 Uhr Nachm. Vollmond.
Smst. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,44	7,11	8,44	4,51	

. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jacobi 1, 16—21.

Sonn. 29	4. Cantate (Petrus M.)	Ludwig v. Berquin	4,46	7,13	10,11	4,51 bei	
Mont. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt.	4,51	7,14	11,31	Tage	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ire Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Oberfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopulirt, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Röm. 8, 9: Ihr seid nicht fleischlich, sonder
Wer aber Christi Geist nic

Wochentage.	Mai 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Phil.; Jacobus	Philippus; Jacobus	4,40	7,16	—		
Mitt. 2	Athanasius	Athanasius d. Gr.	4,38	7,18	12,58 N		
Donn. 3	Kreuz. Erfind.	Monika	4,36	7,20	12,33		
Freit. 4	Monika	Florian	4,34	7,21	1,23		
Smst. 5	Pius V.	Friedrich der Weise	4,33	7,23	1,46		☾ 12 U. Mi letzt. Vie

19. Woche: Von der rechten Beterkunst: Joh. 16, 23—30. — Epistel: Jacobi 1, 22—27.

Sonn. 6	5. Exaudi (Joh. v. d. Pf.)	Johann v. Damascus	4,31	7,24	2,8		
Mont. 7	Stanislaus	Otto; Flavia	4,29	7,26	2,31		
Dien. 8	Michael Erich.	Stanislaus	4,28	7,28	2,53		
Mitt. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,29	3,16		
Donn. 10	Himmelf. Chr. (Gordian)	Himmelfahrt Christi (Johann Heuglin)	4,24	7,31	3,32		
Freit. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,23	7,33	3,47		
Smst. 12	Pankratius	Meletius d. Gr.	4,21	7,35	3,58		

20. Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—

Sonn. 13	6. Exaudi (Servatius)	Servatius	4,20	7,36	3,47	8,28 N	● 6 Uh Morgens Neumond.
Mont. 14	Christian	Pachomius	4,18	7,38	4,21	9,01	
Dien. 15	Sophia	Moses	4,17	7,39	bei	11,0	
Mitt. 16	Joh. v. Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,41	Tage	11,33	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	14 St.	35 M.	9 St.	25 M.
6.	14 „	51 „	9 „	9 „
11.	15 „	8 „	8 „	52 „
16.	15 „	23 „	8 „	37 „
21.	15 „	35 „	8 „	25 „
26.	15 „	48 „	8 „	12 „
31.	15 „	58 „	8 „	2 „

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Am 1. und 2. rauh, windig und kalt; vom 4. bis 15. schönes warmes Wetter, mit wenig Donner und Regen vermischt; den 24. in der Frühe Eis am 27. schön; am 28. und 29. kalt m Regen; 30. in der Frühe Eis, darnac am ganzen Tage Regen und Schnee.

Bauern-Regeln.

Nasse Pfingsten, fette Weihnachten.

Eh' Pankraz (12) und Servaz (13) vorbe
Ist nicht sicher vor Kälte der Mai;
Ja auch St. Urbanus (25)
Ist oft noch ein Grobianus.

Kühler Mai bringt allerlei
Von Segen, ist er naß dabei.

Trock'ner Mai bringt Dürre herbei.

eistlich, so anders Gottes Geist in Euch wohnet.
nt, der ist nicht sein.

Wochentage.	Mai 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,16	7,40		—	
Freit. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,13	7,41		12,28 N	
Smst. 19	Potentiana	Alkuin	4,12	7,42		12,54	

1. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.

Sonnt. 20	Heil. Pfingstfest (Basilla)	Heil. Pfingstfest (Calv. Herberger)	4,11	7,44		1,18	☽ 2 Uhr Morgens erstes Viert.
Mont. 21	Pfingstmontag (Constantin)	Pfingstmontag (Constantin und Helena)	4,9	7,45		1,48	
Dien. 22	Julia	Castus und Aemilius	4,8	7,46		1,49	
Mitt. 23	Quatember (Desiderius)	Hieron. Savonarola	4,6	7,47		1,51	
Donn. 24	Johanna	Aug. Cazalla u. Gen.	4,5	7,49		2,16	
Freit. 25	Urban	August. v. Canterbury	4,4	7,50		2,51	
Smst. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51	7,24 N	2,52	

2. Woche: Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.

Sonnt. 27	Trinitatis (Luciana)	Trinitatis (Johann Calvin)	4,2	7,52	9,6	3,22	☽ 5 Uhr Vorm. Vollmond.
Mont. 28	Wilhelm	Lanfrank	4,1	7,53	10,8	4,4	
Dien. 29	Maximus	Dav. Zeisberger	4,0	7,54	10,51		
Mitt. 30	Felix	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55	11,34		
Donn. 31	Frohnleichnam (Petronilla)	Joachim Neander	3,58	7,56	11,59		

bei Tage

Haus-, Feld- u. Gartenkalender
für den Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten und, so muß man die nothwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinwand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klee mit dem Rindvieh!!

Das Kartoffellegen wird beendigt, dann gesäet in tiefgründigen, fetten Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten u. sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet. Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Copulirbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Psalm 34, 9: Schmecket und Wohl dem

Wochentage.	Juni 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit.	1 Juventius	J. Friedrich Oberlin	3,37	7,49	—	☾	
Smst.	2 Erasmus	Photinus u. Blandina	3,38	7,49	12,7 M	☾	

23. Woche: Vom reichen Manne: Luca 16, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16–21.

Sonnt.	3 1. n. Trinitatis (Klotilde)	Klotilde	3,40	8,0	12,22		
Mont.	4 Florian	Quirinus	3,40	8,1	12,32	♑	☾ 6 Uhr Morgens letztes Viert
Dien.	5 Bonifacius	Bonifacius	3,41	8,2	12,46	♑	
Mitt.	6 Norbertus	Norbert	3,41	8,2	12,58	♒	
Donn.	7 Robert	Paul Gerhardt	3,42	8,3	1,12	♒	
Freit.	8 Medardus	A. H. Francke	3,43	8,4	1,27	♒	
Smst.	9 Felicianus u. Primus	Columba	3,43	8,5	1,49	♓	

24. Woche: Vom großen Abendmahle: Luca 14, 16–24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13–18.

Sonnt.	10 2. n. Trinitatis (Maurinus)	Friedrich I. Barbarossa	3,44	8,6	2,11	—	
Mont.	11 Barnabas	Barnabas	3,45	8,6	2,36	8,48 A.	● 3 Uhr Nachm. Neumond.
Dien.	12 Basilides	Renata v. Ferrara	3,45	8,7	3,54	9,46	
Mitt.	13 Ant. v. Padua	Jsaak le Febvre	3,46	8,8	10,27	♓	
Donn.	14 Basilius	Basilius d. Große	3,46	8,8	10,58	♈ Tage	
Freit.	15 Vitus	Wilh. Wilberforce	3,47	8,9	11,19	♈	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	16 St.	1 M.	— 7 St.	59 M.
6.	16 „	8 „	— 7 „	52 „
11.	46 „	14 „	— 7 „	46 „
16.	16 „	18 „	— 7 „	42 „
21.	16 „	20 „	— 7 „	40 „
26.	16 „	20 „	— 7 „	40 „

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Am 1. unfreundlich; am 2. schön; den 3. große Regengüsse; vom 4. bis 8. rauh und unfreundlich, aber am 9. ein schöner, warmer Tag; am 10. unbeständig; vom 11. bis 14. kühl, Abends wärmer; am 15. regnet es Tag und Nacht; den 19. früh sehr kalt; den 22 und 23. angenehm warm; am 24. Regengüsse; am 25. sehr kalt; vom 26. bis zu Ende Regen.

Bauern-Regeln.

Wie am St. Medardustag (8)
So ist's noch 40 Tag' darnach.

Ruft nach Johanni (24) der Kukuk noch lang,
Wird's dem Bauer um seine Ernte bang.

Junihitz' und Decemberkält',
Mit beiden es sich gleich verhält.

St. Barnabas (11) hat das längste Gras,
Wohl dem, der dann nicht die Sense vergaß!

…het, wie freundlich der Herr ist!
…r auf Ihn traut!

Wochen-tage.	Juni 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Auf-gang	Sonnen- Unter-gang	Mond- Auf-gang.	Mond- Unter-gang.	Mondphasen ꝛc.
…mſt. 16	Benno	Richard Baxter	$3_{,51}$	$8_{,0}$	♋	$11_{,41}$	
5. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
…onnl. 17	3. n. Trinitatis (Adolf)	Johann Tauler	$3_{,51}$	$8_{,51}$		$11_{,51}$	
…ont. 18	Marc. & Marcell.	Pamphilus	$3_{,51}$	$8_{,51}$		—	☽ 7 Uhr Vorm. erstes Viert.
…ien. 19	Gervasius u. Protasius	Nic. Conc.; Paphnutius	$3_{,51}$	$8_{,51}$	Zwillinge	$12_{,m}$ M	
…itt. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	$3_{,51}$	$8_{,51}$		$12_{,m}$	
…onn. 21	Albanus	Matth. Claudius	$3_{,51}$	$8_{,51}$		$12_{,m}$	Sommers-Anfang.
…reit. 22	Albinus	Gottschalk	$3_{,51}$	$8_{,51}$		$12_{,m}$	
…mſt. 23	Waltram	Gottfried Arnold	$3_{,51}$	$8_{,51}$		$1_{,m}$	
6. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
…onnl. 24	4. n. Trinitatis (Joh. d. Täuf.	Johannes d. Täufer	$3_{,51}$	$8_{,51}$	—	$2_{,m}$	
…ont. 25	Elogius	Ueberg. d. Augsb. Conf.	$3_{,51}$	$8_{,51}$	$8_{,m}$ A	$2_{,m}$	☽ 6 Uhr Nachm. Vollmond.
…ien. 26	Pelagius	Joh. Valentin Andreä	$3_{,51}$	$8_{,51}$	$9_{,m}$	$3_{,m}$	
…itt. 27	Sieben Schläf.	Sieben Schläfer	$3_{,51}$	$8_{,51}$	$9_{,m}$	$4_{,m}$	
…onn. 28	Leo II. P.	Irenäus	$3_{,51}$	$8_{,51}$	$10_{,m}$		
…reit. 29	Peter u. Paul	Petrus; Paulus	$3_{,51}$	$8_{,51}$	$10_{,m}$		
…mſt. 30	PauliGedchtn.	Raymund Lullus	$3_{,51}$	$8_{,51}$	$10_{,a}$		

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen gut ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräthe werden wieder in gehörigen Stand gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet. Die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Geldwerden gebunden.

Man oculirt auf's treibende Auge.

Psalm 104, 13, 14: Du, Herr, feuchtest die Berge von oben her; Du für das Vieh und Saat zu Nutz der Menschen,

Wochentage.	Juli 1877.	Bemerkenswerter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
27. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt. 1	5. n. Trinitatis (Arnold)	H. Boos u. Joh. Esch	3_{55}	8_{11}	10_{22} N		
Mont. 2	Mar. Heims.	Mariä Heimsuchung	3_{56}	8_{11}	11_{11}		
Dien. 3	Hyacinth	Cornelius Hauptm.	3_{56}	8_{10}	11_{48}		☾ 10 Uhr Abends letztes Viert
Mitt. 4	Ulrich	Ulrich	3_{57}	8_{10}	11_{58}		
Donn. 5	Anselm	Aonio Paleario	3_{58}	8_{9}	11_{58}		
Freit. 6	Jesajas	Joh. Huß	3_{59}	8_{9}	—		
Smst. 7	Willibald	Willibald	4_{0}	8_{8}	12_{11} M		
28. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonnt. 8	6. n. Trinitatis (Kilian)	Kilian	4_{1}	8_{8}	12_{48}	—	
Mont. 9	Agilolph	Ephräm d. Syrer	4_{2}	8_{7}	1_{24}	—	
Dien. 10	Sieben Brüder	Wilh. v. Oranien	4_{3}	8_{6}	2_{11}	8_{21} N	
Mitt. 11	Pius	Placidus	4_{3}	8_{6}	4_{57}	8_{56}	● 11 Uhr Abends Neumond.
Donn. 12	Nabor	Heinrich II.	4_{4}	8_{5}	6_{39}	9_{30}	
Freit. 13	Margaretha	Eugenius	4_{5}	8_{4}	8_{20}	9_{59}	
Smst. 14	Bonaventura	Bonaventura	4_{6}	8_{3}	9_{57}	10_{21}	
29. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 15	7. n. Trinitatis (Apostel Theil.)	Erob. Jerusalems 1099	4_{7}	8_{2}	—	10_{21}	

Tag- und Nachtlänge.

Tag.				Nacht.	
1.	16	St. 15	M. —	7 St. 45	M.
6.	16	„ 10	„ —	7 „ 50	„
11.	16	„ 3	„ —	7 „ 57	„
16.	15	„ 53	„ —	8 „ 7	„
21.	15	„ 43	„ —	8 „ 17	„
26.	15	„ 29	„ —	8 „ 31	„
31.	15	„ 15	„ —	8 „ 45	„

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Vom 1. bis 3. trüb und kalt mit Hagelschauern; am 4. warm; am 6. sehr kalt; vom 7. bis 18. schön warm; vom 19. bis 21. Regen; vom 22. bis zu Ende schön hell und heiß.

Bauern-Regeln.

Donnert's viel im Julius,
Viel Regen man noch erwarten muß.

Gibt's im Juli hohe Ameisenhaufen,
So magst Du nach Holz für den Winter laufen.

Regnet's auf St. Margareth (13),
Der Regen noch 4 Wochen steht.

…est das Land voll Früchte, die du schaffest. Du läßest Gras wachsen …du Brod aus der Erde bringest.

…den-…ge..	Juli 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
…t. 16	Scapulierfest	Answer	4_{m}	8_{m}		10_{m}	
…. 17	Alexius	Speratus u. d. scillit. M.	4_{m}	8_{m}	♌	10_{m}	☽ 2 Uhr Nachm. erstes Viert.
…n. 19	Vinc. v. Paula	Pamphilus	4_{m}	7_{m}	♌	11_{m}	
…. 20	Elias	Elias	4_{m}	7_{m}	♍	11_{m}	
…t. 21	Daniel	Eberhard v. Württemb.	4_{m}	7_{m}		—	

…ht: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—29. — Epistel: Röm. 8, 19—17.

…t. 22	8. n. Trinitatis (Maria Magdal.)	Maria Magdalena	4_{m}	7_{m}	♎	12_{m} M	
…t. 23	Apollinaris	Sam. Dombrowsky	4_{m}	7_{m}	♎	1_{m}	
…. 24	Christine	Joh. Eccard	4_{m}	7_{m}	7_{m} A	2_{m}	
…. 25	Jakobus	Jakobus d. Aeltere	4_{m}	7_{m}	8_{m}	3_{m}	● 8 Uhr Nachm. Vollmond.
…n. 26	Anna	Thomas v. Kempen	4_{m}	7_{m}	8_{m}	5_{m}	
…. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4_{m}	7_{m}	8_{m}	Tage.	
…. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4_{m}	7_{m}	9_{m}		

…che: Vom ungerechten Haushalter: Luca 16, 1—9. — Epistel: 1 Cor. 10, 6—13.

29	9. n. Trinitatis (Martha)	Olaus d. Heil.	4_{m}	7_{m}	9_{m}	bei	
…t. 30	Abdon	Johann Wessel	4_{m}	7_{m}	9_{m}		
…. 31	Ign. v. Loyola	Joh. Casp. Schade	4_{m}	7_{m}	9_{m}		

…ns-, Feld- u. Gartenkalender für den Juli.

…Johannisbeeren und Sauerkirschen …en eingemacht. — Beste Zeit zur …itung von Käse.

…im Felde werden die Kartoffeln be…ft und vom Unkraut gereinigt, das …hfeld wird gepflügt, Winterraps ge… am besten nach Futterkräutern. …n Ende des Monats beginnt oft die Roggen-Ernte.

Im Garten sind, wenn es nöthig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden.

Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okuliren auf das schlafende Auge, und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

B

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, un
rechter Zeit gibt und uns

Wochen-tage.	August 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-		Mond-		Mon
			Auf-gang.	Unter-gang.	Auf-gang.	Unter-gang.	phasen
Mitt. 1	Petri Kettenf.	Maccabäer Märt.	4,29	7,42	9,28 N		
Donn. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	10,11		☾ 11
Freit. 3	Stephan Erf.	Nikodemus	4,32	7,39	10,46		Vo
Smst. 4	Dominicus	Wilh. Thorp	4,33	7,37	11,20		letztes

32. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Lucä 19. 41—48. — Epistel: 1 Cor. 12, 1—11

Sonnt. 5	10. n. Trinitatis (Maria Schnee)	Evang. Salzburger	4,35	7,35	—		
Mont. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	12,31 N		
Dien. 7	Gottschalk	Nonna	4,38	7,32	1,40		
Mitt. 8	Cyriacus	Hormisdas	4,39	7,31	3,0		
Donn. 9	Romanus	Clemens v. Alexandr.	4,40	7,29	4,24	7,48 N	● 6 U. V
Freit. 10	Laurentius	Zerstörung Jerusal.	4,42	7,27	6,0	8,0	Neun und unf
Smst. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,26	7,41	8,12	bare Sor finstern

33. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Lucä 18, 9—14. — Epistel: 1 Cor. 15, 1—10.

Sonnt. 12	11. n. Trinitatis (Clara)	Anselm v. Havelberg	4,45	7,24		8,40	
Mont. 13	Hippolytus	Paul Speratus	4,47	7,22		8,47	
Dien. 14	Eusebius	Leonhard Käser	4,48	7,20		9,0	
Mitt. 15	Mariä Himmelf.	Johann d. Beständige	4,50	7,18		9,20	☽ 11 U. A
Donn. 16	Rochus	Isaak	4,51	7,16		10,0	erstes

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	15 St.	13 M.	—	8 St.	47 M.	
6.	14 „	58 „	—	9 „	2 „	
11.	14 „	41 „	—	9 „	19 „	
16.	14 „	25 „	—	9 „	35 „	
21.	14 „	8 „	—	9 „	52 „	
26.	13 „	51 „	—	10 „	9 „	
31.	13 „	34 „	—	10 „	26 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Vom 1. bis 6. schön hell und heiß; am 8. den ganzen Tag Regen; vom 9. bis 11. trüb und etwas Regen; am 13. schön; am 15. reift es Nachts; am 16. Gewitter und Platzregen; am 17. kalter Regen; vom 18. bis 25. hell und heiß; vom 26. bis 28. täglich Gew und Platzregen; am 30. und 31. Re

Bauern-Regeln.

Rüsten sich Schwalben und Störche
Reif',
Es dauert nicht lang' mehr, so wird
weiß.

Wenn's im August aus Norden we
Beständiges Wetter vor dir steht.

Nach St. Laurenzi (10) wächst das
nicht mehr.

Gewitter um St. Bartholomä (24)
Bringen Hagel und oft auch Schne

t, fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu
te treulich und jährlich behütet.

chen- ge.	August 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
t. 17	Sibylla	Johann Gerhard	4,22	7,11	☾	10,41	
t. 19	Helena	Jovinian	4,24	7,19	♍	11,33	

Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Cor. 3, 4—11.

al. 19	12. n. Trinitatis (Sebald)	Gerhard Groot	4,26	7,11	♎	—	
t. 20	Bernhard	Bernhard v. Clairv.	4,27	7,9	♏	12,27 M	
n. 21	Anastasius	Mission d. Brüd.-Unit.	4,29	7,7	...	1,41	
t. 22	Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4	♐	2,59	
n. 23	Zachäus	Caspar v. Coligny	5,2	7,2	♑	4,10	Am 24. sicht- bare Mond- finsterniß.
t. 24	Bartholomäus	Bartholomäus Ap.	5,3	7,0	7,0 M	5,20	☽ 11 U. Abds. Vollmond.
t. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59	7,20	6,29	

Woche: Vom Samariter und Leviten: Luc. 10, 23—37. — Epistel: Gal. 3, 15—22.

al. 26	13. n. Trinitatis (Samuel)	Ulphilas	5,6	6,57	7,28	♒	
t. 27	Joseph Calas	Hugo Grotius	5,9	6,55	7,44	♓	
n. 28	Augustinus	Augustinus	5,11	6,53	7,58	♈	
t. 29	Joh. Enthaupt.	Zachäus	5,13	6,51	8,16	...	
n. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,15	6,49	8,40	♉	
t. 31	Paulinus	Aedan	5,18	6,47	9,11	♊	☾ 10 U. Abds. letzt. Viert.

us-, Feld- u. Gartenkalender für den August.

Wer einen Brunnen graben will, der es jetzt; findet er genügendes Waj- io wird es ihm im ganzen Jahre leicht daran mangeln. Alte Brun- reinige man jetzt, da im Allgemei- in diesem Monate der Wasserstand niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter ammelt und sehr vortheilhaft in Kalk- er aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und machen.

Im Felde wird die Roggen-Ernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okulirt auf's schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller!

1 Corinth. 3, 7: So ist nun weder sondern Gott,

Wochentage.	September 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
Smst. 1	Aegidius	Maria, Martha, Lazar	5,16	6,44	10,2 A	—	
16. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Gal. 5, 16—24.							
Sonnt. 2	14. n. Trinitatis (Raphael) Nationalfest (Sedan)	Tabea und Lydia	5,16	6,42	11,7		
Mont. 3	Manuetus	Hildegard	5,18	6,40	—		
Dien. 4	Rosalie	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38	12,...M		
Mitt. 5	Herculan	Johann Mollio	5,21	6,36	2,0		
Donn. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34	3,22		
Freit. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31	5,2		
Smst. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,25	6,29	6,22	6,26 A	
17. Woche: Vom Mammonsdienst: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Gal. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 9	15. n. Trinitatis (Automat)	Ludwig Paschali	5,27	6,27		6,31	
Mont. 10	Nicol. v. T.	Heinrich Müller	5,28	6,25		7,0	
Dien. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23		7,30	
Mitt. 12	Winand	Philippine Graveron	5,31	6,21		7,30	
Donn. 13	Maternus	Wilh. Farel	5,32	6,19		8,30	
Freit. 14	Kreuz-Erhöhung	Cyprianus	5,34	6,16		9,46	
Smst. 15	Ludmilla	Dante Alighieri	5,36	6,14		10,51	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.	
1.	13 St.	29 M.	— 10 St.	31 M.	
6.	13 „	12 „	— 10 „	48 „	
11.	12 „	54 „	— 11 „	6 „	
16.	12 „	35 „	— 11 „	25 „	
21.	12 „	16 „	— 11 „	44 „	
26.	11 „	57 „	— 22 „	3 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Vom 1. bis 3. warmes Wetter; am 4. Nachts Gewitter mit Platzregen; vom 5. bis 9. schön hell; am 11. etwas Regen; dann schön bis zum 18., wo unbeständige Witterung eintritt mit Wind und Schneeflocken; am 27. schön warm; vom 29. bis zu Ende Reg

Bauern-Regeln.

Nach Mariä Geburtstag (8)
Der Sämann nicht mehr warten n

Blüh'n die Disteln reich und voll
Ein schöner Herbst dir blühen soll

Sind auf Michaeli (29) die Bä
noch d
So ist der Winter nicht allzu nah.

pflanzet, noch der da begießet, Etwas,
ö Gedeihen gibt.

ochen-tage.	September 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.							
nnt. 16	**16. n. Trinitatis** (Corn. u. Cyprian	Euphemia	5,40	6,10		—	
ont. 17	Lambertus	Lambert	5,42	6,7	♌	12,40 M	
en. 18	Richard	Titus	5,44	6,5	♌	1,40	
itt. 19	**Quatember** (Miseric.)	A. G. Spangenberg	5,46	6,3	♍	3,0	
nn. 20	Eustachius	Magdalene Luther	5,48	6,1	♎	4,10	
eit. 21	**Matthäus Ev.**	Matthäus Ev.	5,50	5,59	♎	5,21	
nst. 22	Moritz	Maurit. u. d. theb. Leg.	5,51	5,57		6,21	☾ l. V. Nachm. Vollmond.
Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
nnt. 23	**17. n. Trinitatis** (Thekla)	Joachim v. Floris	5,53	5,55	—		Herbst-Anf.
ont. 24	Joh. Empf.	Argula v. Grumbach	5,55	5,53	6,6 A	♏	
en. 25	Cleophas	Augsb. Religionsfr.	5,57	5,50	6,21	♏	
itt. 26	Cyprianus	Lioba	5,59	5,48	6,33	♐	
nn. 27	Cosmas und Damian	Joh. Jak. Moser	6,0	5,47	7,15	—	
eit. 28	Wenceslaus	Pet. Flysteden	6,2	5,45	7,57	♑	
nst. 29	**Michaelis**	Michaelis	6,3	5,43	8,55		
Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Cor. 1, 4—9.							
nnt. 30	**18. n. Trinitatis** (Hieronymus)	Hieronymus	6,5	5,41	10,3	—	☾ 7 Uhr Vormit. letztes Viert.
	Kaiserin Geburtstag						
	Ernlefest	Ernlefest					

aus-, Feld- u. Gartenkalender
für den September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obst-ren soviel, daß es für drei Jahre ht, sodann aus Pflaumen Muß ge-t. Schneidbohnen werden eingemacht, chs und Hanf geröstet und zubereitet. Im Felde wird die Ernte von Hafer Grummet beendet. Frühkartoffeln den geerntet, Kleefelder für die Win-aat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainiren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Röm. 2, 4: Weißt du n
B

Wochentage.	October 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen
Mont.	1	Remigius	Remigius	6,0	5,29	11,m A	♑
Dien.	2	Leodegar	Christoph Schmid	6,0	5,27	—	♒
Mitt.	3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,2	5,26	1,m N	♓
Donn.	4	Franz	Johann Reuchlin	6,4	5,25	2,21	♈
Freit.	5	Placidus	Chr. Fr. Richter	6,5	5,23	3,11	♉
Smst.	6	Bruno	Heinrich Albert	6,6	5,22	5,11	♊

11. Woche: Vom Gichtbrüchtigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.

Sonnt.	7	19. n. Trinitatis (Sergius)	Elisabeth Fry	6,0	5,21	6,24	—	
Mont.	8	Brigitta	Robert Grosthead	6,21	5,24		5,21 A	
Dien.	9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,22	5,22	♋	5,27	
Mitt.	10	Gereon	Justus Jonas	6,24	5,20	♌	6,22	
Donn.	11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,25	5,18	♍	7,18	
Freit.	12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,27	5,17	♎	8,13	
Smst.	13	Tilmann	Theodor Beza	6,29	5,15		9,22	

12. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.

Sonnt.	14	20. n. Trinitat. (Calixtus)	Nicol. Ridley	6,30	5,13	♏	10,22	☽ 5 M Morge erstes V
Mont.	15	Theresa	Hedwig, Herzogin	6,32	5,11	♐	11,22	
Dien.	16	Gallus	Gallus	6,34	5,9	♑	—	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	11 St.	39 M.	— 12 St.	21 M.
6.	11 „	20 „	— 12 „	40 „
11.	11 „	2 „	— 11 „	58 „
16.	10 „	43 „	— 13 „	17 „
21.	10 „	25 „	— 13 „	35 „
26.	10 „	8 „	— 13 „	52 „
31.	9 „	49 „	— 14 „	11 „

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Am 1. schön; am 2. und 3. früh gefroren und hell; vom 4. bis 6. schön warm; am 7. den ganzen Tag Regen; vom 8. bis 14. trüb und kalt, auch rieselt es bisweilen; am 15. windig, trüb und regnerisch; am 16. sta Wind mit Schnee; am 20. unbestän vom 24. bis 27. starker Regen Theil mit Schnee gemischt; am 28. 29. ziemlich schön; am 30. trüb und

Bauern-Regeln.

Wenn's im October wetterleuchtet,
Noch mancher Sturm den Acker feuc

St. Gallen (16)
Läßt den Schnee fallen.

Viel Nebel im October, viel Sc
im Dezember.

Simon Juda (28)
Ist der Winter nah.

: dich Gottes Güte zur
et?

chen-ge.	October 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
tt. 17	Florentin	Aretas	6,48	5,0	☾	12,0 M	
nn. 18	Lucas	Lucas, Ev.	6,51	5,0	♋	2,0	
it. 19	Ferdinand	Bruno v. Köln	6,49	5,1	♌	3,44	
ſt. 20	Wendelin	Franz Lambert	6,51	4,59	♍	4,51	

Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Epheſ. 6, 10—17.

nl. 21	21.n.Trinitatis (Ursula)	Phil. Nicolai	6,52	4,57	—	5,24	
nt. 22	Cordula	Lucas Kranach	6,53	4,55	♎	6,40	☽ 8 Uhr Vormitt. Vollmond.
n. 23	Severin	H. Martyn	6,54	4,53	♏		
tt. 24	Evergistus	Westfäl. Friede 1648	6,55	4,51	5,19 M	♐	
nn. 25	Raphael	Johann Heß	6,56	4,49	5,58	♑	
it. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,58	4,47	6,51	♒	
ſt. 27	Sabina	Frumentius	6,59	4,46	7,48	♓	

Woche: Vom Schalksknecht: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp 1, 3—11.

nl. 28	22.n.Trinitatis Simon. Juda	Simon und Juda	7,00	4,44	9,39	—	
nt. 29	Narcissus	Alfred v. England	7,02	4,42	10,28	♈	☾ 3 Uhr Nachmitt. letztes Viert.
en. 30	Theonest	Jakob Sturm	7,03	4,40	—	♉	
tt. 31	Wolfgang	Luthers Thesen 1518 Reformationsfest	7,05	4,38	12,11 M		

aus-, Feld- u. Gartenkalender
für den October.

An sonnigen Tagen breche man Hanf
d Flachs. Obst wird gekeltert, Ge-
ſe für den Winter eingeschlagen; Eier
rden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte,
ie die Wintersaat beendet. Die Stop-
felder werden für die Frühjahrssaat
h umgebrochen. Die Knollengewächse
dkohlrabi und Dickrüben) werden beim
en Frost ausgenommen und in nicht
tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vor-
ſich nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündel zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

Hebr. 13, 14: Wir haben hier kei
such

Wochentage.	November 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen u
Donn. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,30	4,31	1,28 M	♌	
Freit. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,32	4,30	3,0	♌	
Smst. 3	Hubertus	Pirmin	6,33	4,29	4,34	♍	

45. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.

Sonn. 4	23. n. Trinit. (Karl Borrom.)	Joh. Albr. Bengel	6,35	4,27	5,51	—	
Mont. 5	Zacharias	Hans Egede	6,37	4,26	7,17	♎	
Dien. 6	Leonhard	Gustav Adolf	6,38	4,25		♎	● 10 U Vormitt Neumon
Mitt. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,24		♏	
Donn. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,23		5,0 M	
Freit. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,22		♏	
Smst. 10	Martin Bisch.	Martin Luthers Geb.	7,5	4,20		♐	
						6,6	
						7,6	
						8,11	

46. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Col. 1, 9—14.

Sonn. 11	24. n. Trinit. (Martin B.)	Martin v. Tours	7,7	4,21		9,20	
Mont. 12	Stanislaus K.	Arcadius	7,9	4,20	—	10,40	
Dien. 13	Levinus	Pet. Martyr Vermil	7,10	4,18	♐	11,51	☽ 1 U Morgen erstes Vie
Mitt. 14	Leopold	Notker	7,12	4,17	♐	—	
Donn. 15	Edmund	Joh. Kepler	7,13	4,16		12,56 M	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	9 St.	47 M.	—	14 St.	13 M.	
6.	9 „	31 „	—	14 „	29 „	
11.	9 „	14 „	—	14 „	46 „	
16.	9 „	0 „	—	15 „	— „	
21.	8 „	45 „	—	15 „	15 „	
26.	8 „	34 „	—	15 „	26 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Vom 1. bis 14. anhaltendes Regenwetter und ziemlich kalt; am 16. Nachts Schnee; vom 17. bis 20. wieder Regen; vom 21. an schön warmes Wetter; welches bis zu Ende anhält.

Bauern-Regeln.

St. Martinus (11) bringt die Kü
Und nimmt dem Bauer ab sein Ge

Dem heil'gen Clemens (23) traue nic
Denn selten hat er ein mild Gesicht.

Andres (30) im Schnee
Thut den Saaten weh.

ibende Statt, sondern die zukünftige
r.

ochen-tage.	November 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
eit. 16	Gertrud	Casp. Creuziger	7,18	4,14	♌	2,8	
nst. 17	Otto	Bernward	7,17	4,13	♍	3,10	
Woche: Vom Gräuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 13—18.							
nnl. 18	25. n. Trinit. (Eugen)	Gregor d. Erleuchter	7,20	4,10	♎ ♏	4,20	
ont. 19	Elisabeth	Elisabeth v. Thür.	7,20	4,11	—	5,40	
en. 20	Simplicius	Joh. Williams	7,21	4,10	♌	7,0	☽ 11 Uhr Abends Vollmond.
itt. 21	Mariä Opfer	Columbanus	7,22	4,9	♐	8,20	
nn. 22	Cäcilia	Joh. Oekolampad	7,23	4,7	4,14 N	♑	
eit. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,24	4,6	5,20	♒	
nst. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,25	4,5	7,0	♓	
Woche: Vom jüngsten Gericht: Matth. 25, 31—46. — Epistel: 2 Petri 3, 3—14.							
nnl. 25	26. n. Trinit. (Katharina)	Feier zum Gedächtniß der Gefallenen. (Katharina v. Alexandria)	7,26	4,3	8,21		
ont. 26	Conrad	Conrad	7,28	4,2	9,20	—	
en. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,29	4,1	11,21	♑	☾ 11 Uhr Abends letztes Viert.
itt. 28	Günther	Alex. Rousset	7,30	4,0	—	♒	
onn. 29	Saturnin	Noah	7,31	4,0	12,...M		
reit. 30	Andreas	Andreas, Ap.	7,31	4,0	2,0		

aus-, Feld- u. Gartenkalender für den November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldbeit beendigt oder durch Frost jede beit draußen gehindert ist. Früheres reschen, wobei die Arbeit an Aeckern d Wiesen versäumt wird, ist unwirthschaftlich.

Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen nde des Monats geht es an's Schlachn. Ställe und Brunnen sind gegen n Frost zu verwahren. Sind die lätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beunt die Winterfütterung, am besten r 2mal am Tage, damit das Vieh cht zu sehr beunruhigt wird. Man eile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden seine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

1 Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gott… gesandt hat in die Welt, …

Wochentag.	December 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen u.
Smst.	1	Eligius	Eligius	7,22	4,9	3,10 N	♋

19. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14.

Sonnt.	2	1. Advent (Bibiana)	Joh. Ruysbroek	7,23	4,9	4,44		
Mont.	3	Franz Xaver	Joh. Aug. Urlsperger	7,24	3,59	6,18	♌	
Dien.	4	Barbara	Gerh. Zerbolt v. Zütphen	7,25	3,59	7,48	♍	☽ 11 U. Abends Neumond
Mitt.	5	Crispina	Crispina	7,26	3,58	8,46		
Donn.	6	Nicolaus	Richard Baxter	7,26	3,58	♎	4,49 U.	
Freit.	7	Ambrosius	Paul Odontius	7,27	3,57	♎	5,50	
Smst.	8	Mar. Empf.	M. Rinkard	7,27	3,57	♏	7,16	

50. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.

Sonnt.	9	2. Advent (Leocadia)	Berthold	7,28	3,56		8,52	
Mont.	10	Judith	Paul Eber	7,29	3,56		9,56	
Dien.	11	Damasius	Heinrich v. Zütphen	7,30	3,56	♏	10,54	
Mitt.	12	Epimachus	Vicelin	7,31	3,56	♏	11,50	☽ 10 U. Abends erstes Vie
Donn.	13	Lucia	F. Gellert	7,32	3,56	♐	—	
Freit.	14	Nicasius	Israel	7,33	3,56	♐	1,0 M.	
Smst.	15	Eusebius	Christiana	7,33	3,56	♐	2,10	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	8 St. 22 M.	—	15 St. 38 M.	
6.	8 „ 14 „	—	15 „ 46 „	
11.	8 „ 6 „	—	15 „ 54 „	
16.	8 „ 3 „	—	15 „ 57 „	
21.	8 „ 1 „	—	15 „ 59 „	
26.	8 „ 1 „	—	15 „ 59 „	
31.	8 „ 5 „	—	15 „ 55 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Am 1. und 2. Schnee; vom 3. bis 8. unbeständig; in der Nacht des 10. grimmige Kälte und darauf starker Schneefall; am 11. und 12. wieder sehr kalt; am 13. und 14. gelinder u… noch mehr Schnee; am 18. hell u… sehr kalt bis den 30. und wenig Schn…

Bauern-Regeln.

St. Lucia (13) schläft gern lang.

Haben's die unschuld'gen Kinder (28) fa…
So weicht der Frost noch nicht so bal…

Viel Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kan…

…en uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn
… durch ihn leben sollen.

…chen-tage.	December 1877.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Woche:	Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Cor. 4, 1—5.						
…nl. 16	3. Advent (Adelheid)	Adelheid	7,50	3,51	♌	3,01	
…nt. 17	Lazarus	Georg v. Brandenb.	7,52	3,51	♌	4,02	
…en. 18	Wunibald	Veit Lud. v. Seckendorf	7,54	3,50	♍	5,00	
…tt. 19	Quatember (Nemesius)	E. Aug. Woltersdorf	7,56	3,50	— ♎	7,11	
…nn. 20	Julius	Abraham u. Sara	7,57	3,50	♎	8,20	☽ l. V. Nachm. Umkehrd. Winters-Anf.
…eit. 21	Thomas	Thomas, Ap.	7,58	3,50	4,46 N	♏	
…ift. 22	Gregor v. Sp.	Matthesius	7,59	3,50	6,51	♏	
Woche:	Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.						
…nl. 23	4. Advent (Dagobert)	Abt Sturm v. Fulda	7,59	4,00	7,22	♐ ♏	
…ont. 24	Adam, Eva	Adam u. Eva	8,00	4,01	9,10	♍	
…en. 25	Heil. Christfest	Heil. Christfest	7,59	4,01	10,22		
…itt. 26	Stephanus	Zweiter Christtag (Stephanus)	8,0	4,01	11,26		
…onn. 27	Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,02	—		☾ 7 Uhr Morgens letztes Viert.
…eit. 28	Unsch. Kindlein	Unschuldige Kindlein	8,0	4,0	1,16 M	♏	
…nft. 29	Thomas B.	Christoph v. Württemb.	8,0	4,0	2,01	♏	
Woche:	Von Simeon und Hanna: Luck 2, 25—40. — Epistel: Gal. 4, 1—7.						
…nl. 30	n. Weihnachten (David)	David; Jonathan	8,0	4,0	4,0	♏	
…ont. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,0	5,02		

…aus-, Feld- u. Gartenkalender für den December.

Es wird geschlachtet, gedroschen, ge…onnen, Alles gegen die Kälte wohl …rwahrt. Liegt die Thür des Vieh…alles nach Norden oder Osten, so mache …n bei strenger Kälte noch eine Vor…lthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirth schließt …t dem Schluß des Jahres seine Rech…ungsbücher gehörig ab und sieht zu, …enn es nöthig ist, wie er sich für das …chste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieseſt!

Auf die Aecker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Composthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Duldet sortan die Zwietracht nicht.
Gleich Rechte dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** werden sein:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	1⅓	bisher.	Pfennig.
	2 Pfennige	=	2⅔	„	„
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	⅕ Mark	=	2	„	„
	⅒ Mark	=	5	„	„
	1 Mark	=	10	„	„
	2 Mark	=	20	„	„
	5 Mark	=	1	Thlr. 20	Ngr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1	„ 20	„
	10 Mark	=	3	„ 10	„
	20 Mark	=	6	„ 20	„

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längen-Maße.

1 **Meter** (Stab) = $^{1}/_{10}$ **Ruthe** = $3^{1}/_{3}$ **rheinl. Fuß** = $1^{1}/_{2}$ **berl. Elle, geschrieben: m.**

10 **Meter** sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 **Fuß, geschrieben: Dm.**

100 **Meter** sind ein **Hektometer** = $26^{2}/_{3}$ **Ruthen** = 320 **Fuß, geschrieben: Hm.**

1000 **Meter** sind ein **Kilometer** = $^{9}/_{10}$ **preußische Meile geschrieben: Km.**

$^{1}/_{10}$ **Meter ist ein Decimeter** = $3^{1}/_{5}$ **Zoll, geschrieben: dm.**

$^{1}/_{100}$ **Meter ist ein Centimeter oder Neuzoll** = $^{9}/_{10}$ **Zoll, geschrieben: cm.**

$^{1}/_{1000}$ **Meter ist ein Millimeter oder Strich** = $^{11}/_{12}$ **Linien, geschrieben: mm.**

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Ruthe.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{100}$ □Ruthen = $^1/_{60}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Theile des □ Meter sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß | 1 Kubikmeter = $^9/_{100}$ Kubikruthe
1 Kubikcentim. = $^1/_{10}$ Kubikzoll | 1 Kubikm. = $^9/_{40}$ Schachtruthe
1 Kubikmillim. = $^9/_{01}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^9/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform.)

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^1/_{11}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^4/_5$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^9/_{11}$ pr. Scheffel = $14^9/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^1/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform.)

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^1/_2$ Quart.
$^1/_2$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^1/_2$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein Kiloliter = $7^1/_{11}$ Ohm.

Das neue Gewicht hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^9/_{10}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = ein **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^1/_2$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Center.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth.)
$^1/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^1/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^1/_{10}$ Decigramm.
$^1/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^1/_{10}$ Centigramm.

Regenten-Tafel.

I. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamirt zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. October 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 21. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1836.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 30. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig III., geb. 9. Juni 1806 (Regierungsantritt 16. Juni 1848), Wittwer seit 25. Mai 1862 von Mathilde, Tochter des Königs Ludwig I. von Bayern.

f. Lippe-Detmold

Fürst Waldemar, geb. 14. April 1824 (Regierungsantritt 6. Dezember 1875), vermählt 9. November 1850 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1850 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. October 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Wolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

i. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 25. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorne: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 31. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter väterlicher Vormundschaft, 19. März 1867 selbstständig), vermählt am 9. October 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 30. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1856 mit Lontie, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. October 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Octbr. 1873), vermählt 19. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Vasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. October 1850 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1858 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Freberica, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 29. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 4. December 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. October 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 19. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 24. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 20. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günth r., geb. 24. Septbr. 1801 (Regierungsantritt 19. August 1835), Witwer seit 29. März 1853 von Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, wieder vermählt 28. Mai 1856 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1816, geschieden seit 5. Mai 1858.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 25. Juni 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. December 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. December 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Oct. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835, (Regierungsantritt 10. Decbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dec. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Theresie, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Griechenland

König Georg I., geb. 24. December 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. October 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

8. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. December 1861 Wittwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

9. Italien

König Victor Emanuel II., geb. 14. März 1820 (Regierungsantritt 3. April 1849), seit 20. Januar 1855 Wittwer von Adelheid, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Rainer von Oesterreich, morganatisch wieder vermählt.

10. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. December 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Wittwer von Antoinette Sibillaire, Gräfin von Merode.

11. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), vermählt 18. Juni 1839 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geb. 17. Juni 1818.

12. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. October 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. October 1847.

13. Rumänien

Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürsten von Rumänien proklamirt am 30. März 1866, anerkannt von Seiten der Hohen Pforte am 24. October 1866, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. Dezember 1843.

14. Rußland

Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818 (Regierungsantritt 2. März 1855), vermählt 28. April 1841 mit Maria, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig II. von Hessen und bei Rhein, geb. 8. August 1824.

15. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

16. Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch VI., geb. 19. August 1854 (vermählt am 2. Juli 1875 und am 20. Juli durch die Hohe Pforte bestätigt).

17. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. December 1874).

18. Türkei

Großsultan Murad V., geb. 21. September 1840 (Regierungsantritt 31. Mai 1876).

19. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Präsident Ulysses S. Grant, (zum zweiten Male gewählt 4. März 1873).

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wenn es bloß von den großen fetten Buchstaben abhinge, daß sich das, was damit gedruckt ist, auch fest und tief in die Herzen der Leser einprägt, so würde ich dem Setzer, welcher diese Zeilen in die Hände bekommt, um sie für den Druck zu bereiten, aufgeben, daß er für den alten Spinnstubengruß da oben diesmal die allergrößesten und fettesten Buchstaben wähle, welche sich in seinem Schriftkasten finden.

Denn ich will es Euch, liebe Leser der Spinnstube, frei und offen sagen, daß ich mich durch jede neue Spinnstube, die ich durch Gottes Gnade und Hülfe zu Euch senden darf, mehr und herzlicher zu Euch hingezogen und innerlich mit Euch verbunden fühle, gleich als ob wir mit jedem neuen Jahrgange uns in einer wirklichen, gemüthlichen Spinnstube zu traulichem Austausche der Herzen zusammenkänden, und daß ich deßhalb auch den

Gruß, den ich Euch zum Willkomm zurufe, mit jedem neuen Jahrgange inniger und herzlicher werden lassen möchte.

Ist's bei Euch ebenso, so soll es mich von Herzen freuen. Denn dann werdet Ihr auch heuer dieses neue Büchlein gern bei Euch aufnehmen, und wie es einmal in einem früheren Jahrgange der Spinnstube abgebildet war, die Köpfe übereinander stecken, wenn dasselbe zum Ersten Male zu Euch kommt, um zu sehen ob es auch richtig wieder der alte treue Hausfreund im gelben Röcklein ist mit der gemüthlichen Spinnstubenversammlung vorne auf dem Deckel und dem Engel mit dem Spinnrocken auf der Rückseite, der Euch so freundlich anlacht, als wollte er sagen: seht, da bin ich wieder und bringe Euch für die langen Winterabende Alles, was Ihr braucht: den Rocken zur Arbeit, das Büchlein zur Kurzweil und Lehr, und da in dem Körblein am Arme auch etwas zum Schnabuliren, wenn nach dem frühen Abendessen etwa der Hunger sich einstellt. (Ich habe nämlich den Zeichner des Engelbildes im Verdacht, daß er dem Engel aus purer Schalkheit obenüber sein Körblein bloß mit Blättern und Blumen zugedeckt hat, als ob sonst nichts darinnen wäre, während doch sicherlich in dem rundlichen Bauche des Körbleins eine schöne Portion Aepfel und Birnen steckt. Woher nähme sonst die Spinnstubenmutter auf dem vorderen Deckelbilde die Aepfel und Birnen, welche sie auf der großen Schüssel hereinträgt?)

Aber ich möchte auch noch aus einem anderen viel tieferen Grunde, als um die lieben Leser recht herzlich zu grüßen, den alten Spinnstubengruß diesmal mit besonders großer Schrift gedruckt sehen, nämlich deßhalb, weil derselbe mehr denn jemals gerade für die gegenwärtigen Zeitverhältnisse paßt und auf das hinweist, was allein diese Verhältnisse ändern und bessern kann, was allein im Stande ist, die Klagen über böse schlechte Zeiten verstummen zu machen, die jetzt so laut von allen Seiten her erschallen.

Viele dieser Klagen sind ja freilich nicht werth, daß man ihnen irgend welche Beachtung schenkt. Denn sie haben ihren Grund lediglich in dem Mißmuth und Aerger darüber, daß auf die entsetzliche Schwindelwirthschaft,

welche bald nach dem siegreichen französischen Kriege in unserem ganzen Volksleben einriß, nun der unausbleibliche Rückschlag gefolgt ist und alle Tage noch mehr folgt, welcher wieder natürliche, gesunde und haltbare Zustände herbeiführt und dem öffentlichen Vertrauen, will's Gott, wieder auf die Beine hilft und es aus den verborgenen Winkeln hervorlockt, in die es sich während jener Schwindelzeit zurückzog.

Oder wäre es wirklich eine beachtenswerthe Klage, wenn die Leiter jener zahllosen Unternehmungen, welche, oft ohne jede Ueberlegung und Berechnung „gegründet" wurden und Anfangs vielleicht reichen Gewinn brachten, jetzt über die schlechten Geschäfte jammern, welche sie machten? oder wenn diejenigen, welche unbesonnener Weise in jene Unternehmungen ihre Ersparnisse, ihr Vermögen hineinsteckten, nur in der Absicht, recht hohe Zinsen für ihr Geld zu erhalten und auf diese Weise rasch und mühelos reich zu werden, oder doch ohne Anstrengung und Arbeit ein bequemes, genußreiches Leben führen zu können, wenn die nun jammern über Noth und Elend, weil sie vielleicht Kapital und Zinsen verloren haben oder doch genöthigt sind, sich mit weit geringeren Zinsen zu begnügen und in Folge dessen die Ansprüche an das Leben herabzumindern, welche sie sich in jener Schwindelzeit zu machen gewöhnt hatten?

Könnte es als eine beachtenswerthe Klage angesehen werden, wenn Fabrikbesitzer, welche in der Schwindelzeit bei der unendlich in die Höhe gehenden Arbeitslöhnen stets in vollem Betriebe ihrer Werke weiter arbeiten ließen, um eine so betriebsame Zeit ja recht auszunützen und ihr Schäflein möglichst bald ins Trockene zu bringen, nun jammern über ihre vollen Magazine und Lagerhäuser, die sich nicht leeren wollen, weil die weit über den Bedarf hinaus und ohne sichere Aussicht auf Absatz fabricirten Waaren zu Preisen verkauft werden sollen, welche wenigstens die hohen Herstellungskosten decken, und weil doch jetzt Niemand mehr um solche Preise kaufen mag? Könnte es als berechtigt angesehen werden, wenn solche Fabrikanten gar nach Staatshülfe für sich schreien und begehren, daß den ausländischen Waaren der Eingang gewehrt oder

doch erschwert werde, damit das Inland ihre vielleicht weit geringere Waare kaufen und ihnen dafür die geforderten hohen Preise bewilligen müsste?

Und wenn endlich die Arbeiter, welche während der Schwindelperiode Löhne erhielten oder — wie es wohl in den meisten Fällen richtiger ist — Löhne erzwangen, die über jedes gebührende Maß hinausgingen, und nun, anstatt sich von dem reichen Verdienste einen Nothpfennig für schlechtere Zeiten zu ersparen, denselben in zügellosem Wohlleben verprassten, sich aber eben dadurch an Bedürfnisse gewöhnten, welche sie zuvor nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten, sich auch gewöhnten, ihre Arbeit auf das möglichst geringe Maß zu beschränken: sind es dann berechtigte und beachtenswerthe Klagen, wenn auch aus diesen Kreisen der Gesellschaft gejammert wird über den schlechten Verdienst in der gegenwärtigen Zeit und über die bittere Nothwendigkeit, sich zu geringeren Löhnen und dabei doch zu größerer Anstrengung, zu nachhaltigerem Fleiße bequemen, auch in ihren Lebensansprüchen um ein Beträchtliches heruntersteigen zu müssen?

Nein, berechtigt sind alle diese Klagen sicherlich nicht. Denn es gehörte ja gewiß keine prophetische Gabe dazu, vorauszusehen, daß es so kommen werde und kommen müsse, wie es nun wirklich gekommen ist. Die einfachste, nüchterne Berechnung, ja der bloße Rückblick auf andere ähnliche Zeiten, welche früher schon da waren und immer den nämlichen Ausgang nahmen, mußten es jedem denkenden Menschen zur unbestreitbaren Gewißheit machen. Wer aber trotzdem sich in den allgemeinen Schwindel mit hineinreißen ließ, und nun auch an dem „Ach" mittragen muß, welches der sogenannte „große Krach" im Gefolge hatte, in dem der Schwindel ein vorläufiges Ziel gefunden hat, der hat ja nur zu klagen über sich selbst, über seine eigene Unüberlegtheit und Thorheit, darf aber den schlechten Zeiten keine Schuld beimessen. Man kann ja wohl die Einzelnen, die aus diesen Gründen klagen müssen, von Herzen bedauern, aber unverschuldet wird man ihre Noth, in der sie jetzt stecken, nicht nennen dürfen.

Wohl aber hat man aus anderen Gründen alle Ursache, jetzt über böse Zeiten zu klagen und sich im Blicke

auf die Zukunft der Befürchtung zu überlassen, daß leicht noch bösere Zeiten, als die gegenwärtigen kommen könnten.

Denn es geht gegenwärtig durch unser Volksleben ein überaus böser Geist hindurch, welcher sich durch die Ziele, die er ins Auge faßt, durch die Mittel, die er zur Erreichung dieser Ziele vorschlägt, durch die Feindschaft wider alle göttliche und menschliche Ordnung, die sich in seinen Vorschlägen kund gibt, unverkennbar als eine Macht der Finsterniß kenntlich macht, deren allmähliches Voranschreiten und Umsichgreifen zu den begründetsten Besorgnissen, für die Zukunft besonders, Anlaß gibt. Ich nenne einen Namen, der wohl den Allerwenigsten unter den Spinnstubenlesern mehr ein fremder, denjenigen aber, welche mit hellem klarem Blicke und theilnehmendem Herzen die jedesmalige Zeitströmungen zu beobachten sich gewöhnt haben, ein nur zu wohl bekannter ist, wenn ich als diesen bösen Geist, als diese Macht der Finsterniß die „Socialdemokratie" bezeichne.

Sollte aber doch vielleicht unter den Lesern der Spinnstube der Eine oder Andere sich finden, der diesen fremdklingenden Namen noch nie gehört hätte und deßhalb auch nicht wüßte, was er sich darunter zu denken hat, für den sei es hier gesagt, daß mit diesem Namen eine Geistesrichtung bezeichnet wird, welche der Ansicht ist, in der menschlichen Gesellschaft müsse von Rechtswegen „die große Masse" die Herrschaft haben und Alles nach ihrem Sinne einrichten können; erst wenn es dahin gekommen sei, wäre der rechte Zustand der menschlichen Gesellschaft geschaffen. — Die große Masse der menschlichen Gesellschaft ist ja aber die „Arbeiterbevölkerung", die vom Ertrage ihrer Händearbeit leben muß; und man kann deßhalb auch genauer und treffender die Socialdemokratie als diejenige Geistesrichtung und Weltanschauung bezeichnen, welche diesen Arbeitern die Herrschaft in der menschlichen Gesellschaft als ihr gebührendes Recht zuweist und Alles meint aufbieten zu müssen, um dieses Recht für die Arbeiterbevölkerung zu gewinnen, welche deßhalb vor Allem die Arbeiter, wo möglich: der ganzen Welt, um sich zu sammeln und dieselben zu einem großen gemeinsamen Bunde, der sogenannten: „Internationalen" zu

vereinigen sich bemüht, damit allenthalben mit vereinigten Kräften und mit allen erdenklichen Mitteln das vorgesteckte hohe Ziel erstrebt werde.

Daß es dieser Geistesrichtung nicht sehr schwer wird, sich unter der Arbeiterbevölkerung Anhänger und Nachbeter zu erwerben, ist leicht begreiflich. Das Menschenherz müßte ja nicht das trotzige, begehrliche Ding sein, welches es doch einmal von Natur ist, wenn ihm nicht der Gedanke schmeicheln sollte, herrschen und Alles nach seinem Sinne, nach seinen Lüsten und Begierden einrichten zu können.

Wenn aber nun auch noch mit Fleiß dafür gesorgt wird, daß die verlockenden Lehren der Socialdemokratie auf jede erdenkliche Weise den Arbeitern nahe gebracht werden; wenn überallhin geschickte Leute gesandt werden, welche es verstehen, zu den Arbeitern in ihrer eigenthümlichen Denk- und Ausdrucksweise zu reden, welche auch ein hinlänglich weites Gewissen haben, um mit ihren Reden die Leidenschaften der Arbeiter aufzustacheln, ja, wenn es dienlich erscheint, auch mit vollem Bewußtsein die Unwahrheit zu sagen; wenn Blätter und Flugschriften unter den Arbeitern in großer Menge verbreitet werden, worin Schwarz auf Weiß die Lehren der Socialdemokratie zu lesen sind und auch dem einfachsten ungebildetsten Arbeiter gewissermaßen mundgerecht gemacht werden; wenn endlich die Arbeitgeber vielfach selber helfen, den Lehren der Socialdemokraten in den Herzen ihrer Arbeiter den Boden zu bereiten, sowohl durch ihr hochfahrendes, liebloses Wesen, welches sie ihren Arbeitern gegenüber annehmen und wodurch sie Groll und Mißmuth in diesen wachrufen, als auch durch die verschwenderische Ueppigkeit, die sie alle Tage vor den Augen ihrer Arbeiter ungescheut entfalten und wodurch diesen der Gegensatz recht grell unter die Augen gestellt wird zwischen der sauern Händearbeit, womit sie um ihr tägliches Brod sich mühen müssen und zwischen der, wenigstens scheinbaren, Unthätigkeit ihrer Herrn, die von dem, was die saure Händearbeit geschafft hat, in Ueppigkeit schwelgt: dann kann es ja wirklich Niemanden wundern, wenn die Socialdemokratie mit ihren Lehren immer reichlicheren Eingang unter der

Arbeiterbevölkerung findet, wenn die Zahl der Arbeiter, welche sich um die Fahnen der Socialdemokratie schaaren und sich ihnen mit glühender Leidenschaftlichkeit zuschwören, in beständigem Wachsthum begriffen ist.

In welchem Maße das aber in der That der Fall ist, mag daraus ersehen werden, daß in einzelnen deutschen Ländern 1874 bei den letzten Wahlen zum Deutschen Reichstage von je hundert abgegebenen Wahlstimmen 36 in socialdemokratischem Sinne abgegeben wurden, und daß bei einzelnen seither stattgehabten Ergänzungswahlen dieses Verhältniß der Stimmen sich noch weit günstiger für die socialdemokratische Partei gestaltet hat! Auch der Umstand, daß allein in Deutschland 39 Zeitungen die Sache der Socialdemokratie vertreten, denen sich außerdem noch eine große Zahl von Wochenblättern und besonderen Flugschriften zugesellt, welche Ihn in Schrift und Bild an den Arbeiter wenden, zeigt deutlich, wie wenig die Sache der Socialdemokratie im Rückgange ist, obschon man von Arbeiter-Aufruhren und Arbeitseinstellungen lange nicht mehr soviel hört, wie vor wenigen Jahren, ohne Zweifel deßhalb, weil bei der gegenwärtig herrschenden trostlosen Geschäftslage nicht zu hoffen ist, daß die Arbeiter durch Einstellung der Arbeit, durch das sogenannte „Striken" eine Erhöhung ihrer Löhne, eine Verbesserung ihrer Lage erzwingen könnten.

Die Spinnstube hat nun zwar schon Einmal, und zwar in ihrem Vorworte zum Jahrgange 1871, das Mißverhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern besprochen, wie es die Socialdemokraten gestissentlich herbeizuführen sich bemühen. Allein was sie damals noch mit freudiger Genugthuung aussprechen durfte, daß nämlich unter der ländlichen Bevölkerung im Großen und Ganzen dieses Mißverhältniß noch nicht bestehe, das ist inzwischen auch anders geworden, sodaß z. B. in überwiegend ackerbautreibenden Provinzen des preußischen Staates schon jetzt mehr als ein Drittel der Wähler für socialdemokratisch gesinnte Abgeordnete zum Reichstage stimmten. Die Socialdemokratie sucht jetzt auch ganz vorzüglich die ländliche Bevölkernng in ihre Netze zu ziehen, weil sie einsehen gelernt hat, daß sie ohne diese doch noch zu

keiner entscheidenden Mehrheit gelangen kann, und mit den Tausenden, welche seiner Zeit Pflug und Egge verließen, um in fernen Fabrikgegenden reichlicheren Verdienst zu finden, welche aber jetzt bei der überall eingetretenen Arbeitsstockung größtentheils in die ländliche Heimath zurückkommen, kehren fast ebensoviele Verbreiter der socialdemokratischen Lehren heim, welche sie draußen kennen gelernt haben.

Deßhalb kann es die Spinnstube, die ja in ihrem Vorworte so gerne die warnende Stimme erhebt, um das liebe deutsche Volk, so gut sie es vermag, vor Schaden und Jammer zu bewahren, nicht lassen, in diesem Jahre noch einmal auf jenes Mißverhältniß zurückzukommen, das immer gefahrdrohender sich verbreitet, und immer wieder ihr altes: „Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!“ in die Herzen hineinzurufen als das Losungswort, unter welchem allein ein wirksamer und siegreicher Kampf gegen die drohende Gefahr zu führen ist.

Ist denn aber die Gefahr wirklich so groß? fragst du, lieber Leser und lächelst vielleicht dazu, weil du in einer stillen, vom großen Verkehr weit abliegenden Gegend wohnst, wohin, bis jetzt wenigstens, die social-demokratische Bewegung in unserem Volke noch keine merkbare Wellenschläge treiben konnte.

Es müßte freilich sonderbar zugehen, wenn du nicht doch schon Etwas von dem Sinn und Geiste zu spüren bekommen hättest, den die Socialdemokratie zu verbreiten sucht, und der ja wie auf Windesflügeln überallhin seinen Weg sucht und auch findet. Denn wer entdeckt den glücklichen Winkel im lieben deutschen Lande, wo noch nicht Klage geführt worden wäre über den trotzigen, widerspenstigen Geist unter dem Gesinde, und wo nicht auch wirklich Ursache zu solcher Klage wäre? Man sagt nun wohl sprüchwörtlich: etwas derartiges kommt nicht vom Winde; aber hier hat's doch der Wind gethan, nämlich der socialdemokratische Wind, dessen Hauch unwiderstehlich überallhin zu dringen scheint, auch dahin, wo man von der Socialdemokratie und ihren Zielen vielleicht noch niemals hat reden hören.

Wenn du aber einmal recht Acht haben willst, lieber Leser auf das, was die Socialdemokraten wollen, und was ich dir jetzt, so gut es der enge Raum dieses Vorworts gestattet, hier auseinandersetzen möchte, dann wirst du ganz gewiß dein Lächeln lassen müssen und einsehen lernen, welche Gefahren die immer weiter sich ausbreitende Socialdemokratie in sich birgt, und wie nothwendig es ist, daß alle Gutgesinnten auf die rechten Gegenmittel sinnen, um diese Gefahren von unserem Volksleben abzuwenden.

Der Arbeiterstand, — das ist die Grundbehauptung, von welcher die Socialdemokratie ausgeht, und von welcher sie sich ihre Zwecke und Mittel vorschreiben läßt, — der Arbeiterstand befindet sich unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen in einem Zustande der Knechtschaft, der Sklaverei, wenn auch nicht rechtlich, — da die heutigen Gesetze jeden Menschen in seiner Freiheit schützen, — so doch thatsächlich. Denn der Arbeiterstand liegt vollständig in den Fesseln der reichen Leute, der großen Kapitalisten, die seine Arbeitskraft gegen einen geringen Lohn ausbeuten, sich durch ihn ihre Reichthümer erwerben lassen, um dann, ohne selber etwas zu arbeiten, in deren Genusse zu schwelgen, während dem Arbeiter als Ertrag seiner Arbeit höchstens soviel wird, daß er den nothwendigsten Lebensunterhalt hat, aber von den Genüssen, welche sich der Reiche gestattet, zeitlebens ferne gehalten wird.

Das ist ein schreiendes Unrecht, behauptet die Socialdemokratie nun weiter. Denn alle Menschen sind von Natur gleich, und es hat Keiner ein größeres Recht an die Güter und Genüsse der Welt, als der Andere. Deßhalb müssen die jetzt bestehenden Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft von Grund aus verändert werden. Es darf fortan keine Stände mehr geben, welche sich durch die Arbeit Anderer ernähren und zum Wohlleben verhelfen lassen, ohne doch selber die Hände zur Arbeit zu regen; es muß jedem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit ungeschmälert zu Theil werden, und damit dies geschehen könne, muß alles vorhandene Kapital Allgemeingut der ganzen Menschheit werden, wie auch alle Arbeit, welche die nothwendigen Lebensbedürfnisse producirt, Allgemeinpflicht.

Wie das zu ordnen sei, darüber sind freilich die Herren Socialdemokraten selber noch nicht recht klar und begnügen sich, wenn darauf die Rede kommt, oder wenn sie darüber zur Rede gestellt werden, meistens mit sehr unbestimmten Andeutungen, werden es auch wohl all ihre Lebtage nicht über diese hinausbringen. Denn wer soll im Voraus bestimmen, was und wieviel zum nothwendigen Lebensunterhalte für Alle gehört und also durch die gemeinsame Arbeit beschafft werden muß? Wer soll jedem Einzelnen seinen Antheil an der allgemeinen Arbeit, sowie auch die Art und Weise derselben vorschreiben, ohne daß doch der persönlichen Freiheit Zwang angethan, und Einer zu einer Arbeit genöthigt wird, welche er nicht thun kann, oder nicht thun mag, weil sie um so viel schwerer, aufreibender oder auch nur unangenehmer ist, als diejenige, welche seinem Nebenarbeiter zugewiesen ist? — Das sind und bleiben Fragen, auf welche die Socialdemokratie keine Antwort hat, und um so weniger eine richtige finden kann, als sie von einer einzigen, großen Gemeinschaft aller Arbeiter in der ganzen Welt, von einer großen Arbeiter-Republik schwärmt und einem Weltbürgerthume das Wort redet, für das es kein bestimmtes Vaterland gibt, sondern das sein Vaterland überall findet, wo es gut sein ist. Ueber die armselige „Vaterlandsduselei", wie das beliebte Schlagwort lautet, ist ein richtiger Socialdemokrat hoch erhaben. Jede kleinere Gemeinschaft, die sich für sich abschließen wollte, um möglicherweise die richtige Vertheilung der Arbeit durchführen zu können, von der ja jeder vernünftige Mensch begreifen muß, daß sie im Großen und Ganzen unausführbar ist, ist dem richtigen Socialdemokraten ein Unding.

Aber wie wäre es auch möglich, selbst in einer solchen kleineren Gemeinschaft von Menschen, in einem abgeschlossenen Staate zum Beispiel, mit den Grundsätzen auszukommen, welche die Socialdemokraten aufstellen, und von welchen sie nicht lassen wollen, weil sie am sichersten sind, damit die urtheilslose Masse der Arbeiter zu fangen und für ihre Partei zu gewinnen, wie z. B. mit dem schönen Grundsatze: „Alle Arbeit muß gleich gelohnt werden," der ja für die Faulen, für die, welche

lieber genießen als sich plagen möchten, so überaus viel Verlockendes hat? Denn wenn auch nur in einer kleineren Gemeinschaft dieser Grundsatz durchgeführt werden sollte, wer würde sich dann wohl noch ohne den drückendsten, knechtischsten Zwang dazu herg ben, ein schwieriges Gewerbe zu erlernen und eine Reihe der besten Lebensjahre auf seine Vorbildung zu verwenden? Und wollte man auch wirklich den Einzelnen mit Zwang dazu anhalten, ein solches Gewerbe zu erlernen, so könnte man ihn nachher allenfalls dazu bringen, daß er dieses Gewerbe treibt, aber nimmer ihn dazu zwingen, daß er es gut treibt und seinen ihm zugewiesenen Arbeitsantheil zur Zufriedenheit aller anderen Gemeinschaftsglieder verrichtet.

Ein ähnlicher schöner Grundsatz, bei welchem auch nicht die kleinste Gemeinschaft, geschweige denn der in Aussicht genommene große Arbeiter-Weltstaat bestehen könnte, ist der: „Nur das ist wirkliche Arbeit, die also auch ihren gebührenden Lohn finden muß, wodurch etwas Sichtbares und Greifbares geschaffen wird. Wer solche Arbeit nicht thut, ist auch keines Lohnes werth." Wo sollten sich denn aber, wenn dieser Grundsatz zu wirklicher Geltung gelangte, alle diejenigen finden lassen, die mit der Aussicht, dabei verhungern zu dürfen, wann sie wollen — die viele Kopf- oder Denkarbeit thäten, die in so mancherlei Weise zu thun wäre, wenn für alle Bedürfnisse der Arbeiter in rechter genügender Weise gesorgt werden soll? Wo sollten die Lehrer bleiben, ohne welche auskommen zu können gewiß doch kein Socialdemokrat behaupten wird? Wie sollte es den Herrn Zeitungsschreibern ergehen, von deren geistiger Arbeit doch die Socialdemokratie einen so ausgedehnten Gebrauch macht?

Doch es mag genug sein an diesen paar Pröbchen socialdemokratischer Weisheit! Der geneigte Leser wird wenigstens vollkommen genug daran haben, um zu wissen, was er von solcher Weisheit zu halten hat.

Nur Eins müssen wir noch hervorheben, was auf die Weisheitstafel der Socialdemokraten mit blutrothen Buchstaben obenan geschrieben ist, das ist der Grundsatz: „Alle Religion muß ein Ende haben." „Denn

sie ist es, welche in erster Linie die Menschen geistig unfrei macht, welche sie abhält, von ihrer eigenen Kraft den rechten Gebrauch zur Selbsthülfe zu machen, indem sie ihnen überall Gesetze Gottes als unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellt und ihnen dadurch den eigenen Willen, die eigene freie Entscheidung einschränken will, indem sie ihnen durch ihre Vertröstungen auf ein „besseres Jenseits" die Thatkraft für das diesseitige, doch allein sichere Leben lähmt." — Sollte es den geneigten Leser gelüsten, sich nähere Kenntniß davon zu verschaffen, mit welcher wahrhaft teuflischen Bosheit, mit welchem Aufwand von den entsetzlichsten Lästerungen die Socialdemokratie gegen Alles zu Felde zieht, was Religion heißt oder auch nur daran gränzt, so sei ihm gerathen, nur einmal etliche Nummern des „Volksstaates" oder auch des „Neuen Socialdemokraten", der beiden bedeutendsten socialdemokratischen Parteiblätter zu durchlesen. Die Blätter der Spinnstube sind uns zu gut, sie auch nur mit Andeutungen davon zu beschmutzen, was die Socialdemokratie in der Feindschaft gegen die Religion, insonderheit gegen das Christenthum und die Kirche, zu leisten im Stande ist und auch wirklich leistet.

Fragt man nun aber die Herren Socialdemokraten, in welcher Weise sie ihre Ziele zu erreichen und den dazu unumgänglich erforderlichen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse herbeizuführen gedenken, so antworten sie getrost: „Nun, wir warten unsere Zeit ab. Vorläufig versuchen wir auf dem sogenannten gesetzlichen Wege unser Ziel zu erreichen. Wir werben recht viele Anhänger und bemühen uns, durch Massenwahlen Leute unserer Gesinnung in einer größeren Anzahl in die einzelnen Landtage und in den Reichstag zu bringen, bis wir die Mehrheit darin für uns haben, die dann schon die nöthigen Gesetze beantragen und durchbringen wird. Glückt es aber damit nicht, oder geht es uns damit zu langsam voran, nun so werden wir schon davon zu profitiren wissen, daß man jetzt jeden Arbeiter im deutschen Reiche so geschickt mit Flinte und Säbel umgehen lehrt." „Blut, Eisen und Petroleum!" wird dann unsere Loosung sein, und unter dieser Loosung werden wir siegen."

„Ihr habt die Macht in Händen,
Wenn ihr nur einig seid!
Drum haltet fest zusammen,
Dann seid ihr bald befreit.
Gilt, „Sturmschritt vorwärts!", in den Streit,
Ob auch der Feind Kartätschen speit!
Dann siegt ihr, Arbeitsmänner, das Proletariat."

So lauten etwa die schönen Liedlein, welche die Socialdemokratie ihre Anhänger singen läßt!

Nun, lieber Leser, wie wird dir dabei zu Muthe? Dünkt dir das nicht eine schöne Melodie? Klingt sie dir nicht so scharf und grell in die Ohren, daß dir jede Frage vergehen muß, ob es denn um die Socialdemokratie wirklich etwas so Gefährliches sei? Muß sich dir bei ihren Klängen nicht unwiderstehlich die andere Frage aufdrängen, was zu thun sei, um der Gefahr vorzubeugen, welche von den Socioldemokraten her aller menschlichen und göttlichen Ordnung droht?

Viele sind freilich mit einer Antwort auf diese Frage leicht fertig. „Man muß halt mit Knütteln dreinschlagen", antworten sie, wenn die Socialdemokraten versuchen sollten, ihre Herrschaft in der Welt so aufzurichten, wie sie sich träumen." — „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!", heißt es mit einem geflügelten Worte von anno 1848, und man glaubt im Vertrauen auf unser braves Heer, dem man ja allerdings Vieles und Großes zutrauen darf, jede Furcht vor Gefahr getrost abwerfen zu dürfen.

Allein könnte sich nicht, wenn wirklich die socialdemokratischen Grundsätze ungestört ausgebreitet werden und immer weiter um sich greifen, früher oder später einmal die Hoffnung erfüllen, welche die Socialdemokraten hegen, daß nämlich ihre Grundsätze auch unter dem Heere Kraft genug gewinnen würden, um, wenn es einmal wirklich dazu käme, einen Kampf zwischen Soldaten und Arbeitern unmöglich zu machen? — Aber, wenn wir daran auch gar nicht denken wollen, so ist doch so viel gewiß, daß man Meinungen und Grundsätze nicht einfach mit Knütteln todtschlagen kann. Man vermag sie wohl eine Zeit lang mit Gewalt niederzuhalten, aber sie leben

unter dem Drucke fort und machen die Herzen, die sie in sich verschließen müssen, nur noch verbitterter, und zu gelegener Zeit bricht das gedämpfte Feuer mit um so größerer Heftigkeit hervor.

Nein, will man wirksam der drohenden Gefahr vorbeugen und sie gar nicht zum Ausbruche kommen lassen, so gilt es, die Ursachen zu beseitigen, aus denen die Feindschaft der Socialdemokraten gegen die bestehenden Verhältnisse fließt.

Und es läßt sich ja gewiß nicht leugnen, daß solcher Ursachen genug vorhanden sind und daß es keineswegs lauter unberechtigte Klagen und Forderungen sind, welche von den Socialdemokraten erhoben werden.

So ist es gewiß eine berechtigte Forderung, daß es jedem Arbeiter frei stehen müsse, den Preis seiner Arbeit selbst zu bestimmen und sich zu diesem Zwecke auch mit Anderen seines Gleichen zu vereinigen; daß es ihm also auch frei stehen müsse, die Arbeit einzustellen, wenn der Arbeitgeber zu kargen Lohn geben will. — Nur dürfte es dabei nicht vorkommen, daß der Arbeiter ohne Weiteres seinerseits den Vertrag bricht, welchen er, wenn auch nur stillschweigend, mit dem Arbeitgeber geschlossen hat, als er unter gewissen, von vornherein festgesetzten Bedingungen in die Arbeit eintrat, und daß doch *er* über Tyrannei und Vergewaltigung schreien will, wenn der Arbeitgeber *ihn* ohne Weiteres entlassen will. Ebensowenig dürfte es vorkommen, daß die Arbeiter, welche die Arbeit eingestellt haben, Andere ihres Gleichen mit Zwang abhalten, nach Belieben die Arbeit fortzusetzen.

Ferner ist auch das gewiß eine berechtigte Forderung, daß der Arbeiter nicht, wenn er in Folge der Arbeit, die ihm übertragen ist, arbeitsunfähig wird, wenn ihm beispielsweise durch eine Maschine, die er zu bedienen hat, die Glieder verstümmelt werden, ohne Weiteres von dem Arbeitgeber abgelohnt und entlassen werden dürfe, sondern daß dieser dann die Pflicht habe, soweit es seine Mittel erlauben, für den Beschädigten und seine Familie in gewissen Gränzen zu sorgen, ebenso wie er überhaupt verpflichtet werden müsse, jede Gefahr für Leben und Gesundheit seiner Arbeiter nach Möglichkeit abzuwenden.

Nicht minder gehört auch das zu den berechtigten Forderungen des Arbeiterstandes, und zwar in erster Linie, daß dem Arbeiter der Sonntag unverkürzt als Ruhetag bleibe, und daß der Arbeitgeber gesetzlich gehindert werde, durch Drohen mit Entlassung von seinen Arbeitern die Sonntagsarbeit zu erzwingen.

Ja, auch das muß irgendwie zu den berechtigten Forderungen der Socialdemokratie gerechnet werden, daß der Arbeitgeber, der Kapitalist, nicht alleine den ganzen Gewinn von der gefertigten Waare in die Tasche stecke und die Arbeiter mit einem Lohne abspeise, der vielleicht zu ihrem nothdürftigen Lebensunterhalte hinreicht, aber zu dem wirklichen Ertrage der Arbeit in keinem auch nur annähernd richtigen Verhältnisse steht, daß vielmehr den Arbeitern in irgend einer Weise von dem Gesammtgewinne Etwas zugewendet werde.

Nur dürfte dabei freilich von Seiten der Socialdemokratie nicht ganz und gar übersehen werden, daß der Gewinn von der Arbeit erst da ist, wenn die gefertigte Waare verkauft und auch von dem Käufer bezahlt ist, worüber ja oft längere Zeit vergeht, daß also der Arbeitgeber außer den Zinsen für sein ausgelegtes und in das Unternehmen gestecktes Kapital, die ihm natürlich vorweg zufallen müssen, auch berechtigt ist, die Zinsen für das Kapital vorweg von dem Gewinne für sich abzuziehen, mit welchem er seinen Arbeitern ihren Antheil am Ertrage der Arbeit in Gestalt des festen, regelmäßigen Wochenlohnes vorausbezahlt, ohne doch selbst noch mit Sicherheit zu wissen, ob er die gefertigte Waare wirklich mit Gewinn absetzen kann, oder ob er sie nicht am Ende mit Verlust verkaufen muß. Dafür, daß die Arbeiter ihren Arbeitsertrag sogleich in Empfang nehmen können, und doch an etwaigen Verlusten, welche den Arbeitgeber in Folge von ungünstigen Zeitverhältnissen beim Verkauf seiner Waare treffen können, nicht theilnehmen und nicht theilnehmen können, weil sie eben nichts zu verlieren haben, dafür gebührt dem Arbeitgeber nach den einfachsten Regeln des gesunden Menschenverstandes ein unbestreitbarer Vorzug bei dem Gewinn.

Vor allen Dingen dürften bei dieser Frage die

Socialdemokraten auch das nicht vergessen, daß der Arbeitgeber, welcher das ganze Geschäft zu leiten, die Absatzwege für seine Waare zu suchen und offen zu halten, durch kluge Benutzung der Zeitverhältnisse, von denen ja jedes Geschäft mehr oder weniger beeinflußt wird, den Gewinn aus der Arbeit zu sichern und Verlusten vorzubeugen hat, daß der mit dem Allem eine ungleich schwerere, aufreibendere Arbeit zu verrichten hat, als der einfache Arbeiter, und daß ihm deßhalb, auch wenn er die Zinsen seines angelegten und in den Arbeitslöhnen vorgestreckten Kapitals sich bereits zu Gute gerechnet hat, doch noch von Rechtswegen der Hauptgewinn zukommt, weit mehr als dem einfachen Arbeiter, der, wenn er seine Tagesarbeit gethan hat, sich ruhig zum erquickenden Schlafe niederlegen kann und von den schlaflosen Nächten nichts weiß, die dem Arbeitgeber oft genug durch die Sorgen wegen seines Geschäftes bereitet werden. Die Socialdemokratie muß vor allen Dingen von dem schweren Irrthume ablassen, als ob nur die Händearbeit wirkliche Arbeit sei und jede Arbeit gleich gelohnt werden müsse; sonst wird eine Verständigung mit ihr auch in Betreff ihrer berechtigten Forderungen und begründeten Klagen zu einer baaren Unmöglichkeit.

Wir sind absichtlich auf die zuletzt besprochene Forderung der Socialdemokraten etwas näher eingegangen, um dem geneigten Leser, falls er ihn sich nicht schon selbst durch sein eigenes Nachdenken gemacht haben sollte, einen Begriff davon zu geben, welche schwierige und verwickelte Fragen zum Austrage zu bringen sind, um den Forderungen der Socialdemokraten gerecht werden zu können.

Es bleibt nun die Frage, durch wen und wie soll geholfen werden?

Dabei ist man denn wohl zunächst geneigt, dem Staate alles zuzuschieben, was zur Abhülfe geschehen muß, weil dieser allein die Macht in Händen habe, die geeigneten Maßregeln auch wirklich durchzuführen.

Und es ist gewiß, durch weise Staatsgesetze, die den berechtigten Klagen und Forderungen der Socialdemokraten Rechnung tragen und soviel als möglich Abhülfe schaffen, kann viel gebessert werden.

Es gilt vor allen Dingen, die Rechte sowohl der Arbeitgeber wie der Arbeiter in unparteiischer Weise zu schützen und allen unberechtigten Uebergriffen von der einen oder anderen Seite, jedem Mißbrauche der zustehenden Rechte mit der strengsten unerbittlichen Gerechtigkeit zu wehren; es gilt weiter, jede unbillige Bevorrechtung des großen Kapitals zu beseitigen, wodurch den Arbeitern Grund zur Klage gegeben werden könnte; es gilt auf der anderen Seite, bei der Besteuerung die Lage des Arbeiterstandes immer im Auge zu behalten und stets eingedenk zu bleiben, wie viel schwerer der Arbeiter, welcher von seiner Händearbeit leben muß, seinen Groschen bezahlen kann, als der Arbeitgeber in seinem Ueberflusse seine Goldkrone.

Sodann hat der Staat gewiß und unzweifelhaft die Pflicht, mit Strenge darüber zu wachen, daß nicht durch gewissenlose Arbeitgeber die Gesundheit und Kraft der Arbeiter geschädigt oder vor der Zeit aufgerieben wird. Die Arbeiterräume sind deßhalb in Bezug auf Gesundheitsgefährlichkeit immer und immer wieder von Staatswegen zu untersuchen, und das um so mehr, eine je größere Anzahl von Arbeitern den ganzen Tag darin zuzubringen hat; für besonders angreifende Arbeiten ist eine gesetzlich feststehende Arbeitszeit anzuordnen, deren Ueberschreitung strenger Bestrafung unterliegt, wenn es auch sonst nicht Sache des Staates ist, für jede Arbeit ohne Ausnahme eine bestimmte Arbeitszeit festzusetzen; die Heranziehung der Frauen und Kinder zur Fabrikarbeit, wie sie so oft von den Arbeitgebern in übertriebener Weise geschieht, weil für Frauen- und Kinderarbeit geringere Löhne bezahlt werden, ist auf das Strengste zu überwachen, damit den Frauen zur Besorgung des Haushaltes oder zur Erlernung desselben, den Kindern zum gehörigen Besuche der Schule und zum Spielen die nöthige Zeit verbleibt; die Sonntagsarbeit ist vollständig zu verbieten und dabei auf keine Einwendungen der Arbeitgeber Rücksicht zu nehmen, da England und Amerika den deutlichsten Beweis liefern, daß man ohne Sonntagsarbeit nicht nur auskommen, sondern sogar andern Ländern, in welchen die Sonntagsarbeit nicht geradezu ver-

boten ist, noch zuvorkommen kann; alle Einrichtungen und Bestrebungen endlich, wodurch das Vorwärtskommen des Arbeiterstandes erleichtert wird, sind von Seiten des Staates in geeigneter Weise zu fördern.

Ueber Alles aber hat der Staat dafür zu sorgen, daß der Arbeiterstand geistig gehoben und ihm zu einer tüchtigen Bildung geholfen werde, damit den Aufreizungen gewissenloser Verführer der Boden entzogen werde, die nur auf die Unfähigkeit des gewöhnlichen Arbeiters speculiren, mit hellem, klarem Blicke selbst zu beurtheilen, was ihm frommt oder nicht. Tüchtige Elementarschulen, welche nach den wirklichen Bedürfnissen des Volkes eingerichtet sind und nicht eine elende Vielwisserei bezwecken, die jede wahre Bildung hindert, und dann *nach* der gesetzlichen Elementar-Schulzeit, von welcher nicht ein Haar breit abzugehen ist, weiter fördernde sogenannte „Fortbildungsschulen", womöglich auch mit einem beschränkten Schulzwange: das sind unabweisliche Bedürfnisse, auf welche der Staat sein Augenmerk zu richten und zu halten hat.

Aber es ist ja wohl leicht einzusehen, daß mit solchen äußeren gesetzlichen Maßregeln lange nicht Alles gethan ist, um das Gift unschädlich zu machen, welches durch die Socialdemokratie in die Herzen der Arbeiter hineingeträufelt wird, und den Riß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu heilen, der sich immer gefährlicher zu erweitern droht.

Eine große, wenn nicht vielleicht die allergrößte Arbeit fällt den Arbeitgebern zu, und es liegt ja gewiß in ihrem eigenen, wohlverstandenen Interesse, daß sie sich dieser Arbeit nicht entziehen.

Es muß zunächst von dieser Seite Alles geschehen, um von den Arbeitern den Verdacht fern zu halten oder wieder zu entfernen, daß sie nur zum Nutzen der Arbeitgeber und zur Förderung von deren Wohlleben sollten ausgebeutet werden, daß sie selbst aber in den Augen ihrer Herren nicht höher geachtet seien, als die leblosen Maschinen, vielleicht gar noch nicht einmal so hoch als diese.

Wo es darum irgendwie zu ermöglichen ist, haben

die Arbeitgeber ihre Einrichtungen so zu treffen, daß auch der geringste Arbeiter an dem Gewinne, welchen das Geschäft abwirft, in der einen oder anderen Weise betheiligt wird, und dadurch sich selbst für das Geschäft interessiren lernt. Die Vortheile solcher Einrichtungen fallen schließlich doch im höchsten Maße den Arbeitgebern wieder zu. Denn sie werden alsdann auf fleißigeres, besseres und reelleres Arbeiten ihrer Leute rechnen dürfen; sie werden vor jeder muthwilligen Beschädigung des Arbeitsmaterials und der gebrauchten Maschinen weit mehr gesichert werden, indem dann ein Arbeiter des anderen Aufseher wird; sie werden insonderheit vor Arbeiter-Aufständen und plötzlichen Arbeits-Einstellungen sich nicht mehr zu fürchten haben, deßhalb größere Bestellungen mit Sicherheit annehmen und so bessere Geschäfte machen können, weil die Arbeiter es schnell heraus haben werden, daß sie durch solche Störungen der Arbeit sich selbst den größten Schaden bereiten.

Wer aber zu solcher Betheiligung der Arbeiter an dem Gewinne des Geschäftes sich nicht entschließen kann, oder dieselbe nach seiner persönlichen Lage nicht in Ausführung zu bringen vermag, der kann sich doch allmälich das volle Vertrauen seiner Arbeiter gewinnen und die tüchtigsten unter ihnen dauernd an sich fesseln, wenn er mit der wachsenden Dienstzeit im Geschäfte auch stillschweigend und selbstverständlich die Lohnsätze wachsen läßt; wenn er durch allmäliches Ansammeln eines Kapitals für diesen Zweck seinen Arbeitern die Aussicht gewährt, in den Tagen der Krankheit oder der völligen Arbeitsunfähigkeit mit den Seinen nicht darben zu müssen, sondern eine ausreichende Unterstützung zu finden; wenn er durch Errichtung einer Sparkasse für seine Arbeiter diesen es möglich macht, auch geringe Ersparnisse zinsbar anzulegen und so mit der Zeit zu einem gewissen Wohlstande zu gelangen.

Es würde zu weit führen, alle die segensreichen Einrichtungen hier aufzuführen, durch welche den Arbeitern der Beweis geliefert werden kann, daß der Arbeitgeber für ihr Wohl besorgt ist, und durch welche das Mißtrauen zu beseitigen ist, das von den socialdemokratischen Hetzern

und Wühlern gegen die Arbeitgeber, als gegen die „Tyrannen" der Arbeiter, ausgestreut wird. Wir nennen beispielsweise nur noch Kleinkinderbewahr-Anstalten, durch welche den zur Arbeit gehenden Eltern die Sorge um ihre Kleinen abgenommen wird; Volksbibliotheken, die den Arbeitern für ihre Sonntage und Feierstunden gesunden und fördernden Lesestoff verschaffen; Gesangvereine, die auch dem Bedürfnisse nach Geselligkeit und Freude in edler Weise Nahrung geben u. s. w.

Die Hauptsache ist und bleibt freilich, daß die Arbeitgeber wirklich ein wohlwollendes Herz für ihre Arbeiter haben. Denn sonst werden sie sich einerseits niemals zu den aufgezählten Einrichtungen verstehen, die ihnen immerhin nicht unbedeutende Opfer zumuthen, andererseits aber werden es, auch wenn alle diese Einrichtungen getroffen sind, doch die Arbeiter bald herausfühlen, daß es nicht Wohlwollen und liebevolle Fürsorge für sie ist, was jene Einrichtungen veranlaßte, sondern im tiefsten Grunde nur die Rücksicht auf das eigene Interesse des Arbeitgebers. Ihr Mißtrauen gegen diesen wird deßhalb nicht schwinden, sondern sich im Gegentheile noch verstärken, weil ihnen die äußere Berechtigung zum Mißtrauen und zur Klage entzogen ist. Der Arbeitgeber seinerseits aber, wenn er von seiner Thätigkeit für das Wohl der Arbeiter nicht die erwartete Frucht, sondern nur Undank erntet, wird sich nun auch das Herz noch mehr gegen die Undankbaren verbittern lassen und sich mehr und mehr darauf beschränken, lediglich die Macht, welche ihm sein Reichthum verleiht, zu seinem Schutze geltend zu machen. Und dann finden ja die socialdemokratischen Verführer erst recht Grund zu klagen, daß unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen kein wahres, dauerndes Heil für den Arbeiterstand erblühen könne, sondern daß dieselben völlig umgestoßen und auf ganz neuem Grunde aufgebaut werden müßten; sie werden dann bei den mißmuthigen und mißtrauischen Arbeitern doppelt leicht Eingang mit ihren Lehren finden.

Aber ein wahrhaft wohlwollendes Herz, das, weil es Liebe säet, auch Liebe erntet, wo und wie ist das nur zu erlangen? Und der Glaube an aufrichtiges, liebevolles

Wohlwollen, der das Mißtrauen vernichtet und die Aufreizungsversuche der Verführer entschieden abweist, wodurch kann der allein wieder erweckt werden?

Wir wissen nur eine einzige Quelle und ein einziges Mittel. Nennen wir es offen und rückhaltlos: es ist das wahre Christenthum.

Ja, nur durch dieses kann die Herzens-Erneuerung herbeigeführt werden, bei welcher Selbstsucht und Eigennutz dahinsterben und der rechten brüderlichen Liebe das Feld räumen, die den Nächsten liebt, als sich selbst und „sich schuldig weiß, die eigenen Gaben zu Nutz und Heil der andern Glieder anzuwenden."

Nur durch dieses kann der Glaube an wahre Liebe, wie sie in dem Gottmenschen Jesu Christo zu so wunderbar herrlicher Erscheinung gekommen ist, wieder erweckt werden, wo er untergegangen oder gestissentlich vernichtet worden ist, und die Fähigkeit wieder beigebracht werden, sich durch solche wahre Liebe das trotzige, feindselige Herz umwenden und abgewinnen zu lassen.

Darum weisen wir mit aller Macht den Ruf ab: „Gegen Socialdemokraten helfen nur Soldaten!" — Wir sagen auch nicht, daß äußere Gesetze und Einrichtungen, und seien sie auch noch so segensreich, allein helfen können, die Gefahren der Socialdemokratie fern zu halten. — Wir sagen vielmehr: „Gegen die Socialdemokratie und ihre Gefahren hilft gründlich und nachhaltig nur das Evangelium und die Umkehr der Herzen zu seinen göttlichen Wahrheiten.

„Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!" So soll es drum immer und immer wieder in der Spinnstube heißen, auch als Losungswort im Kampfe wider die Socialdemokraten und die Gefahren, welche sie nicht nur befürchten läßt, sondern auch heraufzubeschwören bemüht ist. Und wir sind der guten Zuversicht, daß dieses Losungswort seine helfende, heilende, siegreiche Gotteskraft auch da bewähren wird, bewähren muß.

Helfe nur Jeder, der diese Zuversicht theilt, an seinem Theile, dieses Losungswort wieder laut hineinzurufen in die Nöthe und Aengste der gegenwärtigen Zeit und ihm

wieder zu der Anerkennung zu verhelfen, die es in unsern Tagen in so beklagenswerthem Maße verloren hat!

Die Socialdemokraten wissen nur zu wohl, weßhalb sie mit allem Aufwande von Bosheit und Spott das Christenthum aus den Herzen ihrer Anhänger völlig herauszureißen suchen. Sie fühlen es, daß seinen heiligen Lehren gegenüber ihre Irrlehren nicht Stand halten können, daß sie hier einer Macht gegenüberstehen, welche zu besiegen sie ohnmächtig sind, wenn nur eine Spur von ihr übrig bleibt. — Sie versuchen auch nicht ohne Grund, den Herrn Jesum als Einen der Ihrigen hinzustellen, der schon lange vorher ihre Lehren verkündigt habe, aber nur nicht dazu gekommen sei, Ernst mit denselben zu machen, weil zu seiner Zeit dazu noch nicht so viel Veranlassung gegeben gewesen sei, als heutzutage. Sie suchen dadurch nur die Macht des Jesusnamens, die sie mit innerem Widerstreben zugeben müssen, auf eine Weise abzuschwächen, die dem christlichen Gewissen, welches gottlob in unserem deutschen Volke noch nicht ganz erstorben ist, nicht allzugrob in's Angesicht schlägt.

Lassen wir uns durch diese offenbare Furcht der Socialdemokraten vor der Macht des Christenthums und des Jesusnamens den Weg weisen, worauf wir ihnen dann getrost mit den Geisteswaffen zum Kampfe entgegentreten!

Mache vor allen Dingen Jeder, der den Christennamen noch mit Bewußtsein und mit klarer Erkenntniß der in ihm ruhenden Segensfülle für sich in Anspruch nimmt, selbst einmal rechten Ernst mit seinem Christenthum, und lasse sich, wenn er bekümmert und besorgt über die Zeitverhältnisse nachdenkt, das alte, goldene Sprüchlein nie aus dem Sinne kommen: „Lasset uns besser werden, und bald wird's besser sein!"

Ein rechtes ächtes Christenleben in der Furcht Gottes und in der treuen Nachfolge des Herrn Jesu ist ja ein Licht, welches weithin in seiner Umgebung Alles erleuchtet und die Macht der Finsterniß bricht, ist ein Salz, das überall, wo man sich seiner Wirkung nicht ganz entzieht, der Fäulniß und dem Verderben wehrt.

Lernen wir vorzüglich unter dem Beistande des

Geistes Gottes, den wir uns alle Tage erbitten, recht fest und stark-werden in der brüderlichen Liebe, die des wahren Christenthums Beweisung und Bewährung sein muß, und für die es keine seligere Arbeit, keinen köstlicheren Beruf gibt, als dem Irrenden wieder zurechtzuhelfen mit sanftmüthigem Geiste und ihm dann selber mit dem eigenen Wandel voranzuleuchten, um ihn dadurch auf dem rechten Wege zu erhalten!

Und helfen wir dann nur, Jeder an seinem Theile und nach dem Maße seiner Kraft, dem Evangelio zu unserem Volke wieder recht breite, offene Bahn zu machen!

Helfen wir zuvörderst unsere Schulen vor der großen Gefahr bewahren, die gegenwärtig stark im Anzuge zu sein scheint, vor der Gefahr nämlich, daß darin der Unterricht in der christlichen Religion immer mehr an Boden verliert, oder in Bahnen hineingezwängt wird, auf denen er nichts weniger vermag, als Erkenntniß und Sinn für wahres Christenthum zu erwecken. Denn wenn nicht schon in das weiche kindliche Herz der heilige Same des Evangeliums reichlich ausgestreut wird, so geht für denselben die ersprießlichste Saatzeit und der fruchtbarste Ackergrund verloren, und alles andere Wissen, das in den Schulen beigebracht wird, entbehrt dessen, was ihm allein wahren Werth verleiht, und was allein zur wahren Bildung nicht nur des Kopfes, sondern auch des Herzens, nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Menschen verhilft, der christlichen Erziehung. „Unterricht ohne Religion macht nur schlaue Teufel", hat ein berühmter Engländer gesagt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Helfe d'rum Jeder, wo und wie er kann, durch offenes muthiges Zeugniß unsere Schulen davor schützen, daß nicht auch durch sie dies Wort zur Wahrheit werde. Damit wird am wirksamsten der Socialdemokratie entgegengearbeitet, die ja ihrerseits gewiß nichts an sich stehen läßt, ich will nicht gerade sagen: schlaue Teufelei zu hegen und zu pflegen, aber doch göttliches Wesen immer völliger aus den Herzen herauszureißen.

Und weiter: helfe Jeder, wo und wie er kann, dafür Sorge tragen und dazu hilfreiche Hand leisten, daß unserem armen Volke statt der verderblichen, gottlosen Bücher,

welche mit ihrer Feindschaft gegen das Christenthum der Socialdemokratie so wacker in die Hände arbeiten, gesunde, vom Geiste des Christenthums durchwehte Bücher in die Hände gegeben werden, wie dazu schon das Vorwort zur vorigjährigen Spinnstube gemahnt hat.

Es wird dabei freilich an Spott und Hohn, an Widerstreben und Feindschaft eine reiche Ernte geben; aber lassen wir uns dadurch nur nicht irre machen! Lassen wir uns insonderheit nicht von dem zaghaften Gedanken überwältigen, daß eine solche Feindschaft wider das Evangelium, wie sie gegenwärtig sich breit macht, für jede Einwirkung des Evangeliums völlig unzugänglich sei! Das hieße ja an der Gottesmacht des Evangelii verzagen, welches doch wirken soll wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt! Das hieße, an der Macht Gottes, des Herrn, selber verzweifeln und völlig vergessen, daß Er gesagt hat: „Ich, Ich mache Alles neu!"

Nein für jetzt und für immer heiße unsere Losung:

„Gott zum Gruße und
den Herrn Jesum Christum zum Troste!"

Und damit Gott befohlen!

---

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von Anno 1876.

Nun, was hat denn das Eichhörnchen an den Räthselnüssen des vorigen Jahrgangs herausgeknappert? Ist's bis auf den Kern gekommen, oder war ihm die Schale zu hart?

Letzteres glaub' ich kaum, will aber doch nicht versäumen, hier den Nußknacker zu bringen, dem keine Schale zu hart ist. „Warum? — Darum!" sagte der Azzik von Heimbach.

Da kommt also zuerst das

längere Silben-Räthsel auf Seite 55, in welchem aber der Setzer einen Bock geschossen hat, oder auch nicht, wenn er etwa ein richtiger Rheinländer war. Denn auf Seite 56 steht oben in der ersten Zeile „in necklicher Luft", statt: „in necklischer Luft" und „neckisch" ist ein Wort, das nur der rheinische Dialekt kennt, der statt „necken" sagt: „neckse n". Item, der geneigte Leser konnte aber trotz des Druckfehlers doch das Räthsel lösen, wenn er nur bei den beiden ersten Silben an die „Elfen" denken wollte, von welchen die Mährchen so viel zu erzählen wissen, und bei der dritten Silbe an das „Bein". Da hatte er sogleich das ganze Wort: „Elfenbein", das ja bekanntlich nur eine Abkürzung ist von „Elefantenbein" und das Material zu mancherlei Kunstsachen bezeichnet, welches die beiden großen Stoßzähne liefern, die der männliche Elefant neben dem Rüssel trägt. Drum heißt's auch im Räthsel, es wachse auf lebendigem Boden.

Das zweite Räthsel, das Buchstaben-Räthsel auf Seite 145, war auch kinderleicht, wenn man nur zuerst auf die „Wachtel" gerathen hatte. Und das lag doch wirklich sehr nahe; denn wer auch mit den Theaterhelden gar keine Bekanntschaft hat und den Namen des berühmten Sängers „Wachtel" noch nie hörte, der weiß doch hoffentlich noch aus der biblischen Geschichte, daß der Herr einst die Kinder Israel auf dem Wüstenzuge mit Wachteln speiste, die er ihnen in unzähligen Schaaren zufliegen ließ. Was aber nun die Kinder Israel aus Hunger thaten, das sollte heutzutage Niemand mehr aus Leckerei thun, nämlich die Wachteln wegfangen und verspeisen. Denn unsere Wälder sind leer genug an Singvögeln, Gott sei's geklagt!

Mit der „Wachtel" hatte man aber ohne Weiteres die anderen Worte alle, die das Räthsel bespricht, nämlich: „Wacht" — „Wach" — „Acht" (NB. als die Zahl nicht bloß, sondern auch als die Strafe, die man früher unter diesem Worte verstand und die darin bestand, daß der „Geächtete" recht- und schutzlos war und von Jedem, der ihn traf, durfte todtgeschlagen werden), sodann noch „Achtel" und „Ach!", den Ausruf, den man im Schrecken, in der Verwunderung, im Aerger ausstößt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09435/032

Das Räthselchen aber, welches den Schluß der Spinnstube bildet auf Seite 196 hat gewiß Niemandem viel Kopfbrechens gemacht, eben weil es am Schl-uß des Büchleins steht und man nur nöthig hat, die beiden Buchstaben u ß jedem der großen Buchstaben, welche das Räthsel nennt, anzuhängen, um sogleich die richtige Lösung in der Hand zu haben. Ich setzte dabei voraus, daß den Lesern der Spinnstube der Name „Huß" nicht unbekannt ist, als der Name des Mannes, welcher als ein Märtyrer seines evangelischen Glaubens am 6. Juli 1415 zu Kostnitz verbrannt wurde.

Es war anfangs meine Absicht, unter das Räthsel noch das Wort: „Schluß" zu schreiben; aber dann wäre das Rathen doch gar zu leicht gewesen.

Wenn nun der geneigte Leser an den diesjährigen Räthseln ein wenig die Zähne brauchen m u ß, so tröste er sich wegen dieses bitteren Krautes „Muß" und pflege, wenn er die Lösung nicht finden sollte, einstweilen bis 1878 das andere Kräutlein in seinem Garten, von dem es heißt: „es ist ein edles Kraut, wächst aber nicht in jedem Garten", das Kräutlein

Geduld.

3. Im Feuer vergoldet.

(Nach einer Mittheilung von A. Raudler.)

I.

Im Wirthshause zu A . . . ging es heute lauter her als gewöhnlich. Im benachbarten Städtchen war desselben Tages der große Fruchtmarkt gewesen, auf welchem die Landleute der ganzen Umgegend ihren Ueberfluß an Getreide zu verfilbern pflegten, um zu dem gefürchteten Martini-Tag das Geld für die angesteigerten Aecker und Wiesen bereit zu haben. Die Fruchtpreise waren über Erwarten hoch gewesen, da fremde Käufer sich gegenseitig überboten, und so behielt Mancher, der mit knapper Noth sein fälliges Ackerziel herauszubringen gehofft hatte, noch etliche Kronthaler in der Tasche, nachdem die schuldige Summe abgezählt und im Wandschränkchen geborgen war. Unter solchen Umständen durfte man sich schon ein Extraschöpplein gönnen, zumal da der Tag ein sehr rauher und unfreundlicher gewesen war, und die innere Wärme, welche man durch etliche Schöpplein in den Wirthshäusern des Städtchens hervorzurufen gesucht hatte, auf dem kalten nassen Heimwege wieder völlig abhanden gekommen war.

Ein kalter Novemberwind heulte in allen Tonarten durch die Gassen des Dörfchens, trillte die Dachfahne auf dem Kirchthurme, daß sie die kreischendsten Töne von sich gab, und wirbelte große nasse Schneeflocken durcheinander.

Um so behaglicher saß es sich in dem heimlichen Stüblein des Wirthshauses; und da Frau Agathe Hartmann stets für ein gutes Tröpfchen Wein sorgte, um ihre Wirthschaft in gutem Rufe zu erhalten, nachdem ihr Mann gestorben war, so gab es bald in dem behaglichen Wirthsstüblein ein lautes, reges Leben, und die schöne Marianne, Frau Agathens älteste Tochter, hatte alle Hände voll zu thun, die fröhlichen Gäste zu bedienen.

Und es war gut, daß sie sich recht flink wandte und drehte; denn Frau Agathe war heute noch schweigsamer

als gewöhnlich und schaute von dem Schenktische aus, hinter welchem sie auf einem etwas erhöhten Fenstertritte saß, so kalt und theilnahmlos auf das fröhliche Treiben ihrer Gäste, als gingen sie diese gar nichts an, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz wo anders, denn bei ihnen. Sie erhob sich nur von ihrem Stuhle, wenn eine bessere Sorte Wein verlangt wurde, welche in einem besonderen Schränkchen hinter dem Schenktische aufbewahrt war, verfiel aber, wenn sie die verlangte Flasche herausgegeben hatte, sofort wieder in ihr dumpfes brütendes Schweigen. Je und dann aber, und zwar je später es wurde, desto öfter machte sie das kleine Fensterchen auf, an welchem ihr Stuhl stand, und horchte in den heulenden Sturm hinaus. Es war augenscheinlich, sie erwartete Jemand, bei welchem auch wohl ihre Gedanken abwesend sein mochten.

Die Gäste achteten nicht weiter auf dieses finstere Wesen der Wirthin; sie waren es seit langer Zeit her gewöhnt. Es war ihnen genug, daß die freundliche Marianne sie zur Zufriedenheit bediente und ihnen mit einem herzlichen „Wohlbekomm's!" die gefüllten Gläser vorsetzte. Das finstere wortkarge Wesen der Wirthin schrieb man einfach den großen Sorgen zu, welche auf ihren Schultern lagen, seitdem ihr der Mann gestorben war. Und das war schon vor zwanzig Jahren geschehen, mitten in den Stürmen der französischen Revolution, die auch in dortiger Gegend manches Familienglück heillos verwüstet hatten.

Hartmann's waren vor dieser bösen Zeit reiche Leute gewesen. Acht schöne Pferde hatten im Stalle gestanden und waren zur Bestellung des großen Gutes, sowie zur Besorgung des lebhaften Holzhandels, den Hartmann betrieb, durchaus nöthig gewesen. Zwei Ställe voll schönen, wohlgenährten Rindviehes, eine nicht unbedeutende Zahl von Schafen, für welche sogar ein eigener Schäfer gehalten wurde, ein wohl eingerichtetes großes Haus mit weitschichtigen Oekonomiegebäuden, wie sie dem Umfange des Ackergutes angemessen waren, bildeten das schuldenfreie Eigenthum der Hartmannsleute. Ueberdies brachte eine schwunghaft betriebene Wirthschaft, in welcher es fast nie an Gästen aus dem benachbarten Städtchen fehlte,

welche den guten Wein des Dorfwirthes zu schätzen wußten, jährlich ein schönes Stück Geld ein.

Da kamen die Stürme der französischen Revolution und machten all dieser Herrlichkeit mit einem Male ein Ende. Die schönen Pferde wurden nach und nach alle zum Kriegsdienste requirirt, die fetten Ochsen und Kühe und Schafe gingen nach einander fort zur Speisung der unaufhörlich wechselnden Einquartirung und brachten nichts ein als einen Haufen Anweisungen, die niemals eingelöst wurden; die reichen Weinvorräthe der Keller schwanden vor dem stets brennenden Durste der französischen Freiheitshelden dahin wie Butter in der Sonne, und natürlich ohne daß man daran gedacht hätte, nach der Zeche zu fragen.

Zwar hatte Hartmann bei der Annäherung der ungebetenen Gäste die Vorsicht gebraucht, sein vorräthiges baares Geld, mehrere Tausende von Gulden, sowie sein Silbergeschirr im Keller zu vergraben. Aber für die geübten Augen der „Ohnehosen" war das Versteck nicht sorgfältig genug eingeebnet und festgetreten worden. Geld und Silbergeschirr wurden gefunden und Hartmann hatte

zu dem großen Verluste noch den Spott und Hohn, daß man ihm bedeutete, die Verbreiter der bürgerlichen Freiheit wollten den Schatz als „auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt" betrachten.

Trotz all dieser Verluste hätte indessen Hartmann sich noch über Wasser halten können, da man ihm seine Aecker und Wiesen nicht auch ausführen konnte. Aber es kam noch größeres Unheil. In der Nähe des Holzlagers hinter den Oekonomiegebäuden hatte eines Tages, als alle Gebäude mit Einquartirung überfüllt waren, eine Rotte des französischen Gesindels ihr Lager aufgeschlagen. In der Nacht wurden große Feuer angezündet, aber so liederlich bewacht, daß im Nu das ganze Holzlager in Flammen stand. Diese theilten sich den Oekonomiegebäuden mit, und da die aus dem Schlafe aufgescheuchte Einquartirung, welche darin lag, nur an die Rettung des eigenen Lebens, aber keineswegs ans Löschen dachte, so lag nach wenigen Stunden das ganze Hartmann'sche Anwesen als ein Haufen verkohlter Trümmer da. Nur das massiv gebaute Wohnhaus blieb stehen, aber ohne Dach und inwendig mit der ganzen Einrichtung völlig zerstört.

Was aber das Allerschlimmste war, Hartmann legte sich kurz nach dem Brande auf das Krankenbett und stand nicht wieder von demselben auf. Die Anstrengungen, die er beim Löschen des Brandes freilich vergebens gemacht, hatten seinen Körper, der Gram über den Verlust seines Vermögens seinen Geist zerrüttet.

Frau Agathe stand nun allein da, nur unterstützt von ihrem sechszehnjährigen Sohne Martin; ihre beiden andern Kinder, Moritz, der zweite Sohn und ihre Tochter Marianne, zählten erst wenige Lebensjahre. Mit der Aufbietung aller ihrer Kräfte suchte Frau Agathe ihr zerrüttetes Hauswesen wieder in Gang zu bringen. Sie verkaufte einen Theil der Ländereien, baute mit dem erlösten Gelde wieder das ausgebrannte Wohnhaus aus, errichtete die nothwendigsten Oekonomiegebäude und suchte, so gut sie mit dem heranwachsenden Martin es vermochte, das übriggebliebene Gut zu bewirthschaften. Auch die Gastwirthschaft führte sie fort, wenn auch in bescheideneren Gränzen als früher, da dieselbe immerhin einen kleinen Verdienst

abwarf, und ihre alte Mutter, welche nach dem Tode des Mannes zu ihr gezogen war, sie darin unterstützen konnte. So ging es im Laufe der Zeit wieder langsam voran mit der Familie.

Da kam ein neuer harter Schlag. Napoleon hatte den Rheinbund glücklich fertig gebracht und hob in den Ländern seiner guten Freunde, der Rheinbundfürsten, nach Herzenslust die jungen Mannschaften für seine Kriege aus. Auch Martin, jetzt ein hochgewachsener kräftiger Bursche von 26 Jahren, der fast den ganzen Ackerbau allein besorgte, entging seinem Schicksale nicht; er mußte dem rasselnden Kalbfelle folgen, und das hieß ja damals ebensoviel als: in den sichern Tod gehen. Wirklich kamen auch nur noch zwei Briefe voll unendlichen Heimwehs von ihm an; dann verscholl er vollständig und nie hörte Frau Hartmann wieder etwas von ihm, wie viel Mühe sie sich auch gab, wie viel Kosten sie sich auch machte, wenigstens zu erfahren, wo er geblieben sei.

Jetzt zog eine gränzenlose Verbitterung in Frau Agathens Herz ein. Hatte sie alle anderen Schicksalsschläge mit starkem Geiste getragen und sich mit männlicher Kraft aus ihrem Jammer wieder emporgerungen, diesen neuen konnte sie nicht verschmerzen. Daß man ihr, der Wittwe, die einzige Stütze wider alles Recht und Gesetz entzogen, daß ihre Hoffnung, allmälich wieder zu dem früheren Wohlstande zu gelangen, dadurch in fast unerreichbare Ferne gerückt erschien, preßte ihr das Herz zusammen mit namenlosem Ingrimm und Niemand hat sie seitdem wieder lachen gesehen. Es fehlte ihr leider an dem rechten inneren Halte. Um Religion hatte sie sich in ihren guten Tagen nie viel gekümmert, und auch die rasch auf einander folgenden Schicksale, welche sie erfahren mußte, waren ihr kein Mittel geworden, in sich zu gehen und Den zu suchen, der der Wittwen Berather, der Waisen Vater sein und Niemand verlassen will, der sich auf Ihn verläßt. Der Mammon war ihr Götze geworden und geblieben, und von dem konnte sie den stillen, ergebungsvollen Sinn nicht bekommen, der sich demüthigt unter die gewaltige Hand Gottes und vom Baume der Trübsal die friedsame Furcht der Gerechtigkeit zu brechen versteht.

Auf sich selbst gestellt, wollte sie auch mit eigener Kraft ihr schweres Schicksal ändern und bessern. Und wenn das überhaupt in Menschenkraft stünde, so wäre Frau Hartmann wohl im Stande gewesen, es auszuführen. Denn wie sie mit reichem Verstande begabt war, der so ziemlich immer das Rechte zu treffen wußte, so besaß sie auch eine eiserne Willenskraft, die sich durch keine Schwierigkeiten und Hindernisse zurückschrecken und ein einmal ins Auge gefaßtes Ziel sich nicht wieder aus den Augen kommen ließ. So übernahm sie denn, als man ihr ihren Martin genommen hatte, ohne alles Bedenken die Sorge für die Feld- und Gastwirthschaft auf ihre eigene Schultern, in kaum nennenswerther Weise unterstützt von ihrer alten Mutter, deren Kräfte soweit abgenommen hatten, daß sie höchstens mehr im Stande war, kleine Dienste im Hause zu leisten. An den beiden Kindern, die ihr geblieben, hatte sie auch keine große Stütze, wenigstens vorläufig nicht; denn die jetzt zwölfjährige Marianne, so geschickt und anstellig sie sich auch in allen häuslichen Geschäften erwies, war durch den Schulunterricht noch zu sehr in Anspruch genommen, um große Dienste leisten zu können, und der 16jährige Moritz, obwohl für sein Alter ein äußerst kräftiger Bursche, gab dennoch wenig Hoffnung, daß er bald in thatkräftiger Weise der Mutter unter die Arme greifen werde. Er war eine durchaus weiche Natur, mehr dem ähnlich gearteten Vater nachschlagend, als der willenskräftigen Mutter. Wer ihn richtig zu behandeln verstand, konnte ihn zu Allem bringen, da er zu schwach war, einen eigenen Willen zu haben und zu behaupten. An Anlagen fehlte es ihm zwar nicht und er war nicht nur in der Elementarschule, sondern auch in der höheren Bürgerschule der Stadt, die er durchgemacht hatte, einer der tüchtigsten Schüler gewesen; aber ohne äußeren Antrieb und Zwang liebte er es nicht, von seinen Geisteskräften einen angestrengten Gebrauch zu machen. Am liebsten ließ er sich von Andern befehlen und that dann auch das Befohlene mit Geschick und ausdauerndem Fleiße. Seiner Mutter war er ein stets gehorsamer Sohn, wenn auch das Gefühl, das er ihr gegenüber im Herzen trug, mehr das der

Furcht war, als das der Liebe. Seine weiche, biegsame Art stand in zu großem Gegensatze zu dem festen, entschiedenen, fast männlichen Wesen der Mutter, als daß das letztere Gefühl in dem Maße hätte Platz greifen können, wie es bei dem heranwachsenden Sohne der verwittweten Mutter gegenüber natürlich gewesen wäre. Dagegen schloß sich Moritz mit besonderer Liebe an die jüngere Schwester an, vielleicht, weil er bei ihr neben dem weichen Herzen, das mit dem seinigen zusammenstimmte, auch das fand, was ihm selber fehlte, ein kräftiges entschiedenes Wesen, welches Marianne von der Mutter geerbt zu haben schien.

Frau Agathe Hartmann faßte mit kräftiger Hand die Zügel des Hauswesens, und da sie das Glück hatte, einen guten Knecht zu bekommen, welcher mit Hülfe von Moritz die Feldwirthschaft besorgte, da ihr auch für das Hauswesen in Mariannen bald eine kräftige Stütze erwuchs, welche sie die alte Mutter nicht besonders vermissen ließ, als dieselbe starb, so ging es mit dem Wohlstande des Hartmann'schen Hauses wieder sichtlich vorwärts. Freilich, so schnell als es Frau Agathe wünschte, ging es nicht, und lange, lange Zeit mußte sie zu ihrem großen Leidwesen die Güter in fremden Händen sehen, welche sie zum Aufbau ihres Hauses nach dem Brande hatte veräußern müssen. Nur ganz allmälich gelang es ihr, das eine oder andere Stück Feld wieder anzusteigern oder anzukaufen, wenn es nicht in gar zu festen Händen war, und so dem Ziele näher zu kommen, welches sie sich einmal gesteckt hatte, nämlich den früheren Wohlstand des Hauses völlig wieder herzustellen.

In dem Streben nach diesem Ziele hatte sie ein Wort ihrer Mutter noch recht bestärkt, welche ihr auf dem Sterbebette gesagt hatte: „Schneide dir nur bei Zeiten den Stab, auf welchen du dich einst im Alter stützen kannst!" Was für einen Stab die Sterbende damit eigentlich gemeint hatte, blieb ungewiß, da sie der Tochter keine weiteren Auseinandersetzungen mehr zu machen vermochte. Vielleicht hatte sie an *den* Stecken und Stab gedacht, von welchem im Psalm 23, 4 geredet ist, denn die alte Frau war in ihren letzten Lebensjahren eine andere geworden, als auch sie früher gewesen. Die

Liebe zu Geld und Gut war einer ernsten Frömmigkeit gewichen, und es war ihr eine liebe Aufgabe geworden, in das Herz Mariannens, welche mit großer Liebe an der Großmutter hing, den Samen dieser Frömmigkeit auszustreuen, für welchen sie in dem verweltlichten, verbitterten Herzen der eigenen Tochter leider keinen empfänglichen Boden fand. Frau Agathe Hartmann aber wollte das Scheidewort der Mutter nicht anders verstehen, denn als eine Mahnung, sich den Stab des Reichthums zurechtzuschneiden, so lange es Zeit sei, und kam immer mehr dazu, kein Mittel zu verschmähen, welches dazu helfen konnte, selbst wenn es sich mit den heiligen Geboten Gottes nicht vertrug.

So ging eine Reihe von Jahren hin, ohne daß neue Schicksalsschläge das Hartmann'sche Haus getroffen hätten. Im Gegentheile blühte der Wohlstand desselben wieder zusehends auf. Moritz war zu einem blühenden, jungen Manne herangewachsen, aber freilich innerlich derselbe geblieben, da das kräftige Hausregiment, welches die Mutter führte, ihm keine Nöthigung brachte, sich mehr auf die eigenen Füße zu stellen, und innerlich selbstständiger und männlicher zu werden. Er war weniger der Sohn des Hauses, als der willenlose Knecht seiner Mutter.

So sehr dabei auch Frau Agathens Streben nach Reichthum gefördert wurde, so war ihr doch das unmännliche, weichliche Wesen des Sohnes ein Gegenstand des Mißfallens und der Sorge. Denn was sollte aus dem Hauswesen, welches sie so mühsam wieder zu heben suchte und welches nach Landessitte dem Sohne einst zufallen mußte, werden, wenn dieser nicht seine unmännliche Schwäche ablegte? — Sie gab sich der Hoffnung hin, daß eine tüchtige Frau ihn kuriren werde und wählte deßhalb ein Mädchen für ihn, das zwar rücksichtlich des Vermögens sich nicht mit einem ihrer Kinder messen konnte, aber alle Eigenschaften zu besitzen schien, um Moritz von seinem schlaffen, weichlichen Wesen zu heilen. Daß dasselbe bereits eine andere Liebe im Herzen trug und in dem Munde der Leute so gut als verlobt galt, konnte für Frau Hartmann kein Hinderniß sein. Sie wußte bei dem Vater der Erwählten, der nimmer hoffen

konnte, einen so wohlstehenden Schwiegersohn wie Moritz Hartmann zu finden, ihren Willen durchzusetzen, und so kam die Ehe wirklich zu Stande, da Moritz sich auch seinerseits ohne Widerstreben dem Willen der Mutter fügte, wie es die erwählte Braut allerdings nicht ohne Widerstreben den Willen ihres Vaters endlich gethan hatte.

Daß diese Ehe keine besonders glückliche wurde, läßt sich von vorneherein denken. Zwar bot Moritz Alles auf, die Liebe seiner Frau zu gewinnen und überließ ihr ohne Weiteres das ganze Hausregiment. Aber Frau Annas hartes, herrisches Wesen, zu dem sich jetzt, wo sie eine wohlhabende Frau geworden war, auch noch Eitelkeit und Putzsucht gesellten, konnte dem weichen Herzen des Mannes kein befriedigendes Glück gewähren. Es bestand dazu zwischen den beiden Gatten zu wenig innere Verwandtschaft der Herzen, und auch zwei liebliche Kinder, die ihnen geschenkt wurden, vermochten nicht, auf Seiten der Mutter ein innigeres Anschließen an den Vater herbeizuführen. Daß Moritz auch jetzt noch einen großen Theil seiner Zeit dem mütterlichen Geschäfte widmete, wohl ganze Nächte im elterlichen Hause zubrachte, um die neueingerichtete Branntweinbrennerei zu überwachen, durch welche Frau Hartmann ihr Vermögen zu mehren trachtete, ja daß er sogar oft tagelang der Mutter zu Liebe auf Reisen abwesend war und seine Frau mit den Kindern allein ließ: alles dies konnte nur dazu führen, Moritzens Familienverhältniß immer heilloser zu untergraben. Frau Anna sah darin, und auch wohl nicht ganz ohne Grund, ein ungerechtfertigtes Ausbeuten der Zeit und Kraft ihres Mannes zum wesentlichen Vortheile der Schwiegermutter und Mariannens, und das verdroß sie um so mehr, da sie weder die Eine noch die Andere leiden mochte, und zugleich sehen mußte, wie in Bezug auf diesen Punkt die eigene Macht über ihren Mann gegen diejenige zurückstehen mußte, welche die Schwiegermutter noch immer über denselben besaß und behauptete.

Wir kehren nach dieser Abschweifung jetzt in die Wirthsstube der Frau Agathe Hartmann zurück, wo Marianne, ein schönes kräftiges Mädchen von 25 Jahren,

fleißig die Gläser füllte, die heute mit besonderer Schnelligkeit immer wieder leer wurden.

Wer sie genau beobachtete, konnte bemerken, daß sie einem der Gäste, der sich noch nicht lange zu den übrigen gesellt hatte, ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandte, und daß das „Wohlbekomm's!" mit welchem sie ihm das Glas hinsetzte, einen innigeren, herzlicheren Ton hatte, als bei jedem anderen Gaste. Es war dies ein junger, hochgewachsener Mann mit einem schwarzen Vollbarte, der das von Wind und Wetter gebräunte Gesicht mit den blitzenden, dunkeln Augen wirkungsvoll umsäumte. Die graue Juppe mit grünem Kragen und grün eingefaßten Näthen, in welche er gekleidet war, sowie das graue Filzhütchen mit Gemsbart und Federn, welches keck auf den schwarzgelockten Kopf gedrückt war, ließen in ihm sofort den Forstmann erkennen, wenn auch nicht das Gewehr und die Ledertasche, die er beim Eintreten abgelegt und an dem Zapfenbrette aufgehängt hatte, dafür die volle Bestätigung gegeben hätten. Es war der in einem benachbarten Dorfe stationirte Förster Fritz Späth, ein vertrauter Freund von Moritz Hartmann.

Da im Allgemeinen zwischen den Bauersleuten und den Förstern keine besondere Zuneigung besteht, weil die Letzteren dazu berufen sind, den so verderblichen Bauerngrundsatz zu bekämpfen, daß der Wald, den der liebe Gott frei wachsen lasse, auch freies Eigenthum von Jedermann sei und ohne weitere Umstände Alles liefern müsse, was der Bauer aus ihm gebrauchen kann, so hatte sich Fritz Späth an einem besonderen Tischchen niedergelassen, das von dem großen Wirthstische etwas entfernt in einer Ecke stand und trank dort still und ohne sich in die ziemlich geräuschvoll geführte Unterhaltung der Bauersleute zu mischen, das ihm von Mariannen gebrachte Glas. Er genoß überdies den Vortheil, von hier aus einen freien Blick nach der Fensterecke zu haben, in welcher Marianne mit ihrem Strickstrumpfe saß, wenn alle Gläser gefüllt waren, und machte von diesem Vortheile einen möglichst reichen Gebrauch, ungehindert von den beobachtenden Blicken der Frau Hartmann, deren Platz er den Rücken halb zugedreht hatte.

Zwischen dieser und dem Förster schien ebenfalls keine besondere Zuneigung zu bestehen; denn schon beim Eintreten des Jägersmannes hatte sich das ohnehin schon finstere Gesicht Frau Hartmanns noch mehr verfinstert, und die Blicke, welche sie von ihrem erhöhten Platze aus über den Förster und ihre Tochter gleiten ließ, sprachen von nichts weniger als von Wohlwollen und Zufriedenheit. Sie hatte den Förster im Verdachte, daß er bloß um Mariannens willen sich an ihren Sohn herangedrängt und seine Freundschaft gesucht habe, und da es durchaus nicht in ihren Plänen lag, aus Mariannen eine Försters-frau werden zu sehen, so war ihr diese Freundschaft ein Dorn im Auge, und der Förster selbst, der aus seiner Zuneigung zu Mariannen durchaus kein Hehl machte und fast jeden Abend in der Gaststube einsprach, ein sehr unliebsamer Gast. Und doch stand Fritz Späth allenthalben im besten Rufe, und war nicht nur bei seinem Oberförster als ein pflichttreuer Beamter sehr wohl angeschrieben, sondern gab auch den mißgünstigsten Beobachtern seines Wandels nicht den mindesten Anlaß zu übler Nachrede.

II.

Es war inzwischen beinahe neun Uhr geworden. Hier und da sprach schon einer der Bauersleute vom Heimgehen, ohne daß er jedoch große Lust zeigte, der Erste zu sein, der die behagliche Wärme der Wirthsstube mit dem heulenden Schneesturme draußen vertauschte. Frau Hartmann schien auf ihrem Stuhle immer ungeduldiger zu werden, und horchte gespannt auf jedes Geräusch vor dem Hause, indem sie öfter und immer öfter das Fensterchen aufmachte, an welchem sie saß.

Eben hatte die große Wanduhr mit schnarrendem Schlage die neunte Stunde verkündigt, als draußen sich ein lautes Klirren wie von zusammenschlagendem Blechgeschirr, vernehmen ließ. Wer genau zugesehen hätte, würde bemerkt haben, wie bei diesem Geräusche ein Zug der Befriedigung über Frau Agathens finsteres Gesicht flog, und ihre hohe, vom Alter noch ungebeugte Gestalt sich fester in ihrem Sesselchen aufrichtete. Von den Gästen

schien Niemand das Geräusch vernommen zu haben, denn Alle schauten erstaunt nach der Zimmerthüre, als diese sich aufthat und mit einem lauten: „Guten Abend beisammen!“ eine ziemlich unheimliche Gestalt hereinstolperte.

Es war eine kurze untersetzte Figur, in einen groben Friesmantel eingehüllt, der, nur von einem einzigen Knopfe zusammengehalten, in schweren Falten von den Schultern herabfiel. Unter einer alten, über die Ohren herabgezogenen Pelzmütze schaute ein stark geröthetes, pockennarbiges Gesicht hervor, bei welchem man zweifelhaft werden konnte, ob die Röthe bloß von dem scharfen Schneesturme herrühre, durch welchen der Mann gewandert war, oder ob sie nicht vielleicht die natürliche Gesichtsfarbe des Wanderers sei, an welcher Landstreicherleben und Schnaps zu gleichen Theilen mitgewirkt hatten. Ein langer, an den Enden spitz zusammengedrehter Schnurrbart reichte fast von einem Ohre bis zum andern und gab dem breiten Gesichte einen keineswegs besonders freundlichen Ausdruck.

Beim Zurückschlagen des Mantels kam die Ursache des Geräusches zum Vorschein, welches Frau Hartmann die Ankunft des nächtlichen Wanderers verrathen hatte. Von seiner linken Schulter nämlich hing ein starker Drathreifen nieder, in welchem eine Anzahl blecherner Kessel und Pfannen, Mäuse- und Rattenfallen von Drath, sowie mehrere Rollen feineren und gröberen Drathes zusammengefaßt waren, und außerdem trug dieselbe Schulter einen ziemlich schweren groben Sack, in dem sich ein kleiner Blasebalg, sowie allerlei Handwerksgeräthe befinden mochte. Die rechte Hand, welche der auf der rechten Schulter zusammengeknüpfte Mantel frei ließ, führte einen derben, schweren Knotenstock.

Der Kesselflicker schien keineswegs ein Fremdling in A.... zu sein, weder für die Wirthin, noch für die Gäste. Zwar flog aus seinen stechenden Augen nur ein kurzer Blick des Einverständnisses zu Frau Hartmann hinüber, als er keuchend seine Last abgelegt und seinen von Schneewasser triefenden Mantel an das Zapfenbrett hinter den Ofen gehängt hatte. Aber als er nun an den Tisch der Bauern herantrat, wurde er von nicht Wenigen lautschallend begrüßt.

„Guten Abend, Veh!" „Seid Ihr auch einmal wieder im Lande? — Habt's diesmal lange gemacht, ehe Ihr Euch wieder sehen ließet!" „Und bei solchem Wetter, Mann? Euch müssen ja die Knochen im Leibe erfroren sein!" „Kommt, setzt Euch her und laßt Euch einen ordentlichen Trunk geben, meinetwegen auf meine Kosten!"

So schallte es von hierher und dorther, und im Nu war durch Zusammenrücken der Andern ein Plätzchen an der einen Tischecke frei, auf dem sich der Kesselflicker niederließ.

„Mariannchen!" rief er dann laut, „bring' mir einen halben Schoppen gutes Kirschwasser auf Rechnung des Herrn Bandel, der ja für mich bezahlen will. Ich kann heute Abend etwas Kräftiges brauchen!"

Es war zwar ziemlich geläufiges Deutsch, in welchem der Kesselflicker diesen Ruf ausstieß; aber man merkte doch deutlich eine fremdländische Aussprache, wie denn auch die ganze äußere Erscheinung des Mannes, Gesichtsschnitt und Kleidung, so wenig zu derjenigen der übrigen Gäste stimmte, daß man deutlich sah, er sei nicht aus hiesiger Gegend gebürtig.

Etwas zögernd und mürrisch erhob sich Marianne, das Glas von dem Schenktische zu holen, welches die

Mutter bereits gefüllt hatte, und das „Wohlbekomm's", mit welchem sie es vor den neuen Gast hinstellte, verrieth durch seinen kalten, kurzen Ton ziemlich klar, wie wenig sie sich über denselben freute.

„Ja, ja, meine Herrn!" begann nun Betz, nach dem er, ohne eine Miene zu verziehen, einen tüchtigen Schluck von dem scharfen Kirschwasser genommen hatte, „'s ist wahrhaftig heute Abend grausig draußen, und nachdem was ich vorhin erlebt, staune ich über mich selbst, daß ich jetzt so ruhig und wohlbehalten hier sitze."

„Na, was ist Euch denn passirt, alter Knabe?" rief einer der Gäste. „Nur frisch heraus damit; hier im warmen Stübchen, hinter einem Glase guten Weines, hört sich so etwas Grausiges recht gut an."

Jedes andere Gespräch verstummte sofort bei diesen Worten. Man hatte sich ohnehin über Getreidepreise, Viehhandel und ähnliche Dinge, die den Landmann besonders interessiren, bereits genugsam ausgesprochen und war allgemein begierig, etwas Neues zu hören, wie es der alte Kesselflicker gewöhnlich mitbrachte, wenn er im Wirthshause einkehrte.

„Ja, meine Herrn," hob da Betz an und riß die stechenden Augen so weit auf, als säße ihm noch der furchtbarste Schrecken in den Gebeinen, „mir ist heute Abend etwas passirt, was mir noch nie vorgekommen ist, was ich auch nicht noch einmal zu erleben hoffe. Denken sie sich — ich hatte einen Kampf mit dem leibhaftigen Satan!!"

„Wie? was?" tönte es ihm von überallher als Antwort entgegen, „einen Kampf mit dem leibhaftigen Satan?"

„Ja wohl," entgegnete Betz wichtig, „einen Kampf mit dem leibhaftigen Satan, Sie können es mir gewiß und wahrhaftig glauben, und ich sollte meinen, mein ganzes Aussehen müßte noch dafür zeugen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage."

Dabei riß er die Augen wo möglich noch etwas weiter auf und schüttelte sich als säße ihm der Böse noch im Nacken.

Nur hier und da glitt ein leises, höhnisches Lächeln über die Züge eines Gastes; die Meisten saßen da und rissen die Augen nicht weniger auf als der Erzähler.

Der Barbier des Ortes, welcher es liebte, den Freigeist zu spielen, im Grunde seines Herzens aber wohl der Allerfeigste und Abergläubigste war, wagte mit einer Stimme, die herzhaft klingen sollte, es aber doch nicht ganz that, die Bemerkung:

„Alter Betz, das war wohl ein Satan, den Ihr irgendwo im Schnapsglase gefunden und Euch selbst aufgebunden hattet?"

Aber er wurde sofort mit den Rufen zum Schweigen gebracht:

„Keine dumme Witze, Walzinger! Ueber solche Dinge spottet man nicht! Betz, erzählen, erzählen!"

Und Betz erzählte:

Ich war heute Morgen in B...., wo ich Geschäfte hatte, die mich bis gegen den Abend aufhielten. Dort übernachten mochte ich nicht, weil das Wirthshaus zu schlecht ist, und so machte ich mich denn, als es bereits zu dämmern begann, auf den Weg hierher. Furcht, müssen Sie wissen, kennt der alte Betz nicht. Wer so viel im Leben mitgemacht hat, und so weit in der Welt herumgekommen ist, wie ich, der hat so ziemlich das Gruseln verlernt. Ich trug deßhalb auch kein Bedenken, statt des Fahrwegs den Fußpfad durch den Wald einzuschlagen, zumal da ich auf diesem mehr vor dem argen Schneetreiben geschützt war, als auf dem offenen Fahrwege. Es war schon fast dunkel, als ich den Wald betrat; da ich aber den Fußpfad schon manchmal gegangen bin, so brauchte ich nicht zu fürchten, daß ich mich verirren werde und schritt wacker zu, um dem abscheulichem Wetter bald zu entkommen. Sie kennen ja wohl auch Alle den Pfad durch den Wald und wissen, daß etwa in der Hälfte desselben drei mächtige Buchen in einer kleinen Lichtung stehen, unter welchen, wie die Sage geht, einmal ein Bruder den andern erschossen haben soll. Jedenfalls wird der Herr Förster die Stelle genau kennen."

Bei diesen Worten ließ Betz einen seiner stechenden Blicke zu Fritz Späth hinübergleiten.

„Gewiß kenne ich die," antwortete der Angerufene, es ist nahe dabei, wo ich vor einigen Monaten einen

Rehbock in der Schlinge hängen fand. Es war, glaube ich, als Ihr das letzte Mal hier waret."

Petz, auf welchen des Försters Bemerkung offenbar Bezug hatte, that, als habe er dieselbe nicht gehört und fuhr unbefangen fort, zu erzählen, nachdem er sich mit einem tüchtigen Schlucke gestärkt hatte:

„Als ich in die Nähe der drei Buchen kam, sah ich, daß sich dort etwas bewegte. Was es aber war, konnte ich in dem Dunkel des Waldes nicht mehr unterscheiden. Das Kindermährchen, daß der Geist des Erschossenen dort nächtlicher Weise umgehe, fiel mir zwar ein, aber es konnte mich nicht ängstigen, da ich an solche Alfanzereien nicht glaube, und ohnehin auch die Stunde noch fern war, in welcher die Geister umgehen sollen. Kuraschirt, wie ich immer bin, rief ich laut: Wer da? Aber es kam keine Antwort. Ich faßte meinen Stock fester, trat einige Schritte näher und wiederholte den Ruf. Da brummte es rauh und tief und schritt auf mich zu. Ich sah deutlich einen großen Kopf mit mächtigen Hörnern und einem Paar glühender Augen, die ordentlich Feuer sprühten. Da blieb mir kein Zweifel, es war der leibhaftige, gehörnte Teufel. Ich betete das alte Gebetlein gegen den Teufel: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn" und zwar mit lauter Stimme. Aber das wollte gegen alle Regel und Ordnung nichts helfen. Das Ungethüm kam näher in dem engen Pfad. Ausweichen und über Seite springen konnte ich nicht, da rechts und links vom Pfade dichtes Nadelholz wie eine feste undurchdringliche Wand steht; so warf ich mich auf die Kniee und hielt beide Hände vor's Gesicht, weil ich doch nicht zusehen mochte, wie mir der Böse den Hals umdrehte. Aber ob der Böse vor dem Klirren erschrak, welches meine Pfannen und Fallen beim Niederfallen verursachten, oder ob er dachte, ich sei doch noch zu gut und ehrlich, um in der Hölle zu braten: kurz, zum Halsumdrehen kam es nicht, wie Sie sehen. Nur bekam ich plötzlich einen heftigen Stoß wider den Kopf, so daß mir für einige Minuten die Besinnung verging, und als ich wieder zu mir kam, war Alles weg bis auf den eigenthümlichen Schwefelgeruch, mit dem ja der Böse immer verschwindet, und den ich

ganz deutlich noch riechen konnte. Ich rieb mir den Kopf, der mir noch gehörig brummte, stand auf und machte lange Schritte, um hierher zu kommen, was mir denn auch ohne weiteren Unfall gelang. Aber das steht fest, anders als bei hellem, lichten Tage gehe ich den Pfad durch den Wald nicht mehr. Ich möchte etwas der Art nicht zum zweiten Male erleben; wer weiß, wie es dann abginge!"

„Soll man sagen!" unterbrach zuerst Herr Walzinger, der Barbier, die tiefe Stille, welche nach Schluß der Erzählung im Zuhörerkreise eingetreten war, und die Betz benutzte, um mit einem kräftigen Hub des Glases den Rest seines Kirschwassers an Ort und Stelle zu befördern. „Soll man sagen, daß heutzutage noch solche Dinge geschehen könnten!"

„Und warum denn nicht?" antwortete ein derber stämmiger Bauer, dem man trotz der verschwommenen Augen, welche ihm der Wein verursacht hatte, die helle Angst vom Gesichte lesen konnte. „Oder zweifelst Du daran, daß der Teufel Einem erscheinen könne?"

„Hab's bis jetzt nicht geglaubt," entgegnete Walzinger, „aber wenn Euch das wirklich passirt ist, Betz, dann muß man ja wohl daran glauben."

„Nun," sagte Betz würdevoll, „ich denke doch nicht, daß die Herren glauben, ich wolle sie zum Besten halten! Was ich Ihnen erzählt habe, ist buchstäblich wahr, ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

Da schlug der Förster eine helle Lache auf und rief:

„Wort hin, Wort her! Ich will Euch sagen, was Euch passirt ist. Ein Rehbock, der dort wechselte, und den Ihr, als Ihr aus Teufelsangst zu Boden stürztet, mit dem Klirren Eurer Blechpfannen erschreckt habt, setzte über Euch weg und gab Euch einen Tritt an den Kopf. Da Ihr ja den Wald so genau kennt, werdet Ihr wohl wissen, daß dort an den drei Buchen trotz der Nähe des Pfades eine beliebte Wechselstelle des Wildes ist. Reibt Euch nur den Kopf und denkt, der Rehbock habe Euch eine Warnung geben wollen, ihm nicht zu nahe zu kommen."

„Aber der Schwefelgeruch hintennach?“ fragte Walzinger kopfschüttelnd den Förster, während Betz wie bedauernd die Achseln zuckte.

„Nun,“ antwortete dieser, „den hat Freund Betz wohl noch von einem Streichhölzchen in der Nase gehabt, womit er sich seine Pfeife angesteckt, oder es war die Witterung des Wildes, die er aber doch, sollte ich meinen, vom Schwefelgeruch müßte unterscheiden können.“

Auch auf diese neue Anzüglichkeit des Försters erwiderte Betz nichts außer einem höhnischen Lächeln, welches wie ein Blitz über sein Gesicht flog, vom Förster aber nicht unbemerkt blieb. Er rief nur ärgerlich:

„Erklären Sie meinetwegen die Sache, wie Sie wollen, Herr Förster. Ich weiß, was ich weiß, und wo meine eigenen Augen mit im Spiele sind, lasse ich mir kein X für ein U vormachen.“

„Ist's denn etwa das erste Mal,“ fuhr er fort, als sonst Niemand das Wort ergriff, „daß sich Wunderbares und Uebernatürliches hier in der Gegend zuträgt? Und sollten gute und böse Geister jetzt weniger Interesse an der Menschheit haben, als vor zwei- oder dreihundert Jahren, wo Mancher mit den einen oder andern Bekanntschaft machen konnte? Ich bin zwar nicht hier aus der Gegend, höre aber auf meinen Wanderungen hier und da Manches, was so superklugen Herren nie zu Ohren kommt. Wissen zum Exempel der Herr Förster, warum der erste Hügel auf dem Wege von H.....“ hierher der „Wendelstein“ heißt?“

„Ohne Zweifel, weil das sein Name ist“, spottete Späth.

„Nun, warum hat er denn diesen Namen?“ fragte angelegentlich der Barbier. „Wenn Ihr's wißt, Betz, so erzählt's. Ich für mein Theil habe meiner Lebtage noch nichts davon gehört. Oder weiß es einer von Euch Andern?“

„Nein, nein!“ erscholl es in der Runde.

„Na, dann erzählen, Betz! Mariannchen, bring' ihm noch ein Gläschen auf meine Rechnung, daß ihm der Athem nicht zu kurz wird!“

„Vor etwa 300 Jahren,“ begann Betz, nachdem er

sich mit einem tüchtigen Zuge aus dem frischgefüllten Glase die Kehle angefeuchtet hatte, „stand hinter der Hügelkette, welche der Wendelstein schließt, ein reiches Kloster im Thale, der heiligen Katharina geweiht. Einer der Pächter, welche das große Klostergut bewirthschafteten, hatte ein Mädchen im Dienste, welches ihm die Schafe hütete, ein junges, frommes Kind. Eines Tages, als dasselbe gerade auf jenem Berge hütete, welcher jetzt der Wendelstein heißt, fühlte sie einen unwiderstehlichen Zug, dem Vespergottesdienste in der Klostercapelle beizuwohnen, zu welchem das helle Glöckchen der Kapelle gar zu lockend und lieblich einlud. Zwar machte es ihr große Sorge, die Heerde so lange sich selbst zu überlassen, zumal da Sie einen noch ziemlich ungeschickten jungen Hund hatte, auf welchen sie sich nicht verlassen konnte; aber es zog sie mit wunderbarer Gewalt thalwärts zum Gotteshause, und der gute, fromme Zweck, zu dem sie sich entfernen wollte, ließ sie allmälich ihr Bedenken beschwichtigen. Fromm faltete sie die Hände und betete: „Heiliger Wendelin, Schützer der Hirten und Heerden, ich muß beten gehen, übernimm du für mich die Wache!“ und schritt alsdann, ohne sich umzusehen, zur Klosterkirche hinab. Eine Stunde darauf kehrte sie zu ihrer Heerde zurück. Aber wie erstaunte sie, als sie auf dem Felsen, der ja noch heute die Spitze des Berges krönt, einen Jüngling in weißen Kleidern sitzen sah, zu dessen Füßen sich die ganze Heerde ruhig gelagert hatte! Ahnend, es sei der Heilige selbst, den sie angerufen hatte, warf sie sich auf die Kniee und neigte anbetend das Haupt zu Boden. Als sie aber wieder aufsah, war der Jüngling verschwunden und nur eine rosige Wolke, welche den Fels umzog, machte es ihr zur Gewißheit, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen hatte. Ihr Herr, dem sie beim Nachhausekommen das Wunder erzählte, stiftete dem heiligen Wendelin in der Klosterkirche einen Altar; der Stein aber, auf welchem der Heilige gesessen, hieß von dem Tage an der Wendelsstein.“

„Das ist die Geschichte, welche sich *hier* zutrug,“ fuhr Betz fort, als die Zuhörer lautlos sitzen blieben, „bei uns in Ungarn geschah aber etwa um dieselbe Zeit etwas anderes Grausiges, das sich noch jetzt nach Jahr-

hunderten die Leute nur flüsternd zu erzählen wagen. Auf einem dichtbewaldeten Berge meines Heimathlandes stand einst die Burg Hochwarteck, von welcher freilich jetzt nichts mehr geblieben ist als der Name und ein wüster, mit Moos überzogener Trümmerhaufen, in welchem allerhand Unthier haust und den selten eines Menschen Fuß betritt. Der Graf von Hohenburg, welcher dort einst wohnte, war ein wüster, roher Geselle, der viel trank und noch mehr fluchte, im Leuteschinden seines Gleichen suchte und der Schrecken der ganzen Umgegend war. Sitzt er eines Tages wieder hinter dem Weinkruge und hatte eben befohlen, das Roß zu satteln, weil es ihm langweilig wurde, allein zu trinken. Da wird ihm ein Fremder gemeldet, der ihn besuchen wolle. Erfreut, in demselben vielleicht einen Trink-Cumpan zu gewinnen, ließ ihn der Graf sofort vor sich, und es dauerte nicht lange, so hatten die Beiden Brüderschaft gemacht, tranken und fluchten um die Wette und würfelten auch zum Zeitvertreib. Allein wiewohl der Graf sonst beim Würfelspiel immer Glück hatte, weil er allerhand Kunststückchen verstand, die Würfel zu seinen Gunsten fallen zu lassen, heute versagte ihm das Glück ganz und gar seine Gunst. Mochte er machen, was er wollte, er verlor und verlor; aber er wurde dadurch nur immer hitziger im Spiele und fluchte über die Maßen, so oft die Würfel wieder zu seinem Schaden gefallen waren. All sein Gold und Silber hatte er bereits verspielt, da setzte er seine Burg und alles Zubehör an Land und Leuten mit einem gräßlichen Fluche auf Einen Wurf. Aber seine Hand zitterte, als er den Würfelbecher umstürzte, und sein Auge wurde starr vor Schrecken und Wuth, als er den Becher aufdeckte und — drei Nieten vor sich sah!

„Ihr habt heute Unglück, Herr Graf," sagte da der Fremde und seine Augen loderten in wildem Feuer, „aber wißt Ihr was? Aller Verlust kann wieder gut gemacht werden, wenn Ihr noch Einen Wurf thun wollt."

„Was soll der denn aber gelten?" fragte zürnend der Graf. „Ich bin ja ein Bettler und habe nichts mehr zu setzen."

„Ich will Euch was sagen," antwortete der Fremde

und seine Augen sprühten ordentlich Flammen und seine Gestalt schien im Sessel zu wachsen, „der Wurf soll Eure Seele gelten. Wollt Ihr?"

„Meinetwegen!" lachte höhnisch der Graf, „ob ich die habe oder nicht. Ist sonst Alles fort, mag dieselbe auch noch zum Teufel gehen."

Er thut einen hohen Wurf, nur Ein Auge fehlte zum höchsten. Aber der Fremde wirft die drei Sechse und hat gewonnen.

Da packt er den Grafen im Genick, fährt mit ihm zum Fenster hinaus durch die Luft, das wilde Heer brüllend und johlend hintendrein, während mit einem fürchterlichen Schlage die ganze Burg in die Luft fliegt. Durch einen hohen steilen Felsen der Burg gegenüber fährt der Böse — denn kein Anderer war der Fremde, wie Sie sich denken können — in den Berg hinein mit seinem Fang, und das Loch im Felsen, welches dadurch entstand, heißt noch heute das „Teufelsthor."

Als der Kesselflicker geendigt hatte und die verstörten Züge sah, die ihm von allen Seiten in den Gesichtern seiner Zuhörer entgegenstarrten, flog blitzschnell ein Lächeln über seine Mienen. War es Hohn über die abergläubigen Bauern oder das Gefühl der Befriedigung, einen gewünschten Zweck erreicht zu haben mit seinen Geschichten? Niemand konnte es entscheiden; denn außer dem Jäger, der den Erzähler stets scharf im Auge behalten hatte, war das Lächeln wohl von Keinem bemerkt worden, da es sofort wieder dem tiefsten Ernste wich.

Wie es aber Fritz Späth verstanden haben mochte, ging daraus hervor, daß derselbe nach einem bedeutungsvollen Blicke, den er Mariannen zugeworfen hatte, sich erhob, nach Flinte und Jagdtasche griff und sich von der Gesellschaft durch ein lautes: „Gute Nacht!" verabschiedete.

Frau Agathe Hartmann war schon vor ihm aus dem Zimmer gegangen, da offenbar die Erzählungen des Kesselflickers sie wenig reizten und keineswegs im Stande waren, ihre immer größer werdende Unruhe zu beschwichtigen. Sie war aber nicht gegangen, ohne Betz, dem sie gerade ins Gesicht sehen konnte, leise mit dem Kopfe zuzunicken.

Als Fritz Späth schon in der Thüre stand, rief ihm der Kesselflicker nach:

„Nun, Herr Förster, Sie gehen wohl noch ein wenig auf den Anstand, daß Sie uns schon so früh verlassen?"

„Nein," entgegnete Fritz ruhig. „Heute lüstet es mich gar nicht darnach bei diesem Wetter. Ohnehin friere ich stark; es ist mir nicht ganz wohl."

„So ist's mit den superklugen Absprechern," höhnte Betz, als der Förster draußen war. „Mit dem Munde haben sie schreckliche Kurasche, aber wenn sie eine kleine Schauergeschichte zu hören bekommen, kriegen sie sogleich das Frieren."

Draußen im Hausflur wartete Fritz Späth eine kleine Weile, indem er sich mit seinem durchnäßten Ueberrocke zu schaffen machte, den er dort aufgehängt hatte. Es währte nicht lange, so erschien Marianne, die den ihr zugeworfenen Blick verstanden hatte.

„Liebe Marianne," sagte Fritz, nachdem er mit ihr einen leisen Händedruck gewechselt hatte, besorge mir doch sogleich einen Boten, der nach H . . . . . zum Oberförster geht. Ich will ihm den sauern Gang gut bezahlen. Aber es muß still und ohne Aufsehen, und muß der Bote auf der Stelle abgehen."

„Was hast Du denn noch so Pressantes heute Abend?" fragte Marianne.

„Dir will ich's im Vertrauen sagen," antwortete Fritz. „Ich glaube, jetzt kenne ich den Wilddieb, der uns schon so manchen Aerger und Schaden mit der feinen Drathschlinge angethan hat. Es ist sicherlich kein Anderer, als der alte Betz, der noch diesen oder jenen Genossen zu seiner Hülfe mitnimmt. Daß der Kerl gerade heute Abend seine Schauergeschichten aufgetischt hat, ist gewiß nicht

ohne Grund geschehen. Er dachte mich damit furchtsam zu machen, um für die Nacht freie Hand zu haben. Ich will ihm aber doch seine Rechnung zu verderben suchen und dem Oberförster Meldung machen, daß er mir sogleich zwei Jagdgehülfen sendet, da man nicht wissen kann, wie viele der Wilddiebe sind. Bitte, schicke mir doch auf der Stelle den Peter her, derweil ich rasch ein paar Zeilen schreibe. Der fürchtet sich vor solchem Gange nicht und kann auch schweigen."

Marianne eilte nach der Stube des Knechtes, während Fritz Späth ein Blatt aus seiner Brieftasche riß und im Scheine der Flurlampe rasch einige Zeilen darauf schrieb.

Peter hatte gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes nichts wider den Gang einzuwenden. Er erschien nach wenigen Minuten reisefertig und machte sich sogleich mit dem Zettelchen auf den Weg, nachdem ihm der Förster die möglichste Eile anbefohlen hatte.

„Nun, sei so gut und fülle mir noch rasch meine Feldflasche," bat Fritz das Mädchen, „es könnte sein, daß wir lange bei diesem Unwetter warten müssen."

„Ach, lieber Fritz," flehte Marianne, als sie dies Begehren erfüllt hatte, und Fritz sich mit einem Händedruck von ihr verabschieden wollte, „nimm Dich doch ja in Acht und schone Dich, wenn Du wirklich mit dem gesunkenen Menschen, dem Betz, zu thun bekommen solltest. Mir graut ordentlich vor ihm, so oft ich ihn sehe, und ich halte ihn zu jeder Schlechtigkeit fähig. Ohnehin ist mir heute den ganzen Tag schon so unheimlich zu Muthe, als ob mir ein großes Unglück bevorstände."

„Närrchen," antwortete Fritz, „das thut Alles das trübe, abscheuliche Wetter. Was soll mir denn passiren, wenn ich meine gute Flinte mit zwei sicheren Schüssen bei mir habe und außerdem noch einen oder zwei Genossen, die auch wissen, wo der Drücker an der Flinte ist? Da dürfen schon Sechse gegen uns stehen, ohne daß uns etwas geschehen kann. Ich glaube aber, daß auch der Oberförster selber mitkommen wird; denn er war wegen des schönen Rehbocks, den wir neulich in einer Schlinge verendet fanden, fuchswild und hat sich gelobt, Alles zur Entdeckung der Wilddiebe aufzubieten. Beruhige

Dich deßhalb und lege Dich schlafen. Morgen sehen wir uns, will's Gott, gesund und froh wieder! Gute Nacht!"

Damit schritt er leise zur Hinterthüre hinaus dem nahen Walde zu, um auf der Stelle, die er in seinem Briefchen genau bezeichnet hatte, auf die Gehülfen zu warten.

Als Marianne eben wieder in die Schenkstube eintreten wollte, wo das Rücken der Stühle den nahen Aufbruch der Gäste verkündete, kam die Magd aus dem oberen Stockwerke herab mit der Botschaft von der Mutter, Marianne möge sich, wenn die Gäste fort seien, ruhig schlafen legen, sie selbst wolle noch aufbleiben, da, wie sie gehört habe, Moritz so eben von seiner Reise zurückgekehrt sei und wohl noch kommen werde, Rechnung abzulegen.

Es dauerte nicht lange, so war Alles still im Wirthshause. Die Gäste hatten sich alle zusammen fortgemacht, als ob sie gegenseitig an einander Schutz suchen wollten von wegen der Furcht, welche ihnen die Erzählungen des Kesselflickers verursacht hatten. Dieser war still die Treppe hinauf gegangen nach dem kleinen Stübchen im Oberstocke, welches für Gäste seines Schlages bestimmt war, und hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, Mariannen gute Nacht zu wünschen. Er wußte, daß das Mädchen ihn nicht leiden mochte. Endlich suchte auch Marianne ihr Lager und vergrub ihre ängstlichen Gedanken in dessen Kissen.

III.

Wir bitten nun den geneigten Leser, uns zu einem hübschen, freundlichen Bauernhause zu begleiten, welches ganz am Ende des Dorfes A.... lag. Es war das Haus, worin Moritz Hartmann mit seiner Frau und seinen zwei Kindern wohnte.

Wohl hätte Frau Agathe Hartmann es gern gehabt, wenn Moritz, als der dereinstige Erbe des Wirthshauses, in diesem selbst seine Wohnung genommen hätte. Und das wäre ja auch das Einfachste und Natürlichste gewesen, zumal da das Wirthshaus vorläufig Raum genug

bot, die Eheleute mit ihren beiden Kindern zu beherbergen, und diese letzteren doch fast ebenso viel bei der Großmutter und der Tante waren, als bei der Mutter.

Allein wir haben schon oben erzählt, daß Frau Anna Hartmann nicht zum Besten mit ihrer Schwiegermutter und Schwägerin stand. Der Ersteren konnte sie es nicht vergessen und vergeben, daß durch deren Einfluß und Zureden das Band zerrissen worden war, welches sie bereits mit einem hübschen Burschen des Nachbardorfes für das Leben geknüpft hatte; die Letztere aber mochte Frau Anna deßhalb nicht leiden, weil Marianne in ihrer ganzen Art und Weise so unendlich verschieden von ihr war, und ihr eigenes Gewissen ihr doch sagen mochte, daß Mariannens Art die bessere sei. Während bei ihr ein herrisches, störriges Wesen sich überall geltend machte, das Alle, welche mit ihr in Berührung kamen, zurückstoßen mußte, zeigte sich bei Mariannen eine ruhige und bestimmte Entschiedenheit, die nicht von böser Eigenwilligkeit eingegeben wurde, sondern die Frucht ruhiger klarer Ueberlegung war, welche an dem, was sie für das Beste erkannt hatte, nun auch festhielt, ohne jedoch für bessere Belehrung unzugänglich zu sein. Während sie eine kalte, selbstsüchtige Natur war, die immer nur den eigenen Vortheil im Auge, für fremde Noth aber kaum irgend welche Theilnahme hatte, geschweige denn zu einem Opfer fähig gewesen wäre, hatte Marianne dagegen ein weiches, mitleidiges Herz, das sich ohne Bedenken zu jedem Opfer bereit zeigte, wo sein Mitleid rege geworden war. Während sie je länger je mehr sich einer Eitelkeit und Putzsucht hingab, die manchmal sogar über das Maß hinausging, welches das Vermögen gestattete, befliß sich Marianne stets der größten Einfachheit in ihrem Anzuge und konnte sich oft des Lächelns nicht erwehren, wenn sie die Frau Schwägerin in ihrem hohen Glanze einherstolzieren sah. — Die größte Verschiedenheit zwischen den beiden Schwägerinnen aber lag auf dem Gebiete des inwendigen, geistlichen Lebens. Frau Anna wollte vom Christenthum nicht viel wissen; ihre Lebensregel war das „Thue recht und scheue Niemand!" welches sie von Kind auf im elterlichen Hause als die Summe aller wahren

Religion kennen gelernt hatte. Man mußte ihr das freilich lassen, daß sie es mit dem „Rechtthun“ so ernst nahm, wie es ein Menschenkind ihrer Art nur nehmen konnte, und daß ihr jede Unehrlichkeit auch in den geringfügigsten Dingen fremd und zuwider war. Sie scheute sich auch nicht, Jedem ins Gesicht zu sagen, was sie von ihm dachte und wider ihn hatte. Aber was über das „Thue recht und scheue Niemand“ hinausging, fand bei ihr keinen Boden, und wenn sie an den hohen Feiertagen, an welchen sie allein die Kirche besuchte (die böse Welt sagte: nur um ihren Putz zur Schau zu tragen), nach Hause kam, so war ihre gewöhnliche Rede, besonders seitdem ein neuer, eifriger Pfarrer ins Dorf gekommen war: man könne fast nicht mehr in die Kirche gehen wegen der Frömmelei und der Uebertreibungen, die sich jetzt auf der Kanzel breit machten. —

Marianne dagegen war wirklich fromm. Der gute Same, welchen die Großmutter in ihr kindliches Herz gestreut hatte, war bei ihr aufgegangen, und je mehr sie alle Tage bei der eigenen Mutter sehen mußte, wie arm und friedelos ein Herz sei, das nur an der Welt hängt, desto mehr lernte sie die unvergänglichen Güter schätzen und suchen, welche ein fester, ächter Christenglaube darreicht, und dem Frieden nachjagen, welchen die Welt nicht geben kann.

Unter solchen Umständen hatte man es schon bald nach Moritzens Verheirathung für das Beste gefunden, daß das junge Ehepaar sein eigenes Hauswesen für sich führe, und da dies im Wirthshause selbst nicht gut gehen wollte, weil Frau Agathe Hartmann gewohnt war, im ganzen Hause unumschränkt zu schalten und zu walten, so kaufte Frau Hartmann für Moritz das hübsche Haus am Ende des Dorfes, welches gerade feil war, da der frühere Besitzer nach Amerika auswanderte, und die jungen Eheleute richteten sich dort ein. Die Mutter hatte dem Sohne die Hälfte des Ackergutes übergeben, und da er auch von seiner Frau ein nicht ganz unansehnliches Gut dazu bekam, so gehörte er mit zu den wohlhabendsten Bauern des Dorfes.

Wir finden denn auch an und in dem Hause, welches

Moritz bewohnte, eine Einrichtung, welche dasselbe von allen andern Häusern des Dorfes wesentlich unterschied. An die Stelle der kleinen rundscheibigen Fenster, mit welchen sich der frühere Besitzer des Hauses begnügt hatte, waren größere gesetzt worden, die mit ihren spiegelhellen, in Holz statt in Blei gefaßten Scheiben dem Beschauer freundlich entgegenwinkten. Ein heller Anstrich, von welchem sich die in dunklerer Farbe getünchten und mit blauen Streifen eingefaßten Balken weit erkennbar abhoben, fiel wohlthuend auf, wenn man ihn mit dem verwitterten Aussehen verglich, welches die meisten umliegenden Häuser zeigten. Ueberdies war das weit vorstehende Dach mit einem in schönen Formen ausgeschnittenen Wetterborde versehen, wie man es ebenso fein und zierlich an keinem der übrigen Häuser fand.

Treten wir in die Wohnstube ein, die sogleich links vom Hausflur lag, so zeigen sich uns zwar ebenso derbe, kernhafte Möbel, wie sie sich auch in den andern Bauernhäusern finden; aber man sieht es ihnen an den gefälligeren Formen sofort an, daß sie nicht in der Werkstätte eines gewöhnlichen Dorfschreiners verfertigt worden waren, sondern jedenfalls städtischen Ursprung hatten; die tickende Wanduhr neben dem großen Kachelofen hat sogar einen glänzend gefirnißten Kasten, der aussieht, als wäre er polirt. Wirklich polirt und mit hellschimmernden Messingbeschlägen versehen ist aber der große Kleiderschrank von Nußbaumholz, der fast die ganze eine Wandseite einnimmt, und auf dessen Decke bunt gemalte Tassen, untermischt mit dicken, rothbackigen Aepfeln stehen.

Frau Anna saß mit ihren Kindern an dem schweren Tische aus Eichenholz, welcher einen nicht geringen Theil des Zimmerraumes einnahm, und auf welchem eine Lampe mit einem Blechschirme stand, damals noch ein seltenes Möbel in Bauernhäusern. Die Kinder vergnügten sich mit ihren Spielsachen, während Frau Anna eine Näharbeit vor sich hatte.

„Kommt denn der Vater nicht bald?" fragte nun schon zum zweiten Male der kleine Otto die Mutter, welche still und in ihre Gedanken versenkt arbeitete.

„Ja, ja, der Vater soll kommen!" stimmte die jüngere

Schwester Agathe ein und rieb sich dabei die Augen. „Ich mag nicht schlafen gehen, ehe ich weiß, was er mir mitgebracht hat."

„Nur ruhig!" ermahnte die Mutter, „der Vater muß jetzt bald kommen, es ist ja schon sogleich zehn Uhr. Wenn ihr aber schläfrig seid, so will ich euch in's Bett legen."

Davon wollten jedoch die beiden Kleinen nichts hören und fuhren fort, weiter zu spielen. Frau Anna schien indessen die Ruhe, welche sie ihren Kindern gebot, selbst nicht zu haben. Bei der Frage des Knaben war es schon wie ein Wetterleuchten über ihr Gesicht gefahren, und als sie jetzt aufstand und das Fenster öffnete, um in die Nacht hinauszuhorchen, aber trotz allem Lauschen nichts vernahm, zeigte sie eine recht finstere Miene, die unverkennbar dem langen Ausbleiben des Gatten galt.

Es verging wieder eine Viertelstunde, ohne daß sich etwas hören ließ, und eben wollte Frau Anna aufstehen, um nun doch endlich die Kinder schlafen zu legen, da wurden draußen Tritte hörbar. Hoch auf horchten die Kinder, und als sie hörten, wie Jemand an den Stufen der Haustreppe den Schnee von den Füßen abklopfte, waren sie nicht mehr zu halten, sie stürzten zur Thüre hinaus in den Flur, wohin ihnen die Mutter mit der Lampe langsamer nachfolgte.

Die Hausthür öffnete sich und vom Jubelrufe der Kinder begrüßt trat Moritz Hartmann ein. Er war ein schöner hochgewachsener Mann, dem man zumal jetzt in seinen Reisekleidern den Bauersmann keineswegs ansah.

Ein blonder Vollbart umrahmte das von der scharfen Schneeluft hoch gerdthete Gesicht, aus welchem ein Paar große blaue Augen gutmüthig hervorschauten: Uebrigens lag auf den schönen, regelmäßig geschnittenen Gesichtszügen der Ausdruck eines tiefen Ernstes und Falten, welche das Alter noch nicht gezogen haben konnte, durchfurchten in auffallender Weise die offene, breite Stirn, unverkennbare Zeugen eines geheimen Kummers oder einer schweren Sorge, welche den Mann drückten.

„Guten Abend, guten Abend!" rief er, als die Kinder jubelnd an ihm in die Höhe sprangen, und nahm eines

nach dem andern in die Höhe, mit einem herzlichen Kusse ihre Begrüßung erwidernd.

Dann reichte er seiner Frau die Hand. „Guten Abend, liebe Anna! Nicht wahr, ich bin lange geblieben; aber das abscheuliche Wetter hat mich aufgehalten. Ich konnte den Knecht mit dem schwerbeladenen Wagen nicht allein lassen und bei den aufgeweichten Wegen wollte es gar nicht vom Flecke gehen."

Wir haben schon lange auf Dich gewartet," sagte kalt Frau Anna. „So eben wollte ich die Kinder zu Bette bringen." Von Freude über die Rückkehr des Gatten war nicht viel bei ihr zu merken; sie erwiderte nicht einmal seinen Gruß.

„Was hast Du uns denn mitgebracht?" war die gemeinsame Frage der beiden Kinder, als sie den Vater in die Stube gezogen hatten. Dabei befühlten sie den nassen Mantel, den der Vater abgeworfen, überall, wo nur eine Tasche sein konnte.

„Na, nur Geduld, kleines Volk!" sagte Moritz, indem er seinen Mantel aufnahm und an dem Zapfenbrette hinter dem Ofen aufhing. Dann langte er aus den großen Taschen desselben einige Päckchen hervor.

„Siehst Du, Otto, Dir habe ich ein schönes, neues Pferdchen mitgebracht, das Du an Deinen Wagen spannen kannst, und Dir, Agathe, ein prächtiges Püppchen mit funkelnagelneuem Kleidchen und einem ganzen Kopf, an dem auch eine Nase ist. Außerdem habt Ihr hier etwas für Eure Schnäbelchen, etwas Gutes und Süßes."

Während die Kinder jauchzend die Geschenke in Empfang nahmen und einer genauen Musterung unterzogen, wandte sich Moritz zu seiner Frau und überreichte ihr ein kleines Schächtelchen. „Dir, liebe Anna, habe ich den Schmuck mitgebracht, welchen Du Dir kürzlich einmal gewünscht hast. Ich hoffe, er wird Dir wohl gefallen; ich habe ihn in dem ersten Goldladen von Freiburg gekauft."

„Ich danke Dir," antwortete kühl Frau Anna und stellte das Schächtelchen, ohne es zu öffnen, auf den Kleiderschrank. „Willst Du noch etwas essen?" fragte sie dann.

„Dazu werde ich wohl keine Zeit haben," antwortete

Moritz, „ich will mich nur rasch umziehen, da ich trotz des Mantels naß geworden bin, und dann muß ich zur Mutter, die gewiß noch auf mich wartet, um zu hören, wie die Geschäfte gegangen sind. Ich habe ihr schon durch den Knecht sagen lassen, daß ich noch käme. Auch muß der Wagen noch abgeladen werden, wobei ich nothwendig helfen muß."

Damit ging er zur Thüre hinaus, um sich trockene Kleider zu holen; aber ein schwerer, deutlich hörbarer Seufzer entfuhr seinen Lippen.

Frau Anna nahm inzwischen die Kinder von ihren Spielsachen weg, von welchen sie sich nur widerwillig trennen ließen und brachte sie in dem anstoßenden Schlafzimmer zur Ruhe.

Als sie wieder herauskam, war Moritz mit seinem Umkleiden bereits fertig und schnallte eben den schweren

Geldgurt wieder um, den er bei seinem Eintreten mit dem Mantel abgelegt hatte.

„Wenn ich in einer Stunde nicht da bin," sagte er zu seiner Frau, „so warte nicht länger auf mich; schließe das Haus und lege Dich. Ich bleibe dann bei der Mutter, da es spät werden wird, bis der schwere Wagen voll Korn abgeladen ist, und in diesem Wetter kann man ihn doch unmöglich im Freien stehen lassen. Auch soll morgen in aller Frühe eingemaischt werden, und da muß ich nothwendig dabei sein."

Frau Anna sah bei diesen Worten ihren Mann mit einem finsteren, durchdringenden Blick an und sprach dann mit tiefer Stimme, die sich fast wie ein fernes Donnergrollen anhörte:

„Also das ist die Art, Moritz, wie ein ordentlicher Hausvater sich beträgt? Zehn Tage bist Du nun fort gewesen und hast mir die ganze Sorge um die Kinder und das Hauswesen überlassen. Kaum hast Du den Fuß über die Schwelle Deines Hauses gesetzt, so mußt Du wieder fort zur Mutter! Soll ich daran merken, daß Du mich lieb hast, wie du mir doch immer versichern willst? Moritz, Moritz, wenn es zwischen uns beiden wird, wie es nicht sein soll, so bin ich fürwahr nicht schuld daran."

„Aber, liebe Anna," erwiderte Moritz erregt, „habe ich Dir nicht gesagt, daß der Wagen mit den Kornsäcken nicht bei diesem Wetter im Freien stehen bleiben kann, sondern nothwendig noch abgeladen und aufgetragen werden muß?"

„Hat denn Deine Mutter nicht zwei Knechte, die das besorgen können, wenn es unbedingt nöthig ist?" fragte Anna. „Wozu sollst Du Dich denn in der späten Nacht noch damit abquälen?"

„Du weißt doch, wie es mit fremden Leuten geht," antwortete Moritz. „Wer bürgt dafür, daß sie nicht zum Scheine ein paar Säcke abtragen, den größten Theil derselben aber auf dem Wagen liegen lassen, so daß sie morgen früh durch und durch naß sind? Die Mutter kann doch bei ihren Jahren und ihrer wankenden Gesundheit sich unmöglich in diesem Wetter noch in den Hof stellen und die Aufsicht führen."

„Ist denn nicht auch Marianne da?“ fragte Anna wieder. „Die ist ja doch jung und gesund und kann aufsehen!“

„Aber es muß doch auch Jemand auf dem Speicher sein!“ entgegnete Moritz etwas verlegen. „Ueberdies weißt Du, daß die Mutter nicht schlafen kann, wenn sie nicht gehört hat, wie es mir auf der Reise gegangen ist.“

„Die Mutter, immer die Mutter!“ rief Anna verdrüßlich. „Nach ihr nur fragst Du, um sie nur kümmerst du dich. Ob deine Frau daheim schlaflos liegt und sich mit ihren Gedanken abquält, darnach fragst Du nichts.“

„Aber Anna!“ erwiderte vorwurfsvoll der Gatte. „Soll ich denn meine alte Mutter, die uns Kinder mit schweren Sorgen groß gezogen hat, vernachlässigen? Soll ich, der ich ihre einzige Stütze bin, mich nichts um sie bekümmern, wo sie doch nur darauf aus ist, auch jetzt noch für uns Kinder das Vermögen zu vermehren?“

„Ja wohl, für Mariannen!“ sagte Anna spitz. „Sie bekommt doch den Löwen-Antheil, und Du bist nur der einfältige Geselle, der sich mißbrauchen läßt, und sein eigenes Weib, seine eigenen Kinder, seine eigene Arbeit darüber vernachlässigt!“

„Nein, Anna, das thue ich nicht!“ sprach Moritz schmerzlich. „Du weißt es auch selbst, daß es nicht der Fall ist, weißt, daß ich mich quäle und plage, wie kein Zweiter im Dorfe und die Zeit, welche ich dem Geschäfte der Mutter zuwende, mit verdoppeltem Fleiße wieder einzubringen suche. Und ist denn nicht unser Ackerbau in Stande? Hat es Dir und den Kindern je gefehlt? Thue ich nicht Alles, um Dir zu Gefallen zu leben und alle Deine Wünsche möglichst zu befriedigen?“

„Was kann mir Alles helfen, wenn Du mich der Mutter zu Liebe vernachlässigst? Wie viele Nächte habe ich schon vergebens auf Dich gewartet und mir den Schlaf gebrochen, wenn Du oben bei der Mutter bliebst! Und meinst Du, ich sähe es nicht und andere Leute sähen es nicht auch, wie Du durch das ewige Nachtwachen Deine Gesundheit ruinirst und vor der Zeit alt wirst? Ich merke schon lange, wie sehr es, in den letzten Monaten zumal, mit Dir anders geworden ist, und das nicht bloß äußerlich,

sondern auch innerlich. Dein froher Muth geht dahin, wie Deine Gesundheit und es ist mir immer, als müßte Dir etwas Schweres auf dem Herzen liegen, so ernst bist Du geworden gegen früher. Deine Frau darf natürlich nichts davon erfahren; was es ist, wird wohl nur die liebe Mutter wissen!"

„Anna, quäle mich doch nicht so!" rief Moritz tief aufseufzend. „Ich will Dir zugeben, daß mir etwas schwer auf dem Herzen liegt; aber ich kann Dir's unmöglich sagen, ich muß es allein tragen. Das aber versichere ich Dir, es ist etwas, was auch zu Deinem und der Kinder Nutzen ist. Frage mich nur nicht weiter! Es soll auch, das verspreche ich Dir hier feierlich, bald wieder anders werden. Habe nur noch ein wenig Geduld!"

Damit griff Moritz nach seiner Mütze und sagte: „Nun gute Nacht! Schlafe wohl!"

„Also Du willst doch noch fort und wieder die Nacht wegbleiben?"

Es geht nicht anders heute. Ich mag auch das viele Geld, das mir nicht gehört, nicht ohne Noth über Nacht im Hause behalten und will mit der Mutter heute Abend noch abrechnen, wozu sie mich ja auch erwartet. Bin ich dann bei dem Einmaischen morgen früh nicht unbedingt nöthig, so komme ich wieder und schlafe daheim. Warte aber nicht länger auf mich, als höchstens eine Stunde. Gute Nacht!"

„So thue, was Du nicht lassen kannst," sagte Frau Anna schmollend, und ohne in die dargereichte Hand des Mannes einzuschlagen, ging sie auf die Schlafstubenthür zu.

Moritz stand ein paar Sekunden regungslos da und schaute ihr mit starren Blicken nach. Dann griff er tief aufseufzend nach der Thür und entfernte sich.

Wie schlug ihm der immer noch niederfallende, vom Winde gepeitschte Schnee jetzt so wohlthuend in das erhitzte Gesicht und machte es ihm möglich, seine Gedanken wieder zu sammeln, welche ihm bei dem Abschiede von seiner Frau fast hatten vergehen wollen! Aber was für Gedanken waren es, die noch wilder als der Novembersturm sein Gesicht, ihm das Herz durchtobten? Hatte seine Frau denn nicht im Grunde recht bei dem, was sie ihm so eben

gesagt? War es nicht ganz anders mit ihm geworden, als es früher gewesen? War nicht der frohe, harmlose Sinn, mit welchem er früher dahingelebt und ruhig seine Arbeit gethan hatte, völlig dahingeschwunden? Lag ihm jetzt nicht eine schwere, schwere Last auf dem Herzen, die ihn zu keiner recht frohen Stunde mehr kommen ließ, die ihn seiner Frau gegenüber unsicher und zurückhaltend machte, weil er ihr das Geheimniß dieser Last nicht mittheilen konnte und durfte, die ihm selbst die Freude an seinen lieben Kindern verbitterte oder sie ihn wenigstens nicht mehr so ungetrübt, wie früher, genießen ließ, eine Last, die er bei Tag und Nacht mit sich umherschleppen mußte, wie der Verbrecher die Kette, an welche er gefesselt ist? Verbrecher? Kette? Wie kam ihm nur auf einmal dieser Vergleich, der ihn im tiefsten Herzen erbeben ließ? — Aber nein, es sollte, es mußte anders werden. Länger wollte er dieses elende Dasein nicht fortführen, länger sich nicht mit solchen entsetzlichen Gedanken quälen müssen. Wenn es ging, sollte es heute noch eine Aenderung geben! Ja, heute noch!

Mit solchen Gedanken war Moritz am Hofe des Wirthshauses angekommen, wo die beiden Knechte seiner Mutter bereits den größten Theil der Säcke abgetragen hatten, da Peter mit seinem Gange zu dem Oberförster sich wacker gesputet hatte. Er gab denselben noch rasch einige Befehle für den morgenden Tag und eilte dann ins Haus, wo er Niemand mehr fand als die schläfrige Magd, die ihm sagte, daß die Mutter sehnlichst auf ihn warte.

IV.

Moritz war kaum auf der Mitte der Treppe, da that sich schon die Stube der Mutter auf, und die alte Frau trat mit dem Lichte in der Hand dem Ankommenden entgegen.

„Guten Abend, Moritz," begrüßte sie ihn. „Ich habe schon lange auf Dich gewartet. Gut, daß Du da bist!"

„Guten Abend, Mutter," grüßte Moritz entgegen und faßte die Hand, welche ihm die Mutter entgegenstreckte. „Ich wäre gern eher gekommen, aber ich konnte den

Philipp mit dem schwer beladenen Wagen nicht allein fahren lassen. Die Wege sind so bodenlos, daß er hätte stecken bleiben können."

„Nun, komm herein," sagte Frau Hartmann und verriegelte dann, als Moritz eingetreten war, sorgfältig die Thür, indem sie noch, offenbar um jedes Lauschen von außen unmöglich zu machen, einen schweren Vorhang über dieselbe hinzog, der hinter der Thüre niedergehangen hatte.

Während Moritz den schweren Geldgurt losschnallte, eilte sie nach einem Wandschränkchen und holte daraus Butterbrod und Fleisch, sowie zwei Flaschen Wein, die sie auf den Tisch setzte.

„Komm, iß und trinke erst etwas, mein Sohn," sagte sie dann in einem so warmen, zärtlichen Ton, daß man in ihr die finstere Wirthin kaum wieder erkannte, als welche sie vorhin drunten in der Wirthsstube gesessen hatte, „hernach wollen wir von den Geschäften reden."

„Mich hungert nicht," antwortete Moritz kurz und rauh, indem er den Geldgurt ungestüm auf den Tisch warf, daß beinahe die Flaschen umgefallen wären. „Ich habe daheim schon ein Abendessen gehabt, von welchem mir aller Appetit vergangen ist, wenn auch nichts davon in meinen Magen kam."

Verwundert schaute die Mutter den Sohn an und merkte jetzt erst, wie ihm das Gesicht glühte und Alles an ihm auf eine entsetzliche innere Erregung deutete.

„Moritz, was ist Dir?" frug sie erschreckt. „Was hast Du, daß Du solche wunderliche Reden führst und so sonderbar aussiehst?"

„Was ich habe?" antwortete Moritz, indem er hoch aufgerichtet in den Schein des Lichtes und dicht vor die Mutter hintrat, „nichts weiter habe ich, als daß die Reise, die jetzt hinter mir liegt, die letzte dieser Art war, die ich gemacht habe; nichts weiter, als daß ich von heute ab mich von dem finsteren Geschäfte völlig lossage, welches ich bisher auf Dein Geheiß betrieb, und welches mich, ich fühle es deutlich, an Leib und Seele zu Grunde richten muß, welches mich nicht bloß um mein irdisches Glück bringt, sondern auch um mein ewiges Heil!"

Dabei war sein Gesicht von Unmuth geröthet und aus seinen Augen blitzte die Macht eines festen, unwiderruflichen Entschlusses, während ein herber, schmerzlicher Zug um die Lippen zuckte.

Frau Hartmann stand wie erstarrt. So hatte sie den Sohn noch niemals gesehen.

„Ja, Mutter," fuhr Moritz in tiefer Erregung fort, als ihn die Mutter wortlos anschaute, „siehe, hier in dem Gurte ist der Erlös für die Kartoffeln, die ich sehr gut verkaufen konnte, es ist ehrliches, gutes Geld. Aber auch die Kronthaler sind darin, die guten, ächten, welche ich für die falschen Goldstücke eintauschte, die ich von hier mitnahm. Aber das ist Blutgeld, sage ich Dir, Teufelsgeld, auf welchem kein Glück ruhen kann. Wenn ich den armen Bäuerchen, denen ich auf den Märkten ihr Vieh abkaufte, und die vielleicht noch nie in ihrem Leben ein Goldstück in Händen gehabt hatten, die falschen Louisd'or in die schwieligen Hände zählte, die dabei vor Freude über das schöne Gold zitterten, so ging es mir jedesmal wie ein zweischneidiges Schwert durchs Herz. Es ward mir immer mehr, als müßte mich die Erde verschlingen. Mir selbst zitterten die Hände so, daß Jeder hätte sehen können, es sei nicht Alles bei der Sache in Richtigkeit. — Mutter, das war das letzte Mal, daß ich solche Geschäfte mache, verlaß Dich darauf. Ich thue Dir gern Alles, was Du von mir verlangst und was ich ehrlich und ohne Scheu vor Jedermanns Auge thun kann; ich will gern sogar meine eigenen Geschäfte vernachlässigen, wie ich es auch bisher schon gethan habe; aber mit diesen Geschäften muß es jetzt ein Ende haben. — Noch ist unser lichtscheues Treiben nicht entdeckt, noch sind wir sicher, denn Niemand kannte mich auf den fernen Märkten, auf welchen ich das falsche Gold ausgab. Aber muß es nicht endlich doch an den Tag kommen und uns allesammt ins Elend stürzen? Meine Frau ahnt schon, daß es mit den Geschäften, die ich bisher für Dich betrieben habe, nicht in voller Richtigkeit ist; sie liest es aus meinem veränderten Wesen ab. Hüten wir uns, daß nicht auch andere Leute der Sache auf die Spur kommen!"

Wie gebrochen ließ sich Moritz hierauf in den Sessel

fallen, den ihm die Mutter zurecht gerückt hatte, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Also Deine Frau!“ keuchte Frau Hartmann, die jetzt erst wieder Worte fand, „Deine Frau ist schuld an diesem Auftreten, das Du Dir gegen Deine alte Mutter erlaubst? Habe ich mir's doch halb und halb gedacht, als Du anfingst! Deine Frau, die mir in allen Stücken zuwider ist.“

„Nein, Mutter,“ sagte Moritz und erhob sich wieder, um der alten Frau voll und ganz ins Angesicht zu sehen. „Nein, nicht meine Frau ist schuld, obwohl sie mir so eben den Verdacht ausgesprochen hat, daß eine schwere Last auf meinem Herzen liege. Mein Herz, mein Gewissen ist schuld, das auf dieser Reise aufgewacht und zu voller Erkenntniß gekommen ist. Bisher that ich Alles auf Dein Geheiß und machte mir nicht viel Gedanken um das, was ich that. Ich glaubte dabei keine Verantwortlichkeit zu haben, weil Du mir befahlst und ich dachte, ich müsse als Sohn dem Befehle der Mutter gehorchen. Jetzt ist mir's aber klar geworden, daß ich der schweren Schuld, die wir mit unserm lichtscheuen Treiben vor Gott und den Menschen auf uns laden, mit theilhaftig bin. Die Worte meiner Frau, die ja noch gar keine Ahnung hat, welche Geschäfte ich mit Dir und für Dich betreibe, haben nur dem Fasse den Boden eingeschlagen und mich in dem Entschlusse fest gemacht, den ich schon auf der Reise gefaßt hatte, von diesen Geschäften die Hand zurückzuziehen, so lange es noch nicht zu spät ist. Ich will, auch wenn ich es ganz ohne alle Gefahr könnte, meine Schuld nicht noch größer machen!“

Wiederum setzte er sich und wartete auf die Worte der Mutter.

„Moritz,“ hub diese nun an, „ich begreife Dich nicht. Was faselst Du nur da von Schuld, von Schuld vor Gott und den Menschen? Meinst Du denn, Gott bekümmere sich um solche Dinge? Dann hätte er sich doch wohl eher drum bekümmern müssen, als uns in den Kriegsjahren unser sauer und ehrlich erworbenes Eigenthum so schändlich und widerrechtlich entriffen wurde. Hat er das gethan? Hat er es gehindert, daß die Flammen

uns zu Bettlern machten? Hat er es gehindert, daß Dein armer Vater in Folge des Brandes sein junges, kräftiges Leben verlor? Hat er es gehindert, daß Dein Bruder Martin, damals meine einzige Stütze, gegen alles Recht mit in den Krieg geschleppt wurde und auf irgend einem Schlachtfelde seinen Tod fand? — Wird er sich denn nun darum bekümmern, wenn ich wieder zu gewinnen suche, was uns widerrechtlich entrissen wurde? Ja, hat er sich bisher darum bekümmert? Ist es nicht bis jetzt mit unsern Geschäften immer gut gegangen, so daß ich jetzt dem Lebensziele, das ich mir gesteckt habe, so ziemlich nahe gekommen bin, unser Vermögen wieder auf die Höhe zu bringen, auf welcher es einstmals stand?"

„Und was faselst Du weiter von Schuld vor Menschen?" fuhr Frau Hartmann fort, die jetzt wieder ganz ihre Redefertigkeit gefunden hatte und mit ihrem Wortschwall den schweigenden Sohn übergoß, „wo soll denn die herkommen? Wäre es nicht die Schuldigkeit des Staates gewesen, alle jene Anweisungen einzulösen, welche die nichtsnutzigen Franzosen uns für unser schönes Vieh, das sie schlachteten und fortführten, gegeben hatten? Ist denn das aber jemals Jemanden eingefallen? Wurden wir nicht noch dazu ausgelacht und verhöhnt, wenn wir für diese Anweisungen unser Geld forderten? Kann es denn da ein Unrecht sein, wenn wir in der stillen Weise, in der wir es jetzt thun, wieder zu unserem rechtmäßigen Besitze zu kommen suchen?"

„Aber, Mutter," fuhr jetzt Moritz auf, „die armen Leute, die wir mit unserem falschen Gelde betrügen, denen wir für ihren sauern Schweiß das elende Zeug geben, das nur schimmert, aber keinen Werth hat?"

„Nun, die mögen das Geld wieder ausgeben! Hat man nichts nach uns gefragt, als man uns Alles nahm, was sollen wir jetzt nach andern Leuten fragen? Es verliert doch Keiner soviel, als wir verloren haben."

„Nein, Mutter, mag es mit dem, was Du von dem Staate sagtest, seine Richtigkeit haben, ich weiß es nicht, denn das geht über mein Verständniß; aber an den armen Leuten, denen wir das falsche Geld geben, üben wir schändlichen Betrug. Das hab' ich da drinnen gefühlt,

so oft ich auf dieser Reise ihnen die falschen Goldstücke mit bebenden Händen hinzählte. Und daß wir uns damit an Gott versündigen, sagt mir ebenfalls jetzt laut und deutlich mein Gewissen; wir begehen eine Sünde gegen das Gebot: „Du sollst nicht stehlen." — Kurz, ich kann und mag keinen Antheil mehr haben an diesem unsauberen, lichtscheuen Geschäft, nie und nimmermehr!"

„Armseliger Thor!" erwiderte Frau Hartmann nun erzürnt, „für wen wird denn das Geschäft eigentlich betrieben? Geschieht's nicht für Euch Kinder? Siehe, Moritz," sagte sie dann scheinbar tief bewegt, „ich bin ja eine alte Frau und es kann morgen schon mit mir ein Ende haben. Für mich suche ich ja doch gewiß kein Vermögen mehr zu erwerben. Ich habe genug für die paar Tage, die ich vielleicht nur noch lebe. Aber Euch möchte ich gern das Vermögen wieder gewinnen, das wir einst besaßen, und auf welches auch Ihr ein Recht habt. Ich möchte, daß Ihr einst, wenn es Euch wohlgeht, Eure alte Mutter noch im Grabe segnet!"

Diese Worte verfehlten die Wirkung nicht ganz, welche Frau Hartmann jedenfalls damit erreichen wollte. Moritz wurde weich. Aber nichts desto weniger blieb er bei seiner Meinung.

„Liebe Mutter," antwortete er, „wir wissen ja wohl, daß Du uns lieb hast, Marianne so gut wie ich, und wir danken Dir gewiß für die Treue, womit Du uns erzogen und für uns gesorgt und geschafft hast. Wir werden Dich dafür Beide noch im Grabe segnen. Aber das Vermögen, welches Du für uns auf solchem krummen Wege erwerben willst, kann uns nimmer Segen bringen. Du weißt ja, daß das Sprüchwort sagt: „Ein ungerechter Kreuzer frißt hundert gerechte Gulden!" "

„Bleibe mir mit Deinen einfältigen Sprüchwörtern vom Leibe!" rief Frau Hartmann ärgerlich, weil die bewegten Worte, die sie gesprochen, doch nicht ganz die beabsichtigte Wirkung gethan hatten, Moritz von seinem Entschlusse abzubringen. „Ich frage Dich jetzt im Ernste, ob Du auf Deinem thörichten Einfall beharren und Dich von uns lossagen willst, oder ob Du als ein gehorsamer Sohn, der da weiß, was er seiner alten Mutter schuldig

ist, mir folgen willst. Die Verantwortung, die Du dabei auf Dich zu laden meinst, will ich Dir abnehmen und auf mein eigenes Gewissen legen."

„Das kannst Du nicht, Mutter; denn ich bin kein Kind mehr, das unwissentlich das Böse thut. Daß ich Dir bisher gefolgt habe, ohne genauer zu überlegen, was Du mich thun hießest, wird mir der liebe Gott hoffentlich verzeihen, wenn ich ihn herzlich darum bitte. Aber wenn ich jetzt, wo er mir durch die Stimme meines Gewissens die Augen geöffnet hat über das Sündliche meines Thuns, doch dabei beharren wollte gegen mein besseres Wissen und Gewissen, könnte er mir ja unmöglich verzeihen. Ich müßte die Schuld und Verantwortung dafür selber tragen."

„Es ist aber doch merkwürdig," fing die Mutter nach einer kurzen Pause wieder von Neuem an, „daß Dir jetzt erst mit Einem Male diese Bedenken und Gewissensbisse kommen, nachdem Du schon so lange mit dem alten Betz das Geschäft getrieben hast. Ein Kind, das nicht weiß, was es thut, bist Du doch schon lange nicht mehr."

„Ja, Mutter, ich war eben bisher zu träge, um mir über die Sache viel Kopfbrechens zu machen. Jetzt ist das aber anders, nachdem mir der liebe Gott selbst den Kopf zerbrochen hat und das Herz dazu!"

„Einfältiges Geschwätz!" zürnte die Mutter. „Gott wird sich auch viel um Deinen dummen Kopf und Dein schwaches Herz bekümmern! Es sind Flausen, die Du Dir mit Einem Male selbst in den Kopf gesetzt hast, oder Deine liebe Frau, die sich darüber ärgert, daß Du mir zuweilen einen Dienst thust, anstatt den ganzen Tag der gehorsame Diener ihrer Launen zu sein. Ich will Dir jetzt was sagen: Der alte Betz ist heute Abend wieder gekommen und drüben in seinem Stübchen. . . .

„Ist der elende Schurke wieder einmal im Lande?" unterbrach auffahrend Moritz die Mutter. „Siehst Du, Mutter, gerade die Gemeinschaft mit diesem Hallunken widert mich doppelt an. Denn die silbernen Geräthe, die er schon zu verschiedenen Malen in seinem Sacke mitgebracht und Dir zu hohen Preisen aufgehängt hat, waren gewiß nicht auf ehrlichem Wege erworben; er hatte sie gestohlen. Ein Geschäft, das in solcher Gesellschaft, mit

solchen Mitteln betrieben wird, kann unmöglich ein gutes Ende nehmen, mag man auch sonst darüber denken wie man will."

„Schweig' jetzt und hör' mich an!" herrschte Frau Agathe dem Sohne zu. „Der alte Betz ist also, wie gesagt, hier und hat ein ganz neues Verfahren mitgebracht, wie man gewöhnliches Metall im Feuer haltbar vergolden kann, so daß selbst Goldschmiede die Fälschung nur schwer erkennen können. Er hat mir vorhin, als er flüchtig hier bei mir war, die Sache auseinander gesetzt. Auch hat er neue, wunderschöne Formen für Louisd'or mitgebracht, dazu einen Klumpen zusammengeschmolzenes Gold, den ich ihm bereits auf das Gewicht abgekauft habe, ebenso wie ich auch schon den Preis für die neuen Formen in gutem Gelde bezahlte. Diese schweren Ausgaben will ich nicht umsonst gemacht haben. Es wird deßhalb noch wenigstens so lange fortgearbeitet, bis das Gold verbraucht ist und die Formen sich verdient haben. Dabei bleibt's ohne Widerrede. Ich will Dich meinetwegen damit verschonen, daß Du selbst wieder die neuen Goldstücke unter die Leute bringst, Du würdest Dich am Ende doch dabei verrathen. Wir verkaufen sie Betz zu einem billigen Preise; er wird sie dann schon an den Mann zu bringen wissen."

Mutter, nein, ich thu's nicht, ich kann's nicht thun, es ist mir unmöglich," flehte Moritz wahrhaftig, „quäle mich nicht weiter. Ich will das Schwerste für Dich thun, aber muthe mir nicht mehr zu, was ich nun klar als Sünde und Unrecht erkannt habe. Laß Betz allein machen, wenn Du von der Sache nicht ablassen kannst; er hat ja früher in Ungarn schon das Geschäft allein betrieben; er wird's auch jetzt einmal allein fertig bringen."

„Ja wohl," sagte Frau Hartmann höhnisch, „und wird mir dann mit dem schweren Gelde, das ich ihm bezahlt habe, und mit dem Golde dazu auf Nimmerwiedersehen durchgehen. Siehst Du denn nicht ein, Schwachkopf, daß das nicht geht? Aber nun höre mein letztes Wort. Entweder Du gehst heute Nacht noch einmal mit Betz in die Eulenhöhle, hilfst ihm und bringst das Gold, welches ihr heute nicht verbraucht, sowie die neuen schönen

Formen wieder zurück — oder nie mehr, hörst Du? nie mehr, darfst Du mich „Mutter“ nennen. Ich sage mich los von Dir, und Du weißt, daß ich halten kann, was ich einmal gesagt habe! Nun wähle!“

Entsetzt und todtenbleich sprang Moritz auf und rief: „Mutter, nimm das Wort zurück, ich bitte Dich um Gotteswillen! Nimm es zurück, Du tödtest mich!“

„Nein, ich nehme es nicht zurück,“ sagte Frau Hartmann kalt. „Ich kann es nicht zurücknehmen einem herzlosen ungerathenen Sohne gegenüber, der seiner 70jährigen Mutter zu guter Letzt den Gehorsam aufkündigt. Ich will Deine gezwungene Hülfe nicht mehr länger als für diese einzige Nachtarbeit; gehst Du nicht, so hast Du schon vor meinem Tode keine Mutter mehr!“

Moritz fiel in den Sessel und barg das Gesicht in den Händen. Erst nach einer längeren Weile, während welcher die Mutter wartend vor ihm stand, nahm er die Hände vom Gesichte weg, reichte sie mit thränenfeuchten Augen der Mutter hin und sagte weich:

„Verzeihe mir, Mutter, ich will Dir folgen, aber Du mußt Wort halten: heute zum letzten Mal!“

„So, Moritz," sagte erleichtert Frau Hartmann, „jetzt bist Du wieder mein guter Sohn. Verzeihe auch Du mir, daß ich so hart zu Dir reden mußte; aber es ging nicht anders. Mein Wort werde ich halten."

Sie nöthigte jetzt den Sohn zum Essen; aber er stürzte nur rasch einige Gläser Wein hinunter und aß dazu einen Bissen Brod. Während dessen stellte Frau Hartmann das Licht auf das Fensterbrett, nahm es dann wieder weg, stellte es wieder hin und nahm es dann fort und wiederholte das auch zum dritten Male. Das war für den lauernden Betz das verabredete Zeichen, daß jetzt seine Gegenwart erwünscht sei. Es dauerte auch nicht lange, so klopfte es leise an Frau Hartmanns Thür, und als dieselbe geöffnet wurde, trat der Kesselflicker ein, die Schuhe in den Händen, und mit einem grinsenden Lächeln Moritz begrüßend.

„Das hat lange gedauert," flüsterte er, „es ist schon nahezu zwölf Uhr, und wir brauchen heute länger Zeit, bis Alles zugerichtet ist, um die schönen neuen Füchse zu machen. Sputen wir uns!"

Er legte seinen Sack, den er auf der Schulter trug, ab, schnitt sich ungeheißen ein paar tüchtige Stücke Brod, sowie eine entsprechende Portion Fleisch ab und that es mit der einen vollen Flasche in seinen Sack.

„Es ist kalt heute," sagte er wie zur Entschuldigung, „da bedarf man eine gehörige Magenstärkung."

Hierauf goß er sich aus der angebrochenen Flasche noch ein Glas Wein ein und trank es mit dem Worte: „Auf gutes Gelingen!" hastig leer.

„Nun kein Säumens mehr!" sagte er zu Moritz, der inzwischen schweigend einen alten groben Mantel aus dem Schranke der Mutter genommen und übergeworfen hatte. „Es ist hohe Zeit."

„Gute Nacht, Mutter!" sagte Moritz leise, da Betz schon die Stubenthür geöffnet hatte. „Wollte Gott, es wäre schon Morgen!"

„Nur nicht ängstlich, mein Sohn!" beruhigte die Mutter. „Gute Nacht!"

Leise schlichen die Beiden die Treppe hinunter, öffneten mit dem inwendig steckenden Schlüssel unhörbar das gut

eingeölte Schloß der Hinterthür und schritten durch den weichen, wässerigen Schnee über den Hof, sorgfältig bemüht, genau in die Fußtapfen der beiden Knechte zu treten. Nun wurde das Scheunenthor leise geöffnet, wozu Moritz den Schlüssel in dem Mantel hatte, sodann ebenso leise von innen wieder verschlossen und dann ging es durch den hinteren Scheunenladen ins Freie dem Walde zu, der hier höchstens fünf Minuten von dem Dorfe entfernt war.

Der Schneesturm, welcher den ganzen Tag geweht hatte, war vorüber. Nur hin und wieder zogen noch dicke dunkle Wolken am Himmel herauf und verdunkelten die Mondsichel und die Sterne, die helle vom blauen Himmel herabglitzerten.

„Es wird kalt heute Nacht," wollte Betz ein Gespräch beginnen. Aber Moritz zischte ihm ein leises Bst! zu, und Betz, der die Nothwendigkeit dieser Warnung begriff, schwieg wieder, indem er sorgfältig in die Fußtapfen des voranschreitenden Genossen eintrat.

V.

Fritz Späth, der Förster, hatte schon lange bei den drei Buchen Posto gefaßt, und zwar in dem dichten Nadelholz-Bestande, welcher den Fußpfad beiderseits umsäumte. Er hatte hier nicht bloß Schutz vor dem Schneesturme, sondern war auch im Stande, ohne selbst gesehen zu werden, die ganze Lichtung zu übersehen, auf welcher die drei Buchen standen.

Je mehr es gegen Mitternacht ging, desto mehr legte sich der Sturm; der Mond und die Sterne kamen zum Vorschein; es wurde kälter. Der bisher weiche, wässerige Schnee fing allmälich an zu gefrieren, und es war ein herrlicher Anblick, wenn der Mond hinter den Wolken hervorkam und sein mildes Licht über den Wald ergoß. Vorn unter den drei Buchen erglänzte die von keinem Fußtritte berührte Schneedecke wie ein silberner Spiegel, und die Schneeflocken, welche auf den Nadeln des Tannenbestandes hängen geblieben waren, glitzerten, von dem eintretenden Froste verdichtet, ringsumher wie

Millionen Diamanten. Der Förster, dessen Sinn für jede Naturschönheit offen und empfänglich war, freute sich dieser glitzernden Winterherrlichkeit lange, ohne daß andere Gedanken den Zugang zu seiner Seele suchten und fanden. Allmälich aber, als die steigende Kälte ihm das ruhige Stehen im Schnee unbehaglich zu machen anfing, erlosch die Freude an den Schönheiten der Winternacht und seine Gedanken wandten sich anderen Dingen zu. Zunächst den Forstgehülfen, die er erwartete. Er schaute nach der Uhr und berechnete, ob dieselben bald kommen könnten. Als er sich indessen überzeugt hatte, daß darüber im besten Falle noch eine halbe Stunde vergehen müsse, überließ er sich Gedanken, die ihn selbst angingen, die ihn aber, so sehr sie ihn auch beschäftigten, doch nicht abhielten, auf jedes leise Geräusch, das durch die Stille des Waldes zu ihm drang, mit der gespannten Aufmerksamkeit zu lauschen, welche dem Forstmanne und Jäger mit der Zeit zur unwiderstehlichen Gewohnheit werden.

Er dachte an seine Marianne, an welche sich sein Herz von dem ersten Augenblicke an, da er sie gesehen hatte, mit unauflöslichen Banden gefesselt fühlte. Rosige Träume von einer glücklichen Zukunft mit ihr umwoben seine Gedanken; denn, wenn er auch wußte, daß Frau Hartmann seine Liebe zu Mariannen mit mißgünstigen Augen ansah, er war gewiß, daß er das Herz des Mädchens für immer besaß, und da er mit Moritz Hartmann eine innige Freundschaft geschlossen hatte, so durfte er sich der beglückenden Gewißheit hingeben, daß es dem Drängen der beiden Kinder gelingen werde, das Widerstreben der Mutter zu überwinden. Vorläufig konnte er freilich noch nicht daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen, da das geringe Gehalt, welches er in seiner gegenwärtigen Stellung bezog, zur Unterhaltung einer Familie nicht ausreichte, und er keinesfalls hoffen durfte, Frau Hartmann, von welcher er wußte, wie sie an dem Gelde hing, werde eher ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Mariannen geben, als bis er wenigstens ein ausreichendes Einkommen erlangt habe. Aber da er wußte, daß er bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben war, und sich von Tag zu Tage eifriger bemühte, durch strenge

Pflichttreue ihr Wohlwollen in immer höherem Maße zu gewinnen, so konnte es ihm nicht bange sein, bald auf eine bessere Stelle befördert zu werden.

Je mehr aber seine Gedanken aus den Zukunftsträumen in die Gegenwart zurückkehrten, desto ernster wurde seine Stimmung. Er mußte sich unwillkürlich vergegenwärtigen, wie aufgeregt Marianne vorhin gewesen war, als er Abschied von ihr nahm. So ängstlich und besorgt hatte er das sonst immer so ruhige und gehaltene Mädchen noch nie gesehen. Sollte dir oder ihr denn wirklich ein Unglück bevorstehen? dachte er und erwog die Möglichkeiten nach einander, durch welche Mariannens Ahnung zur Gewißheit werden könnte. Aber auf ihrer Seite fand er auch nicht das Mindeste, was gegründeten Anhalt zu einer ernstlichen Befürchtung hätte geben können, und für sich selber kannte er keine Furcht, so lange er seine gute Doppelflinte geladen in den Händen hatte und den scharfen Hirschfänger an der Seite fühlte. Auch mußten ja jetzt bald die bestellten Forstgehülfen eintreffen, und dann durfte schon eine ganze Bande Wilddiebe herankommen, ohne daß Ursache zur Furcht gewesen wäre.

So beruhigte er sich vollständig und schaute gespannt nach der Richtung, aus welcher er die beiden Gehülfen erwarten durfte. Es dauerte auch nicht mehr lange, da schritten drei Gestalten vorsichtig dem Graben entlang, welcher die Lichtung um die drei Buchen umgab, und es ertönte das Geschrei eines Käuzchens durch die schweigende Nacht. Das war das unter den Forstleuten verabredete Nachtsignal, und kaum hatte Fritz Späth dasselbe leise erwidert, so glitten die drei Gestalten lautlos zu ihm in das Tannendickigt. Es war der Oberförster selbst mit zwei Jagdgehülfen.

„Noch nichts gehört?“ fragte leise der Oberförster.

„Nein,“ antwortete Fritz ebenso leise, „bis jetzt Alles ruhig; aber ich bin fest überzeugt, daß es heute Nacht etwas für uns zu thun gibt. Das Benehmen des alten Betz im Wirthshause war mir zu verdächtig.“

„Warten wir denn,“ entgegnete der Oberförster und gab den beiden Gehülfen Anweisung, wo sie sich aufstellen

sollten, um überallhin einen gehörigen Ausblick zu haben, während er selber bei Fritz Späth blieb.

„Erzählen Sie mir rasch, was Ihren Verdacht begründete, es sei heute Nacht wieder auf eine Wilddieberei abgesehen," raunte er diesem zu.

Fritz that es und der Oberförster mußte zugeben, daß die Schlüsse nicht ohne Grund sein möchten, welche Fritz aus dem Benehmen des alten Betz gezogen hatte.

„Wollte Gott," flüsterte er, „ich bekäme den alten Landstreicher heute unter die Finger! Ich wollte ihm schon zeigen lassen, was es auf sich hat, mir meine schönsten Rehböcke in den vermaledeiten Drathschlingen zu Schanden zu machen. Kein Anderer als er kann es gewesen sein; denn die Schlinge zeigte eine in Dratharbeiten geübte Hand."

„Pst!" machte plötzlich Fritz Späth und legte die Hand auf den Arm des augenblicklich verstummenden Oberförsters. „War das nicht soeben das Signal von drüben?

Es dauerte nicht lange, so erklang wieder der Ruf des Käuzchens, aber so natürlich, daß Niemand im Entferntesten ahnen konnte, er komme aus einem menschlichen Munde.

„Das war der Karl!" flüsterte kaum hörbar der Oberförster in das Ohr Späthe. „Achtung jetzt, sie kommen!"

Kaum war das Wort gefallen, da schritten zwei Männer in die Lichtung, die jetzt eben gerade vom Monde hell beleuchtet war, und nahmen den Pfad, der von hier aus tiefer in den Wald führte. Ihre Züge zu erkennen, war unmöglich, weil Beide die Mantelkragen hoch in die Höhe gezogen hatten. Die Lauschenden regten kein Glied, bis die Beiden drüben im Waldpfade verschwunden waren.

„Sehen Sie, daß ich mich nicht getäuscht habe, Herr Oberförster!" flüsterte nun Fritz Späth seinem Vorgesetzten zu. „Der kleine Dicke war, ich wollte meinen Kopf verwetten, der alte Kesselflicker. Wer aber der Andere war, ist mir ein Räthsel. Nun, wir werden's ja schon finden."

„Aber nur nicht zu hitzig!" warnte der Oberförster.

„Gewehre haben sie nicht gehabt; es ist auch kaum anzunehmen, daß sie dieselben hier so nahe beim Dorfe in Anwendung bringen werden. Wahrscheinlich wird es wieder auf eine kleine Jagd mit Schlingen abgesehen sein, die sie diese Nacht legen wollen. Wenn wir sie doch dabei ertappten! Wir müssen sie im Auge zu behalten suchen, ohne uns zu verrathen oder, wenn es nicht möglich ist, ihren deutlich sichtbaren Spuren nachgehen. Komm.n Sie jetzt!"

Das Signal rief die beiden Forstgehülfen herbei, und einzeln hinter einander machten sich die Viere nun auf den Weg. Ein Zweifel über denselben war nicht möglich; denn deutlich glänzten auf dem oben über gefrorenen Schnee die Fußtapfen der Vorangegangenen, und als die Spuren mit Einem Male von dem Pfade abbogen in ein dichtes Nadelholz hinein, zeigten die niedergetretenen Büsche oder solche, von denen der Schnee durch die sich Hindurchdrängenden frisch abgestreift war, unverkennbar, wohin sich die Verfolger zu wenden hatten.

„Um ihre Spuren sind sie nicht sehr besorgt," flüsterte der Oberförster dem vor ihm schreitenden Förster zu, der die Spitze des Zugs genommen hatte. „Mir scheint's, daß es auf den Wechsel drüben im Kreuzeck abgesehen ist. Geben Sie acht, dort finden wir sie."

„Dahin hätten sie aber einen bequemeren Weg gehabt, als diesen," bemerkte Fritz Späth, indem er sinnend einen Augenblick stehen blieb. „Hier geht's ja gerade auf den Abhang los, in welchem die Eulenhöhle liegt, und den müßten sie doch hinabsteigen, um nach dem Kreuzeck zu kommen. Das ist aber bei solchem Wetter eine gefährliche Parthie, welche bei einem plötzlichen Ausgleiten leicht den Hals kosten kann."

„Na," meinte der Oberförster, „einstweilen haben wir noch ihre deutliche Spur, wenn wir von ihnen selber auch noch nichts zu sehen bekommen haben. Und ich denke, wo die Lumpenkerle gehen können, da ist's auch für uns möglich. Also nur frisch voran, daß sie keinen zu weiten Vorsprung bekommen, denn sie schreiten, wie Sie gesehen haben, frisch d'rauf los und wir müssen schleichen, als wären wir auf dem Pürschgange."

Fritz setzte sich hierauf wieder in Bewegung. Bald war er an der Stelle angekommen, wo sich der Eingang zur Eulenhöhle befand, der mit dichtem Gestrüpp verwachsen war, weil der Volksaberglaube die tief in den Berg hineinstreichende Höhle als den Aufenthaltsort böser Geister bezeichnete und Niemand ohne Noth sich in die Nähe derselben wagte. Ueberdies führte nur ein ganz schmaler Pfad zu der Höhlenmündung, auf welchem man genau Bescheid wissen mußte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den steilen Abhang hinunterzufallen, der sogleich von der Höhle aus abfiel.

Hier hörten mit einem Male die Spuren auf. Verwundert blieb Späth stehen und schaute um sich; aber so hell auch gerade der Mond niederschien, er konnte weder ein menschliches Wesen entdecken noch eine weitere Spur.

„Was gibt's, Herr Förster?" fragte der Oberförster, der ein wenig zurückgeblieben war, als er herankam und sah, wie sorgfältig Späth nach allen Seiten umschaute.

„Sie sind in der Eulenhöhle," flüsterte der Förster, wo sie wahrscheinlich ihre Gewehre verborgen haben oder ihren Vorrath von Schlingen."

„Dann müssen wir hinter die Büsche und sie abwarten," sagte der Oberförster. „Wenn sie nur nicht denselben Weg zurückgehen und an der Fährte, die wir im Schnee gemacht haben, entdecken, daß sie verfolgt sind. Doch was machte auch am Ende das aus? Wenn wir sie mit Flinten oder Schlingen in der Hand erwischen hier mitten im Walde, so sind sie doch geliefert. Nun gilt's aber, sich vorsichtig zu vertheilen. Einer muß ihnen den Weg den Abhang hinunter verlegen, die Andern müssen sich rechts und links von unserer Fährte in die Büsche vertheilen. Nehmen Sie den Posten da unten, Herr Förster. Meine Glieder sind zu Kletterparthien schon ein wenig zu steif und Einer von uns Beiden muß bei den Leuten bleiben."

Der Befehl wurde befolgt, und bald herrschte ringsum das tiefste Schweigen, als ob keine Menschenseele in der Nähe sei.

Aber hatte man erwartet, die vermeintlichen Wild-

diebe bald wieder aus der Höhle hervorkommen zu sehen, so erwies sich das als ein großer Irrthum. Es verging eine Viertelstunde, es verging eine halbe Stunde, ohne daß sich etwas sehen ließ. Fritz Späth, der dem Höhleneingang am nächsten lag, glaubte nur zuweilen ein dumpfes Geräusch und sogar den Ton von Stimmen zu vernehmen, worauf er dann immer wieder mit neuer Aufmerksamkeit lauschte, wenn die Erwarteten doch nicht heraustraten.

Endlich, es mochte beinahe eine Stunde verflossen sein, vernahm Fritz den Schrei des Käuzchens und schlich sich sofort zu dem Oberförster hin, der ihn damit zu sich rief.

„Was, zum Henker! ist das, Herr Förster?" frug der Vorgesetzte. „Haben die Rehböcke jetzt in der Eulenhöhle ihren Wechsel? Oder sollten die Kerle am Ende Lunte gerochen haben und uns hier zum Narren halten wollen, während sie sich drinnen in der warmen Höhle vielleicht in aller Ruhe gütlich thun? Meine Knochen sind von der Kälte so steif, daß ich jetzt wenig zu brauchen wäre, wenn es an eine Verfolgung ginge. Das kann nicht länger so fortgehen. Wissen Sie denn auch ganz sicher, daß die Kerle in der Höhle sind? Soviel ich weiß, hat dieselbe doch nur diesen Eingang, aber keinen Ausgang, durch welchen sich die Herren könnten ins Freie verholfen haben.

„Seien Sie deßhalb ohne Sorgen, Herr Oberförster," antwortete Späth, „ich habe die Höhle sogleich als ich ins Revier kam, gründlich untersucht, weil sie mich interessirte. Es ist inwendig der harte, gewachsene Felsen ohne jeglichen Ausgang nach einer anderen Seite hin. Und daß die Kerle darin stecken, steht außer allem Zweifel; ich habe hier und da sogar ihre Stimmen vernommen."

„Dann müssen wir hinein, es mag gehen, wie es will," sagte kurz entschlossen der Oberförster. „Was auch mitten in der Nacht da drinnen geschafft werden mag, es kann nichts Gutes und Ehrliches sein. Aber lassen Sie uns erst einen Schluck Wein nehmen; denn mir ist hundekalt."

Die Forstgehülfen wurden nun herbeigerufen und auch durch einen Schluck Wein gestärkt und erwärmt.

Dann empfingen sie den Befehl, sich mit gespanntem Hahn am Eingange der Höhle zu postiren und erst einzudringen, wenn sie gerufen würden.

„Wir Beide, Herr Förster, sind ja wohl Manns genug, den Strolchen die Spitze zu bieten, meinen Sie nicht?"

„Gewiß, Herr Oberförster," antwortete Fritz Späth, „und außer dem haben wir auch noch zwei gute Gehülfen bei uns, die mitgehen, Jeder sein gutes Gewissen."

„Nun, dann voran!" kommandirte der Oberförster.

Sie arbeiteten sich durch das Gestrüpp vor dem Eingange der Höhle und gelangten glücklich in dieselbe, indem Späth auf dem schmalen Pfade voranging und seinem weniger leichtfüßigen Vorgesetzten die Hand reichte. Die beiden Forstgehülfen folgten und faßten Posto, so daß sie einen etwaigen Hülferuf aus der Höhle vernehmen konnten.

„Erlauben Sie, Herr Oberförster, daß ich uns erst etwas Licht schaffe," sagte der Förster, „denn die Höhle ist tief und wir dürfen nicht über das kleinste Steinchen stolpern, ohne unsere Anwesenheit zu verrathen; denn hier in dem engen Loche pflanzt sich das geringste Geräusch mächtig fort."

„Ja, haben Sie denn aber eine Laterne?"

„Die nicht; wohl aber ein Stückchen Wachskerze, das ich immer in der Tasche trage, damit ich, wenn ich in der Nacht nach Hause komme, nicht erst lange nach dem Leuchter umherzutasten brauche."

„Weise!" sagte kurz Herr von Waldstätten (so hieß der Oberförster), „zünden Sie denn Ihr Nachtlämpchen an!"

Im Scheine des Kerzchens schlichen die Beiden voran, und Fritz sorgte dafür, daß sie jedes Steinchen im Wege sehen konnten, indem er sich bückte und das Kerzchen ganz nahe an den Boden hielt. Bald wurde aber das Gebücktgehen eine Nothwendigkeit auch für den Oberförster; denn die Höhle wurde immer niedriger, so daß höchstens ein ganz kleiner Mann aufrecht hätte gehen können.

Plötzlich blieb der Förster stehen und flüsterte seinem Vorgesetzten zu: „Hören Sie 'mal, Herr Oberförster, welch ein seltsames Geräusch!"

Und in der That, es war, als ob ein mächtiges Thier im Schlafe läge und regelmäßige tiefe Athemzüge thäte. Zugleich strömte ein leichter Rauch den beiden Männern zu.

„Wir sind am Ende so glücklich, zu einem Stück Wildbraten zu kommen, den sich die Herren hier zubereiten," meinte der Oberförster. „Aber nur zu! Wir werden dem Räthsel ja sogleich auf die Spur kommen."

Die Höhle erweiterte sich jetzt wieder etwas, und da Fritz Späth tief im Hintergrunde einen matten Lichtschimmer erblickte, so blies er sein Kerzchen aus und raunte dem Oberförster zu:

„Wir müssen jetzt gehen wie auf dem Pürschgange, leise, Fuß um Fuß sachte voran. Der Schein unsers Kerzchens könnte uns zu früh verrathen."

Sie waren vielleicht zwanzig Schritte vorangeschlichen, da wurde der Lichtschimmer heller und sie hörten deutlich die Worte:

„Es geräth herrlich. Sieh nur einmal diesen prächtigen Glanz!"

„Das war die Stimme des alten Betz," flüsterte Fritz Späth dem Oberförster zu und blieb augenblicklich stehen. „Wer mag nur der Andere sein?"

Aber es erfolgte keine Antwort. Nur das eigenthümliche Schnaufen war zu hören, und zugleich drang ein stärkerer Geruch von Kohlenrauch den Lauschenden entgegen.

Noch einige Schritte vorwärts, und sie sollten die Lösung des Räthsels haben. Denn die Höhle ging hier in einem Bogen weiter, und kaum hatten sie denselben umschritten, so hatten sie die beiden Männer vor Augen.

Vor einem kleinen Kohlenöfchen, auf dem mehrere Tiegel standen, war der Eine beschäftigt, vermittelst eines Blasebalgs das Feuer anzufachen; er drehte den Zuschauern den Rücken zu, so daß sie ihn nicht erkennen konnten. Der alte Betz aber stand vor einem großen, breiten Steinblocke, über welchem an einem Drahte ein kleines Eisenlämpchen niederhing, und goß aus einem Tiegel in flache, runde Formen, welche auf dem Steinblocke umher lagen. Ein Kästchen und allerlei anderes Geräth lag auf dem Boden neben dem Oefchen.

„Also Falschmünzerei!“ flüsterte der Oberförster Fritz Späth zu, der ebenso entsetzt, wie er selber, dem Thun der Männer zusah.

Allein sein Flüstern mußte wegen der Aufregung, in welcher er sich befand, nicht leise genug gewesen sein; denn mit Einem Male schaute der alte Betz auf nach der Gegend, wo sie standen, und sprang dann mit einem wilden Schrei nach dem Hintergrund der Höhle, wo er stets für alle Fälle ein geladenes Doppelgewehr bereit stehen hatte.

Der Förster, welcher seine Absicht errieth, war jedoch mit ein paar mächtigen Sätzen hinter ihm und rief ihm mit angeschlagenem Gewehr zu:

„Rege Dich nicht, alter Hallunke, sonst bist Du ein Kind des Todes! Nieder auf den Boden, sonst sitzt Dir meine Kugel im Kopfe!“

In demselben Augenblicke stürzte der Mann am Oeschen, der auf den Schrei des alten Betz sich todtenbleich umgedreht hatte, der Länge nach zu Boden. Er war ohnmächtig geworden, als er die Stimme des Försters vernahm.

Der Oberförster, welcher sein Gewehr angeschlagen hatte, als Fritz Späth vorsprang, kam jetzt herbei und half dem Förster, den Kesselflicker niederhalten, der sich wie ein Wüthender geberdete, als Fritz Späth ihn mit dem schnell abgeschnallten Tragriemen des Gewehres fesseln wollte. Erst den Anstrengungen der beiden Männer gelang es, ihm die Hände auf den Rücken zu schnüren.

„Wen haben wir denn aber da?“ sagte nun Fritz Späth, sich zu dem Niedergestürzten wendend, „das scheint ja eine gar zarte Natur zu sein, daß er ohnmächtig wird wie ein Mädchen.“

Aber wie wurde ihm, als er das Eisenlämpchen von dem Drahte nahm und dem am Boden Liegenden damit ins Angesicht leuchtete! Fast wäre ihm das Lämpchen aus den Händen gefallen; seine Kniee wankten; er mußte sich auf den Steinblock niederlassen.

„Herr Oberförster,“ keuchte er, „sehen Sie einmal da!“

Auch der Oberförster erschrack auf's Heftigste, als er im Schein des Lämpchens Moritz Hartmann erkannte.

„Ist's möglich?“ rief er. „Moritz Hartmann?“

„Ja wohl,“ lachte da höhnisch der alte Betz,“ Moritz Hartmann. Nicht wahr Herr Förster, wenn Sie gewußt hätten, daß Sie den Bruder der lieben Marianne, Ihren guten Freund, hier bei solchen Geschäften fänden, dann hätten Sie die Eulenhöhle heute Nacht mit Ihrem Besuche verschont? Aber es ist nun einmal nicht anders.“

„Schweig' Spitzbube!“ donnerte der Oberförster ihm zu, sonst schließe ich Dir mit dem Gewehrkolben Dein freches Maul!“

„Brauchen Sie Ihr Gewehr lieber, um die Rehböcke zu schießen, die Einem hier in Ihrem Reviere wie von selbst vor's Gewehr und in die Schlinge laufen!“ höhnte Betz weiter, bei dem die Wuth von vorhin jetzt in bodenlose Frechheit umgeschlagen zu sein schien.

„Hat der da auch an Deinen Wilddiebereien Theil genommen?“ fragte der Oberförster, der mit stillem Ingrimm diese Worte vernahm.

„Nein, Herr Oberförster,“ antwortete Betz mit einer frechen Lache, „der Wahrheit die Ehre! Das habe ich als ein kleines Nebengeschäft allein besorgt. Es wird Einem ja auch hier so leicht gemacht. Wenn man Abends im Wirthshause ein paar kleine gruselige Geschichten erzählt, so ziehen die Schlafmützen von A . . . nachher die Bettdecke bis über die Ohren, und man kann vor ihren Thüren nach Herzenslust knallen. Selbst die Herrn Förster kriegen das Frieren, nicht wahr Herr Späth?“

Jetzt konnte sich der Oberförster nicht mehr halten; er stieß dem Kesselflicker so derb den Gewehrkolben in die Rippen, daß er laut anfing zu heulen, aber nun vorzog, stille zu sein.

Inzwischen hatte sich Fritz Späth wieder ermannt und wusch aus seiner Feldflasche den Ohnmächtigen an, der denn auch nach wenigen Minuten die Augen aufschlug und verwirrt um sich sah. Fast wäre er aber wieder von Neuem in Ohnmacht gesunken, als er das Gesicht seines Freundes über sich gebeugt sah.

„Fritz,“ flüsterte er, „was wirst Du von mir denken? Aber verdamme mich nicht; ich that's auf Befehl der Mutter. Marianne weiß von Nichts.“

„Stehen Sie auf Herr Hartmann," sagte nun der Oberförster. Es thut mir herzlich leid, aber meine Pflicht ist es, Sie mit Ihrem Genossen sofort zum Landrichter zu transportiren. Wie hätte ich mir etwas der Art je träumen lassen!"

Tiefseufzend stand Moritz auf, wäre aber wieder niedergesunken, wenn ihm nicht sein Freund Fritz unter die Arme gegriffen hätte. Er vergrub als er dastand das Gesicht in beide Hände und schluchzte laut.

Soeben traten die beiden Forstgehülfen in den Lichtschein die auf den Schrei des alten Betz eingedrungen waren, aber in der dunklen Höhle nur langsam hatten vorankommen können. Auch sie standen todtenbleich da, als sie sahen was hier los war, und regten sich nicht.

„Du, Karl, bleibst hier in der Höhle" befahl nun der Oberförster, „und hältst scharfe Wache, daß auch nicht das Mindeste hier verändert wird, bis das Gericht kommt. Hier hast Du meine Flasche und mein Butterbrod; denn es kann bis zum Tage währen, ehe Du abgelöst wirst." Und nun vorwärts! Herr Späth, gehen Sie mit Ihrem Kerzchen voran und leuchten; wir wollen dem Karl die Lampe hier lassen. So, Herr Hartmann, nun kommen Sie mit mir, und Du, Leopold, nimmst unsern lieben Freund Betz vor Dein Gewehr. Kannst ihm, wenn er nicht ruhig gehen will, mitunter Deinen Gewehrkolben zu kosten geben. Er hat uns, wie er mir eben gestanden hat, manchen Rehbock gestrippt und auch Dir mehr als eine schlaflose Nacht verursacht."

VI.

Vor der Höhle angekommen ordnete der Oberförster den Zug so, daß der Forstgehülfe mit dem gespannten Gewehre im Arm voranging. Dann folgte der alte Betz mit gefesselten Händen und hintendrein schritten der Oberförster und Fritz Späth, Moritz Hartmann in ihrer Mitte, sich auf den Arm des Freundes stützend.

So ging es voran nach dem etwa anderthalb Stunden entfernten Städtchen.

Zuerst herrschte tiefes Schweigen unter der Gesellschaft

Offenbar war Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, für die ja des ernsten, erschütternden Inhaltes so viel war. Nur der alte Betz, der wohl am wenigsten Ursache haben mochte, ein Alleinsein mit seinen Gedanken zu wünschen, versuchte es, schon nach einer kurzen Weile ein Gespräch in Gang zu bringen, indem er den vor ihm gehenden Forstgehülfen fragte, wie viel Uhr es wohl sein möge, und wie weit noch von hier nach dem Städchen sei. Allein der Oberförster stieß ihm den Gewehrkolben in den Rücken und rief:

„Willst Du wohl schweigen, alter Spitzbube! Noch Ein Wort, und ich schlage Dir meinen eisernen Ladstock um die Ohren, daß Dir Hören und Sehen vergeht. Du wirst wohl vor dem Landrichter Gelegenheit bekommen, zu reden!"

Als aber das dichte Niederholz durchschritten war, und der offene Pfad das Gehen weniger beschwerlich machte, verkürzte der Oberförster unmerklich seine Schritte, so daß bald zwischen Betz und seinem Begleiter und den drei Nachfolgenden ein größerer Zwischenraum war, der zwar gestattete, jede Bewegung des Kesselflickers im Auge zu behalten, es diesem aber unmöglich machte, ein hinter ihm geführtes Gespräch zu verstehen.

„Aber, Herr Hartmann," begann nun leise Herr von Waldstätten, „sagen Sie mir nur um Gotteswillen, wie Sie in solche Gemeinschaft und zu solchen Geschäften kommen! Armuth ist's doch gewiß nicht, was Sie zur Falschmünzerei führte, und daß man Sie des Geizes und der Habsucht beschuldigte, habe ich auch noch nie gehört. Sprechen Sie sich einmal frei und rückhaltlos aus gegen uns. Denn gegen Ihren Freund Späth hegen Sie doch wohl kein Mißtrauen, daß er Ihre Worte mißbrauchen werde, und von mir denken Sie, ich meine es recht herzlich gut mit Ihnen und fordere Sie deßhalb zum Sprechen auf. Ohnehin wird ja jede Last, die auf dem Herzen liegt, sogleich leichter, wenn man sich darüber ausspricht."

„Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte, Herr Oberförster," sagte Moritz, nachdem er ein wenig mit sich selbst gekämpft hatte, ob er reden solle oder nicht. „Meinem Freunde Späth habe ich schon in

der Eulenhöhle zugeflüstert, was mich so weit gebracht hat; denn er mußte es wissen. Gegen keinen anderen Menschen, hatte ich mir so eben vorgenommen, sollte davon ein Sterbenswörtchen über meine Lippen kommen; aber ich will bei Ihnen eine Ausnahme machen, wenn Sie mir versprechen wollen, gegen Niemand, auch selbst in meinem Interesse nicht, von dem, was Sie hören werden, Gebrauch zu machen. Ich halte Sie für einen Ehrenmann, und ich wünschte, daß ich wenigstens in Ihren Augen nicht als der schwere Verbrecher dastehen möge, für den sich gewiß die meisten Herzen mitleidlos verschließen."

„Nun denn" sagte Herr von Waldstätten, „so gebe ich Ihnen hiermit mein heiliges Ehrenwort, daß von dem, was Sie uns sagen werden, niemals etwas über meine Lippen kommen soll."

Moritz erzählte jetzt, wie seine Mutter ganz von dem

Gedanken eingenommen sei, sie müsse das Hartmann'sche Vermögen wieder auf dieselbe Höhe bringen, wie es vor den Kriegszeiten gewesen; wie sie deßhalb, als es ihr auf dem gewöhnlichen Wege des Erwerbs damit nicht schnell genug vorangegangen sei, sich an den alten Betz gehängt habe, weil der ihr, als sie ihm einst ihre Geschichte erzählt und ihre Noth geklagt hatte, vorgeredet, er wisse das rechte Mittel, wie sie das an ihr begangene Unrecht selbst wieder gut machen und zu ihrem rechtmäßigen Besitze gelangen könne; wie sie dann, als sich das von ihm angerathene Mittel der Falschmünzerei bewährt gehabt habe, immer völliger sich von dem Schurken habe umgarnen lassen, der jedenfalls selber von dem sauberen Geschäfte den größten Nutzen gezogen habe. Endlich sei auch die Mutter dahinter gekommen, daß Betz sie betrüge; da sie aber von dem Betrüger nicht mehr habe loskommen können, auch sich nicht habe entschließen mögen, dem unehrlichen Erwerb zu entsagen, so habe sie ihn, den Sohn in das Geheimniß gezogen und ihm befohlen, mit Betz gemeinschaftlich zu arbeiten und demselben auf die spitzbübischen Finger zu sehen.

„Ich habe mich Anfangs arg gesträubt," fuhr Moritz fort, wobei man es ihm deutlich abfühlen konnte, wie er sich durch die Mittheilung erleichtert fühlte; „denn mein Gewissen sagte mir sofort, daß das, was unter dem Deckmantel der Nacht und des tiefsten Geheimnisses geschehen müsse, ein Unrecht sei. Aber ich bin von Jugend auf gewöhnt gewesen, meiner Mutter in allen Stücken blindlings zu gehorchen, hatte auch einsehen gelernt, daß sie bis dahin mit ihren Befehlen immer so ziemlich das Richtige getroffen hatte. Es gelang ihr daher leicht, meine Bedenken mit einem Machtworte aus dem Felde zu schlagen. Ueberdies wußte sie mir die Sache so hinzustellen, als habe der Staat sich schwer an ihr versündigt, indem er ihr in den Kriegszeiten keinen Schutz und für ihre schweren Verluste keinen Ersatz gewährt habe, daß sie darum dem Staate gegenüber in ihrem vollen Rechte sei, wenn sie sich durch Mittel, die ihr zu Gebote stünden, das nähme, was man ihr widerrechtlich vorenthalten habe und noch immer vorenthalte. Tiefer in die Sache einzudringen und die Gründe, welche die Mutter vorbrachte, sorgfältiger zu

erwägen, hinderte mich die geistige Trägheit, welche mir von Kind auf anklebt."

„So wurde ich denn der Genosse des alten Betz, der alle paar Monate kam, mit mir eine gute Portion falschen Geldes anzufertigen, und dasselbe dann in der Zwischenzeit, Gott weiß, wie?, an den Mann brachte. Ich sogut wie die Mutter merkten zwar deutlich, wie er bei der Theilung des ergaunerten Geldes uns allezeit betrog, auch für das Silberzeug, was er zum Einschmelzen mitbrachte und sicher stets gestohlen hatte, sich die fürchterlichsten Preise gut that; aber wir waren eben in seiner Hand und bei der geringsten Mißhelligkeit mit ihm warf er uns Drohworte zu, die uns immer wieder einschüchterten und schweigen ließen. Wir verfertigten anfangs und bis ganz vor Kurzem nur falsche Kronthaler, aber das letzte Mal, als Betz hierher kam, — es war das verflossene Frühjahr — brachte er Formen für Louisd'or mit und zugleich ein Klümpchen Gold, mit dem er durch ein Verfahren, das nur er allein kennt, die von Zinn gegossenen Formstücke dünn überzog. Wir bekamen so eine ziemliche Anzahl falscher Goldstücke, von welchen ich auf meiner gestern beendigten zehntägigen Reise die Hälfte in Umlauf gesetzt habe, und zwar ohne alle Gefahr. Ich kaufte auf den Märkten von den Bauersleuten Vieh, das ich mit dem falschen Golde bezahlte, und verkaufte dasselbe dann wieder für gutes Geld auf andern Märkten.

„Nahmen denn die Leute so willig das Gold?" fragte Herr von Waldstätten dazwischen.

„Gewiß", entgegnete Moritz, „sie nahmen es viel lieber als Papiergeld, gegen welches ja der Bauer immer ein gewisses Mißtrauen hegt, und wenn ich Einen, der mich wegen seines ärmlichen Aussehens dauerte, mit Papiergeld bezahlen wollte, begehrte er dafür Gold. Aber gerade auf dieser Reise ist mir auch mit Einem Male das Gewissen aufgewacht; ich fing an zu zittern, wenn ich daran dachte, welcher Jammer bei den geringen Leuten entstehen würde, wenn sie fänden, daß ihr Geld falsch sei. Da hat es mir denn keine Ruhe gelassen da drinnen, und ich bin gestern Abend mit dem festen Ent-

schluße heimgekehrt, von dem ganzen, unsauberen Geschäfte Hand abzuziehen."

„Und Sie waren doch heute Nacht schon wieder daran?" bemerkte der Oberförster in vorwurfsvollem Tone.

„Verdammen Sie mich nicht, Herr Oberförster!" bat Moritz schmerzlich. „Gott weiß es, wie ernst es mir mit meinem Entschlusse war, den die Vorwürfe meiner Frau über meine häufige Abwesenheit noch befestigten! Gott weiß es auch, welch harten Kampf ich heute Abend mit meiner Mutter gehabt habe, als sie mir befahl, sogleich wieder an die verbrecherische Arbeit zu gehen, weil Betz mit neuen, noch schöneren Formen und mit der frisch erlernten Kunst, schlechtes Metall im Feuer zu vergolden, eben angekommen war! Aber, wenn eine Mutter, die ihre Kinder in so strengem Gehorsame erzogen hat, wie uns die unsrige, eine Mutter, die mit ihrem männlichen Willen das schwache Herz des Sohnes von jeher beherrschte, eine Mutter, die ja auch wirklich unermüdlich für ihre Kinder gesorgt und geschafft hat, wenn eine solche Mutter einem solchen Sohne mit Verstoßung droht, falls er nicht Einmal wenigstens noch ihren Willen thue; wenn sie den weinenden und flehenden Sohne mit erbarmungsloser Entschiedenheit zuruft: „Gehst du nicht heute Nacht noch Einmal, meinetwegen denn zum letzten Male, mit, so hast du von heute ab *keine Mutter* mehr! Herr Oberförster, dann muß man nicht der Mensch sein, der *ich* bin, um da widerstehen zu können!"

Moritz hat diese Worte mit einer Erregung gesprochen, die seine beiden Begleiter bis ins Innerste erschütterte, und als er nun gar mit den Händen das Gesicht bedeckte und bitterlich zu weinen anfing, da mußte Herr von Waldstätten stehen bleiben, um sich selber wieder zu sammeln.

„Geben Sie mir die Hand, Herr Hartmann", sagte er und seine Stimme zitterte dabei, „in *meinen* Augen ist Ihre Schuld jetzt sehr vermindert. Wollte Gott, es ginge Ihren Richtern ebenso wie mir! Und wenn Sie mir das Versprechen zurückgeben, welches Sie mir vor-

hin abnahmen, von Ihren jetzigen Mittheilungen gegen Jedermann zu schweigen, so glaube ich Ihnen die Versicherung geben zu können, daß Ihre Strafe nur sehr geringe ausfallen wird. Darf ich reden, wie ich will?"

„Nein, Herr Oberförster!" antwortete Moritz sofort mit aller Entschiedenheit. „Ich habe Ihr Wort und halte Sie dabei. Meine alte Mutter soll nicht noch am Ende ihres Lebens in den Kerker wandern. Ich müßte die Treue vergessen können, womit sie uns unter viel Mühe und Arbeit großgezogen hat; ich müßte vergessen können, daß sie zu der Sünde, in welche sie mich hineingezogen hat, im Grunde doch auch nur aus Liebe zu uns Kindern sich hat verführen lassen, wenn ich sie vor das Gericht kommen ließe. Nein, sie muß ganz aus dem Spiele bleiben; sie soll wenigstens durch mich nicht hineingezogen werden. Und wenn der alte Betz etwas auf sie bringen sollte, so werde ich doch vor Gericht die ganze Schuld auf mich allein nehmen. Was mich trifft, werde ich als eine wohlverdiente Strafe Gottes für meine unmännliche Schwachheit und Geistesträgheit hinnehmen! und dann wird Er mir ja auch helfen, das Schwerste zu tragen."

„Ja, das wird er sicherlich thun!" sagte Herr von Waldstätten tief gerührt, „ich würde sonst an der Wahrheit der Verheißung irre werden, welche dem Gebote gegeben ist: „Ehre Vater und Mutter!""

Fritz Späth war während des ganzen Gesprächs lautlos nebenher gewandert; aber als ihn nun der Oberförster fragte: „Was meinen Sie, Herr Späth?", da kam die Ursache seines Schweigens an's Licht. Er konnte nur wiederholt mit dem Kopfe zustimmend nicken, seine Stimme war unter heißen Thränen erstickt.

Auch Herr von Waldstätten schien jetzt mit den Thränen zu kämpfen, obschon ihn wohl Niemand, der ihm in das rauhe, bärtige Gesicht sah, solcher fähig gehalten hätte. Er ging lange Zeit stillschweigend und schneller als bisher vorwärts.

Endlich kürzte er wieder seine Schritte, die ihn schon ganz nahe an den alten Kesselflicker herangebracht hatten.

„Aber hat denn nie Jemand im Hause Ihrer Mutter Verdacht geschöpft, wenn Sie Nachts mit dem alten Betz herausgingen?“ So knüpfte er das Gespräch wieder an, als die nöthige Entfernung zwischen ihnen und den Vorangehenden lag. „Hat Ihre Schwester, das verständige, umsichtige Mädchen nie etwas gemerkt, oder die Dienstboten?“

„Nein,“ antwortete Moritz, „meine Mutter hatte alle ihre Vorkehrungen mit zu großer Vorsicht getroffen, und der alte Betz ist so schlau, wie es nur der geriebenste und abgefeimteste Spitzbube sein kann. Marianne hat nicht die leiseste Ahnung davon, daß etwas Unrechtes im Hause vorging. Wäre sie an meiner Stelle gewesen, sie hätte mit Entrüstung von sich gewiesen, wozu ich schwacher Mensch mich verleiten ließ.“

„Das freut mich von Herzen!“ sagte Herr von Waldstädten, der um das Verhältniß Späth's zu Mariannen wußte und diesem mit seinem Worte einen Trost geben wollte, „Wenn sie aber nur Ihre Entdeckung schon wüßte! Es ist ein trauriges Geschäft, der Ueberbringer dieser Botschaft zu sein, die sie jedenfalls auf's Tiefste niederschmettern wird!“

„Ja, lieber Fritz,“ sagte Moritz schmerzlich, dies Geschäft wird keinem Andern zufallen dürfen, als Dir. Aber, ich bitte Dich herzlich, mache keinen Gebrauch bei ihr von dem, was ich vorhin mittheilte! Sie würde sonst auch die Mutter verlieren, wie sie nun wohl den Bruder für lange Zeit verlieren wird. Denn mit ihrer Achtung vor der Mutter und mit ihrer Liebe zu ihr wäre es dann zu Ende.“

„Nun,“ sagte der Oberförster, „ich werde dafür sorgen, daß sie die Trauerbotschaft durch keinen Andern erfährt, als durch Sie, Herr Späth. Den Leopold werde ich in meiner unmittelbaren Nähe halten bis zum Mittage, und zu dem Karl in der Eulenhöhle wird sich wohl Niemand verirren, dem er das Geschehene mittheilen könnte, ehe er von seiner Wache abgelöst ist. Sie können wenn Sie wollen, sogleich vom Hause des Landrichters sich zurückbegeben, nachdem wir die Sache werden zu Protokoll gegeben haben.“

„Aber, lieber Fritz," fing Moritz zögernd wieder an, „Du wirst dann auch den andern Auftrag übernehmen müssen, meine Frau von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Für Dein Herz wird das zwar nicht schwerer sein, als die Mittheilung an Marianne, aber ich befürchte, du bekommst bei ihrer natürlichen Heftigkeit einen viel schwereren Stand, sie nur in etwa zu beruhigen. Es muß aber doch sein. — Ach, und meine armen Kinder!!" —

„Ihrer Frau will ich die Botschaft bringen," sagte rasch Herr von Waldstätten. „Mir wird das leichter als Herrn Späth. Wenn sie es dann auch vielleicht erst etwas später erfährt, sie erfährt es ja doch immer noch zu frühe."

„Das ist der Güte zu viel, Herr Oberförster," sagte Moritz, „und zwar gegen einen Verbrecher, der sie am allerwenigsten werth ist!"

„Lassen wir das jetzt!" antwortete Herr von Waldstätten. „Aber das glauben Sie mir, Herr Hartmann, daß es mir niemals in meinem langen Leben so schwer geworden ist, einer Pflicht zu genügen, wie heute. Wollte Gott, ich wäre von derselben verschont geblieben! Und doch freut es mich auch wieder von Herzen, daß ich Sie von einer Seite kennen gelernt habe, wie die, welche Sie soeben gegen uns hervorgekehrt haben. Ich bleibe dadurch davor bewahrt, in das Urtheil einzustimmen, welches so ziemlich allgemein über Sie gefällt werden wird, wenn Ihr Fehltritt bekannt wird, und in welches ich andrenfalls wohl mit würde eingestimmt haben. Wollten Sie mir nur auch gestatten, durch Mittheilung über das, was Sie soeben zu uns Beiden geredet haben, auch das Urtheil Ihrer Richter auf den rechten Weg zu leiten!"

„Nie und nimmer, Herr Oberförster! Ich habe Ihr Wort und binde Sie nochmals fest daran!"

Man hatte jetzt den Wald hinter sich gelassen und die freie Fahrstraße nach dem Amtsstädtchen gewonnen. Der Zug ging von hier aus wieder in fest geschlossener Ordnung, und jede Unterredung hatte ein Ende; jedes Herz machte sich mit seinen eigenen Gedanken zu schaffen.

Auch der alte Kesselflicker mußte mit solchen viel zu schaffen haben; denn er ging ruhig dahin, ohne wieder in seiner früheren frechen Weise das Anknüpfen einer Unterhaltung zu versuchen. Es mußten aber keine sehr erfreulichen Gedanken sein, welche ihn bewegten; denn mitunter fuhren ihm ein paar unverständliche Worte aus dem Munde, denen man deutlich anmerkte, daß sie weder ein Lobgesang waren noch ein Gebet.

Der Mond hatte sich schon hinter dem Waldgebirge versteckt und es herrschte tiefe Dunkelheit, als der traurige Zug im Amtsstädtchen anlangte. Die Bewohner desselben lagen noch im festen Schlafe; nirgends zeigte sich ein Lichtstrahl; selbst der Nachtwächter schien sich schon vor der immer noch steigenden Kälte in sein warmes Bett gerettet zu haben; denn die Glocke des Kirchthurms schlug allein die vierte Stunde, die auch von Rechtswegen des Wächters Horn noch hätte verkündigen sollen.

Ungesehen kam man vor dem stattlichen Amtsgebäude an. Aber es bedurfte eines wiederholten Klingelns, ehe sich etwas darin regte. Endlich erschien der Amtsdiener und erstaunte nicht wenig, als er sah, wer seinen Morgenschlaf so schnöde gestört hatte.

„Aber, Herr Oberförster, Sie hier? zu solcher Stunde?" fragte er.

„Frag' Er nicht lange, Scheuermann," fertigte der Oberförster den Erstaunten kurz ab. „Schaff' Er uns in ein Zimmer, das noch ein Bischen Wärme von gestern Abend hat, und weck Er sogleich den Herrn Landrichter! Er kann sagen, es handle sich um eine wichtige Dienstangelegenheit und ich ließe den Herrn Landrichter bitten, uns nicht zu lange warten zu lassen. Dann legt Er aber ein paar tüchtige Kloben in den Ofen des Zimmers, in das Er uns führt; es ist mir grimmig kalt."

Sie hatten nicht lange zu warten; denn der Landrichter war von dem heftigen Klingeln und dem Geräusch der vielen Tritte, die in den hohen Gängen des ehemaligen Klostergebäudes laut schallten, von selber erwacht, und folgte dem Amtsdiener fast auf dem Fuße nach, als er hörte, daß sein alter Freund, Herr von Waldstätten ihn zu sprechen verlange.

Wie erſtaunte auch er über die faſt unglaubliche Botſchaft des Freundes! Wie blieben auch ſeine Blicke voll mitleidiger Verwunderung an Moritz Hartmann hangen, den er von jeher als einen unbeſcholtenen, allgemein geachteten Mann kannte! Doch es war jetzt keine Zeit, zu unterſuchen und zu fragen, da der Oberförſter zur Aufnahme des Protokolls drängte, welches vorläufig den Thatbeſtand feſtzuſtellen hatte, und welches er ſodann mit Fritz Späth und dem Forſtgehülfen unterſchrieb.

Nachdem Herr von Waldſtätten noch gebeten hatte, die amtliche Beſichtigung der Eulenhöhle in möglichſter Frühe vorzunehmen, damit ſein armer Forſtgehülfe nicht zu lange auf Ablöſung von ſeiner Wache warten müſſe, winkte er dem Landrichter mit den Augen und trat in das Nebenzimmer.

„Laſſen Sie dem Hartmann ein ordentliches Zimmer anweiſen, lieber Freund," bat er da, „und thun Sie ihn ja nicht mit dem alten Spitzbuben zuſammen. Wie mir ſcheint, iſt er das Opfer einer heilloſen Verführung geworden und hat ſeine hauptſächlichſte Schuld in der Schwachmüthigkeit ſeiner Natur, die ihn gegen die Verführung nicht genug kämpfen ließ!"

„Gut," ſagte der Landrichter, „ich werde thun, was möglich iſt; denn ich konnte mich ſchon bei ſeinem Anblicke einer Regung des Mitleid's nicht erwehren, und Sie wecken dasſelbe mit Ihren theilnahmvollen Worten erſt recht auf."

Er rief hierauf den Amtsdiener und gab ihm die nöthigen Anweiſungen.

Als ſie wieder in das andere Zimmer traten fanden ſie Moritz Hartmann und Fritz Späth in leiſem Geſpräch,

brauchten aber beide die Rücksicht, dasselbe nicht sofort abzuschneiden, indem sie sich auch leise flüsternd noch eine Weile am warmen Ofen unterhielten.

„So, Herr Späth!" sagte endlich der Oberförster. „Jetzt wollen wir aufbrechen und nach Hause gehen, damit wir, ehe der Tag kommt, aus dem Städtchen sind. Leben Sie wohl, Herr Hartmann, Gott sei mit Ihnen!"

Damit reichte er Moritz die Hand und drückte sie herzlich. Fritz Späth aber verabschiedete sich von dem Freunde stumm mit einem langen innigen Händedrucke, der ihm die Versicherung geben sollte, daß er, was auch kommen möge, auf seine unveränderte Liebe und Freundschaft zählen könne.

VII.

Der nächste Weg nach der Oberförsterei bog nicht weit vor dem Städtchen von demjenigen ab, welchen Fritz Späth nach seinem Wohnorte einzuschlagen hatte.

Die gemeinsame Strecke wurde schweigend zurückgelegt, da die Gesellschaft Leopolds ein Gespräch hinderte, wie es jetzt zwischen dem Oberförster und Fritz Späth nur möglich gewesen wäre.

Wo die Wege sich trennten, hieß jedoch Herr von Waldstätten den Forstgehülfen voraus gehen und sagte dann zu dem Förster:

„Das war eine traurige Nacht, Herr Späth, die wir Beide wohl so bald nicht vergessen werden. Seien Sie aber ein Mann und bedenken Sie, daß es jetzt Freundespflicht für Sie ist, zu trösten und zu helfen. Ich entbinde Sie für zwei Tage von Ihrem Dienste, den Leopold oder Karl versehen soll, damit Sie freie Hand haben. Gott stärke Sie und gebe Ihnen das rechte Wort, wo Sie reden sollen und müssen! Adieu!"

Noch ein kräftiger Druck der Hand, dann eilte Herr von Waldstätten dem voraus gegangenen Forstgehülfen nach.

Fritz Späth sah sich jetzt allein mit seinen Gedanken. Aber was für Gedanken waren es, die seine Seele bestürmten! Wie war der schöne Traum von Liebe und Freundschaft, den er noch vor wenigen Stunden in stiller Waldeinsamkeit geträumt hatte, durch eine schreckliche Wirklich-

keit zerstört! Wie hatte ein unerwarteter Schicksalsschlag das schöne Luftgebäude einer glücklichen Zukunft an Mariannens Seite mit einem Male erbarmungslos niedergerissen! Sie selbst, die Geliebte, war ja freilich unschuldig an Allem und stand als die allein völlig Reine in dem Hartmann'schen Hause da. Aber mußte nicht doch sein Verhältniß zu ihr mit erschüttert werden durch den schweren Schlag dieser Nacht? War er denn nicht derjenige, durch welchen die Entdeckung des Verbrechens zunächst herbeigeführt worden war? Und wenn er auch von Mariannen nicht befürchtete, daß sie ihm daraus eine Schuld machen und deßhalb ihr Herz von ihm abwenden würde, da sie ja wußte, weßhalb er den nächtlichen Gang unternommen hatte, mußte nicht doch das Herz der Mutter gegen ihn so verbittert werden, daß kein Gedanke daran war, sie werde ihn je zum Schwiegersohne annehmen? Dazu fehlte Moritz, um durch seine Vermittelung und Fürsprache das Herz der Frau Hartmann zu erweichen und von seiner Abneigung gegen ihn zurückzubringen. Würde Marianne das wohl allein fertig bringen?

Und jetzt dieser furchtbare Auftrag, dem er sich doch unmöglich entziehen konnte, von dem er wohl begriff, daß nur er allein ihn vollziehen könne und dürfe, wenn nicht am Ende Mariannens Gesundheit oder gar Leben dabei Noth leiden sollte! Wie mußte er's nur angreifen, um langsam und schonend die ungeahnte Hiobsbotschaft mitzutheilen? Und doch was für einen Auftritt mußte es geben, wenn es ihm auch gelang, in der schonendsten Weise die furchtbare Wahrheit zu enthüllen?

„O Gott, gib Du mir Kraft und Weisheit," flehte er in seiner Herzensangst, „und sei Du bei mir in der schweren Stunde!"

Noch war es dunkel, als er in seinem Dorfe anlangte. Nur hier und da erst schien ein Licht durch das Fenster. Leise, als wäre er selbst ein Verbrecher, schlich Fritz durch die stillen Gassen und warf sich, als er in seinem Stübchen angelangt war, mit den Kleidern auf das Bette.

Aber kein erquickender Schlaf wollte über ihn kommen. Fieberisch jagte das Blut durch seine Adern und hämmerte

in den Schläfen, als wollte es sie zersprengen; ein heftiger Schüttelfrost überfiel ihn, und endlich war er doch genöthigt, sich zu entkleiden und in das Bette zu legen.

„Ach, Du mein Gott! Wie sehen Sie aus, Herr Förster!“ rief seine alte Hauswirthin, als sie nach einer Stunde etwa in das Zimmer trat, das Frühstück zu bringen. „Ihr Kopf glüht ja wie lauter Feuer und doch schnattern Sie vor Frost?“

„Ich bin die Nacht draußen im Reviere gewesen,“ antwortete Fritz, „und habe mich wahrscheinlich heftig erkältet. Kochen Sie mir doch sogleich einen starken Fliederthee, damit ich etwas Schweiß bekomme; dann wird's wohl bald wieder vorüber sein.“

Aber es wurde neun Uhr, bis der heftige Frost sich so weit gelegt hatte, daß er an's Aufstehen denken konnte. Rasch warf er sich nun in seine Kleider und eilte nach A . . . , damit nicht das Gerücht von dem, was in der Nacht geschehen war, sich eher verbreite, als er es in das Hartmann'sche Haus bringen konnte. Wie er es anbringen sollte, wußte er freilich noch immer nicht, wußte es jetzt noch weniger, als auf dem Heimwege; denn alle seine Gedanken gingen ihm fieberwirr durcheinander.

So erreichte er das Wirthshaus in A . . . und stieg lautpochenden Herzens die Treppe zu demselben hinan. Zitternd öffnete er die Thüre in eben demselben Augenblicke, als Marianne mit einem Korbe voll Gläsern aus der Stube trat.

„Fritz, wie siehst du aus?“ fragte erschrocken das Mädchen, als sie die todtenbleiche Farbe seines Gesichtes sah. „Nicht wahr, es ist dir doch etwas Schlimmes passirt heute Nacht, wie ich es ahnte?“

„Ich habe mich heftig erkältet,“ antwortete Fritz, ohne auf diese Frage einzugehen. „Sei so gut und mache mir sogleich etwas warmen Wein; das wird schon helfen.“

Während Marianne in die Küche eilte, den Auftrag auszuführen, betrat Fritz die Stube, wo Frau Hartmann am Fenster saß. Mürrisch erwiderte sie den Morgengruß des Försters und bekümmerte sich nicht weiter um ihn,

als er sich an den Tisch setzte, und ein Zeitungsblatt in die Hand nahm. Sie war ersichtlich sehr unruhig und lehnte sich einmal um das andere Mal in ihrem Sesselchen vor, um die Straße hinabzusehen, die nach Moritzens Wohnung führte.

Was sollte sie nur denken? Sonst waren die Beiden immer lange vor Tagesanbruch aus der Eulenhöhle heimgekehrt, ehe noch die Knechte aus dem Bette waren. Jetzt war es schon nahezu zehn Uhr, und weder der alte Betz war zurückgekehrt, wie sie sich durch wiederholtes Nachsehen in seinem Stübchen überzeugt hatte, noch hatte Moritz sich sehen lassen, der doch gewöhnlich nach solchen in der Höhle verbrachten Nächten zuerst zur Mutter zu kommen pflegte, um etwas zu genießen und den alten Mantel vom verstorbenen Vater da zu lassen, mit welchem er sich bei seinen nächtlichen Gängen verhüllte. Daß sie bei ihrem nächtlichen Geschäfte könnten entdeckt worden sein, fiel Frau Hartmann nicht im Entferntesten bei; sie wußte zu gut, welchen Schutz die Eulenhöhle im Volksaberglauben besaß, und wie man sich nicht einmal bei hellem Tage ohne die größte Noth in ihre Nähe wagte, geschweige denn in der Nacht. Was konnte also die Rückkehr der beiden Männer verhindert haben? Daß sie so lange ausblieben, um das neue Kunststück des alten Betz recht auszunützen und sogleich auf einmal eine tüchtige Portion Goldstücke zu fabriciren, konnte sie auch nicht wohl glauben. Es wäre eine zu große Unvorsichtigkeit gewesen, am hellen Tage die Höhle zu verlassen, eine Unvorsichtigkeit, deren sich der alte geriebene Kesselflicker gewiß nicht schuldig machen würde. Und Moritz? Würde der sich wohl am hellen Tage überhaupt in der Gesellschaft des Landstreichers wollen sehen lassen?

Solche und andere Fragen kreuzten sich schon seit dem frühen Morgen in ihrem Kopfe und jagten einander um so hastiger und ängstlicher, je später es wurde, und je weniger sie im Stande war, eine befriedigende Antwort zu finden.

Marianne hatte zwar sogleich beim Frühstück schon bemerkt, daß die Mutter etwas ganz Besonderes habe

und im höchsten Grade unruhig und verstimmt sei; aber, da sie zu strenge erzogen war, um sich von selber eine Frage nach der Ursache zu erlauben, die Mutter aber sich zu keiner Aeußerung herbeiließ, so hatte sie sich die Sache so zurechtgelegt, daß die Geschäfte, welche Moritz auf seiner Reise gemacht hatte, die Erwartungen der Mutter nicht völlig befriedigt haben möchten, und die Abrechnung gestern Abend nicht ganz glatt abgelaufen sein dürfte. Sie machte sich deßhalb keine besonderen Gedanken und war gutes Muthes, da der frische, sonnige Wintermorgen, welcher nach dem gestrigen Sturmwetter heraufgezogen war, die bangen Ahnungen verscheucht hatte, mit welchen sie sich gestern Abend noch lange im Bette gequält und die sie erst überwunden hatte, als sie in einem herzlichen Gebete alle ihre Sorgen auf den Herrn geworfen.

Wohl waren so eben, als sie ihren Fritz so bleich und verstört eintreten sah, diese bangen Ahnungen wieder erwacht, ohne jedoch in ihrem Herzen tiefere Wurzeln zu schlagen, da Fritz sein schlechtes Aussehen einer heftigen Erkältung zuschrieb und so leicht drüber hinging. Mit besonderer Sorgfalt bereitete sie den bestellten warmen Wein und setzte ihn mit einem freundlichen, herzlichen „Wohl bekomm's!" dem lieben Gaste vor.

Aber kaum hatte Fritz an seinem Glase genippt und überlegte eben, wie er es anfangen sollte, seine Hiobsbotschaft den beiden Frauen mitzutheilen, da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, und fast athemlos mit völlig verstörten Zügen stürzte Frau Anna Hartmann, Moritzens Frau, herein.

„Also wißt Ihr's noch nicht?" rief sie, als sie ihre Schwiegermutter und Marianne so ruhig dasitzen sah, „Herr Späth hat Euch noch nichts mitgetheilt?"

„Aber was denn um Gottes willen?" rief erschrocken Marianne, die das aufgeregte Wesen der Schwägerin nicht begriff, und bald diese, bald den Förster anstarrte.

„Daß mein Mann und der alte Betz diese Nacht in der Eulenhöhle beim Falschmünzen ertappt worden sind!" schrie Frau Anna so laut, daß sich ihre Stimme überschlug. „So eben hat mir's der Oberförster selbst berichtet,

der sie mit Herrn Späth antraf und sofort nach dem Amtsgerichte transportirte. Ist's wahr, Herr Späth, oder nicht?"

Fritz nickte nur mit dem Kopfe und sah mit einem Blicke, in welchem sich der tiefste Jammer malte, Marianne an.

„Barmherziger Gott!" schrie diese und taumelte nach dem Stuhle hin, von welchem sie beim Eintritte der Schwägerin rasch aufgesprungen war. Nur das schnelle Zuspringen des Försters, der sie in seinen Armen auffing, hinderte ihr Zusammenstürzen; denn ihre Gedanken verwirrten sich, ihre Kraft verließ sie. Der furchtbare Schlag war zu unvorbereitet, zu ungeahnt gefallen.

Auch die alte Frau saß wie erstarrt in ihrem Sesselchen. Die Hände umspannten krampfhaft die Seitenlehnen desselben; der Oberkörper war senkrecht aufgerichtet, die Augen waren wie gläsern vor Schreck; der Mund stand weit offen, ohne daß ein Schrei oder sonstiger Ton über die Lippen gedrungen wäre, welche in dem todtenbleichen Gesichte fast blau erschienen.

Anfangs schien doch eine Regung des Mitleids durch Frau Anna's Herz zu gehen, als sie sah, was ihre plötzliche Nachricht angerichtet hatte. Sie trat zu Fritz Späth hin, der die bewußtlose Marianne in den Armen hielt und reichte ihm das volle Weinglas hin, daß er sie anwäsche. Oder wollte sie nur die Rückkehr des Bewußtseins bei Mariannen haben, damit die auch hören könne, was sie zu sagen hatte?

Denn kaum hatte das kräftige Mädchen, ohne daß ein Anwaschen nöthig gewesen wäre, die Anwandlung von Schwäche überwunden und schlug die Augen auf, so trat Frau Anna Hartmann zu dem Sesselchen der Schwiegermutter, stemmte beide Arme in die Hüften und sagte, so laut zwar, daß man's im ganzen Zimmer verstehen konnte, aber doch mit gedämpfter Stimme, die wie gepreßt durch die Zähne zischte:

„Also das sind die Geschäfte, Frau Schwiegermutter, die meinen Mann seit zwei Jahren so oft von Weib und Kind und von seinem Hauswesen fern hielten?

Darum harrte ich so manche lange Nacht vergeblich auf seine Heimkehr, und sah ihn verstimmt und mürrisch nach Hause kommen? — O, Ihr wißt vortrefflich zu befehlen, Frau Schwiegermutter; denn nur Euer Befehl konnte den Moritz zu dem machen, was er geworden ist. Dafür kenne ich ihn. Habsüchtig ist er nicht, aber unendlich schwach Eurem Willen gegenüber. Und wie stark dieser Wille ist, wie er selbst nicht davor zurückbebt, Herzen auseinander zu reißen, das weiß ja Niemand besser als ich. — Aber nun hört auch mich! Ich kann auch einen Willen haben, und an Stärke und Festigkeit soll er dem Eurigen nichts nachgeben! Zwischen uns ist es aus! Ich sage mich los von Eurer nobelen Sippschaft ein für allemal. Ich nehme, was mein ist und gehe vorläufig wieder heim zu meinen Eltern. Ich will zu vergessen suchen, daß ein Falschmünzer, bald ein Zuchthaussträfling, mein Mann war; ich will zu vergessen suchen, daß ich die Mutter seiner Kinder wurde. Und diese Kinder schicke ich Euch noch heute zu. Vielleicht haben sie von den verborgenen Talenten ihres Vaters etwas geerbt; das könnt Ihr, Frau Schwiegermutter, hübsch ausbilden und sie dann nach fünfzehn, zwanzig Jahren auch so weit bringen, daß sie ihrem Herrn Vater nichts vorzuwerfen haben. Ihr seid doch Eurem Sohne etwas schuldig; denn wißt Ihr, wer eigentlich ins Zuchthaus gehört? Nicht er, sondern Ihr, Frau Schwiegermutter, Ihr und Euer guter Freund, der alte Betz, das sage ich!"

Unaufhaltsam wie ein vom Regen angeschwollener Waldstrom waren diese entsetzlichen Worte bei ihr hervorgebraust, unaufhaltsam und unaufgehalten stürmte die Erzürnte jetzt wieder zur Thür hinaus. Denn Frau Agathe Hartmann saß noch immer wie ein Steinbild in ihrem Sesselchen und Marianne, als sie die furchtbare Anklage vernahm, welche die Schwägerin der Mutter in's Angesicht schleuderte, drohte, auf's Neue wieder ohnmächtig zu werden; sie erzitterte so heftig, daß Fritz Späth es deutlich spürte und ihre Augen schlossen sich.

Aber plötzlich, wie von einer Feder emporgeschnellt, fuhr sie in die Höhe, entwand sich den Armen des Ge-

liebten, eilte vor den Schenktiſch hin, hinter welchem die Mutter ſaß, und an deſſen Gitter ſie ſich krampfhaft feſtklammerte.

„Mutter,“ rief ſie im Tone der Verzweiflung, „iſt das wahr, was Anna ſo eben ſagte? Haſt Du um das Treiben der Beiden gewußt und es ſelber befohlen?“

„Mutter,“ fuhr ſie mit herzzerreißendem Flehen fort, als die alte Frau regungslos ſitzen blieb und ihr wie geiſtesabweſend ins Geſicht ſtarrte, „Mutter, ich bitte Dich um Gottes willen: Ein Wort! Ein kurzes, kleines Nein!“

Da ſchien ſich der Krampf löſen zu wollen, der bisher die alte Frau gelähmt hatte, ſie erbebte an allen Gliedern; der Mund that ſich noch weiter auf, als wollte ſie aus der Tiefe der Bruſt Athem zum Sprechen holen. Aber es kam kein Wort; ſie fiel in ihr Seſſelchen zurück, der Kopf ſchlug hinten über.

„Fritz, Fritz!“ ſchrie Marianne, und ſprang um den Schenktiſch herum zur Mutter.

Aber vergeblich war es, daß ſie den Kopf der Mutter an die Bruſt legte und ſie mit den zärtlichſten Schmeichelnamen rief: vergeblich war es, daß Fritz herbeieilte, die vermeintlich Ohnmächtige mit Wein anzuwaſchen; der Tod hatte ſeine ſtarren Bande um ſie gelegt, ein Schlaganfall hatte das tief erſchütterte Herz plötzlich ſtill ſtehen laſſen.

Als alle Belebungsverſuche, die Marianne unverdroſſen machte, ſich als nutzlos erwieſen und die ſchon ſteif und kalt werdenden Glieder nicht dem geringſten Zweifel mehr Raum ließen, daß Menſchenhülfe hier vergeblich ſei, da warf ſich Marianne auf die Kniee und betete laut:

„Herr, Du trifft mich hart und ſchwer, gib meinem ſchwachen Herzen Kraft, ſich zu demüthigen unter deine gewaltige Hand und nicht zu verzagen. Du wirfſt mich

in ein Trübsalsfeuer hinein, wie ich es nie geahnt hätte; o, sei du mit mir und gib mir, daß ich vor dir erfunden werde, wie das Gold im Ofen! Verlaß mich nicht, Herr, und ziehe deine Hand nicht ab von mir!"

Nun erhob sie sich und es war, als ob der treue Herr ihr unverzüglich die Erhörung ihres Gebetes geschenkt hätte.

„Fritz," bat sie ruhig, „rufe die Magd und hilf Du uns, die Leiche der Mutter in ihr Zimmer tragen, sie muß von hier weg."

Und als dies geschehen war, und die Leiche mit Hülfe der lautschluchzenden Magd reinlich gebettet da lag, trat sie ruhig und besonnen die nöthigen Anordnungen, wie sie die Sitte des Dorfes beim Eintritte eines Todesfalles erheischten. Kein Klagelaut kam über ihre Lippen, keine Thräne in ihre Augen.

So trat sie, als das Nöthigste angeordnet war, wieder zu Fritz Späth in das Gastzimmer.

„Marianne, Du armes Kind!" jammerte dieser, als er die Geliebte so ruhig und thränenlos eintreten sah, und reichte ihr mit einem kummervollen Blick in ihre Augen die beiden Hände hin.

„Arm, Fritz?" entgegnete sie, „nein, das bin ich nicht. Einsam und von Menschen verlassen, wie man es nur auf Erden werden kann, das bin ich nun wohl; aber nicht arm; denn ich fühle es jetzt im tiefsten Herzensgrunde, wie reich man ist, wenn man einen treuen gnädigen Gott hat, zu dem man seine Zuflucht nehmen kann, auf den man sich stützen darf, wenn alle menschliche Stützen zusammenbrechen. Ich spüre, daß er mir nahe ist und daß er mit seiner Kraft meiner Schwachheit aufhilft, wie könnte ich sonst all das Furchtbare überleben, das in der letzten Stunde über mich hereingebrochen ist?"

„Aber, liebe Marianne," sagte Fritz im Tone leisen Vorwurfs, „meinst Du denn, ich könne Dich auch verlassen?"

Jetzt brachen bei Mariannen die verhaltenen Thränen mit einem Male hervor. Das Herz machte seine Rechte geltend und eröffnete die Quelle, welche Gottes barmherzige Liebe in das Menschenauge gelegt hat, mit ihren bittern und doch so linden Tropfen den furchtbarsten Schmerz

wegzuschwemmen. Laut schluchzend warf sich das Mädchen an die Brust des geliebten Mannes, der seinen Arm um sie schlang und sie still fortweinen ließ.

„Nein, Fritz," flüsterte sie nach einer langen Weile, indem sie das thränenfeuchte Auge zu ihm erhob, „daß Du mich auch verlassen könnest, jetzt verlassen, wo ich so entsetzlich einsam bin, das habe ich nicht gedacht. Wie sollte ich auch das noch ertragen? Du weißt ja, daß ich unschuldig bin und nichts ahnte von dem verbrecherischen Treiben des Bruders." — — „O Gott, sollte denn die Mutter wirklich davon gewußt, wirklich die Hand dabei im Spiele gehabt haben?" fragte sie dann plötzlich auffahrend und mit der Hand nach der Stirne greifend, als wollte sie diesem Gedanken den Eingang verwehren.

„Laß das jetzt, liebes Kind!" sagte Fritz beruhigend. „Sie steht ja nun vor dem Richter, der Schuld und Unschuld besser kennt als wir; wir wollen nicht richten und anklagen, nicht einmal in Gedanken."

„Du hast recht," antwortete Marianne. „Es ist aber Alles so furchtbar schnell und unerwartet über mich gekommen, daß ich mich mit meinen Gedanken gar nicht zurechtfinden kann. Nun, Gott wird mir ja helfen. Ihm will ich mich ganz in die Hände geben, die, wenn sie auch oft hart schlagen und schwer treffen, doch immer die treuen Vaterhände bleiben, welche Alles herrlich hinausführen können und die Wunden, welche sie schlagen, auch heilen!"

„Aber," fuhr sie mit einem Male fort, nachdem sie eine Weile den Kopf an der Brust des Geliebten geborgen hatte, „nun erzähle mir doch einmal, wie es diese Nacht gegangen ist; über die Mutter habe ich ganz vergessen, bis jetzt darnach zu fragen."

Und Fritz erzählte jetzt die Vorgänge der Nacht, wobei er jedoch von dem schwieg, was Moritz unterwegs mitgetheilt hatte.

„Es ist wohl kein Zweifel," schloß er, „Moritz ist das Opfer der Verführung des alten Betz geworden, der seine Schwachheit und Geistesträgheit schlau zu benutzen verstand und, als er ihn einmal im Garn hatte, nicht wieder von ihm abließ. Jetzt verstehe ich das scheue und unstäte Wesen, das Moritz so oft sehen ließ, verstehe es

auch, warum er mir nie eine Mittheilung machte, wenn ich ihn noch so eindringlich und herzlich bat, mir anzuvertrauen, was ihm offenbar auf dem Herzen lag. Ich schwieg zuletzt ganz still, weil ich dachte, es sei nichts Anderes, als das traurige Verhältniß zu seiner Frau, von dem er aber, selbst mir gegenüber, nicht gern reden möge."

„Sollte nicht eben dies Verhältniß zu seiner Frau auch der erste Grund gewesen sein, der ihn verführte, sich in die Hände des alten Betz zu geben?" fragte Marianne. „Sollte er nicht gedacht haben, ihr Herz zu gewinnen und ihren Widerwillen zu besiegen, wenn er sie mit Reichthümern umgäbe und sich die Mittel verschaffte, alle ihre Launen zu befriedigen? Ich kann mir nicht denken, was ihn sonst auf diesen schrecklichen Abweg geführt haben möchte: denn Anlage zum Geiz hat er selbst doch nie gehabt."

Fritz Späth zuckte die Achseln und sagte ausweichend: „Jedenfalls war es das falscheste Mittel, die Liebe seiner Frau zu gewinnen; denn so weit ich die kenne, macht sie Ernst mit dem, was sie vorhin gesprochen hat."

Marianne erbebte.

„Hältst Du das für möglich," fragte sie, „auch jetzt, wo das neue Leid hereingebrochen ist? Meine Mutter war, das weiß ich wohl, stets der Gegenstand ihrer Abneigung: sollte sie dieselbe auch jetzt noch über das Grab hinaus festhalten und gar auf ihre eigenen armen Kinder übertragen können? Sollte sie auf den bloßen Verdacht gegen die Mutter hin so alles weibliche, alles mütterliche Gefühl verleugnen können?"

„Ich fürchte, wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt halten," antwortete Fritz leise und drückte Marianne an sich, um ihr zu zeigen, wo sie eine Stütze suchen und auch gewiß sein dürfe, sie zu finden, wenn das Schlimmste kommen sollte.

Und das Schlimmste blieb denn auch nicht aus.

Kaum war der halbe Nachmittag verflossen, so kamen die beiden Kinder, Otto und Agathe, zur Tante und erklärten ihr mit fröhlichen Gesichtern: „Mutter hat gesagt, wir sollten jetzt bei Dir bleiben, Tante, und darüber sind wir froh; denn der Vater ist wieder fortgereist und die Mutter war so böse, ach so böse, daß wir uns ordent-

lich vor ihr gefürchtet haben. Sie wird sogleich unsere Bettchen heraufschicken."

Marianne war diesem Kindergruße gegenüber anfangs sprachlos.

„Also doch!" seufzte es nur in ihrem Herzen, „also doch, auch Angesichts des Todes, der doch sonst wohl die härtesten Herzen weich und versöhnlich stimmt, zumal wenn er so plötzlich eintritt, diese kalte, herzlose Unversöhnlichkeit, diese Verleugnung alles mütterlichen Gefühls!"

Sie hatte das von der Schwägerin nicht erwartet, da sie ihr sofort von dem plötzlichen Tode der Mutter Kunde gegeben; sie hatte im Gegentheile schon seit dem Mittage auf einen Besuch von der Schwägerin gewartet und gehofft, daß dieselbe, wenn die erste Erregung über ihr eigenes Unglück sich gelegt haben würde, kommen und ihr zur Seite stehen werde. Sie hatte es gar nicht anders für möglich gehalten, und jetzt diese herbe Enttäuschung!!

Aber auch das mußte getragen sein, und nachdem Marianne einen heiß flehenden Blick nach oben gesandt hatte, kam eine wunderbare Ruhe über sie, die heilige Herzensruhe, welche der Glaube schafft: Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.

Sie drückte die fröhlichen Kinder still weinend an's Herz, die jetzt, ohne daß sie es ahnten, Vater und Mutter verloren hatten, und es überkam sie wie ein Trostruf von oben: diese Kinder sollen dir deine Last tragen helfen.

War es denn nicht auch wirklich eine Erleichterung für sie, jetzt die unschuldigen Kinder um sich zu haben, wo von allen Seiten her so schwere Sündenschuld ihr entgegentrat? War es nicht eine Erquickung für sie, die munteren Kinder, die mit so großer Liebe an ihr hingen, in ihrer entsetzlichen Einsamkeit an ihrer Seite zu sehen, in der mütterlichen Fürsorge für sie eine wohlthätige Ableitung zu haben für die bangen, schweren Gedanken, die schon den ganzen Nachmittag ihr Herz bestürmt hatten?

So wohlthuend ihr nämlich anfangs die völlige Stille im Hause gewesen war, die sie umgab, nachdem Fritz Späth weggegangen war, um die nöthigen Anordnungen wegen des Begräbnisses der Mutter zu treffen, und nachdem das Gesinde sich an seine Nachmittagsarbeit

gemacht hatte, so fiel es ihr doch bald höchlichst auf, daß Niemand von den Nachbarsleuten sich im Hause blicken ließ, obwohl sie den plötzlichen Tod der Mutter durch die Magd hatte ansagen lassen. Es mußte ihr das um so mehr auffallen, da in A . . . die schöne Dorfsitte sehr hoch gehalten zu werden pflegte, wonach die Nachbarschaft an dem Wohl und Wehe jeder zu ihr gehörenden Familie Antheil nimmt und jedesmal zur Mittrauer sowohl wie zur Mitfreude herangezogen wird, aufmerksamer und sorgfältiger selbst, als es im Kreise der Familie geschieht. War das schon, so hatte sich Marianne fragen müssen, ein Gericht, das die Nachbarschaft stillschweigend an dem Hause zur Ausführung brachte, von dem ein Glied ein so schweres Verbrechen begangen hatte? Denn daß das Gerücht von der Gefangennehmung ihres Bruders und dem Grunde derselben bereits seinen Weg in's Dorf gefunden habe, daran konnte Marianne nicht zweifeln. Die Frau Schwägerin in ihrer furchtbaren Aufregung hatte es gewiß selbst verbreitet, und das recht laut und lärmend, um sich selbst von jedem Verdachte der Theilnahme und Mitschuld frei zu erhalten. Oder — kamen die Nachbarsleute am Ende deßhalb nicht, weil sie auch, wie die Schwägerin Anna die Verstorbene als die Anstifterin des Frevels betrachteten und deßhalb auch im Tode nichts mehr mit ihr zu thun haben wollten?

Das waren die neuen Sorgen und Bekümmernisse, die sich Mariannen schwer und drückend auf's Herz gelegt hatten und zu dem Kummer um den Bruder und um den Tod der Mutter, auch noch wieder die beängstigenden Zweifel an der Unschuld der letzteren fügten, die sie schon heute morgen bei der Anklage der Schwägerin ergriffen hatten und dadurch, daß der Tod so schnell den Mund der Mutter schloß, nicht befriedigend gelöst waren.

Marianne fand in der Beschäftigung mit den Kindern eine wohlthätige Ableitung für diese schwere Gedanken und hatte ihre liebe Noth, all den Fragen Rede und Antwort zu geben, womit die lebhaften Kinder sie bestürmten. Schnitten ihr diese Fragen auch mitunter tief in's Herz, besonders wenn sie der Großmutter galten, von deren Tod die Kinder allerdings wußten, aber nicht im

Stande waren, sich eine deutliche Vorstellung zu machen, so war es ihr doch ein großer Trost, daß die armen Kleinen von dem wahren Sachverhalte in Betreff ihres Vaters keine Kunde hatten und mit deßfallsigen Fragen die Tante nicht quälten. Es war ihnen nichts Neues, den Vater auf längere oder kürzere Zeit abwesend zu wissen, und die oft gemachte Erfahrung, daß er nie mit leeren Händen zurückkam, sondern ihnen stets etwas Schönes mitbrachte, tröstete sie leicht über seine Abwesenheit.

Als es bereits dunkel war, kam die Magd der Schwägerin und brachte Betten und Kleider der Kinder, aber ohne einen anderen Auftrag ihrer Herrin, als den, sie solle die Sachen für die Kinder in's Wirthshaus tragen. Kein Gruß! Keine Beileidsbezeugung! Kein Anerbieten ihrer Hülfe für die schwerbelastete Marianne!

„Kommt," sagte Marianne und schloß weinend die Kinder in ihre Arme, „Ihr seid jetzt meine Kinder, und," setzte sie dann für die Kinder unhörbar hinzu: „Gott wird mir ja helfen, Euch eine treue Mutter zu sein."

VIII.

Die Beerdigung der Frau Hartmann war vorüber. Nur eine ganz kleine Anzahl der Dorfbewohner, meist solche, die zu dem Hartmann'schen Hause in irgend einer näheren Beziehung standen, waren dem Sarge gefolgt; selbst Frau Anna Hartmann mit ihren Angehörigen hatte sich fern gehalten. Marianne an jeder Hand eines der Brudeskinder führend, war die einzige Leidtragende aus der Familie gewesen. Nicht einmal Fritz Späth konnte ihr bei diesem schweren Gange zur Seite sein; denn er hatte sich schon am Abende des Todestages der Frau Hartmann niederlegen müssen, und eine schwere Krankheit schien bei ihm im Anzuge zu sein.

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet" war das Wort gewesen, worüber der Pfarrer am Grabe gesprochen hatte. Allein es war dadurch kein Trost in Mariannens Herz gekommen; denn, obwohl es für sie selber an aufrichtenden Worten aus dem Munde des Pfarrers nicht gefehlt hatte, so mußte sie doch aus der

Wahl des Textwortes die Bestätigung ihrer bangen Sorge hernehmen, daß das Gericht der öffentlichen Meinung im Dorfe ihre Mutter verurtheilte und ihr die Mitschuld, wenn nicht gar die Hauptschuld an dem Verbrechen ihres Bruders zur Last legte.

Der Pfarrer, welcher sie nach dem Begräbnisse besuchte, mußte ihr leider auf ihr Befragen auch ausdrücklich diese Bestätigung ertheilen, und, wie milde und schonend er auch dabei verfuhr, Marianne konnte doch aus seinen Worten entnehmen, daß er selber von dem Verdachte gegen die Mutter nicht ganz frei war.

Da mußte sie Gewißheit haben. Und wer konnte ihr dieselbe anders geben, als Moritz?

Schon am folgenden Morgen machte sie sich auf den Weg nach der Amtsstadt, indem sie die Kinder und das Haus der Obhut der treuen Magd befahl. Sie wollte Moritz selber sprechen.

Allein, so gern ihr auch der Landrichter, dem sie unter Thränen ihre Lage schilderte, den Dienst erwiesen hätte, sie ihren Bruder sprechen zu lassen, das Gesetz verbot auf's Strengste jeden Verkehr eines Untersuchungs-Gefangenen mit den Seinigen. Von dem Klagen Mariannens gerührt, gestattete der Landrichter endlich, daß sie an ihren Bruder schriebe; der Brief müsse ihm aber offen übergeben werden und dürfe auch nicht die leiseste Andeutung über das geschehene Verbrechen enthalten, sondern höchstens sich über Familien-Angelegenheiten verbreiten.

Was konnte aber ein solcher Brief für Marianne nützen? Die Frage, welche ihr so schwer auf dem Herzen lag, durfte sie ja darin nicht einmal aussprechen, und wäre es auch Moritz gestattet worden, zu antworten, so hätte doch auch er nichts schreiben dürfen, was ihr das geringste Licht hätte geben mögen.

Mit schwerbeladenem Herzen trat sie den Heimweg wieder an, nachdem sie von dem Landrichter das Versprechen erhalten hatte, er wolle in schonendster Weise Moritz von dem plötzlichen Tode der Mutter unterrichten. Sie durfte nur den Einen Trost mitnehmen, daß sie, wenn die gerichtlichen Verhandlungen geschlossen und das

Urtheil gesprochen sein würde, wohl die Erlaubniß zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihrem Bruder erhalten werde.

Mit den gerichtlichen Verhandlungen ging es indessen nur langsam vorwärts, da es nothwendig war, über den alten Betz amtliche Erkundigungen einzuziehen und dieselben bis in sein Heimathsland, Ungarn, sich erstrecken zu lassen.

Marianne besorgte inzwischen unter dem Beirathe des Försters, der sich von seiner Krankheit bald wieder erholt hatte und so viel es sein Dienst und die Sitte gestattete, in dem Wirthshause verkehrte, mit wahrhaft männlicher Kraft und Umsicht das große Hauswesen und die beiden Kinder. Ein Versuch, den sie sogleich nach ihrer Rückkehr aus der Amtsstadt gemacht hatte, bei einem persönlichen Besuche der Schwägerin dieselbe zur Zurücknahme der Kinder und zur Wiederaufnahme ihrer mütterlichen Pflichten zu bewegen, war an der Kaltherzigkeit des tiefgekränkten Weibes völlig gescheitert.

„Ich kann mit einem Falschmünzer und seinen Kindern keine Gemeinschaft mehr haben," war die Antwort, die Marianne auf ihr herzliches Zureden empfing, „und wenn nicht Moritz als ein von seiner sauberen Frau Mutter Verführter freigesprochen wird vom Gerichte, so laß ich mich von ihm scheiden."

Auch der Pfarrer, den Marianne um seine Fürsprache bei der Schwägerin gebeten hatte, vermochte nicht, mit seinen eindringlichen Vorstellungen dieselbe zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Sie blieb unabänderlich bei dem Vorsatze, wenn ihr Mann verurtheilt werden würde, sofort die Scheidungsklage einzuleiten. Bis dahin wollte sie noch das Hauswesen ihres Mannes fortführen, ohne jedoch auf eine Zurücknahme der Kinder sich einzulassen.

Drei ganze Monate dauerte es, bis der Proceß gegen die beiden Falschmünzer spruchreif war. Moritz Hartmann hatte sich schon während der Untersuchung ohne allen Rückhalt und ohne jeden Beschönigungsversuch als schuldig bekannt und auf alle Fragen nach den Beweggründen zu seinem verbrecherischen Thun mit einem

beharrlichen Stillschweigen geantwortet. Der alte Betz dagegen hatte auf die alte Frau Hartmann alle Schuld geschoben und sich selbst sogar als das Opfer ihrer Verführung hingestellt. Das konnte ihn jedoch nichts nützen, zumal da aus Ungarn die Mittheilung gekommen war, daß er schon dort wegen Falschmünzerei verurtheilt worden sei, sich aber seiner Strafe durch die Flucht entzogen habe. Zahlreiche Diebstähle von Silberzeug, sogar ein zweimaliger Kirchenraub, trafen überdies mit seiner Anwesenheit an den Orten des Diebstahls so genau zusammen, daß der gegründetste Verdacht der Thäterschaft auf ihm haften blieb, wenn es auch nicht gelang, den geriebenen Spitzbuben, der Alles beharrlich ableugnete, thatsächlich zu überführen.

Das Urtheil lautete für ihn auf eine zwanzigjährige Zuchthausstrafe, nach deren Verbüßung er dann, falls er noch am Leben wäre, zur Bestrafung an seine heimathliche Behörde abgeliefert werden sollte. Moritz dagegen wurde nur zur zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Bei der außerordentlichen Theilnahme, welche alle seine Richter für ihn kund gaben, wäre es ihm gewiß möglich gewesen, auch dieses Strafmaß noch herabzumindern, wenn er sich hätte bewegen lassen, in den Antworten, die ihm die Richter mit ihren Fragen wahrhaft auf die Zunge legten, irgendwie seiner Mutter eine Schuld beizumessen. Allein kein anschuldigendes Wort über die Mutter kam über seine Lippen, und die Richter mußten endlich mit offenbarem, innerem Widerstreben das genannte Strafmaß ausmessen, da durch das lange andauernde Betreiben der Falschmünzerei viel falsches Geld ausgekommen und dadurch der öffentliche Wohlstand stark geschädigt war. Die Geldstrafe von zweitausend Gulden, die das Gericht ebenfalls aussprechen mußte, fiel natürlich ganz auf Moritz Hartmann, da bei dem alten Betz nichts zu holen war, als seine paar Kessel und Pfannen und das wenige Handwerkszeug.

Kaum war das Urtheil veröffentlicht, so strengte Frau Anna Hartmann wirklich die Scheidungsklage an wegen des entehrenden Verbrechens ihres Mannes und setzte es auch durch, daß die Scheidung gerichtlich aus-

gesprochen wurde, wenn es auch damit nicht so rasch ging, als sie es gewünscht hätte.

Marianne hatte von dem Landrichter die Erlaubniß erhalten, ihren Bruder noch einmal persönlich sprechen zu dürfen, ehe er zur Verbüßung seiner Strafe in das Zuchthaus der Landeshauptstadt abgeführt würde.

Welch ein trauriger Gang war das für sie! Jetzt sollte sie zwar Gewißheit erlangen, an wem die Hauptschuld liege, ob an Moritz selbst, oder an der verstorbenen Mutter; aber wohin ja auch die Schuld fiel, es war für sie ein gleich schwerer Verlust, entweder die Achtung vor dem Bruder darangeben zu müssen, an welchem sie mit ebenso treuer Liebe hing, wie er an ihr, oder die Erinnerung an die Mutter mit einem unverwischbaren dunkelen Flecken getrübt zu sehen. Und wenn sie an die Zukunft dachte, wie es mit dem zwiefachen Hauswesen gehen würde, und gar mit den armen Kindern ihres Bruders, die nun für die zehn schönsten Jahre ihres Lebens zu der Mutter auch den Vater verloren hatten, so wollte die Last, die auf ihr lag, ihr manchmal zu schwer dünken, als daß sie dieselbe zu tragen vermöchte.

Nur Fritz Späth begleitete sie auf dem traurigen Gange; aber er war selbst zu tief bekümmert, als daß er im Stande gewesen wäre, der Geliebten aufrichtenden Trost zu spenden. Er konnte sie nur trösten mit den Versicherungen seiner treuen, unwandelbaren Liebe.

Marianne hatte die Dämmerstunde gewählt, um den gestatteten Besuch bei ihrem Bruder zu machen, und leicht erhielt auch der Förster von dem freundlichen Landrichter die Erlaubniß, bei der Zusammenkunft zugegen zu sein. Es war schon fast dunkel, als die Beiden, von dem alten Amtsdiener Scheuermann geführt, in das Gefängnißzimmer eintraten, welches der Landrichter theils auf das Bitten des Oberförsters, theils aus eigener Theilnahme für Moritz, diesem allein angewiesen hatte.

Marianne hatte, als der Amtsdiener klirrend unter seinen Schlüsseln nach dem richtigen suchte, eine leichte Anwandlung von Schwäche gehabt und mußte sich eine Weile auf den Arm des Försters stützen und ihren Kopf auf dessen Schulter legen. Als aber der Amtsdiener zum

Eintreten aufforderte, hatte sie sich schon wieder gesammelt und stürzte nun auf den Bruder zu, dessen Gestalt sich von dem vergitterten Fenster, an dem er stand, noch deutlich abhob.

„Moritz, Moritz! Mein armer Bruder!“ rief sie und sank in die ausgebreiteten Arme des Gefangenen.

Nach einer längeren Pause, in der man nichts vernahm als das Schluchzen der Geschwister, die sich eng umfangen hielten, raffte sich endlich Moritz auf, begrüßte auch den Freund mit einem stillen herzlichen Händedruck und sagte mit bebender Stimme:

„Ach, Marianne, liebe Schwester, wer hätte je gedacht, daß wir uns so wiedersehen müßten! — Und die arme Mutter!“ — —

Da hob Marianne den Kopf in die Höhe, als sie fühlte, wie ein leises Beben bei dem Namen der Mutter den Körper des Bruders überlief.

„Moritz,“ hauchte sie leise, vor allen Dingen eine Frage: Wußte die Mutter um Dein Thun?“

Moritz bog sich ohne vernehmliche Antwort auf das Haupt der Schwester nieder; aber ein leises Nicken mit dem Kopfe war dieser Antwort genug. Laut schluchzend barg sie sich an der Brust des Bruders, als wollte sie der Antwort verwehren, in ihr Herz zu dringen.

„Marianne,“ sagte nun Moritz, „ich wollte Dir gern die Wahrheit vorenthalten, und ich hätte Dir, sie vorenthalten, wenn die Mutter noch am Leben wäre. Jetzt steht sie ja vor ihrem Richter, der wohl ein milderes Urtheil über sie haben wird, als es die Menschen hätten, da er weiß, daß nur die Liebe zu uns, ihren Kindern, sie auf den Irrweg verführte. Vor meinen Richtern habe ich geschwiegen, weil ich das Andenken der Mutter im Urtheil der Menschen nicht besudeln wollte. Und wie schwer ich es schon bereut habe, in dem ersten Schrecken über

unsere Gefangennahme dem Oberförster und Deinem Fritz das Bekenntniß abgelegt zu haben, daß ich nur im Auftrage der Mutter gehandelt, das weiß Gott. Vor Dir, liebe Schwester, kann ich nicht schweigen, denn wenn ich auch durch mein Bekenntniß nicht frei werde von der eigenen Schuld, dieselbe vermindert sich doch für Dein Urtheil. Du brauchst den Bruder nicht als einen gemeinen Verbrecher zu verachten, sondern kannst ihn nur bemitleiden wegen seiner unmännlichen Schwäche, die dem Drängen der Mutter nicht genug widerstand und auch sie dadurch immer tiefer in das Verbrechen hineinstürzen ließ."

Und nun erzählte er der still vor sich hin weinenden Schwester, wie Alles gekommen sei, jedoch immer eifrig bemüht, die Schuld der Mutter in dem mildesten Lichte erscheinen zu lassen.

„Ich danke Dir, Moritz," sagte Marianne, als der Bruder schon eine Weile geendigt hatte und sie bewegt an sich drückte, „der Zweifel der all die lange Zeit über mein Herz gequält hatte, ist jetzt gelöst. Für die Mutter will ich auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen, bei welcher ja viel Vergebung ist. Daß ich an Dich aber ohne Verachtung denken kann, ist mir ein rechter Trost. Was Du gefehlt hast, wird Dir Gott verzeihen, wenn Du seine Gnade suchst; was Du als Sühne für die menschliche Gerechtigkeit leiden mußt, wird er Dir tragen helfen und es Dir zu einem Läuterungsfeuer für Dein inneres Leben werden lassen. O, Du mein armer, lieber Bruder!"

„Aber warum ist Anna nicht mit Dir?" fragte jetzt Moritz, „warum sehe ich Dich allein hier? Sie ist doch nicht krank?"

„Doch," antwortete Marianne, „aber krank am Herzen."

„Wie so?" fragte bestürzt Moritz.

„Ach, daß ich Dir auch diesen Kelch noch reichen muß, mein armer Bruder!" schluchzte Marianne und erzählte dann, als der Bruder in sie drang, mit leiser Stimme das Benehmen der Schwägerin.

„Nimm Dir's nicht zu sehr zu Herzen, lieber Moritz," tröstete sie, als der Bruder wie gebrochen auf seine Bank niedersank. „Geliebt hat sie Dich nie und auch für Deine

armen Kinder hat sie nie ein mütterlich Herz gehabt. Suche sie zu vergessen, denn sie war Deiner und Deiner Liebe nicht werth. Deinen Kindern will ich eine treue, sorgsame Mutter sein so lange, bis Du wiederkehrst und sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen, daß Du sie mit Freuden an Dein Herz nehmen kannst. Sie haben sich schon so an mich gewöhnt, daß sie kaum mehr nach der Mutter fragen."

„Wissen sie denn, wo ihr Vater ist?" fragte Moritz, aus dem thränenlosen, dumpfen Schmerze plötzlich auffahrend, in welchen die Nachrichten von seinem Weibe ihn versenkt hatten.

„Sie wissen es nicht," antwortete sanft Marianne, „und wenn sie es, wie es ja gar nicht zu vermeiden ist, einmal erfahren würden, so will ich schon dafür sorgen, daß ihre Liebe Dir nicht verloren geht."

„Barmherziger Gott!" rief Moritz nach kurzem Sinnen aus, „es ist doch fast zuviel auf Ein Mal! Mutter verloren, Weib verloren, Kinder verloren, Freiheit und Ehre verloren! Habe ich denn das Alles verdient um meiner armseligen Schwachheit willen?"

„Siehe, ich will Dich läutern, aber nicht wie Silber, sondern ich will Dich auserwählt machen im Ofen des Elends! spricht der Herr," sagte Marianne ernst und würdevoll.

„Ja, Marianne, Du hast recht: das ist's!" sprach Moritz tief aufathmend. „Dies Wort bringt Licht in meine schreckliche Finsterniß. Habe Dank für das gute Wort! Jetzt begreife ich des Herrn schwere, aber doch weise und heilige Führung. Ich habe falsches Geld im Feuer vergolden wollen, um Andere zu betrügen; jetzt will mich der Herr selbst im Feuer der Trübsal vergolden, damit ich nicht um die Ewigkeit betrogen werde."

„O Herr, hilf," betete er dann mit aufwärts gerichtetem Blicke und gefalteten Händen, „o Herr, laß Alles wohl gelingen!"

„Amen! Amen!" seufzte tief erschüttert die Schwester, und es war dann lautlose Stille im Kerkergemach, als ob ein Engel Gottes hindurchschritte, mit dem linden

Hauche göttlichen Troſtes den brennenden Schmerz zu beſänftigen.

Da klopfte der Amtsdiener draußen an die Thür zum Zeichen, daß es nun Zeit ſei, die Unterredung zu beendigen.

„Und wie ſoll's nun daheim werden, Moritz?“ fragte Fritz Späth.

„Ja, wie ſoll's daheim werden?“ ſeufzte der Gefragte. „Weiß ich's denn ſelber? Ueberlegt Ihr es doch in Ruhe, und macht, was Euch am Beſten dünkt. Ich habe jetzt keine Gedanken für ſolche Dinge und erkläre mich im Voraus mit Allem einverſtanden, was Ihr beſchließen werdet.“

„Haſt Du denn gar keinen beſonderen Wunſch?“ fragte Marianne.

„In dieſen Angelegenheiten nicht!“ antwortete Moritz. „Fragt mich auch gar nicht mehr darüber. Ich will morgen ſogleich eine gerichtliche Vollmacht für Dich, liebe Marianne, ausſtellen laſſen, die Dich berechtigt, ganz in meinem Namen zu handeln, ſo wie Ihr es zu meinem und der Kinder Beſten für gut haltet.“

„Aber,“ fügte er dann leiſe hinzu und ſeine Stimme bebte dabei, „wohl hätte ich den Wunſch, Otto und Agathe noch einmal zu ſehen, ehe ich von hier fort muß, und — wenn ſie ſich dazu bewegen läßt — auch meine Frau. Vielleicht gelingt es mir, ſie anderen Sinnes zu machen und das erſtorbene Gefühl wieder zu erwecken.“

„Das Letzte wird Dir ſchwerlich gelingen, armer Moritz,“ erwiderte Marianne, „denn ſie wird ſich nicht bewegen laſſen, hierher zu kommen, und wenn ſie käme, würdeſt Du nur den Kummer haben, dieſelben giftigen ſchonungsloſen Worte vernehmen zu müſſen, die ſie mir zu hören gegeben hat. Aber Deine Kinder ſollſt Du noch einmal ſehen. Ich will ſogleich den Landrichter darum bitten.“

„Aber nur nicht hier darf es ſein,“ entgegnete Moritz ſchnell. „Sie ſollen nicht den traurigen Anblick haben, ihren Vater hinter Schloß und Riegel und Gitter zu ſehen. Man wird mir ja die Bitte nicht verſagen,

sie im Zimmer des Amtsdieners sehen und Abschied von ihnen nehmen zu dürfen."

Wiederum klopfte es draußen, und der Amtsdiener öffnete die Thür, um zum Fortgehen zu mahnen.

„Nun denn," sagte Moritz, „wenn's nicht anders sein kann. Adieu, Fritz! Verlasse Marianne und die armen Kinder nicht; sie haben ja keine andere Stütze jetzt, als Dich. Und Du, liebe Schwester, gedenke meiner in verzeihender Liebe und sei meinen Kindern eine treue Mutter! Der Herr wird Dir's vergelten. Er sei mit Euch und mir!"

Noch einmal warf sich Marianne weinend an die Brust des Bruders und riß sich dann mit einem stummen Händedrucke los, um der Aufforderung des Amtsdieners zu folgen. Auch der Förster reichte dem Freunde die Hand zum Abschiede, und der feste Druck derselben gab ein kräftigeres Versprechen, als eine Fülle von Worten vermocht hätte.

Schon unterwegs besprachen Marianne und Fritz, nachdem sie eine Zeitlang still neben einander her gegangen und ihrer schmerzlichen Gefühle Herr geworden waren, wie sich wohl die Angelegenheiten daheim am besten und zweckmäßigsten ordnen ließen.

„Die Geldstrafe bezahle ich," sagte sogleich Marianne mit Entschiedenheit. „Die armen Kinder sollen nicht mit dem Vater bestraft werden und ihr Vermögen verlieren. Ich will hoffen, daß damit das unrechte Gut, welches an unserem Erbtheile klebt, von demselben ausgeschieden wird, und der Fluch dadurch schwindet, der sonst auf Allem lasten und noch die Kinder verfolgen würde."

„So hatte ich auch gedacht," sagte der Förster freudig, „sobald ich das Urtheil hörte, und auch Herr von Waldstätten war sogleich meiner Meinung."

„Das ist also abgethan," erwiderte Marianne. „Aber wie soll es mit dem Hause der Mutter gehen? Ich mag nicht darin wohnen bleiben; denn ich müßte mit dem Gedanken an das Verbrechen, welches darin geplant worden ist, aufstehen und schlafen gehen. Ohnehin ist ja unsere Wirthschaft ganz und gar verödet; die

Leute aus dem Dorfe sehen das Haus kaum an, wenn sie vorübergehen, und für die wenigen Fremden, die kommen, ist's nicht der Mühe werth, die Wirthschaft fortzuführen."

„Meine Meinung wäre: Du verpachtest Haus und Wirthschaft für eine längere Reihe von Jahren und ziehst mit den Kindern herunter in das leerstehende Haus Deines Bruders. Von dem Gute Deiner Mutter verkaufst Du so viel, als zur Deckung des Strafgeldes nöthig ist und bewirthschaftest das Uebrige mit dem, was bei der Ehescheidung Moritz zufällt. Das Haus ist ja, wie mir Moritz einmal gesagt hat, von Deiner Mutter gekauft worden, und Deine Schwägerin hat also kein Recht daran."

„Werde ich aber auch im Stande sein, Alles gehörig zu verwalten so allein, wie ich bin?" fragte ängstlich Marianne.

„Nun, Du hast ja den treuen Peter an der Hand, der so ziemlich selbstständig das Gut Deiner Mutter gebaut hat. Der läßt Dich gewiß nicht stecken, und auf den kannst Du Dich verlassen."

„In Gottes Namen denn!" sagte Marianne. „Er, der der Waisen Vater sein will, wird mir ja durchhelfen."

„Ich hätte wohl noch einen anderen Plan," sagte Fritz nach einer Weile zögernd, „aber ich darf wohl kaum wagen, ihn jetzt auszusprechen."

„Nun?" fragte Marianne, „was meinst Du denn?"

„Daß Du mir am Altare die Hand reichtest und mein liebes Weib würdest," sagte Fritz leise. „Sieh, Marianne," fuhr er eindringlicher fort, als das Mädchen plötzlich stehen blieb, „ich könnte Dir dann ganz und voll die Stütze werden, die ich Dir gern sein möchte; wir hätten nicht mehr nöthig, so wie jetzt, auf das Gerede der Leute ängstliche Rücksicht zu nehmen, und Deine traurige Einsamkeit hätte ein Ende. Wir könnten uns zusammen mit aller Sorgfalt und Kraft der armen Kinder annehmen, denen ich gewiß ein treuer, liebevoller Vater sein wollte. Ich fühle zwar selbst, wie schwer es Dir jetzt werden muß, einen Entschluß zu fassen. Ich will Dich auch keineswegs drängen, schon um des Gerede

der Leute willen, die Dir unter den jetzigen Umständen, so bald nach dem Tode Deiner Mutter, gewiß eine schnelle Heirath übel nehmen würden; aber ich möchte Dich herzlich bitten, meinen Vorschlag zu überlegen."

„Fritz," entgegnete Marianne ruhig, als der Förster erwartungsvoll schwieg. „Du weißt, wie lieb ich Dich habe, wie mein ganzes Herz Dir gehört; aber von dem, was Du so eben gesprochen hast, kann nie und nimmermehr die Rede sein. Das Leben an Deiner Seite als Dein geliebtes und liebendes Weib war bisher mein schönster Traum und das Ziel meiner Hoffnungen. Das ist nun vorbei, vorbei für immer!"

„Aber, Marianne," sagte Fritz Späth mit dem Tone des höchsten Schreckens, „was sprichst Du? Habe ich denn Deine Liebe verloren? Bin ich Deinem Herzen etwa dadurch fremd geworden, daß ich zur Entdeckung Deines Bruders half?"

„Nein, Fritz, davon ist keine Rede; ich weiß ja, daß Du daran völlig unschuldig bist; ich weiß, wie sehr Du selbst dabei littest. Du hast auch meine Liebe nicht verloren, wie ich Dir schon sagte; sie bleibt Dir voll und ganz und für immer. Aber Deine Frau kann ich nicht werden, wie sehr ich Dich auch lieb habe und Deiner Liebe gewiß bin."

„Aber, Marianne, sprich um Gottes willen, warum denn nicht?"

„Weil Du Dein Leben nicht an die Tochter einer Falschmünzerin, an die Schwester eines Zuchthaussträflings binden darfst."

„Rede mir nicht drein," fuhr Marianne abwehrend fort, als Fritz ihr in's Wort fallen wollte, „sondern laß mich ruhig aussprechen. Schon seit dem Tode der Mutter ringe ich mit dem Gedanken, den ich Dir eben ausgesprochen habe, schon seit der Stunde, da meine Schwägerin den ersten Verdacht wegen der Schuld der Mutter in mein Herz geworfen hatte. „Du bist seiner nicht werth!"" Das war die Stimme, die fort und fort tönte und gegen die meine Liebe zu Dir mich vergeblich taub zu machen suchte. Heute, als Moritz mir die Bestätigung des Verdachtes gab, ist mein Ringen zum

Schluſſe gekommen Was ich Dir vorhin geſagt habe, iſt mein unwiderruflicher Entſchluß, den ich Dir hier unter freiem Himmel, unter dem Auge Gottes ausſpreche."

„Und das kannſt Du ſo ruhig, ſo kaltblütig ausſprechen?" fragte Fritz vorwurfsvoll. „Bedenkſt Du denn nicht, wie Du mit dieſem Entſchluſſe auch mein Lebensglück zertrümmerſt, welches ich nur an Deiner Seite finden kann? Marianne, Du kannſt mich nicht ſo lieb haben, wie ich bisher immer hoffte, wenn Du im Stande biſt, an dieſem Entſchluſſe feſtzuhalten, wenn Du mich von Dir ſtoßen kannſt, ohne einen triftigen Grund. Denn daß der Grund, den Du angeführt haſt, für mich kein Grund iſt, verſteht ſich ja ganz von ſelber. Wer weiß beſſer als ich, daß Du ſelbſt ohne alle Schuld biſt und nicht die geringſte Gemeinſchaft hatteſt mit dem Verbrechen, das Moritz beging? Wer weiß beſſer als ich, wie ſchuldlos im Grunde auch dieſer iſt, wie wenigſtens ſein Verbrechen keine Frucht eines verdorbenen Herzens iſt, um deßwillen man ihn nicht mehr achten und lieben könnte? Und was Deiner Mutter gefehlt hat, wer weiß das außer Gott dem Herrn und uns Wenigen, denen Moritz ſein Vertrauen geſchenkt hat, und die wir dasſelbe gewiß nicht verrathen werden, auch Herr von Waldſtätten nicht? Wohl reden die Leute jetzt noch von einer Schuld Deiner Mutter, aber ohne jede Gewißheit eines thatſächlichen Beweiſes; wie bald werden dieſe Stimmen verklingen und die Gerüchte einſchlafen, mit denen man ſich jetzt trägt, weil die Sache noch zu neu iſt?"

„Fritz, Fritz, ſchone mich!" flehte Marianne, „verſchone mich beſonders mit dem Vorwurfe, daß ich Dich nicht lieb habe. Gott weiß es, und ich bin überzeugt, auch Dein eigenes Herz ſagt Dir, wie unrecht Du mir damit thuſt. Um Dich zu überzeugen, will ich Dir in dieſer ernſten Stunde, im Angeſichte Gottes geloben, daß ich niemals meine Hand einem anderen Manne reichen werde, niemals. Genügt Dir das nicht? Aber ſiehe, ebenſo feſt und feierlich ſage ich Dir: ich kann Deine Frau nicht werden, und wenn auch meine Unſchuld an dem Verbrechen laut und öffentlich vor aller Welt ausgerufen

würde. Meine Pflicht ist es jetzt, an den Kindern meines Bruders Mutterstelle zu vertreten und meine ganze Kraft an ihre Erziehung zu setzen."

„Aber, Marianne," entgegnete Fritz, „biete ich Dir denn nicht meine Hand gerade deßhalb jetzt zu einer Zeit, die ja gewiß sonst die unpassendste wäre, um Dir meine Hülfe bei diesem schweren Werke gewähren zu können? Meinst Du denn, ich hätte nicht auch ein Herz für die armen Kinder meines Freundes?"

„O, wie gern nehme ich ja diese Hülfe an, lieber Fritz," antwortete Marianne, „wenn Du sie mir in brüderlicher Freundschaft leisten willst und in den Gränzen welche die Sitte fordert. Aber ich erkenne es als meine heilige Pflicht, mich nicht durch nähere und engere Bande zu binden, so lange ich nicht die Kinder in die Hände ihres Vaters zurückgegeben habe. — Und das sind zehn Jahre, Fritz!" — fügte sie seufzend hinzu. „In zehn Jahren kann sich viel, viel ändern!"

„Wenn sich bei Dir nichts ändert, Marianne," sagte Fritz traurig, aber fest, „bei mir wird sich nichts ändern, es sei denn, daß mein Herz während dieser Zeit für diese Welt zu schlagen aufhörte."

„Und bei mir wird sich auch dann nichts ändern, Fritz," antwortete Marianne leise und innig, „ich nehme meine Liebe zu Dir dann mit hinüber in die Ewigkeit."

Sie reichte ihm hierbei beide Hände hin, die er stumm an sein Herz drückte.

„Laß uns jetzt gehen, Fritz," bat Marianne, und thue mir den Gefallen, was wir so eben gesprochen haben, nicht wieder zu berühren. Wir wissen ja jetzt Beide, wie wir zu einander stehen."

IX.

Marianne begab sich, so schwer ihr auch der Gang wurde, sogleich am andern Morgen in das Haus der Eltern ihrer Schwägerin, um dieser persönlich die Bitte ihres Mannes zu überbringen. Aber sie erhielt dort nur mit finsterer Miene den Bescheid, daß Frau Anna gestern zu entfernten Verwandten abgereist sei, bei welchen sie vorläufig bleiben wolle.

„Und ihre Kinder?“ fragte Marianne entsetzt über solche Herzlosigkeit einer Mutter. „Hat sie es denn über's Herz bringen können, ohne allen Abschied von denselben zu scheiden?“

„Sie will einmal jedes Band zerreißen,“ antwortete achselzuckend der Vater Anna's, „welches sie an den Namen Hartmann knüpfte, weil dieser Name in dem Urtheile aller ehrlichen Leute so heillos befleckt ist. „Hätte ich das ahnen können,“ setzte er sich umwendend hinzu, „so hätte ich mein Kind nicht in Eure saubere Sippschaft hineingezwungen und sein Lebensglück zerstören helfen. Gott verzeihe mir's!“

„Es scheint,“ sagte Marianne, „als wolltet auch Ihr Euren Schwiegersohn und Eure Enkel verleugnen. Ist dem so?“

„Wo meine Tochter nicht mehr gebunden ist,“ war die kurze Antwort, „da sind wir's noch viel weniger. Was noch zwischen uns und der Familie Hartmann zu verhandeln ist, wird das Gericht besorgen.“

Marianne wankte wieder nach Hause, wo sie die beiden Kinder weinend in die Arme schloß.

„Jetzt seid Ihr ganz mein,“ sagte sie, „wollt Ihr mich denn auch lieb haben, als ob ich Eure Mutter wäre?“

„Ach Tante,“ schmeichelten die Kinder, „wir haben Dich ja so viel lieb, viel, viel lieber als die Mutter. Die war immer so böse gegen uns, und Du bist so gut. Aber den Vater haben wir auch lieb, so lieb wie Dich. Kommt er denn bald wieder?“

„Nein,“ sagte die Tante, „er muß diesmal lange, lange fortbleiben; aber wir wollen, ehe er ganz fortreist, morgen noch einmal zu ihm gehen, und ihn besuchen. Wollt Ihr?“

„Ei gewiß!“ jubelte Otto, „dann will ich ihm sagen, daß er mir ein schönes, großes Schaukelpferd mitbringt wenn er wiederkommt, so groß wie Hanfrieders Füllchen.“

„Und mir muß er ein neues Wägelchen mitbringen, worin ich meine Puppe spazieren fahren kann. Gelt, Tante, das wird schön werden?“

Das herzige Plaudern der Kinder legte sich wie er-

frischender Thau auf das von brennendem Kummer erfüllte Herz Mariannens, und sie gelobte vor Gott auf's Neue, den Kindern eine treue, sorgsame Mutter zu sein, und in der Sorge für sie das Lebensglück zu suchen, das sie an der Seite des Geliebten nicht glaubte suchen zu dürfen.

Wir unterlassen es, den Besuch beim Vater zu schildern. Wir würden von nichts erzählen können, als von dem tiefen, unsäglichen Weh des Vaterherzens, das die Kinder mit ihren harmlosen Fragen fast bis zur Unerträglichkeit steigerten; wir würden von nichts berichten können, als von dem trostlosen Jammer des Gattenherzens, den die Erzählung Mariannens von der Herzlosigkeit der Frau Anna und ihrer Familie nothwendig erregen mußte, da bei Moritz unter dem Bemühen, seiner Frau das Leben angenehm zu machen, eine wirkliche Liebe zu derselben erwacht war. Nur das sei erzählt, daß Moritz sich mit Allem einverstanden erklärte, was Marianne und Fritz Späth wegen der Ordnung der Familienangelegenheiten besprochen hatten und eine bereit gehaltene, gerichtliche Vollmacht an die Schwester übergab, die dieser völlig freie Hand ließ. Von ihrem Vorhaben, die Straffumme aus ihrem eigenen Vermögen zu bezahlen, sagte jedoch Marianne nichts und schwieg, als der Bruder sie bat, soviel von seinen Ländereien versteigern zu lassen, als zur Deckung der Straffumme nöthig sei. Eine Andeutung des Bruders in Bezug auf ihr Verhältniß zu Fritz Späth, die darauf hinauslaufen wollte, ihr eine Heirath mit demselben anzurathen, schnitt Marianne mit den Worten ab:

„Moritz, ich meine, an solche Dinge sollten wir jetzt lieber gar nicht denken. Wir wollen das ruhig in Gottes Hand legen. Er wird es fügen, wie es für uns heilsam ist."

„Verzeih, liebe Schwester," antwortete Moritz. „Ich möchte nicht, daß von dem Trübsalsfeuer, welches um *mich* so hoch auflodert, auch Dein Lebensglück versengt würde; deßhalb allein berührte ich Dein Verhältniß zu Fritz."

„Könnte denn das nicht auch im Feuer der Trübsal

vergoldet werden?" fragte leise und weich Marianne und drückte die Hand des Bruders.

„Nun ja," sagte Moritz, „so wollen wir auch das der Weisheit und Liebe dessen überlassen, der durch Nacht zum Lichte, durch Thränensaat zur Freudenernte führen kann und will."

„So sei es!" schloß Marianne und schickte sich dann an, der traurigen Zusammenkunft ein Ende zu machen. Sie steckte dem Bruder eine kleine handliche Bibel zu, die sie für ihn gekauft, sowie sein Gesangbuch, das sie ihm mitgebracht hatte, indem sie sagte:

„Darin suche Trost und Kraft, lieber Moritz, für die schweren Tage, die nun für Dich kommen werden. Daß man ihn reichlich darin finden kann, habe ich selbst in den letzten Tagen erfahren."

Noch eine letzte innige Umarmung der beiden Geschwister, noch ein rührendes Herzen der Kinder, die den schluchzenden Vater verwundert anschauten, — und die Thür der Amtsdienerstube, die der Landrichter für die Zusammenkunft bereitwillig gestattet hatte, trennte die so eng Verbundenen.

„Tante," fragte auf dem Heimwege der kleine Otto, „warum hat denn nur der Vater so arg geweint? Sonst that er das doch nicht, wenn er verreiste?"

„Er muß diesmal auch viel länger, als sonst, fortbleiben," antwortete Marianne mit schmerzbebenden Lippen, „und sieht Euch lange, lange nicht mehr."

„Aber warum kommt er denn nicht erst noch nach Hause und packt sein Felleisen, wie sonst?" fiel Agathe ein.

„Das schicken wir ihm nach," war die Antwort.

„Nun, wenn er uns nur etwas Schönes mitbringt," tröstete sich Otto.

„Das wird er ganz gewiß," sagte mit einem Blick nach oben die Tante; „etwas so Schönes, daß Ihr Euer ganzes Leben lang daran Freude habt."

Marianne that nun sofort die nöthigen Schritte, um ihre Uebersiedelung aus dem elterlichen Hause in das verwaiste Haus des Bruders noch vor Bestellung der Frühjahrssaat bewerkstelligen zu können. Sie ließ die

Verpachtung des Wirthshauses mit dem Theile des Gutes, der übrig blieb, nachdem sie für 2000 Gulden Ländereien versteigert hatte, in öffentlichen Blättern ausschreiben, und bald fand sich auch ein solider Mann, der das Ganze gegen eine entsprechende Pachtsumme übernahm. Sie selbst mit den beiden Kindern zog dann in das Haus des Bruders und griff das arg verwahrloste Hauswesen mit frischer Kraft an. In dem treuen Peter, der schon eine längere Reihe von Jahren die Ackerwirthschaft der Mutter fast selbstständig besorgt hatte, besaß sie einen Knecht, auf welchen sie sich verlassen konnte; und wenn erst die Scheidung zwischen Anna und ihrem Bruder gerichtlich ausgesprochen und der ihrer Schwägerin zugesprochene Theil des Ackergutes ausgeschieden war, so blieb ihr zum Bewirthschaften mit Peter nicht mehr übrig, als sie bequem übersehen konnte.

Aber es sollten bis dahin noch recht schwere Stunden für sie kommen. Denn als die Scheidung endlich zu Stande gekommen war und die Auseinandersetzung vor sich gehen sollte, hatte sie von dem Vater Anna's, der an deren Stelle handelte, die schlimmsten Gehässigkeiten zu erleiden. Nur der gute Rath und der freundliche Trost des Oberförsters, der jetzt, wo Fritz Späth nicht mehr so ungehindert mit ihr verkehren durfte, öfters bei ihr einsprach, führten sie auch über diese schweren Zeiten glücklich hinweg.

Bald mußte sie aber auf den Verkehr mit dem Geliebten ganz verzichten lernen. Denn Fritz Späth erhielt die längst ersehnte Beförderung auf eine bessere Stelle, die ihn an das äußerste Ende des Landes rief. Er wollte zwar durchaus diese Stelle nicht annehmen, um in der Nähe Mariannens bleiben zu können; aber da diese einen neuen Versuch, den er wagte, sie zur ehelichen Verbindung mit ihm zu bewegen, mit derselben Entschiedenheit, wie den ersten, von sich abwies, da auch Herr von Waldstätten ihm vorstellte, er würde, wenn er diese Beförderung ausschlüge, auf jede fernere Berücksichtigung durch die Forstbehörde Verzicht leisten müssen, so entschloß er sich endlich, die angetragene Stelle anzu-

nehmen. Er schied aber nicht ohne die Erlaubniß, mit Marianne im Briefwechsel bleiben zu dürfen.

„Mein Herz mit allen seinen Gedanken und Hoffnungen," sagte er beim Abschiede, „bleibt doch hier bei Dir, darum möchte ich auch mit Dir brieflich in Verbindung bleiben und an Deinem Wohl und Wehe meinen Antheil haben."

Damit aber der Briefwechsel kein Aufsehen errege, erbot sich Herr von Waldstätten, der an dem jungen Paare regen Antheil nahm, die Briefe durch seine Vermittelung gehen zu lassen.

Der Winter kam und ging, ohne daß Marianne die traurige Einsamkeit, in welcher sie sich befand, besonders schmerzlich gefühlt hätte. Einerseits nahm sie die Sorge für das Hauswesen sehr in Anspruch, in welchem durch das ungestüme, rücksichtslose Davonlaufen der ehemaligen Schwägerin Vieles in Unordnung und Versäumniß gerathen war, andrerseits gewährte ihr die Beschäftigung mit den beiden Kindern eine vollständige Ausfüllung ihrer freien Stunden. Otto wäre jetzt in dem Alter gewesen, das den Besuch der Schule für ihn nöthig gemacht hätte; allein Marianne konnte sich nicht entschließen, ihn schon jetzt in die Schule zu schicken, weil sie befürchtete, er würde dann durch die andern Kinder sogleich mit dem Schicksal seines Vaters bekannt gemacht werden und vielleicht gar den Spielball ihres Hohnes abgeben müssen. Ueberdies waren die beiden Geschwister so an einander gewöhnt, daß die kleine Agathe das Fehlen des Bruders bei ihren Spielen während der Schulzeit sehr schmerzlich empfunden haben würde. So entschloß sich denn Marianne, die selbst eine sehr gute Schulbildung besaß, nachdem sie mit dem Pfarrer und dem Oberförster deßhalb Rücksprache genommen hatte, den ersten Unterricht Otto's selbst zu übernehmen, und brachte es auch wirklich so weit, daß Otto gegen das Frühjahr hin einigermaßen lesen konnte. Mit dem Schreiben ging es wohl etwas langsamer; aber das Versprechen der Tante, er dürfe, wenn er schön genug schreiben könne, einmal ein Briefchen an den Vater und an den Onkel Förster beilegen, wenn sie selbst schriebe, spornte den begabten Knaben zu mächtigem Eifer an,

seine Schiefertafel jeden Tag mit einer Unzahl noch nicht erkennbarer Buchstaben zu bedecken.

Es war Frühling geworden nach einem langen, kalten Winter. Die Sonne schien schon recht lustig durch die großen hellen Fensterscheiben, hinter denen Marianne mit ihrer Näharbeit saß, während die Kinder sich lustig in ihren Spielen umhertummelten. Da ging die Thür auf und die Goldtheres trat ein, eine wandernde Krämerin aus der Stadt, die mit ihrem Kasten jahraus jahrein das Land durchstrich und stets voller Neuigkeiten steckte.

„Guten Tag, Jungfer Hartmann," grüßte sie freundlich, „noch immer so allein? Ich hätte gedacht, Sie jetzt als Frau Försterin zu finden."

„Da habt Ihr Euch geirrt, Theres," entgegnete ruhig und ernst Marianne. „Ich habe ja hier meine Haushaltung und meine Kinder. Mehr bedarf ich nicht zu meinem Glücke."

„Ja, ja," lenkte die Krämerin ein, als sie merkte, daß Marianne von ihrer Bemerkung unangenehm berührt worden sei, „Gott lohn's Ihnen, was Sie an den armen Kindern thun! Alle Welt spricht davon und rühmt Sie deßhalb."

„Ich will von Ruhm nichts wissen, Theres," antwortete Marianne, „ich thue nur, was meine Schuldigkeit ist."

„Ach ja," fuhr die Krämerin fort, „und die armen Würmer bedürfen es jetzt doppelt, daß sich eine mitleidige Seele ihrer annimmt!"

„Wie so?" fragte Marianne.

„Wissen Sie denn nichts von dem, was doch hier in A . . . zuerst bekannt geworden sein sollte?"

„Ich habe wenig Verkehr mit den Leuten im Dorfe," sagte Marianne; „aber was wißt Ihr denn Neues, was die Kinder angehen sollte?"

Kommen Sie einmal ein wenig mit herüber in die Nebenstube, da will ich's Ihnen sagen."

Und was hörte Marianne? — Daß Frau Anna vor etwa 3 Wochen mit ihrem ehemaligen Geliebten auf und davon gegangen sei, Niemand wisse, wohin? — Derselbe habe sich, als er von der Scheidung Annas gehört, in dem Dorfe, wo dieselbe noch immer bei ihren Verwandten

weilte, Arbeit gesucht, das Verhältniß mit seinem früheren Schatze wieder angeknüpft, und sei endlich, als Anna's Verwandte die Sache zu hintertreiben gesucht hätten, mit dieser bei Nacht und Nebel durchgegangen.

Marianne erschrak aufs Heftigste über diese Botschaft. Sie hätte eher alles Andere als dieses von Anna erwartet, die doch stets so empfindlich gewesen war in dem, was ihre Ehre anging und die Scheidung von ihrem Manne nur deßhalb betrieben hatte, damit nicht die Schande auf sie fiele, einen Zuchthaussträfling zum Manne zu haben.

„Ist das auch wirklich wahr, Theres?" fragte sie todtenbleich.

„So wahr wie das, daß ich jetzt hier vor Ihnen stehe," antwortete die Krämerin; „ich kam ein paar Tage, nachdem die Sache geschehen war, in das Dorf, und da man wußte, daß ich hier aus der Gegend sei, wurde mir sogleich die Neuigkeit erzählt, die alle Zungen in Bewegung setzte."

„Wer sich dünken lässet, er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!" sagte tief ergriffen Marianne. „Gebe Gott, daß die unglückselige Frau ihren unbesonnenen Schritt nicht schwer bereuen müsse! Doch vielleicht geht sie jetzt in eine Schule, die ihr heilsam ist."

„Die Leute prophezeien ihr nicht viel Gutes," sagte Theres," ihr Liebhaber soll ein fauler Schlingel sein, der obendrein sehr hitzig ist. Aber er soll ein bildschöner Mann sein, und deßhab ist wohl die alte Liebe bei der jungen Frau wieder aufgewacht."

„Nun, Gott der Herr wolle Alles zu ihrem Besten lenken," sagte liebevoll Marianne und entließ die Krämerin, nachdem sie ihr eine Kleinigkeit für die Kinder abgekauft hatte. Sie beschloß aber, ihrem Bruder nichts von der traurigen Botschaft mitzutheilen, worin ihr auch Fritz Späth, an welchen sie sogleich deßhalb schrieb, vollkommen beipflichtete.

Auf die Eltern Annas schien der unbesonnene Schritt ihrer Tochter indessen sehr tief eingewirkt zu haben. Der Vater ging umher wie ein Schatten und wagte kaum, die Leute anzusehen; die Mutter aber verfiel nach Ver-

lauf einiger Tage in eine schwere Krankheit, die sie an den Rand des Grabes brachte.

Wie erstaunte Marianne, als sie mit einem Male Botschaft bekam, sie möge doch einmal zu der Schwerkranken kommen! Sie säumte indessen keinen Augenblick, dieser Bitte Folge zu leisten, und fand die Kranke in großer Aufregung.

„Marianne!“ rief dieselbe ihr entgegen, „wie freue ich mich, daß Du zu mir kommst und meine Bitte nicht abgeschlagen hast. Ich wollte Dich doch so gern noch einmal sprechen, ehe es mit mir zu Ende geht; ich glaube, ich hätte ohne dies nicht ruhig sterben können.“

„Nun, so weit wird es ja doch wohl noch nicht mit Euch sein,“ sagte Marianne.

„Doch, doch! ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Anna's Aufführung, von der Du ja wohl schon gehört hast, hat mir den Todesstoß gegeben. Ach, dieses Kind hat mir schon vieles Herzweh bereitet, aber jetzt doch das schwerste.“

„Ja, ja,“ sagte Marianne, „es war ein leichtsinniger, unbesonnener Schritt, wie ich ihn nie von ihr erwartet hätte. Aber wir wollen hoffen, daß ihn die Güte Gottes doch zum Besten für sie lenkt.“

„Marianne,“ sagte die Kranke und zog das Mädchen näher zu sich, indem sie ihre Hand ergriff, „glaube mir, mit meinem Willen ist es nicht so gekommen, wie es jetzt steht. Ich wollte durchaus nicht haben, daß sich Anna von Deinem Bruder scheiden ließe; aber ich konnte mit meiner Meinung nicht durchdringen gegen ihren harten Kopf und gegen den Willen meines Mannes, der sie in ihrer Abneigung gegen Euch noch bestärkte. Ich mußte geschehen lassen, was ich nicht hindern konnte. Aber daß Anna so kaltblütig ihre Kinder drangeben konnte, daß sie dieselben selber von sich stieß und nicht einmal in ihren Briefen nach ihnen fragte, das hat mich auf's Tiefste erschüttert. Denn daß eine Mutter so alles Gefühl für ihr eigenes Fleisch und Blut verleugnen kann, das ist etwas geradezu Unnatürliches. — Wie oft habe ich insgeheim bittere Thränen vergossen, wenn ich die armen Kinder von fern sah, und durfte doch vor meinem

hartherzigen Manne nicht wagen, mich mit ihnen abzugeben, oder sie gar einmal hierher in unser Haus zu rufen!"

„Laßt das jetzt," drängte Marianne die Kranke, welche bei diesen Worten in bittere Thränen ausbrach. „Ihr regt Euch durch dieses Gespräch zu viel auf und verschlimmert Euern Zustand nur damit. Um die Kinder braucht Ihr Euch keinen Kummer zu machen; ich suche ihnen, so gut ich kann, die Mutter zu ersetzen, und hoffe, mit Gottes Hülfe die Mutterpflicht an ihnen zu erfüllen."

„Gott lohn' es Dir, was Du an den Kindern thust!" fuhr die Kranke fort. „Aber laß mich nur von ihnen reden; es schadet mir gewiß nichts; es würde mir mehr schaden, wenn ich das, was ich auf dem Herzen habe, in mich verschließen müßte."

„Nun, so redet in Gottes Namen!"

„Ja, Marianne, es wird mir schwer, zu sagen, warum ich Dich zu mir bitten ließ; aber es muß vom Herzen herunter. Ich wollte Dich bitten, mir, ehe ich sterbe, die Kinder noch einmal herzubringen, damit ich ihnen den Segen der Großmutter geben kann, da sie des Muttersegens doch entbehren müssen. Du hättest zwar ein Recht, mir diese Bitte abzuschlagen nach Allem, was Du in unserem Hause erfahren hast; aber ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du mir sie doch nicht abschlägst, die Bitte einer Sterbenden, die sonst nicht ruhig die Augen zuthun kann."

„Und Euer Mann?" fragte Marianne.

„Nun, der ist auch etwas milder gestimmt worden durch das Kreuz, das ihm Anna angethan hat, und von dem er sich gestehen muß, daß er es selber mitverschuldet hat. Er hat nichts dagegen, wenn mich die Kinder besuchen, wenn er auch selber sie nicht sehen mag. — Nicht wahr, gute Marianne, Du schlägst mir meine Bitte nicht ab?"

„Gewiß nicht," sagte Marianne gerührt und drückte der Kranken die Hand. „Wie könnte ich die Kinder um Euern Segen bringen wollen, der gewiß aus gutem Herzen kommt."

„Ja, Marianne, das ist gewißlich der Fall; Du darfst es mir glauben, und Gott, der Herr, weiß es! Und um

Dir zu zeigen, wie gut ich es mit den armen Kindern meine, will ich Dir im Vertrauen sagen, daß ich gestern ein Testament gemacht habe, worin ich ihnen aus meinem eigenen Vermögen, über welches ich frei verfügen kann, soviel vermacht habe, als sie bei der Scheidung von dem mütterlichen Vermögen eingebüßt haben."

„Nun sage ich: Gott lohn's Euch!" antwortete sichtlich ergriffen Marianne, „und ich sage es nicht um des Geldes willen, was den Kindern zufällt, sondern weil sie jetzt doch wieder nach der mütterlichen Seite hin wenigstens Eine Erinnerung haben, deren sie sich freuen und die sie segnen dürfen, wenn sie einmal verstehen können, was Ihr für sie thut, und warum Ihr es gethan habt."

„So bring' mir die Kinder bald, Marianne!" bat erschöpft die Kranke. „Ich möchte sie noch sehen, ehe meine Kraft zu Ende geht."

„Heute Abend in der Dämmerung werde ich sie bringen," sagte Marianne und verabschiedete sich mit feuchten Augen.

Es war aber in der Dämmerung schon die höchste Zeit, daß Marianne mit den Kindern kam; denn die Kranke war nach dem Gespräche mit Marianne von Minute zu Minute schwächer geworden. Es war, als habe sie den Tod mit Gewalt von sich abgewehrt, bis die Last, die sie so lange und so schwer gedrückt hatte, vom Herzen herunter war. Die Sprache war ihr schon vergangen, als die Kinder kamen: sie vermochte nur noch, ihnen segnend die Hände aufzulegen.

In der Nacht starb sie schon. Marianne gab ihr mit den beiden Kindern das Geleite zum Grabe.

X.

Wir machen nun von dem Recht des Erzählers Gebrauch, über einen längeren Zeitraum mit wenigen Worten hinüberzuspringen. Sieben Jahre waren schon von der Strafzeit Moritz Hartmanns abgelaufen. So schwer es ihm auch anfangs geworden war, die Gemeinschaft mit seinen Mitgefangenen zu ertragen, die zum Theil schwere Verbrecher waren und tiefgesunkene Menschen, denen sein

stiller Ernst ein Dorn im Auge und eine Zielscheibe ihres unaufhörlichen Spottes war, er hatte auch diese Gesellschaft am Ende ertragen gelernt. Ueberdies wurde er von dem Director der Straf-Anstalt, dem bald der Unterschied zwischen ihm und den anderen Gefangenen aufgefallen war, zu allerlei Dienstleistungen herbeigezogen, die ihn nicht selten für den ganzen Tag der Gesellschaft der übrigen Sträflinge entzogen. Durch die Fürsprache des Gefängniß-Geistlichen, dem sich Moritz ganz anvertraut und rückhaltlos seine Geschichte erzählt hatte, wurde ihm auch die besondere Vergünstigung zu Theil, einen Briefwechsel mit seiner Schwester unterhalten zu dürfen, wie denn überhaupt dieser würdige Mann, der mit hoher Freude den ernsten, christlichen Sinn bei Moritz wahrnahm und pflegte, Alles aufbot, ihm sein hartes Loos nach Möglichkeit zu erleichtern.

„Wenn lauter solche Gefangene hier wären, wie dieser Hartmann," sagte er oft zum Director, „dann wäre es der schönste Beruf, Gefängniß-Seelsorger zu sein. Ich begreife kaum, wie er es unter der verruchten Bande aushalten kann, die er zur Gesellschaft hat!"

In A . . . . war während der 7 Jahre Alles mit Gottes Hülfe gut gegangen. Otto und Agathe hatten sich fröhlich entwickelt; Ersterer war jetzt 13 Jahre alt und sollte im nächsten Jahre confirmirt werden; Letztere zählte 11½ Jahre. Allerdings war es für Marianne eine schwere Aufgabe gewesen, die Kinder, als sie zusammen in die Schule gingen und dort von ihren Mitschülern höhnende Stichelreden zu hören bekamen, über den wahren Sachverhalt in Betreff ihres Vaters aufzuklären. Aber der Herr, den sie in Erwartung dieser Aufgabe schon lange zuvor um die rechte Weisheit dazu gebeten hatte, wußte ihr die rechten Worte dafür in den Mund zu geben; denn nach wie vor redeten die Kinder nur mit Liebe und Mitleid von dem armen Vater, und die Briefchen, welche sie in die Briefe der Tante an den Vater einlegen durften, waren voll der innigsten Liebesworte, die wie ein rechter Trostbalsam in das Vaterherz flossen. Auch über das Benehmen und die Verhältnisse der Mutter mußten die Kinder schließlich die volle Wahr-

heit erfahren; aber da sie von ihr nie rechte mütterliche Liebe erfahren hatten und kaum noch eine deutliche Erinnerung an sie besaßen, so machten die Mittheilungen über ihre Mutter im Ganzen wenig Eindruck auf sie. Ohnehin war der Großvater von mütterlicher Seite bald seiner Frau im Tode nachgefolgt, ohne jedoch, wie diese, eine Annäherung an die Enkel versucht zu haben, und da die beiden Brüder Anna's auswärtshin geheirathet hatten, und keiner von ihnen zur Uebernahme des väterlichen Hauses und Gutes nach A . . . . ziehen wollte, so wurde dort Alles versteigert und bald war die ganze Familie vergessen. Von Anna, die mit ihrem zweiten Manne in einem kleinen Dörfchen der Schweiz lebte, kam erst wieder ein Lebenszeichen nach A . . . ., als sie durch einen Advokaten der Amtsstadt ihren Antheil am väterlichen Vermögen einziehen ließ. Daß der Advokat bei dieser Gelegenheit einen Versuch machte, das Testament der Mutter zu Gunsten der Hartmann'schen Kinder umzustoßen, welches sich doch die beiden Brüder Anna's ruhig hatten gefallen lassen, schrieben zwar Einzelne dem Advokaten allein auf seine Rechnung, Andere aber wollten darin einen Beweis dafür sehen, daß es mit den Vermögensverhältnissen Anna's in ihrer zweiten Ehe nicht besonders gut stehen müsse; denn andernfalls könne sie sich gegen ihr eigen Fleisch und Blut nicht so hart erweisen. Verlässiges erfuhr man jedoch darüber nicht, da der Advokat, wenn er gefragt wurde, immer die Antwort gab, er wisse von den näheren Verhältnissen seiner Auftraggeber sonst nicht das Mindeste. Auch Anna verscholl bald ganz und Niemand redete mehr von ihr.

Es war im Beginne des achten Jahres, seitdem Moritz Hartmann im Zuchthause saß, da ging eines Tages die Trauerbotschaft durch's Land und wurde durch die Trauerglocken von den Kirchthürmen laut ausgerufen, daß der alte Landesfürst aus dem Leben geschieden sei.

Wie zuckte es da durch Mariannen in froher Hoffnung! Denn sie hatte von Herrn von Waldstätten, der sie noch immer von Zeit zu Zeit besuchte, schon oft den Trost empfangen, daß beim Regierungsantritte eines neuen Fürsten alle Gefangenen in der Regel begnadigt

und aus ihrer Haft entlassen würden, und daß beim Eintritte dieses Falles, welcher wegen des hohen Alters des jetzt verstorbenen Fürsten jeden Tag möglich war, auch Moritz schon vor Ablauf seiner ganzen Strafzeit zurückkehren werde. Und richtig, die Hoffnung, welche Marianne auf diesen Trost gegründet hatte, erwies sich als eine begründete. Schon nach wenigen Tagen brachten die Zeitungen die freudige Nachricht, daß der neue Fürst allen Gefangenen, bei welchen es anging und die durch eine gute Führung während ihrer bereits verbüßten Strafzeit sich dessen würdig gezeigt hätten, den Rest ihrer Strafzeit erlassen habe. Darunter mußte auch Moritz sein. Denn in wie vielen Briefen hatte er die Güte und Freundlichkeit gerühmt, welche ihm der Gefängniß-Direktor, sowie der Gefängniß-Geistliche erwiesen, und das ließ doch mit Sicherheit schließen, daß er wegen seiner Führung bei Beiden wohlgelitten sei.

Allein ein Brief von Moritz, der seine Begnadigung und seine baldige Rückkehr angezeigt hätte, blieb aus. Sollte er doch nicht unter den Begnadigten sein? Sollte man sein Verbrechen als ein zu schweres ansehen, für welches eine Begnadigung unmöglich sei? Sollte er noch zwei lange, lange Jahre der Heimath fern bleiben und in der schrecklichen Gesellschaft zubringen müssen, über die er oft so bitter und schmerzlich geklagt hatte? — Das waren die Fragen, welche Marianne in der furchtbarsten Spannung erhielten und ihr oftmals die Brust wahrhaft zusammenschnürten, wenn sie die Freude der beiden Kinder ansah, die natürlich an einem baldigen Kommen des Vaters nicht im Mindesten zweifelten und in ihrer Weise schon Alles zu seinem Empfange zurüsteten.

Fünf Tage waren schon verflossen, seitdem die Zeitungen die frohe Kunde von der Begnadigung gebracht hatten. Marianne war Mittags beim Oberförster gewesen und hatte ihn gebeten, noch einmal wegen ihres Bruders an den Gefängniß-Director zu schreiben, und da Herr von Waldstätten sofort ihre Bitte erfüllt hatte, war sie am Nachmittage selbst nach der Amtsstadt gegangen, um den Brief zur Post zu bringen. Jetzt saß sie ermüdet

im Stübchen. Die Kinder hatte sie früh zu Bett gebracht unter dem Vorgeben, sie wolle sich wegen ihrer Ermüdung auch bald schlafen legen. Allein trotz ihrer müden Glieder wollte keine Schläfrigkeit über sie kommen, und sie blieb lange im Sessel sitzen, indem sie sich die laue Frühlingsluft, die durch's offene Fenster hereinstrich, um das sorgenvolle Haupt wehen ließ.

Plötzlich vernahm sie draußen vor dem Hause leise Tritte; noch wenige Augenblicke, und sie sieht, wie Jemand vor das geöffnete Fenster hintritt und in die Stube hereinschaut.

„Wer ist da draußen?" ruft sie beherzt und erhebt sich, um nachzusehen. Da tönt ihr ein leise geflüstertes „Marianne!" entgegen und mit einem Jubelgeschrei stürzt sie nach der Thüre. Das kann nur der längst Ersehnte, das kann nur Moritz sein.

Und ja, er war es. Um das beseligende Gefühl der Freiheit recht zu genießen, hatte er einen Theil des Weges von der Hauptstadt hierher zu Fuße zurückgelegt und sich erst in den Postwagen gesetzt, als er sich der Heimath näherte und die Sehnsucht nach den Lieben daheim stärker wurde als das Verlangen, die Luft der Freiheit, die wonnige Frühlingsluft, in vollen Zügen zu trinken.

Wie innig hielten sich nun die beiden Geschwister umschlungen! Wie weinte Eines an dem Halse des Andern die Thränen bittersüßer Lust!

„Wo sind die Kinder?" war des Vaters erste Frage, als die Umarmung sich löste.

„Sie schlafen schon," antwortete Marianne.

„O, laß mich sie sehen!" bat Moritz. „Laß mich das lang entbehrte Vaterglück genießen, einen Segenskuß auf ihre Stirn drücken zu dürfen! O, wie habe ich nach diesem Glücke geschmachtet die langen, langen Jahre hindurch!"

Marianne zündete ein Licht an; aber beinah wäre es ihren Händen entsunken, als sie im Scheine desselben den Bruder ansah. War das ihr Moritz? diese lange, hagere Gestalt mit den tiefliegenden Augen, mit dem von reichlichen Silberfäden durchzogenen Haupt- und Barthaar? Schmerzlich lächelnd bemerkte Moritz das Erstaunen und Erschrecken der Schwester.

„Nicht wahr, Marianne," sagte er, „ich komme anders wieder, als ich gegangen bin? Aber erschrick nicht; es ist auch innerlich mit mir anders geworden. Was Du mir bei unserem letzten Abschiede zum Troste sagtest, hat des Herrn Gnade an mir wahr gemacht; er hat mich im Feuer der Trübsal geläutert, und wenn auch an dem Golde, das er aus mir herausgeschmolzen hat, noch mancherlei Schlacken hängen mögen, Er wird helfen, daß auch die noch abfallen. Da wollen wir das Silber gern mit hinnehmen, das er mir in's Haar gestreut hat. — Aber nun zu den Kindern!"

Mit rosigen Wangen lag Agathe im Bette der Tante und schlief den süßen festen Kinderschlaf. Die weichen, blonden Haare hatten sich ihr gelöst und umrahmten das liebliche Gesichtchen, das im Traume lächelte.

Wie sog der glückliche Vater dieses holdselige Bild in die thränenden Augen ein, die Hände vor der Brust gefaltet, als wolle er den fast hörbaren Herzschlag zurückdrängen, und auf den Fußspitzen sich leise heranschleichend, um nicht diesen Schlummer zu stören! Lange stand er im Anschauen versunken, bis er sich endlich niederbeugte und einen Kuß auf die Stirn seines Kindes drückte, wobei zwei schwere Tropfen aus seinen Augen auf die rosigen Wangen niederrannen. Da schlang das halb erwachte Kind, ohne Zweifel in der Meinung, es sei die Tante, die ihm den gewöhnlichen Nachtkuß gegeben habe, seine Arme um den Hals des Vaters und flüsterte: „Gute Nacht!" dann ließen die Arme los, und ruhig schlief es weiter.

„O Gott, wie habe ich das verdient!" seufzte Moritz mit aufwärts gerichtetem Blicke, als er nun mit Marianne in das Nebenstübchen trat, wo Otto, ein Bild der blühendsten Gesundheit in seinem Bette lag.

Mehr konnte er nicht reden; seine Brust war zu voll von unaussprechlichem Vaterglück, zu voll von demüthiger Dankbarkeit gegen den gnädigen Gott, der es ihm ohne all sein Verdienst und Würdigkeit geschenkt hatte. Er drückte auch auf die Stirn des Knaben einen leisen Kuß und blieb dann noch eine Weile vor dem Bette stehen. Aber die gefalteten Hände zeigten, daß der vergeistigte Blick, womit er auf den schlafenden Knaben unverwandt hinschaute, weiter drang als auf dieses erfreuliche Bild, daß er hinaufdrang zum Throne des Herrn, um dort den rechten Ruhepunkt zu finden.

„Marianne," sagte Moritz, als er mit der Schwester wieder in die Wohnstube zurückgekehrt war, und schloß bei diesen Worten das vor Glück strahlende Mädchen innig in seine Arme, „Marianne, wie kann ich Dir's danken, daß Du mir den höchsten Schatz meines Lebens so treu bewahrt, so sorgsam gehegt und gepflegt hast? O, dieser Augenblick bringt mir die Jahre voll Leiden, die hinter mir liegen, in völlige Vergessenheit. Jetzt sehe ich, daß ich noch kein armer Mann bin, wie ich mir's so oft in schlaflosen Kummernächten vorsagte, wenn ich all mein Elend überdachte. Mit solchen Kindern, mit solch einer Schwester, mit solch einem Gotte, der nach aller

Nacht und Finsterniß, durch welche er hindurchführt, solche Lichtstunden wieder schenkt, nein, da ist man nicht arm, da ist man reich über Bitten und Verstehen."

Lautlose Stille folgte diesem Gefühlsausbruche, als ob ein Engel durch das Gemach flöge, denselben mitzunehmen vor den Thron Gottes. Die stillen Thränen, die Marianne an der Brust des Bruders weinte, waren Thränen des reinsten, seligsten Glückes, welche die Erinnerung an all die schweren, bangen Stunden hinwegschwemmten, mit denen dieses Glück hatte erkauft werden müssen.

Lange noch saßen die Geschwister Hand in Hand zusammen. Hatte auch Marianne in ihren Briefen den Bruder stets von allen irgendwie wichtigen Ereignissen unterrichtet, es gab doch noch so Manches zu durchsprechen, was sich brieflich nur unvollkommen hatte besprechen lassen. Nur auf Anna kam die Rede nicht. Marianne scheute sich, auf sie die Rede zu bringen und Moritz schwieg auch von ihr, als ob er es sich heute hätte ersparen wollen, in den Glücksbecher, der ihm geworden war, die bitteren Wermuthstropfen der Erinnerung an sie hineinfallen zu lassen. Die sorgenvolle Frage des Bruders, ob denn auch die Kinder ihn noch lieb haben und sich seiner nicht schämen würden, beschwichtigte Marianne mit dem zuversichtlichen Worte:

„Warte nur bis morgen früh; dann wirst Du Dir selbst die Antwort auf diese Frage geben können."

Mitternacht war längst vorüber, als nach einer innigen Umarmung die beiden Glücklichen zur Ruhe gingen. Aber Moritz wenigstens fand die Ruhe erst, als schon der junge Tag graute. Bis dahin hatte er in tiefem Sinnen an seinem Fenster gestanden und in die schweigende Nacht hinausgeschaut, und hatte an der Vaterhand seines Gottes gleichsam wieder Besitz genommen von seinem trauten Daheim.

Wie wurde aber der leise Morgenschlaf, in welchen er endlich gesunken war, so wonnig verscheucht, als mit einem Male seine Thür aufging, und Otto mit Agathen hereinstürmte, mit einer Fluth von Küssen und den süßesten Schmeichelnamen den geliebten Vater zu begrüßen! Nein, das sah Moritz jetzt, fremd war er seinen Kindern nicht

geworden, wie unbekannt ihnen auch in den langen Jahren sein Gesicht geworden sein mochte; im Heiligthum ihrer Herzen stand sein Bild mit unauslöschlichen Zügen gezeichnet als das Bild des guten liebevollen Vaters, der er ihnen in ihren ersten Lebensjahren hatte sein können und gewesen war.

Und als ihn beim Herabkommen die Schwester mit einem fragenden Blicke anschaute, wie fiel er ihr da so glückberauscht um den Hals und flüsterte ihr die herzlichsten Dankesworte ins Ohr.

Schon bei seiner Entlassung aus dem Zuchthause und besonders auf dem Wege nach der Heimath zu hatte sich Moritz oft bange Fragen stellen müssen, wie ihn seine Mitbürger in A . . . wohl empfangen und behandeln würden. Er hatte zwar, ehe er in so schimpflicher Weise aus ihrer Mitte gerissen worden war, fast mit allen auf dem besten Fuße gestanden, weil er ein jederzeit dienstwilliger Nachbar und Helfer gewesen war, der nicht leicht eine Bitte abschlug, wenn es irgend in seiner Macht stand, dieselbe zu erfüllen. Aber wird das nicht alles jetzt vergessen sein? mußte er sich fragen. Werden die ehemaligen Freunde und Nachbarn sich nicht scheu vor dem Zuchthaussträfling zurückziehen und jede Gemeinschaft mit ihm abbrechen? Werde ich mich auf der Straße sehen lassen können, ohne daß, in der ersten Zeit wenigstens, Jedermann mir ausweicht, und die Kinder mit Fingern auf mich zeigen? Werden nicht die Wenigen, die dem elterlichen Hause von jeher abgeneigt waren, jetzt erst recht mit mißgünstigem Finger die Wunde an meiner Ehre frisch aufreißen, daß sie nie vernarben kann?

Er war durch diese Fragen, auf welche er sich keine befriedigende Antwort zu geben wagte, schließlich auf den Gedanken gebracht worden, es würde am Ende das Beste sein, wenn er sein ganzes Anwesen veräußerte und mit seinen Kindern an einen fremden Ort zöge, wo seine Vergangenheit unbekannt sei. Hätte er freilich gewußt, wie die öffentliche Meinung in ganz A . . . seine verstorbene Mutter als die Anstifterin des begangenen Verbrechens ansah, ihn selber aber nur als den Verführten, der, weil

er aus kindlichem Zartgefühl das Andenken der Mutter selbst nicht beflecken wollte, die ganze Schwere der Strafe auf sich genommen hatte; hätte er gewußt, wie er bei allen Gutdenkenden ein Gegenstand ihres tiefsten Mitleids geworden war, das noch in hohem Maße wuchs, als seine Frau so gehässig an ihm und seinen Kindern handelte: er hätte sich dann nicht bloß diesen schweren Entschluß ersparen können, die Heimath ganz verlassen zu wollen, sondern auch alle die bangen Sorgen und Gedanken wegen seiner Rückkehr in den Kreis der Dorfgenossen.

Es war natürlich, daß die Nachricht von seiner Wiederkunft wie ein Lauffeuer durch's ganze Dorf ging. Wie hätten seine eigenen Kinder schon von der Rückkehr des Vaters schweigen sollen? Da war denn der Weg vor seinem Hause heute belebter denn je sonst. Nicht bloß die Kinder des Dorfes trieben sich neugierig auf dem Wege herum und guckten fast die großen Fenster ein, nein, auch mancher Alte, den seine eigentlichen Geschäfte einen anderen Weg hätten gehen heißen, nahm heute den Umweg an seinem Hause vorbei. Zwar kamen ihm die Blicke, die nach seinen Fenstern gingen, anfangs noch etwas scheu vor; aber Verachtung oder gar Schadenfreude glaubte er in keinem derselben zu finden. Und als er, dadurch ermuthigt, sich aus dem Hintergrunde des Zimmers, von wo aus er die Vorübergehenden beobachtet hatte, in die Nähe der Fenster hervorwagte, empfing er manchen Gruß, der von nichts weniger als von Verachtung sprach. In das Haus herein kam allerdings noch Niemand, um ihn auch mit Rede und Handschlag zu begrüßen. Aber als gegen Mittag der Pfarrer bei ihm einsprach, dem der Gefängniß-Geistliche den Entlassenen auf's Wärmste empfohlen hatte, und der darum auch nicht säumen wollte, sich sogleich nach dem so gut Empfohlenen zu erkundigen, da schien das Eis gebrochen zu sein. Bald dieser, bald jener seiner alten Bekannten und Jugendfreunde betrat im Laufe des Nachmittags sein Haus und hieß ihn in der Heimath willkommen, ohne daß des Grundes seiner langen Abwesenheit auch nur ein einziges Mal gedacht worden wäre. Man sprach über den Stand seiner Ackerwirthschaft, über dieses oder jenes wichtige Ereigniß im

Dorfleben, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war, über die Art, wie er sich nun am besten einrichten werde, kurz nur über solche Dinge, die nicht im Entferntesten dazu angethan waren, ihm schmerzliche Gefühle und Erinnerungen zu wecken. Und wenn die Besucher sich entfernten, gab es regelmäßig einen herzlichen Händedruck, so wie die Einladung, Moritz möge sich bald einmal bei ihnen sehen lassen; ja, nicht selten standen in den Augen der Weggehenden die hellen Thränen, wenn sie noch einmal die eingefallenen Züge und die früh ergrauten Haare des ehemaligen Kameraden anschauten und die herzlichen Dankesworte vernahmen, die ihnen derselbe so ruhig und demüthig für ihren freundlichen Besuch aussprach.

„Dem Moritz Hartmann hat das Zuchthaus nur äußerlich geschadet," so lautete das Urtheil Aller, die ihn gesehen und gesprochen hatten, „inwendig hat es ihm offenbar genutzt."

Am Abend kam auch der Oberförster, Herr von Waldstätten, noch, nachdem er die Rückkehr Hartmann's erfahren hatte, von seinem Waldbegange herein, und die herzliche Freude, womit er den Heimgekehrten begrüßte, trug nicht wenig dazu bei, den übrigen Besuchern, die gerade anwesend waren, jede Spur von Mißachtung gegen Moritz zu benehmen, wenn etwa noch eine solche bei ihnen sollte übrig gewesen sein.

Kurz, Moritz fand sich schon gleich am ersten Tage seiner Anwesenheit in der Heimath völlig befreit von der Furcht, es werde ihm schwer werden, die Achtung seiner Mitbürger wieder zu erhalten, und neuer, frischer Lebensmuth zog statt der bangen Sorge in seine Brust ein. Wie innig dankte er dafür am Abend seinem Gotte und gelobte sich, Alles aufzubieten, um der Theilnahme sich würdig zu beweisen, die man ihm so freundlich entgegenbrachte! Wie freudig warf er den Gedanken bei Seite, sich anderswo eine neue Heimath zu suchen, und nahm sich fest vor, auch etwaige Verachtung und Mißgunst, die man ihm beweisen möchte, als Buße für seine schwere Schuld demüthig auf sich zu nehmen, bis man ihn um seines ganzen Wandels willen würdig erfinden möchte, jede Erinnerung an die Vergangenheit zu begraben!

Und als am andern Morgen die Pflüge zu Felde zogen, wie fröhlich machte auch er sich da an die lang entbehrte Arbeit und nahm dem erstaunten Peter, der treulich bei seiner Schwester ausgehalten hatte, die Peitsche aus der Hand, um selber mit seinem Gespanne nach dem Acker zu fahren.

„Gott walt's!" sagte Peter und verzog das alte, treue Gesicht, als wäre ihm das Weinen nahe.

„Ja, Peter, Gott walt's!" sagte Moritz, dem braven Knechte ernst und freundlich zunickend, und klatschte mit der Peitsche, daß die erschreckten Pferde mit einem heftigen Ruck in das Geschirr fuhren.

XI.

Eines der ersten Geschäfte, welches sich Moritz angelegen sein ließ, nachdem er sich wieder einigermaßen in der alten Heimath eingewohnt hatte, war das, seinem Freunde Fritz Späth einen langen Brief zu schreiben, worin er ihm sein volles Herz ausschüttete und das unsägliche Glück pries, das ihm Marianne durch die treue Pflege und die sorgsame Erziehung seiner Kinder bereitet habe; zugleich aber auch die dringende Einladung an ihn ergehen ließ, er möge doch einmal wieder zum Besuche nach A . . . . kommen.

Zwar hatte Marianne dem Bruder, als er sie deßhalb befragte, mitgetheilt, daß sie durch die Vermittelung des Oberförsters seither mit Fritz Späth im Briefwechsel gestanden habe, und daß derselbe über Alles, was vorgegangen wäre, auch über seine Begnadigung, unterrichtet sei. Allein Moritz wollte es sich nicht nehmen lassen, persönlich wieder mit dem Freunde in Verbindung zu treten und ihm aus der lange entbehrten Heimath einen herzlichen Willkommsgruß zu schicken. Ob er bei seinem Schreiben auch noch einen anderen Zweck im Auge hatte, konnte Marianne nicht herausbringen, und wir wollen es auch einstweilen nicht verrathen.

Wir lassen indessen Moritz seinen Brief schreiben und sehen uns selber ein wenig nach dem Förster und seinem Leben um.

Die Stelle, zu welcher Fritz Späth befördert worden war, mußte er, wie wir schon erzählt haben, am äußersten Ende des Landes suchen. Es war aber eine wirklich gute und auch angenehme Stelle. Die Försterwohnung lag in einem schönen, wohlhabenden Dorfe, und das ganz in der Nähe desselben befindliche Revier zeichnete sich nicht bloß durch herrliche Bestände und einen reichen Wildstand aus, sondern auch dadurch, daß es als ein geschlossenes Ganzes dalag und die Beaufsichtigung und den Schutz erleichterte. Wie wohl würde sich unter diesen für ein rechtes Forstmanns-Herz so erfreulichen Umständen Fritz Späth gefühlt haben, wie glücklich und zufrieden würde er gewesen sein, wenn er die schöne, geräumige Dienstwohnung mit Der hätte theilen können, an welcher in unveränderter und unveränderlicher Liebe sein ganzes Herz hing, mit seiner Marianne! Aber er wußte ja, daß es vorläufig nur ein schöner Traum bleiben müsse, sie als seine geliebte Gattin um sich schalten und walten zu sehen — und wenn auch Moritz aus seiner Haft zurückgekehrt sein würde, konnte er doch nicht hoffen, für seine erneuerte Bewerbung sogleich ein williges Ohr bei ihr zu finden; denn er kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, daß ihr Pflichtgefühl erst dann in eine Trennung von dem Bruder willigen werde, wenn Agathe alt genug wäre, die Fürsorge für das Hauswesen des Vaters zu übernehmen. Sein einziger Trost und seine höchste Freude waren die von Zeit zu Zeit ankommenden Briefe der Geliebten, aus welchen er überall die unveränderte Gesinnung derselben gegen ihn herauslesen konnte, wenn sie auch nichts weniger waren als eigentliche Liebesbriefe.

An Gelegenheit, eine Frau Försterin zu finden, hätte es dem in blühendster Lebenskraft stehenden Inhaber der guten Förstersstelle nicht gefehlt. Aus manchem frischen Mädchenauge lachten ihm so helle, freundliche Blicke entgegen, daß er nicht in Zweifel sein konnte, die Spenderin dieser Blicke sei bereit, mit ihm den Lebensweg zu gehen; manches Mutterauge blickte ihm wohlwollend und mit heimlichen Wünschen im Herzen nach, wenn er in der kleidsamen kurzen Joppe so stattlich die Dorfstraße hinabschritt. Sogar die schon etwas verblichene Tochter des

Herrn Oberförsters, der eine Stunde von ihm entfernt wohnte, wäre nicht abgeneigt gewesen, von der stolzen Höhe ihres adeligen Standes in die hübsche Försterwohnung herabzusteigen und dem noch hübscheren Förster die bis jetzt immer noch frei gebliebene Hand zu reichen. Sie entwickelte, so oft Fritz Späth dienstlich oder außerdienstlich zu ihrem Vater kam, eine ausgesuchte Liebenswürdigkeit gegen ihn, und die Einladung des Vaters zu häufigem außerdienstlichem Besuche in der Oberförsterei ließ kaum einen Zweifel, daß auch der Vater mit den stillen Absichten des Töchterleins einverstanden sei.

Aber Fritz Späth war durch die Liebe zu seiner Marianne gegen alle Angriffe auf sein Herz unverwundbar bewehrt. Und als er einmal unvorsichtiger Weise einen Brief von Marianne offen auf seinem Tische hatte liegen lassen, so daß die alte Frau, die ihn bediente, denselben lesen konnte und nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als da und dort es heimlich hinzuflüstern, der Herr Förster habe schon sein Theil, da war es mit der Aufmerksamkeit gegen ihn am Ende, man ließ ihn ruhig seinen Weg gehen. Nur der Herr Oberförster und sein Töchterlein schienen die getäuschte Hoffnung nicht leicht über's Herz bringen zu können; denn während die Letztere mit einem Male statt der früheren Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit die ganze Fülle eines unnahbaren Adelsstolzes und die allerförmlichste Gemessenheit gegen ihn hervorkehrte, ließ der Herr Vater an die Stelle des freundschaftlichen Verkehres, den er seinem Untergebenen wahrhaft aufgenöthigt hatte, allmälich ein strenges, schroffes Dienstverhältniß treten, wie es alle übrigen Förster von ihm gewöhnt waren.

Fritz lachte zwar im Stillen über diese plötzliche Veränderung, deren Ursache ihm sehr verständlich wurde, als man ihn im Dorfe mit seiner Braut zu necken anfing; allein er hatte doch in Folge derselben so manche unliebsame Erfahrung von Seiten seines Vorgesetzten zu machen, daß sich ihm der Wunsch nahe legen mußte, bald wieder von seiner jetzigen Stelle scheiden zu können.

Zu einer Zeit, da dieser Wunsch in Folge einer offenbaren Ungerechtigkeit, die ihm von dem Oberförster

widerfahren war, besondere Stärke gewonnen hatte, kam gerade der lange Brief seines Freundes Moritz an und regte durch seinen überraschenden Inhalt das erregte Herz des Försters noch mehr auf.

„Lieber Fritz," stand nämlich am Schlusse desselben geschrieben, „nun darfst Du mir's nicht übel nehmen, wenn ich eine Angelegenheit berühre, die Dich sehr nahe angeht, und bei der Du, wenn sie auch sehr zarter Natur ist, doch dem Freunde gestatten wirst, daß er mit voller Offenheit und ohne allen Rückhalt darüber zu Dir redet. So höre denn! Daß Dich meine gute Marianne noch immer herzlich lieb hat, ist mir sogleich in den ersten Tagen meines Hierseins klar und deutlich geworden, und Du selbst wirst das ja am Besten wissen, da ihr die langen Jahre hindurch beständig im Briefwechsel geblieben seid. Auch das habe ich herausgebracht, daß Marianne um meinet- und meiner Kinder willen auf das hohe Glück verzichtet hat, das sie an Deiner Seite gewiß gefunden haben würde. Das liegt mir nun wie eine Centnerlast auf dem Herzen, daß durch mich zwei Menschen um ihr Lebensglück gebracht werden sollen, die mir so nahe stehen, wie Du und meine liebe Schwester. Und doch will Marianne, mit der ich gestern deßhalb eine ernste Unterredung hatte, nichts von einer Heirath hören, so lange nicht Agathe ihre Stelle in meinem Hauswesen ersetzen kann. Das dauert aber wenigstens noch fünf bis sechs Jahre, und es würde mir das Herz brechen, diese langen Jahre noch zu denjenigen zählen zu müssen, die mir Marianne schon von ihrer schönsten Lebenszeit geopfert hat."

„Da ist mir denn gestern Abend, als ich mich schlaflos im Bette herumwarf, folgender Gedanke gekommen, oder ich möchte lieber sagen, von dem Herrn, den ich um Licht und Weisheit gebeten hatte, eingegeben worden: In einem halben Jahre wird unser Wirthshaus und das damit verbundene Gut pachtlos, da der bisherige Pächter desselben eine Erbschaft gemacht hat, die ihn in seine Heimath zurückruft. Wie wäre es nun, wenn Du Deine Försterei an den Nagel hängtest, Mariannen heirathetest und mit ihr hinauf in das Wirthshaus

zögest als mein lieber Schwager? — — Marianne könnte dann immerhin, so lange es nöthig ist, in meinem Hauswesen zum Rechten sehen, soweit ich es selbst nicht kann; sie hätte nicht nöthig, von meinen Kindern sich zu trennen, an denen sie ebenso liebevoll hängt, wie diese an ihr, und wir könnten, wenn der Herr Segen und Gedeihen dazu gibt, ein schönes, glückliches Familienleben haben, das uns Alle für die schwere Vergangenheit reich entschädigte."

„Ich schreibe Dir dieses natürlich nur unter der Voraussetzung, daß Deine Gefühle für Mariannen im Laufe der Jahre ebenso wenig eine Veränderung erlitten haben, wie die ihrigen für Dich. Ist dieses der Fall, wie ich glaube hoffen zu dürfen, und sagt Dir mein Vorschlag zu, von dem Marianne übrigens noch nicht das Geringste weiß, so erwarte ich nicht etwa eine baldige Antwort von Dir, sondern vielmehr Dein persönliches Kommen, sobald Du für ein paar Tage Urlaub erhalten kannst.

Nun nimm mir aber ja meinen offenen Vorschlag nicht übel, sondern denke, auch wenn Du nicht darauf eingehen kannst und willst, daß ihn mir nur die Liebe zu Euch Beiden in das Herz gegeben hat.

Mit herzlichen Grüßen, auch von Mariannen,

Dein treuer Freund

Moritz Hartmann."

Die Stimmung, in welche dieser Brief des Freundes unsern Fritz Späth versetzte, ist schwer zu beschreiben. Es war ein Durcheinanderwogen der verschiedenartigsten Gedanken und Gefühle, welches derselbe bei ihm hervorrief. Im hellsten, strahlendsten Lichte stand allerdings der Gedanke obenan, daß seine Verbindung mit Mariannen, dieser Gegenstand seiner innigsten Sehnsucht, seiner unwandelbaren Hoffnung während eines Zeitraums von acht Jahren, durch den Vorschlag des Freundes in eine leicht erreichbare Nähe gerückt wurde. Denn daß Marianne auch bei dieser Ordnung der Dinge ihren Widerspruch gegen eine Heirath aufrecht erhalten würde, konnte er

unmöglich glauben, wenn Moritz das Herz der Schwester richtig durchschaut hatte, wenn auch bei ihr die alte Liebe noch lebendig war.

Allein, daß er selbst seinen Beruf aufgeben, aus einem Förster ein Gastwirth und Oekonom werden sollte, das war ein Gedanke welcher durchaus nichts Lockendes besaß für Jemand, der so mit ganzer Seele an seinem Walde hing, wie Fritz Späth. Er hatte sich freilich eben selbst noch mit dem Gedanken getragen, wenigstens seine hiesige Försterstelle aufzugeben, da ihm dieselbe wegen der Stellung, welche sein Vorgesetzter zu ihm eingenommen hatte, eine Quelle dauernden Verdrusses zu werden schien. Aber von diesem Gedanken bis zu dem von Moritz angeregten, der Försterei ganz und gar den Abschied zu geben, war doch noch ein großer, schwerer Schritt.

Sollte er ihn thun und dadurch mit einem Male das lange entbehrte Lebensglück an der Seite seiner Marianne ergreifen? Oder sollte er durch eine Weigerung, auf den Vorschlag des Freundes einzugehen, sich selber dazu verurtheilen, zeitlebens vielleicht ein vereinsamter armer Mann zu bleiben? Wohl wollte es ihm dünken, als dürfe und müsse er eine Fügung Gottes darin sehen, daß der Brief des Freundes gerade zu einer Zeit gekommen war, in welcher er sehr lebhaft an ein Aufgeben seiner hiesigen Stelle gedacht hatte, — aber zu einer rechten Klarheit und Entschiedenheit zu kommen, wollte ihm nicht gelingen.

Und wenn er wirklich dem Rufe des Briefes folgen und nach A . . . . reisen wollte, um dort an Ort und Stelle die Angelegenheit zu überlegen und zu besprechen, vielleicht auch den Rath des wohlwollenden Herrn von Waldstätten einzuziehen, würde ihm der Oberförster wohl den dazu nöthigen Urlaub ertheilen?

„Nun," dachte er endlich, „darauf will ich's ankommen lassen. Bekomme ich Urlaub, so soll mir das ein Fingerzeig sein, die Sache nicht von der Hand zu weisen."

Er setzte sich sogleich hin, das Urlaubsgesuch niederzuschreiben, das er durch wichtige Familienangelegenheiten

begründete, und sandte dasselbe ohne Säumen durch einen expressen Boten nach der Oberförsterei.

Schon nach zwei Stunden hatte er die Antwort, und zwar eine zusagende, die in sehr freundlichen Worten ertheilt war. Der Herr Oberförster mochte doch die wider Fritz Späth begangene Ungerechtigkeit eingesehen und bereut haben, dem überaus tüchtigen und zuverlässigen Untergebenen so schroff begegnet zu sein. Vielleicht fiel es ihm auch ein, daß er sich durch sein Benehmen gegen diesen selber eine Blöße gegeben und den Groll über die getäuschte Hoffnung zu offenbar kund gethan habe.

Noch an demselben Tage machte sich Fritz Späth auf die Reise nach A . . . . Wir versagen es uns, das Wiedersehen der glücklichen Menschen zu schildern und erzählen nur, daß Moritz mit seinem Plane durchdrang. Herr von Waldstätten, mit welchem Moritz die ganze Sache insgeheim besprochen hatte, rieth seinem alten Untergebenen auf das Entschiedenste zu und beschwichtigte dessen Bedenken, die Försterei ganz aufzugeben, mit dem Versprechen, er werde ihn nicht bloß zu jeder Jagd einladen, sondern ihn auch gelegentlich, wenn es allenfalls nöthig werde, zum Forstschutze heranziehen.

Mariannens Bedenken, in dem Hause zu wohnen und zu walten, worin sie die schwersten Stunden ihres Lebens zugebracht habe, und auf dem wegen des Verbrechens, das darin geplant worden war, kein Gottessegen mehr ruhen könne, beschwichtigte dagegen Fritz Späth mit den Worten:

„Liebe Marianne, wir wollen es uns angelegen sein lassen, durch ein recht christliches Hauswesen, das wir darin einrichten, den Segen Gottes wieder auf dasselbe herabzuziehen."

Marianne gab sich damit zufrieden und drückte ihrem Fritz warm die Hand. Andere Bedenken hatte sie nicht mehr, da sie die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatte, den Kindern ihres Bruders eine Mutter zu sein, nun doch bis zum Ende erfüllen konnte, und da die Stellung, welche Moritz in A . . . . wieder gewonnen hatte, dafür bürgte, daß auf ihren Fritz kein Schatten aus der früheren Zeit fallen würde, wenn sie ihm die Hand reichte.

„Werde ich aber auch im Stande sein, Dir zu ersetzen, was Du um meinetwillen aufgibst?“ frug sie nur noch den Bräutigam. „Wirst Du es nie bereuen, Deinen Beruf Deinem Weibe aufgeopfert zu haben?“

„Sei deßhalb unbesorgt, liebe Marianne,“ antwortete Fritz und zog die Erröthende an sich. „Wenn man sich so lange auf einen Beruf vorbereitet und im Voraus gefreut hat, wie ich auf den, Dein Gatte zu sein, dann ist einem auch der an's Herz gewachsen, und wenn auch meine Liebe zum Walde schon älter ist, als die Liebe zu Dir, stärker und fester kann sie doch nicht sein, als diese, welche im Feuer der Trübsal gehärtet ist.“

„Gebe Gott, daß sie auch im Feuer vergoldet ist und nie von verzehrendem Roste angefressen wird!“ schloß Marianne, mit schmerzlichsüßem Lächeln zu dem geliebten Manne aufschauend.

So legte denn Fritz Späth seine Stelle nieder und kehrte, sowie er seinen Abschied in Händen hatte, nach A . . . . zurück, um sich unter der Anleitung des zukünftigen Schwagers zum Betriebe der Landwirthschaft, die er übernehmen sollte, einigermaßen vorzubereiten. Es waren drei glückliche Monate, welche die drei innig verbundenen Menschen miteinander verlebten, bis der Pächter des Wirthshauses dem neuen Ehepaare Raum machte, dessen Hochzeit im engsten Kreise — nur Herr von Waldstätten und der freundliche Landrichter aus der Amtsstadt waren die geladenen Gäste — gefeiert worden war.

Unter Mariannens tüchtigen Händen gedieh das neue Hauswesen sichtlich und da ihr Gatte an ihr selbst, sowie an dem Schwager Moritz zwei erfahrene liebevolle Lehrmeister hatte, so dauerte es nicht lange, bis er sich in den ihm bisher ganz fremden Beruf eines Ackerwirthes völlig eingeschossen hatte. Die Wirthschaft, welche der frühere Pächter wieder in flotten Gang zu bringen gewußt hatte, nahm einen guten Fortgang, da der neue Wirth sie auf jede Weise zu heben suchte und nichts Gemeines darin aufkommen ließ. Besonders im Sommer war das Wirthshaus zu A . . . . mit dem schönen Garten, den Fritz angelegt, und in welchem er, um doch Etwas wie Wald um sich zu haben, überall Bäume

gepflanzt und eine Menge von schattigen Ruheplätzchen eingerichtet hatte, ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner der benachbarten Amtsstadt. Der liebste Gast für die Wirthsleute war stets Herr von Waldstätten, der, da er selbst keine Familie hatte, fast jeden Tag einsprach und sich des Glückes freute, welches er selbst ein wenig hatte schmieden geholfen.

Zwischen dem Wirthshause und dem Hause Moritz Hartmanns herrschte ein reger Verkehr. Die beiden Kinder waren fast ebensoviel bei Onkel und Tante, wie im Vaterhause, und wenn Marianne einmal am Tage über keine Zeit gehabt hatte, im Hause des Bruders nach dem Rechten zu sehen, so that sie es sicherlich in der Dämmerung oder am Abende. Agathe, die sich besonders kräftig entwickelte und schon mit 14 Jahren beinahe völlig ausgewachsen war, hatte an der rührigen Tante ein lehrreiches Vorbild, und als sie confirmirt war, vermochte sie das Hauswesen des Vaters schon fast selbstständig zu leiten. Otto war sogleich nach seiner Confirmation Schüler der höheren Bürgerschule in der Amtsstadt geworden und machte den Angehörigen durch seinen Fleiß, wie durch seine Fortschritte und sein Betragen große Freude. Daß er keine Lust zur Landwirthschaft bezeigte, sah der Vater zwar ungern, aber Onkel Späth freute sich um so mehr über das entschiedene Verlangen des Jungen, Förster zu werden, welches er sowohl als auch Herr von Waldstätten auf das Kräftigste nährte.

„Komm' nur zu mir, Otto," sagte der Oberförster, „wenn Du Deine Schule durchgemacht hast, ich will schon einen tüchtigen Grünrock aus Dir machen."

„Und wenn Du einer geworden bist," sagte der Onkel, so schenke ich Dir meine Büchsflinte und meinen besten Hirschfänger, Du weißt ja, den mit dem Elfenbeingriff."

Fünfzehn Jahre waren seit dem Beginne unserer Geschichte in's Land gegangen. Im Wirthshause spielten schon drei prächtige Kinder um die glücklichen Eltern, die, je länger sie auf ihr Glück hatten warten müssen, desto freudiger sich in seinen hellen, ungetrübten Strahlen sonnten. Agathe war zu einer blühenden Jungfrau herangereift, die dem Hauswesen des Vaters mit muster-

hafter Sorgfalt vorstand und doch immer noch Zeit abzubringen wußte, um der Tante rüstig unter die Arme zu greifen, wenn im Wirthshause etwas Besonderes los war. Otto war schon längst im Besitze der Büchsflinte und des Hirschfängers, die ihm der Onkel seiner Zeit versprochen hatte, und bekleidete die Stelle eines Hülfs-Aufsehers in einem nicht sehr weit entfernten Reviere der Oberförsterei des Herrn von Waldstätten, der ihm ein väterlicher Freund geworden war und wegen seiner Tüchtigkeit und seines Diensteifers große Stücke auf ihn hielt.

Es war Sonntag Nachmittag. Eine drückende Julihitze lag auf Feld und Flur und hielt alles Leben in ihrem schweren Bann. Selbst die Vögel hatten sich in den kühlen Baumesschatten zurückgezogen und saßen träumend mit niederhängenden Flügeln auf den Aesten. Nur hier und da zirpte eine Grille ihr eintöniges Liedchen, das aber der hehren Sonntagsstille kaum Eintrag that. Marianne saß mit Bruder Moritz an einem der vielen schattigen Plätzchen des Gartens am Wirthshause in traulicher Rede. Sie hatte ihr jüngstes Kind schlafend auf dem Schooße. Die beiden andern waren schon am frühen Morgen mit dem Vater und Agathen ausgezogen, Otto an seinem Wohnorte zu besuchen und den heißen Sommertag im kühlen Walde zuzubringen. Ein großes Fest, das in der Amtsstadt gefeiert wurde, ließ heute keine Gäste von dort erwarten, so daß Fritz Späth zu Hause gut abkommen und den längst versprochenen Besuch bei Otto ohne Bedenken wegen der Wirthschaft ausführen konnte. Damit Marianne für den Nothfall nicht ganz allein sei, hatte Moritz versprochen, den Nachmittag oben zuzubringen und etwaige Gäste bedienen zu helfen.

Allein die Gäste blieben aus, wie man auch erwartet hatte und die beiden Geschwister erfreuten sich eines so stillen ungestörten Beisammenseins, wie es ihnen nicht oft zu Theil wurde.

Von der Gegenwart wandte sich ihr Gespräch allmälich in die Vergangenheit zurück und wurde dabei, was sehr selten geschah, auch Anna's gedacht. Natürlich war Moritz nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnisse

von dem Schicksale in Kenntniß gesetzt worden, welches die bedauernswerthe Frau sich selbst erwählt hatte, und seitdem vermied er es auf das Sorgfältigste, ihren Namen zu nennen. Seinen Kindern war das Gedächtniß an die eigentliche Mutter fast ganz entschwunden, sie hatten sich von Jugend auf gewöhnt, Tante Marianne als Mutter zu betrachten.

„Wie es der Unglücklichen nur gehen mag?" frug Marianne schmerzlich, als der Bruder selbst die Rede auf Anna gebracht hatte. „Sollte es denn dem Herrn nicht gelungen sein, ihr das harte Herz zu brechen? Mir ist es wirklich unbegreiflich, wie ein Mutterherz so jedes mütterliche Gefühl vergessen und verleugnen kann, wie sie es gethan hat. Seit ihre Familie sich hier aufgelöst hat, ist doch auch nicht mehr das geringste Lebenszeichen von ihr gekommen."

„Ja," sagte Moritz tief bewegt, „Ihre Spur ist gänzlich verloren. Ich will Dir's jetzt sagen, Marianne, daß ich insgeheim Nachforschungen nach ihr angestellt habe; denn wenn ich auch nicht von ihr sprach, ich konnte doch die Erinnerung an sie nicht aus dem Herzen bannen. Aber alles Nachforschen hatte keinen anderen Erfolg, als die Kunde, sie sei aus dem Dörfchen in der Schweiz, von wo sie ihr Vermögen eingezogen hatte, mit ihrem Manne weggezogen. Wohin aber? das wußte Niemand, und selbst eine Aufforderung, die ich in mehrere Schweizer Blätter einrücken ließ, sie möge unter einer ganz fremden Adresse, die ich angab, Nachrichten von sich geben, blieb ohne jeden Erfolg."

„Nun, so wollen wir sie dem lieben Gott befehlen, dessen Gnade es ja auch wohl mit ihr zum Besten wenden wird," sagte Marianne.

„Daran habe ich es nie fehlen lassen," entgegnete Moritz ernst. „Ich habe ihrer allezeit in meinen Gebeten gedacht."

Die tiefe Stille, die diesen Worten folgte, wurde durch ein lautes Schellen an der verschlossenen Hausthüre des Wirthshauses, sowie durch ein gewaltiges Bellen des Hofhundes unterbrochen.

Da das Kind, welches Marianne auf dem Schooße

hielt, davon erwachte, ſo reichte ſie es raſch dem Bruder hin und eilte nach dem Hauſe zu ſehen, wer da wäre.

„Ein Expreß-Bote von der Poſt," meldete ſie, als ſie raſch wiederkehrte, „der dieſen Brief gebracht hat. Er hat Dich drunten in Deinem Hauſe, geſucht und Dich hier vermuthet, als er dort alles verſchloſſen fand."

Der Brief war von einer ganz unbekannten Hand und der Poſtſtempel ſo undeutlich, daß man auch nicht ſehen konnte, woher er kam.

„Was mag denn das ſein?" ſagte Moritz und erbrach den Brief.

Er war aus Zürich in der Schweiz datirt und von einem Krankenpfleger des dortigen Hoſpitals geſchrieben.

„Geehrter Herr!" lautete er, „eine Frau in mittleren Jahren, die vor einigen Wochen ſchwer krank und in tiefſter Armuth zu uns gebracht wurde, aber nur ihren Vornamen „Anna" nennen will, hat mich gebeten, dieſe Zeilen an Sie zu richten, und Ihnen zu ſagen, daß es ihr ſehnlichſtes Verlangen iſt, Sie, wenn es irgend möglich iſt, hier zu ſehen. Ich kann nur hinzufügen, daß

es der Wunsch einer Sterbenden ist, welcher der Arzt nur noch höchstens acht Tage zu leben gibt. Wollen Sie also die Bitte erfüllen, die der Kranken sehr am Herzen zu liegen scheint, so dürfen Sie nicht säumen, wenn Sie sie noch am Leben finden wollen."

„Gerechter Gott!" rief Marianne, die dem Bruder über die Schulter in den Brief geblickt hatte, als dieser lautlos den Brief in den Händen behielt, und sein Gesicht von Todesblässe überzogen wurde, „gerechter Gott! Das ist Niemand sonst als unsere Anna!"

„Was willst Du nun thun, Moritz?" fragte sie über ein Weilchen weiter, als der Bruder noch immer stillschweigend auf die Zeilen hinstarrte.

„Reisen," sagte Moritz, plötzlich von seinem Sitze emporschnellend, „reisen, und das heute noch. Ich mache mich sogleich fertig. Behüt' Euch Gott!"

„Gehe auch Du mit Gott, lieber Moritz!" sagte unter Thränen Marianne. „Er segne Deinen Ausgang und Eingang!"

Zehn Tage blieb Moritz weg und als er wiederkam, brachte er ein Bübchen von fünf Jahren mit, das er liebevoll in sein Haus führte und es Agathen mit den Worten übergab: „Da hast Du nun noch ein Brüderchen, liebes Kind, habe es lieb um seiner und um Deiner Mutter willen!"

Von dem, was er in Zürich erlebt hatte, kam kein Wort über seine Lippen.

„Danket Gott," sagte er nur zu Marianne und Fritz, als diese in ihn drangen, zu erzählen, „danket Gott, daß sie überwunden hat und im Frieden von hinnen gegangen ist. Sie ist durch viele Trübsal hindurchgegangen und der Herr hat sie auch im Feuer vergoldet. Möge Gott ihr vergeben, wie ich ihr vergeben habe!"

Erst im Laufe der Zeit konnte sich Moritz soweit überwinden, in etwas den Schleier zu lüften, den er bisher über seine Erlebnisse in Zürich gebreitet hatte. Da kam denn heraus, daß Anna's zweiter Mann ihr Vermögen in Spiel und Trunk durchgebracht und sie in der bittersten Armuth zurückgelassen habe, als er in der Betrunkenheit bei einem Sturze seinen plötzlichen Tod fand.

„Aber sie wartet nun droben auf mich und die Kinder!“ schloß er tiefbewegt. „Ich habe ihr durch mein Kommen den letzten Gang erleichtert und mit meinen Händen ihre Augen zugedrückt.“

Den kleinen Moritz nahm Hartmann gerichtlich an Kindes Statt an, und es war ihm eine hohe selige Freude zu sehen, wie Otto und Agathe, die er über die Verhältnisse unterrichtet hatte, den kleinen Bruder mit herzlicher Liebe umfaßten.

Als Agathe im Laufe der Jahre einem tüchtigen Manne die Hand reichte, zog Moritz Hartmann mit seinem angenommenen Sohne hinauf zur Schwester in's Wirthshaus, wo er sich das Stübchen der Mutter zur Wohnung erwählte.

Der kleine Moritz wuchs mit Mariannens Kindern auf und entwickelte sich zur Freude Aller unter der sorgsamen Pflege und Obhut, die ihm sowohl der neue Vater, als auch Tante Marianne angedeihen ließen.

Wir schließen damit unsere Geschichte, und fügen nur noch hinzu, daß sich an allen Gliedern der Familie in reichstem Maaße das Wort des Herrn bewährte:

„Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht! Der Herr wird Dich segnen aus Zion, daß Du sehest das Glück Jerusalems Dein Leben lang und sehest Deiner Kinder Kinder. Friede über Israel!“

4. Anekdote.

Ich weiß nicht, war es einer der Herren „Gründer“, die ja bekanntlich vor Kurzem so gute Zeit hatten und oft durch ihre „Gründungen“ und das, was drum und dran hing, in ein paar Wochen aus Hungerleidern und Habenichtsen Millionäre wurden — oder war es einer von der Sorte, die das Kunststück verstehen, sich reich zu erben: — kurz es war ein steinreicher Mann, dem man nachsagte, daß er sein Geld mit dem Scheffel messen könne. Der hatte sich von dem leicht erworbenen Gelde ein prächtiges Landhaus erbaut und einen großen parkartigen Garten

daran anlegen lassen, dessen sich ein Fürst nicht hätte zu schämen brauchen. Ueberall standen in dem Gebüsche die kostbarsten Marmorstandbilder, und wenn der Garten, wie es bei großen Festlichkeiten zu geschehen pflegte, mit farbigen Papierlaternen erleuchtet wurde, die in zahlloser Menge an den Aesten der Bäume aufgehängt waren, so konnten die Gäste meinen, sie wären beim großen Mogul zu Besuch.

Zur Feier seines Geburtstages hatte der reiche Herr einst eine glänzende Gesellschaft geladen und Alles aufgeboten, derselben von seinem ungeheuern Reichthum die handgreiflichsten Beweise zu geben. Es waren nämlich böswillige Gerüchte verbreitet worden, als ob sein Reichthum nicht mehr auf ganz festen Füßen stände, und die ganze Herrlichkeit bald mit Ach und Krach zu Grunde gehen werde. Diese Gerüchte sollten heute auf das Glänzendste widerlegt werden. Nach der mit den feinsten Leckerbissen besetzten Mittagstafel gab es einen Spaziergang durch den Park, auf welchem der Hausherr und Gastgeber von allen Seiten mit den größten Schmeicheleien überhäuft wurde wegen des guten, feinen Geschmackes, den er bei Anlegung des Parkes bewiesen habe. Denn er behauptete immer, den Plan dazu habe er selbst entworfen.

Als man eine kleine Anhöhe, die innerhalb des Parkes lag, erstiegen hatte, fand man sich an einem mit der größten Pracht ausgestatteten Lusthäuschen, das für den heutigen Tag erst fertig gestellt worden war und nun feierlichst durch die Gesellschaft eingeweiht werden sollte. Dieselbe nahm auf den feinen Sammetmöbeln Platz und als durch die Bedienten Kaffee und feine Cigarren herumgereicht waren, fragte der Hausherr schmunzelnd, indem er sich in seinen Sessel zurücklegte und die feinen Rauchwölkchen behaglich in die Luft blies:

„Wissen die Herren denn auch, was noch vor 3 Jahren hier gestanden hat, wo wir jetzt so fröhlich beisammen sitzen?“ — „Eine Windmühle!“ ergänzte er dann selbst, weil keiner der Gäste früher die Gegend gekannt hatte.

„Das muß ein guter Platz für eine Windmühle gewesen sein,“ bemerkte da scheinbar ganz harmlos der reiche Bankier S..... und knöpfte seinen Rock zu, „denn man spürt noch heute hier einen auffallenden Wind!“

5. Altes Gold.

„Wer hohe Berge ersteigen will, muß langsam angehen.“ Und warum? Weil ihm sonst der Athem ausgeht und die Kniee zu zittern anfangen, so daß er nicht mehr vorwärts kann.

Eine kluge Regel für den Bergsteiger! denkst Du, und willst vielleicht schon weiter blättern, weil Du Dir sagst: das ist nichts für mich; denn, wo ich wohne, da gibt's keine hohe Berge, und sollt ich einmal eine Reise in die Schweiz thun, dann werd' ich mich an das weise Sprüchlein halten! „Lobe die Berge und bleib in der Ebene.“

Aber halt' doch noch ein wenig still, lieber Freund, und bedenk' das Sprüchwort da oben noch etwas näher! Ich glaube, es hat doch auch für Dich einen guten Rath, den Du wohl brauchen kannst, und wenn Du auch der abgesagteste Feind vom Bergsteigen wärst und mitten in der Mark Brandenburg wohntest, allwo bekanntlich nichts ist als „lauter Jegend“, und wo das, was man Berge heißt, kaum höher ist, als daß man's hüben bequem hören kann, wenn drüben Einer kräftig niest, und wohl im Stande ist, ein verständliches „Prosit!“ hinüber zu rufen.

Denn merke: es kommen im menschlichen Leben allerlei

Berge vor, die man, wenn man vorankommen will, übersteigen muß, weil man unmöglich drum herum gehen kann, Berge nämlich im bildlichen Sinne, bei welchen man, um sie zu ersteigen, anstatt der Füße, wohl die Hände brauchen muß, oder gar den Kopf, bei deren Ersteigung man auch nicht wohl einen Esel brauchen kann, wie es häufig bei reichen Leuten geschieht, wenn sie nach der schönen Aussicht von dem Gipfel eines hohen Berges lüstern sind, aber doch die paar Tropfen Schweiß scheuen, die das Reiten auf Schusters Rappen erfordern würde, sondern bei welchen man sich's recht sauer muß werden lassen, wenn man hinaufkommen will, und zwar um so saurer, je höher der Berg ist, nach dessen Gipfel man trachtet.

Siehe, solch ein Berg ist zum Exempel jede Lebensstellung, die man erreichen will. Da muß auch mit Mühe und Schweiß emporgestiegen werden, nämlich von Stufe zu Stufe in der Vorbereitung, welche die in Aussicht genommene Lebensstellung erheischt.

Und dünkt es nicht in der That Jedem, als stünde er vor einem hohen, hohen Berg, wenn er mit dieser Vorbereitung den ersten Anfang macht?

Denk' Dir nur einmal einen Schusterjungen, der zum ersten Male mit der funkelnagelneuen sauberen Arbeitsschürze in die Werkstätte des Meisters tritt und nun da überall, an den Wänden ringsum wie hinter dem spiegelblanken Schaufenster, die Kunstwerke aus Leder erblickt, die fix und fertig da hängen und stehen und so blank gewichst sind, daß man sich darin besehen könnte. Wird da dem armen Buben, falls er nur kein patziges Kerlchen ist, welches das Gruseln längst verlernt hat, nicht eine Gänsehaut nach der andern über den Leib laufen, wenn er denkt: wie lange wird es dauern, bis ich auch einmal solch ein Kunstwerk fertig bringe? — Und wenn ihm dann der Meister sein Dreibein anweist und ein Stück alten Sohlleders weich zu klopfen gibt, oder ein ähnliches Geschäft anweist, wie sie beim Beginn der edlen Schusterlaufbahn gethan werden müssen, wird's ihm dann nicht vorkommen, als stünde er am Fuße eines unendlich hohen Berges, von welchem er noch gar nicht absehen kann, ob es ihm überhaupt jemals möglich sein werde, hinauf zu

kommen? Wird's ihm am Ende nicht ganz blümerant vor den Augen werden, wenn er von dem Stückchen nassen Sohlleders, welches er auf seinem Steine bearbeitet, und welches nicht im entferntesten darnach aussieht, als habe es mit den feinen Zeug- und Zugstiefelchen im Schaufenster irgend welche Verwandtschaft, seine Blicke nach dem Schaufenster hinübergleiten läßt?

Und doch wird Niemand behaupten wollen, daß es wirklich ein so unendlich hoher Berg ist, ein ordentlicher Schuster zu werden.

Oder denk' an ein Bübchen, welches die große Wahrheit, daß Eins und Eins Zwei gibt, bisher höchstens an Aepfeln und Nüssen praktisch gelernt hat, ohne sich etwas davon träumen zu lassen, daß man im Stande ist, auf diese Wahrheit ganz große Rechenbücher aufzubauen zum Schrecken und Kreuz der lieben Jugend, oder welches von den Büchern noch nicht viel mehr weiß, als daß man sie prächtig zerreißen kann, und daß der schwarze Krimskram, der auf die weißen Blätter hingemalt ist, lange nicht so schön aussieht, wie die Männer und Pferde, die Bäume und Häuser, die seine kleine Fingerchen mit dem Griffel auf die Schiefertafel malen, denk' Dir solch ein Büblein zum ersten Male in der Schule, wie es hört, daß die Größeren aus den Büchern, welche sie in Händen haben, ganz prächtige Geschichten herauslesen, und zwar der Eine mit ganz denselben Worten wie der Andere, und daß sie nachher beim Rechnen nicht bloß mit Einern, sondern auch mit Zehnen, Hunderten, Tausenden, ja wohl gar Millionen herum handtiren, als wäre ihnen das gar nichts; denk' Dir solch ein Büblein nun an die Wandtafel gestellt, wo ihm der Lehrer erst als Vorrede verspricht, daß er, wenn er recht fleißig wäre, jetzt auch lernen solle, so schöne Geschichten aus den Büchern zu lesen wie die Großen, und ihm dann sagt: siehst Du das schwarze Ding hier auf der Tafel macht „A", jenes dort „C", dieses hier „M", und jenes dort „R", und das mußt Du ganz fest und sicher behalten, wenn Du lesen lernen willst — und doch weiß mein armes Kerlchen schon in der nächsten Minute für die ganze Welt nicht mehr zu sagen, was ein „M" ist oder ein „R", wo es den Mund spitzen muß,

wie beim „O," oder wo es ihn weit und breit aufmachen muß, wie beim „A," und es will auch die Kunst, den rechten Unterschied zu machen, nicht in den kleinen Kopf hinein, nachdem es ihm der Lehrer vielleicht schon hundertmal vorgesagt hat: wird's solchem Büblein nicht auch um das Lesenlernen oder auch das Rechnen dünken, als sei das ein hoher, unübersteigbarer Berg für ihn?

Wird aber nachmals aus dem Büblein ein Bub, der gar auf die lateinische Schule kommt, weil etwas Rechtes aus ihm werden soll, sei's Pfarrer oder Lehrer, sei's Doktor oder Apotheker, sei's Richter oder Advokat, und dem nun Latein, Französisch, Griechisch, Mathematik, Physik, und wer weiß, was sonst noch auf seinen Stundenplan gesetzt wird, kann's da wohl ausbleiben, daß sich der arme Bub, wenn er an seinen Büchern sitzt und nicht voran kann, manchmal in die Haare greift und denkt: o, du armer Kopf, wie manchen hohen Berg mußt Du noch hinauf, bis Du da bist, wohin Du sollst!

Wo sich aber gar Einer vorgenommen hat, „auf den Rothschild zu studiren," was so viel heißen soll als: ein reicher Mann zu werden, dem eine Million eine pure Lumperei ist, und er hat als Anfang damit begonnen, mit seinem Vermögen von ganzen hundert Mark einen Handel mit Lumpen oder sonst etwas zu begründen: wird's dem nicht auch ein hoher, hoher Berg zu sein dünken, vor welchem er steht, wenn er am Schlusse seines ersten Geschäftsjahres die Bilanz zieht und merkt, daß er erst um fünfzig Mark reicher geworden ist und nun nur flüchtig mit seinen Gedanken daran streift, wie weit er noch bis zur ersten Million hat, geschweige denn bis zum Rothschild?

Und doch sagt das Sprüchwort: „Wer hohe Berge ersteigen will, muß langsam angehen?" Scheint das nicht widersinnig? Scheint's nicht vielmehr, als müsse es heißen: „Wer hohe Berge ersteigen will, der muß sich wacker tummeln und darf den hintersten Fuß nicht lange stehen lassen?"

Und wirklich, so kalkulirt ja heutzutage die Welt.

Wenn darum der Schusterjunge nothdürftig gelernt hat, einen Riester aufzusetzen oder ein paar rindslederne Schuhe so zusammenzukloben, daß man nicht recht weiß,

sind's wirklich Schuhe oder sind's Lederkästchen — dann geht's ihm bei seinem Meister nicht mehr schnell genug. Er drückt sich wo möglich, noch ehe die Lehrzeit ganz herum ist, stolpert ein paar Monate fechtend in der Welt herum, um doch sagen zu können, er sei auf der Wanderschaft gewesen — und dann setzt er sich ganz munter und unverfroren irgendwo, nur nicht daheim, wo man ihn kennt, als Meister und fängt an, selbstständig zu arbeiten. Die Leute wundern sich wohl über das jugendliche Gesicht des neuen Meisters; aber er hat an dem Hause, in welchem er sich eingemiethet, ein stattliches Schild hängen, darauf mit goldenen Buchstaben geschrieben steht: „N. N. Schuhmachermeister," oder gar „N. N., Fußbekleider," er hat an dem Fenster seines Stübchens eine Anzahl feiner Zeugschuhe stehen (die er NB. irgend einem Dummkopfe von Schuhhändler in der nächsten Stadt ohne Bezahlung abgeschwindelt hat) — da kann's ja kein Zweifel mehr sein, so jung das Meisterchen auch noch aussieht, sein Handwerk versteht er. Es kommen Kunden, welche doch den neuen Nachbar in Nahrung setzen wollen, und es geht mit der Schusterei richtig lustig los — bis die Leute merken, daß der neue Nachbar ein entsetzlicher Pfuscher ist und mit ihren Schuhen lieber ihren alten Schuster wieder aufsuchen. — Statt auf den Gipfel des Berges hinaufzukommen, von welchem aus er hell und fröhlich in die Zukunft sehen könnte, kommt so mein Bürschlein in aller Kürze ganz drunten in der Tiefe an, wo Noth und Elend vor Augen steht; statt ein ehrsamer Schustermeister zu werden, der mit seiner Arbeit überall bestehen kann und alle Tage erfahren darf, daß noch immer, wenn's Einer recht versteht und treibt, „Handwerk einen goldenen Boden hat" — wird er ein Lump. — Siehst du, wäre der Schusterjunge von damals langsam angegangen und hätte von Grund aus sein Handwerk gelernt trotz des Knieriemens des Meisters, der ihm manchmal um die Ohren sauste, hätte er nicht Meister sein wollen, ehe er Geselle war, sich nicht setzen wollen, ehe er „bewandert" war: dann wäre ihm auf der Schusterlaufbahn der Athem nicht so hurtig ausgegangen; er hätte mit Gottes Hülfe den Gipfel des Berges endlich erstiegen.

Und ists etwa anders mit dem Büblein, das auf den hohen Berg der Gelehrsamkeit hinauf will? da scheint es wohl auch nöthig, daß heutzutage, wo die Anforderungen immer höher steigen, die für irgend einen gelehrten Beruf gestellt werden, weil eben alle Gebiete des menschlichen Wissens sich immer mehr erweitern und vertiefen, es scheint wohl nöthig, daß der junge hoffnungsvolle Gelehrte statt langsam anzugehen, vielmehr recht schnell vorankomme und durch die einzelnen Schulklassen nur so hindurchgaloppire, als wenn Einer mit der Hetzpeitsche hinter ihm stünde. Aber so nöthig es auch allerdings ist, daß die Lernzeit recht benutzt und nicht verfaullenzt werde, mit dem allzuraschen Vorangehen hat's doch auch da sein Mißliches. Denn das findet in der Regel nur auf Kosten der Gründlichkeit im Wissen statt; und wenn Einer einen recht offenen Kopf hat, der rasch auffaßt und leicht lernt, aber freilich auch, wie's gewöhnlich der Fall ist, ebenso rasch und leicht wieder das Gelernte vergißt, so kann es leicht kommen, daß es bei ihm hapert, wenn es gilt, die entscheidende Prüfung zu bestehen, und daß es bei ihm geht, wie bei jenem Studenten, der aus dem Examen nach Hause kam und sich mit vollen Backen rühmte, er habe das Examen so gut bestanden, daß er es auf allgemeines Verlangen der Prüfungs-Commission nächstes Jahr noch ein Mal machen müsse. (Der geneigte Leser versteht's!)

Item, es gilt auch hier: wer hohe Berge ersteigen will, muß langsam angehen, und jeder tüchtige Schulmeister, der in seiner Schule nicht lediglich auf den Schein arbeitet und das ganze Jahr an dem Paarderosse für das Examen zureitet, weiß die Wahrheit dieses Wortes in vollem Maße zu würdigen.

Bei Demjenigen aber, der „auf den Rothschild studiren will", scheint es erst recht nichts zu sein mit dem Sprüchwort: wer hohe Berge ersteigen will, muß langsam angehen — und wenn man dabei das Sprüchwort doch anwenden und etwa solch einem Studenten rathen will, langsam, „klein und rein" anzufangen, so riskirt man, daß Einem die Leute groß ansehen und denken: Dem rappelt's wohl im Oberstübchen. Heutzutage heißt's da

vielmehr: man muß, wenn man reich werden will, nicht lange Umstände machen wollen, muß an der Börse in Staatspapieren und Actien speculiren, wobei man über Nacht Tausende gewinnen (freilich auch verlieren) kann, muß nicht blöde sein, zuzugreifen, überall, wo es rasch Geld zu verdienen gibt und man sein Kapital nicht lange braucht stehen zu lassen, nicht blöde, auch sich anderer Leute Geld zu Nutze zu machen.

Und es läßt sich ja nicht leugnen, daß in den letzten Jahren Mancher in dieser Weise, durch schnelles Angehen und Hinaufstürmen den Millionenberg wirklich erklommen hat. Aber soviel weiß ich: ich möchte die Freude, droben auf dem Gipfel zu stehen, nicht mit ihnen theilen, möchte mit dem Berge insonderheit nichts zu schaffen haben, den ihnen ihr Gewissen droben auf der stolzen Höhe auf die Seele wälzt. Hab's auch schon erlebt, daß solche Millionäre doch ihrer Millionen nicht froh geworden sind, sie in wildem Taumelleben binnen Kurzem durchgetrieben hatten (vielleicht um das Gewissen zu übertäuben!) und schließlich, ehe sie sich's versahen, in der Tiefe angekommen waren, wo sie in ihrem Geldsacke nur noch einen leinenen Boden fanden, und wo die ganze Herrlichkeit mit „Ach und Krach" ein Ende nahm.

Wie viele Tausende aber statt auf den Gipfel des Millionenberges in die tiefste Tiefe des Elends hineingekommen sind, weil sie unser Sprüchlein vergaßen, und statt sich in ehrlichem Fleiße langsam aber sicher vorwärts zu arbeiten, ohne Mühe und Fleiß über Nacht reich werden wollten und deßhalb auf die zahllosen Leimruthen gingen, welche für solche Gimpel überall ausgelegt waren, das wird nie und nimmer genau ermittelt werden können, das weiß nur Der, welcher die geheimen Reuethränen sieht und die verborgenen Seufzer hört, womit das verlorene Lebensglück betrauert wird.

Drum laß dich's nicht verdrießen, lieber Freund, wenn es nicht im Hui, wie mit Extrapost, über die Lebensberge hinausgehen will, vor welche du dich gestellt siehst, und beherzige dein Lebenlang das Sprüchlein:

Wer hohe Berge ersteigen will, muß langsam angehen.

6. Räthsel.

1.

Mein erstes Wörtlein — such' es doch —
Nennt dir einen großen Meister
Im Reich der Töne, der heute noch
Entzückt und erhebet die Geister,
Weil aus Herzens Tiefe wie Glockenton rein
Ihm die Harmonien entquellen. —
Doch nennt es dir auch ein Wässerlein
Mit fröhlich hüpfenden Wellen.

2.

Ein Spielzeug zeigt dir das zweite Wort,
Damit sich die Kinder vergnügen;
Doch muß es auch, wenn ein Fuß ist fort,
Als Stütze dem Krüppel genügen.

1. und 2.

Das Ganze siehst du im Federkleid
Sich zierlich wenden und drehen,
Und hüpfen und schwänzeln voll Munterkeit,
Wenn du still am Ersten wirst stehen.

7. Der Lindenhof.

Eine Dorfgeſchichte von Armin Stein.

Erſtes Kapitel.

Es war ein friſcher kühler Herbſtmorgen. Noch lag auf den Wieſen drunten hinter dem Erlenbuſch der Nebel, der gar keine Eile zu haben ſchien, der kommenden Sonne das Feld zu räumen, denn im Herbſt iſt er träge und ſchwerfällig von der nächtlichen Kälte und läßt es an ſich kommen. Von den Bäumen trieſte es wie Thränen, und die Vögel des ſchon halb kahlen Waldes erwachten aus dem Schlaf, wie ſie es naß auf den Pelz bekamen. Die Hähne krähten ihren Morgenſegen in die ſtille Luft und riefen ihre Familie zum erſten Frühſtück vor der Tenne, wo eben die Dreſchflegel ihre eintönige Muſik begonnen hatten. Aus den Stallthüren zogen die Knechte ihre Gäule und ſchirrten ſie an: der Stoppelacker mußte umgepflügt werden, die Kartoffeln waren auch noch nicht alle herein und es gab auch ſonſt noch Manches auf dem Felde zu thun vor dem Einwintern. Auch der Oebſterjoſeph, der den Kirchenbuſch in Pacht hatte, war ſchon in voller Arbeit auf dem Birnbaum und ſchüttete Sack um Sack der ſaftigen Bergamotten in's Gras. —

Dort oben auf dem Anger in dem kleinen, niedrigen Häuslein mit dem wankelmüthigen Strohdach und den runden Bleifenſterſcheiben ſtand ein Bube von etwa vier Jahren mit friſchrothen Backen und blau gefrorenen Händen. Er hatte ſeine neue, blaucarrirte Sonntagsjacke an und auf dem Krauskopf eine ſchöne Pelzmütze von ſchwarzweißem Kaninchenfell, die ihm der Vater geſtern vom Michaelismarkt mitgebracht. Stolz ſchaute er drein wie ein König und ſchmunzelte in kindlichem Wohlbehagen, wenn die Vorübergehenden die Augen voll Erſtaunen an ſeiner Geſtalt herniedergleiten ließen.

„Potz Tauſend Friedel," ſagte des Lindenbauers Stallmagd, als ſie mit dem Karſt auf der Schulter vorüber-

ging, „wo haſt Du denn die ſchöne Mütze her? das iſt ja ein wahrer Staat!“

Und der Knabe lachte mit dem ganzen Geſicht und ſagte wichtig: „Sie koſtet aber auch einen halben Gulden! Geſtern hat ſie mir mein Vater vom Jahrmarkt mit heimgebracht.“

„Aber was ſtehſt Du denn heute in Deinem Sonntagsſtaat, Friedel?“ fragte die Magd weiter.

Das Kind ſchaute ſie mit ſeinen großen Augen verwundert an: „Na, weißt Du denn nicht, daß heute unſer Martin heimkommt!“

„Was! Euer Martin! der Küraſſier! Kommt er denn los von den Soldaten?“

„Heim kommt er,“ verſetzte das Kind, welches das „Loskommen“ offenbar nicht verſtand. „Und dann darf ich ſeine eiſerne Mütze aufſetzen und auch den großen Säbel einmal herausziehen, das hat er in ſeinem Brief geſchrieben, den vorgeſtern der Poſtchriſtoph gebracht hat. Meine Mutter iſt ihm mit dem Korb entgegen bis in die Stadt — er wird wohl nun bald kommen. Ich hab' ihm ſchon ein paar Eierpflaumen unter dem Baum aufgeleſen und ſeine Pantoffeln abgewaſchen. Ich konnte ſie erſt gar nicht finden, und ſie waren ganz voll Schimmel. — Da kommen ſie!“ rief er, ſo laut er konnte, indem er mit der Hand über den Augen in's Thal hinunter ſpähte. „Vater, ſie kommen!“ — Und wie ein Wetter rannte er den Abhang hinunter, den beiden Ankömmlingen entgegen, und hielt ſich die Pelzmütze, die ihm ein wenig auf Zuwachs angemeſſen war, mit beiden Händen auf dem Kopfe feſt.

Je näher er aber kam, deſto kürzer und zaghafter wurden ſeine Schritte. Da kam ein großer, ſtattlicher Kriegsmann in ſchneeweißem Rock daher, ſo groß wie Keiner im ganzen Dorf, und auf ſeinem Kopf blitzte es

wie lauter Silber und Gold, und an ſeiner linken Seite raſſelte ein ungeheurer Säbel, und an den großen Reiterſtiefeln klirrten Sporen! das ſollte der Martin ſein, ſein leibhaftiger Bruder? — Seit drei Jahren hatte er ihn nicht geſehen und kannte ihn eigentlich noch gar nicht, denn der Friedel, ein nachgeborenes Kind, das letzte am Leben gebliebene nach drei todtgeborenen, war damals erſt ein Jahr alt, als der Martin unter die Soldaten kam, und die ganze Zeit war derſelbe nicht nach Haus gekommen. Er kannte ihn nur aus den Erzählungen ſeiner Eltern und aus den Briefen, die der Martin aus Halberſtadt geſchrieben hatte, und bei deren Vorleſen er immer andächtig mit gefalteten Händen auf der Ofenbank ſaß, wie beim Morgen- und Abendſegen.

Der gute Friedel blieb endlich ſtehen und getraute ſich nicht weiter vor, bis er von weitem den Kriegsmann fragen hörte: „Iſt das der Friedel?“ und der Mutter Zuruf vernahm: „So komm doch her, Friedelchen, das iſt ja unſer Martin!“

Da faßte er ſich endlich ein Herz und war ganz ſelig, als der große, ſtolze Kriegsmann ihn auf ſeine Arme nahm und ihm einen herzhaften Kuß auf die Backen gab und ſagte: „Guten Morgen, mein Brüderchen. Ei, was biſt Du groß geworden!“ — Und nun gingen die drei mit einander durch das Dorf. Die Mutter trug des Martins Kiſte auf dem Rücken und der Friedel hatte ihm das Bündel abgenommen, das er von der Säbelkoppel losgeneſtelt hatte. — Wer im Dorf ihnen begegnete, der blieb mit weit offenem Munde ſtehen, ſtaunte erſt ein Weilchen und kam dann heran, um dem Martin die Hand zu drücken und ihn von oben bis unten zu bewundern: „Martin, biſt Du's, oder biſt Du's nicht?“

Bald war's im Dorf herum: der Schneidermartin iſt da! und in Rudeln ſtanden die Schulkinder um das Häuslein auf dem Anger her und warteten begierig, ob nicht der Martin einmal an's Fenſter käm'.

Das geſchah nun aber vorläufig nicht, denn der Martin ſaß drinnen im Stüblein zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Mutter, hatte den Rock aufgeknöpft und die Halsbinde abgethan und machte ſich's bequem in den

ſpiegelblank geputzten Pantoffeln. Er hatte ja ſo viel zu erzählen, denn in drei Jahren, da ſummt ſich was zuſammen, zumal wenn man unter den Soldaten iſt. Und wie er nun im beſten Zuge war, da kam der Friedel ſachte von hinten herzugeſchlichen und tupfte leiſe an den Rock des Kriegers und die blanken Knöpfe, ganz leiſe, daß es der Martin nicht merke! Und wenn ſich dieſer einmal ein wenig zurückwendete, da zog das Kind erſchrocken die Händchen zurück und kroch unter den Tiſch, aber nach einem Weilchen kam's doch wieder und faßte von Neuem an das königliche Tuch.

Der alte Schneiderdavid hatte heute ordentlich rothe Backen und war ganz kreuzvergnügt über ſeinen Sohn, der arme, kränkliche Mann, der's ſchon lange auf der Bruſt hatte von dem vielen Hocken und arg huſtete und ganz heruntergemagert war. Und die Mutter, die Philippine, die kleine, kernige, rundliche Frau mit dem gutmüthigen Geſicht und den ehrlichen Augen hatte immer die eine Hand in der ihres Sohnes und die andere an der Schürze, mit der ſie ſich von Zeit zu Zeit über

die Augen fuhr. Er war aber auch ſo ein prächtiger, kapitaler Kerl geworden, der Martin, und es war ſo herzbeweglich, was er erzählte von ſeinem Soldatenleben und zumal von ſeinem Rittmeiſter, der's von vornherein auf ihn abgeſehen gehabt und ihn zu ſeinem Leibburſchen gemacht, hernach aber in das Bureau gethan hätte zum Wachtmeiſter, wo ihm ſeine Schulkenntniſſe gut zu Statten gekommen wären.

Die Philippine pries ſtill in ihrem Herzen einmal über das andere den Herrn Rittmeiſter, und konnte es gar nicht faſſen, wie ſo ein großer, adeliger Herr ſo gut ſein könne gegen einen gemeinen Soldaten.

„Aber ſeht Ihr denn gar nichts?" fragte der Martin, ſeine Erzählung unterbrechend. „Guckt mich doch einmal recht ſcharf an."

„Daß Du ſo einen grauſamen Schnauzbart gekricht haſt?" fragte die Mutter.

„*Ach was da!*" *lachte* der Martin, „das iſt keine Kunſt, und das verſteht ſich von ſelber. Ein Soldat ohne Bart iſt wie ein Baum ohne Blätter. Nein, nein, ſeht mir doch nur einmal nach dem Kragen: iſt da nicht was Silbernes dran?"

„Ja," ſagte die Mutter behaglich lächelnd und mit dem Kopfe nickend, „die Küraſſiere ſind prächtige Leute, das blitzert und blinkert Alles an ihnen."

Jetzt aber fuhr der Vater lebhaft auf und ergriff Martins Arm. „Gott im Himmel, das hab' ich ja in der erſten Freude gar nicht geſehen — iſt's denn möglich, Du biſt Unteroffizier?"

Martins Augen glänzten hell und ſtolz auf: „Ja, ja, liebe Eltern, ich bin Unteroffizier geworden. Das hab' ich wieder dem guten Rittmeiſter zu danken, der ordentlich ſeinen Narren an mir gefreſſen und es bei dem Commando durchgeſetzt hat, daß ich nach dreijähriger Dienſtzeit ſchon die Treſſen bekommen habe."

Jetzt fiel die Mutter glückſelig dem Sohne um den Hals, und der Vater ſtand von ſeinem Stuhl auf und ging ein paar Mal in der Stube auf und nieder, die mageren, gelben Hände auf dem Leibe haltend.

Der Martin erzählte nun das Genauere, wie Alles

zugegangen sei, wie der Rittmeister ihn wiederholt gefragt habe, ob er denn nach Ablauf seiner Dienstzeit wirklich wieder in's Civilleben zurück wolle an die langweilige Schnitzbank; wie der gute Herr immer was in den Bart gebrummt habe, wenn er, der Martin, ihm erwidert, er sei das seinen armen Eltern schuldig, denen er als Soldat nicht unter die Arme greifen könne, wie dann der Rittmeister eines Tages ihn auf seine Stube bestellt und gesagt habe: „Höre, mein Sohn, wenn's nun heißt: Der Martin Herold hat die Treffen bekommen — wirst Du uns dann noch davonlaufen?" — „Liebe Eltern," fuhr der Martin fort, wann ich nun des Königs Rock nicht anbehielte, das wär' eine Sünde und eine schändliche Undankbarkeit gegen meinen guten Rittmeister. So was passirt nicht alle Tage, daß Einer nach drei Jahren Unteroffizier wird. Und nun bin ich ja auch im Stande, Euch immer einmal was zu schicken. Ich brauche nicht viel für mich. Was meint Ihr dazu, wenn ich meine Wagnerprofession an den Nagel hinge und weiter diente? Ist das Glück gut, so werde ich einmal Wachtmeister, und dann bin ich ein gemachter Mann."

Der Schneiderdavid stellte sich dicht vor seinem Sohne hin und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das ist brav, mein Sohn, und ich geb' Dir meinen Segen dazu."

Die Mutter schmiegte sich auch an die hohe Gestalt Martins, der von seinem Sitz aufgestanden war, und meinte: „Ja, es ist eine schöne Ehr, und wir wollen dem Herrgott danken. Aber wenn nur der Krieg nicht wär'! Das ist eine böse Sache, und ich darf gar nicht dran denken."

„Krieg, Mütterchen?" versetzte der Martin weich. „Erstens sieht's nicht danach aus, und zweitens, wenn's losginge, dann ließ man mich doch auch nicht in der Werkstatt, ich müßte doch wieder in den weißen Rock."

Da gab sich die Philippine langsam drein und ging in die Küche, um die Frühsuppe hereinzuholen die inzwischen über dem Heerdfeuer gebrodelt hatte.

Während nun die Familie traulich um den sauber gescheuerten Tisch saß, kam der Martin auf seine alten

Bekannten im Dorfe zu reden. „Wie geht's dem Krugwilhelm und dem Schulmeisterfritz und dem Schmiedegotthilf?“ Das waren seine Jugendgenossen und besten Freunde gewesen. Als er über diese das Nöthige erfahren, fragte er weiter nach den Uebrigen, die ihn interessirten. Zuletzt kam's noch etwas schüchtern und beklommen: „Was machen sie auf dem Lindenhof?“ Und er griff sich dabei an den Hals, als wäre ihm die Binde zu eng — aber er hatte ja die Binde abgelegt. Die Mutter sah ihn verlegen an und senkte dann den Blick zu Boden, ohne ein Wort zu sagen. Auch der Vater war still.

Martins Herz begann schneller zu klopfen und seine Finger arbeiteten an der Weste.

„Laß das gut sein, mein Sohn,“ sagte die Mutter endlich mit bewegter Stimme. „Das mußt Du vergessen.“ Immer heißer wurde es dem Martin. Er wollte weiter fragen, aber er getraute es sich nicht, er fürchtete sich vor der Antwort der Mutter.

Das Gespräch kam in's Stocken und wollte auch nicht wieder recht in Gang kommen.

Nach dem Frühstück ging der Martin hinaus. Er wollte dem Schulmeisterfritz einen Besuch machen. Wie er, von einem Haufen Schulkindern gefolgt, nach einer Stunde wieder zurückkehrte, stand die Mutter in dem Gärtlein hinter dem Hause und sah über den Zaun. Sie hatte auf ihn gewartet. Als er ihrer gewahr ward, winkte sie ihm zu und nahm ihn hinter einen Rosenbusch. „Ich hab' nichts sagen wollen, wie der Vater dabei war, das greift ihn so an. Aber wissen mußt Du's doch einmal. Martin, schlag Dir das Dortchen aus dem Sinn, die ist nicht für Dich. — Erschrick nur nicht so sehr, mein Sohn — o Gott, Du mußt nicht so zittern, Du bist ja ein gewappneter Kriegsmann, Du mußt stark sein. Ich weiß es ja wohl, wie tief Dir das Mädchen im Herzen drin sitzt: ihr habt von Jugend auf mit einander gespielt, da ist die Liebe mit euch groß geworden und hat sich fest eingewurzelt die Jahre her. Aber was nun einmal nicht sein kann, da muß man die Finger davon lassen. Also sage ich Dir: „schlag Dir das Dortchen aus dem Sinn, da ist schon ein Andrer hinterdrein.“

„Wer?“ fragte der Martin kaum hörbar.

„Der Franz, der Bergbauerfranz. Mit dem kannſt Du Dich nimmer meſſen.“

„Mutter!“ fuhr der Martin auf, und ſeine Reckengeſtalt richtete ſich ſtolz in die Höhe.

„Ich weiß, was Du ſagen willſt, mein Sohn,“ bedeutete die Philippine mit der Hand winkend. „Aber nach der Schmuckigkeit fragt ſolche Art nicht, ſondern ob's in der Taſche klimpert. Die Lindenbäuerin — Du kennſt ſie ja, die hat dem Dortchen immer auf dem Dach geſeſſen, ſeit ſie merkte, daß Du nach ihr gingeſt und daß es ernſthaft wurde mit euch beiden. Und der Bauer — na Du weißt's, der iſt im Hauſe eine reine Null und ſteht ganz unter dem Pantoffel, er darf ſich nicht einmal kratzen, wenn ihn eine Mücke ſticht. Von dem iſt alſo auch nichts zu hoffen.“

„Und das Dortchen?“ fragte der Martin wieder mit ſchwacher Stimme.

„Ja,“ fuhr die Philippine fort, „wie's der um's Herz iſt, kann ich nicht ſagen. Denn wenn ich ihr auf der Straße begegne, da thut ſie immer ſo ſcheu und als ob ſie keine Zeit hätte zum Schwätzen. Und beſuchen thut ſie uns nun vollends gar nicht mehr. Früher kam ſie die Woche über zwei, drei Mal herauf und plauderte mit uns und erkundigte ſich auch nach Dir und ließ Dir einen Gruß beſtellen. Aber ſeit der Franz hinter ihr drein iſt, läßt ſie ſich nicht mehr ſehen. Alſo ſei ſtill, mein Sohn und laß Dir die Sache nicht ſo ſtark zu Herzen gehen. Ein ordentlicher Kriegsmann muß Alles zwingen, auch ſein Herz in der Bruſt, und das zu allererſt.“ Dabei reckte ſich die Philippine an dem Martin in die Höhe und ſtreichelte ihm liebevoll die Backen.

Zweites Kapitel.

Feierlich läuteten in Rainsleben am andern Morgen die Glocken den Sonntag ein. Es war ein köſtlicher, thaufriſcher Morgen. Goldig durch die leichten Wolken brechend leuchtete die Sonne hernieder in die feierliche Stille und lag flammend auf den Kirchenfenſtern,

die, weil ſie am höchſten lagen, am erſten von ihrem Strahl geküßt wurden. Tiefes Schweigen liegt auf dem Dorf. Nur dann und wann ertönt das langgezogene Muhen einer Kuh vor Freude über das ſchmackhafte Sonntagsfutter, denn was ein rechter Bauer iſt, der hat ſein Vieh lieb und läßt die Thiere auch merken, daß Sonntag iſt. Und geſchäftig läuft der Barbier von Haus zu Haus, um den Bauern ſeine Kunſt angedeihen zu laſſen. Er muß ſich eilen, denn ehe es zuſammenläutet, muß er herum ſein. Auch der Schuſterjunge hat es eilig, der dem Großknecht die langſchäftigen Stiefel bringt. Er hat in der Haſt gar nicht erſt den Rock übergezogen, ob es gleich ſo friſch iſt draußen, ſondern kommt gleich in Hemdsärmeln daher gerannt und mit dem Schurzfell. Der Großknecht iſt ein fleißiger Kirchgänger und es muß gleich neun ſchlagen.

Jetzt rufen zum andern Mal die Glocken, und auf dem Dorfplatz wird's lebendig. Jung und Alt erſcheint im vollen Staat, die Frauen das Geſangbuch in der Hand und auf demſelben das glatt zuſammengefaltete ſchneeweiße Taſchentuch mit dem Kirchenſtrauß. Nur Wenige jedoch treten ohne Verzug in das weinumrankte Gotteshaus ein — die Allermeiſten bleiben in Gruppen auf dem Kirchhof ſtehen und ſchauen nach dem Anger hinauf, als ob ſie auf Jemand warteten.

Plötzlich kommt ein Haufe Buben geſtürzt mit begeiſterten, hochrothen Geſichtern: „Er kommt!" Und Alles ſchaut neugierig auf. Ja, da kam er daher in ſeinem prächtigen Paradeanzug, der Küraſſier-Unteroffizier Martin

Herold, und seine Haltung war so gerade und so majestätisch, daß ein Murmeln der Bewunderung durch die Menge lief. Er war aber auch wirklich ein schmucker, bildschöner Bursche, der Martin, und gar nicht zum Verwundern, daß der Rittmeister seinen Narren an ihm hatte; er konnte Staat machen mit einem solchen Manne, an welchem aber auch Alles ohne Tadel war; das Gesicht und die ganze Figur und der Gang und die Haltung und zumal das Herz, das ihm so gutmüthig und so treu aus den schwarzbraunen Augen schaute. Die Leute fühlten sich geehrt und geschmeichelt, wenn sie einen Morgengruß von ihm bekamen oder gar einen Händedruck.

Martins Augen gingen suchend durch die Menge, aber sein Mund verzog sich enttäuscht: er schien Jemand zu vermissen, auf den er gehofft. Er trat in die Kirche und überflog auch hier mit schnellem Blick die Versammlung, aber wieder spielte jene schmerzliche Zuz über seinen Mund und in schweren Gedanken neigte sich sein Kopf auf die Brüstung des Chors. Die ganze Predigt über schaute er nicht auf, und die Weiber tuschelten nach dem Gottesdienst einander zu: „Der Martin ist ein recht frommer Mensch, er hat sich die ganze Predigt über nicht gerührt."

Nun ja, fromm war er auch und brav, der Martin, aber was die Weiber für Andacht hielten, das war was ganz Anderes. Heute war der Martin mit seinen Gedanken nicht bei Gottes Wort, wenigstens nur halb — die andere Hälfte seiner Gedanken flog aus der Kirche hinaus nach dem Lindenhof. Er strafte sich selbst innerlich darum, aber er konnt's doch nimmer lassen.

Als die Kirche aus war, ging er hinauf in sein Bodenkämmerlein, schnallte den Säbel ab und warf ihn ungestüm zu Boden. Auch der Rock, der feine, kostbare Paraderock, wunderte sich über die leichtsinnige Behandlung, die ihm heute widerfuhr, denn er wurde nicht, wie sonst, sorgfältig an den Nagel gehängt, die linke Seite mit dem Unterfutter nach außen gekehrt, sondern gewissenlos auf den alten, verstäubten Stuhl geworfen, und die Sturmhaube noch oben drauf.

„Es ist richtig," murmelte der Martin vor sich hin

mit zwei großen Thränen im Auge, „sie hat mich vergessen. Warum war sie nicht in der Kirche? Sie verfehlt doch sonst keine Predigt! Daß ich da bin, weiß sie doch so gut wie das ganze Dorf. Nun ist mir's klar, weßhalb sie das letzte Jahr kein einzig Mal mehr geschrieben hat. Und ich hab' sie doch in jedem Brief an meine Eltern so herzlich grüßen lassen." Und in unendlicher Niedergeschlagenheit setzte er sich auf die alte Lade und stützte den Kopf in die Hand. —

Der Friedel kam die Treppe heraufgetrippelt: „sollst doch herunter kommen, Martin! 's sind Leute unten in der Stube." Er trat behutsam an den Stuhl heran, auf welchem der Helm lag und ließ mit lüsternem Blick die Augen darauf ruhen. „Darf ich nun einmal?"

Der Martin lächelte trübe. „Ja, komm her, mein guter Junge. Du bist glücklich, Du hast noch eine reine Freude am Leben. Du weißt noch nichts von zerstörtem Lebensglück." Und er setzte dem Knaben den funkelnden Helm auf das Haupt, nachdem er sein Taschentuch hineingestopft hatte. — Nachdem er sich eine Weile an dem Stolz und der Seligkeit des Kindes geweidet, nahm er's an der Hand und stieg mit ihm in die Stube hinab zu den Leuten, die durch ihren Besuch ihm theils eine Ehre erzeigten, theils ihre Neugierde befriedigen wollten.

Droben auf dem Lindenhof, dem großen, vierspännigen Bauerngut, stand in der großen, dunkelen Stube mit dem alterthümlichen Geräth und dem ungeheueren Kachelofen schon um 11 Uhr der Tisch gedeckt, ganz gegen die Gewohnheit des Hauses, nach welcher die zwölfte Stunde die Zeit zum Mittagessen war. Die Bäuerin, eine rührige, geschäftige, flinke Frau mit einem harten, sehnigen, fast männlichen Gesicht und einer rauhen Stirn fuhr im Hause hin und her wie ein böser Geist und rief in die Küche: „Na, ist's denn noch nicht bald so weit, Dorte? Es hat schon elf geschlagen, und die Suppe ist noch nicht auf dem Tisch. So rühr' doch die Knochen — Punkt halb eins spannt der Gottlieb an!"

„Es wird gleich so weit sein, Mutter," rief's aus der Küche zurück, und die Bäuerin verfügte sich in die große Stube, wo der Lindenbauer hinter dem Kachelofen

saß und aus seiner kurzen Pfeife so grausam qualmte, daß man kaum durchsehen konnte.

Der Lindenbauer Christian Ameis war eine putzige Figur. Das dünne Haar, welches in einzelnen Büscheln unter der plumpen Pelzmütze hervorkam, hatte eine Farbe, die es gar nicht gibt: man konnte sie weder roth, noch gelb, noch weiß nennen. Die Augen dito. Sie lagen ganz hinten unter einem dichten Gebüsch von Brauen und Wimpern, so daß kein Mensch hineinschauen konnte. Mund und Nase spotteten gleichfalls allen Regeln der Schönheit und des Ebenmaßes, die Nase wegen ihrer unverzeihlichen Länge, der Mund wegen seiner unerhörten Winzigkeit, infolge deren er sich unter dem überhängenden Dachbalken der Nase bequem versteckte und dem Gesicht das Aussehen eines Habichts gab, oder einer Schleiereule, die auf die Mause geht. Dem Kopf folgte ein langer, dünner Oberkörper und diesem wieder ein paar polizeiwidrig kurze Beine, und wenn er so dahin wackelte, so sah das gerade so aus, als hätten sich die Beine in dem sechszigjährigen Lebenslauf um eine Viertelelle abgewetzt.

So wunderlich aber seine äußere Erscheinung war, so räthselhaft war er inwendig eingerichtet. So zugeknöpft wie seine grüne Strickjacke war sein ganzes Wesen. Er war nicht von vielem Reden. Jedes Wort mußte man ihm abkaufen. Das Schwätzen besorgte ja seine Sophie, wie sie auch das übrige Regiment im Hause hatte. Da konnte sich's der Christian bequem machen und ungestört seine Pfeife rauchen, mit welcher er etwas leisten konnte. Nur dann und wann einmal that er einen denkwürdigen Ausspruch, der dann in der Regel lautete: „In dieser Hinsicht halber kannst Du recht haben," oder, wenn ihm Etwas zu arg wider den Kopf ging, so daß er seiner rechthaberischen Frau nicht beistimmen konnte, so pflegte er vor sich hinzubrummen: „Dummes Zeug, dummes Zeug!"

Die Bäuerin kam also in die Stube hereingesaust und fuhr auf den Christian los: „Da sitzest Du nun wie ein Oelgötz und dampfst! So thu' doch endlich einmal die Pfeife aus dem Gesicht und sieh nach den Gäulen.

Das geht aber auch heute Alles so lendenlahm, daß nichts vom Flecke kommt. Punkt halb eins wollen wir fahren, und die Kalesche ist noch nicht einmal heraus."

Der Bauer stellte seine Pfeife in die Fensterecke und trippelte in der Stube umher. „Was wollen wir denn eigentlich heute bei dem Lahrsdorfer Vetter, so kurz vor der Kirmeß."

„Oelgött!" eiferte die Bäuerin, „nun weiß er noch nicht, daß ich's um des Dortchens willen thue? Der Schneidermartin ist doch gestern gekommen. Den darf sie nicht sehen, sonst geht das alte Lied von vorn an. Ich bin froh, daß ich sie so weit herum und still gekriegt habe, daß sie nicht mehr davonläuft, wenn der Franz kommt."

„Dummes Zeug, dummes Zeug!" brummte der Bauer und stiefelte zur Thür hinaus.

Bald darauf ward die Suppe aufgetragen und die Familie setzte sich mit den Dienstboten zu Tische. Es wurde dabei wenig gesprochen, denn die Bäuerin, die sonst die Unterhaltung besorgte, hatte heute den Kopf so voll und war sehr ärgerlich. Und diesen Aerger verursachte offenbar das Dortchen, deren trauriges Wesen und rothgeweinte Augen der Mutter durchaus nicht behagten. — Das Dortchen stand zuerst vom Tisch auf und ging hinauf in ihre Kammer, um sich zur Kirche anzukleiden. Die Mutter bestand ja darauf, es sollte heute ausgefahren werden. Und weßhalb, das lag auf der Hand. Es war derselbe Grund, weshalb sie heute Morgen nicht in die Kirche gedurft hatte.

Sie trat an das kleine Fenster und schaute nach dem Anger hinüber. „Da sitzt er nun," seufzte sie, „mir so nah und doch so fern! Was er nur denken muß, daß ich ihm seit einem Jahr nicht mehr geschrieben! — Wenn er doch nur einmal in die Thür träte! Ach nur ein Mal ihn sehen!" Aber einsam blieb's auf dem Anger, und die Pappel vor dem Schneiderhäuslein streute leise ihre gelben Blätter zur Erde.

Das Dortchen kleidete sich an und stieg die Treppe hinab. Mit ihr zusammen trat der Christian in die Stube, in welcher die Bäuerin schon reisefertig stand,

nahm seine Pfeife wieder aus der Fensterecke und sagte trocken: „sie geht nicht."

„Wer denn?" fragte die Bäuerin rasch.

„Die Kalesche."

„Weshalb denn nicht?"

„Das Hinterrad ist kaput, der Gottlieb hat's entzweigerungenirt."

Die Bäuerin war außer sich. „Ich sag's ja immer. Du bist auf der Gotteswelt zu nichts zu gebrauchen! Warum hast Du die Kalesche nicht selber besorgt? Der Gottlieb ist ein Tölpel. Schaden anrichten ist seine beste Kunst."

„In dieser Hinsicht halber kannst Du recht haben," meinte der Christian und hielt einen Kienspahn in das Ofenloch, um die Pfeife wieder in Brand zu bringen.

„O Du mit Deiner dummen Hinsicht!" wetterte die Bäuerin. „Was hilft das Reden, Du hast die Hinsicht blos im Maul, aber nicht in den Augen. Das sage ich Dir, daß Du künftig besser hinsiehst und auch Deine Knochen ein bischen mehr rührst."

Der Bauer hatte inzwischen seine Pfeife glücklich in Gang gebracht und murmelte zwischen den Zähnen: „Dummes Zeug, dummes Zeug!" aber ganz leise, daß es seine Sophie nicht hörte, denn mit der war heute nicht zu spaßen. —

Aus der Besuchsreise wurde nun nichts. Die Bäuerin wüthete in dem Hause umher, der Christian tröstete sich sehr bald, und das Dortchen jubelte still in neuer Hoffnung.

Nachmittag kam eine Magd von der Bergbäuerin, der Wittwe Hummel, und bestellte ein Compliment: die Bergbäuerin hätte Unglück gehabt beim Bratenwenden! die Pfanne wär' ihr in der Hand zerbrochen und das kochende Fett ihr auf den Fuß gekommen; ob die Lindenbäuerin nicht flugs einmal kommen wollte und ihr Brandsalbe mitbringen. Bei dieser Bestellung reihte sich auf der Stirn der Lindenbäuerin noch eine Runzel zu den schon vorhandenen, aber abschlagen konnte sie es der Bergbäuerin nicht: die war ja ihre beste Freundin und sollte seiner Zeit noch mehr werden. So ging sie denn auf der Stelle mit, nachdem sie dem Christian auf die

Seele gebunden, er ſolle derweile nach dem Rechten ſehen, worauf dieſer antwortete: „In dieſer Hinſicht halber kannſt Du recht haben.“

Drittes Kapitel.

Das Dortchen brachte dem Vater den Kaffee und ging nachher in den Garten. Es ſah recht wüſt aus auf den Rabatten, nicht allein vom Herbſt, der unbarmherzig den letzten Aſtern und Georginen die Haare ausgerauft hatte, ſondern auch, weil überhaupt die pflegende Hand fehlte. Sonſt hatte er ſo geprangt von Tulpen und Roſen und Nelken und Levkojen, denn die Blumen waren Dortchens Freude; aber ſeit zwei Sommern war dieſe Freude in ihr geſtorben, und der Garten lag öde. — Heute fiel ihr dieſe traurige Wüſtenei beſonders ſchwer auf's Gemüth und leiſe ſagte ſie vor ſich hin:

Die Blumen in dem Garten,
Sie wuchern wild umher;
Wie ſollt' ich ihrer warten?
Ich brauche ſie nicht mehr.
So viel der Blumen prangen,
Mir gilt nicht mehr ihr Schein —
Seit er von mir gegangen,
Läßt Alles mich allein.

In dem Augenblicke ſah ſie etwas Weißes durch den Zaun ſchimmern, und ein freudiges Erſchrecken jagte ihr das Blut in's Geſicht. Er war's, der Martin — da ging er langſam und in Gedanken hinter der Hecke. Wie im Flug eilte das Mädchen hin und bog das Geſträuch zurück. Der Soldat hatte den Kopf zur Erde und bemerkte ſie nicht.

„Martin!“ klang's da aus dem Grünen, und mit gleichem Erſchrecken fuhr dieſer auf. Das war ja ihre Stimme. So hatte ſie ihn einſt immer gerufen, mit dieſem Tone voll Liebe und Zärtlichkeit. Und er ſah ihr Geſicht über dem Zaun, dieſes Geſicht voll Milde und Sanftmuth, dieſe Augen voll Wahrheit und Treue, dieſen Mund, ſo friſch und roth, dieſe Wangen ſo rund und

voll, dieſes geringelte Haar ſo blond und weich — ja, ſie mußte die Alte noch ſein, und alle ſeine finſteren Gedanken wurden hinweggeweht, wie das dürre Laub vom Herbſtwind.

Schnell trat er herzu und reichte die beiden Hände über die Hecke: Dortchen, biſt Du's denn? denkſt Du wirklich noch an mich? und das Herz arbeitete in ihm, als hätte er eine Schmiede im Leibe.

Das Dortchen ſah ihn an mit ihrem ſüßeſten Lächeln. „Ob ich noch an Dich denke? Hier frage dies Herz: jedes Klopfen ſagt: Martin! warum kamſt Du ſo traurig daher?"

Der Martin drückte warm die theuren Hände und ſagte ausweichend: Nun bin ich ja nicht mehr traurig, nun bin ich fröhlich, denn nun ſehe ich's in Deinen Augen, daß das Alles nicht wahr iſt, was man mir geſagt hat."

„Was hat man Dir geſagt?" fragte das Dortchen raſch. „Aber freilich," fuhr ſie ſich beſinnend fort, „ich will Dir's gerade heraus ſagen: Man will nicht, daß wir uns gern haben! Darum hab' ich auch heute nicht in die Kirche gedurft. Die Mutter hat mich in die Küche gebannt, und wenn's nach ihr gegangen wär', ſo hätte ich Dich nimmer geſehen. Wenn ſie uns hier bei einander ſähe, ich wüßte nicht, was ſie mit mir machen würde."

Martin ſah traurig zur Erde. „Ich weiß es, was Deine Mutter im Sinne hat: der Franz ſoll's ſein, der Dich einmal — —"

„Nun und nimmermehr!" fiel ihm das Dortchen heftig in die Rede, und ihre herrlichen Augen leuchteten auf in wunderbarem Glanz, und wie zum Schwur hob ſie die rechte Hand empor. „In meinem Herzen ſteht nur Ein Name geſchrieben: Martin, und wer den herausreißen will, der reißt das ganze Herz mit heraus."

Der Martin reckte ſich mit glühenden Wangen über den Zaun, um das geliebte, treue Mädchen an ſein Herz zu ziehen. Und nun wurde der Bund auf's Neue beſiegelt, ſo feſt, daß keine Macht der Welt ihn je zerſprengen konnte.

Die beiden Liebenden plauderten darnach noch ein Weilchen mit einander. Das Dortchen erzählte von dem Franz, der nun, ſeit er nach dem Tode ſeines Vaters den Hof bekommen habe, mit aller Gewalt ſich hinter ihre Mutter ſteckte und mit deren Hülfe ſeine Feldzugspläne

mache, da er sich auf sich selbst wenig verlassen könne, indem er keinen Grund habe, auf seine persönliche Liebenswürdigkeit zu pochen. Der Martin aber zeigte auf seine silbernen Tressen und erzählte, daß er nun, nachdem er solches außerordentliche Glück gehabt, bei dem Militair bleiben wollte, und fragte nun gespannt das Dortchen, ob sie sich auch werde entschließen können, eine Soldatenfrau zu werden.

Das Mädchen war anfangs stutzig und sah den Martin fragend an; aber das war nur ein Augenblick: alsobald ließ sie mit Stolz und innerlichem Entzücken die Augen an der stattlichen Gestalt des Geliebten herniedergleiten und sagte: „Glück zu, mein Martin! Wo Du bleibst, da bleibe ich auch. Und," fügte sie schelmisch hinzu, „so kannst Du mir auch gut gefallen."

Scherzend drohte der Martin mit dem Finger: „Ei, ei, Jungferchen, sticht Ihr des Königs Rock so in die Augen?" Und ebenso scherzend gab das Dortchen zurück: „Kennst Du ein Mädchenherz noch nicht? Zuerst hat sie ihren Burschen lieb, aber wenn sie dann auch noch mit ihm Staat machen kann, das ist ihr auch gerade recht. — Doch Du hast mir ja noch gar nicht gesagt," fuhr sie ernster fort, „wie lange Du bleiben darfst."

„Morgen früh muß ich wieder fort," versetzte der Martin. „O, mit frohem Herzen kann ich nun reisen! Vor einer Stunde noch erschrak ich vor dem Gedanken: Morgen muß ich fort von hier." Und nun ging's noch einmal los mit gegenseitigen Versicherungen der Liebe und Treue, worin ja bekanntlich Liebesleute eine unverwüstliche Ausdauer haben, indem sie sich hundert Mal dasselbe sagen können, ohne es überdrüssig zu werden, was für einen Dritten, der da zuhört, sehr albern und abgeschmackt klingt. Und ebenso ging's mit dem Abschiednehmen. Wenn man meinte, sie wären nun so weit, daß sie sich trennten, da kehrten sie immer wieder um und hatten noch was vergessen zu sagen und drückten sich auf's Neue die Hände, gaben sich auch wohl noch einen vergessenen Kuß und guckten sich in die Augen, als hätten sie sich ihr Lebtag noch nicht gesehen. Und so ging das hin und her bis endlich der Garo der Sache ein Ende machte, der

alte Hofhund, deſſen Ankunft dem Dortchen die Vermuthung nahe legte, daß die Luft nicht rein ſei. Und richtig: gerade als ob das Thier es gerochen hätte, ſo ſcheuchte er zur rechten Zeit das Dortchen in das Haus zurück, denn kaum hatte ſie die Kaffeetaſſen aus der Stube geräumt, da kehrte die Mutter heim.

In der Stube ſaß der Krugwirth bei dem Lindenbauer und erzählte ſich Eins mit ihm. Beide ließen ſich durch die Ankunft der Bäuerin in ihrem Geſpräch nicht ſtören, denn ſie unterhielten ſich eben von ihren Kriegsfahrten, und wenn ſie auf dies Kapitel kamen, da vergaßen ſie die ganze Welt um ſich her. Der Wirth meinte: „Ich gäb' was drum, wenn meiner erſt ſo weit wär'! Na, ſo weit wird er's wohl ſein Lebtag nicht bringen wie der Martin." „In dieſer Hinſicht halber kannſt Du recht haben," beſtätigte der Chriſtian. „Der kann's noch einmal hoch hinaufbringen," fuhr der Wirth fort, „'s iſt aber auch ein charmanter Kerl und hat Haare auf den Zähnen." Der Lindenbauer ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die Lenden: „In dieſer Hinſicht halber — — —"

„Na, ſeid Ihr denn nun bald am Schluſſe mit Eurem Schnacken?" keifte die Lindenbäuerin im höchſten Aerger in die angefangene Rede ihres Ehegeſponſes hinein. „Da draußen im Stall ſtampft ein Pferd mit dem Fuß auf das Pflaſter, aber Du hörſt nichts und ſiehſt nichts, wenn Du einmal in's Schwätzen kommſt. Geh' hinaus, da hängt gewiß wieder der Braune in der Kette."

Der Krugwirth ſah ſich verdutzt nach der Bäuerin um und wollte ihr was drauf geben, aber ſie war zu geſchwind aus der Thür. Er ſchüttelte den Kopf und ſchlug ſeinem Freund auf die Schulter: „He da, Chriſtian, das dürfte mir Meine nicht bieten."

Der Lindenbauer ſchob ſich die Mütze in's Genick und meinte verdrüßlich: „In dieſer Hinſicht halber kannſt Du recht haben." —

Auf den Abend kam der Franz mit ſeinen beiden Schweſtern. Nun ja, wenn wir den Franz dahergehumpelt kommen ſehen mit dem lahmen Bein und ihm näher in's Geſicht ſchauen, in das farbloſe und nichtsſagende Geſicht mit den hervorſtehenden Backenknochen

und dem aufgeworfenen Mund, von dem man nicht wußte, ob es Dummheit oder Bosheit war, was um denselben spielte; dann können wir es uns erklären, warum das Dortchen so viel geweint hatte, seitdem ihr die Mutter gesagt, sie sollte ihr den Gefallen thun und sich den armen Schlucker, den Martin, aus dem Sinn bringen, um Bergbäuerin zu werden.

Das Dortchen war heute Abend so eigen; so fröhlich und guter Dinge, so innerlich erregt und in gehobener Stimmung, aber doch wieder so kühl und gemessen, nämlich gegen den Franz, der sich heute alle Mühe geben zu müssen glaubte, den Angenehmen und Liebenswürdigen zu spielen. Der arme Mensch wußte gar nicht, wie er dran war. Noch nie hatte er das Dortchen so heiter gesehen und noch nie war sie ihm so schön vorgekommen, aber auch noch nie hatte er sich ihr gegenüber so fremd und so fern gefühlt. Es war ihm, als triebe sie ein loses Spiel mit ihm, lockte ihn an sich heran, um ihn dann herzlos und schadenfroh zurückzustoßen. O, wenn er geahnt hätte, was hinter diesem Wesen steckte! — Er sollte es aber heute Abend noch erfahren.

Als er mit seinen Schwestern um 9 Uhr nach Hause

ging, hielt ihn Jemand am Rocke feſt. „Du, Franz, auf ein Wort!“ Es war der Wagnerhannes, der Sohn des alten Wagners Lerche, bei dem der Martin gelernt und auch als Geſell ein Jahr in Arbeit geſtanden hatte. Der hatte ſich mit dem Martin nie vertragen können. Die Beiden paßten nicht zu einander, denn der Hannes war ein Leichtfuß und ſteckte allemal dahinter, wenn im Dorf ein Bubenſtreich ausgeführt worden war. Dieſer zog alſo den Franz auf die Seite und wisperte ihm in's Ohr: „Du, Franz, ſieh Dich vor, es iſt noch Alles beim Alten. Das Dortchen hat mit dem Schneidermartin über den Zaun geſchwätzt und iſt ihm um den Hals gefallen und ſo weiter. Ich hab's mit angeſehen.“

Der Sprecher hätte in dieſem Augenblicke laut aufſchreien mögen, ſo grimmig umklammerte der Franz ſeinen Arm und fuhr auf ihn drein: „Hannes, wenn das wahr wäre!“ und dann lief er jählings davon, hinter ſeinen Schweſtern drein. — Nun wußte er, warum das Dortchen heute ſo eigen geweſen war, nun war's aus mit ſeiner Hoffnung, daß das Mädchen den Martin vergeſſen habe, nun ſtand ſie vor ihm als eine Heuchlerin. Und er wollte ihr zürnen, aber das ging nicht: er fand in ſeinem Herzen keinen Zorn gegen ſie, er hatte ſie zu lieb; aber den Martin haßte er, der ſollt' es ihm büßen! Er hätte ihn zwiſchen ſeinen breiten, harten Fäuſten zerdrücken, er hätte ihn mit ſeinen Blicken vergiften mögen, und daß er das nicht konnte, daß er ohnmächtig ihm gegenüber daſtand, das trieb ihn zu immer größerer Wuth.

Während er aber wild und wüſt ſich auf dem Lager wälzte, ſchlief der Martin ſanft und ſtill und träumte von Liebe und Treue und ſah im Traum einen Engel an ſeiner Seite, der ihn ſegnete, und dieſer Engel hatte Dortchens Geſicht. Am andern Morgen aber verabſchiedete er ſich wohlgemuth von ſeinen Eltern, und ſagte unterwegs zur Mutter, die ihm wieder das Gepäck nach der Poſt trug: „Siehſt Du, Mütterlein, ich habe doch recht behalten. Bei allem Schrecken, den ich bekam, als Du mir das von dem Dortchen erzähltеſt, und bei aller Traurigkeit ſprach in mir eine Stimme: Und ſie iſt doch treu, — freilich nur ganz leiſe, ich glaubte dieſer Stimme

selber nicht recht und schäme mich jetzt, daß ich das Dortchen so schlecht gekannt und so wenig Vertrauen zu ihr gehabt habe, — ich hab's ihr wohl angesehen, wie ihre Augen mich um mein Mißtrauen und meine schlechte Meinung von ihr gestraft haben. Aber nun bin ich um so glücklicher, da ich's auf's Neue aus ihrem Munde habe, daß sie mich nie vergessen hat und nie vergessen wird."

Die Mutter sah bekümmert und ängstlich zu dem Sohn hinauf: „Ach, Du bist glücklich jetzt, weil sie Dir das gesagt hat, und ich glaub's ihr auch gewiß und wahrhaftig, daß sie's ernst meint. Aber was will sie machen gegen den Zwang? Die Lindenbäuerin kenne ich, und Du solltest sie auch kennen: was die sich einmal in den Kopf gesetzt hat, davon bringen sie vier Pferde nicht los."

„Aber vielleicht der Herrgott," warf der Martin entschieden ein. „Er lenkt der Menschen Herzen wie Wasserbäche. Siehst Du, Mutter, ich bin heute so herzfröhlich, daß ich immer singen möchte. Ich begreife mich selber nicht, wie mir das da drinnen hüpft und klopft. Das muß wohl vom Herrgott sein. Er ist es, der mir zuredet: Sei gutes Muths, Martin, die Sache wird sich schon machen!"

So ging das Gerede noch lange hin und her, und die Mutter brach endlich von diesem Gegenstand ab, weil sie einsah, daß hier alle Belehrung abprallte an Martins unerschütterlicher Ueberzeugung: er und das Dortchen wären einmal für einander bestimmt, und was für einander bestimmt wäre, das krichte sich auch.

Viertes Kapitel.

Der Herbst räumte dem Winter das Feld, der Winter mußte dem Frühling weichen, und wie der Frühling seine Schuldigkeit gethan hatte, ließ der Sommer seine Rosen aufblühen und die weißen Lilien. Es war so schön in Gottes Welt, die Sonne stand so klar am wolkenlosen Himmel, die Auen waren so grün, die Vöglein pfiffen und tirilirten so wohlgemuth, der Wald rauschte so trau-

lich und geheimnißvoll — und doch, was iſt alle Herrlichkeit und Paradieſespracht dieſer Erde, da überall, wo der Herrgott geſäet und gepflanzet hat, der Menſch mit ſeinem Sünderfuß hintritt und Gottes Arbeit zerſtört.

„Es wird Krieg," ſo munkelte man von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Leiſe erſt, wie fernes Gewittergrollen, kam es aus dem Munde der Aengſtlichen und Furchtſamen, und die andern ſchüttelten noch zweifelnd den Kopf dazu. Aber bald ſprachen auch die Muthigen und Furchtloſen nach: „Es wird Krieg!" und nun ging's wie Fieberzittern durch das ganze deutſche Volk, und alle Herzen ſchlugen in banger Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. — Man ſchrieb die Jahreszahl 1870. Der Erbfeind deutſchen Namens hatte dem Preußenkönig mir nichts, dir nichts den Fehdehandſchuh hingeworfen und ſtand gerüſtet an dem Rhein. Je unerwarteter die Kriegserklärung kam, deſto eiliger mußten die Rüſtungen bewerkſtelligt werden. Still zwar und ohne großen Rumor ging Alles vor ſich bei den Preußen, aber deſto ſchneller ſammelten ſich die Regimenter. Die Linientruppen bekamen plötzlich Marſchbefehl und konnten nicht erſt noch einmal nach Hauſe, um von ihren Leuten Abſchied zu nehmen — vielleicht auf Nimmerwiederſehen.

Der kleine Friedel trippelte eines Tages in dem Thor des Lindenhofs herum und ſpähte ſchüchtern über den Hof, bis er endlich auf das Dortchen zulief, die mit dem Milcheimer aus dem Kuhſtall kam, und ihr in aller Geſchwindigkeit ein Brieflein zuſteckte. Sie barg das Papier erſchrocken und haſtig in den Buſen und lief damit auf ihre Kammer. — O Gott, wie war ſie blaß gewor-

den seit einigen Tagen! Wo waren die Rosen auf ihren Wangen geblieben und wo der Glanz ihrer seelenvollen Augen! Der Krieg war wie ein Sturmwind darüber gefahren und hatte die Rosen entblättert, den Glanz der Augensterne ausgelöscht, der Krieg, welcher ihren Martin mit fortreißen sollte in Nacht und Graus! Jetzt hat sie noch ein Brieflein von ihm bekommen — ach Gott, das ist sein Abschiedsbrief — er kommt nicht selber mehr, er muß gleich fort, er ist vielleicht schon auf dem Marsch. — Richtig, da steht's mit unbarmherzigen Worten:

„Mein liebes, liebes Dortchen! Der König hat gerufen, ich muß in den Krieg! Heute haben wir Befehl zum Aufbruch bekommen und morgen reiten wir. Ade, mein Lieb und bete für mich. Nicht jede Kugel macht ein Loch' und diejenigen haben eine Schutzwehr um sich, denen die Gebete ihrer Lieben in das Schlachtgetümmel folgen. Mein Herz bleibt Dir zurück in unwandelbarer Treue. Dein Martin."

Das Dortchen war beim Lesen dieser Worte noch bleicher geworden und konnte vor Zittern kaum das Blatt in den Händen halten. Sie sank auf die Bettkante und stützte den Kopf in die Hand. Aber plötzlich raffte sie sich auf, lief zum Krämer und kaufte sich einen Bogen weißes Papier. Mit unsicherer Hand warf sie ein paar Worte darauf, faltete den Brief zusammen und that sich ein Tuch um. Unbemerkt entkam sie aus dem Hause und eilte nach der Stadt auf das Postamt und machte dann noch einige nöthige Einkäufe, die ihren Eltern den eigentlichen Zweck ihres Ganges verbergen sollten.

Als die Halberstädter Kürassiere eben sattelten zum Ausrücken, wurden dem Unteroffizier Martin Herold noch zwei Briefe übergeben. Der eine war von seinen Eltern, die ihm Lebewohl sagten und Gottes Schutz auf ihn herabflehten, der andere aber war von dem Dortchen, in welchem ganz dasselbe stand und dann am Schluß noch die Versicherung ewiger Treue.

Bange Schwüle lag auf den Gemüthern, und in den Zeitungen war der Siegesmuth sehr gedämpft durch die Bemerkung, man hätte es diesmal mit der ersten Armee

der Welt zu thun, an deren Chassepotgewehren und Mitrailleusen die deutsche Tapferkeit sich möglicherweise den Schädel einstoßen könnte. Man verwünschte den Napoleon, dessen Frevlerhand mitten in den Frieden Deutschlands die Kriegsfackel geworfen, und wer zählt die Thränen, die da geflossen sind! Einen aber weiß ich, der sich über den Krieg freute. Das war der Franz. Er saß ruhig zu Hause und las die Zeitungen, denn mit seinem lahmen Fuß konnte ihn der König nicht gebrauchen. Besonders interessirten ihn die Halberstädter Kürassiere, und wo er was von ihnen in der Zeitung fand, da wurden seine Augen größer und der Athem kürzer; und als nach den Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spichern die ersten Verlustlisten kamen, da lief er selbst nach der Stadt, denn das dauerte ihm zu lange, bis der alte Postchristoph mit den Blättern herauskam nach Rainsleben. Daß bei diesen Treffen die Halberstädter Panzerreiter noch verhältnißmäßig wenig zu thun gehabt hatten, war ihm gar nicht gelegen, und er schob die Verlustliste verdrossen auf die Seite. — Noch ein Paar andere Augen aber flogen in Angst und Bangen über diese traurige Liste, und wie sie alle Namen der Todten und Verwundeten gelesen, hoben sie sich feucht zum Himmel auf und dankten dem Herrn und flehten: „Herr, der Du ihn bisher geschützet hast, ach breite ferner Deine Hände über ihn. Erbarme Dich seiner und meiner!"

Die Glocken läuteten zusammen und riefen die Gemeinde zu einem Dankgottesdienst. Der Pfarrer erzählte den gespannt Lauschenden die großen Ereignisse und schloß mit einem ergreifenden Gebet, auf welches mehrere Stimmen, vom Gefühl überwältigt, mit einem lauten Amen antworteten.

Auf dem Nachhauseweg drängte sich der Franz an das Dortchen heran: „Höre, Dortchen, sag's doch Deinem Vater gleich, wenn Du nach Hause kommst: auf dem Rittergut in Karstedt sind billige neumilchende Kühe zu haben. Er soll sich aber dazu halten, denn es ist große Nachfrage. Er kann morgen früh mit mir fahren, ich brauche auch drei bis vier."

Das Dortchen sah ihn mit Entrüstung an. „Wie

kannſt Du jetzt an ſo Etwas denken! Jetzt kann man nur Einen Gedanken haben."

Franz wich beſchämt zurück und ärgerte ſich. Auf den Abend aber kam er trotzdem auf den Lindenhof, er glaubte ſich bei dem Chriſtian anſchmeicheln zu müſſen, da dieſer ſeit Kurzem immer ſehr kurz gegen ihn war. Er fand aber leider den Sitz am Ofen leer: der Bauer war nach der Schenke hinüber und hörte zu, wie von der Predigt des Pfarrers geſprochen ward und vom Krieg. So mußte der Franz mit der Bäuerin vorlieb nehmen, denn das Dortchen war auch nicht zugegen. Er hatte einen Handkorb voll Birnen mitgebracht und war ſehr geſprächig.

„Deine Muskatellerbirnen ſchmecken gut, Franz," ſagte die Sophie ſchmatzend und ſich mit der Schürze den Saft vom Munde wiſchend.

„Das freut mich," war die Antwort. „Gebt dem Dortchen auch ein paar davon."

Die Bäuerin hielt bei dieſer Bemerkung im Kauen inne. „Höre, Franz, ich muß Dir was ſagen: Du mußt nicht ſo kindiſch und tölpelhaft ſein mit dem Mädchen. So kriegſt Du ſie nicht herum. Ich bin ſonſt kein Freund von dem Scharwenzeln und Schönthun, und mein Chriſtian hat mich auf die Art auch nicht gewonnen; aber hier iſt das was Anderes: das Mädel hat den Martin tiefer im Herzen drin, als ich's geglaubt hätte, und den mußt Du ihr erſt herausbringen. Verſtehſt Du?"

Franz verzog ſein langes, eckiges Geſicht zu einem häßlichen Grinſen. „Laßt nur gut ſein, Lindenbäuerin, ich hab' ſchon einen Helfershelfer, der wird das beſorgen, hoffe ich: der Krieg. Wenn das ſo fortgeht mit dem Niedermähen und Todkartätſchen, dann werden nicht viele Küraſſiere übrig bleiben. Der Wagnerhannes, der bei den Jägern ſteht, hat mir heute geſchrieben, das wäre grauſig, wie die Franzoſen ſchöſſen; man ſähe gar keinen Feind, und doch regnete es Kugeln, wie wenn Einer Erbſen ſäete. Und dann, wenn es eines Tages heißt: „der Schneidermartin iſt auch geblieben," dann wird das Dortchen vernünftig ſein, denke ich."

Indem ging die Stubenthür ein wenig auf, und ein

Kinderkopf ſchaute herein. Die kleinen, lebhaften Augen überflogen die Stube, dann verſchwanden ſie wieder. Der Franz ſprang auf und dem Kinde nach: er hatte den Friedel erkannt, Martins Brüderchen.

„Wen ſuchſt Du?“ fuhr er das Kind an.

„Das Dortchen,“ antwortete dieſes nach einigem Zögern.

„Was ſoll's mit der?“

„Ich hab' was für ſie.“

„So gib's her!“

„Nein, ich darf's nur dem Dortchen geben und keinem Anderen, hat die Mutter geſagt.“ Und damit ſchob der Friedel ſeine Hand in die Taſche, zum Schutz für das, was er darin trug.

Der Franz riß ihm die Hand fort und zog einen Brief aus der Taſche des Knaben.

„Da haben wir einen ſchönen Fiſch gefangen,“ grinſte er, als er zur Bäuerin in die Stube zurückkam. „Alſo ſie ſchreiben ſich, das iſt ja niedlich.“

Die Bäuerin griff begierig nach dem Brief, aber der Franz hielt ihn hoch in die Luft und ſagte: „Ich will ihn vorleſen.“

Er brach das Siegel und fing an zu buchſtabiren, denn mit dem Leſen ging es bei ihm nur ſehr holperig.

„Mein liebes, gutes Dortchen! Deinen letzten Brief habe ich noch kurz vor dem Abmarſch erhalten“ — (die Bäuerin ſchlug wüthend auf den Tiſch) — „und ſage Dir tauſend Mal Dank dafür. Ich weiß nun, daß ich von dem Franz nichts mehr zu fürchten habe, und glaube an Deine unverwelkliche Treue.“

Der Franz biß die Lippen zuſammen und verſtummte. Sein Geſicht war über und über braunroth und die Adern traten ihm dick auf. Er las die folgenden Worte ſtill für ſich und die Bäuerin beobachtete ihn geſpannt. Sie ſah, wie er wiederholt die Farbe wechſelte und am ganzen Leibe bebte. Mit einem derben Fluch warf er den Brief auf den Tiſch und ging mit einem kurzen: „Gute Nacht“ zur Thür hinaus.

Als die Bäuerin in größter Neugierde und Spannung, nachdem ſie ſich ihre Hornbrille aus dem Wandkorb hervorgeſucht, den Brief zu entziffern ſich bemühte, kam der

Christian aus der Schenke zurück. Er hatte die Pelzmütze auf dem linken Ohr und seine Augen schauten gläsern geradeaus, auch seine Füße waren in einer gelinden Schwankung. Sich mit den Händen an dem Tisch anhaltend, blieb er vor seiner Frau stehen und sagte: „Er hat rechtes Glück gehabt."

„Wer denn?"

„Ich hab' ihm auch ein Glas Weißbier einschenken lassen."

„Wem denn?"

„Wenn's ihm nur nichts schadet."

„Was denn?"

„Und der Pfarrer ist auch gekommen und hat ihm in dieser Hinsicht halber gegratulirt."

Jetzt riß der Sophie die Geduld. Sie sprang auf und rüttelte den Bauer aus Leibeskräften. „Bist Du närrisch geworden? Ja, ja, ich sag's ja immer, das kommt von dem nichtsnutzigen Wirthehausesitzen. Da hast Du wieder einmal einen zu viel genommen. Was ist denn passirt? Jetzt erzähl's mit Verstand."

„Na, daß er Wachtmeister geworden ist," berichtete der Bauer, sich stolz aufrichtend.

„Wer denn nur?"

„Und daß er auch das eiserne Kreuz gekriegt hat, weil er seinen Rittmeister herausgehauen."

„So sag' doch nur endlich, von wem Du red'st," eiferte die Bäuerin, indem sie dem Christian einen Stoß gab.

„Na, von wem denn anders, als von dem Martin. Der Schneiderdavid war ja in der Schenke und hat seinen Brief vorgelesen und da haben wir ihm in dieser Hinsicht halber einen zugetrunken. Wenn's ihm nur nichts schaden thut — er kann so was nicht vertragen."

Die Bäuerin war im vollen Aerger und ließ diesen an dem unglücklichen Christian in bittern Reden aus. „Setz' Dich in Deinen Stuhl," befahl sie endlich, „sonst fällst Du mir noch in die Stube! — Was geht's Dich an, daß er Wachtmeister geworden ist? Es ist aber gut, daß die Rede einmal auf ihn kommt. Das geht nun nicht länger mehr so. Du mußt auch einmal Dein väterliches Wort drein sagen, daß das ein Ende nimmt mit

Beiden. Denke Dir, da hat der Martin einen Brief an das Dortchen geſchrieben!"

Aus dem Stuhl hinter dem Ofen kam ein langes, lautes Gähnen und nach dem Gähnen die Worte: „In dieſer Hinſicht halber kann er recht haben."

„Chriſtian, biſt immer noch nicht nüchtern?" fuhr ihn die Bäuerin an. „Was red'ſt Du da für dummes Zeug?"

Der Chriſtian bog ſich ein wenig in ſeinem Stuhl vorüber. „Na, wie ſoll ſie's denn erfahren, daß er Wachtmeiſter geworden iſt und das eiſerne Kreuz hat? Er kann's doch nicht aus Frankreich herüberbrüllen."

Jetzt wollte die Bäuerin ganz außer ſich gerathen. „Geh' in's Bett!" ſchrie ſie. „Mit Dir iſt heute nichts anzuſtellen. Und wehe Dir, wenn Du noch ein einzig Mal in die Schenke läufſt!"

„Dummes Zeug, dummes Zeug!" brummte der Lindenbauer vor ſich hin und wankte in ſeine Kammer.

Fünftes Kapitel.

Wieder läuteten in Rainsleben die Glocken, wieder ſtrömte alles Volk in's Gotteshaus, wieder gab's zu danken für einen großen Sieg. Die großen Schlachten um Gravelotte waren geſchlagen, die Schlachten voll Blut und Schrecken. Tief bewegt erſtattete der alte Pfarrer Bericht über die Vorgänge im Feindesland und die Freude über den glorreichen Sieg wurde gedämpft durch die Nachricht, daß derſelbe theuer, ſehr theuer erkauft ſei, daß der König Wilhelm geweint habe beim Anblick der Tauſende von Erſchlagenen.

„Auch unſer Dorf iſt bei dieſen Siegen betheiligt," ſagte der Pfarrer im Laufe ſeiner Rede. „In der Verluſtliſte ſtehen zwei Namen, die ihr Alle kennt. Johannes Lerche und Martin Herold, welcher Letztere, wie ihr wißt, bei Wörth ſich ſo rühmlich hervorgethan hat, daß er zum Wachtmeiſter aufgerückt und mit dem Ehrenzeichen des eiſernen Kreuzes geſchmückt worden iſt. Beide liegen in dem Feldlazareth von Mars la Tour an ſchweren Wunden."

Ein Schluchzen der Weiber ward bei diesen Worten in dem Schiff der Kirche hörbar, und die Männer oben auf der Empore sahen ernst einander an.

Der Pfarrer fuhr fort: „Und nun hört weiter, was ich in den Zeitungen gelesen von der großen Schlacht bei Mars la Tour, von dem Todesritt der braven Magdeburger Kürassiere und der altmärkischen Ulanen; denn da ist unser Martin Herold mit dabei gewesen, da hat er seine Wunde empfangen. Am 16. August war's zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags. Fünf Stunden standen unsere von den vorhergehenden Kämpfen ermüdeten Regimenter im Feuer gegen den Feind, der mit erschreckender Uebermacht und mit frischen Kräften wie ein Gießbach über die Höhen quoll. Das Gefecht kam zum Stehen, die Teutschen waren zum Tode erschöpft. Mit sehnlichster Ungeduld schauten die Generale durch die Ferngläser, ob die Verstärkung noch nicht käme; aber sie sahen nichts und sahen nichts. Immer höher stieg die Noth der Männer — die Schlacht schien verloren. Da gab der General von Alvensleben dem Brigadecommandeur von Bredow, der an einem Waldsaum hielt, den Befehl, mit seinen Kürassieren und Ulanen quer über das Schlachtfeld gegen das Centrum des Feindes durchzubrechen, um den Feind aufzuhalten und Zeit zu gewinnen, bis die Verstärkung käme. Graf Bredow erschrak und sah seine Männer an, die er nach seiner Meinung zum letzten Mal erblickte; denn da konnte ja keiner lebendig zurück. Aber der Befehl war gegeben und in Preußen ist das Mode, daß ein Soldat blindlings auf das Commando hört. „Kinder," rief er, „macht Euch fertig zum Todesritt! Es muß sein, an Eurer That hängt das Geschick dieses Tages — so sei Gott Eurer Seele gnädig!" — Obristlieutenant Graf von Schmettow reitet mit geschwungenem Säbel vor: „Mir nach, Kameraden, in den Sieg oder in den Tod!" Und mit dröhnendem Geschrei jagt die Reiterschaar über das Blachfeld. Ihr Geheul wird aber übertönt von den Feuerschlünden, die Tod und Verderben speien in die verwegene Mannschaft. Doch da ist kein Aufhalten. Die kühne Schaar weiß, daß an diesem Ritt das Heil des Vaterlandes hängt, und das gibt ihnen

übermenschliche Kräfte, übermenschlichen Muth. Aber unrettbar sind sie verloren, wenn der feindlichen Batterie nicht der Mund gestopft wird. Da ertönt das Commando: „Drauf, auf die Batterie!“ und wie ein Wirbelwind sind die Reiter die Anhöhe hinauf zwischen den Kanonen, rennen unter entsetzlichem Infanteriefeuer die Bedienungsmannschaft der Geschütze nieder, und es beginnt ein mörderisches Handgemenge, wobei Graf Schmettow's Helm von zwei Kugeln zerrissen wird. Und nun, nachdem die Batterie zum Schweigen gebracht ist, geht's mit Hurrah weiter auf das feindliche Centrum der Infanterie los, eine Hand voll Männer gegen Tausende! Jetzt gibt der Feind auf der ganzen Front eine krachende Salve. Die Vordersten der Reiter stürzen, aber über sie hinweg stürmt die nachfolgende Menge; wie im Umsehen sind sie an den Feind heran und brechen mit hochgeschwungenem Pallasch in die Reihen und wo sie hintreffen, da fließt rothes Blut. Die französischen Linien lösen sich auf, die preußischen Reiter brechen hindurch, gerade auf die Batterie von Kugelspritzen los, die ihnen bereits so viel Schaden gethan. Schon haben sie die vordersten Höllenmaschinen genommen und herumgedreht, da bricht aus dem Walde ein französisches Kürassierregiment hervor und stürzt sich wuchtig auf unsere braven Brüder. Es entbrennt ein neuer gräßlicher Kampf. Hinter der Cavallerie dringt auch das Fußvolk, dessen durchbrochene Reihen sich inzwischen von dem Schreck erholt und wieder geschlossen haben, heran, und nun sind sie umzingelt, die Tapfern, jetzt soll der Rest zum Opfer fallen. Der Feind hat eine enge Gasse gebildet, durch diese soll, von der französischen Reiterei gehetzt, und von Chassepotkugeln überschüttet, das Häuflein zurück. Fest schließen sich die Glieder zusammen, ein Jeder will sein Leben theuer verkaufen. Und wie die wilde Jagd geht's rückwärts, über die Körper der Fallenden hinweg. Und siehe, wieder weicht der Feind — solchen Helden gegenüber hilft alle Uebermacht nichts. Gerettet kommt Graf Schmettow mit durchlöchertem Helm wieder bei der Ausgangsstelle am Walde an und schaut zurück auf seine Mannen. Da füllen sich seine Augen mit Thränen und er ruft nach einem Trompeter, den

Sammelruf zu blasen. Aber es ist kein Trompeter mehr da, sie sind alle gefallen — bis auf einen, der eben noch dahergesprengt kommt. „Blas das Regimentssignal!“ rief diesem der Graf zu. Und der Mann stößt in die Trompete — o weh, was für ein grauenvoller, kreischender Ton kommt ohrenzerreißend aus der Oeffnung, wie Klagelaut über die Erschlagenen des Regiments. Die Trompete war von einer Kugel durchbohrt! — Und nun sammeln sich die Geretteten: von 310 Mann waren nur noch 140 übrig. Aber das Werk ist gethan, durch diesen Todesritt der Kürassiere und Ulanen ist der Sieg gewonnen!“ —

So sprach der Pfarrer, und die ganze Gemeinde hatte in athemloser Spannung tief erschüttert dem Bericht gelauscht. Der Krugwirth sagte leise zu dem neben ihm sitzenden Lindenbauer: „Nun wird unser Dorf auch berühmt, denn bei dem Reiterstücklein von Mars la Tour ist Einer von Rainsleben mit dabei gewesen.“

Der Lindenbauer sah ernst und nachdenklich vor sich hin. Ihm war so eigen zu Muthe geworden bei der Predigt, er fühlte sich so stolz — nun war er ja auch ein berühmter Mann geworden, denn der Martin war ja seines Dortchens heimlicher Liebhaber, und wenn er sie nun einmal freiete, hernach war doch der Schwiegervater auch ein berühmter Mann. Von solchen Gedanken durchzogen, reckte sich der Christian hoch auf, sah seinen Nachbar mit wichtiger Miene an und sagte halblaut: „In dieser Hinsicht halber kannst Du recht haben.“ — Daß aus der Berühmtheit vielleicht gar nichts werden könnte, indem ja der Martin an seiner Wunde sterben und die Hochzeit dann nicht gehalten werden könnte, diese Möglichkeit kam dem Lindenbauer gar nicht in den Sinn, und *wenn* sie kam, so schüttelte er den Gedanken ab als „dummes Zeug“: der Martin wäre ja ein forscher Kerl, er würde es schon überstehen.

Droben aber auf dem Anger in dem Häuslein des Schneiderdavid war viel Klagen und Weinen. Die Philippine wollte sich nicht trösten lassen und hörte nicht auf alles Zureden ihres Mannes, der seinen eigenen Schmerz verbiß, um sein armes Weib an seiner Stand-

haftigkeit aufzurichten. Und auch das Dortchen, welche neben den Beiden saß, konnte kein Trostwort finden — ihr war das Herz zu schwer, zu schwer. Wenn man von einem Unglück hört, das einen lieben Menschen in der Ferne betroffen hat, da denkt man sich immer das Schlimmste. Und so sahen denn die beiden Jammernden den Martin blaß und todt mit zerrissenem, entstelltem Leibe auf der Wahlstatt liegen. Nichts half's dem David, ihnen die Verlustliste vor die Augen zu halten, wo der Martin doch nicht unter den Todten stand, sondern unter den Verwundeten. Die Philippine blieb dabei: „Sie wollen mich bloß nicht erschrecken, darum haben sie ihn unter die Blessirten geschrieben und wollen mir's nach und nach beibringen." Und das Dortchen setzte hinzu: „Wenn er denn wirklich bloß verwundet war, und schwer verwundet, wie hier steht, kann er nicht inzwischen gestorben sein?"

Das Dortchen kam jetzt alle Tage zu den Schneidersleuten, sie hatte in ihrem großen Schmerz so einen Muth bekommen, der sich vor keinem Widerspruch der Mutter mehr scheute. Und merkwürdig: die Mutter ließ das ruhig geschehen. Sie that, als merkte sie nichts. — Es mußte ihr doch wohl an's Herz gehen, wie ihr Dortchen litt und sichtlich abwelkte. Und der Franz wunderte sich, daß die Lindenbäuerin jetzt immer so kurz und einsilbig gegen ihn wäre, und machte sich allerlei Gedanken. Auch der Lindenbauer kam ihm sehr verändert vor: seine gebückte Gestalt ging jetzt immer so stolz aufgerichtet, und den halben Tag brachte er über dem Lesen der Zeitungen zu, wobei ihn Keiner stören durfte, da ihm das Buchstabiren große Noth machte.

Tag um Tag verging, aber aus dem Lazareth kam kein Brief. Nun war die Philippine ihrer Sache gewiß: ihr Martin lag gar nicht in dem Lazareth, sondern an einem andern Ort, in der kühlen Erde. Endlich aber, nach acht Tagen, da stolperte der Postchristoph auf das Schneiderhäuslein zu und hielt schon von weitem einen Feldpostbrief in die Höhe. Er war nicht von dem Martin, eine zarte, feine Hand mußte ihn geschrieben haben. Die Philippine war dem Postboten entgegengelaufen, aber sie

wagte bei dem Anblick der fremden Hand den Brief nicht zu erbrechen und gab ihn ihrem Manne, während sie mit angehaltenem Athem zuhörte, wie der David las: eine Diaconissin hätte geschrieben in Martins Auftrag, da er selbst noch zu schwach sei. Er sei aber auf der Besserung und hoffte bald selbst schreiben zu können. Die Philippine sank in ihre Kniee, der David folgte ihr, und auch der Friedel machte es nach. Sie hatten sich mit dem Herrgott zu bereden, die beglückten Menschen, und das dauerte lange, ehe sie fertig wurden, es war ja so viel zu sagen. Und wie sie endlich aufstanden, siehe, da kniete auch das Dortchen mit am Boden, die unvermerkt hereingekommen war, da sie es unterwegs vom Postschriftoph erfahren, es wäre ein Brief da aus dem Lazareth.

Neue Freude und frische Hoffnung machte am folgenden Tage ein Brief, den der Wagnerhannes an seine Eltern geschrieben hatte und in welchem er mittheilte, er läge am Fuß und in der Schulter verwundet in dem Feldlazareth von Mars la Tour und wäre bereits aus aller Gefahr; neben ihm aber läge der Schneidermartin an einer Säbelwunde über die Stirn. Er hätte hart am Tod gelegen, aber auch für ihn wär' gute Hoffnung: die Fieber ließen nach, und das Irreden wäre auch gelinder. Das Dortchen war durch diese Nachrichten von neuem Lebensmuth beseelt, so daß sie wieder Farbe in's Gesicht bekam und sogar dem Franz, als er einmal herüberkam, herzlich die Hände drückte, wobei es diesem seltsam heiß über den Rücken hinunter lief.

Der Brief des Wagnerhannes hatte aber dem Franz einen schnellen Gedanken in den Kopf gegeben, und je mehr er darüber sann, desto zuversichtlicher und unheimlicher leuchteten seine hechtgrauen Augen auf. Er setzte sich auf die Oberstube, schrieb an den Hannes nach Mars la Tour und gab das Schreiben eigenhändig auf die Post. Etwas Gutes aber konnte wohl darin nicht stehen, denn als er den Brief in den Kasten schob, zitterten seine Hände und sein Gesicht sah aus wie lauter böses Gewissen. Er hielt sich auch von der Zeit an sehr zurückgezogen und ließ sich mit Niemandem in ein längeres

Gespräch ein. Wer ihn genauer beobachtet hätte, der würde an ihm eine ängstliche Spannung bemerkt haben, und eine seltsame Unsicherheit in seinen Mienen und Bewegungen. Er ging jetzt alle Morgen nach der Stadt, wie er sagte, um die neuesten Neuigkeiten zu erkunden; in der Wirklichkeit aber war es anders. Er hatte an demselben Morgen, an welchem er seinen Brief auf die Post legte, den alten Postchristoph unterwegs getroffen, der die Tasche gepfropft voll Briefschaften hatte; „Guten Morgen, Christoph," redete der Franz ihn an. „Jetzt gibt's wohl viel zu laufen? Das werden Eure alten Beine auch nicht lange aushalten."

„Das mein' ich auch," versetzte der Alte, indem er stehen blieb und sich den Schweiß wischte. „Die Post verdient in so einem Krieg ein schönes Stück Geld, aber was hat unser Einer davon." Nicht einmal die Stiefelsohlen werden Einem vergütigt, und angeschnauzt wird man noch, wenn man nicht auf die Minute am Platze ist."

„Das ist eine offenbare Ungerechtigkeit," eiferte der Franz. „Aber hört, Christoph, ich kann's Euch etwas leichter machen. Die Gänge nach Rainsleben könnt Ihr Euch sparen. Ich komme jeden Morgen nach der Stadt, da will ich Euch die Briefe gern besorgen."

„Wenn Du das wolltest, Franz, das wär' mir ein großer Gefallen. Aber Du mußt mir auch keinen verlieren."

„Ohne Sorge, Christoph! laßt nur die Rainslebener Briefe ruhig daheim liegen, ich hole sie mir dann schon ab."

„Schönen Dank auch, Franz, und wenn ich Dir einmal gefällig sein kann, so will ich's auch nicht an mir fehlen lassen."

Sechstes Kapitel.

Sie lagen Beide neben einander in dem Feldlazareth von Mars la Tour, der Martin und der Hannes; sie hatten sich das ausgebeten von dem Arzt. Daheim waren sie zwar nicht die besten Freunde gewesen, aber in so einer Lage, in gemeinschaftlicher Noth und gemeinschaftlichem Schmerz, weit von der Heimath weg unter lauter fremden Menschen, da vergißt man allen Groll und findet sich brüderlich zu einander. Und auch, als das Feldlazareth aufgehoben war, und die Kranken weiter befördert wurden in die großen Städte, da erbaten sie es sich von dem Oberarzt, wieder zusammenzukommen.

So lagen sie denn wieder neben einander in dem Lazareth von Frankfurt und erzählten sich, so gut es ihre Schmerzen verstatteten, von ihren Kriegserlebnissen.

Der Krankenwärter trat in die Baracke mit Briefen und vertheilte sie unter die Blessirten. Der Hannes bekam auch einen.

„Von Mars la Tour nachgeschickt," sagte er, nachdem er das Couvert besehen. „Von wem mag der sein? Die Hand kenne ich nicht."

Er öffnete das Schreiben und sah nach der Unterschrift: „Na, denkt der Bergbauerfranz auch einmal an mich!"

Der Martin schrak bei diesem Namen zusammen und wendete sich langsam auf die Seite. Drüben in dem andern Bett blieb es lange still — der Brief war ganze vier Seiten lang und eng geschrieben. Nach einiger Zeit ward ein knisterndes Geräusch hörbar. Der Hannes faltete den Brief zusammen und schob ihn zu seinen Häupten in das Bettstroh, ohne ein Wort zu sagen. Der Martin wagte nicht zu fragen, was der Franz geschrieben habe, er wandte sich nur herum und sah seinen Kameraden mit scheuem Blicke an.

Der Hannes schlug die Augen nieder, um seinen Mund spielte es wie Mitleiden und Bedauern. Er klopfte sich mit der Hand das Deckbett glatt und fuhr sich durch das Haar. Endlich sagte er: „Du siehst mich so fragend an, Kamerad, und ich kann mir's auch denken, daß Du

neugierig bist, wenn's auch der Franz ist, mit dem Du nicht gut Freund warst von wegen dem — — nun, Du weißt ja. Aber ich weiß nicht, ob ich Dir's erzählen soll, oder nicht. Es ist nichts Gutes, und das könnte Dir in Deinen Umständen schaden."

„Sag's nur gerade heraus," drängte jetzt der Martin ungestüm. „Ich bin nun einmal in der Beklemmung."

„Ja, siehst Du, sagte der Hannes, indem er sich herumlegend den Kopf auf den linken Ellenbogen stützte, Du thust mir leid, kannst mir's glauben. Du hast doch das Dortchen so lieb gehabt."

Der Martin, der gespannt zuhorchend sich etwas aufgerichtet hatte, ließ den Kopf wieder schwer zurücksinken und wurde ganz blaß.

„Siehst Du wohl, klagte der Hannes in tausend Aengsten, „Du kannst's nicht vertragen, hätt' ich Dir doch nichts gesagt."

„Fahr nur fort," hauchte der Martin tonlos, „und quäl' mich nicht so lange! Die Ungewißheit ist das Schlimmste!"

„Na, gut denn, Martin, aber ich stehe für nichts, Du willst's einmal so haben. Also der Franz schreibt mir unter Anderm, über's Jahr hätte er Hochzeit mit dem Dortchen. Die Lindenbäuerin hätte endlich ihren Willen durchgesetzt, und das Dortchen hätte endlich auch gemerkt, wie gut er ihr wäre, und wie er für sie durch's Feuer ginge; und da sie nun auch eingesehen, wie unsicher es wäre, ob ihr erster Schatz aus dem Krieg wiederkäme, hätte sie das Gewisse für das Ungewisse genommen und würde nun über's Jahr Bergbäuerin."

Ein tiefes, schreckliches Stöhnen war Martins Antwort auf diese Nachricht, dann war Alles still.

Der Hannes sah wirklich mit aufrichtiger Theilnahme in das todtenblasse Gesicht seines Kameraden, wie die Augen sich schlossen und die Lippen quollen. Er klagte sich selber an, daß er was gesagt hätte. Er hätte schweigen sollen, wenigstens so lange, bis der Martin wieder auf den Beinen wäre und bei Kräften.

Die Nacht kam und der Arzt, welcher noch einmal

die Runde machte, blieb betroffen an Martins Bett stehen. „Was ist das? Wieder Fieber?“

Für den Kranken, der keinen Ton von sich gab, antwortete der Hannes: „Es sind Nachrichten von daheim gekommen, die mögen ihm in's Blut gegangen sein.“

Sechs Tage dauerte das Fieber und das Phantasiren, dann lebte der Martin wieder langsam auf. Aber was war das für ein Leben! O, wenn er doch nicht wieder zu sich gekommen wäre! — Das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn, seit er um sein Liebstes gekommen war, seit er hatte erfahren müssen, daß Menschenliebe eine Seifenblase sei und Menschentreue ein leerer Wahn!

Stundenlang lag er regungslos in traurigem Hinbrüten und hatte kein Ohr für das Zureden seines Kameraden, der, um seine Unbedachtsamkeit wieder gutzumachen, alle möglichen und unmöglichen Trostgründe hervorsuchte; ja er fühlte sich im Innersten verletzt durch des Hannes Lebensanschauung, da dieser meinte, er begriffe nicht, wie man sich um so eine Sache so abhärmen und in den Tod legen könnte — er seinerseits würde da kurzen Prozeß machen und sich bei der ersten besten Gelegenheit eine Andere anschaffen.

„Ich habe in diesem Stück eine andere Religion, laß mich zufrieden,“ wehrte dann der Martin den Tröster ab und härmte sich weiter.

Eines Tages meinte der Hannes: „Aber dumm bist Du doch, daß Du Dich so vergrämst, ehe Du weißt, ob das auch Alles die Wahrheit ist, was der Franz geschrieben hat. Du weißt, er ist ein Schelm und dreht gern einmal eine Nase. So schreibe doch einmal an das Dortchen — zu Hause wissen sie ja überhaupt noch nicht, wo wir jetzt liegen.“

Der Martin richtete sich bei diesen Worten im Bette auf. Das war ein guter Gedanke — warum war ihm der noch nicht selber gekommen, da er doch so nahe lag? Er ließ sich ein Brett und Schreibzeug auf's Bett bringen und schrieb mit matter Hand zwei Briefe, einen an seine Eltern und einen an das Dortchen. Er erzählte darin Alles, was er von dem Hannes erfahren und bat

dringend um baldige Antwort, aber die reine, volle Wahrheit, wenn ihm auch das Herz darüber brechen sollte.

Nun lag er da und wartete und die Zeit wurde ihm erschrecklich lang, zumal da inzwischen auch sein Kamerad geheilt aus dem Lazareth entlassen worden und zu seinem Bataillon zurückgegangen war. Es verging eine Woche und noch eine, aber eine Antwort traf nicht ein, weder von dem Dortchen, noch von seinen Eltern. „Sollten meine Briefe verloren gegangen sein? Im Kriege geht alles drunter und drüber." — Und noch einmal schrieb er, aber auch dies Mal erfolgte kein Bescheid.

Nun war's ihm gewiß, das Dortchen hatte ihn vergessen, nun kam eine Bitterkeit über ihn, die ihm selbst ganz fremd war, eine Bitterkeit gegen die ganze Welt, selbst gegen die treue Diaconissin, die mit rührender Sanftmuth, Geduld und Aufopferung ihn pflegte in seinen Schmerzen. Wenn das Dortchen treulos war, so konnte er ja keinem Menschen mehr trauen, auch nicht dem sanftesten Engelsgesicht; denn das Dortchen hatte auch ein Engelsgesicht und war ihm doch untreu geworden.

Endlich kam ein Brief, aber nicht von dem Dortchen, sondern von fremder Hand. Der Schulmeister hatte ihn geschrieben. Er meldete ihm den Tod seines Vaters und die schwere Erkrankung seiner Mutter, welche der Gram um den verwundeten Sohn und die Pflege des sterbenden Gatten aufgerieben habe.

Das fehlte nun noch! Der Martin war jetzt in einer besammernswerthen Stimmung und kaum noch Herr seines Bewußtseins. Er schrieb sofort nach Hause und strömte seine heißesten Klagen aus. Von seiner andern Noth aber erwähnte er kein Wort, das paßte nicht in diesen Brief. Und wieder gingen Wochen hin — die Wunde am Kopf wollte gar nicht heilen.

Endlich, als er eines Tages zufällig mit einem Fuhrmann aus seiner Heimathgegend zusammentraf, der einen leeren Liebesgabenwagen von dem Kriegsschauplatz zurückbrachte, benutzte er die Gelegenheit und warf ein paar Worte auf das Papier, welches er dem Manne mitgab. Diese Worte lauteten: „Ich weiß nun, was Dein Schweigen zu bedeuten hat. Du hast also Dein

Wort gebrochen! So nimm den Franz und lebe glücklich mit ihm — ich hab' mir auch eine andre Braut angeschafft und der bleibe ich getreu bis in den Tod. Martin Herold." Und wie er das geschrieben, schaute er mit feuchten Augen seinen Säbel an, der zu seinen Häupten an der Wand hing, und seufzte: „Ja, Du bist nun meine Braut, Dir will ich angehören bis zum letzten Athemzug. Ich will den Tod suchen, denn auf dieser Welt bin ich zu nichts mehr nütze. Und nun quälte er auch den Arzt darum, er möchte ihn doch wieder zu seinem Regiment entlassen, und war untröstlich, als ihm dieser erklärte, daran wär' vorläufig noch nicht zu denken.

In dem Häuslein auf dem Anger sah es traurig aus. Die arme Schneiderwitwe lag im Bett und der Friedel war ihr Wärter. Die Barmherzigkeit der Leute im Dorf versorgte sie wohl mit Allem, was zur Nahrung und Erquickung von nöthen war, aber was sie am sehnlichsten erwartete, eine Nachricht von ihrem Martin, das kam nicht und kam nicht. Es konnte ja auch keine kommen, es sorgte ja Jemand dafür, daß die Briefe aus dem Frankfurter Lazareth, statt zu ihren Empfängern, in den Kamin wanderten. Wohl hatte es der Franz zuerst nur auf die Briefe an das Dortchen abgesehen, aber er mußte sich sagen, daß er, wenn er sich nicht verrathen wolle, noch weiter gehen müsse und auch an Martins Eltern keine Nachricht gelangen lassen dürfe. Es war ihm angst und bange bei der Einsicht dieser Nothwendigkeit, aber er konnte nun nicht mehr los, er hatte sich selbst die Hände gebunden. Das ist ja so bei allem Bösen: wer A sagt, muß auch B sagen.

Alle Tage kam das Dortchen zu der Philippine, und die erste Frage war immer: „Noch kein Brief?" Und dasselbe hatte auch die Philippine immer schon auf der Zunge. Da wurde es ihnen denn von Tag zu Tag gewisser: „Er ist todt," und das Dortchen wand einen Kranz von Immortellen um Martins Bild und hängte es an eine andere Stelle, daß die Kranke von ihrem Bett aus es immer sehen konnte. Und da saßen denn nun die Beiden und beweinten den Verstorbenen. —

Eines Tages, als das Dortchen eben wieder nach dem Anger gehen wollte, kam in der Hofthür ein Mann auf sie zu: „Bist Du vielleicht die Dortchen Ameis?“ Auf die bejahende Antwort langte er in die Tasche und sagte: „So hab' ich was für Dich. Hier ist ein Brief von einem Soldaten aus dem Frankfurter Lazareth — den Namen hab ich wieder vergessen.“

Das Dortchen that einen lauten Schrei und wäre beinahe umgesunken. Mit bebenden Händen griff sie zu und jagte davon, ohne auch nur dem Mann zu danken.

Ach, wir wissen ja den Inhalt des Briefes schon, wir wollen nicht mit hinauf in ihre Kammer gehen, das Herz würde uns brechen, wenn wir den Jammer sähen, den diese wenigen Worte anrichteten!

Es ist fürchterlich, wenn ein Mensch nach langem Weh zur Hoffnung sich erhebt und nun getäuscht und betrogen wieder zurückgeworfen wird in zehnfach größeres Elend. Er war nicht todt, der Martin, er lebte noch, das waren ja die Züge seiner Hand; und dennoch war er todt, nämlich für die, die ihn so unaussprechlich liebte! das war sein Absagebrief: hier stand es ja mit dürren, kalten Worten, und noch dazu dick unterstrichen: er hätte eine andere Braut! Weiter sah das Dortchen nichts, als diese Worte; was vorher stand, darauf achtete sie nicht vor diesen herzzerschneidenden Worten: „Ich habe eine andere Braut!“ — Darum also hatte er nicht geschrieben, er hatte keine Zeit und kein Interesse mehr für sein armes Dortchen; und jetzt erst schrieb er ihr die unglaubliche Kunde, nachdem er sie so lange in der Qual der Ungewißheit hatte schmachten lassen! O, das war grausam, das war teuflisch, — konnte er das nicht früher schreiben? O, sie hatte auf ihren Martin gebaut, fast wie auf den lieben Gott. Martin ungetreu! — o, wer ihr

das gesagt hätte, sie hätte ihn entrüstet einen Verleumder gescholten. Aber nun stand es ja, von seiner eigenen Hand geschrieben, vor ihren Augen!

Die Füße trugen sie nicht mehr, sie brach zusammen unter lautem Wehklagen.

Erschrocken kam ihre Mutter heraufgerannt und blieb ganz starr in der Thür stehen; da sie auf ihr Zurufen keine Antwort bekam, nahm sie den offenen Brief vom Boden auf und las. Sie schien die Worte nicht recht zu verstehen und las sie noch einmal, dann warf sie mit dem heftigsten Ingrimme das Papier gegen die Erde und rief mit überschnappender Stimme: „da haben wir's nun! O, der nichtswürdige Bube! Jetzt weiß ich warum ich ihn nie habe leiden können: er ist ein Falscher, er ist ein Halunk! O, ich könnte ihn zerreißen! — Was hat er uns nun angerichtet! Dortchen, mein Dortchen, hör' auf zu winseln! das verdient der Elende gar nicht, daß Du Dir um ihn die Augen aus dem Kopf weinst! — Siehst Du, ich hab's immer gut mit Dir vorgehabt und Dir den Franz zugedacht. Der ist brav und gut, der trägt Dich auf Händen, Du solltest's nur wissen. Steh auf, mein Dortchen und sei gut. Siehst Du, hättest Du Deiner Mutter gefolgt, wir hätten jetzt das Elend nimmer."

Sie hob das unglückliche Mädchen auf und legte sie auf's Bett — da blieb sie liegen und regte kein Glied, bloß das Herz schlug in wildem Jagen.

Die Bäuerin ging auf den Zehen hinaus, sie meinte, das Kind würde wohl einschlafen.

Der Lindenbauer saß auf seinem alten Fleck und war eingeschlafen — es war hübsch warm im Ofen. Die Sophie rüttelte ihn wach! „Aber, Christian, Du sitzest hier und schläfst, und oben ist der helle Jammer: das Dortchen liegt auf dem Bette, und es ist zum Erbarmen, wie sie aussieht. Der Martin ist ein Bösewicht. Da hat er dem Dortchen einen Brief geschrieben, er hätte sich in Frankreich eine Braut angeschafft, sie könne nun ihren Franz nehmen. Siehst Du, nun haben wir die Bescheerung! Du hast dem Buben auch immer die Stange gehalten und immer ein Wort dreingeredet. Wär's nach mir

gegangen, so wär' jetzt das Dortchen Bergbäuerin und Alles wäre gut."

Jetzt kam der Christian wirklich einmal aus seiner unerschütterlichen Ruhe. Er sprang auf und stierte sein Weib mit großen Augen an, schüttelte langsam den Kopf, ging dann nachdenklich vor sich hinbrummend etliche Male in der Stube auf und nieder und schob die Pelzmütze von einem Ohr auf das andere. Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten, seine schmalen Lippen wurden breit, der alte Mann war in heller Aufregung, wie ihn die Sophie ihr Lebtag nicht gesehen. Endlich fuhr er auf: „Dummes Zeug, dummes Zeug!" und marschirte spornstreichs zur Thür hinaus die Treppe hinauf.

Dortchens Kammer war leer, am Boden aber lag der Brief. Hastig bückte sich der Bauer darnach und las, schüttelte den Kopf und las wieder. Dann setzte er sich an's Fenster und ließ den Kopf auf die Brust hängen.

Nach einer Weile kam das Dortchen zurück und erschrak, wie sie ihren Vater mit dem Brief in der Hand da sitzen sah. Sie brach bei seinem Anblick in lautes Weinen aus und fiel ihm um den Hals, was dem Alten ganz ungewohnt vorkam. Er wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er hatte auch Thränen im Auge, und das war ihm vollends ganz kurios. „Kannst Du's denn glauben?" fragte er mit weichem, zärtlichen Ton.

„Nein, nimmermehr!" rief das Mädchen mit gerungenen Händen.

„Und ich glaub's auch nicht," sagte der Christian dazu.

„Aber da steht's doch Schwarz auf Weiß, Vater?"

„Ach, dummes Zeug, dummes Zeug!" fuhr der Bauer ärgerlich auf und stürmte, mit der Hand in der Luft herum fuchtelnd, zur Thür hinaus. —

„Ist's denn wahr, daß der Martin dem Dortchen abgeschrieben hat?" fragte noch an demselben Tage die alte Bergbäuerin ihren Sohn Franz. Dieser war bei der Frage ganz verwirrt und suchte die dunkle Gluth, die sein Gesicht überzog, mühsam zu verbergen. Die Freude, welche er bei der Nachricht empfand, konnte nicht recht aufkommen, da sich das Schuldbewußtsein quer davor legte. Namentlich seitdem der alte Schneiderdavid gestorben war, ließ

ihm das Gewissen keine Ruhe, weil durch seine Schuld der arme Mann hatte aus der Welt gehen müssen, ohne von seinem Sohne noch ein Wort zu hören. Indessen diese günstige Wendung seiner Sache, die unerwartete Nachricht, daß der Martin dem Dortchen einen Absagebrief geschrieben und sich eine französische Braut angeschafft habe, nahm ihn so in Beschlag, daß das Gewissen allmälich still werden mußte, zumal die Lindenbäuerin jetzt wieder auffallend freundlich gegen ihn war und ihm eines Tages bedeutsam in's Ohr gezischelt hatte: „Nun kann noch Alles gut werden, Franz. Das Dortchen ist freilich noch sehr angegriffen, aber sei nur recht gut zu ihr, so wird sie's um so rascher verwinden."

Siebentes Kapitel.

Der Lindenbauer Christian Ameis galt allgemein für einen beschränkten Menschen. Man meinte, das Bischen Verstand, welches er als Mitgift auf den Lindenhof mitgebracht hatte, das wäre ihm unter dem Pantoffelregiment seiner Sophie noch vollends abhanden gekommen. Und das ist wahr, sehr gescheidt sah der Christian gerade nicht aus, und wenn er was sagte, das klang gewöhnlich auch nicht sehr geistreich. Aber es sieht Mancher dumm aus und hat's doch hinter den Ohren; und es ist Mancher unbeholfen mit der Zunge, aber inwendig hat er doch Gedanken, er kann sie bloß nicht von sich geben.

Mit dem Lindenbauer war eine große Veränderung vorgegangen. Sein Stuhl hinter dem Ofen hatte nur selten einmal das Vergnügen, den alten Stammgast in seinen offenen Armen zu empfangen. In den sonst so trägen Mann war eine unerklärliche Unruhe gefahren, und die Pfeife ging ihm den Tag über wohl hundert Mal aus. Wie er eines Abends heimkam, nachdem er sich seit dem Frühstück nicht zu Hause hatte sehen lassen, sagte die Bäuerin: „Christian, das ist nicht richtig mit Dir, wir wollen doch zum Doktor schicken."

Der Christian wehrte aber grimmig mit der Hand: „Dummes Zeug, dummes Zeug!"

Am folgenden Tage kam die Bäuerin zum Dortchen

in den Kuhstall gelaufen: Um Gotteswillen, Dortchen, unser Vater ist närrisch geworden im Kopfe."

Das Dortchen ließ vor Schrecken den vollen Milcheimer fallen und starrte die Mutter an.

„Denk Dir nur, fuhr die Mutter fort, drinnen sitzt er in der Stube und schreibt einen Brief! Hab' ich doch mein Lebtag nimmer gewußt, daß er mit der Feder handtiren kann. Das hab' ich ja immer besorgen müssen, wenn was in den Kalender hineinzuschreiben war. Ich fuhr auf ihn drein und wollte ihm das Papier wegreißen — allmächtiger Gott, ist er da aufgesprungen wie ein wildes Thier, hat mich mir nichts dir nichts zur Thür hinausgestoßen und hinter sich zugeschlossen. Es muß gleich Einer zum Doktor, ehe es noch ganz ausartet mit ihm."

Das Dortchen hatte das Ende dieser Rede kaum abgewartet; sie lief an's Stubenfenster und sah dem Vater aufmerksam zu. Der Christian saß ganz ruhig und verständig am Tisch und malte mit dem Gänsekiel einen Buchstaben nach dem andern auf's Papier, und die Zunge half getreulich mit. An wen mag er nur schreiben? fragte sich das Dortchen. Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Datirte nicht die große Veränderung mit dem Vater von dem Augenblick, wo er Martin's Brief gelesen? Gott, wenn der Vater an den Martin schriebe! Und ein blitzartiges Leuchten ging bei diesem Gedanken aus ihren Augen durch die Fensterscheiben. So unheimlich es ihr war, den Vater wie einen Professor mit der Feder zu sehen, so fühlte sie doch, daß ihr Herz lauter zu schlagen begann. Der Brief Martin's war ja so räthselhaft gewesen, besonders der Anfang, den sie in dem ersten Schmerz gar nicht recht überdacht hatte — vielleicht erwirkte der Vater durch sein Schreiben eine nähere Aufklärung. Sie sagte sich, daß sie ruhiger werden würde, wenn sie erst wüßte, was den Martin bewogen hätte, ihr die Treue zu brechen. Und so kehrte das Dortchen zu der Mutter zurück und sagte: „Der Vater sieht nicht aus, als ob wir den Doktor brauchten; laß ihn nur!"

Das dauerte aber lange, ehe der Christian mit seiner Arbeit zu Rande war. Vier volle Stunden hatte er an dem Brief gezirkelt, und er hatte sich ein Mal über das

andere mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne gewischt. Mit stiller Befriedigung und gerechtem Stolz übersah er sein Tagewerk, wie wenn er zehn Morgen Kartoffelacker gepflügt hätte, und las sich die Worte noch einmal laut vor:

„Lieber Martin! Das kann kein Pferd nicht verstehen, und mir geht das immer im Kopf herum. Und das Dortchen schluckst immer so nöthlich in ihr Kissen, daß ich die ganze Nacht kein Auge nicht zu thun kann, was mir sehr unbequem ist, denn der nächtlicherweise Schlaf stärkt den Menschen. In dieser Hinsicht halber hast Du Deine Sache schlecht gemacht, und das schickt sich nicht für Einen mit dem eisernen Kreuz, daß er sich eine französische Braut anschaffen thut, und daheim ist er schon mit einer behaftet. Das ist dummes Zeug. Ich habe immer was auf Dich gehalten, und den Franz kann ich nicht leiden, weil er immer so von der Seite guckt, was kein gutes Zeichen an einem Menschen ist, sondern man muß immer geradeaus gucken. Aber nun hast Du uns was Sauberes angerichtet, denn das Dortchen ist nicht mehr zum Erkennen, und ich muß in dieser Hinsicht halber nächstens den Doktor befragen. Und mit Deiner Mutter ist das nun auch ein Elend. Sie grämt sich so sehr, daß Du ihr noch kein einziges Mal geschrieben hast, nicht einmal, wie Dein leiblicher Vater aus dieser Welt gegangen ist, was Dir doch der Schulmeister geschrieben hat, indem Deine Mutter es selbst nicht konnte. Sie sagt immer: Ich will gern sterben, wenn ich nur meinen Martin noch einmal sehen könnte. In dieser Hinsicht halber mußt Du doch ein kindliches Herz haben, und einmal an Deine Mutter schreiben, denn lange macht sie's nicht mehr, das sieht man zusehend. Und dann kannst Du auch gleich einen Brief mit einwickeln für uns, daß es mir im Kopfe klar wird, und ich das Dortchen trösten kann. Ich verbleibe Dein achtbarer Christian Ameis."

Der Lindenbauer zündete sich die Zinnlampe an und siegelte den Brief zu. Da er kein Petschaft in seinem Besitz hatte, so nahm er einen Pfennig aus der Tasche und drückte ihn in den weichen Lack, wobei er sich den Finger gehörig verbrannte. Dann zog er seinen langen,

blauen Rock an, setzte seine Sonntagsmütze auf, nahm den Weißdornstock aus dem Uhrgehäuse und pilgerte nach der Stadt, um seinen Brief selber auf die Post zu legen. Als wenn er eine große Heldenthat begangen hätte, so gravitätisch marschirte er durch die Straßen und kehrte dann in der Weintraube ein, um mit einem guten Schluck sich zu stärken.

Auf dem Heimweg begegnete ihm der Postchristoph. „Guten Abend, Lindenbauer!“ grüßte das alte Männchen. „Sieht man Euch auch einmal auf der Landstraße?“

„Ja! Wenn man einen Brief auf die Post haben will, so muß man sich selber auf die Beine machen, denn Euch kriegt man ja gar nicht mehr in Rainsleben zu sehen, daß man Euch in dieser Hinsicht halber was mitgeben könnte.“

„Da habt Ihr recht, Lindenbauer. Der Bergbauerfranz nimmt mir die Wege ab. Er kommt jeden Morgen nach der Stadt und nimmt die Rainslebener Briefe mit hinaus.“

„So?“

„Ja, 's ist ein recht gefälliger Mensch, der Franz.“

Der Lindenbauer wurde nachdenklich und sah an den großen Hornknöpfen seiner Weste herunter. „Was hat denn der Franz jeden Morgen in der Stadt zu suchen?“

„Die neuesten Kriegsnachrichten.“

„So? Und jeden Morgen? hat er denn zu Hause so wenig zu thun?“

„Der Franz ist immer ein Bischen neugierig gewesen.“

„Adje, Christoph!“

„Adje, Lindenbauer!“

In tiefes Sinnen verloren ging Christian Ameis seinen Weg. Zu wiederholten Malen blieb er stehen — die Gedanken, welche in ihm herumwirthschafteten, ließen ihn nicht vom Fleck. „Das ist doch kurios,“ sprach er vor sich hin, „das ist verdächtig. Hab' mich immer gewundert, wie das zugeht, daß der Martin gar nicht einmal an seine Eltern schreibt, und an das Dortchen auch nicht. Gut ist er ihr doch, und sie ihm auch, und er schreibt nicht einmal? Halt stille, jetzt geht mir ein Licht auf! — Was hat der Franz alle Morgen in der Stadt zu

ſuchen? — — — Franz, Franz, infamer Cujon, wenn ich Dich auf Schuftigkeiten ertappe! Wie kommt er dazu, den Briefträger zu machen? Iſt doch ſonſt nicht ſo! Himmelelement, wenn er — — — Stand das nicht in dem Martin ſeinem Briefe, daß er ſich nicht erklären könne, weßhalb das Dortchen nimmer was von ſich hätte hören laſſen? Halt Franz, jetzt komme ich Dir auf die Fährte! Nichtsnutziger Kerl, Du haſt die Briefe unterſchlagen."

So reihte ſich in des Lindenbauers Kopf Gedanke an Gedanke, und wie er an den letzten gekommen war, ſchwang er wüthend ſeinen Weißdorn in der Luft, als wollte er auf der Stelle dem Franz zu Leibe.

Und nun ſage Einer, der Lindenbauer wäre dumm! Sein natürlicher Verſtand hatte mit ſeinem Gefühl das Richtige gefunden.

Aber zu Hauſe ließ er ſich nichts merken, zu Hauſe war er wieder der ſchweigſame Lindenbauer.

Er wartete ungeduldig, daß der Franz kommen ſollte, wie er jeden Abend pflegte. Endlich trat er herein:

„Guten Abend mitſammen!"

„Guten Abend, Herr Briefträger!" rief's mit ſeltſamer Betonung hinter dem Ofen hervor.

Der Franz ſtutzte und ſah ſcheu nach der Ofenecke. Zum Glück ſtand er im Schatten, ſonſt hätte der Lindenbauer ſchon jetzt ein böſes Gewiſſen geſehen. Aber wenn der Alte das nicht ſah, ſo hörte er's doch aus dem unſichern Ton, in welchem der Franz heute Abend redete, und in den querbeinigen Antworten, die er gab. Er war nimmer bei der Sache.

„In der Zeitung ſteht," ſagte der Chriſtian mitten in das Geſpräch ſeiner Frau mit dem Franz hinein, „der Oberpoſtdirector Stephan müßte den Adel kriegen, daß er im Krieg das Poſtweſen ſo in Ordnung hat. In dieſer Hinſicht halber kann ich der Zeitung nicht recht geben, es gehen eine ganze Menge Briefe zum Teufel."

Dieſe Bemerkung fand von Seiten der Bäuerin keine Beachtung, vielmehr fuhr dieſe ruhig in ihrem Geſpräch fort. Aber bald darauf ſtand der Franz auf und empfahl ſich, er müſſe heute noch zu einer kranken Kuh. —

„Was iſt das?" ſagte er draußen zu ſich ſelbſt.

Hat der Alte Lunte gerochen? Himmelelement, wenn's herauskäme! Ich weiß überhaupt nicht, was das mit dem Lindenbauer jetzt ist. Er hält ordentliche Reden und sieht mich immer so giftig an, als wollte er mir an's Leben."

Die Angst trieb ihn in den Regen hinaus, der schon den ganzen Tag kalt herniedergegangen war. Er ging in's Feld hinein und wußte selber nicht, wohin. Endlich kehrte er zurück und setzte sich mit den durchnäßten Kleidern zu der kranken Kuh in den Stall, um die Nacht bei ihr zu wachen, da es ihm durchaus nicht schläfrig zu Muth war.

Der Lindenbauer blieb ganz ruhig in der Ecke sitzen und hatte die Augen zu. Es ist richtig, sagte er sich — jetzt wird's Tag werden. Und als bald darauf das Dortchen hereintrat, rief er ihr zu: „Dortchen, 's wird Tag!"

„Hast geträumt?" fuhr die Sophie ihn an. „Es geht ja auf Zehn."

Aber der Christian blieb dabei: „Es wird Tag."

Die Bäuerin schüttelte bedenklich den Kopf und meinte halblaut zum Dortchen: „Ob wir nicht doch zum Doktor schicken?"

Der Christian aber hatte das gehört, sprang wie der Blitz aus seinem Stuhl hervor und schrie auf seine Frau los: „Du mit Deinem infamen Doktor! Ich brauche keinen Doktor nicht, aber Du brauchst einen, und ich werde Dir den Hirnkasten kuriren." —

Am andern Morgen war der Lindenbauer schon wieder in aller Frühe reisefertig und wanderte nach der Stadt. Er mußte sich beeilen, um den Postchristoph noch daheim zu erwischen. Er traf ihn auch glücklich.

„Was ich fragen wollte, Christoph: ist denn in der ganzen Zeit, daß Krieg ist, kein einziger Brief an uns und an den Schneiderdavid gekommen?"

Der Postbote machte große Augen. „Kein einziger Brief? O, wohl fünfe, sechse, wenn ich nicht irre."

„So!" donnerte der Lindenbauer, drehte sich auf dem Absatz herum und ging aus der Thür.

Der Postbote eilte ihm betroffen nach. „Was ist denn geschehen, Lindenbauer?"

Dieser wandte sich herum und herrschte ihn an: „In dieser Hinsicht halber schafft Euch Euern Bedienten ab und geht selber!“ —

Als der Christian den halben Weg nach Rainsleben schon zurückgelegt hatte, überholte ihn der Doktor und rief aus dem Wagen: „Steigt auf, Ameis, Ihr könnt mitfahren!“

Der Christian schüttelte den Kopf: „Dummes Zeug, dummes Zeug! Aber wen habt Ihr krank?“

„Den Bergbauerfranz.“

Der Lindenbauer sah dem weiterfahrenden Arzt in vollem Erstaunen nach und hatte so seine Gedanken. Als er in's Dorf trat, fuhr eben der Doktor heraus. „Wie steht's?“ fragte der Christian.

„Man kann's nicht wissen,“ war die Antwort. „Er hat sich eine starke Erkältung geholt, und es ist jedenfalls ein Nervenfieber unterwegs.“

Achtes Kapitel.

Vom Kriegsschauplatz kam Siegesgeschrei über Siegesgeschrei. Die Franzosen konnten machen, was sie wollten, in allen Schlachten wurden sie geschlagen, trotz ihrer Chassepots und Mitrailleusen. Es war, als ob ihnen der Herrgott sagen wollte: „Was der Mensch säet, das wird er ernten.“ Die Gefangenen wurden so viel, daß man gar nicht mehr wußte, wo man sie noch unterbringen sollte. — Zuletzt kam die Kunde von den blutigen Siegen bei Orleans, und immer bestimmter wurde das Urtheil: „Nun ist's bald alle, die Franzosen haben keine Armee mehr.“

„Der Wachtmeister Herold begehrt den gnädigen Herrn noch zu sprechen,“ meldete eines Abends der diensthuende Kürassier, der in das Quartier des Kürassierrittmeisters von X trat.

„Laß ihn herein!“ war die Antwort.

Freundlich ging der Offizier dem Eintretenden entgegen. „Nun, mein lieber Martin, was gibt's noch so spät? — Aber mein Gott, wie siehst Du aus? Ich merke schon, Du bist zu zeitig aus dem Lazareth entwischt, Deine Wunde ist noch nicht heil.“

„Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister, das ist's nicht, was mir in den Gliedern liegt. Ich möchte dem Herrn Rittmeister ein allergehorsamstes Gesuch vortragen und bitte, es nicht übel nehmen zu wollen, wenn ich des Herrn Rittmeisters Geduld zu sehr in Anspruch nehmen sollte."

„Nur zu," sagte der Offizier herzlich, indem er dem Wachtmeister einen Stuhl hinschob.

Der Martin räusperte sich und fuhr fort: „Wollten Eure Gnaden bei dem Commando nicht ein gut Wort für mich einlegen, daß ich den Gefangenentroß nach Magdeburg begleiten dürfte?"

Der Rittmeister machte große Augen. „Na, bist Du das Hauen und Stechen mit einem Mal überdrüssig geworden? Erst konntest Du doch gar nicht die Zeit erwarten, wieder in's Feuer zu kommen und stürztest Dich immer in's dickste Gewühl, daß es mir angst und bange um Dich ward."

Martin lächelte wehmüthig: „Halten zu Gnaden, die Sachen haben sich anders gewendet. Ich will ganz offen reden. Daheim hat mir Jemand einen Bubenstreich gespielt und mir mein Mädchen abwendig machen wollen durch eine niederträchtige Lüge. Da möcht' ich nun selber einmal an Ort und Stelle sein, ehe sich mein Dortchen zu Tode grämt. Nichts für ungut, Herr Rittmeister, daß ich Ihnen mit solchen Sachen komme! Und dann ist mir auch inzwischen mein Vater gestorben, und meine Mutter liegt auch schwer darnieder und möchte mich gern noch einmal sehen."

„Armer Martin!" sagte der Rittmeister theilnehmend. „Was ich thun kann, will ich thun. Du weißt, Dir danke ich mein Leben, und das vergesse ich Dir mein Lebtag nicht mehr." —

Mit froher Hoffnung kehrte der Martin in sein Quartier zurück und begann einen Brief an seine Mutter und darnach an das Dortchen. Er schrieb bis gegen Mitternacht, ließ aber in jedem Brief am Schluß einen leeren Raum.

Am andern Morgen wurde er zu dem Commandirenden beschieden und bekam Ordre, sich der Begleitmannschaft der Gefangenen anzureihen und morgen mit

nach Magdeburg zu fahren. Außerdem habe er auf seines Rittmeisters Fürsprache die Erlaubniß, in dem Magdeburger Lazareth zu bleiben bis zu seiner völligen Wiederherstellung.

Der Martin war außer sich vor Freude und wußte gar nicht, wie er dem Rittmeister seinen Dank kundgeben sollte. In sein Quartier zurückgekehrt, hängte er jedem der beiden Briefe noch eine Nachschrift an, und schickte sie ohne Verzug ab. — —

* * *

Da der Postchristoph keinen Gehilfen mehr hatte, der ihm die Briefe nach Rainsleben besorgte, so mußte er selber gehen. Er hatte zwei Feldpostbriefe abzugeben, einen an die Wittwe Herold und einen auf dem Lindenhof. Den Letztern wollte er einem Knechte geben zum Hineintragen, denn es war ihm nicht geheuer, mit dem Lindenbauer zusammenzugerathen. Aber dieser hatte ihn durch's Fenster bemerkt und winkte lebhaft mit beiden Armen.

Er riß mit wahrer Gier den Brief auf, ohne zu beachten, daß derselbe gar nicht an ihn gerichtet war, sondern an das Dortchen, und wie er die Unterschrift gelesen: „Dein ewig treuer Martin," da rief er in die Küche hinaus: „Mutter, Dortchen, einen Schnaps und ein Bischen was zum Frühstücken! Der Postchristoph ist da!"

Dieser wollte Umstände machen, er hätte heute keine Zeit, aber der Christian hielt ihn beim Rockschooß fest: „Dummes Zeug, dummes Zeug!" Da mußte sich der Christoph wohl geben, und er hat es hintennach auch nicht bereut, denn die Lindenbäuerin machte 5 Meilen in der Runde die schönsten Käse, und ihre Knackwürste waren auch nicht von schlechten Eltern.

So sehr nun auch dem Lindenbauer das Herz brannte, den Brief zu lesen, er bezwang sich, bis der Postbote fort war, was sehr langsam ging, da er nur noch drei Zähne zum Beißen im Munde hatte. Dann aber zog der Christian das Schreiben aus der Brusttasche und fing in Gegenwart des Dortchens und der Bäuerin an zu lesen. Doch es flimmerte ihm vor den Augen, daß er die Buchstaben

nicht erkennen konnte, und er gab das Papier dem Dortchen über den Tisch hinweg: „Da, lies Du, mit mir geht das in dieser Hinsicht halber zu langsam."

Dem Dortchen ging's nun aber auch nicht viel besser. Es läßt sich schlecht vorlesen, wenn Einem das Herz so klopft, daß man kaum Luft kriegen kann. Und so ging das auch bei ihr nur langsam vom Fleck, wenigstens zu Anfang.

Der Brief lautete aber also:

„Mein einzig geliebtes Dortchen! Ich weiß gar nicht, wie ich anfangen soll. Mit mir tanzt das Alles herum, seit ich von Deinem braven Vater den Brief bekommen habe." (Der Lindenbauer blies hier ein paar mächtige Dampfwolken aus seiner frisch angezündeten Pfeife und sah sehr forsch aus.) „Und nun bin ich auch nicht im Stande, es Alles ausführlich auf's Papier zu bringen, was ich auf dem Herzen habe. Ach, das ist so viel!" („In dieser Hinsicht halber kann er recht haben," fügte der Christian ein.) „Also der Franz ist es gewesen, der mich und Dich so elend gemacht hat? Das wird ihm einmal schwer werden, am jüngsten Tage zu verantworten. Hätte er doch beinahe einen Mord auf dem Gewissen, denn ich war in Folge seiner Lüge dem Tode nahe. Das war nämlich so: Als der Wagnerhannes noch neben mir im Lazareth lag, bekam er eines Tages einen Brief vom Bergbauerfranz, worin dieser schrieb, er hätte über Jahr und Tag Hochzeit mit des Lindenbauers Dortchen. (Der Christian schlug mit der Faust auf den Tisch, die Sophie war ganz blaß geworden und sah zur Erde, das Dortchen konnte vor Zittern kaum das Papier halten.) „Ich hab' das erst, so erschrocken ich auch war, nicht glauben wollen und deßhalb an Dich geschrieben, mein gutes Dortchen. Erst mußte ich das aus Deinem eigenen Munde hören, ehe ich es glauben konnte. Aber es kam keine Antwort. Ich dachte, der Brief könnte verloren gegangen sein, und schrieb noch einmal, aber wieder wartete ich vergebens auf einen Brief von Deiner Hand. Auch an meine Eltern schrieb ich, die schwiegen ebenso hartnäckig. Nun kannst Du denken, wie mir da zu Muthe war, oder vielmehr, Du kannst es Dir nicht denken.

Ich hätte am liebsten todt sein mögen und konnte die Zeit nicht erwarten, mich wieder in das Schlachtgetümmel zu stürzen, vielleicht, daß eine französische Kugel besser träfe, als der französische Säbel bei Mars la Tour. Und wie ich nun einmal Gelegenheit hatte, durch einen Liebeswagen-Fuhrmann Nachricht nach der Heimath mitzugeben, da schrieb ich Dir jenen unglückseligen Brief, den Du so falsch verstanden hast, als wäre ich Dir untreu geworden und hätte mir hier in Frankreich eine andere Braut angeschafft, da ich doch mit dieser „Braut" keinen andern meinte, als mein Schwert und sagen wollte: Nun will ich mich in den Krieg hineinstürzen und sterben." (Das Dortchen hielt hier inne, sie mußte erst einmal ausruhen, um ihrer Bewegung Meister zu werden, dann las sie weiter): „Ich habe aber noch lange in dem Lazareth zugebracht — meine Wunde wollte gar nicht heilen. O, hätte ich ahnen können, was mittlerweile in Rainsleben vorgegangen war! Aber wie hätte ich darauf kommen sollen, daß der Franz so ein schändlicher Lügner und Betrüger sei, der's auf mein Verderben abgesehen hatte und sich eine Braut erzwingen wollte, die er erst von ihrem Bräutigam mit List und Bosheit losgerissen! Und nun geht mir auch plötzlich ein Licht auf, wo alle meine Briefe geblieben sind: sollte nicht der Franz sie abgefangen haben? Wenn das der Fall ist, dann klärt sich alles Mißverständniß auf, dann bist Du wieder mein Dortchen und ich bin wieder Dein Martin. Und wenn ich nun gesund aus dem Krieg heimkomme, dann, hoffe ich, wird auch Deine liebe Mutter nichts mehr dagegen haben, nachdem sie erkannt hat, was der Franz für Einer ist, und daß eine Frau Wachtmeisterin sich doch sehen lassen kann. — Ich schließe, denn es ist schon Mitternacht und morgen muß ich früh heraus. Vielleicht kann ich morgen noch einen erfreulichen Zusatz an diesen Brief machen. — Nachschrift. Es ist alles gut gegangen, mein Rittmeister hat sich für mich verwendet. Liebes Dortchen, die Stunde unseres Wiedersehens ist sehr nahe: morgen fahre ich mit einem Transport Gefangener nach Magdeburg und darf dort auch im Lazareth bleiben, bis ich auskurirt bin. O, wie schlägt

mir das Herz — ich darf gar nicht daran denken, wenn ich in Magdeburg aussteige und sehe unter der Menschenmenge Dein liebes Gesicht. Und nun Gott befohlen. Grüße Deine lieben Eltern vielmals von Deinem ewig treuen Martin."

So lautete der Brief. Den Eindruck desselben zu beschreiben ist keine leichte Aufgabe. Das Dortchen befand sich wie im dritten Himmel. Der Lindenbauer hatte die Hände auf den Knieen gefaltet und hing mit vorgebogenem Oberkörper an den Lippen der Lesenden. Die Pfeife war ihm längst ausgegangen und lag neben ihm auf dem Tisch. Die Bäuerin aber machte eigene Drehungen und Gebärden. Man sah ihr zuerst das innere Widerstreben an, mit welchem sie dem Dortchen zuhörte, dann wurde sie blutroth und wußte nicht, wo sie mit den Augen bleiben sollte; dann wieder erblaßte sie und bekam ein heftiges Zittern in den Gliedmaßen; je mehr es aber dem Ende zuging, desto ebener wurde ihr Gesicht und man sah, wie eine innere Wandlung sich in ihr vollzog. Als das Dortchen das Schreiben auf den Tisch legte und die Mutter ansah, da saß diese und hatte die Augen voll Wasser. Und die Tochter fiel ihr stürmisch um den Hals und sagte: „Mutter, nun red' mir nichts mehr drein und laß mir den Martin. Schau, wenn Du mir den Martin läßt, hernach hab' ich Dich noch einmal so lieb." Und sie küßte so gewaltsam auf die Mutter los, daß sie sich wohl oder übel ergeben mußte und sagte: „Na, laß mich nur erst los, Du drückst mich ja todt. — Ja, ich hab's nun auch satt mit dem Jammer. Das wär' jetzt eine Sünde, wenn ich noch auf meinem Kopf bestehen wollte. Sonst hab' ich ja immer recht gehabt, nicht wahr Christian? Aber dies Mal hast Du das Richtige getroffen. Der Franz hat sich selber gerichtet — und vielleicht richtet ihn auch noch der Herrgott, denn es soll schlimm stehen mit ihm. Der Martin aber, na, ich hab' ja nichts dagegen, und wenn er kommt, will ich ihm Alles abbitten, und ich denke, er trägt mir's nicht nach, daß ich ihm sonst nicht grün gewesen bin. Er ist ein braver Mensch, man sollt's gar nicht glauben."

Der Lindenbauer schlug sich mit beiden Händen auf

die Lederhosen, daß es klatschte und warf den Kopf hoch: „Jetzt gebt Acht, Kinder, ich weiß noch was. Der Martin hat's gewittert, wie das mit den Briefen ist. Der Franz hat sie wirklich und wahrhaftig alle auf die Seite gebracht."

„Vater!" rief das Dortchen entsetzt, und auch die Bäuerin machte ein erschrockenes Gesicht.

„Es ist wirklich und wahrhaftig so, ich hab's heraus!" fuhr der Bauer fort und erzählte ihnen nun seinen Handel mit dem Postchristoph, wobei die beiden Frauensleute die Hände über dem Kopf zusammenschlugen und sich verwunderten, daß das nicht schon eher herausgekommen wäre.

Früh am andern Tage wurde die Kalesche angespannt, deren Räder dies Mal alle vier in richtigen Umständen waren, und in ihre Mäntel gehüllt, setzten sich Mutter und Tochter auf den Hintersitz, während der Vater auf dem Bock Platz nahm und kräftig auf die Pferde dreinhieb, um noch zu rechter Zeit nach Magdeburg zu kommen. Es war ein schreckliches Schneetreiben, aber Keiner achtete darauf.

Sie hätten sich nicht so sehr zu beeilen brauchen; der Zug mit den Gefangenen hatte unterwegs Aufenthalt gehabt und kam erst gegen Abend.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge stand auf dem Bahnhof. Man hatte schon so viel Gefangene kommen sehen, aber immer wieder wimmelte es von Neugierigen, wenn eine frische Ladung kam. Der Zug fuhr ein, begrüßt von dem Hurrah der Menge. Spähend überflogen Dortchens Augen die Wagenreihe und mit einem lauten Aufschrei drängte sie sich plötzlich durch das Gewühl. Der Christian konnte mit seiner Sophie nicht so schnell hinterdrein. Als die beiden Nachzügler aber herankamen an den Zug, da sahen sie ihr Kind in den Armen eines Kürassiers, der gar nicht darauf achtete, daß hundert Augen passend auf ihm ruhten, auch nicht fühlte, wie ihn hinten Einer am Rock zupfte, bis er endlich von hinterwärts sich umfaßt fühlte und eine wohlbekannte Stimme hörte: „Dummes Zeug, dummes Zeug! Es sind noch mehr Leute da. In dieser Hinsicht halber habe ich auch ein Wort mitzureden."

Jetzt fiel der Martin dem Vater ſeines Dortchens um den Hals und drückte ihn ſo feſt an ſich, daß der gute Chriſtian ganz blau anlief und dachte, das wäre ſein Letztes.

„Und hier iſt noch Eine," ſagte er dann, nachdem die Umarmung ihre Endſchaft erreicht hatte, „die möchte auch gern einen Kuß haben," damit ſchob er ſeine Frau, die zaghaft hinter ihm geſtanden, mit einem ſolchen Ruck vor, daß ſie mir nichts, dir nichts gegen den Martin fiel, und da ſie nun ganz ſtill hielt, ſo drückte dieſer auch ſie an ſich und gab ihr gleichfalls einen herzhaften Kuß.

Aber nun zog der Chriſtian den Martin am Rock: „Das iſt hier doch kein Fleck zum Wiederſehen. In dieſer Hinſicht halber müſſen wir auf den Lindenhof. Deine

Mutter wartet auch mit tauſend Schmerzen, die iſt gleich wieder geſund geworden, wie ſie Deinen Brief gekriegt hat."

Aber mit dem Heimfahren ging's nun doch nicht ſo ſchnell. Es verſtrichen etliche Stunden, ehe der Martin ſeine dienſtlichen Angelegenheiten abgewickelt hatte. Dann aber ging's in die Kaleſche, und der Chriſtian hieb auf die Gäule drein, daß die Funken ſtoben.

O, war das eine glückliche Fahrt und war dies ein ſeliges Beiſammenſitzen auf dem Lindenhof! Martins Mutter ſaß auch dazwiſchen; ſie hatte ſich ſchnell erholt, denn die rechte Arznei war nun da, und wer in ihren Augen, die unverwandt auf dem Sohne ruhten, zu leſen verſtand, der las darin die Worte: „Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan!"

Andern Tages kehrte der Martin nach Magdeburg

zurück und meldete sich im Lazareth, wo er noch 14 Tage zubrachte. Als ihn eines Tages der Lindenbauer besuchte, war das Erste, was ihm dieser meldete: „Den Franz hat sich der Herrgott geholt. An dem Tage, wo Du nach Rainsleben kamst, hat er einen Rückfall gekriegt und wieder angefangen zu rasen. Hernach ist er ganz still geworden und hat immer geweint, dann hat er seine Mutter nach dem Lindenhof geschickt, ob nicht das Dortchen einmal kommen wollte, er habe noch ein Wort mit ihr zu reden. Das Dortchen ist denn auch hinüber gewesen, und da hat er ihr Alles abgebeten und auch an Dich einen Gruß bestellt und Du möchtest ihm auch verzeihen. Bald darauf ist er gestorben, und morgen wird er begraben."

Der Martin war von dieser Nachricht tief erschüttert. „Der Herr," sagte er, „ist ein gerechter Richter und trifft einen Jeglichen nach seinem Thun. Er macht zu Nichte die Anschläge der Gottlosen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann." Und der Lindenbauer setzte ernst hinzu: „In dieser Hinsicht halber kannst Du recht haben."

„Gott sei seiner Seele gnädig," betete der Martin, „ich habe ihm Alles vergeben." —

In der folgenden Woche kam der Martin noch einmal nach Rainsleben, um Abschied zu nehmen. Er war nun ganz gesund und mußte wieder auf den Kriegsschauplatz zurück. Das war eine schwere Stunde, aber der Lindenbauer traf auch dies Mal wieder das Richtige, indem er mitten in das Klagen und Weinen die Bemerkung warf: „In dieser Hinsicht halber muß man daran denken, daß der alte Gott noch lebt. Er hat bisher geholfen, er wird auch weiter helfen."

Und so geschah's auch. Der Krieg ging zu Ende und der Martin kehrte heim. Wohl hatte er noch einmal von einer heimtückischen Franctireurkugel eins in den rechten Arm bekommen, aber das war nur eine Fleischwunde gewesen, die ihn nicht lange incommodirt hatte.

* * *

Was läuten die Glocken? Was wehen die Fahnen? Was donnern die Kanonen? Was glühen die Feuer? 's ist Friede, Friede im deutschen Vaterlande nach dem

ſchrecklichen Kriege! Und in Rainsleben iſt das Alles auch, aber noch mehr: in Rainsleben iſt Hochzeit auf dem Lindenhof und Freude und Danken und ſeliges Glück.

Der Lindenbauer trinkt ein Glas nach dem andern und ſchaut ſo ſtolz um ſich her: nun iſt er ja auch ein berühmter Mann geworden, denn der berühmte Wachtmeiſter von Mars la Tour iſt ſein Eidam! Und die Lindenbäuerin drängte ſich mit hochrothen Backen unter den Gäſten umher und nöthigt zum Zulangen und läßt von Zeit zu Zeit ſtill ihre Augen auf dem jungen Ehepaare ruhen, nicht ſtolz, wie der Chriſtian, (denn an der Weltberühmtheit liegt ihr nichts), aber doch glücklich, denn nun iſt Alles, Alles gut geworden — und eine Frau Wachtmeiſterin, na, das läßt ſich auch hören! Und ſo iſt die Sophie denn gar nicht ärgerlich, daß ſie dies Mal ihren Kopf nicht hat durchſetzen können, was ſie ſonſt doch immer ſo gern that; im Gegentheil, ſie gönnt es ihrem Chriſtian von Herzen, daß er „in dieſer Hinſicht halber“ recht gehabt hat.

Sie haben einen ſchönen, heitern Lebensabend, die beiden Alten auf dem Lindenhof, haben auch die Schneiderphilippine zu ſich genommen und den Friedel, der ſich ganz prächtig herausmuſtert und ſchon reiten kann, wie ein Küraſſier. Die jungen Eheleute aber — nun, daß ſie ſich lieb haben, das wiſſen wir ſchon, und daß es ihnen wohl geht, das brauchen wir ihnen nicht erſt zu wünſchen, denn ſie wandeln in der Furcht des Herrn und verſtehen's, dem lieben Gott zu danken für Alles, was er ihnen Gutes that — und wo es ſo hergeht, da bleibt der Segen des Herrn nimmer aus.

8. Worträthsel.

1.

Aus dem tiefen Schooß der Erde fördert mich d. Knapp' an's Licht,
Und zu manigfachen Zwecken werde ich dann zugericht't;
Dien' im Kriege, wie im Frieden, dien' zum Nutzen, wie zur Kunst,
Stand dereinst vor alten Zeiten als Gewandstoff auch in Gunst.

2.

Mich nennt das Kind mit lallendem Mund,
Wenn kaum die Sprach' zu Diensten ihm steht;
Mich ruft es dann zu jeglicher Stund',
Wenn Noth und Leid an's Herze ihm geht.
Mich sucht der Mann mit gläubigem Fleh'n,
Wenn in des Lebens heftigem Streit,
Die eig'ne Kraft zu Ende will geh'n,
Wenn zagt sein Herz in bitterem Leid.
Mich sucht der Greis mit brechendem Blick,
Als Stecken für das dunkele Thal,
Durch das er jetzt zu seligem Glück
Soll wandern nach dem himmlischen Saal.

1. und 2.

Ich bin des Stammes Wurzel, darauf als Edelreiß,
Des ew'gen Heils Verheißung einst propfte Gottes Hand.
Ich bin des Volkes Ahnherr, das er zu seinem Preis,
Sich einst erwählt zum Bunde und führt es in sein Land.
Und wer mir einst dort droben im Schooße sitzen kann,
Den preisen Engelchöre als einen sel'gen Mann.

9. Anekdote.

Es gab eine Zeit, da die Polizei noch nicht nöthig hatte, herumstromernde Handwerksbursche mit Glanzhandschuhen anzufassen, wie es heutzutage fast nöthig wäre. Man machte mit den Vagabunden noch kurzen Prozeß, dictirte und verabfolgte ihnen, wenn sie sich auf dem Bettel erwischen ließen, sofort eine Tracht Prügel und ließ sie laufen. Wie man nun auch über die Prügelstrafe denken mag — und man bekommt ja heutzutage bei der überhandnehmenden Rohheit und Brutalität mitunter ganz absonderliche Gedanken darüber — jedenfalls war es eine Strafe, die es den Herrn Vagabunden verleidete, den Ort, wo sie ihre Tracht empfangen hatten, baldigst wieder mit ihrem Besuche zu beehren, und — die Gemeindekassen standen sich auch nicht übel dabei; denn die Prügel kosteten nichts als je und dann einen neuen Haselstock, den der Gemeindewald umsonst lieferte, und der Posten für Gefangenen-Verpflegung in der Gemeinde-Rechnung blieb in der Regel offen stehen.

Item zu jener Eingangs erwähnten Zeit war es, da brachte eines schönen Morgens der Polizeidiener zu O.... einen Vagabunden zu dem Herrn Amtmann, der gerade in seinem kleinen Hausgärtchen seinen Morgenspaziergang machte und behaglich die Frühpfeife dazu rauchte. Der Delinquent, der wohl gedacht haben mochte, zu O.... liege die Polizei lange in den Federn und deßhalb schon frühe am Morgen seinen Rundgang angetreten hatte, aber mit seinem „Erlauben Sie, ein armer Reisender" noch nicht weit gekommen war, als ihn der Polizeidiener Gerstner am Schopf nahm, — der Delinquent war ein

äußerſt vergnügt ausſehendes Kerlchen, dem nicht einmal ſeine Gefangennahme beſondere Sorge zu machen ſchien.

Da der Herr Amtmann ſich in ſeinem Morgenſpaziergange nicht gerne mochte ſtören laſſen, ſo nahm er, wie er ging und ſtand, im Hofe das Verhör vor.

Wie heißt Er?
Jakob Ranzig.
Woher kommt Er?
Direct aus Danzig.
Wohin will Er?
Gerad nach Ranzig.

Der Amtmann wußte nicht recht, ſollte er lachen oder böſe werden über den reimenden Vagabunden, zog aber doch, fintemal er heute mit dem rechten Fuße zuerſt aus dem Bette getreten, und deßhalb an dem ohnehin wunderſchönen Sommermorgen beſonders guter Laune war, das Erſtere vor. Lächelnd wandte er ſich an den Polizeidiener, machte eine verſtändliche Handbewegung und ſagte:

„Gerſtner, zwanzig!“

„'Siſt nur des Reims wegen!“ ſagte Gerſtner lachend zu dem Handwerksburſchen, als er den jetzt nicht mehr beſonders luſtig Dreinſchauenden zu dem Holzbock führte, der im Hofe ſtand, um die nicht ſehr ſeltenen Executionen kurzer Hand auszuführen.

Als aber mein Bürſchchen ſeine zwanzig Hiebe empfangen hatte, bei welchen übrigens der ebenfalls gut gelaunte Gerſtner ein Einſehens gehabt und nur ſehr mäßig zugeſchlagen hatte, da ſprang er, nachdem er losgebunden war, pfeilrecht in die Höhe, drehte ſich wie ein Kreiſel auf dem Abſatz herum, ſchnitt dem Amtmann, der ihm noch eine kurze wohlgemeinte Standrede halten wollte, ein fürchterliches Geſicht und rief:

„Und dennoch tanz' ich!“

Aber ſeine Abſicht, nach dieſem Schlußreim ſogleich durch die Hofthüre zu entwiſchen, gelang ihm nicht. Mit ein paar mächtigen Sätzen hatte ihn der flinke Gerſtner wieder erreicht, und rief, über die Verhöhnung des Herrn Amtmanns höchlichſt erboſt:

„Aber dich kuranz ich!“

Der Amtmann, durch den fixen Reim ſeines Polizeidieners, ſowie durch die ganze Geſchichte aufs Höchſte ergötzt, ſprach: „Nun wollen wir einmal nach einer anderen Melodie ſingen, Gerſtner.

„Noch einmal zehn!"

Die zehn wurden verabreicht; aber jetzt pfiff der Haſelſtock ordentlich durch die Luft, ſo kräftig ſchwang ihn Gerſtner. Wie es ſchien, war dadurch dem Handwerksbürſchlein die Luft zum Tanzen vergangen; denn als er losgebunden war, ſtand er ganz leiſe auf und rieb ſich die getroffenen Stellen. Aber die Luſt zum Reimen war ihm offenbar noch nicht vergangen; denn er verbeugte ſich demüthig vor dem Amtmanne und vor Gerſtner und machte ſich der Thüre zu, indem er ſagte:

„Jetzt will ich gehn!"

„Laß dich nie mehr ſehn!„

rief ihm Gerſtner nach.

„Brav, Gerſtner!" ſagte da der laut lachende Amtmann, „hier hat Er einen Sechsbätzner Trinkgeld; denn nun hat doch die Polizei das letzte Wort behalten."

10. Räthſel.

Sporen trag' ich, und bin doch kein Reiter,
Führ' einen Kamm und hab' doch kein Haar,
Steig' kirchthurmhoch und brauch keine Leiter,
Künde das Wetter und künd's immer wahr,
Bin ein Regente und weich doch dem Kinde,
Hab' viele Weiber und bin doch kein Türk',
Brauch' keinen Mantel und ſteh' doch im Winde,
Wenn Schnee und Eis deckt den ganzen Bezirk.
Wundert Dich das?
So ſuche zum Spaß
Und rath einmal, was iſt das?

Verlag von **Julius Niedner** in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Tannenzapfen-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boerenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boerenleben im Caplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Fleken, der seinen Dukel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorelt) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Dormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie Einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schübling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Pinche.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Missisippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Aker.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Fry.). Ein weib-

liches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebenszug.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Hallengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Domrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hans Conrad Escher vor der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß Hobbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlakfen.** Eine Isländische Geschichte. — **Hulma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberdolle** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach Mittheilung eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Kirchenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Giraffenjagd** oder Zelaweejagd im Sudan, unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebenszug George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im fillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Angel de Montyon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Graf der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. G. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Irnkrein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Leichs-**

freiherr vom Stein, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrerin von Helftrich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Piebenn von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im Unteren Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannssunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtemeister Kilian Haarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Würgeo.** Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von Oranien.** — **Friedrich I., Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Kalkbrennern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Heerrufer in der Wüste.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel.

106 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen

Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothharth. Zweite Auflage. 15 Bogen. **Preis 1 Mark 50 Pf.**

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. **Preis 1 Mark.**

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung. **Preis 1 Mark.**

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn** (W. Oertel).

Zweite verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 15 Mark. Geheftet 13 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, übersetzt von Ch. Benson, prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Die Goldene Fibel

durch

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Elegant gebunden. **Zweite unveränderte Auflage.** Preis 3 Mark.

Deutsche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unser Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen ist. Auch die Lehrer werden dieses reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der Kleinen willkommen heißen. Für den ersten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lehrstoff.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thiere.

Von **Dr. Karl Oppel.**

40 Bogen groß 8° mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Thierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, in's Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Uebersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Thiere und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den thierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen, der Zucht der Thierarten ꝛc. Dann hören wir von Thieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurtheilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welche die Thiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Thierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden, (Dronte, Moa, Aepiornis, Steller's Seekuh) und gibt sodann die Klassification.

Nach einer Einleitung zu den Säugethieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubthiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Thierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passende Bilder aus der Thier-Psychologie finden, ist Anderes aufgeführt; Jagd der Thiere, — Benutzung — Bedeutung für den Handel, — interessante culturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, — Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Capitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Werth der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen ꝛc.

Das Buch bietet dem Lehrer das Gesammtmaterial für den zoologischen Unterricht; es bringt vom System so viel, als Bürgerschule und Realschule verarbeiten können, und dazu ein reiches, jahrelang gesammeltes Material, den Unterricht lebendig und anziehend zu machen. Bei den mancherlei Fächern aber, welche gegenwärtig, namentlich von den höheren Schulen bearbeitet werden müssen, ist es nicht möglich, dem Einzelnen so viele Zeit zuzuwenden, wie es als Bildungsmittel verdiente, und namentlich müssen die Realfächer gegen Sprachen und Mathematik zurückstehen; der Lehrer der Naturgeschichte kann kaum etwas mehr bringen, als die Aufbauung des Systems und die Thierbeschreibung; aber das eigentliche Leben der Thiere zu schildern, seinen Kampf um das Dasein, dazu kommt er nicht. Woher sollte er auch dazu die Zeit nehmen bei wöchentlich zwei Unterrichtsstunden? Die „Thiergeschichten" sollen nicht nur in der Hand des Lehrers dienen, seinen Unterricht anziehend und fesselnd zu machen, sie sollen auch als Privatlektüre dem Schüler das bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht nicht bieten kann, und was doch ohne Zweifel das Belehrendste, Bildendste und Wichtigste ist. Als Familienbuch dürften sie den Schulunterricht in ausgiebigster Weise unterstützen und eignen sich darum nicht nur als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk empfohlen zu werden, sondern namentlich auch als Prämienbuch.

Nicht dürfen wir unterlassen, Eines hervorzuheben: die Lektüre des Buches wird ohne Zweifel jeden Leser antreiben, selbst in seiner Umgebung Thiere zu beobachten, und so in weiten Kreisen pädagogisch wirken; sie wird nicht nur das Interesse an den Thieren fördern, sondern auch die Liebe zu denselben, und so hoffentlich der Thierquälerei gründlicher entgegenarbeiten, als ausgesetzte Geldpreise.

24 prachtvolle Gruppenbilder von Klimsch dienen dem Buche zur empfehlenden Zierde. Ein ausführliches Verzeichniß der Abbildungen und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erleichtern den Gebrauch.

Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des hier gebotenen diene das Verzeichniß der Erzählungen von den Singvögeln:

Vogelruhr. — Sorgfalt einer Bachstelze. — Die rettende Mutter. — Vogelsprache. — Hausrecht. — Undankbare Distelfinken. — Wie gefällt dir das? — Der Gimpel. — Schackerl. — An einem Sperlingsneste. — Liebesdienst eines Zeisigweibchens. — Der Rabe als Beschützer der Schwachen. — Was auch vorkommt. — Der Einser als Maikäfervertilger. — Was so ein Vöglein werth ist. — Die zum Flechten abgerichteten Teerakten der Chinesen. — Klugheit der Krähen. — Die geschwätzige Krähe. — Die diebische Dohle. — Wetterverkündiger. — Zahme Wiedehopfe. — Zutraulichkeit der Schwalben. — Merkwürdiges Schwalbennest. — Thier-Lynchjustiz. — Für die Kinder. — Der Gesangene. —

Über von den Schlangen:

Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst. — Ein panischer Schrecken. — Erlebnisse mit Schlangen. — Abenteuer mit Pythonen. — Auf Ceylon. — Schlangenbändiger. — Schlangenbeschwörer. — Abrichtung der Schlangen. — Die Schlangenräuberin. — Lindwürmer und Drachen. — Ein feines Halsband. — Schlangenjagd auf ein Eichhorn. — Zahme Klapperschlangen. —

Druck von Klimsch & Co. Frankfurt a. M.

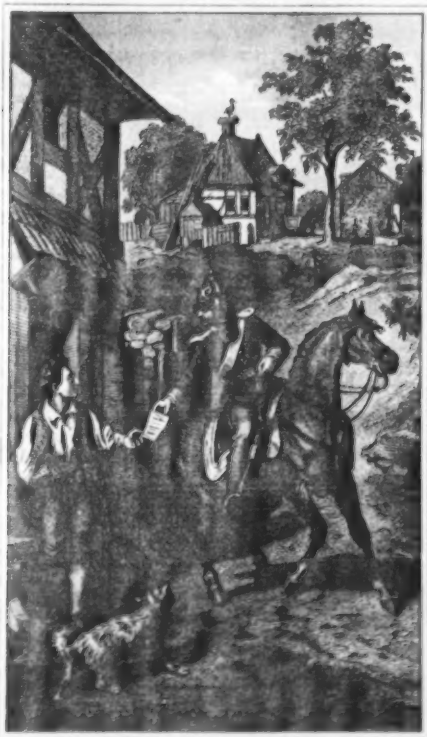

Zur Erzählung:

Der schwarze Peter.

von Armin Stein.

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1878.

Begründet

von

W. H. von Horn.

(Wilhelm Oertel.)

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von Ferd. Flinſch.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Inhalt.

Kalender für 1878.

		Seite
1.	Gott zum Gruße. (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Räthsel. (Mit Vignette.)	22
3.	Nummer 70000. (Eine Geschichte von Fr. Kdcl.) Mit dreizehn Vignetten	26
4.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	91
5.	Anekdote	94
6.	Räthsel. (Mit Vignette.)	96
7.	Der schwarze Peter. Eine Erzählung von Armin Stein. (Mit fünfzehn Vignetten.)	97
8.	Silbenräthsel. (Mit Vignette.)	158
9.	Anekdote	159
10.	Altes Gold	160
11.	Anekdoten	163
12.	Räthsel	164

Kalender für 1878.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1878ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet.

Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen, oder 52 Wochen und 1 Tage, und beginnt mit dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1877 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonntag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1878 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1879 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Aera, deren sich die römischen Kaiser in Konstantinopel bedienten. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7386stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1877sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5638stes Jahr mit dem 8. September 1877. Es ist ein überschüssiges Schaltjahr von 385 Tagen. Am 28. September 1878 beginnt ihr 5639stes Jahr, welches ein überschüssiges Gemeinjahr von 355 Tagen ist und mit dem 17. September 1879 endet. Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 19. März 1878. — 2. Das **Passahfest**, welches am 18. April 1878 beginnt und am 25. April endet. Strenge gefeiert werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage, der 18. und 19. April, sowie der 24. und 25. April. — 3. Das **Wochenfest** am 7. und 8. Juni. — 4. Das **Neujahrsfest** wird am 28. und 29. September gefeiert. — 5. Das **Versöhnungsfest** fällt auf den 7. Oktober. — 6. Das **Laubhüttenfest** wird am 12. und 13. Oktober gefeiert und hat seinen Schluß am 19. Oktober. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude** am 20. Oktober schließt sich sogleich daran.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 16. Januar 1877 ihr 1294stes, am 5. Januar 1878 ihr 1295stes und am 26. Dezember 1878 ihr 1296stes Jahr.

Das Jahr 1878 ist

seit Christi Geburt nach Dionysius	das	1877ste
„ Christi Tode	„	1845 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1808 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders . . .	„	178 „

seit	Erfindung des Geschützes und des Pulvers . .	das	498ste
„	Erfindung der Buchdruckerkunst	„	438 „
„	der Entdeckung Amerikas	„	386 „
„	Erhebung des Königreichs Preußen . .	„	177 „
„	Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	81 „
„	Antritt seiner Regierung in Preußen	„	17 „
„	Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	6 „

Von den **Jahreszeiten** 1878.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 6 Uhr Nachmittags.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 3 Uhr Nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 23. September um 5 Uhr Morgens.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 21. Dezember um 11 Uhr Abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1878.

Im Jahre 1878 finden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse und ein Durchgang des Merkurs durch die Sonnenscheibe statt. Es werden jedoch nur die zweite Mondfinsterniß und der Anfang des Merkur-Durchganges in unseren Gegenden sichtbar sein.

Die erste **Sonnenfinsterniß** ist eine ringförmige und findet statt in den Vormittagsstunden des 2. Februar. Sie fängt an östlich von Süd-Georgien und Sandwichland um 6_{50} Morgens mittlerer Berliner Zeit und endet südlich von Java um 11_{32} Vormittags.

Die erste **Mondfinsterniß**, welche in den Mittagsstunden des 17. Februar stattfindet, ist eine partiale und in unsern Gegenden nicht sichtbar. Sie wird in Nordamerika, Australien und der östlichen Hälfte Asiens zu sehen sein, zum Theil auch in Südamerika.

Die zweite **Sonnenfinsterniß** findet statt in den späten Abendstunden des 29. Juli, und ist eine totale. Sie beginnt auf der Erde überhaupt um 8_{33} mittlerer Berliner Zeit östlich von Japan und endet, nachdem sie die Nordostspitze Asiens und Nordamerikas berührt hat, am 30. Juli um 1_{9} Morgens zwischen den Galapagos-Inseln und Mittelamerika. Die Zone, auf welcher die Finsterniß als eine totale erscheint, zieht sich aus dem nordöstlichen Asien über die Behringsstraße nach Nordamerika, durchschneidet letzteres in der Richtung nach New-Orleans und endet auf den Antillen.

Die zweite **Mondfinsterniß**, welche wieder eine partielle sein wird, ereignet sich in den späten Abendstunden des 12. und den frühen Morgenstunden des 13. August. Sie wird sichtbar sein in der Westhälfte Asiens, in Europa, Afrika, Südamerika und der östlichen Hälfte Nordamerikas. Ihre Dauer währt nicht ganz drei Stunden; in unseren Gegenden geht der Mond während derselben durch den Meridian. Für die Höhe von Wiesbaden wird der Anfang der Finsterniß am 12. August, Abends $11_{,15}$, das Ende am 13. August Morgens $2_{,7}$ sein; für die Höhe von Danzig: Anfang $11_{,57}$ am Abende des 12. August, Ende $2_{,49}$ Morgens am 13. August; für die Höhe von Sigmaringen: Anfang am 12. Aug. Abends $11_{,19}$, Ende am 13. Aug. Morgens $2_{,11}$.

Der Durchgang des Merkur durch die Sonne erfolgt am Nachmittage des 6. Mai und dauert $7^1/_2$ Stunden. Der ganze Verlauf des Durchganges wird nur im östlichen Theile Nordamerikas, der Eintritt in West-Europa, Afrika, Amerika, der Austritt in Nordamerika, Australien und Ostasien zu sehen sein. In unsern Gegenden geht die Sonne noch vor der Mitte der Erscheinung unter. Für die Höhe von Wiesbaden erfolgt der Eintritt des Merkurs in die Sonnenscheibe um $3_{,44}$ Nachmittags, für die Höhe von Danzig um $4_{,46}$ Nachmittags, für die Höhe von Sigmaringen um $3_{,46}$ Nachmittags.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Hebräer 13, 8: Jesus Chris derselbe a

Wochen-tage.	Januar 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Auf-gang.	Sonnen- Unter-gang.	Mond- Auf-gang.	Mond- Unter-gang.	Mond-phasen u
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Dienst. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,1	4,7	6,35 M		
Mittw. 2	Abel, Seth	Märtyrer d. hl. Bücher	8,1	4,8	7,37 „		
Donn. 3	Enoch	Gordius	8,1	4,9	8,37 „		● 3 U
Freit. 4	Methusalem	Titus	8,0	4,10	bei	4,54 A	Nachm.
Smst. 5	Simeon	Simeon	8,0	4,11	Tage	6,8	Neumon
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13—23. — Epistel: 1. Petri 4, 12—							
Sonnt. 6	Heilige 3 Könige	Erscheinung Christi	8,0	4,12		7,59	
		Epiphanias					
Mont. 7	Julian	Widukind	7,59	4,15		8,49	
Dienst. 8	Erhard	Severinus	7,59	4,16		9,38	
Mitt. 9	Beatus	Catharina Zell	7,58	4,17	Tage	10,45	
Donn. 10	Paulus Eins.	Paulus Einsiedler	7,58	4,19		11,52	
Freit. 11	Hygin	Fructuosus	7,57	4,20		—	3 S Uhr
Smst. 12	Reinhold	Joh. Chastellain	7,56	4,21		1,4 M.	erstes Vie
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—							
Sonnt. 13	1. n. Epiphanias (Hilarius)	Hilarius	7,56	4,23		2,58	
Mont. 14	Felix	Felix	7,56	4,23	bei	3,52	
Dien. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,55	4,25		4,49	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	8 St.	5 M.	15 St.	55 M.
6.	8 „	14 „	15 „	46 „
11.	8 „	23 „	15 „	37 „
16.	8 „	33 „	15 „	27 „
21.	8 „	45 „	15 „	15 „
26.	8 „	59 „	15 „	1 „
31.	9 „	13 „	14 „	47 „

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Vom 1. bis 3. trübe und kalt; vom 4. bis 6. starke Regengüsse, welchen vom 7. bis 9. wieder Kälte folgt; vom 11. an Regen, auch wohl Regengüsse; vom 23. bis zu Ende unbeständige Witterung mit Wind, Schnee und Nebel.

Bauern-Regeln.

Am Neujahrstag Morgenroth
Bringt Ungewitter und viele Not

Wächst das Korn im **Januar**,
So wird es auf dem Markte sau

Vincenz (22. Sonnenschein
Bringt viel Korn und Wein.

ern und heute, und Ewigkeit!

chen-tag.	Januar 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
tt. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,44	4,47		6,10	
an. 17	Antonius	Antonius	7,43	4,49		7,0	
it. 18	Prisca	Johann Blackader	7,43	4,50	bei Tage	7,41	
	Krönungstag						☉ 11. Mgs.
ſt. 19	Sarah	Babylas; Elisabeth	7,42	4,51	5,13 A.		Vollmond.

Woche: Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.

nt. 20	2. n. Epiphanias (Fab. Sebastian)	Fabian; Sebastian	7,41	4,53	6,44		
nt. 21	Agnes	Agnes	7,40	4,55	8,13		
n. 22.	Vincentius	Vincentius	7,40	4,56	9,39		
tt. 23	Emerentiana	Jesaias	7,37	4,58	11,4		
nn. 24	Timotheus	Timotheus	7,46	4,40	—		
it. 25	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehrung	7,45	4,41	12,28 M.		☾ 5 Uhr Ab
ſt. 26	Polycarp	Polycarpus	7,44	4,43	1,51		letztes Viert.

Woche: Von dem Aussätzigen u. Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.

nt. 27	3. n. Epiphanias J. Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,43	4,44	3,13		
nt. 28	Carl	Karl der Große	7,42	4,45	4,28		
n. 29	Valerius	Juventin u. Maximin.	7,40	4,46	5,31		
tt. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,39	4,48	6,21		
nn. 31	Vigilius	Hans Sachs	7,37	4,50	6,59		

aus-, Feld- u. Gartenkalender für den Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß für die Frühjahrsarbeit in gutem ande sei, entwerfe einen genauen irthschaftsplan für das neue Jahr und gute landwirthschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und nsamen gedroschen, und das im Freien hbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und ue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haus- gehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Composthaufen an und fahre bereits umgestochenen Compost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Aecker wird Dünger aufgefahren und sogleich gebreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, und gedüngt, auch von dürren Aesten und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Jesaia 60, 1: Mache dich auf, werde
die Herrlichkeit des Her

Wochentage.	Februar 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u
Freit. 1	Brigitte	Ignatius	7,30	4,51	7,24 M		
Smst. 2	Maria Reinig. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,28	4,53	7,46	5,0 A.	● 9U. Fr Neumond

6. Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23—27. — Epistel: Röm. 13, 8—10.

Sonnt. 3	4. n. Epiphanias (Blasius)	Anschar	7,33	4,55		6,11	
Mont. 4	Veronica	Rhabanus Maurus	7,32	4,57	☽	7,25	
Dien. 5	Agatha	Phil. Jac. Spener	7,31	4,59	☽	8,35	
Mitt. 6	Dorothea	Amandus	7,29	5,0	☽	9,40	
Donn. 7	Richard	Georg Wagner	7,27	5,2	☽	10,42	
Freit. 8	Salomon	Maria Andreä	7,25	5,4		12,0	
Smst. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,24	5,6		—	

7. Woche: Vom Unkraut unter dem Weizen: Matth. 13, 24—30. — Epistel: Coloss. 3, 12—

Sonnt. 10	5. n. Epiphanias (Scholastica)	Fr. Chr. Oetinger	7,22	5,7		1,14 M	☽ 2 U. Nachm.
Mont. 11	Euphrosyna	Hugo v. St. Victor	7,21	5,9	☾	2,28	erstes Viert
Dien. 12	Eulalia	Johanna Grey	7,19	5,10	☾	3,39	
Mitt. 13	Benignus	Chr. Fr. Schwartz	7,17	5,12	☾	4,43	
Donn. 14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,15	5,14		5,35	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.		
1.	9	St.	15	M.	— 14	St.	45 M.
6.	9	„	31	„	— 14	„	29 „
11.	9	„	48	„	— 14	„	12 „
16.	10	„	6	„	— 13	„	54 „
21.	10	„	23	„	— 13	„	37 „
26.	10	„	42	„	— 13	„	18 „

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Vom 1. bis 7. trübe mit Regen, Nebel und Wind; den 8. hell und ziemlich kalt; vom 9. bis 12. trübe mit Regen und Schnee; vom 13. bis 16. hell und kalt; den 18. Regen und Schnee; vom 19. bis 22. kalter Wind; 23. bis 26. hell, in der Nacht kalter Regen u Glatteis; 28. rauh und kalt.

Bauern-Regeln.

Am Lichtmeßtage (2.) Sonnenschein,
Bauer, schließ' dein Futter ein!

Wenn die Lerche vor Lichtmeß sin
friert ihr die Stimme wieder ein.

St. Dorothee (6.)
Thut's nicht ohne Schnee.

Wärmt die Katz' im Februar
Sich den Pelz im Sonnenschein,
Wird im März sie, glaub's fürwahr!
Gerne unter'm Ofen sein.

…ht; denn dein Licht kommt und
…her auf über dir.

Jahres-tage.	Februar 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
…reit.	15	Faustinus	Jacob vom Loh	7,18	5,17		6,18	
…ntst.	16	Juliana	Matth. Tesubas	7,16	5,18	4,0 A	6,42	

Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Cor. 9, 24—10, 5.

…nnt.	17	Sexagesimä (Constantin)	Patricius Hamilton	7,14	5,19	5,39	● 12 Uhr Mittags Vollmond.
…lont.	18	Concordia	Symeon	7,12	5,21	7,0	∞
…ien.	19	Susanna	Mesrob	7,14	5,23	8,27	∞
…itt.	20	Eucherius	Sadoth	7,12	5,25	10,14	∞
…onn.	21	Eleonora	Meinrad	7,12	5,26	11,51	∞
…reit.	22	Petri Stuhlf.	Didymus	7,11	5,27	—	
…mst.	23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,56	5,29	12,56 M	

Woche: Vom viererlei Acker: Lucä 8, 4—15. — Epistel: 2 Cor. 11, 19—12, 9.

…nnt.	24	Sexagesimä (Matthias)	Matthias	6,54	5,31	2,14	☾ 4 Uhr Morgens Letztes Viert.
…lont.	25	Victorinus	Gasp. Olevianus	6,54	5,33	3,23	∞
…ien.	26	Nestor	Berthold Haller	6,53	5,35	4,18	∞
…itt.	27	Leander	Martin Butzer	6,51	5,36	4,58	∞
…onn.	28	Justus	Joh. de Monte Gorvino	6,49	5,37	5,28	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender

für den Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräthe in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kalten Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgraben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

Römer 5, 8: Darum preiset Gott [illegible] für uns gestorben [illegible]

Wochentage.	März 1874.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit.	1 Albinus	Suidbert	6,47	5,39	5,18 M	3,54	
Smst.	2 Simplicius	Johann Wesley	6,45	5,41	6,9	5	
10. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31–43. — Epistel: 1 Corinth. 13.							
Sonnt.	3 Estomihi (Kunigunde)	Bathilde	6,43	5,42	6,22		
Mont.	4 Adrianus	Georg Wishart	6,40	5,45	6,46	6,42 A.	● 4 Uhr Morgens Neumond.
Dien.	5 Fastnacht (Friedrich)	Thomas v. Aquino	6,38	5,47		7,34	
Mitt.	6 Aschermittwoch (Fridolin)	Fridolin	6,36	5,48	8,—	8,38	
Donn.	7 Felicitas	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49	9,—	9,48	
Freit.	8 Philemon	Zach. Ursinus	6,32	5,51	10,—	10,59	
Smst.	9 Francisca	Cyrill u. Methodius	6,30	5,53	—	—	
11. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — Epistel: 2 Corinth. 6, 1–10.							
Sonnt.	10 Invocavit (Henriette)	40 Märtyrer	6,28	5,55	12,12 M		
Mont.	11 Rosina	Wilhelm Hoseus	6,26	5,56	1,22		
Dien.	12 Gregord Gr. P.	Gregor der Große	6,24	5,57	2,27		☽ 5 Uhr Morgens erstes Viert.
Mitt.	13 Quatember (Ernst)	Rudericus	6,22	5,59	3,22		
Donn.	14 Zacharias	Mathilde	6,19	6,1	4,4		
Freit.	15 Christoph	Thomas Cranmer	6,17	6,2	4,38		
Smst.	16 Cyriacus	Heribert	6,15	6,4	5,4		

Tag- und Nachtlänge.

Tag.				Nacht.			
1.	10 St.	52 M.	—	13 St.	8 M.
6.	11 „	12 „	—	12 „	48 „
11.	11 „	30 „	—	12 „	30 „
16.	11 „	49 „	—	12 „	11 „
21.	12 „	8 „	—	11 „	52 „
26.	12 „	27 „	—	11 „	33 „
31.	12 „	44 „	—	11 „	16 „

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Vom 1. bis 7. kalt, rauh und windig; vom 8. bis 17. sehr kalt; den 19. Wind, Schnee und Regen; am 20. und 21. Regen und sehr kalt, Nachmittags aber hell.

Bauern-Regeln.

Trockene Fasten
Füllen die Kasten.

Märzengrün
Ist bald wieder hin.

Mariä Verkündigung (25.) hell und klar
Deutet auf ein gutes Jahr.

Auf St. Benedicti Tag (21.)
Man Gerste und Erbsen säen mag.

**Liebe gegen uns, daß Christus
für uns noch Sünder waren.**

Wochentage.	März 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Monds- Aufgang	Monds- Untergang	Mondphasen ꝛc.
12. Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 17	**2. Reminiscere** (Gertrud)	Patricius	6,13	6,6	6,4	5,42	
Mont. 18	Anselmus	Alexander	6,11	6,7	6,5	5,49	☽ 10 Uhr Abends Vollmond.
Dien. 19	Joseph	Maria und Martha	6,9	6,9	7,50 A.	5,57	
Mitt. 20	Hubert	Ambrosius v. Siena	6,8	6,10	8,59		Frühlings-Anfang.
Donn. 21	Benedictus	Benedictus	6,6	6,12	10,29	☌	
Freit. 22	Casimir	Nicol. v. d. Flüe	6,4	6,14	11,58	☍	
	Kaisers Geburtstag					☌	
Smst. 23	Eberhard	Wolfgang F. v. Anhalt	6,2	6,15	—		
13. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnt. 24	**3. Oculi** (Gabriel)	Florentius	5,58	6,16	1,9 M.		
Mont. 25	Mariä Verk.	Mariä Verkündigung	5,55	6,18	2,11		☾ 6 Uhr Nachmitt.
Dien. 26	Emanuel	Liudger	5,53	6,21	2,57	☍	
Mitt. 27	Mittfasten (Rupert)	Rupertus	5,51	6,23	3,31	☌	lebt. Viert.
Donn. 28	Malchus	Johann v. Goch	5,49	6,25	3,58	☽	
Freit. 29	Eustasius	Eustasius	5,47	6,24	4,25		
Smst. 30	Guido	Joh. Heermann	5,45	6,26	3,48		
14. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—5. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt. 31	**4. Lätare** (Amos)	Ernst der Fromme	5,43	6,27	4,41		

Haus-, Feld- u. Gartenkalender
für den März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertödtet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nöthig ist.

Römer 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und
daß er über Todte und

Wochentage.	April 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont.	1 Theodora	Fritigil	5,48	6,29	4,54 V.		
Dien.	2 Theodosia	Theodosia	5,46	6,31	5,52		● 10 Uhr
Mitt.	3 Christian	Gerh. Terstegen	5,44	6,32	5,51	7,39 A.	Abends
Donn.	4 Ambrosius	Ambrosius	5,42	6,35	5,35	8,30	Neumond.
Freit.	5 Maximus	Christ. Scriver	5,40	6,35	☌	10,4	
Smst.	6 Irenäus	Albrecht Dürer	5,38	6,37	♌	11,36	

14. Woche. Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.

Sonnt.	7 5. Judita (Colestin)	Claus Peterson	5,37	6,39	♌	—	
Mont.	8 Liborius	Martin Chemnitz	5,35	6,40	♌	12,22 V.	
Dien.	9 Bogislaus	Thomas v. Westen	5,33	6,41	♌	1,20	
Mitt.	10 Daniel	Fulbert	5,31	6,43	♌	2,5	☽ 4 Uhr
Donn.	11 Julius	Leo der Große	5,29	6,45	♌	2,40	Nachmitt.
Freit.	12 Euphrgius	Sabas	5,27	6,46	♍	3,9	erstes Viert.
Smst.	13 Justinus	Justin der Märtyrer	5,25	6,48		3,35	

16. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.

Sonnt.	14 6. Palmarum (Tiburtius)	Johann Eccart	5,23	6,49	♍	3,48	
Mont.	15 Olympiades	Simon Tach	5,21	6,51	♎	4,0	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	12 St.	49 M.	—	11 St.	11 M.	
6.	13 „	7 „	—	10 „	53 „	
11.	23 „	26 „	—	10 „	34 „	
16.	13 „	43 „	—	10 „	17 „	
21.	14 „	1 „	—	9 „	59 „	
26.	14 „	19 „	—	9 „	41 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Fängt mit dem veränderlichen Wetter des vorigen Monates an; am 3. Schnee; dann heitert es sich auf und ist schön bis zum 14. und 15. Von da an bis zum 22. Regen; rauher Wind, Reif und Frost bis zum 30., wo es warm wird.

Bauern-Regeln.

Gehst du im April mit Sonnenschein aus,
Laß doch den Regenschirm nicht zu Haus!

Wenn's am Charfreitag regnet,
Ist's ganze Jahr gesegnet.

Quakt der Frosch vor Markustag (25.)
So schweigt er gerne hintennach.

Ist St. Görgen (23.) vorbei,
So geht die Wiese in's Heu.

auferstanden und wieder lebendig geworden.
Lebendige Herr sei.

Wochentage.	April 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 16	Carisius	Petrus Waldus	5,0	6,52		4,17	
Mitt. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54	7,56 A.	4,45	◑ 7 Uhr Vormitt.
Donn. 18	Gründonnerstag (Valerian)	Gründonnerstag (Luther zu Worms)	5,5	6,56	9,24	bei Tage	Vollmond.
Freit. 19	Charfreitag (Hermogenes)	Charfreitag (Ph. Melanchthon)	5,3	6,57	10,48		
Smst. 20	Sulpitius	Joh. Bugenhagen	5,1	6,59	11,59		

17. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Corinth. 5, 6—8.

Sonnt. 21	Heil. Ostersest (Adolarius)	Heil. Ostersest (Anselm v. Canterbury)	4,59	7,0	—		
Mont. 22	Ostermontag (Soter u. Cajus)	Ostermontag (Origenes)	4,57	7,2	12,55 M.		
Dien. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4	1,52		
Mitt. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5	2,49		◐ 9 Uhr Vormitt.
Donn. 25	Marcus Ev.	Marcus	4,51	7,6	2,51		letzt. Viert.
Freit. 26	Cletus	Trudpert	4,49	7,8	2,57		
Smst. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9	2,50		

18. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.

Sonnt. 28	1. Quasimodogen. (Vitalis)	Friedr. Myconius	4,45	7,11	3,2		
Mont. 29	Sibylla	Ludwig v. Berquin	4,43	7,12	3,15		
Dien. 30	Eutropius	Georg Calixt	4,41	7,14	3,28		

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Ueberfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das Uebrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopulirt, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

o groß und viel! Du haſt ſie alle weislich
t voll deiner Güter!

Wochentage.	Mai 1878.	Verbeſſerter evangeliſcher Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphaſen ꝛc.
Freit. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4.19	7.30	9.27	ℏ	
Sonſt. 18	Erich	80 Märt. unter Valens	4.15	7.40	10.39	♂	

1. Woche: Von Chriſti Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epiſtel: Jacobi 1, 16—21.

Sonnt. 19	4. Cantate (Potentiana)	Alcuinus	4.11	7.42	11.28	☉	
Mont. 20	Anaſtaſius	Valer. Herberger	4.9	7.43	11.59	☉	
Dien. 21	Prudens	Conſtantin u. Helena	4.6	7.44	—	♄	
Mitt. 22	Helena	Caſtus u. Aemilius	4.6	7.46	12.43 N	—	
Donn. 23	Deſiderius	Hieron. Savonarola	4.5	7.47	12.42	♄	
Freit. 24	Eſther	Aug. Cazalla u. Gen.	4.4	7.49	12.56	♄	Erſt. Mrg. lebt. Viert.
Sonſt. 25	Urban	Auguſt. v. Canterbury	4.3	7.50	1.9		

22. Woche: Von der rechten Betekunſt: Joh. 16, 23—30. — Epiſtel: Jacobi 1, 22—27.

Sonnt. 26	5. Rogate (Eduard)	Beda d. Ehrwürdige	4.2	7.52	1.21	☉	
Mont. 27	Ludolf	Joh. Calvin	4.1	7.52	1.34	☉	
Dien. 28	Wilhelm	Lanfranc	4.0	7.53	1.48	♄	
Mitt. 29	Maximin	Dav. Heisberger	3.59	7.54	2.4	—	
Donn. 30	Chriſti Himmelf. (Wigand)	Chriſti Himmelf. (Hieronymus v. Prag)	3.58	7.55	2.23	♄	
Freit. 31	Petronilla	Joachim Neander	3.56	7.57	2.53	8.17 A.	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender

für den Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten ſind, ſo muß man die nothwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäſche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingeſalzen.

Sei ſorgfältig beim Füttern des jungen Klee mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf geſäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wieſen bewäſſere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur ſelten und ſorge, daß das Waſſer nicht ſtehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet. Sommer-Endivie und Sommer-Rettig geſäet; die Erdbeeren müſſen fleißig begoſſen werden. Bohnen ſind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und ſchüttele bei häufigem Regen dieſelben öfters ab. Beſchädigte Copulirbänder müſſen ergänzt, einſchneidende gelüftet werden.

Lucä 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, könnet wird der Vater im Himmel den heiligen

Wochentage.	Juni 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Nicomedes	J. Friedrich Oberlin	3.57	7.58	3.32 M	9.19 A.	● 31 Tgs. Neumond.

23. Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11

Sonn. 2	6. Exaudi (Marcellinus)	Pothinus u. Blandina	3.56	7.59	4.23	10.0	
Mont. 3	Erasmus	Klotilde	3.55	8.0		10.43	
Dien. 4	Carpofius	Quirinus	3.55	8.1		11.31	
Mitt. 5	Bonifacius	Bonifacius	3.55	8.1		11.24	
Donn. 6	Benignus	Norbert	3.54	8.2		11.53	☽ 5 A. Vrm. erst. Viert.
Freit. 7	Lucretia	Paul Gerhardt	3.54	8.3		—	
Smst. 8	Medardus	A. H. Francke	3.53	8.4		12.14 M	

24. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13

Sonn. 9	Heil. Pfingstfest (Primus)	Heil. Pfingstfest (Columba)	3.53	8.5		12.36	
Mont. 10	Pfingstmontag (Cyuphrius)	Pfingstmontag (Friedrich I. Barbaroſſa)	3.52	8.6		12.42	
Dien. 11	Barnabas	Barnabas	3.52	8.6		1.8	
Mitt. 12	Quatember (Basilides)	Renata v. Ferrara	3.52	8.7		1.26	
Donn. 13	Tobias	Isaac le Febvre	3.51	8.8		1.56	
Freit. 14	Elisäus	Basilius der Große	3.51	8.8	8.24 A.	2.36	
Smst. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3.51	8.9	9.18	3.21	○ 14 Tgs. Vollmond

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.			
1.	16	St.	1	M.	7	St.	59	M.
6.	16	„	8	„	7	„	52	„
11.	16	„	14	„	7	„	46	„
16.	16	„	18	„	7	„	42	„
21.	16	„	20	„	7	„	40	„
26.	16	„	20	„	7	„	40	„

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Fängt schön und warm an und bleibt so bis zum 21., nur gibt es mitunter Gewitter mit Regen. Das letzte Drittel des Monats bringt aber unfreundliches regnerisches Wetter.

Bauern-Regeln.

Bringt Regen St. Medardi (8.) Tag
So regnet's noch 40 Tag' hernach.
Wer's glauben mag!

St. Vit (15.) bringt die Fliegen mit.

Vor St. Johannis (24.) Tag
Die Gerste noch Niemand loben mag.

Peter und Paul (29.)
Machen dem Korn die Wurzel faul.

ren Kindern gute Gaben geben, wieviel mehr
eist geben Denen, die ihn bitten.

Wochentage.	Juni 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
., Woche: Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1–15. — Epistel: Röm. 11, 33–36.							
unt.	16	**Trinitatis** (Justina)	Richard Baxter	3,51	8,10	9,08	☾
Mont.	17	Volkmar	Johann Tauler	3,51	8,10	10,25	☾
ien.	18	Arnolph	Pamphilus	3,51	8,11	10,45	☾
Mitt.	19	Gervasius u. Protasius	Nicän. Conc.; Paphnutius	3,51	8,11	11,0	☾
onn.	20	**Frohnleichnam** (Silverius)	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	11,15	☾
reit.	21	Albanus	Matth. Claudius	3,51	8,12	11,28	☾ Sommers Anfang.
mst.	22	Achatius	Gottschalk	3,51	8,12	11,40	☾ **8 Uhr Ab. letzt. Viert.**
1. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16–21.							
unt.	23	**1. n. Trinitatis** (Basilius)	Gottfried Arnold	3,51	8,12	11,54	☾
Mont.	24	Joh. d. Täufer	Johannes d. Täufer	3,51	8,12	—	☾
ien.	25	Elogius	Ueberg. d. Augsb. Conf.	3,52	8,12	12,29	☾
Mitt.	26	Jeremias	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12	12,47	☾
onn.	27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,52	8,12	12,54	☾
reit.	28	Leo II. P.	Irenäus	3,52	8,12	1,25	☾
mst.	29	**Peter u. Paul**	Petrus; Paulus	3,53	8,12	2,12	☾
2. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16–24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13–18.							
onn.	30	**2. n. Trinitatis** (Pauli Gedchtn.)	Raymund Lullus	3,54	8,11	3,12	8,58 N. ● **11 U. Vorm. Neumond.**

Haus-, Feld- u. Gartenkalender für den Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen gut ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräthe werden wieder in gehörigen Stand gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge bespannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Gerste für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man oculirt auf's treibende Auge.

Psalm 121, 6: Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, des Tages die Sonne nicht steche.

Wochentage.	Juli 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont.	1	Theobald	H. Poco u. J. Esch	3,55	8,13	9,12 A.	
Dien.	2	Mar. Heimsuch.	Mar. Heimsuchung	3,54	8,11	9,39	
Mitt.	3	Cornelius	Otto; Aon. Palearius	3,54	8,10	9,59	
Donn.	4	Ulrich	Ulrich	3,53	8,10	10,18	bei Tage
Freit.	5	Anselmus	J. Oldcastle; L. Cobham	3,53	8,9	10,34	
Smst.	6	Jesaias	Johann Huß	3,52	8,9	10,49	

18. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luk. 15, 1–10. — Epistel: 1 Petri 5, 6–11.

Sonnt.	7	3. n. Trinitatis (Willibald)	Willibald	4,0	8,8		11,7	☽ 9 Uhr Vormitt.
Mont.	8	Kilian	Kilian	4,1	8,8		11,36	erst. Viert.
Dien.	9	Cyrillus	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7	bei Tage	11,54	
Mitt.	10	7 Brüder	Knud; W. v. Oranien	4,3	8,6		—	
Donn.	11	Pius	Placidus	4,3	8,6		12,31 N.	—
Freit.	12	Heinrich	Heinrich II.	4,4	8,5		1,20	
Smst.	13	Margaretha	Eugenius	4,5	8,5			

29. Woche: Vom Splitter im Auge: Luk. 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.

Sonnt.	14	4. n. Trinitatis (Bonaventura)	Bonaventura	4,6	8,4	8,23 A.	2,42	☽ 12 Uhr Mittags Vollmond.
Mont.	15	Apostel Theil.	Antwer: Eroberung d. Jerusal. (1099)	4,8	8,3	8,49	3,34	
Dien.	16	Ruth	Anna Askew	4,9	8,2	9,11	4,52	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.	Nacht.
1.	16 St. 15 M. —	7 St. 45 M.
6.	16 „ 10 „ —	7 „ 50 „
11.	16 „ 3 „ —	7 „ 57 „
16.	15 „ 53 „ —	8 „ 7 „
21.	15 „ 43 „ —	8 „ 17 „
26.	15 „ 29 „ —	8 „ 31 „
31.	15 „ 15 „ —	8 „ 45 „

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Den 1. bis 3. trübe; den 4. Reif und Nachmittags ein Gewitter; dann schön bis zum 10.; den 11. wieder Regenwetter, aber vom 15. bis 17. prächtiges Heuwetter, worauf Regen eintritt bis zum 26., dann wieder drei schöne Tage; am 29. und 30. Gewitter; den 31. schön.

Bauern-Regeln.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 7 Wochen halten.

Margarethen- (13.) Regen
Wird erst nach Monatsfrist sich legen.

Auf Jakobi (25.) Tag werden die Aepfel gesalzen.

Sind die Hundstage heiß,
Kostet's den Bauer viel Schweiß;
Aber nach aller Hitzen
Wird er im Trocknen sitzen.

chen- age.	Juli 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
tt. 17	Alexius	Speratus u. s. 11 Gef.	4,10	8,11	9,21	bei Tage	
un.18	Maternus	Arnulf	4,11	8,9	9,34		
tt. 19	Rufina	Luise Henriette	4,12	7,59	9,46		
ft. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,13	7,58	9,59		

Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luca 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.

ul. 21	5. n. Trinitatis (Praxedes)	Eberhard v. Württemb.	4,14	7,57	10,14	bei Tage	☾ 1 Uhr Nachmitt. letzt. Viert.
nt.22	Maria Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56	10,30		
n. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54	10,52		
tt. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,19	7,53	11,20		
un.25	Jacobus	Jacobus	4,20	7,51	—		
tt. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50	12,4 M		
ft. 27	Martha	Raymund Palmarius	4,22	7,49	12,55		

Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.

ul. 28	6. n. Trinitatis (Pantaleon)	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48	2,3	bei Tage	● 11 Uhr Abends Neumond
nt.29	Beatrix	Olaus d. Heilige	4,25	7,46	3,23		
n. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,45	4,51	8,3 A.	
tt. 31	Germanus	J. Caspar Schade	4,28	7,43	6,19	8,42	

aus-, Feld- u. Gartenkalender

für den Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen rden eingemacht. Beste Zeit zur reitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln be- häufelt und vom Unkraut gereinigt, das achfeld wird gepflügt, Winterraps ge- t, am besten nach Futterkräutern. gen Ende des Monats beginnt oft n die Roggen-Ernte.

Im Garten sind, wenn es nöthig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden.

Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okuliren auf das schlafende Auge, und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

Psalm 104, 27. 28: Es wartet Alles auf dich, Herr, daß … so sammeln sie; wenn du deine Ha…

Wochentage.	August 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
Donn.	1 Petri Kettenf.	Maccabäer	4,25	7,48		8,49 A.	
Freit.	2 Gustav	Märtyrer unter Nero	4,26	7,41		8,55	
Smst.	3 August	Wilhelm Thorp	4,27	7,39		9,13	

32. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.

Sonnt.	4 7. n. Trinitatis (Dominicus)	Leonhard Käser	4,28	7,37		9,33	
Mont.	5 Oswald	Evang. Salzburger	4,29	7,36		9,57	☽ 2 N…
Dien.	6 Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,30	7,34		10,28	Nachmit…
Mitt.	7 Donatus	Nonna	4,31	7,32		11,14	erst. Vie…
Donn.	8 Cyriacus	Hormisdas	4,32	7,31		—	
Freit.	9 Romanus	Numidicus	4,33	7,29		12,13 M.	
Smst.	10 Laurentius	Laurentius; Frob. v. Jeruf. (70)	4,34	7,27		1,21	

33. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.

Sonnt.	11 8. n. Trinitatis (Herrmann)	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25		2,55	
Mont.	12 Clara	Anselm v. Havelberg	4,42	7,23		3,30	Nicht Mor… Kasternit…
Dien.	13 Hippolytus	N. L. Gr. v. Zinzendorf	4,41	7,21	7,18 A.	5,0	☉ 1 Uhr
Mitt.	14 Eusebius	Jacob Guthrie	4,40	7,19	7,42		Morgen…
Donn.	15 Mar. Himmelf.	Maria	4,39	7,18	7,54		Vollmon…
Freit.	16 Isaac	Johann d. Beständige	4,37	7,16	8,6		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	15 St.	13 M.	—	8 St.	47 M.	
6.	14 „	58 „	—	9 „	2 „	
11.	14 „	41 „	—	9 „	19 „	
16.	14 „	25 „	—	9 „	35 „	
21.	14 „	8 „	—	9 „	52 „	
26.	13 „	51 „	—	10 „	9 „	
31.	13 „	34 „	—	10 „	26 „	

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Vom 1. bis 9. Regen, worauf ein schöner Tag folgt; darnach wieder Regen bis zum 15., wo schönes warmes Wetter bis zum 25. eintritt; dann regnet … bis zum Ende des Monats.

Bauern-Regeln.

Ist Lorenz (19.) und Barthelme (24.) sch… und fein,
So mag sich der Winzer im Voraus freu'n.

Hundstage heiß,
Winter lang weiß!

Will der August dem Winzer nicht lach…
So kann der September nicht viel ma… machen.

Wenn's im August aus Norden we…
Das Wetter noch lange Zeit feste …

nen Speise gebet zu seiner Zeit. Denn du ihnen gibst, sollst, so werden sie mit Gut gesättiget.

Wochentage.	August 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Sonst.	17 Bilibald	Johann Gerhard	4,49	7,44	8,46	b. T.	

16. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luck 16, 1–9. — Epistel: 1 Corinth. 10, 6–13.

Sonnt.	18 9. n. Trinitatis (Agapetus)	Hugo Grotius	4,54	7,42	8,20		
Mont.	19 Sebald	Sebaldus	4,55	7,41	8,44		
Dien.	20 Bernhard	Bernhard	4,57	7,9	9,10		
Mitt.	21 Hartwig	Mission der evangel. Brüdermität	4,59	7,7	9,34		☾ 5 Uhr Vormitt. letzt. Viert.
Donn.	22 Philibert	Symphorianus	5,—	7,5	10,—		
Freit.	23 Zachäus	Gasp. v. Coligny u. Hugenotten	5,2	7,4	11,40		
Sonst.	24 Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,—	—		

15. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luck 19, 41–48. — Epistel: 1 Corinth. 12, 1–11

Sonnt.	25 10. n. Trinitatis (Ludwig)	Ludwig d. Heilige	5,1	6,58	12,55 M		
Mont.	26 Samuel	Titilas	5,4	6,55	2,10	Tage	
Dien.	27 Gebhard	Jovinianus	5,6	6,53	3,16		
Mitt.	28 Augustinus	Augustinus	5,9	6,50	5,15		● 7 Uhr Vormitt. Neumond
Donn.	29 Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enthauptung	5,11	6,48	7,4 A.		
Freit.	30 Benjamin	Claudius v. Turin	5,12	6,46	7,58		
Sonst.	31 Paulinus	Aidan	5,13	6,43	7,58		

Haus-, Feld- u. Gartenkalender

für den August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man jetzt, da im Allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vortheilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggen-Ernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben bestellt. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, beginnt aber die frisch gelegten Reihig. Man sammelt reife Sämereien, okulirt auf's schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

2 Corinther 9, 6: Wer da kärglich säet, der wir[d] der wird au[ch]

Wochentage.	September 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondwechsel ꝛc.
36. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luk[as] 18, 9–14. — Epistel: 1 Corinth. 15, 1–10.							
Sonnt.	1 **11. n. Trinitatis** (Aegidius)	Hannah	5,13	6,14		8,2 A.	
Mont.	2 Absalon	Mamas	5,14	6,12		8,32	
		Nationalfest					
Dien.	3 Manuetus	Hildegard	5,16	6,10		9,13	**½ 9 Uhr**
Mitt.	4 Moses	Ida v. Herzfeld	5,17	6,8		10,2	**Abends**
Donn.	5 Nathanael	Johann Mollio	5,21	6,6		11,11	**erst. Viert.**
Freit.	6 Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,4		—	
Sams.	7 Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,2		12,24 M.	
37. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31–37. — Epistel: 2 Corinth. 5, 4–11.							
Sonnt.	8 **12. n. Trinitatis** (Mariä Geburt)	Gerbinian	5,25	6,00		1,18	
Mont.	9 Bruno	Ludwig Paschali	5,27	6,57		2,54	
Dien.	10 Sosthenes	Paul Speratus	5,28	6,55		4,2	
Mitt.	11 Protus	Johann Brenz	5,29	6,53		5,11	**¾ 5 Uhr**
Donn.	12 Syrus	Dionysius Peloquin	5,31	6,51		6,20	**Nachmitt.**
Freit.	13 Amatus	Wilhelm Farel	5,32	6,49	6,28 A.	7,27	**Vollmond**
Sams.	14 **Kreuz-Erhöh.**	Cyprianus; Tante	5,34	6,46	6,51	b. T.	
38. Woche: Vom Samariter und Leviten: Luk[as] 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–21.							
Sonnt.	15 **13. n. Trinitatis** (Nicomedes)	Regula v. Grumbach	5,36	6,44	7,0	b. T.	

bei Tage

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.				Nacht.			
1.	13	St.	29	M.	— 10	St.	31	M.
6.	13	„	12	„	— 10	„	48	„
11.	12	„	54	„	— 11	„	6	„
16.	12	„	35	„	— 11	„	25	„
21.	12	„	16	„	— 11	„	44	„
26.	11	„	57	„	— 11	„	3	„

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Die erste Hälfte des Monats prächtiges Herbstwetter; vom 17. bis 25. meistens kühl und frucht; dann gutes Wetter bis zum Ende. Ist der Aegiditag (1.) schön, so hat man 4 Wochen lang gutes Wetter zu hoffen.

Bauern-Regeln.

Wie auf Aegidi (1.) das Wetter trifft ein
So wird es noch ganze vier Wochen sein

Mariä Geburt (8.)
Jagt die Schwalben fort.

Wenn Maria die Jungfrau geboren ist (8.)
So ist dein Korn; 's ist die rechte Frist.

Regnet St. Michael (29.) ohne Gewitter,
So wird im Winter die Kälte nicht bitter.

…ich fröhlich ernten; und wer da sät in Segen.
…rnten in Segen.

Wochentage	September 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang		Mondphasen ꝛc.
Mont.	16	Euphemia	Euphemia	5,37	6,18	7,48		
Dien.	17	Lambertus	Lambert	5,38	6,16	7,54		
Mitt.	18	**Kalender** (Tuch)	A. G. Spangenberg	5,40	6,15	8,54	bei Tage	
Donn.	19	Januarius	Thomas v. St. Paul	5,42	6,1	9,57		**C 7 Uhr Abends**
Freit.	20	Fausta	Magdalena Luther	5,43	6,3	10,58		**letzt. Viert.**
Smst.	21	**Matthäus Ev.**	Matthäus	5,45	6,0	11,60		

16. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luk. 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.

Sonnt.	22	**15. n. Trinitatis** (Merk)	Mauritius	5,46	5,58	—		Herbst Anf.
Mont.	23	Hosea	5 Märtyrer v. Gent	5,47	5,55	1,44 M		
Dien.	24	Joh. Empf.	Joh. Jac. Moser	5,49	5,54	2,31		
Mitt.	25	Elcephas	Augsb. Religionsfr.; Paul Rabaut	5,51	5,52	4,8		
Donn.	26	Cyprianus	Liebe	5,53	5,50	5,37		**● 3 Uhr Nachmitt.**
Freit.	27	Cosmas und Damian	Philippine Gravenon	5,54	5,48	7,17		**Neumond**
Smst.	28	Wenceslaus	P. Flysteden; A. Clarenbach	5,56	5,46	8,58	6,4 A.	

17. Woche: Vom Hauptmann: Matth. 8, 5–13. — Epistel: Galat. 5, 25–6, 10.

Sonnt.	29	**16. n. Trinitatis** (Michaelis)	Michaelis	5,57	5,43		6,22	
Mont.	30	Hieronymus	Hieronymus	5,59	5,41		7,9	

Kaiserin Geburtstag

Haus-, Feld- u. Gartenkalender

für den September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für drei Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Traniren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Winterlatat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Jacobi 1, 17: Alle gute Gabe und alle vollkommene bei welchem ist keine Veränderung

Wochentage.	October 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen u.
Dien.	1 Remigius	Remigius	6.0	5.23		8.0 A.	
Mitt.	2 Vollrad	Chr. Schmid.	6.1	5.21		9.0	
Donn.	3 Jairus	Die beiden Ewalde	6.3	5.20	bei Tage	10.14	☽ 8 U.
Freit.	4 Franz	Franciscus v. Assisi	6.4	5.18		11.30	Vormitt.
Smst.	5 Placidus	Petrus Garnerechi	6.6	5.16		—	erst. Viert

41. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luck 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.

Sonnt.	6	**16. n. Trinitatis** (Fides) Ernteten	Heinrich Albert	6.7	5.14	bei Nacht	12.11 M.	
Mont.	7	Amalia	Theodor Beza	6.9	5.12		1.05	
Dien.	8	Pelagia	Robert Grosthead	6.11	5.10		3.2	
Mitt.	9	Dionysius	Dionysius Areopagita	6.13	5.08		4.0	
Donn.	10	Gideon	Justus Jonas	6.14	5.07		5.17	
Freit.	11	Burchard	Ulrich Zwingli	6.16	5.05		6.24	☽ 10 U. V.
Smst.	12	Maximilian	Heinrich Bullinger	6.18	5.03		7.28	Vollmond

42. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luck 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.

Sonnt.	13	**17. n. Trinitatis** (Salomon)	Elisabeth Frey	6.20.	5.01	5.53 A.	8.16	
Mont.	14	Calixtus	Nicolaus Ridley	6.22	5.00	5.59		bei Tage
Dien.	15	Hedwig	Aurelia	6.23	5.0	6.34		
Mitt.	16	Gallus	Gallus	6.24	5.7	7.22		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	11	St.	39 M.	— 12	St.	21 M.
6.	11	„	20 „	— 12	„	40 „
11.	11	„	2 „	— 12	„	58 „
16.	10	„	43 „	— 13	„	17 „
21.	10	„	25 „	— 13	„	35 „
26.	10	„	8 „	— 13	„	52 „
31.	9	„	49 „	— 14	„	11 „

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender:**

Die beiden ersten Tage schön; am 3. tritt ein heftiges Gewitter ein, welchem unfreundliches Wetter folgt; am 6. u. 10. schön bis zum 29., wo es Eis gibt den 30. Schnee; den 31. trübe.

Bauern-Regeln.

Behält im October der Baum lang' d Blätter,
So rechne auf strenges Winterwetter.

Bringt der October schon Schnee un Eis,
Ist's schwerlich im Januar kalt und weiß

Gallus (16.)
Schafft heim Alles!

Ist Simon und Juda (28.) vorbei
So kommt der Winter herbei.

…he kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, …ch Wechsel des Lichts und Finsternis.

Kalender-tage.	October 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
nn. 17	Florentin	Aufhebg. d. Edicts v. Nantes	6,05	5,5	8,49	bei Tage	
ied. 18	**Lucas Ev.**	Lucas	6,07	5,3	9,24		
am. 19	Ferdinand	Bruno	6,08	5,1	10,32		☾ 8M. Vm. letzt. Viert.

1. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — **Epistel:** 1 Corinth. 1, 4—9.

enst. 20	18. n. Trinitatis (Wendelin)	F. d. v. Avignon	6,11	4,59	—		
Mont. 21	Ursula	Hilarion	6,12	4,57	11,16 M.	bei Tage	
Dien. 22	Cordula	Hedwig	6,13	4,55	1,26		
Mitt. 23	Severinus	Heinrich Martyn	6,15	4,53	3,3		
Donn. 24	Salome	Arethas; Westf. Friede	6,17	4,51	4,30		
Freit. 25	Crispinus	Johann Heß	6,18	4,49	6,1		● 12 Uhr Mittern. Neumond.
Samst. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,20	4,47	7,32	4,29 N.	

2. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — **Epistel:** Ephes. 4, 22—28.

Sonnt. 27	19. n. Trinitatis (Sabina)	Frumentius	6,21	4,45		5,1	
Mont. 28	**Simon, Jude**	Simon; Juda	6,23	4,44		5,44	
Dien. 29	Engelhard	Alfred d. Große	6,25	4,42	bei Tage	6,28	
Mitt. 30	Hartmann	Jacob Sturm	6,27	4,40		7,18	
Donn. 31	Wolfgang	Reformationsfest	6,29	4,38		9,14	

Haus-, Feld- u. Gartenkalender

für den October.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Winterfaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrsfaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

1 Johannis 2, 17: Die Welt vergehet
der die

Wochentage.	November 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
Freit.	1 Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,30	4,27	früh	10,37 A.	☽ 11 U.
Smst.	2 Aller Seelen	Victorinus	6,32	4,25	5	11,18	erst. Vi

15. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.

Sonnt.	3	20. n. Trinitatis (Gottlieb)	Pirmin	6,33	4,23		—
Mont.	4	Charlotte	Joh. Albr. Bengel	6,35	4,21	6	12,55
Dien.	5	Blandina	Hans Egede	6,37	4,20	früh	2,0
Mitt.	6	Leonhard	Gustav Adolf	6,38	4,19	—	3,7
Donn.	7	Engelbert	Willibrord	7,40	4,17	5	4,11
Freit.	8	Gottfried	Willehad	7,42	4,16		5,23
Smst.	9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,44	4,14		6,33

16. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.

Sonnt.	10	21. n. Trinitatis (Martin)	Martin Luther	7,5	4,12		7,41 ☽ 3 U. Morgen Vollmond
Mont.	11	Martin B.	Martin (Bischof)	7,47	4,10	4,34 A.	Tage
Dien.	12	Jonas	Phil. v. Mornay	7,48	4,8	5,18	
Mitt.	13	Briccius	Arkadius	7,50	4,18	6,17	bei
Donn.	14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17	7,25	
Freit.	15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15	8,41	

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.			Nacht.		
1.	9 St.	47 M.	—	14 St.	13 M.
6.	9 „	31 „	—	14 „	29 „
11.	9 „	14 „	—	14 „	46 „
16.	9 „	0 „	—	15 „	0 „
21.	8 „	45 „	—	15 „	15 „
26.	8 „	34 „	—	15 „	26 „

Muthmaßliche Witterung nach dem hundertjährigen Kalender:

Den 1. bis 5. trübe mit rauhen Winden; den 6. bis 8. freundliches Wetter. Aber am 9. tritt kaltes Regenwetter ein, auf welches am 17. und 18. Schnee folgt, der bis zu Ende anhält; die letzten Tage sind sehr kalt.

Bauern-Regeln.

Der Altweiberſommer thut nicht lan
gut
Und ſteht er auch in aller Heiligen (1
Hut.

St. Martin (11.) theilt keine Mäntel meh
aus,
Bringt aber dafür den Winter in's Haus
Und ſchafft dem Bauer das Geld hinaus

St. Martin (11.) iſt beſſer trocken al
naß
Und gerade ſo iſt's mit dem Andreas (30.

Sind Vögel und Dächſe ſehr fett,
So ſchaff' dir ein warmes Bett.

…er Luft; wer aber den Willen Gottes thut,
…Ewigkeit.

…chen-tage.	November 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
…nst. 16	Ottomar	Gasp. Cruziger	7,13	4,14	10,40		

…. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.

…nnt. 17	22.n.Trinitatis (Hugo)	Bernward	7,17	4,13	11,50	☾	☾ 7 Uhr Abends letzt. Viert.
…lont. 18	Gelasius	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	—	☾	
…ien. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11	12,41 M	☾	
…itt. 20	Amos	Johann Williams	7,21	4,10	2,14	—	
…onn. 21	Mariä Opfer.	Columbanus	7,23	4,8	3,29	☾	
…reit. 22	Alphonsus	Joh. Oecolampadius	7,25	4,7	4,38	☾	
…mst. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,26	4,6	6,27		

…. Woche: Vom Finsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.

…nnt. 24	23.n.Trinitatis (Ehrytogenus)	Feier zum Gedächtniß der Verstorbenen (Joh. Knox)	7,27	4,5	7,54	☾ ☾	● 10 Uhr Vormittags Neumond.
…lont. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,3	☾	4,28 A	
…ien. 26	Conrad	Conrad	7,30	4,1	☾	5,30	
…itt. 27	Otto	Margar. Blaarer	7,32	4,0	—	6,32	
…onn. 28	Günther	Alexander Rouffel	7,34	4,2	☾	8,10	
…reit. 29	Eberhard	Saturninus	7,35	4,1	☾	9,25	
…mst. 30	Andreas	Andreas	7,37	4,0		10,29	

…aus-, Feld- u. Gartenkalender
für den November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Aeckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirthschaftlich.

Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es an's Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten der 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man beeile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Titum 2, 11: Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Mens… die weltlichen Lüste, und züchtig. ger…

Wochentage.	December 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mon… phasen
49. Woche: Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11							
Sonnt.	1 **1. Advent** (Arnold)	Eligius	7,18	4,40		0,48 A.	☽ 6 … **Abend…**
Mont.	2 Candidus	Joh. Ruysbroek	7,20	4,40		—	**erst. Vie…**
Dien.	3 Cassian	Gerhard Groot	7,21	3,39		12,55 M.	
Mitt.	4 Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,22	3,39		2,2	
Donn.	5 Abigail	Crispina	7,23	3,38		3,10	
Freit.	6 Nicolaus	Nicolaus	7,24	3,38		4,19	
Smst.	7 Agathon	C. P. Odontius; Ph. Fr. Hiller	7,25	3,37		5,29	
50. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–							
Sonnt.	8 **2. Advent** (Mariä Empf.)	Martin Rinkard	7,27	3,37	bei Tage	6,39	● 9 …
Mont.	9 Joachim	Benjamin Schmolck	7,28	3,36		7,45	**Abend…**
Dien.	10 Judith	Paul Eber	7,29	3,36	4,16 A.	8,49	**Vollmon…**
Mitt.	11 Tamasus	Heinrich v. Zütphen	7,30	3,36	5,16		
Donn.	12 Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,31	3,36	6,21	Tage	
Freit.	13 Lucia	Odilia; Berthold	7,32	3,35	7,30		
Smst.	14 Nicasius	Dioscorus	7,33	3,35	9,19	bei	
51. Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Corinth. 4, 1–							
Sonnt.	15 **3. Advent** (Johanna)	Christiana	7,33	3,35	10,28	bei Tage	
Mont.	16 Ananias	Adelheid	7,34	3,35	11,50		

Tag- und Nachtlänge.

	Tag.		Nacht.	
1.	8 St. 22 M.	— 15	St. 38	M.
6.	8 „ 14 „	— 15	„ 46	„
11.	8 „ 6 „	— 15	„ 54	„
16.	8 „ 3 „	— 15	„ 57	„
21.	8 „ 1 „	— 15	„ 59	„
26.	8 „ 1 „	— 15	„ 59	„
31.	8 „ 5 „	— 15	„ 55	„

Muthmaßliche Witterung nach dem **hundertjährigen Kalender**:

Den 1. und 2. noch sehr kalt; dann neuer Schnee bis zum 8., wo es regnet. Aber am 10. hellt es sich wieder … und friert. Am 15. wieder Schnee … zum 23., untermischt mit kaltem Reg… Hierauf wieder Kälte, die erst am … und 31. nachläßt.

Bauern-Regeln.

December kalt mit Schnee
Gibt Korn auf jeder Höh'.

Weiße Weihnacht, grüne Ostern,
Grüne Weihnacht, weiße Ostern.

Bringt St. Stephanus (26.) Wind
Die Winzer nicht fröhlich sind.

…ächtiget uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und …gottselig leben in dieser Welt.

…chen-…age-	December 1878.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
…n. 17	Lazarus	Sturm	7,52	3,37	—	a	
…t. 18	Quatember					g	☾ 4 Uhr
						u	Morgens
	(Christoph)	Veit L. v. Seckendorf	7,53	3,36	1,11 M	s	letzt. Viert.
…nn. 19	Abraham	Clemens v. Alexandria	7,54	3,35	2,34	t	
						—	
…eit. 20	Ammon	Abraham	7,55	3,34	3,59	d	
…nft. 21	Thomas Ap.	Thomas	7,56	3,33	5,25	e	Wint. Anf.

Woche: Von Johannes Fougnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.

…nl. 22	4. Advent	Hugo M'Kail	7,58	3,32	6,45	bei Tage	
	(Beata)						● 10 Uhr
…ont. 23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	7,58		Abends
…en. 24	Adam, Eva	Adam; Eva	7,59	4,0	8,11	4,28	Neumond.
…itt. 25	Heil. Christfest	Weihnachtsfest	7,59	4,1		5,47	
…nn. 26	2. Christtag						
	(Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1		7,1	
…eit. 27	Johannes Ev.	Johannes	8,1	4,2	bei Tage	8,20	
…nft. 28	Unsch. Kindl.	Unschuld. Kinder	8,1	4,3		9,50	

…. Woche: Von Simeon und Hannah: Luca 2, 23—40. — Epistel: Galat. 4, 1—7.

…nl. 29	n. Weihnachten	David	8,0	4,4		10,52	
	(Jonathan)				bei Tage		
…ont. 30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5		11,48	
…en. 31	Sylvester	Joh. Wiclef	8,0	4,5		—	☾ 3 Uhr. Nachm. erstes Viert.

…aus-, Feld- u. Gartenkalender

für den December.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, Alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstallthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirth schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nöthig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieseſt!

Auf die Aecker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Composthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden hortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** werden sein:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_5$	bisher. Pfennig.	
	2 Pfennige	=	$2^2/_5$	„	„
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	$^1/_2$ Mark	=	2	„	„
	$^1/_2$ Mark	=	5	„	„
	1 Mark	=	10	„	„
	2 Mark	=	20	„	„
	5 Mark	=	1 Thlr.	20	Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 „	20	„
	10 Mark	=	3 „	10	„
	20 Mark	=	6 „	20	„

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $^4/_{15}$ Ruthe = $3^1/_5$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ berl. Elle, geschrieben: m.

10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß, geschrieben: Dm.

100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruthen = 320 Fuß, geschrieben: Hm.

1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^3/_{16}$ preußische Meile, geschrieben: Km.

$^1/_{10}$ Meter ist ein **Dezimeter** = $3^3/_4$ Zoll, geschrieben: dm.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll, geschrieben: cm.

$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien, geschrieben: mm.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^{1}/_{14}$ □Ruthe.
100 □**Meter sind ein Ar** = $7^{1}/_{50}$ □Ruthen = $^{1}/_{28}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Theile des □Meter sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß | 1 Kubikmeter = $^{2}/_{100}$ Kubikruthe
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll | 1 Kubikm. = $^{9}/_{10}$ Schachtruthe
1 Kubikmillim. = $^{2}/_{31}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{10}$ **Klafter.**

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{1}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{2}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein Kiloliter = $7^{2}/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches.*)

		Sgr.
1)	**Briefe** bis 15 Gr. (unfrankirt 20 Pf.)	—.10
	do. von 15—250 Gr. (unfrankirt 30 Pf.)	—.20
2)	**do.** mit Werthangabe oder Postvorschuß bis zu 10 Meilen	—.20
	do. auf weitere Entfernungen	—.40
3)	**Einschreibegebühr** (Recommandirt)	—.20
4)	**Karten**, einfache	—. 5
	do. mit Antwort	—.10
5)	**Kreuzbandsendungen** bis 50 Gr.	—. 3
	(Büchern ꝛc. darf Factur, Correcturbogen ꝛc. beigefügt werden.)	
	do. von 50—250 Gr.	—.10
	do. von 250—500 Gr.	—.20
	do. von 500—1000 Gr.	—.30
6)	**Local-** und **Local-Land-Briefe** (unfrankirt 10 Pf.)	—. 5
7)	**Packete** bis 5 Klgr. (10 Meilen weit)	—.25
	do. do. (über 10 Meilen weit)	—.50
	do. für jedes weitere Klgr. (bis 10 Meilen weit)	—. 5
	do. do. (über 10—20 Meilen weit)	—.10
	do. do. (über 20—50 Meilen weit)	—.20
	do. do. (über 50—100 Meilen weit)	—.30
	do. do. (über 100—150 Meilen weit)	—.40
	do. do. (über 150 Meilen weit)	—.50
8)	**Postanweisungen** bis 100 Mark	—.20
	do. über 100—200 Mark	—.30
	do. über 200—300 Mark	—.40
9)	**Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark	—.30
10)	**Postvorschüsse** bis 150 Mark à Mark	—. 2
	aufwärts auf einen durch 5 theilbaren B-trag abzurunden. (Nach Oesterreich-Ungarn für je 3 M. = 5 Pf.)	
	mindestens aber	—.10
11)	**Versicherungstaxe** für Briefe und Packete mit Werthangabe für je 300 M. oder einen Theil davon	—. 5
	mindestens aber	—.10
1)	**Bestellgeld** für Postsendungen:	
	a) im Postorte für Postanweisungen oder Werthbriefe	—. 5
	für gewöhnliche Packete bis 5 Klgr.	—.10
	do. do. über 5 Klgr.	—.15
	b) auf's Land für Werthbriefe, Postanweisungen, Packete	—.10
2)	**Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß), gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	—.25
	aufs Land à Kilometer	—.10
3)	**do.** für Zeitungen jährlich:	
	bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	—.60
	„ „ 2—3 „ „	1.—
	„ „ 4—6 „ „	1.60
	„ täglich 2 „ „	2.—
	für amtliche Verordnungsblätter	—.60

*) Die unter 1 — 5 und 10 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Heligoland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn.

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	M. ₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 Gr. (für unfrankirte Briefe 40 Pf.)	—.20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankirt) außer dem gewöhnlichen Porto	—.20
Rückscheingebühr, weitere	—.20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern (nur frankirt) (Karten mit Antwort nur im Verkehr mit Belgien und Rumänien = 20 Pf.)	—.10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankirt) für je 50 Gr. (bis 1000 Gr. zulässig. — Correcturbogen darf Manuscript, Büchern aber nicht Factur beigefügt werden.)	—. 5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 150 Mark	—.40
nach Helgoland bis 600 Mark	—.30
6) **Postanweisungen** nach dem Auslande: (nach Dänemark, Helgoland und Norwegen sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)	
Nach Belgien bis 300 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.; über 300 bis 375 Frcs. nur 1 M. 20 Pf.)	—.40
„ Dänemark bis 150 Mark	—.40
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—.75
Nach Helgoland bis 300 Mark, für 100 Mark (bis 200 M. —.30 Pf.; bis 300 M. —.40 Pf.)	—.20
„ Italien bis 375 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.)	—.40
„ Luxemburg wie bei Helgoland.	
„ Niederlande bis 175 Gulden, bis 75 Mark (bis 150 M. —.80 Pf., über 150 M. = 1 M. 20 Pf.)	—.40
„ Norwegen bis 225 Mark, bis 112½ Mark (bis 225 M. —.80 Pf.)	—.40
„ Oesterreich-Ungarn bis 150 Mark, für je 75 Mark	—.20
„ Schweden bis 80 Kronen Schw.	—.40
„ Schweiz bis 187½ Frcs. zulässig, bis 93¾ Frcs. (bis 187½ M. —.60 Pf.)	—.40
„ Türkei bis 150 Mark, für je 75 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark)	—.40
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (210 Mark), bis 5 Doll. (über 5 Doll. —.80 Pf.)	—.40
von 10—50 Doll. für je 10 Doll.	—.80

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, von Afrika: Egypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten.

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamirt zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. October 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. December 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt.

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), vermählt 1. Juli 1862 mit Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, geb. 25. April 1843.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. December 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1850 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 28. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. October 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 22. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbstständig), vermählt am 8. October 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 29. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. October 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 26. Octbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. October 1850 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1825.

p. Sachsen Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Wittwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. December 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. October 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 30. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günther, geb. 24. Septbr. 1801 (Regierungsantritt 19. August

1855), Wittwer seit 29. März 1855 von Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, wieder vermählt 29. Mai 1885 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1814, geschieden seit 5. Mai 1892.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 25. Juni 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. December 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. December 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5 Oct. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Decbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dec. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Griechenland

König Georg I., geb. 24. December 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. October 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

8. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. December 1861 Wittwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

9. Italien

König Victor Emanuel II., geb. 14. März 1820 (Regierungsantritt 3. April 1849), seit 20. Januar 1855 Wittwer von Adelheid, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Rainer von Oesterreich, morganatisch wieder vermählt.

10. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. December 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Wittwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

11. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), vermählt 18. Juni 1839 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geb. 17. Juni 1818.

12. Portugal.

König Ludwig I., geb. 31. October 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. October 1847.

13. Rumänien

Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürsten von Rumänien proklamirt am 30. März 1866, anerkannt von Seiten der Hohen Pforte am 24. October 1866, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. December 1843.

14. Rußland

Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818 (Regierungsantritt 2. März 1855), vermählt 28. April 1841 mit Maria, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig II. von Hessen und bei Rhein, geb. 8. August 1824.

15. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

16. Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch VI., geb. 22. August 1856 (erwählt am 2. Juli 1868 und am 30. Juli durch die Hohe Pforte bestätigt).

17. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. December 1874).

18. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876.)

19. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Hayes, gewählt 1877.

Schutz den Vögeln!

Vor einigen Jahren brachte die Spinnstube in ihrem erzählenden Theile eine scherzhafte Bittschrift der Maulwürfe und Eulen an das geehrte Spinnstubenpublikum, welche diese nützlichen Thiere de- und wehmüthig bitten ließ, daß die Herren Menschen sie doch mit ihren Nachstellungen verschonen möchten, sintemal und alleweil sie doch treue Freunde des menschlichen Geschlechtes seien und demselben durch Wegfangen der lästigen Mäuse, der schädlichen Würmer und Engerlinge, sowie anderen nichtsnutzigen Ungeziefers nicht geringen Nutzen erzeigten.

Die Spinnstube konnte es sich erlauben, diesen Thierlein selber das Wort zu vergönnen und brauchte sich nicht zum Anwalte derselben aufzuwerfen. Denn von der Eule, welche den ganzen Tag über in tiefsinnigen Gedanken dasitzt und schon in uralter Zeit als der Vogel der Weisheitsgöttin angesehen wurde, sowie von dem Maulwurfe, der sich immer in den tiefsten Gründen bewegt, konnte von vorne herein angenommen werden, daß es etwas Rechtes geben werde, wenn sie einmal mit ihrer Weisheit und ihrer Gründlichkeit vor der Menschenwelt an das Licht kommen würden.

Diesmal aber muß sich die Spinnstube selber für ein verkanntes und vielfach gering geschätztes, deßhalb auch oft mißhandeltes Thiergeschlecht zum Anwalte aufwerfen. Denn die munteren Singvögelein — um diese handelt es sich nämlich — schwingen sich, so hoch sie auch, wie die Lerche, jubelnd in die Lüfte steigen, doch nicht so weit auf, Bittschriften an die Menschheit zu entwerfen, die der Setzer schwarz auf weiß zu Papier bringen kann. Nun sollte man zwar denken, jeder jubelnde Gesang, den sie anstimmen, ja jedes fröhliche Gezwitscher, mit dem sie die Luft erfüllen und die Natur beleben, müßte von selber eine Bittschrift an jedes fühlende Menschenherz sein, dieser lieblichen Thierchen zu schonen, ja sie, soviel es möglich ist, zu hegen und zu pflegen, da sich doch Jedermann freut, wenn sie im Frühlinge, zum Theil aus weiter Ferne, wiederkehren und mit ihrem munteren Gesange die Herolde des neu erwachenden Frühlingslebens werden. Aber leider ist dem nicht so. Im Gegentheile, nicht bloß böse Buben stellen ihnen in allerlei Weise nach, suchen ihre Nester auf und zerstören sie, vertilgen wohl gar mit schonungsloser Grausamkeit die junge Brut und legen damit den Grund zu jener neuerdings

in immer höherem, schrecklicherem Maße hervortretenden Brutalität, die auch ein Menschenleben nicht viel höher meint achten zu müssen als ein Thierleben; nein, auch die Habsucht und Genußsucht der Erwachsenen hat mit den armen Vöglein kein Erbarmen; man fängt sie zu Hunderttausenden weg, um mit ihren Braten den Gaumen lüsterner Feinschmecker zu kitzeln und raubt so der Natur ohne alles Bedenken ihren schönsten Schmuck.

Die Spinnstube hat nun zwar schon manchmal ihren Mund für die armen Vöglein aufgethan, um das Mitleid mit ihnen anzuregen und von dem grausamen Verfolgen derselben abzumahnen. Wir weisen nur auf das Räthsel auf Seite 199 des Jahrganges 1875 hin, sowie darauf, was vorne in der Räthsel-Auflösung des Jahrgangs 1876 Seite 13 gesagt ist, und wiederum auf das Räthsel Seite 146 des Jahrgangs 1876 und die dazu gehörigen Worte in der Räthsel-Auflösung des Jahrgangs 1877, Seite 25; ganz zu geschweigen von dem, was schon die älteren Jahrgänge der Spinnstube hier und dort in Betreff des Vogelschutzes bittend und mahnend gebracht haben.

Aber als jetzt im Frühlinge 1877 das Material für den Kalender pro 1878 auch eine Beilage brachte mit der Ueberschrift: Schutz den Vögeln!, erschien es als eine Unmöglichkeit, den neuen Kalender in den Druck zu geben, ohne daß die in jener Beilage gegebenen Gründe für den Vogelschutz auch durch den Spinnstubenkalender veröffentlicht würden.

Deßhalb hier diese Beilage zum Kalender für 1878, die nichts Anderes sein will als eine Bittschrift an die lieben Spinnstubenleser zu Nutz und Frommen der Vögelein, aber auch — nicht zu überlesen! — zu ihrem eigenen Nutz und Frommen.

So schwarz, wie die Beilage zum Kalender-Material, sehen wir freilich doch noch nicht. Denn diese nimmt an, daß man heutzutage bei dem vorherrschend auf das Nützliche gerichteten Sinne unserer Zeit Gefahr laufe, als ein mildherziger Schwärmer verlacht zu werden, wenn man auch noch andere Gründe als bloße Nützlichkeitsgründe für den Vogelschutz vorbringen wolle. Wir nehmen wenigstens von unsern lieben Lesern gerne an, daß es kein verlorenes Bemühen bei ihnen sein würde, wenn wir uns mit unserer Bitte für die armen Vögelein an ihr mildes Herz, an ihren für Naturschönheit empfänglichen Sinn wenden würden. Leute, welchen es einerlei ist, ob Felder und Wälder draußen vom munteren Gesange der Vögel belebt sind oder nicht; Leute, denen es nicht in den Fingern zuckt, wenn sie einen bösen Buben

beim Ausnehmen und Zerstören der Vogelnester oder überhaupt beim Quälen der armen unschuldigen Thiere betreffen, möchten wir nicht unter den Lesern der Spinnstube suchen müssen.

Gleichwohl sind die Notizen, welche die erwähnte Beilage zum Kalender-Material in Bezug auf den äußerlichen Nutzen, welchen die lieben Vöglein bringen, und um deren willen dieselben wohl verdienen, gehegt und gepflegt zu werden, so durchschlagender Art, daß wir nicht umhin können, sie hier mitzutheilen, und damit ebensowohl den Verstand der lieben Leser für die Nothwendigkeit eines sorgfältigen Vogelschutzes in Anspruch zu nehmen, wie wir überzeugt sind, daß ihr Herz längst dafür in Anspruch genommen ist.

So hat man beobachtet, daß ein Goldhähnchen im Durchschnitte täglich 1000 Ameisenpuppen verzehrt. Diese wiegen etwas über 2 Quentchen (während das Vögelchen selber kaum $1^1/_4$ Quentchen wiegt) und sein Nahrungsverbrauch stellt sich also im Jahre auf etwa 182 Loth. Anstatt der Ameisenpuppen sucht der Vogel im Freien natürlich Schmetterlingseier, aus welchen bekanntlich die gefräßigen Raupen werden, Blattläuse und andere winzige Kerbthiere, von denen man ungefähr 20000 Stück in einem Loth zählt. Hiernach vertilgt jedes einzelne Goldhähnchen jährlich mehr als $3^1/_2$ Millionen schädlicher Insecten oder deren Brüten. Dazu kommt noch, daß die Goldhähnchen ebenso wie der Zaunkönig, die Meisen und verwandte kleine Vögel eine erstaunlich zahlreiche Nachkommenschaft erziehen. Ein Goldhähnchen bringt zweimal in jedem Frühjahre 8—10 Junge zum Flüggewerden. Da man ferner beobachtet hat, daß die beiden Alten in jeder Stunde 36mal, also im Tage 576mal Futter in das Nest tragen, so kann man leicht überschlagen, welch' ungeheure Anzahl von schädlichen Kerbthieren durch eine einzige Familie dieser Vögel vertilgt wird.

Von der Blaumeise hat man berechnet, daß sie täglich wenigstens $^3/_4$ Loth Schmetterlingseier verbraucht, und daß dies z. B. von der berüchtigten Nonnenraupe wohl 15000 Stück beträgt. Dies Vögelchen vertilgt daher im Jahre mindestens 6 Millionen solcher schädlichen Insecten. Ein Blaumeisenpaar erzielt aber jährlich zweimal 12—16 Junge, und wenn man zur Ernährung derselben auch nur den halben Bedarf der Alten annimmt, so ergibt sich doch die ungeheure Summe von 24 Millionen für den Pflanzenwuchs verderblicher Geschöpfe, welche eine einzige Blaumeisenfamilie in einem Jahre vernichtet.

Ein Kukuk verzehrt mehr als 100 Raupen in einer Stunde, ein Garten-Rothschwänzchen gegen 600 lästige Fliegen.

Ja selbst unser frecher Gassenbube, der Spatz, ist ein fleißiger Vertilger von Raupen und schädlichen Insecten.

Aber auch diejenigen Vögel, welche wenig oder gar keine Insecten verzehren, entwickeln eine große Nützlichkeit, indem sie die Sämereien schädlicher oder doch lästiger Unkräuter verzehren.

Nun ist's ja wahr, daß manche dieser Vögel, Herr Spatz nicht in letzter Reihe, auch an unseren Nutzpflanzen Schaden thun. Aber erstlich ist dabei nicht zu vergessen, daß diese doch nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit, gerade in den Tagen des ersten Wachsthums, von ihnen heimgesucht werden können, wie z. B. die jungen Erbsen bei ihrem Hervorkommen aus dem Boden, während die Vöglein dagegen ihre Mahlzeiten an Insecten und Unkrautsamen den ganzen Sommer hindurch halten. Sodann aber möchten wir an jedes billig denkende Herz die Frage richten, ob es denn den armen Vöglein, falls sie etwa durch einen bösen, schneereichen Winter um ihr bischen Fleisch gekommen und zu Gerippen abgemagert sind, wohl zu verdenken ist, wenn sie nicht das schöne Frühjahr mit seiner reichbesetzten Tafel sogleich wieder mit einer Bantink-Kur (merke: das ist eine Kur, wobei man, um überflüssiges Fleisch und Fett am eigenen Körper los zu werden, sich fast ganz ausschließlich von Fleisch nähren muß!) beginnen wollen, sondern es jetzt lieber einmal mit ein paar jungen Kirschblüthen oder zartem Erbsengrün probiren?

Item der geneigte Leser wird begreifen, wie thöricht es ist, eines der lieben Vöglein zu tödten oder seine Brut zu zerstören, ganz abgesehen davon, wie grausam und gottlos es ist; er wird begreifen, wie ein Vöglein zu tödten nichts Anderes heißt, als gleichsam ein paar Metzen schädlicher Insecten oder Raupen auf die Nutzgewächse des Feldes und des Gartens auszuschütten.

Und wenn nun bei ihm der berechnende Verstand und das fühlende Herz in ein Kompagniegeschäft treten, dessen erster und einziger Paragraph lautet: „Schutz den Vögeln", so wird er es uns wohl Dank wissen, wenn wir ihm rathen, überall, wo sich in seinem Garten ein passendes Plätzchen findet, oder auch draußen in der freien Natur „Nistkästchen" aufzuhängen, die gerne von den Vögeln in Besitz genommen werden. Mit einem Stückchen Draht sind dieselben leicht an jedem Baumstamm oder

in jeder Hecke so zu befestigen, daß sie der Wind nicht abjagen kann. Will er dafür passende Muster haben, die weislich so eingerichtet sind, daß auch die Katzen sich vergeblich daran abmühen, um die Insassen zu erhaschen, so wende er sich nur an die Verlagsbuchhandlung von Hugo Voigt in Berlin und Leipzig, wo er sie um billigen Preis beziehen kann. Er wird sich selber damit den größten Nutzen bereiten und an seinen Pfleglingen herzliche Freude bekommen, wenn er es erst einmal mit der Pflege der Vöglein versucht hat.

Wer aber über den Vogelschutz etwas Gutes lesen will, der bestelle sich bei derselben Verlagsbuchhandlung die „Gloger'schen Vogelschutzschriften". Schon für 60 Pfennige kann er da eine „kleine Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere" bekommen, die ihm manchen nützlichen Wink gibt. Will er 1 Mark 20 Pfennige anlegen, so erhält er ein größeres Werk, betitelt: „Die nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft unter den Thieren". — Versteigt er sich gar bis zu 4 Mark, so erhält er in dem „Vogelschutzbuch" eine kurzgefaßte Naturgeschichte aller einheimischen Vögel. Also nochmals: „Schutz den Vögeln!!"

1. Gott zum Gruße und dem Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wenn die neue Spinnstube mit diesem alten Gruße wieder zu ihren lieben Lesern kommt und dieselben willkommen heißen darf (vielleicht auch einen oder den anderen neuen Freund, der ihr sein Haus aufgethan hat!), so sind schon wieder die langen Abende vor der Thüre, wo es sich so traulich beisammen sitzt im Kreise guter Freunde und Bekannten und im Schutze des warmen Ofens, den man in den unfreundlichen Tagen des Spätherbstes schon so wohl zu würdigen weiß.

Und wie wollte ich mich freuen, wenn überall, wo man den altbekannten Wintergast im gelben Röcklein mit lachenden Augen begrüßt, solche Spinnstuben wären, wie sie sich der Begründer des Büchleins gedacht hat, als er demselben den sonderbar klingenden Titel gab, solche trauliche Abendversammlungen, worin man sich nicht etwa bloß aus Sparsamkeitsrücksichten zusammensetzt, um

statt so und so vieler Lichter nur ein einziges brennen zu müssen, sondern worin man sich in der höheren Absicht zusammenfindet, die langen Winterabende mit dem Lesen eines guten Buches, mit sinnigem Gespräche, mit dem Singen eines ehrbaren Liedes und mit nützlicher Arbeit hinzubringen.

Denn das sind vier gute Dinge, durch welche nicht etwa nur „die Zeit vertrieben" wird (als ob die überhaupt des Vertreibens bedürfte und nicht schnell genug von selber verginge, wie der Psalmist sagt, gleich dem Dampfe, der schnell dahinfährt!), sondern durch welche der Kopf und das Herz warm gemacht wird, so daß man, wenn man spät Abends auseinandergeht, den Mitgenossen freudig zuruft: „Auf Wiedersehen morgen Abend, so der Herr will!" — und daß man dann, wenn man in seinem Bette liegt und wie ein rechter Christenmensch über den vergangenen Tag Rückschau hält, wenigstens im Hinblicke auf den Abend desselben sich auf das „sanfte Ruhekissen" gebettet fühlt, mit welchem unser schönes deutsches Sprüchwort so sinnig das gute Gewissen vergleicht.

Und ich sollte ja wohl meinen, wer sich auch nur im Blicke auf den verlebten Abend einmal dies Ruhekissen unterschieben und erfahren darf, wie sanft es sich darauf liegt, der müsse dann auch ein rechtes Verlangen darnach in sich erwachen fühlen, sich dieses Ruhekissen auch für alle die anderen Zeiten des verflossenen Tages unterschieben zu können. Da wird er denn wohl, falls der „Engel mit dem Hämmerlein" vielleicht wegen dieser oder jener Tagesstunde etwas unbequem in seinem Herzen zu rumoren anfangen sollte, sich den Eingangsgruß der Spinnstube gesagt sein lassen und frisch zufahren, den Herrn Jesum Christum zu seinem Troste zu nehmen, und betend die Hände des Glaubens ausstrecken und rufen:

Was ich Unrecht heut' gethan,
Sieh' es, lieber Gott, nicht an!
Deine Gnad' und Dein Blut
Mache allen Schaden gut!

Und ist dies geschehen, welch ein fröhliches Einschlafen wird's dann geben! Welch eine süße, sanfte, von keinen bangen Träumen gestörte Nachtruhe!!

Wollte mich aber Jemand fragen, warum ich denn heuer das Vorwort zur Spinnstube gerade so anfange und nicht anders? warum ich zumal mit dem Wunsche beginne, es möchten überall, wohin dies Büchlein kommt, solche ächte, rechte Spinnstuben anzutreffen sein? — so will ich Dem gerne Rede und Antwort stehen und ihm erzählen, daß ich vor nicht langer Zeit von einem neuen, und, ich will hoffen, auch treuen Leser der Spinnstube ein Brieflein erhalten habe, worin neben manchem Andern, was nicht hierher gehört, auch Folgendes zu lesen war:

„Warum in aller Welt behalten Sie noch immer „den alten Titel des Büchleins bei? Wirkliche Spinn„stuben gibt es ja doch wohl kaum mehr, seitdem man „dahinter gekommen ist, daß das Maschinengarn wohl „ebenso stark ist, als das selbstgesponnene, und noch „dazu viel gleichmäßiger und für den Weber besser zu „verarbeiten. Und wenn Ihr schönes Büchlein nur in „Spinnstuben Eingang fände und nicht auch dahin, „wo man das Spinnrad kaum anders kennt als aus „Abbildungen, dann würde Ihr Herr Verleger wohl „schlechte Geschäfte mit dem Büchlein machen. Ich „muß Ihnen ehrlich gestehen, mich stößt der Titel, „der so wenig zu dem Inhalte paßt. Denn was ich „bis jetzt von wirklichen Spinnstuben gesehen und gehört „habe, war wenig Erfreuliches und hat's dahin gebracht, „daß bei mir das Wort „Spinnstube" fast gleich„bedeutend ist mit „Unzuchtsstätte" — —"

Und meine Antwort auf dieses Brieflein? Nun, die soll dem geneigten Leser nicht vorenthalten sein.

Ich habe den Schreiber des Briefleins zunächst an seine eigene Frau gewiesen, wenn er eine solche habe, oder wenn dies nicht der Fall sein sollte, wie mir sehr wahrscheinlich sei, an die erste beste tüchtige Hausfrau aus seiner Umgebung. Die werde ihm, schrieb ich, von wegen des Unterschiedes zwischen Leinwand aus selbstgesponnenem Garne und zwischen solcher aus Maschinengarn den unwissenden Mannskopf schon zurechtsetzen.

Im Uebrigen, habe ich dann weiter geschrieben, thue es mir recht herzlich leid, wenn bei ihm daheim die

Spinnstuben so heruntergekommen wären, daß man sich darunter nichts Anderes denken könne, als „Stätten der Unzucht". Allein deßwegen könnte und würde ich dem Büchlein seinen alten Titel nicht nehmen, unter welchen es nun schon zum dreiunddreißigsten Male in die Welt hinausgehe und sich eine stattliche Reihe guter, treuer Freunde erworben habe. Denn ich wüßte Gottlob! doch auch noch manche Spinnstube, die nichts weniger sei als eine Unzuchtsstätte, sondern vielmehr eine Stätte, wo man unter nützlicher Beschäftigung und bei ehrbarer, vielfach sogar frommer Unterhaltung die langen Winterabende zubringe. Und wenn es allerdings auch mein sehnlicher Wunsch sei, daß das Spinnstuben-Büchlein auch noch andere Thüren für sich offen finden möge, als die Thüren der wirklichen Spinnstuben, so wäre es mir doch ein lieber, freundlicher Gedanke, daß sich ihm diese letzteren Thüren recht weit aufthäten, und daß es ihm mit Gottes Hülfe gelingen könne, auszuregen, was sich etwa von Unordnungen, Unsitten und Mißbräuchen hinter diesen Thüren noch finden möge u. s. w., u. s. w.

Soll ich nun aber mit meiner Vertheidigung der Spinnstuben nicht zu Schanden werden, was konnte mir da näher liegen, als der oben ausgesprochene Wunsch, daß sich überall ächte, rechte Spinnstuben finden möchten, in welchen der Eingangsgruß: „Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!" freudigen Widerhall findet und darin man dem Spinnstuben-Büchlein gerne das abnimmt, was es an gutem Samen säen möchte? — Was könnte mir da näher liegen als die Bitte, daß beim Lesen dieser Zeilen jede Spinnstuben-Versammlung sich einmal recht auf sich selbst besinnen und der Frage nicht ausweichen möge: haben wir denn solch eine ächte, rechte Spinnstube, wie sie dies Büchlein allerwärts zu finden hofft? Eine solche, die sich ohne Scham und Scheu vor Gottes wie vor Menschen Augen kann sehen lassen? Eine solche, aus welcher man beim Nachhausegehen auch wirklich die ernsten, heilsamen Gedanken mitnehmen kann, welche vorhin als die gesegnete Frucht rechter Spinnstuben-Abende bezeichnet worden sind?

Wenn ich mir nun aber das Bild einer rechten

Spinnstube vorhalte, und dann im Geiste höre und sehe, wie das Feuer im großen Kachelofen behaglich knistert, wie die Spinnräder lustig schnurren um die Wette mit dem dicken Hauskater, der sich faul hinter dem Ofen streckt, wie endlich, wenn auch nicht Aller Augen (denn die Spinnerinnen müssen auf ihren Faden sehen!) so doch Aller Ohren für den Vorleser offen sind: dann möchte ich zu den lieben Lesern und Hörern einmal im Vertrauen ein Wörtchen reden über Tausende und aber Tausende, die es lange, lange nicht so gut und behaglich haben wie sie, sondern von Allem weit eher das Gegentheil.

Was ich dabei für Leute im Auge habe? — Nun, es hat heute, wo Du diese Worte lieſest oder hörst, vielleicht schon Einer von ihnen an Deine eigene Thüre geklopft und mit frostbebenden Lippen gesprochen: „Erlauben Sie, ein armer Reisender!“ und dabei die offene Hand hingehalten oder um einen Teller warmer Suppe gebeten.

„Also um die reisenden Handwerksburschen soll sich's diesmal handeln?“ fragst Du verwundert und kannst kaum begreifen, daß die Spinnstube sich auch um diese „Landplage“ bekümmern will.

Aber, lieber Freund, denke doch gefälligst einmal an Das zurück, was die Einleitung zur vorigjährigen Spinnstube über die Gefahren der Socialdemokratie geredet hat, und wie sie schließlich kein anderes Mittel wußte, diesen Gefahren wirksam und nachhaltig zu begegnen, als das wahre Christenthum und die aus ihm hervorfließende brüderliche Liebe. — Und wenn Du dann weiter bedenkst, wie gerade die wandernden Handwerker gleichsam die mobilen Truppen sind, welche die Socialdemokratie auf den Beinen hat, und durch welche sie ihre schönen Ansichten und Lehren durch das ganze Land hin und her tragen läßt, dann wirst Du zugestehen müssen, daß die christliche Bruderliebe, wenn sie den Gefahren der Socialdemokratie mit Erfolg entgegentreten will, sich nicht am Letzten um die wandernden Handwerker bekümmern darf.

Es ist ja wohl wahr, daß eine große Menge dieser Wanderer heutzutage eine wahre „Landplage“ geworden ist, besonders da, wo die Ortspolizei nicht gehörig gehandhabt wird, und wohin deßhalb der Auswurf unter den

reisenden Handwerkern, die eigentlichen Stromer und Fechtbrüder am Liebsten ihren Weg nehmen. Denn diese Sorte weiß besser, als irgend Jemand im ganzen deutschen Reiche, wie es in den einzelnen Ländern und Gegenden mit der Polizei aussieht, und wo man es wagen darf, derselben ein Schnippchen zu schlagen, wo nicht. Kennen sie nun solch eine hübsche, sichere Gegend, wo sie von der Polizei möglichst wenig oder gar nicht belästigt werden, so überfluthen sie dieselbe wahrhaft und machen mit ihrer frechen Bettelei Dörfer, kleinere Städtchen und selbst die Landstraßen unsicher, indem sie sich in kleineren oder größeren Gesellschaften dort umhertreiben.

Daß die Spinnstube diesen Vagabunden und ihrem Unwesen nicht etwa das Wort reden will, versteht sich wohl von selber. Ohnehin würde die brüderliche Liebe, wenn sie sich an diese Sorte von Wanderern heranmachen wollte, für ihre Mahnungen und Erinnerungen wohl ziemlich ohne Ausnahme einen völlig unfruchtbaren Boden finden, und durch ihre Gutthaten nur noch die Faulheit und Lüderlichkeit fördern helfen. Da kann nur die starke Hand des Staates Besserung schaffen, indem sie die gegen das Vagabundenwesen bestehenden Gesetze mit aller Strenge handhaben läßt, und alle Stromer und Fechtbrüder, soweit nicht das bedenkliche Recht der Freizügigkeit hindernd in den Weg tritt, mittels Zwangspasses nach ihrer Heimat spedirt, wo sie entweder arbeiten oder — hungern müssen, weil das Fechten dort ein Ende hat, und wo sie von der Ortspolizei hübsch sorgfältig im Auge gehalten werden können.

Allein wie Viele wandern doch auch noch, die nicht zu dieser nichtsnutzigen Sorte gehören, sondern nur die löbliche Absicht haben, die Welt zu sehen und sich in ihrem Handwerke draußen zu vervollkommnen, wenn auch freilich, gewiß zum größten Schaden des Handwerkerstandes selber, jene Zeiten längst vorüber sind, wo Niemand Meister werden und selbstständig arbeiten durfte, der nicht nach wohlbestandener Lehrlings- und Gesellenprüfung eine längere oder kürzere Zeit auf der Wanderschaft gewesen war und durch eine strenge Meisterprüfung nachgewiesen hatte, daß er als ein „bewanderter" Mann sein Handwerk aus dem F. F. verstehe!

Ja wie Viele müſſen heutzutage wandern, nicht ob ſie wollen! Sind ja doch, man kann wohl ſagen: Hunderttauſende, die früher als ſelbſtſtändige Handwerksmeiſter ihr Brod gefunden haben würden und zum großen Theile noch anfangs gefunden hatten, zu bloßen Handwerksgeſellen herabgeſunken, ſeitdem das große Kapital ſich auch der Gewerbe bemächtigt und eine Concurrenz eröffnet hat, die nur die beſten und fleißigſten kleinen Handwerker beſtehen können!

Man hat berechnet, daß während der Jahre 1852 bis 1860 allein in Preußen die Zahl der unſelbſtſtändigen, nicht ſeßhaften Handwerker von 447,000 auf 558,000 geſtiegen war. Seit 1860 werden dieſe Handwerksgehülfen nicht mehr beſonders für ſich gezählt, ſondern in die Zahl der Bergwerks- und Fabriksarbeiter mit eingerechnet, welche im Jahre 1871 die hohe Ziffer von 1,707,433 erreicht hatte. Und wie bedeutend mag ſeitdem die Zahl der Handwerksgehülfen gewachſen ſein, nachdem der franzöſiſche Krieg manchem kleinen Handwerker, der bis dahin ſelbſtſtändig gearbeitet hatte, die vielleicht ſchon durch den Krieg von 1866 herabgeſunkene Zahl ſeiner Kunden noch mehr vermindert, oder ihn, wie es ja leider bei ſo Vielen gekommen iſt, zu fleißiger, ehrlicher Handwerksarbeit unluſtig gemacht hat! Wie mag die Zahl erſt gewachſen ſein während der berüchtigten „Gründerzeit", als die übertriebenen Löhne, welche die Herren „Gründer" bezahlten und von fremdem Gelde leicht bezahlen konnten, manchen Handwerker von ſeinem Arbeitstiſche und ſeiner Werkbank weglockten, um ſtatt des kärglichen, aber ſicheren Brodes, das er dort gehabt hatte, ein reichlicheres, aber dafür auch unſichereres Brod in den Fabriken und bei den großartigen Aktienunternehmungen zu ſuchen! Ja wie iſt ſie wirklich gewachſen und mußte unausbleiblich wachſen, die Zahl der unſelbſtſtändigen Handwerker, ſeitdem die ſchrankenloſe Gewerbefreiheit jedem Lehrjungen, der kaum über die Anfangsgründe ſeines Handwerks hinaus iſt, geſtattet, ſich als Meiſter zu ſetzen, um dann freilich, wenn er ein paar Monate „Meiſter" geſpielt hat, zur Gewißheit zu kommen, daß ihn Niemand von den einmal „hereingefallenen" Kunden für einen Meiſter hält, und vielleicht auch zu der

Ueberzeugung, daß er niemals ein rechter Meister werden könne, weil er nämlich nichts Rechtes gelernt hat und jetzt auch nicht noch einmal den Meistersitz mit dem Lehrlingsstuhl vertauschen mag! Wie ist endlich die Zahl der unselbstständigen, nach leichter, lohnender Arbeit umherwandernden Handwerker noch mehr angewachsen, als die Herren Socialdemokraten so lustig zum Einstellen der Arbeit, dem „Striken", mahnten und einen Contract so leicht und leichtfertig brechen lehrten, wie man ein Besenreis zerbricht!

Kurz, wer vermag sie alle zu zählen, die Handwerksgesellen und Handarbeiter, die da wandern *wollen*, entweder in der guten, löblichen Absicht, tüchtige, „bewanderte" Meister zu werden, oder in der wenig lobenswerthen, für schweres Geld möglichst leichte und geringe Arbeit zu finden! Wer vermag sie aber auch alle zu zählen, die da wandern *müssen*, ob sie wollen oder nicht! Denn auch Solcher gibt es eine unabsehbare Zahl. Geht doch so mancher Gewerbszweig lediglich im Sommer, bietet aber für den Winter nicht Arbeit genug, daß der Meister alle Gesellen behalten kann, die er während des Sommers beschäftigte! Da heißt's denn für viele Tausende im Herbste: das Bündel geschnürt und abgezogen! Wie Viele aber haben dann kein Daheim mehr, wo sie während der arbeitslosen Zeit unterkommen können, auch keine Ersparnisse, von welchen sie unterdessen leben könnten! Denn das Wort „sparen" hat die Socialdemokratie bereits so ziemlich aus dem Wörterbuche des Arbeiters herausgestrichen und dafür den schönen Grundsatz aufgebracht: „Verdienst Du tüchtig, so genieße auch das Leben tüchtig und bereite Dir ein menschenwürdiges Dasein; was hintennach kommt, dafür laß die Zeit *und uns* sorgen!" — Da müssen ja denn die entlassenen Arbeiter fast mit Nothwendigkeit Wanderburschen und auch — Bettler werden, wenn sie nicht verständig, ehrbar und demüthig genug sind, im Nothfalle sich auch zu einer anderen Arbeit zu bequemen, welche sie erhalten und thun können, mag dieselbe auch von ihrem erlernten Handwerke noch so weit abliegen.

Nun sieh' Dir aber einmal diese Wanderburschen von heutzutage an, von welchen ja freilich eine große Zahl

schon weit über das Burschenalter hinaus ist, unter welchen sich Viele finden, die schon graue Haare haben und mühsam am Stocke wandern.

Ist denn das noch der „Bruder Straubinger" von ehemals, den Hut mit glänzendem Wachstuche überzogen, den sauberen Kittel über den Kleidern, das wohlgespickte Felleisen auf dem Rücken, den festen, gewundenen Knotenstock in der Hand, ein Paar derbe, ganze Schuhe an den Füßen und neben zu beiden Seiten des Felleisens herabhängend ein Paar glänzend gewichste Sonntagsstiefel zur Reserve? — Ist das noch der lustige „Bruder Straubinger", der fröhlich singend und pfeifend im Staube der Landstraße einherschritt, wo möglich in der munteren Gesellschaft eines oder mehrerer Kameraden; der sich nicht schämte, bei „Mutter Grün" (d. h. im Freien) im kühlen Schatten eines weitästigen Chausseebaumes sein Mittagsmahl zu halten, auch wohl gelegentlich ganz harmlos und ungenirt nothwendige Verschönerungen an seinem äußeren Menschen vorzunehmen und die Vorübergehenden dabei schelmisch anzulachen; der wohl auch einmal mit lächelnder Miene den Hut nach einer vorüberrasselnden Kutsche ausstreckte und dem freigebigen Reisenden, welcher den frischen, fröhlichen Burschen nicht umsonst den Hut hinhalten lassen wollte und konnte, mit lachendem Munde klagte, wie bei seines Gleichen im Staube der Landstraße so mancher „schöne Durst" verloren gehe, oder mit einem ähnlichen Witzworte die gerne gereichte Gabe heimzahlte? Ist das noch der solide „Bruder Straubinger", der am Abende, wenn er in die Herberge kam, froh war, die ermüdeten Glieder auf's harte Lager strecken zu können, nicht mehr daran dachte, sich hinter die Karten und das Branntweinglas zu setzen, um dann dabei die halbe Nacht hocken zu bleiben, und am andern Morgen fröhlich und neugestärkt seine Straße weiter zog, wenn er nicht vorhatte, am Orte der Einkehr Arbeit zu nehmen?

Nein, solche Gestalten, welche gleichsam die verkörperte Wanderlust waren und von Jedem gerne gesehen, von manchem alleine Reisenden sogar mit Freuden eine Strecke Weges im Wagen mitgenommen wurden, oder wenigstens das Recht erhielten, auf dem Kofferbrette auf-

zusitzen — solche Gestalten würde man unter den heutigen Wanderburschen nicht einmal mit der schärfsten Brille auffinden.

Da begegnen Einem vielmehr im Großen und Ganzen nur bleiche, müde, abgezehrte Gestalten, bei welchen gar wenig oder nichts von Wanderlust zu merken ist, denen aber im besten Falle die Noth, viel häufiger noch die Liederlichkeit zu allen Knopflöchern heraussieht. Ohne Fellleisen, mit zerrissenen Schuhen und zerlumpten Kleidern, in hundert Fällen fast neunzigmal ohne Spur von einem Hemde, aber nie ohne die unvermeidliche Schnapsflasche in der Rocktasche oder an der Seite: so schleichen sie daher, wo es keine Eisenbahn gibt (denn die ist doch in allen Fällen viel bequemer als die staubige oder kothige Landstraße!). Mit trotziger Miene, meistens ohne Gruß, schauen sie die Begegnenden an, selten ohne sie auch mit frecher Stirne anzubetteln. Hinter den vorüberfahrenden Kutschen senden sie lodernde Blicke her, wohl auch geballte Fäuste nebst grimmigen Flüchen und Verwünschungen. Ein gutes, fröhliches Lied scheinen sie gar nicht zu kennen; denn hört man sie allenfalls einmal singen, wenn ihrer Mehrere zusammen sind, so erklingen die schmutzigsten Zotenlieder oder noch häufiger jene wilden Gesänge, welche in den socialdemokratischen Liederbüchern stehen und fast aus jedem Worte Haß und Feindschaft gegen alle bestehende Ordnung athmen. Mit heimlicher Scheu sucht der einsame Wanderer an diesen unheimlichen Gestalten vorüberzukommen und faßt unwillkürlich seinen Stock fester, wenn er vor sich und hinter sich Niemand auf dem Wege sieht. — — — — —

Doch wozu diese Beschreibung, wenn man die Urbilder derselben auf allen Wegen und Stegen wahrnehmen kann und kaum je einmal ein freundlicheres Bild dieser Art zu sehen bekommt?

Und nun die Herbergen, in welchen diese Wanderer einkehren und verkehren! Das sind nicht mehr wie ehedem freundliche Wirthshäuser, in welchen von den Zunftmeistern gewählte und in Pflicht genommene Herbergsväter den Wandernden empfingen und ihm für billiges Geld nach fester Taxe kräftige, reinliche Kost und ein

ordentliches Bett oder eine reinliche Streu lieferten, je nachdem es im Geldbeutel des Zugewanderten aussah. Das sind nicht mehr jene soliden Wirthshäuser von ehedem, wo der Herbergsvater auf die Ehre und den guten Ruf seiner Herberge hielt und halten mußte, wo Abends Punkt zehn Uhr Feierabend geboten und kein Getränk mehr verabreicht wurde, wo der Wirth wie ein wirklicher Vater zu seinen Gästen stand, ihnen mit Rath und That beisprang, auch den Stromern und Fechtbrüdern einmal gehörig die Leviten las, wenn es ihm heilsam und nöthig erschien.

Nein, es sind meistentheils elende Spelunken, darin sich die Herbergen der Wandergesellen befinden, äußerlich schon durch ihr schmieriges Aussehen sehr wenig zur Einkehr einladend, inwendig aber von einem so durchdringenden Schnapsgeruche durchduftet, daß man sofort merkt, wie dies edle Getränk hier eine unbestrittene Herrschaft behauptet, und noch dazu mit einer Reinlichkeit behaftet, die das Auge eines halbwegs anständigen Menschen ebenso wohlthuend berührt, wie jener Geruch die Nase.

Die Herbergsväter sind in den allermeisten Fällen heruntergekommene Leute, welche zu ehrlicher Arbeit unlustig sind und einer solchen den leichteren Verdienst vorziehen, den ihnen das gewissenlose Ausbeuten leichtsinniger junger Leute abwirft. Und wie herrlich verstehen sich die Herren Herbergsväter auf solches Ausbeuten!

Wie wissen sie zunächst die Zugewanderten mit den besten Rathschlägen zu versehen, durch welche es ihnen möglich wird, das Städtchen oder die Stadt recht erfolgreich durchzufechten, und zwar nicht bloß einmal (das wäre ja pure Lumperei!), sondern zweimal, wo möglich dreimal! Wie sind sie zu diesem Zwecke nicht selten mit falschen Bärten und einem wahren Trödelkram von alten Kleidern versehen, welche sie gegen ein kleines Leihgeld hergeben, um die Fechtenden, nachdem sie einmal ihre Runde gemacht haben, für den zweiten oder dritten Rundgang unkenntlich zu machen! Wie sind sie so gerne bereit, die Hemden, Schuhe oder Kleidungsstücke, welche die Fechtbrüder etwa zurückbringen, zu versilbern und so um billigen Preis ihren Kleiderbazar zu vermehren! — Ist dann von den

Fechtenden die ergiebige Ernte eingethan, wie werden alsdann die Herren Herbergsväter so freundlich und zuthunlich, tragen auf, was Küche und Keller vermögen, und schenken besonders fleißig den edlen Fusel ein, damit rasch genug bei den Trinkenden der Zustand eintrete, in welchem sie ihnen ohne Furcht vor Entdeckung mit den schmierigen Karten, welche sie natürlich alle von der Rückseite kennen, das erfochtene Geld bis auf den letzten Pfennig abnehmen können! Wie standhaft halten sie dabei aus, und wenn es bis an den hellen Morgen währte! Das heimliche Stübchen, welches zu diesen Spielpartieen benutzt wird, liegt ja hinten heraus nach dem Hofe, wo die Polizei nicht zukommen kann, wenn sie sich wirklich einmal die Mühe nehmen wollte, zuzusehen, wie es in der Herberge zugeht, und von wo aus man leicht in die Schlafkammer und ins Bett kommen kann, ehe der Polizeidiener im Hause ist!

Nun denke sich Einer einen wirklich soliden Menschen, der seinem Handwerke zu Lieb' und zu Ehren auf der Wanderschaft und möglicherweise aus einem frommen Eltern- oder Meisterhause gekommen ist, darauf angewiesen, in solchen Spelunken sein Quartier zu nehmen, in solcher Gesellschaft Tag für Tag zu verkehren!!

Wird man sich da wundern dürfen, wenn die bösen Einflüsse bald jede Erinnerung an das Eltern- und Meisterhaus verdrängt haben, wenn mehr und mehr das schwache, jugendliche Herz vom Grünspan der Sünde überzogen wird? Wäre es nicht im Gegentheile zum Verwundern, wenn Einer auch nur auf längere Zeit, geschweige denn für die ganze Dauer seiner Wanderschaft, von solchen bösen Einflüssen ganz unberührt bliebe, und den verlockenden Beispielen, den verführerischen Reden, dem Spott und Hohne endlich, womit er alle Tage überhäuft wird, beharrlichen, kräftigen Widerstand leistete?

Der geneigte Leser aber wird sich jetzt gewiß nicht mehr verwundern, wenn wir über diese Zustände auch in der Spinnstube einmal den Mund aufthun und sagen: hier ist ein Arbeitsfeld für die brüderliche Liebe, so groß und weit, daß es kaum abzusehen ist, wie alle Arbeit darauf gethan werden kann, aber auch so wichtig und

angriffswerth, daß man kaum versteht, wie sich nicht die Augen Aller darauf hinwenden, denen es eine Herzenssache und eine heilige Lebensaufgabe ist, dem in immer breiteren Strömen hereinreißenden Verderben unseres Volkslebens zu wehren!

Und wenn er durch das Vorwort zur vorigjährigen Spinnstube vielleicht ein Einsehen davon bekommen hat, wie dieses Verderben von der Socialdemokratie mit dem glühendsten Eifer, mit der ausdauerndsten Beharrlichkeit und mit der ausgeheckteſten Klugheit gefördert wird, wenn er sich weiter sagen läßt, wie die socialdemokratischen Hetzer gerade in den schlechten Herbergen die geeignetsten Lokale finden, ihre giftigen Lehren in die Herzen der schnell aufbrausenden Jugend einzustreuen: dann wird er gewiß der Spinnstube Recht geben, wenn sie in diesem Jahre den Ruf erschallen läßt: „All' Hand auf Deck!" (wie nämlich die Schiffskapitäne rufen, wenn der Sturm im Anzuge ist und es gilt, mit aller Kraft gegen ihn schützende Vorkehrungen zu treffen), all' Hand auf Deck, damit wenigstens eines der schlimmsten Löcher verstopft werde, dadurch die verheerenden Wogen der socialdemokratischen Lehren in das Schiff unseres deutschen Volkslebens so drohend hereinschlagen!"

Freilich, die erste Hand ist ja Gottlob hier nicht mehr anzulegen. Die brüderliche Liebe hat vielmehr schon wacker gearbeitet. Ein ganzes Netz von guten, in christlichem Sinn und Geist geleiteten Herbergen für Wandergesellen überspannt schon unser ganzes deutsches Vaterland, und wir glauben nicht, hier des Guten zuviel zu thun, wenn wir die Namen der Städte anführen, in welchen die fürsorgende Bruderliebe bereits für solche Herbergen gesorgt hat.

Das sind zunächst am Niederrhein, in dem sogenannten märkischen Industriebezirke, die Städte Bonn a./Rhein (die erste und älteste Herberge), Köln, Gladbach, Düsseldorf, Elberfeld (2), Barmen, Schwelm, Hörde, Dortmund, Witten, Mühlheim a. Ruhr, Duisburg, Wesel, Siegen (die jüngste Herberge bis heute, wo ich dies schreibe). In Crefeld, Essen, Bochum, Hagen, Hamm sind christliche Herbergen im Entstehen

begriffen, wenn diese Zeilen gedruckt sein werden, hoffentlich schon wirklich eingerichtet.

Im nördlichen Westfalen liegen nahe zusammen mit ihren christlichen Herbergen die Städte Bielefeld, Herford, Minden.

Am Mittelrheine finden sich solche Herbergen in Darmstadt, Hanau, Frankfurt a. Main, auf der Straße nach Frankreich in Saarbrücken, Metz, Straßburg.

Im Norden des deutschen Vaterlandes haben ihre christlichen Herbergen Kassel, Hannover, Bremen, Lippstadt, Osnabrück; im Süden Karlsruhe und Stuttgart.

Möchten in diesem Verzeichnisse recht viele Städte mit christlichen Herbergen aufzuzählen vergessen sein!

Und willst Du nun auch wissen, wie es in diesen christlichen Herbergen aussieht und zugeht?

Das sind freundliche, einladende Häuschen oder Häuser, über deren Thüren das Schild meistentheils die anspruchslose und doch für den heimatlosen Wanderer so anheimelnde Aufschrift trägt: „Herberge zur Heimat". Das Beiwort „christliche" läßt man mit Recht weg. Denn sobald das christliche Wesen solcher Herbergen sich auf das Aushängeschild begeben wollte, würde und müßte man darüber bedenklich werden, ob es denn auch wirklich drinnen im Hause eine rechte Heimstätte habe.

Trittst Du nun in eine solche Herberge hinein, so findest Du keine Spur von Schmutz und Unrath, sondern es ist Alles sauber, wie abgeblasen. Denn man geht von dem richtigen Grundsatze aus, daß auch der ärgste Schmutzfinke doch noch ein Gefühl hat für das Schöne und Wohlthuende der Reinlichkeit, und wenn er von derselben umgeben wird, sich seines eigenen Schmutzes von selber schämen lernt.

Da riechst Du weiter nicht jenen durchdringenden Branntweinduft, welcher in den schlechten Herbergen die Sinne schon halb umnebelt, ehe noch ein Tropfen des verderblichen Getränks über die Lippen gegangen ist. Denn Branntwein wird in diesen Herbergen nur als Arzneimittel gehalten, aber nicht als gewöhnliches Getränk ver-

abreicht. Wohl aber gibt es zur Erquickung neben einem schmackhaften, reinlichen Essen ein Glas guten Bieres oder Weines, wovon aber durchaus nichts mehr verabreicht wird, wenn der Begehrende nur die entferntesten Spuren von Trunkenheit wahrnehmen läßt.

Da fehlen auf den Tischen der großen Gaststube die schmierigen Karten und der Würfelbecher ganz. Wohl aber finden sich andere ehrbare Spiele vor, wie Domino, Schach, Damenbrett u. dgl., mit welchen sich die Müden vergnügen können, wenn ihnen der Redestoff ausgegangen ist, oder wenn sie nichts Anderes zu reden wissen sollten als Unfläthereien oder socialdemokratischen Unsinn, was Beides von der strengen Hausordnung, die der Herbergsvater handhabt, in keiner Weise geduldet wird.

Da findest Du in den Schlafsälen theils reinliche Betten, theils eine saubere Strohstreu, je nachdem es verlangt wird. Jedoch müssen sich Solche, welche grober Unreinlichkeit verdächtig sind, vorher, ehe sie von den Betten Gebrauch machen dürfen, der Wohlthat eines reinigenden Bades unterwerfen. Für Solche, die es bezahlen können, gibt es auch abgesonderte Schlafkämmerchen, wo sie ohne Gesellschaft ihre Nachtruhe halten können. Ja es fehlt selbst nicht an hübsch eingerichteten Stübchen für Gäste besserer Stände, worin Diejenigen Herberge finden können, welche es nicht nach den befrackten Kellnern und den hohen Rechnungen der großen Gasthäuser gelüstet, und welche mit einer einfachen, guten Kost und einem reinlichen Bette zur Nachtherberge zufrieden sind. Wenigstens findet sich diese schöne Einrichtung in allen größeren Herbergen.

Und über alledem waltet ein Hausvater, welcher diesen Namen in Wahrheit verdient, weil der wohlwollende, väterliche Sinn, mit welchem er seinen Gästen entgegenkommt und für ihre Bedürfnisse sorgt, bei ihm nicht die Frucht kluger Berechnung ist, die nur den eigenen Vortheil im Auge hat, sondern vielmehr die Frucht ächt christlicher Bruderliebe, die um des Herrn willen den Brüdern dienen will. Man sucht nämlich für die Posten der Herbergsväter allerwärts erprobte christliche Männer zu gewinnen, welche nicht bloß die praktischen Eigenschaften besitzen, die

zur geschäftlichen Führung einer Herberge nothwendig sind, sondern welche auch durch ihre innerlichen Eigenschaften Gewähr dafür leisten, daß der wichtige Posten, der ihnen anvertraut ist, nach allen Seiten hin von ihnen ausgefüllt werde.

Mit freundlichem Gruße empfängt dieser Herbergsvater die zuwandernden Gäste, wenn sie auch nicht gerade besonders liebenswürdig aussehen, und sucht sich schon durch die erste Unterhaltung mit ihnen ihr Vertrauen zu erwerben, ohne welches ja allerdings eine wohlthätige Einwirkung auf sie unmöglich sein würde. Auf die Befolgung der Hausordnung hält er zwar mit unerbittlicher Strenge und weist Jeden sofort wieder weg, der nicht versprechen will, sich darein zu fügen; aber im Uebrigen kommt er allen berechtigten Wünschen seiner Gäste auf das Freundlichste entgegen, und wo er ihnen mit Rath und That dienen kann, ist er gerne dazu bereit. Er sucht ihnen Arbeit zu verschaffen, wenn sie solche annehmen wollen, redet auch wohl ein ernstes, väterliches Wort zu ihnen, wenn sie sich ihm als Solche zu erkennen geben, denen es nicht um Arbeit, sondern nur um das Wandern zu thun ist. Er ermahnt sie, an ihre Eltern und Angehörige zu schreiben und liefert ihnen dazu bereitwillig das nöthige Schreibmaterial. Er hat für Diejenigen, welche gerne lesen, auch stets gute Bücher in Bereitschaft, zumal für den Sonntag, welcher in der Herberge mit würdiger Stille gefeiert werden muß.

Nichtsdestoweniger weiß er auch dem jugendlichen Frohsinne gebührende Rechnung zu tragen, und so strenge er auch schlechte, gottlose Lieder aus seinem Lokale ferne hält, so hat er durchaus nichts dagegen, wenn ein gutes Volkslied oder Vaterlandslied angestimmt wird, ja fordert wohl selbst dazu auf, wenn die Gespräche sich auf Wege zu verirren drohen, die er nicht dulden will und darf.

Der Hausordnung gemäß wird an jedem Tage eine Morgen- und Abendandacht gehalten in einem dazu besonders bestimmten Raume; aber so gerne es auch der Herbergsvater sieht, wenn sich alle seine Gäste daran betheiligen, so ist es ihm doch zur strengsten Pflicht gemacht, auch nicht den entferntesten Zwang in dieser Hinsicht zu

versuchen, sondern Jedem ganz und gar seinen freien Willen zu lassen. Andersgläubige sucht er am allerwenigsten zur Theilnahme an der Andacht zu bewegen, um nicht das Mißtrauen bei ihnen zu erwecken, als sollten sie hier in ihrem Glauben irre gemacht werden.

Es muß dadurch offenbar werden, wie wenig der Vorwurf begründet ist, der so manchmal gegen die Herbergen zur Heimat erhoben wird, und zwar nicht etwa bloß von Seiten der Socialdemokraten, denen natürlich alle diese Herbergen ein Dorn im Auge sind, sondern auch von Bessergesinnten, als wären diese Herbergen Pflanzstätten des falschen Pietismus und übten auf die jungen Leute, welche in ihnen verkehren, in geistlicher Beziehung einen unberechtigten, nachtheiligen Einfluß. Das krankhafte, süßliche Wesen des falschen Pietismus in den Herbergen einbürgern zu wollen, hieße ja gerade so viel als: von vorne herein an ihrem Ruin zu arbeiten. Wer freilich Alles, was mit dem wahren Christenthum noch irgendwelchen Zusammenhang hat und haben will, schon für „pietistisch" oder „muckerisch" erklärt und nur die völlige Verleugnung alles christlichen Wesens, besonders aber die völlige Verschweigung des Namens Jesu, mit dem Vorwurfe des „Pietismus" verschonen will, dem wird man in dieser Beziehung auch betreffs der Herbergen zur Heimat den Lästermund nicht verschließen können.

Wir begnügen uns damit, im Vorstehenden mit flüchtigen Strichen die Herbergen zur Heimat gezeichnet zu haben. Wer aber wird verkennen können, daß dieselben mit ihrer geschilderten Einrichtung wohl im Stande sind, den Wanderern das zu werden, was ihr Name besagt, eine rechte Heimat, wo es ihnen wohl werden kann, wenn noch irgendwie ein Funke des Guten in ihren Herzen schläft, wo sie nach den mannigfachen Zerstreuungen und Versuchungen des Lebens in der Fremde sich einmal wieder in einem stillen, behaglichen, geordneten Hauswesen innerlich sammeln und zurechtfinden können mit ihren Gedanken, wo sie nicht bloß davor bewahrt werden, die irdische Heimat und die treuen Eltern, die dort für ihr Kind draußen sorgen und beten, zu vergessen, sondern wo sie auch einmal wieder eine ernste, heilsame Erinnerung und

Mahnung an die himmliſche Heimat in ihr Herz aufnehmen können?

Wer müßte nicht fühlen, welch ein Segen von dieſen Herbergen ausgehen kann und muß, wenn ſie in dem rechten Sinne und Geiſte geleitet werden, wie viele von den trüben Quellen da verſtopft oder doch zurückgedämmt werden, die ihre ſchmutzigen, ungeſunden Waſſer in das Leben unſerer wandernden Bevölkerung einſtrömen laſſen? Wer ſähe vor allen Dingen nicht ein, wie die Socialdemokratie in ſolchen Herbergen, worin die rechte, ungefärbte chriſtliche Bruderliebe das Regiment führt, ebenſo gefährliche Feinde, ebenſo rüſtige und wirkſame Gegenarbeiter hat, wie ihr die ſchlechten Herbergen, worin die Genußſucht und Selbſtſucht das Scepter in Händen haben, gefällige Gelegenheitsmacherinnen und Brutſtätten ihres verderblichen Geiſtes ſind?

Wem, der es zumal mit der Jugend unſeres Volkes herzlich wohl meint, und der es darum mit tiefſtem Jammer mit anſehen muß, wie dieſelbe, ſoweit ſie zu der wandernden Jugend gehört, in den ſchlechten Herbergen an Leib und Seele vergiftet und der Socialdemokratie in die verderblichen Netze getrieben wird, wem ſollte es nicht aus dem Herzen geredet ſein, wenn wir es als eine unabweisbare Aufgabe für die rettende und bewahrende Bruderliebe hinſtellen, überall, wo nur irgendwie die Nothwendigkeit an den Tag tritt und die Möglichkeit vorliegt, gute chriſtliche Herbergen einzurichten; wenn wir es allen Eltern, die Söhne draußen auf der Wanderſchaft haben, mit heiligſtem Ernſte auf das Gewiſſen legen, daß ſie ihre Söhne bitten und beſchwören, wo ihnen ſolche Herbergen geboten ſind, dieſe allein zu beſuchen; wenn wir endlich alle Wandernde, die vielleicht dieſe Zeilen zu leſen bekommen, um Gottes und ihrer ſelbſt willen, um ihres zeitlichen und ewigen Heiles willen, ermahnen und flehen, ſolchen Bitten ihrer Eltern getreulich Folge zu leiſten?!

Es gibt freilich auch — und das darf nicht verſchwiegen werden — Herbergen in Menge, welche ſich auf ihren Aushängeſchildern wohl als eine „Heimat" für die Wandergeſellen anpreiſen und doch mit jenen vorhin geſchilderten guten Herbergen auch nicht das Mindeſte gemein haben, ſondern nichts weiter ſind, als elende Schmutzvögel, die ſich mit fremden Federn ſchmücken wollen.

Allein wer nur ein einziges Mal in einer rechten Herberge zur Heimat geweſen iſt, dem wird ſchon beim erſten Tritt in die ſcheinheiligen Häuſer kein Zweifel mehr möglich ſein, was es mit dem lockenden Schilde für eine Bewandtniß hat, der wird zurückſchrecken müſſen vor der leiblichen und geiſtigen Luft, die ihm hier ſogleich entgegenweht.

Wer vor ſolchen Täuſchungen bewahrt bleiben will, kann nichts Beſſeres thun, als einem der Jünglingsvereine beizutreten, die ſich ja faſt in allen größeren Städten finden und zu einem großen Bunde vereinigt ſind, welcher ſeine rettenden Arme überallhin ausſtreckt, die Jugend vor ſittlichem Verderben zu bewahren. Denn dieſe Jünglingsvereine geben allen ihren wandernden Mitgliedern eigene Wanderbücher mit, welche nicht nur auf alle chriſtliche Herbergen hinweiſen und angeben, wo dieſelben in den großen Städten zu finden ſind, ſondern deren Beſitz auch in jeder guten Herberge ein ſtillſchweigender Empfehlungsbrief iſt, welcher dem Inhaber von Seiten des Herbergsvaters eine doppelt freundliche Aufnahme und Behandlung ſichert.

Sollte nun aber vielleicht Jemand meinen, ſolche gute chriſtliche Herbergen einzurichten, ſei nur da möglich, wo man von vornherein über bedeutende Geldmittel zu verfügen habe, und wo das nicht der Fall ſei, müſſe man ohne Weiteres auf die Einrichtung ſolcher Herbergen verzichten, ſo ſoll noch für ſolche allzu bedächtige und muthloſe Leute bemerkt ſein, daß alle bis jetzt gemachten Erfahrungen darauf hinauslaufen und bezeugen, wie eine recht eingerichtete und geleitete chriſtliche Herberge ſchon nach wenigen Jahren im Stande iſt, ſich ſelbſt zu erhalten und keiner Unterſtützung mehr bedarf.

Es iſt alſo nur die erſte Anlage, welche größere Geldmittel verlangt. Allein erſtlich iſt es ja gar nicht nöthig, ſogleich vom Anfang an ſchon mit vollen Segeln zu fahren. „Klein und rein!“ iſt auch hier die beſte und ſicherſte Regel für den Anfang. Und wer nicht aus den Augen läßt, daß das ganze Reich Gottes nach dem ſchönen Gleichniſſe des Herrn Jeſu, die Senfkornart an ſich trägt und tragen ſoll, die aus unſcheinbaren Anfängen unter Gottes Segen immer herrlicher ſich entwickelt, daß alſo

auch alle Arbeiten für das Reich Gottes am besten und sichersten in dieser Senfkornweise betrieben werden, der wird sich gewiß nicht abschrecken lassen durch die Nothwendigkeit, ganz klein und bescheiden anfangen zu müssen. Es heißt ja gewiß auch hier: „Besser geleiert, als gefeiert, besser Ichts, als Nichts."

Zum Andern aber darf man doch auch wohl fragen: Sollte es denn nicht möglich sein, auf dem Wege, welcher in den letzten Jahren so vielfach betreten wurde, um der Habsucht und Genußsucht Befriedigung zu verschaffen, auf dem Wege der Actien-Zeichnung, auch einmal den reinen, lauteren Zwecken der Arbeiter am Reiche Gottes die Mittel zu beschaffen, wo es eben damit nicht anders gehen will? Sollte die christliche Bruderliebe nicht diesen Weg adeln und weihen dürfen, und auf demselben die Möglichkeit suchen, mit vereinigten geringen Kräften doch schließlich etwas Großes, Gottwohlgefälliges hinauszuführen? Wer im Glauben diesen Weg betritt, wird gewiß die Erfahrung machen dürfen, daß auch auf ihm des Herrn Gnade das Fortgehen und das Erreichen des Zieles möglich machen, daß auch auf diesem Wege das Wort des Herrn seine Wahrheit und Bestätigung finden kann: „Mein ist Beides, Silber und Gold."

Und da, wo wirklich für die Errichtung guter christlicher Herbergen keine Möglichkeit vorhanden ist, vielleicht auch nicht einmal ein besonders dringendes Bedürfniß dazu vorliegt, weil der Durchwandernden zu wenige sind (das Letztere wird allerdings nur höchst selten wirklich der Fall sein!), könnte da nicht doch auch die brüderliche Liebe sich aufmachen, für die Wandergesellen wenigstens Etwas zu thun, was zu ihrem Heile gereicht?

Wäre es da z. B. nicht möglich, einen Verein zu gründen, dessen Mitglieder es sich zur Pflicht machen, keinem Wanderer mehr etwas zu geben, wenn er bettelnd an ihre Thüre kommt, dagegen aber den ungefähren Betrag an Geld, den sie bisher während des Jahres an bettelnde Handwerksbursche gegeben haben (vielleicht auch etwas mehr, wenn Herz und Geldbeutel wollen!) in eine gemeinsame Kasse zu legen, deren Verwalter dann jeden bettelnden Handwerksburschen zugewiesen bekommt, um ihm zuerst ein wenig wegen seiner Verhältnisse auf den Zahn zu

fühlen, ihm dann aber, wenn die Prüfung nicht allzu ſchlecht ausfällt, eine Anweiſung auf ein einmaliges Nachtquartier mit Verpflegung zu ertheilen, welche bei einem vorher dazu willig gemachten ordentlichen Wirthe einzulöſen iſt und nur in deſſen Händen Verbindlichkeit für die Kaſſe hat?

Wie könnte dadurch immerhin dem heilloſen Bettel geſteuert werden! Und wenn der Kaſſenverwalter nur der richtige Mann iſt, wieviel Gelegenheit könnte er dann nehmen und finden, ein gutes, heilſames Wort zu ſeiner Zeit auf ſo manchen Herzensboden fallen zu laſſen, darauf vielleicht ſchon unendlich lange kein ſolch guter Same mehr gefallen iſt!

Mit dieſen Gedanken, die ich zu ernſteſter Erwägung empfehlen möchte, ſchließe ich für heute, und gebe der Herr, daß die vorſtehenden Worte nicht ohne Frucht bleiben und überall Eingang finden, wo man noch ein offenes Herz hat für den Eingangsgruß:

Gott zum Gruße
und dem Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von 1877.

Oder kann ich diesmal vielleicht mir das Papier und dem Drucker die Mühe sparen, weil die Auflösung der Räthsel in der vorigjährigen Spinnstube allen Lesern gelungen ist, und der Schlüssel, welcher daneben abgebildet ist, jetzt keine Arbeit mehr findet?

Kann sein, kann aber auch nicht sein.

Wenigstens ist mir's in diesem Jahre nicht ergangen, wie im vorigen, wo mir eine junge Dame auf zartem, rosarothem Postpapiere eine Auflösung der Spinnstubenräthsel zugesandt hat, und noch dazu in Versen, die viel glatter und schöner waren als diejenigen, durch welche ich armer Räthselschmied auch noch ein Verse- und Reimschmied werden muß, weil es einmal so Mode ist, daß man die Räthsel in Reimen haben will. Ob mir die freundliche Dame recht unter die Augen stellen wollte, wie schlecht und ungelenk meine eigenen Reimereien in den Räthseln sind, weiß ich nicht. Aber das weiß ich nur zu wohl, und der geneigte Leser wird es auch längst weg haben, daß mir die abscheulichen Verse und Reime nicht viel weniger schwer werden, als dem Grobschmiede die Arbeit an seinem Amboße.

Jedoch ein Schelm gibt's besser, als er's hat, und wenn der geneigte Leser aus der offenbaren sauern Mühe, welche mir die gereimten Räthsel kosten, abnehmen will, wie gerne ich mir's sauer werden lasse, ihm eine Freude zu machen, so soll's mich von Herzen freuen. Und, nicht wahr, beim Räthselrathen machen doch nicht die Verse, in welche das Räthsel eingekleidet ist, die Freude, sondern das Rathen. Also nichts für ungut wegen der schlechten Verse und nun zur Sache!

Wer nun die Räthsel aus dem vorigen Jahrgange richtig herausgebracht hat, dem soll es erlaubt sein, sich vergnügt die Hände zu reiben und anstatt diese Zeilen zu lesen, mir ein „Rübchen zu schaben", wie man am Rheine sagt, das soll heißen, mich auszulachen, weil ich mit meiner Räthselauflösung hier um ein ganzes Jahr seinem scharfen Geiste hintennach hinke. Wer sie aber nicht herausgebracht hat, der passe jetzt auf!

Das erste Räthsel auf Seite 164 betraf die Bachstelze, das zierliche muntere Vögelein, welches so gerne an und in seichten Bächen hin und her hüpft, um die Fliegen zu haschen, die sich im Sommer über dem von der Sonne durchglühten Bachwasser in großen Schaaren wiegen, und welches von seinem langen, schwalbenartigen Schwanze einen so ausgiebigen Gebrauch macht, daß ihm die lieben Brüder in Norddeutschland, zumal in Mecklenburg, den bezeichnenden Namen: „Wippstart" gegeben haben, wie bei Fritz Reuter zu lesen ist.

Wer nun freilich noch niemals etwas von dem alten Töne-Meister Sebastian Bach gehört hat, dem wir so manche schöne Choralmelodie, so manches herzerhebende Musikstück verdanken, dem mag das Rathen des ersten Wortes allerdings nicht ganz so leicht geworden sein, wie Denen, die den großen Meister kennen. Aber das „Wässerlein mit den fröhlich hüpfenden Wellen" hätte ihm doch auf die Spur helfen sollen; denn das kann ja nichts Anderes sein als ein Bach, der munter über die Steine weghüpft.

Die Stelze aber, welche das zweite Wort meint, kennt doch gewiß Jedermann und hat sich nicht selten schon über die kecken Buben entsetzt, die auf den hölzernen Beinverlängerungen umherspringen, als stünden sie fest und sicher auf des Herrgotts gesegnetem Erdboden. Vielleicht hat er auch schon einmal, wie ich, einen wahren Schrecken gekriegt, als ihm so ein naseweiser Bub, dessen Stelzen hoch genug waren, plötzlich zu den Fenstern des niedrigen zweiten Stockwerkes hereinguckte. Item, diese Stelzen haben für den väterlichen Geldbeutel den großen Vortheil, daß sie Schuhsohlen sparen helfen.

Die andern Stelzen aber, welche das Räthsel meint,

und welche kein Spielwerk sind, sondern ein trauriger Nothbehelf für arme, verkrüppelte Menschen, kennt sicherlich auch Jedermann. Die französischen Chassepot- und Mitrailleusenkugeln haben in den Jahren 1870 und 1871 dafür gesorgt, daß man sie allenthalben im deutschen Vaterlande oft genug zu sehen bekommt. Da sag' ich denn aber: Hut ab vor den tapferen Stelzfüßen!

Beim zweiten Räthsel auf Seite 225, vor welchem sich statt des munteren Eichhörnchens der grausige Nußknacker so breit macht, als wollte er Jedem zurufen: „Seht mich nur an, ihr Räthselrather, ich kann's!", da habe ich das Wort „Erzvater" im Sinne gehabt. Und indem ich das sage, wird dem geneigten Leser ein Licht aufgehen, wenn's ihm nicht schon zuvor aufgegangen war. Nur muß er sich beim ersten Absatz des Räthsels daran erinnern, daß in alten Zeiten die Ritter sich mit eisernen Harnischen umhüllten, wenn sie zum lustigen Turniere oder zur blutigen Fehde zogen, und diese ehernen Gewänder fast — ich glaube aber auch: nur fast — so leicht trugen, wie unsere heutigen Ritter ihren schwarzen Frack mit dem Ordensbändchen oder Ordenskreuze im Knopfloche.

Daß ich bei dem zweiten Worte „Vater" nicht bloß an den irdischen Vater gedacht habe, zu dessen Liebe das Kind, so lange es ihn hat, vertrauensvoll in jedem Leide seine Zuflucht nimmt, sondern ebensowohl an den himmlischen Vater, der seine rechten Kinder, die ihn in Christo Jesu von Herzen lieben und im Gehorsame seines Willens zu wandeln sich befleißigen, nie und nimmer, weder in der Noth, noch in dem Tod, vergessen, verlassen und versäumen will, hat der geneigte Leser gewiß sofort heraus.

Möchte es nur, das will ich ihm und mir und allen Menschen von Herzen wünschen, uns Allen einst so gut werden, daß auch wir, wie es der Herr Jesu so schön von dem armen Lazarus im Evangelio sagt, von den Engeln Gottes in Abrahams Schooß getragen werden und dort nach den Leiden dieser Zeit die ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit erlangen!

Das kleine Räthselchen am Schlusse der Spinnstube, das nur irrthümlich dorthin gerathen ist und dem Büchlein

einen spaßigen Schluß macht, den es doch ebenso wenig haben dürfte, als sein Anfang spaßig zu sein pflegt, das meint natürlich nichts Anderes als den „Hahn", und zwar ebensowohl den lebendigen, der mit hochrothem Kamme auf dem Hühnerhofe umherstolzirt und seinen vielen Weibern, den Hennen, ein ebenso sorgsamer Gatte ist, wie ein strenger Regent, als auch den todten von Blech oder Kupfer, der hoch droben auf dem Kirchthurme sitzt und durch sein Drehen anzeigt, welcher Wind weht und was es deßhalb wohl für Wetter geben wird, NB. wenn er nicht eingerostet ist, oder im Winter in seiner luftigen Höhe eingefroren, so daß er den Einwirkungen des Windes nicht nachgeben kann.

Damit wäre denn die Räthselauflösung schon fertig. Wenn aber der geneigte Leser jetzt hintennach vielleicht noch ärgerlich darüber werden wollte, daß ihm die Lösung der Räthsel nicht selber gelungen ist, und wollte sich am Ende im Aerger vornehmen, die Räthsel da hinten in der neuen Spinnstube ganz links liegen zu lassen und sich nicht unnöthig an ihnen den Kopf zu zerbrechen, so möchte ich ihn zur Beschwichtigung seines Aergers an das alte Sprüchwort erinnern: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen." Das gilt ja auch in Bezug auf das Räthselrathen, und ebenso das andere: „Uebung macht den Meister."

Wenn sich nur auch alle Räthsel des Lebens so leicht lösen ließen, wie die Räthsel der Spinnstube! Aber damit geht es so leicht nicht. Dabei hilft auch alle Uebung nicht; dabei wird man niemals Meister, sondern bleibt all' seine Lebtage ein unwissender Schüler, der höchstens ahnen kann, aber nimmer wissen, was Der, welcher diese Räthsel veranstaltet, der ewige, allein weise Herr, im Sinne hat. Da hilft nur der Glaube, der, ohne zu murren und zu klagen, warten kann, bis einmal jenseits im Lichte des Herrn auch für alle diese Räthsel die Lösung kommt, die ja noch viel weniger ausbleiben wird als die Auflösung der Räthsel in der Spinnstube.

Und damit für diesmal Gott befohlen!

3. Nummer 70000.

(Eine Geschichte von Fr. Löck.)

1.

„In den Stand christlicher Ehe gedenken sich zu begeben:
Ferdinand Thorbeck, Sohn der verstorbenen Eheleute Matthias und Salome Walther zu Niedernhof
mit
Maria Kugler, Tochter der Eheleute Sebastian Kugler und Anna Petronella Schaufler von hier."

So verkündigte der Pfarrer von Buchenheim am Sonntage Exaudi, als er mit der Predigt zu Ende war.

Man kann bei solchen Eheverkündigungen in der Kirche manchmal recht interessante Beobachtungen machen und aus den Mienen, sowie aus der ganzen Haltung der Zuhörerschaft, besonders der weiblichen, recht bedeutsame Schlüsse ziehen. Das gilt natürlich nicht von denjenigen Verkündigungen, die eigentlich nur der kirchlichen Form und Sitte wegen geschehen, die aber schon lange vorher Jedermann kund gewesen sind und weder für die theilnehmende Liebe, noch für den blassen Neid mehr einen ergiebigen Redestoff liefern. Da bleiben, wenn nun die öffentliche Verkündigung stattfindet, die Gesichter kalt und theilnahmlos; höchstens rümpft da oder dort Eine das Näschen, als wollte sie sagen: „Ach, das wissen wir ja schon längst Alle." — Allein es gibt auch andere Fälle, bei denen da ein Mädchengesicht blutroth, dort eines leichenblaß wird, bei denen da ein Mutterantlitz sich bedenklich in die Länge zieht, dort ein anderes die Stirne in krause Falten legt, bei denen die Ellbogen in Bewegung kommen und ein fast hörbares Zischeln durch die Bänke geht.

Heute war nichts von alledem der Fall. Eine lautlose Stille herrschte in der ganzen Kirche, und starres Staunen malte sich auf allen Gesichtern. Als aber der Segen gesprochen und das Ausgangslied gesungen war, als statt des gothischen Kirchengewölbes der blaue Früh-

lingshimmel sich über den Köpfen der Kirchgänger ausbreitete, da brach der Strom der Rede los wie das Wasser eines Mühlteichs, wenn die Schleuse aufgezogen ist.

Wir folgen ungesehen einem Schwarme junger Mädchen, die sich offenbar so eng zusammendrängen, um das soeben Gehörte unter einander zu verhandeln, und heute gar keine Blicke zu haben scheinen, um den Sonntagsstaat der Genossinnen der sonst unvermeidlichen Beurtheilung zu unterziehen.

„Ei, das muß man sagen," begann ein schon etwas älteres Mädchen die Unterhaltung, „dies Geschichtchen ist einmal rasch fertig gebracht worden! Mamsell Marie scheint sich nicht lange gesträubt zu haben. 'S ist ja freilich auch ein anderes Ding, einen reichen Gutsbesitzer zum Manne zu bekommen, als einen armen Handschuhmachergesellen."

„Nein, das hätte ich doch der Marie nicht zugetraut," nahm alsbald eine Andere das Wort, „daß sie den Johann, mit dem sie nun doch schon ins zweite Jahr hinein Bekanntschaft hat, so mir nichts dir nichts würde laufen lassen, um sich dem braunen Kerl anzuhängen, von dem man nicht einmal weiß, wer oder woher er ist!"

„Hätt's der Pfarrer nicht von der Kanzel verkündigt, ich thät's heute noch nicht glauben," sagte eine Dritte, „aber so muß es doch wohl wahr sein. — 'S ist recht schlecht von der Marie, den armen guten Johann so am Narrenseil herumzuführen."

„Laßt mir nur die Marie in Ruhe!" rief da ein frisches, kräftiges Mädchen, das mit gerunzelter Stirne dem Gerede schweigend zugehört hatte, „die ist gewiß nicht schuld daran, daß es so gekommen ist; sie hat den Johann viel zu lieb. Das haben allein die zwei Alten fertig gemacht, denen der reiche Schwiegersohn in der Nase steckte. Da wird's geheißen haben: wenn du ihn nicht nimmst, so will ich nicht mehr dein Vater, deine Mutter heißen; da wird man vom fünften Gebot geredet haben, als ob das für die Kinder allein da wäre und die Herren Eltern sich gar nichts daraus abzunehmen hätten; da wird der Herr Vater getobt, die Frau Mutter geweint haben über das ungerathene Kind, weil es hindern wolle, daß es die Eltern in den Tagen ihres Alters einmal gut

bekämen, und so weiter. Man kennt das ja. Und die arme Marie hat zuletzt nicht widerstehen können und mit wehem Herzen Ja sagen müssen" — „'S ist ein wahres Elend!" schloß sie und die schwarzen Augen sprühten ordentlich Feuer dabei.

„Ich hätt' mir aber den Herrn Thorbeck doch erst ein bischen näher betrachtet, ehe mir das Ja über die Lippen gekommen wäre," hieß es dann weiter. „Wer weiß, ob die Alten sich nicht in dem reichen Schwiegersohne verrechnen, und ob die Marie wie sie selbst nicht am Ende besser mit dem armen, aber braven und fleißigen Johann gefahren wären. Man hört so allerlei über den Reichthum des Thorbeck munkeln!"

„Na, jedenfalls ist die Gartenau ein schönerer Wohnort als Kuglers dunkles Hinterstübchen," lautete die Gegenrede. „Und dort die gnädige Frau zu spielen, wird der Marie wohl besser gefallen, als daheim Handschuhe zu nähen und das Gezänke anzuhören, das die zwei Alten unaufhörlich mit einander haben. Dabei kann man ja ganz lebensleidig werden."

Nicht viel weniger lebendig als unter den Mädchen war die Unterhaltung unter den Frauen, die dasselbe Kapitel wie diese verhandelten. Man war damit noch lange nicht fertig, als man an der Hausthüre angelangt war, und hier und da und dort konnte man Gruppen zusammenstehen und angelegentlichst plaudern sehen, bis der Geruch von etwas Angebranntem die Hausfrau aus der schönen Unterhaltung herausriß und auch die Nachbarinnen mahnte, daß es Zeit sein möchte, auch einmal nach ihrer Küche zu sehen.

Da zu dem Kirchspiel Buchenheim außer dem kleinen Städtchen selbst noch eine größere Anzahl ziemlich weit auseinander gelegener Dörfer und Höfe gehörte, so hatte sich die nicht sehr löbliche Sitte gebildet, daß die Männer, die noch einen weiten Heimweg hatten, nach dem Gottesdienste im Wirthshause sich eine kleine Herzstärkung nahmen, während die Frauen und Mädchen vorausgingen, daheim das Mittagsmahl zu rüsten. Für gewöhnlich waren es nur die Dörfler, die sich bei Herrn Neumann, dem Gastwirth zum goldenen Pflug, nach der Kirche zusammen-

fanden; heute aber trat auch Mancher aus der Stadt mit hinein, und ehe noch das verlangte Getränk hereingebracht war, ging schon die Unterhaltung über die auffallende Eheverkündigung in vollen Strömen.

„Jetzt ist mir's klar," rief der bucklige Schneider Groote, der Nachbar des Handschuhmachers Kugler, „warum der Thorbeck in der letzten Zeit so oft bei Kugler's ein- und auslief. Ich hatte schon gedacht, er wolle sich und alle seine Leute in Leder kleiden lassen, was ja bei seinen Absonderlichkeiten nicht unmöglich gewesen wäre. Jetzt zeigt's sich, daß es um das Mariechen ging. Na, das arme Kind kann mir ordentlich leid thun, daß es sich so hat müssen verschachern lassen; denn aus Liebe nimmt es den Thorbeck einmal nicht, sonst wäre es froher und hätte in der letzten Zeit nicht so oft rothgeweinte Augen gehabt. Kann's ihr auch nicht verdenken, daß sie lieber den Johann genommen hätte, wenn er auch nichts hat, als seine fleißigen Hände und sein ehrliches Herz."

„Da habt Ihr wahrlich Recht, Groote," sagte ein Anderer. „Mir wenigstens ist der Thorbeck ein unheimlicher Mensch, mit dem ich nichts zu schaffen haben möchte. Ich bleib' einmal dabei: wer mir nicht hell und offen

in die Augen sehen kann, dem trau' ich nicht weiter, als ich ihn sehe."

„Nun viel zu sehen bekommt man den Herrn Thorbeck eben nicht," bemerkte ein Dritter. „Ich möchte nur wissen, warum er sich so in seine Gartenau verkriecht, als ob kein ehrlicher Mensch wissen dürfte, was er dort treibt. — Meine Tochter hätte er nicht bekommen, und wär' er noch zehnmal so reich, als er sein soll."

„Ja, ja," meinte Groote wieder, „wer sich gar nicht unter den Leuten sehen läßt, bei dem muß irgend etwas nicht richtig sein. Es hat doch jeder Mensch einmal das Bedürfniß, mit seines Gleichen umzugehen, oder sollte gar der Herr Thorbeck sich deßhalb so vornehm zurückhalten, weil er denkt, er fände hier in der ganzen Stadt seines Gleichen nicht? Ich sollte doch meinen, es seien Leute genug hier, die sich mit so einem hergelaufenen Menschen wohl messen könnten."

„Was Ihr doch Alles zusammenschwatzt!" sagte jetzt mit spöttischem Lächeln Herr Neumann, der Wirth. „Weil Thorbeck nicht Vetter oder Neffe von einem Dutzend unter Euch ist; weil Ihr nicht mit seinem Vater Kegel geschoben habt; weil Eure Weiber nicht mit seiner Mutter Kaffee getrunken haben; weil er sich ruhig für sich hält und seinen Arbeiten nachgeht, die ihn vollauf beschäftigen, wenn er die Gartenau aus ihrem jämmerlichen Zustande wieder in die Höhe bringen und seine Zinsen herausschlagen will: so muß er nothwendig ein unheimlicher Mensch sein, ein hergelaufener Kerl, dem man nicht trauen kann. Wer von Euch kennt ihn denn näher als vom bloßen Sehen? Und wozu soll er auf den Gassen herumflunkern, wenn er nichts da zu thun hat? Wenn er Geschäfte hat, so kommt er ja!"

„Zum Beispiel zu Euch, Neumann!" sagte Groote. „Er muß wenigstens kein schlechter Gast sein, wenn er bei Euch einkehrt, weil Ihr ihm so eifrig das Wort redet."

„Gar nicht eifrig!" sagte Neumann ruhig; „aber ich kann's nur nicht gut anhören, wenn man so rasch über einen Menschen aburtheilt, ohne ihn irgendwie zu kennen. Es kennen ihn vielleicht Wenige soviel wie ich; aber mir ist er gar nicht unheimlich. Ich halte ihn nach Allem,

was ich mit ihm gesprochen habe, für einen ganz tüchtigen, gebildeten Mann, der nur die Eigenthümlichkeit hat, daß er nicht gerne viel spricht. Ich red' ihm auch das Wort nicht, weil er ein besonders guter Kunde in meiner Wirthschaft wäre; denn er trinkt fast nie mehr als sein halbes Schöppchen und gegessen hat er noch gar nichts bei mir. Aber seht nur hin, was er in der kurzen Zeit aus der Gartenau gemacht hat, hört nur hin, wie seine Dienstboten alle ihn loben und sich keinen besseren Platz wünschen, als bei ihm, ich meine, dann müßte Euch das Raisonniren über den Mann vergehen."

„Nun, ich will nur dem Mariechen wünschen, daß sie auch einen guten Platz bei ihm bekommt!" sagte Groote achselzuckend und griff nach seinem Hute.

Bald hatte sich die Wirthsstube geleert, da die Mittagsglocke daran erinnerte, daß daheim das Essen warte. Nur der alte Glaser, ein allgemein geachteter Bürger der Stadt, blieb noch sitzen, da er mit seinem halben Schöppchen noch nicht fertig war. Er hatte bisher schweigend den Andern zugehört.

„Herr Neumann," sagte er jetzt zu dem Wirthe, „ich kann Euch in Nichts widersprechen, was ihr soeben zu Gunsten Thorbeck's gesprochen habt. Aber das sage ich doch auch: wenn ich noch eine Tochter zu vergeben hätte, und der Ärmste Mann in der ganzen Stadt wäre, der Thorbeck würde doch mein Schwiegersohn nicht."

„Weßhalb denn nicht, Herr Glaser?"

„Das will ich Euch sagen, weil er, so lange er hier ist, sich noch nicht in der Kirche hat sehen lassen."

„Aber kann denn nicht Einer ein ganz guter, tüchtiger Mensch sein, auch ohne jeden Sonntag in die Kirche zu gehen?" fragte Herr Neumann mit etwas spöttischer Miene, weil das allzu häufige Kirchengehen auch seine Sache nicht gerade war.

„Ich hab' darüber so meine eigenen Gedanken," antwortete Glaser. „Ich weiß ja wohl, daß Einer bei all seinem Kirchengehen ein ganz „nichtsnutziger" Mensch sein kann, ja daß er das mit der Zeit jedenfalls wird, wenn er sie, das, was er in der Kirche zu hören bekommt, nicht zu Herzen nimmt und sich dadurch auf den rechten

Weg leiten läßt. Aber das weiß ich auch und hab's in meinem langen Leben mehr denn hundertmal als Wahrheit erfunden, daß Einer, der gar nicht in die Kirche geht, also von Gott und seinem Worte gar nichts wissen will, im Grunde seines Herzens nichts taugt, wenn er auch vielleicht äußerlich einen im Ganzen unbescholtenen Wandel vor Menschenaugen führt. Früher oder später kommt der Nichtsnutz immer zum Vorschein, und das nicht selten in einer Weise, die kein Mensch erwartet hätte. Nichts für ungut, Herr Neumann, aber das ist meine Meinung und dabei bleib' ich!"

2.

Beim Handschuhmacher Kugler war in dem düstern Hinterstübchen, welches hinter dem Laden lag und nur aus dem engen Höfchen sein Licht empfing, ebenfalls der Mittagstisch gedeckt; aber nur zwei Plätze an demselben waren besetzt, nämlich von dem Meister und seiner Ehehälfte; der dritte Platz war leer.

Besonders reichlich und festlich sah es auf dem Tische nicht aus. Das Tischtuch glänzte keineswegs in schneeiger Weiße; es sah vielmehr aus, als sei es anstatt heute erst, schon am vorigen Sonntage frisch aus der Lade gekommen, und daß das Stücklein Fleisch, welches inmitten der Suppenschüssel lag, nicht vom besten Ochsen gekommen war, sondern höchstens von einer mageren Kuh, dafür zeugte wie sein eigenes Aussehen, so auch die Blindheit der Suppe, auf welcher man kaum ein Fettauge schwimmen sah.

Kugler war eben ein geringer Mann, der von seiner Hände Arbeit leben mußte und bei dem schon oft genug in seiner Ehe Schmalhans Küchenmeister gewesen war, weil seine Hände lieber das Glas zum Munde führten, als Leder nähten. Erst neuerdings konnte er sich ein wenig besser regen, seitdem Mariechen, seine einzige Tochter, von einer Tante zurückgekehrt war, bei welcher sie erzogen worden war, einer vortrefflichen, vielgeprüften Frau, welche ihre kleine Pathin zu sich genommen hatte und derselben nicht nur eine tüchtige Unterweisung in der

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09436/033

Haushaltung und allen weiblichen Arbeiten hatte zu Theil werden lassen, sondern auch eine wahrhaft christliche Erziehung, wie sie ihr im Elternhause nimmer zu Theil geworden wäre. Da Mariechen mit Stickereien, welche sie für einen feinen Laden der Provinzial-Hauptstadt anfertigte, viel Geld verdiente, und außerdem auch bei der Handschuhmacherei fleißig mithalf, so hob sich das vorher oft recht kümmerliche Hauswesen fast zusehends, zumal da Meister Kugler in seinem treuen Johann einen Gesellen besaß, der die Arbeiten aus seinem Laden wieder zu Ehren brachte und unermüdlich fleißig war. Es war freilich fast eine Kunst, nicht fleißig zu sein, wenn Mariechen mit an der Arbeit war und die flinken Hände so emsig rührte.

Für Meister Kugler war indessen der bessere Verdienst nicht gerade ein Glück. Er ging jetzt, wo er wußte, daß die Arbeit zu Hause auch ohne seine Anwesenheit rüstig fortging, öfter denn je in den blauen Engel und kam nicht selten mit Einem nach Hause, der zwar mit ihm aus dem blauen Engel kam, aber ihn selber keineswegs zu einem Engel machte. Denn er fing, wenn er in dieser schönen Gesellschaft heimkam, gewöhnlich an zu zanken und zu poltern mit Jedem, der ihm in den Wurf kam, und da seine werthe Ehehälfte nichts weniger besaß als die goldene Eigenschaft der Sanftmuth und Schweigsamkeit, so kam es oft zu häuslichen Auftritten, die ganze Schaaren von Gassenbuben vor dem Handschuhladen sammelten.

Wie schrecklich solch ein Leben für das zart und sinnig erzogene Mariechen sein mußte, läßt sich denken. Wurde es doch manchmal mit dem betrunkenen Meister so arg, daß selbst der stille, geduldige Johann es nicht mehr mit anhören konnte, sondern die Arbeit hinwarf und hinausging, bis der Meister sich ausgetobt hatte oder nach oben gegangen war, seinen Rausch auszuschlafen. Sollte aber der geneigte Leser fragen, warum denn der Johann unter solchen Umständen überhaupt in diesem Hause blieb und nicht lieber anderwärts Arbeit suchte, so dürfen wir ihn nur zurück verweisen auf das Gespräch der aus der Kirche kommenden Mädchen, das wir vorhin im Anfange unserer Geschichte belauscht haben. Johann hatte an das Töchterlein seines Meisters sein Herz ver-

loren, und zwar so völlig und gründlich, daß ihm auch bei den ärgerlichsten Auftritten, welche es im Hause gab, doch nie auch nur der leiseste Gedanke kam, dasselbe zu verlassen und seinen Wanderstab weiter zu setzen.

Was war im Grunde auch natürlicher? Wo wäre der junge Bursche zu finden gewesen, der ohne Gefahr für sein Herz Tag für Tag mit dem schönsten Mädchen der Stadt hätte zusammensitzen und zusammen arbeiten können? Und das schönste Mädchen der Stadt war unstreitig Kugler's Mariechen; das mußte ihr der blasse Neid lassen. Ihre Gestalt war zwar nur von Mittelgröße, aber so zierlich und tadellos gebaut, daß auch das schärfste Künstlerauge

an dem Ebenmaße derselben nichts aussetzen konnte. Dunkelbraune Haare, die in dicken Flechten um den Kopf gelegt waren, umrahmten ein Gesichtchen wie Milch und Blut, und wer in die großen, dunkeln Augen hineinsah, die aus diesem Gesichtchen herausschauten, und von langen Wimpern umsäumt, von dunkeln Brauen beschattet waren, oder wen gar der liebliche Mund mit den feingeschnittenen kirschrothen Lippen und den blendend weißen Zähnen anlachte, der mußte, er mochte sein, wer er wollte, ohne Widerrede zugestehen, daß ein lieblicheres Mädchenbild kaum zu finden war.

Nimmt man nun noch hinzu, daß der Johann alle Tage sehen mußte, wie schwer das Mariechen an den traurigen Zuständen im elterlichen Hause litt, wie oft bittere Thränen auf die flinken Hände niederfielen, wenn es der Vater einmal wieder gar zu arg machte, so wird man sich gewiß nicht wundern können, daß in dem weichen Herzen Johanns das Mitleid mit dem leidenden Meisterstöchterlein der heißesten Liebe die Bahn bereitete. Ohnehin war Johann der Sohn wohlhabender Eltern, und stand auf dem Sprunge, sein eigenes Geschäft anzufangen, so daß er es auch der äußeren Verhältnisse wegen wohl wagen durfte, seine Augen und Wünsche zu der Meisterstochter zu erheben.

Es war aber nicht allein der Johann, bei welchem die Liebe ihren Einzug hielt, als Mariechen kaum von der Tante heimgekehrt war, auch des Mädchens Herz mußte derselben bald Thür und Thor öffnen. Das stille, sinnige Wesen des Gesellen, das so gut zu dem ihrigen paßte und sie um so mehr ansprach, je lauter und lärmender es sonst im Hause herging, die theilnahmevollen Blicke, welchen sie stets begegnete, wenn sie seuf-

zend von der Arbeit aufsah oder sich die stillen Thränen aus den Augen wischte, zuletzt die tröstenden Worte, welche sich Johann gestattete, als die erste Zeit des Fremdseins vorüber war, und an welche sich dann gewöhnlich längere Gespräche knüpften, wenn sonst Niemand zugegen war: das Alles bereitete auch in Mariechens Herzen unversehens der Liebe den Weg; und wie sich erst die Herzen gefunden hatten, fanden sich auch die Worte, welche den Gefühlen der Herzen Ausdruck gaben und den Bund für das Leben schlossen.

Frau Kugler müßte gar kein Mutterauge über ihr liebliches Kind gehabt haben, wenn sie nicht bald dem Verhältnisse der beiden jungen Leute auf die Spur gekommen wäre. Allein sie schien keinen Grund zu haben, demselben hindernd in den Weg zu treten; ebensowenig auch der Vater, dem sie in einer guten Stunde, als er durch eine mehrtägige Krankheit gehindert gewesen war, den blauen Engel zu besuchen, das Herzensgeheimniß ihres Kindes verrieth. So erblühte dem hübschen Paare — denn auch Johann war ein ansehnlicher, schöner Bursche — eine Anzahl glücklicher Wochen und Monate bei gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Gespräche. Von ihrer Liebe wurde zwar nicht viel gesprochen; sie konnten sich dieselbe ja allstündlich gegenseitig aus den Augen ablesen; aber trostreiche Worte für die unbehagliche Gegenwart, und hoffnungsreiche Verabredungen für eine schönere Zukunft bildeten einen Gesprächsstoff zwischen Beiden, der nie ausging.

Alle Welt betrachtete die beiden jungen Leute als Verlobte, obwohl sich Johann bisher immer noch nicht hatte überwinden können, bei den Eltern Mariechens förmlich um dieselbe zu werben. Er war eine von den scheuen, zaghaften Naturen, die sich nur schwer zu einem solchen entscheidungsvollen Schritte entschließen können, wenn derselbe auch im tiefsten Herzensgrunde bereits fest beschlossen ist. Mutter Kugler hatte es ihm schon einige Male recht deutlich nahegelegt, daß er sein Wort thun möchte; er hatte auch schon zu verschiedenen Malen fast dazu angesetzt, aber stets kam etwas dazwischen, was ihm den Mund wieder schloß.

Da kam eines Tages Thorbeck in den Laden, um sich ein Paar Handschuhe zu kaufen. Staunend sah er die liebliche Blume, die hier im Verborgenen blühte, und dies einmalige Sehen schien auch sein Herz völlig in Feuer und Flammen gesetzt zu haben. Er kam bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande wieder und ging nie, ohne einen ziemlich erheblichen Einkauf gemacht zu haben. Meister Kugler, der von den eigentlichen Absichten Thorbeck's noch nichts ahnte, glaubte sich den guten Kunden warm halten zu müssen und ging gerne darauf ein, wenn Herr Thorbeck, ohnehin ein Gegenstand der öffentlichen Neugierde, sich in ein Gespräch mit ihm einließ. Er lud ihn sogar, als Thorbeck sich eines Tages eine lederne Reithose bestellt hatte, zu einem Glase Wein im Hinterstübchen ein und hatte die Freude, die Einladung bereitwillig angenommen zu sehen. Es war gerade Sonntag, und Mariechen saß zierlich gekleidet im Hinterstübchen und las, als der Vater mit dem Gaste eintrat. Sie wollte sich entfernen, aber Herr Thorbeck litt das durchaus nicht und machte von ihrem Bleiben auch das seinige abhängig. Die bewundernden Blicke, die er unaufhörlich auf Mariechen warf, welche ruhig fortlas, fielen natürlich Frau Kugler auf und erweckten in ihrem Herzen Gedanken und Hoffnungen der freudigsten Art. Ja, wenn ihr schönes Kind Frau Thorbeck würde, wie gut würden sie es dann Alle bekommen! Tausendmal besser, als wenn das Mariechen den Johann nähme und mit demselben fortzöge; denn dann müßten sie und ihr Mann nach wie vor arbeiten, so lange sie könnten! — Sie wußte hinterher auch ihrem Manne etwas von ihren Hoffnungen beizubringen, und die Folge war, daß Herr Thorbeck von nun an mit doppelter Aufmerksamkeit von den beiden Ehegatten behandelt wurde, so oft er sich sehen ließ. Ja als er endlich, zuerst in verblümten Andeutungen, sodann in offenen Worten um Mariechen förmlich warb, fand er von Seiten der Eltern das freudigste Entgegenkommen.

Anders stand allerdings die Sache bei Mariechen. Die hatte es bald weg, daß die häufigen Besuche Thorbeck's nicht den Waaren aus ihres Vaters Laden, sondern ihr selber galten; aber der Mann mit seiner fremdartig

klingenden Sprache, mit seinem schwarzen Ringelhaar und seiner fast braunen Gesichtsfarbe war ihr nichts weniger als anziehend. Da gefiel ihr doch ihr Johann zehntausendmal besser, wenn er auch nur ein Handschuhmachergeselle war und jener ein Gutsbesitzer. Sie mied deßhalb, wo und wie sie nur konnte, Thorbeck's Gegenwart, und wenn sie ihn durch die Glasfenster des Ladens ankommen sah, schlüpfte sie schnell aus dem Hinterstübchen fort, um diesen oder jenen nothwendigen Ausgang zu machen. Dies that sie um so eifriger, nachdem auch Johann auf die häufigen Besuche Thorbeck's aufmerksam geworden war, und mit dem scharfen Auge der Liebe auch seinerseits die eigentliche Absicht durchschaute, welche denselben zu Grunde lag, und sich gegen sein Mädchen darüber ausgesprochen hatte.

Allein, was half das Alles? Als Thorbeck seine Werbung endlich angebracht hatte, war es natürlich mit allen Gedanken der Eltern an eine Verbindung ihrer Marie mit dem Handschuhmachergesellen Johann am Ende, und was Frau Kugler sonst ein Aergerniß gewesen war, daß nämlich Johann seine ausdrückliche Anfrage um die Hand Mariechens von Tag zu Tag verschob, das pries sie jetzt in ihrem Herzen als ein wahres Glück. Sie würde freilich dabei etwas weniger froh gewesen sein, wenn sie voraus gewußt hätte, welche Aufnahme die Werbung Thorbeck's bei Marie finden würde. Denn diese erklärte, als ihr die Mutter davon sagte und ohne Weiteres voraussetzte, die freudigste Zustimmung zu finden, rundweg, daraus könne ein für alle Mal nichts werden, sie habe dem Johann schon lange ihr Wort gegeben und das bräche sie nicht; überdies sei ihr auch Thorbeck durchaus zuwider, und die Eltern möchten sich nur jeden Gedanken daran aus dem Sinne schlagen, daß sie jemals Thorbeck's Frau würde.

Wir enthalten uns, die Auftritte zu schildern, die es nun in dem Kugler'schen Hause gab. Meister Kugler war natürlich nach Thorbeck's Werbung sofort in den blauen Engel gegangen, dort sein Glück zu verkündigen und es mit einem gehörigen Trunke einzuweihen. Er schien auch diesmal, als er nach Hause kam, gar nicht geneigt, mit seiner Frau Streit anzufangen, sondern pfiff fröhlich alle Tänze und Märsche, die in seinem musikalischen Gehirne

einen dauernden Platz gefunden hatten. Als er aber das lange Gesicht seiner Frau und die verweinten Augen Mariechens wahrnahm und den Grund von Beidem gehört hatte, da brach bei ihm ein Wetter los, wie es bisher noch kaum im Hause getobt hatte. Dem Johann wurde sogleich für den nächsten Ersten gekündigt, und zwar in einer Weise und mit Worten, die ihn gewiß bewogen haben würden, auf der Stelle sein Felleisen zu packen, wenn er nicht gedacht hätte, gerade jetzt zu Mariechens Trost und Stütze bleiben zu müssen, so lange es nur möglich war. In der Reihe der Liebesworte aber, die für Mariechen aus dem väterlichen Munde abfielen, waren die einer „nichtsnutzigen Dirne", eines „ungerathenen Kindes, das den Eltern keine guten Alterstage vergönne", noch die allerzartesten.

Und so ging es von jetzt ab Tag für Tag, obschon Thorbeck, als er von Mariechens Weigerung Kunde bekam, dringend bat, sie nicht rauh zu behandeln und ihr Zeit zur ruhigen Ueberlegung zu lassen. Johann konnte endlich dieses Treiben im Hause nicht mehr länger mit ansehen. Ohnehin bekam er Mariechen nur noch bei Tische zu sehen; denn diese hatte den strengsten Befehl erhalten, kein Wort mehr mit ihm zu wechseln und von gemeinschaftlichem Arbeiten auf dem Handwerke war keine Rede mehr. Aber jeder Blick auf das blasse Gesicht und in die verweinten Augen Mariechens ging ihm wie ein Stich durch's Herz und reifte in ihm endlich den Entschluß, dem Mädchen sein Wort zurückzugeben und ihr selbst zur Einwilligung in Thorbeck's Antrag zu rathen.

Es war der Sonntag vor demjenigen, an welchem, wie wir Eingangs erzählten, die guten Buchenheimer durch die Proclamation Thorbeck's mit Marie Kugler so reichlichen Redestoff empfingen, als Johann seinen selbstverleugnungsvollen Entschluß ins Werk setzte. Meister Kugler war sogleich nach Tische in den blauen Engel gewandert und von dort vor Abend nicht zurück zu erwarten; Frau Kugler aber hatte die Einladung einer Frau Base zum Nachmittags-Kaffee angenommen, so daß Mariechen alleine zu Hause war.

Sie saß in ihrem Stübchen über der Bibel, und von

Zeit zu Zeit fielen schwere Tropfen aus ihren Augen auf das heilige Buch, wenn sie darin eine Stelle fand, die für ihren Herzenszustand besonders paßte. Da klopfte es leise an ihrer Thüre, und als sie öffnete, stand Johann vor ihr. Er war auch sogleich nach Tische ausgegangen, aber, als er Frau Kugler im Visitenkleide über die Straße hatte gehen sehen, sogleich wieder heimgekehrt, um ungestört mit Mariechen sich aussprechen zu können.

Weinend fiel ihm das Mädchen an die Brust und verbarg das Gesicht an derselben.

„Johann, Johann, was soll aus uns noch werden! Ach, ich bin so unglücklich, daß mir oft aller Lebensmuth vergeht!“ schluchzte sie mit halberstickter Stimme.

„Beruhige Dich, liebes Kind!“ tröstete Johann. „Mir ist es jetzt klar, wie es mit uns werden muß, und um Dir das mitzutheilen, bin ich hier.“

„Nun?“ fragte Mariechen und sah ihm erstaunt und erwartungsvoll in die Augen. „Weißt Du wirklich ein Mittel, wodurch uns zu helfen ist?“

„Wir müssen scheiden, Mariechen!“ antwortete Johann, indem er mit Mühe seine Thränen zurückhielt. „Daß Deine Eltern Dir den Willen lassen und dem Thorbeck eine abschlägliche Antwort geben, ist nicht zu erwarten. Der reiche Schwiegersohn und das gute Leben, das sie durch denselben für sich erhoffen, steckt ihnen zu fest im Sinne. — Aber so wie bis jetzt kann und darf es nicht länger fortgehen. Drum geb' ich Dir Dein Wort zurück und wandere, ehe noch meine Zeit herum ist.“

„Aber, Johann!“ schrie das Mädchen wahrhaft auf und starrte dabei den Geliebten mit einem herzzerreißenden Blicke an. „Wie kannst Du solch ein Wort sprechen? Habe ich denn Deine Liebe verloren, daß Du mich verlassen willst?“

„Nein, Mariechen,“ antwortete Johann und zog die Erregte heftig an seine Brust, „meine Liebe kannst Du nie verlieren; die ist so mit meinem Herzen verwachsen, daß sie nicht aufhören wird, bis das Herz bricht. Aber eben weil ich Dich so unendlich lieb habe, kann ich den Jammer hier im Hause nicht länger ansehen, und will nicht die Schuld haben, daß Du wie ein Schatten dahin-

ſchwindeſt unter dem täglichen Kreuz und Herzeleid. Ich gehe darum und rathe Dir ſelbſt, Thorbeck's Antrag anzunehmen; denn es iſt mir, als ob eine innere Stimme mir ſagte, die Verbindung mit ihm werde nicht lange dauern, und dann doch noch die Möglichkeit eintreten, daß Du mein wirſt."

„Ich ſoll Thorbeck heirathen?" fragte Mariechen und riß ſich aus den Armen Johanns los. „Und das kannſt Du mir rathen, der Du doch weißt, wie mir der Menſch zuwider iſt?"

„Ich habe mich nach ihm erkundigt," ſagte Johann, „und gehört, daß er nicht ſo ſchlimm iſt, wie er ausſieht. Seine Dienſtboten loben ihn als einen ſehr guten Mann, der wohl etwas ſtill und verſchloſſen ſei, aber Jedermann gerne zu Gefallen lebe. Da wirſt Du es wohl bei ihm aushalten können, zumal da er Dich, wie es ſcheint, wirklich lieb hat. Und, wie geſagt, eine innere Stimme ſagt mir, daß Deine Ehe mit ihm nicht lange dauern wird."

„Worauf gründeſt Du denn dieſe Meinung?"

„Ich weiß es nicht. Gründe, die ich Dir angeben könnte, habe ich nicht; aber da drinnen iſt's mir eine zweifelloſe Gewißheit. Woher ſie kommt, kann ich Dir nicht ſagen; ſie iſt aber einmal da, als ob ſie mir von oben eingegeben wäre."

„Und damit willſt Du Dich und mich tröſten, daraufhin es wagen, Dein und mein Lebensglück auf's Spiel zu ſetzen?" fragte vorwurfsvoll Mariechen.

„Nein," antwortete Johann, „nicht daraufhin allein! Ich denke auch an das Wort der Schrift: „Ihr Kinder, ſeid gehorſam euren Eltern in dem Herrn; denn das iſt billig" und daß die Befolgung dieſes Wortes die Verheißung hat: „auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebeſt auf Erden." — Sieh', liebes Mariechen, dies Gotteswort mit jener inneren Gewißheit, die ich in mir trage, vereinigt, haben mich dazu gebracht, Dir den vorhin gegebenen Rath zu ertheilen. Wie ſchwer es mir geworden iſt, mein eigenes Herz ſo weit zu überwinden, weiß Gott der Herr; aber ich ſehe kein anderes Mittel, Dich aus dem gegenwärtigen Jammer herauszureißen. Vertrauen

wir Gott, daß er Alles zum Besten lenken werde; und wenn er es so lenken sollte, daß wir für immer von einander lassen müssen, so müssen wir eben denken, Er habe es so gewollt zu unserem eigenen Besten. Die Ehen werden ja, wie man sagt, im Himmel geschlossen: ist auch die unsrige dort geschlossen, so wird sie Niemand hintertreiben und für immer auseinanderhalten können. Jedenfalls aber wird, wenn Du meinem Rathe folgst, für Dich und wohl auch für mich der Segen nicht ausbleiben, der auf die Befolgung des Gottesgebots gelegt ist."

So redete Johann in das kummervolle Mädchen hinein; aber man hörte es ihm an, welch eine Ueberwindung es ihm kostete, die Worte vorzubringen; denn mehr als Einmal stockte seine Stimme und ein leises Beben seiner Lippen verrieth genugsam den schmerzlichen Kampf, der in seinem Herzen tobte.

Als er geendet, sah ihm Marie lange und scharf mit ihren großen, feuchten Augen an, als wollte sie ihm bis ins innerste Herz hineinschauen. Aber, was sie in den von einem unendlichen Weh getrübten Augen des Geliebten las, mußte sie vollkommen befriedigt haben. Sie reichte ihm jetzt beide Hände hin und sagte:

„In Gottes Namen denn, Johann! Ich will Deinem Rathe folgen, und Gott wird mir ja Kraft geben, daß ich auch mein Herz überwinde, wie Du das Deinige überwunden hast. Wir wollen ihn gemeinsam anflehen, daß er uns nach seinem Rathe leiten möge. — Ich muß aber Thorbeck sagen, daß ich ihm nur meine Hand geben kann, und nicht auch mein Herz. Ist er damit zufrieden, so will ich ihm eine treue Hausfrau sein, so lange es Gott gefällt."

Sie hatte das mit einer merkwürdigen Ruhe gesprochen; aber kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, so war es ihr, als habe sie sich selbst und ihrem Lebensglück das Todesurtheil gesprochen. Mit einem Schmerzensschrei schlang sie ihre Arme um Johanns Hals, drückte einen langen Kuß auf seine Lippen und sank dann, wie gebrochen, auf einen Stuhl.

„Geh' jetzt, Johann, und laß mich allein!" flüsterte sie, die Hände auf das stürmisch klopfende Herz pressend,

als müßte ſie hindern, daß ſeine gewaltigen Schläge es nicht zerſprengten. „Geh' jetzt, und Gott ſei mit Dir — und mit mir!"

Noch einmal beugte ſich Johann herab zu ihr und küßte ſie auf die Stirne. Dann ſagte er unter gewaltſam hervorbrechenden Thränen:

„Ja, ich will gehen; aber vergiß nicht, daß mein Herz ſtets ein Zufluchtsort für Dich bleibt, wenn Du eines ſolchen bedarfſt. Lebe wohl! Auf Wiederſehen! Gott ſchütze Dich!"

Er eilte auf ſeine Kammer, wo er ſein Felleiſen ſchnell packte und dann, ohne auf die Rückkehr des Meiſters oder der Meiſterin zu warten, das Haus verließ. Mit dem Meiſter hatte er ſchon geſtern Abend abgerechnet und ihm ſeinen Entſchluß mitgetheilt, noch vor dem Erſten zu wandern, wozu dieſer freudig zuſtimmend mit dem Kopfe nickte.

Den Erfolg der zwiſchen Johann und Mariechen ſtattgehabten Unterredung hat der geneigte Leſer bereits kennen gelernt. Mariechen hatte noch an demſelben Abende den Eltern ganz unerwartet die Mittheilung gemacht, daß ſie bereit ſei, ihrem Wunſche zu folgen und Thorbeck zu heirathen, worauf dieſer denn ſofort das Aufgebot beim Pfarrer beſtellte. Was ihm Mariechen vorher geſagt hatte, konnte ihn nicht bewegen, ſeine Werbung zurückzunehmen. Nur das Eine wollte ihm nicht in den Sinn, was ſich Mariechen ausbedungen hatte, daß ſie nämlich bis zum Tage der Hochzeit ruhig für ſich ſein dürfe und nicht genöthigt würde, mit ihm ſich öffentlich vor den Leuten ſehen zu laſſen. Sie hatte ſich auch wirklich die ganzen acht Tage faſt nur auf ihrem Stübchen gehalten und war öfters nicht einmal zum Eſſen heruntergekommen, am aller-

wenigſten aber, wenn ſie Thorbeck im Hauſe wußte. Wenn ſie aber kam, zeigten ihre Züge eine Bläſſe, welche andere Eltern, als die ihrigen, auf's Tiefſte erſchreckt haben würde. —

Was war natürlicher, als daß ſie heute, wo ihr öffentliches Aufgebot mit Thorbeck verkündigt worden war, erſt recht in ihrer Einſamkeit blieb und ihren Platz am Mittagstiſche leer ließ!

Brummend ſah Meiſter Kugler auf den leeren Platz.

„Wie lange wird denn die Komödie noch dauern mit der Marie?“ fuhr er endlich heraus. „Ich meine, ſie hätte doch jetzt Zeit genug gehabt, ſich ihren lieben Johann aus dem Sinne zu ſchlagen und ſich an den Gedanken zu gewöhnen, künftighin als Frau Thorbeck auf der Gartenau zu hauſen. Das ewige Trübſalblaſen wird mir nachgerade unerträglich.“

„Laß ſie nur!“ beſchwichtigte die Mutter. „Wenn es ja Thorbeck ſo recht iſt, daß ſie nichts mit ihm zu thun haben will bis zur Hochzeit, kann es uns lange recht ſein. Iſt ſie einmal in der Gartenau und hat einmal verkoſtet, was es auf ſich hat, eine reiche Frau zu ſein, ſo wird ſie ſich die Narrendinge ſchon aus dem Kopfe ſchlagen. Wir wollen froh ſein, daß die ganze Sache ſo weit iſt und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann.“

3.

Ganz Buchenheim war begierig, zu erfahren, wie es mit Thorbeck's Hochzeit gehalten werden würde. Diejenigen,

welche mit den Verhältnissen im Kugler'schen Hause, insonderheit mit dem Verhalten Mariechens während der Brautzeit, irgendwie vertraut waren, dachten sicher, es werde die Trauung ganz im Stillen vollzogen werden, und die Zurückhaltung, welche Thorbeck bisher den Bewohnern Buchenheims gegenüber beobachtet hatte, ließ vermuthen, daß sie Recht behalten würden. Andere meinten wieder, Thorbeck werde sich's bei dieser Gelegenheit nicht versagen, im vollen Glanze des reichen Mannes aufzutreten und eine Hochzeit halten, wie sie Buchenheim schon lange nicht mehr, oder wohl noch nie erlebt habe.

Man sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Denn beim Beginn der Woche, auf deren Freitag die Hochzeit angesetzt worden war, ergingen die massenhaftesten Einladungen, und zwar nicht bloß bei den sogenannten Honoratioren, dem Bürgermeister, dem Beigeordneten, dem Doktor und Apotheker, sondern auch bei allen Denjenigen, welche irgendwie zu dem Kugler'schen Hause in einer näheren oder entfernteren Beziehung standen. Bei allen Bäckern wurden die großartigsten Bestellungen an Brot und Kuchen gemacht, deßgleichen bei den Metzgern alle mögliche Fleischsorten gefragt und bestellt; ja es verlautete, daß am Tage vor der Hochzeit ein eigener Wagen von der Gartenau nach der benachbarten größeren Stadt gehen werde, um dort feinen Wein und Alles das zu holen, was man in Buchenheim nicht haben konnte.

Wie schnell schlug jetzt im Städtchen die Stimmung gegen den Bräutigam um! Jetzt hörte man kein Sterbenswörtchen mehr von dem „unheimlichen Menschen", von dem „hergelaufenen Kerl", von dem „braunen Einsiedler", und wie die Ehrentitel alle lauteten, die man zuvor Thorbeck in der freigebigsten Weise aufgeladen hatte. Jetzt fand man es ganz natürlich, ja legte es sogar als eine lobenswerthe Bescheidenheit aus, daß der wildfremde Mann sich den Leuten nicht sogleich aufgedrängt, sondern diese passende Gelegenheit abgewartet habe, um mit seinen Mitbürgern in näheren Verkehr zu treten. Nur Diejenigen, welche keine Einladungen erhalten hatten, zuckten nach wie vor spöttisch die Achseln, wenn auf ihn die Rede kam, sagten jedoch nichts, um nicht den Schein auf sich

zu laden, als seien sie ärgerlich darüber, daß sie nicht auch eingeladen wären. — Auch über Marie lauteten die Urtheile jetzt ganz anders als zuvor. „Was die für ein Glück gemacht habe!“ hieß es nun, und statt des Tadels über ihre Untreue gegen den armen Johann kam die Anerkennung, wie vernünftig sie doch im Grunde gehandelt habe, dem reichen Gutsbesitzer vor dem einfachen Handschuhmachergesellen den Vorzug zu geben. Von ihrem Hochzeitskleide wollte man wissen, daß dasselbe hinter ihrem Rücken von dem ersten Damenschneider der Provinzial-Hauptstadt gemacht werde, und zwar nach dem Muster eines ihrer Kleider, welches die Mutter heimlich an Herrn Thorbeck geliefert habe; es würde ein Kleid werden, wie in Buchenheim noch keines gesehen worden sei.

Da durften sich denn natürlich die schönen und unschönen Buchenheimerinnen, welche zur Hochzeit geladen waren, auch nicht ganz hinten finden lassen, und es ging deßhalb, sowie die Einladungen ergangen waren, an ein Waschen und Bügeln, an ein Schneidern und Nähen, für das die Wäscherinnen und Schneiderinnen kühnlich dreifache Preise hätten fordern dürfen; man hätte sie ihnen willig bezahlt.

Endlich war der heiß ersehnte Freitag da, an welchem die Hochzeit stattfinden sollte. Schon am frühen Morgen ließen die drei Katzenköpfe, welche das schwere Geschütz der Stadt bildeten und welche der Bürgermeister auf Ansuchen des Herrn Thorbeck gerne hergeliehen hatte, ihr mächtiges Knallen ertönen, so daß man es fast auf zweihundert Schritte weit hörte, und die Gassenbuben schrieen zu jedem Knall ihr pflichtmäßiges Hurrah! Was dieselben aber beim Mittagessen von der Ehrenpforte erzählten, die am Eingange in den Hof der Gartenau errichtet sei, ging fast über die Begriffe der Kleinstädter hinaus und spannte alle Erwartungen auf's Höchste.

Die Trauung, welche statt in der Kirche im Hause vollzogen werden sollte, war erst auf fünf Uhr Nachmittags angesetzt, damit die ärgste Hitze des Junitages vorüber sei, wenn sie stattfände. Aber schon um die Mittagsstunde sah man die Mädchen im leichten Morgenkleide aus einem Hause in das andere huschen, um sich

beim Haarmachen gegenseitig zu helfen und im Ueberlegen wegen dieſes oder jenes Feſtſchmuckes einander getreulich beizuſtehen. Die Herren Väter aber ſtolzirten um dieſelbe Zeit ſchon in der ſchwarzen Sonntagshoſe und blank gewichsten Stiefeln umher, als ob ſie dadurch Jedem, der es noch nicht wüßte, zeigen wollten, daß ſie auch zu den Geladenen gehörten.

Es war wohl Niemand unter dieſen Allen, der nicht ſchon um vier Uhr völlig zum Aufbruche bereit geweſen wäre. Aber Niemand wollte doch der Erſte ſein, der aufbrach, und ſo ſtanden überall die Fenſter voll geputzter Leute, die ſorglich Straße auf und Straße ab ſchauten, um nach dem Erſten auszuſchauen. Endlich ſetzte ſich der Schneider Groote, Kugler's Nachbar, mit ſeiner Ehehälfte in Marſch, indem er richtiger Weiſe von dem unbeſtreitbaren Grundſatze ausging, Einer müſſe doch der Erſte ſein.

Aber nun ſtrömte es auch wie auf ein gegebenes Zeichen aus allen Thüren und man hätte meinen können, es zöge eine Prozeſſion nach der Gartenau.

Bald war man dort; denn der Hof lag etwa nur fünf Minuten von dem letzten Hauſe des Städtchens ent-

fernt. Und richtig! Da ſtand am Hofthore die Ehrenpforte, von der die Buben ſchon ſo viel Herrliches heimgebracht hatten, ein ſtattlicher Bau aus hohen, mit friſchem Laubwerk umwundenen Stangen, die, wo ſie oben ſich zur Spitze vereinigten, in einem Roſenkranze die Inſchrift trugen:

„Willkommen, ihr Gäſte,
Zum fröhlichen Feſte!"

Man hielt ſich jedoch mit dem Anſchauen und Bewundern desſelben nicht allzulange auf; denn in der Hausthüre ſtand ſchon der Bräutigam im feinen Frack und mit einem

mächtigen Roſenſtrauße im Knopfloche, um die Gäſte zu empfangen, und aus der Hausthüre hervor duftete ein ſo lieblicher Geruch von friſch gebranntem Kaffee, daß die um ihren regelmäßigen Vieruhr-Kaffee betrogenen Magen ein menſchliches Rühren verſpürten und unwillkürlich die Füße in ein ſchnelleres Tempo brachten.

Würdevoll und doch freundlich empfing Herr Thorbeck die Gäſte und nahm mit unverkennbarer Freude die Glückwünſche entgegen, die auf ihn gleichſam herabregneten.

Wie ihn viele der Gäſte jetzt zum erſten Male in nächſter Nähe ſahen, ſo wollen wir auch den geneigten Leſer jetzt erſt ſeine nähere perſönliche Bekanntſchaft machen laſſen.

Thorbeck war ein hochgewachſener ſtattlicher Mann, etwa in der Mitte der Dreißiger, der ſich in dem knapp anliegenden Frack und den feinen Lackſtiefeln, auf welche die langen Beinkleider herabfielen, ſehr gut ausnahm. Wer ihm aber früher ſchon den Ehrentitel eines „braunen Kerls“ gegeben hatte, konnte auch jetzt beim beſten Willen nicht anders, als ſich in ſeinem Herzen zuzugeſtehen, daß er mit dieſer Bezeichnung nicht neben das Ziel geſchoſſen habe. Denn Thorbeck's Geſichtsfarbe war wirklich faſt gelbbraun, und zwar ſo außergewöhnlich ſtark und überall im ganzen Geſichte, daß man deutlich ſehen konnte, dieſes Braun ſei nicht die Folge des Sonnenbrandes und anderer äußerer Witterungseinflüſſe, ſondern ſei die natürliche Farbe, welche die Haut von jeher gehabt habe. Dazu paßte denn auch ganz das Haar, welches, obwohl kurz geſchnitten, doch deutlich jenes tiefdunkle Schwarz erkennen ließ, das faſt ins Bläuliche ſchillert und bei Deutſchen ſo ſelten gefunden wird. Die Augen aber, hu! die waren faſt wie Kohlen und blitzten ſo ſcharf, daß man den Eindruck bekommen konnte, ihre Blicke ſtächen ordentlich. Im Uebrigen war Thorbeck ein Mann, der ſich offenbar viel in guter Geſellſchaft bewegt hatte; denn, wie er ſich auch unter den vielen Gäſten, die er zu begrüßen hatte, wenden und drehen mochte, immer waren ſeine Bewegungen und Geberden gewandt und zierlich, und auch an der nöthigen Redefertigkeit fehlte es ihm nicht, um die Gäſte je nach

Stand und Würde geziemend zu behandeln und ihre Glückwünsche zu erwidern.

In den beiden großen Stuben des Erdgeschosses, welche neu tapeziert waren, sowie in noch zwei andern kleineren Zimmern standen große, mit dem feinsten Damast gedeckte Tische, auf welchen die Kunststücke der Buchenheimer Bäcker in verschwenderischer Fülle aufgestellt waren. Tassen und Kannen waren, wie die würdigen Hausfrauen sogleich entdeckten, von ächtem Porzellan und mit Goldrändern, ja sogar Malereien reich verziert. Zwischen den Kuchenbergen prangten feingemalte Blumenvasen mit mächtigen Sträußen; kurz es war Alles, wie man es bei Herrn Thorbeck zu finden erwartet hatte, vielleicht noch etwas reicher und prächtiger.

Der alte, ehrwürdige Pfarrer ließ heute ganz gegen seine Gewohnheit auf sich warten. Schon hatte es eine Weile fünf Uhr geschlagen, und er war noch nicht da. Allein an Unterhaltungsstoff für die Gäste fehlte es nicht. Die prächtige Ausrüstung der Hochzeitstische gab ihn, wenigstens für das weibliche Geschlecht, reichlich her, und auch die Männer ließen sich nicht hinten finden, über den muthmaßlichen Reichthum des Bräutigams flüsternd ihre Bemerkungen auszutauschen und vereinigten sich in dem Urtheile, es sei doch eigentlich eine Ehre für ganz Buchenheim, daß ein so reicher Mann sich ein Mädchen des Städtchens zur Frau erkoren habe, wobei denn mancher Vater mit einem heimlichen Seufzer das Wort widerrief, das er noch vor Kurzem gesprochen: „Meine Tochter würde der Thorbeck nicht bekommen.“ Auffallend war es nur, daß die Braut sich noch immer nicht blicken ließ; die Neugierde, das prächtige Hochzeitskleid zu sehen, das in der Provinzial-Hauptstadt gefertigt war, zersprengte fast die weiblichen Herzen. Aber sie mußten sich gedulden und den Erklärungsgrund für das lange Ausbleiben der Braut in der Sorgfalt suchen, welche dieselbe auf das Anlegen des Hochzeitsstaates verwenden werde.

Endlich, endlich sollte die Neugierde befriedigt werden. Denn als der Pfarrer durch das Hofthor eintrat, kam auch Mariechen, von ihrer Mutter geleitet, herbei. Aber war das denn wirklich das vielbesprochene Hochzeitskleid?

Nein, es war der einfache, ſchwarze Abendmahlsanzug Mariechens, den man genugſam kannte. Auch nicht das Mindeſte von Schmuck ſah man an ihr, nicht einmal einen gehörigen Brautkranz, ſondern ſie hatte eine einfache weiße Roſe ins Haar geſteckt. So auffallend dies war, ſo fanden ſich die Anſichten doch bald dahin zurecht, das Brautkleid, das ihr Thorbeck habe machen laſſen, müſſe dem armen Kinde allzu prächtig geweſen ſein; es ſei eben an einen ſolchen Reichthum noch nicht gewöhnt und müſſe ſich erſt allmählig in denſelben hineinleben.

„Aber ſieht denn wirklich ſo eine Braut aus?“ fragten ſich die Mädchen, als ſie in das marmorblaſſe Geſicht Mariechens ſchauten, in welchem nur die Augenränder etwas geröthet waren, „und noch dazu eine glückliche, beneidenswerthe Braut, wie hier eine ſteht?“

Es blieb jedoch nicht Zeit genug, ſich ſolchen Betrachtungen und Fragen lange hinzugeben; denn bevor man noch Zeit hatte, bei Mariechen ſeine Glückwünſche in aller Form anzubringen, trat der Pfarrer herein.

Er trug einen großen Brief in der Hand, mit dem er ſogleich zu Thorbeck hintrat und ihm denſelben überreichte.

„Entſchuldigen Sie, Herr Thorbeck,“ ſagte er, „daß ich mich etwas verſpätet habe; allein ich bin unterwegs aufgehalten worden. Als ich an den Wegweiſer kam, ſtand da ein fremd ausſehender Mann und ſprach mich in kaum verſtändlichem Deutſch an, ich möchte doch dieſen Brief an Sie übergeben. Ich wollte ihn anfangs nicht nehmen und wollte den Mann bedeuten, er möge doch ſelber den Brief an Sie übergeben; aber ich konnte mich nicht mit ihm verſtändigen.“

Auf dem Briefe ſtand in großen dicken Ziffern die Zahl 70000, wie die zunächſt Stehenden deutlich erkennen konnten.

Als Thorbeck die Zahl erblickte, zuckte er heftig zuſammen und hatte lange zu thun, bis er ſtotternd die Worte herausbrachte:

„Das iſt ein ſchlechter, unzeitiger Spaß, eine unverſchämte Bettelei!“

Hierauf eilte er raſch aus dem Zimmer und überließ

es den Gästen, über den befremdlichen Zwischenfall sich ihre eigenen Gedanken zu bilden. Manche dachten an eine Schuldforderung, gaben aber sogleich diesen Gedanken wieder auf beim Anblick des ungewöhnlichen Reichthums, der überall hier zur Schau gestellt war. Was Andere dachten, blieb jedenfalls in den Tiefen ihrer Herzen verschlossen.

Während man sich ringsum verwundert anschaute, trat der Pfarrer zu Mariechen und begrüßte sie mit einem stillen, herzlichen Händedruck und mit Blicken, aus welchen eine aufrichtige, wehmüthige Theilnahme unverkennbar hervorleuchtete.

Nach wenigen Minuten trat der Bräutigam wieder ein und zeigte den ihn anstarrenden Gästen ein völlig heiteres Gesicht: nicht einmal eine Blässe konnte man vor seiner braunen Gesichtsfarbe entdecken. Mit vollendeter Artigkeit bat er den Pfarrer und die Gäste, sich nach oben zu begeben, wo Alles für die Trauung zugerichtet sei, und reichte dann der Braut den Arm, um dem vorangehenden Pfarrer nachzufolgen. Die Gäste schlossen sich an.

In dem großen Zimmer des Oberstockes stand ein schwarz behängter Tisch, der die Stelle des Altars vertreten sollte, und allerlei blühende Topfgewächse bildeten einen schönen Hintergrund für denselben. Die Trauung begann. Aber während der Pfarrer sonst es fast nie unterließ, einige wohlgemeinte, herzliche Worte an die Brautleute zu richten, ehe er nach dem vorgeschriebenen Formulare die Trauung vollzog, heute beschränkte er sich lediglich auf das Letztere. Und doch mochten Alle, die da wußten, wie große Stücke der Pfarrer auf Marie Kugler hielt, gerade heute eine recht eindringliche Traurede erwartet haben, welche auch die besonderen Verhältnisse des Brautpaars nicht unerwähnt ließe. In kurzer Zeit war die Handlung beendigt, bei welcher Marie ihr zustimmendes „Ja" laut und vernehmlich aussprach.

Als der Pfarrer sein Amtskleid abgelegt hatte, trat er zu Marie hin, um welche sich schon die Glückwünschenden drängten, ergriff ihre Hand und sprach zu ihr mit unverkennbarer Weichheit und Rührung.

„Marie, Du hast die Pflicht einer gehorsamen Tochter

erfüllt; erfülle nun auch die eines treuen Weibes. Der, welcher Dir zum Ersten Kraft gegeben hat, wird Dir auch zum Zweiten seinen Beistand nicht versagen, wenn Du Ihn vor Augen und im Herzen behältst und mit unerschütterlicher Treue suchst. Mit Lust und Freude sah ich Dich als Mädchen emporblühen; mache, daß ich dieselbe Freude auch ferner an Dir haben kann. Gott führe und stärke Dich!"

Er drückte ihr noch einmal innig bewegt die Hand und entfernte sich dann rasch mit einem stummen Gruße gegen Thorbeck und die übrigen Gäste.

Alles staunte; denn es war in Buchenheim alt hergebrachte Sitte, daß bei jedem ehrlichen Paare der Pfarrer noch ein Stündchen nach der Trauung blieb und durch seine Anwesenheit den Ehrentag verherrlichen half. Es war dies so selbstverständlich, daß man nicht einmal mehr den Pfarrer besonders zur Theilnahme an der Hochzeitsfeier einlud.

Thorbeck, der mit der Ortssitte nicht vertraut war und von seinem Schwiegervater erst damit bekannt gemacht werden mußte, eilte sogleich dem Pfarrer nach, um ihn einzuladen, daß er doch an seinem Freuden- und Ehrentage auch sein Gast sein möge.

Da erwiderte ihm der Pfarrer ruhig, aber ernst und entschieden:

„Herr Thorbeck, Sie sind seit Ihrem Hiersein auch allsonntäglich von den Glocken unserer Kirche zu Gaste geladen worden, wie jedes andere Gemeindeglied. Sie haben es aber beharrlich verschmäht, dieser Einladung zu folgen; da müssen Sie mir erlauben, heute auch Ihre Einladung abzulehnen: denn ich kann mir nicht denken, daß ich Ihnen ein willkommener Gast sein könnte. Gehaben Sie sich wohl!"

Betroffen kehrte Thorbeck zu seinen Gästen zurück, indem er mit Achselzucken etwas von „Pfaffenstolz" und „geistiger Beschränktheit" murmelte, wozu die Thränen in den Augen seines bleichen Weibes allerdings schlecht stimmten. Betroffen waren auch die Meisten unter den Gästen; aber es gelang der leichten Art, mit welcher Thorbeck über die allgemeine Verstimmung hinwegzugehen

wußte, ſowie der heiteren Artigkeit, mit welcher er die Gäſte zu Tiſche lud, bald jede Spur von Verlegenheit und Mißſtimmung zu entfernen. Man wollte ſich eine ſolche Hochzeit nicht durch das Benehmen des Pfarrers verbittern laſſen und griff wacker zu.

Während Marie ſtill und bleich am Ehrenplatze ſaß und nur wenige Worte mit den zunächſt Sitzenden wechſelte, war Thorbeck auffallend luſtig und geſprächig. Er blieb kaum fünf Minuten anhaltend auf ſeinem Platze neben Marie ſitzen, ſondern ging von Gaſt zu Gaſt, von Tiſch zu Tiſch, nöthigte in der liebenswürdigſten Weiſe zum Zugreifen, und verſetzte durch ſeine Späße, die er dabei machte, bald die ganze Geſellſchaft in die heiterſte Stimmung. Als nach dem Kaffee der Wein an die Reihe kam, trank er raſch und viel, als wolle er ſeinen Gäſten ein gutes Vorbild geben, und ſeine Luſtigkeit ſteigerte ſich dadurch immer mehr, ſo daß man den ernſten, verſchloſſenen Menſchen, als den er ſich bisher immer gegeben hatte, gar nicht mehr in ihm wiedererkannte.

Wer von den Gäſten ſich indeſſen von den Wirkungen des Weines ferne hielt und den klar beobachtenden Blick bewahrte, konnte leicht merken, daß dieſe Luſtigkeit eine erkünſtelte war; denn je und dann flog es wie ein dunkler Schatten über die Züge Thorbeck's, wenn er einmal von ſeinen Umgängen an den Tiſchen ſich ausruhte und eine Weile ſtille ſaß, und was da aus ſeinen blitzenden Augen ſprühte, war etwas ganz Anderes als die fröhliche Laune, welche der Wein erzeugt. Ja es geſchah wohl, daß er dann eine ganze Weile vor ſich hinſchaute, als wären ſeine Gedanken weit, weit abweſend, um dann nachher freilich wieder um ſo ausgelaſſener zu plötzlicher Luſtigkeit aufzufahren.

Marie, die Thorbeck überallhin mit ihren beobachtenden Blicken begleitete, wurde immer ſtiller und — immer bleicher. Plötzlich erhob ſie ſich und ging aus dem Zimmer. Ihre Umgebung dachte, ſie entferne ſich, um einmal draußen in der Geſindeſtube ſich zu zeigen, wie das üblich war. Allein ſie kehrte nicht wieder, und als man Thorbeck deßhalb befragte, gab er zur Antwort, es ſei Marie ſchon heute Morgen nicht ganz wohl geweſen,

man möge ſie entſchuldigen und ſich durch ihre Abweſenheit nicht ſtören laſſen.

Das thaten denn auch die Wenigſten, und als die letzten Hochzeitsgäſte endlich aufbrachen, graute ſchon der junge Tag.

4.

Marie bewies ſich raſch in der neuen Wirthſchaft als eine tüchtige Hausfrau, und es wäre keineswegs nöthig geweſen, daß ihr Vater und ihre Mutter jeden Tag herauskamen, nach ihr zu ſehen. Was ſie bei ihrer Tante gelernt hatte, kam ihr jetzt ſehr gut zu Statten. Flink und friſch griff ſie überall ſelbſt mit an und nöthigte dadurch die Dienſtboten ſtillſchweigend, ihrem Beiſpiele zu folgen und auch ihrerſeits ihre Schuldigkeit zu thun.

Es war dies von großer Wichtigkeit für ſie. Denn das Geſinde hatte es bald weg, daß ſie zu ihrem Manne in keinem beſonders guten Verhältniſſe ſtand. Sie ließ es zwar gegen ihn an Aufmerkſamkeit und Dienſtwilligkeit nicht fehlen und behandelte ihn beſonders im Beiſein des Geſindes mit der ſorgſamſten Rückſichtnahme; allein daß dies Benehmen nicht aus wirklicher Liebe hervorging, konnte Jedermann leicht wahrnehmen. Die flüchtige Neigung zu dem ſchönen Mädchen, welche Thorbeck bewogen hatte, Marie zu ſeiner Gattin zu erwählen, ſchien auch bald verraucht zu ſein, und es geſchah immer ſeltener, daß die beiden Ehegatten zu einem vertraulichen Geſpräche ſich vereinigten. Bei Tiſche, wenn das Geſinde zugegen war — denn es beſtand damals noch der gute, löbliche Gebrauch, daß Herrſchaft und Geſinde an Einem Tiſche aßen und Thorbeck hatte ſich, als er die Gartenau bezog, wenn auch etwas widerwillig, dieſem Gebrauche gefügt — bei Tiſche wurde zwiſchen den beiden Gatten nur das unumgänglich Nothwendige geſprochen, was ſich auf die Wirthſchaft bezog; nachher ging Jedes ſeinen eigenen Geſchäften nach, und die Abende verbrachte Thorbeck jetzt, wo das Eis zwiſchen ihm und den Buchenheimern gebrochen war, faſt regelmäßig im Wirthshauſe bei Herrn Neumann.

Unter ſolchen Verhältniſſen glaubten die Schlechten unter dem Geſinde es wagen zu dürfen, der jungen Frau je und dann, wenn ihnen etwas nicht gefiel, offenen Trotz zu bieten, weil ſie ſich ſagten, daß dieſelbe vom Hauſe aus nicht mehr ſei, als ſie ſelber, und deßhalb dachten, ſie hätten nicht nöthig, ſich viel von ihr befehlen zu laſſen. Aber die ruhige Art, mit welcher Marie ſie behandelte und welche die Beſſeren unter dem Geſinde bald auf ihre Seite zog, ſowie die Unverdroſſenheit und Emſigkeit, mit welcher ſie ſtets bei der Arbeit die Erſte war und ſich ſelbſt nichts ſchenkte, brachte bald die böſen Geiſter wieder zurecht. Nach wenigen Wochen hatte Marie es dahin gebracht, daß man ihr in allen Stücken ohne Widerrede, ja mit Luſt gehorchte, zumal da man ſah, wie ſie überall das Richtige anzuordnen verſtand. Thorbeck bekümmerte ſich um das Hausweſen nicht viel; er war meiſtens außer dem Hauſe, da er auf ſeinen weitläufigen Wieſen eine künſtliche Bewäſſerung einrichtete und außerdem einen großen Obſtgarten anlegte. Wie es auch ſonſt um ihn ſtehen mochte, man mußte ihm jedenfalls das laſſen, daß er ein tüchtiger, einſichtsvoller Landwirth war, der ſich mit allen Kräften bemühte, die Gartenau zu hoher Ertragsfähigkeit zu bringen, was ihm auch mehr und mehr gelang.

Außer der Gartenau ſah man Marie ſehr ſelten. Das elterliche Haus zu beſuchen hatte ſie nicht nöthig, da Vater und Mutter oft genug nach der Gartenau kamen, und zwar regelmäßig um diejenigen Tageszeiten, die zum Eſſen beſtimmt waren und ihnen vorausſichtlich eine Einladung zu demſelben eintrugen. Thorbeck ſchienen dieſe häufigen Beſuche der Schwiegereltern zwar nicht beſonders zu behagen, allein er ließ deßhalb nie ein Wort fallen; nur ließ er ſich auch nicht abhalten, ſeinen Geſchäften nachzugehen, und ſchenkte nachgerade den Schwiegereltern ebenſowenig Aufmerkſamkeit wie ſeiner Frau. Mit ihren früheren Kamerädinnen hatte Marie jeden Umgang abgebrochen. Man war wohl hier und da geneigt, ihr das als Stolz auszulegen; aber wenn man dann die bleiche junge Frau Sonntags in der einfachſten Kleidung zur Kirche kommen ſah, ſo mußte man ſolche Gedanken

unwillkührlich wieder aufgeben. Ihr ganzes Wesen zeigte zu deutlich, daß sie weit davon entfernt war, die reiche Frau spielen zu wollen, wie man es wohl erwartet haben mochte.

So war der Sommer vorübergegangen, und es war Spätherbst geworden. Auf den Feldern war die meiste Arbeit beendigt und man bereitete nach und nach die häuslichen Beschäftigungen für den Winter vor.

Es war in der zweiten Hälfte des November, an einem jener Tage, an welchen es eigentlich gar nicht recht Tag wird, und schon bald nach Mittag die Nothwendigkeit eintritt, das Licht anzuzünden. Thorbeck war schon am frühen Morgen verreist, um in der Provinzial-Hauptstadt einige nothwendige Geschäfte zu besorgen und gedachte, erst am Abende wieder heimzukehren. Marie war den ganzen Tag über alleine gewesen; denn das naßkalte, nebelige Wetter hatte die Eltern heute abgehalten, den gewohnten Besuch abzustatten, zumal da Meister Kugler nicht ganz wohl war. Das trübselige Wetter hatte seinen unwiderstehlichen Einfluß auch auf ihre Stimmung ausgeübt. An drängender Arbeit, mit welcher sie sonst die trüben Gedanken immer wirksam verscheucht hatte, fehlte es, und so sah sie sich unwiderstehlich solchen Gedanken hingegeben. Es war besonders das düstere, unheimliche Wesen ihres Mannes, was ihr zu schaffen machte, weil es oft in der auffallendsten Weise sich kund gab. Es schien, als ob eine innere Unruhe ihn quäle; denn, wenn er auch noch so sehr ermüdet war, er konnte es nicht aushalten, längere Zeit ruhig zu sitzen, und wenn er einmal saß, brütete er meistens stille vor sich hin, ohne etwas mehr als das unbedingt Nothwendigste zu sprechen. Es war offenbar, daß ihm eine schwere Last auf dem Herzen lag, die ihm weder seine eifrige Thätigkeit herunternehmen konnte, noch die ausgelassene Lustigkeit, welche er, wie Marie von ihrem Vater erfahren hatte, bei seinen Besuchen im Wirthshause in der Regel entwickelte. Ihn nach dem Grunde seiner auffallenden Mißstimmung zu fragen, wie es einem treuen Weibe zugekommen wäre, das Gutes und Böses mit dem Gatten theilen soll und will, konnte sich Marie nicht entschließen. Sie selber

ſtand dazu ihrem Manne innerlich zu ferne, und das gleichgültige Weſen, das dieſer ſchon bald nach der Hochzeit gegen ſie angenommen hatte und unabänderlich bewahrte, wie treu ſich auch Marie angelegen ſein ließ, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen, ſchloß ihr immer wieder den Mund, wenn ſie ſich auch einmal feſt entſchloſſen gehabt hatte, eine vertrauliche Frage zu wagen.

Daß unter ſolchen Umſtänden die Ausſichten in die Zukunft ſich ſehr trübe für Marie geſtalteten, iſt leicht begreiflich, und ebenſo begreiflich muß es erſcheinen, daß Marie ſich umſonſt bemühte, den Gedanken von ſich ferne zu halten, wie ſo ganz anders es doch geworden wäre, wenn ſie ihrem Johann die Hand zum Lebensbunde hätte reichen dürfen, und daß ein paar heiße Thränen, dem verlorenen Lebensglücke nachgeweint, auf die Handarbeit niederfielen, mit welcher ſie beſchäftigt war.

Plötzlich klopfte es an der Zimmerthüre, und kaum hatte Marie ihr „Herein!“ gerufen, ſo trat ein Mann ein, der in gebrochenem Deutſch und ganz fremdartig klingender Mundart fragte, ob Herr Thorbeck nicht zu Hauſe ſei.

Es war eine unheimlich ausſehende Geſtalt. Ein langer, dunkelfarbiger Mantel mit kurzem Kragen umſchloß die gewaltigen Glieder und ließ von denſelben nichts ſehen als ein Paar rieſenhafte Fäuſte, die einen derben Knotenſtock umfaßt hielten. Der arg zerknitterte, breitkrempige Filzhut war tief in die Stirne gedrückt, ſo daß man von dem Geſichte kaum mehr wahrnehmen konnte als eine gebogene Naſe über dem dichten, ſchwarzen, an den Enden ſpitz zuſammengedrehten Schnurrbarte. Die Haare, welche in dicken Büſcheln unter dem Filzhute hervorquollen, waren ebenfalls, wie der Schnurrbart, kohlſchwarz.

„Mein Mann iſt in Geſchäften nach der Stadt,“ erwiderte Frau Thorbeck auf die Frage des unheimlichen Geſellen, „aber ich erwarte jeden Augenblick ſeine Rückkehr. Habt Ihr etwa Geſchäfte mit ihm und wollt auf ihn warten, ſo nehmt Platz und macht es Euch bequem!“

Das that denn auch der Fremde und ſetzte ſich, ohne jedoch den Hut abzulegen, auf einen Stuhl in der Nähe des Ofens.

Frau Thorbeck wollte ein Gespräch mit ihm anknüpfen; aber vergeblich. Die ganze Antwort des Fremden war ein Kopfschütteln, womit er wohl zu verstehen geben wollte, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig genug sei, um in ihr eine Unterhaltung zu führen.

Zum Glücke dauerte es nicht lang, da fuhr Thorbeck's Wagen in den Hof und er selbst trat nach wenigen Minuten in die Stube. Sogleich erhob sich der fremde Mann, trat ganz nahe zu Thorbeck hin und sprach zu ihm ein paar Worte in ganz fremder Sprache. Hätte Marie in diesem Augenblicke in das Gesicht ihres Mannes sehen können, so würde sie wahrgenommen haben, wie derselbe beim Anblicke des Fremden auf's Heftigste erschrak und wie seine Augen von einem unheimlichen Feuer erglühten. Aber er faßte sich schnell, erwiderte einige Worte ebenfalls in fremder, für Marie unverständlicher Sprache und sagte dann zu seiner Frau:

„Ich habe ein kleines Geschäft mit diesem Manne, werde aber bald fertig sein. Laß indessen das Nachtessen auftragen."

Beide verließen die Stube.

Als nach etwa einer halben Stunde Thorbeck wieder kam, wollte Marie wegen des sonderbaren Menschen ein Gespräch beginnen; aber Thorbeck fertigte sie so kurz ab, daß ihr alle Lust zu weiteren Fragen verging. Er war offenbar in sehr übler Laune, obschon er dieselbe dadurch zu verbergen suchte, daß er seiner Frau diese und jene Neuigkeit aus der Stadt erzählte, wozu er sich sonst nie herbeiließ. Nach dem Essen ging er wieder aus, und als er sehr spät heimkehrte, merkte Marie an dem Gepolter, mit welchem er die Treppe heraufkam, daß ihm der Wein zu Kopfe gestiegen sei.

Thorbeck war von jetzt ab wo möglich noch verschlossener als sonst, und zeigte sich auch gegen seine Dienstboten oft sehr hart und unfreundlich, was diese gar nicht an ihm gewöhnt waren. Die stille, arbeitarme Winterzeit verkürzte er sich durch wiederholte Fahrten nach der großen Stadt, von welchen er zweimal mit einem starken Rausche zurückkehrte.

Es war im Anfange des Februar, da erschienen zwei

vornehm gekleidete Herren aus der Stadt in der Gartenau, die Thorbeck seiner Frau als seine guten Freunde vorstellte. Und in der That schienen es sehr gute Freunde zu sein; denn sie interessirten sich im höchsten Grade für den Zustand des ganzen Gutes, ließen sich von Thorbeck überall umherführen und besahen Alles auf das Genaueste, so daß es selbst dem Gesinde auffiel. Dann nahmen sie auf Thorbeck's Zimmer mit diesem ein splendides Mittagsmahl ein, für welches Marie die gemessensten Weisungen von ihrem Manne empfangen hatte, und entfernten sich erst, als es schon gegen den Abend ging. Was der Gegenstand der eifrigen Verhandlungen war, die sie mit Thorbeck gehabt hatten, konnte Marie nicht erfahren.

Etwa vierzehn Tage später trat Thorbeck eines Morgens völlig reisefertig zu Marie ins Zimmer.

„Ich muß nothwendig eine größere Reise machen," sagte er, „und werde erst in zehn oder vierzehn Tagen zurückkehren. Lasse aber, ehe ich zurückgekehrt bin, keine Feldarbeit beginnen, wenn auch das Wetter gut werden sollte."

Nachdem er rasch gefrühstückt hatte, entfernte er sich mit einem kurzen „Lebewohl!", und Marie sah, wie auf den Wagen, in welchem er davonfuhr, ein schwerer Koffer aufgebunden war. War sie nun auch bereits daran gewöhnt, daß ihr Mann ihr über den Zweck seiner vielfachen Reisen nicht das Geringste mittheilte, so hatten dieselben doch bisher nie länger als einen, höchstens zwei Tage gedauert. Aber jetzt wollte er zehn oder gar vierzehn Tage ausbleiben und hatte ihr doch kein Sterbenswörtchen vertraut, wohin seine Reise gehe und welche Geschäfte er habe. Und wie seltsam, daß er, der sonst kaum abwarten konnte, bis das Frühjahr wieder die Feldarbeit erlaubte, und seinen Stolz darin setzte, daß seine Knechte die ersten waren, welche zur Frühjahrssaat auszogen, jetzt gar verboten hatte, dieselben vor seiner Rückkehr zu beginnen, während doch das Wetter schon jetzt sich so anließ, als könnten in wenigen Tagen die Pflüge zu Felde ziehen!

Es war Marie zu Muthe, als wäre ihr das Herz mit Schrauben zusammengepreßt, als sie den Wagen

davonrollen hörte. Sie mußte auf ihr Zimmer flüchten und in einem Strom von Thränen sich das schwere Herz erleichtern. Zu beten vermochte sie nicht. Aber der Vater, der in das Verborgene sieht, versteht auch die Thränensprache und nimmt sie als vollgültiges Gebet, wenn das zuckende Herz keinen festen Gedanken zu fassen im Stande ist und die schmerzbebenden Lippen den Dienst versagen. Er wußte, was Marie bedurfte, auch ohne daß es ihm ihr betender Mund sagte, und gab ihr Trost und Stärke in das bange, zagende Herz. Still und treu konnte sie ihre häuslichen Geschäfte besorgen, und als ihre Eltern sich erboten, während der Abwesenheit Thorbeck's bei ihr auf der Gartenau zu bleiben, nahm sie das mit Freuden an.

Fünf Tage waren so vorübergegangen und Marie begann sich in den jetzigen Verhältnissen ordentlich wohl zu fühlen, da erschienen jene beiden Herren wieder, welche das Gut so genau besehen hatten. Aber wer beschreibt Mariens Erschrecken, als ihr dieselben eine vor drei Tagen aufgenommene gerichtliche Urkunde vorlegten, wonach sie die Gartenau mit dem ganzen Inventar von Thorbeck angekauft hatten, und zugleich die Quittung vorzeigten, nach welcher Thorbeck bereits die ganze, nicht unbeträchtliche Kaufsumme in Empfang genommen hatte!

„Aber wo ist denn mein Mann?" fragte sie zitternd die beiden Herren.

„Ja, das wissen wir nicht," war die Antwort. „Er ist, als er das Geld in Empfang genommen hatte, sogleich mit Extrapost weggefahren, wie wir hörten, als wir in seinem Gasthofe nach ihm fragten. Denn wir hätten gerne noch über Dieses und Jenes nähere Auskunft gehabt. Wir hofften, seinen Aufenthaltsort von Ihnen erfahren zu können."

Da durchzuckte Mariens Herz eine bange Ahnung. Sollte Thorbeck, wie er ohne ihr Wissen die Gartenau verkauft hatte, nicht am Ende selber heimlich davongegangen sein, um nicht mehr wiederzukehren?

Sie erkundigte sich bei den neuen Gutsherren, ob denn der ganze Kaufpreis für die Gartenau schon in Thorbeck's Händen sei, und als sie hörte, daß Thorbeck bei den Verhandlungen über den Gutsverkauf die sofortige

Auszahlung des ganzen Kaufpreises als erste Bedingung gestellt habe, blieb ihr fast kein Zweifel mehr, daß ihre Ahnung richtig sei. Nahm sie dann dazu, daß Thorbeck seit dem Erscheinen des unheimlichen Fremden in der auffallendsten Weise mürrisch und verstimmt gewesen war, so konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, daß sein plötzlicher Entschluß, die Gartenau zu verkaufen, nachdem er es sich so viel Mühe und Geld hatte kosten lassen, das verwahrloste Gut wieder zu heben, mit dem Erscheinen jenes Fremden im Zusammenhange stehen müsse.

Sie äußerte natürlich von diesen Gedanken nichts, die mit Blitzesschnelle sich ihr aufdrängten; aber die mitleidigen Blicke, womit die beiden Herren sie anschauten, als sie sich, von den auf sie einstürmenden Gedanken überwältigt, auf einen Stuhl niederlassen mußte, sagten ihr deutlich, daß es ähnliche Gedanken seien, die auch sie erfüllten.

„Wann gedenken Sie den Besitz des Gutes anzutreten?" fragte sie, nachdem sie sich etwas gesammelt hatte.

„Das hängt ganz von Ihnen ab!" war die artige Antwort. „Wir wollen Sie in keiner Weise drängen, sondern Ihnen volle Zeit lassen, ihre Entschlüsse zu fassen und Ihre Einrichtungen zu treffen. Da wir beabsichtigen, eine Zuckerfabrik hier anzulegen, so müssen allerlei Bauten aufgeführt werden, mit welchen wir ja beginnen können, wann wir wollen. Und ein paar Zimmer, worin der Eine von uns wohnen kann, um die Bewirthschaftung des Gutes und die Bauten leiten zu können, werden Sie ja wohl ohne Beschwerde abtreten können."

Marie verstand nur zu wohl, was diese äußerlich artige Antwort zu bedeuten habe und erklärte rasch:

„Meine Einrichtungen werden bald getroffen sein, und wenn Sie es wünschen, steht das Gut schon morgen zu Ihrer Verfügung. Ich werde vorläufig zu meinen Eltern in die Stadt zurückkehren, bei denen ich Gottlob! noch eine Zuflucht habe."

Als ihr bei diesen Worten die Thränen in die Augen schossen, verbeugten sich die beiden Herren stillschweigend und entfernten sich.

Einen schweren Sturm gab es noch für Marie, als

sie ihren Eltern, die erst am Abende von einem Besuche in der Stadt zurückkehrten, das Vorgefallene mittheilte. Meister Kugler, dem die Aussicht auf ein gutes Leben in seinen alten Tagen mit Einem Male völlig geschwunden war, geberdete sich wie ein Rasender, da er im blauen Engel wieder ein paar Gläschen über den Durst zu sich genommen hatte und dadurch in der richtigen Stimmung war, einen gehörigen Lärm zu schlagen. Was Marie nur anzudeuten gewagt hatte, daß nämlich Thorbeck mit dem Kaufpreise für die Gartenau auf Nimmerwiederkommen davongegangen sein möchte, war für ihn sofort eine unbestreitbare Gewißheit, und eine Fluth von Ehrentiteln, die wir nicht niederschreiben wollen, ergoß sich aus seinem Munde über den saubern Herrn Schwiegersohn. Aber auch Marie ging nicht leer aus.

„Hättest Du Deinen Mann anders behandelt," hieß es, „hättest Du Dir die Pimpelei mit dem Johann aus dem Sinne geschlagen und Thorbeck durch Deine Liebe zu fesseln gewußt, so wäre es sicherlich nicht so weit gekommen."

Es war vergeblich, daß sich Marie gegen diesen Vorwurf wehrte und für sich geltend machte, daß sie ja Thorbeck im Voraus gesagt habe, was er von ihr zu erwarten habe, daß sie ja durch den Willen der Eltern zu der Verbindung mit ihm genöthigt worden sei; Meister Kugler wollte von dem Allem nichts gelten lassen und schloß am Ende gar mit der verletzenden Bemerkung:

„Jetzt haben wir Dich wieder auf dem Halse als eine sitzengelassene Frau, und können Dich ernähren, statt daß Du uns in den Alterstagen erhalten und verpflegen solltest!"

Weinend wollte Marie sich vor diesen harten Worten des Vaters an das weichere Mutterherz flüchten; aber als sie sah, wie auch die Mutter mit stummem Kopfnicken den Worten des Vaters zustimmte, da blieb sie wie erstarrt stehen und sagte tonlos:

„Nun, mit mir sollt Ihr keine Last haben. Ich reise morgen zur Tante; bei der bin ich gewiß, ein Mutterherz zu finden, das mit meinem Schicksale Mitleid hat. Gott verzeihe Euch Euere Härte gegen mich!"

Wirklich führte Marie diesen Entschluß am anderen Tage aus, wenn auch die Eltern sie jetzt dringend baten, wieder zu ihnen ins Elternhaus zurückzukehren. Es war ihr zu empfindlich und schwer, sich dem unausbleiblichen Gerede der Buchenheimer auszusetzen, und ohnehin wußte sie im Voraus, daß Auftritte, wie der gestern Abend erlebte, im Elternhause sich nur zu oft wiederholen würden.

Nachdem sie von den Eltern Abschied genommen hatte, packte sie das, was sie aus dem väterlichen Hause mit in die Gartenau gebracht, in einen Koffer, ohne jedoch auch nur einen Faden von dem beizupacken, was Ihr Thorbeck angeschafft oder geschenkt hatte, und ließ sich dann von einem der Knechte nach dem Wohnorte der Tante fahren. Die Thränen des Gesindes, das bereits wußte, wie die Angelegenheiten standen, folgten der bleichen, abgehärmten Frau.

5.

Vier Monate hatte Marie schon bei der Tante zugebracht, von welcher sie mit offenen Armen und einem warmen, mütterlichen Herzen aufgenommen worden war, da kam ein Brief ihres Vaters von Buchenheim, der die plötzliche Erkrankung der Mutter meldete und dringend um Mariens schnelle Heimkehr bat.

„Du sollst Dich gewiß nicht wieder über mich zu beschweren haben," schrieb Meister Kugler darin. „Wie hat es mir hinterher so leid gethan, daß ich Dir am Abende vor Deiner Abreise so harte und ungerechte Vorwürfe gemacht habe; allein damals sprach der Wein aus mir, und Du mußt mir deßhalb verzeihen. Ich habe jetzt einsehen gelernt, wie thöricht wir gehandelt haben, Dich zur Ehe mit dem schlechten Thorbeck gewissermaßen zu nöthigen, und wieviel besser es gewesen wäre für Dich und für uns, wenn Du den braven Johann geheirathet hättest. Ich mußte mich in den letzten Monaten recht quälen, um durch meine Arbeit nur das Nöthigste zum Lebensunterhalte zu gewinnen, und es ist uns manchmal recht verhinderlich gegangen, da Deine Mutter schon längere Zeit kränkelt und mir bei der Arbeit nicht viel

helfen konnte. Komme darum als eine gute Tochter baldigst zurück und entziehe uns nicht Deine Hülfe, die jetzt für die kranke Mutter ganz unentbehrlich ist. Du brauchst Dich vor ferneren Vorwürfen nicht zu fürchten, und ebensowenig vor dem Geschwätz der Buchenheimer. Wo auf Dich die Rede kommt, spricht man mit Achtung und Mitleid von Dir, und Nachbar Groote, dessen Liebling Du ja von jeher warst, ist Dein besonderer Fürsprecher; er dringt beständig in mich, Dich heimkommen zu lassen. — Von Thorbeck hört und sieht man nichts mehr; er ist völlig verschollen; es wäre wohl das Beste, wenn er nach den nöthigen Aufrufen in den öffentlichen Blättern, falls dieselben, wie zu erwarten ist, vergeblich bleiben, auch gerichtlich für verschollen erklärt und Euere Ehe gesetzlich geschieden würde. Das kann aber nur geschehen, wenn Du selbst kommst und beim Gerichte darauf anträgst. Vielleicht daß nachher für Dich und für uns noch bessere Tage kommen! Wie ich das meine, kannst Du Dir wohl denken; denn ich hörte dieser Tage von einem Geschäfts-Reisenden, daß Johann in A..... sein eigenes Geschäft habe und sich ganz gut stehe, aber noch ledig sei und vom Heirathen durchaus nichts wissen wolle. Wenn da nicht die alte Liebe dahinter steckt, die noch nicht gerostet ist, so soll's mich wundern. — In der Gartenau ist Alles anders geworden. Die neuen Besitzer haben eine großartige Zuckerfabrick dort aufgebaut, die im October eröffnet werden soll. Sie sind freundliche, umgängliche Leute, ganz anders als der unheimliche Thorbeck seiner Zeit war."

Das war der wesentliche Inhalt des väterlichen Briefes, welcher das Herz Mariens auf das Heftigste erregte, weil er den Gedanken offenen Ausdruck gab, denen sie sich in der letzten Zeit, wenn sie ihre Zukunft ernstlich bedachte, oft im Stillen überlassen hatte. Daß es jetzt ihr eigener Vater war, der sie wieder wach rief, glaubte Marie als eine glückliche Vorbedeutung ansehen zu dürfen, und ihr gebeugtes Herz richtete sich wieder auf an der Hoffnung auf eine bessere, glücklichere Zukunft, wie sie der Vater in seinem Briefe angedeutet hatte.

Die Tante, welche das Verhältniß Mariens zu

Johann genau kannte, sagte, als sie den Brief des Schwagers gelesen hatte:

„Da ist kein Zweifel, liebes Kind, daß Dich jetzt die Kindespflicht an das Krankenbett Deiner Mutter ruft und daß Du alle Bedenken hinsichtlich Deiner Rückkehr nach Buchenheim zu überwinden hast. Es wird mir zwar unendlich schwer werden, Dich entbehren zu müssen, nachdem ich mich wieder an Deine liebe Gesellschaft gewöhnt habe; allein das darf hier nicht weiter in Frage kommen. Was Dein Vater in Betreff Thorbeck's schreibt, scheint mir das Richtige zu sein. Im Uebrigen aber," schloß sie und zog Marien an ihr Herz, „befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen!"

So kehrte denn Marie wieder nach Buchenheim zurück, wo sie die Mutter zu ihrer großen Freude schon wieder auf dem Wege der Besserung fand. Ueberhaupt durfte sie auch im ganzen Hauswesen eine erfreuliche Besserung vorfinden. Der Vater, durch die Noth zu fleißiger Arbeit gedrängt, hatte sich des Wirthshausbesuches fast ganz entwöhnt, und wenn er einmal ausging, ein Schöpplein zu trinken, so besuchte er nicht mehr die Zechgesellschaft im blauen Engel, weil man ihn dort wegen des „vornehmen Schwiegersohnes" arg verhöhnt hatte, sondern kehrte bei Herrn Neumann ein, der jetzt von seiner günstigen Meinung für Thorbeck zurückgekommen war und Meister Kugler's Rathgeber wurde in Betreff der Lösung des Ehebundes zwischen Thorbeck und seiner Tochter. Da er fast immer nüchtern heimkehrte, so gab es auch keinen Streit mehr mit seiner Frau, welche durch ihre andauernde Kränklichkeit ohnehin milder und sanftmüthiger geworden zu sein schien.

Mit frischem Lebensmuthe konnte so Marie ihre Tochterpflichten aufnehmen und arbeitete bald mit dem Vater um die Wette auf dem Handwerke, das sie fast eben so gut verstand wie dieser.

Etwas sehr Schweres war ihr der erste Kirchengang in Buchenheim. Aber als sie sich von ihren früheren Gespielinnen auf das Freundlichste begrüßt sah und in Aller Augen die aufrichtigste Theilnahme für sich las, schwand auch die letzte Bangigkeit aus ihrem Herzen. Ein Besuch, welchen sie nach dem Gottesdienste bei dem alten Pfarrer

machte, der sie confirmirt und auch zu ihrer kurzen, traurigen Ehe eingesegnet hatte, gereichte ihr zu großem Troste, da ihr der alte Herr mit den liebreichsten Worten Muth und Gottvertrauen einsprach, und nicht umhin konnte, den Rath ihres Vaters zu bestätigen, daß sie unter den obwaltenden Umständen die Scheidung von Thorbeck betreiben möge.

„Ich habe im Herzen gefeuzt," sagte der Pfarrer, „als ich Deinen Ehebund mit Thorbeck einsegnete, weil ich voraussah, daß aus demselben kein Segen für Dich erwachsen würde. Nun hat Thorbeck selbst diesen Bund zerrissen und Du darfst ohne Gewissensbedenken auf Scheidung wegen böswilliger Verlassung klagen. Ich fürchte fast, es liegen auch noch andere, schwerer wiegende Gründe vor, diese Klage einzuleiten, wenn wir sie auch nicht wissen. Der geheimnißvolle Brief am Hochzeitstage und das furchtbare Erschrecken Thorbeck's, als ich ihm denselben überreichte, haben mir schon viel zu denken gegeben."

Marie erzählte jetzt auch von dem unheimlichen Gaste, nach dessen Besuch in der Gartenau sich die Dinge so schnell entwickelt hatten, und nähere Beschreibungen von beiden Seiten stellten bald die fast zweifellose Gewißheit her, daß dieser Gast und der fremde Mann, welcher dem Pfarrer den Brief übergeben hatte, eine und dieselbe Person gewesen wäre.

„Gib Acht," sagte der Pfarrer, „hinter der Zahl 70000 steckt irgend ein Verbrechen Thorbeck's, dessen Bekanntwerden er fürchtete und deßhalb die Flucht ergriff! Ich glaube, Du hast alle Ursache, liebes Kind, Gott zu danken, daß es so gekommen ist. Hoffe und vertraue nur auf Ihn, den Herrn, dann wird Er dich durch Nacht zum Lichte führen."

Es war wieder November geworden, als Marie eines Tages in der Dämmerung im Hinterstübchen saß und mit ihren Eltern ein Plauderstündchen hielt.

Da ging die Ladenthüre auf, und als Meister Kugler hinaustrat, den vermeintlichen Kunden zu bedienen, sah er sich einem großen, in einen langen Mantel gehüllten Manne gegenüber, der ihn in gebrochenem Deutsch und ganz fremdartig klingender Mundart fragte:

„Finde ich Frau Thorbeck hier im Hause? Es wurde mir gesagt, daß sie hier wohne, und ich möchte sie sprechen."

Meister Kugler rief sogleich seine Tochter herbei und zündete zu gleicher Zeit ein Licht an, weil ihm der fremde Mann nicht ganz heimlich erschien.

Als Marie heraustrat und den Fremden erblickte, stieß sie einen lauten Schrei aus. Das war derselbe Mensch, der damals in der Gartenau gewesen und ohne Zweifel die Ursache von Thorbeck's Verschwinden geworden war!

„Ihr müßt nicht vor mir erschrecken, Frau Thorbeck," sagte er sogleich, „ich komme in guter Absicht und habe Euch wichtige Mittheilungen zu machen, die Thorbeck betreffen. Wenn Ihr mich anhören wollt, werdet Ihr es nicht bereuen."

Marie hatte sich schnell wieder gefaßt und lud den Fremden ein, näher zu treten. Als derselbe im Hinterstübchen Platz genommen hatte, fing er an zu erzählen, wobei er jedoch manchmal erst die rechten Worte suchen mußte, da er offenbar der deutschen Sprache sehr wenig mächtig war. Wir geben dem geneigten Leser den Inhalt seiner Erzählung deßhalb lieber in ununterbrochenem Flusse:

„Der Mann, den Ihr unter dem Namen „Thorbeck" geheirathet habt, heißt eigentlich Ladislaus Ziba und ist tief in Ungarn in einem kleinen Städtchen bei Temeswar geboren. Sein Vater war eine Art Hausmeister auf den weitläufigen Besitzungen eines reichen ungarischen Grafen, der sich aber meistens in Paris aufhielt und nur alle zwei oder drei Jahre seine ungarischen Stammgüter besuchte. In der Nähe des Gutes, welches Ziba's Vater zu beaufsichtigen hatte, wohnte auch mein Vater, der von Geburt einem wandernden Zigeunerstamme angehörte, aber durch einen schweren Beinbruch unfähig geworden war, an dessen Wanderungen Theil zu nehmen und deßhalb allerlei leichte Arbeiten auf dem Gute verrichtete. Ladislaus und ich waren fast in gleichem Alter und deßhalb von Jugend auf Spielkameraden. Auf Verwendung des Ortsgeistlichen, der schon in der Elementarschule die großen Geistesgaben erkannte, welche Ladislaus besaß, schickte der

Graf denſelben auf die höhere Schule zu Temeswar, und ließ ihn dann noch, als er dieſe Schule durchgemacht hatte, auf ſeine Koſten eine landwirthſchaftliche Schule in Deutſchland beſuchen. Mit den vorzüglichſten Zeugniſſen kehrte er von dort zurück und wurde hierauf von dem Grafen als oberſter Verwalter aller ſeiner Güter angeſtellt.

Mir bot Ladislaus ſogleich eine gute Stelle an; aber, wer von Zigeunern ſtammt, dem liegt der Trieb zum Wandern im Blute, und da um dieſe Zeit gerade mein Vater ſtarb, ſo ſchlug ich die angebotene Stelle aus und betheiligte mich lieber an den Wanderzügen meiner Stammesverwandten. Wenn ich je und dann wieder in die Heimath zurückkam, vernahm ich die verſchiedenartigſten Urtheile über Ladislaus Ziba. Die Einen lobten ihn über alle Maßen wegen der muſterhaften und meiſterhaften Verwaltung der gräflichen Güter, wodurch deren Ertrag faſt auf das Dreifache gegen früher gebracht werde. Die Andern aber, wenn ſie dieſes Lob auch nicht in Abrede ſtellen konnten, äußerten doch ohne alles Bedenken die größten Zweifel darüber, ob auch dieſe hohen Erträge wirklich in die Kaſſe des Grafen flöſſen. Und zu dieſen Zweifeln war Grund genug vorhanden; denn Ziba brauchte viel Geld, jedenfalls mehr, als ihm ſein immerhin hohes Gehalt abwarf. Als Pferdeliebhaber und Pferdekenner verſäumte er kein Wettrennen in weitem Umkreiſe und hielt dabei die gewagteſten Wetten, durch die er oft anſehnliche Summen auf Einen Schlag verlor. Außerdem liebte er das Spiel und war deßhalb in dem „Türkenbund“, einem weitbekannten Wein- und Spielhauſe des Städtchens, ein ſelten fehlender Stammgaſt.

Unter dieſen Stammgäſten des Türkenbundes war auch ein alter Hauptmann außer Dienſt, der nicht weit von Ziba's Hofe wohnte, und deßhalb deſſen regelmäßiger Geſellſchafter auf dem Heimwege war.

Eines Abends unterhielt man ſich im Türkenbund mit einem ſcherzhaften Rechen-Exempel, und als dazu Papier und Bleiſtift gefordert wurde, zog der Hauptmann ſeine Brieftaſche heraus, um Beides zu geben. Da fiel aus derſelben auch ein Zettel auf die Erde, den Ziba ſogleich artig aufhob. Es war ein Loos der großen Staats-Lotterie.

„Ei, seht einmal," rief Ziba lachend den Zechgenossen zu, „unser guter Hauptmann will in seinen alten Tagen noch reich werden! Aber das sag' ich Euch, Hauptmännchen, wenn Euer Loos mit einem gehörigen Treffer herauskommt, dann muß es für uns hier einen guten Tag geben! Ich will mir nur gleich die Nummer merken, damit wir ihm aufpassen. So!" —

Er gab dem Hauptmann das Loos zurück, der es ebenfalls lachend einsteckte mit den Worten:

„Nun ja, meine Frau hat einmal fünf Gulden zuviel gehabt und dafür bei einem Colporteur diesen Wisch gekauft. Ich hatte wahrhaftig ganz vergessen, daß ich ihn in die Brieftasche gesteckt. Mit dem guten Tage, lieber Ziba, hat es aber gute Wege. Ich gehöre von jeher zu den Pechvögeln, die, wenn es Brei regnet, niemals einen Löffel bei der Hand haben."

Etwa vierzehn Tage später gelangte die neueste Wiener Zeitung in Ziba's Hände, und als er dieselbe flüchtig durchsah, fand er die Ziehungsliste der letzten Lotterie. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er sah, daß das Loos des Hauptmannes, dessen Nummer er noch nicht

vergessen hatte, weil es die leicht zu behaltende Zahl 70000 war, mit einem Gewinne von hunderttausend Gulden herausgekommen war!

Da fuhr ihm der Teufel ins Herz. Im Türkenbunde war er Abends ganz besonders heiter und liebenswürdig, wie er denn das im höchsten Grade sein konnte, wenn er wollte. Geschickt wußte er die Unterhaltung so zu leiten, daß man wieder Papier und Bleistift nöthig hatte, und forderte geradezu des Hauptmanns Brieftasche, um das in Rede Stehende selbst darin aufzuzeichnen. Arglos wurde seinem Begehren willfahrt, und er hatte Gelegenheit, zu sehen, daß das Loos noch darinnen stack.

Später als sonst ging die Gesellschaft auseinander und Ziba schlug wie immer in Gesellschaft des Hauptmannes den Heimweg ein. Es mochte schon ein Uhr Nachts sein, da wurde der Wirth aus dem Türkenbund durch heftiges Klingeln an der Hausthüre geweckt. Es war die Magd des Hauptmanns, die nach ihrem Herrn fragte und eine Laterne für ihn mitbrachte, weil es draußen stockfinster war. Sie bekam zur Antwort, daß der Herr Hauptmann schon vor zwei Stunden mit den übrigen Herren weggegangen sei. Vermuthlich sei er mit Herrn Ziba gegangen und vielleicht bei diesem noch ein wenig an der Flasche sitzen geblieben. Als aber die Magd nun auf dem Hofe nachfragen wollte, waren da alle Thore geschlossen und alle Fenster dunkel.

Sie kehrte nach Hause zurück und die Frau des Hauptmanns, so wenig sie dies auch von ihrem Manne gewöhnt war, beruhigte sich endlich bei dem Gedanken, er sei wahrscheinlich noch mit einem andern Bekannten gegangen und werde bald nach Hause kommen.

Allein, wer nicht nach Hause kam, war der Hauptmann. Voll Besorgniß schickte am andern Morgen seine Frau sogleich die Magd wieder nach dem Türkenbund, um zu hören, welche Herren gestern Abend in der Gesellschaft gewesen wären, und ließ dann bei allen Genannten nach ihrem Manne fragen. Aber Niemand wußte etwas Anderes, als daß der Hauptmann, wie gewöhnlich, mit Ziba nach Hause gegangen sei. Wiederum wurde nun nach dem Hofe geschickt; aber nur um die Antwort zu erhalten, von dem Herrn Hauptmanne wisse man nichts. Der Herr Verwalter sei gestern Abend um halb zwölf Uhr etwa nach Hause gekommen; müsse aber sogleich in der Nacht wieder weggeritten sein; denn im Stalle fehle sein bestes Pferd, und einer der Knechte habe gegen Morgen Jemand vom Hofe wegreiten hören, ohne sich aber darum zu bekümmern, wer es wäre. Es müsse aber der Herr Verwalter gewesen sein; denn Niemand habe denselben heute noch gesehen, und sein Zimmer sei verschlossen.

Jetzt schickte die Frau Hauptmann in der größten Angst nach der Polizei und ließ Anzeige von dem Verschwinden ihres Mannes machen. Man suchte ihn allenthalben, fand ihn aber nicht, und wieder war der Abend da, ohne daß man auch nur eine Spur von ihm entdeckt gehabt hätte.

Am anderen Tag war Wochenmarkt im Städtchen, und eine Menge Landleute strömte herbei. Da entdeckte plötzlich Einer an dem Geländer der Brücke, welche in der Nähe des Hofes über ein kleines Bächlein führte, Blutspuren, als wenn Jemand mit blutiger Hand das Geländer erfaßt hätte, um sich daran in die Höhe zu ziehen. Man sah deutlich die einzelnen Finger der Hand ausgeprägt. Drunten im sandigen Ufer des Bächleins waren auch tiefe Fußspuren eingedrückt. Als man nun, um genauer nachzuforschen, zu dem Bächlein hinabstieg, entdeckte man unter der Brücke einen Leichnam, dessen Gesicht ganz von Blute überströmt und dadurch unkenntlich war.

Entsetzt eilten die Landleute nach dem Städtchen, um der Polizei Anzeige zu machen, und als diese an die

Stelle des Verbrechens kam, erkannten Alle sofort die Leiche als die des verschwundenen Hauptmanns. Mehrere Axthiebe hatten den Schädel zerschmettert, so daß augenblicklich der Tod eingetreten sein mußte. Der Mord mußte

aber nicht an diesem Platze selbst verübt worden sein; denn man sah nur eine einzige Fußspur, die sowohl vorwärts als rückwärts ging und aus ihrer Tiefe schließen ließ, daß der Mörder den Gemordeten hierher getragen habe. Sorgfältige Nachforschungen ergaben auf dem Wege nach der Stadt zu bald die wirkliche Stätte des Mords, die durch Blutspuren bezeichnet war, wenn auch un-

deutlich, da schon viele Füße den staubigen Weg gegangen waren.

Wer war nun der Mörder? — An einen Raubmord war nicht zu denken, da man bei der Leiche Geld, Uhr, Brieftasche, kurz Alles, was der Hauptmann von Hause mitgenommen hatte, unberührt wieder fand. Nach dem Lotterieloose zu sehen, fiel natürlich Niemand ein; denn Niemand dachte daran, am allerwenigsten die namenlos betrübte Gattin. — Es mußte also ein Mord in Folge eines Streites oder aus Rache gewesen sein. Aber wer konnte Auskunft darüber ertheilen, mit wem der Gemordete so spät in der Nacht noch zusammengestoßen sei? Ziba war mit ihm vom Türkenbunde fortgegangen; wenn also Jemand Auskunft zu geben vermochte, so war er es.

Aber Ziba war von seinem nächtlichen Ausfluge noch nicht zurückgekehrt. Auf ihn selbst einen Verdacht zu werfen, fiel Niemand ein; denn er war in heiterster Laune mit dem Hauptmanne davongegangen und den ganzen Abend so munter gewesen, wie sonst selten. Schon wollte man den Hof wieder verlassen, als einer der Gerichtsbeamten die Bemerkung machte, es sei aber doch auffallend, daß Ziba so allein mitten in der Nacht weggeritten sei, ohne Jemand von seinen Leuten zu wecken, es möchte doch gut sein, einmal auf seinem Zimmer nachzusehen.

Die verschlossene Thüre wurde nun von Gerichts wegen erbrochen, und man fand in dem Zimmer die größte Unordnung. Die Schränke waren alle geöffnet; Kleider und Wäsche bedeckten die Stühle, als habe Ziba in Eile ausgesucht und eingepackt; in dem Pulte fand sich keine Spur von Geld, obwohl erst drei Tage vorher eine bedeutende Zahlung für verkaufte Früchte an Ziba gemacht worden war, wie er selbst den Herren im Türkenbunde schmunzelnd erzählt hatte. Zu guter Letzt entdeckte man ganz hinten unter dem Bette einen Bündel zusammengewickelter Kleider, die über und über mit Blut besudelt waren. Nun konnte kein Zweifel mehr sein: Ziba war der Mörder. Bald darauf kam auch einer der Knechte und zeigte seine Handaxt vor, die er am Abende des Mordes vergeblich gesucht hatte, und die jetzt eben in

einem Schuppen neben dem Stalle ganz mit Blut befleckt aufgefunden worden war. Sie war offenbar von Ziba als Mordwerkzeug mitgenommen worden. Also ein vorbedachter Mord! Aber aus welchen Gründen? Niemand hatte auch nur die entfernteste Ahnung, da der Hauptmann und Ziba stets auf dem besten, freundschaftlichsten Fuße gestanden hatten.

Man schickte nun dem Flüchtigen sofort Steckbriefe nach; aber es vergingen, bis diese in den Zeitungen bekannt gemacht waren und Wirkung thun konnten, so viele Tage, daß Ziba längst über alle Berge sein konnte. Eisenbahnen und Telegraphen kannte man damals in jener Gegend noch nicht.

Etwas Licht kam allerdings in die dunkele Geschichte, als die Wittwe des Hauptmanns nach einigen Tagen die Ziehungsliste der letzten Lotterie in die Hände bekam und mit Bestürzung las, daß ihr Loos, dessen Nummer sie auch behalten hatte, mit hunderttausend Gulden herausgekommen sei. Sie suchte nun nach dem Loose in der Brieftasche ihres Mannes, wo sie es verwahrt wußte, aber — es war fort. Jetzt, als dies bekannt wurde und Jedermann Mitleid mit der unglücklichen Wittwe hatte, erinnerte sich einer der Gäste aus dem Türkenbunde der scherzhaften Worte, die Ziba wegen des Looses zu dem Hauptmanne gesprochen, und wie er sich die Nummer des Looses gemerkt habe. Das fehlende Loos erklärte den Grund des Mordes hinreichend, und die auffallende Heiterkeit Ziba's am Abende des Mordes, welche alle damaligen Gäste des Türkenbundes bezeugten, mußte ihren Grund darin haben, daß Ziba bereits von dem Treffer gewußt habe, der auf Nummer 70000 gefallen war.

Sogleich erließ das Gericht ein Schreiben an die Lotterie-Verwaltung in Wien mit dem Auftrage, den Erheber des auf Nummer 70000 gefallenen Gewinnes festzuhalten, da derselbe auf verbrecherische Weise in den Besitz des Looses gekommen sei; allein dazu war es zu spät; der Gewinn war bereits ausgezahlt, wie nach einigen Tagen ein Rückschreiben meldete.

Das war aber so zugegangen, fuhr der Zigeuner nach einer kurzen Pause fort. Ich selbst war es gewesen,

der den Gewinn erhob. Ich befand mich nämlich damals mit meiner Horde gerade in Wien, und begegnete eines Tages Ziba, der über mein unvermuthetes Wiedersehen auf's höchste erfreut schien. Wie er mir sagte, hatte er Geschäfte in der Hauptstadt. Ich sollte auch bald erfahren, welcher Art dieselben waren. Denn er zog mich sogleich mit sich in ein Wirthshaus und ließ wacker einschenken. Wir saßen in einem kleinen Hinterstübchen ganz alleine.

„Krischta!" — das ist nämlich mein Name — so fing er mit Einem Male an, „ich kann Dir nicht sagen, wie's mich freut, daß ich Dich getroffen habe. Und Du kannst Dich auch darüber freuen; denn Du findest bei mir die schönste Gelegenheit, ein paar Tausend Gulden im Handumdrehen zu verdienen."

Ich horchte hoch auf; denn es war uns in der letzten Zeit ziemlich schlecht ergangen und auch ein kleiner Verdienst kam mir sehr erwünscht, wie viel mehr ein so großer!

„Nun, sieh' mich nur nicht so verwundert an," fuhr Ziba fort, „es ist mir völliger Ernst mit meinem Worte, vorausgesetzt, daß Du mir versprichst, gegen Jedermann das tiefste Stillschweigen zu beobachten über das, was ich Dir mittheilen werde."

Ich versprach das; denn ich hatte ja immer noch freie Wahl, das Geschäftchen anzunehmen oder abzulehnen.

„Siehst Du," fuhr hierauf Ziba fort, „ich habe in der Lotterie gespielt und das Glück gehabt, daß meine Nummer mit dem Haupttreffer von hunderttausend Gulden herauskam. Ich bin nun eben auf dem Wege, diese Summe zu erheben. Allein, wenn es bekannt würde, daß ich der Gewinner bin, so würde ich von allen Seiten angebettelt und gerupft werden, während ich doch das Geld nöthig habe, um endlich einmal selbstständig zu werden; denn die abhängige Stellung bei dem Grafen fängt nach und nach an, mir widerlich zu werden. Da fuhr mir denn sogleich, als ich Dich sah, der Gedanke durch den Kopf, Du könntest das Geschäft für mich besorgen; denn Dir schenke ich soviel Zutrauen, daß ich Dir den Looszettel unbedenklich überlasse, was ich natürlich nicht jedem

wildfremden Menschen schenken kann. Besorgst Du mir das Geschäft und bringst mir heute Abend um acht Uhr das Geld, was übrig bleibt, wenn alle Abzüge gemacht sind, in meinen Gasthof zum Römischen Kaiser, Zimmer Nr. 13, so erhältst Du baare zweitausend Gulden als Deinen Lohn. Willst Du nun, so schlage ein! Ich denke, auf leichtere Weise hast Du noch niemals Geld verdient."

Da die ganze Sache mir unbedenklich erschien, so schlug ich in die dargereichte Hand Ziba's ein, der nun noch in seiner Herzensfreude einige Flaschen Wein zum Besten gab.

Mit Hülfe eines jüdischen Unterhändlers, der mir bekannt war, dem ich aber einen gehörigen Lohn bezahlen mußte, war die Sache bald abgemacht, und ich konnte Abends um die bestimmte Stunde Ziba das Geld überbringen. Es waren, glaube ich, noch etwas über 80000 Gulden in baarem Gelde und Werthpapieren.

Ich empfing auch richtig und ehrlich die versprochenen zweitausend Gulden, mußte aber Ziba heilig geloben, gegen Jedermann reinen Mund zu halten, wenn ich nach Hause käme und nicht einmal zu erzählen, daß ich ihn hier in Wien getroffen habe.

Wir trennten uns nun, und ich zog glücklich über den Besitz des vielen Geldes meiner Heimath zu. Wie wurde mir aber hier zu Muthe, als ich die Geschichte von der Ermordung des Hauptmanns vernahm, Ziba als den Mörder nennen hörte und als Grund des Mordes das gestohlene Lotterieloos! Ich war anfangs der Ansicht, ich müsse dem Gerichte Anzeige machen von meiner Begegnung mit Ziba; allein ich hätte ja doch nur das bestätigen können, was das Gericht bereits herausgebracht hatte, und wäre am Ende noch als Mitschuldiger Ziba's angeklagt, jedenfalls aber wohl meiner zweitausend Gulden wieder verlustig worden. Deßhalb schwieg ich und ließ auch von meinem Reichthume Niemand etwas merken. Ich trug das Geld, das ich mir schon in Wien in lauter Gold hatte umwechseln lassen, in einem Ledertäschchen auf der Brust. Es war aber für mich kein Segen in dem Gelde, wahrscheinlich weil ich es der armen Hauptmannswittwe, welcher es von Rechts wegen gehörte, vorenthalten hatte.

Auf unserer nächsten Wanderung wollte ich einmal bei großer Hitze ein kühles Bad in der Donau nehmen und hängte mein Täschchen, um es immer im Auge behalten zu können, an die Zweige eines Baumes, der ganz nahe am Ufer stand. Plötzlich brauste ein heftiger Windstoß daher, der die Zweige des Baumes gewaltig hin und her jagte, mein Täschchen fiel herunter und glitt, ehe ich das Ufer erreichen konnte, in die Donau, die gerade an dieser Stelle sehr tief und reißend war. All mein Bemühen, durch Tauchen meines Schatzes wieder habhaft zu werden, war vergeblich; ich war wieder der arme, wandernde Zigeuner.

Etwa nach einem Jahre kamen wir hier in diese Gegend, und da hier in Buchenheim gerade Jahrmarkt war, schlugen wir unsere Bude auf und unterhielten das Publikum mit unseren Kunststücken. Als an mich die Reihe kam, das Eintrittsgeld zu erheben, sah ich plötzlich einen Mann vorbeigehen, der meinem Ziba auf das Haar ähnlich sah. Ich konnte ihm freilich nur einen kurzen Augenblick voll in das Gesicht sehen, aber ich war überzeugt, mich nicht geirrt zu haben.

Rasch frug ich einen der Umstehenden, ob er den Herrn kenne, der eben hier vorübergegangen sei.

„Ei gewiß," war die Antwort, „das ist der reiche Gutsbesitzer Thorbeck, der nächsten Freitag sich eine schöne Frau heimführt."

„Wohnt er schon lange hier?" fragte ich weiter.

„Nein," hieß es; „er ist vor ungefähr drei Vierteljahren hierhergezogen und hat sich die Gartenau gekauft. Die Leute sagen, er sei weither gekommen, aus dem Ungarlande oder der Türkei."

Jetzt war ich meiner Sache gewiß.

„Also hier sitzt er, der Raubmörder," dachte ich für mich, „und schwelgt im Ueberflusse und Wohlsein, und ich, der ich für ihn die Kastanien aus dem Feuer geholt habe, bin nach wie vor ein armer Kerl."

Was sollte ich thun? Ihn, wie er es verdient hätte, dem Gerichte anzeigen? — Aber wer würde einem herumstreichenden Zigeuner Glauben geschenkt haben, wenn er

ohne allen Beweis eine so schwere Beschuldigung gegen den reichen Mann vorgebracht hätte?

So entschloß ich mich denn, an Ziba zu schreiben, ihm meine Armuth vorzustellen und ihn um eine Unterstützung zu bitten, da ich so unglücklicher Weise um meine zweitausend Gulden gekommen sei. Ich ließ jedoch in dem Briefe nicht das Geringste davon merken, daß ich etwas von seinem Verbrechen wisse und kündigte ihm an, daß ich mich am Abende nach dem Hochzeitstage in der Nähe seines Hofes einfinden werde, da es ihm wohl nicht passen möge, wenn seine Bekanntschaft mit einem armen Zigeuner unter die Leute käme; er solle mich an dem Wegweiser, der am Wege stünde, aufsuchen. Als Adresse setzte ich in großen Ziffern die Zahl 70000 auf den Brief, die Nummer des Lotterieloses, die ich wohl behalten hatte, und übergab den Brief am Hochzeitstage dem Geistlichen, der nach der Gartenau ging, mit der Bitte, ihn persönlich an Herrn Thorbeck abzugeben.

Ziba kam auch wirklich am andern Abende und führte mich durch seinen Garten hinter dem Hause in ein abgelegenes Stübchen der Schäferei. Er war sehr aufgeregt, und sein ganzes Benehmen zeigte eine offenbare Unsicherheit darüber, wie er mich zu behandeln habe. Als ich aber ganz unbefangen that, ihm zu seiner Verheirathung Glück wünschte und im bescheidensten Tone um Erfüllung der Bitte nachsuchte, welche ich in meinem Briefe ausgesprochen hatte, gewann er seine Sicherheit wieder in der Meinung, ich wisse von dem Ursprunge seines Reichthums nichts weiter, als was er selber mir anvertraut hatte. Er fuhr mich jetzt mit groben Worten an wegen des unzeitigen Spaßes, den ich mir mit der Briefadresse erlaubt habe, und sagte mir rund heraus, daß ich für den kleinen Dienst, den ich ihm in Wien geleistet habe, mit den zweitausend Gulden überreich belohnt sei, und daß er keine Lust habe, sich ferneren Bettelleien von meiner Seite ausgesetzt zu sehen; jede Verbindung zwischen mir und ihm müsse jetzt ein Ende haben. Damit öffnete er die Thüre des Stübchens und wollte mich, als ich ruhig stehen blieb, mit Gewalt hinausschieben.

„Herr Thorbeck," sagte ich da ganz ruhig, obwohl

mir das Blut zu wallen anfing, „Sie scheinen der Meinung zu sein, Krischta wisse nicht, auf welchem Wege Ziba zu seinem Reichthume gekommen ist. Da irren Sie sich aber. Ich meine, ein Raubmörder hätte durchaus keine Ursache, Denjenigen so hochmüthig zu behandeln, in dessen Hand es liegt, all seiner Herrlichkeit ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Oder soll ich Ihnen vielleicht erzählen, was in jener Nacht geschehen ist, da Sie den alten Hauptmann, den Besitzer des Looses Nr. 70000, zum letzten Male nach Hause begleiteten?"

Da brach Ziba fast zusammen und zitterte an allen Gliedern. Aber rasch faßte er sich wieder und warf mir einen Wuthblick zu, den ich meine Lebtage nicht vergessen werde. Ich glaube, wenn er nicht gefürchtet hätte, in einem Kampfe mit mir den Kürzeren zu ziehen, er hätte es versucht, mich zu einem stillen Manne zu machen.

Nach sichtbarem Ringen mit sich selbst änderte er plötzlich den Ton, und bat mich, sein Wesen nicht so übel zu nehmen. Seine Lage sei bei Weitem nicht so glänzend, als sie äußerlich erscheine; er habe sich durch kostspielige Bauten und theure Verbesserungen an dem heruntergekommenen Gute fast ganz verausgabt, und könne mir im Augenblicke nicht mehr geben als hundert Gulden; ich sollte aber stets eine offene Hand bei ihm finden, wenn ich ihm mit einem schweren Eide geloben wolle, gegen Niemand etwas davon zu sagen, daß ich ihn hier gefunden habe.

Ich erklärte mich zufrieden, und wir trennten uns, wobei ich ihn jedoch vorsichtiger Weise vorangehen ließ, da ich ihm nicht traute. Aber die hundert Gulden hielten nicht lange vor. Es krepirte uns ein Pferd, und wir mußten wegen Quacksalbereien, die man uns Schuld gab, eine schwere Geldbuße bezahlen, wollten wir nicht ins Gefängniß wandern, was für den Zigeuner nicht viel besser ist als sterben. Drum kehrte ich im Spätherbste desselben Jahres wieder nach Buchenheim, um in der Absicht, bei Ziba einen Nothpfennig zu erheben. Ihr erinnert Euch wohl noch, Frau Thorbeck, meiner damaligen Anwesenheit.

Ziba empfing mich diesmal freundlich, zahlte mir

auch ohne alle Umstände zweihundert Gulden aus, ja hieß mich selbst wiederkommen, so oft ich mich in Verlegenheit befände. Jetzt verstehe ich allerdings diese Zuvorkommenheit, die mich damals nicht wenig in Erstaunen setzte. Der Plan, die Gartenau heimlich zu verkaufen und außer Landes zu gehen, muß damals schon bei ihm festgestanden haben.

Ein paar Monate nach diesem Zusammentreffen mit Ziba verbreitete sich die Kunde, daß ein großes Schiff, das Auswanderer nach Amerika habe bringen sollen, auf offener See verbrannt sei; die meisten Passagiere hätten dabei den Tod gefunden. Alle Zeitungen waren voll von Beschreibungen der Jammerscenen, die dabei vorgekommen seien, und in jedem Wirthshause war das Unglück ausschließliches Tagesgespräch. Schließlich kamen auch die Verzeichnisse der geretteten und umgekommenen Passagiere, die man aus den geretteten Schiffspapieren zusammengestellt hatte.

In dem Wirthshause einer kleinen Stadt in Nieder-Oesterreich, wo wir uns damals gerade aufhielten, kam auch mir eine Zeitung in die Hände, welche diese Verzeichnisse enthielt, und siehe da, mit Einem Male finde ich unter den Namen der Umgekommenen auch den Namen: „Ferdinand Thorbeck aus Ungarn."

Gerne wäre ich damals sogleich hierher geeilt, um zu erfahren, ob der Umgekommene wirklich mein Ziba gewesen; aber eine schwere Krankheit, die mich befiel, hinderte mich an der Ausführung dieses Vorsatzes; und nachher war ich so sehr von allen Mitteln entblößt, daß ich an die Reise hierher nicht denken konnte. Jetzt erst ist es mir möglich geworden, hierherzukommen, und da finde ich denn meine Vermuthung völlig bestätigt. Ich hörte, daß Ziba auf und davon gegangen sei und Euch verlassen habe; da dachte ich mir denn, es müßte Euch erwünscht sein, zu erfahren, was aus Eurem Manne geworden. Die Zeitung, welche die Todesnachricht enthält, habe ich hier mitgebracht."

6.

Wir haben den Zigeuner ununterbrochen ſeine Erzählung beendigen laſſen, ohne zu erwähnen, welchen Eindruck die Einzelnheiten derſelben auf Marie und ihre Eltern machten.

Es läßt ſich ja auch das leicht von ſelber denken. Meiſter Kugler fuhr hier und da mit einem derben Fluche dazwiſchen, und ſeine Frau machte durch eine Reihe unſchöner Ehrentitel, welche ſie dem einſtmaligen Schwiegerſohne anhängte, ihrem entrüſteten Herzen Luft.

Marie ſaß meiſtens lautlos da und horchte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf das gebrochene Deutſch, in welchem der Zigeuner ſeine Erzählung vorbrachte, die in allen Stücken den Stempel der Wahrheit an ſich trug. Nur als die Enthüllung des Verbrechens kam, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und barg das Geſicht in ihren Händen, als wollte ſie die Schande verhüllen, welche durch die Verbindung mit ſolch' einem Manne über ſie gekommen war. Als aber Kriſchta den Tod Thorbeck's erzählte, fuhr ſie wieder aus ihrem ſtillen Weinen auf und rief:

„Gerechter Gott! welch ein Loos, ſo in Gottes Hände zu fallen!"

Sie entfernte ſich ſofort, als der Zigeuner geendet hatte, um auf ihrem Stübchen die ſchwere Laſt, die auf ihr Herz gefallen war, durch Weinen und Beten zu erleichtern. Als ſie wiederkehrte, wollte ſich eben der Zigeuner entfernen, den die Eltern inzwiſchen reichlich bewirthet und nach ihren Verhältniſſen auch reichlich beſchenkt hatten.

„Kriſchta," ſagte ſie zu ihm, „ſo hart und ſchmerzlich auch die Nachrichten, die Ihr mir gebracht habt, geweſen ſind, ich danke Euch doch von Herzen, daß Ihr durch dieſelben der ſchrecklichen Ungewißheit ein Ende gemacht habt, in welcher ich mich bisher befand. Das Schlimmſte weiß man beſſer, als daß man es bloß ahnt. Und ich hatte ſchon lange die Ahnung, daß Thorbeck eine dunkele Vergangenheit haben, daß ihm eine ſchwere Schuld auf dem Gewiſſen liegen müſſe. Nun, er ſteht jetzt vor ſeinem Richter und wird ſeinem Urtheile nicht entgehen! —

Nehmt zum Lohne für Eure Bemühung dieſe Kleinigkeit von mir; es iſt ehrlich verdientes Geld und haftet nichts von dem Fluche daran, der auf Thorbeck's Geld liegen mußte. Und wenn Euch Euere Wanderungen einmal wieder in dieſe Gegenden bringen, ſo ſprecht nur getroſt bei uns vor, wenn Ihr der Hülfe bedürft, oder kommt, wenn Ihr der Hülfe nicht bedürft, wenigſtens nach uns ſehen. Ich habe jetzt keine Furcht mehr vor Euch, wie damals als ich Euch zuerſt ſah; denn ich weiß jetzt, daß Ihr das Herz auf dem rechten Flecke habt, ſonſt wäret Ihr nicht gekommen, mir die Nachricht zu bringen."

Da blitzten die Augen des Zigeuners in heller Freude auf; er faßte die Hand der jungen Frau und ſagte mit etwas unſicherer Stimme:

„Ich danke Euch für dies gute Wort. Ich weiß, man hält uns Zigeuner für Heiden und betrachtet uns überall mit Mißtrauen, auch wenn wir es gar nicht verdienen. Aber auch unter unſerem groben Kittel ſchlägt ein menſchliches Herz, das menſchlich fühlen kann und für ein gutes Wort der Anerkennung um ſo dankbarer iſt, je ſeltener ihm ein ſolches zu Theil wird. Lebet wohl! Kriſchta wird Eurer gedenken!"

Eine Klage auf geſetzliche Scheidung von Thorbeck war jetzt für Marie überflüſſig, wenn es gelang, für die Todesnachricht in der Zeitung irgendwie eine glaubhafte Beſtätigung zu erlangen. Meiſter Kugler begab ſich deßhalb ſogleich am anderen Tage mit der Zeitung zu dem Richter, mit welchen er bereits wegen einer Scheidungsklage geſprochen hatte, und dieſer verſprach, in Bremen, von wo das verbrannte Schiff ausgelaufen war, amtliche Nachforſchungen anſtellen zu laſſen.

Nach ein paar Wochen kam denn auch von dort die Nachricht zurück, daß allerdings in den geretteten Schiffspapieren, die gerichtlich aufbewahrt ſeien, auch der Name: „Ferdinand Thorbeck aus Ungarn" als der eines Schiffspaſſagiers verzeichnet ſei; unter den Namen der wenigen Paſſagiere, die ſich auf dem einzigen Boote gerettet hätten, das nach der Ausſage des mitgeretteten Oberſteuermannes noch hätte von dem brennenden Schiffe ausgeſetzt werden können, befinde ſich aber der Name Thorbeck's nicht und

ſei deßhalb mit aller Sicherheit anzunehmen, daß derſelbe bei dem Schiffsbrande ſeinen Tod gefunden habe.

Marie war ſomit Wittwe; und ſo ſchmerzlich es ihr auch war, daß Derjenige, den ſie eine Zeit lang ihren Gatten genannt, ſo elend mitten in ſeinen Sünden ſein Ende gefunden hatte, es war ihr doch, als wäre eine Centnerlaſt von ihrer Seele gewälzt. Denn der Druck, welcher während ihrer kurzen Ehe auf ihr gelegen hatte, war unvermindert geblieben, ſo lange ſie ſich an Thorbeck gebunden wußte. Jetzt erſt lebte ſie gleichſam wieder neu auf und lernte hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Denn daß Johann, deſſen ſie jetzt wieder in Liebe gedenken durfte, bis jetzt ledig geblieben war, wie ihr der Vater geſchrieben hatte, und vom Heirathen nichts wiſſen wollte, obſchon er ſein eigenes Geſchäft hatte und eine Frau ernähren konnte, mußte ihr ja ein vollgültiger Beweis ſein, daß die alte Liebe bei ihm nicht erloſchen ſei, daß er die Hoffnung feſthalte, mit welcher er ſo zuverſichtlich von ihr geſchieden, und die ja auch nun ſchnell genug zur Wahrheit geworden war.

„Vergiß nicht, daß mein Herz ſtets ein Zufluchtsort für Dich bleibt, wenn Du eines ſolchen bedarfſt!“ — das war ſein Abſchiedswort geweſen, das noch heute unvergeſſen und unvergeßlich in ihrem Herzen ruhte. Aber durfte ſie denn jetzt dieſen Zufluchtsort ſuchen? Durfte ſie, ſo lange ihre Eltern lebten und ſie bei dieſen eine Zuflucht hatte, ſelbſt Schritte thun, eine Wiedervereinigung mit dem Geliebten herbeizuführen? Ihr Herz ſagte: Ja; aber das weibliche Zartgefühl verbot es.

Sie hatte jedoch nicht lange den Kampf mit dieſen zwieſpältigen Gefühlen zu führen, der ihr mit jedem Tage ſchwerer ward. Johann war mit dem Auge der Liebe ihrem Lebensgange gefolgt, und hatte von einem guten Freunde in Buchenheim — wir dürfen verrathen, daß es der buckliche Schneider Groote war, der Nachbar Kugler's, der dem jungen Paare ſtets wohlgewollt hatte — über jede Veränderung in ihrem Schickſale genaue Nachricht empfangen. So lange Marie bloß eine verlaſſene Frau war, über deren Mann das Dunkel der Ungewißheit ſchwebte, hatte er ſich in gebührlicher Weiſe ferne gehalten

und alle Einladungen Grootes, jetzt einmal nach Buchenheim zu kommen, beharrlich ausgeschlagen. Als aber jetzt der Tod Thorbeck's amtlich beglaubigt war, säumte er nicht länger, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Wir versagen es uns, das Wiedersehen der beiden schwer Geprüften zu schildern. Solche Augenblicke lassen sich besser nachfühlen als beschreiben. Wir bemerken nur, daß Meister Kugler und seine Frau den ehemaligen Gesellen mit herzlicher Freude empfingen und zartfühlend genug waren, das erste Wiedersehen nicht durch ihre Gegenwart zu stören. Sie mochten doch fühlen, daß sie, die das Band zwischen Johann und Marie so herzlos zerrissen hatten, kein Recht besäßen, das Glück der nun Wiedervereinten in vollem Maße zu theilen.

Meister Kugler konnte eine gewisse Verlegenheit und Scheu Johann gegenüber den ganzen Tag nicht los werden, bis am Abende Johann zu ihm trat, um in aller Form um Mariens Hand zu werben.

Da brach das Eis bei ihm, und etwas fast Unerhörtes: er fing an zu weinen wie ein Kind.

„Verzeiht mir," schluchzte er, „daß ich Euch so großes Herzeleid gemacht habe in meiner Starrköpfigkeit und Verblendung. Ich habe schon lange eingesehen, wie unrecht ich daran gethan; und deßhalb segne ich jetzt mit Freuden Euren Bund. Ihr sollt sehen fortan, daß ich auch ein Vaterherz habe, das nichts will als seines Kindes Glück. Ich habe dasselbe bei Thorbeck für Dich zu finden geglaubt, liebe Marie; aber jetzt habe ich einsehen gelernt, daß wahres Glück nur da erblühen kann, wo Liebe und Eintracht die Herzen der Gatten verbindet."

„Komm her, Alte," sagte er dann zu seiner Frau, die ebenfalls weinend zur Seite stand, „wir wollen auch heute mit unsern Kindern da zugleich einen neuen Bund schließen und, was wir noch mit einander zu leben haben, in Friede und Eintracht leben."

„Ist's fertig?" rief da Meister Groote, der unbemerkt herübergekommen war und den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

„Ja, kommt nur herein, Nachbar," sagte Kugler, „'s ist Alles fertig, und Ihr könnt gratuliren."

Es wurde nun festgesetzt, daß nach Ablauf der Frist, welche nach dem Gesetze abgewartet werden mußte, die Hochzeit sein, daß dann aber Meister Kugler sein Geschäft aufgeben und mit seiner Frau nach A ..... ziehen sollte, um den Lebensabend bei den Kindern zu verbringen. Die Eltern hatten es zwar Anfangs umgekehrt gewünscht, daß Johann nämlich in A ..... sein junges Geschäft aufgäbe und sich im Hause der Schwiegereltern niederließe; allein Marie, welche in Buchenheim die Erinnerung an die schwerste Zeit ihres Lebens wohl nie los geworden wäre, bewog durch ihre Bitten die Eltern, mit ihr nach A ..... zu ziehen.

„Marie hat Recht," sagte Meister Groote, der den Abend bei den Nachbarsleuten zubrachte, „ich kann ihr nur beistimmen, daß sie lieber in A ..... wohnt als hier, wenn es mir für meine Person auch herzlich leid thut, sie dann nicht mehr so oft sehen zu können als hier. Thorbeck ist gestorben, so muß nun auch die Frau Thorbeck sterben, um als Johanns Frau eine fröhliche Auferstehung zu feiern."

Die Hochzeit Mariens und Johanns wurde in aller Stille gefeiert, wenn auch die Kirche, in welcher diesmal die Trauung stattfand, vollgepfropft von Menschen war, die mit unverkennbarer Freude auf das Ehepaar niederschauten. Marie hatte durch das angemessene Benehmen während und nach ihrer ersten Ehe auch die mißgünstigsten Herzen zu ihren Gunsten gestimmt, und die Glückwünsche, welche sie beim Austritte aus der Kirche von allen Seiten empfing, hatten ein viel wärmeres und herzlicheres Gepräge, als Diejenigen, welche man früher der Frau Thorbeck dargebracht hatte. Der alte Pfarrer hatte in der Traurede, welche er diesmal hielt, und der man abmerken konnte, daß sie ihm von Herzen kam, die besonderen Umstände bei diesem Falle so rührend herbeigezogen, daß Marie, wie ihr die eigenen Augen voll Thränen standen, auch in den Augen vieler Glückwünschenden es feucht schimmern sah.

Auch die Theilnahme an dem bescheidenen Hochzeitsmahle im Hause Meister Kugler's lehnte der Pfarrer diesmal nicht ab und sprach zu dem neuen Ehepaare,

sowie zu den Eltern noch manches gute Wort, so daß Meister Groote, der einzige Hochzeitsgast aus Buchenheim, nach seinem Weggang meinte, es sei ihm zu Muthe, als wäre er in der Kirche gewesen.

Und wie der Anfang ihrer Ehe gewesen war, ein durch Gottes Wort geheiligter, so blieb bei Marie und Johann auch der Fortgang derselben. Es war und blieb eine Ehe, an welcher das Wort zur Wahrheit wurde: „Durch Nacht zum Lichte".

Meister Kugler sollte sich des Glückes seiner Marie nicht mehr lange freuen dürfen. Ehe noch der erste Enkel da war, starb er, herzlich betrauert von den Seinigen, denen er jetzt, wie er versprochen hatte, ein sorgsamer, liebender Gatte und Vater geworden war. Seine Frau lebte trotz ihrer Kränklichkeit einige Jahre länger, und es ging ihr immer mehr der Sinn auf für ein irdisches Glück, das, weil es von dem Lichte von oben durchleuchtet ist, keinem Wechsel unterliegt und auch in trüben Tagen vorhält. Ihr letztes Wort war ein Segensspruch für ihre Kinder, die sie in all ihrer Schwäche und Kränklichkeit treulich auf den Händen getragen hatten.

Einen großen Zuwachs zu ihrem Glücke erlangte Marie dadurch, daß die Tante, ihre zweite Mutter, nach dem Tode der Eltern zu ihr zog, und daß ihr dadurch Gelegenheit gegeben wurde, die Schuld der Dankbarkeit, welche sie gegen diese ausgezeichnete Frau hatte, wenigstens theilweise abzutragen.

Die Erinnerung an Thorbeck wurde bei Marien noch einige Mal aufgefrischt durch den Zigeuner Krischta, der, so oft er in diese Gegend kam, bei ihr vorsprach und in ihrem gastlichen Hause sich's wohl sein ließ. Alle Versuche, ihn zu einem seßhaften Leben zu bewegen, scheiterten jedoch an dem unbezwinglichen Wandertriebe des Zigeuners.

„Braun Leut' nicht kann ruhen," sagte er dann wohl eigenthümlich lächelnd, „für ihn kein Glück in Haus mit Dach; aber ihm haben auch gut Dach unter Baum und Stern, und gut Vater auch für ihm da!"

4. Altes Gold.

Flieh' die Ehr', so sucht sie Dich;
Suchst Du sie, so flieht sie Dich.

„Ein absonderlich Sprüchlein?" denkst Du vielleicht, wodurch die Ehre beinahe wie der bekannte Trotzkopf und Leuteärgerer hingestellt ist, der da singt:

Alles, was die Leut' verdrießt, das treib' ich,
Und wo man mich nicht haben will, da bleib' ich:
Und wo man mich heißt weiter geh'n,
Da bleib' ich desto länger steh'n.

Allein, wie absonderlich das Sprüchlein auch lauten mag, wahr ist es doch, und steckt ein gut Stück Lebensweisheit dahinter, wenn Du ihm nur auf den Grund gehst.

Also zuerst: Flieh' die Ehr', so sucht sie Dich!

Das darfst Du nun aber nicht so verstehen wollen, als müsseſt Du, um von der Ehre gesucht zu werden, alles Mögliche thun, was wider die Ehre geht und Dir das schöne Gerücht eines ehrlosen Menschen eintragen muß. Wolltest Du das Sprüchlein so auffassen und in diesem Sinne danach handeln, so würde Dich höchstens die Ehre suchen, welche Strolche und Spitzbuben zu vergeben haben und so freigebig Jedem zu Theil werden lassen, in

welchem sie Einen ihres Gleichen begrüßen dürfen. Nach solcher Ehre wird Dich aber doch hoffentlich nicht gelüsten.

Auch darfst Du das „Flieh' die Ehr'!" nicht so nehmen, wie jene große Schaar von Heuchlern, die immer den Mund voll haben von den demüthigsten Redensarten und gegen jede, auch die verdienteste Anerkennung sich mit Händen und Füßen wehren, während ihnen doch die helle Freude darüber in den Augen blitzt, und Hochmuth und Ehrbegierde ihnen zu jedem Knopfloche herausgucken. Denn solchen Menschen gegenüber müßte Einer völlig blind sein, wenn er nicht bald der wahren Gesinnung ihrer Herzen auf den Grund käme und sie dann auch wirklich für das hielte, wofür sie sich in der sicheren Erwartung, daß es doch Niemand glauben werde, so gerne selbst ausgeben, nämlich für arme, jämmerliche Menschen, welche in der That keiner Ehre werth sind, wohl aber entschiedener Verachtung.

Nein, das Sprüchwort droben meint es so: Wenn Du stille und ruhig nach Kräften Deine Pflicht erfüllst ohne jegliches Aufheben; wenn Du unbeirrt den Weg gehst, welchen Gottes Gebote und Dein Gewissen Dich gehen heißen, ohne daß Du ängstlich hin und her lauschst, was wohl die Leute über Dich sagen möchten; wenn Du in der klar erkannten Pflicht durch kein Leutegeschwätz Dich irre machen lässest, sondern immer gerade aus, strack und ehrlich weiter gehst, mögen Dich, wie der Apostel sagt, böse Gerüchte oder gute Gerüchte umschwirren; wenn Du insonderheit die brüderliche Liebe, die des rechten Christusjüngers und Gotteskindes untrügliches Siegel ist, so übst, wie es der Herr Jesus in der Bergpredigt vorschreibt, nämlich im Verborgenen, so daß Du gleichsam nicht einmal die linke Hand wissen lässest, was die rechte thut, geschweige denn anderen Leuten gegenüber viel Redens davon machst: alsdann darfst Du sicher sein, daß die Ehre Dich sucht, und zwar die Ehre bei Denen, auf deren Urtheil und Meinung überhaupt nur etwas zu geben ist, bei den rechtschaffenen, ehrlichen Leuten.

Es kann Dir zwar zuerst passiren, daß man Dich für einen Sonderling hält, wenn Du so gar nicht nach dem Urtheile der Welt fragst, sondern strack für Dich

Deinen Weg vorangehst. Aber wenn man erst einmal heraus hat, daß Deine Absonderlichkeit in Gottes Wort festen Grund und Boden hat, daß es auch keine bloß flüchtige Laune ist, die Dich treibt, Dieses oder Jenes anders zu machen als andere Leute, sondern daß Deine ganze Handlungsweise jene edle Festigkeit und Gleichmäßigkeit besitzt, die Jeden merken läßt, daß Du weißt, was Du willst und sicher bist in dem, was Du in jedem Falle zu thun hast, dann wird die Ehre Dich suchen und sich an Deine Fersen heften, wenn Du auch noch so sehr bemüht bist, ihr aus dem Wege zu gehen und von Dir abzuweisen, wer Dir mit dem Munde Ehre erweisen will.

Suchst Du aber die Ehre, so flieht sie Dich. Das ist der andere Theil des Sprüchworts, und der ist ebenso richtig als der erste.

Denn was ist wohl widerlicher als ein Mensch, der nur darauf aus ist, sich selbst zu erheben, noch dazu vielleicht, wie es ja tausendmal geschieht, auf Kosten Anderer?

Wie lacht und spottet man seiner, wenn er sich so sichtbar überall vorzudrängen sucht und sich, wo sich ihm nur die entfernteste Gelegenheit dazu bietet, mit seinen Vorzügen, seinen Tugenden, seinen Wohlthaten prahlend breit macht! Wie ärgert man sich über ihn, wenn er dann allmählig, wie es ja fast niemals ausbleibt, auf den Lügenweg geräth und zu leeren Aufschneidereien seine Zuflucht nimmt, weil die Wahrheit und Wirklichkeit ihm nicht Stoff genug für seine Prahlereien bieten! Wie verachtet man ihn, wenn er über Andere, die tausendmal mehr werth sind, als er selbst, in der geringschätzigsten Weise redet, um dadurch seinen eigenen Werth nur in recht helles Licht zu stellen, oder, wenn er sie gar thatsächlich niedertritt, falls er Gelegenheit dazu hat, um dann auf ihren Schultern selbst in die Höhe zu kommen!

Bei solchen Ehrsüchtigen geht ja immer auch das andere Sprüchwort in Erfüllung:

Wächst die Ehre spannenlang,
Wächst die Thorheit ellenlang.

Und je unverhüllter sich diese Thorheit zeigt, desto gründlicher hat es dann mit aller Ehre ein Ende, desto unauf-

haltsamer stellen sich wohlverdienter Spott und Hohn, selbstverschuldete Verachtung ein.

Merk's, lieber Leser!

Vergiß aber dabei ja nicht, daß es noch eine andere Ehre gibt, die unendlich viel höher und besser und begehrenswerther ist, als die eitle Ehre vor den Menschen, nämlich die Ehre, von welcher der Herr Jesus Joh. 5, 44 redet, die Ehre vor Gott. Die aber darf man nicht fliehen, sondern muß sie alle Tage mit heiligem Eifer suchen, die kann keinem zu Theil werden, der sich nichts um sie kümmert. Ihr Gewinn führt freilich durch viel Schande und Unehre vor der Welt, aber am letzten Ende führt ihr Besitz dahin, daß man die unverwelkliche Krone der Ehren empfängt, davon 1 Petri 5, 4 geschrieben steht.

5. Anekdote.

„Wie heißt Du, mein Söhnchen?" fragte der Schulinspector, als er die Schule in .... bach besuchte, einen kleinen, keck dreinschauenden Knaben in der vordersten Bank.

„Hannes heiß ich," war die Antwort.

„Hannes?" fragte verwundert der Inspector, der aus einer anderen Provinz gekommen war und diese landesübliche Abkürzung des Namens Johannes noch gar nicht gehört haben mochte. „Du bist wohl irre, mein Kind," fuhr er deßhalb fort, „Du heißt Johannes, nicht wahr?"

„Ich heiße Hannes," antwortete der Knabe, über die ungewohnte Verlängerung seines Namens den Mund zum Lachen verziehend.

„Nicht doch, mein Sohn," verbesserte der Inspector. „Dein Name heißt von Rechts wegen Johannes, und so mußt Du ihn auch einmal schreiben, wenn Du das erst gelernt haben wirst."

Mein Büblein hatte aber schon soviel gelernt, daß der Name Johannes in der biblischen Geschichte vorkomme, und es mochte ihm höchst sonderbar und ein wenig respectswidrig dünken, daß ihm die Ehre zu Theil werden sollte, mit einem Manne aus der Bibel denselben Namen zu führen.

„Ich heiße Hannes," behauptete er deßhalb unbeirrt und ſah dabei den Schulinſpector mit ſeinen ſchwarzen Augen ſo keck an, als ſei er durchaus nicht Willens, ſich den Namen ſtreitig machen zu laſſen, bei welchem er von ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und Kameraden gerufen wurde.

Dem Herrn Schulinſpector war aber in ſeinem Herzensgarten das Kräutlein Geduld entweder gar nicht gewachſen oder doch zu keiner beſonders gedeihlichen Entwickelung gekommen. Deßhalb ſtieg ihm das Blut in den Kopf, als er in des Bübleins kecke Augen ſchaute und die etwas trotzig klingende Antwort vernahm.

„Junge," rief er mit gerunzelter Stirne und erhobener Stimme, „wenn ich Dir aber ſage, Du heißeſt Johannes, willſt Du's dann glauben oder nicht?"

„Ich heiße aber doch Hannes!" erwiderte das Büblein, dem jetzt auch im Bewußtſein ſeines guten Rechts die kleine Geduld ausgehen mochte. Und nun war's wirklicher Trotz, der aus ſeiner Antwort ſprach.

„Und ich ſage Dir, Du heißeſt Johannes!" rief da der Schulinſpector erzürnt und verabreichte dem Trotzigen eine ziemlich erkleckliche Ohrfeige.

Das war ein geſalzenes Punktum, hinter welchem aber gegen alle Regel noch etwas kann, nämlich ein lautes Heulen des nach ſeiner Ueberzeugung unſchuldig Geſchlagenen.

Der Schulinſpector mochte jetzt wohl fühlen, daß er in ſeiner Hitze etwas zu weit gegangen war, und wendete ſich deßhalb, um ſeine Erregung vor dem Lehrer nicht merken zu laſſen, überaus milde und freundlich zu einem anderen Knaben, den er ebenfalls fragte.

„Nun, wie heißt Du denn, mein liebes Kind?"

Trotz des ſanften Tones, in welchem die Frage gethan war, ging doch ein leiſes Zittern durch den Körper des Gefragten. Allein ſchnell gab er zur Antwort, indem er ſeine Züge zu einer verzerrten Freundlichkeit zwang:

„J—i—ich heiße Jofritz!"

6. Räthſel.

Von Horn, von Stein, von Elfenbein,
Von Fleiſch ſelbſt bin ich gemacht.
Schwarz, weiß und roth ſind die Farben mein,
Gleich den Fahnen der „deutſchen Wacht".
Zuweilen freilich bin ich auch grau,
Seh' wild und düſter darein.
Und doch gebraucht mich Mann und Frau,
Selbſt das roſige Jungfräulein.
Ja, wo ich auch wild, grau und düſter bin,
Hat gern mich doch Jedermann,
Wenn nur in liebliche Gegenden hin
Der Blick von mir dringen kann.
Eins aber mußt Du vorzüglich merken.
Willſt Du den rathenden Geiſt Dir ſtärken:
Mag der Ruhe ich pflegen
Oder zur Arbeit mich regen,
Stets bin ich oben.
Räthſt Du mich jetzt, ſo will ich Dich loben!

7. Der ſchwarze Peter.

Eine Dorfgeſchichte von Armin Stein.

Erſtes Kapitel.

Ein „einziges Kind“ ſollten ſich Eltern nie wünſchen, wenigſtens nie, wenn ſie nicht die volle Kraft und den ernſteſten Willen in ſich finden, es auch zu erziehen, wie es ſich gehört. Aber da hapert's eben in der Regel.

Bei dem Bergmann Simon Picht in Gründlingen hat's in dieſem Stücke auch gehapert. Er war ſonſt ſo ein gewitzter Mann, und im Stollen konnte Keiner hinter ihm drein, geſchweige denn es ihm zuvor zu thun; aber in der Kinderſtube war er ſelber wie ein Kind: von der Erziehung hat er ungefähr gerade ſo viel verſtanden, wie die Kuh vom Sonntag; und wenn er nicht ſo früh geſtorben wär, dann hätte er auf ſeine alten Tage das gebrannte Herzeleid erlebt. Was der alte Sirach von der Ruthe ſagt, das hat der Simon gar nicht begreifen können, und daß Liebe und Hiebe ſich wohl aufeinander reimen, daran hat er nimmer gedacht. Er hat's beſſer wiſſen wollen, als das liebe Gotteswort und ſeinen „Einzigen“ nach Kräften verzärtelt. — Bei armen Leuten pflegt die Verzärtelung der Kinder allerdings ſonſt nicht gerade zu Hauſe zu ſein: rauh, wie die Hände und die Kleider iſt da auch die Sprache und die ganze Anſchauung. Aber Ausnahmen gibt's überall, und hier bei unſerem Simon Picht fand ſich ohne Zweifel eine ſolche.

Das Peterchen war gar ſo ein lieber Junge! Man konnte ihm nimmer böſe ſein. Was er that, war Alles recht. War's was Geſcheidtes und Braves, ſo lobte ihn der Vater geradeaus in's Geſicht, daß das Kind Wunder dachte, was für ein Ausbund von Tugend es wär. Vollführte er aber einen Schelmenſtreich, für welchen er den Krückſtock verdient hätte, oder drei Tage Arreſt bei Waſſer und Brot, ſo gab's höchſtens ein Drohen mit dem Zeigefinger, hinter welchem aber auch kein rechter Ernſt ſein konnte; denn wiederholt hatte der Bube in ſolchen Fällen

den Vater heimlich gegen die Mutter tuscheln hören: „Ein Blitzbub, der Peter!“

Was konnte bei solcher Art Erziehung herauskommen? Als der Schulmeister das Bürschlein in die Hände bekam, war's bereits ein completer Taugenichts, der sich zum Lernen wenig Zeit nahm, desto mehr aber zu Bubenstreichen. „Lernen — wozu das? Wenn man nur gesund ist!“

Die Taschen hatte das Peterchen fast immer voll eßbarer Waare, besonders voll gebackener Pflaumen und gelben Kandis — Eroberungen aus der mütterlichen Speisekammer. Auch klimperte es bei ihm mitunter in der Weste, besonders wenn der Tannenwirth Tanz hatte oder Pfingstbier, wo dann die alte Mutter Rechenbergen Lebkuchen und Zuckerstengel und Bücklinge feil hielt. Die andern Kinder hatten wohl auch ein Paar Dreier in der Tasche zum Würfeln, aber eben nur ein Paar Kupferstücke — der Peter aber prahlte mit Silber, und das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugehen; denn so ein armer Schlucker von Bergmann braucht seine Paar Groschen nöthiger, als zum Verjuchheien für seinen Buben. Musje Peter wußte, wo der Vater seine Baarschaft liegen hatte und stattete derselben bei vorkommender Gelegenheit einen heimlichen Besuch ab.

Weder Vater noch Mutter sind hinter diese sauberen Eroberungszüge ihres hoffnungsvollen Sprößlings gekommen — ein Beweis entweder ihrer unverantwortlichen Sorglosigkeit, oder der frühreifen Verschlagenheit des Knaben.

Wo der Peter an seinen Mitschülern einen Schabernack ausüben konnte, da war es ihm ein Seelenvergnügen; und je boshafter es kam, desto besser. Der Schulmeister, ein ernster, strenger Mann, saß ihm scharf auf dem Nacken und brachte ihn mit seinem spanischen Rohrstock oft in nahe, persönliche Beziehungen; indeß die blauen Flecke saßen nur in der Haut — die Seele kriegte Nichts mit ab. Und was half dem Lehrer all sein Eifern und Bessern, wenn zu Hause immer wieder niedergerissen ward, was er in der Schule mühsam aufgebaut hatte? Wagte sich doch der Schlingel mit der Zeit selbst an seines Lehrers

geheiligte Persönlichkeit, indem er ihm eines Tages in einem unbewachten Augenblick die auf dem Katheder stehen gebliebene Dose blitzschnell ihres natürlichen Inhalts entleerte und mit Kohlenstaub füllte. Es war bezeichnend, daß der Verdacht sofort auf keinen Andern fiel, als auf den Peter, und ebenso bezeichnend, daß der Missethäter weder eine Spur von Verlegenheit oder Schrecken zeigte, noch auch durch einen Hagel von Stockprügeln sich ein Wort des Geständnisses auspressen ließ.

Daß durch den Tod des Vaters der jammervoll verkehrten Erziehung ein Ende gesetzt wurde, hätte man für den dreizehnjährigen Knaben als ein Glück bezeichnen können, wenn die Mutter nur ein Bisch a herzhafter gewesen wär! Sie hatte wohl in Erziehungsangelegenheiten mehr gesunden Menschenverstand, als ihr verstorbener Mann, wenn sie nur das Durchgreifen besser verstanden hätte! Gar oftmals war sie mit den Grundsätzen und Handlungsweisen ihres Mannes nicht einverstanden gewesen, aber niemals hatte die schüchterne, ängstliche Frau den Muth gehabt, dem Poltergeist und Hitzkopf dreinzureden. Sie hatte sich an das Schweigen und Nachgeben gewöhnt. Nach dem Tode Simons hätte sie nun ja wohl den Mund aufthun und schnell noch eine Ruthe vom Zaune schneiden können; aber der Peter war inzwischen dreizehn Jahre alt geworden, und da hätte er sich wo möglich zur Wehr gesetzt. Sie wollte es, als Worte nicht zogen, mit Weinen und Lamentiren versuchen, aber auch daraus machte sich der Peter nicht das Mindeste.

So strich das letzte Schuljahr hin, und der Knabe wurde confirmirt. Der Wahlspruch, welchen ihm der Pfarrer bei der Einsegnung gab, war wohl ein Glöcklein Gottes, das ihm zur Besinnung und zur Umkehr läutete: „Laß ab vom Bösen und thue Gutes, denn das Antlitz des Herrn stehet über Denen, die Böses thun, daß er ihr Gedächtniß ausrotte von der Erde.“ Aber Peters Ohren waren dick, er verstand das nicht. Wohl war er gerührt und wischte sich mit dem Rockärmel in den Augen, als er an den Stufen des Altars kniete und des Seelsorgers Hände warm auf seinem Haupte ruhten; aber was ist Rührung? In den meisten Fällen ein bloßer Windhauch,

der über das Waſſer geht und auf der Oberfläche leichte Wellen kräuſelt, die aber eben ſo ſchnell wieder gehen, wie ſie gekommen ſind, und unten Alles beim Alten laſſen. Von einer bloßen Rührung wird das Herz nicht neu.

Nach ſeinem eigenen Willen, den er auch hier, wie überall, ſeiner Mutter gegenüber durchſetzte, entſchloß ſich der Peter, das zu werden, was ſein Vater geweſen war. Mit Begeiſterung hatte er bei den Kirchenparaden und zumal bei den Knappſchaftsfeſten den Aufzügen der Bergleute in ihrer kleidſamen Uniform zugeſehen, und wenn er einmal ungeſehen den Federhut des Vaters betaſten oder gar aufſetzen und ſich damit vor den Spiegel ſtellen konnte, ſo war es ihm eine wahre Seligkeit. Und nun ſtand es bei ihm niet- und nagelfeſt: Ich werde ein Bergmann!

Das war ja ein guter Gedanke, nicht wegen des Federbuſches und der ſtattlichen Uniform, ſondern wegen etwas Andern. Die Bergmannsprofeſſion iſt eine von den Berufsarten, die den Menſchen wohl ernſt und fromm machen können. Wenn der Bergmann des Morgens an den finſtern, gähnenden Stollen tritt, ſo iſt das, als ſchaute er in ſein Grab. Wenn er tagtäglich beim Einfahren in den Schacht ſich ſagen muß: wer weiß, ob ich da lebendig wieder herauskomme? ſo ſollte man meinen, er lernte beten und nach dem Herrgott fragen. Und in der That thun ja auch die Bergleute jedes Mal erſt ihr Käppchen ab und falten die Hände in gemeinſamer Morgenandacht, daß ſie nicht eher in die Tiefe fahren, als bis ſie ſich mit Leib und Seel dem Hüter Israels befohlen haben, der auch in der finſtern Nacht über ſeinen Kindern wacht. Darum meine ich: das war ein guter Gedanke, daß der Peter ſeines Vaters Profeſſion ergreifen und Bergmann werden wollte, denn wieder läutete hier das Glöcklein Gottes: „Kehr' um, Peter, kehr' um von Deinen vorigen Wegen und werde brav!"

Die erſte Morgenandacht, bei welcher der greiſe, weißköpfige Oberhäuer das Gebet ſprach, verfehlte auch nicht, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen, einen viel tieferen als vor vierzehn Tagen die Confirmation. Sie zeigte ihm erſt recht deutlich die Gefahren, welche unten in der Erde

Liefen ſtündlich um den Bergmann ſchleichen, wie wilde Thiere, die immer auf dem Sprunge ſtehen und jeden Augenblick zuſchnappen wollen. — Und nun war er kaum etliche Wochen mit eingefahren, da ſchnappte auch wirklich ſo ein wildes Thier zu und brachte Dreien ſeiner Kameraden den Tod. Sie waren mit offenen Grubenlampen in ſogenannte böſe Wetter gerathen und lagen nun da mit ſchrecklich verbranntem Geſicht.

Hörſt Du nicht abermals das Glöcklein Gottes läuten, Peter? Schau, wie der alte Oberhäuer fromm die Hände faltet und ſpricht: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“

Blaß ſieht er aus, der Peter, und zerdrückt ſich auch mit den Andern eine Thräne im Auge, da die drei Verunglückten beerdigt werden und der Pfarrer die erſchütternde Leichenpredigt thut über den Text 1. Sam. 20, 3: „Siehe, es iſt nur ein Schritt zwiſchen mir und dem Tode.“ Doch die Thränen trocknen ſchnell. Wie der Soldat, wenn er erſt Pulver gerochen und das Kanonenfieber überſtanden hat, ſich mit kaltem Blute in den Kugelregen ſtürzt und ans Sterben nicht mehr denkt, ſo meinte auch der Peter, ſolch' Unglück und überhaupt der Tod wäre nur für andere Leute in der Welt. Der tägliche Umgang mit der Todesgefahr übte eine abſtumpfende Wirkung auf ihn und erſtickte noch vollends die beſſeren Regungen in ſeiner Bruſt. Der Peter blieb auch als Bergmann der Alte, oder vielmehr, es ging immer mehr abwärts mit ihm. Wer ſein Herz nicht hütet, dem bewächſt es immer dicker mit Unkraut, und wenn erſt die Wurzeln ſich verſchlungen und verknotet haben, hernach iſt ſchlecht Gäten.

Aeußerlich ſah es allerdings nicht aus wie Abwärtsgehen. Bergmannsarbeit iſt zwar ſchwere Arbeit, und Mancher wird dabei alt vor der Zeit. Der Peter aber hatte Kräfte zuzuſetzen, und für einen Solchen iſt harte Arbeit nur ein Kräftigungsmittel. Es flog ihm nur ſo von der Hand. Wo ein beſonders ſchweres Stück Arbeit zu bezwingen war, da mußte der Peter heran, und der alte Steiger hatte ſeine helle Freude an dem Burſchen, der nie ein verdroſſenes Geſicht machte und immer ſo keck dreinſchaute und ſich ein fröhliches Liedlein ſang. Er entwickelte ſich zu einer ſtattlichen Figur, und wenn er ſo

des Sonntags in der Uniform zur Kirchenparade ging, da konnte er sich sehen lassen mit seinen rothen vollen Backen und üppigen schwarzen Locken und breiten Schultern und prallen Schenkeln. In seinen glänzenden, flackernden Augen und auf den schwellenden Lippen lag so etwas Neckisches und Schalkiges, daß er immer aussah, als hätte er einen Witz auf der Pfanne und wollte eben losschießen. Seine zigeunerhafte Hautfarbe trug ihm zwar den Namen „schwarzer Peter" ein, aber ein Schimpf war das eigentlich nicht: die dunkle Gesichtsfarbe stand ihm zu den schwarzen Augen und den blendendweißen Zähnen ganz gut.

Freilich durfte man ihn nicht genauer visitiren; inwendig hatte das ein ganz ander Aussehen, als draußen, inwendig schlug ein Herz voll Bosheit und Tücke, voll unreiner Begierde und Neid und Hochmuth, und die Leidenschaft, die glühende Leidenschaft kochte das Alles zu einem wüsten Brei zusammen. Aber das war eben seine große Kunst, daß ihm das Keiner ansah, daß er sein geheimstes Dichten und Trachten völlig in sich verschloß. Nur dann und wann einmal verrieth dem aufmerksamen Beobachter ein unheimliches Aufblitzen in den dunklen Augen den inwendigen bösen Geist. — So war denn sein heiteres, schelmisches Gesicht blos eine Maske, und wer deßhalb etwas auf ihn hielt und ihm vertraute, der war betrogen.

Solcher Betrogenen gab's aber genug. Die jungen Burschen ließen sich wahrhaft bannen von dem berückenden Zauber, den er zu üben verstand. Sie hängten sich an ihn, wie die Wespen an die Weintraube; und nun vollends die halbausgewachsenen Dirnen, die schauten nach ihm aus an allen Ecken und Enden. Wenn des Abends unter der Dorflinde Peters Platz leer stand, dann „war Nichts los"; wenn er in der Spinnstube einmal fehlte, dann war es mit dem Vergnügen nur so so; und wenn er von dem Tanzboden fern blieb, da sah man auf allen Mädchengesichtern den Ausdruck von Verstimmtheit und langer Weile. Ueberall gab er den Ton an. Er hatte auch so eine frische, fröhliche Art an sich und steckte voller Schnurren und Anekdoten, bei denen aber die Dirnen nicht selten roth wurden und an den Schürzenbändern zupften; und wenn er vollends seine Harmonika mit unter

die Linde brachte, dann gab es da lauter Luſt und Leben. Was ſchadete es, daß er hier und da einmal einen Schlenker und Schelmenſtreich ausübte? Was man einem Andern ſtark angekreidet haben würde, das ſah man ihm durch die Finger — ſo hatte er das ganze Völkchen in der Gewalt.

Trotzdem aber, daß die Dirnen alle ihn gerne ſahen, konnte ſich Keine rühmen, einen tieferen Eindruck auf ihn zu machen. Jede bildete ſich zwar ein, er hätte ein Auge auf ſie, aber keine hatte Recht. Er hielt's eben mit Allen. Es machte ihm Spaß, Allen den Kopf zu verdrehen, und zumal den reichen Bauerstöchtern, gerade als wie zum Schabernack für deren Eltern, von denen er wußte, daß ſie ihn mit Schimpf und Schande vom Hof gejagt haben würden, wenn er ihnen mit einem Heirathsantrag zu nahe gekommen wäre.

Und ſo trieb er's Jahr aus Jahr ein. Er trat in ſein zwanzigſtes Jahr, aber noch hatte kein Mädchen es fertig gebracht, den Allbeliebten und Allbegehrten an ſich zu feſſeln.

Aber eine Liebſchaft hatte er doch, und zwar eine

ganz kurioſe. Seine Liebe galt Zweien auf einmal, und dieſe zwei Perſönlichkeiten ſahen gar nicht aus wie ein Paar Bräute: die Eine war gar kein Mädchen, ſondern ein Mann, und noch dazu ein alter Knaſterbart von ſechzig Jahren; die Andere war allerdings weiblichen Geſchlechts, aber auch ſchon in den Sechzigen, und noch dazu verheirathet. Das war alſo ein tolles Ding. Aber Tollheiten waren ja Peters Lieblingsbeſchäftigung, und ſeinen Vortheil verſtand er, wie Einer.

Zweites Kapitel.

„Das hätte eine ſchöne Beſcheerung werden können!“ ſtöhnte der alte Wieſenbauer Nikolaus Schnabel zur Thür herein.

„Mann, wie ſiehſt Du aus!“ rief ihm die Suſanne entgegen, ſeine Lebensgefährtin, die beim Anblick des Eintretenden beſtürzt den Rahmlöffel in's Milchfaß fallen ließ.

„Dieſer infame Hengſt!“ ſchimpfte der Nikolaus. „Hab' mir's gleich gedacht, daß das mit dem nicht gut läuft. Hätte ich mir doch das Unthier nicht aufſchwatzen laſſen von dem Juden! Es iſt ein Strangſchmeißer und hat alle Teufeleien im Kopf. Schau nur her: das Schlimmſte weißt Du noch gar nicht.“

Er that die Mütze herunter, da lief das Blut dick an den Haaren nieder.

Die Bäuerin that einen Schrei. „Was iſt denn paſſirt?“

„Erſt hol' mir friſch Waſſer und Linnen, hernach will ich Dir erzählen.“

Nachdem die Kopfwunde ausgewaſchen und verbunden war, ließ der Niklas ſeine dralle, runde Figur in den Lehnſtuhl ſinken und ächzte und rieb ſich das linke Schienbein. „Ja, das konnte eine ſchöne Beſcheerung werden! Fällt's da dem Hengſt mit einem Mal ein, rappelköpfiſch zu werden und Männchen zu machen. Ich ziehe forſch die Kreuzleine an und reiße ihm mit der Kantare am Maul, aber das verſtand der Schwerenöther falſch. Wie ein Beſeſſener jagt er mit dem Pflug im Kreis herum,

daß Alles raucht, und ich fliege hinterdrein wie eine Pudelmütze. Was ist doch der Mensch gegen so ein Thier, wenn das seinen Kopf aufsetzt! Im Umsehen komme ich unter den Pflug zu liegen, und das Eisen schlägt mir gegen den Kopf. Ich schreie, was ich kann, um Hilfe, und es stehen auch schon Menschen da: des Schultheißen Großknecht, der lange Töffel und zwei Drescher vom Teichbauer, Arndt und Dietrich; aber die dachten, Maulaffen feil haben wär auch eine Hilfe, und standen da, wie die Oelgötzen, trotz meines Schreiens und Brüllens, gaben mir auch einen guten Rath um den andern, aber zuzuspringen getraute sich Keiner. Indem kommt von der andern Seite ein Bergmann dahergestürzt, gerade auf mich los. Ich sage Dir aber, Susanne, der hat Courage im Leib, wie Simson. Springt frisch auf den Hengst los, als wär's ein Ziegenbock und packt ihm am Zügel — da steht der Gaul und guckt den Burschen groß an, als wollt' er fragen, was er sich eigentlich herausnähme, und stampft mit dem Vorderfuß und kauet Schaum und geifert dem Bergmann den ganzen Kittel voll. Jetzt erst, nachdem ich mich unter dem Pflug hervorgehaspelt, erkenne ich ihn: es war der schwarze Peter. Das war brav, Peter, hab ich gesagt und ihm die Hand geschüttelt. Du gehst jetzt nach dem Schacht? Gut! Nach dem Feierabend wollen wir zusammen ein Schöpplein trinken. — Schon gut, Wiesenbauer! sagt der Bursch und will gehen. Aber ich hab ihn beim Kragen genommen und gesagt: Peter, hab ich gesagt, das geht so nicht. Du bist ein schlechter Kerl, wenn Du nicht kommst. Ich hab nicht gern Schulden, und hier in der Geschwindigkeit kann ich sie Dir nicht abtragen — der Hengst muß erst in den Stall. — Da hat der Peter gelacht und gesagt: Wenn's denn sein muß, auf Wiedersehen heute Abend! — Und damit ist er seines Wegs gegangen. — Nun waren die Andern auch zur Hand und wollten helfen; ich hab sie aber gar nicht angesehen und meine Sach' allein gethan — der Hengst hatte sich auch ausgetobt und ließ den Kopf hängen wie ein armer Sünder. — Hör, Susanne, trag doch nachher auf. Hast noch Nierenbraten vom Sonntag? Und es sind ja wohl auch noch ein Paar Flaschen Bier im Keller?"

Die Suſanne beſah und betaſtete noch einmal ihren Gatten von allen Seiten, ob nicht etwa doch irgendwo eine Wunde wäre oder gar ein Bruch, und nachdem ſie ſich von ſeiner Unverſehrtheit überzeugt, begab ſie ſich in den Kuhſtall, um erſt ſchnell abzumelken und darnach das Nachtbrot zu rüſten.

Sie trug auf, was Küche und Keller hergab, und die Wieſenbäuerin konnte ſich ſehen laſſen mit ihrem Keller, wie überhaupt mit ihrem ganzen Hausweſen. Es war zwar nicht das größte Bauerngut im Dorf — der Niklas hatte blos drei Pferde im Stall ſtehen, aber ſein Gut hatte lauter guten Boden, und man konnt's an allen Umſtänden ſehen, daß der Wieſenbauer in guten Verhältniſſen war.

Der Nierenbraten protzelte ſchon lange im Ofen, aber der erwartete Gaſt wollte nicht kommen. Es dunkelte

bereits ſtark, da trat er endlich zur Thür herein und wurde von den beiden alten Leuten mit vielen Worten willkommen geheißen.

Auf den ſchön duftenden Braten deutend, ſagte der Niklas in der fröhlichſten Laune: „Na, nun wollen wir einmal mit drei da hineindividiren und ſehen, ob's aufgeht, oder ob ein Reſt bleibt. Was mich betrifft, ich habe barbariſchen Hunger nach dem Schreck.“ Und nun füllte er die Gläſer mit dem ſchäumenden Biere und war ſo redſelig, wie ihn ſeine Frau ihr Lebtag noch nicht geſehen hatte, denn er war ſonſt ſehr ſchweigſamer Natur.

„Wenn ich einen Sohn hätte,“ meinte er im Laufe des Geſprächs, „dann wünſchte ich mir, er müßte gerad ſo ſein, wie Du.“

Suſanne, die ſich bisher ziemlich ſtill verhalten und höchſtens einmal den Gaſt zum Zulangen genöthigt hatte, ließ bei dieſen Worten ihres Mannes einen langen, tiefen Seufzer hören. „Ja, wenn ich Dich ſo daſitzen ſeh, Peter, da wird's mir ganz traurig um's Herz herum. Was hat denn unſer Eins von der Welt? Placken und Schinden vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht, das iſt unſer Leben. Wenn man nun nicht weiß, *für wen* man ſich plackt und ſchindet, iſt das nicht ein Elend?“

„Na, nicht ſo hitzig!“ lenkte der Niklas beſchwichtigend ein. „Du vergiſſeſt, daß ich noch einen Bruder habe. Und der kann's wohl brauchen, der arme Schlucker mit ſeinen ſieben Nachkommen. So ein Schulmeiſter hat nur ſchmale Biſſen, und 's wundert mich gar nicht, daß er ſo gar durchſichtig und leichenſteinmäßig ausſieht.“

„Bruder hin, Bruder her!“ eiferte Suſanne, der dieſe Wendung des Geſprächs offenbar nicht angenehm war. „Was hat er die ganzen Jahre her nach Dir gefragt? So ein Schulmeiſter hat bei aller Armſeligkeit und Fadenſcheinigkeit doch einen dummen Stolz im Nacken und denkt Wunder, was er iſt. Ich mein', wenn er einmal Alles von uns kriegen ſoll, ſo hätte er ſich auch danach betragen müſſen.“

„Er hat uns doch die Emilie geſchickt, daß ſie Dir ſollte zur Hand gehen im Hausweſen,“ bemerkte der Niklas, etwas kleinlaut mit der Gabel ſpielend.

„Ach die!“ sagte Susanne, den Mund verächtlich in's Breite ziehend. „Geh mir mit der Zierpuppe! Zur Verzierung brauch' ich Keinen im Haus. Des Morgens bis um sieben in den Federn und dann eine halbe Stunde bei der Kaffeekanne und dann ein Bischen husch! husch! mit dem Flederwisch in der Stube herum, als ob ich noch gar nicht gefegt gehabt hätte, und dann flugs in ihren Sonntagsstaat, als sollt's zu Tanze gehen, und dann mit der Nase einmal in den Kuhstall riechen, und dann beim Buttern, wenn sie dreimal zugestoßen hat, erst einmal hinsitzen und seufzen und die Fingerchen besehen, ob auch kein Horn dran ist — ja, das wär' mir Meine! Kann sich in der Stadt als Zeitvertreibungsmamsell vermiethen, oder meinetwegen beim König als Prinzessin, aber mir braucht sie nicht wieder zu kommen. So eine — — —“

„Hör' auf,“ fuhr der Niklas seiner Frau in's Wort, als er merkte, daß sie sich immer mehr in die Hitze redete. „Ganz so arg ist's doch nicht gewesen. Du hast sie nun einmal nicht leiden mögen und ihren Vater und die ganze Familie dazu. Aber ich lass' Nichts auf sie kommen, es ist doch mein Fleisch und Blut. Und was kann ich dafür, daß Deine Verwandtschaft ausgestorben ist? — Aber,“ fuhr er zum Peter gewendet fort und wie, um seine Frau wieder zu begütigen, „wahr bleibt's darum immer: es ist ein Unglück für unser Eins, wenn Einem der liebe Herrgott keine Nachkommenschaft hat wachsen lassen. 's ist wunderlich: andere Leute haben die Stube voll und kein Brot dazu — ich habe das Brot und Keinen, der's verzehrt. Ist das nicht eine verkehrte Welt?“

Der Peter sagte nicht viel dazu und empfahl sich nach dem Essen bald, mußte aber das Versprechen geben, bald einmal wiederzukommen: es wär' so unterhaltsam, wenn er bei ihnen säß'.

Das war nun dem Peter ganz sonderbar, daß er so unterhaltsam gewesen sein sollte, denn er hatte fast gar nicht den Mund aufgethan, außer zum Essen. Aber seine baldige Wiederkehr sagte er zu.

Er ging in tiefen Gedanken heim. Von der Linde her schallte ihm durch den lauen Frühlingsabend das Geplauder des jungen Volks entgegen — er bog aber in

eine Seitengasse ein, er hatte heute keine Lust, seinen alten Platz einzunehmen. Eine Dirne hatte ihn indeß bemerkt und rief ihm nach: „Peter!“ Und die ganze Rotte fiel mit ein: „Peter! Peter!“ Aber der Peter antwortete nicht und schritt schneller aus, um unbehelligt nach Hause zu kommen.

Der Peter war eine rasche Natur; nicht blos die Händearbeit, auch das Denken und Ueberlegen und Planen ging bei ihm wie mit dem Eilwagen. Er saß daheim noch lange im Finstern und hatte den Kopf in die Hand gestützt und sann. Es mußte wohl was Wichtiges sein, was er mit sich herumtrug, denn auch die folgenden Tage ging er wie träumend umher, war immer kurz angebunden und bei der Arbeit nur mit halbem Herzen.

„Wo nur der Peter jetzt immer steckt?“ fragte eines Abends unter der Linde des Tannenwirths Henriette. „Heute sind's gerade drei Wochen, daß er nicht unter der Linde gewesen ist.“

„Hast's so genau ausgerechnet?“ warf spitz und verdrossen der Wagnerjörg hin, denn er hatte starke Absichten auf das Jettchen.

„'s ist komisch,“ ließ sich eine andere Stimme hören. „Der Peter ist doch ein Duckmäuser! Ich glaube, er hat eine Liebschaft angefangen?“

„Eine Liebschaft?“ fragten Alle wie aus Einem Munde. Und es entstand eine gewaltige Bewegung im Kreis.

„Ja,“ fuhr die Stimme fort, „und eine recht auserwählte! Ich habe ihn schon wiederholt im Finstern zu dem alten Wiesenbauer schleichen sehen.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich, und verschiedenen jungen Dirnen fiel ein Stein vom Herzen. Die Liebschaft war ja nicht gefährlich.

Aber ärgerlich war's doch, daß der Peter sich lieber zu den beiden alten Leuten hinsetzte, als mit seines Gleichen sich vergnügt machte. Und nun wurde hin und her gefragt, was das zu bedeuten habe. Aber Keiner wußte was Rechtes. Das war ja wohl bekannt, daß der Peter den Niklas unter dem Hengste hervorgezogen habe, und daß der Wiesenbauer den Peter überall herausstrich;

aber was dann nun weiter? Ja, fragt ihn nur — der Peter wird ſich wohl hüten, euch reinen Wein einzuſchenken. Was der Peter nicht ſagen will, das kriegen keine zehn Pferde aus ihm heraus.

Drittes Kapitel.

Es war gegen Weihnachten, wo die Kinder ſchon zuſammenhocken und rathen, was ihnen der heilige Chriſt bringen werde. Die Erde hatte ſich einen dicken Schneemantel umgehängt, und das war gut, ſonſt wäre ihr bei der Wochen lang anhaltenden grimmigen Kälte das Herz im Leibe erfroren. Und immer neue Schneemaſſen fielen nieder, daß die Leute jedes Mal erſt nach der Schaufel greifen und ſich Bahn ſchöpfen mußten, ſo oft ſie im Stalle nach dem Vieh ſehen wollten oder den Nachbar beſuchen. Alles war ſo ſtill und öde draußen, kein Wagen ließ ſich hören, kein Bettelmann ließ ſich blicken, nicht einmal der Poſtbote brachte mehr die Briefe — es war nicht vom Fleck zu kommen draußen im Freien. Nur die armen Dohlen klagten ſich auf der Thurmſpitze ihre Noth und trippelten vor Froſt auf dem eiskalten Schieferdach,

und an den Fenſtern der menſchlichen Wohnungen drängten ſich die Spatzen, die im Glück von den Menſchen Nichts wiſſen wollen und ihm allerlei Schabernack anthun, in der Noth aber gelaufen kommen und gute Worte geben.

ob nicht ein Bischen was für sie übrig geblieben sei vom Mittagsbrot.

In der Wohnstube des Wiesenbauern war eine behagliche Wärme, und die Fenster waren halb heruntergethaut. Der Niklas dampfte eine Pfeife und hatte seine Betrachtung über das Spatzenvolk, das sich um die Brotkrumen auf dem Fenstersims zankte. Die Bäuerin saß am Tisch, den großen Delitzscher Kalender vor sich, in welchen sie mit Bleistift eine landwirthschaftliche Notiz schrieb; denn sie war mit der Feder besser beschlagen als ihr Mann wie auch mit dem Mundwerk, und führte die Bücher. In der Ofenröhre protzelten gebratene Aepfel, und auf dem Tische stand der Kaffee schon eine ganze Weile aufgetragen.

„Wo nur der Peter heute so lange bleibt?“ unterbrach der Niklas die Musik der bratenden Aepfel. „Er hatte doch versprochen, heute zu kommen! Ich muß sagen, ich hab' mich an den Burschen so gewöhnt, daß ich gleich das Gähnen kriege, wenn er einmal über seine Zeit ausbleibt. — — 's ist ein Kapitalkerl, der Peter! Ich weiß nicht, was die Leute wollen, und was zumal der Schulmeister will, der mir immer in den Ohren liegt, ich solle mich vor dem Peter in Acht nehmen, der wär' kein Guter, der hätt's faustdick hinter den Ohren, er wäre falsch wie eine Katze und könnte sich verstellen wie ein Fuchs. Was das für Reden sind! Können wir uns einen Bessern wünschen? Was hat er den Sommer über Alles für uns geschafft, immer unverdrossen. Er liegt in seinem Stollen drunten auch nicht auf Rosen, aber, als ob er frisch vom Schlafen und Ausruhen käme, so hat er uns die Ernte mit hereingebracht und allenthalben die Finger gehabt, wo es galt anzupacken. 's ist mir nie so leicht geworden, als wie in diesem Jahr. Und dann des Abends, wenn er hier bei uns sitzt, man hört die Uhr gar nicht schlagen, wenn er so schwätzt und lacht, und eh' man sich's versieht, ruft der Wächter Zehn.“

Mit sichtlichem Wohlgefallen hörte die Susanne diesen Aeußerungen ihres Mannes zu. Sie war es ja, die von vornherein immer Peters Partei genommen hatte, wenn Jemand ihren Mann gegen den Peter verhetzen wollte.

Allerdings hatte sie auch die meiste Ursache dazu, denn an sie hatte sich der Peter von vorn herein mit besonderem Eifer herangemacht, ihr hatte er immer nach dem Mund geredet und ihren Launen geschmeichelt, ihr hatte er immer die schwerste Arbeit abgenommen. So freute sie sich nun innerlich, wie ihr Mann sich endlich einmal offen aussprach und sein Wohlwollen gegen den Peter rückhaltslos bezeugte. „Das ist mir lieb," sagte die Susanne nach einer Pause, während welcher sie den Kalender bedächtig zugeklappt und auf den Sims gelegt hatte. „Das ist mir lieb, daß Du endlich dahinter kommst, daß der Peter brav ist und das Leutegerede eitel Neid und Bosheit. Sie vergönnen's dem armen Schlucker blos nicht, daß er sich bei uns ordentlich satt ißt und einmal 500 Thaler erben soll."

Bei diesen letzten Worten horchte der Niklas auf und that die Pfeife aus dem Mund. „Wie? Wissen denn das die Leute schon? Und weiß es der Peter schon? Das wär' mir nicht lieb: ich wollte ihm eine heimliche Freude machen und ihm die Verschreibung auf den Weihnachtstisch legen."

Wir müssen hier bemerken, daß der Peter die Aussicht auf die 500 Thaler nicht eigentlich Dem zu verdanken hatte, dem er das Leben gerettet, sondern der Susanne. Denn der Niklas war bei aller Gutmüthigkeit zäh wie Leder und hatte, wenn er Geld geben sollte, die Hand immer auf der Tasche. Die Lebensrettung hatte er sich gefallen lassen und dem Peter seinen Dank wiederholt in Worten abgestattet, was nach seinen Begriffen vollkommen hinreichte; na, und für die Erntearbeit und sonstigen Bemühungen hatte er ja sein schönes Essen gehabt, und außerdem hatte ihm der Niklas in einer Anwandlung von Großmuth auch noch acht Groschen pro Tag angeboten; — daß der Peter das großartig ausschlug, was konnte der edle Geber dafür? Indessen Susanne hätte nicht Susanne sein müssen, wenn sie hier nachgegeben hätte. Sie setzte ihrem Mann so lange zu und ließ ihm so lange keine Ruh, als bis sie ihn in diesem Stück zu anderen Begriffen bekehrt und ihren Willen durchgesetzt, das heißt also für ihren Günstling 500 Thaler erpreßt

hatte. Und der Niklas hinwiederum hätte nicht der Niklas ſein müſſen, wenn er ſich nicht ſchließlich gefügt und eingeſehen hätte, daß ſeine Suſanne auch hier einmal wieder Recht habe.

Wenn er nun aber meinte, ſeine Frau würde das mit der Verſchreibung vorläufig noch geheim halten, ſo war er bedeutend auf dem Holzweg. Der Peter wußte ſchon lange ſein Glück, aber er hatte der Suſanne verſprechen müſſen, ſich Nichts merken zu laſſen — und auf ſolche Kunſt hatte ja der Peter ausgelernt.

Nur Nichts merken laſſen — ja das war von nun an doppelt nöthig. Sollen wir Peters Gedanken verrathen? Der Leſer hat ja wohl ſchon eine dunkle Ahnung davon. Die häufigen Beſuche bei den Schnabel'ſchen Eheleuten und ſein auffallender Eifer, ihnen förderlich und dienſtlich zu ſein, hatten ihren Grund wahrlich nicht in einer beſonderen Herzenszuneigung zu den alten Leuten. Das Geſpräch, welches die Eheleute bei ſeiner erſten Anweſenheit in ihrem Hauſe führten, hatte ihm viel zu denken gemacht. Es war ihm daraus klar geworden erſtens, daß die beiden alten Leute ihre Kinderloſigkeit ſchwer und ſchmerzlich empfanden und ſich vor der Hilfloſigkeit des Greiſenalters fürchteten; zum Andern aber hatte er gemerkt, daß die Suſanne auf den Schulmeiſter, den einzigen Bruder ihres Mannes, ſchlecht zu ſprechen war und ihm das einſtmalige Erbe ihres Landguts nicht vergönnte, während der Niklas ſeinem leiblichen Bruder natürlich immer die Stange hielt. An dieſe beiden Beobachtungen hängten ſich nun Peters Gedanken, und dieſe Gedanken verdichteten ſich zu Wünſchen, und aus den Wünſchen reiften Pläne, ſchwarz wie die Nacht, in welcher ſie ausgebrütet wurden. „Wenn Dir ein Glück auf Erden blüht, dann iſt es hier," ſo ſprach es immerzu in ihm, und ſeine Aufgabe war es nun, den Weg zu ſuchen, der zu dieſem Glücke führte.

Der erſte Schritt, ſagte er ſich, iſt auf die Suſanne los. Die führte ja das Regiment im Haus, wozu ſie ſchon an und für ſich durch ihr reſolutes, entſchiedenes und rechthaberiſches Weſen eine natürliche Begabung hatte und außerdem durch den Umſtand ein gutes Recht zu

haben meinte, daß ja das ganze Beſitzthum von ihr herſtammte — (der Niklas hatte ihr weiter Nichts zugebracht als eine Truhe voll Leibwäſche und Kleidungsſtücke, eine Reiſetaſche voll Verſprechungen ſeines Vaters, die nicht gehalten wurden, und zwei Tabakspfeifen, eine lange für's Haus und eine kurze für's Feld). Unter ſo bewandten Umſtänden ärgerte ſich die Suſanne doppelt, daß ihre ganze Verwandtſchaft ausgeſtorben war, und alſo ihr Beſitzthum einmal auf die Linie ihres Mannes übergehen ſollte. Daher ihre Verſtimmung gegen den Leopold, des Niklas Bruder, und deſſen ganze Familie, deren Beſuche in dem Hauſe des Wieſenbauern nur darum ſo ſelten waren, weil die Suſanne es ihnen nur zu bemerklich machte, wie ungelegen ſie ihr kämen.

Dieſe Sachlage alſo machte es dem Peter zur Aufgabe, zuerſt die Suſanne für ſich zu gewinnen. Wenn Etwas zu erreichen war, ſo war es durch dieſe.

Das Geſpräch zwiſchen den beiden Eheleuten, welches wir vorhin mit angehört, zeigt uns, wie gut ihm der erſte Anlauf gelungen war: die Suſanne hatte er bald auf ſeiner Seite — und der Niklas? Nun, er war ja ſchließlich auch zu der Einſicht gekommen, daß Peters Verdienſte mit einem bloßen wohlfeilen „Danke ſchön" nicht abgelohnt werden könnten, und hatte ſich dann endlich bewegen laſſen, ihm 500 Thaler zu verſchanzen.

500 Thaler — o, für einen armen Bergmann, der höchſtens einmal zehn Thaler zuſammen im Kaſten hat, ein Reichthum, ein unermeßliches, nicht alle zu machendes Vermögen!

Dieſen Eindruck hatte der Peter auch im erſten Augenblick bekommen, als ihm die Suſanne ſein Glück hinterbrachte. Er hatte ſeinen Zweck erreicht: er war ein reicher Mann geworden und konnte ſeine Kameraden auslachen. „500 Thaler — o, die gehen ja wohl gar nicht alle auf meinen Tiſch, wenn ich ſie aufzähle!" Und nun jubelte das in ihm, und er hörte ſein Herz durch Weſte und Kutte hämmern.

Aber nur Nichts merken laſſen! Was brauchen's die Leute zu wiſſen? Sie gönnen mir's ja nicht und könnten es ja wo möglich dem Wieſenbauer wieder leid machen!

Der ſtirbt noch lange nicht, und inzwiſchen könnte er ſich noch oftmals anders beſinnen. Alſo nur Nichts merken laſſen!

Nicht einmal der Niklas merkte es, daß der Peter das Geheimniß ſchon wußte; denn als er ihm zu Weihnachten nach vielen geheimnißvollen Präambeln und ſpannenden Einleitungen die frohe Botſchaft verkündigte, da ſtand der Peter wie ein Kind, dem der heilige Chriſt ein ganz unverhofftes, ungeahntes Geſchenk auf den Tiſch gelegt hat.

Viertes Kapitel.

Ich hab' mich als Kind immer im Stillen gewundert, warum die Bibel von dem Gelde oft ſo deſpectirlich redet und es ohne Weiteres den „ungerechten Mammon“ nennt. Das waren aber kindiſche Gedanken und kindiſche Anſchläge — ſpäter habe ich anders denken gelernt. Mag Einer ſagen, was er will, es liegt ein wahrer Fluch auf dem Gelde, oder, anders ausgedrückt: es ſitzt ein böſer Geiſt darin, ein böſer Geiſt, der mit ſeinen langen Fangarmen Jeden fängt, der ſich mit ihm einläßt. Sagt doch ſchon das alte Lied von den Geldgierigen:

Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie ſchweigen ſeine Klagen ſtill?

500 Thaler, iſt das für einen armen Bergmann nicht ein coloſſaler Reichthum? Ja wohl! Aber geh' doch einmal hin und frag' den Peter, warum er ſchon wieder ſo kopfhängeriſch umhergeht und bei der Arbeit nicht mehr ſingt? Peter, was iſt Dir? Peter, ſinge doch, Du biſt ja nun ein reicher Mann geworden! — Der Peter grinſt Dich an und höhnt: „Ein reicher Mann? Bah! Was ſind 500 Thaler? Eine Lumperei iſt's! Ich kauf' mir ein Häuslein dafür, und dann iſt's alle. 500 Thaler — o, der Niklas hätte mir auch tauſend vermachen können, oder meinetwegen den ganzen Kram. Hab' ich ihn nicht unter dem Hengſte hervorgezogen? Wenn ich nicht war, er läg' längſt unter dem Raſen. Ha, iſt ihm ſein Leben blos 500 Thaler werth?“

Da, nun weißt Du's: es liegt ein Fluch auf dem

Gelde. Hat der Geldteufel Einen erst beim Kragen, hernach nimmt er ihn und jagt mit ihm durch die Luft davon, und das heißhungrige Herz schreit: Mehr! Mehr! — Ach, und der Teufel ist so klug, so höllisch klug: er zeigt überall Wege und Stege, wo eine Seele hungert und lungert nach Mehr, nach Mehr!

„Gut, daß Du kommst!" rief den Tag nach Neujahr die Wiesenbäuerin dem Peter hastig entgegen, als dieser mit dem Lichtanstecken in die Stube trat. Sie sah sehr aufgeregt aus. Das strähnige, schwarzbraune Haar, auf das sie so wie so nicht viel Sorgfalt verwendete, hatte sich zum Theil vom Kamm gelöst und hing nach hinten unschön hernieder. Ihr sonst lederfarbenes Gesicht hatte sich geröthet und die Augen gingen unruhig hin und her, die Nasenflügel zitterten mit den Lippen um die Wette. Die Katze, welche das Unglück hatte, ihrer Gebieterin zwischen die Beine zu gerathen, bekam einen gewaltthätigen Tritt und flüchtete schreiend hinter den Ofen; denn so was war ihr noch nicht passirt.

„Was meinst Du zu dem Wisch da?" polterte sie, auf den Tisch zeigend. „Der Schulmeister hat endlich einmal was von sich hören lassen. Seit die Emilie von uns fort ist — und das ist wohl schon drei Jahr vorbei — hat er sich nicht mehr um uns gekümmert. — — Ich weiß gar nicht, wo mein Mann bleibt! Er ist nach der Stadt gefahren zum Termin in dem Prozeßhandel, den er mit dem Roßkamm hat, und wollte doch zum Vesperbrot wieder zurück sein. Ich kann's gar nimmer erwarten, daß er erst den Brief da gelesen hat. Da, nimm ihn, Peter, und schau hinein — 's ist kein Geheimniß."

Der Peter trat mit dem Papier an's Fenster und versuchte zu lesen.

„Wart', es geht nicht mehr," sagte die Bäuerin. „Ich will Licht anmachen. Du kannst's mir noch einmal laut vorlesen, ich hab' vorhin nicht Alles herausgebracht — so ein Schulmeister sollte doch auch eine bessere Handschrift haben."

Der Peter setzte sich an den großen Tisch in der Mitte der Stube, rückte sich die Lampe heran und las:

„„Mein lieber Bruder! Es iſt ſchon geraume Zeit her, daß wir Nichts von einander gehört haben . . .“

„Das wiſſen wir auch, das konnte er ſich ſparen,“ ſchaltete die Suſanne ein.

„„Ich wäre längſt ſchon gern einmal zu Dir gekommen, wenn's nicht ein gar ſo weiter Weg wär' von Riedelsheim bis Gründlingen . . .““

„Keinen Schritt weiter, wie von Gründlingen bis Riedelsheim,“ brummte Suſanne dazwiſchen.

— — „„der mir bei meiner zunehmenden Kränklichkeit die Reiſe verleidet . . .““

„Kränklichkeit?“ höhnte Suſanne bitter. „Sag' lieber Pimpelei! Er thut immer, als wär er ein Prinz, und 's dürfte ihn kein Lüftchen anwehen.“

Das war ein holperiges Leſen zufolge der unaufhörlichen Zwiſchenbemerkungen der Bäuerin. Aber der Peter ließ ſich dadurch nicht anfechten, im Gegentheil, er hielt geduldig ſtill und ließ der Suſanne zu ihren Herzergießungen Raum: es war ihm gerade Recht, daß ſich die Aufgeregte immer noch mehr in die Hitze redete. Er fuhr nun fort zu leſen:

„„So muß ich denn zum Schreiben meine Zuflucht nehmen. Lieber Bruder! Ich habe Dir ein wichtiges Familienereigniß mitzutheilen . . .““

Die Bäuerin ſpuckte aus. „So, alſo ich brauche

Nichts davon zu wissen! Auf mich kommt Nichts an! Aber wart', Schulmeisterchen, wir wollen sehen, auf wen's am letzten Ende ankommt!"

Peter lächelte verstohlen in den Brief hinein, und um den Mund zuckte es wie heimlicher Kitzel. Nach einer Pause las er weiter:

„„Unsere Emilie gedenkt in kurzer Zeit mit dem Schullehrer Martin Remler in Bodelshagen vor dem Altar des Herrn den Bund zu schließen, der zwei Herzen zur unauflöslichen Lebensgemeinschaft vereinigt . . .""

„Das heißt auf gut Deutsch: sie will heirathen," sagte Susanne. „Aber das muß Alles mit frommen und gesalbten Redensarten verziert werden, was vernünftige Leute ganz kurzhin und gerade heraus sagen. Die Mucker thun das einmal nicht anders. Weiter!"

„„So erfreulich nun aber dieses Ereigniß für unser Haus ist, so bringt es doch auch seine Sorge mit, und hat neben der hellen doch auch seine dunkle Seite . . .""

„Wieder solche dummen Redensarten, die so was vorstellen sollen," polterte die Susanne ungeduldig. „Ich versteh' das nicht, aber ich riech's schon, was das heißen soll. Nur weiter!"

„„Eine junge Ehefrau bedarf einer Ausstattung . . .""

„Aha, da kommt's!" lachte die Susanne bitter auf.

— — „„bedarf einer Ausstattung,"" wiederholte Peter mit gewichtiger Betonung; „„und wenn Du nun mein spärliches Einkommen bedenkst, lieber Bruder, von welchem ich für drei Söhne das Lehrgeld und für zwei Töchter die Mitgift habe bestreiten müssen, so wirst Du begreifen, daß für den vorliegenden Fall meine Kräfte gänzlich erschöpft sind. Ich wende mich nun vertrauensvoll an Deine brüderliche Liebe, die mir schon wiederholt zu helfen bereit war, wie ich Dir denn für das reiche Geschenk, welches Du der Emilie bei ihrem Weggang aus Eurem Hause verehrt, nochmals meinen besonderen Dank ausspreche . . .""

Susanne war diesen Worten mit der äußersten Spannung gefolgt. Jetzt sprang sie wüthend in die Höhe und schlug mit der breiten, knochigen Faust auf den Tisch. „Steht das wirklich so da? Ich habe das vor-

hin nicht ordentlich herausbringen können. Ich denke auch, es war ausgestrichen?"

„Das nicht," sagte Peter, „sondern unterstrichen, und das zwei Mal."

„Also so hängen die Glocken!" rief Susanne mit bebender Stimme. „Also hinter meinem Rücken stopft der Niklas der Schmarotzergesellschaft die Taschen voll? O, das ist schändlich, das ist Betrug! Was sagst Du dazu, Peter? So sag' doch auch ein Wort!"

Der Peter legte den Brief auf den Tisch und strich langsam bedächtig mit der Hand darüber, als wären das Alles unverantwortliche Worte, und er wollte sie auswischen. „Ja, wenn ich hier meine Meinung von mir geben darf: Nach meinem Gefühl ist's überhaupt nicht recht, wenn ein Mann Etwas hinter dem Rücken seiner Frau thut, und zumal Etwas, wobei die Frau das erste und letzte Wort hat. Das Gut ist ja Euer, und der Niklas hat keinen rothen Pfennig dran. Wo es sich also um's Geld handelt, da seid Ihr Nummer 1 und der Niklas Nummer 2. Er ist sonst so ein verständiger und einsichtiger Mann, ich hätt' ihm so Etwas nimmer zugetraut, daß er hinter Eurem Rücken mit Unehrlichkeiten umgeht. Und was mich nun ganz besonders stutzig macht, ist, daß er das nicht blos einmal gethan hat, sondern öfter. Wer weiß, wie oft das geschehen ist! Nun, es mag wohl auf diese Weise schon manches Sümmchen den Weg von Gründlingen nach Riedelsheim gewandert sein. Das letzte Mal besonders ist's gewiß nicht wenig gewesen, sonst wäre der Dank dafür hier nicht zwei Mal unterstrichen."

Susannens Ingrimm erreichte jetzt den höchsten Grad — die Worte Peters hatten in's Schwarze getroffen. Sie murmelte Etwas zwischen den Zähnen, dann stellte sie sich ganz dicht neben den Peter und legte ihm die Hand auf die Schulter, als wollte sie sich an ihn halten als ihren Verbündeten und Geheimrath. „Lies weiter!"

Der Peter nahm den Brief wieder auf und fuhr fort: „„Es fehlen mir an der Aussteuer 100 Thaler . . .""

„Da haben wir's," unterbrach ihn Susanne mit

bittern Gelächter. „Iſt das nicht immer meine Rede geweſen, daß der Schulmeiſter ein Hochhinaus iſt? Dieſer Bettelſtolz! Was braucht eine Schulmeiſtertochter 100 Thaler zur Ausſteuer? Wenn's der Vater hat, meinetwegen; aber wenn er's nicht hat, ſoll er's ſich auch nicht borgen."

„Borgen?" fragte gedehnt der Peter, der inzwiſchen ſtill weiter geleſen hatte, „hört nur weiter, Wieſenbäuerin, der Brief iſt noch nicht zu Ende."

„„Ich will Dir doppelt dankbar ſein, lieber Bruder, wenn Du mir auf dieſe Weiſe ein Stück Zukunft in die Gegenwart hereingibſt. Ich muß Dir nämlich die betrübte Mittheilung machen, daß ich blos noch eine Gegenwart habe und keine Zukunft mehr: ich fühle es nur zu deutlich an meiner Bruſt, daß ich vor Dir ſterben werde . . .""

„Was ſoll das heißen?" fragte Suſanne mit geſpannter Miene. „Ich hab' das vorhin nicht verſtehen können, was er mit der Gegenwart und Zukunft will."

Aus Peters Augen fuhr ein ſchneller, unheimlicher Blitz und drinnen hämmerte das Herz, als hätte er eine Schmiede im Leibe. Jetzt lag es in ſeiner Hand, dem Faſſe noch vollends den Boden auszuſchlagen. „Was das heißen ſoll?" ſagte er trocken und mit erkünſtelter Ruhe. „Eu'r Schwager meint: die 100 Thaler wären ja eigentlich ſchon ſein; deshalb will er's gar nicht geborgt haben, ſondern er fordert es als Vorausbezahlung ſeines künftigen Erbes. Und nun meint er: wenn er das Geld jetzt gleich bekäme, ſo hätte er doch für ſeine Perſon auch noch was von der Erbſchaft, während er ſonſt leer ausgehen würde, da er fürchtet, vor ſeinem Bruder zu ſterben. Das iſt aber wohl blos eine Finte, denn ſo viel ich weiß, iſt der Schulmeiſter um 18 Jahre jünger als ſein Bruder und kaum erſt in die Vierzig hinein, wo man an's Sterben noch nicht denkt. — Der Brief iſt nun hier eigentlich zu Ende," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er vergeblich auf eine Antwort der Bäuerin wartete. „Es kommen nur noch Grüße an den Niklas und an Euch."

„Die ſchenk' ich ihm," rief wild die Suſanne, aus ihrem Brüten auffahrend, und lief in der Stube hin und

her, als ob sie von einer Biene gestochen sei. Sie erging sich nun in die gemeinsten Lästerreden und Verwünschungen gegen die „Mucker- und Hungerleiderskippschaft", und der Peter hörte mit innerem Behagen, aber ganz ruhiger äußerer Miene zu. Heute Morgen noch hätte er sich nicht träumen lassen, daß ihm der Abend einen solchen Glückszufall in den Weg werfen würde. Er bedankte sich im Stillen bei dem Schulmeister für den hochwillkommenen Brief.

Freilich, daß dieser Brief auf die Susanne eine solche erbosende Wirkung machte, das war wesentlich sein Werk: er hatte die ganze Zeit her mit den feinsten Künsten der Schlangenklugheit und Teufelslist ihre Seele dem Leopold mehr und mehr entfremdet, und nun war er da angekommen, wohin er wollte: nun haßte die Susanne ihren Schwager wie ihren bittersten Feind. Mit diesem Haß ließ sich leicht ein gutes Geschäft machen.

Während noch die Bäuerin mit Schimpfen und Fluchen in der Stube herumwetterte, ließ sich draußen Schellengeläut hören. „Da ist der Niklas!" rief der Peter und war auch schon zur Thür hinaus, dem Alten aus dem Schlitten zu helfen.

Der Niklas brachte ein sehr finsteres und grimmiges Gesicht mit herein. „Das ist eine schöne Geschichte," stieß er heraus, indem er die Peitsche auf den Tisch warf. „Der Jude hat's gewonnen, und ich muß den ganzen Prozeß bezahlen: 100 blanke Thaler! Ist denn noch eine Gerechtigkeit im Lande?" Und nun löste er die Susanne mit Fluchen und Schimpfen ab.

Nachdem er sich ein Wenig verpustet, bemerkte er den Brief auf dem Tisch. „Was ist das?"

Mit unsäglicher Bitterkeit stellte sich die Susanne vor ihn hin: „Das Geschäft geht heute gut, und das Jahr läßt sich niedlich an: 100 und 100 macht 200. Da lies, was Dein lieber Bruder will."

„Was will er?" fragte der Niklas barsch.

„Na, ich sag's ja, 100 Thaler will er."

„So! Mehr nicht?"

„Seine Emilie will sich einen Mann heirathen und hat noch keinen Stuhl in die Wirthschaft. Da sollen wir

herhalten. Er will's auch gar nicht etwa auf Borg, Gott bewahre, er will's als Abſchlag auf die Erbſchaft."

Der Niklas riß ſich die Pelzmütze vom Kopf und ſchleuderte ſie zu Boden. „I da ſoll doch gleich das Wetter dreinſchlagen. Sind denn heute alle Hunde der Welt auf mich gehetzt? Ich meint', das wär' genug, was

ich drin in der Stadt hab ſchlucken müſſen, und nun kommt der Leopold auch noch? Kann mir vom Leibe bleiben! Das hat man von ſeiner Gutmüthigkeit, wenn man — — —"

Er hielt plötzlich inne in dem ſchnellen Bewußtſein, ſich beinahe verplaudert zu haben, und warf einen ſcheuen Blick nach der Suſanne hinüber. Dieſe verſtand den Blick und ſetzte ſich in Poſitur.

„Es iſt ein Glück, daß Du nicht zu Hauſe warſt, da der Brief kam, ſonſt hätte ich ihn doch nicht zu leſen bekommen. Ja, glotz' nur! Das ſind ja ſaubere Sachen! Alſo der Leopold hat ſchon ſo und ſo viel hinweg, und davon weiß ich Nichts? Da ſchau nur her, was in dem Brief ſteht."

Sie hielt dem Niklas das Papier dicht an's Geſicht, und dieſer fühlte ſich in der peinlichſten Verlegenheit. Er fürchtete, daß dieſelbe durch das Leſen des Briefes nicht gerade abnehmen würde und wußte ſich nicht anders zu retten als dadurch, daß er ſich in eine neue Hitze hineinarbeitete. Er ſchob die Suſanne von ſich und wehrte mit beiden Armen. „Geht mir denn heute Alles in die Quer? Das iſt ein Unglückstag, und ich möchte mich mit der ganzen Welt prügeln. Gleich auf der Stelle ſetz' Dich hin, Suſanne, und ſchreib's dem Leopold rund ab — ich hab' das Zittern in allen Knochen, ich kann keine Feder halten!"

Das war eine glückliche Wendung. Er ſchnitt damit das Andringen ſeiner Frau ab, und ſah es ihr auch ſogleich an, daß ſie damit zufrieden war und das Kapitel fallen laſſen würde. Doch ſo ohne Weiters wollte ſie ſich noch nicht geben. Sie fiel wieder in den verbiſſenen Ton zurück: „Meinſt, es hätte mich nicht auch angegriffen? Mir flimmert's vor den Augen und Alles dreht ſich mit mir herum."

„Na, dann mach Du's!" herrſchte der Bauer den Peter an. „Aber gleich auf der Stelle, ſonſt kann ich die Nacht vollends kein Auge zuthun."

Der Peter war denn auch ſofort bereit. Wohl hatte er auch das Zittern in den Händen, aber dieſes Zittern hinderte ihn beim Schreiben nicht. Auch in den Augen flimmerte es ihm, aber ſeine Gedanken waren klar, ſo entſetzlich klar, daß dem Schulmeiſter nachher beim Leſen des Briefes gewiß die Augen übergegangen ſind.

Als er am andern Morgen auf des Wieſenbauers Wunſch den Brief auf die Poſt trug, läutete der Küſter gerade zur Schule.

Hörſt Du's, Peter? Das Glöcklein Gottes!

Nein, er hörte es nicht, er kehrt nicht um — es iſt die Schulbimmel, die alle Morgen läutet.

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen blieb der Niklas im Bett liegen. „Das kann eine ſchöne Beſcheerung werden!" klagte er

gegen ſeine Frau. „Mir iſt's an allen Ecken und Enden nicht recht, überall thut mir's weh und zumal im Hirnkaſten. Der Aerger und Verdruß von geſtern ſitzt mir noch in den Gliedern, und 's mag auch wohl noch eine Erkältung dazugeſchlagen ſein, denn auf dem Schlitten zog's barbariſch, und mir war's ſo heiß unter der Mütze. Koch' mir doch einen Thee, Suſanne."

„Was machſt für ein Geſicht?" fragte er, als bald darauf ſeine Frau das heiße Getränk brachte. „Du ſchauſt mich ſo eigen an. Meinſt, es ſtünde ſchlimm mit mir?"

Die Bäuerin ſuchte ihn zu beruhigen, obwohl ſie in der That über die gläſernen Augen des Kranken erſchrocken war.

Der Thee mußte wohl gut gethan haben — nach drei Tagen konnte der Niklas wieder aus dem Bett; aber geſund war er freilich noch nicht. Es ſaß ihm etwas Schleichendes im Körper, er litt an jener Krankheit, bei welcher Einer nicht ſagen kann, wo's ihm fehlt, weil eben Alles in gleicher Weiſe angegriffen iſt.

Er ſaß den ganzen lieben Tag im Lehnſtuhl und ließ ſich die Gedanken durch den Kopf gehen. Die Krankheit hatte ihn milder und weicher gemacht. Den ärgerlichen Prozeßhandel verſchmerzte er allmählig, aber daß er in der erſten Hitze oder eigentlich in der erſten Verlegenheit gleich einen Abſagebrief an den Leopold geſchickt hatte, that ihm jetzt bitter leid. Die Rührung ergriff ihn zu Zeiten dermaßen, daß ihm die Augen naß wurden.

Eines Tages äußerte er gegen ſeine Frau: „Ich habe rechtes Verlangen nach dem Leopold. Möcht' mich gar zu gern einmal mit ihm ausſprechen. Wenn er doch einmal hier bei mir ſäß' — die Zeit wird mir auch ſo ellenlang!"

Die Suſanne hörte nicht darauf, und als er nach einer Weile wieder davon anfing, ſagte ſie kurz und ſpitz: „Wozu ſoll das dienen? Er ſaugt uns ja doch nur aus! Haſt Du's denn aus dem Briefe nicht herausgerochen, daß er uns Beide bald unter die Erde wünſcht? Wir leben ihm viel zu lange."

„Hat er das geſchrieben?" fragte der Niklas kläglich.

Suſanne ſchüttelte unwillig den Kopf und tupfte

mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Geſchrieben? Hältſt Du ihn für ſo dumm? Er weiß ja mit der Feder Beſcheid; ſo plump fällt er nicht mit der Thür in's Haus. Aber man riecht's eben aus den Buchſtaben heraus."

„Hm!" brummte der Niklas vor ſich hin und träumte weiter.

Es war ſo ſtill in der Stube, man hörte nur die große Wanduhr ticken und das Feuer im Ofen kniſtern.

Nach einer Weile fing der Bauer wieder an: „Wenn nur der Leopold einmal hier wär'!"

Suſanne ſah ſich ſcheu nach dem Patienten um: iſt er ſchwachſinnig geworden?"

Sie gab keine Antwort und ſetzte ſich an's Spinnrad, von Zeit zu Zeit geſpannt nach dem Kranken hinüberblickend.

„Was ich ſagen wollte," ſprach's wieder aus dem Stuhl, „Du könnteſt wohl an den Leopold ſchreiben, daß er einmal herkäm'; und die Ottilie könnte auch mitkommen und hier bleiben und um mich ſein. Ich hab hier ja doch keinen Menſchen."

„So? Bin ich denn nicht da?" herrſchte die Suſanne ihn an. „Schwatze doch nicht ſolch dummes Zeug!"

„Du haſt aber Deine Arbeit und mußt mich oft genug allein laſſen."

Die Bäuerin ſuchte ihm ſolche Gedanken auszureden. Sie meinte, der Peter wäre ja auch da und thäte ſein Möglichſtes. Aber der Niklas ließ nicht locker. Es war Nichts mit ihm aufzuſtellen, weder mit Härte, noch mit Güte; er blieb ſich immer gleich und peinigte die Suſanne mit unverdroſſenem Gleichmuth, bis dieſe ihm endlich verſprach, der Peter ſolle ſchreiben.

Aber der Peter kam nicht und kam nicht: er hatte auf einem fremden Schacht einen Auftrag ſeines Schichtmeiſters auszurichten. Und ſo mußte ſie's denn endlich ſelbſt thun, um nur Ruhe zu bekommen. Der Niklas fing ſie auch ſchließlich an zu dauern, wie er ſie ſo wehmüthig und weinerlich anſchaute.

„Haſt's auch recht dringlich gemacht?" fragte der Bauer, als die Suſanne in der Kommode nach dem Petſchaft ſuchte, um den Brief zu verſiegeln.

„Sehr dringlich," nickte Susanne, und machte ein Gesicht dazu, als wär' es wirklich wahr.

„Du könntest mich zu Bett bringen, ich weiß nicht, wie mir wird. Mich fängt's so an zu frieren, und es zieht mir immer vom Kopf den Rücken herunter bis in die Fußsohlen, und dann ebenso wieder in die Höhe."

Susanne mußte nach vergeblichen Versuchen, den Niklas vom Stuhle aufzubringen, den Knecht rufen, und brachte ihn mit dessen Hilfe mühsam in die Federn.

In der folgenden Woche kam aus Riedelsheim Antwort, und zwar abschlägliche. Der Schulmeister schrieb: „Daß Du unpäßlich bist, lieber Bruder, thut mir sehr leid — man ist das an Dir gar nicht gewohnt; und gar zu gern möchte ich Deinem Wunsche nachkommen, obwohl Du neulich meine Bitte so kalt und rundweg abgewiesen hast. Aber ich weiß in der That nicht, wie ich's bewerkstelligen soll. Ich bin selber so kränklich: die Luft wird mir immer knapper und das viele Auswerfen bringt mich ganz von Kräften. Zu Fuß den weiten Weg zu machen, daran ist gar nicht zu denken, und das Fahren kann ich auch schlecht vertragen. — Aber auch die Ottilie kann ich leider jetzt nicht missen. Seit die Emilie aus dem Hause ist, haben wir ja nur noch diese einzige Tochter bei uns, und die brauche ich gar so nöthig zu meiner Pflege. — Ich hoffe indessen, daß Du bald wieder aufkommst, wozu mir Deine gute Natur die beste Hoffnung gibt, und dann brauchst Du ja die Ottilie nicht. In treuer Liebe verbleibe ich unter herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Bruder Leopold."

Susanne hatte den Brief draußen in der Küche erst still für sich überflogen, ehe sie zum Niklas hineinging. Sie war verwundert, daß der Kranke bei der Nachricht von dem angekommenen Schreiben ganz ruhig liegen blieb und nicht die geringste freudige Bewegung oder auch nur Neugier zeigte. Sie wartete ruhig, bis er sie auffordern würde, ihm den Brief vorzulesen oder den Inhalt mitzutheilen. Der Niklas rührte sich nicht und sah durch die offen stehende Stubenthür immer nach dem Ofen hin. Endlich sagte er unwillig: „Bring' doch die Katze aus der Stube! Was macht sie für einen Rumor!" (Das

Thier lag aber ganz ruhig und ſchnurrte nur ein Wenig im Schlaf.)

Sufanne that ihm den Willen. „Es iſt auch ein Brief gekommen vom Leopold," wiederholte ſie im Zurückkommen. „Ich hab' Dir's ſchon geſagt."

„So — ach! Was ſchreibt er?"

„Er ſchreibt das, was ich mir gleich gedacht habe: er kommt nicht, und die Ottilie kommt auch nicht."

„Er kommt nicht, und die Ottilie kommt auch nicht," ſprach der Niklas für ſich nach, wie ein Kind. Aber, als ob er plötzlich zum Beſinnen erwachte, richtete er ſich gleich darauf ein Wenig in die Höhe. „Weshalb denn nicht? Hat ihn das nicht gerührt, daß ſein Bruder ſo krank iſt? — — Und er kriegt doch einmal Alles — da könnte er — wohl einmal — — kommen."

„Ja, das mein' ich auch," verſetzte die Sufanne, ganz dicht an das Bett tretend. „Wir müſſen einmal ernſtlich darüber reden. Dem armen Schlucker wär's wohl zu vergönnen, daß er auf ſeine alten Tage einmal warm ſitzt; aber dann müßte er ſich auch danach aufführen. Ich frage Dich, Niklas, iſt das ein Benehmen, wenn er ſich ſeit Jahren nicht um Dich gekümmert und nun nicht einmal Zeit hat, ſeinen Bruder in der Krankheit zu beſuchen? Das iſt doch das Allerwenigſte, was man verlangen kann."

Der Niklas richtete ſich jetzt im Bette auf, er ſchien wieder etwas Leben zu bekommen. „Das iſt nicht recht von ihm. Warum er nur nicht kommen mag?"

„Weil er ſelber kränkelt, wie er ſchreibt."

„Na, ſiehſt Du, dann kann er ja nicht kommen."

„Ach, das weiß ich ſchon, ich kenne ihn mein Lebtag nicht anders, als kränklich. Er hat ſich das Pimpeln ſo angewöhnt, aber 's iſt Nichts weiter als Einbildung. Er iſt doch immer noch im Dienſt, und wer noch Kinder hauen kann, der iſt nicht krank. Na, und nun die Ottilie, die ſoll nicht abkommen können? Wozu hat er ſeine Frau? So weitläufig iſt doch das Hausweſen nicht, daß zwei Weibsleute da ſchalten müßten. Aber die Ottilie iſt auch ſo eine Zuckerprinzeſſin: wenn einmal der Wind ein Bischen geht, gleich thut ſie ſich ein Tuch um den Hals und hockt

hinter'm Ofen. Und da ſitzen ſie nun bei einander, und wenn einmal der kranke Bruder nach ihnen verlangt, da ſind ſie Alle auch krank. Wenn's aber einmal an's Erben geht, giebt Acht, da ſind ſie Alle geſund. Iſt das nicht eine Sünde und Schande?"

Der Niklas ſaß in ſich verſunken wie ein Häufchen Unglück und ſchwieg. Der hilfloſe Mann konnte dieſen zähen Auseinanderſetzungen ſeines Weibes Nichts entgegenſetzen. Daß ſie aber keine Antwort bekam, das ärgerte wieder die Suſanne, und ſie ließ ihrem Unmuth freien Lauf. „Da lob' ich mir den Peter," ſagte ſie zuletzt. „Ja, der läßt ſich's ſauer werden und opfert ſich für uns auf. Er findet ſich auch ſo blitzſchnell in Alles und verſteht Knechte- und Mägdearbeit, als wie wenn er in einem Bauerngute groß geworden wär'. Wenn er jetzt daherkäm' und ſagte: Nehmt mich zu Euerem Sohne an, ich könnte gleich Ja ſagen. Und dann hätten wir auch ein ruhiges Alter. Der Peter würde ſagen: Nun ſetzt Euch ſtill daher in den Stuhl, ich beſorg' ſchon Alles."

Es war dem Niklas anzuſehen, wie er mit ſich kämpfte. Seine Frau hatte in Allem ſo ſehr Recht, er wußte ihr Nichts entgegenzuſetzen, er mußte ihr Alles zugeben; und wenn der Leopold nicht geweſen wär, er hätte den Peter auch mit Freuden ſeinen Sohn geheißen. Aber daß er damit den Bruder um ſeine Hoffnung betrog, das machte ihm das Herz erbeben. Er drückte beide Hände gegen das Geſicht und fing an bitterlich zu weinen.

Durch dieſe Thränen wurde die Suſanne entwaffnet, wenigſtens ſah ſie ſich außer Stande, das angefangene Geſpräch, das einen ſo ſchönen Anlauf genommen, fortzuſetzen. Sie entfernte ſich leiſe aus der Kammer.

Der Kranke hatte in der folgenden Nacht wenig Schlaf. Er duſelte wohl ſo ſachte hin, aber er hörte von der alten Stubenuhr jede Stunde ſchlagen.

Am andern Morgen war er bedeutend ſchwächer und die Augen hatten faſt allen Glanz verloren. Peter hatte eine Nachtſchicht im Stollen gemacht und ſprach auf dem Heimweg mit vor. „Wie geht's, Wieſenbauer?"

„Biſt Du da, Leopold?" fragte der Niklas mit halb

geöffneten Augen. „Das ist brav, daß Du da bist! Setz' Dich ein Bischen."

„Ich bin ja der Peter," antwortete es. „Der Leopold kommt nicht, er hat's ja gestern abgeschrieben."

„Warum hast Du die Ottilie nicht mitgebracht, Leopold?" fuhr der Kranke in demselben Tone fort. „Du hättest sie doch mitbringen sollen!"

Der Peter schüttelte den Kopf und rüttelte den Patienten an der Schulter. „Ich bin's ja, der Peter! Euer Bruder kommt nicht."

Des Niklas Augen gingen jetzt langsam auf und starrten den Peter an. „Kommt nicht? Der Leopold kommt nicht? Das ist nicht gut. Aber Du bist da, Peter? Das ist gut. Guten Tag, Peter! Gib mir Deine Hand. — So, und nun setz' Dich daher und bleib' bei mir. Nicht wahr, Du bist gut?"

„Ich bleibe den ganzen Tag bei Euch, wenn Ihr wollt — seid nur ruhig."

„Geh', Du bist bös, Du willst in der Nacht nicht bei mir bleiben! Du willst schlafen, und ich kann nicht schlafen!"

„Ich bleibe auch die ganze Nacht bei Euch — seid nur still."

Der Kranke lächelte fröhlich, wie ein Kind. „Ei, Du bist gut, Du bleibst die ganze Nacht bei mir, Du gehst gar nicht wieder fort. O, der Leopold kommt nicht und die Ottilie kommt nicht, aber der Peter kommt. — Thu' mir einmal das Halstuch ab, es würgt mich so."

Er hatte gar keins um, aber der Peter that, als knüpfte er's los und zog nur das Hemdenband ein Wenig loser.

„Nun will ich Euch was erzählen, was mir vergangene Nacht im Stollen passirt ist. Ihr kennt doch den alten Steiger, den Tobias, der so abergläubisch ist und überall Gespenster sieht. Wie er gegen Zwölf in der Nacht — — — —"

Weiter kam der Erzähler nicht — der Niklas war eingeschlafen.

Die Bäuerin hatte von der Wohnstube aus Alles mit angehört. Jetzt winkte sie den Peter zu sich heran und verriegelte die Thür.

„Mit meinem Mann wird es immer ſchlimmer," ſagte ſie. „Wer weiß, wie lange er's noch treibt! Wir müſſen uns auf das Schlimmſte gefaßt machen. Hör' mir zu, Peter! Ich hab's noch Niemandem geſagt, was ich meine — Dir auch nicht; aber 's wird Zeit, daß es mir vom Herzen herunterkommt. Schau, daß der Leopold ſo kurzweg abſchläglich geantwortet hat, das hat bei mir dem Faß den Boden ausgeſchlagen. Ich bin jetzt mit der ganzen ſcheinheiligen Geſellſchaft fertig. Wenn ich mir das denke, daß die Sippe hier einzieht und mich in das Hinterſtüblein weiſt, ich könnte gleich von Sinnen kommen. Ich hielt's keine vier Wochen aus, ich ärgerte mich zu Tode. — — Was ſoll ich lange um den Brei herumgehen? Schau, Peter, wenn ich in meinem Witwenſtand ſo Einen um mich herum hätte, wie Dich, dann wär' Alles gut. Wenn Du mein Sohn wärſt, ich wüßte nicht, wo ich bleiben ſollte vor Freud'. — — Guck' mich nicht ſo eigen an — gerad herausgeſagt: Möchteſt Du mein Sohn ſein?"

Der Peter bemühte ſich, die nöthige Ruhe zuſammenzuraffen und erwiderte gelaſſen: „Wenn das ginge, ja!"

Die Suſanne umklammerte krampfhaft Peters Arm. „Und es muß gehen, es muß! Das Teſtament muß umgeſtoßen werden — den Niklas bring' ich dazu."

„Aber er iſt ja nicht klar bei Sinnen," verſetzte der Peter düſter. „Das Gericht wird da kein Teſtament aufnehmen."

Suſanne ſchrak zuſammen. Da war ein neuer Berg zu überwinden, den ſie in der Haſt der Aufregung noch nicht geſehen. Sie ſtand lange in trübem, brütenden Nachſinnen. Endlich raffte ſie ſich auf. „Nicht klar bei Sinnen? O, es wird ja wieder beſſer werden! Und wenn's auch nur für kurze Zeit iſt. Wir paſſen die rechte Gelegenheit ab. Na, und der Gerichtsamtmann — er hat acht Kinder, und ſeine Hausfrau iſt eine Ausfrau: ſie verthut mehr, als einkommt. Na, Du

verſtehſt mich, Peter: ſo ein Amtmann iſt ja auch ein Menſch und thut Einmal etwas, was er nicht ſollte, wenn es Geld zu verdienen gibt. — Nun geh' nur wieder hinein zum Niklas und ſei recht gut zu ihm, hörſt Du?"

Sechſtes Kapitel.

„Steht's denn mit dem Niklas ſo gar ſchlimm?" fragte eines Morgens der Tannenwirth den vorübergehenden Schultheiß. „Das Gericht iſt ja geſtern dageweſen und hat das Teſtament gemacht."

„Hab' auch davon gehört," war die Antwort. „Aber das iſt mir doch kurios: er hat mir doch einmal geſagt, er hätte ſchon ſeit Jahren ſein Teſtament im Amt liegen. So muß er ſich wohl wieder anders beſonnen haben."

„Sollte da der ſchwarze Peter dahinter ſtecken?" fragte der Tannenwirth leiſe, indem er ſich ſchüchtern nach allen Seiten umſah.

„Was thut Ihr ſo furchtſam, Tannenwirth? Andere Leute meinen's auch ſo, und wenn mich Einer um meine Meinung fragt, ich halt' nicht hinter'm Berge. An dem ſchwarzen Peter iſt jeder Zoll ein Spitzbube und Hallunk, und was der bei dem Wieſenbauer ſucht, hab' ich lange gerochen. Hab' auch den guten alten Schnabel genug gewarnt und geſagt: Schnabel, hab' ich geſagt, habt Ihr

keine Augen nicht im Kopf? Seht Euch vor, daß Ihr Euch da keine Schlange am Busen groß zieht! Aber der Alte ist so gutmüthig dumm, er traut keinem Menschen was Böses zu und blieb immer dabei: „Mag der Peter sein, wie er will, ich kann über ihn nicht klagen; und Fehler haben wir Alle." — Uebrigens aber, wenn der Niklas auch hätte auftrumpfen wollen, was ist er gegen die Susanne? Sie spielt ja doch immer den letzten Trumpf aus — und die Susanne hat der Peter ganz an der Leine."

Der Krugwirth bewegte bedächtig den dicken Kopf. „Ob's denn wirklich wahr ist, was sich die Leute erzählen, daß dem Peter zu Weihnachten 500 Thaler ausgesetzt sind?"

„Warum soll's nicht wahr sein?" eiferte der Schultheiß, den Knotenstock wuchtig auf das Pflaster stoßend. „Es wird wohl noch mehr wahr sein. Meint Ihr, so ein Mensch, wie der schwarze Peter, wär' mit 500 Thalern zufrieden?"

Der Wirth sah den Schultheißen groß an: „Ich versteh' Euch nicht!"

„Ja, glotzt nur," fuhr dieser fort. „Unser Eins hat auch Augen im Kopf, und meine Ohren sind, Gott sei Dank, noch in guten Umständen. Gebt Acht, an des Wiesenbauers Sarge werden schlimme Dinge zu Tage kommen."

* * *

Es war Aschermittwoch, da die heilige Passionszeit anhebt. Trüb und schwer hing ein grauer Wolkennebel über der Erde und wußte nicht, ob er schneien oder regnen sollte, bis er sich zuletzt für Beides zugleich entschied. Vom Thurm läuteten die Glocken matt und klanglos durch die dicke Luft. Sie läuteten einen Todten zur Welt hinaus: Nikolaus Schnabel hatte sein Leben beschlossen.

Hörst Du's, Peter, wie's läutet: Das Glöcklein Gottes!

Ja, dies Mal hört er's und mag's doch nicht hören. Er wirbelt fest das Fenster in seiner Kammer zu, daß die Töne nicht herein können. Aber sie sind so zudringlich, sie klingen durch Glas und Rahmen, und jeder einzelne

Ton schlägt wie ein Hammer auf sein Herz: „Peter, was hast Du gethan?“

Es ist ihm, als wenn die Glockentöne zu Geistern würden, die sich um ihn her stellen und immer wieder fragen: „Peter, was hast Du gethan?“

Und er schlägt mit beiden Armen um sich, die Geister zu verscheuchen: „Ich bin's ja nicht gewesen — geht hinauf zur Susanne: die hat's gethan, sie hat mich zu ihrem Sohn haben wollen und die rechtmäßigen Erben enterbt.“

Aber die Glockentöne klingen weiter, die Geister kehren sich nicht an die um sich schlagenden Arme und die Ausreden des feigen Gewissens; sie stehen und stehen und bleiben dabei: „Du bist der Mann, Du hast's gethan!“ Und der letzte Blutstropfen weicht aus des Sünders leichenfarbenem Gesicht.

Doch endlich wird es still: die Glockentöne schweigen, die Geister verschwinden.

Peter athmet auf. „Was war mir denn? Hab' ich eben geträumt?“

Und er sieht sich scheu in der Kammer um, als könnten sich die Geister in einen Winkel verkrochen haben. Aber nein, sie sind fort. Was man sich doch so kindisch ängstigen kann!

Er tritt vor den Spiegel und sieht sein erdfahles Gesicht. Dröhnend stampft er mit dem Fuß auf den Estrich: „Peter, was soll das? Peter, jetzt sei keine Memme, jetzt gilt es, ein Mann zu sein und der ganzen Welt zu trotzen. Ha, sie werden mit Fingern auf dich zeigen, sie werden vor dir ausspucken, sie werden dich fliehen, wie die Pest — du darfst's nicht sehen, du zeigst ihnen ein unbefangenes, ruhiges Gesicht, als wenn gar Nichts geschehen wär', und lachst wie zuvor und singst wie zuvor,

daß ſie ſchließlich irre werden in ihrem Verdacht und ſich fragen: hätten wir ihm doch Unrecht gethan?"

Alles dieſes lag in dem Stampfen des Fußes. Peter hatte ſich aus dem Wirrſal der Gewiſſensangſt ſelbſt wieder gefunden. Er fühlte jetzt den Muth und die Kraft in ſich, der verdammenden Welt frech die Stirn zu bieten.

Siebentes Kapitel.

Mag der Winter noch ſo ſehr gefürchtet und geſchmähet werden, ſein Gutes hat er auch. Es ſitzt ſich in der warmen Stube ſo behaglich um die Lampe herum, und die Bücher, die man lieſt, reden da ſo ganz anders zu Herzen, als wenn man ſich im Sommer eins vom Sims herunternimmt, weil man nämlich im Winter viel andächtiger iſt beim Leſen und viel mehr geſammelt, während der Sommer mit ſeinen bunten Farben und Tönen das Herz zerſtreut und in's Weite zieht. Es iſt auch, als hätten ſich die Menſchen im Winter lieber, als im Sommer, wenigſtens drängen ſie ſich im Winter mehr zuſammen und ſuchen ſich und ſitzen dicht beieinander und erzählen ſich Eins. Na, und nun vollends die Buben und

die Mägdlein, o wie ſchauen ſie ſo ſeelenvergnügt drein, wenn die Schneebälle hin und her fliegen, und auf dem Teiche iſt die ſpiegelglatte Eisbahn, und der dickleibige Schneemann ſteht mit dem Korporalſtock im Arm Poſten und ſchaut mit ſeinen ſchwarzen Kohlenaugen ſo väterlich geduldig dem tollen Völklein zu. Und dann endlich der heilige Chriſt, dieſer liebe, lang erſehnte Gaſt, von dem man ſchon ſo lange zuvor ſpricht und träumt! Er thut's

einmal nicht anders, er kommt allemal erst im dicksten Winter und stampft sich draußen den Schnee von den Stiefeln, ehe er in die Stube tritt mit dem Lichterbaum. Also meine ich: der Winter hat bei Allem, was man gegen ihn haben mag, sein Gutes und muß auch sein.

Aber wenn er dann sein Compliment macht und seine ungezählten Abschiedsthränen weint, da heißt es dennoch nicht: „Auf baldiges Wiedersehn!“ sondern die undankbare schnöde Welt möchte dem Abgedankten noch einen Fußtritt geben und spottet hinter ihm drein:

Winter ade!
Scheiden thut weh,
Aber das Scheiden macht,
Daß mir das Herze lacht.

Das Bessere ist der Feind des Guten — und der Frühling ist denn doch noch tausendmal schöner, als der Winter. Die schöne Gotteswelt, von des Schöpfers Odem geküßt, schlägt aus dem langen Winterschlaf die Augen auf, die Vöglein machen wieder Musik, die Auen werden wieder grün, die Blumen duften, und nun erst der Mensch, die Kreatur mit dem denkenden Geist und dem verständnißvollen Gemüth, o wie geht dem das Herz auf in der Pracht des jungen Lenzes! Alles drängt sich hinaus in's Freie. Wie wenn Kerkermauern aufgingen, so kommt's aus den Häusern geströmt, in den Augen einen neuen Glanz, im Herzen neue Lebenshoffnung und auf den Lippen ein „Lobe den Herrn, meine Seele.“

Aber es bleiben dabei doch Manche zurück. Sie hören ebenfalls das Singen und Klingen draußen in dem neugeschmückten, weihrauchduftenden Gotteстempel, und können doch nicht mit einstimmen. Sie liegen auf ihrem Bett, und das Kopfkissen ist naß von ihren Thränen. Es ist ein altes Wort:

Was der Winter nicht will,
Nimmt sich der April,

und jedes Frühjahr wird das alte Sprüchlein neu. Der Lenz ist so ein herziger Knabe und lacht und scherzt und sieht aus, als könnte er keinem Menschen was zu Leide thun; aber er hat auch seine Mucken, und seine Opfer

fordert er auch. Oder — damit wir ihm nicht zu viel thun: er kann blos nicht heilen, was der Winter bereits in Grund und Boden verdorben hat, und macht's dann schnell mit ihnen, damit sie sich nicht so lange quälen sollen.

Wie es so malerisch da an dem Berge hängt, das Pfarrdorf Riedelsheim! Wie eine schön geschmückte Braut lugt es aus dem Blätterschmuck und Blüthenschimmer. Und nun das Häuslein da oben mit dem kleinen Glockenthurm auf dem Dache und dem wilden Wein um die schneeweiß gestrichenen Fensterrahmen, das grüßt so freundlich da hernieder, als wollte es sagen: Kommt herauf, hier ist gut sein.

Wir wollen auch hinaufgehen, wir haben dem Schulmeister Leopold Schnabel einen Besuch zu machen: der wohnt da drinnen.

Aber daß Gott erbarm', da drinnen ist kein Frühling und keine Freude und keine Hoffnung, da drinnen weint die Liebe um ein verlöschendes Leben. Da liegt der Leopold, blaß wie der Tod, und seine magern, durchsichtigen Hände haben sich auf dem Bett gefaltet, und er sieht mit den großen, aus den eingesunkenen Backen hervortretenden Augen seine Kinder eines nach dem andern an und möchte ihnen gerne noch so viel sagen, aber er kann nicht mehr: der Husten, der böse Husten! Er hat sie Alle noch einmal kommen lassen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Und er winkt seinem Aeltesten, der auch Schulmeister ist, und zeigt nach der Bibel auf der Commode und spricht: „Lies mir den 91. Psalm, mein Sohn."

Alle setzen sich im Kreis, es wird ganz still, und nun erklingt, erst zaghaft und zitternd, dann aber immer fester und getroster das liebe Gotteswort: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe" u. s. w.

„Amen!" klang's am Schluß des Psalms aus dem Bett in ganz eigenem, vollen, kräftigen Ton, daß Alle aufschauten. Es war während des Lesens eine Veränderung in des Sterbenden Antlitz vorgegangen. War das die beginnende Verklärung?

„Richtet mich auf — mir iſt jetzt ſo wohl und leicht um's Herz!"

Die Frau Schulmeiſterin drückte ihm mit Hilfe der Töchter die Kiſſen gegen den Rücken, daß er aufrecht ſaß.

„Meine Lieben," hob er an, „ich habe es Euch ſchon geſagt und ſage es Euch immer wieder: Klaget nicht um mich — mir fällt das Loos auf's Liebliche, mir wird ein ſchönes Erbtheil werden! Ich fühle jetzt ganz deutlich, wie die Luft der Ewigkeit mich anweht, und in meinem gebrochenen Leibe ſchmecke ich die Kräfte der zukünftigen Welt. Ueber Euch ſelbſt aber weinet auch nicht, als wäret ihr nun hilflos und verlaſſen. Wohl iſt es uns ein Schmerz geweſen, daß man uns um unſere Hoffnung und um unſer Recht betrogen hat; aber ich bitte Euch, ſehet die Sache mit den Augen an, mit welchen ich ſie jetzt betrachte, ſo werdet Ihr ruhig werden im Herzen. Was man Euch genommen, die Schrift nennt's den Mammon der Ungerechtigkeit, und wer weiß, ob Euch das ſchnelle Reichwerden nicht auch, wie ſo Vielen, ein Fallſtrick geworden wäre und ein Unglück für Eure Seele. Darum laßt's fahren dahin, 's hat keinen Gewinn. Trachtet nur am Erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird Euch das Andere alles ſchon zufallen. — Und nun noch Eins: erſt dann wird mir das Sterben ganz leicht werden, wenn ich von Euch Allen das heilige Verſprechen bekommen habe, nicht mehr zu grollen und vor Allem nicht verklagen zu wollen, ſondern vielmehr zu vergeben denen, die ſich ſchwer an Euch verſündigt haben. Dein ſchnelles Blut, lieber Edmund, iſt wild aufgebrauſt über den ſchändlichen Betrug des Erbſchleichers, und Deine Entrüſtung hätte am liebſten ſogleich einen Prozeß anhängig gemacht, um von der weltlichen Gerechtigkeit Dein Recht zu fordern. Laß' aber ab von ſolchen Gedanken und zwinge Dein empörtes Herz! Vergeben iſt ſeliger, denn vergelten. Und was ich *Dir* ſage, das ſage ich *Allen*: Vergebet, ſo wird Euch vergeben! Wenn Ihr mich lieb habt, ſo gebt mir jetzt die Hand darauf."

Die Söhne traten ſofort heran — auch der Edmund, der Brauſekopf — und drückten, überwältigt von der Macht

der väterlichen Worte dem Sterbenden die kaltfeuchte Hand. Zögernd kam auch die Frau Schulmeisterin, der in der Befürchtung ihres baldigen Witwenstandes bei der Kunde von der Enterbung das Herz am tiefsten gefallen war. Man sah's ihr an, sie war innerlich noch nicht so weit, wie der Sterbende es begehrte, aber sie rang mit sich, und die Liebe zu ihrem Leopold half ihr siegen. So beugte sie sich auch über die marmorweiße Hand und weinte drauf. Darnach kamen auch die Töchter, und der Verscheidende lächelte still selig zu dem Christusbild hinauf, das ihm gegenüber an der Wand hing. „Nun laßt mich ein Wenig allein — ich bin müde, ich will schlafen."

Ja, er war müde, der Pilger, der so viel Kreuz auf Erden getragen hatte, aber von Jugend auf unter der Bürde eines siechenden Körpers ein treuer Arbeiter im Weinberg des Herrn gewesen war, geliebt von seinen Schülern wie ein Vater, geachtet und verehrt vom ganzen Dorf, in dem er wacker ausgehalten bis an's Ende, nicht nach höheren Ehren und reichlicherem Lohne strebend, sondern zufrieden mit dem bescheidenen Theil, das ihm zugefallen war. Er war müde, der Pilger, und des Herrn Stimme sprach inwendig zu ihm: „Es ist noch eine Ruh' vorhanden dem Volke Gottes. Schlaf, Du mein frommer und getreuer Knecht, im Schlaf soll Dich des Todes Engel küssen; und wenn Du dann erwachst, dann bist Du bei mir!"

Sie haben Alle um sein Bett gestanden die ganze Nacht, sein Weib und seine sieben Kinder, und haben kein Auge von ihm verwandt, und doch hat's Keiner gesehen, wie er den letzten Athemzug that. Erst wie der frühe Morgenstrahl durch's Fenster fiel auf das Gesicht des Vaters, da wurden sie gewahr, daß eine Leiche vor ihnen lag.

Sie hatten ihn so lieb gehabt im Leben, und doch war das jetzt nur ein ganz stilles, leises Weinen um den Todten her: „als die Traurigen, aber allzeit fröhlich", fröhlich bei allem Leide in dem herzerhebenden Bewußtsein: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Und nachdem die Thränen getrocknet, haben sie sich über der Leiche

feierlich die Hände gereicht: „Wir wollen ihn in aller Treue erfüllen, den letzten Willen unseres theuren Vaters!“

Achtes Kapitel.

„Nun sag', Peter, wo gefällt's Dir besser: im schwarzen Stollen, oder auf der grünen Au?“ so fragte eines Abends über Tisch die Susanne.

Es lag eine gewisse Empfindlichkeit in ihrem Ton, man merkte ihr an, daß es ihr unangenehm war, erst noch so fragen zu müssen; der Peter hätte es schon längst von selber sagen sollen, wie glücklich er sei. Aber der Peter war so schweigsam und auch gar nicht ein Bischen dankbar! Es war wirklich zum Aergern.

Sie sah ihn gespannt und erwartungsvoll an; denn er zögerte mit der Antwort und bearbeitete ein Stück Schinken, bis er endlich mit eigenthümlicher Betonung erwiderte: „Meint Ihr, daß es im Stollen so gar übel sei? Da friert man im Winter nicht und im Sommer wird's Einem nicht heiß. Auch ist es dunkel drunten, man braucht sich nicht so in allen Stücken auf die Finger sehen zu lassen.“

Susanne biß sich auf die Lippen und gab keine Gegenrede. Diese Antwort war nicht dazu angethan, ihre Laune aufzubessern. Sie ließ das Essen stehen und ging grollend hinaus. Der Peter ließ sie ruhig gehen.

Diese Scene läßt uns einen Blick thun in das Verhältniß der Beiden zu einander. Sie waren Beide enttäuscht, sie hatten Beide nicht das gefunden, was sie sich geträumt. So ist es ja: zwei Menschen, die Arm in Arm auf bösen Wegen gehen, können in ihrer Art die innigsten Freunde sein, so lange das Geheimniß ihres Vorhabens und die Gemeinsamkeit ihres Interesses sie zusammenkettet; ist aber hernach die Sündenfrucht geschüttelt, so scheiden sich die Herzen — es kommt heraus, daß die Freundschaft des Teufels eine Seifenblase ist, und sie können noch von Glück sagen, wenn nicht Einer den Andern verräth.

Der Peter ging kühl und frostig an der Susanne vorüber, es kam sogar so weit, daß ihm ihr Anblick geradezu unerträglich wurde; und je mehr diese hinwiederum

die Abneigung ihres Adoptivsohns fühlte, desto giftiger schwoll ihr der Kamm gegen den Treulosen, den Undankbaren. Es war ein Jammerleben, das die Beiden miteinander führten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleische das Verderben ernten.

Und nun die Nachbarn und die Leute überhaupt im Dorf? Nun, Peters Schurkenstreich war ein offenes Geheimniß und eines schönen Morgens stand an seinem Hofthor mit Kreide geschrieben: „Erbschleicher", mit zwei

fingerdicken Ausrufungszeichen dahinter. Er kannte die Schrift wohl — wer sollte des Schultheißen wunderliche Schnörkel nicht kennen? Aber er hat es still weggewischt und kein Wort dazu gesagt, am allerwenigsten einen Injurienprozeß gegen den Verfasser der Inschrift angezettelt. Ein allgemeiner Abscheu kam ihm entgegen. Kein Mensch bot ihm einen Gruß, und wenn er zuerst die Mütze zog, so bekam er keinen Dank.

Ein Anderer wäre wohl menschenscheu geworden unter solchem Bann — Peter nicht. Wenn der Leser vielleicht meint, die Reue und Buße wäre es gewesen, was ihn der Susanne entfremdete, so ist das ein Irrthum.

Er hätte sich dann doch auch von den andern Leuten zurückziehen müssen, um nicht genöthigt zu sein, ihnen in die Augen zu sehen. Aber denen gegenüber spielte er den Unbefangenen und that, als merkte er von ihrem Abscheu Nichts. Geradeaus gingen seine Augen, und ein Trotz blitzte heraus, der da sagen wollte: „Wer was will, der komme heran! Unterstehe sich Einer zu muckſen, ich werd' ihm schon dienen!"

Kam er in den Krug, den er regelmäßig zweimal in der Woche besuchte, er achtete nicht darauf, daß Alles langsam von ihm wegrückte. Erhob er in der Gemeindeversammlung seine Stimme, er kehrte sich nicht an das unwillige Gemurmel, welches regelmäßig seine Worte begleitete, auch wenn er die vernünftigste Ansicht von sich gab. Es war sein fester Wille, mit der Zeit den Bann zu brechen, und sein Wille war wie von Eisen.

Seine Spekulation war auch nicht falsch. Unermüdlich zähe Ausdauer macht schließlich auch den wüthigsten Widerstand müde. Er mußte freilich lange warten, ehe der erste Schimmer des Vertrauens aus der Nacht der allgemeinen Mißachtung auftauchte. Aber der Schultheiß, sein erbittertster Gegner und die eigentliche Seele der Opposition starb plötzlich an einer Lungenentzündung weg, und der Schulmeister, im Kampfe gegen den schwarzen Peter des Schultheißen treuer Waffenträger und Schildknappe, verzog aus dem Dorf auf eine einträglichere Stelle. Nächst diesen Zweien hatte der Tannenwirth das meiste Gewicht im Dorf, und dieser — na, ein Gastwirth hat in vieler Hinsicht eine schwierige Stellung in einem Dorf: er ist abhängig vom Publikum, er darf's mit keiner Partei verderben, und wer bei ihm die meisten Schöpplein trinkt, dem läßt er Manches durchgehen, und wenn er ihn nicht rechtfertigen kann, so sucht er ihn doch zu entschuldigen, oder schweigt wenigstens still. Und das Letztere that denn auch der Tannenwirth in Bezug auf den Peter.

Es wuchs langsam Gras über die Geschichte, und der Peter frohlockte. In dem Maße, wie sich die Leute ihm wieder näherten, wurde auch sein Gewissen stiller. Sonderbares Ding, das Gewissen! Als ob's bei dem Verdammtwerden auf die Menschen ankäme!

Der Peter hatte aber gegen das Klopfen und Hämmern in ſeiner Bruſt noch ein anderes Mittel: die Arbeit. Was wußte er von dem Segen „ſtiller Stunden?“ Der Peter konnte keine ſtillen Stunden gebrauchen. Nichts war ihm unheimlicher, als ſich ſammeln und nachdenken. Er ſtürzte ſich mit wahrer Wuth auf die Arbeit. Es gab keinen Fleißigern im Dorf, als Peter Picht. Mit dem erſten Hahnenſchrei war er ſchon auf dem Poſten, und des Abends war er der Letzte, der vom Felde heimzog. Er war nicht todt zu machen.

Und 's gab auch kaum einen Gewitztern in ſeiner Sache, als ihn, ob er gleich kein gelernter Bauer war. Nachgerade bekamen die Bauern ſogar ſtillen Reſpekt vor ihm, wenn ſie ſeine Aecker anſahen und ſeine Obſtbäume. Sie konnten's nicht leugnen: Keiner von ihnen erzielte ſo viel Scheffel von ſeiner Ausſaat als der Peter — und erſt hatte man ihn verlacht mit ſeinen mancherlei neuen Moden in der Ackerwirthſchaft, wie denn der Bauer ſtets zähe an dem Alten hängt und alles Neue mit mißtrauiſchen Augen anſieht.

So ging, äußerlich angeſehen, Alles recht gut und

glatt. Blos eine Frau hätte der Peter gern gehabt, aber es wollte ſich damit gar nicht machen. Er klopfte zu wiederholten Malen an, erſt im Nachbarsdorf, dann noch etwas weiter in's Land hinein, aber beide Male bekam er einen Korb. Mit dem Heirathen iſt das ja ein eigen Ding; es gehören immer Zweie dazu, die Ja ſagen. Sowie es ruchbar wurde, daß der ſchwarze Peter mit Freiersabſichten in der Gegend herumſchnupperte, da thaute das alte ſchlimme Gerede, das mit der Zeit eingefroren war, wieder auf und fuhr den heirathsluſtigen Dirnen in den Kopf. Peters Stolz ſträubte ſich gegen einen dritten Korb, und ſo gab er den Plan auf, zu heirathen.

Selbſt die Suſanne war mit unter denen geweſen, die Alles aufboten, um die Freierei zu hintertreiben, denn ſie rechnete ganz richtig: Wenn der Peter eine Frau im Hauſe hat, hernach hat er einen Rückhalt, und die Beiden verbünden ſich dann gegen mich, daß ich vollends die Hölle im Hauſe hab'.

Neuntes Kapitel.

So floß ein Jahr nach dem andern hin, bis man 1866 ſchrieb. Der Peter war zu Oſtern 27 Jahre alt geworden.

Man munkelte auf allen Gaſſen und in allen Wirthsſtuben von einem großen Krieg, und ehe man noch ausgemunkelt hatte, war der Krieg da.

Mit überſtürzender Haſt wurden die Aushebungen und Einkleidungen betrieben, ſo daß man kaum hinterdrein denken konnte, und die Schneider Angſtſchweiß ſchwitzten, wie ſie die neuen Uniformen alle fertig ſtellen ſollten. Die Eile war aber auch nöthig genug, denn die Sache war für Preußen über alle Maßen kitzlig, und wenn man da hätte warten wollen, bis die Feinde alle zum Losſchlagen parat ſtanden, dann hätte es am Ende geheißen: Fahr' wohl, Boruſſia!

„He da!" rief eines Morgens der daherſprengende Gensdarm dem Peter entgegen, der hemdsärmelig in der Thür ſtand. „Dies Mal kommſt Du uns nicht davon!

Zweimal biſt Du uns durch die Maſchen gegangen, aber zum dritten Mal geht's Dir an den Kragen. Hier iſt die Geſtellungsordre!"

Der Peter zuckte zuſammen und verfärbte ſich. Er konnte kaum das Papier halten vor Zittern in den Händen, ſtarrte mit gläſernem Blick die unerbittlichen Buchſtaben an, und um den Hals wurde es ihm ſo eng, daß er zu Mittag keinen Biſſen hinunterbrachte.

Warum verfärbte er ſich? Weil er in den Krieg ſollte? Dort kam's durch das Dorf geſungen: junge Burſchen mit bunten fliegenden Bändern an der Mütze kamen aus der Stadt zurück, und es klang ſo munter und ſo keck durch den hellen Morgen: „Friſch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" Sie ſahen ſo roſenroth aus vor Begeiſterung — warum wird denn der Peter ſo blaß? Iſt es das, daß er Haus und Hof laſſen muß, und die Suſanne ſoll's allein machen mit dem Knecht? O, die Suſanne iſt ja noch bei guten Kräften, trotz ihrer Siebzig, und der Knecht iſt auch zuverläſſig und verſteht ſeine Sache. Nein, es mußte wohl bei dem Peter ein anderes Erſchrecken ſein: das Erſchrecken der Ahnung, daß der Herrgott jetzt ein ernſtes Wort mit ihm reden wolle.

Mit den Ahnungen iſt es überhaupt eine eigene Sache. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel ſind ſie da, man kann ſich keine Rechenſchaft davon geben, wo ſie hergekommen ſind. Sie ſind eben da. Und wenn auch die ruhige Vernunft hinterdreinkommt und ſagt: Thorheit! Aberglaube! Hirngeſpinnſt! — hilft Alles Nichts, die Ahnung iſt wieder da und legt ſich auf die Seele, wie der Mehlthau auf den Weizen.

Der Peter wußte nicht, wie ihm geſchah. Die Blitzgeſchwindigkeit, mit welcher König Wilhelm rüſtete, riß ihn mit in den Strudel, und er kam nicht eher zur Beſinnung, als bis er die Pickelhaube auf dem Kopfe hatte und in Magdeburg auf dem Exerzierplatz ſtand.

Aber auch da ging's über Hals und Kopf — es war eben keine Zeit zu verlieren. Und die Rekruten hatten kaum gelernt, was „Rechts- und Linksſchwenkt" iſt, da hieß es eines Mittags: „Marſchfertig machen! Morgen mit dem Früheſten auf den Bahnhof!"

Der Sergeant, der gerade eine Section Rekruten bearbeitete, riß bei dieſer Ordre die Augenbrauen in die Höhe und wollte ſeinen Ohren nicht trauen. „Marſchfertig? Mit dieſen Kerlen, die kaum erſt gerade gehen können? Na, dann Glück zu!"

Aber die Soldaten ſangen ſich Eins und lachten wohlgemuth aus den Wagenfenſtern heraus: „Wir ſollen ja blos die Hannoveraner haſchen, dachten ſie, und dazu brauchen wir nichts als ein Paar geläufige Beine und zwei derbe Fäuſte. Es wird auch ohne Exercitium gehen."

Aber freilich, es iſt doch Manchem nachmals das Lachen vergangen auf dem Blachfeld von Langenſalza, als die Jagd begann. Das Spiel wurde ja Gottlob gewonnen und der kühne Plan prächtig ausgeführt; aber Blut hat's genug gekoſtet!

Des ſchwarzen Peters Blut war auch dabei.

In der Nähe von Langenſalza haben ſie in der Eile ein Lazareth aufgerichtet, da liegt er bei etlichen dreißig Kameraden mit einer Schußwunde im Hals.

Er hat die Augen zu, er weiß Nichts von ſich ſelbſt. Man gibt ſich alle Mühe mit ihm, wie mit Allen, denn

die Samariterliebe hat da ihre ſchönſten Blüthen getrieben.

Endlich wacht er aus ſeiner Betäubung auf und blickt um ſich. An ſeinem Bett ſitzt eine barmherzige Schweſter mit dem rothen Kreuz auf der weißen Armbinde und ſchaut ihn ſo recht weich und liebevoll an. Das war ihm, als hätte er in die Sonne geſehen: ſolche Liebe hatte ihn ſein Lebtag nicht angeſchaut. Er hielt ſich die Hand über die Augen — die Sonne blendete ihn.

Die Diaconiſſin redete lind und ſanft auf ihn drein, aber jetzt regte ſich in ihm wieder der wilde Trotz, das wüthige Löcken wider den Stachel. Er fühlte die Hand Gottes, die ihn gefunden hatte, und krümmte ſich darunter; er wollte es ſich nicht eingeſtehen, daß der Allmächtige ihn feſtgenommen und wehrlos gemacht habe. Unmuthig wendete er der Pflegerin und Tröſterin den Rücken: jedes Wort des Troſtes war ihm ein Stachel; denn er ließ ihn in ſchrecklicher Klarheit ſeine Ohnmacht und Verlorenheit erkennen.

In der folgenden Nacht konnte er kein Auge zuthun. Das ſchadete auch Nichts: ſo hatte er Zeit, über ſich ſelbſt nachzudenken und dem Herrgott zuzuhören, der ihm durch ſeinen Anwalt drinnen im Herzen jetzt Verſchiedenes mitzutheilen hatte, was Alles auf das Eine hinauslief: Schrecklich iſt es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. In der Nacht iſt Alles grauſiger und der Menſch mehr zum Erſchrecken geneigt, als am hellen Tage. Peters inwendiges Trotzen und Aufbäumen ließ immer mehr nach und machte einem tiefen Verzagen Raum.

Fünf Tage gingen ſo dahin. Ab und zu kam auch der Lazarethgeiſtliche und trat an jedes Bett und brachte Gottes Wort. Peter wendete ſich herum, wenn der Mann in ſeine Nähe kam, und ſtellte ſich ſchlafend, aber er horchte doch aufmerkſam zu.

Am ſechſten Tage kam ein Brief für den Peter aus der Heimath. Der Arzt hatte ihn offen in der Hand und fragte den Verwundeten, ob er im Stande ſei, eine Nachricht zu hören, die ihn ſicherlich ſchmerzlich berühren würde.

Peter richtete ſich mühſam auf und langte nach dem

Brief: „Geben Sie her, Herr Doctor, mich kann auf der Welt Nichts mehr erſchrecken."

Da ſtand mit großer, ungeſchickter Schrift von des Knechtes Hand geſchrieben, daß die Wieſenbäuerin ganz plötzlich und unerwartet an einem Schlaganfall geſtorben ſei

Der Verwundete ließ den Brief fallen und ſank zurück. Er hatte ſich doch für ſtärker gehalten, als er wirklich war. Ja, er war recht ſchwach geworden.

Der Arzt ſah ihm vorwurfsvoll in's Geſicht. „Sehen Sie wohl, lieber Picht, Sie werden einen Schaden davontragen!"

Der Peter ſchüttelte leiſe den Kopf und winkte mit der Hand. „Es iſt nur der erſte Schreck, es geht vorüber."

Das war denn auch ſo. Er barg den Brief unter ſeinem Kopfkiſſen und fing wieder an zu ſinnen. Was ihm da durch den Kopf gegangen ſein mag?" Kein Menſch hat es erfahren. — —

* * *

Nach etlichen Tagen wurden die einigermaßen Transportabeln aus der gichtbrüchigen Baracke in ein geordnetes, ſtädtiſches Lazareth übergeſiedelt. Auch der Peter war dabei — ſeine Wunde hatte ſich merkwürdig ſchnell gebeſſert.

Aber, ob nun auf dem Transport eine Erkältung dazu geſchlagen ſein mochte, oder was ſonſt die Urſache war, ſobald er in dem neuen Lazareth lag, trat eine Verſchlimmerung ſeiner Wunde ein. Er konnte nur mühſam Speiſe hinunterbringen und mußte befürchten zu verhungern.

Der Arzt ſaß eben bei ihm und bemühte ſich vergebens, ihm einen Löffel Grütze einzuflößen.

„Jungfer Schnabel," wendete er ſich da an eine eben eintretende Pflegerin, „bringen Sie mir doch die Flaſche Ungarwein vom Fenſterbrett da drüben!"

Bei der Nennung dieſes Namens ſchrak der Kranke zuſammen und blickte ſcheu von der Seite nach dem herzutretenden Mädchen.

Es war eine blaſſe, ſchmächtige, zierliche Figur in einem ſehr unſcheinbaren Kleide. Ein flüchtiger Beobachter

hätte nichts Besonderes an ihr gefunden, denn sie gehörte zu denen, welche man erst länger ansehen muß, um ihren Werth zu entdecken. Es war das eins von jenen Gesichtern, die ohne eigentliche körperliche Reize dennoch unwiderstehlich anziehen durch den stillen Glanz geistiger Schönheit und die Macht des Seelenadels, der aus jedem Blick, aus jeder Miene spricht — wie ich denn einmal über eine Dame dieses Schlags die Aeußerung vernahm: Sie wäre wirklich häßlich, wenn sie nicht so schön wäre.

Als das Mädchen sich ebenso geräuschlos, wie sie gekommen, wieder entfernt hatte, fragte der Peter leise den Arzt: „Kennen Sie die Mamsell, Herr Doctor?"

„Gewiß. Sie ist ja bereits 14 Tage hier."

„Ist sie vielleicht aus Riedelsheim?"

„Ich glaube, ja. Ihre Mutter ist die Witwe des Schulmeisters Schnabel, und wenn ich nicht irre, lebte der in Riedelsheim. Ist sie Ihnen etwa bekannt?"

„Dem Namen nach."

„So! Wollen Sie sie etwa sprechen?"

„Nein."

Der Doctor ging. Peters Augen suchten in dem Krankensaal umher, bis sie ihren Gegenstand gefunden hatten. „Ja, ja, sie ist es, es ist die Ottilie, sie hat ganz ihres Vaters Gesicht." Und wieder fing es an in ihm zu rumoren.

Mehrmals, wenn Ottilie in seine Nähe kam, wollte er schon die Hand heben und ihr winken, aber jedesmal verfagte ihm der Muth.

Am andern Morgen brachte sie ihm wieder den Ungarwein. Sie richtete ihn mit behutsamer Hand in die Höhe und gab ihm einen Löffel voll. Dem Peter ging ein Schaudern durch den ganzen Körper, als diese Hand ihn berührte, und noch mehr, als ihre Augen auf ihm ruhten. Und doch war es lauter Erbarmen, was aus diesen veilchenblauen Augen schaute, und in dem einzigen Worte: „Schmeckt's?" welche Liebe lag darin!

Der Verwundete winkte mit den Augen, sie möchte sich setzen, und Ottilie that's.

Mehrmals öffneten sich Peters Lippen, aber er brachte keinen Ton heraus.

„Wird Ihnen das Sprechen ſchwer?“ fragte ſie milde. „Ja, ich glaub's, Sie haben ja Ihre Wunde im Hals. O, was werden Sie leiden müſſen! Und daheim, was werden ſie ſich ängſten! Sie haben doch noch Eltern und Geſchwiſter?“

Der Peter wurde unruhig. Die unliebſame Wendung, welche das Geſpräch nahm, öffnete ihm endlich den Mund, um demſelben eine andere Richtung zu geben. „Erzählen Sie mir ein Bischen was! Ich höre ſo gern erzählen.“

„Was möchten Sie gern wiſſen? Wie der Krieg weiter geht?“

Der Verwundete machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. „Vom Kriege hab' ich genug, ich möchte gern den Frieden haben, ach und den Frieden finde ich nimmermehr ... Erzählen Sie mir lieber was von Sich ſelber. Aus Ihrem Geſicht ſchaut mich der Friede an. Was hat Sie denn bewogen, Krankenpflegerin zu werden? Sie ſind ſo zart und ſchwach.“

„Das Erbarmen. Was ſoll denn werden, wenn hinter der Armee, welche Wunden ſchlägt, nicht eine zweite Armee dreinzieht, die die Wunden heilt?“

„Sie ſind wohl aus einem Diaconiſſenhaus?“

„Nein, ich bin freiwillige Krankenpflegerin. Ich bin bisher meiner Mutter Stütze geweſen. Sie iſt eine arme Schullehrerwitwe und lebt ſeit des Vaters Tod mit mir von dem, was ich mit Nähen verdiene.“

„Aber warum haben Sie ſie verlaſſen? Sie waren ihr doch ſo nöthig!“

„Sie hat mich ſelber getrieben und geſagt: „Geh' nur, Ottilie, ich bleib' derweil bei dem Ehrenfried (das iſt mein älteſter Bruder). Der Vater hat's euch im Sterben auf die Seele gebunden, ihr ſolltet alle Menſchen lieben, auch eure Feinde.“ Sehen Sie, ſo ein Wort eines Sterbenden, das muß Einem heilig ſein; und ich muß ſagen: je treuer ich's geübt, deſto mehr Friede iſt über mich gekommen. Haben Sie das nicht auch geſpürt? Leben heißt Lieben, Lieben iſt Seligkeit, und am allermeiſten da, wo es den Feind bezwingt. — — Aber was iſt Ihnen? Sie verändern ſich ſo! O hätt' ich

nicht so viel geschwatzt! Sie können das noch nicht vertragen."

Der Kranke schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf. „Seien Sie ruhig, das geht vorüber. Erzählen Sie mir nur noch mehr."

Diesen Gefallen that ihm nun aber Ottilie nicht, zumal es auch Zeit für sie wurde, nach den Andern zu sehen. Aber von Stund' an hatte sie ein besonderes Auge auf den Peter, an den sie ein ihr ganz unerklärliches Interesse fesselte.

Zehntes Kapitel.

In Peters Seele ging eine große Veränderung vor. Von Gott hatte er sich ja schon längst verlassen gefühlt, und jetzt, wie er auf seinem Schmerzenslager stöhnte, war es ihm geworden, als hätte ihn auch die Welt von sich gestoßen. Jetzt trat ihm aber die Liebe entgegen und das Mitleid, das weckte ihn aus dem quälenden Gefühl der Verlorenheit. Ein Mensch trat an sein Bett, zu dem er sich ein Herz fassen konnte, und leise, schüchtern regte sich in seinem Innern eine Empfindung, die er lange, lange nicht mehr gekannt hatte: Vertrauen zu den Menschen.

Wie er aber erst das hatte, siehe, da stellte sich auch das Vertrauen zu Gott wieder ein: wenn Menschen barmherzig sein können, sollte Gott nicht auch barmherzig sein?

Indessen diese Hoffnung war noch nicht sein ruhiger, fester Besitz; sie gerieth wieder in's Schwanken, wenn er bedachte, daß Ottilie doch nicht wisse, wen sie pflege. Wenn sie es erführe, würde sie nicht zurückfahren, wie vor einem Feuerbrand? Wird ihre Liebe nicht auslöschen und vergehen? Und wenn nun erst der Herrgott ordentlich bedenkt, wen er vor sich hat, kann er mir denn wirklich gnädig sein?

Das Erkennen war ihm gelungen: mit furchtbarer Klarheit lag seine Schuld vor ihm offen; aber bis zum Bekennen kam er immer nicht, und darum das marternde Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Trost

und Trostlosigkeit. Und nun begann ein neuer Kampf in seinem Innern, und eine Glut verzehrte ihn, brennender als Feuer; und jede Liebeserweisung Ottiliens war ein neues Holzscheit in die inwendige Lohe.

Ein paar Tage hielt er's aus, dann war's ihm nicht länger mehr möglich. Er mußte sprechen, er mußte der Ottilie Alles sagen. Entsetzte sie sich dann vor ihm, wendete sie sich von ihm ab, nun dann wußte er wenigstens, woran er war, und marterte sich nicht länger mit einer eitlen Hoffnung.

Ob sie's ihm angesehen haben mochte, daß er Etwas auf der Zunge hatte, was immer heraus wollte? Sie fragte ihn eines Morgens: „Was ist Ihnen nur seit einiger Zeit? Sie sehen mich immer so eigen an."

Mit krampfhaftem Zittern erfaßte der Peter ihre Hand und flehte mit den Augen zu ihr hinauf. Dann plötzlich ließ er sie wieder los und verhüllte sein Gesicht.

Ottilie mußte weinen; es war so rührend und ergreifend.

„Sie wollen was sagen, ich seh's Ihnen an. Bitte, sprechen Sie, es wird Ihnen gut thun."

Jetzt brach das Eis, jetzt faßte sich Peters Seele. „Ja, ich hab' was auf dem Herzen und Gewissen, das muß herunter, eher komme ich nicht zur Ruhe. Aber wenn ich's ausgesprochen habe, dann sehen Sie mich nicht mehr an. Verachten Sie mich, hassen Sie mich, so geschieht mir mein Recht, und ich will es tragen, als Sühne für mein Verbrechen. Hier vor Ihnen liegt der, der Sie und Ihre Familie um Ihr Erbe betrogen hat."

Ottilie griff mit der Hand nach der Stuhllehne. Der plötzliche Schrecken hatte ihr alles Blut aus dem Gesicht nach dem Herzen getrieben. Doch das Herz, das milde Herz konnte das Blut nicht gebrauchen: es schickte es alsbald den Wangen wieder zu. Ottilie war ein starkes Mädchen, wenn sie auch nicht so aussah. Sie begriff sofort Alles, sie verstand jetzt manches Räthsel, das ihr Peters Verhalten auf dem Krankenlager aufgegeben hatte, sie sah jetzt ein, daß sie hier einen armen Sünder vor sich habe, der nach einem Tröpflein Frieden

lechzte, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Und nach kurzem Besinnen ergriff sie seine Hand. „O warum haben Sie mir das nicht eher gesagt? So hätten Sie schon eher Ruhe gefunden. Doch nun ist's ja heraus, und nun seien Sie fröhlich, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen Nichts mehr zu vergeben habe, weil das schon längst geschehen ist. Der Wille eines Sterbenden ist mir heilig, und das war unseres Vaters letztes Wort: Liebet eure Feinde und vergebet euren Schuldigern! — Und nun danken Sie Gott, daß er Ihnen den Muth gab zu dem rückhaltslosen, ehrlichen Bekenntniß; denn Er wird Ihnen auch vergeben, wenn Sie zu ihm gehen mit dem Zöllnerseufzer; er wird Ihnen sein Antlitz leuchten lassen, so wahr er barmherzig ist und gnädig, geduldig und von großer Güte, so wahr er sein Herz neigt zu aufrichtiger Buße und Keinen hinausstößt, der zu ihm kommt mit einem Seufzer um Erbarmung!"

Die Brust des Kranken hob sich und senkte sich wie Wasserwellen im Winde, die Lippen waren halb geöffnet, als sollte der Mund den Ohren mit hören helfen, und zuletzt fingen die Augen an zu sprechen in einer stürzenden Thränenflut.

Ottilie hielt es an der Zeit, sich unbemerkt zu entfernen und das geängstete und zerschlagene Herz sich selbst zu überlassen, daß es sich erst zurechtfinde und in sich Raum mache für all' den Trost, den es vernommen.

Ihr erster Gang war zu dem Geistlichen. Der sollte säen, wo sie gepflügt, sollte dem Schmachtenden das Siegel drücken unter die göttliche Gnadenversicherung, damit der letzte Zweifel schwinde und das Herz fest werde in dem heiligen Muth des Glaubens.

Der Geistliche verstand es denn auch, das glimmende Docht wieder anzufachen und das zerstoßene Rohr aufzurichten. Er hat nachher öfters erzählt, er habe auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen viel Ergreifendes gesehen, aber der Blick aus den Augen des Musketiers Peter Picht, da er ihm den Trost der Gnade Gottes und das heilige Sacrament gebracht, der sei ihm das Allerergreifendste gewesen.

Als der Geistliche weggehen wollte, fragte der Peter

nach der Ottilie, ob sie denn nicht wiederkäme, er habe noch sehr dringend mit ihr zu sprechen.

„Sie wird ein paar Tage pausiren müssen," war die Antwort. „Sie hat sich in letzter Zeit zu sehr angestrengt. Aber einen schönen Gruß für Sie hat sie mir aufgetragen."

Das war denn auch so: Ottilie kam die folgenden Tage nicht zum Vorschein, und Peter sah vergebens den Tag über nach der Thür — er meinte, sie müsse es doch fühlen, wie sehr er nach ihr verlange.

Inzwischen hatte die Vereiterung der Wunde stark zugenommen. Er fühlte, daß er nicht mehr lange zu leben haben würde. O, wie sehnte er sich nach der Ottilie, nur Ein Mal wollte er sie noch sehen und sprechen, nur noch ein einzig Mal! Aber wieder bekam er von dem Arzte den Bescheid: Noch nicht!

„Wollten Sie mir wohl einen Gefallen thun, Herr Doctor?" sagte der Peter eines Tages zu dem Oberarzt. „Ich muß meine irdischen Angelegenheiten ordnen, denn mit mir ist's aus. Wollten Sie mir nicht eine Gerichtscommission besorgen?"

„Das will ich gern thun, lieber Picht," tröstete der freundliche Mann und verließ, nachdem er mit den Krankenbesuchen durch war, sofort das Lazareth.

Am andern Morgen dictirte der Peter der um sein Bett versammelten Gerichtscommission seinen letzten Willen. Als das Protokoll beendet und unterschrieben war, ließ der Kranke noch einmal seine Blicke darüber gehen, und seine Augen strahlten wie eine aufgehende Sonne, sein ganzes Gesicht wie ein schöner Frühlingstag — 's war ja auch Frühling drinnen geworden, das Leben war erstanden aus dem Tode, und der Peter verstand jetzt mit seligster Herzenswonne, was der Apostel sagt: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden.

Er ließ dann von dem Actuar noch flugs eine Abschrift des Testaments verfertigen mit der Zuschrift: „An die Jungfrau Ottilie Schnabel" und bat den Amtmann, dieses Schriftstück heute noch an seine Adresse zu übermitteln.

Darnach legte er ſich in die Kiſſen zurück, zum Tode müd und doch mit einem jauchzenden Herzen.

* * *

An Ottiliens Thür klopfte es, und auf ihr Herein trat ein vornehmer Herr im ſchwarzen Leibrock in ihr Zimmer. „Ich habe die Ehre, Ihnen dieſe Urkunde zu

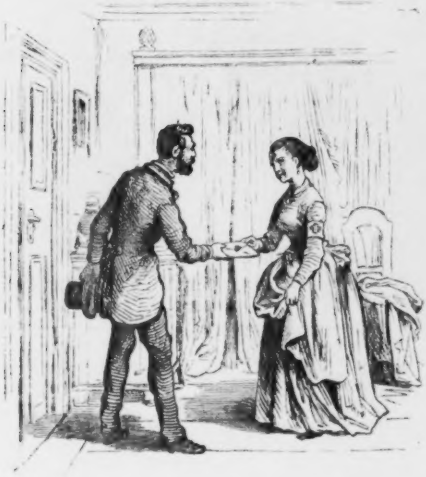

übergeben. Es iſt der letzte Wille eines Sterbenden, der Ihnen ſeine herzlichſten Grüße beſtellt.“

„Um Gott, was — —“ rief Ottilie in jäher Beſtürzung.

„Lesen Sie," bedeutete der Amtmann und empfahl sich mit höflicher Würde.

Ottilie riß mit ahnungsvollem Zittern das große Siegel auf: da stand mit kurzen, bündigen Worten:

Mein letzter Wille.

Das nach dem Tode der Witwe Susanne Schnabel in meinen vollen Besitz übergegangene Landgut Nr. 7 in Gründlingen mit aller beweglichen Habe und allen Gerechtsamen, so darauf ruhen, vermache ich nach meinem Ableben der Jungfrau Ottilie Schnabel, Tochter des verstorbenen Schullehrers Leopold Schnabel in Riedelsheim; mein Baarvermögen aber im Betrage von 11000 Thalern soll ihrer Mutter und Geschwistern zu gleichen Theilen zufallen. Ich gebe damit nur zurück, was ihnen rechtmäßigerweise zugestanden haben würde, wenn das erste Testament nicht umgestoßen worden wäre. Doch füge ich an dies Vermächtniß noch die Bedingung, daß die Erbin des Landguts meiner Mutter, der Bergmannswitwe Dorothee Picht in Gründlingen, in ihrem Hause bis an ihr Lebensende ein Unterkommen und eine jährliche Summe von 200 Thalern gewährt, da sie sonst, von allen Mitteln entblößt, ein elendes Alter haben würde. Peter Picht.

Ottilien schwamm es vor den Augen. Das Papier entfiel ihren Händen. Ein Sturm widerstreitender Empfindungen tobte durch ihre Brust. Sie vergaß Alles um sich her, sie vergaß, daß sie noch krank sei und dem Arzt hatte versprechen müssen, noch etliche Tage sich vollkommener Ruhe hinzugeben. Sie warf sich flüchtig ein Tuch um und eilte nach dem Lazareth. Sie mußte dem Peter noch einmal in die Augen sehen, noch einmal ihm die Hand drücken, ihm danken und ihm die heilige Versicherung geben, daß seine Mutter an ihr eine liebende Tochter und treue Pflegerin ihres Alters finden solle.

Sie schob stürmisch den Wärter zurück, der gerade um den Peter beschäftigt war, und trat herzu — da sah sie, daß sie zu spät gekommen sei: Peter Picht war todt.

8. Silbenräthsel.

1.

Von bösen Nachbarn Dich zu scheiden,
Vor Dieben auch zu sich'rer Hut,
Pflegst Du die Erste zu bereiten,
Und wird sie fest, dann dient sie gut.

2 und 3.

Die beiden Letzten aber künden
(Wenn Du nur find'st das rechte Wort,
Dazu sie sich vereint verbinden)
Den höchsten Dir, den stärksten Hort,
Der kräftig schützt die besten Güter
Des Lebens und mit starker Hand
Sie schirmt und pflegt als treuer Hüter
Für's ganze liebe Vaterland,
Der gegen böser Nachbarn Dichten
Die Erste auch weiß aufzurichten.

1, 2 und 3.

Siehst Du das ganze mit fröhlichem Hüpfen
Am Ersten kaum merkbar herniederschlüpfen,

So ärg're Dich nicht
An dem winzigen Wicht,
Bei dem, wie bei and'rem Gelichter,
Der Name ſo groß und das Weſen ſo klein,
Und den doch ein deutſcher Dichter
In einem Büchlein gar hübſch und fein
Gebraucht, an die deutſchen Ahnen
Dich freundlich zu mahnen.

9. Anekdote.

Unter den vielen Standbildern, welche die Schloßbrücke in Berlin zieren, befindet ſich auch eines, welches die Siegesgöttin darſtellt, der ein ſterbender Krieger mit ſchon erſchlafften Gliedern über dem linken Arme hängt, und die mit der Rechten einen Palmenzweig hoch gen Himmel erhebt, als wollte ſie ſagen: Opfer hat's zwar gekoſtet, aber den Sieg haben wir doch!

Stehen eines Tages zwei richtige Berliner Jungen da und beſchauen ſich das Bild.

„Wat meenſte, Fritze," hob plötzlich der Eine an, „ik jlobe, die Olle da hat den jroßen Kerl, den ſie im Arme hat, ſchonſt halb todt jehauen und will ihm doch noch mehr Stripſe jeben."

Fritze, der wohl etwas andere Gedanken beim Beſchauen der Gruppe gehabt, oder auch gar nichts gedacht haben mochte, ſah ſich nun nach der Bemerkung des Kameraden die Sache etwas genauer darauf an, bemerkte aber ſcharfen Blickes ſogleich, daß der angeblich Geſchlagene nicht mit dem Leibe, ſondern mit dem Rücken über dem Arme hing, der ihn hielt.

Er ſchüttelte deßhalb lächelnd den Kopf und rief:

„Nee, Lude, det jlob ich nicht. Oder die Olle verſteht dat Jeſchäft ſchlecht. Mir pflegt mein Vater immer anders 'rum überzunehmen."

10. Altes Gold.

Ausweichen muß man zur Rechten.

Das ist eine alte, wohlbekannte Fuhrmannsregel, die kein Fuhrmann und Kutscher vergessen darf, wenn er nicht mit der Polizei Händel bekommen oder gar Gefahr laufen will, sammt seinem Fuhrwerke zu verunglücken, indem er, etwa bei dunkler Nacht, in ein anderes Fuhrwerk hineinfährt, das ihm ungesehen entgegen kommt und seinerseits richtig zur Rechten ausgewichen ist.

Aber es ist auch eine weise Lebensregel, die Niemand vergessen darf, wenn er nicht mit seinem Gewissen böse Händel bekommen, oder gar Gefahr laufen will, mit seinem ganzen Leben zu verunglücken und einst in der Sterbestunde auf dasselbe als auf ein verlorenes zurücksehen zu müssen.

Hab' nur einmal recht Acht!

Da willst Du einer Noth ausweichen, die Dir droht, und wenn Du es vermagst, thust Du wohl daran. Denn es kommt so manche Noth im Leben, welcher man nicht im Stande ist aus dem Wege zu gehen, daß man nicht auch noch nöthig hat, blindlings und leichtsinnig in eine vermeidbare hineinzurennen. — Aber, lieber Freund, nur ja zur Rechten ausgewichen!

Denn siehe, vor jeder Noth, die an uns herantritt, gabelt sich gleichsam der Weg. Links geht es in die Arme der Sünde hinein, welche so verlockend die Hand zur Hülfe hinhält und so leichte, bequeme Mittel zeigt, der Noth zu entgehen. Rechts aber geht es in die Arme des Herrn, der, wenn er auch allenfalls die drohende Noth zu heilsamer Züchtigung für uns wirklich hereinbrechen läßt, doch in derselben Keinen verläßt und versäumt, der sich ihm in die Arme gelegt hat. Er weiß dann auf seinen weisen, wunderbaren Wegen Alles herrlich hinauszuführen zu einem gesegneten Ende, während die Sünde, wenn sie auch vielleicht für den Augenblick die drohende Noth abgewendet hatte, doch nimmer zu einem gesegneten Ende führen kann, sondern für die abgewandte äußere Noth eine viel drückendere innerliche zurückläßt, die Noth eines bösen Gewissens. Merk's!

Oder aber, Du willst dem Hasse und der Feindschaft eines Mitmenschen ausweichen, dessen Wohlgeneigtheit Dir zu erhalten, Du vielleicht guten Grund hast. Und wenn Du es vermagst, thust Du wohl daran. Denn Haß und Feindschaft sind immerhin zwei böse Dinge, auch wenn man mit dem Feinde weiter nicht in nähere Berührung kommt oder irgendwie von ihm abhängig ist.

Aber, aber, lieber Freund, auch hier heißt es: immer nur zur Rechten ausgewichen! Sonst wirst Du Deine löbliche Absicht doch nicht erreichen. Keine absichtliche Pflichtversäumniß, wenn etwa nur dadurch dem Hasse vorgebeugt werden kann! Kein falsches Zeugniß, wenn dies etwa das Mittel sein sollte, die Freundschaft zu erhalten! Kein heuchlerisches Lob, keine erbärmliche Wohlrednerei, wenn etwa um solchen Preis nur die fortdauernde Freundschaft zu erkaufen ist! Denn alle diese Dinge liegen links auf der Seite, welche der Herr Jesus selber zur bösen gestempelt hat, wenn er sagt, daß er einst an seinem großen Tage die Gottlosen zur Linken stellen werde. Und merke wohl, wenn Du auch durch solches Ausweichen zur Linken vielleicht für den Augenblick offenbare Feindschaft vermeidest, Du wirst Dir doch dadurch, falls Derjenige, mit welchem Du um jeden Preis gut Freund bleiben willst, ein ehrlicher Mann ist, hinterher jedenfalls, wenn auch nicht seinen Haß, so doch seine Verachtung zuziehen. Ob aber diese nicht noch schlimmer und mehr zu fliehen ist als offene Feindschaft?

Oder endlich, Du willst auch nur der Begegnung mit einem unangenehmen Menschen ausweichen, den Du mit langen Schritten auf Dein Haus lossteuern siehst. Und es kann ja sein, daß Du auch daran wohl thust und Dir so eine Stunde kostbarer Zeit erhältst, welche sonst im Gespräche mit dem unwillkommenen Besucher verloren gehen würde. Aber, lieber Freund, immer nur zur Rechten ausgewichen und nicht zur Linken! Nur nicht Dich lügenhafter Weise verleugnen lassen, als ob Du nicht zu Hause seist und dadurch Deine Dienstboten oder gar Deine Kinder selber zum Lügen anleiten! Ohnehin wird, wenn sie das Lügen und Verleugnen nicht schon wacker geübt und meisterlich gelernt haben, der abgewiesene

Gast aus ihren verlegenen Mienen sogleich merken, wie die Kühe im Stalle stehn, um sprüchwörtlich zu reden, und wird denken: Pfui, mit Lügen umzugehen! — Ja, ob er nicht noch mehr erbittert ist, als wenn Du ihm zur Rechten ausgewichen wärest und ihm offen gesagt hättest, oder hättest sagen lassen, Du könnest ihn jetzt nicht empfangen, ist sehr die Frage. Solches Ausweichen zur Rechten gilt allerdings in der Welt für eine Grobheit; aber immer besser, ein Grobian zu heißen, als ein Lügner, zumal wenn man mit etwas Grobheit, oder richtiger: Ehrlichkeit sicher den Zweck erreicht, sich lästige Besuche vom Halse zu halten!

Mag es genug sein an diesen Beispielen zum Beweise, wie richtig auch als Lebensregel die alte Fahrregel ist: „Ausweichen muß man zur Rechten!"

Und wohl dem, welcher dann einmal, weil er in seinem Leben immer zur Rechten ausgewichen ist, vor dem Gerichte des Herrn, dem Niemand ausweichen kann, auch zur Rechten gestellt wird!

11. Anekdoten.

In einer Dorfschule hatte sich der Lehrer bemüht, seinen Schülern klar zu machen, was der Ausdruck bedeute: „auf verbotenen Wegen gehen", der in einem soeben gelesenen Stücke vorgekommen war. Er hatte Dies und Das und Jenes angeführt, was man mit diesem Ausdrucke bezeichnen könne und zweifelte nicht im Geringsten daran, daß ihn alle Schüler nun verstanden hätten.

„Was ist also ein verbotener Weg?" frug er zum Ueberflusse noch einmal.

Aber siehe da, es wollte keine Antwort kommen. Kopfschüttelnd und ärgerlich war er eben im Begriffe, seine Erklärung von Neuem zu beginnen, da hebt ein kleines Bübchen in der vordersten Bank den Finger.

„Nun, Friederchen, so sag Du's, wenn's die großen Kerle nicht wissen, was ist ein verbotener Weg?"

„Wo ein Strohwisch steckt!" lautete Friederchens Antwort.

Frau M... stand am Fenster und sah ihre beste Freundin, die Frau Apotheker Schultz, vorübergehen, mit welcher sie für ihr Leben gern ein Plauderstündchen hielt. Denn die Frau Apotheker verstand das Schwatzen fast ebenso gut wie sie selbst, und wenn die Beiden zusammenschwatzten, gab's ein ordentlich Stück.

Hastig reißt Frau M... das Fenster auf, die Freundin hereinzurufen. Aber ihr kleines Ottochen drängt sich dienstfertig herbei und spricht: „Mutter, laß mich der Tante rufen!"

„Warum denn, du kleiner Knirps?" fragt die Mutter.

„Ei, die Tante Schultz sagte noch gestern zur Frau Doktor, Du hättest keinen guten Ruf!" war die harmlose Antwort.

---

12. Räthſel.

Wenn in kalten Wintertagen
Schnee und Eis die Fluren decken,
Und in fröhlichem Behagen
Du Dich kannſt am Ofen ſtrecken,
Muß ich im gelbbraunen Kleide
Hungrig vor das Haus Dir reiſen,
Daß Du mir in meinem Leide
Etwas ſchenkſt von Deinen Speiſen.
Wenn Du an mein hartes Loos denkſt,
Mußt Du Mitleid mit mir haben,
Daß Du mir mit milder Hand ſchenkſt,
Was Du haſt von Gottes Gaben.
Denn mein Name klagt Dir helle,
Wie ſo bös es um mich ſteht jetzt,
Wenn Dein Geiſt an erſter Stelle
Nur ein großes J davor ſetzt.
Tauſcht mit einem K das J dann
Dein erfindungsreicher Geiſt,
Zeigt das neue Wort Dir ſchnell an,
Was mir fehlt zu allermeiſt.
Für das K ein H geſetzet,
Wird das Werkzeug Dir genannt,
Das mich flüchtig weiter hetzet,
Wenn Du's brauchſt mit harter Hand
An dem Fenſter, wo ich ſtill
Warte, ob die kleine Gabe
Mir Dein Mitleid reichen will,
Die ich, ach! ſo nöthig habe.

Der Schiffer haßt's,
Dem Soldaten iſt's lieb,
Den Zecher faßt's,
Wenn zu arg er's trieb.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. H. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Caplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberjänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von Einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Binde.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederiel's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus

dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Frv). Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Pathengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt.** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson,** der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven. Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Domrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Nobbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacksen.** Eine Isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Constantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sclavenjagd im Sudan,** unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montyon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. O. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der**

Reichsfreiherr vom Stein, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrfrau von Hestrich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im finsteren Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Nülin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Würges.** Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Volkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von Oranien.** — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Hexenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel.

110 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt?

Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so manigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine ließt, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn**. Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn**. Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn**. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn**. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung. Preis 1 Mark.

Der Rhein.

Geſchichte und Sagen ſeiner Burgen, Abteien, Klöſter und Städte

von

W. O. von Horn. (W. Oertel).

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlſtichen.

Prachtvoll gebunden in Goldſchnitt. Preis 15 Mark.

Geheftet 13 Mark.

Wer die ſchönen Ufer unſeres vaterländiſchen Stromes geſchaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnſucht auf, zu erfahren, welche Menſchen dort einſt in Freud und Leid gelebt haben und welche Geſchichte vorübergezogen ſei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer ſchmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gaſtlich aufnehmen.

Das Leben dieſer Burgen und Städte iſt in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargeſtellt worden, welcher faſt ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden ſeiner rheiniſchen Heimath nach rheiniſchen Sagen und Geſchichten forſchte und welcher durch ſein Erzähler-Talent ſeit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt iſt.

Die Verlagshandlung hat ſich bemüht, die ſchönſten Anſichten in treuen und guten Originalbildern herſtellen zu laſſen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Engliſche Ausgabe, überſetzt von Ch. Benſon, prachtvoll geb. in Goldſchnitt. Preis 18 Mark.

Die Goldene Fibel

durch

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern chriſtlicher Häuſer in deutſchen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzſchnitten. Elegant gebunden. **Zweite, unveränderte Auflage.** Preis 3 Mark.

Teutſche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine ſolche Fibel, wie ſie unſer Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und ſchnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen iſt. Auch die Lehrer werden dieſes reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der Kleinen willkommen heißen. Für den erſten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lehrſtoff.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thiere.

Von Dr. Karl Oppel.

40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Thierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, in's Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Uebersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Thiere und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den thierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen, der Zucht der Thierarten ꝛc. Dann hören wir von Thieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurtheilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Thiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Thierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte, Moa, Aepiornis, Steller's Seekuh), und gibt sodann die Klassification.

Nach einer Einleitung zu den Säugethieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubthiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Thierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Thier-Psychologie finden, ist Anderes aufgeführt; Jagd der Thiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante culturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Capitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Werth der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

Das Buch bietet dem Lehrer das Gesammtmaterial für den zoologischen Unterricht; es bringt vom System so viel, als Bürgerschule und Realschule verarbeiten können, und dazu ein reiches, jahrelang gesammeltes Material, den Unterricht lebendig und anziehend zu machen. Bei den mancherlei Fächern aber, welche gegenwärtig, namentlich von den höheren Schulen bearbeitet werden müssen, ist es nicht möglich, dem Einzelnen so viele Zeit zuzuwenden, wie es als Bildungsmittel verdiente, und namentlich müssen die Realfächer gegen Sprachen und Mathematik zurückstehen; der Lehrer der Naturgeschichte kann kaum etwas mehr bringen, als die Aufbauung des Systems und die Thierbeschreibung; aber das eigentliche Leben der Thiere zu schildern, seinen Kampf um das Dasein, dazu kommt er nicht. Woher sollte er auch dazu die Zeit nehmen bei wöchentlich zwei Unterrichtsstunden? Die „Thiergeschichten" sollen nicht nur in der Hand des Lehrers dienen, seinen Unterricht anziehend und fesselnd zu machen, sie sollen auch als Privatlektüre dem Schüler das bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht nicht bieten kann, und was doch ohne Zweifel das Belehrendste, Bildendste und Wichtigste ist. Als Familienbuch dürften sie den Schulunterricht in anziehigster Weise unterstützen und eignen sich darum nicht nur als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk empfohlen zu werden, sondern namentlich auch als Prämienbuch.

Nicht dürfen wir unterlassen, Eines hervorzuheben: die Lektüre des Buches wird ohne Zweifel jeden Leser antreiben, selbst in seiner Umgebung Thiere zu beobachten, und so in weiten Kreisen pädagogisch wirken; sie wird nicht nur das Interesse an den Thieren fördern, sondern auch die Liebe zu denselben, und so hoffentlich der Thierquälerei gründlicher entgegenarbeiten, als ausgesetzte Geldpreise.

24 prachtvolle Gruppenbilder von Klimsch dienen dem Buche zur empfehlenden Zierde. Ein ausführliches Verzeichniß der Abbildungen und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erleichtern den Gebrauch.

Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des hier Gebotenen diene das Verzeichniß der Erzählungen von den Singvögeln:

Vogeluhr. — Sorgfalt einer Bachstelze. — Die rettende Mutter. — Vogelsprache. — Hausrecht. — Undankbare Distelfinken. — Wie gefällt dir das? — Der Gimpel. — Schackel. — An einem Sperlingsneste. — Liebesdienst eines Zeisigweibchens. — Der Rabe als Beschützer der Schwachen. — Was auch vorkommt. — Der Staar als Maikäfervertilger. — Was so ein Vöglein werth ist. — Die zum Fischfang abgerichteten Seeraben der Chinesen. — Klugheit der Krähen. — Die geschwätzige Krähe. — Die diebische Dohle. — Wetterverkündiger. — Zahme Wiedehopfe. — Zutraulichkeit der Schwalben. — Merkwürdiges Schwalbennest. — Thierlynchjustiz. — Für die Kinder. — Der Gefangene. —

Oder von den Schlangen:

Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst. — Ein panischer Schrecken. — Erlebnisse mit Schlangen. — Abenteuer mit Pythonen. — Auf Ceylon. — Schlangenbändiger. — Schlangenbeschwörer. — Abrichtung der Schlangen. — Die Schlangentödterin. — Lindwürmer und Drachen. — Ein feines Halsband. — Schlangenjagd auf ein Eichhorn. — Zahme Klapperschlangen.

Zur Erzählung
Der Familienschatz

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1879.

Begründet

von

W. H. von Horn.

(Wilhelm Oertel.)

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Vierunddreißigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1879.	
1.	Gott zum Gruße. (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Räthsel. (Mit Vignette.)	21
3.	Der Familienschatz. Nach einer Mittheilung. Von A. Carolis. (Mit dreizehn Vignetten.	25
4.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	91
5.	Anekdoten	95
6.	Räthsel. (Mit Vignette.)	98
7.	Deutsche Treue. Von Emil Frommel. (Mit zwölf Vignetten.)	99
8.	Räthsel. (Mit Vignette.)	154
9.	Anekdote	155
10.	Altes Gold	159
11.	Anekdote	166

Kalender für 1879.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1879ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet.

Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage und beginnt am 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. December 1878 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Montag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. December 1879 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1880 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Aera. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7387stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1877sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5639stes Jahr mit dem 28. September 1878. Es ist ein überschüssiges Gemeinjahr von 355 Tagen. Am 18. September 1879 beginnt ihr 5640stes Jahr, welches ein Gemeinjahr von 354 Tagen ist und mit dem 5. September 1880 endet. Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 9. März 1879. — 2. Das **Passahfest**, welches am 8. April 1879 beginnt und am 15. April endigt. Strenge gefeiert werden jedoch nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage, also der 8. und 9., der 14. und 15. April. — 3. Das **Wochenfest** am 28. und 29. Mai 1879. — 4. Das **Neujahrsfest** am 18. und 19. September 1879. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 27. September 1879. — 6. Das **Laubhüttenfest** am 2. und 3. October, welches am 9. October endet. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude** am 10. October schließt sich unmittelbar daran.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 26. December 1878 ihr 1296stes, und am 15. December 1879 ihr 1297stes Jahr.

Das Jahr 1878 ist

seit Christi Geburt nach Dionysius	das	1878ste
„ Christi Tode	„	1846 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1809 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders . . .	„	179 „

seit Erfindung des Geschützes und des Pulvers . .	das	499ste
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	439„
„ der Entdeckung Amerikas	„	387„
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	181„
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	178„
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	82„
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	18„
„ Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	8„

Von den **Jahreszeiten** 1879.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 12 Uhr Abends.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 8 Uhr Nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 23. September um 11 Uhr Vormittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 22. December um 5 Uhr Morgens.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1879.

Im Jahre 1879 finden zwei Sonnen- und eine Mondfinsterniß statt; nur die Mondfinsterniß wird jedoch in unsern Gegenden sichtbar sein.

Die erste **Sonnenfinsterniß** ist eine ringförmige und findet statt in den Mittagsstunden des 22. Januar. Sie beginnt an der Ostküste Südamerikas um 9_{45} Vormittags mittlerer Berliner Zeit und endet um 3_{40} Nachmittags im Golf von Aden. Ringförmig erscheint dieselbe im südlichen Afrika auf dem Landstriche zwischen dem Namaqua-Lande und Zanzibar.

Die zweite **Sonnenfinsterniß**, welche ebenfalls eine ringförmige ist, findet in den späten Vormittagsstunden des 19. Juli statt. Sie beginnt auf der Westküste Nordafrikas, überstreicht fast den ganzen afrikanischen Continent, Südeuropa und das südwestliche Asien, um schließlich mitten im indischen Ocean zu endigen. Sie dauert von 7_{4} Vormittags bis 12_{45} Nachmittags mittlerer Berliner Zeit. Eine allerdings sehr unbedeutende theilweise Verfinsterung der Sonne wird im südwestlichen Theile Deutschlands beobachtet werden können. Die Linie Trier, Mainz, Hof, Neisse bezeichnet etwa die nördliche Gränze, bis zu welcher sich der Mondschatten bei uns erstrecken wird.

Die **Mondfinsterniß** wird nicht von großer Bedeutung sein, da der Mond nur bis zum 6ten Theile seines Durchmessers in den Erdschatten eintaucht. Die Finsterniß währt daher auch nur anderthalb Stunden. Sie ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 28. December und wird in Afrika, Europa, Asien und Australien zu sehen sein. In unseren Gegenden steht der Mond bei Beginn der Finsterniß meist noch ziemlich tief am nordöstlichen Horizont. Für die Höhe von Wiesbaden geht an dem genannten Tage der Mond auf um 3_{51} Nachmittags und die Finsterniß beginnt um 4_{10} und endigt um 5_{48} Abends. Für die Höhe von Danzig: Mondaufgang 3_{39}; Beginn der Finsterniß 4_{52}; Ende derselben 6_{20}. — Für die Höhe von Sigmaringen: Mondaufgang 4_{07}; Beginn der Finsterniß 4_{14}; Ende derselben 5_{82}.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

2 Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: der Herr kennet die Seinen, und: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.

Wochentage u. Datum	Januar 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Lucä 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23–29.							
Mittw. 1	**Neujahr**	Neujahr (Immanuel)	8,12	4,6		12,56 M.	
Donn. 2	Abel, Seth	Abel. Seth	8,12	4,7		2,4	
Freit. 3	Enoch	Henoch	8,10	4,8	Tage	3,13	
Smst. 4	Methusalem	Zacharias u. Elisabeth	8,9	4,9		4,23	
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13–23. — Epistel: Tit. 3, 4–8.							
Sonnt. 5	**nach Neujahr** (Simeon)	Simeon u. Hannah	8,9	4,10		5,32	
Mont. 6	Heil. 3 Könige (Epiphanias)		7,59	4,12	bei	6,33	
Dienst. 7	Julian	Widukind	7,59	4,13		7,34	
Mitt. 8	Erhard	Severinus	7,58	4,14	4,13 A.	8,5	☽ 1 Uhr
Donn. 9	Beatus	Catharina Zell	7,58	4,15	5,39	d. T.	Nachm.
Freit. 10	Paulus Eins.	Paul. v. Theben, Eins.	7,57	4,17	6,55		Vollmond.
Smst. 11	Hygin	Ernst der Bekenner	7,57	4,18	8,16		
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Lucä 2, 41–52. — Epistel: Röm. 12, 1–							
Sonnt. 12	**1. nach Epiph.** (Reinhold)	Joh. Chastellain	7,56	4,20	9,38		
Mont. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,21	10,59		
Dien. 14	Felix	Felix	7,56	4,22	—		
Mitt. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,55	4,23	12,22		☾ 12 Uh
Donn. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,54	4,25	1,47		Mittags
Freit. 17	Antonius	Antonius	7,53	4,27	3,13		letztes Vier
Smst. 18	Prisca	Matth. Klaudius	7,53	4,29	4,32		
	Krönungstag						
4. Woche: Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1–11. — Epistel: Röm. 12, 7–16.							
Sonnt. 19	**2. nach Epiph.** (Sarah)	Babylas, Elisabeth	7,52	4,30	5,43	bei T.	
Mont. 20	Fabian, Seb.	Fabian, Sebastian	7,51	4,31	6,40		
Dien. 21	Agnes	Agnes	7,50	4,33	7,21		
Mitt. 22	Vincentius	Vincentius	7,49	4,35	7,52	4,39 A.	● 1 Uhr
Donn. 23	Emerentiana	Hans Sachs	7,47	4,36	d. T.	5,56	Nachm.
Freit. 24	Timotheus	Timotheus	7,46	4,38		7,10	Neumond.
Smst. 25	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehrung	7,45	4,40		8,22	Aussicht S.
5. Woche: Von dem Aussätzigen u. Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1–13. — Epistel: Röm. 12, 17–2							
Sonnt. 26	**3. nach Epiph.** (Polycarp)	Polycarp	7,44	4,41		9,21	
Mont. 27	J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,43	4,43		10,26	
Dien. 28	Karl	Karl der Große	7,42	4,44	bei Tage	11,47	☽ 1 Uh
Mitt. 29	Valerius	Samuel und Hanna	7,40	4,46		—	Nachm.
Donn. 30	Adelgunde	Bathilde	7,39	4,48		12,56 M.	
Freit. 31	Vigilius	J. M. Meyfart	7,37	4,49		2,16	ertes Vier

Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Wochentage Datum.	Februar 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1		Brigitte	7,26	4,50	11,14	3,14 M	

Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23–27. — Epistel: Röm. 13, 8–10.

Sonnt. 2	4. nach Epiph. (Maria Rein.) Lichtmeß	Mariä Reinigung	7,25	4,53	bei Tage	4,16	
Mont. 3	Blasius	Anschar	7,23	4,55		5,14	
Dien. 4	Veronica	Rabanus Maurus	7,22	4,57		6,9	
Mitt. 5	Agatha	Phil. Jac. Spener	7,21	4,59		6,56	
Donn. 6	Dorothea	Amandus	7,19	5,0	4,50 A	7,38	☽ 3 Uhr Morg. Vollmond.
Freit. 7	Richard	Ottfried, G. Wagner	7,17	5,2	5,54	7,25	
Smst. 8	Salomon	Maria Andreä	7,15	5,4	7,17	7,44	

Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1–16. — Epistel: 1 Cor. 9, 24–10, 5

Sonnt. 9	Septuagesimä (Apollonia)	Joh. Hooper	7,14	5,6	8,42	bei Tage	
Mont. 10	Scholastica	Fr. Chr. Oetinger	7,12	5,7	10,7		
Dien. 11	Euphrosyna	Ph. v. Mornay	7,11	5,9	11,33		
Mitt. 12	Eulalia	Märt. d. heil. Bücher	7,10	5,10	—		
Donn. 13	Benignus	Chr. Fr. Schwarz	7,17	5,12	12,59 M		☾ 8 Uhr Abends letztes Viert.
Freit. 14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,15	5,14	2,21		
Smst. 15	Faustinus	Hugo v. St. Victor	7,13	5,16	3,34		

Woche: Vom viererlei Acker: Lucä 8, 4–15. — Epistel: 2 Cor. 11, 19–12, 9.

Sonnt. 16	Sexagesimä (Juliana)	Didymus	7,12	5,18	4,35	bei Tage	
Mont. 17	Constantia	Patrik Hamilton	7,10	5,19	5,21		
Dien. 18	Concordia	Simeon, B. v. Jerus.	7,8	5,21	5,54		
Mitt. 19	Susanna	Mesrob	7,6	5,23	6,19		
Donn. 20	Eucherius	Caspar Neumann	7,4	5,25	6,28	4,53 A.	● 5 Uhr Morgens Neumond.
Freit. 21	Eleonora	Jesajas	7,3	5,26	6,54	6,4	
Smst. 22	Petri Stuhlf.	Meinrad v. Zollern.	7,1	5,27	7,16 V.	7,15	

Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Lucä 18, 31–43. — Epistel: 1 Corinth. 13.

Sonnt. 23	Estomihi (Serenus)	Barth. Ziegenbalg	6,59	5,29	bei Nacht	8,23	
Mont. 24	Matthias	Matthias, Ap.	6,56	5,31		9,32	
Dien. 25	Fastnacht (Victorinus)	Berthold Haller	6,54	5,33		10,40	
Mitt. 26	Aschermittw. (Nestor)	Rudericus	6,53	5,35		11,50	
Donn. 27	Leander	Martin Butzer	6,51	5,36		—	
Freit. 28	Justus	Joh. de Monte Corv.	6,49	5,37		12,58 M	

Petri 1, 18. 19: Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von eurem eitlen Wandel, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

Wochentage Datum	März 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Albinus	Suidbert	6,47	5,39	bei Tage	2,9 M	☽ 9U. Vrm. erstes Viert.
9. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Corinth. 6, 1—10.							
Sonnt. 2	1. Invocavit (Simplicius)	Joh. Wesley	6,45	5,41		3,2	
Mont. 3	Kunigunde	Ih. Friedr. d. Großm.	6,43	5,43		3,50	
Dien. 4	Adrianus	G. Calixt	6,40	5,45		4,30	
Mitt. 5	Friedrich Quatember	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	bei Tage	5,11	
Donn. 6	Fridolin	Fridolin	6,36	5,48		5,39	☾ 2U. Vm.
Freit. 7	Felicitas	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49		5,40	Vollmond.
Smst. 8	Philemon	Philemon	6,32	5,51	6,12 A.	6,6	
10. Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnl. 9	2. Reminiscere (Franziska)	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	7,40	6,22	
Mont. 10	Henriette	40 Märt. in Sebaste	6,28	5,55	9,9	6,42	
Dien. 11	Rosina	Klopstock	6,26	5,56	10,36	7,58 A.	
Mitt. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57	—	—	
Donn. 13	Ernst	Thomas Cranmer	6,22	5,59	12,5 M	5 Tage	☾ 5 Uhr Morg.
Freit. 14	Zacharias	Mathilde	6,19	6,1	1,24		letzt. Viert.
Smst. 15	Christoph	Z. Ursinus	6,17	6,3	2,22		
11. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnl. 16	3. Oculi (Cyriacus)	Heribert	6,15	6,4	3,19		
Mont. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,6	3,57		
Dien. 18	Anselmus	Alexander v. Jerus.	6,11	6,7	4,34		
Mitt. 19	(Joseph) Mittfasten	Joseph	6,9	6,9	4,55	bei Tage	
Donn. 20	Hubert	Ambrosius v. Siena	6,7	6,10	5,1		Frühlings-Anfang.
Freit. 21	Benedictus	Benedict v. Nursia	6,4	6,12	5,16		
Smst. 22	Cosimir	Nicol. v. d. Flue	6,2	6,14	5,29	6,13 A.	● 6 U. Ab. Neumond.
Kaisers Geburtstag							
12. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt. 23	4. Lätare	Wolfgang v. Anhalt	5,58	6,15	5,44	7,19	
Mont. 24	Gabriel	Veit Dietrich	5,55	6,18	5,49	8,27	
Dien. 25	Mariä Verk.	Mariä Verkündigung	5,53	6,19		9,36	
Mitt. 26	Emanuel	Ernst der Fromme	5,51	6,20		10,45	
Donn. 27	Rupert	Ruperius	5,49	6,21		11,60	
Freit. 28	Malchus	Johann v. Goch	5,47	6,23	bei Tage	—	
Smst. 29	Eustachius	Florentin	5,45	6,24		12,56 M	
13. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt. 30	5. Judica	Ludger	5,44	6,26	bei Tage	1,42	☽ 2U. Nm. erstes Viert.
Mont. 31	Amos	Philipp d. Großm.	5,42	6,27		6,26	

Röm. 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Todte und Lebendige Herr sei.

Wochentage Datum.	April 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
ien.	1 Theodora	Fritigil	5,40	6,29		2,59 M	
Litt.	2 Theodosia	Theodosia	5,38	6,31		3,46	
onn.	3 Christian	Gerh. Terstegen	5,36	6,34	bei Tage	3,48	
reit.	4 Marim., Amb.	Ambrosius	5,34	6,32		4,7	
mst.	5 Irenäus	Christ. Scriver	5,32	6,35		4,25	

5. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.

nnt.	6 6. Palmarum (Cölestin)	Albrecht Dürer	5,29	6,37	6,55 A.	4,43	◑ 11 Uhr Abds.
Mont.	7 Liborius	Claus Peterson	5,27	6,39	8,18	5,4	Vollmond.
ien.	8 Vogislaus	Martin Chemnitz	5,25	6,40	9,36	5,28 bT	
Litt.	9 Theophilus	Thomas v. Westen	5,23	6,41	11,2	—	
onn.	10 Gründonnerst. (Daniel)	Daniel	5,21	6,43			
reit.	11 Charfreitag (Julius)	Ezechiel	5,19	6,45	12,17 M	bei Tage	
mst.	12 Euphorgius	Sabas, Gothe	5,17	6,46	1,24		

6. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Corinth. 5, 6—8

nnt.	13 Heil. Osterfest (Justinus)	Justinus Mart.	5,14	6,48	1,56		☾ 3 Uhr Nachmitt.
Mont.	14 2. Osterlag (Tiburtius)	G. Fr. Händel	5,13	6,49	2,27	bei Tage	letzt. Viert.
ien.	15 Olympiades	Simon Dach	5,11	6,51	2,50		
Litt.	16 Carisius	G. Conr. Rieger	5,9	6,52	3,6		
onn.	17 Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54	3,23		
reit.	18 Valerian	Luther in Worms	5,5	6,56	3,38		
mst.	19 Hermogenes	Phil. Melanchthon	5,3	6,57	3,51		

7. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.

nnt.	20 1. Quasimodog. (Sulpitius)	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58	4,17	6,17 A.	
Mont.	21 Adolarius	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	4,42	7,20	● 3 Uhr
ien.	22 Soter u. Cajus	Origenes	4,57	7,2	5,7 bV.	8,34	Nachm.
Litt.	23 Georg	Adalbert von Prag	4,55	7,4		9,49	Neumond.
onn.	24 Albert	Wilfried	4,53	7,5	bei Tage	10,43	
reit.	25 Marcus Ev.	Marcus Ev.	4,51	7,6		11,37	
mst.	26 Cletus	Val. Trotzendorf	4,49	7,8		—	

8. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.

nnt.	27 2. Miser. Dom. (Anastasius)	Otto Catelin	4,47	7,9		12,42 M	
Mont.	28 Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11	bei Tage	12,58	
ien.	29 Sibylla	Fr. Wilhelm d. Gr.	4,43	7,12		1,24	☽ 3 U. V.
Litt.	30 Eutropius	Petrus Waldus	4,41	7,14		1,50	erstes Viert.

Klagel. Jerem. 3, 22. 23: Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.

Wochentage u. Datum	**Mai** 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	**Philipp., Jac.**	Philippus; Jacobus	4,40	7,15		2,10 M	
Freit. 2	Sigismund	Athanasius d. Große	4,38	7,17	Tage	2,38	
Smst. 3	**Kreuzes Erf.**	Monika	4,36	7,18		2,45	
19. Woche: Jesus spricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16–23. — Epistel: 1 Petri 2, 11–20.							
Sonnt. 4	**3. Jubilate** (Florian)	Florian	4,34	7,20	bei	3,4	
Mont. 5	Gotthard	Friedrich d. Weise	4,32	7,21		3,27	
Dien. 6	Dietrich	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22	8,30 A.	3,54	☽ 7 Uhr
Mitt. 7	**Hab. u. Hellag** (Gottfried)	Otto d. Große	4,30	7,24	9,52	4,22	**Vormitt.**
Donn. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26	11,0	5,23	**Vollmond.**
Freit. 9	Hiob	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	11,50	bei	
Smst. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,30	—	Tage	
20. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jacobi 1, 17–21.							
Sonnt. 11	**4. Cantate** (Mamertus)	Johann Arndt	4,23	7,31	12,26 M		
Mont. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,33	12,58		
Dien. 13	Servatius	N. Graf v. Zinzendorf	4,20	7,35	1,15	bei Tage	☾ 3U Mrg.
Mitt. 14	Christian	Pachomius	4,18	7,35	1,30		letzt. Viert.
Donn. 15	Sophie	Moses	4,17	7,36	1,44		
Freit. 16	Peregrinus	5 Stud. v. Lausanne	4,15	7,38	1,58		
Smst. 17	Jodocus	Valerius Herberger	4,14	7,39	2,13		
21. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jacobi 1, 22–27.							
Sonnt. 18	**5. Rogate** (Erich)	80 Märt. unter Valens	4,13	7,40	2,29	bei	
Mont. 19	Potentiana	Alcuin von Tours	4,12	7,41	2,48		
Dien. 20	Anastasius	Gottfried Arnold	4,11	7,43	3,10	7,39 A.	
Mitt. 21	Prudens	Constantin u. Helena	4,9	7,44	3,39	8,34	● 7 Uhr
Donn. 22	**Himmelfahrt** (Helena)	Augustin Cazalla	4,8	7,46	4,18	9,31	**Vormitt.**
Freit. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,6	7,47	5,16	10,19	**Neumond.**
Smst. 24	Esther	Lanfrank	4,5	7,49		10,54	
22. Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.							
Sonnt. 25	**6. Exaudi** (Urbanus)	August. v. Canterbury	4,4	7,50		11,38	
Mont. 26	Eduard	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51		11,53	
Dien. 27	Ludolf	Joh. Calvin	4,2	7,52	bei Tage	—	☽ 1 Uhr
Mitt. 28	Wilhelm	Joh. Eliot	4,1	7,53		12,19 M	**Morgens**
Donn. 29	Maximin	Flavia Domitilla	4,0	7,54		12,43	**letztes Viert.**
Freit. 30	Wigand	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55		12,46	
Smst. 31	Petronilla	Joachim Neander	3,58	7,57		1,6	

Lucä 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben Denen, die ihn bitten?

Wochentage Datum.	Juni 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Tonnen-Aufgang.	Tonnen-Untergang.	Monds-Aufgang.	Monds-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
3. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.							
Sonnt. 1	**Heil. Pfingstf.** (Nicomedes)	Joh. Fr. Oberlin	3,57	7,58	bei Tage	1,26 M	
Mont. 2	**Pfingstag** (Marcellinus)	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59		1,51	
Dien. 3	Erasmus	Gottschalk	3,56	8,0		2,43	
Mitt. 4	**Quatember** (Carpasius)	Quirinus	3,55	8,1	8,09 A	3,0	☌ 2 Uhr Nachmitt. Vollmond.
Donn. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,55	8,1	9,28	4,15	
Freit. 6	Benignus	Norbert	3,54	8,2	10,21	5,18	
Samst. 7	Lucretia	Paul Gerhardt	3,54	8,3	10,52		
4. Woche: Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt. 8	**Trinitatis** (Medardus)	A. H. Francke	3,53	8,4	11,10		
Mont. 9	Primus	Columba	3,53	8,5	11,24		
Dien. 10	Cyuphrius	Friedr I. Barbarossa	3,52	8,6	11,50		
Mitt. 11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6	—		☾ 6 Uhr Nachmitt. letzt. Viert.
Donn. 12	**Frohnleichnam** (Basilides)	Renata v. Ferrara	3,52	8,7	12,4 M		
Freit. 13	Tobias	Isaac le Febvre	3,51	8,8	12,19		
Samst. 14	Elisäus	Basilius der Große	3,51	8,8	12,34		
5. Woche: Vom reichen Manne: Lucä 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 15	**1. n. Trinit.** (Vitus)	R. H. v. Bogatzky	3,51	8,9	12,58		
Mont. 16	Justina	Johann Tauler	3,51	8,9	1,13		
Dien. 17	Volkmar	Dioscorus	3,51	8,10	1,41		
Mitt. 18	Arnolph	Louise Henr. v. Brand.	3,51	8,10	2,16		
Donn. 19	Gervas. Prot.	Paphnutius, E. v. Nic.	3,51	8,11	3,2	8,39 A	● 9 U. Ab. Neumond.
Freit. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	3,55	9,0	
Samst. 21	Albanus	Joh. Marteilhe	3,51	8,11	5,3	9,33	Sommers Anfang
6. Woche: Vom großen Abendmahle: Lucä 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 4, 11—18.							
Sonnt. 22	**2. n. Trinit.** (Achatius)	Raymund Lullus	3,51	8,12		9,58	
Mont. 23	Basilius	David Chyträus	3,51	8,12		10,20	
Dien. 24	**Johannes d. T.**	Johannes d. Täufer	3,51	8,12		10,38	
Mitt. 25	Elogius	Ueberg. d. Augsb. Conf.	3,51	8,12		10,56	
Donn. 26	Jeremias	Jeremias	3,52	8,12		11,12	
Freit. 27	7 Schläfer	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12		11,30	☽ 7 U. Vorm. erstes Viert.
Samst. 28	Leo II. P.	Irenäus	3,53	8,12		11,54	
7. Woche: Vom verlorenen Schafe: Lucä 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 29	**3. n. Trinit.**	Petrus Paulus	3,53	8,12	bei Nacht	—	
Mont. 30	Pauli Ged.	Otto von Bamberg	3,54	8,11		12,19 M	

Ezechiel 3, 22. 23: Daselbst kam des Herrn Hand über mich, und er sprach zu mir: Mache dich auf und gehe hinaus in das Feld, da will ich mit dir reden. Und ich machte mich auf und ging hinaus in das Feld; und siehe, da stand die Herrlichkeit des Herrn daselbst.

Wochentage u. Datum.	Juli 1859.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Theobald	H. Vocs u. J. Eich	3,55	8,11	6,16 bE	12,56 M	
Mitt. 2	Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	7,22	1,47	
Donn. 3	Cornelius	Cornelius	3,56	8,10	8,12 A.	2,33	☾ 11 Uhr
Freit. 4	Ulrich	Ulrich von Augsburg	3,57	8,10	8,49	4,19	Abends
Smst. 5	Anselmus	Anton Paleario	3,58	8,9	9,17	5,31 bE	Vollmond.
28. Woche: Vom Splitter im Auge: Lucä 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt. 6	4. n. Trinit. (Jesajas)	Johann Huß	3,59	8,9	9,37		
Mont. 7	Willibald	Willibald	4,0	8,8	9,54		
Dien. 8	Kilian	Kilian	4,1	8,8	10,10	bei Tage	
Mitt. 9	Cyrillus	Ephrem d. Syrer	4,2	8,7	10,23		
Donn. 10	7 Brüder	Wilh. v. Oranien	4,3	8,6	10,41		☾ 10 Uhr
Freit. 11	Pius	Placidus	4,5	8,6	10,57		Vormitt.
Smst. 12	Heinrich	Heinrich II. Kaiser	4,6	8,5	11,16		letzt. Viert.
29. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Lucä 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt. 13	5. n. Trinit. (Margaretha)	Eugenius	4,5	8,5	11,41		
Mont. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4	—	bei Tage	
Dien. 15	Apostel Theil.	Grober. Jerusal. 1099	4,8	8,3	12,12 M		
Mitt. 16	Ruth	Answer	4,9	8,2	12,54		
Donn. 17	Alexius	Speratus u. d. sc. M.	4,10	8,1	1,47		
Freit. 18	Rosina	Joh. Fr. Stark	4,11	8,0	2,50	7,58 A.	● 10 U. V.
Smst. 19	Rufina	Pamphilus	4,13	7,60	4,3	8,4	Neumond.
							Ul. Sonnenf.
30. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonnt. 20	6. n. Trinit. (Elias)	Elias	4,13	7,59	5,16	8,20	
Mont. 21	Prazedes	Eberhard im Bart	4,14	7,57		8,40	
Dien. 22	Maria Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56		9,0	
Mitt. 23	Apollinaris	Sam. Dombrowsky	4,17	7,54	bei Tage	9,19	
Donn. 24	Christine	Joh. Eccard	4,19	7,53		9,37	
Freit. 25	Jacobus	Jacobus d. Aeltere	4,20	7,51		9,56	☽ 11 U. V.
Smst. 26	Anna	Thomas v. Kempen	4,21	7,50		10,20	erstes Viert.
31. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 27	7. n. Trinit. (Martha)	Raymund Palmarius	4,23	7,49		10,51	
Mont. 28	Pantaleon	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48		11,30	
Dien. 29	Beatrix	Claus d. Heilige	4,25	7,46	bei Tage	—	
Mitt. 30	Abdon	Wilhelm Wilberforce	4,26	7,45		12,23 M	
Donn. 31	Germanus	J. Gaspar Schade	4,28	7,43		1,45	

Psalm 67, 7. 8: Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott unser Gott! Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn!

Wochen-tage Datum.	**August** 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
Fest.	1 Petri Kettenf.	Maccabäer	4,29	7,42	7,37 A.	3,7 M.	☽ 8 U. V.
Mont.	2 Gustav	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	7,49	4,28	Vollmond.

Wochen-Text: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15–23. — Epistel: Röm. 6, 19–23.

Dienst.	3 8. n. Trinit. (August)	Nicodemus	4,32	7,39	7,59		
Mont.	4 Dominicus	Wilhelm Thorp	4,33	7,37	8,15	bei Tage	
Dien.	5 Oswald	Evang. Salzburger	4,35	7,36	8,31		
Mitt.	6 Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	8,45		
Donn.	7 Donatus	Nonna	4,38	7,32	9,2		
Freit.	8 Cyriacus	Hormisdas	4,39	7,31	9,40		
Sams.	9 Romanus	Clemens v. Alexand.	4,40	7,29	9,43		

Wochen-Text: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1–9. — Epistel: 1 Corinth. 10, 6–13.

Sonnt.	10 9. n. Trinit. (Laurentius)	Laurentius	4,42	7,27	10,12		☾ 3 Uhr Morgens
Mont.	11 Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	10,49	bei Tage	letzt. Viert.
Dien.	12 Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	11,27		
Mitt.	13 Hippolytus	Paul Speratus	4,47	7,21	—		
Donn.	14 Eusebius	Leonhard Käser	4,48	7,20	12,35 M.		
Freit.	15 Mar. Himmelf.	Johann d. Beständige	4,49	7,18	1,43		
Sams.	16 Isaak	Isaak	4,51	7,16	2,58		

Wochen-Text: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41–48. — Epistel: 1 Corinth. 12, 1–11.

Sonnt.	17 10. n. Trinit. (Bildad)	Joh. Gerhard	4,53	7,14	4,19		● 9 Uhr Abends
Mont.	18 Agapetus	Jovinianus	4,54	7,12	5,25	7,9 A.	Neumond.
Dien.	19 Sebald	Gerh. Groot	4,55	7,11		7,26	
Mitt.	20 Bernhard	Bernhard v. Clairv.	4,57	7,9	bei Tage	7,44	
Donn.	21 Hartwig	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7		8,4	
Freit.	22 Philibert	Symphorianus	5,0	7,4		8,27	
Sams.	23 Zachäus	Caspar v. Coligny	5,2	7,2		8,57	

Wochen-Text: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9–14. — Epistel: 1 Corinth. 15, 1–10.

Sonnt.	24 11. n. Trinit. (Bartholom.)	Bartholomäus, Ap.	5,3	7,0		9,37	☽ 4 Uhr Nachm.
Mont.	25 Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59		10,30	erstes Viert.
Dien.	26 Samuel	Alphila	5,6	6,57	bei Tage	11,25	
Mitt.	27 Gebhard	Hugo Grotius	5,7	6,55		—	
Donn.	28 Augustinus	Augustinus v. Hippo	5,9	6,53		12,20 M.	
Freit.	29 Johann. Enth.	Zachäus	5,11	6,51		2,9	
Sams.	30 Benjamin	Claudius v. Turin	5,12	6,49		3,57	

Wochen-Text: Vom Taubstummen: Marci 7, 31–37. — Epistel: 2 Corinth. 3, 4–9.

Sonnt.	31 12. n. Trinit. (Paulinus)	Aedan	5,13	6,47		4,44	☽ ¼ 11 Uhr Vollmond.

2 Cor. 9, 10: Der aber Samen reicht dem Säemanne, der wird ja auch das Brod reichen zur Speise und wird vermehren euren Samen und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit.

Wochentage u. Datum.	September 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Aegidius	Maria, Martha, Laz.	5,13	6,41	6,37	A. 5,58 M	
Dien. 2	Abialon	Tabea u. Lydia	5,17	6,42	6,58		
		Nationalfest					
Mitt. 3	Manuetus	Hildegard	5,20	6,40	7,8	bei Tage	
Donn. 4	Moses	Ida v. Herzfeld	5,21	6,38	7,25		
Freit. 5	Herkules	Johann Mollio	5,22	6,36	7,47		
Smst. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,24	6,34	8,13		
37. Woche: Vom Samariter und Leviten: Lucä 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
Sonnt. 7	13. n. Trinit. (Regina)	Lazarus Spengler	5,25	6,31	8,46		
Mont. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,27	6,29	9,28	bei Tage	☾ 9 Uhr Abends letzt. Viert.
Dien. 9	Bruno	Ludwig Paschali	5,28	6,27	10,21		
Mitt. 10	Sosthenes	Heinr. Müller	5,29	6,25	11,25		
Donn. 11	Protus	Johann Brenz	5,31	6,23	—		
Freit. 12	Syrus	Philippine Graveron	5,33	6,21	12,28 M		
Smst. 13	Amatus	Wilhelm Farel	5,34	6,19	1,30		
38. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Lucä 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
Sonnt. 14	14. n. Trinit. (Kreuz Erh.)	Cyprianus v. Carth.	5,36	6,16	3,9	bei Tage	
Mont. 15	Nicomedes	Tante Alighieri	5,37	6,14	4,30		
Dien. 16	Euphemia	Euphemia	5,38	6,12	5,56	5,48 A.	● 7 Uhr Vormitt. Neumond.
Mitt. 17	Lambertus Quatember	Lambert v. Tongern	5,40	6,10		6,7 6,32	
Donn. 18	Titus	Titus	5,42	6,7			
Freit. 19	Januarius	A. G. Spangenberg	5,43	6,5	bei Tage	7,9	
Smst. 20	Fausta	Magdalena Luther	5,45	6,3		7,37	
39. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6. 10.							
Sonnt. 21	15. n. Trinit. (Matthäus)	Matthäus Ap.	5,46	6,1		8,37	
Mont. 22	Moritz	Mauritius u. d. th. L.	5,47	5,59		9,30	☽ 10 Uhr Abends erstes Viert.
Dien. 23	Hosea 8	Joachim v. Floris	5,49	5,57	bei Tage	10,41	
Mitt. 24	Joh. Empf.	Argula v. Grumbach	5,51	5,54		11,50	
Donn. 25	Cleophas	Paul Rabaut	5,52	5,52		—	
Freit. 26	Cyprianus	Lioba	5,54	5,50		1,18 M	Herbst Anf.
Smst. 27	Cosmas u. D.	Joh. Jac. Moser	5,55	5,47		2,31	
40. Woch: Vom Jüngling zu Nain: Lucä 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 2, 13—21.							
Sonnt. 28	16. n. Trinit. (Wenceslaus)	P. Flysteden; A. Clarenbach	5,56	5,45		3,44	
Mont. 29	Michaelis	Michaelis	5,57	5,43	bei Tage	4,55	
Dien. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,59	5,41		6,1	☾ 10 U. V. Vollmond.

Kaiserin Geburtstag

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich; und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage u. Datum	October 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,29	5,52 A.		
Donn. 2	Vollrad	Chr. Schmid	6,2	5,27	5,44	bei Tage	
Freit. 3	Jairus	Die beiden Ewalde	6,3	5,25	6,14		
Smst. 4	Franz	Joh. Wessel	6,4	5,23	6,47		

II. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luck 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.

Sonnt. 5	17. n. Trinit. (Placidus)	Chr. Fr. Richter	6,6	5,20	7,20		
	Erntefest						
Mont. 6	Fides	Heinrich Albert	6,8	5,18	8,13		
Dien. 7	Amalia	Elisabeth Fren, Phöbe	6,9	5,16	9,11		
Mitt. 8	Pelagia	David Zeisberger	6,11	5,14	10,17	Tage	☾ 3 Uhr
Donn. 9	Dionysius	Robert Grosthead	6,13	5,12	11,19		Nachm.
Freit. 10	Gideon	Justus Jonas	6,15	5,10	—	bei	letzt. Viert.
Smst. 11	Burchard	Ulrich Zwingli	6,16	5,18	12,48 M		

2. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: 1 Corinth. 1, 4–9.

Sonnt. 12	18. n. Trinit. (Maximilian)	Heinr. Bullinger	6,18	5,15	2,2		
Mont. 13	Coloman	Theodor Beza	6,20	5,13	3,47		
Dien. 14	Calixtus	Nicolaus Ridley	6,22	5,11	4,35	bei	
Mitt. 15	Hedwig	Hedwig	6,23	5,9	6,11	Tage	● 4 Uhr
Donn. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7			Nachmitt.
Freit. 17	Florentin	Aretas	6,25	5,5	4,59 A.		
Smst. 18	Lucas	Lucas Ev.	6,27	5,3	5,28		Neumond.
					6,32		

3. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.

Sonnt. 19	19. n. Trinit. (Ferdinand)	Bruno von Köln	6,29	5,1	7,20		
Mont. 20	Wendelin	Franz Lambert	6,31	4,59	8,20		
Dien. 21	Ursula	Phil. Nicolai	6,32	4,57	9,18		
Mitt. 22	Cordula	Lucas Kranach	6,33	4,55	11,16		☽ 7 Uhr
Donn. 23	Severinus	Heinrich Martyn	6,35	4,53	—	bei	Vormitt.
Freit. 24	Salome	Westfäl. Friede 1648	6,37	4,51	12,22 M	Tage	erstes Viert.
Smst. 25	Crispinus	Johann Heß	6,39	4,49	1,35		

4. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.

Sonnt. 26	20. n. Trinit. (Amandus)	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	2,44		
Mont. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46	3,54		
Dien. 28	Simon. Juda	Simon u. Judas	6,43	4,44	5,3		
Mitt. 29	Engelhard	Alfred v. England	6,45	4,42	6,11	bei	
Donn. 30	Hartmann	Jacob Sturm	6,47	4,40	4,19 A.	Tage	☌ 3 Uhr
Freit. 31	Wolfgang	Luthers 95 Sätze 1517	6,49	4,38	4,40		Morg.
		Reformationsfest					7,26 b. L.		Vollmond.

Hiob 14, 1. 2: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und i
voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, flichet wie ei
Schatten und bleibet nicht.

Wochentage u. Datum	November 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	**Aller Heiligen**	Aller Heiligen	6,50	4,37	5,22 A.		
45. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
Sonnt. 2	**21. n. Trinit. (Aller Seelen)**	Victorinus	6,52	4,35	6,10		
Mont. 3	Gottlieb	Pirmin	6,53	4,33	7,1	bei Tage	
Dien. 4	Charlotte	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,31	8,7		
Mitt. 5	Blandina	Hans Egede	6,57	4,30	9,14		
Donn. 6	Leonhard	Gust. Adolf v. Schw.	6,58	4,29	10,27		
Freit. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,27	11,41		◐ 7 U. M.
Smst. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,25	—		lehl. Viert.
46. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 9	**22. n. Trinit. (Theodorus)**	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24	12,57 M.		
Mont. 10	Martin B.	Martin Luther geb.	7,5	4,22	2,45	bei Tage	
Dien. 11	Martin B.	Martin v. Tours	7,7	4,21	3,37		
Mitt. 12	Jonas	Arcadius	7,8	4,20	5,8		
Donn. 13	Briccius	Petr. Mart. Vermili	7,10	4,19	6,32		● 2 U. M.
Freit. 14	Levinus	Notker	7,12	4,17	8,1		Neumond.
Smst. 15	Leopold	Johann Kepler	7,13	4,15		5,1 A.	
47. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.							
Sonnt. 16	**23. n. Trinit. (Ottomar)**	Gasp. Creuziger	7,15	4,14		6,11	
Mont. 17	Hugo	Bernward	7,17	4,13		7,29	
Dien. 18	Gelasius	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	bei Tage	8,50	
Mitt. 19	Elisabeth	Elisabeth v. Thür.	7,20	4,11		10,9	
Donn. 20	Amos	Johann Williams	7,21	4,10		11,25	☽ 8 Uhr
Freit. 21	Maria Opfer	Columbanus	7,22	4,8		—	Abends
Smst. 22	Alphonsus	Joh. Oecolampadius	7,25	4,7		12,36 M.	Erstes Viert.
48. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Colos. 1, 9—14.							
Sonnt. 23	**24. n. Trinit. (Clemens)**	Clemens v. Rom	7,26	4,6		1,46	
		Feier z. Gedächtniß der Verstorbenen.					
Mont. 24	Chrysogonus	Joh. Knox	7,27	4,5		2,54	
Dien. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,3	bei Tage	4,3	
Mitt. 26	Conrad	Conrad v. Constanz	7,30	4,1		5,10	
Donn. 27	Otto	Margar. Blaarer	7,32	4,0		6,17	
Freit. 28	Günther	A. Roussel u. M. Def.	7,34	4,0	3,25 A.	7,21	◐ 10 U. V.
Smst. 29	Eberhard	Noah	7,35	4,1	4,7		Vollmond.
49. Woche: Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14.							
Sonnt. 30	**1. Advent.** (Andreas)	Andreas, Ap.	7,37	4,0	4,50		

1. Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentage u. Datum.	December 1879.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Arnold	Eligius v. Noyon	7,38	4,19	5,58 A.		
Dien. 2	Candidus	Joh. Ruysbroek	7,39	4,0	7,4	Tage	
Mitt. 3	Gaſſian	Joh. Aug. Urlsperger	7,40	3,58	8,16		
Donn. 4	Barbara	Gerhard Zerbolt	7,41	3,58	9,28	bei	
Freit. 5	Abigail	Crispina	7,43	3,58	10,41		☾ 9 U. Ab.
Smſt. 6	Nicolaus	Richard Baxter	7,44	3,58	11,54		letzt. Viert.

50. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 13, 4—13.

Sonnt. 7	**2. Advent** (Agathon)	Paul Odontius	7,46	3,57	—		
Mont. 8	**Mariä Empf**	Martin Rinkard	7,47	3,57	1,14 M	Tage	
Dien. 9	Joachim	Berthold	7,48	3,56	2,25		
Mitt. 10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56	3,39	bei	
Donn. 11	Tamaſus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	5,25		
Freit. 12	Epimachus	Vicelin	7,51	3,56	6,50		● 12 U. M.
Smſt. 13	Lucia	Fr. Gellert, Fr. Hiller	7,52	3,57	8,3	3,44 A.	Neumond.

51. Woche: Von Johannis Gefangenſchaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Corinth. 4, 1—5.

Sonnt. 14	**3. Advent** (Nicasius)	Israel	7,52	3,57		4,59	
Mont. 15	Johanna	Christiana	7,53	3,57		6,22	
Dien. 16	Ananias	Adelheid	7,54	3,57	Tage	7,46	
Mitt. 17	Lazarus	Georg v. Brandenb.	7,55	3,57		9,5	
	Quatember				bei		
Donn. 18	Chriſtoph	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58		10,21	
Freit. 19	Abraham	E. A. Woltersdorf,	7,56	3,58		11,14	☽ 12 U. M.
Smſt. 20	Ammon	Abraham u. Sara	7,57	3,58		—	erſtes Viert.

52. Woche: Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.

Sonnt. 21	**4. Advent** (Thomas)	Thomas, Ap.	7,58	3,59		12,42 M	
Mont. 22	Beata	Matthesius	7,58	3,59		1,52	Wint. Anf.
Dien. 23	Dagobert	Sturm v. Fulda	7,59	4,0	Tage	3,0	
Mitt. 24	Adam, Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0		4,8	
Donn. 25	**Heil. Chriſtfeſt**	Heil. Chriſtfeſt	7,59	4,1	bei	5,13	
Freit. 26	**2. Chriſttag** (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1		6,15	
Smſt. 27	**Johannes**	Johannes, Ev.	8,0	4,2		7,8	

53. Woche: Von Simeon und Hannah: Luc. 2, 33—40. — Epistel: Galat. 4, 1—7.

Sonnt. 28	**n. d. Chriſtfeſte** (Unſch. Kindl.)	Unſchuld. Kinder	8,0	4,3	3,52 A.	7,54	☾ 5 Uhr Abends Vollmond.
Mont. 29	Jonathan	Chriſt. v. Württemberg	8,0	4,4	4,58	viel	
Dien. 30	David	David Jonathan	8,0	4,5	6,7	ab	Sichtbare
Mitt. 31	Sylvester	Joh. Wiclif	8,0	4,5	7,19		Mondfinſt.

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirthschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirthschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haushgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Composthaufen an und fahre bereits umgestochenen Compost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Aecker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Aesten und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und sehe die Ackergeräthe in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kalten Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgraben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertödtet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nöthig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Ueberfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das Uebrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopulirt, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die nothwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klee mit dem Rindvieh!!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Copulirbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräthe werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man oculirt auf's treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggen-Ernte.

Im Garten sind, wenn es nöthig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okuliren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im Allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnererier werden für den Winter gesammelt und sehr vortheilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggen-Ernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okulirt auf's schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Trainiren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghelz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

October.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Aeckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirthschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Mon. geht es an's Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man theile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

December.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen. Alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirth schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nöthig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieset!

Auf die Aecker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Composthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Wenn die Tage beginnen zu langen,
Dann kommt auch wohl der Winter gegangen.

Neujahrsnacht, still und klar,
Deutet auf ein gutes Jahr.

Gibt's im Januar viel Regen,
Bringt's für die Früchte keinen Segen.

Februar.

Wenn's der Hornung gnädig macht,
Bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

Lichtmeß (2.) hell und klar
Bringt ein gutes Flachsjahr.

St. Mattheis (24.) Bricht das Eis,
Find't er keins, Macht er eins.

März.

Ein feuchter, fauler März
Ist der Bauern Schmerz.

Schrecket dich Donner im März,
Wird froh dir beim Ernten das Herz.

Nimmt der März den Pflug beim Sterz,
Hält oft der April Ihn wieder still.

April.

Der April ist nicht zu gut,
Er schneit dem Bauer noch auf den Hut.

Je früher im April die Schlehe blüht,
Um so früher vor Jacobi (25. Juli) die Ernte glüht.

Trockener April
Ist nicht des Bauern Will'.

Mai.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist werth ein Fuder Heu.

Auf St. Urben (25.)
Ist's Korn weder gerathen, noch verdorben.

Im Heuen ist wenig Segen,
Bringt Christi Himmelfahrt Regen.

Juni.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Wird wenig nutz das ganze Jahr.

Was St. Medardus (8.) für Wetter hält,
Solch Wetter auch in die Ernte fällt.

Wenn die Nächte beginnen zu langen,
Kommt erst die rechte Hitze gegangen.

Juli.

Am Margarethen-Tage (13.)
Gilt Regen für 'ne Plage.

Hundstage hell und klar
Bringen mit ein gutes Jahr.

Scheint auf Jacobi 25. die Sonne recht heiß,
Und wirft auf St. Anna (26.) auf die Ameis',
So gibt es im Winter recht dickes Eis.

August.

Ist's in den ersten Wochen sehr heiß,
So bleibt der Winter auch lange weiß.

Mariä Himmelfahrt (15.) Sonnenschein,
Bedeutet einen guten Wein.

Bartholomä (24.),
Wenn's regnet, o weh!

September.

Mariä Geburt (8.)
Zieh'n die Schwalben fort.

Tritt im September viel Donner ein,
Wird Februar und März sehr schneereich sein.

St. Michaelis (29.) Wein,
Gibt süßen Herren-Wein.

October.

Hält der October das Laub lang fest,
So sorge dir für ein warmes Nest.

Fällt der erste Schnee in den Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

Auf St. Gallus Tag (16.)
Muß der Apfel in den Sack,
Jedes Gewächs aus dem Boden heraus;
Bauer, laß die Kuh zu Haus!

November.

Allerheiligen (1.) Sommer,
Aller Seelen (2) Winter.
St. Andreas (30.)
Nur ja nicht naß!

Langer Schnee
Bringt Frucht und Klee
Auf jeder Höh!

December.

St. Lutzen (13.)
Macht den Tag stutzen.

Ist's um Weihnacht warm und naß,
Bleibt wohl leer so Speicher wie Faß.

Weihnacht im Klee,
Ostern im Schnee.

Muthmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Januar.

Fängt mit Kälte an; am 8. wird es etwas milder und schneit; aber vom 9. bis 15. wieder kälter. Am 15. schneit es gelinde und regnet dann bis zum 23., von welchem Tage an bis zum Schlusse des Monats gelindes Wetter sein wird.

Februar.

Dieser Monat fängt trübe an und bleibt unlustig bis zum 8. Nur am 5. wird ein schöner Tag sein. Vom 8. an fällt große Kälte ein, und wird besonders der 10. ein überaus kalter Tag werden. Erst am 14. bricht sich die starke Kälte und treten heftige Regengüsse ein, in Folge deren es großes Wasser gibt. Vom 27. bis zu Ende rauh und unlustig mit Wind und Schnee.

März.

Beginnt mit Kälte, die bis zum 22. anhält. Von da an etliche wärmere, regnerische Tage; aber am 26. hellet es sich wieder auf und wird schön warm. Am 31. jedoch wird es wieder kühler.

April.

Kalt und trocken bis zum 17., und sollen der 16. und 17. besonders kalte Tage werden, die den Gärten großen Schaden bringen. Die Kälte nimmt nun ab bis zum 25., wo es warm wird und bis zu Ende des Monats so bleibt. Am 28. fällt ein Gewitter ein.

Mai.

Das schöne Wetter des April dauert fort bis zum 6, wo drei rauhe windige Tage sich einstellen. Vom 8. bis 18. aber wird es wieder sehr warm sein, sodaß die Hitze und Dürre allem Gewächse schadet. Am 28. fällt ein schöner warmer Regen, und endet der Monat mit fruchtbarem Wetter.

Juni.

Fängt schön und lieblich an und bleibt schön bis zu Ende. Nur am 9. und 10. Regenwetter; dann frühe Nebel bis zum 13.

Juli.

Beginnt mit großer Hitze; vom 5. bis 19. Regenwetter; darnach schön bis zu Ende.

August.

Fängt ebenfalls mit großer Hitze an; aber wieder giebt es vom 3. bis 19. Regenwetter. Alsdann nach einem einzigen schönen Tage unstetes Wetter bis zu Ende.

September.

Bis zum 4. schön warm mit starkem Regen und Gewitter. Darauf tritt schönes Wetter ein, welches bis zum 20. andauert. Der Schluß des Monats wird regnerisch sein.

October.

Fängt auch mit Regen an, der bis zur Hälfte des Monats anhält. Am 15. und 16. schönes Wetter, darnach wieder Regen bis zum 24. Nach einigen schönen Tagen tritt Nebel und kühles Wetter ein.

November.

Beginnt mit schönem Wetter; am 5. und 6. starker Wind, darauf 2 Tage Regen. Bis zum 16. wird das Wetter wieder schön, wenn auch etwas nebelig. Vom 17. bis zum 25. trübe und kalt; darnach wieder Regen bis zu Ende.

December.

Fängt mit einem schönen Tage an, dem aber bis zum 15. ungestümes Wetter folgt. Vom 16. bis 22. kalt, dann trübe bis zum 29., an welchem Tage große Kälte eintritt.

NB. Abt Knauer, der seinen Wetterkalender auf den Grundsatz baut, daß alle sieben Jahre das Wetter sich wiederhole, ist ehrlich genug, hinzuzusetzen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden auf die einzelnen Angaben fest zu bauen. Der geneigte Leser wird deßhalb wohl thun, wenn er dies beherzigt.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dann,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_5$	bisher. Pfennig.	
	2 Pfennige	=	$2^2/_5$	„	„
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	$^1/_5$ Mark	=	2	„	„
	$^1/_2$ Mark	=	5	„	„
	1 Mark	=	10	„	„
	2 Mark	=	20	„	„
	5 Mark	=	1 Thlr.	20 Sgr.	
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 „	20 „	
	10 Mark	=	3 „	10 „	
	20 Mark	=	6 „	20 „	

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so beiche sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 Meter (Stab) = $^4/_{15}$ Ruthe = $3^1/_5$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruthen = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Ruthe.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{10}$ □Ruthen = $^1/_{33}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Theile des □Meter sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. 1 Kubikmeter = $^{3}/_{100}$ Kubikruthe.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. 1 Kubikm. = $^{9}/_{40}$ Schachtruthe.
1 Kubikmillim. = $^{1}/_{21}$ Kubikstr. 1 Kubikmeter = $^{2}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{4}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{1}/_{3}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{3}/_{16}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein Kiloliter = $^{7}/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben: m
Kilometer, „ : km
Centimeter „ : cm
Millimeter „ : mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben: qm
□Kilometer, „ : qkm
□Centimeter, „ : qcm
□Millimeter, „ : qmm

Ar, geschrieben:		a
Hektar,	„ :	ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„ :	hl
Liter,	„ :	l
Kubikcentimeter,	„ :	ccm
Kubikmillimeter,	„ :	cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„ :	kg
Gramm,	„ :	g
Milligramm,	„ :	mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetheilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches.*)

		ℳ ₰
1) **Briefe**	bis 15 g (unfrankirt 20 Pf.)	— 10
do.	von 15—250 g (unfrankirt 30 Pf.)	— 20
2) **do.**	mit Werthangabe oder Postvorschuß bis zu 10 Meilen	— 20
do.	auf weitere Entfernungen	— 40
3) **Einschreibgebühr**	(Recommandirt)	— 20
4) **Karten,**	einfache	— 5
do.	mit Antwort	— 10
5) **do.**	als Bücherbestellzettel . . . . . (Auch nach Luxemburg zulässig.)	— 3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn.

	ℳ ₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g (Büchern ꝛc. darf Factur, Correcturbogen d. Mscpt. beigefügt werden.)	— 3
do. von 50—250 g	— 10
do. von 250—500 g	— 20
do. von 500—1000 g	— 30
7) **Local- und Local-Land-Briefe** (unfrankirt 10 Pf.)	— 5
8) **Packete** bis 5 kg 10 Meilen weit	— 25
do. do. über 10 Meilen weit	— 50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen	— 5
do. do. über 10—20 Meilen	— 10
do. do. über 20—50 Meilen	— 20
do. do. über 50—100 Meilen	— 30
do. do. über 100—150 Meilen	— 40
do. do. über 150 Meilen	— 50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark	— 20
do. über 100—200 Mark	— 30
do. über 200—300 Mark	— 40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark	— 30
11) **Postvorschüsse** bis 150 Mark à Mark (aufwärts auf einen durch 5 theilbaren Betrag abzurunden. (Nach Oesterreich-Ungarn für je 3 M. = 5 Pf.)	— 2
mindestens aber	— 10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Packete mit Werthangabe für je 300 M. oder einen Theil davon	— 5
mindestens aber	— 10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:	
a) im Postorte für Postanweisungen oder Werthbriefe	— 5
für gewöhnliche Packete bis 5 kg	— 10
do. do. über 5 kg	— 15
b) auf's Land für Werthbriefe, Postanweisungen, Packete	— 10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß-, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	— 25
aufs Land à km	— 10
3) **do.** für Zeitungen jährlich:	
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	— 60
„ „ 2—3 „ „	1 —
„ „ 4—6 „ „	1 60
„ täglich 2 „ „	2 —
für amtliche Verordnungsblätter	— 60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, von Afrika: Egypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankirte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankirt) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankirt	—	10
(Karten mit Antwort nur im Verkehr mit Belgien und Rumänien = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)		
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankirt) für je 50 g	—	5
(bis 1000 g zulässig. — Correcturbogen darf Manuscript, Büchern aber nicht Factur beigefügt werden.)		
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:		
(nach Dänemark, Helgoland und Norwegen sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)		
Nach Belgien bis 300 Frcs., für je 100 Frcs.	—	40
(100 Frcs. = 82 M.; über 300 bis 375 Frcs. nur 1 M. 20 Pf.)		
„ Dänemark bis 150 Mark	—	40
„ Frankreich u. Algerien b. 300 M., f. je 50 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	50
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark	—	75
(1 £ = 20 M. 40 Pf.)		
Nach Helgoland bis 300 Mark, für 100 Mark	—	20
(bis 200 M. —,20 Pf.; bis 300 M. —,40 Pf.)		
„ Italien bis 375 Frcs., für je 100 Frcs.	—	40
(100 Frcs. = 82 M.)		
„ Luxemburg wie bei Helgoland.		
„ Niederlande bis 175 Gulden, bis 75 Mark	—	40
(bis 150 M. —,80 Pf., über 150 M. = 1 M. 20 Pf.)		
„ Norwegen bis 225 Mark, bis 112½ Mark	—	40
(bis 225 M. —,80 Pf.)		
„ Oesterreich-Ungarn bis 150 Mark, für je 75 Mark	—	20
„ Schweden bis 80 Kronen Schw.	—	40
„ Schweiz bis 375 Frcs., für je 100 Frcs.	—	40
„ Türkei bis 150 Mark, für je 75 Mark	—	40
(16 Piaster Gold = 3 Mark.)		
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (210 Mark), bis 5 Doll.	—	40
über 5—10 Doll. (u. für jede weiteren 10 Doll. mehr)	—	80

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamirt zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. October 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Prinzeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. December 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), vermählt 1. Juli 1862 mit Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, geb. 25. April 1843.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. December 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1868 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. October 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

i. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbstständig), vermählt am 8. October 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. October 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Octbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. October 1852 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Wittwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. December 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. October 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 20. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günther, geb. 24. Septbr. 1801 (Regierungsantritt 19. August

1835), Wittwer seit 29. März 1853 von Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, wieder vermählt 29. Mai 1835 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1814, geschieden seit 5. Mai 1852.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt: 2. December 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. December 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5 Oct. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Decbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dec. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident: Marie Edmé Patrice Maurice Mac Mahon, Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich, ernählt von der Nationalversammlung am 24. Mai 1873.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. December 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. October 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. December 1861 Wittwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margaretha, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. December 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1866 Wittwer von Antonette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Wittwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. October 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. October 1847.

14. Rumänien

Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürsten von Rumänien proklamirt am 30. März 1866, anerkannt von Seiten der Hohen Pforte am 24. October 1866, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. December 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818 (Regierungsantritt 2. März 1855), vermählt 28. April 1841 mit Maria, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig II. von Hessen und bei Rhein, geb. 8. August 1824.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch VI., geb. 22. August 1854 (ermählt am 2. Juli 1868 und am 30. Juli durch die Hohe Pforte bestätigt).

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. December 1874), vermählt am 23. Januar 1878 mit Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Rutherford Birchhard Hayes, gewählt 1877.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Mit dieſem Eingangsgruße tritt nun die Spinnſtube zum 34. Mal vor ihre lieben Leſer und heißt ſie auch heuer von Herzen willkommen.

Es waren nicht ſelten böſe ſchwere Zeiten, in welchen ſie mit dieſem Gruße ihren Weg antrat, Zeiten, in welchen es Denen, die das Büchlein ausgehen ließen (der Eine aus ſeinem Kopfe und Herzen, der Andere aus ſeinem Büchermagazin) manchmal zweifelhaft werden mußte, ob es auch gerathen ſei, es wirklich ausgehen zu laſſen. Bald waren die Zeitereigniſſe der Art, daß ſie kaum darauf hoffen ließen, man werde, während der Aufruhr das Land durchtobte oder die Kriegstrompeten zu den Waffen riefen, nach ſolch' einem friedlichen Büchlein Verlangen tragen und ihm die Thüren aufthun. Bald ſchienen die Zeitgedanken ſolche zu ſein, daß man befürchten mußte, ein Büchlein, das ſolchen Gruß an der

Stirne geschrieben trüge, werde überall mit scheelen Augen angesehen werden, und man werde es ohne Weiteres unter die Masse derjenigen Bücher werfen, über welche der neumodische Aufklärungs- und Fortschrittsgeist das Urteil spricht, ein gebildeter Mensch, welcher auf der Höhe der Zeit stehe, könne und dürfe sie nicht lesen. Ein ganzes Menschenalter — das sind ja bekanntlich 33 Jahre — bringt eben gar mancherlei Zeitereignisse und gar verschiedenartige aus und auf den Zeitereignissen erwachsene Gesinnung.

Aber immer noch hat die Spinnstube mit Gottes Hülfe ihren Weg machen dürfen, wie es auch draußen in der Welt aussehen mochte. Unter dem Paniere, welches ihr Eingangsgruß hoch aufgerichtet hält, haben Die, welche sie ausgehen ließen, immer wieder Muth und Freudigkeit gewonnen, sie ausgehen zu lassen, wie sehr auch die trüben Wolken am Himmel des staatlichen und religiösen Lebens zum Daheimbleiben zu rathen schienen. Durften sie doch annehmen, daß das Büchlein wenigstens da, wohin es sein Titel weist, eine trauliche Heimstätte finden werde, wo man es gerne aufnehmen, wo man ihm das, was es zu bringen hatte, gerne abnehmen würde, nämlich in den wirklichen Spinnstuben, in den gemüthlichen Abendversammlungen der Dörfer und wohl auch der kleinen Städte, in welchen sich Nachbarn und gute Freunde mit ihren Angehörigen zu gemeinsamer Arbeit und ehrbarer, heilsamer Unterhaltung zusammenzufinden pflegen.

Aber darf ich denn auch wirklich heute noch sagen „pflegen"? Muß ich nicht vielmehr die vergangene Zeit anwenden und sagen: „pflegten"? Ist es denn nicht wirklich eine bereits vergangene Zeit, da es solche wirkliche Spinnstuben gab, wie sie sich unser Büchlein von Anfang an als trauliche Heimstätten gedacht hat und lange Jahre hindurch denken durfte? Ist's heutzutage nicht pure Selbsttäuschung, wenn man meint, für solche Spinnstuben noch schreiben zu können, und wenn man für das, was man im Sinne und Geiste des frommen Eingangsgrußes zu Nutz und Heil des Volkes hergeben möchte, willige und fröhliche Nehmer zu finden hofft?

Die geneigten Leser erinnern sich vielleicht noch, wie

ich ſchon im Vorwort der letztjährigen Spinnſtube auf dieſe oder ähnliche Fragen eingegangen bin, weil der Brief eines Spinnſtubenfreundes dieſelben angeregt, ja ſogar ausdrücklich behauptet hatte, rechte Spinnſtuben, wie ſie ſich unſer Büchlein denke, die gebe es gar nicht mehr, und da, wo noch Spinnſtuben beſtünden, ſeien ſie nur ein fratzenhaftes Zerrbild der früheren, ehrbaren Spinnſtuben, eine Einrichtung, die man ſammt ihrem Namen alle Urſache habe, ganz aus der Welt zu wünſchen. Vielleicht entſinnen ſich auch die geneigten Leſer, oder können es, wenn ſie wollen, leicht noch einmal nachleſen, wie ich dann im vorigen Jahrgange den Spinnſtuben das Wort geredet habe, und zwar — das kann ich mit gutem Gewiſſen verſichern! — nicht etwa blos dem Titel des Büchleins zu Liebe, den jener Freund aufgegeben zu ſehen wünſchte — ſondern weil ich wirklich aus eigener Erfahrung weiß, daß es hier und da und dort auch noch ächte, rechte Spinnſtuben gibt, welche für die daran Theil Nehmenden eine Stätte wahrer Freude und großen Segens ſind.

Aber wie iſt der getroſte Muth, mit welchem ich damals ſolche Vertheidigungsworte für die Spinnſtuben ſchrieb, ſo gewaltig niedergebeugt worden, als ich vor einiger Zeit in einer öffentlichen Zeitung einen Nothſchrei über den Unfug des Spinnſtubenweſens zu Geſichte bekam, der mir, ich will es offen geſtehen, tief in's Herz geſchnitten hat!

Die Zeitung, in welcher dieſer Nothſchrei erhoben ward, will ich nennen. Es war der in Wiesbaden, alſo am Truckorte unſerer Spinnſtube, erſcheinende „Rheiniſche Kurier", eine mittelrheiniſche Zeitung demnach, welche nicht, wie jener vorjährige Brief, Zuſtände in's Auge faßt, wie ſie in weiter Ferne ſich finden, ſondern vielmehr Zuſtände, wie ſie in meiner unmittelbaren Nähe ſich wohl finden müſſen. Denn, wenn in einer vielgeleſenen Zeitung ſolch' ein Nothſchrei erhoben wird, dann kann es ja kaum anders ſein, als daß demſelben auch wirkliche, thatſächliche Zuſtände zu Grunde liegen. Widrigenfalls müßte ja Der, welcher den Nothſchrei erſchallen ließ,

sich darauf gefaßt halten, öffentlich vor aller Welt der Lüge geziehen zu werden.

Die Gegend aber, aus welcher jener Nothschrei herkam, will ich lieber hier nicht nennen, obschon sie damals in der Zeitung genau genug bezeichnet war. Sie war das „Eldorado der Spinnstuben" genannt, was so viel heißen soll als: „das Goldland der Spinnstuben." Und damit sollte offenbar jene Gegend als eine solche bezeichnet sein, in welcher die Spinnstuben noch in hoher Blüthe stehen und in der Volkssitte festen Grund und Boden haben, in welcher sie eine unausbleibliche Zugabe zu den langen Winterabenden sind, eine Einrichtung, die mit jener Zähigkeit festgehalten wird, durch welches sich die Volkssitte vor dem Eindringen des Alles gleichmachenden, das Alte rücksichtslos niederreißenden Geistes der Neuzeit zu erwehren bemüht ist.

Was wird nun aber aus jenem „Eldorado der Spinnstuben" gemeldet?

Fürwahr, unsäglich Trauriges! Der Verfasser jenes Nothschreies kann nur von einem „Unfug des Spinnstubenwesens" reden, muß sogar bezeugen, daß dieser Unfug ganz allgemein („außer von den Spinnstubenhockern selbst") als ein „Krebsgeschwür" angesehen werde, „welches am Wohlstande der Landbevölkerung nage", und zwar ebensowohl wie an ihrem materiellen, also äußerlichen, Wohlstande, auch an ihrem sittlichen Wohle.

„Landraths- und Verwaltungs-Amt", heißt's dann wörtlich weiter, „haben sich, soweit die gesetzlichen Vorschriften es zuließen, bemüht, dem Mißstande abzuhelfen; Geistliche und Lehrer haben sich uneigennützig bestrebt, durch Gründung von Abendschulen und Fortbildungsschulen, durch Einrichtung von Lesezirkeln, die Jugend für edlere Genüsse zu gewinnen; auf Kreissynoden hat man berathen, wie die Spinnstuben umgestaltet werden könnten. Alles ward probirt, alle Versuche aber schlugen fehl — an den Spinnstuben, an der Zähigkeit, mit welchem die Jugend sich festklammert an dem elenden Machwerk ihrer Spinnstubengenüsse."

„Welches sind denn diese Genüsse?" wird dann gefragt. Und die klägliche Antwort lautet: „Allabendliche

Zusammenkünfte der einzelnen Jahrgänge (damit sind wohl Diejenigen gemeint, welche in demselben Jahre aus der Schule entlassen und mit einander confirmirt worden sind) in Häusern, deren Name entweder schlecht beleumdet ist, oder deren Besitzer weggehen, sobald die liebe Jugend lärmend sich hineinwälzt; allabendliches Beweisen des Sprüchwortes: „Jugend kennt keine Tugend" durch fades, rohes Gewäsch und Gespinn (merke: es handelt sich dabei um das Gespinn, welches nicht etwa die fleißigen Hände, sondern die unsauberen Lippen veranstalten!), durch ohrenzerreißendes Lachen und Schreien und Singen von Gassenhauern (um so ekliger, wenn dieselben mit Missionsliedern und Chorälen abwechseln), durch fast allabendliches Kaffeetrinken und Weckessen und Schnapstrinken, wozu die Eltern das Geld hergeben müssen, wenn sie nicht erleben wollen, was oft, gar oft vorkommt, daß ihnen ihre Kinder die Frucht vom Speicher fortstehlen und verschachern, durch fast allabendliches Durchziehen der Ortsstraßen in bald geschlossenen, bald aufgelösten Colonnen, verbunden mit Störung der ruhebegehrenden Kranken und Beschimpfung Derjenigen, welche noch soweit in der Kultur zurück sind, sich vor ihrem Hause Ruhe auszubitten."

Und was wird nun als Früchte von diesen Jugendvergnügungen angegeben?

„So dann und wann", heißt es mit bitterem Spotte, „ein ganz gewöhnlicher Todtschlag, oder ein einfacher Schädelbruch; so dann und wann ein Feuerchen, das aber bis dahin sich immer noch löschen oder vertuschen ließ; sehr häufig verfrühtes, aber vom Anstand gebotenes Heiraten, und leider in ausgedehntestem Maße ein frühes Gewohntwerden an die zu spät erst gefühlten Ketten niedrigster Genußsucht."

„Wo die Spinnstuben blühen", so lautet endlich der klägliche Schluß, „da blühen auch die Bankerutte, die Selbstmorde, der Säuferwahnsinn!"

Als ich diese entsetzlichen Worte las — es war im März 1877 — da ging es mir eiskalt über den Leib und schnitt mir, ich wiederhole es, tief in's Herz. Es kam ein wahres Schamgefühl über mich, weil ich es im vorigen Jahre gewagt hatte, eine Art von Ehrenrettung für

die geschmähten Spinnstuben drucken zu lassen. Ich ließ mir schon den Gedanken nahetreten, diesem Büchlein pro 1879 wirklich statt des alten, ein ganzes Menschenalter hindurch geführten Titels einen andern zu geben, mit welchem sich nicht bei Tausenden so niederbeugende und ärgerliche Gedanken verbänden, wie mit dem Titel: „Spinnstube."

Da fiel mir aber beim nochmaligen Durchlesen der Zeitungsworte die Bemerkung auf, daß untermischt mit den rohen, wüsten Gassenhauern doch auch hier und da Missionslieder und Choräle von den Spinnstubengesellschaften gehört würden. Halt! dachte ich da, wenn das der Fall ist, dann müssen sich dort in jenem Eldorado der Spinnstuben doch auch immer noch rechte Spinnstuben finden, die frei sind von den geschilderten Gräueln. Denn solche geistliche, liebliche Lieder gehen ganz gewiß nicht über die nämlichen Lippen, welche sich mit jenen Gassenhauern befudeln, werden ganz gewiß nicht in den nämlichen Häusern gesungen, wo der Schnapskrug seinen Umgang hält und mit Diebstahl an den eigenen Eltern befleckte Hände denselben ergreifen.

Da willst du doch nicht, dachte ich weiter, „das Kind mit dem Bade ausschütten", wie es im Sprüchworte heißt. Aber es wurde mir zur Gewißheit, daß das Büchlein für 1879 unter seinem alten Titel nicht ausgehen dürfe, ohne daß es ernst mahnende und warnende Worte an seiner Spitze trüge, durch welche es jenen heillosen Spinnstuben-Unfug verurteilt und, wenn Gott der Herr dazu Gnade gibt, vielleicht an seinem Theile etwas dazu helfen könnte, jenem Unfuge zu steuern.

Aber an wen soll ich denn nun meine Mahnungen und Warnungen richten?

An jene Jugend selbst, die ihrer am meisten bedürfte? An jene hartverklagte Jugend, welche durch ihren nächtlichen Unfug die Spinnstuben zu Schandstätten herabwürdigt und, wie die bitterste Anklage gegen sie lautet, bisher allen Maßregeln, welche in Liebe und Ernst ergriffen wurden, um ihr auf andere, bessere Wege zu helfen, nur zähe Verstocktheit entgegengesetzt hat? An jene Jugend, die „keine Tugend kennt" und auch keine

kennen lernen und üben will, weil ihr das verderbte Herz einzig und allein nach der breiten Lasterbahn steht, deren Ende doch, wie der Dichter sagt, Nacht und Grauen ist? An jene Jugend, die dem Bäumlein gleicht, an welchem der böse Maifrost die hoffnungsvollen Blüthen, deren man schon gemeint hatte, sich erfreuen zu dürfen, geknickt hat, und an welchem nun der Saft, weil er keine Früchte zeitigen kann, jene schädlichen Wasserloden in Fülle hervortreibt, die des Gärtners Messer zu rechter Zeit wegschneiden muß, wenn nicht das ganze Bäumchen verwildern und verderben soll?

Ach, wie gerne würde ich hier an diese Jugend meine Worte richten und versuchen, ihr zu zeigen, auf welch' gefährlichem Wege sie ist! Wie gerne würde ich ihr das schöne Schriftwort in die Herzen hineinrufen, das dem natürlichen Frohsinne der Jugend so liebreich Rechnung trägt, wenn es spricht: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend, thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt" — das dann aber auch wieder mit göttlicher Weisheit und Eindringlichkeit der jugendlichen Fröhlichkeit das rechte Maß und Ziel setzt und sie vor sündlichen Verirrungen und Abwegen zu behüten sucht, wenn es, wie mit aufgehobenem Finger warnend hinzusetzt: „und wisse, daß dich Gott um dies Alles wird vor Gericht führen!" — Wie gerne würde ich diese hartverklagte Jugend, darunter doch wohl noch Mancher und Manche ist, die nur der Macht der andrängenden Verführung gewichen sind, im tiefsten Herzensgrunde aber noch den Stachel fühlen, der sie unablässig rückwärts zu treiben sucht auf andere, bessere Wege, den Stachel des Gewissens, der ihnen, wenn die Stunden des Taumels vorüber sind, immer wieder das Wort des Apostels in die Seele treibt: „Fliehe die Lüste der Jugend! Jage aber nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe, dem Frieden mit Allen, die den Herrn anrufen von reinem Herzen!" oder ihnen den Ernst des andern Apostelwortes zu fühlen gibt: „Irret euch nicht, Gott lässet sich nicht spotten! Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische

das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet der wird von dem Geiste das ewige Leben ernten" —, wie gerne würde ich diese hartverklagte und doch so bedauernswerthe Jugend an das Wort des Psalmisten erinnern, worin auf die Lebensfrage für die Jugendzeit: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?" die einzig richtige Antwort gegeben ist: „Wenn er sich hält, Herr, nach deinem Wort."

Ruht ja doch auch auf dieser Jugend die Zukunft unseres Volkes, eine Zukunft, in welche — Gott, dem Herrn, sei es geklagt! — schon jetzt die Aussicht trübe genug ist, sodaß sie den Vaterlandsfreund nur mit Bangen und Zagen den kommenden Tagen entgegensehen läßt, welche aber jedem ernst Nachdenkenden als eine völlig verzweifelte erscheinen muß, wenn es mit den Trägern derselben, der heutigen Jugend, nicht anders und besser wird, als es jetzt sein muß, falls, wie kaum zu bezweifeln ist, jenem Nothschrei über die Spinnstuben auch nur ein Körnchen Wahrheit zu Grunde liegt.

Aber werden die Mahnungen und Warnungen, die ich hier erheben möchte, zu dieser verblendeten und verirrten Jugend auch ihren Weg finden? Schwerlich! Denn für solche Bücher, wie die Spinnstube eins sein und immer mehr werden möchte, für Bücher, welche in der bußfertigen Umkehr zu Gott und dem Heilande das rechte einige Heilmittel sehen und suchen gegen die verderblichen Schäden des Volkslebens und durch unermüdliche Anpreisung dieses Heilmittels rechte Volksbücher werden möchten — für solche Bücher hat eine solche Jugend keinen Sinn und greift nicht darnach. Für sie würde bei der Spinnstube schon der Eingangsgruß ein abschreckender sein. Denn wer die Fleischeslust zu seinem Götzen gemacht hat, dem er alleine dient, der mag sich von Gott, dem Herrn, nicht mehr grüßen lassen, und wer da gelernt und sich bereits gewöhnt hat, jeden ernsteren Gedanken, der in ihm aufsteigen und ihm das Herz schwer machen möchte, mit rohen, unfläthigen Gassenhauern niederzuschreien oder im Schnapsglase zu ersäufen, der fühlt sich ja keines andern Trostes bedürftig

und mag am Allerwenigſten den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte haben.

So will ich denn meine Mahnungen und Warnungen zunächſt an die Jugend richten, welcher das Treiben der Genoſſen, wie es der Zeitungsartikel ſchildert, noch ein Gräuel iſt, und welche doch Gottlob! wohl noch überall ihre Vertreter hat.

Ich will mich an die ſtille, ſittſame Jugend wenden, die wohl auch an den langen Winterabenden ihre Spinnſtuben-Verſammlungen hat, aber dieſelben in ſolcher Weiſe hat, wie dies Büchlein es ſchon ſo oft und ſo eindringlich angerathen hat: bei fleißiger Arbeit und bei ehrbarer Unterhaltung; die, anſtatt daß die Kameraden dahin eilen, wo kein hütendes Auge über ihnen wacht, oder wo gar durch die Ruchloſigkeit Erwachſener ihrem Unweſen noch Vorſchub gethan wird, ſich vielmehr von Herzen freut, in Geſellſchaft Erwachſener, beſonders ihrer Eltern, die Abende zubringen zu können. Ich will mich an die fromme und ehrbare Jugend wenden, der es nicht zuwider iſt, auch einmal ein geiſtliches Lied anzuſtimmen, wenn eine ernſte Unterhaltung oder ein ernſtes Buch die rechte Stimmung dafür hervorgerufen hat, die ſich aber ſchämt, eines der ſchmutzigen Lieder in den Mund zu nehmen, welche die Kameraden draußen herunterjohlen, die ſich ſchämt, dieſes unfläthige Geſchrei auch nur anzuhören und deshalb, wenn die Spinnſtubenmaje auseinander geht, ruhig und ſtille mit den Eltern heimkehrt.

Hütet Euch, ſo möchte ich dieſen Jünglingen und Jungfrauen mahnend zurufen, daß Ihr Euch von dieſer guten Art nicht abbringen und auf die Sündenwege verleiten laſſet, die Eure Genoſſen und Genoſſinnen wandeln! Was das Ende derſelben iſt und nothwendig ſein muß, hat Euch ja ſchon der Zeitungsſchreiber deutlich genug geſagt, der offenbar aus eigener thatſächlicher Erfahrung ſpricht und die entſetzlichen Verbrechen, welche jetzt allenthalben im Schwange gehen: Todtſchlag, ſchwere Körperverletzung, Brandſtiftung u. ſ. w. mit Recht auf das zuchtloſe Treiben der Jugend als ihre trübe Quelle zurückführt, indem er an das alte Sprüchlein denkt: Jung gewöhnt Alt gethan! — Aber beſſer noch als der Zeitungsſchreiber

wird es Euch das eigene Gewiſſen und Gottes heiliges Wort ſagen. D'rum laßt nur dieſe Beiden Eure Leiter und Rathgeber ſein, und wappnet Euch mit dem guten, heilſamen Rathe, welchen ſie geben, wider jegliche Verſuchung!

Ich weiß ja wohl, daß es für die Jugend, welche jedoch ein ſo großes Bedürfniß, einen faſt unwiderſtehlichen Zug nach Gemeinſchaft mit den Altersgenoſſen hat, keineswegs etwas Leichtes iſt, dieſer Gemeinſchaft auch nur in beſtimmten Gränzen ſich entziehen zu ſollen. Ich weiß auch nur zu gut, wie ſchwer es iſt den höhniſchen Seitenblicken, den ſpottenden Worten, den thatſächlichen Anfeindungen wohl gar, feſten Widerſtand zu thun, welche Denen niemals fehlen, die ihre eigenen Wege gehen und das Gotteswort im Herzen behalten: Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen nicht! — Aber ich weiß auch ebenſowohl, daß der HErr, wenn man an Ihm feſthält und anhält am Gebet und Gotteswort, den Unvermögenden Stärke genug gibt, unbeirrt den rechten Weg zu gehen, und daß auf dieſem Wege eine Jugendfreude zu finden iſt, welche tauſendmal köſtlicher iſt als die ſogenannte Freude der nächtlichen Herumtreiber, die ja immer auf dem Grunde des genoſſenen Luſtbechers die bitterſte Hefe finden läßt.

Darum wehret ſie ab mit aller Macht, die Euch ſolche Freude als die rechte Jugendluſt anpreiſen und mit lockenden, verführeriſchen Worten Euch zu umgarnen und zu ſich herüberzuziehen ſuchen! Wehret ſie ab mit dem Joſephswort: „Wie ſollte ich ein ſo groß Uebel thun und wider meinen Gott ſündigen!“ — Wehret ſie ab mit dem Gedanken daran, welch' giftige Früchte aus ſolcher Freude erwachſen, nämlich Unfriede für das eigene Herz; Unehre und Schande bei allen Gutgeſinnten; Schande vielleicht gar, welche das ganze irdiſche Lebensglück vernichtet; ein Hang zur Genußſucht, welcher das Herz immer völliger abzieht von dem Einen, was allein Noth iſt und deshalb zum himmliſchen ſowohl, wie zum irdiſchen Berufe untauglich macht; bitteres Herzeleid für die Eltern und dereinſt eine ſchwere, ſchwere Rechenſchaft droben vor dem Richterſtuhle Gottes!

Sollte denn nicht der Hinblick auf ſolche Früchte, die Ihr ja bei ſo vielen Eurer verblendeten und verirrten Kameraden ſelber erwachſen ſeht, Euch die Augen ſchärfen und das Herz ſtark machen müſſen, jeder Verſuchung vorſichtig aus dem Wege zu gehen, und, wo Ihr das nicht könnt, ihr ſtandhaft zu widerſtehen? —

O glaubet doch ja nicht, daß das Sprüchwort: „Jugend kennt keine Tugend" ein ſolches ſei, welches auch wirklich bei jedem Jünglinge, bei jeder Jungfrau ein Wahrwort ſein oder doch werden müſſe! Nein, das iſt ein Sprüchwort, dem zwar leider in der Welt nur allzuviel thatſächliche Wahrheit zu Grunde liegt, das aber keineswegs eine allgemeine Regel bilden ſoll und will für alle Jugend. Es iſt vielmehr gewiß etwas tief Bedeutungsvolles, daß unſere deutſche Sprache kaum ein anderes Hauptwort hat, welches ſich auf „Tugend" reimt, als das Wort: „Jugend", daß alſo jedes gereimte Dichterwort faſt nicht anders kann als die Tugend mit der Jugend und die Jugend mit der Tugend zuſammenzubringen. Merkt's!

Mehr aber noch als an die Jugend ſelbſt möchte ich meine Mahnungen und Warnungen hier an die Eltern richten. Denn von ihnen hängt es ja zu allermeiſt ab, welche Wege ihre Kinder wandeln, und nur durch ihre ernſte, kräftige Hülfe kann es nächſt der Hülfe Gottes dahin kommen, daß es mit unſerer Jugend anders und beſſer werde.

Wo freilich die Eltern die Art des Hohenprieſters Eli an ſich haben, von welchem geſchrieben ſteht, daß er zu den Sünden ſeiner Söhne nicht einmal ſauer ſah, und welchem deßhalb durch Samuel das ſchwere Gericht Gottes angekündigt ward; wo die Eltern, wenn man ihnen wegen des gottloſen Treibens ihrer Kinder Vorſtellungen macht, ſtatt ſauer zu ſehen vielmehr lachend die Achſeln zucken und die Mahner kurz abfertigen mit der Entſchuldigung: Wir haben es in unſerer Jugend auch nicht viel beſſer gemacht", und dann nachher vielleicht ihren Kindern nur noch mehr die Zügel ſchießen laſſen, lediglich aus Furcht, dieſelben könnten ſonſt mißmuthig und zur Arbeit unluſtig werden; wo alſo Eltern ihre

Kinder nur darauf ansehen und darnach behandeln, wie sie von ihrer Arbeit den größtmöglichen Nutzen ziehen; wo sie demnach zwischen ihren Kindern und ständigen Taglöhnern kaum einen Unterschied machen und das Bewußtsein der Verantwortung ganz und gar verloren haben, welche sie einst vor Gott wegen der Erziehung ihrer Kinder geben müssen: — da werden freilich meine Mahnungen und Warnungen wenig Boden finden; da müssen die Eltern erst durch ihren eigenen Schaden klug werden; da müssen sie erst jenes Entsetzliche erleben, was in dem oft erwähnten Zeitungsartikel als häufige Folge der Jugend-Unzucht besonders hervorgehoben ist, daß nämlich die eigenen Kinder an ihnen zu Tieben werden, wenn sie deren maßlose Anforderungen an ihren Geldbeutel nicht mehr befriedigen können und wollen; da müssen sie erst ihre Töchter in Schande, ihre Söhne in elendes Siechthum des Körpers, in unbändige Rohheit des Herzens, vielleicht gar ins Gefängniß gerathen sehen, ehe ihnen über ihre eigene Thorheit und über ihre sträflichen Versäumnisse an den Kindern die blinden Augen aufgehen und die Reue — die nun leider zu späte — wie ein gewappneter Mann über sie kommt.

Wo aber Vater und Mutter noch etwas davon wissen, daß das Gebot: „Ehre Vater und Mutter" außer dem ersten Blatte, welches die Vorschriften für die Kinder enthält, auch noch ein zweites Blatt hat, darauf den Eltern heilige Pflichten eingeschärft werden; wo auch nur noch das leiseste Bewußtsein davon in den Elternherzen ist, daß unter allen Gaben Gottes, welche ihnen verliehen sind, die Kinder, welche ihnen der Herr schenkte, die größte und herrlichste zwar, aber auch diejenige ist, welche mehr als jede andere Gottesgabe sie einst unter das Richterwort Gottes ziehen wird: „Thue Rechnung von deinem Haushalten!" wo auch nur noch die mindeste Bekanntschaft ist mit dem furchtbar ernsten Worte, das der göttliche Kinderfreund, der Herr Jesus gesprochen hat: „Wer aber ärgert (d. h. zur Sünde verleitet, oder, was ja bei den Eltern so ziemlich auf dasselbe hinausläuft: in der Sünde dahin gehen läßt) einen dieser Geringsten, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals ge-

hängt, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist"; wo darum auch nur noch der geringste Boden ist für die Mahnung des Apostels: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!" — da möchte ich bitten und beschwören, solche apostolische Mahnung doch ja nicht unbeachtet zu lassen; da möchte ich mit aller Macht der Liebe und des Ernstes rufen:

„Habt Acht, liebe Eltern, auf Eure Kinder!"

Lasset es Euch nur ja nicht gleichgiltig sein, wo und wie Eure Kinder ihre Abende zubringen, in welcher Gesellschaft sie sich befinden, in welchen Häusern sie verkehren! Gebt Euch nicht zufrieden damit, daß sie am Tage die ihnen zugewiesene Arbeit verrichten, und denket nicht, daß Ihr sie nun auch am Abende ungehindert ihrem Vergnügen müßtet nachgehen lassen, weil die Jugend doch auch ihre Freude haben müsse! Lehret sie bessere, edlere und reinere Freuden kennen als die, welche sie auf den Gassen oder hinter den Wirthstischen oder in schlechten, übelberufenen Häusern suchen!

Gehet ihnen selbst mit gutem Vorbilde voran, indem Ihr Eure Erholung nach des Tages Last und Hitze in einer gemüthlichen, frommen und fröhlichen Häuslichkeit sucht und Alles aufbietet, Euren Kindern das Vaterhaus zum liebsten Aufenthaltsort, Eltern und Geschwister zur angenehmsten, erwünschtesten Gesellschaft zu machen! Und wie wenig schwer ist dies ja heutzutage, wo man um einen Spottpreis die besten Bücher haben kann, deren Vorlesen im Familienkreise die schönste und heilsamste Unterhaltung an den langen Winterabenden ist, wo überall Volksbibliotheken eingerichtet werden, aus denen man, wenn die eigenen Mittel es nicht erlauben, sie zu kaufen, die schönsten, lehrreichsten Bücher gegen ein kaum nennenswerthes Lesegeld, ja häufig ganz unentgeltlich entleihen kann!

Wo aber der jugendliche Trieb nach Geselligkeit sich nicht mehr auf das eigene Haus und auf den eigenen Familienkreis beschränken läßt, da sorgt doch ja dafür, daß Eure Kinder sich nur eine gute, gesittete Gesellschaft suchen und verbietet ihnen auf das Entschiedenste jeden

Umgang, von dem Ihr üble Folgen für sie zu befürchten habt! Bedenket wohl, wie wahr das Sprüchlein ist: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen wer du bist", und wie noch viel wahrer und beherzigenswerther das andere: „Böse Beispiele verderben gute Sitten."

Duldet es auch ja nicht, daß Eure Kinder am Abende über die Zeit ausbleiben, und solltet Ihr sie Euch schon so haben über den Kopf wachsen lassen, daß sie Euer Gebot nicht mehr respectiren, nun so schließt ihnen die Hausthüre zu und nöthigt sie, einmal die ganze Nacht draußen zu bleiben, oder noch besser: Haltet Euch, so lange es nur irgend angeht, an das Wort der Schrift (Sprüchw. Salom. 22, 15) „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht wird sie ferne von ihm treiben!"

Ist es aber irgend möglich zu machen, so sucht Eure Kinder stets unter den eigenen Augen zu behalten! Vereinigt Euch deßhalb, wenn der jugendliche Geselligkeitstrieb nach Außen drängt, mit anderen Familien, denen es, wie Euch selbst, ein rechter Ernst ist, ihre Kinder vor Abwegen zu bewahren, und richtet mit ihnen abendliche Zusammenkünfte ein, die der Reihe nach in den Häusern der vereinigten Familien umgehen und sorgt dafür, daß diese „Majen", wie der Volksmund solche Zusammenkünfte ja wohl nennt, auch den rechten Inhalt bekommen, welcher die Jugend anspricht! Laßt dabei, um jeden unliebsamen Zwang ferne zu halten, die Jugend selbst bestimmen und angeben was getrieben werden soll, indem Ihr Euch nur darauf beschränkt, die Unterhaltung ins rechte Geleise zu leiten und darin zu erhalten, alles Unschickliche oder gar Unrechte davon abzuwehren und etwaigen Ausschreitungen der jugendlichen Fröhlichkeit mit liebevollem Ernste von vornherein entgegenzutreten!

Mögen nun diese abendlichen Versammlungen zu wirklichen Spinnstuben werden, wie sie Derjenige, dem dies Büchlein seinen Ursprung und seinen Namen verdankt, nicht nur im Auge, sondern auch, nach seinen lebendigen, anschaulichen Schilderungen zu schließen, häufig genug vor Augen gehabt hat; oder mögen in diesen Majen

die Spinnräder gar keine Stätte haben, wie es wohl heutzutage an den meisten Orten der Fall sein wird: jedenfalls werden diese Majen, wenn sie in der vorgeschlagenen Weise eingerichtet und in den Gränzen strenger Sitte und Ehrbarkeit gehalten werden, nicht nur für Eure Kinder, sondern auch für Euch selbst eine reiche Quelle des Segens und der Freude werden. Denn was thut das Elternherz lieber als sich an und mit seinen Kindern freuen?

Ja noch mehr! Durch solche ehrbare Majen, wenn sie nur einmal erst da sind, werden ohne Zweifel auf die Dauer auch Diejenigen sich angezogen fühlen, die etwa nur aus falscher Scham vor dem Spotte der Verführer das zuchtlose Treiben draußen mitmachen. Sie werden in diesen Majen einen stillschweigenden Protest gegen ihr bisheriges Treiben erblicken, der ihnen an das noch nicht ganz erstorbene Gewissen spricht und sie mit Freuden nach dem festen Halte greifen läßt, der ihnen für ihre Schwachheit in Euren guten Majen geboten wird! Und wenn erst eine Zahl von diesen Schwachen und Schwankenden wirklich gewonnen ist, dann wird und kann das auch nicht ohne Einfluß bleiben auf Diejenigen, welche aus wirklicher Lust am rohen Unfuge das nächtliche Schandwesen treiben, und deren doch Gottlob! immer nur eine geringe Anzahl ist. Sie werden sich bald vereinsamt fühlen; der falsche Ehrgeiz sich zu Führern, oder richtiger gesagt: zu Verführern Anderer aufzuwerfen, wird zu wenig Befriedigung finden. Es wird ihnen nach und nach langweilig werden, die „Wilden" zu spielen, wenn sie zu Wenige um sich haben, die sie in dieser Rolle bewundern und ihrem Beispiele nachfolgen. Sie werden es verdrießlich finden, daß es, wo ein nächtliches Schelmenstück verübt worden ist, nun nicht mehr so ins Allgemeine und Blaue hinein heißt: „das hat das Jungvolk gethan!" daß also die Schuld an dem verübten Unfug nicht mehr auf so viele Schultern wie bisher vertheilt wird, wobei der Einzelne kaum in Rede kommt, sondern daß es nun immer heißt: „das haben wieder Die und Die verübt!"

Da aber auch auf dem kleinsten Dörfchen die öffentliche Meinung noch immer eine gewisse Macht ist, so

werden auch die Rohesten allmählich, wie man zu sagen pflegt, ein Härchen darin finden, als die in der öffentlichen Meinung Gebrandmarkten dazustehen, und will's Gott, so kehren auch sie endlich nothgedrungen auf bessere Wege um.

Sage mir dabei nur Niemand, das seien Hoffnungen, die sich nie erfüllen würden! Ich weiß, daß sie sich erfüllen können und erfüllen werden, wenn nur erst die Familien da sind, welche den Muth haben, mit ihren eigenen Kindern den Anfang zu machen und eine Zeit lang nicht nur den Spott und Hohn der verblendeten Eltern, welche das gottlose Treiben ihrer Kinder für recht oder doch für ungefährlich halten, sondern auch das fast unausbleibliche Schabernackspielen der rohen Jugend auf sich zu nehmen.

D'rum, Ihr Eltern, nur Hand angelegt im Bewußtsein der hohen Verantwortlichkeit, die auf Euch liegt, im Hinblick auf das leibliche nnd geistliche Wohl Eurer Kinder! Ohne die Hülfe des Hauses ist und bleibt ja Alles vergeblich, was man aufbieten mag, dem nächtlichen Unfuge zu steuern. Weder Geistliche noch Lehrer, weder Landraths- noch Verwaltungsamt werden Etwas ausrichten, wenn Ihr Eltern Euch nicht aufrafft und den wohlmeinenden Versuchen, die von anderer Seite gemacht werden, nicht mit Ernst und Eifer die Hand zur Mithülfe bietet.

Deßhalb nur frisch an's Werk, Ihr Väter und Mütter, die Ihr noch ein Herz für das wahre Wohl Eurer Kinder habt! Geht es auch anfangs dabei über viel Dornen und Steine, die Euch in den Weg geworfen werden, der Segen Eurer Mühe und Sorgfalt wird nicht fehlen. Ihr werdet ihn ernten an Euren gebesserten Kindern, die Euch statt Kummer und Herzeleid nur noch Freude bereiten; Ihr werdet ihn ernten an einem frohen, glücklichen Alter, das Euch die wohlerzogenen Kinder bereiten, wenn sie einsehen gelernt haben, wie gut Ihr es mit ihnen meintet, als Ihr sie in der Jugend scharf hieltet; Ihr werdet ihn einst in seliger Fülle ernten droben vor dem Richterstuhle Gottes, wenn Ihr da getrost und freudig mit Euren Kindern kommen und sprechen könnt: „Siehe da, Herr, ich und die Kinder, die du mir gegeben hast; ich habe deren Keines verloren!"

Aber nun auch noch ein Wort der Bitte an Diejenigen, welche in jenem Zeitungsartikel als Bekämpfer des Jugend-Unfugs genannt ſind und von Amts wegen ſchon die Pflicht haben, in dieſen Kampf einzutreten und unermüdlich darin auszuharren.

Werdet nicht müde, ſo lautet dieſe Bitte, auch an Eurem Theile mitzuhelfen, daß unſere Jugend auf beſſere Wege geleitet wird! Wer ſein Volk und ſein Vaterland lieb hat und für dieſelben eine immer beſſere Zukunft herbeiſehnt, der muß ja ſchon deßhalb allein ſich verpflichtet fühlen, ſeine treueſte Fürſorge Denen zuzuwenden, welche die Träger dieſer Zukunft ſein ſollen.

Werdet nicht müde! heißt es darum für alle Lehrer und Geiſtliche zunächſt als für Diejenigen, welche nächſt den Eltern am Unmittelbarſten und Engſten mit der Jugend in Berührung kommen, werdet nicht müde, für die Beſſerung und Hebung der Jugend thätig zu ſein! Laßt Euch beſonders die Mühe nicht verdrießen, in Fortbildungs- und Abendſchulen mit der aus der Schule entlaſſenen Jugend in Verbindung zu bleiben, und neben den praktiſchen Kenntniſſen für das zeitliche Leben, die Ihr den Entlaſſenen mittheilt oder zu erhalten ſucht, auch den heiligen Samen des Gotteswort's, welchen Schule und Kirche bereits in die jugendlichen Herzen eingeſtreut hatten, ſorgfältig zu pflegen, daß er nicht durch die Macht der Verführung aus den Herzen herausgeriſſen oder in denſelben erſtickt werde! Haltet aus in ſolcher geſegneten Arbeit, wenn auch die Zahl derer, welche an Eurem Unterrichte Theil nehmen, kleiner und immer kleiner wird, weil es der Mehrzahl lieblicher däucht, den Lüſten der Jugend zu fröhnen und ſchnöden Unfug zu treiben, als ſich noch einmal auf die Schulbank zu ſetzen! Werden durch Eure Arbeit auch nur einige Wenige der Laſterbahn ferne gehalten, ſo iſt dieſelbe gewiß nicht vergeblich geweſen. Und wie werden die Eltern, die es mit ihren Kindern wohl meinen, Euch dankbar ſein und Euch freudig in Euren Beſtrebungen unterſtützen!

Seid nicht träge, was ihr thun ſollt! heißt's dann auch weiter für die Dienſtherrſchaften und Lehrmeiſter, die ich unter denen, welche den Unfug der Jugend be-

kämpfen können und sollen, ja nicht vergessen haben möchte, da ihnen ein so großer Theil der Jugend gerade während desjenigen Alters in die Hände gegeben wird, in welchem die Entscheidung für das Gute oder für das Böse, für die Zucht oder für die Unzucht getroffen wird. Beherziget es nur, muß es für sie heißen, daß Ihr berufen seid, an den Euch Untergebenen Elternstelle zu vertreten, und daß ordentliche Eltern wenigstens Euch ihre Kinder nur unter der Voraussetzung anvertrauen, Ihr würdet auf dieselben ein scharfes, wachsames Auge haben und sie, wo sie es bedürfen, auch in ernste, strenge Zucht nehmen. Beherziget es wohl und vergesset es nie, daß somit auch auf Euch ein großes Stück der Verantwortlichkeit fällt, welche des HErrn Wort so schwer und nachdrücklich den Eltern auflegt! Duldet deßhalb bei Eurem Gesinde, bei Euren Lehrlingen und Gesellen, soweit Ihr diese letzteren auch im Hause habt, kein nächtliches Umhertreiben, sondern haltet auf eine geregelte, strenge Hausordnung, der sie sich fügen müssen! Bekümmert Euch auch um das, was sie draußen treiben und tretet sofort jeglicher Ausschreitung von ihrer Seite, wovon Ihr Kenntniß erlangt, mit ernster Mahnung und Warnung, mit unnachsichtiger Strenge entgegen! Wie oft geräth ja ein Jugendleben auf die verkehrte Bahn, weil für es kein mahnender und warnender Mund da war, der beim ersten Fehltritt seine Stimme erhob! Wie oft geht es dann nachher auf dieser Bahn mit Riesenschritten vorwärts, weil kein wachsames Auge da ist, vor dem sich der Gefallene zu scheuen Ursache hätte!

Nehmt Euch insonderheit an den Sonntagen Eurer Untergebenen an! Denn bekanntlich ist gerade dieser Tag der versuchungsvollste für die Jugend, derjenige, an welchem die Allermeisten zu Falle kommen. Haltet darum Eure Untergebenen nicht bloß zu fleißigem Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes an und geht ihnen dabei selbst mit gutem Beispiele voran, sondern sorgt auch dafür, daß sie an den Nachmittagen und Abenden der Sonntage ein Plätzchen haben, wo sie ein gutes Buch lesen und so auch ihrem Geiste etwas Nahrung und Pflege angedeihen lassen können! Thut ihr das nicht, so stoßt Ihr sie ja

geradezu hinaus auf die Gassen und in die Wirthshäuser und in all den Unfug, der dort getrieben wird, und dürft Euch nicht wundern, wenn sie denselben mitmachen!

Aber auch an Diejenigen, welche als obrigkeitliche Personen für das Volkswohl Sorge zu tragen berufen sind, soll hier die herzliche Bitte gerichtet sein, daß sie unablässig auf die Jugend und ihr Treiben ein besonders wachsames Auge haben möchten!

In jenem Zeitungsartikel, der zu dem diesjährigen Vorworte den Anlaß gab, heißt es zwar, Landraths- und Verwaltungs-Amt hätten sich in der Gegend, von welcher die Rede ist, vergebens bemüht, dem Mißstande, der durch das zuchtlose Treiben der Jugend entstanden sei, abzuhelfen, „soweit es die gesetzlichen Vorschriften zuließen." Aber, wenn es auch nur allzubekannt ist, in welch hohem Grade die neuere Gesetzgebung, die der persönlichen Freiheit des Einzelnen so weiten Spielraum meinte lassen zu müssen, die Handhabung einer strengen Jugendzucht erschwert, man sollte doch wirklich glauben, der nächtliche Unfug, durch welchen alle Bewohner des Ortes gestört, durch welchen Kranke sogar im höchsten Grade benachtheiligt werden können, das „ohrenzerreißende" Lachen und Singen und Schreien auf den Gassen, das könnte auf polizeilichem Wege abgestellt werden.

Man dürfte doch nur, sollte man meinen, von Oben herab die einzelnen Ortsvorsteher oder Schulzen für jeden Unfug, der im Orte vorkommt und zur Anzeige gelangt, verantwortlich machen. Man dürfte nur, wenn mehrere glaubwürdige Ortsbewohner eine desfallsige Anzeige machen, die Namen derselben verschwiegen halten und sie so davor behüten, daß sich der Haß der rohen Jugend auf sie wirft. Denn es ist ja schon vielfach so weit gekommen, daß bloß die Furcht vor der Rache des Jungvolkes die Ortsvorsteher abhält, ihrer Pflicht als Träger der Ortspolizei nachzukommen, und daß dieselbe Furcht den Unmuth aller ordentlichen Leute sich nur in stillen Klagen Luft machen läßt, die nicht vor die Obrigkeit dringen. Man dürfte weiter nur, um dem heillosen Treiben der Jugend Einhalt zu thun, die schlechten Häuser sorgfältig überwachen, in welchen diesem Treiben bekannter Maßen

Vorschub geleistet wird und jede gesetzliche Vorschrift, die sich gegen deren Besitzer anwenden läßt, auch wirklich mit unnachsichtiger Strenge zur Anwendung bringen. Wenn erst die Ortspolizei gegen das Unwesen einmal Ernst macht, und das junge Volk von diesem Ernste einmal Etwas zu kosten bekommen, beispielsweise erfahren hat, wie das Sitzen im Gefängnisse thut: dann werden sich auch sicherlich mehr Eltern als jetzt aufraffen, ihren Kindern gegenüber den nöthigen Ernst anzuwenden.

Aber freilich, alle diese Bemühungen, die rechte Zucht unter der Jugend herzustellen, sie werden nur dann von durchschlagendem Erfolge begleitet sein und wirklich zum Bessern helfen können, wenn jene Um- und Rückkehr immer allgemeiner eintritt, die mehr und mehr als das einzige Heilmittel gegen alle Schäden unserer Zeit anerkannt wird, die Um- und Rückkehr zu dem lebendigen Gott und seinen heiligen Ordnungen, die Um- und Rückkehr zur Frömmigkeit und Gottesfurcht bei Alt und Jung, die Um- und Rückkehr auf den Standpunkt, der unserem deutschen Volke vor Zeiten den Ruhm eines frommen Volkes gebracht hat, der aber heutzutage von Tausenden und aber Tausenden verlassen, verachtet, verspottet ist.

Mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Erkenntniß, wohin wir mit unserem Volksleben durch das Verlassen dieses Standpunktes schon gerathen sind und alle Tage mehr gerathen müssen, recht Viele wieder zu diesem Standpunkte, je eher, je besser, zurückführen werde, und daß dann solche Nothschreie, wie der im Rheinischen Kurier erhobene mit Gottes gnädiger Hülfe mehr und mehr verstummen müssen, mache ich denn auch heuer wieder den alten Schluß:

Gott zum Gruße
und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von anno 1878.

Der vorige Jahrgang der Spinnstube hat vier Räthselchen gebracht, deren Auflösung den geneigten Lesern gewiß nicht schwer geworden ist, sofern sie nur nicht beim ersten vergeblichen Anlaufe den Muth verloren und, wie man wohl sagt, die Flinte in's Korn geworfen haben. Denn schwer zu lösen war kein einziges unter denselben, wenn man sich nur durch ein bischen Nachdenken auf das — richtige Wort bringen ließ, welches das Räthsel im Sinne hatte.

Zu mehrerer Sicherheit aber und damit Keiner der geneigten Leser meine, das Eine oder das Andere der Räthsel, bei welchem er etwa mit der Auflösung nicht zurechtgekommen ist, wäre wirklich unlösbar, will ich hier wieder nach altgewohnter Weise die richtigen Wörter nennen.

Dem ersten Räthsel auf Seite 96 lag das Wort Kamm zu Grunde, und zwar in den verschiedenen Bedeutungen, in welchen es gebraucht wird, nämlich als der Kamm von Horn oder Elfenbein, mit welchem man sich die Haare kämmt, und welchen insonderheit das weibliche Geschlecht nicht entbehren kann, weiter als der Stein- oder Felskamm, welcher gewöhnlich die äußerste Spitze hoher Berge bildet, endlich als der Fleischkamm, welchen der Haushahn und seine Gattin, sowie auch noch manche andere Vögel auf dem Kopfe tragen.

Da muß es denn wohl jetzt dem unglücklichen Rather, den vielleicht die deutschen Farben irre gemacht haben, offenbar werden, daß es damit doch seine volle Richtigkeit hat. Denn der Haarkamm ist ja entweder schwarz oder weiß, je nachdem er aus Büffelhorn oder aus Elfenbein verfertigt ist, und der Hahnenkamm hat ja bekannt-

lich die helle rothe Farbe, die nur bleich oder bläulich zu werden beginnt, wenn der stolze Träger des Kammes krank ist oder gar unter dem Messer der Köchin verblutet hat. Der graue, wilde Gebirgskamm aber schreckt keinen Naturfreund davon ab, ihn zu erklimmen, wenn er dabei nur eine schöne Fernsicht zu gewinnen weiß, die ihn für das mühsame Emporklettern und vielleicht auch für die dabei zerrissenen Kleider und Stiefel entschädigt.

Oben aber ist ja der Kamm stets: auf dem Kopfe des Menschen, wenn er seine Arbeit thut, auf dem Kopfe des Hahnes, wo er seine bleibende Stätte hat, auf der Spitze des Berges, von wo aus er weit in die Lande hinausschaut.

War das Räthsel also schwer? Gewiß nicht.

Ebenso wenig war aber auch das zweite auf Seite 158 schwer. Oder sollte dabei der geneigte Leser nicht sofort an den Zaunkönig gedacht haben? Wenn nicht, dann sei ihm kund und zu wissen gethan, daß der gemeint war.

Und wer kennte nicht den kleinen Wicht, der ja unter unsern deutschen Vogelarten der Zwerg ist und so allgemein verbreitet, daß man ihn überall zu sehen bekommt wenn man nur genau genug zusieht. Denn so klein er ist, so flink ist er auch und schlüpft so behende an den Hecken und Zäunen hin und her, daß man ihm genau mit den Blicken folgen muß, wenn er Einem nicht unversehens verschwunden sein soll.

Viel zu erklären ist nun weiter an diesem Räthsel nicht übrig, da hier nicht der Ort ist, danach zu fragen, warum das winzige Vöglein wohl den stolzen Namen eines Königs erhalten hat.

Was zuerst von dem Zaune gesagt ist, und dann von dem Könige, versteht ja jedes Kind und kennt auch wohl die neueste Geschichte gut genug, um herausgekriegt zu haben, daß ich bei dem Zaune, den der König gegen „böser Nachbarn Dichten" aufgerichtet habe, so von ungefähr an Metz und Straßburg sammt ihren neuen deutschen Festungswerken gedacht mit der frohen Hoffnung, dieselben würden für die Nachbarn im Westen einen so hohen, unübersteigbaren Zaun bilden, daß die-

ſelben ſich endlich dazu verſtehen, aus böſen Nachbarn, welche ſie uns Deutſchen bisher geweſen ſind, gute und getreue Nachbarn zu werden, die an der jetzigen deutſchen Gränze mit ihren Verſtandesaugen an jedem Gränzpfahle die Warnung geſchrieben ſehen: „Nachbar hin, Nachbar her! Bleib' mir von meinem Kirſchenbaum!"

Nur das möchte vielleicht nicht allen Leſern der Spinnſtube bekannt ſein, was ganz am Schluſſe des Räthſels herbeigezogen iſt, daß nämlich ein deutſcher Dichter, Guſtav Freytag mit Namen, ein ſchönes Büchlein geſchrieben hat unter dem Titel: „das Neſt der Zaunkönige", worin er das Leben und Treiben unſerer deutſchen Ahnen oder Vorfahren ſehr anſchaulich und friſch geſchildert hat, und worin man Manches finden kann, was in jener grauen Vorzeit beſſer und ſchöner war, als heutzutage in der grünen Neuzeit.

Item, wenn der geneigte Leſer, falls er es nicht bereits kennt, das genannte Büchlein einmal unter die Finger bekommen ſollte, ſo laſſe er es nicht ungeleſen. Es lohnt ſich.

Die beiden letzten Räthſel, das dritte und vierte, ſtehen auch auf der letzten Seite der Spinnſtube, auf Seite 164, und iſt wiederum das allerletzte nur dem noch übrigen freien Raume zu Liebe an den Platz gerathen, welchen es einnimmt, ohne daß ich es wußte und wollte. Denn zu dem ernſten Eingangsworte, welches die Spinnſtube jedesmal an ihre Leſer richtet, paßt doch wohl nur auch ein ernſter Schluß, den aber das kleine vierzeilige Räthſelchen keineswegs macht.

Das erſte Räthſel nun, bis an den Strich, der es von dem kleineren zweiten ſcheidet, hat wiederum ein Vöglein im Sinne, wie das zuvor gelöste, und zwar die Ammer, von ihrem bräunlich gelben Gefieder gewöhnlich die Goldammer genannt, eines der Vöglein, die nicht im Herbſte von dannen ziehen, ſondern den Winter über hübſch bei uns bleiben, und durch ihr Piepen und Zwitſchern uns die frohe Gewißheit geben, daß doch nicht Alles draußen todt iſt, wenn der Herr Winter mit ſeiner rauhen und ſtarren Hand das Regiment ergriffen hat.

Dafür ſollten wir denn aber auch dem lieben Vög-

lein uns dankbar erweisen und ihm gerne vor unserem Fenster, auf dem Wetterbrette oder auf einem extra zu diesem Zwecke angebrachten Brette, mit unsern Speiseresten seinen Tisch decken, wenn es draußen bei Schnee und Eis nichts zu finden weiß, um seinen Hunger zu stillen. Ist es doch für solche Gutthat weit dankbarer als der Spatz, indem es sich lediglich von Ungeziefer nährt, während der Herr Spatz uns zum Schabernack auch wohl die Blüthenknospen von den Bäumen abpickt und an die jungen Erbsen geht, um zu seiner Fleischnahrung auch ein wenig grünes Gemüse zu haben.

Den Jammer, der des Vögleins Theil ist, wenn es hungern und frieren muß, und den es dann durch sein klägliches Piepen kund giebt; die Kammer, die ihm fehlt, um sich darin vor den Unbilden des Winterwetters zu schützen; den Hammer endlich, der es fortscheucht, wenn man damit auf das Fensterbrett klopft: das Alles erhälst du nun ganz leicht, wenn du der Anweisung des Räthsels folgst und dem Namen des Vögleins ein J oder ein K oder ein H vorsetzest.

Bei dem letzten kleinen Räthselchen endlich will ich nicht hoffen, daß der geneigte Leser den Sturm herausgerathen hat, weil er als arger Zecher mit diesem bösen Ding schon oftmals Bekanntschaft gemacht hat. Viel schöner und ehrenvoller wäre es, wenn er durch die Erinnerung an seine Soldatenzeit auf das rechte Wort gekommen wäre, wo er es etwa anno 1870 vor Metz oder Straßburg erfahren hat, wie einem ordentlichen Soldaten, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, weil ihm der rechte Muth und dessen Mutter: das rechte Gottvertrauen im Herzen sitzt, ein frischer tapferer Sturm auf die feindliche Festung oder auf das feindliche Heer viel erwünschter ist, als das Liegen in den nassen Laufgräben, oder das peinliche Stehen in der Reserve, während sich die Kameraden in der Schlacht Lorbeeren sammeln dürfen. Es geht ja freilich im Kriege nicht anders, als daß auch diese unerwünschten Dinge gethan werden müssen, und ein rechter Soldat parirt Ordre und thut seine Schuldigkeit, wohin er auch gestellt sein mag.

Für den Schiffer draußen auf dem weiten Welt-

meere hat es freilich mit dem Sturme seine Flausen, wenn derselbe die Maste des Schiffes zerkracht als wären es Bohnenstangen, und Berge von Wogen aufwühlt, die oft genug das arme Schiff mit Mann und Maus in dem unergründlichen Meeresschooß begraben.

Item, wer im lieben deutschen Vaterlande bleibt und sich da redlich nährt und ordentlich aufführt, sodaß er nicht drüben über dem großen Wasser eine Zuflucht zu suchen genöthigt ist, der bleibt vor solchen Stürmen sicher. Merk's!

3. Der Familienschatz.

(Nach einer Mittheilung von A. Carolis.)

1.

Ein klarer, wolkenloser Himmel spannte sich über die blauen Gewässer der Havel-Seen, deren weite Fläche im Glanze der Sonne schimmerte. Langsam und feierlich zogen die größeren Schiffe ihre Furchen durch die glitzernde Fluth, die Segel geschwellt von einem leichten Winde, der die Oberfläche des Wassers mit sanften Wellen kräuselte. Kleinere Kähne glitten unter dem Druck ihrer weißschimmernden Segel über den Wasserspiegel hinüber und herüber wie Möven, die mit ihren Flügeln die Fluthen streifen. Ein würziger Duft entströmte den dichten Kiefernwäldern, die da und dort bis an die Seeufer herantraten, und deren immergrüne Wipfel, von dem leichten Lufthauche bewegt, nickten und rauschten und flüsterten, als hätten sie sich die tiefsten Geheimnisse anzuvertrauen. Freundliche Dörfer lugten von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel der Kiefernwaldungen hervor und unterbrachen dasselbe in einer für das Auge höchst wohlthuenden Weise mit ihren schon gelb werdenden Getreidefeldern und ihren frischgrünen, bis zum Wasser reichenden Wiesen, auf welchen hie und da ein Storch mit langsamen, feierlichen Schritten umherstolzirte.

Es war ein freundliches, lachendes Bild, auf welchem auch ein Auge, das größere Naturschönheiten geschaut hatte, mit Wohlgefallen ruhen mußte.

Leider fehlte es aber an Augen, die sich dem Genusse des Bildes mit recht ungetrübtem Wohlgefallen hingegeben hätten und sich hätten hingeben können und mögen. Denn man schrieb das Jahr 1760. Und wer die vaterländische Geschichte nur irgendwie kennt, der weiß, daß dazumal in der Mark Brandenburg die Menschenherzen wenig Ursache hatten, heiter und froh zu sein, daß im Gegentheile weit mehr Ursache für sie war, sich bangen Sorgen und Befürchtungen hinzugeben, ja über der Bedrängniß des Augenblicks Alles um sich her zu vergessen.

Vier lange, schreckliche Jahre dauerte ja schon der harte Krieg, in welchem der große Friedrich um die Erhaltung Schlesiens ringen mußte, das er mit viel kostbarem Blute seiner „Potsdamer Wachtparade" den Oesterreichern abgewonnen hatte. Oesterreicher, Franzosen, Russen und Sachsen lagen gegen den siegreichen Preußenkönig zu Felde und boten alle Kräfte auf, ihm nicht nur Schlesien, sondern auch den glänzenden Siegesruhm wieder zu entreißen, welchen er bei Prag, bei Roßbach; bei Leuthen, bei Zorndorf über sie gewonnen hatte. Und es schien ja wirklich, als müßte es der feindlichen Uebermacht gelingen, das kleine Preußenheer zu erdrücken, nachdem es den Oesterreichern und Russen, die Friedrich bisher immer getrennt zu halten gewußt hatte, endlich gelungen war, sich zu vereinigen und bei Kunersdorf dem preußischen Heere eine empfindliche Niederlage beizubringen.

Besonders traurig sah es um diese Zeit in der Mark Brandenburg aus. Durch das beständige Hin- und Herziehen der Truppen, deren Beweglichkeit ihre geringe Anzahl ersetzen mußte, war die ganze Mark vollständig ausgesogen. Es gab Dörfer genug, in welchen weder mehr ein Pferd noch eine Kuh zu finden war, und nicht selten mangelte es den Einwohnern am Allernothwendigsten. Fast alle waffenfähigen Männer waren zum Heeresdienste aufgeboten, und konnte deßhalb das Feld nur in der kümmerlichsten Weise bestellt werden, wo man nicht vorzog, es ganz unbebaut zu lassen, da man jeden Tag fürchten mußte, die Feinde kommen und die Ernte zerstören oder für sich einthun zu sehen.

Und diese Befürchtung sollte ja auch zur traurigsten Wahrheit werden.

Zwar war es nach der Schlacht bei Kunersdorf besser gegangen, als Friedrich der Große befürchtet hatte. Die Uneinigkeit zwischen den feindlichen Heerführern, Soltykoff und Laun, verhinderte es, daß der Sieg bei Kunersdorf von ihnen recht ausgenutzt wurde, und es gelang Friedrich, die Russen von seiner Hauptstadt Berlin, wohin sie gerades Weges zu ziehen gedachten, abzuhalten, indem er sich mit seinem kleinen Heere geschickt zwischen die Russen und seine bedrohte Hauptstadt warf. Da nun Laun sein den Russen gegebenes Versprechen, ihnen die nöthigen Lebensmittel liefern zu wollen, nicht zu halten im Stande war, machte der russische Marschall Soltykoff wenig Umstände und zog trotz der österreichischen Gegenvorstellungen durch Schlesien nach Polen zurück. Ebenso trat der österreichische Marschall Laudon, welcher mit den Russen gemeinsam handeln sollte, seinen Rückmarsch nach den österreichischen Staaten an, nachdem er von dem russischen Oberbefehlshaber auf seine Anfrage, was er beginnen solle, die wenig höfliche Antwort empfangen hatte: „Machen Sie mit Ihrem Heere, was Sie wollen, ich werde nach Posen marschiren."

So kam es, daß gegen Ende October 1759 ganz Schlesien und Brandenburg von den Feinden befreit war, wenn auch die zerstörten Städte und Dörfer deutlich genug den Weg bezeichneten, auf welchem dieselben abgezogen waren. Friedrich konnte sich nun nach Sachsen wenden, wo die Dinge ungünstig genug für ihn standen. Denn Torgau, Wittenberg und Dresden hatten sich den Oesterreichern ergeben müssen, und wenn auch die beiden ersteren Städte durch den tapferen General Wunsch bald wieder zurückerobert worden waren, so war doch die Hauptstadt Dresden in den Händen der Oesterreicher geblieben. Auch der Versuch, Laun von Dresden weg nach Böhmen zu drängen, welchen General von Finck mit 11,000 Mann hatte machen sollen, war unglücklich ausgefallen; General von Finck hatte sich mit seinem ganzen Heere den übermächtigen Gegnern, die seine Pläne durchschauten und vereitelten, ergeben müssen. Da hier-

durch sein Heer bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen war, mußte Friedrich, um nur irgend etwas in Sachsen unternehmen zu können, den Herzog Ferdinand von Braunschweig um Hülfstruppen bitten, die dieser denn auch in der Stärke von 12,000 Mann schickte.

Aber nun trat ein Winter ein, wie er lange nicht mehr erlebt worden war, und vereitelte bei Freund und Feind jedes kriegerische Unternehmen, indem er beide durch tiefen Schnee und grimmige Kälte in die von ihnen bezogenen, einander ganz nahen Lager bannte und beiden gleiche Beschwerden, gleiche Entbehrungen auferlegte. Nichtsdestoweniger arbeitete Friedrich eifrig an der Erneuerung und Vermehrung seiner Truppen und es gelang seiner unermüdlichen Thätigkeit, bis zum Frühjahre 1760 ein schlagfertiges Heer von 90,000 Mann zusammenzubringen; freilich ein kleines Häuflein gegen die 200,000 Mann, welche die Feinde ihm gegenüber zu stellen hatten.

Kaum hatte der strenge Winter dem Frühlinge das Feld geräumt, da brach auch der Krieg aufs Neue los. Die Absicht des Feindes ging dahin, daß Daun den König in Sachsen festhalten und ihn dort, wo möglich, vernichten sollte, während Laudon und der Russe Soltykoff Schlesien wieder nehmen wollten. Dort standen nur 13,000 Mann Preußen unter General von Fouqué in einer festen Stellung bei Landshut. Unvorsichtiger Weise ließ sich der preußische General durch die Scheinmanöver des schlauen General Laudon, der über ein Heer von 50,000 Mann gebot, aus seiner festen Stellung herauslocken, war aber dann trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit nicht im Stande, der Macht Laudons zu widerstehen. Sein Heer wurde völlig vernichtet, er selbst gefangen genommen. Jetzt schien ganz Schlesien für die Oesterreicher offen zu stehen. Die Festung Glatz ergab sich nach kurzer Belagerung. Aber an der Tapferkeit des eisenfesten Generals von Tauentzien, welcher die Festung Breslau besetzt hielt, brach sich schon die Macht Laudons. Und als dieser hörte, daß Prinz Heinrich mit 35,000 Mann Preußen in Eilmärschen zum Entsatze Breslaus herbeirückte, gab er die Belagerung auf, sodaß der Russe Solty-

koff, welcher Laudon zu Hülfe kommen wollte, höchlich erstaunt war, statt der Oesterreicher die Preußen Prinz Heinrichs bei Breslau zu finden.

Nun eilte aber auch König Friedrich von Sachsen nach Schlesien, das schließlich doch der vereinten Macht der Russen und Oesterreicher hätte zur Beute werden müssen. Ein Marsch von vierzig Stunden in fünf Tagen war dem um Schlesien besorgten Könige nicht zuviel. Aber er konnte es nicht hindern, daß die Daun'sche Armee, welche ihm aus Sachsen stets auf dem Fuße nachfolgte, sich mit den Schaaren Laudons vereinigte, und daß er nun, ganz abgesehen von den Russen, die einstweilen Gewehr bei Fuß behielten, wieder eine Feindesmacht von über 100,000 Mann gegen sich hatte. Bei Liegnitz an der Katzbach kam es am 15. August zur Schlacht, und Friedrich erfocht mit seinen 30,000 Mann einen glänzenden Sieg, da die Oesterreicher, um den König ganz zu umstellen und dann von allen Seiten zu erdrücken, ihre Truppen getheilt und auseinandergezogen hatten, Friedrich aber die List gebrauchte, während der Nacht plötzlich in aller Stille seine Stellung zu verändern, und dann an einer ganz unvermutheten Stelle wie ein Wettersturm auf die erstaunten Oesterreicher einzubrechen.

Aber nun rückten die Russen, um den König aus Schlesien zu ziehen, mit 20,000 Mann unter den Generalen Tschernitscheff und Tottleben in Eilmärschen auf Berlin los, begleitet von 15,000 Oesterreichern unter General Lascy. Die wenigen preußischen Truppen, welche der Stadtkommandant von Berlin zu seiner Verfügung hatte, konnten es nicht wagen, solcher Heeresmacht Widerstand zu thun und mußten, um nicht nutzlos die Hauptstadt zu opfern, dieselbe ihrem Schicksale überlassen, als die Feinde anfingen, Feuerkugeln und Granaten hineinzuwerfen. Es wurde mit dem russischen General Tottleben wegen der Uebergabe unterhandelt und von diesem edlen Manne erhielt der Stadtkommandant Rochow verhältnißmäßig günstige Bedingungen, besonders die, daß die feindlichen Soldaten nicht in den Häusern der Stadt einquartirt werden sollten. Der österreichische General Lascy verspottete jedoch diese Bedingung, wie er überhaupt

sehr unzufrieden war mit der schonungsvollen Behandlung der Stadt durch die Russen. Er legte sich mit einigen Regimentern in die Häuser der Stadt ein, und alsbald wurde dieselbe der Schauplatz der wildesten Ausschweifungen. Raub und Gewaltthaten waren die Losung; selbst die Hospitäler wurden damit nicht verschont. Das schöne Beispiel der Oesterreicher verfehlte seine Wirkung auf die Russen nicht, die sich schon bisher nur schwer durch den edlen Tottleben hatten im Zaume halten lassen, und in wildem Wettstreite schalteten Kosacken, Kroaten und Panduren in der wehrlosen Stadt. Selbst die sächsischen Soldaten, die anfangs mit den so nahe benachbarten deutschen Landsleuten Erbarmen gehabt hatten, ließen sich von dem bösen Beispiele bald anstecken, und hausten in Charlottenburg auf die schonungsloseste Weise. Alle Kunstschätze des Schlosses in Charlottenburg und des Lustschlosses Schönhausen wurden mit der wildesten Rohheit zerstört, alle Kostbarkeiten ausgeraubt, und wohin die wilden Horden in Stadt und Land kamen, bezeichneten sie ihren Weg mit Plünderung, Brandstiftung und Ausbrüchen blutiger Grausamkeit.

In diese Tage fällt der Anfang unserer Geschichte.

Dieselbe führt uns in ein alterthümliches Schloß, welches, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, weit über Wälder und Seen in das Brandenburger Land hineinschaute! Die vielen Erker, welche dasselbe schmückten, die hohen, aus dicken Quadersteinen erbauten Thürme, welche fast bis zu ihrer halben Höhe mit dichtem Epheu bewachsen waren, der an armdicken Stämmen aus dem tiefen Graben, der noch das ganze Schloß umgab, emporwuchs und die an vielen Stellen abbröckelnden Quadern der Thürme mit seinem schützenden Geflechte deckte, das Alles wies darauf hin, daß das Schloß aus alter Zeit herstammte und jenen Tagen seine Entstehung verdankte, in welchen jeder adelige Herr ein Heerführer war und sein mußte, um die ununterbrochenen Fehden mit kampflustigen Nachbarn ausfechten und sich gegen deren Gewaltthaten schützen zu können, falls er nicht selber zu Denjenigen gehörte, welchen Kampf und Raub als tägliches Lebensbedürfniß galten.

Mit den milderen Sitten besserer Zeiten war aber allmälig eine bedeutende Umwandlung mit dem Schlosse vorgegangen. An die Stelle der leicht beweglichen Zugbrücke, über welche so manchmal die Ritter mit ihren Reisigen auf feurigen Rossen waffenklirrend hinausgesprengt waren zu blutiger Fehde oder zu friedlichem Turnier, war jetzt eine feste Steinbrücke getreten, welche in einem hohen Bogen den noch immer vorhandenen, aber jetzt wasserlosen Ringgraben überspannte. Auch die schützenden Umfassungsmauern waren gefallen, um dem Lichte und der Luft freien Zutritt zu dem Schloßhofe zu gestatten, in welchen man durch ein leichtes, eisernes Gitterthor hineinschaute, das am jenseitigen Ende der Steinbrücke die noch stehenden epheuberankten beiden Thorthürme mit einander verband. Von diesen Thorthürmen bis zu den beiden anderen Thürmen, die mit ihren zierlich ausgebauten Erkern hinaus in die Gegend schauten, zog sich in sanfter Rundung eine mäßig hohe Mauer, auf welcher in kleinen Zwischenräumen große steinerne Vasen standen und die Schlinggewächse, die darin gepflanzt waren, tief in den rasenbewachsenen Graben hinunterranken ließen. Zwischen den beiden Burgthürmen aber zog sich ein langgestreckter Bau, das Herrenhaus hin, das mit seinen hohen Fenstern und seinem freundlichen hellen Anstriche kaum mehr ahnen ließ, daß einst in seinem weiten Saale der Lärm zechender Ritter getobt hatte und daß aus seinen kleinen unregelmäßigen, mit Rautenscheiben versehenen Fenstern trunkenblickende Augen den blutigen Zweikämpfen zugeschaut hatten, in welchen die streitig gewordenen Zecher drunten im Hofe auf der Stelle ihre Zwistigkeiten ausfochten.

Auf der Rückseite des Schloßbaues befand sich eine breite Terrasse, auf welche man aus den Zimmern des Unterstockes hinaustreten konnte, und von welcher aus man die Wirthschaftsgebäude des Gutes, welche an den rechten Eckthurm angebaut waren, sowie den ziemlich geräumigen Garten überschaute, dessen steife Taxuswände, steinerne Figuren und im strengsten Schnitte gehaltene Bäume ganz dem Geschmacke der damaligen Zeit ent-

ſprachen. Hinter dieſer Unnatur, welche die Kunſt des Gärtners gebildet hatte, zog ſich dann ein kleiner Park hin, in welchem der ſchaffenden Kraft der Natur mehr Raum gelaſſen war, und welchen ein hoher Gitterzaun von dem daranſtoßenden freien Walde abtrennte.

2.

In einem weiten, mit dunkeln Ledertapeten geſchmückten Gemache dieſes Schloſſes ſtand eine in Trauerkleider gehüllte Frau an dem geöffneten Fenſter, den Kopf wider den aufgeſchlagenen Flügel gelehnt, und ſchaute hinaus in die ſonnbeglänzte Landſchaft.

Es war eine hohe, ſtattliche Geſtalt, die ſich mit den volleren Formen, welche die Jahre des zu voller Blüthe herangereiften Frauenalters mit ſich zu bringen pflegen, wirkungsvoll abhob von dem klaren, wolkenloſen Himmel, der draußen lachte. Wer aber in die feinen, wachsbleichen Züge des ſchönen Geſichtes hineinſchaute, das unverwandt, mit jener Starrheit des Blickes, der vom tiefſten Sinnen zeugt, auf das lachende Naturbild draußen gerichtet war, der konnte wohl merken, daß es in dem Herzen der hohen Frau keineswegs ſo ſonnig ausſah, wie draußen in der Natur. Denn ein unſäglicher Schmerz umſchleierte das dunkele Auge, und offenbarte, daß die geiſtige Ferne, in welche es blickte, reich war an bitteren Erinnerungen; tiefe Seufzer hoben von Zeit zu Zeit die Bruſt, und jetzt eben glitt langſam eine Thräne über die bleichen Wangen, deren vorzeitige Falten um den Mund und die Augen von viel Sorge und Herzeleid Zeugniß gaben, die ihre leſerliche Schrift den feinen Zügen aufgeprägt hatten.

Raſch, als dürfe ſie dem Schmerze, der ſie übermannen wollte, keinen weiteren Raum geſtatten, wiſchte die Sinnende die verrätheriſche Thräne fort und wandte ſich nach der Klingel, die auf dem runden Tiſche inmitten des Gemaches ſtand.

Kaum war der ſilberhelle Ton derſelben verklungen, als ſich auch die Thüre aufthat, als habe der Oeffnende draußen auf den Ruf des Glöckchens gewartet.

Herein trat ein Mann, bei dem zwar nicht die kräftige, unterſetzte Geſtalt, wohl aber das ſtark mit Grau gemiſchte Haar und der faſt ganz ergraute Bart Kunde davon gaben, daß ſchon eine ziemlich hohe Anzahl von Jahren auf dieſen kräftigen Schultern ruhte. Ein Paar guter treuer Augen ſchaute aus dem verwitterten Geſichte, das manchem Sturm und Wetter getrotzt zu haben ſchien und wohl eher unter einen kriegeriſchen Helm gepaßt hätte, als unter das friedliche Sammtkäppchen, welches der Alte in den Händen hielt.

„Ihr meint alſo wirklich, mein lieber Walram, daß ich mit den Kindern von hier weg flüchten müſſe?"

So redete die hohe Frau den Alten an, der mit bekümmerter Miene in das ſorgenvolle Geſicht der Redenden ſchaute.

„Ja, gnädige Frau," war die feſte, entſchiedene Antwort, bei welcher man aber an dem ſchmerzlichen Zucken der Mundwinkel merken konnte, wie ſchwer es dem Gefragten wurde, ſie zu geben.

„Aber ich kann es kaum über mich gewinnen," entgegnete die Schloßherrin, „dieſen Ort zu verlaſſen, an dem ich die glücklichſte aber auch ſchwerſte Zeit meines Lebens zugebracht habe, wo jedes Plätzchen mir durch die heiligſten Erinnerungen geweiht iſt."

„Liebe gnädige Frau," antwortete mit bebender Stimme der alte Hausmeiſter — denn dieſe Stelle bekleidete der alte, ehrliche Konrad Walram im Schloſſe — „ich kann es mir ja wohl denken, wie ſchwer es Ihnen wird, von hier zu ſcheiden; ich habe ja ſelber Alles miterlebt, was Ihnen in guten und böſen Tagen in dieſem guten Schloſſe widerfahren iſt; aber trotz alledem kann ich nicht anders als auf meinem Rathe beſtehen, daß Sie ſo ſchnell wie möglich mit Ihren Kindern von hier abreiſen."

„Sind denn die Feinde ſchon ſo nahe?" fragte beſtürzt Frau von D..... bei dem eindringlichen Tone, welchen der Alte ſeinen Worten gegeben hatte.

„Nun, in unmittelbarer Nähe ſind ſie gerade noch nicht; aber wer kann dafür bürgen, ob in wenigen Tagen der Weg noch frei iſt, den Sie nach Hannover nehmen

müſſen, ja ob nicht in wenigen Tagen auch hierher die wilden Horden der Koſacken und Panduren den Weg gefunden haben?"

„Aber wer weiß, ob ſie es wirklich ſo arg machen, wie die Gerüchte gehen," warf Frau von D..... ein. „Sichere Kunde von Augenzeugen haben wir ja doch noch nicht, ſondern es ſind eben nur Gerüchte, von denen wir uns vielleicht mehr, als nöthig iſt, ängſtigen laſſen."

„Entſchuldigen Sie, gnädige Frau," fiel Konrad Walram eifrig ein. „Geſtern Abend iſt der Sohn des Schulzen drüben aus dem Dorfe heimgekehrt von Berlin, wo er, wie Sie wiſſen, bei einem Kaufmanne in Dienſten ſtand. Er iſt ein ſtiller, zuverläſſiger Burſche, der nicht leicht ein Wort zu viel ſpricht. Aber was der von den Gräuelthaten erzählte, die in Berlin und Charlottenburg verübt worden ſind, das überſteigt alle Begriffe. Ich bin heute morgen bereits drüben im Dorfe geweſen, weil ich ſchon geſtern Abend von der Heimkehr des Gottfried gehört hatte, und habe den Burſchen ausgefragt. Glauben Sie mir, es lief mir eine Gänſehaut nach der andren über den Leib, als er ſeinen Bericht abſtattete, und ich bin doch auch im Kriege geweſen und habe da das Gruſeln ſo ziemlich verlernt."

„Aber vielleicht beſchränken ſich die Feinde mit ihren Plünderungen und Grauſamkeiten nur auf die größeren Städte, wo ſie hoffen dürfen, reiche Beute zu machen, verſchonen aber das flache Land?"

„Leider muß ich Ihnen auch dieſen Troſt benehmen, gnädige Frau; denn Gottfried hatte Mühe genug, den Koſackenſchaaren zu entgehen, die plündernd und ſengend und brennend die ganze Umgegend von Berlin durchſchwärmen. Sie wiſſen aber ſelbſt gut genug, wie weit unſer Schloß in die Gegend hinausleuchtet. Das wird für die Unholde wie ein Magnet ſein, der ſie heranzieht, wenn ſie es auch nur aus weiter Ferne erblicken."

„O Gott! O Gott!" ſeufzte Frau von D..... mit gerungenen Händen und einem frommen Blicke gen Himmel, „wird denn dieſer furchtbare Krieg nicht endlich aufhören und Ruhe und Friede für das arme Land wiederkommen?"

„Nun“, antwortete Konrad Walram mit freudiger Zuverſicht, „hier in unſerer Gegend wird hoffentlich das Hauſen der böſen Gäſte nicht allzulange währen. Unſer großer König wird wohl ſchnell genug aus Schleſien herbeieilen, ſeine Hauptſtadt zu befreien und das Raubzeug zu Paaren zu treiben. Aber wie viel Unheil kann bis dahin noch von ihnen verübt werden? Darum ſäumen Sie nicht, gnädige Frau, und entſchließen Sie ſich, der Einladung ihres Herrn Bruders zu folgen. In Hannover ſind Sie ſicher; hier droht Ihnen und den lieben Kindern vielleicht die größte Gefahr.“

„Und was ſoll aus Euch werden, mein alter treuer Walram? Werden nicht die Feinde, falls ſie wirklich kommen ſollten, Euch auf das Uebelſte mitſpielen, wenn ſie mich, die Beſitzerin des Schloſſes, nicht vorfinden, und wenn ihre Hoffnung auf reiche Beute nicht befriedigt wird?“

„Gnädige Frau,“ antwortete Walram ernſt und legte die Hand dabei auf's Herz, „mir kann nichts Schlimmeres begegnen, als daß mir die Feinde das Stündlein, das mir doch nahe genug bevorſteht, noch etwas näher rücken und es mir möglich machen, auch das Ende meines Lebens einer Herrſchaft zu widmen, die mir durch ihre Güte ein ſo freundliches Lebensloos bereitet hat.“

„Mein alter treuer Walram!“ ſagte gerührt Frau von D..... und reichte dem Alten die Hand, welche er ehrerbietig an die Lippen führte. „Was ſoll denn aber ich beginnen, wenn Ihr mir entriſſen würdet? Meine Kinder ſind noch klein, meine Verwandten fern, jede Stütze fehlt mir, ſeitdem mein guter, treuer Gatte mir entriſſen iſt. Müßte ich auch auf Eure Hülfe verzichten; ſo wüßte ich wahrlich nicht, was aus mir und meinen armen Kindern werden ſollte.“

„Nein, ſo dürfen Sie nicht ſprechen, gnädige Frau,“ wehrte mit zitternder Stimme der alte Mann. „Eine unvergängliche Stütze bleibt Ihnen ja doch in dem treuen Gott, welcher der Wittwen Berather und der Waiſen Vater ſein will; der wird Sie nicht zu Schanden werden laſſen. Und wenn auch mein Friedrich jetzt noch zu jung iſt, um Ihnen eine Hülfe ſein zu können, Sie werden, bis er

ſo weit iſt, immerhin einen anderen Hausmeiſter finden, der Ihnen treu dient. Mein Friedrich aber wird ja, will's Gott, nie vergeſſen, daß wir Walrams ſchon von meinem Großvater her an der Familie derer von D..... eine allezeit gütige und milde Herrſchaft gehabt haben, und ſich befleißigen, Ihnen und Ihren Kindern ebenfalls ein treuer Diener zu ſein."

„Möge er nur ſo treu werden wie Ihr, mein lieber Walram!" ſagte Frau von D..... ſeufzend, indem ſie nochmals dem Alten die Hand reichte.

„Nun, gnädige Frau, es iſt alſo abgemacht: Sie reiſen, und am Beſten ſchon ſogleich morgen frühe?" fragte Walram.

„In Gottes Namen denn!" ſtimmte Frau von D..... nach kurzem Zögern bei. „Aber es wird mir entſetzlich ſchwer werden; denn es iſt mir, als ob mich eine unſichtbare Macht hier zurückhielte, und als ob ich, ſtatt durch meine Reiſe einer Gefahr zu entfliehen, einem großen Unheile dadurch entgegenginge. Aber um meiner Kinder willen mag es denn ſein; der Gedanke, ſie den Rohheiten und Grauſamkeiten der Feinde ausgeſetzt zu ſehen, vielleicht gar ihr theures Leben, mein höchſtes irdiſches Gut, auf das Spiel zu ſetzen, läßt mich alle andern Bedenken überwinden."

„Ich danke Ihnen von Herzen für dieſen Entſchluß," ſagte Konrad Walram, „obwohl es auch mir gewiß herzlich ſchwer werden wird, Sie mit den lieben Kindern von hier ſcheiden zu ſehen. Aber weiß ich nur Sie in Sicherheit, ſo ſehe ich mit Beruhigung Allem, was da kommen möchte, entgegen. Vielleicht geht es viel beſſer, als wir befürchten, und Sie können ſchon nach kurzer Zeit in aller Sicherheit hierher zurückkehren."

„Gott gebe es in Gnaden!" ſeufzte Frau von D.....

„Haben Sie ſonſt noch etwas zu befehlen, gnädige Frau?" fragte Walram und griff nach der Thüre.

„Zu befehlen habe ich nichts, aber ich möchte noch Euren Rath in einer Sache hören, die für mich von großer Wichtigkeit iſt, und über die ich mir ſchon vorhin vergeblich den Kopf zerbrochen habe, ohne zu einem feſten

Entſchluſſe kommen zu können. Ihr könntet mir vielleicht dabei mit einem guten Rathe dienen."

„Von Herzen gerne, gnädige Frau, wenn ich irgend dazu im Stande bin," erwiderte Walram mit einem Blicke, der von Dienſtergebenheit leuchtete.

„Ich brauche ja vor Euch keine Geheimniſſe zu haben," ſagte Frau von D....., indem ſie den Ton ihrer Stimme etwas dämpfte; „denn Ihr ſeid lange genug bei uns und habt Eure Treue gegen unſer Haus in guten und böſen Tagen bewährt. Was mir Sorge macht, iſt der koſtbare Familienſchmuck, den mir mein ſeliger Gemahl für die Kinder hinterließ und die Werthpapiere, die unſer Vermögen bilden, unſer einziges Vermögen, wenn dieſe Beſitzung etwa unter den Händen der Feinde ein werthloſer Schutthaufen werden ſollte. Was ſoll ich damit anfangen, wenn ich von hier weggehe? Den Kaſten, der die Werthſachen enthält, mit auf die Reiſe zu nehmen, möchte bei dieſen kriegeriſchen Zeitläuften zu gefährlich ſein. Ihn hier zu laſſen, ſcheint mir ebenſo bedenklich. Denn, wenn er auch in einem geheimen Wandſchranke des Bibliothekzimmers für gewöhnlich ſicher genug untergebracht iſt, wer bürgt dafür, daß die im Rauben und Plündern geübten Feinde, die gewiß Alles auf das Genaueſte durchſtöbern würden, wenn ſie hierherkämen, das Verſteck nicht auffinden? Und ſollte gar, was der liebe Gott verhüten wolle, dies theure Haus eine Beute der Flammen werden, ſo wäre ja auch Alles verloren. Was iſt da Euer Rath, mein treuer Walram?"

Der alte Hausmeiſter ſtand eine Weile in Nachdenken verſunken.

„Gnädige Frau," ſprach er dann, „ich habe dem ſeligen Herrn Baron kurz vor ſeinem Ende in die Hand verſprochen, daß ich Ihnen, ſo lange ich lebe, mit Rath und That zur Seite ſtehen wolle nach beſten Kräften. Was ich Ihnen aber in dieſem Falle allein rathen könnte, erfordert von Ihrer Seite ein unbedingtes Vertrauen in meine Treue. Darf ich das bei Ihnen vorausſetzen?"

„Mein guter Walram," verſetzte raſch Frau von D....., „wie könnt Ihr im Geringſten daran zweifeln,

daß ich ſolches Vertrauen in Euch ſetze? Wer ſo treu, wie Ihr, zu meinem Gemahle geſtanden hat bis zum letzten Athemzuge, der kann ja gegen ſeine Wittwe und ſeine Waiſen niemals untreu werden. Sprecht nur raſch und ohne Bedenken, was Ihr mir rathet."

„Ich danke Ihnen von Herzen für dieſe freundlichen Worte," antwortete Walram, indem er die Hand auf's Herz legte, „und Sie dürfen überzeugt ſein, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen ſchenken. Hören Sie denn meinen Rath. Den Kaſten mitnehmen können und dürfen Sie nicht; es wäre zu gefährlich, da man immerhin nicht wiſſen kann, was Ihnen unterwegs begegnet. Er muß nothwendig hier bleiben. Aber wo iſt hier in den Räumen dieſes Hauſes ein Verſteck, das vor den Räuberhänden der Kroaten und Panduren völlige Sicherheit böte? Ich wüßte nur Eines, das auch ſelbſt im Falle eines Brandes nicht von demſelben berührt werden würde; das iſt drunten in dem Keller des linken Eckthurmes. Es iſt ein alter Fluchtgang, deſſen äußerer Theil ganz verſchüttet iſt, der aber nach dem Keller zu noch ziemlich weit offen und wohlerhalten iſt. Der Herr Baron hat mir, ehe er in den Krieg zog, für alle Fälle das Geheimniß, den Gang mittelſt einer verborgenen Feder zu eröffnen, welches er allein kannte, anvertraut. Dort iſt der Kaſten vor jeder Gefahr geborgen; denn die Steinplatte, welche den Zugang ſchließt, iſt ſo dick, daß man durch Klopfen die Höhlung dahinter nicht entdecken kann und es ſind auch die Fugen der Quaderſteine daran ſo täuſchend nachgebildet, daß der ſchlaueſte Feind nur eine gewöhnliche Mauer vor ſich zu ſehen meint. Aber — Sie müßten den Kaſten mit den Werthſachen meinen Händen anvertrauen!"

„Nun, Gottlob, daß ich dieſer Sorge überhoben bin!" ſagte Frau von D.... erleichtert. „Ich werde Euch heute Abend noch zeigen, wo der Kaſten jetzt verborgen iſt, und Euch den Schlüſſel dazu geben. Beſorgt dann Alles auf's Beſte! Jetzt beſtellt nur noch, daß der Reiſewagen für morgen in Stand geſetzt wird. Ich will denn nun auch keinen Tag mehr verſäumen."

Als Walram ſich entfernt hatte, ſetzte ſich Frau von

D..... in den Lehnſtuhl, welcher an dem geöffneten Fenſter ſtand, ſtützte den Arm auf die Brüſtung und

ſchaute, den Kopf in die Hand gelegt, mit wehmüthig ſinnendem Blicke hinaus in die ſonnige Landſchaft, hinunter auf den ſchattigen Park. Sie war nun zwar zu einem Entſchluſſe gekommen in Betreff ihrer Abreiſe von hier; aber nichts deſto weniger war es ihr zu Muthe, als hielten ſie tauſend Bande wieder feſt.

Hatte ſie doch hier neun Jahre in einer ungetrübt glücklichen Ehe verlebt, nachdem ihr Gatte, ein Nachkomme der alten Familie von D..... ſie, die Tochter eines hannöverſchen Forſtbeamten, hierhergeführt hatte, um nach den Strapatzen des zweiten ſchleſiſchen Krieges, den er als Rittmeiſter bei Seidlitz's Dragonern mitgemacht, mit der geliebten Gattin ein glückliches Stilleben zu führen und ſich der Bewirthſchaftung des zum Schloſſe gehörigen Gutes ſelber anzunehmen. Allein dieſer ſchöne Gedanke ſollte bald wieder zu nichte werden. Denn als im Jahre 1756 der Krieg wieder losbrach, welcher zum ſieben-

jährigen werden sollte, wie hätte da der Baron von D..... zu Hause bleiben können? Er trat wieder bei seinem Regimente ein, machte glücklich alle Schlachten des Jahres 1757 mit, ohne auch nur die geringste Wunde davonzutragen, wurde aber endlich in der mörderischen Schlacht von Zorndorf schwer verwundet und von seinem treuen Walram, der trotz seines Alters dem geliebten Herrn in das Feld gefolgt war, hierher nach D.... zurückgebracht, wo er trotz der liebevollen Pflege seiner Gattin bald seinen Wunden erlag. Trunten im Parke hatten die treuen Herzen den Leichnam bestattet, und die Pflege des Grabes, das ihr Liebstes auf Erden zugedeckt hatte, war das tägliche Geschäft, welches die trauernde Wittwe, oft unter bittern Thränen, eigenhändig besorgte.

Zwar waren ihr aus ihrer glücklichen Ehe zwei liebe, hoffnungsvolle Kinder geblieben, die neunjährige Irmgard und der siebenjährige Kuno; aber beide waren noch zu jung, als daß die Mutter ihre Klagen und Sorgen bei ihnen hätte ausschütten können, zu so reichem Troste sie ihr auch mit ihrer zärtlichen Kindesliebe gereichten. Außer einem Bruder, der in dem fernen Hannover wohnte, hatte Frau von D..... keine näheren Verwandten mehr, ebenso wie auch ihr Gatte der letzte und einzige Sproß seiner Familie gewesen war. Und doch hätte sie sehr oft des Rathes und Zuspruchs bedurft, da das Gut, welches während der Dienstzeit ihres Gatten sehr in Rückgang gekommen war, nicht immer die Erträge lieferte, welche die Führung der Wirthschaft und die Erziehung der Kinder nothwendig gemacht hätten, und Frau von D..... sich immer nur schwer dazu entschloß, das kleine Vermögen anzugreifen, welches sich nach dem Tode ihres Gatten vorgefunden hatte, aber noch viel weniger dazu schreiten mochte, etwas von dem altehrwürdigen Familienschmucke zu Gelde zu machen, den ihr Gatte so hoch und werth geschätzt hatte. Sie sah eben Beides, das Geld und den Schmuck, als das Erbtheil ihrer Kinder an, das unter keinen Umständen angetastet werden dürfe.

Was wir hier in Kürze erzählt haben, ging jetzt in wechselnden Bildern an den Geistesaugen der ernsten Schloßherrin vorüber und drängte wiederholt bittere

Thränen in die schmerzlich blickenden Augen. Sie nahm in dieser Stunde gewissermaßen Abschied von all dem Glück und all dem Leid, von all der Freude und all der Sorge, welche sie hier getragen hatte; denn ob sie diese Stätte je so wiedersah, wie sie dieselbe jetzt verlassen sollte, wer konnte dafür in den unruhigen, wechselvollen Kriegszeiten Bürgschaft leisten!

Eben hatte Frau von D..... wieder eine hervorquellende Thräne weggewischt, als plötzlich die Thüre ihres Zimmers ungestüm aufgerissen wurde und der kleine Kuno hereinstürzte, die ältere Schwester an der Hand nach sich ziehend.

„Mama! Mama!“ rief er, stürmisch in die Arme der Mutter eilend, „ist das denn wahr, was uns eben Konrad gesagt hat, daß wir morgen von hier fortreisen und vielleicht lange, lange wegbleiben würden?“

„Ja, leider ist's wahr, mein liebes Kind!“ antwortete seufzend die Mutter.

„Aber warum sollen wir denn fort von hier, wo es doch so schön ist?“ fragte Kuno weinerlich. „Bitte, bitte, liebe Mama, laß uns doch hier bleiben; Irmgard und ich wollen auch immer recht artig sein.“

„Es geht leider nicht,“ entgegnete Frau von D..... den Knaben an sich drückend, der schmeichelnd den Kopf an ihre Brust geschmiegt hatte. „Die bösen Kosacken, von denen Du ja schon gehört hast, sind in der Nähe, und da will uns der Onkel in Hannover nicht hier lassen, damit wir nicht von den Feinden beunruhigt, oder gar mißhandelt und getödtet werden; wir sollen zu ihm ziehen, bis Alles wieder ruhig ist.“

„Aber, Mama, ich fürchte mich vor den Kosacken nicht!“ rief Kuno mit blitzenden Augen, „und wenn sie hierherkommen, nehme ich Papas großen Säbel und — —“

„Armer, kleiner Schelm!“ lächelte wehmüthig die Mutter, indem sie die muthig blitzenden Augen küßte, in welchen sie das Bild des Gatten wieder lebendig werden sah, „das würde wenig helfen. Damit mußt Du warten, bis Du größer und älter geworden bist. Wenn Du aber jetzt schon ein richtiger Kriegsmann sein willst, so mußt Du ruhig gehorchen und schweigen.“

„Ach, liebe, gute Mama!“ fiel jetzt die ältere Irmgard ein, „es iſt aber doch gar zu traurig, daß wir von hier fortreiſen ſollen. Wie gerne bliebe auch ich hier!“

„Es muß aber ſein, liebe Irmgard,“ ſagte Frau von D..... mit einer Thräne im Auge und bot der an ihre Schulter gelehnten Tochter den Mund zum Kuſſe.

„Laß uns nicht weiter davon reden.“ Wir wollen jetzt noch einmal hinunter zum Grabe des lieben Papa gehen und einen ſchönen Kranz dafür binden; dann könnt ihr noch von Euren lieben Rehen Abſchied nehmen, weil morgen dazu doch wohl kaum Zeit bleiben wird. Wir müſſen ſchon frühe abreiſen. Holt jetzt Eure Hüte!“

„So, nun wäre auch das überſtanden!“ ſeufzte Frau von D....., eine Thräne im Auge zerdrückend, als die Kinder hinausgeeilt waren.

3.

Man konnte kaum etwas Lieblicheres ſehen, als das Plätzchen, wo unter einem einfachen weißen Marmorſteine

die irdiſchen Ueberreſte des Rittmeiſters von D..... ruhten.

Eine uralte Eiche ſtreckte ſchützend ihre knorrigen Aeſte über das Grab, welches von einem dichten Kranze der ſchönſten Ziersträucher umgeben und durch dieſelben von dem Garten, der hier ſein Ende hatte, ſo völlig abgegränzt war, daß nur ein Kundiger im Stande war, es aufzufinden. Am Fußende des Grabes ſtand eine einfache Bank, faſt verdeckt von einer Trauerweide, die von den Aeſten der Eiche gehindert worden war, in die Höhe zu gehen und nun ihre ſorgfältig geſchnittenen Zweige zu einem niedrigen Laubdache wölbte. Wie manche Stunde hatte Frau von D..... ſchon auf dieſer Bank zugebracht, die Blicke auf das Grab des geliebten Gatten gerichtet, auf welchem vom früheſten Frühjahre an bis in die ſpäteſten Herbſttage hinein die ſchönſten Blumen blühten, und mit tiefem, wehmüthigem Sinnen die Erinnerung pflegend an die glücklichen Stunden, die ihr durch die Liebe und Sorgfalt des Frühvollendeten hier erblüht waren!

Auch heute ſaß ſie wieder auf dem ihr ſo theuren Plätzchen, nachdem ſie mit Hülfe der Kinder einen friſchen Kranz gewunden und auf den Marmor niedergelegt hatte. Thräne auf Thräne entfloß ihren Augen bei dem Gedanken, dies ſtille Heiligthum nun auf längere Zeit verlaſſen zu müſſen und es am Ende von den rohen Händen der feindlichen Horden entweiht und zerſtört wiederzufinden. Aber wodurch ſie ſo manchmal ſchon Troſt und Stärkung gefunden hatte, wenn ſie unter den Sorgen ihres vereinſamten Lebens um die Stütze getrauert, welche ſie hier ſo frühe hatte in die Erde legen müſſen, das gab auch jetzt ihrer bangenden Seele Ruhe und Frieden. In herzlichem Gebete befahl ſie ſich und ihre Kinder ſammt Haus und Gut in den Schutz Gottes und kehrte dann, nachdem ſie noch einen langen, ſchmerzlichen Blick auf das theure Grab geworfen, in das Schloß zurück.

Irmgard und Kuno waren indeſſen tiefer in den Park hineingeeilt, um die zahmen Rehe noch einmal zu beſuchen, welche der Gegenſtand ihrer größten Freude und hier in dem einſamen Schloſſe ihre alleinigen Spielgenoſſen waren. Die zierlichen Thierchen, welche ihnen der Förſter

einmal mit heimgebracht hatte, als ihm das Unglück passirt war, daß er aus Versehen die Muttergais geschossen, gingen in einem besonderen Gehege, welches sich an dem Gitterzaune hinzog, der den Park von dem freien Walde abschloß, und welches weit genug war, den flinken Thieren, welche sich bereits zu einem kleinen Rudel vermehrt hatten, die nöthige Bewegung zu gestatten. Eine schmale Thüre führte aus dem Gehege durch den Gitterzaun in den Wald, und durch eine ebensolche Thüre konnte man aus dem Parke in das Gehege eintreten. Allein es wurde für Irmgard und Kuno nur selten nöthig, diese letztere Thüre zu öffnen, wenn sie ihre lieben Rehe sehen und liebkosen wollten. Denn die Thierchen waren so zahm, daß sie jedesmal in gewaltigen Sätzen herzueilten, wenn sie die vertrauten Rufe ihrer jungen Pfleger vernahmen, um aus deren Händen das mitgebrachte Futter zu naschen.

Heute aber schien alles Rufen und Locken der Kinder vergeblich. Keines der niedlichen Thiere wollte sich blicken lassen, wie wohl Irmgard und Kuno das Gehege seiner ganzen Länge nach beschritten und lauter und immer lauter den gewohnten Lockruf erschallen ließen.

„Da ist etwas nicht in Richtigkeit," sagte endlich Irmgard besorgt, „es muß den Thierchen etwas zugestoßen sein. Wenn nur nicht die abscheuliche Wildkatze, nach welcher der Förster vorgestern geschossen hat, die er aber leider nicht traf, ihnen ein Leids gethan hat! Komm, Kuno, schließe einmal die Thüre auf, daß wir nachsehen."

Kuno eilte nach einer alten Eiche, in deren Höhlung der Schlüssel zum Gehege lag, weil der Förster, um einen großen Umweg zu ersparen, oft durch das Gehege in den Wald ging und auch Walrams Friedrich, dem das Füttern der Rehe aufgetragen war, den Schlüssel jederzeit mußte zu finden wissen.

Derselbe lag auch jetzt richtig an seiner Stelle, und die Kinder machten sich voll Sorge und Eifer daran, das Gehege nach ihren lieben Thierchen zu durchsuchen.

„O weh!" rief Irmgard plötzlich, „dort steht ja die Thüre nach dem Walde weit offen, die doch sonst immer fest verschlossen ist! Gib Acht, Kuno, nun sind unsere

Rehe draußen im wilden Walde und wir ſehen ſie nie wieder."

„Das hat Niemand anders als Friedrich gethan!" rief Kuno und ſtampfte zornig mit dem Fuße, „denn der Förſter, der uns ſo hoch und theuer anbefohlen hat, die Thüre nach dem Walde niemals aufzumachen, hat ſie gewiß nicht offen ſtehen laſſen. Aber warte nur, das will ich ſeinem Vater ſagen, daß er für ſeine Nachläſſigkeit wieder einmal gehörig beſtraft wird! Er hat doch erſt geſtern Schelte bekommen, weil er vergeſſen hatte, unſern Rehen ihr Salz zu bringen."

Als Kuno dieſe Worte rief, ſtreckte ſich aus einem dichten Gebüſche in der Nähe der offenen Thüre der Kopf eines etwa fünfzehnjährigen Knaben, welcher dort verborgen lag. Ein höhniſches ſchadenfrohes Lächeln glitt über ſeine Züge, in denen man leicht die des alten Konrad Walram wiederfinden konnte, und als Kuno ſeine Drohung ausſtieß, kam auch eine geballte Fauſt zum Vorſchein, die hinter den Kindern her drohte.

„Komm Irmgard," rief Kuno, „wir müſſen in den Wald hinaus, unſere Thierchen zu ſuchen; vielleicht ſind ſie noch in der Nähe und hören unſer Rufen."

„Aber Kuno, du weißt doch, daß die Mutter uns verboten hat, alleine in den Wald zu gehen?" wandte Irmgard ein.

„Nun ja," ſagte Kuno, „für gewöhnlich gehen wir ja auch nicht hinein; aber heute iſt es etwas Anderes. Wir dürfen doch unſere Rehe ſich nicht in den Wald verlaufen laſſen! Auch habe ich vor etwa einer Stunde den Förſter mit ſeiner Flinte in den Wald gehen ſehen, um, wie er mir ſagte, noch einen Wildbraten zu beſorgen. Er iſt gewiß nicht weit gegangen, da es ſchon ziemlich ſpät iſt. Was könnte uns denn da im Walde paſſiren? Er würde im Nothfalle unſer Schreien ſchon hören."

Irmgard gab nach und die Kinder eilten in den Wald hinaus, indem ſie fortwährend ihre Lockrufe erſchallen ließen.

„Ja, ruft nur!" ſagte Friedrich Walram, der jetzt aus ſeinem Verſtecke hervortrat, mit höhniſchem Lächeln. „Ihr werdet lange rufen können, bis ſie euch hören!

Denn das ging wie im Fluge in den Wald hinein, als ich ihnen die Thüre aufmachte und den Caro ein wenig hinter ihnen her hetzte."

„Na," fuhr er fort, sich die Hände reibend, „wenn ich jetzt eine Strafe bekommen soll, so weiß ich doch auch, weßhalb ich sie bekomme. Aber ich denke, es wird heute, wo Alles mit so verstörten Gesichtern umhergeht, und mein Vater besonders so traurig aussieht, zu keiner Strafe kommen. Die bloßen Scheltworte thun nicht wehe, und Euch, ihr hochmüthigen Dinger, die Ihr nichts mit mir zu thun haben wollt, weil ich euch nicht immer den Willen thue, habe ich doch nun zu guter Letzt noch einmal einen rechten Schabernack gespielt."

Nach diesen Worten schlug er sich mit einem kleinen Dachshunde, den er auf dem Arme trug, in den Wald hinein, und zwar in der Richtung, welche der von Kuno und Irmgard eingeschlagenen entgegengesetzt war und ihn um das Parkgitter herum nach dem Schloßthore führte.

Die beiden Kinder aber drangen bei ihrem Suchen immer tiefer in den Wald hinein. Wiederholt hatte Irmgard zur Umkehr gemahnt und sie hatten dieselbe auch schon wirklich angetreten; aber immer wieder hatten sie sich durch ein Rauschen in den Büschen zurücklocken lassen, welches sie hoffen ließ, die gesuchten Thiere würden es verursacht haben, während es doch nur von dem Winde herrührte, der sich inzwischen erhoben hatte.

„Aber Kuno, nun müssen wir wirklich umkehren," erinnerte endlich Irmgard ernstlich, „mir wird bange, ob wir den Rückweg wieder glücklich finden. Denke dir, was wird sich die Mutter ängstigen, wenn sie nach uns fragt und Niemand weiß ihr zu sagen, wo wir sind!"

„Ja, Schwester," sagte Kuno, der von all dem Rufen und Locken ganz heiser geworden war, „laß mich nur noch einmal dorthin gehen, wo es helle durch die Bäume scheint und mich umsehen. Es wäre doch ein Jammer, wenn wir unsere lieben Rehe gar nicht mehr sehen sollten."

Damit sprang er nach der bezeichneten Stelle, die ihm den Ausblick auf eine kleine Waldwiese gestattete, und — wer beschreibt seine Freude! — sah dort die Rehe ruhig grasen.

„Hurrah! da sind sie!“ rief er mit dem letzten Rest seiner Stimme der Schwester zu, und winkte dieselbe mit seinem Hute herbei.

Aber in demselben Augenblicke fiel ein Schuß und eines der Rehe stürzte mit einem gewaltigen Todessprunge zusammen, während die anderen flüchtigen Laufes davonstoben.

Ein durchdringendes Geschrei Irmgards, die eben recht gekommen war, das Stürzen des geschossenen Thieres mit anzusehen, drang weithin durch die Bäume und zu den Ohren des Försters, welcher den Schuß gethan hatte. Verwundert sah derselbe, als er aus dem Walde auf die Wiese heraustrat, die beiden Kinder nach dem gefallenen Thiere hineilen, und ihr Klagen machte ihm sofort klar, was er unbewußt mit seinem Schusse angerichtet hatte.

Er eilte hinzu, um zu sehen, ob dem Thiere nicht mehr zu helfen sei, über welches sich die Kinder, als sie es erreicht hatten, weinend und jammernd hinwarfen. Aber sein Schuß hatte nur zu gut getroffen.

Selbst auf's Höchste bestürzt und über den Schmerz der Kinder bekümmert, gelang es ihm nicht, deren Klagen zu besänftigen. Er konnte nichts thun, als das Thier auf die Schulter legen und stille mit den weinenden Kindern heimkehren.

Nur mühsam fand endlich Kuno soviel Stimme, den Förster zu schelten, daß er das liebe Thierchen geschossen habe.

„Ja, lieber Kuno,“ entschuldigte sich dieser, „wie konnte ich ahnen, daß es die zahmen Rehe seien, die hier so weit von ihrem Gehege grasten? Ich begreife gar nicht, wie sie herausgekommen sind; denn ich bin sogleich nach Mittag noch an dem Gehege gewesen und habe ihnen etwas Salz gebracht, weil Friedrich dies gestern versäumt hatte. Da sind sie noch alle hübsch beisammen gewesen, und auch die Thüre nach dem Walde war fest verschlossen. Ich habe dieselbe ohnehin schon seit wenigstens acht Tagen nicht mehr benutzt.“

„Dann war es Niemand anders als der nachlässige Friedrich, der die Thüre offen gelassen hat,“ rief Kuno

ſchluchzend; „aber warte nur, ich werde es ſeinem Vater ſagen, daß er eine tüchtige Strafe bekommt!“

„Ach der arme Hans!“ jammerte Irmgard. „Wie ſprang er geſtern noch ſo luſtig herbei, als ich ihm ein Stückchen Zucker hinhielt! Und jetzt iſt er ganz todt!“

Und wieder floſſen die Thränen unaufhaltſam aus den Augen der Geſchwiſter.

„Seid nur ſtille!“ beſchwichtigte der Förſter, „Ihr geht ja doch, wie ich vorhin von Konrad Walram gehört habe, auf eine Zeit lang mit der Mama fort von hier und ſeht die Rehe nicht mehr. Bis Ihr wiederkommt, will ich Euch einen anderen Hans beſorgen und zahm machen, der noch ſchöner ſein ſoll, als dieſer.“

Das wirkte, und die Kinder ließen ſich von dem Förſter beruhigt nach der Thüre des Geheges zurückführen,

welche noch immer offen ſtand, durch welche aber zur großen Freude Kunos und Irmgards die übrigen Rehe wieder ihren ſicheren Wohnplatz geſucht hatten.

„Friedrich,“ ſagte Konrad Walram ernſt zu ſeinem Sohne, nachdem ihm die beiden Kinder unter Thränen das geſchehene Unglück geklagt hatten, „was haſt Du nur wieder durch Deine Nachläſſigkeit angerichtet!“

„Was denn, Vater?“ fragte Friedrich, als ob er von gar nichts wiſſe.

„Du haſt die Gitterthüre nach dem Walde offen ſtehen laſſen und die zahmen Rehe der Kinder ſind in den Wald ausgebrochen, wo der Förſter eins von ihnen geſchoſſen hat. Leugne nur nicht; denn außer den Kindern und dem Förſter weiß Niemand, wo der Schlüſſel zu der Thüre liegt, als Du, und der Förſter iſt, wie er mir vorhin ſagte, ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr durch die Thüre gegangen.“

„Nun ja,“ antwortete Friedrich leichthin, „ich bin allerdings heute Nachmittag durch die Thüre in den Wald gegangen und es kann wohl ſein, daß ich ſie offen ſtehen ließ. Ich hatte den Caro mitgenommen, wie ich den Rehen Futter brachte, und als derſelbe durch das Gitter brach, um einen Haſen zu jagen, ſchloß ich ſchnell die Thüre nach dem Walde auf, ihn zurückzuholen, weil ich weiß, wie böſe der Förſter wird, wenn der Hund alleine im Walde jagt. Ich mußte ihm aber weit nachlaufen, ehe ich ihn zurückbrachte, und bin dann, weil das näher war, über die Brücke hereingekommen. Da mag ich denn wohl vergeſſen haben, die Thüre nach dem Walde zu ſchließen.“

„Vergeſſen! Immer vergeſſen!“ zürnte Konrad Walram. „Geſtern erſt haſt Du vergeſſen zu thun, was Dir ein für allemal aufgetragen iſt, und nun trotz des ernſten Verweiſes, den ich Dir geſtern gab, heute ſchon wieder dieſe Nachläſſigkeit, die noch viel größer iſt, als die geſtrige, und zu einem ſo beklagenswerthen Unfalle geführt hat!“

„Ei nun,“ entgegnete Friedrich ärgerlich, „ſo gar ſchlimm iſt es doch nicht, daß der Förſter eins von den Rehen geſchoſſen hat; wenn die Koſacken und Panduren

hierherkommen, werden doch auch die anderen daran glauben müssen, ohne daß Jemand hier im Schlosse etwas von den Braten mitbekommt."

„Abscheulicher Junge!" schalt Konrad Walram und das Blut stieg ihm dabei in den Kopf, daß die Adern an den Schläfen deutlich sichtbar wurden, „das hältst Du also nicht für schlimm, daß durch den unglücklichen Schuß des Försters den armen Kindern, die ohnehin schon so traurig darüber sind, daß sie von hier fort sollen, ein so arger Schmerz bereitet worden ist?"

„Bah!" sagte Friedrich lächelnd, „die werden sich schon trösten, und morgen früh, wenn es an's Reisen geht, den Hans bereits vergessen haben. Wenn es weiter nichts ist, als dies, so hat es keine Noth."

„Nichtswürdiger Bursche!" rief jetzt Konrad Walram, über Friedrichs Lächeln auf's Höchste erbost, und schüttelte ihn derb bei den Schultern, „ist das die Frucht aller der Lehren und Ermahnungen, die ich Dir von Kind auf ohne Aufhören ertheilt habe, daß Du jetzt so leichtsinnig über Etwas sprichst, was Dir den tiefsten Schmerz bereiten sollte? Weißt Du nicht mehr, daß Dein Urgroßvater durch einen Herrn von D..... von dem Hungertode gerettet worden ist und daß seitdem alle Walrams ihre Ehre und ihre Lust darin gesucht haben, der Familie von D..... mit Treue und Liebe zu dienen? Solltest Du der Erste werden wollen, der aus der Art schlägt? Ich sage Dir, bessere Dich! Sonst jage ich Dich aus dem Hause hinaus, und Du darfst mir nie mehr unter die Augen kommen. Lieber soll mir eine fremde Hand dieselben einmal zudrücken, wenn ich sterbe, als die Hand eines Unwürdigen, der den Namen Walram trägt und doch der Treue und Anhänglichkeit gegen die von D..... vergessen hat!"

Friedrich schien zu wissen, daß in diesem Augenblicke mit seinem Vater nicht zu spaßen war. Er schlug deshalb die Augen nieder und sagte, als ob er von dem soeben Gehörten tief erschüttert wäre, mit leiser Stimme:

„Verzeihe mir, Vater! Du sollst gewiß nicht mehr über Nachlässigkeit bei mir zu klagen haben."

Allein wie fuhr er zusammen und welch ein bös-

„Gott gebe ihnen eine glückliche Wiederkehr und laſſe ſie die Heimat, dies liebe alte Haus, unverſehrt wiederfinden!“

„Amen!“ fiel der Förſter ein. „Wir aber wollen gewiß Alles thun, was an uns iſt, damit an der Erfüllung dieſes Wunſches nichts fehle. Nicht wahr, Leute!“

„Ja! Ja!“ tönte es überall her zur Antwort, und man konnte wohl hören, daß dieſes Ja aus lauter Herzen kam, die mit treuer Anhänglichkeit der geſchiedenen Herrin zugethan waren.

Nur Friedrich allein hatte wohl in dieſes Ja nicht mit eingeſtimmt. Er war, als der Wagen über die Brücke rollte, an die Mauer geeilt, die den Schloßhof umgab, als ſei es ihm ein Bedürfniß, ſo lange wie möglich den Davoneilenden nachzuſchauen. Er hielt ſogar das Taſchentuch in der Hand und ſchwenkte es von Zeit zu Zeit wie zum Abſchiedsgruße. Aber, wer in ſeinem Herzen hätte leſen oder auch die leiſen Worte hätte verſtehen können, die er in ſich hineinmurmelte, der würde bei ihm den Wunſch entdeckt haben:

„Gott ſei Dank, daß ſie fort ſind! Möchten ſie niemals wiederkehren!“

Und doch hatte Frau von D....., als Friedrichs Mutter frühe geſtorben war, ſich mit wahrhaft mütterlicher Liebe des verwaiſten Knaben angenommen, ſowohl aus wirklichem Mitleid mit ihm, als um dem alten treuen Konrad Walram etwas von der ſchweren Laſt abzunehmen, die mit der Erziehung und Pflege des kaum ſiebenjährigen Kindes auf ſeine Schultern gelegt war. Begreiflicher Weiſe hatte ſich dieſe mütterliche Liebe etwas vermindert, als die eigenen Kinder der Frau von D..... dieſelbe für ſich in Anſpruch nahmen, und der kleine Friedrich, der dies wohl merkte, mochte dadurch zuerſt gegen Frau von D..... eingenommen worden ſein und auch gelernt haben, die Kinder mit mißgünſtigen Augen anzuſehen, denen er die Schuld an der geringeren Aufmerkſamkeit beimeſſen mußte, welche ihm Frau von D..... jetzt nur noch widmete. Ueberdies war Konrad Walram mehr als nachſichtig gegen den einzigen Sohn, und da der Vertrauensposten, welchen er im Schloſſe bekleidete, ſeine Zeit und Thätigkeit vollſtändig in Anſpruch nahm, mußte er Friedrich ſo ziemlich ſich ſelber überlaſſen. So wuchs der kräftige Knabe ohne die ſtraffe Zucht auf,

welche ihm seiner ganzen Natur nach besonders nöthig gethan hätte, und es entwickelte sich bei ihm eine Eigenwilligkeit und Rücksichtslosigkeit, die sich selbst Frau von D..... gegenüber nicht immer in den gehörigen Schranken hielt, und ihm manchmal ernste Vorwürfe von der wohlmeinenden Frau eintrug. Vergebens predigte der alte Konrad Walram Tag für Tag in den Jungen hinein, wie es heiligste Pflicht aller Walrams sei, der Familie von D..... unauslöschliche Liebe und Treue zu widmen; diese Predigten schienen weit eher das Gegentheil von dem zu wirken, was sie nach des Vaters Wunsch wirken sollten.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Frau von D....., als Irmgard und Kuno heranwuchsen, die Kinder nicht besonders gerne in Friedrichs Gesellschaft sah, und dieser that auch seinerseits nichts Besonderes dazu, die Liebe der Kinder zu gewinnen. Er wollte als der bedeutend Aeltere immer seinen eigenen Willen bei ihnen durchsetzen und wurde deshalb von ihnen mehr gefürchtet als geliebt. Nur die Rücksicht auf den alten Vater, der in den letzten Lebensjahren des Herrn von D..... seine Treue so glänzend bewährt hatte, hielt Frau von D..... ab, ihren Kindern jede Gemeinschaft mit Friedrich zu untersagen. Auch hoffte sie von Tag zu Tage, Friedrich werde mit zunehmendem Alter von selber verständiger werden und auf die ernsten Ermahnungen hören, die ihm sein Vater beständig ertheilte, nachdem ihn Frau von D..... einmal in aller Güte und Freundlichkeit bedeutet hatte, wie nöthig dies bei Friedrich sei. Und als Friedrich nach seiner vor Kurzem geschehenen Confirmation wirklich sich etwas besser betrug und in Allem, was er sprach und that, größeren Ernst zeigte als früher, glaubte sie die Hoffnung noch nicht aufgeben zu dürfen, daß sie ihn einmal nach seines Vaters Tode zu dessen Nachfolger im Amte werde machen können. In dieser Hoffnung war sie denn dadurch noch bestärkt worden, daß Friedrich am gestrigen Abende zu ihr gekommen war und in aller Demuth um ihre Verzeihung gebeten hatte wegen seiner angeblichen Nachlässigkeit, die

einen für die beiden Kinder ſo überaus ſchmerzlichen Unfall herbeigeführt hatte.

Hätte ſie gewußt, daß er dazu nur durch den gemeſſenen Befehl ſeines Vaters veranlaßt worden war, der überhaupt in der letzten Zeit begonnen hatte, etwas ſchärfer geſpannte Saiten gegen den Sohn aufzuziehen; hätte ſie ferner geahnt, daß die ſcheinbare Nachläſſigkeit nur eine berechnete Bosheit gegen ihre Kinder geweſen; hätte ſie vor Allem ſehen können, wie es in dem Herzen des demüthig um Verzeihung Bittenden ausſah: ſie würde dann ſchwerlich an der Hoffnung feſtgehalten und nicht den Troſt mit auf die Reiſe genommen haben, daß ſie wie in dem alten Konrad Walram, ſo auch in ſeinem Friedrich zwei treue, zuverläſſige Diener für die Gegenwart und für die Zukunft in der verlaſſenen Heimat zurücklaſſe.

Es mußte Friedrich höchlichſt auffallen, daß ſein Vater faſt den ganzen Tag nach der Abreiſe der Frau von D..... ſich nicht außer dem Hauſe ſehen ließ, als ob ihn das, was in der Wirthſchaft vorgehe, gar nichts anginge, ſondern ſich fortwährend in den Zimmern der Herrſchaft aufhielt. Noch auffälliger aber mußte es ihm ſein, daß ihm der Vater allerlei Geſchäfte anwies, die ihn vom Hauſe fern hielten, und zu denen er bisher noch nie herangezogen worden war. Es ſah ihm gerade ſo aus, als habe der Vater irgend etwas Geheimnißvolles vor, wohinter Niemand, auch er ſelber nicht, kommen ſollte. Das reizte die Neugierde Friedrichs, und dieſe ſpannte ſich auf's Höchſte, als er, um angeblich den Vater etwas zu fragen, ſich zu demſelben begeben wollte, aber die Thüre des Bibliothekzimmers, in welchem ſich nach der Angabe der Mägde der Vater aufhielt, verſchloſſen fand und auf ſeine Anfrage durch die verſchloſſene Thüre hindurch kurzen, faſt ärgerlich klingenden Beſcheid erhielt.

Was that denn aber der alte Konrad Walram ſo Wichtiges und Geheimnißvolles?

Er ſaß in dem Bibliothekzimmer und ordnete Papiere, die er einem in die Wand eingemauerten, eiſernen Schranke entnommen hatte. Aber es mußten keine beſonders angenehmen Dinge ſein, die ihm das ſorgfältige

Durchsehen der Papiere offenbarte; denn er schüttelte Einmal über das andere Mal bedenklich den Kopf und vertiefte sich dann wieder in die Papiere, aus welchen er sich hier und da einzelne Notizen herausschrieb.

„Das sieht lange nicht so glänzend aus, als ich gedacht hatte," murmelte er in sich hinein. „Daß das Gut in den letzten Jahren keine besonders großen Erträge gebracht hat, wußte ich ja wohl; es war während unserer Abwesenheit im Kriege zu sehr heruntergekommen. Aber ich hatte immer gedacht, das Privatvermögen der Familie sei groß genug, um etwas Gehöriges auf die Verbesserung des Gutes verwenden zu können, wenn einmal wieder ruhige, friedliche Zeiten gekommen sein werden. Allein, damit sieht es bedenklich aus. Die bösen Zeiten haben bei aller Sparsamkeit der gnädigen Frau ein tüchtiges Loch in die Kasse machen helfen, wie ich jetzt sehe. Nun, um so nöthiger ist es, daß das, was noch vorhanden ist, in Sicherheit gebracht und vor den räuberischen Händen der Feinde gerettet werde. Es soll noch in dieser Nacht geschehen."

Damit schloß er ein mäßig großes, mit Eisenblech beschlagenes Kästchen wieder zu, welches neben ihm auf dem Tische gestanden und in welches er bei dem Durchsehen der Papiere mehrere, die ihm besonders wichtig erschienen, hineingelegt hatte. Alle übrigen Papiere schloß er dann wieder in den eisernen Wandschrank ein, rückte ein Büchergestell, welches denselben verdeckt hatte, wiederum an seine rechte Stelle und legte sich dann nachdenk-

lich in den hohen Lehnſtuhl zurück, auf welchen er ſich geſetzt hatte.

„Ob ich wohl den Friedrich in das Geheimniß ziehen ſoll?“ frug er ſich in leiſem Selbſtgeſpräch. „Gut wäre es jedenfalls, wenn außer mir noch Jemand den Platz wüßte, wo ich das Käſtchen verſtecken will; denn die Feder, welche die Steinplatte in Bewegung ſetzt und öffnet, iſt für einen Unkundigen ſchwer zu entdecken, und mir könnte ja doch einmal plötzlich etwas Menſchliches paſſiren. Aber — aber, ich habe zu dem Friedrich kein rechtes Zutrauen. Er hat offenbar ſeine gute Herrſchaft nicht ſo lieb, wie er ſollte, und wer weiß, ob ihn nicht ſchon heftige Drohungen der Feinde verführen würden, das Geheimniß zu verrathen. Er iſt ja ohnehin noch ein halbes Kind.“

„Nein, nein!“ fuhr der Alte dann nach längerem Ueberlegen fort, „es iſt wohl das Beſte, ich behalte einſtweilen das Geheimniß allein für mich. Mir ſollen es keine Koſacken und Kroaten entreißen, und wenn ſie mich auch zu Tode marterten! Der liebe Gott wird es ja gnädig fügen, daß ich, wenn es zum Sterben mit mir geht, Zeit und Kraft genug behalte, den Friedrich in das Geheimniß einzuweihen, wenn bis dahin die gnädige Frau noch nicht wieder zurückgekehrt ſein ſollte. Abgemacht alſo! Ich werde noch in dieſer Nacht das Käſtchen verſtecken.“

Die letzten Worte hatte er mit etwas erhobener Stimme geſprochen, ſodaß ſie ein Lauſcher draußen vor der Thüre wohl verſtehen konnte. Und die lauſchenden Ohren fehlten nicht. Friedrich war vorhin, als er ſeinen Beſcheid von dem Vater erhalten hatte, zwar mit vernehmbaren Tritten von der Thüre des Bibliothekzimmers weggegangen, aber dann leiſe wie eine ſchleichende Katze wieder umgekehrt und ſtand nun ſchon eine ganze Weile lauſchend draußen. Er konnte dies um ſo leichter wagen, da er bei dem geringſten Verdachte, daß ſein Vater das Zimmer verlaſſen wolle, hinter der Treppe, welche in ein oberes Stockwerk führte, eine ſichere Zuflucht fand, von den Dienſtboten aber nur ſelten Jemand nach dieſem

Theile des Hauses kam, der ihn auf seinem Lauscherposten hätte überraschen können.

Wie der Blitz war er von der Thüre weg, als er nach den soeben gehörten Worten seines Vaters vernahm, wie derselbe aufstand, und als Konrad Walram über ein Weilchen in den Schloßhof herunterkam, fand er Friedrich bei der ihm angewiesenen Arbeit.

Es war für Friedrich nichts Unerwartetes, daß ihn der Vater am Abend schon früher als gewöhnlich sein Lager suchen hieß, welches in einer kleinen Kammer neben des Vaters Zimmer stand. Er folgte auch ohne Widerrede, weil er, wie er selber sagte, sehr müde sei, und bald vernahm Konrad Walram aus der Nebenstube die lauten Athemzüge eines tief Schlafenden.

Ungeduldig verfolgte indessen der Alte die Zeiger der großen Standuhr in seinem Zimmer, die heute lange nicht so rasch wie gewöhnlich vorrücken wollten.

„Es ist noch immer zu frühe," murmelte er, als es endlich zehn Uhr schlug, „ich muß jedenfalls noch eine Stunde warten, bis Alle zur Ruhe sind. Denn es darf mich kein menschliches Auge sehen."

Mit dem Schlage der elften Stunde zündete der Alte eine kleine Blendlaterne an, schaute noch einmal vorsorglich in das Nebenzimmer, worin Friedrich lag und schlich dann, als er sich von dessen festem Schlafe überzeugt hatte, auf den weichen Filzsocken, die er über seine Stiefeln gezogen hatte, unhörbar aus seinem Zimmer, dessen Thüre er nur anlehnte, um Friedrich nicht aufzuwecken. Es war ein weiter Weg, den er zu machen hatte. Denn die Zimmer, welche er mit Friedrich bewohnte, lagen in dem Erdgeschosse des rechten Eckthurms, und er hatte, um zu dem Bibliothekzimmer zu gelangen, wo er das Kästchen und das nöthige Geräthe holen mußte, den langen, gewölbten Gang zu durchschreiten, welcher sich durch das ganze Herrenhaus hinzog. Von dem Bibliothekzimmer aber bis in den Keller des linken Eckthurms, der das Versteck enthielt, war wiederum ein weiter Weg, auf welchem ohnehin große Vorsicht zu beobachten war, da eine ziemlich zerbröckelte Treppe mit schlüpfrigen Stufen in die Tiefe führte.

Gespenstisch huschte der Schein der Laterne vor dem schleichenden Alten her, gespenstisch folgte sein eigener Schatten nach, den das Licht auf die grauen Mauern zeichnete. Aber es herrschte allenthalben lautlose Stille, und nachdem das erste unbehagliche Gefühl des nächtlichen Wanderers überwunden war, schritt derselbe immer beherzter und sicherer vorwärts. War ihm doch jedes Gäßchen und Winkelchen des guten alten Hauses bekannt von Kind auf, und sein altes, ehrliches Herz jeder Furcht unzugänglich.

Nur einmal blieb er stehen und lauschte, denn es war ihm gewesen, als ob ein leiser Tritt hinter ihm her schliche. Allein der Schein der ganz geöffneten Blendlaterne, den er in den durchschrittenen Theil des Ganges fallen ließ, zeigte ihm nichts als das hohe Gewölbe und die dicken Pfeiler, welche dasselbe in gewissen Zwischenräumen stützten. Wer sollte ihm auch nachschleichen?

Glücklich hatte er das Bibliothekzimmer erreicht, das Kästchen unter den Arm, ein kurzes Brecheisen und einen Hammer in die Hand genommen und begann nun zum Keller hinabzusteigen. Kreischend drehte sich die lange nicht gebrauchte Kellerthüre in ihren Angeln, als er sie aufgeschlossen hatte, und unheimlich hallte der unerwünschte Ton in den langen, hohen Gängen des Hauses wieder.

Doch, wer sollte ihn hören, da Niemand von dem Gesinde in dieser Gegend des Hauses schlief?

Als das Geräusch verhallt und die alte lautlose Stille eingetreten war, betrat Konrad Walram vorsichtig voranleuchtend, die alte zerfallene Kellertreppe, welche mit

kurzen Windungen in die Tiefe führte. Aber kaum hatte er die erste Windung hinter sich, als ein Steinchen hinter ihm her rollte und die Stufen herabhüpfte. Aengstlich lauschend blieb er wieder stehen, sagte aber dann wohlgemuth nach kurzem Bedenken:

„Bah, es wird ein Steinchen gewesen sein, was mein eigener Fuß losgetreten hatte. Diese verwünschte Treppe hat ja kaum mehr einen einzigen festen Tritt."

Er achtete es jetzt auch nicht mehr, als noch mehrmals solche Steinchen hinter ihm herkollerten, sondern stieg unaufhaltsam in den Keller nieder.

Nach der Stelle des Verstecks brauchte er nicht lange zu suchen; dieselbe befand sich nahe an der Treppe in der Seitenwand des weiten Kellers, welcher mit allerlei alten Kisten und Kasten angefüllt war, da der Keller unter dem Wohnhause für den wirthschaftlichen Gebrauch vollständig ausreichte. Der helle Schein der völlig aufgeschlagenen Blendlaterne beleuchtete die Kellerwand so reichlich, daß Konrad Walram sogleich die Stelle fand, welche er suchte. Nachdem er auf eine alte Kiste gestiegen war, entfernte er in etwas mehr als Mannshöhe mit Hülfe seines Brecheisens zwei kleine Steine aus der Mauer, und als er auf den dahinter verborgenen Knopf einer Feder drückte, begann sich eine große Steinplatte zu bewegen, welche so geschickt in die Wand eingefügt war, daß man weder ihre Fugen entdecken konnte, noch auch einen Unterschied zwischen ihrer äußeren Oberfläche und der angrenzenden Quadermauer. Bei stärkerem Drücken auf den Federknopf wich die Platte immer weiter zurück und eröffnete eine dunkle Höhlung, in die Konrad Walram nun mit seiner Blendlaterne hineinleuchtete. Der Blick den er hineinthun konnte, mußte ihn völlig befriedigt haben. Denn mit wohlgefälligem Kopfnicken holte er jetzt das Kästchen herbei und schob es, soweit er reichen konnte, in die Höhlung hinein. Beim Drucke auf eine zweite Feder, deren Knopf neben dem der ersten angebracht war, glitt die Steinplatte langsam wieder in ihre alte Lage zurück, und als Konrad Walram die beiden ausgebrochenen Steine wieder eingefügt, mit seinem Hammer festgeklopft und mit einer der dicken Spinnweben be-

deckt hatte, die reichlich an der Kellerwand hingen, hätte auch der genaueſte Unterſucher nur ſchwer die Stelle wiedergefunden, die das werthvolle Käſtchen verbarg.

Wohlgefällig rieb ſich der Alte die Hände und murmelte:

„Nun, ich will den Koſacken oder Kroaten ſehen, der hier etwas findet. Aber Gott gebe, daß ſie gar nicht zum Suchen gelangen, und daß ich recht bald wieder für meine liebe gnädige Frau den Schatz unverſehrt heben kann!“

Nun rückte er einige Kiſten und Kaſten vor die geheimnißvolle Steinplatte und thürmte darauf noch ein paar andere, bis ſie faſt Mannshöhe erreicht hatten.

Da war es ihm plötzlich, als hätte er wieder auf der Treppe ein Steinchen herabrollen hören und ein verdächtiges Geräuſch vernommen. Er lauſchte eine Weile; aber als Alles ſtille blieb, lächelte er über ſich ſelbſt und murmelte:

„Man meint fürwahr, ich ginge auf böſen Wegen, daß mich auch das geringſte Geräuſch erſchreckt; und ich habe doch ein gutes Gewiſſen, und was ich gethan habe, iſt ein gutes Werk, für das man mir noch nach meinem Tode danken wird. Darum vorwärts, alter thörichter Walram! Ein gutes Werk ſchützt Gott, der Herr.“

Den vollen Schein der Laterne vor ſich her fallen laſſend, ſtieg er behutſam wieder die morſche Kellertreppe hinan, ſchloß die abermals kreiſchende Thüre, und ging dann, da inzwiſchen der Mond aufgegangen war und den Gang beleuchtete, mit geſchloſſener Laterne nach ſeinem Zimmer zurück.

Ein Blick in die Nebenkammer überzeugte ihn, daß Friedrich ruhig in ſeinem Bette lag und den feſten Schlaf der Jugend ſchlief; es drang ſogar ein leiſes Schnarchen zu ihm herüber.

„Wie das ſchläft!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Glückliche Jugend, die noch nichts weiß von den Sorgen und Kümmerniſſen des Alters!“

Nun ſuchte auch er ſein Lager, und nachdem er ſeine gütige Herrin mit ihren Kindern in ſeinem Nacht-

gebete noch ganz besonders der Obhut Gottes befohlen hatte, schloß er die treuen Augen zum wohlverdienten Schlummer.

5.

Die Hoffnung Konrad Walrams, daß das Schloß und Gut ganz verschont bleiben werde von einem Besuche der Feinde, sollte sich nicht erfüllen. Mit jedem Tage fast kam in das Dorf, welches in der Nähe des Schlosses lag, neue und immer schlimmere Kunde von dem schrecklichen Hausen der Russen und Oesterreicher, ja, was das Uebelste war, von der immer weiteren Ausdehnung, welche sie ihren Raubzügen gaben. Und es waren noch keine acht Tage seit der Abreise der Frau von D..... vergangen, da hatte man wirklich die ungebetenen Gäste auf dem Schloßhofe.

Es war ein Trupp Kosacken, der donnernd über die Brücke hereingesprengt war. Denn das Gitterthor, welches den Hof gegen die Brücke abschloß und für gewöhnlich verschlossen gehalten wurde, stand heute wegen der Erntewagen, die ein- und ausfuhren, weit offen. Was hätte auch das Verschließen des Thores gegen diese Feinde helfen können!

Glücklicher Weise war der Führer des Trupps der deutschen Sprache ziemlich mächtig, so daß Konrad Walram sich mit ihm verständigen konnte. Aber was war es für eine Verständigung! Tobend und fluchend vernahm der Russe die Nachricht, daß die Gutsherrschaft abgereist sei, forderte aber nichtsdestoweniger von dem alten Hausmeister, daß derselbe binnen zwei Stunden eine ziemlich beträchtliche Geldsumme herbeischaffen müsse, wenn nicht das Schloß in Flammen aufgehen solle. Unterdessen vertheilten sich die Kosacken in den Räumen des Hauses und unterwarfen dieselben einer genauen Durchsuchung. Was ihnen irgendwie anstand, packten sie in mitgebrachte große Säcke; was sie nicht gebrauchen konnten, wurde schonungslos zerschlagen und vernichtet. Auch bis in die Keller hinab erstreckten sich ihre Nachforschungen. Aus demjenigen des linken Eckthurms kamen sie jedoch bald zurück,

als ſie dort die Kiſten und Kaſten ein wenig durcheinander geworfen und nichts gefunden hatten. Dafür wurde aber der eigentliche Wirthſchaftskeller unter dem Herrenhauſe um ſo gründlicher heimgeſucht, und alsbald einem Weinfaſſe der Boden eingeſchlagen. Es dauerte nicht lange, ſo war die ganze Schaar faſt bis zur Sinnloſigkeit berauſcht, und jetzt begann erſt recht das Werk der wildeſten Plünderung und Vernichtung.

Auf Konrad Walrams Befehl hatten ſich die Mägde ſowie auch Friedrich beim Einreiten der Feinde ſogleich durch den Garten in den Wald geflüchtet. Nur er ſelbſt mit dem Förſter und den beiden Knechten war zurückgeblieben. Was ſie alle zuſammen an baarem Gelde in Beſitz hatten, war zuſammengelegt worden; aber wie weit blieb es hinter der geforderten Brandſchatzung zurück!

Noch waren die zwei Stunden nicht vorüber, als der Führer des Trupps und etliche Koſacken aus dem Keller herauftaumelten, worin die Andern ſich noch weiter gütlich thaten.

„Wo iſt das Geld!“ ſchrie der Führer Konrad Walram an.

„Hier!“ entgegnete dieſer, indem er die zuſammengelegte Summe darreichte.

Ein Hagel von Knutenhieben auf Kopf und Schultern des Hausmeiſters war die ſtillſchweigende Antwort des Führers und zugleich für die übrigen Koſacken das Signal, den Förſter und die Knechte in gleicher Weiſe zu bearbeiten.

„Hund!“ donnerte der Führer Konrad Walram zu, „wie kannſt Du es wagen, mir dieſe paar Pfennige zu bieten? Ich ſage Dir, ſchaffe ſofort die Summe, welche ich gefordert, oder es ſoll Dir und Deinem Schloſſe übel ergehen!“

„Es iſt unmöglich,“ ſtöhnte der ſchwer getroffene Alte, „es iſt hier Alles, was wir an baarem Gelde haben.“

„Keine Ausflüchte!“ herrſchte ihm der Koſack zu, „und ſchnell, wir haben Eile!“

Dabei hieb er nochmals gleichſam zur Aufmunterung

dem Hausmeiſter mit der Knute über den Kopf, ſo daß dieſer von der Wucht des Hiebes zu Boden ſtürzte.

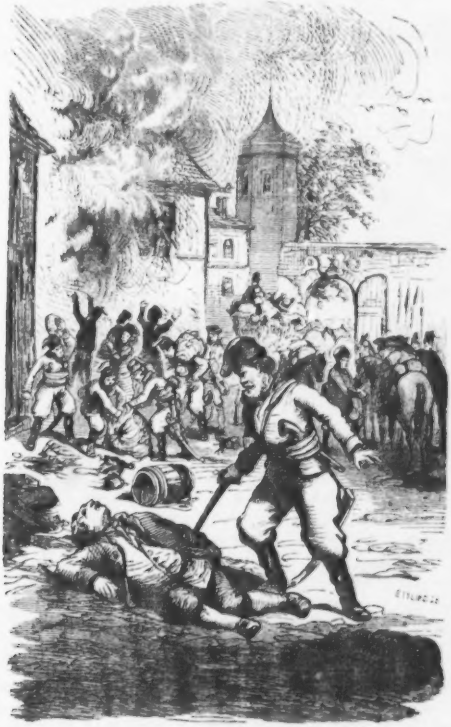

„Es iſt nichts weiter vorhanden!“ verſicherte der Förſter, indem er Konrad Walram aufzuheben verſuchte.

Aber auch für ihn war ein derber Knutenhieb in's Geſicht die Antwort.

„Steh' auf, alter Spitzbube!“ rief nun der Führer Konrad Walram zu, „und zeige mir ſofort, wo Deine Herrſchaft ihr Geld und ihre Koſtbarkeiten verſteckt hat, ſonſt ſollſt Du auch mit meinem Säbel Bekanntſchaft machen!“

Konrad Walram, dem von dem letzten Knutenhiebe das Blut über's ganze Geſicht ſtrömte, konnte nur mit dem Kopfe ſchütteln.

Jetzt flog wirklich der Säbel des Koſacken aus der Scheide, und ein kräftiger Hieb in die Schulter ſtreckte den armen Alten, der ſich zum Knieen erhoben hatte, wie todt zu Boden.

Aber in demſelben Augenblicke tönte drüben vom Dorfe her, wo ſchon ſeit einiger Zeit die Sturmglocken geläutet wurden, ein ſchmetterndes Hornſignal. Der Führer ſtutzte, ſprang ſchnell an die Kellerluke, durch welche der Lärm der Zechenden herauftönte und ſchrie ein Kommandowort hinunter. Ein anderer Befehl ließ die im Hofe befindlichen Koſacken nach der offenen Scheune eilen, in welcher noch unabgeladen ein Erntewagen ſtand. Es fielen einige Piſtolenſchüſſe und im Nu ſtand der ganze Wagen in hellen Flammen, die mit reißender Schnelligkeit auch die ſchon aufgeſchichteten Garben erfaßten.

Jubelnd erblickten die aus dem Keller heraufſtürzenden Trunkenen das Feuermeer in der Scheune, rannten dann aber auf ein neues Kommandowort des Führers, der bereits aufgeſtiegen war, zu ihren Pferden, befeſtigten in Eile die gefüllten Säcke, und die ganze Schaar ſtob dann, ſo ſchnell wie ſie gekommen war, über die Brücke davon.

Auch das Dorf drüben mußte bereits von den wilden Gäſten geräumt ſein; denn ſchon nahte eine Schaar von Dorfbewohnern, an ihrer Spitze der Schulze, in eiligem Laufe dem Schloſſe, um für die Feuersnoth Hülfe zu bringen, die man ſofort drüben wahrgenommen hatte und von welcher das Dorf wunderbarer Weiſe verſchont

geblieben war. Die Scheune war jedoch nicht mehr zu retten; es kostete Mühe genug, das Feuer von den übrigen Wirthschaftsgebäuden abzuhalten.

Der Förster hatte, als die Hülfe aus dem Dorfe herannahte, sich nicht weiter um das Feuer bekümmert, sondern mit einem der Knechte den wie todt daliegenden Hausmeister nach seinem Zimmer getragen. Als alter Soldat war er einigermaßen im Stande, den tiefen Säbelhieb in der Schulter Konrad Walrams zu verbinden, der zum Glücke keinen Knochen verletzt, aber schon einen für den alten Mann bedenklichen Blutverlust herbeigeführt hatte. Erst in Folge fortgesetzter Anwaschungen schlug nach geraumer Zeit der Verwundete matt die Augen auf.

„Sind sie fort?“ fragte er mit kaum hörbarer Stimme, schloß aber alsbald wieder die Augen, als der Förster mit einem Nicken des Kopfes die Frage beantwortet hatte.

Als die Scheune niedergebrannt und die Feuersgefahr von den übrigen Gebäuden glücklich abgewendet war, warf sich einer der Knechte auf's Pferd, um einen Arzt für Konrad Walram herbeizuholen.

Derselbe gab, nachdem er die Wunde untersucht und frisch verbunden hatte, die beruhigende Versicherung, daß bei dem Verwundeten keine Lebensgefahr vorhanden sei und ertheilte dem Förster, welcher die Pflege bei demselben übernommen hatte, nur noch die nöthigen Anweisungen.

Allein es dauerte doch volle drei Wochen bis Konrad Walram wieder je und dann von dem Bette aufstehen konnte, und als die Wunde völlig geheilt war, zeigte es sich, daß der Arm an der getroffenen Schulterseite gelähmt

war. Auch innerlich hatte der alte Mann ſchweren Schaden gelitten. Die Bekümmerniß wegen der Zerſtörung, welche die Feinde im Hauſe angerichtet hatten, die Bekümmerniß inſonderheit wegen der verbrannten Scheune und des Verluſtes des größten Theils der Ernte hatte ihn tief niedergebeugt, und als er zum erſten Male wieder auf dem Hofe erſcheinen konnte, erſchraken Alle, die ihn ſahen, über ſein furchtbar verändertes Ausſehen. Die ſonſt ſo ſtraffe Geſtalt wankte gebeugt am Stocke umher, die wettergebräunte Geſichtsfarbe war einer tiefen Bläſſe gewichen, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren von blauen Rändern umzogen, das Haar des Hauptes war faſt ebenſo grau geworden wie der Bart und ſtach viel greller als ſonſt von dem ſchwarzen Sammetkäppchen ab, womit es bedeckt war. Kurzum man konnte an Allem deutlich merken, daß die letzten Wochen den alten Mann gewaltig zuſammengerüttelt hatten.

Uebrigens war es bei dem einen Beſuche der Feinde auf dem Schloſſe geblieben. Denn wie Konrad Waltram es ſo zuverſichtlich erwartet hatte, ſo geſchah es auch. Der große Friedrich hatte kaum von der Noth und Bedrängniß ſeiner Hauptſtadt und ihrer Umgebung Kunde erhalten, als er auch beſchloß, aus Schleſien heimzueilen, um die Bedränger zu Paaren zu treiben. Und ſiehe, ſchon die bloße Nachricht von dieſem Entſchluſſe genügte, Ruſſen und Oeſterreicher zum ſchleunigen Abzuge zu bewegen. Sie mochten ſich wohl denken, daß der große König mit aller Macht ſein Hausrecht wahren, und mit den böſen Gäſten, die ſich ſo ſchwer dagegen verfehlt hatten, nichts weniger als ſäuberlich fahren werde. In kurzer Zeit war Brandenburg von den Feinden geſäubert, ohne daß dieſelben jedoch unterließen, ihren Rückzugsweg durch die größten Unmenſchlichkeiten, welche ſie verübten, zu bezeichnen.

Allein nun gab es wieder fortwährend Durchzüge preußiſcher Truppen. Denn als der große König in Brandenburg nichts mehr zu thun fand, wendete er ſich ſofort nach Sachſen, wohin Laun ſeine Hauptmacht geworfen hatte, und wohin ihm auch Lascy aus der Mark

nachgefolgt war, während die Russen über Frankfurt a. O. abgezogen waren. Am 3. November 1760 wurde die entscheidende Schlacht bei Torgau geschlagen, in welcher die Preußen Sieger blieben, wenn sie auch diesen Sieg mit 14,000 Menschenleben bezahlen mußten. Daun, der selbst in der Schlacht verwundet worden war, zog nun seine Truppen aus Sachsen zurück, und da auch die Russen nach Polen zurückgingen, hatte Friedrich der Große wieder einmal freie Hand, und konnte ruhig abwarten, was seine Feinde weiter unternehmen würden.

Frau von T..... hielt jetzt die Zeit für gekommen, daß sie aus Hannover nach ihrem Schlosse zurückkehren könne. Konrad Walram hatte ihr den Ueberfall durch die Kosacken, sowie auch den Verlust der Scheune pflichtschuldigst gemeldet. Und wenn er auch von seiner eignen Verwundung schwieg, so hatte er doch nicht verschweigen können, daß durch den Brand der Scheune, sowie durch die ununterbrochenen Einquartierungen die Wintervorräthe jetzt schon nahezu erschöpft seien. Da glaubte denn Frau von T....., selber an Ort und Stelle kommen zu müssen, um ihrem alten Hausmeister mit Rath und That unter die Arme zu greifen. Allein ihr Bruder ließ sie nicht von Hannover weg, da man nicht wissen könne, wie sich das Kriegsglück wendete, und ob sie nicht doch bald wieder genöthigt sein würde, die beschwerliche und gefährliche Reise noch einmal zu machen.

Und wirklich schienen sich für den tapfern Preußenkönig die Dinge wieder sehr mißlich zu gestalten, als plötzlich sein Freund, der König Georg II. von England starb, und, da dessen Nachfolger Georg III. nicht besonders freundlich gegen Preußen gesinnt war, die Hülfsgelder ausblieben, welche Friedrich bis jetzt aus England bezogen hatte. Das bedeutete aber im Grunde ebensoviel, als daß Friedrich jetzt außer Stande war, den Krieg noch weiter fortzuführen. Denn seinem völlig ausgesogenen eigenen Lande konnte er unmöglich noch weitere Opfer an Geld und an Menschen auferlegen. Freilich konnte er noch immer, wenn er seine eigenen Truppen mit denen seines Bundesgenossen, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, zusammenrechnete, etwa 160—170,000 Mann

ins Feld ſtellen. Allein, wenn das Geld fehlte, wie konnte er dann hoffen, ſich gegen die 300,000 Mann zu halten, die ſeine Feinde ihm gegenüberſtellten?

Nichts deſto weniger verlor Friedrich den Muth nicht, und ſiehe, der alte Alliirte, auf welchen der fromme Zieten im feſten Lager bei Bunzelwitz ſeinen König vertröſtete, half auch diesmal wieder in faſt wunderbarer Weiſe. Denn ganz unerwartet zogen die Ruſſen, welche ſich mit den Oeſterreichern vereinigt hatten, um Friedrich in der „Mauſefalle" von Bunzelwitz zu vernichten, wegen Mangels an Lebensmitteln mit dem größten Theile ihres Heeres aus Schleſien nach Polen zurück und Laudon, welcher mit ſeinen Oeſterreichern alleine ſich nicht an die Mauſefalle heranwagte, zog gleichfalls ſeine Truppen zurück und bezog nun ſeinerſeits ein feſtes Lager bei Freiburg. Freilich gelang es ihm von hier aus, den Preußen einen harten Schlag beizubringen, indem er einen für Friedrich ſehr wichtigen Platz, die Feſtung Schweidnitz, eroberte. Ja als auch die Feſtung Kolberg in die Hände der Feinde fiel, ſchien wiederum Alles für Friedrich verloren.

Aber unvermuthet ſollte er gerettet werden. Denn am 5. Januar 1762 ſtarb ſeine bitterſte Feindin, die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, und ihr Nachfolger Peter III., ein begeiſterter Verehrer des großen Preußenkönigs, ſchloß ſogleich mit Friedrich einen Frieden, dem auch Schweden beitrat, und ließ ſogar ein Armeecorps

zu den Preußen ſtoßen, um gemeinſam mit ihnen gegen die Oeſterreicher zu kämpfen. Das dauerte zwar nur ſo lange, bis Peter III. unter Mörderhänden fiel, nämlich bis zum Juli 1762; aber wenn auch deſſen Gemahlin und Nachfolgerin, Katharina II., die Truppen, die mit den Preußen kämpften, zurückrief, ſo wurde doch der von Peter III. geſchloſſene Friede nicht aufgehoben. Da indeſſen auf Friedrichs Bitten der zurückgerufene ruſſiſche General noch drei Tage nach Empfang des kaiſerlichen Befehls ſeinen Abzug verſchob und ruhig in ſeiner alten Stellung verblieb, ſo gelang es Friedrich die Oeſterreicher, welche ſich auch von den Ruſſen eines Angriffs glaubten gewärtig halten zu müſſen, aus ihrer feſten Stellung bei Burkersdorf zu vertreiben und in die Flucht zu ſchlagen.

Von neuem Siegesmuthe erfüllt, belagerte nun Friedrich die Feſtung Schweidnitz, ſchlug Daun, welcher es entſetzen wollte, bei Reichenberg zurück, und eroberte nach einer Belagerung von 63 Tagen Schweidnitz zurück. Damit war er aber wieder Herr in Schleſien, und nachdem Prinz Heinrich bei Freiberg am 29. Oktober 1762 die Oeſterreicher gründlich geſchlagen hatte, verlangten dieſelben nach Frieden, der denn auch am 15. Februar 1763 im Schloſſe Hubertsburg zu Stande kam.

Frau von D..... hatte indeſſen in Hannover die volle Beendigung des Krieges nicht abgewartet, und nicht abwarten können. Denn ganz unvermuthet überraſchte ſie die traurige Nachricht von dem Tode ihres alten treuen Konrad Walram, und machte ihre ſofortige Heimkehr zur unerläßlichen Nothwendigkeit.

Die Mißhandlung durch die Koſacken und der ſtarke Blutverluſt, welchen ſeine Wunde verurſacht hatte, war bei dem alten Manne nicht wieder völlig ausgewachſen, wenn auch die Wunde ſelbſt wider alles Erwarten ſchnell geheilt war. Eine große Schwäche hatte ihn ſeitdem nicht wieder verlaſſen, und die unaufhörlichen Sorgen, welche bei dem Mangel an den nöthigen Vorräthen durch die faſt tägliche Einquartierung preußiſcher Truppen ſogleich nach ſeinem Unfalle für ihn herbeigeführt wurden, hatten dieſe Schwäche noch vermehrt.

Er ſelber wollte es zwar nicht gelten laſſen, daß er

nicht mehr ſo kräftig und rüſtig ſei wie früher, und konnte ordentlich blitzig werden, wenn ihn der Förſter oder ſein Friedrich ermahnten, ſich mehr zu ſchonen; aber alle Anderen ſahen es nur zu deutlich und konnten ſich der Befürchtung nicht verſchließen, daß die Ueberanſtrengung, welche er ſich häufig zumuthete, den Reſt ſeiner Kraft bald ganz verzehren würde. Mühſam ſchleppte er ſich noch durch das Frühjahr 1762 hindurch; aber als man nun im Sommer daran ging, ſtatt des Nothbaues, welcher die abgebrannte Scheune bis jetzt hatte erſetzen müſſen, einen Neubau aufzuführen, zu welchem Frau von D..... gerathen und auch durch die Hülfe ihres Bruders die nöthigen Mittel hatte ſenden können, zog ſich der alte Mann eine heftige Erkältung zu, die ihn auf das Krankenlager warf. Da der herbeigerufene Arzt jedoch der Krankheit keine beſondere Wichtigkeit beilegte, Konrad Walram auch ſeine Anweſenheit und Aufſicht bei dem Baue für unbedingt nöthig hielt, ſo wagte er ſich zu frühe aus dem Bette, wurde noch dazu von einem plötzlichen Gewitterregen durchnäßt, ohne daß er ſogleich die naſſen Kleider gewechſelt hätte, und lag am Abende dann bewußtlos in der furchtbarſten Fieberhitze. Jetzt ſchüttelte allerdings der Arzt bedenklich den Kopf und bedeutete den Förſter, daß man ſich auf das Schlimmſte gefaßt halten müſſe. Und wirklich war nach drei Tagen der alte Konrad Walram eine Leiche.

Unmittelbar vor ſeinem Tode war noch einmal ein kurzer Zuſtand von Geiſtesklarheit bei ihm eingetreten: er hatte Friedrich zu ſich herbeigewinkt und dann mühſam den Oberkörper zu erheben verſucht, um ihm etwas ins Ohr zu flüſtern. Aber er brachte es nicht weiter als zu den Worten: „Drunten im Keller — — — —, und ſank dann leblos in die Kiſſen zurück.

Der Förſter ſorgte dafür, daß ihm ſein vielfach ausgeſprochener Wunſch, einmal in der Nähe ſeines geliebten Herrn ſeine letzte Ruheſtätte zu erhalten, erfüllt wurde. Er ließ drunten im Parke auf der andern Seite des Eichbaumes, welcher das Grab des Herrn von D..... beſchattete, dem alten treuen Diener auch ſein Grab bereiten. Und als etwa zehn Tage nach dem Begräbniſſe

Frau von D..... mit den Kindern zurückkehrte, billigte ſie nicht nur in vollſtem Maße die Anordnung des Förſters, ſondern ließ auch einen einfachen Denkſtein für das Grab des treuen Mannes herrichten.

6.

Fröhliche Kinderſtimmen erfüllten jetzt wieder den Garten und Park des Schloſſes; denn Irmgard und

Kuno waren auch draußen in der Fremde die unbefangenen harmloſen Kinder geblieben, als welche ſie vor zwei Jahren mit der Mutter fortgezogen waren, wenn auch beide viel größer und ſtärker geworden waren.

Der Förſter hatte ſein Verſprechen treulich erfüllt und dafür geſorgt, daß das Gehege mit zahmen Rehen beſetzt war. Waren es auch theilweiſe nicht mehr die alten, vertrauten Gefährten der früheren Jahre, ſo waren die neuen doch ebenſo zierlich und faſt ebenſo vertraulich, ſodaß ſie bald ebenſowohl wie ihre Vorgänger die erklärten Lieblinge der Kinder waren.

So voll ſorgloſen Glückes und ungetrübter Freude wie die Kinder, war aber Frau von D....., ihre Mutter, keineswegs. Im Gegentheile lagen ihr ſchwere Sorgen

auf dem Herzen, und die feinen Linien welche ihre Stirn durchfurchten, gaben Kunde davon, wie manchmal dieſe Stirn ſich in ernſtem, angeſtrengtem Nachſinnen faltete. Zwar hatte ſie den Zuſtand des Gutes im Ganzen beſſer befunden als ſie befürchtet hatte, und warmer Dank dafür folgte dem treuen Manne bis in ſein Grab hinein, welcher bis zum letzten Odemzuge ſo eifrig für die abweſende Herrin gewirkt hatte. Die Rechnungen, welche mit muſterhafter Ordnung und Pünktlichkeit geführt waren, wieſen ſogar aus dem letzten Jahre einen kleinen Mehrertrag auf, den Frau von D..... bei Heller und Pfennig in der Kaſſe des alten Hausmeiſters vorfand, als ihr der Förſter den Schlüſſel zu derſelben eingehändigt hatte, welchen er beim Tode ſeines alten Freundes vorſorglich in Verwahr genommen.

Aber Frau von D..... hatte bei ihrem Bruder in Hannover eine nicht unbedeutende Summe für den Neubau der Scheune aufnehmen müſſen und fühlte dieſe Verpflichtung um ſo mehr als eine drückende, da ſie wohl wußte, daß die dargeliehene Summe ſo ziemlich das ganze verfügbare Vermögen ihres Bruders ausmachte. Und doch fand ſie in den Papieren Konrad Walrams auch nicht die leiſeſte Andeutung darüber, wo derſelbe eigentlich das Käſtchen mit den Werthpapieren und dem Familienſchmucke verſteckt habe. Sie erinnerte ſich wol undeutlich, daß der Verſtorbene einen der Keller des Schloſſes als den Ort angegeben hatte, wo er das Käſtchen verſtecken wolle; allein des Genaueren konnte ſie ſich nicht entſinnen.

Sie mußte aber jetzt nothgedrungen von dem Erbtheile ihrer Kinder Gebrauch machen, wenn ſie ihren Bruder nicht in Verlegenheit bringen und zugleich die Verbeſſerungen in Angriff nehmen wollte, die der Zuſtand des Gutes erheiſchte.

Sie hatte ſich ſowohl bei dem Förſter, als auch bei Friedrich in aller Stille erkundigt, ob nicht der Verſtorbene vor ſeinem Tode ihnen ein Geheimniß anvertraut habe; allein Keiner von Beiden wollte etwas wiſſen. Der plötzliche Tod Konrad Walrams, ſowie die Bewußtloſigkeit, worin er nach den von Frau von D..... bei dem Arzte eingeholten Erkundigungen bis zu ſeinem

Ende gelegen hatte, machte auch dieſe Verſicherung durchaus glaubhaft.

Da blieb Frau von D..... nichts Anderes übrig, als den Förſter in ihr Vertrauen zu ziehen. Sie kannte denſelben auch als einen völlig zuverläſſigen Mann, obwohl er erſt nach dem Tode ihres Gemahls in ihre Dienſte getreten war. Die Freundſchaft und das gute Einvernehmen, in welchem der Förſter allezeit mit dem alten Konrad Walram geſtanden hatte, war überdies für denſelben eine vollgültige Empfehlung.

„Nun," meinte der Förſter, als ihm die Sache vorgelegt war, „wenn mein alter Freund Konrad wirklich das Käſtchen in einem der Keller verſteckt hat, ſo wird es ja wohl auch wiederzufinden ſein. Ich werde einmal gründlich auf die Suche gehen."

Aber wiewohl er jeden Kellerraum auf das Sorgfältigſte durchſuchte, ſogar im hellen Lichte einer Laterne faſt jeden einzelnen Stein beklopfte ob es nicht irgendwo hohl klinge, all ſein Nachſuchen blieb vergeblich.

Frau von D..... mußte ſich ſo endlich entſchließen, noch mehr Leute mit dem Geheimniſſe bekannt zu machen, ſo ungern ſie dies auch that. Es wurden Handwerker herbeigezogen, die noch einmal auf das Genaueſte alle Kellerwände unterſuchten; es wurden an vielen Stellen ſogar Löcher in die Mauern gebrochen, wo nur irgendwo ein dumpfer Ton auf das Klopfen antwortete. Aber man fand nichts von einem geheimen Verſtecke.

Immer ſchwerer belaſtete die Sorge das Herz der Frau von D.....; immer trüber geſtaltete ſich für ſie der Blick in ihre und ihrer Kinder Zukunft. Denn fand ſich das Käſtchen nicht wieder, ſo war ſie kaum im Stande, das Gut zu behaupten, auf das ſie ſchon eine bedeutende Pfandſumme hatte aufnehmen müſſen, um das Darlehn ihres Bruders heimzuzahlen und wenigſtens für die allerunerläßlichſten Verbeſſerungen die Mittel zu gewinnen.

Auf den Rath ihres Bruders machte ſie endlich ſogar bei den Gerichten Anzeige von dem Verſchwinden des Käſtchens und ſuchte deren Unterſtützung nach. Allein auch dieſes äußerſte Mittel ſchien zu keinem Erfolge führen

zu ſollen. Sowohl der Förſter, der als Freund Konrad Walrams ins Verhör gezogen wurde, wie auch Friedrich blieben feſt dabei, daß ihnen von dem Verſtorbenen keine Mittheilung über das Käſtchen gemacht worden ſei, und bekräftigten eidlich ihre desfallſige Ausſage.

Wie ſchon ſo oft, ſaß auch eines Tages Frau von D..... auf ihrem Zimmer und durchſuchte bekümmert die von ihrem Hausmeiſter hinterlaſſenen Papiere, die bis auf den kleinſten unſcheinbarſten Zettel zuſammengeſucht worden waren. Ein Zweifel an der Treue des alten Mannes hatte den Weg in ihr Herz nicht finden können, und das um ſo weniger, da ſich in ſeiner Hinterlaſſenſchaft faſt nichts von Geld oder Geldeswerth vorgefunden hatte. Sie hoffte noch immer, auf irgend einem Blättchen eine Andeutung zu finden, die ihr Licht geben könnte.

Da klopfte es an der Thüre und hereintrat der Polizeibeamte, welcher ſchon ſeit acht Tagen auf dem Gute war, um noch einmal unter Beihülfe eines geſchickten Maurermeiſters alle Keller zu durchſuchen.

„Das Verſteck wäre nun gefunden, gnädige Frau!“ meldete mit zweifelhafter Freude der Beamte, „aber leider leer, ſoweit wir auch den unterirdiſchen Gang, welchen es ohne Zweifel bildete, durchſucht haben. Es bleibt nun keine andere Annahme mehr übrig, als daß Ihr Hausmeiſter entweder das Käſtchen noch nicht verſteckt hatte, als die Feinde plünderten und daß es deßhalb von dieſen geraubt worden iſt — oder aber,“ fügte er leiſer hinzu, „daß Ihr Hausmeiſter ein Spitzbube geweſen iſt, der ſelbſt das Käſtchen bei Seite geſchafft hat.“

„Nein! nein!“ wehrte Frau von D..... die letzten Worte ab, „das glaube ich nie und nimmermehr. Wenn ich auch nicht ſo felſenfeſt von ſeiner perſönlichen Treue überzeugt wäre, für wen hätte er den Diebſtahl begehen ſollen? Für ſich ſelber hatte er ja Alles, was er bedurfte, und ich hätte lieber ſelbſt Hunger leiden wollen, als ihn darben laſſen, der ſo goldtreu war; für ſeinen einzigen Sohn, den Friedrich, war ebenfalls geſorgt; denn es ſtand zwiſchen ſeinem Vater und mir feſt, daß er nach dem Tode des Vaters deſſen Nachfolger werden würde, eine Feſtſetzung, bei welcher ich auch jetzt noch Willens

bin zu bleiben, wenn nur erſt Friedrich das nöthige Alter haben und für ſeine zukünftigen Geſchäfte beſſer vorgebildet ſein wird. Andere Verwandte aber, zu deren Gunſten der Diebſtahl geſchehen ſein könnte, hatte Konrad Walram nicht; das weiß ich ganz feſt und ſicher."

„Nun, gnädige Frau," antwortete der Polizeibeamte, „dann iſt meine Arbeit hier erledigt. Denn ein anderes Verſteck findet ſich in keinem der Keller, und Sie müſſen ſich mit dem ſchmerzlichen Gedanken zurechtfinden, daß Ihr Vermögen von den Feinden geraubt worden iſt. Ein Anhaltspunkt für eine weitere Thätigkeit der Polizei findet ſich nirgends. Geſtatten Sie mir alſo, daß ich mich Ihnen empfehle und noch heute abreiſe."

Es war einige Tage ſpäter, als Frau von D..... wiederum, in ſchmerzliches Nachſinnen verſunken, auf ihrem Zimmer ſaß. Wie fehlte ihr doch jetzt, wo es galt, ſich auf das Beſcheidenſte einzurichten, um wenigſtens noch für einige Jahre den Beſitz des Gutes behaupten zu können, der alte, treue Mann, der drunten im Parke neben dem Gatten zur Ruhe gebettet war! Wie gut hätte ſie jetzt die verſtändigen Rathſchläge wieder brauchen können, mit welchen er ihr ſo manchmal gedient hatte, als ihr Gatte hinübergegangen war! Wie nöthig wäre ihr jetzt die völlige Hingebung an ihr Intereſſe geweſen, deren er fähig war, die ihn ſelbſt ſein Blut für ſie hatte vergießen laſſen!

In dieſem Sinnen wurde ſie durch die Meldung unterbrochen, daß Friedrich ſie zu ſprechen wünſche, und ſie ſäumte nicht, ihn ſogleich anzuhören.

„Gnädige Frau," ſagte Friedrich, „ich komme, Sie um meine Entlaſſung zu bitten."

„Wie? Was?" antwortete Frau von D..... überraſcht, „Du willſt fort von hier? Was iſt Dir denn mit einem Male in den Sinn gekommen?"

„Ich kann nicht länger hier bleiben, gnädige Frau," ſagte Friedrich leiſe und mit niedergeſchlagenen Blicken.

„Aber warum denn nicht, Friedrich? Es müſſen doch wirklich zwingende Gründe ſein, die es Dir unmöglich machen, an einem Orte zu bleiben, wo ſchon ſeit langen Jahren, ja ſchon durch drei Geſchlechter hindurch, glaube ich, Deine Vorfahren eine gute, geachtete Stellung eingenommen haben. Iſt denn etwas Beſonderes paſſirt, was Dich wegtreibt?"

„Gnädige Frau," ſagte Friedrich, indem er ſcheu zu Boden blickte, „ſeitdem das Käſtchen verſchwunden iſt, kommt es mir vor, als ſähen mich alle Leute mißtrauiſch an; ich fühle es, daß man meinen armen alten Vater in Verdacht hat, er habe das Käſtchen für ſich bei Seite geſchafft, und habe ſogar in Erfahrung gebracht, daß der Polizei-Commiſſar, welcher hier geweſen iſt, einen dahin gehenden Ausſpruch gethan und dadurch den Verdacht angeregt hat. Wo aber der gute Name meines Vaters, das einzige Erbtheil, welches er mir hinterlaſſen hat, angetaſtet wird, da kann ich mich nicht mehr zufrieden und glücklich fühlen."

„Thorheit!" rief Frau von D..... unwillig aus. „Mag der Polizei-Commiſſar auch ein Wort haben fallen laſſen, das er von Amtswegen glaubte ſprechen zu müſſen, ich bin feſt überzeugt, hier im Schloſſe fällt es Niemandem ein, das Andenken Deines Vaters, meines alten braven Dieners, zu verunglimpfen und ihm auch nur im Entfernteſten eine Unredlichkeit, geſchweige denn ein ſolch ſchändliches Verbrechen zuzutrauen. Mir, für meine Perſon, liegt wenigſtens nichts ferner als dieſes, und ich würde Jedem mit aller Kraft entgegentreten, der auch nur den leiſeſten Verdacht zu äußern wagte. Es kann kaum anders ſein, als daß die Feinde Deinem Vater über den Hals gekommen ſind, ehe er das Käſtchen verſteckt hatte, und es mit ſich fortgeführt haben. Sollte es aber

dennoch anders sein, was ich immer noch hoffe, so wird sicher einmal die Zeit kommen, wo das Geheimniß sich aufklärt, welches bis jetzt über der ganzen Sache ruht. Gott der Herr wird uns ja nicht ganz verlassen und zu seiner Zeit die Wahrheit an's Licht bringen!"

„Ja, gnädige Frau," entgegnete Friedrich, „bis dahin aber habe ich unter dem bösen Verdachte mitzuleiden. Ich bitte Sie darum nochmals dringend, geben Sie mir meine Entlassung!"

„Was willst Du denn aber anfangen? fragte Frau von T..... nun theilnehmend. „Welchen Plan hast Du für Deine Zukunft?"

„Ich möchte nach Halberstadt zu meinem Pathen gehen," sagte Friedrich. „Derselbe ist Goldarbeiter, und hat schon bei Lebzeiten meines Vaters, während Sie verreist waren, demselben angelegen, er möge mich ihm in die Lehre geben. Mein Pathe hat selbst keine Kinder, soviel ich weiß, auch keine nähere Verwandte mehr. Da könnte es leicht sein, daß er mich als Kind annimmt. Aber wenn dies auch nicht geschieht, so erlerne ich bei ihm ein Geschäft, welches mich für die Zukunft sicher stellt."

„Nun," sagte Frau von T....., „das läßt sich hören, und ich will Dir gewiß nicht hinderlich sein, wenn Du auf diesem Wege meinst, Dein Glück finden zu können. Ich meines Theils habe andere Pläne für Dich gehabt. Du solltest, wie ich es auch mit Deinem braven Vater schon verabredet hatte, dessen Nachfolger werden, wenn Du Dir erst auf einer Schule, in die ich Dich schicken wollte, die nöthige Ausbildung erworben hättest."

„Es würde mir freilich," fuhr sie seufzend fort, „für den Augenblick unmöglich sein, den letzten Vorsatz auszuführen; denn der Verlust meines Vermögens nöthigt mich, mir selbst und meinen Kindern die größten Einschränkungen aufzuerlegen. Aber es werden ja mit Gottes Hülfe auch wieder bessere Zeiten für uns kommen, und bis dahin hättest Du Dich immerhin auf dem Gute nützlich machen können."

„Lassen Sie mich lieber gehen, gnädige Frau!" war Friedrichs Antwort; es würde doch noch gar zu lange dauern, bis ich Ihnen die Dienste leisten könnte, die Ihnen

mein Vater geleiſtet hat, und, wie geſagt, der Aufenthalt hier im Schloſſe iſt mir durch den Gedanken verleidet, daß mich auch nur Jemand wegen des Verdachtes gegen meinen Vater ſcheel anſehen ſollte."

„Nun, wie Du willſt, Friedrich," ſchloß Frau von D....., „aber vergiß nicht, daß Dir, wenn es Dir draußen nicht nach Wunſch ergehen ſollte, um Deines braven Vaters willen immer hier eine Heimath offen ſtehen wird, ſo lange ich lebe und dieſes Gut beſitze. Wann willſt Du denn gehen?"

„Je eher, je lieber, gnädige Frau!" antworte Friedrich. „Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich ſchon morgen wandern."

„Nun denn, in Gottes Namen!" ſagte Frau von D..... „Ich werde Dir das nöthige Reiſegeld auszahlen laſſen; denn Du ſollſt mir nicht nackt und bloß von hier weggehen. Lebe denn wohl, und möge der liebe Gott es Dir allezeit wohl gehen laſſen!"

Mit niedergeſchlagenen Augen küßte Friedrich die dargereichte Hand der gütigen Herrin und entfernte ſich. Worte des Dankes hatte er nicht.

Am andern Morgen in der Frühe wanderte er fort, nur begleitet von dem Förſter, der ihm noch ein Stück Weges das Geleite gab. Thränen wurden ihm nicht nachgeweint; denn ſowenig er es verſtanden hatte, ſich die Herzen der Kinder der Frau von D..... zu gewinnen, ebenſowenig war er bei dem Geſinde des Schloſſes wohlgelitten. Sein anmaßendes, eigenwilliges Betragen, welches er ſich beſonders bei Lebzeiten ſeines Vaters hatte zu Schulden kommen laſſen, hatte ihm die Herzen entfremdet. Das Einzige, was ihm bei ſeinem Weggange nachfolgte, war der Wunſch, daß er ſich nicht wieder im Schloſſe möge ſehen laſſen.

Für Frau von D..... begannen nun ſchwere Tage. Nicht nur, daß ſie ſelber die Oberaufſicht über das ganze Gut führen mußte, weil die Anſtellung eines neuen Hausmeiſters von den beſchränkten Mitteln, über welche ſie zu verfügen hatte, nicht geſtattet wurde, auch für ſich ſelbſt und ihre Kinder mußte ſie ſich ſehr fühlbare Einſchränkungen auferlegen, wenn ſie die Schuldenlaſt, welche ſchon auf ihrem

Beſitze ruhte, nicht vermehren und dadurch eine baldige Aufgabe des ganzen Gutes herbeiführen wollte. Die Dienerſchaft wurde vermindert, ſoweit es die Wirthſchaftsverhältniſſe nur irgendwie zuließen, und der Förſter,

welcher wohl früher ſchon ſich auch neben ſeinem Walde um die Ackerwirthſchaft gekümmert hatte, mußte die Stelle des fehlenden Hausmeiſters verſehen, wo es Frau von D..... nicht ſelber konnte. Glücklicherweiſe hatte ſie in den gebliebenen Dienſtboten lauter verläſſige Leute, die ſchon längere Zeit der Familie gedient hatten und die freundliche Behandlung, welche ſie ſtets erfahren, zu ſchätzen wußten und durch Treue zu vergelten bemüht waren. Auch die Ernten der paar nächſten Jahre fielen außergewöhnlich günſtig aus, ſodaß die Erträge des Gutes nicht allein für das ſparſam geführte Hausweſen, ſondern

auch für die Zinſen ausreichten, welche von den aufgenommenen Capitalien zu entrichten waren.

Für ihren Kuno hatte Frau von D..... andere Pläne gehabt als die, ihn in die Fußſtapfen ſeines Vaters eintreten und die ſoldatiſche Laufbahn einſchlagen zu laſſen. Die außergewöhnliche Begabung des Knaben, welcher bei dem Geiſtlichen des benachbarten Dorfes den erſten Unterricht empfing, hatte ihr den Gedanken nahegelegt, ihm eine höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung geben zu laſſen, obſchon ſie keine andere Lebensſtellung für ihn in Ausſicht nehmen konnte, als die eines Gutsherrn von D....., da er der einzige Sohn war und das Gut nothwendig einmal übernehmen mußte, wenn nicht Irmgard ſich ſo verheirathete, daß ihr Gatte Gutsherr werden konnte.

Jetzt mußte freilich Frau von D..... ſolche Gedanken aufgeben aus Mangel an den nöthigen Mitteln, und mußte froh ſein, als Kuno mit ſeinem zwölften Jahre in eine Cadettenſchule aufgenommen wurde, um ſich dort für die militäriſche Laufbahn vorzubereiten.

Für den Knaben ſelbſt war dies allerdings die Erfüllung ſeines höchſten Wunſches, den die Erinnerung an die ſtattliche Kriegergeſtalt des Vaters, ſowie die Kriegsgeſchichten, welche ihm ſo manchmal von dem alten Konrad Walram und dem Förſter erzählt worden waren, auf das Lebhafteſte entflammt und genährt hatten. Und als er zum erſten Male mit der Uniform nach Hauſe in die Ferien kam, that er Jedermann mit Stolz kund, daß er „auf Urlaub“ zu Hauſe ſei.

7.

Das Weihnachtsfeſt des Jahres 1770 war herbeigekommen und hatte Kuno von D..... wieder zu kurzem Aufenthalte nach Hauſe geführt.

Die Zeit war nun nahe, daß er nach mehrjährigem Verweilen die Cadettenſchule, die ihn zu ihren tüchtigſten Schülern zählte, verlaſſen ſollte, um einem Regimente einverleibt zu werden.

Hell und freundlich blickte die klare Wintersonne in das trauliche Zimmer, worin die kleine Familie soeben ihr Frühstück eingenommen hatte, und spielte in dem dichten blonden Lockenhaar des jungen Cadetten. Als derselbe sich erhob, um einen zärtlichen Kuß auf die jetzt schon tiefdurchfurchte Stirn der Mutter zu drücken, sah man, daß er bereits zu stattlicher Mannesgestalt herangereift war, deren Ebenmaß durch die knappe Uniform auf das Vortheilhafteste in's Licht trat.

„Wie ähnlich Du in der letzten Zeit Deinem guten Vater geworden bist, Kuno!" sagte Frau von D....., die Hand des Sohnes ergreifend und mit zärtlichem Stolze zu ihm emporsehend.

„Ja, liebe Mama," erwiderte Kuno, „ich möchte ihm aber auch in jeder Weise ähnlich werden, und deshalb, wenn ich von der Schule entlassen werde, bei demselben Regimente eintreten, in dem auch er gedient hat. Ich wollte diesmal mit Dir deshalb Absprache nehmen, da wir nun eine Wahl treffen müssen."

„Mein guter Kuno," antwortete traurig Frau von D....., „es thut mir herzlich wehe, Dir diesen Wunsch nicht erfüllen zu können. Denn um in einem so kostspieligen Cavallerie-Regimente mit Ehren Offizier sein zu können, bedarf es bedeutender Mittel, und die kann ich Dir leider nicht gewähren. Du wirst Dir ein Infanterie-Regiment in einer kleinen Garnison auswählen müssen, wo Du mit einer ganz geringen Zulage auskommen kannst."

Auf's Höchste überrascht sah Kuno seine Mutter an.

„Steht es denn so schlecht mit unsern Vermögensverhältnissen?" fragte er mit dumpfem Tone.

„Ja, mein lieber Sohn! Daß ich Dir bisher nichts Genaueres darüber mittheilte, hatte seinen Grund darin, daß ich Dir Deine fröhliche Jugendzeit nicht verbittern wollte. Aber Irmgard weiß nur zu gut, wie schwer es mir bis jetzt manchmal schon geworden ist, Dir die kleine Zulage zu gewähren, welche Du auf der Cadettenschule bedurftest, und wie herzlich dankbar gegen Gott und Dich ich gewesen bin, daß Du nicht begehrtest, die kostspieligen Liebhabereien und Vergnügungen zu theilen, denen sich, wie

Du öfters erzähltest, ſo manche Deiner jungen Kameraden ergaben. Nicht wahr, liebe Irmgard?"

Mit wehmüthigem Kopfnicken bejahte dieſe die Frage der Mutter.

„Du mußt nämlich wiſſen," fuhr Frau von D..... zu dem Sohne fort, der ſich tief erſchüttert wieder in einen Seſſel niedergelaſſen hatte, „daß in den Kriegszeiten hier unſer Gut bedeutend heruntergekommen war und nach allen Seiten hin unerläßliche Verbeſſerungen nöthig hatte, wenn es uns nur unſern Lebensunterhalt abwerfen ſollte. Ich mußte Capitalien dazu aufnehmen, deren hohe Zinſen ich faſt nicht zu erſchwingen im Stande war. Dazu haben böſe Menſchen meine Unerfahrenheit in ökonomiſchen Geſchäften mißbraucht und mich vielfach betrogen. Und wenn auch Deine gute Schweſter mir treulich beigeſtanden hat, alle nur erdenklichen Beſchränkungen in unſerem Haushalte, wie in unſeren Lebensgewohnheiten durchzuführen, die Erſparniſſe waren nicht hinreichend, unſere Lage weſentlich zu verbeſſern. Ich mußte das Gut, um die Zinſen bezahlen zu können, immer wieder auf's Neue belaſten, und ich fürchte, die Zeit iſt nicht mehr fern, in der wir von dieſer unſerer lieben, trauten Heimat ſcheiden und dieſelbe fremden Händen übergeben müſſen."

„Mutter!" rief Kuno mit einem hellen Aufſchrei und ſprang, wie von einer Natter geſtochen, pfeilrecht in die Höhe. „Das kann nicht möglich ſein! Dies liebe Haus, dieſen Grund und Boden, der ſeit Jahrhunderten bei unſerer Familie iſt, verkaufen! Mutter, nicht wahr, Du ſprichſt nicht im Ernſte? O bitte, bitte, ſage Nein!"

Jetzt brachen bei Frau von D..... heiße Thränen hervor, und auch Irmgard ſchluchzte laut, als ſie das verzweiflungsvolle Erſchrecken Kuno's gewahrte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ſich Frau von D..... ſo weit gefaßt hatte, die angſtvolle Frage des Sohnes beantworten zu können.

„Ich kann Dir leider dieſen Schmerz nicht erſparen, mein theurer Kuno," ſagte ſie, „ſehe aber jetzt ein, daß es doch beſſer geweſen wäre, wenn ich Dich eher mit dem

Stande unſerer Vermögensverhältniſſe vertraut gemacht hätte. Vergib mir dieſe Verſäumniß! Glaube mir aber auch, daß ich den Schmerz, den Du jetzt empfindeſt, im reichſten Maße ſchon mit Irmgard durchgekoſtet habe. Wie die Sachen jetzt liegen, geht es nicht wohl anders, ich muß es wiederholen, als daß wir uns mit dem Gedanken abfinden, dieſes theure Haus und Gut zu veräußern. Es iſt mir in der letzten Zeit ein ſehr annehmbares Gebot gemacht worden, das ich wohl nicht zurückweiſen darf. Denn nehme ich es an, ſo bin ich im Stande, alle Schulden, die jetzt auf dem Gute haften, bei Heller und Pfennig zu bezahlen und unſeres Namens Ehre rein zu erhalten; weiſe ich aber das Gebot von mir, ſo kann es unmöglich mehr lange dauern, bis die Gläubiger kommen und mich mit Gewalt" — —

Weiter konnte ſie nicht mehr; denn die Thränen erſtickten ihre Stimme.

Auch Kuno, ſo männlich er auch kämpfte, konnte jetzt die Thränen nicht mehr unterdrücken. Er trat an's Fenſter, um nicht Mutter und Schweſter ſie ſehen zu laſſen.

„Und was bleibt Dir, Mutter, wenn Du hier weggehſt?" fragte er nach einer Weile in einem unnatürlich feſten und rauhen Tone.

„Eine kleine Wittwen-Penſion," antwortete Frau von D....., die ſich jetzt wieder etwas geſammelt hatte. „So lange ich lebe, wird ſie mich und Irmgard vor wirklicher Noth ſchützen, zumal wenn wir durch Handarbeiten noch etwas zu verdienen ſuchen. Aber freilich, wenn ich einmal ſterbe . . . ."

„Mutter, Mutter!" rief händeringend Irmgard, „ſprich davon nicht. Du biſt ja unſer Höchſtes, das Theuerſte, was wir beſitzen. Mich ſchreckt Armuth und Entbehrung nicht, wohl aber der fürchterliche Gedanke, daß Du den Einflüſſen des Kummers und der Sorge vor der Zeit erliegen könnteſt."

„Nun," ſagte Frau von D..... mit frommem Aufblicke nach oben, „der liebe Gott wird uns ja nicht ganz verlaſſen. Ihm wollen wir unſere Wege befehlen, dann wird er Alles mit uns herrlich hinausführen."

In diesem Augenblicke trat ein alter Diener in's Zimmer, der einzige, den Frau von D. ... außer dem Förster behalten hatte, weil er sich durchaus nicht von seiner Herrschaft hatte trennen wollen.

„Gnädige Frau," meldete er, „der Postbote ist draußen und hat ein schweres Packet, welches für Sie bestimmt ist. Er behauptet, es nur in Ihre eigenen Hände legen zu dürfen. Wenn Sie deshalb die Güte haben wollten, einen Augenblick herauszukommen!"

Verwundert folgte Frau von D....., kam aber schnell wieder mit dem Diener zurück, der ein offenbar sehr schweres Packet auf dem Arme trug.

„Was mag denn das sein?" sagte Frau von D..... „Löse doch einmal Schnur und Siegel, Kuno! Der Begleitbrief trägt den Stempel: Hamburg; und doch wüßte ich dort Niemanden, mit dem ich je in Verbindung gestanden hätte!"

„Barmherziger Gott! Das ist ja unser Kästchen!" schrie plötzlich Frau von D....., als Kuno die Umhüllungen des Packets eilig entfernt hatte.

„Unser Kästchen?" fragte Kuno erstaunt. „Was für ein Kästchen denn?"

„Unser Kästchen, das Walram zum Verstecken von mir erhielt," antwortete Frau von D..... fast athemlos. „Hier ist ja auch ein Brief mit dem Schlüssel. Oeffne rasch, Kuno, und lies!"

Der Brief lautete folgendermaßen:

Gnädige Frau!

„Möchten diese Zeilen und das Kästchen, welches sie begleitet, sicher in Ihre Hände kommen und die schwere Last von meinem Gewissen genommen werden, die ich so lange mit mir herumschleppte."

„Wer ist denn der Schreiber des Briefes?" unterbrach von D..... fast erstarrt den Vorleser.

„Friedrich Walram ist er unterzeichnet," sagte Kuno, indem er das Blatt umdrehte.

„O Gott, meine Ahnung!" rief Frau von D....., „aber lies weiter, Kuno!"

Dieſer fuhr fort, zu leſen:

„Ja, gnädige Frau, ich bin es geweſen, der den ſchmählichen Raub an Ihnen beging, welchen gewiß ſo Manche meinem alten braven Vater zur Laſt gelegt haben. Gott verzeihe mir, daß ich ſeinen ehrlichen Namen noch im Grabe geſchändet habe!“

„Ja, das verzeihe Dir Gott!“ unterbrach wieder tiefaufſeufzend Frau von D..... „Nur Er kann Dir das verzeihen!“

„Hören Sie aber nun auch, wie es zuging,“ las Kuno weiter. „Ich hatte an der Thüre gelauſcht,

hinter welcher mein Vater am Tage Ihrer Abreiſe in geheimnißvoller Weiſe wirthſchaftete, und gehört, daß derſelbe etwas verſtecken wolle. Als er in der Nacht, da er mich ſchlafend glaubte, dazu ſchritt, ſchlich ich ihm nach in den Keller und ſah zu, wie er das mit-

folgende Käſtchen in einem geheimen Verſtecke in der Kellerwand verbarg. Daß es etwas Koſtbares enthalten müſſe, wurde mir aus ſeinen Worten, die ich erlauſchte, klar. Allein es war nur die Neugierde geweſen, die mich meinem Vater folgen ließ, und ich dachte, ſolange mein Vater lebte, nicht daran, nach dem Käſtchen zu ſehen. Dies wäre auch zu gefährlich für mich geweſen.

Als aber mein Vater ſtarb und mir Nichts hinterließ, dachte ich mir, das Käſtchen könne ſein eigenes Vermögen enthalten, welches er vor den Feinden habe in Sicherheit bringen wollen. Ich ſchlich deshalb in einer der erſten Nächte in den Keller, öffnete das Verſteck, deſſen Lage ich mir genau gemerkt hatte, in derſelben Weiſe, wie ich es meinen Vater hatte thun ſehen und nahm das Käſtchen an mich. Die Unterſuchung ſeines Inhaltes, welche mir der daran hängende Schlüſſel möglich machte, zeigte mir allerdings ſofort, daß es Ihr Gut ſei, für welches mein Vater das Verſteck geſucht hatte. Allein die blitzenden Edelſteine und die Papiere, deren Werth ich gut genug kannte, verblendeten mich, oder vielmehr, der Teufel verblendete mich durch ſie. Ich behielt das Käſtchen, nachdem ich ſorgfältig alle Spuren im Keller verwiſcht hatte, und vergrub es im Walde, bis ich von Ihnen ſchied. Sein Inhalt ſollte mich zum gemachten Manne machen.

Aber er hat mich nur zum unglückſeligen Manne gemacht. Es gelang mir zwar, nachdem ich bei meinen Pathen das Handwerk eines Goldſchmiedes erlernt hatte, mir mit Hülfe des Geldes, welches ich aus den Werthpapieren löſte, hier in Hamburg ein eigenes Juwelier-Geſchäft zu errichten, das mich zum wohlhabenden Manne gemacht hat; allein das Beſte fehlte mir, die Ruhe des Gewiſſens. Ich konnte meines Beſitzes nicht froh werden, und die Erinnerung an Ihre Güte, die ich ſo ſchnöde mit Undank gelohnt, die Erinnerung an meinen braven Vater, deſſen Namen ich ruchlos geſchändet, begleitete mich wie ein finſterer drohender Schatten auf Schritt und Tritt. Die Edelſteine des Familienſchmuckes hatte ich auch aus ihrer

Faſſung ausgebrochen und wollte ſie in neuer Faſſung verkaufen. Aber meine Hände zitterten mir, ſo oft ich an die Arbeit gehen wollte, und beſonders die Steine des Rubinſchmuckes ſchreckten mich, ſo oft ich ſie in die Hände nahm. Es war mir, als wären es lauter Blutstropfen, welche wider mich um Rache zum Himmel ſchrieen."

„Armer, beklagenswerther Menſch!" ſeufzte Irmgard, und Frau von D..... nickte dazu mit dem Kopfe.

„Meine Verbrechen einzugeſtehen," fuhr Kuno fort zu leſen, „und Ihnen Ihr rechtmäßiges Gut wieder zuzuſtellen, konnte ich mich immer nicht entſchließen, auch da nicht, als ich es recht gut hätte entbehren können. Falſche Scham hielt mich ab. Denn ich wollte in Ihren Augen nicht als der Verbrecher daſtehen, welcher ich war, da Sie von meiner Schuld Nichts ahnten."

„Ich habe wohl eine geheime Ahnung gehabt," fiel Frau von D..... ein; „aber es iſt gegen Niemand etwas über meine Lippen gekommen."

„Eine ſchwere Krankheit, die mich vor Kurzem an den Rand des Grabes gebracht hat, und die Ermahnungen eines treuen Seelſorgers, der wohl merkte, daß ich eine ſchwere Schuld auf dem Gewiſſen hatte, und mich inſtändig bat, dieſelbe abzuwälzen, wenn ich könnte, bevor ich vielleicht vor den himmliſchen Richter treten müſſe, brachen endlich das Eis der falſchen Scham. Ich beichtete mein Verbrechen, und fand nun wieder Frieden in dem feſten Entſchluſſe, Ihnen Ihr Gut wieder zuzuſtellen. Dieſer Entſchluß wäre ſchon eher zur Ausführung gekommen, wenn ich es nicht für meine Pflicht gehalten hätte, Ihnen die Edelſteine wieder in würdiger Faſſung zurückzugeben. Sobald dieſe Arbeit, die ich von dem erſten Goldſchmiede Hamburgs machen ließ, vollendet war, packte ich die Sachen ein und ſchicke Sie Ihnen hier in der Hoffnung, daß Ihnen dadurch eine rechte Weihnachtsfreude bereitet werde. Das Geld werden Sie mit Zinſen und Zinſeszinſen in guten Wechſeln auf dem Boden des Käſtchens finden.

Und nun, gnädige Frau, noch die flehentliche Bitte an Sie und Ihre lieben Kinder: verzeihen auch Sie mir, wie ich fühle, daß mir Gott der Herr in ſeinem lieben Sohne verziehen hat! — — Ich habe ſchwer gebüßt, ſchwerer, als Sie ſich vorſtellen können, laſſen Sie meine aufrichtige, herzliche Buße Ihr mildes Herz erweichen und zürnen Sie mir nicht, ſondern gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten, wie ich es allezeit für Sie thun werde.

Perſönlich Ihre Verzeihung zu ſuchen, hielt ich mich nicht werth. Wenn dieſer Brief mit dem Käſtchen in Ihren Händen iſt, werde ich bereits auf dem Meere ſein, um das Leben, das mir Gottes Gnade wieder geſchenkt hat, drüben in der neuen Welt als ein neues, beſſeres zu vollenden.

Ich ſchließe mit dem Wunſche: möchten Sie mir ganz und voll vergeben, meines Vaters verklärter Geiſt verſöhnt auf mich herniederſchauen, und der liebe Gott einſt ein gnädiger, barmherziger Richter ſein

Ihrem

Friedrich Walram."

„Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!" jauchzte Frau von D..... auf, als Kuno geendet hatte, „nun kommt nach der Nacht auch wieder das Licht herrlicher, als ich es je geahnt hätte! Und nicht wahr, liebe Irmgard, die Nacht iſt ja wohl auch für uns nicht ohne Segen geweſen!"

Mit Freudenthränen ſtürzte die Tochter an das Herz der geliebten, ſchwer geprüften Mutter, und auch Kuno drängte ſich in die Umarmung.

„Ja, Gottlob!" rief er, „das war Hülfe zur rechten Zeit! Nun kann Alles wieder gut werden!"

Lautlos hielten ſich nun die Dreie eine Weile umſchlungen, und der Engel Gottes, welcher ihren heißen Dank hinauftrug zum Throne des Allerhöchſten, trug auch die Bitte um Vergebung hinauf für Den, welcher ſo herzlich um dieſelbe gebeten.

Und es ward Alles wieder gut. Mit der bedeutenden Summe, welche das Käſtchen enthielt, konnte Frau von

D..... nicht nur die ganze Schuldenlaſt des Gutes tilgen, ſondern auch mit Hülfe eines neuen tüchtigen Verwalters daſſelbe zur vollen Ertragsfähigkeit erheben und die Verbeſſerungen einführen, welche für die Zukunft noch einen reichlichern Ertrag in Ausſicht ſtellten. Kuno ließ allerdings vorläufig nicht von ſeinem erwählten Berufe ab, ſondern wurde Offizier in ſeines Vaters altem Regimente, bei den durch ihre Tapferkeit berühmten Seidlitz'ſchen Dragonern. In dem bayeriſchen Erbfolgekriege, welchen er unter den Fahnen des großen Königs mitkämpfte, brachte er es durch ſeine hervorragende Tüchtigkeit und Tapferkeit ebenfalls wie ſein Vater zur Würde eines Rittmeiſters, nahm aber dann nach Beendigung des Krieges ſeinen Abſchied, um ſeiner lieben Mutter die Laſt der Gutsverwaltung ganz abzunehmen. Als hierauf Irmgard ſich mit einem Freunde und Kameraden ihres Bruders vermählte, führte auch Kuno ſeiner Mutter eine neue Tochter zu, und ſein Geſchlecht blühte in drei kräftigen Knaben, die ihm ſeine Gattin ſchenkte, fröhlich weiter.

Frau von D..... hatte ſich das Ruheplätzchen neben ihrem Gatten ſchon längſt ausgeſucht; aber es dauerte geraume Zeit, bis ſie dort gebettet wurde. Denn ſie erreichte ein hohes, von der Liebe ihrer Kinder und Enkel verſchöntes Alter. So oft ſie aber das Plätzchen unter dem Eichbaume beſuchte und für das Grab des unvergeßlichen Gatten einen neuen Kranz wand, verfehlte ſie nicht, einen ſolchen auch für das Grab des treuen Dieners anzufertigen.

Und wenn ſie ihren lauſchenden Enkeln die Geſchichte ihres Lebens erzählte und ſie davor warnte, ihr Gewiſſen nie mit einer Schuld zu belaſten, wie es Friedrich Walram gethan, ſo neigte ſie wohl das Haupt zu dem Grabe Konrad Walrams hinüber und ſprach in ſich hinein: „Gottlob, daß ich an Deiner Treue nicht gezweifelt habe!“

4. Altes Gold.

Das Faß ſchmeckt immer nach dem, was zuerſt hinein kommt, ſagt eines unſerer deutſchen Sprüchwörter.

Die Küfer behaupten nun zwar, das ſei nicht wahr, wenigſtens nicht in allen Fällen; ſondern, wenn man ein gebrauchtes Faß tüchtig ausbrühe und auswäſſere, ſo könne man es nachher kühn wieder für eine andere Flüſſigkeit verwenden, wenn dieſelbe nur nicht allzuſehr von derjenigen verſchieden ſei, welche das Faß zuerſt enthielt, wenn man alſo z. B. nur nicht ein Faß, das urſprünglich mit Petroleum aus Amerika herübergekommen ſei, nachher zu einem Bier- oder Weinfaſſe gebrauchen wolle.

Ueber ſolch eine Handwerksfrage will denn die Spinnſtube auch gar keinen Streit mit den Herrn Küfern anfangen, will ſogar widerſpruchslos zugeben, daß es bei mancher Sorte Wein durchaus nichts ſchadet, wenn ihr ein Spiritusfaß ſtatt eines Weinfaſſes zur Wohnung angewieſen wird, ſintemal und alldieweilen ſelbiges Gebräu von dem Weine nur den Namen, von Spiritus und allen möglichen, auch unmöglichen Zuthaten des Herrn Weinverbeſſerers aber ſein eigentliches Weſen hat.

Aber dem Sprüchworte da oben muß die Spinnſtube doch ſein Recht wahren und will es ſich von keiner Küfer-

Weisheit umstoßen lassen. Denn es ist eines von den guten und wahren Sprüchwörtern, daran unser deutsches Volk so reich ist, und geht trotz seines einfachen Wortlautes so recht in die Tiefe hinein, und zwar in die Tiefen praktischer Lebenserfahrung und praktischer Lebensweisheit, um daraus seine Goldkörner hervorzuholen.

Wir wollen es nur einmal nach Einer Seite hin betrachten, und zwar nach derjenigen Seite hin, welcher jeder Volks- und Vaterlandsfreund heutzutage seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden muß, wenn ihm die Aenderung und Besserung der Zustände in unserem deutschen Volksleben wirklich am Herzen liegt, nach der Seite der Bildung und Erziehung der Jugend.

Das Kindesherz ist ja auch gleichsam wie ein neues Faß, das zwar fest gefugt und gebunden ist, dem aber noch der Inhalt fehlt. Die mannigfaltigsten Geistes- und Seelenkräfte hat ihm die Liebe des Schöpfers verliehen und dieselben zu einem weisheitsvollen Ganzen verbunden. Aber was es mit diesen Geistes- und Seelenkräften erfassen und in sich aufnehmen soll, das muß ihm erst durch Unterricht und Erziehung zugeführt werden, ebenso wie dem neuen Fasse das Bier oder der Wein, die es fortan aufbewahren soll.

Nun nimm einmal solch ein armes Kind, das in einer rohen wüsten Umgebung aufwächst; nichts hört und nichts sieht, als schändliche Worte und vielleicht noch schändlichere Thaten; von keinem Gotte und Heilande Etwas gesagt bekommt, am Ende gar niemals in eine Schule geschickt wird, worin die bösen Einflüsse seiner häuslichen Umgebung durch einen treuen, frommen Lehrer gebrochen und unschädlich gemacht werden könnten. Wird man es nicht solch einem Kinde zeitlebens anmerken, was es für eine Jugend gehabt hat? Werden solche beklagenswerthe Kinder, wie sie sich ja leider in dem Sumpfe großer Städte nur allzuhäufig finden, nicht in den allermeisten Fällen die ersten Eindrücke, welche sie in ihrer Jugendzeit empfingen, so fest bewahren, daß sie nachher das Schändliche, was sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben, auch in ihrem ganzen Leben zur Ausführung bringen und üben? Freilich es geschieht ja wohl manchmal, daß solch arme Kinder später in Um-

gebungen und in Lebensverhältniſſe hineinkommen, worin ſie die Rohheit, in welcher ſie aufgewachſen ſind, abſtreifen lernen, die Mängel ihre Jugenderziehung möglichſt erſetzen können. Aber ganz und gar wird das nur in den allerſeltenſten Fällen geſchehen. Immer und immer wieder wird in unbewachten Augenblicken das, was ſie in der Jugend geſehen, gehört und ſich angewöhnt haben, wenn auch nur in flüchtigen Zügen zum Vorſchein kommen und ſich für den aufmerkſamen Beobachter oder überhaupt für einen feinfühligen Menſchen in empfindlicher Weiſe geltend machen. Das Faß wird immer mehr oder weniger nach dem ſchmecken, was zuerſt hineingekommen war, wenn auch vielleicht eine feine Zunge dazu nöthig iſt, dieſen Geſchmack herauszufinden.

Es kann wohl auch geſchehen, daß der treue Herr, dem ja nichts unmöglich iſt, aus ſolchen in der Jugendzeit verwahrloſten Menſchen noch etwas ganz beſonders Tüchtiges macht, ſie ſogar zu auserwählten Rüſtzeugen in ſeinem Dienſte heranzieht; aber das wird dann immer nur dadurch möglich gemacht werden können, daß ſie durch eine harte, ſchwere Lebensſchule hindurchgehen müſſen, in welcher der Geiſt Gottes — wenn man dies Bild überhaupt hier gebrauchen darf — gleichſam die Eingangs erwähnte Küferarbeit an ihnen verrichtet und durch viel Trübſalshitze und Thränenwaſſer den Geſchmack nach dem erſten Inhalte des Herzens ganz und gar vertreibt.

Und nun nimm dagegen ein anderes Kind, welches in einer frommen, gottesfürchtigen Umgebung aufgewachſen iſt, das von guten Eltern mit ſeinem erſten Lallen ſchon beten gelernt hat, nachher in der Schule gut und chriſtlich unterrichtet worden iſt, und deſſen ganze Erziehung darauf ausging, die Keime des Guten und Edlen frühe ſchon in das Kindesherz zu legen und ſie zu pflegen. Solch ein reichgeſegnetes, hochbegnadigtes Kind kann ja freilich ſpäter durch Verführung und böſe Geſellſchaft auf ſchlechte Wege gerathen, kann tief fallen und in allerlei Laſter ſich verſtricken laſſen; aber die Einflüſſe der Jugenderziehung werden ſich auch dann nicht ganz bei ihm verleugnen. Es wird den Stachel im Gewiſſen nie ganz los werden können, wie auch gottloſe Verführer ſich bemühen, denſelben ganz abzuſtumpfen oder völlig herauszureißen. Es

werden ihm mitten im Taumel der Luſt und des Laſters nie ganz die Stunden fehlen, in welchen es auf den Frieden und die Freude ſeines reinen Jugendlebens wie auf ein verlorenes Paradies ſehnend und ſeufzend zurückdenkt. Es wird dadurch bewahrt bleiben davor, daß es wirklich bis zur vollen Gemeinheit eines unausgeſetzten Laſterlebens herabſinkt, und wird früher oder ſpäter, wenn es des HErrn heilſame Züchtigungen zu ſchmecken bekommt, auch den Rückweg wieder finden, welchen der verlorene Sohn im Evangelio gefunden hat und dann unter der Leitung des heiligen Geiſtes um ſo ernſter und eifriger den rechten Weg einzuhalten ſich befleißigen.

Wie lautet nun aber das „Merk's!" aus dem Sprüchworte da oben?

Nun das gilt inſonderheit den Eltern und Lehrern, welche die hohe, verantwortungsvolle Aufgabe haben, den Kinderherzen für ihr Denken und Fühlen und Wollen den erſten Inhalt zu geben.

Merk's! heißt's da für die Eltern, und ſeid ſtets darauf bedacht, dieſen erſten Inhalt auch den rechten ſein zu laſſen, den von Gott, dem HErrn, gewollten, den für die rechte geiſtige und geiſtliche Entwickelung des Kindes unbedingt nothwendigen! Suchet alſo frühe ſchon, ſobald nur die Geiſteskräfte des Kindes anfangen ſich zu regen, die Keime des Guten und Heiligen in ſein Herz einzupflanzen und zwar nicht bloß durch Eure Worte und Ermahnungen, ſondern auch, was viel wichtiger und wirkſamer iſt, durch Euer eigenes Beiſpiel, womit Ihr Eure Worte bekräftiget und beſtätiget.

Hütet auch Eure Kinder ſoviel es nur möglich iſt vor böſer Geſellſchaft, die ihnen das Gift der Gottloſigkeit beibringen könnte und ſeid nicht gleichgültig dagegen, mit wem ſie umgehen! Sorget dafür, daß ſie in eine gute Schule kommen, worin nicht lediglich darauf hingearbeitet wird, daß das Kind ein möglichſt reiches Wiſſen ſich aneignet, ſondern worin eine ſorgfältige chriſtliche Erziehung als die Hauptſache angeſehen und betrieben wird! Und wenn Ihr in Zweifel darüber ſein müßtet, ob ihnen eine ſolche Erziehung in der Schule auch wirklich zu Theil werde, ſo ſeid um ſo mehr darauf bedacht, durch die häusliche Erziehung das Mangelnde zu erſetzen! Laßt

es auch einen Hauptgegenſtand Eurer Aufmerkſamkeit ſein, was Eure Kinder leſen, und ſehet jedes Buch, das ſie etwa von draußen herein bringen, erſt ſorgfältig ſelbſt darauf an, ob ſie es auch ohne Schaden für ihr Herz leſen können!"

Merkt's! Heißt's weiter für die Lehrer, denen es ja Gotteswort ebenſo ernſt und ausdrücklich wie den Eltern ſagt, daß ſie einſt über die Seelen der ihnen anvertrauten Kinder werden Rechenſchaft geben müſſen vor Gottes Richterſtuhl. Merkt's und nehmt es doch ja recht ſorgfältig und gewiſſenhaft mit Eurem heiligen Amte! Bedenket ſtets, wieviel daran liegt, was Ihr in der Schule den Kinderherzen einprägt, und wie von dem Inhalte Eures Unterrichts die ganze zeitliche und ewige Zukunft der Euch anvertrauten Kinder mehr oder weniger abhängig iſt. Und wo Ihr unter Euren Kindern Eines wiſſet, von deſſen häuslicher Erziehung nicht viel Gutes zu erwarten iſt, da ſeid um ſo treuer und ſorgfältiger, daß durch Euren Unterricht und durch Eure Erziehungsarbeit die Keime des Böſen ausgerottet werden, welche das Haus in das Kindesherz ſchon gelegt haben möchte und laßt ſolch ein Kind den Gegenſtand Eurer ganz beſonderen Fürſorge und Fürbitte werden!

Ja, wer nicht von ſeinen Kindern, von ſeinen Schülern einmal bitteres Herzeleid und drückende Schande erleben will, der ſchreibe ſich den goldenen Spruch nur ja recht ins Herz und verſtehe ihn recht und handle allezeit danach:

Das Faß ſchmeckt immer nach dem, was zuerſt hineinkommt!

5. Anekdoten.

In der guten alten Zeit, als es noch Mode war, daß man mit dem Ränzlein auf dem Rücken Fußreiſen machte, kommt einmal ſolch ein Reiſender (NB. es war ein wohlbekannter deutſcher Dichter) in ein einſam gelegenes Dörfchen und freut ſich ſchon darauf, ſich mit einem guten Kaffee zu erquicken, der bekanntlich für einen müden Wanderer das Allererquickendſte iſt und den man auch ſo ziemlich überall haben kann.

In dem Wirthshauſe des Dorfes war nur ein altes Mütterchen zu Hauſe, da es gerade die Zeit der Heu-

ernte war und Alles, was noch arbeiten konnte, ſich in die Wieſe begeben hatte. Unſer Wanderer ließ ſich das nicht leid ſein; denn er kannte die Vorliebe der alten Mütterchen für einen guten Kaffee, und glaubte deßhalb, mit ſeinem Begehren hier in die rechten Hände gefallen zu ſein.

Bald hört er auch draußen in der Küche ein luſtiges Feuer kniſtern, und es dauert nicht lange, ſo fängt der Waſſerkeſſel über dem Feuer ſein fröhliches Singen an. Allein nicht nur das Ohr des Reiſenden ſollte dieſen Genuß haben, auch ſeiner Naſe widerfuhr ein Genuß durch einen durchdringenden Cichorienduft, der durch die nur angelehnte Stubenthür aus der Küche zu ihm hereindrang.

„Mütterchen," rief er da gutgelaunt zur Thüre hinaus, „wenn ich Kaffee trinke, hab' ich auch gerne ein bischen Cichorien darunter."

„Soll ſchon werden!" ſchallte es von draußen herein, und über ein Wenig erſchien die Alte mit der Taſſe und mit dem Butterbrode im Zimmer.

„Mütterchen," begann jetzt wieder der Reiſende, „wenn ich auf Reiſen bin, trinke ich gerne ein bischen viel Cichorien in meinem Kaffee."

Vergnügt lächelnd erwiderte die Alte: „Hab' ſchon dafür geſorgt und einen ganzen Berg von Cichorien hineingethan."

Jetzt erſchien auch die Kaffeekanne, und ihre Größe ließ allerdings an den „Cichorienberg" glauben.

Der Reiſende gießt ſich eine Taſſe voll, verſucht einen Schluck, ſchüttelt ſich heimlich und ſetzt wieder ab.

„Mütterchen," ſagt er ganz harmlos, „wenn ich mir 'mal was recht Gutes anthun will, dann trink' ich lauter Cichorien."

„Nun, dann laßt es Euch recht gut ſchmecken," antwortete die Alte mit verklärter Miene, „ich kann Euch verſichern, daß in dem da auch nicht ein einziges Böhnchen iſt; denn die Bohnen ſind uns heute Morgen ausgegangen."

„Mütterchen, wißt Ihr was?" ſagte jetzt ſchalkhaft lächelnd der Reiſende, nachdem er noch einmal angeſetzt und einen Schluck des Gebräu's hinuntergewürgt hatte. „Setzt Euch hierher zu mir und trinkt Ihr den Kaffee.

Ehrlich geſtanden, wenn es ſo heiß iſt, wie heute, iſt mir ein Glas Waſſer doch noch lieber als der beſte Kaffee. Bringt mir doch ein Glas!"

Das Mütterchen merkte den Schalk nicht, der in dieſen Worten ſteckte, holte am Brunnen vor der Thüre ein Glas friſchen, köſtlichen Waſſers und ſetzte ſich dann in aller Gemüthlichkeit hinter den Kaffeetiſch.

„Thut mir doch leid," ſagte ſie gutmüthig, das edle Getränk mit ſichtlichem Behagen ſchlürfend, „daß Euch ſo heiß iſt. So ein Kaffeechen hilft Einem immer wieder auf die Strümpfe, wenn man müde iſt."

Der alte Feldmarſchall Wrangel, der vor nicht langer Zeit als der älteſte Soldat der preußiſchen Armee geſtorben iſt, und der in den letzten Jahren ſeines Lebens wohl in ganz Preußen, jedenfalls aber von jedem Berliner Kinde nur „Papa Wrangel" genannt wurde, lebte bekanntlich ebenſo, wie auch der Feldmarſchall Blücher ſeligen Angedenkens, in einem beſtändigen kleinen Kriege mit den Wörtchen „mir" und „mich".

Wo nach jeder deutſchen Sprachlehre ein „mir" am Platze war, da brauchte er beharrlich das ſchweſterliche „mich", und wo dieſes ſein volles, unveräußerliches Recht hatte, zu ſtehen, erſetzte er es geſchwinde durch ein herzhaftes „mir".

Als ihn nun einmal einer ſeiner näheren Freunde, die ſich Etwas derart bei ihm erlauben durften (denn der alte Herr konnte trotz ſeiner faſt ſprüchwörtlich gewordenen Gemüthlichkeit auch recht kitzlich ſein und fuhr dann mit dem, der das Kitzeln verſuchen wollte, nicht immer ſehr ſäuberlich) wegen dieſer unrichtigen Sprechweiſe ſcherzend zur Rede ſtellte, antwortete Papa Wrangel lachend.

„Etwas derart paſſirt mich nur außer dem Dienſte, aber niemals im Dienſte. So habe ich noch nie, wenn ich eine Garniſon allarmiren (alſo Generalmarſch blaſen) laſſen wollte, dem Trompeter befohlen: „Allarmich Er mir 'mal die Kerle", ſondern ich pflege dann ſtets zu ſagen: „Allarmir Er mich 'mal die Schlingels!"

---

6. Räthſel.

Vier Buchſtaben machen das Ganze nur aus,
Doch wenn es zu guter Stunde
Im Freundeskreiſe beim feſtlichen Schmaus
Am Tiſche machet die Runde
So freuſt Du Dich ſein,
Iſt's nur ſauber und fein,
Und hilft unter luſtigem Lachen
Wohl ſelber ein zweites machen.

* * *

Nimm vorne ein Viertel vom Ganzen fort,
So zeigt Dir ein Wort zwei Sachen,
Bei welchen dem Wand'rer am fremden Ort
Wohl manchmal vergehet das Lachen,
Ob ſein müder Fuß
Es paſſiren muß,
Oder ob man ihm wehrt das Paſſiren,
Weil es fehlt bei ſeinen Papieren.

* * *

Nun ſchneide vom Ganzen die Hälfte ab,
Doch wiederum vorne, nicht hinten,
So wirſt Du bei einiger Rathergab'
Ein winziges Wörtlein finden,
Ganz klein von Gewicht
Und dennoch ſticht
Es blutlos ſelbſt Könige nieder.
Wer's räth, der ſag' es mir wieder.

7. Deutſche Treue.

Von Emil Frommel.

Treu iſt ein kühler Bronnen
In tiefem Felſengrund
Labt ihn nicht das Licht der Sonnen
Labet er doch jeden Mund —

ſo ſingt ein alter Spruch der Treue zu Ehren. Aber dieſe Brünnlein fangen nachgerade an ſpärlich zu fließen und 's wird bald eine Seltenheit und ein Mährlein, was man von „Deutſcher Treue" zu berichten und zu rühmen pflegte. Statt deſſen macht das Sprüchlein „Trau, ſchau, wem?" in der Welt mehr Glück bei den Leuten; es glaubt Jeder beſſer zu fahren, wenn er den Leuten gar nicht mehr traut und Keinem den kleinen Finger in den Mund legt, er habe denn einen Scheffel Salz mit ihm gegeſſen. Da laufen denn die Leute jahrelang um einander herum und ſchauen immer zu ob ſie einander trauen dürfen und ſterben derweil darüber. Und doch gibt's noch treue Leute und werden auch von andern treuen Leuten gefunden. Denn es bleibt auch ein wahres Wort: „Wie's in den Wald ſchreit, ſo ſchreit es auch wieder heraus" und „eine Liebe iſt der andern werth".

Den treuen Leuten zu Ehren will ich denn ein Stücklein aus dieſem Jahrhundert erzählen, und damit Keiner zu kurz kommt, kommt auch ſo ein bischen Schwarz unter die Goldfarbe und wird auch von etlichen Spitzbuben dabei berichtet, bei denen Treu und Glauben nicht weit her war.

Der geneigte Leſer hat vielleicht noch einen Großvater, der anno 13 und 15 mitgemacht, oder kennt in ſeinem Ort noch ein paar alte Leute, die an ihrem Sonntagsrock ein ſchwarz-weiß-gelbes Band tragen und daran wieder eine runde Medaille oder eine, die wie eine Pflaume ausſieht. Das ſind von Denen von anno 13. Leider Gottes ſterben ſie aus, wie die großen Eichbäume im Hochwald, die vom Napoleon zu erzählen wiſſen nnd von dem Elend der damaligen Zeit, und bringen's nicht ſo hoch als unſer lieber Kaiſer Wilhelm, den Gott noch lang erhalten wolle. Die damalige Zeit hat freilich die

Leute mitgenommen und Mancher brauchte ſein Lebetage kein Wetterglas mehr, denn er ſpürte das Wetter an ſich ſelber und konnte zu ſeiner Frau als ein Prophet ſagen: „Mutter, es gibt ander Wetter; paß auf, und wenn du Regenwaſſer brauchſt zur großen Wäſche, wird's nicht fehlen, denn es hat wieder geläutet am Arme und im rechten Beine von anno 13 her.“ Und auf ſolches Orakel und Prophezeiung gab die Mutter mehr, als wenn der Kalendermacher nach dem hundertjährigen Kalender hingeſchrieben hat „den 21. Juni — heitrer Himmel und beſtändig ſchön.“ Nun, wer ſo Einen gekannt hat, dem iſt auch berichtet worden von all dem Jammer und Elend, das der Krieg über unſer liebes deutſches Vaterland damals gebracht hat. Erſt ging der Sturm über die Hohen in der Welt und über die Großen, aber er kam auch an die Kleinen und Niedrigen und ſchonte ihrer nicht. Und Sturm iſt Sturm, ob er in die hohen Häuſer hineinpfeift oder in die kleinen, und dem armen Mann thut ſein Kind, das er hergeben muß, gerade ſo wehe, als dem reichen. Das hat damals an der ſchleſiſch-böhmiſchen Grenze, nicht weit davon wo das Rieſengebirge ſeine Abſenker herabſendet, ein Weib erfahren, die dort in einem grundherrlichen Dorfe wohnte. Ehe der Verfaſſer an dieſe Zeit kommt, muß er ein Stücklein weiter ausholen und von den früheren Tagen des Weibleins ein Näheres berichten.

Sie war eine Wittwe. Das iſt ſo ein kurzes Wort, birgt aber ein langes Wehe in ſich. Denn ſo eine Wittwe iſt doch meiſt wie ein Häuslein, das auf den Abbruch verſteigert werden ſoll, wo oben das Dach halb abgeriſſen iſt, und es nach Herzensluſt hineinſchneit und hineinregnet wie's gerade kommt. Als ihr Mann hinausgetragen ward, ahnte ſie's wohl nicht, daß jetzt allerlei Leute ihr Angeſicht verſtellen würden, wie Laban dem Erzvater Jacob gegenüber that und heute nicht war wie geſtern und ehegeſtern. Das Weiblein war nicht arm und nicht reich, ſo wie's immer am beſten für den Menſchen iſt, und wer das ſauberr Häuslein anſchaute, an welchem eine große Weinrebe ſich hinaufrankte und mit ihren grünen Armen den weißen Verputz zudeckte,

hätte wohl denken können: die ſitzt doch ganz warm da drin. Ja drinnen war's erſt recht behaglich. Waren die Fenſter auch klein aus denen man herausſchaute, ſo waren ſie doch groß genug, um den Kopf herauszuſtecken, wenn's noth that. Aber es iſt nicht immer noth. Das iſt wohl der Grund, warum die Bauernhäuſer allenthalben ſo kleine Fenſter haben: erſtens daß man nicht zuviel herausgucke; zum andern, daß man Einem nicht ſo hineingucke, wie den Stadtleuten, die mit ihren großen Schauenſtern an der offenen Landſtraße gleichſam campiren. Drin im Hauſe war Alles blink und blank; die alten geerbten Krüge und Taſſen vom Vater und Großvater her waren nicht als altmodiſch hinausgewandert auf den Speicher, ſondern ſtanden auf dem Sims. Waren's ja doch lauter gute ehrliche Geſellen, die viel zu erzählen wußten von alten Zeiten, jede Taſſe und jeder Henkelkrug. Das beſte Beſitzthum im Hauſe war aber der zwölfjährige rothbäckige Junge, der im großen Himmelbette lag, und über all dem Leid im Hauſe eingeſchlafen war. Auf ihn ſchaute die Wittwe als ſie vom Kirchhof heimkam, lange hin; ſah er doch dem Vater ähnlich, wie ein Waſſertropfen dem andern. Ach, Beide ſchliefen: der Eine den langen Nachtſchlaf des Todes draußen, der andere den Morgenſchlaf der Jugend — und die beiden Schläfer gingen der Wittwe durch Herz und Sinn. Die Trauerleute hatten ſich wieder verlaufen und am Abend war die Wittwe allein. In ſolch einem Abendſtündlein nach einem ſolchen Tage will's Einem wohl abſonderlich ſchwer werden, und es ſchreckt Einen beinahe, wenn dann Jemand ſtill am Fenſter oder an der Thüre klopft. Das Weiblein fuhr darum zuſammen, als ihr alſo geſchah. — Sie leuchtete hinaus auf die Hausflur. Der hereintrat und dem ſie ſo freundlich für den „Guten Abend" dankte, war ein altes Männlein, ſchon mit vollem Schnee auf dem Kopf und dürren Händen an den Armen.

„Ihr ſeid's, Todtengräber?" — ſagte die Wittwe. „Ihr thut ein gut Werk an mir, daß Ihr kommt; 's iſt mir ſo, als wär' die ganze Welt verſtorben, ſeitdem mein Tannenbauer draußen liegt."

„Gott hab' ihn ſelig, Tannenbäuerin! Ihr dürft ihm wohl nachtrauern, denn Euer Mann war recht und

ſchlecht und kein Falſch in ihm. Hab' ſchon manch' Einen hinuntergeſchaufelt, aber um Den hat mir's beſonders leid gethan. Aber vergeßt's nicht, was in den Sprüchen ſteht: „Um einen Weiſen ſoll man trauern drei Tage, um einen Narren aber ſein Lebelang.“ — Und dann denkt an Die, die's noch härter haben wie Ihr und über die dieſelbigen Leiden gehen, wie über Euch, nur noch ſchärfer. Schaut einmal hin auf dem Bäcker-Andres ſein Haus. Da ſind ſie alle beide herausgeſtorben, Vater und Mutter an der hitzigen Krankheit und liegen faſt neben einander auf dem Kirchhof. Und das Kind, das Mariele, daß Gott erbarm! Die ſoll morgen verſteigert werden an Den, der ſie am billigſten füttert, da könnt Ihr Euch ſchon denken, wie's wird. Schaut, Ihr lebt ja doch noch und Eure Wirthſchaft iſt im guten Stand und habt noch ein paar ſchöne Aecker und ein Stück Wald und kriegt noch das Wittwenallmend und habt nur einen Buben, der Euch auch bald zur Hand geht. Tannenbäuerin! Denkt nicht an das was Euch Gott genommen, denkt einmal an das, was er Euch noch gelaſſen hat, und dann wird's ſchon da drin ſtill werden im Herzkaſten.“

Der alte Todtengräber ſchaute ſie mit ſeinen alten Augen dabei ſo freundlich und troſtvoll an, daß die Tannenbäuerin nichts Rechtes dagegen zu ſagen wußte; und doch hätte ſie ſo gern Recht behalten und Urſache gehabt mit unſerm Herrgott weiter zu proceſſiren, weil Er gerade ihr's ſo arg gemacht und den Mann genommen hätte. Sie ſchwieg ſtille.

„Horcht, Tannenbäuerin,“ hob der Alte wieder an, „es hat mich gefreut heute, daß Ihr nicht ſo unmenſchlich gethan habt am Grab, und nicht geſchrieen und lamentirt habt, wie's ſonſt ſo Mode iſt im Dorf. Hab' ja ſchon geſehen, daß ſie den Sarg ſchier aufgeriſſen haben mit ihren Nägeln und faſt in's Grab hinuntergeſtürzt wären. Das thut kein Chriſtenmenſch, der eine Hoffnung hat. Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euer Leid nicht inwendig hineinfreßt, wenn Ihr's nicht hinausſchreit. Das thut auch kein gut, und das drückt Euch das Herz ab. Was unſer Herrgott thut iſt allemal gut und ſein Schwert iſt nicht vergiftet, wenn er die Wunden ſchlägt,

aber die Menſchen thun's Gift hinein; dann kann's freilich nicht heilen. Mein Weib und alle meine Kinder ſind todt und ich bin noch allein übrig geblieben, und geh' faſt alle Tag am Grab vorbei und ſchaufle die Leute hinunter, wo rechts und links meine Leute liegen. Aber ich denke, 's iſt allweg gut ſo; ich muß noch bleiben in dieſer Welt und wär' doch ſo gern ſchon fort."

„Nein, Todtengräber, das wär' ſchad, wenn Ihr auch noch ſterben thätet. Ihr wart dem Tannenbauer ſein beſter Freund, und er hat mir oft geſagt: Mutter, wenn ich einmal nimmer da bin, da halte Dich nur an den Todtengräber, der hat in ſeinem kleinen Finger mehr Verſtand, als alle beim Gericht in ihren Leichnamen."

„Das iſt zu viel Ehr' — Tannenbäuerin. Mit meinem Verſtand iſt's nicht ſo arg weit her und zudem macht's der Verſtand auch nicht aus in der Welt. Ich habe ſchon manchen Schlaukopf hinunter geſchaufelt, der ſich ſelber über ſeine Schlauheit den Hals gebrochen hat, und manchen alten Schädel wieder heraufgeſchmiſſen, in dem einmal viel Witz geſteckt iſt — wo iſt er nun hin? Wenn ein Menſch nicht mehr gehabt hat als das bischen Witz und Verſtand, ſo kommt er nicht weiter als zu mir unter die Schaufel. Aller Füchſe Weisheit kommt zuletzt beim Kürſchner zuſammen, hat unſer alter Schulmeiſter, Gott hab' ihn ſelig, geſagt, aber Gottes Lieb' währt in Ewigkeit. Und die muß im Herzen ſtecken. Der Kopf da droben iſt doch nur das Dach und der Speicher beim Menſchen, da liegt viel altes Gerümpel drauf, und der Wind ſtreicht durch die Ziegel, heut Nordwind und morgen Südwind, und der Verſtand dreht ſich wie der Wetterhahn auf dem Kirchthurm. Aber drunten im Herzen, da iſt das ſtille Wohnſtüblein, wo berathen, gebetet und geliebt wird. Da muß Einer was drin haben, den Troſt im Glauben, und was Beſſeres wiſſen als der Kopf da oben weiß."

„Nun ja, Todtengräber, das will ich ja grad' ſagen, wißt Ihr, Ihr ſeid mir faſt ſo lieb als wie der Herr Pfarrer. Denn Ihr könnt die Leute ſo ſchön tröſten, wenn ſie auf den Kirchhof kommen, die lieben Todten zu beſuchen und ſie vermahnen, daß Einem das Herz wieder leicht wird."

So ging's noch eine Weile hin und her im Geſpräch, bis der Wächter die zehnte Stunde blies und den Vers ſang:

Zehn Gerechte waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht —

„Ja ja, Tannenbäuerin, hört, was der Wächter ſingt von den zehn Gerechten. Nehmt Euch in Acht! ſind auch hier nicht viel Gerechte im Ort, die der Wittwen und Waiſen ſich erbarmen, und denket daran, daß heute nicht der ſchwerſte Tag iſt von allen Tagen die noch kommen, und vergeßt des Wortes nicht: „Das iſt aber eine rechte Wittwe, die da einſam iſt und ihre Hoffnung ſtellt auf Gott und bleibt am Gebet und Flehen Tag und Nacht."

Damit reichte er ihr die Hand und wünſchte eine geruhſame Nacht. Ueber die Wittwe zog's wie ein ſtiller Friedenshauch hin und drunten im Herzen war ihr's mittlerweile ſtiller und immer ſtiller geworden. Das war aber nicht blos durch das Wort des Todtengräbers geſchehen, ſondern durch den ganzen Geiſt, den das alte Männlein ausathmete. Es gibt ja ſolche Leute, die haben was an ſich, das Einen ſtill macht, gerade ſo gut, als es Andere gibt, die Einen unruhig machen und an Einem ſind wie Bremſen um den Gaul im Hochſommer, wenn er durch den Wald den Wagen zieht.

Der Todtengräber war kein Zuſchaufler, wie's leider Gottes die meiſten Todtengräber ſind und denen es ganz einerlei iſt, ob's eine Katze oder ein Menſch iſt, was ſie verſcharren. Sein Amt war ihm ein Stück Gottesdienſt, und wenn er bei der Beerdigung den großen ſchwarzen Mantel anlegte und den Dreiſpitz aufſetzte, war ihm ſo feierlich zu Muthe als dem Herrn Pfarrer, wenn er ſeinen Talar und ſein Barett anlegte. Im Leben hatte er einſt beſſere Tage geſehen; durch viel Krankheit und Noth mit den Seinen war das bischen Erbgut nachgerade an den Doctor und Apotheker gekommen und als der alte Todtengräber ſtarb, bewarb er ſich bei gemeinem Rath um die Stelle. Er zog in's Hirtenhaus zu den Lahmen, Krüppeln und Blinden, die dort aus einer alten Stiftung, von der gnädigen Herrſchaft her, zu Tode gepflegt wurden und hatte die Aufſicht über das Invaliden-

corps. Das war nicht leicht, denn es gab manchen boshaften Menſchen drunter, der mit Gott und Menſchen proceſſirte, und manches Weib, das wohl einen Maulkorb verdient hätte am Mund zu tragen. Aber mit Ernſt und Liebe läßt ſich doch viel thun, und des Sonntags nach der Predigt ſammelte er ſein Häuflein und tractirte die Predigt, ſo er gehört hatte mit ihnen, und verdeutſchte in ſeiner Weiſe die Sache noch einmal, ſo daß es ein kleines Kind hätte verſtehen können.

Seine weitere Hochſchule aber war draußen der Kirchhof. Da war ein Lehrmeiſter, der ihn abſonderlich lehrte und das war der Tod. Der Verfaſſer hat's ſchon einmal vor Jahren in der Spinnſtube dem geneigten Leſer geſagt, was Alles die Leute von dieſem Lehrmeiſter lernen könnten, wenn ſie ihn nur recht anſchauen und nicht Reißaus vor ihm nehmen wollten, wie Büblein, die neben die Schule gegangen ſind und den Schulmeiſter kommen ſehen. Da draußen gab's allerhand zu lernen und zu bedenken. Wenn er ſo ein Grab aufſchüttete für ein Altes oder ein Junges, ein Reiches oder Armes, und das Todtenkämmerlein zurecht machte, da hielt er denn immer eine ſtille Leichenpredigt, noch ehe der Pfarrer ſeine angefangen hatte. Und doch wer geglaubt hätte, das Männlein wäre ein Sauertopf geweſen und ein Griesgram, hätte weit gefehlt. Er war bei alledem ſo fröhlich und man hörte ihn manch gutes Lied ſingen über dem Grabmachen, ſich zum Troſt, und er hatte für Jeden ein gutes tröſtendes Wort, der mit verweinten Augen hereinkam. Er pflegte die Gräber und hielt die Todtenkronen auf den Kreuzen in Ehren und flickte ſie wieder, wenn der Wind ſie zerriſſen und vermahnte die Leute nur, ſie möchten zuſchauen, daß ſie doch drüben in der Ewigkeit eine beſſere Krone kriegen möchten, als eine von Papier auf's Grab. Alle hatten ihn lieb im Dorfe; die Kinder ſetzten ſich oft zu ihm auf den Kirchhof, denn er konnte ſo ſchön erzählen von all' den Todten da draußen, von ihren eigenen Großeltern und Urgroßeltern, die dort ſchliefen. Und wenn im Orte Eins geſchieden war, ſo kam er am Abend, wenn das Getümmel des Volks, und die Pfeifer und Klageweiber ſich verlaufen hatten, in's Trauerhaus, und

ſprach noch ein Wort des Troſtes mit den Leuten. So kam's, daß er auch an dieſem Abend in's Wittwenhäuslein eingekehrt war und ſtille nun wieder in ſein Hirtenhäuslein ging. —

Der Wittwe kam aber kein Schlaf in die Augen; der Tag mit all' dem, was er genommen und gebracht, die Erdſchollen, die auf den Sarg des Tannenbauern ſo dumpf gefallen waren, die Worte des Todtengräbers, die ſo freundlich in's Herz wie ein Thau geregnet — das Alles ging ihr nah und miſchte ſich in den Schlaf und weckte ſie wieder auf. Vor Allem dachte ſie an das Wort: „Denkt an dem Bäcker-Andres ſein Mariele, das wird morgen an den Wenigſtnehmenden verſteigert.“ Das ließ ſie nicht ſchlafen. Ihr Bub lag ſo warm gebettet, trotzdem er keinen Vater hatte, und das Mariele ſollte unter wildfremde Leute hinunter! Sie war gerade ſo alt

wie ihr Friedrich und ſaß auf Einer Schulbank mit ihm, mit ihren langen blonden Zöpfen und ihren hellen blauen Augen. Und in der Tannenbäuerin zupfte es und rupfte es hin und her: „Du ſollteſt das Kind nehmen — Gott wird dir's wohl lohnen. Zwei ziehen ſich leichter als Einer, und das Mägdlein bleibt bei dir, wenn du einmal alt biſt, während der Bub am Ende fort muß.“ So dachte die Tannenbäuerin und kam ſo ganz allmälig dran, daß ihr der alte Adam addiren und multipliciren und vorrechnen half, daß ſie nicht zu kurz dabei komme, wenn ſie das Kind nehme. Denn daß ſie's um Gottes willen nehmen ſollte, das war ihr noch nicht dabei eingefallen. Mit dem feſten Vorſatz, das Kind zu ſteigern, ſchlief ſie endlich ein, als der Wächter ſchon um die vierte Stunde ſang:

Vierfach iſt das Ackerfeld —
Menſch, wie iſt dein Herz beſtellt?

Der Bub, der Friedrich, war früh ſchon aufgewacht und ſchaute der Mutter in die verweinten Augen und weckte ſie nicht. Er war wirklich das Bild ſeines Vaters, auch im Innern. Still für ſich hin und doch kein Träumer dabei, war er doch am liebſten allein oder mit dem Nachbarskind, dem Bäckermariele durch die Flur gegangen und hatte dort aus Kornblumen und Mohn die Kränze gewunden oder Binſenkörblein am Bach geflochten. In der Schule gab er die beſten Antworten und war des Schulmeiſters ganzer Stolz, der nichts lieber aus ihm gemacht hätte als was er ſelber war, nämlich einen Schulmeiſter. Mußte er ein oder das anderemal heraus und nach der Schulmeiſterin ſehen die auf ein langes Krankenlager gefeſſelt war, ſo übergab er das Schulſcepter dem Fritz, der es auch zu führen wußte, ſo jung er war. Dem Nachbarkinde half er an ſeinen Rechnungen, und ſie überhörten ſich beide den Katechismus in Frag' und Antwort, ob er auch niet- und nagelfeſt ſitze. Als dem Mariele ſeine beiden Eltern kurz nach einander geſtorben waren, da ſang er bei ihren Leichen ſo hell mit, als wollte er dem Kinde den Troſt in's Herz ſingen, und führte ſie

an der Hand vom Kirchhof weg in ihr Haus. Das Mädchen ahnte nicht, daß ihrer Eltern Haus überschuldet war und der Kummer und Gram vornemlich sie unter

den Boden gebracht hatte, und daß sie jetzt heraus müsse. Da ließ sie der Ortsschulze kommen an dem Tag, an welchem der Tannenbauer beerdigt werden sollte, und sagte ihr mit ungeschminkten Worten, daß sie jetzt heraus müsse und unter fremde Leute gehen. Sie solle ihre Kleider und was sie sonst noch habe, in ein Bündel packen und morgen vor den Gemeinde-Rath kommen. Das Mägdlein wußte nicht wie ihr geschah, die ganze Welt, meinte sie, stürze über ihr zusammen, und sie rannte fort aus dem Hause des Schulzen auf den Kirchhof zu ihrer Eltern Grab. Dort war gerade der Todtengräber dran, das Grab für den Tannenbauer aufzuwerfen, als er das verstörte Kind auf dem Grab sitzen sah. Er ging

auf sie zu und setzte sich neben sie und faßte ihre Hände, und ließ das Kind einmal seinen Jammer erzählen.

„Kind," sagte er dann mit weicher Stimme, „mußt nicht verzagen! Wie manch' armes Kind in dieser Welt ist doch auf einen grünen Zweig gekommen, weil ihm Gott hinauf geholfen hat. Denk dran', was im Psalm steht: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf." Bet' Du nur, daß morgen, wenn Du vor den gemeinen Rath kommst, unser Herrgott sein Wort mit drein spreche und Dir ein Herz und Haus öffne, das Dich mit Liebe aufnimmt. Deine Eltern haben Unglück gehabt, aber deswegen bleibt doch der Segen auf Dir, denn 's waren doch treue Leute, die vor Gott wandelten." — So und noch anders sprach der Todtengräber mit ihr und schaufelte dann weiter an dem Grab des Tannenbauern. — Tann war das Kind aufgestanden und dem Elternhause zugegangen. Dort suchte sie ihre Sachen zusammen, ihr Sonntagskleid, die alte Bibel mit den sieben Silberspangen und das Gebetbuch ihrer Eltern, ein kleines, goldnes Kreuz, das ihre selige Mutter noch um den Hals getragen, ihre Schulbücher und was ihr sonst noch gehörte, und als sie mit der Arbeit fertig war, ging sie hinaus an den Haag, der das Gütlein des Tannenbauers von ihrer Eltern Garten trennte. Dort kamen die Verwandten an und es war viel Unruhe drüben, und das Erstläuten war schon erklungen zur Leiche des Tannenbauern. Da fiel es ihr auf's Herz, daß sie ja auch mit müsse mit den Schulkindern, den Tannenbauer in's Grab zu singen, und schnell war sie wieder im Hause und zog ihr schwarzes Sonntagskleid an und das Kreuz der Mutter und nahm einen Rosmarinzweig in die Hand und stellte sich zu den Schulkindern. Da sah sie ihren Gespielen hinter dem Sarg drein gehen mit seiner Mutter, und es that ihr so herzlich leid und sie sang so hell als der Fritz bei ihrer Eltern Leiche gesungen hatte. Draußen aber nach der Predigt zog sie den Fritz an die Seite und sagte ihm: „Fritz, weine nicht, Du hast doch noch eine Mutter und ein Häuslein, aber morgen muß ich fort unter fremde Leute."

„Aber Du sollst nicht unter fremde Leute," sagte der Bube und sein Auge flammte, „Du darfst nicht fort."

„Aber morgen soll ich doch zu dem gemeinen Rath kommen," hat der Schulz gesagt, „und da soll mich Einer kaufen."

Damit sprang das Mägdlein fort und zog wieder ihr Sonntagskleid aus. Dem Friedrich aber ging's im Kopf herum und er hätte schier über dem neuen Leid seinen Vater vergessen. Aber das Eine stand ihm fest: Die Mutter muß das Mariele kaufen, koste sie was sie wolle, und in seinem Herzen klang das Gebet „Ach, lieber Gott, mache doch, daß die Mutter das Mariele kauft." Damit war er über seinem doppelten Schmerz eingeschlafen. Jetzt aber, wo er aufgewacht war, da stand auch der Gedanke mit ihm auf „wie willst Du's nur hinbringen, es der Mutter zu sagen?"

Endlich erwachte die Mutter und sah ihren Buben im Himmelbett neben ihr sitzen, und sie tief anschauen.

„Was denkst Du denn, Friedrich, schon am frühen Morgen?"

„Ach, Mutter, ich hab' — ich hab' — an den Vater gedacht und an das Mariele, daß die heute fort muß. Gelt, Mutter, sie soll nicht fort?"

Da wachte bei der Tannenbäuerin wieder der alte Entschluß auf, den sie gefaßt, und sie sagte:

„Nein, sie soll nicht unter fremde Leute, das hab' ich mir heute Nacht schon vorgenommen. Ich geh' hin und werd' sie heut steigern. Du darfst aber dem Mariele nichts davon sagen."

Das war nun freilich ein schweres Stück für den Buben. Am Liebsten wäre er hinübergesprungen und hätte sie an der Hand genommen und gesagt, Mariele, Du bleibst bei uns, die Mutter nimmt Dich. So saß er nur durch's Fenster, wie das Kind, sein Bündel in der Hand, herauskam und sich noch einmal das Haus und den Garten mit sammt allen Blumen anschaute. Die hellen Thränen liefen ihr wohl die Backen hinunter, aber des Todtengräbers Wort hatte sie in der Nacht nicht schlafen lassen, daß doch unser Herrgott mit im Rathe sitzen solle beim gemeinen Rath, wiewohl sie sich's nicht zusammenreimen

konnte, wie der liebe Gott zum gemeinen Rath kommen ſollte und mit drunter ſitzen oder gar mit ſteigern.

Dann ging das Mägdlein noch hinüber zur Tannenbäuerin und zu ihrem Geſpielen und wollte Abſchied nehmen und hatte ſich's auch fein überlegt, was ſie ſagen wollte. Aber als ſie's herausbringen ſollte, blieben ihr alle Worte im Halſe ſtecken und ſie mußte die Schürze zur Hülfe nehmen und unter ihr weinen. „Sei ruhig, Mariele, 's wird nicht ſo ſchlecht werden als Du's denkſt," ſagte die Tannenbäuerin. „Geh' Du nur zum gemeinen Rath hin. Es wird ſich ſchon Alles finden."

Am großen hölzernen Tiſch im alten Rathszimmer, das im oberen Stock lag, und zu welchem eine alte hölzerne Treppe von Außen hinaufführte, die mit Schindeln gedeckt war, ſaßen um den Tiſch der Schulz und die Rathsverwandten. Der Rathsſchreiber hatte ein großes Tintenfaß und einen Stoß Papier vor ſich und ſpitzte ſich die Federn zurecht, um das Protokoll aufzunehmen. Allerhand Leute ſaßen ſchon um die Ofenbank herum, die bei dem Termin ſein wollten, um das Mariele zu kaufen. Die Geſichter der Rathsherrn thaten ſich aber auf, als der Todtengräber auch herein kam und die „Herren" ehrerbietig grüßte und zu den Leuten auf der Ofenbank ging; noch mehr aber, als die Tannenbäuerin hereinkam mit ihrem Fritz an der Hand, im Trauerkleid, und ſich auch hinſtellte zu dem Todtengräber. Dann kam der Ortsdiener und brachte das Kind mit ihrem Bündel in der Hand. Es ſah auf die Herren hin, und es war wie wenn ſie noch was ſuchte und auf etwas wartete, das nicht kommen wollte. Aber das Herz wurde ihr ſchon leichter, als ſie den Todtengräber und dann gar die Tannenbäuerin ſah, und dachte: jetzt kann mir nichts mehr paſſiren.

Der Rathsſchreiber las ein Schreiben vor, wornach dem Bäcker-Andres ſein Haus ſollte verkauft werden und die Hypotheken, ſo drauf ſtanden, abgetragen werden. Der Hauptgläubiger war aber der Rathsſchreiber ſelber, der mit hohem Zins dem Bäcker-Andres ſeine Frucht

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL.(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09437/034

verkauft und die Summe hatte eintragen lassen auf das Haus. Darnach kam das Kind an die Reihe: Die Tochter Marie soll an den Wenigstnehmenden abgegeben werden, der sie bis zur Confirmation in die Schule schicken und frei erhalten soll.

Wer thut ein Angebot? rief der Schultz. Das Mädel ist sauber und kann schon arbeiten.

„Ich," sagte eine Frau aus der hintersten Ecke. Es war ein altes häßliches Weib mit nur Einem Auge im Kopf, und darum die „scheele Grethe" genannt; das andere war ihr einmal ausgeschlagen worden im Kampf mit einer anderen Frau. „Ich bin noch verwandt mit dem Ding," sagte sie. „Ihre Großmutter war meine Pathe. Wenn Ihr mir zwölf Thaler gebt, so will ich das Ding füttern."

„Nein, mir gehört sie," rief ein Mann mit verwittertem, verschlagenem Gesicht. Es war der Gänshirt des Dorfes. „Du faule Grethe willst wohl zu Deinem Einen Aug' noch zwei gesunde Hände haben, die Dir das Geld zusammenbetteln sollen. Da wird nichts draus. Mir gehört sie, denn ihr Großvater und mein Großvater waren leiblich Nachgeschwisterkind. Ich nehme sie für zehn Thaler."

Der Rathsschreiber sah den Gänshirt mit einem niederträchtigen Lächeln an, als wollte er ihm sagen: „Alter Spitzbub, gelt, Du willst das Mädel zum Gänstreiben haben, damit Du Dich auf die faule Haut legen kannst!"

Da traten noch Zwei hervor aus dem Hintergrund, die auch um kein Haar besser waren als die zwei ersten Bieter, das war der krumme Franz, der Löffelmacher, der aus gestohlenem Holz seine Löffel schnitzte, und sein Weib, die eine Lumpensammlerin war. „Zu uns muß sie, denn sie ist meines Vetters Kind, und der Bäcker hat mir manchmal gesagt: Vetter, wenn ich todt bin, dann nehmt Ihr das Mariele und lehrt sie Löffel schnitzen."

„Das hat der Vater nie gesagt," rief das Kind entsetzt hinein in die Versammlung.

„Schweig still!" gebot der Schultz, „Du hast hier nichts zu reden als wenn man Dich fragt."

„Nun, Todtengräber," sagte der Rathsschreiber, „was schafft Ihr hier? Ihr wollt doch das Mädel nicht nehmen?"

„Mit Vergunst, Herr Rathsschreiber, der Bäcker war mein Freund, und ehe das Kind an Die kommt, die drauf geboten haben, will ich sie zu mir nehmen. Ich nehm' sie um Gottes Willen, und der gemeine Rath braucht nichts zu zahlen. So viel hat der Todtengräber noch, daß das Kind mit ihm aus der Schüssel essen kann."

Der Friedrich zupfte die Mutter am Rocke und sagte ihr leise: Mutter, biete doch jetzt auch!

Da trat die Tannenbäuerin vor den Tisch und sagte: „Mein Mann ist begraben worden gestern, wie dem gemeinen Rath bekannt ist. Aber das weiß ich, wenn der Tannenbauer noch lebte, er hätte das Mariele zu sich genommen. S' ist unser Nachbarskind und die Nachbarn sind die Nächsten. Ich will nichts haben, der gemeine Rath soll sie mir nur geben, ich werd' sie aufziehen wie mein eigenes Kind." —

Als das Mariele das hörte, sprang sie Angesichts des gestrengen, gemeinen Raths hinüber zu der Tannenbäuerin und hielt sich an ihrem Rocke fest, als wäre der Rock eine Bastion an einer Festung, und nicht aus Kattun.

„So weit sind wir noch nicht," sagte der Rathsschreiber, „das muß Alles seine gehörige Ordnung haben und protokollirt sein. Was wollt Ihr Euch die Last aufladen, Tannenbäuerin? Ihr habt jetzt erst Euren Mann verloren und wollt noch als Wittwe einen Mund mehr füttern? Ihr werdet schon Noth haben, Euren Buben zu erziehen, daß der kein Taugenichts wird."

„Dafür laßt mich und unsern Herrgott sorgen," sagte die Tannenbäuerin. „Wenn der Todtengräber noch so viel hat, daß das Mariele mit ihm aus der Schüssel essen kann, so hat die Tannenbäuerin mehr als genug."

„Thut nicht so dick, Tannenbäuerin," sagte der Schultz, „es können auch schlechte Zeiten kommen, und es könnte Euch reuen. Laßt's die armen Leute verdienen, das Stück Geld, das für das Mariele ausgeworfen wird. Die ist und bleibt doch ein Bettelkind."

„Nein, sie ist kein Bettelkind," sagte der Friedrich

mit vor Zorn bebender Stimme, „das ist nicht wahr. Gelt, Todtengräber, sie ist kein Bettelkind?“

„Sie ist ein armes Kind, aber darum noch kein

Bettelkind, und es steht dem gemeinen Rath nicht schön an, wenn er ehrlicher Leute Kind, weil sie unterm Boden liegen, Bettelkinder nennt, weil sie nichts haben."

„Euch hat man nicht gefragt, Todtengräber, und Dich auch nicht, Du Bub. Du bist noch naß hinter den Ohren und willst den gemeinen Rath meistern? Der Schulmeister soll Dir die Hosen dafür spannen morgen."

„Das wird er wohl bleiben lassen; dazu ist der Schulmeister ein viel zu gerechter Mann und ohnedem ist der Bub der allerfleißigste in der Schule," sagte ruhig der Todtengräber.

„Ein Duckmäuser ist er," sagte Einer aus dem gemeinen Rath, der einen höchst unsauberen Vogel zum Herrn Sohn hatte, und den der Friedrich, wenn er das Schulscepter hielt, mehrmals an die Tafel hatte schreiben müssen.

„Laßt den Buben mit Frieden, mit Vergunst zu reden," sagte der Todtengräber. „Hat der Bub ein unrechtes Wort gesagt, so rechnet's ihm nicht auf. Eine gute Meinung war doch dabei."

Die Leute auf der Ofenbank hatten sich derweilen auch an den Tisch hergedrängt, und dem gemeinen Rath immer zugenickt. Nur gönnte Keiner dem Andern das Kind, sonst wäre es noch übler gegangen.

„Ich werd' halt an die gnädige Herrschaft berichten wegen dem Fall und dem Angebot, und dann wird sich's ja ausweisen, wer hier Recht kriegt," schloß der Schultz mit wichtiger Miene. „Todtengräber, Ihr könnt das Mädel einstweilen ins Hirtenhaus nehmen bis zur ausgetragenen Sach'. Derweil kriegt Ihr einen halben Gulden die Woche."

Damit schloß die Verhandlung. Die Wittwe hatte gesehen, was eine Wittwe, und das Mariele, was ein Waisenkind, und der Friedrich, was der gemeine Rath werth ist. Dem Todtengräber waren aber alle Drei nicht unbekannt und nahm's ihn nicht Wunder. Recht hatte er aber doch gehabt, daß noch Einer mit im Rathe gesessen und Wunder hatte es ihn genommen, daß bei der Tannenbäuerin das Wort in der Nacht auf einen so guten Boden gefallen war.

2.

Auf einer Anhöhe des kleinen Gebirgszugs, an dem das Dorf lag, erhob sich ein altes Bauwerk mit Thürmen und Schießscharten, das „Herrenschloß" genannt. Drin wohnte der alte Baron mit seiner Frau. Schloß und Ort gehörte seit undenklichen Zeiten der Familie. Der Wind sauste um die hohen Thürme und durch den großen schönen Park und fand manchen schadhaften Hohlziegel, unter den er greifen konnte, und manch' alten morschen Baum, dem er den Garaus machte. Denn der Baron war alt und kam aus seiner Erkerstube nicht mehr heraus, dieweil ihn das Zipperlein plagte, und seine Frau hatte drüben auch ihr apartes Losament, wo sie mit ihren Dirnen wohnte, die ihr die Tränklein und warmen Tücher bereiteten; denn sie litt seit langer Zeit an Engbrüstigkeit und Athemsnoth. So kam keines mehr hinunter in den weiland schönen Park; Frühling und Sommer ließen umsonst ihre Blumen sprießen, und die alten steinernen Wassergötter im Bassin waren mit grünem Schlamm überzogen und die Frösche krochen ihnen ungenirt auf die Nase. Es dachte den Göttern nicht mehr, daß sie je einmal im lustigen Spiel Wasser gespieen. Der Epheu hatte sich herauf um das Schloß gesponnen und manches Fenster mit seinen grünen Blättern dicht vernagelt. In dem ganzen Herrenschloß war's so still, als ob Dornröschen drin schliefe. — Ach, 's war einst anders im Schlosse gewesen. Da tummelten sich unten die jungen Barone im Park im muntern Spiel; bald kamen zur Jagd die Nachbarn und am Abend glänzten die hellerleuchteten Fenster in das Dorf hinunter und viele Hände rührten sich in der großen Küche und manch' armes Dorfmägdlein stand vor dem Schlosse mit seinem Topf und wartete bis ihr eine Verwandte aus der Küche einen Brocken von der Tafel zukommen ließ. Aber jetzt war's stille. Die Söhne des Barons waren unter dem Herzog von Braunschweig hinüber nach Frankreich gezogen und ihrer zwei dort gefallen, der Letzte ward tödtlich verwundet und starb in den Armen der Eltern auf dem Schlosse, der letzte Sprößling des Hauses. Keiner der Söhne war verheirathet ge-

weſen und ſo blieben die Alten vereinſamt zurück. Nur ein weibloſer Neffe diente im Heere, der einſt der Erbe des Herrenſchloſſes werden ſollte. Der aber kam nur ſelten einmal zum Beſuch hinauf ins Schloß. —

Wer aber nun gedacht, die beiden Alten wären in ihrem Schloſſe vor Gram vergangen und hätten nichts mehr wiſſen wollen von der Welt, wie leider heute zu Tage ſo Viele, die ſich in ihrem Leid zurückziehen, wie die Blumen, die der Reif getroffen — der irrt ſehr. Sie wußten, daß ſie ihre Kinder dem Könige gegeben hatten, und noch mehr, daß ſie ruhten im Arm des größten Königs im Himmel. Wohl blutete das Herz, und iſt auch keinem verwehrt, es bluten zu laſſen, aber in alledem hielten ſie ſich wie Hiob, der Knecht Gottes, der über den Gräbern ſeiner Kinder ſprach: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt"! Und das iſt auch das Seligſte und Beſte. Denn durch alle Klagen wird kein Menſch wieder lebendig und der Gram frißt derweil darin das Herz ab und macht es welk und ſtumpf. Der alte Baron hatte zwar ganz genug mit ſeinem Zipperlein zu thun, das ſorgfältig gepflegt ſein wollte, wenn es nicht gar ſchlimm beißen und ſtechen ſollte und mußte der alte Herr auf ſehr ſchmale Waſſerſüpplein und mageres Fleiſch geſetzt werden, damit das Zipperlein ſagte: „Hier halt ich's nicht mehr aus, ich will mich denn davon machen und zu einem beſſern Herrn gehen, der mich nicht auf die Hungerkur ſetzt". Aber trotzdem hatte der Baron ein offenes Ohr und eine offene Hand für alles Elend, das in den damaligen böſen Zeiten auch im Dorfe nicht rar war. In ſeinem Rollſtuhl ſitzend, Sommer und Winter am geheizten Kamine ſich aufhaltend, dieweil das Schloß mit ſeinen dicken Mauern kaum die liebe Sonne herein ließ, hörte er die Bauern an, die zu gewiſſer Zeit Zutritt hatten. Bald half er da bald dort, ließ den Zehnten nach, wo ein Unglücksfall in eine Familie eingetreten und gab auch ſelbſt aus ſeinem Beutel reichlich. Seine Frau war die Güte und gute Stunde ſelbſt, und wenn die Beiden auf ihren Rollſtühlen zum Mittageſſen zuſammen an den Tiſch gefahren wurden, da reichten ſie ſich immer

vor dem Essen die Hand und freuten sich einander noch zu haben und der Baron sah die alte Gattin treuherzig an und sagte jedesmal „Getraute Treue ist doch die beste". Hatten sie doch schon 46 Jahre mit einander Freud und Leid getheilt und in so viel Jahren bindet sich das Herz zum Herzen hin und man weiß, was man an einander hat. — Der gemeinsame Freund der Alten war aber — der Todtengräber. Er war gleichen Alters mit dem Baron und hatte als Knabe im Schlosse gedient noch unter dem alten seligen Herrn, und war der Spielgenosse des jungen Barons gewesen. Aber es ist eben merkwürdig: im Alter kommt man Liebsten auf die Jugend zurück, und wie man da in seinem alten Kopf sich noch an Alles so lebendig erinnert, als wäre es heut gewesen, so zieht's Einen zu Denen, die am Morgen mit uns gepilgert, wo das Herz nicht lang gefragt hat: „Bist du Baron oder Gänsebub", sondern wo man miteinander gelaufen, weil man sich lieb hatte. So zog's auch den Baron zu dem alten Todtengräber in treuer Freundschaft. Sie hatten Beide so Vieles gehen und kommen sehen und wußten recht gut, daß die Welt, trotzdem daß sie rund ist, recht viele Ecken und Kanten hat, und eigentlich recht bucklig ist und war den Beiden ein Labsal, wenn sie sich darüber des Weiteren das Herz ausschütten konnten. Der Todtengräber aber wußte seinerseits ganz gut, daß er kein Baron war, sondern ein Todtengräber, und hielt sich nah und fern zugleich, wie's eben recht ist. Er kannte den Tod, den großen Gleichmacher, aus näherem Umgang, der keinen Unterschied macht zwischen den Menschenkindern, aber wußte recht gut, daß im Leben die Menschen nicht über Einen Leisten geschlagen sind und hielt's mit jenem Bürgermeister, der als gute Weisheit anno 48, wo sie Alles gleich machen wollten, sagte: „Wenn sie Alle gleich wären, so gäb's keinen Unterschied", womit der Mann gewiß eine große Wahrheit gesagt hat. Der Todtengräber sprach als ein freier Mann, der Niemand zu fürchten brauchte und Jedem seine Ehre gab und das that dem alten Baron wohl. Zudem wußte er von dem Kräutlein, das gegen den Tod gewachsen, so schön und sinnig zu reden, und den alten Herrn mit

seinem Zipperlein ſo chriſtlich zu tröſten, daß es der Baron nie lange aushielt, ſondern zu dem Bedienten ſagte, wenn der Todtengräber allzu lange ausblieb: „holt mir den alten Chriſtoph“. Dann zog der ſein Sonntagswamms an und ſetzte den Dreimaſter auf und kam hinauf in's Schloß. Und die Zwei redeten von der alten Zeit und von der neuen, und der Todtengräber wußte ſo Manches zu erzählen, wie's im Dorfe herging; und wenn er für Eines etwas Beſonderes auf dem Herzen hatte, dann ſtieg er des Abends hinauf in's Herrenſchloß bei Licht und Dunkel und trug dem Baron das Anliegen vor. Da fehlte es nie, daß der Baron nicht ſein Ja dazu geſagt, denn er wußte genau, daß ihm der alte Chriſtoph nichts vorflunkerte, ſondern alles pure und lautere Wahrheit war.

So machte ſich denn auch der Todtengräber am Abend des Tages auf, zog ſich an und ſtieg zum Herrenhauſe hinauf.

Er kam gerade recht; denn der Baron hatte ſeit heute einen böſen Tag, dieweil ihn nicht blos ſein Zipperlein plagte, ſondern auch noch allerhand Aengſte und Nöthen ihm zuſetzten. Das Leiden hatte ſich heraufgezogen zum Herzen und zur Bruſt. Drüben im anderen Flügel lag die Baronin hülflos wie ein Kind; und es athmeten am gemeinſamen Mittagstiſch die Zwei um die Wette, wer am meiſten Luft erſchnappen könnte. Aber die Baronin ſchaute hinüber zu ihrem Mann, reichte ihm die Hand und ſagte: „Alter, es geht ſcharf bergauf mit uns zwei und mir will ſchier der Athem ausgehen“. Sie hatte Recht, daß ſie „bergauf“ ſagte, andere Leute heißen es nämlich ſonſt „bergab“, aber ſie wußte beſſer Beſcheid in der Geographie und hatte ihr Herz nicht nach dem Boden, ſondern hinauf gerichtet zum Himmel.

„Ihr ſeid lange weg geblieben, Chriſtoph,“ ſagte der Baron, als der Todtengräber eintrat. „Ich hätte derweil ſterben können.“

„Halten zu Gnaden, Herr Baron,“ entgegnete Der, „aber es gibt halt viel da unten zu thun und die Beine wollen auch nicht mehr wie ehedem. Aber heut hat mich's doch heraufgetrieben zum Herrenſchloß, um ein gut Wort einzulegen für ein armes Waiſenkind. Der Herr Baron

haben doch den Bäcker-Andres gekannt, den braven Mann, der das Brod in's Schloß geliefert hat? Er und ſeine Frau ſind todt, und nun hat geſtern das Kind verſteigert werden ſollen. Die Tannenbäuerin wollt' es umſonſt nehmen, denn die reichen Verwandten haben ſich gar nicht um es gekümmert, und die armen, die da waren, ſind meiſt Spitzbuben. Aber der Schultz muß ſo ſeine Gedanken haben, und hat das Mädel nicht hergegeben. Da hab' ich denn nur bitten wollen, wenn der Schultz kommt, Euer Gnaden wollt ihm ſagen, daß er ſie hergibt an die Tannenbäuerin. Einſtweilen iſt ſie bei mir, aber zu meinem Invalidencorps taugt das luſtige Kind nicht, da vergrämt es ſeine Zeit."

„Soll geſchehen, Chriſtoph! Was mag der Schultz nur haben? Mir gefällt der Mann nachgerade immer weniger und ſein Adjunct daneben auch nicht."

„Wo keine Treu' und Glauben iſt, Herr Baron, da hat das Haus kein Fundament und iſt kein Wunder, wenn's dann wackelt. Sind eben andere Zeiten als zu unſerer Zeit und die Welt iſt verkehrt und was bei uns

ſchwarz war, das heißen ſie weiß, und was ſüß, das heißen ſie ſauer, wie's beim Propheten ſteht."

„Ihr habt recht, Chriſtoph, ich freu' mich, daß das längſte Ende hinter mir liegt und ich nur noch ein kurzes Stücklein vor mir habe. Aber es iſt anderswo nicht beſſer. Der König, der treue Mann, iſt übel berathen, und es ſitzen Leute in Amt und in Würden, von denen kein Hund ein Stück Brod annehmen würde. Wir erlebens vielleicht noch, daß ein großer Wetterſchlag kommt, da müſſen viel Unſchuldige darunter leiden. — Mir liegt's ſo in den Gliedern, gerade wie wenn ein groß Gewitter im Anzug wäre."

So ſprachen die Zwei zuſammen weiter vom Lauf der Zeiten, und den alten Baron hatte das Gewitter in den Gliedern nicht betrogen; wenige Tage darauf kam die Nachricht von der Schlacht bei Jena. Das war ein trüber Abend, als die Zwei zuſammenſaßen über dieſe Nachricht. Der alte Baron ſtützte den grauen Kopf in beide Hände und weinte wie ein Kind, und doch waren's Mannesthränen. „Ach könnt' ich noch einmal mit wie im ſiebenjährigen Krieg und meine Knochen für meinen König und mein Vaterland hergeben!" In den zwei Alten blitzte noch das alte Jugendfeuer und ſie dachten hin und her, was man wohl für den König thun könne. —

Derweilen war das Mariele bei der Tannenbäuerin eingezogen. Der Baron hatte kurzen Proceß gemacht und dem Schultzen ohne Weiteres bedeutet, das Kind der Tannenbäuerin zu geben, trotz der Einwendungen desſelben, daß doch die Tannenbäuerin ſchon Laſt genug habe mit ihrem Buben. Der Schultz hatte aber ſeine Hintergedanken dabei gehabt, — die auch an den Tag kamen zu ihrer Zeit. — Die Drei lebten zuſammen im Wittwenhäuslein, als wenn's alle Tag' Sonntag wäre. Das Mariele konnte ſo ſchöne Lieder ſingen, die ſie von ihrer Mutter gehört, und hatte eine ſo herzergreifende Stimme, daß der Tannenbäuerin über ihrem Geſang weh und wohl zugleich ward. Die fröhlichen Kinder warfen den Sonnenſchein auch in ihr Herz, und immer mehr ſah ſie ein, welch einen Segen ſie ſich mit dem Waiſenkind in's

Haus gerufen. Die Zwei wurden mit einander eingesegnet, arbeiteten Alles gemeinsam und waren wie Bruder und Schwester. Was das Mariele der Tannenbäuerin an den Augen absehen konnte, das that sie. Bei der Dorfschneiderin lernte sie nähen und Kleider machen und es war ihr Stolz, die Tannenbäuerin am Sonntag anzuziehen, ihr Alles festzustecken, wenn's zur Kirche ging. Das Trauerjahr war vergangen, da kam eines Abends der Dorfschultze und sprach bei der Tannenbäuerin vor. „Sie war nicht wenig erstaunt über den Besuch und sagte ihm nur: „Was bringt mir die Ehr', Herr Schultz?" Der Schultz setzte sich und fing nach etlichem Räuspern an: „Tannenbäuerin, ich hab's immer gut mit Ihr gemeint. Der Tannenbauer war ja mein Schulkamerad und Ihr seid's auch und wart immer die Beste im Lesen und Rechnen. Deswegen hab' ich auch nicht wollen, daß Ihr das Bäckerskind aufnehmt, weil's ein Bettelkind ist, damit Ihr Eurem Friedrich was hinterlassen könnt."

„Das braucht Euch keine Sorge zu sein, Schultz, wo Zwei essen, ißt das Dritte mit und sie ist mir so lieb als mein eigen Kind" — entgegnete die Tannenbäuerin.

„Mag sein, aber es ist halt doch für eine Wittwe schwer, so große Kinder ziehen. Euer Friedrich ist schon funfzehn, da läßt sich so Einer nicht mehr von einer Weibsperson biegen; der gehört unter Manneshand." —

„Mein Friedrich hat mir noch keinen bösen Tag gemacht, Herr Schultz, und ich hoff', es bleibt auch so. Und dann ist doch sein Vormund, der Todtengräber, noch da, und der Herr Baron auf dem Schloß hat ihn auch gern."

„Alles recht", sagte der Schultz, „aber die Zwei sind alt. Tannenbäuerin, ihr wißt, daß ich seit drei Jahr Wittwer bin und nur eine Tochter habe, die ist so alt wie Euer Friedrich. Wenn wir uns da zusammenthäten, und Sie die Schultzin würde, und später vielleicht die Kinder einander heirathen thäten — was meint Sie, Tannenbäuerin?"

Die Tannenbäuerin zog jetzt die Schürze herauf und weinte einen Strom Thränen und sagte dann: „Herr Schultz, das geschieht nimmermehr. Meinen Tannenbauer

vergeff' ich nicht mein Lebetage und hab's ihm gelobt, ihm treu zu bleiben auch über's Grab hinaus. Nehm' Er eine Andere, die zu Ihm paßt, aber mich kriegt Er nicht. Ich bleib' bei meinem Kinde und das Kind bei mir." Der Schultz wollte zwar dagegen reden, aber sie sagte es ihm noch einmal und dazu noch ein Wörtlein, daß sie ihn nicht gemocht hätte, schon als er auf der Schulbank gesessen, von wegen seinem bösen Blick. Sie hätte sich immer vor ihm gefürchtet. Das verdroß den Schultzen und er stand auf und ging hinaus voll Zorn. „Wart, Tannenbäuerin, das wird Dich schon reuen," murmelte er zwischen den Zähnen. —

Die Kinder kamen herein und sahen die verweinten Augen der Mutter. „Mutter, hat Dir der Herr Schultz was zu Leid gethan?" rief glühenden Antlitzes der Friedrich. „Ich lauf zum Herrn Baron."

„Bleib' nur da, er hat mir nichts zu Leid gethan." Mehr sagte sie nicht. Die Kinder merkten aber bald, daß er es auf die Marie abgesehen hatte und sie nicht mochte, und hielten nur um so treuer zusammen.

„Mariele, wir bleiben zusammen, die Mutter, Du und ich, uns soll Niemand aus einander reißen als der Tod," sagte Friedrich oft zu ihr.

Und doch sollt' es anders kommen. Vier Jahre waren in's Land gegangen. Es war ums Jahr 1811. Hin und wieder sammelten sich in Preußen treue Leute um den König; in aller Stille machten sich Häuflein zusammen, die ihre eigene Ausrüstung mitbrachten. Blücher hatte in Pommern geworben und trieb es zum Hohn der Franzosen ziemlich offen. Da ging auch dem alten Baron ein Plan im Kopfe herum und ließ ihn Tag und Nacht nicht schlafen. Endlich war er mit sich im Reinen. Er ließ den Todtengräber kommen und besprach sich mit ihm. „Ich kann nicht mehr fort, die Knochen sind zu alt, aber meinem König muß ich helfen. Todtengräber, ich lasse einen Theil des Waldes umschlagen, das muß Geld geben. Davon kriegt der König die Hälfte und mit der andern wollen wir dem König Leute schicken. Wir wollen sie ausrüsten. Todtengräber, sucht in der Stille brave, treue Burschen in der Umgegend, die es

gut mit dem König meinen. Wie denkt Ihr dazu? He?"

„Das ist recht, Herr Baron, und ich ging auch gleich mit, wenn's nicht zu spät wär'; aber ich will Andere suchen. Wir müssen sie schon einzeln wegschicken, daß es kein Aufsehen gibt." —

Der Todtengräber war seit der Zeit öfters auswärts, wenn er keinen Dienst hatte, und ging zu Bauersleuten im Gebirg und rief die Jungen zusammen und redete mit ihnen von der Schmach, die auf dem Vaterlande lag, und sah, ob bei irgend Einem der Funke zündete. Und wo er Einen fand, über den er sonst gut Zeugniß hörte, der ward ins Herrenschloß gerufen, und mit Brief und Siegel versehen, weggebracht zum Heere. — Da hatte der Friedrich einmal, ohne es zu wollen, im Hirtenhause, als er den Krüppeln Suppe brachte, solch ein Gespräch mit angehört, das der Todtengräber mit einem jungen Burschen hatte. In der Nacht hatte er keine Ruhe und früh Morgens schon nach Sonnenaufgang war er heraus zum Todtengräber, denn da wollte der den Burschen fortbringen. Als die Männer heraustraten, kam Friedrich auf den Todtengräber zu und sagte: „Herr Vormund, Ihr habt Leute gesucht für den König und mich habt Ihr nicht gewollt. Ich bin Euch doch lieber als der fremde Bursche, und Ihr sollt keine Schande an mir erleben."

Der Todtengräber schaute den Burschen groß an und sagte: „Aber Bursche, weißt Du nicht, daß Du einer Wittwe Sohn bist und ihre einzige Stütze?"

„Das weiß ich, aber Mutter hat die Marie, und der König braucht Soldaten. Die Mutter läßt mich gewiß gehen, wenn Ihr mit ihr redet."

„Nun, Friedrich, wir wollen sehen. Einstweilen muß der da fort. Denk' noch darüber nach."

Friedrich sah, wie die beiden durchs Gehölz aufwärtsstiegen. Er konnte es nicht erwarten, bis der Todtengräber zurück war. Der kam erst den folgenden Abend. Dann sah man ihn zur Tannenbäuerin gehen. Die zwei sprachen lange zusammen, und die Tannenbäuerin weinte noch mehr als beim Schultzen und doch wurde sie stiller

und als ihr Friedrich, der jetzt 18 Jahre vorbei und hoch aufgeschossen war, hereintrat und mit sehnsüchtigem Blick an ihren Lippen hing, da schaute sie mit Stolz auf ihn hin.

Friedrich und Marie saßen am Abend vor der Thür allein. Da erzählte ihr Friedrich, was sein Sinn wäre. Marie schaute ihn groß an. „Du willst also gehen? Du hast Recht, der König braucht Leute, und die Mutter kann ich versorgen. Du darfst nicht fehlen, wenn die besten Burschen gehen. Da müßtest Du Dich zu todt schämen, wenn Du bei den Weibern geblieben wärst. Nein, Friedrich, es wird mir wahrhaftig sauer, es zu sagen; denn ich weiß nicht, wie ich's fertig kriegen soll, ohne daß Du da bist, aber geh' in Gottes Namen und bleib' mir gut. Ich werd's der Mutter sagen, daß sie Dich ziehen lassen soll." —

Es gingen noch Tage und Wochen hin, bis die Tannenbäuerin sich drein gefunden hatte. Aber es ward ihr klar, als sie sah, daß ihr Friedrich so blaß daher kam, daß sie ihn nicht halten dürfte. An einem Abend gab sie ihm den Segen, packte seine besten Sachen zusammen und ging mit ihm zum Baron in's Herrenschloß. Der nahm die beiden Hände der Tannenbäuerin und sagte: „Gott lohn's Euch, Tannenbäuerin, und segne Euern Jungen!" Aber früh Morgens ging der Bursche mit Marie auf's Grab des Tannenbauern. Dort nahm er ihre Hand und sagte zu Marie: „Wir wollen uns über dem Grab die Hand reichen, einander ewig treu zu sein, Du bleibst mir und ich Dir treu in Ewigkeit"! Marie schlang den Arm um ihn und zum ersten Male küßte er sie. Dann standen sie auf und mit der Mutter und dem Todtengräber ging's das Gehölz entlang hinaus zum Heer.

3.

So stand denn der Friedrich oben am Scheitel des Waldes, wo's hinunter ging nach der Kreisstadt und sah noch lange seiner Mutter und der Marie nach. Es gibt so ein Nachsehen, das ist anders als sonst eines. Wenn

draußen am Meere ein Schiff die Anker lichtet und die Zurückbleibenden am Ufer ſtehen und dem Schiffe nachſehen, wie es allmälig ſich verliert in Luft und Waſſer und nur da und dort noch ein Wimpel auftaucht — das iſt ein langer Blick und hat Aehnlichkeit mit dem anderen Blick, wenn man einem müden Pilger nachſieht, der an den weißen Tüchern hinabgelaſſen wird in's letzte, ſtille Kämmerlein. Der Menſch geht dann mit ſolchem Blick nach Hauſe, aber es iſt als ob das ganze Herz durch's Auge hinausgeflogen wär' und drinnen es leer und öde ſei. So war's dem Friedrich auch. Mutter und Marie waren fort, das Letzte, was er noch ſah, das war der ſpitze Thurm ſeines Dorfkirchleins. Dann aber ſchritt er zu und nahm das Herz in ſeine beiden Hände und ſagte:

„Es muß geſchieden ſein, und will's Gott, komm ich wieder.“ Der Oberſt des Regiments freute ſich über den ſchönen Burſchen, der wie eine ſchlanke Tanne aus dem Walde ausſah. Mit dem Auserercieren ging's dazumal ſchnell, denn wenn im Kriege Alles nichts half, ſo wurde

eben mit den Kolben gearbeitet. Auf weiten Umwegen mußten die Leute versuchen, zu dem Heere zu stoßen, ohne den Franzosen in die Hände zu fallen, die überall noch ihre Aufpasser hatten. Endlich war er angelangt, und es ging gleich in die Schlacht von Großbeeren und Dennewitz. Aber mitten im Kugelregen dachte der junge Grenadier an seine Mutter und seine Marie und an ihr Gebet und ihre Liebe. Er kam heil aus der Schlacht. Aber schreiben konnte er nicht; denn dazumal gab's noch keine Feldpost, wie heute, wo jeder den Seinen schreiben kann, wie's gegangen. So ging's zur Leipziger Schlacht. Dort streifte ihn ein Schuß an der Stirn, aber er band sich die Wunde mit dem Schnupftuch zu und focht weiter, wie wohl ihm manchmal flau werden wollte. Aber er dachte: aushalten ist besser als krank sein, und der König braucht seine Leute alle. Nach der Schlacht ging's weiter nach Frankreich. Das Regiment zog nur etliche Meilen weit von seinem Heimathort vorüber. Ach, wie gerne wäre er hinübergeflogen und in die Stube getreten und hätte die Seinen gegrüßet! Er hatte sich das Alles so schön ausgemalt, wie ihn Keines gekannt, und er zuletzt gesagt: „Kennt Ihr denn den Friedrich nicht", und das Mütterlein und Marie ihm um den Hals gefallen wären. — Aber es ging in Eilmärschen vorwärts. „Später, Kinder," sagte der Oberst, „könnt Ihr sie Alle sehen, aber jetzt müssen wir dem Wild auf den Fersen bleiben, daß es uns nicht davon läuft." Bald standen sie am Rhein. In der Neujahrsnacht sollte es hinübergehn, dort bei Caub am Rhein. Als Friedrich den Rhein sah und droben die Sterne funkeln in der hellen Sylvesternacht, da ging's ihm doch nahe, und er dachte daran, wie im Dorfe zu Hause an dem Abend Jeder sein Wachslichtlein anzündete und in die Kirche wanderte und dann das alte Jahr zu Grabe gesungen würde, und die Mutter und Marie gewiß seiner gedächten. „Ja, was wird's werden im neuen Jahre und drüben über dem Rhein im fremden Land?" Eins war ihm so dunkel als das Andere. Seine Kameraden weckten ihn aus dem Träumen und die Glocken riefen ihn vollends wach. „In Gottes Namen vorwärts," com-

mandirte der Hauptmann und still ging's hinüber über den Rhein. Endlich waren die Heerſäulen bei einander, die ſich dem Feinde nach bewegten. Aber es gab noch manchen harten Strauß und der verwundete Löwe, der Napoleon, ſchlug noch mit den Tatzen gewaltig um ſich, ehe er ſich zufrieden gab und abdankte. Unter mühſeligen Märſchen drang das Heer vor. Es war eine dunkele, regneriſche Nacht, in der der Friedrich draußen auf Vorpoſten nahe am Walde ſtand. Auf Vorpoſten kommen dem Menſchen allerhand Gedanken, wenn er ſo allein da draußen ſteht auf fremder Erde und nicht weiß, ob irgend woher ein Schuß aufblitzt und namentlich wenn's Nacht iſt und ihr Grauen noch tiefer Einem in die Glieder ſchlägt. Friedrich lehnte ſich auf ſeine Muskete und die Gedanken flogen über den Rhein und vorwärts in den kommenden Tag. Als er eben ſo im beſten Nachdenken war, ſah er eine Geſtalt an ſich vorbei huſchen. „Halt, wer da!" rief er ſie an, aber die Geſtalt antwortete nicht, ſondern ſprang weiter. Schnell war er hinter her und feuerte über den Kopf weg ſein Gewehr ab. Da ſtand die Geſtalt ſtille und zog ein Piſtol hervor und feuerte es auf den Friedrich ab. Der fühlte einen brennenden Schmerz im linken Arme, aber ebenſo ſchnell hatte er den Kolben gehoben und dem Flüchtigen über den Rücken gehauen, daß dem alles Laufen verging. „Halt, Spitzbube!" rief er auf gut deutſch dem am Boden Liegenden zu. Es ſchien ein Bauer aus der Umgegend zu ſein, wenigſtens trug er die Kleider der Landleute. Dem Friedrich ward's klar, daß er einen Spion vor ſich hatte, der ſich jetzt in gebrochenem Deutſch an ihn wandte.

„Laß, bon camerad, ick will geben douceur!"

„Was, Geld willſt Du mir geben, daß ich Dich fortlaſſe! Nix da! Nicht gemuckſt, ſonſt geht's an's Leben," rief Friedrich.

Der Bauer wollte ſich aufrichten, aber Friedrich drückte ihn mit dem Kolben wieder zurecht und lud wieder ſein Gewehr, wiewohl er den linken Arm kaum heben konnte.

„Voilà das Geld, viel Geld, bon camerad, alles

Gold, nehm' Sie." Damit zog der Mann einen seidenen Beutel heraus, der mit Goldvögeln gespickt war.

„Aha, Deine Goldvögel und Dein Diebslohn, her damit, aber los kommst Du doch nicht." — Damit faßte Friedrich nach dem Gelde und suchte ihm die Hände zu binden. Aber der Franzose wandte sich wie ein Aal und suchte weiter und auf die Beine zu kommen; noch einmal zog er die Pistole und feuerte auf Friedrich; diesmal traf er ihn in den rechten Fuß unterhalb des Knies. Das ging dem Friedrich, der einen Augenblick in's Knie sank, doch über den Spaß und er hieb ihm mit dem Kolben über den Kopf, daß er mausestille ward und feuerte gleich darauf zwei Schüsse ab, um möglicherweise damit seine Kameraden herzulocken. Die waren auch bereits schon unterwegs, hatten aber bei dem Nebel und Regen ihren Friedrich nicht finden können. Endlich rückten sie an und fanden ihn halb ohnmächtig von Blutverlust auf der Erde sitzend.

„Mensch, was ist denn los?" fragte der Hauptmann.

Friedrich suchte sich zu erheben, aber er konnte nicht und deutete nur auf den dunklen Punkt, der neben ihm lag.

„Da, der hier, der Spion und Spitzbube ist schuld daran, macht den einmal sicher. Herr Hauptmann, erst hat er auf mich geschossen und darnach diesen Geldbeutel mir angeboten, wenn ich ihn loslasse. Aber ich habe gesagt: Nix da, abgeliefert wird er, und da hat der Kerl noch einmal mir in die Wade geschossen. Jetzt kann ich nicht mehr Vorposten stehen, denn das Blut läuft oben und unten. Hier habt Ihr das Geld."

„Das war brav von Dir, Grenadier," sagte leise der Hauptmann. „Wir wollen einmal den saubern Vogel besehen."

Der Spion lag noch in tiefer Ohnmacht. Als sie die blaue Blouse öffneten, fanden sie die Uniform eines höhern Offiziers; in seiner Brusttasche ein dickes Buch mit Briefen und allerhand Schreiberei und in den Taschen noch allerhand Goldvögel.

„Den wollen wir auch mitnehmen," befahl der Hauptmann, und die Grenadiere packten den Spion, der

kein Lebenszeichen gab, aber immer noch athmete, auf, und zwei andere ſtützten den hinkenden Friedrich, und die Ablöſung blieb draußen an ſeiner Stelle. Sie hatten das Dorf erreicht. Der Spion war mittelſt einer ordentlichen Kaltwaſſerbeſpritzung wieder zum Bewußtſein gekommen und wußte nicht, wie ihm geſchehen, daß er ſich plötzlich von preußiſchen Soldaten umringt ſah, die neugierig am Wachtfeuer ihn umſtanden. Den Friedrich aber hatte der Feldſcheer unter den Fingern, der nicht gerade zum Gelindeſten mit ihm umging, als er ihm die Wunden auswuſch. Im Arm ſteckte noch die Kugel, aber ſie war nicht zu finden, am Fuße war die Kugel nur durch's dicke Fleiſch gegangen. Man gab ihm Wein und bald konnte er vor den Oberſten geführt werden zum Rapport. Treuherzig erzählte er, wie Alles gekommen und daß es ſo und gar nicht anders geweſen wäre und zog auch den ſeidenen Geldbeutel heraus, den er immer feſtgehalten hatte, daß ihn der Feldſcheer nicht am Ende auch wegoperirte und legte ihn auf den Tiſch.

Der Oberſt hörte den Bericht aufmerkſam an, mußte ſich aber doch zwiſchendrein ſeinen Schnurrbart drehen, als er den Grenadier ſo friſchweg erzählen hörte. Noch mehr aber ſann er über den Worten und den Lauten.

„Wo biſt Du denn her, mein Sohn, aus welcher Gegend?"

Da nannte Friedrich den Ort und den Kreis und ſetzte wieder hinzu: „So iſt es und nicht anders, Herr Oberſt."

„So, da ſeid Ihr her, da habt Ihr wohl den alten Baron von .... gekannt?"

„Freilich, Herr Oberſt und die Frau Baronin, alle Zwei. Das war ja mein Wohlthäter. Faſt alle Tage bin ich in's Herrenſchloß gekommen und hab im Garten die Blumen für die Frau Baronin gepflegt. So iſt es und nicht anders, Herr Oberſt."

„Kennt Ihr denn auch den alten Chriſtoph, den Todtengräber?"

Da ſchaute der Grenadier auf und ſtarrte den Oberſten an und ſagte:

„Kennen den denn der Herr Oberſt auch, der iſt ja

mein Vormund und mein Freund, der Chriſtoph. Ach, Herr Oberſt" — und es ſtürzten dem Jungen die hellen Thränen aus den Augen und wollte ihm ſchwarz werden

vor den Augen, ſo daß er ſich am Tiſche feſthalten mußte.

Der Oberſt wandte ſich weg, er fühlte wohl, daß er dem Burſchen in's Herz getroffen und rief den Leuten:

„Bringt mir den in ein Bett und laßt ihn ſchlafen! Der Feldſcheer ſoll noch einmal nach ihm ſehen und ſich zuſammennehmen, daß er ihm kein Leids thut, ſonſt geht's hinter den Pflaſterkaſten." Zum Grenadier aber ſagte er mild: „So geh zu Bett, Du haſt Deine Schuldigkeit gethan, ich werde Dich weiter melden. Das Gold iſt Dein, das magſt Du behalten als Pflaſter für Deine Wunden. Ich werde Dir's aufheben."

Dem Friedrich war, als vertraute er ſeinen Ohren und Augen nicht. Das Wundfieber fing aber ſchon bei

ihm an und die Todesmüdigkeit übermannte ihn, er ſprach laut vom alten Baron und dem Chriſtoph im Traume.

Der Oberſt las derweil, was man in der Bruſttaſche des vermeintlichen Bauern gefunden. Es waren wichtige Papiere, denn noch in der Nacht wurden Ordonnanzen in's Hauptquartier geſchickt.

Die Nacht verlief ruhig, aber das ganze Regiment war auf den Beinen. Des Morgens ſuchte der Friedrich aufzuſtehen, aber es wollte nicht gehen. Das Regiment bekam Befehl zum Vorrücken.

Der Oberſt trat zu dem Kranken, gab ihm den Beutel mit Gold und ſagte ihm: „Mein Sohn, ich bin der Neffe des alten Barons, denk' daran, wenn wir uns wieder ſehen, ich werde Deiner nicht vergeſſen und wenn Du heimkommſt vor mir oder wenn ich fallen ſollte, ſo grüße den alten Chriſtoph, wenn er noch lebt, vom Baron Eduard." —

„Aber ich darf doch mit jetzt, Herr Oberſt, ach laſſen Sie mich nicht liegen. Ich bin bald wieder auf."

„Ja, mein Sohn, das wird ſchlecht gehen, Du biſt böſe angeſchoſſen und haſt ja noch die Kugel im Arme."

„Aber nicht im rechten, Herr Oberſt, ach laſſen Sie mich nur mit, Herr Baron Eduard, um des alten Herrn Barons willen." —

Das ſprach der Friedrich ſo treuherzig, daß der Oberſt lachte und endlich ſagte, „nun meinetwegen kannſt Du Dich auf den Pflaſterkaſten ſetzen, ich werde Befehl geben, daß man Dich mitnimmt. Wer weiß, was es heute gibt, Du haſt einen guten Fang gemacht heute Nacht, und ſollſt auch noch ein Pflaſter für Deine Wunden extra haben. Aber nun leb' wohl, auf Wiederſehen in der Heimath!"

Damit reichte der Oberſt dem Burſchen die Hand. Das Regiment brach auf. Bei dem Feldſcheer ſaß Friedrich und obwohl ihm das Fahren weh that, daß er hätte aufſchreien mögen, ſo verbiß er ſich doch den Schmerz. Bald donnerten die Kanonen — es war das blutige Gefecht bei La Rothière, in welchem Blücher ſo kühn den Sieg mit ſeinen Reitern errang. Aber länger als zwei Tage hielt es der Grenadier nicht bei dem Feldſcheer

aus. Er ſchleppte ſich fort mit dem Regimente, ſo gut es ging. Kurz aber vor der Schlacht vor Paris brach die Wunde wieder auf und bewußtlos ward er in einem Dorfe zurückgelaſſen. Glücklicherweiſe blieb ein Lazareth zurück, in welchem ſich noch manche Verwundete befanden, die nicht transportirt werden konnten. Aber der Blutverluſt war zu groß geweſen und ſo ſchwebte er Monate lang zwiſchen Leben und Tod. Paris war eingenommen und der erſte Friede geſchloſſen und noch immer lag er, während ſchon die Kameraden heimkehrten. Nach Hauſe hatte er manchen Brief geſandt, aber keine Antwort erhalten. Das quälte ihn, nun ſeit Jahren ſchon weder von Mutter noch Marie zu wiſſen. Als er transportirt werden konnte, ward er in eine Grenzfeſtung gebracht, wo er ſich auch erholte. Die Kugel in dem linken Arme hatte ſich geſenkt und konnte herausgeſchnitten werden und auch der Fuß war heil, als noch einmal die Kriegstrommel rief gegen den Gefangenen von Elba, der ſich wiederum wie ein Sturmwind aufgemacht. So ging's denn wieder zum Heere unter dem alten Feldmarſchall Blücher und bei Bellealliance war er Einer der Erſten, der mit den Bataillonen hinausbrach aus dem Walde im furchtbaren Ungeſtüm auf den Feind los. Die übermäßige Anſtrengung aber warf den kaum Geheilten noch einmal nieder und nochmals mußte er in's Lazareth nach Bremen wandern. Monate vergingen wieder, der zweite Friede ward geſchloſſen, aber immer noch bleich und am Stock ging der Grenadier auf den Wällen im Frühling des Jahres 1816. Volle fünf Jahre war er fort, das Heimweh wollte ihm ſchier das Herz abdrücken. Dort in Bremen nun ſchrieb er nochmals nach Hauſe. Aber wieder keine Antwort. Das Einzige, was er, aber nur von ferne, von der Heimath geſehen, das war nach der Schlacht von Bellealliance, als der Oberſt, zum General geworden, an ihm vorüberritt. Ach, wie gern hätte er ihn gefragt! In Bremen aber waren mildthätige Hände, und der treuen Pflege und Hülfe gelang's, ihn ſo weit herzuſtellen, daß er, mit Geld reichlich verſehen, ſo daß er den Goldbeutel, den er wie einen Hort wahrte, nicht

anzugreifen brauchte, ſich aufmachen konnte der Heimath zu.

4.

Im Dorfe ſah's anders aus, derweil der Friedrich Abſchied genommen. Kaum war er fort, ſo erneuerte der Schultz ſeinen Antrag an die Tannenbäuerin, die aber wiederholte ihm nur noch einmal, was ſie ihm ſchon mehrmals geſagt hatte, und bat ſich's aus, daß er keine Schuhſohlen mehr auf dem Weg zu ihr zerreiße. Der Schultze ging nach Hauſe und machte wieder ein unbeſchreibliches Geſicht, juſt wie Einer, der gerade an die Station kommt, wenn der Zug eben zum Loche hinaus dampft. Aber diesmal ärgerte er ſich noch mehr, als beim erſten Mal und dachte, er wolle ihr es ſchon einbrocken. Die Tannenbäuerin klagte ihre Noth dem Todtengräber und der wußte ſie wieder zu tröſten, daß ſie nur feſt auf Gott bauen ſollte, dann würde ihr kein Menſch und kein Schultz was anhaben können. Unſers Herrgotts Arm ſei doch noch um eine Elle länger als dem Schultzen ſeiner.

Der Schultz und ſein Adjunkt beriethen ſich, ob ſie nicht etwa die Wittwe in einen Prozeß verwickeln könnten, und flickten ihr allerhand am Zeuge. Aber es gelang ihnen nichts. Da dachten ſie einen andern Plan aus. Vom Friedrich kam ein Brief an, den er der Sicherheit halber an den Schultzen addreſſirt hatte. Darin ſchrieb er, wie's ihm ginge und wie ihn verlangte nach Nachricht. Da dachte der Schultz: halt, den kriegt ſie nicht, ſie wird ſchon mürbe werden, wenn der Friedrich nichts hören läßt. Die Tannenbäuerin ließ ein und das andere Mal fragen, ob denn noch kein Brief gekommen ſei, aber er antwortete der Marie, die die Beſtellung gemacht: „Ja, ſagt nur der Tannenbäuerin, bei dem Friedrich heißt's auch: Aus den Augen aus dem Sinn. Der denkt jetzt im Soldatenrock an was Anderes, als an Euch daheim. Iſt der Vogel einmal ausgeflogen, dann kommt er ſobald nicht wieder."

Der Marie ging das alles wie ein Stich durch's

Herz, aber sie kannte doch diesen Vogel schon an seinen Federn und seinem Pfeifen und sagte ihm nur mit aller Bescheidenheit, aber indem sie ihn fest anschaute:

„Herr Schultz, da seid Ihr falsch berichtet über den Friedrich, und könnt' Eure Worte sparen, der Friedrich ist keiner von dieser Sorte." Damit ging sie zur Thür hinaus.

Droben auf dem Schlosse wollte es Abend werden. Das Unglück, das über Preußen und seinen König hereingebrochen war, das Elend, das der Krieg brachte, die Schmach, mit der sich so Viele bedeckt hatten, das Alles hatte dem Baron, der immer noch von Herzen gesund gewesen, das Herz gebrochen. Dazu blutete der Schmerz über die gefallenen Söhne noch. So war's denn keine Ueberraschung für den Todtengräber, als der Baron ihn bitten ließ, auf's Schloß zu kommen, dieweil's zu Ende ginge. Was die Zwei mit einander verhandelt, hat Niemand weiter erfahren. Wenige Tage darauf aber gaben die Glocken das Scheidezeichen für den Baron. Der Christoph ging hinauf zum Schlosse und that dem Baron die letzten Liebesdienste und brachte ihn in der Familiengruft zur Ruhe. Der alten Baronin aber war's wie der Ruth zu Muthe, die sprach: „Wo Du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden." Wenige Monate darauf, als der Herbst in's Land kam und die Blätter fielen, da wurde sie auch begraben und die Gruft ward geschlossen. Der Schultz und sein Adjunkt hatten sich schon darauf gespitzt, den Nachlaß zu ordnen, aber das Testament der Baronin, der der alte Baron Alles übergeben hatte, lautete anders, und am Begräbnißtage erschien ein fremder Herr aus der Stadt, der nach dem Todtengräber fragte und mit ihm zum Herrenschloß ging. Dort wurde das Testament eröffnet und den Herren vom gemeinen Rath kund und zu wissen gethan, daß der Baron und seine Frau bestimmt hatten nach ihrem Tode:

1. Das Gut soll bis auf Weiteres verwaltet werden vom Justizamte der benachbarten Stadt aus.

2. Der Ertrag aber soll dazu dienen, das Hirtenhaus neu aufzubauen und dasselbe so zu erweitern, daß noch zwölf Insassen aufgenommen werden können.

3. Jedem der heimkehrenden Soldaten, die sich tapfer gehalten, sollen zwei Morgen Landes vom Gut frei geschenkt werden, und wenn sie heirathen soll dem Paare eine Aussteuer werden.

4. Waisenkinder sollen nicht mehr versteigert werden, sondern eine Summe für jedes ausgesetzt und dieselben durch den Pfarrer untergebracht werden.

Dann kamen noch allerhand Vermächtnisse zu Gunsten der Armen und der Kirche. Alle glaubten, nun müsse der Todtengräber noch dran kommen mit einem Capital, aber er kam nicht, und that auch mit keinem Wörtlein dergleichen, als ob ihn das überrasche. Der schaute nur den gemeinen Rath an, als der letzte Satz kam: Bis entweder mein weitloser Neffe oder sonst ein rechtmäßiger Erbe in das Herrenschloß zieht, soll der Christoph mit seinen Krüppeln, Lahmen und Blinden im untern Geschoß wohnen und des Gartens genießen.

So geschehen im October 1812."

Das Alles las das dürre Männlein aus der Provinzialstadt mit näselndem Tone und so ruhig vor, als gelte es einem alten Gaul, den er zu versteigern hätte. Er faltete das Papier zusammen und nahm ein Protokoll auf.

Der gemeine Rath aber wußte nicht, ob er recht gehört oder ob ihm geträumt, daß von ihm gar nichts drin stand. Aber es war Alles wohl überlegt, und der Christoph hatte den alten Herrn gebeten ihm selbst nicht einen Faden groß zu vermachen.

Den folgenden Tag zog Christoph schon hinauf ins Herrenschloß und das Hirtenhaus wurde abgebrochen. Von dem weitlosen Neffen hörte man aber nichts mehr, denn daß er wohl in Frankreich gefallen und seine Wittwe irgendwo lebe, aber man wisse nicht wo. Um so besser aber wußte das dürre Männlein und der Christoph Bescheid, aber beide schnauften kein Wörtlein. Der Schultz hatte zwar allerhand einzuwenden und führte Prozeß gegen die Herrschaft und war dem Christoph spinnefeind. Aber der machte sich nicht viel draus und dachte an den besten Freund im Himmel, der Einen für alle Erdenfeindschaft reichlich tröstet. Unter seinen Krüppeln und bei seinen Todten war es ihm wohl; er bettete die Einen

ſo gut wie die Andern. So war er, der Einſame, wie ein Familienvater, der das eine Häuflein Kinder am Leben und das andere auf dem Kirchhof liegen hat. Da kam eines Tages die Marie eilig herauf zum Herrenhaus und weinte: „Ach, Todtengräber, denkt, die Tannenbäuerin hat der Schlag getroffen, ſie ſchlägt kein Auge mehr auf und hört nicht mehr. Ach helft doch!“ Damit rannte ſie wieder hinab ins Dorf. Der Todtengräber kam auch hinab, aber keine warmen Tücher und Tränklein wollten was helfen, ſie ſchlief ruhig beim Abendglockenläuten ein.

Schon lange hatte ihr zweierlei am Herzen gezehrt: das Leid um den Tannenbauern und das Leid um ihren Friedrich. Sie dachte nicht anders, denn daß er gefallen wäre und drüben im weiten Frankreich läge. So manchmal redete ſie mit der Marie, wie ſie einſt nach ihrem Tod das Häuslein haben ſollte, dieweil ſie ſie ſo treu gepflegt und ihr beigeſtanden in guten und in böſen Tagen. Auch wollte ſie es immer ſchriftlich machen und den Todtengräber drum bitten, daß er es dem dürren Männlein einmal ſage, der von der Stadt öfters kam. Jetzt hatte ihr aber der Tod, der noch dürrer als jenes Männlein iſt, die Feder aus der Hand genommen und die Zunge gelähmt. — So manchen Brief hatte ſie an ihren Friedrich geſchrieben und einen zum andern gelegt, dieweil ſie nicht wußte, wo er war. Oft war die Tinte verwiſcht von den Thränen, die auf's Papier gefallen. Was ſie an Liebe wußte, hatte ſie hineingeſchrieben und ſich's ausgemalt, wie er heimkommen und noch die zwei Aecker von dem ſeligen Baron bekommen und die Ausſteuer für die Marie dazu und ſie dann leben wollten unter Einem Dach in Liebe und Friede, wie die Engel im Himmel. — Und nun lag ſie da, ſo ſtill und bleich, aber doch um den Mund ein fröhliches Lächeln, als wollte ſie ihren Friedrich grüßen und zum Altar geleiten. — Der Todtengräber ſchloß ihr die Augen und betete ein andächtig Vaterunſer und befahl der Marie alles gut zuzuſchließen und ihn zu rufen, wenn das Gericht käme. Zwei Tage drauf ward ſie begraben, der Pfarrer that die Abdankung und tröſtete die Marie mit dem Worte: Mein Vater und meine Mutter verlaſſen mich,

aber der Herr nimmt mich auf. Er gedachte des fernen Sohnes und des Wiedersehens im Himmel. Aber der Marie war's so ahnungsvoll über dem Grabe, als sei nun auch für sie kein Bleibens mehr im Orte. Als sie nach Hause kam, wartete das Gericht und der gemeine Rath schon auf sie. Alles wurde versiegelt und protokollirt. — Schließlich sagte der Schultz: „Hör' Sie, Jungfer Marie, wo will Sie jetzt bleiben? Hier im Hause kann Sie nicht bleiben, das gäb' eine schöne Rechnung, wenn der Friedrich wieder kommt, und man Sie hier auf Kosten der Tannenbäuerin und ihres Friedrich gefüttert hätte. Sie muß fort unter fremde Leute." — Marie konnte kein Wort sagen, so hatte sie's geahnt, als sie auf dem Kirchhof stand, und es war ihr lieb, daß sie dem Gedanken schon ins Angesicht gesehen. Aber der Todtengräber war's, der ihr den Gedanken eingegeben, als sie still in den Tagen vor dem Begräbniß zu Hause in der Kammer der Tannenbäuerin beim Lampenschein wachte. Er wußte wohl, was kommen würde, und dachte: es geht ein Baum leichter aus der Erde, wenn man die Wurzeln sacht loslöst, als wenn ihn der Sturm auf einmal herausreißt und inwendig muß sich der Mensch gefaßt halten, wenn's ihn nicht fassen soll und niederwerfen. Drum war sie still da oben am Grabe, und auch still bei dem gemeinen Rath.

Der Todtengräber trat aber auf als Vormund des Friedrich und stellte den Herren vor, wie's doch unchristlich wäre, das Kind, das die Tannenbäuerin wie ihr eigenes gehalten, aus dem Hause treiben zu wollen, daß der Friedrich, wenn er wieder käme, gewiß zufrieden sei, wenn die, die seine Mutter gepflegt, auch im Hause hätte bleiben dürfen. Aber es half nichts. Da nichts Schriftliches da war, so bestanden die Leute auf dem Buchstaben und am Abend suchte Marie, wie schon einmal, ihre Kleider zusammen und rüstete sich zum Weiterziehen. In der Stadt hatte sie eine alte Großmuhme, von ihrer Mutter Seite her, zu der wollte sie gehn und um die Kost bei ihr arbeiten. — Als Alle fort waren und auch der Todtengräber ihr die Hand gereicht und sie gesegnet hatte, daß sie so still bei alle dem Leid geblieben, ging

ſie hinauf noch einmal zum Grabe der Tannenbäuerin, ſetzte ſich darauf und ſchaute hinaus in die ſinkende Abendſonne. Ihre Gedanken gingen hinauf in den Himmel und hinüber nach Frankreich und ſie meinte nicht anders, als es müſſe von obenher und von Frankreich her auf dieſem Grab irgend etwas zuſammentreffen von Licht und Frieden. Dann ging ſie hinauf ins Herrenhaus. Sie erſchrak, als unterwegs aus dem Fliederbuſch ein Mann trat und mit ſanfter Stimme ſagte: „Marie, halt' doch einen Augenblick." — Sie ſchaute um. Es war des Adjuncten Sohn.

„Marie," ſagte er, „Du haſt heute einen ſauren Tag gehabt, und ich möcht' Dir nur ſagen, daß Du mich von Herzen dauerſt; der gemeine Rath hat ſchlecht an Dir gehandelt, und ich hab's meinem Vater vorher geſagt, ſie ſollten Dich nicht hinausſtoßen in die weite Welt."

„Das haſt Du gethan? Hans, das lohn' Dir Gott! Aber 's iſt jetzt geſchehn und kein Faden mehr zu ändern. Hab' Dank, Hans, und es mög' Dir gut gehn."

„Marie," ſagte Hans, indem er ihre Hand ergriff, möchteſt Du denn nicht da bleiben?"

„Freilich thät ich lieber bleiben als fortgehn, aber es geht eben nicht. Du mußt mir das Herz jetzt nicht mehr ſchwer machen, Hans. Da drinnen iſt's ſtill, und Du mußt mich nicht unruhig machen." Damit wollte ſie ihre Hand aus der ſeinen ziehen. Er aber hielt ſie feſt und ſagte:

„Marie, ich habe Dich immer lieb gehabt, als Du noch in die Schule gingſt, aber ich hab' Dir's nicht ſagen wollen, weil der Friedrich Dich lieb hatte und man im Dorfe immer geſagt hat, Ihr ſolltet ein Paar werden. Aber jetzt, wo der Friedrich gewiß gefallen iſt und nichts mehr von ſich hören läßt und Du in die weite Welt willſt, da muß ich Dir's ſchon ſagen, ob Du nicht mich nehmen willſt. Ich hab' ja genug und mit meinen zwei Händen will ich für Dich arbeiten, ſo lang' mir der Athem geht. Ach Marie, ſag' ja!"

Marie wußte nicht wie ihr geſchah. Alſo der Sohn ihres Feindes kam zu ihr und wollte ſie tröſten und hatte ſie geliebt und nichts geſagt um des Friedrich willen.

Einen Augenblick war sie nur verwirrt über alle dem, dann aber sagte sie mit weicher Stimme zu ihm:

„Hans, ich dank' Dir, aber es kann nicht sein. Ich hab's dem Friedrich in die Hand hinein gelobt, als er

oben am Wald Abschied nahm, daß ich sein bleiben will. Ist er gefallen, dann ist er eben mein Bräutigam im Himmel und ich bleibe seine Braut hier unten und wir Zwei leben doch mit einander. Ich kann mein Herz Keinem mehr geben. Leb' wohl, und hab' Dank!" Damit riß sie sich los und eilte hinauf zum Herrenschloß, wo sie die letzte Nacht noch zubringen sollte.

Der Hans blieb am Fliederbusch stehen und schaute ihr lange nach. Sein Entschluß war auch fest. Er wollte nicht mehr im Dorfe bleiben, sondern fort unter die Soldaten, so weit als ihn die Füße tragen wollten. Am Abend erklärte er es noch seinem Vater fest und bestimmt und am frühen Morgen war er schon aufgebrochen der Stadt zu.

Marie sagte nichts von dem Kampf, den sie bestanden, und saß still unter den Krüppeln, denen sie die Suppe kochte. Der Todtengräber hatte ihr zwar angeboten bei

ihm zu bleiben, aber ſie hatte es ſchon abgelehnt, weil ſie nicht den Krüppeln das Brod wegeſſen wollte, und jetzt, nachdem ſie das von dem Hans wußte, war's ihr doppelt klar, daß ſie fort müſſe. Zwei Tage nachher ſtand ſie mit dem Todtengräber oben auf demſelben Fleck, wo ſie einſt Abſchied genommen. Beide ſchieden und der Todtengräber legte ihr die Hände auf's Haupt und ſegnete ſie.

Jahre ſind ſeitdem vergangen. Das Alles war geſchehen, dieweil Friedrich in Frankreich war und krank gelegen. Da wanderte eines Frühlingstages ein hoch aufgeſchoſſener blaſſer Mann im Soldatenkleid, das Ränzel auf dem Rücken, das eiſerne Kreuz auf der Bruſt und den Wanderſtab in der Hand, durch's Dorf. Er mußte wohl bekannt ſein da, denn er brauchte nicht zu fragen nach dem Gäßlein, das er ſuchte. Da kam er an ein Haus, deſſen Läden geſchloſſen und dicht mit wildem Wein umſponnen waren. Er klopfte, aber niemand that ihm auf. So mußte er denn eine alte Frau fragen, ob die Tannenbäuerin nicht zu Hauſe wäre. „Ja, die iſt ſchon drei Jahre zu Hauſe, ganz zu Hauſe, wo man nicht mehr herausgeht in die Fremde. Droben auf dem Kirchhof liegt ſie neben dem Tannenbauern. Ihr Friedrich iſt todt, in Frankreich liegt der begraben.“ —

Als Friedrich das hörte, ſetzte er ſich auf einen Feldſtein und ſtützte das Haupt in ſeine Hände.

„Ihr ſeid wohl müd', Handwerksbuſch oder Soldat, was Ihr ſeid. Ich werd' Euch Waſſer bringen,“ ſagte mitleidig das alte Weiblein.

„Ich bin nicht müd', Hanſbäuerin,“ ſagte der Soldat, „aber 's iſt mir weh um's Herz. Kennt Ihr denn den Friedrich nicht?“

Da leuchtete es auf in dem alten Weiblein — „ja freilich, Ihr ſeid's. Ach, wenn das die Tannenbäuerin noch erlebt hätte!“ Sie wollte noch weiter reden, aber der Friedrich ſagte: „Laßt's gut ſein. Ihr müßt mir ſpäter erzählen, da nehmt mir 'mal den Ranzen ab, und hebt ihn

auf, und laſſet mich hinauf zum Kirchhof. — Lebt denn der Todtengräber, der Chriſtoph, noch? — „Freilich lebt der im Herrenhaus oben bei den Krüppeln. Aber vielleicht

iſt er grad' auf dem Kirchhof, denn geſtern hat's Einem im Dorf das Scheidzeichen geläutet."

Friedrich war's, der, jetzt heimgekehrt vom weiten Weg, die Botſchaft gehört, daß ſein Mütterlein droben liege. Er fand bald das Grab und auch den Todtengräber, der ihn herzlich umarmte und ſich mit ihm niederſetzte. In kurzen Zügen erzählte er Alles wie's gekommen, und dem Burſchen liefen die Thränen nur ſo über die Backen herunter. Aber von Einem ſprach der Todtengräber nicht, ſondern ſchaute den Friedrich nur einmal tief an, ob er nicht fragen würde. Der aber wollte nicht nach dem Letzten fragen, was er noch auf Erden hätte, um nicht noch mehr Leid zu hören. Endlich aber kriegte er es doch fertig und fragte: Wo iſt denn die Marie?

„So denkſt Du noch an die? Sie iſt fort nach der Stadt zu ihrer alten Muhme und ich habe nichts mehr von ihr gehört. Das war ein braves Kind, die Deine Mutter treu gepflegt hat. Ja, Friedrich, es geht bös zu, ſeitdem der alte Herr todt iſt, und ſie werden Dir wohl auch eine Apothekerrechnung machen über alles das, was ſie an Deinem Hauſe gethan und für Schreibereien bezahlt haben, um nach Dir zu fragen, ob Du noch lebendig oder todt wärſt."

Die Zwei ſaßen noch lange da, der Todtengräber aber ſagte: „Für Dich und Deine Wunde iſt's nichts ſo lange da zu ſitzen. Ich werde mit Dir ins Haus gehen." Sie gingen hinunter, holten die Schlüſſel vom Schultzen, der ſeine Augen weit aufriß, als er den Todtgeſagten vor ſich ſah. Im Hauſe war noch Alles wie zur Zeit des Abſchieds, die Krüge ſtanden noch oben auf dem Simſe, 's war Alles wie früher, aber nur die Mutter und Marie fehlten. In der Nacht ſaß er noch lange auf, und holte aus der Schieblade die Briefe der Mutter und las und las und konnte ſich nicht ſatt leſen. Es war ihm als könnte er mit ihr reden, wie in den Tagen der Jugend. Endlich kam der Schlaf über ihn, und Alles, was er am Tage geſehen und gehört, das ging im Traum vorüber — der Mutter Grab und die heimathloſe Marie. — Am folgenden Tag kam der Schultz mit einem Bündel Acten und Rechnungen und rechnete dem Friedrich

ein Langes und Breites vor, was Alles die Beerdigung ꝛc. gekoſtet. Der Friedrich gab keine Widerrede, zog nur einen Beutel mit Gold heraus und zahlte Alles blank hin. Dem Schultzen ſtach das Gold in die Augen und er ſagte: „Aha, ſo laß ich mir's gefallen, Ihr habt ein ſchön Stümmlein Euch zuſammengeraubt.“

Da ſtand der Friedrich in ſeiner ganzen Länge auf und ſagte: „Wenn Ihr nicht der Schultz wär't und man der Obrigkeit Reſpect ſchuldig wäre, ſo würde ich Euch zeigen, was eine ſolche Rede werth iſt. Aber ich plündre nicht, weder im Krieg noch im Frieden, merkt Euch das.“

„Was wollt Ihr denn mit dem Gold anfangen?“

„Dafür braucht Ihr nicht zu ſorgen, Schultz, macht, daß Ihr weiter kommt.“

Der Todtengräber kam herunter vom Herrenſchloß und die Zwei hatten viel mit einander zu reden. Den Friedrich ſah man im Ort nur wenig, aber viel oben bei den Krüppeln, denen er Abends erzählte. Des Todtengräbers Geſicht leuchtete, wenn er auf den jungen Mann ſah. Wenige Tage nachher kam das dürre Männlein aus der Stadt und theilte dem Friedrich zwei der ſchönſten Aecker zu von dem Herrengute, als Antheil aus dem Teſtament. „Nun müßt Ihr machen, daß Ihr bald freit, die Ausſteuer iſt auch ſchon da, ſobald Ihr wollt.“

„Das hat gute Wege, Herr Rath,“ ſagte Friedrich.

„Nun was, ſaubere Mädchen gibt's doch hier am Ort und Ihr ſeid auch ein ſauberer Menſch und habt noch das eiſerne Kreuz dazu. Euch kann's nicht fehlen.“

So dachte nicht blos das dürre Männlein, ſondern ſo Manche im Dorfe. Man lud den Friedrich ein zur

Spinnſtube, aber er kam nicht; man holte ihn ab in's Wirthshaus und auf den Tanzboden, aber er tanzte mit Keiner und trank nur ſeinen Schoppen ſtill aus, wenn er einmal zur Schenke ging. — Aber manchmal ging er in die Stadt. Bei ſeinem erſten Gang hatte er nach der alten Muhme gefragt, aber den Beſcheid bekommen, daß die längſt verſtorben ſei. Von Marie wußte Niemand etwas. Er lief alle Straßen durch und dachte immer ſie müſſe irgendwo den Kopf herausſtrecken oder unter der Hausthüre ſtehen oder am Marktbrunnen ihm begegnen und ihm um den Hals fallen und ſagen:

„Grüß' Dich Gott, Friedrich." — Aber Alles war fremd und die Stadtmädchen lachten, als er einmal eine fragte, ob sie keine „Marie" kennten. „Nein, die gibt's nicht, aber Andere, die auch einen so schmucken Kerl, wie Ihr seid, nehmen würden."

Das hatte er aber nicht hören wollen und traurig ging er wieder nach seinem Dorfe zu. Jedoch alle paar Wochen war er wieder da und schaute sich die Augen schier aus. Sein Häuslein war wieder ganz hergestellt, seine Aecker eingesäet, Sommer und Herbst waren schon vorüber, und als er Winters wieder droben saß bei dem Todtengräber, fing der an, indem er sich seine Pfeife zurecht stopfte:

„Hör', Friedrich — Dir ist's im Herzen weh und fehlt Dir was. Was nützt Dir das Haus und die schönen Aecker, wenn Du allein drin bist. Du solltest doch heirathen. 'S gibt manch' braves Mädel im Ort."

„Ach, Christoph," sagte Friedrich — „fangt Ihr auch an? Ich will ledig bleiben mein Lebetage. Ich bin lang genug allein gewesen und kann's aushalten."

„Ja wer's glaubt. Wenn die Rechte kommt, dann wird schon das Herz ein Wörtlein mitreden und den alten Herrn da oben, Deinen Verstand, herumkriegen."

„Ja, aber die kommt nicht, — die kommt nicht mehr — sagte langsam Friedrich."

„So, Du wartest also auf Eine? Gelt, ich hab' Dich doch gefangen? Hast wohl im Kriege in Frankreich eine Bekanntschaft gemacht und wartest darauf?"

„Todtengräber — mein Herz weiß von keiner Liebe da drüben. Sie haben mich gut und rührend gepflegt, und in Bremen, da hat ein Fräulein mir's nah' gelegt, daß ich nur ja zu sagen brauchte und ich kriegt' das Fräulein aus dem Hause selbst. Aber ich kann nicht und will und mag Keine außer nur Einer, die hab' ich mitgenommen nach Frankreich und hab' sie auch wieder heimgebracht, die hat mich begleitet in der Schlacht, und ist immer neben meiner Mutter selig gestanden, Todtengräber — wenn die Marie nicht wieder kommt, dann zieh' ich bald zu Euch herauf zu den Krüppeln im

Herrenſchloß. Ich bin ja auch Einer, wund am Arm und im Herzen."

Da reichte der Todtengräber dem Friedrich die Hand und ſagte: „So, das hab' ich hören wollen, ob Du dem Mädel noch treu biſt und nicht Dich in Frankreich und in der Fremde haſt verführen laſſen. Hoff' nur auf Gott und laß den Kopf nicht hängen! Hat Er ſie für Dich beſtimmt, ſo kommt ſie auch."

Monate waren vergangen. Da kam der Todtengräber herunter zu dem Friedrich und ſagte ihm: „Weißt Du auch was Neues? Der neue Herr vom Schloß wird bald kommen. Das Dorf hat wieder einen Herrn und nun wird die Wirthſchaft da unten aufhören."

„So, wer iſt's denn?" ſagte Friedrich.

„Das darf ich Dir nicht ſagen, Du wirſt es ſchon ſehen zu ſeiner Zeit."

Wenige Tage darauf ſteht der Friedrich auf ſeinem Acker und arbeitet. Da kommt ein großer Herr in feſter Haltung auf ihn zu und ſchaut das Dorf hinunter. „He, guter Freund, Er iſt wohl hier aus dem Ort und weiß Beſcheid?"

Friedrich ſah den Herrn, der im ſchlichten Ueberrock vor ihm ſtand, feſt an und ſagte dann, indem er ſich in militäriſche Poſitur ſtellte:

„Zu Befehl, Excellenz, ich bin von hier."

„Potz Blitz! Was, Menſch, woher kennt Er mich?„

„Zu Befehl, Excellenz, Ihnen thu ich ſchon kennen. Haben Sie mir nicht den Beutel mit Gold gegeben, als ich den Spion in Frankreich gefangen nahm?"

„Wie heißt Er denn? Richtig, ich kenn' Ihn jetzt wieder."

„Friedrich Groß, aber man heißt mich hier nur den Tannenbauer."

„So, Ihn ſuch' ich gerade. Iſt das Sein Haus?"

„Zu Befehl, Excellenz, das iſt mein Haus."

„So? Er iſt wohl verheirathet?"

„Nein, Excellenz."

„Aber Er ſollte doch heirathen. Im Feld taugt's freilich nicht, aber im Frieden muß Er's thun. Nicht wahr, Er weiß nicht, wem das Dorf jetzt gehört?"

„Zu Befehl, Excellenz, ich weiß es nicht."

„Nun, mir gehört's, Seinem alten General: Hör' Er, da will ich dem alten Kameraden gleich einen guten Poſten im Herrenſchloß anweiſen, denn Ihn hab' ich ſuchen wollen, weil ich von Ihm gehört habe, daß Er ein braver Kerl iſt. Aber heirathen muß Er. Seh' Er, ich habe ſo ein recht ſauberes, braves Mädchen in meinem Dienſt, und habe meiner Frau verſprochen, daß ich ihr einen braven Mann ausſuchen will. Hübſch iſt ſie auch, wenn ſie auch arm iſt. Aber ſie kriegt ja eine Ausſteuer von dem ſeligen Herrn. Alſo ſchlag' Er ein, und Er hat zwei gute Dinge auf einmal: Einen guten Poſten und eine Frau. He, Er will doch?"

„Verzeihen Excellenz, aber ich heirathe nicht. Ich will ledig bleiben."

„Was? Sei Er kein Eſel, und greif Er zu, ſonſt kriegt ein Anderer den Poſten."

„Verzeihen Euer Excellenz, aber ich will ledig bleiben."

„Nun, Er iſt ein rechter Dickkopf, und die Franzoſen hätten ihm noch mehr auf ſeinen Schädel hauen ſollen, dann wär' er weich geworden."

Damit machte der General rechts um und ging dem Herrenſchloſſe zu.

Als er zu ſeiner Frau eintrat, rief er ihr entgegen: „Nein, iſt das ein Dickkopf — der will wahrhaftig ledig bleiben. Was haſt denn Du an dem Mädchen ausgerichtet?"

„Mir iſt's gerade ſo gegangen wie Dir, um kein Haar beſſer. Ich ſprach mit dem Mädchen und ſtellte ihr das Alles vor, das gute Zeugniß, das der Rath ihm ausgeſtellt, und daß Du für ihn den Poſten habeſt, aber ſie blieb dabei, ſie nehme ihn nicht. Sie habe, ſo hat ſie ſchließlich geſagt, ihr Herz und ihre Treue Einem verſprochen, der noch beim Heere in Frankreich ſei oder dort gefallen wäre, kurz ſie wolle bei uns bleiben, ſo lang

wir lebten, aber zum Heirathen ließe ſie ſich nicht zwingen. Das Mädchen verſcherzt wirklich ihr Glück."

„Na, Mütterchen," ſagte der General, „weißt Du, uns hat man auch nicht gezwungen, wir haben einander freiwillig geſucht und gefunden."

Derweilen die Beiden alſo mit einander verhandelten, war Friedrich in den Garten gegangen und hatte die ſchönſten Herbſtblumen abgeſchnitten und ſchnell einen Kranz geflochten, um ihn auf der Mutter Grab zu legen. Dort wollt' er noch einmal an Marie denken und ſich

im Vorſatz ſtärken treu zu bleiben ſeiner Marie und all' den Lockungen des Generals zu widerſtehen. Als er in den Kirchhof trat und dem Grabe zuſchritt, ſah er dort eine Geſtalt knieen. Das Kreuz war mit friſchen Blumen geſchmückt. Als er näher hinzutrat, hob ſich die Geſtalt empor und er ſchaute ihr in's Geſicht. Ein Augenblick nur und die Beiden fielen ſich laut weinend in die Arme. Beiden war's wie ein Traum. Marie erzählte kurz, wie ſie zur Stadt gekommen und dort die alte Muhme hätte aufſuchen wollen. Gerade als ſie an den Häuſern hinaufſchaute, nach der Nummer zu ſuchen, ſieht ſie wie ein Kind ſich im zweiten Stock des Hauſes ſpielend über die Brüſtung hinausgelehnt und eben im Begriff war herabzuſtürzen. Schnell hatte ſie die Hände erhoben und das Kind aufgefangen und der zum Tod erſchreckten Mutter fröhlich gebracht. Das war die Generalin, deren Mann noch im Felde ſtand. Sie hatte ſogleich Marie in den Dienſt genommen, und dieſe hatte die alte Muhme kaum geſehen. Wir ſind dann bald nach Italien gegangen, da meine gute Frau krank wurde, und dort faſt zwei Jahre geblieben. Ich konnte nicht ſchreiben, und wußte Niemand wo ich war. Nun denke nur, heute früh kommt ſie und ſagt: Excellenz hätte einen Mann für mich, den müßt' ich heirathen. Er ſoll einen Poſten bei ihm bekommen, er kenne ihn vom Felde her, und ſei ein braver Mann. Ich habe geſagt, ich heirathe nicht, wenn er noch ſo einen guten Poſten hat, als nur den, dem ich die Treue gelobt. —

„Halt," ſagte Friedrich — „mir wird was klar. — Heute kommt ein Herr zu mir, der will mich auch zur Hochzeit überreden und ſagt von einem ſauberen Mädchen, das in ſeinem Dienſte ſei, und will mir den Poſten geben, wenn ich's thue. Das biſt Du und keine andere, Marie, ja, das iſt was Anderes. Ja, um Deinetwillen, da nehme ich den Poſten, und auch nicht, wie's kommt. Da, komm', auf dem Grab der Mutter, da wollen wir uns noch einmal verloben und bald ſoll die Hochzeit ſein." Ueber dem Todtenkreuz reichten ſie ſich die Hände.

Eine Stunde ſpäter war Friedrich im Herrenſchloſſe,

zu der Zeit, wo ihn der General heraufbefohlen, um seine bestimmte Erklärung zu geben.

„Nun, wie ist's, will Er jetzt das Mädchen heirathen oder nicht?"

„Zu Befehl, Excellenz, heute lieber als morgen."

„So? Wie kommt Er jetzt dazu?"

„Die Person heißt doch wohl Marie, Excellenz?"

„Freilich, so heißt sie. Ist Er denn so närrisch auf diesen Namen?"

„Zu Befehl, Excellenz, aber närrisch bin ich nicht, sondern nur stolz auf meine Marie."

„Er kennt sie wohl schon?"

„Ja, von Kindesbeinen an."

„Hat Er sie schon gesehen?"

„Ja, eben am Grab meiner Mutter."

In diesem Augenblicke kam die Generalin mit Marie an der Hand herein.

„Nun da bring' ich die Braut. Die will jetzt auch. Alterchen, wir sind doch besiegt worden, die Treue des Einen ist die des Andern werth. Aber nun müssen wir den Hochzeitstifter holen, der doch Alles eigentlich auf dem Gewissen hat." Sie klingelte und der Bediente holte den alten Christoph, den Todtengräber, herein.

„Wartet, Ihr alter Krüppelgeneral," sagte der wirkliche General. „Er ist ja ein ganz durchtriebener Ehestifter. Sagt mir da: ich soll dem Burschen flugsweg den Vorschlag machen unsere Marie zu heirathen und ihm keinen Namen sagen und wenn er Ja sage, sie ihm nicht geben, und wenn er Nein sage, sie ihm geben. So was ist mir nicht vorgekommen, daß Einer das Jawort haben soll, wenn er Nein sagt."

„Halten zu Gnaden, Excellenz, aber Probe muß sein für die Treue. Der Friedrich durfte nichts von Marie wissen, und nicht um des guten Postens willen seine Braut verlassen, und sie mußte auch noch einmal auf die Probe gestellt werden, ob sie ihren Friedrich oder den Posten heirathen wolle. So, jetzt ist die Liebe durch's letzte Feuer gegangen. Jetzt geben Eure Gnaden den Segen und die Aussteuer vom seligen Herrn!"

Der General war der Hochzeitsvater und die Generalin die Hochzeitsmutter bei dem feierlichen Kirchgang, als das ſchmucke Paar zur Kirche ging. Als dem Schultzen ſpäter unter dem Regiment des biedern Generals immer ſchwüler wurde mit ſeinen Liſten und Ränken, dankte er ab, und Friedrich ward einſtimmig zum Schultzen gewählt. Das junge Paar aber war der Stolz der Gemeinde. Die junge Frau Marie aber hatte mit ihrem Manne noch einen andern Plan fertig gebracht. An einem Abend trat zu ihnen ein Mann im Soldatenrock, der Beiden treuherzig die Hand ſchüttelte. Er ſollte jetzt, da Friedrich Schultze geworden, den Poſten im Herrenſchloſſe haben. Droben aber im Schloſſe war das Mädchen, das mit Marie gedient, auch eine Waiſe, und Marie's beſte Freundin. Die ſollte er nehmen. — Der Soldat aber war der Hans, des Adjuncten Sohn. Friedrich hatte nicht geruht, bis er ihn ausfindig gemacht, und die Stelle für ihn erwirkt hatte. Er hatte nicht vergeſſen, daß er ſchützend einſt die Hand über ſeine Marie gehalten. Bei der Hochzeit war der Schultz der Hochzeitsvater. Der General kam aber auch herab in's Hochzeitsgelaß und faßte den goldenen Ehrenbecher, aus dem das Paar trinken ſollte, und ſprach mit bewegtem Herzen auf die beiden Paare ſchauend:

Was wie Fels beſteht,
Was kein Sturm verweht,
Nenn' ich frank und frei
Das iſt Deutſche Treu'!

8. Räthſel.

Mit „a“ in der Mitte, mach' ich Dir Beſchwerde,
Und preſſe Dir aus manch' Tröpflein Schweiß.
Setz' ein „i“ ſtatt des „a“, und ich bin ein Gefährte,
Der oft aus der Noth zu helfen weiß.
Und iſt Dir geholfen, ſo ſetze ein „u“
Für das „i“ flugs und freu' Dich recht herzlich dazu!

Zwei Wörtlein mußt Du zu Einem verbinden,
Willſt Du das richtige Räthſelwort finden;
Doch müſſen ſie richtig geſuchet ſein,
Sonſt bleibt Dir ein Räthſel das Räthſelein.

Das erſte Wörtlein bezeichnet ein Ding,
Ganz klein und gering,
Ganz todt und kalt;
Und wüßteſt Du's nicht, aus der äußern Geſtalt
Würd'ſt nie Du errathen, daß künftiges Leben
Im Schooße ihm ſchlummert, zugleich daneben
Eine unvergleichliche Fülle von Kraft,
Die Geſunden und Kranken viel Nutzen ſchafft.

Das zweite Wörtlein zeigt Dir das an,
Was der Seemann niemals recht lieben kann,
Es ſei denn, daß er im Sturmesgraus
Mit Sehnſucht denkt an die Lieben zu Haus,

Wenn voll Angſt auf geborſtenen Planken
Er umhertreibt mit ſeinen Gedanken.
Der Bauersmann aber, der liebt es gar ſehr,
Und ein rechter König der liebt es noch mehr.
Sie ſind Beide nicht mehr, was ihr Name beſagt,
Wenn's Ihnen ein Feind hat abgejagt.

Und nun das Ganze. Es ſpiegelt ſich leis
In Sees und Fluſſes Wogen,
Von hohen Bäumen in weitem Kreis
Mit lieblichem Grün umzogen.
Und ſetzeſt dem Ganzen ein „H" Du voran,
So haſt Du den hohen Namen
Des Einen, der Sündern helfen kann.
Ihm ſei Ehre in Ewigkeit! Amen.

9. Anekdote.

Wie man ein berühmter Mann wird.

Daß die Apotheker überall einen anſchlägiſchen und induſtriellen Kopf haben, der ihnen bald den Säckel füllt, das weiß jedes Kind. Wie aber der Apotheker Leberecht Schultze ein berühmter Mann geworden, das iſt doch wol nicht allgemein bekannt, und darum will ich's zu gemeinem Nutz und Frommen hier erzählen.

In welcher Stadt oder Städtlein oder Flecken ſeine Apotheke geſtanden hat, das ſag' ich nicht. Das braucht Keiner zu wiſſen, thut auch Nichts zur Sache. Aber in Europa iſt's geweſen, ſo viel kann ich dem geneigten Leſer zur Orientirung ſagen, damit er mit ſeinen Vermuthungen nicht etwa in den Urwäldern von Amerika oder hinter der großen chineſiſchen Mauer herumſucht.

Alſo beſagter Apotheker Leberecht Schultze hatte ſich eines Tages überlegt: „Bilſenkraut-Extract, das iſt ein rarer Artikel, damit kann man Geſchäfte machen". Was thut Herr Schultze? Er kauft ſich für ein billiges Geld

anderthalb Morgen Unland an einem Bergabhang und besäet das mit lauter Bilsenkraut.

Die guten Bürger des Städtleins tupfen sich, wenn sie an der Bilsenkrautplantage vorbeikommen, mit dem Zeigefinger an die Stirn und sagen Einer zum Andern: „Ei, hat der Gevatter Schultze nun auf seine alten Tage auch noch die Apothekerkrankheit gekriegt?“

Der wohledle Herr Bürgermeister aber tritt eines schönen Morgens zu Herrn Schultze in die Stube: „Guten Morgen, Herr Schultze! Aber was machen Sie mir da für Schosen? Der Rath bezahlt sein schweres Geld, daß die Schulbuben das niederträchtige Bilsenkraut draußen auf dem Anger ausrupfen, daß sich Keiner dran vergiften soll, und Sie plagt der Henker, daß Sie das Zeug noch ordentlich und regelrecht bauen wie Weizen und Kartoffeln und anderes vernünftiges Getreide?“

Herr Schultze aber klopfte mit überlegenem Lächeln den Weisen auf die Schulter: „Lassen's gut sein, Herr Burgemeister. Jeder Mensch baut sich auf seinem Acker, was ihm das Meiste einträgt. Und ich denke, das Bilsenkraut soll mir auch was eintragen.“

Der Burgemeister schüttelte langsam den Kopf und sagte auf dem Heimweg vor sich hin: „Die Leute haben Recht, er hat die Apothekerkrankheit; 's ist Schade um den Menschen: er hat immer den besten Rothwein gehabt.“

Herr Schultze aber war kreuzvergnügt, als es an die Ernte ging. Sein Bilsenkraut trug hundertfältige Frucht, und er hatte keine Gabel voll Dünger gebraucht.

Der Extract wurde nun fabrizirt und gerieth auch auf's Beste: Drei ansehnliche Fässer wurden mit dem Zeug gefüllt und in den Keller gekollert.

Da lagen sie nun in guter Ruh und warteten, daß Einer kommen sollte und zapfen. Doch es verging Woche auf Woche, es verging Monat um Monat, es verging ein ganzes Jahr, und Niemand ließ sich blicken mit dem Heber. Herr Schultze hatte sich verspeculirt und kratzte sich in den Haaren: „Was nun machen mit dem lieben Gut?“

Auf der Lampe konnte er's doch nicht brennen, als Rosenöl oder Räucheressenz konnte er's auch nicht ver-

kaufen, und als Likör zum Frühſtück trinken, dazu verſpürte er vollends keinen Appetit, denn das Zeug roch und ſchmeckte ſo abſcheulich, daß man hätte aus der Haut fahren mögen. Er hatte einen bedeutenden Schaden, und wenn es nun dem Menſchenherzen ein Bedürfniß iſt, ſich im Unglück gegen theilnehmende Menſchen auszuſchütten, ſo war der unglückliche Herr Schultze doppelt unglücklich dran, denn er durfte ſich von ſeinem Herzeleid nicht einmal was merken laſſen, weil er ſonſt nur noch ausgelacht worden wäre. Nicht einmal ſein treues Weib machte er zur Vertrauten ſeines Kummers, er trug's allein. —

Doch ſieh, da kam der Retter in der Noth, der gar nicht wie ein Retter ausſah, ſondern wie das Gegentheil davon: Der gefürchtete Gaſt, vor dem alle Welt drei Kreuze macht, die Cholera.

Die machte nicht viel Federleſens. In der erſten Woche lagen vierundachtzig Menſchen, und die Andern waren leichenblaß vor Angſt.

Da kommt eines Tags ſo ein Blaſſer zu Herrn Schultze in die Apotheke: „Herr Apteiker, hewwen Sei nich en Beten wat för de Kollera? Awer 't mott wat recht Gruglich's ſin, dat de oll' böſe Fiend ſick darför verfiren dauht.“ [1])

„Zu dienen!“ ſagte Herr Schultze, dem auf der Stelle ſein Bilſenkraut-Extract eingefallen war. Schaden thut das ja nicht, dachte er in aller Geſchwindigkeit; und wenn ich noch etwas Kreuzbeeren und Aloe und Rhabarber dazuthue, dann wird's ja wol vollends was „Grugliches“ werden. — Freilich, ob das ein Menſch zu Leibe bringen kann, das ſteht auf einem andern Blatt. Das reißt ja wol den Schlund und das Gedärm auseinander! Indeſſen der Mann will ja was Grugliches, und des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Er macht eine Flaſche voll zurecht und ſchenkt dem Mann ein Gläschen ein: „Wohl bekomm's!“

[1]) „Herr Apotheker, haben Sie nicht ein Bischen was für die Cholera? Aber 's muß was recht fürchterliches ſein, daß der alte böſe Feind ſich davor entſetzen thut.“

Dieſer führte das Glas mit Todesverachtung zum Munde. In der Nähe der Naſe damit angekommen, hoben ſich die Naſenflügel, wie ein Schmetterling! „Puh, dat rikt ja as idel Aas!“ [1]) — Aber der Tapfere kneift die Augen zu, ſetzt an und ſtürzt das Glas in Einem Zug hinunter.

„Brrrr!“ macht er und ſchüttelt ſich und zieht das linke Bein bis an den Leib herauf und ſpreizt alle zehn Finger von einander und fängt dann an in der Apotheke herum zu ſpringen, als wäre der Fußboden glühendes Eiſen, und verzerrt das Geſicht, daß Herr Schultze Heidenangſt kriegt und in die hinterſte Ecke retirirt: „Was will das werden?“

Endlich kommt der Unglückliche wieder zu ſich und tritt an den Ladentiſch heran. „Herr Apteiker, dat ſegg' ick man, dat's ja wat Gruglich's, wo Einer Ratten un Müſ' mit vergewen kann! Dat's würklich wat Gruglich's, dor mott ſick ja de Düwel för grugen! Un nu ſall mi mal dat oll' Undirt, de Kollera, wat anhewwen! Ne, Herr Apteiker, Ehr Snaps geiht noch äwer de Kollera. Gewen S' mi noch en lütten!“ [2])

Das that denn nun auch Herr Schultze, und der Mann ging nach abermaligem Schaudern und Pruſten und Springen ſeiner Wege. —

Aber nun dauerte das nicht lange, ſo ſtand die ganze Apotheke voll Menſchen.

„Herr Apteiker, mi ok ſo'n lütten, infamtigen Kolleraſnaps! Sei hewwen ja ſo wat Gruglich's, as de oll' Radmaker Bullmann ſeggt, wo ſick ok de Düwel för grugen mött.“ [3])

---

[1]) „Puh, das riecht ja wie lauter Aas!“

[2]) „Herr Apotheker, das muß ich ſagen, das iſt ja was Fürchterliches, womit Einer Ratten und Mäuſe vergiften kann! Das iſt wirklich was Fürchterliches, davor muß ſich ja der Teufel fürchten! Und nun ſoll mir mal das alte Unthier, die Cholera, was anhaben! Nein, Herr Apotheker, Ihr Schnaps geht noch über die Cholera. Geben Sie mir noch einen kleinen!“

[3]) „Herr Apotheker, mir auch ſo einen kleinen infamen Choleraſchnaps! Sie haben ja ſo was Fürchterliches, wie der alte

Und nun war das ein Schnaufen und Aechzen und Tanzen in der engen Apotheke, wie wenn ein Hund in eine Heerde Hammel gefahren iſt. „Aewer gaud is hei doch!“ ſagt der alte Seifenſieder Borſtig. „Gegen ſo'n Murdlikör kamt de oll' Kollera nich up.“ [1])

Und das Gerücht erſcholl in das ganze umliegende Land: „De Apteiker Schultz het'n Snaps, de ſmeckt as idel Murd und Todſlag, äwer gaud is hei.“ [2])

Und nun kam's gewallfahrtet von Oſt und Süd und Nord und Weſt — in vierzehn Tagen ſtanden die drei Bilſenkrautextractfäſſer ledig, und der Herr Apotheker Leberecht Schultze war ein berühmter Mann.

---

10. Altes Gold.

Fangvielan bringt wenig fertig

ſpricht die Weisheit auf der Gaſſe und gibt damit wieder eine recht goldene Weisheitsregel für Jedermann.

Denn der „Fangvielan“ iſt, wie der geneigte Leſer ſofort heraus hat, kein beſtimmter Mann, der von Großvater und Urgroßvater her dieſen abſonderlichen Namen führte, ſondern es kann Jeder, wie er auch ſonſt heißt und wer er auch iſt, dieſen Namen erhalten und auch wirklich verdienen.

Er braucht nur zu jenen unruhigen Geiſtern zu gehören, die bei keiner Arbeit rechte Ausdauer haben, ſondern hunderterlei Arbeiten und Unternehmungen anfangen, ohne aber dabei zu verbleiben, ohne auch nur vielleicht eine einzige zu Ende zu führen, die, wie man wohl zu ſagen pflegt, mit ihrer Lebensarbeit von einem Aſt auf den

---

Stellmacher Bullmann ſagt, wovor ſich auch der Teufel fürchten müſſe.“

[1]) „Aber gut iſt er doch . . . . . Gegen ſo einen Mordlikör kommt die alte Cholera nicht auf.“

[2]) Der Apotheker Schultze hat einen Schnaps, der ſchmeckt wie lauterMord und Todtſchlag, aber gut iſt er.

andern hüpfen, bis sie zuletzt auf den dürren Ast kommen der unter ihnen bricht und sie zu Falle kommen läßt.

Und wo gibt es nicht solche unruhige Geister? Man braucht wahrlich, um sie zu finden, nicht erst nach Amerika hinüberzufahren, wo sie besonders zahlreich zu finden sein sollen, ja wo manch Einer, besonders jetzt bei der argen Stockung aller Geschäfte, die auch dorten herrscht, genöthigt ist, ein Fangvielan zu werden, der von Hause aus gar keine Anlage dazu hatte, weil er nämlich plötzlich sein Brod verloren hat und nun auf jede nur erdenkliche Art versuchen muß, es wieder zu gewinnen. Denn man findet in Amerika so wenig wie im lieben deutschen Vaterlande das tägliche Brod so ohne Weiteres auf der Gasse liegen, sodaß man sich nur danach zu bücken braucht, wie halt so Mancher träumt, der drüben sein Glück sucht; man gewinnt dort wie hier das tägliche Brod nur um den Preis tüchtiger und saurer Arbeit, wenigstens wenn es ein ehrlich Stück Brod sein soll, bei welchem nicht, wenn man es ißt, das böse Gewissen mit seinen scharfen Zähnen mitbeißt.

Nein, wohin du nur siehst, werden sich dir solche „Fangvielane" in Hülle und Fülle zeigen, ohne daß du sie besonders zu suchen brauchtest. Laß dir nur ein einziges Beispiel aus der Erfahrung vorführen, woran du lernen kannst, wen Du etwa zu den Fangvielanen zu rechnen hast.

Da war der Schneider Pr. in B..., der besaß eine gute Kundschaft, weil er sein Handwerk rechtschaffen gelernt hatte und jedes Kleidungsstück, das er anfertigte, wie angegossen saß. Er hatte auch von seinen Eltern ein kleines Vermögen ererbt, sodaß er für einen wohlbehaltenen Mann galt und auch gelten konnte. Aber es fehlte ihm Eines, was bei der ehrsamen Schneiderei eine Hauptsache ist, nämlich — das Sitzfleisch. Er ging viel lieber heraus, den Kunden die Kleider anzumessen, als daß er auf seiner Butik sitzen blieb, sie fertig zu machen. Wo er recht gut seinen Lehrjungen schicken konnte, um dies und das für die Schneiderei einzukaufen, ging er allemal lieber selbst und ließ den Lehrjungen und den Gesellen alleine daheim. Die Folge davon war

natürlich, daß die Leute Wochen, ja Monate lang auf die bestellten Kleidungsstücke warten mußten, und als sie dies erst einmal oder zweimal erfahren hatten, dem Schneider Pr. trotz seiner Kunstschneiderei den Rücken wandten und bei seinem etwas weniger geschickten, aber desto fleißigern Collegen, dem Schneider Fr. arbeiten ließen.

Das ärgerte nun zwar Herrn Pr. gewaltig, aber er that gleichwohl nichts dazu, daß es besser bei ihm würde und die bisher noch treuen Kunden ihm auch treu bleiben konnten.

Da befiel ihn einmal ein Unwohlsein, welches ihm das Sitzen wirklich etwas beschwerlich machte, und sofort wurde es ihm klar, obwohl der Doctor kein Sterbenswörtchen davon gesagt hatte, er könne das viele Sitzen nicht vertragen und müsse, wenn er nicht frühe ein todter Mann sein wolle, durchaus Etwas ergreifen, wobei er sich mehr Bewegung machen könne als bei der Butikreiterei.

Die Gelegenheit dazu bot sich ihm auch leicht. Ein neuer Kaufmann, der sich in B... niedergelassen hatte, suchte einen Agenten, der auf dem Lande umherzöge und Bestellungen für ihn einsammele. Das war Etwas für unser Schneiderlein. Er meldete sich sogleich zu dem Pöstchen, und der Kaufmann nahm ihn gerne an, weil Pr. schon von wegen des Handwerks Etwas von den Tuchen verstehen mußte, welche den Hauptartikel in seinem Laden bildeten. Eine Zeit lang gefiel sich unser Pr. herrlich bei dem neuen Geschäfte und auch der Kaufmann konnte mit ihm wohl zufrieden sein; denn er lief umher wie ein Jagdhund, und witterte auch wie ein solcher, wo man etwa Bedarf von Tuch habe. Aber über ein Kleines ward er anderer Ansicht. Es wollte ihm nicht mehr gefallen, bei jedem Wind und Wetter draußen mit dem Musterkasten umherzulaufen und den Bauern seines Herrn Waare aufzuschwatzen. Und doch mußte er sich recht dazu halten, wenn er etwas verdienen wollte; denn er hatte kein bestimmtes Gehalt; dasselbe stieg und fiel mit der Menge dessen, was er verkaufte.

„Warum kannst Du nicht selber Kaufmann werden?" dachte mein Schneiderlein bei sich selbst, als er sich einige Kenntniß von dem Werth oder Unwerth des Tuches er-

worben hatte. „Du haſt ja noch einige hundert Thaler auf Zinſen ſtehen; die helfen zur erſten Einrichtung des Ladens, und dann müßte es doch mit dem blauen Wunder zugehen, wenn du nicht die Bauern, die du kennen gelernt haſt, alle in deinen Laden zögeſt."

Gedacht, gethan! Mein Schneiderlein wird Kaufmann. Er wirft aus ſeinem Häuschen nicht nur den Miether heraus, der bisher darin gewohnt hatte, ſondern auch eine halbe Wand im Unterſtocke, in welche er ein Schaufenſter mit großen Spiegelſcheiben einſetzen läßt. Dann wird die ganze vordere Front neu angeſtrichen und über der Hausthüre ein großes Schild angebracht, auf welchem in großen, vergoldeten Buchſtaben der Name des neuen Kaufmanns ſteht. Das Alles koſtete aber Geld, und als im Laden die Wandgeſtelle und die Theke richtig angebracht war, da fand der neugebackene Kaufmann, daß von dem ererbten Vermögen nicht mehr viel übrig blieb, wenn er Alles bezahlt hatte.

Aber was thut das? Die Geſchäftsreiſenden laufen ihm ja faſt die Thüre ein und bieten ihm ganze Ballen Tuch an, die er erſt nach 4 Monaten zu bezahlen brauche. So beſtellt er ſich denn einen hübſchen Vorrath von Tuch, legt die ſchönſten Stücke recht lockend in ſeinem Ladenfenſter aus und wartet nun auf Käufer. Die blieben denn auch nicht aus; denn, denken die Leute, man muß es doch mit dem neuen Kaufmann einmal probiren. Nun iſt Herr Pr. klug genug, ſich anfangs mit einem geringen Profit zu begnügen und ſetzt ſeine Preiſe ziemlich bedeutend herab gegen die, welche ſein ehemaliger Prinzipal forderte. Das lockte und bald war das Geſchäft in flottem Gange, da Herr Pr. ſich in der richtigen Behandlung der bäuerlichen Kundſchaft große Gewandtheit erworben hatte und es verſtand, dieſelbe durch ſeine frühere perſönliche Bekanntſchaft in den Laden zu locken.

Ja als nach 4 Monaten die Reiſenden kamen, ihr Geld zu holen, konnte ſie Pr. Alle befriedigen und befeſtigte dadurch ſeinen Credit dergeſtalt, daß er kühnlich die größten Beſtellungen hätte machen dürfen.

Halt! denkt er da, ſollteſt du nicht noch beſſere Geſchäfte machen, wenn du auch noch andere Waaren zu

Verkauf böteſt, als bloß Tücher? Den Kunden iſt's doch gar kommod und angenehm, wenn ſie hübſch Alles, was ſie haben wollen, in demſelbigen Laden finden und nicht nöthig haben, erſt lange darnach umherzulaufen.

Gedacht, gethan! Er ſchafft ſich nun auch Kurzwaaren an, zunächſt freilich nur ſolche, welche man nöthig hat, um aus dem Tuche Kleider herzuſtellen. Und ſiehe, auch damit geht es; denn auch in dieſen Waaren hat der ehemalige Schneider einige Kenntniß und weiß das Gute und Schlechte einigermaßen zu unterſcheiden.

Jetzt hält ſich aber Pr. für einen ausgemachten Kaufmann und ſinnt auf immer weitere Vergrößerung ſeines Geſchäftes. Seine Frau, welche er ſogleich nach der Einrichtung ſeines Geſchäftes geheirathet hatte, war in ihrer Jugend manchmal von ihrem Onkel, der in der benachbarten Stadt einen Spezereiladen hatte, an Markttagen, wenn es beſonders viel zu thun gab, zur Aushülfe im Laden herbeigezogen worden. Da konnte es ja nicht fehlen, daß dieſelbe im Stande war, jetzt einen kleinen Spezereikram zu führen, beſonders wenn er ſelbſt ein wenig nachſah und mithalf. Richtig! Das Stübchen hinter dem Laden wird auch noch für den Spezereikram eingerichtet, und die Kaſten und Schubladen dort mit ihren ſauberen Aufſchriften auf Porzellanplättchen richten bald an Jeden, der vorne in den Laden tritt, um Tuch zu kaufen, oder Knöpfe und Seide und Kameelgarn, die ſtillſchweigende Frage: „Herz, was begehrſt du noch mehr?“

Allein mit dieſem neuen Krame ging es nur eine Zeitlang gut. Denn weder Herr Pr. noch ſeine liebe Ehehälfte verſtänden Etwas von den Waaren, die da hinten im Stübchen verkauft wurden. Das hatten denn die Herren Reiſenden bald heraus und ſchmierten das biedere Ehepaar auf das Gründlichſte an. Bald war der Kaffee, den Herr Pr. wenigſtens für ächten Mokka gekauft hatte und natürlich auch bezahlen mußte, ein jämmerlicher Braſil, der ſo ſchauderhaft böckerte, daß er um den halben Preis an arme Leute abgegeben werden mußte, weil ihn ſonſt Niemand mochte, nachdem er ihn einmal probirt. Bald erwies ſich der Zucker, der ächter Plantagen-

zucker sein sollte und dem Preise nach auch sein konnte, als ein furchtbar gekalkter Runkelrüben-Zucker aus Schlesien, von welchem man das dreifache Quantum nehmen mußte, wenn er wirklich süß machen sollte. Bald war der gemahlene Zimmet, der direct von der Insel Ceylon bezogen sein sollte, zur Hälfte pulverisirtes Ziegelmehl u. s. w., u. s. w. Kurz mit dem Spezereikram ging es länger, je mehr hinter sich, und mit dem Erlös daraus erst recht. Und als Herr Pr. am Jahresschlusse seine Bilanz machte, mußte die Kasse vorne im Hauptladen ein gut Stückchen Geld zuschießen, wenn der Mangel im Hinterstübchen gedeckt werden sollte; der Profit aus beiden Läden fiel beinahe auf Null herunter.

Die geärgerten Kunden blieben nun aber auch aus dem vorderen Laden nach und nach fort, weil sie ganz richtig so kalkulirten: wo man hinten angeschmiert wird, kann man nicht sicher sein, daß man nicht auch vorne angeschmiert wird.

Doch, um es kurz zu machen, nach Jahr und Tag zog Herr Pr. sein großes Schild ein; denn er war ganz nahe am Bankerutt. Sollte derselbe nicht zum Ausbruch kommen, so mußte er sein Haus versteigern und mit dem Erlös die Schulden decken. Das that er denn auch trotz des Wehrens und Sträubens seiner Frau, die in der letzten Zeit kränklich gewesen und darum sehr reizbar und empfindlich war. Denn er war ein ehrlicher Mann und wollte Niemand zu Schaden kommen lassen. Der Steigpreis des Hauses und der Erlös aus den noch vorhandenen Waaren reichte denn auch hin, um alle Schulden zu bezahlen, ja es blieb noch ein Weniges übrig, da sich für das Haus mehrere Liebhaber gefunden hatten, die sich bei der Versteigerung gegenseitig bis weit über den wirklichen Werth des Hauses hinauftrieben.

Frau Pr. sollte jedoch keinen Umzug mehr in ein anderes Haus machen. Sie hatte es sich schwer zu Herzen genommen, daß durch den von ihr betriebenen Spezereikram das Geschäft in Rückgang gekommen war; ihre Kränklichkeit nahm in Folge der schweren Sorgen, die sie sich um ihren Mann machte, plötzlich in erschreckendem Maße zu, und ehe noch der Termin da war, an welchem

das Haus dem neuen Eigenthümer übergeben werden mußte, war sie eine Leiche.

Nun wußte Herr Pr. nichts Besseres zu thun, als mit dem Wenigen, was er gerettet hatte, nach Amerika auszuwandern.

Was er dort noch Alles angefangen hat, weiß Niemand. Aber daß er nichts Anderes fertig gebracht hat, als ein armer Mann zu werden, erfuhr nach einigen Jahren Jedermann. Denn die Urkunde über seinen Tod kam nach B... benebst der Meldung, daß August Pr. halbverhungert und im tiefsten Elende in das Hospital zu Philadelphia habe aufgenommen werden müssen, wo er nach einigen Tagen an Entkräftung gestorben sei.

Siehst du, lieber Leser, das war so ein „Fangvielan", wie ihn das Sprüchwort da oben im Auge hat.

Aber es gibt auch noch eine andere Sorte von Menschen, die es nicht machen wie der Schneider Pr. — Gott tröste ihn! — und doch den Namen eines „Fangvielan" verdienen und auch dem Schicksal nicht entgehen, welches das Sprüchwort in Aussicht stellt.

Das sind die unruhigen, witscheligen Menschen, denen es viel zu langweilig ist, einen ganzen Tag oder noch länger bei einer und derselben Arbeit zu bleiben, sondern die immer zehnerlei Arbeit im Gange haben müssen, wenn sie sich wohl fühlen sollen.

Und warum gilt auch von diesen Fangvielanen das Urtheil, daß sie wenig fertig bringen?

Merke: erstlich darum, weil man bei jeder Arbeit, wenn sie etwas Rechtes zuwege bringen soll, auch mit seinen Gedanken dabei sein muß, die Gedanken aber sich nothwendig verwirren, wenn sie auf zu vielerlei Gegenstände gerichtet sein müssen.

So kann es einem Schneider passiren, wenn er für seinen Kopf allein Rock, Hose, Weste, Ueberzieher zugleich in Arbeit hat, daß er von wegen seiner verwirrten Gedanken die Hosenknöpfe an die Weste setzt und die Westenknöpfe an die Hosen, oder daß er die Rockärmel in den Ueberzieher einsetzt, wenn etwa beide von gleichem oder ganz ähnlichem Stoffe sind, und die Ueberzieherärmel in den Rock, sodaß der glückliche Besitzer des Ueberziehers sich

vergeblich bemüht, besagtes Kleidungsstück über seinen Rock zu zerren und kommt und liest dem Schneiderlein gehörig den Text, und das Schneiderlein muß dann seine gute Zeit damit verlieren, den Schaden wieder zu bessern.

Zum Andern aber bringt der Fangvielan auch darum wenig fertig, weil er durch das Herüber- und Hinüberhuschen von einer Arbeit zur andern viel gute Zeit vertrödelt, sodaß er am Abende sich wundert, wo doch der Tag so schnell hingekommen ist und er hat so wenig fertig gebracht, obwohl er sich nicht einmal eine Stunde Ruhe gegönnt hatte.

Zum Dritten aber verliert ein Fangvielan auch an mancher angefangenen Arbeit unter der Hand die Lust, und läßt sie, wenn es irgend angeht, ganz liegen, hat also die Zeit und Mühe, welche er schon darauf verwandt hatte, ganz und gar verloren.

Item, es ist und bleibt ein wahres Wort: Fangvielan bringt wenig fertig.

D'rum, wer Du auch bist und was Du auch bist, werde nur ja kein Fangvielan, sondern denke immer an das andere Sprüchlein: „Anfang und Ende reichen sich die Hände," oder auch an das: „Es liegt nicht am wohl Anfangen, sondern am wohl Enden."

Vor Allem aber sorge Du, daß Du einst, wenn Dein Stündlein gekommen ist, wohl enden kannst, weil Du bei Zeiten angefangen hast, das Eine was allein Noth ist, mit Eifer zu suchen und den rechten einigen Trost im Leben und im Sterben Dir zu eigen zu machen. Das ist und bleibt für Jeden das A. und das O.

---

11. Anekdote.

Der reiche Kaufmann Schl. in A . . . . hatte keine Familie und auch von andern Verwandten Niemanden als einen ziemlich leichtsinnigen Neffen, dem er sein großes Vermögen nicht hinterlassen wollte, weil der junge

Herr ſchon jetzt bei Lebzeiten des Onkels offenbar auf die ſicher gehoffte zukünftige Erbſchaft fündigte.

Er machte deßhalb ein Teſtament, worin er ſein Vermögen im Betrage von 100,000 Thalern der Haushälterin vermachte, welche ihn verpflegte und es verſtand, den alten Herrn gegen den Neffen, der ſie ſtets ſehr barſch behandelte, wenn er einmal zum Beſuche kam, vollſtändig einzunehmen. Herr Schl. war aber doch zu gutmüthig, den Neffen ganz zu enterben, und beſtimmte deßhalb in ſeinem Teſtamente, daß die Haushälterin nach ſeinem Tode dem Neffen ſoviel von dem Vermögen überlaſſen ſolle, als ſie wolle.

Herr Schl. ſtirbt; das Teſtament wird eröffnet, und die glückliche Erbin entſchließt ſich, dem Herrn Neffen 1000 Thaler zu überlaſſen, wobei ſie ihm noch deutlich zu verſtehen gibt, daß er nicht einmal ſoviel von ihr zu erhalten verdient habe.

Wüthend über die boshafte Perſon, von welcher er nur zu gut wußte, daß ſie ſchon bei Lebzeiten des Onkels ihr Schäfchen in's Trockene gebracht habe, eilt der Neffe zu einem berühmten Advokaten und trägt dieſem den Fall vor.

„Verklagen Sie nur die Perſon," räth dieſer, „wir wollen ihr ſchon beikommen."

Die Klage wird anhängig gemacht, und was macht der Advokat für ſeinen Schützling geltend?

„Die Haushälterin habe an den Neffen nach dem Teſtamente ſoviel herauszugeben, als ſie wolle. Dadurch nun, daß ſie dem Neffen 1000 Thaler angeboten, habe ſie bewieſen, daß ſie 99000 Thaler wolle. Folglich ſei ſie nach dem Wortlaute des Teſtaments verpflichtet, dieſe Summe an den Neffen herauszuzahlen und die übrigen 1000 Thaler für ſich zu behalten."

Der Richter, welcher nicht zu Denjenigen gehörte, die das Pulver erfunden, iſt von dieſer Teſtaments-Auslegung des Advokaten ſo überraſcht, daß er ſich im Augenblicke nicht zu rathen und zu helfen weiß, und den Urtheilsſpruch auf acht Tage ausſetzt.

Inzwischen gelingt es, der ebenso überraschten Haushälterin den Kopf warm zu machen durch die Vorspiegelung, sie könne am Ende wirklich mit 1000 Thalern abgespeist werden. Vielleicht half auch das böse Gewissen noch ein wenig nach bei ihr. Kurz, der schlaue Advokat bringt einen Vergleich fertig, wonach die beiden Erbnehmer sich in das Vermögen theilen, und der Herr Neffe zieht mit seinen 50000 Thalern fröhlich von dannen. Da sage einmal Einer, was die Herren Advokaten nicht alles fertig bringen können!

Tierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Carlande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von Einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Bincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Frv.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebens-**

gang. Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Pathengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Dornrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß Robbelz.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacsen.** Eine Isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Constantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sclavenjagd im Sudan,** unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auguet de Montyon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. O. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrfrau von Hestrich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. —

Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan. Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau,** der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im finsteren Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Rülin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von Oranien.** — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Herenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung nach Thatsachen aus einer Reichsstadt Ende vorigen Jahrhunderts. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel.

115 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite, verbesserte Aufl. Mit einer Abbildung. 1 Mark.

Der Rhein.

Geſchichte und Sagen ſeiner Burgen, Abteien, Klöſter und Städte

von

W. O. von Horn. (W. Oertel).

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlſtichen.

Prachtvoll gebunden in Goldſchnitt. Preis 15 Mark.
Geheftet 13 Mark.

Wer die ſchönen Ufer unſeres vaterländiſchen Stromes geſchaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnſucht auf, zu erfahren, welche Menſchen dort einſt in Freud und Leid gelebt haben und welche Geſchichte vorübergezogen ſei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer ſchmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gaſtlich aufnehmen.

Das Leben dieſer Burgen und Städte iſt in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargeſtellt worden, welcher faſt ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden ſeiner rheiniſchen Heimath nach rheiniſchen Sagen und Geſchichten forſchte und welcher durch ſein Erzähler-Talent ſeit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt iſt.

Die Verlagshandlung hat ſich bemüht, die ſchönſten Anſichten in treuen und guten Originalbildern herſtellen zu laſſen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Engliſche Ausgabe, überſetzt von Ch. Benſon. prachtvoll geb. in Goldſchnitt. Preis 18 Mark.

Die Goldene Fibel

durch

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Lindern chriſtlicher Häuſer in deutſchen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzſchnitten. Elegant gebunden. **Zweite, unveränderte Auflage.** Preis 3 Mark.

Deutſche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine ſolche Fibel, wie ſie unſer Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und ſchnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen iſt. Auch die Lehrer werden dieſes reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der Kleinen willkommen heißen. Für den erſten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lehrſtoff.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thiere.

Von **Dr. Karl Oppel.**

40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Thierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, in's Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Uebersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Thiere und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den thierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen, der Zucht der Thierarten ꝛc. Dann hören wir von Thieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurtheilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Thiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Thierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte, Moa, Aepyornis, Steller's Seekuh), und gibt sodann die Klassification.

Nach einer Einleitung zu den Säugethieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubthiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Thierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Thier-Psychologie finden, ist Anderes aufgeführt; Jagd der Thiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante culturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Capitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Werth der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

Das Buch bietet dem Lehrer das Gesammtmaterial für den zoologischen Unterricht; es bringt vom System so viel, als Bürgerschule und Realschule verarbeiten können, und dazu ein reiches, jahrelang gesammeltes Material, den Unterricht lebendig und anziehend zu machen. Bei den mancherlei Fächern aber, welche gegenwärtig, namentlich von den höheren Schulen bearbeitet werden müssen, ist es nicht möglich, dem Einzelnen so viele Zeit zuzuwenden, wie es als Bildungsmittel verdiente, und namentlich müssen die Realfächer gegen Sprachen und Mathematik zurückstehen; der Lehrer der Naturgeschichte kann kaum etwas mehr bringen, als die Aufbauung des Systems und die Thierbeschreibung; aber das eigentliche Leben der Thiere zu schildern, seinen Kampf um das Dasein, dazu kommt er nicht. Woher sollte er auch dazu die Zeit nehmen bei wöchentlich zwei Unterrichtsstunden? Die „Thiergeschichten" sollen nicht nur in der Hand des Lehrers dienen, seinen Unterricht anziehend und fesselnd zu machen, sie sollen auch als Privatlektüre dem Schüler das bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht nicht bieten kann, und was doch ohne Zweifel das Belehrendste, Bildendste und Wichtigste ist. Als Familienbuch dürften sie den Schulunterricht in ausgiebigster Weise unterstützen und eignen sich darum nicht nur als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk empfohlen zu werden, sondern namentlich auch als Prämienbuch.

Nicht dürfen wir unterlassen, Eines hervorzuheben: die Lektüre des Buches wird ohne Zweifel jeden Leser antreiben, selbst in seiner Umgebung Thiere zu beobachten, und so in weiten Kreisen pädagogisch wirken; sie wird nicht nur das Interesse an den Thieren fördern, sondern auch die Liebe zu denselben, und so hoffentlich der Thierquälerei gründlicher entgegenarbeiten, als ausgesetzte Geldpreise.

24 prachtvolle Gruppenbilder von Klimsch dienen dem Buche zur empfehlenden Zierde. Ein ausführliches Verzeichniß der Abbildungen und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erleichtern den Gebrauch.

Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des hier Gebotenen diene das Verzeichniß der Erzählungen von den Singvögeln:

Vogelruhr. — Sorgfalt einer Bachstelze. — Die rettende Mutter. — Vogelsprache. - Hausrecht. — Undankbare Tintlinken. — Wie gefällt dir das? — Der Gimpel. — Schadenl. — An einem Sperlingsneste. — Liebesdienst eines Zeisigweibchens. — Der Rabe als Beschützer der Schwachen. — Was auch vorkommt. — Der Staat als Maikäfervertilger. — Was so ein Vöglein werth ist. — Die zum Fischfang abgerichteten Seeraben der Chinesen. — Klugheit der Krähen. — Die geschwätzige Krähe. — Die diebische Dohle. — Wetterverkündiger. — Zahme Wiedehopfe. — Zutraulichkeit der Schwalben. — Merkwürdiges Schwalbennest. — Thierfreundschaft. — Für die Kinder. — Der Gefangene. —

Oder von den Schlangen:

Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst. — Ein gyptischer Schrecken. — Erlebnisse mit Schlangen. — Abenteuer mit Pythonen. — Auf Genien. — Schlangenbändiger. — Schlangenbeschwörer. — Abrichtung der Schlangen. — Die Schlangentödterin. — Lindwürmer und Drachen. — Ein feines Halsband. — Schlangenjagd auf ein Eichhorn. — Zahme Klapperschlangen.

Unter der Presse:

Aus der Maje.

Erzählungen von W. O. von Horn.

Erscheinen in vier Bänden à 15 Bogen.

Preis pro Band nur 1½ Mark.

Inhalt: Eisgang des Rheines 1799. Aus dem Speffart. Ein Stücklein aus einer trüben Zeit. Eine Ostenderin. Eine unsichtbare Macht. Die Dorfwaise. Meine Wege sind nicht eure Wege. Der Lindenbaum vor dem elterlichen Hause. Das heimathliche Gebetläuten. Die Srelunke. Ein Abenteuer auf der Wanderschaft. Der Wittwe Heimkehr. Ein Rheinischer Ur. Seemannsgeschichten. Die einmal Einer den Backofengins erhob. Die Stadtmühle und die Wollenbrüche. Ich will vergelten spricht der Herr. Die Trauerkunde. Don Carlos. Nach der Pest. Mutterliebe. Der Finger Gottes. Anneli. Eine schreckliche Verwechslung. Eine Wette und ihre Folgen. Schonagislaw, das Schwerwa-Mädchen. Eine Szene aus dem Ostender Bataillon. Das fünf und dreißig Gulden-Loos. Auf'm Werth. Die Silbermine Salgeds. Vor, während und nach dem Uebergang Blüchers am 1. Januar, bei Caub. Die Geschichte von e' am Schwarzwälder Bruder, der ein Pfäffikus war. Ein schauerliches Räthsel. Erzählungen auf dem Verdeck. Zwei Hochzeiten an einem Tage. Zwei edle Jud nnen.

Diese Erzählungen erschienen in dem Volksblatt: „die Maje."

Nachdem alle alten Jahrgänge der Maje verkauft und seit 6 Jahren nicht mehr zu haben sind, werden noch fortwährend die beliebten Erzählungen verlangt; ich glaube daher mit dieser Ausgabe einem großen Bedürfniß vieler Familien und Volksbibliotheken entgegenzukommen.

Unter obigem Titel wird eine zweite Auflage der Maje herausgegeben, in welcher obige vier Bände der W. O. von Hornschen Erzählungen den Anfang bilden, denen in gemessenen Zwischenräumen weitere Bände von den besten Erzählungen und Aufsätzen anderer Autoren in geeigneter Auswahl folgen sollen. — Jeder Band ist einzeln verkäuflich.

Stahlstich v. Carl Kayers Kunstanstalt in Nürnberg.

Zur Erzählung:

Klosterbärble.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Schaltjahr 1880.

Begründet
von
W. H. von Horn.
(Wilhelm Oertel.)
Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1880.	
1.	Gott zum Gruße. (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Räthsel. (Mit Vignette.)	26
3.	Auf abschüssiger Bahn. Eine Dorfgeschichte von Armin Stein. (Mit fünfzehn Vignetten.)	28
4.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	99
5	Räthsel. (Mit Vignette.)	102
6.	Anekdote	103
7.	Hausteufelchen. Von Otto Brennekam	104
8.	Räthsel	115
9.	Anekdote	115
10.	Altes Gold	116
11.	Klosterbärbel. Nach einer Mittheilung von Rud. Scipio. (Mit dreizehn Vignetten.)	119
12.	Räthsel. (Mit Vignette.)	212
13.	Noth und Hilfe	214

Kalender für 1880.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1880ſte Jahr der **chriſtlichen Zeitrechnung** wird von Chriſti Geburt an gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen und beginnt am Donnerstage den 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. December 1879 im alten Kalender entſpricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Dienſtag, dem 1. Januar, entſprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. December 1880 alten Stils entſpricht dann dem 12. Januar 1881 neuen Stils.

Die **griechiſche Kirche** zählt ihre Jahre ſeit Erſchaffung der Welt nach der ſogenannten byzantiniſchen Aera. Sie ſetzt die Epoche der Weltſchöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Chriſti Geburt und beginnt ihr 7388ſtes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unſeres 1879ſten Jahres. Die Ruſſen zählten ihre Jahre nach dieſer Aera bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen ſie ſich unſerer Jahreszahl, rechnen aber ſonſt noch nach dem alten (julianiſchen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls ſeit Erſchaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5640ſtes Jahr mit dem 18. September 1879. Es iſt ein Gemeinjahr von 354 Tagen. Am 6. September 1880 beginnt ihr 5641ſtes Jahr, welches ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen iſt und mit dem 23. September 1881 endet. Ihre Hauptfeſte ſind: 1. Das **Purimfeſt** am 26. Februar 1880. — 2. Das **Paſſahfeſt**, welches am 27. März 1880 beginnt und am 3. April endet. Strenge gefeiert werden aber nur die beiden erſten und die beiden letzten Tage, alſo der 27. und 28. März, ſowie der 2. und 3. April. — 3. Das **Wochenfeſt** am 16. und 17. Mai 1880. — 4. Das **Neujahrsfeſt** am 6. und 7. September 1880. — 5. Das **Verſöhnungsfeſt** am 15. September 1880. — 6. Das **Laubhüttenfeſt** am 20. und 21. September 1880, welches am 27. September geſchloſſen wird. — 7. Das Feſt der **Geſetzesfreude** ſchließt ſich am 28. September unmittelbar an.

Die **Araber, Perſer, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedaniſchen** Glaubens zählen ihre Jahre ſeit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidſchred** genannt wird. Sie beginnen am 13. December 1879 ihr 1297ſtes, und am 4. December 1880 ihr 1298ſtes Jahr.

Das Jahr 1880 iſt

ſeit	Chriſti Geburt (nach Dionyſius)	das 1879ſte
„	Chriſti Tode	„ 1847„
„	der Zerſtörung Jeruſalems	„ 1810„
„	Einführung des verbeſſerten Kalenders . . .	„ 180„
„	Erfindung des Geſchützes und des Pulvers . .	„ 500„
„	Erfindung der Buchdruckerkunſt	„ 440„

seit der Entdeckung Amerikas	das	388ste
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	182 „
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	179 „
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	83 „
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	19 „
„ Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	9 „

Von den **Jahreszeiten** 1880.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 6 Uhr Morgens.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 3 Uhr Morgens.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 22. September um 5 Uhr Nachmittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 21. December um 11 Uhr Vormittags.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1880.

Im Jahre 1880 finden vier Sonnen- und zwei Mondfinsternisse Statt; nur die letzte Sonnen- und die zweite Mondfinsterniß werden in unseren Gegenden sichtbar sein.

Die erste **Sonnenfinsterniß** ist eine totale und findet Statt in den Mitternachtsstunden vom 11. zum 12. Januar. Sie beginnt in der Südsee nordöstlich von Neu-Guinea um 8 Uhr 54 Minuten Abends mittlerer Berliner Zeit des 11. Januar, überstreicht den stillen Ocean, berührt den westlichen Theil von Nordamerika und endet an der Küste Californiens am 12. Januar um 2 Uhr Morgens. Die totale Finsterniß ist, wenigstens vollständig, auf dem Festlande nicht zu sehen, da die Sonne dort schon vor dem Ende der Finsterniß untergeht.

Die zweite **Sonnenfinsterniß** findet Statt in den Mittagsstunden des 7. Juli und ist eine ringförmige, bleibt aber auch für unsere Gegenden unsichtbar. Sie beginnt um 11 Uhr 37 Minuten Vormittags mittlerer Berliner Zeit mitten in Südamerika im Staate Paraguay, zieht über die größere südliche Hälfte jenes Welttheils, den südlichen Theil des atlantischen Oceans und berührt die Südspitze Afrikas. Zehn Grad südlich vom Kap der guten Hoffnung nimmt die Finsterniß ihr Ende um 4 Uhr 31 Minuten Nachmittags; als ringförmige erscheint dieselbe nur in dem südlichsten Theile des Oceans.

Die dritte **Sonnenfinsterniß** ist eine partielle und trifft ein in den frühen Morgenstunden des 2. Dezember. Sie beginnt um 3 Uhr 39 Minuten und endet um 4 Uhr 31 Minuten Morgens mittlerer Berliner Zeit und erstreckt sich nur auf ein kleines Gebiet der südlichen Polargegenden.

Die vierte **Sonnenfinsterniß** endlich ist eine partielle und findet in den Nachmittagsstunden des 31. December Statt. Sie beginnt um 12 Uhr 54 Minuten Nachmittags mittlerer Berliner Zeit ein paar Grad östlich von der Ostküste der Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Gegend des Kap Hatteras und endet im nordwestlichen Deutschland um 4 Uhr 22 Minuten. Außer im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans kann die Finsterniß gesehen werden im östlichen Theil der Vereinigten Staaten, an der Nordwestküste Afrikas und im westlichen Europa. In unseren Gegenden kann die Finsterniß meist nur unvollständig gesehen werden, da die Sonne vor dem Ende derselben untergeht: nur der südwestlichste Theil Deutschlands kann noch den ganzen Verlauf derselben wahrnehmen. Für Wiesbaden beginnt die Finsterniß um 2 Uhr 26 Min. und endet 3 Uhr 59 Min. — für Sigmaringen beginnt sie 2 Uhr 34 Min. und endet 4 Uhr — für Köln beginnt sie 2 Uhr 17 Min. und endet 3 Uhr 53 Min. — für Marburg beginnt sie 2 Uhr 27 Min. und endet um 4 Uhr — für Düsseldorf beginnt sie 2 Uhr 15 Min. und endet 3 Uhr 52 Min.

Die erste **Mondfinsterniß** ist eine totale und ereignet sich in den ersten Nachmittagsstunden des 22. Juni. Sie wird im westlichen Nordamerika, in Australien und Asien zu sehen sein.

Die zweite **Mondfinsterniß** ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 16. December und ist ebenfalls eine totale. Sie ist sichtbar in Australien, Asien, fast ganz Europa und Afrika. Ihre Dauer beträgt nahezu vier Stunden; in unseren Gegenden geht der Mond schon verfinstert auf. Für Wiesbaden geht der Mond auf um 3 Uhr 50 Min. und endet die Finsterniß um 6 Uhr 6 Min. — für Sigmaringen geht der Mond auf um 3 Uhr 59 Min. und endet die Finsterniß um 6 Uhr 10 Min. — für Danzig geht der Mond auf um 3 Uhr 26 Min. und endet die Finsterniß um 6 Uhr 48 Min.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.
1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.
18. April 1861: Erstürmung der Düppeler Schanzen.
18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.
3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.
18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.
2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)
18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

2 Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Sieg „Der Herr kennet die Seinen, und: Es trete ab von der Ungerechtigk wer den Namen Christi nennet."

Wochentage u. Datum	Januar 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23–29.							
Donn. 1	**Neujahr**	Neujahr (Immanuel)	8,4	4,6	8,34 A.		
Freit. 2	Abel, Seth	Abel, Seth	8,3	4,7	9,45		
Smst. 3	Enoch	Henoch	8,1	4,8	11,1		
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13–23. — Epistel: Tit. 3, 4–8.							
Sonnt. 4	**n. Neujahr** (Elias)	Zacharias u. Elisabeth	8,0	4,9	—		
Mont. 5	Simeon	Simeon u. Hannah	8,0	4,10	12,18 M		
Dien. 6	**heil. 3 Könige**	**Epiphanias**	8,0	4,13	1,28		
Mitt. 7	Julian	Widukind	7,59	4,13	3,1		
Donn. 8	Erhard	Severinus	7,59	4,15	4,34		
Freit. 9	Beatus	Catharina Zell	7,58	4,16	5,41		
Smst. 10	Paulus Eins.	Paul. v. Theben. Eins.	7,58	4,17	6,46		
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41–52. — Epistel: Röm. 12, 1–							
Sonnt. 11	**1. nach Epiph.** (Hagin)	Ernst der Bekenner	7,57	4,19	7,57		
Mont. 12	Reinhold	Joh. Chastellain	7,57	4,20	8,52		
Dien. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,21		5,14 A.	
Mitt. 14	Felix	Felix v. Nola	7,56	4,22		6,26	
Donn. 15	Maurus	Johann v. Lasti	7,56	4,23		7,37	
Freit. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,55	4,25		8,43	
Smst. 17	Antonius	Antonius	7,54	4,27		10,25	
4. Woche: Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1–11. — Epistel: Röm. 12, 7–16.							
Sonnt. 18	**2. nach Epiph.** (Prisca)	Matth. Klaudius	7,53	4,29		11,36	
	Krönungstag						
Mont. 19	Sarah	Babylas, Elisabeth	7,53	4,30		12,46	
Dien. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,52	4,31		1,55 M	
Mitt. 21	Agnes	Agnes	7,51	4,33		3,1	
Donn. 22	Vincentius	Vincentius	7,50	4,35		4,4	
Freit. 23	Emerentiana	Hans Sachs	7,49	4,36		5,11	
Smst. 24	Timotheus	Timotheus	7,47	4,38		5,59	
5. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1–16. — Epistel: 1 Cor. 9, 24–10							
Sonnt. 25	**Septuagesima** (Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,46	4,40		6,31	
Mont. 26	Polykarp	Polycarp v. Smyrna	7,45	4,41		7,3	
Dien. 27	J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,44	4,43	5,5 A.	7,30	
Mitt. 28	Karl	Karl der Große	7,43	4,44	6,20	7,51	
Donn. 29	Valerius	Samuel und Hanna	7,42	4,46	7,34		
Freit. 30	Adelgunde	Bathilde	7,40	4,48	8,49		
Smst. 31	Vigilius	J. M. Meyfart	7,39	4,49	10,1		

2 Corinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Wochentage u. Datum.	Februar 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Woche: Vom vierterlei Acker: Lucä 8, 4—15. — Epistel: 2 Cor. 11, 19—12, 9.							
Sonnt.	1 Septuagesimä (Brigitte)	Ignatius, Bek.	7/36	4/50	11/26 A	bei Tage	
Mont.	2 Mariä Reinig.	Mariä Reinigung	7/35	4/51	—		
Dien.	3 Blasius	Anschar	7/33	4/53	12/47		☾ 5 Uhr Nachm.
Mitt.	4 Veronica	Rabanus Maurus	7/32	4/55	2/26 M.		
Donn.	5 Agatha	Phil. Jac. Spener	7/31	4/57	3/55		
Freit.	6 Dorothea	Amandus	7/29	4/59	4/33		
Samst.	7 Richard	Ottfried, G. Wagner	7/27	5/0	5/28		
Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Lucä 18, 31—43. — Epistel: 1 Corinth. 13.							
Sonnt.	8 Estomihi (Salomon)	Maria Andreä	7/25	5/2	6/9	bis	
Mont.	9 Appollonia	Joh. Hooper	7/24	5/4	6/40	bis	
Dien.	10 Fastnacht (Scholastika)	Fr. Chr. Oetinger	7/23	5/6	7/5	5/39 A.	● 12 Uhr Mittags
Mitt.	11 Aschermittw. (Euphrosina)	Ph. v. Mornay	7/22	5/7	7/33	6/47	
Donn.	12 Eulalia	Märt. d. heil. Bücher	7/21	5/9		8/8	
Freit.	13 Benignus	Chr. Fr. Schwarz	7/19	5/10	bis	9/15	
Samst.	14 Valentinus	Bruno v. Querfurt	7/17	5/12	bis	10/26	
Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Corinth. 6, 1—10.							
Sonnt.	15 Invocavit (Faustinus)	Hugo v. St. Victor	7/15	5/14		11/37	
Mont.	16 Juliana	Didymus	7/13	5/16	bei Tage	—	
Dien.	17 Constantia	Patrik Hamilton	7/12	5/18		12/45	
Mitt.	18 Quatember (Concordia)	Simeon	7/10	5/19		1/50 M	☽ 5 Uhr Morg.
Donn.	19 Susanna	Mesrob	7/8	5/21		2/50	
Freit.	20 Eucherius	Caspar Neumann	7/6	5/23		3/42	
Samst.	21 Eleonora	Jesajas	7/4	5/25		4/30	
Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt.	22 2. Reminiscere (Petri Stuhlf.)	Meinrad v. Zollern.	7/2	5/26		5/2	
Mont.	23 Reinhard	Barth. Ziegenbalg	7/1	5/27	bei Tage	5/30	
Dien.	24 Schalttag	Matthias	6/58	5/29		5/54	
Mitt.	25 Matthias	Berthold Haller	6/56	5/31	5/16 A.	6/15	
Donn.	26 Victorinus	Rudericus	6/54	5/33	6/32	6/33	☽ 2 Uhr Morgens
Freit.	27 Nestor	Martin Butzer	6/53	5/35	7/51	6/52	
Samst.	28 Leander	Joh. de Monte Corv.	6/51	5/36	9/11	7/11	
Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Lucä 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnt.	29 3 Oculi. (Justus)	Ethelbert	6/49	5/37	10/33	b. T.	

Römer 4, 25: Christus ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket.

Wochentage u. Datum.	März 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont.	1 Albinus	Suidbert	6,47	5,39	11,58 A.		
Dien.	2 Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,41	—	bei Tage	
Mitt.	3 Mittfasten (Kunigunde)	Jh. Friedr. d. Großm.	6,43	5,43	1,14 M		☾ 12 U. Mittern.
Donn.	4 Adrianus	G. Calixt	6,40	5,45	2,25		
Freit.	5 Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	3,22		
Smst.	6 Fridolin	Fridolin	6,36	5,48	4,7		
1. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt.	7 I. Lätare (Felicitas)	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49	4,41	bei Tage	
Mont.	8 Philemon	Philemon	6,32	5,51	5,7		
Dien.	9 40 Ritter	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	5,28	b.	
Mitt.	10 Henriette	40 Märt. in Sebaste	6,28	5,55	5,47	5,41 A.	
Donn.	11 Rosina	Klopstock	6,26	5,56	6,4	6,56	● 2 Uhr Morg.
Freit.	12 Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57	6,22	8,7	
Smst.	13 Ernst	Thomas Cranmer	6,22	5,59	6,41	9,20	
2. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt.	14 II. Judica (Zacharias)	Mathilde	6,19	6,1		10,39	
Mont.	15 Christoph	Z. Ursinus	6,17	6,3		11,37	
Dien.	16 Cyriacus	Heribert	6,15	6,4	bei Tage	—	
Mitt.	17 Gertrud	Patricius	6,13	6,6		12,39	
Donn.	18 Anselmus	Alexander, B.	6,11	6,7		1,35 M	
Freit.	19 Joseph	Joseph	6,9	6,9		2,33	☽ 1 U. M. Frühl.-An.
Smst.	20 Hubert	Ambrosius v. Siena	6,6	6,10		3,31	
3. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.							
Sonnt.	21 III. Palmarum (Benedictus)	Benedict v. Nursia	6,4	6,12		3,32	
Mont.	22 Casimir	Nicol. v. d. Flue	6,4	6,14	bei Tage	3,67	
	Kaisers Geburtstag						
Dien.	23 Eberhard	Wolfgang v. Anhalt	6,0	6,15		4,19	
Mitt.	24 Gabriel	Veit Dietrich	5,58	6,16		4,37	
Donn.	25 Gründonnerst. (Mariä Verk.)	Mariä Verkündigung	5,56	6,18	5,47 A.	4,56	
Freit.	26 Charfreitag (Emanuel)	Ernst der Fromme	5,54	6,20	6,46	5,14	☽ 2 Uhr Nachmitt.
Smst.	27 Rupert	Rupert v. Worms	5,52	6,21	8,11	5,35	
4. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Corinth. 5, 6—8.							
Sonnt.	28 Hl. Oſterfeſt (Malchus)	Johann v. Goch	5,49	6,23	9,30	5,59	
Mont.	29 2. Oſterfeſt (Eustasius)	Florentin v. Devent.	5,47	6,24	10,49	bei Tage	
Dien.	30 Guido	Liudger	5,45	6,26	—		
Mitt.	31 Amos	Philipp d. Großm.	5,43	6,27	12,17 M		

Ephes. 4, 23. 24: Erneuert Euch aber im Geiste Eures Gemüthes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Wochentage u. Datum	April 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Theodora	Fritigil	5,40	6,29	1,17 M.		
Freit. 2	Theodosia	Theodosia	5,38	6,31	2,6	b. Tage	☾ 7 Uhr Vormitt.
Smst. 3	Christian	Gerh. Terstegen	5,36	6,32	2,43		

5. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.

Sonnt. 4	1. Quasimodog. (Ambrosius)	Ambrosius v. Mailand	5,34	6,28	3,11	bei Tage	
Mont. 5	Maximus	Christ. Scriver	5,32	6,25	3,53		
Dien. 6	Irenäus	Albrecht Dürer	5,29	6,27	4,11		
Mitt. 7	Cölestin	Claus Peterson	5,27	6,29	4,28		
Donn. 8	Liborius	Martin Chemnitz	5,25	6,30	4,46	5,31 A.	
Freit. 9	Bogislaus	Thomas v. Westen	5,23	6,31	5,6	7,9	● 4 Uhr Nachm.
Smst. 10	Daniel	Daniel	5,21	6,33	5,29	8,11	

6. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.

Sonnt. 11	2. Miser. Dom. (Julius)	Ezechiel, Leo d. G.	5,19	6,45		9,30	
Mont. 12	Eustorgius	Sabaß, Gothe	5,17	6,46		10,34	
Dien. 13	Justinus	Justinus d. Märt.	5,14	6,48		11,23	
Mitt. 14	Tiburtius	G. Fr. Händel	5,13	6,49		—	
Donn. 15	Olympiades	Simon Tach	5,11	6,51		12,12 M.	
Freit. 16	Carifius	G. Conr. Rieger	5,9	6,52	bei Tage	12,54	
Smst. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54		1,38	☽ 8 U. Ab.

7. Woche: Jesus spricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—23. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.

Sonnt. 18	3. Jubilate (Valerian)	Luther in Worms	5,5	6,56		1,55	
Mont. 19	Hermogenes	Phil. Melanchthon	5,3	6,57		2,18	
Dien. 20	Sulpitius	Joh. Bugenhagen	5,1	6,59		2,39	
Mitt. 21	Adolarius	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	bei Tage	2,58	
	Buß- und Bettag						
Donn. 22	Soter u. Cajus	Origenes	4,57	7,2			
Freit. 23	Georg	Adalbert von Prag	4,55	7,4	5,42 A.	3,16	
Smst. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5	7,17	3,33	☽ 12 U. M.

8. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jacobi 1, 17—21.

Sonnt. 25	4. Cantate (Marcus Ev.)	Marcus Ev.	4,51	7,6	8,33	3,50	
Mont. 26	Cletus	Val. Trotzendorf	4,49	7,8	9,54	4,12	
Dien. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9	11,5	5,3	
Mitt. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11	—	5,51	
Donn. 29	Sibylla	Fr. Wilhelm d. Gr.	4,43	7,13	12,1 M.	b. Tage	
Freit. 30	Eutropius	Petrus Waldus	4,41	7,14	12,43		

Römer 8, 9: Ihr seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in Euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein

Wochentage u. Datum.	Mai 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Philippus Jac.	Philippus: Jacobus	4/40	7/15	1/14 M	b. T.	☾ 2 U. N.
19. Woche. Von der rechten Bekehrung: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jacobi 1, 22–27.							
Sonnt. 2	5. Kogate (Sigismund)	Athanasius d. Große	4/38	7/17	1/39		
Mont. 3	Kreuzes Erf.	Monika	4/36	7/19	1/59		
Dien. 4	Florian	Florian	4/34	7/20	2/17		
Mitt. 5	Gotthard	Friedrich d. Weise	4/32	7/21	3/34		
Donn. 6	Himmelf. Chr. (Dietrich)	Joh. v. Damaskus	4/31	7/22	2/52	bei Tage	
Freit. 7	Gottfried	Otto d. Große	4/30	7/24	3/11		
Smst. 8	Stanislaus	Stanislaus	4/28	7/26	3/34	7,9 A.	
20. Woche. Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.							
Sonnt. 9	6. Exaudi (Gisbt)	Gregor v. Nazianz	4/26	7/28	4/10	8/14	● 7 Uhr Vormitt.
Mont. 10	Gordian	Johann Heuglin	4/24	7/29	4/38	9/14	
Dien. 11	Mamertus	Johann Arndt	4/23	7/31	5/13	10/7	
Mitt. 12	Pankratius	Meletius der Große	4/21	7/32		10/53	
Donn. 13	Servatius	N. Graf v. Zinzendorf	4/20	7/33	bei Tage	11/27	
Freit. 14	Christian	Pachomius	4/18	7/35		11/50	
Smst. 15	Sophia	Moses	4/17	7/36	bei	—	
21. Woche. Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23–31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1–11.							
Sonnt. 16	Heil. Pfingstf. (Peregrinus)	3 Stud. v. Lausanne	4/15	7/38		11/22 V	
Mont. 17	2. Pfingstag (Jodocus)	Valerius Herberger	4/14	7/39		12/41	☽ 11 Uhr Vormitt.
Dien. 18	Erich	80 Märt. unter Valens	4/13	7/40	bei Tage	1/1	
Mitt. 19	Ghalember (Potentiana)	Alcuin von Tours	4/12	7/41		1/16	
Donn. 20	Anastasius	Gottfried Arnold	4/11	7/42		1/36	
Freit. 21	Prudens	Constantin u. Helena	4/9	7/44		1/56	
Smst. 22	Helena	Augustin Cazalla	4/8	7/45		2/22	
22. Woche. Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1–15. — Epistel: Röm. 11, 33–36.							
Sonnt. 23	Trinitatis (Desiderius)	Hieron. Savonarola	4/8	7/47	7/25 A.	2/55	
Mont. 24	Esther	Lanfrank	4/5	7/49	8/43	3/27	☾ 8 Uhr Vormitt.
Dien. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	4/4	7/50	9/48	4/24	
Mitt. 26	Eduard	Beda d. Ehrwürdige	4/3	7/51	10/37		
Donn. 27	Frohnleichnam (Ludolph)	Joh. Calvin	4/2	7/52	11/12	bei Tage	
Freit. 28	Wilhelm	Joh. Eliot	4/1	7/53	11/41		
Smst. 29	Maximin	Flavia Domitilla	4/0	7/54	—		
23. Woche. Vom reichen Manne: Luc. 16, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16–21.							
Sonnt. 30	1. n. Trinit. (Wigand)	Hieronymus v. Prag	3/59	7/55	12/3 M	bei	☾ 12 Uhr Mittern.
Mont. 31	Petronilla	Joachim Neander	3/58	7/57	12/42		

Psalm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl Dem, der auf Ihn trauet!

Wochentage u. Datum.	Juni 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien.	1 Nicomedes	Joh. Fr. Oberlin	3/57	7/58	12/40 M	bei Tage	
Mitt.	2 Marcellinus	Pothinus u. Blandina	3/56	7/59	12/58		
Donn.	3 Erasmus	Gottschalk	3/56	8/0	1/17		
Freit.	4 Carpasius	Quirinus	3/55	8/1	1/38		
Samst.	5 Bonifacius	Bonifacius	3/55	8/1	2/6		
4. Woche: Vom großen Abendmahle: Luca 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt.	6 2. n. Trinit. (Benignus)	Norbert	3/54	8/2	2/33	b. T.	
Mont.	7 Lucretia	Paul Gerhardt	3/54	8/3	3/12	8/3 A.	● 11 Uhr Abends
Dien.	8 Medardus	A. H. Francke	3/53	8/4	3/53	8/30	
Mitt.	9 Primus	Columba	3/53	8/5	4/32	9/29	
Donn.	10 Onuphrius	Friedr. I. Barbarossa	3/52	8/6	b. T.	10/0	
Freit.	11 Barnabas	Barnabas	3/52	8/6		10/25	
Samst.	12 Basilides	Renata v. Ferrara	3/52	8/7		10/45	
5. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luca 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt.	13 3. n. Trinit. (Tobias)	Isaac le Febvre	3/51	8/8	bei Tage	11/6	
Mont.	14 Elisäus	Basilius der Große	3/51	8/8		11/23	
Dien.	15 Vitus	K. H. v. Bogatzky	3/51	8/9		11/41	☽ 11 Uhr Abends
Mitt.	16 Justina	Johann Tauler	3/51	8/9		12/0	
Donn.	17 Volkmar	Dioscorus	3/51	8/10		—	
Freit.	18 Arnolph	Louise Henr. v. Brand.	3/51	8/10		12/32 M	
Samst.	19 Gerval. Prot.	Paphnutius, C. v. Nic.	3/51	8/11		12/50	
6. Woche: Vom Splitter im Auge: Luca 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt.	20 4. n. Trinit. (Silverius)	27 Märtyrer in Prag	3/51	8/11		1/55	
Mont.	21 Albanus	Joh. Marteilhe	3/51	8/11	7/27 A.	2/14	Sommers Anfang.
Dien.	22 Achatius	Raymund Lullus	3/51	8/12	8/24	3/17	☽ 3 Uhr Nachmitt.
Mitt.	23 Basilius	David Chyträus	3/51	8/12	9/8	bei Tage	
Donn.	24 Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3/51	8/12	9/41		
Freit.	25 Elogius	Ueberg. d. Augsb. Conf.	3/52	8/12	10/6		
Samst.	26 Jeremias	Jeremias	3/52	8/12	10/20		
7. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luca 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt.	27 5. n. Trinit. (7 Schläfer)	Joh. Val. Andreä	3/52	8/12	10/46	bei Tage	
Mont.	28 Leo II. P.	Irenäus	3/53	8/12	11/2		
Dien.	29 Peter Paul.	Petrus Paulus Epp.	3/53	8/12	11/22		☾ 11 Uhr Vorm.
Mitt.	30 Pauli Ged.	Aquilla u. Priscilla	3/54	8/11	11/42		

Psalm 104, 13. 14: Du, Herr, feuchtest die Berge von oben her; D machest das Land voll Früchte, die Du schaffest. Du lässest Gras wachse für das Vieh und Saat zu Nutz der Menschen, daß Du Brod aus d Erde bringest!

Wochentage u. Datum.	Juli 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Donn. 1	Theobald	H. Boos u. J. Esch	3,55	8,11	—		
Freit. 2	Mariä Heimf.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	12,46 M.		
Smst. 3	Cornelius	Cornelius	3,56	8,10	12,56	b. Tage	

28. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—1

Sonnt.	4 6. n. Trinit. (Ulrich)	Ulrich B. v. Augsburg	3,57	8,10	1,10		
Mont.	5 Anselmus	Anno Paleario	3,58	8,9	1,54	b. Tage	
Dien.	6 Jesajas	Johann Huß	3,59	8,9	2,40		
Mitt.	7 Wilibald	Wilibald	4,0	8,8	3,45	8,3 A.	● 2 Uhr
Donn.	8 Kilian	Kilian	4,1	8,8	—	8,30	Nachm.
Freit.	9 7 Brüder	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7	8,30	8,53	
Smst.	10 Pius	Wilh. v. Oranien	4,3	8,6	9,12	9,12	

29. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.

Sonnt.	11 7. n. Trinit. (Heinrich)	Placidus	4,3	8,6		9,30	
Mont.	12 Margaretha	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5		9,49	
Dien.	13 Cyrillus	Eugenius	4,5	8,5		10,6	
Mitt.	14 Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4		10,27	
Donn.	15 Apostel Theil.	Jerusal. Erober. 1099	4,8	8,3	bei Tage	10,50	☽ 7 Uhr
Freit.	16 Ruth	Answer	4,9	8,2		11,21	Vorm.
Smst.	17 Alexius	Speratus u. d. sc. M.	4,10	8,1		—	

30. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.

Sonnt.	18 8. n. Trinit. (Rosina)	Joh. Fr. Stark	4,11	8,0		12,1 M.	
Mont.	19 Rufina	Pamphilus	4,12	7,59		12,37	
Dien.	20 Elias	Elias	4,13	7,58	bei Tage	2,6	
Mitt.	21 Praxedes	Eberhard im Bart	4,14	7,57		3,27	☽ 10 Uhr
Donn.	22 Maria Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56	8,6 A.	4,53	Abends
Freit.	23 Apollinaris	Sam. Dombrowsky	4,17	7,54	8,49	b.	
Smst.	24 Christine	Joh. Eccard	4,19	7,53	8,40		

31. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luca 16, 1—9. — Epistel: 1 Corinth. 10, 6—13.

Sonnt.	25 9. n. Trinit. (Jacobus)	Jacobus d. Aeltere	4,20	7,51	9,8		
Mont.	26 Anna	Thomas v. Kempen	4,21	7,50	9,37	bei Tage	
Dien.	27 Martha	Raymund Palmarius	4,22	7,49	9,47		
Mitt.	28 Pantaleon	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48	10,11		
Donn.	29 Beatrix	Olaus d. Heilige	4,25	7,46	10,27		☾ 1 Uhr
Freit.	30 Abdon	Wilhelm Wilberforce	4,26	7,45	11,10		Morg.
Smst.	31 Germanus	J. Caspar Schade	4,28	7,43	11,51		

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unsern Gott, fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit gibt und die Ernte treulich und jährlich behütet.

Wochentage u. Datum.	August 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
32. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41–48. — Epistel: 1 Corinth. 12, 1–11.							
Sonnt. 1	**10. n. Trinit.** (Petri Kettenf.)	Maccabäer	4,29	7,43	—	bei Tage	
Mont. 2	Gustav	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	12,40 M		
Dien. 3	August	Nicodemus	4,32	7,39	1,37		
Mitt. 4	Dominicus	Wilhelm Thorp	4,33	7,37	2,40		
Donn. 5	Oswald	Evang. Salzburger	4,35	7,36	3,47		
Freit. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	4,56		● 5 Uhr
Smst. 7	Donatus	Nonna	4,38	7,32	6,7	7,39 A.	Vormitt.
33. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9–14. — Epistel: 1 Corinth. 15, 1–10.							
Sonnt. 8	**11. n. Trinit.** (Cyriacus)	Hermodas	4,39	7,31		7,56	
Mont. 9	Romanus	Clemens v. Alexand.	4,40	7,29		8,13	
Dien. 10	Laurentius	Laurentius	4,42	7,27		8,32	
Mitt. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25		8,56	
Donn. 12	Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23		9,25	
Freit. 13	Hippolytus	Paul Speratus	4,47	7,21	bei Tage	10,0	☽ 2 Uhr
Smst. 14	Eusebius	Leonhard Käser	4,48	7,20		10,47	Nachmitt.
34. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31–37. — Epistel: 2 Corinth. 3, 4–9.							
Sonnt. 15	**12. n. Trinit.** (Mariä Himmelf.)	Johann d. Beständige	4,49	7,18		11,48	
Mont. 16	Isaak	Isaak	4,51	7,16		—	
Dien. 17	Bilibald	Joh. Gerhard	4,53	7,14		1,3 M.	
Mitt. 18	Agapetus	Jovinianus	4,54	7,12		2,24	
Donn. 19	Sebald	Gerh. Groot	4,56	7,11		3,48	
Freit. 20	Bernhard	Bernhard v. Clairv.	4,57	7,9		5,11	☾ 6 Uhr
Smst. 21	Hartwig	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7	7,13 A.	b. T.	Vormitt.
35. Woche: Vom Samariter und Leviten: Luc. 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–22.							
Sonnt. 22	**13. n. Trinit.** (Philibert)	Symphorianus	5,0	7,4	7,30	bei Tage	
Mont. 23	Zachäus	Caspar v. Coligny	5,2	7,2	7,51		
Dien. 24	Bartholomäus	Bartholomäus, Ap.	5,3	7,0	8,13		
Mitt. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59	8,39		
Donn. 26	Samuel	Ulphilas	5,6	6,57	9,10		
Freit. 27	Gebhard	Hugo Grotius	5,7	6,55	9,47		☌ 5 Uhr
Smst. 28	Augustinus	Augustinus	5,9	6,53	10,34		Nachm.
36. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.							
Sonnt. 29	**14. n. Trinit.** (Joh. Enthaupt.)	Zachäus	5,11	6,51	11,27	bei Tage	
Mont. 30	Benjamin	Claudius v. Turin	5,13	6,49	—		
Dien. 31	Paulinus	Aedan	5,13	6,47	12,22 M		

1 Cor. 3, 7: So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet Etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

Wochentage u. Datum.	September 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Aegidius	Maria, Martha, Laz.	5,12	6,44	1,34 M		
Donn. 2	Abalon	Tabea u. Lydia	5,14	6,42	2,42	bei Tage	
	Nationalfest						
Freit. 3	Manfuetus	Hildegard	5,16	6,40	3,53		
Smst. 4	Moses	Ida v. Herzfeld	5,18	6,38	5,1		●6 U. Ab.
37. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 5	15. n. Trinit. (Herkules)	Johann Mollio	5,21	6,36			6,42 A.
Mont. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34			6,49
Dien. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,32			7,11
Mitt. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,25	6,29			7,28
Donn. 9	Bruno	Ludwig Paschali	5,27	6,27	bei Tage		8,2
Freit. 10	Sosthenes	Heinr. Müller	5,28	6,25			8,46
Smst. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23			9,41 ☽ 7 U. A.
38. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 12	16. n. Trinit. (Cyrus)	Philippine Graveron	5,31	6,21			10,49
Mont. 13	Amatus	Wilhelm Farel	5,33	6,19			—
Dien. 14	Kreuz-Erhöh.	Cyprianus v. Carth.	5,34	6,16			12,6 M.
Mitt. 15	Quatember (Nicomedes)	Dante Alighieri	5,36	6,14	bei Tage		1,27
Donn. 16	Euphemia	Euphemia	5,37	6,12			2,48
Freit. 17	Lambertus	Lambert v. Tongern	5,38	6,10			4,8
Smst. 18	Titus	Titus	5,40	6,7			5,26 ☽ 4 U. Ab.
39. Woche: Vom Wasserfüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 19	17. n. Trinit. (Januarius)	A. G. Spangenberg	5,42	6,5	b. T.	6,41	
Mont. 20	Fausta	Magdalena Luther	5,43	6,3	6,16 A.		
Dien. 21	Matthäus Ev.	Matthäus Ap.	5,44	6,1	6,41		
Mitt. 22	Moritz	Mauritius u. d. th. L.	5,46	5,59	7,9		Herbst Anf.
Donn. 23	Hosea	Joachim v. Floris	5,47	5,57	7,45	bei Tage	
Freit. 24	Joh. Empf.	Argula v. Grumbach	5,49	5,54	8,28		
Smst. 25	Cleophas	Paul Rabaut	5,51	5,52	9,18		
40. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Corinth. 1, 4—9.							
Sonnt. 26	18. n. Trinit. (Cyprianus)	Lioba	5,52	5,50	10,16		☾ 12 Uhr Mittag
Mont. 27	Cosmas u. D.	Joh. Jac. Moser	5,54	5,47	11,19		
Dien. 28	Wenceslaus	Pet. Flybleden	5,55	5,45	—		
Mitt. 29	Michaelis	Michaelis	5,57	5,43	12,26 M	bei Tage	
Donn. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	1,35		
	Kaiserin Geburtstag.						

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochen-tage Datum.	October 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Zeit.	1	Remigius	6,0	5,29	2,45 M	bei	
mst.	2	Vollrad	6,2	5,27	3,58	Tage	
2. Woche. Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.							
nnl.	3	19. n. Trinit (Jairus) Erntefest	6,3	5,25	5,13		
ont.	4	Franz	6,4	5,23	6,30	bei	● 6 Uhr Morgens
ien.	5	Placidus	6,6	5,20			
itt.	6	Fides	6,8	5,28	bei Tage		5,21 A.
onn.	7	Amalia	6,9	5,26			6,4
eit.	8	Pelagia	6,11	5,24			6,45
mst.	9	Dionysius	6,12	5,22			7,28
3. Woche. Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.							8,43
nnl.	10	20. n. Trinit. (Gideon)	6,13	5,20			9,57
ont.	11	Burchard	6,15	5,18	bei Tage		11,16
ien.	12	Maximilian	6,16	5,15			—
itt.	13	Coloman	6,20	5,13			12,35 M
onn.	14	Calixtus	6,22	5,11			1,54
eit.	15	Hedwig	6,23	5,9			3,10
mst.	16	Gallus	6,24	5,7			4,21
4. Woche. Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
nnl.	17	21. n. Trinit (Florentin)	6,25	5,5			5,28
ont.	18	Lucas Ev.	6,27	5,3	bei		6,30
ien.	19	Ferdinand	6,29	5,1	5,16 A.	Tage	☌ 5 Uhr Morgens
itt.	20	Wendelin	6,31	4,59	5,43		
ona.	21	Ursula	6,32	4,57	6,23		
eit.	22	Cordula	6,33	4,55	7,11	bei	
mst.	23	Severinus	6,35	4,53	8,6		
5. Woche. Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
nnl.	24	22. n. Trinit (Salome)	6,37	4,51	9,16		
ont.	25	Crispinus	6,39	4,49	10,11	Tage	
ien.	26	Amandus	6,40	4,47	11,19		☾ 8 Uhr Vorm.
itt.	27	Sabina	6,41	4,46	—	bei	
onn.	28	Simon. Juda	6,43	4,44	12,27 M		
eit.	29	Engelhard	6,45	4,42	1,37		
mst.	30	Hartmann	6,47	4,40	2,48		
6. Woche. Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.							
nnl.	31	23. n. Trinit. (Wolfgang)	6,49	4,38	4,4	b. T.	
		Luthers Thesen Reformationsfest					

Hebräer 13, 14: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.

Wochentage u. Datum.	November 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,50	4,37	5,13 M.	b. Tage	
Dien. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,52	4,35	6,45		● 5 Uhr Abends
Mitt. 3	Gottlieb	Pirmin	6,53	4,33		4,39 A.	
Donn. 4	Charlotte	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,31		5,29	
Freit. 5	Blandina	Hans Egede	6,57	4,30		6,22	
Smst. 6	Leonhard	Gust. Adolf v. Schw.	6,58	4,29		7,15	

45. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18–26. — Epistel: Colos. 1, 9–14.

Sonnt. 7	24. n. Trinit. (Engelbert)	Willibrord	7,0	4,27		9,5	
Mont. 8	Gottfried	Willehad v. Bremen	7,2	4,25		10,25	
Dien. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24		11,42	☽ 9 Uhr Vormitt.
Mitt. 10	Probus	Martin Luther geb.	7,5	4,22		—	
Donn. 11	Martin B.	Martin v. Tours	7,7	4,21		1,0 M.	
Freit. 12	Jonas	Arcadius	7,8	4,20	bei Tage	2,13	
Smst. 13	Briccius	Petr. Mart. Vermili	7,10	4,18		3,26	

47. Woche: Vom Gräuel der Verwüstung: Matth. 24, 15–28. — Epistel: 1. Thessal. 4, 13–18.

Sonnt. 14	25. n. Trinit. (Levinus)	Notker	7,12	4,17		4,37	
Mont. 15	Leopold	Johann Kepler	7,13	4,15		5,40	
Dien. 16	Ottomar	Casp. Creuziger	7,15	4,14	3,42 A.	6,37	☽ 10 Uhr Abends
Mitt. 17	Hugo	Bernward	7,17	4,13		4,30	
Donn. 18	Gelasius	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12		5,14	
Freit. 19	Elisabeth	Elisabeth v. Thür.	7,20	4,11		5,57	
Smst. 20	Amos	Johann Williams	7,21	4,10		6,57	

48. Woche: Vom jüngsten Gerichte: Matth. 25, 31–46. — Epistel: 2. Petri 3, 3–14.

Sonnt. 21	26. n. Trinit. (Mar. Opfer.)	Columbanus Feier z. Gedächtniß der Verstorbenen.	7,22	4,8	8,50		
Mont. 22	Alphonsus	Joh. Oecolampadius	7,23	4,7	9,4		
Dien. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,24	4,6	10,11		
Mitt. 24	Chrysogonus	Joh. Knox	7,27	4,6	11,19		☾ 3 Uhr Morgens
Donn. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,5	—	bei Tage	
Freit. 26	Conrad	Conrad v. Constanz	7,30	4,4	12,22 M.		
Smst. 27	Otto	Margar. Blaarer	7,32	4,3	1,40		

49. Woche: Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.

Sonnt. 28	1. Advent (Günther)	A. Roussel u. M. Del.	7,34	4,2	2,54		
Mont. 29	Eberhard	Noah	7,35	4,1	4,12	b. Tage	
Dien. 30	Andreas	Andreas, Ap.	7,37	4,0	5,34		

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentage Datum.	December 1880.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
ittw.	1	Arnold	7,38	4,0	6,58 V	3,13 A.	Licht. S.-F.
onn.	2	Candidus	7,39	4,0		4,31 A.	● 4 Uhr
reit.	3	Caſſian	7,40	3,59	b. L.	5,22	Morgens
mſt.	4	Barbara	7,41	3,59		6,12	

Woche: Von den Zeichen des jüngſten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epiſtel: Röm. 15, 4—13.

nnſ.	5	2. Advent (Abigail)	Crispina	7,42	3,58	8,7	
ont.	6	Nicolaus	Richard Baxter	7,44	3,58	9,29	
ien.	7	Agathon	Paul Odontius	7,45	3,57	10,47	
itt.	8	Maria Empf.	Martin Rinkard	7,47	3,57	—	☽ 8 Uhr
onn.	9	Joachim	Berthold	7,48	3,56	12,14 M	Abends
reit.	10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56	1,27	
mſt.	11	Damaſus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	2,29	

Woche: Von Johannis Geſandtſchaft: Matth. 11, 2—10. — Epiſtel: 1 Corinth. 4, 1—5.

nnſ.	12	3. Advent (Epimachus)	Vicelin	7,51	3,56	3,29	
ont.	13	Lucia	Fr. Gellert, Fr. Hiller	7,52	3,57	4,27	
ien.	14	Nicaſius	Iſrael	7,52	3,57	5,22	
itt.	15	Quatember (Johanna)	Chriſtiana	7,53	3,57	6,12	
onn.	16	Ananias	Adelheid	7,54	3,57	7,11	☾ 4 Uhr
reit.	17	Lazarus	Georg v. Brandenb.	7,55	3,57	4,48 A.	Abends
mſt.	18	Chriſtoph	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	5,50 b. L.	

Woche: Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19—28. — Epiſtel: Philipp. 4, 4—7.

nnſ.	19	4. Advent (Abraham)	C. A. Woltersdorf	7,56	3,58	6,55	
ont.	20	Ammon	Abraham u. Sara	7,57	3,58	3,1	
ien.	21	Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,59	9,8	
itt.	22	Beata	Matthesius	7,58	3,59	10,14	Wint. Anf.
onn.	23	Dagobert	Sturm Abt v. Fulda	7,59	4,0	11,23	
reit.	24	Adam, Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	—	☾ 8 Uhr
mſt.	25	1. Chriſtfeſt	Heil. Chriſtfeſt	7,59	4,1	12,35 M	Abends

Woche: Von Simeon und Hannah: Luc. 2, 25—40. — Epiſtel: Galat. 4, 1—7.

nnſ.	26	2. Chriſtf. 2. Chriſttag	2. Chriſttag (Stephanus)	8,0	4,1	1,46	
ont.	27	Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,2	3,5	
ien.	28	Unſch. Kindl.	Unſchuld. Kinder	8,0	4,3	4,26	
itt.	29	Jonathan	Chriſt. v. Würtemberg	8,0	4,4	5,41	
onn.	30	David	David u. Jonathan	8,0	4,5	6,50	
reit.	31	Sylveſter	Joh. Wiclef	8,0	4,5	7,47	4,19 A. ● 3 Uhr

Jahresſchluß. Nachm.

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirthschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirthschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Composthaufen an und fahre bereits umgestochenen Compost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Aecker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Aesten und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräthe in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kalten Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertödtet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nöthig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Ueberfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das Uebrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man copulirt, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die nothwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klee mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Copulirbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräthe werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man oculirt auf's treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggen-Ernte.

Im Garten sind, wenn es nöthig ist, die Obstbäume zu stützen: auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Oculiren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im Allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vortheilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggen-Ernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, oculirt auf schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Muß gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainiren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

October.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Aeckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirthschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es an's Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man theile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

December.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, Alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirth schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nöthig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieset!

Auf die Aecker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Composthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Ist der Januar gelind,
Lenz und Sommer fruchtbar sind.

Nebel im Monat Januar
Bringen ein nasses Frühjahr.

Fabian Sebastian (20.)
Läßt den Saft in die Bäume gah'n.

Februar.

Lichtmeß (2.) im Klee,
Ostern im Schnee.

Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoch',
Geht auf vier Wochen er wieder in's Loch.

Nach St. Matthäis (24.)
Geht kein Fuchs mehr über's Eis.

März.

Auf Märzenregen
Folgt kein Sommerlegen.

Wie die 40 Ritter (9) das Wetter gestalten,
So wird es noch 40 Tage anhalten.

Märzgewitter zeigen an,
Daß große Winde zieh'n heran.

April.

Wenn die Krähe auf Markustag (25.)
Im Korne sich verstecken mag,
Dann gibt's fürwahr
Ein gutes Jahr.

Aprilenwetter und Herrengunst,
Darauf zu bauen ist umsunst.

Märzenschnee stitzt,
Aprilenschnee mist't.

Heller Mondschein im April
Schadet allen Blüthen viel.

Mai.

Kühler Mai bringt allerlei
Von Segen, ist er naß dabei.

Eh' Pankraz (12.) und Servaz (13.) vorbei,
Ist nicht sicher vor Kälte der Mai.

Nasse Pfingsten, fette Weihnachten.

Juni.

Junihitz' und Dezemberkält'
Mit Beiden ist es gleich bestellt.

St. Barnabas (11.) hat das beste Gras;
Wohl dem, der da nicht die Sense vergaß!

Ruft nach Johanni (24.) der Kuckuk noch lang,
Wird's dem Bauer um seine Ernte bang.

Juli.

Wenn's im Juli gibt hohe Ameisenhaufen,
So magst du nach Holz für den Winter laufen.

Regnet's auf St. Margareth, (13.)
Vier Wochen lang der Regen steht.

Donnert's oft im Julius,
Gibt's später noch manchen Regenguß.

August.

Rüsten sich Schwalben und Störche zur Reis',
Es dauert nicht lang mehr, dann wird es weiß.

Wenn's im August im Norden weht,
Beständiges Wetter vor dir steht.

Gewitter um St. Bartholomä (24.)
Bringen leicht Hagel oder Schnee.

September.

Nach Mariä Geburtstag (8.)
Der Sämann nicht mehr warten mag.

Sind auf Michaeli (29.) die Vögel noch da,
So ist der Winter noch nicht sehr nah'.

Blüh'n die Disteln reich und voll,
Ein schöner Herbst dir auch blühen soll.

October.

St. Gallen (16.)
Läßt Schnee fallen.

Simon Juda
Ist der Winter nah'.

Wenn's im October wetterleuchtet,
Noch mancher Regen den Acker feuchtet.

November.

St. Martinus (11.) bringt die Kält'
Und nimmt dem Bauer ab das Geld.

Dem heil'gen Clemens (23.) traue nicht:
Denn selten hat er ein mild' Gesicht.

Andres (30.) im Schnee
Thut den Saaten weh.

December.

Viel Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

Haben's die unschuldigen Kindlein (28.) kalt,
So weicht der Frost noch nicht so bald.

St. Lucia (13.) schläft gern lang.

Muthmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wol hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wol, daß Derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie Er will.

Januar.

Der Januar hat's kalt bis zum 11.; vom 12. bis zum 18. trüb und gelinde; am 19. wieder kalt. Es bleibt dann hell und kalt bis zum 24., wo Regen eintritt und am 27. in starkem Guß fällt; dann bis zu Ende still.

Februar.

Der Februar beginnt mit Wind, hat den 2. und 3. Regen, ist vom 5. bis 10. trüb und windig und bringt besonders am 12. und 13. grausamen Wind. Am 14. Schnee, aber am 15. und 16. wieder Regen mit Wind, welches Wetter bis zum 20. anhält. Dann wird's gar schön bis zu Ende.

März.

Der März fängt rauh und kalt an; aber vom 6. bis 9. wird's gelinde und am 11. regnet es. Am 14. und 16. ist's schön; dann alle Morgen rauh und kalt, bis das Ende Regen bringt.

April.

Der April iſt vom 1. bis 9. windig und trüb, bringt auch Regen, der vom 10. bis 13. anhält. Am 14. wird's kalt und bleibt's bis zum 20. Am 21. kommt ſchönes Wetter. Vom 26. bis zu Ende Regen.

Mai.

Der Mai beginnt mit warmem Wetter, bringt ſogar vom 10. bis 19. Hitze. Dann aber wird's wieder kalt und regneriſch, der 24. bringt Eis. Vom 25. bis 27. trübe, den 28. und 29. kalt, aber in den letzten Tagen wird's wieder warm.

Juni.

Der Juni hat in den erſten Tagen auch ſchönes, warmes Wetter; aber am 4. und 5. iſt's trübe und nebelig. Am 7. regnet es, darnach wird's warm. Vom 27. bis 29. Regen, am 30. eine kalte Nacht.

Juli.

Der Juli beginnt trübe und nebelig und hat vom 3. bis 6. Regen. Vom 7. bis 13. windig; am 25. Regen; darnach ſchön bis zu Ende.

Auguſt.

Der Auguſt iſt Anfangs warm; aber am 10. kommt Reif, der bis zum 14. Regen bringt. Alsdann wird's ſchön und tritt am 20. große Hitze ein. Vom 22. bis 26. Regen, dann ſchön bis zum Schluſſe.

September.

Der September iſt warm bis zum 6. Am 8. Reif, am 9. trübe und kalt; dann wird's ſchön bis zum 21. Von da ab Regen und trübes Wetter.

October.

Der October iſt unbeſtändig in ſeiner ganzen erſten Hälfte. Es wird frühe kalt und iſt beſonders der 25. ein ſehr kalter Tag. Am 26. fällt zwar ein wenig Regen, aber am 29. und 30. iſt's wieder recht kalt. Der letzte Tag bringt Regen.

November.

Der November bleibt regneriſch und bringen beſonders die Tage vom 14. bis 16. viel Regen. Am 23. hellt es ſich auf und wird kalt, bis zum Schluſſe des Monats Alles zugewintert iſt.

December.

Im December dauert die Kälte bis zum 5. fort. Dann tritt Regen und großes Gewäſſer ein und bleibt es bis zum 21. trübe und regneriſch. Dann fällt wieder neuer Schnee, und bleibt es bis zu Ende ziemlich kalt.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_5$	bisher. Pfennig.		
	2 Pfennige	=	$2^2/_5$	„	„	
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„	
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.	
c. Silbermünzen:	$^1/_2$ Mark	=	2	„	„	
	$^1/_1$ Mark	=	5	„	„	
	1 Mark	=	10	„	„	
	2 Mark	=	20	„	„	
	5 Mark	=	1	Thlr. 20	Sgr.	
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1	„ 20	„	
	10 Mark	=	3	„ 10	„	
	20 Mark	=	6	„ 20	„	

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so dehne sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $^1/_{12}$ Ruthe = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_9$ berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruthen = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^1/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{12}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Ruthe.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{30}$ □Ruthen = $^1/_{30}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Theile des □Meter sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. 1 Kubikmeter = $^{3}/_{100}$ Kubikruthe.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. 1 Kubikm. = $^{9}/_{10}$ Schachtruthe.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{31}$ Kubikstr. 1 Kubikmeter = $^{3}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = 1$^{1}/_{6}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = 14$^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{75}/_{11}$ Ohm

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben: m
Kilometer, „ : km
Centimeter „ : cm
Millimeter „ : mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben: qm
□Kilometer, „ : qkm
□Centimeter, „ : qcm
□Millimeter, „ : qmm

Ar, geschrieben: a
Hektar, „ : ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben: cbm
Hektoliter, „ : hl
Liter, „ : l
Kubikcentimeter, „ : ccm
Kubikmillimeter, „ : cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben: t
Kilogramm, „ : kg
Gramm, „ : g
Milligramm, „ : mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetheilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches.*)

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankirt 20 Pf.)		— 10
	do. von 15—250 g (unfrankirt 30 Pf.)		— 20
2)	**do.** mit **Werthangabe** oder **Postvorschuß** bis zu 10 Meilen		— 20
	do. auf weitere Entfernungen		— 40
3)	**Einschreibgebühr** (Recommandirt)		— 20
4)	**Karten**, einfache		— 5
	do. mit **Antwort**		— 10
5)	**do.** als **Bücherbestellzettel** (Auch nach Luxemburg zulässig.)		— 3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn.

		ℳ	₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g		—	5
(Büchern ꝛc. darf Factur, Correcturbogen d. Mscpt. beigefügt werden.)			
do.	von 50—250 g	—	10
do.	von 250—500 g	—	20
do.	von 500—1000 g	—	30
7) **Local-** und **Local-Land-Briefe** (unfrankirt 10 Pf.)		—	5
8) **Packete** bis 5 kg 10 Meilen weit		—	25
do. do.	über 10 Meilen weit	—	50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen		—	5
do. do.	über 10—20 Meilen	—	10
do. do.	über 20—50 Meilen	—	20
do. do.	über 50—100 Meilen	—	30
do. do.	über 100—150 Meilen	—	40
do. do.	über 150 Meilen	—	50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark		—	20
do.	über 100—200 Mark	—	30
do.	über 200—300 Mark	—	40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark		—	30
11) **Postvorschüsse** bis 150 Mark à Mark		—	2
aufwärts auf einen durch 5 theilbaren Betrag abzurunden.			
(Nach Oesterreich-Ungarn für je 5 M. = 5 Pf.)			
mindestens aber		—	10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Packete mit			
Werthangabe für je 300 M. oder einen Theil davon		—	5
mindestens aber		—	10

		ℳ	₰
1) **Bestellgeld** für Postsendungen:			
a) im Postorte für Postanweisungen oder			
Werthbriefe		—	5
für gewöhnliche Packete bis 5 kg		—	10
do. do.	über 5 kg	—	15
b) auf's Land für Werthbriefe, Postanweisungen,			
Packete		—	10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß), gewöhnliche oder			
eingeschriebene im Ort		—	25
auf's Land à km		—	10
3) **do.** für Zeitungen jährlich:			
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen		—	60
„ „ 2—3 „ „		1	—
„ „ 4—6 „ „		1	60
„ täglich 2 „ „		2	—
für amtliche Verordnungsblätter		—	60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, von Afrika: Egypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankirte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankirt) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankirt (Karten mit Antwort nur im Verkehr mit Belgien und Rumänien = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portobegünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankirt) für je 50 g (bis 1000 g zulässig. — Correcturbogen darf Manuscript, Büchern aber nicht Factur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30

6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:

(nach Dänemark, Helgoland und Norwegen sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)

Nach Belgien bis 300 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.; über 300 bis 375 Frcs. nur 1 M. 20 Pf.)	—	40
„ Dänemark bis 150 Mark	—	40
„ Frankreich u. Algerien b. 300 M., f. je 50 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	50
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	75
„ Helgoland bis 300 Mark, für 100 Mark bis 200 M. —30 Pf.; bis 300 M. —40 Pf.)	—	20
„ Italien bis 375 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.)	—	40
„ Luxemburg wie bei Helgoland.		
„ Niederlande bis 175 Gulden, bis 75 Mark (bis 150 M. —80 Pf., über 150 M. = 1 M. 20 Pf.)	—	40
„ Norwegen bis 225 Mark, bis 112½ Mark (bis 225 M. —80 Pf.)	—	40
„ Oesterreich-Ungarn bis 150 Mark, für je 75 Mark	—	20
„ Schweden bis 80 Kronen Schw.	—	40
„ Schweiz bis 375 Frcs., für je 100 Frcs.	—	40
„ Türkei bis 150 Mark, für je 75 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	40
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (210 Mark), bis 5 Doll.	—	40
über 5—10 Doll. (u. für jede weiteren 10 Doll. mehr)	—	80

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamirt zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. October 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1836.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. December 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), seit 14. December 1878 Wittwer von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. December 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1868 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. October 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbstständig), vermählt am 8. October 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. October 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Octbr. 1872), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. October 1852 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Wittwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. December 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. October 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 20. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günther, geb. 24. Septbr. 1801 (Regierungsantritt 19. August

1835), Wittwer seit 29. März 1833 von Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, wieder vermählt 29. Mai 1835 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1814, geschieden seit 5. Mai 1852.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. December 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. December 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb 5 Oct. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Decbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dec. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. December 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. October 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. December 1861 Wittwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margaretha, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürſt Karl III., geb. 8. December 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), ſeit 10. Februar 1864 Wittwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), ſeit 3. Juni 1877 Wittwer von Sophie, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, ſeit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürſten Georg von Waldeck, geb. 2. Auguſt 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. October 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. October 1847.

14. Rumänien

Fürſt Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürſten von Rumänien proklamirt am 30. März 1866, anerkannt von Seiten der Mächte am 24. October 1866, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Prinzeſſin zu Wied, geb. 29. December 1843.

15. Rußland

Kaiſer Alexander II., geb. 29. April 1818 (Regierungsantritt 2. März 1855), vermählt 28. April 1841 mit Maria, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Ludwig II. von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt 1824.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verſtorbenen Herzogs Wilhelm Georg Auguſt Heinrich von Naſſau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

Fürſt Milan Obrenowitſch IV., geb. 22. Auguſt 1854 (ermählt am 2. Juli 1868 und am 30. Juli durch die Hohe Pforte beſtätigt), vermählt am 17. October 1875 mit Natalie, Tochter des kaiſerlich ruſſiſchen Oberſten Keſchko, geboren 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. December 1874), Wittwer ſeit 26. Juni 1878 von **Maria de las Mercedes**, Tochter des Herzogs von Montpenſier, geb. 24. Juni 1860, geſt. am 26. Juni 1878.

19. Türkei

Großſultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. Auguſt 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präſident Rutherford Birchhard Hayes, gewählt 1877.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

Wenn heuer über dieſem alten Spinnſtubengruße ſtatt der drei ſingenden Engel, welche dem lieben Leſer gleichſam den Gruß Gottes zujauchzen ſollen, der Engel mit der Sonntagsfahne ſteht, der ſo freundlich ſeine Kränze hinhält, als wollte er ſagen: Kommt her und laßt Euch von mir beſchenken! — ſo ſoll damit angedeutet ſein, daß das ernſte Wort, welches nach alter Gewohnheit jedesmal die Spinnſtube eröffnet, diesmal dem lieben Sonntage gilt.

Und in der That, was ſtünde mit größerem Rechte und tieferem inneren Zuſammenhange unter dem Eingangsgruße, als ein Wörtchen über den lieben Sonntag?

Wann grüßt denn Gott der Herr freundlicher und huldvoller die Menſchenkinder als an dieſem Tage, den Er ſich ja vor allen anderen Tagen zu Seinem Tage erwählt hat?

Geh' doch nur einmal, wenn Dir dies nicht schon klar geworden sein sollte, an einem der lieblichen Sonntagmorgen, wie sie Frühling und Sommer so häufig bringen, hinaus in Gottes schöne Natur! Aber gehe nicht hinaus wie Diejenigen, welche den Sonntag als einen lediglich der Freude und dem Genusse geweihten Tag ansehen und deshalb, um nur ja seine Stunden zu diesem Zwecke recht auskaufen zu können, schon am frühen Morgen Land- und Waldpartieen veranstalten, bei denen Essen und Trinken — um nicht die schärfer klingenden Worte zu gebrauchen, die Galater 5, 21 geschrieben stehen —, Gesang und Jubel, Scherz und Narretheidinge zur Hauptsache gemacht werden, und von denen sie oft erst am späten Abende des Sontags voll und toll heimkehren! Nein gehe hinaus als Einer, dem das Wort im Herzen klingt, welches einst der Herr dem Propheten Ezechiel (3, 22) hören ließ: „Mache Dich auf und gehe hinaus in das Feld, da will Ich mit Dir reden!" — gehe hinaus als Einer, der wirklich und wahrhaftig Sonntag feiern und den Herrn an Seinem Tage zu sich reden lassen will und deshalb auch jede Gelegenheit freudig sucht, die Rede des Herrn zu vernehmen! Gehe hinaus als Einer, der da weiß, daß der Herr aber nicht blos zu den Menschenkindern redet in seinem geoffenbarten Worte, wie er es am Sonntage in der Kirche verkündigen läßt, sondern auch in den mannigfaltigen und herrlichen Werken der Schöpfung, und zwar gerade da in einer Weise, von welcher das Psalmwort (19, 4) gilt: „Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre." Gehe hinaus etwa mit einem gleichgesinnten Freunde, oder noch besser: ohne alle Gesellschaft, einzig und allein begleitet von dem herzlichen Vorsatze: „Ich will mich freuen des Herrn und fröhlich sein in Gott."

Wirst Du Dich dann nicht von Gott dem Herrn gegrüßt fühlen müssen, wenn die Sonntagssonne so hell und freundlich über die sabbathstillen Fluren scheint und den Thau von den Gräsern küßt und auf den vielleicht von einem nächtlichen Regen befeuchteten Feldern und Wiesen jenen würzigen Dampf aufsteigen läßt, der da

ausſieht, wie ein duftiger Schleier, welchen die Hand der ewigen Liebe ſchützend und ſegnend über die Fluren gebreitet hatte, um ſie für den heiligen Tag recht friſch und verheißungsvoll daliegen zu laſſen, und der nun in die Höhe wallt wie ein Räucheropfer, welches die dankbare Erde zu ihrem Schützer und Segenſpender emporſendet?

Wirſt Du Dich dann nicht von Gott dem Herrn gegrüßt fühlen müſſen, wenn Du hörſt, wie die Vöglein heute, wo ſie von keinen arbeitenden Menſchen geſtört werden, heller und freudiger, denn ſonſt, ihr Morgenlied ertönen laſſen zu Ehren Deſſen, der ſie ſo treulich erhält, obwohl ſie nicht ſäen und ernten und in Scheunen ſammeln können, und wie der Morgenwind durch die Bäume des Waldes rauſcht gleich einer Orgel, die das Loblied der Creaturen begleiten will?

Wirſt Du Dich dann nicht von Gott dem Herrn gegrüßt fühlen müſſen, wenn bald hier, bald da, bald dort eine Glocke anſchlägt, den Tag des Herrn zu grüßen und wie mit lockender Liebesſtimme aus der Höhe herab das feiernde Menſchenkind zu laden: Komm! komm! komm! komm!?

Ja: „Gott zum Gruße!“ ſo ſchallt es Dir unüberhörbar allenthalben entgegen.

Freilich von dem anderen Theile des Spinnſtubengrußes: „Den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!“ — von dem vernimmſt Du da draußen auf den Feldern nichts. Die predigen Dir eben nur den erſten Artikel und verkündigen Dir, wenn Du nur Augen haſt, zu ſehen, und Ohren, zu hören, die Allmacht, Weisheit und Liebe des himmliſchen Vaters in einer Weiſe, daß Du bewundernd und anbetend ausrufen mußt: „Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll Deiner Güter“ — ja daß Du vielleicht auch in demüthiger Beugung Dein Herz ſprechen läſſeſt: „Was iſt der Menſch, daß Du, Herr, ſeiner gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß Du Dich ſeiner alſo annimmſt?“

Aber wenn dann mit dieſem letzten Worte das Gefühl Deiner Kleinheit und Ohnmacht, das Gefühl Deiner

Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit gegenüber dem großen, heiligen Gotte über Dich kommt, und es will Dir bei all dem Schönen, was Dein Auge schaut und Dein Ohr hört, doch wehe um's Herz werden, und die bange Frage will in Dir auftauchen: darf ich denn diesen großen, heiligen Gott, dessen Vaterliebe ich in so vielen segentriefenden Spuren um mich her sehe, auch *meinen* Vater nennen und mich seiner Vatertreue getrösten? — ja siehe, lieber Freund, dann hat die Natur draußen für Dich keine Antwort auf diese bange zweifelnde Frage; dann mußt Du, um den Trost zu finden, den Deine sehnende Seele begehrt, zu dem heiligen Gotteswort Deine Zuflucht nehmen und Dir von ihm jene überschwengliche Liebe verkündigen lassen, die selbst des eingeborenen Sohnes nicht verschonet hat, damit er die Sünden der Menschen am Holze des Fluches tilge und wieder einem Jeden, der sein Opfer mit gläubigen Herzen annimmt, den vollen Zugang eröffne zu dem reichen Vaterherzen dann mußt Du heimeilen, wenn die Glocken anfangen zu laden und Dich im Hause Gottes mit der feiernden Gemeinde vereinigen. Dort hörst Du dann predigen die frohe Botschaft von dem Heilande und Sündentilger Jesu; dort dringt es dann erhebend und beseligend an Dein Herz: „Den Herrn Jesum Christum zum Troste!"

Nun, und wenn denn so gerade am Sonntage und durch den Sonntag das dem Herzen nahe gebracht wird, was die Spinnstube alle Jahre ihren lieben Lesern grüßend wünscht, sollte sie dann zu diesen nicht auch gerne ein Wörtchen über den lieben Sonntag reden und auch an ihrem Theile mithelfen, daß diesem Tage die gebührende Ehre zu Theil wird, und daß durch Befolgung der heiligen Gottesordnung, die diesen Tag eingesetzt hat, die Segensströme, welche von demselben ausgehen sollen, wieder ganz und voll in unser nach so manchen Seiten hin krankes Volksleben hineingeleitet werden?

Es wird ja freilich heutzutage in Bezug auf den Sonntag sehr viel geredet, leider mehr *geredet* als *gethan*! Es wird von allen Seiten anerkannt, daß es mit unseren Sonntagen fortan anders im lieben Deutschland gehalten werden müsse, als bisher. Man denkt dabei

allerdings im Allgemeinen mehr an die Sonntags-Ruhe, als an die Sonntags-Heiligung. Denn die letztere gilt ja nur in den Augen Derer als etwas Nothwendiges und Unerläßliches, die noch ein Herz haben für das göttliche Gebot und ein Verständniß dafür, wie die Seele über der irdischen Arbeit, die das nämliche Gebot für die Wochentage so ausdrücklich fordert, so leicht Noth leidet, und so schwer zu einem rechten geistlichen Leben kommt, wenn nicht der Tag, welchen des Herrn Wille von irdischer Arbeit frei gemacht hat, zur treuen, sorgfältigen Arbeit an der Seele verwendet und dem besonderen Dienste des Herrn geheiligt wird.

Aber die Sonntags-Ruhe wenigstens wird von den verschiedensten Seiten als etwas Unerläßliches, für den Menschen unbedingt Nothwendiges anerkannt und gefordert.

Die Aerzte weisen es nach, wie der menschliche nicht allein, sondern sogar der thierische Körper so eingerichtet ist, daß er auf die Dauer nur eine Arbeit von sechs Tagen hinter einander ohne Schaden vertragen kann. Sie haben dabei nicht nur das Zeugniß der Erfahrung zur Seite, die man zur Zeit der französischen Revolution machen mußte, daß nämlich die damals gemachte, neue Einrichtung, nur alle 10 Tage einen Ruhetag eintreten zu lassen, sehr schnell wieder zu Gunsten der alten göttlichen Ordnung und Einrichtung aufgegeben werden mußte, — nein sie stützen sich auch auf wirkliche Proben, die man zu dem ganz besonderen Zwecke angestellt hat. Man ließ nämlich zwei Fuhrleute mit gleich guten Pferden, mit ganz gleicher Belastung ihrer Wagen, auf dem nämlichen Wege mehrere Wochen lang fahren, den Einen als Sabbathschänder, der auch am Sonntage seine Fahrt fortsetzte, wie an den Werktagen, den Andern als ehrlichen Christenmenschen, der den lieben Sonntag sich und seinen Pferden einen Ruhetag sein ließ. Und was war das Ende? Daß der Letztere dennoch den Ersteren überholte, der mit abgetriebenem, jämmerlich aussehenden Gespann später am Ziele ankam, während die Pferde des Letzteren frisch und munter zuerst anlangten! —

Eben so fordern Diejenigen, welche sich um die

Volkswirthschaft bekümmern, d. h. um alles Das, was das äußere Gedeihen eines Volkes fördern kann, auch ihrerseits auf das Entschiedenste die Sonntag-Ruhe, und können sich dabei auf Beispiele berufen, welche den schlagenden Beweis liefern, daß die Sonntags-Ruhe das Volkswohl nicht nur nicht schädigt, sondern im Gegentheile auf das Kräftigste fördert, nämlich auf die Beispiele Englands und Amerikas, in welchen beiden Ländern der Sonntag bekanntlich auf das Strengste als Ruhetag gehalten wird und trotzdem der nationale Wohlstand in höchster Blüthe steht.

Ja sogar unter den Forderungen der Social-Demokraten, die sich doch sonst bekanntlich wider Alles, was Gottes Wille und Ordnung ist, auf das Feindseligste stemmen, steht die Forderung der vollen Sonntags-Ruhe für die Arbeiter oben an, obwohl das, was sie anstatt der Arbeit für den Sonntag wollen, und wozu sie im reichsten Maße Gelegenheit und die Mittel geboten haben wollen, nämlich Lust und Genuß, wohl eher das Gegentheil von dem herbeiführt, was die Sonntags-Ruhe bewirken soll, nämlich statt der Stärkung der Leibeskräfte für die neue Wochenarbeit am Montage, vielmehr Schwächung und Zerrüttung derselben, sodaß dann auch am Montage noch geruht sein, oder wie der Kunstausdruck lautet: „blau gemacht" werden muß, damit man doch am Dienstage wieder die Arbeit aufnehmen könne — wenn's gut geht! Denn wie oft zieht der blaue Montag auch noch einen bläulichen Dienstag nach sich!

Wenn ich mich denn nun anschicken will, für das verehrte Spinnstuben-Publikum ein Wörtchen über den lieben Sonntag zu schreiben, so darf ich mich ja dabei wohl davon entbinden, erst noch viele Worte zu machen über die Nothwendigkeit der Sonntags-Ruhe nicht blos, sondern auch der Sonntags-Heiligung.

Denn, wer alle Jahre die Spinnstube mit ihrem frommen Eingangsgruße hinnimmt und als Gast in sein Haus einkehren läßt, der weiß ja auch sicherlich und schlägt es nicht in den Wind, daß das Gebot Gottes, welchem der Sonntag sein Dasein und sein heiliges Recht verdankt, nicht blos sagt: „Da sollst Du keine Arbeit

thun!“ ſondern daß darin auch ausdrücklich geſagt iſt: „gedenke des Sabbathtages, daß Du ihn heiligeſt!“ und daß dieſe Heiligung in der Erinnerung daran geſchehen ſoll, wie Gott der Herr ſelbſt den Sabbath geſegnet und geheiligt hat, und zwar um der Menſchen willen, wie der Herr Jeſus Marci 2, 27 ausdrücklich ſagt, damit er nämlich dadurch, daß wir ihn heiligen, ein Segenstag für uns werden möge.

Aber was heißt das denn nun: „Du ſollſt den Sabbathtag heiligen?“ Iſt dieſem wichtigen Gebote etwa damit ſchon ein volles Genüge gethan, daß man am Tage des Herrn dem Gottesdienſte beiwohnt und eine Stunde oder zwei in der Kirche zubringt, und geſchähe dies auch wirklich in dem rechten Sinne und Geiſte und mit voller Beachtung des Schriftwortes: „Bewahre Deinen Fuß, wenn Du zum Hauſe Gottes gehſt und komme, daß Du höreſt!“?

Nun ja, Tauſende und aber Tauſende denken ſo und meinen, wenn ſie am Sonntage eben nur in der Kirche geweſen ſeien, ſo hätten ſie ihrer Verpflichtung in Bezug auf das Gebot Gottes vollſtändig genügt, mehr könne man von ihnen nicht verlangen, und ſie hätten nun ein volles, gegründetes Recht, den übrigen Theil des Sonntags, beſonders den Nachmittag und den Abend, ganz nach eigener Luſt und nach eigenem Belieben zu verwenden, wenn auch nicht gerade zur Arbeit (denn die ſei doch für den Sonntag zu ausdrücklich verboten), ſo doch zum Vergnügen und zu Luſtbarkeiten aller Art.

Aber redet denn in der That das Gebot Gottes nur von ein paar Stunden, die man am Tage des Herrn ſeinem Dienſte weihen, ihm heiligen ſoll? Sagt es nicht buchſtäblich: „Gedenke des Sabbath-Tages, daß Du ihn heiligeſt“ und fordert alſo ausdrücklich, daß der ganze Tag geheiligt, von den übrigen Wochentagen abgeſondert und ſtatt zu irdiſcher Arbeit, zum Dienſte des Herrn verwendet werden ſoll?

Da denkt denn vielleicht Mancher, über ſolche Forderung halb verwundert, halb erſchreckt: Aber ich kann doch fürwahr nicht den ganzen Sonntag mit geiſtlichen, religiöſen Uebungen hinbringen? es geht doch wohl

ein Wenig zu weit, zu fordern, daß ich, nachdem ich am Morgen, ja vielleicht auch noch einmal am Nachmittage in der Kirche gewesen bin, nun auch noch die ganze übrige Zeit des Sonntags mit Singen und Beten, mit Lesen der Bibel oder anderer geistlicher Bücher, oder doch unter lauter Gesprächen hinbringen soll, welche sich um religiöse Gegenstände drehen? am Sonntage soll sich doch nicht blos der Körper erholen und zur neuen Wochenarbeit kräftigen, sondern auch der Geist soll sich erfrischen, besonders bei Denen, die in der Woche nicht mit der Hand, sondern mit dem Kopfe zu arbeiten haben, und darum am Sonntage einer Ausspannung von geistiger Arbeit bedürfen, nicht aber an diesem Tage erst recht zum anhaltenden Sinnen und Denken über die höchsten, wichtigsten Dinge angespannt werden dürfen?

Und solche Gedanken haben ja gewiß ihre volle Berechtigung und Wahrheit.

Ob es freilich ganz und gar unmöglich ist für Jedermann, wirklich den ganzen Sonntag mit geistlichen Beschäftigungen und Uebungen hinzubringen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wir meinen wenigstens, daß es eine Herzensstellung gibt, die dies nicht blos möglich macht, sondern die auch im Stande ist, aus solcher Verwendung des Sonntags reichen Segen zu ziehen. Ja, wir meinen, wer nur mit rechtem Ernste und rechter Andacht dem Gottesdienste beigewohnt; wer Gottes Wort, das ihm da verkündigt wurde, recht in sich aufgenommen, wer in Gesang und Gebet wirklich sein Herz zu dem Herrn emporgehoben und deshalb auch dessen Nähe zu spüren bekommen hat in den heiligen Gedanken und Entschlüssen, die in seiner Seele aufstiegen: der wird das Bedürfniß fühlen, sich auch noch weiter mit diesen Gedanken und Entschlüssen zu beschäftigen, das Gotteswort, welches sie angeregt hat, in seinem Herzen zu bewegen und darüber nachzudenken, und es muß ihm geradezu widerstreben, sich durch Dieses oder Jenes aus den ernsten Gedanken, die seine Seele erfüllen, herausreißen zu lassen.

Nichts destoweniger sind wir aber weit davon entfernt, es nun auch für *jeden* Christenmenschen als Regel und Gesetz aufstellen zu wollen: Du sollst und mußt

nothwendig Deinen ganzen Sonntag mit geiſtlichen Beſchäftigungen und Uebungen hinbringen!

Wir möchten um keinen Preis der Heuchelei Vorſchub leiſten, die ja nothwendig daraus erwachſen müßte, wenn Einer, den nicht ſein eigenes Herz dazu treibt, ſich den ganzen Sonntag-Nachmittag oder -Abend hinter ſeine Bibel oder ein anderes geiſtliches Buch ſetzte, um etwa dadurch vor anderen Leuten zu ſcheinen oder gar ſein eigenes Herz zu einer recht hohen Meinung von ſeiner Frömmigkeit hinaufzuſchrauben, während er doch am Ende über ſeinem Buche nur gähnt und, falls er unbeobachtet iſt, wohl gar darüber einſchläft, oder aber, was noch übler wäre, ſeine Gedanken über das Buch hinweggehen läßt auf irdiſche, vielleicht recht unheilige Dinge.

Wir möchten ebenſowenig den geiſtlichen Hochmuth befördern helfen, oder auch den Selbſtbetrug, die ſo leicht daraus entſtehen, wenn Einer meint, ſich am Sonntage nur mit geiſtlichen Geſprächen befaſſen zu ſollen, und deshalb im Kreiſe Gleichgeſinnter viel ungeſalzenes Geſchwätz macht von ſeinen „inneren Erfahrungen", die er gemacht haben will, und bei deren Herzählung er doch vielleicht nur nachſchwatzt, was er einmal hier und da von Anderen gehört hat.

Und würde denn nicht, wenn es wirklich als allgemeine Regel aufgeſtellt würde, daß man ſich am Sonntage lediglich mit religiöſen Betrachtungen, Uebungen und Geſprächen abgeben dürfe, für alle Diejenigen, welchen der Sinn für ſolche Sonntagsfeier noch nicht aufgegangen iſt, der Sonntag ein Tag der ſchrecklichſten Langeweile werden müſſen, ein Tag, dem ſie nur mit geheimen Grauen entgegenſehen könnten, während es doch in der That derjenige Tag ſein und werden ſoll, auf welchen ſich Jeder die Woche hindurch freut?

Wir werden darum wohl auf die Zuſtimmung unſerer lieben Leſer rechnen dürfen, daß am Sonntage auch ſogenannte „freie Zeit" bleibt und für die Allermeiſten bleiben muß, freie Zeit, welche auch zu anderen als blos religiöſen Beſchäftigungen Raum läßt, freie Zeit gegenüber der, wir möchten ſagen: „gebundenen" Zeit, worin ſich der Chriſtenmenſch von Gottes Wort und ſeinem

Gewissen gebunden fühlt, sich wesentlich und vornehmlich in religiöser Weise zu beschäftigen und so an seinem Seelenheile zu arbeiten.

Und gerade über diese freie Zeit am Sonntage möchten wir zu den lieben Spinnstubenlesern ein paar Wörtchen reden und unsere Meinung darüber aussprechen, womit etwa diese freie Zeit ausgefüllt werden könnte, ohne daß die Würde und Heiligkeit des Sonntages dadurch beeinträchtigt, ohne daß der Segen des Sonntages für das Herz verkümmert würde.

Denn daß unendlich viel Jammer und Elend, unendlich viel Schmach und Schande in unserem Volksleben gerade davon herkommt, daß diese freie Zeit am Sonntage in der allerverkehrtesten Weise und mit Beschäftigungen ausgefüllt wird, die keinen rechten Sonntagssegen aufkommen oder doch bleiben lassen, wird Niemand bestreiten können und wollen, der hellen Auges die Zustände in unserem Volke anschaut und sie hellen Sinnes beurtheilt.

Und wer es bestreiten wollte, der brauchte, um anderen Sinnes zu werden, nur die Insassen unserer Gefängnisse darüber auszuforschen, wann sie den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn gethan haben, welche sie nun an dieses traurige Ziel geführt hat; der brauchte nur an diesem und jenem Sterbebette nachzufragen, wann der Grund zu dem unheilbaren Siechthume gelegt wurde, dem jetzt eine blühende Jugendkraft zum Opfer fällt; der brauchte nur da und dort sich bei Eltern, denen der Gram verfrühte Furchen in das Gesicht gegraben hat, zu erkundigen, wann die Schande, die ein ungerathenes Kind über sie gebracht hat, ihren Anfang genommen. Er würde dann unter 100 Fällen wohl 99mal die Antwort erhalten: „am Sonntage!“

Und darf man sich etwa darüber wundern, wenn man in den Tageblättern und an den Anschlagsäulen der großen Städte die Anzeigen von all den unzähligen Vergnügungen und Lustbarkeiten findet, welche dem Publikum jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes für den Sonntag zur gefälligen Auswahl geboten werden, und für welche die Unternehmer dieser Lustbarkeiten gewiß

nicht die bedeutenden Anzeigekoſten bezahlen würden, wenn ſie nicht dabei ihre reichliche Rechnung fänden?

Darf man ſich darüber wundern, wenn man in jedem Eiſenbahn-Fahrplan für den Sonntag ſo und ſo viele Extrazüge angezeigt findet, welche die bequemſte Gelegenheit bieten, dieſen oder jenen Vergnügungsort zu beſuchen für den Fall, daß man daheim nicht das rechte zuſagende Sonntagsvergnügen findet, oder aus irgend einem Grunde ſich ſchämt, an dem Gebotenen ſich zu betheiligen?

Darf man ſich darüber wundern, wenn man auch auf dem Lande, wenigſtens während der Sommerszeit, keinen Sonntag kommen ſieht, an welchem nicht da oder dort, oft an mehreren nicht weit von einander entfernten Orten zugleich, die Kirchweih-Muſik erſchallt, und wenn man dann die Zügelloſigkeit und Ausgelaſſenheit wahrnimmt, mit welcher, beſonders in unſerer gegenwärtigen Zeit, die ländliche Jugend ſich der Luſt überläßt, zu der die lockenden Töne laden, oder aber auch, wenn man die tolle Ungebundenheit kennen zu lernen Gelegenheit hat, in welcher ſich die meiſterloſe Jugend beiderlei Geſchlechts das ganze Jahr über an den Nachmittagen und Abenden der Sonntage draußen umhertreibt?

Und doch ſind wir zu unſerem Volke im Großen und Ganzen der guten Zuverſicht, daß es bei nicht Wenigen nicht ſowohl wirkliche Genußſucht iſt, die ſie dazu treibt, ſich an den unheiligen Luſtbarkeiten und Vergnügungen zu betheiligen, welche ſich ihnen für den Sonntag darbieten, als vielmehr Mangel an Erkenntniß, wie man die freie Zeit am Sonntage in einer beſſeren, des heiligen Tages würdigeren Weiſe verwenden könne. Wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß z. B. viele Eltern mit größerer Strenge und größerem Ernſte ihre Kinder am Sonntage von dem zuchtloſen Treiben ihrer Kameraden zurückhalten würden, wenn ſie ihnen etwas anzugeben wüßten, womit ſie ihre Sonntag-Nachmittage und -Abende in einer Art und Weiſe ausfüllen könnten, die nicht gegen die Heiligkeit des Tages ſtreitet, und doch auch dem jugendlichen Frohſinne und zumal dem ſtarken Geſelligkeitstriebe der Jugend Rechnung trägt. — Ja wir glauben, zu einem großen Theil unſerer Jugend ſelbſt das Ver-

trauen hegen zu dürfen, daß sie nicht, wie es jetzt in der Regel oder doch sehr oft geschieht, schon sogleich nach ihrer Confirmation in das wüste sonntägliche Treiben der älteren Genossen sich einlassen und sobald schon ihres Confirmationsgelübdes ganz und gar vergessen würden, wenn sie frühe genug angewiesen und angeleitet würden, ihre freie Zeit am Sonntage in gebührender Weise zuzubringen.

Wenn nun die Spinnstube in dieser Hinsicht ein wenig guten Rath zu bringen sucht für Alt und Jung, so ist sie vorne herein darauf gefaßt, manchem Kopfschütteln zu begegnen, womit ihr guter Rath aufgenommen wird, und mancher Ausrede, die dahin lautet: Dies oder Jenes geht bei mir oder bei uns ganz und gar nicht; das mag wohl anderwärts durchzuführen sein, aber nach meinen oder unseren besonderen Verhältnissen läßt es sich durchaus nicht thun.

Allein sie verzichtet auch von vorne herein darauf, ihre Rathschläge als solche angesehen wissen zu wollen, die da überall und unter allen Verhältnissen befolgt werden könnten und müßten; sie möchte nur Jedem, dem es mit der Sache, um welche es sich handelt, wirklicher Ernst ist, zurufen: siehe zu, was Du von dem Gerathenen brauchen kannst, und wenn Du meinen solltest, gar nichts für Dich brauchen zu können, so laß Dir den gebotenen Rath wenigstens einen Stachel werden, auf etwas Besseres zu sinnen! — Nur nicht unthätig die Hände in den Schooß legen, sondern auf das Gotteswort trauen: „Dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen!“ und der Verheißung sich getrösten: „Wer da suchet, der findet.“

Und hat Einer mit Gottes Hülfe etwas Rechtes gefunden, dann nur frisch an's Werk gegangen, und, wenn er will, auch dem Spinnstubenschreiber eine freundliche Mittheilung gemacht. Der will's gerne, wenn's der Herr gibt, dann in dem nächsten Jahrgange bekannt machen und es sich selber hinter die Ohren schreiben. Denn so alt er auch ist, er lernt noch gerne alle Tage etwas Gutes.

Die guten Rathschläge, die wir nun zu geben hätten, sollen aber zuerst dem Einzelnen gelten, dem es ein wirkliches Anliegen ist, seinen ganzen Sonntag so zuzubringen,

daß er am Abende deſſelben von ſeinem Gewiſſen keine Vorwürfe bekommt, und ſich dann erſt demjenigen zuwenden, was in dieſer Hinſicht für größere oder kleinere Gemeinſchaften empfehlenswerth ſein möchte, damit ſie in würdiger und vorwurfsfreier Weiſe die freie Zeit am Sonntage zubringen können.

Wir ſcheiden aber von dieſer freien Sonntagszeit noch einmal ausdrücklich diejenige Zeit aus, die ſich ein Chriſtenmenſch nehmen ſoll und muß, Gottes Wort zu leſen. Denn wenn er an jedem Wochentage ſchon die Zeit dazu finden und von ſeiner Arbeit zu erübrigen lernen muß, ſeiner Seele die Nahrung aus Gottes Wort zuzuführen, welche ſie bedarf, wenn ſie nicht unter der täglichen Berufsarbeit Schaden nehmen und ſchließlich ganz dem irdiſchen Sinne verfallen ſoll, ſo muß er ſich am Sonntage dazu erſt recht Zeit nehmen. Er darf da keineswegs denken: ich habe am Morgen in der Kirche genug gehabt von Gottes Wort und brauche mich nun heute nicht weiter um die Bibel zu bekümmern; nein er ſoll und muß auch ſelber ſuchen in der Schrift, wäre es auch nur, um das ſchöne, heilſame Vorbild jener Beröenſer nachzuahmen, von denen Apoſtelgeſchichte 17 geſchrieben ſteht: „ſie forſchten täglich in der Schrift, ob ſich's alſo hielte," nämlich wie ihnen die Apoſtel predigten. Die Zeit für's Bibelleſen am Sonntage darf unbedingt nicht zu der „freien" Zeit gerechnet werden, ſondern zu der „gebundenen", worin man vor Gott und ſeinem Gewiſſen verbunden iſt, mit beſonderem Ernſt und Eifer zu thun, was man an keinem Tage verſäumen darf.

Aber, wenn dann dieſer Chriſtenpflicht genügt iſt, was alsdann thun? Womit kann und darf und ſoll ſich dann der Einzelne am Sonntage beſchäftigen?

Nun, der Du vielleicht ſo fragſt, gibt es denn nicht, heutzutage zumal, ſoviele gute, heilſame und nützliche Bücher, zu denen Du dann getroſt greifen kannſt, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie Dir den Segen des gehörten und geleſenen Gotteswortes beeinträchtigen und Deinen Gedanken eine Richtung geben, die der Wahrheit Gottes zuwiderläuft? — Regen ſich dann nicht, abgeſehen von den guten, nützlichen Volksbüchern, die wir Gottlob ſchon

besitzen, gerade in unsern Tagen Hunderte von Händen und Federn, um der Fluth gottloser und schamloser Bücher, womit die Feinde des Christenthums die Leselustigen überschwemmen, einen Damm entgegenzusetzen mit guten und heilsamen Büchern, aus denen man etwas Rechtschaffenes lernen kann für das äußere wie für das innere Leben? Werden diese Bücher nicht zu einem kaum nennenswerthen Preise verkauft, so daß sich auch der wenig Bemittelte schon mit einem ganz geringen Kostenaufwande eine hübsche Anzahl derselben beschaffen kann? Ja werden und sind nicht schon an den meisten Orten von solchen Büchern Bibliotheken errichtet, aus denen, wenn sie recht geleitet werden, dem Armen, der für solche Ausgaben wirklich kein Geld hat, auch wohl ganz unentgeltlich Bücher geliehen werden?

Da heißt's doch nur wollen und zugreifen, und man hat die herrlichste Gelegenheit, sich mit solchen Büchern die wirklich freie Zeit am Sonntage schon zu einem guten Theile in würdiger und gesegneter Weise auszufüllen, zumal dann, wenn man nicht im Stande ist, oder durch schlechtes Wetter abgehalten wird, auf einem sonntäglichen Spaziergange ein paar Capitel in dem großen, herrlichen Buche zu lesen, welches die Liebe des Schöpfers draußen in der Natur ganz unentgeltlich für Jeden, der darin lesen will, aufgeschlagen hält.

Füllt aber das Lesen eines guten Buches oder auch eines guten Sonntagsblattes, wie wir deren ja jetzt soviele besitzen, und von denen man sich leicht mehrere zugänglich machen kann, wenn man sich mit guten Freunden zusammenthut zu gegenseitigem Austausche der verschiedenen Blätter, welche sich die Einzelnen bestellt haben — füllt, sagen wir, solches Lesen und bei gutem Wetter ein schöner Spaziergang, die freie Zeit am Sonntage noch nicht genügend aus, so braucht der Einzelne weiter nur auf das Wort des Apostels Jacobus zu achten: „Ein reiner unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen", und er weiß sofort, was mit der freien Sonntagszeit anfangen. Und wenn man diesem Apostelworte stillschweigend noch bei sich selbst die weitere Ausdehnung gibt, daß man nicht

blos Wittwen und Waisen, sondern alle Elende und Verlassene mit hineinzieht, besonders arme, verlassene Kranke, die es ja so ziemlich allerwärts gibt; wenn man diese besucht, ihnen Trost zuspricht, ihnen den Sonntag in's Haus oder die Hütte hineinträgt, indem man ihnen aus Gotteswort oder aus einem anderen guten Buche vorliest, auch, wenn es nöthig ist, thatsächliche Hülfeleistungen zu Theil werden läßt: was für eine herrliche Sonntagsbeschäftigung hat man dann, von welcher man nicht allein den rührenden Dank der Besuchten als Gewinn davonträgt, sondern auch in den meisten Fällen einen reichen Segen für das eigene Herz!

Ob es empfehlenswerth ist, für Sonntage, an welchen irgend ein Grund solche Barmherzigkeitsbesuche unmöglich macht, an welchen auch andere freundschaftliche Besuche nicht abgestattet werden können, die ja natürlich von der sonntäglichen Tagesordnung des Einzelnen nicht ausgeschlossen sein sollen — ob es empfehlenswerth ist, daß der oder die Einzelne dann Arbeiten für christliche Zwecke und Vereine zur Hand nimmt, um die freie Zeit auszufüllen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Grundsätzlich ist ja gewiß gegen solches Arbeiten nichts einzuwenden, wenn es wirklich aus ungefärbter Liebe zum Reiche Gottes und zu den Armen geschieht von Solchen, die in der Woche durch ihre Berufsarbeit völlig angebunden sind, und nicht etwa aus bloßer Sucht, vor den Leuten zu scheinen, von Solchen, die in der Woche Zeit genug hätten für solches Arbeiten, wenn sie nur so manches Unnöthige und Ueberflüssige unterlassen wollten, womit sie ihre gute Zeit vergeuden. Aber es ist doch einerseits immerhin mißlich, daß durch solches Arbeiten Anderen, welche die Beweggründe dazu nicht kennen, leicht Aergerniß und böses Beispiel gegeben wird, ebenso wie es auch andrerseits nicht unbedenklich ist, daß sich dadurch bei den Arbeitenden selbst gar leicht der Unterschied zwischen wirklicher Liebesarbeit und der Arbeit zum eigenen Nutzen verwischt, welche letztere ja doch Gottes Gebot für den Sonntag entschieden verbietet.

Aber kann sich denn wohl der Einzelne am Sonntage ganz auf sich selbst zurückziehen und allenfalls ganz für

ſich alleine bleiben? Wird nicht der Geſelligkeitstrieb, den Gott der Herr dem Menſchen eingepflanzt hat, gerade am Sonntage ſich ganz beſonders geltend machen, als an dem Tage, welcher die Menſchen, wie verſchiedenartig auch ihre Lebensſtellung ſein mag und wie verſchiedenartig die Ziele, die ſie ſich für ihr Leben geſteckt haben, und wie verſchiedenartig die Arbeit, die ihnen zugewieſen iſt, doch allzumal in dieſelbe Stellung hineindrängt: in die Stellung eines armen, heilsbedürftigen Sünders vor Gott, und ihnen das nämliche Ziel vorhält, das Ziel ihrer himmliſchen Berufung, und ihnen die nämliche Arbeit zuweiſt, die Arbeit an ihrer Seele? Wird demnach Einer, der am Morgen in der Kirche mit ſeinen Mitchriſten zuſammen geſungen und gebetet und Gottes Wort gehört hat und ſich der gliedlichen Gemeinſchaft mit ihnen vor dem Herrn recht bewußt geworden iſt, ſich den übrigen Theil des Tages ganz von ihnen zurückziehen und ſich jedes Verlangens nach brüderlicher Gemeinſchaft entſchlagen können? Wir glauben es kaum.

Gibt es denn aber nichts, wodurch auch für größere oder kleinere Gemeinſchaften eine heilſame und würdige Anwendung der freien Sonntagsarbeit möglich würde!

Wie ſich in der Regel, zumal auf dem Lande, das Gemeinſchaftsbedürfniß am Sonntage Befriedigung ſucht, iſt ja nur zu wohl bekannt. Die Männer ſetzen ſich in's Wirthshaus zum Schwatzen, Trinken und Spielen; die Frauen, ſofern ſie zu Hauſe abkömmlich ſind, finden ſich da oder dort zu Beſuchen zuſammen, oder empfangen ſolche bei ſich ſelbſt, wenn ſie unlösbar an das Haus gefeſſelt ſind, und daß dabei nicht immer geredet wird, was lieblich iſt und wohllautet und mit dem Gebote ſich verträgt: „Du ſollſt nicht falſch Zeugniß geben wider Deinen Nächſten!“ — Das iſt auch nur zu wohl bekannt. Währenddeſſen treibt ſich dann die liebe Jugend jüngeren Alters meiſterlos auf den Gaſſen umher; die erwachſene Jugend aber geht ihren abſonderlichen Vergnügungen nach, bei denen ja leider nur allzuoft der Zuſatz vergeſſen wird, den der weiſe Salomo (Prediger 11, 9) am Schluſſe macht, nachdem er die Jugend aufgefordert hat, ſich zu freuen und ihr Herz guter Dinge ſein zu laſſen, der Zuſatz

nämlich: „Und wiſſe, daß Dich Gott um dies Alles wird vor Gericht führen!“

Kurz, es geht jedes Alter, jedes Geſchlecht, ſeine eigenen Wege und ſucht ſich, ſo gut und ſo ſchlecht es möglich iſt, bei ſeines Gleichen zu vergnügen. Und in den Städtchen und Städten iſt es ja nicht anders.

Und doch meinen wir, der Sonntag wäre gerade derjenige Tag, der die Glieder der Familie ſtatt auseinander, vielmehr recht zuſammenführen ſollte, und an dem das Familienleben, welches in der Woche oft ſo wenig gepflegt werden kann, eine recht ſorgfältige Pflege finden ſollte.

Der Arbeiter, welcher in der Woche von früh Morgens bis ſpät Abends dem Verdienſte nachgehen muß und dann am Abende froh iſt die müden Glieder ſobald als möglich zur Ruhe legen zu können; der Beamte, welcher die Woche über vielleicht den ganzen Tag durch ſeinen Beruf an die Arbeitsſtube gefeſſelt iſt, oder gar außer dem Hauſe ſeinem Berufe nachgehen muß: wann anders als am Sonntage finden ſie denn Gelegenheit, ſich mit Weib und Kindern zu beſchäftigen und dieſelben in ſich ganz und voll den Gatten und Vater finden zu laſſen, den Gatten, der mit der Gattin alle Sorgen, alle Freuden und Leiden des Familienlebens theilt, den Vater, der für ſeine Kinder treue Fürſorge trägt nach allen Seiten hin und ſich ihre Liebe und ihr Vertrauen in vollſtem Maße zu gewinnen und zu erhalten bemüht iſt?

Und iſt denn das nicht heutzutage die allgemeine Klage, daß im Großen und Ganzen das Familienleben arg darniederliege und immer mehr zerfalle, weil es der Pflege entbehre? Iſt dieſer Zerfall des Familienlebens nicht die trübe Quelle, aus welcher ſo manche beklagenswerthe Erſcheinung in unſerem Volksleben herfließt, inſonderheit die mit ſoviel Grund gerügte Verwilderung und Zuchtloſigkeit der Jugend? Gilt es da nicht, wenigſtens den Sonntag für die Pflege des Familienlebens zu retten, und Allen, welche die begründete oder unbegründete Klage erheben, ſie hätten vor lauter Arbeit keine Zeit ſich um ihre Familie, beſonders um ihre Kinder zu bekümmern, zuzurufen: „Du haſt ja doch den Sonntag, an welchem

Dich keine Arbeit hindert oder doch von Gottes und Rechtes wegen keine hindern dürfte, Dich ganz Deiner Familie zu widmen und so das in der Woche vielleicht etwas locker gewordene Band der Liebe zwischen Dir und den Deinigen immer wieder fest zu knüpfen!"

Wie so ganz anders würde es in den Familien aussehen, wenn dieser Zuruf recht beherzigt würde, wenn der Familienvater am Sonntage anstatt in den Wirthshäusern und an allerlei Vergnügungsorten seine schönste und beste Erholung im Kreise der Seinigen suchte! Wie so ganz anders würde es um das christliche Leben insonderheit bestellt sein, wenn etwa wieder der Familienvater, wie es einst guter deutscher Brauch gewesen ist, seinen Kindern am Sonntage nach der Kirche jedesmal die gehörte Predigt abfragte und sie so gewöhnte, auf die Verkündigung des Wortes Gottes recht zu achten, und wenn er dann noch mit ihnen gemeinsam ein Kapitel in der Bibel läse, um ihnen zu zeigen, wie theuer und werth ihm selber Gottes Wort sei! Wie so ganz anders würde es besonders bei unserer Jugend aussehen, wenn der Vater, anstatt sie ohne jede Aufsicht und nachherige Rechenschaft den ganzen Sonntag- Nachmittag und -Abend draußen umherstreichen zu lassen, seine Kinder am Sonntage um sich sammelte, ein gutes Buch mit ihnen läse und bespräche, dann vielleicht einen gemeinsamen Spaziergang mit ihnen machte und ihnen so auch ein Gehülfe ihrer Freude zu werden suchte!

D'rum fällt es uns nicht ein, wie es doch so oft geschieht, für die freie Zeit am Sonntage allerlei Vereinsthätigkeiten besonders empfehlen zu wollen, weil es eben so gar wenig Vereine gibt, die alle Familienglieder, Groß und Klein, Alt und Jung, zu gemeinsamem Wirken vereinigen könnten! Einzeln dastehenden Personen, die des Familienlebens entbehren müssen, mögen ja Vereine, zumal solche, die ernstere Ziele verfolgen, eine schätzenswerthe Gelegenheit bieten, ihre freie Zeit am Sonntage in heilsamer Weise zu verbringen. Aber wer das Glück hat, einer Familie anzugehören, der gehört am Sonntage in deren Mitte und kann keine bessere Vereinsthätigkeit finden, als sich um die Seinigen zu bekümmern und ihnen seine fürsorgende Liebe zuzuwenden.

Höchstens möchten wir, wo dieselben möglich zu machen sind, kurze sonntägliche Vereinigungen der Familienväter und ebenso der Mütter empfehlen, wie dieselben an manchen Orten eingeführt sind, bei welchen dann eine dazu geeignete Persönlichkeit, womöglich der Ortspfarrer, Erziehungsfragen und ähnliche Dinge zur Besprechung bringt. Aber auch diese Vereinigungen und Zusammenkünfte, die dem Geselligkeitsbedürfnisse besser Rechnung tragen würden als das Wirthshaussitzen und Aehnliches, dürften Männer und Frauen nur auf kürzere Zeit ihren Familien entziehen.

Aber wird sich auch die liebe Jugend damit zufrieden geben, so einen ganzen, langen Nachmittag des Sommersonntages oder so einen langen Sonntagabend im Winter stets zu Hause oder doch in alleiniger Gesellschaft der Eltern und Geschwister zu bleiben?

Wir glauben es kaum, und wenn auch die Liebe zu den Angehörigen noch so groß wäre und das, was ihnen zur Unterhaltung geboten wird, noch so schön und lieblich.

Die Jugend fordert einmal gebieterisch für sich auch Gemeinschaft mit den Kameraden, wenn sie sich freuen und fröhlich sein soll und ohne alle derartige Gemeinschaft würde ihr der Sonntag kaum ein lieber Tag sein, auf welchen sie sich freut.

Wir möchten darum noch einige Worte ganz besonders von Dem reden, wodurch allenfalls dem Gemeinschaftsbedürfnisse der Jugend Befriedigung verschafft werden könnte, ohne daß der Tag des Herrn entweiht würde.

Zu einer bloßen freundschaftlichen Unterhaltung, wie sie Erwachsenen genügt, ist ja die Jugend noch zu arm an Gedanken und Erfahrungen, welche bei solcher Unterhaltung zum gegenseitigen Austausche gebracht werden könnten, und im Allgemeinen auch zu lebhaft, um sich lange bei ruhigem Gespräche zu gedulden. Spaziergänge ohne ein bestimmtes Ziel und einen bestimmten Zweck werden ebensowenig in der Regel dem jugendlich-fröhlichen Sinne rechte Befriedigung bieten, zumal dann nicht, wenn, wie es doch gewiß aus vielen Gründen wünschenswerth wäre, die gemeinschaftlichen Spaziergänge beider Geschlechter ohne alle Aufsicht abgestellt würden, wie sie, auf dem Lande wenigstens, üblich sind und gegen die ja auch

wegen des natürlichen Zuges der beiden Geschlechter zu einander in einem gewissen Lebensalter ein wirkungsvolles Einschreiten seine große Schwierigkeit hat.

Solchen gemeinschaftlichen Spaziergängen würde nur dann das Tadelnswerthe und Gefahrvolle abgestreift werden können, wenn sie anders nicht, denn unter Begleitung und Aufsicht Erwachsener veranstaltet würden. Am Natürlichsten würde solche Begleitung und Beaufsichtigung den Eltern selbst zuzuschieben sein; es könnte sie aber auch wohl eine andere Persönlichkeit übernehmen, welche allerdings für die Jugend Vertrauensperson sein müßte, also etwa an kleineren Orten der Pfarrer oder Lehrer, falls dieselben es sich haben angelegen sein lassen und es ihnen auch gelungen ist, noch nach der Confirmation mit der Jugend in näherer Verbindung zu bleiben. Es dürfte selbst nicht einmal nöthig sein, daß solche Begleitung und Beaufsichtigung der lustwandelnden Jugend regelmäßig alle Sonntage stattfände. Denn so verdorben ist doch unsere Jugend, besonders die ländliche, die wir hierbei vorzugsweise im Auge haben, im Großen und Ganzen noch nicht, daß sie nicht auf die Dauer mehr Gefallen an einer ruhigen, harmlosen Fröhlichkeit finden sollte, als an dem rohen, schamlosen Treiben, das so vielfach jetzt bei den gemeinsamen Spaziergängen an den Tag tritt. Sie muß nur erst wieder lernen, was solche harmlose Fröhlichkeit ist und wie wohl es thut, von derselben am Abende ein unbeflecktes Gewissen mit heimnehmen zu können. Wenn etwa die Jugend nur an vaterländischen Gedenktagen, die auf oder in die Nähe eines Sonntags fallen, von den rechten Personen zu solchen gemeinsamen Spaziergängen gesammelt würde, wobei ihnen denn das betreffende geschichtliche Ereigniß kurz und einfach erzählt und alsdann das eine und andere vaterländische Lied gesungen werden müßte: wir sind gewiß, daß dann der Sinn für eine derartige Unterhaltung sich mit der Zeit bei den Bessergesinnten schon herausarbeiten würde, und daß dieselben dann nach und nach einen wahren Ekelbekommen würden vor dem wüsten Sonntagstreiben der roheren Gesellen.

Um recht fröhlich zu sein, will aber die Jugend vor Allem *singen* und *spielen*. Und wir meinen, auch

dieſem Verlangen könnte Rechnung getragen werden, ohne daß die Würde des Sonntags dabei beeinträchtigt würde.

Die ſchlechten, Herz und Sinne vergiftenden Gaſſenhauer, die man jetzt ſo vielfach im Munde der Jugend findet, dürften dann freilich nicht geſungen werden; es dürfte auch das Singen nicht in jenes widerwärtige Schreien und Gröhlen ausarten, welches wohl zu den rohen Gaſſenhauern, aber wahrlich nicht zur Würde des Sonntags paßt. Nein, die Lieder für den Sonntag müßten lediglich die guten, herrlichen Volkslieder ſein, die wir Deutſche ja Gottlob in ſo großer Anzahl beſitzen, inſonderheit aber die ſchönen, geiſtlichen Volkslieder, an denen ja auch kein Mangel iſt. Das Singen ſelbſt aber müßte ein wirkliches Singen ſein, womöglich ein mehrſtimmiges, für welches ja bekanntlich der Deutſche vorzugsweiſe Sinn und Anlage hat.

Allein ſolche Lieder lernen ſich nicht von ſelber, ſoweit ſie nicht ſchon in der Schule gelernt waren und auch im Gedächtniſſe geblieben ſind; und ſolches Singen will auch gelernt und geübt ſein.

Da wären denn Geſangvereine am Platze, in welchen die Jugend Beides lernen kann und in denen ſie, beſonders an den langen Abenden der Winterſonntage, eine willkommene Gelegenheit der Unterhaltung fände. Daß dazu die beiden Geſchlechter vereinigt werden, hat unſeres Erachtens wenig Bedenkliches, wenn nur einmal der weibliche Chor zuerſt entlaſſen und dann noch mit den Männerſtimmen eine Zeit lang weiter geübt wird, und wenn zum Anderen der Leiter des Geſangvereins es nur ein wenig verſteht, Zucht zu handhaben.

Und ſollte denn nicht ſo ziemlich an jedem Orte ein Lehrer ſich finden, der zur Leitung eines ſolchen Geſangvereins befähigt wäre, zumal wenn eben nur Volkslieder darin geſungen werden und man ſich nicht ſogleich zu künſtlichen Motetten und gar zu fugenartigen Geſangſtücken verſteigt? Und ſollte nicht ein jeder Lehrer, der nur einigermaßen dazu befähigt iſt, auch gerne ſich bereit finden laſſen, einen ſolchen Geſangverein einzurichten und zu leiten, wenn er mit Jammer die Verwirrungen der Jugend mit anſieht, über deren Seelen er doch auch einſt wird Rechenſchaft geben müſſen?

Das Spielen aber, nach welchem besonders der jüngere Theil der Jugend verlangt, sollte das nicht auch in einer Weise getrieben werden können, wie sie sich für den Sonntag schickt? Wir sind der Ansicht, daß es auch hier nur einer weisen, liebevollen Anleitung bedarf.

Haben wir doch eine so große Menge schöner und unterhaltender Gruppenspiele, die sich in jedem Turnbuche angegeben finden und die recht mit den Kindern einzuüben gewiß ein viel zweckmäßigerer Gegenstand des vorgeschriebenen Turnunterrichts wäre, als z. B. das Turnen an den Geräthen, welches doch nur die allerwenigsten Lehrer in geeigneter Weise betreiben können, weil sie nicht im Stande sind die Uebungen selbst vorzumachen.

Wenn es nun gelänge, eines dieser Turnspiele, etwa das Ballschlagen, zu einem wirklichen Volksspiele zu erheben — und warum sollte das, wenn auch von Seiten der Schulleitung ernstlich darauf Bedacht genommen würde, nicht bei uns Deutschen ebenso gut gelingen, wie bei den Engländern, die in ihrem Crocketspiel ein wirklich nationales Volksspiel haben, woran auch noch Erwachsene mit Lust, ja mit förmlicher Begeisterung sich betheiligen? — sollte dann nicht mit der Zeit auch die erwachsenere Jugend Lust bekommen, sich zu diesem Spiele zu vereinigen, vielleicht sogar aus mehreren benachbarten Ortschaften, wenn sich ein geeigneter Platz vorfindet? Sollte es dann nicht möglich sein, um den Sinn für solches Spielen zu wecken, etwa den besten Ballschläger mit kleinen Preisen oder Auszeichnungen zu ehren?

Und wenn dies möglich gemacht werden könnte, würde dann nicht auch den bösen Nachtschwärmereien der Jugend damit ein Damm entgegengesetzt sein, weil nach einem im fröhlichen Spiele verbrachten Nachmittage die müden Glieder ein frühes Nachtlager fernerem Umhertreiben von selber vorzögen?

Ob nicht auch für die städtische Jugend von den eben gemachten Vorschlägen Etwas Anwendung finden könnte, wäre gewiß kein unwürdiger Gegenstand der Erwägung und Fürsorge für die an so manchen Orten bestehenden Sonntagsvereine, die sich oft so nutzlos mit der Einrichtung und Erhaltung von förmlichen Jünglings-

vereinen abquälen, ohne dafür die rechte Theilnahme zu finden, weil eben der Jugend in diesen Vereinen nicht das Rechte geboten wird, oder doch in einer Form geboten wird, die dem jugendlichen Sinne nicht entspricht.

Für besondere Klassen der städtischen Jugend, für Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge müßte freilich vielfach erst freie Zeit am Sonntage erobert werden, weil sie ihnen von den ihrem eigenen Sonntagsvergnügen rücksichtslos nachgehenden Herrschaften, von den auch den Sonntagsverdienst gierig suchenden Meistern kaum gelassen wird.

Aber dann würde es gelten, den Dienstboten, Gesellen und Lehrlingen, die ja, auch wenn ihnen Wohnung geboten wird, doch meistens nur Schlafstellen haben, worin sie sich am Tage nicht aufhalten können, Versammlungsorte zu bieten, wo sie ohne die Nöthigung, ihren sauer verdienten Lohn an die Wirthe zu hängen, eine angemessene gesellige Unterhaltung, ein ruhiges, freundliches Plätzchen zum Lesen und Schreiben, auch Gelegenheit fänden, ein harmloses Spiel zu spielen (nur kein Kartenspiel!!) — und so ihre freie Sonntagszeit auf eine Weise zu verbringen, die ihnen keinen Grund zur Reue und zum Mißmuthe gäbe. Für wirklich guten Willen sind das lauter erreichbare Dinge, wenn man nur die alte Regel nicht vergessen will, daß sich Jeder nach seiner Decke strecken muß.

Wir möchten aber zum Schlusse noch auf Eins ganz besonders hinweisen, was auf dem Lande sich je länger, je mehr als ein Krebsschaden herausstellt, der heillos an der rechten Sonntagsfeier frißt. Das sind die Kirchweihen, die allsonntäglich hier und da und dort stattfinden, zumal während der Sommerszeit.

Diese Kirchweihen sind in ihrer jetzigen Gestalt nichts Anderes als Feste der Fleischeslust. Denn die ursprüngliche Bedeutung, die ihnen zu ihrem Namen verholfen hat, nämlich den Tag zu feiern, an welchem die Gemeinde ihr Gotteshaus zum Gebrauche empfing, und dasselbe zum Gebrauche geweiht wurde, ist im Laufe der Zeit so sehr in den Hintergrund getreten, daß einerseits auch Orte, die nie eine Kirche gehabt haben, nichts desto weniger Kirchweihe feiern, und das nicht etwa auf denselben Tag mit der Muttergemeinde, worin sie eingepfarrt

sind, sondern an irgend einem beliebigen Sonntage, und daß andererseits im Allgemeinen die Kirche, besonders von Seiten des weiblichen Geschlechts niemals schlechter besucht wird als an dem Kirchweih-Sonntage.

So sehr man nun auch geneigt sein mag, der ländlichen Bevölkerung, die hier hauptsächlich in Betracht kommt, nach der Tage und Wochen Last und Hitze auch einmal einen fröhlichen Tag zu gönnen; so hoch man es auch anschlagen mag, daß sich bei den Kirchweih-Festen die vielleicht weit zerstreuten Familienglieder, die sich sonst während des Jahres kaum zu sehen bekommen, einmal wieder zusammenfinden und die Familienbande enger knüpfen: so wird man doch nicht leugnen können, daß die Dorfkirchweihen, wie sie jetzt sind, sich keinesfalls mit der Würde des Sonntags vertragen, und daß sie durch ihr ununterbrochenes Aufeinanderfolgen während des Sommers nicht wenig dazu beitragen, das Aufkommen einer rechten, würdigen Sonntagssitte zu hindern.

Da möchten wir denn fragen, ob es nicht möglich wäre, den Dorfkirchweihen eine andere Gestalt und einen besseren Inhalt zu geben?

Die eigentliche kirchliche Bedeutung des Tages wiederherzustellen, dürfte so gar schwer nicht sein. Die Pfarrer dürften nur dafür sorgen, daß die Kirche an diesem Tage durch die Kinder festlich geschmückt würde, und dann in einem besonders feierlich einzurichtenden, vielleicht durch Vorträge des Orts-Gesangvereins zu verherrlichenden Festgottesdienste die Bedeutung des Tages für die Gemeinde wieder recht zum allgemeinen Bewußtsein bringen. Es dürfte weiter nur von Seiten der Obrigkeit die Anordnung getroffen und mit Strenge aufrecht erhalten werden, daß alle zu derselben Kirchgemeinde gehörigen Ortschaften auch denselben Tag als Kirchweihtag feiern müßten und zur Tanzmusik an besonderen Kirchweihtagen keine Erlaubniß mehr erhielten.

Wenn es dann aber weiter gelänge, durch Veranstaltung anderer, weniger versuchlichen Volksbelustigungen die Tanzmusik, die jetzt bei jeder Kirchweihe die Hauptsache ist, wenigstens mehr in den Hintergrund zu drängen, und so den Kirchweihtag zu einem rechten Volksfeste zu

geſtalten, bei dem nicht mehr das Wirthshaus und der Tanzboden der einzige Mittelpunkt iſt; wenn es vielleicht gar gelänge, unter Beihülfe der allerwärts beſtehenden Kriegervereine einen patriotiſchen Ton in die Kirchweihen hineinzubringen: welch' eine reiche und trübe Quelle der Sonntags-Entheiligung würde dann, wenn auch nicht völlig verſtopft, ſo doch ganz bedeutend verdünnt werden!

Wir nehmen damit für diesmal von den geneigten Leſern Abſchied und möchten nur noch Jeden unter denſelben bitten, die im Vorſtehenden gemachten Vorſchläge für ſich ſelbſt und die Seinigen einer recht ernſten und ſorgfältigen Erwägung zu unterziehen. Vielleicht, daß dann unter Gottes Beiſtand dieſe Vorſchläge und Rathſchläge, von denen natürlich Jedermann nehmen muß, was für ſeine beſonderen Verhältniſſe paſſend iſt, dazu helfen, daß bei uns der Sonntag, und zwar der ganze Sonntag wieder das wird, was er nach Gottes Willen ſein ſoll: ein Tag der Erholung und der rechten Freude für den äußeren Menſchen, aber auch ein Tag des Segens für den inwendigen Menſchen von dem nicht mehr, wie es jetzt der Fall iſt, Ströme des Verderbens ausgehen in unſer Volksleben, ſondern Ströme des Segens, die da hinüber quellen in's ewige Leben und zu dem ewigen Sabbath droben. Helf's Gott!

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von anno 1879.

Die Auflösung der Räthsel aus dem vorigen Jahrgange der Spinnstube ist diesmal eine leichte Sache. Denn es waren dieser Räthsel im Ganzen nur drei, von denen die beiden letzten auf Seite 154 noch gar unmittelbar neben einander gedruckt und nur durch einen Strich getrennt sind. Und schwer waren dieselben auch keineswegs zu rathen, wie Jeder bezeugen wird — der sie gerathen hat.

Du auch, lieber Leser?

Nichtsdestoweniger soll auch diesmal die Auflösung nicht fehlen, damit die witzigen Rather sich überzeugen können, daß ich mir bei den Räthseln ganz dasselbe gedacht hatte, was sie gerathen haben — oder auch nicht.

Das erste Räthsel auf Seite 98, über welchem das Eichhörnchen an seiner Nuß knappert, hatte das Wort „Spaß" mit seinen 4 Buchstaben zum Gegenstande. Und wenn etwa ein nicht sehr gewandter Räthselrather, der nicht hinter das Wort kommen konnte, auf den Gedanken gekommen sein sollte, daß es mit diesem Räthsel gar „kein Spaß" sei, so hatte er dasselbe gelöst, ohne daß er's wußte.

Eines guten Spaßes nun, der in keiner Weise die feine Grenze des Anstandes überschreitet, darf man sich ja doch gewiß erfreuen und auch, wenn er darnach ist, recht herzlich darüber lachen. Ja, wenn einmal, in einer heiteren Gesellschaft die Schleusen des Spaßmachens aufgezogen sind, so muß Einer geradezu ein Sauertopf sein, wenn er nicht mitlacht und schließlich selber sich so von der allgemeinen Fröhlichkeit anstecken läßt, daß er wohl auch ein Späßchen riskirt, so gut oder so schlecht

er es eben fertig bringt. Denn merke: um einen guten Spaß zu machen, muß man das beſitzen, was man für Geld nicht kaufen kann, nämlich geſunden Mutterwitz — und den hat nicht Jeder.

Nahmſt Du nun, wie es das Räthſel vorſchreibt, von dem „Spaß" ein Viertel vorne weg, alſo den Buchſtaben „S", ſo blieb Dir der „Paß". Und mit dem iſt's ja in der That kein Spaß, an welche der beiden Bedeutungen des Wortes man auch denkt. Denn „Paß" heißt ja erſtlich das Papier, welches man beim Reiſen in fremden Ländern, wo Einen Niemand kennt, bei ſich haben muß, um es jedem neugierigen Gensd'armen oder Polizeidiener Schwarz auf Weiß beweiſen zu können, daß man ein ehrlicher Menſch iſt und kein Landſtreicher und Lump. Fehlt Einem dieſes Papier, zumal in unruhigen Zeiten, ſo kann man leicht zu einer unangenehmen Bekanntſchaft mit Numero Sicher (der geneigte Leſer verſteht's!) gerathen.

Zum Andern nennt man aber auch in Gebirgsgegenden, wie z. B. in der Schweiz, einen „Paß" einen tieferen Einſchnitt im Gebirge, durch welchen gewöhnlich der Weg, der über daſſelbe führt, gelegt iſt, damit man nicht nöthig hat, die höchſte Höhe zu erſteigen. Iſt man durch ſolchen Paß hindurch, ſo geht es natürlich auf der anderen Seite den Berg hinunter, und iſt dann der Fuß des Wanderers ſchon müde, ſo gehört gerade keine Eulenſpiegel-Natur dazu, um verdrießlich und unluſtig zu werden. Denn bekanntlich geht ein müder Fuß lieber drei Schritte bergauf als Einen bergab, beſonders wenn es ſteil hinuntergeht.

Haſt Du dann aber dem „Spaß" die Hälfte ſeiner Buchſtaben, alſo „Sp" voran weggeſtrichen, ſo behielteſt Du noch das winzige Wörtchen „Aß", welches nicht nur ein ganz kleines Gewicht bezeichnet, das nur etwa Apotheker und Goldſchmiede brauchen, ſondern auch die höchſte Karte im Kartenſpiel, die ſelbſt den König, die nächſt höchſte Karte, niederſticht.

Das zweite Räthſel auf Seite 154, welches bis zu dem Striche geht, hat blos ein einziges Wort im Sinne, worin nur in der Mitte jedesmal der Vokal oder Selbſt-

lauter verändert werden muß, um dann drei Wörter von ganz verſchiedener Bedeutung zu erhalten. Es iſt das Wort „Laſt“, woraus durch Veränderung des Vokals die Wörter „Liſt“ und „Luſt“ gemacht werden.

Das dritte Räthſel endlich unter dem Strich auf Seite 154 war für Diejenigen, welchen das Wort, um das es ſich dabei handelt, vielleicht ein fremdes geweſen iſt, doch durch die Schlußworte leicht zu errathen. Denn der mit „H“ beginnende Name des Einen, der Sündern helfen kann, des Herrn Jeſu alſo, konnte ja doch kein anderer ſein, als der liebliche Name „Heiland“.

Das „H“ weggenommen, bleibt „Eiland“, womit man wohl die kleinen grünen Inſelchen bezeichnet, die ſich in Flüſſen und Seen finden und deren lieblichſter Schmuck ſind, die auch wohl anderwärts „Auen“ genannt werden. Hatteſt Du aber dieſes Wort, ſo konnteſt Du weder über das „Ei“, noch über das „Land“ mehr im Zweifel ſein.

Wie es nun für dieſes Räthſel die Hauptſache war, den Namen „Heiland“ zu finden, ſo wünſche ich allen geneigten Leſern, wie mir ſelber, daß wir auch für unſer Herz und für unſer Leben eifriger und immer eifriger den Heiland ſuchen, und Ihn, wenn wir Ihn durch Gottes Gnade gefunden haben, treuer und immer treuer feſthalten möchten! Und damit Gott befohlen!

---

3. Auf abſchüſſiger Bahn.

Eine Dorfgeſchichte von Armin Stein.

Erſtes Capitel.

Zwei Confirmanden.

Die Märzſonne meinte es heuer ſehr gut. Längſt ſchon hatte ſie den Schnee hinweggeſchmolzen und den Erdboden abgetrocknet und die erſten Lenzeskinder wachgeküßt. Der Krokus und die Primeln waren ſchon verblüht, aber ſüß dufteten aus dem ſproſſenden Gras die Blauveilchen, und die ganze Wieſe war gelb von Himmelſchlüßchen. Der Wald bekam ſchon ſtellenweis einen hell-

grünen Schimmer und üppig ſproßte im Schutz des Nadelholzes das ſammetne Moos. Auch ſtimmten die Vöglein ſachte ihre Inſtrumente, und in den Sümpfen quakten geſchwätzig die Fröſche bis in die ſinkende Nacht hinein. In emſiger Geſchäftigkeit ſummten die Bienen um die goldgelben Kätzchen der Weiden, und hier und da wiegte ſich ein voreiliger Schmetterling im Sonnenſchein. Es war ſchon mehrere Wochen lang ſo warm, daß man im Freien ſitzen konnte und die Bauern beim Pflügen die Jacke abziehen mußten.

Ein köſtlich Frühjahr heuer, und den beiden Kindern dort auf dem Kirchhof iſt es anzuſehen, daß ihnen ſolche Lenzeswonne doppelt erwünſcht kommt.

Es ſind eigentlich keine Kinder mehr, ſondern ein ſtraffer Burſch von ſechzehn Jahren und ein nahezu fünfzehnjähriges Mägdlein. Die ſitzen da bei einander auf dem Stein nahe bei der Kirchthür und ſind eifrig mit Kranzwinden beſchäftigt, denn morgen iſt Palmſonntag, und da muß doch die Kirche ausſehen wie ein

Tannenwald. Sie ſind dies Jahr nur ihrer Zwei, die an den Altar treten ſollen zur Einſegnung, denn das Dörflein Lindenhauſen iſt nur klein. Da haben ſich denn die Finger tapfer rühren müſſen, daß erſtlich aus dem Buſch das Moos und Tannenreiſig alles beſchafft würde und dann aus dieſem grünen Material ſich ſaubere Kränze und Gewinde geſtalteten. Nun, die Kirche war bereits fertig geſchmückt, und die beiden Confirmanden ſtanden öfters von ihrer Arbeit auf, um an der Pracht immer noch einmal ihre Augen zu weiden. Sie meinten, das liebe Kirchlein habe noch nie ſo ſchmuck dreingeſchaut zum Palmſonntage, und ängſtlich ſcheuchten ſie das neugierige Kindervolk von dannen — dieſe Unberufenen durften heute noch Nichts ſehen und es im Dorf verrathen. Nur noch ein Kranz von Immergrün mußte gewunden ſein, und hurtig bewegten ſich die Finger des Mädchens, während der Burſch ihr die geſäuberten Ranken zureichte.

„Bleibſt Du noch immer dabei, Lottchen, daß Du in die Stadt ziehen willſt?“ fragte der Burſch mit einem Schimmer von Wehmuth um Mund und Augen.

Das Mädchen ſchaute etwas unmuthig von ihrer Arbeit auf in das Geſicht des Fragenden. „Du haſt mich das ſchon ſo oft gefragt, Andres,“ ſagte ſie, „und ich habe Dir immer mit Ja geantwortet. Warum fragſt Du nur immer auf's Neue?“

„Weil ich mir immer denke, Du habeſt Dich inzwiſchen eines Anderen beſonnen.“

„Und warum ſollte ich das?“

„Weil mir's nimmer gefallen will, daß Du in die Stadt gehſt?“

„So! deshalb?“ antwortete etwas gedehnt das Mädchen. „Aber, Andres, ich denke doch, wenn es mir ſo gefällt, und es meinen Eltern auch recht iſt, dann wirſt Du Dir's auch gefallen laſſen können.“

„Ja freilich werde ich das ſchon müſſen!“ ſagte Andres in traurigem Tone, wendete den Kopf zur Seite und ſchwieg ſtille.

Das konnte aber die Charlotte nicht lange ertragen. Sie fühlte, daß ſie mit ihrer ſchnippiſchen Antwort dem

Andres wehe gethan habe, und doch war der Andres ſo gut; ſie mußte ihn wieder verſöhnen.

„So ſag' mir denn doch, warum es Dir nicht gefallen will, daß ich in die Stadt gehe?“ fragte ſie in weit milderem Tone. „Schau', in der Stadt iſt's doch ſo ſchön, viel ſchöner als hier auf dem ſtillen einſamen Dorfe. Dort ſieht und hört man in Einem Tage mehr Neues, als hier das ganze Jahr über. Und was kann man in der Stadt nicht Alles lernen! Haſt Du nicht neulich die Schreinermarthe geſehen, die nun ſchon zwei Jahre in der Stadt dient? Wie die zu ſprechen wußte! Was die für feine Manieren hatte, daß man es kaum hätte glauben ſollen, ſie ſei hier aus Lindenhauſen. Die reichſten Bauerntöchter mußten gegen ſie zurückſtehen, ſo fein kam ſie daher, ſo zierlich und gewandt wußte ſie ſich zu benehmen. Siehſt Du, Andres, und das Alles hat ſie erſt in der Stadt gelernt; denn wie ſie von hier wegging, war ſie ſo ſteif und eckig, wie man eben auf dem Dorfe iſt und es alle Tage mehr wird unter der ſchweren Arbeit, die man hier vom Morgen bis zum Abende hat. Wenn ich Dir rathen ſoll, Andres, mach's wie ich! Laß den Schmiedechriſtoph, bei dem Du das Handwerk lernen ſollſt, Schmiedechriſtoph ſein und komm' mit in die Stadt! Dort lernſt Du ohnehin viel mehr als hier, wo es nur Bauernarbeit zu machen gibt, und es wird etwas Rechtes aus Dir. Hier verſauerſt Du ganz und gar und bleibſt für all Deine Lebtage ein Tölpel. Denn Du kennſt ja das Sprüchlein, was wir in der Schule gelernt haben: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr!“

Der Andres war über dieſer langen Rede aufgeſtanden und hatte ſich mit gekreuzten Armen an einen Leichenſtein gelehnt. Seine Augen ſchauten mit düſterem Blicke in das Weite.

„Wenn ich ein Tölpel bleibe,“ gab er endlich zur Antwort, als Charlotte ſchon eine Weile aufgehört hatte und erwartungsvoll zu ihm aufſah, „ſo iſt das nicht halb ſo ſchlimm, als das, was man in der Stadt werden kann, und was auch Du leicht werden könnteſt, Lottchen! Ja guck' mich nur an, ich weiß, was ich ſage. Siehſt Du, ihr Mädchen habt nun einmal nur ſo einen ober-

flächlichen Blick, der nur am Aeußeren haftet. An der Schreinermarthe ſiehſt Du nur die bunten Flitter, womit ſie behängt iſt, das geläufige Mundſtück, das ſie hat, und daß ſie zu tänzeln und zu ſchwänzeln weiß, wie eine Bachſtelze. Das gefällt Dir an ihr. Aber könnteſt Du

ihr auch einmal ins Herz hineinſehen! Ich halte die Marthe für eine durch und durch verdorbene Dirne nach Allem, was ich von ihr geſehen und gehört habe. Sie hat in Stadt nichts weiter gelernt als das Flunkern, aber das auch aus dem F.F. Gib nur Acht, was noch aus ihr werden wird! Ich fürchte, ihre armen Eltern werden noch an ihr das gebrannte Herzeleid erleben."

„Ja, das kann wohl ſein," antwortete nachdenklich Charlotte, „aber daran iſt dann doch die Stadt nicht ſchuld, ſondern die Marthe ſelber. Sollte man denn

nicht auch in der Stadt ein ordentliches, braves Mädchen bleiben können?"

„Das wohl!" erwiderte der Andres, „aber jedenfalls ist die Versuchung dort sehr groß, das Gegentheil zu werden. Wie leicht könntest auch Du, Lottchen, dahin kommen, daß Du das heilige Gelübde, das wir morgen zusammen ablegen wollen, dort vergißt, und auf schlimme Wege geräthst! Mir wird ordentlich bange, wenn ich daran denke!"

„Sei doch kein Thor, Andres! Wo sollte denn für mich die Versuchung herkommen? Du weißt ja, ich komme bis zu Neujahr in das Haus meiner Tante in der Stadt, damit ich erst ordentlich nähen und bügeln lerne. Und dann soll ich ja in ein Pfarrhaus kommen, wohin mich unser Herr Pfarrer empfohlen hat. Da bin ich doch, meine ich, vor jeder Versuchung gesichert."

„Wer weiß, Lottchen? Die Versuchung findet überallhin ihren Weg; man ist nirgends vor ihr sicher, wie uns noch gestern der Herr Pfarrer in der Stunde gesagt hat. — Und thut Dir's denn gar nicht leid, Deine Eltern, die Dich so lieb haben, zu verlassen und in die Ferne zu ziehen?"

„Nun," antwortete Lottchen getrost, „man kann doch nicht immer im Vaterhause bleiben; man muß doch auch einmal sehen und lernen, wie es draußen in der großen Welt zugeht. Je länger man damit zögert, desto härter geht es nachher an das Herz. Und Leipzig ist ja auch nicht aus der Welt; ich kann zu jedem Feste hierherkommen und meine Eltern wiedersehen."

„Mir wird's aber hier in Lindenhausen recht einsam werden, wenn Du gehst," sagte nach einer kleinen Pause der Andres tonlos vor sich hin und drückte die Mütze tiefer auf die Stirne, als wollte er nicht sehen lassen, was mit seinen Augen vorging, die aus ihrem Verstecke heraus einen langen traurigen Blick auf dem Gesichte des hübschen Mädchens ruhen ließen.

Ja, es war eine bildsaubere Dirne, die Charlotte, unbestritten die sauberste im Dorf. Das dunkelblonde üppige Haar stand ihr allerliebst zu den rosenrothen Wangen und den veilchenblauen Augen, die so einen

eigenen Glanz hatten, daß es Einem ganz kurios zu Sinn ward, wenn man hineinschaute. Auch der Mund mit den schmalen, geschweiften Lippen lachte Einen an, wie eine reife Herzkirsche am Baum. Und dabei war ihre Gestalt so voll und kräftig für ihr Alter und doch der Wuchs so schlank und die ganze Haltung so elastisch — wahrlich, sie brauchte nicht erst in der Stadt das zierliche Gehen zu lernen, und das Flitterwerk der Stadtdamen hatte sie auch nicht nöthig: sie sah in ihrem einfachen Dorfkleide schon schmuck genug aus. Freilich inwendig stand die Wetterfahne nicht nach lauter Gutem und Schönem. Gutmüthig war sie ja, die Charlotte, und freundlich mit Jedermann und voll neckischer Einfälle; aber die für gewöhnlich etwas gehobene Oberlippe verrieth, daß sie gern ein Wenig spöttelte, und aus den sonst so schönen, glänzenden Augen sprach ein leichter Sinn.

Der Andres wußte das wohl, aber er übersah es doch über dem Andern, was an der Charlotte Gutes war. Er hatte sie lieb, wie seine Schwester, und noch ein Bischen mehr — ach nein, noch viel, viel mehr; das war ihm jetzt erst zum Bewußtsein gekommen, jetzt, wo sie Ernst machen wollte, ihn zu verlassen.

Sie waren als Nachbarskinder mit einander aufgewachsen, hatten zusammen auf der Schulbank gesessen und sollten nun auch zusammen eingesegnet werden. So hatten sie sich an einander gewöhnt, es verstand sich ihnen von selbst, daß sie beim Ringelrosenkranz auf dem Anger immer zusammen tanzten, und wenn der Charlotte irgend Etwas widerfuhr, so war der Andres ihr berufener Beschützer, und wenn ihr eine Arbeit zu schwer ward, so wußte sie schon, an wen sie sich zu wenden hatte — oder sie brauchte sich eigentlich gar nicht erst mit Bitten an den Andres zu wenden: der Andres hatte es ihr längst an den Augen abgesehen und die Arbeit bereits heimlich gethan. „Du bist doch zu gut, Andres!“ hatte sie dann oft gesagt und ihm freundlich in den Haaren gekraut, einmal ihm sogar in der allerjüngsten Zeit einen Kuß auf die Backe gegeben, und dabei hatte der gute Andres gar nicht gewußt, wo er mit den Augen bleiben sollte,

und über das Herz war's ihm so heiß gelaufen, als wäre da eine Feuersbrunst ausgebrochen.

Ja, er war auch von Herzen gut, und kreuzbrav, der Andres, und seine Herzensgüte stand ihm so leserlich im Gesicht geschrieben, daß man ihn lieb haben mußte und dabei gar nicht darnach fragte, daß er auch gar nicht ein Bischen hübsch war. Schon von Haus aus war er nicht mit großer Schönheit bedacht gewesen, und was etwa von Schönheit an ihm zu finden war, das hatten ihm in seinem neunten Jahr die Blattern vollends verdorben. Aber danach fragte, wie gesagt, Niemand, am allerwenigsten der Schulmeister, der an dem Andres seine wahre Freude hatte und ihn aus purem Vergnügen unentgeltlich noch besonders unterrichtete, auch seinen Vater bestimmte, ihn bis zum sechzehnten Jahr in der Schule zu belassen, denn es wäre Schade um seine Anlagen, und der Mensch könne nie zu viel lernen. Auch Meister Christoph Nortzel, der Hufschmied, freute sich auf den Andres, wenn er als Lehrling bei ihm an dem Ambos stehen würde. Er hatte ihn schon wiederholt zu sich in die Schmiede gewinkt, wenn's ein schwer Stück Arbeit gab, und da gesehen, daß der Junge Geschick in der Hand hatte und Mark in den Knochen. —

Das waren die beiden Nachbarkinder, die droben auf dem Kirchhof beim Kranzwinden saßen.

Sie waren endlich mit dem letzten Kranze fertig, schlossen die Kirche ab und verfügten sich an das Pfarr- und Schulhaus, um die Hausthüren mit Grün zu schmücken. Zuletzt bedachten sie auch ihre eigenen Hofthüren noch mit Mooskränzen, in welchen goldgelbe Strohblumen wie Sternlein blinkten, und verabschiedeten sich mit einem warmen Händedruck. — —

Ich muß dem Leser nun ihre beiderseitigen Eltern vorstellen.

Die des Andres waren arme Drescherleute und hatten in ihrer alten, baufälligen Hütte außer dem Andres, ihrem Aeltesten, noch zwei Söhne und zwei Töchter um den Tisch her sitzen. Man sieht's dem Jakob Mertens an, daß er ein strenges Regiment führt, denn die Kinder haben einen heiligen Respect vor dem Vater und

folgen auf's Wort, und die Mutter muß wohl auch eine richtige Mutter sein, denn die Kinder hängen an ihr, wie die Kletten, und sie braucht gar nicht erst zu kommandiren, die Kinder thun Alles ungeheißen. Und nun da oben auf dem Gesims die alte Hausbibel und das Starkebuch, die sehen gerade so aus, als ob sie oft den Weg vom Sims nach dem Familientisch machen müßten, und der Pfarrer sagt: „Wenn ich einmal den Mertens und seine Frau nicht in der Kirche sehe, so fehlt mir Etwas; die Beiden verstehen mich am allerbesten." — Ja, das Haus des armen Dreschers Jakob Mertens war auf solidem Fundament gebaut: auf Gottesfurcht und Gottvertrauen. In diesem Sinn hatte er auch seine Kinder erzogen, und daher kam es, daß die Lindenhäuser bei dem Andres die Pockennarben gern übersahen.

Dicht nebenan stand ein schmuckes, weiß getünchtes Häuslein mit maigrünen Fensterläden und einem sauberen Gärtlein unter den Fenstern, im welchem ein Hollunderstrauch eine natürliche Laube bildete. Das gehörte dem Schuhmacher Gotthilf Riemschneider, der es mit seiner Frau Rosine und seinem einzigen Töchterlein Charlotte bewohnte. Die Eltern waren in leidlichen Verhältnissen, hatten aber viel Kreuz durchmachen müssen: von sieben Kindern lagen sechs auf dem Kirchhof und nur die Charlotte, die jüngste, war ihnen verblieben. Die hielten sie nun wie einen Rosenzweig und breiteten alle Hände darüber, daß ihr ja kein Leid widerführe; sie riefen sie immer nur „Lottchen", was sonst bei Leuten ihres Standes auf dem Dorf gar nicht Sitte ist, und meinten, bei ihr wäre das bekannte Instrument, welches der alte Sirach Capitel 30 empfiehlt, nicht von nöthen. Sie konnten dem lieben Kind nicht wehe thun, sie konnten es nicht weinen sehen und thaten ihm Alles zu Liebe. Zum Glück war das Kind von Haus aus mit einem guten Gemüth versehen, sonst hätten sie mit solcher Art Erziehung arg in die Brüche kommen müssen. Indessen ohne Wirkung blieb solche Schwäche doch nicht: das Mädchen gewöhnte sich allmählich einen gelinden Eigensinn an und setzte gern ihr Köpfchen auf, war auch nicht stark für's Arbeiten und Schwitzen, da die liebe Mutter, um dem

Töchterlein ja nicht zu viel zu thun, das Meiſte ſelbſt beſorgte und dazu der Anſicht war, das Lottchen wäre für grobe Arbeit zu fein.

Vater Riemſchneider und ſeine Frau hatten einen Schreck bekommen, als die Charlotte eines Tages mit ihrem Entſchluß herausrückte, in die Stadt zu ziehen. Sie meinten, ſie müßten ſterben, wenn ſie ihr Kind nicht alle Tage um ſich hätten. Aber die Charlotte hatte darüber laut aufgelacht, und ſo hatten ſie ſchließlich mitlachen müſſen, wenn ihnen auch das Weinen näher ſtand. —

Nun war der Palmſonntag vor der Thür, und auf dem Haus des Schuhmachers Riemſchneider rauchte der Schornſtein: die Mutter ſtand am Kamin und hatte einen Schweinsbraten auf dem Feuer. Frau Roſine hat da viel geſeufzt, und von Zeit zu Zeit ziſchte das Feuer auf von einer hineinfallenden Thräne.

Das Lottchen aber ſaß derweil auf ihrem Bodenkämmerlein und nähete noch eine himmelblaue Buſenſchleife an das Einſegnungskleid, probte darnach das Kleid an und lachte mit dem ganzen Geſicht, wie ſie im Spiegel ihr Bild erblickte.

Das Geläut der Abendglocken ſchreckte ſie aus ihrem eitelen Thun auf. Der Ernſt des morgenden Tages legte ſich beklemmend auf ihre Seele, daß ſie ſtill und wie beſchämt das Kleid wieder abthat und die Stiege hinunterging zu der Mutter in die Küche.

Von drüben aber aus dem Nachbarhaus klang ein feierlicher Geſang:

Laß mich Dein ſein und bleiben,
Du treuer Gott und Herr . . . .

Vater Mertens hielt mit ſeiner Familie die Abendandacht und rüſtete ſich auf den Palmſonntag.

Zweites Capitel.

Scheiden und Meiden thut weh.

Die Einſegnung war vorüber. Der Pfarrer hatte es, wie immer, recht beweglich gemacht, und die Weiber hatten ſich unterſchiedlich mit dem Geſicht auf den Kirchen-

ſtrauß gebückt, daß die Thränen in die Blumen laufen ſollten.

Auch die Charlotte war tief gerührt von den treuen, väterlichen Ermahnungen ihres Seelſorgers, die bei manchen Stellen ganz beſonders für ſie berechnet zu ſein ſchienen. Von dem Andres war es nicht anders zu erwarten, als daß der hohe Ernſt der bedeutſamen Stunde von ihm ganz und voll gefühlt wurde.

Am Nachmittag ſaßen die beiden Confirmirten bei Riemſchneiders an dem großen Familientiſch und tranken Kaffee und tunkten Roſinenkuchen ein. Es wollte aber Beiden nicht recht munden, und Frau Roſine vergaß auch dies Mal ganz das Nöthigen, worin ſie ſonſt ſo ſtark war. Es war Allen recht beklommen um das Herz, und Vater Riemſchneider verbrauchte ein Streichholz nach dem andern, da ſeine Pfeife heute gar nicht im Brande bleiben wollte.

Die Charlotte hatte ſonſt immer einen großen Mund gehabt und den Neckenden gegenüber gemeint, ſie wolle für jede Thräne, die ſie beim Abſchied vergießen würde, einen blanken Thaler zahlen; aber nun kam's doch wäſſerig herausgequollen, die Augen zwinkerten, als machte ihnen die Sonne Noth, deren Strahlen an der Zimmerdecke ſpielten, und das Herz lag ihr in der Bruſt ſo ſchwer wie ein Bleiklumpen. Sie verſuchte es, das Geſpräch auf gleichgiltige Dinge zu lenken, aber es kam kein Gang und kein Leben in die Unterhaltung.

Mit dem Lichtanſtecken ging Andres wieder nach Haus, und Charlotte hielt es für das Gerathenſte, auf ihr Kämmerlein zu ſteigen, um ihre Kleidungsſtücke und Wäſche in Ordnung zu bringen, denn morgen in aller Frühe ſchon wollte ſie von dannen ziehen zu ihrer Tante in der Stadt.

Es war ein trüber, regneriſcher Morgen, ſo recht zur Schwermuth ſtimmend, zumal für Einen, dem das Herz ſo wie ſo ſchon ſchwer iſt. Charlotte trat, in ein dickes wollenes Tuch, gehüllt aus dem Haus, nachdem ihr Koffer bereits vor einer Stunde durch einen Tagelöhner auf einem Karren fortgeſchafft worden war.

Beide Eltern gaben ihr ein Stück Weges das Geleit

und hatten sie zwischen sich genommen. Die Charlotte sah sich zu wiederholten Malen um, als warte sie noch

Jemandes. Endlich an dem alten Birnbaum auf der Höhe nahmen die Eltern Abschied und zogen mit betrübtem Herzen heim.

Die Charlotte blieb noch eine Weile stehen und ließ ihren Blick auf dem lieben Heimathsdorf ruhen, das von dem Nebel in einen düstern Schleier gehüllt war.

„Ach," sagte sie leise vor sich hin, „ich hätt's doch nimmer gedacht, daß das Einem so sauer ankommen könnte, sein Vaterhaus zu verlassen! Aber 's ist ein Unrecht, daß mir kein Mensch Lebewohl gesagt hat! Auch nicht Einer hat vor der Thür gestanden und mir noch einen Gruß gegeben! Und der Andres auch nicht, das hätt' ich nimmer von ihm gedacht!"

Sie schrak bei diesen Worten zusammen, denn in ihrer nächsten Nähe ward ein Geräusch hörbar wie von Menschentritten. Wie sie sich umdrehte, stand der Andres vor ihr. Er war ihr nachgegangen und hatte sich, so lange er die Eltern neben der Tochter erblickte, behutsam im Gebüsch gehalten. Nun war er hervorgekommen und leise den Hügel hinangestiegen.

„Mein Gott, Andres, wie hast Du mich erschreckt!" rief das Mädchen, indem eine schnelle Röthe über ihr Gesicht lief.

„Das hab' ich nicht gewollt, Lottchen," versetzte der Andres in bedauerlichem Ton. „Ich wollte blos Ade zu Dir sagen."

Der Charlotte brachen jetzt die verhaltenen Thränen mit Gewalt aus den Augen, und die Hände sanken ihr wie verwelkt am Leibe nieder. „Ach, Andres, es ist mir heute doch anders, als ich mir gedacht hatte. Mir ist, als ginge ich aus der Welt, und in Lindenhausen war's doch auch hübsch."

Immer heftiger wurde das Weinen und drohte in einen Krampf auszuarten, daß der Andres gar nicht wußte, was er denken und anstellen sollte.

Er legte ihr endlich schüchtern die Hand auf die Schulter und sagte: „Sei still, Lottchen! Du hast's ja doch selber so gewollt; nun sei auch stark und weine nicht mehr!"

Diese Worte machten aber die Sache nur noch

ſchlimmer. Das Mädchen, in ihren Empfindungen ſo raſch wechſelnd, wie Aprilenwetter, war ganz aufgelöſt in Schmerz und legte den Kopf auf des Andres Schulter, als müſſe ſie ſich an ihm ſtützen.

Der gute Junge hatte ſich bisher tapfer gehalten. So wehe es ihm auch um's Herz war, er hatte ſich auf die Lippen gebiſſen und die Thränen mit Gewalt zurückgedrängt, die bei des Mädchens Weinen auch ihm in die Augen ſchießen wollten. Jetzt vermochte er es kaum länger.

„Lottchen, liebes Lottchen!“ rief er mit gebrochener Stimme, „ſei doch nicht ſo traurig. Du gehſt ja nicht aus der Welt, und kannſt, wenn Du das Heimweh bekommſt, leicht hierher zurückkommen. Du biſt ja vorläufig bei Deiner Tante nicht gebunden. Und denkſt Du denn nicht mehr an Deinen Confirmationsſpruch von geſtern: ›Siehe, Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!‹“

War's die Macht dieſes Verheißungswortes, die auf das bekümmerte Herz des Mädchens wirkte, oder war es die Ausſicht, zu jeder Zeit heimkehren zu können, die ihr wie ein Lichtſtrahl durch die Seele fuhr: das Weinen und Schluchzen ließ allmählich nach; ſie hob den Kopf in die Höhe und ſagte:

„Du haſt Recht, Andres; ich will nun auch nicht mehr traurig ſein. Adje! Lebe wohl und vergiß mich nicht!“

Damit ſchüttelte ſie noch einmal die Hand des braven Jungen und eilte davon, indem ſie ſich mit der Schürze die Thränen von dem Geſichte wiſchte.

„Zu Pfingſten komme ich wieder!“ rief ſie, als ſie nach einer Weile ſich noch einmal umdrehte und ſah, wie Andres noch auf demſelben Flecke ſtand und ihr betrübt nachſchaute. Dann verbarg ſie der vorſpringende Wald den Blicken.

Jetzt aber war's der Andres, der ſich nicht mehr halten konnte. Er ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf, der am Wege ſtand und weinte bitterlich eine ganze Weile.

„Ach, wenn's doch nur ſchon Pfingſten wäre!“ ſeufzte er endlich tief auf, feuchtete ſein Taſchentuch mit den Regentropfen, die auf den Grashalmen hingen, und drückte

es auf die rothgeweinten Augen, um die Spuren der Thränen zu entfernen.

Dann schlich er langsam in das Dorf zurück, wo ihn, wie er wußte, der Vater zur Arbeit erwartete. Denn er sollte erst im kommenden Herbste bei seinem Pathen, dem Schmiedechristoph, in die Lehre treten, aus welcher dann der jetzige Lehrjunge entlassen wurde.

Wie zählte nun der Andres die Tage und Stunden bis zum Pfingstfeste! Aber so langsam sie ihm auch dahinzugehen schienen, sie gingen doch endlich dahin; und am Vorabende des Festes stellte sich auch richtig Riemschneider's Lottchen ein, die festlichen Tage bei den Eltern zu verbringen.

War das eine Freude bei den Schustersleuten, die sich an ihrem Töchterchen nicht satt sehen konnten! Wie blühte das Mädchen im vollen Schmucke der Gesundheit! Wie zierlich sah es aus in dem neuen Kleide, welches es mit eigener Hand hatte anfertigen helfen, wie es nicht oft genug erzählen konnte! Wie nett und geläufig wußte es von dem vielen Schönen, was es in der Stadt gesehen, zu erzählen! Der fröhlich lachende Mund wollte gar nicht stille steh'n!

Nur merkwürdig, für den Andres hatte sie etwas Fremdes angenommen. Die Beiden hatten sich zwar auf das Herzlichste begrüßt, und der warme Händedruck, sowie die leuchtenden Augen der Charlotte hatten dem Andres klar genug gezeigt, daß sie ihn in der Stadt nicht vergessen hatte. Allein die ganze Art des Mädchens war doch eine so völlig andere geworden, daß der gute Junge sich nicht recht hineinfinden konnte. Staunend hörte er zu, wenn das unermüdliche Plappermäulchen von den Herrlichkeiten der Stadt erzählte; staunend sah er es mit an, wie die geschmeidige Gestalt sich so zierlich wendete und drehte, als ob jedes ihrer Glieder in einem besonderen Gewerbe ginge. Er kam sich wirklich jetzt dem Lottchen gegenüber recht tölpelhaft vor, und wagte kaum sich ihr in der alten kameradschaftlichen Weise zu nähern.

Die Dorfsitte verbot es, daß der Andres und die Charlotte diesmal schon an den Pfingstlustbarkeiten Theil nahmen, mit welchen sich das junge Volk vergnügte.

Aber man ſah es der Charlotte an, wie ungern ſie ſich dieſer Sitte fügte, und mit welch' verlangenden Blicken ſie nach der Tanzbude hinſchaute, aus welcher die luſtigen Weiſen und das frohe Getümmel der Tanzenden herüber ſchallte. Es wurde ihr unendlich ſchwer, zu widerſtehen, als einige ältere Burſche aus den Nachbarhäuſern ſie neckend einluden, zum Tanze mitzugehen; ſie ſei ja ſchon in der Stadt eine völlige Dame geworden.

Aber der Herr Pfarrer, den ſie am Morgen beſucht hatte, war ihr mit ſo ernſten Ermahnungen entgegengekommen und hatte ſie ſo eindringlich an ihr Confirmationsgelübde erinnert, daß ſie es nicht wagte, der lockenden Einladung zu folgen und mit ein paar ſchnippiſchen Worten die lachenden Burſchen abtrumpfte.

Wer war froher als der Andres, der ſie nun ganz für ſich hatte, und um ſo mehr die anfängliche Scheu ablegte, je freundlicher und zutraulicher Lottchen gegen ihn wurde, auf deſſen Geſellſchaft ſie angewieſen war! Es dauerte nicht lange, ſo war das alte, ungetrübte Verhältniß zwiſchen ihnen hergeſtellt.

Wie im Fluge gingen nun die feſtlichen Tage dahin, und ehe man ſich's verſah, war der Mittwoch da, an welchem Lottchen wieder nach der Stadt zurück mußte.

Es ging diesmal im Ganzen wieder gerade ſo, wie beim erſten Scheiden. Die alten Riemſchneider's begleiteten die Tochter noch ein gutes Stück Weges, und, als ſie von ihr Abſchied genommen hatten, war der Andres bei der Hand, um Lottchen noch ein weiteres Stück Weges zu begleiten und ihr das Bündelchen zu tragen. —

Aber etwas anders wurde der Abſchied diesmal doch. Denn als Lottchen nun wieder zu weinen anfing, wie der Andres umkehren wollte, wagte dieſer, ſeinen Arm leiſe um das Mädchen zu ſchlingen und es an ſich zu ziehen. Sie ließ ſich das auch ruhig gefallen, und ſchien es als einen ſtillſchweigenden Troſt anzuſehen; denn ihr Weinen wurde gelaſſener.

„Wirſt Du auch manchmal an mich denken, Lottchen, wenn es Dir in der Stadt wohl geht?" flüſterte Andres leiſe der Weinenden zu.

Da ſchlang das Mädchen plötzlich die Arme um

seinen Hals und rief: „Ach, Andres, mein Andres! Wie könnte ich Dich vergessen!“

Jetzt brach es mit Gewalt auch aus den Augen des guten Jungen und Lottchen fühlte die heißen Tropfen, die auf ihre Wangen niederfielen. Aber es waren Freudenthränen, unter welchen das Herz jubelte.

„Ach!“ rief Andres, indem er die Weinende fest an sich drückte, „jetzt wird's mir mit Einem Male leicht! Jetzt laß ich Dich gerne ziehen; denn jetzt weiß ich, daß Du mich auch lieb hast!“

Was die Beiden nun noch weiter mit einander redeten und verhandelten, bis das nächste Dorf in Sicht kam und sie genöthigt waren, sich zu trennen, verschweigen wir lieber. Wer selber je in gleicher Lage war, kann es sich denken, und für alle Anderen ist es nicht besonders interessant, es zu hören; es müßte ihnen dünken wie das Kuckuckslied, das einmal klingt, wie das andre Mal.

Aber es nimmt ja Alles in der Welt ein Ende, auch das Lied des Kuckucks. Und so wurden denn auch Andres und Charlotte mit ihrem Abschiede fertig, obwohl sie, nachdem sie sich endlich getrennt hatten, noch oftmals stehen blieben und sich umschauten und mit den Händen Abschiedsgrüße zuwinkten.

* * *

„Hollah, Andres, wo kommst zum Beispiel schon daher?“ rief der alte Schmiedechristoph, als der Andres eben an der Schmiede vorüberhuschen wollte. „Und wie siehst Du aus, Junge? Du hast ja zum Beispiel ganz rothe Augen, und doch lacht Dein ganzes Gesicht wie ein Maientag.“

Dem Andres war diese Begegnung sehr unbequem. Er wurde bis hinter die Ohren roth und lenkte den Alten von seiner Rede ab. „Guten Morgen, Pathe! Was ich sagen wollte: könnte ich nicht heute schon bei Euch eintreten? Seit ich aus der Schule bin, stehe ich mir nur im Wege herum und weiß nicht, wo ich die Hände hinthun soll.“

„Ei, wenn's das ist, so komme nur flugs herüber,“ sagte der Alte mit vergnügtem Lächeln auf dem breiten,

faltigen Geſicht. „Mir kommſt Du zum Beiſpiel ſehr recht, denn gerade jetzt gibt es alle Hände voll zu thun.“

Noch im Lauf deſſelben Vormittags ſtand der Andres mit dem Lederſchurz und aufgeſtreifelten Hemds-

ärmeln am Ambos und blies Wind in das Heerdfeuer und ſchwatzte dabei mit ſeinem Lehrherrn ſo vertraulich, als wär' er ſchon ein Jahr lang in der Lehre geweſen. Der alte Rotzel war ja aber auch ſein Pathe und meinte es von Herzen gut mit ihm, ſo wunderlich er auch ſonſt

war, der alte Junggeſell mit der regelmäßig ſchief zugeknöpften Weſte, der ſein Lebtag allein in ſeinem Haus gewirthſchaftet hatte und von dem Weibervolk abſolut Nichts wiſſen wollte, weil ſie, wie er behauptete, nur zum Spektakelmachen in der Welt wären und die Männer unter die Erde ärgerten. Trotz beſagter Wunderlichkeit ſeines Lehrherrn hatte aber der Andres nicht den geringſten Grund zur Klage, denn er wurde von dem Alten, der ſonſt ſehr brav und fromm war, gehalten wie ein Sohn, und hätte darum immer herzfröhlich dreinſchauen können, wenn eben das mit dem Lottchen nicht paſſirt wäre.

Wohl hatte ſie ihm geſtanden, daß ſie ihn lieb habe, aber ſie war doch nun nicht mehr um ihn, und das Dorf war ihm ſo weit, ſo öde geworden, ſeit er ihr fröhliches Lachen nicht mehr hörte und ihre blauen Augen nicht mehr ſah. Er hätte wohl gern von Zeit zu Zeit einmal an ſie geſchrieben, aber das getraute er ſich nicht, und das Lottchen hinwiederum mußte ſich auch wohl ſcheuen, an ihn einen aparten Brief zu ſchicken — ſie machte das immer in den Briefen an ihre Eltern mit ab, indem ſie nie unterließ, an den Andres einen ſchönen Gruß zu ſchreiben, welchen Gruß ſie, um keinen Verdacht zu erwecken, immer in ein Packet von andern Grüßen an ihre Geſpielinnen und Freundinnen einwickelte.

Indeſſen das Weh der Trennung konnte es nicht allein ſein, was den Andres ſo ſtill und kopfhängeriſch machte. — Die Hoffnung des Wiederſehens blieb ihm ja und hätte ihn tröſten und fröhlich machen müſſen. Nein, etwas Anderes kam dazu, was er ſich gar nicht laut auszuſprechen wagte: das war der Gedanke an alle die ſchmucken Bürſchlein in der Stadt und an Charlottens leichten Sinn. Die Schreinermarthe war doch ſo ein geſetztes Mädchen geweſen, aber ſie hatte kaum ein Jährlein in der Stadt gedient, da hatte ſie zum Pfingſtbier ein ſauberes Herrlein mit weißen Hoſen und froſchgrüner Cravatte und himmelhohem Hut mit herausgebracht und den Wagnerſteffen, mit dem ſie ſich doch halb und halb verſprochen, keines Blickes mehr gewürdigt. Ach, ſo ein junges Blut von funfzehn Jahren, dachte der Andres,

wie bald iſt Dem Sand in die Augen geſtreut; und wenn das Lottchen mit ihrem hübſchen Geſicht ſich in der Stadt ſehen läßt, da wird's nicht lange dauern, ſo ſchwärmen die Liebhaber um ſie herum, wie die Fliegen um den Honigtopf.

Das war es, was wie ein Alp auf dem guten Andres lag und ihn ſo träumeriſch machte, daß der Meiſter ihn manchmal in die Rippen ſtieß und ſagte: „Wo biſt Du zum Beiſpiel wieder mit Deinen Gedanken, alter Träumerjoſeph?“

Schlimm war es, daß der Andres ſeine Liebe als ein Geheimniß mit ſich herumtragen mußte. Das wird Einem zur unerträglichen Laſt. Die Liebe mag nicht mit der Zeit mäuschenſtill im Herzen ſitzen; ſie iſt wie gährend Bier, das den Propfen ſprengt und herausſchäumt; will aber der Propfen nicht weichen, ſo ſpringt die Flaſche. Der Andres hatte Niemanden in dem ganzen Dorf, dem er ſeine Heimlichkeit mittheilen konnte. Vor ſeinen Eltern ſchämte er ſich, und den Meiſter Nortzel durfte er vollends Nichts wiſſen laſſen, ſonſt hätte er für Spott und Neckereien nicht zu ſorgen brauchen. Die jungen Burſche aber im Dorf, mit denen er umging, die hatten theilweiſe ſelber ein Auge auf das Lottchen und waren in dieſer Sache nicht gut auf ihn zu ſprechen. Sie durften alſo auch Nichts wiſſen, und ſo blieb dem armen Jungen Nichts weiter übrig, als den Propfen recht feſt zuzukorken und auch um die Flaſche einen haltbaren Reifen zu legen, daß kein Schade daran geſchehe. Da hat er denn begriffen, daß es keine bloße Redensart iſt, was geſchrieben ſteht und geſungen wird:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß,
Als heimliche Lieb', von der Niemand Nichts weiß.

Drittes Capitel.

Dorf und Stadt.

„Nun, wie biſt Du mit dem neuen Mädchen zufrieden, liebe Bertha?“ fragte an einem ſchönen warmen Maientag der Pfarrer Werner ſeine Hausfrau, mit der

er in dem ſtillen, behaglichen Stüblein beim Nachmittagskaffee ſaß. „Ich habe Dich abſichtlich noch nicht früher darum befragen wollen, eingedenk des alten Sprichworts: „Neue Beſen kehren gut.“ Nach ſechs Wochen aber kann man wohl ſchon ein Urtheil haben.“

Die Frau Pfarrerin blickte von ihrem Strickſtrumpf auf: „Haſt Recht, liebſter Mann, und ich habe aus gleichem Grunde mich bis jetzt noch nicht ausgeſprochen. Nun freue ich mich aber, Dir ſagen zu können, daß wir dies Mal einen guten Griff gethan haben. Es iſt mit dem Miethen der Dienſtboten, wie wenn man in die Lotterie ſetzt. Wir haben ſchon verſchiedene Nieten gezogen; diesmal aber iſt uns ein Treffer zugefallen. Die Charlotte iſt ein tüchtiges Mädchen. Sie kam mit dörfiſcher Unbeholfenheit zu uns und faßte Alles am verkehrten Ende an, war auch zuerſt immer ſchon um den Mittag müde von dem Bischen Arbeit — muß wohl daheim wenig angehalten worden ſein; aber ſie hat einen guten Willen und einen fröhlichen Sinn. Man ſieht ihr an, daß ſie lernen will, und unter der Arbeit wachſen ihr auch die Kräfte. Jetzt geht's ihr ſchon ganz ſchlank von der Hand. Was mich aber ganz ſonderlich an ihr freut, das iſt die Einfachheit, mit der ſie ſich kleidet. Sie trägt das Haar ganz ſchlicht und macht ihre Bemerkungen über die anderen Dienſtmädchen, die ſie mit dem hohen

Thurm auf dem Kopf daherkommen sieht, und meint, sie möchten sich vorsehen, daß ihnen nicht die Spatzen hineinnisteten. Auch weiß sich die Charlotte schon ganz manierlich zu bewegen und hat sich das Dorfdeutsch schon zum guten Theil abgewöhnt. Daß sie die öffentlichen Tanzböden nicht besuchen darf, hat sie wohl anfangs etwas verstutzt aufgenommen, aber neulich sagte sie mir, sie trüge gar kein Verlangen mehr nach dem Tanzen, um die Stadt wär' Alles so wunderschön, da hätte man genug zu sehen, und das Spazierengehen wäre unterhaltlicher als das Tanzen. — So läßt sich denn die Lotte nach allen Seiten gut an, und ich denke, unsere Dienstbotennoth wird nun ein Ende haben."

„Ei, das ist ja viel Lob auf einmal," sagte mit einem Anflug von Spott der Pfarrer. „Hoffen wir, daß Du damit Recht habest und Recht behaltest. Ihr Frauen habt nach Schiller das Geschäft, uns Rosen in's Leben zu flechten. Von dieser Beschäftigung mag es wohl kommen, daß ihr Alles rosenroth seht."

„Spötter Du!" sagte die kleine, runde Frau und gab ihrem Eheherrn einen Schlag mit dem Strickstrumpf.

Da knisterte der Kies des Gartenwegs und durch das Gebüsch wurde Lottens Gestalt sichtbar. Sie kam, um das Kaffeegeschirr abzuräumen. Diese Arbeit zog sich sehr in die Länge, so daß die Frau Pfarrerin schließlich fragte: „Was ist, Charlotte? Du siehst mir aus, als hättest Du was auf dem Herzen."

Lotte strich verlegen ihr Brusttuch zurecht und brachte unter starkem Erröthen heraus: „Ich wollte nur anfragen, ob ich wohl zu Pfingsten — — —."

„Nun, was willst Du zu Pfingsten?" half die Frau Pfarrerin ein, da das Mädchen mit ihrer Rede halten blieb.

„Meine Eltern haben mir geschrieben, das wäre doch gar zu schön, wenn sie mich einmal wieder zu sehen kriegten."

Es entstand eine Pause. Der Pfarrer sah das Mädchen mit großen Augen an, und der Frau Pfarrerin schien dieser Antrag noch unerwarteter zu kommen. Nach acht Wochen schon wieder heimreisen, das war ihr bei

ihren Dienſtboten noch nicht vorgekommen, und ſie ſprach das auch der Charlotte gegenüber aus.

Dieſe legte ſich aber auf's Bitten und meinte, ſie wolle ja blos den zweiten und dritten Feiertag bleiben und vorher Alles recht ſauber machen, auch eine Wartefrau zur Aushilfe beſorgen. Da gab ſich die Herrſchaft drein.

Von dieſem Tage an brannte in der Kammer Charlottens jeden Abend bis gegen Mitternacht hin noch Licht. Sie hatte, obwohl es noch vierzehn Tage bis zum Feſt waren, noch viel an ihrer Kleidung zu ſchaffen. Sie konnte ſich doch unmöglich in den Kleidern daheim ſehen laſſen, die die Lindenhäuſer bereits kannten; es mußte ein neues Kleid ſein und natürlich auch von anderem Schnitt, als ihre alten. Die Schneiderin, von der ſie es ſich hatte zuſchneiden laſſen, hatte ihr ja erklärt, ſolche Kleider, wie ſie da in der Truhe liegen habe, trüge kein vernünftiger Menſch mehr. Und ohne ein Hütlein auf dem Kopf ging's natürlich auch nicht — kein Menſch ging im bloßen Kopf über die Straße. — Sie überlief allerdings ganz roth über Geſicht und Hals, als ſie zum erſten Mal mit dem vollendeten Pfingſtſtaat vor dem Spiegel ſtand; aber mit der Scham hatte dieſe Röthe wohl nicht viel zu thun — in ihren glückſelig ſtolzen Augen ſtand geſchrieben: „Was werden die Lindenhäuſer ſagen und der Andres!"

In ihrer wonneſeligen Selbſtvergeſſenheit dachte ſie nicht daran, was wohl zunächſt ihre Herrſchaft dazu ſagen würde. Und dieſe war allerdings nicht gerade ſtark erbaut, als Charlotte am frühen Morgen des zweiten Feiertags vor ſie hintrat zum Adieuſagen. Die Frau Pfarrerin riß Mund und Augen weit auf und brachte weiter Nichts hervor als: „Aber Charlotte!" Der Pfarrer aber blies armdicke Wolken aus ſeiner Morgenpfeife, ſchüttelte den Kopf und maß das Dienſtmädchen vom Wirbel bis zur Zehe: „Meine Frau hat Dich geſchwinder erkannt, als ich, Charlotte. Ich dachte Wunder, was für eine Dame da hereinträte. Ei, ei, Charlotte, das will mir gar nicht gefallen, daß Du Dich mit der Kleidung eines Standes behängſt, in den Du nicht gehörſt. Ich hätte Dich für einfacher gehalten."

Das Mädchen ließ den Kopf hängen über dieſe unvermuthete Strafpredigt; aber als ſie erſt die Stadt im Rücken hatte und draußen die friſche, freie Luft athmete, da dachte ſie nicht mehr an die eigenſinnige, mißgünſtige Herrſchaft — ihre Gedanken waren bereits in Lindenhauſen und ſie träumte zum Voraus von der „Epoche," die ſie machen würde. Dieſen Ausdruck hatte ihr die verwachſene Schneiderin beim Anproben des mattgelben Falbelkleides geſagt, und ſie fand ihn ſehr ſchön. Ueberhaupt hatte ſie in den acht Wochen ſchon mehrere ausländiſche Worte gelernt, mit denen ſie nun in Lindenhauſen Staat zu machen gedachte. Sie ſchritt rüſtig aus, daß ihr die hellen Schweißtropfen unter dem Strohhut hervorquollen, aber es ging ihrer Begierde immer noch zu langſam.

Als ſie endlich das letzte Dorf vor Lindenhauſen im Rücken hatte, kam Jemand des Wegs daher, ihr entgegen, das war der Andres, der von ihren Eltern erfahren hatte, daß ſie am zweiten Feiertag heimkommen würde. Zu welcher Stunde, das hatte nicht in dem Brief geſtanden, dem Andres aber ſagte es eine geheime Ahnung ſeines Herzens.

Die Charlotte erkannte ihn ſchon aus weiter Entfernung und nahm größere Schritte. Der Andres aber ſchien ſie nicht zu erkennen, denn er ging ſeinen gemächlichen Schritt weiter.

Charlotte wollte darüber ärgerlich und empfindlich werden, aber der Unmuth wich ſogleich wieder aus ihrem Geſicht und machte einem ſelbſtzufriedenen Lächeln Raum, welches deutlich verrieth, wie ſehr ſie ſich geſchmeichelt fühlte, nicht erkannt zu werden. Und nun war es ihr ein Vergnügen, den Augenblick abzuwarten, wo der Andres endlich dahinter kommen würde, wen er vor ſich habe.

In der Entfernung von etwa hundert Schritten deckte ſich dieſer die Hand über die Augen, denn der Sonnenſchein lag blendend auf der bethauten Flur. Er blieb ſtehen und ſpähte mit vorgebogenem Kopf, dann nahm er einen ſchnellen Anlauf und war in wenigen Minuten heran.

„Biſt Du's denn, oder biſt Du's nicht?“ fragte der Andres nach der erſten Begrüßung in einem Ton, der halb wie Verlegenheit und halb wie Stolz klang. „Ich hab' Dich ſchon lange geſehen, aber wie hätte ich denn denken ſollen, daß Du das wärſt? Lottchen, was biſt Du anders geworden!“

„Nun, gefall' ich Dir ſo nicht?“ fragte das Mädchen etwas ſpitz und mit merklichem Selbſtgefühl.

Der Andres drückte ihr warm die Hand. „Ach, Du gefällſt mir ja immer, auch ohne den Hut da und das vornehme Kleid. Oder nein: früher haſt Du mir eigentlich noch beſſer gefallen; jetzt ſiehſt Du mir ſo fremd aus und ſo, als dürft' ich Dich nicht mehr anfaſſen.“

Es war ſein Glück, daß er bei dieſen Worten zur Erde ſah, ſonſt hätte er erſchrecken können über den Schatten, der jetzt über Charlottens Geſicht huſchte und verrieth, daß ſie ſich bei dieſer Bemerkung gar nicht behaglich fühlte. Sie hatte erwartet, der Andres ſolle ſie anſtarren wie ein Weltwunder und ſich gar nicht ſatt ſehen können an ihr. Nun aber redete er ganz wie ihr Pfarrer, und das verſtimmte ſie.

Der gute Junge war aber von der Freude des Wiederſehens und Wiederhabens ſo hingenommen, daß er die Schweigſamkeit der Charlotte nicht hoch in Anſchlag brachte und ſie ſich nach ſeiner Weiſe deutete, als mache ihr die Freude auf die Heimath und das Elternhaus das Herz befangen. Je weniger ſie ſprach, deſto mehr erzählte er ihr, und unter ſeinen geflügelten Worten, in denen ſich die ganze Gewalt ſeiner Liebe kund gab, wich auch allmählich die Verſtimmung aus Charlottens Herzen: ſie fühlte ſich wieder geſchmeichelt, daß der Andres ſie ſo tief im Herzen trüge, wie es aus allen ſeinen Worten hervorleuchtete.

Vor dem Dorfe drängte ſie in ihn: „Nun laß mich allein gehen, es braucht uns Keiner zu ſehen!“

Gehorſam ſchlug der Andres einen Seitenweg ein, der in's Feld führte. Die Charlotte blieb ſtehen, warf einen ſonderbaren Blick hinter ihm her und ſagte leiſe vor ſich hin: „Er ſieht doch eigentlich recht dumm aus!“ — Merkwürdig: auch die Häuſer von Linden-

hauſen kamen ihr ſo klein und erbärmlich vor und die Wege ſo unverzeihlich holprig — man zerriß ſich faſt die

guten Zeugſchuhe an den Steinen! Es war ihr, als wäre früher in Lindenhauſen Alles viel ſchöner geweſen.

Es ſchlug gerade 9 Uhr, als ſie in die Dorfgaſſe eintrat, und die Glocken läuteten zuſammen zum Gottesdienſt. Von allen Seiten zogen die Leute in ihrem Feſttagsſtaat und mit dem Strauß auf dem Geſangbuch zur Kirche.

Als Charlotte um die Ecke bog und ihr Vaterhaus da hinter dem großen Kaſtanienbaum liegen ſah, ſtand die Mutter geputzt am Fenſter und zog ſich eben die weißen gewirkten Fingerhandſchuhe an. Sie bemerkte die Tochter nicht, da dieſe an der Scheune entlang ſchlich, um den Eltern eine rechte Ueberraſchung zu bereiten. Dieſelben hatten ſie ſo früh nicht erwartet, ſondern gemeint, ſie werde erſt nach der Kirche ankommen.

Alſobald nach Charlottens Eintreten hörte man drinnen im Haus des Schuhmachers ein lautes Aufſchreien, daß die Leute unter dem Fenſter ſtehen blieben, und nach einer Viertelſtunde trat das Riemſchneider'ſche Ehepaar, ihr Töchterlein in der Mitte, aus der Hofthür, um nach der Kirche zu gehen. Es war ſchon etwas ſpät geworden, die Liturgie mußte wohl bald zu Ende ſein, und der Pfarrer konnte das nicht leiden, wenn die Leute erſt während oder gar nach der Liturgie kamen und dieſe für eine bloße Vorrede hielten; aber Frau Roſine meinte, es würde ja wohl einmal Nichts ſchaden, und die Leute würden ſo um ſo weiter die Augen aufreißen, wenn ſie das Lottchen zur Kirche hereintreten ſähen. Welches auch geſchehen iſt.

Viertes Capitel.

Beim Pfingſtbier.

Pfingſten, das Feſt der Freude, das da feiern Wald und Haide, hatte ſeine zauberiſche Anmuth über Lindenhauſen hingegoſſen. Die Sonne ſtand ſo licht und klar am wolkenloſen Himmel, als müßte ſie heute was Beſonderes thun. Aus den Gärten duftete es von tauſend

und tauſend Blumen und Baumblüthen und die Vöglein pfiffen ein Lied nach dem anderen, als wüßten ſie auch, daß heute Pfingſten ſei.

Pfingſten iſt ſo recht ein Feſt für das Dorf. Zu Weihnachten muß man in der Stube hocken, und der Bauer ſitzt nicht gern ſtill auf der Ofenbank, er bewegt ſich lieber unter freiem Himmel. Zu Oſtern iſt es auch nur ſo ſo: das Wetter iſt meiſt noch rauh, und man hat die Pelzkappe noch nicht abgelegt. Zu Pfingſten aber, da iſt der Frühling in's Land gekommen mit ſeiner allerſchönſten Pracht, und da kann man ſchon unter der Linde ſitzen, ohne ſich den Schnupfen zu holen oder das Zipperlein.

Ich denke hierbei an meine eigene Kindheit zurück und erinnere mich noch ſehr deutlich, wie wir die Tage bis Pfingſten zählten und dann auf den Berg hinter dem Dorfe liefen, um die Wagen zu erſpähen, die die Pfingſtbude bringen ſollten aus der Stadt; wie wir dann den Zimmerleuten beim Aufrichten des Bretterhauſes andächtig zuſchauten und mit unſeren Schalmeien auf das halb fertige Muſikantenchor kletterten, um den erſten Marſch zu blaſen; wie wir dann am zweiten Feiertag in der Nachmittagskirche mit peinlicher Ungeduld auf das Amen warteten, daß nur erſt das Kranzreiten losgehen könne. Und als ich einmal das Unglück hatte, ein Pfingſtfeſt krank im Bett verbringen zu müſſen, da hätte ich an den Wänden in die Höhe gehen mögen, wie draußen unter dem Fenſter Tuſch geblaſen und Hurrah geſchrieen und des Hanswurſts Geſpaß belacht wurde.

In Lindenhauſen war auch Kranzreiten und Pfingſtbier und Pfingſttanz. Faſt jedes Haus hatte auswärtigen Beſuch, denn die Lindenhäuſer waren berühmt wegen ihrer Pfingſtfeſtlichkeiten. Die jungen Burſche konnten reiten wie die Koſacken und der Lindenhäuſer Schultheiß ſetzte eine Ehre darein, in das Pfingſtbier keinen Tropfen Waſſer zu thun. Hatte auch Alles ſolchen Schick und Schnitt, was die Lindenhäuſer anſtellten, und der alte Brauer in ſeiner preußiſchen Küraſſieruniform machte nicht nur beim Kranzreiten einen auserwählten Befehlshaber, ſondern wußte auch hernach in der Pfingſtbude

einen gewiegten Tanzmeiſter abzugeben. Und nun erſt der alte Büchner, der ſeit Jahr und Tag den Hanswurſt machte, erſt hoch zu Roß und dann als Infanteriſt unter dem tanzenden und ſpielenden Volk, der hatte über ein reiches Lager von Witzen zu gebieten, und wenn dieſe auch jedes Kind ſchon auswendig konnte, er wußte ſie doch ſo putzig herauszubringen, daß man immer von Friſchem lachen mußte. —

Das Kranzreiten war zu Ende, die verſchiedenen Hochs ausgebracht, die große bekränzte Pfingſtbiertonne unter Muſikbegleitung und Hanswurſtſpäßen aus dem Schulzenhof nach der Tanzbude eingeholt, und nun ſetzte das junge, ſowie das mittelalterliche Volk die Beine in Poſitur, um ſich ſelbſt ein Plaiſir zu machen und dem Schuhmacher dito. Es ſaß ein bunter Kranz von Dirnen und jungen Frauen ringsherum auf den Bänken, aber die Burſchen ſahen trotz der reichen Auswahl doch bedenklich drein, denn ſie bildeten eine erſchreckende Ueberzahl, und der alte Brauer ſah ſich für dies Mal genöthigt, gegen ſeinen tanzmeiſterlichen Grundſatz für Extratouren von vornherein einen allgemeinen Ablaß zu ertheilen.

Dem Andres ſchlug das Herz ſo ungeſtüm, daß er kaum einen zuſammenhängenden Satz ſagen konnte, wenn ihn Jemand anredete. Es lag eine ſolche Beklommenheit auf ihm, als hätte er was Unrechtes begangen. Zum erſten Male ſollte er die Charlotte im öffentlichen Tanz ſchwenken, und das war ihm, als müßte er an den Pranger. Er ſah Aller Augen auf ſich gerichtet, er ſah die Leute die Köpfe zuſammenſtecken und hörte ſie tuſcheln — davon bekam er das Herzklopfen — und den Blutandrang nach dem Kopf.

Die Charlotte ſah ihm die inwendige Verfaſſung an und fragte: „Aber Andres, wie ſchauſt nur drein? Und warum ſchwäßeſt Du gar nicht? Zur Langeweile bin ich nicht nach Lindenhauſen gekommen. Da ſieh die Andern an, das ſind ganz andere Kerle!“

Damit riß ſie ihn fort in den ſtürmenden Galopp, daß er gar keine Zeit fand zum Antworten.

Als er ſie beim nächſten Tanz wieder in Beſchlag nehmen wollte, kam ihm ein Anderer quervor. Der An-

dres wollte ihm in den Arm fallen und ſagen: „Laß Deine Finger von der Dirn, ſie gehört mir!“ Aber hatte er denn dazu ein wirkliches Recht? Er biß ſich auf die Lippen und hoffte, die Charlotte würde für ihn reden und handeln, nämlich den Antragſteller abſchläglich beſcheiden; zu ſeinem Staunen und Entſetzen geſchah das aber nicht, ſondern ſie warf ihm einen halb gebieteriſchen, halb vorwurfsvollen Blick zu und ſchwebte mit dem Andern im ſanften Walzer dahin!

Andres blieb wie angewachſen ſtehen und wurde bald von einem vorübertanzenden Paar umgeriſſen.

Und wieder kam der düſtere Gedanke, der ihn ſo oft in einſamen Stunden geplagt, deſſen er ſich trotz alles Mühens nicht hatte erwehren können: der Gedanke an Lottchens leichtes Blut.

Er mußte ſie ſprechen, er mußte ihr jetzt in die Augen ſchauen, was jener Blick bedeuten ſolle. Kaum ſaß die Charlotte wieder, ſo ſtand er vor ihr und flüſterte ihr in's Ohr:

„Lottchen, was machſt mit mir? Du machſt mich unglücklich!“

Da kräuſelten ſich leiſe ihre Lippen und über die Augen ging eine Wolke des Unmuthes.

„Narr, der Du biſt! Gönnſt Du keinem Andern ein Pläſir? Und haſt Du nicht geſehen, wie prächtig der's konnte? Der verſteht ſeine Sache ganz anders, wie Du und hat auch ein anderes Mundwerk wie Du. Du kannſt Einem die ganze Freud' verderben mit Deiner Wehleidigkeit. — Hol' Dir doch auch einmal eine Andere, Du haſt mich ja nicht gepachtet.“

Dem Andres war's bei dieſen Worten, als ſchüttete ihm Jemand einen Eimer eiskalten Waſſers über den Rücken. Er war keines Wortes mächtig, aber ſeine Augen hingen hilfeflehend an Charlottens Lippen.

Dieſe ärgerte ſich über ſolches nach ihrer Meinung kindiſche Betragen und wendete ſich grollend ab: „Nun heul' blos noch, ſo iſt das Faß voll!“

Damit trat ſie ſcherzend zu einem jungen Burſchen, der in ihrer Nähe ſtand und war bald mit ihm in luſtiger Zwieſprach.

Dem Andres brannte der Boden unter den Füßen. Beim nächſten Rutſcher, zu welchem ſich gleich vier Tänzer auf einmal um die Charlotte bewarben, ſchlich er aus der Bude und ſtellte ſich mit untergeſchlagenen Armen unter das zuſchauende und um Zuckerſachen würfelnde Volk. Das Unglück mußte ihm gerade jetzt ſeinen Lehrmeiſter in den Wurf führen; der ſchaute ihn verwundert an und fragte: „Was haſt Du, Andres? Du ſchauſt ja zum Beiſpiel drein, als wär' Dir die Peterſilie verhagelt.“ Er wartete aber keine Antwort ab, ſondern ging weiter und ſetzte ſich zu ſeinen Cumpanen an einen Spieltiſch vor der Schenke und machte eine Partie Schafkopf.

Eine Stunde mochte der Andres ſo vor ſich hingeſtarrt haben, da bekamen die Muſikanten Kaffee eingeſchenkt und Kuchen vorgeſetzt. So mußte das tanzluſtige Volk eine Weile Schicht machen. Alles drängte ſich nun um die Würfeltiſche und ergötzte ſich an den ſchönen Verslein, welche um die Zuckerſteinchen gewickelt waren.

Charlotte kam mit mehreren Burſchen daher und ſteuerte auch auf einen ſolchen Tiſch zu. „Komm mit,“ rief ſie leichthin, den Andres beim Arm nehmend. „Vielleicht geht's mit dem Würfeln beſſer, als mit dem Tanzen.“

Der Andres ließ ſich willenlos ziehen und langte in die Taſche nach etlichen Groſchen zum Einſatz. Auch hier wollte es nicht gehen, er verlor einen Wurf nach dem anderen.

„Du biſt ein Unglückspilz!“ lachte die Charlotte. „Wirſt einmal ſchlechte Geſchäfte machen in der Welt.“

Ein Bürſchlein aus der Stadt mit gebrannten Haaren und zierlichem Schnurrbart reichte der Charlotte nun ein Zettelchen hin und ſie las:

„Ach, wenn Du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt Du mir ſein!“

Charlotte ſteckte das Verschen in den Buſen und ſtreifte den Geber mit einem Blick, den dieſer zu ſeinen Gunſten zu deuten ſchien, denn er iſt hernach den ganzen Abend nicht von ihrer Seite gewichen und ordentlich eiferſüchtig geweſen, wenn ein Anderer Abſichten hatte auf die flotte, ſchmucke Tänzerin.

Drunten aber am Bach hinter der Schmiede hat an diesem Abend des zweiten Pfingsttages ein Bursch gesessen und immer in das Wasser geschaut, als müßte er die Frösche hüten; und aus seinen Augen ist von Zeit zu Zeit ein großer Tropfen in's Gras gefallen, und schließlich hat ihm erst der spät aufgehende Mond sagen müssen: Nun mach' aber, daß Du in's Bett kommst, Andres! Du erkältest Dich ja auf den Tod. Fühlst Du denn nicht, daß Deine Jacke schon ganz feucht ist vom Thau? —

Fünftes Capitel.

In welchem die Charlotte eine neue Freundin findet.

Am Morgen des dritten Pfingstfeiertags wurde von Haus zu Haus der Morgensegen geblasen, bei welchem der Hanswurst eine fromme Miene machte und mildthätig wie ein barmherziger Bruder von seinem Kirschwasser einschenkte.

Die Charlotte traf bei dieser Gelegenheit mit dem Andres zusammen und grüßte freundlich: „Guten Morgen, Andres! Trägst mir heut' mein Bündel? Nach dem Mittagbrot muß ich wieder von dannen."

Dabei sah sie ganz unschuldig aus, als wäre gar Nichts passirt.

Der Andres wußte nicht, woran er war und was er denken sollte. „Habe ich ihr doch Unrecht gethan?" fragte er sich, und die wenigen freundlichen Worte ließen

die welke Blume in ſeinem Herzen ſchnell wieder aufblühen, ſcheuchten all' ſeinen Kummer flugs von dannen.

Natürlich war er bereit, ſie ein Stück zu geleiten und ihr die Laſt zu tragen. Er ging nach dem Mittagbrot vorauf und wartete hinter dem Dorf, bis ſie kam.

Sie war ſehr aufgeräumt und machte einen Scherz nach dem anderen, daß der Andres erſt gar nicht zu Worte kommen konnte. Endlich aber mußte er ſich doch ausſprechen und ſeinem Herzen Luft machen. „Wie Du nur geſtern geweſen biſt, Lottchen! Ich hab' nimmer aus Dir klug werden können und die ganze Nacht kein Auge zugethan."

Lottchen warf den Kopf auf. „So? Iſt das ſo ſchwer zu verſtehen? Ich hab' Dir blos ſagen wollen, daß Du ganz anders werden mußt, ganz anders, ſonſt kann man keinen Staat mit Dir machen. Es fehlt Dir an Bildung, und die wirſt Du freilich bei dem Schmiedechriſtoph Dein Lebtag nicht lernen, wie überhaupt nicht auf dem Lande. In der Stadt ſind wir viel weiter. Haſt Du nicht den Leipziger Schneidergeſellen geſtern bemerkt? Ja, das iſt ein Mann! Der hat Bildung und Lebensart, und ihr Dorfteufel ſtandet daneben wie die Oelgötzen."

„Charlotte!" rief aus der Ferne eine Stimme. „Charlotte, warte ein Wenig und nimm mich mit!"

Beim Umwenden erkannten die Beiden die Schreinermarthe, welche gleichfalls nach Leipzig zurück wollte.

Charlotte reichte dem Andres haſtig die Hand hin und drängte ihn von dannen, daß der arme Junge ſeine Antwort, die ihm auf der Zunge brannte, unausgeſprochen mit nach Hauſe nehmen mußte.

Mit kurzem Gruß eilte die Martha an dem Andres vorüber und nahm die Charlotte am Arm. „Na, wie hat Dir's gefallen?" fragte ſie im Weitergehen.

„Herrlich, prächtig! Ich werde noch lange davon träumen."

„Iſt Dir denn aber nicht das Herz ſchwer geworden beim Abſchiednehmen? Der Andres ſchaute recht erbärmlich drein."

„Ach, der!" verſetzte die Charlotte, der es ſehr unan-

genehm war, mit dem Andres betroffen worden zu ſein, und zumal von der Marthe, die mit einem ſo feinen Liebhaber in der Stadt verſehen war.

„Der Andres iſt gut,“ meinte die Marthe ein Wenig vornehm von oben herunter, als wollte ſie ſagen: „Für Dich iſt er ja genügend.“

„Gut und dumm ſind Geſchwiſterkinder,“ warf die Charlotte ärgerlich hin.

„Na, laß das, Charlotte! Was Einer nicht iſt, das kann er noch werden. — Aber ſag', wo dienſt Du eigentlich! Ich habe Dich noch nirgends getroffen, weder auf der Straße, noch auf einem Tanzboden.“

„Ich diene bei dem Pfarrer Werner.“

Die Marthe blieb ſtehen. In ihren Mienen miſchte ſich Mitleid und Spott in Eins zuſammen.

„Was? Wer hat Dich denn dahin gebracht? Ja, dann kann ich mich freilich nicht wundern, daß man Dich nirgends ſieht, wo's hübſch iſt. Die Nonnen müſſen ſtill im Kloſter bleiben und ſingen und beten und die Augen verdrehen.“

„Red' nicht ſo, Marthe; meine Herrſchaft iſt gut und hält mich wie ein Kind.“

„So? Nun ja, dieſe Art Leute hat ſo was Süßes und Frommes an ſich und thut, als ging's mit gleichen Beinen in den Himmel. Aber das kennt man! Es iſt ſo ſchlimm nicht gemeint. Und wenn ſie gut mit Dir ſind, wie Du ſagſt, ſo wollen ſie Dich damit nur kirren, daß Du auch eine Hausunke werdeſt, wie ſie und vor der „ſchnöden Welt“ drei Kreuze macheſt. Ach, und die „ſchnöde“ Welt iſt doch ſo ſchön! Ich ſage Dir, Charlotte, wenn ſo die jungen Herren wie die Schmetterlinge um Einen herflattern und bringen Einem Limonade von Himbeerſaft und Glühwein und laſſen des Abends was Warmes auftragen und ſchwätzen ſo unterhaltlich wie ein Kalender und ſagen Einem die ſüßeſten Dinge von der Welt, da iſt Einem, als wär' man im Himmel. Ich ſage Dir, letzten Himmelfahrtstag — nein, da hätteſt Du dabei ſein müſſen! Schon früh um 4 Uhr ſtand ich in meinem weißen Kleide und dem hellblauen Umſchlagetuch vor der Hausthür, und mein Wilhelm ließ mich

auch nicht lange warten. Es ging nach dem Rosenthal, wo schon eine ungeheure Menschenmenge beim Kaffee saß. Hernach gab's frischen Speckkuchen mit einem süßen Likör. Dann ließ der Wilhelm und die anderen Herren, mit denen wir gemeinschaftliche Sache machten, Maitrank kommen, der Einem wie glühendes Feuer durch die Adern geht. Hast Du schon einmal Maitrank gekostet? — Ach, das war ein Leben! Und hernach beim Pfänderspiel — ach, ich hab' wohl die allermeisten Pfänder einlösen müssen, mir schwamm's vor den Augen vor lauter Glückseligkeit, und der Vormittag war herum, ich wußte nicht wie."

Die Charlotte war nachdenklich geworden. Sie schritt eine Weile still mit gesenktem Kopf vor sich hin, bis sie endlich fragte: „Läßt Dich Deine Herrschaft oft ausgehen?"

„Jeden Sonntag."

„Was? Jeden Sonntag?"

„Nun ja, was denn sonst? Wenn man sich sechs Tage für die Herrschaft geplagt hat, so wird's sich wohl gehören, daß Einem der siebente zukommt. Das hab' ich mir gleich von vorn herein ausgemacht, und meine Herrschaft ist auch ganz damit einverstanden."

„Deine Herrschaft muß sehr gut sein, Marthe. Bei wem dienst Du denn?"

„Bei dem Kaufmann Kohn."

„Kohn? Den Namen habe ich noch nie gehört."

„Kann wohl sein! Aber ich sage Dir: das sind rechte Leute, die verstehen zu leben und leben zu lassen. Da giebt's Tag für Tag was Gebratenes, und die Frau kommt mir in der Küche gar nicht zu nahe. Ich kann schalten und walten, wie ich will, besorge die Einkäufe auf dem Markte selbst und da fällt manch' Gröschlein ab. Hier diesen Hut habe ich mir von den Marktgroschen angeschafft — er kommt sechs Thaler zehn Groschen. Ich habe auch meine abgesonderte Kammer und zu der Hausthür habe ich einen passenden Schlüssel gefunden, was aber die Herrschaft nicht zu wissen braucht."

„Du bist zu beneiden, Marthe! Du hast ja ein ordentliches Herrenleben! Ich dachte Wunder, wie gut ich's hätte; aber wenn ich Dich reden höre, dann bin ich

doch recht armſelig d'ran. Mir ſieht man überall auf die Finger und noch mehr auf die Füße: das iſt ordentlich eine Gnade, wenn ich einmal ausgehen darf, und dann heißt es: Aber um 6 biſt Du wieder da! Ich glaube, bei Deiner Herrſchaft könnte es mir auch gefallen."

„Hm! Ich will Dir was ſagen, Lottchen," verſetzte die Marthe nach kurzem Sinnen: „Am erſten Juli zieht unſer Stubenmädchen, da kannſt Du eintreten."

Charlottens Augen glühten verlangend auf, aber nur kurz: „Du machſt mir den Mund wäſſerig, aber das geht nicht an."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich auf vierteljähriger Kündigung ſtehe und bis zum erſten Juli ſind es höchſtens noch ſechs Wochen. Meine Herrſchaft würde alſo meine Kündigung nicht annehmen."

Marthe lachte laut auf. „Was ſagſt Du? Ei, wie einfältig Du noch biſt — nimm mir's nicht übel! Da gibt's doch wohl noch ein Mittel, zu ſeinem Zweck zu kommen. Wenn Du nicht kündigen willſt, ſo laß Dir doch die Herrſchaft kündigen."

Charlotte ſah die Marthe dumm und zweifelhaft an.

„Nun ja," fuhr dieſe lachend und wie mitleidig fort, „das läßt ſich doch ganz leicht in's Werk ſetzen. Du brauchſt ja blos Deine Herrſchaft ſo lange zu ärgern, bis ſie Dir die Thür zeigt. Unſer Eins iſt auch ein Menſch und mein Wilhelm ſagt mir, der vierte Stand — (das ſind wir) — würde die längſte Zeit der vierte Stand geweſen ſein und bald höher heraufkommen. Da müßte jeder Einzelne mit Hand anlegen. — Ei, was will ich mich freuen, wenn ich erſt mit Dir zuſammen wohnen kann. Wir ſind ja Landsleute; und was ich Dir zu Liebe thun kann, das will ich thun."

Nun erging ſich die Marthe in ausführlichen Erzählungen aus ihrem Leben, Wahrheit und Dichtung kraus durcheinander, daß die Lotte gar nicht wußte, wie ſchnell ſie an das Stadtthor gekommen waren.

Hier verabſchiedeten ſich beide Freundinnen, denn

das waren sie unterwegs geworden, und versprachen sich eine baldige Zusammenkunft zur weiteren Berathung.

* * *

„Was nur mit der Charlotte jetzt ist!“ sagte eines Tages die Frau Pfarrerin zu ihrem Mann während des Mittagessens. „Seit sie am Pfingstfest zu Hause war, ist sie wie umgewandelt. Sie ist so träg und verdrossen zur Arbeit, so empfindlich bei jedem Verweis, so häßlich mit den Kindern, die doch so sehr an ihr hängen, und denke Dir, was sie mir eben sagte: Wenn sie mir denn Nichts zu Danke machen könne, so möchte ich's doch selbst besorgen. Was meinst Du dazu?“

Der Pfarrer schüttelte unmuthig den Kopf und ließ das Mädchen auf sein Studirzimmer kommen. Vor ihm, dem gewichtigen und würdigen Mann, hatte die Charlotte doch noch Respekt. Sie schlug bei seinen Vorstellungen und Vermahnungen die Augen nieder und wagte nicht, einen Widerspruch laut werden zu lassen; aber Antwort gab sie ihm auf seine Fragen auch nicht, sondern hüllte sich in ein trotziges, verstocktes Schweigen. Der Unterricht der Marthe war also von gutem Erfolg gewesen.

Nach etlichen Tagen saß der Pfarrer mit seiner Frau abermals in ernsthafter Besprechung, welche dahin auslief, daß es am gerathensten sei, die Charlotte am nächsten Quartalwechsel zu entlassen, um wieder Frieden in das Haus zu bekommen.

Am ersten Juli hielt ein kleiner Handwagen vor der Pfarrwohnung. Ein Dienstmann holte den Koffer der

Charlotte, und dieſe folgte ihrer irdiſchen Habe bald nach, um bei dem Kaufmann Kohn den Poſten als Stubenmädchen anzunehmen.

Sechſtes Capitel.

Wie Einer nicht auf den Weg achtet und doch auf den rechten Fleck kommt.

Drei Jahre waren vergangen. Der Andres hatte zu Oſtern ſein Geſellenſtück gemacht und den Losſpruch mit allen Ehren bekommen. Nun ſchnürte er ſein Felleiſen, um ſich die Welt zu beſehen und in der Fremde ſein Glück zu verſuchen.

Drei Jahre — ja, wir ſind ſchnell darüber hingeſprungen, aber dem guten Andres ſind ſie nicht ſo geſchwind vergangen, ſie ſind ihm vielmehr ſehr lang geworden, wie eine halbe Ewigkeit. Dem Unglücklichen ſchleichen ja die Stunden, als hätten ſie Blei an den Füßen; und unglücklich war er aus dem Fundament. Wohl hatte er oft die Frau Roſine Riemſchneider rühmen hören: „Meine Charlotte iſt ein capitales Mädchen, ſie bringt was vor ſich und trägt einen Thaler nach dem anderen auf die Sparkaſſe; und ſauber hält ſie ſich auch, die Herrſchaft iſt ſehr mit ihr zufrieden.“ Sie war auch öfter einmal nach Lindenhauſen herausgekommen in den drei Jahren und hatte freundlich mit dem Andres geſchwätzt, aber warm hatte er dabei nicht werden können, er fühlte einen himmelweiten Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt, und dieſes Gefühl machte ihn ſo traurig, daß er höchſtens alle vier Wochen einmal lachte.

Seine Eltern, die endlich hinter ſeine Heimlichkeit gekommen waren, hatten ihm zugeſetzt: „Schlag' Dir das Mädchen aus dem Sinn, Andres, ſie taugt nicht, ſie iſt eine Hochmüthige und eine von denen, die Alles mitmachen müſſen, es wird einmal kein gut Ende mit ihr nehmen. Du haſt eine Beſſere verdient, wirſt auch wohl noch eine finden, denn es iſt heutzutag kein Mangel dran.“ Sein Pathe, der Schmiedechriſtoph, als er den Braten gerochen hatte, war anfangs ſackgrob geweſen und hatte

gesagt: „Du bist zum Beispiel ein Esel! Denkst Du, Du kannst Deine schöne Jugendzeit wieder haschen, wenn sie vorbei ist? Dazu aber hat sie uns der Herrgott nicht gegeben, daß wir sie uns eigenhändig versauern, zumal mit solchem infamen Liebeströdel, der mir bis an den Hals heransteht;" — als aber solche Grobheit nicht anschlagen wollte, hatte er's, da er den Andres wirklich von Herzen lieb hatte, auf sanftere Art versucht und alle seine alten Geschichten hervorgeholt, die immer was zum Lachen bei sich hatten. Und um seines Pathen willen bezwang sich der Andres wohl, aber kurirt war er nicht, die Wunde blutete immer still weiter.

„Wo willst nun zum Beispiel hinaus?" fragte der Christoph den Andres, als er mit ihm nach vollbrachtem Gesellenstück bei einer gebratenen Hammelkeule saß und eine Flasche Rothen, den er sich zu diesem Behuf aus der Stadt hatte kommen lassen, geräuschvoll entkorkte. Er hatte das wohl schon 99 Mal gefragt und mußte wohl den Reiseplan seines Pathenkindes schon auswendig wissen; aber jetzt, wo der Abschied gemacht werden sollte, mußte er noch einmal darauf zurückkommen. „Das sag' ich Dir," fuhr er fort, „daß Du zum Beispiel so weit als möglich in die Welt hinaussteuerst. Je weiter, je besser, und kämest Du bis dahin, wo sie keine Kreuze mehr auf den Kirchen haben, sondern einen halben Mond, wo ich auch gewesen bin und den Sultan leibhaftig gesehen habe — er fuhr gerade zur Parade und hatte seinen Sohn bei sich im Wagen, der aber sehr dumm aussah und gar nicht wie ein junger Sultan. — Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, und wer viel erzählen kann, dem wird hernach die Zeit nicht lang, wie Du zum Beispiel an mir siehst. Gib mir die Hand darauf, Andres, daß Du meinem Wahlspruch folgen willst:

Je weiter in die Welt hinaus,
Ein desto Braverer kommt nach Haus.

Wenn Du Wort hältst, so soll's Dich hernach nicht gereuen — verstehst Du? Weiter sag' ich jetzt Nichts, Du erfährst es Alles ausführlich, wenn Du Wort gehalten hast."

Der Andres versprach's ihm in die Hand, und es war ihm in diesem Augenblick auch Ernst mit seinem

Gelöbniß, wenn er gleich die Bedeutung dieſer letzten, mit ſonderlichem Nachdruck geſprochenen Worte des Pathen nicht begriff und keine Ahnung hatte von dem Glück, das

in denſelben ihm verheißungsvoll winkte. Er hatte ſeinem Herzen Ruhe geboten und dachte: „Bleib' ich um das Lottchen herum, dann bleibt's auch bei der alten Leier. Bin ich aber weit von ihr fort und ſehe andere Menſchen, hernach krieg' ich vielleicht auch andere Gedanken.“ —

Am folgenden Morgen, es war im April, und der Thau lag wie Millionen Perlen auf den Wieſen, wanderte er, ein ſchwer gepacktes Felleiſen auf dem Rücken und einen handfeſten Knotenſtock in der Hand, aus ſeinem lieben väterlichen Dorf, von ſeinen Eltern und ſeinem Pathen geſegnet.

Das Herz war ihm ſo ſchwer in allgemeiner, unbeſtimmter Traurigkeit, daß er weder von der Frühlingspracht Etwas ſah, noch auf den Weg achtete. Und was

war schließlich die Folge? Nach dreistündiger Wanderung stand er vor dem Thor von — Leipzig.

Unwillkürlich war er dahin gekommen, wohin er nicht wollte, nicht sollte, und wie er nun sich über die Stirn strich, als wollte er sich besinnen, da mußte er lächeln und sagte vor sich hin: „Es hat doch wohl so sein sollen; da der Kopf keine Gedanken hatte, so hat das Herz mir den Weg gewiesen, und der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, wie der alte Schulmeister immer sagt."

In diesem Augenblick pfiff auf dem nahen Bahnhof eine Lokomotive. Sollte das nicht auch ein Wink des Schicksals sein? Sollte das nicht heißen: Gelegenheit nach der weiten Welt — fahr' mit, Andres? Dieser Gedanke fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf, aber er scheuchte ihn von dannen und fragte sich nach der Schmiedegesellen-Herberge.

Der Herbergsvater gab ihm auf seine Erkundigung nach Arbeit schlechten Trost: es wanderten viele Gesellen weiter, und er thäte auch am klügsten, wenn er seinen Stab wieder nähme. Der Andres wollte Nichts davon wissen. Er begab sich trotzdem auf's Suchen und fand auch am zweiten Tag richtig ein Unterkommen.

Das Verhältniß, in das er gerieth, war nicht gerade angenehm. Die Frau Meisterin war eine böse Sieben, und so dick sie war, so dünn waren ihre Butterschnitten. Der Meister hatte zwar einen erleuchteten Kopf, und seine Hufeisen waren berühmt, aber er liebte es auch nicht, seine Gesellen mit der Sammetbürste zu streicheln, und es hielt Keiner lange bei ihm aus. Der Andres aber hielt Stand — warum?

Ja, warum? Er wollte sich das selber nicht eingestehen, und doch sagte es ihm sein Herz: da ist blos das Lottchen dran schuld, daß Du hier hocken bleibst und Deinem Pathen das Wort brichst.

Aber vielleicht war sie gar nicht mehr in Leipzig? Er war doch des Sonntags in alle Vergnügungsorte rings um die Stadt her auf Entdeckungsreisen gegangen und auch oft des Abends nach gethaner Arbeit durch die Straßen gewandert, aber fast ein halbes Jahr war ver-

ſtrichen, ohne daß er eine Spur von der Geſuchten entdeckt hätte. —

Am 2. September wurde der Sedanstag mit allem möglichen Saus und Braus gefeiert. Der Andres war früh in der Kirche geweſen und hatte zu Mittag die Parade mit angeſehen; des Nachmittags ſchlenderte er nach Gohlis hinaus, wo ein großes Volksfeſt gefeiert werden ſollte.

Er hatte ſich in eine Laube geſetzt und ein Glas kühles Bier kommen laſſen, denn es war ein ſonniger Tag, das bekannte „Kaiſerwetter". Seine Gedanken waren aber nicht in Sedan, ſondern bei dem Lottchen, und er ſtellte eben wieder die Betrachtung an, in welche er ſich ſchon ſo oft vertieft hatte, namentlich des Abends beim Schlafengehen: wie doch das nur zugehe, daß er das Lottchen nimmer vergeſſen könne, ſondern ſie immer noch ſo lieb habe, wie zu Anfang; warum ſie ihm den ganzen lieben Tag vor Augen ſtehe und in ſeinen nächtlichen Träumen immer die Hauptrolle ſpiele. Sie habe ſich zwar durchaus nicht gut gegen ihn geführt und ſcheine ihm längſt ihr Wort gebrochen zu haben, und doch könne er nicht von ihr laſſen.

Plötzlich fuhr er auf, und ſeine Augen gingen ſpähend in die Menge: war ſie das da nicht, die da mit dem Roſakleid und dem gelben Strohhut am Arm eines jungen Menſchen?

Ja, ſie war's und keine andere, und der junge Menſch an ihrer Seite — den mußte er doch auch kennen! Wo hatte er den nur ſchon geſehen? — Richtig, das war derſelbe, der damals in Lindenhauſen beim Pfingſtbier ſo viel um das Lottchen herumgeſchnuppert hatte. Dieſes Geſicht hatte ſich mit unauslöſchlichen Zügen in des Andres Seele eingeprägt.

Dem Andres ſchoß das Geblüt in's Geſicht und ſein ganzer Körper befand ſich in einem faſt fieberhaften Zittern. Er wollte ſich entfernen, aber er fühlte ſich wie an ſeinen Stuhl gebannt.

Die Charlotte verlor ſich vor ſeinem Blick unter dem Volkshaufen, aber nach einer Weile ſah er wieder das Roſakleid, das gerade auf die Laube zukam.

Plötzlich hielt die Charlotte inne und zog ihren Begleiter zurück, daß er mit ihr umkehren mußte. Sie hatte den Andres gesehen und erkannt. Bald darauf bemerkte dieser, wie der seine Herr an Charlottens Seite den Beutel zog und den Kellner bezahlte. Sie wollten also aufbrechen.

Der Andres kannte den Kellner und rief ihn, als er vorüberkam, heran. „Kennen Sie vielleicht zufällig den Herrn, den mit der Rosadame, der Ihnen eben die Zeche bezahlt hat?"

„Freilich kenne ich den, wer wird denn Den nicht kennen? Das ist ja der schöne Albert."

„Was für ein schöner Albert?"

„Na, der Albert Runge, der auf den Socialdemokraten-Versammlungen das große Maul hat. Haben Sie von Dem noch Nichts gehört? Ein höllischer Kerl, dem fließt's wie Wasser von dem Munde."

„Also Der ist's!" sagte der Andres zerstreut. „Ja gehört hab' ich von dem schon Mancherlei."

Er bezahlte sein Bier, ohne es auszutrinken, und verließ das Lokal.

Siebentes Capitel.

In welchem es hitzig hergeht und gar unschuldig Blut vergossen wird.

„Nun, Andres, bist Du doch endlich gescheid geworden und zu uns herübergekommen?" fragte eines Abends ein vierschrötiger Böttchergesell unseren Andres, der auf einer socialdemokratischen Volksversammlung erschienen war und eifrig dem Redner zuhörte, welcher eben eine gesalzene und gepfefferte Rede über die großen Geldsäcke hielt und bei jedem Kraftausdruck einen rauschenden Beifallssturm erntete, wenn auch diese Kraftausdrücke nicht aus seiner eigenen Fabrik und schon stark abgenutzt waren.

„Nicht wahr, der Albert versteht seine Sache?" fuhr der Böttchergesell fort. „Ja, ja, die Schneider sind ein hitziges Volk, und stehen sie erst einmal im Feuer, dann schießen sie mit lauter Bomben und Granaten."

„Alſo Schneider iſt er?“ fragte der Andres mit einem leiſen ſpöttiſchen Lächeln.

„Schweig ſtill!“ erwiderte der Vierſchröter, „der Albert fängt wieder an.“

Auf die Rednerbühne fielen drei Hammerſchläge, und Herr Runge fuhr nach einer genommenen Erfriſchung fort:

„Mitbürger! Laſſen Sie mich noch Eines erwähnen. Es iſt bekannt, daß die Bibel ein ganz elendes Buch iſt, welches das größte Unheil in der Welt angeſtiftet hat, indem es die Menſchen in Dummheit und Aberglauben knechtet. Es iſt ewig zu beklagen, daß es den alten römiſchen Kaiſern nicht gelungen iſt, dieſe Giftpflanze mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber Unkraut vergeht eben nicht.“

„Bravo!“ ſchrieen eine Menge Stimmen.

„Mitbürger und Freunde, etwas Vernünftiges iſt aber an der Bibel doch, man muß ſie nur ohne Brille leſen und recht verſtehen. Der Jeſus von Nazareth, den die Pfaffen zum Gott gemacht und in den Himmel hinaufgeſetzt haben, wie einſt die alten Heiden den Herkules, der war, bei Licht beſehen, ein ganz vernünftiger Menſch und ein richtiger Socialdemokrat.“

Ueber der Verſammlung lagerte ſich eine athemloſe Stille. Aller Augen hingen in geſpannteſter Aufmerkſamkeit an des Redners Munde, den dieſe Andacht zu neuer Begeiſterung entflammte. Er fuhr fort:

„Sehen Sie, meine Freunde, erſtens hat dieſer Mann es mit den Arbeitern gehalten und den reichen Capitaliſten gehörig die Wahrheit geſagt.“

„Bravo! Bravo!“

„Und dann hat er geſagt, das dürfe ſo nicht weitergehen, die Reichen müßten ihren Mammon herausrücken und mit den Armen theilen. Seinen Apoſteln hat er das auf das Entſchiedenſte eingetränkt, und die haben ſich das auch hinter die Ohren geſchrieben. Die erſten Chriſtengemeinden ſind lauter Communiſten und Socialdemokraten geweſen. Ich habe mir heute Morgen von einem Schulkind expreß eine Bibel geborgt und in der Apoſtelgeſchichte nachgeleſen, wie's da hergegangen iſt. Da ſteht mit ganz klaren, unverblümten Worten: „Die Menge aber der

Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele; auch sagte Keiner von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein." Da haben wir's! So hat es Jesus von Nazareth gemeint, und was haben die Pfaffen daraus gemacht? Sie haben's vertuscht und halten's mit den reichen Dickbäuchen und Junkern und schinden mit ihnen zusammen das arme Volk, das sie zu diesem Zweck in der Dummheit erhalten."

„Nieder mit den Pfaffen!" brüllte eine blecherne Stimme in der Menge, und die Andern fielen ein wie ein brausender Donner: „Nieder mit den Pfaffen!"

Unter solchem Triumph verließ der Redner mit stolz erhobenem Haupt die Bühne.

Die Unruhe hatte sich noch nicht ganz gelegt, da drängte sich ein junger Mensch nach vorn und trat auf den Schneider zu. „Darf ich auch noch ein Wort sagen?" fragte er.

„Wenn's was Vernünftiges ist, warum nicht? Wir haben Redefreiheit. Aber um den Namen bitte ich erst."

„Schmiedegesell Andreas Mertens."

Der Schneider klopfte wieder zu dreien Malen auf das Katheder und rief: „Ruhe! Schmiedegesell Andreas Mertens hat das Wort."

Unter plötzlicher Stille betrat unser Andres die Rednerbühne. Sein Gesicht war stark geröthet, sein Schritt etwas unsicher. Es wurde ihm doch etwas schwül, als er die vielen Gesichter auf sich gerichtet sah, und seine Kühnheit wollte ihn schon gereuen. Aber dem Schneider zum Trotz blieb er auf seinem Posten und fing nach mehrmaligem Husten an:

„Meine Herren! So geläufig wie Herr Runge kann ich's nicht, aber das thut auch Nichts, Sie werden mich auch so verstehen. Herr Runge hat die Sache nur von Einer Seite besehen, jedes Ding hat aber bekanntlich zwei Seiten. Und nun wollte ich blos mit wenigen Worten die andere Seite aufdecken. Man verlangt, die Menschen sollten alle gleich stehen, und 's müßte Alles in gleiche Theile gehen. Ja, ehe das möglich ist, müßten erst die Menschen ganz egal gemacht werden, und wer das fertig kriegt, der soll erst noch geboren werden. Die Gaben

und Kräfte ſind nun einmal verſchieden vertheilt. Der Eine hat einen hellen Kopf und lernt alle Dinge, der Andere iſt nur ſchwach von Gedanken und bringt's höchſtens bis zum Bogenſchreiber; ein Dritter hat vollends einen hohlen Schädel und iſt froh, wenn er eine Anſtellung als Steinklopfer oder Pferdeknecht kriegt. Der Eine iſt ein geborener General, heißt meinetwegen Moltke und wirft ganz Frankreich über den Haufen. Können wir Alle ein Moltke ſein? Viele bringen es nur bis zum Hauptmann, noch Mehrere blos bis zum Corporal und noch viel Mehrere müſſen ihr Lebtag bei der Muskete bleiben und taugen nur zum Schießen. Das iſt nun einmal ſo, und es iſt auch gut, daß es ſo iſt. Wir finden ja auch ganz daſſelbe, wenn wir die Natur betrachten. Da gibt's auch verſchiedene Stufen und Ordnungen. Sind denn alle Blumen egal ſchön und köſtlich? Von der Ceder auf dem Libanon bis zu dem Yſop, der an der Wand wächſt, was iſt da für eine endlos lange Stufenleiter von oben bis unten! Die Brennneſſel iſt ſo gut eine Blume, wie die Roſe; aber die Roſe iſt die Königin und die Neſſel iſt Unkraut. Sehen Sie ſich das Thiervolk an, da haben Sie ganz dieſelbe Geſchichte. Das iſt doch wohl ein Gleichniß für die Menſchenwelt. Es ſind nun einmal Unterſchiede unter den Menſchen, und die müſſen ſein, ſonſt fällt die Welt auseinander. Wenn wir lauter Herren wären, wo nähmen wir die Knechte her? Und wären wir lauter Arbeiter, wer gäbe uns was zu verdienen? Darum ſagt auch die Bibel: „Reiche und Arme müſſen unter einander ſein, denn der Herr hat es alſo geordnet.“ Und ſo iſt das meine Meinung: wer das mit der Theilung des Beſitzes auf's Tapet gebracht hat, der hat ſich die Sache nicht ordentlich überlegt. Manche Leute ſind freilich ein Bischen zu reich und manche ein Bischen zu arm, ich gebe das zu; aber das iſt nun einmal ſo in der Welt, daß die Menſchen oft dumme Streiche machen und dem Herrgott ſeine Ordnung verderben. Wer aber da mit Theilen helfen will, der macht das zweite Uebel größer, als das erſte und verdient ſchlechten Dank. — Weiter wollte ich Nichts geſagt haben.“

In der Verſammlung entſtand eine große Unruhe und Bewegung, als der Redner die Bühne verließ. Manche

ſahen ſich verblüfft an: ſolche Rede war ihnen etwas Neues, von dieſer Seite war ihnen die Sache noch nie dargeſtellt worden; und es klang auch eigentlich Alles ſehr vernünftig, wenngleich ein Bischen fromm. Aber das waren immerhin nur Wenige. Die Meiſten hatten aus der Rede nur herausgehört, daß es auf ihren Albert Runge gemünzt ſei, und ergingen ſich in drohenden Bemerkungen: „Unverſchämt! Rausſchmeißen!“ u. ſ. w.

Die Aufregung wurde von Minute zu Minute größer, ſo daß Herr Runge trotz alles Pochens nicht im Stande war, die Ruhe wieder herzuſtellen, und kaum noch Gehör fand für ſeine Bemerkung, den Beitrag für die Vereinskaſſe nicht zu vergeſſen. —

Nach etlichen Tagen las man in der Zeitung folgende Nachricht:

„Die in einem der hieſigen öffentlichen Lokale abgehaltene, von dem bekannten Albert Runge geführte Arbeiterverſammlung, an und für ſich ſchon ſehr ſtürmiſch und aufgeregt, hat außerdem noch ein trauriges Nachſpiel gehabt. Ein Schmiedegeſell, der es gewagt hatte, dem Runge von der Rednerbühne aus zu widerſprechen, verwickelte ſich mit dieſem hernach in einen heftigen Wortwechſel, der noch um einen Grad hitziger wurde, nachdem es ſich zwiſchen den Beiden herausgeſtellt hatte, daß ſie Nebenbuhler ſeien, indem ſie auf den Beſitz eines und deſſelben Mädchens Anſprüche erhoben. Runge's Freunde miſchten ſich, als ſie für ihren Führer perſönliche Gefahr beſorgten, in den Streit, und es entſtand bald ein erbittertes Ringen, bei welchem der Schmiedegeſell, von einem Meſſerſtich am Hals getroffen, zuſammenbrach und einen ſtarken Blutverluſt hatte. Er mußte nach dem Krankenhaus gebracht werden. Der Thäter wurde nebſt drei andern Mitbetheiligten verhaftet. Auch Runge iſt mit eingezogen, andern Tags aber wieder entlaſſen worden.“

Achtes Capitel.

In welchem Einer die Augen aufgegangen ſind und das Herz hat brechen wollen.

Es war ein düſterer, wolkenſchwerer Novembertag. Die Feierabendglocke in der Cigarrenfabrik läutete, und in dichten Maſſen quoll das Arbeitervolk aus dem Thor. Die des Weges kommenden Spaziergänger machten bei dieſem Anblick Kehrt, ſie trugen kein Verlangen, mit dieſer Gattung von Menſchen in Berührung zu kommen, denn das Deutſch, welches da geſprochen wurde, roch nicht gerade nach Veilchen, und ſonderlich für junge Damen war ſolche Sprache nicht ſehr lehrreich. Die Arbeiter und Arbeiterinnen warfen mit den Schlagwörtern um ſich herum, die ſie auf den Volksverſammlungen gelernt hatten, und ſchäumten ihren giftigen Hohn aus gegen Alles, was einen anſtändigen Rock anhatte.

Albert Runge ſtand am Thor der Fabrik und muſterte die Reihen der Herausſtrömenden, die höflich ihre Mütze vor dem Manne zogen, der in edler Selbſtverleugnung das Bügeleiſen an den Nagel gehängt hatte, um ſeine Zeit und Kraft der ſocialen Frage zu widmen, um der Hort und Retter der Arbeiter zu werden.

„Na, kommſt Du endlich, Charlotte!“ rief er ungeduldig nach längerem vergeblichen Warten. „Wo bleibſt Du nur heute ſo lange?“

Die Angeredete grüßte kurz und führte ihn am Arm aus dem Getümmel. „Ich habe erſt noch mit dem Herrn geſprochen,“ ſagte ſie im Weitergehen. „Höre, Albert, ich halt's in der Fabrik nicht länger aus. Das war nicht recht von Dir, daß Du mich von meiner Dienſtherrſchaft weggelockt und in dieſes troſtloſe Haus genarrt haſt. Ich ſollte hier mehr Freiheit haben und reichlicheren Verdienſt? Nun ja, was den Verdienſt anbelangt, ſo iſt hier was zu machen, und mein Sparkaſſenbuch hat ſeit dem Jahr, das ich hier bin, einen hübſchen Zuwachs bekommen. Aber wenn man ſo den ganzen lieben Tag kein Menſch geweſen iſt, ſondern eine Maſchine, dann iſt man inwendig ſo verwelkt und ausgedörrt, daß man am Abend für die Freiheit keinen Geſchmack mehr hat. Das

iſt aber noch nicht einmal das Schlimmſte. Was meine Arbeitsgenoſſen ſind, die werden mir von Tag zu Tag unausſtehlicher. Was zu arg iſt, iſt zu arg. Was man da zu hören und zu ſehen bekommt, das treibt Einem das Blut in's Geſicht und die Galle in die Leber. Ich habe nun mit dem Herrn geſprochen und ihm den Dienſt aufgeſagt."

Runge blieb ganz verdutzt ſtehen und ſtierte das Mädchen an, als wollte er ſie mit den Augen durchbohren. Ihr Verhältniß war überhaupt ſeit einem Jahr etwas geſpannt. Das kam davon, daß zwei ſcharfe Steine zuſammen nicht gut mahlen. Runge hatte über ſeine Braut ebenſo commandiren wollen, wie über ſeine Arbeiter, die auf ſeine Worte ſchworen und ihn in den Himmel hoben. Die Charlotte aber, ſo begeiſtert ſie auch anfangs für den eleganten und unterhaltſamen Albert geweſen war, und ſo ſehr es ihre Eitelkeit kitzelte, die Braut eines berühmten Mannes zu ſein, ſie fühlte ſich doch mit der Zeit unter ſeinem Regiment unbehaglich; ſie ſetzte zuweilen auch ihr Köpfchen auf, und ſo kam es zu unterſchiedlichen Reibereien, namentlich ſeitdem ſie erfahren, was dem armen Andres paſſirt war, der nun ſchon ſechs Wochen im Krankenhaus lag an einer Wunde, die er dem Albert zu verdanken hatte. Das Mitleid, zuſammen mit der Verſtimmung gegen den Albert, zog Charlottens Herz wieder leiſe zu dem Andres hin, obwohl ſie das ſelbſt nicht eingeſtehen mochte.

Runge heftete alſo durchbohrend ſeine waſſerblauen Augen auf die Charlotte und fuhr ſie mit gedämpftem, ziſchelnden Ton an: „Das iſt ſtark! So was ſagſt Du mir ganz unverfroren in's Geſicht? Ich müßte Dir eigentlich ernſtlich böſe ſein, ich

halt's aber Deinem Unverſtand zu Gute. Dein Hirn iſt ſchmal, Du kommſt hinter meinen Gedanken nicht drein. Weltbewegende Gedanken wachſen nur in den Köpfen erleuchteter Männer, und das Weibervolk verſteht Nichts davon. Es ſollte aber dankbar ſein und ſeinen Rettern vergelten durch willigen Gehorſam. Ich habe es gut mit Dir vorgehabt, und Du machſt mir dafür Verdruß."

„Verdruß hin, Verdruß her!" trotzte die Charlotte. „Mir fehlt's auch nicht daran. Deine weltbewegenden Gedanken ſchenke ich Dir — gib mir dafür mein Sparkaſſenbuch, ich brauch's! Schon drei Mal hab' ich Dich darum gebeten, aber immer haſt Du Winkelzüge gemacht. Jetzt hab' ich's ſatt, ich laß mich nicht länger mehr hinhalten. Hab' ich's bis morgen nicht in Händen, ſo geh' ich auf die Polizei."

Charlottens Augen glühten ſo grell, daß der Albert ordentlich erſchrak und ſich bewogen fühlte, mit ſeinen Reden in eine ſanftere Melodie überzugehen. Er verabſchiedete ſich bald und gab das Verſprechen, morgen früh mit dem Sparkaſſenbuch bei ihr zu ſein. Er würde noch heute Abend kommen, aber eine Volksverſammlung liege ihm im Weg. —

Am Abend des folgenden Tages war in dem gewohnten Lokal wieder eine ſtarke Arbeitermenge beiſammen. Es herrſchte eine ſchreckliche Aufregung, daß man ſein eigen Wort nicht hörte. Nicht um einen Vortrag anzuhören, war man zuſammengekommen, ſondern um ſeinem Schrecken, ſeiner Beſtürzung, ſeiner Entrüſtung Luft zu machen: Albert Runge, der Freund der Arbeiter, der Prophet der Wahrheit, der Märtyrer ſeiner Ueberzeugung war verſchwunden und die Vereinskaſſe mit ihm!! In derſelben hatten ſich beiläufig nahe an tauſend Thaler befunden, die Schweißtropfen der armen Leute! —

Am Abend deſſelbigen Tages ſaß auch ein Mädchen und weinte und rang ſich die Hände. Auch ſie hatte vernommen, daß Albert Runge ſpurlos verdunſtet ſei, und ihr Sparkaſſenbuch hatte ſie nicht wieder zu Geſicht bekommen. Es war dahin, was ihre Sparſamkeit ſeit beinahe vier Jahren zurückgelegt: etwas über 110 Thaler! Und wo war es hin? Der ſie liebte, hatte es ihr ge-

ſtohlen! — Sie ſaß wie vernichtet auf ihrem Koffer, es war ihr, als müßte ſie ſich das Leben nehmen.

Der Verluſt des Geldes war es nicht allein, was ihr die Beſinnung raubte: die erfahrene Treuloſigkeit und ſchändliche Heimtücke ihres Liebhabers nagte ungleich tiefer an ihrem Herzen. Was hatte er aus ihr gemacht? In welche Wüſte hatte er ſie geführt! Er hatte viel von einem Paradies geſprochen, das ſie an ſeiner Seite durchwandeln werde, und ſie hatte ihm das auch eine Zeit lang geglaubt, ſo lange der Rauſch und Taumel ſie nicht zu ſich ſelbſt kommen ließ; aber nun war der Wahn zerriſſen, immer klarer war es ihr geworden, daß das Paradies eine Wüſte ſei.

Wir erkennen ſie kaum wieder, die Lindenhäuſer Schönheit. Der Glanz ihrer Augen, die Farbe ihrer Wangen, wo war ſie hin? Das Feuer war erloſchen, die Roſen waren verwelkt. Bleich, fahl und verlebt, ſo ſchaute dieſes neunzehnjährige Geſicht drein, um zehn Jahre älter geworden.

Konnte es denn auch anders kommen? Wenn ihr Stolz und der Gedanke an ihre Heimath ſie auch vor der tiefſten Erniedrigung und Schande bewahrte, — die maßloſen Schwelgereien unter Alberts Anleitung und Beköſtigung, das tolle Draufloswüſten mußten ja ihre Kraft brechen, ihre Geſundheit untergraben. Und die Arbeit in der Fabrik trug auch das Ihre bei, um das letzte Bischen Lebensfriſche abzulöſchen.

Das war aber nur das Auswendige — inwendig ſtand es noch viel erbärmlicher und troſtloſer. Die Seele war matt und müde zum Tod. Die Träbern dieſer Welt ſind nun einmal auf die Dauer keine Speiſe, bei welcher ſich die unſterbliche Seele, die nach Gott geſchaffen iſt,

wohl fühlen kann. Eine Weile mag sie in der Betäubung hinschwelgen, aber dann kommt der Ekel und der Abscheu. Die Seele fängt an, nach etwas Besserem umherzutappen, und daß sie das nun nicht finden kann, die arme, matte, flügellahme Seele, das ist ihre Qual.

Mit marterndem Ueberblick sah die Charlotte auf ihr vergangenes Leben zurück, und die Röthe, welche leise über ihre eingefallenen Wangen zog, war die Abendröthe der untergegangenen Unschuld, das heiße Glühen der Scham.

Aber die Thränen in ihren Augen, was wollten sie sagen? Es waren Thränen der Trauer, des Schmerzes und des bittern Grams. Charlotte härmte sich um ihre Mutter, die vor einem halben Jahr in die Grube gefahren war. Wer hatte ihr den frühen Tod gegeben? Ach Gott, das war eine traurige Geschichte. Die Eltern hatten Nichts wissen wollen von dem Schneidergesellen, der um ihr Töchterlein sich bemühte; denn die Leute hatten ihnen auf's Aeußerste zugesetzt und alles Mögliche von dem Schneider erzählt, was ihnen angst und bange machen mußte. Charlottchen hatte aber auch hier wieder ihren Kopf durchgesetzt, war hart mit den Eltern zusammengerathen und schließlich mit ihnen zerfallen. Von der Zeit an hatte die Mutter gekränkelt, der Harm war ihr in den Magen gefahren, daß sie keine Speise mehr bei sich behielt, und endlich war sie heimgegangen. Charlotte hatte an ihrem Grab geweint, aber bloße Thränen des Schmerzes über den Verlust. Jetzt kamen andere Thränen herausgebrochen, jetzt weinte die Reue und die Selbstanklage: „Wehe, um meinetwillen ist die Mutter mit Herzeleid in die Grube gefahren!"

Alle diese Qualen wühlten in ihrem Innern wie mit zweischneidigen Messern. Sie war in der That nahe daran, sich das Leben zu nehmen. Sie hatte das Vertrauen zu sich selbst verloren und zu den Menschen auch, sie mochte nicht wieder in die Welt hinein.

Eine Weile kam ihr der Gedanke: Ob Du nicht zu Deinem Vater gehen und bei ihm eine Zuflucht suchen solltest? Aber sie erschrak bei diesem Gedanken, sie scheute sich, ihrem Vater unter die Augen zu treten und seine

Vorwürfe zu hören. Der Weg zum Vater ging ja auch an dem Grab der Mutter vorbei!

Dann faltete ſie wieder die Hände und wollte beten; aber das ging auch nicht — es war ihr, als ſtünde ein großes Auge über ihr, glühend wie Feuer, drohend wie Tod und Verderben.

So rang ſie die ganze Nacht bis an den lichten Morgen. Da kam zu aller Seelenpein noch der Hunger, und merkwürdig: der Hunger brachte ſie wieder zu ſich ſelbſt und gab ihr den Muth, unter die Menſchen zu gehen und bei den Menſchen eine Zuflucht zu ſuchen.

Sie wendete ſich an eine Geſindevermietherin und meldete ſich auf deren Vermittelung bei einer Herrſchaft um einen Dienſt. Man fragte ſie nach ihrem Dienſtbuch — ſie hatte keins mehr. Man erkundigte ſich weiter, wo ſie ſich denn zuletzt aufgehalten, und bei ihrer Antwort: „In der Fabrik" wurde ihr der kurze Beſcheid: „Thut uns leid, aus der Fabrik nehmen wir kein Mädchen."

Sie hatte den Muth, noch an eine zweite Thür zu klopfen — auch da wurde ſie mit denſelben Worten abgewieſen.

Jetzt brach die volle Verzweiflung aus. „O Gott, hat ſich denn die ganze Welt gegen mich verſchworen? Man ſtößt mich aus, wo ſoll ich hin? wo ſoll ich hin?"

Der Hunger wüthete immer grauſamer, ſie mußte auf alle Fälle was zu eſſen haben. Da liegen Brote in dem Schaufenſter eines Bäckerladens. Sie winken ihr ordentlich: „Komm, es iſt Niemand da!" Sie ſteht an dem geöffneten Fenſter, und in der Hand zuckt es ihr zu ſchnellem Griff. Da hört ſie Tritte und flieht ſcheu von dannen.

Es war Mittag geworden, die Arbeiter kamen heim. Da geht ein Kind vor ihr her mit einem Henkeltopf an der Hand. Die will jedenfalls ihrem Vater Eſſen auf die Arbeit tragen. Charlotte geht hinter dem Mädchen drein, bis daſſelbe in eine enge ſtille Gaſſe einbiegt. Mit ſchnellem Griff reißt ſie der Kleinen den Topf aus der Hand, langt den Löffel heraus, und im Umſehen iſt das Gefäß geleert. Das Kind hatte erſt vor Schreck keinen

Laut von ſich geben können, dann hatte es angefangen zu weinen, aber gleich wurde es wieder ſtill — die fremde Perſon ſah ſo ſchrecklich aus, man mußte ſich vor ihr fürchten, als könne ſie Einem ein Leids anthun.

Die Charlotte eilte nach ihrer Wohnung zurück und ſtreckte ſich auf's Bett. Das Eſſen hatte ſie geſtärkt, und doch fühlte ſie ein Weh im ganzen Körper, für das ſie keinen Namen wußte. Es mußte wohl ein Fieber ſein, denn ihre Pulſe flogen, ihr Geſicht brannte und vor den Augen flimmerte es ihr.

Der Gedanke an die Hilfloſigkeit ihrer Lage war nicht geeignet, ihren Zuſtand zu beſſern. Sie lag ja da allein in ihrer Kammer, die ſie ſich ſeit ihrem Eintritt in die Fabrik gemiethet, um eine „Freiherrin" zu ſein, wie der Albert ſich ausgedrückt hatte. Im Haus bekümmerte ſich Niemand um ſie — die Fabrikarbeiterinnen hatten in ehrbaren Familien keinen Zutritt, und von ihr wußte man überdem, daß ſie mit dem Hauptdemokraten ging. Nur die alte, halbtaube Wirthin kam jede Woche einmal, um den Miethzins einzuziehen, denn länger als eine Woche gab ſie einer Fabrikarbeiterin keinen Credit mehr. Sie war durch Schaden klug geworden, ſie hatte wiederholt erlebt, daß die Fabrikmädchen bei Nacht und Nebel durchgegangen waren und den Miethzins zu hinterlaſſen vergeſſen, dafür aber etwas Tragbares aus der Wohnung zum Andenken mitgenommen hatten.

Wie ſehnte ſich die Charlotte nach der alten Wirthin, die ſie ſonſt ſo ungern kommen ſah; denn ſie war theuer mit ihrer Miethe. Aber ſie kam ja immer nur am Sonntag Morgen, und heute war erſt Freitag! Zwei Tage mußte alſo die Kranke noch warten und hilflos liegen bleiben.

Sie verſuchte ſich aus dem Bett zu heben und die Wirthin herbeizurufen; aber die Gliedmaßen verſagten ihr den Dienſt. Sie konnte ſich nur mit Mühe bis zum Ofen ſchleppen und aus dem Krug einen Trunk Waſſer nehmen.

Der Freitag ſchlich dahin, der Sonnabend kam, und immer wirrer wurde es ihr im Kopf. Sie konnte keinen zuſammenhängenden Gedanken mehr fertig denken, blos noch ſeufzen und ſtöhnen. Es war ihr, als drehe ſich Alles im Kreis herum, geſpenſtige Geſtalten tanzten um ihr Bett her, ihre Sünden formten ſich zu Bildern, und jedes Bild hatte ein Geſicht und jedes Geſicht ſtierte ſie an wie ein Bote des Gerichts.

Allmählich aber verſchwammen dieſe Bilder in Nacht. Sie ſah Nichts mehr, ſie hörte Nichts mehr.

Als am Sonntag Morgen die Wirthin in das Stüblein trat, fand ſie zu ihrem Schrecken und Entſetzen eine Schwerkranke, der das Bewußtſein abhanden gekommen war, denn ſie redete lauter verkehrtes Zeug.

Die Alte ſetzte ihre morſchen Gliedmaßen in Bewegung, um ſich der unbequemen Mietherin zu entledigen, und ehe es noch zur Kirche läutete, hatte die Charlotte im Krankenhaus ein beſſeres Unterkommen gefunden.

Neuntes Capitel.

In welchem Einer einem Andern den Kopf waſchen will und nicht dazu kommt.

„Na, hab' ich Dich endlich, Du Taugenichts! Columbus zum Beiſpiel hat wohl mit Amerika keine größere Noth gehabt, als ich mit Dir, daß ich Dich entdeckt habe Das iſt eine ſchöne Beſcheerung! Haſt Du mir nicht in die Hand verſprochen, Du wolleſt ſo weit als möglich in die Welt hinein? Und nun hockſt Du ſchon länger

als ein halbes Jahr hier in Leipzig? Ich hab's nimmer glauben wollen und bin ordentlich böse geworden auf den Schulmeiſter, da er mir erzählte, er hätte Dich in Leipzig auf der Straße von Weitem geſehen. Hab' ihm geſagt, er hätte ſich verſehen, der Andres wäre in die weite Welt. Und nun hat er doch Recht! Junge, ſchämſt Du Dich nicht in Deine Seele hinein? Aber ich weiß zum Beiſpiel ſchon, wie die Glocken hängen und warum der Muſje hier hocken geblieben iſt. Wenn ich zum Beiſpiel Dein Vater wär', weißt Du, was ich mit Dir machte? Die Hoſen thät' ich Dir ſtraff ziehen, daß Du Dich an das liederliche Geſchöpf gehängt haſt, das doch gar Nichts mehr von Dir hat wiſſen mögen. Haſt Du denn zum Beiſpiel gar keine Ehr' mehr im Leib'? Pfui, daß ich ſo Etwas an meinem Pathen und Lehrling erleben muß!"

Mit dieſen Worten trat an einem kalten Decemberſonntage der Schmiedechriſtoph zu dem Andres in die Stube, als dieſer eben im Begriff war, ſich den Rock anzuziehen zur Nachmittagskirche. Sein Geſicht war von der Kälte draußen und dem Zorn drinnen ſtark geröthet, ſeine Augen leuchteten wie ein Paar glühende Kohlen, und die rechte Hand machte mit dem ſpaniſchen Rohrſtock allerlei bedenkliche Bewegungen in der Luft, als wollte er Vaterſtelle an dem ungerathenen Sohne vertreten, oder wenigſtens eigenhändig den guten Rath ausführen, den er für den alten Mertens hinſichtlich ſeines Sohnes bereit hatte.

Der Andres ließ vor Schreck über dieſen unvermutheten Ueberfall die Kleiderbürſte aus der Hand fallen und wurde noch um einen Schein röther, als ſein Pathe, wußte auch nicht gleich ein Wort zu finden.

Der Chriſtoph ſtellte ſeinen Gehſtock in eine Ecke, wiſchte ſich mit dem blau und weiß gewürfelten Taſchentuch den Schweiß von der Stirn und ſtampfte ſich den Schnee von den Stiefeln, was er draußen auf dem Hausflur vergeſſen hatte. Dann drückte er mit derbem Griff den Andres auf einen Stuhl nieder und zog für ſich ſelbſt einen zweiten Stuhl heran. „So, nun ſetz' Dich her und verhalt' Dich ganz ruhig, daß ich Dich ordentlich auf's Korn nehmen kann. Ich hab's Deinem Vater verſprochen, daß ich Dich gehörig in's Gebet nehmen und Dir den Kopf waſchen will. Er wollte ſich ſelber auf den Weg machen, aber es will nicht mehr gehen mit ihm: er kriegt's doch nun zu ſehr mit der Altersſchwäche. So hab' ich's für ihn übernommen aus alter Freund- und Gevatterſchaft. — Nun thu's Maul auf, Büchchen und verdefendir' Dich, wenn Du kannſt."

Der Andres ſtreckte wie hilfeflehend ſeine Arme aus. „Aber, liebſter Pathe, Ihr habt mich ſo erſchreckt, daß mir das Herz in die Schuhe gefallen iſt."

Der Chriſtoph ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt auf's Knie: „Was, ſoll das zum Beiſpiel eine Verdefendirung ſein? Wer ein gut Gewiſſen hat, was braucht Dem das Herz in die Schuhe zu fallen?"

Andres hatte ſich jetzt einigermaßen geſammelt und ſah ſeinen Pathen ernſt bittend an: „Liebſter Pathe, ich habe kein bös Gewiſſen."

„So! Was denn zum Beiſpiel für eins? Iſt es wahr, daß Du im Krankenhaus geweſen biſt und der Charlotte einen Beſuch gemacht haſt?"

„Ja, gewiß hab' ich das gethan."

Der Schmiedechriſtoph machte Geberden des Aergers. „Na, da haben wir's ja!"

„Aber ſagt mir erſt, Pathe, woher Ihr das wiſſet. Ich meinte, es wüßte kein Menſch Etwas davon."

„Ei, es iſt Nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch zum Beiſpiel an die Sonnen.“

„Das paßt nicht hierher, lieber Pathe, denn hier handelt es ſich nicht um etwas Böſes, das das Licht zu ſcheuen hätte. Hier wäre eher das Wort am Platze: „Wenn Du was Gutes vorhaſt, ſo laß die linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut.“ Für gute und edle Thaten ſchickt ſich die Verborgenheit. Darum iſt mir's gerade nicht lieb, daß meine Heimlichkeit herausgekommen iſt, und ich kann mir gar nicht denken, wer ſie ausgeplaudert haben mag.“

„Das iſt auch ganz einerlei, Muſje Andres. Sag' mir lieber, was das zum Beiſpiel für eine „gute und edle That“ iſt, die Du im Krankenhaus ausgeübt haben willſt.“

Der Andres faßte des Alten Hand und flehte mit den Augen zu ihm hinüber. „Liebſter Pathe, erſt ſehet nicht ſo grimmig d'rein, als wolltet Ihr mir an's Leben. Ich kann das von Euch nicht ſehen — bin's mein Lebtag nicht von Euch gewohnt und hab's auch nimmer verdient, könnt mir's glauben.“

Es lag ſo etwas Aufrichtiges und Bewegliches in dieſen Worten, daß ſich des Schmiedechriſtoph hochgezogene Augenbrauen langſam ſenkten und die Augen wieder in ihre natürliche Größe zurückgingen. Ja, um den Mund ſpielte es faſt wie ein Anflug von Verlegenheit. „Na, ſo ſprich Dich aus, Junge!“ ſtieß der Chriſtoph barſch heraus, aber es war ihm anzuhören, daß dieſe Barſchheit nur eine Maske war, hinter welcher er ſeine Verlegenheit verſtecken wollte. „Sprich Dich aus, aber in richtigem Deutſch, daß man's verſtehen kann.“

„So habt Geduld mit mir,“ verſetzte der Andres, dem es wieder im Herzen drinnen hell wurde bei dieſem Witterungsumſchlag. „Wenn Ihr's verſtehen ſollt, ſo muß ich's Euch von vorne erzählen. Sehet, beſter Pathe, gegen die Liebe iſt nun einmal Nichts zu machen. Wenn ſie über den Menſchen kommt, ſo kann er nicht dawider, gleichwie Einer, der im Regen geht, Nichts dawider thun kann, daß er naß wird bis auf die Haut.“

„Oho," fiel der Chriſtoph ein, „zum Beiſpiel ein Mantel von Wachsleder, der thut's ſchon!"

Der Andres mußte leiſe lächeln. „Ja, den hat aber nicht Jeder. Ihr freilich habt ſo was um's Herz herum gehabt, daß bei Euch die Liebe nicht hat ankommen können. Aber ſo genaturt ſind nur Wenige — die Andern müſſen's wohl oder übel über ſich ergehen laſſen, was ihnen die Liebe anthut. Weil Ihr's ſelber nicht aus eigener Erfahrung wißt, ſo müßt Ihr mir ſchon auf's Wort glauben. Aber Ihr könnt das auch — habe ich Euch je in meinem Leben belogen, Pathe?"

Der Alte ſchüttelte langſam und wie widerwillig den Kopf. Es war ihm, als wäre dieſe Frage ein Angelhaken, an welchem ihn der Andres fangen wollte.

„Alſo die Gewalt der Liebe hat mich gepackt," fuhr der Andres mit ſteigendem Muthe fort, „und mich zu der Charlotte hingezogen. Erſt fühlte ich mich dabei wie im Himmel und die ganze Welt lachte mich an; aber hernach kam's anders. Ich habe viel Qual und Herzweh mit mir herumſchleppen müſſen, weil die Charlotte ſo ſonderbar gegen mich war, daß ich gar nicht aus ihr klug werden konnte und manchmal dachte, ſie hätte mich nimmer recht gern gehabt. Aber dennoch konnte ich nicht von ihr los. Die Liebe hielt mich feſt, wie mit ehernen Ketten. Hernach iſt mir die Charlotte ganz offenbarlich ungetreu geworden und hat ſich an einen Andern gehängt, aber ich habe ſie doch noch lieb gehabt und immer an ſie denken müſſen. Ich habe mit mir gekämpft, ich wollte ſie vergeſſen — es ging nicht; ja, je mehr ich mir Mühe gab, ihr Bild aus meinem Herzen zu wiſchen, deſto hellere Farben bekam das Bild. Wie ich auf die Wanderſchaft ging, da hatte ich mir feſt vorgenommen, recht weit weg zu ziehen, vielleicht, daß es in der Fremde mit dem Vergeſſen beſſer ginge; aber ohne daß ich's mich verſah, war ich in Leipzig, und wenn ich auch gewollt hätte, keine zehn Pferde hätten mich fort gekriegt. Ich habe lange hier geſeſſen, ehe ich ſie einmal zu Geſicht bekam. Endlich traf ich ſie an einem öffentlichen Ort mit einem jungen feinen Menſchen in Lackſtiefeln, und wie ich erfuhr, wer dieſer Menſch ſei, nämlich der Rädelsführer

der Socialdemokraten, da sprach eine Stimme in mir: Andres, nun darfst Du erst recht nicht vom Platz, nun mußt Du Deine Augen offen halten, daß nicht eine Seele verloren geht für Zeit und Ewigkeit. Denn daß das Lotichen verloren war, wenn jener Mensch sie in seine Fangarme bekam, das war mir so klar, wie da der Schnee auf dem Dach. Ihr hattet mir so manchmal erzählt, Pathe, was das für eine Art Menschen sei, die Socialdemokraten, schlimmer und gefährlicher als Räuber und Banditen, und ich habe mir das wohl gemerkt, wie alle Eure guten Worte, habe auch mit eigenen Augen gesehen. Ich ging nun dem Menschen nach — er hieß Runge — und wagte mich auch einmal auf eine Socialdemokraten-Versammlung. Da ist mit dem Zorn eine solche Courage über mich gekommen, daß ich mich keck auf die Rednerbühne gestellt und eine Rede gegen ihn losgeschossen habe, daß er bald roth, bald blaß dabei geworden ist."

„Junge, das wärest Du gewesen?" fuhr der Schmiedechristoph unwillkürlich auf und aus seinen Augen leuchtete es wie Stolz. „In Lindenhausen haben sie in der Schenke erzählt, daß ein Schmiedegesell dem Demokratenhäuptling arg auf's Kollet gestiegen sei; aber wie hätte ich denn denken sollen, daß Du das gewesen wärest? Ich dachte ja, Du wärest zum Beispiel längst in der Türkei und beschlügest dem Sultan seinen Leibhengst. Aber weiter."

„Nun, wenn Ihr von der Geschichte gehört habt, Pathe, so wird Euch auch wohl hinterbracht worden sein, was mir hernach widerfahren ist: daß nämlich der Runge, mit dem ich hernach in einen hitzigen Wortwechsel gerathen, seine Cumpanen wie die Hunde auf mich gehetzt hat, und daß ich hernach in's Krankenhaus habe geschafft werden müssen, wo ich sieben Wochen an meiner Halswunde zugebracht habe."

Der Schmiedechristoph beugte sich vor und tastete mit seinen harten Fingern an die noch deutlich sichtbare Narbe. „Du armer Junge! — Aber weiter!"

„Als ich aus dem Lazareth wieder entlassen war, war das Erste, was ich hörte, daß Musje Runge mit der Vereinscasse durchgegangen sei, und bald darauf ver-

nahm ich zufällig in einem Bierlocal, er habe auch ſeine Braut ſitzen laſſen und ſie um ihr Spargeld betrogen. Das arme Mädchen müſſe ſich was in den Kopf geſetzt haben, denn ſie liege ſeit etlichen Tagen im Krankenhaus und es ſtehe bedenklich mit ihr. Pathe, nun ſagt mir einmal ehrlich, was hättet Ihr da gethan?"

Der Chriſtoph ſtutzte bei dieſer unvermutheten Frage und kniff die Augen zu; dann ſagte er nach einer Weile: „Na, zum Beiſpiel .... Aber weiter, Andres, daß Du den Faden nicht verlierſt."

„Ohne mich zu beſinnen," fuhr der Andres fort, „bin ich nach dem Krankenhaus gegangen und habe mich bei dem Wärter nach der Charlotte erkundigt, indem ich angab, ich wäre ein Landsmann von ihr und wollte ihrem Vater Beſcheid geben, daß er einmal kommen könne. — Der Wärter war ſehr zugänglich und nahm mich mit in ſeine Stube. „Das iſt eine böſe Sache mit dem jungen Mädchen," erzählte er. „Vorläufig hat ſie das Fieber, aber ich fürchte, es wird ihr in's Gehirn gehen, denn ſie faſelt mir ſo viel durcheinander." Ich fragte, was ſie denn faſele? und der Mann ſagte: „Ja, wer ſollte das behalten? Es iſt Alles dummes Zeug. Nur Eins iſt mir klar: ſie muß einen Liebhaber beſeſſen haben, der ſie hinter's Licht geführt hat. Sie ruft oft den Namen „Albert" oder ſchreit ihn vielmehr und dann ſpreizt ſie die Finger auseinander und ſieht fürcherlich aus. Dann kommt dazwiſchen wieder ein anderer Name, „Andres," und manchmal ſpricht ſie mit dem, als ſäß' er bei ihr und weint dann ſehr viel. Geſtern muß ſie mich wohl für den Andres gehalten haben, denn wie ich zur Thür hereintrat, da fing ſie wieder an zu weinen und ſtreckte mir ihre beiden Hände entgegen und ſagte dies Mal ganz vernünftig und zuſammenhängend: „Kommſt Du endlich, mein lieber, lieber Andres? Ja, Du biſt gut, ich hab's ja immer geſagt; Du biſt der Einzige, der's gut mit mir meint. Aber geh' weg von mir — ich bin ſchlecht gegen Dich geweſen, ich verdien's nimmer, daß Du mich noch anſiehſt. Nein, geh' nicht weg; ſieh', wenn Du kommſt, dann wird es heller Tag und wenn Du gehſt, dann kommt wieder die Finſterniß." — Ich trat an ihr Bett,

da ergriff ſie meine Hand mit wahnſinniger Haſt und küßte ſie und weinte d'rauf. Das dauerte aber nur einen Augenblick — gleich darauf ſank ſie in die Kiſſen zurück und ſtarrte beſinnungslos mit gläſernen Augen vor ſich hin." — Wie mir der Wärter das erzählte, muß ich wohl ein Geſicht gemacht haben, als könnte ich möglicherweiſe ſelber der Andres ſein. Er maß mich mit aufmerkſamem Blick und fragte mich ſchnell: „Wie heißen Sie?" — Mertens, ſagte ich. — „Wie noch?" — Andres. — Da nickte der Mann langſam mit dem Kopf und hielt den Finger an die Naſe, als hätte er eine große Ueberlegung. Darauf ſagte er: „Ich will mit dem Arzt reden, vielleicht iſt es gut, wenn die Kranke Sie einmal ſieht. Oder wünſchen Sie das nicht?" Ich drückte dem Manne warm die Hand und wäre ihm noch lieber um den Hals gefallen. Ich erzählte ihm mit kurzen Worten meine ganze Geſchichte, die er ſehr aufmerkſam mit anhörte. Darauf ging er zum Arzt und dieſer kam mir ſehr zuvorkommend entgegen und beſprach ſich eine Weile mit mir. Schließlich ließ er mich in das Zimmer der Charlotte eintreten. — — Pathe, ich kann Euch das nicht beſchreiben, wie mir da zu Muthe war. Die Charlotte ſah mich erſt eine Weile mit leeren Augen an, dann mit einem Mal wurde ſie unruhig und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, die Augen bekamen Leben und Glanz. Dann wendete ſie ſich mehr zu mir herum und plötzlich that ſie einen lauten Schrei. Lottchen! rief ich, kennſt Du mich? Ich bin noch Derſelbe, wie vor vier Jahren, wie damals unter dem Birnbaum — weißt Du noch? — Ach, Pathe, was nun kam, das kann ich wieder nicht beſchreiben. Der Arzt und der Wärter gingen leiſe hinaus und ließen uns allein. Ich habe da wohl eine Stunde an ihrem Lager geſeſſen und habe geweint wie ein Kind vor Schmerzen und vor Freude. Da rang vor meinen Augen eine bußfertige Sünderin mit ihrem Herzen und wollte erſt Nichts hören von meiner Treue, denn ſie ſah nur ihre Untreue und das Herz wollte ihr darüber zerbrechen. Aber wie ich nun nicht müde wurde, ihr zuzuſprechen: ich hätte ein ſchlechtes Gedächtniß und wüßte von dem Vergangenen rein gar Nichts mehr, ſie

wäre ja auch nicht ſo ſchuldig, wie Der, der ihr ſchwaches Herz verführt und ihren unſicheren Fuß auf abſchüſſige

Bahn verleitet hätte; da lernte ſie langſam, langſam ſich ein Herz zu mir faſſen, und nun ſah ſie gerade wieder ſo aus, wie damals unter dem Birnbaum, wo ſie zum erſten Mal zu mir ſagte: Andres, mein Andres! — — Pathe, was hättet Ihr da gemacht? Sagt mir's ehrlich: was hättet Ihr da gemacht? Hättet Ihr ſie liegen laſſen und geſagt: Du biſt nicht werth, daß ich Dich noch

anſehe; gehe hin in's Elend, daß Du noch vollends verloren gehſt für Zeit und Ewigkeit! Hättet Ihr ſo zu ihr geſagt, Pathe?"

Der Chriſtoph hatte ſich vor den dringlichen Augen des Andres zur Seite gewendet und langte ſein Taſchentuch aus dem Rock, um ſich die Naſe zu ſchnäuzen. „Laß doch das unaufhörliche Fragen, Andres," ſagte er barſch; „Du verlierſt mir noch den Faden."

„Pathe," fuhr der Andres fort, und ſeine Stimme zitterte in froher Hoffnung, „Pathe, Ihr ſeid doch ein guter Chriſt und wißt in der Bibel noch beſſer Beſcheid, wie in Eurer Schmiede; kennt Ihr nicht den Spruch: „Wer einen Sünder bekehret von dem Irrthum ſeines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden?" Und den andern: „Es wird Freude ſein bei den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut?" — Und ſie iſt mir ja gut geweſen, trotz dem, daß es gar nicht ſo ausſah. Sie hat das ſelber nicht gewußt oder nicht Wort haben wollen; aber nun weiß ſie's, wem ſie angehört, ſie hat mir Alles geſtanden."

Der Schmiedechriſtoph ſtand von ſeinem Sitz auf, ging an's Fenſter und trommelte an die Scheiben. Dann drehte er ſich ſchnell herum und ſtreckte ſeinem Pathenkind die breite harte Hand hin: „Andres, Du biſt doch ein braver Menſch — nimm mir's nicht für übel."

„Pathe, mein lieber, guter Pathe!" rief der Andres mit thränenerſtickter Stimme und warf ſich dem Alten mit ſolchem Ungeſtüm an die Bruſt, daß der ſich an der Tiſchplatte feſthalten mußte und gar nicht wußte, wie ihm geſchah. Er war gekommen, um dem Andres gehörig die Wahrheit zu ſagen und ihn mürb' zu machen — nun war der Spieß herumgedreht: der Andres hatte ihn mürbe gemacht und überwunden.

„Na, laß mich nur los," rief er nach einer Weile, Du erwürgſt mich ja bei lebendigem Leibe, Menſch! — — Ich muß erſt noch einen Gang thun, Andres, einen Geſchäftsgang. Verhalt' Dich ſo lange in Deiner Clauſe, in einer Stunde bin ich wieder in Sicht."

Damit nahm er Hut und Stock und ging zur Thür hinaus.

Der Andres ſah ihm durch das Fenſter ſo lange nach, als er ihn auf der Straße noch erblicken konnte, und das überſtrömende Herz entlud ſich in einem himmelaufſteigenden Jauchzer, der dem Herrgott ſicherlich eben ſo viel gegolten hat, wie ein langathmiges Dankgebet. Nun war ihm ja auch dieſer Stein vom Herzen herunter: ſein Pathe wußte nun ja die ganze Geſchichte und war damit einverſtanden; hatte er aber den auf ſeiner Seite, ſo waren auch die Eltern gewonnen. Er hatte die Tage ſeither immer ſchon nach Lindenhauſen hinausgewollt, um ſich ſeinen Eltern zu entdecken und ihnen Alles getreulich zu berichten; aber ſo oft er ſich den Rock angezogen hatte, war ihm das entfallen. Jetzt hatte ihm der Herrgott den Pathen ſelber in's Haus geſchickt und dieſem auch das Herz gelenkt, daß er ein Einſehen bekommen und Amen zu der Sache geſagt hatte. Sollte er da nicht jauchzen und frohlocken?

Zehntes Capitel.

Was der Schmiedechriſtoph eigentlich im Schild geführt und wie die Sache endlich ausgelaufen.

Der Schmiedechriſtoph war ein pünktlicher Mann und hielt ſich ſtreng nach der Uhr. Diesmal aber verſah er's mit der Zeit, denn es waren bereits zwei volle Stunden herum, als der Andres wieder ſeine ſchweren Tritte auf der Stiege hörte.

Der alte Mann trat mit ernſt feierlicher Miene ein, wie wenn er aus der Kirche käme: „Nun ſage Einer zum Beiſpiel, daß der Herrgott keine Wunder mehr thut! Hätt's nicht gedacht, hätt's nicht gedacht, daß ſo was möglich iſt in der Welt.“ Dabei ging er mit großen Schritten, die Hände mit den Pelzhandſchuhen auf dem Rücken, in dem Stüblein auf und nieder.

„Was iſt denn paſſirt?“ fragte der Andres voller Erwartung.

Keine Antwort.

„Aber ſo thut mir doch den Gefallen und redet, Pathe. Es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Ach was, Unglück! polterte der Chriſtoph heraus. „Ich bin zum Beiſpiel ſelber da geweſen — alte Augen ſehen in mancher Hinſicht ſchärfer als junge, und Unſereins läßt ſich nicht ſo leicht ein X für ein U machen. Ich habe ſelber mit ihr geſprochen, ob's auch an dem wär'. Und es iſt wirklich an dem — Andres, Dein Waizen ſteht gut, der liebe Herrgott hat ein Wunder gethan. Der Fall iſt dem Mädchen zum Aufſtehen geworden. Manche Menſchen paſſen nicht eher auf den Weg, als bis ſie einmal auf der Naſe gelegen und ſich was gebrochen haben. Wahrhaftig, die Charlotte iſt die Alte nicht mehr, es iſt Alles neu an ihr geworden. Ich habe ſie zum Beiſpiel gar nicht wieder erkannt, und mir iſt es ganz breiweich im Herzen geworden, wie ich ſolche Buße und ſolch tapferes Bekenntniß angehört habe. Ich habe in dieſer Hinſicht einen feinen Riecher. Das war kein Dunſt, den ſie mir vorgemacht hat, das war richtige Sache. Und nun ſetz' Dich einmal daher, Andres, wir haben zum Beiſpiel noch ein Wörtlein mit einander zu reden.“

Der Andres rückte erwartungsvoll zwei Stühle zuſammen, auf welche ſich die Beiden niederließen. Der Schmiedechriſtoph puſtete ein Paar Mal und lüftete die Weſte, die natürlich wieder ſchief zugeknöpft war. „Mir wird das ſo heiß hier — Du haſt wohl mittlerweile noch einen Kloben nachgelegt? Oder kommt das von da drinnen? Ich bin heute ſo kreuzvergnügt, daß ich gleich Eins dahertanzen könnte. Und nun paß auf, Andres! Siehſt Du, mein Sohn, ich hab' Dich von Klein auf gern gehabt, und die drei Jahre, die Du bei mir in der Lehre warſt, biſt Du mir noch mehr an's Herz gewachſen. Da hab' ich gedacht, Du wärſt mein Sohn und ich wär' Dein Vater — Dein leiblicher Vater kann Dich gewiß auch nicht lieber haben. Und nun hab' ich weiter gedacht: Ich bin ein alter, einſamer Mann, und daß ich nicht gefreit habe, das wird mir zu guter Letzt doch recht unbequem werden. Wer wird zum Beiſpiel meiner warten, wenn ich ſtill im Stuhl ſitzen muß und mir nicht mehr ſelber helfen kann? Da hab' ich denn zu mir geſagt:

Der Andres iſt ein braver Kerl, der wird's thun. Und ſo war es denn bei mir beſchloſſen: **Wenn der Andres aus der Fremde heim kommt und hat was Rechtſchaffenes gelernt, dann kriegt er die Schmiede mit Allem, was ich im Kaſten habe.** Und wenn er ſich dann eine vernünftige Frau nimmt, ſo ſoll's mir auch recht ſein. Aber der Andres muß es akkurat ſo machen, wie ich: weit, weit hinaus in die Welt, bis wo ſie den halben Mond auf den Kirchen haben und Pantoffeln an den Füßen. Du haſt mir das auch in die Hand verſprochen, Andres, aber Du haſt's nicht gehalten, biſt hier in Leipzig hängen geblieben wie ein richtiger Ofenhocker. Wie ich das gehört habe und noch dazu dahinter gekommen bin, was Dich hier feſthielte, da iſt mir die Ader aufgelaufen, und was war das Ende vom Liede? **Ich habe Dich enterbt!** — Die Sache iſt mir aber die ganze Zeit her arg im Kopfe herumgegangen, und ich habe mit Deinen Eltern darüber geſprochen — die hätten Dir in die Haare gehen mögen, als ſie hörten, was ich Dir zugedacht und daß es damit nun vorbei wäre. Dein Vater hat auf der Stelle nach Leipzig gehen und Dir ſeine Meinung ſagen wollen. Aber der alte Mann iſt ja ganz ſchwach auf den Beinen — ſo hab ich heute für ihn den Weg gemacht. Ich habe Dir ſagen wollen, was ich Dir im Stillen zugedacht hätte, wenn Du mir gefolgt wäreſt, und daß Du Dich nun ſelber darum betrogen hätteſt. — Aber nun iſt ja Alles ganz anders gelaufen, ganz anders, und ich preiſe den Herrgott, daß es ſo gelaufen iſt. Andres, mein alter, braver Junge, ja, Du haſt's recht gemacht, und Du haſt doch das Herz auf dem richtigen Fleck gehabt. Was meinſt Du nun dazu, **wenn ich Dich wieder in Dein Erbe einſetzte?**"

Der Andres zitterte über den ganzen Körper und ſeine Augen leuchteten wie lauter Glück und Seligkeit. Was ſollte er ſagen? Er konnte blos weinen. Was ſollte er thun? Er konnte blos dem Pathen um den Hals fallen und ihn küſſen.

„Halt, ſo geſchwind geht das aber nicht," wehrte der Chriſtoph. „Die Schmiede kriegſt Du einmal, aber

Dein Wort mußt Du erſt halten: in die Welt mußt Du erſt hinaus, bis zu den Türken, ſonſt kannſt Du mir ja Nichts erzählen, wenn ich bei Dir am Ambos im Stuhl ſitze, und lange Weile iſt mein Tod. Drei Jahre mußt Du noch wandern — biſt ja auch noch ſo ein junges Blut und noch nicht hinter den Ohren trocken. Und nun die Charlotte, die muß auch erſt noch eine Probezeit durchmachen. Sie geht wieder in einen rechtſchaffenen Dienſt — werde das ſelbſt beſorgen; und hält ſie ſich brav, dann darfſt Du ſie mir in drei Jahren bringen, und ich richte ſelber die Hochzeit aus und laſſe die Muſikanten kommen. Biſt Du damit einverſtanden, Andres?" — „Na, ſo heul doch nur nicht — was iſt denn da zu heulen?" ſetzte er hinzu, als er nicht gleich eine Antwort bekam. Er hatte aber ſelber die Augen voll.

* * *

Die drei Jahre waren verſtrichen. Der alte Schmiedechriſtoph ſtand vor der Hausthür in ſeinem Abendmahlsanzug und hatte dies Mal die Weſte nicht ſchief zugeknöpft. Sein altes Geſicht lachte ſo herzfröhlich und ſchaute in den wonnigen Maienmorgen. Die Hausthür war reich bekränzt und in dem Fenſter duftete es von Flieder und Narciſſen. Es mußte wohl was Sonderliches los ſein.

Jetzt ertönten vom Thurm die Glocken, und die Leute liefen nach der Kirche. Der Chriſtoph wendete ſich um und rief in's Haus hinein: „Na, Kinder, ſeid Ihr zum Beiſpiel ſo weit? Sie fangen an zu läuten — ſo laßt uns in Gottes Namen gehen."

Aus der Thür trat ein junges Paar im bräutlichen Schmuck. Der Andres war ein großer, kraftvoller Mann geworden und hatte einen Bart um's ganze Geſicht herum, einen „Sultansbart", wie der Schmiedechriſtoph mit Stolz ſagte. Neben ihm aber ſchritt eine weibliche Geſtalt, ſchöner noch als der Maienmorgen, welcher ihr Hochzeitstag ſein ſollte. Ach, wie hatte ſich das Lottchen verändert, wie war, von den Thränen der Buße befeuchtet, und von dem Sonnenſchein der Liebe beſchienen, die verwelkte Blume wieder aufgeblüht, und wie viel ſchöner war ſie noch geworden als vor Zeiten! Die Augen, ach was

hatten dieſe jetzt für einen Glanz bekommen, und um den Mund her, was lag da für eine Anmuth. Die Schlacken waren heraus, ihre ganze Natur war verklärt. Sie hatte es ehrlich gemeint mit ihrer Bekehrung, ſie hatte ſich brav gehalten, und ihr alter Vater war noch einmal jung geworden, da er ſolche Freude noch erleben durfte. Nun ſollte ſie ihren Lohn haben, nun ſollte ſie Den zu eigen bekommen, den ihr der Herrgott von Haus aus beſtimmt hatte.

Sie haben ſich denn auch Beide vor dem Altar Liebe und Treue gelobt, und der Chriſtoph hatte während der heiligen Handlung den alten Vater Riemſchneider bei der Hand, als wären die Beiden auch ein Brautpaar, und der alte Mertens fühlte ſich mit ſeiner Frau ordentlich zurückgeſetzt, war aber doch nicht bös darüber, denn er hatte vor Glückſeligkeit keine Zeit dazu.

Für den Nachmittag hatte denn der Schmiedechriſtoph richtig die Muſikanten beſtellt, und wie ſie das erſte Stücklein aufblieſen, da holte ſich der alte ſteife Mann die junge Frau und drehte ſich mit ihr ein Paar Mal im Kreis herum und ſtreichelte ihr die Backen, als wollte er ihr eine Liebeserklärung machen. Ja, die alten Junggeſellen ſind kurioſe Leute, und der richtige Verſtand kommt ihnen oft erſt, wenn ſie keine Zähne mehr im Mund haben und einen Mondſchein unter der Mütze.

Aber der alte Chriſtoph wußte wohl, warum er dem Lottchen die Backen ſtreichelte. Er war von ſeiner alten Anſchauung über das Weibervolk zurückgekommen und ſagte oft: „Hätt's doch zum Beiſpiel nimmer geglaubt, daß es ſo herzige Weibsbilder in der Welt geben thät, die Einem den Tiſch ſo ſauber decken und die Suppe ſo ſchmackhaft kochen und den Kaffee ſo prompt in die Ofenröhre ſetzen und das Leinzeug ſo ſauber waſchen, die ſo eine weiche Hand haben und Einen ſo fröhlich anlachen, die Einem auch ſo auf den Dienſt paſſen, daß man gar nicht erſt zu commandiren braucht."

Auch mit dem Andres war der alte Mann wohl zufrieden. Er hatte ſein Wort gelöſt, war bis in die Türkei gekommen und von da noch weiter, als ſein Lehrmeiſter, denn dieſer hatte blos den Sultan in Conſtanti-

nopel gesehen, aber nicht den Papst in Rom, und der war auf dem Weg vom Vatican nach St. Peter ganz dicht an dem Andres vorübergefahren. Und nun konnte der Andres auch Alles so unterhaltlich beschreiben, daß dem alten Mann in seinem Lehnstuhl oft die Pfeife ausging.

Ach, was ist die alte Schmiede da ein lauschiger Ort geworden! Die Lindenhäuser sind viel dahin gewallfahrtet; denn wo es hübsch ist, da finden sich auch Gäste. Aber, so gern der alte Christoph auch Besuch um sich hatte, namentlich seit er sich zur Ruhe gesetzt —, am liebsten saß er doch mit seinem Andres und mit seinem Lottchen allein, denn er hatte an ihnen genug und sagte oft: „Kinder, bittet nur den lieben Herrgott, daß er noch ein Weilchen mit mir wartet!“

Sein Wunsch ist ihm denn auch erfüllt worden. Noch sechs Jahre durfte sich der gute alte Mann sonnen in der Liebe seiner Kinder, dann haben sie dem Lebensmüden still die Augen zugedrückt, und seine letzten Worte waren: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“

Der Andres und das Lottchen aber, die leben noch heute. Sie haben zwar auch den eigenen Eltern die Augen zudrücken müssen, nachdem sich dieselben am Glücke der Kinder sattsam ergötzt hatten; aber ein Kreis gesunder und munterer Kinder sitzt um ihren Tisch und läßt sie gerne vergessen, wie sauer sie sich plagen müssen, für sie das liebe Brod zu verdienen. Sie lassen es ihre heiligste Aufgabe sein, die Kleinen aufzuziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, damit sie den rechten Halt gewönnen, der sie davor bewahre, auf abschüssige Bahn zu gerathen. Und so oft Confirmationstag in Lindenhausen ist, gedenken sie an ihr gemeinsam abgelegtes Gelübde und beten am Abende in ihrem Kämmerlein mit einander:

„Dein guter Geist führe mich auf ebener Bahn!“

4. Altes Gold.

„Alles wär' gut, wär' kein Aber dabei", ſagt die Weisheit auf der Gaſſe und gibt damit eine äußerſt beherzigenswerthe Lehre für Jedermann.

Es gibt ja ſo viele Dinge, die im erſten Augenblicke gut und ſchön und lieblich erſcheinen, die man deßhalb unbedenklich meint thun zu dürfen; allein, näher angeſehen, haben ſie ein „Aber" hinter ſich, vor dem man zurückſchrickt, oder doch wenigſtens bedenklich werden muß, ob man ſich zum Thun entſchließen ſoll und darf.

So heißt's ja bekanntlich im Worte Gottes (Pred. Salom. 11, 9): „Freue Dich, Jüngling, in Deiner Jugend und laß Dein Herz guter Dinge ſein in Deiner Jugend; thue, was Dein Herz gelüſtet und Deinen Augen gefällt!" — Und es dünkt dem jungen Volke, welches gerne fröhlich iſt, dieſes Wort ein gar liebliches zu ſein, vielleicht wol das lieblichſte, was in der ganzen Schrift ſtünde. Denn, wenn man thun darf, was das Herz gelüſtet und was den Augen gefällt, denkt der jugendliche Leichtſinn, ſo iſt's ja gewiß ein luſtig Ding um das Leben, und der iſt ein Narr, der ſich auch nur die geringſte Luſt, zu der ſich ihm Gelegenheit bietet, verſagt

und auf die sauertöpfischen Mahnungen und Warnungen der Alten hört.

Und in der That, solche Gedanken wären ganz richtig, wenn nur bei jenem Schriftworte, welches der Jugend so sehr nach ihrem Sinne redet, kein Aber wäre. Allein das fehlt nicht; es kommt so sicher und unfehlbar hintennach, wie nach dem Blitze der Donner. Es steht nämlich sogleich hinter jenem Worte, das wie ein Blitz in das lustbegierige Herz schlägt und die Begierde recht entzündet, die ernste Erinnerung, die wie ein erschütternder Donner über das begehrliche Herz kommt: „Und wisse, daß Dich Gott um dies Alles wird vor Gericht führen!"

Freue Dich also, heißt es, und laß Dein Herz guter Dinge sein — aber vergiß bei Deiner Freude niemals, daß Du, wie über Dein ganzes übriges Leben, so auch über Deine Jugendzeit vor Gott dereinst wirst Rechenschaft geben müssen, und daß jede Jugendfreude, die gegen Gottes Willen und Gebot streitet, Dir vor Gott ein schweres Urtheil zuzieht.

Thue, was Dein Herz gelüstet — aber vergiß nicht, daß das Dichten Deines Herzens böse ist von Jugend auf, und daß die böse Lust desselben Dich unaufhörlich reizt und lockt zur Sünde, daß Du also, wenn Du nicht den Zorn Gottes über Dich reizen willst, nur dann thun darfst, was Dein Herz gelüstet, wenn dieses Gelüsten nicht wider Gottes heiligen Willen geht.

Thue, was Deinen Augen gefällt — aber vergiß nicht, daß Gottes Augen, die Böses nicht sehen mögen, allüberall auf Dich und auf Dein Thun herniederschauen, und daß Du ohne Schaden für Dein Seelenheil nichts thun darfst, worüber Dein Gewissen Dir sagen muß, daß es Gottes heiligen Augen nicht gefallen könne.

Und so ist's ja in hundert und tausend Fällen, daß bei Dingen, die auf den ersten Blick schön und gut und lieblich erscheinen, solch ein bedenkliches „Aber" vorhanden ist, welches das Sprüchwort im Herzen wach rufen muß: „Erst wäg's, dann wag's; erst besinn's, dann beginn's!"

So z. B. ist's gewiß eine gute Sache, reich zu sein

und nicht nur für ſich ſelbſt allen Sorgen der Nahrung enthoben zu ſein, ſondern auch noch Anderen in ihren Sorgen und Nöthen beiſpringen zu können. Allein auch hier ſtehen hinter der guten Sache mehrere höchſt bedenkliche „Aber.“

Es iſt gut, reich ſein, ja — aber es iſt keineswegs einerlei, wie man reich wird, ob auf geradem, ehrlichen Wege durch ſaure Arbeit und treuen Fleiß oder durch Lug und Betrug und Schwindel.

Es iſt gut, reich ſein, ja — aber es iſt auch ein gefährlich Ding um den Reichthum, weil er ſo leicht verführt, Gottes des Herrn zu vergeſſen und über den irdiſchen Genüſſen, die man ſich mit ſeinem Reichthum verſchaffen kann, das Heil der Seele zu vernachläſſigen.

Und, um noch Etwas anzuführen: es iſt gewiß eine gute, ſchöne Sache, Jedermann zum Freunde zu haben, mit Jedermann in Friede und Eintracht zu leben, von Jedermann wohlgeredet zu bekommen. Und doch fehlt auch hierbei das „Aber“ nicht, und es iſt ſogar ein ſehr bedenkliches Aber, was hinter jener guten Sache ſteht.

Es iſt gut, Jedermann zum Freunde zu haben, ja — aber es ſtehet auch geſchrieben: „Der Welt Freundſchaft iſt Gottes Feindſchaft.“

Es iſt gut, mit Jedermann in Friede und Eintracht zu leben, ja — aber der Apoſtel fügt, wo er dazu wirklich ermahnt, mit Jedermann Frieden zu haben, auch ausdrücklich die Einſchränkung hinzu: „Iſt es möglich, ſoviel an Euch iſt“ — er ſpricht's alſo damit aus, daß es nicht in allen Fällen möglich iſt, Frieden zu haben und zu halten, wenn man nicht ſein Chriſtenthum verleugnen und der Welt gleichförmig werden will.

Es iſt ſchön und gut, von Jedermann wohlgeredet zu bekommen, ja — aber es iſt eine böſe Sache, wenn man, um Dies zu erreichen, Jedermann, auch die Gottloſen mit ſich zufrieden zu machen ſucht.

Item, es iſt ſo, wie das Sprüchwort ſagt: „Alles wär' gut, wär' kein Aber dabei.“

Und die Lehre, die daraus hervorgeht? Es iſt die: Siehe bei Allem, was Du thun willſt, erſt genau zu, ob

kein Aber dabei iſt und faſſe dies Aber dann feſt und ſcharf in's Auge und in's Herz!

Ein gutes Ding nur gibt es, wobei durchaus kein Aber iſt. Das iſt die Mahnung des Herrn: „Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit!“ Merk's!!

5. Räthſel.

Fünf Buchſtaben (wenn Du noch ſchreibſt, wie man ſchrieb
In früherer Zeit, eh' der Neuerungstrieb
Die Rechtſchreibekunſt brachte in's Wanken, —
Fünf Buchſtaben zeigen ein Wörtlein Dir an,
Das Jedem, vom Kinde hinauf bis zum Mann,
Erweckt gar beſond're Gedanken.
Denn, was es Dir nennt,
Iſt ein Inſtrument,
Deß Jeder gedenkt mit gewalt'gem Reſpekt,
Der's am eigenen Leibe ſchon einmal geſchmeckt.

Denn merke wohl d'rauf: 's iſt ein Leib-Inſtrument,
Das freilich am Leibe gar bitterlich brennt,
Wenn kräftige Händ' es behandeln,
Das aber von uralten Zeiten bis jetzt
Als heilſames Mittelchen ſtets man geſchätzt,
Wo es galt, böſen Sinn zu verwandeln.

Selbſt das Wort des Herrn
Empfiehlt es Dir gern
Für den Narren ſowol, wie für's eigene Kind,
Weil die beide ſeiner bedürftig ſind.

* * *

Iſt Dir's nun gelungen, das Wörtlein zu finden,
So laß d'raus das mittelſte Zeichen verſchwinden.
Dann zeigt Dir das Wörtchen, was nöthig Du haſt,
Wenn Du treulich getragen des Tages Laſt,
Was auch für die Seele Dir nimmer darf fehlen,
Wenn bange Sorgen ſie nicht ſollen quälen.

* * *

Wirſt Du nun aber das letzte Zeichen
Statt des mittelſten aus dem Wörtlein ſtreichen,
So haſt Du 'nen Namen, den Niemand vergißt,
Der in ſeiner Bibel zu Hauſe iſt,
Und alle Die hoch in Ehren hält,
Aus deren Geſchlecht kam der Heiland der Welt.

---

6. Anekdote.

Im Städtchen X... beſtand ſchon ſeit langen Jahren ein Wochenblatt, welches außer den Ortsnachrichten und Anzeigen auch jedesmal eine kurze Ueberſicht der Zeitereigniſſe brachte und für das politiſche Bedürfniß der biedern Einwohnerſchaft völlig ausreichte. Denn die große Mehrzahl derſelben war der Meinung, da das Neue, was man zu hören bekomme, gewöhnlich nicht viel Gutes ſei, ſo ſei es am beſten, ſo wenig, wie möglich, davon zu hören. So kamen denn auch nicht viele andere Zeitungen in's Städtchen, und Herr Wendling, der Herausgeber des Wochenblattes, machte an demſelben ein recht gutes Geſchäft, zumal da auch die umwohnende Landbevölkerung ihre ſämmtliche politiſche Weisheit aus dem Wochenblatte zu ſchöpfen gewöhnt war.

Aber, aber — das Wochenblatt war nicht liberal genug für etliche Herren des Städtchens, die den „Fortſchritt" auf ihre Fahne geſchrieben hatten, und als der vorſichtige Herr Wendling, dem ſchon ein Gruſeln über

den Leib lief, wenn er das Wort „Preßproceß“ nur nennen hörte, ſich beharrlich weigerte, die Spalten ſeines Blättchens mit den Ausſchnitten aus fortſchrittlichen Zeitungen zu füllen, welche ihm von den liberalen Mitbürgern reichlich zugeſandt wurden, entſtand bei Letzteren der kühne Gedanke, ein zweites Blatt zu gründen, welches ihre politiſchen Grundſätze vertreten ſollte.

Das Städtchen beſaß einen ehemaligen Schreiber, der neuerdings Winkel-Advokat geworden war und einigermaßen mit der Feder umzugehen wußte. Der ſollte die Leitung des neuen Blattes übernehmen, und ein herabgekommener Buchbinder, der vor Herrn Wendling das Wochenblatt herausgegeben hatte und noch eine alte Druckerpreſſe beſaß, übernahm den Druck des Blattes.

Da wird der Herr Wendling aber ein langes Geſicht gemacht haben! denkt der geneigte Leſer.

Aber fehlgeſchoſſen! Herr Wendling war und blieb ganz guten Muthes, und als ein guter Freund, nachdem das neue Blatt einige Wochen beſtanden hatte, ihm ſein Beileid ausſprach von wegen des Schadens, den er durch das neue Unternehmen erleiden müſſe, auch ſich theilnehmend erkundigte, ob denn das neue Blatt gehe, da lächelte Herr Wendling mit arger Liſt und antwortete:

„Warum ſollte es denn nicht gehen? Es hält's ja Niemand!“

7. Hausteufelchen.

Von Otto Brennekam.

„Was es doch für ſchlechte Menſchen gibt! Ach, ich mag gar nicht mehr in die Zeitung gucken und gar nichts mehr aus der Stadt hören,“ ſagt die junge hübſche Frau am Kaffeetiſche zu ihrem Gatten, der ſein Morgenpfeifchen raucht. „Ehebruch, Untreue, Trunkſucht, Bankrutt, Selbſtmord, das iſt ja furchtbar. Wieviel zerrüttete Häuſer, wieviel Verbrechen, wieviel unglückliche Frauen und arme Kinder! Aber nicht wahr, mein Schatz, ſo ſoll es uns gewiß nicht gehen, nein, nein!“ Und ſie drückt dem Geliebten einen Kuß auf die Stirn und mit zärtlichem

Wort beruhigt er die Beſorgte, daß ſie leuchtenden Auges und ſtrahlend vor Glück an die Arbeit geht.

Wird's immer ſo bleiben? Ach die armen Unglücklichen alle, von denen eben die Rede, waren auch nicht von vornherein, was ſie heute ſind. Aber ſie vergaßen nur zu bald, daß es in einem jungen Hausweſen gar ſehr darauf ankommt, was für Hausgeiſterchen mit in das Haus eingezogen ſind. Denn wir wollen einmal annehmen, daß die deutſche Volksſage Recht habe, die zu berichten weiß, daß in jedem Hauſe ſolche kleine winzige Hausgeiſterchen lebten, welche das Wohl oder Wehe des Hauſes zu begründen im Stande wären.

Da gibt es denn nach der Sage aber nicht blos die lieben kleinen „Heinzelmännchen" oder „Wichtelmännchen", die braven Eheleuten helfen und durch ihr raſtloſes Wirken und Schaffen bei nächtlicher Weile des Hauſes Wohl fördern. Nein, es gibt auch ebenſowol böſe Hausgeiſterchen oder Hausteufelchen, die da, wo man ihnen nicht durch Führung eines frommen, chriſtlichen Hausweſens die Thüre verſchloſſen hält, den Eheleuten allerlei Schabernack anthun und ihnen viel Weh' und Herzeleid bereiten.

Manchmal bleiben ſie ganz klein, und ſo ein von ihnen behaftet Haus kommt noch mit einem blauen Auge davon. 's iſt wol Einer darin, der vom rechten Freunde Kraft hat, auch die kleinen Teufeleien heiteren Muthes zu ertragen, wie man ſich an einen ſchlechtſitzenden Rock gewöhnt und an einen biſſigen Nachbar. Aber in manchem anderen Hauſe, da darf Hausteufelchen ſich an den Kaffeetiſch ſetzen und an den Mittagstiſch und darf ſich auch wol mit ins Stüble ſchleichen, wo die Eheleute mit einander Zwieſprache halten, und dieſe haben doch nicht die Kraft, dem Friedensſtörer, der ſich in ihr Zwiegeſpräch einmiſcht, nachzuſpüren, und ihn dann, wenn ſie ihn entdeckt haben, am Schwanze zu ergreifen und hinauszuwerfen, daß ihm die Knochen knacken und das Wiederkommen vergeht.

Geſchieht das nicht, dann werden die Hausteufelchen immer größer und dicker und fetter, zu rechten Hausteufeln, drängen ſich als rechte Ruheſtörer zwiſchen Mann und

Weib, daß die Beiden schließlich neben einander herlaufen, als gehörten sie nicht zusammen, wie Pferd und Ochs, die Gewalt an dasselbe Joch gespannt, daß die heulende Noth und der heulende Unfriede und das schmutzige Verbrechen zu Thür und Fenster herausschreit! Oder aber der Mann wird zum Hause hinausgetrieben und trägt die Freude mit hinaus; die Kinder vereinsamen und verderben, und die Mutter wird eine arme, beklagenswerthe — Märtyrerin? — ach, ja oft genug! — oft aber auch eine keifende Xantippe, die Alles begeifert und schilt, nur nicht das Rechte, daß sie sich nämlich selbst von einem Hausteufel ins Elend hat reißen lassen.

Verachte mir und achte sie mir nicht gering, diese Hausteufelchen, weil sie an und für sich so klein scheinen, sondern erschrick vor ihnen, weil ihrer so viele sind. Viele Hunde aber sind des Hasen Tod! So laß mich denn in den Sack greifen und ein paar der häufigsten Hausteufelchen herausholen. Sollte Dir aber, lieber Leser und liebe Leserin, einer dieser kleinen Kerle bekannt vorkommen, nur hast Du noch nicht gewußt, daß es ein Teufelchen war, nun — dann um so besser für Dich. Nun kennst Du den Burschen; dreh' ihm den Hals um und wirf ihn zum Tempel hinaus. Zum Tempel? Ja — denn Dein Haus soll ein Tempel sein, da Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, der Tempel, darin für alles Gedeihen in Gemeine, Staat und Kirche allein ein fester, heiliger Grund kann und soll gelegt werden, — und solchen Tempel kann ein Teufelchen nur schänden. Faß aber gleich fest an; denn sie lassen sich nicht gern hinauswerfen und kommen gern wieder. Lies Lukas 11 Vers 24. Wo's aber die Reinigung eines Tempels gilt, da ist auch unser Herr Christus nicht allzu säuberlich zugefahren. Er nahm nicht Glacehandschuhe und brauchte diplomatische verzuckerte Redewendungen — die helfen gegen Teufeleien nicht, sondern nur heiliger Ernst und lautere Wahrhaftigkeit, — nein, der Herr nahm die Peitsche! Verstanden, Lieber?

1. Der Sonstteufel.

„Ja, lieber Fritz, ſonſt warſt Du ganz anders! Sonſt warſt Du immer liebenswürdig und redeteſt nicht von Unannehmlichkeiten im Amt, die Dich verſtimmten; ſonſt hatteſt Du immer Zeit, wenn ich einen Spaziergang mit Dir machen wollte; ſonſt hatteſt Du immer Geld, mir eine Freude zu machen, auch wo es mir faſt zuviel wurde; ſonſt warſt Du immer Abends ſchon um 6 Uhr bei mir, und jetzt wird es oft 8. Sonſt war Alles gut und ſchön, was ich machte, und jetzt iſt bald die Suppe zu ſalzig, und bald der Braten nicht weich genug. Ja, ſonſt, ſonſt hatteſt Du mich lieb; aber jetzt — jetzt — machſt Du Dir Nichts mehr aus mir. Ach, ich armes, unglückliches Weib!“ Und Lucie weint bitterlich.

Sie weint. Weißt Du, was Thränen eines jungen Weibes für einen jungen liebenden Ehemann bedeuten, der nun ſchon ſechs Monate die Roſenketten der Liebe trägt, aber — ach, die Dornen fangen auch ſchon an zu ſtechen! Er küßt ſeinem Weibchen die Thränen weg, verſpricht alles Gute und Liebe; Sonſtteufelchen aber ſteht ſpöttiſch lachend in der Ecke und bläht ſich ſchon gewaltig auf. Weiß er doch, nach einigen Tagen wird Fritz doch wieder gequält werden, bis es denn doch einmal einen Riß gibt, der unheilbar iſt, wenn das junge Weib nicht bei Zeiten auf den Rath einer treuen Mutter oder klugen Freundin hört und den Sonſtteufel mit dem Kehrbeſen zum Hauſe hinaustreibt, meinetwegen auch mit dem Feuerhaken! 's zieht beſſer an!

Lieb' Frauchen, ein Ehemann iſt kein Bräutigam, kann's nicht bleiben! Die wenigen Stunden, die er Dir als Bräutigam widmen durfte, erlaubten ihm, ſich im Feierkleide zu zeigen; jetzt, da ihr Hand in Hand durchs Leben pilgern ſollt, mußt Du Dir auch den Werktagsrock gefallen laſſen. Da macht auch ſein Beruf, da machen auch ſeine Standesgenoſſen ihr Recht an ihm geltend! Da muß er Dir auch einmal das verdrießliche Geſicht zeigen, das ihm die böſe Welt aufgedrückt. Und ich mein' halt, Du ſeiſt dazu da, ſein Leid mit ihm zu tragen, und ihm die Falten zu glätten, freilich nicht mit

dem heißen Plätteisen, aber dem freundlichem Wort und liebreicher Theilnahme an seinem Leid statt mit unverständigen Thränen. Und bei angebrannten Suppen und versalzenen Braten, glaub' mir's, da geht auch der beste Humor zum — ja freilich — zum Sonstteufel und macht ihn dick und fett. Je angebrannter und je versalzener, um so fetter wird er.

Willst Du aber, lieb' Frauchen, mit Deinem „Sonst" den Ehemann auf dem Bräutigamsfuß erhalten, so ist's, als wolltest Du eine Pflanze zwingen, immer zu blühen, nie Früchte zu tragen! 's würde Dir doch wahrhaftig langweilig geworden sein, immer Braut zu bleiben; aber von Deinem Gatten verlangst Du so etwas!

Schlag den Sonstteufel bei Zeiten todt! Sonst frißt er Dir den Friedensengel im Hause auf, wie die sieben mageren Kühe Pharao's die sieben fetten, und wie der böse Walfisch den Friedensboten Jonas, nur mit dem Unterschied, daß der Friedensengel nicht wieder kommt, wie Jonas aus dem Bauch des Walfisches.

---

2. Der Schrubberteufel.

„Ja, Gott sei Lob, Preis und Ehr'!" schreibt eben der junge Pfarrherr in seinem Predigtconcept; die Feder gleitet weiter raschelnd schnell über das Papier, und sie vermag dem Gedankenfluge kaum zu folgen; in Gedanken sieht er schon auf der Kanzel, sieht seine Gemeine vor sich, immer wärmer wird ihm ums Herz, immer schneller fliegt die Feder, immer höher steigt der Gedankenflug — — — da — da — schrubber — schrubb, schrubb, schrubb — — die Feder stockt; — der junge Pfarrer streicht über die siedende, gedankenvolle Stirn; wieder kommen die Gedanken, und wieder fliegt die Feder — — — da, schrubber de schrubb, schrubb de schrubber de schrubb — — — die Feder stockt wieder; er legt die Hand wieder auf die Stirn; die Gedanken wollen aber jetzt nicht kommen; er legt die Feder weg, — und schrubb, schrubb, schrubb, schrubber de wupp, geht's draußen lustig weiter. Die Gedanken sind total weg. Eine Falte legt sich auf die eben noch im Feuer der Begeisterung strah-

lende Stirn, noch eine; die Pfeife, die eben noch luſtig wirbelnd dampfte, wird mißmuthig in die Ecke geſtellt, — und luſtig geht's draußen weiter ſchrubb, ſchrubb oder ſchrubber de wupp mit Abwechſelungen im $^3/_4$ oder $^2/_8$ Takt. Der Flur wird rein und leer vom Schmutz; — aber des Pfarrers Kopf wird auch leer von Gedanken.

Nun ſteht der Mann auf und geht zu ſeiner Frau. „Aber, Emilie, ich habe Dich doch ſo oft gebeten, des Sonnabends in meiner Nähe nicht ſcheuern zu laſſen. Laß doch neben meiner Arbeitsſtube ſcheuern, wenn ich nicht zu Haus bin; ich gehe ja an jedem Tage einige Stunden aus. Ich kann's doch einmal nicht vertragen."

„Ja, ihr Männer, ihr habt immer Etwas! Ihr wißt nicht, wie ſchwer es iſt, das Haus rein zu halten. Und iſt's nachher nicht rein, ſo brummt ihr auch."

„Aber, Milchen, ich habe ja gar nichts gegen das Scheuern; ſcheuer' ſo viel Du willſt! Nur laß mich in meiner Nähe in Ruh, wenn ich arbeiten muß.

Und ſo weiter! Mißmuthig verzehrt unſer Pfarrherr ſein Mittagsmahl. Nachmittags will vor der Verſtimmung der Gedankenflug nicht wiederkommen, — und am folgenden Sonntag wundert ſich die Gemeine, ob wol der junge Pfarrer, der ſonſt ſo begeiſtert predigt, krank ſei. Nein — er iſt nicht krank, aber ſein Hausweſen. Der Scheuerteufel ſitzt drin. Und gelingt es nicht einem ehelichen Gewitter oder einem verſtändigen Freundesrath, ihn einmal gründlich zum Hauſe hinauszutreiben, ade dann oft ehelicher Friede, behagliche Häuslichkeit, ade damit oft Freudigkeit im Beruf!

Braucht nicht gerade ein Pfarrhaus zu ſein, darin der Scheuerteufel ſich ein Neſt baut. Das Stücklein vom Scheuer- oder Schrubberteufel hat viel verſchiedene Melodieen, aber alle werden ſie vom Brummeiſen geſpielt. Mach' Dir die Melodie, die für Dich paßt, ſelbſt, liebe Schulmeiſters-, Kaufmanns-, Handwerkers-, Apothekers-, Alles in Allem, liebe Hausfrau. Lieber den unzeitigen Schrubber hinausgeworfen aus dem Hauſe als den Mann. Nicht wahr?

3. Der geschwänzte Redeteufel.

„Karline, machen Sie diesen Topf noch einmal rein!“ — Gut gesagt, und nun geht Karline ab und macht den Topf noch einmal rein?! — I bewahre! — Sie muß erst noch folgende Standrede mit anhören: „Sie sind immer unsauber, Sie sind immer faul; tausend Mal kann man Ihnen Etwas sagen; Sie sind das schlechteste Mädchen, das ich je gehabt (Notabene jede Karline oder Rike oder Luise oder Mine ist immer das schlechteste Mädchen auf dem ganzen Erdboden, damit die arme Frau geschlagen und gestraft ist, der sie gerade dient) — ja, mit den anderen Mädchen, das war ein ganz anderes Werk; — mit Ihnen muß man sich aber zu Tode ärgern,“ — — und so weiter und weiter ohne Ende.

Und das Mädchen, das wol einem kurzen knappen Befehle ruhig gehorcht hätte, das wird nun auch böse und fängt an zu widerbellen, und ein liebliches Concert ist fertig. Der geschwänzte Redeteufel aber schlägt vor Freuden Ringel mit dem Schwanz und lacht und freut sich.

Füg' nur jedem Befehl, jedem Verweis, jeder Mahnung, seien sie auch noch so berechtigt, noch einen Schwanz an voll Gift oder Galle! Glaubst Du, das Gift verdunste schadlos? Nein, es bleibt im Hause und vergiftet schließlich den ganzen dort herrschenden Ton und den Frieden des Hauses.

Das gilt nicht blos im Verkehr von Frau und Magd, das gilt auch vom Verkehr zwischen Gatten, zwischen Aeltern und Kindern. Könnte ich all' die giftigen Schwänze abschneiden, die nur an einem einzigen Tage in Deutschland aus dem Munde unserer lieben Frauen hervorschießen, es gäbe einen ganzen Berg! Oder nicht? Wollt Ihr lieben Priesterinnen des heiligen Feuers am häuslichen Herd, Ihr bestellten Hüterinnen des Friedens denn aber durchaus dem Mädchen im Märchen gleich sein, dem statt des Goldes des Friedens und der Sanftmuth, wie bei ihrer Schwester, bei jedem Worte eine giftige Kröte aus dem Munde springt?!

Husch, nimm eine große Scheere, meinetwegen auch Deines Mannes Papierscheere, und schneid' mit einem

feſten kurzen Schnitt den giftigen Schwanz ab. Es wird zu Deinem und Deines Hauſes Frieden dienen.

---

4. 5. 6. Der Unruhteufel und ſeine Brüder, der Nachläſſigkeits- und der Unpünktlichkeitsteufel.

Der junge Buchhalter kommt Mittags nach Hauſe; er hat zwei Stunden Eſſenszeit; da will er nach dem Eſſen noch ſchnell die Zeitung leſen und dann ein kleines Schläfchen machen, das ihm zur Arbeit bis ſpät in den Abend hinein noth thut und zu gönnen iſt.

Es ſchlägt ½1, es ſchlägt ¾ und ſo weiter. Endlich um ½2 kommt die Frau abgehetzt, unſauber, mit dem Schmutz der Küche an den Tiſch. Sie brummt über die Mädchen, die Nichts verſtehen. Der Mann brummt, daß er ſein Eſſen nicht zur rechten Zeit bekomme. Unbehaglich gleitet ſein Blick an der Frau nieder, die auf den Bällen früher die Schönſte war, und auch im ſauberen Hauskleidchen mit der ſauberen Frauenhaube ſieht ſie ſo ſchmuck aus, — aber jetzt? Iſt er ihr nicht mehr gut genug, daß ſie ſich für ihn ein wenig ſchmuck und niedlich mache? Putzt ſie ſich blos für *Andere*, wenn Beſuch kommt, oder ſie gehen aus? Das ſummt dem Manne durch den Kopf, der doch für ſeine Frau ſich müht vom Morgen bis in die Nacht.

Und kaum ſitzen ſie, da ſpringt ſie wieder auf, dies und das zu holen; kaum hat ſie ſich geſetzt, da muß ſie wieder laufen, — und ſo läuft und rennt ſie den ganzen Tag, und wird trotz alles Rennens und Laufens nie fertig. Schlägt der Mann einen Spaziergang, oder ſchlägt er einen Beſuch vor, oder hat er einen Wagen beſtellt, um mit befreundeten Familien einen Ausflug in's Freie zu machen: er kann gewiß ſein, wer ihn, wer ſeine Freunde warten läßt, immer iſt's ſeine Frau, die vor lauter Arbeit und Unruhe immer ſo viel Anderes zu thun hat, daß ſie das Nöthige nie rechtzeitig *anfängt* und dann trotz alles Abreißens nie rechtzeitig *fertig* wird. Und reißt dem Manne einmal die Geduld, gleich iſt die Antwort bei der Hand: Du biſt ein unverſtändiger, liebloſer Mann! Thue ich Dir noch nicht genug? Ich

ſchaffe mich doch den ganzen Tag ab, daß ich oft Abends kaum mehr ſtehen kann.

Und ſo ſieht er eine unſaubere Frau zu Mittag und ſo kommt es Abends zu keinem ruhigen Ausſprechen und ſo wird jede Beſprechung durch die Unpünktlichkeit zu Schanden an der unglückſeligen falſchen Geſchäftigkeit.

Iſt denn die häusliche Arbeit Selbſtzweck? Oder iſt ſie nicht lediglich das Mittel, ſich eine glückliche, heimliche Häuslichkeit zu ſchaffen? Theil nur die Arbeit dir und den Deinen recht ein, mach Alles in rechter Reihenfolge in ſtiller Geſchäftigkeit glatt weg! Zerſplittere die koſtbare Zeit nicht, indem Du immer wieder Neues anfängſt, ehe das Alte recht fertig! Sei gewiß, ſo wird Pünktlichkeit und Ordnung und mit ihr die Möglichkeit des Friedens in Dein Haus einziehen, während Dein unſauberer Anblick zu Mittag, Deine ewige Unruhe, Deine Unpünktlichkeit, die ihn zum Spott ſeiner Freunde macht, Dir Deinen Mann entfremdet und ihn Frieden und Ruhe allein ſuchen läßt! Und dann?

Im Wirthshaus findet er für ſein Geld, was ihm zu Hauſe fehlt: Reinlichkeit, Ordnung und dazu freundliche Geſichter, die um ſo freundlicher werden, je öfter er kommt.

Wie manch' Weib klagt über den Mann, dem das Wirthshaus ſeine Heimath geworden ſei, — und im letzten Grunde hat ſie als Sclavin der Hausteufel ſich ſelbſt das Unheil in's Haus gebracht. Und nun iſt's zu ſpät!

Nimm flugs die Feuerzange, wenn Du die böſen Teufelbrüder in Deinem Hauſe geſehen, und wirf die böſen Feinde hinaus, ehe ſie anfangen, ſich von Deinem Herzblute zu mäſten. Sonſt wird's nicht gut.

---

7. Der Schuldenteufel.

Liebes Kind, heut' wollen wir eine Flaſche Wein trinken! ſagt der jung verheirathete Beamte zu ſeiner Frau, heut' iſt Dienſtag, der Wochentag, da wir ein Pärchen wurden! — Am Sonntag aber haben ſie ein Fläſchchen Wein getrunken, weil da Sonntag war.

Und — nicht wahr, Männchen, heut' gehen wir

in's Theater? Gänschen von Buchenau wird gegeben, mein Lieblingsstück!

Versteht sich von selbst, Kind, und nach dem Theater essen wir mit Kanzleiraths bei Ludwig Seezungen und trinken ein Gläschen ächtes dazu!

Aber die jungen Leutchen haben blos sechshundert Thaler Gehalt, und die reichen nicht weit, trotzdem Gevatter Langbein noch keine Puppe in's Haus gebracht.

Ein paar Jahre später!

Kennst Du die beiden vergrämten Gestalten dort mit den verschüchterten Kindern? Der Mann ist verstört, die Frau weint; ein Mann mit blauem Sammetkragen und dem großen Schilde vor der Brust zuckt bedauernd die Achseln, aber er kann nicht anders, er versiegelt ihnen einen Schrank.

Wer Das wol dachte, da er die Beiden im ersten Jahre ihrer Ehe so glücklich sah?

Und nun? Woher kommt's?

Der erste geborgte Groschen, der dem jungen Beamten so leicht gemacht wird, die erste unbezahlte Rechnung, mit denen ist der Schuldenteufel in's Haus gekommen und hat gezehrt an Ruhe und Glück und Friede. Von nun an kriecht er in die Morgensuppe und versäuert sie und in die Mittagsschüssel und vergällt sie und hinein in das Bette, daß aus den weichen Federn scharfe Dornen werden, die den Schlaf rauben. Und da wird der Schuldenteufel, wirft man ihn nicht bei Zeiten zum Hause hinaus, so stark wie Simson, daß er die Säulen des Hauses mit mächtiger Hand packt und Dich unter den Trümmern begräbt.

Schreib, schreib vom ersten Tage des jungen Hausstandes an! Feder und Wirthschaftsbuch sind des Schuldenteufels schlimmste Feinde.

Schulden rauben die Freiheit des Handels, sie hängen sich wie Bleigewichte an die Füße Schritt vor Schritt; sie machen abhängig, wo der Mann sollte frei sein; sie trüben den freien Blick; sie zehren am Mark des Hauses, und führen sie nicht bis zum Aeußersten, bis zum Verbrechen, so können sie doch einem ganzen Leben die rechte Freiheit und Freude rauben.

Ist der Schuldenteufel in Deinem Hause, gleich an den Schreibtisch, ihn durch weise Ordnung und Sparsamkeit zu vertilgen; sonst frißt er Dich mit Haut und Haar — und Friede und Ehre mit.

Manch' Haus mag ja mit Schulden anfangen müssen. Dann, lieben Freunde, fühlt recht tief, wie schwer sie lasten und schafft sie herunter, so bald wie möglich, und hütet Euch vor neuen.

Auch die Schrift sagt: So aber Jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet, und ist ärger als ein Heide.

Ob's der Apostel damit nicht auch auf den Schuldenteufel gemünzt hat?

Möcht's beinahe glauben. Denn Schulden waren damals in ihren äußerlichen Folgen wol noch ein böser Ding als heutzutage. Lies Matth. 18, 25.

Sieben ist die böse Zahl, und bei sieben Teufeln läßt's auch der Herr bewenden; es steht dann schon schlimm genug mit dem Menschen und seinem Hause.

So sei's auch heut' genug mit den sieben Teufeln. Mach' nur die Augen auf und schau in Deinem Hause umher. Hast Du nur erst erkannt die Gefahr, die die Teufelchen in Dein Haus bringen, dann wird Dir's nicht so schwer fallen, auch die anderen zu erkennen, die sich etwa noch einmischen wollen, oder gar schon ein Nestchen gebaut haben. Und wie sie dann zu behandeln, Du weißt's ja. Nur keine Glacéehandschuhe!

Nun aber noch ein Bekenntniß. Es ist ja sehr leicht, über Andere urtheilen, und so habe ich heute mich zumal an die lieben Frauen gewandt und von den Teufelchen gesprochen, die sie bedrohen. Da ruft mir am Ende gar eine der theuren Schwestern zu: Ziehe zuvor den Balken aus Deinem Auge; darnach besiehe, wie Du den Splitter aus Deines Bruders, will hier heißen Deiner Schwester, Auge ziehest!

Und die liebe Schwester hätte wol recht. Aber sei nicht so bös. Hab' ich da von Teufelchen gesprochen, welche sich vornämlich an die Frauen machen: bei uns Männern kenne ich eine ganze Menge, die ich schon nicht

mehr Teufelchen, ſondern Teufel nennen möchte. Es kommt nur darauf an, daß man's mir erlaubt und mich d'rum bittet, dann folgen den Hausteufelchen wol bald einmal die Hausteufel, als da ſind z. B. der Cigarrenlutſchteufel, Wirthshausteufel, Todtenkopfteufel, Radelteufel, Leſeteufel, Gewitterteufel, ſchmutzige Teufel und der wahre Teufel.

Laß mich für heute ſchließen mit dem Wunſche, der liebe Gott wolle Dir Weisheit geben und Kraft, die Teufel aus Deinem Hauſe zu treiben, und er wolle dafür einziehen laſſen ſeine Engel, damit auch von Dir und Deinem Hauſe gelte: Da verließ ihn der Teufel; und ſiehe, da traten die Engel zu ihm und dienten ihm.

8. Räthſel.

Zwei Wörtlein hab' ich erſonnen Dir,
Die Du zuſammen ſollſt gatten.
Das Erſte ſchafft Licht Dir im dunklen Revier,
Das Zweite im Sonnenſchein Schatten.
Stellſt Du nun Das Zweite als Mann voran
In der zu ſchließenden Wort-Eh',
So befiehl nur Deiner Köchin recht an,
(Vielleicht heißt ſie auch Dorthee?)
Daß ſie, was als Eh'paar entſtanden iſt,
Beim Salat-Anmachen nur ja nicht vergißt.
Machſt Du jetzt aber das Weib zum Mann,
(Was ohne Naturzwang iſt möglich,
Wenn Du ſtelleſt das Erſte dem Zweiten voran)
So wird, — 's iſt fürwahr faſt unſäglich! —
Das nun entſtandene Ehepaar
Dasjenige ſein, das das vor'ge gebar.

9. Anekdote.

„Wenn man mit Euch zu thun bekommt, hat man's doch immer mit Lumpen zu thun!" ſprach Herr Commercienrath Schwindelmayer zu einem Geſchäftsmanne,

dem es gelungen war, ihn über's Ohr zu hauen, mit erklecklichem Ingrimm.

„Wie haißt Lumpen?“ war die ſchnelle Antwort des Geſcholtenen, „der Herr Commercienrath ſein ach noch kai Papier!“

Sprach's und drückte ſich.

10. Altes Gold.

„Ein guter Servatius macht einen guten Bonifacius“

ſagt ein altes Sprüchwort, was mir gerade jetzt, da ich dies ſchreibe, recht in die Erinnerung kommt.

Denn es iſt heute der 13. Mai, und auf dieſen Tag ſteht im Kalender der Name „Servatius“, welchen der geneigte Leſer gewiß kennt als den Namen eines der ſogenannten „ſchlimmen Heiligen“, die nach uralter Wetterregel um die Mitte des Wonnemonats die ſchlimmen Nachtfröſte bringen, welche oft ſo großen Schaden thun. Auch heuer iſt der Servatius in dieſem Sinne kein guter, ſondern ein ſchlimmer Heiliger. Denn nachdem ſein Genoſſe Pancratius geſtern ſogar etwas Eis auf die Pfützen gebracht hat, grüßt er Einen, wenn man zum Fenſter hinausſchaut, mit einem ſo rauhen und ſcharfen Nordoſt, daß man gerne raſch das Fenſter wieder ſchließt und auf das Feuerchen hört, das luſtig im Ofen kniſtert. Wenn nun jene alte Wetterregel im entgegengeſetzten Sinne unzweifelhafte Wahrheit hätte, daß ein böſer Servatius auch einen böſen Bonifacius mache, ſo könnte es Einem um den Bonifacius im Voraus leid thun, da derſelbe nach dem Kalender erſt am 5. Juni eintrifft, und es doch ein wahrer Jammer wäre, wenn er alsdann noch einmal böſen Nachtfroſt mitbrächte und all' die pfingſtliche Herrlichkeit in der Natur draußen verwüſtete.

Aber zum Glücke für die arg verſchrienen Heiligen trifft doch auch mitunter die alte Wetterregel nicht ein, und iſt daraus zu erſehen, daß es nicht an den Heiligen liegt, ſondern an ganz anderen Urſachen, wenn um die Mitte des Mai gewöhnlich die kalten Nächte und kühlen Tage kommen, die man wol ſcherzhaft als „des Winters

Schwanzſpitze" zu bezeichnen pflegt. Wenn der geneigte Leſer begierig ſein ſollte, etwas Näheres über dieſe Urſachen zu erfahren, ſo mag er nur den erſten, beſten Naturkundigen und Wetterverſtändigen befragen. Der wird's ihm ſagen, aber freilich um kein Haar beſſer und genauer — als er es ſelber weiß.

Aber, höre ich fragen, warum tiſchſt Du uns denn das Sprüchlein da oben als „altes Gold" auf, wenn es damit noch nicht einmal immer ſeine Richtigkeit hat?

Weil es, antworte ich, trotz alledem ſeine tiefe, goldene Wahrheit enthält, die man freilich nur erſt ein wenig aus den Worten herausſuchen muß, wie es Einem das ſchalkige Deutſche Sprüchwort in ſo vielen Fällen zumuthet.

Da iſt denn bei obigem Sprüchlein vor allen zu bemerken, daß daſſelbe mit den Kalenderheiligen, deren Namen es nennt, und ebenſowol mit der Wetterregel, die ſich wenigſtens an den erſten dieſer Namen knüpft und dieſem einen ſo böſen Ruf gebracht hat, durchaus nichts zu thun hat, daß es vielmehr jedem Chriſtenmenſchen gewiſſermaßen zumuthet, ſelber ein Servatius und Bonifacius zu ſein oder doch zu werden.

Denn merke: die beiden Namen hängen mit der lateiniſchen Sprache zuſammen, und bedeuten etwas, wie alle rechte Namen. Servatius bedeutet nämlich einen „Erhalter" oder „Bewahrer" und Bonifacius einen „Wohlthäter".

Nun geht dem geneigten Leſer wol ſchon ein halbes Licht auf über den Sinn des Sprüchleins und über die Wahrheit, die es enthalten ſoll. Und aus dem halben wird ſofort ein ganzes Licht werden, wenn er ſich unter dem Servatius einen „Erhalter" und „Bewahrer" des irdiſchen Gutes denkt, alſo mit Einem Worte: einen „Sparer". Dann heißt nämlich für ihn das Sprüchlein, in verſtändliches Deutſch überſetzt: „Ein guter Sparer macht einen guten Wohlthäter."

Und nicht wahr, das iſt doch ein goldenes Sprüchlein, welches wol werth iſt, daß man es wieder einmal, neu aufpolirt, unſerer gegenwärtigen Zeit unter die Augen halte.

Denn wie ſind in dieſer unſerer Zeit, die ſo Man-

chen nicht einmal Gelegenheit finden läßt, sein tägliches Brod zu erwerben, wenn er auch gerne arbeiten möchte, wie sind da die guten Bonifaciusse, die guten Wohlthäter also, so nothwendig, um unverschuldeter Noth und Armuth abzuhelfen, und es die durch Arbeitslosigkeit und daraus hervorgegangener Noth vielleicht verbitterten Herzen merken zu lassen, daß die brüderliche Liebe noch nicht ausgestorben ist, auf welche des Herrn Wort und Wille die Armen und Nothleidenden als auf ihren Säckelmeister verweist!

Und doch, wie selten sind in unserer Zeit die guten Servatiusse, die guten Sparer also, die das, was ihnen die Liebe Gottes an irdischem Gut schenkt, ehrlich und nährlich zusammenhalten!

Wie ist das Wort „sparen" für so Viele kaum mehr in ihrem Wörterschatze vorhanden, geschweige denn für ihre Lebensgewohnheiten!

Wie halten sich so Viele an das bitterböse Sprüchlein:

„Was man spart an dem Mund,
Frißt Katz' und Hund —"

und verschlemmen und verprassen in schnöder Genußsucht ihr Geld und Gut, ohne daran zu denken, wie manchem Armen und Nothleidenden mit Dem, was sie an einem einzigen Tage vergeuden, vielleicht für Wochen geholfen wäre!

Wer aber wirklich spart, wie geschieht's bei dem so oft nur aus Geiz und Habsucht, weil er das Sprüchlein:

Sparschaft
Gibt Barschaft —

zu seiner Lebenslosung gemacht hat und kein größeres Glück, keinen höheren Genuß kennt, als die vollen Geldsäcke zu beschauen und zu überzählen, die er wol verwahrt und verschlossen in seinem Kasten behält!

Bei wie manchem anderen Sparer geht es dann aber wieder nach der sprüchwörtlichen Redensart: „Am Zapfen sparen und am Spundloch herauslassen", also daß er spart da, wo es nicht geschehen sollte, z. B. an den Armen, oder auch an der Erziehung und Ausbildung der eigenen Kinder, während er für tausend unnöthige und überflüssige Dinge das Geld zum Fenster hinaus-

wirſt, weil er ſich gewöhnt hat oder durch den böſen Zeitgeiſt hat gewöhnen laſſen, dieſelben als unentbehrliche Lebensbedürfniſſe anzuſehen!

Drum will das Sprüchwort da oben einen Jeden ſowol vor dem Nichtſparen und Verſchwenden, als auch vor dem Sparen am unrechten Orte warnen und ihm zurufen:

Werde ein guter Servatius, der da ſpart, wo es am Platze iſt, vor Allem an ſich ſelbſt und bei jedem Groſchen, den er ausgibt, ſich immer erſt fragt, ob derſelbe nicht für etwas Beſſeres ausgegeben werden könne.

Werde ein guter Servatius, der auch bei Zeiten mit dem Sparen anfängt und nicht das Sprüchlein bei ſich zur Wahrheit werden läßt:

Mit dem Sparen iſt's zu ſpat,
Fühlt man im Beutel ſchon die Naht.

Dann wirſt Du auch ein guter Bonifacius, ein guter „Wohlthäter" der Armen werden und niemals nöthig haben, zu kargen und zu geizen, wo wirkliche Noth Hilfe von Dir heiſcht.

Item alſo: Das Sprüchwort da oben hat Recht, und der Spinnſtubenſchreiber will es ſeinen Leſern hiermit recht zur Beherzigung empfohlen haben.

---

11. Kloſterbärbel.

(Nach einer Mittheilung von Rud. Scipio.)

I. Aus der Jugendzeit.

Wenn der geneigte Leſer das Dörfchen Rintelheim auf einer Landkarte ſuchen wollte, und wäre dieſelbe auch ſo genau wie die große Generalſtabs-Karte (nach welcher man bekanntlich durch ganz Deutſchland marſchiren kann, ohne jemals nach einem Wege oder nach einem Fußpfade fragen zu müſſen), ſo würde er ſich vergebliche Mühe machen. Und wenn er wirklich unter den Tauſenden von Dörfern, die ihm auf ſolch' einer Karte begegnen, eines finden ſollte, das Rintelheim heißt, ſo darf er mir ſicher glauben, daß es dennoch nicht das richtige iſt, in welchem

ſich die Geſchichte begeben hat, die ich jetzt erzählen will. Denn ich habe meine guten Gründe, den wirklichen Namen dieſes Dörfchens zu verſchweigen, ſo ungern ich das auch thue. Iſt es doch der Name meines Geburtsortes, der ja bekanntlich bis ins höchſte Alter hinein einen wohlthuenden, anheimelnden Klang behält, zumal wenn man dort eine frohe, glückliche Kinderzeit verlebt hat. Um's kurz zu ſagen, der Name Rintelheim iſt ein von mir ſelbſt erdichteter.

Aber das Dörfchen, welches dieſen Namen führen ſoll, iſt kein blos erdichtetes, in den Gedanken ausgemaltes, es ſteht noch heute und birgt, wie jedes andere Dorf und jede andere Stadt, in ſeinen Häuſern Glück und Unglück, Freud' und Leid, Reichthum und Armuth, Frömmigkeit und Gottloſigkeit, Segen und Fluch, nicht ſelten ganz dicht neben einander, ja unter einem und demſelben Dache.

Und könnteſt Du's nur einmal ſehen, lieber Leſer, wie es da, wo das Gebirge beginnt, ſich in ſanfterem Abfalle nach der Ebene zu ſenkt, ſo freundlich in dem ſchönen Thale liegt, das von einem munter dahinrauſchenden, in mannigfachen Krümmungen ſich ſchlängelnden Bache durchzogen wird! Weit iſt dieſes Thal nicht; denn es wird beiderſeits von hohen, waldigen Berghängen gebildet, die hie und da zerklüftete Felſenmaſſen zeigen, als wollten ſie daran erinnern, daß ſie noch zu dem hohen Gebirge gehören, welches etwa eine Stunde hinter Rintelheim ſich weithin zieht. Auch der Bach, welcher das Thal durchſtrömt, iſt nicht breit und tief; denn er iſt hier erſt eine Stunde alt, und die Gebirgsquellen, welche ihm ſein helles, friſches Waſſer liefern, thun mitunter in dürren Sommern ihre Schuldigkeit ſo mangelhaft, daß man dann an nicht wenigen Stellen über den Bach gehen kann, ohne ſich auch nur die Schuhſohlen naß zu machen. Nur an Einer Stelle hat ſich das Waſſer ein tieferes Bett gegraben, und zwar da, wo eine ſeiner vielen Schlangenwindungen ihm den Weg nach einem Felſen zeigt, der ſich mitten im Dorfe faſt ſenkrecht erhebt und an deſſen Fuße es ſich wirbelnd und ſchäumend bricht, um dann in einem weiten Bogen nach der gegenüberliegenden Seite des Thales ſich zu wenden. Daß unterhalb des Felſens

zwei dichte Reihen von Weiden dem Bachufer entlang gepflanzt ſind, deren zum Theil ſchon ziemlich dicke Stämme landeinwärts ſich neigen, iſt jedoch ein deutlicher Beweis dafür, daß der Bach, den ſie umſäumen, nicht immer ſo unſcheinbar und harmlos iſt, wie er in dürrer Zeit ausſieht, ſondern daß er auch gelegentlich große Waſſermaſſen dahinwälzt, vor deren Macht ſich die Weidenſtämme geneigt haben und vor deren verheerender Wirkung dieſe die dahinterliegenden Gebäude ſchützen ſollen. Solche Gebäude findet zwar Derjenige nicht mehr, der heutzutage nach Rintelheim kommt; ſondern er ſieht hinter den ſchützenden Weidenſtämmen, ſoviele ihrer noch ſtehen, nur Ackerland und Wieſen. Aber zu der Zeit, in welche unſere Geſchichte fällt, ſtand noch ein großer ſtattlicher Bauernhof dahinter und etwas entfernt von demſelben weitläufige Mauer-Ueberreſte, die einſt die Wände eines großen Kloſters gebildet hatten, jetzt aber von dichten Haſelnuß- und Brombeerſträuchern überwuchert waren und für die liebe Jugend des Dorfes einen höchſt erwünſchten, geheimnißvollen Spielplatz abgaben. Ein ſchmaler Holzſteg, aus zwei neben einandergelegten, kantig behauenen Baumſtämmen gebildet und mit einer wackeligen Holzlehne verſehen, führte hier über den Bach, während weiter abwärts eine feſte, ſteinerne Brücke für den Beſitzer des Bauernhofs die Möglichkeit bot, auch zu Roß oder Wagen über den Bach zu kommen und mit den übrigen Dorfbewohnern zu jeder Zeit Verkehr zu pflegen.

Dieſe hatten ihre Häuſer alle auf dem rechten Bachufer, und es war ein lieblicher Anblick, von den Ruinen des alten Kloſters hinüberzuſchauen auf die zum Theil höchſt ſtattlichen Bauernhöfe, die in langer Reihe das ſanft anſteigende Gelände ſchmückten, das ſich vom Bache nach der Höhe hinzog, und faſt alle in dichten Baumgruppen verſteckt lagen, über welche ſie mit den hohen, weißen Giebeln hinausſchauten. Die alte, ehrwürdige Dorfkirche, neben welcher zwei hohe Ulmen ihre mächtige Schatten warfen, ſowie das freundliche Pfarrhaus, welches unmittelbar bei der Kirche lag, nahmen die höchſte Stelle unter den Häuſern des Dorfes ein, und es ſah aus, als

hätten sich diese trost- und friedesuchend zu ihren Füßen gelagert.

Indessen konnten keineswegs alle Häuser des Dorfes auf die Bezeichnung: „stattliche Bauernhöfe" Anspruch machen; besonders diejenigen nicht, welche sich nach dem Thälchen hinzogen, das zum Haupttheile der Gemarkung hinführte und fast im rechten Winkel hinter dem Pfarrhause aus dem Bachthale abbog. Denn dort standen nur kleine, ärmlich aussehende Häuser, von denen es schien, als hätten sie sich aus Scham so weit zurückgezogen, um mit ihren windschiefen Dächern, ihren theilweise ungetünchten rohen Lehmwänden, ihren zerbrochenen oder mit Papier verklebten Fensterscheiben nicht allzusehr abzustechen gegen die ungleich schöner und besser ausstaffirten Kameraden im Unterdorfe.

Hier wohnten nur Tagelöhner und sogenannte „kleine Leute", von welchen manche nicht einmal eine dieser Hütten ihr Eigenthum nennen konnten, sondern nur als Einlieger hier hausten, und oft genug für ihre ganze Familie nur ein einziges Gelaß zur Wohnung hatten. Armuth und Elend hatten hier ihre Quartiere, wie die reichen Bauern im Dorfe behaupteten: auch die Dieberei, die allerdings dadurch begünstigt wurde, daß die Bewohner jener Häuschen oder Hüttchen nur wenige Schritte machen durften, um zu der Ortsgemarkung zu gelangen und dann zu ernten, wo sie nicht gesäet und gepflanzt hatten.

Unter den Bauernhöfen des Unterdorfes stachen zwei besonders hervor, nämlich der schon erwähnte, jenseits des Baches allein liegende, welcher wegen der Nähe der Kloster-Ruinen, vielleicht auch weil er in alten Zeiten wirklich zu dem Kloster gehört hatte, der „Klosterhof" genannt wurde, und dann der Kumphof, welcher dem Klosterhofe gegenüber mitten im Dorfe lag und mit seinem großen Garten bis an den Bach hinabging. Der Besitzer des letzteren, der sogenannte Kumphöfer, der aber mit seinem wirklichen Namen Andreas Schneider hieß, bekleidete die hohe Würde des Ortsvorstehers in Rintelheim und war nach dem Klosterbauer, dem in dieser Beziehung allgemein der Vorrang zuerkannt wurde, der reichste Mann im Dorfe. Freilich muß leider hinzugesetzt werden, daß

er auch der hochmüthigſte war, und zwar nicht allein wegen der Würde, die er bekleidete, ſondern weil es eben von Natur bei ihm im Holze ſteckte. Schon ſein Vater war ein reicher Mann geweſen, und der Andres, ſein einziger Sohn und Erbe, war von Jugend auf daran gewöhnt worden, ſich als eines reichen Mannes Sohn zu fühlen und zu betragen. Zum Ueberfluſſe hatte er dann auch noch mit ſeiner Frau ein ziemlich bedeutendes Vermögen erheirathet, und ſaß deshalb, wie man zu ſagen pflegt, tief in der Wolle. Wenn er am Sonntag Nachmittage breitbeinig vor ſeiner Hausthüre ſtand, die weiße Zipfelmütze unternehmend auf das rechte Ohr geſchoben, und aus dem ſilberbeſchlagenen Ulmer Maſerkopfe mit aufgeblaſenen Backen dicke Rauchwolken hervorziehend, ſo ſah es aus, als wollte er fragen: was koſtet ganz Rintelheim? und als wollte er Jedermann zu Gemüthe führen: ſeht, hier ſteht der reiche, angeſehene Ortsvorſteher Andreas Schneider! — Beſonderer Beliebtheit hatte er ſich bei den übrigen Dorfbewohnern gerade nicht zu erfreuen; denn er ſpielte gar gern den Dorftyrannen, und wenn einer der Gemeinderäthe ihm in Dorfangelegenheiten zu widerſprechen wagte, ſo kam es ihm nicht darauf an, demſelben hinterher einen „Lump“ und „Bettelmann“ über den andern als Ehrentitel an den Kopf zu werfen. Auch im Punkte der Ehrlichkeit ſollte es, wie man im Dorfe munkelte, bei dem Kumphöfer nicht beſonders gut beſtellt ſein, und wie man ſchon ſeinem Vater nachgeſagt hatte, daß der ſein Vermögen nicht auf die allerſauberſte Art zuſammengebracht habe, ſo raunte man ſich jetzt heimlich zu, daß auch der Sohn garſtige Wuchergeſchäfte treibe, und, obwol ſelbſt ein Bauer, doch in vollem Maße den Titel eines „Bauernſchinders“ verdiene.

Daß der Andreas Schneider trotz alledem Ortsvorſteher geworden war, mußte ein Beweis davon ſein, wie auch in Rintelheim das goldene Kalb angebetet wurde und der Reichthum für die erſte Bauerntugend galt. Ueberdies mochten die kleinen Leute im Dorfe noch ihre beſonderen Gründe gehabt haben, gerade dem Andreas Schneider ihre Stimmen bei der Vorſteher-Wahl zu geben, wenn ſie es auch vielleicht ſpäter, als ihr Erwählter im Beſitze

des Amtes war, bitter bereuten, ihm dazu geholfen zu haben.

Noch viel weniger beliebt aber als der Vater, war des Kumphöfers Sohn, den man nach Ortssitte kurzweg den „Kumpheiner“ nannte. Derselbe war zwar erst eilf Jahre alt, aber schon so hochmüthig, grob und boshaft, daß man sich Wunderdinge davon zu erzählen wußte. Auch er war der einzige Sohn seines Vaters und mußte einmal unbestritten der reichste Mann im Dorfe werden. Denn der Klosterbauer drüben über dem Bache, der wol für den Augenblick als reicher galt denn der Kumphöfer, mußte einmal sein Gut unter zwei Kinder theilen, während der Heiner Alleinerbe war. Wahrscheinlich hatte man das auf dem Kumphofe dem lieben Söhnchen recht früh und recht oft vorgeredet, und solche Reden waren bei demselben auf guten Boden gefallen.

Es war Sonntagabend, und zwar ein so lieblicher, wie ihn ein Mai, der den Namen des „Wonnemonats“ in vollem Maße verdiente, nur mit sich bringen konnte. Der Nachmittag war heiß gewesen, fast wie im Juli. Desto erquickender wurde von den Dorfbewohnern jetzt die angenehme Kühle empfunden, die sich mit der sinkenden Sonne von den bewaldeten Höhen ringsum in das Thal gesenkt hatte. Die Zeit des Viehfütterns war schon vorüber; in den meisten Häusern mochte auch bereits die Abendmahlzeit eingenommen sein, die ja der Bauersmann gerade am Sonntage gerne früh auf dem Tische hat, um noch ein Stündchen mit der dampfenden Pfeife verplaudern zu können, ehe er zu Bette geht. Denn man sah nicht blos Männer in den Hausthüren stehen oder in Gesellschaft der Nachbarsleute auf den Bänken sitzen, die, oft nur vermittelst eines hingelegten Stückes Bauholz vor den meisten Häusern angebracht waren, nein auch die Frauen hatten sich an vielen Orten der gemüthlichen Abendmaje zugesellt, um nach vollendeter Hausarbeit die erquickende Kühle zu genießen.

Wir Kinder — denn der geneigte Leser muß wissen, daß ich selbst damals noch ein Knabe war — spielten lustig im Dorfe umher, während die erwachsenen Burschen und Mädchen singend die lange Dorfstraße auf- und ab-

ſpazierten. Auch der Kumpheiner hatte ſich zu uns geſellt, und obwol wir ſonſt im Allgemeinen nicht gerne auf das eingingen, was er angab, weil wir ihn Alle nicht recht leiden mochten, ſo fand doch heute ſein Vorſchlag, in den alten Kloſtermauern Verſtecken zu ſpielen, lauten Beifall.

Mit Blitzesſchnelle war die ganze Kinderſchar über den Steg hinüber, und nachdem der Sucher ausgeloſt war, zerſtreuten ſich die Uebrigen zwiſchen den Kloſtermauern, unter den Büſchen oder in verborgenen Winkeln des Gemäuers ein ſicheres Verſteck zu ſuchen. Der Sucher hatte langſam bis zwanzig zu zählen, und durfte dann die Binde von den Augen nehmen, um ſeine Arbeit zu beginnen. Schon hatte er bis zehn gezählt, als der Kumpheiner noch auf dem Kloſterplatz umherlief, ohne ein ihm zuſagendes Verſteck gefunden zu haben; er wollte eben immer das beſte und ſicherſte haben und wählte deshalb lange.

Gleich ihm irrte auch noch ein anderer Knabe rathlos umher. Es war der Ziegenbarthel, ſo genannt, weil man ſeiner Großmutter, bei welcher er wohnte, nachdem ſeine Eltern raſch hinter einander geſtorben waren, das Hüten der Ziegen übertragen hatte, um derſelben eine kleine Verdienſtquelle zu eröffnen, und weil der Barthel, wenn ſeine Schule zu Ende war, die Großmutter bei dem nicht ganz leichten Geſchäfte abzulöſen pflegte. Ein größerer Gegenſatz, als der zwiſchen dem Kumpheiner und dem Ziegenbarthel, war kaum zu denken. War der Erſtere des reichen Mannes Kind, ſo war dagegen der Letztere ein blutarmer Junge, dem ſein Vater, der ehemalige Schmied des Dorfes, Nichts hatte hinterlaſſen können, als ſein Handwerkszeug; war der Kumpheiner ein kräftiger, wohlgenährter Burſche mit einem Paar rother Pausbacken und allezeit ſchlagfertiger Hände, ſo war dagegen der Ziegenbarthel, obwol er ebenſo alt wie ſein Gegenpart war, ein dünnes, ſchmächtiges Bürſchchen, dem man es von Weitem anſah, daß bei der Großmutter oft genug Schmalhans den Küchenmeiſter ſpielen mußte, und deſſen ſchüchternes, zurückhaltendes Weſen ihn überdies noch unbedeutender erſcheinen ließ, als er in Wirklichkeit war;

ihr Vater geweſen wäre. Denn der war, was den Bauernſtolz betraf, noch weit über dem Kumphöfer, und ſeitdem er bei der Ortsvorſteherwahl wider ſein ſicheres Erwarten durchgefallen war, weil er zuviel Stolz beſeſſen hatte und zuviel Ehrlichkeit, um die hinterliſtigen Schliche des Kumphöfers nachzumachen, hatte er ſich, ebenſo wie ſein Gehöft durch den Bach von dem Dorfe geſchieden war, auch ſelber von dem Verkehre mit den Dorfbewohnern losgeſagt, ſoweit dies thunlich war, und lebte in ſtolzer Selbſtgenügſamkeit für ſich. Er ſah es nicht einmal gerne, wenn ſeine Kinder, das Bärbchen und der zwei Jahre jüngere Konrad, ſich viel mit den übrigen Dorfkindern zu ſchaffen machten, und wenn der Weg nach dem nächſten Dorfe nicht zu weit geweſen wäre, hätte er ſie ſicher dorthin zur Schule geſchickt, allerdings dann zum größten Leidweſen des alten Schwarz, der auf das Kloſterbärbelchen große Stücke hielt und es unter allen Schülern obenan ſitzen hatte.

Das Mädchen war auch entſchieden die beſte Schülerin, ſogar nach dem Urtheile meiner Schweſter, die doch als die Tochter des Pfarrers hätte meinen können, den erſten Platz für ſich beanſpruchen zu müſſen. Aus den blauen, treuherzigen Augen des munteren Mädchens leuchtete der helle, klare Verſtand ſichtbarlich hervor, und wenn es ans Schreiben oder Rechnen ging, warf ſie die langen, hellblonden Zöpfe ſo ſchnell und ſtürmiſch in ihre richtige Lage, wenn ſie nach vorne gefallen waren, daß man ſchon daraus erſehen konnte, mit welchem Eifer ſie bei der Sache war. Auch hatte das Bärbelchen von der ſtolzen Art ihres Vaters nicht das Mindeſte geerbt, ſie war mehr ihrer Mutter nach geartet, welche eine ſtille, ſanfte Frau geweſen, aber bald nach der Geburt des kleinen Konrad ſchon geſtorben war. Wenn man genauer zuſah, welches die waren, zu denen ſich das Bärbelchen vorzugsweiſe hielt, ſo fand man, daß das gerade die ſchüchternen Kinder armer Leute waren. Das Butterbrod, welches ihr zum Frühſtück dienen ſollte, fand nicht ſelten ſeinen heimlichen Weg in die leere Taſche eines ſolchen Kindes. War es da ein Wunder, daß ſie bald, wie ſie offenbar der Liebling des alten Lehrers war, auch

der Liebling der ganzen Kinderſchar wurde? Selbſt der freche Kumpheiner, der ſonſt nicht leicht ein Kind mit ſeinen rohen Späßen und mit ſeinen groben Fäuſten verſchonte, hatte vor dem Bärbelchen einen gewaltigen Reſpect und wagte ſich nicht an ſie heran, nachdem ſie ihm einmal über ſeine Rohheit gegen eines der armen Kinder gehörig den Text geleſen hatte. Ich hätt's ihm auch nicht rathen wollen, ſich an dem Bärbelchen zu vergreifen; eine Tracht Prügel, die weit über das Maß deſſen hinausging, was er gewöhnlich empfing, wenn er es uns gar zu toll trieb, wäre ihm dann ſo ſicher geweſen wie zweimal zwei vier iſt. Denn für das Bärbelchen wären wir insgeſammt in den Riß getreten.

Der Ziegenbarthel machte ſich ſchnell den Wink Bärbelchens zu Nutz, und war eben im Begriffe, mit Hilfe einer weit überhängenden Weide in das ſchöne Verſteck zu huſchen, als der Kumpheiner, der auch Bärbelchens Wink geſehen hatte, heranſtürmte und ihm einen heftigen Stoß verſetzte, der ihn weit über den Uferrand hinaus in den Bach ſtürzte.

Glücklicherweiſe war derſelbe gerade hier nicht beſonders tief, ſo daß eine eigentliche Gefahr für den Barthel nicht vorhanden war. Allein der plötzliche, unvermuthete Stoß hatte ihn ſo ungeſchickt fallen laſſen, daß er der ganzen Länge nach im Waſſer lag, und doch, wie es ſich ſogleich zeigte, nicht ohne Schaden davongekommen war.

Bärbelchen hatte laut aufgeſchrieen, als der Barthel ins Waſſer fiel, und dadurch den Knaben, der zum Suchen der Verſteckten beſtimmt war, und bei dem Schrei ſchnell die verhüllende Binde von den Augen geriſſen hatte, ſowie auch mich, der ich hinter den Weidenſtämmen ganz in der Nähe war, ſofort herbeigezogen. Wir dachten, als wir den Barthel im Waſſer liegen ſahen, derſelbe ſei von ſelber hineingefallen und beeilten uns, indem wir die hohe Böſchung des Bachufers hinabrutſchten, dem noch immer Daliegenden wieder auf die Beine zu helfen. Der Kumpheiner dagegen blieb ruhig am Ufer ſtehen, als ob ihn die Sache gar nichts angehe; wir glaubten uns nach-

ber ſogar erinnern zu können, daß ein flüchtiges Lächeln über ſein Geſicht geglitten war.

Nicht ganz ohne Mühe hoben wir den Barthel auf, der halbwegs wie betäubt zu ſein ſchien. Aber ach! wie ſah der arme Junge aus! Nicht blos, daß er durch und durch naß war, nein, das Blut rann ihm auch in dicken Tropfen von der Stirne, auf welcher ſich ein nicht unbedeutendes Loch zeigte. Er mußte mit der Stirne auf einen der dicken Steine gefallen ſein, welche hier in großer Zahl im Bachbette lagen, und daher auch die kleine Betäubung davongetragen haben. Außerdem blutete er auch ſtark an der rechten Hand, die er ſich offenbar an einer Glasſcherbe zerſchnitten hatte.

Wir führten, da er und wir doch einmal naß waren, den Barthel noch ein Stück abwärts im Bache fort bis dahin, wo das Ufer weniger ſteil war und brachten ihn glücklich auf's Trockene.

Bärbelchen eilte ſogleich von dem Stege herbei. Als ſie aber das ſtark ſtrömende Blut ſah und den leichenblaſſen Barthel, der wacker ſeine Schmerzen verbiß, erhob ſie ein gellendes Geſchrei, das alle Knaben herbeizog.

Mit unſern Taſchentüchern tupften wir das rinnende Blut auf; aber ſie waren zu kurz, um daraus eine Binde um die Stirne des Barthel zu machen. Da riß Bärbelchen ihre Sonntagsſchürze herunter und reichte ſie zu dieſem Zwecke dar. Damit ging es, und, um die blutende Hand zu verbinden, reichten die Taſchentücher ſchon aus.

Auch der Kumpheiner hatte ſich herabgelaſſen, näher zu kommen und ruhig zuzuſehen, wie wir uns Alle um den Barthel bemühten. Als Bärbelchen ihre Schürze darreichte, ging wiederum ein Lächeln über ſein Geſicht, und Bärbelchen mußte dies geſehen haben. Denn mit einem Zorneseifer, den wir an dem ſtillen, ruhigen Kinde gar nicht gewöhnt waren, fiel ſie jetzt über den Heiner her und las ihm den Text über ſeine Rohheit.

Jetzt erſt hörten wir, daß der Barthel nicht von ſelber in den Bach gefallen, ſondern von dem Heiner abſichtlich hineingeſtoßen worden ſei, und ſofort richtete ſich nun auch unſer Unwille gegen den böſen Buben, dem alle erdenklichen Schimpfworte an den Kopf geworfen wurden. Ihm ſogleich einen handgreiflichen Denkzettel mit einer

tüchtigen Tracht Prügel zu geben, hinderte uns nur das Mitleid mit dem armen Barthel.

Heiner blieb jedoch ganz kaltblütig und ſagte mit geringſchätziger Miene: „Bah, es iſt auch der Mühe werth, ſoviel Geſchrei zu machen um einen Lumpen wie der Ziegen-barthel, der kein reines Hemd am Leibe hat und eine Sonntagsjacke, die überall geflickt iſt! Aber Dir will ich etwas ſagen, Barthelchen; wenn Du Dich unterſtehſt, mich morgen beim Schulmeiſter zu verklagen, dann geht es Dir nicht gut. Dann ſag' ich's meinem Vater, und Deine Großmutter und Du habt am Längſten die Ziegen gehütet. Die Heerde wird Euch abgenommen, und Ihr könnt, wenn Ihr wollt, verhungern!"

Was nach dieſen Worten des böſen Buben geſchehen wäre, weiß ich nicht, wenn nicht Bärbelchen plötzlich geſchrieen hätte:

„Der Barthel! Der Barthel! Seht einmal, er iſt ganz bleich und wird ſogleich ohnmächtig! Führt ihn ſchnell nach Hauſe!"

Dadurch wurde der Unwille, den Heiners Worte bei uns Allen erregt hatten, abgelenkt, und, während Heiner breitbeinig über den Steg nach Hauſe ſchritt, griffen wir den Barthel, um ihn zu ſeiner Großmutter zu führen. Mit der Ohnmacht war es Nichts; nur die beſchimpfenden Worte des Heiner hatten ſein vom Schrecken und Blutverluſt bleiches Geſicht noch etwas bleicher gemacht.

Er ſagte kein Wort und ließ ſich von uns über den Steg führen; bat aber dann, den Weg nicht durch das Dorf zu nehmen, ſondern auf einem Pfade, der um die Häuſer herum nach der „Gaſſe" führte. So hieß nämlich das Armemanns-Viertel. Auch bat er, daß nicht alle Knaben mitgehen möchten, wie ſie große Luſt zu haben ſchienen.

Da das Pfarrhaus nicht weit von Barthels Wohnung lag und keiner von den anweſenden Knaben oben wohnte, ſo erbot ich mich, den Barthel nach Hauſe zu begleiten, worauf ſich die Uebrigen in's Dorf zerſtreuten. Denn zum Weiterſpielen war ihnen alle Luſt vergangen.

„Ach, was wird meine Großmutter ſagen!" ſeufzte

Barthel, als wir alleine waren, und ſah dabei ängſtlich an ſeiner Hoſe nieder, die reichliche Blutflecken mitbekommen hatte.

„Sei nur ruhig,“ tröſtete ich, der ich die Urſache ſeiner Sorge ſogleich verſtand, „die Blutflecken gehen wieder aus beim Waſchen, und ich will Deiner Großmutter ſchon ſagen, wie Alles gekommen, und daß Du ganz unſchuldig biſt.“

Obwol ich mit Barthel recht gut Freund war und gewöhnlich zuſammen mit ihm ſpielte, war ich doch noch nie in dem Häuschen geweſen, worin er mit ſeiner Großmutter wohnte. Denn dort war er doch nur ſelten zu finden, weil er ſofort, wenn die Schule geendet war, ſeiner Großmutter die Hut der Ziegenheerde abnehmen mußte und höchſtens Abends, nachdem er heimgetrieben hatte, zum Spielen kam.

Als wir ankamen, ſaß Barthel's Großmutter vor der Thüre des Häuschens, worin ſie wohnte. Sie hatte offenbar auf das Nachhauſekommen des Barthel gewartet; denn ſchon von Weitem hatte ſie ihm zugerufen:

„Mach ſchnell, Barthel, es iſt ſchon ſpät!“

Aber wie erſchrak die alte Frau, als wir nun nahe genug waren, daß ſie Alles ſehen konnte!

„Barthel, Barthel!“ rief ſie, „was haſt Du gemacht? Wie ſiehſt Du aus? Ach und die ſchöne, neue Hoſe!“

Barthel blickte ſtumm zur Erde, und ich fühlte, wie er zitterte. Ob wegen der verdorbenen Hoſe oder wegen der Kälte, welche ihm die naſſen Kleider verurſacht hatten, ich wußte es nicht.

Aber ſogleich trat ich zu der alten Frau und berichtete ihr, wie das Unglück gekommen ſei.

Ein eigenthümlicher Zug glitt über ihr Geſicht, als ſie tief aufſeufzend mit klangloſer Stimme ſagte: „Alſo wieder Einer vom Kumphofe!“

Dann ſah ſie nach der Wunde am Kopfe und führte den Knaben ſchnell in's Häuschen, indem ſie überaus milde und ſanft ſprach:

„Komm, Barthel, armer Junge! Das Loch ſoll ſchon wieder heil werden und die Hoſe waſche ich morgen wieder rein.“

Hierauf wandte ſie ſich in der Thüre um und rief mir freundlich zu:

„Das war ſchön von Dir, Karl, daß Du Dich zu meinem armen Jungen gehalten haſt. Ich werde Dir Das nicht vergeſſen.“

Zu Hauſe hatte mein jüngerer Bruder, welcher auch mitgeſpielt hatte, bereits die Geſchichte mit dem Barthel erzählt; aber ich mußte ſie meinem Vater noch einmal erzählen mit allen Kleinigkeiten, die ich wußte. Daß der Unwille über den Kumpheiner und beſonders über ſeine verletzenden Worte, die er zu dem armen Barthel geſprochen, ſich dabei in vollſtem Maße geltend machte, wird mir der geneigte Leſer auf's Wort glauben. Mein Vater ſeinerſeits ſprach nicht ein einziges Wort, aber an der Art und Weiſe, wie er im Zimmer auf- und abging und gegen ſeine Gewohnheit dicke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife zog, merkten wir, daß ihn die Geſchichte in hohem Maße aufregte.

Am anderen Morgen fehlte der Barthel in der

Schule, wie ich mir wol gedacht hatte. Er mußte ſich in den naſſen Kleidern heftig erkältet haben, und wenn das auch nicht ſollte der Fall geweſen ſein, ſo hätte er doch mit der verwundeten Hand unmöglich ſchreiben können. Denn ſie war ſchon über dem Nachhauſegehen dick aufgeſchwollen, da wir in unſerer Unkenntniß des Nothwendigen verſäumt hatten, die umgewickelten Taſchentücher naß zu machen. Der alte Lehrer fragte nicht weiter nach dem Barthel, und, wer da weiß, wie verächtlich im Allgemeinen der Angeber in den Augen ſeiner Mitſchüler daſteht, der wird es begreiflich finden, daß Niemand ungefragt reden wollte, wie ſehr wir auch Alle gewünſcht hätten, daß der Lehrer die Geſchichte erführe. Denn der Kumpheiner hatte ſich auch heute Morgen mit derſelben Frechheit aufgeſpielt, wie geſtern Abend und gegen Mehrere die Drohung ausgeſprochen, er wolle es Keinem rathen, etwas anzubringen. Das hatte bei uns den allgemeinen Unwillen gegen den Heiner noch mehr erregt, und wir hätten ihm alleſammt eine gehörige Strafe gegönnt.

Die erſte Schulſtunde war beinahe zu Ende, da klopfte es an der Thüre, und auf das „Herein“ des Lehrers trat mein Vater ein, hinter ihm der Ziegenbarthel mit verbundenem Kopfe und verbundener Hand.

„Es thut mir leid, lieber Herr Lehrer, daß ich Sie ſtören muß,“ ſagte mein Vater, „und noch dazu durch eine ſo unangenehme Geſchichte, wie die mit dem armen Barthel da.“

„Ja, ich weiß ſchon,“ antwortete der Lehrer, „Barthel's Großmutter iſt heute Morgen ſchon hier geweſen und hat mir angezeigt, daß ſich der Barthel arg verfallen habe und deshalb nicht in die Schule kommen könne. Nun, es wird ja wol ſo gar ſchlimm nicht ſein, da er ſchon wieder ausgehen kann. Iſt wol geſtern ein wenig zu wild herumgeſprungen, was freilich ſonſt nicht gerade ſeine Art iſt.“

„Nun, dann ſehe ich, daß Ihnen die alte Frau die Hauptſache bei der Geſchichte verſchwiegen hat,“ ſagte mein Vater und erzählte nun die Geſchichte, wie er ſie von uns vernommen hatte.

Dem alten Schwarz, der den Kumpheiner ohnehin ſtark im ſchwarzen Buche ſtehen hatte, ſchwoll die Ader auf der Stirne, was für uns Schüler ein wohlbekanntes Zeichen war, daß der Barometer in ſeinem Inneren auf „Sturm“ zu ſinken begann. Auf Bitten meines Vaters befragte er die Buben, die von der Sache wußten und beſonders das Bärbelchen, welches eigentlich allein Alles genau mit angeſehen hatte. Sie gaben Alle nur die Beſtätigung Deſſen, was mein Vater erzählt hatte, und das Bärbelchen redete ſich dabei ſo in den Eifer hinein, daß ihre Wangen erglühten.

„Ei, Du infamer Strauchmörder!“ brach es da bei dem alten Lehrer los, der mit funkelnden Augen den Heiner anſah, wie er heimtückiſch und ohne jede Spur von Angſt auf ſein Buch niederſchaute und mit den Fingern auf dem Pulte trommelte.

Schon wollte er nach dem derben Haſelſtocke greifen, der hinter der großen Wandtafel ſteckte, und des Heiner's Rücken war in großer Gefahr, mit demſelben eine ſehr intime Bekanntſchaft zu machen. Aber mein Vater legte dem Zürnenden leiſe die Hand auf die Schulter und bat:

„Lieber Herr Schwarz, ich möchte doch gerne einmal ſehen, ob der Heiner nicht ſein Unrecht einſieht und von ſelber ſich dazu verſteht, den Barthel um Verzeihung zu bitten. Thut er das, wie ich hoffen will, dann möchte ich Sie bitten, ihm jede weitere Strafe zu erlaſſen.“

Mein Vater wußte wol, daß das die empfindlichſte Strafe für den Heiner ſein würde, und konnte erwarten, daß, wenn er ſich zur Abbitte verſtünde, ſeine Reue wirklich eine volle, aufrichtige ſei, die ihn bewegen würde, dem armen Ziegenbarthel Nichts nachzutragen. Er hoffte ſicher, die Sache auf dieſe Weiſe für alle Theile in der befriedigendſten Weiſe beizulegen. Der alte Lehrer verſtand ihn auch ſogleich, nickte mit dem Kopfe und ließ den Haſelſtock an ſeinem Platze.

Mit ernſten beweglichen Worten hielt nun mein Vater dem Heiner ſein Unrecht vor und beſonders die rohen, beleidigenden Worte, die er hinterher gegen den Barthel ausgeſtoßen hätte wegen ſeiner und ſeiner Groß-

mutter Armuth. Er sprach so eindringlich, daß selbst wir Buben die Thränen in den Augen stehen hatten, und das Bärbelchen insbesondere fast hörbar schluchzte. Endlich forderte er den Heiner auf, wegen dieser beleidigenden Worte den Barthel vor allen seinen Mitschülern um Verzeihung zu bitten; dann solle Alles vergeben und vergessen sein!

„Willst Du das thun?“ frug mein Vater endlich den Heiner, der die ganze Zeit über beharrlich vor sich nieder geschaut und mit den Fingern weiter getrommelt hatte.

Keine Antwort.

Jetzt trat mein Vater zu dem Heiner heran, der am untersten Ende der Bank saß, griff ihn leise am Arm und wiederholte seine Frage.

Ein dumpfer, grunzender Laut war zunächst die ganze Antwort des Heiner, der sich halb umdrehte, als wolle er die Hand meines Vaters abschütteln, aber noch immer die Augen niedergeschlagen hatte.

„Willst Du oder willst Du nicht?“ fragte mein Vater noch einmal und rüttelte dabei den Verstockten etwas an der Schulter.

Da schaute dieser frech in die Höhe und sagte laut und vernehmlich:

„Nein, Das thue ich nicht!“

Ich sah, wie sich das Gesicht meines Vaters verfärbte und dachte schon: jetzt kommt der Haselstock an die Reihe, nach welchem sich der Lehrer schon halb umgewendet hatte. Aber mit kalter Ruhe sagte mein Vater:

„Nun, dem Barthel kann es am Ende gleichgültig sein, ob ein Taugenichts, wie Du, ihn um Verzeihung bittet oder nicht. Er ist und bleibt darum doch ein braver Junge, der mehr werth ist als ein Dutzend Deines Gleichen. Seine Armuth schändet ihn nicht; denn er kann Nichts dafür, und während Dich alle Deine Kameraden wegen Deiner Bosheit nicht mehr werden leiden mögen, werden sie sich fortan noch lieber, wie bis jetzt, mit dem Barthel abgeben. Wer von Euch Beiden es in der Welt einmal am Weitesten bringen wird, muß die

Zeit lehren; ich glaube aber, daß man es schon im Voraus wissen kann. Du bist es gewiß nicht."

Damit kehrte mein Vater dem Heiner den Rücken und sprach zu Barthel:

„Geh' Du nur wieder nach Hause, mein Junge, und grüße Deine Großmutter von mir. Deswegen, daß ihr die Ziegenherde abgenommen würde, soll sie sich keine Sorgen machen; denn glücklicher Weise hat der junge Herr Schneider nicht darüber zu verfügen. Möglich aber, daß er noch einmal froh ist, wenn er selbst die Ziegen zu hüten bekommt."

Mit einem freundlichen Gruße an die Kinder verließ nun mein Vater die Schulstube in Begleitung des Lehrers. Was die Beiden draußen auf dem Vorplatze mit einander sprachen, konnten wir nicht hören.

Als der Lehrer wieder hereinkam, sagte er zu dem Kumpheiner:

„Heinerchen, mein Bübchen, Prügel bekommst Du diesmal nicht; denn der Stock, mit welchem die Andern schon gelegentlich einmal gestraft worden sind, und wenn es nöthig ist, auch wieder gestraft werden, ist für Dich zu gut. Ich werde mir einen anderen besorgen, der für Dich allein ist und auch Deinen Namen führen soll. Aber Das sage ich Dir: solange Du nicht den Barthel um Verzeihung gebeten hast, bleibst Du von heute ab jeden Tag über Mittag sitzen. Mit Deinen Eltern werde ich selber deshalb sprechen."

Das schien denn doch bei dem Heiner Eindruck zu machen; denn er wußte wol, wenn der alte Lehrer einmal Etwas so fest und bestimmt ausgesprochen hatte, dann biß auch keine Maus mehr einen Faden davon ab. Er fing deshalb jetzt an, entsetzlich zu heulen, wol weniger aus Furcht davor, daß seine Eltern die Sache erführen, als wegen der Aussicht, sein Mittagessen zu verlieren.

„Nun, mein Söhnchen, was soll Das?" fragte der Lehrer.

„Ich will's ja thun," schluchzte der Trotzkopf, „ich will den Barthel ja um Verzeihung bitten und ihn nie wieder schlagen!"

„Nun, das kommt noch zur rechten Zeit," sagte der

alte Mann und man sah es ihm an, daß er sich freute. „Ich werde nach der Schule selbst mit Dir zum Barthel gehen."

„Nun aber Ruhe!" schloß er mit blitzenden Augen, als wir Lust zeigten, das Heulen des Heiner mit unserem Gelächter zu begleiten.

Dieses Ereigniß war die Veranlassung, daß ich von jetzt an mit dem Ziegenbarthel in nähere Beziehung trat.

Ueber Tische drehte sich um ihn und seine Großmutter die ganze Unterhaltung, da meine Schwester und ich natürlich dem Vater sogleich nach der Schule berichtet hatten, wie der Kumpheiner sich endlich, wie man zu sagen pflegt, zu Faden geschlagen habe. Ich hörte auch jetzt, was die Worte zu bedeuten hatten: „Also wieder Einer vom Kumphofe!" welche Barthel's Großmutter bei seinem Nachhausekommen gesprochen.

Ihr Sohn, Barthel's Vater, war nämlich früher ein ganz wohlstehender Mann gewesen, der sein eigenes Haus besessen hatte und allein von seinem Schmiedehandwerk gemächlich leben konnte, da er dasselbe aus dem Ff. verstand. Er besaß aber auch außerdem noch ein kleines Gütchen, das er mit zwei Kühen bebaute und von dem er sein ausreichendes Brod hatte. Seine beiden Eltern hatte er bei sich im Hause, und der alte Vater, der auch seines Zeichens ein Schmied war, half noch wacker das Handwerk betreiben, bis er sich eines Tages schwer verbrannte und an den Folgen der Brandwunden schnell dahinstarb. Wenige Tage nach der Beerdigung kam der Kumphöfer, des Heiner's Vater, und wies einen alten Schuldschein vor, wonach der Verstorbene schon bei seinem Vater ein Kapital von dreihundert Thalern entliehen hatte, um damit eine Schuld zu decken, für welche er sich verbürgt hatte.

Barthel's Vater wußte recht gut um die Sache, wußte aber auch, daß die Schuld längst bezahlt sei; denn er selbst hatte, wie er sich genau erinnerte, den letzten Rest der Schuldsumme zum alten Kumphöfer hinübergetragen und auch eine regelrechte Quittung erhalten, worin geschrieben stand, daß die ganze Schuld jetzt nebst den fälligen Zinsen bezahlt sei.

Als er Dies der Forderung von Heiner's Vater gegenüber jetzt geltend machte, zuckte dieſer die Achſeln und ſagte:

„Das kann ſein, kann aber auch nicht ſein. Legt Ihr mir die Quittung meines Vaters vor, ſo iſt natürlich die Sache abgethan und der Schuldſchein da werthlos. Bis dahin aber muß ich auf meinem Recht beſtehen und fordere mein Geld zurück; mit den Zinſen will ich es dann allenfalls gut ſein laſſen."

Barthel's Vater erſchrak bei dieſen Worten auf's Heftigſte; denn es war ihm wol bewußt, daß die Quit-

tung nicht vorhanden war. Seine Eltern hatten darüber manchmal mit Besorgniß geredet und alle Winkel des Hauses nach dem Papiere durchsucht, ohne es aber finden zu können. Der alte Kumphöfer hatte damals, als der letzte Rest der Schuld bezahlt worden war, nicht gerade Zeit gehabt, an seine Papiere zu gehen und den Schuldschein zurückzugeben, hatte deshalb vorläufig eine Quittung ausgestellt und versprochen, demnächst auch den Schuldschein zu suchen und zurückzustellen. Ob er das Letztere absichtlich oder unabsichtlich vergessen hatte, jedenfalls war es nicht geschehen, wie es sich jetzt zeigte, und Barthel's Großvater mochte wol in Erwartung, den Schuldschein ehestens zurückzuerhalten, die vorläufige Quittung nicht sorgfältig genug aufbewahrt haben.

Ob der junge Kumphöfer, des Heiner's Vater, von dem Verlorensein der Quittung irgendwie Wind bekommen hatte, daß er jetzt auf Grund des alten Schuldscheins so keck das Geld noch einmal bezahlt haben wollte, wußte Niemand. Verdächtig war es jedenfalls, daß er mit seiner Forderung gewartet hatte, bis der alte Schmied todt war.

Barthel's Vater bestand natürlich darauf, daß das Geld längst bezahlt sei, und die alte Frau, seine Mutter, erklärte sich bereit, es nöthigenfalls zu beschwören. Der Kumphöfer brachte die Sache vor Gericht, und da sein Schuldschein ein zu klares Beweisstück war, die dagegen sprechende Quittung auch nicht beigebracht werden konnte, so wurde die alte Frau nicht zum Schwure zugelassen und das Urtheil erging dahin, daß der Schuldschein rechtsgültig und Barthel's Vater denselben einzulösen gehalten sei, auch die Zinsen aus den drei letzten Jahren bezahlen müsse.

Schmiede sind bekanntlich in der Regel Hitzköpfe, weil sie schon von Jugend auf durch ihr Handwerk daran gewöhnt werden, rasch zuzugreifen und nicht lange zu zögern, damit das glühende Eisen nicht kalt wird. Das überträgt sich denn in der Regel auch auf ihre Sinnesweise.

Barthel's Vater war auch ein Hitzkopf erster Klasse, und als er beim Heimwege vom Gericht mit dem Kump-

höfer unterwegs zusammentraf, ging er mit demselben nicht sehr säuberlich um. Die Leute wollten sogar wissen, daß seine kräftigen Schmiedsfäuste dem Kumphöfer die abhanden gekommene Quittung mit blauer Tinte auf den Rücken geschrieben hätten.

Soviel war sicher, daß der Kumphöfer mit unerbittlicher Strenge auf der sofortigen Bezahlung des Schuldscheins bestand. Da Barthel's Vater auch Niemand fand, der ihm die nicht unbedeutende Summe vorstreckte, so war er genöthigt, sein Gütchen zu versteigern. Es waren aber mehrere schlechte Erntejahre vorausgegangen und alle Leute standen knapp mit dem Gelde. In Folge dessen fiel die Versteigerung so schlecht aus, daß von den paar Aeckerchen allein die Schuldsumme nicht gedeckt wurde, und auch das Haus mit in die Versteigerung hineingezogen werden mußte. Das war der Nagel zum Sarge von Barthel's Vater. Er legte sich bald darauf, noch ehe er aus seinem Hause ausgezogen war, auf's Krankenlager und starb nach einigen Wochen, da der Gram darüber, seine Angehörigen ohne Obdach zu wissen, ihn verzehrte. Seine Frau, die ohnehin kränklich war, nahm sich den doppelten Schlag, der sie getroffen, so zu Herzen, daß auch sie nach einem Monate auf den Kirchhof getragen werden mußte, und es blieb dem damals etwa fünfjährigen Barthel nur noch die alte Großmutter. Was von dem versteigerten Hause übrig geblieben war, nachdem der Kumphöfer sein Geld erhalten hatte, ging zum allergrößten Theile darauf, um die Rechnungen des Doctors und Apothekers zu bezahlen, und da die alte Frau sich nicht entschließen konnte, das Handwerkszeug zu verkaufen, mit welchem sich ihr Mann und ihr Sohn ernährt hatten, sondern dasselbe für ihren Enkel aufbewahren wollte, fand sie sich schließlich so von allen Mitteln entblößt, daß sie froh sein mußte, in einem der kleinen Hüttchen der „Gasse" mit ihrem Barthel ein Unterkommen zu finden.

Wovon nun aber mit dem Kinde leben? Zum Tagelöhnern war die alte Frau nicht mehr tauglich, da auch sie von den rasch auf einander folgenden Schicksalsschlägen schwer niedergebeugt war. Zum Stricken und

Nähen für andere Leute hätten wol noch ihre Kräfte gereicht, aber ihre Augen fingen allmählig an, sie im Stiche zu lassen, sodaß es, mit dem Nähen wenigstens, nicht recht voran wollte. So beschloß denn der Gemeinderath, um nicht den Unterhalt der alten Frau und des Barthel ganz auf Rechnung der Gemeinde übernehmen zu müssen, ihnen das Hüten der Ziegenheerde des Dorfes zu übertragen, wofür von den Besitzern der Thiere ein Geringes an Kartoffeln, Gemüse und Brod entrichtet wurde. Es war zwar für die alte Frau keine leichte Arbeit, die naschigen Thiere zusammenzuhalten und zu überwachen; allein man sah ihr in dem Barthel einen brauchbaren Gehülfen heranwachsen, und da das öffentliche Mitleid ihr zugewendet war, meinte man, es würde kein allzu großes Geschrei geben, wenn auch der Besitzer einer Ziege sich dieselbe gelegentlich selbst im Felde suchen und nach Hause holen müßte. Wenn der leichtfüßige Barthel die Hut hätte, käme etwas der Art doch nicht vor.

Der Kumphöfer, der wahrscheinlich die Prügel noch nicht vergessen konnte, die er einstmals von Barthel's Vater eingeheimst hatte, war zwar dagegen gewesen, daß die alte Frau die Ziegenheerde bekam; aber der Herr Ortsvorsteher war dabei wirklich vom Gemeinderathe überstimmt worden.

So erzählte mein Vater die Geschichte über Tische, da auch meine Mutter nicht in allen Stücken Kenntniß von derselben hatte und deshalb mit ihren Fragen allmählig den ganzen Zusammenhang herauslockte.

Wie mein Vater, so sprach auch sie mit der höchsten Achtung von des Barthel's Großmutter und bedauerte nur, daß dieselbe ohne die größte Noth keine Unterstützung annehmen wollte.

Meine Theilnahme für die alte Frau und den Barthel war durch diese Mittheilungen im höchsten Grade erregt, und kaum war die Nachmittagsschule zu Ende, so trieb es mich, einmal nachzusehen, wie es dem Barthel gehe.

Auf einer wackeligen Treppe, die nicht viel mehr als eine Leiter war, erstieg ich das enge Giebelstübchen, in welchem die armen Leute wohnten. Aber wie sauber und

nett ſah es hier in dem engen Raume aus! Die Wände und die Decke des Stübchens ſchienen zwar ſchon ziemlich lange keinen friſchen Kalk mehr geſehen zu haben, allein der Fußboden war ſo rein, wie er nur ſein konnte, wenn auch die Dielen hier und da ſchon ſtark vom Zahne der Zeit angefreſſen waren. Ein reinlich gedecktes, wie es ſchien, gutes Bette, wol ein Ueberbleibſel aus früheren beſſeren Tagen, ſtand in der einen Ecke; daneben eine große ſchwarze Kiſte, die auch zugleich als Sitzbank diente, vor dem ſchneeweiß geſcheuerten tannenen Tiſche. Ueber dem kleinen Oefchen, das in der anderen Ecke des Stübchens ſtand und offenbar auch zugleich zum Kochheerde diente, lag auf einem breiten Tragborde ein großes, ſchwarzes Buch mit Meſſing-Ecken und -Krampen, eine der alten Baſeler Bibeln, wie man ſie ſo oft als alte Familien-Erbſtücke in Bauernhäuſern findet. Rings umher hingen an eingeſchlagenen Nägeln Zangen und anderes Handwerkszeug. Ein Paar alter, weidengeflochtener Stühle vervollſtändigten die dürftige Ausſtattung des Stübchens. Allein ſo dürftig dieſelbe auch war, es ging ein Hauch der Behaglichkeit und Wohnlichkeit durch den engen Raum, der Einen unwillkürlich anheimelte.

„Guten Tag, Barthel!“ grüßte ich beim Eintritte, „ich wollte einmal nachſehen, wie es Dir ginge, da ich wußte, daß Du doch allein zu Hauſe ſäßeſt.“

Ich ſah mit Rührung, wie ein heller Strahl dankbarer Freude bei dieſem Gruße über Barthel's Geſicht flog, und ſetzte mich zu ihm auf die große, ſchwarze Kiſte. Er war damit beſchäftigt, Rechenzähne zu ſchnitzen, womit es aber bei dem nur mangelhaften Gebrauche, den er von ſeiner rechten Hand machen konnte, langſam und ſchwerfällig abging.

„Thut's Dir noch arg weh?“ fragte ich theilnehmend, als ich ſah, wie er bei einem feſten Zugreifen mit der verwundeten Rechten ſchmerzlich zuckte.

„Nun,“ antwortete er, „mit dem Loche auf der Stirne geht es ſo ziemlich; die naſſen Aufſchläge, die mir meine Großmutter faſt die ganze Nacht über gemacht hat, haben Viel gebeſſert. Wenn nur der dumme Schnitt in

der Hand nicht wäre, der mich ſo ſehr am Arbeiten hindert!“

„Haſt Du denn die Rechen gemacht, die da an der Wand ſtehen?“ fragte ich erſtaunt, als ich zwei fertige Rechen erblickte.

„Na, freilich,“ verſetzte er; „wer ſoll ſie denn ſonſt gemacht haben? Meine Großmutter iſt viel zu ſchwach dafür und zittert ſchon zu ſehr mit den Händen.“

„Wo haſt Du denn das gelernt?“ fragte ich weiter.

„Ei, von ſelbſt hab' ich's gelernt. Ich habe einmal dem Wagner zugeſehen, wie er einen neuen Rechen gemacht hat, und dann habe ich's mit einer ſchönen Gabel, die ich mir einmal beim Hüten im Walde ſchnitt, ſelbſt probirt. Der erſte war nicht beſonders ſchön, aber man konnte ihn doch gebrauchen; nachher ging's immer beſſer, und jetzt kommen ſchon die armen Leute nach meinen Rechen fragen. Siehſt Du, wenn ich noch zwei fertig habe, dann habe ich ſchon ſoviel damit verdient, daß mir

die Großmutter eine neue Jacke kaufen kann.“ „Woher ſollte ſie auch ſonſt das Geld dazu hernehmen?“ ſetzte er ſo wehmüthig hinzu, daß es mir durch's Herz ſchnitt.

„Brauchſt Du denn all' das Handwerkszeug, was da hängt?“ fragte ich weiter.

„O nein,“ lächelte er, „das iſt ja alles Schmiedewerkzeug, von dem ich das Wenigſte brauchen kann. Es iſt das Handwerkszeug von meinem Vater und Großvater, das mir die Großmutter aufhebt, damit ich auch einmal ein Schmied werden kann. Da die Kiſte, auf welcher wir ſitzen, iſt unten noch ganz voll davon, und der Ambos liegt draußen auf dem Speicher unter dem Dach. Aber wann werde ich das Alles einmal brauchen können?“

„Das große, ſchwarze Buch dort iſt wol eine Bibel?“ fuhr ich fort zu fragen, weil mich der letzte Seufzer des Barthel wieder bewegte, und ich ihn auf andere Gedanken bringen wollte.

„Ja,“ ſagte er, „das iſt unſere Bibel, aus der die Großmutter jeden Morgen und jeden Abend vorlieſt. Sie iſt ſchon über hundert Jahre alt und vorne auf dem leeren Blatt ſtehen alle Namen aus unſerer Familie, auf dem hinterſten Blatte aber Allerlei, was ſich in unſerem Hauſe zugetragen hat, als wir noch eins hatten.“

„Sind auch Bilder darin?“ ging es mit meinem Fragen fort.

„Ach ja und was für ſchöne! Ich will die Großmutter, wenn ſie nach Hauſe kommt, fragen, ob ich ſie Dir einmal zeigen darf.“

„Darfſt Du ſie denn nicht von ſelber herunternehmen?“

„Nein, das hat die Großmutter mir ſtrenge verboten, weil ſie nicht will, daß das Buch beſchädigt werde. Sie hat's gar zu lieb, weil es ein altes Erbſtück iſt. Sonntags Nachmittags nach der Kirche langt ſie es wol herunter und läßt mich die Bilder beſehen. Dann erzählt ſie mir auch oft von Dem, was hinten auf dem Blatte ſteht, und was ſie faſt Alles ſelbſt erlebt hat. Ach, und wie ſchön kann ſie erzählen! Du mußt einmal

Sonntags Nachmittags kommen und zuhören. Ich weiß das Meiſte ſchon faſt auswendig."

So plauderten wir lange miteinander; ich hatte unter der Hand auch mein Meſſer hervorgeholt und half dem Barthel Rechenzähne ſchnitzen, da es ihm doch mit ſeiner wehen Hand ſo ſchwer wurde.

„Siehſt Du," ſagte er lächelnd, „Du kannſt's ſchon bald ſo gut, wie ich; aber wenn meine Hand gut wäre, würde ich doch eine viel größere Menge fertig bringen, wie Du. Das macht Alles die Uebung."

Ich wäre noch länger bei dem Barthel geblieben, ſo gut gefiel es mir bei ihm, wenn mich nicht mein Magen daran erinnert hätte, daß es bald Zeit zum Abendeſſen ſei.

Ob der Barthel wol auch etwas zum Abendbrode bekam? Ich hätte ihn gerne mit mir genommen und hätte gewiß ſein dürfen, meiner guten Mutter keinen unwillkommenen Gaſt zu bringen; aber nach Dem, was die Mutter heute bei Tiſche geſagt hatte, ſcheute ich mich, ihn einzuladen.

Von nun an ging ich öfters zu dem Barthel hin, zumal wenn ich wußte, daß er allein wäre; denn ſo freundlich auch ſeine Großmutter, als ich den Barthel nach Hauſe brachte, zu mir geredet hatte, ich konnte eine gewiſſe Scheu vor ihr nicht überwinden, ſeitdem ich ihre früheren Lebensſchickſale kannte. Es war, als ob ihr unverſchuldetes Unglück und dann der heilige Stolz der verſchämten Armuth für mein kindliches Herz gewiſſermaßen eine weihevolle Würde über ſie gebreitet hätte, ein Gefühl, das noch geſteigert wurde durch die Achtung, womit meine Eltern ſtets über die alte Frau ſprachen. Sonntags Nachmittags, wenn ich ſie zu Hauſe wußte, den Barthel zu beſuchen, wie er mich doch ausdrücklich eingeladen hatte, wagte ich lange nicht.

Seitdem der Barthel wieder ganz hergeſtellt war und für ſeine Großmutter die Ziegen hütete, kam ich überhaupt weniger in das Häuschen. Denn jetzt dünkte es mir viel beſſer, dem Barthel draußen im Freien Geſellſchaft zu leiſten, da auf den wunderſchönen Mai ein ebenſo ſchöner Sommer folgte. Meine Eltern wußten

darum, daß ich mit dem Barthel und ſeinen Ziegen draußen umherſtrich, fanden indeſſen keinen Grund, es zu hindern. Denn einmal mochte es ihnen beſſer dünken, daß ich bei dem ſtillen, braven Barthel meine freie Zeit zubrachte, als daß ich, wie mein jüngerer Bruder es ſo gerne that, mich mit den Dorfbuben draußen auf der Gaſſe herumbalgte; dann aber mochten ſie auch aus Rückſicht auf meine Geſundheit Nichts gegen mein Hinausziehen mit dem Barthel einzuwenden haben. Denn ich war in jenen Tagen ſehr ſchnell in die Höhe geſchoſſen und hatte eine bleiche Geſichtsfarbe bekommen. Da hatte denn der Arzt, den die beſorgten Eltern meinetwegen gefragt hatten, als beſtes Heilmittel empfohlen, ſie möchten mich recht viel in der freien Luft umherlaufen laſſen.

Was war das für eine glückliche Zeit, die ich mit dem Barthel draußen bei der Ziegenheerde zubrachte!

Wie prächtig war es da oben auf den felſigen Höhen, die das Dorf überragten und von denen aus man den Leuten von oben faſt in die Schornſteine ſehen konnte! Welch' eine würzige Luft, welch' ein köſtlicher Waldesduft umwehte uns da oben, wenn wir die Heerde an die richtige Stelle gebracht hatten, wo ſie die friſchen, ſaftigen Berggräſer in üppiger Fülle fand, und nun auf einem hohen Felsblocke zuſammenſaßen, von dem aus wir die Ziegen überſehen und ſie unſern Ruf und Pfiff hören konnten! Wie köſtlich lag es ſich in dem dichten, elaſtiſchen Haidekraut, welches zwiſchen den Felſen wucherte, wenn Barthel nun anfing, all' die ſchönen Geſchichten zu erzählen, die er von ſeiner Großmutter gehört hatte oder die er, wie ich ihn oft im Verdacht hatte, ſelber erfand! Wie klang das Summen der zahlloſen Bienen, die von den Blüthen des Haidekrauts naſchten, ſo beruhigend bei dem Berichte von den wilden Koſacken, die Barthel's Großeltern ſo manches gebrannte Herzeleid bereitet hatten oder von den Räuberbanden, die auch die hieſige Gegend unſicher gemacht, oder gar bei der ſchauerlichen Mähr von dem ſchrecklichen Rieſen, der einſtmals hier oben in den wildzerklüfteten Felſen gehauſt, und nach welchem noch jetzt eine tiefe Schlucht zwiſchen den Felſen als die angebliche Wohnung des Rieſen das „Willemannsloch"

genannt wurde! Und die Bienen ſelber, wie wurden ſie nach und nach ſo zahm und ſo bekannt mit uns, daß uns niemals eine von ihnen ſtach und wir ſie ſo unbedenklich wie harmloſe Fliegen ſich uns auf die Hände und in's Geſicht ſetzen ließen! Wie ſchmeckte dann, wenn es gegen den Abend ging, das fernhafte Butterbrod ſo gut, das mir die ſorgſame Mutter als Zubuße zu dem Vieruhrbrod nach der Schule, jedesmal mitgab, und das ſo bemeſſen war oder jedenfalls von mir ſo getheilt wurde, daß der Barthel genug davon mitbekam, um nöthigenfalls die Abendmahlzeit entbehren zu können! Wie luſtig ſangen wir dann, wenn das Geſchichtenerzählen am Ende und das Butterbrod beſorgt war, unſere ſchönen Lieder aus der Schule in die herrliche Gotteswelt hinaus, die ſich von unſerer Höhe aus nach allen Seiten für uns aufthat, und in der wir bald mit Hilfe der genauen Karte von der nächſten Umgebung, die mein Vater beſaß, jedes Dorf mit dem Namen kannten, das ſich unſeren ſcharfen Augen bemerklich machte! Und wenn einmal ein Regen uns überraſchte, wie ſicher ſaß es ſich dann unter einem überhangenden Felſen, den wir zu guter Stunde entdeckt hatten, als uns ſchon die Jacken halb angefeuchtet waren, und wie ſchön war es, wenn dann die Ziegen, die dieſes Plätzchen von ſelber aufgeſpürt hatten, ohne Ruf und Pfiff herbeigerannt kamen, um ſich neben uns hinzuſtrecken, oder im Schutze eines benachbarten Felsblockes das Ende des Regens abzuwarten, worauf es dann in den munterſten Sprüngen wieder in's Weite ging!

Allein das war nicht unſere ganze Beſchäftigung, daß wir uns im Haidekraute ſchaukelten und den fleißigen Bienen zuſahen, wie ſie mit ihren gelben Höschen von einer Blüthe in die andere krochen; oder daß der Barthel erzählte von Koſacken und Räubern, von Rieſen und Kobolden, von Erd-, Wald- und Waſſergeiſtern, von ſchönen Waldfeen und Grasprinzeſſinnen, mit denen er umſprang, als ſtünde er auf Du und Du mit Allen, und die er ſo genau und lebendig zu ſchildern wußte, daß ich oft genug mit offenem Munde zuhörte; oder daß wir miteinander vaterländiſche Geographie trieben und in die blaue Gotteswelt

hinausguckten bis dahin, wo Himmel und Erde in Eins zu verſchwimmen ſchienen; oder daß wir ſangen, bis des Löffelpeters Weiße, die ein muſikaliſches Genie unter den Ziegen ſein mußte, lauſchend herbeikam, und wenn wir aufhörten, ſich auf die Hinterläufe ſetzte, als wollte ſie ſich für den gehabten Genuß mit einem artigen Compliment bedanken: nein auch das „Geſchäft," wie Barthel ſich ausdrückte, wurde keineswegs vernachläſſigt. Es wurden, wenn die Ziegen ruhig da lagen oder an einer Stelle weideten, wo ein Ausbrechen derſelben auf die Aecker nicht zu befürchten war, Rechengabeln im Walde geſucht und geſchnitten, wobei dann, als die Zeit dazu gekommen war, die köſtlichen Haſelnüſſe und Brombeeren nebenbei mit abfielen. Oder wir ſchnitten Beſenreiſer und banden daraus Beſen. Ja ſogar das Korbflechten verſtand der geſchickte Barthel und gewann darin bald eine ziemliche Fertigkeit, ſodaß er Körbe von allen Formen und Größen zu Stande brachte. Ich, der ich weniger geſchickt war, und, obwol ich mir alle Mühe dabei gab, kaum einen haltbaren Beſen zuſammenbrachte oder gar mit einem Korbe glücklich zu Stande kam, that dem Barthel die Handlangerdienſte, ſtreifte von den Birkenreiſern das Laub ab, ſchnitt die Korbweiden zurecht und ſchälte ſie und durfte mir wenigſtens das Zeugniß geben, die Arbeit des Barthel weſentlich zu fördern. Da überdies von Zeit zu Zeit nach den Ziegen geſehen werden mußte, ſo übernahm ich dieſes Geſchäft allein, damit der Barthel ungeſtört bei der begonnenen Arbeit bleiben könne. Bald kannte ich jede einzelne Ziege ſo gut wie der Barthel und wußte, in welchen Stall des Dorfes ſie gehörte, kannte auch die beſonderen Namen, welche die einzelnen führten und bei denen ſie ſtets von uns genannt wurden. Die Thiere aber kannten mich auch und hatten es ſchnell gelernt, daß ich ihnen zu befehlen habe. Ich brauchte nur zu rufen oder zu pfeifen, ſo wußten ſie, was Das zu bedeuten habe.

Unvergeßlich iſt mir die Freude, welche ich empfand, als Barthel zum erſten Male in einem Paare neuer Schuhe einherſtolzirte, für die ich mitgeholfen hatte, das Geld zu verdienen. Das ſchönſte Weihnachtsgeſchenk hätte

mir nicht mehr Freude machen können, und ich konnte es nicht laſſen, meine Geſchwiſter und ſogar meine gute Mutter auf die neuen Schuhe des Barthel aufmerkſam zu machen und mich mit meiner Theilnahme an ihrem Erwerb zu brüſten.

Dadurch hatte ich freilich nur den zweifelhaften Erfolg, daß meine Mutter mich lächelnd fragte, ob ich nicht einmal, wenn der Barthel Schmied würde, an ſeiner Stelle die Ziegen hüten möchte, und daß mein jüngerer Bruder mich von da ab, wenn er böſe über mich war, „Geiſenhirt“ titulirte; allein das konnte mich nicht abhalten, immer und immer wieder zu dem Barthel hinauszugehen. Meine Eltern hielten mich auch durchaus nicht davon zurück, da meine bleiche Geſichtsfarbe ſich zuſehends verlor und die Röthe der Geſundheit, ja eine richtige Wetterbräune ſich auf meinen Wangen ablagerten.

Nur zu ſchnell ging der ſchöne Sommer dahin; der Herbſt kam und färbte die Wälder, und ehe wirs uns verſahen, zog der Winter mit Schnee und Eis ein und nahm von unſeren Bergen Beſitz. Die Ziegen blieben jetzt im Stalle und Barthel bei ſeiner Großmutter zu Hauſe. Wir ſahen uns nun ſeltener, da Barthel meinen Einladungen in unſer Haus nur ausnahmsweiſe folgte, und bei mir die Scheu vor der alten Großmutter immer noch nicht weichen wollte. Faſt nur während der Schulſtunden kamen wir zuſammen.

Aber auch dieſes Zuſammenſein ſollte bald aufhören; denn als der Winter glücklich vorüber war, verließ ich die Dorfſchule und empfing Unterricht von meinem Vater, da ich nach meiner Confirmation, welche über ein Jahr bevorſtand, das Gymnaſium beziehen ſollte. Nur ſelten konnte ich jetzt noch einmal zu dem Barthel hinausgehen, wenn etwa ein Beſuch im Pfarrhauſe eingekehrt war und den Vater beſchäftigte; denn andernfalls hatte ich Vor- und Nachmittags meine feſten Unterrichtsſtunden und bekam auch außer denſelben genug zu thun. Wie beneidete ich faſt den Barthel, der wieder da draußen die ſchönen Frühlings- und Sommertage nach Herzensluſt genießen durfte, während ich über lateiniſchen und franzöſiſchen Aufgaben ſchwitzen mußte! Aber es ging einmal nicht

anders, das ſah ich ſelbſt wol ein, und die im Ganzen ſeltenen Fälle, in denen ich einmal wieder einen ganzen Nachmittag bei dem Barthel und ſeinen Ziegen auf den Bergen zubringen konnte, wurden mir nun zu Quellen eines doppelten Genuſſes.

Kam ich aber weniger zu dem Barthel hinaus, ſo kam ich jetzt deſto öfter zu ihm und ſeiner Großmutter in ihr Stübchen. Denn die letztere war in dieſem Sommer oft bettlägerig und konnte deshalb weder für ſich noch den Barthel kochen. Da wurden denn Beide von meiner guten Mutter geſpeiſt, und wenn auch ſonſt gewöhnlich meine Schweſter verwendet wurde, wo es galt, einem Armen oder Kranken Eſſen zu bringen, ſo war es doch als ſelbſtverſtändlich angenommen, daß zu meinem guten Freunde Barthel Niemand ſonſt das Eſſen trug, als ich. Wie dankbar war da immer die alte Frau! Wie freundlich redete ſie mit mir, und lud mich ſelbſt ein, mitunter Sonntags Nachmittags zu kommen, wo ſie uns dann die Bilder in der Bibel beſehen laſſen und erzählen wolle, ſoviel ſie ſelbſt nur wiſſe. So wich allmählig die frühere Scheu bei mir, und ich brachte manchen Sonntag-Nachmittag, beſonders wenn das Wetter draußen unfreundlich war, in dem behaglichen Stübchen zu. Die Bilder in der großen Bibel kannte ich zwar genau genug, da auch in unſerem Hauſe eine gleiche vorhanden war; allein die hohe Wichtigkeit, welche die alte Frau gerade dieſem Buche beilegte, die Sorgfalt, mit welcher es immer herabgenommen und wieder weggelegt wurde, gaben für mich den wohlbekannten Bildern gewiſſermaßen ein ganz anderes Ausſehen, als ſie es daheim in unſerer Bibel hatten. Und doch war das Buch, gewiß vom häufigen Gebrauche, ſchon ziemlich ſchadhaft und lange nicht mehr ſo wohl erhalten, wie das unſrige. Trotz der Meſſingecken klafften an den Rändern des Deckels die Pergamentblätter, womit derſelbe überzogen war, von einander und ließen das Holz ſehen, das unter dem Pergamente lag. Ich begriff jetzt, warum die Großmutter nicht anders als in ihrem Beiſein das Buch zum Bilderbeſehen hergeben wollte; denn ein unvorſichtiges Hin- und Herrutſchen des ſchweren

Buches oder gar ein Fall desselben auf die Erde hätte den ganzen Deckel können zu Schanden machen.

Mehr noch als die Bibel interessirten mich aber die Erzählungen der alten Frau. Den Inhalt vieler derselben kannte ich zwar schon durch den Barthel, aber so wie die Großmutter verstand er doch das Erzählen lange nicht. Besonders wenn sie Selbsterlebtes mittheilte, und sich dabei so recht in ihre Erinnerungen vertiefte, floß es ihr nur so von den Lippen und man merkte sogleich, daß ihr die Worte aus dem tiefsten Herzen kamen. Von ihren eigenen Familienschicksalen, die sie in ihre jetzige traurige Lage gebracht hatten, erzählte sie jedoch nie, und besonders der Name des Kumphofes und seiner Bewohner kam nie über ihre Lippen. Nur manchmal, wenn sie von ihrem verstorbenen Gatten irgend Etwas erzählt hatte, schloß sie mit dem Seufzer: „Ach, er war ein guter Mann; er war zu gut, und das war sein Unglück.“ Ich wußte dann sogleich, daß sie dabei an die Bürgschaft dachte, die ihr Mann übernommen und für die er bei dem alten Kumphöfer das Geld hatte leihen müssen, dessen doppelte Bezahlung die Familie ins Unglück gestürzt hatte.

Gegen Ende des Sommers gab es ein paar sehr schwere Tage für den Barthel und seine Großmutter. Weil nämlich jetzt wegen der zeitweiligen Bettlägerigkeit der alten Frau die Ziegen nur nach der Schulzeit von dem Barthel konnten ausgetrieben werden, hatte der Kumphöfer bei dem Gemeinderathe beantragt, daß ein anderer Ziegenhirt bestellt würde. Ob es wirklich die Rücksicht auf das Interesse der Ziegenbesitzer war, was ihn dazu bewog, oder ob es nur der unversöhnliche Haß gegen die alte Frau war, welche ihm damals beinahe den Schuldschein abgeschworen hätte, konnte Niemand wissen; es waren jedoch nur erst ganz vereinzelte Klagen über die mangelhafte Hut der Ziegen im Dorfe laut geworden, sodaß wenigstens jetzt noch kein gegründeter Anlaß zu dem Antrage des Kumphöfers vorlag. Zur großen Beruhigung des Barthel und seiner Großmutter fiel jedoch auch dieser feindselige Antrag des Kumphöfers im Gemeinderathe durch; denn mein Vater hatte bei den einzelnen Mitgliedern des Gemeinderaths warm für die alte Frau ge-

ſprochen und zugeſagt, daß er den Barthel in dieſem Sommer und Herbſte zweimal in der Woche vom Schulunterrichte befreien werde, da derſelbe doch der Oberſte und Beſte in der Schule ſei, und wenn er nächſte Pfingſten confirmirt und der Schule entlaſſen ſei, könne er ja das Hüten der Ziegen ganz übernehmen.

Freilich war das Letztere weder der Wunſch Barthels, noch ſeiner Großmutter. Denn wie es des Knaben ſehnliches Verlangen war, einmal das ſchöne Schmiedewerkzeug, das er als einziges Erbtheil beſaß, gebrauchen zu lernen, ſo war es auch der Lieblingsgedanke der alten Frau, ihren Enkel in die Fußtapfen des Vaters und Großvaters treten und ihn einen tüchtigen Schmied werden zu laſſen. Sie war nämlich von Hauſe aus ebenfalls eine Schmiedstochter und alſo bei dem Handwerke groß geworden. Ihre ſchönſten, liebſten Erinnerungen waren mit demſelben verknüpft; denn ihr Mann war als Wanderburſche in die väterliche Schmiede gekommen und hatte ſich mit der Zufriedenheit des Meiſters auch Herz und Hand des ſchönen Töchterleins und, da dieſes das einzige Kind des Hauſes war, den Beſitz der Schmiede errungen.

„Aber wo ſoll das Lehrgeld herkommen?“ fragte ſich mit Kummer die alte Frau, ſo oft ſie an Barthels Zukunft dachte, und der Wunſch, daß er das Schmiedehandwerk lernen möge, mit nicht zu unterdrückender Macht ſich wieder in ihr regte.

Barthel aber, wenn er an den auch von ihm gewünſchten Lebensberuf dachte, fragte ſich nicht weniger bekümmert: „Wie kann ich denn die alte Frau verlaſſen, drei, vier Jahre in die Lehre und dann noch auf die Wanderſchaft gehen? Wer ſoll ſie dann pflegen und das Brod für ſie verdienen?“

Und die Frage des Barthel ſchien die wichtigſte und zunächſtliegende zu ſein. Denn immer häufiger kamen jetzt im Spätſommer die Tage, an welchen die Großmutter vor Schwäche und Kälte in allen Gliedern nicht aus dem Bette konnte; ja als der Herbſt da war, wurde ſie ernſtlich krank, und der Armenarzt, der gerufen worden war, zuckte über ihren Zuſtand bedenklich die Achſeln. Was das für ein Jammer bei dem armen Barthel war,

der ja, wenn ihm die Großmutter ſtarb, mutterſeelenallein in der Welt daſtand! Wer ihn mit ſeinem bekümmerten Geſichte erblickte, mußte nothwendig Mitleid mit ihm haben. Und jetzt, wo wirkliche, unzweifelhafte Noth eingetreten war, wurde auch das Mitleid thatkräftig. Von allen Seiten wurden Lebensmittel zugetragen, und an Krankenſuppen war oft ſo reichlicher Vorrath vorhanden, daß die alte Frau, auch wenn ſie kerngeſund geweſen wäre und den kräftigſten Appetit gehabt hätte, nicht im Stande geweſen wäre, dieſelben in zwei oder drei Tagen aufzuzehren. Es iſt dies ja eine Erfahrung, die ſich vielfach beſtätigt, daß das Mitleid der Landleute nicht leicht ſo weit zu erregen iſt, daß ſie ſich raſch zur helfenden That entſchließen. Jeder meint, es könne ihm falſch gedeutet, es könnten ihm falſche Beweggründe untergeſchoben werden, wenn er zur Hilfe der Erſte wäre. So wartet Einer auf den Andern und will erſt zuſehen, was der Nachbar thun werde, will den vorangehen laſſen. Iſt aber über dieſem Zuwarten die Noth auf's Höchſte geſtiegen, ſodaß ſich endlich doch Einer nicht enthalten kann, der Erſte zu werden, der hilft, ſo bricht das Mitleid los wie ein aufgeſtauter Bach, dem plötzlich die Schleuſe aufgezogen worden iſt, und was man durch das Zuwarten verſäumte, ſoll durch die Fülle wieder gut gemacht werden.

Auch das Bärbelchen vom Kloſterhofe war unter denen, welche Hilfe brachten. Denn der Kloſterbauer, wenn er ſich auch ſonſt ſo viel als möglich von den Dorfbewohnern zurückhielt, wäre doch zu ſtolz geweſen, dahinten zu bleiben, wo, wie hier, das ganze Dorf bemüht war, der Noth im Wittwenſtübchen abzuhelfen. Er hatte die Magd mit dem wohlgefüllten Korbe fortſchicken wollen; aber das Bärbelchen ließ ſich's nicht nehmen, ſelbſt die Ueberbringerin zu ſein.

Barthel ſtand gerade mit mir unter der Thür des Häuschens, als Bärbelchen kam; denn der Doctor war oben bei der Großmutter und hatte ihn hinausgeſchickt; ich aber hatte von meinen Eltern Auftrag, den Doctor auch in unſer Haus zu beſtellen, da mein Bruder nicht ganz wohl war. Wir plauderten mit einander über den

Zuſtand der Leidenden, der in der letzten Nacht nicht beſonders geweſen war, und Barthel floſſen, als er mir das mittheilte, die hellen Thränen aus den Augen.

„Ach, Du armer Barthel,“ ſagte Bärbelchen mit vor Rührung zitternder Stimme, „wie geht es denn Deiner Großmutter?“ —

„Ach, ich glaube, ſie ſtirbt mir auch,“ antwortete Barthel unter lautem Schluchzen, „und dann habe ich gar Niemanden mehr auf der Welt, der ſich um mich kümmert.“

Jetzt ſchoſſen auch Bärbelchen die Thränen in die Augen. Sie reichte dem Barthel die Hand, weil ſie offenbar Nichts reden konnte, und weinte eine Weile mit ihm. Dann eilte ſie ſchnell die Treppe hinauf, ſtellte ihren Korb neben die Thüre und ſah durch eine Ritze

derſelben in das Krankenſtübchen hinein. Da mußte ſie denn gehört haben, daß der Doctor der Kranken Hoffnung auf baldige Geneſung machte. Denn wie im Sturme flog ſie die ſteile, leiterartige Treppe herunter, legte dem immer noch weinenden Barthel die Hand auf die Schulter und ſagte mit heller, freudiger Stimme:

„Sei ſtille, Barthel, und weine nicht mehr; Deine Großmutter wird wieder geſund. Der Doctor hat's ihr eben geſagt, und der liebe Gott wird's ja wahr werden laſſen."

Barthel fuhr herum, als hätte er eine Engelsſtimme gehört.

„Iſt's wirklich wahr?" fragte er mit leuchtenden Augen, in denen noch die Thränen glänzten.

„Freilich!" nickte Bärbelchen und man ſah auch ihr die helle Freude aus den Augen leuchten. „Geh' nur jetzt hinauf und leere den Korb neben der Thüre aus; ich komme ihn heute Abend wieder holen."

Damit huſchte ſie fort den Bachpfad hinunter.

Und es war wirklich ſo, wie Bärbelchen gemeldet hatte. In der Nacht hatte die Krankheit der alten Frau die entſcheidende Wendung genommen, und nicht, wie Barthel gemeint hatte, zum Schlimmeren, ſondern zum Beſſeren. Der Doctor befahl Barthel noch an, daß er jetzt die Kranke einige Zeit ſollte ruhen laſſen; wenn ſie dann wach würde und Eſſen verlangte, dürfe er ihr geben, was er wolle und was er habe; die Gefahr ſei vorüber.

„Ach, Herr Doctor, iſt's denn wirklich wahr?" fragte Barthel mehr aus überquellender Freude, als weil er an dem Worte des Arztes gezweifelt hätte.

„Na, ich werd's doch wol wiſſen," antwortete lächelnd der Doctor. „Sei nur hübſch aufmerkſam auf Deine Großmutter und pflege ſie gut; dann wird ſie, ſo Gott will, bald wieder geſund werden."

„Ach, Herr Doctor," rief Barthel, „wie dank' ich Ihnen für dieſe Nachricht! Ich konnt's beinahe nicht mehr aushalten vor Angſt."

„Dank's dem lieben Gott, Junge!" ſagte weich der

Doctor, der, eine ziemlich ſeltene Ausnahme unter ſeinen Standesgenoſſen, ein frommer, chriſtlicher Mann war. „Dank's dem lieben Gott! Der hat mehr dabei gethan, als ich.“

Und der liebe Gott half auch weiter. Die Großmutter wurde wieder ganz geſund, und die beſſeren Nahrungsmittel, die ihr auch dann noch zugetragen wurden, als ſie wieder außer Bette ſein konnte, hoben die geſunkenen Lebenskräfte ſo weit, daß der Winter für ſie ein leidliches Wohlſein brachte, und ihr geſtattete, durch Stricken und Spinnen für andere Leute ihren Unterhalt zu verdienen. Es würde freilich damit nicht ganz gereicht haben, wenn der fleißige Barthel nicht mit Beſenbinden und Korbflechten einen hübſchen Zuſchuß geliefert hätte.

Am Längſten unter allen Dorfbewohnern hielt das Kloſterbärbelchen damit aus, der alten Frau Eſſen zuzutragen, und da dieſe ſah, mit welcher Freude das liebe Kind jedesmal ihren Korb auf den Tiſch ſtellte und auspackte, ſo ließ ſie es ruhig geſchehen, nachdem ſie den übrigen Gebern ſchon längſt für ihre Güte gedankt und eine Fortſetzung derſelben für nicht mehr nothwendig erklärt hatte.

Das Bärbelchen hatte ſich offenbar nicht ſowol durch die Gaben, die es brachte, als durch ſein freundliches, liebliches Weſen das Herz der alten Frau gewonnen. Es war ihm nämlich nicht genug, dieſer das Eſſen zu bringen, nein, es trat auch jedesmal an das Bett der Kranken heran, erkundigte ſich theilnahmsvoll nach ihrem Befinden, ſchüttelte ihr die Kiſſen auf und ſuchte ſie ſo bequem wie möglich zu legen. Ja, als die Zeit der Bettlägerigkeit vorüber war, und die Großmutter in dem Lehnſtuhle ſaß, welchen ich ihr auf des Vaters Geheiß hatte hinübertragen müſſen, wie oft geſchah es da, daß das Bärbelchen, wenn es kam, um Eſſen zu bringen, oder den leeren Korb abzuholen, an das Bett der alten Frau ging, welches Barthel ſchon, ſo gut er es konnte, gemacht hatte, und Alles wieder auseinander riß mit den Worten:

„Das iſt doch einmal wieder rechte Bubenarbeit! Der Barthel meint's gewiß gut, aber verſteht es doch nicht, wie man gehörig ein Bett macht!“

Dann aber machte es ſelber ſo flink und nett das Bette zurecht und ſtrich Alles ſo hübſch glatt und fein, daß die alte Großmutter ihm mit wahrem Wohlgefallen zuſah.

Was war natürlicher, als daß Bärbelchen die Einladung empfing, recht oft zu kommen, und daß ſie dann auch ziemlich häufig im Bunde die Dritte war, wenn wir am Sonntag-Nachmittage die Bilder in der Bibel beſahen, oder den Erzählungen der Großmutter lauſchten, als dieſelbe wieder kräftig genug war, uns in alter Weiſe zu erzählen. Ohnehin ſtand das Bärbelchen zu dem Barthel in einer gewiſſen näheren Beziehung.

Wie nämlich der Barthel in der Schule der oberſte unter den Knaben war, ſo hatte das Bärbelchen denſelben Ehrenplatz unter den Mädchen. Nun war es aber althergebrachte Sitte im Dorfe, daß die Knaben und Mädchen, welche mit einander confirmirt wurden, ſich am Tage der Confirmation gegenſeitig beſchenkten, und zwar in der Reihenfolge, wie ſie in der Schule und alſo auch im Confirmanden-Unterrichte ihre Plätze hatten. Die Knaben ließen für die Mädchen, welche mit ihnen den gleichen Platz hatten, oder wie der Ausdruck lautete, ihr „Gegenpart“ waren, einen großen Roſinenbrehel backen, während die Mädchen dafür einen großen Blumenſtrauß gaben, der mit einem breiten, ſeidenen Bande umwunden war. Der Barthel war alſo der „Gegenpart“ des Bärbelchens. Ob das dem ſtolzen Kloſterbauer ganz nach ſeinem Sinne

war? Aber was wollte er machen? Die uralte, geheiligte Dorfsitte konnte er einmal nicht umstoßen. Es mußte ihm genug sein, daß seine Tochter den ersten Platz unter den Mädchen einnahm, während der Sohn des Ortsvorstehers, der edle Kumpheiner, so ziemlich der Letzte unter der Bubenschar war und noch dazu auch ein Mädchen aus geringer Familie zu seinem Gegenpart hatte. Ueberdies war es einmal nahe daran, daß der Kumpheiner ganz aus dem Confirmanden-Unterrichte fortgewiesen und mit seiner Confirmation um ein Jahr zurückgestellt werden sollte. Denn während der ganzen Zeit des vorbereitenden Unterrichtes, den mein guter Vater doch so eindringlich zu geben verstand, und bei dem er sich so treu bemühte, die Wahrheiten des Evangeliums nicht blos unseren Köpfen, sondern auch unseren Herzen nahe zu bringen, blieb der Kumpheiner nach wie vor der böse Bube, der die schwächeren Kinder in jeder Weise zu mißhandeln oder doch in seiner rohen Art zu necken suchte. Mein Vater hatte ihm verschiedene Male deshalb gehörig den Text gelesen, auch allerlei Strafen ertheilt. Aber es wollte nicht besser werden, bis endlich mein Vater den alten Kumphöfer zu sich kommen ließ und ihm auf das Entschiedenste erklärte, sein Söhnchen würde, wenn es von jetzt ab nicht anders mit ihm würde, von der Confirmation zurückgewiesen werden. Das half; denn solch einen Schimpf wollte doch der Kumphöfer nicht erleben, und hielt deshalb seinem Heinerchen die Stange etwas höher.

So ging der Winter hin, und das Frühjahr kam herbei, für Freund Barthel, der jetzt häufig von der Nachmittagsschule entbunden wurde, da seine Großmutter sich noch immer etwas schonen mußte, eine glückliche Zeit, da er wieder die herrlichen Frühlingstage draußen in der schönen Natur zubringen konnte, für mich aber eine harte Zeit, da ich, um zum Herbste auf das Gymnasium kommen zu können, gehörig studiren mußte und höchstens gegen Abend auf ein Stündchen zum Barthel gehen konnte, wenn er bald heimtrieb.

Mit schnellen Schritten ging es nun auch dem Confirmationstage zu, dem sowol Barthel, wie ich, mit hei-

liger Scheu entgegensahen, da wir die hohe Bedeutung desselben wol verstehen gelernt hatten. Unsere Gespräche drehten sich jetzt, wenn wir zusammen waren, sehr häufig um diesen Tag, und noch ehe wir unser Gelöbniß am Altare abgelegt hatten, gelobten wir uns gegenseitig in einer Stunde der Begeisterung, nicht blos unser Leben lang gute Freunde bleiben, sondern auch rechtschaffene, tüchtige Menschen und Christen werden zu wollen. Die gute fromme Großmutter Barthels wußte uns auch den hohen Ernst des Confirmationstages recht eindringlich zu machen, und je näher es demselben zuging, desto öfter las sie uns, wenn wir in ihrem Stübchen Sonntags Nachmittags beisammen saßen, aus der alten Bibel vor, statt uns die Bilder darin besehen zu lassen und redete dann über das liebe Gotteswort so einfach und herzlich und so recht aus den Erfahrungen eines schwergeprüften Lebens heraus, daß mir diese Stunden noch heute in der Erinnerung sind.

Da ich nicht mehr in die Schule ging, so hatte ich auch im Confirmanden-Unterrichte keinen bestimmten Platz wie die Andern und ebensowenig einen „Gegenpart", zumal da die Zahl der Knaben und Mädchen aus dem Dorfe gleich war. Ich hatte mich auf den ausdrücklichen Wunsch meines Vaters ganz unten angesetzt. Um mich jedoch von der althergebrachten Sitte nicht ganz auszuschließen und zugleich dem Barthel zu einem Rosinenbretzel zu verhelfen, wie er seines Gegenpartes, des Bärbelchens, würdig war, und wie er selbst sich ihn doch schwerlich würde haben beschaffen können, machte ich meiner Mutter den Vorschlag, ich wollte mich an dem Bretzel des Barthel betheiligen, und bat sie, uns selbst einen recht schönen großen Bretzel zu backen. Dies geschah denn auch, als die Zeit herbeigekommen war, und mit großem Stolze trugen wir das wohlgelungene Kunstwerk der Mutter zusammen nach dem Klosterhofe, wo uns denn das Bärbelchen, die schon Wind von der Sache hatte, statt Eines zwei große, schöne Blumensträuße schenkte, die sich in ihrer Art nicht weniger konnten sehen lassen, wie unser Bretzel. Dem Klosterbauer war es aber offenbar eine große Befriedigung, daß ich der Cumpan

des Ziegenbarthel geworden war; denn er richtete einige freundliche Worte an uns, was ſonſt nicht leicht Jemanden geſchah.

Der Tag der Confirmation, ſo tief er auch uns Alle mit wenigen Ausnahmen bewegte, war für den armen Barthel ein beſonders ſchwerer; denn während alle anderen Kinder von ihren Eltern nach dem Schulhauſe geleitet wurden, von welchem aus der feierliche Zug nach der Kirche ging, mußte er allein ohne jegliche Begleitung kommen, weil ſeine Großmutter wieder an einer heftigen Erkältung zu Bette liegen mußte. Die Thränen ſtanden ihm ſchon in den Augen, als wir uns im Schulhauſe verſammelten und verließen ihn auch während der ganzen Feier nicht. Auch das Bärbelchen kam mit verweinten Augen; denn mehr als je mochte es heute das Fehlen der Mutter fühlen, da ihm der kalte, verſchloſſene Vater trotz der ſichtbaren Weichheit, die er heute in ſeinem ganzen Benehmen kund gab, das nicht erſetzen konnte, was ihm das warme, zartfühlende Mutterherz an dieſem Tage geweſen ſein würde.

Es war in Rintelheim Gebrauch, daß der Pfarrer am Nachmittage des Confirmationstages, wenn der Gottesdienſt vorüber war, mit den Neuconfirmirten einen gemeinſchaftlichen Spaziergang machte. Auch diesmal geſchah dieſes; aber kaum waren wir eine Viertelſtunde von dem Dorfe entfernt, da zog ein ſchweres Gewitter am Himmel auf und nöthigte zu ſchleuniger Rückkehr.

Barthel bat mich auf dem Heimwege, ich möge doch noch ein wenig mit ihm zur Großmutter gehen, die heute ſo gar traurig ſei, und mein Vater, welcher wol wußte, daß mir dort die heiligen Eindrücke des Confirmationstages eher verſtärkt, als verwiſcht werden würden, geſtattete es gerne. Wir fanden die alte Frau in Thränen; ſie mochte wol, während ſie alleine war, den heute in beſonders ſtarkem Maße auf ſie einſtürmenden Erinnerungen Gehör gegeben haben. Sie ſprach nur wenig, gab uns aber die Erlaubniß, die alte Bibel herunterzuholen, aus der ich ihr dann auf ihren ausdrücklichen Wunſch den 23. Pſalm vorleſen mußte. Nachdem ich dies gethan,

drehte sie sich im Bette um mit dem Gesichte nach der Wand zu und überließ uns uns selbst.

Wir hatten schon eine Weile schweigend die Bilder in der Bibel besehen, auch hier und da eine Stelle gelesen, da wurde leise die Thüre aufgemacht und Bärbelchen trat herein, offenbar etwas bestürzt darüber, uns hier zu finden. Da das Gewitter sich verzogen hatte und der gefürchtete Regen nicht eintrat, mochte sie nämlich gedacht haben, wir hätten den verunglückten Spaziergang doch noch gemacht, ohne daß sie drüben auf dem abgelegenen Klosterhofe etwas davon gehört hätte, und was sie jetzt hier bei Barthels Großmutter suchte, konnte man sich leicht denken. Sie suchte das Mutterherz, das ihr daheim fehlte.

Die Kranke hatte jedenfalls den leisen Eintritt Bärbelchens überhört; denn sie blieb ruhig liegen und sah sich nicht einmal um.

Bärbelchen trat zu uns, um mit in die Bibel einzusehen. Um ihr dies möglich zu machen, hob Barthel das schwere Buch mit der einen Hand in die Höhe und schob es nach der Tischecke zu, an welcher Bärbelchen stand. Plötzlich aber entglitt es seinen Händen und fiel mit einem Schlage, der das ganze Stübchen erzittern machte, zu Boden.

Entsetzt fuhr die Kranke herum, und als sie sah, was geschehen war, rief sie:

„Ach, meine Bibel, meine arme Bibel!“

Es war aber auch wol Urſache zum Bedauern für Jemanden, der das alte Buch ſo lieb hatte, wie die Großmutter. Denn der eine Holzdeckel, deſſen Ecke auf den Boden aufgefallen, und von dem das ohnehin ſchon zerriſſene Pergament jetzt ganz abgeſprungen war, hatte einen ſo gewaltigen Sprung erlitten, daß die beiden Stücke nur noch durch einige Holzfäſerchen zuſammengehalten waren. Auch der Rücken des Buches war durch die Wucht des Falles zerriſſen, ſodaß die Blätter nur noch ganz loſe zuſammenhingen.

Wir mußten der Kranken das beſchädigte Buch auf ihr Bett legen, und als wir ſahen, daß ihr die hellen Thränen über die durchfurchten Wangen liefen, löſte ſich auch bei uns der anfängliche Schrecken in lautes Weinen auf.

„Gerechter Gott!“ rief mit Einem Male die Großmutter laut, „was iſt das?“

Sie hatte, als wir verwundert und erſchreckt auf ſie hinſchauten, ein vergilbtes Blatt Papier in Händen, auf welches ſie mit weit aufgeriſſenen Augen hinſtarrte.

„Karl!“ rief ſie mir zu, „komm' einmal her und lies, was auf dieſem Papiere ſteht; ich traue meinen Augen nicht recht.“

Ich las laut, was auf dem Papier ſtand. Es war eine vor zehn Jahren ausgeſtellte Quittung über dreihundert Thaler nebſt den völligen Zinſen, welche Johann Burkard — ſo hieß Barthels Großvater — baar und richtig zurückbezahlt habe. Unterzeichnet war: „Peter Schneider“, der verſtorbene Vater des Kumphöfers.

„Gerechter Gott!“ rief die Kranke zitternd vor Schrecken und Freude, „ſo kommt doch noch Alles an's Licht!“

„Seht,“ zeigte ſie uns dann, „hier zwiſchen dem Deckel der Bibel und ſeinem Umſchlag ſtak dieſes Papier. Mein guter Mann hat es oben, wo das Pergament ſchon längſt zerriſſen war, hineingeſchoben, um es recht ſicher aufzubewahren, hat aber nachher das ſichere Plätzchen vergeſſen, und vergebens das ganze Haus nach dieſem Papiere durchſucht.“

„Ach, du kleiner Zettel,“ fuhr ſie dann wie im

Selbſtgeſpräch fort, „wieviel Jammer und Elend hängt an dir! — doch ich will nicht klagen, der Herr hat's ſo zugelaſſen und wird ja wol ſeine weiſe heilſame Abſichten dabei gehabt haben."

„Karl," bat ſie mich dann, „lauf' doch einmal ſchnell zu Deinem Vater und bitte ihn, daß er einen Augenblick zu mir herüberkommt. Ich muß ihn nothwendig ſprechen."

Ich eilte, was ich konnte, und da ich die Geſchichte mit der Quittung kannte, ſtürzte ich mit der Freudenbotſchaft in das Zimmer meines Vaters:

„Die Quittung iſt da! Die Quittung iſt da!"

„Welche Quittung?" fragte mein Vater erſtaunt.

„Die Quittung der Großmutter!" entgegnete ich ſo hoch erfreut, als hätte es ſich um meine eigene Großmutter gehandelt. „Die Quittung vom alten Kumphöfer," fügte ich dann erklärend hinzu, als mich der Vater noch immer nicht verſtehen wollte. „Du ſollſt doch ſo gut ſein, lieber Vater, und ſogleich einmal zu Barthels Großmutter kommen."

„Ah, nun verſtehe ich endlich," ſagte mein Vater, war aber auch ſichtlich erfreut von der Botſchaft; denn er folgte mir ſogleich.

Ich will's kurz machen und nur erzählen, daß mein Vater ſogleich mit der Quittung nach dem Kumphofe ging, um mit dem Andreas Schneider zu ſprechen. Er fand ihn, wie er uns nachher erzählte, bleich in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen; denn das Bärbelchen hatte ſchon über dem Heimwege hie und da erzählt, was geſchehen war, und wie auf Windesflügeln war das Gerücht auch zum Kumphofe gedrungen.

Als mein Vater die Quittung vorzeigte, wollte der Kumphöfer anfangs Winkelzüge machen, ſprach von Lumpenpack, das nicht zu gut wäre, ſich falſche Quittungen machen zu laſſen, um ehrliche Leute um ihr Geld zu bringen, und wollte die Quittung nicht anerkennen. Als ihn nun aber mein Vater veranlaßte, Schriftzüge von der Hand ſeines Vaters herbeizubringen, und ein ſorgfältiger Vergleich die Aechtheit der Quittung unzweifelhaft herausſtellte, da wurde der Kumphöfer kleinlaut.

„Wenn Sie die Sache vor Gericht entſcheiden laſſen

wollen," ſagte mein Vater zu ihm, „ſo werden Sie nicht blos verurtheilt, die Capitalſumme zurückzubezahlen, ſon-

dern auch von zehn Jahren den Zinseszins, welcher ein tüchtiges Sümmchen beträgt, und die Gerichtskoſten haben Sie noch obendrein zu bezahlen. Wenn Sie aber bereit ſind, ſich gütlich mit der Wittwe Burkard zu einigen, ſo habe ich Ihnen in deren Namen einen Vergleich anzubieten. Sie bezahlen der Wittwe Burkard fünfzig Thaler baar ſogleich, damit ſie ſich eine beſſere Wohnung miethen und, was ihr die Hauptſache iſt, den Barthel zu einem Schmied in die Lehre geben kann. Statt Zinseszins werden Ihnen nur die einfachen Zinſen von zehn Jahren berechnet, ſodaß nach Abzug der fünfzig Thaler noch vierhundert Thaler Reſt bleiben, nämlich dreihundert Thaler Capital und hundert Thaler Zinſen. Dieſe Summen laſſen

Sie hypothekarisch auf Ihr Gut eintragen und bezahlen dann der Wittwe Burkard regelmäßig alle Jahre die Zinsen, und zwar durch mich. Es wird jedoch vorbehalten, daß Sie auch, wenn allenfalls länger andauernde Krankheit bei der alten Frau eintreten sollte, nach Bedürfniß etwas von dem Capitale herausgeben. Ist Ihnen dies recht?"

Der Kumphöfer hätte nicht so klug sein müssen, als er war, wenn er nicht das Vortheilhafte dieses Antrags sofort begriffen hätte. Daß er vor Gericht gegen die Quittung nicht aufkommen könne, mußte ihm klar einleuchten, und ebenso wenig konnte er daran zweifeln, daß mein Vater im Interesse der alten Frau die Sache beim Gerichte anhängig machen werde, wenn er sich weigere, gutwillig zu bezahlen. Nun sind aber vierhundert Thaler auch für den reichsten Bauersmann ein Capital, das er selten vorräthig hat, weil sein Bestreben dahin geht, zurückgelegtes Geld sogleich wieder in liegenden Gütern anzulegen. Er muß, wenn er eine solche Summe flüssig machen soll, entweder borgen gehen oder einen Theil seiner Aecker verkaufen, zwei Wege, von denen er den einen so ungern einschlägt wie den andern. Bei dem Vorschlage meines Vaters brauchte der Kumphöfer keinen derselben zu betreten, und die zwanzig Thaler jährlicher Zinsen konnten ihn nicht drücken. Eins nur wollte ihm nicht in den Sinn, daß er die vierhundert Thaler durch eine Hypothek auf sein Gut sicher stellen sollte.

„Meinetwegen!" brummte er ärgerlich zu der Schlußfrage meines Vaters, „aber eine Hypothek mache ich auf keinen Fall. Eine Handschrift von mir ist für das alte Weib so gut wie eine Hypothek."

„Thut mir leid," antwortete mein Vater, „daß ich von der Hypothek nicht abgehen kann; aber wie es mit Handschriften gehen kann, hat die Wittwe Burkard zu ihrem großen Nachtheile erfahren. Sie werden sich wohl oder übel dazu verstehen müssen, das Capital hypothekarisch sicher zu stellen."

Der Kumphöfer wollte nun wieder anfangen, mit „Lumpenpack" und „Bettelvolk" um sich zu werfen; aber mein Vater verwies ihm das auf's Ernstlichste und er-

innerte ihn daran, woher die Armuth der Wittwe Burkard gekommen sei. Da gab sich der Kumphöfer endlich, vielleicht weil sein eigenes Gewissen zu dem Liede, das ihm mein Vater vorsang, die zweite Stimme mitbrummte, und willigte in Alles ein.

Bei Barthel und seiner Großmutter war jetzt große Freude eingekehrt nach all dem Leide und all den Sorgen, mit denen sie bisher aufgestanden waren und sich niedergelegt hatten. Dem Gedanken, daß Barthel das Schmiedehandwerk erlernen sollte, stand nun kein Hinderniß mehr im Wege, und mein Vater vermittelte gerne seine Aufnahme bei einem tüchtigen Schmiedemeister in der drei Stunden entfernten Stadt, welcher ihn nach vier Wochen gegen mäßiges Lehrgeld in die Lehre nehmen wollte. Die alte Frau wurde bei einem ordentlichen Bauer des Dorfes untergebracht, der sie für die zwanzig Thaler Zinsen, die der Kumphöfer jährlich zu zahlen hatte, zu verpflegen versprach, wenn sie sich bei ihm in der Haushaltung und bei der Wartung der kleinen Kinder nach Kräften nützlich machen wollte.

Das Hüten der Ziegen hörte natürlich ganz auf.

So kam denn allmählig der Tag herbei, an welchem Barthel nach der Stadt wandern sollte, um als Schmiedelehrling dort einzutreten. Mir that das Scheiden von ihm sehr leid; denn wenn wir auch in der letzten Zeit nicht mehr so oft wie früher zusammengewesen waren, so hatte sich deshalb doch das Freundschaftsband zwischen uns keineswegs gelockert; durch die gemeinsame Confirmation, durch den Antheil, welchen mein Vater an ihren Verhältnissen genommen hatte, waren wir uns innerlich noch eher näher gekommen. Und da ich, seitdem ich die Schule verlassen und bei meinem Vater das Lernen fortgesetzt hatte, mit den übrigen Dorfbuben fast in gar keine Berührung mehr gekommen war, so wird's der geneigte Leser natürlich finden, daß die Freundschaftsgefühle, welche gerade in diesem Lebensalter sich so reichlich zu entfalten beginnen, ihre alleinige Richtung auf den Barthel nahmen. Der Gedanke, das Elternhaus bald selbst verlassen und unter fremde Leute gehen zu müssen, verlor durch das Scheiden des Barthel viel von seinem Schmerzlichen für mich.

Am Tage, bevor er das Dorf verließ, kam Barthel in unſer Haus, um Abſchied zu nehmen. Er war ſo weich geſtimmt, daß ihm das Weinen nahe war, und mir ſelbſt ging es nicht viel anders. Etwas ſchüchtern langte er unter ſeiner Jacke ein paar niedlich geflochtene Körbchen hervor, die er meiner Mutter und meiner Schweſter zum Andenken geflochten hatte, und die von Beiden mit herzlichem Danke angenommen wurden. Mir war es dabei nicht entgangen, daß er noch ein anderes Körbchen unter der Jacke verborgen hielt, welches nach dem flüchtigen Blick, den ich darauf hatte werfen können, noch weit zierlicher war als die verſchenkten.

Die Meinigen alle entließen Barthel mit den aufrichtigſten Segenswünſchen, und mein Vater verſprach ihm noch ganz beſonders, daß er auf die Großmutter und ihr Wohlergehen ein ſorgſames Auge haben wolle.

Als ich mit dem Barthel vor der Hausthüre war, zog er das verborgene Körbchen hervor und bat mich:

„Gib Du das, wenn ich morgen fort bin, dem Kloſterbärbelchen; ſie iſt immer ſo freundlich gegen mich geweſen, daß ich ihr auch gerne meinen Dank beweiſen möchte, aber ich habe den Muth nicht, ihr das Körbchen ſelbſt zu bringen.“

Es war ein überaus niedliches flaches Körbchen, von geſchälten und verſchieden gefärbten feinen Weiden kunſtvoll geflochten, ſodaß ein gelernter Korbmacher ſich kaum ſeiner zu ſchämen gehabt hätte. Als ich's am andern Abende dem Bärbelchen mit einem ſchönen Gruße vom Barthel übergab, ſtanden dem Mädchen die hellen Thränen in den Augen, und das ſchöne Körbchen bewundernd, ſagte ſie nur:

„Der gute Barthel!“

Ich ſelbſt hatte den letzten Abſchied von Barthel auf den andern Morgen verſchoben, weil ich ihm da auf ſeiner Wanderung nach der Stadt noch eine Strecke das Geleite geben wollte. Ich erwartete ihn an ſeiner Thüre, als die beſtimmte Stunde erſchienen war; denn ich wollte den Abſchied von ſeiner Großmutter nicht durch meine Gegenwart ſtören, obſchon ich kaum glaube, daß dieſelbe eine Störung geweſen wäre.

Mit roth verweinten Augen kam endlich Barthel herunter und war ſo bewegt, daß er auf meinen Morgengruß nur mit einem Kopfnicken antworten konnte.

Aber, wie es ja bei der Jugend gewöhnlich geht, vor einem freundlichen Sommertage, wie er uns heute umlachte, hielt die Bewegung nicht lange Stand, und das tiefe Schweigen, in welchem wir anfangs nebeneinander dahingeſchritten waren, löſte ſich bald in ein vertrauliches Geplauder auf. Unſer Weg führte an den Felſen vorbei, auf welchen wir ſo manchmal miteinander geſtanden und geſeſſen, geſchwatzt und geſungen hatten, und durch den Wald, in welchem wir ſo ziemlich jede Hecke kannten. Da kamen die Erinnerungen zu Hauf über uns, und wir hatten uns ſchnell in die entſchwundene ſchöne Zeit ſo tief hineingeplaudert, daß wir unverſehens an der Stelle waren, bis wohin ich Erlaubniß hatte, den Barthel zu begleiten.

Das Verſprechen meinerſeits, den Barthel noch einmal in der Stadt beſuchen zu wollen, ehe ich im Herbſte auf das Gymnaſium ging, half uns Beiden über das Schwere des Abſchiedes hinweg. Ohne viele Worte ſchüttelten wir uns herzlich die Hände und ſagten uns Lebewohl.

Als ich aber eine Strecke zurückgegangen war und mich noch einmal nach dem Barthel umſchauen wollte, da brachen mir, wie ich ihn nicht mehr ſah, unaufhaltſam die Thränen hervor. Ich fühlte nur zu klar, daß der ſchönſte Abſchnitt meines Lebens hinter mir lag: das reine, ſonnige Kindheitsparadies.

II. Zwanzig Jahre ſpäter.

Ja, ſo lange war es her, daß mein Fuß das freundliche Rintelheim nicht mehr betreten hatte. Denn noch in demſelben Herbſte, der mich auf das Gymnaſium brachte, war mein Vater von Rintelheim auf eine ziemlich weit entfernte Stelle verſetzt worden und dort leider ſchon nach wenigen Jahren geſtorben. Der Ernſt des Lebens war ſchwer an mich herangetreten, und ein prü-

jungsreiches, von mancherlei Sorgen umlagertes Jünglingsalter war auf die frohe, sonnige Kindheit gefolgt.

Erst jetzt, wo ich mir eine feste, gesicherte Lebensstellung errungen hatte, konnte ich dem Zuge meines Herzens folgen, die Stätte noch einmal zu besuchen, wo ich als Kind und Knabe so glücklich gewesen war.

Es war ein lieblicher Sonntagsmorgen im Monate Juni, als ich auf demselben Wege, den ich zuletzt mit Freund Barthel gewandert war, in das Thal von Rintelheim hinabstieg. Ich hatte gerade den Sonntag zu meinem Besuche gewählt, weil ich gerne noch einmal in der Kirche gebetet hätte, in der ich getauft und confirmirt worden war.

Wie war aber Alles so anders geworden in den langen Jahren, die ich draußen in der Ferne zugebracht hatte! Wol standen noch die alten Berge mit ihren zerklüfteten Felsen, unter welchen ich mich manchmal mit Barthel umhergetrieben hatte; zumal unsere hohe Felsenwarte und unsere Zufluchtsstätte vor dem Regen waren ganz und gar unverändert geblieben und gewährten noch denselben Genuß einer weiten, herrlichen Aussicht. Dort hinten blaute noch das Gebirge im Sommersonnenschein und zeigte dieselben sanft gerundeten Berghöhen mit ihren waldgekrönten Scheiteln; vorwärts drang der Blick noch in die mit Dörfern übersäete Flußebene, der das Rintelheimer Bächlein seine Wasser zusandte, und die jetzt durch die Dünste halb verschleiert war, in welche die schon ziemlich heiß brennende Sonne den Thau der Nacht verwandelt hatte. Aber der Wald, der vielgeliebte, wohlbekannte Wald, wie war der so anders geworden! Wie fühlte ich mich so fremd da, wo ich doch einst so heimisch gewesen war! Wo damals nur Hecken und Strauchwerk gestanden hatten, wölbten jetzt hohe Bäume ihre dichten Laubkronen; wo damals hohe mächtige Eichbäume gleich einer Schar Riesen das niedrige Gesträpp überragt und so herrliche Ruheplätzchen geboten hatten, waren jetzt in zierlichen Reihen, welche durch ihre Regelmäßigkeit das Auge beleidigten, dünne Tannenstämmchen gepflanzt und die riesigen Eichen fehlten; wo damals eine junge Eichenpflanzung kräftig emporsproßte, die vor den

naschigen Ziegen zu hüten unsere Hauptsorge gewesen war, standen jetzt abgeschälte Lohhecken, deren dürre, gelbe Stangen widerlich ins Auge fielen. Kurz, ich kannte mich nirgends mehr recht aus im Walde und beschleunigte deshalb meine Schritte, um in das Dorf hinunterzukommen, wo das zweite Geläute zum Gottesdienste schon ziemlich lange verklungen war. Nach meinen alten Freunden, den Ziegen, sah ich mich vergebens um — doch ich vergaß, daß ja heute Sonntag war, an dem nicht ausgetrieben wurde.

Eben fingen die Glocken an, zum Gottesdienst zusammenzuläuten, als ich die ersten Häuser des Dorfes zu Gesichte bekam. Aber — sonderbar! — so sehr ich mich in der Ferne nach dem Anblicke der Heimat gesehnt und darauf gefreut hatte, so empfand ich doch eine ängstliche Scheu, das Dorf zu betreten, jetzt wo mich die alten gewohnten Umgebungen begrüßten. Wie sah es auch hier überall so anders aus als früher, so unendlich viel kleiner, enger, dürftiger, als es mir meine Erinnerung sagte! Schon von Weitem fiel mir der Kirchthurm auf! Damals so hoch, daß er bis in die Wolken zu reichen schien, kam er mir jetzt so armselig und winzig vor, daß ich einen Augenblick stehen bleiben und mich besinnen mußte. Und doch ja, es war noch ganz der alte Kirchthurm mit seinem vielfach zerbröckelten Bewurfe, mit seiner schlanken, schieferbedeckten Spitze und seiner alten Wetterfahne. Noch flogen die Tauben um ihn herum, die in seinem hohen Dache ihren sichern unerreichbaren Wohnsitz hatten, und auch die alten Ulmen standen noch, die mit ihren höchsten Zweigen fast bis dahin reichten, wo der Schieferbeschlag begann. Alles war noch da, wie ehemals, aber nur kleiner, niedriger, gleichsam zur Zwerggestalt eingeschrumpft. Selbst die Stätte, wo meine Wiege gestanden, das freundliche Pfarrhaus neben der Kirche, nach welchem meine Augen vor Allem suchten, erschien mir in demselben Lichte.

Das Geläute hatte aufgehört, als ich in die „Gasse" eintrat und dort mit Wehmuth bemerkte, daß auch das wohlbekannte Hüttchen, in welchem einst der Barthel mit seiner Großmutter gehaust hatte, verschwunden war. Es stand jetzt ein, zwar nicht viel größeres, aber neuerbautes

und hübsch weiß getünchtes Häuschen an seiner Stelle, wie denn überhaupt alle die kleinen Häuschen und Hüttchen der Gasse eine Aenderung zum Bessern erfahren hatten. Noch war mir's zu heiß, um in die Kirche einzutreten, aus welcher mir schon die Orgeltöne entgegendrangen; denn ich erinnerte mich, wie kühl es in derselben immer gewesen war. Ich schritt deshalb den Pfad hinunter, der nach dem Bache hinabging, und auf dem ich damals den Barthel nach Hause geführt hatte, als er ins Wasser gefallen war. Dort mußte sich ja wol unter den schattigen Bäumen der Grasgärten ein Plätzchen finden, wo ich mich ein wenig abkühlen könnte.

Ich fand denn auch ein solches, wie ich es mir nicht besser hätte wünschen können; denn ich hatte von da aus nicht blos das Pfarrhaus im Auge und konnte mir dasselbe nach Herzenslust betrachten, sondern durch eine Lücke zwischen den Häusern drang auch mein Blick zum Bache hinunter, der hier gerade von der Felswand im Bogen herüberkam und nur etwa dreißig Schritte entfernt war, ja noch über den Bach hinüber zum Klosterhof und dem alten Gemäuer des ehemaligen Klosters.

Aber was war denn das? Wo ehemals der Klosterhof gestanden, in dem der finstere Klosterbauer mit seinem lieblichen Bärbelchen gewohnt hatte, dehnte sich jetzt ein weites Kornfeld hin. Von Gebäuden keine Spur mehr; selbst das alte Klostergemäuer mit seinen Haselnußhecken und Brombeerstauden war sorgfältig abgetragen und eingeebnet zu einem fruchtbaren Ackerlande. Immer mehr zog der Schmerz der Enttäuschung in meine Seele ein und es wurde mir recht wehmüthig zu Sinne, je mehr ich überall das unerbittliche Gesetz der Vergänglichkeit in seinem verheerenden Walten merkte. — Wie sah auch das liebe Pfarrhaus so anders aus! Keine Blumen mehr vor den Fenstern, wie sie einst die Freude und der Stolz meiner guten Mutter gewesen waren, die nun auch schon lange Jahre unter dem grünen Rasen schlummerte! Keine behaglichen Vorhänge hinter den Fenstern, wo sie einst bei meiner Mutter in schneeiger Weiße geprangt und dem sonst unscheinbaren Hause ein so einladendes Aussehen gegeben hatten! Ein Bund Zwiebeln, die vor den

Fenſtern aufgehängt waren, hinter denen meines Vaters Studirſtube geweſen war, mochte allein davon Zeugniß geben, daß das Haus überhaupt bewohnt ſei. Bewohnt konnte es aber ſicherlich nur von einem grämlichen Junggeſellen ſein, der für behagliche Wohnräume ſelbſt keinen Sinn hatte und auch der ordnenden, ſchmückenden Hand einer ſorgſamen Hausfrau entbehrte.

Eben wollte ich aufbrechen, um nach der Kirche zu gehen, wo inzwiſchen der Geſang der Gemeinde verſtummt war und jetzt alſo die Predigt beginnen mußte, wo ich auch den Nachfolger meines Vaters von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen konnte, da hörte ich plötzlich einen heftigen Schlag ins Waſſer des Baches, als ob ein dicker Stein hineingeplumpſt ſei, und hinterher lautes, verzweifeltes Kindergeſchrei. Da mußte ein Unglück geſchehen ſein, und zwar einem der drei Kinder, die ich am Bache ſpielen ſah, als ich den Pfad herunter kam. Ich hatte noch die Kleinen warnen wollen, weil ich wußte, daß dort, wo ſie ſpielten, der Bach ziemlich tief war; allein, wo Alles rings umher ſo klein geworden war, konnte da nicht auch die Tiefe des Bachbettes abgenommen haben, ſodaß für die Kinder keine Gefahr mehr vorhanden war?

Raſch ſprang ich um die Ecke des nächſten Grasgartens herum, der mich allein noch vom Bache trennte, und ſah, wie zwei Kinder mit lautem Schreien davon liefen. Das dritte fehlte, aber eine Mütze, die auf dem Bache angeſchwommen kam, zeigte mir deutlich genug, wo daſſelbe geblieben ſei. Ohne Bedenken ſprang ich in den Bach, hatte aber bald Gelegenheit zu ſehen, daß deſſen Tiefe hier an dieſer Stelle noch keineswegs abgenommen habe. Denn kaum war ich in der Mitte des Bachbettes, ſo reichte mir das Waſſer ſchon bis weit über die Kniee, und das Bette ſenkte ſich noch immer. Jetzt ſah ich unfern von mir einen blonden Lockenkopf an der Oberfläche des Waſſers auftauchen, griff raſch zu und hatte einen dicken, pausbackigen Jungen in der Hand, der etwa vier Jahre alt ſein mochte. Anfangs gab er kein Lebenszeichen von ſich, da er ſchon ziemlich viel Waſſer geſchluckt haben mochte, ehe ich dazu kam; aber kaum war ich mit ihm auf dem Trockenen, als er wieder

zu ſich kam und entſetzlich zu ſchreien und zu zappeln begann.

„Karl!“ rief plötzlich eine Frauenſtimme über einen nahen Gartenzaun, „warum ſchreiſt Du ſo?“

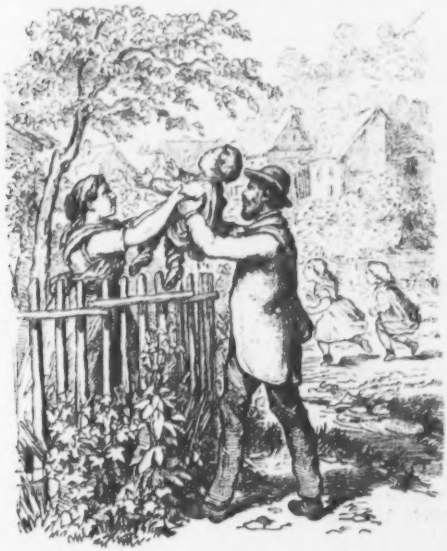

Ich hielt den Knaben in die Höhe, ſodaß ihn die Fragerin ſehen konnte, die ohne Zweifel die Mutter des Kindes war. Mit einem Schrei des Entſetzens ſtreckte dieſelbe nun die Arme nach dem von Waſſer triefenden Knaben aus, und ich reichte ihr den kleinen Schreihals über den Zaun hinüber mit den beruhigenden Worten:

„Seien Sie ohne Sorgen; er hat keinen Schaden genommen. Legen Sie ihn nur ſofort in's Bett, dann iſt er in einer Stunde wieder wohl und munter.“

Leichenblaß nahm ſie das Kind und lief mit ihm nach dem Hauſe.

Der Kirchgang war mir jetzt verdorben, da ich mit den durchnäßten Kleidern mich nicht in die kühle Kirche wagen durfte. Ich ſetzte mich daher wieder ruhig auf das Plätzchen von vorhin, und zwar ſo, daß die Sonne auf meine naſſen Kleider ſcheinen konnte, und überließ mich meinen Träumereien über die ſchöne Jugendzeit. Mit Bedauern hatte ich bei dem Auffiſchen des Knaben wahrgenommen, daß der Holzſteg mit ſeiner wackeligen Lehne, der ſonſt hier über den Bach hinüber zum Kloſterhofe geführt hatte, und auf deſſen Lehne wir als Knaben manchmal bedenkliche Reitſtudien gemacht hatten, durch eine plumpe ſteinerne Brücke erſetzt worden war. War es ein Wunder, daß der in's Waſſer gefallene Knabe mir jenen Auftritt mit dem Kumpheiner und dem Barthel wieder in's Gedächtniß zurückrief, und der fehlende Holzſteg das Kloſterbärbelchen, das damals von dem hochbeinigen Stege unſerem Spielen zugeſchaut und ſich dann des armen Barthel ſo mitleidig angenommen hatte? Was mochte aus den Beiden geworden ſein?

Doch allmählig wurde aus dem wachen Träumen ein wirkliches. Der Morgenſpaziergang hatte mich müde gemacht; die Sonne ſchien mir ſo behaglich auf die dampfenden Kleider und trocknete ſie allmählig; die linde Frühlingsluft fächelte mir ſo ſanft um die immer noch erhitzten Wangen; die hehre Sabbathſtille, die über dem Dorfe lag und nur von dem Geſang der Vögel, dem Summen der Bienen, dem Zirpen der Heuſchrecken in den Grasgärten unterbrochen wurde, legte ſich mir ſo überwältigend auf alle Sinne, daß ich einſchlummerte.

Wie lange ich geſchlafen, als mich herannahende Tritte erweckten, weiß ich nicht; es mußte aber ziemlich lange geweſen ſein; denn die Sonne ſtand jetzt ſchon ſo hoch, daß ſie nicht blos mehr den Untertheil meines Körpers beſchien, wie da, als ich mich in das Gras niedergeſetzt hatte, ſondern durch die Zweige des Baumes, an deſſen

Stamme ich meinen Rücken angelehnt hatte, mir auf den Kopf brannte.

Ich erhob mich aus dem Graſe und ſah nach dem Herankommenden aus. Es war ein ſtattlicher, blühender Mann etwa in meinem Alter, der offenbar ſuchend den Pfad herunterkam. Er trat auf mich zu, als er an meinen beſchmutzten Kleidern erkennen mochte, daß ich der Geſuchte ſei.

„Sie haben wol vorhin einen kleinen Knaben aus dem Bache gezogen?“ frug er.

„Ja,“ antwortete ich, „es war aber kein gefährliches Wageſtück, und meine Kleider ſind von der lieben Sonne wieder getrocknet worden.“

„Dann laſſen Sie mich Ihnen herzlich danken,“ fuhr er fort und reichte mir die Hand, „ich bin der Vater des geretteten Buben, und meine Frau, die ſich ſchon arge Vorwürfe darüber gemacht hat, daß ſie Ihnen in der Aufregung und Angſt nicht einmal ein Wort des Dankes geſagt, hat mich fortgeſchickt, Sie aufzuſuchen und in unſer Haus einzuladen, damit ſie Ihnen auch danken kann.“

„Laſſen Sie das nur gut ſein, lieber Mann,“ antwortete ich, „die ganze Sache iſt ja keines Aufhebens werth, der Bube hätte ſich am Ende auch alleine wieder herausgeholfen. Grüßen Sie Ihre Frau und ſtrafen Sie mir den Kleinen nicht noch zu dem Schrecken, den er gehabt hat.“

„Das werde ich gewiß nicht thun,“ antwortete lächelnd der Mann; „denn ich bin auch einmal jung geweſen und habe auch einmal an derſelben Stelle im Bache gelegen. Bei mir iſt's damals freilich nicht ſo glatt abgegangen, wie bei dem Karl heute. Ich habe ein Wahrzeichen davon zurückbehalten.“

Dabei zeigte er auf eine weiße Narbe an ſeiner Stirne.

Hatte das Geſicht des Sprechers und der Ton ſeiner Stimme ſchon gleich von Anfang an etwas Bekanntes für mich gehabt, ſo gingen mir jetzt völlig die Augen darüber auf, wen ich vor mir habe.

„Ganz recht, Barthel,“ antwortete ich, „es war damals als Dich der Kumpheiner in's Waſſer ſtieß.“

Da hätte aber Einer ſehen ſollen, wie der Mann die Augen aufriß und mich anſtarrte mit offenem Munde und einen Schritt zurücktrat, als fürchte er ſich vor mir.

„Nun," ſagte ich lächelnd, „kennſt Du denn Deinen alten Freund nicht mehr, der ſo manchmal da droben auf den Bergen mit Dir die Ziegen gehütet hat?"

„Karl!" platzte da der Erſtarrte heraus und drückte mir die entgegengeſtreckte Hand ſo, daß ich ſofort die Schmiedefauſt erkannte, die meine Finger wie ein eiſerner Schraubſtock umklammerte, „Karl, biſt Du's denn wirklich? Ach, wie hätte ich mir je träumen laſſen, daß ich dieſe Freude noch einmal erleben würde!"

Gerührt erwiderte ich den kräftigen Händedruck, als ich ſah, wie dem ſtarken Manne die Augen feucht wurden.

„Ja, ich bin's wirklich, mein guter, alter Jugendfreund," ſagte ich, „und Du darfſt mir's glauben, ich bin nicht minder froh als Du, daß wir uns wieder gefunden haben."

„Ach, wie wird ſich meine Frau freuen!" jubelte der Barthel. „Komm nur ſchnell, daß wir heim kommen!"

Wie gerne ging ich jetzt mit! Denn ich glaube kaum, daß ich den Muth gehabt haben würde, ohne dieſes Zuſammentreffen mich nach dem Barthel zu erkundigen. Die Befürchtung, ein kaltes „todt" oder „verſchollen" zur Antwort zu bekommen, hätte mir wohl den fragenden Mund verſchloſſen, und ich hätte ſtille und unbemerkt wie ich gekommen war, das Paradies meiner Jugend auf Nimmerwiederſehen verlaſſen, ohne mich Jemand zu erkennen gegeben zu haben. War ich doch Allem und Alles mir ſo fremd geworden.

„Hier wohne ich!" ſagte Barthel, nachdem wir wenige Schritte durch die Grasgärten gegangen waren, und zeigte dabei nicht ohne einen gewiſſen Stolz auf ein hübſches, freundliches Haus mit einem kleinen Nebenbau, deſſen berußte Thüre die Schmiedewerkſtatt auswies.

Wir traten ein und fanden in der Stube den Mittagstiſch bereits gedeckt. Barthel nöthigte mich zum Niederſitzen und eilte dann hinaus in die Küche. Ueber eine kleine Weile kam er mit ſeiner Frau an der Hand wieder herein.

„Kennſt Du denn die auch?“ fragte er mit freudeſtrahlendem Geſichte, indem er die verlegen Grüßende vor mich hinſchob.

Es war eine mittelgroße Frau mit einem gar hübſchen, freundlichen Geſichte, dem man aus allen Zügen die Herzensgüte ableſen konnte. Die Wangen glühten, ob aus Verſchämtheit oder weil ſie das Küchenfeuer ſo hoch gefärbt hatte, ließ ſich nicht ſagen, und ſchwere hellblonde Zöpfe umrahmten den ſchöngeformten Kopf. Ich brauchte mich nicht lange zu beſinnen, als ſie die großen, blauen Augen wie fragend zu mir aufſchlug.

„Ei, ſollt' ich denn die Kloſterbärbel nicht mehr kennen,“ ſagte ich freudig, „die mir, als wir mit einander confirmirt wurden, den ſchönen Strauß gab und auch für mich ein wenig „Gegenpart“ war?“

Freudig legte die noch mehr Erröthende ihre Hand in die meinige und erwiderte meinen herzlichen Druck, indem ſie ſagte:

„Wie froh bin ich, daß Sie der Barthel gefunden hat, damit ich Ihnen doch jetzt danken kann für die Rettung meines Buben! Wie hätte ich mir denken können, daß Sie es waren, der uns dieſen Dienſt erwies!“

„Nein, Bärbelchen,“ rief ich ſogleich, „heute gibt es kein „Sie“ und „Ihnen“, heute geht's wieder mit „Du“ und „Du“, wie vor zwanzig Jahren. Nicht wahr, mein alter Barthel? Heute wollen wir einmal vergeſſen, daß wir uns ſo lange nicht mehr geſehen haben, und denken, wir ſäßen wieder beiſammen, wie in Großmutters Stübchen am Confirmationstage. Wißt Ihr's noch?“

Da wurden dem Barthel wieder die Augen feucht, ſeine Finger preßten ſich wieder ſchraubſtockartig um die meinigen, und auch in dem Auge ſeines Weibes erglänzte eine Thräne.

„Weißt Du denn aber auch, *wen* Du aus dem Bache gezogen, *wem* Du vielleicht das Leben gerettet haſt?“ fragte Barthel jetzt.

„Nun, ich denke, Ihr habt mir ja beide das ſchon geſagt und ſchon mehr Aufhebens davon gemacht, als die ganze Geſchichte verdient,“ antwortete ich, „es war Euer Bube, und ich denke mir, daß es Euer Jüngſter, Euer

Benjamin geweſen ſein muß, weil Ihr die Sache gar nicht könnt ruhen laſſen."

„Richtig gerathen!" rief Barthel, „aber er iſt noch mehr, er iſt auch *Dein Pathe*. Du kannſt daraus erſehen, daß wir Dich in den langen Jahren keineswegs vergeſſen haben. Unſer Erſtgeborener mußte Deinen Namen führen, das hatten wir feſt ausgemacht noch ehe er da war!"

„Nun," ſagte ich ſcherzend und doch im tiefſten Herzen bewegt durch die Liebe und Anhänglichkeit, die ich ſo ungeahnt hier fand, ſowie auch durch die liebevolle Fügung Gottes, die mich zur Rettung des Pathen gegenwärtig ſein ließ, „nun, dann hab' ich ja nur ein Stückchen meiner Pathenpflicht erfüllt, als ich den Burſchen aus dem Waſſer zog. Aber wo ſteckt denn der Junge?"

„Noch im Bette, wohin Du ihn ja ſelbſt verwieſen haſt," ſagte lächelnd die Mutter, „aber er ſoll ſogleich erſcheinen; denn er wollte ſchon nach einer halben Stunde wieder aufgenommen ſein und hat bereits gewaltig über Hunger geklagt."

„Ach, aber unſer Mittageſſen!" rief ſie dann plötzlich, indem ſie ſich vor die Stirne ſchlug und eilte hinaus, die Pflichten der Hauswirthin zu erfüllen.

„Wird was Schönes heute zu eſſen geben!" rief ihr Barthel neckend nach, „der Karl wird allen Reſpekt vor Deiner Kochkunſt bekommen."

„Laß mich nur machen," antwortete ihm Bärbelchen, „und rufe Du Lieschen und Grethchen von der Straße herein, daß ſie den Karl anziehen und mir ein wenig an die Hand gehen!"

Auf einen Pfiff, den Barthel durch das geöffnete Fenſter that, erſchienen ſofort zwei Mädchen im Alter von etwa ſechs und acht Jahren, von denen das ältere das leibhaftige Ebenbild des einſtmaligen Kloſterbärbelchens war, während das jüngere mehr dem Vater glich.

Mit kindlicher Zutraulichkeit begrüßten ſie mich, als ihnen der Vater ſagte, daß ich Karls Pathe ſei und zugleich ſein Retter. Nur das jüngere Grethchen ſah mich etwas ſcheu von der Seite an, als ſie hörte, daß ich das Brüderchen aus dem Bache gezogen habe. Sie

mochte sich wohl etwas schämen, daß sie fortgelaufen war ohne selbst etwas zur Rettung des Bruders zu versuchen, und überhaupt nicht recht auf denselben Acht gegeben hatte.

Es dauerte nicht lange, so kam auch der Junge in frischen Kleidern herein, und als er hörte, daß ich sein Pathe sei und ihn aus dem Wasser gezogen habe, wollte er gar nicht mehr von meiner Seite weichen; er glaubte offenbar ein ganz besonderes Anrecht an mich zu besitzen.

Während Bärbelchen mit den beiden Mädchen in der Küche handtirte, zeigte mir Barthel sein Haus und seine Schmiede. Die Frage nach seinen bisherigen Lebensschicksalen, die mir natürlich so nahe lag, hatte er einstweilen mit der Bemerkung abgewiesen:

„Laß das jetzt! Das wollen wir uns für den Nachmittag versparen. Ueber Tische, wenn das Bärbelchen dabei ist, erzählst Du uns zunächst wie es Dir ergangen ist, und dann komme ich erst an die Reihe. Du bleibst jedenfalls heute bei uns, und, wenn es sein kann auch noch ein paar Tage länger; dann können wir noch genug von vergangenen Zeiten plaudern."

Wir waren eben in den Garten gegangen, der sich hinter dem Hause bis zum Bache hinunterzog, als Bärbelchen kam, uns zum Essen zu rufen. Ihre glühenden Wangen waren noch um ein paar Grade dunkler geworden, sodaß ihr der Barthel lachend entgegenrief:

„Hu! wie das glüht! Gib nur Acht, daß der Flachs auf Deinem Kopfe nicht Feuer fängt!"

Aber wie hatte sich das Bärbelchen auch angestrengt, um ihre Kochkunst vor mir zu Ehren zu bringen! Neben dem goldgelben Sauerkraut und dem saftigen Schweinefleische, welche auf dem Lande die gewöhnliche Sonntagskost ausmachen, dampfte noch ein mächtiger Eierkuchen und erfüllte das Zimmer mit einem Wohlgeruche, den mein kleiner Pathe mit einem langgezogenen Ah! begrüßte, und der, ich muß es nur gestehen, auch Karl dem Aelteren gar nicht unwillkommen war. Denn ich hatte seit dem Frühstücke schon einen tüchtigen Marsch gemacht, und obwohl meine leichten Sommerkleider an der Sonne wirklich getrocknet waren, so verspürte ich doch ein leichtes

Frösteln, gegen welches mir eine kräftige Mahlzeit das beſte Heilmittel zu ſein ſchien.

Ich that deshalb auch dem Eſſen alle Ehre an, und es war wirklich eine ganz unbegründete Klage der Hausfrau, daß ich über der Erzählung meiner Lebensſchickſale ganz das Eſſen vergäße.

Durch die Kinder war es bald im ganzen Dorfe ausgekommen, wer der fremde Mann in ihrem Hauſe wäre, und kaum waren wir mit dem Eſſen fertig, ſo kamen von daher und dorther die alten Schulkameraden und Jugendgeſpielen, um „Pfarrers Karl“ zu beſuchen. So erfreulich mir das auch auf der einen Seite war, ſo verhieß es doch wenig Ruhe für den Nachmittag und für die Erzählung ſeiner Lebensſchickſale, die mir Barthel zugeſagt hatte. Als daher um die Kaffeezeit die Beſuche abzogen, und wir die köſtlichen Waffeln verſpeiſt hatten, die Bärbelchen in der Eile dem Gaſte zu Ehren gebacken, machte Barthel den Vorſchlag, einen Spaziergang hinauf in den Wald zu machen. Ich ahnte, was er vorhabe und willigte freudig ein.

Nun wurde das Haus verſchloſſen, da uns Bärbelchen mit den Kindern bis auf die Höhe begleiten ſollte und mein guter Barthel ſchien ſich nicht wenig darauf zu Gute zu thun, daß ich zwiſchen ihm und ſeiner Frau das Dorf hinaufſchritt, von den Dorfkindern angeſtaunt, und von vielen mir völlig unbekannt gewordenen Erwachſenen mit freundlichem Zunicken begrüßt.

Wir hielten uns jedoch nirgends unterwegs auf, und nur in der „Gaſſe“ blieben wir einen Augenblick ſtehen vor dem Häuschen, welches ſchon heute früh meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, weil es an der Stelle ſtand, wo einſt Barthel und ſeine Großmutter gewohnt hatten.

„Nicht wahr, es iſt Vieles hier anders geworden?“ fragte Barthel mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Ja ganz gewiß!“ antwortete ich aus tiefſtem Herzensgrunde und gedachte jetzt auch wieder des verſchwundenen Kloſterhofes.

Meine ſchnelle Frage darnach, die ich an Bärbelchen richtete, wies Barthel mit den Worten ab:

„Gedulde Dich noch ein wenig; Du ſollſt ſogleich, wenn wir droben ſind, Alles genau erfahren.“

Als wir auf der Höhe angekommen und die Anderen umgekehrt waren, war es kaum nöthig, daß Barthel die Richtung unſeres Ganges angab. Ich ſchlug ſelber faſt unwillkührlich die Richtung nach der Felskuppe ein, auf welcher ich ſchon in der Frühe geſtanden und den lieblichen Jugend-Erinnerungen nachgehangen hatte. Hinter ein paar dichten Büſchen, welche uns die Sonne abhielten, machten wir Halt und ſetzten uns in das Haidekraut nieder, das noch ſo dicht und ſchwellend wie früher den Boden bedeckte.

„So!“ ſagte Barthel, „hier iſt der richtige Platz; hier will ich Dir erzählen.“

„Du erinnerſt Dich wohl noch,“ begann er, „jenes Tages, an welchem ich aus Rintelheim fortwanderte und Du mir bis zur Waldecke dort drüben das Geleite gabſt. Wie ſchwer wurde mir, als Du zurückgingſt, mit Einem Male das Herz nun, wo ich Alles verlaſſen hatte, was mir lieb und theuer war, wo ich ganz und gar auf mich ſelbſt hingewieſen war! Ich konnte ja allerdings froh ſein, daß nun endlich mein Wunſch, das Schmiedehandwerk zu erlernen, in Erfüllung gehen ſollte; ich durfte auch ohne beſondere Sorge an das Schickſal der Großmutter denken, das durch die Auffindung der Quittung von Kumphöfer und durch die Güte, womit ſich Dein guter Vater der alten Frau annahm, eine ſo günſtige Wendung genommen hatte; aber nichts deſto weniger fühlte ich mich unendlich unglücklich, und der Gedanke, wie ich doch ſo ganz alleine in der Welt daſtände, wenn einmal ein raſcher Tod die Großmutter wegnähme, fiel mir wie mit Centnerlaſt auf die Seele.“

„Mein Lehrmeiſter in der Stadt war zwar noch entfernt verwandt mit meinen Eltern; aber in der Behandlung, welche er mir zukommen ließ, konnte ich davon nichts merken. War er den Geſellen gegenüber ſchon hart und grob, ſodaß es nicht leicht Einer lange bei ihm aushielt, ſo war er's mir gegenüber noch in viel höherem Maße. Aber er war ein tüchtiger Meiſter, bei welchem man etwas Rechtes lernen konnte, und ſo hielt ich denn

geduldig bei ihm aus, weil ich nichts sehnlicher wünschte, als ein tüchtiger Schmied zu werden. Die Verachtung, mit welcher meine Großmutter allezeit über die Pfuscher im ehrsamen Handwerke sprach, die keine Handwerkslehre besäßen und deshalb über Alles hinweghudelten, hatte diesen Wunsch unauslöschlich in mein Herz eingegraben. Glücklicherweise war die Frau Meisterin in ihrer Sinnesart das gerade Gegentheil von ihrem Manne, und da ich meine Erfahrungen in häuslichen Arbeiten, die ich im Zusammenleben mit der Großmutter gesammelt hatte, dazu anwandte, ihr, wo ich nur konnte, unter die Arme zu greifen, so hatte ich's bald sehr gut bei ihr stehen, und manches Extra-Butterbrod, womit sie meinem schmächtigen Körper zu Hilfe kommen wollte, war der gern gegebene und noch lieber genommene Lohn für meine häuslichen Dienstleistungen. Ich konnte deshalb meiner Großmutter mit voller Wahrheit sagen lassen und schreiben, daß es mir recht gut gehe.

Nachdem ich ausgelernt hatte, ging ich auf die Wanderschaft und hatte bald die Freude, von meinem verdienten Wochenlohne je und dann einmal etwas an die Großmutter schicken zu können. Drei Jahre lang war ich schon umhergewandert und hatte jetzt vor, noch nach Hanau und Offenbach zu reisen, um dort auch die Wagenarbeit zu erlernen, als ich plötzlich die Nachricht erhielt, meine Großmutter sei unvermuthet gestorben, ich möge nach Hause kommen, wenn ich könnte, um die Erbschaft anzutreten. Da aber meine gute Großmutter doch schon längst beerdigt gewesen wäre, wenn ich auch noch so eilig heimgereist wäre, und ich ohnehin im Augenblicke wegen vieler Arbeit, die mein Meister angenommen hatte, diesen nicht wohl im Stiche lassen konnte, so zog ich es vor, jetzt nicht heimzugehen und schickte, da Dein Vater damals schon nicht mehr in Rintelheim war, an den alten Lehrer Schwarz eine Vollmacht, daß er die Hinterlassenschaft meiner Großmutter in Empfang nehmen und mir aufbewahren möge, bis ich zurückkäme. Das konnte ohnehin nicht mehr lange dauern, da ich mich zur Aushebung für das Militär stellen mußte.

Wie unglücklich ich mich aber fühlte, jetzt gar Nie-

mand mehr zu haben, der mir angehörte, kann ich Dir kaum beſchreiben. Nur in der Arbeit fand ich Troſt wider meine traurigen, ſchweren Gedanken, und auf das Kreuz, welches ich mit Bewilligung meines Meiſters während der Feierſtunden für das Grab meiner Großmutter ſchmiedete, iſt manche bittere Thräne niedergefallen.

Nachdem ich noch etwa zwei Monate in Offenbach gearbeitet hatte, war die Zeit der Geſtellung für die Militär-Aushebung da, und ich trat den Heimweg an.

Mein erſter Gang, als ich eines Abends in Rintelheim einzog, war auf den Kirchhof zum Grabe meiner lieben Großmutter. Eine andere Heimath hatte ich ja in Rintelheim nicht mehr, und, wenn ich nicht im Wirthshauſe übernachten wollte, wußte ich nicht, wohin ich meine Schritte lenken ſollte. An dem von mir geſchmiedeten Kreuze, welches ich ſogleich, als es fertig war, an den Lehrer Schwarz geſandt und durch deſſen Vermittelung hatte ſetzen laſſen, erkannte ich leicht das theure Grab und kniete weinend dabei nieder. Ich meinte, ich wäre ganz alleine auf dem Kirchhofe und ließ deshalb meinem Schmerze freien Lauf. Aber plötzlich hörte ich von der anderen Seite des Kirchhofes her Schritte kommen und blickte in die Höhe. Es war des Kloſterbauers Bärbelchen, das mit einer Gießkanne in der Hand von dem jenſeits der Kirche liegenden Grabe der Mutter zurückkehrte.

Es war mir juſt als ob mir der liebe Gott, zu dem ich recht innig gebetet hatte, das Bärbelchen zum

Troſte hergeſandt habe, daß ich doch nicht ganz allein ſein ſollte. Ich ſtand auf, ging zu ihr hin und reichte ihr die Hand.

Sie ſchien anfangs vor dem Fremden zu erſchrecken; aber als ſie mich erkannte, begrüßte Sie mich auf das Freudigſte und ſagte:

„So iſt's recht, Barthel, daß Dein erſter Gang nach dem Grabe der Großmutter ſich wandte. Sie hat's wahrlich um Dich verdient. Sie läßt Dich auch noch vielmals von ihrem Todtenbette aus grüßen und Du ſollſt ſie nicht vergeſſen, aber auch Den nicht, der der Waiſen Vater ſein will. Das hat ſie mir aufgetragen, Dir zu ſagen."

„Biſt Du denn zuletzt noch bei ihr geweſen?" fragte ich.

„Ja," ſagte Bärbelchen zögernd, „es machte ſich gerade ſo, daß ich zu ihr kam, als ſie im Sterben lag und ihr die Augen zudrücken konnte."

Ich wußte das nun freilich beſſer durch die Hausleute, bei welchen meine Großmutter gewohnt hatte; ich wußte, daß die Bärbel ſo ziemlich Tag für Tag meine Großmutter beſucht, ſie in ihrer Schwachheit treulich gepflegt hatte und auch in ihrem letzten Stündlein bei ihr geweſen war und zwar keineswegs blos ſo von ungefähr, wie ſie es jetzt mir gegenüber darſtellen wollte. Du weißt wohl, Karl, daß mir die Bärbel ſchon lieb war, als wir noch Kinder waren; ich habe auch, als ich auf der Wanderſchaft war, ſtets an ſie gedacht, und die Gedanken an ſie waren mir wie gute Engel, die mich in mancher ſchweren Verſuchungsſtunde vor der Lüderlichkeit bewahrten, welcher ſich viele meiner Kameraden ergaben; aber jetzt, wo ich wußte, wie Bärbel an meiner Großmutter gehandelt, wo ich ſah, wie lieb und beſcheiden ſie alles Verdienſt von ſich ablehnte, jetzt gewann ich ſie doppelt lieb.

Ich dankte ihr von Herzen, was ſie an meiner Großmutter gethan habe und verſicherte ihr, daß ich ihr das nie vergeſſen werde.

Vom Kirchhofe aus, wo ich noch eine Weile blieb, als Bärbel weggegangen war, begab ich mich zu unſerem guten alten Lehrer Schwarz, der mich mit Freuden bei

ſich aufnahm und über Nacht behielt. Wir beſprachen mit einander meine Zukunft, und er rieth mir, falls ich nicht Soldat werden müßte, ſogleich hier in Rintelheim zu bleiben und mein Handwerk anzufangen, da der Schmied des Dorfes — Du haſt ihn ja auch noch gekannt, es war der Webermichel — ſich immer mehr dem Trunke ergebe und ſchlechte Arbeit mache. Mit dem Capitale, das bei dem Kumphöfer ſtände und das ich dann ſogleich kündigen müſſe, könnte ich mir eine Schmiede bauen und müſſe dann freilich ſo lange in der Miethe wohnen, bis ich im Stande ſei, mir eine eigene Wohnung zu erwerben. Müßte ich aber Soldat werden, ſo wolle er mir gerne meine Sachen aufheben, bis meine Zeit herum ſei, wenn er anders ſelbſt noch ſo lange lebe, und mir auch die Zinſen vom Kumphöfer zuſenden, wenn ich ſie als Zuſchuß zu meiner Löhnung nöthig habe.

Bei der Aushebung am andern Tage wurde ich ſogleich zum Soldaten angeſchrieben, weil aus dem ſchmächtigen Bürſchchen, das ich früher geweſen, ein ſtarker, kräftiger Burſche geworden war. Ob der Kumphöfer, der immer noch Ortsvorſteher war, insgeheim ein gutes Wort dafür eingelegt hat, daß ſie mich ohne Weiteres anſchrieben, weiß ich nicht gewiß, glaube es aber faſt; denn ich ſah ihn lächeln, als mir mein Spruch zu Theil wurde. Sein liebes Heinerchen wurde, — ich weiß nicht, weshalb? — vorläufig zurückgeſtellt und nachher hat er's fertig gebracht, daß er gar nicht zu dienen brauchte.

Während meiner Soldatenjahre iſt mir's recht gut gegangen. Ich wurde bei den Huſaren eingeſtellt, und als meine Rekrutenzeit herum war, kam ich in die Schmiede, wo ich nicht blos den Hufbeſchlag aus dem FF. lernte, ſondern auch noch einen Kreuzer verdiente, ſodaß ich mit den Zinſen vom Kumphöfer ganz gut herumkam.

Gegen Ende meiner Dienſtzeit ließ ich dem Kumphöfer das Capital kündigen. Er ſoll zwar daraufhin fürchterlich getobt und gewettert haben; allein es half ihm nichts, er mußte mit dem Gelde herausrücken, als ich nach Hauſe kam.

Ich kaufte mir nun einen Platz, auf welchem ich mir eine Schmiede bauen konnte und das Geld vom Kump-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 0943870035

höfer reichte gerade für Beides. Das Handwerkszeug besaß ich ja als väterliches Erbtheil und hatte nicht nöthig, mir vorläufig neues anzuschaffen. So fing ich denn mein Handwerk an, und mit Gottes Hilfe glückte es mir. Der Webermichel kam immer weiter herunter, da er das Saufen nicht mehr lassen konnte, und es dauerte nicht mehr lange, so hatte ich fast die ganze Kundschaft des Dorfes. Nur der Kumphöfer ließ niemals etwas bei mir machen und begnügte sich mit der Sudelarbeit, die ihm der Webermichel und sein halbwüchsiger Bube lieferten.

Ich hätte nun ganz glücklich und zufrieden sein können, wenn mir nur nicht die Bärbel zu fest im Kopfe und zu tief im Herzen gesteckt hätte. Mit jedem Tage gefiel sie mir besser, und ich konnte wohl merken, daß sie auch mir nicht abhold sei. Aber die Tochter des reichen, stolzen Klosterbauern — und ich, der geringe Handwerksmann, wie sollten die Beiden je zusammenkommen? Der Abstand war zu groß, und wenn der Klosterbauer eine Ahnung davon gehabt hätte, was für Gedanken ich in meinem Herzen umhertrug, er wäre gewiß nicht so freundlich gegen mich gewesen, wie jetzt, wenn er einmal selbst zu mir in die Schmiede kam. Er war freilich in der letzten Zeit etwas demüthiger geworden; denn aus seinem Konrädchen war ein böser Bube geworden, der ihm viel Kreuz und Herzeleid bereitete. So lange er daheim war, hatte ihn der Vater zu strenge und kurz gehalten, und als er endlich freiwillig unter die Soldaten ging, um dem väterlichen Joche zu entkommen, fing er sogleich an, gewaltig über die Stränge zu schlagen, machte Schulden, die sein Vater hinterher bezahlen mußte und allerlei sonstige schlechte Streiche, und kaum hatte er zwei Jahre gedient, so wurde er bei einer Kirmesschlägerei so fürchterlich zerhauen, daß er nach ein paar Wochen im Lazarethe starb. Allein damit wurde der Abstand zwischen dem Bärbelchen und mir nur noch größer; denn sie war jetzt die alleinige Erbin des reichen Klosterbauern.

An Freiern fehlte es dem Bärbelchen natürlich nicht; aber sie wies einen nach dem anderen ab mit dem Vorgeben, sie werde ihren Vater jetzt noch nicht verlassen, und der Klosterbauer hatte dagegen auch Nichts einzu-

wenden. Konnte er doch sicher sein, daß sein Kind noch nach Jahren einen Mann bekommen werde. Im Dorfe selbst war außer dem Kumpheiner kein Bursche, der sich hätte Hoffnung machen dürfen, die Hand Bärbelchens zu erhalten; es wagte deshalb auch Keiner, sich dem Mädchen zu nähern, das ohnehin, weil es die ganze Hauswirthschaft zu besorgen hatte, nur wenig herauskam und mit dem jungen Volke fast gar keinen Verkehr hatte. Auf den Tanzboden kam sie nicht einmal bei der Kirmes.

Auch ich ging wenig heraus; denn, wenn ich den Tag über gearbeitet hatte, war ich Abends so müde, daß ich gerne darauf verzichtete, noch majen zu gehen und mich lieber in mein Bette legte. Sonntags aber lockte es mich durchaus nicht, in das Wirthshaus zu gehen, wo der rohe Kumpheiner stets das große Wort führte. Ich ging lieber zu dem alten Lehrer, der jetzt in den Ruhestand versetzt worden war und es sehr gerne hatte, wenn man ihn besuchte, da er mit dem jungen Lehrer, der an seine Stelle gekommen war und sich bald als einen rechten Windmacher erwies, keinen Verkehr haben wollte. Von ihm bekam ich immer gute Bücher, die ich entweder daheim in meinem Stübchen las oder, wenn es schönes Wetter war, hier auf diesem Plätzchen. Wenn Kirmes war, ging ich wohl auch in's Wirthshaus, weil ich das schon wegen der Kundschaft thun mußte; aber ich hielt nie lange aus. Denn tanzen konnte ich nicht und wenn ich's auch gekonnt hätte, so würde ich's doch nicht gethan haben, weil keine Freude für mich sein konnte, wo Bärbelchen nicht war.

Daß mir das junge Volk deshalb den Spitznamen „der Großvater" beilegte, focht mich wenig an. Wußte ich doch, daß einmal Jeder im Dorfe seinen Spitznamen haben mußte. Den „Ziegenbarthel" hatte ich mir gleich von vorneherein durch ein paar tüchtige Ohrfeigen, die ich austheilte, vom Halse geschafft. —

Obwohl ich nicht viel unter die Leute ging, hörte ich doch so ziemlich alle Dorfneuigkeiten. Denn in der Schmiede werden diese ja ebenso gut verhandelt wie im Wirthshause und am Dorfbrunnen. So vernahm ich denn auch unter der Hand, daß der Kumpheiner anfinge,

ſich um das Bärbelchen zu bemühen. Seine Eltern wollten ſich in den Ausſtand ſetzen, und da ſollte er denn eine junge Frau in's Haus ſchaffen, natürlich eine recht reiche. Und die hatte er ja ſo nahe; er brauchte nur über den Bach hinüber zu gehen. Daß ihm das Bärbelchen überall aus dem Wege ging, machte ihm nicht viel Kopfbrechens. Wo wollte denn der Kloſterbauer eine beſſere Gelegenheit für ſein Kind finden, als bei ihm, der im Dorfe wohnte, und wenn es nöthig wurde, auch drüben in der Wirthſchaft rathen und helfen konnte? Da müßte ja der Kloſterbauer nicht recht klug geweſen ſein, wenn er ſolch' einem Freier ein Nein gegeben und das Bärbelchen nicht auch genöthigt hätte, den dummen Widerwillen aufzugeben und Ja zu ſagen. — So kalkulirte der Heiner für ſich, ſo kalkulirten auch die meiſten Leute im Dorfe; und man wollte für ganz gewiß wiſſen, daß der Kloſterbauer wohl derſelben Anſicht ſein müſſe, da er dem Heiner, wenn er in ſein Haus käme, ein gar freundliches Geſicht mache.

Wie mir ſolche Reden in's Herz ſchnitten, kannſt Du Dir denken. Hab' manche gute Hitze ſich wieder verkühlen laſſen, wenn das Geſpräch ſich um den Heiner und das Bärbelchen drehte, und ſo kalt ich auch äußerlich blieb, um Niemand zu verrathen, daß mich die Sache beſonders intereſſire, inwendig brannte es deſto heißer, wenn die Heirath zwiſchen dem Bärbelchen und dem Heiner ſchon als eine abgemachte Sache beurtheilt wurde. Daß das Bärbelchen den Heiner nicht gutwillig nehmen werde, ſtand mir zwar außer allem Zweifel; denn ich konnte mir nicht denken, daß der Widerwille, den das Mädchen von Kind auf gegen den Heiner gehegt hatte, mit Einem Male in das Gegentheil umgeſchlagen ſein ſollte, zumal da der Heiner nach wie vor der alte rohe, wüſte Menſch war. Aber ob es dem Kloſterbauer nicht zuzutrauen ſei, daß er ſein Kind, das ſchon ſo viele Heirathsanträge verworfen, endlich zu einer Heirath zwingen werde, die nach ſeinen Begriffen ſo paſſend ſein mußte, das war eine Frage, die mir ſchwer auf dem Herzen lag und Tag und Nacht keine Ruhe ließ.

Ich sollte bald, wenigstens nach Einer Seite hin, aus meiner Unruhe herausgerissen werden.

Des Schneidemüllers Aeltester, der Fritz, der Dich ja heute auch schon begrüßt hat, hielt Hochzeit und hatte dazu alle seine Schulkameraden, auch mich, eingeladen. Ich wußte, daß auch Bärbelchen zur Hochzeit kam; denn sie sollte Brautjungfer sein, und es hätte im Dorfe als etwas Unerhörtes gegolten, wenn sie diesen Ehrenposten ausgeschlagen hätte. Daß der Kumpheiner zum Brautführer erkoren war, ohne Zweifel, um ihn mit dem Bärbelchen in nähere Beziehung und in das öffentliche Gerede zu bringen, konnte mich nicht abhalten, der Einladung Folge zu leisten. Denn vor dem Heiner und einem Zusammentreffen mit ihm, das ich allerdings bis jetzt, soviel ich konnte, zu vermeiden gesucht hatte, fürchtete ich mich ganz und gar nicht, und eine bessere Gelegenheit, zu erfahren, wie das Bärbelchen zum Heiner stehe, konnte sich mir kaum darbieten.

Der Ortssitte nach saßen die Brautjungfern und Brautführer bei Tische neben einander in der Nähe des jungen Ehepaares. Aber wer da hätte sagen wollen, das Bärbelchen wäre gegen seinen Tischnachbarn, den Heiner, besonders freundlich und zuthunlich gewesen, der hätte die schnödeste Unwahrheit gesagt. Der Heiner versuchte zwar alles Mögliche, sich recht liebenswürdig zu machen; aber all' seine Späße riefen nicht einmal ein flüchtiges Lächeln auf Bärbelchens Zügen hervor, wie ich aus dem Hintergrunde beobachtete. Sie waren freilich auch größtentheils darnach, eher die Schamröthe, als ein Lächeln bei einem züchtigen Mädchen hervorzurufen. Je weniger sich aber das Bärbelchen mit ihm einließ, desto mehr ließ sich der Heiner mit der Weinflasche ein, und als die Musikanten kamen, um zum Tanze in der großen Oberstube zu spielen, waren seine Bewegungen schon sehr unsicher.

Es war wieder der Ortssitte gemäß, daß der Heiner vorzugsweise mit dem Bärbelchen tanzte, wenn ihm auch dazu keineswegs ein ausschließliches Recht zustand. Da überdies Beide schon halb und halb für Verlobte galten und keiner der übrigen Bursche riskiren mochte, mit dem groben, schon halb betrunkenen Heiner Spektakel zu be-

kommen, wenn er die Bärbel zum Tanze holte, so überließ man die Beiden sich einander gänzlich. Man konnte es aber dem armen Mädchen deutlich vom Gesichte lesen, wie schrecklich ihr das war, zumal da Heiner immer weiter trank und beinahe so weit war, daß seine Tänzerin ihn stützen und führen mußte. Und doch würde es das furchtbarste Aufsehen gemacht und den Verdacht des Stolzes, in dem Bärbel ohnehin schon stand, auf das Unwiderleglichste bestätigt haben, wenn sie jetzt schon nach Hause gegangen wäre.

Da ich selbst nicht tanzte, weil ich es nie gelernt und geübt hatte, stand ich als stiller Zuschauer in der einen Stubenthür und fühlte oft, wie es mir in den Armen zuckte, wenn ich wieder den Heiner mit dem leichenblassen Mädchen zum Tanze taumeln sah. Einmal blieben die Beiden, als sie zu tanzen aufhörten, ganz in meiner Nähe stehen, und als Bärbel mich erblickte, warf sie mir einen so verzweifelten, flehenden Blick zu, als wollte sie mir zurufen: Barthel, hilf mir doch!

Ich konnte ihr aber nicht anders helfen, als wenn ich sie zum Tanze aufforderte, und wie konnte ich das wagen, da ich nie getanzt hatte! Doch ich vermochte den flehenden Blick des armen Mädchens nicht zu vergessen, und mit Einem Male flog mir der Gedanke durch den Kopf: solltest Du, der Du doch als Soldat nach der Musik marschiren konntest, nicht auch einmal nach dem Tacte umherspringen können? So faßte ich mir ein Herz und führte die Bärbel in den Kreis, als ein neuer Tanz begann. Ehe noch der Heiner aus der Trinkstube nebenan herbeigetaumelt war, hatten wir schon den halben Tanzplatz hinter uns liegen. Anfangs ging es allerdings etwas holperig; aber als ich erst einmal den richtigen Tact weg hatte, ging es nicht viel schlechter, als bei manchem Anderen, der auf dem Tanzboden zu Hause war.

„Nicht wahr, Barthel, Du thust mir den Gefallen und führst mich nach Hause, wenn der Tanz zu Ende ist," bat Bärbelchen, als wir einmal ruhten. „Ich kann es nicht mehr länger aushalten mit dem Heiner, und jetzt fürchte ich, er fängt auch mit Dir noch Streit an. Sieh' nur, was er für ein grimmiges Gesicht macht!"

„Aber, Bärbelchen," warf ich ein, „was werden die Andern sagen, wenn Du jetzt schon nach Hause gehst? Das wäre ja eine Beleidigung für die Hochzeitsleute."

„Mögen sie sagen, was sie wollen, mögen sie beleidigt sein oder nicht," sagte Bärbel entschlossen. „Ich kann es mit dem betrunkenen Menschen nicht mehr aushalten und nach Hause geführt sein mag ich erst recht nicht von ihm. Barthel, lieber Barthel, ich bitte Dich, thue mir den Gefallen!"

Wer sagte lieber Ja, als ich.

Als der Tanz zu Ende war, entfernten wir uns. Aber dem Heiner, der uns die ganze Zeit über mit seinen Blicken verfolgt hatte, so gut er es konnte, war es keineswegs entgangen, daß wir uns fortgemacht hatten. Wir waren kaum zwanzig Schritte vor der Hausthür, da hörten wir ihn polternd und fluchend die Treppe herunterkommen.

„Ach, was wird's jetzt geben!" rief Bärbelchen ängstlich aus und wollte mich schneller fortziehen.

„Fürchte Dich nicht, liebes Kind," sagte ich, „der Heiner soll uns Nichts anhaben. Laß ihn nur herbei kommen."

Und er kam immer näher herbei, da ich meine Schritte durchaus nicht beschleunigte, und schickte alle erdenklichen Schimpfwörter hinter mir her. Ich that aber, als hörte ich Nichts und ging ruhig voran. Das schien seine Wuth noch zu erhöhen; er fing an zu laufen und war plötzlich dicht hinter uns.

„Du Lumpenbub!" schrie er, „wer gibt Dir das Recht, mein Mädchen wegzuführen?" Dabei versetzte er mir einen Stoß in den Rücken und versuchte Bärbel von meinem Arme loszureißen.

Das war mir aber doch zu toll. Ich ließ Bärbel los, wandte mich um, griff den Wüthenden an der Brust und warf ihn auf die Erde.

„Das ist für den Lumpenbub!" sagte ich, faßte wieder Bärbel's Arm und ging mit ihr weiter dem Klosterhofe zu. Sie schmiegte sich enge an mich und zitterte, daß ich's spüren konnte.

„Ach, wenn er ſich nur nicht wehe gethan hat!“ ſagte ſie über eine Weile, als es ſtille hinter uns blieb.

„Ei, ſieh' da!“ ſagte ich da gekränkt, „nun habe ich am Ende noch Unrecht gethan, daß ich dem Unholde eine kleine Lection gegeben. Es ſcheint alſo doch wahr zu ſein, wenn die Leute ſagen, Du hätteſt den Heiner gern. Soll ich ihn vielleicht aufheben und zu Dir führen, daß er Dich nach Hauſe bringt?“

„Barthel!“ rief Bärbel vorwurfsvoll, „wie kannſt Du nur ſo ſprechen? Was denkſt Du denn von mir?“

„Nun,“ antwortete ich, „wenn Du ſo großes Mitleid mit dem Heiner haſt, muß ich ja auch denken, was alle Leute ſagen, daß Du die Braut des Heiner ſeieſt. Und wenn das iſt, ſo kommt's ihm ja auch zu, daß er Dich nach Hauſe führt und es kann ihm nicht einerlei ſein, daß ein Lump, wie ich, der nicht einmal ein Obdach hat, der zukünftigen Frau auf dem Kumphofe das Geleite gibt.“

„Barthel, Barthel!“ ſagte Bärbel und blieb ſtehen, „ſo kannſt Du nicht im Ernſte ſprechen. Du kannſt Dir doch wohl ſelber ſagen, daß ich mit meinem Willen niemals die Frau des Heiner werde; dafür ſollteſt Du mich wenigſtens kennen. Mögen die Leute reden, was ſie wollen.“

„Wird Dich aber Dein Vater nicht dazu zwingen? Man sagt, daß es ihm ganz gut gefalle, wenn der Heiner so oft in Euer Haus kommt, und daß er ihm sehr freundlich sei."

„Ich will's nicht hoffen," war Bärbel's Antwort. „Aber sollte er mich zwingen wollen, so werde ich ihm gehorchen bis an den Altar; dort aber, wo ich vor Gott ein Ja sprechen soll, werde ich Nein sagen, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Nun, sei nur ruhig", sagte ich, und mein Herz jauchzte dabei hoch auf, „es war wirklich nicht mein Ernst mit Dem, was ich soeben gesprochen. Ich hielt es immer für unmöglich, daß Du Dein Leben an den wüsten, rohen Buben knüpfen solltest; aber ich hätte es gerne auch von Dir selber gehört. Denn wenn Du des Heiner's Frau geworden wärst, so hätt' ich's nimmer hier ausgehalten; ich hätte das Elend nicht mit ansehen können, das dann über Dich gekommen wäre. Ich bin Dir immer gut gewesen, als wir noch Kinder waren; ich hab' Dich draußen in der Fremde und unter den Soldaten nie vergessen können und wenn ich auch weiß, daß der Ziegenbarthel, wie sie mich noch immer nennen, wenn ich nicht dabei bin, seine Augen nicht zu der reichen Klosterbärbel erheben darf, so möchte ich doch, daß Du einmal einen Mann bekommst, so brav und gut, wie Du ihn verdienst."

„Dann müßte er gerade so sein, wie Du, Barthel; denn einen Anderen nehme ich nicht."

Mit diesem leise geflüsterten Worte huschte die Bärbel flink, wie ein Reh, über den Steg, vor welchem wir gerade standen und ließ mich wie betäubt stehen.

„Gute Nacht, Barthel!" klang es noch von drüben herüber; dann hörte ich die Thüre knarren und war alleine.

Wie es in meinem Herzen aussah, kannst Du Dir denken, Karl. Ich wußte nun, daß mir die Bärbel gut war, und wer war glücklicher, als ich? Die Arbeit flog mir jetzt nur so von der Hand und wenn die Leute in der Schmiede wieder von dem Heiner und der Bärbel anfingen, lachte ich in mich hinein und ließ sie schwatzen. Den Auftritt im Hochzeitshause mußte außer dem Heiner

Niemand beobachtet haben, und der ſchwieg wohlweislich; denn er hatte die Kraft meiner Fäuſte kennen gelernt und ſo frech er mit dem Munde war, ſo feige war er im Herzen. Der Bärbel hatte Niemand ihr frühes Weggehen übel genommen, weil man geſehen, welche Noth ſie mit dem betrunkenen Heiner hatte. Für dieſen gab es übrigens auf der Hochzeit noch einen böſen Kehraus; denn er wollte die Wuth, die er an mir nicht hatte auslaſſen können, an anderen Burſchen auslaſſen, die er nicht beſonders leiden mochte, fing Streit an und wurde mit einer tüchtigen Tracht Prügel nach Hauſe geſchickt. Mir ging er von da ab überall aus dem Wege und machte lieber einen Umweg, als daß er an der Schmiede vorüberging.

Bei mir gab es wohl noch dann und wann trübe Tage, wenn ich daran dachte, wie lange es noch dauern müſſe, bis ich es wagen könnte, vor den Kloſterbauer zu treten und um die Bärbel anzuhalten, und ob die Bärbel wohl ſo lange warten würde. Aber wenn ich dann Sonntags beim Kirchgange oder bei einer anderen Begegnung in ihr freundliches, herziges Auge ſah und ſie mir leiſe zunickte, wenn es Niemand bemerken konnte, ſo waren die trüben Gedanken auch wieder fort.

Auf dem Kumphofe kam es jetzt wirklich dazu, daß die alten Leute ſich in den Aushalt ſetzten und dem Heiner das ganze Gut übertrugen; denn der alte Kumphöfer, dem die Leute nachſagten, daß er jetzt den Schnapskrug zu ſeinem Acker und Pflug gemacht habe, wurde alle Tage nachläſſiger und ſeitdem ein anderer Ortsvorſteher an ſeine Stelle gewählt worden war, hatte er, wie es ſchien, alle Lebenskraft verloren. Jetzt mußte der Heiner ernſtlich an's Heirathen denken, und eines Tages wurde die Nachricht brühwarm in die Schmiede gebracht, er habe vom Kloſterbauer das Jawort erhalten, und am nächſten Sonntage würde er mit der Bärbel zum erſten Male ausgerufen werden. Dieſe wolle zwar noch nicht recht und habe heute den ganzen Tag roth verweinte Augen gehabt; aber wer den Kloſterbauer kenne, der wiſſe, daß der Bärbel alles Widerſtreben nichts helfe, wenn er ſein Ja dem Heiner gegeben habe.

Es war gut, daß die Dämmerung schon hereingebrochen war, als diese Nachricht in die Schmiede gebracht und dort verhandelt wurde, sonst hätten die Leute sehen müssen, wie mir das Blut aus dem Gesichte wich und wie meine zitternde Hand den Zuschlagehammer kaum mehr halten konnte. Also war meine Befürchtung doch zur Wahrheit geworden und Bärbelchen hatte gegen den Eigensinn ihres Vaters nicht aufkommen können! Ob sie nun auch ihrerseits fest blieb und so that, wie sie an jenem Abende mit aller Entschlossenheit gesagt hatte? Was hätte ich darum gegeben, sie nur eine Viertelstunde sprechen zu können! Aber das war rein unmöglich; denn ich sah, ehe ich noch Feierabend gemacht hatte, wie der Heiner stolz und breitbeinig dem Klosterhofe zusteuerte. Da konnte das Bärbelchen gewiß nicht loskommen, wenn es mir auch gelungen wäre, ihr in irgend einer Weise mein Verlangen nach einem Gespräch mit ihr kund zu machen. Doch übermorgen war ja schon Sonntag, und da konnte ich es mit eigenen Ohren hören, ob das Leutegespräch wahr sei oder nicht.

Schwerer ist mir ein Kirchgang niemals gewesen, als an jenem Sonntage, und theilnahmloser habe ich nie eine Predigt angehört, als damals. Denn, daß Bärbelchens gewöhnlicher Platz in der Kirche, auf welchem sie fast niemals fehlte, heute leer blieb, mußte mir schon eine üble Vorbedeutung sein. Und richtig! Wie die Predigt zu Ende war, da kam's. Ich hörte aber eigentlich von der ganzen Proclamation nur den Namen: „Heinrich Schneider." Dann stieg mir das Blut so zu Kopfe und hämmerte es so in meinen Schläfen, daß mir die Worte des Pfarrers nur wie ein Bienengesumme vorkamen. Wie ich aus der Kirche auf mein Stübchen kam, weiß ich selbst nicht, aber wohl, daß ich dort den Kopf auf den Tisch legte und bitterlich weinte, und daß mir mehr als ein Mal der Wunsch aufstieg: lägest Du doch bei Deiner Großmutter droben auf dem Kirchhofe!

Es war ein wahres Glück für mich, daß es gegen Ende August war, die Zeit, in welcher die Bauersleute ihre Pflüge und Eggen für die Herbstsaat zurüsten lassen und daß am Montag Morgen Einer nach dem Andern

kam, mir Arbeit zu bringen. Da konnt' ich meinen bitteren Gedanken nicht nachhängen und mußte meine fünf Sinne zusammen nehmen, wenn die Leute, die zusehend und wartend in der Schmiede standen, mir nicht anmerken sollten, welche Qualen ich ausstand, wenn sie unter einander verhandelten, was schon gestern Nachmittag überall der Gegenstand des Gesprächs gewesen war, die Heirath zwischen dem Kumpheiner und dem Bärbelchen. Wohl wollte manchmal bei mir das Vertrauen auf Bärbelchens Wort wieder aufkommen, wenn erzählt wurde, wie das Mädchen den ganzen Tag über verweinte Augen habe und dem Heiner beharrlich den Rücken zukehre, wenn er ihr schön thun wolle. Aber wenn dann Einer wieder die Bemerkung machte: „Laßt sie nur, der Klosterbauer ist doch der Mann dazu, seinen Willen durchzusetzen und der Heiner ist nicht übelnehmerisch, wenn er nur endlich das fette Bröckchen erschnappt," dann lag meine Hoffnung auch wieder am Boden.

So ging der Montag zwischen Furcht und Hoffen hin. Aber als ich Abends an meinem Fenster stand und meine Lage überdachte, hatte die Furcht völlig die Oberhand gewonnen; es sah in meinem Herzen aus, wie droben am dichtbewölkten Nachthimmel, an welchem kein Sternlein leuchtete. Der Wunsch, neben der guten Großmutter auf dem Kirchhofe zu liegen, regte sich wieder lebhaft in mir; denn wenn mir das Bärbelchen entrissen wurde, dann hatte ich ja gar Niemand mehr auf der Welt, von Dem ich Liebe erwarten durfte. Aber der Gedanke an die Großmutter leitete mich auch zu Dem hin, dem sie stets ihre Noth geklagt, auf Den sie stets ihre Sorgen geworfen hatte, wenn ihr dieselben über den Kopf wachsen wollten. Es zog mich an die alte Bibel, die ich als ein Heiligthum aufbewahrte, nachdem ich sie vom Buchbinder wieder hatte zurechtflicken lassen. Ich schlug den 42. Psalm auf, den ich der Großmutter so oft in schweren Stunden hatte vorlesen müssen, und da fand auch ich das rechte Wort für meine betrübte, unruhige Seele. „Harre auf Gott! Harre auf Gott!" rief es mir da zu, und ich warf mich nieder und betete. Da kam Friede in meine Seele. Getröstet schlief ich ein,

ruhig und gefaßt stand ich am andern Morgen auf und ging mit einem tiefgefühlten „Gott walt's!" an meine Arbeit.

Von jetzt ab ging es mit mir und ich wurde um so ruhiger, je mehr die Heirath des Heiner aufhörte, das Tagesgespräch zu sein. Erst als das dritte Aufgebot vorüber und nun aller Leute Mund voll war von den Zurüstungen zur Hochzeit, die im Klosterhofe bereits gemacht würden und für welche der Klosterbauer eine Köchin aus der Stadt wolle kommen lassen, da das Bärbelchen nicht recht zugriffe, da wollte mir der Muth wieder entsinken, das Gottvertrauen und die Hoffnung wieder wankend werden. Am Freitage sollte schon die Hochzeit sein, zu welcher das halbe Dorf geladen war, da der Klosterbauer, wie es sein Stolz mit sich brachte, sich einmal recht zeigen wollte.

Es war Donnerstag Nachmittags. Der Himmel hing schwarz voll schwerer Gewitterwolken, aus denen schon hier und da ein ferner Blitz hervorschoß. Aber dunkler sah es noch in meinem Herzen aus, das auch nicht einmal eines Hoffnungsblitzes mehr fähig war.

Da stand auf einmal der Heiner vor der Thüre und hielt ein Pferd am Zügel. Ich wußte nicht, was ich denken sollte und traute meinen Augen kaum, da ich bis jetzt noch nie Etwas für den Kumphof gearbeitet hatte. Indessen trat ich, ohne ein Wort zu sagen, an die Thüre der Schmiede.

„Na, Barthel," begann da der Heiner mit einem recht boshaften Lächeln, „Du wirst wohl auch schon gehört haben, daß ich morgen mit der Bärbel Hochzeit mache. Da sie nun doch einmal eine alte Freundschaft von Dir ist und noch immer große Stücke auf Dich hält, so wollt' ich Dir doch auch einmal Etwas zu verdienen geben. Beschlag' mir einmal schnell den Gaul da, mit dem ich morgen die Bärbel herüberholen will!"

Karl, Du weißt, daß ich von Kind auf nicht jähzornig gewesen bin und gelernt habe, Vieles zu ertragen. Aber Das war mir doch zu arg. Der Zorn übermannte mich. Ich hatte ein Stück Eisen im Feuer liegen, das schon glühend sein mußte. Wie der Blitz war ich an der Esse, riß das Eisen heraus und wollte statt des Gauls

den Heiner damit beſchlagen. Schon hatte ich den Arm erhoben, da krachte mit Einem Male in nächſter Nähe ein Blitz und Donnerſchlag nieder, daß ich weit in die Schmiede zurücktaumelte und wie betäubt war. Zugleich brach ein Regen los, der wie in Strömen vom Himmel niederſchoß. Vom Heiner ſah ich Nichts mehr, als ich wieder in die Thüre trat; aber ein gellender Schrei tönte mir in die Ohren:

„Im Kloſterhofe brennt's! Der Blitz hat in die Scheune geſchlagen! Hilfe! Hilfe!"

Und ſo war es. Als ich trotz des niederſtrömenden Regens herausſtürzte um die Schmiede herum, ſah ich drüben ſchon die Scheune in hellen Flammen ſtehen, die höher und immer höher emporlohten. Denn die Scheune war bis unter das Dach mit Heu und Stroh gefüllt, und das gab eine Gluth, die auch für die Regenſtröme zu mächtig war.

Man hatte mich wegen meines Handwerks zum Spritzenmeiſter erwählt, und wie mich auch mein Herz trieb, über den Steg hinüber zur Hilfe zu eilen, meine nächſte Pflicht trieb mich nach dem Spritzenhauſe. Da fing auch die Feuerglocke an zu läuten und in wenigen Minuten waren Mannſchaften genug zuſammen, die Spritze herauszuziehen und damit nach dem Brandplatze zu jagen. Pferde vorzulegen, nahmen wir uns die Zeit nicht, zumal da wir über die ſteinerne Brücke einen ziemlich weiten Umweg machen mußten.

Und doch kamen wir zu ſpät, das Wohnhaus zu ſichern. Der Regen hatte eine kleine Pauſe gemacht und während derſelben hatte die furchtbare Lohe, die aus der Scheune emporſchlug, das Dach des Hauſes ergriffen. Als wir mit der Spritze ankamen, brannte daſſelbe ſchon in hellen Flammen. Der Verſuch, dieſelben mit unſerer Spritze zu löſchen, erwies ſich bald als ohnmächtig, obwohl Waſſer genug vorhanden war und auch Hände genug, es aus dem ganz nahen Bache herbeizuſchaffen. Denn aus der Scheune ſtiegen wahre Flammengarben auf und regneten über das Haus nieder, ſodaß es, wo wir eben gelöſcht hatten, ſofort wieder in heller Gluth brannte. Glücklicherweiſe, muß ich ſagen, waren wir Alle vom

Regen bis auf die Haut durchnäßt, sonst hätte es Niemand unternehmen können, Möbel und Hausrath aus dem brennenden Hause zu retten.

Der Klosterbauer schien völlig den Kopf verloren zu haben; denn als man den werthvollsten Theil seiner fahrenden Habe, das Vieh, aus den Ställen geschafft und hinter den alten Klostermauern in Sicherheit gebracht hatte, setzte er sich auf einen Stein nieder und weinte, wie ein Kind, ohne noch eine Hand zur Rettung des Hausrathes aufzuheben.

„Schwiegervater," hatte ihn der Heiner schon einige Male gefragt, indem er ihn an der Schulter faßte und rüttelte, „wo habt Ihr Eure Papiere und Euer Geld aufgehoben?"

Allein er bekam keine Antwort. Der Klosterbauer stierte ihn wohl mit gläsernem Blicke an, fing aber, sowie er in das Feuer sah, sofort wieder an zu schluchzen und zu weinen.

Wäre die Bärbel nicht gewesen und hätte sie nicht mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und Ruhe nach allen Seiten hin Anweisungen ertheilt, so wäre Wenig aus dem Hause gerettet worden, jedenfalls nicht das Beste und Werthvollste. Die geretteten Sachen wurden ebenfalls hinter den alten Klostermauern geborgen; aber es mußte fortwährend eine Wache dabei stehen, weil selbst bis hierher die Funken fuhren und oft genug die Gefahr drohte, daß die Betten und Möbel Feuer fingen.

Die Regenpause, welche dem Wohnhause des Klosterbauers so verderblich geworden war, währte indeß nicht lange. Ehe wir's uns versahen, brach's wieder los mit Regen, als ob das Wasser mit Eimern vom Himmel heruntergegossen würde.

„Rettet Euch! Rettet Euch!" schrie es da mit einem Male hinter uns, „seht einmal, wie dort das Wasser gewallt kommt! Schnell hinauf auf den Berg, wer nicht ertrinken will!"

Und wirklich, dort hinten, wo das Thal sich im Bogen wendet, kam eine mehr als mannshohe Wasserwand mit rasender Schnelligkeit herangestürmt. Was

bei uns hier nur ein heftiger Regen war, mußte droben im Gebirge ein vollständiger Wolkenbruch gewesen sein.

„Auf den Berg! Auf den Berg!“ schrie Alles voll verzweifelter Angst, und es dauerte höchstens zwei Minuten, da war die Brandstätte leer, und Alles hatte sich auf den Berg geflüchtet. Unsere Spritze mußten wir natürlich stehen lassen.

Jetzt kam es aber herangebraust, als wenn ein ganzes Meer sich über das friedliche Thal ergießen wollte. Es war grausig anzusehen, wie die furchtbare Wassermasse sich an dem Felsen aufstaute und in schäumenden Kämmen brach, um dann gleichsam mit verdoppelter Gewalt sich auf den brennenden Klosterhof zu stürzen. Die alten Weidenstämme wurden zum großen Theile wie Strohhalme zerknickt, und die, welche noch biegsam waren, mit ihren Aesten bis auf den Boden gedrückt. Was noch von der brennenden Scheune stand, war im Nu weggerissen und unter einer Wolke von Dampf im Wasser begraben. Unsere Feuerspritze wurde wie ein Kinderspielzeug wider das Wohnhaus geworfen und schlug demselben an der Vorderseite ein paar Gefächer ein, sodaß der Wasserschwall sich in dasselbe ergoß und mit furchtbarem Zischen die bereits heruntergestürzte Decke des Oberstockes löschte. Noch standen die aus starkem Eichenholz gezimmerten Wände des Hauses fest. Aber höher und höher stieg das Wasser, sodaß es drüben im Dorfe beinahe schon die niedrigsten Häuser erreichte, und die verzweifelten Bewohner dieser Häuser, die in unserer Mitte waren, ein lautes Jammergeschrei erhoben. Es war schauderhaft. Plötzlich kracht's und kracht's, und wie ein Kartenhaus, das der Hauch des Kindes umbläst, stürzten die Wände des Klosterhofes in die aufwirbelnden Fluthen.

Mit einem lauten Aufschrei brach der Klosterbauer ohnmächtig zusammen.

Es war aber, als sei jetzt die Fluth mit ihrem Zerstörungswerke zufrieden; denn höher stieg sie nicht mehr. Im Gegentheile, sie fiel sichtlich, obwohl der Regen noch immer fortdauerte, wenn auch in etwas vermindertem Maße. Nach einer halben Stunde etwa ließ auch der Regen nach, die Wolken zerrissen und ließen dann und

wann ſchon einen Blick der untergehenden Sonne hindurchdringen. Noch eine weitere halbe Stunde, da hatte

die Fluth sich verlaufen und nur das Bachbett war noch bis zum Ueberfließen voll.

Aber welch' ein grausenerregender Anblick bot sich jetzt unsern Augen! Der Klosterhof war bis auf ein paar kleine Reste der Grundmauern des Wohnhauses wie wegrasirt; das alte Klostergemäuer war fast verschwunden und natürlich mit ihm das sämmtliche Vieh und Hausgeräthe des Klosterbauern, das dorthin gerettet worden war; das fruchtbare Gelände, welches zum Klosterhofe gehörte und in der weiten Biegung des Baches lag, war fußhoch mit Geröll und Sand bedeckt, theilweise von fußtiefen Rissen durchzogen, in denen schmutzige Wasserlachen standen. Der reiche, stolze Klosterbauer war in Zeit von etwa drei Stunden ein Bettler geworden!

Und drüben in den schönen Bachgärten hinter den Häusern sah es auch grausig aus. Alle Zäune waren weggerissen und der Boden lag hoch voll Sand und Gerölle.

„Barmherziger Gott!" schrie plötzlich das Bärbelchen, das bis jetzt über der Fürsorge für den Vater, der noch immer aus einer Ohnmacht in die andere fiel, alles Andere vergessen zu haben schien, „barmherziger Gott! was ist denn aus dem Philipp geworden?"

Das war der Knecht von dem Klosterhofe, welcher bei den geretteten Sachen Wache gehalten und wohl schwerlich Zeit genug gefunden hatte, sich vor dem heranstürmenden Wasser über die steinerne Brücke ins Dorf zu retten, dem er näher gewesen war, als der Stelle, auf die wir uns geflüchtet hatten.

Wir eilten sogleich nach dem Klostergemäuer, und — o Schrecken! da lag der treue Philipp todt und halb begraben von einem Mauerreste, hinter den er sich wahrscheinlich geflüchtet, den aber das heranstürmende Wasser über ihn gestürzt hatte.

Der Jammer, unter welchem wir nach dem Dorfe hinüberzogen, war unbeschreiblich. Wir hatten warten müssen, bis die steinere Brücke, welche zum Glücke nicht weggerissen worden war, wasserfrei wurde; denn der alte hölzerne Steg droben war selbstverständlich beim ersten Andrange des Wassers fortgetrieben. Auf zwei Trag-

fahren, die Einer, noch durch's Wasser über die Brücke watend, im Dorfe geholt hatte, lagen, auf der vordersten der todte Philipp, auf der hintersten der wie todt aussehende Klosterbauer.

Es wäre das Nächstliegende gewesen, daß Beide nach dem Kumphofe getragen worden wären; allein der Heiner, der das hätte anordnen müssen, war mit einem Male spurlos verschwunden, und als ich Bärbel frug, wohin sie ihren Vater gebracht sehen möchte, rief sie:

„Wohin Ihr wollt, nur nicht nach dem Kumphofe!"

Der Pfarrer, welcher dies Wort gehört hatte, weil er unter den Vordersten drüben an der Brücke stand, bot sogleich sein Haus an, und Bärbelchen nickte mit dankbarem Blicke ihre Zustimmung. Die Leiche des Knechtes wurde einstweilen in der Kirche abgestellt.

Der Klosterbauer brauchte aber nicht mehr lange die Gastfreundschaft des Pfarrhauses in Anspruch zu nehmen. Der furchtbare Schlag, welcher ihn so plötzlich betroffen, hatte ihn geistig und körperlich vernichtet. Zu klarer Besinnung kam er eigentlich gar nicht mehr; denn sowie er zu Bette gebracht war, überfiel ihn ein entsetzlicher Schüttelfrost, dem während der Nacht eine Gluthhitze folgte, in Folge deren er fortwährend irre redete. Der Arzt, nach welchem noch während der Nacht geschickt worden war, schüttelte sogleich bedenklich den Kopf, als er den Kranken eine Weile beobachtet hatte, und wie er es dem Pfarrer beim Weggehen voraussagte, so geschah es. Nach vier Tagen war der Klosterbauer eine Leiche. Er hatte in der letzten Nacht der Art gerast und getobt, daß beständig zwei starke Männer an seinem Bette stehen mußten, um ihn festzuhalten; dann war er gegen Morgen vor lauter Schwäche ganz ruhig geworden und im Arme der Bärbel, die nicht von seinem Bette wich, unmerklich verschieden.

Wie die Bärbel jene Tage überstehen konnte, begreife ich heute noch nicht. Denn denke Dir, Karl, die furchtbare Schlechtigkeit des Kumpheiner! Schon am Abende des Freitags, also des beabsichtigten Hochzeitstages, kam ein Brief von ihm an die Bärbel, worin er ihr die Verlobung aufsagte. Sie habe ihn, schrieb er, doch nie recht

leiden können, und da müsse er denn wohl, was gestern geschehen sei, so ansehen, als habe der liebe Gott selbst hindern wollen, daß sie Beide unglücklich würden.

Ich war gerade oben im Pfarrhause, als der Brief ankam, um mich nach dem Befinden des Klosterbauern und der Bärbel zu erkundigen. Da reichte sie mir mit einem wehmüthigen Lächeln den offenen Brief und sagte: „Das wußte ich schon heute früh, daß es so kommen würde."

Ich war starr, als ich den Brief gelesen hatte, nicht sowohl wegen der Aufsagung, sondern wegen der entsetzlichen Gotteslästerung, daß der Heiner den Finger Gottes sehen wollte, wo doch nur sein eigenes schuftiges Herz überall herausguckte. Wäre es ihm gelungen, das Geld und die Papiere des Klosterbauern in Sicherheit zu bringen, dann hätte höchst wahrscheinlich die Sache ein ganz anderes Aussehen für ihn gewonnen.

So leicht nun die Bärbel auch den Scheidebrief des Kumpheiners ertrug, der Tod ihres Vaters wurde ihr unsäglich schwer zu ertragen. Sie hatte während der Beerdigung keine erleichternde Thräne, und sah so furchtbar bleich aus, daß alle Leute prophezeiten, sie werde dem Vater bald nachfolgen. Aber sie hatte in dem Pfarrer einen Tröster, der ihr den rechten Trost zu geben wußte, und ihr gutes, frommes Herz war für diesen Trost empfänglich. Sie hat ihr schweres Kreuz getragen, mit Gott getragen, und die friedsame Frucht der Gerechtigkeit ist ihr dabei in den Schooß gefallen.

Wenige Tage nach der Beerdigung des Vaters zog sie mit einer entfernten Verwandten ihrer verstorbenen Mutter weg, die auf einen Brief des Pfarrers selbst gekommen war, sie abzuholen. Ich hatte sie, seitdem ihr Vater todt war, nicht mehr gesprochen; denn ich konnte doch nicht ins Pfarrhaus zu ihr gehen. Aber es war mir unmöglich, sie ziehen zu lassen, ohne Abschied von ihr genommen zu haben. Ich suchte die Stunde zu erfahren, wann sie mit ihrer Base wegfahren würde und ging ein Stück des Weges, den sie nehmen mußte, voraus.

Als mich der Wagen eingeholt hatte, ließ sie stille halten, reichte mir vom Wagen herunter die Hand und sagte:

„Das wußte ich, Barthel, daß Du mich nicht ohne einen Abſchiedsgruß würdeſt ziehen laſſen. Habe Dank für Deine Treue und vergiß mich nicht!“

Dann drückte ſie ihr Tuch vor die Augen und hieß weiterfahren.

„Vergiß mich nicht!“ hatte ſie geſagt. Aber wie konnte ich die vergeſſen, die mir wie mit Spießen und Nägeln ins Herz geheftet war! Wie konnte ich ſie vergeſſen jetzt, wo die Hoffnung, ſie einmal als meine liebe Frau heimzuführen, feſteren Boden gewonnen hatte!

Ich arbeitete jetzt aus allen Kräften und hielt jeden Pfennig zu Rathe. Als nach Verlauf eines Jahres mein elterliches Haus feil wurde, hatte ich mir ſoviel erſpart, daß ich wagen durfte, es anzukaufen. Mein Erſpartes und das Geld, welches ich aus dem Verkaufe meiner Schmiede löſte, die leicht zu einem einſtöckigen Wohnhäuschen für arme Leute umzubauen war, ergaben die Summe, welche ich anzahlen mußte. Der Reſt des Kaufpreiſes konnte als Hypothek auf dem Hauſe ſtehen bleiben, und ich hatte nur die jährlichen Zinſen zu bezahlen

Wieder nach einem Jahre hatte ich mir schon die nöthigsten Möbel angeschafft, die ich theils neu machen ließ, theils in der Stadt auf Versteigerungen billig erstand.

Von der Bärbel hatte ich die ganze Zeit über nichts gesehen, noch gehört. Die Aecker, welche ihr Vater außer den um den Hof herum gelegenen noch auf der Gemarkung des Dorfes besessen hatte, waren sogleich nach ihrer Abreise gerichtlich verpachtet worden, und die Pachtgelder wurden ebenfalls durch das Gericht eingezogen und ihr dann zugesandt. Das gute Land um den ehemaligen Klosterhof blieb einstweilen als Wüstenei liegen. Der Gedanke, daß die Bärbel sich inzwischen könnte verheirathet haben, ist mir aber niemals in den Sinn gekommen. Das Abschiedswort: „Vergiß mich nicht!“ war mir vollgültige Bürgschaft für ihre Treue.

Doch, ich will's kurz machen.

Eines schönen Tages schloß ich mein Haus und meine Schmiede zu, ging weg und kam nach drei Tagen als wohlbestallter Bräutigam Bärbels wieder heim. Nach ungefähr zwei Monaten hielten wir in aller Stille bei der Base unsere Hochzeit, und ich führte mit meinem lieben Weibe das Glück und den Gottessegen in mein Haus.

Wir mußten uns zwar die beiden ersten Jahre unserer Ehe rechtschaffen plagen, weil die Pachtzeit von Bärbel's Aeckern noch nicht abgelaufen war, und wir deshalb alle Lebensbedürfnisse für baares Geld kaufen mußten. Aber mein liebes Bärbelchen, die wie eine Rose aufblühte, wußte vortrefflich zu hausen, wir waren bei der einfachsten Kost zufrieden und froh, und so ging es mit Gottes Hilfe prächtig, auch da, als nach Ablauf des ersten Jahres das Lieschen ankam. Wir halfen uns auch da selbst, da ich bei der Großmutter gut genug gelernt, die nöthigsten Hausarbeiten zu verrichten.

Als wir die frei gewordenen Aecker bekamen, ging es natürlich viel besser; wir konnten uns jetzt Vieh halten und zogen so ziemlich für das ganze Jahr unser eigenes Brod. Das wüstliegende Klostergut, das wir selbst unmöglich wieder urbar machen konnten, verkauften wir gegen eine immerhin hohe Summe an die Gemeinde, die es in Parzellen theilte und als Eigenthum versteigern

ließ. Wollte ich mein Handwerk nicht aufgeben, so hatten wir mit den Aeckern, die wir bereits im Baue hatten, vollkommen genug. Nur noch ein paar Wiesen kaufte ich, und den Garten am Hause, den ich nicht sogleich mit dem Hause hatte kaufen können, weil er in anderen Händen war, als das Haus. So haben wir Beide, die Bärbel und ich, vollkommen genug zu thun, und doch nicht zuviel, sodaß wir auch uns selbst und unsern Kindern ein wenig leben können. Daß wir nicht unglücklich sind, so schloß der Barthel, hast Du heute wohl schon gesehen.

* * *

Ich hatte dem Barthel mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und ihn durch keine Frage unterbrochen.

„Wie ist's denn dem Kumpheiner ergangen?" fragte ich jetzt nach einer Weile, nachdem ich dem Erzähler, der sich glückselig lächelnd in das Haidekraut gestreckt hatte, dankend die Hand gedrückt.

„Ja, das ist noch eine traurige Geschichte," gab Barthel zur Antwort, „von der ich am Liebsten ganz geschwiegen hätte. Weil Du aber darnach fragst, will ich sie Dir auch noch erzählen. Nachdem der Heiner mit der Bärbel gebrochen hatte, die er jetzt, wo sie arm geworden war, nicht mehr begehrte, klopfte er in der ganzen Umgegend an den Thüren der reichen Bauern an, die heirathsfähige Töchter hatten. Aber er hatte kein Glück dabei; denn wenn sich die Eltern hier nach ihm erkundigten, hörten sie kein feines Liedlein von dem Grobian singen, und wie er es der Bärbel gemacht hatte, wurde auch schnell in der ganzen Umgegend ruchbar. Das furchtbare Unglück des Klosterbauern machte eben überall von sich reden, und da war's ganz natürlich, daß auch die Geschichte mit der Bärbel allemal zur Sprache kam. Nirgends bekam der Heiner das Jawort, selbst als er sich soweit herabließ, um Mädchen anzuhalten, die weit weniger Vermögen hatten als er.

„Da wurde er denn alle Tage unholdiger und verbissener und gab sich an's Saufen, wofür er in seinem Herrn Vater ein schönes Vorbild hatte. Als dieser nun endlich soweit war, daß er in der Wirthschaft gar nichts mehr thun konnte, und auch seine Frau alle Tage baa-

fälliger wurde, mußte ſich der Heiner wohl oder übel entſchließen, ein geringes Mädchen aus Hofterbach zu freien, da er bei den reichen überall verſchloſſene Thüren fand. Obwohl daſſelbe brav und fleißig war, und an und für ſich viel zu gut für den Heiner, zog dennoch mit ihr kein Glück in den Kumphof ein. Denn, wenn ſie es nicht in allen Stücken genau ſo machte, wie der Heiner wollte, flog ihr ein „Bettelmenſch“ nach dem andern an den Kopf, bis ſie endlich die Geduld verlor und es aufgab, den Heiner zurechtzubringen. Sie ließ zuletzt Alles gehen, wie es gehen wollte und bekümmerte ſich nur um ihre Kinder. Nur in Einem Stücke iſt ſie dem Heiner nie zu Willen geweſen, nämlich in der Behandlung der alten Leute. Wäre es dem Heiner nachgegangen, ſo hätten dieſelben den bitteren Hunger leiden müſſen; denn ſie hatten es verſäumt, gerichtlich feſtzuſtellen, was ihnen der Heiner als ihren Altentheil geben müſſe. Aber die junge Frau verſorgte wider den Willen ihres Mannes die alten Leute ordentlich, das muß man ihr zur Ehre nachſagen, und achtete es nicht, daß ihr der Heiner nicht blos Prügel anbot, ſondern oft genug wirklich gab.

„Unter ſolchen Umſtänden konnte es mit der Wirthſchaft des Heiner nicht vorangehen. Neben dem Saufen legte er ſich endlich auch noch auf's Prozeſſen und kam gar nicht mehr vom Gerichte weg. Das koſtete ihm ſchweres Geld; denn es waren meiſtens Streitigkeiten, an denen er ſelbſt die Schuld trug und die er nothwendig verlieren mußte. Das Geſinde, welche nie länger als ein paar Monate bei ihm aushielt, arbeitete natürlich, während der Herr ſich in der Stadt am Gerichte und in den Wirthshäuſern herumtrieb, was und wieviel es wollte, und es iſt mehr als einmal vorgekommen, daß die Kartoffeln des Heiner noch in der Erde ſtaken, als es ſchon pickelhart fror und dichter Schnee fiel.

„Fünf bis ſechs Jahre ging es ſo fort, da kam eines Tages das Gericht und verſiegelte Alles auf dem Kumphofe. Der Heiner war eben total bankrott. Haus und Gut wurden verſteigert, und als die Schulden alle bezahlt waren, blieb kaum ſoviel übrig, daß er ſich das Hüttchen in der Gaſſe, worin meine Großmutter gewohnt hatte,

kaufen und so in den Stand setzen konnte, wie Du es gesehen hast. Es war lächerlich und doch auch wieder zum Weinen traurig, wie der alte, fast blödsinnige Kumphofer sich geberdete, als er in das neue Logis wandern sollte; er war fast nicht aus dem Kumphofe fortzubringen und schimpfte die, welche ihn fortführten, Alles, was ihm nur in den Mund kam. Seine Frau hatte den Bankrott des Heiner nicht mehr erlebt; aber er selbst ist erst im vorigen Jahre gestorben, und es soll ihm zuletzt recht schlecht ergangen sein, da seine Schwiegertochter ihm beim besten Willen nicht mehr viel geben konnte.

„Jetzt geht der Heiner und seine Frau in den Tagelohn, und sie schlagen sich so kümmerlich durch. Ich glaube, wenn man ihm jetzt die Hut der Ziegen anvertraute, so griffe er mit beiden Händen zu. Wie oft habe ich schon an das Wort Deines Vaters denken müssen, als er in der Schule zum Heiner sagte, er wäre vielleicht noch einmal froh, wenn er die Ziegen zu hüten bekäme!“

Als Barthel geendet, schwiegen wir Beide eine ganze Weile.

„Barthel,“ brach ich endlich das Schweigen, „wie oft hörte ich durch Deine Erzählung das Wort hindurchklingen: „Siehe, das ist Gottes Finger!““

„Hab' auch schon manchmal an dies Wort gedacht,“ antwortete Barthel ernst, „und hab' auf meinen Knieen dem lieben Gott gedankt, daß er besonders dazumal, wie ich mit dem glühenden Eisen auf den Heiner hineinwollte, mich mit seiner starken Hand zurückgeworfen hat.“

Wir lagen noch eine kurze Zeit in tiefen Gedanken; dann brachen wir auf und gingen Arm in Arm nach dem Dorfe zurück, da der Abend nahte.

Dort fanden wir schon den Tisch für uns gedeckt, und Bärbelchen rief uns scheltend zu:

„Wenn Ihr heute Abend nichts Ordentliches zu essen bekommt, seid Ihr selbst schuld daran. Warum seid Ihr auch so lange geblieben? Ich wollte das Essen recht frühe rüsten, damit wir nachher noch ein wenig im Garten zusammensitzen könnten; denn ich habe ja von meinem „Stückchen Gegenpart“ noch so gut wie gar nichts gehabt. Jetzt will ich aber auch sogleich auftragen.“

Ich ſtand mit Barthel noch am Fenſter, da ſah ich drei dürftig gekleidete Kinder auf das Haus zukommen. Als ſie mich erblickten, blieben ſie ſtehen, als fürchteten ſie ſich, in das Haus einzutreten. Aber Barthel winkte ihnen, hereinzukommen.

„Was ſind das für Kinder?“ fragte ich.

„Ach,“ antwortete Barthel ein wenig verlegen, „es ſind die armen Würmer des Kumpheiner. Man darf es den Kindern doch nicht entgelten laſſen, daß ihr Vater ein ſchlechter Kerl iſt. Sie kommen zuweilen zu uns, und meine Frau gibt ihnen dann ſatt zu eſſen.“

Da hab' ich dem Barthel warm die Hand gedrückt, ohne ein Wort zu ſprechen. Aber er verſtand, was der Händedruck ſagen ſollte; denn er wurde roth, wie ein Mädchen.

Ehe wir mit dem Eſſen begannen, holte Barthel die alte ſchwarze Bibel herbei und fragte mich:

„Kennſt Du die noch?“

Dann ſetzte er ſich nieder mit den Worten: „Du wirſt's nicht übel nehmen, wir ſind's einmal ſo gewöhnt,“ und las einen Pſalm vor, den er mit einem kurzen herzlichen Gebete begleitete.

Ich war von der aufrichtigen, ungefärbten Frömmigkeit des Barthel tief bewegt und drückte ihm, als er Amen geſagt hatte, noch einmal warm die Hand.

Nach dem Eſſen brachte Bärbelchen die Kinder raſch zu Bette, und dann ſetzten wir uns noch ein Stündchen zuſammen in den Garten, um in Ernſt und in Scherz mancherlei Erinnerungen aus der Kinderzeit zu verhandeln.

„Du bleibſt doch noch ein paar Tage bei uns?“ ſagte Bärbelchen, als wir aufbrachen, um zu Bett zu gehen.

Aber zu meinem aufrichtigen Bedauern mußte ich die Frage verneinen; denn meine Urlaubszeit war abgelaufen und die Amtspflicht rief gebieteriſch heim.

„O weh!“ ſagte Barthel, als ich meinen Entſchluß ausſprach, morgen in aller Frühe weiter zu wandern, halblachend, halb traurig, „o weh! dann bekäme ich ja nicht einmal einen blauen Montag. Aber nein, das darf nicht ſein; bis zum Mittageſſen mußt Du jedenfalls bleiben; dann begleite ich Dich noch ein Stück, wenn Du willſt, und mache doch blau. Gelt, Frauchen, das erlaubſt Du für diesmal?“

Darüber konnte ich denn nicht hinauskommen und mußte zusagen.

„Dann gehe ich aber auch morgen einmal ins Pfarrhaus," sagte ich, trotz der Junggesellenwirthschaft, die darin zu herrschen scheint."

„Das wirst Du nicht bereuen," sagte Bärbelchen, „und wenn Du mir's erlaubst, gehe ich mit hin. Der Pfarrer ist allerdings ein Junggeselle, aber was für einer! Wir kennen uns sehr gut, und ich bin ihm vielen Dank schuldig." —

„Und weißt Du, wohin wir noch gehen?" sagte der Barthel.

„Natürlich auch zur Großmutter!" antwortete ich schnell.

12. Räthsel.

Zwei Wörter mußt Du erst finden,
Um die beiden dann zu verbinden
Und in der Verbindung das Ganze
Zu schauen im schönsten Glanze.

* * *

Das erste Wort zeigt Etwas an,
Was man verschieden schätzet,
Was heute man nicht leiden kann,
Was morgen aber ergötzet.

Denn manchem Werk bringt's Hinderung,
So nöthig es auch mag sein,
Doch schafft's der Noth auch Linderung
Und hebet Sorg' und Pein.
Und mancher Lust legt's Zügel an,
Macht sie zu Wasser gar,
Und sieht man es von Weitem nah'n,
Wird trüb' manch Augenpaar.
Und doch gibt's keine Königsmacht,
Die ihm verwehren mag,
Zu kommen, sei es in der Nacht,
Sei es am hellen Tag.
Und wieder gibt's kein Herrscherwort,
Das ihm gebieten könnt',
Zu kommen, ob an jedem Ort
Die Sehnsucht darnach brennt.
Nur Einer ist's, deß Machtgebot
Ihm vorschreibt Ort und Stund',
Und der allein weiß, wann 's ist noth,
Und wo im Erdenrund.
Und wo und wann Er's kommen heißt,
Da will er spenden Heil,
Und wer dann seinen Namen preist,
Erwählt das beste Theil.

* * *

Das zweite der Wörter bezeichnet ein Ding,
Das vor Alters, wenn es zum Kampfe ging,
Dem Krieger stets an der Seite hing,
Und den Weg zu den Herzen der Feinde fand,
Wenn sicheres Auge und sichere Hand
Bei dem, der es brauchte, dahinter stand.
Doch jetzt, wo das Pulver die Kugeln streut,
Hat man's werden lassen ganz ungescheut
Zum Spielzeug, d'ran sich der Bube freut.
Doch denke nur nicht, daß zu jeder Frist
Er mit dem Dinge zufrieden ist!
Nein, oft verderbt er's mit arger List,
Wenn's gereicht ihm wird, zu üben die Kunst,
Die immer bei Buben hat schlechte Gunst,
Weil sie fest sie bannt in der Stube Dunst,

Die Kunſt, die Dir heute dies Räthſel bracht',
Die der böſe Bub' aber ſchnöde verlacht
Und ſich gern davor aus dem Staube macht.

* * *

Wenn zum Erſten aus den Wolken Gott die liebe Sonne ſchickt,
Wird das Ganze hell und ſtrahlend von dem trunk'nen Aug' erblickt,
Als ein leuchtend Band der Liebe, was des Herren gnäd'ge Hand
Farbenprächtig, heilverheißend um die arme Erde ſpannt.
Wohl Dir, wenn von dieſem Bande auch Dein Herz ſich binden läßt,
Daß es werde erdenmüde, himmelsfreudig, glaubensfeſt,
Und dereinſt am Stuhl des Lammes ſeines Glaubens Ende find':
Ew'ge Freud' und ew'gen Frieden, Erbtheil für des Vaters Kind!

13. Noth und Hilfe.

Der dieſes ſchreibt, kennt ein Ehepaar, das acht Jahre verheirathet war, aber noch kein Kind hatte. Im neunten Jahre kam ein Knabe. Das war eine Freude! Nun wußten ſie doch, für wen ſie arbeiten und wem ſie Hab' und Gut hinterlaſſen konnten. Und was für ein Junge war es! Er ſchrie ſo kräftig und ſah aus dem vollen Geſichtchen ſo klar und friſch in die neue Welt hinein, daß die Mutter Alles vergaß, was ſie um ihn erduldet hatte, und daß es ihr war, als müßte er ſo groß und ſo rüſtig werden, wie ſein Vater. Leider währte das Glück nicht lange; denn am ſechſten Tage war der Knabe blind, iſt noch heute blind und wird kein Morgen- und Abendroth mehr zu ſehen kriegen, bis ihm Gott einſt drüben die Binde von den Augen nimmt. Die Eltern ſind ſchlimm d'ran. Wer mit ihnen verkehrt, kann von Thränen und Klagen erzählen; aber von ihren ſchlafloſen Nächten weiß er noch immer nichts, von ihrem Halbſchlummer und von dem Jammern und dem Seufzen auf dem Bette. Ob die Hebamme auch nicht ſchlafen kann, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ſie an dem Unglücke ſchuld iſt. Als der Knabe drei Tage alt war, ſchwollen die Lider des einen Auges, ſie färbten ſich röthlich, und wenn man die Hand darauf legte, fühlten ſie ſich heiß an; Schmerzen ſchien er nicht zu haben, aber die Augen hielt er feſt geſchloſſen. Nun wohnte im Hauſe ein alter Onkel,

der bei jeder Krankheit, auch bei der kleinsten, gleich den Doctor holen wollte, als ob der Arzt umsonst kommen könnte. Natürlich rief der auch hierbei nach dem Arzte, und dieses Mal war er im Rechte; aber die Hebamme wurde über den alten Onkel ärgerlich, nannte ihn einen ängstlichen Mann, versicherte, solche Entzündungen kämen fast bei allen Säuglingen vor, und ließ warme Umschläge machen. Zwischen den Lidspalten drang jetzt dünner Eiter hervor, und wie der alte Onkel sah, daß die Hitze auch in das andere Auge gekommen war, und daß der Eiter immer dicker wurde, lief er selbst zum Arzte. Der kam, zog die Lider auseinander, und die Augen sahen über und über bleigrau aus, als hätten sie niemals vorn die klaren Sterne gehabt, über die sich die Eltern vor sechs Tagen so freuten. Das Kind war blind; der Arzt rührte keine Hand an, er konnte nicht helfen, es war rettungslos blind. Nun sanken alle die schönen Hoffnungen der Eltern zusammen, und die Thränen kamen und bittre, bittre Vorwürfe. — Es ist eine arge Krankheit, die Augenentzündung der Neugeborenen. Wenn man in einer Blindenanstalt drei Blinde sieht, so darf man immer annehmen, daß einer davon durch sie um die Augen gekommen ist. Kurze Zeit nach der Geburt ist sie eingetreten; an den innern Lidern eines Auges, manchmal auch beider Augen, hat sie begonnen; dann ist sie auf den Augapfel übergegangen, der Eiter hat weiter gefressen, hat das Weiße und dann auch die vordere Mitte des Auges zerstört, so daß kein Lichtstrahl mehr hineinfallen kann; denn es giebt keinen Menschen auf der weiten Welt, der ein solches Auge je wieder sehend machen könnte. — Für wen ich diese Geschichte erzähle? Nicht für die Tausende, die sie im eigenen Hause erlebt haben, sondern für Diejenigen, die noch Kinder zu hoffen haben, und die leider dasselbe Unglück noch treffen kann, wenn sie die Gefahr nicht kennen und in den Händen einer gewissenlosen Hebamme sind. Giebt es denn aber gar kein Mittel gegen solch' drohende Gefahr? **Man muß sofort nach dem Arzte schicken, wenn die Entzündung eintritt**; und wenn er weit entfernt wohnt und nicht gleich da sein kann, so nimmt man weiche Leinewand, wäscht sie rein aus, schlägt sie zusammen, taucht sie in ganz kaltes Wasser, legt sie auf die entzündeten Lider und wechselt so oft, daß sie nicht warm wird. Der Eiter, der etwa schon aus den Augen dringt, wird mit Leinewand weggetupft; aber man muß diese Läppchen in den Ofen werfen und darf mit dem Eiter ja nicht an das andere Auge kommen, denn er ist giftig und steckt an, wie die Pest. Auf diese Weise fährt man fort, bis der Arzt kommt. Der hat ein Mittel, das beinahe **immer** mit Sicherheit wirkt; wenn es rechtzeitig und gehörig in die Augen geträufelt wird, verhindert es die Vereiterung, die Krankheit ist in kurzer Zeit gehoben, und die Augen eines unschuldigen Kindes sind gerettet. Aber man muß den Arzt **sofort** holen und darf nicht warten, bis der Säugling unter den warmen, erhitzenden Umschlägen blind geworden ist. Ist es nun nicht eine Schande, da es ein **sicheres** Mittel gegen die Augenentzündung der Neugeborenen giebt, und

da alle ordentlichen Hebammen davon wissen, daß gegenwärtig in Deutschland und Oesterreich gegen **2000 Blinde** leben, die an dieser Krankheit um die Augen gekommen sind? Wer nur einen einzigen Fall zu verantworten hat, der mag sehen, wie er mit seinem Gewissen fertig wird. Thue Jeder das Seine, damit er nicht selbst einmal vor einem Kinde steht und sich anklagen muß, wenn es mit umnachteten Augen herumgeht und dabei die Hände, wie Hilfe suchend ausstreckt.

Nun noch ein Wort an Euch, die Ihr dieses leset und über Euer eignes Unglück weint. Ich wollte Euch nicht wehe thun und habe dieses nur geschrieben, um Andere vor Eurem Schicksal zu bewahren, auch kann ich Euch versichern, daß ich Eltern kenne, die an ihren blinden Kindern Freude erlebt haben, mehr Freude, als an den sehenden.

Einer, der mit Blinden zusammen lebt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aus der Maje.

Erzählungen von W. O. von Horn.

Vier Bände. 60 Bogen.

Preis broch. pro Band 1 Mark 60 Pf.

Elegant und dauerhaft gebunden pro Band 2 Mark 25 Pf.

Inhalt: Eisgang des Rheines 1730. Aus dem Spessart. Ein Stücklein aus einer trüben Zeit. Eine Ostenderin. Eine unsichtbare Macht. Die Dorfwaise. Meine Wege sind nicht eure Wege. Der Lindenbaum vor dem elterlichen Hause. Das heimathliche Gebetsläuten. Die Spelunke. Ein Abenteuer auf der Wanderschaft. Der Wittwe Heimkehr. Ein Rheinischer Az. Seemannsgeschichten. Wie einmal Einer den Backofenzins erhob. Die Stadtmühle und die Wollenbruche. Ich will vergelten, spricht der Herr. Die Trauerkunde. Don Carlos. Nach der Pest. Mutterliebe. Der finger Gottes. Anneli. Eine schreckliche Verwechslung. Eine Wette und ihre Folgen. Schonazigkaw, das Tschippewäs-Mädchen. Eine Scene aus dem Ostender Badeleben. Das fünf und dreißig Gulden-Loos. Auf'm Wörth. Die Silbermine Salcedo. Vor, während und nach dem Uebergang Blüchers am 1. Januar 1814 bei Caub. Die Geschichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Fisfikus war. Ein schauerliches Räthsel. Erzählungen auf dem Verdeck. Zwei Hochzeiten an einem Tage. Zwei edle Jüdinnen. Ein Bild aus dem Volksleben.

Diese Erzählungen erschienen in dem Volksblatt: „die Maje." Nachdem alle alten Jahrgänge der Maje verkauft und seit 6 Jahren nicht mehr zu haben sind, werden noch fortwährend die beliebten Erzählungen verlangt; ich glaube daher mit dieser Ausgabe einem großen Bedürfniß vieler Familien und Volksbibliotheken entgegenzukommen.

Unter obigem Titel wird eine zweite Auflage der Maje herausgegeben, in welcher die vier Bände der W. O. von Hornschen Erzählungen den Anfang bilden, denen in gemessenen Zwischenräumen weitere Bände von den besten Erzählungen und Aufsätzen anderer Autoren in geeigneter Auswahl folgen sollen. — Jeder Band ist einzeln verkäuflich.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn**

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Sa-**

vorarden-Büblein. Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Caplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korjarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Braudenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von Einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Jnciens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Vincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Sendlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Frn.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Pathengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Dornrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Robbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrich V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacsen.** Eine Jsländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten

des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko durch Hernando Cortez.** — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Constantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sclavenjagd im Sudan,** unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montvon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. O. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein.** des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrfrau von Hettrich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Michlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau,** der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im finsteren Thale.** Eine Erzählung — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Nülin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von**

Oranien. — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Herenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung nach Thatsachen aus einer Reichsstadt Ende vorigen Jahrhunderts. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Fürst und Hofprediger.** Eine Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges von Ottokar Schupp. — **Der getreue Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Standhund.** Eine Erzählung von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus den Freiheitskriegen. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg.** Der Erfinder der Buchdruckerkunst. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

120 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften“ des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften“ von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Mit 5 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite, verbesserte Aufl. Mit einer Abbildung. 1 Mark.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.** (W. Oertel.)

Zweite, verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 15 Mark.

Geheftet 13 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren,

welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorüberzogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, übersetzt von Ch. Benson, prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Die Goldene Fibel

durch

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Elegant gebunden. **Zweite, unveränderte Auflage. Preis 3 Mark.**

Deutsche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unser Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen ist. Auch die Lehrer werden dieses reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der Kleinen willkommen heißen. Für den ersten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lehrstoff.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem

Leben der Thiere.

Von Dr. Karl Oppel.

40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Thierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, in's Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belebrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und ge-

winnt dadurch wie an Uebersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Thiere und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den thierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen, der Zucht der Thierarten ꝛc. Dann hören wir von Thieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurtheilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Thiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Thierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte, Moa, Aepiornis, Steller's Seekuh), und gibt sodann die Klassification.

Nach einer Einleitung zu den Säugethieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubthiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Thierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Thier-Psychologie finden, ist Anderes aufgeführt; Jagd der Thiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante culturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Capitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Werth der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

Das Buch bietet dem Lehrer das Gesammtmaterial für den zoologischen Unterricht; es bringt vom System so viel, als Bürgerschule und Realschule verarbeiten können, und dazu ein reiches, jahrelang gesammeltes Material, den Unterricht lebendig und anziehend zu machen. Bei den mancherlei Fächern aber, welche gegen-

wärtig, namentlich von den höheren Schulen bearbeitet werden müssen, ist es nicht möglich, dem Einzelnen so viele Zeit zuzuwenden, wie es als Bildungsmittel verdiente, und namentlich müssen die Realfächer gegen Sprachen und Mathematik zurückstehen; der Lehrer der Naturgeschichte kann kaum etwas mehr bringen, als die Aufbauung des Systems und die Thierbeschreibung; aber das eigentliche Leben der Thiere zu schildern, seinen Kampf um das Dasein, dazu kommt er nicht. Woher sollte er auch dazu die Zeit nehmen bei wöchentlich zwei Unterrichtsstunden? Die „Thiergeschichten" sollen nicht nur in der Hand des Lehrers dienen, seinen Unterricht anziehend und fesselnd zu machen, sie sollen auch als Privatlektüre dem Schüler das bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht nicht bieten kann, und was doch ohne Zweifel das Belehrendste, Bildendste und Wichtigste ist. Als Familienbuch dürften sie den Schulunterricht in ausgiebigster Weise unterstützen und eignen sich darum nicht nur als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk empfohlen zu werden, sondern namentlich auch als Prämienbuch.

Nicht dürfen wir unterlassen, Eines hervorzuheben: die Lektüre des Buches wird ohne Zweifel jeden Leser antreiben, selbst in seiner Umgebung Thiere zu beobachten, und so in weiten Kreisen pädagogisch wirken; sie wird nicht nur das Interesse an den Thieren fördern, sondern auch die Liebe zu denselben, und so hoffentlich der Thierquälerei gründlicher entgegenarbeiten, als ausgesetzte Geldpreise.

24 prachtvolle Gruppenbilder von Klimsch dienen dem Buche zur empfehlenden Zierde. Ein ausführliches Verzeichniß der Abbildungen und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erleichtern den Gebrauch.

Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des hier Gebotenen diene das Verzeichniß der Erzählungen von den Singvögeln:

Vogelliebe. — Sorgfalt einer Bachstelze. — Die rettende Mutter. — Vogelsprache. — Hausrecht. — Undankbare Tölelfinken. — Wie gefällt dir das? — Der Gimpel. — Schackerl. — An einem Sperlingsneste. — Liebesdienst eines Zeisigweibchens. — Der Rabe als Beschützer der Schwachen. — Was auch vorkommt. — Der Staar als Mailäfervertilger. — Was so ein Vöglein werth ist. — Die zum Fischfang abgerichteten Seeraben der Chinesen. — Klugheit der Krähen. — Die gesellschaftige Krähe. — Die diebische Dohle. — Wetterverkündiger. — Zahme Wiedehopfe. — Zutraulichkeit der Schwalben. — Merkwürdiges Schwalbennest. — Thierfreundschaft. — Für die Kinder. — Der Gefangene. —

Oder von den Schlangen:

Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst. — Ein panischer Schrecken. — Erlebnisse mit Schlangen. — Abenteuer mit Pythonen. — Auf Ceylon. — Schlangenbändiger. — Schlangenbeschwörer. — Abrichtung der Schlangen. — Die Schlangentöterin. — Kindwürmer und Trachen. — Ein feines Halsband. — Schlangenjagd auf ein Eichhorn. — Zahme Klapperschlangen.

Zur Erzählung
Hüben und Drüben.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1881.

Begründet

von

W. O. von Horn.

(Wilhelm Oertel.)

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1881.	
1.	Gott zum Gruße und dem Herrn Jesum Christum zum Troste. (Mit zwei Vignetten.)	1
2.	Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von anno 1879. (Mit Vignette.)	16
3.	Zu spät. Eine Musikantengeschichte von Armin Stein. (Mit elf Vignetten.)	19
4.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	51
5.	Räthsel. (Mit Vignette.)	56
6.	Anekdote	56
7.	Hausteufelchen	59
8.	Räthsel	77
9	Anekdote	78
10.	Hüben und Drüben. Eine Erzählung von L. W. (Mit fünfzehn Vignetten.)	79
11.	Altes Gold	164
12.	Anekdote	168
13.	Räthsel. (Mit Vignette.)	169
14.	Noch eins	171
15.	Schluß. (Mit Vignette.)	171

Kalender für 1881.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1881ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag und beginnt am Sonnabend dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. December 1880 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Donnerstag dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. December 1881 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1882 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Aera. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7389stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1880sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5641stes Jahr mit dem 6. September 1880. Es ist ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen. Am 24. September 1881 beginnt ihr 5642stes Jahr, welches ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen ist und mit dem 13. September 1882 endet. Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 15. März 1881. — 2. Das **Passahfest**, welches am 14. April beginnt und am 21. endet. Strenge gefeiert werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage, also der 14. und 15., sodann der 20. und 21. April. — 3. Das **Wochenfest** am 3. und 4. Juni. — 4. Das **Neujahrsfest** am 24. und 25. September. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 3. October. — 6. Das **Laubhüttenfest**, am 8. und 9. October beginnend und am 15. endigend. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude**, welches sich am 16. October unmittelbar an das Laubhüttenfest anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 4. December 1880 ihr 1298stes und am 23. November 1881 ihr 1299stes Jahr.

Das Jahr 1881 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1880ste
„ Christi Tode	„	1848 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1811te
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	181ste
„ Erfindung des Geschützes und des Pulvers	„	501ste
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	441ste

seit der Entdeckung Amerikas	das	389ste
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	183.
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	180.
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Teutschland, Geburt	„	84.
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	20.
„ Neuerrichtung des deutschen Reiches	„	10te

Von den **Jahreszeiten** 1881.

Der **Frühling** fängt an, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 12 Uhr Mittags.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 9 Uhr Vormittags.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 22. September um 11 Uhr Abends.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 21. December um 5 Uhr Abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1881.

Im Jahre 1881 finden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse Statt, sowie auch ein Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe; es wird jedoch nur die zweite Mondfinsterniß in unseren Gegenden sichtbar sein.

Die erste **Sonnenfinsterniß** ist eine partielle und findet Statt in der Nacht vom 27. zum 28. Mai. Sie nimmt ihren Anfang inmitten der Wüste Gobi um 10 Uhr 45 Min. Abends und endet mitten in Nordamerika um 2 Uhr 51 Min. Morgens mittlerer Berliner Zeit. Das Gebiet ihrer Sichtbarkeit umfaßt Nordasien, die nördliche Hälfte Nordamerikas und die nördlichen Polarländer.

Die erste **Mondfinsterniß**, welche eine totale ist, ereignet sich in den Vormittagsstunden des 12. Juni und wird im westlichen Nordafrika, in Amerika und an der Ostküste Australiens sichtbar sein.

Die zweite **Sonnenfinsterniß** findet in den ersten Abendstunden des 21. November Statt und ist eine ringförmige. Sie erstreckt sich hauptsächlich auf die südlichen Polarmeere und trifft vom Festlande nur Patagonien. Die Finsterniß beginnt um 3 Uhr 6 Min. Nachmittags mittlerer Berliner Zeit bei den Fidschi-Inseln und endet um 7 Uhr 42 Min. Abends etwa 20 Grad westlich vom Kap der guten Hoffnung.

Die zweite **Mondfinsterniß** wird eine partielle sein und trifft ein in den frühen Abendstunden des 5. December. Sie wird sichtbar sein in Australien, Asien, Europa und Afrika. Ihre Dauer währt nahezu 3½ Stunden; in unseren Gegenden steht der Mond während derselben noch ziemlich tief im Osten, da er nicht vor Beginn der Finsterniß aufgeht. Für die Höhe von Wiesbaden geht der Mond auf 3 Uhr 53 Min., die Finsterniß beginnt 4 Uhr 1 Min. und endet 7 Uhr 23 Min. — Für die Höhe von Sigmaringen geht der Mond auf 4 Uhr 1 Min., die Finsterniß beginnt 4 Uhr 5 Min. und endet 7 Uhr 27 Min. — Für die Höhe von Danzig geht der Mond auf 3 Uhr 31 Min., die Finsterniß beginnt 4 Uhr 42 Min. und endet 8 Uhr 4 Min.

Der Merkur-Durchgang ereignet sich in den späten Abendstunden des 7. und den Morgenstunden des 8. November. Die Erscheinung trifft nicht für alle Orte der Erde zu derselben Zeit ein; durchschnittlich beginnt dieselbe um 11 Uhr 10 Min. Abends mittlerer Berliner Zeit und endet um 4 Uhr 31 Min. Morgens. Der ganze Verlauf des Durchganges wird nur in Australien und dem südöstlichen Asien zu sehen sein; theilweise kann derselbe noch im westlichen Amerika, im übrigen Asien und an der Ostküste Afrikas wahrgenommen werden.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. October 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

2 Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: „Der Herr kennet die Seinen," und: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet."

Wochentage u. Datum	Januar 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Smst. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,11	4,16	8,30 b. T.	5,23 A.	
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13—15. — Epistel: 2 Tim. 3, 14—8.							
Sonnt. 2	**nach Neujahr** (Cbile)	Märt. der heil. Bücher	8,11	4,17		7,11	
Mont. 3	Genovefa	Gordius	8,11	4,18		8,25	
Dien. 4	Titus	Titus	8,10	4,19		9,40	
Mitt. 5	Eduard	Simeon	8,10	4,20		11,—	
Donn. 6	**Heil. 3 Könige**	**Epiphanias** (Erscheinung Christi)	8,9	4,22		—	
Freit. 7	Reinold	Widukind	8,8	4,23		12,17 M.	☽ 9 U. V.
Smst. 8	Gudula	Severinus	7,68	4,24		1,59	Vormitt.
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—5.							
Sonnt. 9	**1. nach Epiph.** (Julian)	Katharina Zell	7,59	4,26		2,58	
Mont. 10	Paulus Einf.	Paulus, Einsiedler	7,58	4,27		3,45	
Dien. 11	Hygin	Fructuosus	7,58	4,29		4,40	
Mitt. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,57	4,30		5,33	
Donn. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,31		6,20	
Freit. 14	Felix	Felix	7,56	4,33		7,—	
Smst. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,55	4,33	4,45 A.	7,36	☽ 12 U. M.
4. Woche: Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 6—16.							
Sonnt. 16	**2. nach Epiph.** (Marcellus)	Georg Spalatin	7,55	4,35	5,52	8,— b. T.	
Mont. 17	Antonius	Antonius	7,54	4,37	6,59		
Dien. 18	Prisca	Joh. Blaskader	7,53	4,39	8,—		
		Krönungstag					
Mitt. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	7,53	4,40	9,13		
Donn. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,52	4,41	10,23		
Freit. 21	Agnes	Agnes	7,51	4,43	11,34		
Smst. 22	Vincentius	Vincentius	7,50	4,45	—		
5. Woche: Von d. Aussätzigen u. Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.							
Sonnt. 23	**3. nach Epiph.** (Mar. Verm.)	Jesajas	7,49	4,46	12,47 M.		☾ 10 U. Vorm.
Mont. 24	Timotheus	Timotheus	7,47	4,48	2,—		
Dien. 25	**Pauli Bekehr.**	Pauli Bekehrung	7,46	4,49	3,18		
Mitt. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,45	4,51	4,28		
Donn. 27	J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,44	4,53	5,30		
Freit. 28	Karl der Gr.	Karl der Große	7,43	4,54	6,19		
Smst. 29	Franz v. Sales	Juventin. u. Marim.	7,42	4,56	6,54		
6. Woche: Christus stillt Wind u. Meer: Matth. 8, 23—27. — Epistel: Röm. 13, 8—10.							
Sonnt. 30	**4. nach Epiph.** (Adelgunde)	Heinrich Müller	7,40	4,58	7,29	5,52 A.	● 2 U. Morgens.
Mont. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,39	4,59	7,54	7,59	

Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Wochentage Datum.	Februar 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Ignatius	Ignatius, Bek.	7,36	4,51	8,12	8,38 A.	
Mitt. 2	Maria Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,35	4,53	b. T.	9,58	
Donn. 3	Blasius	Anschar	7,33	4,55	bei	11,11	
Freit. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,32	4,57	bei	—	
Smst. 5	Agatha	Phil. Jac. Spener	7,31	4,59		12,24 M.	

5. Woche: Vom Unkraut unter dem Weizen: Matth. 13, 24—30. — Epistel: Gal. 5, 12—17.

Sonnt. 6	Sexagesimä (Dorothea)	Amandus	7,29	5,0		1,35	Um 2 Uhr Morgens
Mont. 7	Rembertus	Georg Wagner	7,27	5,4	ab	2,57	
Dien. 8	Anschar.	Maria Andreä	7,25	5,4		3,14	
Mitt. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,24	5,6	bei	4,28	
Donn. 10	Scholastica	Fr. Chr. Oetinger	7,22	5,7		5,4	
Freit. 11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,21	5,9	d.	5,38	
Smst. 12	Eulalia	Johanna Grey	7,19	5,11		6,6	

6. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Cor. 9, 24—10, 5.

Sonnt. 13	Estomihi (Gisbert B.)	Chr. Fr. Schwartz	7,17	5,13	4,48 A.	6,29	
Mont. 14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,15	5,14	5,56	6,49	Um 7 Uhr Morgens
Dien. 15	Faustinus	Jacob vom Loh	7,13	5,16	7,1	7,12	
Mitt. 16	Juliana	Matth. Telubas	7,12	5,18	8,13	7,36	
Donn. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,10	5,19	9,24	b. T.	
Freit. 18	Simeon	Simeon	7,8	5,21	10,30	bei	
Smst. 19	Leontius	Mesrob	7,6	5,23	11,31	bei	

7. Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4—15. — Epistel: 2 Cor. 11, 19—12, 9.

Sonnt. 20	Reminiscere (Eucherius)	Sadoth	7,4	5,25	—		
Mont. 21	Felix B.	Meinrad	7,3	5,26	1,0 M.		Um 8 Uhr Abends
Dien. 22	Petri Stuhlf.	Didymus	7,1	5,27	2,15		
Mitt. 23	Severus	Barth. Ziegenbalg	6,58	5,28	3,17		
Donn. 24	Matthias Ap.	Matthias	6,56	5,29	4,10		
Freit. 25	Mechtildis	Casp. Olevianus	6,54	5,31	4,52		
Smst. 26	Nestor	Berthold Haller	6,53	5,33	5,25		

8. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31—43. — Epistel: 1 Corinth. 13.

Sonnt. 27	Oculi (Justus)	Martin Butzer	6,51	5,35	5,53		
Mont. 28	Romanus	Joh. de Monte Corv.	6,49	5,37	6,18		● 12 Uhr Mittags

1 Petri 1, 18 und 19: Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silb
oder Gold erlöset seid von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Wei
sondern mit dem theuern Blute Christi, als eines unschuldigen un
unbefleckten Lammes.

Wochen-tage u. Datum	März 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
Dien. 1	Fastnacht (Suidbert)	Suidbert	6_{47}	5_{39}	6_{20} M	7_{37} A.	
Mitt. 2	Aschermittw. (Simplicius)	Joh. Wesley	6_{45}	5_{41}	$7_{\frac{1}{2}}$ b. Z.	8_{10}	
Donn. 3	Kunigunde	Mathilde	6_{43}	5_{43}	$\frac{1}{2}$	$10_{\frac{1}{2}}$	
Freit. 4	Kasimir	Georg Wishart	6_{40}	5_{45}	$\frac{1}{2}$	11_{34}	
Smst. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6_{38}	5_{47}	$\frac{1}{2}$	—	
11. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Corinth. 6, 1—10.							
sonnt. 6	I. Invocavit (Perpetua)	Fridolin	6_{36}	5_{48}		12_{24} M	
Mont. 7	Thomas v. A.	Perpetua u. Felicitas	6_{34}	5_{49}	$\frac{1}{2}$	1_{25}	☽ 9 Uhr
Dien. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6_{32}	5_{51}	$\frac{1}{2}$	2_{12}	Abends
Mitt. 9	Quatember (Francisca)	Cyrill. u. Methodius	6_{30}	5_{53}	$\frac{1}{2}$	3_{0}	
Donn. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6_{28}	5_{55}	$\frac{1}{2}$	3_{50}	
Freit. 11	Rosina	Wilhelm Hoseus	6_{26}	5_{56}		4_{41}	
Smst. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6_{24}	5_{58}		4_{33}	
12. Woche: Vom Cananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
sonnt. 13	2. Reminiscere (Ernst)	Kudericus	6_{22}	5_{59}	$\frac{1}{2}$	4_{55}	
Mont. 14	Mathilde	Mathilde	6_{19}	6_{1}	$\frac{1}{2}$	5_{18}	
Dien. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6_{17}	6_{3}	$6_{\frac{1}{2}}$ A.	5_{52}	☾ 12 Uhr
Mitt. 16	Heribert	Heribert	6_{15}	6_{4}	7_{12}	5_{51}	Mittern.
Donn. 17	Gertrud	Patricius	6_{13}	6_{6}	8_{24}	6_{11}	
Freit. 18	Cyrillus	Alexander	6_{11}	6_{7}	9_{29}	6_{53}	
Smst. 19	Joseph	Maria u. Martha	6_{9}	6_{9}	10_{28}	b. Z.	
13. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luca 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
sonnt. 20	3. Oculi. (Joachim)	Ambrosius v. Siena	6_{6}	6_{10}	—		Frühl. Anf.
Mont. 21	Benedictus	Benedictus	6_{4}	6_{12}	$12_{\frac{1}{2}}$ M		
Dien. 22	Octavian	Nicol. v. d. Flue	6_{2}	6_{14}	1_{10}		
Mitt. 23	Kaisers Geburtstag Mittfasten (Otto)	Wolfgang. F. z. Anh.	5_{58}	6_{16}	2_{50}	Tage	☾ 4 Uhr Morg.
Donn. 24	Gabriel	Florentinus	5_{55}	6_{18}	3_{24}	bei-	
Freit. 25	Maria Verk	Maria Verkündigung	5_{53}	6_{20}	3_{54}		
Smst. 26	Ludgerus	Ludger	5_{51}	6_{21}	4_{16}		
14. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
sonnt. 27	4. Lätare (Rupert)	Rupertus	5_{49}	6_{23}	4_{42}	$\frac{1}{2}$	
Mont. 28	Felix	Johann v. Goch	5_{48}	6_{24}	5_{3}	$\frac{1}{2}$	
Dien. 29	Eustasius	Eustasius	5_{47}	6_{26}	5_{25}	$6_{\frac{1}{2}}$ A.	● 11 Uhr
Mitt. 30	Quirinus	Joh. Heermann	5_{45}	6_{27}	5_{51}	7_{24}	Abends
Donn. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5_{43}	6_{28}	$\frac{1}{2}$	8_{31}	

Röm. 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden, daß er über Todte und Lebendige Herr sei.

Wochentage u. Datum	April 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit. 1	Hugo	Fritigil	5,40	6,29	6,19	10,42 A	
Smst. 2	Franz v. Paul.	Theodosia	5,38	6,31	b. T.	11,8	
5 Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.							
Sonnt. 3	5. Judica (Richard)	Gerh. Tersteegen	5,36	6,32	bei Tage	—	
Mont. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,33		12,15 M	
Dien. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,32	6,35		12,54	
Mitt. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,29	6,37		1,34	☽ 5 Uhr Nachm.
Donn. 7	Hermann	Claus Peterson	5,27	6,39		2,5	
Freit. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,25	6,40		3,10	
Smst. 9	Mar. Cleophä	Thomas v. Westen	5,23	6,41		3,56	
6. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.							
Sonnt. 10	6. Palmarum (Ezechiel)	Fulbert	5,21	6,43		3,55	
Mont. 11	Leo d. Gr.	Leo d. Große	5,19	6,45		4,54	
Dien. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46		4,57	
Mitt. 13	Marie v. C.	Justinus d. Märt.	5,14	6,48	6,7 A.	5,4	
Donn. 14	Gründonnerst. (Tiburtius)	Johann Eccart	5,11	6,49	7,22	5,22 b. T.	☥ 1 Uhr Nachm.
Freit. 15	Charfreitag (Olympiades)	Simon Dach	5,9	6,51	8,28	6,5	
Smst. 16	Trogo	Petrus Waldus	5,7	6,52	9,33	bei Tage	
7. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Corinth. 5, 6–8.							
Sonnt. 17	Heil. Osterfest (Rudolf)	Mappalicus	5,6	6,54	11,2		
Mont. 18	Ostermontag (Eleutherius)	Luther in Worms	5,4	6,56	—		
Dien. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,1	6,57	12,19 M		
Mitt. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	4,59	6,58	12,49		
Donn. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,57	7,0	1,26		☾ 11 Uhr Vormitt.
Freit. 22	Soter u. Cajus	Origenes	4,55	7,2	1,56		
Smst. 23	Georg	Georg: Adalbert	4,53	7,4	2,22		
8. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10.							
Sonnt. 24	1. Quasimodog. (Albert)	Wilfried	4,51	7,5	2,44		
Mont. 25	Marcus, Ev	Marcus	4,49	7,8	3,6		
Dien. 26	Ferdinand	Trudpert	4,47	7,10	3,28		
Mitt. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,45	7,12	3,52	6,21	
Donn. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,43	7,13	4,18	7,44	● 11 Uhr Vormitt.
Freit. 29	Petrus M.	Ludw. v. Beranin	4,41	7,15	4,49	8,58	
Smst. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt	4,40	7,16	5,27	9,58	

Klagel. Jerem. 3, 22 u. 23: Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.

Wochentage u. Datum.	Mai 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
19. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt. 1	**2. Miser. Dom. (Phil., Jac.)**	Philippus; Jacobus	4,40	7,15	6,13 b. L.	10,45 A.	
Mont. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17		11,28	
Dien. 3	**Kreuzes Erf.**	Monika	4,36	7,18	bei Tage	—	
Mitt. 4	Monika	Florian	4,34	7,20		12,4 M.	
Donn. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21		12,38	
Freit. 6	Joh. v. d. Pf.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22	bei	1,13	☽ 12 Uhr
Smst. 7	Gottfried	Otto; Flavia	4,30	7,24		1,58	Mitt.
20. Woche: Jesus spricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16–23. — Epistel: 1 Petri 2, 11–20.							
Sonnt. 8	**3. Jubilate** (Stanislaus)	Stanislaus	4,28	7,26		1,57	
Mont. 9	Gregor Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28		2,16	
Dien. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,29		2,38	
Mitt. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,22	7,31	bei Tage	3,3	
	Buß- und Bettag						
Donn. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,20	7,33	6,15 A.	4,13	
Freit. 13	Servatius	Servatius	4,18	7,35		5,4	☽ 11 Uhr
Smst. 14	Christian	Pachomius	4,17	7,36	8,46 b L.		Abends.
21. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jacobi 1, 17–21.							
Sonnt. 15	**4. Cantate** (Sophia)	Moses	4,15	7,38	9,51		
Mont. 16	Joh. v. Nep.	5 Märt. v. Lausanne	4,14	7,39	10,44		
Dien. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,13	7,40	11,26		
Mitt. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,12	7,41	11,59		
Donn. 19	Potentiana	Alcuinus	4,11	7,43	—		
Freit. 20	Basilla	Valerius Herberger	4,9	7,44	12,26 M.	bei Tage	☾ 4 Uhr
Smst. 21	Constantin	Constantin u. Helena	4,8	7,45	12,50		Nachmitt.
22. Woche: Von der rechten Betekant: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jacobi 1, 22–27.							
Sonnt. 22	**5. Rogate** (Julia)	Cassius u. Aemilius	4,6	7,46	1,41		
Mont. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,5	7,47	1,32		
Dien. 24	Johanna	Aug. Cajalla u. G.	4,4	7,49	1,55		
Mitt. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	4,3	7,50	2,20	bei	
Donn. 26	**Himmelf. Chr.** (Phil. Neri)	Beda d. Ehrwürdige	4,2	7,51	2,49		
Freit. 27	Luciana	Joh. Calvin	4,1	7,52	3,24	7,42 A.	● 12 U. M.
Smst. 28	Wilhelm	Lanfranc	4,0	7,53	4,5	8,37	Kgl. Sonnenf.
23. Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.							
Sonnt. 29	**6. Exaudi** (Maximus)	Dav. Zeisberger	3,59	7,54		9,25	
Mont. 30	Felix	Hieronymus v. Prag	3,58	7,55	Tage	10,3	
Dien. 31	Petronilla	Joachim Neander	3,57	7,57	b.	10,44	

Lucä 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben Denen, die ihn bitten!

Wochentage	Datum	Juni 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Mitt.	1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,57	7,58	7,55	11,0 A.	
Donn.	2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59	b. T.	11,28	
Freit.	3	Klotildis	Klotilde	3,56	8,0	bei	11,52	
Samst.	4	Florian	Quirinus	3,55	8,1	Tage	—	
4. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.								
Sonnt.	5	**Heil. Pfingstf.** (Sonifacius)	Bonifacius	3,55	8,1		12,1 M.	**D 4 Uhr Vorm.**
Mont.	6	**Pfingstmontag** (Norbertus)	Norbert	3,54	8,2	lange	12,19	
Dien.	7	Robert	Paul Gerhardt	3,54	8,3	bei	12,40	
Mitt.	8	**Quatember** (Medardus)	A. H. Francke	3,53	8,4	—	1,3	
Donn.	9	Felic. u. Prim.	Columba	3,53	8,5	bei	1,29	
Freit.	10	Maurinus	Friedr. I. Barbarossa	3,52	8,6	Tage	2,4	
Samst.	11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6	7,22 A.	2,48	
5. Woche: Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.								
Sonnt.	12	**Trinitatis** (Basilides)	Renata v. Ferrara	3,52	8,7	8,32	3,45	**D 8 Uhr Vorm.**
Mont.	13	Ant. v. Padua	Isaac le Febvre	3,51	8,8	9,21	4,55	Unsichtbare
Dien.	14	Basilius	Basilius der Große	3,51	8,8	9,59	b. T.	Mondlinie.
Mitt.	15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,51	8,9	10,29		
Donn.	16	**Frohnleichnam** (Jenne)	Richard Baxter	3,51	8,9	10,55	bei Tage	
Freit.	17	Adolf	Johann Tauler	3,51	8,10	11,17		
Samst.	18	Marcus u. M.	Pamphilus	3,51	8,10	11,39		**C 10 U. A.**
6. Woche: Vom reichen Manne: Lucä 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.								
Sonnt.	19	**1. n. Trinit.** (Gerv. u. Prot.)	Nic. Conc.; Paphnut.	3,51	8,11	—		
Mont.	20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	12,1 M.	lange	
Dien.	21	Albanus	Matth. Claudius	3,51	8,11	12,26	bei	Sommers
Mitt.	22	Albinus	Gottschalk	3,51	8,12	12,54		Anfang.
Donn.	23	Walram	Gottfr. Arnold	3,51	8,12	1,25	Tage	
Freit.	24	**Johannes d. T.**	Johannes d. Täufer	3,51	8,12	2,4		
Samst.	25	Elogius	Augsb. Conf.-Ueberg.	3,52	8,12	2,50		
7. Woche: Vom großen Abendmahle: Lucä 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.								
Sonnt.	26	**2. n. Trinit** (Pelagius)	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12	3,43	8,3 A.	**● 3 Uhr Nachm.**
Mont.	27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,52	8,12	4,42	8,36	
Dien.	28	Leo II. P.	Irenäus	3,53	8,12	b. T.	9,4	
Mitt.	29	**Peter Paul.**	Petrus; Paulus	3,53	8,12	bei	9,27	
Donn.	30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,54	8,11	Tage	9,48	

Psalm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl Dem, der auf Ihn trauet!

Wochentage u. Datum	Juli 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit. 1	Rumold	H. Boos u. J. Esch	3.55	8.11	9.6	10.7 A	
Smst. 2	Maria Heims.	Mar. Heimsuchung	3.56	8.11	b. T.	10.55	
28. Woch.	Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1–10. — Epistel: 1 Petri 5, 6–11.						
Sonnt. 3	7. n. Trinit. (Hyacinth)	Otto; Romus Pal.	3.56	8.10		10.44	
Mont. 4	Ulrich	Ulrich	3.57	8.10	9.58	11.5	☽ 6 Uhr
Dien. 5	Anselm	J. Oldcastle; L. Cobh.	3.58	8.9		11.29	Nachm.
Mitt. 6	Isaias	Johann Huß	3.58	8.9		11.59	
Donn. 7	Willibald	Willibald	4.0	8.8		—	
Freit. 8	Kilian	Kilian	4.1	8.8	b. T.	12.37 M	
Smst. 9	Agilolph	Ephraem d. Syrer	4.2	8.7		1.26	
29. Woch.	Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.						
Sonnt. 10	8. n. Trinit. (7 Brüder)	Knud; Wilh. v. C.	4.3	8.6	b. T.	2.30	
Mont. 11	Pius	Placidus	4.3	8.6	7.53 A	3.45	☾ 3 Uh
Dien. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4.4	8.5	8.28	5.6	Nachm.
Mitt. 13	Margaretha	Eugenius	4.5	8.5	8.56	b. T.	
Donn. 14	Bonaventura	Bonaventura	4.6	8.4	9.20		
Freit. 15	Apostel Christ.	Jerusal. Erober. 1099	4.8	8.3	9.44		
Smst. 16	Scapulierfest	Anna Askew	4.9	8.2	10.6		
30. Woch.	Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.						
Sonnt. 17	9. n. Trinit. (Alexius)	Speratus u. s. 11 Gef.	4.10	8.1	10.30		
Mont. 18	Arnold	Arnulf	4.11	8.0	10.57		☾ 6 Uh
Dien. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4.12	7.59	11.28		Vorm.
Mitt. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4.13	7.58	—		
Donn. 21	Daniel	Eberhard v. Württ.	4.14	7.57	12.4 M		
Freit. 22	Maria Magd.	Maria Magdalena	4.16	7.56	12.47		
Smst. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4.17	7.54	1.28		
31. Woch.	Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.						
Sonnt. 24	10. n. Trinit. (Christine)	Thomas v. Kempen	4.18	7.53	2.35		
Mont. 25	Jacobus	Jacobus	4.20	7.51	3.37		
Dien. 26	Anna	Christophorus	4.21	7.50	4.42		
Mitt. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4.22	7.49	b. T.	7.34 A.	● 6 Uh
Donn. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4.23	7.48		7.55	Vorm.
Freit. 29	Martha	Claus d. Heilige	4.25	7.46		8.14	
Smst. 30	Abdon	Johann Wessel	4.26	7.45		8.32	
32. Woch.	Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1–9. — Epistel: Röm. 6, 19–23.						
Sonnt. 31	11. n. Trinit. (Ignatz Loyola)	J. Casp. Schade	4.28	7.43	b. T.	9.11	

Psalm 67, 7 u. 8: Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott. Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn!

Wochentage Datum.	August 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
Mont. 1	Petri Kettenf.	Maccabäer	4,29	7,43	11,37	9,32 A.	
Dien. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	b. T.	10,10	
Mitt. 3	Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,32	7,39	bei Tage	10,52	☽ 6 Uhr Vorm.
Donn. 4	Dominicus	Leonhard Käser	4,33	7,37		11,15	
Freit. 5	Maria Schnee	Evang. Salzburger	4,35	7,36		—	
Samst. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	b.	12,10 N	

2. Woche. Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.

Sonnt. 7	8. n. Trinit. (Gottschalk)	Nonna	4,38	7,32	bei	1,18	
Mont. 8	Cyriacus	Hormisdas	4,39	7,31	b.	2,26	
Dien. 9	Romanus	Numidicus	4,40	7,29		4,1	☾ 10 Uhr Abends
Mitt. 10	Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27	7,21 A.	5,28	
Donn. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	7,45	b. T.	
Freit. 12	Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	8,9	bei	
Samst. 13	Hippolytus	N. C. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21	8,34	b.	

3. Woche. Vom ungerechten Haushalter: Lucä 16, 1—9. — Epistel: 1 Corinth. 10, 6—13.

Sonnt. 14	9. n. Trinit. (Eusebius)	Jacob Guthrie	4,48	7,20	9,0	bei Tage	
Mont. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18	9,30		
Dien. 16	Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16	10,5		☾ 6 Uhr Nachmitt.
Mitt. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,53	7,14	10,46		
Donn. 18	Helena	Hugo Grotius	4,54	7,12	11,35		
Freit. 19	Sebald	Sebaldus	4,55	7,11	—		
Samst. 20	Bernhard	Bernhard	4,57	7,9	12,30 N		

4. Woche. Von der Zerstörung Jerusalems: Lucä 19, 41—48. — Epistel: 1 Corinth. 12, 1—11.

Sonnt. 21	10. n. Trinit. (Anastasius)	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7	1,30	bei Tage	
Mont. 22	Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4	2,32		
Dien. 23	Zachäus	Caspar v. Coligny	5,2	7,2	3,37		
Mitt. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,0	4,42		● 10 Uhr Abends
Donn. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,58	5,45	6,40 A.	
Freit. 26	Samuel	Ulfila	5,6	6,57	b. T.	6,50	
Samst. 27	Joseph Calas	Jovinianus	5,7	6,55		7,18	

5. Woche. Vom Pharisäer und Zöllner: Lucä 18, 9—14. — Epistel: 1 Corinth. 15, 1—10.

Sonnt. 28	11. n. Trinit. (Augustinus)	Augustinus	5,9	6,53	bei Tage	7,40	
Mont. 29	Joh. Enth.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51		8,5	
Dien. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49		8,35	
Mitt. 31	Paulinus	Aidan	5,13	6,47		9,14	

2 Corinth. 9, 10 u. 11: Der Samen reicht dem Säemanne, wird ja auch das Brod reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit, daß ihr reich seid in allen Dingen.

Wochentage u. Datum.	September 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Aegidius	Hanna	5,15	6,41	1,44	10,3 A	☽ 3 Uhr
Freit. 2	Raphael	Mamas	5,16	6,42	b. Z.	11,1	Nachm.
	Nationalfest				Z.		
Smst. 3	Manuetus	Hildegard	5,18	6,40	3.	—	

37. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Corinth. 3, 4—9.

Sonnt. 4	**12. n. Trinit** (Rosalia)	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38		12,18 M	
Mont. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,21	6,36	Tage	1,33	
Dien. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34	bei	2,50	
Mitt. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31		4,20	
Donn. 8	**Mariä Geburt**	Corbinian	5,25	6,29	6,16 A	5,45	☽ 6 Uhr
Freit. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,27	6,27	6,54	b. Z.	Vorm.
Smst. 10	Nicol v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25	7,0		

38. Woche: Vom Samariter und Leviten: Lucä 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.

Sonnt. 11	**13. n. Trinit** (Protus)	Johann Brenz	5,29	6,23	7,29		
Mont. 12	Winand	Dionys. Peloquin	5,31	6,21	8,5	Tage	
Dien. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19	8,44		
Mitt. 14	**Kreuz. Erhöh.**	Cyprianus; Dante	5,34	6,16	9,30	bei	
Donn. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14	10,23		☾ 9 Uhr
Freit. 16	Cornel u. Cyp.	Euphemia	5,37	6,12	11,22		Vorm.
Smst. 17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10	—		

39. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Lucä 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.

Sonnt. 18	**14. n. Trinit** (Richard)	A. G. Spangenberg	5,40	6,7	12,24 M		
Mont. 19	Mirleta	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	1,27	Tage	
Dien. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	2,28		
Mitt. 21	**Quatember Matthäus Ev**	Matthäus Ap.	5,45	6,1	3,27	bei	
Donn. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,59	4,19		Herbst Anf.
Freit. 23	Thekla	S. Märt. v. Genf	5,47	5,57	5,10		● 1 Uhr
Smst. 24	Joh. Empf.	Joh. Jac. Moser	5,49	5,54	6,57	5,46 A.	Nachm.

40. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.

Sonnt. 25	**15. n. Trinit** (Cleophas)	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52		6,10	
Mont. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50	Tage	6,39	
Dien. 27	Cosmas u. D.	Philippine Graveron	5,54	5,47		7,15	
Mitt. 28	Wenceslaus	P. Flysteden u. A. Cl.	5,55	5,45	bei	8,0	
Donn. 29	**Michaelis**	Michaelis	5,57	5,43		8,55	
Freit. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41		10,12	☽ 11 Uhr Abends

Kaiserin Geburtstag.

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage Datum.	October 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
Smst. 1		Remigius	6,0	5,39	2,42 b. L.	11,16 A.	
1. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luk. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 2	**16. n. Trinit.** (Leodegar)	Chr. Schmid	6,2	5,37		12,54 M.	
	Erntefest				Tage		
Mont. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,4	5,35		1,56	
Dien. 4	Franz	Franc. v. Assis	6,4	5,33	bei	3,17	
Mitt. 5	Placidus	Petrus Carnesecchi	6,5	5,30		4,38	
Donn. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,7	5,28		5,59	
Freit. 7	Sergius	Theodor Beza	6,9	5,26	4,50 A.	7,18	**Z 3 Uhr**
Smst. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,24	5,47	b. L.	**Nachm.**
2. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 9	**17. n. Trinit.** (Dionysius)	Dionysius Areopag.	6,13	5,22	5,59		
Mont. 10	Gereon	Justus Jonas	6,15	5,20		6,58	
Dien. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,18		7,43	
Mitt. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,15		8,15	
Donn. 13	Tilmann	Elisabeth Frey	6,20	5,13		9,12	
Freit. 14	Calixtus	Nicolaus Ridley	6,22	5,11		10,13	
Smst. 15	Thereſa	Aurelia	6,23	5,9		11,16	**● 3 U. M.**
3. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Corinth. 1, 4—9.							
Sonnt. 16	**18. n. Trinit.** (Gallus)	Gallus	6,24	5,7	—		
Mont. 17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,25	5,5	12,20 M.		
Dien. 18	**Lucas Ev.**	Lucas	6,27	5,3	1,24		
Mitt. 19	Ferdinand	Bruno	6,29	5,1	2,29	Tage	
Donn. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,59	3,35		
Freit. 21	Ursula	Hilarion	6,32	4,57	4,43	bei	
Smst. 22	Cordula	Hedwig	6,33	4,55	5,51		
4. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.							
Sonnt. 23	**19. n. Trinit.** (Severin)	Heinrich Martyn	6,35	4,53	7,18 b. L.	4,40 A.	**● 3 Uhr Morgens**
Mont. 24	Evergistus	Arethas; Westfäl. Fr.	6,37	4,51		5,15	
Dien. 25	Raphael	Johann Heß	6,38	4,49		5,59	
Mitt. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	Tage	6,51	
Donn. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46	bei	7,55	
Freit. 28	**Simon. Jude**	Simon u. Juda	6,43	4,44		9,2	
Smst. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42		10,22	
5. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.							
Sonnt. 30	**20. n. Trinit.** (Thonets)	Jacob Sturm	6,47	4,40		11,41	**D 6 Uhr Morgens**
Mont. 31	Wolfgang	Luthers Thesen	6,49	4,38	bei	—	

Hiob 14, 1 u. 2: Der Menich vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit un
ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ei
Schatten und bleibet nicht.

Wochen-tage	November 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien.	1	Aller Heiligen	6,50	4,37	2,13	1,9 M.	
Mitt.	2	Aller Seelen	6,51	4,35	b. T.	2,18	
Donn.	3	Hubertus	6,53	4,33	♏	3,27	
Freit.	4	C. Borromäus	6,55	4,31	♐	4,34	
Smst.	5	Zacharias	6,57	4,29	3,56 A.	6,41	

16. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.

Sonnt.	6	21. n. Trinit (Leonhard)	Gustav Adolf Reformationsfest	6,58	4,28	4,52	7,45 b. T.	☽ 3 Uh Morgens
Mont.	7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,27	5,12		Aufsicht
Dien.	8	Gottfried	Willehad	7,2	4,25	6,4	Tage	Martins-
Mitt.	9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24	6,58		Tagzeit
Donn.	10	Martin P.	Martin Luther	7,5	4,22	7,59		
Freit.	11	Martin B.	Martin Bisch.	7,7	4,21	9,2	bei	
Smst.	12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,20	10,6		

17. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23–35. — Epistel: Philipp. 1, 3–11.

Sonnt.	13	22. n. Trinit (Stanislaus K.)	Arcadius	7,10	4,18	11,10		☾ 12 Uh Mittern.
Mont.	14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17	—	Tage	
Dien.	15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15	12,32 M		
Mitt.	16	Edmund	Casp. Creuziger	7,15	4,14	1,26		
Donn.	17	Gertrud	Bernward	7,17	4,13	2,26		
Freit.	18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	3,34	bei	
Smst.	19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11	4,45		

18. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15–22. — Epistel: Philipp. 3, 17–21.

Sonnt.	20	23. n. Trinit (Simplicius)	Johann Williams Feier z. Gedächtniß der Verstorbenen.	7,21	4,10	5,56	b. T.	● 5 Uh Abends Aufsicht Sonnenfin
Mont.	21	Maria Opfer	Columbanus	7,23	4,8	7,8	3,51 A.	
Dien.	22	Cäcilia	Joh. Oecolampadius	7,25	4,7	8,35	4,41	
Mitt.	23	Clemens	Clemens v. Rom	7,26	4,6	b. T.	5,43	
Donn.	24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,6	♑	6,55	
Freit.	25	Katharina	Katharina	7,29	4,5	♒	8,12	
Smst.	26	Conrad	Conrad	7,30	4,4	♓	9,20	

19. Woche: Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14

Sonnt.	27	1. Advent (Virgilius)	Margar. Blaarer	7,32	4,3		10,49	
Mont.	28	Günther	Alexander Rouffel	7,34	4,2	Tage	—	☽ 1 Uh Nachm.
Dien.	29	Saturnin	Saturninus	7,35	4,1		12,8 M	
Mitt.	30	Andreas	Andreas	7,37	4,0	♈	1,24	

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochen-tage	Datum.	December 1881.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
onn.	1	Eligius	Eligius	7,38	4,9	1,28	2,40 N	
ntt.	2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,39	4,9	b. U.	3,56	
ttw.	3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59	b. U.	5,18	
0. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Lucä 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.								
nnt.	4	2. Advent (Barbara)	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,58	♏ ♐	6,18	
ont.	5	Crispine	Crispina	7,43	3,58	3,53 A.	7,21	☽ 6 Uhr
en.	6	Nicolaus	Nicolaus	7,44	3,58	4,46	8,15	Abends
itt.	7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,46	3,57	5,45	b. U.	Sichtbare
onn.	8	Maria Empf.	Martin Rinkard	7,47	3,57	6,48	♑	Mondkunst.
ett.	9	Leocadia	Benjamin Schmolck	7,48	3,56	7,52		
ttw.	10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56	8,56	♒	
1. Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Corinth. 4, 1—5.								
nnt.	11	3. Advent (Tamasius)	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	10,59	♒ ♓	
ont.	12	Epimachus	C. Spiridion: Vicelin	7,51	3,56	11,4		
en.	13	Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57	—	♓	☾ 9 Uhr
itt.	14	Quatember (Nicasius)	Dioscorus	7,52	3,57	12,9 N	♓ ♈	Abends
onn.	15	Eusebius	Christiana	7,53	3,57	1,15	♈	
ett.	16	Adelheid	Adelheid	7,54	3,57	2,24		
ttw.	17	Lazarus	Sturm	7,55	3,57	3,34		
2. Woche: Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.								
nnt.	18	4. Advent (Wunibald)	W. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	4,45	♈ ♉	
ont.	19	Remesius	Clemens v. Alex.	7,56	3,58	5,55		
en.	20	Julius	Abraham	7,57	3,58	7,2	3,24 A.	
itt.	21	Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,59	7,58	4,32	Wint. Anf.
onn.	22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,59	3,59	b. U.	5,51	● 6 Uhr
ett.	23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	♉	7,12	Morgens
ttw.	24	Adam, Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	♊	8,24	
3. Woche: Von Christi Geburt: Lucä 2, 33—40. — Epistel: Galat. 4, 1—7.								
nnt.	25	Heil. Christtag	Christtag	7,59	4,1		9,55	
ont.	26	2. Christtag (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	♊ ♋	11,13	
en.	27	Johannes E.	Johannes Ev.	8,0	4,2		—	☽ 10 Uhr
itt.	28	Unsch. Kindl.	Unschuld. Kindlein	8,0	4,3	♋	12,30 M	Abends
onn.	29	Thomas B.	David	8,0	4,4	♋ ♌	1,45	
ett.	30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5		2,56	
ttw.	31	Sylvester	Joh. Wiclef	8,0	4,5	♌	4,8	

Jahreswinde

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirthschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirthschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Composthaufen an und fahre bereits umgestochenen Compost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Aecker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Aesten und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräthe in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kalten Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertödtet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nöthig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Ueberfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die nun nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das Uebrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man copulirt, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Nuß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die nothwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klee mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Copulirbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden. Acker- und Fahrgeräthe werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man oculirt auf's treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggen-Ernte.

Im Garten sind, wenn es nöthig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Oculiren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im Allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vortheilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggen-Ernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, oculirt auf's schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Muß gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Traiviren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Winterlalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

October.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Aeckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirthschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es an's Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man theile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

December.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, Alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirth schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nöthig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieset!

Auf die Aecker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Composthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde.

Bauern-Regeln.

Januar.

Beginnen die Tage zu langen,
Dann kommt der Winter gegangen.

Nebel im Januar,
Nässe im Frühjahr.

Neujahrsnacht still und klar
Deutet auf ein gutes Jahr.

Februar.

Lichtmeß (2.) hell und klar
Bringt ein gutes Flachsjahr.

Wärmt die Katz' im Februar
Sich den Pelz im Sonnenschein,
Wird im März sie, glaub's fürwahr,
Gerne unter'm Ofen sein.

St. Mattheis (25.)
Bricht das Eis;
Find't er keins,
Macht er eins.

März.

Werden nach Fastnacht die Eiszapfen lang,
So ist's dem Bauer um den Flachs nicht bang!

Trockene Fasten
Füllen die Kasten.

Märzgewitter zeigen an,
Daß große Winde nah'n heran.

April.

Aprilglöcklein
Bringt Maiglöcklein.

St. Georg (23.) u. St. Marx (25.)
Drohen viel Arg's.

Wenn's am Charfreitag regnet,
Ist's ganze Jahr gesegnet.

Mai.

Pankraz (12.) und Servaz (13.)
sind zwei böse Brüder,
Was der Frühling gebracht hat,
verderben sie wieder.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist werth ein Fuder Heu.

Will der Mai ein Gärtner sein,
So trägt er nicht in die Scheuern ein.

Juni.

Regnet's am Pfingstmontag,
So regnet's sieben Sonntag'.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er wohl das ganze Jahr.

Peter und Paul (29.)
Machen dem Korn die Wurzel faul.

Juli.

Margarethen- (13.) Regen
Wird erst nach vier Wochen sich
legen.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll es sich 7 Wochen noch halten.

Hundstage hell und klar
Bringen mit ein gutes Jahr.

August.

Wie sich's Bartholomäus (24.)
hält,
So ist der ganze Herbst bestellt.

Will der August dem Winzer nicht lachen,
So kann der September nicht viel mehr machen.

Mariä Himmelfahrt (15.) Sonnenschein
Bedeutet einen guten Wein.

September.

Wenn Maria, die Jungfrau, geboren ist (8.),
So säe dein Korn; 's ist die rechte Frist.

Wie auf Aegidi (1.) das Wetter trifft ein,
So wird es noch ganze vier Wochen sein.

Regnet St. Michael (29.) ohne Gewitter,
So wird im Winter die Kälte nicht bitter.

October.

Behält im October der Baum lang die Blätter,
So rechne auf strenges Winterwetter.

Fällt der erste Schnee in'n Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

Galles (16.),
Schaff' heim Alles!

November.

Allerheiligen (1.) Sommer,
Allerseelen (2.) Winter.

St. Martin (11.) ist besser trocken, als naß,
Und gerade so ist's mit dem Andreas (30.)

Dem heiligen Clemens (23.) traue nicht;
Denn selten zeigt er ein mildes Gesicht.

December.

December kalt mit Schnee
Gibt Korn auf jeder Höh'.

Donner im Wintervierteljahr
Bringt Eiszapfen ohne Zahl.

Bringt St. Stephanus (26.) Wind,
Die Winzer nicht fröhlich sind.

Muthmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wol hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wol, daß Derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie Er will.

Januar.

Der Januar ist anfangs trübe und mittelkalt mit viel Schnee und Wind. Mit der Hälfte des Monats steigt aber die Kälte und erreicht bis zu Ende des Monats eine unerhörte Stärke, nur an einigen Tagen von Schnee und Wind unterbrochen. Besonders der 16., 26. und 31. bringen grimmige Kälte.

Februar.

Im Februar dauert die Kälte des Januar fort, ja steigt noch bis zum 11., wo es etwas milder wird. Es fällt auf's Neue viel Schnee bei immer noch starker Kälte. Erst am 20. wird es wärmer und es kommt Regen, der den großen Schnee verzehrt.

März.

Der März fängt mit heftigem Winde an, der das Wetter klärt, so daß am 5. und 6. schöner Sonnenschein eintritt. Es kommt aber wieder Regen und Schnee, wird auch wieder von der Mitte des Monats ab kalt, besonders am 19. und 20. Es fällt abermals tiefer Schnee, der mit kalten Winden bis zu Ende des Monats anhält.

April.

Auch der April ist anfangs rauh und kalt. Nur der 5. ist ein schöner Tag, am 7. u. 8. Regen. Dann aber wird's wieder hell, kalt und windig bis zum 23., der schwüles Wetter bringt, worauf es bis zu Ende unter Wechsel von Regen und Sonnenschein schön bleibt.

Mai.

Auch der Mai beginnt schön, wird aber nach einem Gewitter am 4. wieder unstät. Am 6. fällt starker Reif und bleiben die Nächte kühl bis zum 27., aber am Tage warm. Große Dürre bis zu Ende des Monats. Der 31. bringt nochmals einen schädlichen Reif.

Juni.

Der Juni anfangs kalt, aber am 7., 8., 9. warmer Regen mit Sonnenschein, wonach es schönes Wetter gibt, das sich erst am 30. wieder trübt.

Juli.

Der Juli fängt trübe an; aber es folgt bald am 4. schönes Wetter und große Hitze, letztere besonders vom 12. bis 18. Nachts gibt es häufig Gewitter mit Platzregen, und in dem letzten Drittel des Monats fällt Regen.

August.

Im August ist's anfangs trübe und trocken. Nach einem herrlichen Tage am 6. folgt am 7. ein Gewitter, das bis zum 14. anhaltenden Regen nach sich zieht. Nach einigen schönen Tagen am 18. wieder ein Gewitter mit Sturmwind und Platzregen und wird's dann sehr naß.

September.

Der September hat es bis zum 5. windig. Am 6. kommt ein warmer Gewitterregen, dann bis zum 8. Regen. Hierauf trübe ohne Regen bis zum 13. und 14., die Reife bringen, aber am Tage helles und warmes Wetter haben. Am 16. trübe, am 18. ein kalter Nebel, und bis zum Ende fast winterliche Witterung.

October.

Der October beginnt mit Regen und Sturmwind und behält, mit Unterbrechung von zwei schönen Tagen am 10. u. 11., trübes und regnerisches Wetter bis zum 29. Dann Nebel und Frost.

November.

Der November fängt mit hellem Wetter an. Aber am 9. beginnt es zu regnen und hält der Regen bis zum 20. an. Dann wird's kälter, und es kommt am 26. ein schöner Herbsttag, nach welchem es bis zu Ende hell, aber windig ist.

December.

Der December bringt am 5. Regen und Schnee; dann hellt sich's auf bis zum 8., wo es den ganzen Tag regnet. Am 10. wieder ein starker Regen, und bleibt's dann trübe bis zum 20., der helles Wetter und Frost bringt, aber ohne Schnee. In den letzten Tagen wird es trübe.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dann,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1\frac{1}{5}$	bisher. Pfennig.	
	2 Pfennige	=	$2\frac{2}{5}$	"	"
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	"	"
	10 Pfennige	=	1	"	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	$\frac{1}{2}$ Mark	=	2	"	"
	1 Mark	=	5	"	"
	1 Mark	=	10	"	"
	2 Mark	=	20	"	"
	5 Mark	=	1 Thlr.	20 Sgr.	
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1	" 20	"
	10 Mark	=	3	" 10	"
	20 Mark	=	6	" 20	"

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntheilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $4\frac{4}{10}$ Ruthe = $3\frac{1}{8}$ rheinl. Fuß = $1\frac{1}{4}$ berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26\frac{2}{3}$ Ruthen = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $\frac{1}{15}$ preußische Meile.
$\frac{1}{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3\frac{3}{4}$ Zoll.
$\frac{1}{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $\frac{3}{8}$ Zoll.
$\frac{1}{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $\frac{11}{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $\frac{3}{14}$ □Ruthe.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7\frac{1}{30}$ □Ruthen = $\frac{1}{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar**.
Die Theile des □Meter sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{8}/_{100}$ Kubikruthe.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{49}$ Schachtruthe.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{81}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{1}/_{8}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{19}/_{21}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{9}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{9}$ Quart.
$^{1}/_{9}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{3}/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben: m
Kilometer, „ : km
Centimeter „ : cm
Millimeter „ : mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben: qm
□Kilometer, „ : qkm
□Centimeter, „ : qcm
□Millimeter, „ : qmm

Ar, geschrieben: a
Hektar, „ : ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben: cbm
Hektoliter, „ : hl
Liter, „ : l
Kubikcentimeter, „ : ccm
Kubikmillimeter, „ : cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben: t
Kilogramm, „ : kg
Gramm, „ : g
Milligramm, „ : mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetheilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches.*)

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankirt 20 Pf.)		— 10
	do. von 15—250 g (unfrankirt 30 Pf.)		— 20
2)	do. mit Werthangabe oder Postvorschuß bis zu 10 Meilen		— 20
	do. auf weitere Entfernungen		— 40
3)	**Einschreibgebühr** (Recommandirt)		— 20
4)	**Karten**, einfache		— 5
	do. mit Antwort		— 10
5)	do. als Bücherbestellzettel (Auch nach Luxemburg zulässig.)		— 3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Oesterreich-Ungarn.

	ℳ	₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g	—	3
(Büchern ꝛc. darf Factur, Correcturbogen d. Mscpt. beigefügt werden.)		
do. von 50—250 g	—	10
do. von 250—500 g	—	20
do. von 500—1000 g	—	30
7) **Local-** und **Local-Land-Briefe** (unfrankirt 10 Pf.)	—	5
8) **Packete** bis 5 kg 10 Meilen weit	—	25
do. do. über 10 Meilen weit	—	50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen	—	5
do. do. über 10—20 Meilen	—	10
do. do. über 20—50 Meilen	—	20
do. do. über 50—100 Meilen	—	30
do. do. über 100—150 Meilen	—	40
do. do. über 150 Meilen	—	50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark	—	20
do. über 100—200 Mark	—	30
do. über 200—300 Mark	—	40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark	—	30
11) **Postvorschüsse** bis 150 Mark à Mark	—	2
aufwärts auf einen durch 5 theilbaren Betrag abzurunden. (Nach Oesterreich-Ungarn für je 3 M. = 5 Pf.)		
mindestens aber	—	10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Packete mit Werthangabe für je 300 M. oder einen Theil davon	—	5
mindestens aber	—	10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:

a) im Postorte für Postanweisungen oder Werthbriefe — 5

für gewöhnliche Packete bis 5 kg — 10

do. do. über 5 kg — 15

b) auf's Land für Werthbriefe, Postanweisungen, Packete — 10

2) **Bestellgeld** für Eilbriefe Expreß, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort — 25

auf's Land à km — 10

3) **do.** für Zeitungen jährlich:

bei wöchentlich 1maligem Erscheinen — 60

„ „ 2—3 „ „ 1 —

„ „ 4—6 „ „ 1 60

„ täglich 2 „ „ 2 —

für amtliche Verordnungsblätter — 60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, von Afrika: Egypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	M	Pf
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankirte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankirt) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern (nur frankirt) (Karten mit Antwort nur im Verkehr mit Belgien und Rumänien = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portobegünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankirt) für je 50 g (bis 1000 g zulässig. — Correcturbogen darf Manuscript, Büchern aber nicht Factur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
6) **Postanweisungen** nach dem Auslande: (nach Dänemark, Helgoland und Norwegen sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)		
Nach Belgien bis 300 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.; über 300 bis 375 Frcs. nur 1 M. 20 Pf.)	—	40
„ Dänemark bis 150 Mark	—	40
„ Frankreich u. Algerien b. 300 M., f. je 50 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	50
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	75
„ Helgoland bis 300 Mark, für 100 Mark (bis 200 M. —.50 Pf.; bis 300 M. —.40 Pf.)	—	20
„ Italien bis 375 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.)	—	40
„ Luxemburg wie bei Helgoland.		
„ Niederlande bis 175 Gulden, bis 75 Mark (bis 150 M. —.80 Pf., über 150 M. = 1 M. 20 Pf.)	—	40
„ Norwegen bis 225 Mark, bis 112½ Mark (bis 225 M. —.80 Pf.)	—	40
„ Oesterreich-Ungarn bis 150 Mark, für je 75 Mark	—	20
„ Schweden bis 80 Kronen Schw.	—	40
„ Schweiz bis 375 Frcs., für je 100 Frcs.	—	40
„ Türkei bis 150 Mark, für je 75 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	40
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (210 Mark), bis 5 Doll.	—	40
über 5—10 Doll. (u. für jede weiteren 10 Doll. mehr)	—	80

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamirt zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. October 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. December 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877). Wittwer seit 14. December 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. December 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1868 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. October 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

i. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbstständig), vermählt am 6. October 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. October 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Octbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. October 1852 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Wittwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 26. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. December 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. October 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 20. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Günther, geb. 24. Septbr. 1801 (Regierungsantritt 19. August

1835), Wittwer seit 29. März 1833 von Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, wieder vermählt 29. Mai 1835 mit Mathilde, Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, geb. 3. Juli 1814, geschieden seit 5. Mai 1852.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Oesterreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. December 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. December 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5 Oct. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Decbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Oesterreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dec. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. December 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. October 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. December 1861 Wittwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margaretha, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. December 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Wittwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Wittwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. October 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. October 1847.

14. Rumänien

Fürst Karl, Prinz von Hohenzollern, geb. 20. April 1839; zum Fürsten von Rumänien proklamirt am 30. März 1866, anerkannt von Seiten der Mächte am 24. October 1866, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied, geb. 29. December 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander II., geb. 29. April 1818 (Regierungsantritt 2. März 1855), Wittwer seit 3. Juni 1880 von Maria, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig II. von Hessen und bei Rhein, geb. 8. August 1824.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch IV., geb. 22. August 1856 (ermählt am 2. Juli 1868 und am 30. Juli durch die Hohe Pforte bestätigt), vermählt am 17. October 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geboren 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. December 1874). Wittwer seit 26. Juni 1878 von Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878. Wieder vermählt am 29. November 1879 mit Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, geb. 21. Juli 1858.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Rutherford Birchard Hayes, gewählt 1877.

I. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Es ist mir jedesmal eigenthümlich zu Muthe, wenn ich die lieben Spinnstubenleser mit diesem Gruße begrüße und mich dann daran setze, die Einleitung zur Spinnstube zu schreiben, die nach alter Gewohnheit das Büchlein mit einem ernsten Worte anfangen soll.

Einerseits wallt es in mir auf von Dank und Freude darüber, daß die Spinnstube nun schon so lange, heuer zum 36. Male, in ununterbrochener Reihenfolge der Jahrgänge in die Welt hinausgehen durfte, und daß das beweist, wie sie einen treuen Leserkreis hat, der sich in guten wie in bösen Tagen zu ihr hält, ihr Jahr um Jahr gern die Thüre aufthut und sie als eine bewährte Freundin des Hauses in den trauten Familienkreis aufnimmt.

Es geht dem Büchlein freilich nicht anders, als es bei zunehmendem Alter wohl jedem Menschenkinde zu ergehen pflegt: von den alten, treuen Freunden stirbt Man-

cher nach und nach weg, und es entstehen dadurch im Kreise der Freunde empfindliche Lücken. Allein die Spinnstube hat es nach dieser Seite hin doch ein gut Stück besser, als der im höheren Alter immer einsamer werdende Mensch. Denn diesem wird es, je höher sein Alter steigt, auch desto schwerer, neue Freundschaftsbande zu knüpfen und sich so für die Dahinscheidenden einen Ersatz zu schaffen. Das höhere Alter mit seiner reichen Lebenserfahrung macht eben vorsichtiger, und wer zumal auf dem Gebiete der Freundschaft traurige Erfahrungen hat machen und schmerzliche Täuschungen erleben müssen, der hält sich immer fester an das Sprüchlein: „Trau, schau, wem?“

Die Spinnstube aber weiß von solcher mißtrauischen Vorsicht nichts und stößt Keinen zurück, der ihr Freund werden will; sie heißt vielmehr Jeden gerne willkommen, der sich mit ihr in einen Freundschaftsbund einlassen möchte und hofft, ihn dauernd an sich zu fesseln, wenn es auch vielleicht anfangs nur ein flüchtiges Wohlgefallen war, was ihn zu ihr hinzog. Sie hält ihre alten Freunde in hohen Ehren und bemüht sich, ihnen das Beste, was sie vermag, zu geben; sie läßt aber die gleiche Gunst auch den neuen Freunden widerfahren und macht durchaus keinen bösen Unterschied.

Wenn d'rum ihre alten Freunde sich ein wenig bemühen wollen, ihr neue Freunde zu werden, so wird sie es ihnen herzlich danken und sich mit jedem neuen Jahrgange mehr anzustrengen suchen, um die Empfehlungen nicht zu Schanden zu machen, die man ihr hat zu Theil werden lassen.

Da ihr von jeher das marktschreierische Wesen zuwider war, womit sich wohl andere Bücher selbst der Leserwelt anpreisen und damit auch oft genug ihren Zweck erreichen bei Denjenigen, die in ihrer Neuerungssucht das Neueste auch immer für das Beste ansehen, so will sie sich voll Zuversicht auf ihre alten bewährten Freunde verlassen, daß die ihr neue Thüren aufthun helfen für Diejenigen, welche ihr der Tod oder aber die Neuerungssucht verschlossen hat und verschließt.

Allein es ist nicht blos Dank und Freude, was mich bewegt, so oft ich die Feder ansetze, einen neuen Jahr-

gang der Spinnstube zu beginnen; es stellt sich jedesmal auch die besorgte Frage bei mir ein, ob ich auch mit dem ernsten Worte, das unter dem frommen Eingangsgruße seine Stätte finden soll, das Rechte treffen möchte. Ganz leicht ist dies gewiß nicht, besonders nachdem während einer so langen Reihe von Jahren schon so Vieles in diesen Vorworten besprochen worden ist, was für unser Deutsches Volksleben im Allgemeinen, oder aber für die jeweiligen Zeitverhältnisse im Besondern von Bedeutung war.

Darunter befindet sich freilich Dieses und Jenes, was immer wieder von Neuem besprochen und den Lesern an's Herz gelegt zu werden verdient, was auch möglicherweise jetzt bei völlig veränderten Zeitverhältnissen ganz andere, völlig neue Seiten für die Besprechung böte, als früher. Aber die Spinnstube möchte sich doch nicht gerne den Vorwurf machen lassen, daß sie ihren Lesern aufgewärmte Speise vorsetzte, und noch weniger den Schein auf sich laden, als sei es ihr zu viel Mühe, auf neue Gegenstände zu sinnen, über die sie sich vor ihren Lesern ausspräche.

Ueberdies gibt es Manches, was vor einem so gemischten Leserkreise, wie ihn die Spinnstube besitzt, zu besprechen höchst mißlich ist, weil von vorneherein vorausgesetzt werden muß, daß die Leser sehr getheilter Ansicht darüber sind, und also die Befürchtung sich nahe legen muß, durch eine freimüthige Besprechung da oder dort Anstoß und Aergerniß zu erregen. Und wer möchte das nicht gerne vermeiden, soviel es irgend angeht?

Ganz zu vermeiden ist es ja allerdings nicht, wenn die Spinnstube ihrer alten Gewohnheit treu bleiben soll, in diesen Vorworten faule Flecke in unserem Volksleben zu berühren und zu besprechen, dunkle Punkte in demselben mit dem Lichte der ewigen göttlichen Wahrheit zu beleuchten. Denn dann kann es nicht ausbleiben, daß der Eine oder Andere, bei dem sich der faule Fleck schon tief eingefressen, bei dem der dunkle Punkt schon einen großen Umfang gewonnen hat, sich von solcher Besprechung und Beleuchtung innerlich getroffen fühlt und deshalb die Spinnstube, die ihm den Stachel in's Gewissen gedrückt hat, am Ende wohl gar mißmuthig und ärgerlich bei Seite wirft.

Allein das ist einmal nicht zu ändern, da die Wahrheit der Nuß gleicht, die den süßen Kern in einer bitteren und harten Schale hat, und da deshalb bei ihr auch das Sprichwort gilt: „Wer den Kern essen will, muß die Nuß knacken." Auch steht gewiß von den Spinnstubenlesern zu hoffen, daß sie dem Büchlein auf die Dauer doch keine Bosheit nachtragen werden, wenn es ihnen einmal solch einen Stachel in's Herz geworfen hat, sondern daß sie allmälig zu der Einsicht kommen (falls sie dieselbe nicht bereits gewonnen haben), das stachelnde Wort sei jedenfalls ein wohlgemeintes, und daß sie dann mit dieser Einsicht noch einmal lesen, was sie geärgert hat, und sich daraus eine heilsame Lehre oder Warnung zu entnehmen suchen.

Oder sollte sich etwa Jemand dem thörichten Kranken gleichstellen wollen, der den Arzt zurückstößt, wenn er an die kranke Stelle rührt und dadurch Schmerz verursacht, der nicht einsehen will, daß gerade da, wo die Berührung wehe thut, der kranke Fleck sich befindet, auf den das heilende Pflaster gelegt werden, an dem, wenn es nicht anders geht, sogar das Messer des Arztes seine Arbeit thun muß?

Item, die Spinnstube will für alle solche Fälle Ein für alle Mal ihre Leser gebeten haben: „Nichts für ungut!" Sie kann ja nichts dafür, daß die Wahrheit nicht immer süß und glatt eingeht; und die Wahrheit nicht zu sagen, nachdem sie Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste gewünscht hat, vielmehr bemänteln und vertuschen zu wollen, was im Lichte der Wahrheit nicht bestehen kann: das vermag sie einmal nicht über das Herz zu bringen. Sie wäre dann ja auch nicht, was sie doch so gerne sein und immer mehr werden möchte: eine treue, gute Freundin ihres lieben deutschen Volkes. Denn, sagt ja bekanntlich das gute deutsche Sprichwort, „die guten Freunde erkennt man an den bösen Worten", die sie Einem nämlich nicht vorenthalten, wenn es nöthig und heilsam ist.

Sollte aber bei diesen Worten allenfalls Jemand auf den Gedanken kommen, der Spinnstubenschreiber müsse in diesem Stücke schon seine Erfahrungen gemacht und Worte zu hören bekommen haben, die ihm nicht beson-

ders lieblich lauteten, so können wir Selbigem versichern, daß er mit seinen Gedanken nicht um ein Haar neben das Ziel geschossen hat.

Was aber nun jetzt?

Nur ein kurzes Wort diesmal, das aber einem überaus wichtigen, beherzigenswerthen Gegenstande gilt.

Habe da jüngst in einem wackeren Blättchen, worin mancherlei Nothstände in unserem Volksleben zur Sprache gebracht werden, etwas gelesen, was mir viel zu denken gab, und worauf ich denn jetzt auch das Nachdenken der lieben Leser richten möchte.

Da stand nämlich geschrieben, und war mit Zahlen bewiesen, welche aus amtlichen Nachweisen entnommen waren, daß unter den jugendlichen Verbrechern, die leider in so erschreckender Menge die Gefängnisse bevölkern, daß unter den feilen Dirnen, die aus der Unzucht ein Gewerbe machen, sich in unverhältnißmäßig großer Anzahl — Waisen befinden, und dagegen verhältnißmäßig nur Wenige, die zu der Zeit, als sie ihre Sündenlaufbahn begannen, noch Eltern hatten.

Und als ich mich selbst in einer mir nahe stehenden Rettungs-Anstalt für verwahrloste Kinder in Bezug auf diesen Punkt näher umsah, ergab sich ein entsprechendes, oder gar noch schlimmeres Verhältniß. Unter 75 verwahrlosten Kindern, welche die betreffende Anstalt in Pflege hatte, fanden sich 61 Verwaiste.

An und für sich ist das nun durchaus nicht unbegreiflich. Denn wo gerade in den bedeutsamen Jahren der Entwickelung, des Knaben zum Jünglinge, des Mädchens zur Jungfrau, die elterliche Liebe und Fürsorge fehlen; wo dem Knaben alsdann die von einem starken, kräftigen Willen geleitete Hand des Vaters abgeht, die seinen Eigenwillen bricht und der überschäumenden Jugendkraft die nöthigen Schranken setzt; wo dem Mädchen alsdann das liebevoll sorgende Mutterherz mangelt, das die in ihm erwachenden Gefühle versteht und ihnen die rechte Richtung zu geben weiß, und das sorgfältige Mutterauge, das über die scheinbar geringfügigsten Vorkommnisse und Erscheinungen im Leben und Wesen der Tochter wacht: da geschieht es nur zu leicht, daß die Versuchung über das jugendliche Herz Macht gewinnt, daß das Gift der

Verführung in dasselbe Eingang findet, daß das ganze innere und dann auch äußere Leben auf falsche Bahnen geräth.

Und wo gar des Herrn unerforschlicher Rathschluß einem Kinde Vater und Mutter zugleich entreißt; wo dasselbe dann plötzlich aus dem warmen Leben, welches das Elternhaus bot, in die kalte Fremde hinausgestoßen wird unter Menschen, die kein Herz für es haben, zu denen es darum auch kein Vertrauen fassen kann; wo dann nun das liebebedürftige Kinderherz sich so leicht von dem Ersten Besten, der ihm nur Theilnahme heuchelt, hinnehmen und beeinflussen läßt, oder aber voll Mißtrauen und Verbitterung sich in sich selber verschließt, und in dem Kampfe um das Dasein, den es vielleicht für sein äußeres Leben kämpfen muß, sich aus solchem verbitterten Herzen heraus die Waffen holt: da ist es gewiß leicht zu verstehen, ja fast unausbleiblich, daß solch ein verlassenes und vereinsamtes Kind auf Wege geräth, die im Gefängnisse, die in Sünde, Schande und Elend endigen.

Aber ist denn nicht überall in deutschen Landen dafür gesorgt, daß verwaiste Kinder einen Pfleger oder Vormund erhalten, dem die Fürsorge für sie anvertraut wird und der Elternstelle bei ihnen vertreten muß? Ist nicht überall die Obrigkeit geradezu verpflichtet, sich der Waisenkinder anzunehmen?

Das wohl; und es wird wohl kaum einen deutschen Staat geben, in welchem nicht ein Gesetz zu Gunsten der Waisenkinder vorhanden wäre. Wo die Obrigkeit nur irgendwie des eingedenk ist, daß sie in die Zahl Derjenigen hineingehört, denen gegenüber und denen selbst das göttliche Gebot: „Ehre Vater und Mutter!" heilige Pflichten auferlegt, ja daß ihr die hohe Würde verliehen ist, eine Dienerin und Stellvertreterin Gottes auf Erden zu sein, da kann sie ja unmöglich der Waisen vergessen. Sie müßte sonst ganz und gar das Wort des Herrn verachten, das den Waisen so herrliche Verheißung gibt. Sie müßte ganz außer Augen lassen, daß Der, dessen Dienerin sie sein soll, gesagt hat, Er wolle der Waisen Vater sein, und daß er den armen Waisen zu Gute das gewaltige Wort gesprochen hat: „Verflucht sei, wer das Recht der Waisen beuget!" Sie müßte insonderheit in den Wind schlagen, was doch Gott der Herr durch den Mund

des Propheten Jesaia gerade den Fürsten und Obrigkeiten sagen läßt, sie seien nämlich Abtrünnige, von Ihm Abgefallene, wenn sie den Waisen nicht Recht schafften.

Demzufolge mögen wohl allenthalben, wie bereits gesagt, Gesetze vorhanden sein, die das Recht der Waisen schützen und auf ihr Wohlergehen Bedacht nehmen.

Aber, wenn man dann hört und sieht, wie diese Gesetze da und dort gehandhabt werden, muß man es fast bedauern, daß sie vorhanden sind, und daß die armen Waisen nicht lieber ganz und gar, ohne daß sich Gesetz und Obrigkeit um sie bekümmern, ihrem Schicksale überlassen bleiben. Denn alsdann fänden sich doch wohl überall Herzen, die, von ihrer Noth und Verlassenheit gerührt, sich ihrer in rechter Liebe annähmen und ihnen ein warmes Mitgefühl entgegentrügen anstatt der kalten Pflicht, die so häufig völlig herzlos und nur nach dem Buchstaben des Gesetzes geübt wird.

Wir denken dabei selbstverständlich nur an Doppelwaisen. Denn wo noch ein Theil der Eltern, Vater oder Mutter, lebt, da hat das Kind doch noch eine Zufluchtsstätte, an welcher es die Liebe suchen und finden kann, die für das Gedeihen seines äußeren und besonders inneren Lebens geradezu unentbehrlich ist.

Wie geht es nun aber in hundert Fällen neun und neunzigmal mit solchen völlig verwaisten Kindern? — Das Gesetz verpflichtet die Obrigkeit, für sie zu sorgen und ihr Unterkommen zu vermitteln, ja. Aber wie entledigt sich man dieser Verpflichtung, zumal wenn gar kein Vermögen für die Waisen vorhanden ist, vielleicht sogar nähere Verwandte ganz und gar fehlen, aus denen ihnen ein Vormund bestellt werden könnte?

Nun ganz einfach. Man setzt die armen Kinder einer öffentlichen Versteigerung aus und vertraut sie ohne Weiteres Demjenigen an, der für ihre Verpflegung am Wenigsten fordert. Denn in dieser Weise kommt die Gemeindekasse, die das Pflegegeld bezahlen muß, am Billigsten weg.

Ob die Pfleger, welche die Waisen ersteigern, irgendwie dazu geeignet sind, dieselben auch wirklich rechtschaffen und ordentlich zu erziehen, ja ob sie auch nur in der Lage sind, ihnen das zu verabreichen, was zu dem nothdürftigsten äußeren Unterhalte gehört, darnach fragt kein

Mensch. Die Kinder sind ja nun untergebracht und dem Buchstaben des Gesetzes ist Genüge geleistet.

Wer fragt weiter darnach und kümmert sich darum, ob die Pfleger ihre Pfleglinge nur für ihren eigenen Vortheil ausnutzen, ihnen Arbeiten auferlegen, die ihre Kräfte weit übersteigen, sie überhaupt nur als Dienstboten gebrauchen, die das Gute haben, daß man ihnen keinen Lohn zu bezahlen braucht, sondern im Gegentheile noch Bezahlung für ihren Lebensunterhalt empfängt?

Wer fragt weiter darnach und kümmert sich darum, wenn der arme Mann, der sie ersteigert hat, obwohl er nicht einmal für seine eigene Familie das tägliche Brod hat, seine Pfleglinge frischweg auf den Bettel ausschickt, weil er klüglicher Weise denkt, Niemand werde das arme Waisenkind ohne Gabe fortgehen lassen, und weil er so dem eigenen Mangel am Besten abzuhelfen hofft?

Wo die Waisenkinder von ihren Eltern ein größeres oder kleineres Vermögen ererbt haben, da stellt sich die Sache allerdings ein wenig anders. Da wird ihnen ein ordentlicher Vormund bestellt, der nun die Verwaltung ihres Vermögens in die Hand bekommt. Und ist das Erbe irgendwie von Belang, so fehlt es nicht an Solchen, die die Vormundschaft gerne übernehmen, wenn sie auch mit den Verwaisten durch gar kein engeres verwandtschaftliches Band verknüpft sind.

Wie geht es aber dann sehr häufig?

Der Herr „Vormund" versteht seinen Namen nicht so, daß er sich durch denselben verpflichtet fühlt, wo es nöthig ist, vor das Waisenkind hinzutreten und für es den Mund aufzuthun, wenn es gilt, sein Recht zu schützen; nein, er versteht ihn vielmehr so, daß er daraus ein Recht für sich herleitet, seinem „Mündel" Alles „vor dem Munde" wegzunehmen. Es geht dann hundertmal nach dem bekannten Sprichworte: „Der Vormund nimmt soviel, daß dem Nachmund nichts übrig bleibt", oder nach dem noch derberen Sprüchlein: „Wenn der Teufel einen Vormund hätte, so käme er um die Hölle". Zieht die Obrigkeit wirklich einmal den Vormund zur Rechenschaft, so lassen sich ja leicht Rechnungen aufstellen, die es bei Heller und Pfennig beweisen, daß der Unterhalt des Waisenkindes so und so viel gekostet hat.

Das sind aber nicht etwa nur höchst selten vorkommende Ausnahmefälle; nein, es ist durch desfallsige Ermittelungen erwiesen, daß die Zahl der Vormünder, welche wegen Untreue gegenüber ihren Mündeln in Anklagezustand versetzt und verurtheilt werden, eine verhältnißmäßig sehr große, ja leider eine beständig wachsende ist.

Für den preußischen Staat besteht nun freilich seit dem Jahre 1875 eine gesetzliche Vormundschafts-Ordnung, die das Wohl der Waisen in der eingehendsten Weise zu sichern bemüht ist.

Nicht nur, daß dieselbe ein besonderes Vormundschaftsgericht anordnet, welches sich von Amtswegen der Waisen anzunehmen, in jedem Falle Vormünder für sie zu bestellen und die Führung der Vormundschaft genau zu beaufsichtigen hat; nein, es ist darin auch die wohlthätige Bestimmung getroffen, daß Niemand, der vom Gerichte zur Führung einer Vormundschaft berufen wird, sich dessen weigern darf, wenn er nicht bestimmt festgesetzte Hinderungsgründe für sich geltend machen kann.

Gerade durch diese Bestimmung ist dem Vormundschaftsgerichte die Möglichkeit gegeben, falls etwa in der nächsten und nähern Verwandtschaft der Waisenkinder sich Niemand findet, der die Bürgschaft für eine sorgfältige und gewissenhafte Führung der Vormundschaft bietet, auch über den Kreis der Verwandten hinauszugehen und andere Personen außerhalb der Verwandtschaft zu suchen, die diese Bürgschaft geben.

Da jedoch der Vormundschaftsrichter nicht im Stande ist, überall in seinem Bezirke die Waisen auch persönlich im Auge zu behalten und über ihr Wohl zu wachen, so sind für jede Gemeinde noch besondere Waisenräthe angeordnet, welche in jedem einzelnen Falle geeignete Personen zu Vormündern vorzuschlagen, über das persönliche Wohl der Waisen, besonders auch über ihre ordentliche Erziehung zu wachen, über die Amtsführung der Vormünder die Aufsicht zu führen, und Mißstände und Pflichtwidrigkeiten, welche sich diese etwa zu Schulden kommen oder eintreten lassen sollten, dem Vormundschaftsgerichte anzuzeigen verpflichtet sind.

Mit diesen gesetzlichen Bestimmungen, von denen wir nicht wissen, ob gleiche oder ähnliche auch in anderen

deutschen Staaten bestehen, möchte nun freilich wohl so ziemlich Alles gethan sein, was von Seiten des Staates für das Wohl der Waisen geschehen kann.

Aber, was helfen alle staatlichen Gesetze, wenn es nachher bei der Ausführung derselben nicht zugeht, wie es zugehen sollte, und wie es die wohlwollende Absicht der Gesetzgeber war?

Was hilft ein Vormundschaftsgericht, wenn der Einzelrichter, der dasselbe verwaltet, sein Amt nur nach dem Buchstaben des Gesetzes verrichtet, und nicht auch mit einem Herzen, welches zum Mindesten von Theilnahme und Mitgefühl für die armen Waisen erfüllt, noch besser aber von der rechten christlichen Liebe durchdrungen ist, die sich um des Herren willen der Verlassenen annimmt?

Was hilft die an und für sich gewiß äußerst heilsame Einrichtung der Waisenräthe, wenn nicht bei der Wahl derselben auf solche Männer Bedacht genommen wird, von welchen man annehmen kann, daß sie sich auch wirklich das übertragene Amt angelegen sein lassen, es mit Lust und Liebe ausrichten und besonders ohne Ansehen der Person die Pflicht erfüllen werden, die kleinste Pflichtwidrigkeit des Vormundes, die zu ihrer Kenntniß kommt, dem Gerichte anzuzeigen?

Wie kann eine ordentliche sittliche und erst recht eine wahrhaft christliche Erziehung der Waisen erwartet werden, wenn nicht die Waisenräthe so stehen, daß sie solche Erziehung als erstes, wichtigstes Bedürfniß für die Waisen ansehen und deshalb nicht nur solche Männer, von denen man solche Erziehung für die Waisen erwarten darf, suchen und vorschlagen, sondern auch bei der Aufsicht, welche sie über die Führung der Vormundschaft zu führen haben, gerade die Art und Weise der Erziehung, die den Waisen zu Theil wird, in erster Linie im Auge behalten?

In Summa, was helfen alle Gesetze und äußere Ordnungen, wenn sie nicht Personen zur Ausführung übertragen werden, welche die äußeren Ordnungen mit lebendigem Inhalte zu erfüllen wissen und den gewissenhaftesten Eifer daransetzen, die ihrer Obhut und Pflegschaft vertrauten Waisen vor dem sicheren Verderben zu bewahren, das ihnen droht, wenn sie in schlechte Hände fallen?

Da möchte denn die Spinnstube auch an ihrem Theile dazu mithelfen, daß es fortan mit der Waisenpflege treuer und gewissenhafter gehalten werde als bisher geschehen ist. Sie möchte hier laut und vernehmlich die Stimme erheben, um einem Jeden die Frage vorzulegen, ob es nicht in der That ein Schandfleck für unser ganzes deutsches Volk ist, wenn man seine Waisenkinder anstatt in treuer, liebevoller christlicher Pflege, vielmehr in den Rettungshäusern, in den Gefängnissen, im schnöden Dienste der Unzucht findet?

Sie möchte fragen, ob nicht für jeden Fremden, der Letzteres hört, der Schluß nahe liegt, ja nothwendig von ihm gemacht werden muß, daß ein Volk, bei welchem Solches vorkommen kann, mit seinem sittlichen und christlichen Leben im Niedergange ist?

Wollen wir uns aber als Deutsche, die des Herrn Gnade in jüngster Zeit äußerlich so hoch erhoben hat, das nachsagen lassen? Wollen und müssen wir nicht vielmehr Alles aufbieten, Jeder an seinem Platze und in seinem Theile, daß solches entehrende Urtheil auch selbst jeden Schein der Wahrheit verliert?

Und was kann denn in diesem Stücke geschehen?

Das Wichtigste wäre ja freilich, daß die Verwaltung der Vormundschaftsgerichte nur in die Hände von solchen Einzelrichtern gelegt würde, denen man nach ihrer Gemüthsart, sowie auch nach ihrer religiösen Stellung zutrauen kann, daß sie auch wirklich ein Herz für die Waisenkinder und ein Interesse an ihrer christlichen Erziehung haben. Gewiß sind solche Männer ja reichlich in unserem Richterstande zu finden. Es fehlt indessen doch auch nicht an anders gearteten, die zur rechten gesegneten Führung eines Vormundschaftsgerichtes nicht die nöthigen Eigenschaften besitzen.

Allein so lange eben die Waisenpflege in einem Bezirke mit der Rechtspflege zugleich den zuständigen Richtern zugewiesen bleibt und nicht besondere Vormundschaftsrichter eingesetzt werden, bei denen man auf die zur rechten Waisenpflege erforderlichen Eigenschaften Rücksicht nehmen kann, wird es in diesem Hauptpunkte nur bei frommen Wünschen bleiben müssen. Es wird nichts Anderes zu thun sein, als daß durch öffentliche Besprechung der

Waisensache, auch durch persönliche Einwirkung, wo diese möglich ist, und ebensowohl durch treue, gewissenhafte Pflichterfüllung der anderen bei der Waisenpflege betheiligten Personen allen Richtern in Bezug auf diesen wichtigen Theil ihres Amtes recht das Gewissen geschärft wird, und daß da, wo es der Richter wirklich an der gewissenhaften Ausrichtung seines Amtes sollte fehlen lassen, die Waisenräthe desto treuer die ihnen obliegenden Verpflichtungen erfüllen, ja sogar nöthigenfalls sich nicht scheuen, ebensogut, wie sie die Pflichtwidrigkeiten der Vormünder zur Anzeige zu bringen haben, auch Pflichtvergessenheit und Nachlässigkeit der Vormundschaftsrichter gehörigen Ortes zur Klage zu bringen.

Ohne Zweifel liegt der wichtigste Theil der Waisenpflege in den Händen dieser Waisenräthe, welche die Mittelglieder sind zwischen dem Vormundschaftsgerichte und den Vormündern und die Aufsicht über das persönliche Wohl und die Erziehung der Waisen zu führen haben. Da aber das Amt der Waisenräthe ein Gemeindeamt ist und von der Gemeindebehörde durch freie Wahl der geeigneten Personen besetzt wird, so kann hier gewiß Manches geschehen, wodurch die ganze Sache gebessert würde.

Es gilt da, vor allen Dingen den Gemeindebehörden auf das Nachdrücklichste an das Herz zu legen, daß sie es mit der Wahl der Waisenräthe recht genau und ernst zu nehmen haben, wenn sie ihre Pflicht thun wollen, und daß sie nicht immer den Ersten Besten wählen dürfen, der sich dazu bereit finden läßt, sondern nur und allein solche Männer, von welchen eine treue gewissenhafte Pflichterfüllung zu erwarten ist, und die in ihrem eigenen Familienleben es beweisen, daß ihnen eine rechte christliche Kindererziehung am Herzen liegt.

Wer wäre aber mehr dazu berufen, nach dieser Seite hin eine kräftige Einwirkung auf die Gemeindebehörden auszuüben, als die Geistlichen, indem sie auf und unter der Kanzel, in Predigt und Seelsorge sich bemühen, die Gewissen Derer zu schärfen, welche die Gemeindebehörde bilden?

Eine wirkliche geistliche Einwirkung durch Vorhaltung der heiligen Gottesworte, welche für die Waisen gereicht sind, wird ja freilich nicht überall möglich sein und ihren

Zweck erreichen. Aber andere Vorstellungen finden doch wohl überall eine gute Stätte, wenn sie in ernster, wohlwollender Weise erhoben werden.

So wird sich z. B. Niemand, der wirklich das Beste der Gemeinde im Auge hat, der Vorstellung verschließen können, wieviel Ungemach und Beschwerde, ja wie schwere Kosten einer Gemeinde für die Zukunft daraus erwachsen können, wenn sie ihre Waisen verwahrlosen läßt und sich dann aus denselben verdorbene, nichtsnutzige Menschen heranwachsen läßt!

Keinesfalls aber, so meinen wir, darf ein Geistlicher sich des weigern, sondern muß es mit Freuden annehmen, wenn ihm selbst durch das Vertrauen der Gemeindebehörde das Amt eines Waisenrathes übertragen werden sollte, was ja gesetzlich durchaus statthaft ist. Denn hier wird ihm Gelegenheit geboten, zu zeigen, daß er das Wort des Apostels im Herzen hat: „Ein reiner unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, oder wie der eigentliche Wortsinn ist: die Aufsicht über sie führen, und daß er nicht der traurigen Ansicht huldigt, seine volle Amtspflicht sei schon mit der Abhaltung des sonntäglichen Gottesdienstes erfüllt.

Wir möchten darum allen Geistlichen, welche die Spinnstube in die Hand bekommen, aus vollem Herzen zurufen: Thut Ihr zunächst in vollem Maße Eure Pflicht und macht Euch nicht dadurch, daß Ihr Alles gehen lasset, wie es gehen mag, weil Ihr durch das Gesetz nicht ausdrücklich und namentlich zur Mitarbeit bei der Waisenpflege berufen seid, der Schuld mit theilhaftig, daß die Waisen vernachlässigt werden.

Und dasselbe möchten wir dann auch den Gemeinde-Kirchenräthen, den Aeltesten der kirchlichen Gemeinde in die Herzen hineinrufen, die ja wohl vielfach selbst der Gemeindebehörde angehören, welche die Wahl der Waisenräthe zu vollziehen hat und deshalb einen um so größeren, unmittelbaren Einfluß auf diese Wahl ausüben können.

Die Möglichkeit, überall geeignete Personen für das Amt der Waisenräthe zu finden, wenn sich die Betheiligten nur wollen die Sache angelegen sein lassen, wird durch die Bestimmung des Gesetzes hergestellt, daß für

mehrere benachbarte Gemeindebezirke dieselben Personen zu Waisenräthen bestellt werden können. Das müßte doch fürwahr eine überaus traurige Gegend sein, wo sich nicht im Umkreise mehrerer Stunden eine einzige Person finden ließe, welche die nöthigen Eigenschaften zu einem tüchtigen Waisenrathe besitzt und auch sich willig finden läßt, das wichtige Amt anzunehmen! Es gilt eben nur zu suchen und die Sache nicht leicht zu nehmen.

Aber die Spinnstube möchte ihren Mund noch weiter aufthun, als blos für die Geistlichen und Gemeindekirchenräthe; sie möchte sich mit ihrem Rufe an Jedweden wenden, dem ein Christenherz in der Brust schlägt, und der deshalb auch etwas weiß von der Liebe, die nicht auf das Ihre sieht, sondern auf das, was des Andern ist, und etwas gibt auf das schöne Wort seines Herrn und Heilandes: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf", und auf das andere dazu gehörige: „Was Ihr gethan habt an einem dieser Geringsten meiner Brüder, das habt Ihr mir gethan."

Wir möchten jeden Solchen bitten, nicht erst zu warten, bis er zum Vormunde berufen wird, und er, ohne daß ihm die gesetzlichen Gründe zur Seite stehen, nicht ablehnen kann und darf, sondern vielmehr sich selbst aus freien Stücken zur Führung der Vormundschaft bereit zu erklären, wo in seiner Umgebung Kinder durch den Tod der Eltern verwaist werden und wo in deren eigener Verwandtschaft sich entweder Niemand findet, der in seiner ganzen Persönlichkeit die Bürgschaft dafür bietet, daß er ein rechter Vormund werde, oder wo am Ende gar nähere Verwandten der Waisen ganz und gar fehlen.

Es gehört dazu freilich in vielen Fällen eine nicht geringe Opferwilligkeit; aber wir meinen, die begründete Aussicht, daß sonst die armen Waisenkinder in schlechte Hände gerathen und dem sittlichen Verderben verfallen möchten, müßte in jedem Christenherzen das Wort der Hagar wach rufen: „Ich kann nicht sehen des Kindes Sterben", müßte auch zur Uebernahme von Opfern willig machen, von Opfern, denen solch liebliche Verheißungsworte zur Seite stehen, wie die eben angeführten aus dem Munde des Herrn Jesu.

Ganz besonders aber möchten wir die bittende Stimme

zu Denjenigen dringen laſſen, denen die Weisheit Gottes eigenen Kindersegen verſagt hat, und die ſo manchmal die Leere ſchmerzlich fühlen, die dadurch in ihrem Leben geblieben iſt. Für die heißt es doch, ſollte man denken, vor allen Dingen: Sucht Euch nur Elternarbeit an armen Waiſen, dann werdet Ihr auch die ſchmerzlich entbehrte Elternfreude ſchmecken lernen!

Und ſteht nicht im Worte des Herrn für jeden Chriſtenmenſchen ohne Ausnahme das ernſte Wort geſchrieben: „Wer da weiß, Gutes zu thun und thut es nicht, dem iſt es Sünde?“

Mit dieſem Gotteswort, das zu ernſteſter Beherzigung empfohlen ſei, wollen wir denn für diesmal ſchließen und von Herzen wünſchen, daß alle Spinnſtubenfreunde ſich das Geſagte recht auf das Herz und auf das Gewiſſen nehmen möchten. Und damit ſie dazu recht willig werden, rufen wir ihnen noch einmal zu, wie am Anfange:

„Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum
Chriſtum zum Troſte!“

2. Auflösung der Räthsel in der Spinnstube von anno 1879.

Mancher, der diese Ueberschrift liest, wenn er die neue Spinnstube in die Hand bekommt und vorläufig einmal durchblättert, denkt vielleicht in seinem stillen Sinne und sagt es auch wohl laut zu den Anwesenden:

„Wenn doch der Spinnstubenschreiber endlich einmal damit zu Hause bliebe! Oder hält er uns wirklich für so unwitzig, daß wir seine leichten Räthselchen nicht rathen könnten und meint deshalb Jahr um Jahr immer nachhelfen zu müssen?"

„Nichts für ungut, lieber Freund," antworte ich darauf; „deinen Witz in allen Ehren! Aber wer sagt Dir denn, daß alle Leute, welche die Spinnstube lesen, so witzig sind, wie Du, und daß die Räthselchen, welche die Spinnstube bringt, Allen so leicht zu rathen sind, wie Dir?"

Nun wäre es ja freilich ein leicht zu ertragender Schade, wenn Der oder Jener auch einmal die Auflösung eines Spinnstubenräthsels gar nicht fände; gibt es doch soviele Räthsel im Leben, auf deren Lösung man vorläufig auch verzichten muß, bis sie Einem droben in dem Lichte, in welchem Alles offenbar wird, gelöst werden. Aber wenn solch ein unglücklicher Rather, dem es mit diesem oder jenem Räthsel nicht hat glücken wollen, die Spinnstube wiederholt in die Hand nimmt, sei es nur im Laufe des Jahres von wegen des vorgedruckten Kalenders, oder sei es in späteren Jahren, weil er da oder dort noch einmal etwas aus dem Inhalte nachlesen möchte, so kann es ihm doch, denke ich mir, kein besonders behagliches Gefühl sein, wenn ihm dann immer und immer wieder das ungelöste Räthsel begegnet, über welchem ihn der

Nußknacker so herausfordernd angloßt oder das Eichhörnchen mit seinen grellen Aeuglein so höhnisch anblinzelt. Und solche Unbehaglichkeit möchte doch die Spinnstube keinem ihrer lieben Leser bereiten.

Ueberdies ist das Räthsel-Rathen eine Kunst, die, wie jede andere Kunst auch, durch Uebung gelernt sein will. Aber an ungelöst gebliebenen Räthseln lernt man diese Kunst nie und nimmer, sondern nur an solchen, die Einem gelöst werden, wenn man es selber nicht hat fertig bringen können, und in Betreff deren Einem der Räthselmacher, für den das allerdings eine leichte Sache ist, Auskunft gibt, was für Gedanken er beim Schmieden der Räthsel-Reime gehabt hat.

Darum noch einmal: Nichts für ungut, wenn die Spinnstube bei ihrer alten Gewohnheit bleibt, jedes Jahr gleich zu Anfang die Auflösung der vorjährigen Räthsel zu bringen! Wer ihrer nicht bedarf, dem soll es gerne gestattet sein, die Nr. 2 der Spinnstube zu überschlagen und dafür die Anzeigen am Schlusse des Büchleins desto genauer durchzustudiren.

Und nun zur Sache!

Beim ersten Räthsel auf Seite 102 hab' ich an das Wörtlein „Ruthe" gedacht, aber nicht an die Ruthe, welche am Baume oder Strauche noch lustig grünt, sondern an eine, welche davon heruntergeschnitten und mit mehreren ihres Gleichen zusammengebunden ist, vielleicht mit einem rothen Bändchen.

Wozu dieselbe gebraucht wird, brauchte dir das Räthsel nicht auseinander zu setzen, geneigter Leser, sondern du weißt es hoffentlich aus eigener Erfahrung, und zwar beides: aus der Erfahrung, die Du leidend an Deinem eigenen Leibe einst gesammelt hast, sowie auch aus der Erfahrung, die Dir aus dem thätigen Gebrauche erwachsen ist, den Du selbst von ihr gemacht hast.

Oder sollte bei Deinen Eltern die Ruthe nur für den blauen Wind hinter dem Spiegel in der Wohn- oder Kinderstube gesteckt haben? Schwerlich! Denn in früheren Zeiten galten die Erziehungsgrundsätze noch gar wenig, welche man heutzutage so häufig zu hören bekommt und befolgen sieht, daß man nämlich die Kinder nur mit Liebe

und guten Worten erziehen könne und müsse, sowie daß man nicht durch körperliche Züchtigungen das Ehrgefühl in den Herzen der Kinder ertödten dürfe. Das klingt freilich recht hübsch und einschmeichelnd, und zwar nicht allein in den Ohren der lieben Jugend, sondern auch in den Ohren vieler Eltern, die gewöhnlich nicht recht wissen, was wahre elterliche Liebe ist.

Aber wer mir das Kunststück vormacht, einen frischen, lebendigen Knaben, der keine Schlafhauben-Natur in sich hat, so zu erziehen, daß er einmal ein tüchtiger, brauchbarer Mensch wird und kein Duckmäuser, ohne daß er gelegentlich das „Leib-Instrument" in Anwendung bringt, welches das Räthsel meint; wer mir insonderheit das Kunststück vormacht, ohne recht derbe Anwendung des besagten Leib-Instrumentes einem eigensinnigen Burschen bei Zeiten so den Kopf zu brechen, daß ihn ihm nicht später das Leben brechen muß: vor dem will ich den Hut abthun und zu ihm sagen: „Allen Respekt, lieber Vater oder liebe Mutter, Du kannst, was nur Wenige können!"

Jedenfalls aber möchte ich allen Eltern, wenigstens denen, die Buben zu erziehen haben, den wohlgemeinten Rath geben, sich doch einmal recht genau die Sprüche anzusehen, die der alte weise Salomo im Buche der Sprüchwörter über die „Ruthe" geschrieben hat. Sie stehen etwa Cap. 13, 24. Cap. 22, 15; Cap. 23, 13. — Will Einer dann noch weiser sein als Salomo, so kann ich ihm nicht helfen und muß ihn ausessen lassen, was er sich mit seiner höheren Weisheit etwa einbrocken sollte.

Item, ich meine, wenn die salomonische Weisheit mehr beachtet und beherzigt würde, so gäbe es heutzutage gewiß nicht soviel zu klagen über die Zucht- und Meisterlosigkeit der Jugend. Doch dies nur so nebenbei!

Streichst du nun aus dem Wörtchen „Ruthe" das mittelste Zeichen, also „t", so hast Du die „Ruhe", die dem müden Leibe nach des Tages Last und Hitze so wohl thut, und erst recht für die angefochtene, müde Seele ein überaus köstliches Gut ist, das der Heiland so freundlich allen Mühseligen und Beladenen, die zu ihm kommen wollen, zu geben verheißt.

Nimmst Du der Ruthe aber anstatt des mittelsten

Zeichens das letzte, also das „e", so bleibt Dir die „Ruth", von der ja Gottes Wort in einem eigenen kleinen Büchlein handelt und die zu den Stammeltern des Heilandes gehörte, wie Matthäi 1, 5 zu lesen ist.

Das zweite Räthsel auf Seite 115 hat die zwei kleinen Wörtlein „Oel" und „Baum" zum Gegenstande. Je nachdem Du dieselben zusammengatte st, entstehen die Wörter „Baumöl" und „Oelbaum". Damit ist denn wohl Alles genügend erklärt, wenn Du nämlich nur weißt, daß das Baumöl, welches an einem ordentlichen Salate nicht fehlen darf, von den Früchten des Oelbaums gewonnen wird. Du darfst nur nicht sogleich beim Anfange des Räthsels bei dem, was Dir im dunkeln Revier Licht geben solle, etwa an Petroleum denken!

Das dritte Räthsel auf Seite 212 hat ebenfalls ein zusammengesetztes Wort im Auge, wie die Auflösung des zweiten, nämlich das Wort „Regenbogen". Es ist dabei zur Erklärung der Verse wohl weiter nichts zu bemerken, als daß bei dem „Bogen", an welchem die Buben weniger Freude zu haben pflegen, wie an ihrem Pfeilbogen oder „Flitzbogen", an den Bogen Papier gedacht ist, auf dem sie die Kunst des Schreibens üben sollen.

Wir scheiden damit für diesmal von den freundlichen Räthselrathern oder auch -Nichtrathern mit dem herzlichen Wunsche, daß das ernste Wort, mit dem das letzte Räthsel schließt, bei uns Allen zur Wahrheit werden möge!

3. Zu spät.

Eine Musikantengeschichte von Armin Stein.

Erstes Capitel.

Es war einer jener wonnereichen Abende im Rosenmonat, wo die Natur wie in einen Zauberschleier gehüllt erscheint und mit der höchsten Fülle ihrer Reize das menschliche Gemüth bestrickt, wo der Tag so schön ist und der Abend noch schöner, der Abend, wo in die sich küh-

lende Luft die Blumen im Einſchlafen noch einmal ihren ſüßeſten Balſamduft ausathmen.

Im Dorf war's ſchon ſtill geworden, der Knechte und Mägde Geſang am Brunnen unter der großen Linde war verſtummt, nur die Fröſche in dem Weiher ſangen ſich noch eins, und von Zeit zu Zeit ſchlug hier und da ein Hund an. In dem Park des freiherrlichen Schloſſes aber war noch Leben, volles, friſches, fröhliches Leben. Um den runden Tiſch der von wildem Wein umſponnenen Veranda ſaß eine Geſellſchaft bei vollen Gläſern edlen Maitranks, und heiteres Scherzen klang in die ſtille Nacht hinaus. Es war eine Geburtstagsfeier, welche die Geſellſchaft verſammelt hatte: der jungen Freifrau von Helmingen zu Ehren waren heute zwei Kutſchwagen in den Schloßhof eingefahren, der eine mit Damen, der andere mit Herren gefüllt.

Es waren lauter jugendliche Geſtalten, gleichaltrige Verwandte und Freunde des Geburtstagskindes; nur ein Herr in ſchneeweißem Bart mit einem Stern auf der Bruſt vertrat die Würde des Alters. Man redete ihn an mit „Excellenz" und begegnete ihm mit der größten Ehrerbietung, — daß ich ihn gleich vorſtelle: es war der Herr von Malchow, wirklicher Geheimrath am fürſtlichen Hof, dem Landesherrn ſehr nahe ſtehend und ſeine rechte Hand, eine hohe, achtunggebietende Figur, dem die 66 Jahre noch nicht den geringſten Eintrag gethan hatten, denn jugendliche Friſche ſtrahlte aus ſeinen hellen, klaren Augen, malte ſich auf ſeinen vollen, ſanftgerötheten Wangen und ſprach aus dem ſprudelnden Witz, mit welchem er die Geſellſchaft in Athem zu halten verſtand. Ohne daß er es beabſichtigte, war er der Mittelpunkt des feſtlichen Kreiſes, der ſich doch eigentlich um das Geburtstagskind hätte ſammeln ſollen. Dieſe aber, die junge, ſchöne, zarte Freifrau Hedwig war zufolge ihres kindlich harmloſen

Sinnes durchaus nicht eiferſüchtig auf den ſiegreichen Nebenbuhler, ſie trat gern in den Schatten zurück.

Hell klangen die fein geſchliffenen Gläſer in die Nacht hinaus, und an den dunklen Cedern brach ſich das herzfröhliche Lachen der glücklichen Menſchen.

Nachdem der Quell geiſtvollen Scherzes verſiegt zu ſein ſchien, wendete ſich der Geheimrath an ſeine Nachbarin, die Freifrau und bat ſie um ein Lied. Alles unterſtützte dieſe Bitte mit der lebhafteſten Dringlichkeit, denn die Stimme der jungen Frau war von ſeltener Schönheit und Anmuth; was ihr an Kraft und Fülle gebrach, das erſetzte reichlich der Schmelz und die Herzwärme des Tons. Es war ein Entzücken, ihr zu lauſchen.

Ohne Ziererei folgte ſie der an ſie ergangenen Aufforderung, und dankbarer Beifall lohnte der liebenswürdigen Sängerin.

„Schade, daß wir den Flügel nicht zur Stelle haben", meinte der Freiherr, der ſeiner Natur nach meiſt ſchweigſam zurückgeſtanden hatte. „Ein Geſang ohne Inſtrumentalbegleitung iſt wie ein Bild ohne Rahmen. Wollen wir uns nicht in den Salon begeben?"

Etliche der Herren ſtimmten zu, die Mehrzahl aber wehrte ſich mit aller Entſchiedenheit gegen dieſe Zumuthung, den kühlenden, duftgetränkten Hauch der freien Nachtluft mit der Schwüle des Zimmers zu vertauſchen, zumal jetzt auch noch, um den Zauber der Sommernacht vollzumachen, der Mond hinter den Birken heraufſtieg und ſein gutmüthig breites Geſicht in den leiſe erzitternden Wellen des Weihers badete, auch über die ganze Natur ſein geiſterhaftes, träumeriſches Licht goß, ſo daß es in der That eine Wonne war, im Freien zu weilen, zumal für ſolche dichteriſch angehauchte Seelen, wie ſie hier bei einander ſaßen.

Der Geheimrath wendete ſich artig zu der Sängerin: „Sie ſollen meinen und unſer Aller Dank haben für den geſpendeten Genuß, gnädige Frau. Aber Sie haben es mit lauter Unzufriedenen und Ungenügſamen zu thun, die noch mehr fordern. Und zwar möchte ich Sie freundlichſt bitten, nun einmal den Ton des Volksliedes

anzustimmen. Das ist mir der am meisten zusagende. Es liegt so etwas unmittelbar zum Herzen Sprechendes, tief Ergreifendes in den Weisen, die aus dem Volk herausgewachsen sind, wie seine Sagen, nicht gemacht und erdacht, sondern geworden und geboren, der unmittelbare Erguß des menschlichen Gemüths, der Ausklang seines tiefsten Sehnens und Ahnens. Sie sind so einfach und so still, diese Weisen, aber ist nicht eben Einfachheit und Stille das Urbild des Schönen?"

„Sie haben Recht, Excellenz", versetzte mit leisem Lächeln die Freifrau. „Was wünschen Sie zu hören?"

Der Herr von Malchow besann sich kurz: „Leise zieht durch mein Gemüth", und alsbald erklang von den schwellenden Lippen der Sängerin dieses tief empfundene, reizvolle, wie sanftes Glockenläuten klingende Lied:

„Leise zieht durch mein Gemüth
Friedliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus in's Weite."

Lautlos lauschte die Gesellschaft den Tönen, die sich mit dem Mondenlicht zu vermählen und in die Nacht zu zerfließen schienen.

Da, was war das? War das ein Zauber? Waren das Geister, die leise hauchend die Begleitung flüsterten, als die Sängerin die zweite Strophe anhob?

Alles richtete sich lauschend auf und wendete sich nach dem freien Platz unter der Veranda, von wo die Töne heraufkamen. Auch die Sängerin erstaunte und wollte inne halten, aber siehe, wie von einer geheimen Macht gezogen mußte sie weiter singen — die wunderbaren Geistertöne nahmen sie dahin, sie schlangen sich um ihre Stimme wie Laubgewinde um das Laubengitter und gaben der Melodie eine eigen schöne Farbe.

„Kling hinaus zu jenem Haus
Da die Blumen sprießen,
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß' sie grüßen."

Kaum war der letzte Ton verhallt, als Alles sich erhob und an die Brüstung der Veranda eilte.

Im Mondenlicht wurde drunten auf dem Kiesplatz eine dunkle Gestalt sichtbar — es war kein Geist gewesen und keine Zauberei, man hatte es mit einem wirklichen Menschen zu thun.

Aber mit wem denn? Hatte sich aus der Gesellschaft Jemand einen Scherz gemacht? Nein, es fehlte Niemand und wäre auch Niemand solcher Leistung fähig gewesen. Oder Einer aus dem Dorf? Daran war noch weniger zu denken.

Eine Weile starrte die Gesellschaft erstaunt fragend nach der unheimlichen Gestalt hinunter, bis endlich der Freiherr eilig die Stufen hinabstieg, das Räthsel zu lösen.

Man vernahm etliches unverständliche Hin- und Herreden, dann trat der Freiherr mit einem fremden Manne in den Lichtschein.

Es war ein junger Mensch in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre. Hoch und schlank gewachsen stand er da, ein rührendes, ergreifendes Bild. Unendlicher Schmerz und Trauer sprach aus den durchgeistigten, bleichen Zügen, aus den eingefallenen Wangen, aus den dunklen, schwärmerischen Augen, von den feinen, leise verzogenen Lippen. Reich wallte ihm das dunkle Lockenhaar um die Schläfe und vollendete den Eindruck eines Gesichts, in welches mit leserlichen Zügen die Künstlerschaft geschrieben war. In seiner Kleidung aber lag die Auslegung seiner Traurigkeit und seines vergrämten Antlitzes: dieses fadenscheinige, verblichene Gewand, diese Armuth seiner äußeren Erscheinung ließ sofort ahnen, mit wem man es hier zu thun habe, und die Freifrau hatte das Richtige getroffen, als sie ihrem Nachbar zuflüsterte: „Ein verkommener Künstler."

„Was führte Sie so spät noch in den Park?" fragte der Geheimrath mitleidig den Fremden. Mit artiger Verbeugung erwiderte dieser: „Man hatte keinen Raum für mich in der Herberge des Dorfes, da sah ich die offene Thür des Parks und vernahm aus dem erleuchteten Grün die Stimmen fröhlicher Menschen. So faßte ich mir ein Herz, zu fragen, ob die Fröhlichen Mitleid haben möchten mit einem Betrübten. Ich bitte ehrerbietigst um Verzeihung, daß ich mich mit meinem Saitenspiel unberufen

in den Gesang drängte. Ich weiß es selbst nicht, wie ich zu solchem Wagniß kam, es geschah wie in unbewußtem Träumen."

Die Freifrau, etwas kurzsichtigen Auges, trat dem Fremden näher, sie mußte sich denselben genauer betrachten. „Wer hat Sie dieses wundersame Spiel gelehrt?" fragte sie. „In ihrer äußeren Erscheinung sucht man nimmer solche künstlerische Vollendung."

Auch der Geheimrath war inzwischen näher getreten und ließ forschend seinen Blick auf dem Antlitz des Spielmanns haften, als wollte er daraus dessen Lebensgeschichte studiren, während der Freiherr als der praktisch nüchterne Mann mit einem gefüllten Glas herzutrat und es dem Musikanten aufnöthigte: „Trinken Sie, trinken Sie, es ist echter Mosel!"

Diesem Beispiel folgend brachte eine der Damen auch einiges Backwerk und sah mit Vergnügen zu, wie der bescheidene, junge Mann die Labung zu sich nahm.

Die Theilnahme für denselben war inzwischen immer reger geworden. Man bat den Fremdling, nachdem er sich mit Speis und Trank erquickt, noch einmal die Saiten zu rühren.

„Was wünschen die hohen Herrschaften zu hören?" fragte der Spielmann mit demüthiger Bereitwilligkeit.

„Was Sie wollen!" klang es von allen Seiten zurück.

Der Spielmann nahm sein Instrument und begann. Ruhig, friedlich, kindlich herzig sang die Violine, als wollte sie das Leben eines Kindes malen, das harmlos heiter in der Sonne spielt. Dann allmälig unruhige, zitternde Bewegung, ein schriller Ton — der schöne Kindestraum zerreißt, das Leben kommt mit seinem Ernst. Die Töne werden dunkel und hüllen sich in Schatten. Es ist ein Kämpfen und ein Ringen, was die Töne malen, ein Quälen und ein Aengsten — jetzt ein kurzes Aufjauchzen in freudevoller Hoffnung, dann wieder ein Angstschrei der Enttäuschung, ein Klagen und Verzagen, ein Seufzen und Sehnen, bis zuletzt die Töne immer heiserer erklingen, wie das schwere Athmen eines Sterbenden, der Abschied nimmt von einer Welt, in welcher er

des Lebens Glück vergeblich ſuchte. Dann noch ein Hauch, ein langgezogener, weicher Seufzerhauch, und die Violine verſtummte.

Ein tiefes, feierliches Schweigen lagerte auf der Verſammlung. In unbewegter Andacht hatte Alles dieſen Tönen gelauſcht, die Damen mit Thränen in den Augen, die Herren mit gedankenvollem Sinnen. Selbſt dem Freiherrn war die Cigarre ausgegangen.

Nach einer Weile trat der Herr von Malchow auf den Spieler zu und drückte ihm warm die Hände. „Das war Ihre Lebensgeſchichte — leugnen Sie es nicht — Ihre Violine hat uns Ihr Schickſal verrathen. Kommen Sie näher, mein Freund, ſetzen Sie ſich zu uns, Sie müſſen uns dieſe Geſchichte noch einmal erzählen in deutlichen, klaren Worten."

Ein ſchmerzvolles Zucken ging über des Fremden Geſicht. Er bat demüthig ihm das zu erlaſſen, er glaube auch ſchon deutlich genug mit den Tönen geſprochen zu haben; aber ſchließlich ſtimmte ihn die von allen Seiten ihm entgegenkommende Theilnahme zur Bereitwilligkeit. Er ſtrich ſich das wallende Haar von der Stirn und begann zu erzählen.

Zweites Capitel.

„Es iſt mir wohl und weh bei dem Gedanken, daß Jemand das Verlangen hat, meine Geſchichte zu hören. Es iſt ſeit langer Zeit das erſte Mal, daß Menſchen dafür Intereſſe haben. Daß ich ſolche Theilnahme, ſolches Verſtändniß in der Welt nimmer gefunden, das iſt mein Unglück und die Urſach meines Grams. Die mich hätten verſtehen ſollen, die haben mich nicht verſtanden, die mir hätten den Weg bahnen ſollen, zu dem mich Gott der Herr beſtimmt, die haben ihn mir verlegt, und die mir hätten helfen können, die haben es nicht gewollt, die haben kein Herz gehabt und kein Gefühl für meine Noth. Wo aber guter Wille mir entgegen kam, da machte ihn ein tückiſches Geſchick zu Nichte.

Ich bin im vollen Sinn des Wortes ein Unglücks-

kind. Mein Erdenleben fing gleich mit einem Unglück an, denn meine Geburt gab meiner Mutter den Tod. Es ist für jedes Kind ein Unglück, keine Mutter zu haben, niemals den Namen „Mutter“ aussprechen, niemals an einer Mutter Herzen ausruhen und ihr sein Herz aufthun zu dürfen, ihr, die am besten des Kindes Fühlen und Empfinden versteht. Und für mich war dieses Unglück doppelt da, denn mein Vater hat niemals in meinem Innern zu lesen verstanden, niemals einen Begriff gehabt von dem, wonach mein innerstes Sehnen und Trachten ging. Hinauf in das Reich des Idealen stand mein Sinn — das war für meinen nüchternen, kalt verständigen Vater, dem der liebste Geruch auf Erden der Aktenduft war, ein albernes Träumen und trug mir manches harte Wort ein, das mir weh that bis in das innerste Herz. Bei meinem älteren Bruder konnte ich keine Zuflucht suchen und kein Verständniß hoffen, denn der hatte ganz des Vaters Sinn.

Auch meine sonstige Umgebung blieb mir fremd. Wir wohnten in einer kleinen Landstadt, wo Alles hausbacken und spießbürgerlich zuging, und der nächste Umgang meines Vaters war nach dessen Geschmack gewählt: Leute von platter, gewöhnlicher Denkungsart.

Nur Einer war in der ganzen Stadt, zu dem ich mich hingezogen fühlte: das war der Rector der Stadtschule, ein alter, wunderlicher Hagestolz mit finstern Augenbrauen und einer schrecklichen Stimme, die sich anhörte, wie wenn eine alte Wanduhr aufgezogen wird. Was mich anzog, war nicht sowohl seine Person, als vielmehr seine Kunst. Ich schlich mich zu ihm und quälte auf ihn drein, er möchte mir Unterricht ertheilen im Clavierspiel.

Der Mann brummte Etwas daher, wahrscheinlich um mich abzuschrecken. Da das Nichts fruchtete, fragte er: „Wer hat dich geschickt, dein Vater?“

Ich erschrack — ich war ja heimlich gekommen, ganz aus eigenem Antriebe, und stammelte Etwas daher von meiner großen Liebe zur Musik und des Vaters Spott über alle „brotlosen Künste“.

Das traf. Dem Alten durfte Niemand wagen über die Kunst zu spotten. Nun strich er sich mit den ge-

ſpreizten Fingern durch das buſchige Haar und ſagte trotzig: „Es iſt gut, ich werde dich unterweiſen — das ſoll meine Rache ſein an deinem Vater für ſein böſes Wort.“

Der Rector begab ſich noch deſſelbigen Tages zu meinem Vater und drohte ihm, als dieſer ſeine Zuſtimmung verweigerte, mit der Kündigung des Capitals, welches er meinem Vater geliehen.

So begann der Unterricht. Mir ging eine neue Welt auf, ich ſchwebte wie im Himmel, ich vergaß Eſſen und Trinken über der Muſik, und in den nächtlichen Träumen ſah ich lauter Noten, hörte ich lauter Melodien.

Der Alte war zufrieden mit mir, obwohl er nicht viel Worte machte. Er liebte es, ſein Wohlgefallen auszudrücken durch Backenſtreiche, die er austheilte. Sie

thaten weh, dieſe Backenſtreiche, von wegen des großen, dicken Siegelrings, den er an dem rechten Zeigefinger trug, aber ſie thaten dennoch wohl, denn es ſollten Liebkoſungen ſein.

Vom Clavier hinweg ſtand mein Sehnen nach der Orgel, dem Inſtrument aller Inſtrumente. Während der Gottesdienſte in der Stadtkirche ſtand ich ſtill in einem Winkel des Orgelchors, und mit den Augen ging mein Herz an den Pfeifen in die Höhe. Ach nur einmal auf die Taſten greifen zu dürfen! Mehrmals verſuchte ich, zu dem Organiſten heranzutreten mit dieſer Bitte, aber ich fand lange nicht den Muth, bis ich endlich eines Sonntags, da mir ein zuvor genoſſenes Glas Geburtstagswein Feuer in die Adern gegoſſen hatte, mir ein Herz faßte.

Der Organiſt maß mich mit einem halb ſpöttiſchen, halb drohenden Blick von oben bis unten und fragte: „Wie alt biſt du, mein Sohn?“

„Bald neun Jahre“, antwortete ich ſchüchtern erröthend, und der Mann wandte ſich kopfſchüttelnd wieder zu dem Notenbuch zurück. Er mußte ſich aber hernach doch wohl eines Andern beſonnen haben, denn als er in die Schlußaccorde des Vorſpiels einlenkte, winkte er mich heran und ſagte: „Haſt Courage, Burſch? So ſpiel den Choral!“

Damit nahm er noch ein paar Hände voll und ſchloß.

Mit Zittern und Beben ſchlüpfte ich auf die Orgelbank. Ich bereute jetzt meine Kühnheit und hätte am liebſten den Rückzug angetreten; denn in einem öffentlichen Gottesdienſt den Geſang begleiten, das iſt doch ein ander Ding, als wenn man daheim allein vor dem Inſtrument ſitzt. Hapert's einmal, ſo ſchadet das Nichts, wenn Niemand zuhört und man kann den verunglückten Tact wiederholen. Aber in der Kirche? — Doch an Entweichen war nicht mehr zu denken, ich mußte ſpielen. Ich warf einen Blick auf die Noten und einen zweiten auf den Accord, mit welchem der Organiſt geſchloſſen. O weh, was war geſchehen? Im Notenbuch ſtand der Choral in einer ganz anderen Tonart, als in derjenigen,

in welcher der Schalk von Organiſt geſchloſſen hatte! So galt es alſo, den Choral in dieſer letzteren Tonart weiter zu ſpielen — anders ging es nicht, denn bereits hatte der Cantor die erſten Töne geſungen, und die Orgel hatte am Schluß der erſten Verszeile einzufallen.

Mir wurde es ſchwarz vor den Augen, ich ſah keine Noten mehr, und die Beſinnung wollte mir vergehen. Und doch durfte ſie mir nicht vergehen, im Gegentheil, ich mußte allen vorhandenen Verſtand zuſammenraffen, um das für den Anfänger immerhin kühne Wagſtück der Umſetzung in eine andere Tonart zu unternehmen. Hinter mir ſtand der Organiſt, um im Fall eines Unglücks ſofort zuzugreifen. — Der Angſtſchweiß perlte mir von der Stirn, als ich die erſten Accorde griff, und in meiner Noth dachte ich nicht daran, das Pedal zu treten. Aber ſiehe da, es ging, ich brachte ohne Anſtoß die Arbeit zu Ende.

Der Organiſt war wie umgewandelt. Auch er wiſchte ſich den Schweiß — es war ihm wohl die Reue gekommen über ſeinen unüberlegten Streich und die Angſt vor üblen Folgen. Er klopfte mir auf die Schulter und raunte mir zu: „Biſt ein toller Burſch! Von wem haſt du das?“

Was ich ihm geantwortet, weiß ich nicht mehr, und was darauf der Pfarrer gepredigt, weiß ich vollends nicht mehr: ich saß in meinem Winkel wie abwesend, in einem Meer von Wonnen schwimmend.

Bald war's im Städlein herum, was sich in der Kirche zugetragen. Was die eigentliche Schwierigkeit an der Sache gewesen war, verstand wohl Niemand recht; daß ein neunjähriger Knabe überhaupt die Orgel gespielt, das war den guten Leuten wie ein Wunder.

Es kamen Mehrere in unser Haus, meinem Vater zu gratuliren, aber da hatten sie's getroffen! So bös und wild, wie in diesen Tagen, habe ich meinen Vater nie gesehen. Er antwortete den Gratulirenden mit Grobheiten: ob sie denn den nichtsnutzigen Jungen für seinen Streich auch noch belohnen und ihm einen Floh in's Ohr

ſetzen wollten, ſtatt ihm den Daumen auf's Auge zu drücken, daß er von der niederträchtigen Dudelei ablaſſe und was Ordentliches lerne.

Die Folge war nun, daß mir der Vater den weitern Muſikunterricht auf das Strengſte unterſagte, damit ich die dadurch in Anſpruch genommene Zeit auf Rechenſtunden verwende, die er mir von nun an gab, da ihm meine Zeugniſſe in dieſem Fach nimmer genügt hatten. Auch offenbarte er mir bei dieſer Gelegenheit den Beruf, den er für mich auserſehen. Ein naher Verwandter unterhielt in der Stadt einen Handel mit Leinwand, Seife, Heringen, Sand, Beſen und andern nützlichen Dingen, wonach jemals Nachfrage bei ihm geweſen war. Zu dieſem ſollte ich nach meiner Confirmation in die Lehre treten.

Mir ſchoſſen die Thränen in die Augen, als mir dieſe Eröffnung gemacht wurde, obwohl ich wußte, daß Thränen auf meinen Vater keinen Eindruck machten, höchſtens das Gegentheil der beabſichtigten Wirkung hervorriefen. Die Sache war mit dem Vetter längſt abgeredet, alſo gehörte es ſich für den gehorſamen Sohn, ſich zu fügen und mit Begeiſterung den Beruf zu ergreifen, den des Vaters Weisheit auserſehen.

Ich wäre da am liebſten geſtorben und flocht dieſe Bitte regelmäßig in mein Abendgebet. Gerade der Kaufmannsberuf widerſtand meinen Neigungen am allermeiſten. Ich hätte lieber bei den Pferden dienen mögen, oder den Leuten Stiefel machen. Das Rechnen war von jeher meine ſchwache Seite geweſen, und wenn ich mir vorſtellte, daß ich mein Lebtag die Finger im Gelde haben ſollte, keinen höheren Lebenszweck verfolgend, als zu addiren und zu multipliciren, Profit zu machen und Prozente zu berechnen, dann war es mir, als müßte mir das Herz im Leib zerſpringen.

Aber es zerſprang doch nicht. Der Menſch kann viel ertragen.

Ich habe es ausgehalten, zwei ganze Jahre hindurch ausgehalten, Düten zu kleben, Seife zu ſchneiden, Heringe aus dem Faſſe zu holen und Geld einzunehmen. Daß mein Lehrherr mit mir ſehr zufrieden geweſen ſei, kann

ich mir nicht denken, doch hatte ich's verhältnißmäßig gut bei ihm, er war von Natur ein behäbiger, schwerfälliger Mann, bei dem es schon hart kommen wußte, sollte er einmal in Harnisch gerathen.

Der einzige Trost in meinem Elend war meine Violine, die ich für billiges Geld bei einem Trödler gekauft und mit eigener Hand in einen brauchbaren Zustand gebracht hatte. In später Nachtzeit, wenn der Vetter schlief oder im Löwen kartete, schlich ich auf meine Bodenkammer und fingerte so lange auf den Saiten, bis ich's heraus hatte, die Töne zu treffen. Ich hatte keinen Lehrer — durfte ich doch mein Geheimniß keinem Menschen verrathen um meines Vaters willen. So ging es langsam mit dem Lernen, aber nach einem Jahr konnte ich doch bereits nothdürftig vom Blatt spielen, da ich ja die Noten kannte.

Als beinahe zwei Jahre meiner Lehrzeit herum waren, starb mein Vater und hinterließ seinen beiden Söhnen außer einem ehrlichen Namen nur eine Truhe voll Kleider, etliches alte Hausgeräth und die Kosten des Begräbnisses. Mein älterer Bruder, welcher die Schreiber-Laufbahn erwählt hatte, war eben als Amtsschreiber angestellt worden und konnte auf eigenen Füßen stehen; aber was wurde aus mir? —

Aus besonderer verwandtschaftlicher Rücksicht eröffnete mir der Vetter, daß er so gütig sein wolle, mir das noch übrige Lehrgeld unter der Bedingung zu schenken, daß ich noch ein Jahr länger als Lehrling bei ihm verweile. Ich suchte vergebens mich von der „Wohlthat" dieses Anerbietens zu überzeugen und war nicht im Stande, einen Dank hervorzubringen. Den hätte ich heucheln müssen, und das war mir nicht möglich.

Mit geknicktem Muth sah ich in die Zukunft, die sich mir in ein ödes, trostloses Grau kleidete. Ich war so geschlagen, daß ich nicht einmal die Kraft in mir fand, bei meiner geliebten Violine Trost zu suchen.

Da kam ein Ereigniß, welches meinem Leben eine ganz neue Wendung gab." — —

Der Erzähler hielt hier inne und athmete tief auf.

Man fühlte es ihm an, daß ihm die Erzählung sauer geworden war.

Er stützte müde das Haupt in die Hand, über welche die Locken wallend fielen, und ließ seinen Blick wie verloren in's Leere gehen.

Gutherzig nahte sich ihm der Freiherr mit einem frisch gefüllten Glas; „Trinken Sie, Liebster! Das Sprechen greift an. Trinken Sie, es wird Ihnen gut thun. Es ist reiner Mosel!"

Der Fremde nippte an dem Glas und setzte es neben sich.

„Sie haben sehr ausführlich und anschaulich erzählt," fuhr der Freiherr fort, „aber Eins haben Sie vergessen, was doch die Hauptsache ist: Ihren Namen."

„Was liegt an dem?" sagte der Fremde mit trübem Lächeln. „Er hat keinen Klang."

„Nicht doch!" fuhr der Freiherr eifrig fort. „Man weiß ja gar nicht, wie man Sie anreden soll."

„Ist es darum? Nun, ich heiße Leonhardi, Ludwig Leonhardi."

„Ein schöner Name, sehr wohllautend!" meinte der gute Freiherr den Kopf wiegend. „Und Sie sagen, er hätte keinen Klang? Klingt viel besser, als der meine. — Bitte, fahren Sie fort, Ludwig Leonhardi!" —

Drittes Capitel.

„Es war an einem hellen, warmen, sonnigen Maientag," erzählte der Spielmann weiter, „als mein Lehrherr mir den Auftrag gab, mit der Post nach der fünf Meilen entfernten Stadt Leipzig zu fahren, um einem Kaufmann den Betrag der letzten Waarensendung zu überbringen.

Ich war noch nie in einer großen Stadt gewesen und nahm darum den Auftrag mit Freuden an. Was ich sah, das regte mich in hohem Grade auf, das verschlang ich mit gierigem Blick. In meinem empfänglichen Gemüth hafteten die empfangenen Eindrücke so tief, daß mir ganz wirr wurde.

Nachdem ich mich meines Auftrages entledigt, benutzte ich den Rest der Zeit bis zur Rückfahrt der Post, um

die Herrlichkeiten der Stadt noch weiter in Augenschein zu nehmen.

Auf einem freien Platze angekommen, sehe ich große Volksmassen in die alterthümliche Kirche strömen. In dem Glauben, daß es sich um einen Gottesdienst handele, folge ich dem Strom und will in die Kirche eintreten. Da stellt sich mir ein Mann in schwarzem Leibrock und weißen Handschuhen entgegen: „Ihr Billet!"

Ich stutze zurück und merke, daß es sich hier um etwas anderes, als um eine Predigt handeln müsse. Verlegen trete ich zurück, und während ich mich durch das andringende Volk quäle, fällt mein Auge auf den großen blauen Zettel an der Kirche:

„Große Musikaufführung:

Der Messias,

Oratorium von Georg Friedrich Händel."

Händel — — war das nicht der Große, der Gewaltige, dessen Brustbild mit den wallenden Lockenhaar bei dem Rector an der Wand über dem Clavier hing und von dem mir der Alte so manchmal erzählt, daß er um eines Hauptes Länge über alle Tonmeister hinwegrage, von dem er mir auch zu Zeiten, wenn er in besonders gehobener Stimmung war, Etwas vorgespielt hatte?

Ich hatte nie in meinem Leben Gelegenheit gehabt, ein größeres Conzert zu hören, so heiß mir dieser Wunsch auch in der Seele brannte. Jetzt stand ich vor der Möglichkeit, das Größte und Erhabenste zu hören, was der Menschengeist in Tönen geschaffen!

Es ging mir ein Schauer durch die Glieder und wie im Fieber jagten meine Pulse. Wenn ich diese Töne hören könnte! Sie sollten mich entschädigen für ein langes Darben, für Jahre trostloser Oede eines verfehlten Berufs.

Ich folgte neidisch mit den Augen den geputzten Leuten, die sich in die Kirche drängten — ach, wie mancher mochte dabei sein, der nur aus langer Weile kam oder um nicht gegen den guten Ton zu verstoßen — und ich? Ich stand da in nagendem Heißhunger und konnte nicht herzu, denselben zu stillen, und niemals habe ich die Armuth mit gleichem Druck auf meiner Seele gefühlt,

als in diesem Augenblick. Wohl hatte ich noch so viel Geld bei mir um ein Billet auf der Empore zu erschwingen, aber das war mein Reisegeld! Ich wollte zu dem Mann mit den weißen Handschuhen und ihn bitten, mich in der offenen Thür stehen zu lassen, aber der Mann sah so streng drein, ich wagte mich nicht herzu.

Meine innere Noth stieg immer höher, der Kampf in meiner Seele wurde immer heißer und matter der Widerstand des Willens gegen des Herzens stürmende Gier. In einer Art von Taumel lief ich zu der Stelle, wo die Einlaßkarten gelöst wurden, und wenige Augenblicke später stand ich oben auf dem Chor der Kirche, von einer dichten Menge eingezwängt.

Auch eine große Kirche hatte ich noch nicht im Innern gesehen. Diese Majestät des Baues, diese ragenden Säulen mit dem die Decke überspinnenden Gezweig, diese bunten Glasfenster, welche über den ganzen Raum ein geheimnißvolles Helldunkel verbreiteten, dieser ehrfurchtgebietende Altar mit seinem himmelanstrebenden, luftigen Holzschnitzwerk und diese Riesenorgel mit den zahllosen Pfeifen — es wirkte geradezu berauschend auf mich und hob mich auf Andachtsschwingen hinauf in eine höhere Welt. Und nun vor dem Orgelchor auf der eigens erbauten Bühne die Menge der Sänger und Sängerinnen in feierlichem Gewand, und dahinter etwas erhöht, die Musiker, die leise die Instrumente stimmten! Es benahm mir fast den Athem vor Spannung.

Endlich ertönten die Schläge des Taktstocks — noch größere Stille in der versammelten Menge, und großartig, erhaben rauschten die ersten vollen Accorde der Einleitung durch die hohen, weiten Hallen.

Unwillkürlich falteten sich meine Hände, meinen Augen entstürzten die Thränen — ich war ganz aufgelöst in Schauern innigsten Entzückens, und von Nummer zu Nummer stieg meine Begeisterung. Wie ein Traum schwand mir die Zeit dahin, und als der letzte Accord verklungen war, da hätte ich am liebsten das ganze Musikstück noch einmal von vorn gehört. —

Von der Volksmenge geschoben gelangte ich in's

Freie, und jetzt erſt fiel mir ein, daß ja die Poſt ſchon längſt abgegangen ſei.

Ich erſchrak bei dieſem Gedanken, und doch hatten mich die empfangenen Eindrücke noch ſo vollkommen in der Gewalt, daß der Schreck nicht nachhaltig war.

Es blieb mir nun Nichts weiter übrig, als den Heimweg zu Fuß zu machen, und wenn ich auch ſcharf zuſchritt, konnte ich vor Mitternacht nicht zu Hauſe ſein. Ohne weiteres Sinnen eilte ich zum Thore hinaus, halb betäubt von den himmliſchen Tönen, die mir wie Geiſter noch in die Ohren flüſterten.

Auf dieſer Wanderung durch die ſtille Nacht iſt in mir ein kühner Entſchluß gereift. Was ich für einen Empfang bei meinem Vetter haben würde, konnte ich mir lebhaft vorſtellen. Ich mußte das Schlimmſte beſorgen, denn meine That mußte in den Augen des in nüchternſter Kleinlichkeit verſumpften, engherzigen Mannes als ein Verbrechen erſcheinen. Die Furcht vor dieſem Mann ſteigerte ſich in mir zum Haß. Noch nie war mir mein Vetter ſo häßlich und widerwärtig vorgekommen, als jetzt, wo ich ſchon im Geiſt ſeine rohe Strafrede hörte.

Ich kam nach Mitternacht nach Hauſe und klopfte an dem Laden den Vetter wach, der in Angſt um mich ſich nicht zu Bett begeben hatte, aber ſchließlich auf dem Canapee eingeſchlummert war. Auf ſeine kurze, barſche Frage erzählte ich ihm wahrheitsgetreu die Urſache meiner verſpäteten Rückkunft, und als er darauf im vollen Grimme mit ſeinen harten, dicken Fäuſten mich an der Bruſt packte, um mich ſeinen ganzen Zorn fühlen zu laſſen, da riß ich mich

mit Gewalt los und die Empörung über dieſe unwürdige Behandlung gab mir den Muth ein, ihm den Entſchluß zu offenbaren, den ich unterwegs gefaßt: „Hören Sie mich, Vetter! Mit der Krämerei hat es von heute ab ein Ende. Ich ſage Ihnen Lebewohl, um einen Beruf zu verlaſſen, der meiner innerſten Natur zuwider iſt und mich zum frühen Hinwelken verdammen würde. Ich fühle, daß mich Gott zu etwas Anderem beſtimmt hat, und dieſer Weiſung Gottes will ich folgen.“

Der Vetter ſtand mit weit offenem Mund und Augen und wagte kaum zu fragen, welcher Beruf das ſei. Als ich es ihm geſagt, maß er mich mit einem Blick, in welchem Schrecken, Unwille, Spott und Verachtung widerlich ſich miſchten, und nach einer Weile brach er plötzlich in ein ſchallendes Gelächter aus. „Ein Muſikante? Ha, ha, ha! Haſt auch ſchon für einen Bettelſtab geſorgt? Das ſage ich Dir, vor meine Thür komme nicht — nicht einen rothen Dreier bekommſt Du!“

Was er noch weiter ſchimpfte und fluchte, hörte ich nicht mehr, denn ich verließ die Stube, um zum letzten Mal unter dem Dach dieſes Mannes zu ſchlafen — oder vielmehr die Nacht zu durchwachen, denn über dem Sturm in meiner Seele blieben meine Augen offen bis an den Morgen. Es kam mir wie Reue: war es nicht ein Unrecht, war es nicht Undank gegen meinen Vetter, der es doch in ſeiner Art gut mit mir gemeint hatte? Und was für Ausſichten bot mir denn die muſikaliſche Laufbahn? Wie weit ſollten meine paar Sparpfennige reichen? Mein Gewiſſen machte mir große Noth und wollte mich ſchon zum Widerruf meines Entſchluſſes treiben, da ſorgte am andern Morgen der Vetter durch neue Rohheiten dafür, daß ich innerlich feſt und der Abſchied aus ſeinem Hauſe mir erleichtert wurde. Ich packte meine Sachen und wanderte zum Thor hinaus mit dem Gefühl eines Menſchen, den ſeine Heimath verſtoßen hat und den das Schickſal in die weite Welt treibt, um eine neue Heimath zu ſuchen.“

Wieder machte der Erzähler eine Pauſe und holte Athem — das Sprechen war ihm ſichtlich ſchwer geworden.

Die Gesellschaft unterbrach die eintretende Stille mit keinem Laut und wartete geduldig, bis der Erzähler sich wieder gesammelt hatte und fortfuhr.

Viertes Capitel.

„Ich begrüßte es als ein gutes Vorzeichen, daß an dem Morgen meiner Auswanderung die Sonne so gar hell und freundlich schien und die Blumen am Weg so lieblich dufteten. Und siehe, am Abend des Tages konnte ich dem lieben Herrgott danken, daß er mir eine Thür geöffnet habe, eine niedrige zwar, wo man sich bücken mußte, aber immerhin eine Thür, immerhin einen Anfang, immerhin eine Sprosse zu der Leiter, welche ich zu erklimmen hoffte. Der Stadtpfeifer eines Marktfleckens hatte mich auf mein Ansuchen geprüft und ohne Weiteres in seine Gesellschaft als Geiger aufgenommen.

Wir waren unser neun, die wir Musik machten. Bei Licht besehen unterschieden wir uns, obwohl unser Vorspieler wohlbestallter Stadtpfeifer war, von den Bettelmusikanten wenig oder gar nicht, denn eine Bettelei war's, wenn wir auf dem Tanzboden, beim Pfingst- und Kindelbier u. s. w. aufspielten. Wir konnten keine großen Sprünge machen und mußten uns das Fasten angewöhnen, obwohl unser jugendlicher Magen dagegen die stärksten Einwendungen machte. Auch konnten wir mit unserer Kleidung nicht gerade großen Staat machen. Doch kann ich nicht sagen, daß ich mit meiner Lage unzufrieden gewesen wäre. Was kümmerten mich die schmalen Bissen und der fadenscheinige Rock? Was fragte ich nach dem Sitzen die ganzen Nächte hindurch unter erstickendem Tabaksqualm und Staubwirbel der Tanzenden? Ich war ja in meinem Beruf, zu welchem mich Gott geschaffen und sagte mir, daß ich ja nicht mein Lebelang Stadtpfeifferlehrling bleiben würde.

Das sagte mir bald auch mein Meister selber. Er rief mich eines Tages — es war gerade mein Geburtstag — zu sich in sein Stüblein auf dem Thurm über dem Stadtthor und kam mir sehr väterlich entgegen: „Höre, mein lieber Leonhardi, ich kann dich nicht mehr

bei mir behalten. Es thut mir weh, dich von mir zu laſſen, denn du haſt mir gute Dienſte geleiſtet, aber noch weher thäte es mir, dich noch länger in einer Stellung zu ſehen, die deiner unwürdig iſt; du biſt zu Größerem beſtimmt. In dir ſchlummern hohe Gaben, denen muß zum Erwachen geholfen werden, und ich will dazu mithelfen, ſo viel ich vermag. Ich weiß, daß heute dein Geburtstag iſt; dazu muß ich als dein Meiſter dir doch was beſcheeren und ich denke, mein Geſchenk wird dir lieb ſein. Hinter deinem Rücken habe ich dir in D..... bei Herrn Muſikdirector Hartwig einen Poſten ausgewirkt. Willſt du den annehmen?"

O, wie ich glücklich war! Ich hätte dem guten Meiſter um den Hals fallen mögen, der mich mit den herzlichſten Segenswünſchen entließ. Ich habe mit Thränen Abſchied von ihm genommen und ihm ſtets ein liebendes Andenken bewahrt, denn er war mir ein zweiter Vater geweſen. —

Der neue Muſikdirector nahm mich, nachdem er ſich von meinen Fähigkeiten überzeugt, ſehr wohlwollend auf und wies mir einen Platz in der zweiten Geige an.

Es ging ein neues Leben in mir auf, als mir hier in den großen, von einem ausgewählten Publikum beſuchten Conzerten Gelegenheit geboten ward, aus dem Vorhof in das Heilige der Muſik vorzudringen, wo ich die Werke unſerer großen Meiſter ſtudiren und mit ausführen durfte. Hatte ich mich anfangs vor der Schwierigkeit der Aufgabe gefürchtet, ſo wuchſen mir doch in der Uebung täglich die Kräfte, und die Gunſt des Muſikdirectors beförderte mich ſchon nach Ablauf eines Monats in die erſte Violine.

Der Mann meinte es recht gut mit mir, das muß ich ſagen, aber gefallen konnte er mir nicht. Sein rothblaues gedunſenes Geſicht hatte allen künſtleriſchen Ausdruck verloren, und ſeine Sprache ließ auch durchaus nicht erkennen, daß er der ſchönen Kunſt ſein Leben weihe. Er war recht roh und unfläthig in ſeinen Ausdrücken, beſonders wenn er über den Durſt getrunken hatte, was nicht ſelten geſchah.

Eines Morgens wurden wir mit der Schreckenskunde

empfangen „der Herr Director ist diese Nacht an einem Schlagfluß plötzlich verschieden!"

Mir war, als sollte mich selber der Schlag rühren; denn ich sah voraus was jetzt kommen mußte, und auch wirklich kam: die Capelle, welche ein junges Privatunternehmen gewesen war, löste sich auf und zerstreute sich in alle Winde.

Traurig nahm ich den Wanderstab und klopfte an verschiedenen Thüren an, aber ich kam entweder zu spät oder zur Unzeit, man konnte mich nirgends gebrauchen.

Ueber drei Monate bin ich so umhergestrichen, und mein Erspartes war eben zerronnen, als beim Beginn des Herbstes das Glück sich wieder zu mir wandte und mich mit holdem Lächeln grüßte. Ich hatte gewagt, mich dem Theatercapellmeister einer kleinen Residenzstadt vorzustellen, und dieser hatte mich sofort angenommen. Ich erschrak ordentlich über das Gehalt, welches er mir zusicherte, es ging über mein kühnstes Erwarten hinaus, und ich kam mir vor wie ein reicher Mann.

O, das war ein seliger Traum! Ich mußte sehr auf mich achten, um nicht hoffärtig zu werden, und auch hier wieder mußte ich dem Stadtpfeifer, meinem früheren Lehrmeister, im Geist dankbar die Hand drücken. Denn eine Bemerkung, welche derselbe gelegentlich einmal hatte fallen lassen, bewahrte mich wie ein guter Engel vor der Eitelkeit, die schon manchem Künstler den Hals gebrochen hat; er sagte nämlich eines Tages: „Der Mensch, der reich beanlagt ist, hat gar keine Ursache stolz zu sein, aber alle Ursache, demüthig sich zu beugen, denn was er in sich trägt, hat er sich nicht selbst zu danken, sondern es sind *Gaben*, die ihm ein Höherer gegeben hat. Wie würde es aber einem Bettler stehen, wenn er in einem geschenkten Rocke hochmüthig prunkte und sich aufspielte?" Doch hob sich in neuer Freudigkeit mein Geist, und der durch meine Adern glühende Lebensmuth färbte meine blassen Wangen mit frischem Roth, gab meinen Augen den Glanz der Jugend wieder.

O, der Traum war schön, aber er war nur kurz! Es schien, als wäre es dem Glück wieder leid geworden, mir hold gelächelt zu haben. Kaum ein Monat war

verſtrichen, als ich von dem Capellmeiſter einen Brief bekam, in welchem mir mit kurzen, kalten Worten meine Stelle gekündigt ward.

In der größten Beſtürzung eile ich zu ihm — es kann nicht möglich ſein, es muß ein Mißverſtändniß, eine Verwechſelung vorliegen, denn ich wußte von keiner Pflichtverletzung oder ſonſt einer Urſache der Entlaſſung. Aber die Thür des Geſtrengen blieb verſchloſſen, und der Diener machte Geberden, daß für mich Nichts mehr zu hoffen ſei.

Ich hatte unter meinen Genoſſen einen Freund gewonnen, der kam zu mir, als ich eben mein Bündel ſchnürte und verrieth mir den Grund meiner plötzlichen Entlaſſung. Es war einer, der dem Capellmeiſter wenig Ehre machte, der mir aber jede Hoffnung benehmen mußte, mit Bitten etwas auszurichten, obwohl ich an dem völlig unſchuldig war, was den Zorn des Capellmeiſters über mich gebracht hatte.

In tiefſter Niedergeſchlagenheit ſetzte ich meinen Stab weiter und zog nach Süden. Wieder lächelte mir das Glück, denn ſchon nach vierzehn Tagen hatte ich in Augsburg als Conzertmeiſter eine Stelle gefunden. Der Probeabend fiel zur Zufriedenheit des Directors aus, und mit ſtolzer Freude nahm ich nach dem Conzert die Einladung deſſelben in eine Weinſtube an.

Der Burgunder perlte in den Gläſern und glühte durch unſere Adern, die Herzen thaten ſich gegen einander auf, und die beiden gleichgeſtimmten, in ihrem innerſten Streben zuſammentreffenden Seelen ſchloſſen in dieſer Nacht trotz des Unterſchiedes der Jahre einen Freundſchaftsbund für das Leben.

Die Nachtluft wehte beim Heimgehen ſchneidend um

meine erhitzten Schläfe und ſchüttelte mich wie kalter Fieberſchauer — ich achtete es nicht, meine Seele war nur Entzücken und Wonneſeligkeit, meine Gedanken ſchweiften über die Gegenwart hinaus in die Zukunft, die ſich in den lichteſten Farben vor meinem inneren Auge malte.

Am andern Morgen beim Erwachen empfand ich einen dumpfen Schmerz im Kopf und ein Gefühl der Beängſtigung in der Bruſt, als hätte ich einen Mord begangen. Ich hob mich aus dem Bett und wollte in's Freie, doch unfähig zu gehen ſank ich auf einen Stuhl, und der zunehmende Schmerz zwang mich in's Bett zurück.

Ich mußte den Arzt rufen laſſen, der machte ein bedenkliches Geſicht und erklärte mir auf mein dringendes Bitten, eine Bruſtfellentzündung ſei im Anzug.

Wie lange kann das dauern? fragte ich entſetzt, und der Arzt erwiderte zögernd, ich würde mich auf eine lange Geduldsprobe gefaßt machen müſſen.

Ob ich geduldig war in den zwei Monaten ſchweren Leidens? O, es ging über meine Kraft, auch jetzt wieder das erhoffte Glück aus den Händen laſſen zu müſſen; denn trotz ſeiner Freundſchaft war der Muſikdirector nicht im Stande, auf meine Geneſung zu warten: er mußte die Stelle anderweitig beſetzen. Und als ich endlich geneſen war und meinen Freund beſuchen wollte, da mußte ich — — auf den Kirchhof gehen und weinen auf ſein friſches Grab. — — —

An dieſem Grabe ſetzte ſich mir ein finſterer Gedanke in den Kopf, der mich verfolgte wie ein Geſpenſt, der Gedanke: Du biſt zum Unglück geboren, für dich iſt kein Glück auf Erden gewachſen! Und die Folge dieſes Gedankens war eine Muthloſigkeit, die mich faſt zurück auf

das Krankenlager war, deſſen Nachweh ich noch immer in mir fühlte und das bis auf dieſen Augenblick eine Schwäche in mir zurückgelaſſen hat.

Ich fing wieder an zu ſuchen — umſonſt, es war nirgends Raum für mich.

Zerbrochen ſank ich des Abends auf mein Lager: O Gott, deine Welt iſt ſo groß, und für mich darin kein Plätzchen? — Auch mein Beten wurde im gleichen Schritt und Tritt mit dem ſinkenden Muth und der kränkelnden Bruſt immer matter, ich habe manchmal gar verzagen wollen, und der Glaube meiner Kindheit zerbröckelte im nagenden Zweifel, bis aus dem Zweifel die Verzweiflung ward, da es mir nicht einmal gelungen war, als Muſiklehrer in einer großen Stadt mein kärglich Brot zu erwerben — meine Ankündigungen blieben ohne allen Erfolg, nur ein einziger armer Knabe kam und bat mich um unentgeltlichen Unterricht. —

Es war an einem linden, ſanften, weichen Sommerabend. Die Natur war eben im Einſchlafen und hauchte ſüßen, berauſchenden Duft. Träumeriſch rauſchte der Wald, melancholiſch zirpte das Heimchen, geiſterhaft glitzerte der Mondſchein auf dem Teich, an deſſen Ufer ich müde ſaß. Es war mir, als winken mir die leiſe zitternden Wellen: Du ſuchſt das Plätzchen, da du ruhen möchteſt? Komm, hier iſt es! — Und eine geheimnißvolle Macht riß an meiner Seele und drang in mich, ein Leben wegzuwerfen, das keinen Werth mehr hatte, aus einer Welt zu fliehen, die mich nicht mochte.

In dieſem Augenblick erſcholl aus der Ferne ein Geſang verſpäteter Luſtwandler. Ich verſtand die Worte nicht, aber die Töne hatten für mich doch eine Sprache, ſie ſprachen von Hoffnung und Vertrauen und retteten mich in das Leben zurück.

Ich ging von dannen mit dem mannhaften Vorſatz, den Kampf mit dem Daſein auf's Neue zu beginnen, nicht feige aus der Welt zu fliehen, ſondern auszuhalten bis an's Ende.

So bin ich wieder durch die Welt gezogen und habe nun durch die Schule der bitterſten Demüthigung gehen, habe Bettelbrot eſſen lernen müſſen. Es ſchmeckt bitter,

dieſes Brot, aber bitterer doch iſt der Hunger, und den zu ſtillen, iſt wohl ſchon mancher Stolz demüthig geworden und hat betteln gelernt.“ — —

Hier brach der Erzähler ab und ſank in ſich zuſammen. Wieder erfolgte eine regungsloſe Stille, bis der Spielmann ſich langſam erhob und zum Verabſchieden anſchickte.

Die Freifrau winkte haſtig dem Geheimrath und flüſterte ihm etwas in's Ohr, dann wandte ſie ſich an den Fremden und erſuchte ihn, die Nacht unter dem Dach ihres Hauſes zu verbringen.

Der Bettler nahm die Güte an und ließ ſich, mehr mit den Augen als mit dem Munde dankend, von dem Bedienten nach dem Zimmer führen, das ſeine Herberge ſein ſollte für die Nacht. —

Fünftes Capitel.

Obwohl ihn die große innere Aufregung erſt nach Mitternacht den Schlaf hatte finden laſſen, fühlte er ſich doch am Morgen beim Erwachen geſtärkt und erquickt. Er faßte ſich an die Stirn, um ſich zu beſinnen, wo er wäre und ob er wach ſei oder noch träume. Er hatte einen ſchönen, herrlichen Traum gehabt, einen Traum von Glück und Glanz, von Ehre und Ruhm, und wie er die Augen aufſchlägt, da ſcheint der Traum Wirklichkeit zu ſein, da befindet er ſich in einem Gemach mit ſeidenen Tapeten und hohen Flügelthüren und koſtbaren Oelgemälden und ſammtnen Polſtern, und vor ihm auf dem Stuhl liegt ein feines, vornehmes Gewand — das Bettlerkleid iſt verſchwunden! Iſt das nicht ein Märchen? Iſt das nicht Zauberei?

Er ſucht ſich zu ſammeln und den Zuſammenhang der Dinge zu finden, da geht die Thür auf, und ein betreßter Diener tritt herein mit dem Erſuchen: Herr Leonhardi wolle ſich flugs ankleiden und den Kaffee einnehmen — Seine Excellenz der Herr Geheimrath v. Malchow wolle in einer halben Stunde erſcheinen. —

Die halbe Stunde ging ſchnell dahin, und mit freundlich wohlwollendem Morgengruß trat die hohe, achtunggebietende Geſtalt des Herrn von Malchow in das Gemach.

Mit unverhohlener Freude ließ er ſeine Augen auf der Figur des Spielmanns haften, die in dem vornehmen Gewand zu ihrem vollen Recht kam und den günſtigſten Eindruck machte. Es lag etwas ſo Edles, Feines, in dieſer Körperbildung, die dem inneren Weſen den angemeſſenſten Ausdruck gab. Beſonders erfreute ſich der Geheimrath an dem friſchen Wangenroth, welches das blaſſe Geſicht des Künſtlers belebte.

Er nöthigte denſelben zu ſich auf das Polſter und ſagte ihm zuerſt noch einmal Dank für ſein Spiel von geſtern Abend, dann fuhr er fort: „Ich nehme es nicht als einen blinden Zufall, ſondern als eine Fügung Gottes, daß Sie geſtern Ihren Weg auf dieſes Dorf und in dieſen Garten nehmen mußten. Ich hoffe, von heute an iſt Ihre Noth zu Ende, und Ihr Stern, der lange unter Wolken ſtand, geht glänzend auf. Ich ſehe für Sie eine roſige Zukunft, welche Ihre Meiſterſchaft verdient. — Was lächeln Sie ſo wehmüthig? Faſſen Sie nur Muth, junger Freund und vertrauen Sie ſich mir — glücklicherweiſe bin ich im Stande, Ihnen zu dienen und Ihnen zu einer für Sie paſſenden Stellung zu verhelfen. Zwar nicht geradezu und aus eigener Machtvollkommenheit vermag ich für Sie einzutreten, aber ich ſtehe neben einem

Fürſten, bei dem meine Fürſprache ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Wenn ich Sie zu der Stelle eines fürſtlichen Conzertmeiſters, die in nächſter Zeit zur Erledigung kommen wird, vorſchlage, ſo iſt Ihre Ernennung ſo gut als gewiß, falls Sie in der Probe dem Fürſten gefallen — und daran zweifle ich keinen Augenblick. Halten Sie ſich denn bereit: in einer Stunde fahren wir nach der Reſidenz." — — —

Auf der großen Freitreppe des Schloſſes hatte ſich das freiherrliche Paar mit allen Gäſten von geſtern verſammelt und ſchauten dem davonrollenden Wagen nach. Alle hatten an dem Spielmann ein ſolches Intereſſe gewonnen, daß ein förmlicher Wetteifer entſtanden war, ihm ſeine Zuneigung zu erkennen zu geben. Der Freiherr war nach mancherlei Hin- und Herreden beim Morgenkaffee plötzlich aufgeſtanden und hatte mit einem Hut in der Geſellſchaft die Runde gemacht zur Einſammlung einer Collecte für den „Zauberkünſtler", wie er ihn nannte. Der Ertrag der Collecte war erſtaunlich: rund hundert Thaler in dem Hut, wovon auf den Freiherrn allein die Hälfte kam. Das hatte man dem Leonhardi in dem Augenblick, wo er in den Wagen einſtieg, heimlich in die Taſche geſchoben, und unterwegs belehrte ihn der Geheimrath über den Zweck dieſer Gabe, daß ſie zu ſeinem Unterhalt dienen ſolle bis zu ſeiner hoffentlich baldigen Anſtellung.

Das Geſpräch, welches die Beiden unterwegs führten, befeſtigte und erhöhte nur die Zuneigung des Geheimraths zu dem beſcheidenen, jungen Mann, und als ſie von einander Abſchied genommen hatten, ſagte ſich Leonhardi mit Thränen in den Augen, daß ein Vater nicht herzlicher zu ſeinem Sohn ſein könne, als die Excellenz zu ihm. —

Die Vorſtellung beim Fürſten erfolgte nach drei Tagen und verlief in der günſtigſten Weiſe. Durchlaucht ſprach in den wärmſten Worten dem Künſtler ſeine Befriedigung aus und verhieß ihm die Anſtellung, ſobald der betreffende Platz offen ſein würde.

Bis dahin waren es noch etwas über drei Wochen. Dieſe Zeit wollte Leonhardi redlich auskaufen, um vollends

auszureiſen und das fürſtliche Vertrauen im vollſten Maaß zu rechtfertigen.

Wie ihm das Herz ſchlug in unſagbarer Wonne, wie ihm die Pulſe flogen in fieberhaftem Sehnen, wie ihn die Welt anlachte, als freute ſich Alles mit ihm und wünſchte ihm Glück. Wie ſeine Violine ihre ſchönſten Töne ſang, als wäre ſie ein lebendiges Weſen! Ach, endlich, endlich war das Glück gekommen, und nun ſo voll, ſo reich, ſo ſchön! Herz, halte aus, daß du nicht ſpringſt!

Die Wirthin, bei welcher Leonhardi ſich eingemiethet hatte, ſtand oft mit gefalteten Händen wie in Verzückung draußen vor der Thür, wenn drinnen die Violine ihr Halleluja ſang, und fragte ſich, wie das menſchenmöglich ſei, daß ein Stückchen Holz ſo ſingen könne.

Sie bediente ihren Gaſt mit großer Ehrfurcht, als könnte das kein gewöhnliches Menſchenkind ſein, und trat ihm immer näher in liebendem Vertrauen, da ſie ſah, daß der Künſtler auch ein ſo gutes Herz habe und ein ſo frommer Menſch ſei. Nur Eins wollte ihr nicht an ihm gefallen: daß ſie von dem Eſſen, welches ſie ihm vorſetzte, immer mehr als die Hälfte wieder forttragen mußte. Anfangs meinte ſie, es wäre ihm zu gering, was ihre Kochkunſt ihm bereitete, er ſei an feinere Koſt gewöhnt; hernach fragte ſie ihn geradezu, und da ſie die Antwort bekam, daß er ſehr wenig brauche, ſchüttelte ſie den Kopf und dachte, dabei könne kein Menſch beſtehen, und da wäre es auch gar nicht zu verwundern, daß der Herr Leonhardi ſo ſchmale, durchſichtige Backen habe und ſo blaſſe Farbe und ſo zärtliche Glieder. Ja mit wachſender Bedenklichkeit ſah ſie ihn an, wenn ſie ihn des

Morgens um 8 Uhr noch im Bett traf und von ihm hörte, er fühle sich sehr matt, es sei ihm im Bett am wohlsten.

„Sie werden mir doch nicht noch krank werden, liebster Herr Leonhardi?“ fragte sie eines Tages, als der junge Mann besonders schwach und angegriffen aussah.

Leonhardi wandte müde die großen, schönen Augen nach der guten Frau herum und flüsterte: „Ich bin es schon! Bitte, holen Sie den Arzt!“

Die Frau eilte geängstet zu dem nächsten Doctor; der verordnete vollständige Ruhe und ein Pulver und antwortete der Wirthin draußen im Vorsaal auf deren dringende Fragen: „Eigener Zustand, ganz eigener Zustand!“

So ging das die ganze Woche. Es wurde nicht schlimmer, es wurde aber auch nicht besser. Der Arzt, welcher dem Kranken nach und nach seine ganze Lebensgeschichte abgefragt hatte, brachte noch einen andern Doctor mit, den Hof- und Medicinalrath, und beide behandelten den Kranken mit der größten Sorgfalt.

Da, an einem Morgen, kam ein glänzendes Fuhrwerk vor das Haus gerollt. Seine Excellenz der Herr Geheimrath stieg aus und stürmte, so schnell es sein nicht geringer Körperumfang erlaubte, die Treppe hinauf. Er wollte eben an Leonhardi's Thür klopfen, da that sich diese auf, und mit verstörtem Gesicht trat ihm die Wirthin entgegen.

Der Geheimrath fragte, ohne sie recht anzusehen, in keuchender Hast: „Ist Herr Leonhardi daheim?“

Die Wirthin blickte die Excellenz einen Augenblick schweigend an, dann sagte sie mit eigenthümlicher Betonung: „Ja er ist daheim!!“

„Das ist schön,“ fuhr der Geheimrath fort. „Ich bringe ihm seine Bestallung als fürstlicher Capellmeister.“

Die Wirthin that einen Schrei und barg ihr Gesicht in beiden Händen: „Zu spät, Excellenz, zu spät! Herr Leonhardi ist so eben verschieden!“

Starr und keiner Bewegung fähig stand der Geheimrath da, aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen, und dem aus dem Zimmer tretenden Arzt gelang es mit vieler Mühe, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Er nahm den Geheimrath bei der Hand und zeigte ihm die in ihrem Blut schwimmende Leiche.

Mit stummer, entsetzter Frage hingen des Geheimraths Augen an des Arztes Lippen. Der zog den hohen Herrn auf einen Sessel und gab ihm Antwort: „Es ist ein edles Leben und ein hoher Geist, der hier verhaucht ist unter der Ungunst des Schicksals. Mit Hilfe des zurückgebliebenen Restes einer schweren Krankheit hat der Gram und Kummer an seinem Herzen genagt und ihm am innersten Leben gezehrt; darnach hat die übergroße Freude über den endlichen Aufgang seines Sterns die kranke Brust erschüttert und zuletzt ein Blutsturz seinem Leben ein Ende gemacht. Es kam zu spät, das Glück, er ist gestorben, ähnlich wie so mancher hohe Geist, der dem Kampfe um's Dasein erlag."

Der Geheimrath saß erschüttert in dem Stuhl, seine Hände hingen schlaff hernieder, seine Augen waren feucht. Dann trat er langsam zu der Leiche und ergriff die kalte, bleiche Hand: „Du warst mir lieb, Du edler Jüngling, als wärest Du mein Sohn, den mir der Herrgott versagte! Und wie einen Sohn wollte ich Dich halten — dieses Dir zu offenbaren war ich heute gekommen: Gott hat es nicht gewollt, er hat andere Gedanken mit Dir gehabt. Die Menschen traten Dich mit Füßen, so sollst Du droben die Saiten rühren und ein Lied im höhern Chore singen. Leb wohl, mein lieber, lieber Sohn!“

4. Altes Gold.

„Ein wenig zu spät ist ganz zu spät.“

Das hat der geneigte Leser aus der eben gelesenen Geschichte schon gelernt. Da es aber so gar viele Menschen gibt, die da meinen, auf „ein wenig zu spät“ käme es nicht groß an, so möchten wir ihn bei dieser Gelegenheit an das vorstehende Sprüchwort erinnern, das in der

That ein goldenes ist, und ihm dasselbe an ein paar Beispielen in seiner goldenen Wahrheit vor Augen führen.

„Ein wenig zu spät ist ganz zu spät", so heißt es zum Exempel bei dem Postwagen, dem Dampfschiffe und der Eisenbahn, überhaupt bei allen Reisegelegenheiten, deren Abgang zu einer ganz bestimmten Zeit, wohl gar auf die bestimmte Minute stattfindet. Da darf man auch nicht ein wenig zu spät kommen, wenn man nicht ganz zurückbleiben will.

Am wenigsten gefährlich ist dies allerdings bei dem biederen Postwagen. Denn wer zu dem nur ein wenig zu spät kommt, kann zur Noth noch nachlaufen, wenn er gesunde Beine und eine kräftige Lunge hat, und, falls der Schwager auf dem hohen Bocke ein menschliches Herz im Leibe hat, fährt er Schritt, wenn er den Nachlaufenden rufen hört, oder hält auch ganz stille.

Aber wenn bei dem Dampfboote das Gangbrett erst weggezogen ist, welches das Boot mit der Landebrücke verbindet; wenn die Taue gelöst sind und die Schaufelräder ihre Arbeit wieder begonnen haben, — oder wenn auf der Eisenbahn die Locomotive bereits ihren grellen Pfiff gethan und der Zug sich in Bewegung gesetzt hat: dann heißt's: „ein wenig zu spät ist ganz zu spät." Der bedauernswerthe Verspätete hat nicht nur den Verdruß, dableiben zu müssen, am Ende auch noch gar einen erklecklichen Schaden, der ihm aus der verfehlten Reise erwächst, nein, er hat auch gewöhnlich zu dem Verdruß und Schaden noch den Spott, den er aus den zufrieden lächelnden Mienen der glücklicheren Mitreisenden herauslesen kann, zumal wenn er sich recht ungeberdig und verzweifelt anstellt, oder gar zornig wird, wie jene wohlbeleibte Dame, die ich einmal in ähnlicher Lage sah. Die hatte gerade noch Zeit gefunden sich ein Billet zu lösen; wie sie aber mit hochrothem, schweißtriefenden Angesichte aus dem Wartesaal tritt, pfeift es und der Zug fährt ihr vor der Nase weg. Da hebt sie beide Arme in die Höhe und schreit: „Nein, das ist aber unverschämt!" worauf ihr ein brausendes Gelächter Aller, die das große Wort gehört hatten, antwortete.

Da war augenscheinlich auch „ein wenig zu spät,

ganz zu spät." Ich will dem geneigten Leser deshalb kund thun, wie ich es mache, um solchem „ganz zu spät" zu entgehen. Ich begebe mich, wenn es irgend möglich zu machen ist, lieber eine Viertelstunde vor der bestimmten Abfahrtszeit an Ort und Stelle und lasse mich geduldig wegen meines „Post- oder Dampfschiffs-, oder Eisenbahn-Fiebers" verspotten. Probatum.

Aber unser Sprüchwort hat auch nach noch ganz anderen Seiten hin seine volle, goldene Wahrheit und verdient deshalb, auf das Ernsteste beherzigt zu werden.

Ich denke z. B. an die Erziehung der Kinder, davon ja schon vorne in der Auflösung der Räthsel bei Gelegenheit der „Ruthe" die Rede war.

Wie viele Eltern müssen da auch die Wahrheit unseres Sprüchleins erfahren, nicht selten mit dem bittersten Herzeleid! Es sind diejenigen, welche von dem Grundsatze ausgehen, man dürfe ein Kind ja nicht zu frühe strafen, sondern dürfe mit dem Strafen erst wirklichen Ernst machen, wenn das Kind soweit entwickelt sei, daß es verstehen könne, warum es gestraft werde. Diesen Zeitpunkt schiebt dann aber die thörichte Elternliebe natürlich recht weit hinaus, und läßt inzwischen dem lieben Söhnchen oder Töchterchen alle Unarten ruhig hingehen, besonders den Eigensinn hübsch groß wachsen.

Wenn dann die unleidliche Range richtig fertig ist und es ist nach dem weisen Urtheile des Herrn Vaters oder der Frau Mutter die rechte Zeit für das Strafen gekommen, was gibt es dann, wenn mit demselben wirklich Ernst gemacht wird? Das liebe Kind begreift natürlich nicht, warum es nun mit Einem Male Schläge bekommen oder eine andere Züchtigung erleiden soll für etwas, was es bisher stets ungestraft thun durfte; es sieht die Strafe als ein bitteres Unrecht an, das ihm angethan wird; es verbittert sich völlig gegen die Eltern und wird irre an ihnen, weil sie plötzlich so ganz anders sind, als früher. Wo zu rechter Zeit, d. h. recht frühe, ein leichter Klapps auf das kleine Händchen ausgereicht hätte, dem Kinde bemerklich zu machen: das darfst Du nicht thun — oder!, da reicht jetzt eine derbe Tracht Prügel kaum mehr hin, es zu warnen und von dem abzubringen, was es sich in

der straflosen Zeit gewöhnt hatte, als eine „berechtigte Eigenthümlichkeit“ für sich in Anspruch zu nehmen. Und wo nicht jetzt jener unnachsichtige, schneidige Ernst der Erziehung, der doch dem Elternherzen so überaus schwer ankommt, zur Anwendung gebracht wird; wo nicht jetzt die Eltern in voller Uebereinstimmung und ohne alle Schwäche strafen, was zu strafen ist: da ist und bleibt die Erziehung eine verpfuschte, und es muß ein besonders gut geartetes Kind sein, das schließlich doch noch geräth.

Und erst der liebe Eigensinn! Ist der einmal mit dem Kinde ungebrochen herangewachsen zwei, drei Jahre lang, wer will ihn dann noch völlig und gründlich brechen, zumal bei einem schwächlichen Kinde, bei dem man es mit einer derben, durchgreifenden Züchtigung kaum wagen darf? Den leichten Klapps, durch welchen ihm schon frühe hätte begreiflich gemacht werden können, daß der elterliche Wille dem kindlichen vorangehen muß, den hätte es zu seiner Zeit ganz wohl vertragen, und hätte dabei gelernt, was doch jeder Mensch nothwendig einmal lernen muß und was er am Leichtesten in der frühesten Jugend lernt, daß man nämlich mit dem eigenen Kopfe wohl wider die Wand rennen kann, aber niemals durch sie hindurch.

Item, da wird es denn in besonderem Maße wahr: „ein wenig zu spät ist ganz zu spät.“

Oder noch ein anderes Beispiel für die Wahrheit dieses Sprüchleins.

Du hast einen deiner Freunde gekränkt und beleidigt, ich will annehmen, nur durch ein unbedachtes Wort, das gar nicht so böse gemeint war, als es lautete. Wie du merkst, daß er deshalb auf dich zürnt, ist es dir auch sogleich leid, das unbedachte Wort gesprochen zu haben. Du möchtest auch gerne den Beleidigten alsbald um Verzeihung bitten. Aber die falsche Scham vor den Anwesenden verschließt Dir den Mund. Es vergehen nun Tage, bis du mit dem Beleidigten wieder zusammenkommst, und zwar er und du alleine, ohne daß Jemand zugegen ist, vor dem du dich wieder schämen könntest, die Bitte um Verzeihung auszusprechen. Kommst du nun endlich wirklich dazu, so hat sich bei dem Beleidigten der Zorn inzwischen so tief und fest in's Herz eingefressen, daß er

die Hand zur Versöhnung, die du bietest, und die er sogleich nach der erfahrenen Beleidigung wohl mit Freuden angenommen hätte, nun zurückstößt. Er glaubt dir nicht mehr, daß dir dein übles Benehmen wirklich leid thut, weil du so lange warten konntest, es zu entschuldigen und dafür um Verzeihung zu bitten. Der Riß ist da; du bist um einen Freund ärmer; „ein wenig zu spät war ganz zu spät".

Und willst du endlich wissen, wo das Sprüchlein erst recht zur Wahrheit werden kann? Wenn es sich um deine Buße und Bekehrung handelt. Da denkst du ja wohl auch so gerne: es hat noch Zeit damit, bis es einmal zum Ende geht, und bist mittlerweile nur darauf aus, recht nach deinen Lüsten und Begierden zu leben und dich des Lebens zu freuen „weil noch das Lämpchen glüht".

Aber wenn nun das Lämpchen, das Lämpchen deines Lebens, mit Einem Male verglüht? Wenn der plötzlich daherfahrende Todeshauch es schnell und unvermuthet auslöscht, ohne daß dir Zeit bleibt, die Gedanken einmal mit Ernst auf die Ewigkeit und dein Schicksal in ihr hinzuwenden? Wie dann, lieber Freund? Wird's dann nicht auch über dein Zaudern, über dein unaufhörliches Verschieben der Buße von heute auf morgen droben vor dem Richterstuhle des Herrn heißen müssen: „Ein wenig zu spät ist ganz zu spät?"

Item, der weise Salomo spricht: „Ein Jegliches hat seine Zeit"; und dabei soll es bleiben.

5. Räthsel.

Lieſt du von vorn' mich, ſo bin ich wohl,
Wenn du nur treu und weisheitsvoll
Und gewiſſenhaft mich willſt verwerthen
Das Köſtlichſte, was du haſt auf Erden.
Und doch iſt es dir, wenn du treu mich genützt,
Und dein Herz d'rum das höchſte Gut beſitzt,
Den Frieden Gottes, nicht hart und ſchwer,
Zu verlieren mich, gleich als ob Nichts ich wär'.

Von rückwärts geleſen, bin ich eine Hülle,
Die den Blick dir verdeckt bei der ſchärfſten Brille,
Mag dir das Aug' unverbunden auch ſein.
Und doch bin ich dabei ſo dünn und ſo fein,
Daß deine Hände mich nicht einmal fühlen,
Mag ich auch empfindlich die Wangen dir kühlen.
Dem Alpenbeſteiger ein widriger Gaſt,
Bin auch von dem Schiffer ich bitter gehaßt.

6. Anekdote.

Bekanntlich haben die Grünröcke, die Jäger und Förſter, ihre eigenthümliche Kunſtſprache, voll der ſonderbarſten Ausdrücke. Wer darauf Anſpruch machen will, ein waidgerechter Förſter oder Jäger zu ſein, muß natür-

lich alle diese Ausdrücke nicht nur kennen und sie vorkommenden Falles gewissenhaft gebrauchen, sondern es geht ihm auch arg wider den Strich, wenn Solche, die sie nicht kennen und doch von der Jagd reden wollen, in dieser Beziehung Verstöße machen, wenn sie z. B. dem Hasen „Beine" zuschreiben anstatt „Läufe", oder „Ohren" anstatt „Löffel".

Der alte Förster Klemmer in Michelhausen zumal konnte fuchswild werden, wenn Einer von der Jagd und vom Wilde sprach und dabei dann nicht die richtigen waidmännischen Ausdrücke brauchte.

Nun hatte der reiche Graf L . . . ., in dessen Diensten der alte Klemmer stand, einmal eine vornehme Jagdgesellschaft eingeladen, worunter sich Viele befanden, die ganz danach aussahen, als würden sie dem Wilde keinen großen Schaden thun, obwohl sie die feinste Jagdausrüstung hatten, die man sich denken konnte und glänzend neue Gewehre an kostbar gestickten Riemen über der Schulter trugen.

Etliche waren sogar in feinen glanzledernen Stulpstiefeln erschienen, sodaß sich der alte Klemmer beim Ausrücken zur Jagd die heimliche Frage an seinen Herrn erlaubte, wo er denn die Herren mit den „wachstuchenen Stiefelchen" anstellen solle; in den Wald könnten die doch unmöglich mitgehen, denn wenn sie halbwegs vor dem Ellerbruch seien, müßten sie nothwendig schon „lauflahm" sein und die Stiefelchen in lauter Fetzen um die Füße hängen haben.

Nun ging es freilich mit den „wachstuchenen Stiefelchen" doch besser, als Klemmer gedacht hatte; sie hielten wenigstens die Jagd aus.

Als aber in der Schenke von Michelhausen, welches mitten im Walde lag, Mittag gemacht wurde, und die Herren im Honoratioren-Stübchen zusammensaßen, und sich über die Jagd unterhielten, da lief dem alten Klemmer, der vorne in der allgemeinen Wirthsstube seinen Imbiß einnahm, aber durch die offene Thüre das Gespräch der Herrn mit anhören konnte, eine Gänsehaut nach der andern über den Leib.

Da hatte Einer ein Reh angeschossen und die Spu-

ren von dessen „Blut“ ganz deutlich gesehen; der Andere hatte einem Hasen die „Hinterbeine“ durchschossen gewiß und wahrhaftig, aber er war dennoch fortgelaufen; der Dritte hatte unzweifelhaft die „Fußtritte“ eines „fetten“ Hirsches wahrgenommen, u. s. w. u. s w.

Dem alten Klemmer gab es bei jedem der unwaidmännischen Ausdrücke wahrhafte Herzstöße, und, so guten Appetit er auch von der Jagd mitgebracht hatte, die guten Bissen, welche er vorgesetzt bekam, schmeckten ihm doch wie Galle, weil sie ihm von dem grimmigen Aerger über die Sprache, welche da drinnen geführt wurde, vergällt wurden. Nur die Anweisung seines Herrn, hier im Vorzimmer weitere Befehle abzuwarten, hielt ihn ab, hinauszugehen und sein Mahl draußen im Freien abzuhalten, wo seine Jägerohren doch nicht so entsetzliche Qual auszustehen gehabt hätten.

Graf B.... war eben durch das vordere Zimmer hinausgegangen, da hört der alte Klemmer drinnen im Stüblein mehrmals das Wort „Hühnerbein“ fallen. Das Gespräch der Herren hatte sich nämlich von der Jagd auf ein anderes Gebiet gewendet, und man war auf den bekannten General dieses Namens zu reden gekommen.

Jetzt konnte aber Klemmer unmöglich mehr an sich halten. Sein Herr war draußen und hörte es nicht; also trat er mit grimmig verstellten Geberden in die Thüre des Herrenstübchens und rief mit seiner volltönenden Baßstimme hinein:

„Entschuldigen Sie, meine Herrn, ein ordentlicher Jäger sagt nicht „Hühnerbein“, sondern „Hühnerständer“!

Ein brausendes Gelächter, welches gar nicht enden wollte, war drinnen die Antwort, die den alten Förster so verblüffte, daß er Reißaus nahm und in's Freie hinauseilte.

Ob die Extraflasche, die ihm nachher auf den ausdrücklichen Wunsch der auf's Höchste ergötzten Gäste gut gethan wurde, seinen Ingrimm völlig besänftigte, können wir leider nicht mit Gewißheit sagen, glauben es aber.

7. Hausteufelchen.

Schreibt mir Freund Schalk aus Soundsoheim, westlich vom Ural, südlich vom Tangerbach, — Du merkst schon, würdest Namen und Ort auf der Landkarte vergeblich suchen, Folgendes:

„Setz nur die Hausteufelchen fort. Probatum est. Zu Deutsch: „Helfen thut's zwar nichts," gerade wie die Predigten gegen die langen Schleppen und die Vogelbälge an den Hüten, als seien die Köpfe unserer Frauen und Töchter so ein Stück von einer Vogel-Menagerie. Aber dennoch, setz sie fort! Schenk doch dem „Murmeln hinter der Küchenthür" etwas Beachtung. Ist ein hochinteressanter Stoff, — beiläufig nicht zum Anziehen, sondern zum Abstoßen. Der Prahl- oder Knorz- auch Schmollteufel genannt, ist auch ein lieber Kunde, ebenso sein Vetter „der Eifersuchtsteufel". Letzterer Bursch soll ein ganz böser Gesell sein, der vor allen seinen Kameraden verdient, an die Luft gesetzt zu werden, weil er Ruhe und Frieden im Hause nicht etwa nur für ein paar böse Stunden, sondern für immer zerstört. So dünnleibig der infame Bursche ist, weil er in der Regel nur vom bösen Scheine lebt, so frech und geschickt drängt er sich in jeden kleinen Riß, den das Vertrauen erhält und reißt dasselbe ganz in Stücke.

Der „große Wäscheteufel", der „Back-, Bohnenschneid- und Aepfelschnitz- sowie der „Honigkochteufel" verdienen auch eine „ehrenvolle Erwähnung". Der „Schlampteufel" ist ebenfalls nett. Der ordinäre „Strunzteufel" besitzt hier zu Lande viele Anbeterinnen, besonders zur Zeit der Jahrmärkte und Kirmesse!"

Nicht wahr, liebe Leserin, das ist ein abscheulicher Mensch? Aber so sind die Männer alle. Ja? Ich am Ende auch?

Kaum habe ich diesen Brief gelesen und frage mich im Stillen, ob ich wirklich jenem mitleidigen Menschen gleich werden darf, der seinem Hunde, damit ihm das Schwanzabhacken nicht zu weh thäte, jeden Tag nur ein Stückchen abhieb: da kommt ein anderes Briefstein, natürlich mit zweifarbigem Monogramm. Denn mein allerliebstes 19jähriges Nichtchen vom Elbestrande schreibt mir:

„Biſt ein abſcheulicher Onkel, einer von den böſen Männern, die nichts lieber thun, als den armen Frauen etwas am Zeuge zu flicken. Hätt' ich Dich hier, wie wollt' ich Dich zauſen in Deinen langen — Hu! — rothen Bart! Aber doch, Onkelchen, ich verzeihe Dir und Du ſollſt den ſchönſten Kuß haben, wenn Du Dein Verſprechen erfüllſt und nun auch den Männern einen Spiegel vorhältſt. Ja, mehr noch, Herzensonkel, ich will mir merken, was Du geſchrieben haſt, will meinen Arthur einmal nicht mit Teufeleien quälen; aber Du mußt auch helfen, daß er die „Hausteufel" kennen lernt und ſie bei Zeiten todtſchlägt. Denn, denk nur, zum Frühjahr ſoll Hochzeit ſein. Deine Emma.

NB. Du neckſt mich immer, daß ich keinen Brief ohne Nachſchrift ſchreiben kann; nun ſiehſt Du doch, daß es geht. Drum dieſe kleine Notiz.

Nochmals in Liebe

D. O.

Aber, was mir noch einfällt! Du kommſt doch mit Tante und den Kindern und trauſt mich? Bitte.

Deine E.

Und nun zuguterletzt noch am Rande: „Aber bitte, ſage Arthur nichts von meinem Brief!"

Und weil ich nun denke, mein kleiner Liebling hat mit Verſprechen wie Bitte im Namen vieler ihrer Schweſtern geſprochen, ſo ſage ich zu den Teufelchen, die ängſtlich in die Ecke gedrückt, der Dinge harren, die da kommen ſollen: „Paſcholl jetzt, Burſchen! Es ſei genug mit dem Steckbrief und der Perſonalbeſchreibung! Die lieben Frauen, die Euch greifen und zum Tempel hinausjagen wollen, kennen Euch nun an der Familienähnlichkeit; wir brauchen Eure Photographie nicht in der Spinnſtube in die Welt zu ſchicken. Hütet Euch vor Beſen, Papierſcheere und Feuerzange! Und damit Ade!

Ne bis in idem! Auf gut Deutſch: Wer die Hausteufelchen nicht verſtanden und von den ſieben nicht gelernt hat, die Brüder kennen und ſcharf anfaſſen, dem nützt's auch nichts, wenn wir ſie regimenterweiſe aufmarſchiren laſſen. Wer's aber gelernt hat, der kennt das

Kräutlein, mit dem wir ſie Alle herausräuchern können aus den Herzenswinkeln, wo ſie ſich gern einniſten, — und dies Kräutlein iſt ein theuerwerthes Wort; das heißt: „Eins iſt Noth!“ In dem Einen liegt Weisheit wie Kraft.

Nun aber kommt Ihr gröberen Geſellen mir heran! Denkt wohl, ich habe Euch vergeſſen? Nein, es ſind Burſche unter Euch, die riechen nach Blut, nach dem Herzblut armer Weiber! Es ſind Burſche unter Euch, voll Staub vom Sturze ganzer Häuſer, die Ihr untergrubet! Heran! Kann ich Euch nicht mit dem Knüttel todtſchlagen, will ich Euch doch kennzeichnen mit ſcharfer Feder, daß mancher rechtſchaffene Mann rufen ſoll: „Potz Blitz, alſo ſolch einen Burſchen habe ich in meinem Hauſe, meinem Herzen gehegt, ohne ihn zu kennen? Geh zum Teufel, woher Du gekommen!“

Ja, lieben Brüder, die Teufel zum Teufel, und dafür einen Engel in's Haus, der uns unſer liebes Weib, das die Teufelchen vertrieben hat, ſo feſt an's Herz legt, daß zwiſchen uns Beiden Teufeleien kein Plätzchen mehr finden! Und will ſich noch einmal ein Teufelchen blicken laſſen, denken wir des Wortes: Gebet dem weiblichen, als dem ſchwächſten Werkzeug, ſeine Ehre. Seid nicht bitter gegen ſie!“

So Hand auf's Herz und ehrlich hineingeſchaut! Die Wahrheit behält den Sieg!

I. Der Leſeteufel.

„Nein, liebe Frau Paſtor, was haben Sie auch für einen prächtigen Mann! Und was iſt er für ein Geſellſchafter! Er ſprudelt nur immer ſo von geiſtvollen Bemerkungen und Einfällen, iſt immer der lebende Mittelpunkt unſeres ganzen Kreiſes. Was muß das für ein Leben ſein an der Seite ſolch eines geiſtreichen Mannes!“

Die Angeredete ſagt nur „Ja, ja, ja wohl!“ Und ein leichter Schatten zieht über das Antlitz. Denn — geſtehen wir es nur offen — der geiſtvolle Mann iſt für ſeine Frau ein recht langweiliger Patron geworden. Und

sie, die als Braut auch oft sich gefreut hat, stolz gewesen ist auf ihren Bräutigam, sie kann jetzt in Gesellschaften oft nur mit einem Stich im Herzen sehen und hören, wie ihr Mann da aus sich heraus geht, sprudelt und sprüht, daß die Funken nur so fliegen — und zünden, — nur bei ihr nicht mehr.

Und warum? Er hat den Lesteufel. Das aber ist ein recht garstiger Gesell, der ein fröhliches Haus recht trübselig machen kann, wie ein Landregen die freundlichste Landschaft.

Komm einmal her, laß Dich näher beschauen! Wahrhaftig, der Bursch hat ein Blatt vor, worin Käse eingewickelt war, ein altes Zeitungsblatt von Anno X und liest so eifrig darin, daß er meinen Ruf nicht einmal hört über der Vertiefung in die Weisheit, daß — nun, daß vor einer Mandel Jahre dem Schuhmachermeister und Hauseigenthümer Knieriem der Storch einen Jungen in's Haus gebracht hat — oder ähnlich so!

Unser geistvoller Mann mit der goldenen Brille macht es ebenso. Er sitzt viel auf der Studirstube, liest und arbeitet wirklich geistsprühende Predigten. Soll er auch, wenn er's kann! Darf ihn Niemand dabei stören. Ganz recht. Er besucht seine Gemeine. Ganz recht! Nun kommt er nach Haus. Der Tisch ist zum Mittag- oder Abendessen gedeckt.

Sein erstes Wort lautet: „Sind meine Zeitungen da? Und bauz — nun sitzt er über den gedruckten Blättern. Seine Suppe löffelt er; das Gemüse vertilgt er; den Braten — wenn's welchen gibt — verputzt er, ohne aufzusehen. Seine Emilie, die sich die größte Mühe gegeben hat, ihn mit ihrer Kochkunst zu erquicken und zu erfreuen, sieht enttäuscht, daß er kaum weiß, was er ißt. Sie fragt ihn etwas. Er antwortete „Ja", wo er „Nein" sagen sollte; denn er versteht gar nicht, was man ihn gefragt hat. Die Kinder wagen kein lautes Wort zu sprechen, um den Vater nicht zu stören. Würde ihm seine Emilie nachher vorreden, er hätte einen Bärenschinken gegessen, während es doch Eierkuchen gab, er würde es schließlich glauben.

So liest er und liest immerfort. Das Lesen wird

schließlich nur getrieben, um eben zu lesen, und es kommt dahin, daß unser vom Lesteufel besessener Freund am Ende ganz blindlings zum Ersten, Besten greift, um nur lesen zu können, und sei es, wie ich's gesehen habe, zu einem Stück alter Zeitung, darin ein Käse eingewickelt war.

Merk Dir, lieber Freund,

Zum Ersten: Das war gewiß sehr langweilig, als Du als Junggesell allein auf Deiner Stube saßest und beim Löffeln Deiner Suppe nichts Besseres zu thun wußtest, als etwas zum Lesen vorzunehmen. Würde Dir solch einsames Abfüttern heute kaum gefallen!

Zum Zweiten: Was würdest Du sagen, wenn es Deine Frau einmal mit Dir ebenso machen wollte, wenn Du Lust hättest mit ihr zu plaudern? Aber: Was Du nicht willst, daß man Dir thu, das u. s. w.! nun Du weißt ja!

Zum Dritten: Deine Frau gehört doch gewissermaßen auch zu den Menschen.

Du guckst mich böse an: „Gewissermaßen? Mensch, bist Du rappelig im Kopf?"

Also nicht blos gewissermaßen? Nun, wenn Deine Frau so gewiß und vollkommen zu den Menschen gehört wie Du, dann behandle sie auch wie einen Menschen! Wenn sie Dir, Deinen Kindern zu Liebe ihr Clavier muß einstauben lassen; wenn sie bei Deinem knappen Einkommen mit einer oft ungeschickten Magd sich behilft, kochen und flicken, nähen und stopfen, waschen und knapsen muß, daß nur der äußere Anstand einigermaßen erhalten wird; wenn sie kaum einmal mehr dazu kommt, in ihren Schiller einen Blick zu werfen: dann bist Du derjenige, der sie für die großen Opfer, die sie bringt, wenigstens dadurch zu entschädigen hat, daß er sie theilnehmen läßt an dem, was sein Herz, seinen Geist, was unsere Zeit bewegt. Willst Du eine Gehülfin auch Deiner Freuden haben, so erhalte sie auf der geistigen Höhe, in Geistesgemeinschaft mit Dir dadurch, daß Du ihr so viel wie möglich Stunden trauten Beisammenseins, freundlicher Aussprache schenkst, — oder statt allein und immer allein zu lesen, ihr zuweilen vorliesest. Willst Du das nicht, so nimm Dir eine Tagelöhnerin, aber keine Frau! Thust Du es nicht, so wundere

Dich nicht, wenn Du schließlich an Deiner Seite statt eines mit Dir empfindenden Wesens eine Arbeitsmaschine hast, im günstigsten Falle eine Frau, die ebenso langweilig geworden ist wie der lange Strickstrumpf, bei dem und mit dem sie sich trösten muß über ihre geistige Verödung und Vereinsamung!

Uebe Selbstzucht! Lies in Deiner Frau, Deiner Kinder Augen, aus denen ein ganzer Himmel von Liebe und Freude blitzt! Schaff Dir durch Dein Leben mit den Deinen ein fröhlich, lebendig Haus, da Dein Gedankenreichthum, durch das Herz der Mutter hindurchgegangen, für die Kinder Licht und Wärme ausstrahlt, — und Du bist ein glücklicher Hausvater!

Bleibt der Leseteufel im Hause: Deiner Frau Geist wird immer matter, Dein eigen Herz immer enger, — und in der dumpfigen Luft wachsen auch keine fröhlichen Kinder auf. Nimm's nicht leicht mit dem Leseteufel! Weil er mit dem Teufel der Eigensucht und Rücksichtslosigkeit nahe verwandt ist, hat er böses Gift im Leibe, — und manches Haus ist durch ihn öde und freudlos geworden.

Und wenn Du einen Burschen Dir genau anschaust, so kennst Du auch seine Brüder, den „Liebhaberei-, Sammlungs- und Raritätenteufel". Alles Kerle, die darauf ausgehen, den Mann abzuziehen von der Familie, ihm die zerstreuende Nebenbeschäftigung lieber zu machen als Weib und Kind! Schlag die Burschen bei Zeiten todt! Sonst verzehren sie Dir die Freuden im Hause — und schließlich den Frieden des Hauses mit!

II. Der Gewitterteufel.

Klirr! Da fliegt der Teller zur Erde. Klirr, klang, krach! fliegt ein anderer nach, und in die Scherben jagt der dritte, daß es lustig klingt und schreit: „Klirr, kling, ling, klang, bauz, buff, bums, pardauz!"

Der Mann da am Tische mit dem gerötheten Gesicht hat nach kurzem Streit gemeint, seine Frau zu strafen (oder hat er sich gar nichts dabei gedacht?) — indem er das Geschirr entzweiwirft, was er mit seiner Hände Arbeit

verdiente. Der Freund zerworfener Teller, an den ich denke, hatte aber eine kluge Frau. Fing er im Jähzorn an, in seiner eigenthümlichen Art den Küchenschrank zu füllen und den häuslichen Frieden zu begründen, dann stand sie mit der größten Ruhe auf und sagte: „Was Du kannst, kann ich auch!“ Und klirr! flog ihr Teller zu dem seinen. Half das noch nichts, und der Mann, dem eigentlich die Porzellanfabrikanten ein Denkmal von Porzellan in Lebensgröße setzen sollten (Aushauen wäre eigentlich noch besser!) hatte an zwei Scherben noch nicht genug, dann multiplizirten sich diese von Neuem, — und er war meist für den Augenblick kurirt. Er lachte laut auf, küßte versöhnt seine kluge Frau — und brachte am Abend ein Dutzend neue Teller mit.

Als bei einem edlen Könige die ersten Anzeichen eines beginnenden Gehirnleidens sich in einer oft ohne allen Grund ausbrechenden Heftigkeit zeigten, saß er auch eines Abends allein mit seinem Weibe. Wieder ein Heftigkeitsausbruch ohne Grund. Die Königin stand auf, nahm die Lampe und suchte scheinbar im Zimmer umher. „Was suchst Du?“ fragt er verwundert. „Den König!“ lautet ihre Antwort. Und beschämt küßt er ihre Hand.

Was bei dem theuren Monarchen schweres Leid war — und ein Engel stand weinend über sein Unglück im Zimmer und trat tröstend zu seinem Weibe — ist in den meisten Fällen Mangel an Charakter.

Du fährst auf lieber Bruder!?

Und doch weiß ich kein ander Wort.

Ein Mann hat draußen im Leben so manche Verdrießlichkeit, so manchen Aerger. Es sammelt sich — wenn man so sagen darf — viel Elektricität im Hirn an, die im Gewitter mit zuckendem Blitz heraus will. Gewiß wird Dir Deine Frau gern die Falten auf der Stirn glätten und mit freundlichem Walten die Wolken verscheuchen helfen, auch nicht allzusehr schmollen, wenn sie erfahren müßte, daß wirklich, wie Bismarck sagt, wir Männer von allen Frauen die eigene am gröbsten behandeln. Es ist ja in diesem Worte etwas Naturgemäßes und Wahres drin; denn es kennt uns ja auch keine so genau und sieht uns mit allen Schwächen und Fehlern —

und hat uns trotzdem lieb. Aber wer sagt Dir denn, daß Deine Frau dazu da ist, allen verbissenen Grimm auszubaden? Wer sagt Dir denn, daß Du ein Recht hast, immer wieder und wieder, wenn Dir der Kopf einmal nicht recht steht, donnernd loszupoltern und doch zu verlangen, die arme unschuldige Frau solle still Deine Launen tragen und sofort nach dem Gewitter wieder freundlich sein? Ist Dir's recht, wenn sie dickfellig wird? Wenn sie schließlich müde und matt Alles über sich ergehen läßt? Von Schlagflüssen kann keine Nation leben, sagt Bismarck; auch das zartbesaitete Frauenherz muß an den fortwährenden Gewittern ermatten und erschlaffen.

Und im tiefsten Grunde! Es liegt in der natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter begründet, daß beim Weibe mehr Sitte, Gewohnheit und Gefühl das Thun bestimmen, beim Manne mehr ein bewußter Wille. Das Haus bauen und erhalten kann nur der. Auch der besten Frau werden wie dem besten Manne Versehen passiren. In keinem Hause bleiben kleine Nachlässigkeiten, Ungeschicklichkeiten der Magd aus; in jedem wird einmal über einen angebrannten Braten, eine versalzene Suppe, ein schlecht geplättetes Oberhemde oder einen fehlenden Hemdenknopf zu klagen sein, von tiefergehenden Zwistigkeiten, Verschiedenheit der Anschauung über Erziehung der Kinder u. dergl. m. gar nicht zu reden. Wer aber immer wieder, auch wo er ein Recht hat zu klagen, sich von der Laune fortreißen läßt, zu wettern, wo Charakter und ruhige Ueberlegung, das rechte Wort geben sollten, der ist kein Mann, sondern ein Schwächling. Er ist kein fester Stamm, daran sein Weib sich anlehnen kann, sondern ein Rohr, das der Wind hin und her wehet. Wo ein fester Wille reden sollte, spricht, donnert das erregte Gefühl, das doch so oft irre leitet.

Ja, ein solcher Mann ist ein Feigling. Rohe Gewalt, wildes Ueberschreien dem schwächeren Gebildeten gegenüber wirft vielleicht derselbe dem Pöbel vor, der's dem Schwächsten, Wehrlosesten gegenüber selber thut, seinem Weibe. Warum, fragt ein bekannter Mann, soll der deutsche Mann nicht einmal zum Anderen „Schafskopf" sagen, wenn der's verdient hat, auch auf die Gefahr

hin, daß dann zwei gleich Starke ihre Kraft meſſen müſſen? Aber das ſchwache Weib büßen laſſen, was Andere draußen verſchuldet, denen gegenüberzutreten man nicht den Muth hat, im Hauſe Blitze zucken laſſen, die draußen vielleicht an ihrem Platz waren, heißt — nun ja — einen Teufel hegen, der ſich am Herzblut des Weibes und der Kinder mäſtet und ſchließlich hohnlachend vor Dich hintreten wird, wenn Du mit Thränen im Auge und bitteres Weh im Herzen faſt verzweifelnd ſeufzen wirſt: „Zu ſpät!“

Willſt Du nicht einmal in dem „Zu ſpät“ ertrinken wie in einem bodenloſen Meer, wo der Gewitterteufel wie Bleilaſt an Deinen Füßen hängt und Dich nicht wieder hinaus läßt, — ſo jage heute noch den Gewitterteufel aus dem Hauſe hinaus — und ziehe Dein Weib, Deine Kinder an's Herz: „Nun, nun nie wieder!“

Und ein Engel wird frohlockend im Zimmer ſtehen und rufen „Amen!“

III. Der Nadelteufel.

Des Gewitterteufels Zwillingsbruder iſt der Nadelteufel. Gemeinhin ſind es mehr gutmüthig, aber ſchwach angelegte Naturen, die vom erſteren beſeſſen ſind, ſich gewöhnlich nach dem Gewitter am meiſten über ſich ſelber ärgern und vor ſich ſelber ſchämen, was ſie, beiläufig geſagt, durchaus nicht rechtfertigen kann. Jene Antwort eines Bedienten ſchildert dieſe Charaktere gar zu treffend. Sein vom Gewitterteufel beſeſſener Herr hat eben in der Stube Alles durcheinander und caput geworfen, ruht nun erſchöpft und verdrießlich über ſich ſelbſt im Seſſel und ſagt ſeinem Johann: „Nein, geh nicht! Du weißt ja, ich bin ein guter Kerl, nur manchmal etwas heftig. Mein Aerger hält kaum zehn Minuten vor!“ „Iſt aber nach zehn Minuten wieder da!“ platzte der Diener heraus und — hatte Recht.

Nun gibt es aber andere Naturen, ruhiger, kälter, wenigſtens äußerlich, angelegt. Wenn's in denen gährt und kocht, dann kommen ſo kleine, allerliebſte Spitzen zum Vorſchein, ganz beiläufig manchmal, aber ſo ſcharf,

so spitz, daß sie stechen bis in's Herz hinein. Es gibt Männer, die sind wahre Künstler auf dem Nadelclavier; aber wahrlich, ein schönes Concert gibt es darum und dadurch in ihrem Hause nicht.

Ein Fehler im Charakter der Frau, den sie auf verständige Bitten hin gern bekämpfen würde, da sie weiß, daß ein falscher Ton das ganze Clavier verstimmt, Vorgänge aus ihrer Familie, Schwächen ihres Vaters, ihrer Mutter, längst vergessene Vorfälle, die auch lange vergeben sein sollten, — plötzlich, wenn bei dem zärtlichen Gatten das Barometer einmal auf Sturm steht, zischen Hinweise darauf aus seinem Munde, — und sind im günstigsten Falle von ihm kaum so scharf beabsichtigt, jedenfalls bald vergessen.

Stiche, mit Gift getränkt, schwellen aber auf und eitern. O, so sitzt in dem Frauenherzen, das sich noch nicht mit dem Panzer der Gleichgültigkeit umgeben hat, — und so lange eine Frau ihren Mann lieb hat und sich müht, ihn zu achten, kann sie nicht gleichgültig sein — ein Stich neben dem andern und eitert. Schweigt sie auch still und geht ruhig ihren Weg, — vielleicht, wenn bald darauf ihr Mann sie im Arm hat und nennt sie mit den zärtlichsten Namen, rührt er unmerklich an eine solche Wunde! Wie weh schon die Berührung einer Wunde am Leibe thut, Du weißt es; wie weh erst im Herzen! Verbeißt die Frau auch ihren Schmerz und schreit nicht auf — gefühlt hat sie ihn doch.

Willst Du das? Und vor Allem! Weißt Du, daß auch die opferfreudige, hingebende Liebe in Deines Weibes Herzen ihren schönsten Zauber verlieren muß bei solcher Behandlung? Unter den Stichen erstirbt unmerklich fast, aber doch gewiß die süße, unbewußte Freiwilligkeit der vollen Hingabe an den Mann, — und dafür tritt, weil der liebe Gott Kraft dazu gibt, allein ein das Bewußtsein der Pflicht, die befiehlt, wo die zarte Liebe freiwillig auch die Leistung des Schwersten aus dem Herzen wachsen läßt, wie die schwache Rebe willig die schwersten Trauben zeitigt und trägt.

Wer aber durch sein Unrecht es dahin bringt, daß sein Weib, statt freudig getrieben von der Liebe zum

Manne ihr Werk zu thun, es thun muß unter dem treibenden Stachel des Bewußtſeins der Pflicht allein, wer es zwingt, an Stelle des Gefühls die kalte Ueberlegung treten zu laſſen, der hat viel verloren. Iſt's gar ein ſchwaches oder leidenſchaftliches Weib, — oft Alles!

Ein Herz langſam zu Tode martern, iſt oft ſchlimmer als es zerſchmettern. Nicht umſonſt mahnt Jacobus: Alſo iſt auch die Zunge ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an!

Ein Pferd bändigen, ein Schiff regieren, einem großen Geſchäft tüchtig vorſtehen, iſt viel; das Höchſte iſt, ſich ſelbſt bezwingen.

Schlag den Nadelteufel todt! Sonſt tödtet er langſam Dein Weib, wenigſtens die Freudigkeit ihres Wirkens, und freut ſich nachher an den glühenden Nadelſtichen, damit er Dein Gewiſſen peiniget.

Des Gewitterteufels und Nadelteufels nächſter Verwandter iſt der Brummteufel, im Vergleich mit ſeinen Genoſſen etwa ſo viel gutmüthiger als unſer brauner Brummbär dem Eisbär und grauen Bär gegenüber, — alſo doch immerhin ein höchſt ungemüthlicher Geſell. Er iſt ebenſo unleidlich wie eine knarrende Thür, die zwar ihre Pflicht thut, aber nie, ohne ihr Mißfallen am Thun in höchſt unerquicklichen Tönen kundzugeben.

Und um's kurz zu machen, lieber Brummteufel, nur eine Anekdote zur Beherzigung: Die Erzieherin führt die Kinder im zoologiſchen Garten ſpazieren. Plötzlich weiſt ſie auf den Bärenzwinger in der Ferne: „Seht, Kinder, da iſt der Brummbär!“ Und „Wo iſt Papa?“ fragt unbefangen der kleine Willy. Kinder und Narren . . . .

IV. Der Todtenkopfteufel.

„Aber, Liesbeth, warum ging es denn bei meiner erſten Frau? Siehſt Du, Liesbeth, Anna faßte die Sache ſo an, und da ging Alles ganz gut! Nein, aber wirklich, ſo etwas hat mir meine erſte Frau nie zugemuthet; ſo hat ſie mich nie behandelt; ſo etwas iſt nie vorgekommen.“

Keine Mahlzeit faſt vergeht — der Todtenkopf ſteht auf dem Tiſch; kein einigermaßen erregtes Geſpräch über Kindererziehung wird geführt, keine kleine Zwiſtigkeit, wie ſie auch im beſten Hauſe nicht ausbleiben kann, kommt zum Austrag; — immer iſt der liebe, zärtliche Ehemann dem Puppenſpieler gleich, der auch kein Spiel kann endigen laſſen, ohne den Knochenmann hineinpurzeln, klappern und mit hohler Geiſterſtimme „Wehe, wehe!“ oder ſonſt etwas rufen zu laſſen. Auf dem Theater mag's den Kindern manchmal ebenſo luſtig erſcheinen wie die Späße Kaſpars, dem ſie auch zujubeln, wenn er ſeine Frau mit der eiſernen Kaſſerole mauſetodt ſchlägt. Im Leben iſt's gar traurig, wenn der Mann zu ſolch ungeſchicktem Schauſpieler wird, der ſeine Frau mit Todtenköpfen peinigt.

Ich kann mir nicht helfen. Der Todtenkopfteufel iſt ein gar roher Geſell, der ſchlimmere Bruder des Sonſtteufelchens.

Zum Erſten! Du Brummbär, frag Dich einmal, ob Du Deiner erſten Frau nicht ganz ebenſo etwas vorgebrummt haſt bei jeder Kleinigkeit? Da haſt Du nur andere Inſtrumente gehabt, auf denen Du die leidige Nörgelmelodie ſpielteſt, z. B. Deine Mutter, die Frauen Deiner Collegen, Deine liebe Frau Schweſter, die Alles ſo viel beſſer machten. Wenigſtens war da in den Inſtrumenten noch Abwechſelung, und Deine Frau, die Dich von früh auf kannte, die erſten fröhlichen Flitterwochen mit Dir durchlebt hatte, konnte wenigſtens einmal herzlich lachen, wenn Du im Eifer eine gar zu falſche Taſte griffeſt und ihr zum Beiſpiel die Frau Oberlandesgerichtsaſſeſſoratsgehülfin als Muſter einer guten Hausfrau hinſtelleſt, von der doch nur zu ſtadtbekannt war, wie ihr Mann neulich in großer Geſellſchaft ſtatt des Taſchentuches ihre Nachtmütze aus der Fracktaſche langte und ſich gar manierlich darin ſchneuzte. Und ſo ähnlich oder mehr! Mit lebendigen Perſonen rechnet ſich leichter; man weiß doch, wo und wie! Es müßte ſchon eine ſeltene Frau ſein, die ihrem lieben Brummbär nicht in jedem der von ihm geprieſenen Muſterſtücke eine ſchlimme Note nachweiſen könnte, die er dann doch nicht mit in den Kauf nehmen möchte.

Wie viel bequemer iſt da ein Todtenkopf! Gewiß iſt es ein guter Zug des Menſchenherzens, daß es die Entſchlafenen in immer hellerem Lichte ſtrahlen ſieht, daß im Gedächtniß von ihrem Bilde mehr und mehr die kleinen Schatten und Stacheln verſchwinden, die im Leben uns auch einmal eine Stunde verdunkelten oder die Haut ritzten. Ein böſes Herz müßte es ſchon ſein, das die Dornen bewahrte und des Lieben und Guten vergäße! Aber — was ſo eine Tugend und ein Lob, wird zur Unwahrheit und Ungerechtigkeit, ſobald wir ein verklärtes Bild, wie es in der Ewigkeit erſt ausreift, ſtachelnd einer Frau vorhalten, die noch im Leibe lebt.

Merke: Wie die Erſte war, kann die Zweite überhaupt nicht werden; ſie kann nur werden, was ſie war, ein treues Weib, aber nach ihrer Art. Im Leben gibt es nichts vollſtändig Gleiches, aber viel gleich Schönes, ſo verſchieden es auch ſein mag. Anlage und Erziehung ſind andere, müſſen andere ſein; darum iſt's ein Unſinn, ja mehr als ein Unſinn, iſt's Härte und Grauſamkeit, von einem Menſchen zu verlangen, er ſolle juſt ſo ſein, wie ein anderer war, wo Du doch nur fordern kannſt, er ſolle das recht ſein, was er ſein kann.

Ferner: Die Frau, die Dir Vereinſamtem die Hand reicht, bringt ein großes Opfer. Die Jahre, die Du im Glück der erſten Liebe mit einer Anderen verlebt, die Entwickelungen, die Du durchlaufen, kennt ſie nicht, — und doch ſoll ſie ſchnell und bald ſich in Dich einleben. Sie wird es gern und willig thun, ſo gut ſie kann. Verwundeſt Du aber immer wieder das Herz, indem Du in das junge, neue, keimende Liebesleben den Geruch des Todes hineinwirfſt, ſo wundere Dich nicht, wenn Du bald ein armes Weib an Deiner Seite haſt, das — je nach ſeiner Natur — muthlos verkümmert und vergeht oder — verbittert wird und Dir wieder heimgibt, was Du ihm angethan haſt. Im Tode kann nur ekles Gewürm leben.

Laß treues Gedenken der Todten in Deinem Hauſe leben, gewiß! Aber wirf den Todtenkopf, wohin er gehört, ehe er Deinem armen Weibe das Herz erſtarren läßt.

Und nun gar, wenn Deine Frau Dir das Opfer ge-

bracht hat, Stiefmutter zu werden! Weißt Du, was es heißt, Stiefmutter sein? Kannst Du den geheimen Zug nachfühlen, der die Mutter mit den Kindern verbindet, die sie unter dem Herzen trug, die natürliche Kraft, die ihr daraus erwächst, ihrem Fleisch und Blut alle Opfer zu bringen, wie deren eben nur ein Mutterherz fähig ist? Weißt Du, was es heißt, wenn nun die zweite Frau durch das Bewußtsein der Pflicht ersetzen soll, was die natürliche Herzensneigung nicht sagt und fordert? Was es heißt, unter den Augen scheelsüchtiger Nachbarn, der Verwandten der Verstorbenen Mutterpflicht üben, während jene Alle der rechten Mutter nur Gutes, der armen geschmähten Stiefmutter von vornherein nur Böses zutrauen? Weißt Du, wie manche als böse verschrieene Stiefmutter es erst durch Anderer Schuld geworden ist? Weißt Du, wie sie zu ringen und zu kämpfen hat erst mit sich selbst, daß sie die Kinder lerne mit Mutteraugen ansehen, — und dann wieder, daß sie, wo Strenge noth thut, sie auch üben lerne ohne Furcht vor dem Uebelwollen der Welt?

Und wenn nun der, der ihr so schwere Pflichten auferlegt, statt sie ihr tragen zu helfen, ihr noch murrend den Todtenkopf dazu packt, dann wundere Dich nicht, wenn Dein Haus mit der Stiefmutter zur Hölle wird. Es wohnt ja der Todtenkopfteufel drin.

Wenn Dir ein Rosenstock abgestorben ist, und Du kaufst einen neuen, stellst Du ihn dann etwa neben den alten und bindest nun Zweig um Zweig ebenso an, wie sie beim alten wuchsen, schneidest die Knospen ab, die er wohl mehr hat, — kurz, willst ihn zwingen, der Zwillingsbruder des ersten zu werden? Du lachst! „Unsinn! Ich bin zufrieden, wenn er nur gesund wächst und blüht!" Was aber hier Unsinn wäre, ist auf dem Gebiet des ehelichen Lebens erst recht Unsinn oder Schlimmeres. Nein! Du lieber Todtenkopfmann, gedenk liebend Deiner Rose; — aber nun lern auch Dein Stiefmütterchen verstehen und recht hegen; — sonst könnte es absterben oder eine Nessel daraus werden. Und todte Blumen, ertödtet durch unsere Schuld, thun weh im Gewissen; Nesseln aber stechen oft bis in's Herz hinein!

Und Deine armen Kinder!?

V. Der Wirthshausteufel und seine Sprößlinge.

Kaum iſt das letzte Stück Käſe bei Tafel verzehrt, manch Einer ſchält noch eine Birne oder knackt eine Mandel, da fangen die Herren, die noch eben (hoffentlich?) in geiſtſprühender Unterhaltung mit den Damen begriffen waren, ſchon an ungeduldig zu werden, auf den Stühlen hin und her zu rutſchen, und können nicht ſchnell genug von der Seite ihrer Nachbarin kommen. Und doch thäte deren Geſellſchaft wie die der Frauen überhaupt uns Männern gerade in unſerer Zeit ſo Noth, wo die Höflichkeit und feine geſellige Form unſerer Vorfahren immer mehr einem unſchönen Sichgehenlaſſen, einem Räkeln und Flegeln, nicht in Zucht genommenem Gehen und Stehen weichen muß, die wirklich jedem Beobachtenden den Wunſch auf die Lippen drängen: „Lernt Euch beſſer benehmen, damit man von dem Benehmen nicht böſe Schlüſſe auf die Achtung ziehen darf, die Ihr einander zollt! Wer Anderen achtungslos begegnet, hat ſchließlich auch keine Achtung vor ſich ſelbſt.“ Man blicke nur einmal auf das Gebahren der Männerwelt in einem modernen Tanzſaal. Brrr! Es iſt wahrlich nicht gleichgültig, wie wir gehen, ſtehen, ſitzen — meinetwegen auch — tanzen. Wir ſind Menſchen, die wir unſere Lebensäußerungen ſchön geſtalten ſollen und müſſen, wie ſie das Thier unbewußt öfter ſchön als unſchön geſtaltet. Erſt die ſchöne Form gibt auch eine Gewähr der inneren Reine und des Wohlwollens. Daß ich nicht von glänzendem Firniß rede, der ſich über ſittlichen Schmutz lagert, verſteht ſich von ſelbſt.

Warum aber flüchteten dort die Herren ſo ſchnell? Ach, die Cigarre, der Glimmſtengel lockt ſie mehr als das anregendſte Geſpräch. Und weil denn unſere Frauen, Töchter doch darauf angewieſen ſind, in unſerer Geſellſchaft zu ſein, ſo ſehen wir vielfach ein feuer- und rauchfeſtes Geſchlecht heranwachſen, — und im Speiſezimmer wie im Geſellſchaftszimmer und der Wohnſtube gar oft das unerquickliche Bild, wie der „gebildete“ Mann, wie der Jüngling, der noch im erſten Frack ſich möglichſt hölzern bewegt, mit der größeſten Gemüthsruhe einem zarten Mäd-

chen, einer anſtändigen Frau den Tabaksqualm in's Geſicht blaſen, als brauchte das Schönſte, was Gott geſchaffen, das Frauenantlitz, durchaus der Räucherung, als töne der lieblichſte Klang, den es für Männerohren gibt, die Frauenſtimme nur dann erſt recht lieblich, wenn ſie durch Tabaksqualm gereizt iſt!

Wohin man ſieht — neueſte Errungenſchaft — ſelbſt in Theatern, Concerten, dichter Qualm, der beizend auch die Haare unſerer Frauen ſo durchzieht, daß der durchdringende Geruch kaum wieder daraus zu entfernen iſt.

Weg mit dem Glimmſtengel von da, wohin er nicht gehört! Auch dieſe Zeilen entſtehen unter dem Qualm einer echten, deutſchen Pfeife, mit „Kanaſter, dem gelben" gefüllt, aber im Studirzimmer. Räuchern wir unſere Würſte, aber nicht unſere Frauen!

Woher kommt aber dieſe häufige Formloſigkeit des deutſchen Mannes im Verkehr mit der Frau?

Der Wirthshausteufel iſt daran Schuld. Die Männer verwildern, weil ſie die Gewohnheiten der dem Junggeſellenleben unentbehrlichen Kneipe — und die Liebe zur Kneipe mit in's Eheleben hineinnehmen, ſo ſich dem veredelnden Einfluß des Familienlebens mehr und mehr entziehen und — der Familie — ſich ſelbſt. So hat denn der Wirthshausteufel, dem wir ſchon zum guten Theil den Leſeteufel verdanken, noch andere Ableger, dem qualmenden Cigarrenlutſchteufel, den Frühſchoppen-, den Abendclub- und den Spielteufel.

Wer wird's dem ordentlichen Bürger, dem ſtaubſchluckenden Beamten verwehren, einmal oder zweimal in der Woche am Abend ein paar Stündchen mit Bekannten zuſammen ſein Glas Bier zu trinken und meinetwegen auch ein Spielchen zu machen, wenn es ſeine Mittel erlauben? Der Menſch bedarf der Geſelligkeit, der Unterhaltung, die ihn aus der Einſeitigkeit des Berufslebens weitere Blicke in andere Kreiſe thun und ſich erfriſchen läßt. Ob zu dieſer Erfriſchung auch das Kartenſpiel etwas beiträgt, ob nicht gebildete Männer angemeſſenere und erfriſchendere Unterhaltung haben können, ob nicht der Beamte, Kaufmann u. ſ. w. viel beſſer thäte, etwa eine Partie Kegel zu ſchieben, ſich ſo die Glieder zu

dehnen und frische Luft in die Lungen zu pumpen, bleibe hier unerörtert.

Aber Eins ist gewiß! Das Familienleben ist das tägliche Brot, ein Abend im Wirthshause oder im Kasino nur süßer Nachtisch, der ganz gut mundet und bekommt, wenn die Hauptsache in Ordnung ist. Aber Morgens im Wirthshause sitzen zum Frühschoppen und Mittags dann keinen rechten Appetit haben, Abends im Wirthshause sitzen und die Frau mit den Kindern allein lassen, immer und immer Karten dreschen, auch womöglich noch den Sonntag Nachmittag und Abend sich seinem Hause entziehen, — das mag vielfach deutsche Sitte sein: in der Ordnung ist es nicht. Der Mann gehört in seinen freien Stunden zunächst und in erster Linie in's Haus, daß seine Frau sich an und mit ihm erfrische, sie gemeinsam die Kinder erziehen, an ihrer Entwickelung theilnehmen und sie überwachen. Da liegen die Quellen unserer Kraft, des Gedeihens in unserem Hause. Entzieht sich der Mann dieser Pflicht, so trägt er mit der Freude das Gedeihen zum Hause hinaus.

Und nun trete man einmal an die Stammtische der Kneipen. Da höre man das Gewäsch der Stammgäste, die alten, abgestandenen Witze und elenden Kannegießereien, Geschwätz, das über das vielverspottete Geklatsch bei Kaffeekränzchen oder am Brunnen gewiß nicht um einen Millimeter erhaben ist, die Wichtigkeit, mit der Bierfragen erörtert werden, das Behagen, mit dem man die alten Kartenwitze wieder aufwärmt — und so mehr! Und während dessen? Da sitzt die Frau müde, oft gelangweilt zu Hause; die Buben und Mädchen entbehren der väterlichen Theilnahme und Mitfreude an ihrer Arbeit, entbehren auch der väterlichen Zucht. Schließlich kommt in später Nachtstunde der Vater nach Hause, wenn die Kinder schlafen, und ist zu einem Gespräch mit der Frau viel zu müde. Ich kann nicht anders! Hol der Teufel den Wirthshausteufel und werfe ihn in die Tiefen der Hölle, daß ihm alle Knochen knacken!

Warum muß man heut so viel über die Verwilderung der Jugend klagen? Warum sind Schülerverbindungen möglich, die Zucht, Ordnung, Sitte, Keuschheit, Ehre und

Wahrhaftigkeit untergraben helfen? Zum großen Theil, weil der Wirthshausteufel die Väter blind, träge und matt macht, sie ihrer Pflicht entzieht, sie ungerechterweise von der *Schule* fordern läßt, was das *Haus* leisten soll und muß. Die Väter vertrocknen in elendem, geisttödtenden Treiben, wo daheim bei Weib und Kind, in regem Verkehr mit diesen, der Theilnahme an ihrem Schaffen und Werden ihnen so reiche, herrliche, schöne Aufgaben blühen; sie überlassen der schwachen Hand der Frau allein, was die volle Manneskraft fordert, vergessen, daß man Kinder nicht durch gelegentliche Gewitter, sondern nur durch stete, treue Liebesarbeit erziehen kann, — und lassen so einen guten Theil unseres deutschen Volkslebens elendiglich ersäufen in Bairischem Bier, Tabaksrauch und Kartenspiel.

Wenn auf *einem* Gebiet des Herrn Wort sein Recht hat, so auf diesem! Deutscher Mann, stimme ein und hilf mir rufen: Hebe dich weg, Satan! Hilf mir beten: Du Engel des deutschen Hauses, kehr statt seiner ein!

Wir sind, lieber Leser, immer ernster geworden bei unserer Unterredung. Und kann es anders sein? Es handelt sich um die Grundlage alles Gedeihens in Staat und Gemeine, um das Familienleben, das durch die Hausteufel schwer, wahrlich schwer bedroht ist. Ich könnte ja die Photographieen vermehren. Doch — greife nur Jeder in sein Herz und Haus; wenn er will, wird er da schon finden, wo noch Feinde sitzen.

Ich habe an dieser Stelle auch von *dem* geschwiegen, was im tiefsten Grunde hinter allen Teufeleien liegt, von der Verkennung der innersten Macht des *religiösen* Lebens, ohne das kein recht *sittlich* Leben möglich ist; doch Jedes hat seine Zeit. Für heute will ich zufrieden sein, wenn eine oder die andere Schwester mir im Geist die Hand drückt und sagt: „Hab' Dank! Die Teufelchen sind verziehen!" — wenn einer oder der andere Mann sich ernstlich sagt: „Wenn's *so* ist, dann muß es *anders* werden!" Die Frage, *wie* allein es anders werden kann, führt ihn dann wohl *tiefer* und damit *höher*.

Ade, lieber Leſer! Und räumſt Du mir das Recht und der Spinnſtube einen Platz ein, ſo mal' ich Dir wohl wieder einmal ein Bild oder zwei aus dem Leben, in denen auch Hausteufelchen und Teufel ihr Weſen treiben, oft recht bitter und grauſam.

Soll's alſo ſein, auf Wiederſehen!

Otto Brennekam,
Gröchern bei Burgſtall.

8. Räthſel.

Ich weiß ein Wörtchen, das immer gleich klingt
Im Munde des Sprechers; doch wenn man es bringt
Zu Papier, ſo gewinnt's gar verſchiedenen Sinn,
Je nachdem die Zeichen ſind, die man ſetzt hin.

1.

Da bedeutet's einmal ein zurechtweiſend Wort,
Dem der Aengſtliche nachgeht an manchen Ort.
Und kann's oft nicht finden, ſelbſt nicht beim Freunde,
Dem vertrauensvoll er ſeine Noth ausweinte.
Oft findet er's auch; doch er läßt es nicht gelten
Und möchte den Sprecher noch d'rüber ſchelten,
Weil ihm das Wort gar wenig behagte,
Das in beſter Meinung der Freund ihm ſagte.
Muß freilich dann auch der Hilfe entbehren,
Die das Freundeswort ihm wollte gewähren.
Er findet dann an ſich ſelber, wie theuer
Das iſt, was er ſuchte, wie all'zeit ſo heuer.

2.

Schreibſt du nun das Wörtlein mit anderem Zeichen,
Wie wenig wird's dann mehr dem Erſteren gleichen!
Du erhältſt dann ſtatt Worte vielmehr ein Geräth,
Ganz ohne Ecken, das eilig ſich dreht,
Wenn Roſſeshuf oder Dampfeskraft
Ihm nur die nöth'ge Bewegung ſchafft.
Das Reiſen wär' wahrlich große Beſchwer,
Wenn das gute Geräth nicht erfunden wär'.

3.

Schreib' noch einmal anders, ſo giebt's eine Frucht,
Die der Bauer findet ganz ungeſucht,
Wenn er den Ertrag ſeines Ackers putzt,
Die leider ihm aber gar wenig nutzt,
Weil, mit ihr vermenget, das ſchönſte Korn
Erregt des Käufers gerechten Zorn.

* * *

Nun ſuch' die drei Worte mit ſammt den Zeichen,
Die des Räthſels Löſung dir machen zu eigen,
Die Zeichen, die ſo verſchiedene Sachen
Aus Einem Wörtlein vermögen zu machen.

9. Anekdote.

Herr Bernhard Träger in Hallbach wollte auf ſeinen Geburtstag das neue ſtattliche Gartenhaus einweihen, welches er ſich hatte erbauen laſſen und hatte alle ſeine guten Freunde zu dieſem Doppelfeſte geladen.

Es hatte Mühe gekoſtet für die Handwerker, bis zu dem beſtimmten Tage Alles fertig zu ſtellen; aber das Drängen des Bauherrn hatte es doch ſchließlich dahin gebracht, daß am Vorabende des feſtlichen Tages nichts mehr fehlte als das Schild über der Thüre, woran die Anfangsbuchſtaben von dem Namen des Bauherrn, hübſch ſauber in Gips geſchnitten, prangen ſollten.

Der Künſtler, welcher dies Kunſtwerk anzufertigen hatte, gab jedoch das Verſprechen, das Schild am Morgen des Feſttages noch einzuſetzen und hielt auch wirklich Wort. Denn als Herr Träger gegen Mittag kam, nachzuſehen, war das Schild richtig an ſeiner Stelle. Ja, der wackere Künſtler hatte ein Uebriges gethan, hatte zu Ehren des Bauherrn einen hübſchen Mooskranz anfertigen laſſen und war eben daran, denſelben um das Schild herum zu befeſtigen und damit zugleich die kleinen Beſchädigungen an dem Bewurfe zu verdecken, die bei dem Einſetzen des Schildes nicht hatten vermieden werden können.

Herr Träger freute ſich ſchon von Weitem der gelungenen Arbeit. Aber wie wurde ihm zu Muthe, als er näher kam und ſah, daß auf dem Schilde die Buchſtaben „B. D.“ ſtanden anſtatt „B. T.“!

„Aber, Menſch, was haben Sie gemacht!“ ſchnauzte er den Künſtler an. „Wiſſen Sie denn nicht, daß ich Träger heiße, Träger mit einem harten T.? Warum haben Sie denn ein weiches gemacht?“

„O beruhigen Sie ſich, das macht nichts!“ antwortete freundlich der Geſcholtene. „Die Buchſtaben ſind ja noch ganz friſch und feucht. Ich garantire Ihnen dafür, wenn heute Nachmittag Ihr Beſuch kommt, ſo iſt das D. ſo hart geworden, wie Sie es nur wünſchen können.“

10. Hüben und Drüben.

Eine Erzählung von L. W.

1.

„Hüben“, das heißt rechts an der Straße, welche von Weſten nach Oſten das freundliche Dorf Wohlingen in zwei faſt gleiche Hälften theilt, lag das Gehöfte des reichen Hofbauers Peter Adam Wölling; „drüben“ aber auf der linken Seite der Straße, dem Wölling'ſchen Gehöfte ſchräg gegenüber lag mit der Vorderſeite nach Mittag das ſogenannte Stiftsgut.

Wöllings Haus war ein hübſches, zweiſtöckiges, weiß getünchtes Bauernhaus, hatte grüngeſtrichene Fenſterläden und eine überbaute Thoreinfahrt, ſowie ſtattliche An- und Hintergebäude, und das Alles funkelnagelneu vom Fundament bis zur Dachfirſte. Denn wie ein Sandſteintäfelchen berichtete, welches über der eichenen Hausthüre angebracht war, hatte das Feuer am 14. April 1839 früh 1 Uhr das früher hier geſtandene Haus zerſtört und war das jetzt hier ſtehende noch in demſelben Jahre aufgebaut worden von Peter Adam Wölling.

Ganz anders ſah das Stiftsgut aus. Es war das Haus, welches ſo genannt werde, ein Gebäude von unbekanntem, aber jedenfalls nicht unbeträchtlichem Alter.

In Kreuzform gebaut, mit ellendicken Umfassungsmauern, geschnörkeltem Sims und zwei spitzen Eckthürmchen versehen, trug es etwas Düsteres, Mittelalterliches an sich, ein Gepräge, welches die kleinen, gedrückten Bogenfenster mit den verwetterten, theilweise lose in ihren Angeln hangenden Bretterläden im oberen Stockwerke in hohem Maße verstärkten.

Dagegen schien die eine Seite des unteren Stockwerkes höchst wohnlich eingerichtet zu sein; die Fenster hatten große, helle Fensterscheiben, hinter denen schneeweiße Vorhänge leuchteten und auf den Brettern, die vor den Fenstern angebracht waren, standen Töpfe mit hübschen Blumen.

Vor alten Zeiten war das Gebäude ein von Barfüßer Mönchen bewohntes Kloster gewesen, das mit reichem Grundbesitze und fetten Pfründen ausgestattet war; nachher war es in ein Stift für adelige Fräulein umgewandelt worden, und bestand als solches bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Darauf fiel es mit allen seinen Gefällen und Einkünften an den Staat, der im Jahre 1754 das Haus sammt den Wirthschaftsgebäuden und einem großen Theil der Aecker, Wiesen, Weiden und Holzungen unter dem Namen „Stiftsgut" an den Aeltervater des jetzigen Besitzers verkaufte.

So verschieden wie die beiden Häuser, waren aber auch ihre Bewohner. Wölling war ein bauernstolzer, geiziger und streitsüchtiger Mensch. Kein Armer oder Kranker konnte sich rühmen jemals eine Gabe aus seinen Händen oder aus seinem Hause empfangen zu haben; er schnauzte jeden Bettler an, der an seine Thüre kam, und wußte nur über das „Lumpenvolk" zu räsonniren, vor dem man in seinem eigenen Hause keine Ruhe habe. Eines besonders guten Gerüchtes erfreute er sich nicht; ja man sagte ihm im Geheimen Dieses und Jenes nach, wobei einem ehrlichen Menschen ein Schauder über die Haut lief.

Das Täfelchen über seiner Hausthür erzählte zwar nur einfach von einem Brande, der hier gehaust habe; allein die Leute im Dorfe wußten darüber noch Weiteres zu erzählen, was recht übel lautete. Jedenfalls war so-

viel ſicher, daß Peter Adam Wölling wegen des Brandes, der zur Nachtzeit in der Scheune angegangen war, mit dem Gerichte zu thun bekommen hatte, und erſt nach geleiſtetem Reinigungseide, ſowie aus Mangel an Beweiſen von fahrläſſiger oder gar vorſätzlicher Brandſtiftung freigeſprochen worden war. (Schwurgerichte gab es damals in dem kleinen Fürſtenthume noch nicht, zu welchem Wohlingen gehörte). Allein es gab wohl nur Wenige im Dorfe, die an ſeine Unſchuld glaubten; und der Tod des Mauerjörgs, eines armen Familienvaters, der beim Retten und Löſchen in jener Feuernacht von einem brennenden Balken erſchlagen worden war, wurde ihm im Stillen auf ſeine Rechnung geſchrieben.

Nichts deſto weniger hatte Wölling als reicher Mann, beſonders in Gemeindeangelegenheiten, einen ziemlichen Theil der Wohlinger auf ſeiner Seite. Dem Reichthum gegenüber wird ja das Gedächtniß der Leute ſo leicht ſchwach, ihr Urtheil überaus milde und ſchonend, ſo gut auch das Gedächtniß, ſo ſcharf auch das Urtheil bleibt, wo der Reichthum fehlt. Auch das ſchadete dem Peter Adam Wölling bei ſeinen Anhängern nicht, daß er, ſeitdem er Wittwer geworden war, mit einem anrüchigen Weibsbilde, der Pöhlert-Lieſe, hauſte. Stand ja doch gewiß einmal für das Wölling'ſche Geſchlecht eine große Zukunft bevor, da Peter Adam Wöllings einziger Sohn und Erbe, Paul, gegenwärtig auf einem großen Gute im Preußiſchen „Oekonomie ſtudirte", wie der Herr Vater ſelbſtgefällig erzählte!

Anders und beſſer ſtand es drüben um den alten Stiftsbauer Martin Brückner und um ſein Haus. Derſelbe bekleidete den Ehrenpoſten des Ortsſchulzen, der ſich ſchon von ſeinen Vorfahren her in ununterbrochener Reihenfolge auf ihn vererbt hatte. Er war ein angehender Sechsziger, dem man aber die Zahl ſeiner Jahre noch nicht anſah. Den Kopf trug er zwar ſchon etwas vorgebeugt, als drückten ihn die Jahre; allein ſein Geſicht erglänzte noch in voller Friſche; die Augen leuchteten noch hell und klar über der ſtark hervortretenden, gebogenen Naſe; die langen Haare, die von der offenen, hohen Stirne nach hinten geſtrichen waren und am Hin-

terkopfe von einem Messingkamme zusammengehalten wurden, zeigten nur hier und da erst die Silberfäden des Alters.

Martin Brückner war durch und durch ein Ehrenmann, der in hoher Achtung stand, und dem selbst der Doriklatsch kaum etwas am Zeuge zu flicken wußte. Sein Haus war seine Welt, sein engbegrenzter zwar, aber reich gesegneter Wirkungskreis, wo er überall an seinem Platze war und wußte, was er zu thun hatte. Dagegen konnte man ihm eine gewisse Unsicherheit ja Unbeholfenheit nicht absprechen, wenn es galt, Widerwärtigkeiten, die von außen an ihn herantraten, die Stirne zu bieten; er konnte durch solche gelegentlich ganz aus den Fugen gehoben werden.

Auch er war seit etlichen Jahren schon Wittwer, und besaß nur ein einziges Töchterlein, das Marielieschen, sein Augen- und Herzenstrost, die ihm von vier Kindern alleine geblieben war, und von der selbst die Scheelsüchtigsten unter den Wohlingern gestehen mußten, daß sie das schmuckste, aber auch das bescheidenste Mädchen im ganzen Dorfe sei.

Was jedoch der Herr in seiner Weisheit nur wenigen Sterblichen in diesen Jahren noch zu Theil werden läßt, das war Martin Brückner beschceert. Er hatte seine Mutter noch. Und was für eine liebe, treue Mutter!

Ein und achtzig Jahre waren freilich schon an ihr vorübergegangen, und es war begreiflich, daß sie als die älteste Frau im Dorfe von allen Leuten nur „Stiftsbauers Großmutter" geheißen wurde; aber was der 92. Psalm von den Gerechten sagt, das traf bei ihr vollständig zu: „Wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein."

Ja, sie blühte noch förmlich, die gute Großmutter. Hochaufgerichtet ging sie einher ohne Stock und Stütze; frisch und hell schauten die guten, freundlichen Augen aus dem faltigen Gesichte, dessen Wangen mit dem Rothe der Gesundheit geschmückt waren; rund und voll wölbten sich die Lippen unter der gebogenen Nase, die sie, wie der Sohn hatte, und zeigten, daß noch gesunde Zähne sich darunter befanden. Ja, wenn nicht unter der sauberen,

weißen Faltenhaube, die ſie ſtets trug, ſich hier und da das ſilberweiße Haar bemerklich gemacht hätte, konnte man ſie füglich für zehn bis fünfzehn Jahre jünger halten, als ſie wirklich war.

Unermüdlich ſchaltete und waltete ſie im Hausweſen von früh bis ſpät, und wo die eigenen Kräfte nicht mehr zu einer Arbeit reichen wollten, war ſie doch mit den aufmerkſamen, ſcharfblickenden Augen mitthätig.

Niemand verſtand ſo gut wie Stiftsbauers Großmutter, Rapfküchlein und Waffeln zu backen; Niemand kannte ſo wie ſie das Geheimniß, es dahin zu bringen, daß die Hühner auch im Winter Eier legten, daß die Kühe das ganze Jahr hindurch, auch bei Dürrfutter, wohlſchmeckende, fette Milch gaben, daß das eingelegte Gemüſe und das friſche Obſt bis ſpät in den Winter hinein blieb, als ob es eben aus dem Garten geholt oder vom Baume gebrochen wäre. Ihre Muſchelbutter, von der Form, in welche ſie eingedrückt war, ſo genannt, ging im Sommer wie im Winter auf den Wochenmärkten der Stadt reißend ab; ſelbſt die Hochfürſtliche Küchenverwaltung bezog vom Wohlinger Stiftsgute gerne die friſche, wohlſchmeckende Butter.

Der hochſelige Landesherr, der ein gar gnädiger, herablaſſender Fürſt geweſen war, hatte zu öfteren Malen auf ſeinen Spazier- und Jagdfahrten bei Stiftsbauers vorgeſprochen und einen Imbiß zu befehlen geruht, der aus einem Butterbrode und einem Glaſe ſüßer oder ſaurer Milch beſtand, und der jetzt regierende Fürſt hatte ſogar einmal mit gutem Appetit etliche friſche Waffeln verſpeiſt, welche der Kunſt von Stiftsbauers Großmutter ihr Daſein verdankten, und ſich dabei mit der freundlichen Greiſin wohlwollend unterhalten. Das waren natürlich außerordentliche Ehrentage geweſen, deren Gedächtniß noch in ihrem hohen Alter die Freude und der unſchuldige Ruhm der Großmutter war.

Denn ſtolz war dieſelbe durchaus nicht. Dazu war ſie eine viel zu gute Chriſtin, feſt im Glauben und reich an der Liebe, die ſich gerne herunterhält zu den Niedrigen. Und wie ihr der erſtere, der in langer Erfahrung gereifte und bewährte Glaube, die herzſtärkenden Troſtworte, die

goldene Haus- und Lebensregeln lieferte, womit sie jeden Unglücklichen aufzurichten, jeden Verzagten zu stärken, jeden Verlegenen zu berathen wußte, so wies ihr die letztere, die reiche, ungefärbte Liebe, die ihr Herz erfüllte, allemal die rechten Mittel und Wege, den Nothleidenden und Betrübten außer den tröstenden Worten auch wirkliche, thatsächliche Hilfe angedeihen zu lassen.

Sie vornämlich war es gewesen, welche, nachdem der Mauerjörg — Georg Berger hieß er eigentlich — bei Wöllings Brande verunglückt war, dessen Wittwe und Waisen mit Rath und That unterstützt hatte.

Ach, die arme Bergerin! Als ihr in jener Brandnacht ihr Mann todt und halbverkohlt in's Haus gebracht worden war, brach sie vor Schreck und Jammer ohnmächtig zusammen, und als sie wieder zum Leben erwacht war, zeigte es sich, daß sie den Verstand verloren hatte. Anfangs wild und ungeberdig und schwere Flüche gegen Wölling, den vermeintlichen Brandstifter, ausstoßend, hatte sie einige Jahre im Irrenhause zugebracht, bis sie als unheilbar, aber als sogenannte „stille Irre" entlassen und wieder nach Wohlingen gebracht worden war.

Abgeschieden von der Welt brachte sie nun ihre Leidenstage in einem kleinen Hinterstübchen ihres Hauses zu. Nur die Großmutter, die, während sie im Irrenhause war, ihre Kinder treulich versorgt hatte, fand zu jeder Zeit Zutritt bei ihr, und es war wunderbar, welch' einen Einfluß schon das bloße Erscheinen der lieben, alten Frau auf die Irre übte. Sie war in ihrer Gegenwart stets ruhig und folgsam wie ein Kind, ja zeigte zuweilen ganz lichte Augenblicke, worin sie sprach, als sei sie im Vollbesitze ihrer Geisteskräfte.

Nur den Namen „Wölling" durfte Niemand vor ihr aussprechen. Geschah dies unbedachter Weise, so gerieth sie in die fürchterlichste Wuth und tobte und schäumte. Der Hofbauer wußte das und vermied deshalb, seitdem die Irre wieder zu Hause war, durch das Angergäßchen zu gehen, in welchem sie wohnte. Er machte lieber einen weiten Umweg, als daß sein Fuß das Gäßchen betrat. Als jüngst die Forst-Commission zur Untersuchung eines Wildschadens, wegen dessen Wölling klagbar geworden

war, das beſchädigte Kleefeld beſichtigen wollte, zu dem der nächſte Weg durch das Angergäßchen führte, konnte Wölling kaum anders, als mitgehen. Allein kaum war er um die Ecke gebogen und hatte das Häuschen der Armuth und des Elendes erblickt, als er einen grimmigen Wadenkrampf vorſchützte und ſtehen blieb mit dem Verſprechen, ſogleich nachzukommen, wenn der flüchtige Krampf vorüber wäre. Dann war er aber ſporenſtreichs durch den Kirſchling, durch die Borngaſſe hin über die Gemeindetrift den Herren nachgeeilt.

Für Bergers Kinder war, weſentlich durch die Fürſorge des Stiftsbauers und ſeiner Mutter geſorgt. Die älteſte Tochter, Annelore, beſorgte den einträglichen Botendienſt zwiſchen Wohlingen und der Stadt; die zweite Tochter hatte durch Vermittelung der Großmutter einen guten Dienſt in der Stadt erhalten; die jüngſte aber, die von Natur etwas ſchwach und krausgliedrig war, ſodaß ſie für ſchwere Arbeit nicht taugte, hatte die Großmutter auf ihre eigene Koſten in der Stadt das Kleidermachen erlernen laſſen und ſie war jetzt eine geſuchte Schneiderin, die ſelbſt von auswärts her Arbeit bekam.

Bergers einzigen Sohn, der beim Tode des Vaters erſt ſieben Jahre alt war, hatte der Stiftsbauer ſogleich nach dem Begräbniß in ſein Haus genommen und ganz wie ein eigenes Kind behandelt und auferzogen. Jetzt hatte er an dem Wilhelm, der ſehr gut eingeſchlagen war, einen treuen, zuverläſſigen Arbeiter, der überall den Nutzen des Stiftsbauers im Auge hatte, und dem dieſer darum getroſt Alles anvertrauen konnte. Er ſtand zwar in dem Verhältniſſe eines Knechtes, aber bekam es kaum zu ſpüren, daß er nicht wirklich ein Glied der Familie war.

2.

Bei Stiftsbauers ſollte zu Mittag gegeſſen werden, und zwar nach altem Gebrauche von Herrſchaft und Geſinde an dem nämlichen Tiſche. Der Unterſchied zwiſchen Beiden war nur dadurch bezeichnet, daß für die Familienglieder zinnernes Geſchirr aufgedeckt war, während das Geſinde irdenes hatte.

Für den Hausherrn gab es heute etwas Beſonderes;

denn was als die allgemeine Speise auf dem Tische stand, saurer Kartoffelbrei und geräucherter Schwartenmagen, war sein Lieblingsgericht nicht. Marielieschen hatte deshalb ein paar Eier für ihn in die Pfanne geschlagen.

Mit gesenktem Kopfe sprach Marielieschen das Tischgebet, und dann ging es tapfer hinter die großen Schüsseln. Die Großmutter begnügte sich mit der gemeinsamen Speise, und als ihr der Stiftsbauer den Eierteller hinschob, daß sie davon nehmen solle, sagte sie lachend:

„Geh' mir doch mit Deinem süßlichen Zeuge, Martin! Du weißt ja, mir ist etwas Derbes und Herzhaftes lieber, und mein Magen verträgt's auch."

Freundliche Rede und Gegenrede würzte das Mahl. Die Großmutter hatte es diesmal besonders auf den Wilhelm abgesehen, der sich heute wider alle Gewohnheit verschlafen hatte, und den sie deshalb mit gutmüthigem Spotte neckte. Vergebens rang dieser in seiner Verlegenheit nach entschuldigenden Worten; sie blieben ihm im Halse stecken, wenn seine Augen auf das schelmisch lächelnde Marielieschen trafen.

Nach Beendigung der Mahlzeit, welche die Tochter des Hauses wieder mit einem kurzen Dank-Gebete schloß, blieben der Stiftsbauer und die Großmutter noch behaglich hinter dem Tische sitzen, als die Dienstboten sich entfernt hatten, während Marielieschen flink den Tisch abräumte und die Reste von den Schüsseln und Tellern für die beiden Katzen zusammenthat, welche sie schon schnurrend umkreisten.

Da klinkte es draußen an der Hausthüre; der Spitz schlug an, beruhigte sich aber sogleich wieder. Es mußte also ein Bekannter des Hauses sein. Als Marielieschen nachsah, war es Bergers Annelore, die sich mit der schweren Kiepe auf dem Rücken, in welcher Packete, Schachteln, Bündel hoch aufgestapelt lagen, mühsam durch die nur halb geöffnete Hausthüre hereinschob.

„Ei, Annelore bist Du schon wieder zurück?" fragte verwundert der Stiftsbauer, als sie in's Zimmer trat; „das ist aber heute fix gegangen, und Du hast doch eine hohe Kiepe voll?"

„Ja, wenn man's einmal gut trifft! Mit dem Hof-

ſchlächter bin ich früh hinein in die Stadt gefahren und Kirchbauers Knecht hat mich auch wieder heimgefahren. So gut wird's Einem nicht alle Tage!"

Nachdem ſie ihre Kiepe abgeſtellt hatte, holte ſie aus einer alten, rothbraunen Brieftaſche zwei große Schreiben hervor, die ſie dem Stiftsbauer hinreichte, während ſie für die Großmutter die neueſte Nummer des zweimal in der Woche erſcheinenden Wochenblattes hervorkramte.

Der Stiftsbauer betrachtete Aufſchrift und Siegel des einen Briefes und brummte dann vor ſich hin:

„Vom Kreisrathe? Nun, was giebt's denn da ſchon wieder zu berichten?"

Während er die Klemmbrille ſuchte, ohne die er ſchon nicht mehr gut leſen konnte, ſtudirte die Großmutter ohne Brille eifrig die Anzeigen im Wochenblatte über Käufe und Verkäufe, Geburten, Verlobungen und Todesfälle, Frucht-, Butter- und Kartoffelpreiſe. Marielieschen aber holte herein, was die Kochtöpfe draußen noch hergaben. Wie hätte ſie die Annelore zur Mittagsſtunde ohne Eſſen aus dem Hauſe gehen laſſen können!

Der Stiftsbauer hatte das kreisräthliche Schreiben erbrochen und las und las. Es schien, als könne er gar nicht fertig werden, oder müsse drei, vier Mal lesen, um das Geschriebene verstehen zu können. Dabei griffen seine Fäuste so derb in das Papier des Schreibens, daß dasselbe hörbar knitterte.

Die Großmutter hatte schon wiederholt über ihr Blättchen hinübergesehen und den Sohn stille beobachtet. Jetzt fragte sie:

„Was hast Du denn da Martin? Doch nichts Schlimmes?"

„Wie man's nimmt!" antwortete der Stiftsbauer anscheinend gleichgültig, obwohl die alte Mutter etwas Anderes als Ruhe und Gleichgültigkeit aus seiner Stimme heraushörte. „Es geht heutzutage bunt in der Welt zu, und ich merke, die Herren in der Stadt können auch Blindekuh spielen."

„Wie so?" fragte die Großmutter verwundert, während Marieliesschen betroffen von den Worten des Vaters dastand, und die Annelore sich Schicklichkeits halber entfernen wollte.

„Kannst immerhin dableiben, Annelore," sagte der Stiftsbauer in eigenthümlichem Tone; ein Staatsgeheimniß ist's nicht, um das es sich dreht. Es wird wohl nicht lange dauern, so weiß es doch das ganze Dorf. Nämlich die Wohlinger, oder richtiger: gewisse Leute in Wohlingen, wollen mich nicht mehr zum Schulzen haben! Das ist's, rund und glatt! Und der neue Kreisrath, an den sie sich deshalb gewandt haben, sagt nicht Nein, ei behüte! sondern für Ja, um sich den Herren Bauern recht gefällig zu erzeigen. Da, lest selbst!"

Die Großmutter hätte dies wohl gerne gethan, aber sie wußte aus Erfahrung, daß sie mit dem Geschreibsel der gestudirten Herren in der Stadt nie recht fertig werden konnte. Sie nahm deshalb das Schreiben nicht aus der Hand des Sohnes und dieser fuhr fort:

„Undank ist der Welt Lohn! Ich habe das leider schon oft erlebt; aber so oft man es wieder erlebt, kränkt es Einen doch immer wieder auf's Neue. Und wie schnell Alles betrieben werden soll! Wie mit Dampf. Binnen

dato und ſechs Wochen ſoll ſchon die Neuwahl vorgenommen werden, und meine geſetzliche Amtszeit wäre doch erſt zu Martini abgelaufen! Aber ich weiß ſchon, wie das fertig gebracht worden iſt und wollte wetten, daß" . . .

„Der wüſte Wölling drüben Dir dieſen Brei eingerührt," fiel ihm die Großmutter in die Rede. „Denn ſeit Du ihm das Fahren über unſern Schleppweg unterſagt haſt, iſt er wie toll vor Zorn und Aerger. Aber Du haſt einmal Recht, Martin. Du darfſt das nicht leiden! Wenn Du dem früheren Beſitzer des neuen Wölling'ſchen Ackers, dem guten Nachbar Bennemann, ein paar Mal gutwillig erlaubt haſt, über unſern Schleppweg zu fahren, ſo darf daraus noch lange kein Recht gemacht werden. Ei, das wäre! Laſten genug und zuviel ſchon! Es darf durchaus nicht ſein, daß uns der Superkluge da drüben um unſer gutes Recht bringt!"

Während ſo die Großmutter in ächter Bauernweiſe für das gute Recht ihres Sohnes eiferte, hatte dieſer das zweite an ihn gerichtete Schreiben erbrochen. Es enthielt eine gerichtliche Vorladung. Wölling hatte den Stiftsbauer wegen Verwehrung des beſprochenen Schleppweges in den Silberſtücken verklagt.

„Da hört aber erſt!" rief erregt der Stiftsbauer. „Wölling hat mich vor Gericht geladen wegen des Schleppweges, während ich doch Urſache gehabt hätte, ihn zu verklagen!"

„Der Fuchs!" ſchalt die Großmutter. „Aber, Martin, jetzt gilt's! Jetzt darfſt Du Dir Dein Recht nicht nehmen laſſen, und wenn es einen Prozeß gibt, der tauſend Gulden koſtet!"

„Ich will vor der Hand einmal mit dem Notar Kerner ſprechen," ſagte gelaſſener als die Mutter der Stiftsbauer, und deſſen Rath einholen. Mein Recht laß' ich mir gewiß nicht nehmen."

„Nun, Martin, und was die Schulzenwahl angeht? Wirſt Du ihnen da gutwillig das Feld räumen, oder bei der Neuwahl das Deinige thun, daß Du im Amte bleibſt?"

„Nicht zuviel auf Einmal, Mutter!" meinte der Stiftsbauer abwehrend, und fügte dann hinzu, indem er

ſich ſcheinbar in voller Gemüthsruhe ſtreckte und gähnte, hinzu: „Vorerſt, denk' ich, iſt es gut, ſich Alles ordentlich zu überlegen und es einmal zu beſchlafen."

Und es ſchien, als hätte er es mit dem letzten Worte wirklich buchſtäblich gemeint; denn er faltete die beiden Schreiben wieder ruhig zuſammen, verſchloß ſie in ſein Pult und ſetzte ſich dann in den bequemen Lehnſtuhl hinter dem Ofen, das ihm zur Gewohnheit gewordene Mittagsſchläfchen zu halten.

Marielieschen hatte während des ganzen Auftrittes erſchrocken und mit krauſer Stirne dageſtanden. Es war ihr ſofort durch den Kopf gefahren, daß das Pfingſtfeſt nahe ſei mit ſeinen Feſtlichkeiten, und daß die Schulzenwahl, wenn ſie noch vor dem Feſte ſtattfände, unvermeidlich Parteiungen im Dorfe hervorrufen müſſe, durch welche die Feſtfreude geſtört werden könnte. Schmeichelnd nahte ſie ſich jetzt dem Vater und bat:

„Aber nicht wahr, lieber Vater, nur keine Wahl vor Pfingſten!? Ich könnte ſonſt um meine Feſtfreude gebracht werden.“

„Närrchen,“ ſagte der Vater, „Du haſt's ja gehört: binnen dato und ſechs Wochen ſoll es erſt ſein.“

Beruhigt gab jetzt Marielieschen der Annelore das Geleit bis vor die Hausthüre, während auch die Großmutter ihr gewohntes Ruheplätzchen im Alkoven aufſuchte. Aber heute wollte es mit dem Schläfchen nichts werden, ſo bequem ſie ſich's auch gemacht hatte und ſo feſt ſie auch die müden Augen zudrückte. Der Kopf war ihr übervoll, und das alte Blut wallte wieder einmal recht unruhig durch ihre Adern. Ehe es ſich Marielieschen verſah, trat ſie ſchon wieder in die Küche zu ihr, um beim Abwaſchen des Mittagsgeſchirres zu helfen.

Eben waren die Kühe gemolken, und die Mägde kamen mit den ſchneeweiß geſcheuerten Melkeimern über den Hof, den duftenden Inhalt derſelben in die kühle Milchkammer zu tragen. Nur Dore, die Jungmagd, die erſt vor wenigen Tagen in Dienſt getreten war, war noch zurück. Der Großmutter Augen waren jedoch überall, und als ſie einen Blick durch das Hofenſter warf, ſah ſie das Mädchen in lebhaftem Geſpräche mit einem der Knechte ſtehen, und die Melkeimer daneben in der brennenden Sonnenhitze.

Heftig klopfte ſie an's Fenſter und rief: „Dore! Dore!“

In der Meinung, ſie ſolle ſchnell herein in die Küche kommen, ließ die Magd die Melkeimer in der Sonne ſtehen und ſprang dienſteifrig die Hintertreppe hinauf.

„So war's nicht gemeint,“ ſchalt die Großmutter ärgerlich; „Du ſollſt die Milch nicht in der Sonne ſtehen laſſen! Weißt Du denn nicht, daß ihr das ſchadet? Merke Dir das jetzt Ein für alle Mal! Ich will's nicht noch einmal ſehen!“

Und als Dore, wie verdutzt wegen der Schelte, noch ſtehen blieb, eilte die alte Frau, ſo ſchnell ſie konnte, ſelbſt an ihr vorbei in den Hof und trug die Milch in's Haus.

3.

Am zweiten Pfingstfeiertage war das Wetter drückend schwül am Nachmittage. Kein Lüftchen regte sich, und wenn man auch nur hier und da ein paar weiße Wölkchen sah, befürchtete man doch nicht ohne Grund gegen Abend oder für die Nacht ein heftiges Gewitter.

Das störte aber die Lust des Jungvolkes nicht, welches soeben die Pfingstpreise ausgekegelt hatte, und nun in buntem Festzuge vom Dorfanger her jubelnd nach dem Wirthshause „zur schönen Linde" eilte.

Der schmucke Bergers Wilhelm, des Stiftsbauern Pflegesohn, hatte die meisten Kegel geworfen und wurde nun als „Pfingstkönig" reich mit Bändern geschmückt daher geführt. Seine zwei Begleiterinnen waren seine Schwester Emilie, die Schneiderin und Stiftsbauers Marielieschen. Aber Letztere hatte sich selbst freiwillig an seine Seite gestellt, als sie die Verlegenheit des schüchternen Burschen wahrnahm, der nach altem Pfingstbrauche sich zwei Begleiterinnen aus den Reihen der umherstehenden Mädchen zu wählen hatte und offenbar nicht wußte, wen er wählen sollte.

Immer näher kam der Zug, und wer sich jetzt einen Sitzplatz zu erobern suchte, that durchaus nicht unklug; denn im Nu waren sonst, wenn der Zug da war, sämmtliche Tische, Stühle und Bänke in Beschlag genommen, die auf dem freien Platze vor dem Wirthshause aufgestellt und aufgeschlagen waren.

Eine Gruppe von Männern hatte schon zeitlich auf einen guten Sitzplatz Bedacht genommen und sich behaglich an einem der Schenkstube nahe stehenden Tische niedergelassen, von welchem aus man die Tanztenne mit dem stattlichen Pfingstbaume übersehen konnte.

Oben an am Tische saß der Hofbauer Peter Adam Wölling im langen, blauen Ueberrocke, den ziemlich neumodischen Filzhut etwas unternehmend auf die Seite gerückt. Obwohl schon ein hoher Fünfziger, war er doch noch eine überaus kräftige Figur; aber auf dem feisten, blatternarbigen Gesichte, das nichts weniger als schön war, spiegelte sich ein Gemisch von Hochmuth, Selbstsucht,

Schlauheit und störrischem Wesen ab. Er hatte sich mit den verschränkten Armen auf den Tisch gelegt und paffte gewaltig aus seiner kurzen, mit silbernem Beschlage und silbernen Kettchen gezierten Tabakspfeife, die er mit seinen kerngesunden Zähnen festhielt.

Ihm zur Rechten saß Meister Röppel, der Schneider, ein gewaltig neugieriger Herr, der alle Tage, wo möglich etwas Neues sehen und hören mußte, und überall vorne an war, wo es etwas der Art gab, oder doch die Aussicht darauf vorhanden war.

Dann kam Bergmanns Guste, der zwar ein sehr wohlhabender Mann, aber nebenbei ein „Simpel" war.

Links saß der Schmied Stephan, der es gerne hörte, wenn ihn Wölling seinen „Hofschmied" nannte, sodann ein bankerotter Halbspänner, Samuel Krietsch, von welchem Jedermann wußte, daß er in kaum sieben Jahren sein nicht unbedeutendes, väterliches Erbe verlottert hatte, und endlich unten am Tische, Wölling gerade gegenüber, der kleine Pöhlert, früher seines Zeichens ein Leinweber, jetzt aber Mäkler und Viehhändler und sonst noch Allerlei, wozu man ihn eben gebrauchen wollte.

Das Gespräch drehte sich um Wöllings Prozeß mit dem Stiftsbauer.

„Habt Ihr schon einen Termin mit ihm gehabt?" fragte der Schneider Röppel.

„Vergangene Mittwoch schon den zweiten; doch er ist nicht persönlich erschienen, sondern hat sich durch den Doktor Kerner vertreten lassen."

„Paßt nur auf!" meinte der Schmied Stephan. „Der Alte kriegt das Prozessen bald satt. So etwas macht ihm zuviel Unruhe. Denn, was wahr ist, muß wahr bleiben, streitsüchtig ist er nicht, und um des lieben Friedens willen hat er schon oft fünf gerade sein lassen."

„Ja wohl, wenn nur seine Mutter nicht wäre!" sagte Röppel. „Ich glaube nicht, daß die ihn auf sein Recht verzichten läßt."

„Was schwatzt Ihr da, Schneider!" polterte Wölling. „Sein Recht? Verzichten? Mein ist das Recht auf den Schleppweg ebensogut wie sein! Und von Verzichten will ich nichts wissen; das nähme ich von ihm gar nicht

an. Ich will nichts geschenkt haben; aber ich will mein Recht, und gibt er mir das nicht gutwillig, so verklage ich ihn bis an's Obergericht, wenn es sein muß. Basta!"

„Ist's denn wahr, daß der Stiftsbauer auf den Schulzendienst verzichten will?" fragte respectvoll der Ortsdiener Siebert, der bei Wöllings letzten Worten mit an den Tisch getreten war.

Als Niemand darauf Antwort gab, setzte Siebert schmeichelnd hinzu: „Das wäre so ein Pöstchen für Euch, Herr Wölling; denn wenn Einer das Zeug dazu hat, dann seid Ihr es!"

„Schweig, Spitz!" rief der Schmied; „das sind Dinge, die Dich nichts angehen und die Du nicht verstehst!"

„Meine Stimme hat Wölling!" sagte der Schneider Röppel, indem er sich seelenvergnügt die Hände rieb.

„Und meine erst recht!" ließ sich Samuel Krietsch vernehmen; „Notabene, wenn er den kleinen Pöhlert zum Gemeindekassen-Verwalter machen will!"

„Topp! Es gilt!" rief der zuletzt Erwähnte, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Und meint Ihr etwa, ich verstände es nicht? Ich sage Euch, ganz perfect, zumal wenn ich erst eine Zeit lang bei meinem Gevatter Krietsch wegen der Rechnungsführung in die Lehre gegangen sein würde."

Die ganze Rotte lachte hell auf und Meister Röppel sagte mit spöttischem Ernst:

„Hm! Hm! Der sprach durch die Blume, wie der Bauer durch die Hecke!"

Wiederum lachte Alles und Krietsch wollte offenbar auf Pöhlerts derbe Anspielung eine ebenso gesalzene Antwort geben. Allein er besann sich eines Besseren, ehe noch ein Wort über seine Lippen gegangen war, langte bedächtig nach seinem Bierkrug und spülte mit einem langen, bis auf den Boden gehenden Zuge seinen Aerger hinunter.

„Heda, Wirthschaft! Bier her!" rief Pöhlert und klopfte mit Krietschs leerem Kruge auf den Tisch. „Ich bezahl's! Auf Einem Beine geht es sich nicht gut, besonders bei meinem Gevatter Samuel nicht. Dafür kenne ich den so genau, wie mein Wollwamms!"

„Wart' nur, Spitzbube!" Drohte Krietsch scherzend mit dem Finger; denn er war jetzt wieder völlig versöhnt, und als der gefüllte Bierkrug kam und Pöhlert ihm das volle Glas zutrank, that er schmunzelnd Bescheid.

Wölling hatte während dieses Geschwätzes anscheinend theilnahmlos dagesessen und nur tapfer weiter gepafft. Jetzt aber mochte er fürchten, daß der von dem Ortsdiener auf's Tapet gebrachte Gegenstand des Gespräches wieder einschlafen werde und begann darum, nachdem er sich vernehmlich geräuspert hatte:

„Apropos, vergessen wir über dem Rocke das Hemd nicht! Die Schulzenwahl steht ja allerdings nahe bevor; denn der Kreisrath hat sie angeordnet und der Stiftsbauer muß das Schreiben schon seit ein paar Wochen haben. Da meine ich denn, wir sollten uns nur vor einer Zersplitterung der Stimmen bei der Wahl in Acht nehmen. Gesetzt der Fall, ich käme durch Euer Vertrauen auf die Wahl . . . . ."

„Flausen! Flausen!" unterbrach ihn der Schmied; „da ist kein Fall mehr zu setzen; Ihr kommt auf die Wahl so gewiß zwei mal zwei vier ist, und wenn Ihr nicht unser Schulze werdet, dann sollt Ihr das Recht haben, mich ungestraft einen Schelm zu nennen!"

„Bravo, Stephan! Bravo!" rief Siebert, der Ortsdiener, und war dabei so außer sich vor Wonne und Herrlichkeit, daß er, wie in Gedanken, den Krug des simpelen Bergmann ergriff und rief: „Vivat Hoch! Unser neuer Schulze soll leben!"

„Siebert, will Er schweigen!" rief Wölling zornig, unterdessen der Schmied schon aufgesprungen war und Siebert mit seinen starken Armen so kräftig nieder drückte, daß ihm nicht nur das Rufen, sondern auch schier Hören und Sehen verging.

Durch diesen Auftritt war die Gemüthlichkeit, mit der man sich bisher unterhalten, wie fortgeblasen. Niemand wollte das Gespräch wegen der Schulzenwahl weiter fortsetzen. Eben begann auch der Tanz in der Tenne und mehrere standen auf, dort zuzusehen. Nur Wölling und der kleine Pöhlert blieben noch sitzen, sprachen aber über ganz gleichgültige Dinge.

Plötzlich erhielt Wölling einen leichten Schlag auf die Schulter, und als er sich verwundert umdrehte, stand sein Sohn Paul, der Gestudirte, vor ihm, an der Hand Stiftsbauers Marielieschen. Paul Wölling war ein hübscher Bursche, dem die städtischen Kleider, die er trug, ganz gut zu Gesichte standen; aber auf diesem Gesichte

stand in ziemlich leserlichen Zügen geschrieben, daß er, was Hochmuth und Eitelkeit anging, seines Vaters Sohn war, und eine tüchtige Portion Leichtsinn schaute aus den graublauen Augen noch dazu heraus. Er war natürlich zum Pfingstbier nach Hause gekommen. Mußte er

doch den Tänzer Marielieschens machen, der er schon seit seinen Schuljahren nachging und die dagegen auch ihrerseits gar nichts einzuwenden hatte, so wenig es auch ihrem Vater und der Großmutter gefiel. Bei Letzterer schadete es Paul weniger, daß er Wöllings Sohn war, als daß er über seinen Stand hinaus wollte und ein „Gestudirter" werden, denn von den „gestudirten" Bauern hielt sie einmal nicht viel.

„Na, Paul," sagte Wölling, indem er den schmucken Burschen wohlgefällig betrachtete, „heute geht's flott her, nicht? Na, mache Dich nur recht lustig, man ist ja nur Einmal jung!"

„Soll schon werden!" rief Paul, listig mit den Augen gegen Pöhlert zwinkernd, und zog dann Marielieschen rasch mit sich fort, weil eben die Musik wieder anstimmte.

„Ein stolzes Paar!" meinte Pöhlert, den Dahineilenden nachschauend, „das Marielieschen ist ein Prachtmädel, und, was Euren Sohn betrifft, allen Respect!"

„Das wollte ich meinen," entgegnete Wölling geschmeichelt. „Aber was kostet mich der Junge auch! Man sollt' es gar nicht für möglich halten!"

„Nun, Ihr habt's ja," sagte Pöhlert, „und des alten Stiftsbauern Mitgabe ist einmal auch nicht zu verachten."

„Bah, so weit sind wir noch nicht! Die Rechnung ist noch nicht abgeschlossen, und wer weiß, ob der Prozeß und die Schulzenwahl nicht noch einen dicken Strich durch dieselbe machen!"

„Das wäre aber doch gewiß Eurem Paul verdrießlich?"

„Verdrießlich? Denkt nicht daran! Ist's die nicht, ist's eine Andere. Er würde sich schon nicht zu Tode grämen, wenn es mit dem Stiftstöchterlein nichts würde; denn wenn er wollte — ha, an jedem Finger zehn!"

„Macht in Summa hundert," sagte ruhig Pöhlert, wahrscheinlich um zu zeigen, wie richtig er rechnen könne und wie geeignet er für den Posten wäre, zu dem ihn vorhin sein Gevatter Krietsch dem künftigen Schulzen vorgeschlagen hatte.

Nach einer kleinen Pause frug Pöhlert:

„Wann ist denn Euer Sohn gestern angekommen?"

„Erst spät Abends," war die Antwort. „Meine Kutsche hat ihn von Thalberg abgeholt, bis wohin er mit Dampf gefahren ist. Aber ordentlich warm kann er hier nicht werden; er muß morgen mit dem ersten Zuge wieder von Thalberg fort, sie können ihn auf seinem Gute gar nicht entbehren."

„Das ist ja schnell," sagte Pöhlert, „da muß er sich seine Zeit hier zu Nutze machen."

„Aber, Pöhlert," sprach Wölling über ein Weilchen mit einem etwas verlegenen Räuspern, nachdem beide schweigend den Tanzenden zugesehen hatten. „Ihr seid ja heute so kalt und maulfaul! Ein Paar gescheute Leute, wie wir Beide sollten sich näher treten, als bisher geschehen ist! Und übrigens, Alterchen, wißt Ihr doch wohl noch, daß ich gerade einmal dazu kam, wie Ihr auf dem Viehmarkte in Dings drüben — wo war es doch noch? — einem einfältigen Bauer drei vergoldete Rechenpfennige als Ducaten mit unterzählten? He?"

„Weiß wohl," antwortete Pöhlert, der verstand, was Wölling wollte, „gerade so genau, wie ich mich noch entsinne, daß ich just dazu kam, wie Ihr drüben im Brandhau ein wenig wilddiebtet und eben einen prächtigen Vierzehnender unter dem Knicker hattet."

„Gewesen! Gewesen!" entgegnete Wölling sichtbar verlegen und von dem unerwarteten Gegenschlag getroffen. Dann reichte er Pöhlert schnell die Hand über den Tisch hin und sagte: „Eben deshalb sollten wir Freunde sein und zusammenhalten. Und wenn ich Schulze würde, Freundchen, ..."

„Hätt' ich nicht das Geringste davon!" fiel Pöhlert schnell ein.

Als Wölling jetzt aufblickte, bemerkte er den Stiftsbauer, der soeben angekommen war und nur wenige Schritte seitwärts von ihm stand.

Wie vorhin Wölling, so hatte jetzt Brückner sogleich ein halbes Dutzend Wohlinger um sich herum; nur daß diese offenbar von einer ganz anderen Sorte waren, als vorhin Wöllings Gesellschaft.

Als sich der alte Mann nach einem Stuhle umsah,

bot ihm Pöhlert schnell den seinigen an, den Jener aber dankend ablehnte.

Im Umsehen sprang Wilhelm Berger mit einem Polsterstuhle herbei und Brückner nahm denselben dankbar an.

Dasselbe Gelichter, welches soeben Wölling den Hof gemacht hatte, bemühte sich nun, bei dem Stiftsbauern ein Gleiches zu thun zum großen Aerger Wöllings, der es mit ansehen mußte. Der Schneider Röppel brachte sogar ohne alle Umstände die Rede auf die Schulzenwahl, und Krietsch säumte nicht mit der Bemerkung, daß doch ohne Zweifel der alte Schulze wieder gewählt werden würde.

„Laßt mich doch in Ruhe mit Eurem Geschwätze!" sagte ärgerlich der Stiftsbauer. „Ich bin hergekommen, mein Krügelchen Bier in Frieden zu trinken, und nicht über Dinge zu reden, die nicht hierher gehören. Auf Eure Empfehlung und Fürsprache, Krietsch, bin ich übrigens gar nicht versessen."

Das war unverhohlenes Deutsch, welches von Mehreren mit einem lauten: „Bravo, Stiftsbauer!" erwidert wurde, während Andere von Anmaßung und Beleidigung zischelten.

Als Marieliesschen den Vater erblickte, sprang sie hocherfreut auf ihn zu und begrüßte ihn, und auch Paul nahte sich, der schon am Vormittag in Stiftsbauers Besuch gemacht und Marieliesschen zum Tanze geladen hatte. Aber hier hielt sich der Leichtfuß sehr gesetzt und ordentlich. Er spielte weder mit seiner goldnen Uhrkette, noch klimperte er mit den großen Geldstücken in der Hosentasche, wie er es bisher bei den andern Wohlingern gethan hatte. Sein Kind begrüßte der Stiftsbauer freundlich und herzlich, für Paul aber fiel nur ein kurzer, kalter Gruß ab.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wurde das Leben und Treiben vor der „schönen Linde" bewegter und lauter. Nach und nach erhitzte das Getränk die Köpfe, aber ebensosehr die bevorstehende Schulzenwahl, die überall unter den Männern den Gegenstand des Gespräches bildete. Bald ließ man hier den Peter Adam Wölling als zu-

künftigen Schulzen hoch leben, bald dort den Martin Brückner.

Das kam denn doch dem Stiftsbauer zu dick. Er leerte rasch sein Krügelchen und stand dann auf, um, wie er sagte, noch einen Gang durch die Felder zu machen.

Kurze Zeit nachher brach auch Wölling auf, dem die Hochrufe auf ihn, als den künftigen Schulzen das Herz mit hoher Freude erfüllt hatten, die sich merken zu lassen er doch zu stolz war. Als er im Weggehen noch einmal mit seinem Paul zusammentraf, raunte er ihm in's Ohr: „Wenn Dich die Burschen allenfalls angehen, daß Du Etwas zum Besten geben sollst, so laß Dich nicht lumpen! Ich bezahle Alles?"

Das war denn Wasser auf Pauls Mühle, und kaum hatte sein Vater den Rücken verwandt, als er unaufgefordert Bier, Wein und Punsch in Menge auftragen ließ und Alles zum Mittrinken aufforderte. Ein ähnliches Traktament war in Wohlingen noch nicht erlebt worden, und es gab daselbst unter Jung und Alt Leute genug, die nicht blöde waren.

4.

Dem schwülen Nachmittage war keine erquickende Abendkühle gefolgt.

Hinter grauen Wolken, die weiß umsäumt waren, versank die Sonne wie eine blutrothe Kugel, und ihre letzten, fahlen Strahlen spiegelten sich unheimlich in den kleinen runden Scheiben der hochgelegenen Dorfkirche.

Kein Vogelstimmchen war zu hören, schlaff und träge strichen die Schwalben ganz niedrig über den Erdboden, ohne ihr Gezirp vernehmen zu lassen; selbst das muntere Rothschwänzchen auf der Dachfirste ließ nur ganz leise sein metallenes Pink! Pink! hören. Nur das eintönige Gezirp der Grillen erschallte in vollem Chor durch die abendliche Flur.

Ein Abendspaziergang durch Feld und Flur machte bei dem Stiftsbauer, im Sommer wenigstens, den Beschluß jedes Sonn- und Festtages. Wenn er so auf dem Grund und Boden stand, den schon seine Vorfahren gepflügt, gesäet und abgeerntet hatten, und der auch ihm jetzt wieder

mit seinen wogenden Aehren reichen Segen versprach, so fühlte er sich durchschauert von der Gewißheit der reichen, unermüdlichen Liebe Gottes, der gegenüber er zwar seine eigene Unwürdigkeit recht lebendig fühlte, aber die ihn doch auch wieder so hoch erhob, daß er so recht von Herzen fröhlich werden konnte. Und wenn er so allüberall auf Schritt und Tritt die herrlichsten Zeugnisse für die

göttliche Weisheit erblickte, die die ganze Schöpfung bis in's Kleinste hinein so wunderbarlich geordnet, so wich jede Sorge von ihm, die ihm vielleicht das Herz bedrückt hatte und es klang ihm wie Glockenton in dem Herzen:

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten,
Daß Du Dich wundern wirst.

Heute aber konnte sein Herz von alledem nichts empfinden.

Und doch prangten wie sonst segenverheißend die abgeblühten Kornfelder; der Waizen stand üppig in den Aehren; Gerste und Hafer, Klee und Kartoffeln sahen überaus verheißungsvoll aus, wenn auch die schwüle Hitze des Nachmittags die Blätter schlaff gemacht hatte. Alles hielt eine erbauliche Pfingstpredigt und pries, wenn auch ohne Zungen, die großen Thaten Gottes.

Des Stiftsbauers Herz war schwer belastet. Er hatte bis jetzt als Ortsschulze stets das Wohl der Gemeinde treu im Auge gehabt und alle seine Kraft und Sorge daran gesetzt, den Ruhm nicht zu Schanden werden zu lassen, den alle Brückners vor ihm sich erworben hatten, daß sie nämlich tüchtige, rechtschaffene Schulzen gewesen seien. Und jetzt dieser schnöde Undank, sowohl von Seiten der Behörde, wie auch der Gemeinde! Hatte man doch vor seinen Ohren Wölling als zukünftigen Schulzen hoch leben lassen, Wölling, der nicht blos sein persönlicher Feind und Widersacher war, sondern auch eine durchaus anrüchige Person! War das nicht eine absichtliche Kränkung, die man ihm damit zufügte? Hieß es nicht soviel für ihn als: Siehe, der Wölling ist doch ein Besserer als Du!?

Der böse Geist des Kleinmuths und der Unsicherheit kam über ihn. Es war ihm, als ob der Boden unter seinen Füßen wanke, als ob sich ein Abgrund für ihn aufthue, der Alles: Amt und Ehre, Hab und Gut, Glück und Freude rettungslos verschlänge.

Thörichter Mann! Der Grund und Boden steht fest unter Dir! Es sind Deine Fruchtfelder, durch die Du wandelst! Es sind Deine Erdschollen, an die Dein Fuß stößt, die Du in schwerer Arbeit und in saurem Schweiß bestellt hast und die Dir nun mit dem reichen Segen, der auf ihnen gewachsen ist, das Wort des Psalmisten entgegenrufen: „Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Er krönet das Jahr mit seinem Gut und seine Fußstapfen triefen von Fett!“ Und dort hinten, halb verdeckt von den Bäumen des Grasgartens, steht da nicht Dein trautes Heim, Dein und Deiner Väter Sitz, wohlgebunden und festgefugt, daß es

noch für Jahrhunderte scheint aushalten zu können, wie es bereits mehr als ein Jahrhundert überdauert hat? Siehst Du nicht die Thürmchen an dem alterthümlichen, von des sinkenden Tages Dämmerschein umwobenen Giebel, deren Spitzen so bedeutungsvoll nach oben weisen, wo Der thront, bei dem kein Wandel ist und der für die Seinen allezeit ihr Schild und Hort ist und ihre feste Burg? Und schlägt Dir nicht in diesem trauten Heim noch ein treues Mutterherz als eine feste Stütze für Deine Unsicherheit und Dein banges Zagen, und ein warmes, liebendes Kinderherz, Dein höchstes und köstlichstes Gut? O hättest Du nur Augen zu sehen, was Dir die unaussprechliche Gnade Gottes läßt, wenn Du auch am Ende müßtest fahren lassen, was Dir jetzt nur durch die Befürchtung, es zu verlieren, so besonderen Werth gewonnen hat!

Aber diese Augen fehlten dem Stiftsbauer jetzt. Es war, als ob die Wolken, die sich immer dichter und schwärzer droben am Himmel zusammenballten, sich ihm wie eine verhüllende Decke vor die Geistesaugen gelegt hätten! Gedankenvoll in sich gekehrt, die Blicke auf den Boden geheftet, schritt er dahin, dem großen, mit Obstbäumen bepflanzten Grasgarten zu, der sich an den wohlgepflegten Hausgarten anschloß.

Dieser Grasgarten war durch den sogenannten Steinbach von dem freien Felde getrennt. Das war ein munteres Wässerchen, welches aus den nahen Bergen herabkam und jetzt sanft dahinrieselte, gleich als wenn es ausruhen wollte von der schweren Arbeit, die es in seinem kurzen Laufe schon verrichtet hatte. Denn durch Wehre eingezwängt und aufgestaut, hatte es schon eine Reihe von Mühlrädern treiben müssen, bis es hierher kam und bald in dem größeren Landgraben volle Ruhe fand. Ein frisches, fröhliches Bergkind, sah es jetzt durchaus harmlos aus und trug geduldig die Fahrzeuge von Eichenrinde oder Papier, welche ihm die Wohlinger Buben aufzuladen liebten; aber bei heftigen Regengüssen oder plötzlich eintretendem Thauwetter, konnte es auch recht wild und ungeberdig werden und großen Schaden anrichten.

Schon stand der Stiftsbauer an dem Stege, der über den Bach hinüber nach dem Grasgarten führte, und

blickte sinnend in das klare Wässerlein, als ihm mit Einem Male, ganz unerwartet, von hinten her ein lautes: „Guten Abend, Martin!“ zugerufen wurde.

Ordentlich erschrocken drehte er sich um und sah seine alte Mutter auf einem anderen Pfade, als dem, der ihn selbst hierhergeführt hatte, aus dem Felde kommen. Sie hatte offenbar auch einen Abendspaziergang gemacht, trug ein frisches Sträußchen von Feldblumen in der Hand und schien überaus munter und guter Dinge zu sein.

„Da sieh' nur 'mal her, Martin,“ sprach sie, ihm das Sträußchen hinhaltend, „die vielen schönen Blumen, und alle im schönsten Pfingststaat: Kamillen, Mohn, Wicken, Rittersporn und nicht zu vergessen, Martin, auch Radel. Du kennst ja doch das Sprüchlein:

Radel, Radel roth,
In vier Wochen neues Brot.“

Der unverhoffte Anblick der alten ehrwürdigen Mutter, ihr fröhliches Wesen und ihre scherzende Rede machten auf den Stiftsbauer einen gewaltigen Eindruck. Es war, als ob ihm die böse Decke, die vor seinen Geistesaugen gehangen und sein ganzes Innere gleichsam verdunkelt hatte, mit Einem Male weggezogen wäre. War auch seine Stirne noch in graufe Falten gezogen, sein Auge blickte hell und freundlich in das ehrwürdige Antlitz der alten Frau.

Diese ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Sie hatte schon eine ganze Weile, ehe sie ihn angerufen, ihren Martin beobachtet, wie er so gedankenvoll dahergegangen kam und zuletzt in tiefem Sinnen an dem Steinbach stehen blieb. Sie wußte, daß ihm Etwas schwer auf dem Herzen lag, was herunter mußte. Und das sollte jetzt geschehen, jetzt hier unter Gottes freiem Himmel.

„Nicht wahr, Martin,“ so fing sie nun an, „wie sieht man doch jetzt auf Schritt und Tritt überall die Spuren der Güte Gottes! Wie prangt Alles in den Feldern! Wenn uns der Herr Alles in Gnaden behütet, giebt's eine Ernte heuer, wie schon lange keine mehr dagewesen ist. Und hast Du nicht gesehen, wie schön gerade unsere Felder stehen? Kein Brand im Waizen, keine Junker im Korn, keine Blößen im Kleefeld, keine Lücken in den Kar-

toffeln! Womit haben wir das verdient? Sind wir etwa beſſer als unſere Nachbarn, bei denen nicht Alles ſo prächtig ſteht? O nein, nein doch! Wir ſind allzumal Sünder und nicht werth der Barmherzigkeit, die der Herr an uns thut. Es iſt allein ſeine freie, unverdiente Gnade, die uns ſo ſegnet!"

So ließ ſie, ſcheinbar ganz ohne Abſicht, ihrem Herzen freien Lauf. Als aber der Sohn darauf nur mit einem kurzen, zerſtreuten: „Ja, ja, ſo iſt's!" antwortete, griff ſie ihn an den Schultern und drehte ihn herum, ſodaß ſie ihm gerade voll in die Augen ſehen konnte.

„Martin, was iſt Dir?" fragte ſie mit tiefem Ernſte, als ſie wahrnahm, wie trübe ſein Auge blickte. „Du biſt ſeit Kurzem wie umgewandelt, ich hab's wohl gemerkt, und jetzt wieder ſteht es Dir auf der Stirne und in den Augen geſchrieben, daß Dich etwas Schweres drückt! Was iſt's, Martin?"

„Die ganze Zeit gefällt mir nicht, Mutter!" ſagte der Stiftsbauer ausweichend.

„O, mir auch nicht, das weiß Gott!" entgegnete raſch die Großmutter. „Wem könnte ſie gefallen, der ein ehrlich, chriſtlich Herz in ſeiner Bruſt trägt? Aber das kann's doch nicht ſein, was Dich ſo niederdrückt! Die Zeit iſt doch in den paar Wochen, die Du ſchon ſo gedrückt und ſtille umhergehſt, nicht auf Einmal ſo beſonders ſchlecht geworden! Nein, nein, Martinchen, es iſt etwas Anderes! Und ſoll ich Dir ſagen, was es iſt?"

„Nun, Mutter?" fragte der Stiftsbauer verlegen.

„Es iſt die Furcht vor den Opfern, die Dir die gegenwärtige Zeit aufzulegen droht. Es iſt die leidige

Sorge um das Irdische, daran Du mehr hängst, als Du bisher wohl selber gedacht hast. Es ist, laß mich's gerade herausſagen, Deine Eitelkeit und Ehrſucht, die Etwas zu verlieren beſorgt iſt!"

„Mutter!" rief der Stiftsbauer erregt, „das hätte ich nicht gedacht, von Euch hören zu müſſen!"

„Stille, ſtille, Martinchen! Du ſollſt ſogar noch mehr hören. Und wenn es Dir wehe thut, ſo iſt's gut; dann heilt's auch. Deine Krankheit kommt von dem Briefe des Kreisrathes her. Der Prozeß mit Wölling hat ſie nicht hervorgerufen; der kann Dir keine Sorgen und Bedenken machen, da Dein Recht ſonnenklar auf der Hand liegt. Aber das wurmt Dich, daß die Wohlinger eine neue Schulzenwahl beantragt haben. Und weil Du fürchteſt, bei den jetzigen Zeiten nicht wieder gewählt zu werden, darum iſt bei Dir Feuer im Dach und Kleinmuth im Herzen. Hab' ich Recht oder nicht?"

„'S kann ſchon ſein, daß Ihr Recht habt, Mutter," antwortete kleinlaut der Stiftsbauer, fügte aber dann in plötzlicher Aufwallung hinzu: „Die fatale Geſchichte wird noch ein Nagel zu meinem Sarge!"

„Aber, Martin!" ſagte die Mutter gedehnt. „Schäme Dich doch ein wenig ſo — einfältig hätte ich beinahe geſagt — zu ſprechen!"

„O, es wäre eine Schande für das ganze Dorf," fuhr der Sohn erregt fort, „wenn das durchgehen ſollte, was ein paar unruhige, boshafte Köpfe ausgeheckt haben, und was man mir vorhin am Wirthshauſe deutlich genug zu hören gegeben hat! Acht und zwanzig Jahre bin ich nun Schulze; ſechszehn Jahre war es mein Vater und ſchon vor ihm führte ein Brückner, wahrſcheinlich mein Großvater, das Schulzenamt, wie's im alten Gemeindebuche ſteht, und nun ....."

„Kann auch einmal ein Anderer zuſehen, wie er mit den Wohlingern fertig wird," fiel ihm die Großmutter ſchnell in's Wort. „Martin, was iſt denn dabei ſo Schlimmes, wenn man's bei Lichte beſieht? Würde bringt Bürde. Und wer in dieſer unruhigen Zeit ein ſtilles ſicheres Plätzchen daheim hat, wo es ihm wohl ſein kann,

der sollte froh sein und Gott danken, wenn er sich um das, was draußen vorgeht, nicht zu kümmern braucht!"

„Ja, Martin," fuhr sie fort, „wenn Du aus anderen Gründen zurücktreten müßtest, wenn Du Deine Pflichten vernachlässigt, wenn Du Untreue verübt, wenn Du Ungerechtigkeiten begangen hättest, und man nähme Dir deswegen das Amt ab, dann wäre es ein ander Ding; dann hättest Du Ursache, Dich zu grämen. Aber was ist's denn jetzt, weshalb sie Dich nicht mehr wollen? Daß Du ohne Ansehen der Person Recht und Gerechtigkeit übst, daß Du nicht schleichst und kriechst und scharwenzelst, daß Du Dich der Armen annimmst und ihre Last zu erleichtern suchst! Ist das etwa eine Schande für Dich, wenn sie Dich deshalb vom Amte bringen? Und wer ist es denn, der gegen Dich arbeitet und Wölling zum Schulzen haben will? Sind's etwa die braven, ehrlichen Leute, auf deren Urtheil man etwas zu halten hat? Sind's nicht gerade die Schlechten und Heruntergekommenen, wie der Krietsch und der Pöhlert und ihres Gleichen? — Martin, Martin, heraus aus der Seele mit der falschen Scham und Ehrsucht! Die sind wie Eiter in den Gebeinen; dabei kannst Du nicht wieder der alte, zufriedene und glückliche Martin Brückner werden!"

Der Stiftsbauer antwortete keine Silbe auf diese lange, eindringliche Rede seiner alten Mutter. Innerlich mußte er ihr wohl Recht geben; aber das Zugeständniß, daß sie Recht habe, wollte noch nicht über seine Lippen. Die Großmutter kannte ihren Sohn; sie wußte, daß er Zeit dazu haben müsse, das Gehörte in sich zu verarbeiten. D'rum schwieg auch sie und ging jetzt über den Steg voran in den Grasgarten.

„Da trage ich ganz andere Sorge auf dem Herzen, die auch Dir näher liegen sollte," begann sie wieder, als sie mit einander eine Weile stille dahingegangen waren.

„Nun, und das wäre?" fragte der Stiftsbauer verwundert über den ernsten Ton, in welchem die Mutter dies sagte, und über den Seufzer, womit sie ihre Worte begleitete.

„Marieliesches Verhältniß zu Wöllings Paul," lautete die Antwort. „Bis jetzt ließ ich die Sache so

ruhig gehen, weil ja Beide noch halbe Kinder waren, und ein Widerſpruch gegen ihren Umgang das Uebel noch ärger gemacht haben würde. Aber als Paul heute Vormittag da war, iſt mir's ſo recht klar geworden, daß er ein Aufſchneider, ein Windlips iſt, von dem für unſer Kind nichts Gutes zu erwarten iſt. Da meine ich denn, es wäre Zeit dem Gehänge der Beiden je eher, je lieber ein Ende zu machen. Ich habe mir heute Nachmittag ſchon Vorwürfe genug gemacht, weil ich ſo ſchwach war, Marieliechen mit Paul zum Tanze gehen zu laſſen."

„Ja, ja, Mutter, da habt Ihr vollkommen Recht. Mir hat die Geſchichte von vorne herein nicht gefallen; aber jetzt, wo Wölling ſich ſo zu uns geſtellt hat, muß ſie natürlich ganz ein Ende haben. Marieliechen wird das ſelber einſehen, und ſie iſt ja ein gutes, gehorſames Kind, das gewiß nichts gegen unſern Willen thun will."

So waren ſie in den Hof des Stiftsgutes gekommen. Der Stiftsbauer ging in den Stall, nach den Pferden zu ſehen, die ein wenig rumorten; die Großmutter aber bemerkte, daß das Thürchen des Hühnerſtalles noch offen ſtand und ging hin, es zu ſchließen, damit der Marder nicht an das Federvieh komme.

Als ſie kurz darauf Licht in das Wohnzimmer brachte, hinter deſſen dicken Wänden es frühe dunkelte, ſah ihr Sohn zum Fenſter hinaus und beobachtete aufmerkſam den Himmel, an welchem ſich im Südweſten ſchwere, ſchwarze Wolken aufgethürmt hatten und jetzt ſchon dann und wann ein ferner Blitz zuckte und ein ſchwaches Rollen des Donners ſich vernehmen ließ.

„Da zieht ein ſchweres Wetter herauf!" ſagte er, den Kopf halb in's Zimmer hereingewandt. „Es braut ſchon den ganzen Nachmittag; jetzt wird's bald losbrechen. Ich wollte Marieliechen wäre daheim."

Die Großmutter warf auch einen prüfenden Blick durch das Fenſter und ſtimmte den Worten des Sohnes zu, daß das Wetter ſchwer werden könne.

„Wenn's nur in Gnaden kommt," ſagte ſie, „und keinen Schaden anrichtet! Wegen Marieliechens laß Dir nicht bange ſein! Sie werden ja im Wirthshauſe wohl auch merken, was bevorſteht."

Der Stiftsbauer schloß die Fensterläden und setzte sich an den Tisch, den die Großmutter nun deckte und zur Abendmahlzeit rüstete. Sie mußten dieselbe alleine einnehmen; denn auch das Gesinde war, als das Vieh seine Gebühr hatte, zum Tanze gegangen. Die Lore, welche das Abendessen zu rüsten hatte, war nur geblieben, bis die Großmutter zurückkam, und dann spornstreichs davongeeilt.

Nach Tische las die Großmutter noch ein Capitel aus der Bibel und das Wettergebet aus dem Gebetbuche vor; dann setzte sie sich in den Lehnstuhl und hing stille ihren Gedanken nach. Der Stiftsbauer setzte sich noch an sein Pult und kramte in seinen Papieren.

An's Schlafengehen dachten Beide nicht. Sie wollten jedenfalls die Rückkehr Marielieschens abwarten und mochten sich auch wegen des Gewitters nicht legen, was immer drohender heraufzog und durch die rabenschwarzen Wolken Blitz um Blitz entsandte. Kopfschüttelnd hörte die Großmutter, als der Stiftsbauer einmal das Fenster öffnete, wie sich das Rollen des Donners mit dem wüsten Geschrei und der schmetternden Hornmusik mischte, die vom Wirthshause vernehmlich herüberklangen.

Die Kirchthurm-Uhr schlug soeben die zehnte Stunde.

5.

Drüben im Wirthshause hatte Paul Wöllings Freigebigkeit ihre volle Wirkung gethan. Alt und Jung, Männer und Frauen und Kinder hatten den Getränken reichlich zugesprochen, die Paul, gewiß in höherem Maße, als es sein Vater gewollt hatte, zum Besten gab. Ein wildes, wüstes Johlen und Schreien erfüllte nicht nur die Tanztenne, sondern auch den freien Platz vor dem Hause so, daß man von der Musik, wie von dem Rollen des Donners kaum Etwas vernahm.

Paul Wölling hatte natürlich im Trinken auch das Seinige gethan; aber er mußte ungemein viel vertragen können, ohne daß ihm der Kopf toll wurde, trotz des Lärmens und Schreiens, worin er alle seine Kameraden zu überbieten suchte. Denn er brachte viele Zeit in dem eigens dazu hergerichteten Zimmer des Wirthshauses zu,

wo die Würfel rollten und die Karten florirten, mittels deren ein paar durchtriebene Kerle, wie der Samuel Krietsch und der kleine Pöhlert, die Geldbeutel der Betrunkenen zu erleichtern suchten. Und hier hatte Paul Wölling seine volle Besinnung, sodaß die Hoffnung der nobelen Spielgesellschaft, ihm auch sein Geld abzunehmen, wie sie ihm schon sein Getränk abgenommen hatten, zu Schanden wurde. Wer weiß, ob Paul nicht noch hätte ihr Lehrmeister werden können in allerlei feinen Kunststückchen, durch die man das Spielglück für sich zu sichern im Stande ist!?

Da es Ortssitte war, daß jeder Pfingstbursche seine eigene Tänzerin hatte, mit der ohne seine ausdrückliche Erlaubniß kein Anderer tanzen durfte, so saß Marielieschen einsam und verlassen da, wenn Paul im Spielzimmer war.

Sie hatte Paul schon mehrmals deshalb zur Rede gestellt und ihm Vorwürfe gemacht, hatte ihm sogar schon gedroht, sie würde heimgehen, wenn er sie noch einmal stehen ließe, um zu den Würfeln zu gehen. Allein es half nichts. Kaum hatte er einmal ab und zu mit ihr getanzt, als er auch schon wieder verschwand und sie alleine ließ. Denn Keiner der anderen Burschen, von denen ohne-

hin Jeder seine eigene Tänzerin hatte, wollte sich mit ihr zu schaffen machen, um nicht mit Paul hintennach am Ende Verdruß und Streit zu bekommen.

War es Neid darüber, daß der flotte Paul, der Held des Tages, sie zu seiner Tänzerin erkoren hatte, oder waren es schon die Vorboten von der Erniedrigung, die man ihrem Vater zugedacht hatte: Niemand bedauerte sie, wenn sie so einsam und verlassen in einer Ecke stand und mißmuthig dem lustigen Treiben der Anderen zuschaute; im Gegentheile, sie bekam oft genug schnippische Bemerkungen und hämische Redensarten zu vernehmen.

„Armes Marieliechen, ist Dir Dein Schatz untreu geworden?“ fragte sie eines der vorübergehenden Mädchen.

„Wart' nur noch ein Bischen, nachher tanz' ich mit Dir!“ tröstete sie Wallbauers Kühjunge, ein frecher kleiner Knirps, der seiner Tänzerin kaum bis zur Nasenspitze reichte.

„Ein feiner Schatz, Deiner!“ spottete die Pöhlert-Liese. „Würfel und Karten sind ihm lieber, als Du zimperliches Ding. Lauf' doch hinein und hol' Dir ihn, sonst besteuert Dich noch der Wirth dafür, daß Du ihm die Bank versitzest!“

Marieliechen war dem Weinen nahe; das Herz war ihr zum Zerspringen voll von gekränktem Mädchenstolz und tiefem Leid über Pauls Rücksichtslosigkeit.

Da trat Bergers Wilhelm auf sie zu, der sie schon eine ganze Weile voll schmerzlicher Theilnahme beobachtet, aber wegen Pauls nicht gewagt hatte, sie einmal zum Tanze aufzufordern, obwohl er zu den Wenigen gehörte, die sich von Paul nicht hatten traktiren lassen wollen.

„Wär's nicht besser, Marieliechen, Du gingest nach Hause?“ fragte er zaghaft und verlegen. „Das Wetter zieht immer schwerer herauf und wird bald losbrechen, und daheim werden sich der Vater und die Großmutter ängstigen.“

Marieliechen kämpfte eine Weile mit sich, ob sie Wilhelms wohlgemeinten Rath ablehnen oder annehmen sollte. Endlich entschloß sie sich zu dem Letzteren, um Pauls abscheuliches Betragen durch Gleichgültigkeit zu strafen.

„Ja, Wilhelm, ich will mit Dir gehen," ſagte ſie, „aber erſt tanze Du noch einmal mit mir!"

Damit ergriff ſie ihn ſelbſt am Arme und drängte ſich mit ihm in die Reihe der Tanzenden.

Aber eben kehrte auch Paul zurück; ſeine Augen ſuchten Marieliechen und er war höchlich erſtaunt, ſie nicht auf ihrem Platze zu finden. Sollte ſie wirklich ihm zum Trotze nach Hauſe gegangen ſein. Aber nein, dort tanzte ſie ja mit Bergers Wilhelm, dem die helle Freude aus den Augen lachte.

„Bettelbube Du!" knirſchte er zwiſchen den Zähnen, „das ſollſt Du nicht umſonſt gethan haben!"

Dabei drängte er ſich ſcheinbar ganz harmlos zu dem Kreis der Tanzenden, als ob er ein Wenig zuſehen wolle, ſtatt ſelber zu tanzen. Sowie aber Wilhelm und Marieliechen in ſeine Nähe kamen, hielt er ihnen das ſtraff angezogene Bein vor, ſodaß Beide hinſtürzten und über ſie weg und hinter ihnen noch etliche der nachfolgenden Paare.

„Bravo, Paul! Das war gut gemacht!" jubelten die unbändigſten ſeiner Kameraden, die von dem Unfalle nicht betroffen worden waren, aber geſehen hatten, wodurch er herbeigeführt worden war.

Wer aber nicht jubelte, das waren die Geſtürzten, unter denen auch Schneider Röppels Franz war, ein ſtrammer, handfeſter Burſche, der nicht mit ſich ſpaßen ließ. Kaum hatte ſich derſelbe in die Höhe gearbeitet, als er auf Paul zuſprang, der hämiſch lachend auf den Knäuel der Geſtürzten hinſchaute, und ihn an der Kehle griff. Während ſie mit einander rangen, erhoben ſich auch die anderen Geſtürzten und drangen auf die Kameraden Pauls ein, die ſich ſogleich um den Angegriffenen geſchaart hatten, um ihn von den Fäuſten des Franz zu befreien.

Im Handumdrehen war die heftigſte Schlägerei im Gange, von der ſich die Nichtbetheiligten eiligſt fortflüchteten.

Marieliechen war die Letzte unter den Geſtürzten, die ſich erheben konnte. Aber wie ſah ſie aus! Ihr ganzes Geſicht war mit Blut überſtrömt; denn ſie war

mit dem Kopfe wider einen scharfkantigen Pfosten des Gerüstes gefallen, auf dem die Musikanten saßen, und von dem heftigen Anprall wie betäubt.

Da ergriff sie eine Hand und zog sie von dem Getümmel der Streitenden weg, hinaus in's Freie.

„Fort, fort, Marielieschen, Du blutest ja!“ rief Bergers Wilhelm, „laß uns schnell machen, daß wir nach Hause kommen!“

Drinnen ging die Schlägerei lustig fort, und bald waren es nicht mehr die Fäuste allein, die als Waffen dienten, sondern Flaschen, Gläser und abgebrochene Stuhlbeine. Der schlaue Paul hatte sich von dem Getümmel des Kampfes, den doch nur er veranlaßt hatte, bei Seite zu drücken gewußt und schaute sich nun draußen ängstlich nach Marielieschen um; denn es begann ihm doch ein wenig schwül zu werden wegen der abscheulichen Behandlung, die er dem Mädchen angethan hatte. Er war nicht berauscht genug, um nicht zu wissen, was er verübt hatte.

„Die ist mit Bergers Wilhelm heim!“ hieß es draußen, als er nach Marielieschen rief. „Sie hat sich blutig gefallen!“

Einen Augenblick stand Paul wie versteinert bei dieser Nachricht. Dann stürzte er sich wieder unter die

Streitenden; aber nicht um ihre gegenseitige Wuth zu steigern oder sich selbst thatsächlich zu betheiligen, sondern um sie auseinander zu bringen und für seine Zwecke zu gewinnen. Das war freilich kein leichtes Stück Arbeit, nachdem sich einmal die trunkenen Köpfe so sehr erhitzt hatten, und das Blut, das bei dem Einen und Anderen schon floß, von dem, der es hatte fließen machen, Sühne forderte; aber Paul kannte seine Leute und auch das Mittel, bei ihnen seinen Zweck zu erreichen.

„Brüder!“ so schrie er mit gellender Stimme in den Knäuel der Kämpfenden hinein, „jetzt ist es genug mit der Keilerei! Eine frische Bowle Punsch, denk' ich, macht Alles gut! Auf zehn Gulden mehr oder weniger kommt es mir heute nicht an! Aber zuerst meinem Mädchen nach, das mit dem Bettelbuben, dem Bergers Wilhelm, davongelaufen ist!“

Das wirkte. Gab es doch Aussicht nicht nur auf neuen freien Trunk, sondern auch auf ein lustiges Stücklein! Da war alles Frühere vergeben und vergessen.

„Hurrah! Drauf! Die müssen wir einfangen! Hast Recht, Paul, darfst Dir Dein Mädchen nicht fortholen lassen!“ so tönte es in wirrem Durcheinander, und schon nach wenigen Minuten stürzte eine ganze Rotte tobend und schreiend den Davongeeilten nach. Was kümmerte man sich um die zuckenden Blitze, die jetzt unaufhörlich wie feurige Schlangen von dem rabenschwarzen Himmel niederfuhren, und um die krachenden Donnerschläge, die wahrhaft betäubend die Nacht durchtönten! Wo viehische Lust das Herz erfaßt hat, da ist ja für den erschütterndsten Allmachtsruf Gottes kein Gehör mehr.

Marieliesschen war mit Wilhelm nur langsam vorwärts gekommen. Die Erschütterung von dem plötzlichen harten Falle, und die dadurch verursachte halbe Betäubung wollte in der schwülen Gewitterluft nicht recht weichen. Dazu die noch immer blutende Kopfwunde, auf welche sie das Taschentuch drücken mußte, damit ihr nicht das Blut über das ganze Gesicht ströme, sowie der Schrecken, der ihr mit dem Sturze in alle Glieder gefahren war, und die stockfinstere Nacht, die jeden Tritt unsicher machte, zumal da die Augen, wenn sie sich einmal

etwas an die Finsterniß gewöhnt hatten, immer wieder durch die zuckenden Blitze geblendet wurden: kurz, Alles vereinigte sich, die Beiden nur langsam vorwärts kommen zu lassen, obwohl Wilhelm dem Mädchen den Arm geboten hatte und sie halb voran zog. Konnte doch jeden Augenblick der Regen losbrechen, den die schwarzen Wolken im Ueberflusse versprachen, und das Fortkommen noch schwieriger machen!

So waren sie bis an das Gehöfte des Kirchbauers gekommen, welches ungefähr in der Mitte zwischen dem Wirthshause und dem Stiftsgute lag, und hinter dessen großem Grasgarten das Angergäßchen links einbog, worin Wilhelms Mutter wohnte.

Da hörten sie auf einmal das wilde Halloh von dem Wirthshause her, das offenbar nicht mehr in der Tanztenne tobte, sondern im Freien. Sie standen stille und lauschten. Da hörten sie denn ganz deutlich, wie Paul Wöllings leicht erkennbare, gellende Stimme rief:

„Nur voran, voran! Wir kriegen sie noch! Sie können noch nicht gar weit sein!"

Wem sollte das gelten, als ihnen Beiden? Wen hätte Paul Wölling verfolgen können als seine Tänzerin, die ihm ohne ein Wort des Abschieds entlaufen war? Namenlose Angst, den Betrunkenen in die Hände zu fallen, ergriff Marielieschen, und einer Ohnmacht nahe lehnte sie sich an ihren Begleiter.

„Wilhelm, was wird das geben!" rief sie zitternd.

„Sei ruhig, Marielieschen!" tröstete Dieser, „bei dieser Dunkelheit werden sie uns so leicht nicht finden. Wir wollen nur machen, daß wir rasch hinter die Hecke von Kirchbauers Grasgarten kommen, damit sie nicht im Scheine des Blitzes Dein helles Kleid sehen. Das könnte zum Verräther werden."

Und so schnell es gehen mochte, zog er die Zitternde nach sich an die bezeichnete Stelle; denn schon hörte man die Verfolger in vollem Laufe herankommen.

„O, Gott, nur jetzt kein Blitz!" stöhnte Marielieschen, der ihre Kopfwunde bei dem eiligen Gehen stechende Schmerzen verursachte.

Und siehe, es gelingt, die schützende Hecke zu er-

reichen. Aengſtlich drücken ſich Beide tief in eine Lücke derſelben hinein, und Wilhelm kauert ſich vor das Mädchen nieder, um ihr helles Kleid zu verbergen.

Jetzt ist die Rotte der Verfolger nur noch wenige Schritte entfernt. Mit angehaltenem Athem hören die Versteckten, wie der Ruf ertönt:

„Sollten sie nicht das Angergäßchen hinauf sein?"

„Nein, nein!" rief Paul Wölling dagegen, „sie sind gewiß gerades Weges nach dem Stiftsgute! Nur vorwärts, daß wir sie noch erhaschen, ehe sie das Haus erreicht haben!"

Und weiter voran stürmt die Rotte ihrem Anführer nach. Niemand hat die Versteckten gesehen, obwohl Einer im Vorwärtsstürmen die Hecke gestreift hat, die sie verbarg. Jetzt sind sie gerettet. Aber jetzt thut auch der Himmel seine Schleusen auf und in Strömen ergießt sich der Regen.

„Zu meiner Mutter!" ruft Wilhelm, hilft der halb Ohnmächtigen aus der Hecke heraus und flüchtet mit ihr das Angergäßchen hinauf, sie mehr tragend als führend.

Triefend naß stehen sie nach wenigen Augenblicken vor dem Häuschen der Bergerin.

Auf Wilhelms Pochen öffnet sogleich Annelore, taumelt aber ordentlich zurück, als sie triefend naß und ganz mit Blut überströmt Marieliesschen vor sich sieht, die Wilhelm eiligst zur Thüre hinein schiebt.

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?" ruft sie, und führt Marieliesschen in das Zimmer, nachdem ihr Wilhelm rasch das Nöthige gesagt. Dieser springt hinauf in sein ehemaliges Kämmerchen, rasch die nassen Kleider zu wechseln, während Annelore und ihre Schwester Emilie, die auf den Ausruf der Erstern sogleich mit dem Lichte herausgekommen war, Marieliesschen in ihre Pflege nehmen. Sie ziehen ihr andere Kleider an, waschen ihr die Kopfwunde aus und verbinden sie, und legen dann die völlig Erschöpfte auf das Bette, wo sie sogleich die Augen schließt.

Indessen toben draußen die entfesselten Elemente. Blitz folgt auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag, und wider die Fenster prasseln Hagelstücke, daß bald hier, bald dort eine Scheibe zerspringt. Aber durch den gewaltigen Aufruhr der Natur hindurch hört man doch das Geschrei der wüsten Gesellen, die sich mit wildem Halloh nach der Schenke zurückziehen.

Da plötzlich ein Donnerschlag, der die Grundfesten der Erde zu erschüttern scheint und den in der Stube Versammelten, zu denen sich auch Wilhelm wieder gesellt hat, ein ängstliches: „Gott sei uns gnädig!“ auspreßt Marielieschen ist auch davon nicht erwacht. Der Schlaf völliger Erschöpfung liegt ihr wie Blei auf den Augen.

Jetzt öffnet sich die Kammerthüre und heraus tritt die arme, wahnsinnige Mutter. Sie fühlt selbst in ihrer tiefen Geistesnacht die Nähe des Allmächtigen bei solchem Sturme in der Natur.

„Horch, horch!“ ruft sie mit stierem Blicke und aufgehobenem Finger, „der Tag des Gerichtes! Und Gott wird strafen Alle, die sich an ihm und den armen Menschenkindern versündigt haben. Und Einen weiß ich, der wird dem Zorne des Allmächtigen nicht entrinnen, Einen, dessen Sünden und Ungerechtigkeiten um Rache schreien, wie Abels Blut, Einen, der — —, ach, mein Kopf ist so voll und schwer!!“

Da fährt Marielieschen im Schlafe auf und ruft entsetzt, als wären die Verfolger noch hinter ihr: „Paul! Paul Wölling!“

Aber kaum ist der letzte Name genannt, da durchschauert es die ganze Gestalt der armen Wahnsinnigen. Es ist, als wäre der Bann gelöst, der auf ihr gelegen und ihre Geisteskräfte niedergehalten hat; eine furchtbare Erinnerung dämmert in ihr auf; ihre Züge verzerren sich in wilder Wuth.

„Wölling!“ kreischt sie überlaut, daß der furchtbare, gellende Ton Marielieschen aus ihrem Schlummer aufschreckt. Sie springt vom Bette in die Höhe, taumelt aber sogleich wieder zurück, als sie das stiere, verzerrte Gesicht der Wahnsinnigen erblickt, die im Nachtkleide, von den aufgelösten, grauweißen Haaren umflogen, vor ihr steht.

„Wölling! Ja, Wölling!“ schrie die Irre ihr zu. „So heißt der Bube, den der Herr noch schlagen wird mit Wunden und Wahnsinn und Armuth! Fürchte Dich nicht vor mir, mein Kind!“ wandte sie sich dann zu dem bebenden Mädchen, das die Hände vor die Augen hielt, „fürchte Dich nicht! Du hast ja nichts gemein mit dem Brandstifter und Mordbrenner! Ich kenne Dich wohl!

Du biſt braver Leute Kind, biſt des Stiftsbauers Töchterlein, den der Herr ſammt ſeiner guten Mutter ſegnen wolle für das, was ſie an mir und meinen Kindern gethan! Aber drüben, drüben, in dem ſtolzen Hauſe, das auf Ungerechtigkeit, Untreue und Verrath gegründet iſt und zuſammengekittet mit Gotteslästerung und Schande, mit Blut und Meineid — da wohnet Er, Er! O Herr Gott, Du Gerechter, laß Deine Blitze zucken und zünden, daß ſie zerſchmettern und ſpurlos vertilgen ihn und Alle, Alle, die ihm angehören!"

„Ich hatte ſo ſtill und glücklich gelebt," fuhr ſie nach dieſem letzten wilden Fluche mit rührender Weichheit fort, „ſo ſtill und fromm mit dem braven, guten Vater meiner Kinder. Da rief man in der Nacht: „Feuer bei Wöllings! Feuer!", und die lodernde Flamme, angezündet und geſchürt von ſeiner ruchloſen Hand, erfaßte gierig auch mein ſtilles Glück und brannte den beſten Mann zu Tode! Das war ein Schmerz, Kind! Huh! Ein Schmerz, der mir noch heute wie ſiedend Blei in den Adern brennt, und für den" — hier ſchrie ſie wieder wild auf — „Wölling die Flammen der Hölle ſpüren ſoll!!"

„Mutter, um Gotteswillen, ſchont das arme Mädchen! Geht wieder zu Bett!" flehte Wilhelm und verſuchte, die Irre wieder in ihre Kammer zu führen.

„Nein, nein, mein Sohn! Jetzt noch nicht!" entgegnete ſie geheimnißvoll. „Erſt muß der große Tag des Gerichts über ihn kommen, und ich — ich — ich will dabei ſein, wenn der Brandſtifter und Mordbrenner, der in Sünden gelebt hat, und ergraut iſt, der Wittwen und Waiſen mißhandelt, der Meineide geſchworen hat, in die Hölle fährt!"

„O Gott, o Gott, welch' eine Nacht!" ſeufzte Marieliechen, die Hände ringend.

„Schaudert's Dich bei ſolchen Frevels, Kind?" fuhr die Irre fort. „O, das iſt noch lange nicht Alles! Seiner Sünden ſind mehr, denn Sandes am Meere und roth ſind ſie, blutroth, daß auch keine Gottesgnade ſie weiß waſchen kann! O, ich weiß — huh, mir graut's! — es iſt ſchon ſo lange, lange her, da lebte ſein Vater noch.

Er war auch ein Schelm und ein Wucherer, aber doch immer noch tauſendmal beſſer, als der Schandſohn! Die Hand hat er erhoben gegen ihn, das Kind gegen den Vater, Blut wider Blut! Ihn belogen und beſtohlen, ihn darben und hungern laſſen hat er, daß der arme Alte oft das liebe Brod nicht hatte. Und weißt Du, was der Alte auf ſeinem Todtenbette gebetet hat! Huh! die Haare ſträuben ſich, das Herz erſtarrt Einem dabei, aber es iſt wahr, buchſtäblich wahr! Herr, Herr! — hat er gerufen — verſtoße mich nicht in Deinem Zorn. Aber ich will auf Deinen Himmel verzichten, wenn Der da, der mein Sohn heißt, ihn mit mir theilen ſoll!!“

„Genug! Genug!“ ſchrie Marielieschen und hielt wieder die Hände vor's Geſicht, „das iſt zu ſchrecklich!“

„Iſt ſchrecklich, aber wahr, wahr! Wahr, ſo gewiß jetzt die Donner Gottes die Erde ſchrecken!“

Ein neuer, furchtbarer Donnerſchlag ſchien die Worte der Unglücklichen beſtätigen zu wollen.

„Horch! Horch! die Antwort des Gerechten!“ lachte ſie in wildem Hohne auf. — „Fluch über Dich, Wölling, Brandſtifter, Mordbrenner! Verflucht vom eigenen Vater! Verflucht von mir und von Gott!“

Jetzt aber nach dieſen in höchſter Aufregung ausgeſtoßenen Worten brach die alte Frau entkräftet zuſammen, und es gelang den Kindern, ſie in ihre Kammer und in's Bett zu bringen.

„Fort, fort, Wilhelm!“ rief Marielieschen, als Wilhelm wieder heraustrat. „Fort, fort! Ich ſterbe ſonſt hier vor Furcht und Grauſen!“

6.

Es war jetzt draußen ſtiller geworden. Mit dem letzten gewaltigen Donner hatte ſich die Macht des Gewitters gebrochen. Nur ein ſanfter Regen rieſelte noch nieder, und hier und da blinkte ſchon wieder aus zerriſſenen Wolkenſchichten ein Sternchen hervor.

Es war ſchon gegen ein Uhr, als Marielieschen und Wilhelm das Stiftsgut erreichten, nicht ohne daß die Erſtere Wöllings Haus drüben mit einem Blicke des Ent-

ſetzens ſtreifte. Um die alten Leute nicht zu erſchrecken, hatte ſie das Tuch vom Kopfe abgebunden und das reiche, blonde Haar über die nicht große Wunde geſtrichen, die jetzt nach den gemachten Aufſchlägen nicht mehr blutete. Anſcheinend ganz ruhig und harmlos trat ſie in das Zimmer, wo noch die Großmutter ſowohl wie der Vater ſaßen und warteten, und begrüßte Beide herzlich. Sie verſuchte ſogar einen Scherz wegen der fremden Kleider, die ſie an hatte; ſie ſei in den plötzlich herniederrauſchenden Regen gekommen, erzählte ſie, und ihr dünnes Fähnchen ſei ſofort ſo durchweicht geweſen, daß ſie es vorgezogen habe, unterwegs bei der Annelore einzutreten, die ſie denn ſo ſchön ausſtaffirt und nicht eher habe gehen laſſen, bis der Regen nachgelaſſen.

Der Vater gab ſich mit dieſer Erklärung vollſtändig zufrieden und war nur froh, ſein liebes Kind ungeſchädigt wieder zu haben. Die Sorgen, die er um ſie ausgeſtanden, waren vergeſſen, und er dankte Wilhelm, daß er ihm ſein Marieliesſchen ſicher nach Hauſe gebracht habe. Die Großmutter dagegen ſah tiefer; ſie merkte an dem ganzen Ausſehen, ſowie an dem aufgeregten Weſen des Mädchens, daß etwas Beſonderes vorgefallen ſein müſſe. War es doch auch auffallend, daß Wilhelm das Marieliesſchen nach Hauſe brachte und nicht Paul Wölling, ihr Tänzer, der ſie doch auch zum Tanze abgeholt hatte. Von dem Lärm der Verfolger hatten indeſſen Beide nichts gemerkt, da die Zimmerläden geſchloſſen geweſen waren, und die wüſten Geſellen auch wohl in der unmittelbaren Nähe des Stiftsgutes ihren Lärm gemäßigt hatten, vielleicht gar nicht einmal bis dorthin gekommen waren, weil der furchtbare Regenguß ſie zum Umkehren zwang.

In Marieliesſchens Augen kam in dieſer Nacht kein Schlaf, ſo furchtbar erſchöpft ſie ſich auch fühlte. Alles, was ſie in dieſer Schreckensnacht erlebt und gehört hatte, ging noch einmal an ihren Geiſtesaugen vorüber und erſchien ihr jetzt in der nächtlichen Stille noch ſchwärzer und grauſiger.

Kaum graute der junge Tag, ſo ſtand ſie auf, um draußen in der jetzt wieder gänzlich beruhigten Natur die Ruhe und den Frieden zu finden, die ſie in ihrem Bette

nicht finden konnte. Sie hatte es versucht, im Gebete sich Ruhe zu suchen; aber es wollte nicht gelingen; es war, als ob der gestrige Tag und die darauf folgende Nacht wie eine Scheidewand zwischen ihr und ihrem Gotte ständen.

Ihr Schlafstübchen lag hinter dem Zimmer der Großmutter und hatte keinen besonderen Eingang von draußen. Wollte sie hinaus, so mußte sie das Zimmer der Großmutter passiren. Leise trat sie ein. Die alte Frau, welcher die Gedanken lange den Schlaf ferne gehalten hatten, war erst gegen Morgen eingeschlummert und lag jetzt im ersten tiefen Schlafe. Aber welch' ein Bild des Friedens bot sie dar, wie sie da lag, die Hände vor sich auf der Decke gefaltet, als wärt sie über dem Beten eingeschlafen! Marielieschen mußte vor ihr stehen bleiben und sie anschauen, sie konnte nicht anders. Und über dem Anschauen kamen ihr unwillkürlich die Vergleiche zwischen dem süßen Gottesfrieden, der über der schlafenden Greisin ausgebreitet lag und zwischen dem Zustande ihres eigenen Herzens, in dem es so wirr und stürmisch wogte. War denn das Bischen Lust und Freude, das sie gestern Nachmittag eine kurze Zeit genossen, ein nur irgendwie genügender Ersatz für das schwere Herz, was sie davon mit heimgebracht hatte? War's denn nicht viel, viel besser, solcher Lust ganz zu entsagen, wenn es auf dem Grunde ihres Bechers so bittere Hefen gab? War es nicht unsäglich viel mehr werth, so still und fromm, so treu und gewissenhaft, so klar und wahr, so getrost und freudig, wie die Großmutter allezeit war, durch's Leben zu gehen, als so leichtsinnig, so lustbegierig, so — —, ja so sündhaft, wie sie den gestrigen Tag und die halbe Nacht zugebracht hatte, und so müde und matt, so gebrochen und zerschlagen an Leib und Seele, wie sie sich jetzt fühlte, hintennach heimzukommen?

Bittere Reue zog mit diesen Gedanken in ihr Herz ein. Sie hatte zwar nichts Anderes gethan, als was alle ihre Gespielinnen auch gethan hatten; für das besondere Unglück, das sie gehabt, konnte sie selber ja nichts. Aber hier vor dem süßen, friedlichen, gottgeheiligten Schlummer der Greisin erschien ihr der gestrige Tag und das Getreibe,

das sie hatte mit ansehen müssen, in das sie selbst auf so schreckliche Weise verflochten worden war, als ein gewaltiges Unrecht, als eine Sünde, deren Größe ihr schwer und drückend auf's Herz fiel. Und wenn sie dabei gedachte, wie grausig die wahnsinnige Berger von dem Tage des Gerichtes und von der Vergeltung des gerechten Gottes gesprochen hatte, wie wuchs dadurch in ihren Augen die Größe und Schwere ihrer Sünde!

Von solchen Gefühlen übermannt, kniete sie am Bette der Großmutter nieder und betete heiß und innig um Vergebung. Sie konnte jetzt beten; die tiefe Reue, die in ihr Herz eingekehrt war, hatte die Scheidewand niedergerissen, die sie vorhin zwischen sich und ihrem Gotte gefühlt. Und siehe, es war, als ob der Gottesengel, unter dessen Flügeln die Großmutter so friedlich schlief, auch ihr Trost und Friede in das bewegte Herz hineinfächelte und Kraft und Freudigkeit zu den Entschlüssen, die sie faßte.

Wunderbar beruhigt und gestärkt, erhob sie sich leise und ging jetzt hinaus. Es schlug eben auf der großen Standuhr im Hausgange vier Uhr, eine Stunde, in welcher sonst wohl schon im Hause und in den Ställen die Tagesarbeit begann. Aber heute regte sich noch nichts; die halbdurchwachte Nacht forderte bei Allen im Hause ihr Recht.

Sachte, damit der Vater nicht geweckt werde, schloß Marieliechen die Hausthüre auf und trat in den Hof, woselbst der Spitz sich noch schläfrig reckte und streckte.

Als sie in den Garten trat, lag die ganze volle Herrlichkeit eines schönen Junimorgens ausgebreitet vor ihr, und in gierigen Zügen sog sie die thaufrische Luft ein, die ihr so wohlthätig das heiße Gesicht und die brennenden Augen kühlte. Aber überall begegneten ihr auch bei näherem Zusehen die Spuren des nächtlichen Unwetters. Manch zartes Blümchen, manch frisches Zweiglein hing, vom Hagel geknickt, traurig hernieder! Der Steinbach hinter dem Garten hatte auch wieder sein tolles Spiel getrieben und schäumte und brauste noch jetzt in doppelter Breite einher, sich an den Felsstücken brechend, die er aus den nahen Bergen mit fortgerissen. Auch den

Steg hatte er zertrümmert, über den noch gestern Abend der Stiftsbauer und die Großmutter geschritten waren, und ihn spurlos fortgeschwemmt. Nur zwei schief stehende Pfosten bezeichneten noch die Stelle, wo er gelegen hatte.

Wie ähnlich sah es doch auch bei ihr aus. Ein plötzliches Sturmwetter hatte auch ihr all' die frohen Hoffnungen geknickt, mit denen sie sich noch gestern Morgen getragen, hatte all' das Glück hinweggeschwemmt, von dem sie so manchmal geträumt. Sie hatte ja Paul Wölling wirklich von Herzen lieb gehabt; denn er war immer, wenn auch ein lustiger, so doch ein gutmüthiger Knabe gewesen, und die Liebe zu ihm war ihr so ganz unvermerkt in's Herz hineingewachsen, wie es so oft zwischen Nachbarskindern ergeht. Sie hatte es sich auch so schön gedacht, daß durch die Liebe zwischen ihr und Paul der Zwiespalt ausgeglichen werden könnte, der zwischen seinem und ihrem Vaterhause bestand, und das „hüben" und „drüben" dann keinen schroffen Gegensatz mehr bezeichnen werde, sondern eine schöne, friedliche nachbarliche Gemeinschaft.

Aber jetzt? Hatte nicht Paul diese Nacht deutlich bewiesen, daß die Liebe, die auch er ihr bis jetzt gezeigt, nur eine erheuchelte gewesen sei, von der sein Herz nichts wußte, daß ihm Würfel und Karten und rohes, wüstes Toben lieber seien als das ruhige Zusammensein mit ihr, für das ja nur so kurze Zeit zugemessen war? Hatte er sich nicht durch sein ganzes Betragen als einen durch und durch verdorbenen, gemeinen Menschen hingestellt, von dem sich ein ehrbares Mädchen mit Grauen abwenden mußte? Und was sie in dieser Nacht von seinem Vater gehört hatte, mußte das nicht, und wenn es auch nur zum hundertsten Theile wahr war, eine unübersteigliche Scheidewand aufrichten zwischen Wölling und ihrem guten, ehrenfesten Vater, und jede Gemeinschaft zwischen hüben und drüben als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen lassen?

Ob es ihr leicht wurde, so zu denken? Frage Den, der eine junge hoffnungsreiche Liebe aus seinem Herzen reißen, der allem Dem mit Einem Male Valet sagen mußte, was bisher der Gegenstand seiner schönsten Hoff-

nungen und Träume geweſen war! Der wird Dir Antwort geben. Aber das Gebet vor dem Bette der Großmutter hatte Marieliechen die Augen aufgethan, und das Herz ſtark gemacht. Sie konnte entſagen, weil ſie einſah, daß ſie entſagen müſſe, daß ſie nicht blos ihrem lieben Vater und der verehrten Großmutter bitteres Herzeleid, ſondern ſich ſelbſt Schaden an ihrer Seele bereiten würde, wenn ſie der Stimme ihres Herzens mehr Gehör geben wollte, als der Stimme ihres aufgewachten Gewiſſens.

Und ſiehe, ſowie ihr das recht klar geworden war, ſo unzweifelhaft klar, daß alle Einwürfe, die das ſchwache zitternde Herz dagegen erheben wollte, verſtummen mußten, ehe ſie nur recht zu Worte kommen konnten, da wurde es auch in Marieliechens Seele wie es in der ſie umgebenden Natur jetzt war: ſabbathſtill. Die Zweige und Blüthen ihrer jugendlichen Hoffnungen hingen zwar gebrochen nieder, aber über ihnen wölbte ſich der blaue, wolkenloſe Himmel einer inneren Klarheit und Gewißheit, die das ſtille Seufzen des arm gewordenen Herzens überwand; und der Buchfink, der ſich jetzt eben auf einen der beiden übrig gebliebenen Pfoſten des weggeriſſenen Steges ſetzte und hell und fröhlich ſein Morgenlied gen Himmel ſang, zeigte auch ihr die Quelle der ewigen Liebe an, die für alle irdiſche Liebe, die man verlieren muß, ſo reichen, überſchwänglichen Erſatz zu geben vermag.

In ſolcher Stimmung ſtand ſie ſchon eine Weile, den Rücken an den Stamm eines dicken Apfelbaumes gelehnt, die feuchten Blicke hinauf zum Himmel gerichtet. Da hörte ſie mit Einem Male vom Bache herüber ihren Namen rufen. Sie kennt ſofort die Stimme; es iſt ja die nämliche Stimme, auf welche ſie noch geſtern ſo gerne gehört hatte, wenn ſie ſüße Liebesworte flüſterte. Sie weiß, ohne daß ſie ſich umdreht und nach dem Rufer hinſchaut, es iſt Paul Wölling der ja heute in aller Frühe wieder fort mußte, um in Thalberg den erſten Bahnzug zu erreichen. Ein Zittern geht ihr durch die Glieder; jetzt iſt ja ſo ſchnell ſchon die Prüfungsſtunde gekommen, in der es ſich beweiſen und bewähren muß, ob ihr Herz durch die Gnade Gottes feſt geworden iſt, feſt ge-

nug, das Scheidewort zu ſprechen, das die bisher ſo glücklich geweſene Vergangenheit unwiderruflich abſchließen ſoll, feſt genug, die geknickten Zweige und Blüthen der Hoffnung ganz abzureißen.

„Marieliechen!“ flehte es von drüben wieder, „willſt Du mich denn gar nicht anſehen? Bin ich doch lgekommen, Dich um Verzeihung zu bitten und Dir zu ſagen, wie leid es mir thut, daß ich heute Nacht ſo unartig gegen Dich geweſen bin! Bitte, ſieh mich doch nur an!“

Jetzt drehte ſich Marieliechen wirklich um; und ſah nach dem Sprecher hin. Aber was ſie ſah, krampfte ihr das Herz zuſammen. War das ihr Paul, an dem bisher ihr Herz in Liebe gehangen hatte? Dieſer wüſte Menſch mit dem matten, übernächtigen Blicke, mit dem dick angeſchwollenen, blau geſchlagenen Auge, mit der rothen Schramme, die quer über die Stirne lief und offenbar durch eine Glasſcherbe verurſacht war, mit den zerriſſenen und beſchmutzten Kleidern, die gerade ſo ausſahen, als käme ihr Träger ſoeben erſt aus der Tanztenne und von ſeinen wüſten Kameraden her? War das ihr Paul? War's nicht der Sohn jenes Wölling, über den vor wenigen Stunden aus dem Munde der Wahnſinnigen die ſchrecklichſten Anklagen, die furchtbarſten Flüche ergangen, und gewiſſermaßen durch die Donner Gottes beſtätigt worden waren? War's nicht auch ein Wölling, dem jetzt ſchon das Kainszeichen auf die Stirn gedrückt ſtand?

„Marieliechen, vergib mir! Ich wußte nicht, was ich that! Denke, es ſei Alles ein böſer Traum geweſen! Laß mich nicht gehen, ohne daß Du mir ſagſt, daß Du mich noch lieb haben willſt! Hier auf meinen Knieen, hier unter Gottes freiem Himmel gelobe ich Dir neue Liebe und Treue!“

Und wirklich warf er ſich auf die Kniee und ſtreckte flehend die Hände zu ihr herüber. Aber, was nach ſeiner Meinung einen unwiderſtehlichen Eindruck auf das Mädchenherz machen ſollte, rief bei Marieliechen eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor, die des Ekels und Abſcheus. Dieſer Menſch vor ihr auf den Knieen, der ſie noch vor wenigen Stunden gehetzt hatte, wie ein jagdbares Thier! Dieſer Menſch vor ihr auf den Knieen, der ſie

muthwillig und abſichtlich zu Falle gebracht hatte auf dem Tanzboden, der ſchuld war an ihrem Blute und an der Wunde, die noch immer ſchmerzte und brannte!

Unwillig drehte ſie ſich um, als wollte ſie davongehen, ohne auch nur ein Wort zu ſagen. Aber war es nicht beſſer, wenn das Wort, das doch einmal geſprochen werden mußte, jetzt ſogleich geſprochen wurde?

„Marielieschen," winselte der drüben, „gehe nicht fort ohne mir zu sagen, daß Du mir vergibst; Du stürzest mich sonst in Verzweiflung, daß ich mir ein Leid anthue! O wär' nur der Steg noch da, daß ich hinüber zu Dir könnte, und zu Deinen Füßen Dich um Verzeihung bitten!"

„Ja Paul," sagte jetzt Marielieschen, indem sie sich wieder nach ihm umwandte, „der Steg ist fort, auf dem du so oft schon herübergekommen bist. Ich hab' ihn nicht fortgerissen, sondern eine höhere Gewalt. Das soll mir ein Gotteszeichen sein. Und so will ich Dir denn sagen, unwiderruflich sagen, daß in dieser Nacht jedes Band zwischen mir und Dir zerrissen ist! Ich habe fortan keine Gemeinschaft mehr mit Dir!"

Damit wandte sie sich und schritt der Gartenthüre zu. Umsonst bittet und fleht Paul, sie hat kein Wort, keinen Blick mehr für ihn. Umsonst sucht er ihr ein Heckenröslein nachzuwerfen als ein Zeichen seiner Liebe; der Wurf ist zu kurz, das Röslein zu leicht; es fällt in den trüben, lehmigen Bach und wird von dessen Fluthen fortgespült, rettungslos, wie sein Leichtsinn die Liebe des Mädchens fortgespült hat.

Drohend ballt sich jetzt seine Faust; er schlägt aber sich selbst damit vor die Stirne und stürzt fort in die wogenden Fruchtfelder hinein, die ihn bald jedem Blicke entziehen.

Als Marielieschen in den Hof trat, todtenbleich und die linke Hand auf das laut klopfende Herz gedrückt, war hier noch Alles stille. Nur die Sperlinge zwitscherten in dem Weinstocke, der den Giebel des Hauses mit frischem Grün umkleidete, und dann und wann krähte der Hahn hinter der Fallthüre des noch geschlossenen Hühnerhauses.

Aber im Stalle schien schon Jemand zu handtiren. Es war Wilhelm, der den Pferden pünktlich ihr Futter gegeben hatte, und während er sie putzte, anfänglich leise, dann aber immer lauter und kräftiger dazu sang.

Marielieschen blieb stehen und lauschte. Vernehmlich drang es jetzt durch die nur angelehnte Stallthüre hervor:

„Heunt, als die dunkeln Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hat Satan mein begehret;
Gott aber hat's gewehret."

Wilhelm ſang ſeinen Morgenſegen. Er konnte ſo ſingen, auch jetzt ſo ſingen nach einer Nacht, wie die vergangene. Ob auch Paul wohl ſo würde ſingen können? Ob ſie es ſelbſt könnte? — — Aber ja, ſie wollte es lernen, wollte ſich fortan immer ſo halten, daß ſie es könnte! War das nicht das Höchſte und Beſte?

Wie gefeſſelt blieb Marielieschen ſtehen und hörte auf Wilhelms Singen. Sie kannte ja jedes Wort, jeden Ton des Liedes; aber noch nie hatten dieſelben ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, wie heute.

Und als nun Wilhelm ſang:

„Sprich Ja zu meinen Thaten,
Hilf ſelbſt das Beſte rathen,
Den Anfang, Mitt' und Ende
Ach! Herr, zum Beſten wende!"

da faltete ſie die Hände und ſah flehend zum Himmel hinauf, dann aber ſang ſie leiſe den Schlußvers mit; ohne daß es Wilhelm im Stalle hören konnte:

„Mit Segen mich beſchütte,
Mein Herz ſei Deine Hütte,
Dein Wort ſei meine Speiſe
Bis ich gen Himmel reiſe."

Mit dieſer Gottesweihe im Herzen trat ſie in das Haus und eilte in ihr Stübchen.

Die Großmutter war eben erwacht und ſah erſtaunt Marielieschen hereintreten, die ſie drinnen in ihrem Stübchen noch in tiefem Schlafe wähnte.

„Wo kommſt Du her, Kind?" rief ſie ihr entgegen.

„Vom Siege, Großmutter!" antwortete Marielieschen mit leuchtendem Blicke und warf ſich in die treuen Arme, die ſich ihr entgegenſtreckten.

Nun erzählte ſie Alles, Alles: ihren unſäglichen Schmerz über Pauls Benehmen, ihre ſchrecklichen Erlebniſſe während der Nacht, beſonders in Bergers Hauſe, ihren ſchweren Kampf, aber auch ihren herrlichen Sieg, den ſie mit Gottes Hilfe über ſich ſelbſt und ihr armes, ſchwaches Herz errungen.

„Gelobt sei Gott!“ rief die Großmutter als die Beichte vollendet war, und schloß mit einer Dankesthräne Marieliechen an die mütterliche Brust. „Gelobt sei Gott, der Dich wie einen Brand aus dem Feuer gerissen hat! Sein Rath ist wunderbarlich; aber er führt Alles herrlich hinaus!“

Eine ganze Weile hielten sich Großmutter und Enkelin schweigend umschlungen; aber wenn das Sprüchwort sagt, daß bei tiefem Schweigen der Anwesenden ein Engel durch's Zimmer gehe, so war das hier gewiß ein Wahrwort.

Endlich richtete sich Marieliechen auf und fragte:

„Großmutter, war das lauter Wahnsinn, was die Mutter Wilhelms diese Nacht von Wölling gesprochen, oder war es Wahrheit?“

„Laß das jetzt, Kind!“ antwortete die Gefragte mit feierlichem Ernste. „Du weißt ja, daß geschrieben steht: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!“ und wiederum: Die Rache ist mein. Ich will vergelten, spricht der Herr!“

7.

Der schöne Sommer war vergangen. Ein reicher Erntesegen lag in der Scheune, und kürzer und immer kürzer wurden die Tage. Der November, der bereits eingezogen war, schien es zwar in seinen ersten Tagen an Himmelsbläue und Sonnenglanz seinem Vordermanne, dem Oktober völlig gleichthun zu wollen; aber man konnte sich doch in keiner Weise darüber täuschen, daß der Winter vor der Thüre stehe. Längst schon hatte das Storchenpaar, welches seit Jahren auf dem Dache des Stiftsgutes Wohnung machte, sein luftiges Sommerhäuslein verlassen; auch die Schwalben waren schon seit Wochen dem wärmeren Süden zugeeilt, und schon ließen sich an trüben, nebeligen Tagen des Bauern liebe Wintergäste, Goldammern und Haubenlerchen, vor der Scheunentenne blicken, während in den frischgefurchten, dampfenden Ackerstücken Nebelkrähen und Dohlen schaarenweise umherspazierten.

Inzwischen hatte sich mancherlei in Wohlingen zu-

getragen, auch hüben und drüben, bei Stiftsbauers und Wöllings.

Wölling war bei der Schulzenwahl wirklich durchgekommen, wenn auch nur mit etlichen Stimmen Mehrheit. Als die Wähler vom Gemeindehause weggingen, wunderte sich Jeder selbst über den Ausfall der Wahl, und wie sie nun den neuen Schulzen einmal hatten, würde ihn bei einer sofortigen Erneuerung der Wahl wohl nicht Einer von Allen zum zweiten Male gewählt haben. Der bessere Theil der Wohlinger, die bei der Wahl fest an dem Stiftsbauer gehalten hatten, waren ganz außer sich, daß ein Mann wie Wölling nun das Regiment im Dorfe haben sollte.

Der Stiftsbauer nahm es ziemlich kaltblütig, daß er nicht wiedergewählt worden war, da er Wöllings Wähler kannte und für sich keine Schande, sondern eher eine Ehre darin sah, daß die ihm ihre Stimmen nicht gegeben hatten.

Die Großmutter aber meinte immer: „Mit der Schulzenherrlichkeit wird es drüben nicht lange dauern; denn wer Wind säet, muß Sturm ernten."

Etwas sehr Unangenehmes war dem Stiftsbauer dadurch begegnet, daß Bergers Wilhelm hatte Soldat werden müssen. Denn mit ihm ging der Wirthschaft nicht allein die beste Arbeitskraft, sondern auch die zuverlässigste Treue verloren, und auch der stille, trauliche Familienkreis erhielt dadurch eine empfindliche Lücke, da Wilhelm stets in demselben fast als gleichberechtigt mit den Familiengliedern angesehen worden war.

Ganz besonders schwer war das Scheiden Wilhelms für Marieliesschen geworden, die ihm seit der Pfingstnacht innerlich um ein großes Stück näher getreten war und die Hochachtung vor dem stillen, braven Burschen schon fast über die Grenze hatte hinaus gehen lassen, an welcher Hochachtung und Liebe sich um den Preis und die Herrschaft im Herzen streiten.

Als er zur Fahne fortmußte, hatte sie es sich nicht nehmen lassen, ihn eine Strecke Weges zu begleiten. Er war nämlich der Einzige in Wohlingen, der fortmußte, und weil er immer mehr für sich gelebt und mit dem

Jungvolke wenig Verkehr gehabt hatte, war bei ihm von der Uebung der alten Sitte keine Rede, nach welcher die abziehenden Rekruten von ihren Dorfkameraden das Geleite bekamen.

Bei der Trennung hatte ihn Marieliechen mit bebender Stimme gefragt:

„Wirst Du auch zuweilen an mich denken, Wilhelm?"

„Immer, immer, alle Tage und Stunden!" lautete die schnelle Antwort, der man es anhörte, wie sie aus dem tiefsten Herzensgrunde heraufkam.

„So nimm dies Band von mir zum Andenken!" hatte das Mädchen darauf erwidert und war dann, blutroth im Gesichte, querfeldein zurückgelaufen, ohne sich noch einmal umzusehen oder auf das „Behüt' Dich Gott!" welches Wilhelm hinter ihr her rief, mit einem gleichen oder ähnlichen Scheidegruße zu antworten. Dieser aber blieb auf dem Flecke, wo sie von ihm gegangen war, wie angewurzelt stehen und schaute ihr nach, solange auch nur noch ein Zipfel ihres Kleides zu sehen war. Es war ein seltsames Gemisch von Wehmuth und unsäglichem Glücke, was dabei aus seinen Augen sprach. Auf dem Hübelchen in der Neuendorfer Gemarkung, von wo aus man die Thürmchen des Stiftsgutes deutlich erblicken konnte, hatte er sich hernach niedergesetzt und — —, doch wir wollen den künftigen Vaterlandsvertheidiger nicht verleumden; denn wir wissen nicht gewiß, ob ihm nicht ein Stäubchen in's Auge gefahren war, das er mit seinem Taschentuche herauswischen mußte.

Wöllings Prozeß gegen den Stiftsbauer war mittlerweile seinen langsamen, schwerfälligen Gang gegangen und hatte dem neuen Schulzen schon ein schön Stück Geld gekostet, da er einen Advokaten hatte, welcher das häßliche Sprüchwort in seiner Praxis sehr gewissenhaft zur Anwendung brachte: Der Bauer ist wie ein Weidenkopf; je öfter er gestümmelt wird, desto üppiger schlägt er aus.

Jetzt lag die Sache dem fürstlichen Kreisgerichte zur Entscheidung vor und nach der Versicherung seines Advokaten, des Doktor Schneider, mußte dieselbe unfehlbar zu Gunsten Wöllings ausfallen.

Der neue Schulze ſaß vor ſeinem kleinen Schreibpulte und arbeitete. Er hatte die Liſte von den ärmeren Dorfbewohnern aufzuſtellen, die für den herannahenden Winter Erlaubnißſcheine bekommen ſollten, auf welche ſie in den herrſchaftlichen Forſten das Leſeholz nehmen dürften.

„Eine ganz abſcheuliche Arbeit!“ brummte Wölling. „Da ſoll man ſchreiben und immer wieder ſchreiben! Hätte mir das nimmermehr ſo vorgeſtellt! Die einfältigen Bauern könnten Einem auch einen Gemeindeſchreiber anſtellen, der das beſorgte. Wie das nur der alte Brückner drüben Alles fertig gebracht hat? Hat doch auch nur die Dorfſchule beim langen Schmelzer durchgemacht, geradeſo wie ich! Freilich das Beſte mag das Marielieschen dabei gethan haben, das zimperliche Ding, das gleich ſeinem Schatze den Laufpaß gibt, wenn er einmal ein paar Gläſer zuviel getrunken hat! — Hahaha!“ lachte er höhniſch auf, „der Paul ſcheert ſich den Henker darum. Der darf überall anklopfen.“

Beim Durchblättern der Gemeindeliſte fand er auch den Namen „Berger“ unter Denen, die im vorigen Jahre einen Leſeholz-Schein empfangen hatten.

„Was?“ ruft er ärgerlich aus, „die alte Berger einen Leſeholz-Schein? Das wäre doch der reine Ueberfluß! Wer geht denn von Denen in den Wald? Die Annelore muß faſt täglich in die Stadt; die Emilie ſitzt bei der Nadel und hat keine Hände zum Anpacken; und überdies verſorgt ja der gute Freund Brückner jährlich zu Weihnachten die Berger mit Holz. Das ſchmeckt freilich beſſer und iſt leichter, als ſich ſelbſt Holz ſuchen und es dann auf dem Kopfe oder auf dem Rücken heimſchleppen! Nichts da! Die Bettelgeſellſchaft kriegt keinen Schein!“

Und damit machte er durch den Namen „Berger“ einen dicken Strich in der Liſte.

Ebenſo verfährt der neue Dorfregent noch mit mancher anderen armen Familie, die er entweder nicht leiden mag, oder von der er zufällig weiß, daß ſie noch ein paar Kreuzer und ein paar Lumpen ihr eigen nennt.

Da blickt er vom Pulte auf durch's Fenſter und

ſieht den kleinen Pöhlert mit einem großen Briefe in der Hand vom Borngäßchen her auf ſein Haus zuſchreiten. Haſtig ſpringt er auf, ihm entgegen; denn er wartet ſchon ſeit einigen Tagen auf einen Brief ſeines Advokaten, des Doktor Schneider, der die Entſcheidung in dem Prozeſſe mit Brückner wegen Benutzung des Schleppweges in den Silberſtücken bringen ſoll.

„Was gebt Ihr mir dafür?“ rief ſcherzend Pöhlert, indem er den Brief hoch empor hielt.

„Ah, wahrſcheinlich die Nachricht, daß ich meinen Prozeß gewonnen habe!“ ruft freudeſtrahlend Wölling und reißt das Schreiben aus Pöhlerts Hand.

„Wohl möglich!“ antwortete dieſer; „denn der Schreiber des Doktor Schneider hat mir den Brief ſelbſt übergeben und anbefohlen, ich ſolle ihn gut beſorgen.“

Haſtig erbrach Wölling das Schreiben. Aber wie verfärbte ſich über dem Leſen ſein Angeſicht! Wie wurde er bald leichenblaß, bald wieder blutroth wie ein geſottener Krebs! Wieder und wieder las er, als habe er falſch geleſen; aber als er endlich ſich vollſtändig von dem Inhalte des Schreibens überzeugt hatte, zerknitterte er das Papier in ſeinen Fäuſten und warf es mit einem furchtbaren Fluche auf den Boden.

„Verloren, Pöhlert! Verloren!“ ſchrie er mit vor Wuth bebender Stimme. „Verloren und obendrein noch in alle Prozeßkoſten verurtheilt! — — Ha, wie der Alte drüben nun jubeln wird! Aber ich leid's nicht! Nein, nein! Ich appellire!

Damit riß er das Fenſter auf und rief dem im Hofe arbeitenden Knechte zu:

„Den Braunen geſattelt, Jörg! Schnell! Auf der Stelle! Die neue Schabracke aufgelegt und dann vor die Thüre!“

Darauf warf er das Fenſter wieder zu, daß die Scheiben klirrten und durchmaß dann die Stube mit großen Schritten.

„Der Lump von Advokat!“ ſchrie er, „nimmt mir mein Geld ab, macht mir die ſicherſten Hoffnungen und läßt mir nun doch den Prozeß verloren gehen, wo mein Recht doch ſonnenklar auf der Hand liegt! Aber die

Kerle ſollen den Peter Adam Wölling kennen lernen! Meinen am Ende, es ſei mit dieſem Wiſch Alles am Ende? Aber nein! Noch gibt es ein Appellationsgericht und noch bin ich der reiche Wölling! Ja, das bin ich! Und wenn es mich noch Hunderte und Tauſende koſten ſollte, ich laß nicht nach, bis ich mein Recht hab'! Hah! Sie wollten mir ſchon damals zu Leibe, als mir unglücklicher Weiſe das Haus abbrannte! Aber ich laſſe mich nicht treten und ſchinden! Nach der Stadt ſpreng' ich und lege Appell ein! Werde ſchon einen beſſeren Advokaten finden, als den pampeligen Schneider, einen, der mir zu meinem guten Rechte verhilft!"

Eiligſt machte er ſich nun fertig, da Jörg eben den Braunen aus dem Stalle führte. Er warf ſich auf das Pferd und ſprengte im Galopp davon.

„Gute Verrichtung!" rief ihm Pöhlert laut nach, aber zwiſchen den Zähnen murmelte er: „Wart' nur, Du dummer, hochmüthiger Kerl! Sie kriegen Dich doch noch zu faſſen, Du Mordbrenner, Du Leuteſchinder, Du meineidiger Hallunke! Und wenn ich dazu helfen könnte, ſollt's mir eine Freude ſein, und wenn ich auch ſelber ein paar Wochen zu ſitzen bekäme, falls Du den Mund aufthun wollteſt!"

Noch an demſelben Tage erfuhr der Stiftsbauer hoch erfreut den für ihn günſtigen Ausgang des Prozeſſes, hörte aber auch durch ſeinen Oberknecht, dem es Pöhlert anvertraut hatte, daß Wölling ſofort nach der Stadt geritten ſei, um gegen das Erkenntniß des Kreisgerichts zu appelliren.

Allein die Sache zog ſich hin, und das Frühjahr kam herbei, ohne daß von dem Appellationsgerichte noch das Urtheil geſprochen war.

Wöllings Acker in den Silberſtücken, zu dem der ſtreitige Schleppweg führte, war noch unbeſtellt, während auf dem davor liegenden Acker des Stiftsbauers ſchöner üppiger Weizen grünte. Es ſtand zu befürchten, daß Wölling, wenn er ſeinen Acker beſtellte, wiederum ungeſcheut den Schleppweg benutzen werde, um zu demſelben zu kommen. Das wollte nun der Stiftsbauer hindern und ging mit einem Arbeiter hinaus, den Schleppweg

durch Ausheben von tiefen Löchern unfahrbar zu machen, da er ſelbſt ihn vorläufig nicht nöthig hatte.

Dieſe Arbeit war kaum beendigt, als Wölling wirklich mit drei Geſpann Pferden ſammt Pflügen und Eggen herankam, auf ſeinen Acker zu fahren. Und richtig, anſtatt die Neuendorfer Chauſſee zu benutzen, machte er an Waldmüller Herrmanns Acker linksum und ſchlug den näheren Weg ein, der über Stiftsbauers Schleppweg ging. Er ſelber führte das vorderſte Geſpann.

Brückner zitterte vor Aerger und Erwartung. So friedliebend er auch im Allgemeinen war, er wollte ſich doch nicht vor ſeinen Augen ſein gutes, ihm jetzt auch gerichtlich zugeſprochenes Recht nehmen laſſen; er wollte feſt für daſſelbe eintreten, mochte es biegen oder brechen.

„Wirf die Löcher wieder zu, Rothe!“ rief Wölling ſchon von Weitem Brückners Arbeiter zu. „Wirf die Löcher zu, ſonſt geht es nicht gut, ſag' ich!“

Aber weder Rothe noch ſein Herr achteten auf dieſe drohende Anrede.

„Habt Ihr's nicht gehört?“ ſchrie Wölling erboſt noch einmal, „werft die Löcher zu! Euretwegen ſollen meine Staatsgäule nicht die Beine brechen.“

„Dort herum, über die Neuendorfer Chauſſee geht der Weg nach Eurem Acker!“ entgegnete ſcheinbar ganz ruhig der Stiftsbauer. „Der Schleppweg gehört mir, und ohne meinen Willen darf ihn Niemand befahren!“

„Poſſen!“ rief Wölling, „das wird ſich erſt noch finden. Bis dahin gehört der Weg mir ſo gut wie Euch!“

„Nein, es hat ſich ſchon gefunden! Schwarz auf Weiß ſteht's zu leſen!“

„Pah, was geb' ich auf das Urtheil des Kreisgerichts! Das kann mich nicht hindern, den Weg zu benutzen. Ich habe appellirt.“

„Meinetwegen!“ ſagte Brückner. „Ich habe nicht appellirt; für mich gilt das Urtheil des Kreisgerichts!“

„Für mich aber nicht!“ rief zornig Wöllner. „Und ſo lange der Prozeß vor dem Appellationsgerichte ſchwebt, hat hier Niemand Etwas zu verbieten!“

„So? — Nun das wollen wir doch einmal ſehen! Probirt's einmal!"

„Ueber die Löcher zu fahren? Nein, das fällt mir nicht ein. Aber, wenn Ihr nicht augenblicklich die Löcher wieder zuwerfen laßt, fahr' ich mitten durch Euren Weizen!"

„Das unterſteht Euch einmal!" rief der Stiftsbauer, und nahm ſeinem Arbeiter die Hacke aus der Hand, die er drohend erhob.

„Denkt Ihr, ich fürchte mich?" fragte Wölling höhniſch lachend. „Dazu wäret Ihr mir doch gerade der Rechte!"

Damit faßte er ſein Geſpann am Zügel, rief: „Hüh! Hott!" und lenkte auf die junge Weizenſaat los.

Aber mit Einem Sprunge war Brückner bei dem Geſpann und riß das Handpferd rechts herum, während Wölling das Sattelpferd nach links zerrte. Die jungen Thiere wurden dadurch ſcheu und wild und bäumten ſich kerzengrade in die Höhe.

„Wollt Ihr los laſſen oder nicht?" ſchrie Wölling, kirſchroth vor Wuth, und ſchlug, als der Stiftsbauer nicht los ließ, demſelben die Peitſche in's Geſicht.

Aber jetzt! Im Nu war Brückner vor den Pferden vorbei und hatte ſeinen wüſten Gegner im Halstuche gepackt. Dieſer ſetzte ſich zur Wehre und hätte ſich als der Stärkere wohl leicht des Angriffs entledigt, wenn er ſich nicht in der Fahrleine verwickelt hätte, die dem unruhigen Pferde vom Rücken herabgefallen war. Da dieſes eben auf's Neue in die Höhe ſtieg wurde Wölling umgeriſſen und ſtürzte mit dem Kopfe ſo derb auf einen viereckigen Grenzſtein, daß er beſinnungslos liegen blieb.

Jetzt eilten die beiden Knechte Wöllings herbei, die heimlich lachend dem Streite der Männer zugeſehen hatten. Aber ſie lachten nicht mehr, als ſie ſahen, wie ihrem Herrn aus einer klaffenden Wunde am Hinterkopfe das Blut in Strömen hervorquoll.

Der Stiftsbauer ſtand wie gelähmt, und konnte vor Schreck kein Wort hervorbringen. Aber ſein Arbeiter rief den Knechten, die mit wüthenden Blicken den Stiftsbauer anſchauten, als wollten ſie auf der Stelle an ihm Rache nehmen, zu:

„Schnell, Jörg, lauf' in's Dorf und ſchaffe eine Bahre und Betten herbei, daß wir deinen Herrn heimtragen, ſonſt verblutet er ſich! Und du Peter, nimm eins von deinen Pferden und jage nach Wildau, den Amts-Chirurgen holen. Wir geben ſo lange auf die Pferde Acht!"

Jetzt erwachte auch der Stiftsbauer aus ſeiner Erſtarrung und half Rothe, ein Tuch um die ſtark blutende Wunde legen. Bald war die Bahre zur Stelle; aber mit ihr auch eine große Schaar von Neugierigen, die theils den alten Brückner bedauerten, theils auf ihn ſchimpften. Das Menſchengewühl zog auch den Landreiter Heinert herbei, der ſoeben drüben auf der Neuendorfer Chauſſee

vorüberritt. Kaum hatte er gehört, was ſich zugetragen, als er den Stiftsbauer, auf den er von ſeinem ehemaligen Schulzenamte her nicht gut zu ſprechen war, im Namen des Geſetzes für verhaftet erklärte und ihn auf einem ſofort requirirten Bauernwagen von Ort und Stelle mit ſich nach der Stadt führte, indem er neben dem Wagen her ritt.

Wölling wurde behutſam nach Hauſe getragen. Das Bewußtſein war ihm noch nicht zurückgekehrt. Glücklicher Weiſe traf man unterwegs vor dem Dorfe den fürſtlichen Hofrath, Dr. Dingelow, der gerade von einem Beſuche beim Amtsrathe Bieler in Groß-Bläſingen zurückkehrte, und ſogleich mit umkehrte, dem Verwundeten ärztlichen Beiſtand zu leiſten, ehe noch der gerufene Amts-Chirurg zur Stelle ſein konnte.

Die Großmutter und Marieliechen waren gerade damit beſchäftigt, Kartoffeln aus dem Keller zu tragen, welche zur neuen Ausſaat ausgeſucht werden ſollten, als Emilie Berger in den Hof hereinſtürzte und mit fliegendem Athem den Vorfall in den Silberſtücken meldete. Und richtig, eben trug man auch Wölling am Hauſe vorbei, den man wie einen Todten mit einem weißen Laken zugedeckt hatte, und hinter der Bahre ging der Hofrath Dingelow.

„Barmherziger Gott, was für ein Unglück!“ jammerte die Großmutter, die Wölling in der That für todt hielt, und laut ſchluchzend warf ſich ihr Marieliechen in die Arme.

Wie die Sache eigentlich zugegangen war, wußte Bergers Emilie nicht; aber ſie erfuhren es jetzt durch den heimkehrenden Rothe, der freilich auch die erſchreckende Nachricht von der ſofortigen Verhaftung Brückners zu überbringen hatte. So tröſtlich es auch für die Großmutter und Marieliechen war, daß Wölling ſich durch einen Fall die ſchwere Wunde ſelbſt zugezogen hatte, der Sohn und Vater alſo keine unmittelbare Schuld daran hatte, ſo war doch die Nachricht von der Verhaftung deſſelben für Beide etwas tief Erſchütterndes und Schreckliches. Sie ſtanden wie erſtarrt, während Rothe auf den Landreiter ſchimpfte, der doch gewiß kein Recht gehabt habe, den Stiftsbauer auf der Stelle zu verhaften und abzuführen.

„Du haſt Recht, Rothe!“ fuhr da mit Einem Male die Großmutter auf. „Da muß auf der Stelle Rath geſchafft werden. Der arme Mann hat ja ohnehin nicht einmal einen warmen Rock an bei dieſem rauhen Wetter!“

„Den bring' ich ihm!“ rief ſchnell Marieliechen und eilte auch ſchon nach dem Schranke, ihre Sonntagsſchuhe und ihr Kopftuch zu holen. „Macht nur Alles zurecht, Großmutter, und packt auch Etwas zum Eſſen und Trinken bei!“

„Halt, Kind! So geht das nicht,“ antwortete die Großmutter, „ich muß auch mit!“

„Ihr, Großmutter? Aber was ſoll denn das?“ fragte Marienliechen erſtaunt. „Mach' nur, daß Du fertig wirſt!“ ſagte eilig die Großmutter und gab Rothe den Auftrag, die Kaleſche herauszuziehen und dem Philipp zu ſagen, daß er ſogleich anſpannen und nach der Stadt fahren müſſe.

„Aber, Großmutter, was wollt Ihr denn in der Stadt?“ fragte Marieliechen noch einmal, als ſie ſah, wie die alte Frau eilig ihren beſten Rock und ihre Staatshaube aus dem Schranke nahm.

„Was ich dort will? Recht will ich ſuchen, Recht gegen den frechen Landreiter, der Deinen Vater verhaftet hat, ohne daß er ſchuldig iſt. Geradesweges zum Fürſten will ich gehen, der ſich wohl der alten Stiftsbäuerin noch in Gnaden erinnern und mir den Martin vor der Hand frei machen wird, bis die Sache unterſucht iſt.“

„Zum Fürſten wollt Ihr gehen? Aber kann der dabei Etwas thun?“

„Ob er kann! Wer ſoll denn das Recht ſchützen können, wenn Er es nicht kann?“

„Aber Großmutter,“ fragte Marieliechen wieder ängſtlich, — „aber, wenn Wölling derart verletzt wäre, daß er ſtürbe, oder wenn er gar jetzt ſchon todt wäre?“

„Der ſterben!“ erwiderte die Großmutter mit bitterem Tone. „Deshalb ſei ruhig, Kind; der ſtirbt ſo leicht nicht. Der hat einen harten Schädel!“

Kurze Zeit nachher ſaßen die Beiden im Kaleſchchen und fuhren der Stadt zu, was die Pferde laufen konnten.

8.

Eben zog mit klingendem Spiele die Wachtparade auf, als Brückners Wägelchen über den Markt rollte. So trübe es auch in den Herzen der Großmutter und Marielieschens aussah, mußten sie doch unwillkürlich den kriegerischen Klängen lauschen und nach der aufmarschirenden Mannschaft schauen. Wie leicht konnte ja Bergers Wilhelm mit darunter sein! — Und richtig, dort im ersten Zuge neben dem Flügelmanne marschirte er. Es war wohl schwer, ihn zu erkennen, weil die völlig gleiche Montur und Statur fast kaum einen Unterschied zwischen den Einzelnen beim Vorübermarschiren wahrnehmen ließ; aber Marielieschen hatte ihn doch herausgefunden.

Auch Wilhelm hatte die beiden Reisenden schon entdeckt. Wie hätte er das wohlbekannte Kaleschchen und die wackeren Rothschimmel übersehen können, die er so oft gefüttert, geputzt und gefahren hatte! Er hätte Beide, das Wägelchen und die Pferde, unter Tausenden heraus gekannt! Und die im Wägelchen saßen und offenbar um seinetwillen so scharf nach den vorbeimarschirenden Soldaten sahen, wie hätte er für die erst nicht sollen Augen haben!

Aber warum waren sie gekommen, jetzt, wo doch die nahe Saatzeit daheim so viel zu thun gab? Warum sah das Marielieschen so bleich aus und schaute auch die Großmutter so ernst d'rein?

Da kam plötzlich eine große Angst über ihn. Es war in der Kaserne bereits erzählt worden, daß der alte Wohlinger Schulze wegen eines blutigen Streites vom Landreiter Heinert in's Stadtgefängniß gebracht worden sei; aber das konnte ja nach Wilhelms Meinung Niemand sonst gewesen sein als Wölling, dem es zuzutrauen war, daß er beim blutigen Streite betheiligt gewesen sei, während dies bei dem guten, friedliebenden Stiftsbauer als eine baare Unmöglichkeit erschien. Jetzt mußte ihm der Gedanke durch den Kopf schießen, daß am Ende dennoch Brückner der Verhaftete sei, und daß Mutter und Tochter eben um seinetwillen hergekommen seien.

Wie gerne wäre er hingesprungen, sich Gewißheit zu

verschaffen! Aber er stand ja in Reih und Glied und durfte es dem Unteroffizier nicht einmal merken lassen, daß seine Augen ihre Richtung nach einer Seite nahmen, die nicht befohlen war!

Kaum war die Parade vorüber, als er sich von seinem Hauptmann, der den stillen, braven Burschen wohl leiden mochte, bis zum anderen Tage Urlaub erbat. Derselbe wurde ihm bewilligt; aber wie erschrak er, als ihm unten des Hauptmanns Bursche, der aus Neuendorf stammte, die Verhaftung des Stiftsbauers erzählte, der den neuen Schulzen Wölling sollte todt geschlagen haben!

Athemlos kam Wilhelm im schwarzen Bären an, wo Brückners für gewöhnlich ausspannten, wenn sie in die Stadt kamen. Er traf die Großmutter und Marielieschen bereits im Hausflur des Wirthshauses, eben bereit, die nöthigen Schritte zur Befreiung des alten Mannes zu thun. Nach der ersten Begrüßung, die auf beiden Seiten eine überaus freundliche und herzliche war, sagte die Großmutter:

„Du kommst mir wie gerufen, Wilhelm! Was uns leider hierher geführt hat, wirst Du wohl schon wissen. Mein armer Sohn ist verhaftet worden, aber ohne allen Grund. Da will ich denn Recht für ihn suchen und gleich vor die richtige Schmiede gehen, zum Fürsten selbst. Nun weiß ich zwar, wo das Schloß ist, aber durch welchen der vielen Eingänge man gehen muß, um zu Sr. Durchlaucht zu kommen und in welchen Zimmern er wohnt, das weiß ich nicht. Da könntest Du mir wohl ein wenig behülflich sein. Willst Du?"

„Wie gerne!" rief Wilhelm, „und ich weiß auch Bescheid. Ich habe noch gestern auf der Gallerie vor den Zimmern Sr. Durchlaucht Wache gestanden und den Kammerdiener des Fürsten kenne ich auch."

„Nun so laß uns eilen!" sagte die Großmutter und erzählte unterwegs Wilhelm den Hergang der unglücklichen Geschichte, so gut sie ihn selbst wußte; bemerkte auch dabei, daß sie an Wöllings Tod gar nicht glaube, wenn er auch auf einer Bahre am Hause vorbeigetragen worden wäre.

Im Schloßhofe angekommen, suchte Wilhelm sogleich

den Kammerdiener Brand zu finden und hatte auch das Glück, ihm selber auf der Treppe schon zu begegnen. Hastig trug er ihm sein Anliegen vor und bat ihn, der alten Stiftsbäuerin eine Audienz beim Fürsten zu erwirken.

„Das wird wohl gehen," meinte der Kammerdiener, „obwohl der Hofrath Dingelow soeben bei Durchlaucht ist, der sich heute mit seinem Besuche verspätet hat, will gleich hören."

Nach wenigen Augenblicken schon kehrte er zurück mit dem Befehle des Fürsten, die alte Frau Brückner sogleich hereinzuführen.

Wir folgen der alten Frau und lassen Wilhelm unterdessen bei Marieliesschen in der guten Ueberzeugung, daß die Zweie sich nicht bei einander langweilen werden.

Sowenig Stiftsbauers Großmutter auch Menschenfurcht kannte, pochte ihr doch das Herz nicht wenig, als der Kammerdiener sie durch die großen Flügelthüren in das Gemach des Fürsten eintreten ließ. Sie hatte sich's unterwegs so schön ausgedacht, wie sie den Fürsten anreden wolle; aber Alles war total vergessen und in höchster Verwirrung sah sie nicht den Fürsten, sondern das Getäfel seines Fußbodens an, als könne sie davon die vergessene Anrede ablesen.

„Tretet näher, liebe Frau Brückner!" sagte da wohlwollend der Fürst, der ihre Verlegenheit bemerkte, „wir sind ja alte Bekannte und an Eure delikaten Waffeln denke ich noch heute mit Vergnügen."

Das machte der alten Frau Muth. Sie trat ein paar Schritte näher und warf sich, von ihren Gefühlen überwältigt, dem Fürsten zu Füßen, indem sie mit erhobenen Händen bat: „Gnade, Gnade für meinen armen Sohn!"

„Nicht doch, Frau Brückner! Steht auf! Ihr dürft vor mir nicht knieen. Aber was gibt es denn, wobei ich Gnade üben soll?"

„Ach, Durchlaucht ein großes Unglück ist passirt. Mein Sohn, der Stiftsbauer Martin Brückner ist verhaftet worden!"

„Verhaftet? Euer Sohn, der alte würdige Mann,

deſſen ich mich wohl erinnere? Was hat er denn aber verbrochen, oder was gibt man ihm Schuld?"

„Ach Gott! Ach Gott!" ſeufzte die alte Frau. „Ich weiß ja ſelbſt eigentlich nicht, wie es zugegangen iſt; denn ich bin ſtehenden Fußes hierher gereiſt, als ich ſeine Verhaftung vernommen hatte. Aber die Leute haben erzählt, er ſei in den Silberſtücken mit dem neuen Schulzen Wölling in Streit gerathen wegen eines ſtreitigen Weges, ſei von dieſem zuerſt mit der Peitſche geſchlagen worden und habe dann, um ſich ſeiner Haut zu wehren, demſelben einen Stoß gegeben, durch welchen er umgefallen und mit dem Kopfe ſo unglücklich auf einen Grenzſtein geſtürzt ſei, daß er — —"

„Todt iſt?" fragte erſchrocken der Fürſt.

„Das wolle Gott verhüten!" antwortete beklommen die alte Frau.

„Aber auf weſſen Befehl iſt denn Euer Sohn verhaftet worden?"

„Das kann ich nicht ſagen. Aber das weiß ich, daß ihn der Landreiter Heinert, der gerade vorbeikam, gleich auf der Stelle verhaftet und von den Silberſtücken weg hierher in's Gefängniß geſchleppt hat."

„Das wäre ja ſonderbar," ſagte der Fürſt, „da muß ich Aufſchluß haben."

Er drückte auf die ſilberne Glocke, die auf ſeinem Tiſche ſtand und rief dem ſogleich eintretenden Kammerdiener zu: „Oberſtaatsanwalt von Hammerſtein!"

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht," ſagte der alte Hofrath Dingelow, indem er hinter dem ſchweren Sammtvorhange hervortrat, wo er das Ende der bewilligten Audienz hatte abwarten wollen, „halten zu Gnaden, Durchlaucht; aber Herr von Hammerſtein kann hier gar nichts nützen. Wenn Durchlaucht erlauben, kann ich am Beſten Auskunft geben; denn ich ſelbſt habe vor etwa zwei Stunden den alten Bölling oder Wölling, wie er heißt, unter den Händen gehabt und kenne durch zuverläſſige Zeugen den ganzen Vorgang beſſer, als ihn die gute Frau hier zu kennen ſcheint."

„So erzählen Sie, Hofrath," ſagte der Fürſt, indem er dem Kammerdiener abwinkte.

„Viel Lärm um Nichts, Durchlaucht!“ begann der alte Hofrath, einer jener offenen und derben Männer, wie sie sich manchmal unter den älteren Aerzten finden, und gewöhnlich, selbst in den höchsten Kreisen, beliebt sind. „Ich kam gerade von einem Krankenbesuche bei dem Amtsrathe Bieser in Groß-Bläfingen zurück, als ich bei meiner Durchfahrt durch Wohlingen angehalten und gebeten wurde, einem Bauersmanne rasche Hilfe zu leisten, der durch einen Fall schwer verletzt sei. Doch, wie gesagt, es war viel Lärm um Nichts. Denn als ich den Gefallenen untersuchte, fand ich zwar ein ziemlich großes Loch im Hinterkopfe, aber von Gefahr keine Spur. Ein tüchtiges Heftpflaster, das ich ihm auflegte, und ein paar Tage Schonung und Ruhe werden wohl Alles wieder in Ordnung bringen.“

Der Großmutter fiel bei diesen Worten des Hofrathes ein Stein vom Herzen. Sie sah den Erzähler mit freudestrahlenden Augen an und hätte ihn aus lauter Dankbarkeit gleich auf der Stelle umarmen mögen.

Dieser aber war noch nicht zu Ende.

„Der Wölling,“ fuhr er fort, „soll mit dem Stiftsbauer Brückner wegen eines Feldweges im Prozesse liegen, der bereits von dem Kreisgerichte zu Gunsten Brückners entschieden ist, wogegen aber Wölling appellirte. Was thut nun Wölling, der überhaupt, wie ich gehört habe, ein neidischer, übel beleumdeter Mensch sein soll? Als ihm der Stiftsbauer den vom Kreisgerichte ihm verbotenen Weg mit Löchern abgräbt, will er mit seinen drei Gespannen durch Brückners Weizen fahren. Kein Verbieten und Drohen des Stiftsbauers hilft, und als dieser das eine Pferd anfaßt, um das Weiterfahren zu hindern, schlägt ihm Wölling die Peitsche durch's Gesicht. Jetzt wird der Stiftsbauer wild, greift ihn und gibt ihm einen Stoß, daß er zurückfährt, sich in die herabhängende Ackerleine verwickelt und von dem sich aufbäumenden Pferde niedergerissen wird. Er fällt unglücklicher Weise auf einen Grenzstein und verletzt sich den Kopf. Das ist's, Durchlaucht, kein Jota mehr, keins weniger. Aber nun kommt eine heikele Sache. Der Landreiter Heinert arretirt unaufgefordert den Stiftsbauer von der Stelle weg und unterfängt sich so, in eine

rein privatrechtliche Sache einzugreifen, wie man annimmt aus perſönlicher Abneigung gegen den Brückner, dem er einen böſen Streich ſpielen will. Eine Anmaßung ſonder Gleichen, wodurch er Dorf und Stadt in großen Allarm verſetzt hat!"

„Ei, das iſt ja niederträchtig!" rief der Fürſt ärgerlich. „Und Heinert heißt der Landreiter?"

„Heinert, ja Durchlaucht! Kenne ihn ſchon lange als einen anmaßenden, dünkelhaften Kerl!"

Die Großmutter konnte ſich vor Freude faſt nicht halten. Daß ſich die Sache ſo ſchnell und gut löſen werde, wie es jetzt den Anſchein gewann, hatte ſie auch nicht im Entfernteſten zu hoffen gewagt.

„Befehlen alſo Durchlaucht, daß der Stiftsbauer wieder in Freiheit geſetzt werde?" fragte der Hofrath.

„Natürlich, lieber Dingelow! Ich werde ſogleich den Befehl geben!"

„Und darf ich dabei ſein," fragte jetzt ſchüchtern, aber mit Freudenthränen in den Augen, die Großmutter, „wenn ſich die Thüre des Gefängniſſes für meinen armen Martin aufthut?"

„Verſteht ſich, liebe Frau, verſteht ſich!" antwortete huldreich der Fürſt.

Jetzt wollte die Großmutter ſeine Hand ergreifen, um ſie zum Danke zu küſſen, aber der Fürſt wehrte ihr lächelnd.

„Nein, nein!" ſagte er, „nicht mir, ſondern dem Hofrath gebührt Euer Dank, denn ohne ihn hätte ich die Sache nicht ſo raſch erledigen können."

Die Großmutter folgte dieſem Winke und bedankte ſich bei dem Hofrathe mit den beſten Worten und den ſchönſten Verbeugungen, die ihr zu Gebote ſtanden.

„Hört einmal, Frau Brückner," ſagte hierauf ſcherzend der Fürſt, „ganz leer ausgehen möchte ich aber doch nicht. Wie wäre es, wenn Ihr mich und den Hofrath da gelegentlich einmal zu Euren guten Waffeln einlüdet?

„Topp! Es gilt!" rief treuherzig und hocherfreut die alte Frau und hielt dem Fürſten die Hand hin, in die dieſer kräftig einſchlug.

„Alſo auf Wiederſehen in Wohlingen!" rief er

lächelnd und wünschte der von seiner Huld entzückten alten Frau noch eine glückliche Heimfahrt.

Eine halbe Stunde später war der Stiftsbauer frei, und ohne weiteren Aufenthalt fuhren die Hocherfreuten wieder nach Hause. Bergers Wilhelm aber, der die Großmutter und Marielieschen nach dem Gefängnisse begleitet hatte, mußte mitfahren, da er ja bis zum andern Tage Urlaub hatte.

„Der Philipp kann ihn morgen bis an die Stadt zurückfahren, damit er nicht zu spät kommt," ordnete die Großmutter an.

„Aber wo soll er denn sitzen?“ fragte der Stiftsbauer, „wir sind ja mit dem Philipp schon zu Vieren, und mehr als Viere können im Kaleschchen nicht sitzen.“

„Dann kommt der Philipp zu Fuß nach und Wilhelm kutschirt. Er muß heute einmal bei uns sein und sich mit uns freuen, weil er uns so treulich geholfen hat. Hätte er mich nicht sogleich zum Fürsten gebracht, so säßest Du jetzt noch hinter Schloß und Riegel.“

Wie flogen die Rothschimmel nun dahin! Ehe noch die Dämmerung da war, hielt die Kalesche schon vor dem Stiftsgute, und die Wohlinger erstaunten nicht wenig sowohl über die schnelle Befreiung Brückners, wie über den uniformirten Kutscher, der so flott dahergefahren kam.

Während Wilhelm, der sich das nicht nehmen ließ, die Rothschimmel ausspannte und versorgte, saß der Stiftsbauer tief bekümmert und sichtbar angegriffen in seinem Lehnstuhle ohne ein Wort zu sprechen.

Ebenso wortkarg war auch Marieliesechen, die das Köpfchen gegen die Scheiben lehnte und still sinnend auf die Straße schaute. Von Bekümmerniß war jedoch in ihren Augen jetzt nichts zu lesen, sondern viel mehr von einer recht großen, inneren Freude. Sie dachte an die eben zurückgelegte anderthalbstündige Fahrt, bei der sie neben Wilhelm auf der Vorderbank gesessen und sich in seiner Nähe so wohl und glücklich gefühlt hatte, obschon sie nur wenig mit einander hatten reden können. Sie mochte wohl in Gedanken sich dabei ausmalen, wie schön es wäre, so immer neben ihm zu sitzen, und mit ihm durch die ganze Welt, durch das ganze Leben zu fahren.

Bei der Großmutter ging dafür das Mundwerk desto fleißiger. Sie konnte gar nicht fertig werden, von ihrer Audienz beim Fürsten zu erzählen und von der großen Huld und Freundlichkeit, welche sie von diesem erfahren habe. So munter und lebhaft war sie seit Jahren nicht gewesen.

Endlich wurde sie ärgerlich darüber, daß ihr Niemand Antwort gab.

„Du hörst wohl gar nicht, was ich sage und frage, Martin?“ sagte sie. „Was sitzest Du denn so stumm und trübselig da? Ich meine, Du hättest doch alle Ursache

froh zu ſein. Denn mit dem Wölling hat es ja gar nichts auf ſich, wie der Hofrath dem Fürſten verſicherte; und daß Du die paar Stunden im Gefängniſſe geſeſſen haſt, iſt ja doch auch ſo ſchlimm nicht. Die ganze Stadt wird jetzt ſchon wiſſen, daß Du unſchuldig eingeſteckt worden biſt, und Niemand wird Dich darum anſehen. Der Wilhelm hat ja dafür geſorgt, daß Dich recht viele Leute dahinfahren ſahen, indem er ſo luſtig mit der Peitſche knallte!"

„Und Du," fuhr ſie, zu Marieliechen gewendet, fort, „brauchteſt auch nicht ſo hölzern dazuſtehen und die Fenſterſcheiben durchzugucken. Gehe hinaus in die Küche und ſorge für ein gutes Abendeſſen. Der Wilhelm iſt heute unſer Gaſt, und wir haben alle Urſache, ihm freundlich zu ſein. Ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergeſſen, wie theilnahmevoll er ſich heute bewieſen hat. Er iſt ein guter, braver Menſch."

„Ja gewiß, das iſt er, Mutter," ſagte jetzt der Stiftsbauer. „Und wenn es noch ginge, wie früher, daß man Einen von den Soldaten loskaufen könnte, wollte ich ihm das von Herzen gerne thun."

Marieliechen eilte jetzt, dem Befehle der Großmutter zu gehorchen. Aber ſchon nach wenigen Augenblicken, während welcher ſie den Mägden draußen Anweiſung gegeben hatte, war ſie wieder im Zimmer und ſtand an ihrem vorigen Platze. Sie wollte offenbar jetzt, wo das Geſpräch ſich auf Wilhelm gewandt hatte, nichts von demſelben verlieren. Der friſche, hübſche Soldat in ſeiner Uniform hatte ſich heute ein noch wärmeres Plätzchen in ihrem Herzen erobert, als es ſchon der Wilhelm in ſeiner Arbeitskleidung gehabt hatte, und es war ihr durchaus nicht unwichtig, was etwa die Großmutter und der Vater noch weiter über ihn redeten.

Allein die Großmutter ſchien jetzt auch das Sprechen ſatt zu haben. Sie ſaß ſtille in ihrem Seſſel.

Marieliechen blickte wieder durch's Fenſter auf die ſtiller und ſtiller werdende Dorfgaſſe hinaus. Bei Wöllings drüben war Alles ſtill. Das große Haus lag ſo öde da, ſchweigend und vereinſamt, als ob Niemand darin wohne. Nur an einem Fenſter des Oberſtockes war ein matter Licht-

schein zu bemerken. Wahrscheinlich lag dort Wölling, und zwar ohne Zweifel ganz alleine; denn die Pöhlert-Liese war schon vor einer Weile drüben fortgegangen, und das Gesinde mußte jetzt beim Füttern sein.

Da plötzlich — huscht eine unheimliche, verhüllte Gestalt an den Fenstern vorbei, bleibt einen Augenblick vor Wöllings Hause stehen und schaut hinauf nach dem erhellten Fenster.

Marielieschen schaudert's; denn trügt sie ihr Auge nicht, so ist es Wilhelms Mutter, die wahnsinnige Berger. Wie könnte sie die grauenhafte Gestalt vergessen, deren Bild sich in der schrecklichen Pfingstnacht so tief in ihr Gedächtniß geprägt hat!

„Großmutter! dort! dort!" schreit Marielieschen laut auf und deutet auf Wöllings Haus hinüber, durch dessen Thüre soeben die Wahnsinnige geschlüpft ist.

„Was ist? Was ist?" rufen Vater und Großmutter wie aus einem Munde, indem sie erschrocken aufspringen.

„Dort drüben — die Wahnsinnige — Wilhelms Mutter!" entgegnete Marielieschen fast ohne Athem.

„Albernes Kind!" sagt die Großmutter und eilt an's Fenster. „Wer weiß, was Du im Dämmerlichte gesehen hast! Es ist ja kein Mensch auf der Gasse!"

„Eben — eben — ist sie bei Wöllings hineingeschlüpft!"

„Hilf, Gott!" rief nun der Vater, „wenn die zu Wölling kommt, dann gibt's Etwas; er kann davon den Tod haben!"

„I, wer weiß denn, was das thörichte Kind gesehen hat!" beruhigte die Großmutter, der sogleich der Gedankengang bei ihrem Sohne klar wurde. „Wie soll denn die Berger aus ihrem stillen, wohlverwahrten Kämmerchen herauskommen?"

„Und doch, und doch!" rief Marielieschen. „Die Annelore ist heute erst nach Mittag in die Stadt gegangen, und die Emilie näht bei Wallbauers!"

Jetzt fing es auch der Großmutter an bedenklich zu werden. Resolut geht sie an das Fenster des Alkovens, welches in den Hof hinausgeht und ruft laut: „Wilhelm! Wilhelm!"

Rasch ist der Gerufene da und erhält den Befehl, sogleich nach Hause zu eilen und nach seiner Mutter zu sehen.

„Ich kann's noch immer nicht glauben," sagt die Großmutter, und tritt zu Marielieschen an's Fenster. „Du hast Dich gewiß getäuscht, Kind!"

„Nein, nein, Großmutter!" antwortet Marielieschen und reißt das Fenster auf. „Hört nur den Lärm drüben! Sie ist da, sie ist bei ihm! O Gott, o Gott!"

Und wirklich, man hörte von Wöllings Hause herüber ein heftiges Kreischen, untermischt mit einem unheimlichen Aechzen und Stöhnen.

„Ach helft, Mutter, helft!" rief der Stiftsbauer voller Angst. „Euch kennt die Irre, Euch gehorcht sie! O Gott! Wenn Wölling vor Schreck stürbe, ehe der neunte Tag vorbei ist! Ich wäre ein Todtschläger! Ich müßte in's Zuchthaus!"

„Die Mutter ist nicht daheim!" rief eben Wilhelm athemlos zur Thüre herein.

„Sie ist drüben bei Wöllings!" schrie Marielieschen, während die Großmutter ohne ein weiteres Wort Wilhelm beim Arme nahm und mit ihm über die Straße eilte, so schnell ihre Füße sie tragen wollten.

Marielieschen hatte allerdings recht gesehen. Der tolle Aufruhr, welcher den ganzen Tag über im Dorfe geherrscht hatte, das häufige laute Nennen des Namens „Wölling", das bis in ihr Kämmerchen gedrungen war, hatte die Irre wieder ganz toll gemacht. Alleine und ohne Aufsicht zu Hause, war sie aus ihrem Kämmerchen herausgekommen, hatte die Hinterthüre unverschlossen gefunden und war, in einen alten Mantel gehüllt, hinausgeschlüpft. Sie hatte auch richtig bis in die abliegende Krankenstube Wöllings den Weg gefunden, obschon ihr die Räume in dem neuen Hause völlig unbekannt waren.

Ein grausiges Bild bot sich der Großmutter und Wilhelm dar, als sie die Krankenstube Wöllings erreichten. Die Irre saß auf der Thürschwelle, fröstelnd zusammengekauert, den stieren Blick fest auf das Bette des Kranken geheftet, der, unfähig, sich zu helfen, die Bettdecke über den Kopf gezogen hatte, um die gespenstische Erscheinung

nicht zu sehen und die schweren Verwünschungen und Flüche nicht zu hören, welche die Irre ausstieß.

„Ich sehe Dich doch, Scheusal!“ kreischte die Wahnsinnige. „Meine Augen sind wie feurige Blitze, vor denen keine Hülle schützt; bis auf den Grund Deiner Seele dringen sie! Und, huh! huh! wie sieht's da so wild und so wüste aus! Blut und Flammen vermischen sich! Und meinst Du etwa, Du könntest mir entgehen? Nein, nein, hier will ich sitzen bleiben und Dich ängstigen und quälen, bis Dein verruchtes Leben am Ende ist — oder bis Du mir meinen Mann, meinen guten, braven Berger, zurückgibst! Ja, meinen Mann, Du Ungeheuer,“ schrie sie mit entsetzlicher Stimme und schnellte dabei vom Boden auf, „meinen Mann gib mir zurück! Meinen Mann, den Du Ungeheuer in den Tod gejagt hast! Meinen Mann! Meinen Mann! Oder Du stirbst hier unter meinen Händen!“

Damit wollte sie auf Wöllings Bett losstürzen und ihre schreckliche Drohung wahr machen; aber zwei starke Arme umschlangen sie fest und zogen sie zurück in das Nebenzimmer.

„Laßt mich los! Laßt mich los!“ kreischte sie, „der Tag des Gerichtes ist gekommen, und die Stunde des Verruchten hat geschlagen! Laßt mich los! Laßt mich los! Laßt mich los — oder — — —!“

„Mutter!“ rief Wilhelm, „ich bin's ja, Dein Sohn, Dein Wilhelm! Komm mit mir, fort von hier in Dein stilles Kämmerchen!“

Die Großmutter aber sagte voll Ernst und Strenge: „Geh' den Augenblick in Dein Haus zurück, Sophie, oder ich komme nie wider zu Dir!“

Jetzt schien die Irre ein wenig zu sich zu kommen. Mit gläsernem Blicke schaute sie die Beiden an und sagte: „Ja, ich kenne Euch wohl; Du bist mein Sohn Wilhelm und Du, Du? Ja, Du bist die gute, alte Stiftsbauers Großmutter, die mir und meinen Kindern so viel Gutes gethan hat!“

Die wirren Gedanken hatten damit eine andere Richtung genommen, und nun ließ sich die Irre wie ein willenloses Kind wegführen, ohne noch einmal Wöllings zu gedenken. Zu Hause sank sie todesmatt auf ihr Lager,

das ſagt mir eine geheime Ahnung. Er wird's ausraſen. Das ſtille Nervenfieber, woran anno 14 Dein Vater ſtarb, iſt viel gefährlicher, als das hitzige, wobei die Kranken ſo raſen und toben. Befiehl nur Alles dem Herrn, der wird's wohl machen!"

„Ja, das will ich auch!" ſagte ruhiger der Stiftsbauer, „und will's nehmen, wie Er's ſchickt!"

Als Wilhelm jedoch nach dem Kaffee Abſchied nahm, um in ſeine Garniſon zurückzukehren, da ſein Nachurlaub abgelaufen war, zog ihn der Stiftsbauer in den Alkoven hinein und ſagte leiſe zu ihm:

„Wilhelm, wer weiß, wie es kommt! Aber für alle Fälle bitte ich Dich, verlaß die Großmutter und Marielieschen nicht, wenn es einen böſen Ausgang nehmen ſollte! Willſt Du?"

Ein ſtummer und doch beredter Händedruck, den der brave Burſche mit leuchtenden Blicken gab, war die Antwort.

Draußen im Hausflur ſtand Marieliechen, den Kopf an die Wand gelehnt, und weinte.

Wilhelm faßte ihre Hand und ſagte: „Weine nicht, Marieliechen, ſondern ſei getroſt, Gott wird Alles zum Beſten kehren. Lebe wohl und vergiß mich nicht!“

Da warf ſich das Mädchen laut ſchluchzend an ſeine Bruſt und lehnte, wie ſelbſtvergeſſen, ihren Kopf wider ſeine Schulter. Sie ließ es geſchehen, daß ſein Arm ſie umſchlang; ſie ließ es geſchehen, daß ſeine Lippen die ihrigen berührten. Dann riß ſie ſich los und eilte hinauf in ihr Kämmerlein.

Und als Wilhelm hinter dem Grasgarten dorthin zurückſchaute, wehte ihm ihr Tuch den Abſchiedsgruß zu.

9.

Es kamen nun für Stiftsbauers ſchwere, kummervolle Tage, veranlaßt durch die wechſelvollen Berichte von drüben. Bald hieß es, der Zuſtand Wöllings habe ſich gebeſſert, bald wollte man wieder wiſſen, es ſei keine Hoffnung mehr.

Stundenlang ſaß der Stiftsbauer am Fenſter und ſtarrte hinüber. Hätte er das Geſchehene ungeſchehen machen können, er hätte gerne ſein Vermögen dafür hingegeben.

Ganz unerwartet und zum nicht geringen Erſtaunen der Großmutter kam eines Tages die Pöhlert-Lieſe herübergelaufen und klagte der alten Frau ihre bittere Noth. Es ſei kaum mehr auszuhalten bei dem Kranken, Tag und Nacht ohne Aufhören ſpräche er in ſeiner Raſerei von dem Mauerjörg, der in dem Feuer habe brennen müſſen, welches er (Wölling) angelegt; der Himmel ſei ihm verſchloſſen, weil er ſeinen Vater gemißhandelt und einen falſchen Eid geſchworen habe, und Anderes mehr.

Die Großmutter meinte, daß dieſe Selbſtanklagen wohl zu einem guten Theile der hitzigen Krankheit zuzuſchreiben ſein möchten, und ermahnte die Pöhlert-Lieſe, nur brav auszuhalten und von dem, was der Kranke in ſeinem Irrereden ſchwatze, gegen ſonſt Niemand etwas ver-

lauten zu laſſen, weil die Leute daraus ſogleich Wahrheit machen würden.

Allein die Pöhlert-Liese war die Perſon nicht, ſolche Ermahnungen zu beherzigen. Wenige Stunden ſpäter war ſchon ganz Wohlingen voll von den grauſigen Reden und Selbſtanklagen Wöllings; ja Abends ſtanden die Menſchen haufenweiſe vor der Thüre des Hauſes und wer nur konnte, drängte ſich hinauf bis zum Krankenzimmer, den Alten ſeine Sünden und Verbrechen bekennen zu hören.

Auch in die Stadt drang die Kunde von dieſen Vorgängen. Der Hofrath Dingelow kam, als ihn ſein Weg wieder durch Wohlingen führte, Wölling zu beſuchen. Dieſer hielt ihn in ſeiner Raſerei für den Kriminalgerichtsrath, nannte ihn „Herr Blutrichter“ und bat ihn dringend, Alles zu Papier zu bringen, was er ihm jetzt erzählen werde.

„Hier, hier!“ rief er, auf ſein Herz zeigend, „hier drückt es wie mit Centnerlaſt! Die Flammen meines Hauſes brennen mich wie die Flammen der Hölle! Ja, ja, ich bin der Brandſtifter, — der Mordbrenner! Ich wollte ein neues, ſchöneres Haus haben, warf ein paar brennende Schwefelhölzchen in das Gereifig der Scheune und ehe ich mich's verſah, war das furchtbare Flammenmeer da, welches den Mauerjörg verſchlang. Aber, nicht wahr, Herr Blutrichter, das war doch nicht meine, ſondern ſeine Schuld? Warum wollte auch der Tölpel retten und löſchen, wo es doch mein Wunſch war, daß Alles verbrennen ſollte?“

Mit dem ein und zwanzigſten Tage brach ſich Wöllings Krankheit; es wurde beſſer mit ihm und bei ſeiner überaus kräftigen Natur trat nun raſch die Geneſung ein. Seine Kräfte hoben ſich zuſehends.

Als ihm die Pöhlert-Liese eines Tages erzählte, was er Alles während ſeiner Krankheit geſprochen, und wie auch der Hofrath Dingelow dieſe ſeine Reden mit angehört habe, rief Wölling höhniſch:

„Pah! Sie ſollen mir nur deshalb kommen! Ich war krank und lag im hitzigen Fieber; da ſchwatzt man allerlei dummes Zeug, für das man nicht verantwortlich gemacht werden kann. Sie ſollen mir nur kommen; dann werden ſie auch finden, daß der Wölling wieder klar bei Sinnen iſt und ſich nicht ſo leicht in's Bockshorn jagen läßt!“

Als Wölling wieder soweit hergestellt war, daß er eine Fahrt nach der Stadt wagen durfte, sollte es sein Erstes sein, gegen den Stiftsbauer auf „Schmerzensgelder" zu klagen und sich Kenntniß von dem Gange seines Prozesses gegen denselben zu verschaffen.

Schon wurde die Kutsche zu dieser Fahrt in Stand gesetzt, da fuhr plötzlich eine dicht verschlossene Kutsche aus der Stadt vor seinem Hause vor, aus welcher dann ein höherer Gerichtsbeamter sowie zwei handfeste Polizeidiener heraussstiegen. Der Beamte zeigte einen Verhaftsbefehl vor und hieß Wölling sogleich mitkommen. Vergebens schrie und sperrte und sträubte sich dieser; die beiden Polizeidiener zeigten ihm, daß sie nicht umsonst mitgekommen waren. Anstatt im eigenen Wagen fuhr er mit Gerichtskutsche nach der Stadt.

Seine Verhaftung machte kein großes Aufsehen im Dorfe. Jedermann war längst davon überzeugt, daß es zu diesem Ende kommen müsse, daß die Aussagen, die Wölling während seiner Krankheit gemacht hatte und die stets in gleicher Weise von ihm wiederholt worden waren, nicht ohne weitere Folgen bleiben könnten. An Zeugen, die seine Selbstanklagen gehört hatten, fehlte es nicht.

Der Staatsanwalt erhob gegen Wölling auf's Neue die Anklage auf vorsätzliche Brandstiftung und dadurch veranlaßten Tod eines Menschen. Allein die Untersuchung brachte außer den Selbstanklagen Wöllings in der Fieberhitze nichts Neues und Besonderes zu Tage und der Angeklagte leugnete frischweg Alles, und zwar noch trotziger und frecher als bei der ersten Untersuchung vor Jahren.

Schon zweifelte man, daß Wölling zur Strafe gezogen werden könne, als ein junger, äußerst tüchtiger Kreisrichter die Sache in die Hände bekam, der das Fragen und Untersuchen aus dem FF. verstand. Dieser trieb Wölling durch allerlei unvermuthete Kreuz- und Querfragen, sowie durch scharfsinnige Zusammenstellungen von Zeugen-Aussagen, so in die Enge, daß er sich in Widersprüche verwickelte und endlich nicht mehr anders konnte, als eine fahrlässige Brandstiftung seinerseits zuzugestehen und den Reinigungseid, den er geleistet hatte, als einen leichtsinniger Weise geschworenen zu bekennen.

Das Schwurgericht, welches inzwiſchen auch in dem Fürſtenthum eingeführt worden war, erklärte darauf Wölling einſtimmig der vorſätzlichen Brandſtiftung, der fahrläſſigen Tödtung eines Menſchen und der wiſſentlichen Ablegung eines Meineids für ſchuldig, und der Gerichtshof verurtheilte ihn zu einer zwölfjährigen Zuchthausſtrafe. Er ertrug dieſelbe jedoch nur ein einziges Jahr und ſtarb, nachdem er, von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens gepeinigt, dem herbeigerufenen Oberſtaatsanwalt ein reumüthiges Bekenntniß ſeiner Frevelthaten abgelegt hatte.

Sein Gut wurde nun bis zur Großjährigkeit ſeines einzigen Sohnes Paul von Gerichtswegen verwaltet. Allein, da ſich bei ſeinem Tode nicht das mindeſte baare Geld in ſeinem Hauſe vorgefunden hatte, ſo mußte ein beträchtlicher Theil des Gutes verſteigert werden, um die hohen Gerichtskoſten zu bezahlen, welche auch durch den Prozeß gegen den Stiftsbauer aufgelaufen waren. Dieſer ging nämlich auch in zweiter Inſtanz für Wölling verloren. Der Acker in den Silberſtücken, welcher den Prozeß veranlaßt hatte, kam auch unter den Hammer und wurde von dem Stiftsbauer angeſteigert, dem nun der ſtreitig gewordene Schleppweg alleine angehörte.

Wöllings leichtſinniger Paul war zur Verſteigerung nach Wohlingen gekommen und hatte auch, als ob gar nichts geſchehen wäre, bei Stiftsbauers wieder einen Beſuch abgeſtattet. Aber weder der Stiftsbauer noch Marielieschen hatten ſich für ihn ſehen laſſen;

nur die Großmutter empfing ihn, und was ſie ihm ſagte, mußte nicht beſonders lieblich für ihn zu hören geweſen ſein, ja ihm ſogar ein wenig an das Herz gegriffen haben; denn er ging ſehr dünn und niedergeſchlagen von dem Stiftsgute weg und ließ ſich fortan nicht mehr dort blicken.

Als er großjährig geworden war, übernahm er ſelbſt die Bewirthſchaftung des väterlichen Gutes; aber es wurde ſchnell Jedermann offenbar, daß ihn das „Geſtudirtſein“ keineswegs zu einem tüchtigen Bauer gemacht hatte. Er wollte zwar, wie er ſich rühmte, den Wohlingern einmal zeigen, wie man „rationell“ den Acker baue, führte deshalb eine ganz neue ungewohnte Betriebsordnung ein, von der ſeine Knechte ebenſowenig verſtanden, wie er ſelbſt, ſchaffte allerlei koſtſpielige Maſchinen an, die gewöhnlich nach ein paar Wochen unbrauchbar geworden waren, weil ſie Niemand recht zu gebrauchen verſtand, und die der Dorfſchmied gelegentlich ſo gut reparirte, daß ſie ganz und gar den Dienſt verſagten; aber die „rationelle“ Ackerwirthſchaft hatte ſehr ſchlechten Erfolg: die Aecker trugen nichts, die Scheunen blieben leer.

Seine guten Freunde riethen nun dem „Geſtudirten“, er ſolle ſich eine tüchtige, reiche Frau nehmen, die dem Geſinde aufſehen könne, wenn Paul im Wirthshauſe ſaß und hinter dem Bierglaſe ſeine zweifelhafte, landwirthſchaftliche Weisheit zum Beſten gab, ſowie auch manches andere Schöne, was er draußen bei ſeinem Studiren gelernt hatte. Allein unbegreiflicher Weiſe wollten weit und breit weder Väter noch Töchter, die er beglücken wollte, etwas von dem „Geſtudirten“ wiſſen. Es regnete wahrhaft Körbe für ihn, ſo ſehr er auch nach und nach ſeine Anſprüche herabſtimmte und an Thüren anklopfte, hinter denen von Reichthümern nichts [illegible]uchen war.

Aus purem Aerger heirathete er endlich die Pöhlert-Liese, die ſeinem Vater ſchon Haus gehalten hatte, und die ein gut Stück älter war, wie er, er bekam von ihr keine andere Mitgift als ihren Vater, den kleinen Pöhlert, der nun luſtig drauf los wirthſchaftete und durch allerlei zweifelhafte Händel, wozu er den Herrn Schwiegerſohn überredete, dieſen in das Netz der Juden und Wucherer hineintrieb.

Von der Landwirthschaft verstand natürlich der ehemalige Leinweber ebensowenig wie der „Gestudirte", und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Wirthschaft immer mehr in Rückgang kam, zumal da auch die neue Wöllings-Bäuerin, die Liese, nebenbei ihre eigene, nicht gerade rühmliche Wirthschaft trieb, während ihr Mann und ihr Vater in „der schönen Linde" beim Trunke und beim Spiele saßen.

Kurz und gut: die Sache nahm hier einen schnellen Verlauf, da der einmal in's Rollen gerathene Stein in immer größeren Sprüngen den Berg hinunter raste. Etwa fünf Jahre hatte Paul selbstständig gehaust, da war er so weit, daß er sich nicht mehr halten konnte, weil ihm die Schulden über den Kopf gewachsen waren. Noch ehe der vollständige Bankerott ausgebrochen war, verkaufte er in aller Stille Haus und Gut um einen wahren Spottpreis, der ihm aber sogleich baar ausgezahlt werden mußte, und eines schönen Tages war er mit dem Gelde verschwunden, ohne daß selbst seine Frau und sein Schwiegervater wußten, wohin? Erst als der Käufer des Gutes mit seinem Kaufacte anrückte und sein Eigenthum in Besitz nehmen wollte, erfuhr Herr Pöhlert nebst seiner Tochter, wie sie daran waren, und daß sie hinter dem Schwiegersohne und dem Manne ebensowohl das leere Nachsehen hatten, wie die zahlreichen Gläubiger Pauls hinter ihrem Schuldner.

Hüben also stand es böse. Es war gekommen, wie es die Großmutter vorausgesagt hatte. Aus dem Winde, den Wölling gesäet, war eine rechte Sturmesernte herausgewachsen.

Und drüben bei Stiftebauers?

Nun, da wäre zunächst zu berichten, daß nach Wöllings Verurtheilung Martin Brückner wieder zum Schulzen gewählt wurde. Er wollte zwar anfangs das Amt nicht wieder annehmen; allein er ließ sich doch schließlich durch das Drängen seiner Freunde, sowie durch die Freude darüber, daß er fast einstimmig gewählt worden war, zur Annahme bewegen.

An der Großmutter waren die Jahre zwar nicht spurlos vorübergegangen: sie konnte jetzt nur noch mit Hilfe des Stockes sich umherbewegen; aber innerlich war

sie noch frisch und lebendig und nach wie vor die Seele des ganzen Hauswesens. Marielieschens Fleiß und Rührigkeit ersetzten das, was ihre gesunkenen Kräfte nicht mehr leisten konnten, vollständig.

Eine große Ehre und Freude war der alten Frau daraus erwachsen, daß etwa ein halbes Jahr nach ihrer Audienz beim Fürsten, dieser bei einer Jagdpartie mit dem Hofrathe Dingelow an dem Stiftsgute vorfuhr, und die Großmutter lächelnd an die versprochenen Waffeln erinnerte. Während diese mit vor Freude zitternden Händen in der Küche handtirte, war der gnädige Fürst mit dem Stiftsbauer im Garten auf und ab gewandelt und hatte sich angelegentlich nach den Verhältnissen des Schulzen erkundigt, die dieser ihm auch offen und freimüthig auseinander setzte. Die köstlichen frischen Waffeln und die ebenso köstliche Milch, welche die Großmutter in der Laube des Gartens auftrug, fanden bei den beiden hohen Gästen den wohlverdienten Beifall, und als der Fürst, der sich während des Imbisses huldvoll mit der ehrwürdigen Greisin unterhalten hatte, Abschied nahm, versicherte er mit geheimnißvollem Lächeln, er werde nicht ermangeln, zu seiner Zeit den gebührenden Dank für die gute Bewirthung thatsächlich abzustatten.

„Was mag er nur vorhaben?" hatte die Großmutter gefragt, als er weggefahren war; aber der Stiftsbauer wußte es so wenig, wie sie selbst.

Sie sollten indessen nicht lange im Zweifel bleiben. Denn etwa vier Wochen später kam auf einmal Bergers Wilhelm mit der Nachricht nach Hause, er sei auf directen Befehl des Fürsten von seiner noch übrigen Militär-Dienstzeit losgesprochen. Das war des Fürsten thatsächlicher Dank, und was für ein willkommener für alle Betheiligten!

Marielieschen insonderheit jubelte in stillem Herzensglücke, und hätte die Großmutter nicht schon längst gewußt, wie es im Herzen des Enkelkindes aussah, die leuchtenden Augen des Mädchens hätten es ihr jetzt verrathen müssen.

„Ihr thörichten Kinder!" rief sie darum mit hellem Blicke, als eines Tages der Wilhelm mit dem Marie-

lieschen an der Hand in's Zimmer trat und der Erstere hoch erröthend nach Worten suchte, ihren gemeinsamen Wunsch vor der Großmutter und dem Vater auszusprechen. „Ihr thörichten Kinder! Meint Ihr denn, Ihr brauchtet mir erst zu sagen, was Ihr wollt? Das weiß ich schon lange! Kommt nur her und laßt Euch von der alten Großmutter segnen; dann wird ja wohl auch der Vater seinen Segen nicht versagen!"

Und liebreich zog sie die beiden Glücklichen an sich heran, legte segnend die Hände auf ihre Köpfe und schloß

ſie dann mit einer Freudenthräne im Auge in ihre mütterlichen Arme.

Der Stiftsbauer aber war vor Freude ganz wie umgewandelt. Der ſonſt ſo ernſte und bedächtige Mann ſprang wie ein Jüngling hinter dem Tiſche hervor und nahm das Brautpaar aus den Armen der Mutter in die ſeinigen.

„Das klappt einmal!“ rief er jubelnd. „Beſſer hat noch nie etwas geklappt; aber nun auch nicht mehr lange gewartet mit der Hochzeit! Am nächſten Sonntage ſchon müßt Ihr ausgerufen werden!“

An einem der ſchönen Tage, wie ſie ſo oft noch der Anfang des November bringt, fand denn auch die Hochzeit ſtatt. Großer Aufwand wurde bei derſelben nicht gemacht; aber die Armen Wohlingens bekamen es deſto reichlicher zu erfahren, daß heute in Stiftsbauers Hochzeit ſei.

„Ihre Dankgebete ſind eine beſſere Hochzeitsmuſik,“ hatte die Großmutter gemeint, „als ſie Geigen und Flöten und Hörner machen können.“

Nur drüben in Wöllings hatten zwei Augen trübſelig und neidiſch dem Hochzeitszuge nachgeſchaut. Es waren die Pauls, der ſich wegen ſeines Leichtſinnes ſelber verwünſchte, ohne welchen er jetzt vielleicht an Wilhelms Stelle ſtünde!

Die Großmutter erlebte noch die große Freude, einen Urenkel auf ihren Knieen ſchaukeln zu können, ehe ſie in ſtillem Frieden die Augen ſchloß, heiß beweint von den Ihrigen und tief betrauert von allen Bewohnern des Dorfes.

Martin Brückner aber, der bald

nach dem Tode der Mutter ſein Schulzenamt freiwillig niederlegte, weil ſeine Kräfte der Arbeit, die das Amt brachte, nicht mehr gewachſen waren, durfte noch die Freude erleben, daß bei der nächſtfolgenden Wahlperiode, als ſein Schwiegerſohn um etliche Jahre älter geworden war, dieſer mit dem Schulzenamte betraut wurde und ſo auch für die Zukunft die Ausſicht ſich eröffnete, daß das Amt mit dem Stiftsgute vereinigt bliebe. Denn Wilhelm Berger, der junge Stiftsbauer, genoß trotz ſeiner niedrigen Herkunft im ganzen Dorfe die allgemeine Achtung wegen ſeines Fleißes, ſeines Gemeinſinnes, ſeiner Beſcheidenheit und ſeiner Frömmigkeit. Seine Frau aber, das Marielieschen, zeigte je länger je mehr alle Anlage, in die Fußſtapfen der Großmutter zu treten, an der ſie ſo ein herrliches Vorbild gehabt hatte.

„Hüben und Drüben" lautet die Ueberſchrift unſerer Erzählung. Aber bezeichneten dieſe Worte bisher in derſelben immer nur einen tiefen Gegenſatz, ſo freuen wir uns zum Schluſſe berichten zu können, daß dieſelben auch im Laufe der Zeit noch einmal eine entgegengeſetzte Bedeutung bekamen, die einer treuen, innigen, nachbarlichen Gemeinſchaft.

Denn der Käufer, welcher von Paul Wölling das vernachläſſigte Gut erſtand, wurde der Schwiegervater von dem beſten Freunde Wilhelm Bergers, von Kirchbauers zweitem Sohne, Heinrich, und da die beiden Freunde ihren Katechismus gut gelernt hatten und wohl wußten, daß zum täglichen Brode auch „getreue Nachbarn" gehören, ſo herrſchte fortan Friede und Eintracht, Liebe und Freundſchaft zwiſchen „Hüben und Drüben".

11. Altes Gold.

Wer den Kern eſſen will, muß die Nuß knacken.

Warum? weiß der geneigte Leſer ganz genau. Weil nämlich der ſüße, wohlſchmeckende Kern der Nuß hinter der harten äußeren Schale ſteckt, und man derhalben nicht zu dem Kerne kommen kann, ohne daß man die harte Schale zerbricht, alſo die Nuß knackt. Ob dies kurz

und einfach mit den Zähnen geſchieht da, wo die noch dazu taugen, oder aber mit Hilfe ſolch eines Nußknackers, wie er ſich über den Räthſeln der Spinnſtube präſentirt, thut nichts zur Sache.

Der Wortlaut des Sprüchwortes iſt alſo ſonnenklar und bedarf durchaus keiner näheren Auslegung. Allein es geht auch mit dieſem Sprüchworte, wie mit allen den guten Sprüchwörtern, die wir Deutſche in ſo großer Fülle beſitzen; es iſt ſelber gewiſſermaßen eine Nuß, der man's freilich nicht ſogleich auf den erſten Blick anſieht, daß ein guter, ſchätzbarer Kern darin ſteckt, die aber Jedem, der ſich bemüht, mit ſeinem Nachdenken durch die Schale des bloßen Wortlautes hindurchzudringen, dieſen Kern zum Genuſſe bietet, und zwar in der Geſtalt einer weiſen, beherzigenswerthen Lebensregel.

Damit nun der geneigte Leſer ſeine Gedanken nicht weiter anzuſtrengen hat, dieſen Kern für ſich herauszuſchälen, oder, um ohne Bild zu ſprechen, die goldene Lebensregel zu ergründen, die in dem Sprüchworte ſteckt, ſo wollen wir dieſelbe lieber gleich angeben. Es iſt die: Wer in der Welt zu etwas Rechtem gelangen will, darf ſich keine Mühe verdrießen, darf ſich ſelbſt harte, ſaure Arbeit nicht gereuen laſſen.

Daß dieſe Lebensregel aber in der That eine goldene, weil vollkommen wahre und richtige iſt, wird Niemand in Abrede ſtellen können und wollen, der nur ein wenig in's Leben hineingeſchaut und nur ein wenig Lebenserfahrung geſammelt hat. Sie darf aber auch mit vollem Rechte als „*altes* Gold" bezeichnet werden; denn ſie gilt ſeit dem Tage, da des Herrn Mund zu Adam ſprach: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen."

Und doch wie Viele vergeſſen und mißachten ſie und meinen, es müſſe von Rechts wegen doch auch bei ihnen ſo gehen, wie bei dieſem oder jenem ſogenannten „Glückspilze", dem ſie auf ihrem Lebenswege begegnen, und der vielleicht ohne jegliche Mühe und Arbeit dahinleben kann, weil er von ſeinen Vorfahren ein großes Vermögen ererbt hat, das ihn jeder Nothwendigkeit überhebt, zu arbeiten und ſich's ſauer werden zu laſſen. Könnten Die, welche ſolche Meinung hegen, freilich manchem dieſer Glückspilze

ein Wenig unter die Weste sehen, sie würden sich gewiß für ihr Theil höflichst bedanken für das Glück, das demselben aus seinem faulen Schlaraffenleben erwächst; sie würden gewiß nicht auf die Dauer mit Einem tauschen mögen, der am Morgen, wenn er die Augen aufschlägt, sogleich darüber sinnen und denken muß, wie er den bevorstehenden Tag glücklich herumbringen, wie er seine Zeit todtschlagen möge; sie würden keinen Antheil haben mögen an einem Glücke, welches die bittere Langeweile im Gefolge hat, nicht selten einen vollständigen Lebensüberdruß hervorruft und endlich wohl gar zum freventlichen Selbstmorde führt. Ja, ja, „wer gute Tage tragen will, muß starke Beine haben," und „es ist nicht Alles Gold, was glänzt!"

Item, der Thoren, die dennoch die vorgedachte Meinung hegen, und weil ihnen solch ein Glückspilzen-Loos nicht zugefallen ist, unzufrieden werden mit Gott und der Welt und wider ihr Schicksal murren und hadern, gibt es gerade in unsern Tagen eine besonders große Zahl. Die böse Schwindelzeit, die auch über unser armes deutsches Volk gekommen ist und eine unersättliche Genußsucht groß gezogen hat, hat sie zu Tausenden auf die Beine gestellt, und der heilsame „große Krach", der auf die Schwindelzeit gefolgt ist, hat nur Wenige von ihrer thörichten Meinung gründlich geheilt, sodaß sie wieder unserem Sprüchworte sein altes Recht geben: „Wer den Kern essen will, muß die Nuß knacken."

Da laufen denn nun Viele den Socialdemokraten in's Garn, die durch einen völligen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse für Jeden, der sich zu ihnen hält, goldene Tage herbeiführen wollen und ihm mit loser Zunge versprechen, daß ihm der süße Kern zufallen solle, ohne daß er nöthig habe, vorher die harte Nuß zu knacken. Sie sind aber bis jetzt freilich kaum weiter gelangt mit ihrem Treiben, als bis zu der bitteren grünen Schale, die auch die harte Nuß bekanntlich noch umschließt.

Andere wollen's kürzer machen und wandern nach Amerika aus, weil sie denken wie der Herr Urian bei dem alten, ehrlichen Wandsbecker Boten, M. Claudius, daß nämlich drüben in Amerika das Gold wie Stroh auf den

Straßen läge, und daß man nur einen tüchtigen Sack mitnehmen dürfe, um davon zu sammeln, soviel man wolle.

Bin erst in diesen Tagen bei einer kurzen Rheinfahrt auf ein Dampfschiff gekommen, dessen ganzes Vorderdeck mit Auswanderern übersäet war, und hab' mir die Leute wenigstens ein bischen angesehen. Denn mit ihnen zu reden, that mir das Herz zu weh, und sie gar jetzt, wo sie schon die letzte Brücke, die sie noch mit dem alten Vaterlande verknüpfte, hinter sich abgebrochen und sich eine Umkehr unmöglich gemacht hatten, von ihrem thörichten Beginnen haben überzeugen wollen, wäre geradezu grausam gewesen.

Stand doch Vielen unter ihnen in nur allzu leserlichen Zügen auf dem Gesichte geschrieben, wie weh ihnen um's Herz war bei dem Gedanken, mit jeder Umdrehung der Dampfschiffsräder weiter von der theuren Heimath fortgetragen zu werden — — auf Nimmerwiedersehen!

Bei Andern wieder konnte man deutlich merken, daß der tolle Jubel, dem sie sich überließen, nur das verzweifelte Mittel war, das Wehgeschrei ihres Herzens zu übertäuben. Denn unversehens flog es wie ein finsterer Schatten über ihre Züge und man erkannte leicht, wie krampfhaft das Freudengeschrei aus der wunden Brust aufstieg, das sie schon im nächsten Augenblicke wieder ausstießen.

Freilich war leider auch eine große Menge Solcher darunter, in deren leichtsinnigen, sorglosen Zügen man die Hoffnung lesen konnte, von jetzt an werde das Glück mit Haufen über sie kommen, werde ihnen lauter süße Kerne bieten, ohne daß sie nöthig hätten, die Nuß zu knacken.

Arme Verirrte! Wie schnell werden Euch drüben im Lande Eurer Hoffnung die Augen aufgehen! Wie bald werdet Ihr lernen müssen, daß auch dort unser Sprüchwort von dem Kerne und von der Nuß gilt, so gut wie hier diesseits des Weltmeers! Wie bald werdet Ihr vielleicht schon erfahren müssen, daß die Nüsse drüben in Amerika eine noch viel härtere Schale haben als die, welche Euch hüben, in der alten Heimath zu knacken gegeben waren, Euch aber allzu hart dünkten!

Es mag ja wohl in unserer Zeit auch Solche geben, die kaum anders können, als sich das ehrliche Stücklein Brot, welches sie gerne essen möchten, drüben jenseits des Weltmeers suchen, weil sie es daheim in der That nicht finden können. Aber das sind doch gewiß nur Ausnahmen unter den Vielen, die sich in unseren Tagen wieder zur Auswanderung entschließen. Möchten die aber nur gerade, wenn sie das Für und Wider gegen einander abwägen, ehe sie zum Wanderstabe greifen, sich unser Sprüchwort nicht aus dem Sinne kommen lassen! Eine harte Nuß, und zwar eine, die mit jedem Tage härter wird, je näher der Abschiedstag herbeikommt, ist ja schon das Verlassen der Heimath selbst, das Sichlosreißen von lieb gewordenen Menschen, Stätten und Verhältnissen. Aber wie viele harte Nüsse kommen noch nach, die geknackt werden müssen, weil man die erste geknackt hat! Und wie hat auch der vollste, süßeste Kern, der sich drüben finden läßt, doch immer einen gar bitteren Beigeschmack, nämlich durch das Heimweh, welches sich früher oder später in jedem Deutschen und innerlich deutsch Gebliebenen einstellt!

Item, es gibt keinen süßeren Kern, als das Stücklein ehrlich erworbenen Brotes, das man in der Heimath mit genügsamem, dankbarem Sinne ißt, wenn auch die Nuß der Arbeit, durch die es gewonnen werden mußte, ein wenig hart gewesen ist. Wen es aber gelüstet, noch süßere Kerne zu finden, der sehe wohl zu, daß er sich an den Nüssen, die dabei geknackt werden müssen, die Zähne nicht ausbeißt.

12. Anekdote.

Ich weiß nicht, war es 1848, als das „Theilen" in Gang kommen sollte, oder ist es erst neuerdings geschehen, wo ja die Herren Socialdemokraten auch wieder so ernsthaft von dem „Theilen" reden, da ging an einem heißen Sommertage ein alter Bauersmann über seinen Acker und streute Samen aus.

Der Acker stieß mit dem einen Ende auf die Chaussee, jenseits welcher sich ein schattiger Wald ausbreitete.

Dort hatten sich's unter einer dichtbelaubten Buche

zwei Handwerksburſchen bequem gemacht und ſchwenkten ſich unter luſtigem Singen den Staub der Landſtraße mit manchem kräftigen Schluck aus der Branntweinflaſche hinunter.

Der alte Bauer, dem die Laſt ſeiner Jahre das Gehen in dem tiefgepflügten, weichen Acker ſehr beſchwerlich machte und dem der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirne rann, ärgerte ſich nicht wenig über die beiden faulen Strolche, die, ſo oft er in ihre Nähe kam, allerlei anzügliche Redensarten führten und manche höhniſche Bemerkung herüberriefen. Er that jedoch, als höre er davon gar nichts. Endlich rief ihm der Eine zu:

„Recht ſo, Bäuerchen! Quäle Dich nur wacker; Du ſäeſt doch für uns!“

„Kann wohl ſein,“ bemerkte jetzt trocken der Alte, „denn ich ſäe Hanfſamen.“ Merke: Aus dem Hanfe werden die Stricke gedreht!!

13. Räthſel.

Ich bin ein Fiſch, der den Ocean nach allen Seiten durcheilt,
Und dem es völlig einerlei iſt, an welchem Orte er weilt;

Ob da, wo die Welle warm mich umwallt, vom Sonnenbrande durchglüht,
Ob da, wo in ſchaurig kalter Fluth der Eisberg wohl mit mir zieht.

Ich bin ein Vogel, doch ſeltſamer Art und find' meines Gleichen nie
Bei den Seglern der Lüfte: denn Flügel zwar, die hab' ich wohl auch, wie ſie,
Allein die Flügel tragen mich nicht beweglichen Schwungs durch die Luft,
Sie treiben mich nur vorwärts ſtets, wohin mich mein Schickſal ruft.

Ein Laſtthier bin ich zu gleicher Zeit, das die ſchwerſten Bürden trägt,
Gewaltige Laſten, die ſonſt kein Thier auch nur von der Stelle bewegt.
Und, was das Unerhörteſte iſt, auf dem Rücken trag' ich ſie nicht,
Nein in dem Bauche ſchlepp' ich ſie fort und fühl' nicht einmal ihr Gewicht.

Ein Kriegsmann bin ich daneben auch und führe gewaltige Wehr,
Die zu Dutzenden wohl die Kugeln ſtreut, und Kugeln, ach wie ſchwer!
Aber trotzdem bin ich kein modiſcher Soldat mit Waffenrock, Flinte und Schwert,
Nein ſtählernen Panzer nach Ritterart trag' ich und brauch' doch kein Pferd.

Auch bin ich ein ganz unſcheinbar Geräth, wie wenig es Dir auch paßt
Beim Rathen des Räthſels, und wenn Du ein Hemd und ein Kleid auf dem Leibe haſt,
So dankſt Du es mir und der ſtillen Geduld, womit ich ohn' Ach und Weh'
Viel tauſendmal wohl den nämlichen Weg hin und zurück auch geh'.

14. Noch eins.

Die erſten Beiden ſchmerzen gar ſehr,
Am Bitterſten ſicher im Herzen,
Von den letzten Beiden zu viel nicht verzehr',
Sonſt wird Dich der Magen ſchmerzen!
Das Ganze ſuche im Garten Du,
Doch greif' nicht unvorſichtig zu,
Sonſt werden auch noch am Ende
Dich ſchmerzen Deine Hände.

15. Schluß.

Ich kann die Spinnſtube diesmal nicht rund kriegen, ohne einen beſonderen Schluß hinzuzufügen.

Da iſt mir in den allerletzten Tagen ein Briefchen aus dem Norden, aus dem Lande Dänemark, zugegangen, worin ein Spinnſtuben-Leſer anfragt, ob denn der alte Schmiedjakob nicht mehr lebe, der in der Spinnſtube vor Zeiten ſo manche ſchöne Geſchichte erzählt habe, und, wenn er geſtorben ſei, ob er nicht etwa einen Sohn hinterlaſſen habe, der ſeine Erzählungen fortſetzen könne?

Der Brief, jedenfalls von einem Deutſchen, den ſein Schickſal, wer weiß, wie? in jenes nordiſche Land geführt hat, hatte jedoch keine Namens-Unterſchrift, ſodaß ich dem freundlichen Briefſchreiber ſeinen Brief direct nicht beantworten kann.

Da ſoll dies denn hier geſchehen, und will ich dem unbekannten Briefſchreiber benebſt einem herzlichen Gruß und Dank für ſeine freundlichen Worte geziemend vermelden, daß mit dem Sohne des alten, längſt verſtorbenen Schmiedjakob für die Spinnſtube nichts anzufangen iſt. Er iſt zwar gerade kein Jungburſche mehr und könnte am Ende auch aus ſeiner Erfahrung Manches erzählen; aber eben mit dem Erzählen hapert es; das verſteht er nicht ſo fein und gemüthlich wie ſein ſeliger Vater. Hier und da erzählt er wohl auch ein wenig in der Spinnſtube; aber das Kathrinchen, das jetzt auch ſchon eine alte Frau iſt, rümpft immer die Naſe, wenn er anfängt und man lieſt ihr den Gedanken aus den Augen ab: Du biſt wahr-

haftig Dein Vater nicht! D'rum iſt der arme Kerl kopiſcheu geworden und ſchweigt lieber ſtille oder erzählt nur, wenn das Kathrinchen an ſeinem böſen Umſtande leidet und nicht in der Spinnſtube iſt.

Der freundliche Briefſchreiber muß ſich alſo mit dem zufrieden geben, was andere gute, freundliche Geſellen in der Spinnſtube erzählen, die den Tag über nicht gerade den Zuſchlag-Hammer in der Hand gehabt haben.

Der alte Schmiedjakob will ſich aber für das gute Andenken, das ihm der nordiſche Leſer bewahrt hat, beſtens bedanken und erſcheint d'rum hier im Bildniß, um allen lieben Leſern zu wünſchen, was er durch Gottes Gnade gefunden hat, ein ſeliges

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aus der Maje.

Erzählungen von W. O. von Horn.

Vier Bände. 60 Bogen.

Preis broch. pro Band 1 Mark 60 Pf.

Elegant und dauerhaft gebunden pro Band 2 Mark 25 Pf.

Inhalt: Eisgang des Rheines 1730. Aus dem Spessart. Ein Stücklein aus einer trüben Zeit. Eine Ostenderin. Eine unsichtbare Macht. Die Torfwaise. Meine Wege sind nicht eure Wege. Der Pudendum vor dem elterlichen Hause. Das heimathliche Gebetläuten. Die Spelunke. Ein Abenteuer auf der Wanderschaft. Der Wittwe Heimkehr. Ein Rheinischer Ur. Seemannsgeschichten. Wie einmal Einer den Backofengins erhob. Die Stadtmühle und die Wolfenbrüche. Ich will vergelten, spricht der Herr. Die Trauerkunde. Don Carlos. Nach der Pest. Mutterliebe. Der finger Gottes. Aennels. Eine schreckliche Verwechslung. Eine Wette und ihre Folgen. Schönzigkan, das Tischlerwald-Mädchen. Eine Scene aus dem Ostender Belagerung. Das fünf und dreißig Gulden-Loos. Auf'm Werth. Die Silbermine Salzedo. Vor, während und nach dem Uebergang Blüchers am 1. Januar 1814 bei Caub. Die Geschichte von einem Schwarzwälder Bruder, der ein Pfäffles war. Ein schauerliches Räthsel. Erzählungen auf dem Verdeck. Zwei Hochzeiten an einem Tage. Zwei edle Jahrinnen. Ein Bild aus dem Volksleben.

Diese Erzählungen erschienen in dem Volksblatt: „die Maje". Nachdem alle alten Jahrgänge der Maje verkauft und seit 6 Jahren nicht mehr zu haben sind, werden noch fortwährend die beliebten Erzählungen verlangt; ich glaube daher mit dieser Ausgabe einem großen Bedürfniß vieler Familien- und Volksbibliotheken entgegenzukommen.

Unter obigem Titel wird eine zweite Auflage der Maje herausgegeben, in welcher die vier Bände der W. O. von Hornschen Erzählungen den Anfang bilden, denen in gemessenen Zwischenräumen weitere Bände von den besten Erzählungen und Aufsätzen anderer Autoren in geeigneter Auswahl folgen sollen. — Jeder Band ist einzeln verkäuflich.

Band 5 erscheint im August.

Volks- und Jugendschriften

von W. O. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feld-**

marschall Blücher. — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klaarkontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Caplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberjäger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von Einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Binde.** Ein Lebensbild. — **Von dem irischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Fry.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Djamantina.** Eine Geschichte. — **Das Pathengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Domrade.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß Noddele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacsen.** Eine Isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin**

Franklin. Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhuiar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Constantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sclavenjagd im Sudan**, unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons**, des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Quereier.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auguste de Montyon**, einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. C. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein**, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrtrau von Hestrich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im finsteren Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Rülin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen

und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Volkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von Oranien.** — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Heremüller in der Wisper.** Eine Gespensteregeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung nach Thatsachen aus einer Reichsstadt Ende vorigen Jahrhunderts. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Fürst und Hofprediger.** Eine Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges von Ottokar Schupp. — **Der getreue Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stanhub.** Eine Erzählung von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus den Freiheitskriegen. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg.** Der Erfinder der Buchdruckerkunst. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirme des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slowak** oder treu auf Gottes Wegen. Von J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerksstande von Hugo Oertel. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp.

125 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser H. C. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil

Belehrung und Humor, Ernſt und Scherz, Früchte und Blüthen ſich ſo anmuthig in ſeinen Schriften verflechten, ſondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles ſo lebendig und friſch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendſte Gemüth ſeine Feder beſeelt, weil er die Menſchen ſo gerne glücklich ſehen möchte, und es ihn drängt, ſie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der ſittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, ſeine Leſer lieben ihn, weil er ſie liebt, weil ſie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen ſpricht.

In den „Volks- und Jugendſchriften" des trefflichen **Spinnſtubenſchreibers** finden ſich alle Vorzüge desſelben vereinigt, und die Wahl ſeiner Stoffe iſt nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weiſe, wie er ſie vorträgt. Bald ſind es gewaltige Naturerſcheinungen, die er uns ſchildert, bald großartige geſchichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikaniſchen Seen, ſowie des Wallfiſchfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wiſſend, wie anregend und aufmunternd das gute Beiſpiel wirkt, läßt er es in dieſer kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensſchilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder alſo, daß die „Volks- und Jugendſchriften" von W. O. von Horn — auf ſo mannigfache Weiſe belehrend, unterhaltend und fördernd — überall ſo rühmlich anerkannt und ſo weit verbreitet ſind, denn wer das Eine lieſt, wünſcht auch das Andere zu leſen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverläſſigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonſor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn**. Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geſchichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn**. Mit Illuſtrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meiſter Conrads Erfahrungen im Jungen-, Geſellen- und Meiſterſtande. Von ihm ſelber niedergeſchrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn**. Dritte, verbeſſerte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geſchichte aus dem lieben Handwerkerſtande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn**. Zweite, verbeſſerte Aufl. Mit einer Abbildung. 1 Mark.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.** (W. Oertel.)

Dritte, verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte verübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in neuen und alten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Die goldene Fibel durch Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignet und empfohlen. Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Elegant gebunden. Zweite, unveränderte Auflage. Preis 3 Mark.

Deutsche Mutter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unser Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen ist. Auch die Lehrer werden dieses reichhaltige Buch als ein vorzügliches Hülfsmittel zum Unterrichten der Kleinen willkommen heißen. Für den ersten Religionsunterricht namentlich bietet es einen reichen und vorzüglich ausgewählten Lesestoff.

Thiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben der Thiere.

Von **Dr. Karl Oppel.**

40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Thierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene,

in's Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Uebersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Thiere und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den thierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Vertheidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen, der Zucht der Thierarten ꝛc. Dann hören wir von Thieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurtheilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Thiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Thierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte, Moa, Aepyornis, Steller's Seekuh), und gibt sodann die Klassification.

Nach einer Einleitung zu den Säugethieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 5 Seiten System der Raubthiere und dann auf 115 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Thierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Thiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Berschlagenheit, von Schlauheit, Muth und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Thier-Psychologie finden, ist Anderes aufgeführt; Jagd der Thiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante culturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Capitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Werth der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

Das Buch bietet dem Lehrer das Gesammtmaterial für den zoologischen Unterricht; es bringt vom System so viel, als Bürger-

schule und Realschule verarbeiten können, und dazu ein reiches, jahrelang gesammeltes Material, den Unterricht lebendig und anziehend zu machen. Bei den mancherlei Fächern aber, welche gegenwärtig, namentlich von den höheren Schulen bearbeitet werden müssen, ist es nicht möglich, dem Einzelnen so viele Zeit zuzuwenden, wie es als Bildungsmittel verdiente, und namentlich müssen die Realfächer gegen Sprachen und Mathematik zurückstehen; der Lehrer der Naturgeschichte kann kaum etwas mehr bringen, als die Aufbauung des Systems und die Thierbeschreibung; aber das eigentliche Leben der Thiere zu schildern, seinen Kampf um das Dasein, dazu kommt er nicht. Woher sollte er auch dazu die Zeit nehmen bei wöchentlich zwei Unterrichtsstunden? Die „Thiergeschichten" sollen nicht nur in der Hand des Lehrers dienen, seinen Unterricht anziehend und fesselnd zu machen, sie sollen auch als Privatlektüre dem Schüler das bringen, was ihm der knapp zugemessene Schulunterricht nicht bieten kann, und was doch ohne Zweifel das Belehrendste, Bildendste und Wichtigste ist. Als Familienbuch dürften sie den Schulunterricht in ausgiebigster Weise unterstützen und eignen sich darum nicht nur als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk empfohlen zu werden, sondern namentlich auch als Prämienbuch.

Nicht dürfen wir unterlassen, Eines hervorzuheben: die Lektüre des Buches wird ohne Zweifel jeden Leser antreiben, selbst in seiner Umgebung Thiere zu beobachten, und so in weiten Kreisen pädagogisch zu wirken; sie wird nicht nur das Interesse an den Thieren fördern, sondern auch die Liebe zu denselben, und so hoffentlich der Thierquälerei gründlicher entgegenarbeiten, als ausgesetzte Geldpreise.

24 prachtvolle Gruppenbilder von Klimsch dienen dem Buche zur empfehlenden Zierde. Ein ausführliches Verzeichniß der Abbildungen und ein ausführliches Inhaltsverzeichniß erleichtern den Gebrauch.

Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des hier Gebotenen diene das Verzeichniß der Erzählungen von den Singvögeln:

Vogelliebe. — Sorgfalt einer Bachstelze. — Die rettende Mutter. — Vogelsprache. — Hausrecht. — Unbankbare Dohlenkinder. — Wie gefällt dir das? — Der Gimpel. — Schackerl. — An einem Sperlingsneste. — Liebesdienst eines Zeisigweibchens. — Der Rabe als Beschützer der Schwachen. — Was auch vorkommt. — Der Star als Raupenvertilger. — Was so ein Vöglein werth ist. — Die zum Fischfang abgerichteten Tauchen der Chinesen. — Klugheit der Krähen. — Die geschwätzige Krähe. — Die diebische Dohle. — Wetterverkündiger. — Zahme Wiedehopfe. — Zutraulichkeit der Schwalben. — Merkwürdiges Schwalbennest. — Thierfreundschaftlich. — Für die Kinder. — Der Gefangene. —

Oder von den Schlangen:

Die Anakonda-Schlange als Schreckgespenst. — Ein panischer Schrecken. — Erlebnisse mit Schlangen. — Abenteuer mit Pythonen. — Auf Ceylon. — Schlangenbändiger. — Schlangenbeschwörer. — Abrichtung der Schlangen. — Die Schlangentöterin. — Zimtwasser und Trachen. — Ein feines Halsband. — Schlangenjagd auf ein Eichhorn. — Zahme Klapperschlangen.

Zur Erzählung
„Das Testament des alten Herrn"
von J. Bergert

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1882.

Begründet

von

W. H. von Horn.

(Wilhelm Oertel.)

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Siebenunddreißigſter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

Philadelphia

bei Schäfer & Koradi.

Inhalt.

Kalender für 1882. Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste. (Mit Vignette.) 1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1881. (Mit Vignette.) 31
3. Das Testament des alten Herrn. Eine Erzählung für das Volk von J. Bonnet. (Mit elf Vignetten und einem Stahlstich.) 35
4. Altes Gold. (Mit Vignette.) 125
5. Ein Rätsel. (Mit Vignette.) 130
6. Noch eins 131
7. Anekdote 131
8. Eine andere 132
9. Feurige Kohlen. Eine Erzählung. (Mit zwölf Vignetten.) 133
10. Altes Gold 166
11. Anekdote 170
12. Eine andere 172
13. Rätsel. (Mit Vignette.) 173
14. Noch eins 174
15. Altes Gold 174
16. Schluß. (Mit Vignette.) 179

Kalender für das Jahr 1882.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1882te Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und beginnt am Sonntage, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. December 1881 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Freitag dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender; der 31. December 1882 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1883 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Aera. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7390stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1881sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter dem Großen. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5642stes Jahr mit dem 24. September 1881. Es ist ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen. Am 14. September 1882 beginnt ihr 5643stes Jahr, welches ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen ist und mit dem 1. Oktober 1883 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 5. März 1882. — 2. Das **Passahfest**, beginnt am 4. April und endet am 11. April; aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage werden strenge gefeiert, also der 4. und 5. und der 10. und 11. April. — 3. Das **Wochenfest** am 24. und 25. Mai. — 4. Das **Neujahrsfest** am 14. und 15. September. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 23. September. — 6. Das **Laubhüttenfest**, am 28. und 29. September anfangend und am 5. Oktober endigend. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude**, welches sich am 6. Oktober dem vorigen unmittelbar anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 23. November 1881 ihr 1299stes und am 12. November 1882 ihr 1300stes Jahr.

Das Jahr 1881 ist		
seit Christi Geburt (nach Dionysius)	bis	1881 Jahre
„ Christi Tode	„	1849 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1812 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	1282 „
„ Erfindung des Geschützes und des Pulvers	„	560 „
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	442 „
„ der Entdeckung Amerikas	„	389 „
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	184 „
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	181 „
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	85 „
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	21 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	11 „

Von den **Jahreszeiten** 1882.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 6 Uhr nachmittags.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 2 Uhr nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Äquator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 24. September um 5 Uhr morgens.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 21. Dezember um 11 Uhr abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1882.

Im Jahre 1882 finden zwei Sonnenfinsternisse und ein Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe statt. Die erste Sonnenfinsternis und der Anfang des Venus-Durchganges werden in unseren Gegenden sichtbar sein.

Die **erste Sonnenfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den Vormittagsstunden des 17. Mai. Sie nimmt ihren Anfang im westlichen Central-Afrika um 5 Uhr 45 Min. vormittags mittlerer Berliner Zeit, erstreckt sich über den größeren nördlichen Teil Afrikas, über Europa, und fast den ganzen Kontinent Asiens, und endet in der Nähe der Insel Luzon um 11 Uhr 14 Min. vormittags. In unseren Gegenden wird nur ein kleiner Teil der Sonne verfinstert werden. Anfang der Finsternis für die Höhe von Wiesbaden 6 Uhr 40 Min. vormittags, Ende 8 Uhr 9 Min. vormittags.

Die **zweite Sonnenfinsternis** findet in der Nacht vom 10. zum 11. November statt und ist eine ringförmige. Sie beginnt im Norden von Neu-Guinea am 10. November um 9 Uhr 16 Min. abends und endet am 11. November um 3 Uhr 15 Min. morgens südöstlich von den Marshall-Inseln. Sie überstreicht Australien und die nördlich davon gelegenen Inselgruppen und erstreckt sich über den größten südlichen Teil des stillen Ozeans.

Der **Venus-Durchgang** ereignet sich in den Nachmittag- und Abendstunden des 6. Dezember und dauert etwa 6½ Stunden. In Europa und Afrika wird nur der Anfang, im größten Teile Nordamerikas das Ende der Erscheinung zu sehen sein. Nur in Südamerika und dem Osten Nordamerikas wird man den ganzen Verlauf derselben verfolgen können. Für die Höhe von Wiesbaden tritt der Anfang des Eintritts der Venus in die Sonnenscheibe, und zwar am südlichen Rande derselben, um 2 Uhr 32 Min. nachmittags ein, das Ende der Erscheinung um 3 Uhr 48 Min. bei Sonnenuntergang.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Psalm 37, 5: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn: Er wird's wohl machen.

Wochentage u. Datum	Januar 1892.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen 2c.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Sonnt. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,1	4,7	Tage	5,12 M.	
Mont. 2	Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,8	bei	6,9	
Dien. 3	Genovefa	Gordius	8,0	4,9	d.	6,58	
Mitt. 4	Titus	Titus	8,0	4,10	4,36 A.	7,38	
Donn. 5	Eduard	Simeon	8,0	4,12	5,33	8,10	● 12 Uhr
Freit. 6	**heil. 3 Könige**	**Erscheinung Christi.**	7,59	4,13	6,44		Mittags.
Smst. 7	Reinold	Widukind	7,59	4,15	7,48		
2. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6.							
Sonnt. 8	**1. nach Epiph.** (Gudula)	Severinus	7,58	4,16	8,32		
Mont. 9	Julian	Katharina Zell	7,58	4,17	9,56		
Dien. 10	Paulus Einf.	Paulus, Einsiedler	7,57	4,19	11,1		
Mitt. 11	Hygin	Fructuosus	7,57	4,20	—	lange	
Donn. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,56	4,21	12,16 M.		☾ 5 Uhr
Freit. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,23	1,12		Abends.
Smst. 14	Felix	Felix	7,55	4,23	2,22		
3. Woche: Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 15	**2. nach Epiph.** (Maurus)	Johann v. Lasti	7,55	4,25	3,32		
Mont. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,54	4,27	4,39	bei	
Dien. 17	Antonius	Antonius	7,53	4,29	5,41		
Mitt. 18	Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,30	6,38		
		Krönungstag					
Donn. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	7,51	4,32	7,16	4,11 A.	● 5 Uhr
Freit. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,51	4,34	7,52	5,16	Abends.
Smst. 21	Agnes	Agnes	7,50	4,35	8,32	7,30	
4. Woche: Von d. Aussätzigen u. Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 21, 17—21.							
Sonnt. 22	**3. nach Epiph.** (Vincentius)	Vincentius	7,49	4,36		8,58	
Mont. 23	Max. Verm.	Jesajas	7,47	4,38	ab	10,14	
Dien. 24	Timotheus	Timotheus	7,46	4,40	ab	11,31	
Mitt. 25	**Pauli Bekehr.**	Pauli Bekehrung	7,45	4,41	bei	—	
Donn. 26	Polykarp	Polycarp v. Smyrna	7,44	4,43		12,47 M.	☽ 9 Uhr
Freit. 27	J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,43	4,44		1,59	Vorm.
Smst. 28	Karl der Gr.	Karl der Große	7,42	4,46		3,5	
5. Woche: Christus stillt Wind u. Meer: Matth. 8, 23—27. — Epistel: Röm. 13, 8—10.							
Sonnt. 29	**4. nach Epiph.** (Franz v. Sales)	Juventin. u. Maxim.	7,40	4,48		4,14	
Mont. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,39	4,49	der	4,55	
Dien. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,37	4,50	d.	5,37	

2 Korinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Wochentage u. Datum.	Februar 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Mitt. 1	Ignatius	Ignatius, Bek.	7_{36}	4_{51}	bei	6_{12} M	
Donn. 2	Maria Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7_{35}	4_{53}	Tage	6_{42}	
Freit. 3	Blasius	Anschar	7_{33}	4_{55}	5_{30} A.	7_{18}	☽ 7 Uhr
Smst. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7_{32}	4_{57}	6_{43}	7_{48}	Morgens.

6. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Kor. 9, 24—10, 5.

Sonnt. 5	Septuagesimä (Agatha)	Phil. Jac. Spener	7_{31}	4_{59}	7_{42}		
Mont. 6	Dorothea	Amandus	7_{29}	5_{0}	8_{30}		
Dien. 7	Rembertus	Georg Wagner	7_{27}	5_{2}	9_{16}		
Mitt. 8	Anscharius	Maria Andreä	7_{25}	5_{4}	11_{2}		
Donn. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7_{24}	5_{6}	—		
Freit. 10	Scholastica	Fr. Chr. Oetinger	7_{22}	5_{7}	12_{48} M		
Smst. 11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7_{20}	5_{9}	1_{35}		◐ 9 U. V.

7. Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4—15. — Epistel: 2 Kor. 11, 19—12, 9.

Sonnt. 12	Sexagesimä (Eulalia)	Johanna Grey	7_{18}	5_{10}	2_{21}		
Mont. 13	Gislebert B.	Chr. Fr. Schwartz	7_{16}	5_{12}	3_{23}		
Dien. 14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7_{14}	5_{14}	4_{18}		
Mitt. 15	Faustinus	Jacob vom Loh	7_{13}	5_{16}	5_{6}		
Donn. 16	Juliana	Matth. Desubas	7_{11}	5_{18}	5_{48}		
Freit. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7_{9}	5_{19}	6_{27}		
Smst. 18	Simeon	Simeon	7_{7}	5_{21}	6_{58}	6_{31} A.	● 4 U. M.

8. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31—43. — Epistel: 1 Korinth. 13.

Sonnt. 19	Estomihi (Leontius)	Mesrob	7_{6}	5_{23}	7_{13}	7_{45}	
Mont. 20	Eucherius	Sadoth	7_{4}	5_{25}		9_{7}	
Dien. 21	Fastnacht (Felix B.)	Meinrad	7_{2}	5_{26}		10_{27}	
Mitt. 22	Aschermittw. (Petri Stuhlf.)	Didymus	7_{1}	5_{27}		11_{48}	
Donn. 23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	6_{59}	5_{29}		—	
Freit. 24	Matthias Ap.	Matthias	6_{56}	5_{31}		12_{53} M	☽ 10 Uhr
Smst. 25	Mechtildis	Gasp. Olevianus	6_{54}	5_{33}		1_{57}	Abends.

9. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1—10.

Sonnt. 26	Invocavit (Nestor)	Berthold Haller	6_{52}	5_{35}		2_{56}	
Mont. 27	Justus	Martin Buter	6_{51}	5_{36}		3_{56}	
Dien. 28	Romanus	Joh. de Monte Corv.	6_{49}	5_{37}		4_{55}	

1 Korinth. 6, 20: Ihr seid teuer erkauft: darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Wochentage u. Datum.	März 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	**Quatember** (Suidbert)	Suidbert	6,47	5,39		4,44 M	
Donn. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,41		5,16	
Freit. 3	Kunigunde	Balhilde	6,43	5,43	bei	5,52	
Smst. 4	Kasimir	Georg Wishart	6,42	5,45	Tage	6,34	

10. Woche: Vom kananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.

Sonnt. 5	**2. Reminiscere** (Friedrich)	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	6,41 A.	6,14	**☌ 2 Uhr Morgens.**
Mont. 6	Perpetua	Fridolin	6,36	5,48	7,46	6,54	
Dien. 7	Thomas v. A.	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49	8,52	6,35	
Mitt. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,32	5,51	9,58	7,18	
Donn. 9	Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	11,5	bei	
Freit. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,28	5,55	—	Tage	
Smst. 11	Rosina	Wilhelm Hosens	6,26	5,56	12,10 M		

11. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.

Sonnt. 12	**3. Oculi** (Gregor d. Gr.)	Gregor d. Gr.	6,24	5,57	1,12		**☾ 10 Uhr Abends.**
Mont. 13	Ernst	Rudericus	6,22	5,59	2,18		
Dien. 14	Mathilde	Mathilde	6,20	6,1	3,24		
Mitt. 15	**Mittfasten** (Longinus)	Thomas Cranmer	6,17	6,3	4,27	bei Tage	
Donn. 16	Heribert	Heribert	6,15	6,4	5,12		
Freit. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,5	5,49		
Smst. 18	Cyrillus	Alexander	6,11	6,7	6,17		

12. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.

Sonnt. 19	**4. Lätare** (Joseph)	Maria u. Martha	6,9	6,9	5,37	6,35 A.	**● 1 Uhr Nachmitt.**
Mont. 20	Joachim	Ambrosius v. Siena	6,8	6,10	6,4	7,37	Frühl. Anf.
Dien. 21	Benedictus	Benedictus	6,6	6,12	6,33	9,37	
Mitt. 22	Octavian	Nicol. v. d. Flüe	6,4	6,14	7,5	10,32	
	Kaisers Geburtstag						
Donn. 23	Otto	Wolfgang, F. z. Anh.	6,2	6,15		11,41	
Freit. 24	Gabriel	Florentinus	5,58	6,16	bei Tage	—	
Smst. 25	**Maria Verk.**	Mariä Verkündigung	5,55	6,18		12,41 M	

13. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.

Sonnt. 26	**5. Judica** (Rudgerus)	Rudger	5,53	6,20		1,31	**☽ 2 Uhr Nachm.**
Mont. 27	Rupert	Rupertus	5,51	6,21		2,12	
Dien. 28	Felix	Johann v. Goch	5,49	6,23	bei	2,46	
Mitt. 29	Eustasius	Eustasius	5,47	6,24		3,15	
Donn. 30	Quirinus	Joh. Heermann	5,45	6,26		3,37	
Freit. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5,43	6,27		3,59	

2 Korinth. 5, 15: Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Wochentage u. Datum.	April 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Hugo	Frittgil	5,47	6,29	b. T.	4,12 M.	
14. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.							
Sonnt. 2	**6. Palmarum** (Franz v. Paula)	Theodosia	5,38	6,31	bei 2 Tage	4,39	
Mont. 3	Richard	Gerh. Terſteegen	5,36	6,33	6,42 A.	5,9	◐ 7 Uhr Abends.
Dien. 4	Iſidorus	Ambroſius	5,34	6,35	7,48	5,33	
Mitt. 5	Vinc. Ferrer	Chriſt. Scriver	5,32	6,35	8,56	5,48	
Donn. 6	**Gründonnerst.** (Sixtus)	Albrecht Dürer	5,29	6,37	10,2		
Freit. 7	**Charfreitag** (Hermann)	Claus Peterſon	5,27	6,39	11,5		
Smſt. 8	Dionyſius	Martin Chemnitz	5,25	6,40	—		
15. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.							
Sonnt. 9	**heil. Oſterfeſt** (Mar. Cleoph.)	Thomas v. Weſten	5,23	6,41	12,12 M.		
Mont. 10	**Oſtermontag** (Ezechiel)	Fulbert	5,21	6,43	12,53		
Dien. 11	Leo d. Gr.	Leo d. Große	5,19	6,45	1,35		◐ 7 Uhr Vormitt.
Mitt. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46	2,11		
Donn. 13	Maria v. C.	Juſtinus d. Märt.	5,14	6,46	2,42		
Freit. 14	Tiburtius	Johann Eccart	5,12	6,49	3,9		
Smſt. 15	Olympiades	Simon Tach	5,11	6,51	3,36		
16. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10.							
Sonnt. 16	**1. Quaſimodog.** (Trogo)	Petrus Waldus	5,9	6,52	4,12	bei 2 Tage	
Mont. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54	4,39		● 11 Uhr Abends.
Dien. 18	Eleutherius	Luther in Worms	5,5	6,56	5,5	8,6 A.	
Mitt. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	6,57	5,36	9,10	
Donn. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58	bei 2 Tage	10,25	
Freit. 21	Anſelm	Anſelm v. Canterb.	4,59	7,0		11,21	
Smſt. 22	Soter u. Gajus	Origenes	4,57	7,2		—	
17. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt. 23	**2. Miſer. Dom.** (Georg)	Georg; Adalbert	4,55	7,4	bei 2 Tage	12,6 M.	
Mont. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5		12,44	
Dien. 25	**Marcus, Ev.**	Marcus	4,51	7,6		1,14	◑ 8 Uhr Vormitt.
Mitt. 26	Ferdinand	Trudpert	4,49	7,8		1,40	
Donn. 27	Anaſtaſius	Otto Catelin	4,47	7,9		2,5	
Freit. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11		2,24	
Smſt. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13		2,43	
18. Woche: Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16–28. — Epistel: 1 Petri 2, 11–20.							
Sonnt. 30	**3. Jubilate** (Kath. v. Siena)	Georg Calixt.	4,41	7,14	b. T.	3,3	

Röm. 8, 9: Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wochentage u. Datum.	Mai 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	**Phil., Jacob.**	Philippus; Jacobus	4,40	7,15	bei	3,35 M.	
Dien. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17	Tage	3,50	
Mitt. 3	Kreuz. Erfind.	Monika	4,36	7,18	7,51 A.	4,19	☽ 9 Uhr Vorm.
	Buß- und Bettag						
Donn. 4	Monika	Florian	4,34	7,20	8,57	4,55	
Freit. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21	9,57	5,37	
Smst. 6	Joh. v. d. Pf.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22	10,51	6,30	

19. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jacobi 1, 17–21.

Sonnt. 7	**4. Cantate** (Gottfried)	Otto; Flavia	4,29	7,24	11,35		
Mont. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26	—	bei Tage	
Dien. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	12,13 M.		
Mitt. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,29	12,45		☾ 1 Uhr Nachmitt.
Donn. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,23	7,31	1,13		
Freit. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,32	1,38		
Smst. 13	Servatius	Servatius	4,20	7,33	2,3		

20. Woche: Von der rechten Betefunft: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jacobi 1, 22–27.

Sonnt. 14	**5. Rogate** (Christian)	Pachomius	4,18	7,35	2,29	bei Tage	
Mont. 15	Sophia	Moses	4,17	7,36	2,56		
Dien. 16	Joh. v. Nep.	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,38	3,31		
Mitt. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,14	7,39	4,10	8,6 A.	● 8 Uhr Vorm.
Donn. 18	**Himmelf. Chr** (Liborius)	80 Märt. unter Valens	4,13	7,40	4,55	9,7	Sichtbare Sonnenfinst.
Freit. 19	Potentiana	Alcuinus	4,12	7,41	5,48	9,58	
Smst. 20	Basilla	Valerius Herberger	4,11	7,43	6,47	10,39	

21. Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.

Sonnt. 21	**6. Exaudi** (Constantin)	Constantin u. Helena	4,9	7,44		11,13	
Mont. 22	Julia	Castus u. Aemilius	4,8	7,46	bei Tage	11,42	
Dien. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,6	7,47		—	
Mitt. 24	Johanna	Aug. Cazalla u. G.	4,5	7,49		12,16 M.	
Donn. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	4,4	7,50		12,47	☽ 2 Uhr Morgens.
Freit. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51		12,48	
Smst. 27	Luciana	Joh. Calvin	4,2	7,52		1,8	

22. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23–31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1–13.

Sonnt. 28	**Heil. Pfingst.** (Wilhelm)	Lanfrant	4,1	7,53		1,19	
Mont. 29	**Pfingstmontag** (Maximus)	Dav. Zeisberger	4,0	7,54	bei Tage	1,53	
Dien. 30	Felix	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55		2,19	
Mitt. 31	**Quatember** (Petronilla)	Joachim Neander	3,58	7,57		2,51	

Röm. 2, 4: Verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Wochentage u. Datum	Juni 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,37	7,58	b. T.	3,31 M	
Freit. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,36	7,59	8,44 A.	4,37	☽ 9 Uhr Abends
Smst. 3	Klotildis	Klotilde	3,36	8,0	9,39	5,37	
23. Woche: Von Christi Gespräch mit Nicodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt. 4	**Trinitatis** (Florian)	Quirinus	3,35	8,1	10,14		
Mont. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,35	8,1	10,48	bei Tage	
Dien. 6	Norbertus	Norbert	3,34	8,2	11,18		
Mitt. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,34	8,3	11,44		
Donn. 8	**Fronleichnam** (Medardus)	A. H. Francke	3,33	8,4	—		☾ 6 Uhr Nachm.
Freit. 9	Felic. u. Prim.	Columba	3,33	8,5	12,9 M		
Smst. 10	Maurinus	Friedr. I. Barbarossa	3,32	8,6	12,34		
24. Woche: Vom reichen Manne: Lucä 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 11	**1. n. Trinit.** (Barnabas)	Barnabas	3,32	8,6	1,10		
Mont. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,32	8,7	1,50	bei Tage	
Dien. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,31	8,8	2,16		
Mitt. 14	Basilius	Basilius der Große	3,31	8,8	2,48		
Donn. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,31	8,9	3,37		● 7 Uhr Nachm.
Freit. 16	Benno	Richard Baxter	3,31	8,9	4,34	8,22 A.	
Smst. 17	Adolf	Johann Tauler	3,31	8,10	5,35	9,12	
25. Woche: Vom großen Abendmahle: Lucä 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt. 18	**2. n. Trinit.** (Marc. u. Marc.)	Pamphilus	3,31	8,10		9,43	
Mont. 19	Gerv. u. Prot.	Nic. Conc.; Paphnut.	3,31	8,11		10,18	
Dien. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,31	8,11		10,51	
Mitt. 21	Albanus	Matth. Claudius	3,31	8,11	bei Tage	10,52	Sommers Anfang.
Donn. 22	Albinus	Gottschalk	3,31	8,12		11,19	
Freit. 23	Waltram	Gottfr. Arnold	3,31	8,12		11,38	☽ 7 Uhr Nachm.
Smst. 24	**Johannes d. T.**	Johannes d. Täufer	3,31	8,13		11,55	
26. Woche: Vom verlorenen Schafe: Lucä 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 25	**3. n. Trinit.** (Elogius)	Augsb. Confess.-Ueberg.	3,32	8,13		—	
Mont. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,32	8,12		12,19 M	
Dien. 27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,32	8,12		12,48	
Mitt. 28	Leo II. P.	Irenäus	3,33	8,12	bei Tage	1,24	
Donn. 29	**Peter und Paul**	Petrus; Paulus	3,33	8,12		2,9	
Freit. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,34	8,11		3,5	

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unsern Gott, fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit gibt und uns die Ernte treulich und jährlich behütet!

Wochentage u. Datum	Juli 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Rumold	H. Petri u. J. Eich	3,55	8,11	8,28 V.	4,10	☽ 7 U. V.
27. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.							
Sonnt. 2	4. n. Trinit. Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	8,47		
Mont. 3	Hyacinth	Otto; Aenius Pal.	3,56	8,10	9,20	bei Tage	
Dien. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10	9,48		
Mitt. 5	Anselm	J. Oldcastle; 2. Cobh.	3,58	8,9	10,12		
Donn. 6	Jesajas	Johann Huß	3,59	8,9	10,39		
Freit. 7	Willibald	Willibald	4,0	8,8	11,5		☾ 11 Uhr Abends.
Smst. 8	Kilian	Kilian	4,1	8,8	11,34		
28. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.							
Sonnt. 9	5. n. Trinit. (Agilolph)	Ephraem d. Syrer	4,2	8,7	—		
Mont. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or.	4,3	8,6	12,0 M	bei Tage	
Dien. 11	Pius	Placidus	4,3	8,6	12,40		
Mitt. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5	1,22		
Donn. 13	Margaretha	Eugenius	4,5	8,5	2,10		
Freit. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4	3,24		● 8 Uhr V.
Smst. 15	Apostel Teil.	Jerusal. Grober. 1099	4,8	8,3	4,—		
29. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.							
Sonnt. 16	6. n. Trinit. (Scapulirf.)	Anna Askew	4,9	8,2	8,12 M		
Mont. 17	Alexius	Speratus u. s. 11 Gef.	4,10	8,1	8,36	bei Tage	
Dien. 18	Arnold	Arnulf	4,11	8,0	8,57		
Mitt. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,12	7,59	9,17		
Donn. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,13	7,58	9,38		
Freit. 21	Daniel	Eberhard v. Würt.	4,14	7,57	9,59		
Smst. 22	Maria Magd.	Maria Magdalena	4,14	7,56	10,22		
30. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marc. 8, 1–9. — Epistel: Röm. 6, 19–23.							
Sonnt. 23	7. n. Trinit. (Apollinaris)	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54	10,49		☽ 11 Uhr Vorm.
Mont. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,18	7,53	11,20	bei Tage	
Dien. 25	Jacobus	Jacobus	4,20	7,51	12,0		
Mitt. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50	—		
Donn. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,49	12,40 M		
Freit. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48	1,18		
Smst. 29	Martha	Clara d. Heilige	4,25	7,46	2,50		
31. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15–23. — Epistel: Röm. 8, 12–17.							
Sonnt. 30	8. n. Trinit. (Abdon)	Johann Wessel	4,26	7,45	7,18 M.	4,17	☽ 3 Uhr Nachm.
Mont. 31	Ign. v. Loyola	J. Casp. Schade	4,28	7,43	7,—	5,38	

Galat. 6, 9: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

Wochentage Datum.	August 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Sen.	1 Petri Kettenf.	Maccabäer	4,29	7,48	5,16 A.		
Mitt.	2 Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	5,43		
Donn.	3 Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,32	7,39	9,10	bei Tage	
Freit.	4 Dominicus	Leonhard Käser	4,33	7,37	9,39		
Smst.	5 Maria Schnee	Evang. Salzburger	4,35	7,34	10,11		

2. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Lucä 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.

Sonnt.	6 9. n. Trinit. (Verkl. Christi)	Verklärung Christi	4,36	7,34	10,40		☾ 5 Uhr Vorm.
Mont.	7 Gottschalk	Nonna	4,38	7,32	11,32		
Dien.	8 Cyriacus	Hormisdas	4,39	7,31	—	bei Tage	
Mitt.	9 Romanus	Numidicus	4,40	7,29	12,37 M		
Donn.	10 Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27	1,18		
Freit.	11 Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	2,—		
Smst.	12 Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	3,—		

3. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Lucä 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.

Sonnt.	13 10. n. Trinit. (Hippolyt)	N.L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21	4,27	bei Tage	● 10 Uhr Abends.
Mont.	14 Eusebius	Jacob Guthrie	4,48	7,20	5,21		
Dien.	15 Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18	7,34 A.		
Mitt.	16 Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16	1,44		
Donn.	17 Sibylla	Joh. Gerhard	4,53	7,14	2,5		
Freit.	18 Helena	Hugo Grotius	4,54	7,12	2,27		
Smst.	19 Sebald	Sebaldus	4,55	7,11	2,53		

4. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Lucä 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.

Sonnt.	20 11. n. Trinit. (Bernhard)	Bernhard	4,57	7,9	9,22		
Mont.	21 Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7	9,57		
Dien.	22 Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4	10,40		☽ 2 Uhr Morg.
Mitt.	23 Zachäus	Gaspar v. Coligny	5,2	7,2	11,28		
Donn.	24 Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,0	—	bei Tage	
Freit.	25 Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59	12,37 M		
Smst.	26 Samuel	Ulphila	5,6	6,57	1,42		

5. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.

Sonnt.	27 12. n. Trinit. (Jos. Calaß)	Jovinianus	5,7	6,55	3,9		
Mont.	28 Augustinus	Augustinus	5,9	6,53	4,20		☌ 10 Uhr Abends.
Dien.	29 Joh. Enthpt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51	5,25		
Mitt.	30 Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49	7,19 A.	bei Tage	
Donn.	31 Paulinus	Aidan	5,13	6,47	7,49		

1 Korinth. 3, 7: So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

Wochentage u. Datum	September 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Monde- Aufgang	Monde- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Freit. 1	Aegidius	Hanna	5,12	6,44	8,18 A.	bei Tage	
Smst. 2	Raphael	Mamas	5,13	6,42	8,48		
	Nationalfest						
36. Woche: Vom Samariter und Leviten: Luc. 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–22.							
Sonnt. 3	13. n. Trinit. (Manasuetus)	Hildegard	5,40	6,40	9,20		
Mont. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,41	6,38	10,19		☾ 2 Uhr Nachm.
Dien. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,42	6,36	11,14		
Mitt. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,44	6,34	—		
Donn. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,45	6,32	12,14 M		
Freit. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,47	6,29	1,16		
Smst. 9	Rudemar	Ludwig Paschali	5,48	6,27	2,19		
37. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.							
Sonnt. 10	14. n. Trinit. (Nicolaus v. T.)	Paul Speratus	5,49	6,25	3,24		
Mont. 11	Protus	Johann Brenz	5,50	6,23	4,29		
Dien. 12	Winand	Dionys. Pelopuin	5,51	6,21	5,29		● 2 Uhr Nachm.
Mitt. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,53	6,19	6,25		
Donn. 14	Kreuz. Erhöh.	Cyprianus; Tante	5,54	6,16	bei Tage	6,22 A.	
Freit. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,56	6,14		6,57	
Smst. 16	Cornel u. Cyp.	Euphemia	5,57	6,12		7,25	
38. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24–34. — Epistel: Galat. 5, 25–6, 10.							
Sonnt. 17	15. n. Trinit. (Lambertus)	Lambert	5,58	6,10		7,59	
Mont. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,59	6,7		8,28	
Dien. 19	Milleta	Thomas v. St. Paul	5,12	6,5		9,15	
Mitt. 20	Eustember (Eustachius)	Magdalena Luther	5,43	6,3		10,23	☽ 2 Uhr Nachm.
Donn. 21	Matthäus Ev.	Matthäus Ap.	5,45	6,1		11,29	
Freit. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,58		—	
Smst. 23	Thekla	S. Märt. v. Genf	5,47	5,57		12,42 M	Herbst An
39. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.							
Sonnt. 24	16. n. Trinit. (Joh. Empf.)	Joh. Jac. Moser	5,49	5,54		2,0	
Mont. 25	Cleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52		3,22	
Dien. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50		4,44	
Mitt. 27	Cosmas u. D.	Philippine Graveron	5,54	5,47		6,9	☉ 6 Uhr Vorm.
Donn. 28	Wenzeslaus	B. Flysteden u. A. Cl.	5,55	5,45	6,2 A.		
Freit. 29	Michaelis	Michaelis	5,57	5,43	6,43		
Smst. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	7,25		
	Kaiserin Geburtstag.						

Psalm 116, 12–14: Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut? Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herrn Namen predigen. Ich will meine Gelübde dem Herrn bezahlen vor allem seinem Volk.

Wochentage. Datum.	Oktober 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Monds- Aufgang	Monds- Untergang	Mondphasen ꝛc.
19 Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.							
Sonnt. 1	17. n. Trinit. (Remigius)	Remigius	6.0	5.39	8.12 A.	bei Tage	
		Erntefest					
Mont. 2		Chr. Schmid	6.2	5.37	9.7		
Dien. 3		Die beiden Gwalde	6.4	5.35	10.4		
Mitt. 4		Franc. v. Assisi	6.4	5.33	11.2		☾ 3 Uhr Morgens.
Donn. 5		Placidus	6.6	5.30	—		
Freit. 6		Bruno	6.8	5.28	12.12 M.		
Smst. 7		Sergius	Theodor Beza	6.9	5.26	1.18	
1. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: 1 Corinth. 1, 4–9.							
Sonnt. 8	18. n. Trinit. (Brigitta)	Robert Grosthead	6.11	5.24	2.19	bei Tage	
Mont. 9		Dionysius	Dionysius Areopag.	6.13	5.22	3.22	
Dien. 10		Gereon	Justus Jonas	6.13	5.20	4.24	
Mitt. 11		Wimmar	Ulrich Zwingli	6.16	5.18	5.27	
Donn. 12		Maximilian	Heinr. Bullinger	6.18	5.15	6.31	● 7 Uhr Vorm.
Freit. 13		Tilmann	Elisabeth Frey	6.20	5.13	7.35	5.29 A.
Smst. 14		Calixtus	Nicolaus Ridley	6.22	5.11	8.40	6.1
2. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.							
Sonnt. 15	19. n. Trinit. (Theresia)	Aurelia	6.23	5.9	bei Tage	6.58	
Mont. 16		Gallus	Gallus	6.24	5.7		7.53
Dien. 17		Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6.26	5.5		8.47
Mitt. 18		Lucas Ev.	Lucas	6.27	5.3		9.39
Donn. 19		Ferdinand	Bruno	6.29	5.1		10.27
Freit. 20		Wendelin	F. L. v. Avignon	6.31	4.59		11.10
Smst. 21		Ursula	Hilarion	6.33	4.57		—
							☽ 1 Uhr Morgens.
3. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.							
Sonnt. 22	20. n. Trinit. (Gerdula)	Hedwig	6.33	4.55	bei Tage	12.47 M.	
Mont. 23		Severin	Heinrich Martyn	6.35	4.53		2.17
Dien. 24		Evergistus	Arethas; Westfäl. Fr.	6.37	4.51		3.28
Mitt. 25		Raphael	Johann Heß	6.39	4.49		5.9
Donn. 26		Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6.40	4.47		6.21
Freit. 27		Sabina	Frumentius	6.41	4.46	5.15 A.	7.43
Smst. 28		Simon u. Juda	Simon u. Juda	6.43	4.44	6.—	8.58
							◐ 3 Uhr Nachm.
4. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.							
Sonnt. 29	21. n. Trinit. (Narcissus)	Alfred d. Große	6.45	4.42	6.43	d. Tage	
Mont. 30		Theonest	Jacob Sturm	6.47	4.40	7.52	
Dien. 31		Wolfgang	Reformationsfest (95 S.)	6.49	4.38	8.56	

Psalm 36, 6: Ziehe, meine Tage sind einer Hand breit bei Dir, und mein Leben ist wie nichts vor Dir! Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!

Wochen-tage	November a. Domin. 1882.	Verpflichteter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Mitt.	1 Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,30	4,28	10,N		
Donn.	2 Aller Seelen	Viktorinus	6,32	4,25	11,6	bei Tage	☾ 8 Uhr Abends.
Freit.	3 Hubertus	Pirmin	6,33	4,23	—		
Smst.	4 G. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	6,35	4,21	12,30		

15. Woche: Vom Scheidekünstler: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.

Sonnt.	5 22. n. Trinit. (Zacharias)	Hans Egede (Reformationsfest)	6,37	4,20	1,32		
Mont.	6 Leonhard	Gustav Adolf	6,38	4,19	2,15	bei Tage	
Dien.	7 Engelbert	Willibrord	7,40	4,17	3,18		
Mitt.	8 Gottfried	Willehad	7,42	4,15	4,21		
Donn.	9 Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,43	4,14	5,25		
Freit.	10 Martin B.	Martin Luther	7,45	4,12	6,30		● 12 Uhr Mittern.
Smst.	11 Martin B.	Martin Bischof	7,47	4,11	7,34	4,N.	

16. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.

Sonnt.	12 23. n. Trinit. (Kunibert)	Phil. v. Mornay	7,48	4,10		5,31	
Mont.	13 Stanislaus K.	Arkadius	7,50	4,08		6,34	
Dien.	14 Serinus	Petr. Mart. Vermili	7,52	4,07		7,32	
Mitt.	15 Leopold	Johann Keppler	7,53	4,05	bei Tage	8,26	
Donn.	16 Edmund	Gasp. Creuziger	7,55	4,04		9,20	
Freit.	17 Gertrud	Bernward	7,57	4,03		10,45	
Smst.	18 Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,58	4,02		12,0	☽ 10 U. V.

17. Woche: Von zwei Jüngerlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Kol. 1, 9—14.

Sonnt.	19 24. n. Trinit. (Elisabeth)	Elisabeth	7,59	4,01		—	
Mont.	20 Simplicius	Johann Williams	7,01	4,00		1,37 M.	
Dien.	21 Maria Opfer	Columbanus	7,02	4,0		2,36	
Mitt.	22 Cäcilia	Joh. Oecolampadius	7,05	4,0	bei Tage	3,34	
Donn.	23 Clemens	Clemens v. Rom	7,06	4,0		5,14	
Freit.	24 Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,07	4,0		6,30	
Smst.	25 Katharina	Katharina	7,09	4,0	4,30 A.	7,40	☾ 3 N. M.

18. Woche: Vom Gräuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 13—18.

Sonnt.	26 25. n. Trinit. (Conrad)	Conrad	7,10	4,0		5,24	
		Feier z. Gedächtnis der Verstorbenen.					
Mont.	27 Bilhildis	Margar. Blaarer	7,12	4,0		6,37	
Dien.	28 Günther	Alexander Roussel	7,14	4,0		7,48	
Mitt.	29 Saturnin	Saturninus	7,15	4,1		8,49	
Donn.	30 Andreas	Andreas	7,17	4,0		9,46	

Sacharja 2, 10: Freue Dich und sei fröhlich, Du Tochter Zions; denn siehe Ich komme und will bei Dir wohnen, spricht der Herr.

Wochentage u. Datum.	December 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Freit. 1	Eligius	Eligius	7,38	4,0	10,55 A	bei	
Smst. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,39	4,0	—	Tage	☾ 1 U. A.
1. Woche: Von Christi Einzuge in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.							
Sonnt. 3	1. Advent. (Franz Xaver)	Gerhard Groot	7,40	3,58	12,6 M		
Mont. 4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,58	1,6		
Dien. 5	Crispine	Crispina	7,42	3,58	2,8		
Mitt. 6	Nicolaus	Nicolaus	7,43	3,58	3,12		Mond-Durchgang.
Donn. 7	Ambrosius	G. P. Odontius	7,44	3,57	4,16		
Freit. 8	Maria Empf.	Martin Rinkard	7,45	3,57	5,20		
Smst. 9	Leocadia	Benjamin Schmolck	7,46	3,56	6,23		
2. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
Sonnt. 10	2. Advent (Judith)	Paul. Eber	7,47	3,56	7,25	4,4 A.	● 5 Uhr Abends.
Mont. 11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	8,16	5,2	
Dien. 12	Epimachus	G. Spiritdion: Vicelin	7,51	3,56		6,0	
Mitt. 13	Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57		7,21	
Donn. 14	Nicasius	Theocorus	7,53	3,57		8,34	
Freit. 15	Eusebius	Christiana	7,53	3,57		9,50	
Smst. 16	Adelheid	Adelheid	7,54	3,57		11,4	
3. Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1–5.							
Sonnt. 17	3. Advent (Lazarus)	Sturm	7,55	3,57		—	☽ 6 Uhr Abends
Mont. 18	Wunibald	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58		12,48 M	
Dien. 19	Nemesius	Clemens v. Alex.	7,56	3,58		1,39	
Mitt. 20	Quatember (Julius)	Abraham	7,57	3,58		2,56	
Donn. 21	Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,59		4,11	Wint. Anf.
Freit. 22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59		5,24	
Smst. 23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0		6,36	
4. Woche: Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
Sonnt. 24	4. Advent (Adam u. Eva)	Adam u. Eva	7,59	4,0	4,17 A.	7,48	☽ 5 Uhr Abends.
Mont. 25	Heil. Christfest	Christtag	7,59	4,1	5,23	8,18	
Dien. 26	2. Christtag (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	6,29		
Mitt. 27	Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,2	7,37		
Donn. 28	Unsch. Kindl.	Unschuld. Kindlein	8,0	4,3	8,43		
Freit. 29	Thomas B.	David	8,0	4,4	9,46		
Smst. 30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5	10,51		
1. Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33–40. — Epistel: Galat. 4, 1–7.							
Sonnt. 31	S. n. Weihn. (Sylvester)	Joh. Wiclef	8,0	4,5	11,54	v. A.	

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haushalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Composthaufen an und fahre bereits umgestochenen Compost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kalten Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das Übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man copuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Copulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man oculiert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Oculieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben bestet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, oculiert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Trainiren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Winterſalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghelz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Ackern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umb.chen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Compost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

December.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Compsthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten Deine Gelübde.

Bauern-Regeln.

Januar.

Morgenrot am Neujahrstag
Bringt Ungewitter und viel' Plag.

Pauli Umkehr (25.) hell und klar,
Deutet auf ein gutes Jahr

Hat's der Januar warm,
Sind Lenz und Sommer nicht arm.

Februar.

Lichtmeß (2.) im Klee,
Ostern im Schnee.

Wenn's d. Hornung gnädig macht,
Bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

Nach St. Mattheis (24.)
Geht kein Fuchs mehr übers Eis.

März.

Sind die Fasten trocken,
Gibt's reichliche Brocken:
Ist aber feucht und faul der März,
Bekommt der Bauer ein schweres Herz.

Wie die 40 Ritter (10.) das Wetter gestalten,
So soll es noch 40 Tage anhalten.

Donnert's über den kahlen Wald,
So wird's zwar wehen und winden bald,
Doch bekommt das Jahr eine gute Gestalt.

April.

Wenn frühe blühen die Schlehen
Magst früh nach der Ernte du sehen.

Aprilenwetter und Herrengunst,
Darauf zu bauen ist umsonst.

Regen im April
Jeder Bauer will.

Mai.

Eh' Pankraz (12.) und Servaz (13.) vorbei,
Ist vor Kälte nicht sicher der Mai.

Im Heuen ist wenig Segen,
Bringt Christi Himmelfahrt Regen.

Kühler Mai bringt allerlei
Von Segen, ist er naß dabei.

Juni.

Regnet's auf St. Barnabas (11.),
So schwimmen die Trauben bis zum Faß.

Wie die Junihitze sich stellt,
So stellt sich auch die Decemberkält'.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitze gegangen.

Juli.

Regnet's auf St. Margareth (13.),
Der Regen noch 4 Wochen steht.

Thürmt sich im Juli die Ameis' den Haufen,
So mußt du viel Holz für den Winter kaufen.

St. Kilian (8.)
Ist der rechte Rübenmann.

August.

Wenn's im August aus Norden weht,
Beständiges Wetter vor dir steht.

Mariä Himmelfahrt (15.) hell und heiß
Lohnt dem Winzer wohl Müh' und Schweiß.

St. Bartholomä (24.),
Wenn's regnet, o weh!

September.

Wie auf Ägidi (1.) das Wetter sich stellt,
Den ganzen Monat es noch anhält.

Michaelis (29.) Wein
Wird süß und fein.

Maria Geburt (8.)
Jagt die Schwalben fort.

Sind auf Michaelis die Vögel noch da,
So ist der Winter noch nicht sehr nah!

Oktober.

Wenn's im Oktober wetterleuchtet,
Viel Regen noch den Acker feuchtet.

Kommt die Feldmaus ins Dorf,
So sorg' dir für Holz oder Torf.

St. Gallen (16.)
Läßt den Schnee fallen.

Simon, Juda (28.)
Ist der Winter nah.

November.

Ist's Martini (11.) hell,
Kommt das Eis wohl schnell.

St. Martinus bringt die Kält',
Und nimmt dem Bauer ab sein Geld.

Langer Schnee
Bringt Frucht und Klee
Auf jeder Höh!

St. Andreas (30.)
Nur ja nicht naß!

December.

St. Lutzen (13.)
Macht den Tag stutzen.

Weihnacht im Klee
Ostern im Schnee.

Wird's den unschuldigen Kindern kalt (28.),
So weicht der Frost auch nicht so bald.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Jannar.

Dieser Monat ist trocken und nicht zu kalt.

Februar.

Im Anfange schön lustig; den 12. bis 18. Schnee und Wind, hernach bis zum Ende überaus kalt.

März.

Fängt mit kaltem Wetter an; des Morgens und des Abends taut es; den 8. und 9. Regen und Schnee durcheinander; den 10. bis 21. kalt. Vom 22. bis 24. erst Regen und Schnee; dann friert es wieder und ist kalt und schön bis zum 27., von wo ab es trübe und regnerisch wird.

April.

Fängt sehr schön an; aber am 6. regnet und rieselt es. Nach kurzem Froste wird das Wetter veränderlich und ungeschlacht bis zum Ende.

Mai.

Vom 2. ab ganz schön und warm bis zum 22.; bisweilen Gewitter, aber dabei warm und fruchtbar; den 23. trübe und unlustig; den 24. bis 26. trüb und rieselig und kalt bis zu Ende, sodaß der Weinstock erfriert, wenn er nicht wohl mit Blättern versehen ist.

Juni.

Hat anfangs Reif und rauhe Luft bis zum 8.; dann schön und warm bis zum 11., da es schauerlich ist mit Regen und Wind. Den 23. Reif; darauf hitzig und warm Wetter; zu Ende vermischt.

Juli.

Fängt mit kühlem Wetter an, welches bis zum 9. währt; dann am Tage heiß und nachts kühl; vom 12., 13., 14. an große Dürre bis zum Ende.

August.

Anfangs warm, darnach unlustig bis zum 11., wo schönes Wetter beginnt und bis zum 30. anhält, dann ungestüm.

September.

Hat zu Anfang unlustiges Wetter und Regen bis zum 10.; dann schön bis zum 14., wo ein achttägiges Regenwetter einfällt. Nach drei schönen Tagen folgt am 21. wieder Regen bis zum 25.; darnach schön bis zum Ende.

Oktober.

Schön bis zum 8., wo es trübe wird; am 14. und 15. wieder schön und lustig. Am 17. Reif; am 18. gefriert es, aber vom 19. bis 21. nachmittags schön warm; vom 27. bis zum Ende trüb.

November.

Schön bis zum 7., wo es regnet; vom 10. bis 18. Schnee; dann drei schöne Tage; aber nachher bis zum Ende unlustig.

December.

Beginnt unlustig und hat Nebel und Schnee bis zum 10. Dann wird es trocken und rauh bis zum 13. Hierauf frostig bis zum 28., da es regnet; den 30. und 31. feines Wetter.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dem
Franzos, halt' Rath'!

Die neuen **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_2$	bisher. Pfennig.	
	2 Pfennige	=	$2^1/_2$	"	"
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	"	"
	10 Pfennige	=	1	"	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	$^1/_2$ Mark	=	2	"	"
	$^1/_2$ Mark	=	5	"	"
	1 Mark	=	10	"	"
	2 Mark	=	20	"	"
	5 Mark	=	1 Thlr.	20	Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 "	20	"
	10 Mark	=	3 "	10	"
	20 Mark	=	6 "	20	"

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $^4/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{14}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar**
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß.
1 Kubikzentim. = $^1/_{18}$ Kubikzoll.
1 Kubikmillim. = $^1/_{21}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^1/_{120}$ Kubikrute.
1 Kubikm. = $^7/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmeter = $^1/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^1/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = 1⅛ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = 14$^5/_{16}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^1/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^1/_8$ Quart.
$^1/_4$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^1/_4$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = 7$^1/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^2/_3$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neuloth** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^1/_2$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neuloth (5 Neuloth = 3 Altloth).
$^1/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^1/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^1/_{10}$ Decigramm.
$^1/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^1/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer,	„	: km
Centimeter	„	: cm
Millimeter	„	: mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□Kilometer,	„	: qkm
□Centimeter,	„	: qcm
□Millimeter,	„	: qmm

Ar, geschrieben:		a
Hektar,	„ :	ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„ :	hl
Liter,	„ :	l
Kubikcentimeter,	„ :	ccm
Kubikmillimeter,	„ :	cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„ :	kg
Gramm,	„ :	g
Milligramm,	„ :	mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetheilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches.*)

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.	—	10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)	—	20
2)	**do.** mit **Wertangabe** oder **Postvorschuß** bis zu 10 Meilen	—	20
	do. auf weitere Entfernungen	—	40
3)	**Einschreibgebühr** (Rekommandiert)	—	20
4)	**Karten**, einfache	—	5
	do. mit Antwort	—	10
5)	**do.** als **Bücherbestellzettel** (Auch nach Luxemburg zulässig.)	—	3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

	M	₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g	—	3
(Büchern ꝛc. darf Factur, Correcturbogen u. Mspt. beigefügt werden.)		
do. von 50—250 g	—	10
do. von 250—500 g	—	20
do. von 500—1000 g	—	30
7) **Lokal- und Lokal-Land-Briefe** (aufrunden 10 Pf.)	—	5
8) **Packete** bis 5 kg 10 Meilen weit	—	25
do. do. über 10 Meilen weit	—	50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen	—	5
do. do. über 10—20 Meilen	—	10
do. do. über 20—50 Meilen	—	20
do. do. über 50—100 Meilen	—	30
do. do. über 100—150 Meilen	—	40
do. do. über 150 Meilen	—	50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark	—	20
do. über 100—200 Mark	—	30
do. über 200—400 Mark	—	40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark	—	30
11) **Postvorschüsse** bis 150 Mark à Mark	—	2
aufwärts auf einen durch 5 theilbaren Betrag abzurunden. (Nach Oesterreich-Ungarn für je 5 M. = 5 Pf.)		
mindestens aber	—	10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Packete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon	—	5
mindestens aber	—	10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:		
a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe	—	5
für gewöhnliche Packete bis 5 kg	—	10
do. do. über 5 kg	—	15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Packete	—	10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß), gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	—	25
aufs Land à km	—	10
3) do. für Zeitungen jährlich:		
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	—	60
„ „ 2—3 „ „	1	—
„ „ 4—6 „ „	1	60
„ täglich 2 „ „	2	—
für amtliche Verordnungsblätter	—	60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, von Afrika: Egypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern (nur frankiert) (Karten mit Antwort nur im Verkehr mit Belgien und Rumänien = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 1000 g zulässig. — Correcturbogen darf Manuscript, Büchern aber nicht Factur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30

6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:

(nach Dänemark, Helgoland und Norwegen sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dafür bemerkten Währung auszustellen.)

Nach Belgien bis 300 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M., über 300 bis 375 Frcs. nur 1 M. 20 Pf.)	—	40
„ Dänemark bis 150 Mark	—	40
„ Frankreich u. Algerien b. 300 M., f. je 50 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	50
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	75
„ Helgoland bis 300 Mark, für 100 Mark bis 200 M. —30 Pf., bis 300 M. —40 Pf.)	—	20
„ Italien bis 375 Frcs., für je 100 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.)	—	40
„ Luxemburg wie bei Belgien.		
„ Niederlande bis 175 Gulden, bis 75 Mark (bis 150 M. —80 Pf., über 150 M. = 1 M. 20 Pf.)	—	40
„ Norwegen bis 225 Mark, bis 112½ Mark (bis 225 M. —40 Pf.)	—	40
„ Österreich-Ungarn bis 150 Mark, für je 75 Mark	—	20
„ Schweden bis 80 Kronen Schw.	—	40
„ Schweiz bis 375 Frcs., für je 100 Frcs.	—	40
„ Türkei bis 150 Mark, für je 75 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	40
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (210 Mark), bis 5 Doll.	—	40
über 5—10 Doll. (u. für jede weiteren 10 Doll. mehr)	—	80

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN: 09439/032

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. December 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Wittwer seit 14. December 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. December 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1868 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

i. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 16. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1852 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1880), vermählt am 12. Juni 1909 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nicolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. December 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. December 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Decbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dec. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. December 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. December 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margaretha, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. December 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. December 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

Fürst Milan Obrenowitsch IV., geb. 22. August 1854 (ermählt am 2. Juli 1868 und am 30. Juli durch die Hohe Pforte bestätigt), vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geboren 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. December 1874), Witwer seit 26. Juni 1878 von Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878. Wieder vermählt am 29. November 1879 mit Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident James A. Garfield, gewählt 1881.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wenn wir mit diesem Gruße auch wieder den heurigen Jahrgang der Spinnstube beginnen, so geschieht dies nicht allein deshalb, weil es eben der alt hergebrachte Spinnstubengruß ist, mit welchem das Büchlein nun schon zum 37. Male seine Leser grüßen darf, und welcher sogleich von vorne herein zeigen soll, daß die Spinnstube von dem festen Grunde nicht wanken und weichen will, auf den sie ihr nun schon längst heimgegangener Begründer von Anfang an gestellt hat; nein, es geschieht auch in dem lebendigen Bewußtsein, daß es unsere Zeit mit jedem Tage mehr bedarf, auf diesen festen Grund hingewiesen zu werden, wenn sie nicht ganz und gar den Mächten der Finsternis verfallen soll, die überall in so grausiger Weise ihr lichtscheues Wesen haben, wenn sie nicht durch diese Mächte ganz und gar um das betrogen werden soll, was sie gegen dieselben mit den rechten siegreichen Waffen

wappnet, um die Furcht Gottes, um das Licht und die Kraft des wahren Christentums.

Es geschieht unter dem erschütternden Eindrucke der himmelschreienden Freveltat, durch welche in unserem östlichen Nachbarreiche ein edler Fürst, der die wohlverdiente Liebe aller Rechtschaffenen in seinem Lande besaß, dem gräßlichsten Meuchelmorde zum Opfer fiel, und deren Gedächtnis sicher noch lebendig ist, wenn dies Büchlein in die Hände der freundlichen Leser kommt. Es geschieht nicht minder unter dem niederbeugenden Eindrucke der Beurteilungen, welche diese Freveltat bei nicht Wenigen gefunden hat und durch welche die erbarmungslosen Mörder, welche die ruchlose That vollbrachten, als ein Häuflein von Märtyrern des Volkswohles gepriesen wurden, ja durch welche, mehr oder weniger verhüllt, zu weiteren Freveltaten gleicher Art aufgefordert war.

Da muß man sich doch unwillkürlich fragen: Wohin soll es noch kommen in der Welt und zumal in unserem Weltteile, der ja, wie es immer unverhüllter zu Tage tritt, bereits vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten von Vertretern und Verbreitern jener verderblichen Geistesrichtung angefüllt ist, welche das Heil für die Zukunft nur von dem völligen Umsturze aller bestehenden staatlichen und kirchlichen Ordnungen erwartet, wohin soll es noch kommen, wenn diese Geistesrichtung sich immer fester und tiefer in den Herzen einnistet? Wohin soll es noch kommen, wenn nicht alles aufgeboten wird, derselben den Boden zu entziehen, und sie nicht etwa bloß mundtot zu machen, wie es bei uns im Deutschen Reiche bereits durch ein besonderes Gesetz versucht worden ist, sondern sie auch aus den Herzen herauszureißen, darin sie bereits Eingang gefunden hat, damit sie nicht wie ein verdecktes Feuer unter der Asche weiter glute und sich gelegentlich wieder in desto heftigeren Ausbrüchen Luft schaffe?

Und was soll, was kann dazu aufgeboten werden? Wir wüßten nur Zweierlei zu nennen, was wirksam und nachhaltig helfen kann.

Das ist in erster Linie eine ernste, gründliche Umkehr zum wahren, lebendigen Christentum.

Denn nur in dessem Lichte erscheint ja der Staat als die heilige Gottesordnung, die zum Wohle der Menschen notwendig, ja unentbehrlich ist, und gegen die sich aufzulehnen, oder die gar freventlich anzutasten, ein heilloses Verbrechen ist. — Nur in dessen Lichte tritt die ganze Schändlichkeit und Schädlichkeit der begehrlichen Genußsucht zu Tage, welche die heillosen Pläne hervortreibt, alles Bestehende umzustürzen, um dann für sich und nur für sich im Trüben fischen zu können, jener Genußsucht, die für sich alle Genüsse der Welt als ein heiliges Recht in Anspruch nimmt, ohne aber die Hände zu ehrlicher Arbeit regen oder sich auch nur irgend eine Beschränkung im Genusse auferlegen lassen zu wollen. — Nur in dessen Lichte wird das Heilmittel offenbar, welches allein im Stande ist, den tiefen Riß zu überbrücken, der jetzt Arm und Reich von einander scheidet und zu zwei feindlich einander gegenüberstehenden Parteien hat werden lassen: die brüderliche Liebe. — Nur in dessen Lichte wird es offenbar, daß es höhere und bessere Güter gibt, als die Güter dieser Welt, und daß Einer, der an diesen Gütern reich geworden ist, nämlich an Glaube, Friede, Geduld und Hoffnung, unvergleichlich besser daran ist, als Derjenige, welcher von diesen Gütern nichts hat und nur in das Jagen nach irdischen Gütern seine Lebensaufgabe setzt."

Wenn wir nun aber deshalb eine ernste, gründliche Umkehr zum rechten Christentum als erstes Heilmittel für unsere kranke Zeit empfehlen, so denken wir freilich nicht an Die, welche schon völlig mit dem Christentume gebrochen haben und eben deswegen den Mächten der Finsternis zur Beute geworden sind, welche, wie sie wohl schon gotteslästerlich gesprochen haben, „den Himmel und seine Seligkeit den Spatzen lassen" wollen, für sich aber ein möglichst reiches Maß von irdischer Glückseligkeit begehren. Bei denen wird ja von einer Umkehr zum Christentum kaum mehr die Rede sein können. Wenigstens wird sich jeder menschliche Versuch, sie zum Christentume zurückzuführen, als ein durchaus vergeblicher erweisen, weil sie eben nicht zurückgeführt sein wollen, weil sie ihre Feindschaft gegen das Christentum, ja ihre völlige Gottlosigkeit als die höchste Weisheit ansehen.

Wir denken aber an die vielen Tausende, welche noch nicht jedes Band zwischen sich und ihrem Gotte und Heilande zerschnitten haben, welche, wenn sie auch vielleicht schon mit einem halben Ohre den Lockungen der Lügenpropheten lauschen, die sie gerne in ihre Netze ziehen möchten, doch immer noch mehr hören auf die Stimme ihres Gewissens und die ernsten Mahnungen des Wortes Gottes und noch eine heilige Scheu in sich tragen, der neuen Weisheit zu Liebe, die ihnen so berückend gepredigt wird, alles über Bord zu werfen, was ihnen bisher von Kindheit an als die rechte Weisheit und Wahrheit gegolten hat.

Wir denken insonderheit an die liebe Jugend, deren Herzen gleichsam noch ein jungfräulicher Boden sind, in welchem aufgeht, was zuerst hineingesäet wird, in welchem eben deswegen der Unkrautsame, der ja allerdings in solchem Boden am besten gedeiht, nicht leicht haften und Wurzeln gewinnen kann, wenn erst der gute Same recht voll und reich und tief darin untergebracht ist.

Ja denen Allen gilt es, die heiligen Wahrheiten des Christentums recht nahe zu bringen und sie zur Erkenntnis zu führen, wo wahrer Friede und wahres Glück zu finden ist, ob in den Lehren Derer, die auf trümmerbesäeten, blutgedüngten Boden den Tempel der Zukunft aufbauen wollen, darin sie Jedem, der vor dem Götzen ihrer Weisheit die Knie beugt, ein reiches, mit den glänzendsten Farben ausgemaltes Erdenglück verheißen —, oder ob in der uralten Lehre Dessen, der nicht bloß verheißen hat, alle Mühseligen und Beladenen, die zu ihm kommen, erquicken zu wollen, sondern dies auch, wie es die frohlockenden Zeugnisse Tausender beweisen, wirklich thut und seine Anhänger und Jünger dahin bringt, daß sie sein können als die Traurigen und doch allezeit fröhlich, als die nichts inne haben und doch alles haben, ja der hinter solch einem fröhlichen und reichen Erdenleben noch größere und reichere Seligkeit verheißt für die Ewigkeit, auf die sich ja doch jedes denkende Menschenherz unwiderstehlich hingewiesen fühlt, und in der es zitternd und zagend ein Weiterleben ahnen muß, wie es sich auch einreden möchte, mit dem Tode sei für den Menschen alles am Ende.

Da gilt es, die Einen, die schon halb und halb in Gefahr stehen, dieser tröstlichen, beseligenden Lehre den Rücken zu kehren, zu mahnen und zu bitten: kehrt doch wieder um zu dem, was Ihr verlassen möchtet und haltet Euch mit vollem, ganzen Herzen an die Lehre, welche trotz aller Feindschaft, die sie aus der Welt schaffen möchte, bis heute ihren Platz in der Welt behauptet und alle die unzähligen menschlichen Weisheitslehren überdauert hat, die seit ihrem Bestehen schon gekommen und gegangen sind und eine die andere verdrängt haben, ohne daß auch nur eine einzige ein bleibendes Ansehen hätte gewinnen können! Kehret wieder um zu Eurem Christentume, in welchem Eure Väter glücklich gelebt haben und fröhlich und selig gestorben sind, und in welchem allein auch Ihr das gleiche beseligende Los finden könnt!

Da gilt es, die Andern zu mahnen und zu bitten: Lasset Euch nicht verführen durch vergebliche Worte! Lasset Euch nicht abwendig machen von dem festen prophetischen Worte, welches die Verheißung hat, daß es nicht vergehen soll, ob auch Himmel und Erde vergehen! Lasset Euch nicht betrügen um das Himmelreich, das ja der göttliche Kinderfreund, der Herr Jesus, so bestimmt und ausdrücklich gerade den Kindern verheißen hat! Bleibet in dem, was Ihr gelernt habt und was Euch vertrauet ist, und suchet immer mehr zu wachsen in der Erkenntnis des Heils!

Mit solchem Bitten und Mahnen ist es dann allerdings noch nicht genug; nein, es müssen auch thatsächliche Maßregeln ergriffen werden, dem rechten Christentume auch wieder offene Bahn zu machen wie in die Häuser, so auch in die Herzen von Alt und Jung.

Der christliche Hausvater muß sich wieder seiner heiligen Pflicht bewußt werden, und dieselbe treulich üben, des Hauses Priester zu sein und die Seinigen um sich zu sammeln zum gemeinsamen Gebete und zu gemeinsamer Betrachtung des Wortes Gottes, damit die Forderung des Apostels zur Wahrheit werde: „Lasset das Wort Christi reichlich unter Euch wohnen!“

Und welcher Hausvater sollte sich nicht gerne dazu entschließen, diese vielleicht lange versäumte, oder am Ende

gar noch nie geübte Pflicht mit allem Ernste und mit aller Ausdauer zu üben, wenn er bedenkt, daß auch nur Ein Glied seiner Familie sich der verderblichen Umsturzpartei anschließen könnte, weil ihm die heiligen Wahrheiten des Christentums nicht ernst und nicht nachdrücklich genug nahe gebracht worden waren und ihm darum das Schild fehlte, an dem alle Lockungen der Verführer machtlos abprallen müssen? Welcher christliche Hausvater sollte sich nicht gerne dazu entschließen von wegen der großen Verantwortung, die er auch in Rücksicht auf das geistliche Wohl seiner Familienglieder hat und die ihm so gewaltig eingeschärft wird durch das Wort des Apostels: „So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide"? Oder sollte das ein „Versorgen" sein können, wie es der Apostel im Auge hat, daß der Hausvater die Seinigen nur mit dem versieht und versorgt, was zum leiblichen Leben gehört? Sollte darunter nicht auch das viel wichtigere und notwendigere Versorgen mit geistlicher Nahrung verstanden werden müssen, mit Gebet und Gotteswort, und vor allen Dingen das Versorgen mit einem guten Vorbilde, das er selber den Seinen gibt, und wodurch sie es klar einsehen, daß ihm selber die Sorge für seine Seele ein heiliges Anliegen, daß ihm selber sein Christentum die Eine köstliche Perle ist?

Aber wenn von dem christlichen Hause verlangt werden muß, daß es wieder eine Stätte rechter Christensitte und rechten Christenlebens werde, so muß dies nicht minder von der Schule verlangt werden, die sich ja mit dem Hause in die Erziehung der Jugend zu teilen hat. Und wie ist in dieser Hinsicht gerade heutzutage soviel von der Schule zu verlangen!

Ist doch der Religionsunterricht in ihr auf eine so geringe Zahl von Stunden beschränkt, und zwar Lehrgegenständen zu Liebe, die für die Volksschule von sehr zweifelhaftem Werte sind, daß kaum mehr als das Allernotwendigste geleistet werden kann! Was ehedem das hauptsächlichste Unterrichtsfach gewesen ist, und ganz gewiß nicht zum Schaden der anderen Fächer, die überhaupt für die Volksschule von unzweifelhafter Wichtigkeit sind,

und noch viel weniger zum Schaden für die Erziehung der Schuljugend, das ist jetzt zu einem Nebensache geworden, und die Klage über eine immer tiefer einreißende Unwissenheit der Kinder in den Wahrheiten der Religion erhebt sich laut überall, wo man im Stande ist, darüber ein richtiges Urteil zu gewinnen. Und wenn es noch dabei bliebe! Aber wie bemüht man sich ja auch so eifrig, besonders in den Städten, wo die sogenannten „Liberalen" das Ruder in den Händen haben, die Schulen so einzurichten, daß darin Kinder aller Bekenntnisse mit einander unterrichtet werden! Da ist dann aber die natürliche Folge, daß sich die Lehrer auf das Strengste hüten müssen, außerhalb der wenigen Religionsstunden, die allerdings für die Kinder jeden Bekenntnisses besonders angesetzt sind, nur irgendwie eine auf die Religion sich beziehende Bemerkung zu machen, weil er sonst fürchten muß, dem oder jenem Schüler, der seine religiöse Ueberzeugung nicht teilt, Anstoß zu geben und dann nachher deshalb von den eigenen Schülern daheim verklagt zu werden. Ja wie ist schon hier und da ganz offen die Rede davon, den Unterricht in der Religion entweder ganz aus der Volksschule zu entfernen und es den Eltern anheimzustellen, wo und wie sie ihre Kinder in der Religion unterrichten lassen wollen, oder aber den Religionsunterricht so einzurichten, daß Kinder aller Bekenntnisse ohne Bedenken daran Teil nehmen können, also gewissermaßen eine „Allerweltsreligion" zu lehren, wobei nur auf die einfachsten, religiösen und sittlichen Wahrheiten ohne jede tiefere Begründung Rücksicht genommen werden soll!

Wie kann dann aber, so fragen wir einfach, aus solchen Schulen ein glaubensgewisses und glaubensstarkes Volk hervorgehen, das in seinem Glauben den starken Schild hat gegen die ruchlosen Lehren der Volksverführer, das dem Unglauben, den diese offen und unverhüllt lehren, ein fest gegründetes Bekenntnis entgegenzuhalten vermag?

Da gilt es doch gewiß, daß endlich wieder Wandel geschafft werde, wenn nicht das schöne Kaiserwort zu Schanden werden soll, daß dem Volke die Religion erhalten werden müsse! Da gilt es, mit allen erlaubten und gesetzlichen Mitteln dahin zu wirken, daß die Religion in

der Schule wieder aus einem Nebenfache zu einem, ja zu dem Hauptfache erhoben werde, und damit wieder das rechte Erziehungsmittel in Kraft trete, durch welches allein der immer drohender hereinbrechenden Verwilderung der Jugend entgegengewirkt werden kann, über welche doch alle Welt jammert und klagt! Denn Bildung ohne Erziehung macht, wie jener berühmte Engländer sehr treffend gesagt hat, nur „raffinirte Teufel" aus der Jugend, und es muß Einem ja unwillkürlich dünken, als seien wir schon auf dem besten Wege, dies Wort auch bei uns zur Wahrheit werden zu sehen.

Sollte es da denn nicht die heilige Pflicht aller Eltern sein, die noch der Schule für ihre Kinder bedürfen, sodann aber auch aller Einsichtsvollen und Wohlgesinnten, die den Einfluß der Schule auf die kommenden Geschlechter zu begreifen vermögen, zuvörderst mit allen erlaubten Mitteln dagegen zu arbeiten, wo man etwa darauf ausgehen sollte, Schulen der neuen Art zu errichten, in denen die Schüler ohne alle und jede Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntnis zusammengeworfen werden sollen, und in denen eine rechte Erziehung der Jugend, wie sie nur durch religiöse Einwirkung und Anregung des Lehrers in seinem ganzen Unterrichte zu Stande kommen kann, so gut wie unmöglich ist? Sollten es nicht alle christliche Eltern, ja Alle, die es mit der Jugend wirklich wohl meinen, als eine heilige Pflicht ansehen, in jeder gesetzlichen Weise, besonders durch Bittschriften, die selbst bis vor den Kaiserlichen Thron gebracht werden und dort sicherlich keine ungünstige Aufnahme finden würden, sich darum zu bemühen, daß der Religion wieder der gebührende Platz in der Schule eingeräumt werde? Sollte es nicht heilige Pflicht sein für Jeden, dem das wahre Wohl des Volkes am Herzen liegt, bei den Wahlen für den Landtag, von dem ja doch über Kurz oder Lang das längst erwartete Schulgesetz beraten werden wird, nur solchen Männern die Stimme zu geben, die noch ein Herz haben für die christliche Religion und die nicht mit in das große Horn Derer blasen, welche von dem Grundsatze ausgehen, die Religion sei keine Sache von öffentlicher Bedeutung und Wichtigkeit, um die sich der Staat irgendwie zu bekümmern

habe, sondern müsse jedem Einzelnen als seine Privatsache überlassen bleiben?

Und noch von Einem darf nicht geschwiegen werden, wenn es bei unserem lieben deutschen Volke wieder zu einer rechten Umkehr zum Christentume und dadurch zu der Möglichkeit eines Sieges über die finsteren Mächte kommen soll, die unser Volksleben so heillos zu untergraben drohen.

Wir denken an die öffentlichen Blätter, Zeitungen und Zeitschriften aller Art, denen ja heutzutage auch wohl die Thüre der niedrigsten Hütte offen steht. Was eine große Anzahl derselben an Gehässigkeiten und Feindseligkeiten gegen das Christentum und seine Lehren und Einrichtungen leistet; wie darin Solche, die von christlichen Dingen auch nicht das Mindeste verstehen und verstehen können, sich doch ohne jedes Bedenken die schärfsten, bittersten Urteile erlauben über alles, was mit dem Christentume Zusammenhang hat, und mit dem beißendsten Hohne alles das begeifern: das weiß so ziemlich Jeder, der mit solchen Blättern in Berührung kommt. Und daß tagtäglich fast Bücher auf den Markt kommen und wohl gar durch besondere Bücherboten im Lande umhergetragen werden in welchen ebenfalls aller Religion offenbarer Hohn gesprochen wird, und in welchen die größten Unsittlichkeiten in mehr oder weniger verhüllter Weise dargestellt und mit den lockendsten Farben ausgemalt werden, so daß sie ein unerfahrenes, unbewachtes Herz schließlich fast für Tugenden ansehen muß, oder doch wenigstens für ganz unerhebliche Dinge, die man sich unbedenklich erlauben dürfe: das ist ja ebensowohl eine Thatsache, die niemand ableugnen kann.

Und doch werden diese Zeitungen und Zeitblätter gehalten und gelesen, selbst von Solchen, die dem Christentume noch keineswegs feindlich gegenüberstehen! Und doch finden diese Bücher Abnehmer, und zwar in weit größerer Zahl als die guten Bücher, die ängstlich alles vermeiden, was nur an Unsittlichkeit streift, und aus denen man für Kopf und Herz etwas Rechtschaffenes lernen kann! Denn wie könnten sonst die Buchhändler auf ihre Kosten kommen, die durch besondere Bücherboten ihre saubere Ware bis in die Häuser des entlegensten Dörfchens hineintragen lassen?

Und der Hausvater — läßt es ruhig geschehen, daß ihm das Gift der Unsittlichkeit und Christusfeindschaft in das Haus getragen wird, läßt es ruhig geschehen, daß dasselbe sich leise und allmählich in die Herzen seiner Hausgenossen, seiner Kinder zumal, hineinschleicht! Was ihm die Röte der Scham und des heiligen Zornes auf die Wangen jagen, was ihn veranlassen müßte, den nächsten Bücherboten, der ihm solche Schandschriften anbietet, aus dem Hause zu jagen, dazu lacht er wohl gar, wenn es nur in witziger, fesselnder Weise vorgebracht wird und empfiehlt es dadurch auch seinen Angehörigen zum Lesen und zum Bewundern!

Kann es da, so fragen wir kühn einen Jeden, anders und besser werden, solange es so fortgeht? Kann es da auch nur im Entferntesten zu einer Rückkehr zum Christentume kommen?

Sollte es denn da aber nicht für Jeden, der noch ein Verständnis dafür hat, wohin es auf solchen Wegen schließlich mit unserem christlichen Volksleben kommen muß, eine heilige Pflicht sein, solchen christusfeindlichen Zeitungen und Zeitschriften, solchen unsittlichen Büchern den Zugang in sein Haus zu wehren? Gegen die allerschlimmste Sorte derselben, welche offen und unverhüllt, mit leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit den Umsturz alles Bestehenden als das einzige Rettungsmittel für die menschliche Gesellschaft anpreisen, gegen die hat sich schon das Gesetz genötigt gesehen, einen Damm aufzuwerfen. Aber wo es für das Gesetz nicht wohl möglich ist, diesen Damm noch zu erhöhen und durch ihn auch solchen Schriften die Verbreitung unmöglich zu machen, die wissentlich oder unwissentlich der Umsturzpartei den Boden bereiten, aber ihre verderbliche Weisheit in einer Form an den Mann zu bringen verstehen, die keine Handhabe für ein gesetzliches Einschreiten bietet, sollten denn da nicht alle Wohldenkenden, Alle, welche mit Besorgnis einer Zukunft entgegensehen, wie sie bei solchen Zuständen unausbleiblich kommen muß, selber eintreten und diesen Damm ziehen? Sollten sie nicht ihres Hauses Schwelle hüten, daß kein Schmutzblatt, kein Schandbuch den Weg darüber finden kann? Wieviele Tagesblätter würden entweder sofort eingehen müssen, oder sich doch genötigt sehen, andere Saiten

aufzuziehen und einen anderen Ton anzuschlagen, wenn sie lediglich auf den Kreis ihrer Gesinnungsgenossen beschränkt, wenn sie von allen Denen aufgegeben würden, die sie halten und lesen, obschon sie mit den darin geäußerten Ansichten und Grundsätzen nicht übereinstimmen, die sie halten und lesen nur weil sie nicht bei Anderen in den Geruch von ungebildeten Leuten kommen möchten, die dem Zeitgeist und dem Fortschritt nicht huldigten!

Drum können wir's nicht lassen, immer und immer wieder, und heutzutage noch ernster und eindringlicher denn je, zu rufen: „Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!" Wir können es nicht lassen, weil wir der festen Ueberzeugung sind, nur eine ernste, gründliche Umkehr zum Christentum könne unserer kranken Zeit helfen, könne die bösen Geister austreiben, die, wenn sie auch für gewöhnlich im Finstern schleichen und gleich dem lichtscheuen Maulwurfe heimlich alles zu unterwühlen suchen, doch gelegentlich in einer Weise offenbar werden und mit ihren Plänen ans Licht treten, welche Grauen und Entsetzen erregen muß.

Soll es jedoch zu einem wirklichen Austreiben dieser bösen Geister kommen, soll denselben gänzlich der Boden entzogen werden, darauf sie mit Erfolg ihren Unkrautsamen säen können, so darf auch ein anderer Weg nicht unbetreten bleiben, so muß zu der Umwandlung der Herzen, wie sie allein die Umkehr zum rechten Christentum bewirken kann, auch eine Umwandlung der äußeren Zustände und Verhältnisse kommen, so muß der Unzufriedenheit mit den vorhandenen Zuständen, die den Socialdemokraten so Viele in das Netz treibt, soviel als möglich der Grund entzogen werden. „Soviel als möglich", sagen wir. Denn jedermann ganz zufrieden zu stellen, ist eben einfach unmöglich, zumal in einer Zeit, welche, wie die unsrige, ganz und gar das Wort der Schrift vergessen zu haben scheint: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen", und in welcher Ansprüche an das Leben gemacht, und Dinge für unentbehrliche Lebensbedürfnisse erklärt werden, von denen man in früheren Zeiten kaum etwas wußte.

Aber daß es mit unseren gegenwärtigen Zuständen

in vielen Stücken anders und besser werden muß, wenn nicht die Zahl der Unzufriedenen immer größer werden soll, wer wird das leugnen können, der für unser Volksleben ein offenes Auge und ein warmes Herz hat? Redet nicht in diesem Stücke die Auswanderung, die gerade jetzt wieder einen so gewaltigen Umfang angenommen hat und Tausende aus der Heimat forttreibt, weil sie mit den heimischen Zuständen unzufrieden sind und dazu auch gegründete Ursache haben mögen, eine laute, nicht mißzuverstehende Sprache?

Und daß es auch besser werden kann, ohne daß, wie die Socialdemokraten wollen, zuerst alles auf den Kopf gestellt wird, und alle bestehenden Ordnungen völlig umgestürzt werden, wer dürfte daran verzweifeln, der unserem deutschen Volke auch nur noch ein wenig sittliche Kraft zutraut und ihm nicht gänzlich die Fähigkeit absprechen will, sich aufzuraffen und den Bann zu brechen, in den es eine falsche Freiheitssucht, ein ungezügelter und unbesonnener Fortschrittsdrang hineingetrieben hat?

Sehen wir für diesmal nur unser ehrsames Handwerk an. Was ist aus dem geworden, seitdem eine völlig zügellose Gewerbefreiheit besteht, welche alle die wohlthätigen Ordnungen und Schranken weggerissen hat, die ehedem das Handwerk schützten und zu einer Stellung gelangen ließen, welche das Sprichwort zum Wahrworte machte: „Handwerk hat einen goldenen Boden"? Was ist aus ihm geworden, seitdem sich jeder Pfuscher, der kaum die ersten Anfangsgründe des Handwerks gelernt hat, als Meister setzen darf, und alsdann, um nur seine elende Pfuscharbeit an den Mann zu bringen, für dieselbe Preise ansetzt, zu denen der solide Handwerker unmöglich arbeiten kann, wenn er nicht nur gutes Material nehmen, sondern auch auf dasselbe die erforderliche Sorgfalt und den nötigen Fleiß verwenden will, und die doch, wenn sie einmal eingeführt sind, so leicht sich behaupten und zu allgemeiner Geltung kommen, sodaß endlich auch der solide Handwerker, wenn er sein Handwerk nicht ganz an den Nagel hängen will, genötigt ist, bloß auf den Schein gearbeitetes Zeug zu liefern?

Ja, was ist aus unserem Handwerke geworden, seit-

dem jeder, der nur das nötige Kapital dazu in Händen hat, ohne weiteres Handel treiben kann mit Erzeugnissen des Handwerks, die er sich von armen, gedrückten Meistern gegen einen kaum nennenswerthen Lohn hat anfertigen lassen, und die er um so leichter zu Spottpreisen losschlagen kann, da er sich die Stoffe, die er dazu verarbeiten ließ, im großen ankaufen und dadurch schon einen schönen Gewinn einheimsen konnte?

Die Antwort findest du in jeder größeren Stadt, wenn du dich die Mühe nicht verdrießen lässest, in die elendesten Dachkammern hinaufzusteigen und deren Insassen zu befragen. Du findest sie in jedem größeren Kleiderladen oder Schuhmagazin oder Möbellager, wenn du die Schundarbeit genauer betrachtest, die da in der Regel feil geboten wird, und besonders wenn es dir einmal glückt, gerade dazu zu kommen, wenn solch ein armer Meister, dem der Hunger aus allen Knopflöchern schaut, dem behäbigen, aufgedunsenen Ladenbesitzer die gefertigte Arbeit abliefert, und dann mit anzuhören, welche Behandlung der Arme erfährt und wie er sich demütig für angeblich vorhandene Mängel des Angefertigten von dem Spottpreise, zu dem er gearbeitet hat, noch die willkürlichsten Abzüge gefallen lassen muß.

Wir geben ja wohl zu, daß es nicht bei allen Handwerken und auch nicht an allen Orten gleich schlimm aussieht. Aber im großen und ganzen wird man doch zugestehen müssen, daß des Handwerks „goldener Boden" gewaltig durchlöchert ist, und daß viele tüchtige Handwerker, die noch in der glücklichen Lage sind, ihr Handwerk selbständig betreiben zu können, von Herzen froh sind, wenn sie bei demselben anstatt eines „goldenen" nur einen „kupfernen" Boden finden.

Es kann ja nun nicht unsere Absicht sein, hier frischweg zu sagen: so oder so muß und kann dem darniederliegenden Handwerke wieder aufgeholfen werden; die und die neuen Einrichtungen müssen getroffen oder die und die alten Ordnungen müssen wieder ins Leben gerufen und nur zeitgemäß umgestaltet werden; die und die Gesetze müssen aufgehoben und durch bessere ersetzt werden; die und die Hülfe muß von Staatswegen dem Hand-

werke geleistet werden. Dies alles sind Dinge, die nur von wirklichen Sachverständigen richtig beurteilt werden können, und über die ja gerade in der gegenwärtigen Zeit aller Orten von Berufenen und Unberufenen gewaltig viel verhandelt und neben vielem Guten und Wahren auch recht viel unvergohrenes, unverständiges Zeug zu Tage gefördert wird. Wir wollen uns vielmehr darauf beschränken, die frohe Zuversicht auszusprechen, daß es dem großen Staatsmanne, in dessen Händen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ruht und der ja neuerdings seinen weisen Scharfblick, seine reiche Erfahrung, sein wohlwollendes Herz diesen und ähnlichen Dingen besonders zugewandt hat, unter Gottes Beistande gelingen wird, das Rechte zu finden, was von oben herab auch für das Handwerk geschehen muß.

Wir möchten hier vielmehr nur ein paar gute wohlgemeinte Ratschläge geben in Bezug darauf, wie sowohl von Seiten derer, die des Handwerks bedürfen, wie auch von Seiten derer, die es betreiben, ohne alles Einschreiten von oben schon sehr viel geändert und gebessert werden kann, ein paar Ratschläge, die jeder ohne weiteres selbst befolgen kann.

Oder ist es etwa wirklich so, wie vor kurzem von jemand in einem Gespräche über das Handwerk geäußert wurde, daß alle Ratschläge zur Hebung des Handwerks ganz überflüssig und nutzlos seien; daß der Handwerksbetrieb im kleinen heutzutage keine Aussicht mehr habe gegenüber dem Großbetriebe, der mit den neuesten und und besten Maschinen arbeiten und deshalb auch Erzeugnisse liefern könne, die weit schöner und besser seien, als die mit der Hand gefertigten; daß deshalb der selbständige Handwerkerstand es sich müsse gefallen lassen, einzugehen und in den Stand der Fabrikarbeiter aufzugehen und daß derselbe ebensowenig ein Recht habe, vom Staate und der Gesellschaft Schutz für sich zu verlangen, als es einst die Schiffer gehabt hätten, wie die Dampfschiffahrt sich Bahn brach und dieselben in ihrem Bestehen gefährdete?

Nun, es wurde schon damals in jenem Gespräche sogleich gegen diese Äußerung mit Recht geltend gemacht, daß das Eingehen des selbständigen Handwerkerstandes für

unser Volksleben ein unberechenbarer Schaden sein würde, weil damit der gesunde Mittelstand, in welchem doch einmal die beste Volkskraft ruht, mehr oder weniger zu Grunde gehen, weil dadurch die unselige Zerklüftung unseres Volkslebens zwischen Arm und Reich noch mehr gefördert werden würde, als sie leider jetzt schon besteht. Es wurde mit Recht hervorgehoben, daß bei hundert und hundert Arbeiten auch die besten und sinnreichsten Maschinen doch die Menschenhand nicht ganz ersetzen, noch viel weniger, daß ihre Leistungen die sorgfältige Arbeit des geschickten Handwerkers übertreffen könnten. Es wurde endlich mit Recht darauf hingewiesen, daß richtig geordnete und geleitete Genossenschaften der Handwerker imstande wären, diese auch gegenüber dem Großbetriebe sicher zu stellen, und daß der solide Handwerker, der sich durch gute Arbeit, Fleiß und Ehrlichkeit eine sichere, feste Kundschaft und allgemeinen Kredit erworben habe, auch sicherlich imstande sein würde, sich neu erfundene Maschinen anzuschaffen, die etwa geeignet seien, gleich der Nähmaschine, ihm sein Geschäft zu erleichtern oder ihn schönere Arbeit liefern zu lassen, als es mit der bloßen Hand möglich sei.

Und wer müßte nicht das alles vollständig unterschreiben? Wem müßte es aber nicht auch hell und deutlich in die Augen springen, wie wichtig gerade der zuletzt angeführte Gegengrund ist, welcher an den Handwerker selbst mit einer ernsten Forderung herantritt und ihm zunächst zumutet zur Erhebung und Aufbesserung seines Standes die eigene Mitwirkung nicht fehlen zu lassen?

Es trifft ja gewiß auch hier die alte Regel zu: „Laßt uns besser werden und gleich wirds besser sein". Ja man kann wohl sagen, daß alle Staatshülfe, alle wohlthätigen Ordnungen und Einrichtungen so gut wie vergeblich bleiben werden, wenn nicht der Handwerkerstand selber sich aufrafft, wenn nicht alle seine verständigen und wohlgesinnten Glieder ungesäumt die Hand anlegen zu bessern, wo und wie es in ihrer eigenen Macht liegt.

Und wir dächten, es gäbe doch mancherlei Punkte, wo jeder selbst Hand anlegen kann, wo jeder, wenn auch nur auf dem engen Gebiete des eigenen Hauses und der eigenen Werkstätte eine Besserung der Zustände im Hand-

werkstande herbeiführen zu helfen gar wohl im Stande ist. Möge es uns denn hier verstattet sein, etliche dahin zielende Winke zu geben!

Wenn wir vorhin als das Grund- und Hauptmittel, dem immer drohender hereinbrechenden Verderben überhaupt mit Erfolg zu begegnen, eine ernste, gründliche Umkehr zum rechten lebendigen Christentume empfahlen, so können wir nicht umhin, dasselbe Mittel auch hier wieder in erster Linie zu empfehlen, wo es sich darum handelt, von einem besonderen Stande das drohende Verderben abzuwehren. Wir halten uns dabei an das schöne Wort der Schrift, daß die Gottseligkeit, und zwar die allein auf dem Boden des wahren Christentums erwachsende Gottseligkeit, die Verheißung habe nicht allein des zukünftigen, sondern auch dieses Lebens.

Wir sind jedoch weit davon entfernt, dem Handwerkerstande nun hier eine besonders auf ihn gemünzte allgemeine Bußpredigt halten zu wollen. Wir beschränken uns vielmehr darauf, an einem ganz bestimmten Punkte nachzuweisen, wie heilsam es für jeden Handwerker wäre, wenn er sich das eben angeführte Schriftwort recht ins Herz geschrieben sein ließe und ihm recht genau nachlebte.

Wir denken nämlich an die Sonntagsarbeit, die so recht eigentlich ein Fluch des Handwerkerstandes ist und sicherlich nicht der letzte Grund seines Heruntekommens. Denn wer, nachdem er die sechs Wochentage hindurch fleißig gearbeitet hat, auch am Sonntage seinen Körper keine Ruhe gönnt, nützt seine Arbeitskraft vor der Zeit auf und schädigt seine Gesundheit. Und wer, nachdem er die ganze Woche über im Leben und Treiben seines Geschäftes gestanden hat, seinen darauf gerichteten Gedanken auch am Sonntage keine Ruhe gönnt und dieselben nicht durch Beschäftigung mit etwas Höherem, Heiligem aus dem Tretrade der alltäglichen Sorge herausführt, der verliert notwendig, ganz abgesehen von dem schweren Schaden, den er sich für sein inneres geistliches Leben bereitet, nicht allein die Freudigkeit, sondern auch die Fähigkeit, am Montage wieder mit neuer frischer Kraft in den gewohnten Gedankenkreis zurückzutreten. Gottes heilige Ordnung, die überall heilsame Abwechselung haben

will und dieſelbe auch überall, wie im Leben der Natur, ſo auch in den Lebensſchickſalen des Menſchen herbeiführt, wird von Niemanden ungeſtraft verachtet.

Und nicht wahr, lieber Handwerker, es wird dir doch immer etwas eigentümlich zu Mute, wenn du am Sonntage die Leute feſtlich gekleidet und mit fröhlichen Angeſichtern draußen an deinem Hauſe vorüber zur Kirche wandern ſiehſt, wohin die Glocken ſo freundlich einladen, und du findeſt dich noch in deinem ſchmutzigen Werktagskleidern und an deiner Werkbank hinter den dicht zugezogenen Fenſtervorhängen, die es der Welt verbergen ſollen, daß du — keinen Sonntag haſt? Es wird dir kaum ein gewiſſer Mißmuth fern bleiben können, zumal wenn die liebe Sonntagsſonne dir helle durch die Fenſter ſieht, gleichſam als das Gottesauge, das dich ernſt anſchaut und fragt: „Was ſoll das hier am heiligen Tage?" — Und was meinſt du, wie wird wohl deinen Geſellen und Lehrlingen zu Mute ſein, falls du welche haſt, wenn du auch ſie durch dein Beiſpiel und deine Forderung vielleicht den ganzen Sonntagsmorgen an die Werkbank feſſelſt? Werden ſie es auch innerlich ſo ruhig hinnehmen, wie ſie es äußerlich thun müſſen, daß du ihnen den Tag abſtiehlſt, der doch von Gottes und Rechts wegen ihnen gehört, nachdem ſie die ganze Woche dir und deiner Arbeit gewidmet haben? Wird ihre Arbeit treu und ſorgfältig ſein? Werden Sie nicht haſten und jagen, das Vorgeſchriebene ſo ſchnell wie möglich und deshalb auch ſo lotterig wie möglich zu vollbringen, damit ſie endlich ſagen dürfen: „So, jetzt kann ich doch auch einmal wenigſtens ruhen"?

Ja, wirſt du mir ein, wie kann ich aber beſtehen, wenn ich den ganzen Sonntag über feiern ſoll? Hat doch die Woche ſieben Eßtage! Und wenn es mir ſchon ſchwer genug wird, an jedem der ſechs Arbeitstage ſoviel zu verdienen, als die Haushaltung den Tag über koſtet, wo ſoll es dann für den ſiebenten Tag ohne Arbeit herkommen?

Nun, lieber Freund, ich will jetzt hier noch von etlichen guten Ratſchlägen ſchweigen, die dir nachher gegeben werden und zeigen ſollen, wie du dich etwa einzurichten hätteſt, damit es dir auch am ſiebenten Eßtage,

dem Sonntage, für dich und die Deinigen nicht mangele.

Aber das will ich dir noch auf deine Frage bemerken, daß du, wenn du so fragen kannst, doch entsetzlich wenig Vertrauen auf deinen Gott und Herrn hast. Oder sollte er es dir wirklich fehlen lassen können, wenn du Ihm zu Liebe, seinem heiligen Gebote zu Gefallen die Sonntagsarbeit aufgiebst? Sollte Er in seiner treuen Vaterliebe es bei dir dazu kommen lassen können, daß du mit den Deinigen hungern müßtest, wenn du sein Gebot befolgst? Kannst du das wirklich glauben? Und wenn du es wirklich glauben könntest, weil du deinem Gotte noch zu fremd und zu ferne gegenüberstehst, sollte es dir denn nicht der Mühe wert dünken, wenigstens einmal einen Versuch zu wagen? Das Schlimmste, was Dir passiren könnte, wäre ja, daß du einmal mit den Deinigen einen Tag fasten müßtest oder dich doch nicht recht satt essen könntest, und davon würde ja doch gewiß Niemand auch nur Not leiden, geschweige denn zu Grunde gehen!

Welch ein Gewinn aber für dich, wenn dieser Versuch deinen Kleinglauben beschämte, wenn du es mit der That erführest, daß Gott der Herr dich nicht verläßt, wenn du dich auf Ihn verlässest, wenn du dadurch den fröhlichen Glauben fassen lerntest, der getrost alle seine Wege dem Herrn befiehlt; wenn du endlich dadurch zu dem unerschütterlichen Entschlusse getrieben würdest, künftig jede Sonntagsarbeit aufzugeben und den Tag, welchen Gottes Liebe zum Wohle der Menschheit eingesetzt hat, auch wirklich in dem Sinne zu feiern, in welchem er eingesetzt ist, nämlich als einen Tag zwar der leiblichen Ruhe, aber einer desto eifrigeren Arbeit für die Seele, damit dieser durch die Beschäftigung mit dem heiligen Worte Gottes innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes Licht und Trost und Kraft zugeführt werde!

Ja würdest du nicht auch den Gewinn davontragen, daß deine Leute, die für dich arbeiten, deine Gesellen, dir ergebener werden, wenn du ihnen ihren Sonntag nicht verkümmerst, ob du ihnen auch für die Sonntagsarbeit einen Extralohn geben möchtest? Würden sie alsdann nicht von den argen Gedanken zurückkommen müssen, welche

jetzt so vielfach von den Verführern geflissentlich in die Herzen der Gesellen hineingepflanzt werden, um nur Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen zu erregen, als ob nämlich die Meister nur darauf ausgingen, ihre Arbeitskraft bis auf den letzten Tropfen auszunützen und „sich von ihrem Schweiße zu mästen"? Würde sich nicht unbedingt ein besseres, freundlicheres Verhältniß zwischen dem Arbeiter und Arbeitgeber, zwischen dem Gesellen und Meister, herausbilden müssen, von welchem schließlich doch nur der Meister den Gewinn hätte, weil dann freudiger und treuer für ihn gearbeitet werden würde? Zu dem „menschenwürdigen Dasein", welches die Socialdemokraten vorgeben für die Arbeiter erkämpfen zu wollen, gehört ganz zweifellos in erster Linie die völlige Sonntagsruhe und die Möglichkeit, den Sonntag in würdiger Weise zu feiern. Gibst du die deinen Gesellen, so hast du wenigstens Einen wirksamen Streich gegen die Verführer gethan.

Und die Lehrlinge gar, die vielleicht eben erst im Confirmanden-Unterrichte das Gebot eingeschärft bekommen haben: „Du sollst den Feiertag heiligen!" und zwar als ein heiliges Gebot Gottes, das man nicht ungestraft übertrete! Was werden sie von dir denken müssen, wenn sie dich als Einen erfinden, der dieses Gebot nicht im Mindesten achtet? Wie werden sie es hinnehmen, wenn du sie zur Uebertretung dieses Gebotes anhältst? Was werden sie sich daraus für eine andere Lehre ableiten können, als die, daß sie sich, wenn du sie ausdrücklich zur Uebertretung des einen Gebotes anhältst, auch selbst nun die Uebertretung anderer Gebote dir gegenüber erlauben dürfen? Und wenn sie dies dann wirklich thun, wenn sie dich belügen und bestehlen, wo sie es nur thun können, ohne Entdeckung und Strafe befürchten zu müssen, wer wird schließlich den Schaden davon haben? Doch nur du selbst.

Und um gerade diesen Punkt auch von der tieferen Seite zu erfassen, wie willst du es dereinst vor dem höchsten Richter droben verantworten, wenn du deine Lehrlinge schon sogleich bei den ersten Schritten im selbständigen Leben daran gewöhnst und darin durch Befehl und Beispiel unterweisest, am Sonntage die Kirche zu versäumen

und das Wort Gottes zu verachten? Wird es nicht dir einst zur Last fallen, wenn du nach Beendigung der Lehrzeit vielleicht zwar einen tüchtigen Arbeiter aus deiner Werkstätte entläßest, aber auch einen jungen Menschen, der in religiöser Beziehung verwildert und verwahrlost ist und deshalb den socialdemokratischen Verführern zur leichten Beute wird?

Und wenn du auch wirklich deinen Lehrling zum Besuch des Gottesdienstes am Sonntage anhieltest, was wird es viel nützen, wenn du ihm dabei nicht mit eigenem Beispiele vorangehst, wenn du ihn überhaupt an deinem ganzen Wesen und Wandel am Ende sogar durch unbewachte Redensarten merken läßest, daß du selber von der Religion wenig oder nichts hältst, wenn du ihn finden läßest, daß Gottes Wort in deinem Herzen weder, noch in deinem Hause eine Stätte habe?

Doch es sei genug von diesem Stücke! Denn wir wollen jetzt hier, wie schon gesagt, nicht etwa dem Handwerkerstande eine besondere Bußpredigt halten, sondern ihm vielmehr zu zeigen versuchen, auf welchem Wege er daran gehen kann, sich selbst zu helfen und seine gedrückte Lage zu verbessern. Wir würden ihm sonst notwendiger Weise auch zeigen müssen, wie nur und allein durch ernste Umkehr zum Christentume die rechte Arbeitslust gewonnen werden kann, welche die Arbeit nicht als einen Fluch, sondern als einen Segen ansieht, und die rechte Berufsfreudigkeit, die ihm auch die schwerste Arbeit leicht macht, und vor allen Dingen der innere Friede, ohne welchen der Handwerker, wie jeder Andere ein armer, beklagenswerter Mensch bleibt, der seines Lebens nicht froh werden kann.

Aber wie die Umkehr zum Christentume, zu christlicher Frömmigkeit und Gottesfurcht, in erster Linie, so muß in zweiter Linie dem Handwerkerstande auch noch eine andere Umkehr auf das Dringendste empfohlen werden, wenn es anders und besser mit ihm werden soll. Das ist die Umkehr zur Einfachheit und Bescheidenheit im Leben.

Oder ist etwa eine solche Umkehr nicht nötig? Warum will es denn jetzt fast nirgends mehr mit dem Verdienste

reichen? Woher die allgemeine Klage: das Handwerk wirft heutzutage nichts mehr ab; man mag sich schinden und plagen, wie man will, es langt kaum von einem Tage zum anderen, ganz zu geschweigen davon, daß es möglich wäre, etwas für die alten Tage zurückzulegen, oder für Krankheitsfälle und Zeiten der Arbeitsstockung einen Notpfennig zu ersparen, oder für seine Kinder ein kleines Erbteil zurückzulegen? Woher diese Klagen auch bei solchen Handwerkern, die eine alte, sichere und gute Kundschaft haben und stets mehr Arbeit als sie fast bewältigen können?

Nun wir wollen ja gewiß nicht leugnen, daß bei diesen Klagen auch noch andere Gründe mitspielen; aber Ein Grund, und zwar keineswegs der hinterste, ist die auch im Handwerkerstande eingerissene Ueppigkeit und Leichtlebigkeit.

Zwar sind ja Gottlob die Zeiten vorbei, worin schon der geringe Handlanger, geschweige denn der geschickte Handwerker, ein feines Frühstück, wo möglich mit Austern und feinem Weine, für ein notwendiges Erforderniß zu einem „menschenwürdigen Dasein" ansah, und wenn er nur irgend konnte, sich auch ein solches leistete. Diese gepriesene Zeit, nach welcher heute noch Mancher verlangend zurückseufzt, ist glücklicherweise, zwar nicht mit Sang und Klang, aber doch mit Ach und Krach, zu Grabe getragen. Aber man muß leider auch von ihr sagen: „sie ist gestorben und lebet doch". Denn sie hat manchen Fetzen ihres anfangs güldenen und nachher so jämmerlich zerrissenen Gewandes diesseits ihres Grabes zurückgelassen, und es sind Unzählige auch im Handwerkerstande, die sich diese Fetzen noch anhangen lassen und sich davon nicht trennen können und mögen.

Unvergeßlich ist mir hierbei das Wort eines alten, braven Herrn, welches dahin lautete: „Woran unser Handwerkerstand zu Grunde geht, das ist die Gewerbefreiheit und — — der Frühschoppen."

Und ist nicht in der That der Frühschoppen solch ein aus der Schwindelzeit zurückgebliebener Fetzen?

Wo dachte in früheren Zeiten ein Handwerksmann nur daran, schon Morgens vor Tische sich ein wenig

zurechtzustutzen und ins Wirtshaus zu gehen, um sich einen Frühschoppen zu kaufen! Kaum daß er am Samstag nach dem Feierabende oder am Sonntage einmal ausging, sich nach treuer fleißiger Wochenarbeit einen stärkenden Trunk zu nehmen und mit seinen Freunden und Handwerksgenossen ein Stündchen gemütlich zu verplaudern. Aber heutzutage? Da versteht es sich vom Samstagabende und vom Sonntage ganz von selber, daß man da seinen Schoppen oder auch mehrere trinkt, „denn," so redet vielleicht sogar die eigene Frau, „das kommt dem Manne zu" — und der wirtshauslustige Sinn fährt dann weiter fort: „das muß man schon wegen der Kundschaft der Wirte thun, welche Derjenige verliert, der ihnen nicht auch etwas zu verdienen gibt".

Nun könnte man sich's ja allenfalls gefallen lassen, daß der fleißige Handwerker sich einen Samstagabend- oder Sonntagstrunk gönnt, obwohl wir es viel schöner und heilsamer finden würden, wenn er sich den letzteren nicht allein für seine Person gönnte, sondern ihn im Kreise seiner Familie genösse, die er etwa, wenn es schönes Wetter ist, zu einem Ausfluge in die Nachbarschaft mitnähme, selbst wenn dabei auch etwas mehr darauf gehen sollte, als der einsame Schoppen im Wirtshause kostet.

Aber jeden Tag, den Gott an den Himmel kommen läßt, schon Morgens zum Frühschoppen laufen! Rechne doch nur einmal aus, lieber Meister, wieviel das während des ganzen Jahres erfordert! Nur Ein Schoppen Bier zu 10 Pfennigen jeden Tag erfordert, ganz abgesehen von den Sonntagen und Extra-Gelegenheiten, die natürlich viel mehr kosten, 36 Mark 50 Pfennige: Erschrickst du da nicht von wegen des Frühschoppens? — Und nun rechne dazu die versäumte Zeit! Denn der Frühschoppen, besonders wenn es bei einem einzigen bleiben sollte, muß „mit Verstand" getrunken werden! — Rechne auch weiter dazu, was daheim in der unbeaufsichtigten Werkstätte in der Arbeit versäumt wird, während du beim Frühschoppen sitzest! Denn deine Gesellen werden da ohne Zweifel dem sehr nahe liegenden Gedanken in sich Raum geben: „Nun, wenn der Meister Zeit hat, einen Frühschoppen trinken zu gehen, so pressirt es doch sicherlich nicht sehr mit der

Arbeit.“ Oder meinst du etwa, sie hätten dir's nicht bald ausgeklugt, wohin du regelmäßig des Vormittags gehst, wenn du es auch noch so klug anfängst, um sie hinter's Licht zu führen und dein Handwerkszeug oder den Maßstab mitnimmst, als ob du draußen etwas zu thun oder anzumessen hättest? — Was meinst du, sollte die Rechnung zu hoch sein, wenn wir sagen, der Frühschoppen kostet dich im Jahre sicherlich rund deine 100 Mark, auch wenn du es wirklich nur bei einem einzigen bewenden läßest?

Ach, und der Frühschoppen ist ja bekanntlich ein sehr geselliges Wesen! Wird es ihm denn nicht gar zu arg, wenn er allein bleibt, wenn er nicht in dem oder in den Abendschoppen lustige Kameraden bekommt?

Und nun sieh einmal deine Töchterlein an, wenn du welche hast! Ich will ja gerne annehmen, daß sie sich in der Woche fleißig zur Arbeit halten und sich auch demgemäß kleiden. Aber Sonntags! Huh! Wie das glitzert und glänzt! Wie da das Hütchen mit der Feder und einem halben Blumengarten sich stolz auf dem Kopfe wiegt! Wie da das geraffte und gefältelte, mit allerlei Zierraten besetzte Kleid die Straße fegt! Wie da der seidene Sonnenschirm so milde und liebreich die zarten Wangen schützt, die am Sonntage wenigstens durchaus keine Sonne vertragen können!

Nicht wahr, so ist es? Nun ich will nichts weiter sagen, um dich nicht ärgerlich zu machen. Aber fragen möchte ich dich doch einmal, wieviel mehr wohl der Sonntagsstaat deines Töchterleins kostet als das nette, sauber gewaschene Kattunkleidchen, in welchem dir vor Zeiten deine liebe Frau das Herz abgewann? Und wenn dich der liebe Gott gar mit mehreren Töchterlein gesegnet hat, wie wird sich dann erst die Rechnung stellen?

Wundert's dich denn da aber noch, daß es mit dem Handwerksverdienste nicht mehr reichen will? daß du dem Gerber sein Leder, dem Kaufmann sein Eisen oder sein Holz nicht mehr bezahlen kannst, wenn du mit ihm abrechnest, sondern von Jahr zu Jahr bei ihnen tiefer in die Kreide kommst?

Nein wundere dich nicht, sondern mach's einmal ganz kurz und lasse vor Allem den Frühschoppen mit Allem,

was d'rum und d'ran hangt! Mach's kurz und hänge die Wirts-Kundschaft lieber ganz an den Nagel, wenn sie dich nötigen soll, so und so oft dem Wirte seinen wahrscheinlich geschmierten Wein, sein vielleicht saures Bier abzutrinken und rechne einmal dabei nach, für wen du dann eigentlich arbeitest, für dich selbst oder für den Herrn Wirt! — Mach's kurz und jage Putzmacherin und Schneiderin zum Hause hinaus, wenn sie dir allerlei Flitterstaat für deine Töchter ins Haus schmuggeln wollen! Laß diese sich sauber und ordentlich kleiden, aber so, wie es sich für deinen Stand und deine Lebensstellung paßt und laß sie nicht zu Modedamen werden, denen doch einmal die breit und schwielig gearbeiteten Hände nicht recht in die glanzledernen Handschuhe passen wollen, denen doch einmal der Sonnenschirm die von der Wochenarbeit in der Luft gebräunten Wangen nicht zudecken kann!

Du wirst es sicherlich nicht bereuen, wenn du am Schlusse des Jahres, worin du meinem Rate gefolgt bist, deine Rechnung machst. Du wirst deine Schulden bezahlen können und vielleicht auch noch einen Notpfennig im Sacke behalten. Aber jedenfalls wirst du von den bösen Gedanken zurückkommen, als ob das Handwerk dem fleißigen Mann nicht mehr nähre und für eine einfache prunklose, bürgerliche Haushaltung nicht mehr den nötigen Unterhalt liefern könne. Auch wirst du ebensowohl dich des bösen Gedankens entschlagen lernen, der dir einreden will, ohne Sonntagsarbeit könntest du nicht bestehen und müßtest am siebenten Eßtage einen leeren Tisch haben. In Summa: Du wirst wieder Lust und Freude an deinem Handwerke bekommen.

Und alsdann wird auch das Andere nicht ausbleiben, was leider so vielen Handwerkern gänzlich scheint abhanden gekommen zu sein und dessen Abhandenkommen an dem Herunterkommen des Handwerks nicht wenig Anteil hat. Wir meinen die Handwerks-Ehre.

Und was soll damit gemeint sein?

Erstlich, daß du dich deines Standes nicht schämst. Und wann thust du das? Wenn du meinst dein Schurzfell oder deine Arbeitsschürze ablegen zu müssen, falls du ein paar Häuser weit zu gehen hast, und dir erst einen

sauberen Rock anziehst, damit man dir den Schmied oder den Schlosser, den Schuster oder den Schneider, den Schreiner oder den Sattler nur ja draußen nicht ansieht. Oder, wenn du meinst, dein Söhnlein müsse durchaus einmal etwas Anderes werden als sein Vater, müsse ein Schreiber oder ein Lehrer oder gar ein „Gestudirter" werden, und wenn du dann, anstatt ihn in deinem Handwerke zu unterweisen und dir so für deine alten Tage einen sicheren, treuen Helfer, für den Fall deines Todes einen Nachfolger zu erziehen, der deine Kundschaft erbt, in ihm dir einen Sprößling heranbilden lässest, der sich zu seiner Zeit deines Standes und sogar deiner selbst schämt und weil er dich in Bezug auf geistige Ausbildung und auf das Wissen übersieht, dir die schweren Opfer und Sorgen, die du an seine Ausbildung gewandt hast, damit lohnt, daß er dir, wie man zu sagen pflegt, über den Mund fährt und dein väterliches Ansehen hohnlachend in den Wind schlägt!

Zur Handwerks-Ehre gehört weiter, daß du dich nicht deines Handwerks, wohl aber schlechter, nichtsnutziger Pfuscharbeit schämst und es jenem braven Schlossermeister gleich thust, der mir einmal, als ich ungeduldig auf eine Arbeit von ihm wartete und ihn abhalten wollte, dieselbe erst blank zu feilen, weil das ganz überflüssig war, die stolze Antwort gab: „Ein ordentlicher Schlosser läßt nichts ungefeilt aus seiner Werkstätte gehen".

Da wirst du mir aber vielleicht den Einwurf machen: „Ja, muß man denn heutzutage nicht pfuschen, wenn man nur bestehen will? Verderben nicht die Lehrbuben, die sich wann und wo sie wollen, als Meister setzen dürfen, vollständig die Preise, indem sie ihre jämmerliche Arbeit so billig ablassen, daß ein ordentlicher Meister, der seine Ehre darin setzt, nur gute Arbeit zu liefern, und sich's deshalb damit Zeit und Fleiß kosten läßt, unmöglich zu gleichen Preisen arbeiten kann? Muß man da nicht, wenn man überhaupt Arbeit haben will, auch seine Preise herunterschrauben und sich notgedrungen zur Pfuscherei bequemen, so sehr sie Einem auch zuwider ist?"

Und leider läßt sich ja im Großen und Ganzen auf solche Klagen nur mit einem zustimmenden Seufzer antworten.

Aber nichts desto weniger glaube ich die feste Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß auch heute noch die solide Arbeit immer oben bleibt. Sage nur deinen Kunden, wenn sie etwas bei dir bestellen wollen und nach dem Preise fragen, ganz offen und ehrlich: „Schlechte Arbeit liefere ich Ihnen zu dem und dem Preise, wollen Sie aber gute, solide Arbeit, so müssen Sie so und soviel anlegen". Was gilt die Wette, es geht dir dann kein guter Kunde durch, wenn du nur in dem Rufe stehst, für das gute Geld, das du dir bezahlen lässest, auch wirklich immer gute und solide Arbeit zu liefern? Und an den schlechten Kunden, die nur der Billigkeit nachgehen, weil sie nicht viel bezahlen können oder mögen, darf dir ja doch wohl nicht allzuviel gelegen sein. Denn das sind diejenigen, die du nachher, wer weiß, wie lange?, in deinen Büchern hangen hast und weißt keine Bezahlung von ihnen zu erlangen und verlierst am Ende, wenn nicht dein ganzes Guthaben, so doch die Zinsen dessen, was sie dir schulden. Ja, werden nicht auch diese schlechten, oder doch zweifelhaften Kunden am Ende doch wieder zu dir zurückkehren wollen, wenn sie bei ihren Pfuschern ein paar Mal tüchtig angelaufen sind und einsehen gelernt haben, daß nichts theurer ist, als das Spottwohlfeile?

Zur Handwerks-Ehre rechne ich aber auch, daß es bei dir heißt: „Ein Mann, ein Wort", daß du also nicht allein gute Arbeit für deine Kunden lieferst, sondern daß du dieselbe auch zu rechter Zeit, jedenfalls zu dem versprochenen Zeitpunkt ablieferst.

Was ist ärgerlicher für die Kunden, als wenn ihm zu einem bestimmten Termine die fertige Arbeit versprochen ist, und er hat sich vielleicht so eingerichtet, daß er sie dann haben muß, wird dann aber in seiner sicheren Erwartung getäuscht, und wer weiß, wielange noch! mit Versprechungen hingehalten, die sich immer und immer wieder als trügerische erweisen! „Der Handwerksmann muß ein wenig lügen können", hört man oft lächelnd sagen, wenn man über solch' ärgerliches Treiben schelten will „denn er wird doch keine angebotene Arbeit abweisen sollen, wenn er auch von vorne herein weiß, daß er sie nicht zu dem bedungenen Zeitpunkte liefern kann?"

Aber glaube mir, der du so sprichst, nichts verdirbt dir den Respekt und das Zutrauen mehr als solches lügnerische Wesen. Denn weißt du, wen man daran im Großen und Ganzen erkennt? Den Pfuscher, der nicht weiß und nicht berechnen kann, wieviel Zeit er zu jeder der übernommenen Arbeiten nötig hat; den Pfuscher und Stümper, der in der Regel keine Arbeit hat, und deshalb, wenn sie einmal kommt, Alles annimmt, was kommt; den Pfuscher und Schwindler, der sich durch seine Unpünktlichkeit den Schein eines viel beschäftigten, stark gesuchten Mannes geben will, aber damit doch über Kurz oder Lang jämmerlich zu Schanden wird!! Merk's!

Und du müßtest lügen? O schäme dich! Nein, wenn du im Rufe eines tüchtigen, soliden und worthaltenden Meisters stehst, dann darfst du getrost deinem Kunden sagen: „Bis dahin kann ich Ihnen die Arbeit nicht machen; ich will Sie nicht belügen." Du darfst gewiß sein, daß er dir dann wartet, wenn es irgend möglich ist, zu warten, lieber als daß er zu einem Anderen geht, der ihm zwar frischweg Alles verspricht, aber nachher doch nichts hält. Und hat er die von dir abgewiesene Arbeit auch wirklich einmal bei einem Anderen machen lassen müssen, weil er nicht warten konnte, er wird doch wieder zu dir kommen, weil du dich ihm als einen Mann von Wort gezeigt hast, der lieber eine Arbeit fahren läßt, als sein Wort bricht.

Item, es gibt aber auch noch ein Stücklein das zur Handwerks-Ehre gehört, und das du dir als ein ordentlicher Meister recht angelegen sein lassen mußt: das ist das, daß du keine Lumpe, kleine schlechte verdorbene Subjecte in deiner Werkstatt duldest.

Die Zeiten sind ja — leider muß man hinzufügen — vorüber, da der Meister nicht allein seine Lehrlinge, sondern auch seine Gesellen als Hausgenossen bei sich hatte, und schon deshalb darauf halten mußte, nur ordentliche, gesittete Leute in Arbeit zu nehmen, den Taugenichtsen aber, die sich der häuslichen Zucht und Ordnung nicht fügen wollten, so schnell wie möglich wieder Feierabend zu bieten. In großen Städten, wo die Miete so teuer ist, werden diese Zeiten auch wohl schwerlich wiederkehren,

so sehr dies auch gewiß im Interesse des Handwerkerstandes zu wünschen wäre. Allein wenn auch der Meister seine Arbeiter nicht im eigenen Hause beherbergen kann, so sollte er sie doch nicht ganz außer Augen lassen, wenn die Arbeitszeit in der Werkstätte vorüber ist. Er sollte sich auch darum bekümmern, was sie in ihrer freien Zeit treiben, und es ihnen, wenn ihm das nötig erscheint, an einer ernsten Zurechtweisung und Mahnung nicht fehlen lassen. Einem Meister, dem es ganz einerlei ist, was für Leute für ihn arbeiten, wenn sie nur ihre Arbeit zur Zufriedenheit thun, dem fehlt, wir sagen es frei heraus, die rechte Handwerks-Ehre und er trägt ein gutes Teil Schuld daran, wenn auch seinen Arbeitern die Handwerks-Ehre verloren geht. Denn wer sich vom Meister nur als eine lebendige Maschine angesehen weiß, von welcher weiter nichts verlangt wird, als daß sie so und so viel Stunden des Tages gehörig arbeite, der wird mit der Zeit jede Selbstachtung verlieren und dahin kommen, daß er sich durch ein wüstes, rohes Leben wenigstens Beachtung erringt anstatt der Achtung, die man ihm versagt.

Und nicht wahr, welch ein kräftiger Damm würde damit auch der Socialdemokratie entgegengesetzt werden, wenn jeder ordentliche Meister seine Handwerks-Ehre darin setzte, keinen Gesellen bei sich arbeiten zu lassen, der schon im Aeußeren unverkennbar das Gepräge des verkommenen „Stromers" trägt und dessen zerrissene, krumm getretene Stiefeln allein schon dafür sprechen, daß er nur ein „Ritter von der Landstraße" ist, während ein ordentlicher Handwerksbursche heutzutage, da wo es Eisenbahnen gibt, diese zu seinem Fortkommen benutzt und sich dafür das nötige Reisegeld erspart, und weiter, wenn jeder ordentliche Meister sofort Jeden entließe, der durch nichtsnutzige Reden und schlechte Gesellschaft offenbar werden läßt, weß Geistes Kind er ist?

Eine Bethätigung der Handwerks-Ehre nach dieser Seite hin setzt freilich schon das voraus, was wir jetzt noch dem lieben Handwerkerstande auf das Angelegentlichste empfehlen möchten, nämlich ein größeres Maß von Gemeingeist unter den einzelnen Handwerksgenossen.

Die Frage der Innungen, die heutzutage soviel ver-

handelt wird, aber noch immer ihrer endgültigen Lösung harrt, so lange noch die Meinungen darüber so geteilt sind, ob überhaupt Innungen wieder eingeführt werden sollen, und wenn das, ob ein Innungszwang, der jeden Meister nötigt, der Innung beizutreten, eingeführt werden soll oder nicht, diese Frage wollen wir hier unerörtert lassen. Aber wir sind der entschiedenen Meinung, daß, wenn sich der Handwerkerstand wieder heben soll, bei demselben eine größere Pflege des Gemeingeistes eintreten muß. Wir verstehen aber darunter den Gemeingeist, der sich mit jedem Handwerksgenossen verbunden weiß, und käme derselbe auch als bettelnder Handwerksbursche, dem nicht bloß mit einer kalten Gabe, sondern auch mit einem warmen Worte zu dienen wäre. Wir verstehen darunter weiter den Gemeingeist, der ferne davon ist, jeden Handwerksgenossen an demselben Orte als „Broddieb" zu hassen.

Wenn man irgendwie Gelegenheit hat, zu beobachten, wie es oft da zugeht, wo eine größere Arbeit öffentlich vergeben wird, wie da ein Meister den andern herunterbietet bis auf's Aeußerste, ja sogar soweit, daß er, wenn er die ersteigerte Arbeit gut machen soll, notwendig mit Verlust arbeiten muß, und zwar dies nur und allein in der Absicht, den andern Meistern nur ja die Arbeit nicht zukommen zu lassen, dann möchte man wahrlich ausrufen: „O ihr thörichten Leute, die Ihr Euch und Eurem Handwerke selber das Grab grabt!"

Wie viel besser und nützlicher wäre es da doch, wenn die ordentlichen Meister soviel Gemeingeist hätten, vorher zusammenzugehen und zu beraten, welches der niedrigste Satz sei, zu dem die Arbeit gut gemacht werden könne, und dann nachher sich nicht gegenseitig unter diesen Satz herunterböten, sondern lieber, falls nicht in anderer Art eine Einigung herbeigeführt werden kann, durch das Loos entscheiden ließen, wer die Arbeit übernehmen soll!

Wir haben uns, wie es ja im Voraus gesagt wurde, im Vorhergehenden nur darauf beschränkt, solche Maßregeln zur Hebung des Handwerkerstandes zu empfehlen, welche die Handwerker selbst ausführen, bei deren Ausführung sie wenigstens selbst mit Hand anlegen können und sollten.

Wir wollen nun aber auch versprochener Maßen noch ein paar wohlgemeinte gute Ratschläge folgen lassen für diejenigen, welche das Handwerk nicht selbst betreiben, seiner aber bedürfen — und wer gehörte dazu nicht? — und welche deshalb schon in ihrem eigenen Interesse einen tüchtigen Handwerkerstand wünschen müssen. Sind darunter aber auch Solche, die sich aus höheren und besseren Gründen für den Handwerkerstand interessiren, die eine Hebung dieses Standes in Rücksicht auf das allgemeine Staatswohl wünschen und auch bereit sind, das Ihrige dazu beizutragen, daß eine solche Hebung und Stärkung des Handwerkerstandes wirklich zu Stande kommt: dann desto besser. Die paar kurzen Ratschläge, die wir zu geben haben, werden dann um so eher Beachtung finden.

Und welches sind sie?

Erstlich: muthe keinem Handwerker zu, am Sonntage für dich zu arbeiten, sondern laß ihm unverkümmert den heiligen Tag, ohne dessen rechte würdige Feier er sonst schließlich zur lebendigen Maschine herabsinkt.

Zum Andern: Lasse nicht bloß aus Billigkeits-Rücksichten bei jedem ersten besten Pfuscher arbeiten, der sich wohl „Meister" nennt und nennen läßt, aber kaum über die Lehrbuben-Geschicklichkeit hinaus gekommen ist. Du thust dir damit nicht nur selber den größten Schaden, weil Pfuscherarbeit zu teuer ist, wenn sie auch noch so billig erscheint; nein du schadest auch den ordentlichen, geschickten Handwerkern, die gute Arbeit liefern können und wollen, wenn sie nur irgendwie dabei ihren Verdienst finden. Mögen die Meister Pfuscher, auch wenn sie sich schon seit langer Zeit selbständig gemacht haben, da wieder anfangen, wo sie aufgehört haben und doch nicht hätten aufhören sollen, nämlich beim Gesellenstande!

Drittens endlich: Bezahle ehrlich und ohne Säumen die Arbeit des Handwerkers, damit derselbe nicht genöthigt ist, dir zu Liebe Schulden zu machen und sich den Wucherern und Halsabschneidern in die Hände zu geben!

Und damit genug für diesmal. Aber zum Schlusse sei es noch einmal ausgerufen zum Trutze gegen die im Finstern schleichenden bösen Mächte, die unser Volksleben so heillos untergraben, zu Schutz und Nutz aber für Alle,

die gerne ihr ehrlich erworbenes Stücklein Brod in Friede und Freude essen möchten und auch noch etwas Höheres gewinnen, als die Welt geben kann:

„Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!"

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1881.

Davon ist diesmal nicht viel zu sagen. Denn die vier Rätsel, welche die Spinnstube vom vorigen Jahre brachte, waren so leicht zu raten, daß wohl kaum Jemand ist, der noch heute an einer verschlossenen Rätselnuß herumknabberte, wie das Eichhorn oben drüber, und der Nachhülfe zum Lösen bedürfte. Nach altem Spinnstubenbrauche soll nichts destoweniger auch diesmal kurz gesagt sein, welche Worte den Rätsel untergelegt waren.

Das erste Rätsel auf Seite 56 ist ein sogenanntes Wenderätsel, wobei man sich das Wort, um welches es sich handelt, von vorne und von hinten besehen muß. Es kam nun diesmal zuerst auf das Wort „Leben“ an.

Und das war gewiß leicht zu finden für Jeden, der das Leben auf Erden im rechten christlichen Lichte ansehen gelernt hat, nämlich als die Zeit der Vorbereitung auf die Ewigkeit, als die Zeit der Pilgrimschaft, in der wir den Weg zur ewigen Heimat droben suchen und finden und gewissenhaft wandeln müssen, wenn uns nicht einst die enge Pforte der himmlischen Heimat verschlossen bleiben soll. Denn für einen Solchen kann es ja nichts Wichtigeres und Wertvolleres geben, als diese Vorbereitungszeit. Jeder Augenblick derselben muß ihm kostbar sein, weil er nicht weiß, wie lange ihm diese Zeit zugemessen ist, wie bald vielleicht schon das Ende derselben kommt, das ihn vor die Entscheidung stellt, ob er in das Vaterhaus und seine viele selige Wohnungen aufgenommen wird oder nicht. Wenn er aber nur seine Zeit recht benutzt und das gewonnen hat, was die Wanderung im Thränenthal hienieden zu einer seligen macht, den Frieden Gottes und eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens in Christo Jesu, dem Heilande, dann graut ihm auch vor dem Gedanken nicht, das irdische Leben heute oder morgen zu verlieren. Das ewige Leben mit seiner unaussprechlichen Seligkeit, das er für sich erhoffen darf, ist ihm ja unendlich wichtiger und kostbarer als das irdische Leben mit seiner Mühe und Arbeit, mit seinem Kreuz und Herzeleid; die Heimat droben ist ihm unendlich mehr wert, als die Fremde in welcher er hienieden noch wandelt. Und dringt wirklich die Stimme zu ihm, die da ruft: „Komme wieder, du Menschenkind!“ — öffnet sich für sein Geistesauge die Pforte der himmlischen Heimat, wie ist er dann so gerne bereit, das irdische Leben daranzugeben, gleich als ob es nichts sei!

Lieseſt du nun aber das Wort „Leben“ rückwärts, so hast du den „Nebel“, jene feine, feuchte, fühlende Hülle, die auch dem schärfsten Auge den Blick in die Ferne wehrt, und deshalb nicht nur dem Alpenbesteiger ein Gegenstand des Abscheus und der Furcht ist, weil er auf eine schöne Fernsicht von den sauer erklommenen Berg-

spitzen gehofft hatte, sondern auch dem Schiffer, dem die todbringende Gefahr droht, im Nebel mit anderen Schiffen zusammenzustoßen.

Das zweite Rätsel auf Seite 77 hatte die Worte „Rat", „Rad", „Rahd" im Auge. Und wenn der geneigte Leser beim Schlusse von Nr. 1 nur an das bekannte Sprichwort gedacht hat: „Guter Rat ist oft teuer", so fiel ihm die Lösung ganz von selber zu. Mit Nr. 2 hatte er es dann noch leichter, und nur bei Nr. 3 konnte er allenfalls ein wenig in Verlegenheit kommen, wenn er sowohl mit der Landwirtschaft ganz unbekannt, als auch kein besonderer Pflanzenkundiger ist. Denn alsdann kennt er wohl kaum das böse Unkraut, welches von dem Bauersmann „der Rahd" genannt wird, während man gewöhnlich „die Rahde" schreibt und dessen runde, schwarze Früchte ihm nicht nur das Ansehen seines Kornhaufens total verderben, wenn sie in irgendwie reichem Maße darin vorhanden sind, und ihm vom Fruchthändler ein niedrigeres Gebot herbeiführen, sondern ihm auch, wenn er das mit ihnen vermischte Korn für seinen eigenen Gebrauch mahlen läßt, graues Mehl in den Sack und schlechtes Brod auf den Tisch schaffen.

Nun kamen schließlich noch zwei Rätsel unmittelbar hinter einander, ein größeres auf Seite 169 beginnend und ein kleineres auf Seite 171.

Das größere hatte das „Schiff" zum Gegenstande, welches die Meere durchstreift von den eisigen Polargegenden an, wo es sich wohl mühsam und gefahrvoll durch starre Eisberge hindurch winden muß, bis zu den heißesten Himmelsstrichen, unter denen von der gräßlichen Hitze wohl manchmal seine Planken sich werfen und reißen und seine Insassen kein besonders angenehmes Dasein haben. Schnell wie der Vogel fliegt es durch die Wellen, wenn ein günstiger Wind seine Flügel, die Segel, schwellt und sie so straff anspannt, daß sie unbeweglich feststehen. Seine schweren Lasten trägt es als Kauffahrteischiff im Bauche. Als Kriegsschiff hat es in unseren Tagen einen stählernen Panzer über der Wasserlinie, durch dessen Platten die feindlichen Kanonenkugeln nicht hindurchgehen sollen, thun's aber doch,

seitdem man die Kunst gelernt hat, Kanonen herzustellen, deren gezogener Lauf die darausgeschossenen Kugeln so ungezogen macht, daß sie auch vor Stahl und Eisen keinen Respekt haben.

Hast dich doch schließlich beim Raten des Rätsels durch das Schiff des Webers nicht irre machen lassen, welches unablässig durch die gespannten Fäden „des Zettels" oder „der Kette" hindurchfliegen und „den Einschlag" hineinbringen muß, wenn gute haltbare Leinwand oder gutes kräftiges Tuch vom Stuhle kommen soll?

Das letzte Rätsel endlich meinte die „Stachelbeere", die zwar ein sehr liebliches und gesundes Gartenobst ist, aber, in allzu reichem Maße genossen, auch tüchtige Magenschmerzen verursachen kann, zumal wenn man auch die harten Hülsen mit verspeist und nicht den Saft der Beeren allein genießt. Daß man beim Pflücken der Stachelbeere vorsichtig sein muß, wenn man sich nicht an den spitzen Stacheln des Strauches stechen will, weißt du doch wohl aus Erfahrung?

Item, ich wünsche zum Schlusse dir und mir, daß uns alles das fern bleiben möge, was dem Herzen zu einem bitteren Stachel wird!

3. Das Teſtament des alten Herrn.

Eine Erzählung für das Volk

von

J. Bonnet.

Erſtes Capitel.

Der alte Herr.

Die Menſchen heutzutage ſind meiſtens Schablonenmenſchen, das heißt, es geht bei ihnen alles nach einem beſtimmten Faden, es haſpelt ſich alles ſo einerlei und langweilig ab, daß einem das Gähnen ankommt. Wie es einer macht, ſo macht's der andere. Man weiß ſchon immer alles vorher.

So iſt's auch mit den Teſtamenten.

Täglich ſterben viele Menſchen. Einige ſind immer darunter, die ein Teſtament hinterlaſſen und denen lachende Erben nachweinen.

Lachen und Weinen hängt da auch an einem Faden.

Es giebt nichts mehr zu raten, jeder weiß im voraus, für wen das Teſtament eine lachende Goldgrube iſt. Die Erben gehen denn auch zuerſt im Trauergefolge, wie es die bevorſtehende Erbſchaft mit ſich bringt und jedermann füglich erwartet.

Da iſt's denn ordentlich kurzweilig, wenn einmal ein alter Herr dazwiſchenläuft, der in den undurchdringlichen Geheimniſſen ſeines Teſtaments den lieben Mitmenſchen eine Nuß zu knacken aufgiebt und ſein Vergnügen daran hat, unter den Erbluſtigen gleichſam ein Preisrennen zu veranſtalten, ſo daß am Ende lauter lange, erſtaunte Geſichter zu Tage kommen, eine einzige große Ueberraſchung entſteht und doch alle Welt geſtehen muß: „So war es recht! In dem Teſtament war Sinn und Verſtand im vollſten Maße!“

Solch ein Weiſer war der Herr Potelmeier.

„Ihr Diener, Herr Potelmeier!“ hieß es, ſobald er auf der Straße ſichtbar wurde.

„Ganz gehorſamſter Diener, Herr Potelmeier!“ grüßte ſchon ein anderer Bekannter mit dem verbindlichſten Lächeln, das ein ſolch lieber alter Herr erwarten konnte.

„Allerergebenſter Diener, Herr Potelmeier!“ klang es von der anderen Seite. „Freue mich, freue mich!

Werden alle Tage jünger. Es macht mich glücklich, einen alten Freund wie ich!“

Und so fort im langen Chor, einer immer süßer und lachender als der andere.

Der alte Herr mußte glücklich sein. Eine solche Armee von treuen, liebevollen, zärtlichen Freunden, die sich im Herzen wohnlich einrichten wollen, hat nicht jeder zur Verfügung, am wenigsten einer, der kein Testament zu machen hat.

Wie der alte Herr oder sein Vater oder dessen Vater eigentlich zu dem Namen Potelmeier gekommen war, kann ich nicht sagen; zu dem Namen Meier vermutlich, weil er viel Geld hatte.

Ich habe nämlich immer wahrgenommen, daß reiche Leute Meier heißen.

Was besagte jedoch das „Potel"?

Darüber hab' ich lange hin und her gesonnen und mir beinah den Kopf zerbrochen. Endlich bekam ich's heraus.

„Potel" — das weiß jeder, der die Gelehrtenschule besucht, — „Potel" erinnert unstreitbar an potens, und potens heißt auf Deutsch „mächtig".

Da haben wir's!

Potelmeier ist ein Meier, der mächtig viel Geld hat.

Das hatte der Herr Potelmeier auch wirklich, und darum konnte kein verständiger Europäer etwas gegen seinen Namen einwenden, als höchstens die Socialdemokraten, die gerne selbst alle Meier hießen.

Der alte Herr wohnte in einer der schönsten Straßen Hamburgs, ganz in der Nähe des schönen Alsterbassins, wo die meisten Meiers in Hamburg wohnen.

Weil alle dieses berühmten Namens viel Geld haben, so war es sehr natürlich, daß sich in der Straße Großer Bleichen, die auf den prächtigen Jungfernstieg am Alsterbassin mündet, ein Haus vor dem anderen nicht besonders hervorthat.

Man würde kaum angenommen haben, daß da, wo der grünliche Löwenkopf mit offenem Rachen die hohe Bogenthür bewachte, der Herr Potelmeier wohnte, wenn nicht —

Etwas geheimnisvoll und gruselig schien die Sache

freilich. Aber sich zu fürchten und das Buch zuzuschlagen braucht doch Niemand, wenn ich sie erzähle.

Es war nämlich so:

Punkt ein halb sieben Uhr an jedem Wintertage, wenn es noch finster und nächtlich war, schwankte hinter den weißen dichten Fenstervorhängen ein Licht hin und her, hin und her wie eine unglückliche ruhelose Seele.

Manchmal fiel auch ein langgestreckter Schatten auf die Vorhänge und zitterte unstät darüber hin. Eine lange Nase war sogar vorwitzig genug, einen Geisterschatten zu werfen. Armartige Schatten fuhren auf und nieder, wie wenn einer eine Volksrede hält und dabei in der Luft umherfuchtelt. Dann waren wieder die höflichsten Verbeugungen zu sehen.

Der Geist mußte Lebensart haben.

Die Schuljungen, die gegen acht Uhr fröstelnd zur Schule trabten und das Löwenkopfhaus passierten, standen wohl still, stießen sich in die Rippen und starrten, wie angefroren, die Hände in den Manteltaschen vergraben, nach den seltsamen Fenstern hinauf.

„Der zählt seine Goldbüchse," meinte der eine.

„Er redet mit Geistern," der andere.

„Er ernennt seine Erben," der dritte.

Ja, auch um acht Uhr hatte das Licht noch keine Ruhe, sondern irrte in einem fort umher, und erst um neun Uhr war der Spuk vorüber.

Verdächtig war die Sache, obwohl es männiglich bekannt war, daß Herr Potelmeier mit Geistern keinen Verkehr hatte wie die sogenannten Spiritisten heutzutage.

Nein, nein, dergleichen war nichts für ihn. Er hielt es mit einem nüchternen Wesen nach Gottes Wort, der brave alte Herr.

Laßt uns also dreist sein und tretet mit mir ein zu ihm. Wir wollen ihn ein wenig belauschen, um ihn kennen zu lernen. Für gewöhnlich ist es allerdings nicht anständig, einen zu belauschen, doch wenn einer schon gestorben ist, kann man's ohne Schande thun.

Punkt sechs Uhr steht Herr Potelmeier auf.

Eher wäre die Welt untergegangen, als daß er nicht Punkt sechs Uhr aufgestanden wäre. Darin war er nach

dem Faden, wie auch in manchen anderen Stücken, aber immer nach dem eigenen.

Er hatte grimmig viel zu thun. Seiner Kinder Zahl war fast Legion, und alle mußte er selbst putzen, waschen und kämmen, da es ihm sein Diener niemals nach Wunsch machte. Denn der liebte sie ja nicht und konnte ihnen gar zu leicht Arme und Beine, ja selbst den Hals brechen.

Seine Kinder waren nämlich von Glas, Porzellan und anderen Massen und standen, hingen und lagen ohne Regung wie Soldaten im Glied auf Kaminen, Tischen, Konsolen, an den Wänden und Fenstern, allerliebste Figuren, Männlein und Fräulein, Menschen und Tiere, schöne Gemälde, prächtige Muscheln, die allererdenklichsten Nippsachen.

Es hätte euch Tage gekostet, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Jedes hatte seine besondere Geschichte, von wem es stammte und wo und wie. — Es war unter all diesen Sachen eine kleine Welt für sich.

Diese Sachen waren des alten Herrn Lieblinge, sie bekamen vor seinen Augen gleichsam Leben, in ihrer Gesellschaft fühlte er sich wohl und sicher.

Das Menschenherz ist so geschaffen, daß es Liebe geben und nehmen muß. Dieses heilige Bedürfnis ist wie ein letzter, aber der schönste Ton aus den Lobgesängen des Paradieses und der erste Anschlag zu der großen Liebessymphonie des Himmels.

Wem nun treue Menschenherzen fehlen, der sucht sich andere Dinge, an denen seine Zärtlichkeit sich äußert.

Der alte Herr stand ganz allein im Leben und war einsam.

Mancher sitzt im Schoße seiner Familie, läßt den Kopf hängen, weil er wenig Geld hat, und vergißt, daß er doch ein reicher Mann ist, reich an Licht und Wärme der Liebe, die ihn glücklicher machen sollte als viel Gut und Geld. Wenn die Welt nicht ein solcher Narrenkasten wäre, könnte der liebe Gott, der jedem weislich sein Brot zuschneidet, sich in lauter dankbaren, fröhlichen Menschenaugen sonnen.

Der alte Herr fühlte seine Einsamkeit in manchen

Stunden bitterlich, aber keinem zeigte er ein böses Gesicht, weil er sein Loos aus Gottes Hand hinnahm.

Verwandte hatte er nicht mehr, so viele ihm gern ihre Verwandtschaft angeboten und nach seinem Testament geangelt hätten.

Er merkte den Braten wohl und lachte in sich hinein und dankte für freundliche Angebote. Da waren ihm seine Nippsachen zehntausendmal lieber; die waren doch nicht darauf aus, ihn zu beerben und auf seinen baldigen Tod zu warten.

Die hundert Sachen und Niedlichkeiten erzählten gewissermaßen seine Lebensgeschichte.

Herr Potelmeier war weit umher gewesen.

Zur Erinnerung an jeden berühmten oder trauten Ort, wo er einige Zeit zugebracht, fand sich irgend ein Andenken in seinem Zimmer. Was er gesehen und erlebt, faßte sich in solche Erinnerungszeichen zusammen. Andere schreiben ein Tagebuch, das die schönsten oder traurigsten Erlebnisse vermeldet. Ihm waren seine kleinen Lieblinge wie Tagebuchblätter, die, der Reihe nach geordnet, jedes eine ganze nachdenkliche Geschichte erzählen konnten, und er verstand sie so gut, als ob er sie von Menschenlippen hörte.

Es war schade, daß er nicht wirklich Kinder hatte. Er wäre der aufmerksamste Vater gewesen.

Von morgens ein halb sieben Uhr bis Punkt neun Uhr hielt der alte Herr seinen regelmäßigen Umgang bei den Sachen und Sächelchen allen. In der einen Hand hatte er ein Wischtuch, in der anderen einen Wedel. Damit begrüßte er seine Lieblinge, säuberte sie vorsichtig und versenkte sich dabei in alte Erinnerungen.

Auch unterhielt er sich wohl mit ihnen, als ob sie lebten.

Hört nur wie er eben spricht:

„Guten Morgen, Chamäleon, du farbenschillerndes Bild der Untreue und Undankbarkeit! Ja, ja, funkele mich nur an mit deinem Auge, Eidechse, die jetzt ein grünes, jetzt ein graues Röcklein trägt, gerade wie es ihr paßt. Sei gewiß, ich vergesse das Land der Wunder, Ostindien, nicht. Ich Glücklicher damals und doch ich

Thor, ich Unglückskind, daß ich auf menſchliche Treue und Dankbarkeit baute! Faſt koſtete mir's das Leben, Adelaiden zu retten! Wie lieblich ſie ausſah! Wie ein Engel! Feuer und Waſſer achtete ich nichts um ihretwillen! Und was geſchah? Sie und der Freund, dem ich mein halbes Vermögen opferte, täuſchten und betrogen mich, ſie hintergingen mich und ließen mir die Lehre zurück, daß kein Verlaß auf Menſchen iſt, daß es keine Treue und Dankbarkeit giebt, ſobald das Herz von einem fremden Wind angeweht wird."

Das gutmüthige Geſicht des alten Herrn iſt zorngerötet, und dann iſt's, wie wenn ein Feuerbrand in trüber Nacht verliſcht, ſo traurig liegt die Erinnerung in ſeinen Zügen.

Er muß durch die Untreue der Menſchen viel erlitten haben, der alte gute Herr, und leider iſt ihm die menſchliche Undankbarkeit zu einem Glaubensſatz geworden.

Aber paßt auf, was geht da in ihm vor?

Er ſteht vor einem Bilde, das ein einfaches Landſtädtchen vorſtellt.

„Heimat!" murmelt er. „Meine liebe Heimat! O meine teure Mutter, mein teurer Vater! Immer lebt Ihr in meinem Herzen, ſo lang es ſchlägt."

„Wunderbar!" fährt er

nach einer Weile fort. „Nur geboren bin ich in Blankenthal und verlebte die ersten glückseligen Kinderjahre dort, — und doch ein solcher Zug zu diesem Städtchen, obgleich es hinter tausend schöneren, die ich gesehen, weit zurückbleibt wie ein Kieselstein im Bach gegen das Gold im Flußbett und die Perle im Meer! Aber wenn der Knabe einst mit dem Kieselstein spielte, ist der dann nicht mehr als Gold und Perlen?"

„Freilich," wieder nach einer Pause, „der Ort, wo Vater und Mutter ruhen, ist heilig."

„Aber, liebes Blankenthal," fuhr er dann weiter fort, „zu deiner Ehre muß ich's auch bekennen: Wenn es irgend etwas auf der Welt giebt, was noch ein wenig gegen die Untreue und Undankbarkeit der Menschen zeugt, so bist du's. Als die Cholera in dir hauste, sandte ich aus der Fremde eine Unterstützung für die Wittwen und Waisen. Es hätte mehr sein können, viel mehr, ich konnte es. Du hingegen erkanntest selbst das Wenige dankbar an und machtest mich, der dir längst fremd geworden war, in ehrenvoller Weise wieder zu dem Deinen, indem du mir in einem schönen Schreiben das Bürgerrecht verliehst. Dafür bin ich auch dankbar, liebes Blankenthal, du sollst es erleben. Hahaha! wie werden sich alle die zärtlichen Freunde, die mir jetzt die Hände unter die Füße legen wollen und „allerergebenste Diener" sind, am Tage der Testamentseröffnung, vielleicht auch schon vorher, hinter den Ohren kratzen! Auf die Probe sollen sie wenigstens gestellt werden, auf die Feuerprobe, und meinen Hals möcht' ich verwetten, keiner wird sie bestehen, einen nach dem anderen seh' ich undankbar der mancherlei kleinen Hülfen, die sie erfahren, vergessen und „die hochgeschätzten Abende" bei mir hinterdrein in den Wind schlagen."

„Weiß wohl, weiß wohl, es ist so in der Welt, heut die Angel auswerfen und morgen ein Fischlein fangen, dem man allerlei zärtliche Leckerbissen hinhält. Nun, wir wollen sehen, ob euer Liebesmühen echt ist und ob es wirklich mir gilt oder meinem Testament. Das Fischlein wird klüger sein als ihr Herren Angler, verlaßt euch drauf. Wenn ihr überlisten wollt, soll euch die Angel reißen. Du aber, liebes Blankenthal, hast dich

als dankbar bewährt. Ich zweifele nicht, daß deine Dankbarkeit Stich hält. Gratuliere dir! Wenn's einmal so weit ist, daß ich sterbe, so wird wohl mein ganzes Vermögen an dich fallen."

Doch es schlägt schon neun Uhr. Das Licht verlöscht. Trotz des dichten Schneegestöbers blinzelt das Tageslicht hell genug durch die Fenster. Das Kaffeegeschirr klirrt und ladet zum Frühstück ein.

Zweites Capitel.

Der kleine Schreihals.

Eine feierliche Stille herrschte im Hause des alten Herrn.

Der Flur, die Treppen und Gänge waren mit Decken und Teppichen belegt, auf denen kein Schritt widerhallte.

Johann und Kathrin, der Diener und die Haushälterin, huschten geräuschlos ihrer Wege und mieden, wie es in vornehmen Häusern üblich, das Thürzuschlagen wie den Tod.

Ueberhaupt waren beide wahre Muster von Dienstboten.

Merkwürdigerweise hatte der alte Herr stets solche. Er bezahlte sie gut und entließ sie mit Ausdrücken größter Zufriedenheit regelmäßig alle drei Jahre, damit sie in ihrem Diensteifer nicht auf einen besonderen Dank rechnen und sich für den Fall seines Todes auch eine Aussicht auf Erbschaft machen könnten. Er wünschte durchaus nicht schuld zu sein, wenn einer sich etwa eine solche Wahrscheinlichkeitsrechnung aufsetzte. Niemand sollte sich einst über ihn beklagen können, daß er Hoffnungen geweckt und nicht erfüllt habe.

Nach dem, was der alte Herr erlebt, wollte er an keinen Menschen gebunden sein, und kein Mensch sollte sich auf irgend eine Art und mit irgend welchen Schein des Rechts an ihn hängen.

Manchmal war es ihm fast zu still Trepp' auf, Trepp' ab.

Sollte er Mieter in's Haus nehmen? Wenn sie

ihm Miete zahlten, wonach er nichts fragte, mußte er sich auch mancherlei gefallen lassen.

Wenn er sich nichts bezahlen ließ, setzte er die Leute durch die hohe Mietssumme, die er ihnen Jahr aus, Jahr ein schenkte, auf die Probe der Dankbarkeit, und das war ihm verleidet. Herr Potelmeier nahm also lieber mit dem öden, leeren Hause vorlieb.

Eines Tages begab sich etwas Außerordentliches.

Der alte Herr versäumte nie den Schachklub im Café Giovanoly & Co., Neuer Jungfernstieg und Ecke des Gänsemarkts. Das feinste Publikum fand sich dort immer zusammen. An den Wänden prangten Malereien von Kitzerows Hand, der die hervorragendsten Ereignisse, die sich in der Geschichte der alten Hansastadt zutrugen, mit farbenreichem Pinsel anschaulich dargestellt hat.

Der Blick auf die Binnen-Alster, ein ansehnliches Wasser, von prachtvollen Spazierwegen und Häuserreihen eingerahmt, war eine angenehme Zugabe für die Besucher des Cafés. Auf dem Wasser zeigte sich ein buntes Spiel von Gondeln und Nußschalen, d. h. kleinen, allerliebsten Dampfern, die schnell wie Möwen den Verkehr mit der Außenalster und Uhlenhorst vermittelten; auf den Spazierwegen ein buntes Menschengewimmel, das in einem fort auf und ab wogte.

Bei schlechtem Wetter wurde ein Spaziergang im sogenannten Bazar gemacht, der ganz in der Nähe, mit Glas überdacht, den Jungfernstieg mit der Königsstraße verbindet! Lachte die Nachmittagssonne, so schaukelte der alte Herr sich mit frischem Ruderschlag gern auf dem Wasser oder wandelte promenierend bis nach Uhlenhorst.

Aber in jedem Falle langte er zuguterletzt im Café Giovanoly zur Schachpartie an.

Eine Parte Schach bei der Tasse Mokka gehörte zu seinen unentbehrlichen Bedürfnissen. Wie es dem Faustkämpfer erst wohl ist, wenn er sich mit einem gefaßt und im Ringkampf die Glieder gereckt hat, so war Herr Potelmeier wie neu belebt, sobald er sich am Schachbrett mit einem Gegner messen konnte oder davonging mit dem Gefühl eines siegreichen Löwen.

Es war ihm heute bei der Schlacht auf dem Schach-

brett etwas später geworden als gewöhnlich. Der Gegner hatte sich tüchtig geschlagen. Ueber dem Ende des Spiels war die Dunkelheit eingetreten. Endlich konnte der alte Herr das „Matt“ geben.

Nun stand er, den Mantel lose um die Schulter, auf der Straße.

Die Laternen und erleuchteten Fenster blitzten und und leuchteten wie zitternde Sterne um die Wette und streuten ihren Lichtglanz in langen Streifen über das dunkle Wasser. Wie viel warmes, schönes Familienleben mochte nicht hinter den erleuchteten Fensterscheiben wohnen! Ein Seufzer kam von der Lippe des Einsamen, der dem Hause mit dem Löwenkopf zuschritt. Die hellen Gaslichter, die seinen Weg beleuchteten, vermochten sein Auge nicht hell zu machen.

Als er seinem Hause gegenüber stand, betrachtete er es eine Weile in Gedanken. Wie strahlend wäre es ihm erschienen, wenn Adelaide darin die Lust seiner Augen gewesen wäre! Die Fenster würden von unten bis oben hellerleuchtet sein, Freude und Leben dahinter wohnen.

Alle Nachbarhäuser hatten strahlende Fenster voll Licht und Wohlsein. Dahinter mußte es fröhlich aussehen. Gewiß jubelten da vergnügte Kinder, und Vater und Mutter freuten sich miteinander des frohen Lärms.

Nur an seinem Hause deutete nichts auf Glück und Leben. Die Dienstboten wohnten nach hinten hinaus, und Herr Potelmeier, der bei allem Reichtum ein sparsamer Mann blieb, hatte Befehl gegeben, vor seiner Rückkehr nicht unnütz Licht anzuzünden.

Statt dem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit weiter nachzuhängen, schritt Herr Potelmeier rasch über den Straßendamm und schloß die Hausthür auf.

Auch im Hausflur brannte das Gas noch nicht.

Der alte Herr tastete sich behutsam nach der Treppe, wurde jedoch plötzlich aufgehalten durch einen Gegenstand, mit dem sein Fuß in Berührung kam und der verloren sein mußte. Vorsichtig bückte er sich, um ihn aufzulangen.

Was konnte das wohl sein? Es kam doch Niemand Fremdes ins Haus, der etwas liegen gelassen haben konnte. Ei, ei; ei, ei!

Während er den Fuß auf die Treppe setzte, drückte und fühlte er auf dem sonderbaren Päckchen umher. Auf einmal ein Schrei, ein Schrei so dünn und fein, für die Ohren des Herrn Potelmeier aber so betäubend wie ein Donnerschlag, daß ihm das schreiende Päckchen auf ein Haar entfallen wäre!

Zum Glück griffen seine Finger wie auf höheren Antrieb wieder zu, und zitternd wie einer, der Gespenster gesehen hat, erreichte er mit schlotternden Knieen sein Zimmer.

Tausend Meilen weit hätte seine Hand das Päckchen am liebsten fortgeschleudert, lieber auf den Mond, als auf die Erde. Aber er legte die kleine lebendige Last ganz leise nieder, so leise, wie es nur eine Mutter hätte thun können.

„Licht! Licht!“ keuchte er und machte es selbst in stürmischer Eile, statt dem Diener zu klingeln.

Immer noch in Hut und Mantel, den Stock unter dem Arm, starrte er bald den hellflammenden Kronleuchter an, als ob von da Aufschluß zu erlangen wäre, bald bohrten sich seine Blicke in die halbdunkle Sofaecke ein, wo der Lichtschein ein sanftschlummerndes Kindergesichtchen streifte.

Eine Täuschung war nicht mehr möglich.

Der alte Herr schlich auf den Zehen, obgleich die Teppiche jeden Schritt unhörbar machten, näher heran. Geräuschlos beugte er sich nieder. Es war ihm, als müßte der geringste Ton ein solches Püppchen aus dem Schlummer wecken. Auf den Zehen, die Hände tief in den Manteltaschen vergrabend, trippelte er kopfschüttelnd auf und nieder, unschlüssig, wer größeres Mitleid verdiene, Herr Potelmeier oder der ungewöhnliche Zuwachs seiner Güter, dem es in seiner Sofaecke durchaus zu gefallen schien.

Mit jedem Augenblick wuchs die Verlegenheit, die Verzweifelung des glücklichen Finders.

Seine Schritte verdoppelten sich in trippelndem Takt, die Augen hatten sich in ihren Höhlen zurückgezogen, unter dem Arm stach der Spazierstock wie ein Nachtwächterspeer. —

Jetzt ein heller Schrei!

Herr Potelmeier fuhr zuſammen und blickte wie nach einem Auswege nach der Thür. Ich glaube, wenn das Kleine hätte reden und ihm den Vorſchlag thun können, ſich, ohne weiter Aufſehen zu erregen, in den Beſitz des Hauſes zu ſetzen, er wäre dreimal bereit geweſen, das Haus freiwillig zu räumen und noch Erziehungsgelder dazu zu hinterlaſſen.

Was ſollte er thun? Wie ſeine Bekanntſchaft mit dem Kleinen da rechtfertigen? Es war ja männiglich bekannt, daß das Haus mit dem Löwenkopf ebenſo ſorgſam verſchloſſen gehalten wurde, wie jedes andere in der vornehmen Straße. Durch das Schlüſſelloch aber konnte auch der kleinſte Säugling nicht hindurch.

Dieſe Muſik aus der Sofaecke!

Herr Potelmeier zog die ſchweren Fenſtervorhänge ſo dicht wie möglich zuſammen. Er meinte, die Nachbarſchaft müßte merken, was ihm paſſiert war.

Im Geiſte ſah er bereits, wie die ganze Straße, ja die Stadt das unerhörte Ereignis beſprach, belachte, ihn bedauerte, beglückwünſchte und Kindervater nannte.

Abſcheulich war es. Wer hatte ihm den unglaublichen, hämiſchen Streich geſpielt?

Dieſer unbegreifliche kleine Schreihals! Aus allen Regiſtern brüllte er, als ob ihn alles andere nichts anginge.

Dem alten Herrn fuhr ein rettender Gedanke durch den Kopf.

Das Kind ebenſo unbemerkt auf die Straße legen, als wie es ſich auf dem Hausflur eingefunden hatte, das war das Einzige, was ratlich ſchien. Dann blieb der kleine Beſuch ſein Geheimnis, und ſonſt wußte keine lebendige Seele darum.

Aber mitten auf der Straße, — da konnte das kleine Ding Schaden leiden!

Vor die Thür mußte er's einem legen.

Aber wenn man es trat!

Und das Wetter war ſo unfreundlich.

Des alten Herrn Gewiſſen bäumte ſich auf, und ſein gutes Herz empörte ſich dagegen. Nein, er konnte und wollte nicht ſo hart ſein.

Aber was denn? Was blieb übrig?

Das Püppchen stemmte die Fäustchen in den kleinen Mund, fing herzhaft an zu lutschen und schlummerte wieder ein.

Es sah eigentlich rührend hülflos aus, beinah zum Verlieben süß und hülflos.

Der alte Herr kämpfte dicht an seiner Seite den letzten Kampf. Er faßte sich und klingelte.

Johann erschien und fragte nach seinen Befehlen.

Herr Potelmeier herrschte ihn an: „Wer hat das Haus aufgelassen? Hab ich's nicht ein für allemal aufs strengste verboten?"

„Gnädiger Herr" —

„Glaubst Du, wir wollen eine Kinderanstalt gründen?"

„So eins wie Neustädter Fuhlentwiete Platz 10 Nr. 18?"

Herr Potelmeier verlor vollends seine Fassung. Er schoß auf seinen Diener zu und schüttelte ihn an der Schulter, daß er flog wie in kaltem Fieber.

„Johann!"

„Gnädiger Herr?"

„Hier, Esel, der Du bist, was ist das da in der Sofaecke?"

„Ein — ein, gnädiger Herr, wer ist das?"

Herr Potelmeier stieß mit dem Fuß auf den Boden, daß er bebte.

„Die Kathrin soll kommen!" donnerte er den Diener an, der mit einem Satz hinaus war.

„Ich jage Euch alle beide fort, wenn Ihr mir nicht sagt, wie dies Kleine hereingekommen ist!"

Kathrin wollte in den Boden sinken. So hatte sie ihren Herrn nie gesehen. Sie gestand, daß sie auf einem eiligen Gang zu einer Nachbarin die Hausthür einen Augenblick offen gelassen habe.

„Und das hab ich davon," rief Herr Potelmeier, das Kleine in die Arme nehmend und ihr vor die Nase haltend. „Ihr bringt das Kind sofort in ein Findelhaus, Ihr beide, und wehe Euch, wenn Ihr, oder vielmehr wenn ich nochmals, — — auf dem dunklen Hausflur hab' ich

das hülflose Wesen gefunden. Mag die Polizei sehen, ob sie herausbringt, wer es gewesen ist. Fort! und behaltet wohl, was ich gesagt habe, oder ich schicke Euch — Ist so etwas erhört? Wenn ich hier Gesellschaft haben will, sorge ich allein dafür."

Kathrin und Johann schlüpften eiligst hinaus. Der gute alte Herr blieb mit Zweifeln zurück, so entrüstet er auch war.

Drittes Capitel.

Eine Schwenkung.

„Ei, ei, Herr Potelmeier!" hieß es am nächsten Nachmittag im Café Giovanoly, „was muß man hören? Was für ein Glücksmensch Sie sind! Also was gefunden? Hm, hm, ein kleines Fräulein?"

„Wird eine Ueberraschung gewesen sein für einen Junggesellen wie Sie?" stichelte ein anderer. „Müssen gute Freunde haben, die den Goldonkel kennen."

„Na, die haben sich aber verrechnet," erleichterte ein Familienvater sein Herz, das er auf die verschiedenste Weise dem alten Herrn anzutragen bemüht war, um ihn für seine zehn Kinderchen zu interessieren. „Verehrtester Freund, ich spotte wahrhaftig nicht mit, kennen mich ja, haben recht gethan, das fremde Püppchen an den rechten Ort zu schicken. Immer den Knopf getroffen!"

Der alte Herr war auf den Spott gefaßt und trug ihn mit Würde. Mehr stieg ihm der Ärger über das schmeichelnde Lob auf. Es war aber nur erst das Vordertreffen für den freundschaftlichen Sturmangriff, der ihm zugedacht war.

Die Bekannten rückten vertraulich um ihn. Seine Gutmütigkeit war stadtbekannt. Wer weiß, wem sie noch zugute kam, wenn man ihn nicht schmiedete wie warmes Eisen.

„Glauben Sie uns, alle Welt billigt Ihre entschiedene Maßregel," fing ein gesegneter Familienvater an. „Eine abgefeimte Bettelsorte hat Ihnen den Streich gespielt. So wird die Herzensgüte gemißbraucht. Hätten

Sie das eine behalten, würden Sie schon morgen eine Kinderversorgungsanstalt haben."

„Natürlich," bestätigte ein mittelloser Rat mit Familie. „Es ist irgend eine abgelartete Geschichte, um Sie zu angeln, man kennt das. Lassen Sie sich auf nichts ein, auf gar nichts."

„Es ist mir ein großer Trost, Ihren Rat zu hören, und wenn ich etwas für andere Kinder thun kann" — sagte Herr Potelmeier mit so viel feierlichem Ernst, wie die weinerliche Stimme des Rats erforderte.

„O gewiß, ohne Zweifel, Gelegenheit genug, teuerster, verehrtester Freund! Zum Beispiel, so ein Beamter — Sie wissen das natürlich nicht so. Das hat alles einen großen Namen, mit und ohne Orden, aber wenn man mit einer großen Familie gesegnet ist —"

„Da hat der reiche Blumau doch ein wahres Werk christlicher Nächstenliebe gethan," bemerkte schnell ein anderer. „Sie wissen, der Mann stand ziemlich allein, war aber ein wahrer Freund, ja! Sein Testament hat das gezeigt."

„So, so, sein Testament," fragte Herr Potelmeier. „Aber lassen Sie unsere Partie Schach nicht zu kurz kommen. Eine zu Vieren? Recht so. Ja, ja, es ist wahr, man wird alt und grau im Schachklub und das bindet zusammen, vollkommen Ihrer Meinung. Freunde bleiben? Natürlich! Ich hoffe, bis über den Tod hinaus."

Der alte Herr war heut ein zerstreuter Schachspieler. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Kindlein im Findelhause.

Es war eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem kleinen Wesen und ihm. Sie beide hatten Niemand in der Welt, der ihnen recht nahe stand, sie beide waren vereinsamt.

Dieser Gedanke war dem alten Herrn neu und interessierte ihn auseinmal für das hilflose Kind.

„Wenn ein Testament wie ein Pfauenschwanz ihm einen blitzenden Glorienschein verliehe, so würden sich tausend zärtliche Hände nach ihm ausstrecken und die süßesten Liebes- und Freundschaftsversicherungen seine Wege begleiten. Ohne die Zugabe eines Testaments ist es ein weggeworfener Kieselstein, und doch lebt, höher und herrlicher als Gold und Perlen, eine unsterbliche Seele in ihm."

Solche Gedanken flatterten dem alten Herrn unaufhörlich durch den Kopf. Er sagte Schach! und es wurde ihm gesagt, er gewann, trotzdem er wußte, daß er unter aller Würde gespielt — freilich war er über jede verlorene Partie in hellem Zorn. — Alles war so nett, so gemütlich wie nur je; wenn er ja sagte, wiederholten es auch die anderen, wenn er nein sagte, so waren sie derselben Meinung.

Trotz alledem waren seine Gedanken bei dem hülflosen Püppchen. Die Neigung zu dem kleinen Wesen war plötzlich in ihm erwacht.

„Bei dem Püppchen im Findelhause ist noch reine Natur," hieß es in ihm, „mehr, als bei den verehrtesten und allerverehrtesten bebrillten und unbebrillten Freunden mit Familie."

Er lachte innerlich in sich hinein.

Das Püppchen im Findelhaus erschien ihm durch seine „Freunde für ewig" doppelt liebreizend, ein nettes, kleines Mittelchen, die ewige Freundschaft vorläufig in den Tiegel der Prüfung zu stecken.

„Ein kostbarer Abend wieder!" sagte der Rat, mitaufstehend, als Herr Potelmeier sich, pünktlich wie eine nie irrende Uhr, erhob. „Ja, ja, so wächst man natürlich zusammen, ein Jährchen, zwei Jährchen, bis ans selige Ende. Ich glaube, es ist heut gerade der Gedenktag unserer ersten Schachpartie. Teurer, verehrtester Freund."— Er wischte sich den Bart wie zu einem Kusse und war tiefgerührt.

„Kommen Sie doch nur baldigst wieder in meine Familie, verehrtester Potelmeier," flehte ein anderer. „Nein, Sie glauben nicht, was die Kleinen bis hinauf zum Größten den Onkel Potelmeier verehren, es ist wahrhaftig einzig."

„Ganz einzig," wiederholte der alte Herr, leise lächelnd, versprach alles, was gebeten wurde, und lenkte mit schelmischem Gesicht seine Schritte nach Hause.

Als er vor seiner Thür stand und zu dem dunklen Hause emporsah, nickte er vergnügt. Er hatte einen Plan gefaßt, der unter den guten Freunden eine kostbare Verwirrung anrichten mußte.

Mit behaglicher Wärme empfingen ihn seine schönen Räume, aber er sah sich darin um wie einer, dem etwas fehlt.

Nachdem er Mantel und Rock abgeworfen und sich in den Schlafrock gehüllt, in dem er wichtige Pläne zur Ausführung zu bringen pflegte, zog er scharf die Klingel.

Johann erschien und holte seine Befehle ein.

„Ich möchte eine Wiege haben, Johann."

„Wie? Wie — — ge?"

„So ein Möbel für ganz kleine Kinder."

Johann reibt sich vor Verlegenheit die Stirn. Sein Herr pflegt sich doch sonst immer klar auszudrücken.

„Wie — — ie?"

„Eine Wie — — g e! Hörst Du, so eine Wie — ge!"

„Der gnädige Herr meinen eine Wage zum Wiegen? — wie der Fleischer hat, der Lamberts in der ABC-Straße" —

„Nein, eine Wie—ge zum Wie—gen".

Johann faltete die Hände und sah seinen Herrn mit aufgerissenen Augen an.

„Oelgötze, der Du bist, eine Wiege will ich haben!"

„Fordern gnädiger Herr das Schicksal nicht heraus," stotterte Johann.

„Was, Schicksal! Marsch, eine Wiege, — so" — er schlenkerte die Arme in wiegender Bewegung — „also eine ganz richtige Wiege, worin man ganz kleine Kinder wiegt und singt: „Susu, susu, susu," mit einem Worte, eine Wiege sollst Du kaufen, sofort, und mir herschaffen."

„Ein—e Wie— —ge!" rief Johann und knetete entsetzt die Hände.

„Eine von Mahagoni, ganz fein sag' ich Dir, und drüben im dritten Zimmer stellst Du sie hin."

Während Johann mit allerlei ehrenrührigen Gedanken über die nunmehrige Unzurechnungsfähigkeit seines Herrn sich wegtrollte, spazierte dieser denn doch mit etwas beklommenem Gefühl hin und her.

„Hätt's am Ende lieber lassen sollen," überlegte er. „Es wird mich stören, der Gesang, wenn der Kleine, vielmehr die Kleine, denn ein Mädchen soll's ja sein, nicht einschlafen will und dann ihr Geschrei obenein."

„Nun," sagte Herr Potelmeier, „ich will's auf einen Versuch ankommen lassen. Die Wiege soll jedenfalls auf-

gestellt werden, Johann hat ohnehin Nichts zu thun, der kann singen, da probir' ich, ob ich's aushalten kann."

Ein verhängnisvolles Gepolter auf der Treppe kündigte das neue Möbel an. Johann und ein Schreiner beförderten es herauf.

Dem alten Herrn wurde ganz schwindlig, als er das schaukelnde Ding vor sich sah, und der Schreiner lächelte verschmitzt, wie einer der weiß, indessen Johann mit beleidigtem Ernst auf den Fußboden starrte.

„Geht sie gut?" fragte Herr Potelmeier, ohne sich um eins oder das andere zu bekümmern. „Na, das macht sich ja ganz gut, immer hin und her, scharmant!"

Er bezahlte, was sie kostete, und ließ sich dann seinen Thee bringen. Ein paar Zeitungen schlug er um, aber seine Gedanken waren bei der Wiege.

Eben wollte er wieder die Glocken ziehen, als es klopfte und Johann schon hereintrat mit triumphirend erröthendem Gesicht.

„Ich meine, gnädiger Herr, ich, — ich meine" — stotterte er.

„Nun, was wolltest Du meinen?"

„Ich, ja, ich, ich meine, Kathrin meint, — meint daß" —

„Also Kathrinens Meinung, meinetwegen, also was?"

„Sie, — gnädiger Herr, ja, — — sie meint, zu einer Wiege gehören, — gehört ein Kind und einer, der es wiegt, und da, —"

„Ihr macht Euch zu viel Kopfzerbrechens, wahrhaftig. Geh' hin setze Dich einmal an die Wiege und wiege und singe auf die manierlichste Weise, nicht zu laut und nicht zu leise, wie Du es von einer Mutter oder einem Vater gehört hast. Dann kannst Du einigemal schreien wie ein junges Kind, mit Deiner Fistelstimme wird es vortrefflich gehen."

Johann rang wieder die Hände.

Herr Potelmeier sagte mit einer Kopfbewegung nach dem nächsten Zimmer deutlich genug: „Nun? wird's bald."

Johann setzte das Bein an, sah aber über die Schulter nochmal rückwärts, ob es wirklich so richtig wäre.

Eine neue kräftige Kopfbewegung schleuderte ihn gleichsam in das nächste Zimmer, und gleich darauf ertönte ein furchtbares Gerumpel und ein Schlummergesang zum Herzbrechen, dazwischen schrie und quäkte es zum Erbarmen.

Herr Potelmeier nahm während dieser Musik wieder die Zeitung vor, öffnete dann die Briefmappe und versuchte zu schreiben, ging im Zimmer umher und versuchte, zu denken —

„Johann, Johann," schrie er dann durch die Thür, „Johann, hör' auf! Es ist um aus der Haut zu fahren."

Johann wischte mit der Miene eines lachenden Ueberwinders hinaus. Die Wiege rührte sich nicht mehr. Herr Potelmeier putzte an seinen Nägeln und hörte alle paar Secunden auf, als müßte das „Sufu, sufu" mit dem tollen Gerumpel wieder anfangen.

Befriedigt, daß das neue Möbel sich ruhig verhielt, begab er sich ungestört zur Ruhe. Aber er vergaß die Wiege doch nicht, obwohl er darüber einschlief.

Im Traume sah er sie wieder in Bewegung, aber es ging ganz sanft und angenehm, und ein reizendes Köpfchen tauchte aus weißen Kissen hervor und strahlende Augen lachten ihn an.

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf," flüsterte es in sein Ohr.

Das ging ihm wie ein Mühlrad im Kopf herum. Als er endlich davon aufwachte und ihn die stille, feierliche Nacht umgab, war das Wort in seinem Herzen, und sein Gewissen sprach unaufgefordert Amen.

Der alte Herr lag eine ganze Weile schlaflos da.

Er überlegte, wog alle Gründe für und wider ab, prüfte nochmals und nochmals.

„Ich will es thun," sagte er zu sich, „wenn es auch meine Ruhe stört. Das Püppchen soll bei mir eine Heimat haben, wie ich bei meinem Herrn im Himmel eine erwarte."

„Freilich," murmelte er nach einer Pause, „Dankbarkeit, — auf Dankbarkeit werd' ich auch da nicht rechnen dürfen. Wenn die Kleine erwachsen ist und ich lebe noch, dann wird sie ebenso auf mein Testament spekuliren wie die anderen. Doch wenn ich in dem kleinen Ding einen Segen beherberge, so will ich es doch thun."

Damit ſchlief er ein.

Als er am anderen Morgen erwachte, meinte er ſo ſchön geſchlafen zu haben wie niemals. Sein Herz war ordentlich voll Verlangen, das Püppchen erſt in ſeinem Hauſe zu haben.

Viertes Kapitel.

Wie Püppchen einzieht.

Gleich am Vormittag ſchickte der alte Herr Kathrin mit einem Schreiben nach dem Findelhaus. Unter allen Umſtänden ſollte ſie „die kleine Maus“ (wie zärtlich er ſchon war!) wiederbringen.

Daß ſie aber auch das rechte bringe, das bitte er ſich aus!

Kathrin ſtemmte die Fäuſte in die Hüften, wie ſie immer nur im Fall der Notwehr that. Sie war wirklich viel reſoluter als Johann.

„So!“ ſagte ſie „ſo! Nein, gnädiger Herr, ſo geht das nicht.“

„Ruhig Blut, ruhig Blut, Kathrin,“ entgegnete er, „und abgemacht, marſch! Was ich ſage!“

Kathrin bot alle hohen und tiefen Töne auf, um ihren Herrn von ſeinem Willen abzubringen. Ihre Zunge entwickelte eine ſtaunenswerte Fertigkeit, wie ſie ihn vorſtellte, welche Sorgen und Mühen er ſich auflade, und er könne doch ſo ſorglos leben. Was er mit dem Findelkinde wolle? Es werde ihm ſeine Gutmütigkeit doch nicht lohnen. Er verſchwende ſeine Wohlthaten immer an ſolche, die nur eben hergelaufen kämen. Wer das Kindlein auf den Flur gelegt, habe auf ſeine Gutmütigkeit ſpekuliert. Sie in ſeiner Stelle würde ſich nun und nimmer dazu hergeben, ſolch ein Kind in das Haus aufzunehmen.

Der alte Herr fragte Kathrin, ob ihre Rede nun zu Ende ſei, und ob ſie auf der Stelle thun wolle, was er befehle?

Das machte ihr Beine, ſo viel ſie unterwegs ſchalt und zeterte.

In der Anstalt war man gern bereit, das kleine Wesen an solchen Herrn zu übergeben. Es wurde gründlich eingewickelt und Kathrin lieferte es mit schmollendem Gesicht richtig ab.

„Hier ist es," sagte sie kurz, „was soll nun mit ihm werden?"

„Leg's in die Wiege."

„So? Ohne Betten?"

„Schneide ein großes entzwei."

„Du meine Güte, ich habe viel erlebt in der Welt, aber so etwas nicht, es giebt keine Welt mehr so wie diese!"

„Thu, was ich sage, und leg's jetzt in die Sofaecke."

Das kleine Ding war aufgewacht, verzog sein Mündchen und schrie aus vollen Backen zum Willkommen. Herr Potelmeier konnte es kaum anhören. In heller Verzweiflung nahm er das Püppchen auf seine Arme und schaukelte es so lange bis es ruhiger wurde.

Kathrin machte lange, aber endlich mußte sie doch ans Werk, die Wiege weich auszustopfen, so gut es für jetzt ging.

„Eine Wärmflasche muß hinein," brummte sie, „und Kinderzeug ist auch vonnöten, und wer soll das Kind nähren?"

„Ja so," sagte Herr Potelmeier, „Appetit hat es wie unsereins."

„Von Thee und Kaffee kann so eins nicht leben," brummte Kathrin.

„So nehmen wir eine Amme, und Du wirst eine herbeischaffen."

Das war ihr schon eher recht. Denn weder sie noch Johann verspürte Neigung, das kleine Ding zu päppeln und sich das Leben sauer zu machen.

„Es kostet viel Geld," sagte der alte Herr zu sich, „viel Geld und viel Mühe, „und Dank werde ich nicht haben."

Aber er blieb um nichts weniger dabei, eine Amme zu nehmen. Das Püppchen sollte es bei ihm ganz gut haben.

Da Kathrin in Verzweiflung zurückkam und erklärte, es sei viel schwerer, eine Amme zu bekommen, als ein solcher Herr denke, so musterte er die Anzeigen in den Hamburger Blättern. Es dauerte nicht lange, so hatte er ein halbes Dutzend Adressen von Ammen aufgeschrieben.

Die erste beste wollte er nicht mieten. Darum machte er sich fertig zum Ausgehen, um selbst eine zu mieten.

Unterwegs fiel ihm ein es werde am besten sein, wenn er gleich aufs Gericht gehe, um alle Vorbereitungen zu treffen, das Kind als sein eigen betrachten zu können. Für ein fremdes, das ihm eines guten Tages wieder urplötzlich weggeholt werden könnte, wie es erschienen sei, wollte er nicht alles umsonst gethan haben.

Doch bald kam er auf andere Gedanken.

„Ich will mich für nichts verbindlich machen," sprach er zu sich selbst. „Vor allem will ich mit der Polizei reden. Die Polizei mag alles aufbieten, um die Mutter des Kindes ausfindig zu machen. Wenn sie sich findet, so mag sie ihr Kind wiedernehmen und die Wiege mit allem Zubehör dazu. Was ich inzwischen dafür gethan habe, soll mich nicht reuen, und ich bin dann die Unruhe los."

Eine Amme, wie sie seinen Wünschen entsprach, fand sich nicht so leicht. Da sie seine Hausgenossin werden

sollte und er das kleine Ding so gut wie möglich versorgt wünschte, machte er hohe Ansprüche.

Es kostete ihm viele Gänge. Er geriet ordentlich in Schweiß. Fast wurde ihm die Sache leid. Aber er konnte das Wort nicht los werden: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

Und dann fiel es ihm von neuem aufs Herz, daß das Würmchen gerade so mutterseelenallein in der Welt war wie er, und dieser Gedanke band ihn doppelt fest an das kleine hilflose Wesen.

Endlich hatte er, was er wünschte.

Die Amme konnte gleich mitgehen. Unterwegs suchte er nur noch die Polizei auf, um die nötigen Schritte zu veranlassen.

Ueber all den Gängen und Sorgen hat der alte Herr heute sogar das Mittagessen versäumt.

Aber was thut das, da ihm leichter und leichter zu Mut ist als seit lange? Er sieht sein großes Haus mit ganz anderen Augen an als sonst. Es ist ihm, als müßte man dem stillen Gebäude jetzt schon von außen ansehen, daß es nicht so still und feierlich ist, wie es scheint.

Müde betrat er sein Zimmer, und helles Kindergeschrei begrüßte ihn. Nicht einmal sein gewohntes Schlummerstündchen konnte er halten, da das kleine Wesen kaum zu beruhigen war.

„Das geht nicht,“ sagte er zu sich, „wir müssen teilen. „Prinzeßchen kann das obere Stockwerk beziehen, das mag es für sich allein haben, und ich bleibe hier. Dann ist uns beiden wohl.“

„Aber ist sie denn schon getauft? Sicherlich nicht.“

Er setzte sich an den Schreibtisch und warf einige Zeilen auf das Papier.

Dann klingelte er.

„Johann, geh' zum Pfarrer und bringe dieses Schreiben hin. Ich würde ihm verbunden sein, wenn er heute Nachmittag die Kleine taufen wollte.“

„Wenn ihre Mutter gefunden wird,“ sagte er zu sich, „und ich dem kleinen Ding weiter keine Wohlthat mehr erweisen kann, so soll es doch diese größte in meinem Hause haben.“

„Aber wie soll sie heißen?

Er wetzte die Lippen an einander, was von einem angestrengten Nachdenken zeugte.

„Adelaide?“

„Adelaide! Nein das ist nicht möglich. Es ist mir immer noch der süßeste Name, er ist der Traum meiner Vergangenheit. Aber nein! Dieser Name bedeutet mir alle Untreue, die in den Unkrautbeeten der Welt wachsen kann.“

Der alte Herr nahm einen Kalender zur Hand.

„Irgend eine Heilige soll dem Kinde zu guter Vorbedeutung ihren Namen leihen.“

„Rosina? Nein, der klingt zu rosinenartig.“

„Helena? Um alles in der Welt nicht! Das ist ja die leibhaftige Untreue. Es fehlt dann nur ein Paris, der sie entführt.“

„Euphemia? Zu geziert!“

„Katharina, Henriette, Viktoria, Barbara, Theresia? Zu lang! Zu lang!“

„Ich denke, man nennt sie einfach Maria. Das ist in vielfacher Beziehung ein schöner, guter Name. Auch Martha, ist nicht übel, aber Maria ist besser. Zu den Füßen des Einen lernt man am besten Treue.“

„Ja, Maria! Auch meine selige Mutter hieß so. Wenn es Schutzpatroninnen gäbe, müßte meine selige Mutter mit ihrer treuen Liebe die Schutzpatronin dieser Kleinen sein. Dann könnte etwas Gutes aus ihr werden, und „der alte Herr“ würde mit dem kleinen Dinge wieder jung, und seine weißen Haare würden nicht nur von seinen wirklichen Lebensjahren Lügen gestraft, sondern auch von seinem verjüngten Wesen. Denn wenn ein solches kleines Fräulein es ordentlich anzufangen weiß, so, glaub' ich, kann sie sogar einen Greis wieder in Trapp bringen.“

Johann meldete, das der Pfarrer bereit sei und gleich kommen werde, der Küster erwarte ihn schon vor dem Pfarrhause.

An Taufpathen hatte der alte Herr nicht gleich gedacht, das schoß ihn jetzt plötzlich durch den Kopf.

Aber schon klopfte der Küster und ließ den Pfarrer herein. Zu Einladungen war es also zu spät, und

wer hätte auch wohl bei dem Findelkind Pathe stehen mögen?

Nun — Herr Potelmeier warf sich in die Brust — da war vor allen Dingen er selbst. Was brauchte man sich abschlägige Antworten einzuholen! Die Sache machte sich ganz ohne fremdes Nasenrümpfen und verlor nichts an Würde und Bedeutung.

„Es ist recht, daß Sie nach mir geschickt haben," sagte der Pfarrer nach der Taufe. „Die Kleine scheint schwach zu sein, und wer weiß, ob sie lange lebt."

Als er fort war, überlegte der alte Herr, ob er wie gewöhnlich zur Schachpartie gehen solle? Er warf auch schon den Mantel über, ergriff Hut und Stock —

„Nein, ich bleibe heut hier," sagte er auf einmal. „Meine Gedanken würden doch nur bei dem Kinde sein, und ich will mir keine Partie schenken lassen, wenn ich sie durch zerstreutes Spiel verlieren müßte.

Er legte wieder ab und schlich durch das nächste Zimmer zu dem schlummernden Kinde.

„Es wäre eine himmelschreiende Sünde gewesen, das Püppchen aus dem Hause zu stoßen," murmelte er, die Atemzüge der Kleinen belauschend. Die Wiege, das ganze Gemach schien ihm zu einem Heiligtum geworden.

Welche sonderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen! Zum erstenmal vermißte er das Schachspiel nicht, ohne das er sich sonst keinen Tag denken konnte. Klein Mariechens Gegenwart machte ihm sein Haus traulich und seine Einsamkeit gesellig.

Fünftes Kapitel.

Verkehrte Welt.

Mariechen hatte sich wider Erwarten des Arztes und der Amme gebessert.

Von ihrer Mutter war keine Spur aufzufinden gewesen. Ihre Abkunft blieb also mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt.

Der alte Herr war ganz damit zufrieden. Es hätte ihn sogar fast veranlaßt, das kleine Ding jetzt kurzweg zu

adoptieren und zu seinem Kinde zu machen. Er meinte, alles, was für Mariechen geschehe, müßte dann noch einmal so viel Glück und Freude bereiten. Es würde dann nie und nimmermehr ein Mensch in der Welt ein Recht auf sie haben als er allein. Er und die Kleine wären dann erst recht wie mit Ketten an einander gebunden.

Aber nein! Warum in Dingen schwelgen, die der scharfe Hauch der Untreue und Undankbarkeit in einem Nu zu schanden machen konnte?

Wenn das kleine Ding später wurde wie die anderen Evastöchter, wohl! es würde zu tragen sein. Um Geld und ein wenig Sorge für sie sollte es ihm weiter nicht leid sein.

Aber wenn sie ihm als sein Kind, das er in alle Rechte der Liebe und — Erbschaft eingesetzt, eine Nase drehte, das wäre unerträglich! Darum nicht! Er durfte sie nicht adoptieren.

Schade, daß die gute Stadt Blankenthal nicht solch Püppchen war, das er adoptieren konnte. Denn dieser guten Stadt meinte er ja so tief ins edle Herz gesehen zu haben, daß er an ihrer Treue und Dankbarkeit zu zweifeln, einigermaßen für Sünde hielt.

Aber so viel stand fest, klein Mariechen hatte ihn bereits adoptiert, d. h. sie kümmerte sich nicht im geringsten um einen „Herrn Potelmeier" oder einen „alten Herrn", sondern behandelte ihn kurzweg als „lieben Papa", dem sie die Ohren voll schrie, wenn es ihr gefiel, dem sie in die Seele lächelte, wenn es ihr paßte, den sie, mit einem Wort, gleichsam um die Finger zu wickeln verstand und der alles, was sie vornahm, entzückend fand.

In Herrn Potelmeiers Hause war verkehrte Welt.

Wie still, einsam und feierlich war es sonst in seinen Räumen gewesen, ausgenommen, wenn die guten Freunde einmal Freitisch hatten und mit den besten Leckerbissen gespickt wurden, was übrigens alle Jahre nur ein einziges Mal geschah, nicht öfter und nicht seltener, denn Herr Potelmeier hielt auf Gleichmäßigkeit.

Armer Herr Potelmeier!

Jetzt war das Haus wie verzaubert. Die Hausglocke hatte kaum ihre gellende Stimme erhoben und sich

in ihre gewohnte Ruhe zurückgezogen, so schlug der Klöppel schon wieder an.

Wenn der alte Herr beim zitternden Ausklingen der Glocke dachte: „Nun wird doch wohl Ruhe im Reiche sein," mußte er schon wieder an seiner Klingelschnur reißen und Johann fragen, was in aller Welt denn nun schon wieder los sei?

Bald war es „der Herr Doktor," der dem kleinen Fräulein ehrerbietigst seinen Besuch machte und sich nach Höchstdero Befinden erkundigte —

„So oft brauchte er auch nicht zu kommen," wagte der alte Herr in der ersten Zeit zu brummen, fand es aber schon sehr bald durchaus angemessen, ganz angemessen.

Bald setzte sich die Hausglocke in Bewegung um der Amme willen, die sich eine Kanne guten Bieres, vom besten, aufs Wohl des alten Herrn und des jungen Fräuleins, auf Rechnung des Ersteren besorgt hatte.

Bald — ja kaum war es zu glauben, aber es war so — klingelte eine Dame oder auch gleich ein paar, die im höchsten Drange der Neugier Herrn Potelmeier ihre Rührung, ihre aufrichtige Teilnahme, ihr Mitgefühl aussprechen mußten, daß er bei seinem Kinderglück so ganz auf sich allein angewiesen sei, da er jetzt eine treue Lebensgefährtin nötiger als je habe.

Wenn er ihnen aufs Wort geglaubt hätte, was er zu ihrem Leidwesen nicht that, so hätte er sich für einen Ausbund von Wohlthäter halten müssen. Aber er war in der Glaubenslehre nicht so unbewandert und setzte den zärtlichen Lobrednerinnen hartnäckig auseinander, daß er nur eine Liebespflicht erfülle.

Es gab nicht selten ellenlange Gespräche, wenn es ihm nicht gelang, rechtzeitig ins Freie zu entkommen. Er wußte nicht, was ihn mehr ärgerte, die lehrhaften Gespräche oder die erstaunliche Liebenswürdigkeit der Besucherinnen in allen Lebensaltern. Erst sprachen recht zaghaft nahebekannte Damen vor, dann weitläufig bekannte, endlich unbekannte und, wie sie behaupteten, doch längst bekannt.

Die Langmut des berühmten Junggesellen wurde wahrhaft auf die Folter gespannt. Freundin trug die

seltsame Post zur Freundin, — es fehlte nur noch, daß Engländerinnen zugereist kamen, um Herrn Potelmeier und sein Mariechen in Augenschein und Behandlung zu nehmen.

Ich zweifle, daß jemals in einem Hause sich solche Wolken von unschätzbaren Ratschlägen entladen haben, die, wären sie voll Regen gewesen, die Straße unter Wasser gesetzt haben würden.

Daß auch die verehrtesten und allerverehrtesten Freunde sich mit verschlagenen Mienen und prüfenden Augen einfanden, ist selbstredend.

Sie waren sehr begierig, den alten Herrn mit dem Guckindiewelt zu sehen, und zu beobachten, ob es denn wohl wahr werden könne, daß der Schachklub durch eine Wiege um seine fetten Aussichten komme.

Herr Potelmeier war ganz freigebig mit der Erlaubniß, das „Damenzimmer" zu betreten und die Kleine auf ihre besorgnißerregenden Eigenschaften anzusehen, aber er selbst begleitete Niemand hinein und erschien in seiner Liebe zu dem kleinen Wesen wie ein Eisbär, dem seine frostige Einsamkeit lieber ist als die Palmen des Südens.

So blieb es den guten Freunden denn doch immer verborgen, wie das Wetterglas im Herzen des alten Herrn stand, ob auf schön Wetter für sie, auf beständig oder veränderlich, vielleicht gar Regen und Sturm, wodurch die Erbschaftshoffnungen zu Wind und Wasser wurden.

Wie gesagt, über den wichtigsten Punkt, ob bei dem alten Herrn nur allgemeine Menschenfreundlichkeit oder Liebe mit ins Spiel kam, wurden sie sich nicht klar.

Auch die Amme, Kathrin und Johann konnten trotz anständiger Trinkgelder diese Frage nicht entscheiden. Denn Herr Potelmeier ließ sich in Mariechens Zimmer so gut wie garnicht sehen. Und auf das Sichsehenlassen, darauf kam es vor allem an.

Ach, wenn sie gewußt hätten, daß er heimlich hineinschlüpfte, sobald er die Amme fortgehen hörte, daß er alle Liebe und Zärtlichkeit für die Porzellanpuppen jetzt auf das lebendige Püppchen in der Wiege übertrug und manchmal murmelte: „Wir stehen beide allein in der Welt, darum gehören wir beide zusammen!"

Dann blickte er sie lange an, hatte seine Augenweide an ihrem Händespiel und schloß seinen Besuch mit einem Kuß auf ihre Stirn.

Manchmal war es, als verstände ihn das kleine Ding. Es schlug die Augen, hell wie ein paar Sterne, zu ihm auf und sah ihn freundlich an. Wie schöne Augen sie hatte! Solche Augen hatte er nur einmal gesehen. Wenn Mariechen erst größer wäre, nicht mehr blos Monate alt, nein, Jahre alt, viele Jahre alt, da mußte er ja gewiß werden, ob es gerade solche Augen waren, wie er meinte. Wie wunderbar wäre es! Adelaidens Augen!

Herr Potelmeier war immermehr wie umgewandelt, seit Mariechen von Tag zu Tage verständiger dreinschaute.

Sonst sah man ihn, so zu sagen, bei Tag und bei Nacht stets sorgfältig frisiert und sogar in seinem Schlafrock vollständig gerüstet, die prüfenden Blicke eines Ceremonienmeisters auszuhalten. Jetzt litt er es heimlich, daß klein Mariechen ihre Launen zausend an seinem Haar austobte und ihn zum Struwelpeter machte, wo er dann vor dem Spiegel ihr Werk lachend betrachtete und mit größter Geduld alles wieder gehörig in Reih und Glied brachte.

Aber es geschah nur verschwiegener Weise und blieb ein Geheimnis zwischen ihm und Mariechen.

„Kommen Sie doch mal herüber, Herr Potelmeier," drängte wohl die Amme. „Die Kleine ist es wert. Eine Lust ist's wie sie gedeiht, eine wahre Freude, und sie sieht sich schon so verständig um, just als ob sie manchmal Jemand suchte, der sonst mit ihr schäkert. Das ist die schönste Zeit mit so Kindern, Sie sollten's einmal erleben."

„Freut mich, freut mich," anwortete Herr Potelmeier, „aber bin nicht gewöhnt an die Kinderstube."

Die Amme schüttelte dann ärgerlich den Kopf. Es wäre ein Triumph für sie gewesen, ihn in die Kinderstube zu bringen, aber er that's nicht.

Auf solche Weise flossen ein paar Jahre hin.

Es kam die Zeit, wo Johann und Kathrin den Posten verlassen mußten, da Herr Potelmeier wie bereits vermeldet seine Dienstboten regelmäßig nur drei Jahre behielt.

Aber das gab einmal einen Sturm!

Johann und Kathrin hatten längſt für den Augenblick vorgearbeitet und zwar an maßgebender Stelle, da Mariechens Herrſchaft nicht ewig ein Geheimnis bleiben konnte. Mit dem kleinen Dinge hatten ſie ſich wohlweislich verbündet und ihm das Herz abgewonnen.

Als der alte Herr dabei blieb, ſie müßten fort, ſprang Johann zu Mariechen hinüber und führte ſie an der Hand herein, ehe Herr Potelmeier ſich wehren konnte. Wie ein

dicker Kreiſel patſchte ſie herein und ſchien des Weges recht kundig und in Liebkoſungen durchaus erfahren, da

ſie gleich dem alten Herrn an die Beine rannte und ihn mit ihren Ärmchen umfing.

„Mariechen, wir ſollen fort von Dir!“ heulte Johann.

Da fing ein herzbrechendes Schluchzen von drei Seiten an, Johann und Kathrin voran, die Kleine hinterdrein und faſt wäre es auch Herrn Potelmeier in die Augen gegangen.

„Nicht fort! Nicht fort!“ ſchrie Mariechen. „Alle bleiben, immer bleiben!“

Ob eingeübt oder Natur, rührend war und blieb es, und die Verlegenheit des alten Herrn, der an ſolchen Sturm nicht gedacht hatte, war unerhört.

„Was ſoll das heißen?“ machte endlich Herr Potelmeier dem Auftritte ein gewaltſames Ende. „Sollen wir hier verkehrte Welt ſpielen, daß ſie das Heft in die Hände bekommt und denkt, ſie kann nur ihren Kopf aufſetzen? Das wär eine ſchöne Geſchichte!“

„Da habt Ihr den Reſt von Eurem Lohn und noch etwas mehr als Zeichen meiner Zufriedenheit. Adieu! Es thut mir leid, daß wir uns trennen müſſen, aber es geht einmal nicht anders, ſonſt meint Ihr am Ende gerade ſo wie andere, Ihr könnt auf den Herrn Potelmeier ſpekulieren, wenn er die Augen zuthut, blos weil Ihr recht lange in ſeinem Hauſe ein leidlich gutes, bequemes Leben geführt habt.“

„Ach du lieber Himmel, Herr Potelmeier! glauben Sie doch das nicht“ —

„Schon gut, wir kennen das“ —

„Aber ſie ſollen nicht fort,“ trumpfte Mariechen dazwiſchen und ſchaute mit ihren in Thränen ſchwimmenden Augen den alten Herrn an wie ein Jäger, der ein Häslein feſt aufs Korn nimmt.

Es war wirklich zum Herzbrechen und kein Wunder, daß Herr Potelmeier ſeine feſten Haus- und Lebensregeln aufs äußerſte gefährdet ſah.

Plötzlich umſchlang Mariechen ſeine Kniee abermals.

„Papa, und ſie ſollen nicht fort, alle, alle bleiben!“

Herrn Potelmeiers Courage war zu Ende. Er konnte ſich ja nicht einmal rühren in der Umſchlingung dieſer Arme.

„Hm," sagte er. „Es sollte eigentlich nicht sein, ist ganz gegen meine Ansichten" —

„Na meinetwegen, diesmal soll's ihr noch durchgehen, hat noch zu wenig Verstand. Bleibt meinetwegen noch etwas, — etwas, wir müssen uns aber dann doch trennen. Es ist nur eine billige Rücksicht gegen sie, eine Rücksicht die man am Ende auch auf ein Bettelkind nimmt, damit man ihm nicht weh thue. Wir dürfen den kleinen Königen und Königinnen von Gottes Gnaden nicht wehe thun."

„Ihr sollt alle hier bleiben," erklärte Mariechen.

Der alte Herr konnte sich eines glücklichen Lächelns nicht erwehren. Dann aber kam er nochmals auf die Sache zurück und sagte:

„Aber das merkt Euch beide, aus der Erbschaft wird nichts, keinen Pfennig bekommt Ihr, wenn ich die Augen zugethan habe, und ob Ihr auch noch so sehr darauf ausgewesen wäret. Keiner bekommt etwas von mir, auch sie nicht, Mariechen nicht, nur meine alte Heimatsstadt. Nun wißt Ihr's. Damit richtet Euch ein, wenn Ihr bleiben wollt. Und Du, Johann, magst nach dem Gesindebüreau laufen und die neuen Dienstboten abbestellen. Da, gieb ihnen das dafür, daß ihnen der Stuhl vor die Thür gesetzt ist. Aber hört Ihr, daß Ihr Euren Dienst nach dem Schnürchen versetzt, sonst ist es mir egal und Ihr müßt doch weg."

Während sie sich davontrollten, schlang er seine Arme um die liebliche Kleine.

„Du strahlst ja ordentlich," sagte er. „Freust Du Dich?"

„Ach ja, Papa."

„Hast Du denn den Johann und die Kathrin so lieb?"

„Aber Dich noch viel, viel mehr, Papa!"

„So," sagte er, seine freudige Rührung bemeisternd. „Und dafür meint Mariechen, den Papa um den Finger wickeln zu können?"

Sie verstand ihn nicht und blickte ihn mit ihren himmelblauen Augen fragend an.

Plötzlich zog er sie an sich und küßte ihre schwellenden Lippen.

„Welchen Namen findest Du schöner, Mariechen oder Adelaide?“ fragte er.

Wiederum staunten ihre leuchtenden Kinderaugen ihn an.

„Geh und spiele mit Deinen kleinen Sachen,“ sagte er, sie über das Haupt streichelnd.

„Es ist so hübsch hier,“ wehrte sie sich.

Er sah nach der Thür und murmelte:

„Wir sind gern zusammen, es ist wahr, aber man lebt unter Menschen, die nicht mit Kindesaugen sehen.“

„Geh nun mein Herzchen,“ sagte er zu ihr, „Papa muß gleich aus, und er bringt Dir gewiß etwas Schönes mit.“

Sie nickte, hielt aber doch seine Hand fest, bis er aufstand und klein Mariechen zärtlich in ihre Gemächer führte, wo sie in unschuldiger Freude zwischen ihren Sachen und Sächelchen umhersprang. Einen Augenblick beobachtete er sie lächelnd, bis sich die Schritte der Kinderfrau hören ließen.

Rasch war er in sein Zimmer zurück. Er stellte sich ans Fenster und sah auf die Straße. Aber seine Gedanken waren bei dem Kinde.

„Nein,“ hieß es in ihm, „sie ist wahrlich noch nicht im Bunde mit meinen guten Freunden, die mich gegen gute Bissen und Geldvorschüsse ihrer unvergänglichen Freundschaft versichern. Aber wenn sie groß ist, wird sie vielleicht auch wie die anderen. Da geht Jeder sich selbst nach und sucht das Seine. Von ihr kann ich's kaum denken. Aber doch wird sie später mit Wissen und Willen wie eine Prinzessin herrschen und daran denken, bei mir auch ihr Schäfchen zu scheeren.“

Sechstes Kapitel.

Ein böser Vorfall.

Eins ließ sich Herr Potelmeier von Mariechen nicht abzwingen.

Es waren nämlich über den erzählten Begebenheiten Jahre hingegangen. Mariechen war ein hübsches Schul-

mädchen geworden und durchaus nicht auf den Kopf gefallen. Die Beste in den Klassen, rückte sie schnell vor, und der alte Herr wurde nicht mehr blos spöttisch, sondern auch oft mit Neid „Kindervater" genannt. Denn es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß in der Schulzeit des jungen Volks das elterliche Glück durch kindische Faulheit oft sehr herabgestimmt wird.

Herr Potelmeier that übrigens, als ob ihn die Fortschritte Mariechens nur eben so viel angingen wie die Fortschritte eines Pudels, der Kunststücke lernt. Sprachen andere rühmend davon, so sagte er, das wolle er sich doch auch ausbitten, daß das Mädchen ihm gerade keine Unehre mache, sonst könnte sie ein Haus weiter gehen.

Mariechen war von Natur ein sehr lebhaftes, umgängliches Kind. Nichts war ihr lieber, als in den Freistunden mit Gespielinnen zusammen zu sein.

Dem alten Herrn aber war dies ein Dorn im Auge. Es hatte der Kleinen, die sonst so viel über ihn vermochte, schon genug vergebliche Thränen gekostet, wenn sie sich die Erlaubnis ausbat, doch einmal ein paar Schulfreundinnen mitbringen zu dürfen.

In diesem Punkte blieb er ein für alle mal fest, da ließ er sich nichts abzwingen.

Sollte sein Haus noch gar ein Taubenschlag für Schulmädchen werden? Er kannte diese kleine Menschenart vom Hörensagen. Sie sollte noch schlimmer sein als die Jungens mit Büchermappen unter dem Arm. Und dann die Unruhe im Hause!

Der alte Herr hatte ganz genug an einem Schulmädchen.

Eigentlich konnte er solche kleinen Dinger, die eben anfingen, sich zu zieren und schön zu thun, überhaupt nicht leiden. Mariechen machte zum Glück eine Ausnahme, was er bereitwillig anerkannte und was er natürlich für das Verdienst seiner strammen Erziehung hielt. Sie war immer einfach, lieb und folgsam und gab ihrem „Papa" keine Ursache, über sie zu klagen.

Aber daß er ihr gestatten sollte, mit anderen Schulmädchen ihm das Haus umzukehren, nein! und abermals nein! und nimmer!

Auch daß sie zu andern auf Besuch ging, litt er nicht gern.

Er kannte die Leute und ihr Geschwätz.

„Wer weiß, was sie ihr in die Ohren blasen von Reichtum und Erbschaft und was weiß ich," sprach er zu sich selbst. „Hat sie nicht ihr schönes Zimmer mit manchen hübschen Sachen und Büchern? Ist das nicht genug? Die meisten haben es nicht so, was will sie mehr? Sie braucht nicht zu andern Mädchen zu laufen. Der viele Umgang schadet nur. Bald wird sie dann mit ihrem Herzen mehr auswärts sein als hier. Wem Fremdes lieb wird, der vergißt das Eigene. So ging es Adelaiden und dadurch wurden wir beide unglücklich, sie, weil ihre Hoffnungen sich nicht erfüllt haben sollen, ich, weil ich sie nicht vergessen kann."

Eines Nachmittags kam Mariechen, in Thränen gebadet, aus der Schule zurück.

Der alte Herr hörte ihr Schluchzen schon auf der Treppe. Er ergrimmte im voraus über jeden möglichen Grund, der ihr diese Thränen kostete. Und als sie nun lautweinend vor ihm stand, unfähig, Worte zu finden, da versprach er ihr tröstend alles, was nur ihr Herz erfreuen könne.

Mariechen hatte mit einer bösen Nachbarin auf der Schulbank Streit gehabt. Das übelwollende Mädchen hatte sie in lügenhafter Weise eines Unrechts bezichtigt. Sie sollte ein paar Blätter aus dem Klassenbuch gerissen haben, während sie gerade die böswillige Angeberin dabei getroffen hatte. Als die Sache gründlich untersucht wurde, stellte sich Mariechens Unschuld heraus, und die böse Nachbarin wurde bestraft.

Um sich dafür zu rächen, stichelte diese in der Zwischenstunde unaufhörlich auf Mariechen und rief endlich, so daß alle Schülerinnen es hörten:

„Die Marie ist ja blos ein Findelkind. Der Herr Potelmeier hat sie von der Straße aufgelesen. Hehe!"

Das war dem armen Mädchen wie ein Messerstich durchs Herz gefahren.

Es war ihr, als ob alles sich vor ihr und mit ihr im Kreise drehte, taumelte, zusammenstürzen wollte. Mit

ſchwindelnden Sinnen wankte ſie heim, und am Hauſe angelangt, entſtürzten ihren Augen heiße Thränen.

Der alte Herr war Feuer und Flamme vor Zorn und Eifer. Was ihr gethan war, das hatte ihn beleidigt; wäre ihm ſelbſt Böſes zugefügt worden, er hätte den Stein, der nach ihm geworfen worden, im Koth liegen laſſen.

Aber dieſes unſchuldige, liebe Kind ſo niederträchtig kränken!

Er ſchloß Mariechen in ſeine Arme und drückte ſie an ſein Herz und küßte ihr die Thränen ab.

„Sei nur wieder ruhig und vergnügt mein Liebling,“ ſagte er ſchmeichelnd. „Die Sünde der Böſen fällt auf ihr Haupt zurück. Schlechte Menſchen ſind wie giftige Schlangen, die beißen, wo ſie können. Aber ſieh mich an, ich will meinen Liebling doppelt Liebes thun, und ſei gewiß, dem ſchlechten Mädchen wird es übel bekommen!“

Unter ſeiner freundlichen Zuſprache verſiegten nach und nach ihre ſchmerzlichen Thränen. Nun blitzten ihn ihre Augen an wie betaute Vergißmeinnicht, und ſeine Liebe war der Sonnenſtrahl, der die Blume und den Tau verklärte.

„Wenn Du mich nur lieb haſt,“ ſagte ſie und lehnte ſich zärtlich an ihn.

Und wie er das liebliche Kind ſanft an ſich drückte, da fiel es ihm wie ein ſchwerer Vorwurf auf Herz und Gewiſſen, daß er ihren Schmerz in gewiſſer Weiſe mitverſchuldet, weil er ſie immer noch nicht adoptiert und rechtlich als ſein Kind anerkannt hatte.

Gerade weil sie so lieb und gut war, durfte er sie nicht zwischen Baum und Borke stehen lassen. Wenn sie von rechtswegen als sein Kind gegolten hätte, konnte dergleichen viel weniger ihr Leben verbittern.

Dennoch zog er die Ausführung des Entschlusses hin, bis Mariechen, an deren sonst so heiterem Herzen der stille Gram fortnagte, ernstlich erkrankte. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und gab wenig Hoffnung. Das Nervenfieber trat mit furchtbarer Gewalt auf.

Voll innerer Angst saß der alte Herr am Bett seines Lieblings und beobachtete das Klopfen der Pulse und jeden Wechsel im Aussehen. Es war ihm ganz gleichgültig, was die Leute sagten, wenn sie in Erfahrung brachten, daß er ihr Lager kaum verlasse und daß sie gründlich den Sieg über ihn davon getragen habe.

Nur *ein* Gedanke erfüllte ihn ganz, ihre Rettung und Genesung.

Er zitterte, wenn er sich vorstellte, sie sei nicht mehr da, und sein Haus stehe still und einsam wie vorher.

Und als die Macht der Krankheit glücklich gebrochen war, als ihr Mund ihn wieder anlächelte und das Feuer in ihren Augen wieder brannte, da sagte er ihr voll Freude, wenn sie wieder gesund sei, so dürfe sie auch alle Woche am Sonntag und Mittwoch Nachmittag Freundinnen einladen, ganz gewiß wolle er ihr's erlauben, und Kathrin müsse die beste Chokolade kochen und die schönsten Kuchen kaufen.

Das Aufleuchten ihres Angesichts ließ ihn den Seufzer in seinem Innern vergessen und entschädigte ihn für die Anwandelung von Reue, die seiner Gutherzigkeit folgte.

Mit dem Direktor der Töchterschule wurde ernstlich Rücksprache genommen. Herr Potelmeier stellte ihm in Aussicht, daß er Mariechen einer anderen Schule anvertrauen werde, was den Direktor bewog, die Angelegenheit aufs neue einer strengen Untersuchung zu unterziehen und die ohnehin nichtsnutzige Schülerin zu entlassen.

Von dem Direktor war Herr Potelmeier zum Gericht gegangen, um Mariechen nun wirklich zu adoptieren, aber er kam nicht zu der rechten Stunde, es war schon zu voll, die Herren hatten über und über zu thun, und —

im Grunde war es dem alten Herrn nicht unlieb, daß er unverrichteter Sache nach Hause ging. Kein Gang war ihm so sauer geworden als der zum Gericht.

Nun nahm er sich vor, erst den Verlauf der Untersuchung und des Direktors Entscheidung abzuwarten, ehe er weitere Schritte that, und als seinem Liebling durch die Entfernung der andern Schülerin volle Genugthuung gegeben wurde, ließ er die Adoption auf sich beruhen. Ein Stein war ihm damit vom Herzen.

„Wenn die Menschen dankbar wären!“ sprach er zu sich. „Welche Stücke hab' ich auf Adelaiden gesetzt, und meine Liebe zu ihr zwang mir alles ab, machte mich völlig blind, gab mir ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr. Das sind Täuschungen, wie sie mir bewiesen hat. Ich will keine mehr haben. Ist Mariechen einmal groß, so mag sie wie tausend Andere ihren Unterhalt als Erzieherin suchen. Lernen soll sie so viel wie möglich. Ich will alles bezahlen, wenn es auch schweres Geld kostet!“

„Aber,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ihr die rechtliche Stellung eines Kindes, einer Erbin geben und nicht gewiß sein, daß sie auch treuer und dankbarer ist als andere, so dankbar wie die gute Stadt Blankenthal, das liegt auf einem anderen Blatt. Auch nicht das kleinste Pflichtteil von meinem Vermögen will ich einem Menschen schuldig sein. Im übrigen hat man ja gesehen, daß ich meine Hände über ihr halte und ihr kein Leid zufügen lasse. Das werden sich alle, die sie kränken möchten, wohl merken, und meine guten Freunde brauchen ihre Hoffnungen auf mich nicht vollends zu begraben, sondern können Zeit meines Lebens zwischen Furcht und Hoffen hin und her schwanken, bis sie nach meinem Tode sehen, daß der Potelmeier schlauer war als alle und doch gerecht und billig gegen alle und daß er mit seinem Testament ins Schwarze traf.“

So hatte es denn gute Wege damit, daß Mariechen wirklich als Herrn Potelmeiers Tochter anerkannt wurde, er aber stellte mit ihr alle „verehrten“ und „allverehrtesten“ Freunde in Schach, so daß sie voll Verzweiflung das Hangen und Bangen in schwebender Pein lernten.

Indessen hatte Mariechen jetzt alle Sonntag und Mittwoch Gesellschaft, und wie der alte Herr vorausge-

sehen, so geschah es denn auch, die kleine muntere Schaar kehrte ihm das stille ernsthafte Haus fast um und stellte seine ehrsame Junggesellenordnung schier auf den Kopf.

Von der Seite war er also in Schach gesetzt und wußte sich nicht zu retten, da er seinem Liebling doch nicht Schachmatt bieten, oder, mit anderen Worten, die Erlaubnis, mit der er sie so glücklich machte, wieder zurückziehen konnte.

Da war es ihm nicht zu verargen, daß er manchmal an seiner Stärke ihr gegenüber zweifelte. Wenn die Freunde ihn auf die Probe stellten und meinten, er mache die Kleine doch vielleicht noch zur Erbin, vermochte er nicht mehr ein ganz siegesgewisses Nein entgegenzusetzen.

Er, der alte, gewiegte Schachspieler, hatte sich diesem Kinde gegenüber dermaßen verzogen, daß man nicht wußte, ob er oder seine Freunde sorgenvoller und gespannter in die Zukunft sahen.

Das kleine Schulmädchen war, ohne es zu ahnen, die herrschende Königin auf dem Platz, und daß er sie nicht adoptierte, erkannte er selbst als einen Rückzug an, als ein stilles Geständnis, wie sehr er ihre geheimnisvolle Macht über ihn fürchtete und sich scheute, diese Gewalt offen und rechtlich anzuerkennen.

Siebentes Kapitel.

Männlein und Fräulein.

„Mein teurer Potelmeier," las der alte Herr eines Tages, als ihm der Briefträger unter anderen Briefen ein schweres aktenmäßiges Schreiben überbracht hatte.

„Das fängt zärtlich genug an," brummte er.

„Wer kennte nicht Dein edles Herz, teurer Freund —"

„Daß Dich!" murrte er. „Immer ‚teurer', teurer hier, teurer da! Und was da von edlem Herzen! Wer ist denn eigentlich der zärtliche Briefsteller?"

„Ah, Pfotenhauer! Nun, was wird's geben? Er ist ja glücklich zum Gerichtsrat avanciert und hat blos die eine Range, den Adolf. Da braucht er doch keine „kleinen Zuschüsse" zu den Erziehungsgeldern wie die anderen."

„Nun, was wird's also geben? Warum solche zärtliche Einleitung? Hat er auf dem Gericht etwas versehen, daß er in den sauren Apfel beißen und bezahlen muß? Wenn es das ist, teurer Pfotenhauer, so hast Du über meine Gutmütigkeit sehr falsche Ansichten!"

„Doch rede, was hast Du mir zu sagen?"

„Wer kennte nicht Dein edles Herz, teurer Freund? — nun, das kenne ich schon, aber weiter! — „Glaube mir, ich habe Dich verstanden, wenn Dir bei fremdem Unglück die Thräne im Auge blinkte" — Der Pfotenhauer ist ja wohl Dichter? Richtig! Aha!"

„Und welche unvergeßlichen Stunden, die uns im Café Giovanoly am Spieltisch hielten! Wie schwer mir die Trennung wurde, weißt Du —"

„Allerdings!" brummte Herr Potelmeier, „Du hattest zu viel Bären angebunden, die Dich schlechterdings nicht fortgelassen hätten, wenn nicht mein Geldbeutel um ein paar hundert Thaler leichter geworden wäre, die zurückzuzahlen Du leider aus Versehen vergessen hast. Doch sprich Dich weiter aus, vielleicht kündigst Du mir hierdurch die Rückzahlung an, was mich in der That rühren würde."

„Nun, teuerster Potelmeier, tempora mutantur" —

„Freilich," sagte der alte Herr, „die Zeiten ändern sich," und damit horchte er, wie Mariechen Klavier spielte —

„Die Lebensverhältnisse die ich hier vorfand, waren teuer" —

„Besonders wenn man Austern und Rheinwein zu den notwendigen Lebensbedürfnissen rechnet," nickte der alte Herr —

„sehr teuer, und mein Gehalt als Gerichtsrat reichte kaum aus —"

„Man muß sich nach der Decke strecken, mein Lieber," rief Herr Potelmeier hitzig, da ihm immer bänger zu Muth wurde.

„An Sparen war natürlich nicht zu denken, und doch erforderte Adolfs Erziehung von Jahr zu Jahr größere Summen. Er ist ein sehr wackerer Junge, sag' ich Dir, er wird Dir Freude machen" —

„Mir Freude machen?" rief Herr Potelmeier. „Warum nicht gar! Wenn er ihm nur Freude macht, so ist es ja genug!"

„Teuerster Freund, und nun, ohne einen Groschen Vermögen, liege ich krank, todkrank. Erschrick nicht, Du gute Seele. Ja, es wird Dich angreifen, aber leider kann ich's Dir nicht ersparen. Adolf hätte es Dir doch persönlich sagen müssen" —

„Ei, ei, thut mir doch leid! Aber was er nur immer den Adolf hineinbringt?"

„Meine Stunden sind gezählt, teuerster Potelmeier. Könnt' ich Dich noch einmal umarmen! Adolf soll es für mich thun." —

„Mich umarmen?" rief der alte Herr verwundert. „Wozu denn?"

„Der Junge steht allein in der Welt, er hat niemand, der ihn aufnimmt, er ist eine Waise im vollsten Sinn. Nach meinem Tode wird man meine Sachen verkaufen, da ich noch einige notwendige Schulden gemacht habe. Dir aber, Du edles Herz, sende ich in vollem Vertrauen den Adolf" —

„Mir — — den Adolf?" stöhnte Herr Potelmeier wahrhaft entsetzt, denn jetzt ging ihm plötzlich ein Licht auf.

„Sei Du ihm Vater und Mutter, wie ich es im umgekehrten Falle dem Sohn meines Potelmeier gewesen wäre."

„Da!" rief der alte Herr aufspringend und rannte im Zimmer umher. „Na, das geht an!"

Erst nach einiger Zeit faßte er sich so weit, um ganz zu Ende zu lesen.

„Werter Herr Potelmeier," fügte eine Damenhand hinzu, „indem ich Ihnen per Post den letzten Willen meines abgeschiedenen Cousins, des Gerichtsrats Pfotenhauer, übersende, teile ich ihnen nur noch mit, daß heute

sein Begräbnis stattfand und daß Adolf nächster Tage bei Ihnen eintreffen wird."

„Was noch besser ist!" brauste Herr Potelmeier auf und rieb sich Stirn und Augen. „Nimmermehr!"

„Wie heißt denn eigentlich diese werte Cousine, der man augenblicklich eine Absage senden muß? Ach, Elise Reinke. Nun, was wollen sie? Die ist ja in keiner üblen Vermögenslage. Es scheint so, als ob ich mindestens ein Vetter von Pfotenhauer wäre, oder soll ich etwa eine Filiale des Waisenhauses auf der Uhlenhorst anlegen? Es ist noch besser!"

Der alte Herr wollte in hellem Zorn den Brief auf den Tisch werfen, als noch drei Papiere sichtbar wurden.

„Hoffentlich ein Nachtrag, daß er noch lebt," sagte Herr Potelmeier ärgerlich. „Nun, was ist das? Man könnte rasend werden! Das ist ja sogar gleich Adolfs Tauf- und Impfzeugnis und darin? — das letzte Schulzeugnis. Nicht übel, hm! Aber im Betragen hapert's, gerade wie früher. Da könnte mir aber doch jeder kommen und seine Adolfs und wie sie sonst heißen, aufhalsen.

Er schleuderte die Papiere auf den Schreibtisch, suchte ein Blättchen aus seiner Mappe hervor und kritzelte ein paar Zeilen darauf, um sofort ein Telegramm abzusenden und zwar an Frau Elise Reinke:

„Adolf dort bleiben, hier kein Unterkommen, Papiere mit einem kleinen Geldzuschuß zur Erziehung folgen."

Dann klingelte er, und Johann erschien.

„Was zu Befehl?"

„Gleich zum Telegraphenbüreau und besorge das, aber eile Dich, sonst bekommen wir noch eine Waisen- oder gar eine Rettungsanstalt ins Haus."

„Was ich noch sagen wollte," räusperte sich Johann, „draußen steht ein junger Herr, wenigstens ist er so was, hat aber einen ziemlich großen Packen unter dem Arm. Den Herrn Potelmeier will er sprechen, oder „Onkel" Potelmeier, wie er sagt."

„Den Kuckuck! Wie heißt er?"

Indem klopfte es schon an der Thür.

Johann drehte den Hals herum, als ob er das Gesicht rückwärts sitzen hätte.

„Onkel, hier bin ich!“ rief es hinter ihm.

Johann verlängerte sein Gesicht außerordentlich und legte den Finger an die Nase wie ein Wachtposten das Gewehr.

Ein junger Mann breitete seine Arme gegen Herrn Potelmeier aus, der sich bedenklich hinter den Tisch zurückzog.

Er hatte sich in den letzten Jahren an schwierige Lagen gewöhnt, aber diese mit Würde zu tragen — Der Verstand wollte ihm stille stehen.

Es war der Adolf, der wie hergeschneit vor ihm stand, der Adolf als Abzahlung für ein paar hundert Thaler, die „Onkel“ Potelmeier einst losgeworden war.

„Gieb nur das Papier für das Telegraphenbüreau wieder her, es ist zu spät,“ sagte der alte Herr ziemlich trübselig. „Geh', Johann, augenblicklich hab' ich nichts für Dich.“

In stummer Verlegenheit standen sich die Beiden gegenüber, Herr Potelmeier und Adolf.

„Ja höre mal, Adolf!“ sagte der Erstere endlich, „das ist doch komisch. Warum bist Du nicht bei Deiner Frau Tante geblieben? Daß Dein Vater gestorben ist, thut mir aufrichtig leid, aber ich bin ganz außer stande, Dich aufzunehmen.

„Ach, lieber Onkel, Du bist so gut, sagte immer mein seliger Vater, es tröstete ihn im Tode, daß ich zu Dir käme, da wäre ich gut aufgehoben,“ meinte Adolf.

Der alte Herr hätte aus der Haut fahren mögen, aber das Vertrauen eines Menschen in ihn zu täuschen, war ihm doch eine schwere Sache.

„Es geht nicht, ist hier nicht möglich,“ sagte er dringend. „Deine Frau Tante wird Dich gern aufnehmen, ich werde gern, hm, etwas zuschießen“ —

Er war wieder wie eine Schachpartie, aber eine unglückliche, in der der alte Herr glänzend — geschlagen wurde.

Adolf verstand es vortrefflich, ihm klar zu machen, daß seine Güte gar nicht anders könne, als ihn aufnehmen, und es geschah also.

Johann wurde wieder heraufbeschieden und vernahm mit wortloser Überraschung, daß eine neue Einquartierung

da sei. Er erhielt den Auftrag, in den oberen Stock zu gehen und mit Kathrin ein paar Zimmer herzurichten.

„Es ist nur vorläufig," sagte der alte Herr zu Johann, „bis eine andere Auskunft getroffen worden ist."

Er kannte sich selbst nicht, der gute Herr Potelmeier. Er war wirklich ein herzensguter Mann.

Aber in einem Stück wollte er auf seinem Kopfe bleiben. Nur die gute Stadt Blankenthal sollte ihn beerben und kein andrer.

Achtes Kapitel.

Sorgen für andere.

Wenn Herrn Potelmeiers Haus schon wie umgewandelt, seit Mariechen es mit freudigem Leben erfüllte, so setzte Adolfs Anwesenheit nun der großartigen Umkehrung die Krone auf.

Mariechen war trotz ihrer Heiterkeit, die wie ein immer blauer Himmel über ihr lag, doch immer zart und schüchtern gewesen.

Adolf hingegen setzte sich fest wie der Spatz im Schwalbennest und schaltete und waltete mit dem liebenswürdigsten Gesicht ganz nach seinem Wohlgefallen.

Selbst mit dem alten Herrn konnte er ohne viel Umstände fertig werden, da tüchtiger Fleiß und gutes Betragen ihm zur Seite standen und er durch Frische und Munterkeit die Herzen schnell eroberte. Sein bescheidenes und dankbares Wesen gewann den alten Herrn vollends.

Und wozu ließ sich dieser nicht jetzt verleiten!

Adolf stiftete mit lachendem Gesicht bald dies, bald jenes an, was Vergnügen machte, Mariechen konnte seinen Anschlägen nicht widerstehen, dem „Onkel" malte er sie so verlockend und liebenswürdig, daß Widerwille und Gegengründe sehr bald die Segel streichen mußten.

„Also heut einmal eine Fahrt auf der Alster, Onkelchen? Nein, Du glaubst nicht, was das erfrischt, und die Luft ist so weich und warm" —

„Weißt Du, Onkelchen, mit dem Dampfer nach Harburg ist wahrhaftig nicht übel. Du kennst die Tour nicht?

Alle Welt findet sie außerordentlich schön, und wer weiß, was morgen für Wetter ist? Also heute gleich, ach ja, siehst Du" —

Wenn Sturm gelaufen werden mußte, hielt Marichens Wohlbefinden her —

„Die arme Kleine wird ganz elend vor lauter Stubenluft" —

Herr Potelmeier kam ordentlich in Gang, und was früher Wunder gewesen wäre, erschien jetzt ganz selbstverständlich, daß er nämlich eines guten Tages im Juli sagte:

„Wißt ihr auch, Kinder, was für ein Fest morgen ist? Das Waisengrün! Wir wollen es einmal mitfeiern, wie? Ich denke, es wird Euch beiden gut thun und Freude machen."

Am nächsten Morgen stand der alte Herr mit seinen Kindern richtig an der Pforte des Waisenhauses in Uhlenhorst, wohin einer der kleinen Dampfer oder Nußschalen sie mit vielen andern Festgästen auf der Alster gebracht hatte.

Da ordnete sich denn der Zug der Waisenkinder mit ihren Aufsehern und Aufseherinnen.

Voran schritt eine kleine Abteilung Soldaten und Polizisten. Dann begaben sich der kleine Kapitän, den Kommandostab in der Hand, und die kleine Kapitänin heran, von ihren jugendlichen Gefolge begleitet und mit Bändern und Blumen reich geschmückt.

Je zwei und zwei schlossen sich die anderen Kinder unter Aufsicht ihrer Lehrer und Lehrerinnen an, während auserlesene größere Knaben an der Seite des Zuges herschritten und Büchsen für milde Gaben in der Hand hielten.

„Gotteslohn für die Armen!" riefen sie bei jeder klingenden Gabe, die reichlich hineingesteckt wurden.

Oftmals aber drängten sich auch mildthätige Menschen näher heran und drückten den Kindern im Zuge freundliche Gaben in die Hände, was die Gesichtchen vor Freude hell auf glänzen machte, da jedes Kind die besonders empfangenen Geschenke als Sparpfennig für die Zukunft behalten durfte.

Das Frühstück wurde in der Tonhalle gehalten, wo viele vornehme Familien um die Waisenkinder waren und gleichsam Elternstelle an ihnen vertraten.

Und dann ordnete der Zug sich von neuem und wogte durch das Steinthor, bis eine grüne Wiese erreicht war, wo ein mächtiges Zelt sich über der Mittagstafel ausspannte.

Da ergossen sich nun erst recht mitfeiernde Menschen in bunten Wogen über den weiten grünen Festplatz, und die angrenzenden Parks und Gärten der Landhäuser waren nicht minder mit einer teilnehmenden Menge gefüllt.

Volksbelustigungen aller Art locken alt und jung an, Musik ertönt und der liebe Sonnenschein hüpft freudig über die grüne Wiese hin.

Endlich mahnt der Abend an die Heimkehr. Über den Wall geht es heim nach der Uhlenhorst, wo nochmals fröhliche Musik und ein von teilnehmender Liebe bereitetes Mahl die Waisenkinder empfängt.

„Weißt Du, Onkel," sagte Adolf, als sie nach einem köstlich verlebten Tage nach Hause zurückkehrten, „woran ich heute gedacht habe? Daß wir auch solche arme Waisenkinder wären, wenn Du uns nicht bei Dir hättest."

Unwillkürlich traf der Blick des alten Herrn Mariechens Auge, das fragend zu ihm aufschaute.

Er brachte das Gespräch auf andre Gegenstände, aber Adolfs Bemerkung hatte ihn überrascht und gerührt.

„Der Junge ist dankbar, wie es scheint," sagte er zu sich. „Aber freilich, jeder spricht davon, daß er dankbar sei. Bewiesen hat es jedoch bisher nur mein gutes Blankenthal."

Daß der alte Herr von allerlei Freunden sorgfältig beobachtet worden war, versteht sich von selbst.

Wenn er an diesem Abend im Gaiè Giovanoly hinter dem Vorhange gestanden, hätte er hören können, wie die „verehrten" und „allerverehrtesten" Freunde ihre Hoffnungen und Befürchtungen für sein Testament lebhafter als je abwogen.

„Daß er auch schon mit ihnen so vor die Öffentlichkeit tritt!" meinte der eine vorwurfsvoll.

„Natürlich, das müßte er nicht," begleitete ein andrer. Es erweckt doch bei den beiden Waisen gleich die Hoffnung auf testamentarische Rücksichten, die er ja doch nicht auf sie nehmen will."

„Will, will! Redensart!" mischte sich ein dritter in den Chor. „Wir haben unser halbes Leben lang alle Freundespflicht gegen Potelmeier erfüllt, und nun ist er wie ein Kind und läßt sich von zwei Kindern ins Schlepptau nehmen und macht sie auch noch am Ende zu seinen Erben."

„Wenn man das vorhergesehen hätte," lachte einer, so wäre ihm wohl noch zu mehr Kindern zu helfen gewesen."

„Wahrhaftig!" fiel ein andrer ein. „Aber Kopf oben! Polen ist noch nicht verloren, ich denke, wir gewinnen

noch die Partie und nicht die beiden Bälge oder das elende Blankenthal."

„Das Nest!" gab einer drauf. „Nun das thut uns nichts, aber die Bälge, ja freilich" —

Indessen hielt der alte Herr seinen Kindern ernsthafte Reden über den Lebensweg.

„Etwas Tüchtiges zu lernen, muß Eure erste irdische Sorge sein. An Gelegenheit soll es Euch nicht fehlen. Euer Wissen wird einmal Eure Erbschaft von mir sein."

Den Adolf würde er am liebsten zum Kaufmann gemacht haben, weil er selbst einer gewesen war.

Er traute seinen Ohren nicht, als der Junge je länger desto entschiedener fest und rund heraus erklärte, Soldat wolle er werden.

„Aber weißt Du wohl," sagte der alte Herr, „daß ein Lieutenant gerade so viel Gehalt bekommt, um nicht leben und nicht sterben zu können? Das glänzt von außen und lebt vom Schein. Wenn der Herr Lieutenant kein Vermögen besitzt wie Du, so löffelt er Mehlsuppe und knabbert altes Schwarzbrod. Es ist ein glänzendes Elend."

Mariechen sollte Erzieherin werden, das Beste, was sich Herr Potelmeier für ein Mädchen denken konnte, wenn kein Vermögen da war.

Zwar entfuhr dem alten Herrn selbst einmal eine Äußerung, sie passe nicht dazu, und wenn er in ihre wunderschönen blauen Augen sah, meinte er, sie sei wohl zu einer Generalin bestimmt. Aber dies waren schwache Stunden voll Erinnerungen an Adelaiden, und im Grunde erblickte er doch die künftige Erzieherin in ihr.

Mariechen fügte sich still. Sie gewöhnte sich an die Aussicht, ihr Leben im Dienst anderer hinzubringen, nur Adolf war kühn genug, es geradezu eine Versündigung zu nennen und frei zu erklären, Mariechen sei viel zu gut dazu.

Der alte Herr setzte sich mit gebührender Seelenruhe über solche „unüberlegte jugendliche Äußerungen" hinweg und zweifelte keinen Augenblick, daß er eine Erzieherin aus ihr machen werde, was ihm um so mehr unwiderruflich feststand, als Mariechen wegen ihrer Ähnlichkeit mit Adelaiden wohlbehütet werden mußte.

Adolf bestand auf seinem Willen und hatte wirklich nichts Andres im Kopf als die Soldaten.

„Denkst Du nicht, daß es gehen wird, Mariechen?“ fragte er diese, mit der er vertraulich wie Bruder und Schwester lebte. „Wenn es sein muß, so ertrage ich als Lieutenant auch den Hunger und bilde mir dabei ein, ich läge in Feindesland, wo Knapphans Küchenmeister ist, bis wir das Land eingenommen haben und uns schadlos halten können. Man bleibt ja nicht sein Leben lang Lieutenant. Als Major hat man so viel, daß man leben kann, und wer General ist, hält es noch besser aus. Und siehst Du, es wäre doch auch unnatürlich, daß wir von unserem Pflegevater, der so reich ist, gar nichts erben sollten. Das glaube ich nicht.

Mariechen erschrak über diese Äußerung. Sie wußte, wie leicht verletzlich der alte Herr gerade in diesem Punkte war.

„Darauf rechne doch nur ja nicht,“ sagte sie eifrig. Alles bekommt die Stadt Blankenthal, das weiß ich gewiß, und ich finde es ganz recht, weil sie sich wirklich recht dankbar erwiesen hat.“

„Das glaub' ich einmal nicht,“ lachte er auf. „Ich denke noch immer, wir bekommen alles, weil wir ihm die Nächsten sind.“

„Aber Adolf!“

„Nun ja? Ist etwas dabei? Oder sind wir nicht dankbar?“

„Wir haben allen Grund dazu,“ sagte sie lebhaft. „Denn wem verdanken wir einmal unser Wissen, wenn wir uns unser eigenes Brod verdienen? Alles ihm! Deshalb dürfen wir wahrhaftig nicht noch an sein Testament denken. Das gerade wäre höchst undankbar.“

„Na, Mariechen, diese Bescheidenheit! Ich erkenne ja all seine Güte gern an und fühle mich täglich verbunden, ihm zu danken. Aber sieh mal, wenn ich Lieutenant bin, möchte ich auch gern ein Pferd haben und lieber Wein als Wasser trinken, siehst Du, was doch ganz natürlich ist und Du als Lieutenant auch lieber möchtest“ —

„Du bist abscheulich mit Deinen Ansprüchen,“ lachte Mariechen auf. „Aber thu' mir den einzigen Gefallen

und ſteig' vom Pferde Deiner Träumereien herab und geh' lieber zu Fuß, als daß Du Dich täuſcheſt."

„Mit Dir zu Fuß zu gehen, iſt auch nicht übel," meinte er ſcherzend. „Doch im Ernſt, es ſoll mir am Ende nichts ausmachen, wie es kommt, aber Soldat werde ich doch."

Eigentlich fühlte er ſich von Mariechen etwas geärgert. Warum konnte ſie ihm nicht beiſtimmen, wie er es wünſchte und von niemand ſo gern hatte als von ihr?

Böſe konnte er ihr jedoch nicht ſein. Er konnte es niemals, ſie entwaffnete ihn gleich.

Beide arbeiteten friſch und wacker in der Schule weiter. Nur noch ein Jahr hatten ſie vor ſich, dann lag die Schulzeit hinter ihnen.

Der alte Herr ergab ſich allmählich darein, daß Adolf Soldat wurde. Aber er ſchärfte ihm wieder und wieder ein, daß er von ſeiner Seite nichts erwarten dürfe, als was zunächſt für die militäriſche Laufbahn unumgänglich nötig ſei. Auch ſolle er nicht denken, daß, wenn es beim Militär zu knapp hergehe, ſpäter immer noch ein anderer Beruf gewählt werden könne. Keine Menſchen ſeien bedauernswerter, als die nachher dies und das verſuchten, weil ſie ihren Beruf verfehlt haben. Endlich ſolle Adolf ſich auch dies wohl merken, daß der kleine Zuſchuß, der für einen Lieutenant erforderlich ſei, notwendig aufhören müſſe, falls der Herr Potelmeier inzwiſchen mit Tode abgehe, und wenn andere Leute etwa gefaſelt hätten, Adolf und Marie würden durch ſein Teſtament zu Erben eingeſetzt werden, ſo ſolle er das nur gleich in den Schornſtein ſchreiben. Daraus werde nun und nimmer nichts, und in dem Punkte verbleibe es ein für allemal unabwendbar bei ſeinem Wort.

Zu Mariechen ſagte der alte Herr, weil er noch nach Adolfs Schulzeit für dieſen einige weitere Ausgaben haben werde, ſo ſolle ſie nicht zu kurz kommen. Zu ihrer vollkommenen Ausbildung in den Sprachen wolle er mit ihr einen längeren Aufenthalt in England und Frankreich nehmen. Da könne ſie ihr Wiſſen ſo vervollſtändigen, daß ſie ſich nachher um ſo leichter als Erzieherin ihr Brot verdiene.

So waren denn für das nächste Jahr die Pläne gemacht.

Mariechen, die von ihrem kleinen Taschengeld und gelegentlichen Geschenken längst im stillen gespart hatte, setzte dies emsig fort. Für sich kannte sie keine Bedürfnisse. Was sie ausgab, war zu wohlthätigen Zwecken. Sie lebte nicht sich, sondern anderen.

Was sie nebenbei erübrigte, legte sie wohlweislich zurück, nicht sorgend, sondern glaubend, voll Vertrauen, daß Gott es ihr segnen und im übrigen sie nicht Not leiden lassen werde. Vielleicht konnte sie später auch Adolf aushelfen, ein Gedanke, der sie mit besonderer Freude erfüllte.

Er hingegen war ganz wie sein Vater, der den Wert des Geldes nicht kannte. Schon jetzt hatte er fast immer leere Taschen, obgleich er dasselbe bekam wie sie. Es standen ihm also recht schlimme Zeiten bevor, wenn er Lieutenant war.

Neuntes Kapitel.

Was sich in London begab.

Herr Potelmeier hielt Mariechen sein Wort.

Obwohl er nicht mehr daran gedacht hatte, noch einmal in der Welt umherzureisen, überkam ihn nun die Reiselust von neuem. Der Gedanke, mit seinem Mariechen die Plätze wiederzusehen, wo er vor Jahren gelebt und gearbeitet hatte, ihr zu nützen und sich an ihrem Staunen zu erfreuen, hob sein Herz wie auf Flügeln hinaus aus dem gewohnten stillen Leben seines Hauses.

Wie oft hatte er früher gewünscht, mit Adelaiden die schöne Welt zu durchstreifen! Das hatte nicht sein sollen, und Gott wußte, weshalb ihm die Versagung des Wunsches besser war als die Erfüllung. Daß es eine Fügung, ein Wille Gottes war, hatte sein Herz beruhigt und getröstet.

Mariechen wuchs ihm immermehr in die Seele. Wie ein freundlicher Ersatz erschien es ihm, daß sie mit ihren wundersamen großen blauen Augen, die so ganz an Adelaiden erinnerten, an seiner Seite die Schönheit der Erde schauen sollte.

Und so kam nach vielen Vorbereitungen der Reisetag heran.

Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen stieg Mariechen in den Eisenbahnwagen ein, sie saß neben ihrem „Papa", wie er sich immer noch so gern von ihr nennen hörte, und lauschte auf seine Erzählungen, die ihr im voraus die verheißungsvolle Ferne schön ausmalten.

Über Köln und Verviers reis'ten sie zuerst nach Brüssel oder Klein-Paris, wie die belgische Hauptstadt vielfach genannt wird.

Der Eindruck, den man vom Nordbahnhof gleich von dieser prächtigen Stadt erhält, die Rue Neuve, der Boulevard du Nord, die Rue de la Montagne mit ihren glänzenden Läden, der Parc, das Bois de la Cambre, das alles fesselte die junge Reisende ungemein und bereitete sie auf die Weltstadt an der Seine, „das Herz Frankreichs", angemessen vor.

Bald darauf blickte dann das staunende Mädchen vom Montmartre auf das Häusergewimmel und die berückende Pracht von Paris nieder.

Einige Monate wurde hier Halt gemacht.

Der alte Herr knauserte nicht, wo es galt, sein Töchterchen durch die Bekanntschaft mit den Kunstschätzen und durch die besten Unterrichtskräfte in jeder Weise weiter auszubilden.

Als es Winter wurde, zogen sie gleich Zugvögeln nach dem Süden an die Gestade des Mittelmeers.

Da wandelten sie mitten im Winter in Apfelsinenhainen. Im Februar durchströmte Veilchenduft die laue herrliche Luft. Träumerisch süß plätscherten die Wellen des blauen Meeres an den märchenhaft schönen Gestaden, und mehr als einmal ergriff Mariechen in überwallendem Glück die Hand ihres „Papas" und bedeckte sie mit dankbaren Küssen.

Der alte Herr verjüngte sich an ihrer Seite, in ihrem Glücke wunderbar. Was man sonst alt nennt, war er ja freilich noch nicht. Nur war sein Haar vor Schmerz und Enttäuschung viel eher ergraut als bei anderen, und sein Herz hatte die Kraft und Frische verloren, die man sonst bei einem hohen Fünfziger wohl noch antrifft.

Hier wurden aber seine gebundenen Kräfte gleichsam wieder wach geküßt durch die Liebe und Dankbarkeit des guten Mädchens. Das Herz mußte ihm aufgehen im Glanz ihrer Augen, im Jubel, der täglich von ihren rosigen Lippen klang.

Viele Fremde aus aller Welt Gegenden verlebten in Cannes, wo man sich niedergelassen, den Winter.

Die französische Sprache war Umgangssprache. Mariechen blieb also in beständiger Uebung, während zugleich der angenehmste Umgang den Aufenthalt verschönte.

Und doch blieb bei allem Verkehr, bei aller Aufmerksamkeit, die dem reizenden Mädchen geschenkt wurde, bei allem Neuen, was sie kennen lernte, Mariechen in ihrem Wesen so bescheiden, dankbar und kindlich, daß Herr Potelmeier unruhig wurde, wenn er auch nur ein paar Stunden ohne sie war.

Immer klarer wurde es ihm, daß er ohne sie nicht mehr sein mochte. Wenn er sich vorstellte, wie er es aushalten würde, sie als Erzieherin von sich gehen zu lassen, vielleicht weit fort, erschien es ihm so unerträglich, als ob er dann ein kahler Baum wäre, von dem alles Grün abgestreift worden sei.

Dennoch blieb er noch bei seinem alten Plan. Die Erinnerung an Adelaide fuhr immer wieder wie ein erkältender Hauch über sein Gefühl, und der Gedanke an seine erblustigen Freundschaften verscheuchten noch vollends den Sieg seines Herzens, das eigentlich bei ihm alles war.

„Sie soll sich in der Welt umsehen," schloß er gewöhnlich seine Gedankengänge. „Sie darf kein Recht darauf bekommen, auf mein Testament zu rechnen. Ist sie, was sie scheint, fühlt sie solche reine dauernde Dankbarkeit, wie sie vorgiebt, dann soll es gewiß nicht ihr Schaden sein. Aber das ist eine Sache für sich und etwas andres, als wenn ich das Feuer ihrer dankbaren Gesinnung durch die Aussicht auf Erbschaft gleichsam in Gang erhalte."

Im Frühling setzte der alte Herr mit seinem Kinde den Wanderstab weiter.

Es ging zunächst nach Schottland, wo sie nicht weit von Edinburg den Sommer in den kühlen waldigen Bergen verlebten.

Als die Herbſtnebel dampften, ſiedelte Herr Potelmeier mit Mariechen nach der Stadt von mehr als 4 Millionen, nach London, über.

So ſchön wie im Süden war es hier freilich lange nicht. Viel Nebel, ſo daß oftmals ſogar des Tages die Laternen in den Straßen brannten, heftige Stürme und langanhaltende Regenſchauer teilten ſich in das winterliche Geſicht Londons, und wenn einmal klare kalte Wintertage eintraten, freute man ſich von Herzen.

Aber Mariechen war ja vornehmlich um zu lernen, in der ungeheuren Stadt, und ihre Sprachſtudien gingen auch wirklich ganz nach Wunſch von ſtatten.

An einem Wintertage, der mit der Sonne im Bunde die grauen Nebel verjagt hatte und den klaren Himmel über der ſchneebedeckten Erde ausſpannte, machte Herr Potelmeier mit Mariechen eine Fahrt durch den berühmten Hyde-Park, der ein Sammelpunkt der Erholungſuchenden iſt, aber auch von zahlreichem Bettelvolk durchſtreift wird.

Indem ſie dahinfuhren, kamen ſie in die Nähe eines Leierkaſtens, den ein Invalide drehte, während ein Weib mit nicht unſchöner Stimme dazu ſang.

Der Mann mußte beſſere Tage geſehen haben. Seine Haltung, ſein Geſicht und Benehmen verrieten in auffallender Weiſe, daß die Lebensgeſchichte dieſes Invaliden urſprünglich nicht mit dem Leierkaſten zuſammenſtimmte.

Auch ſein Weib fiel ſogleich auf. Obwohl ihr Geſicht durch Kummer und Entbehrung gefurcht war und ihre Geſtalt noch elender ausſah als die ihres Mannes, hatte ihr Auge einen Ausdruck von Weh und Stolz zugleich, der ebenfalls für eine gewöhnliche Leierkaſtenfrau nicht paſſen wollte. Offenbar hatte ſie früher ganz andere Verhältniſſe gekannt und den vornehmen Ständen angehört.

Herr Potelmeier kam niemals an einem Armen vorüber, ohne ſeine Hand mitleidig aufzuthun.

So traf ſein Blick auch dieſe beiden Menſchen, die auf eine ſo armſelige Weiſe ihr tägliches Brod ſuchten.

Er zog ſofort ein Geldſtück hervor und warf es ihnen zu.

In dieſem Augenblick traf ſich ſein Blick mit dem der Frau.

Dieſe großen himmelblauen Augen kannte er! Das Elend der Geſtalt, die müden, abgezehrten Züge und die Lumpen, die kaum den Froſt abwehren konnten, vermochten dieſe Augen nicht zu verbergen.

Der alte Herr fuhr zuſammen, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen.

Er mußte in Mariechens Augen blicken. Ganz dieſelben wie die drüben am Leierkaſten! War es Traum oder Wachen?

Doch der Wagen war ſchon vorüber, und klagend tönten die zerriſſenen Töne des ausgeſpielten Leierkaſtens nach.

Herr Potelmeier erhob ſich von ſeinem Sitz und ſah noch einmal zurück.

Da ſtand die Frau wie eine Bildſäule und ſtarrte hinter dem Wagen her.

Mit einem Schlage war vor dem Geiſte des alten Herrn die längſtvergangne Zeit wieder wachgerufen.

Er war in Indien. Adelaide und der Freund bildeten ſein tägliches Glück. —

Doch plötzlich wurde er in die Gegenwart zurückgerufen. Der Kutſcher riß die Pferde rückwärts. Ein anderer Wagen hatte durch den Sturz eines Pferdes Unglück gehabt und war umgeſchlagen, unmittelbar vor den Pferden des folgenden, in dem der alte Herr und Mariechen ſaßen.

Das umgeſtürzte Fuhrwerk und ein dichter Menſchen-

knäuel versperrten dermaßen den Weg, daß man nicht gut weiter konnte. Der Kutscher lenkte um, und man fuhr, da es auch inzwischen unangenehmes Wetter geworden war, nach dem Hotel zurück.

Der Leierkastenmann und sein Weib waren nicht mehr zu sehen. Es war Herrn Potelmeier lieb, da die in ihm aufgestiegenen Ahnungen sein Gemüt peinlich bedrückten.

Bald nach der Rückkehr ins Hotel begab sich Mariechen in den Musiksaal des Gasthofs, um Klavier zu spielen. Der alte Herr, der fast nicht von ihrer Seite wich, begleitete sie gewöhnlich. Heut aber bedurfte er des Alleinseins, da er innerlich erregt war, und so entließ er sie mit der Aussicht, daß sie ihn bald unten sehen werde.

So lebhaft wie heut hatte die Vergangenheit seit Jahren nicht vor seiner Seele gestanden. Alle Erlebnisse in Indien, so weit sie sich auf Adelaiden und den Freund bezogen, lagen taghell vor seinem inneren Auge.

Um die schmerzlichen Erinnerungen endlich besser niederzukämpfen, vertiefte er sich in Briefe, die auf seinem Tische lagen und überhörte dabei ein Klopfen an der Thür.

Plötzlich schlug es laut an, so laut, daß er emporfuhr. Schon wurde die Thür geöffnet. Die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes trat aus der Dämmerung des Ganges in das Zimmer ein. Leidenschaft und Verkommenheit entstellten die schöngeformten Züge des Mannes.

Herr Potelmeier hatte sich erhoben und starrte den unheimlichen Fremden an.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Wer ich bin?" fragte der Fremde mit heiserer Stimme, die von einem hohlen Husten unterbrochen wurde. „Nur ein Leierkastenmann, nichts gegen einen Herrn wie Sie und doch ein alter Freund!"

„Was wollt Ihr, Mann?" rief der alte Herr, dem unheimlich zu Muthe wurde, da der Leierkastenmann sich vertraulich näherte.

„Das sollt ihr erfahren, Freund."

„Wie könnt Ihr wagen, in mein Zimmer einzudringen?"

„Nur sachte, sachte sag' ich, sachte, lieber Herr — —, hm, Freund! Denkt ihr so wenig an alte Zeiten, daß man völlig vergessen ist? Was sind Euch einige Pence,

ja ein paar Pfund?*) Nichts! Es ist zwar auch für mich nicht angenehm, so vor Euch zu treten, Ihr werdet natürlich triumphiren und die Vergeltung preisen, die mich und mein Weib, Eure — Adelaide getroffen. Aber unsereins, wißt Ihr, unsereins, der ausgespielt hat, muß die Gelegenheit wahrnehmen, etwas in die Tasche zu bekommen. Meinst Du — wir haben uns ja immer Du genannt — ich hätte Dich nicht erkannt in dem Wagen und mich hinterher gemacht in einem andern Mietswagen? Was er kostet, hol' ich von Dir" —

Herr Potelmeier war erst völlig sprachlos über dieses Wiedersehen, diese Verkommenheit.

„Arthur!" schrie er dann aber, dem stürmischen Gefühl Raum lassend, entsetzt auf. „Und Du, Du wagst es, mir noch einmal unter die Augen zu kommen, Du!"

„Warum denn eigentlich nicht," lachte der ehemalige Freund heiser auf. „Der Bettelstab und die Krankheit machen kühn. Doch ich will Dir nicht zu lange lästig werden. Ich fasse mich also kurz und sage: „Gieb mir Geld!"

„Keinen Penny!" rief Herr Potelmeier. „Fort mit Dir, hinaus! Oder ich rufe die Polizei."

„Dann würde Dir wohl mein Weib auf's Gewissen fallen," lachte der Leierkastenmann. „Sie schläft auf Lumpen und wenn sie aufwacht, hat sie nichts zu essen, und dann geht sie und singt mit trockener Kehle rührende Lieder, während ich drehe."

Der alte Herr wandte sich schaudernd ab. Als aber der andre einen Schritt näher trat, rief er, die Hand nach dem Knopf des Haustelegraphen ausstreckend, um die Dienerschaft herbeizurufen: „Mensch, auf der Stelle verlaßt Du mein Zimmer!"

„Die Schwindsucht frißt an meinem Leibe," sagte Arthur, auf seine Brust weisend, „und Du hast kein Mitleid? Willst Du Dich rächen? Wer hat Dir das junge Mädchen gegeben, das bei Dir im Wagen saß und Dich glücklich macht?"

Schon kam ein Kellner hereingesprungen.

---

*) Ein Pfund Sterling englisch Geld = 20 Mark.

Herr Potelmeier griff rasch in die Tasche und reichte dem Unglücklichen ein Goldstück, indem er befahl, ihn hinauszubringen.

Arthur warf die Gabe verächtlich an den Boden.

„Du und ein Goldstück?“ rief er höhnend. „Gehab' dich wohl!“

Mit einem unerhörten Aufruhr in der Seele blieb der alte Herr zurück.

Erst als er etwas ruhiger geworden, bereute er, nicht wenigstens versucht zu haben, sich über Mariechens Herkunft, auf die der Unglückliche hinzudeuten schien, gewisse Nachricht zu verschaffen, obwohl eine Ahnung durch sein Gemüt zog

„Aber auch so gut,“ sprach er zu sich. „Es wäre mir bei jedem Worte, das wir über sie gesprochen, zu Mute gewesen, als ob sie verunreinigt würde. Am besten, wir, das heißt Mariechen und ich, hören und sehen nie wieder etwas von ihnen. Er ist nur der Gewalt gewichen. Sobald er Gelegenheit findet, ist er wieder da. Er wird's auf alle Weise versuchen, mir Geld abzupressen oder mich selbst vollends unglücklich zu machen. Jetzt ist er noch mehr als früher zu allem fähig. Wir müssen uns fortmachen und London verlassen.“

Als Mariechen mit Herrn Potelmeier an der Mittags- oder eigentlich Nachmittagstafel, die in England um 6 Uhr Abends stattfindet, zusammentraf, eröffnete er ihr seinen plötzlichen Entschluß, und gewohnt, sich bescheiden in alles zu fügen, ersparte sie ihm die Auseinandersetzung der Gründe.

„Wir gehen noch kurz nach Liverpool,“ sagte er.

„Alsdann wird es Zeit sein, in die Heimat zurückzukehren. Ich hoffe, unser Reiseleben wird Dir für Deine ganze Zukunft nützlich sein.“

Zehntes Kapitel.

Der Herr Lieutenant.

„Karl!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Hole mir ein halbes Pfund Schlackwurst, ein viertel Pfund Käse und ein viertel Pfund Thee!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Karl schwenkte rechts um. Adolf war allein.

„Ein wahres Hundeleben!“ brummte er und drehte das feine Bärtchen, das seine Lippen schmückte und ihm recht hübsch stand, obgleich es noch im Wuchs zurück war.

„Diese lumpige Gage, und davon alle die Abzüge für Casino, Kassen, für — für — Nun, was soll ich's nennen? Es ist am Ende egal, wofür man hungert, wenn man hungert. Das Beste ist, daß einem die Krämer gern Kredit geben, da kann man sich doch einmal etwas aufs Brot legen. Freilich kreiden sie jedes desto höher an, und bezahlen soll man's doch am Ende. Was thun? Auf Kredit leben, wenn's halt nicht anders geht und man nicht immer bei einem Mehlsüppchen bleiben will!“

Er nahm eine Hand voll Papiere aus seinem Schreibtisch, sah hinein und warf sie, nachdem er sie zerrissen, in den Papierkorb.

„Rechnungen! Rechnungen! Rechnungen! Besser im Papierkorb als im Schreibtische! Können warten! Kann mir doch kein Fleisch ausschneiden.“

Es klopft.

Der Bursche des Herrn Lieutenant erscheint in der Thür und bleibt in dienstlicher Stellung stehen, im einen Arm mehrere Päckchen, den anderen stramm ans Bein gelegt.

„Was giebt's, Karl? Her mit dem Braten!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Karl breitet die Schätze auf dem Tisch aus, holt Servietle, Teller, Messer und Gabel herbei und ordnet

den Theetisch. Dann stellt er sich wieder wie zum Rapport auf.

„Hast Du sonst noch was, Karl?"

„Der Schneider ist da, Herr Lieutenant."

„Wieder der Schneider? Nichts neues mehr. Der ist schon zehnmal dagewesen. Soll wiederkommen."

„Er will nicht, Herr Lieutenant."

„Desto besser! Dann läßt er's bleiben und kommt nicht wieder. Zum Pfeffer, er kann warten! Ich muß auch lange genug warten, bis ich Geld bekomme und noch länger, bis er den bestellten Anzug abliefert. Meint er etwa ich habe kein Geld?"

„Er fordert Bezahlung und droht mit Anzeige."

Adolf stieß den Fuß gegen die Diele, daß sie krachte.

„Ich werde nicht mehr bei ihm arbeiten lassen, wenn er mir noch ein einziges mal so kommt," rief er. „Gehen soll er auf der Stelle! Hörst Du?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Karl verschwand durch die Thür. Draußen hörte man Sprechen, Wortwechsel und dann wich der ungeduldige Gläubiger wie schon so viele vor ihm und er selbst zum so und so vielten Male.

„Eine fatale Geschichte das!" brummte Adolf. „Möchte ja gern bezahlen, wenn ich nur selbst etwas hätte. Papa Potelmeier hat Recht, man lebt in die Luft, ins Blaue hinein, wenn nicht ordentliche Zuschüsse da sind. Kein Geld, und Gläubiger von allen Seiten! Der Schuster war auch schon dreimal hier. Du lieber Himmel, soll man nackend und baarfuß gehen als Sekondelieutenant? Der Kaufmann hat auch schon gemahnt. Soll man immer Mehlsuppe löffeln und Brotkrusten lutschen? Das kann doch niemand verlangen? Was also bleibt übrig? Schulden! Will sie ja wahrhaftig gern bezahlen, jeder soll doppelt haben, was er zu fordern hat. Aber man muß warten, bis ich Geld habe."

Er stützte das krausgelockte Haupt nachdenklich in die Hand und seufzte verzweifelt.

„Ein halbes Dutzend Rechnungen werden wohl noch ausstehen," fing er wieder an, „für Handschuhe, Wäsche, Bürsten. — Es graust einem ordentlich. Wenn Papa Potelmeier sich nicht erbarmt und mich in sein Testament als

Universalerben einsetzt, bekommt er wirklich recht mit seinen Unglücksprophezeiungen, der Unglücksrabe. Und doch könnte dem Übel so leicht vorgebeugt werden. Nur ein Federstrich im Testament! Es hilft nichts, zunächst muß ich einen Brief an ihn loslassen. Papa Potelmeier kann kein Tyrann sein und wird ein menschliches Rühren fühlen. Ich werde ihm ehrlich Rechenschaft ablegen und beweisen, daß ich kein Liederjahn bin. Freilich, das Wettrennen hat mir die Lumperei von 25 Thalern gekostet, das ist ein Leichtsinnspöstchen. Es wird mir Mühe machen, darüber zu schweigen. Die Kameraden haben sich's 100 Thaler und mehr kosten lassen, und kein Hahn kräht danach. Allerdings stecken auch die meisten von ihnen in der Patsche, aber wer kann von mir sagen, daß ich unsolide gewesen bin? Eß' ich nicht manchen Abend, wenn ich den Degen in die Ecke gestellt und die Handschuhe ausgezogen habe, heimlich mein Stück trocken Brot mit Salz?"

Adolf war in sehr übler Laune.

Nachdem er ohne Appetit von den auf Borg entnommenen Leckerbissen ein wenig genossen, setzte er sich zum Briefschreiben hin. Die Feder flog im Sturm die Seite lang. Doch nicht lange, so zerriß er den Bogen.

„Auf diese Manier geht es nicht," murmelte er, „ich muß anders schreiben. Aber wie?"

Er kräuselte das Bärtchen, ohne einen klugen Gedanken herauszudrehen.

Dann fing er einen neuen Bogen an, um nicht lange darauf ihn wieder zu zerreißen.

„Verzweifelt diese Lage!" murmelte er zwischen den Zähnen. Er stand auf und wanderte nachdenklich und mit sich selbst redend im Zimmer umher.

Mit raschem Entschluß setzte er sich abermals an den Tisch und brachte folgendes Schreiben zu stande:

„Mein teurer Pflegevater!

Die Not bricht Eisen, sagt man. In diesem Falle befinde ich mich leider. Hierbei empfängst Du eine Übersicht sämtlicher Einnahmen und Ausgaben, die Dir zeigen wird, daß ich bei aller Sparsamkeit doch im Elend stecke wie der Krammetsvogel in der Schlinge. Du findest verschiedene Posten, bei denen Du vielleicht im ersten Augen-

blick denkst: „unnötig!“ Aber bald wird Dir einfallen, daß es im Militärstande manche scheinbar unnötige und doch unumgängliche Ausgaben giebt, denen man sich der Standesehre wegen nicht entziehen kann und darf.

Eine freilich ist dabei, von der ich Dir gleich gestehe, ich hätte sie nicht zu machen brauchen, nicht machen sollen. Deshalb war ich auch versucht, sie zu verschweigen und zu vertuschen. Aber die Wahrheit erlaubt mir's nicht, also heraus damit! Auch unsere Fehler sollen wir eingestehen. Aber ich gelobe Dir, daß hinfort eine solche überflüssige Ausgabe nicht wieder vorkommen soll, wahrhaftig nicht! Hilf mir denn dies einemal, teurer Pflegevater! Das Feuer brennt mir unter den Nägeln, und ich weiß nicht ein noch aus. Wenn mir nicht geholfen wird, so ist das Ende vom Liede, daß ich kassiert werde, und was dann? Ich bin ein ruinierter Mensch!

Erkundige Dich bei meinem Hauptmann, bei meinem Oberst, bei wem Du willst, Alle werden Dir gutes über mich berichten. Teurer Pflegevater, laß Dein Herz sprechen und hilf voll Güte

Deinem gehorsamen und dankbaren Pflegesohn
Adolf.“

* * *

„Der Adolf hat lange nichts von sich hören lassen,“ sagte an demselben Abend bei Tische Herr Potelmeier zu Mariechen. „Komisch, was man manchmal für Träume hat! Denke Dir, diese Nacht sah ich ihn im Traum, und neben ihm stand ein langbärtiger Jude, der stülpte ihm einen Hut über den Kopf dermaßen, daß von dem ganzen Adolf keine Spur mehr zu sehen war.“

„Das ist ja schauerlich,“ lachte Mariechen. „Aber Du kannst sicher sein, lieber Papa, daß Adolf keine Wechselgeschäfte mit Juden und überhaupt keine Schulden macht. Du denkst zu leicht an seinen Vater und fürchtest deshalb auch für den Adolf.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ meinte Herr Potelmeier. „Aber da er Dich zu seiner beredten Fürsprecherin hat, will ich auch das beste annehmen, um so mehr, als ich unbeweglich fest bleiben und ihm

nicht einen Groschen für seine Schulden geben würde. Solch junges Blut wie er, weiß noch gar nicht, was es heißt, sich sein Brot verdienen im Schweiß seines Angesichts. Ich habe es auch gemußt. Von der Pike auf hab' ich gedient. Es ist mir oft sehr sauer geworden, das kannst Du mir glauben. Erst ganz allmählich hab' ich durch rastlosen Fleiß und treue Sparsamkeit ein wenig Geld verdient. Nach und nach ging es dann unter Gottes sichtbarem Segen auch leichter. Der Anfang ist das schwerste, und die meisten fangen eben gar nicht an. Und wenn andre auch anfangen, so verthun sie das Ihre bald auf leichtsinnige Weise, statt sich nach der Decke zu strecken und den Kopf hübsch herunter zu halten. Wenn man den Weg der meisten reichen Leute verfolgt, auf welche Weise haben sie es zu etwas gebracht und dann das Ihre behalten? Durch Fleiß, Einfachheit, Sparsamkeit und Ordnung. Aber nachher in Wirtshäuser laufen und dalassen, was man verdient, das verstehen die Narren."

„Siehst Du, Kind, für dergleichen habe ich mein Geld nie angelegt. Hingegen für gute Zwecke hab' ich immer mit Freuden Geld gehabt, und es war eine gute Kapitalanlage, denn Gott hat es mir im Innern und Äußern gesegnet. Da hab ich gesehen, wie die Narren emporstiegen und mit Schande fielen, wie sie und ihre Familien ins baare Elend kommen, und ich bin durch Gottes Gnade stehen geblieben und von vielen beneidet worden, die besser gethan hätten, an ihrem Teile so zu handeln wie ich."

„Uebrigens ist es Zeit, daß wir uns zum Konzert fertig machen. Wir wollen Adolf glauben, daß er in allen Ehren Lieutenant ist und das Seine wohl zu Rate hält."

Damit erhoben sie sich vom Tische. Unten hielt schon der Mietswagen. In einigen Minuten saßen sie darin und rollten zum Krystal-Palace.

Elftes Kapitel.

Eine Antwort in eines andern Namen.

„Nun, liebes Kind, da wären wir denn am Ende unseres Umherschwärmens angelangt," sagte eines guten Tages der alte Herr in Liverpool zu Mariechen.

„Und es war eine so wunderschöne Reise, die ich Deiner Güte verdanke, liebster Papa," versetzte sie, seine Hände streichelnd und die herrlichen Augen zu ihm aufschlagend.

„Es soll mich nur wundern, wie es uns im alten Heim wieder behagen wird," meinte er.

„Schön geputzt von oben bis unten werden wir es vorfinden," versetzte Mariechen. „Siehst Du, es war doch gut, daß Du Deinem kleinen Mädchen willfahrtest und Johann und Kathrin nicht wegschicktest, sondern sie gegen die Regel noch heute hast. Man kann sich auf sie verlassen, und wie viel das wert ist, fühlen wir, seitdem wir unterwegs sind."

Er lächelte vergnügt und weidete sich an dem kleinen Schalk, der ihr im Gesicht saß.

„Eine kleine Herrscherin bist Du einmal," sagte er nach einer Weile. „Sie denken alle, Du hast mich vollständig unter dem Pantoffel, aber hüte Dich, Kind, es ist nicht so, versichere ich Dir. Übrigens denke ich, der Adolf wird sich auf unsere Rückkehr freuen.

„Und wir!" rief sie zuversichtlich.

„Bereite Du nur in Deinem Gebiet die Abreise vor," sagte der alte Herr, „ich will noch ein paar Geschäftshäuser besuchen, mit denen ich Geldangelegenheiten zu ordnen habe. Sollten Briefe kommen, so weißt Du ja, daß es Dir frei steht, die der Freunde zu öffnen und nicht erst auf mich zu warten. Ade bis auf Mittag!"

Mariechen kramte unter ihren Sachen, die sich durch die Güte des Pflegevaters während der Reisezeit auf das Doppelte vermehrt

hatten. Herr Potelmeier mit seinem sinnigen Gemüt liebte es ja, von jedem Ort, wo man Glück und Wohlsein genossen, irgend ein Andenken mitzunehmen, das später an die frohen Stunden zurückerinnerte. Diesmal hatte er seiner Freigiebigkeit darin weniger in Andenken für sich selbst als für sein Mariechen freien Lauf gelassen, und so kam es, daß eine Wolke von allerlei Niedlichkeiten und wertvollen Dingen um sie her war und ihre Hamburger Reisekoffer nicht ausreichten, alle diese Zeugnisse von der Güte ihres Pflegevaters unterzubringen.

Während sie ordnete, zurechtlegte, packte und beratschlagte, wie und wo sie jedem Stück den besten Platz anweise, wurde ein Päckchen Briefe hereingebracht.

Mariechen musterte einen nach dem andern. Meistens waren es geschäftliche Schreiben. Unter den wenigen andern zog sie Adolfs Brief am meisten an, und so öffnete sie ihn gleich.

Eine kummervolle Wolke beschattete mehr und mehr ihr sonniges Antlitz.

„Also doch!" sagte sie. „Das ist schlimm, sehr schlimm!"

Sie setzte sich in einen Sessel und legte die Hand nachdenklich auf die Augen. Es mußte Hülfe gefunden werden, und möglichst ohne daß ihr Pflegevater etwas erfuhr.

Gründlich überlegte sie hin und her.

Sollte sie sich für Adolf ins Mittel werfen? Nein, nein, das ging eben nicht an. Adolf würde es gewiß für immer bei dem Pflegevater verderben. Das bisherige Vertrauen und Einverständniß zwischen ihm und Adolf mußte zu Grunde gehen.

„Kann ich ihm nicht helfen?" fragte sich das geängstigte Mädchen.

Die Angst gab ihr einen guten Gedanken ein. Sie hoffte dadurch, ihrem Pflegevater den Ärger und für Adolf das Verderben abzuwehren.

Aber Eile that not, um die Sache stillschweigend zu erledigen.

Sie holte die Briefmappe herbei und schrieb:

„Lieber Adolf!

Statt unseres Pflegevaters beantworte ich Dir den Brief, der heute hier ankam. Es ist übel, daß Du verschuldet bist. Wie sehr es den guten Pflegevater erzürnen muß, fühlst Du selbst. Aber wir erkennen an, daß eigentlich nur die fünfundzwanzig Thaler für die Wette beim Pferderennen Deine Schuld sind, und Du sonst wirklich sparsam gelebt hast. Beigehend erhältst Du nun sechzig Thaler zur Tilgung der Rechnungen. Danke mit mir unserm teuren Pflegevater für alle seine Güte und sei herzlich gegrüßt von uns. In ein paar Tagen sehen wir uns in Hamburg wieder.

Marie."

Mariechen legte das Schreiben, nachdem sie es nochmals durchgelesen, vergnügt lächelnd zusammen.

„Wie lehrhaft und altverständig es lautet!" sprach sie zu sich. „Aber es mußte ja so sein. Unserm guten Pflegevater ist die häßliche Enttäuschung erspart, und er versagt Adolf nicht seine Liebe und sein Vertrauen. Adolf aber wird sich in Zukunft noch mehr in Acht nehmen und nicht leichtsinnig sein, und indem ihm die wahre Helferin unbekannt bleibt, wird sein männlicher Stolz nicht allzu sehr auf die Probe gestellt. Nur muß ich zu verhüten suchen, daß er unserem Pflegevater seinen Dank ausspricht. Ich werde ihm sagen, daß es am besten ist, der fatalen Sache mit keinem Worte mehr zu gedenken."

Sie steckte den Brief zu sich und warf ihren Mantel über, um ein Bankgeschäft aufzusuchen und deutsches Papiergeld einzuwechseln.

Ihr Herz hüpfte vor Freuden, daß die Sache so leicht erledigt war, und sie lobte sich selbst, daß sie wohlweislich immer gespart hatte und nun helfen konnte. Es trug ihr jetzt einen doppelten Genuß ein. Adolf erhielt Hülfe, und ihrem Pflegevater wurde kein Kummer verursacht.

Bald hatte Mariechen ein Wechselgeschäft erreicht. Es waren viele Fremde dort, so daß sie eine geraume Weile zu warten hatte.

Als sie endlich an den Schalter kam, war es ihr kein geringer Schrecken, da sie im Hinterzimmer die Stimme ihres Pflegevaters vernahm. Am liebsten wäre sie wieder

fortgeeilt. Aber schon hatte man ihr Geld in Händen und suchte die gewünschten Banknoten heraus.

In dem Augenblick, als sie ihr hingereicht wurden, trat ihr Pflegevater mit dem Chef des Bankhauses aus dem hinteren Zimmer. Blitzschnell verbarg sie sich hinter der Bretterwand am Schalter. Ihr Herz pochte gewaltig. Ob er sie gesehen hatte?

So schnell ihre Füße sie trugen eilte das Mädchen nach Hause zurück.

Aber o Schrecken! Als Mariechen in ihre Wohnung trat, war ihr Pflegevater bereits dort, und in der Eile, mit der sie zum Geldwechsler gelaufen war, hatte sie den Brief von Adolf liegen lassen. Sie sah ihn offen auf derselben Stelle ausgebreitet, wo sie ihn gelesen und beantwortet hatte. Ihre Briefmappe lag sogar noch aufgeschlagen daneben.

Der alte Herr empfing sein Kind in einem eigen scherzenden Tone und fragte sie, ob sie noch einige wichtige Einkäufe besorgt habe?

Ihre dunkelgerötheten Wangen schien er nicht zu bemerken, er erwähnte auch des Briefes von Adolf mit keiner Silbe und ging, nachdem er die übrigen Briefe durchflogen, wieder fort.

Mit zitternden Händen verbarg Mariechen den Brief von Adolf in ihrer Mappe. Der Pflegevater hatte ihn sicherlich gelesen, und doch, wenn er seinen Inhalt kannte, würde er wohl geschwiegen und so belustigt ausgesehen haben?

Zwischen Furcht und Hoffen schloß das gute Mädchen, nachdem es die Scheine hineingelegt, sein Schreiben und sprang nochmals fort, um den Brief selbst auf die Post zu geben.

Mariechen war so sehr mit ihrer Angelegenheit beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie Herr Potelmeier ihr auf dem Fuße folgte und sie am Postschalter beobachtete, um alsdann mit einem siegreichen Kopfnicken sich fortzustehlen.

Als sie wieder heimkam, wurde die Packerei von neuem aufgenommen, und ein munteres Lied, das sie dazu summte, verkürzte ihr die Arbeit. Ihr Herz war wieder leicht geworden. Sie hatte das Bewußtsein, eine gute selbstlose That vollbracht zu haben.

Zwölftes Kapitel.

Überraschend überrascht.

Da waren sie denn wieder im alten Hause, Mariechen und ihr Pflegevater, fast entwöhnt von den alten Verhältnissen und doch recht zufrieden, die Heimatlosigkeit des Reiselebens mit der angenehmen Ruhe der eigenen Häuslichkeit vertauschen zu können.

Gleich nach der Rückkehr erhielten sie Adolfs Besuch. Mariechen empfing ihn, und Beide standen sich einen Augenblick staunend gegenüber. Wie männlich schön er geworden war, wie reizend er sie fand!

„Ich habe Euch täglich entbehrt," sagte er, ihr die Hand reichend, „aber daß ich Dir's nur gleich gestehe, Dich am allermeisten."

„Was von Dir recht undankbar gegen unseren guten Pflegevater ist," entgegnete sie ausweichend und mit dem Finger drohend.

Dann zog sie ihn schnell herein, und da der alte Herr nicht gleich zugegen war, wie sie erwartet hatte, gab es zwischen ihnen tausenderlei zu fragen, zu erzählen, bis auf einmal Adolf ihre Hand ergriff und sagte:

„Mariechen, warum soll ich von tausend fremden Dingen reden, da mir das Herz überfließt und ich von nichts sagen und hören möchte als davon, daß Du mir so gut bist wie ich Dir und meine Frau Lieutenant werden willst."

Eine Blutwelle schoß dem überraschten Mädchen ins Gesicht.

Sie mochte ihn von Herzen gern leiden, ahnende Gedanken hatten ihr längst wie Frühlingsglocken durch das Gemüt geläutet, aber eins war wie ein Mißton dazwischen gegellt, die Erinnerung an ihre beiderseitige Armut.

Mariechens Herz wallte wonnig auf, aber sie wußte sich trefflich zu beherrschen.

„Adolf, Du mußt eine wohlhabende Frau nehmen," sagte sie. „Denke nur, wenn Schulden kommen, und das ist ja beim besten Willen nicht zu vermeiden, und es wird auch einfach gar nicht zugegeben, daß ein armer

Lieutenant eine arme Frau heiratet. Da muß er mindestens erst Hauptmann sein."

Adolf brach in ein fröhliches Lachen aus.

„Mariechen," rief er aus, „wie bist Du überlegsam geworden! Aber höre, unser Pflegevater ist kein Tyrann. Er hat mir durch Dich die sechzig Thaler für die Bären geschickt, die ich Unglücklicher angebunden hatte. Er wird seine Kinder sicherlich nicht verhungern lassen, und Du hast ihn ohnehin am Schnürchen."

In dem öffnete sich die Thür, und der alte Herr begrüßte seinen Pflegesohn.

„Nun, wie ist es Dir inzwischen ergangen?" fragte er, ihm die Hand auf die Schulter legend und ins Gesicht blickend.

Adolf erzählte, unterbrach sich jedoch bald, indem er sagte:

„Lieber Vater, das alles ist nichts, ist gleichgültig gegen diesen Augenblick. Denn ich habe die Zeit kaum erwarten können, wo Ihr zurückkehrtet und nun Ihr's seid, konnte ich wieder nicht warten, Mariechen allerlei zu sagen, und endlich jetzt nicht, es Dir zu bekennen und Dich zu bitten, gieb uns Deinen Segen zu unserer Liebe!"

Adolf ergriff feurig die Hand des Pflegevaters, während Mariechen atemlos dabeisaß.

„Sie hat Angst, wir werden verhungern," lachte Adolf. „Aber ich habe mehr Vertrauen in Deine grenzenlose Güte, teurer Pflegevater" —

„In Dein edles Herz, Dein großes Herz, teuerster Potelmeier," fiel Herr Potelmeier spöttisch ein. „Ich verstehe schon Adolf. Wir kennen uns, ich Dich ganz, Du mich aber nur halb. Du denkst, es sei in den Wind geredet gewesen, wenn ich Euch versicherte, Ihr würdet nichts bekommen, nichts als eine gute Erziehung. Die habt Ihr. Das übrige gehört leider meiner guten Stadt Blankenthal.

„Du willst also eine Frau Lieutenant haben?" fuhr er fort, als Adolf ihn erschreckt anstarrte. „Du scheinst völlig vergessen zu haben, daß dies auf keine Weise angeht. Wenn Du einmal Hauptmann bist, dann steht Dir alles frei. Weißt Du, was Dich so kühn macht? Daß

Du von Liverpool Geld erhalten haſt! Aber das weißt Du nicht, daß es groſchenweis erſpartes, lange Jahre hindurch erſpartes, treu erſpartes Geld war, — — Mariechens Geld!"

„Allerdings, ſo iſt es. Ich habe bis jetzt über meine Mitwiſſenſchaft zu Dir geſchwiegen, Mariechen. Deine Aufopferung hat mich damals gerührt. Ich hatte vor, Adolf allein damit bekannt zu machen und zu beſchämen, wie es ihm dienlich war. Leider nötigt er mir jetzt in Deiner Gegenwart dieſe Aufklärung ab."

Eine peinliche Stille trat ein, die nur durch den knarrenden Schritt des alten Herrn unterbrochen wurde.

„Verheiraten!" murrte er, „und kaum erſt aus dem Neſt gekrochen! Ich begreife Dich nicht, Adolf. Habe ich mich denn verheiratet? Muß man ſich denn gleich verheiraten? Will man von Luft und Waſſer leben? Dummheiten! Ich denke, Marie iſt verſtändig genug, die Thorheit einzuſehen, und Du, Adolf, mußt es einſehen lernen."

Johann erſchien in der Thür und meldete Beſuch. Es war einer der „allerverehrteſten Freunde," der die Zeit nicht abwarten konnte, dem alten Herrn die Verſicherung ſeiner ewigen Freundſchaft zu erneuern.

Adolf raffte ſich aus ſeiner Ueberraſchung und Betäubung auf.

„Alſo Du biſt mir der rettende Engel geworden, dem ich die Hülfe in der höchſten Noth verdanke?" wandte er ſich an Mariechen, die totenblaß allein bei ihm zurückgeblieben war. „Du, Marie! Wahrlich, das beſchämt mich, es beſchämt mich tief, und wenn ich Dir nicht längſt gut wäre, ſo müßte ich es nun auf ewig ſein. Ich danke Dir, liebe Marie, und zugleich gelobe ich Dir, nicht einen Pfennig leichtſinnige Schulden mehr zu machen, nicht weil ich jetzt freilich weiß, daß wir von hier nichts zu erwarten haben, ſondern weil ich an das Liebesopfer denken werde, das Du einmal für mich gebracht haſt. Meine erſten Schulden werden immer auch meine einzigen ſein, auf mein Wort! Vergieb mir, liebe Maria! Nein, weine nicht. Deine Thränen zeigen mir, daß ich Deiner erſt recht wert werden muß."

Sie schüttelte heftig den Kopf, während er sich erhob und ihr zum Abschied die Hand küßte.

Plötzlich wandte er sich noch einmal um.

„Marie," sagte er, „Du bleibst mir im Herzen, und ich weiß, Deine Liebe gehört mir. Das ist genug, das ist mir alles, und die Hoffnung wird uns nicht betrügen in unserer Zukunft."

„Lieber Potelmeier hin, lieber Potelmeier her," dachte inzwischen der alte Herr, nachdem er den treuen Verehrer wieder losgeworden war. Die Untreue und Undankbarkeit der Menschen, die er beinah auf der Reise in Mariechens beständigem Umgang vergessen, trat in seinem erregten Gemüt wieder in den Vordergrund. Adolf hatte es gründlich mit ihm verdorben.

„Mariechen soll mein Haus nicht verlassen," war der bestimmte Gedanke, mit dem der alte Herr von der Reise heimgekehrt war. Ihr Sieg über sein Herz war glänzend.

Adolf hatte ihn jetzt anderen Sinnes gemacht.

„Sie muß so bald als möglich aus dem Hause," lautete nun die Losung. „Beide sollen es thatsächlich gewahr werden, daß sie auf mein Testament keine Zukunftsschlösser bauen dürfen. Meine Versicherungen haben nichts geholfen, so mögen ihnen Erfahrungen als Beweise dienen, daß ich Wort halte."

Auf das schöne Verhältnis zwischen dem alten Herrn und seinen Pflegekindern war ein Mehltau gefallen. Mariechen fühlte das schmerzlich und richtete selbst ihre Gedanken auf einen Wirkungskreis hin, wo sie sich Brot und Zukunft erarbeiten konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Freunde des alten Herrn.

Bei dem alten Herrn war Abendgesellschaft.

Johann reichte zur Bedienung nicht aus, Lohndiener waren angenommen worden und das Haus strahlte in festlichem Lichtschimmer.

Die letzten Jahre hatte Herr Potelmeier seine verehrten Freunde nicht mehr zu einem feierlichen Gastgebot bei sich gesehen. Er war zu sehr in seinen „Kindern" aufgegangen, als daß ihn nach der Unruhe und dem Aufwand solcher Abendgesellschaften gelüstet hatte.

Jetzt auf einmal erhielten die treuen Freunde wieder eine Einladung, die alte Zeit kehrte zurück, etwas Außerordentliches war geschehen.

Mit lachenden Gesichtern stiegen die Freunde zu dem ersten Stock empor, wo Herr Potelmeier sie herzlicher als je empfing. Als Sieger kehrten sie zurück, nachdem ihr Hoffnungslicht bis auf ein Stümpfchen niedergebrannt war.

Viel lag zwischen der alten Zeit und heute.

Adolf kam fast gar nicht mehr in das Haus des Herrn Potelmeier. Er und sein Pflegevater waren sich entfremdet durch das Testament.

Herr Potelmeier bezahlte zwar nach wie vor die Lieutenantszulage, wozu er sich verpflichtet hatte und die er nicht zurückziehen konnte, ohne sein Wort zu brechen. Aber das war auch alles. Ein besonderes Geschenk wie sonst wohl fügte er nicht mehr hinzu.

Jeden Monat erschien Adolf einmal, um seinen Dank abzustatten. Man saß sich dann steif und gemessen gegenüber, und beide Teile waren froh, wenn sie wieder von einander Abschied nahmen und sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchten.

Umsonst versuchte Adolf ein paarmal, das alte vertrauliche Verhältnis wieder herzustellen. Leider fing er es nicht recht an, verfehlte den Ton, konnte nicht in bescheidener Weise nachgeben, und so scheiterten die Versuche. Herr Potelmeier witterte um so mehr selbstsüchtige Absichten und hielt die Hand fester als je auf seinem Testament.

Mariechen war nicht mehr im Hause. Bei einer reichen Familie in Neumühlen bei Altona hatte sie einen Platz als Erzieherin gefunden.

Ihre Stellung war schwer und fesselte sie fast immer an das Haus. Glücklich, befriedigt fühlte sie sich nicht. Aber sie hatte den festen Entschluß gefaßt, auch den schwierigsten und unerfreulichsten Verhältnissen nicht zu weichen, sondern auszuhalten. Eine Freundin von Murren und

Klagen war sie nicht. Still und geduldig kam sie ihren täglichen Pflichten nach. Ihr Pflegevater sollte mit ihr zufrieden sein und erkennen, daß es ihr nicht zu viel war, sich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen.

Nur selten gewann Mariechen Zeit, ihn zu besuchen. Daß es ihm Freude machte, fühlte sie, aber auch zwischen ihnen herrschte nicht mehr die alte unbedingte Zutraulichkeit, so weh es ihr that.

Um so freudiger erhob sie jeder Gedanke an Adolf.

Es war einer der letzten schönen Nachmittage vor Eintritt des Winters gewesen. In dem Park, der das schloßähnliche Landhaus umgab, fielen die braunen Blätter bei jedem Windzug nieder zur Erde. Ein feuchtes Duften strich durch die lichten Laubgänge. Nur ein einsames Rotkehlchen hüpfte noch aus dem Gebüsch und schaute wie verwundert umher.

Der Park fiel zur Elbe hinab, und an vielen Plätzen vergönnte er einen freien Blick auf das weite belebte Wasser. Schiffe zogen mit schwellenden Segeln vorüber und suchten nach langer Abwesenheit in anderen Weltteilen den heimatlichen Hafen auf. Boote schaukelten sich auf der Flut. Drüben, weitentlegen, waren die Elbwiesen sichtbar, hier und dort noch zwischen einsamen Gehöften anmutig von weidendem Vieh belebt.

Ueber das alles breitete die Sonne ihren matten ersterbenden Glanz und vergoldete es freundlich.

Marie war mit den Kindern durch den Park gestreift. Dann wurde die kleine Schar abgerufen, und sie konnte sich allein noch ein wenig ergehen.

Lange hatte sie von Adolf nichts mehr gehört. Seine Erklärung, die er ihr in jener verhängnisvollen Stunde gemacht, wo zwischen dem Pflegevater und seinen Kindern gleichsam der Grenzstein aufgerichtet worden war, schmerzte sie heute, verletzte ihr Gemüt, da er nichts von sich hören ließ.

Mariechen ließ sich in einer künstlichen Felsengrotte, die die Fernsicht weit ins Land über die Elbe öffnete, nieder und stützte das Haupt gedankenvoll in die Hand.

Da rauschten Schritte im dürren Laub.

Sich umſehen und ſchon von Adolfs Armen feſtumſchlungen ſein war eins.

„Welche Ewigkeit für mich, ſeit ich Dich nicht geſehen!“ rief er.

„Wirklich? Und ich wüßte nicht, was Dir im Wege ſtand.“

„Es war gut, daß Du's nicht wußteſt, weil Du Dich geängſtigt hätteſt. Ich war krank.“

„Du krank? Mein Adolf!“

Und alles Schmollen war vergeſſen, die Liebe ſtrömte über und leiſe klang Rotkehlchens ſüßes Gezwitſcher aus den Büſchen.

„Sieh dort das weite breite Waſſer,“ ſagte Adolf, ſich neben Mariechen ſetzend. „Segel und Schiffe überall. Es iſt mir an dieſem ſtillen Herbſttag oder eigentlich ſchon Wintertag, wenn mans ſtreng nimmt, zu Mut, als müßt' ich mit Dir fahren immerzu, immerzu, auf einem uferloſen Meer, — ich weiß nicht, iſt es die Zeit oder das Glück. Nein, dieſe Krankenwochen! Ich habe gebrannt von Sehnſucht nach Dir und mir tauſendmal geſagt, ſo ſoll und darf es nicht länger bleiben, öffentlich, vor aller Welt, mit goldenem Ringelein, mit allen Umſtänden und Umſtändlichkeiten müſſen wir verlobt ſein, ſonſt iſt es nichts. Freilich ſolch ein armer Zaunkönig von Sekondelieutenant wie ich, ſollte, wie alle weiſen Leute ſagen, bis zum Hauptmann warten, ehe er den Ring tragen darf. Aber was frag' ich nach den Leuten!“

„Aber nach unſrem Pflegevater!“ fiel Mariechen ein, obgleich ſie voll Glück und Wonne, wie ſie war, den Einwurf nicht ernſt meinte.

„Auch er muß die Segel streichen," sagte Adolf, den Säbel aufstoßend. „Vielleicht daß ihn, wenn er zu rühren ist, unser Glück, unsere — unsere Genügsamkeit, mit der wir entschlossen der Zukunft entgegengehen, unsere Entschlossenheit besiegt und wieder günstiger stimmt."

Mariechen schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Das glaub ich nun gewiß nicht, im Gegenteil."

„Nun dann im Gegenteil, meinethalben! Aber sage doch, was kann ihn dann rühren, wenn ihn nicht unsere Liebe rührt, bei der wir so gar nicht rechnen und keins sich sagt: Wie viel hat er? oder wie viel bringt sie mir mit? Ich finde das, da es ganz gegen den heutigen berechnenden Welttton verstößt, wahrhaft rührend für alle Zuschauer, die das selbstgenugsame Glück unserer Liebe nicht fühlen noch fassen.

Sie lachte so herzlich auf, daß das Rotkehlchen, das den Kopf horchend hingehalten hatte, fast zu ihren Füßen erschreckt aufflatterte und sich zwitschernd auf einen nahen Ast setzte.

„Fräulein Marie! Fräulein Marie!" rief es jetzt durch den Park.

Die Kinderschar brauste daher und es mußte geschieden sein.

„Also nächstesmal mit den Ringen!" sagte er und schritt freudig der Pforte zu, während ihm Mariechen aus leuchtenden Augen nachblickte, bis ihn die Straßenmauer ihren Blicken entzog.

Kurze Zeit darauf verabredeten sie schriftlich ein Zusammentreffen bei dem Pflegevater, indem sie hofften, daß er sich bereit finden werde, die Verlobung feierlich zu vollziehen und öffentlich bekannt zu machen.

Mariechen bangte vor dem Augenblick, wo der gute Pflegevater durch Ja oder Nein ihre Bitte abschlug oder gewährte. Adolf ging hinein, wie ein Soldat, der niemals zittert, in die Schlacht.

Und der alte Herr empfing sie warm und zuvorkommend, erklärte sich, wenn sie's wagen wollten, sich gleichsam auf gut Glück zu verloben, ohne Mittel zu besitzen, völlig bereit, die förmliche Verlobung zu vollziehen, und weigerte sich nur, sie in den Zeitungen zu veröffent-

lichen, da er meine, alsdann auch für das Gelingen aufkommen zu müssen, und er könne sich doch in keiner Weise verpflichten, auch nicht einmal dem Scheine nach.

Herzlich stieß er mit seinen Kindern an, sie verlebten schöne Stunden, die an die alten Zeiten erinnerten.

„Seid immer glücklich!“ sagte er mit bewegter Stimme, als sie sich von ihm verabschiedeten. „Ich hätte gewünscht, daß es in mancher Weise ganz anders gekommen wäre. Aber Ihr habt es so gewollt, Gott segne Euch und gebe, daß Ihr einst als Eheleute in engen Verhältnissen nie bereut, es so gemacht zu haben. Was mich betrifft, so trete ich nun in meine alten Geleise zurück, wie es einem einsamen Manne die letzte Zeit verschönt. Wenn die Jungen aus dem Taubenschlage ausgeflogen sind, müssen die Alten sich wieder näher rücken.“

Und so erneuerte nun der alte Herr die alte Zeit, die früheren Gewohnheiten, und seine Freunde lebten im Sonnenschein der neuen Hoffnung wieder auf.

Regelmäßig erschien Herr Potelmeier wieder im Café Giovanoly & Co., wo er der Löwe des Schachklubs war. Seine Freunde waren voll von der Liebenswürdigkeit „des teuren Potelmeier“. Ihre Familien beeilten sich, ihn als einen Wiedergewonnenen zu feiern. Die kleinen Mädchen sagten ihm zärtliche Gedichte her, und die hoffnungsreichen Buben mußten ihre Zeugnisse vorlegen.

Als Siegel auf die neuangefachte alte Freundschaft wurde der heutige Gesellschaftsabend betrachtet.

Der alte Herr hatte es sich etwas kosten lassen. Glänzender als jemals wurden die getreuen Freunde bewirtet.

Die Zungen lösten sich immermehr, der Wein rief die kühnsten Hoffnungen wach.

Auf der einen Seite des alten Herrn saß der mittellose Rat mit Familie, auf der anderen der glückliche Vater von zehn Kindern, dem Herr Potelmeier eben in freigiebigster Weise die Zusicherung neuer Zuschüsse gegeben hatte.

„Ist es denn wahr, bester Herr Potelmeier,“ forschte der Rat, „daß Ihre Pflegekinder sich verlobt haben? Also wirklich! Na, das muß man sagen, wenn Sie nicht

wären, hätte es zwischen den beiden, die von Haus aus nichts haben, zu solchem Verhältnis nicht kommen können. Ja, ja, wer so ein Pflegeväterchen mit Testament hat!"

„Haben und haben ist zweierlei," lächelte der alte Herr. „Ich bin dafür nicht verantwortlich, daß sie sich lieben, obwohl ich's im Grunde natürlich finde. Solch ein schmucker Lieutenant wie Adolf und solch anziehendes Wesen wie Mariechen — Wenn ich Lieutenant gewesen wäre, hätte ich's ebenso gemacht wie er."

„Sehr gut!" lachte der kinderreiche Vater. „Aber setzen wir hinzu: Wenn ich auch solchen reichen Pflegevater wie Herrn Potelmeier auf dem Visier gehabt hätte."

„Natürlich, natürlich!" rief es von allen Seiten. „Der bunte Rock und ein hübsches Gesicht machen nicht satt. Na, man weiß ja, wer in die Tasche greift."

„Ich aber nicht," versicherte der alte Herr, „ich nicht; um so besser, wenn es anderweitig offene Taschen giebt."

„Sperren Sie sich doch nicht," neckte der Rat. „Teuerster Potelmeier, Sie müssen dran, das steht doch so fest wie die Wahrheit, daß zweimal zwei vier ist."

„Ich meine, es ist ganz vernünftig, daß die jungen Leute jetzt auf *ihre* Rechnung lieben und leben sollen," fiel ein anderer ein. „Du lieber Himmel, was ist nicht alles für sie geschehen? "

„So viel, daß sie sich selbst weiter forthelfen können," sagte der alte Herr. „Wenn ich einmal die Augen zuthue, giebt es wohl noch andre, denen man unter die Arme greifen kann."

„Richtig!" hieß es von verschiedenen Seiten. „Sie haben die jungen Leute flügge gemacht. Wenn sie falsch fliegen oder gar nicht fliegen, wer kann dafür? Sollen Sie noch eine Prämie aussetzen? Was jung ist, mag sich durch's Leben schlagen, wie wir auch mußten."

„Auf treue Freundschaft!" rief der alte Herr und erhob sein Glas, um anzustoßen.

Es klang und tönte von allen Seiten, Händedrücken, Liebesversicherungen, Lobreden auf wahre Freundschaft und treues Zusammenhalten wechselten bunt, und als die Gesellschaft spät auseinanderging, da war nur *eine* Stimme:

„Der Potelmeier ist doch ein prächtiger Mensch, ein ganz prächtiger Mensch, eine treue Seele, die wohl einmal aus dem Geleise kommen kann, aber zuletzt doch wieder zeigt, daß ihr alte Freundschaft in erster Linie steht und daß sie das Herz auf dem rechten Fleck hat."

Vierzehntes Kapitel.

Adelaide.

Es war ein kalter Wintertag, auf den Straßen Glatteis, am Himmel weiße Schneewolken, die schwer und trübe niederhingen.

Herr Potelmeier sah nach dem Barometer und dann nach dem Thermometer und endlich nach der Uhr, die ihm sagte, daß es Zeit sei, zur Schachpartie aufzubrechen.

In seinen Mantel gehüllt, schritt er die Treppe hinab, öffnete die Hausthür und wollte eben auf die Straße treten, als er vor seinen Füßen eine weibliche Gestalt kauern sah, die vor Kälte zitterte.

„Aber liebe Frau, welch ein Aufenthalt um diese Jahreszeit!" sagte er mitleidig, als sie stumm zur Seite rückte.

Die Straße war wie ausgestorben. Sie gehört überhaupt nicht zu denen, die der Verkehr von Handel und Wandel belebt. Das naßkalte Wetter des heutigen Abends machte sie vollends öde.

Leise lösten sich aus dem Gewölke Schneeflocken los und flogen wirbelnd umher. Ein kalter Wind erhob sich und strich schneidend durch die gerade Straße.

Die Frau, in armselige Gewänder gehüllt, achtete weder auf das eine noch auf das andre, sondern lehnte, mehr einer Steingestalt als einem Menschenkind von Fleisch und Blut ähnlich, an der Thür, während ein schmerzliches Schluchzen und schweres Atmen bewies, daß sie leidend sei.

Dem alten Herrn, der sich so wohl verwahrt fühlte, war es, als müsse er ihr einen Samariterdienst erweisen, nur daß er nicht recht wußte, womit er helfen konnte.

Er zog seine Geldbörse, um ihr eine Gabe zu reichen, aber sie schien es nicht zu bemerken.

„Was fehlt Euch, liebe Frau?“ fragte Herr Potelmeier teilnehmend. „Womit kann ich Euch helfen?“

Keine Antwort.

„Ihr werdet Euch den Tod holen,“ fuhr er fort. „Ihr müßt Euch ein Unterkommen suchen.“

Heftiges Schluchzen und ein Husten, der die Brust zersprengen wollte, war die einzige Antwort.

Ein Versuch der Fremden, sich zu erheben, endete damit, daß sie ohnmächtig zusammenbrach.

Einen Augenblick stand der alte Herr ratlos da.

Die Straße war menschenleer, immer dichter rieselte der Schnee herab, immer schärfer fuhren vom Alsterbassin die Windstöße her.

Johann war fortgeschickt worden, um eine Bestellung zu machen, Kathrin im oberen Stock.

Herr Potelmeier rief nach ihr, aber umsonst.

Mit kurzem Entschluß nahm er die Unglückliche auf seine Arme und trug sie ins Haus, wo er sie zunächst auf die Matten sanft niederlegte. Dann strich er ein Streichholz an und setzte einen Gaskandelaber in Brand.

Blendend fuhr das grelle Licht über das wachsbleiche Gesicht der Frau, die die Augen wieder aufschlug.

Ein Schrei voll Schmerz und Jammer rang sich aus ihrem Herzen los, und als er erschreckt in diese Züge sah, erkannte er sie, das Leierkastenweib vom Hyde-Park! Er wußte, daß das Wesen, das ihn unendlich glücklich und dann so elend gemacht hatte, hier zu seinen Füßen lag.

Mühsam raffte sie sich auf und stand nun, von Frost und Scham geschüttelt, ein Jammerbild, vor ihm.

„Ich habe mich nicht hereingewagt,“ stammelte sie, „ich durft' es nicht wagen. Dort an der Thür wollt' ich sterben. Her mußte ich, mußte — mein Kind noch einmal sehen, mußte voll Schmerz und Reue noch einmal vor Ihnen stehen und Sie um Vergebung anflehen. Ich ahnte nicht, daß die Reise mir so rasch den letzten Stoß geben würde. Mit der letzten Kraft schleppt' ich mich auf die Schwelle dieses Hauses, das für mich so viel enthielt, und war's zufrieden, auch ohne noch einmal mein Kind gesehen und Sie angefleht zu haben, versöhnt

mit Gott, an dieser Stelle den letzten Weg zu gehen, von dem keine Wiederkehr ist."

„Komm herein, Adelaide," sagte er mild. „Gott hat uns anders geführt, als ich dachte, aber hat er je etwas versehen?"

Sie schwankte und wäre auf die Fliesen gestürzt, wenn er sie nicht mit seinem Arm gestützt hätte.

„Wo hast Du Deinen Mann?" fragte er.

„Tot!"

„Und Du bist ganz allein herübergekommen?"

„Ganz allein, nur in Begleitung meiner Krankheit und meines Elends."

„Komm herein," sagte er noch einmal und öffnete die Thür zum nächsten Zimmer.

Sie zögerte noch. „Darf ich nicht bloß mein Kind, meine Tochter sehen? Dann ist's genug, dann bin ich fertig."

Er schüttelte entschieden den Kopf und schob die Widerstrebende hinein, aufs neue nach Kathrin rufend.

Endlich war diese zur Hand und meinte schier erstarren zu sollen, als sie eine elende, armselige Frau mit allen Spuren des Elends auf dem Sofa ihres Herrn fand und den Befehl erhielt, sogleich ein Bett herzurichten und die Fremde wohl unterzubringen. Der Schrecken fuhr ihr dermaßen in die Kniee und in die Kehle, daß sie einen Augenblick wie angenagelt und sprachlos dastand und sich selbst wie von Sinnen vorkam.

Das wurde wahrhaftig immer besser! Also mit Kindern fing man an, und nachdem sie groß gezogen worden, kamen die Alten an die Reihe?

Aber sie wagte nichts drein zu reden. Der Jammer dieses Elendsbildes und die feste Ruhe ihres Herrn schnitten jeden Versuch der Gegenrede ab. Mit Johann, der eben von seinem Gange heimkam, wurde das befohlene Zimmer eiligst in Stand gesetzt und dabei die erregten Gedanken ausgetauscht.

Die Kranke wurde dann weich und warm gebettet. Kathrin besorgte das mit mehr Mitleid und Fürsorge, als man ihrer allezeit schlagfertigen Zunge zugetraut hätte. Nachdem alles gethan war, trat sie bei dem alten Herrn

ein, der in einem Sturm von Gedanken und Erinnerungen am Fenster stand und in das Dunkel hinausstarrte.

„Der Tod steht aber der Person im Angesicht," sagte sie in fragendem Tone. „Es wird doch alles nichts mehr helfen."

Herr Potelmeier ließ Johann zu sich bescheiden, fertigte in aller Eile ein Billet an Mariechen ab und ging bewegten Herzens zu der Kranken hinüber.

„Meine Tochter," rief sie mit matter Stimme, „wo ist meine Tochter? Nur noch einmal — Wie heißt sie, mit welchem Namen ist sie genannt?"

Er setzte sich zu ihr ans Bett und ließ sich erzählen, auf welche Weise sie einst ihr Kind bei ihm niedergelegt habe.

In abgebrochener Rede berichtete die Unglückliche, daß sie mit ihrem Manne verarmt und elend in der Welt umherziehend, nach Hamburg gekommen sei. Im Adreßbuche sei ihnen wider Erwarten der Name des Herrn Potelmeier aufgestoßen. Außer Stande, ihr neugeborenes Töchterlein zu versorgen und vor allerlei Jammer zu bewahren, habe sie den Entschluß gefaßt zu versuchen, ob er nicht mit dem armen Würmchen Erbarmen habe. Wie ein Blitz, der die kummervolle Nacht ihres Innern erhellte, sei dieser Gedanke durch ihr Herz gegangen. Unter tausend Freudenthränen habe sie nach einigen Tagen vernommen, daß sie sich in seiner menschenfreundlichen Gesinnung nicht getäuscht habe. Seitdem seien ihre Gebete für sein Glück nicht verstummt. Oftmals aber sei auch wie ein heißer mächtiger Strahl die Sehnsucht nach ihrem einzigen lebenden Kinde und die schmerzvolle Reue über ihre Untreue gegen ihn durch ihr Inneres gewogt. Gegen dieses heimliche Weh verschwand ihr das Gefühl für die äußeren Leiden. Der Schleier, der früher noch immer ihr Innres verdeckte und ihre Sünde gegen ihn verhüllte, zerriß. Sie suchte Gott und fand seine Gnade.

Erschüttert durch ihre Bekenntnisse, saß der alte Herr neben ihr.

Sanft nahm er ihre Hand in die seine, und wehmütig ruhte sein Blick in ihrem.

Plötzlich zuckte sie leicht zusammen, und ehe er sich's versah, war sie nicht mehr.

Eine aufreibende Nacht folgte für Herrn Potelmeier diesem erschütternden Abend.

Nachdem er Adelaiden die Augen zugedrückt und neben ihrem Lager gebetet, begab er sich, selbst müd' und matt, auf sein Zimmer.

Seine Gesundheit hatte schon lange gewankt. Ihm war zu Mut, als hätte mit diesem so schmerzvoll beglückenden Wiedersehen auch sein Leben den rechten Abschluß erhalten. Teils unruhig umherwandernd, teils an seinem Schreibtisch sitzend, verbrachte er die Nacht in großer Aufregung.

Mariechen war an dem Abend wegen eines Konzerts nicht mehr zu erreichen gewesen, und der alte Herr war zufrieden damit, daß es so gekommen. Warum das gute Kind unnötig aufregen und ihr das Herz trüben, das wie er wußte, sie ohnehin nur mit täglichem Kampf frisch obenauf hielt?

Einige Tage später bewegte sich von seinem Hause der Leichenwagen nach dem Kirchhof. Niemand folgte der Toten als der alte Herr, der auch für das Begräbnis gesorgt hatte.

Warum er die Verstorbene bei sich aufgenommen, warum ihr das letzte Geleit gegeben, blieb ein Geheimnis.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Testament.

Vor dem Hause des alten Herrn hielt alle Tage zu einer bestimmten Stunde ein leichtes Gefährt, der Wagen des Arztes.

Noch leiser als sonst schlichen Johann und Kathrin durch das Haus, man hätte meinen können, es sei ausgestorben.

Der alte Herr war erkrankt und wußte, daß er nicht wieder das Lager verlassen werde, um im Café Giovanoly & Co. seine Schachpartie zu machen.

Mariechen war so oft bei ihm wie nur möglich. Ihre Nähe verbreitete ein freundliches Licht und stilles

Wohlsein über ihn. Hand in Hand mit ihr, ließ er sich etwas vorplaudern und sie manchen Blick in seine edle Seele thun.

Auch Adolf kam öfter als sonst, nahm aber meistens recht ärgerlich vom Kranken Abschied, da derselbe wiederholt fallen ließ, daß, wenn er sterbe, der Herr Lieutenant nicht mehr seinen Zuschuß bekommen werde.

Auch die Schachfreunde versehlten nicht, sich häufig einzustellen und der Langeweile eines Krankenzimmers ritterlich zu spotten. Der alte Herr war gegen sie wie gegen jedermann so mild und gut wie nur je und nahm ebenso geduldig ihre Vertröstungen auf eine baldige Genesung „des teuersten Potelmeier" wie die Schilderungen ihrer schlimmen Verhältnisse an.

Der eine war der glückliche Vater des Dutzend hoffnungsvoller Kinder, und was das koste, das könne sich keine Menschenseele vorstellen. Der Rat hatte zum Gegenstande seiner Betrachtungen die knappen Beamtengehälter und Pensionen gemacht, die ihn mit Grauen in die Zukunft sehen ließen. Ein anderer war Familienvater von sechs Töchtern, die doch ausgestattet werden mußten, natürlich wenn sechs Eidame vorhanden waren, die aber erst in Aussicht standen, wenn die Ausstattungskosten wenigstens einigermaßen gesichert waren. Wieder ein anderer befand sich im Besitz ebenso vieler Söhne, wo denn „der teure Potelmeier" von dem, was ihn der eine Pflegesohn gekostet, leicht abnehmen könne, eine wie große Summe es sein müsse. Noch einer hatte freilich nur eine Tochter, aber seine Vermögenslage hatte sich bedenklich verschlimmert, und abermals einer, der die Deutlichkeit liebte, sprach freimütig die Erwartung aus, daß eine so edle, vortreffliche Seele, wie „der teure Potelmeier" mit seiner tiefen Herzensstimmung sich ein bleibendes Andenken sichern und, da er keine Leibeserben hinterlasse, im Testament seine Freunde zu lachenden Erben machen werde. Auch ihre Frauen seien voll Schmerz über Herrn Potelmeieres Krankheit, und wer werde ihm nachweinen und zeitlebens seinen Hügel schmücken, wenn nicht treue Freundesaugen und -Hände?

Der alte Herr hörte alles geduldig an und sagte,

sie dürfen sich darauf verlassen, daß treue Freundschaft eine gute Stätte bei ihm finde.

„Der Freundschaft die Krone!“ lächelte er. „Denn Treue und Freundschaft fallen mir zusammen, insofern wenigstens die zweite nicht vorhanden ist ohne die erste.“

Wie dunkel und unverständlich er sich über den Punkt aussprach, den die ganze Stadt gern klar gesehen hätte! Warum sagte er nicht einfach: „Weil ihr meine Freunde seid und bis zuletzt treu zu mir haltet, seid Ihr meine Erben?“

Es klopfte leise, und Adolf trat ins Krankenzimmer, um sich nach dem Befinden seines Pflegevaters zu erkundigen.

Der alte Herr streckte ihm mit besonderer Herzlichkeit die Hand entgegen.

„Gut, mein Junge, daß Du doch öfters nach dem Alten siehst!“ sagte er. „So viel Liebe ist noch zuletzt um mich her, daß ich dem lieben Gott sehr dankbar bin. Ich war eigentlich immer ein einsamer Mann und doch hab' ich gelernt, daß niemand ganz einsam ist, der sein Herz nicht mit Willen zuthut.“

„Und Du hast Dein Herz gegen so viele geöffnet, besonders auch gegen mich und Mariechen,“ versetzte Adolf warm, indem er seinen Groll vergaß.

„Aus Deinem Munde hör' ich das gern, nicht um meinet-, sondern um deinetwillen,“ sagte der alte Herr. „Weißt Du, das Sprüchwort ist nicht umsonst da: Undank ist der Welt Lohn! Da thut es einem wohl, Menschen zu finden, die sich immer das empfangene Gute vorhalten und ihre Erkenntlichkeit nicht davon abhängig machen, ob sie später auch noch etwas bekommen. Das sind die besten und liebenswürdigsten Menschen, und ihrer wartet sicherlich noch manches Glück und mancher Segen.“

Eine stumme Pause entstand, während welcher ein seltsames Lächeln die Lippen des alten Herrn umspielte.

„Eins, denk' ich, soll man mir nach meinem Tode nicht zum Vorwurf machen können,“ sagte er dann, „nämlich daß ich treulos und undankbar gewesen bin. Alle, die mir irgendwie nahe gestanden, werden mir dies Zeugnis geben, wenn mein Testament eröffnet ist.“

Die treuen Freunde warfen sich, freudig aufatmend, verständnisvolle Blicke zu, auch Adolfs Augen vergrößerten sich.

„Aber ich bin ein närrischer alter Mann," sagte Herr Potelmeier mehr zu sich als zu den andern. „Eben predige ich, daß eine treue Gesinnung ihren Lohn in sich selbst trägt und nun fang' ich mit dem Testament an, als ob ich damit Erwartungen erregen könnte!"

Also wieder ein Guß kaltes Wasser auf das Feuer der Hoffnung! — und die Häupter der Freunde hingen wie geknappte Distelköpfe.

In gedämpfter Stimmung entfernten sie sich, und auch Adolf, den der Dienst fortrief, verließ das Krankenzimmer.

Gleich darauf kam Mariechen.

Das Gesicht des alten Herrn erglänzte bei ihrem Eintritt. Ihre Hand in der seinen haltend, fragte und plauderte er allerlei über ihr Leben und ihre Zukunft und erzählte ihr dann scherzend von dem Ansturm, den er ausgehalten hatte.

„Glaube mir, Kind," sagte er, „ich schätze darum die Freundschaft nicht geringer, wir sind alle von Hause aus armselig und irdisch und das Leben in dieser Welt mit seinen Mängeln und Bedürfnissen hält unseren besseren Menschen sehr nieder. Ich freue mich, über dergleichen viel milder zu denken als früher. Aber wir wollen wieder von Dir sprechen. Ich glaube, Du bist wirklich immer aufrichtig dankbar gewesen, eine, die nicht das Ihre gesucht hat. Wenn ich mich darin nicht getäuscht habe, wird Deine reine Gesinnung Dein Glück sein. Alles, was ich habe, möchte ich für Dich zusammenhäufen. Es würde über das Grab hinaus meine Freude sein."

Der alte Herr drückte bewegt die Hand des jungen Mädchens, das sich zärtlich zu ihm niederbeugte.

„Auch der Adolf liebt Dich von ganzem Herzen, liebster Papa," sagte sie eifrig.

„Eine vortreffliche Braut!" lachte er. Nun ja, tritt nur für ihn ein, es ist mir ganz recht, ihr gehört ja zusammen. Es ist mir jetzt eine wahre Beruhigung, daß mein Mariechen an ihm eine Stütze hat. Übrigens will

ich Dir nur gestehen, daß ich Euch doch alle in meinem Testament bedacht habe. Die andern bekommen jeder tausend Thaler, Du aber zweitausend."

Mariechen war gerührt von der Liebe und dem Vertrauen ihres Pflegevaters. Sie hatte wirklich nie etwas mehr erwartet und fühlte sich ohnehin zu vielem Dank verpflichtet.

Der alte Herr hatte richtig geahnt. Trotz aller ärztlichen Bemühungen stand er von seinem Krankenbett nicht wieder auf.

„Herr Potelmeier ist tot!" Diese Kunde durchlief am nächsten Morgen die ganze Straße, die halbe Stadt.

Nach seiner Bestimmung wurde gleich nach seinem Abscheiden das Testament eröffnet, auf dessen Inhalt alle Bekannten ausnehmend gespannt waren.

Die Überraschung war groß. Alle Nahstehenden hatten die kleine Summe von eintausend Thalern geerbt, nur Mariechen das doppelte.

Aber was sollte mit der andern Hinterlassenschaft werden, die, wie allbekannt war, sich auf hunderttausende belief? Ein darauf bezügliches Dokument sollte erst nach dem Begräbnis geöffnet werden.

Auch die gute Stadt Blankenthal war mit eintausend Thalern bedacht worden, und nach dem letzten Willen des alten Herrn mußte sie davon, wie auch von Tag und Stunde des Begräbnisses unverzüglich in Kenntnis gesetzt werden.

Eine sonderbare Klausel, über die alle Welt den Kopf schüttelte, befand sich in dem Testament, laut welcher nur diejenigen Erben ihre tausend Thaler bekommen sollten, die dem alten Herrn **nicht** die letzte Ehre erwiesen.

Adolf und Mariechen trafen miteinander die Vorbereitungen zum Begräbnis. Mit Gefühlen der Wehmut durchwanderten sie die Räume, wo sie als Kinder Aufnahme gefunden hatten und wo ihre Liebe aufgeblüht war.

Als sie in das Sterbezimmer zurückkehrten und an dem Sarge standen, schmiegte sich Mariechen an den Geliebten.

„Adolf," sagte sie leise, „ich habe etwas auf dem Herzen. Wär' es nicht schändlich von uns, wenn wir den lieben

Toten seinen letzten Weg allein antreten ließen? Sage selbst, hat er nicht so viel für uns gethan, daß wir's ihm nie genug danken können?"

„Du meinst, wir sollen folgen, obgleich er die Klausel des Testaments dazwischen geschoben hat."

„Das that er nur aus Bescheidenheit," sagte sie überzeugungsvoll, „ich weiß es gewiß. Er war immer so. Er wollte denen, die von seinem Testament viel mehr erwartet hatten, in dieser rauhen, kalten Winterszeit den weiten kalten Weg zum Friedhof ersparen und auch den letzten Gang allein gehen. Aber können wir's über das Herz bringen, zu Hause zu bleiben?"

„Ganz recht, Liebchen, aber bedenkst Du auch wohl, daß wir um die dreitausend Thaler kommen, die wir nötig brauchen?"

„Laß sie fahren, liebster Adolf! Ist es unser Verdienst, daß wir bisher keinen Mangel gehabt haben? Wir müssen glauben, wir müssen vertrauen! der Segen über dem und die Freude an dem, was recht ist, gilt mehr als solche Summe. Ich will Dir gestehen, daß ich noch Ersparnisse habe — o er war so gut gegen mich! — und mein Gehalt kann ich zum größten Teil dazu legen. Siehst Du, so kommen die nächsten Zuschüsse für Dich heraus, und für später ist schon gesorgt."

„Wie denn, Herz?"

„Nun, liebster Adolf, der, der uns bis heute geführt und versorgt, ist ja der Lebendige."

Adolf lächelte.

„Er hat uns doch jetzt gerade das Geld gegeben, und nun sollen wir es von uns stoßen?"

„Nein, nein, Adolf, nur vertrauen, daß sein Segen über eine That, die uns das Herz gebietet, alles reichlich ersetzen wird."

„Adolf, thu' es mir zu Liebe, ich bitte dich, laß uns ihm das letzte Geleit geben!"

Am Tage des Begräbnisses hielt nur eine einzige Kutsche vor der Thür, die dem Leichenwagen folgte.

Kopfschüttelnd standen die Nachbarn an den Fenstern.

„Ein sonderbarer alter Herr, daß er sich das Gefolge verbeten hat!" hieß es überall.

„Nur der Geiſtliche begleitet den Leichenwagen.“

Aber an der Friedhofspforte drängt ſich trotz Wind und Wetter ziemlich viel Volks, lauter arme Leute, denen der Entſchlafene in aller Stille wohlgethan hatte. Nicht die Thränen lachender Erben floſſen, ſondern Thränen von ſolchen, die ihm ſeine Liebe nie vergeſſen wollten, obgleich ſie nach ſeinem Tode nichts mehr erwarten konnten.

Als der Leichenwagen die Stadt noch nicht verlaſſen hatte, ſchloß ſich ihm noch eine zweite Droſchke an. Adolf und Mariechen ſaßen darin. Er hatte ſie freiwillig abgeholt, da ihm an dem Morgen des Begräbniſſes der Gedanke unerträglich war, für den Preis von dreitauſend Thalern eine Ehren- und Liebespflicht zu verkaufen.

„Komm,“ hatte er kurz geſagt, „Du biſt im Recht, wir folgen trotz alledem!“

Da wor ſie ihm an den Hals geflogen, und ihre Augen hatten geſtrahlt wie nie. Und nun folgten auch ſie dem alten Herrn, der ſo viel für ſie gethan.

„Laß die Leute reden, was ſie wollen, und unſeren Entſchluß lächerlich finden,“ ſagte ſie, „mir iſt ein Stein vom Herzen, den ich zeitlebens behalten haben würde.“

Er nickte zuſtimmend und drückte einen Kuß auf ihre Hand.

Und nun wurde unter dem Geſange: „Auferſtehn, ja, auferſtehn wirſt Du“ der Sarg hinabgeſenkt, und es regnete Kränze und Blumen darauf von vielen treuen dankbaren Händen.

„Wir haben recht gethan,“ ſagte Adolf, als er mit Mariechen zurückkehrte, und das iſt mir genug. „Ueber das verlorene Geld wollen wir nicht mehr ſprechen.“

Der nächſte Tag nach dem Begräbnis war für die Eröffnung des Anhangs zum Teſtament beſtimmt.

Mit ganz außerordentlicher Spannung, die, weil die Zeitungen über das ſeltſame Teſtament Berichte gebracht hatten, allgemein war, ſah Jedermann dem Ergebnis entgegen. Irgendwo mußte doch das große Vermögen bleiben. Die gute Stadt Blankenthal hatte einen Vertreter zur Eröffnung des Nachtrages geſchickt und durch ihn nachträglich einen Kranz auf das friſche Grab legen laſſen. Wenn ſich das

Gerücht, daß ſie die Univerſalerbin ſei, beſtätigte, ſollte auf ihre Koſten ein koſtbares Grabdenkmal hergeſtellt werden.

Da auf einmal flog es wie ein Kanonenſchuß durch die Stadt, war in allen Blättern zu leſen, lief von Mund zu Mund, das Gerücht:

„Wer der Treuſte und Dankbarſte iſt, ſoll mein Erbe ſein. Da aber hierüber niemand entſcheiden kann und jeder ſich für den Dankbarſten hält, ſo ſoll derjenige der Univerſalerbe ſein, der, obwohl es ſcheint, daß er dadurch die 1000 reſp. 2000 Thaler verliert, trotzdem meiner Leiche folgt; ſind es aber mehrere, ſo ſoll mein Vermögen zu gleichen Teilen unter ihnen geteilt werden."

Das war wie ein Blitzſtrahl vom Winterhimmel.

Ja, wenn man das vorher gewußt hätte!

O weh, du gutes Blankenthal! Beinah hätteſt Du alles bekommen.

Das Gericht erkannte, daß unbeſtreitbar Adolf und Mariechen die Univerſalerben ſeien.

Adolf aber, als der Beſcheid eintraf, rief ſeinen Burſchen.

„Karl!"

„Herr Lieutenant!"

„Ich habe das ewige Anſchreiben ſatt. Gehe zu Schneider, Schuſter, Kaufmann, alle ſollen die Rechnungen ſchicken."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

„Und eine Flaſche Roten bring' auch mit, mein Magen iſt ganz ſchwach von allem Waſſer.

Bald darauf hielt ein überglückliches Paar ſeinen Einzug im Hauſe des alten Herrn, und oftmals ſah man es aus der Thür treten und den Weg zum Friedhofe einſchlagen, um die Kränze treuer Erinnerung auf das Grab des Herrn Potelmeier zu legen.

4. Altes Gold.

Die vorstehende Erzählung hat mich mit ihren getäuschten Erblustigen an ein altes Sprichwort erinnert, welches lautet:

Baust du dein Glück aufs Erben,
Wird es dir leicht zu Scherben.

Und darin steckt, meine ich, ein gut Stück goldener Weisheit, deren Beherzigung tausenden zu empfehlen wäre.

Man hat dies Sprichwort hier und da auch wohl in anderer Gestalt; da lautet es so:

Wer sich verläßt aufs Erben
Mag als ein Narr versterben.

Allein in dieser Gestalt macht es doch wohl ein wenig zu starken Gebrauch von dem Rechte, welches die deutschen Sprichwörter zu einem großen Teile für sich in Anspruch nehmen, nämlich frei von der Leber weg zu reden und den Leuten ohne besonders feine Redensarten die gute Wahrheit zu sagen.

Es dürfte in dieser Gestalt außerdem doch auch ein klein wenig an der Wahrheit vorbeischießen. Denn ob auch Derjenige, welcher sich aufs Erben verläßt, so lange er

dies thut, den unfeinen Ehrentitel verdient, den ihm das Sprichwort gibt, wenn es mit ihm zum Sterben geht, nimmt es doch auch mit seiner Narrheit ein Ende. Wenn er dann nämlich erfährt, daß ihn all sein Hoffen und Harren auf eine reiche Erbschaft im Stiche gelassen hat, weil etwa derjenige oder diejenigen, die er zu beerben gedacht, ihm nicht den Gefallen gethan hatten, vor ihm das Zeitliche zu segnen; wenn er vielleicht gar deshalb die Wahrheit des Sprichwortes in seinem Leben erprobt hat: „Wer mit der Hoffnung fährt, hat die Armut zum Kutscher“: dann muß er ja jetzt doch einsehen, daß er eben ein Narr gewesen ist. Das einzusehen, ist aber bekanntlich der Anfang der Weisheit. Und wenn ihm auch dieser Weisheitsanfang nicht mehr viel nützen kann, weil der herannahende Tod ihm die Möglichkeit nimmt, die gewonnene Weisheit zu verwerten, er stirbt doch mit derselben, stirbt also keineswegs als ein Narr, in so hohem Maße er auch während seines Lebens einer gewesen ist.

Wir halten uns lieber deshalb an die höflichere Form des Sprichwortes, die wir zuerst gegeben haben, und die das Gute hat, nach allen Seiten der Wahrheit zu entsprechen.

Denn es wird ja darin nur gesagt, daß ein Glück, welches aufs Erben gebaut sei, leicht zu Scherben werden könnte, keineswegs aber in Abrede gestellt, daß einer, der sein Glück aufs Erben baut, auch wirklich einmal einen vollen, unzerbrochenen Glückstopf finden könne, wie es hier und da einem sogenannten „Glückspilze“ widerfährt, der eine Erbschaft nach der andern einthut und auf diese Weise ohne alle Mühe und Beschwerde reich wird.

Man darf dann freilich in einen solchen unzerbrochenen Glückstopf nicht allzutief hineinschauen, ob denn auch alles, was darinnen ist, wirklich den Namen „Glück“ verdient, man muß sich bei der landläufigen Ansicht beruhigen, daß „reich sein“ gleichbedeutend sei mit „glücklich sein“.

Allein wie selten sind doch im Ganzen solche Glückspilze, denen der Hoffnungsbau, welchen sie auf einen reichen Erbonkel oder eine reiche Erbtante gebaut haben, nicht zu Scherben wird, etwa so wie der Hoffnungsbau, den sich

jenes bekannte Milchmädchen in Gedanken aufbaute, als sie auf dem Kopfe ihre Milch zu Markte trug, und den Gewinn berechnete, der ihr aus dem Gelde erwachsen sollte, welches sie für ihre Milch zu lösen gedachte, der ihr aber mit Einem Male im eigentlichen Sinne des Wortes zu Scherben wurde, als sie in ihrer Herzenslust an den schönen, glänzenden Zukunftsbildern, die sie sich in Gedanken ausmalte, einen Freudensprung that und dabei ihre Milchtöpfe zu Boden fallen ließ.

Wenn indessen der „Glückspilze" auch noch so viele wären, denen ihr Bau wirklich gelingt, so behält dennoch oft genug das Sprichwort auch bei ihnen Recht.

Denn wie häufig geschieht es, daß solche, die sich reich geerbt haben, nun alsbald von dem so leicht erlangten Reichtum den möglichst schlechten Gebrauch machen, daß sie übermütig und üppig werden und in maßloser Verschwendung das Geld zum Fenster hinaus werfen! Was ihnen ohne Mühe und Schweiß zugefallen ist, kann ja für sie nicht den Wert haben, den der Ertrag treuer, mühevoller Arbeit für den fleißigen Arbeiter hat. Ehe sie sich's versehen, sind sie auf dem leinenen Boden ihres Geldsackes angelangt und können als lebendige Beispiele für die Wahrheit des Sprichwortes gelten: „Wie gewonnen, so zerronnen!" — Ihr Glück liegt in Scherben da und ist um so gründlicher zerbrochen, da sie in den Tagen des flotten Lebens sich der ehrlichen Arbeit entwöhnt haben und sich nun auch nicht mehr aufraffen können, auf diesem allein sicheren Grunde das zerbrochene Glück neu und dauernd aufzubauen. Es heißt dann bei ihnen wohl wie beim ungerechten Haushalter im Evangelio: „Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln", und ihr Ende ist in hundert Fällen auch dasjenige des ungerechten Haushalters: sie suchen durch Lug und Betrug und allerlei Mittel, die Gott verboten hat, ihr Leben zu fristen.

Oft freilich geht es auch umgekehrt bei solchen reich gewordenen Erblingen. Sie verfallen nämlich dem filzigsten Geize, weil ihnen über dem Einsacken der ererbten Reichtümer der Appetit nach solchen von Tag zu Tage wächst. Wer aber wollte sagen, daß es dann um deren Glück

beſſer beſtellt ſei? Kommt es doch ſogar in nicht ſeltenen Fällen ſoweit, daß das Sprichwort bei ihnen zutrifft: „Der Geiz muß Hunger leiden, weil der Teufel den Schlüſſel zum Geldkaſten hat“, und ebenſo das andere: „Der Geiz macht ſich ſeine Höllenfahrt ſauer“.

Allein wie kommt es doch im großen und ganzen durchaus anders bei denen, die ihr Glück aufs Erben bauen und flott mit der Hoffnung durchs Leben kutſchieren! Wie bleibt der Glücksbau in den meiſten Fällen ein leeres Luftſchloß, das über kurz oder lang unaufhaltſam einfällt, ſei es, daß das Glückshaus derer, die beerbt werden ſollten, ſelber über Nacht zuſammenbrach, oder ſei es, daß die, welche für den wirklichen Glücksbau die klingenden Bauſteine liefern ſollten, auf einmal ihrerſeits ganz unerwartete Einfälle bekamen! Oder iſt es etwa eine ſo große Seltenheit, daß ein alter Hageſtolz, deſſen Erbſchaft mit voller Sicherheit erwartet werden konnte, doch noch auf den Einfall kommt, ſich in ſeinen alten Tagen zu verheiraten, ungeachtet der zärtlichſten verwandtſchaftlichen oder freundſchaftlichen Liebe, die man ihm gewidmet hatte, trotz der unſäglichen Geduld, mit der alle ſeine Launen und Abſonderlichkeiten von den Hoffenden ertragen worden waren, um ihn nur bei gutem Willen zu erhalten? Kommt es etwa nicht vor, daß ſolch ein alter, unzweifelhafter Erbonkel mit einem Male ſein bereits zu Gunſten der hoffenden Erben gemachtes Teſtament wieder umſtößt und in aller Stille ſein Vermögen der treuen Haushälterin vermacht, ſo daß bei der Teſtaments-Eröffnung die vermeintlichen Erben das leere Nachſehen haben und mit langen Geſichtern abziehen müſſen?

Ach, und die bekannten holländiſchen oder oſtindiſchen Erbſchaften, die ſeiner Zeit das Fundament zu unzähligen Luftſchlöſſern hergeben mußten und wohl heute noch hergeben! Wie manches Lebensglück haben die ſchon zu Scherben werden laſſen, über wie manche vorher glückliche und zufriedene Familie ſchon Elend und Verderben gebracht!

Denn da wurde in Ausſicht auf die reiche Erbſchaft ſchon im voraus in floribus gelebt; da wurde die Arbeit an den Nagel gehängt; da wurden leichtſinnige Schulden

gemacht! Als es sich nun endlich herausstellte, daß zwischen dem reichen Erblasser und den hoffenden Erben höchstens eine entfernte Namensähnlichkeit bestehe, aber auch nicht die Spur von einem wirklichen verwandtschaftlichen Verhältnisse; da waren wohl die Schulden da, da war die Arbeitsscheu und die Gewöhnung an ein flottes Leben da, aber von der geträumten wahren Erbschaft auch kein roter Heller! Das Glück lag in Scherben!

D'rum baue du dein Glück nur ja nicht aufs Erben, diesen trügerischen Grund! Muß doch an und für sich schon das Glück in einem sehr zweifelhaften Lichte erscheinen, welchem der Tod eines Menschen erst den Weg bahnen muß und dessen Erwartung fast unwillkürlich dazu führt, den Tod dieses Menschen herbeizuwünschen!

Nein baue du dein Glück auf einen besseren Grund! Baue es auf treue, ehrliche Arbeit, welche du dir unermüdlich angelegen sein lässest! Kommt dann das Glück in Gestalt von Reichtümern über dich, so nimm es in demütiger Dankbarkeit dahin als eine Segensgabe, die dir der Herr zufallen ließ und gebrauche es, wie es sich gebührt. Kommt es aber nicht in dieser glänzenden Gestalt, so freue dich und danke Gott, wenn es in Gestalt eines ruhigen, zufriedenen Lebens kommt, bei dem das Apostelwort zur Wahrheit wird: „es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen!"

Vergiß aber nur ja nimmer, daß es Eine Erbschaft gibt, auf die man mit voller Sicherheit sein Glück, sein wahres, ewiges Glück, bauen kann, und die keinem, der einen Anspruch daran gewonnen hat, in eitelen Dunst oder in ein leeres Nichts zerfließt. Das ist das Erbteil, welches Gott der Herr droben im großen Vaterhause allen seinen Kindern schenken will, das unvergängliche, unbefleckte, unverwelkliche Erbe, das behalten wird im Himmel allen, die aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werden zur Seligkeit (1. Petri 1, 4. 5).

Lerne nur darauf bei Zeiten dein Glück bauen in gläubiger Hoffnung, dann wird es dir in Ewigkeit nicht zu Scherben werden!

5. Ein Rätſel.

Nimmſt du mich ganz ſo wie ich bin,
Beſtehend aus vier Zeichen,
So gruſelt's dir, wenn du nur denkſt,
Ich könnte dich erreichen.

Denn ich bin ein unlieber Gaſt,
Der nirgends bringt Behagen,
Man bietet ſorgſam alles auf,
Mich ſchleunigſt zu verjagen.

Im Garten wie am Krankenbett
Mag man mich gern entbehren,
Und zeig' ich mich von ferne nur,
Sucht man mich abzuwehren.

Der Bube nur, der hat mich gern
Und harrt mit Sehnſucht meiner;
Denn ich bin ihm ein guter Freund,
Der Freuden bringt wie keiner.

* * *

Nimmſt du auch das erſte Zeichen vorn' am Kopfe mir nun fort,
Bleib' ich dennoch ein Geſelle, den man haßt an jedem Ort.
Stahl und Eiſen können ſelber mir nicht einmal widerſteh'n,
Wenn ich ſie mit Macht angreife, iſt es bald um ſie geſcheh'n.

* * *

Fort noch einmal ein Zeichen am Kopf,
So werd' ich wohl höher geachtet,
Doch immer noch mit geheimer Angſt
Von vielen Leuten betrachtet.

Denn ob auch mit heiterem Sonnenſchein
In der Regel ich Einzug halte,
So führ' ich doch ſcharfe und ſpitze Wehr,
Die ſchädlich für Junge und Alte.

* * *

Erſt wenn du noch einmal den Kopf
Mir abhauſt ohne Schonen,
Kann jedermann ohn' Sorg' und Angſt
Und Schaden bei mir wohnen.

Wenn du mich dann nur leiſe ſprichſt,
Dazu dein Finger dräuet,
So ſchweiget alles rings umher
Was ſich vor dir nur ſcheuet.

* * *

Nun rathe mich,
Wer bin ich?

6. Noch eins.

Zuerſt bin ein Saft ich, dann werd' ich zum Stein,
Doch ſoll ich als ſolcher dir dienlich ſein,
So mußt du — 's iſt wahrlich zum Lachen! —
Mich naß erſt wieder machen.

7. Anekdote.

Ein berühmter Dichter, welcher in einem kleinen, aber reizend gelegenen Städtchen wohnte, das wegen ſeiner ſchönen Umgebung von vielen Vergnügungs-Reiſenden beſucht zu werden pflegte, hatte das Unglück, daß er in einem Reiſehandbuche als eine „Merkwürdigkeit" des beſagten Städtchens aufgeführt wurde. Da letzteres nun an Merk- und Sehenswürdigkeiten keinen Ueberfluß hatte,

ſo wollte natürlich keiner das Städtchen verlaſſen, ohne ſeinen berühmten Bewohner beſucht oder doch wenigſtens geſehen zu haben.

Die einfache Folge war, daß der arme Mann in den Jahreszeiten, welche die Luſtreiſenden flügge zu machen pflegen, von Beſuchern überlaufen wurde, die ihn kennen lernen wollten, ihm ſelber aber nur höchſt ſelten eine wirklich angenehme Bekanntſchaft eintrugen, ſondern meiſtenteils nichts anderes als verdorbene Zeit und geſtörte Behaglichkeit.

Kam doch eines Tages ſogar ein ſtorchbeiniger, in unergründlichen Vatermördern ſteckender Engländer in ſein Haus, der ebenſo gut Deutſch ſprach, wie unſer Dichter engliſch, nämlich ſo gut wie gar nicht. Nachdem der Engländer ſtehenden Fußes ſeinen Mann ein paar Augenblicke gehörig angeglotzt hatte, machte er kurz Kehrt und ſagte zu dem ihn begleitenden Lohndiener: „Ah beautiful! Uat koſt' das!“

Was thut endlich der geplagte Dichter, um ſich vor ſolchen und ähnlichen ungebetenen Gäſten Ruhe zu verſchaffen?

Er läßt ſich ein Plakat drucken, worauf mit den größten Buchſtaben, über welche der Buchdrucker des Städtchens verfügen konnte, folgende Verſe zu leſen waren, und heftete dasſelbe an einer allen ſichtbaren Stelle in ſeinem Hausflure an. Die Verſe lauteten:

Wer ohne Zweck mich beſucht,
Erweiſt mir eine Ehr',
Wer fortbleibt, der fürwahr
Erfreuet mich gar ſehr.

Nicht wahr, lieber Leſer, man kann nicht gerade ſagen, daß das höflich war? Aber deutlich war es und geholfen ſoll's auch haben.

8. Eine andere.

In M..... war einmal gar geſunde Zeit. Doktor und Apotheker ſchauten trübſelig drein; denn ihr Weizen wollte gar nicht ans Blühen kommen. Niemand wollte krank werden, noch viel weniger wollte jemand ſterben.

Letzteres verdroß besonders den Totengräber, dessen Gebühren ohnehin jüngst von dem Stadtrate herabgesetzt worden waren, weil sich etliche Leute darüber beschwert hatten, daß in M..... das Sterben noch teurer sei, als das Leben.

Was thut mein Totengräber? Er richtet an den Stadtrat ein Gesuch um Gehalts-Erhöhung, oder doch um eine Unterstützung aus der Stadtkasse und begründet dasselbe mit dem großen Worte:

„Wenn kein Mensch stirbt, kann der Mensch nicht leben."

---

9. Feurige Kohlen.

Eine Erzählung.

Wo von denen in der Heiligen Schrift geschrieben steht, weiß hoffentlich der geneigte Leser, und sollte er's nicht wissen, so könnten wir ihm verschiedene Stellen nennen, sowohl im Alten wie im Neuen Testamente, worin geboten ist, daß man auf das Haupt seines Feindes „feurige Kohlen" häufen solle.

Was das heißen soll, könnte nun freilich jeder, der es noch nicht wüßte, leicht erfahren, wenn er in den Sprichwörtern Salomonis, Kap. 25, V. 21 u. 22 oder im Briefe an die Römer Kap. 12, V. 20 nachlesen wollte, was dort geschrieben steht. Allein ich bin der Meinung, daß man Gottes Wort am besten verstehen lernt, wenn es einem in lebendigen Beispielen gepredigt wird, und will deshalb die nachfolgende Geschichte erzählen, die mir von einem guten Freunde mitgeteilt worden ist. Daraus kann jeder leicht lernen nicht nur, was es heißt, feurige Kohlen auf des Feindes Haupt häufen, sondern auch, daß es durchaus keine solche Unmöglichkeit ist, dies zu thun, wie das natürliche Menschenherz glaubt.

In dem Dörfchen ..... bach standen zwei Häuschen neben einander, die äußerlich sehr viel Ähnlichkeit mit einander hatten. Denn sie hatten beide nur ein einziges Stockwerk, auf welchen vorn heraus noch ein Dach-

stübchen gebaut war; sie hatten beide dieselben ungetünchten Lehmwände, dieselben windschiefen Dächer, und dieselben kleinen Fensterchen, deren zerbrochene Scheiben mit Lumpen verstopft, oder mit geöltem Papier überklebt waren. Trat man durch die gebrochenen Thüren, die schief in ihren Angeln hingen, herein, so fand man in beiden auch dieselbe Armut: Unmittelbar hinter der Hausthüre einen niedrigen Herd aus Lehmsteinen, über welchem aus dem vom Rauch geschwärzten Schornsteinbusen an einer sägenartig ausgezackten Eisenstange ein rußiger Kessel herabhing; daneben ein Küchengestell, auf welchem einige Töpfe, Schüsseln und Teller standen, denen teilweise nicht unbeträchtliche Stücke ausgebrochen waren; links die Thüre zu einem kleinen Wohnzimmer, das etwa zwölf Fuß im Gevierte maß und außer einem dürftigen Bette neben dem kleinen Öfchen nur mit einem massiven tannenen Tische, zwei weidengeflochtenen Stühlen und zwei tannenen Bänken ausgestattet war, von welchen die eine vorne an der Fensterwand her durch eiserne Kloben festgehalten wurde; unmittelbar neben der Stubenthüre ein niedrigeres Thürchen, welches in das hinter der Küche, oder besser: hinter dem Vorplatze herlaufende Kämmerchen führte.

Aber es zeigte sich dem Eintretenden doch sofort ein gewaltiger Unterschied zwischen den beiden Häuschen. Während nämlich in demjenigen, welches dem Gemeinde-Backhause zunächst stand und von dem Maurer Weber bewohnt wurde, ein grenzenloser Schmutz sich überall bemerklich machte, herrschte in dem anderen, worin der Korbflechter Mirbach hauste, eine außerordentliche Reinlichkeit, die sich sogleich dem Eintretenden in der wohlthuendsten Weise kund gab.

Noch größer aber war der Unterschied zwischen den Bewohnern der beiden Häuschen. Der Maurer Weber war ein starker, rüstiger Mann mit einem hochgeröteten Gesichte, dem unverkennbar der Branntwein den größten Teil seiner Farbe geliefert hatte. Er kam auch selten ganz nüchtern von der Arbeit heim und gewöhnlich gab es dann zum Feierabende noch ein kleines Familienfest, zu welchem das Heulen der drei Kinder und der Frau, mit-

unter auch das Klirren von zerschlagenen Geräten die unliebliche Musik lieferte. Von Gebet und Gottes Wort war im Hause Webers keine Rede, Schimpfen und Fluchen vertraten vielmehr die Stelle des Morgen- und Abendsegens. Denn Frau Weber hatte eine sehr geläufige Zunge und ließ dieselbe ohne jeglichen Rückhalt spielen, wenn sie erzürnt war. Und das war sie so ziemlich den ganzen Tag. Sie stammte nämlich aus einer ziemlich wohlhabenden Familie des benachbarten Dorfes; hatte sich aber leichtsinniger Weise an den rohen Maurer Weber gehängt, als derselbe, ein schöner, stattlicher Bursche, vom Militär zurückkam und ihn gegen den Willen der ihrigen geheiratet. Dadurch war sie denn mit ihrer ganzen Familie zerfallen. Nun hätte zwar Weber die seinigen recht gut ernähren können, da er sein Handwerk verstand und ein gesuchter Arbeiter war; allein er hatte unter den Soldaten das Branntweintrinken zu gut gelernt und war demselben vollständig verfallen. Von seinem Wochenlohn brachte er selten soviel heim, daß es auch nur für zwei Tage gelangt hätte, und doch begehrte er, daß ihm seine Frau alle Tage etwas Ordentliches auf den Tisch bringen sollte; denn er hatte Appetit für Zweie. Frau Weber hatte anfangs mit guten und mit bösen Worten versucht, ihren Mann herumzubringen, aber vergebens; sie mußte sehen, wie Thaler um Thaler das Vermögen draufging, das sie ererbt hatte, und wie sie bald mit ihren Kindern hungern werde. Dadurch war sie denn zuletzt innerlich ganz verbittert worden und hatte sich endlich darauf beschränken gelernt, durch scharfe Worte ihrem Unmute über das unaufhaltsam hereinbrechende Verderben Luft zu machen, dem sie keinen wirksamen Damm entgegensetzen konnte. Sie ließ schließlich Alles gehen, wie es gehen mochte, so daß die wirkliche Armut nicht lange mehr auf sich warten ließ. Wenn unter solchen Verhältnissen bei einem fast immer betrunkenen, rohen Vater, bei einer stets keifenden, mißmutigen Mutter, die drei Kinder des Weber'schen Ehepaares wohl geraten wären, hätte man es geradezu als ein Wunder ansehen müssen. Sie konnten ja im Elternhause keine ruhige, frohe Stunde finden; was war da natürlicher, als daß sie sich draußen herum-

trieben, und nachdem sie dafür einmal Geschmack gewonnen hatten, auch viel lieber neben als in die Schule gingen? Sie hörten, wenn sie daheim waren, nichts als rohes Schimpfen, in welchen es am Ende die Mutter dem Vater noch zuvorthun konnte, was war da begreiflicher, als daß sie selbst roher und immer roher wurden? Sie mußten endlich so oft hungrig vom Tische gehen und noch dazu anhören, daß sie von den Eltern als eine drückende Last betrachtet wurden; was lag da näher, als daß sie jede Gelegenheit aufsuchten, draußen ihren Appetit zu befriedigen und dabei jede Achtung vor fremdem Eigentum außer Augen setzen lernten?

Besonders der Franz, Webers Erstgeborener, ein flämmiger Bursche von dreizehn Jahren, genoß den nicht sehr feinen Ruhm, ein ausgeheckter Tagedieb, ein roher, frecher Patron, und ein geriebener Feld- und Obstdieb zu sein. Seine natürliche Gutmütigkeit konnte ihn gegen die verderblichen Einflüsse nicht hüten, welche die häuslichen Verhältnisse und der Mangel jeder Erziehung auf ihn üben mußten. Und als er gar nach seiner Confirmation mit dem Vater auf die Arbeit gehen mußte, um auch einmal ein Maurer zu werden, und da denn vom frühen Morgen bis zum späten Abende die wirksamsten Vorbilder in Roheit und im Branntweintrinken vor Augen hatte, da konnte es nicht ausbleiben, daß er immer tiefer sank und der Schrecken des ganzen Dorfes wurde.

Wie sah es dagegen so ganz anders in dem Nachbarhäuschen bei dem armen Korbflechter Mirbach aus! Zwar mußte auch hier sehr oft Schmalhans den Küchenmeister machen; und wer den bleichen, kränklich aussehenden Vater, die, wahrscheinlich in Folge von harter Jugendarbeit, ganz schief verwachsene Mutter, und dann das Häuflein von sechs Kindern ansah, für deren Unterhalt der kümmerliche Ertrag der Korbflechterei hinreichen sollte, mußte sich nur wundern, daß die Kinder nicht alle den Bettelsack umhängen hatten, und nicht statt der immer sauberen, wenn auch vielfach geflickten Kleidchen, in lauter Lumpen einhergingen.

Aber in dem Häuschen Mirbach's wohnte der Friede, und die innigste Anhänglichkeit verband die Familien-

glieder unter einander. Da hörte man den ganzen Tag über kein Fluchen und Schelten, kaum nur einen kleinen Streit zwischen den Geschwistern, die doch in den verschiedensten Lebensaltern standen und in den kleinen Räumen des Häuschens enge genug zusammengepfercht waren, um zu gegenseitigen Reibereien häufige Veranlassung zu finden. Wer aber auch nur einen flüchtigen Blick auf das Leben in dem kleinen Häuschen warf, mußte sogleich begreifen, wie das zuging.

Da hatte jedes der Kinder seine bestimmte Arbeit, durch die es, wenn die Schule zu Ende war, zum allgemeinen Unterhalte nach seinen Kräften mit beitragen helfen mußte; ja man war fast geneigt zu sagen, jedes Kind habe seinen bestimmten Platz in dem engen Stübchen, so fest und unbeweglich saßen alle, die schon mitarbeiten konnten, und richteten die Weiden zu, die der Vater mit flinker Hand zu Körben flocht oder thaten sonstige Handlangerdienste.

War Mirbach außer dem Hause, um Weiden zu sammeln oder fertige Körbe auszutragen, so saß die ganze Gesellschaft um die Mutter versammelt, die dann mit der ältesten Tochter, der etwa zwölfjährigen Katharine, die schadhaften Kleider flickte oder flink die Stricknadeln klappern ließ, um für das Dutzend kleiner Füße die nötige Bekleidung zu besorgen. Aber wiederum war alles so ruhig, als ob das Häuschen kaum bewohnt sei; denn Frau Mirbach erzählte dann die schönsten Geschichten und verstand dies so meisterlich, daß alle Ohren an ihrem Munde hingen, und daß die Größeren alles aufboten, die Kleinsten zu beruhigen, wenn die einmal ungeduldig werden wollten.

Was aber das Beste war, in dem armen Korbflechterhäuschen hatte auch Gott und Gottes Wort seine Wohnung. Kein Tag wurde ohne Morgensegen begonnen, keiner ohne Abendsegen beschlossen, und wenn es zu Tische ging, stand die ganze Familie mit gefalteten Händen um den nur zu oft dürftig besetzten Tisch, und die alten schönen Tischgebetchen gingen eines nach dem andern durch die Runde.

Daß zwischen den beiden Familien Webers und Mirbachs kein besonders reger nachbarlicher Verkehr stattfand, läßt sich nach dem Gesagten leicht vermuten. Frau Weber war anfangs zu stolz gewesen, mit der armen Korbflechtersfrau viel Gemeinschaft zu suchen; später aber, als es sie drängte, bei der stillen, ruhigen Frau Trost zu suchen, wurde ihr dieser zwar nicht versagt; allein Frau Mirbach, die deutlich genug sah, daß die Schuld an dem Rückgange des nachbarlichen Hauswesens keineswegs allein an dem Manne lag, konnte sich nicht enthalten, der Nachbarin zugleich mit ihren freundlichen

Trostesworten auch manche gute Ermahnung mit auf den Weg zu geben. Das hätte sich denn die Frau Weber ganz wohl dürfen gefallen lassen, da sie ein gut Stück jünger war als die Ermahnerin; aber sie that es nicht, sondern ging stets brummend nach Hause, wenn ihr die Nachbarin ein wenig ins Gewissen geredet hatte, und kam immer seltener herüber, zuletzt gar nicht mehr.

„Was soll ich mir von der armseligen Person noch die Leviten lesen lassen?" dachte sie. „Ich bin selbst alt genug zu wissen, was sich für mich schickt, und wie ich meinen Sack anzuhängen habe. Und so lange die Weisheitslehren der Frau Nachbarin sich nicht stark genug erweisen, ihr selber auf einen grüneren Zweig zu verhelfen, und der Hungerleiderei ein Ende zu machen, mag sie dieselben nur ruhig für sich behalten".

Für den kräftigen, lebenslustigen Maurer Weber war der bleiche, schmächtige Korbflechter drüben auch kein passender Kumpan. „Die dürre Vogelscheuche", wie er Mirbach zu nennen pflegte, war ihm nur ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, und wenn ihm seine Frau, wie sie es anfangs that, den fleißigen häuslichen Korbflechter als Muster hinstellte, schlug er allemal eine helle Lache auf.

„Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, Lieschen", sagte er spottend, „dann will ich mir die Vogelscheuche zum Muster nehmen. Vielleicht gefalle ich Dir dann besser, als jetzt. Aber einstweilen ist mir's doch lieber, daß ich ein wenig anders geraten bin."

Bei solcher Stellung der Eltern zu einander konnte auch zwischen den Kindern der beiden Nachbarhäuser kein besonders freundlicher Verkehr stattfinden. Kamen sie zusammen, was ja unvermeidlich war, wie sehr auch Mirbach es zu verhindern suchte, so gab es allemal Unfriede und Streit, der aber unter hundert Fällen neunundneunzig Mal von Webers wilden Rangen herrührte. Besonders der Franz Weber konnte die stillen Nachbarskinder nicht leiden und that ihnen allen nur erdenklichen Schabernack an. Während der schulpflichtigen Zeit hielt ihn dabei zwar noch der Stock des Schulmeisters einigermaßen in Schranken, als er aber erst confirmiert war und nun mit

dem Vater auf die Arbeit ging, durften sich Mirbachs Kinder abends nach der Feierstunde kaum mehr vor die Thüre wagen, ohne sich seinen Roheiten und Grobheiten auszusetzen. Nur an Katharinchen schien Franz mehr und mehr Gefallen zu finden, als dasselbe allmählich zu einem bildhübschen Mädchen heranwuchs. Sie ließ ihn zwar allemal ziemlich kurz ablaufen, wenn er sich an sie heranmachen und mit ihr plaudern wollte; aber nichts desto weniger wußte er es immer so einzurichten, daß er in ihre Gesellschaft kam, wenn sie am Sonntagnachmittage mit ihren Gespielinnen spazieren ging und brachte es dadurch soweit, daß man anfing, Katharinchen wegen ihres treuen Liebhabers zu necken.

Das war aber zu viel für das sittige Mädchen, die den rohen Burschen nie hatte leiden mögen, und als er sich wieder einmal bei einem Sonntags-Spaziergange in ihre Nähe gedrängt hatte und mit ihr ein Gespräch anknüpfen wollte, kanzelte sie ihn vor allen ihren Kameradinnen so derb ab, daß er unter dem lauten Hohngelächter aller Mädchen abziehen mußte.

Von nun an war zwischen Franz und Katharinchen offener Kriegszustand, und als am nächsten ersten Mai morgens vor Mirbachs Thüre ein großer Haufen Häckfel lag, durfte Katharinchen nicht lange fragen, von wem diese Beschimpfung herrühre.

Es wurde nämlich in .... bach noch eifrig die uralte Sitte gepflegt, daß die Burschen des Dorfes in der ersten Mainacht den Mädchen ihre Zu- oder Abneigung kund gaben, ihre Zuneigung nämlich dadurch, daß sie ihnen grüne frische Birkenstämmchen, sogenannte Majen, mit schönen Bändern geziert, vor ihre Fenster pflanzten, ihre Abneigung aber dadurch, daß sie ihnen einen Sack voll Häckfel oder Spreu vor die Hausthüre schütteten.

Es war für das Katharinchen ein wahres Glück, daß Franz schon bei der ersten Aushebung, zu welcher er sich stellen mußte, zum Soldaten genommen wurde und für drei Jahre aus dem Dorfe scheiden mußte. Sie hatte doch nun vor den Nachstellungen des ungeschlachten Menschen eine Zeit lang Ruhe.

Aber auch für sie kam bald die Zeit, daß sie dem Elternhause den Rücken kehren mußte, um einen Dienst anzunehmen, da die zweite Schwester soweit herangewachsen war, daß sie der Mutter eine kräftige Stütze sein konnte. Es wurde ihr nicht schwer, in der nicht weit entlegenen Stadt einen guten, ruhigen Dienst zu finden, in welchem sie zwei Jahre blieb und die Möglichkeit fand, ihren Eltern fast ihren ganzen Lohn zu geben, da sie ihre eigenen Bedürfnisse beinahe ganz mit den Geschenken ihrer guten Herrschaft bestreiten konnte. Nach Hause kam sie freilich während dieser zwei ersten Jahre nicht so oft, als sie es gewünscht hätte; denn ihre Frau war kränklich und konnte nicht wohl der sorgsamen Pflege entbehren, die ihr Katharinchen leistete. Aber sie blieb doch durch

ihre Geschwister, die öfters in die Stadt kamen, mit dem Elternhause und dem Heimatsdorfe in steter Verbindung.

So hörte sie denn auch, daß der Franz Weber auf Urlaub dagewesen sei und als stattlicher Soldat die Kirchweihe mitgemacht habe. Er schien aber noch der alte Unhold zu sein; denn er habe sich am ersten Tage stark betrunken, und eine furchtbare Schlägerei sei durch ihn in den Gang gekommen.

Wie froh war da Katharinchen, daß sie von der Erlaubnis ihrer Herrschaft, zu dieser Kirchweihe auch nach Hause zu gehen, keinen Gebrauch gemacht hatte, weil ein besonders heftiger Krankheitsanfall ihrer Herrin sie zurückhielt! Leider schlug dieser Krankheitsanfall zum Tode der Leidenden aus. Die Haushaltung löste sich in Folge dessen auf, und Katharinchen mußte sich einen anderen Dienst suchen, da ihr bisheriger Herr zu einer verheirateten Tochter zog. Reich beschenkt wurde sie entlassen und konnte ihren Eltern, bei denen sie einige Wochen verweilte, ein namhaftes Sümmchen Geld zustellen, welches diesen gerade jetzt bei Beginn des Winters sehr zu Statten kam.

Katharinchens zweiter Dienst in der Stadt, den sie sogleich nach ihrer Rückkehr von den Eltern antreten mußte, war weniger gut, als der erste. Sie erhielt zwar einen hohen Lohn, aber die neue Herrschaft war eine von denjenigen, welche ihre Dienstboten nur als eine Art höherer Haustiere anzusehen pflegen und die Menschen in ihnen ganz vergessen. Von einer freundlichen Behandlung, wie sie Katharinchen bei ihrer ersten Herrschaft erfahren hatte, war hier keine Rede, obwohl das stille Mädchen alles aufbot, es der Herrschaft recht zu machen und ihr keinen Anlaß zum Tadel zu geben.

Es war in der Mitte des Sommers, da erschien eines Tages der alte Mirbach selbst bei der Tochter, und Katharinchen konnte sogleich an dem Gesichte des Vaters merken, daß etwas Schlimmes zu Hause vorgefallen sein müsse.

So war's denn auch. Die gute alte Ziege, welche bisher die Milch für die Haushaltung geliefert hatte, war gefallen, und Mirbach war nicht im Stande, aus eigenen

Mitteln eine neue anzuſchaffen. Da kam er denn mit der Bitte, Katharinchen möge helfen und ſich ſechs Thaler auf ihren Lohn voraus geben laſſen.

Natürlich war Katharinchen ſogleich dazu bereit, und bat geziemend die Herrſchaft um den kleinen Vorſchuß. Da kam ſie aber übel an.

„Daraus kann nichts werden", war die Antwort. „Wir ſind Dir Deinen Lohn erſt zu Neujahr ſchuldig und wollen nicht noch einmal geprellt werden, wie vor zwei Jahren, als uns die Grete durchging, nachdem ſie den größten Teil ihres Lohnes voraus genommen hatte."

Vergebens waren alle Bitten, alle Verſprechungen, Katharinchens, daß ſie es gewiß nicht ebenſo machen würde; vergebens vereinigte auch Mirbach ſeine Bitten mit denen ſeiner Tochter und ſtellte ſeine Not in der beweglichſten Weiſe vor.

„Nichts da!" eiferte die erzürnte Hausfrau und verließ die Küche, indem ſie ziemlich vernehmlich äußerte: „Es iſt doch ein wahres Elend, wenn man mit ſolchem Lumpenpack in Berührung kommt."

Tief bekümmert verließ Mirbach das Haus, nachdem er noch im Vorbeigehen erzählt hatte, daß der Franz Weber von den Soldaten zurückgekommen ſei, und daß es bei dem reichlichen Verdienſte jetzt in Webers Hauſe hoch hergehe.

Katharinchen war ebenfalls tiefbekümmert, daß ſie den armen Eltern hatte nicht helfen können; aber ſie war noch tiefer verletzt durch das harte Wort ihrer Herrin, das ſie und ihre Eltern zum „Lumpenpack" ſtempelte. Die Thränen des Schmerzes und der Entrüſtung ſtanden ihr immerfort in den Augen.

Etwa vier Tage, nachdem Mirbach dageweſen, mußte eine Reparatur am Schornſteine des Hauſes vorgenommen werden. Wie erſtaunte aber Katharinchen als unter den beſtellten Maurern auch Franz Weber mitkam! Er hatte ſich, wie er erzählte, mit ſeinem Vater vereinigt und in der Stadt Arbeit angenommen. Während ſeine Mitarbeiter auf den Speicher hinaufgingen, ihre Arbeit zu beginnen, trat er ein paar Minuten bei Katharinchen in die Küche ein, benahm ſich jedoch ſo manierlich und

freundlich, daß ihm das Mädchen vertrauensvoll mitteilte, was ihr ſo ſchwer auf dem Herzen lag.

„Ei, ſieh da!“ rief plötzlich die Hausfrau, die, unbemerkt von Katharinchen aus dem Zimmer getreten war, „fängt die Perſon auch noch Liebſchaften an und holt ſich ihre Liebhaber gar in die Küche herein!“

„Scher' Er ſich ſofort aus der Küche an Seine Arbeit!“ herrſchte ſie mit hochrotem Geſichte Franz Weber zu. „Und Du,“ fuhr ſie zu Katharinchen fort, die beſchämt an den Spülſtein getreten war, „kannſt in acht Tagen Dein Bündel ſchnüren und Dir einen andern Dienſt ſuchen. Solche Perſonen wie Du eine biſt kann ich nicht in meinen Dienſten brauchen!“

Katharinchen wollte etwas erwidern und ſich rechtfertigen, aber die erzürnte Frau ließ ſie nicht zu Worte kommen.

„Schweig' mir ſtille!“ rief ſie. „Ich will kein Wort hören. Ohnehin merke ich nur zu deutlich, daß es Dir bei mir nicht mehr gefällt, weil Du ſchon ein paar Tage ein Geſicht machſt, als wollteſt Du die ganze Welt vergiften. Was ich geſagt habe, dabei bleibt es!“

„Nun, dann ſoll's mir auch recht ſein,“ antwortete Katharinchen erzürnt, „eine Herrſchaft, die ſich ſo gegen ihr Geſinde benimmt, wie Sie, finde ich leicht wieder!“

Wie erſchrak aber Katharinchen, als die Hausfrau am Abend das Silberzeug nachzählte und mit Einem Male rief: „Da fehlen ja zwei ſilberne Eßlöffel!"

„Das iſt nicht möglich," rief Katharinchen, „ich habe noch beim Putzen die volle Zahl gehabt und alle zuſammen auf den Küchentiſch gelegt."

„Nun, ſo zähle ſelbſt nach," antwortete die Hausfrau, „da wirſt Du ſehen, daß es nicht bloß möglich, ſondern wirklich iſt, wie ich geſagt habe."

Und richtig, zwei Löffel fehlten. Katharinchen mochte ſuchen, wie ſie wollte, mochte Tiſche und Stühle wegrücken, von den beiden Löffeln war nirgends etwas zu ſehen. Ihre Verlegenheit wuchs von Minute zu Minute, das Blut ſtieg ihr ins Geſicht, ihre Hände begannen zu zittern.

Mit Einem Male ſchien der Hausfrau, die das Suchen des Mädchens und ſeine wachſende Verlegenheit ſchweigend beobachtet, ein Licht aufzugehen. Sie drehte ſich kurz nach der Thüre um und ſprach mit offenbarem Hohne: „Sorge, daß bis morgen früh die Löffel zur Stelle ſind, oder ich ſehe mich genötigt, den Diebſtahl beim Gerichte anzuzeigen!"

„Um Gottes willen!" ſchrie da Katharinchen laut auf, „Sie werden doch keinen Verdacht auf mich haben, daß ich die Löffel geſtohlen habe?"

„Habe ich denn davon etwas geſagt?" frug mit einem boshaften Lächeln die Frau und ging aus der Küche.

Wer beſchreibt das Entſetzen Katharinchens, als ſie ſich ſo mit Einem Male dem ſchmählichen Verdachte des Diebſtahls ausgeſetzt ſah! Denn, wenn auch allerdings ihre Frau nicht geradezu dieſen Verdacht ausgeſprochen hatte, ſo konnte doch Katharinchen denſelben bei ihr herausfühlen. Und mußte nicht, wenn das Gericht einſchritt, der Umſtand ſie wirklich ſehr verdächtig machen, daß ſie heute frühe das von dem Vater erbetene Geld von ihrer Herrſchaft nicht hatte erhalten können? Mußte ſich nicht ganz einfach daran die Vermutung ſchließen, ſie habe zu dem verzweifelten Mittel des Diebſtahls gegriffen, um dem Vater aus der Not zu helfen? Hatten nicht die beiden Löffel ungefähr denſelben Wert, den ſie an Geld von ihrer Herrſchaft begehrt hatte?

Bei solchen Gedanken kam plötzlich eine wahre Verzweiflung über das arme Mädchen. Sie setzte sich hin und fing laut an zu weinen. Dann sprang sie wieder auf und begann aufs neue keuchend und schluchzend nach den Löffeln zu suchen, aber nur, um sich aufs Gewisseste zu überzeugen, daß sie fehlten. Wieder sank sie auf den Stuhl nieder, da ihre Kniee sie fast nicht mehr tragen wollten. Jetzt in ihrer furchtbaren Seelenangst fand sie aber auch den rechten Zufluchtsort, wohin sie sich um Hülfe zu wenden habe.

„Barmherziger Gott!“ flehte sie, das Gesicht auf die gefalteten Hände gestützt und die thränenden Blicke nach oben gerichtet, „barmherziger Gott, hilf Du mir in meiner Not! Du weißt ja, daß ich unschuldig bin, verlasse Du mich nicht und bringe ans Licht, was im Finstern verborgen ist! Dir will ich vertrauen, daß Du mich nicht zu Schanden werden lässest.“

Nun kam Ruhe über das geängstete Herz, der nächste Segen jedes gläubigen Gebetes. Katharinchen konnte jetzt ihre verwirrten Gedanken sammeln, und als sie nun überlegte, wer etwa außer ihr und der Hausfrau in der Küche gewesen sei, seit sie die silbernen Löffel nach dem Putzen auf den Küchentisch gelegt hatte, fiel ihr sofort ein, daß Franz Weber einige Minuten in der Küche gewesen sei, als sie ihm ihre Not klagte.

Sollte der am Ende die Löffel unbemerkt weggenommen haben? Sie vergegenwärtigte sich die Stelle, wo er gestanden habe und konnte sich nicht verhehlen, daß es ihm von dort aus wohl möglich gewesen sei, nach dem Küchentische über den Rücken hinzureichen. Aber durfte sie ihn so ohne Weiteres des Diebstahls anklagen? Daß er zu einem solchen fähig sei, durfte sie nicht abläugnen.

Aber war er nicht gegen seine frühere Art freundlich zu ihr gewesen; und hatte mit offenbarer Teilnahme ihren Klagen zugehört? Sollte er in demselben Augenblicke darauf gesonnen haben einen Schurkenstreich an ihr zu begehen? Aber außer ihm war doch kein Fremder in der Küche gewesen; es konnte kaum anders sein, als daß er die Löffel gestohlen.

Sie wollte noch hinein zur Hausfrau, dieser ihren Verdacht mitzuteilen, aber die Thüre war bereits verschlossen. Mit schwerem Herzen suchte Katharinchen ihr Lager und befahl noch einmal im herzlichen Gebete ihre Sache dem Herrn.

Am anderen Morgen, als die silbernen Löffel noch immer nicht aufgefunden waren, ließ die Hausfrau sofort die Sache dem Gerichte anzeigen, wie sie am Abende schon gedroht hatte. Sie schien über Nacht sich noch in ihrem Verdachte befestigt zu haben, daß Katharinchen die Löffel genommen habe, um ihrem Vater aus der Not zu helfen. Denn, als ihr Katharinchen von dem Maurer sprach, der einige Minuten bei ihr in der Küche gewesen sei und sie als Nachbarskind begrüßt habe, und dabei, ohne es ausdrücklich auszusprechen, doch in ihren Worten durchschauen ließ, daß dieser möglichenfalls den Diebstahl begangen haben könne, erwiderte die Frau mit emporgezogenen Achseln und höhnischem Gesichtsausdrucke: „Kann sein, kann auch nicht sein! Das Gericht wird wohl alles herausbringen!"

Auch die flehentliche Bitte Katharinchens, das Gericht doch nicht herbeizuholen, da sie sich ja gern den doppelten Wert der Löffel von ihrem Lohne wollte abziehen lassen, war noch ein Grund mehr für die Hausfrau, die Schuld des Mädchens als unzweifelhaft anzusehen. Sie blieb unerbittlich und sagte:

„Verloren sind die Löffel nicht, sonst hättest Du sie wiedergefunden, also sind sie gestohlen, und einen Diebstahl in meinem Hause lasse ich nicht vertuschen, wer ihn auch begangen haben mag."

Das Gericht kam; Katharinchens Kämmerchen, sowie ihre Kiste und ihre Kleidungsstücke wurden aufs Genaueste durchsucht, aber vergeblich. Als Katharinchen im Verhöre den Franz Weber als den einzigen nannte, der in der

Küche gewesen sei, wurde auch dieser ins Verhör genommen und durchsucht; allein ohne jeglichen Erfolg. Nur die gräßlichsten Verwünschungen gegen Katharinchen, die ihre Schuld auf ihn schieben wollte, waren das Ergebnis des mit dem Franz angestellten Verhörs.

Kurz, Katharinchen mußte ins Gefängniß wandern, da die Verdachtsgründe gegen sie zu schwer wogen, als daß der Richter hätte auf die Beteuerungen ihrer Unschuld hören dürfen, welche sie unter heißen Thränen und verzweifeltem Händeringen vorbrachte. Wer beschreibt den Schrecken des armen Mirbach, als er hörte, daß das Katharinchen, sein und seiner Frau Liebling, wegen Diebstahls festgenommen sei, und als auch er nach der Stadt beordert wurde, um von dem Gerichte vernommen zu werden! Wie versicherte er unter strömenden Thränen, sein armes Kind sei unschuldig, und so gern es auch gewiß dem Vater in seiner Not geholfen haben würde, so sei es doch nimmermehr fähig, um deswillen nach fremdem Gut zu greifen!

Da jeder sichere Beweis mangelte, und Katharinchen, sowie ihr Vater, bei dem Richter den unwiderstehlichen Eindruck hinterließen, daß sie beide ohne Schuld seien, so erfolgte nach dreiwöchentlicher Untersuchungshaft Katharinchens Freisprechung. Aber konnte die ihre Ehre wieder herstellen, wenn nicht der wirkliche Dieb ermittelt wurde? Blieb nicht in den Augen aller, welche sie nicht näher kannten, der Verdacht auf ihr haften, daß sie dennoch die Diebin, aber nur schlau genug gewesen sei, die Löffel gehörig verborgen zu haben? Hier in der Stadt, wo jedermann die Geschichte wußte, konnte sie unmöglich bleiben; aber auch nach Hause zurückzukehren und von allen ihren Kameradinnen sich vielleicht scheel ansehen zu lassen, dünkte ihr unmöglich. So war sie denn von Herzen froh, als

ihr eine Geſindevermieterin, zu welcher ſie ſich ſogleich nach ihrer Freiſprechung begab, die Stelle eines Hausmädchens auf einem ziemlich weit entfernten größeren Gute antrug.

„Zeugniſſe brauchſt Du dort nicht, wenn ich Dich empfehle," ſagte die Frau, die mit dem weinenden Mädchen herzliches Mitleid empfand; „denn ich habe ſelbſt auf dem Gute lange gedient, und die gnädige Frau hält noch heute große Stücke auf mich."

Nach einem ſchmerzlichen Abſchiede von ihren Eltern, die dazu in die Stadt gekommen waren, trat Katharinchen die neue Stelle an, und bedurfte nur kurze Zeit, um ſich durch Fleiß und Gefälligkeit das volle Vertrauen der Gutsherrin zu gewinnen. Nach ihrer Vergangenheit fragte man nicht, und wenn ſie anfangs morgens mit verweinten Augen aus ihrem Kämmerchen herunter kam, ſo wurde das einfach dem Heimweh zugeſchrieben. Schon nach Verlauf des erſten Jahres ſaß Katharinchen in der Gunſt und in dem Vertrauen der Gutsherrin ſo feſt, daß dieſe ihr ohne Bedenken, das ganze Hausweſen überließ, wenn ſie, wie es öfters geſchah, mit ihrem Manne auf mehrere Tage verreiſte.

Zu dem Gute gehörte eine alte Kloſter-Ruine, die nicht weit von dem herrſchaftlichen Wohnhauſe lag, verſteckt unter hohen, alten Ulmen, die den prächtigſten Schatten boten. Der Baron von W .... (ſo hieß der

Gutsbesitzer) hatte dort unter den weitästigen Ulmen ein paar lauschige Plätzchen herrichten lassen, wo er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern die heißen Sommernachmittage zuzubringen pflegte. Beim Aufräumen des Mauerschuttes hatte er auch einen verschütteten Brunnen angetroffen und den Entschluß gefaßt, denselben wieder in stand setzen zu lassen, ob er vielleicht durch denselben dem Wassermangel abhelfen könne, der sich im heißen Sommer auf dem Gute recht drückend geltend machte. Dieser Entschluß schien überdies sehr leicht ausführbar zu sein; denn als der Baron durch seine eigenen Knechte den obersten Schutt, der die Mündung des Brunnens bedeckte, hatte wegräumen lassen, war man in einer Tiefe von etwa zwei Fuß auf eine Steinplatte gestoßen, die offenbar den Brunnen zudeckte. Wenigstens klang es, wenn man auf die Platte klopfte, hohl, so daß man annehmen durfte, keinen weiteren Schutt darunter zu finden.

Da indes der Baron wohl wußte, wie gefährlich das Aufräumen solcher alter Brunnen sei, da sich in denselben die schädlichsten Dünste ansammeln, die jedem, der sie unvorsichtig einatmet, augenblickliche Betäubung und sogar den Tod bringen können, so war er, um das Leben seiner Leute nicht zu gefährden, davon abgestanden, die Ringplatte sogleich aufbrechen zu lassen und hatte sich einen Maurermeister aus der Stadt verschrieben, welcher mit derartigen Arbeiten vertraut war.

Es war ein wunderschöner Augusttag. Der Baron war mit seiner Familie auf einige Tage verreist, und da Knechte und Mägde auf dem Felde vollauf zu thun hatten, so war Katharinchen ganz allein im Hause. Da ertönte die Klingel an der verschlossenen Hausthüre, und als Katharinchen nachsah, meldete sich der Maurermeister aus der Stadt, welcher mit seinen Gesellen gekommen war, die Arbeit an dem Brunnen zu beginnen. Obwohl der Baron nicht zu Hause war, wollte der Mann dennoch die Arbeit in Angriff nehmen, um den Gang mit seinen Leuten nicht vergeblich gemacht zu haben.

Katharinchen, die dagegen nichts einwenden konnte, verschloß das Haus und ging mit dem Maurermeister, ihm die Stelle zu zeigen, wo sich der Brunnen befand.

Wie erſchrak ſie aber, als ſie unter den Geſellen, die draußen vor dem Hofthore auf den Meiſter warteten, Franz Weber erblickte! Wie ſtürmte die Erinnerung an die ſchweren Stunden auf ſie ein, die ihr dieſer Menſch bereitet hatte! Denn daß er und kein anderer im Hauſe ihrer früheren Herrſchaft den Diebſtahl begangen hatte, infolge deſſen ſie drei Wochen unſchuldig hatte im Gefängnis ſitzen müſſen, ſtand ihr außer allem Zweifel. Und wie ſah Franz Weber jetzt aus! Verlumpt und zerriſſen, mit den unverkennbaren Spuren unmäßigen Branntweingenuſſes im Geſichte bot er ein Bild, welches allein ſchon hingereicht hätte, Katharinchen mit Entſetzen zu erfüllen, wenn ſie auch die höhniſchen, frechen Blicke nicht bemerkt hätte, mit welchen der heilloſe Burſche ſie anſchaute. Sie anzureden wagte er jedoch nicht, weil der Meiſter mit ihr im Geſpräche war.

Kaum hatte Katharinchen ihm die Stelle des Brunnens gezeigt, als ſie ſpornſtreichs nach dem Hauſe zurückeilte und ſorgfältig das Hofthor hinter ſich verſchloß. Sie hatte ſich indeſſen von ihrem Schrecken erſt notdürftig erholt, da klopfte es ſchon wieder draußen an dem Hofthore.

„Wer iſt da?“ rief Katharinchen, da ſie ſich fürchtete, ohne weiteres das Hofthor aufzuſchließen.

„Der Meiſter läßt fragen,“ war die Antwort, „ob er nicht eine lange Leiter bekommen könne; die unſere reicht nicht bis auf den Boden des Brunnens. Auch möchte er eine geladene Piſtole haben, um in den Brunnen zu ſchießen, ehe Jemand hinunterſteigt. Ich ſoll beides holen, wenns zu haben iſt.“

Jetzt ſchloß Katharinchen arglos das Hofthor auf, da ſie an der Stimme zu erkennen glaubte, daß der Einlaß Begehrende ein anderer ſei als Franz Weber. Allein kaum hatte ſie geöffnet, ſo ſtand der Gefürchtete vor ihr und hielt mit leichter Mühe den Thorflügel zurück, den das erſchrockene Mädchen ſofort wieder ins Schloß zu werfen verſuchte.

„Ei, ei, Katharinchen,“ ſagte er mit einer höhniſchen Lache, „iſt das denn die Art, wie man einen alten Bekannten und guten Freund begrüßt, wenn man ihn nach

langer Zeit wiederſieht? Ich glaube gar, Du fürchteſt Dich vor mir? Denkſt wohl daran, daß Du mich einmal in Nummero Sicher haſt bringen wollen, wegen der lumpigen Löffel, die ich mitgehen hieß?

Es war Katharinchen bei dieſer bodenloſen Frechheit des rohen Burſchen, als ob ſie zuſammenbrechen müßte; die Kniee zitterten ihr und ſprachlos ſtarrte ſie dem höhniſch Lachenden in das Geſicht.

„Na," fuhr dieſer fort, indem er ſich an dem ſichtbaren Entſetzen des Mädchens weidete, „brauchſt Dich nicht vor mir zu fürchten. Ich bin ein guter Kerl und habe alles vergeben und vergeſſen. Aber komm, laß uns da drinnen nach einer Piſtole ſehen, die der Herr Baron wohl ſicher neben ſeinem Geldſchrank hängen hat. Eine Leiter, die wir brauchen können, ſehe ich dort an der Scheune hangen."

Damit ging er keck auf die Hausthür zu, und Katharinchen, die nicht im Stande war, ihm den Eingang zu wehren, wenn er ihn erzwingen wollte, folgte zitternd nach.

„Bleibe hier," keuchte ſie endlich mühſam, als Franz ſchon die Hausthüre in der Hand hatte, „ich will Dir die Piſtole holen; ich weiß, wo ſie iſt, und Du findeſt ſie doch nicht."

„Nein, ich will lieber mit Dir gehen," antwortete Franz lächelnd, „Frauensleute können nicht mit Schießgewehren umgehen, und Du könnteſt Dich am Ende noch mit der Piſtole beſchädigen. Es wäre ja auch möglich, daß da drinnen wieder ein paar ſilberne Löffel wären, die Luſt hätten, einen kleinen Ausflug in die Welt zu machen, und denen könnte ich ja dann ihre Luſt nicht befriedigen."

Das arme Mädchen ſtand wie erſtarrt, als der freche Menſch ſo ohne alle Scheu den Grund bekannte, warum er in das Haus wolle. Um Hülfe zu rufen war vergeblich; es würde ſie niemand gehört haben. Plötzlich fuhr ihr aber ein Gedanke durch den Sinn, deſſen Ausführung ſie aus ihrer Not retten konnte, und der wieder Leben in ihre erſtarrten Glieder zu bringen ſchien. Wie ein Pfeil flog ſie nach der Hundehütte, wo eine rie-

ſige Dogge angekettet lag, die grimmig knurrend nach dem Fremden hinſchaute, und mit raſchem Griffe hatte ſie die Kette des Tieres gelöſt, ehe Franz, der ſchnell hinzu-

ſprang, es hindern konnte. Nur mit Mühe konnte Katharinchen dem Hunde wehren, daß er ſich ſofort auf Franz warf.

„So," ſagte ſie tiefaufatmend, als wäre ihr ein Stein von der Bruſt gefallen, „wenn wir denn durchaus zuſammen in das Haus gehen ſollen, ſo geht der auch mit. Komm Hektor!"

Franz knirſchte mit den Zähnen; denn er begriff wohl, daß er dem rieſigen Thiere gegenüber nichts ausrichten könne.

„Warte, Hexe, das gedenk' ich Dir!" ziſchte er aus den zuſammengepreßten Zähnen hervor, während ihm die Röte des Zorns in das Geſicht ſtieg, und ſeine Fäuſte ſich ballten. „Aber ich kriege Dich noch. Ich weiß, daß Du Geld haſt, oder doch leicht Dir welches verſchaffen kannſt. Wenn Du mir bis morgen Abend, wenn wir von hier weggehen, nicht zwanzig Thaler verſchaffſt, ſo ſollen alle Knechte und Mägde hier auf dem Hofe erfahren, daß Du ſchon einmal im Gefängniſſe geſeſſen haſt. Dann ſind Deine guten Tage hier vorbei. Ich hatte gedacht, mir das Sümmchen, und vielleicht auch noch eine Kleinigkeit mehr, ſelbſt aus dem Geldſchranke des Herrn Baron zu nehmen; aber es iſt ſo am Ende noch beſſer. Nun richte Dich danach".

Es fehlte nicht viel, ſo wäre Katharinchen bei dieſen Worten in Ohnmacht gefallen; denn daß Franz mit ſeiner Drohung Ernſt machen würde, ſtand ihr außer Zweifel. Glücklicherweiſe aber kam in dieſem Augenblicke ein anderer Geſelle zum Thore herein, den der Meiſter nachgeſandt hatte, zu ſehen, wo Franz ſo lange bliebe. Da mußte ſie ſich notwendig aufraffen und zuſammen nehmen, wenn nicht der Neuangekommene merken ſollte, daß zwiſchen ihr und Franz etwas Beſonderes vorgefallen ſei, und durch etwaige Fragen dem ſchlechten Menſchen Veranlaſſung geben, jetzt ſchon ſeine boshafte Drohung wahr zu machen.

„Dort hängt eine Leiter, wie Ihr ſie ſucht," rief ſie nach der Scheune deutend, wo mehrere Leitern an großen Haken hingen, „nach einer Piſtole will ich droben einmal ſuchen."

Damit eilte ſie ins Haus, deſſen Thüre der Hund inzwiſchen bewachte, und kam nach wenigen Augenblicken

mit einer Piſtole zurück, die allerdings im Schlafzimmer des Barons gehangen hatte, jedoch ungeladen.

„Was kann uns die ungeladene Piſtole helfen?“ rief Franz, als er die Waffe unterſucht hatte. „Schaffe uns auch Pulver und Zündhütchen, daß wir das Ding gebrauchen können.“

„Das kann ich nicht,“ antwortete Katharinchen; „denn der Gewehrſchrank des gnädigen Herrn, in welchem das Schießzeug liegt, iſt verſchloſſen.“

„Nun, dann behalte auch das unnütze Ding da!“ rief Franz, indem er Katharinchen mit finſterem drohendem Blicke anſah und ihr die Piſtole vor die Füße warf.

Hierauf entfernten ſich die beiden mit der Leiter, die ſie ausgeſucht hatten, und Katharinchen verſchloß ſchnell wieder das Hofthor. Sie ließ ſich auf einer Bank, die vor dem Hauſe ſtand, nieder und brach in bitteres Weinen aus. Dadurch wurde ihr allerdings die von Angſt und Schrecken gepreßte Bruſt etwas leichter; aber mit den Thränen kamen auch allmählich die Gedanken daran, was aus ihr werden ſollte, wenn Franz ſeine Drohung wahr machen und ihr auch hier die Ehre und den guten Namen rauben ſollte. Wohl kam ihr einen Augenblick der Gedanke, die Forderung des Böſewichts aus ihren eigenen Erſparniſſen, ſowie aus dem Gelde, welches ihr die Herrſchaft bei ihrer Abreiſe anvertraut hatte, wirklich zu befriedigen; aber mußte ſie nicht, wenn die gnädige Frau zurück kam, von der Verwendung des ihr anvertrauten Geldes Rechenſchaft ablegen? Und wer bürgte ihr dafür, daß Franz, wenn ſie jetzt ſein Schweigen erkaufte, ſich nicht gelegentlich wieder an ſie machen und neue Erpreſſungen verſuchen würde?

Je mehr ſie nachſann, wie ſie der drohenden Gefahr ſich entziehen könne, deſto größer wurde ihre Angſt, da ſich ihr nirgends ein Ausweg zeigte. Sie konnte es in der Einſamkeit nicht mehr aushalten und entſchloß ſich endlich dazu, das Haus gehörig zu verſchließen und in Begleitung des Hundes nach dem nächſten Felde zu gehen, wo ſie die Mägde des Hauſes und die Tagelöhnerinnen an der Arbeit wußte.

Ihr Weg führte ſie dabei allerdings nicht ſehr weit an der Kloſter-Ruine vorbei; aber da der alte Brunnen mitten unter den dichten Bäumen lag, hoffte ſie ungeſehen vorbeizukommen.

Sie hatte ſich kaum hundert Schritte vom Hofe entfernt, da hörte ſie plötzlich von dem Brunnen her ein lautes Geſchrei und ſah den Maurermeiſter händeringend unter den Bäumen hervorkommen. Da mußte ein Unglück geſchehen ſein, und ihr teilnehmendes Herz ließ ſie ſofort die eigene Not vergeſſen. Sie eilte dem Maurermeiſter entgegen und hörte von demſelben in flüchtigen Worten, was geſchehen war.

Einer der Geſellen, ein verwegener Burſche, wie der

Meiſter ſagte, hatte es gewagt, in den Brunnen hinabzuſteigen, nachdem die Deckplatte entfernt worden war. Man hatte ihm zwar abgeredet; aber er hatte darauf beſtanden, es zu verſuchen, da in der Tiefe des Brunnens kein Waſſer, ſondern nur Schutt zu ſehen war, und man deshalb annehmen durfte, daß ein Menſch ohne Schaden die Luft in dem Brunnen werde einatmen können, auch ohne daß die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregel angewendet war, durch einen Schuß in den Brunnen die darin befindliche Stickluft zu vertreiben. Ohnehin hatte die nicht ganz feſt ſchließende Deckplatte über dem Brunnen ſo lange frei gelegen, daß man erwarten konnte, die alte böſe Luft darunter ſei durch das Zuſtrömen friſcher Luft von außen ſchon ziemlich erneuert und verbeſſert. Allein kaum war der Geſelle etwas über zwei Drittteile der Leiter hinabgeſtiegen, als er plötzlich wankte und in die Tiefe niederſtürzte. Sogleich war ein anderer mit einem Seile nachgeſtiegen, aber wieder umgekehrt, als ſich ihm die Einwirkung der ſchlechten Luft fühlbar machte; auch ein dritter hatte noch einen Verſuch gewagt, ohne aber tiefer zu kommen als der zweite.

„Hätten wir nur raſch etwas Eſſig und ein paar Tücher, die man ſich, mit Eſſig getränkt, um den Mund legen könnte! Wenn es noch lange dauert, iſt der arme Menſch drunten verloren.“

Da flog Katharinchen, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Hofe zurück und erſchien nach wenigen Minuten mit dem Verlangten. Sie ging mit zu dem Brunnen und ſah ſogleich, daß Franz fehlte. Aber von den Männern, die bereits im Brunnen geweſen waren, wollte keiner mehr niederſteigen, und der Meiſter ſelbſt mußte ſich dazu entſchließen, wenn nicht alles verloren ſein ſollte. Er war indes ein ſchwächlicher Mann und kaum war er in der Hälfte der Leiter, ſo fing er ſchon an zu wanken und konnte nur mit Mühe an dem Seile, welches er ſich zur Vorſicht hatte unter die Arme legen laſſen, wieder emporgezogen werden. Es dauerte einige Minuten, bis er wieder völlig zu ſich kam.

„Um Gottes willen, ihr Männer,“ war ſein erſtes Wort, „will ſich denn keiner des armen Franz erbarmen? Ihr ſeht ja, daß ich es nicht vermag.“

Aber die Männer, welche bereits einen Versuch gemacht hatten, schüttelten schweigend die Köpfe. Ihr eigenes Leben an die Rettung des Kameraden zu wagen, der aller Berechnung nach schon nicht mehr zu retten war, schien ihnen zuviel gefordert.

Da flog es wie ein heller Sonnenstrahl über das bleiche Angesicht Katharinchens.

„Gebt mir die Tücher her!“ rief sie, „ich will es in Gottes Namen versuchen. Ich bin ja alleine noch ganz gesund, und ehe wir nach einem der Knechte schicken können ist es zu spät geworden. Gott wird mir helfen!“

Bei diesen Worten schien die Scham sich wohl in den Herzen der Männer zu regen, sie suchten Katharinchen zurückzuhalten und sahen sich gegenseitig stillschweigend an; allein als das Mädchen nun selbst nach den essiggetränkten Tüchern griff, die neben dem Meister lagen, sie frisch mit Essig benetzte und anfing, sich damit Nase und Mund zu verhüllen, ließen die Zaghaften es ruhig geschehen.

„Gott segne dich, meine Tochter!“ sagte der Meister gerührt, als Katharinchen die Hände faltete und mit flehenden Blicken zum Himmel aufsah, legte ihr dann selbst das Seil um den Leib, gab ihr das andere Seil, welches sie dem Verunglückten unter die Arme schaffen sollte und zeigte ihr, wie sie dasselbe festknoten müsse.

Nachdem sie einige Mal tief aufgeatmet hatte, um die Lunge mit gesunder Lebensluft zu füllen, stieg Katharinchen mutig die Leiter hinab.

„Thue nur ja einen tüchtigen Ruck an dem Seile, wenn Du fühlst, daß Du es nicht mehr aushalten kannst,“ rief ihr der besorgte Meister noch nach, „der Franz ist aller Wahrscheinlichkeit nach doch schon verloren, da sollst Du nicht auch noch zu Grunde gehen.“

Aber Katharinchen stieg tiefer und tiefer, ohne an dem Seil zu zucken. Wohl spürte sie auch bald die Einwirkung der verdorbenen Luft; aber sie ließ sich nicht abhalten, im Vertrauen auf den Herrn, dessen Hülfe sie angerufen hatte. Und er half auch wirklich durch bis ans Ende. Sie erreichte glücklich den Niedergestürzten, brachte es fertig, ihm das rettende Seil um den Leib zu legen

und feſtzuknoten, und hatte noch Kraft genug, durch einen tüchtigen Ruck an dem Seile den Männern oben das Zeichen zum Aufziehen zu geben. Sie hatte aber an dem unrechten Seile gerückt und nicht bedacht, daß ſie ſelbſt erſt wieder oben ſein müſſe, ehe man den Verunglückten aufziehen könne. Als daher die Männer oben zu ziehen anfingen und der lebloſe Körper ſich aufrichtete, bekam ſie einen Stoß, dem ihre ſchwache Kraft nicht gewachſen war und fiel mit den Kopfe ſo heftig wider die Mauerwand des Brunnens, daß ihr jetzt auch die Sinne vergingen und ſie nicht merkte, wie das Blut aus einer tiefen Stirnwunde,

die ein ſpitzer Stein verurſacht hatte, ihr über das Geſicht rann.

Der Meiſter oben mußte jedoch ſelbſt ahnen, wie die Sache unten in der Tiefe ſtand, und als das zuerſt angezogene Seil nicht mehr folgen wollte, weil es jetzt von der Laſt der beiden lebloſen Körper beſchwert war, ließ er raſch das andere ergreifen und Katharinchen wurde zuerſt emporgezogen, ſodann auch der verunglückte Franz.

Wohl hatten die Männer laut aufgeſchrieen, als ſie das Blut ſahen, womit Katharinchen überſtrömt war, und dachten ſchon nicht anders, als daß ſie ſtatt Einer zwei Leichen vor ſich haben würden. Allein der Blutverluſt ſchien Katharinchens Heil geweſen zu ſein; denn ſie regte ſich ſchon wieder, als Franzens Körper glücklich oben war, und nachdem ſie einige Male tief aufgeatmet hatte, ſchlug ſie die Augen auf.

In dieſem Augenblicke kam der Verwalter des Gutes angeſprengt, der bei den Leuten auf dem Felde geweſen war, und ſich nicht wenig wunderte, als ihm plötzlich aus dem Gebüſche, welches die Kloſter-Ruinen umgab, Hektor entgegengelaufen kam, der doch ſonſt den ganzen Tag über an der Kette gehalten wurde, und auch dann, wenn er einmal los gelaſſen wurde, ſich ſtets in der Nähe des Hofes hielt. Das eigentümliche Bellen und Winſeln des Hundes veranlaßte den Verwalter, ihm nachzureiten, als er in großen Sätzen nach der Kloſter-Ruine zurückeilte, und auf dem Schauplatze des Unglücks angelangt, war dem verſtändigen Manne ſogleich der Zuſammenhang klar geworden.

Er ſprang vom Pferde, ließ ſich vom Maurermeiſter flüchtig erzählen, wie alles gekommen war, und wollte nun zunächſt ſich mit Katharinchen beſchäftigen. Dieſe hatte ſich aber inzwiſchen wieder ſo weit erholt, daß ſie voll bei Beſinnung war, und wies deshalb, mit dem Finger auf Franz deutend, die Hülfe des Verwalters von ſich ab.

Bei Franz war aber auch die Hülfe allerdings nötiger; denn er lag vollkommen wie ein Toter da, ohne Atem, ohne jede Spur eines Herzſchlags.

„Wie lange hat er unten gelegen?“ frug der Verwalter, nachdem er den Verunglückten ſo gelegt hatte, daß der Kopf erhöht war, und ihn mit Eſſig angewaſchen.

„Wohl eine Viertelſtunde,“ antwortete der Maurermeiſter.

„Dann muß raſch der Arzt herbei!“ rief der Verwalter, hieß die Waſchungen mit Eſſig fortſetzen und Waſſer herbeiſchaffen, womit der Lebloſe von Zeit zu Zeit übergoſſen werden ſollte, und ſprengte dann in ſauſendem Galopp nach dem nächſten Felde, um einen der Knechte mit ſeinem Pferde nach dem Arzte reiten zu laſſen.

Er ſelbſt kehrte in kürzeſter Zeit zu Fuße zurück in Begleitung zweier Tagelöhner, die er ſofort anwies, auf dem Hofe eine Tragbahre zu holen. Inzwiſchen wandte er bei Franz alle die Mittel an, welche er als die zweckmäßigſten kannte, ohne daß dieſelben jedoch irgend eine Wirkung zu thun ſchienen. Katharinchen hatte ſich in Folge der Anwaſchungen mit Eſſig und kaltem Waſſer wieder beinahe ganz erholt und konnte am Arme des Verwalters nach dem Hofe zurückkehren, während Franz auf der Tragbahre hingebracht wurde.

Da die Stadt, wo der Arzt wohnte, nur eine ſtarke halbe Stunde von dem Gute entfernt war, und das Pferd des Verwalters auch zum Rückwege benutzt werden konnte, ſo war ärztliche Hülfe raſch zur Stelle, und nach langen Bemühungen gelang es endlich, auch Franz wieder ins Leben zurückzurufen. Er mußte indeſſen die Nacht auf dem Gute bleiben und ſich der vom Arzte angeordneten Behandlung unterwerfen, welche auch Katharinchen, ſoweit es zu ihrer völligen Herſtellung noch nötig war, zu Teil wurde.

Das erſte, was Franz am anderen Morgen verlangte, als er wieder völlig bei Beſinnung war und gehört hatte, wem er ſeine Rettung verdanke, war das, daß ſeine Retterin zu ihm kommen möge. Katharinchen wollte ſich dem entziehen, da ſie von Franz keinen Dank begehrte; aber ſie mußte endlich folgen, als der Verwalter ihr mitteilte,

wie dringend Franz auf ſeinem Verlangen beſtehe und wie er ſich gar nicht beruhigen laſſe.

„Katharinchen!“ rief ihr Franz entgegen, als ſie zu ihm ins Zimmer trat, und die hellen Thränen ſtanden ihm dabei in den Augen, „Katharinchen, wie hab' ich das von Dir verdient, daß Du Dein eigenes Leben an die Rettung des meinigen wagteſt? Kannſt Du mir all das Böſe verzeihen, was ich Dir angethan habe?“

„Laß gut ſein, Franz,“ antwortete das Mädchen in einem Tone, der merken ließ, daß ſie keine Feindſchaft gegen Franz im Herzen trug, „ich habe ja nur meine Chriſtenpflicht erfüllt, zu helfen, wo ich allein helfen konnte. Ich habe Dir nichts mehr gethan, als was ich jedem anderen in gleichem Falle gethan haben würde.“

„Aber mir haſt Du es gethan,“ entgegnete Franz und ſtreckte beide Hände nach dem Mädchen hin, „mir, der ich Dir ſchon ſo viel Herzeleid bereitet habe von Kind auf, der ich Dir geſtern noch ſo Böſes zugemutet habe und Dich wieder in Schande bringen wollte. O glaube

mir, das brennt mich da drinnen wie Feuer, und ich kann keine Ruhe finden, bis Du mir sagst, daß Du mir alles, alles verzeihen willst."

„Sei nur ruhig, Franz," sagte Katharinchen, „ich will Dir ja gerne alles verzeihen, wenn es Dir leid thut, und will hoffen, daß Du von jetzt an nicht bloß gegen mich Dein Betragen änderst, sondern auch im ganzen ein anderer Mensch wirst; es wäre die höchste Zeit dazu."

„Ja, das will ich," rief Franz mit blitzenden Augen und kräftiger Stimme, „das will ich, so wahr mir Gott helfe! Der alte Franz, der Säufer und Kartenspieler, der Flucher und — Dieb, soll dort in dem alten Brunnen begraben bleiben. Das habe ich mir und dem lieben Herrgott heute morgen schon gelobt, und Du sollst sehen, daß ich Wort halte. Aber jetzt reiche mir Deine Hand und sage mir laut und deutlich, daß Du mir von Herzensgrund verzeihen willst, damit das Feuer gelöscht werde, welches mir da drinnen im Herzen brennt. Der liebe Gott wird mir dann ja wohl auch verzeihen."

„Nun denn," sagte Katharinchen und reichte Franz die Hand, „so verzeihe ich Dir von Herzensgrund, und es soll sich niemand mehr freuen, als ich, wenn Du mit Deiner Besserung Ernst machst."

„Ich danke Dir, Katharinchen," rief Franz erleichtert und drückte kräftig die Hand des Mädchens, „das hat wohl gethan. Und Du sollst sehen, daß Du keinem Unwürdigen das Leben gerettet hast. Der böse Verdacht, den ich auf Dich geladen habe, als ich die silbernen Löffel stahl, soll auch ganz von Dir abgewischt werden. Mein erster Gang von hier aus soll nach dem Gerichte werden, vor dem ich meine Schuld bekennen will."

„Ja, Franz, wenn Du das thun wolltest?" rief Katharinchen und ihr Herz schlug hoch vor Freude. „Wie wollte ich Dir dann dankbar sein! Denn dieser Verdacht hat mir bis jetzt das Leben verbittert."

„Verlaß Dich fest darauf, ich thue es," sagte Franz, „und ersetze Deiner früheren Herrschaft die Löffel bei Heller und Pfennig, damit Du in aller Augen so rein und gut dastehst, wie in den meinigen. Setzen sie mich

für den Diebstahl auch noch einmal ins Gefängnis, so will ich das als meine wohlverdiente Strafe erdulden."

Wir schließen unsere Geschichte mit der Bemerkung, daß Franz wirklich sein Versprechen in allen Stücken hielt. Sein offenes, ehrliches Geständnis, sowie das Gelöbnis, den Wert der gestohlenen Löffel ersetzen zu wollen, bewogen den Richter, ihn ohne weitere Strafe ausgehen zu lassen, um so mehr, da die Bestohlenen erklärten, sich mit dem Ersatz des Wertes der Löffel begnügen zu wollen, und keinen Strafantrag stellten. Die öffentliche Anzeige des Richters, daß sich nachträglich die volle Unschuld der Katharine Mirbach an dem Diebstahl herausgestellt habe, wegen dessen sie seiner Zeit in Untersuchung gewesen sei, ließ Franz auf seine Kosten in alle Zeitungen der Umgegend einrücken.

Aber auch in seinem ganzen Leben und Wandel wurde Franz ein völlig anderer Mensch. Dem unglückseligen Branntwein, der ihn soweit heruntergebracht hatte, entsagte er völlig und rührte nie wieder einen Tropfen an. Und wie er früher durch Rohheit und Liederlichkeit berüchtigt gewesen war, so brachte er bald durch fleißige Arbeit und gesittetes Betragen seinen Namen wieder zu Ehren. Auch mit seinem Vater söhnte er sich wieder aus, und als derselbe durch einen bösen Fall von dem Gerüste eines hohen Baues arbeitsunfähig geworden war, wurde Franz der Ernährer seiner ganzen Familie und brachte durch sein gutes Beispiel einen von dem früheren völlig verschiedenen Sinn in sein väterliches Haus, welches er in freien Stunden auch äußerlich zu einem ganz netten Häuschen herstellte. Mit Mirbachs hielt Franz gute Nachbarschaft, die dem völlig Veränderten von Seiten der guten Korbflechtersleute nicht versagt wurde, und wenn Katharinchen je und dann einmal zu Besuch nach Hause kam, fand sie fast immer auch an ihrem väterlichen Häuschen eine Verbesserung, die Franz in seiner freien Zeit unentgeltlich gemacht hatte. Merkwürdig war es nur, daß Franz, wenn er erfuhr, daß Katharinchen nach Hause kommen werde, es immer so einrichtete, daß er selbst nicht zu Hause war. Ob er sich auch jetzt noch schämte, sich vor dem Mädchen sehen zu lassen?

Katharinchen war noch immer auf dem Gute des Baron von W . . . . ., der ihr für ihre heldenmütige, selbstverleugnende Rettung des Verunglückten sofort nach seiner Heimkehr die Rettungs-Medaille und ein ansehnliches Geldgeschenk von dem Landesherrn erwirkt hatte. Sie hatte damals der gnädigen Frau ihre ganze Geschichte erzählen müssen, und war seitdem gewissermaßen als zum Hause gehörig betrachtet und behandelt worden. Ihr hoher Lohn und reiche Geschenke, die sie außerdem gelegentlich von ihrer Herrschaft empfing, setzten sie in den Stand, ihren Eltern gehörig unter die Arme zu greifen, und da ihre übrigen Geschwister nun auch herangewachsen waren und tüchtig mit verdienen konnten, so hatte sie die kindliche Freude, die frühere Armut aus dem Elternhause weichen zu sehen.

Da kam der große Krieg von 1870. Franz Weber mußte denselben als Landwehrmann mitmachen, obwohl sein Vater kürzlich verstorben war. Sein jüngerer Bruder war nämlich soweit herangewachsen, daß er wohl imstande war, durch das Schusterhandwerk, welches er gelernt hatte, die Mutter und die Schwester zu ernähren. Fehlte es nichts destoweniger dann und wann einmal im Weberschen Hause am Notwendigsten, so fand Frau Weber bei der Nachbarin drüben im Korbflechterhäuschen jederzeit die bereitwilligste Unterstützung, soweit die eigenen Kräfte der Frau Mirbach reichten. Durch Franzens Einfluß waren nämlich die beiden Nachbarinnen wieder ausgesöhnt worden und hielten jetzt ebenso gute Nachbarschaft, wie dieselbe früher schlecht gewesen war.

Obwohl die Division, bei welcher Franz stand, große Verluste im Kriege zu erleiden hatte, blieb doch Franz in allen Schlachten und Gefechten unverehrt. Seine kräftige Gesundheit ließ ihn selbst die furchtbaren Strapatzen in den nassen Laufgräben vor Metz ohne Schaden ertragen, und jeder Brief von ihm meldete sein völliges Wohlsein.

Mit dem eisernen Kreuze erster Klasse geschmückt, welches er sich beim tapferen Heraushauen seines Majors aus einer Feindesschar verdient hatte, kehrte er nach dem Friedensschlusse zu seiner Familie zurück. Hatte er aber

in allen seinen Briefen nie nach Katharinchen gefragt, wenn er auch für die Familie Mirbachs stets die freundlichsten Grüße mitsandte, so galt jetzt fast seine erste Frage nach der Heimkehr dem Mädchen.

Und wie er hörte, daß dasselbe noch immer auf dem Gute des Barons von W..... verweile und dort überaus wohlgelitten sei, machte er sich schon am dritten Tage nach seiner Heimkehr dorthin auf den Weg, nachdem er mit den alten Mirbachs vorher eine längere Unterredung gehabt hatte. Sein eisernes Kreuz hatte er sich von seiner Mutter auf den Rock heften lassen.

Was dort auf dem Gute des Barons zwischen Franz und Katharinchen vorging, verraten wir diesmal nicht. Nur soviel sei gesagt, daß Franz am anderen Tage mit freudestrahlendem Gesicht nach ..... bach zurückkehrte und seinen ersten Gang zu Mirbachs sein ließ, die er mit dem Vater- und Muttternamen begrüßte. Das Übrige mag sich der geneigte Leser hinzudenken, darfs uns aber aufs Wort glauben, daß die „feurigen Kohlen", welche einst Katharinchen auf Franzens Haupt gesammelt hatte, als sie ihn aus dem Brunnen herausholte, zu einem Ehestandsfeuer geworden sind, an welchem sich beide noch heutigen Tages behaglich wärmen, und welches, so der Herr will, nicht verlöschen wird, bis sie beide in eine Grube gekommen sind, aus der keines mehr das andere herauszieht.

10. Altes Gold.

Wer die Harfe nicht spielen kann, der werde ein Pfeifer! sagt eines unserer deutschen Sprichwörter und spricht somit eine Wahrheit aus, die gerade in unseren Tagen alle Beherzigung verdient.

Man darf, um diese Wahrheit zu finden, freilich nicht bei dem Wortlaute des Sprichwortes stehen bleiben.

Wollte man dies, so würde man ja darin nicht einmal einen guten Rat finden, geschweige denn eine beherzigenswerte Wahrheit.

Denn wer die Harfe, die eines der schwierigsten Instrumente ist, nicht spielen kann und deshalb die Finger davon lassen muß, der kann doch sicherlich noch viel, sehr viel Besseres thun, als gerade ein Pfeifer zu werden. Musik ist ja gewiß eine schöne Sache und ein herrliches Mittel, selbst böse Geister fortzuscheuchen, wie weiland König Saul erfuhr, wenn David vor ihm auf der Harfe spielte. Aber sie ist doch keineswegs etwas Unentbehrliches, unbedingt Notwendiges für den Menschen, also daß, wer die Harfe nicht spielen kann, nun gar keine andere Wahl hätte, als ein Pfeifer zu werden. Ja, wenn man nur daran denkt, was alles sich für Musik ausgibt und dafür gehalten sein will, ob es nun auf einem verstimmten Klimperkasten, auf einer falsch gestrichenen Violine in die Welt gesandt wird, dann möchte man die Musik sogar für etwas sehr Entbehrliches halten und auf das Sprichwort da oben von wegen des Rates, den es gibt, einen ordentlichen Haß werfen.

Allein wir wissens ja schon aus langjähriger Erfahrung an dem „Alten Gold" der Spinnstube, daß das deutsche Sprichwort vielfach einem Steinbruche gleicht, der oben am Tage nur mürbe Steine hat, die von keinem großen Werte sind, in dem man aber gute Steine erst findet, wenn man in die Tiefe gräbt.

Thun wir nun bei unserem Sprichworte, wie man beim Steinbruche thun muß, um gute Steine zu finden; räumen wir erst einmal die Steinschicht ab, die oben am Tage liegt; lassen wir einmal das Musikmachen ganz außer Betracht: was wird sich dann als der eigentliche Kern des Sprichwortes ergeben? Nicht wahr, doch offenbar die Mahnung: Wenn Du nichts Hohes und Großes werden oder thun kannst, so begnüge Dich mit etwas Geringerem!

Und das meinen wir, wäre doch gewiß eine Mahnung, die gerade in unserer gegenwärtigen Zeit ganz besondere Beachtung verdient.

Oder was ist denn die allgemeine Krankheit unserer Zeit, darunter mehr oder weniger alles leidet? Ist's

nicht die Hochfliegerei? Ist's nicht die Sucht nach hohen Dingen, die alle Bescheidenheit, alle Anspruchslosigkeit, alle Genügsamkeit, diese köstlichen Tugenden, völlig erstickt und tausende, die nach ihrer Ansicht nicht schnell genug auf rechtlichem Wege das hochgesteckte Ziel erreichen können, den Socialdemokraten in die Netze treibt?

Wir haben ja schon in der Einleitung zu diesem Jahrgange der Spinnstube ein Wörtchen darüber fallen lassen, wie diese Sucht nach hohen Dingen sich im Handwerkerstande dadurch kund gebe, daß der Handwerksmeister meint, sein Söhnlein dürfe einmal durchaus nicht in die väterlichen Fußstapfen treten, sondern müsse partout etwas Höheres werden als ein Handwerker, wo möglich, ein „Gestudierter." Und so ist's nicht etwa im Handwerkerstande allein, so ist's mehr oder minder in allen Ständen.

Da wird denn so ein armer Junge, wenn es irgend sein kann, auf eine höhere Schule geschafft, ohne daß im Mindesten danach gefragt wird, ob er auch vom lieben Gott die Anlagen mitbekommen hat für das, was dort gelernt werden muß. Er peitscht sich dann wohl mühsam durch eine oder zwei Schulklassen hindurch, wird aber seines Lebens keinen Tag froh, da er zu Hause niemand hat, der ihm einmal ein wenig nachhelfen kann, wo es bei seinen Schularbeiten nicht recht voran will. Endlich stellt es sich heraus, daß er durchaus keine Gaben und Anlagen hat, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und die Lehrer selbst müssen dem Vater raten, sein Söhnlein lieber aus der Schule fortzunehmen, da er unmöglich mit seinen Kameraden gleichen Schritt halten könne.

Und was dann? Das Lehrjungen-Alter ist nun schon weit überschritten, und er hat nichts gelernt als ein paar Brocken aus fremden Sprachen, die ihm keinen Pfifferling nützen können. Wie wird es nun dem armen Burschen schmecken, wenn er sich mit seinen 16 oder 17 Jahren an den Amboß oder an die Hobelbank stellen, auf das Dreibein oder auf die Butik setzen und ein Handwerk erlernen soll? Wird er es nicht mit dem höchsten Widerwillen thun und es deshalb auch zu nichts Rechtem bringen?

Hätte also der Vater nicht unendlich besser daran gethan, bei seinem Söhnlein unser Sprichwort in Acht zu nehmen: „Wer die Harfe nicht spielen kann, der werde ein Pfeifer."

Muß denn von aller Welt geharft sein? Muß es nicht auch Pfeifer geben? Und ist ein tüchtiger Pfeifer nicht unendlich mehr wert, als ein schlechter Harfner?

Aber nicht bloß in betreff des schwierigen Punktes der Berufswahl für die Kinder enthält unser Sprichwort heilsame beherzigenswerte Wahrheit, sondern ebensowohl auch für die ganze Art und Weise des Lebens.

Wie mancher möchte auch in unserer Zeit gerne die Harfe spielen, d. h. recht hoch hinaus, recht weit über seinen Stand und seine Verhältnisse fort. Er sucht seinen Umgang deshalb nicht bei seinesgleichen, in deren Mitte er vielleicht ein recht tüchtiger Pfeifer sein würde, sondern, wo möglich nur bei höher Gestellten und besser Stehenden, weil er sich dadurch allein schon über seine Standesgenossen hinausgehoben fühlt.

Ob er von denen, welchen er sich zum Umgange vielleicht aufdrängt, mit scheelen Augen angesehen wird; ob er für die das Stichblatt für ihre Witzeleien und anzüglichen Redensarten abgeben muß und alle Tage, wenn auch nur durch die Blume, das Sprüchlein zu hören bekommt: „Schuster, bleib' bei Deinen Leisten!" — das ficht ihn wenig an. Ob er bei ihrer Unterhaltung stumm dasitzen muß, weil er von dem, worüber geredet wird, nichts versteht und deshalb nicht mitsprechen kann, das kümmert ihn nicht. Er amüsiert sich doch, schon an dem bloßen Gedanken, in feiner, gebildeter Gesellschaft zu sein, und mit dem, was er dort aufschnappt, sich nachher, wenn er einmal mit seinesgleichen zu verkehren hat, bei denen als einen Gebildeten aufspielen zu können, mit dem Sprichworte zu reden: vor denen als ein Harfner zu erscheinen. Klingen dann auch die Harfentöne so falsch und schrill, wie möglich, es ist doch geharft! denkt er. Passen auch die Fremdwörter, die er aufgeschnappt hat, in den Zusammenhang, in dem sie möglichst reichlich vorgebracht werden, wie eine Faust aufs Auge, sie sind doch etwas anderes als die einfachen Töne der ordinären Pfeife!

Daß mit dieser Großmannssucht im Kopfe denn auch unter der Hand die Lebensgewohnheiten sich ins Große versteigen; daß es ein besserer Rock sein muß, mit dem er selbst in die Gesellschaft geht; daß seine Frau und seine Töchter etwas mehr an ihre Kleidung wenden müssen, als bisher; daß von den Leckerbissen, von denen in der feinen Gesellschaft gesprochen wird, auch einmal etwas auf seinen Tisch kommen muß; daß er vor allen Dingen eine Zeitung, an welche er früher nicht im Traume gedacht hatte, für sich halten muß, um doch auch ein wenig von dem Weltlaufe zu erfahren und sich die Schlagwörter anzueignen, die gerade an der Tagesordnung sind: das kommt alles langsam und ohne daß er sich selbst dessen recht bewußt wird, aber so sicher und unaufhaltsam, wie der Schmutz nach dem Regen.

Wie lange wird's dann aber dauern, bis es auch bei ihm heißt, wie im Liede: „Verklungen ist die Harfe, die Saiten entzwei"? — Er gäbe sich jetzt vielleicht zufrieden mit dem Pfeifen, sieht aber zu seinem Schrecken, daß er nur noch — — auf dem letzten Loche pfeifen kann.

Merk's! Wer die Harfe nicht spielen kann, der werde ein Pfeifer! und setzen wir' hinzu: wenn er schon von Hause aus einer ist, so bleibe er es auch und lasse seine Finger von der Harfe weg!

Wer seine Bibel zur Hand nimmt und nachliest, was Römer 12, 16 und 1. Korinth. 7, 20 geschrieben steht, der wird finden, daß unser Sprichwort auch Grund in der Schrift hat. Proficiat!!

11. Anekdote.

In einem Dörfchen nahe bei einer Universitätsstadt, welches für die Studenten ein beliebter Ausflugsort war, kommt eines Nachmittags ein alter Herr in das Wirtshaus, in dessen schönem Garten schon eine lustige Studentenschar saß und wacker dabei war, sich für den, durch die Sommerhitze schon entstandenen, sowie für den noch kommenden Durst mit dem nötigen Rebensafte zu versehen.

War's nun dem alten Herrn in der Wirtsstube zu dumpf und zu heiß, oder gehörte er zu denen, die sich trotz ihrer grauen Haare noch an dem frischen, fröhlichen Wesen der Jugend ergötzen können: kurz er läßt sich sein Schöpplein in den Garten tragen und setzt sich etwas beiseite in die Nähe der lustigen Jugend, wo ein kleiner Goldfisch-Teich die heiße Luft angenehm erfrischte. Er hat sich aber neben seinem Schöpplein Wein auch eine Flasche Wasser und etwas Zucker bringen lassen, und mischte sich nun in aller Behaglichkeit aus den besagten Stoffen einen kühlenden Trank.

Den Wein aber mit Wasser zu vermischen, mit noch mehr Wasser, als der Wirt schon hinzugethan hat, mit Wasser, darin nach einem alten Studentenliede „ersäuset sind all' sündhaft Vieh und Menschenkind" — das ist in den Augen der Herren Studiosen eine unverzeihliche Sünde.

Es dauert denn auch nicht lange, so geht es drüben am Studententische los mit allerlei anzüglichen Redensarten, die teils witzig sind, so daß der alte Herr innerlich darüber lachen muß, teils aber auch recht dumm und einfältig, wie es eben bei den Witzelnden der Geistreichtum und die sich schon stark äußernde Weinseligkeit hergibt.

Der alte Herr läßt sich aber nicht im mindesten stören, sondern mischt sich ruhig ein zweites und auch noch ein drittes Glas.

Da kann sich aber ein keckes Füchslein (merke: so heißen in der Sprache der Studenten diejenigen, die eben erst die Universität bezogen haben) nicht länger halten, kommt an den alten Herrn heran und fragt ihn mit beneidenswerter Unverschämtheit, warum er nur den Wein, den edlen Stoff, durch sein abscheuliches Wasser verderbe?

„Das will ich Ihnen sagen," antwortet lächelnd der alte Herr:

„Wasser allein macht stumm,
Das beweisen im Teich hier die Fische;
Wein alleine macht dumm,
Das beweisen die Herren dort am Tische;
Ich mag nun sein weder stumm noch dumm,
Drum den Wein mit Wasser ich mische!

Der hatte Pulver auf der Pfanne? Meinst Du nicht?

12. Eine andere.

Bei den Schauspielern und Sängern am Hoftheater in D..... war die Mode aufgekommen, sich Bärte wachsen zu lassen. Der eine pflegte sich nur einen stolzen Backenbart, der andere nur einen Schnurrbart, der dritte wieder Schnurr- und Knebelbart, wie es die Herren Franzosen lieben.

Nun ist es aber ein mißlich Ding, wenn ein Schauspieler etwa die Rolle eines blutjungen Bürschleins spielen soll und hat einen Backen- oder Schnurrbart, der einem Engländer oder Garde-Grenadier Ehre machen würde.

Deshalb erließ die Theater-Verwaltung eines schönen Tages den strengen Befehl, daß binnen drei Tagen alle Schnurr- und Backenbärte abrasiert sein müßten, die Knebelbärte fielen dann von selber weg.

Nach den festgesetzten drei Tagen kommt der Sänger S....., der wegen seiner bodenlosen Dummheit ebenso berüchtigt, als wegen seiner wunderbar schönen Stimme berühmt war, zur Probe. Er hat sich seinen Schnurrbart sauber abrasiert, aber der Knebel- oder Kinnbart steht noch und sieht aus wie ein Sommerhäuslein, dem der Wind das Dach abgedeckt hat.

„Aber lieber S.....?" fragt ihn der Theater-Direktor, „haben Sie denn den Befehl wegen der Bärte nicht gelesen?"

„Doch, doch, Herr Direktor," lautet die Antwort, ich bin ihn ja auch nachgekommen und habe sofort meinen Schnurrbart abrasiert. Bei dem Knebelbarte warte ich aber nach dem Befehle schon drei Tage darauf, daß er von selber wegfalle, er scheint's jedoch einmal nicht thun zu wollen."

13. Rätſel.

Im heißen Wüſtenſand bin ich zu finden,
Ein lebend Schmuckkäſtlein von großem Wert;
Willſt mich zu ſuchen du dich unterwinden,
Wird viel Gefahr und Not dir ſein beſchert.

Viel lieblicher wird's dir denn da wohl dünken,
Im Garten mich zu ſuchen ohne Not,
Wo Blumen aller Art dir duftig winken,
Und nicht die mindeſte Gefahr dir droht.

Doch halt! Ich bringe ſelber ja Gefahren,
Mag mich die Jungfrau drücken an die Bruſt,
Mag, ſeinen Mut der Welt zu offenbaren,
Der Krieger ſuchen mich voll Kampfesluſt.

Und ſelbſt wenn ich zum luſt'gen Tanz dich lade
Mit meinen leichten ſüßen Melodie'n,
Bin ich nicht ungefährlich. Mutter, rate
Dem Töchterlein, dem heiß die Wangen glühn!

Ja wenn ich gar im Kleid des Schriftgelehrten
Dir nahe, bring ich dir auch noch Gefahr,
Und machte dich, wenn andre es nicht wehrten,
Am Ende gar des rechten Glaubens bar.

14. Noch eins.

Mit S. am Kopfe trag' ich dich,
Mit K. am Kopfe wärm' ich dich,
Mit D. am Kopfe ärg'r ich dich
Sei es mit meinem Gesange,
Sei's mit meinem Diebeshange.

15. Altes Gold.

Langsam zum Säckel, hurtig zum Hut,
Hilft voran stets dem jungen Blut!

So spricht die Weisheit auf der Gasse. Aber wie lange sie auch so schon spricht, ist es nicht als ob dies Sprichwort extra für unsere heutige Zeit geredet, als ob es, obgleich altes Gold, doch gerade für die gegenwärtigen Zeitverhältnisse neu geprägt worden sei?

Es gibt ja wohl viel zu klagen heutzutage. Wohin man auch hören mag, überall vernimmt man Klagen, die nicht selten in ein förmliches Lamentieren auslaufen. „Schlechte Zeiten! Schlechte Sitten! Schlechte Gesetze und Einrichtungen!" So geht es durch das ganze Land, bald in einem Tone, aus dem wirkliche, aufrichtige Trauer hervorklingt, bald im Tone der bangen Verzweiflung oder der grimmigsten Verbitterung.

Aber lauter und allgemeiner ertönt wohl kaum eine Klage als die über die Verdorbenheit und Verwilderung der Jugend, und die Gefängnisse mit ihren früher nie dagewesenen Massen von jugendlichen Verbrechern, die Rettungshäuser mit ihren meistens zur Zwangs-Erziehung durch den Richter verurteilten, oft kaum dem ersten Kindesalter entwachsenen Insassen begleiten dieses Klagelied mit einer Musik, die so durchdringend, so Mark und Bein erschütternd ist, daß man sich die Ohren davor zuhalten möchte, wenn das etwas hülfe.

„Nur auf Lust und Genuß ist die heutige Jugend aus!" ertönt es hier. „Ich weiß kaum das Geld aufzubringen, was mich meine Kinder kosten!" klagt es dort. „Es ist keine Bescheidenheit, keine Höflichkeit mehr unter dem

jungen Volke zu finden!“ beschwert sich ein dritter. „Von Respect vor älteren Leute, von Achtung vor Gesetz und Ordnung, von Beugung unter irgendwelche Zucht, von Frömmigkeit und Gottesfurcht keine Spur mehr!“ fällt ein vierter bekräftigend und vervollständigend ein.

Und sind sie etwa übertrieben diese Klagen? Sind's etwa Redensarten von alten Leuten, die sich in die Art und das Wesen der Jugend nicht mehr finden können, dafür kein Verständnis mehr haben? Sind's eben nur die alten landläufigen Jammerlieder, die mehr oder weniger zu allen Zeiten über die Jugend gesungen wurden und immer in den Endreim auslaufen: „In unserer Jugend war's doch besser“?

Nein es sind — Gott sei's geklagt, völlig begründete Klagelieder, die nicht aus verkehrten und veralteten Anschauungen hervorgehen, sondern zu denen jeder offne Blick ins Leben und in die Wirklichkeit Text und Melodie zugleich liefert.

Nun sind wir zwar nicht der Meinung, daß die Schuld an solchen beklagenswerten Zuständen lediglich bei der heutigen Jugend zu suchen sei, als ob die aus ganz besonders schlechtem, nichtsnutzigen Holze geschnitzt sei. Wir sind vielmehr sehr geneigt, an das alte Sprüchlein zu denken: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen,“ sind sehr geneigt, das übeltönende Gezwitscher, zu dem sich schließlich auch solche Junge mit fortreißen lassen, denen die Alten ein besseres, wohllautenderes Lied vorgesungen haben, wesentlich den Alten in die Schuhe zu schieben.

Oder wo soll bei der Jugend Mäßigkeit und Einfachheit, Sparsamkeit und haushälterisches Wesen herkommen, wenn die Kinder den Herrn Vater alle Tage regelmäßig zum Frühschoppen, zum Vesperschoppen und dann auch noch zum Abendschoppen gehn sehn, die er zu einem „menschenwürdigen Dasein“ für unerläßlich ansehen gelernt hat, oder wenn sie die Frau Mutter, und die älteren Fräulein Schwestern etwa auch schon den ganzen Tag von nichts anderem reden hören als von Putzartikeln, die man nicht entbehren könne, und von Vergnügungen, an denen man sich notwendig beteiligen müsse? Wo soll bei den Jungen

Bescheidenheit und Höflichkeit, Achtung vor Gesetz und Ordnung, Frömmigkeit und Gottesfurcht herkommen, wenn sie daheim alle Tage hören müssen, wie die Eltern und der Vater insonderheit, der die liebe Fortschritts-Weisheit immer frisch aus der Kneipe mitbringt, über alles, was ihnen nicht in den Kram paßt, gottlos räsonnieren, Pfaffen und Schulmeister, König und Obrigkeit, Gesetze und Ordnung gründlich durch die scharfe Zähne-Hechel ziehn und mit Ehrentiteln belegen, die nichts weniger als geeignet sind, Achtung in den Kinderherzen zu erwecken? Wo soll bei den Jungen endlich Beugung unter die Zucht herkommen, wenn die Eltern selbst sich nicht mit ihren Worten und Werken in Zucht nehmen und ebenso wenig an den Kinder ernste strenge Zucht üben mögen, weil ihnen das zu lästig und unbequem ist, weil sie dabei zuviel Zeit verlieren würden und weniger in das Wirtshaus, in die Kaffee- und Theegesellschaften gehen könnten, oder doch früher aus ihnen heimkehren müßten?

Aber gleichwohl will es uns doch wohlgethan dünken, das vorhin genannte Sprichwort einmal wieder zu nutz und frommen der lieben Jugend, für die es ja besonders gemünzt ist, neu aufzupolieren, daß es sich dem „jungen Blut" als wirklich echtes Gold ausweist und nicht als Katzengold erscheint, wofür es wohl mancher fortgeschrittene Jüngling, manches eitle, vergnügungssüchtige Jüngferchen zu halten geneigt sein möchte. Lernen es dann die Alten auch wieder als gutes edles Gold ansehen, das sie sich, in heilsame Entschlüsse eingewickelt, einstweilen im Herzbeutel aufheben, um es zu gelegener Zeit und Stunde auszugeben, nun dann um so besser!

Es sind also zwei Stücke, die das Sprichwort dem „jungen Blute" als etwas anpreist, das ihm voranhelfen könne und werde.

„Langsam zum Säckel!" so lautet das erste Stück und meint damit, um es deutlicher und verständlicher auszudrücken: Langsam mit der Hand zum Geldsäckel! Langsam also zum Geldausgeben! Langsam zu den Vergnügungen und Genüssen, die Geld kosten!

Und wer wollte in Abrede stellen, daß das eine vortreffliche Regel für die Jugend sei?

Sie ist allerdings auch für das höhere Alter vortrefflich und diesem wohl noch etwas notwendiger als der Jugend, weil das doch im allgemeinen mehr Geld im Säckel hat als die Jugend, und auch noch mehr Nötigung nicht bloß, sondern auch Veranlassung und Anreizung, danach die Hand auszustrecken.

Aber wie überall, so gilt auch hier das bekannte Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Wer sich nicht schon in der Jugend gewöhnt hat, langsam zum Säckel zu sein und ohne guten Grund kein Geld auszugeben, der lernt's im Alter nicht mehr, es sei denn, daß er's bis zu seinem Alter so weit gebracht hat, immer einen leeren Geldsäckel zu haben, in welchen er doch nichts zu finden weiß, und führe er auch noch so rasch hinein.

Deshalb ist man ja auch in jüngster Zeit darauf bedacht, überall Sparkassen schon für die Jugend einzurichten, worin dieselbe ihre ersparten Pfennige einlegen kann und so schon im frühesten Alter das Sparen kennen und lieben lernt. Es wird nun zwar gegen diese Jugendsparkassen mancherlei eingewandt, besonders das, daß durch sie schon allzufrühe bei den Kindern der Erwerbssinn geweckt, und dadurch sehr leicht der Grund zur Habsucht und Geldgier gelegt, ja wohl gar zur Untreue und zum Diebstahl Anreizung gegeben werde. Allein wo ist denn etwas, wogegen gar keine Einwendungen erhoben würden und erhoben werden könnten, wenn man das will? Und wenn man alles unterlassen müßte, was möglichenfalls auch zum Bösen ausschlagen könnte, wieviel Gutes und Nützliches würde dann wohl in der Welt auf die Beine kommen?

Wir bleiben deshalb dabei, daß es eine vortreffliche Jugendregel sei: „Langsam zum Säckel!“, wenn sie nur dem jungen Blute richtig ausgelegt, wenn demselben nur dabei eingeschärft wird: Ja, langsam zum Säckel, wenn zu einer unnötigen Ausgabe Geld hervorgeholt werden soll! Langsam zum Säckel, wo es sich darum handelt, sich einen fleischlichen Genuß zu bereiten, den man sich des leiblichen und geistlichen Wohles wegen besser nicht bereitet, und gegen den nur irgendwie die Stimme des Gewissens warnende Einsprache erhebt! Aber dafür auch frisch

und hurtig zum Säckel und die Hände so voll gegriffen, wie nur möglich, wo es gilt, dem Nächsten Gutes zu thun, der unverschuldeten Armut zu helfen, die bittere Not zu lindern! Frisch und hurtig zum Säckel auch da, wo es gilt, sich's zur eigenen Ausbildung etwas kosten zu lassen!

Wie mancher und wie manche, die ihre Jugendzeit in Knechts- oder Magddienst zugebracht, möchten später, wenn sie einmal in die Ehe treten und selbständig werden wollen, von ganzen Herzen wünschen, früher dem Sprüchlein gefolgt zu sein: „Langsam zum Säckel!" Sie besäßen dann jetzt für den Anfang ein Kapitälchen, das sie sich von ihrem Lohne recht gut hätten ersparen können, und das ihnen jetzt sehr zu statten käme; sie hätten nicht nötig, mit nichts oder gar mit weniger als nichts, mit Schulden, anzufangen, weil sie seiner Zeit ihren ganzen Lohn den Wirten und Putzmacherinnen zugetragen und gar hurtige Hände gehabt haben, ihn in Saus und Braus zu verjubeln! Merk's!

Und nun das andere Stück, welches nach unserem Sprichworte dem jungen Blute voranhelfen kann! Das heißt: „Hurtig zum Hute, oder unsertwegen auch zur Mütze! Da soll denn neben der Sparsamkeit auch noch die Höflichkeit empfohlen sein.

Und ist denn die nicht in der That ebenso wert, empfohlen zu werden, als die Sparsamkeit? Macht die letztere einen vollen Säckel, so schafft die erstere gute Freunde. Und die sind ja nach dem Sprichwort „Goldes wert," also nach besser als die ersparten Thaler, die man im Säckel hat. Wer sie besitzt, der wird vorankommen, und wenn auch sein Säckel nicht so gar voll wärr. Denn wieviel Dinge und Dienste gibt es, die man zum Vorwärtskommen bedarf, die man aber für Geld nicht kaufen, sondern nur durch die Freundschaft und das Wohlwollen anderer erlangen kann!

Was dient aber mehr dazu, das Wohlwollen anderer zu gewinnen als Freundlichkeit und Höflichkeit? Kann man sich doch dadurch die Gunst selbst wildfremder Menschen bei der ersten Begegnung gewinnen, geschweige denn das Wohlwollen und die Freundschaft derer, mit denen man alle Tage in Berührung kommt!

Solange darum der „Nichthutabnehmungs-Verein" nicht den völligen Sieg davongetragen hat, solange sich nicht der militärische Gruß, der sich ja allerdings nach

vielen Seiten hin sehr empfiehlt, vollständig eingebürgert hat, so daß niemand mehr für einen Flegel gilt, der beim Grüßen den Hut oder die Mütze nicht abnimmt, thäte er es auch nur deshalb nicht, um sich nicht, mit Verlaub zu reden, die kahle Glatze zu erkälten: solange bleibt darum die Regel in Kraft: „Hurtig zum Hut! Hurtig zur Höflichkeit gegen jedermann!"

Wenn aber unser Sprichwort nur das äußere Vorankommen im Auge hat als etwas, was durch Sparsamkeit und Höflichkeit gefördert werden könne, so möchten wir zum Schlusse die liebe Jugend wie das liebe Alter doch auch noch erinnern, daß äußeres Vorankommen bei innerlichem Rückwärtsgehen doch nimmermehr ein rechtes Vorankommen ist, welches auch für die Ewigkeit etwas hilft, daß es darum für jung und alt gar beherzigenswerte Sprüche sind, die Matthäi 16, 26 und Lucä 12, 21 geschrieben stehen. Wer's liest, der merke darauf!

Und damit für diesmal Gott befohlen!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen:

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn

(W. Oertel), dem Spinnstubenschreiber.

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Polimann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klaarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Carlande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Doret) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von Einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützring.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Vincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und muthigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mittheilungen eines Deutschen in Amerika. — **Carl Friederici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jacob Astor.** Ein Lebensbild aus

dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** Elisabeth Frv.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Pathengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und der Locomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Domrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Conrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß Robbelt.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlackien.** Eine Isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin. Eine Geschichte.** — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuv's.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Hernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Constantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaicompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sclavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Ali's von Egypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montyon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Cap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. O. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp und Hugo Oertel.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der**

Reichsfreiherr vom Stein, des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Pfarrfrau von Hefirich.** Eine wahre Geschichte nach den Acten des Ilsteiner Archives. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Louise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Michlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karl XII. von Schweden. — **Im finsteren Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Rütin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Elsaß.** Eine grönländische Geschichte. — **Der Volkenbruch.** — **Prinz Wilhelm von Oranien.** — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaiserthums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Herenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung nach Thatsachen aus einer Reichsstadt Ende vorigen Jahrhunderts. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Fürst und Hofprediger.** Eine Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Von Ottokar Schupp. — **Der getreue Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stanhub.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus

den Freiheitskriegen. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg.** Der Erfinder der Buchdruckerkunst. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirme des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slowak** oder treu auf Gottes Wegen. Von J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerksstande von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Fehmgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscheerers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg,** der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel.

130 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens je mit 4 Stahlstichen 75 Pfg.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder belebt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun an's Meer und in's Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Wallfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend,

unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familientheater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder **Tonsor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothhardt. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Arendörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite, verbesserte Aufl. Mit einer Abbildung. 1 Mark.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.** (W. Oertel.)

Dritte, verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimath nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Zur Erzählung
„Der Trotzbauer"
von S. Ertl

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1883.

Begründet
von
W. H. von Horn
(Wilhelm Oertel).
Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

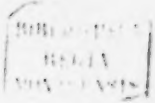

Inhalt.

Kalender für 1883. Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste (Mit Vignette.) 1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1882. (Mit Vignette.) 14
3. Des Trotzbauern Jüngster. Eine Erzählung von R. Fries. (Mit 15 Holzschnitten.) 16
4. Ein Rätsel. (Mit Vignette.) 74
5. Altes Gold. (Mit Vignette.) 75
6. Mit dem Hut in der Hand, kommt man durchs ganze Land. Erzählung von E. Frommel. (Mit drei Holzschnitten.) 79
7. Rätsel 86
8. Anekdote 87
9. Altes Gold 88
10. Rätsel 93
11. Noch eins 94
12. Anekdote 94
13. Glück um Glück. Eine Erzählung von J. Bonnet. (Mit 8 Holzschnitten.) 97
14. Rätsel. (Mit Vignette.) 186
15. Schluß. (Mit Vignette.) 188

Kalender für das Jahr 1883.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1883ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und beginnt am Montage, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1881 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonnabend dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender; der 31. Dezember 1882 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1884 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7391stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1882sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich aber unserer Jahreszahl, rechnen jedoch sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5643stes Jahr mit dem 14. September 1882. Es ist ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen. Am 2. Oktober 1883 beginnt ihr 5644stes Jahr, welches ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen ist und mit dem 19. September 1884 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 23. März 1883. — 2. Das **Passahfest**, welches am 22. April beginnt und am 29. April endet; aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage werden strenge gefeiert, also der 22. und 23., sowie der 28. und 29. April. — 3. Das **Wochenfest** am 11. und 12. Juni. — 4. Das **Neujahrsfest** am 2. und 3. Oktober. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 11. Oktober. — 6. Das **Laubhüttenfest**, am 16. und 17. Oktober anfangend und am 23. Oktober endigend. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude**, welches sich am 24. Oktober dem vorigen unmittelbar anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **muhamedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 12. November 1882 ihr 1300stes und am 2. November 1883 ihr 1301stes Jahr.

Das Jahr 1883 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1882te
„ Christi Tode	„	1850„
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1813te
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	1583te
„ Erfindung des Geschützes und des Pulvers	„	503te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	443te
„ der Entdeckung Amerikas	„	391„
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	185„
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	182„
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	86„
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	22„
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	12te

Von den **Jahreszeiten** 1883.

Der Frühling beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmale im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 20. März um 12 Uhr mitternachts.

Der Sommer beginnt mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Krebses, wo sie um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, am 21. Juni um 8 Uhr abends.

Der Herbst tritt ein, sobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Äquator gelangt und zum zweitenmale im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, am 23. September vormittags 10 Uhr.

Der Winter fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, am 22. Dezember um 5 Uhr morgens.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1883.

Im Jahre 1883 finden zwei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse statt. Es wird jedoch keine derselben in unseren Gegenden sichtbar sein.

Die **erste Mondfinsternis** ist eine sehr unbedeutende, da kaum der zehnte Teil des Mond-Durchmessers vom Erdschatten bedeckt wird. Sie findet statt in der Mittagsstunde des 22. April und wird im westlichen Teile Nordamerikas, in Australien und im östlichen Asien zu sehen sein.

Die **erste Sonnenfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den späten Abendstunden des 6. und den frühen Morgenstunden

des 7. Mai. Die totale Verfinsterung ist jedoch auf dem Festlande gar nicht zu sehen. Sie durchschneidet die Inselgruppen des großen Oceans in der Nähe der Tonga- und der Marquesas-Inseln.

Die **zweite Mondfinsternis** wird auch nur eine partielle, doch etwas bedeutender als die erste sein, da nahezu der dritte Teil des Mond-Durchmessers verfinstert werden wird. Sie ereignet sich in den Vormittagsstunden des 16. Oktober und ist sichtbar in Amerika und im Westen Afrikas und Europas. An der Westgrenze Deutschlands geht der Mond beim Beginn der Finsternis unter; in den übrigen Gegenden Deutschlands befindet er sich zu dieser Zeit schon unter dem Horizont.

Die **zweite Sonnenfinsternis** findet in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober statt und ist eine ringförmige. Sie wird nur zum geringen Teile auf dem festen Lande zu sehen sein, und zwar im nordöstlichen Asien und im nordwestlichen Nordamerika.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Hebräer 13, 8: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Wochentage u. Datum	Januar 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Mont. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,21	4,06	—	11,12 b. A.	☽ **2 Uhr Nachmitt.** letztes Viertel
Dien. 2	Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,21	4,07	12,56 M		
Mitt. 3	Genovefa	Gordius	8,21	4,08	2,0		
Donn. 4	Titus	Titus	8,20	4,09	3,3		
Freit. 5	Eduard	Simeon	8,20	4,10	4,6		
Smst. 6	**heil. 3 Könige**	Epiphanias	7,59	4,12	5,7		
2. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6							
Sonnt. 7	**1. nach Epiph.** (Reinold)	Widukind	7,59	4,15	6,4	bei Tage	
Mont. 8	Gudula	Severinus	7,58	4,16	6,55		
Dien. 9	Julian	Katharina Zell	7,58	4,17	7,30	5,3 A.	● **7 Uhr Morgens** Neumond
Mitt. 10	Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	7,57	4,19	8,16	6,16	
Donn. 11	Hygin	Fructuosus	7,57	4,20		7,35	
Freit. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,56	4,21		8,54	
Smst. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,23		10,11	
3. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 14	**2. nach Epiph.** (Felix)	Felix	7,54	4,23		11,28	
Mont. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,55	4,25		—	
Dien. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,54	4,27		12,45 M	☽ **2 Uhr Morgens** erstes Viertel
Mitt. 17	Antonius	Antonius	7,53	4,29		2,0	
Donn. 18	Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,30		3,11	
	Krönungstag				bei Tage	4,17	
Freit. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	7,52	4,31		5,14	
Smst. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,51	4,33		6,3	
4. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1. Korintb. 9, 24—10, 5							
Sonnt. 21	**Septuagesima** (Agnes)	Agnes	7,50	4,35		6,44	
Mont. 22	Vincentius	Vincentius	7,49	4,36		7,18	
Dien. 23	Mar. Verm.	Jesajas	7,47	4,38	5,19 A.	7,47 Ab	☾ **8 Uhr Vorm.** Vollmond
Mitt. 24	Timotheus	Timotheus	7,46	4,40		6,37	
Donn. 25	**Pauli Bekehr.**	Pauli Bekehrung	7,45	4,41		7,31	
Freit. 26	Polykarp	Polycarp v. Smyrna	7,44	4,43		8,55	
Smst. 27	J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,43	4,44		9,39	
5. Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4—15. — Epistel: 2. Kor. 11, 19—12, 9.							
Sonnt. 28	**Sexagesima** (Karl d. Gr.)	Karl der Große	7,42	4,46	10,42	bei Tage	
Mont. 29	Franz v. Sales	Juventin. u. Maxim.	7,40	4,48	11,45		
Dien. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,39	4,49	—		
Mitt. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,37	4,50	12,48 M		☽ **11 V. M.** letztes Viertel

. Petri 1, 18 u. 19: Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von eurem eitelen Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem teuern Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

Wochentage Datum.	Februar 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
onn. 1		Ignatius	7,36	4,51	1,50 M	11,8 b. T.	
reit. 2	Mariä Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,35	4,53	2,51	bei Tage	
mst. 3		Blasius	7,33	4,55	3,49		
Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31–43. — **Epistel:** 1 Kor. 13.							
ənal. 4	Estomihi (Veronika)	Rhabanus Maurus	7,32	4,57	4,42		
lont. 5	Agathe	Phil. Jac. Spener	7,31	4,59	5,29		
ien. 6	Fastnacht (Dorothea)	Amandus	7,29	5,0	6,10	bei Tage	
Litt. 7	Aschermittw. (Reinbert)	Georg Wagner	7,27	5,2	6,45	5,6 A.	● 7 Uhr Abends Neumond
onn. 8		Anscharius	7,25	5,4	7,19	6,30	
reit. 9		Apollonia	7,24	5,6	7,45 b T.	7,50	
mst. 10		Scholastica	7,22	5,7	b. T.	9,11	
Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — **Epistel:** 2 Kor. 6, 1–10.							
ənal. 11	1. Invocavit (Desiderius)	Hugo v. St. Victor	7,21	5,9		10,50	
lont. 12		Eulalia	Johanna Grey	7,19	5,10		11,47
ien. 13		Gislebert B.	Chr. Fr. Schwartz	7,17	5,12	bei Tage	—
Litt. 14	Valentinus (Valentinus)	Bruno v. Querfurt	7,15	5,14		1,6 M.	☽ 11 Uhr Vormitt. erstes Viertel
onn. 15		Faustinus	Jacob vom Loh	7,13	5,16		2,9
reit. 16		Juliana	Matth. Delubas	7,12	5,18		3,9
mst. 17		Benignus	Patr. Hamilton	7,10	5,19		4,0
Woche: Vom Kananäischen Weibe: Matth. 15, 21–28. — **Epistel:** 1 Thessal. 4, 1–7.							
ənal. 18	2. Reminiscere (Simeon)	Simeon	7,8	5,21		4,42	
lont. 19		Leontius	Mesrob	7,6	5,23		5,19
ien. 20		Eucherius	Sadoth	7,4	5,25	bei Tage	5,49
Litt. 21		Felix B.	Meinrad	7,3	5,26		6,15
onn. 22		Petri Stuhlf.	Didymus	7,1	5,27	6,33 A.	6,39
reit. 23		Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,58	5,29	7,27	7,1 b T.
mst. 24		Matthäus Ap.	Matthias	6,56	5,31	8,21	b. T.
Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14–28. — **Epistel:** Ephes. 5, 1–9.							
ənal. 25	3. Oculi (Mechtildis)	Kasp. Olevianus	6,54	5,33	9,23		
lont. 26		Nestor	Berthold Haller	6,53	5,35	10,16	
ien. 27		Justus	Martin Buber	6,51	5,36	11,27	bei Tage
Litt. 28	Millfasten (Romanus)	Joh. de Monte Corv.	6,49	5,37	—		

Röm. 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochentage u. Datum.	März 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1		Suidbert	6,47	5,39	12,28 M	Tage	
Freit. 2		Simplicius	6,45	5,41	1,26		☽ 6 U. M.
Smst. 3		Kunigunde	6,43	5,43	2,29	bei	letztes Viertel

10. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1–15. — Epistel: Galat. 4, 21–31.

Sonnt. 4	**4. Lätare** (Kasimir)	Georg Wishart	6,40	5,45	3,18	Tage	
Mont. 5		Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	4,1	
Dien. 6		Perpetua	Fridolin	6,36	5,48	4,39	bei
Mitt. 7		Thomas v. A.	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49	5,12	
Donn. 8		Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,32	5,51	5,42	
Freit. 9		Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	6,11	6,12 A. ☾ 5 U. M.
Smst. 10		40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,28	5,55	6,40	8,5 Neumond

11. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.

Sonnt. 11	**5. Judica** (Rosina)	Wilhelm Hosens	6,26	5,56		9,26	
Mont. 12		Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57		10,11
Dien. 13		Ernst	Rudericus	6,22	5,59		11,57
Mitt. 14		Mathilde	Mathilde	6,19	6,1		—
Donn. 15		Longinus	Thomas Cranmer	6,17	6,3		1,0 M. ☽ 9 Uhr
Freit. 16		Heribert	Heribert	6,15	6,5	bei	1,50 Abends
Smst. 17		Gertrud	Patricius	6,13	6,8		2,42 erstes Viertel

12. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.

Sonnt. 18	**6. Palmarum** (Cyrillus)	Alexander	6,11	6,7		3,40	
Mont. 19		Joseph	Maria u. Martha	6,9	6,9		3,52
Dien. 20		Joachim	Ambrosius v. Siena	6,6	6,10		4,10 Frühl. Anf
Mitt. 21		Benedictus	Benedictus	6,4	6,12		4,43
Donn. 22	**Gründonnerst.** (Octavian)		Nicol. v. d. Flüe	6,2	6,14		5,30
	Kaisers Geburtstag						
Freit. 23	**Charfreitag** (Otto)	Wolfgang, F. z. Anh.	5,58	6,15	6,31 A.	5,50	☾ 7 Uhr Abends
Smst. 24		Gabriel	Florentinus	5,55	6,16	7,23	6,14 bZ. Vollmond

13. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.

Sonnt. 25	**heil. Ostern!** (Maria Verk.)	Maria Verkündigung	5,54	6,18	8,26		
Mont. 26	**Ostermontag** (Ludgerus)	Liudger	5,52	6,20	9,29	Tage	
Dien. 27		Rupert	Rupertus	5,51	6,21	10,29	
Mitt. 28		Felix	Johann v. Goch	5,49	6,23	11,27	bei
Donn. 29		Eustasius	Eustasius	5,47	6,24	—	
Freit. 30		Quirinus	Joh. Heermann	5,45	6,26	12,23 M	
Smst. 31		Balbina	Ernst d. Fromme	5,43	6,27	1,13	☾ 9 Uhr 2 letztes Viert

Klagelieder Jerem. 3, 22. 23: Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und Deine Treue ist groß.

Wochentage u. Datum.	April 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
14. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10							
Sonnt. 1	1. Quasimodog. (Hugo)	Fritigil	5,42	6,29	1,55 M	11,9 b T.	
Mont. 2	Franz v. Paula	Theodosia	5,39	6,31	2,33		
Dien. 3	Richard	Gerh. Terſteegen	5,36	6,33	3,7		
Mitt. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,33	3,36		
Donn. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,31	6,35	4,5		
Freit. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,29	6,37	4,34		
Smſt. 7	Herrmann	Claus Peterſon	5,27	6,39	5,6	6,56 A.	● 2 U. N. Neumond
5. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt. 8	2. Miser. Dom. (Dyonisius)	Martin Chemnitz	5,25	6,40	5,39 b T.	8,10	
Mont. 9	Mar. Cleoph.	Thomas v. Weſten	5,22	6,41	6,16 b T.	9,24	
Dien. 10	Ezechiel	Fulbert	5,24	6,43		10,45	
Mitt. 11	Leo d. Gr.	Leo d. Große	5,19	6,45		11,46	
Donn. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46		—	
Freit. 13	Maria v. C.	Juſtinus d. Märt.	5,14	6,48	bei Tage	12,37 M	
Smſt. 14	Tiburtius	Johann Gerhart	5,13	6,49		1,20	☽ 10 U. V. erſtes Viertel
6. Woche: Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16–28. — Epistel: 1 Petri 2, 11–20.							
Sonnt. 15	3. Jubilate (Olympiades)	Simon Dach	5,11	6,51		1	
Mont. 16	Drogo	Petrus Waldus	5,9	6,53		2,49	
Dien. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54		2,48	
Mitt. 18	Bußtag (Eleutherius)	Luther in Worms	5,5	6,56		3,11	
Donn. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	6,57		3,33	
Freit. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58		3,55	
Smſt. 21	Anſelm	Anſelm v. Canterb.	4,59	7,0		4,18	
7. Woche: Von Chriſti Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jakobi 1, 17–21.							
Sonnt. 22	4. Cantate (Soter. Cajus)	Origenes	4,57	7,2	7,58 A.	4,43	☽ 12 Uhr Mittags Vollmond
Mont. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4	8,52	5,11 b T.	
Dien. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5	9,51		
Mitt. 25	Marcus, Ev.	Marcus	4,51	7,6	10,47		
Donn. 26	Ferdinand	Trudpert	4,49	7,8	11,6		
Freit. 27	Anaſtaſius	Otto Catelin	4,47	7,9	11,52		
Smſt. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11	—		
8. Woche: Von der rechten Beſtekunſt: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jacobi 1, 22–27.							
Sonnt. 29	5. Exaudi (Petrus M.)	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13	12,31 M	bei Tage	
Mont. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt.	4,41	7,14	1,9		☾ 8 U. V. letztes Viertel

Luca. 11. 13: So denn Ihr, die Ihr arg seid, Euren Kindern könnet gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben Denen, die ihn bitten!

Wochentage u. Datum	Mai 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	**Phil., Jakob.**	Philippus; Jakobus	4.40	7.15	1.37 M	11.29 b Z	
Mitt. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4.38	7.17	2.6		
Donn. 3	**Himmelf. Chr.** (Kreuz. Erfind.)	Monika	4.36	7.18	2.34	bei Tage	
Freit. 4	Monika	Florian	4.34	7.20	3.2		
Smst. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4.32	7.21	3.33		
19. Woche: Von der Verheißung des Heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11.							
Sonnt. 6	**6. Exaudi** (Joh. v. d. Pf.)	Joh. v. Damaskus	4.31	7.22	4.8		**11 Uhr Abends**
Mont. 7	Gottfried	Otto; Flavia	4.30	7.24	4.49 b Z	8.32 A.	Neumond
Dien. 8	Stanislaus	Stanislaus	4.28	7.26	5.37 b Z	9.29	
Mitt. 9	Gregor v. Naz	Gregor v. Nazianz	4.26	7.28	bei Tage	10.27	
Donn. 10	Gordian	Johann Heuglin	4.24	7.29		11.24	
Freit. 11	Beatrix	Johann Arndt	4.23	7.31		11.53	
Smst. 12	Pankratius	Meletius der Große	4.22	7.32		—	
20. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.							
Sonnt. 13	**Pfingstf.** (Servatius)	Servatius	4.20	7.33		12.24 M	**3 12 Uhr Mittern.**
Mont. 14	**Pfingstmontag** (Christian)	Pachomius	4.18	7.35		12.52	erstes Viertel
Dien. 15	Sophia	Moses	4.17	7.36		1.16	
Mitt. 16	**Quatember** (Joh. v. Nepom.)	5 Märt. v. Lausanne	4.15	7.38	bei Tage	1.38	
Donn. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4.14	7.39		2.0	
Freit. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4.13	7.40		2.22	
Smst. 19	Potentiana	Alcuinus	4.12	7.41		2.47	
21. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt. 20	**Trinitatis** (Basilla)	Valerius Herberger	4.11	7.43		3.14	
Mont. 21	Constantin	Constantin u. Helena	4.9	7.44		3.45	**4 Uhr Morm.**
Dien. 22	Julia	Castus u. Emilius	4.8	7.46	8.12 A.	4.21 b Z	Vollmond
Mitt. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4.6	7.47	9.4		
Donn. 24	**Frohnleichnam** (Johanna)	Aug. Cajalla u. G.	4.5	7.49	9.52	bei Tage	
Freit. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	4.4	7.50	10.44		
Smst. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4.3	7.51	11.37		
22. Woche: Vom reichen Manne: Luca 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 27	**1. n. Trinit.** (Luciana)	Joh. Calvin	4.3	7.52	11.43		
Mont. 28	Wilhelm	Lanfrank	4.1	7.53	—		
Dien. 29	Maximus	Tav. Zeisberger	4.0	7.54	12.40 M		**3 Uhr Nachm.**
Mitt. 30	Felix	Hieronymus v. Prag	3.59	7.55	12.37	bei Tage	letztes Viertel
Donn. 31	Petronilla	Joachim Neander	3.58	7.57	1.4		

Psalm 104, 24: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter.

Wochentage Datum.	Juni 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Fritt. 1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,37	7,43	1,24 M	3,43 b Z	
Samst. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,35	7,44	2,2	b. Z.	

3. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.

Sonnt. 3	2. n. Trinit. (Klotildis)	Klotilde	3,36	8,46	2,30	b. Z.	
Mont. 4	Florian	Quirinus	3,35	8,51	3,23		
Dien. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,35	8,51	4,13	8,11 A.	● 7 Uhr Vormitt. Neumond
Mitt. 6	Norbertus	Norbert	3,34	8,52	5,12 b Z.	9,14	
Donn. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,34	8,53		9,48	
Freit. 8	Medardus	A. H. Francke	3,33	8,54	b. Z.	10,23	
Samst. 9	Felic. u. Prim.	Columba	3,32	8,55		10,55	

4. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.

Sonnt. 10	3. n. Trinit. (Maurinus)	Friedr. I. Barbarossa	3,32	8,56	bei Tage	11,19	
Mont. 11	Barnabas	Barnabas	3,32	8,56		11,43	
Dien. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,31	8,57		—	☽ 4 Uhr Nachm. erstes Viertel
Mitt. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,31	8,58		12,1 M	
Donn. 14	Basilius	Basilius der Große	3,31	8,58		12,27	
Freit. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,31	8,59		12,51	
Samst. 16	Benno	Richard Baxter	3,31	8,59		1,16	

5. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.

Sonnt. 17	4. n. Trinit. (Adolf)	Johann Tauler	3,31	8,59	bei Tage	1,46	
Mont. 18	Marc. u. Marc.	Pamphilus	3,31	8,59		2,20	
Dien. 19	Gerv. u. Prot.	Nic. Conc.; Paphnut.	3,31	9,0		3,0	
Mitt. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,31	9,0		3,49	○ 5 U. N. Vollmond Sommers Anfang.
Donn. 21	Albanus	Matth. Claudius	3,31	9,0	8,34 A.	4,45 b Z.	
Freit. 22	Albinus	Gottschalk	3,31	9,0	9,19	b. Z.	
Samst. 23	Walram	Gottfr. Arnold	3,31	9,0	9,45		

6. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.

Sonnt. 24	5. n. Trinit. (Joh. d. Täufer)	Johannes d. Täufer	3,31	9,0	bei Tage	10,16	
Mont. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Uberg.	3,31	9,0		11,0	
Dien. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,32	9,0		11,36	
Mitt. 27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,32	9,0		—	☾ 9 Uhr Abends letztes Viertel
Donn. 28	Leo II. P.	Irenäus	3,33	9,0		12,6 M	
Freit. 29	Peter und Paul	Petrus; Paulus	3,33	9,0		12,39	
Samst. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,34	9,0		1,18	

Psalm 121, 6: Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Wochentage u. Datum.	Juli 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
27. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonnt. 1	**6. n. Trinit.** (Aaron)	H. Vors u. J. Esch	3,55	8,11	1,26 M	1,53 b Z	
Mont. 2	**Mariä Heims.**	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	2,3	bei Tage	
Dien. 3	Hyacinth	Otto; Aonius Pal.	3,56	8,10	2,37		
Mitt. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10	4,—		☽ 1 Uhr
Donn. 5	Anselm	J. Oldcastle; L. Cobh.	3,58	8,9	5,48 b Z	8,21 A.	Nachm.
Freit. 6	Jesajas	Johann Huß	3,59	8,9	bei	8,48	Neumond
Smst. 7	Willibald	Willibald	4,—	8,8	Tage	9,21	
28. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 8	**7. n. Trinit.** (Kilian)	Kilian	4,1	8,8		9,45	
Mont. 9	Agilolph	Ephraem d. Syrer	4,2	8,7		10,8	
Dien. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or	4,3	8,6	bei	10,30	
Mitt. 11	Pius	Placidus	4,3	8,6	Tage	10,54	
Donn. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5		11,18	☽ 9 Uhr
Freit. 13	Margaretha	Eugenius	4,5	8,5	bei	11,44	Vorm.
Smst. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4		—	erstes Viertel
29. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.							
Sonnt. 15	**8. n. Trinit.** (Apost. Teilung)	Jerusal. Grober. 1099	4,8	8,3		12,18 M	
Mont. 16	Scapulierfest	Anna Askew	4,9	8,1		12,50	
Dien. 17	Alexius	Speratus u. s. 11 Gef.	4,10	8,1	Tage	1,40	
Mitt. 18	Arnold	Arnulf	4,11	8,0		2,34	
Donn. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,12	7,59	bei	3,34	
Freit. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,13	7,58		4,41	☽ 4 U. V.
Smst. 21	Daniel	Eberhard v. Württ.	4,14	7,57	8,17 A.	5,53 b Z	Vollmond
30. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Lucä 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.							
Sonnt. 22	**9. n. Trinit.** (Maria Magd.)	Maria Magdalena	4,15	7,56	8,46		
Mont. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54	9,14		
Dien. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,18	7,53	9,42	bei Tage	
Mitt. 25	**Jakobus**	Jakobus	4,20	7,51	10,14		
Donn. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50	10,47		
Freit. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,48	11,18		☽ 1 U. M.
Smst. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,23	7,46	12,—		letztes Viertel
31. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Lucä 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.							
Sonnt. 29	**10. n. Trinit.** (Martha)	Olavs d. Heilige	4,25	7,44	—	bei Tage	
Mont. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,43	12,50		
Dien. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,28	7,42	1,47		

Psalm 104, 27. 28: Es wartet alles auf Dich, Herr, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn Du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn Du Deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget.

Wochentage u. Datum.	August 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Petri Kettenf.	Maccabäer	4,29	7,43	2,50 M	9,37 b ♐	
Donn. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	3,56	♑	
Freit. 3	Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,32	7,39	5,6	♑	☉ 2 N. M.
Smst. 4	Dominicus	Leonhard Käser	4,33	7,37	6,14 b ♐	7,18 A.	Neumond
12. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.							
Sonnt. 5	11. n. Trinit. (Mar. Schnee)	Evang. Salzburger	4,35	7,35		8,18	
Mont. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34		8,55	
Dien. 7	Gottschalk	Nonna	4,38	7,32		9,30	
Mitt. 8	Cyriacus	Hormisdas	4,39	7,31	bei Tage	9,43	
Donn. 9	Romanus	Numidicus	4,40	7,29		9,56	
Freit. 10	Laurentius	Grober. Jerusal. (70)	4,42	7,27		10,18	
Smst. 11	Herrmann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25		10,33	☽ 2 N. M. erstes Viertel
13. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.							
Sonnt. 12	12. n. Trinit. (Clara)	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23		11,24	
Mont. 13	Hippolyt	N. L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21		—	
Dien. 14	Eusebius	Jacob Guthrie	4,48	7,20		12,28 M	
Mitt. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18	bei Tage	1,18	
Donn. 16	Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16		2,22	
Freit. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,52	7,14		3,32	
Smst. 18	Helena	Hugo Grootius	4,54	7,13		4,46	☉ 2 N. M. Vollmond
14. Woche: Vom Samariter und Leviten: Luc. 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
Sonnt. 19	13. n. Trinit. (Sebald)	Sebaldus	4,55	7,11	7,16 A.	6,3 b ♑	
Mont. 20	Bernhard	Bernhard	4,57	7,9	7,45		
Dien. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7	8,14		
Mitt. 22	Timotheus	Symphorianus	5,0	7,6	8,45	bei Tage	
Donn. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,2	7,4	9,21		
Freit. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,2	10,4		
Smst. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59	10,49		☾ 6 N. M. letztes Viertel
15. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
Sonnt. 26	14. n. Trinit. (Samuel)	Utphilas	5,6	6,57	11,43		
Mont. 27	Jos. Calas	Jovinianus	5,7	6,55	—		
Dien. 28	Augustinus	Augustinus	5,9	6,53	12,43 M		
Mitt. 29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51	1,48	bei Tage	
Donn. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,14	6,49	2,54		
Freit. 31	Paulinus	Aidan	5,13	6,47	4,0		

2. Korinth. 9. 6: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Wochentage u. Datum.	September 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Aegidius	Hanna	5,15	6,44	5,18 V.	6,19 b ☽	☽ 3 U. N. Neumond

36. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.

Sonnt. 2	15. n. Trinit. (Raphael)	Mamas	5,16	6,42		b. ☽.	
	Nationalfest				bei Tage		
Mont. 3	Manuetus	Hildegard	5,20	6,40		7,8 A.	
Dien. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,21	6,38		7,27	
Mitt. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,22	6,36		7,52	
Donn. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,24	6,34		8,20	
Freit. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,25	6,31		8,52	
Smst. 8	**Mariä Geburt**	Corbinian	5,27	6,29		9,30	

37. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luca 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.

Sonnt. 9	16. n. Trinit. (Audomar)	Ludwig Palschali	5,27	6,27		10,13	☽ 8 Uhr Abends
Mont. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,29	6,25		11,3	erstes Viertel
Dien. 11	Protus	Johann Brenz	5,30	6,23	bei Tage	—	
Mitt. 12	Winand	Dionys. Peloquin	5,31	6,21		12,11 M.	
Donn. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19		1,10	
Freit. 14	**Kreuz. Erhöh.**	Cyprianus; Dante	5,34	6,16		2,21	
Smst. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14		3,27	

38. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luca 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.

Sonnt. 16	17. n. Trinit. (Cornel u. Cyp.)	Euphemia	5,37	6,12		4,56	☾ 11 Uhr Abends
Mont. 17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10	6,13 A.	6,15 b ☽	Vollmond
Dien. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,40	6,8	6,44		
Mitt. 19	**Quatember** (Riketa)	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	7,19	bei Tage	
Donn. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	7,59		
Freit. 21	**Matthäus Ev.**	Matthäus Ap.	5,45	6,1	8,45		
Smst. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,59	9,39		

39. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4—9.

Sonnt. 23	18. n. Trinit. (Thekla)	5 Märt. v. Genf	5,47	5,57	10,28		Herbst Anf.
Mont. 24	Joh. Empf.	Joh. Jac. Moier	5,49	5,54	11,21		☾ 2 Uhr Nachm.
Dien. 25	Cleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52	—		letztes Viertel
Mitt. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50	12,17 M.	bei Tage	
Donn. 27	Cosmas u. D.	Philippine Graveron	5,54	5,47	1,58		
Freit. 28	Wenzeslaus	P. Finsteden u. A. Cl.	5,56	5,45	2,39		
Smst. 29	**Michaelis**	Michaelis	5,57	5,43	4,9		

40. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.

Sonnt. 30	19. n. Trinit. Hieronymus	Hieronymus	5,59	5,41	5,7		

Kaiserin Geburtstag.

Jakobi 1, 17: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsternis.

Wochentage u. Datum.	Oktober 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,49	6,13 b Z	5,36 b Z	● 7 Uhr Vorm.
Dien. 2	Leodegar	Chr. Schmid	6,2	5,47	bei Tage	5,58 N.	Neumond
Mitt. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,45		6,22	
Donn. 4	Franz	Franc. v Assisi	6,4	5,43		6,54	
Freit. 5	Placidus	Petrus Cornelecchi	6,6	5,40		7,29	
Smst. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,8	5,38		8,10	
11. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.							
Sonnt. 7	20. n. Trinit. (Sergius)	Theodor Beza	6,9	5,36		8,58	
	Erntefest						
Mont. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,34		9,58	
Dien. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,13	5,32		10,53	☽ 11 Uhr Vorm.
Mitt. 10	Gereon	Justus Jonas	6,15	5,30		12,0	
Donn. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,28	bei Tage	—	erstes Viertel
Freit. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,25		1,13 N	
Smst. 13	Tilmann	Elisabeth Fry	6,20	5,23		2,27	
12. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
Sonnt. 14	21. n. Trinit. (Calixtus)	Nicolaus Ridley	6,22	5,21		3,44	
Mont. 15	Theresa	Aurelia	6,23	5,9	bei	5,4	
Dien. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7	5,13 A.	6,28 b Z	☽ 8 Uhr Vorm.
Mitt. 17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,25	5,5	5,52		
Donn. 18	Lukas Ev.	Lukas	6,27	5,3	6,27	Tage	Vollmond
	Kronprinz Geburtstag.						
Freit. 19	Ferdinand	Bruno	6,29	5,1	7,20	bei	
Smst. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,58	8,19		
13. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 21	22. n. Trinit. (Ursula)	Hilarion	6,32	4,57	9,24		
Mont. 22	Cordula	Hedwig	6,33	4,54	10,29		☾ 12 Uhr Mittern.
Dien. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,35	4,52	11,29	bei Tage	
Mitt. 24	Evergistus	Arethas; Westfäl. Fr.	6,37	4,50	—		letztes Viertel
Donn. 25	Raphael	Johann Heß	6,39	4,48	12,25 N		
Freit. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,46	1,16		
Smst. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,45	2,0		
14. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 2, 17—21.							
Sonnt. 28	23. n. Trinit. (Simon. Juda)	Simon u. Juda	6,43	4,42	4,2		
Mont. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42	5,6	bei Tage	
Dien. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,47	4,40	6,7		
Mitt. 31	Wolfgang	Reformationsfest (95 T.)	6,49	4,39	7,6 b Z		○ 1 U. M. Neumond

1. Johannis, 2, 17: **Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.**

Wochentage u. Datum.	**November** 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	**Aller Heiligen**	Aller Heiligen	6,50	4,27	8,5 V.	5,30 A.	
Freit. 2	**Aller Seelen**	Victorinus	6,52	4,25	♌	6,9	
Smst. 3	Hubertus	Pirmin	6,53	4,23	♌	6,54	

45. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Kol. 1, 9—14.

Sonnt. 4	**24 n. Trinit.** (S. Borrom.)	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,21		7,46	
Mont. 5	Zacharias	Hans Egede	6,57	4,20		8,44	
Dien. 6	Leonhard	Gustav Adolf	6,58	4,19		9,47	
Mitt. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,17		10,55	
Donn. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,16		—	☽ 1 Uhr Morgens
Freit. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,14		12,4 M.	
Smst. 10	Martin P.	Martin Luther	7,5	4,12		1,10	erstes Viertel

46. Woche: Vom Greuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 13—18.

Sonnt. 11	**25 n. Trinit.** (Martin, Bischof)	Martin Bischof	7,7	4,11		2,35	
Mont. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,10		3,54	
Dien. 13	Stanislaus K.	Arcadius	7,10	4,8		5,15	
Mitt. 14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,7	4,25 A.	6,35	☉ 6 Uhr Abends
Donn. 15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,5	5,12	7,51 V.	
Freit. 16	Edmund	Kasp. Creuziger	7,15	4,4	6,10		Vollmond
Smst. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,3	7,13		

47. Woche: Vom jüngsten Gerichte: Matth. 25, 31—46. — Epistel: 2. Petri. 3, 3—14.

Sonnt. 18	**26 n. Trinit.** (Maximus)	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,2	8,22		
Mont. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,1	9,31		
Dien. 20	Simplicius	Johann Williams	7,21	4,0	10,40		
Mitt. 21	Maria Opfer	Columbanus	7,23	3,58	11,46		☾ 3 Uhr Nachm.
Donn. 22	Cäcilia	Joh. Oecolampadius	7,25	3,57	—		
Freit. 23	Clemens	Clemens v. Rom	7,26	3,56	12,5 M.		letztes Viertel
Smst. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	3,55	1,55		

48. Woche: Von den zehn Jungfrauen: Matth. 25, 1—13. — Epistel: 1. Thessal. 5, 1—11.

Sonnt. 25	**27. n. Trinit.** (Katharina)	Feier z. Gedächtnis der Verstorbenen. (Katharina)	7,28	3,53	2,57		
Mont. 26	Conrad	Conrad	7,30	3,51	3,59		
Dien. 27	Wilhildis	Marzer. Blaarer	7,32	3,50	5,1		
Mitt. 28	Günther	Alexander Rousel	7,34	3,49	6,15		
Donn. 29	Saturnin	Saturninus	7,35	3,48	6,39		☾ 8 Uhr Abends
Freit. 30	Andreas	Andreas	7,37	3,47	7,54 V.		Neumond

Johannis 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentage Datum.	Dezember 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Hauptf.	1 Eligius	Eligius	7,35	4,19	3,44 bV.	5,43 A.	
Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.							
Sonnt.	2 1 Advent. (Bibiana)	Joh. Ruysbroek	7,39	4,9	bei Tage	6,28	
Montag	3 Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59		7,39	
Dienst.	4 Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,59		8,44	
Mittw.	5 Crispine	Crispinus	7,43	3,58		9,53	
Donn.	6 Nikolaus	Nikolaus	7,44	3,58		11,16	
Freit.	7 Ambrosius	C. P. Odontius	7,45	3,57		—	☽ 1 U. N.
Hauptf.	8 Mariä Empf.	Martin Rinkard	7,47	3,57		12,48 M	erstes Viertel
Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tags: Luc. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
Sonnt.	9 2. Advent (Leocadia)	Benjamin Schmolck	7,48	3,56	bei Tage	1,31	
Montag	10 Judith	Paul Eber	7,49	3,56		2,48	
Dienst.	11 Tamasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,57		4,6	
Mittw.	12 Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,57		5,23	
Donn.	13 Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57		6,36	
Freit.	14 Nicasius	Dioscorus	4,56 A.	7,41			☉ 4 U. M.
Hauptf.	15 Eusebius	Christiana	7,53	3,57	5,55	8,37 bV.	Vollmond
Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1–5.							
Sonnt.	16 3. Advent (Adelheid)	Adelheid	7,54	3,57	7,18		
Montag	17 Lazarus	Sturm	7,55	3,56	8,40	bei Tage	
Dienst.	18 Wunibald	V. L. v. Seckendorf	7,56	3,56	9,29		
Mittw.	19 Quatember (Nemesius)	Clemens v. Alex.	7,56	3,56	10,26		
Donn.	20 Julius	Abraham	7,57	3,55	11,42		
Freit.	21 Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,55	—		☾ 9 Uhr V.
Hauptf.	22 Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,55	12,46 M		letztes Viertel Mitt. Anf.
Woche: Von Johannis Zeugniß: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
Sonnt.	23 4. Advent (Tagobert)	Anna du Bourg	7,59	4,0	1,48		
Montag	24 Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	2,50	bei Tage	
Dienst.	25 Heil. Christfest	Christtag	7,59	4,1	3,51		
Mittw.	26 2. Christtag (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	4,50		
Donn.	27 Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,2	5,44		
Freit.	28 Unsch. Kindl.	Unschuld. Kindlein	8,0	4,3	6,32		
Hauptf.	29 Thomas B.	David	8,0	4,4	7,16		☽ 2 U. N. Neumond
Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33–40. — Epistel: Galat. 4, 1–7.							
Sonnt.	30 S. n. Weihn. (David)	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5	8,0	b. Tage	
Montag	31 Silvester	Joh. Wiclef	8,0	4,5	8,45 bZ.		

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendige. Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; ziehe die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn auf einander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht. Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet. Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghol4 und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert. Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 1mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen liesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.

Bauern-Regeln.

Januar.

Neujahrsnacht still und klar,
Deutet auf ein gutes Jahr.

Giebt's im Januar viel Regen,
Bringt's den Früchten keinen Segen.

Wächst das Korn im Januar,
So wird es auf dem Markte rar.

Bringt St. Vincenz (22.) Sonnenschein,
So giebt's viel Korn und auch noch Wein.

Februar.

Am Lichtmeßtage (2.) Sonnenschein,
Bauer, schließ dein Futter ein!

Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeß-Woch',
Geht auf vier Wochen er wieder ins Loch.

St. Dorothee (6.),
Thut's nicht ohne Schnee.

Wärmt die Katz' im Februar
Sich den Pelz im Sonnenschein,
Wird im März sie — glaub's fürwahr! —
Gerne unterm Ofen sein.

März.

Trockene Fasten
Füllen die Kasten;
Ist aber feucht und faul der März
Wird dem Bauer schwer das Herz.

Auf Märzenregen
Folgt kein Sommerregen.

Donnert's über den kahlen Wald,
So wird's zwar wehen und winden bald,
Doch bekommt das Jahr eine gute Gestalt.

Auf St. Benedicti Tag (21.),
Man Erbsen und Gerste säen mag.

April.

Gehst du im April auch mit Sonnenschein aus,
Laß doch den Regenschirm nicht zu Haus!

Märzenschnee frißt.
Aprilschnee mist't.

Ist St. Görgen (23.) vorbei,
So geht die Wiese ins Heu.

Ein Wind, der von Ostern bis Pfingsten regiert,
Im ganzen Jahr sich wenig verliert.

Mai.

Kühler Mai
Bringt allerlei
Von Segen, ist er naß dabei.

Wer wässert im März und im Mai,
Hat Wiesen, aber kein Heu.

Pankraz (12.) und Servaz (13.)
sind zwei böse Brüder,
Was der Frühling gebracht hat,
verderben sie wieder.

Auf St. Urben (25.)
Ist's Korn weder geraten noch verdorben.

Juni.

Bringt Regen St. Medardi-Tag, (8.),
So regnet's noch 40 Tag' hernach.
Wer's glauben mag?

St. Vit (15.)
Bringt die Fliegen mit.

Peter und Paul (29.)
Machen dem Korn die Wurzel faul.

Junihitz' und Dezemberkält',
Mit beiden ist es gleich bestellt.

St. Barnabas (11.),
Hat das beste Gras.
Wohl dem, der da nicht die Sense vergaß!

Juli.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 7 Wochen lang halten.

Donnert's häufig im Julius,
Gibt's später noch manchen Regenguß.

Margareten-(13.)Regen,
Wird erst nach Monatsfrist sich legen.

Hundstage hell und klar
Zeigen an ein gutes Jahr.

August.

Hundstage heiß,
Winter lang weiß.

Ist Lorenz (19.) und Barthelme (24.) schön und fein,
So darf sich der Winzer im voraus freun.

Gewitter um St. Bartholomä (24.)
Bringen leicht Hagel oder Schnee.

Rüsten sich Schwalben u. Störche zur Reis',
Es währt nicht mehr lange, dann wird es weiß.

September.

Nach Mariä Geburtstag (8.)
Der Sämann nicht mehr warten mag.

St. Michaelis (29.) wein,
Süßer Herrenwein.

Tritt im September viel Donner ein,
Wird Hornung und März sehr schneereich sein.

Blühen die Disteln reich und voll,
Ein schöner Herbst dir auch blühen soll.

Oktober.

Hält der Oktober das Laub lang fest,
So sorge dir ja für ein warmes Nest!

Bringt der Oktober schon Schnee und Eis,
Ist's schwerlich im Januar kalt und weiß.

Auf St. Gallen- (16.) Tag,
Muß jeder Apfel in seinen Sack,
Muß jedes Gewächs aus dem Boden heraus.

Bauer, laß die Kuh zu Haus!
Fällt der erste Schnee in'n Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

November.

Altweibersommer thut nicht lang gut,
Und steht er auch in Aller Heiligen (1.) Hut.

St. Martin (11.) ist besser trocken als naß,
Und gerade so ist's mit dem Andreas (30.).

St. Martin (11.) teilt seine Mäntel mehr aus,
Bringt aber dafür den Winter ins Haus
Und schafft dem Bauer das Geld hinaus.

Dem heiligen Clemens (23.) traue nur nicht;
Denn selten hat er ein mildes Gesicht.

Dezember.

Dezember kalt mit Schnee,
Giebt Korn auf jeder Höh'.

Ist's um Weihnacht feucht und naß,
Giebt leicht es leere Speicher und Faß.

Weihnacht im Klee,
Ostern im Schnee.

Bringt St. Stephanus (26.) Wind,
Die Winzer nicht fröhlich sind.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Verzeiht der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Fängt mit Kälte an, besonders den 16. kalt und Eis auf etliche Tage; den 20. Schnee bis zum 27. Danach Regenwetter bis zu Ende.

Februar.

Fängt trübe und regnerisch an, den 9. bis 14. schön lieblich Wetter; danach folgen drei Tage Schnee, darauf sehr kalt und Frost; den 16. regnet und kiekelt es und schneiet; darauf sehr kalt bis den 18., darauf Regenwetter.

März.

Fängt mit hartem Wetter an, vom 21. ab pflegt es früh zu frieren, die Tage meistens schön und lustig.

April.

Hat auch Frost bis zum 16.; dann fällt gelinder Wetter ein bis zum 23., worauf wieder Reif und rauhes Wetter bis zum 29., da es anfängt, schön lustig zu werden.

Mai.

Hat am 8. Donner, worauf wieder rauhes, trübes und kühles Wetter folgt bis zum 8., darauf drei Tage gelinder. Den 11. gefriert es wieder, zu Nacht Eis, bleibt kalt bis 20., darauf schön warm. Den 30. Eis und Reif.

Juni.

Fängt auch mit Reif an, auf welchen trübes Wetter folgt. Am 8. nochmals Reif, danach schön warm und bleibt es so bis zu Ende.

Juli.

Fängt mit großer Hitze an, sowohl bei Tage als bei Nacht, fast täglich Gewitter, die oft Kiekeln bringen und einschlagen; bis den 11. schön, dann trüb und kühl mit Regen bis zum 13., darauf Regen bis zu Ende.

August.

Fängt mit Morgennebeln an; die Tage sind schön und warm; gegen Ende große Hitze.

September.

Beginnt mit herrlich schönem Wetter bis zum 3., da etwas trübes und herbstliches Wetter einfällt; bald aber wieder schön bis zum 27., wo sich trübes, regnerisches Wetter einstellt.

Oktober.

Fängt mit ungeschlachtem Wetter an, den 10. Reif und kalt bis 17., da ein schöner Sommertag. Den 23. kalt, darauf wieder schöne Zeit; den 27. bis 30. ziemlich kalt.

November.

Hat kalt bis zum 10., jedoch nachmittags gemeiniglich schön und warm; den 11. fängt trübes Wetter an mit Nebel und Regen bis zum 13., da es wieder gefriert bis 30., nachmittags aber Sonnenschein.

Dezember.

Fängt mit Frost an, bald Regen, Kälte und Eis; den 10. Schnee, darauf Frost bis zum 19., wo es regnet. Es wird aber bald wieder kalt bis zu Ende.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_5$	bisher. Pfennig.
	2 Pfennige	=	$2^2/_5$	" "
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	" "
	10 Pfennige	=	1	" Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	$^1/_5$ Mark	=	2	" "
	$^1/_2$ Mark	=	5	" "
	1 Mark	=	10	" "
	2 Mark	=	20	" "
	3 Mark	=	1 Thlr.	20 Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 "	20 "
	10 Mark	=	3 "	10 "
	20 Mark	=	6 "	20 "

Da die Nickelmünzen, so lange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $^6/_{13}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_3$ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^9/_{10}$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^9/_{10}$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**

Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{10}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{1}/_{31}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = 1$^{4}/_{9}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{12}/_{11}$ pr. Scheffel = 14$^{6}/_{11}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen**.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = 7$^{3}/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{3}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{2}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm**.
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben	:	m
Kilometer, „	:	km
Centimeter, „	:	cm
Millimeter, „	:	mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben	:	qm
□Kilometer, „	:	qkm
□Centimeter, „	:	qcm
□Millimeter, „	:	qmm

Ar, geschrieben: a
Hektar, „ : ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben: cbm
Hektoliter, „ : hl
Liter, „ : l
Kubikcentimeter, „ : ccm
Kubikmillimeter, „ : cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben: t
Kilogramm, „ : kg
Gramm, „ : g
Milligramm, „ : mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68458274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches.*)

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.	—	10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)	—	20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen	—	20
	do. auf weitere Entfernungen	—	40
3)	**Einschreibgebühr** (Rekommandiert)	—	20
4)	**Karten**, einfache	—	5
	do. mit Antwort	—	10
5)	**do.** als Bücherbestellzettel	—	3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

	ℳ	₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g	—	3
(Büchern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mitpt. beigefügt werden.)		
do. von 50—250 g	—	10
do. von 250—500 g	—	20
do. von 500—1000 g	—	30
7) **Lokal-** und **Lokal-Land-Briefe** (unfrankiert 10 Pf.)	—	5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit	—	25
do. do. über 10 Meilen weit	—	50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen	—	5
do. do. über 10–20 Meilen	—	10
do. do. über 20—50 Meilen	—	20
do. do. über 50—100 Meilen	—	30
do. do. über 100—150 Meilen	—	40
do. do. über 150 Meilen	—	50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark	—	20
do. über 100—200 Mark	—	30
do. über 200—400 Mark	—	40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark	—	30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark	—	2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden.		
mindestens aber	—	10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Pakete mit		
Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon	—	5
mindestens aber	—	10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:		
a) im Postorte für Postanweisungen oder		
Wertbriefe	—	5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg	—	10
do. do. über 5 kg	—	15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen,		
Pakete	—	10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß), gewöhnliche oder		
eingeschriebene im Ort	—	25
aufs Land à km	—	10
3) do. für Zeitungen jährlich:		
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	—	60
„ „ 2—3 „ „	1	—
„ „ 4—6 „ „	1	60
„ täglich 2 „ „	2	—
für amtliche Verordnungsblätter	—	60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Afganistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexico, Verein Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche Britische, Französische, Niederländische, Spanische und Portugiesische Kolonien.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankiert (Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbeilegzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen dort Manuskript, Büchern aber nicht Faktur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
nach Frankreich und Belgien bis 750 Frcs.	—	40

6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:

(nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)

Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Dänemark bis 355 Kronen, für je 20 Mark (1 Krone = 1 M. 13 Pf.)	—	10
„ Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 50 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	20
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	75
„ Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	20
„ Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark. (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Luxemburg wie bei Deutschland.		
„ Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark (1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)	—	20
„ Norwegen bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Schweden bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20
„ Türkei (nur Konstantinopel) bis 400 Mark, für je 20 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	20
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (212 Mark 50 Pf.), für je 20 Mark. (1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)	—	20

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Auguste Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1836.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz II., geb. 28. Februar 1823 (Regierungsantritt 7. März 1842), vermählt am 4. Juli 1868 mit Marie, Tochter des Prinzen Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Januar 1850.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861). Siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1856 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 26. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 24. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1880), vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864) vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margareta, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1874 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von **Merode**.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1882 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geb. 14. Mai 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. Dezember 1874), Witwer seit 26. Juni 1878 von Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878. Wieder vermählt am 29. November 1879 mit Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Chester Allan Arthur.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste.

Das Vorwort, welches nach altem Spinnstubenbrauche unter diesem Eingangsspruche stehen und vom Herausgeber des Büchleins selbst den lieben Lesern einen herzlichen Gruß und ein freundliches wohlgemeintes Mahnwort bringen soll, muß diesmal etwas kürzer gehalten sein, als gewöhnlich.

Denn die lieben Freunde, welche mir zur Seite stehen, daß Jahr um Jahr die Spinnstube mit gutem Inhalt gefüllt werden könnte, waren diesmal besonders lieb und freundlich und haben einmal wieder, teilweise freilich nach langer Unterbrechung, ihre milde Hand aufgethan, auch für die Spinnstube etwas herzugeben, und damit zu beweisen, daß sie dem Büchlein nicht ganz und gar untreu geworden sind und ihm ihre Gunst nicht entzogen haben.

Da nun einer von ihnen — er sei hier herzlich gegrüßt! — sich seiner Zeit arg darüber beschwert hat,

daß eine Erzählung von ihm „in den Essig gelegt", will sagen: für einen späteren Jahrgang der Spinnstube zurückgelegt worden war, weil sich dieselbe nicht in die vertragsmäßige Bogenzahl des Büchleins ganz einfügen ließ, so will ich lieber das Eigene kürzer fassen, als daß ich noch einmal den lieben Freund, der, wie's scheint, die Essigbraten nicht liebt, kränkte oder auch einen der anderen Spinnstubenfreunde verdrießlich machte.

Es ließe sich zwar über das, was ich den lieben Lesern ans Herz legen möchte, sehr viel sagen, und alle Blätter des Büchleins würden nicht reichen, wenn alles darauf gesagt werden sollte, was darüber gesagt werden kann, und, was zu hören, unserer heutigen Zeit überaus nötig wäre. Allein auch die kurzen Worte werden ihren Zweck erfüllen, wenn es ihnen gelingt, bei den Lesern das Nachdenken über den Punkt, um den es sich handelt, so anzuregen, daß sie sich mit ihren eigenen Gedanken ergänzen, was hier nicht gesagt oder nur angedeutet werden kann, wenn es ihnen vor allem gelingt, jedem Leser die Frage ins Herz und ins Gewissen zu stellen: Wie steht's denn bei mir in diesem Punkte, und wie sollte es stehen? Wenn dann Gott der Herr seinen Segen dazu giebt, werden die guten Gedanken auch zur That werden, die guten Entschlüsse, die bei der genannten Frage wohl gefaßt werden, zur Ausführung kommen. Gott walt's!

Und worum soll es sich diesmal in diesem Vorworte handeln? — Um etwas, dessen Verfall die Ursache von unzähligen Mißständen ist, daran unser Volksleben krankt, von unsäglichem Elend und Herzeleid, wodurch Hunderttausenden das Leben verbittert wird, über etwas, dessen Hebung und Besserung hingegen die rechte Heilung vieler Schäden und Gebrechen in unserem Volksleben bewirken würde, nämlich eine Heilung von innen heraus, von der Wurzel auf.

Um's kurz zu sagen: Dem Familienleben sollen diesmal die einleitenden Worte hier gelten.

Und ich dächte doch, das wäre etwas, was so recht eigentlich unter den schönen Eingangsspruch der Spinnstube paßt.

Wo du die letzteren jeden Abend voll siehst von Familienvätern, die es sehr behaglich haben und das Heimgehen von einer Stunde auf die andere verschieben, da kannst du mit voller Sicherheit schließen: Hier muß es um das Familienleben übel stehen.

Und wo du an einem Orte eine recht rohe, zuchtlose, verwilderte Jugend triffst, da kannst du wiederum mit nicht geringerer Sicherheit den nämlichen Schluß machen.

Denn wo der Mann jeden Abend sich seiner Familie entzieht und ins Wirtshaus setzt, nachdem er vielleicht schon den ganzen Tag über durch seine Berufsarbeit von den Seinigen ferne gehalten worden war, oder, wenn dies auch nicht der Fall gewesen ist, doch seine Kinder, die den Tag über in der Schule saßen, kaum zu Gesichte bekommen hatte: da kann ja von einem Familienleben kaum die Rede sein.

Wo aber eine rohe, zuchtlose Jugend gefunden wird, da ist's ein Beweis, daß sich die Eltern nicht um ihre Kinder kümmern, wie sie sollten und müßten, daß sie die heilige Elternpflicht nicht an ihnen üben, daß also kein Familienleben da ist, wobei Eltern und Kinder in der rechten gottgewollten Zusammengehörigkeit stehen.

Wenn nun aber in unserer Zeit der Wirtshausbesuch mehr oder weniger überall ein überaus starker ist; wenn mehr oder weniger überall über eine täglich noch wachsende Roheit und Verwilderung der Jugend geklagt werden muß und die Gefängnisse mit ihrer erschreckend großen Anzahl *jugendlicher* Verbrecher zu diesem Klageliede eine gar übel klingende Begleitung singen: dann wird man ja wohl mit allem Fug und Recht über den Verfall des Familienlebens klagen dürfen, ja klagen müssen als über die trübe Quelle, aus welcher jene beiden traurigen Erscheinungen nicht allein, sondern auch noch so manches andere Unheil in unserem Volksleben hervorfließen.

Und erweist sich nicht in der That solches Klagen als ein völlig begründetes für jeden, der Gelegenheit hat oder nimmt, tiefere Blicke in das häusliche Leben unserer Tage zu thun?

Daß das Familienleben da notwendig zu Grunde gehen *muß*, wo der Familienvater, um in der gegen-

wärtigen arbeitslosen Zeit besser lohnenden Verdienst zu finden als daheim, in die Ferne geht und der Frau allein die ganze Sorge für das Hauswesen, wie für die Erziehung der Kinder überläßt, liegt ja klar auf der Hand. Denn auch den guten Fall angenommen, daß durch die längere Abwesenheit des Vaters zwischen den Ehegatten selbst keine Entfremdung eintritt, so wird der Vater doch jedenfalls seinen Kindern fremd, und das um so mehr, je weniger er imstande ist, mit den Seinigen eine briefliche Gemeinschaft zu unterhalten, und je seltener er wegen der großen Reisekosten zu persönlichem Besuche der Seinigen kommt.

Die Mutter ist in den seltensten Fällen körperlich und geistig stark genug, die ganze Last, die allein auf ihren Schultern ruht, zu tragen. Sie wird sich in den meisten Fällen darauf beschränken, das Hauswesen in Ordnung zu erhalten und wird selbst dazu kaum die nötige Zeit und Kraft behalten, wenn sie auch noch helfen muß, durch eigenen Verdienst die Mittel für das Hauswesen herbeizuschaffen, weil der Mann in der Ferne nicht genug verdient, um noch etwas Nennenswertes an Geld nach Hause zu schicken, nachdem er seine eigenen Bedürfnisse bestritten hat, oder aber draußen nicht haushälterisch genug lebt. Sich auch die Erziehung der Kinder mehr als nur ganz oberflächlich angelegen sein zu lassen, ist der geplagten Frau beim besten Willen unmöglich.

Und die Folge, die unausbleibliche Folge? Die Knaben wenigstens werden der Mutter bald über den Kopf gewachsen sein und sowenig wie ihr, auch dem fremd gewordenen Vater sich beugen, wenn er je und dann heimkommt und es versuchen will, Ordnung im Hause zu schaffen. Sobald sie der Schule entwachsen sind und selber Geld verdienen können, werden sie ihre eigene Herren, die der Mutter höchstens eine Kleinigkeit von ihrem Verdienste als Kostgeld bezahlen, und auch das nur mit Murren und Widerwillen, weil sie darin eine völlig ungerechtfertigte Schmälerung und Beeinträchtigung ihrer Jugendfreude sehen.

Wie es dann in solchen Häusern wird, wenn für die Eltern die alten Tage kommen, wo die dankbare Liebe der Kinder sie heben und tragen und pflegen soll, darüber

wollen wir lieber schweigen und einen Schleier nicht lüften, hinter welchen sich maßloses Elend, maßloses Herzeleid birgt!

Wie mancher Vater würde den reicheren Verdienst draußen gerne in die Schanze schlagen und sich daheim lieber doppelt und dreifach plagen, wenn er vorauswüßte, welches Alter ihm bevorsteht! Ja wie mancher hat in der That schon die bessere äußere Lage verwünscht, die er sich durch seine Arbeit in der Fremde errungen hatte, wenn er aus eigener bitterer Erfahrung lernen mußte, daß man kindliche Liebe und Treue nicht so vom Zaune herunterbrechen kann, daß man sie auch nicht für Geld und Gut kaufen mag, sondern daß man sie durch elterliche Liebe und Treue erwerben muß?

Die Fälle aber, in denen durch die längere Abwesenheit des Vaters das ganze Familienleben völlig auseinandergeht und auch die Ehegatten selber völlig auseinanderkommen, gehören leider keineswegs zu den Seltenheiten.

Besser könnte es nun wohl da sein, wo der Hausvater zwar nicht in die Fremde geht, aber doch durch seine Berufsarbeit genötigt ist, den ganzen Tag über ferne von den Seinigen zu sein und vielleicht nicht einmal das Mittagsmahl gemeinsam mit ihnen verzehren kann. Denn da bleibt ihm ja doch der Abend, um nach des Tages Last und Hitze mit seinen Angehörigen zu verkehren und in solchem Verkehre eine Erholung für sein Gemüt zu finden, die ihm ebenso nötig ist, wie die Erholung durch die Nachtruhe für den Leib.

Allein geht es denn auch wirklich so? Werden denn in solchem Falle in der That die Abende dazu benutzt, das Familienleben zu pflegen? Ach leider nein, oder doch nur ganz ausnahmsweise!

Wie geschieht's vielmehr in der Regel, daß es von der Arbeit weg schnurstracks ins Wirtshaus geht, vielleicht ohne zuvor doch wenigstens daheim das Abendbrot gegessen zu haben, so daß die Frau dann mit dem Essen warten soll, bis es dem Herrn Gemahl gefällt, seine Wirtshausbrüder zu verlassen!

Da darf man dann ja aber wohl fragen: wäre es nicht ein Wunder, wenn dabei das Familienleben nicht

auf die Dauer in völligen Verfall geriete? Wäre es nicht ein Wunder, wenn da auch die treueste, eifrigste Hausfrau nicht am Ende mißmutig und nachläſſig würde, zumal wenn ſie zuſehen muß, wie all ihr Arbeiten und Zuſammenhalten und Sparen nichts hilft, wie durch das Wirtshausleben ihres Mannes der Ruin des Hausweſens unaufhaltſam herannaht? Wäre es da nicht ein Wunder, wenn ſich nicht die heranwachſenden oder ſchon herangewachſenen Söhne an dem Beiſpiele des Vaters ein Muſter nähmen und ſich nicht von frühe an daran gewöhnten, das elterliche Haus nur als Schlafſtelle anzuſehen? Wäre es nicht ein Wunder endlich, wenn ſich nicht auch die gutgearteten Kinder darnach ſehnten, ſobald wie möglich aus einem Elternhauſe fortzukommen, das ſo wenig bietet, was des Daheimbleibens wert wäre?

Ganz gut könnte es aber doch gewiß da um das Familienleben ſtehen, wo weder für den Vater noch für die Mutter des Hauſes eine Nötigung vorhanden iſt, den Tag über außer dem Hauſe zu ſein. Da brauchte es nur der Vater nicht zu vergeſſen, wie ſeine Vaterpflicht keineswegs darin aufgeht, für ſeine Familie das tägliche Brot zu ſchaffen oder wohl gar Reichtümer zu erwerben, wie es vielmehr ſeine Hauptpflicht iſt, ſeine Kinder zu erziehen, ſich alſo um ſie zu bekümmern, auf ihre leibliche und geiſtige, ja auch geiſtliche Entwicklung zu achten und dieſelbe, ſoweit er es vermag, mit liebevoller Sorgfalt zu leiten. Da brauchte nur die Mutter allezeit eingedenk zu ſein, daß ſie im vollen Einvernehmen mit dem Vater ſich an dem Werke der Erziehung zu beteiligen, und ganz beſonders die erſte Erziehung der Kinder auf das mütterliche Herz zu nehmen, daß ſie dieſen deshalb alle Zeit zu widmen hat, welche ihr die Fürſorge für das Hausweſen übrig läßt und bemüht ſein muß, ſo frühe wie möglich in die zarten Kinderherzen guten Samen auszuſäen, der nachher im Leben Früchte bringen kann. In der gemeinſamen, treuen Fürſorge für die Erziehung der Kinder müſſen ſich ja die Elternherzen immer mehr zuſammenfinden und das Band ſehen, das ſie immer enger und inniger aneinander ſchließt.

Wo aber nun der Vater völlig ſeine Pflicht gethan zu haben glaubt, wenn er den Tag über für die Seinigen

gewirkt und gearbeitet hat und nun am Abende nichts Eiligeres zu thun hat, als draußen, wiederum in der Regel im Wirtshause, Erholung zu suchen; wo die Mutter dann, um doch auch für sich die Erholung und das Vergnügen zu finden, das sie nach dem Vorbilde des Mannes als ein unvermeidliches Lebensbedürfnis ansehen gelernt hat, möglichst viel in Gesellschaften geht, oder auch nur, so oft es geht, zur Nachbarin und Gevatterin eilt, dort ein wenig zu schwatzen und ein paar Neuigkeiten zu hören: da kann ja unmöglich das Familienleben gedeihen. Denn die Kinder, welche den Vater höchstens beim Essen zu sehen bekommen, und es der Mutter schnell abgemerkt haben, wenn sie sich lieber als mit ihnen, mit den guten Freundinnen draußen abgiebt und unterhält, sie werden keine rechte Liebe zu den Eltern fassen und besonders dann sich ihnen innerlich entfremden, wenn sie die treue, fürsorgende Elternliebe, die ihnen in ihrem eigenen Hause fehlt, vielleicht in dem Hause dieses oder jenes Kameraden in vollstem Maße walten sehen.

Sollte nun aber jemand fragen, wie er es denn anzufangen habe, daß es mit seinem Familienleben besser werde, so sollen ihm hier ein paar Ratschläge gegeben werden, die sich ihm gewiß als gute und heilsame bewähren werden, wenn er mit ihrer Befolgung Ernst macht.

Zunächst also, wer du auch bist, Mann oder Weib, bedenke es wohl und schreibe dir's fest und tief ins Herz, daß das schöne deutsche Sprichwort sagt: „Die Hausthüre geht nach innen auf." — Was das heißen soll? — Es soll heißen, daß du deine Hausthüre nicht lieber zum Herausgehen gebrauchen sollst, als zum Hineingehen, und daß du, wenn du sie hast zum Herausgehen brauchen müssen, dich doch jedesmal herzlich freuen sollst, wenn du sie wieder zum Hineingehen gebrauchen kannst, wenn sie dir den Zugang in dein trautes, warmes, gemütliches Daheim wieder eröffnet und dich vor der kalten, rauhen, liebelosen Welt draußen abschließt. —

Du aber, liebe Hausmutter, vergiß es nur ja nicht, daß es deine schönste Würde ist, Hausfrau zu sein, und daß dein Gatte dich heimgeführt hat, und daß es deshalb dir vor allem anliegen muß, es hinter deiner nach

innen aufgehenden Hausthüre so zu halten und zu gestalten, daß dein Mann und deine Kinder die Hausthüre lieber aufmachen um hinein-, als um herauszugehen und daß, wie ein anderer schöner Spruch sagt, „deinem Manne das Herz im Leibe lachen kann, wenn er von weitem seines Hauses Giebel sieht." Denn Schmutz und Unordnung im Hause sind mit die größten Feinde des Familienlebens, sie lassen keine Lust und Liebe zum Daheim und zum Daheimbleiben aufkommen.

Und weiter: wenn du dafür hältst, du müssest nach der Tagesarbeit durchaus eine Erholung und eine Freude haben, wie wär's, wenn du, anstatt sie im Wirtshause zu suchen, einmal versuchtest, sie daheim bei Weib und Kind zu finden? Kann es denn für einen Familienvater, der die Seinigen wirklich lieb hat, eine schönere Freude, eine erquickendere Erholung geben, als mit den Seinigen zusammen zu sein und sich in Eintracht und Liebe ihres Umgangs zu erfreuen? Fang nur erst einmal an, wenn du's bisher nicht gethan hast, am Abend hübsch daheim zu bleiben und dich ganz den Deinigen zu widmen, du wirst sehen, daß es nicht lange dauert und du denkst gar nicht mehr, daß es nur anders sein könne.

Nur muß dann allerdings dein Familienleben auch das rechte sein, bei dem wirklich Eintracht und herzliche Liebe unter den Familiengliedern herrscht, und ein festes heiliges Band die Herzen in die rechte Gemeinschaft setzt. Dies Band aber wird sich da allein knüpfen können, wo die Familienglieder eins sind und immer mehr eins werden in der Liebe zum Herrn und zu seinem heiligen Worte, wo dann auch Gebet und Gottes Wort das Familienleben heiligt. Denn die, welche mit einander gebetet, mit einander sich an Gottes Wort gestärkt und erbaut haben, die können ja doch nachher unmöglich kalt und gleichgültig an einander vorübergehen, als gingen sie sich nichts an, sie haben ein Gemeinsames, das die Herzen nicht auseinandergehen läßt, wenn sie auch durch die Berufsarbeit leiblich auseinandergerissen werden.

Ist es dir darum ein wirklicher heiliger Ernst damit, daß es in deinem Familienleben besser werden möge, ei

so thue nur endlich, was du als ein Hausvater, der doch wohl ein christlicher sein will, schon längst solltest gethan haben! Werde nur einmal eingedenk, daß ein christlicher Hausvater auch des Hauses Priester sein soll, der die Seinigen tagtäglich morgens, und wenn es irgend sein kann, auch abends um sich sammelt, mit ihnen und vor ihnen Gottes Wort zu lesen und zu beten! Fange nur einmal an, diese christliche Hausvaterpflicht zu üben und laß dich nicht durch falsche Scham davon abhalten, indem du dir Gedanken darüber machst, was die Deinigen selbst, was die anderen Leute darüber denken und sagen möchten, wenn du auf einmal dein häusliches Leben auf diesen Fuß stellst! Laß dich auch nicht durch die Befürchtung abhalten, es sei zu schwer für dich, das Hauspriestertum zu üben, du könntest es beim besten Willen nicht! Denn, nicht wahr? eine Bibel hast du doch gewiß im Hause und lesen kannst du auch und das Gebet des Herrn, das „Unser Vater" kannst du doch auch sprechen. Fang deshalb nur in Gottes Namen damit an, ein Kapitel oder auch einen kürzeren Abschnitt der heiligen Schrift in rechter ernster Andacht vorzulesen und, wenn du zunächst nichts anderes vermagst, das Gebet des Herrn dazu zu setzen. Du wirst sehen, wie bald du es lernst, auch das, was du besonderes für dich und die Deinigen auf den Herzen hast, in freiem, kindlichem Herzensgebete, bei dem es ja auf schön gesetzte, gewählte Worte durchaus nicht ankommt, deinem himmlischen Vater ans Herz zu legen. Du darfst dann freilich nur deine Hausandacht keine leere äußere Form sein und zu keiner bloßen Gewohnheitssache werden lassen, sondern es muß dir ein aufrichtiger herzlicher Ernst sein, dein Haus zu einer „Hütte Gottes bei den Menschen" werden zu lassen. Denn nur „dem Aufrichtigen läßt's der Herr gelingen".

Und nun die langen Winterabende! Wie köstlich sind sie geeignet, das Familienleben recht zu hegen und zu pflegen! Du mußt dann aber natürlich nicht bloß selber hübsch zu Hause bleiben, sondern es auch deinen Kindern und Hausgenossen wehren, draußen herumzulaufen; du mußt dafür sorgen (und wie leicht ist das heutzutage allerwärts fast gemacht!), daß du etwas Gutes zum Vor-

lesen im Familienkreise hast, das du entweder selber liesest oder von einem deiner Kinder vorlesen lässest, dem das Lesen schon geläufig ist. Um die Zuhörer fest zu halten und an kein Hinauslaufen mehr denken zu lassen, mußt du nur zunächst recht unterhaltende Bücher nehmen, um dann erst später, wenn alle das Daheimbleiben gelernt haben, auch solche Bücher zu bringen, aus denen auch für die Seele etwas Heilsames zu lernen ist.

Endlich aber, wo es wegen besonderer Verhältnisse nicht möglich sein sollte, die Familienglieder zu solch traulichem Beisammensein zu vereinigen, bei welchem auch gute Lieder und harmlose Spiele ihre volle Berechtigung haben, sind denn nicht für Sommer und Winter die lieben Sonntage da, wo ja, wenn man nicht auseinandergehen will, nichts dazu nötigt, wo auch der die ganze Woche über vielleicht draußen beschäftigt gewesene Vater sich, wenn er nur will, ganz den Seinigen widmen und dadurch der traurigen Entfremdung vorbeugen kann, die sonst so leicht unter den Familiengliedern einreißt?

Und sollteſt du das nicht wollen? nicht wollen müssen? höre doch nur, was Gott der Herr selber in seinem heiligen Worte dir deshalb sagt!

Da könnte dir da zunächst jenes Gleichnis von dem bittenden Freunde vorgehalten werden, welches Lucä am 11. geschrieben steht, worin der Herr Jesus selbst, der das Gleichnis spricht, den Gebetenen sagen läßt: „Mache mir keine Unruhe; die Thüre ist schon zugeschlossen und meine Kindlein sind bei mir in der Kammer" — während der Bittende noch Besuche von der Straße empfängt. Es könnte dir gesagt werden: siehe, da steht's geschrieben, wie's der Herr Jesus sich in der Familie denkt und wie er's darin haben will: der Vater daheim bei seinen Kindern!

Allein wir wollen uns nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß wir ein Wort der heiligen Schrift, zumal ein Gleichnis preßten, um den gewünschten Sinn herauszubekommen. Wir wollen deshalb von diesem Worte absehen, obwohl wir der gewiß begründeten Ansicht sind, daß mancher, dem die Mitternachtsstunde noch als eine zu frühe erscheint, um zu den Seinigen heimzukehren und das liebe Wirts-

haus zu verlaſſen, alle Urſache hätte, ſich obiges Wort des Heilandes einmal ein wenig in der Nähe zu beſehen.

Aber wie ſagt denn der Apoſtel Paulus in ſeinem erſten Briefe an den Timotheum Kap. 5, v. 8? Steht da nicht mit dürren, nackten, klaren Worten geſchrieben: „So aber jemand die Seinen, ſonderlich ſeine Hausgenoſſen nicht verſorget, der hat den Glauben verleugnet und iſt ärger denn ein Heide!“ Iſt das nicht ein Wort, das doch ganz ohne Zweifel auf das Leben mit den Hausgenoſſen, auf das Familienleben alſo Bezug hat? Und iſt's nicht ein gewaltiges, tief einſchneidendes Wort, daß der den Glauben verleugnet habe und ärger denn ein Heide ſei, alſo auf den Chriſtennamen und auf das Chriſtentheil keinen Anſpruch mehr habe, der die Seinen nicht „verſorge“?

Was liegt aber in dieſem „Verſorgen“? Etwa bloß das leibliche Verſorgen mit Speiſe und Trank, mit Schuhen und Kleidern, mit Obdach und Wohnung? Ganz gewiß nicht. Es liegt vielmehr darin das Vorſehen und Vorſorgen des Hausvaters für alle Bedürfniſſe der Seinigen, bei denen denn der Apoſtel ſicherlich nicht bloß an die leiblichen, ſondern in ganz vorzüglichem Maße an die geiſtigen und geiſtlichen Bedürfniſſe gedacht hat.

Es iſt alſo darin ohne allen Zweifel die Pflicht für den Hausvater ausgeſprochen, ſeine Familie mit allen ihren Bedürfniſſen beſtändig auf dem Herzen zu tragen und ſie in keiner Weiſe, beſonders auch was die Erziehung der Kinder angeht, zu verſäumen und zu vernachläſſigen.

Und wie furchtbar ernſt klingt dann gerade in der letztgenannten Beziehung das Heilandswort: „Wer aber ärgert einen dieſer Geringſten, die an mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt, und er erſäuft würde im Meer, wo es am tiefſten iſt!“

Und weißt du, wenn du im Sinne dieſes Wortes die Kleinen, die dir anvertraut ſind, und über deren Seelen du einſt droben vor dem Herrn wirſt Rechenſchaft geben müſſen, „ärgerſt“? Nicht etwa, wenn du ſie ſtrafſt und, um ſie in der rechten Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen, ihnen manches ſagſt und auch thuſt, was ihnen nicht gefällt und worüber ſie unwillig und verdrießlich werden; nein, du „ärgerſt“ ſie, wenn du ihnen ſelbſt

ein böſes Beiſpiel giebſt und ſie dadurch auch zum Böſen anleiteſt; du „ärgerſt“ ſie, wenn du ſie ohne ernſte Zucht aufwachſen läſſeſt und dich nicht darum bekümmereſt, ob ſie böſe oder gute Wege gehen. Merk's!

Weil es denn mit unſerem Vorwort ſo auf Gottes Wort hinausgekommen iſt, nun ſo nimm dasſelbe auch auf als einen Gruß Gottes an dein Herz und ſchlage es nicht leichtſinnig in den Wind! Thue das um ſo weniger, wenn es dich vielleicht getroffen und an einen faulen Fleck auch in deinem Familienleben gerührt hat, daß es dir wehe that. Wo die Berührung ſchmerzt, da ſitzt eben der Schaden, da muß die heilende, rettende Hand am erſten und am kräftigſten angelegt werden.

Und wenn das ernſte Wort des Apoſtels, vor allem aber das zuletzt herbeigezogene furchtbare Heilandswort dir ernſtliche Unruhe machten, weil du dich in deinem Gewiſſen ihrer ſchuldig geben mußteſt, ſo vergiß doch ja nicht, daß es ganz der nämliche Heiland iſt, welcher dieſes Wort geſprochen, der auch jedwedem ſo tröſtlich zuruft: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken“ und noch einmal: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausſtoßen.“

Darum auch zum Schluſſe wieder wie zum Anfange: Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum Chriſtum zum Troſte!

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1882.

Brauchst du sie nicht, desto besser für dich! Brauchst du sie aber, weil es dir mit dem Raten nicht geraten ist, so hast du sie hier.

Bei dem ersten Rätsel auf Seite 130 brauchtest du nur an den „Frost" zu denken, den zwar die Buben im Spätherbste mit Sehnsucht erwarten, weil er ihnen die Lust des Schlittschuhlaufens und Schneeballenwerfens bringen soll, den man aber als ein alter Mensch, der schon das Gruseln gelernt hat, weil ihm das Blut nicht mehr so warm wie in der Jugend durch die Adern rinnt, sehr gerne erst recht spät kommen sieht, wenn's der Zeit nach nicht mehr wohl anders sein kann und wenn man sich mit dem nötigen Brennmaterial und der nötigen warmen Kleidung gegen ihn vorgesehen hat.

Hast du's schon einmal erlebt, daß dir ein Frühlingsfrost deinen Garten verwüstete, und weißt auch aus Erfahrung, was es um den Fieberfrost ist, welcher die Kranken schüttelt, daß ihnen die Zähne klappern, so verstehst du leicht alle Worte des ersten Rätselabsatzes.

Nimmst du dem „Froste" das erste Zeichen vorne am Kopfe, also das „F" weg, so bleibt dir der „Rost", der, wenn er nicht zeitig genug davon entfernt wird, selbst Stahl und Eisen verzehrt oder sich doch unaustilgbar in sie einfrißt.

Und nun diesem wieder den Kopf abgenommen, hast du den „Ost", worunter man ja gewöhnlich den Ostwind versteht, der zwar in der Regel gutes, trockenes Wetter bringt, aber auch oft genug böse Krankheiten herbeiführt bei Jungen und Alten, wie z. B. Diphtheritis und Lungenentzündung.

Köpfst du nun auch diesen noch einmal, so behältst

du nur das einfache „ſt“, hinter welches du dann aber erſt ein oder zwei Ausrufungszeichen ſetzen mußt, wenn es zu dem Stillſchweigen gebietenden Zurufe werden ſoll.

Das ſogleich folgende kleine Rätſelchen auf Seite 131 dachte an den „Zucker“, der ja bekanntlich aus dem Safte des zerquetſchten Zuckerrohrs, oder auch, jedoch in geringerer Güte, aus dem Safte der Runkelrübe durch allmähliche Eindampfung gewonnen wird, und, wenn er zum Gebrauche fertig iſt, die Härte des Steins beſitzt. Daß er aber, wenn er ſeine verſüßende Wirkung äußern ſoll, erſt wieder naß werden muß, entweder im Munde oder in der Speiſe, die er verſüßen ſoll, weiß jedes Kind. Item, wie ſteht's, du haſt vielleicht nicht an ihn gedacht, als dir das Rätſel vorkam? Ein beſonderer Schlauberger hat wenigſtens auf „Leim“ geraten.

Dem Rätſel auf Seite 173 lag das Wort „Strauß“ zu Grunde in ſeinen verſchiedenen Bedeutungen. Zuerſt kam der Vogel „Strauß“, der im heißen Afrika lebt und die wertvollen Federn liefert, welche ſich die vornehmen Damen (leider heutzutage auch die Mägde!) auf die Hüte ſtecken laſſen und die einen, wenn man ſie auf dem einen oder anderen Kopfe ſieht, unwillkürlich an das Sprichwort erinnern: „Beſſer ein Stück Brot im Sack, als eine Feder auf dem Hute.“

Weiter war der Blumen-„Strauß“ gemeint, den man im Garten pflückt und der, wenn er als Liebesbote kommt, dem Mädchenherzen wohl Gefahr bringen kann.

Auch mußte man ferner daran denken, daß in alter Zeit, ja wohl auch heute noch das Wort „Strauß“ im Sinne von „Kampf“ gebraucht ward.

Den Namen „Strauß“ führt auch ein Muſiker, der viele leichte anmutige Tänze komponiert, d. h. in Noten geſetzt hat, ſo daß ſie ihm jeder andere Muſikante nachſpielen kann.

Und ebenſo hieß „Strauß“ ein verſtorbener Profeſſor, der ſich dazu herbeigelaſſen hat, den alten köſtlichen Chriſtenglauben mit allen Waffen der Wiſſenſchaft zu bekämpfen und dem wohl jetzt ein Licht darüber aufgegangen iſt, wo die ewige, göttliche Wahrheit liegt, ob

in ſeinen ſelbſt erſonnenen Menſchenſündlein, oder ob in dem von ihm ſo ſcharf und bitter bekämpften Evangelio.

Bei dem kleinen Rätſelchen auf Seite 174 brauchteſt du nur hinter jeden der genannten Einzelbuchſtaben ein „ohle“ zu ſetzen, ſo hatteſt du die „Sohle“, die dich trägt, die „Kohle“, die dich wärmt, die „Dohle“, die dich ärgert, entweder wenn ſie mitten in das Schlagen einer Nachtigall hinein, dem du aufmerkſam lauſchſt, ihr heiſeres Gekrächz anſtimmt, oder wenn ſie ihr Diebsgelüſte nach allem Glänzenden an irgend einer Koſtbarkeit, die dir gehört, befriedigte und dadurch vielleicht einen ganz unſchuldigen Menſchen in den Verdacht des Diebſtahls brächte, bis der wahre Dieb an den Tag kam. Item, wenn du eine „Dohle“ nicht kennen ſollteſt, ſo kannſt du dir darunter eine Krähe denken, oder, wenn auch dieſe dir unbekannt wäre, einen „Raben“, wie unſer Schwarzrock auch hier und da fälſchlich genannt wird.

Und damit ſei für diesmal Gott befohlen, und nebenbei ſeien dir auch für die neuen Rätſelnüſſe dieſes Büchleins gute, ſcharfe Zähne gewünſcht!

3. Des Trotz-Bauern Jüngſter.

Eine Erzählung von N. Fries.

I.

Und er teilte ihnen das Gut.

Am blanken Tiſch in der großen Stube ſaß der Bauer Hans Trotz und vor ihm ſtanden ſeine beiden Söhne, Görge der Ältere und Chriſtoph der Jüngere. Der alte Bauer hatte die Mütze auf dem Kopf, die Söhne ſtanden entblößten Hauptes vor ihm. Alle drei waren Kraftgeſtalten; auch dem Alten hatten die Jahre noch nicht viel anhaben können, obſchon er deren bald ſechzig zu tragen hatte. Feſt und ſelbſtbewußt ſaß ihm der Kopf auf den breiten Schultern und unter buſchigen Brauen hervor blitzte ein dunkles Auge mit jugendlichem Feuer. Die derbe Rechte lag geſchloſſen auf der Tiſchplatte, als ob ſie jeden Augenblick bereit wäre, auf-

zuſchlagen und dem geredeten Wort einen Trumpf zuzuſetzen, während die Linke in einem Häuflein Goldſtücke herumſpielte.

Die beiden Söhne glichen dem Vater in manchem Stück: beide hatten das dunkle Auge voll Leben und Feuer und den kräftigen Körperbau, breit in den Schultern und ſtark im Nacken. Doch waren ſie auch ſehr verſchieden. Nicht bloß dadurch, daß Görge, der Ältere, ſchlichtes ſchwarzes Haar, und Chriſtoph einen dicht blonden Krauskopf hatte, jener kurz und gedrungen, dieſer aber ſchlank in den Hüften und hochgewachſen war; die Hauptverſchiedenheit lag im Blick und im Ausdruck der Züge. Der Ältere ſah meiſtens ſtille vor ſich hin mit dem Ausdruck ruhiger Überlegung und ernſten Nachdenkens, und wer ihn betrachtete, mußte ſagen: das iſt ein verſtändiger Menſch, der wird keinen unbedachten Streich machen und mit den Jahren ſein Hab und Gut beſſern und behüten.

Dagegen der Jüngere ſeine leuchtenden Augen ſchweifen ließ in alle Weite, als müſſe er alles umfaſſen und dürfe ihm auch nichts entgehen, woran er Freude und Luſt haben könne; und wer ihm begegnen mochte, den lachte er an und hatte ein Scherzwort für jeden; darum er auch bei jedermann, alt und jung, Mann und Weib wohlgelitten war, und wo's luſtig hergehen ſollte, da konnte der Chriſtoph nicht fehlen.

Der Altersunterſchied beider betrug nur ein Jahr, Görge war 25, Chriſtoph 24 Jahre alt.

„Wenn Ihr's nit beſſer haben wollt," hob der Bauer jetzt an, „dann meinetwegen. 's iſt mir freilich ein Ärger, daß Ihr Euch nicht vertragen könnt und habt doch an einer Mutterbruſt gelegen; will's nicht ſagen, wer die meiſte Schuld hat, der Görge kann keinen Spaß verſtehen, und Du, Chriſtel, kannſt Dein Recken und Deine Witze nicht laſſen! — Das ſag' ich Dir aber: zufrieden ſollſt Du ſein mit dem, was ich Dir auf den Hof herauszahle! Dein Bruder, der den Hof bekommt, muß einen Vorzug haben, ſoll die ganze Wirtſchaft anfaſſen und wenn er ſich 'ne Frau nimmt, mir das Altenteil geben!" — —

„Vater!“ — fiel der jüngere Sohn dem Alten in die Rede, es hatte ihn schon lange zum Wort gedrängt — „Vater, macht's wie Ihr wollt — ich bin mit allem einverstanden — der Görge mag immerhin seinen Vorteil haben, den hat er ja immer und weiß ihn wahrzunehmen! laßt mich nur aus dem Hause kommen, daß es hier Frieden giebt! Feuer und Wasser verträgt sich nicht!“

„Nu, nu“ — beschwichtigte der Alte! „ruhig Blut! mit der Hitze ist uns nicht gedient! weiß auch wohl, was Dich treibt! kannst's nicht erwarten, bis Du gefreit hast!

hab's wohl gemerkt, wer Dir den Brausekopf verdreht hat! wär' auch alles recht gut, schmuck genug ist sie — aber weißt's, von der Schönheit lebt man nicht!"

Rot aufglühend stand der Christoph bei diesen Worten da, hastig trat er einen Schritt näher an den Tisch, legte seine starke, wohlgebildete Hand auf des Vaters Rechte und sagte mit warmem Herzenston:

„Ja, Vater, von dem Mädel laß ich mein Lebtag nicht! will's Dir frei herausjagen, die wird mein Weib, lieber heut als morgen, und sollt' ich sie mir vom Himmel herunterholen! was sie hat oder nicht hat, ist mir ganz gleich, was sie ist, das weiß ich, und so wie die giebt's keine andere im ganzen Land!"

Der alte Bauer sah bei diesen Worten seinen Jüngsten so von unten herauf unter den dichten Augenbrauen an, konnte ein fast beifälliges Schmunzeln nicht unterdrücken, und wenn man in seiner Seele hätte lesen können, so würde da gestanden haben: „'s ist doch 'n Blitzjunge! gerad' so, wie ich war!" Doch warf er einen trüben Blick in die andere Ecke der Stube, wo die Schwarzwalder Uhr hing, denn unter der Uhr saß ja seine Frau, die vor bald 30 Jahren jung und schön gewesen, und die er sich auch vom Himmel herabgeholt hätte, wenn er sie anders nicht hätte kriegen können.

Von Jugend und Schönheit war da freilich nichts mehr zu finden, eine große, hagere Gestalt, die Kleidung vernachlässigt, das Haar nicht geglättet, in den Augen eine düstere, schwärmerische Glut, mit festgefalteten Händen saß sie da! dem Vorgang am Tisch folgte sie zwar mit großer Teilname, mischte sich aber mit keinem Worte hinein. Doch bewegten sich ihre Lippen und wenn das leise Gemurmel verständlich gewesen wäre, dann hätte man die Worte vernommen, die sie unzähligemale schon wiederholt hatte: „Und er teilte ihnen das Gut!"

Daß dabei die ganze Geschichte vom verlorenen Sohn ihr wie mit brennenden Farben vor dem innern Auge gemalt dastand, verstand sich bei dieser Frau von selbst.

Sie hatte drei kleine Mägdlein, eines holdseliger als das andere, sterben sehen müssen, alle drei jünger als die beiden Söhne, alle im zweiten Lebensjahre, wenn sie

eben laufen konnten und sprechen lernten! — Darüber war die arme Frau in Schwermut verfallen, kümmerte sich nicht mehr um ihre Wirtschaft, saß vom Morgen bis Abend unter der Uhr, um, wie sie sagte, beständig zu hören, „wie die Zeit zur Ewigkeit ginge“ und sich zu freuen, daß ihrer Lebenszeit immer weniger werde! Alle Jahr las sie die Bibel von Anfang bis Ende gewissenhaft durch; der Pfarrer predigte ihr nicht strenge genug und alle Mittwoch Abend ging sie langsam an einem Stock in ein benachbartes Dorf, wo ein Weber Stunde hielt, der kräftig auf Buße und Bekehrung drang. Ihren Mann und die beiden Söhne hielt sie für Weltkinder und bis jetzt für verloren; in jeder Nacht um 12 Uhr stand sie auf, zu beten für ihrer Seelen Rettung. Ihrem Manne durfte sie nicht zureden, daß er sich bekehre, sie hatte es in früheren Jahren versucht, aber er duldete es nicht; Görge hörte ihr wohl eine Weile zu, ohne Widerspruch, antwortete nichts, und wenn's ihm zu viel ward, nahm er die Mütze und ging hinaus! — Christoph ertrugs keine Minute lang, er streichelte seiner Mutter das blasse Gesicht und küßte ihr die dünnen Lippen, blickte mitleidig auf sie herab, und sagte immer: „Ja, ja, mein Mutterle, ein andermal! wenn wir alt geworden sind!“ und damit lief er hinaus!

Die arme Frau sandte dann ihren Söhnen einen unsäglich traurigen Blick nach und versank in ein tiefes Hinbrüten.

Darum, als dem Trotz-Bauern bei seines jüngsten Sohnes Rede die eigene Jugend aufsteigen wollte, mochte wohl ein tiefer Seufzer ihm die breite Brust heben und senken.

Vielleicht wenn die eigene Mutter den beiden Söhnen das gewesen wäre, was sie hätte sein sollen, dann wär's nicht so weit gekommen, wie es jetzt war, als die beiden vor des Vaters Tisch standen. Ein Mutterherz mit seiner Lindigkeit in Wort und Wandel vermag ja sehr viel über den Eigenwillen und die trotzige Kraft der Söhne; hier hatte das leider gefehlt, seit mehr als zehn Jahren, und so hatte sich ein feindseliger Zustand zwischen den Brüdern entwickelt, der zu täglichen Reibungen und Zwistig-

leiten führte, welche zwar das väterliche Machtwort notdürftig im Zaum hielt, die aber dennoch oftmals in offenem Streit hervorbrachen.

So war's gewesen von Jugend auf. Der luſtige, allen gefällige Chriſtoph nannte den ſtillen, oft zankſüchtigen Bruder einen Spielverderber und Störenfried; und der ſparſame, jeden Apfel als einen Schatz hütende Görge, warf dem Bruder, der alles mit vollen Händen weggab, leichtſinnige Verſchwendung vor. In der Schule war der Jüngere der flüchtige Sauſewind, der nie ſeine Aufgabe richtig lernte, der bei jedem Bubenſtreich der Anführer war, der Ältere dagegen des Lehrers Paradepferd, der auf der erſten Bank ſaß, dem es nie an etwas fehlte und der mit überlegenem Mitleid auf das leichtfertige Geſindel der letzten Bänke herabſah.

Als die Brüder erwachſene Leute geworden waren, ſetzte der Zwieſpalt in verſchärfter Weiſe ſich fort. Bei jeder Arbeit in der Wirtſchaft waren ſie verſchiedener Anſicht, beim Pflügen zog der Chriſtoph nach ſeines Bruders Meinung die Furchen nicht tief genug und beim Säen ſtreute er die Körner nicht dicht genug! Sollte ein Pferd gekauft werden, dann feilſchte der Ältere um den letzten Groſchen und ließ ſich daher einen Prachtgaul entgehen und zog mit einem alten Klepper heim, zu Chriſtophs hellem Ärger; dagegen bei Verkäufen ihm die Preiſe nie hoch genug werden konnten, und auf ſein Zureden

mancher Käufer unverrichteter Sache abziehen mußte, bis zuletzt die Preise wieder sanken und man losschlagen mußte, um nur keinen Schaden zu leiden, worüber dann der jüngere Bruder erbarmungslos seinen Spott trieb.

Nun war's denn endlich zum Bruch gekommen, weil Christoph gemerkt, daß der Bruder dem Vater in den Ohren lag, er solle es doch nicht dulden, daß des armen Schneiders Tochter seine Schwiegertochter werde. In dem Punkte vertrug Christoph keinen Widerspruch, und die Brüder waren so heftig aneinander geraten, daß es bis zum Messer ziehen gekommen war, und der Vater sie nur mit Mühe zur Ruhe gebracht hatte.

Da war Christoph eine ganze Stunde mit dem Vater allein in der Kammer gewesen, und das Resultat dieser Unterredung war, daß der Trotz-Bauer seinem Jüngsten eine Auszahlung von 3000 M. bewilligte, womit er in der Stadt einen Kornhandel begründen sollte.

Und was sein Heiratsgelüste anlangte, da hatte der Alte seine eigenen Ansichten, er wußte nämlich aus eigener Erfahrung, daß bei einem Menschen, wie sein Christoph, jeder Widerspruch die Sache nur ärger mache, und daß das väterliche „Nein" Öl ins Feuer gießen werde. Darum er ihn auch darin gewähren ließ und sagte ihm nur dabei, daß er ausessen müsse, was er sich einbrocke, und wenn's nicht ginge, möge er ihm mit Klagen vom Leibe bleiben. Christoph aber hatte sich zur Antwort das Lockenhaar aus der Stirn geworfen und leuchtenden Blickes geantwortet: „Da sei er der Mann dafür, daß es gehen werde und wenn's Jahr herum sei, käme er mit zwei Braunen vor die Thür gefahren und brächte dem Großvater seinen ersten Enkel!"

„Mit dem Enkel werd's wohl so kommen," hatte der Alte gemeint — „ob aber auch mit den zwei Braunen? — na — werden's ja sehen!"

Als der Tag kühle geworden und des Abends Schatten sich auf die Erde senkten, eilte einer durch die Grasgärten, hinten herum an den Häusern des Dorfes, und schlug einen schmalen Pfad ein, der zu einem ab-

gelegenen Häuschen führte, das in der Thalsenkung am Bach, halb hinter Erlengebüsch verborgen lag! — So leichtfüßig, mit so beflügeltem Schritt, geht der Bursch nur einmal im Leben! so glückselig leuchtet ihm das Auge, so fröhlich klopft ihm das Herz nur einmal! Dann, wenn er zur Liebsten eilt, ihr zu sagen: „Jetzt ist's alles zurecht — jetzt kann die Hochzeit sein, je eher, desto besser!“

So des Trotz-Bauern Jüngster! Das Abendgold flammte am Horizont — ihm war's, als illuminiere der Himmel seinetwegen; die Vögel sangen in den Zweigen und Büschen, — ihm war's, als sängen sie ihre Lieder ihm zu Ehren, als eine fröhliche Hochzeitsmusik; die Bäume rauschten im Abendwind — ihm war's, als flüsterten sie ihm ein glückseliges Geheimnis zu von zukünftigen Tagen, wie er's sich schöner nie geträumt!

Am Gartenhag aber lehnte ein Mägdlein, den Kopf gedankenvoll auf die Hand gestützt. Die braunen Flechten liegen ihr so schwer ums Köpfchen, als senke es sich unter der Last; und die großen Augen blicken so sehnsüchtig in den blauen Abendduft, als wohne ein schweres Sorgen in diesem 18jährigen Herzen!

Habt ihr wohl das zierliche Reh gesehen, wenn es am Waldessaum äst und plötzlich einen Laut vernehmend, den schlanken Hals aufrichtet und mit dem schönen Kopf witternd in die Ferne schaut? — oder, habt ihr's gesehen, wie die leichte Forelle unterm moosigen Stein im klaren Bergwasser hervorschießt auf die schwebende Lockspeise? — so das Mägdlein am Gartenhag, als es den raschen, hüpfenden Schritt hört, der sich dem Häuschen naht, sie sieht noch nichts, denn der Busch ist gar zu dicht, aber so geht nur der eine, der einzige, den sie im Herzen trägt; — sie stößt einen Ruf aus, es ist kein Name, kein Wort, es ist nur ein Ton, ein silberner Klang, wie aus einer Vogelkehle — aber der Nahende hört ihn — und antwortet mit einem Jauchzer, — da fliegt sie hin über den Steg, durch das dichteste Gezweige, denn der Pfad ist ihr zu lang, der schlängelnde, — hinter ihr schließen sich die Zweige und der Busch

hat's nicht verrathen, was weiter geſchehen, als die zwei beiden ſich wieder geſehen an ſelbigem Abend.

Doch war das Rot am Himmel ſchon im Verblaſſen, als ſie zuſammen aus den Erlen hervor in den Garten traten und aufs Haus zugingen. Der Burſche hatte ſeinen rechten Arm ſo feſt um das Mägdlein gelegt und ſie hatte ſich ſo nahe an ihn geſchmiegt, daß ſie dahingingen wie in eins gefüget. So traten ſie auch durch die niedere Thür ins Häuschen und in die Stube,

wo einer auf dem Schneidertiſche ſaß und bei Lampenlicht emſig nähte. Als die Thür aufging, hob er den Kopf voll wirrer Haare, und ſtarrte durch zwei runde Brillengläſer die Eintretenden an! — Da ließ der Burſche das Mädchen los, faßte ihre rechte Hand, trat mit ſicherem Anſtand an den Schneidertiſch, ſo daß das Lampenlicht voll auf die beiden in Jugendſchöne und Liebe erglühenden Geſichter fiel, und ſagte feierlich:

„Meiſter Voß! hier ſteht des Troß-Bauern Jüngſter

und freiet um Eure Dore, daß Ihr sie ihm zum Weibe gebet. Ich möcht' noch heut Abend das Aufgebot bestellen!"

Der Schneider auf dem Tische schob seine Brille zurecht, schob Bügeleisen und die große Schere zur Seite, gab seinem mageren Körper einen raschen Schwung und glitt vom Tische herab, als müsse er sich zuvor auf ebener Erde die Sache näher besehen. Dann setzte er sich bedächtig auf einen Stuhl, legte die Arme übereinander und seine erste Frage lautete:

„Und was sagt denn der Trotz-Bauer dazu, daß sein Jüngster die arme Schneider-Dore heiraten will?"

„Der Alte hat sein Ja dazu gegeben!" war Christophs rasche Antwort.

„Und auch das Geld zum täglichen Brot?" frug der Schneider weiter.

Darauf legte Christoph seine Verhältnisse dar, und man hörte aus seinen tönenden Worten die 3000 Mark ausgewiesenes Geld herausklingen; einen Kornhandel werde er anfangen, morgen reite er in die Stadt, eine Wohnung zu mieten und einen Speicher!

Und die Dore hing an seinen roten Lippen und verschlang jedes Wort, das er sprach und ihre Augen glühten auf an seinen Augen und, als er schwieg, schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn!

„Sieh, so!" sagte da der alte Schneider — „soweit wären wir denn! und wer soll denn mir das Haus in Ordnung halten und Mittag kochen und den Garten bestellen?"

„Nu, Väterchen," hob die Dore an, und der Atem flog ihr dabei, vor lauter glückseliger Hast, — „das wird sich ganz leicht machen, Du nimmst die Muhme ins Haus, die weiß Bescheid mit Dir und macht's noch alles viel besser als ich, und zum Tanz geht die auch nicht mehr, und den Lohn zahlen wir, gelt Christel?"

Der nickte eifrig zu dem Vorschlage. Der Schneider aber fühlte sich plötzlich in seiner neuen Würde als Schwiegervater des reichen, stattlich schönen Bauernsohnes, und wie er's in Büchern gelesen, legte er seine knöchernen Hände den beiden auf den Scheitel und sagte: „Gott

segn' Euch denn miteinander, Kinder, und vergeßt Euren alten Vater nicht in Eurem Überfluß! — — Und nun laßt uns ein Gläschen Punsch trinken, damit wir anstoßen können auf Euer Glück!"

Der Schneider mochte zu jeder Jahreszeit gern ein warmes Gläschen!

So feierten die drei an jenem Abend die Verlobung, und als in später Stunde der Christoph nach Hause ging, da tanzten vor seinen heißen Augen die Sterne am Himmel einen Reigen und sein Herz tanzte mit, dem Glück seiner Zukunft entgegen.

2.

Mit Prassen umgebracht.

Hörende Ohren haben und doch nicht hören — das ist 'n schlimm Ding! So ging's den beiden: dem Christoph und der Dore, als sie vorm Altar standen! Das gute Gotteswort sagte ihnen von dem Manne, der sein Haus auf Sand gebaut, daß es einen großen Fall that; sagte ihnen auch von dem Manne, der sein Haus auf den Fels gebaut, daß es fest stünde in Sturm und Wetter! Aber sie hörten's nicht, wie nahe das sie anginge! Der Bräutigam hatte nur Gedanken für seine wunderschöne Braut und hörte nur das bewundernde Geflüster der Leute; und der Braut klopfte das Herz vor Wonne, daß sie im schweren Seidenkleide hier stand, viel beneidet um den stattlichen, schönen Mann! was kümmerte sie das Wort des Pastors — wenn's nur erst bis zum „Amen" wäre!

Auch was seine arme Mutter dem Christoph sagte, als er von ihr Abschied nahm, hätte er sich wohl zu Herzen nehmen können. Sie war nicht zu bewegen gewesen, am Hochzeitsmahle teil zu nehmen, hatte sich in eine Kammer hingesetzt, die aufgeschlagene Bibel vor sich. — Als Christoph in Eile bei ihr eintrat und rasch Abschied machen wollte, da hielt sie mit beiden Händen seine Hand fest, ganz fest, und blickte ihm scharf und ernst in das

von Wein und Tanz hoch erglühende Geſicht, dann ſagte ſie langſam: „Wenn Du bei den Trebern angekommen biſt und hinter den Säuen liegſt, dann ſollſt Du an Deine Mutter denken und Dich aufmachen und ſprechen: Ich habe geſündigt im Himmel und vor Dir!“ — — —

Weiter kam ſie nicht, die arme Frau! mit einem Ruck riß der Sohn ſeine Hand los, der Wagen wartete ſchon draußen und die Pferde wollten nicht ſtehen, — ein flüchtiger Kuß und weg war er.

Das war eine prächtige Wohnung, die Chriſtoph für ſeine junge Frau gemietet hatte. Sie hatt's ihm aber auch aufgetragen: Spiegelſcheiben in den Fenſtern, und ſchöne, bunte Tapeten an den Wänden müſſe ſie haben! man denke! die Schneider-Dore aus dem Häuschen am Erlenbuſch!

Der Chriſtoph war natürlich mit allem einverſtanden und freute ſich wie ein Kind darauf, was ſeine junge Frau ſagen werde, wenn ſie alle die Herrlichkeiten ſehe, die er eingekauft. Daß damit nun freilich die Hälfte ſeines Geldes ſo ziemlich daraufgegangen, daran dachte er nicht; und wenn er daran dachte, ſo tröſtete er ſich damit, er wolle ſchon machen, daß er mit ſeinem Kornhandel bald alles wieder einbringe.

Wie luſtige, thörichte Kinder wanderten ſie nun in der ſchönen Stadtwohnung herum, Arm in Arm, aus einem Zimmer ins andere! Da war eins mit purpurroten Wänden, ei, wie köſtlich anzuſchauen! dann gar noch eins mit vergoldeter Tapete! und ein Schlafzimmer, ſo hoch und groß, daß das ganze väterliche Schneiderhäuschen drin ſtehen konnte. Der Dore war's, als müſſe ſie in dieſen Räumen noch wachſen, ſie wiegte ſich ordentlich in den Hüften und hob ſich auf den Zehen! Und dem Chriſtoph lachte das Herz im Leibe, wenn er das Glück ſeiner Frau ſah; und ſeine Augen konnten ſich nicht ſatt an ihr ſehen! Er placirte ſie auf das federgepolſterte Sofa, wo ſie ſich wohlgefällig darauf wiegte, ſetzte ſich neben ſie, und nun bauten die beiden zuſammen Luftſchlöſſer, — es waren nicht mal Häuſer auf Sand gebaut — und thaten wie Kinder, die bunten Seifenblaſen nachjagen.

Aber wie ging's denn nun weiter? — Zuerſt ließ ſich die Sache recht gut an. Der neue Kornhändler, Herr Chriſtoph Trotz, war ein angenehmer Mann mit liebenswürdigen Manieren, ein guter Geſellſchafter, der Spaß machen und Spaß vertragen konnte. Vor und nach der Börſe ließ er ſich in noblen Reſtaurants blicken, rauchte eine feine Cigarre und trank ſeinen Schoppen mit Anſtand. — Gewandt und anſtellig war er von jeher geweſen, und verſtand es, nicht bloß ſich in den ſtädtiſchen Verhältniſſen ohne Anſtoß zu bewegen, ſondern auch eine vermögliche Miene anzunehmen und zu thun, als ſtünden ihm die größten Hülfsmittel zu Gebote. Dazu kannte mancher den alten Trotz-Bauern als einen wohl ſituierten Mann. Wie konnte es da dem Chriſtoph an Kredit fehlen ... Nur einige graubärtige, wortkarge Schlauköpfe waren es, welche gegen jeden Neuling mißtrauiſch waren, und ſich auf nichts einließen, wo ſie nicht feſten Grund unter den Füßen hatten, — ſonſt blühte das neueröffnete Korngeſchäft bei jedermann.

Verſchiedene vorteilhafte Einkäufe und günſtige Verkäufe gelangen dem Anfänger, dann kamen wohl auch kleine Verluſte; aber im ganzen gelang es doch, im erſten Jahre zu balancieren.

Inzwischen saß die Dore hinter ihren Spiegelscheiben und zwischen ihren bunten Wänden und hatte oft recht Langeweile. Freilich hätte sie sich genug Beschäftigung machen können, wenn sie ihren jungen Hausfrauenpflichten nachgekommen wäre. Aber teils verstand sie wenig von diesen Pflichten, teils hatte sie ein Mädchen für alles. Ihr Schwiegervater draußen auf dem Dorf hatte freilich stark protestiert gegen diese, wie er meinte, unnötige und kostspielige Vergrößerung des Hausstandes und gemeint, die Schneider-Tore sei nicht zu vornehm, um selbst Hand anzulegen. Aber was wußte der davon. Die Frau eines Kornhändlers konnte doch unmöglich die Stuben reinigen und am Herdfeuer stehen, das hieße ja auch den Kredit des Mannes untergraben, hatte ihr Christoph gesagt... Dore sorgte nur dafür, daß ihr Mann mittags seine Lieblingsgerichte auf dem Tische fand und seinen starken Kaffee nachher. Im übrigen ließ sie den Staub auf den schönen Polstermöbeln ruhig sich einnisten und machte sich gar nichts aus einem Fleck auf den Überzügen! sie war ja bei dergleichen nicht groß geworden, und wußte nicht, was dazu gehört, die Sachen zu erhalten. Das Mädchen für alles aber war ein spitznäsiges, schlaues Ding, und merkte bald, daß sie ihrer Herrschaft eine Nase drehen könne, weshalb sie auch nicht ermangelte, ihres eigenen Vorteils wahrzunehmen, wo sie konnte, und vor allen Dingen sich die Arbeit so leicht zu machen, als möglich.

Weil nun also die junge Frau viel überflüssige Zeit hatte und ihr Christoph sie viel allein lassen mußte, um dem Geschäft nachzugehen, so stand sie erstlich sehr spät auf, und diese neue städtische Gewohnheit gefiel ihr sehr gut. Dann ließ sie sich Bücher aus der Leihbibliothek holen, die waren viel unterhaltender als die Geschichten aus der Leihbibliothek, die der Lehrer draußen im Dorfe verliehen hatte... Weiter spannen sich auch bald Bekanntschaften an und man machte und empfing Besuche. — Die schönste Zeit war abends, da ging die Dore im städtischen Putz auf spitzen Hacken und mit Handschuhen am Arme ihres stattlichen Mannes durch die Straßen, auf der Promenade! im Sommer nach Tivoli

oder Sanssouci, wo die Militärkapellen rauschende Musik machten, wo für Augenweide reichlich gesorgt war: Lustspielbühne und Feuerwerk, Seiltanz und Luftballon! — Im Winter dagegen ging man ins Theater! ach, das war herrlich! Zuerst war die Dore ganz berauscht von diesem Genuß, und bemitleidete sich selber, wenn sie an ihr früheres Dorfleben dachte, aber freilich, man gewöhnt sich an alles, und es dauerte nicht lange, so war's was altes! Aber freilich hingehen mußte man doch, denn was sollte man die langen Abende zuhause thun, und Geld, recht viel Geld kostete es jedenfalls!

Im zweiten Jahre des jungen Ehestandes geschah's denn richtig, daß dem alten Trotz-Bauern sein erster Enkel geboren ward, der Junge war tadellos, darauf ließ sich nichts sagen. Aber es geschah auch, was der Alte vorhergesagt: mit den zwei Bonnen ward es nichts!

Statt dessen kam eines Tages, als es schon recht heiß war und man das Gras zum Heuen in den Wiesen mähte, Christoph auf den väterlichen Hof zugeschritten, ganz wie andere gewöhnliche Menschen, hübsch bescheiden zu Fuß, und hatte sich den Schweiß recht oft abtrocknen müssen. Der Alte hatte eben seinen Mittagsschlaf beendet und saß in Hemdärmeln, noch im halben Dusel, im Lehnstuhl, als die Thür sich öffnete und sein Jüngster erschien.

Die Mutter saß noch immer am gewohnten Platz unter der Uhr und murmelte leise vor sich hin: „So geht die Zeit zur Ewigkeit!" sie blickte kaum auf, als die Thür sich öffnete und der Ausdruck in den Augen war noch düsterer geworden.

Dagegen schaute der Alte seinen Sohn erwartungsvoll an, und dieser verkündete denn auch sofort sein junges Vaterglück. Doch war sein ganzes Wesen dabei nicht unbefangene Freude, wie man's hätte erwarten sollen, man merkte gleich: das ist noch nicht alles, was er auf dem Herzen hat.

Der Alte merkte es auch und antwortete sofort: „Na, und was weiter?"

Das war dem Sohne unlieb, er setzte sich an den Tisch und erwiderte nichts auf die kurze Frage. Da-

gegen meinte er, ob man denn nicht mal ein gutes Wort und einen Wunſch für ihn und ſein Weib habe.

Der Bauer ſchob ſeine Mütze ein wenig zurück und kraute ſich im Haar, er dachte an die zwei Braunen, die nicht mit dabei waren; auch wußte er wohl, wo ſeinem Jungen der Schuh drücke, denn bei jedem Beſuch der letzten Zeit hatte er um Geld angehalten, das ihm aber bis jetzt immer noch vorenthalten worden war.

Jetzt ſaß das Meſſer ihm an der Kehle, er mußte Geld haben, ſeine Verpflichtungen waren brennend geworden.

Es dauerte auch nicht lange, da rückte er mit seinem Anliegen heraus, und zwar in so dringender Weise, mit so heftig hervorströmenden Worten, wie noch nie! Der Schweiß perlte ihm dabei auf der Stirn und die Finger klopften unruhig auf der Tischplatte.

„Nu!“ sagte der Alte — „Holland ist wohl in Not!“ — Doch schlug er bald einen anderen Ton an. Er hatte sich die Sache längst überlegt, daß seinem Jüngsten allerdings noch 1000 M. zukommen könnten, ohne dem Ältesten zu nahe zu treten. Das Geld lag auch bereits wohl gezählt in der Lade recht. Aber er wußte auch nur zu gut, daß dies Geld nicht ausreichen werde. Und als er nun seinen Jungen so vor sich sitzen sah, mit der peinlichen Geldnot im Herzen und sollte doch eben jetzt voll Dank und Freude sein; — wenn er dran dachte, wie es ihm selbst so ganz anders gewesen, als ihm sein erster Junge geboren war, — da stieg's ihm warm auf unter der Weste, daß er ein paar Knöpfe losmachen mußte. Er stand auf, ging langsam an den Tisch und trat vor seinen Sohn hin, legte ihm die Hand fest auf die Schulter und sagte: „Geld sollst Du haben! aber es ist das letzte! mehr kriegst Du nicht! und guten Rat sollst du dazu haben, der ist noch besser als Geld! Ich sage Dir: Mach, daß Du aus der Geschichte raus kommst! — wird nichts G'scheites draus! glaub's mir! bist nu einmal kein Kaufmann! bist nicht dabei groß geworden! sei vernünftig und kehr' der Stadt den Rücken! zieh wieder aufs Land! ich will für Wohnung und Garten sorgen und dann müßt ihr arbeiten, Du und Dein Weib, alle beide, wie wir's alle haben mußten, so lange wir jung waren! Besser mit Hacke und Schaufel auf dem Rücken am Feierabend zufrieden nach Haus gehen, als mit der Cigarre im Munde spazieren laufen und dabei Schulden so viel, wie Haare auf dem Kopf!“

So sprach der Trotz-Bauer. Aber sein Jüngster sprang heftig auf und schüttelte des Vaters Hand von sich.

„Das kann Euer Ernst nicht sein, Vater!“ rief er aus, „ich sollte gemeiner Tagelöhner werden, wenn mein Bruder als Erbe hier auf dem Hofe sitzt! Und wozu das alles? — es bedarf nur einer unbedeutenden Summe,

dann bin ich aus der augenblicklichen Verlegenheit, und das Geschäft geht wieder flott! hättet Ihr mir nur früher geholfen, dann wär's gar nicht dahin gekommen! könnt' auch ganz ruhig sein, ich komme Euch nicht wieder, jetzt muß ich aber 2000 M. haben, und die kann ich fordern, die kommen mir noch zu!"

„Fordern — zukommen!" wiederholte der Alte, „davon will ich nichts hören!" und dabei schwoll ihm die Stirnader — „zu fordern hast Du gar nichts. So lange Dein Vater lebt, ist Hab und Gut sein, und was er Dir giebt, thut er freiwillig! aber ich will's Dir nicht anrechnen, weil Du in Not bist. Tausend Mark hatt' ich Dir zugedacht, will aber noch fünf Hundert drauf legen, kannst es als Patengeschenk für Deinen Jungen rechnen. Und damit basta!"

Während der Alte das Geld auf den Tisch zählte, wiederholte die Mutter immer hastiger und lauter ihren Spruch: „So geht die Zeit zur Ewigkeit!" bis es dem Bauern zu viel ward und er sich umwandte und mit harter Stimme ihr zurief: „Still, Mutter!"

Dem Christoph ward's heute ganz unheimlich bei dem wunderlichen Wesen der Mutter. Am liebsten wäre er, nachdem er das Geld empfangen, davongelaufen; aber der Alte nötigte ihn zum Bleiben und ließ den Kaffee auftragen.

Zunächst war denn nun alles wieder gut, und äußerlich angesehen, lebte das Ehepaar ganz lustig und vergnügt weiter. Der alte Trotz-Bauer hatte es abgelehnt, zur Taufe seines Enkels in die Stadt zu kommen, er passe nicht unter die feinen Leute. Darüber hatte man sich auch leicht getröstet und um so ungenierter alles drauflgehen lassen. Es war eine sehr lustige Kindtaufe mit viel Wein und Braten und Kuchen, aber ohne Weihe und Gebet.

In den nächstfolgenden Jahren wurden noch ein paar Kinder geboren, doch ließ man's mit den Taufen simpler abgehen. Dann kam der Krach. Die Sache war nicht mehr zu halten.

Wohl hatte Christoph mit sich gekämpft, ob er den Alten noch einmal um Hülfe anprechen sollte, aber er

hatte sich nicht überwinden können ... Da hatte die Dore sich aufgemacht. In einem Kinderwagen schob sie zwei Kinder vor sich her. So war sie auf dem Hofe angekommen und hatte viele schöne Worte gemacht. Auch die Kinder hatte sie als Hülfstruppen benutzt bei der Belagerung des Vaterherzens. Aber sie hatte nichts erreicht, der Alte war unerbittlich, und der Schwager Görge, der die Frau mit feindseligen Blicken begrüßt und ihr nicht die Hand hatte geben wollen, war mit spitzen Redensarten nicht sparsam gewesen. — Nur die Mutter hatte wenigstens ein freundliches Wort für die Kinder gehabt. Als das eine derselben, ein kleines, blondlockiges Mädchen zutraulich sich ihr genähert und sie mit erstaunten Kinderaugen angesehen, da war es wie ein Licht aus längst vergangenen Tagen in ihr aufgestiegen, und mit einer Thräne im Auge hatte sie die welke Hand dem Kinde aufs Köpfchen gelegt und ganz weich und mild gesprochen: „Gott segne Dich, Du lieber Engel!"

Das half aber der Dore wenig und sie beachtete den Vorgang kaum.

Müde und halb verzweifelt kam sie wieder in der Stadt an. Es war ein Weg von mindestens zwei Stunden.

So war denn das Ende all der Herrlichkeit vorhanden! — Die schöne Wohnung ward geräumt, die Sachen alle verkauft! Die Familie zog in eine entlegene Vorstadt, in eine Arbeiterwohnung, und der schöne, elegante junge Kaufmann mußte die Arbeiterblouse anlegen und in die Fabrik wandern wie tausend andere.

3.

Sollte Gott das gesagt haben?

Im Morgenlande wachsen eigenartige Pflanzen mit sonderbar geformten Blättern, die gedeihen nur auf steinigem Boden. Mit ihren Wurzeln umklammern sie das Steingeröll wie mit Fangarmen und strecken ihre wunderbaren Stiele nach oben, um den starken, nächtlichen Tau drin auf-

zufangen; davon nähren ſie ſich, anderes gebrauchen ſie nicht, keinen Regen; und im fetten Erdreich kommen ſie gar nicht fort. Doch in der Gluthitze, in welcher ſonſt alles verſengt wird, entfalten ſie ihre großen Blumenkelche in leuchtender Farbenpracht und tief im Kelch quillt ein ſüßer Honigtropfen!

So ging's mit der Dore. Das fette, üppige Leben hatte ſie nicht vertragen, war dabei innerlich faul geworden und verkommen, hatte gegähnt und ſich gelangweilt und immer nach etwas Anderem, Neuem verlangt. Ihr Hausweſen hatte ſie vernachläſſigt, ihre Kinder waren ihr wie Spielzeug geweſen und ihren Mann hatte ſie ſeiner Wege gehen laſſen, ohne Gedanken ſich darüber zu machen, wie lange es wohl ſo fortgehen werde! Nun war ſie auf ſteinichten Boden gekommen, und ſiehe da, nun hielt ſie ſich mit den Lebenswurzeln feſt an dieſem Boden und ward eine ganz andere; denn Mark und Kern waren durch Gottes Gnade noch geſund geblieben, und von ihrer verſtorbenen Mutter her war ſie an Arbeit gewöhnt. Der Wechſel ihrer Umgebung und Verhältniſſe war ſo jäh und ſchroff als nur möglich. Durch die Barmherzigkeit eines Gläubigers hatte man ihnen zwei Betten und den allernotwendigſten Hausrat gelaſſen, es waren die Sachen aus der Mädchenkammer.

Da ſaß ſie nun auf einem Brettſtuhl, das kleinſte Kind auf dem Schoße, die beiden älteren ſpielten im

Sonnenschein vor der offnen Thür, so daß sie ein Auge drauf haben konnte. Ihr Mann war morgens 6 Uhr in die Fabrik gegangen, er mußte wohl, wenn sie nicht alle Hunger leiden sollten.

Dore trug ein altes Kattunkleid, das sie noch aus ihrer Mädchenzeit her in einer Schieblade gefunden hatte, alle die schönen Kleider, Mäntel, Umhänge, Hüte — alles war verkauft. Das Kleid war vorne schief zugehakt, sie hatte eben das Kind gestillt. Das reiche, braungoldige Haar war nicht geglättet und ein schwerer Zopf hing über die Schulter.

Das junge Weib saß in tiefen Gedanken, den Kopf über das Kind geneigt! aber sie sah nicht ihr Kind, sie blickte in sich, sie hielt Gericht mit sich selber! was für ein elendes, nichtsnutziges Geschöpf war sie doch gewesen bis hieher! Ein eitles, putzsüchtiges Ding vor ihrer Verheiratung, dann der Übermut, die Prahl- und Prunksucht, die schändliche Faulenzerei, das Herumjagen und Rennen von einem Genuß zum andern! Der liebe Gott hat ihr den Prachtmann und die gesunden, schönen Kinder gegeben! und was hat sie für alle diese gethan? nichts, gar nichts! — sie sinnt weiter: ob ihr geliebter Christoph wohl so tief heruntergekommen wäre, wenn sie selbst anders gewesen? wenn sie ihn gebeten, klein anzufangen und sich genügen zu lassen? — und was wäre wohl aus den Kindern geworden, wenn's so fortgegangen wäre? — eine Thräne fließt ihr übers Gesicht und fällt dem Kinde auf die klare Stirn! — Das kleine Geschöpf kreischt lustig und zappelt mit dem rosigen Händchen in der Luft herum. Das bringt die Frau zu sich! Sie richtet sich auf; in ihren Augen, in dem festen Blick und Ausdruck steht ein Entschluß geschrieben! Rasch küßt sie das Kind, legt es auf die Bettdecke und bringt ihr Kleid in Ordnung. Dann tritt sie vor das winzige Spiegelchen, ihr Haar zu glätten, sie kann just ihr Gesicht drin sehen, es ist auch gerade genug, sie liest in ihrem eigenen Gesicht. Warum sieht sie so abgespannt, so unfrisch aus mit dem rauhen Haar? — ist es so weit mit ihr gekommen, daß sie sich um 8 Uhr noch nicht gewaschen und gekämmt hat? — eine dunkle Röte überfliegt ihre Stirn! Nach wenig

Minuten iſt ſie eine andere. Dann müſſen die beiden Kinder herbei, die ſich draußen arg ausſehend gemacht haben; ſie redet ihnen ernſt und freundlich zu, ſich zu ſchonen, der Vater könne ihnen keine neuen Kleider mehr kaufen, ſie wäſcht und bürſtet an ihnen herum, daß es eine Art hat. — Dann ſollen ſie ihr helfen in der Küche. Das Kleinſte iſt ſanft eingeſchlafen. — O, jetzt ſieht ſie's, wie viel ſie zu thun hat! Nichts iſt ſo, wie es ſein muß! Seit acht Tagen wohnen ſie hier und noch liegt alles herum, wo ſie's am erſten Tage aus der Hand gelegt. Wie iſt das möglich geweſen, hat ſie geträumt? — Das ſoll und muß anders werden! — Mit raſchem Griff und rüſtiger Hand faßt ſie das Werk an, dabei beſchäftigt ſie die Kinder, die freilich noch nicht viel leiſten, dazu ſind ſie noch zu klein, aber ſie putteln doch hin und her und ſie hat ſie unter ihren Augen!

Aber als nun die kleine Wohnung ganz ſauber und ordentlich iſt, als Dore ſich hinſetzt, Kartoffeln zu ſchälen für den Mittag, da kommen ihr wieder viele Gedanken .. Chriſtoph hat geſagt: jetzt ginge es noch ſoeben mit dem Verdienſt und Auskommen, aber wie es im Winter werden ſolle, das möge Gott wiſſen! Ja Gott! Gott! hatte er dann gehadert! ob das etwa Gottes Ordnung und Wille ſei, einen wohlhabenden Vater beſitzen, der ſich nicht um Kinder und Enkel kümmere? oder ob das Gott gefallen könne, daß dem älteren Bruder Haus und Hof mühelos in den Schoß fielen und der Jüngere in die Fabrik wandern müſſe? — Und wie zu Anfang ſtand die alte Schlangenfrage da zwiſchen Mann und Weib: „Ja, ſollte Gott das geſagt haben?"

Jetzt trat dieſe Frage auch vor des Weibes Seele, aber ſie zündete nicht, denn es war ein Tropfen himmliſchen Taus ihr in die Seele gefallen, darin verlöſchte der hölliſche Funke! Statt deſſen klammerte ſie ſich feſter mit ihren Wurzeln an den harten Boden ihres Lebens durch die Frage: was ſoll ich thun an meinem Teil, um dem geliebten Manne zu helfen? wie kann ich ihm die Laſt mit tragen und ein wenig erleichtern? — o, wer giebt mir Arbeit und Verdienſt? — Aber die drei kleinen Kinder? ſie kann ja nicht weggehen und ſie allein laſſen!

Auf der andern Seite des Flurs wohnen auch Leute, sie weiß aber noch gar nicht, wie es da beschaffen ist, die alte Frau grüßt wohl, aber sie hält ängstlich ihre Küchenthür verschlossen, als fürchte sie fremde Eindringlinge.

Dore denkt auch daran, ihrem Vater vorzuschlagen, mit ihnen die Wohnung zu teilen, dann könnte er die Kinder hüten und sie selbst auf Arbeit gehen. Aber sie verwirft diesen Gedanken wieder, erstlich wäre es unrecht, den alten Mann in ihren Lebenskampf hineinzuziehen, und fürs zweite würde er auch mit dem kleinsten Dinge nicht zurecht kommen können.

Zunächst beschließt Dore ihren Flurnachbaren einen Besuch zu machen. Inzwischen ist es Mittag geworden, Christoph kommt zum Essen. Als ein wahres Glück weiß Dore das zu schätzen; wenn die Fabrik nicht so nahe läge, würde es nicht möglich sein. Aber ach, wie finster und mürrisch ist der Mann! dazu der dichtsprossende Bart, den er nicht mehr rasiert hat seit den letzten Ereignissen! was ist doch aus dem von Heiterkeit und Lebenslust strahlenden Menschen geworden! — Zwischen den Falten, die seine Brauen zusammenziehen, in dem düstern Blick seiner Augen, in dem Zucken seiner Mundwinkel, — überall steht's zu lesen: „Sollte Gott das gesagt haben?" — Die Kinder kommen ihm zugelaufen, aber er hat kaum einen flüchtigen Gruß für sie, — sie wollen sich an ihn hängen, aber er wehrt sie ab!

Dore trägt das mehr als einfache Mahl auf, es ist eine Brühe von zweifelhafter Farbe, worin Kartoffelstücke und rote Wurzeln schwimmen, dazu schneidet sie derbe Stücke Schwarzbrot ab. Und doch ist heute alles anders als sonst! das Geschirr ist so blank, ein weißes Tuch ist über den kleinen Tisch gebreitet. Die junge Frau selber hat ein anderes Aussehen! einen Moment läßt der Mann in der Blouse sein finsteres Auge auf seinem Weibe ruhen und es blitzt drin auf wie in früheren Tagen, er kann sich des Eindrucks nicht erwehren, wie schön sie ist; und wie ihr alles so wohl ansteht! — Aber es ist nur ein Augenblick, der Eindruck wird sofort wieder verweht, von dem innern Unfrieden. Er lacht bitter, als er den Löffel niederlegt und sagt:

„Dore, Du willſt wohl die Mahlzeit würzen mit dem Tiſchtuch — es kann auch nötig thun! und dazu ſiehſt Du ordentlich aus, als wenn wir wie früher beim Braten und Wein ſäßen! Armes Weib, als wenn ich nicht Beſcheid wüßte, wie es Dir ums Herz iſt! — geh doch wieder zu Deinem Vater und bring die Kinder der Armenkaſſe, dann verding' ich mich auf 'nem Schiff und fahr' nach Amerika und krepire da wie ſo viele!"

Das war der Dore aber doch zu viel! Mit Gewalt mußte ſie ſich das Weinen verbeißen, ſie ward ganz blaß, aber ſie legte beide Arme um des Mannes Nacken, ſah ihm feſt in die Augen und ſagte: „Höre mal, Chriſtoph, ſo ſollſt Du mir nicht kommen,! und damit machſt Du's erſt recht arg! Ich hab' mir die ganze Sache heut' morgen durchgedacht: wir ſind ſelber ſchuld und haben kein Recht, zu klagen, und wie Dein Vater es mir geſagt hat: wir müſſen auseſſen, was wir uns eingebrockt haben! Und darum will und muß ich auch arbeiten und verdienen, Du allein bringſt es nicht fertig! wenn ich nur wüßte, wie ich's anfangen und wo ich mit den Kindern bleiben ſollte!"

Der Mann hörte dieſe Worte wie eine fremde Sprache, ſeine Seele war noch unempfänglich für dieſe Sprache, er ſtarrte ſeinem Weibe in das klare, blaſſe Geſicht, — dann ſtampfte er mit dem Fuße hart auf, griff nach der Mütze und ſtürzte davon.

Die Frau blickte ihm eine Weile kopfſchüttelnd nach, ihre Hände falteten ſich langſam, es kam noch zu keinem Worte, aber ein ſchwerer Seufzer hob ihre Bruſt, und ein Seufzer bei gefalteten Händen findet ſeinen Weg! — Dann räumte ſie auf, nahm ihr kleinſtes Kind auf den Arm, die anderen beiden hängten ſich ihr an den Rock; ſo pochte ſie beſcheiden an die Thür der Nachbarn.

Eine dünne Stimme rief „Herein!" Dore öffnete und fand ſich einem Männchen gegenüber, der mit bewickelten und zugedeckten Beinen in einem großen Stuhl ſaß, umgeben von allerlei feingeſchnittenen Stäbchen und Hölzern. Er hatte ein angefangenes Vogelbauer unter Händen und blickte aus freundlichen, hellblauen Augen auf die Eintretende. Die alte Frau war nicht zu ſehen.

„Ach Herrje!“ krähte das Männchen, „das iſt wohl unſere neue Frau Nachbarin? — ei, die Kinderchen! ei, die lieben Dingerchen! — iſt das mir 'ne Freude! ach, kommt doch her, ihr Pummelchen! müßt ganz dicht heran-

kommen, ſonſt kann ich Euch nicht erreichen, muß hier immer ſitzen von Morgen bis Abend! — Ei! ſetze Sie ſich doch, liebes Frauchen! ach, wie ſchön, daß ſie zu mir hereinkommt, bin immer ganz allein, wenn meine Alte ausgeht! Na, wie thut's denn? immer fröhlich? — ich bin immer fröhlich! ſehe Sie, hab' ich auch keine Beine mehr zum Gehen, der liebe Gott hat mir doch die Arme und Hände gelaſſen zum Schaffen, und Schmerzen hab' ich auch nicht mehr, ſeitdem alles ſteif und lahm iſt da unten, — da muß man alleweil dankbar und zufrieden ſein, — und wenn mir die Zeit lang wird, denk' ich an den Himmel da oben und ſag' mir alle die ſchönen Verſe und Sprüchlein vor, die ich gelernt habe!"

So plauderte das Männchen in einem fort, die Kinder ſahen ihn ganz erſtaunt an und die Dore war noch gar nicht zu Wort gekommen . . .

Endlich legte ſich der Redefluß und Dore konnte ihr Anliegen vorbringen, wegen der Beaufſichtigung der Kinder, wenn ſie etwa Arbeit auswärts bekäme, ſie wolle gerne dafür etliche Groſchen vergüten.

Der Alte hörte mit lebhafter Teilnahme und ſonderbarem Mienenſpiel zu; es war, als könne er's kaum erwarten, wieder zu Wort zu kommen.

„Ja, und tauſendmal ja!" ſchrie er, ſobald Dore ſchwieg — „wenn's auf mich allein ankäme! aber meine Alte iſt dabei die Hauptperſon, mein liebes Frauchen, denn die hat die Laſt davon, und ſie hat ihre Mucken. Man muß das ſehr fein anfangen, wenn man etwas mit ihr erreichen will!"

Dann legte er den Finger an die Naſe und blinzelte mit den Augen, als ob er ſich einen Plan ausklügeln müſſe. Darauf ſagte er: „Ich denke, ich bring's fertig! morgen iſt gerad' mein Geburtstag, dann iſt ſie immer ſehr gerührt und gut mit mir, da ſag' ich: möcht' Dich wohl um etwas bitten, Guſtchen! mußt mir aber vorher verſprechen, daß Du ja ſagen willſt. Und wenn ſie dann ja ſagt, dann haben wir ſie!"

Über dieſen klugen Einfall kicherte das Männchen ſo heftig, daß er ins Huſten kam und Dore ihm etwas zu trinken geben mußte, die Taſſe ſtand im Ofen und

er wies ungeduldig mit dem Finger drauf hin! — Als der Hustenanfall überstanden war, konnte er kaum sprechen, und die Dore hatte großes Mitleid mit ihm. Aber er sagte mit tonloser Stimme, das thäte nichts und käme alle Tage mehrmals, sie solle nun nur gehen, damit seine Alte sie nicht träfe und sich Gedanken mache. Wenn ihr Wunsch erreichbar sei, dann würde besagte Alte morgen selber zu ihr kommen, käme sie nicht, dann wäre er abgeblitzt!

Dabei sah er sie mit großer Güte an, winkte nach der Thür und warf den Kindern noch eine Kußhand zu.

Am nächsten Tage kam die alte Nachbarin denn wirklich. Zuerst war sie ein wenig steif und strenge, aber bald verständigten sich die beiden Frauen. Die Alte sagte, man müsse vorsichtig sein mit unbekannten Leuten, es gebe gar zu viel schlechtes Volk in der großen Stadt. Was nun die Kinder anlangte, so gab sie den Rat, die beiden älteren in die Warteschule zu bringen, das kleinste wolle sie dann wohl hinüber nehmen, wenn die Mutter Arbeit habe.

Dore faßte ein Vertrauen zu der Alten und fragte sie, ob sie ihr nicht Rat geben könne, wo sie Arbeit finden solle?

Die alte Frau sann eine Weile nach, dann sagte sie, die Vorsteherin der Warteschule sei eine gute und kluge Dame, die kenne Reiche und Arme, sie möge nur zu ihr gehen und mit ihr sprechen, vielleicht wisse die Rat.

Dore folgte diesem Rat und fand gute Aufnahme.

Die Vorsteherin versprach sich bemühen zu wollen und fragte, welcher Art Arbeit Dore denn verstünde?"

Daran hatte sie noch gar nicht gedacht, sie ward rot und stotterte etwas von Waschen und Scheuern, — viel gelernt habe sie just nicht, aber fleißig werde sie sein und sich Mühe geben.

Inzwischen hatte die Vorsteherin sie mit scharfem Auge überflogen; daß die Hände lange keine grobe Arbeit gethan, war zu sehen, auch waren einige Stücke der Kleidung besser als gewöhnlich. — So kam es, daß nach einigen Fragen das Schicksal der Frau offen vor ihr lag,

und sie mit lebhafterer Teilnahme als sonst versprach, sich ihrer und der Kinder annehmen zu wollen.

So fand Dore nach wenig Tagen für sich Arbeit und für ihre Kinder ein Unterkommen und als sie das erste selbstverdiente Geld mit in den Hausstand brachte, da schlug ihr das Herz so froh, wie lange nicht.

Und was sagte denn Christoph dazu?

Während seine Frau, nach oben gezogen, ihre Füße auf einen neuen und lebendigen Weg setzte, machte er's umgekehrt, indem er den Weg betrat, dessen Ende die äußerste Finsternis ist.

Am Gartenzaun stand ein starker, stolzer Baum, es war eine Esche, schlank stieg der Stamm empor, wie eine Säule und seine Krone war breit und hoch gewölbt wie eine Kuppel. Aber die Eschen werfen ihre Wurzeln viele Ellen weit im Umkreis und saugen das Land aus und will nichts darunter wachsen. Darum war die Esche dem Nachbarn jenseits des Zaunes ein Dorn im Auge, und er kam bei nächtlicher Weile und bohrte den Baum an, ganz tief bis ins Mark hinein. Als es nun wieder Frühling ward, da trieb der Baum keine Knospen und Blätter und stand da mit kahlen Ästen und die Leute sagten: Dem muß was an der Wurzel passiert sein!

Christoph hatte in der Fabrik viele Bekanntschaften gemacht, es waren alle junge Männer, zwischen 20 und 30 Jahren alt, manche athletische Gestalt war darunter, aber keiner nahm's mit ihm auf, an Höhe des Wuchses und stattlichem Gliederbau. In der ersten Zeit, als seine Kräfte, die lange brach gelegen, noch ungeübt waren, fiel ihm die Arbeit schwer, aber bald ward sie ihm ein Spiel, und wenn er vor dem Glutofen stand, den zischenden Schwall des flüssigen Metalls auffangend in dem bereit gehaltenen Tiegel, Brust und Nacken entblößt, vom Dampf geschwärzt, dann sah er aus wie der Vulkan selber, der Gott der Schmiede!

Aus seinen Augen aber leuchtete eine finstere Glut, unheimlicher und verderblicher als der glühende Feuerstrom des Schmelzofens.

Unter diesen Arbeitern hatte der böse Geist Raum gewonnen, der auf die Reichen und Besitzenden mit aus-

gestrecktem Finger hinweist und spricht: Ja, sollte Gott gesagt haben, daß die im Überfluß sitzen und ihr nichts habt? daß sie mit Nichtsthun und mit Genuß ihr Leben zubringen, und ihr kaum genug habt, um ein Stück Fleisch auf euren Tisch zu bringen? — dieser Geist, dem nichts heilig ist, der sich darum nicht scheut, das ewige Gebot des lebendigen Gottes anzutasten, der bei dem ersten der heiligen Zehnzahl anhebt und bei dem letzten aufhört und indem er jedes derselben unterwühlt, mit teuflischem Lächeln fragt: Glaubt ihr Narren das wirklich noch, daß Gott solches gesagt habe? — dieser Geist, der wohl weiß, wo die Manneskraft in ihrer Jugendblüte am versuchlichsten ist, weiset hin auf das Weib und spricht: Nimm sie doch! welche du willst! und wenn du ihrer überdrüssig, so nimm eine andere! sei doch kein Narr und glaube, daß Gott gesagt habe, dir blühe nur die eine, die längst verblüht ist, wenn du noch in voller Kraft dastehst! — dieser Geist, der auch auf die Königstrone und Paläste hinweiset, rüttelt an den alten Fundamenten und spricht: sieh doch! wie sie wackeln! ihr Thoren, glaubt ihr denn noch an das „Von Gottes Gnaden".

In seinem bisherigen Leben war dem Christoph dieser Geist ein unbekannter geblieben, er hatte wohl, seit er in der großen Stadt war, mancherlei von ferne gehört von

dergleichen verbotenen Umtrieben und Versammlungen, aber es war nur wie Brausen der weit entfernten See an sein Ohr geschlagen und hatte sein Gemüt nicht berührt. Jetzt aber war seine Zeit gekommen! jetzt konnte dieser Geist, der wie ein Löwe einhergeht und sucht, welchen er verschlinge, seinen Rachen auch wider ihn aufsperren. Der furchtbare Schicksalswechsel, welcher ihn betroffen; — das Hadern und Grollen wider Vater und Bruder; die Dürftigkeit seiner Wohnung, seiner Mahlzeiten, seiner Kleidung, worüber er mit den Zähnen knirschte; das alles that dem bösen Geist die Thüren weit, weit auf, daß er einziehen konnte mit Pauken und Trompeten und Besitz ergreifen von dem, was ihm zuneigte!

Durch seine schöne Gestalt und Erscheinung, durch seine gewaltige Körperkraft, durch seine Gewandtheit überragte der neue Arbeiter bald die andern. Um so eifriger drangen die Versucher auf ihn ein, und wie man einen Baum anbohrt, so bohrten sie sich in das Mark seines Lebens mit ihren Reden und Schriften, zogen ihn hinein in ihre Kreise und Versammlungen, und die empfangenen Lehren waren ihm so einleuchtend, so sonnenklar, daß er ihnen in seinem Innersten zujauchzte.

Ha! mit diesem lumpigen Gelde hatte sein Vater ihn abgespeist und von sich gewiesen! während der verhaßte Bruder im Besitz des Erbes sich breit machte! das sollte recht sein? das sollte Gott gesagt haben? — empören wollte er sich dagegen, so lange er atmen könne, und wer ihm Mittel und Wege zeigte, diese verhaßte Ordnung umzustoßen, der war sein Wohlthäter.

Damit war denn nun auch das Glück seines Hauses dahin und sein Weib, seine Kinder litten schwer unter dieser traurigen Veränderung.

Nicht bloß, daß ein großer Teil des Verdienstes dem Hausstande entzogen ward durch Beiträge zur Vereinskasse, durch Versammlungen, durch Wirtshausleben — das alles konnte die Dore durch ihren Verdienst so ziemlich ausgleichen. Aber der Mann entfremdete sich seinem Weibe und seinen Kindern! Flüchtig und kurz, ohne Freundlichkeit und herzliches Wesen war er unter den Seinen! An jedem Abend, nachdem er rasch die Mahlzeit eingenommen,

eilte er wieder davon, und am lieben, heiligen Sonntag, wo die Arbeit meistens ruhte, saß er vormittags ganz versunken in seine Bücher und Schriften, in Blätter und Zeitungen; und nachmittags ging er davon, und Dore durfte nicht einmal fragen, wohin er gehe. Kam er dann spät abends heim, dann warf er sich aufs Bett, und das wachende, weinende Weib hörte ihn im Traume wilde Reden ausstoßen.

Wohl hatte sie's versucht auf ihn einzureden und mit Bitten in ihn zu dringen, daß er doch wieder werde, wie er sonst gewesen. Zuerst hatte er sie auch geduldig angehört und sie, nach langer Zeit, einmal wieder an sich gezogen, und gesagt: „Arme Dore! jetzt kann's nicht anders sein! wir haben ernste Zeiten und ernste Arbeit, aber es wird wohl noch mal wieder anders, wenn ich und wir alle unser Recht erlangt haben!"

Dabei blieb's, und als sie es wieder versuchte ihn ans Haus zu fesseln, da ward er zornig und hieß sie schweigen, sie verstehe nichts davon, und werde es ihm noch danken, daß er für sie und die Kinder gestrebt und gerungen habe!

Die alte Nachbarin aber sagte es ihr, was es mit ihrem Manne für 'ne Bewandtnis habe, das sei ein sehr schlimmes Ding und viele arme Frauen hätten drunter zu leiden, es sei eben so schlimm, als wenn die Männer dem Trunke verfielen und alles hindurchbrächten, und die Polizei säße ihnen immer auf den Hacken! Mit Reden sei aber gar nichts dagegen zu machen, man müsse nur den lieben Gott alle Tage bitten, daß er einen von solchem Übel erlöse!

Das that nun auch die Dore und lehrte es auch ihren ältesten Jungen, der jetzt fünf Jahre alt war und ein ganz verständiger kleiner Kerl zu werden schien.

An den alten Nachbarsleuten fand sie rechten Halt und Trost. Die lebten ganz still für sich in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit und kümmerten sich um die ganze Welt nicht. Sie hatten ein Sümmchen in der Sparkasse, das trug etliche Zinsen, dazu schickten ihre Kinder, die nach Amerika ausgewandert waren, von Zeit zu Zeit eine Unterstützung, und das übrige verdiente der alte Mann

mit ſeinen kleinen Holzarbeiten, für welche die Alte ihre beſtimmten Abnehmer hatte.

An den Sonntag-Vormittagen, wenn Chriſtoph in ſeine Brandſchriften vertieft war, ging die Dore mit den Kindern ein halbes Stündchen zu den Nachbarn hinüber. Dann ſaß die Alte am Fenſter mit einer großen Brille auf der Naſe und einem dicken Tröſter auf dem Schoße, darin ſtand gutes, heilſames, ewiges Gotteswort. Das las ſie ihrem Manne vor! —

Und die Dore durfte auch dabei ſein. Da geſchah's, daß der Tau von oben auch auf ſie herabfloß, den fing ſie auf und bewahrte ihn; ſo konnte ſie weiter wachſen auf dem ſteinigen Boden, ja allmählich entfaltete ſich die Blüte ihres Frauenherzens immer weiter unter Geduld und Seufzen, und tief aus der Blüte Kelch quoll der Honigtropfen der Gottesfurcht und Frömmigkeit.

4.

Der Wurm, der nicht ſtirbt.

Der Trotz-Bauer hatte einen Schlaganfall gehabt. Wie man das denn ſo hat, ganz plötzlich und unerwartet! Er ſaß vor der vollen Schüſſel und ſollte Dampfnudeln mit Backbirnen eſſen, da fiel ihm der rechte Arm mit der Hand, worin er den Löffel hielt, am Leibe herunter, und das rechte Augenlid ſank herab, und der Mund zog ſich ſchief nach dem Ohre hin, und als ſie ihm beiſprangen und ihn zu Bette bringen wollten, da ſchlotterte auch das rechte Bein. Zuerſt war der ſtarke Mann ganz ſprachlos, hernach als ihm die Ader geſchlagen war, ward's ein wenig beſſer, er konnte ſich doch mit lallender Zunge verſtändlich machen. Sonſt aber lag er hülflos da, ſie mußten ihn kehren und heben, und das Eſſen und Trinken langſam reichen, denn mit dem Schlucken wollte es auch nicht recht. Es war ein ſehr trauriger Zuſtand, und wer den bisher ſo rüſtigen Mann ſo jämmerlich daliegen ſah, der mußte Mitleid mit ihm haben.

Die Allernächſten ſchienen aber nicht viel dabei zu empfinden. Die Bauerfrau mit ihrem umnachteten Geiſte, ſaß nach wie vor an ihrem Platze, bald leiſe, bald lauter, ihre bekannten Sprüche vor ſich hinmurmelnd. In den erſten Tagen hatte es geſchienen, als ob das Ereignis ſie aufgerüttelt hätte, ſie warf oft ängſtliche Blicke auf das Bette, wo ihr Mann lag, und faltete ihre Hände feſter; auch beſtand ſie darauf, ihm die Medizin zu reichen, und war dabei ſo pünktlich, wie die Uhr ſelbſt, die über ihrem Platze hing! Sobald der Hammer aushob die Stunde zu ſchlagen, erhob ſich auch die Frau, ihres Amtes an dem Kranken zu warten. Er blickte ſie dann oft mit dem einen ſehenden Auge ſo ſonderbar an. Der ältere Sohn, Görge, ging ruhig ſeines Weges, und ſchien nicht viel bei dem Unglück zu empfinden. Die Arbeiten in der Wirtſchaft nahmen ihn ganz in Anſpruch. Am Morgen fragte er wohl, wie denn der Vater geſchlafen, und abends wünſchte er ihm: gute Beſſerung — das war alles.

So hatte der Kranke nun bereits eine ganze Woche gelegen. Das Sprechen ſchien wieder zu kommen, ſonſt war's beim alten, doch ſprach der Arzt immer noch Mut ein. Es war im Spätherbſt. Draußen auf der Tenne ging der Dreſcherſchlag im feſten Takt. Die Sonne ſtand niedrig und war erſt um Mittag durch den Nebel gedrungen. Jetzt ging ſie zu Rüſte, und warf ihre ſchrägen Strahlen in die ſtille Stube, wo der Kranke ruhig atmend auf dem Bette lag und die Frau, wie immer, in ihre Gedanken verſunken, unthätig daſaß.

„So geht die Zeit zur Ewigkeit!“ hörte man's jetzt wieder von ihren Lippen, und die Uhr tickte dazu mit lauterem Pendelſchlag.

Plötzlich fragte der Mann auf dem Bette, langsam und schwerfällig, mit eigentümlicher Betonung: „Was — is — Ewigkeit? — Du — das — wissen — mußt!“ — Die Frau horchte auf, dann sagte sie feierlich:

„Der Wurm, der nicht stirbt.“

Wieder ward's ganz still, doch ging in den Zügen des kranken Mannes eine Veränderung vor.

Die Geisteskranke aber, nachdem sie einmal dies Wort gesprochen, fuhr nun fort, dasselbe endlos zu wiederholen, als könne sie sich gar nicht satt daran hören.

In der Seele des Trotz-Bauern aber ging etwas vor. Sonst hätte er die Frage nach der Ewigkeit nicht gethan, und sonst wäre bei der Antwort, die er bekam, nicht eine solche Veränderung in seinen Zügen zu sehen gewesen. Man konnte sich das auch wohl erklären!

Der Mann war sein Lebtag nie krank gewesen, und bei seiner guten Gesundheit waren ihm die Todesgedanken so fern gewesen, wie der Abend vom Morgen. Er hatte tüchtig gearbeitet und geschafft; Säen und Ernten, reichlich Korn bauen, und stattliches Vieh aufziehen, und am Sonntage obenan sitzen im Kruge beim Scheppen und Kartenspiel — das war so sein Leben gewesen. — Hin und wieder ging er auch wohl in die Kirche, Neujahr und bei der Erntepredigt fehlte er nie! es ward ihm nur immer zu lang und oft wollt's ihn schläfern. Dabei war sein Grundsatz: mit der Religion müsse man's nicht übertreiben, dafür habe er das traurige Beispiel an seiner Frau! Was war's ein frisches, lustiges Weibsen gewesen, und nun das Jammerbild! — Allmählich hatte er sich ja freilich dran gewöhnt, zuerst war's ihm schier unerträglich gewesen.

Nun hatt's ihn getroffen! wie ein unsichtbarer Faustschlag! nicht von außen mit einem tüchtigen, rechtschaffenen Schmerz! ja, wär's das nur, und wenn ihm auch seine rechte Hand abgehackt wäre, das wollt' er schon verbeißen! Aber nein! so ganz inwendig, so geheimnisvoll, so unbegreiflich! und da lag er nun die langen Tage und die noch viel längeren Nächte! wie ein Klotz lag er da, nur die linke Seite war beweglich und gehorchte seinem Willen, zur Hälfte war er wie tot! Schrecklich! — Da mußten

wohl Gedanken in ihm aufsteigen, und welcher Art diese Gedanken waren, zeigte seine Frage nach der Ewigkeit.

Der langmütige und barmherzige Gott wollte diesen Baum nicht abhauen, ohne zuvor um ihn gegraben und gedüngt zu haben.

Die Nacht kam und alles schlief. Nur der Trotz-Bauer konnte nicht schlafen! sie haben eine Nachtlampe angezündet, ein schwaches, unsicheres Dämmerlicht erfüllt die geräumige Stube. Da schlägt es Mitternacht, und ganz leise bewegt es sich im Bett, an der gegenüberliegenden Wand! Der Bauer weiß sehr wohl was es ist, denn so geschieht's jede Nacht, es ist seine Frau, die ihr Gebet hält auf den Knieen!

Als er das „Amen" hört, ruft er sie leise bei ihrem Vornamen: „Anna" — das hat er seit Jahren nicht gethan, er nennt sie sonst immer „Mutter".

Die Frau horcht auf. Zum zweitenmal ruft er „Anna!" sie schlüpft leise an sein Bett und beugt sich über ihn, er schlingt den gesunden Arm um ihren Hals und flüstert ihr lange etwas ins Ohr! man kann's nicht verstehen, Gott weiß es, aber die Frau muß es verstanden haben, denn nach einer Weile macht sie sich los, richtet sich hoch auf und sagt laut und feierlich:

„Dann sagt Dir unser Herr Christus: Deine Sünden sind Dir vergeben, gehe hin mit Frieden!"

Wie klingt doch des Weibes Stimme in der stillen Nacht so sonderbar! wie leuchtet ihr Angesicht in dem Dämmerschein des Lämpchens! wie ruhig geht sie einher, legt ihre Kleidung an, und setzt sich an das Bette ihres kranken Mannes! — Ist etwa der Druck und Bann von ihr genommen, der auf ihrer armen Seele gelastet? — Der nächste Morgen sollte es offenbar machen! — Diese lange Nacht haben die beiden mit einander verbracht, bald im Schweigen, da nur das Herz mit Gott redete, bald in heilsamem Wort, wo der Mann meistens hörte und das Weib redete, sanft und gut.

Als aber der Morgen nahte, da trat die Bauersfrau in ihres Sohnes Kammer, weckte ihn auf und sprach zu ihm, wie er sie noch nie hatte sprechen hören: „Steh auf, Görge, und eile Dich, daß Du in die Stadt kommst!

Dein Vater will Deinen Bruder, ſeinen Jüngſten, ſehen, bevor er ſtirbt! Eile, denn wir wiſſen's nicht, wann das Stündlein vorhanden iſt!"

Ja, es war wirklich ſo, das Bekenntnis, was der Trotz-Bauer in der Nacht in ſeines Weibes Ohr abgelegt, hatte ihr die kranke Seele ſo heilſam erſchüttert, daß das wunderliche Weſen von ihr abgethan war. Freilich blieb ſie auch jetzt noch ſtill und in ſich gekehrt, aber es leuchtete ein anderer Geiſt aus ihren milden Augen, und ihre Hände, die ſo lange gefaltet nur im Schoße geruht, waren wieder bereit und geſchickt zu anderem Dienſt, vor allem zum Dienſte des Mannes, welchem ſie zur Gehülfin von Gott verordnet war.

Nach etlichen Stunden trat Chriſtoph, des Trotz-Bauern Jüngſter, an ſeines Vaters Bett heran. Neben ihm ſtand ſein Bruder, Görge, dem ließ es keine Ruhe, daß er, was den Nachlaß betraf, übervorteilt werden könne. Aber es ſollte ganz anders kommen!

Als Christoph seinen Vater so elend daliegen sah, übermannte ihn seine gutartige Natur, er streckte ihm beide Hände entgegen und rief: „Mein armer Vater und ich wußte das nicht!

Der Kranke blickte den starken bärtigen Mann eine Weile an, man sah die innere Bewegung in seinem Gesicht, dann brachte er's langsam und mit Mühe hervor:

„Bist Du es wirklich? — ganz anders bist Du geworden! — hab' Dich lange nicht gesehen! — als Du Geld haben wolltest, kamst Du oft! — Mit Geld und Welt — vorbei! Alles vorbei! — Nun kommt die Ewigkeit! — frag Deine Mutter, was die Ewigkeit ist? — sie weiß es — das sollt Ihr beide bedenken — eh's zu spät ist! — diese Nacht — alles gesagt — was ich auf dem Herzen g'habt! — sie soll's Euch sagen! — Geld und Welt hilft nichts, wenn man sterben soll — hilft nur eins: Gott sei mir Sünder gnädig! — Kinder — fallt auf die Kniee — und bittet Gott — für Euren Vater!

Aber Christoph wollte nicht auf die Kniee — und Görge schlich sich leise hinaus — er dachte, es sei nun gleich zu Ende und konnte keinen sterben sehen.

Die Bauerfrau stand zu Häupten des Bettes und hatte ihren Arm unters Kissen geschoben, um dem Kranken eine bequemere Lage zu geben. Dabei blickte sie ihren Sohn flehentlich an, als wollte sie sagen: Thu doch deinem Vater den letzten Liebesdienst! aber ihre Lippen, die sonst so ruhelos gewesen, schwiegen jetzt, — sie weinte nur — weinte bitterlich.

Christoph stand finster da, in sich verschlossen, in seinen Mienen und Augen brütete der böse Geist, dem er seine Seele ergeben hatte. In ihm wühlten und rangen die Gedanken, wie der Sturm das Meer aufwühlt — aber es waren unheimliche Tiefen, die hier sich aufthaten! — Er hielt seinen Vater für geisteskrank, wie es seine Mutter so lange gewesen; Gott — Ewigkeit — Gericht — er hatte das alles längst begraben, seine Freunde hatten's längst weggelacht und weggespottet! — so fand er's nur beklagenswert und eines Mannes unwürdig, angesichts des Todes klein beigeben, wie er's nannte! und traute sich's selber zu, den

Sprung in die ſogenannte Ewigkeit mannhaft und tapfer zu beſtehen.

Und doch lag eine geheime Macht in dieſer Stunde und in dem Weſen des Kranken! es lag auch eine Macht in den bittenden Augen ſeiner Mutter, — davor er ſich beugen mußte, daß er's nicht wagte mit einem Worte Widerſpruch zu thun. Er ſetzte ſich eine Weile an das Bett, ſprach teilnehmende Worte, berichtete von Weib und Kindern. Da aber die beiden nichts erwiderten, ſtand er auf und wollte hinausgehen. Er gab ſeinem Vater die Hand, der ihm noch einmal mit bebender Stimme dasſelbe Wort wiederholte: „Mein Sohn — fall auf deine Kniee — und bitte Gott — für Deinen Vater!"

Draußen traf er ſeinen Bruder, der an der Mauer lehnte und an einem Strohhalm nagte, dem rief er laut zu: „Nun kannſt Du bald Dein fettes Erbe antreten, Görge! halt's feſt! ſonſt holt's ein anderer!" — Damit ging er raſchen und feſten Schrittes vom Hofe und warf den Kopf trotzig in den Nacken.

Doch ward ſein Schritt bald langſamer und ſein Kopf neigte ſich. Er ging in tiefen Gedanken. Es wurmte ihn und er konnte das letzte Wort nicht los werden: „Falle auf Deine Kniee! und bitte für Deinen Vater!"

Ob das wohl ſchon der Wurm iſt, der nicht ſtirbt?

5.

Des Weibes Wandel ohne Worte.

Noch ein paar Tage lebte der Trotz-Bauer, da wiederholte ſich der Schlaganfall und er ſtarb. Sein Weib hielt ihn im Arm und drückte ihm ſanft das Auge zu. Dann ſetzte ſie ſich eine Weile ſtille hin auf ihrem Platz unter der Uhr. Sie war ganz allein mit dem Toten. Die Andern ſchliefen ſchon alle.

Langſam und feierlich ſprach ſie ſich ſelber das Wort zu:

Alles Ding währt keine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Dazu tickte die Uhr wie früher, als wollte sie das Wort bestätigen. Aber Stimme und Sprache der Frau war ganz anders, als wenn sie sonst ihre Verse und Sprüche rastlos vor sich hingemurmelt hatte.

Der Bauer ward dann mit allen Ehren begraben. Auch Christoph war angesagt worden, zum Begräbnis zu kommen, aber er konnte nicht, weil er keinen schwarzen Anzug hatte; und er ertrug es nicht, daß die Leute auf ihn sähen und über ihn zischelten.

Nun wär's denn an der Zeit gewesen, daß Görge sich nach einer Frau umgesehen hätte. Aber der Görge war ein Weiberfeind und hatte vorläufig gar keine Heiratsgedanken. Die Mutter nahm sich jetzt ja wieder des Hauswesens an, was brauchte er da eine Frau. Ihm war's recht, wenn nur alles so blieb, wie es gewesen, freilich mit dem Unterschied, daß jetzt alles in seine Tasche floß, denn der Hof war ihm zugeschrieben.

Da nahm ihn aber die Mutter einmal mit in die Kammer und hat ein langes Gespräch mit ihm gehabt, d. h. es dauerte wohl eine Stunde, ehe sie wieder herauskamen, — es hätte sich auch wohl kürzer abmachen lassen, aber die Pausen waren länger als das Reden, dieweil die kurzen Worte der Mutter dem Sohne viel zu denken gaben, und daher brauchte er Zeit, bevor er die Antwort finden konnte. Sie sagte ihm nämlich, es sei seines Vaters letzter Wille gewesen, den er ihr anvertraut, daß sie im Hause bleiben solle, bis eine junge Frau einzöge. Das wolle sie auch gerne und treu für Alles sorgen, aber im Wohlthun an den Armen lasse sie sich nicht durch Geiz die Hände binden. — Fürs zweite habe der Vater auch gewollt, daß dem Christoph geholfen werde, wenn er in Not kommen sollte.

Diese zwei Punkte gab sie dem Görge zu bedenken, und der brauchte recht lange Zeit dazu; denn es ging ihm dabei, wie des Müllers altem Gaul, wenn der den schweren Mühlwagen den letzten Berg hinaufschleppen soll, das geht denn nur so mit Hängen und Würgen.

Nachdem aber endlich Mutter und Sohn aus der

Kammer wieder herausgetreten waren, ging alles seinen ruhigen Gang weiter. Die Bauersfrau hatte eine so leise Art an sich und ihr Wesen war noch immer wie gedämpft, aber ihr Auge hatte sie doch überall, wo es Not that, und unter ihren stillen Händen gedieh alles wohl, das Vieh im Stall und die Pflanzen im Garten. Schelten und laute Worte hörte man nie aus ihrem Munde, aber die Armen und Krüppel fanden bald den Weg an ihre Küchenthür, wie sie's früher auch gethan, ehe die Schwermut sich über die Frau gelegt hatte. Man konnte bald einen kleinen Nebensteig durch den Grasgarten entdecken, wo das Grün abgetreten war, das war der Armensteig, für die kleinen Leutchen, die nicht den großen, breiten Weg gehen mochten mit ihren Henkeltöpfen und Körben. Görge sah auch wohl das Steiglein u. wußte, woher es käme, aber er sagte nichts dazu. Hätte er recht zugesehen, dann würde er entdeckt haben, daß die Füße, die diesen schmalen Weg getreten, nicht bloß etwas aus dem Hause forttrügen, sondern viel mehr mit hineinbrächten, nämlich den Segen Gottes. Aber Görges Augen waren noch gehalten.

Auf diesem schmalen Wege war auch einmal die Dore dahergekommen mit ihren beiden kleinen Mädchen. Es trieb sie einmal mit der Schwiegermutter zu reden, da sie gehört, daß sie wieder umgänglich geworden. Auch

zwang sie die Not dazu. Das arme Weib erwartete nämlich ihre Niederkunft, und wenn's auch bisher gelungen war, durch große Sparsamkeit die Wirtschaft über Wasser zu halten, so wußte sie sich doch für die Zeit ihrer Arbeitsunfähigkeit keinen Rat.

Sie hat's auch nicht bereut, den Weg gemacht zu haben. Da saßen die Frauen bei einander und Dore schüttete alsbald ihr Herz aus, denn die stillen guten Augen der Schwiegermutter gewannen sofort ihr Vertrauen. Das kleinste der Mädchen saß auf dem Schoß der Bauersfrau und das größte schmiegte sich an ihre Kniee; und die Augen der Frau wanderten von dem blonden Köpfchen zum dunklen, und gingen ihr über bei dem Gedanken an ihre eigenen früh verstorbenen Mägdlein, die im Himmel waren.

Als die Dore wegging, hat sie nicht bloß einen schweren Korb mit allerlei guten Dingen heimgetragen, sondern auch ein Herz voll Trost und Frieden. Es sollte ihr auch bald not thun.

Die Zeit der Stille in Handel und Wandel brach an, die Fabriken entließen die Hälfte ihrer Arbeiter, manche standen ganz still. Auch Christoph ward entlassen und konnte keine Arbeit finden. Da kam Dorens Stunde, sie genas eines schönen, kräftigen Knaben und Christoph hatte Zeit genug, sein Weib zu pflegen, vom Morgen bis Abend, wenn er Lust dazu gehabt hätte.

Wenn eine junge Frau dem Vater sein neugeborenes Kind in den Arm legt, das ist ein heiliger Augenblick bei reich und arm. Dore fühlte das jetzt in ihrer Armut, wie sie es die früheren Male nicht gefühlt hatte, denn ihr Herz war weich geworden! ach, und dies Herz war ihr so voll, so übervoll, wenn sie ihren Mann anblickte, voll von Klagen und Bitten; — aber es waren stumme Klagen und Bitten, er mußte sie seinem Weibe aus den Augen lesen. Diese Augen, in hellen Thränen stehend, waren aber auch so sprechend, daß er's wohl verstehen mußte! — Diese Sprache wollte er aber nicht verstehen, er wandte sich kurz ab und ging hinaus. Wieder wurmte und nagte es ihm im Herzen, wie damals, als er vom Sterbebette seines Vaters wegging.

Wenn jetzt nicht die Hülfe da gewesen wäre, welche Dore von der Mutter empfangen, dann hätte es schlimm ausgesehen. Christoph ahnte es wohl, woher das Geld und die Vorräte kämen, aber er fragte nicht danach. — Doch reichte es nicht aus; denn Dorens Kräfte wollten nicht wiederkommen, sie genas sehr langsam, und der Mann hatte noch immer keine Arbeit gefunden. Dabei ward er immer finsterer und unwirscher. Dore hatte ihn gebeten, daß er sich an seine Mutter wende, da ward er aber ganz wild und sagte, ob sie glaube, daß er als Bettler da stehen wolle, wo er fordern könne?

So saß er denn oft lange Zeit an einem Platz, die kurze Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, aber es war kein Tabak drin, weil's an Geld fehlte zum Kaufen. Er starrte dann vor sich hin, als brüte er über einen Plan und könne nicht damit zurecht kommen.

Dore war immer sanft und freundlich mit ihm und bemühte sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sie wußte es ja recht wohl, wie er tagelang herumgelaufen Arbeit zu suchen, wie er an unzählige Thüren geklopft und allenthalben kurz abgewiesen war. Ach, das jammerte sie bis ins Herz hinein, aber sie durfte ihm das ja nicht zeigen, das mußte sie wohl, und ob's ihr auch ganz anders zu Sinne war, mußte sie doch heiter scheinen.

Da fuhr er einmal aus seinem Brüten empor, blickte sein Weib fest und durchdringend an und fragte sie plötzlich: „Und was denkst Du Dir denn eigentlich, wie's werden soll, wenn ich keine Arbeit bekomme?"

Dores blasses Gesicht rötete sich ein wenig, doch antwortete sie ruhig und gefaßt: „Ja, siehst Du, das hab' ich mir schon alles wohl überlegt, als ich alle die Tage still im Bett liegen mußte. Erstlich mal bin ich jetzt wieder ganz frisch und bei Kräften, und werde morgen hingehen zu meinen guten Herrschaften und mich wieder zur Arbeit melden, da bringe ich alle Tage gutes Geld mit nach Hause. Du, lieber Mann, siehst ja ein wenig nach den Kindern, und wenn Du mit dem Würmlein nicht zurecht kommen kannst, dann bringst Du's der alten Nachbarin. — Und dann — fuhr sie ein wenig zaghaft fort — hab' ich gedacht, wenn Du vielleicht von dem

Alten drüben die ſchönen Holzarbeiten ein wenig lernen könnteſt! wenn's auch nicht viel wäre, ſo brächte es doch etwas. Und ſiehſt Du, Deine Mutter hat mich auch ſehr getröſtet, ach, die iſt ſo gut, ſo gut! ſie hat mir geſagt, wir ſollten nie verlaſſen ſein, und in der Not würde ſie uns nie ſtecken laſſen. Das hätte Dein Vater auch nicht wollen!

Dabei war nun Dore von ihrem Platz aufgeſtanden und dicht an ihren Mann herangetreten, ſie wagte es, wie in früheren Zeiten, ihren Arm ſanft um ſeine breiten Schultern zu legen, und ihm mit der Hand liebkoſend über ſein dichtes, wirres Lockenhaar zu fahren. Dann fuhr ſie fort: „Ach ja, du liebſter Mann, und wenn Du Dich gar entſchließen könnteſt, mit uns hinauszuziehen aufs Land? — ſieh, bei meinem Vater wäre noch Raum genug, da ſind zwei freie Kammern, und er würde uns gern aufnehmen. Deine Mutter ſagt, dann ſollten wir ganz geborgen ſein!

O, wie blickten ihre bittenden Augen ſo warm auf des Mannes Haupt, der ſie gar nicht anſah; wie mild brach's hervor aus dieſen Augen, und wie weich klang ihre Stimme! — So ſcheinet mildes Frühlingslicht auf den Baum, ſo umſpielen die lauen Lüfte des Lenzes ſeine Krone, ſo betaut ihn die himmliſche Güte von oben. Aber was hilft das alles, wenn die Leute mit Recht ſagen: „Dem ſitzt was an der Wurzel.“ Da grünt er doch nicht aus, und ſeine knorrigen Äſte ſtarren kahl und dürr in die blaue Luft hinein. So auch der Chriſtoph! Bis dahin hatte er die Rede ſeines Weibes kommen laſſen, daß ſie ihm vorſchlug, aufs Land in die Schneiderkathe zu ziehen. Länger ertrug er's nicht. Mit einem heftigen Ruck warf er den Kopf empor, daß ihr Arm von ſeiner Schulter herabglitt, und mit zürnendem Auge ſie anblickend,

ſagte er hart und rauh: „Das ſind mir ſchöne Anſchläge, rechte elende Weibergedanken, die ihr da zuſammen ausgeheckt habt! — Erſt ſoll ich Kinder warten und einem alten Krüppel ins Handwerk pfuſchen! und dann gar in Deines Vaters Kathe ziehen und einem alten Dorfſchneider mein Obdach verdanken! ſoll wohl auf meines Vaters Hofe Tagelöhner ſpielen und mich von meinem Herrn Bruder kommandieren laſſen! — Pfui über mich, wenn ich das thäte, ich wäre ja nicht wert, meines Vaters Sohn zu heißen! „Des Trotz-Bauern Jüngſter“ nannten ſie mich in früheren Zeiten, und das hatte was zu bedeuten. „Des Trotz-Bauern Jüngſter“ will ich auch bleiben, und das ſoll noch immer was zu bedeuten haben! Nein, Dore, gut magſt Du's immerhin meinen,“ fügte er milder hinzu, als er ſah, wie das arme Weib zerbrochen und weinend daſaß, die Hände im Schoße gefaltet, „gut magſt Du's meinen, aber Deine Mittel ſchlagen nicht an, wir brauchen Radikalmittel, wenn uns geholfen werden ſoll! Ja, bei meiner Seele, Radikalmittel!“

Damit ergriff er ſeinen Hut und ſtürzte fort.

Das junge Weib erſchauerte bei ſeinen letzten Worten bis ins Herz, es war ihr, als hätte ein eiſeskalter Wind ſie angeweht. Was konnte er doch meinen mit den letzten Worten? — Sie fühlte es deutlich, daß etwas Furchtbares, Entſetzliches dahinter ſtehe.

Am nächſten Tage ging Dore wieder aus, nach Arbeit in den ihr bekannten Häuſern zu ſuchen. Sie fand auch überall freundliche Aufnahme und manche gute Hand that ſich ihr auf mit allerlei Wohlthat, ſo daß ſie ganz vergnügt nach Hauſe kam, und den geſtrigen Auftritt beinahe vergeſſen hatte.

Eine gute Dame hatte ihr verſchiedenes Kinderzeug geſchenkt für ihren Säugling, das paßte ſie ihm gleich an, ei, wie war das ſchöner, feiner Flanell, ſo weich und warm! wie that's ihr ſo innerlich wohl, die kleinen zarten Glieder drein zu hüllen! und als ſie ihm nun ſein Mützchen aufgeſetzt, da hob ſie's empor und reichte es ſeinem Vater hinüber, der an der andern Seite des Tiſches ſaß.

Aber als ſie ſo ihre Augen von dem Kinde auf den Mann fallen ließ, da erblaßte ſie, denn Chriſtoph ſaß mit

einem blanken, sechsläufigen Revolver in der Hand, an dem er herumputzte, als wäre er noch nicht blank genug.

Da durchzuckten des Weibes Seele seine Reden von gestern, und beinahe wäre ihr das Kind entglitten, denn sie dachte: er will sich selbst ein Leids anthun! — „Christoph" — hauchte sie — „Christoph, was willst Du mit dem Dinge da?"

Er blickte ruhig auf, mit der gleichgültigsten Miene, und sagte spöttisch: „Närrchen, Du erschrickst wohl gleich, wenn Du eine Schußwaffe siehst! Da wirst Du Dich noch dran gewöhnen müssen. Ich habe sie mir von einem Kameraden geborgt; — will Dir was in die Küche liefern! siehst Du, draußen auf der Heide da fliegen die Krähen in Scharen, die sind vogelfrei — ha, ha, ja vogelfrei! da schieße ich Dir am Nachmittage leicht ein Dutzend! das giebt eine famose Suppe! oder gar gebratene Krähen! wahrhaftig, Krähenbraten, das wäre eine Mahlzeit; so'n recht passendes Wilddret für unser einen! — meinst Du nicht auch?"

Dore sagte gar nichts! In dem Blick ihrer Augen, womit sie auf den Mann sah, lag ein wahrhaft rührender Ausdruck von Ratlosigkeit und Hülflosigkeit! als wollte sie sagen: ach, thu mir und Deinen Kindern doch nicht ein so furchtbares Übel an, daß Du in eine Sünde willigest und thuest wider Gottes Gebot!

Aber sie schwieg — des Mannes Art hatte ihr den Mund verschlossen und die Zunge gelähmt.

Tags darauf ward ein großer Viehmarkt abgehalten, zu welchem aus der ganzen Gegend das Landvolk in Scharen herbeiströmte. Auch der Görge war dazu in die Stadt gekommen. Seitdem er Besitzer des Hofes war, hatte er sich ein kleines schmuckes Gefährt angeschafft, er nannte das: seinen Phaeton, davor spannte er das beste Pferd aus dem Stall, einen Rappen, der machte sich, blank gestriegelt und mit dem neuen Geschirr, beinahe herrschaftlich. Auch kleidete sich der junge Trotz-Bauer nobler als früher, sogar eine goldene Kette hatte er sich an die Uhr gehängt, wenigstens glänzte sie wie Gold!

Christoph hatte sich auch schon früh in das Marktgewühl begeben. Teils hoffte er auf irgend eine Weise

etwas zu verdienen, teils, und das war ihm eigentlich die Hauptſache, wollte er ſeinen Bruder Görge abfaſſen, um ein Wort mit ihm zu reden!

Er hat ihn ſchon lange geſucht, endlich entdeckt er ihn in einem Schenkzelt, wo er am Tiſche ſitzt mit vielen Bekannten mit leeren und vollen Flaſchen vor ſich. Chriſtoph drängt ſich durch die Menge und nähert ſich ihm von hinten her, jetzt legt er ihm feſt die Hand auf die Schulter, ſo daß der Überraſchte aufſpringt. Als er ſeinen Bruder erkennt, der in ſeiner verſchoſſenen und geflickten Joppe vor ihm ſteht, übergießt ihn eine jähe Röte und er zieht ihn raſch mit ſich fort, aus dem Zelte hinaus. Die Bekannten ſollen ſeinen verkommenen Bruder nicht ſehen, er ſchämt ſich ſeiner. Doch hören beide noch, wie einer am Tiſche ſagt: „Donnerwetter, war das nicht des Trotz-Bauern Jüngſter, der verlorene Sohn?“

Chriſtoph beißt die Zähne zuſammen, und packt mit eiſernem Griff ſeines Bruders Arm, als wollte er ſagen: Jetzt habe ich dich und du ſollſt mir nicht entrinnen! — Görge zuckte ein wenig unter der packenden Fauſt, ließ ſich aber nichts merken, bis ſie draußen waren und hinter den Zelten ein ſtilles Plätzchen fanden.

Da riß Görge ſeinen Arm los und fragte unwillig: „Was willſt Du mir denn? — iſt das 'ne Manier? — hätt'ſt ja nur hinauskommen können zu mir, wenn Du was willſt!“

Dabei überlief er mit den Augen die heruntergekommene Erſcheinung und es graute ihm vor der finſter drohenden Miene ſeines Bruders.

Der hob jetzt mit eiſiger Ruhe an:

„Lange aufhalten werde ich Dich nicht, Görge! ich habe ſeit Wochen keine Arbeit mehr, kann hier auch keine finden. Ich habe jetzt beſchloſſen nach Amerika auszuwandern, und frage Dich kurz: willſt Du mir das Geld geben zur Überfahrt? — Der Vorſchlag iſt gut, auch für Dich, dann biſt Du mich und meinen ganzen Anhang auf einmal los. Wiederkommen werde ich nicht, da biſt Du ſicher. Alſo ja oder nein, willſt Du oder willſt Du nicht?“

Görge ſtand verlegen da, ſpielte mit ſeiner Uhrkette

und biß ſich an der Lippe! — Chriſtoph mußte noch einmal drängen: „Ja oder nein! mach's kurz!"

„Ja, ſiehſt Du," ſtotterte der andere, „das würde denn doch meine Kräfte überſteigen, da müßteſt du doch wohl 1000 M. mit haben. 4500 haſt Du bekommen! Das würde mich doch ſehr belaſten! ich bin auch ja noch ein junger Anfänger und habe große Ausgaben" —

„Alſo nein!" unterbrach ihn Chriſtoph und wollte raſch davon gehen. Aber Görge ergriff ſeinen Arm, hielt ihn zurück und ſagte: „Na nu, ſo laß doch mit Dir reden! Du dauerſt mich wirklich!" — und wieder überlief er den Anzug ſeines Bruders, wobei dieſer mit und nachahmlicher Gebärde ſeinen breitrandigen Filzhut in den Nacken warf! „Ja wirklich, Du dauerſt mich, un- ich wollte Euch gern helfen, wie wär's, wenn Du wieder

hinauszögest, eine Wohnung fände sich schon, und Arbeit könnt' ich Dir verschaffen! Die Mutter spricht auch immer davon! und der Vater hielt's auch fürs beste!"

„Dank schön! für guten Rat, den ich nicht begehre! — Adieu, Bruderherz, mög's Dich nie gereuen!"

Mit grimmigem Hohn stieß Christoph die Worte heraus und ging davon; nicht ohne zu bemerken, wie der Görge einen straff gefüllten Beutel aus der Tasche zog, durch dessen Maschen gelbes Gold blitzte; wahrscheinlich um dem Bruder ein Almosen zu geben, was dieser jedoch durch sein rasches Weggehen verhinderte!

Görge ging dann doch ein ewig nachdenklich wieder ins Zelt, setzte sich aber an einen andern Tisch, um lästigen Fragen zu entgehen, und zechte weiter. Erst am späten Nachmittage machte er sich auf den Heimweg!

Der Weg führte zuerst durch eine Vorstadt, dann folgten einzeln gelegene Villen, allmählich ward's einsamer und man gelangte nun auf eine weite sandige Ebene, wo hin und her dichtes Tannengehölz, mit Fichten und Kiefern untermischt, die Eintönigkeit der Landschaft unterbrach. — In einem dieser Gehölze war ein stehendes Wasser, man nannte es den schwarzen Teich, weil die dicht herantretenden Bäume ihren Schatten über die blanke Fläche warfen. Hier führte die Fahrstraße hart vorüber. Etwa fünf Schritte rechts stand eine Eiche, es war die einzige weit umher, ein alter Stamm, breit geästet, mit stattlicher Krone.

Hinter dieser Eiche stand ein Mann, als warte er auf jemanden. Er hatte den Hut tief in die Stirn gezogen, daß der Schatten des breiten Randes den oberen Teil desselben ganz bedeckte; die Augen blickten scharf hervor, Kinn, Lippen und Wangen bekleidete ein starker, ungewöhnlich dichter, aber ungepflegter Vollbart. — Des Mannes Kleidung war abgetragen und dürftig, doch bemerkte man an den aufgesetzten, an Stellen andersfarbigen Flicken eine sorgsame Frauenhand. Er lehnte mit dem Rücken gegen den Stamm der Eiche! seine stark gebaute Gestalt vom schönsten Ebenmaß, schien matt und müde! Die kräftigen Muskeln der Arme und Beine, die man

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09440/037

unter den anschließenden Kleidern erkannte, waren wie schlaff und abgespannt.

Der Mann hatte keinen Frieden, das sah man gleich. Ja, noch mehr: der Mann hatte keine guten Gedanken. Was dachte er denn? er dachte an sein verfehltes Leben, an sein bitteres Geschick; — er dachte an alle die Träume und Hoffnungen seiner Jugend, die jämmerlich zu schanden geworden waren; — er dachte an sein Weib, das er so glühend geliebt, und nun war's kalt geworden in seinem Herzen; — er dachte an seine Kinder, an das kleinste Mädchen, das ihm heute gesagt, es sei gar nicht satt geworden; er dachte an alle die schwere Arbeit, die er willig auf sich genommen, auch jetzt wieder willig auf sich nehmen würde — aber die Welt hatte ihm ja ihre Thüren vor der Nase zugeschlagen, — was sollte er denn nun noch? — Amerika ist die einzige Rettung! — aber sein Bruder, sein eigener, leiblicher Bruder versagt ihm die elenden Mittel zur Rettung unter den jämmerlichsten Ausflüchten! Ha, dieser Bruder, der alles im vollen hat, der nie erfahren, was es heißt in Not sein, in der furchtbarsten Not, wie ein Schiffbrüchiger im Wogenschwall! — Nun denn — hat er's nicht gutwillig gethan, so soll er's gezwungen thun! — Gut, daß es noch so ein sechsläufiges Ding giebt, womit man gewisse Leute zwingen kann.

Dabei zieht der Mann einen Revolver hervor und betrachtet ihn, ob auch alles in Ordnung ist.

Still! da kommt etwas die Straße daher; es ist ein Wagen — jetzt aufgepaßt! Scharf späht der Mann hinter der Eiche hervor, des Weges entlang.

Nein! es ist nichts! ein Marktkarren kommt langsam herangerumpelt und fährt vorüber. Gleich hinterdrein noch ein Wagen mit Leuten voll besetzt, sie sind lustig und angetrunken. Der Mann hinter der Eiche kennt sie wohl, aber sie sehen ihn nicht, der Stamm deckt ihn.

Wieder ist's ganz still, nur ein Eichhörnchen raschelt durch die Zweige oben.

Der Mann versinkt wieder in seine Gedanken. Merkwürdig, wie aus Schutt und Trümmern ein schimmerndes Kleinod, taucht auf einmal die Geschichte von Kain und

Abel aus seiner Kinderzeit in ihm auf. Sein ältester Junge hat kürzlich die Geschichte laut gelesen, um sie für die Schule zu lernen, ob's etwa daher kommt? — Dabei klingt's wie aus der Tiefe seiner eigenen Brust: Kehr um! kehr um!

Jetzt rasselt's wieder auf der Landstraße — das ist ein leichtes Gefährt, — man sieht's noch nicht, aber man hört's schon deutlich — nun taucht's auf, da oben wo der Boden sich hebt — das Pferd ist schwarz — es ist ein Einspänner!

Ach, Görge, warum liegst du so vergnüglich und wohlhäbig in deinem Polstersitz? warum glänzt deine Uhrkette so auf der samtenen Weste? — warum spielst du so nachlässig mit der schmucken Fahrpeitsche, wie ein Dandy? warum springt dein schwarzes, wohlgenährtes Rößlein so munter in dem blanken Geschirre? — Ahnst du's denn nicht, daß dieses alles des Mannes Seele da hinter dem Baum zu wahnsinniger Wut aufstachelt? — Fühlst du denn nicht die glühenden Augen, die nach dir spähen, wie eines Raubtiers Augen?

„Halt!" donnert eine Stimme — und mit vorgehaltener Waffe steht Christoph an seines Bruders Wagen! Er steht da wie aus Erz gegossen!

„Halt! sage ich noch einmal!" donnert es wieder. Aber Görge hebt die Peitsche und will das Pferd antreiben. Da kracht ein Schuß, — und hoch auf bäumt sich das Tier. In demselben Moment aber saust der bleigefüllte Peitschenstiel mit wuchtiger Kraft dem Angreifenden dermaßen aufs Handgelenk und der Schlag ist so wohlgezielt, daß die Waffe der Hand entfällt. Indem Christoph sich bückt, dieselbe wieder zu fassen, springt ihm der vom Wagen auf den Nacken, — das war auch wie der Sprung eines Wolfes — und es beginnt ein wütendes Ringen. Die beiden geben sich an Kräften nichts nach. In dem Angegriffenen ist sein Jähzorn erwacht, der für gewöhnlich in seinem Innersten schläft, wie ein Tier in seiner Höhle, aber einmal hervorgebrochen, den Gliedern und Muskeln rasende Kräfte leiht.

„Gemeiner Schurke — Mörder — Spitzbube!"

schäumt es von Görges Lippen; — „das sollst du mir büßen!“

Der andere ist stumm, er ringt in schweigender Wut mit dem Bruder — jetzt hat er den rechten Arm um seinen Leib geschlungen und würgt ihm mit dem linken an der Kehle! — Görge wankt! — Da tönt ein gellender Schrei durch die Luft — eine Frauengestalt fliegt heran, sie wirft sich auf den Boden, sie umklammert Christophs Kniee, sie zerrt, sie reißt mit übermenschlicher

Kraft — da mag sein Arm ein wenig nachgelassen haben, mit einer gewaltigen Anstrengung befreit sich der andere aus seiner umstrickenden Gewalt, und während Christoph sich von dem Weibe loszureißen sucht, springt Görge auf den Wagen, peitscht wie rasend auf das zitternde Pferd ein, das in weiten Sätzen mit ihm davon jagt!

Da lassen auch des Weibes Kräfte nach, ihre Arme sinken, ihr Haupt fällt erblassend rückwärts, sie liegt hingesunken auf der staubigen Straße.

Finster blickt der Mann auf das Weib, — sein Hut ist ihm entfallen, — wirr und wüst hängt ihm das Haar über die Stirn — er bückt sich den Hut aufzuheben; — unschlüssig, ratlos — beinahe als schämte er sich — steht er da.

Dann bückt er sich über das Weib — er fällt aufs Knie neben ihr, — er hebt den bleichen, schönen Kopf, — das Haar löst sich, — er trägt sie an den Stamm der Eiche, lehnt sie mit dem Oberkörper an den Baum! — er sieht ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdruck ins Gesicht, auf die noch immer geschlossenen Augen — — „Arme Dore," schreit er mit einem zerreißenden Schmerzenslaut, und schluchzend birgt er sein Antlitz in des ohnmächtigen Weibes Schoß!

Da schlägt sie die Augen auf — matt, suchend blickt sie um sich — was war das alles — o, es war furchtbar — sie legt die Hände vors Gesicht — sie atmet tief — sie besinnt sich — da liegt er ja in ihrem Schoße — das ist ja sein geliebtes Haupt — das sind ja seine köstlichen Lockenhaare — er lebt — das Schreckliche ist nicht geschehen — er hat sich kein Leid gethan — und der andere — wo ist der geblieben? — ach, er ist davon! Gott sei Dank! Gott sei ewig Dank! sie ist mit ihrem eigenen, geliebten Manne allein! — sie legt ihm mit der vollen Zärtlichkeit eines liebenden Weibes beide Hände auf den Kopf, — sie streichelt ihm den starken Nacken, wo das Haar sich so dicht kräuselt, sie bemüht sich, sein Antlitz aufzurichten, sie redet ihn an mit Schmeichelnamen wie in der Brautzeit, — aber der Mann schluchzt in ihrem Schoße — das ist kein Weinen — das ist der Jammerschrei einer schuldbeladenen Seele, die endlich, endlich in die Hand des lebendigen Gottes gefallen ist!

Als endlich der Mann sich aufrichtet, da schlägt er seine Augen gar nicht auf! Auf den Wangen brennen ihm zwei dunkelrote Flecke, und leidenschaftlich, heftig stößt er die Worte heraus: „Dore! Dore! stößst Du mich nicht mit Füßen von Dir? speist Du mir nicht ins Gesicht? — fliehst Du mich nicht, wie man einen tollen Hund flieht?

Aber sie legt ihm ihre Hand auf den Mund, sie

streichelt ihm das Haar von der Stirn, sie zieht ihn neben sich an die Wurzel des Eichbaumes, sie bringt ihn zum Reden, sie lockt, sie fragt — sie erzählt ihm, daß die Angst um ihn ihr keine Ruhe gelassen, weil er so sonderbar von ihr gegangen, und ihr einen so merkwürdigen Blick zugeworfen. Sie habe zu Gott geschrieen um Kraft, ihn aufzusuchen und zu finden, sie wisse selber nicht, wie sie auf diesen Weg gekommen, es sei wohl, weil's der Weg in die Heimat ist! — o, Gott sei's gedankt, sie ist zur rechten Zeit gekommen.

Da geht dem Manne auch das Herz auf. Er enthüllt seinem treuen Weibe alle die dunklen Tiefen seiner Brust, sie soll es alles, alles wissen, er erkennt jetzt sich selbst — die Finsternis, womit der böse Feind ihn bedeckt hat, ist zerrissen, und von oben her fällt Licht herein. Das Licht hat seines Weibes Liebe über ihm angezündet!

Lange haben die Beiden am Fuße der Eiche gesessen, — es war schon ganz dunkel geworden, als sie nach Hause kamen. Die Kinder schliefen. Lange stand der bärtige Mann über die schlafenden Kinder geneigt, und helle Thränen rieselten ihm in den Bart!

Dann nahm er sein Weib fest an seine Brust und sagte ihr, er müsse noch einen Weg machen, sie brauche sich aber nicht zu ängstigen, er gehe einen guten Weg, und ruhig möge sie schlafen.

Sie blickte ihm fest und vertrauensvoll ins Auge. Dann ging er. Am nächsten Morgen hörte Dore, daß ihr Christoph sich selber dem Gerichte gestellt und sich selber des Raubanfalles beschuldigt, auf offener Straße, an seinem eigenen Bruder, begangen.

6.

Herrlich hinausgeführt.

Als Görge mit dem Rappen und Phaeton auf den Hof gesprengt kam, barhäuptig und in voller Erregung, da gab's ein Rennen und Laufen! Knecht und Magd, und die Bäuerin dazu, glaubten, das Pferd sei mit ihm

durchgegangen. Draußen sagte er nicht viel, als er aber in die Stube kam, da mußte er seiner Mutter gegenüber mit der Sprache herausrücken, und was er wohl sonst verschwiegen hätte, das fragte sie ihm ab. So erfuhr sie's auch, daß Christoph seinen Bruder angesprochen, ihm die Mittel zum Auswandern zu verschaffen und daß er's ihm abgeschlagen. Und als nun der Görge triumphierend damit prahlte, daß er Sieger geblieben und daß der Christoph ihm nichts habe anthun können, da sagte die Bauerfrau in großem Ernst: „Du bist schuldiger als er! ihn trieb die bittere Not! Du aber hast ein hartes Herz!

Der Sohn schwieg betroffen; seine Mutter hatte eine Weise, die ihn still machte. Er sagte, der Überfall und die rasche Fahrt seien ihm zu Kopf gestiegen und legte sich zu Bett.

In dieser Nacht haben Mutter und Sohn beide nicht viel geschlafen. Der Mutter war das Herz sehr schwer bei dem Gedanken an den Streit der Söhne, welcher zu einem schrecklichen Ende hätte führen können, und mit viel Sorgen und Bangen dachte sie an Christophs und der Seinigen Zukunft. Sie beschloß, am nächsten Tage Erkundigungen einzuziehen.

Dem Görge aber ließ es keine Ruhe, was nun weiter aus der Sache werden solle, und ob er nicht klüger gethan hätte, dem Bruder zum Auswandern zu verhelfen. Auch konnte er's nicht los werden, daß die Mutter gesagt hatte: Du bist schuldiger als er!

Der nächste Tag brachte denn schon viel Neues. Christoph hatte sich dem Gericht überliefert, und damit waren denn sein Weib und seine Kinder auch verlassen und im Elend. Was sollte nun geschehen? Die Mutter wollte, daß Görge selbst hineinfahren sollte, die Dore mit ihren Kindern zu holen. Dazu war er aber nicht zu bewegen, doch schickte er den Knecht mit der Botschaft, sie möchten mitkommen. Aber die Dore vermochte es nicht über sich, so mit Sack und Pack auf den Hof zu fahren, sie stieg mit ihren Kindern vom Wagen, wo der schmale Weg nach ihres Vaters Häuschen abbog, und der alte Schneider hatte an diesem Abend sein Haus so voll, daß

er staunend die große Brille von der Nase zog, und meinte, nun sei's bei ihm wie in der Arche Noah!

Daß Christoph sich selber dem Gericht überliefert, war dem Görge gar nicht recht. Der Schulmeister sagte ihm, das sei eine Sache, die vor die Geschworenen käme, da werde er auch hin müssen und Aussage thun, und das ganze Dorf werde hinströmen, denn es habe jeder Zutritt. Nach etlichen Tagen kam auch schon ein großer Brief mit dem Gerichtssiegel, worin der Verhandlungstermin festgesetzt und Görge vorgeladen ward!

Das war eine ganz fatale Geschichte. Da sollte er also vor den Herren am grünen Tisch und vor all den Menschen gegen seinen Bruder zeugen und sich die Seele aus dem Leibe fragen lassen. Da könnte am Ende Mancher ebenso denken und sprechen als die Mutter, daß er der Schuldigere! — Görge hatte seitdem keine ruhige Stunde! — es trieb ihn umher durch Feld und Wald und nachts beunruhigten ihn schwere Träume. Er hätte jetzt selbst nicht übel Lust gehabt, nach Amerika auszuwandern.

Als nun aber endlich die Schlußverhandlung kam, wo die Geschworenen ihr Schuldig oder Nichtschuldig

sprechen sollten, und der Gerichtshof das Urteil fällen, da ward's erst recht schlimm.

Die Zuhörerräume waren gedrängt voll und manches bekannte Gesicht lugte neugierig aus der Menge hervor. Als Christoph auf der Anklagebank erschien, entstand eine Stille in dem weiten Gerichtssaal. Er trat ruhig und festen Schrittes ein. Auf seinen Zügen lag Blässe und ein tiefer Ernst. Der große Bart war verschwunden, das volle Haar zurückgestrichen. Er sah wieder aus wie dereinst in den fröhlichen Tagen im Vaterhause, nur daß von dem lebenslustigen, heiteren Ausdruck keine Spur mehr zu finden war. Man sah's ihm an, daß seines Lebens Sonne die Strahlen verloren hatte.

Mit lauter, überallhin vernehmlicher Sprache beantwortete er die ihm vorgelegten Fragen, frei und unumwunden seine Schuld bekennend.

Als er schwieg und den Schweiß von der bleichen Stirn sich trocknend wie ermüdet auf die Bank sank, ging ein beifälliges Gemurmel durch den Saal.

Die Aussagen Görge's waren undeutlich und kaum zu verstehen, mehrmals mußte der Präsident ihn auffordern lauter zu sprechen. Sein ganzes Wesen machte einen peinlichen Eindruck, und wirklich mochte mancher bei sich denken, der habe auch kein gutes Gewissen. Darnach aber trat nun Christophs Verteidiger auf und hob in einer glänzenden Rede so überwältigend alle Milderungsgründe seiner That hervor, die unbarmherzige Härte seines Bruders dabei vorzüglich betonend und dagegen das Ehrenhafte der Selbstanklage so anerkennend, daß wirklich am Schluß dieser Rede das Urteil durch den Saal ging: der hartherzige Bruder sei schuldiger als der gewaltthätige.

Dem entsprechend milderte sich denn auch das Urteil des Gerichtshofes. Die Geschworenen mußten freilich einstimmig das „Schuldig" aussprechen, aber mit entschiedener Anerkennung von Milderungsgründen. Der Staatsanwalt trug demgemäß auf 2 Jahre Einzelhaft im Gefängnis an, welches Strafmaß vom Gerichtshofe auf 1 Jahr herabgesetzt ward.

Dem Görge war während der langen Verhandlung

die Brust wie zugeschnürt gewesen! Man fragte ihn, ob er nicht noch um eine Unterredung mit seinem Bruder nachsuchen wolle. Aber er schüttelte entschieden mit dem Kopfe, es widerstand ihm, seinem Bruder gegenüber zu treten. Da kam ein Bote des Gerichts, noch ehe Görge in dem dichten Menschengedränge den Ausgang erreicht hatte, zu ihm, und kündigte ihm an, sein Bruder habe sich von den Richtern erbeten, ihn noch einmal sprechen zu dürfen und dies sei bewilligt. Er möge nur gleich mitkommen. Da mußte Görge denn wohl.

Christoph war in einem oberen Zimmer des Gerichtsgebäudes. Es erschütterte ihn merklich als sein Bruder eintrat und verlegen an der Thür stehen blieb.

„Ich wollte Dich bitten, daß Du mir verzeihen mögest, Görge, ehe ich meine Strafe antrete."

Görge stand dunkelrot da und sagte kein Wort. Christoph trat ein paar Schritte auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin. Da schlug Görge ein und machte einen Kratzfuß, als stünde er vor einem Vornehmeren, als er selbst war.

Die anwesenden Gerichtsdiener sahen sich an und lachten. Alsdann trat Christoph noch näher an seinen Bruder und sagte ihm leiser und rasch: „Grüß' Dore und die Kinder und unsere Mutter, und sag ihnen: wenn ich nach einem Jahre wiederkäme, sollt's anders werden."

Ganz still und in sich gekehrt ist Görge nach Haus gekommen. Als es abends dunkel ward, holte er eine Speckseite vom Rauchboden und viele Mettwürste, packte alles in einen Sack und trug's in das Schneiderhäuschen und als die Dore in ihrem tiefen Kummer sich nicht recht freuen konnte über solche Großmut, da brachte Görge zuerst die ihm aufgetragenen Grüße und Christophs letztes Wort, und als Dore dabei um so reichlicher Thränen vergoß, da tröstete er sie, sobald Speck und Würste aufseien, solle sie gerne mehr haben, und jedes Mal, wenn gebacken werde, solle sie auch eine große Weizenstolle bekommen!

Christoph hat Wort gehalten. Als das Jahr seiner Haft um war, ist er als ein neuer Mensch heimgekehrt. Aus der Wurzel seines Lebensbaumes ist ein neuer Sproß hervorgetrieben, nachdem der alte Baum abgehauen war. In der Stille seiner Zelle und unter dem lehrenden und tröstenden Zuspruch der wackeren Männer, welche bei ihm aus- und eingingen, ist sein Wesen zu der wahren inneren Mannesfestigkeit gereift, welche nicht auf anderer Menschen Hülfe, wohl aber auf Gott sich verläßt; nach dem Worte E. M. Arndts: wer ist ein Mann? der beten kann!

Als aber Christoph heimkehrte, fand er auch seinen Bruder als einen anderen vor. Am Abend saßen die glücklich wieder Vereinten im Schneiderhäuschen, da pochte es und Görge trat ein. Er war zuerst etwas verlegen, doch taute er bald auf und rückte nun mit der Sprache heraus, er meinte, ob es sich nicht sollte so machen lassen, daß sie beide zusammen auf dem Hofe wohnten und wirtschafteten? zum Heiraten habe er nun einmal keine Lust und die Mutter werde alt.

Das sei ein Vorschlag, meinte der alte Schneider, der sich hören lasse, hier bei ihm im Häuschen werde es auch nach gerade gar zu enge.

Christoph aber stand auf und fiel seinem Bruder um den Hals und es ging gerade so zu wie es beschrieben steht im 1. Buche Mose im 33. Kap., von Jakob und Esau, wo es heißt:

„Esau aber lief ihm entgegen und herzte ihn und fiel ihm um den Hals und küssete ihn und sie weineten!"

4. Rätsel.

Ein kleines Wörtchen ist mein erstes,
Das allein für sich selber nichts zeigt,
Das nur gebraucht wird, die Grenze zu nennen,
Zu der etwas geht oder reicht.

Bezeichnung der Grenze ist dann auch mein zweites,
Doch ist's auch noch viel obendrein,
Ist deutsches Geldstück, ist preußische Landschaft,
Ist Leben und Kraft im Gebein.

Das Ganze preiset mit Dank und Liebe,
Wer Deutschland im Herzen trägt,
Und wem für dessen Macht und Gedeihen
Begeistert das Herz auch schlägt.

* * *

Vorwärts gelesen, werd' ich dich ergötzen,
Wenn heiß vom Himmel die Sonne glüht;
Rückwärts gelesen, bereit' ich Entsetzen
Dem Auge, das mich zum erstenmal sieht,
Mir selbst aber bleibt das Entsetzen fern,
Wenn das Erste kommt; nein, ich seh' es sehr gern;
Denn kommt es zu rechter Zeit mir nicht,
So bin ich ein armer geschlagener Wicht.

5. Altes Gold.

Feuer fängt mit Funken an

sagt eins unserer Sprichwörter, das aber nicht etwa erst jetzt entstanden und von jenem vielbesprochenen Musikmeister gemacht worden ist, dem auch der blasse Neid das wenigstens lassen muß, daß er stark im „Stabreimen" ist, d. h. im Bilden von Versen, worin möglichst viele Wörter mit dem nämlichen Buchstaben anfangen, wie hier oben Feuer, fängt, Funken alle mit „F" anfangen, sondern was schon längst im Volksmunde geht nud so ziemlich in jeder Sammlung deutscher Sprichwörter zu finden sein wird.

Es muß auch in der That schon alt sein. Denn heutzutage fängt durchaus nicht jedes Feuer mit Funken an, sondern man hat sofort helles, brennendes Feuer, wenn man mit einem ordentlichen Streichholz über eine rauhe Fläche fährt. Vor alter Zeiten aber, als einer noch für einen Hexenmeister verschrieen worden wäre, wenn er vermittels eines Streich- oder Zündhölzchens im Nu Feuer gehabt hätte, da mußte in der That jedes Feuer mit Funken anfangen, den man nach längerem oder kürzerem Picken mittels Stahl und Stein an den Zunder

gebracht hatte, und der dann den Schwefel an dem Spane zur Flamme entzündete.

Also alt ist unser Sprichwort wohl jedenfalls. Ob es aber auch Gold, echtes rechtes Weisheitsgold enthält, daß es verdient, unter der Überschrift da vorne zu stehen?

Ich denke: ja. Man darf nur nicht meinen, das Sprichwort denke einzig und allein an das wirkliche Feuer, welches auf dem Herde und im Ofen brennt und, wie der Dichter Schiller sagt, eine „wohlthätige Macht ist, wenn sie der Mensch bezähmt und bewacht", aber auch zur furchtbaren, verderblichen Macht werden kann, „wenn sie der Fessel sich entrafft", die ihr der vorsichtige Mensch anlegt, die aber durch einen einzigen winzigen Funken im Nu zerrissen sein kann, wenn nur der Funke irgendwo den richtigen Zündstoff findet.

Es giebt ja mancherlei Feuer in der Welt und im Leben, d. h. manches, was gleich dem Feuer brennt und entweder als wohlthätige Macht erwärmt und erfreut, oder als furchtbare, verderbliche Macht vernichtet und verzehrt.

So redet man in bildlichem Sinne wohl von einem Feuer der Liebe, von einem Feuer des Eifers, aber auch wieder von einem Feuer des Zorns, von einem Feuer der Leidenschaft und Begierde. Und genau zugesehen, behält bei jedem solchen Feuer das Sprichwort recht, daß es mit Funken anfange.

Das Feuer der Liebe, nicht wahr, entzündet sich an den einzelnen Liebesworten, die man von einem anderen zu hören bekommt, an den einzelnen Liebeswerken, die man von ihm erfährt, an den thatsächlichen Liebeserweisungen also, die einem von dem anderen entgegengebracht werden. Wo die ganz und gar nicht vorhanden sind, da wird ein rechtes Liebesfeuer nicht entbrennen können, wenigstens kein solches, welches mehr wäre als ein schnell verflackerndes Strohfeuer, sondern welches wirklich Herz und Leben erwärmt und erhellt, ja selbst im Tode nicht verlischt. Denn, wie der Apostel sagt, „die Liebe höret nimmer auf", oder, wie es schon im Alten Testamente heißt, sie ist „eine so feurige Glut, daß auch viele Wasser sie nicht mögen auslöschen, noch Ströme sie ersäufen".

Willst du also solch ein Liebesfeuer für dich anfachen, welches dein Herz und dein Leben bis zum Grabe wohlthätig erwärmen und erleuchten soll, so laß nur nach allen Seiten hin recht viele Liebeserweisungen als zündende Funken von dir ausprühen! Wenn auch Hunderte von ihnen vielleicht nicht zünden, sondern nach außen wirkungsvoll verlöschen sollten, sie werden wenigstens in deinem eigenen Herzen das Feuer der Liebe lebendig erhalten und es immer heller brennen machen, und, was das beste ist, sie werden vor dem nicht vergessen sein, der selber die Liebe ist.

Sodann das Feuer des Eifers, welches genannt wurde, des Eifers bei einem Werke, welches wir begonnen haben, fängt das nicht auch mit Funken an? Das sind aber nicht bloß die vorauseilenden Gedanken und Hoffnungen, die das Werk schon fertig sehen und die Hände zu rastlosem brennendem Eifer treiben, das sind auch die kleinen erfreulichen Fortschritte, die man das eifrig betriebene Werk täglich machen sieht und mit denen Schritt um Schritt die Gewißheit des Gelingens wächst; es ist die zusehends sich mehrende Arbeitsfertigkeit, welche man gewinnt und durch welche die anfangs fast unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten nach einander und immer leichter überwunden werden; es sind die anerkennenden Worte, die liebevollen Aufmunterungen, die einem von wohlwollenden Menschen zu teil werden. — Ja, das alles sind solche Funken, an denen sich das Feuer des Eifers entzündet, das alles sind Dinge, ohne welche es nicht leicht zu einem rechten Feuereifer kommen kann.

Aber nun auch das Feuer des Zornes, nimmt es denn nicht auch fast immer von Funken seinen Anfang? Wir meinen damit die spöttischen Worte zunächst, die wie prickelnde Fünkchen herüber und hinüberfahren, aber unvermerkt aus bloß prickelnden Fünkchen zu brennenden Funken werden, welche schmerzhafte Brandflecke verursachen, wo sie hinfallen; oder wir meinen, wenn's schon weiter gekommen ist, die thatsächlichen Reibereien, die zwischen den Zwiespältigen entstehen, die kleinen Verdrießlichkeiten, welche sie sich zu bereiten suchen, die geringfügigen Gefälligkeiten, welche sie sich jetzt versagen aber

sonst bereitwillig einander erwiesen. Das alles sind die kleinen Funken, welche, einzeln genommen, kaum fähig scheinen, zwischen vernünftigen Leuten ein Zornesfeuer entstehen zu lassen, in ihrem Zusammenwirken aber es nur zu gut und zu schnell fertig bringen.

Endlich das Feuer der Leidenschaft, wie es so oft wütend und fesselos dahinbraust und Seelenruhe, Lebensglück und Himmelsseligkeit lodernd verzehrt, woraus entsteht es? Auch aus Funken. Und das sind hier die träumerischen Spiele der Einbildung, die unbewachten Triebe, die lockenden Gelegenheiten, die willfährigen Helfer, oder die unerwartet eintretenden Hindernisse.

Drum merk's lieber Freund: „Feuer fängt mit Funken an."

Hab also wohl acht auf das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste in deinem äußeren und inneren Leben, und wenn auch etwas noch so harmlos und unschuldig aussieht, sieh dennoch wohl zu, ob es nicht solch ein Funken ist, oder werden kann, an dem sich ein für dich oder andere verderbliches Feuer entzünden kann.

Und droht dafür nur die mindeste Gefahr, dann sofort den Funken ausgelöscht, ausgelöscht mit dem, was allein alles Böse und Gefährliche tilgen kann, mit Gebet und Gottes Wort! Dann wird nimmer solch ein verzehrendes Feuer bei dir ausbrechen können, das entweder in deinem Herzen alles Gute und Heilige ausbrennt, oder aber dein Lebensglück, ja dein Seelenheil zu Asche brennt.

Merke: es giebt nur ein Feuer, das man ruhig kann bei sich brennen lassen, ja für das man, wenn es brennt, tagtäglich sorgen muß, daß es nicht verlösche, zu dem man deshalb tagtäglich mit betenden Händen neue Funken holen muß: das ist das Feuer des heiligen Geistes.

6. Mit dem Hut in der Hand, kommt man durchs ganze Land.

Erzählung von E. Frommel.

Das ist ein gutes Wort und gehört auch zum „alten Gold", das der Spinnstubenschreiber seit Jahren in Vorrat hat. Aber alle Leute glauben's nicht, daß es wahr ist, sondern meinen, wenn man heutzutage seinen Hut oder Dreimaster recht fest auf den Kopf drücke, oder andern gar den ihren „antreibe", d. h. einschlage, so komme man noch einmal so gut durch. Das ist so eine funkelnagelneue und doch uralte Weisheit, die nichts taugt. Denn freche Leute hat's je und je gegeben, die ihre Ellenbogen gebraucht haben, schließlich aber haben sie doch einen gefunden, der noch viel frecher war als sie und ihnen gelohnt hat bei Heller und Pfennig, was sie sich gegen andere herausgenommen. Der Verfasser will drum lieber von einem erzählen, der seinen Hut in der Hand gehalten, d. h. fein bescheiden und demütig, hilfreich den andern beigesprungen und der zuletzt dadurch nicht bloß durchs Land gekommen, sondern auch „zu Land" gekommen ist.

Die biedern Westfalen, die schon eine geraume Zeit dem König von Preußen gehöret hatten, so daß wenn man im vorigen Jahrhundert vom Rheine nach Schwelm reiste, man schon in's „Preußische" kam — mußten es sich doch einmal gefallen lassen, daß man ihnen einen König setzte zu Anfang dieses Jahrhunderts. Der sollte zum Troste der Unterthanen „König von Westfalen" heißen und zu Kassel residieren. Der geneigte Leser kennt ihn, den man damals nur statt Jerome den „O Jemm" nannte, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte aus dem deutschen Geldbeutel heraus. Denn Pumpernickel war nicht sein Leibgericht noch Fitzebohnen, trotzdem es der König von Westfalen war. Der sammelte um sich einen Hofstaat, damit sein Hof doch auch Glanz hätte, und die jungen westfälischen Edelleute mußten zu Hofe gehen nach Kassel und dort Pagendienste thun und in die Nobelgarde treten. Wenn sie nicht wollten, so konfiszierte

man den Alten Hab und Gut. Da mußte denn mancher junge Mann dran glauben, dem das Herz im Leibe sich herumdrehte, wenn er den König von „Napoleons Gnaden“ nur ansah. Aber es half nichts. Unter ihnen war auch einer, ein schöner hochaufgeschossener Mensch, ein Junge wie eine Tanne im Hochwald. Dem stand die Uniform prächtig, aber sie saß ihm doch schlecht auf seinem deutschen Herzen. Allein aus Gehorsam gegen seinen alten Vater beugte er sich. Als der große Zug gegen Rußland losging, freute er sich königlich, denn er dachte, wer weiß, ob's nicht dem Napoleon mit samt dem Westfalenkönig den Hals kosten wird. So zog er denn mit seinem Fähnlein als Junker mit nach Rußland. Wie's dort zuging, und wie der liebe Gott dort durch ein wunderbares Material den Franzosen „eingeheizt“ hat, nämlich durch die furchtbare Kälte, weiß der geneigte Leser auch. Halberfroren, verwundet und elend kam auch der Junker auf deutschem Boden an. Ums Leben gern wäre er schon damals zu dem alten York gestoßen und hätte mit ihm Rehrt gemacht gegen die Franzosen, aber es ging nicht. Denn die Franzosen trauten den Westfalen nicht übers Wasser hinüber und steckten sie einzeln in französische Regimenter hinein, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Aber in der Schlacht bei Leipzig kam der Augenblick, wo der Junker dachte: „nun ist's Zeit“ und mit Leuten seiner Schwadron sich in die Büsche schlug, um hinüber zu kommen zu den Preußen. Als er so links umschwenkte, merkte ein französischer Wachtmeister den Braten, und eilte ihm nach mit einer ganzen Schar. Der Fähnrich gab seinem Pferd die Sporen in den Leib und es jagte dahin — er hieb unterwegs einen Franzosen vom Pferde, der ihm zu nahe kam; aber da kam ein breiter tiefer Graben. Mit der letzten Kraft raffte sich das Pferd zusammen und kam auch glücklich hinüber; aber drüben blieb es in einem Strauch hängen und warf den Reiter kopfüber in die Hecke und Sumpf. Die französischen Reiter schossen nun auf Gaul und Reiter was das Zeug halten wollte, das Pferd wurde totgeschossen, hinter dem sich der Reiter duckte, bis ihm endlich freier Paß gelang und er auf allen Vieren den Abhang hinaufkroch und dann das

Weite, d. h. die Preußen ſuchte. Alle lachten als der „Schmutzfink" ankam, kaum kenntlich mehr vor Blut und Kot und führten ihn direkt zu Vater Blücher. Der klopfte ihm auf die Schulter und ſagte: das haſt Du brav gemacht, mein Sohn; Du kannſt Dir ein Pferd holen und Lieutenant bei uns werden. So machte er den Feldzug gegen Frankreich mit. Aber das war ruchbar geworden und man (denn es gab damals auch deutſche Lumpe, die Spione waren) hatte es gehört, daß der Fähnrich durchgebrannt und all ſein Hab und Gut kam unter den Hammer und ward in aller Eile verkauft, denn mittler-

weile war der Vater gestorben und der Fähnrich hatte das Gut geerbt. Als er nach dem Frieden nach Hause kam, hatte er drum das Zusehen mit so vielen andern, die auch das Ihre verloren hatten.

In Berlin finden wir ihn wieder, wo des Königs Huld, als er von dem tapfern Streich gehört, ihn in eines seiner Garderegimenter als Rittmeister einrangierte. Berlin ist dazumal schon ein teueres Pflaster gewesen, nicht bloß weil dort viel Pflastertreter überhaupt wohnen und der Sand weich ist und alle Augenblicke das Pflaster wegen großer Versunkenheit in Anklagestand gesetzt wird. Drum galt's denn auch für den Rittmeister bei seiner Gage sich aufs addieren und dividieren zu legen, um keine Rechenfehler zu machen. Und doch fand er überall noch Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun, trotzdem er so schmuck und sauber daher kam wie nur einer in seinem Regiment. Alle hatten den liebenswürdigen, freigebigen Kameraden lieb; denn arm hat sich noch keiner gegeben, wohl aber arm „gespart". So lebte er denn recht und schlecht wie's einem braven Offizier gebührt und machte sich keine weiteren Sorgen um die Zukunft. Da geschah's in der Winterszeit einmal, daß er unter den Linden spazieren ging; denn das ist so der richtige Spaziergang für den Berliner, der etwas Grünes sehen will. Aber es war böses Glatteis an jenem Tage, und wer da nicht fest auf den Beinen ist, thut besser, er bleibt zu Haus. Beim Glatteis fallen ist nicht bloß gefährlich, sondern auch lächerlich. Man sieht die Leute wanken und kämpfen mit dem Gleichgewicht und es bedarf schon eine ziemliche Portion Nächstenliebe dabei nicht zu lachen. Der Rittmeister geht seinen sichern Schritt fort; da hält nicht weit von ihm eine Kutsche. Sie war im altväterischen Stil gebaut, so eine rechte Arche Noäh, hoch und mit etlichen Tritten versehen zum Heruntersteigen. Aus dieser Arche heraus wickelte sich eine ältliche Dame, die mit Mühe nur sich ihres langen Shwals erwehrte, der ihr um die Füße sich geschlungen. Dazu kam das Glatteis, auch die Trittbretter der Kutsche waren glatt — kurz der Augenblick war da, wo die Dame von der Kutsche herab kopfüber auf das Pflaster stürzen mußte. Unser Rittmeister über-

ſieht ſchnell die Lage, rutſcht mit einem großen Satze herzu und fängt die Dame mit ſeinen kräftigen Armen auf und trägt ſie wie ein Kind bis in die Hausflur und ſetzt ſie unter vielen Entſchuldigungen, ſo friſchweg zugegriffen zu haben, nieder. Die Dame iſt noch ſo erſchreckt über

den möglichen Fall und über dieſe wunderbare Portchaiſe, in der ſie ins Haus befördert worden, daß ſie kaum eines Wortes fähig iſt und hinauf eilt in ihre Wohnung. „Hätte ich nur nach ſeinem Namen gefragt,“ ſagte ſie zu ihrer Kammerjungfer, „was wird er von mir denken.“

Der Rittmeister dachte aber an nichts anders, als an was ein braver Mensch in solchem Falle überhaupt denkt: „Es ist deine Pflicht und Schuldigkeit" und legte sich an dem Abend zu Bett wie andere Abende, auch ohne wie jener Herr in X. den Hut vor sich selbst abzuziehen und zu sagen: „Louis, das hast du wieder gut gemacht."

Am folgenden Tage aber ging er vorbei um sich nach dem Befinden der Dame zu erkundigen, denn er dachte, der rittmeisterliche Schreck könne ihr doch in die Glieder gefahren sein. Sie ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm unter vielen Knixen ihren allerrespektvollsten Dank für seine Ritterlichkeit.

Damit war die Sache abgemacht zwischen dem alten Fräulein und dem Rittmeister. Sie sahen sich dann und wann einmal in Gesellschaft und an Neujahr versäumte er nie, ihr seine Karte und sie ihm die ihre zu senden und sich gegenseitig ein glückliches neues Jahr zu wünschen. Es vergingen noch ein paar Jährlein, der Rittmeister war grade im Manöver, als er nach Hause kommend den Tod des Fräuleins vernahm. Es war ihm leid um sie, wie's einem um einen Menschen leid ist, wenn man sein freundliches und dankbares Gesicht nicht mehr sieht.

Nach etlichen Wochen wird der Rittmeister auf das Stadtgericht citiert. „Nun, was wird's sein," sagte er

vor sich hin, „sie werden mich doch nicht einspunden wollen“ und zog seinen Sarras an und Uniform erster Garnitur und meldet sich. Der Richter holt ein großes Papier heraus und liest: „Zum Universalerben setze ich den Herrn Rittmeister von R. R. ein, der mich damals so ritterlich beschützt hat. Ich habe den wackern Mann immer im Auge behalten in seiner Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit. Er wird für meine Güter, die ich ihm hinterlasse, ein guter Wirtschafter und meinen Leuten ein hilfreicher Freund sein. Dies ist mein freier letzter Wille.“ Punktum, streu Sand drauf! „Nun, wollen Sie die Erbschaft, die völlig ohne Schulden ist, antreten?“ fragte der Richter. Der Rittmeister war jetzt grade so außer Fassung, wie damals das Fräulein und war wie aus dem Sattel geworfen, und sagte endlich „Ja, in Gottes Namen“. Wie er nach Hause gekommen mit dem Schriftstück weiß ich nicht, ob per Wagen oder pedes apostolorum. Nur so viel, daß er bald darauf den Abschied nahm und sich auf das schöne Gut setzte, dem bald noch ein zweites zufiel. So war ihm reichlich wieder gegeben, was ihm der „Jerum“ genommen hatte, viel schöner als er es einst besessen, und er hat auch das Vertrauen des alten Fräuleins gerechtfertigt, daß er ein Segen für seine Leute geworden. Weitläufige Verwandte des alten Fräuleins wollten zwar das Testament anfechten, aber es half sie nichts. Recht muß Recht bleiben, denn dafür giebt's ein Kammergericht in Berlin.

Item: Mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze Land. Hätte er gedacht: Du läßt die „alte Schachtel“ fallen beim Glatteis, so wäre alles zu Wasser geworden. Aber Höflichkeit schändet keinen Menschen, auch keinen Gardeoffizier.

Item: Wer sein Vaterland lieb hat und ihm was opfern kann, dem soll's nicht fehlen, wenn's auch nicht allewege so reichlich geht wie hier.

Item: Warten ist auch eine Kunst und Bescheidenheit ist auch eine Tugend, von der auch nicht alle Leute sagen können: Ich habe sie studiert. Die beiden Künste lernt man aber nicht, mit dem alten Claudius zu sagen „auf Unverschämten“, sondern am besten schon in der Kinderschule.

7. Rätſel.

1.

Mein erſtes kommt von oben her,
Der Erd' zu Nutz' und Frommen,
Wenn, der es ſchickt, die rechte Zeit
Erachtet für gekommen.

Doch kann es auch zu jeder Zeit
Ganz leicht ſich ſelber machen,
Wer nur das Allermindeſte
Verſteht von Küchenſachen.

Ob's aber kommt von oben her,
Ob's in der Küch' entſtehet,
Es iſt ein leicht und weich Gebild,
Das oft im Nu vergehet.

Und das doch einſt mit rieſ'ger Macht
Den Starken konnt' bezwingen,
Dem alles, was er unternahm,
Schien völlig zu gelingen.

2.

Es ergötzt mit meinem zweiten
Gern ſich Knab' und Mägdelein,
Wenn nach trüben Wintertagen
Sich der Lenz ſtellt wieder ein,

Wenn die linden Lüfte locken
Aus des Zimmers dumpfer Luft,
Und zum munt'ren Spiel im Freien
Laut die liebe Sonne ruft.

Aber wenn zu dieſem zweiten
Nicht die helle Frühlingspracht,
Wenn der Töne luſtig Rauſchen
Lockend den Verſucher macht.

Wenn's die lebensfrohe Jugend
In die dunſt'gen Säle zwingt:
Dann iſt minder rein und harmlos
Das Ergötzen, das es bringt.

3.

Das Ganze dient zum neckischen Spiel
Im Winter, im Sommer zur Zierde.
Such jetzt die beiden Worte nur
Mit rechter Ratbegierde,
Aus welchen dieses Ganze wird;
Denn konntest du die entdecken,
Dann wird sich das Ganze sicherlich
Nicht länger vor dir verstecken.

8. Anekdote.

Bei dem Medizinalrat Fr . . . . . war Herrengesellschaft, wie denn der reiche unverheiratete Mann jährlich etliche Male seine Freunde zu sich lud, ihnen und sich selbst einen vergnügten Abend zu bereiten.

Diesmal hatte aber die Gesellschaft etwas ganz Absonderliches. Anstatt daß sonst die Herren immer ganz unter sich gewesen waren, paradierte heute in der Mitte der Tafel im höchsten Schmucke die neue Haushälterin, welche sich der Medizinalrat kürzlich genommen, und die, weil sie aus einer alten, aber völlig heruntergekommenen adeligen Familie stammte, sich's durchaus nicht hatte wollen nehmen lassen, bei Tische zu erscheinen und die Ehre des Hauses zu vertreten.

Der Medizinalrat zuckte die Achseln, wenn ihn einer seiner vertrauten Freunde mit einer Miene anschaute, die zu fragen schien: was will denn die hier? — und die Freunde deuteten sich dann dies Achselzucken so, als wolle der Gastgeber damit sagen: wenn Ihr sie Euch vom Halse schaffen könnt, so thut es!

Dies versuchten denn auch zwei, die dafür bekannt waren, daß sie das Aufziehen und Spotten aus dem FF verständen, und die günstigerweise nicht allzuweit von der mit großartigen Redensarten um sich werfenden Dame saßen, um eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen zu können. Sie führten das Gespräch auf Gebiete, welche

der weiblichen Bildung so gut wie verschlossen sind, und als die unbequeme und unerwünschte Gesellschafterin sich trotzdem in das Gespräch einließ und natürlich den barsten Unsinn schwatzte, hänselten sie dieselbe in einer Weise, daß alle Zuhörenden sich vor Lachen kaum halten konnten.

Allein alles Hänseln und Spotten verfing nicht, obwohl dabei immer gröberes Geschütz aufgefahren wurde. Entweder verstand die Aufgezogene den Spott nicht, oder sie wollte ihn nicht verstehen und blieb ruhig sitzen, auch als das Essen vorbei war, und schien die Herren bis zum letzten Glase mit ihrer angenehmen Gegenwart und ihrer geistreichen Unterhaltung erfreuen zu wollen.

„Nun, wie gefällt Ihnen meine neue Haushälterin?" fragte der Medizinalrat den einen der Freunde, die den Kampf mit der ausdauernden Gegnerin begonnen hatten, aber nicht siegreich auszufechten imstande gewesen waren, als derselbe sich ein wenig in seine Nähe setzte.

„Sie ist wahrhaftig gerade wie eine schlechte Uhr; sie wird aufgezogen und geht doch nicht", lautete die Antwort, die so laut erfolgte, daß es die ganze Gesellschaft vernehmen konnte.

9. Altes Gold.

Eine Hinterthüre verderbt das Haus

spricht die Weisheit auf der Gasse. Aber sagt sie denn auch damit wirklich etwas Weises und Wahres? Ihre Worte eigentlich genommen, wie sie da stehen, gewiß nicht. Denn ein Haus, welches nur eine einzige Thüre, also eine Vorderthüre hätte, würde man sicherlich nicht zu den besten und bequemsten rechnen dürfen, und einen Baumeister, der, wenn er einen Hausplan entwirft, nicht auch eine Hinterthüre vorsähe, falls es irgend möglich ist, eine solche anzubringen, würde gewiß niemand loben. Man denke nur daran, wie lästig und unangenehm es ist, wenn durch eine und dieselbe Thüre nicht nur alle Leute aus- und eingehen müssen, sondern auch alles, was

fürs Haus nötig ist, hereingetragen werden muß. Oder man denke an den Fall eines Brandes, wie mißlich es da ist, wenn das Haus nur eine einzige Thüre, nur eine Vorderthüre hat. Denn angenommen, daß diese Vorderthüre, welche auf die Straße geht, durch aufgefahrene Spritzen versperrt ist, wo bleibt denn da die Möglichkeit, etwas von dem Mobiliar des Hauses zu retten, wenn keine Hinterthüre da ist?

Und doch heißt's: „Eine Hinterthüre verderbt das Haus?"

„Ja, ja," sagt da vielleicht mein Freund X . . . ., der ein gewaltiger Feind der Zugluft ist, seitdem er an Rheumatismus und Gicht leidet, „ja, ja, so ist's, wo eine so abscheuliche Hinterthüre ist, da giebt's unvermeidlich Zugluft, so oft die Hausthüre aufgeht; denn die faulen Mägde machen ja doch ihrer Bequemlichkeit wegen die Hinterthüre niemals zu; da wird so ein Haus eine wahre Mördergrube für jeden, der nicht eine Gesundheit von Stahl und Eisen hat!"

„Aber Freund X . . . ., wenn nun doch die Hinterthüre stets zugemacht wird oder mit einem Zuwerfer versehen ist, daß sie gar nicht offen bleibt? oder wenn zwischen Vorder- und Hinterthüre noch einmal ein Abschluß des Hausflurs ist, so daß gar kein Zug entstehen kann? Ist denn da die Hinterhüre etwas Verderbliches für das Haus?"

Da wird doch jeder Vernünftige, auch Freund X . . . ., doch wohl nicht anders können, als nein antworten. Und wo bleibt denn da unser Sprichwort?

Allein man braucht nur daran zu denken, welch übler Gebrauch oft von den Hinterthüren gemacht wird, wie manches durch sie ins Haus hereingeschmuggelt wird, was sich nicht getraut und nicht getrauen darf, offen und ehrlich durch die Vorderthüre hereinzukommen, wie auch manches durch die Hinterthüre herausgeschafft wird, was durch die Vorderthüre nimmer den Weg nehmen dürfte: dann wird man am Ende dem Sprichwort doch recht geben müssen.

Zwei Exempel aus dem Leben zum Beweise!

Ich weiß eine Frau aus alter Zeit, wo der Kaffee

noch nicht die Rolle in den Häusern spielte wie heute, die trank für ihr Leben gern ein Schälchen Kaffee oder auch mehrere, und zwar nicht bloß morgens zum Frühstück, sondern auch nachmittags, und wenn in dem Kaffee ein tüchtig Stück Zucker zerschmolzen war, so trank sie ihn noch lieber.

Nun gehörte aber ihr Mann, der seines Zeichens ein fleißiger, wohlbehaltener Schuster war, noch ganz und gar der sogenannten guten alten Zeit an, die zum Frühstücke einen Teller kräftiger Suppe bot und sich am Nachmittage mit einem Stück trockenen Brotes, oder, wenn's hoch kam, mit einem Butterbrote begnügte. Kaffee und Zucker fanden vor seinen Augen keine Gnade, besonders als der Napoleon die große Warensperre einrichtete und dadurch die beiden besagten Artikel furchtbar im Preise stiegen. Den Kaffee nannte er nicht anders als die „Bankerottsbrühe".

Wie sollte nun die Frau Gemahlin zu ihrem Kaffee und Zucker kommen? Die Liesekathrin, welche die guten Sachen viertelpfundweise aus der nahen Stadt mitbrachte und dafür in der Regel in der Küche ein Schälchen mitbekam, durfte es nicht wagen, sie zur Vorderthüre hereinzubringen, weil ihr der Schuster, der durch ein Schalterfensterchen vor seinem Dreibein gerade auf die Hausthüre sehen konnte, sonst gar leicht hinter die Schliche hätte kommen können. Also zur Hinterthüre herein! Die wußte denn auch die Liesekathrin so geschickt zu benutzen, daß der Herr Schustermeister lange nichts von dem heimlichen Verkehre derselben mit seiner Frau merkte. Endlich aber kam er doch einmal hinter den Kaffee und Zucker, und da gab's einen Hausstreit, der nicht schlecht war. Ja, da die Frau Schusterin die liebe Art hatte, trotzig aufzubegehren, wenn sie gescholten ward und sich auch im Unrecht wußte, so kam es dahin, daß die beiden Eheleute ganz auseinanderkamen, da sie keine Kinder hatten, durch die sie sich hätten wieder müssen zusammenfinden.

Wer hatte da das Haus verdorben, und zwar durch die Störung des Hausfriedens? Die Hinterthüre.

Und wiederum kenne ich ein Haus, welches damals, als ich es zuerst kennen lernte, das Haus eines angesehenen wohlhabenden Bauern war, der in seinem Dorfe

sogar das Ehrenamt des Ortsvorstehers bekleidete. Er selbst war ein fleißiger, sparsamer Mann, und seine Frau stand ihm, so lange sie lebte, als treue Hausfrau wacker zur Seite, und das Hauswesen ging voran, weil man auch den nicht vergaß, von dem allein aller Segen und alles Gedeihen kommt.

Nun aber hatten die guten Leutchen nur einen einzigen Sohn, damals als ich die Leute kennen lernte, ein Bürschlein von 15—16 Jahren. Den hatten sie denn als den einzigen gründlich verzogen, wie es so oft geht. Nichts, was er sich wünschte, war ihm abgeschlagen worden, wenn es herbeizuschaffen oder zu thun möglich war, und so war er ein „Allwillchen" erster Klasse geworden.

So lange sein Wollen und Wünschen in den kindlichen Grenzen geblieben war, konnten es ihm die Eltern nach ihren Verhältnissen wohl befriedigen. Als aber mein Bürschlein die Kinderschuhe ausgetreten hatte und anfing, sich zu den „Großen" zu zählen, nahm sein Wollen und Wünschen mit der Zeit einen Umfang an, daß der Vater einschreiten und sagen mußte: das geht nicht mehr länger, so kann's nicht fortgehen, wenn wir nicht an den Bettelstab kommen wollen.

Allein das Söhnchen wollte von Einschränkungen nichts hören und je älter er wurde, desto mehr gab er sich daran, den Flotten und „Forschen" zu spielen. Der Wirt des Dorfes borgte natürlich dem einzigen Sohne des reichen Ortsvorstehers gerne und in unbeschränktem Maße, was er bei ihm verzehrte, und wenn für andere Gelegenheiten, etwa für auswärtige Kirchweihen und Jahrmärkte bares Geld nötig war, ließ sich der Jude Affron, der im Dorfe wohnte, gerne herbei, gegen ein kleines Scheinchen das nötige Geld und auch noch etwas darüber zu besorgen.

Auch der plötzliche Tod der Mutter vermochte nicht, den leichtsinnigen Menschen auf bessere Wege zu bringen, auf die Mahnungen und Warnungen des Vaters hörte er schon längst nicht mehr. Dieser mahnte auch zuletzt gar nicht mehr besonders viel, weil der Sohn von ihm nicht besonders viel Geld begehrte und er also denken

mußte, daß es mit dem Wirtshausgehen am Ende doch nicht so gefährlich sei.

Als indessen der Affrom und der Wirt zwei, drei Jährchen geborgt und noch keinen Pfennig Zinsen von ihrem Gelde zu sehen bekommen hatten, wurden sie endlich unangenehm und drängten den leichtsinnigen Burschen, der gar nicht zu rechnen und an die Zukunft zu denken schien.

Was nun machen? Das Geld, welches ihm der Vater gab, konnte und mochte er nicht fortgeben, weil er sonst völlig auf dem Trocknen gesessen hätte, dem Vater offen und ehrlich seine Lage zu bekennen, ließ ihm sein Hochmut nicht zu. Aber wie? War denn nicht der Speicher da mit seinen Fruchthaufen? Wer sah und merkte es, wenn da gelegentlich ein Sack abgefüllt wurde und an Zahlungsstatt zu dem Juden oder Wirten wanderte? Der Vater schlief ja so fest, schlief noch dazu vorne heraus, wie konnte er dahinter kommen, wenn die Säcke zur Hinterthüre hinauswanderten? Und wenn einmal ein Extrageld nötig war und weder Wirt noch Jude wollte etwas losschneiden, wer merkte es denn, wenn dann gelegentlich ein tüchtig Stück Fleisch aus der Fleischkammer durch die Hinterthüre reiste und in die Hände einer gefälligen Frau wanderte, die dafür bekannt war, daß sie sich damit abgab, allerlei Dinge aus der Haushaltung in bares Geld umzusetzen?

Lange merkte in der That der Vater nichts; aber als ihm einmal im Frühjahre an der besonders geputzten und genau abgemessenen Saatfrucht ein paar Säcke fehlten, da wurde er stutzig, sagte aber nichts, sondern paßte von nun an dem Herrn Sohne, auf den allein sein Verdacht fallen konnte, genau auf die Schliche. Bald hatte er ihn auch wirklich ertappt, und es kam nun zu einem furchtbaren Auftritt zwischen Vater und Sohn, wobei der letztere sogar seine Hand gegen den Vater erhob. Allein dieser war Manns genug, sein sauberes Früchtchen nun aus dem Hause zu jagen, bis er sich gebessert habe. Indessen nagte von da ab der Kummer an seiner Gesundheit, und da er nicht mehr recht überall nachsehen konnte, wurde er von schlechten Knechten und Mägden an allen

Ecken und Enden betrogen. Das Hausweſen ging mehr und mehr hinter ſich. Als nach dem Tode des Vaters, welcher ganz plötzlich abgerufen wurde, der Herr Sohn ſeine Schulden bezahlen ſollte, zeigte es ſich, daß er das väterliche Haus und Gut nicht mehr behaupten könne. Das einſt ſo wohlhabende Haus verdarb. Und wer war ſchuld? Die Hinterthüre. Denn ohne dieſe hätte der Herr Sohn ſein Weſen nicht ſo lange forttreiben, nicht ſo tief in die Schulden hineinkommen können.

Item, das Sprichwort hat alſo recht, und wer ſein Haus nicht dem Verderben überliefern will, der habe ſo gut auf die Hinterthüre ein wachſames Auge wie auf die Vorderthüre und ſehe in Summa wohl zu, daß alles ehrlich und ordentlich im Hauſe zugehe. Nur da kommt Segen und Gedeihen über ein Haus, und zwar zu allen Thüren herein, hinten ſo gut wie vorne.

10. Rätſel.

Diesmal keins in Verſen und Reimen, aber doch ein Rätſel. Es heißt: Suche ſechs Wörter, deren Anfangsbuchſtaben, wenn du ſie der angegebenen Ordnung nach zuſammenſtellſt, einen der Weltteile nennen, deren Endbuchſtaben aber, ebenſo zuſammengeſtellt, den Namen eines wohlbekannten Landes in dieſem Weltteile ergeben. Die ſechs zu ſuchenden Worte ergeben der Reihe nach:

1) einen ſehr gebräuchlichen weiblichen Vornamen,
2) die altväterliche Bezeichnung eines bekannten Streichinſtruments,
3) eine bekannte Stadt in der Provinz Schleswig-Holſtein,
4) den Namen des Vaters eines großen Mannes aus dem Alten Teſtament,
5) ein landwirtſchaftliches Fuhrwerk,
6) einen allbekannten Raubvogel.

11. Noch eins.

Die erste macht das zweite,
Das, wenn es wohl gedieh,
Dem der die erste hergab,
Gewinn und Lob verlieh.

Das Ganze lehrt die Kunst dich,
Das zweite recht zu thun,
Doch darf dabei die erste
Nicht feiern und nicht ruhn.

---

12. Anekdote.

Frau B..... war eine alte steinreiche Witwe, die außer einem Neffen, dem Sohne ihres längst verstorbenen einzigen Bruders, in der ganzen Welt niemand mehr hatte, der in verwandtschaftlicher Beziehung zu ihr stand und deshalb, wenn sie einmal die Augen zuthat, nur den entferntesten Anspruch hätte geltend machen können, ihr wirklich großartiges Vermögen zu erben.

Was war begreiflicher, als daß der Herr Neffe, ein Lieutenant bei der Garde, sich schon im Geiste als Erben seiner Tante sah und überlegen lächelte, wenn ihm einer seiner Kameraden das bekannte

Ach wenn doch deine Tante
Meine Tante wär'!

vorträllerte, auch vorläufig auf die sicher zu erwartende Erbschaft hin ein flottes Leben führte, und weil dazu der Lieutenantsgehalt nicht reichen wollte, recht erkleckliche Schulden machte?

Die Tante, welche auf sein Leben und Treiben ein aufmerksames Auge hatte, war schon verschiedentlich mit ernsten Vorhaltungen wegen seines flotten verschwenderischen Lebens hinter den Herrn Neffen gerückt, hatte auch schon mehrmals ein hübsches Portiönchen Schulden für ihn bezahlt, wenn er so recht nötlich that und die heiligsten Versprechungen für die Zukunft machte.

Aber als der Herr Neffe immer wieder ihre Vorhaltungen und seine eigenen Versprechungen leichtsinnig in den Wind schlug und für die bezahlten Schulden neue größere machte, war die Frau Tante endlich müde geworden und hatte dem Herrn Lieutenant ein für allemal erklärt, wenn er sich nicht zusammennehme und ein ordentliches gesetztes Leben anfange, so werde sie gänzlich Hand von ihm abziehen und ihr Vermögen an wohlthätige Anstalten vermachen.

Wieder versprach der Herr Neffe heilig und teuer Besserung; aber wiederum wollte ihm das Halten lange nicht so gut geraten wie das Versprechen, und ehe er sich's vermutete, saß er wieder bis über die Ohren in Schulden. Was aber das Schlimmste war: der Hauptgläubiger wurde ungemütlich und drohte, ihn bei dem Obersten seines Regiments zu verklagen, wenn nicht binnen acht Tagen seine Schuld, eine ziemlich belangreiche Summe, auf Heller und Pfennig bezahlt sei.

Da war guter Rat teuer. Wenn da die reiche Tante nicht noch einmal half, mußte es schief gehen. Aber wie sich bei ihr so empfehlen und in Gunst setzen, daß sie noch einmal den Beutel aufthat?

Nun, der Herr Neffe wußte, daß der Geburtstag der Tante in der Nähe war, wußte auch, daß dieselbe die absonderliche Liebhaberei besaß, altertümliche Porzellansachen zu sammeln und kein Geld scheute, wenn sie eine altertümliche Tasse oder Blumenvase, die ihrem Geschmacke entsprach, zu erwerben wußte. Gelang es ihm nun, für den bevorstehenden Geburtstag ein recht schönes Altertümchen zu erwerben, so war er bei der Tante wieder Hans-oben-auf, und es mußte sonderbar zugehen, wenn es ihm nicht gelang, die Summe, die er bedurfte, von ihr loszukriegen.

So dachte er und gab sich ans Suchen und durchstöberte die dustigen Lokale aller Althändler und Altertumskrämer, fand aber nichts Rechtes.

Kommt er auch eines Tages zu einem Kunsthändler, den er kannte, um auch bei dem auf die Suche zu gehen. Aber der sonst stets äußerst muntere und freundliche

Mann war heute wie umgewandelt: kurz, wortkarg und ohne eine Spur von Munterkeit. Auf die Frage des Lieutenants, was ihn fehle, kommt er endlich mit der Klage heraus, er habe vorhin selbst aus bloßer Unvorsichtigkeit eine kostbare Vase von echtem chinesischen Porzellan zerbrochen.

„Hier liegen die Scherben!“ sagte er mit kläglicher Stimme, indem er auf den Hintergrund des Lokales zeigte. „Und für Liebhaber war diese Vase ihre tausend Mark wert.“

„Nun, was wollen Sie denn für die Scherben haben?“ fragte der Lieutenant.

„Für die Scherben? Die sind ja so gut wie wertlos; denn zusammkitten lassen sie sich nicht mehr; davon habe ich mich überzeugt.“

„Thut nichts, was sollen sie kosten?“

„Na, meinetwegen, können Sie sie für drei Mark haben; allein ich sage Ihnen nochmals im voraus, daß Sie nicht das Geringste damit anfangen können.“

„Wird sich finden“, lächelte der Lieutenant mit verschmitzter Miene, zahlte aus dem ziemlich schwindsüchtig aussehenden Geldbeutel seine drei Mark und hieß dann den Kunsthändler die Scherben sorgfältig in eine Kiste zu legen und sie an dem und dem Tage morgens frühe in seinem Namen an Frau B . . . . . zu senden.

Am bezeichneten Tage, dem Geburtstage der Tante, macht der Herr Lieutenant dieser seine pflichtschuldige Aufwartung, und fragt, nachdem er seine Gratulation angebracht, mit verschämter Miene, ob es ihm mit seinem Angebinde gelungen sei, den Geschmack der gnädigen Tante zu treffen.

„Wirklich ein eigentümliches Angebinde!“ lächelte höhnisch die Tante und schob dem Herrn Neffen die Kiste des Kunsthändlers hin.

Was aber fand sich darin? Nun ja die Scherben, aber nicht etwa in einem losen Haufen beieinander, so daß man hätte denken können, sie seien erst unterwegs beim Transport der Kiste entstanden, wie der schlaue

Neffe die Tante hatte wollen glauben lassen; nein, der Unglückswurm von Kunsthändler hatte richtig jede einzelne Scherbe sauber — — in Seidenpapier eingewickelt.

Ob der Herr Lieutenant etwas von der Tante losschnitt, wissen wir nicht.

13. Glück um Glück.

Eine Erzählung von J. Bonnet.

I.

Der Freihof.

Der Freihof hatte von allen Bauernhöfen des Dorfes das stattlichste Aussehen. Die Gebäude des Dorfes lagen nach der Sitte jener Gegend in ziemlich geschlossenen Reihen straßenartig zusammen. Der Freihof machte davon keine Ausnahme. Wodurch er sich auszeichnete, das waren der Name, womit einige alte Rechte verbunden waren, wie ein eigener Kirchenstuhl in der Dorfkirche, die besseren Gebäude, die umfangreicheren Misthaufen auf dem Hofe und das Ansehen, worin er bei jedermann stand.

Alle, die zu ihm gehörten, wußten, was sie bedeuteten. Ein sicheres Selbstbewußtsein hatte sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Gewisse strenge Grundsätze und Gewohnheiten hingen damit zusammen. Nie hatte ein Freibauer mit einem Juden Handel getrieben, nie Schulden gemacht, sich nie im Wirtshaus aufgehalten und möglichst nicht prozessiert.

Der Freibauer Jost Gombert begab sich eben aus der Hinterthüre über den Hof. Eine hohe, kühne Gestalt mit abgemessenem Schritt und breitem Nacken, worin der Hals kerzengerad wie von Eisen stak, so schritt er an dem kunstvoll geflochtenen Misthaufen vorüber in den Stall, wo ihm das Vieh vertraulich entgegenbrüllte.

Er musterte es, sah die Krippen nach, ob das Gesinde ihm ordentlich eingethan habe, nicht zu viel und nicht zu wenig, klopfte hier einem Ochsen, dort einer Kuh

schmeichelnd an den glänzenden Hals und blieb endlich bei einem Stück stehen, das ihm besonders lieb war. Es war eine junge Kuh von roter Farbe mit einem breiten weißen Fleck am Halse, zum erstenmal milchgeworden, im eigenen Stall aufgezogen, von einer Mutter, die auch aus demselben Stalle stammte und gleichsam einen Stammbaum hatte, der unter dem Schatten des Freihof-Stammbaums gediehen war.

Das junge Tier war des Bauern Lieblingsstück. Er dachte es der Annmarie mitzugeben, wenn sie einmal Hochzeit machte. Die alte hatte manch prächtiges Kalb geworfen, doch solch ein glattes, schönes noch nicht. Daß er es demnach seiner Tochter zugedacht, bewies besser als viele Worte, was ihm das Mädchen war.

Die Stallthür knarrte. Ein Kopf mit einer schäbigen Mütze, die schief aufgesetzt und nachlässig eingedrückt war, umrahmt von rotem Haar und Bart, steckte sich herein.

„Nichts z' handeln?"

„Guten Morgen, Freibauer!" schallte es dann. Mitten in der Thür stand der Handelsmann Itzig mit pfiffig lachendem Gesicht.

Der Freibauer murmelte etwas, was einem Gruße ähnlich schien, wandte der Stallthür den Rücken und ging weiter zum nächsten Tier.

Der Handelsmann stand neben der jungen Kuh und fuhr ihr mit der Hand über den Leib, wobei er vergnügt schmunzelte.

„Nun, was soll sie gelten? Sagt's Freibauer und Ihr habt das Geld."

„Ich verkaufe sie nicht und brauch' kein Geld," sagte der Freibauer mit grollender Stimme. „Was habt Ihr in meinem Stall zu thun?"

„Nu, nu," stillte der Handelsmann, „man wird doch zu einem Guten Morgen! vorsprechen können."

„Ihr kriegt sie nicht und nimmer, hab' ich's nicht oft gesagt?"

„Ein guter Handel ist eine gute Sach', denk' ich, und's Geld zahl' ich bar."

Der Freibauer hörte auf nichts mehr. Er beendete

seinen Gang durch den Stall und klappte, kaum daß der Handelsmann heraus war, die Thür so eilig zu, daß er jenem den Rock einklemmte.

„Herr, du Gerechter, seid Ihr ein Mann!“ rief der Itzig. „Nun, wie ist's mit der Kuh?“

Der Freibauer antwortete nicht, sondern schritt nach dem Hause zurück.

Der Handelsmann folgte ihm auf dem Schritt.

„Ein feiner Handel! Hier ist das Geld!“

Jost Gombert drehte sich zornig um und blitzte den Aufdringlichen mit seinem umbuschten Augenpaar an.

„Nichts mehr von der Sach',“ sagte er kurz, „ich will keinen Handel, basta!“

Itzig hielt die Schlacht keineswegs für verloren. Er erzählte, der Pfarrer von Heidenhofen brauche notwendig ein schönes Tierchen, er nehme keins so gerne wie eins aus dem Stalle des Freibauern, er habe es ihm gesagt, so gewiß und wahrhaftig sie hier ständen.

„Ich hab' meine Meinung gesagt, wie ich denke,“ murrte Jost Gombert und ging ins Wohnzimmer.

Der Handelsmann schlüpfte nach und band mit den Frauen an, die ob des Besuchs nicht wenig verwundert waren. Da durchzuckte den Freibauern der helle Zorn. Er griff den Mann an beiden Schultern und schleuderte ihn durch die offene Thür, daß er auf den Hof zu liegen kam.

Der Handelsmann schrie Ach und Weh und verschwur sich, der Freibauer solle daran denken. Die Mütze war ihm abgeflogen. Er hob sie wimmernd auf und behielt sie in der Hand, während ihm das rote Haar struppig vom Kopfe stand und er durch das Dorf hinkte, wo durch sein Wimmern und Schreien jung und alt herbeigezogen wurde. Als sie hörten, was geschehen war, lachten sie heimlich, so daß er's nicht sah. Sie freuten sich über den Freibauern. Ein anderer hätt' es kaum wagen dürfen. Bis auf fünfzehn Haushaltungen war das ganze große Dorf ausgesogen, und die Bauern arbeiteten nicht mehr für sich selbst, sondern für ihre christlichen und jüdischen Herren, deren Sklaven sie geworden waren, ein neues Leibeigentum, hundertmal schlimmer als das alte.

Der Handelsmann langte jammernd zu Hause an. Sein Weib stürzte ihm voll Angst und Schrecken entgegen

und machte einen Lärm, einen Jammer, als ob eine Verfolgung hereingebrochen wäre.

„Er sterbt! Er sterbt!“ schrie sie. „Ach, Itzik, sag' mer nur noch ahn fieß Wort!“

„Honik!“ schrie er, sich auf die Bank werfend und die Mütze in die Stube schleudernd.

„Honig! Honig!“ hallte es draußen von Mund zu Mund.

Seitdem hatte Itzig den Namen Honig, der ihn fuchswild machte. Sie riefen ihn aber wohlweislich hinter den Hecken und Zäunen, wo er niemand sehen konnte. Desto grimmiger fluchte er auf den Freibauer, der ihm den Tag bereitet.

Im Freihof saß zur selben Stunde die Großmutter am Spinnrade. Unter einem Fenster stand ein Bänkchen. Dies war ihr Platz, wo sie fast immer anzutreffen war und Leid und Freud' durchknetete. Wenn sie spann, die seidenen Fädchen durch ihre alten Hände liefen, ihr Fuß auf- und niedertrat und das Rädchen surrte, spann sie Gedanken um Gedanken mit ein, altes und neues hing sich wie Gold- und Silberstaub oder wie häßlicher Staub, den der Sturm aufjagt, daran, Thränen perlten drunter, Lächeln schien sonnig hinein, Gebete woben sich dazwischen, es war eine Welt, eine eigene, wundersame Welt an Großmutters Spinnrad.

Außer der alten Frau befand sich noch ein junges Mädchen im Zimmer. Es mochte neunzehn Jahr sein. Mächtige, goldbraune Zöpfe schlangen sich wie Kränze um ihren Kopf, und ein Gesicht glänzte aus diesem köstlichen natürlichen Rahmen hervor, wie es für ein Bauernmädchen, das überall mitthut, ansprechender nicht gedacht werden konnte. Es war eine überraschende Schönheit, die sich im Handumdrehen in eine Theaterprinzeß verwandelt hätte. Das Gesicht war einfach und schlicht gebildet, mehr rund als länglich, mit einem blauen, fast träumerischen Augenpaar und einer klaren Stirn, über der das Haar wie eine kräuselnde Welle am Frühlingsrasen voll blauen Anemonen wallte. Es war kein blendendes Gesicht, sondern mehr als das, ein gutes liebes deutsches Mädchengesicht.

Ein Wunder schien's, daß diese helle Stirn auch Wolken haben, diese ruhigsanften Züge das Schimmern des Wehs ertragen konnten.

Annmarie und Großmutter waren die besten Freunde. Enkel und Ahne gehören immer am nächsten zusammen.

Die Mutter war Großmutters Tochter, doch nur einigermaßen nach ihr geschlagen.

In der Enkelin hatte die alte Frau sich wiedergefunden, die wohlgereifte Frucht in der Knospe.

Alles hatte sich bei der Großmutter geklärt wie die Luft an stillen Herbsttagen, wenn sie in ihrer heiteren Ruhe zum milden Spiegel wird, der allem Sinn und Reiz verleiht und stillend und versöhnend wirkt.

Die Enkelin schmiegte sich an die alte Frau wie der Wanderer mit tropfender Stirn an den klarumgrenzten, sonnbeglänzten Berg, wo nichts mehr verworren, dunkel und unentdeckt zu bleiben scheint; oder mit einem andern Bilde, wie die blaue Winde sich um die Linde mit ihren vielen knorrigen Ringen und ihrer leisrauschenden, schützenden Krone rankt und schmiegt, so lehnte sich des Mädchens Gemüt voll süßer Ruhe und reinem Vertrauen an Großmutters kluges Herz und erfahrenes Wesen.

Auf dem Fußbänklein saß Annmarie ihr zu Füßen, das Haupt halb an Großmutters Kniee, halb in die Hände gedrückt. Abwechselnd glühte und blaßte des Mädchens Angesicht.

Sie sprachen über Wichtiges, das Wichtigste, was von Irdischem das Menschenherz bewegt und Elend oder Seligkeit vorzaubert, wenn das Herz davon entglommen und entflammt ist. Die Liebe hatte sich hier zum Knoten geschlungen.

Ein Knoten wäre leicht zu entwirren gewesen, er wäre wohl gar nicht geschürzt worden, wenn sie in Breita nicht damals die unselige Kirmeß vorgehabt hätten.

Alle Jahre vierzehn Tage nach Pfingsten fand sie statt. Die Burschen wollten es kurz machen und sich ohne viel Fragen und Schreiben den Festbaum selbst aus dem Walde holen. Der höchste und schlankeste mußte es sein, kerzengerade wie ein Mastbaum; alle Zweige herunter, nur die spitze Nadelkrone blieb stehen.

Am lichten Tage hütet sich der Frevel, er wartet auf die Dunkelheit.

Der Baum war heimlich ausgewählt worden, die schönste Tanne im Bergwald. Wie mußte sie den Festplatz zieren! Zugleich galt sie als ein Triumph, den die Kühnheit und Schlauheit der Burschen feierte.

Die Sache hatte einen erhöhten Reiz gewonnen wie jedes Geheimnis, auch wenn es, umgeklappt, lauter Qualm ist wie bei einer gewissen Pilzart.

Als es dunkel geworden war, zogen die Burschen in aller Stille in den Wald, Jakob Hartmann voran, der Unternehmungslustigste von allen, der nie fehlte, wo es etwas durchzubeißen galt. Wenn einer sich nicht fürchtete, war er's.

Zuvor schlichen ein paar nach dem Hause des Försters. Er saß im hellen Zimmer, nichts war zu fürchten.

Im Walde fanden sie sich schnell zurecht. Wie oft arbeiteten sie nicht zur Winterszeit im Walde, wo sie als Knaben umhergestreift waren, und oft genug hatten sie mit der Tanne geliebäugelt!

Kein Ton im Walde; nur der Wind säuselte in den Zweigen, eine Eule schreit, sonst nichts.

Die Äxte waren so scharf wie möglich gemacht und Sägen zur Hand. Auf die eine oder andere Weise mußte es gehen. Wie manchen Baum hatten sie winters gefällt!

Mitten in der Arbeit war es, als ob irgendwo ein Zweig knackte, doch gleich ward es wieder still.

„Wir weichen nicht," gab Jakob Hartmann als Losung aus.

Die Tanne knarrte, rauschte wie in jähem Zorn und sank krachend auf das Waldmoos.

Einen Augenblick standen alle erschrocken da. Es war ein Unrecht, ein Frevel, was sie begingen, und ihnen war nicht wohl.

Plötzlich brach abermals ein dürrer Zweig unter einem Tritt. Mit Äxten und Sägen stob alles auseinander. Jakob war der letzte, als müßte er trotzig den Rückzug decken. Auch er wollte fliehen, kam einige Schritte weit und wurde vom Förster gefaßt.

Erst log er ihm ins Gesicht, aber wie einer, der sich selbst nicht rein waschen will. Er allein sei hier gewesen,

und wenn ihm der Förster beweisen könne, daß er einen Waldfrevel begangen, so sei eben er es gewesen und kein andrer außer ihm. Da der Förster ihn festhielt, wurde er heftig, wehrte sich und gelangte erst allmählich zur Einsicht, daß es selbst für einen kühnen und wohlhabenden Burschen wie er am geratensten sei, sich zu ergeben.

Keine Kirmeß wurde gehalten. Der Frevel war zur Anzeige gebracht worden und die Untersuchung ließ nicht auf sich warten. Es gab einen bitteren Denkzettel, wie sich's keiner geträumt. Nach manchem Hin- und Herlaufen mußten die Burschen zum erstenmal in ihrem Leben auf ihre Kosten eine Eisenbahnreise nach der Provinzial-Hauptstadt machen. Hätten sie ihr Unrecht ehrlich bekannt wie Jakob Hartmann das seine, so wäre es nicht so weit gekommen und hätte mit einer leidlichen Strafe sein Bewenden gehabt. Die Strafe fiel hart aus und am meisten für Jakob Hartmann, weil er sich standhaft geweigert, die Namen seiner Mitschuldigen zu nennen, und weil er den Förster in der ersten Aufwallung angegriffen hatte.

Keiner that dem ganzen Dorfe so leid wie er. Die Mädchen trugen seinen Namen auf ihren Lippen. Eine einzige sprach fast gar nicht von ihm, weil ihr sein Name plötzlich wie ein Stern im Herzen aufgegangen war. Er hatte ihr gern in die Augen geblickt, wo sie sich trafen, aber nie hatte er mit ihr geneckt und gescherzt wie mit den andern, als wagte er nicht, sie anzurühren, als könnte sie wie die Blume sein, die sich bei einer unzarten Berührung schließt.

Da war Heinrich Gangel ganz anders. Wo er Annmarie mit den Augen erwischte, war er hinter ihr her, jedermann wußte um seine Neigung, und sie lachten und griffen sich, wie die Jugend thut. Wo Tanz war, flog er an ihre Seite und wirbelte sie mit sich herum. Er war ein armer und leichtsinniger, aber hübscher Bursch, der mehr wagen konnte als ein anderer in seinen Verhältnissen.

Eine ernste Predigt des Pfarrers schlug wie ein Blitz in die Kirmeßwehen ein. Getroffen und voll Demut gingen viele nach Hause und schalten über die Predigt, welche die Wahrheit nackt herausgesagt hatte. Wenige

gaben dem Pfarrer recht, einer war tief erschüttert, Jakob Hartmann. Nie hatte er nach dem Urteil der Menschen gefragt, wenn ihn etwas packte. Auch jetzt sah er weder rechts, noch links, sondern ging zum Pfarrer und kam als ein neuer Mensch aus dem Pfarrhause heraus.

Das Kirmeßunglück war nichts gewesen gegen dieses Ereignis. Wie ein Feuer zischte es durchs Dorf, loderte es über den erhitzten Köpfen. Jakob Hartmann ist ein anderer geworden, er macht nicht mehr mit, er will besser sein als die andern! So schwirrte das Gerede.

Alles versuchte man an ihm, Spott und Gewalt, alles floß an ihm ab.

Es waren wenige, die ihn verstanden. Die meisten wiesen darauf hin, wie er es sonst getrieben habe, allen voran, er wolle nun wohl dem Pfarrer gefällig sein.

Annmarie wußte und wagte nicht ihn zu verteidigen. Sie staunte selbst zu sehr, obwohl sie mit ihrem kindlich frommen Herzen das Rechte ahnte. Eine um so beredtere Verteidigerin fand er in der Großmutter, die in den Tiefen des Herzens und in den Höhen der göttlichen Wege erfahren war. Sie pries die Eltern des Burschen glücklich und nannte die, welche einst sein Weib werden würde, beneidenswert. Ruhig und mit abgeklärtem Urteil sprach sie über die Sache. Annmarie hörte innig beteiligt zu und lauschte immer freudiger. Unausgesprochen begegneten sich bald der Großmutter und Enkelin Geist.

Jakob Hartmann war bis in den Himmel erhoben worden, er wäre der Held des Dorfes gewesen, wenn er sich die Ehre zugezogen hätte. Auf einmal stand er nun einsam und verlassen da. Er ging seinen eigenen Weg mit derselben unerschrockenen Festigkeit des Willens wie früher und doch quoll sie aus einem ganz anderen Quell. Er ließ sich nicht reizen, nicht erbittern, nicht entmutigen. Kraftvoll und leuchtenden Auges erschien er wie früher, und dennoch ließ er die andern Burschen stehen und sie ihn.

Eine Bitterkeit ohnegleichen, als ob er sich gegen das Dorf versündigt hätte, schlich wie ein Gift durch die Herzen. Es gab genug Alte und Junge, die es sich zur

Aufgabe machten, die Kluft zu erweitern, den Riß unheilbar zu machen. Wenn die Tanzmusik die Straße her schallte, wenn die Burschen und Mädchen im hellen Zuge wallten, wenn die Flasche geschwungen und heisere Jauchzer ausgestoßen wurden, fehlte Jakob Hartmann. Es war den andern nicht gleichgültig, obgleich für das Auge das Fehlen des einen gar nicht bemerklich war. Die Herzen schlugen unruhig. Es war ein etwas, was sie bedrückte. Das Vergnügen war nicht ungestört, obgleich es niemand störte. Das Fehlen des einen erschien als Vorwurf für die andern.

Vielleicht hätte man den Riß eher verschmerzt, wenn nicht Annmarie, des Freibauern Tochter, auch gefehlt hätte.

An einem Abend — die Sonne sank, die Wiesen dufteten, im betauten Grase sangen die Grillen und wie ein Schlummerlied klang da und dort in den Zweigen des Vögleins leise Stimme — da trafen sich am Pfarrgarten Jakob und Annmarie.

Plötzlich standen sie sich gegenüber, sie wußten nicht wie.

Glühend überflog es des Mädchens Wangen, während ihre goldbraunen Zöpfe in rotem Abendsonnenschein wie eine Krone glänzten.

„Annmarie!“

„Jakob!“

Er ergriff ihre Hand und sie ließ sie ihm, so sehr sie auch zitterte.

Der Himmel wölbte sich wie eine blaue Tempelkuppel über ihnen. Hingehauchte Wölkchen — Lämmer genannt — schwebten purpurn besäumt im weiten Raum, und die Hand, die sie führte, war dieselbe, die die Menschenherzen lenkt und auf die Weide des Lebens führt.

Wie rein und klar ruhte alles in der allmächtigen Hand! Die Himmelswölbung mit den Wölkchen und der sinkenden Sonne, der Garten, an dessen Staket die beiden Menschenkinder standen und sich in die Augen blickten, die Meise, welche in einem Zweige ihr kleines Lied zum besten gab, und die blinkenden Tautropfen an den zitternden Halmen.

„Du verdammſt mich nicht, Annmarie?“ ſagte, halb zuverſichtlich, der Burſch.

Sie ſchüttelte leiſe den Kopf und ſchlug, von der Sonne geblendet, die Augen nieder, um ſie dann voll und feſt zu ihm zu erheben. Da war's, als jauchzte er auf. Faſt aber wäre es zum letztenmal geweſen. Ein dicker Stein flog ihm dicht an den Schläfen vorbei. In einem Graben duckte ſich, knirſchend vor Wut, Heinrich Gangel nieder, um nicht geſehen zu werden.

Die Sonne war geſunken, des Mondes Silberſchiff-lein, umhüpft von Millionen Sternen, ſchwebte herauf. Ein kühler Wind ſtrich durch den Bergſattel.

Schweigend verſteckte ſich das Dorf in den wallenden Falten der Dämmerung, ausgetönt hatte der Tag und

sein Lärm auf den Höfen und Äckern, an den kleinen Fenstern blitzten die Lichter auf.

Seit jenem Tage war Annmarie zur Freude der Großmutter auch nicht mehr zu den wilden Lustbarkeiten gegangen. Was sie erlebt, wußte sie allein und Gott. Es hatte ihr die letzte Entscheidung für etwas gebracht, was seit der Konfirmation in ihrem Innern lebte.

Im Dorfe zischelten die Zungen von ihr und Jakob Hartmann. Ihr Vater hatte davon gehört und beobachtete sie unausgesetzt.

Jakob Hartmann war ihm ein Greuel geworden, seitdem er klar und bestimmt auf seinem Wege bestand. Kam die Rede auf ihn, so konnte das Mädchen es hundertmal hören, daß der Vater ihm die Knochen zerbrechen wolle, wenn er ihm einen Fuß auf den Hof setze. Spott und Hohn ergoß er über den Burschen. Eher schieße er sich tot, verschwur er sich, ehe er seine Tochter einem solchen gebe, und wenn er sie mit Gold aufwiege.

Auch die Mutter redete bisweilen tadelnd von ihm. Man müsse doch einen Unterschied machen, behauptete sie. Einer wie er, der allem absage, sei auch nicht der rechte.

Am meisten Ingrimm gegen Jakob Hartmann hatte Heinrich Gangel. Wo er ihm eins auffpielen, ihn ärgern und gegen ihn hetzen konnte, versäumte er es nie. Um so geschmeidiger wand er sich, so oft er Annmarie begegnete. Manche Gelegenheit fand sich für ihn, sie zu sehen. Er spaltete das Holz auf ihres Vaters Hof. Er half, wenn Not am Mann war. Er lieh bald dies, bald das aus Haus und Wirtschaft. Und immer war er der schmucke Bursch, dem die männliche Schönheit als Gabe der Geburt mitgegeben worden war. Sein Leichtsinn fesselte die Mädchen. Er kleidete ihn in ein lustiges, reizendes Gewand. Er war ein schlimmer Gegner, trotzdem er Hungerpfoten sog.

Hundert Augen beobachteten Annmarie und Jakob Hartmann. Aber niemals sah sie einer zusammen. Sie suchten sich nicht. Jedes schloß sein Geheimnis wie ein heiliges Pfand ins tiefste Herz. Daran scheiterte aller böse Wille. Man wurde irre und fing an, den Bericht

zu bezweifeln, den Heinrich Gangel im Dorfe verbreitet hatte.

Ein paar Jahre verfloſſen. Alles blieb beim Alten. Der Freibauer bot bei jedem Tanzvergnügen Annmarie mehr Geld an, wenn ſie nur mitmachen wollte. Sie that es nicht, ſo wütend er war.

Eine neue Wendung trat ein, als der Hauptwirt ſtarb und die Wirtſchaft einging. Es blieb nur noch ein Wirtshaus übrig, deſſen Beſitzerin ſich ſtreng an ihr Gewiſſen und an die polizeilichen Vorſchriften hielt und weder ſpätes Trinken noch Karten geſtattete.

Der Freibauer ging nach Väterſitte nicht ins Wirtshaus, um da lange kleben zu bleiben wie andere. Daß es aber gerade jetzt ſo kommen mußte und, wie alle Welt meinte, der Pfarrer und Jakob Hartmann ſich die Hände rieben, wollte auch dem Freibauer nicht in den Sinn. Bald könne man hier nicht mehr ruhig leben, wenn es ſo fortgehe, erklärte er.

Heinrich Gangels Mutter war geſtorben. Er erbte das Häuschen und die Äcker, die dazu gehörten, obwohl ſie eigentlich nicht ihm, ſondern andern gehörten, ebenſo wie die Hütte. Er war aber doch in ſeinen Augen Haus- und Landbeſitzer und hielt die Stunde für gekommen, wo er beim Freibauern anklopfen konnte. Annmarie wich ihm beſtändig aus, von ihr hatte er kein Wörtlein gehört. Dafür wußte er, daß der Freibauer ſich lieber totſchießen, als ſeine Tochter einem ſolchen wie Jakob Hartmann geben wollte.

Er unternahm alſo das Wagnis und ſprach ihn um die Hand ſeiner Tochter an.

Der Freibauer ließ ein Lächeln um ſeine Lippen gleiten und ſtrich ſich das Geſicht. Es war ein Wunder, daß er ſo ruhig und freundlich blieb. Über ſeine Züge flog es wie der Gedanke: Lieber ſo einem als dem andern! Aber lieb war ihm dieſer, ſo wie es mit ihm ſtand, doch auch nicht. Er entließ ihn mit dem Auftrag, endlich das Holz fertig zu ſpalten.

Den Hohn, der darin lag, merkte der Burſch nicht, wenigſtens verſchluckte er ihn und erinnerte ſich an Jakob,

der um Rahel vierzehn Jahre gedient und sie sich errungen hatte.

Aber war denn der Tag wie verhext?

Nicht allzulange, nachdem Heinrich Gangel sich entfernt, schritt Jakob Hartmann über den Hof.

Der Freibauer zuckte bei seinem Anblick ordentlich zusammen. Er ballte die Fäuste und griff unwillkürlich nach dem Gewehr, als gälte es, sein Haus gegen einen Feind verteidigen.

Die Frauen hatten alles gesehen.

Während Annmarie totenbleich wurde, faltete die Großmutter still ihre Hände.

Die Freibäuerin stürzte auf ihren Mann zu und hielt seinen Arm fest.

„Um Gottes willen, Mann!“ rief sie entsetzt.

Höhnisch fuhr es über sein Gesicht, das rot aufgelaufen war vor innerer Wut.

„Ich weiß, warum er kommt,“ sagte er, mühsam an sich haltend. „So geh und thu ihm zu wissen, er soll sich fortmachen, aber so schnell er kann, sonst, wahrhaftig“ —

Die Freibäuerin war schon draußen. Man hörte sie leise mit dem jungen Manne reden. Dieser ließ sich trotz der angstvollen Gebärden der Frau, die ihn beschwor, ihrem Manne aus dem Wege zu gehen, nicht so schnell abweisen. Deutlich vernehmbar drang er darauf, sich vom Freibauern selbst Bescheid geben zu lassen.

Der Freibauer verlor vollends die Geduld und die Fassung. Mit dröhnendem Schritt trat er hinaus, dem Freier entgegen.

Ruhig und ohne Groll stand Jakob Hartmann da und bat um ein Wort im Zimmer.

„Nicht im Stall!“ schrie der Freibauer. „Solchem meine Tochter? Eher schieße ich mich tot!“

„Versündigt Euch nicht,“ sagte der junge Mann gelassen. „Sprecht nicht so Schreckliches! Was habt Ihr gegen mich? Ich habe Euch nichts zuleide gethan. So reich wie Ihr bin ich nicht, aber Ihr wißt wohl, es fehlt mir nicht, und das Beste, was ich bringe, ist ein treues Herz für die Annmarie und für Euch, Freibauer.“

Da lachte dieſer gezwungen auf. Denn es war ihm nicht wohl bei dem freundlich ruhigen Weſen des jungen Mannes, der nichts vergalt und ſich nicht aufbringen ließ. Er redete und ſchwur ſich in eine neue Hitze hinein, bis Jakob Hartmann ebenſo gelaſſen, wie er gekommen, grüßte und wieder ging.

Es dünkte dem Freibauern eine Merkwürdigkeit, daß er nicht gekonnt hatte, wie er wollte. Unbeläſtigt wandte der verhaßte Freier ſeinem Hauſe den Rücken. Es war ihm nicht ein Härlein gekrümmt worden. Trotz der Abweiſung, die er erteilt, kam Joſt Gombert ſich wie ein Beſiegter vor.

Deſto grimmiger ſchäumten Groll und Ärger in ihm auf. Er ſtieß den ganzen Ingrimm gegen ſeine Tochter aus und ließ auch gegen die Großmutter manch böſes Wort abfallen, die ihm ſein Beſtes, was er habe, ſein einziges Kind entfremde und auf verkehrte Wege bringen helfe. Wenn dies ſo fortgehe, ſolle ſie es erleben, daß er gar nicht mehr in die Kirche laufe. Und daß er dem Jakob Hartmann jemals ſeine Annmarie gebe, möchte ſich niemand und niemand einbilden, eher gebe er ſie dem Gangel, ſo wahr er der Freibauer ſei. Eine Kugel ſchieße er ſich lieber vor den Kopf, als daß ihn ſo einer Schwiegervater nennen dürfe.

Eine ſchwere Wolke laſtete auf dem Freihofe.

Joſt Gombert war zwar nicht der Mann, der, wenn er geſprochen, ſich noch weiter Gedanken machte; ſeine Frau ſcheute von ganzer Seele häusliche Zerwürfniſſe und wollte immer Sonnenſchein, um jeden Preis, aber damit war die Wolke nicht gebannt.

Die Großmutter und die Enkelin waren die beiden, an denen ſie hing. Die alte Frau, die ihr Tagewerk hinter ſich hatte und ganz dem lebte, was auf ſie eindrang und ſie beſchäftigte, wurde mit den inneren Erlebniſſen nicht ſo ſchnell fertig und trug die Gedanken an „ihres Kindes“ Wohl unabläſſig auf dem Herzen. Annmarie ſelbſt war heftig erſchüttert. Die Stimmung ihres Vaters war ihr freilich nie verborgen geweſen. Aber wie manchen Seufzer hatte ſie nach oben geſchickt, wie hatte ſie ſich nicht an lieblich geſponnene Hoffnungen ange-

klammert und sich ausgemalt, daß die Liebe alles überwinden werde.

Die Mutter vermied ein Gespräch über die schmerzhafte Angelegenheit. Ihre vielgeschäftige Thätigkeit erleichterte ihr das Vergessen und Vergessenmachen.

Das Bänklein zu Großmutters Füßen war für Annmarie der Beichtschemel, wo sie ihr Herz öffnete und sich Trost und Rat holte.

Ein Kanarienvogel sang und hüpfte in seinem Holzbauer, der am Fenster hing. Was wußte der von Menschenglück und Menschenleid! Der Mensch allein ist in den höchsten Höhen und in den tiefsten Tiefen zu Hause und erfährt, daß das Glück beides nötig hat, Kampf und Gnade. Über Felsentrümmer geht's zu den sonnigen Bergspitzen hinan.

Leise sprach die Großmutter:

„Stille, stille!
Gottes Wille
Bannt der vollen
Wogen Rollen
Und die Ferne klar und mild
Spiegelt seiner Liebe Bild.

Stille, stille!
Gottes Wille
Soll dem Leben
Richtung geben,
Fest im Innern trägst du dann
Seines Friedens Kanaan."

Annmarie barg ihr Haupt in Großmutters Schoß.

Auf dem Hofe dröhnte die Axt. Heinrich Gangel spaltete Holz. War er auch kein Jakob, so galt es doch einer Rahel, und daß sein Nebenbuhler abgeblitzt war so gut wie er, wußte er zu seiner Genugthuung.

II.

Wie es im Dorfe aussah.

Das Dorf Breita war einer der unglückseligen Orte, wo Leichtsinn und Wucher das Mark aufgezehrt haben.

Man muß einen solchen Ort kennen, um zu wissen, was es bedeutet.

Mit einem Schnäpschen früh wird angefangen und mit einem Schnäpschen ſpät aufgehört. Zwei Schnäpschen, das ſind bloß zehn Pfennig jeden Tag. Was iſt das? Nebenher trägt ſich eine Gelegenheit zu, ein Handel um Schweine oder ein Rindchen, ein Beſuch im Nachbarsort oder die Arbeit bei der Hitze, ein Familienfeſt oder die Kameradſchaft.

„Komm, Hannes, wir trinken eins!"

„Nun ſind wir einmal dabei. Du giebſt noch einen Halben auf den guten Handel und ich noch einen Halben."

Gut, man trinkt. „Schnaps koſtet nicht viel." „Man muß im Trinken einen Unterſchied machen."

Ein Beſuch kommt. Man fährt ein Kännchen auf. Man trinkt auch wohl einen zwiſchen Morgen und Abend, macht fünfzehn Pfennig jeden Tag, ohne die Gelegenheiten nebenher zu rechnen.

Im Wirtshaus findet man Geſellſchaft. Der Kopf wird hell. Man trinkt einen über den Durſt. Hat man gerade kein Geld, ſchreibt der Wirt auch an. Die Bezahlung wird ſich ſchon machen. Ein Ochs ſteht noch im Stall.

Sonntags hat man keine Ruh. Sonntag Nachmittage ſchmeckt es am beſten in der Kameradſchaft. Ein Fläſchchen Bier und einige Schnäpschen im Wirtshauſe machen ſich von ſelbſt. Am Alltag ſchreit der Magen auch nach mehr. Man kommt ſo hinein, man weiß nicht, wie.

Wenn das, was die Breitaer in der Kirche hören konnten, Lebensbrot und Lebenstrank geworden wäre, ſo wär's der Branntwein nicht und das Unglück auch nicht. Branntwein reißt ins Geld und ins Glück, auch wenn man kein Trunkenbold iſt.

Leichtſinn, Stadtlaufen, Wirtshausbeſuch, Sonntagsentheiligung, Verachtung der Gottesdienſte wuchſen in Breita wie Pilze aus der Erde. Wo ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler. Der verſtorbene Wirt war einer davon geweſen. Er hatte die Leute bei ihren ſchwachen Seiten genommen, und wie eine Schlange ihr Opfer zubereitet, ehe ſie es verſchluckt, ſo brach er denen, die in

seine Netze gingen und in seinen Büchern standen, gleichsam ein Gelenk nach dem andern entzwei, beraubte sie eines Halts nach dem anderen, der Gottesfurcht, der Nüchternheit und der Sonntagsheiligung, bis sie ihm verfallen waren. Und dennoch schwuren sie auf ihn und ließen sich von ihm beherrschen. Seine Meinungen und Anschläge galten im Dorf. Er war ein Schwager des Freibauers, dem er durch Schmeicheleien und Gefälligkeiten erst den Mund, dann das bessere Wissen und Gewissen, Auge und Urteil für das Rechte zuband.

Wie eine Besserung der Zustände eintreten sollte, war nicht zu sagen. Die Behörden richteten nichts aus. Mit Verwaltungsmaßregeln und kleinen Unterstützungen des Kreises war nichts gethan. Die Polizei fuhr fort, so läffig zu sein, wie sie gewesen war, und den Unordnungen freien Raum zu lassen. Der Pfarrer drang mit seiner Stimme nicht durch.

Der plötzliche Tod des Wirts schien für einen Augenblick Halt zu gebieten. Einige bisher Unentschiedene, Männer und Greise, schlossen sich an Jakob Hartmann an. Selbst ein alter Jude, ein durch Ehrlichkeit in bescheidenen Verhältnissen gebliebener Mann, redete dem Häuflein das Wort.

Es giebt Fälle, daß geistlich und wirthschaftlich heruntergekommene Gemeinden, wo das Steueramt den Exekutor beständig in Atem halten mußte, auf eine wunderbare Weise wieder in die Höhe kamen und die besten ihres Kreises wurden. Eins steht damit immer in Zusammenhang oder vielmehr liegt solcher staunenswerten Erscheinung zu Grunde, das mächtige Wiedererwachen des kirchlichen Lebens. Dies ist erfahrungsmäßig. Wie Bataillone marschieren sie zur Kirche. Sie schlafen dort nicht, sondern hören. Sie ärgern sich vielleicht manchmal in der Predigt, Gott Lob, daß sie sich wieder ärgern können und doch nie auf ihrem Sitze fehlen! Die Wirtshäuser werden leer, die Unordnungen hören auf. Vielleicht schlägt hier und da der Leichtsinn in Geiz um. Aber ein neuer Geist, ein Geist der Gnade, der Ordnung, der Gesundheit regiert das Ganze. Bei Gott sind alle Dinge möglich.

Breita war einer der Orte, wo einem die Gedanken ſtill ſtanden. Die einen meinten, hier werde es nie beſſer, die anderen meinten, erſt müſſe alles zu Grunde gehen und ausſein, ehe es beſſer würde. Wie dann? ſagten ſie ſich.

Breita war nicht der einzige Ort, wo es ſo ausſah. Auch andere Ortſchaften im Kreiſe gingen durch Branntwein, Wirtshausleben und Wucher merklich bergab. Breita hatte nur den Vorſprung vor den anderen. Die Polizei legte, was die Polizeiſtunde und ſonſtige Verordnungen betraf, meiſtens die Hände gemächlich in den Schoß. Verſtändige Männer erklärten, ſie habe den Niedergang auf dem Gewiſſen. Die Behörden unterſtützten vielfach die geiſtliche Wirkſamkeit nicht, ſondern ſuchten ſie eher zu brechen. Die Wirtshäuſer erfreuten ſich eines wachſenden Beſuchs. Die Prozeſſe nahmen zu. Die Verſteigerungen mehrten ſich. Die Verarmung in jeder Art wuchs. Die Jugend verwilderte und ſpottete ihrer treuen Lehrer und verhöhnte die Behörden, welche die Fortbildungsſchulen befohlen hatten und nicht durchſetzen konnten.

In Breita ſchwankte die Wage längere Zeit. Würde es nach dem Tode des Wirts zum Beſſeren gehen oder der Strom des Verderbens unaufhaltſam weiter reißen, um neue Opfer zu fordern?

Der Freibauer erſchien nicht mehr in ſeinem Kirchenſtuhl, wo ſeine Vorfahren ſonntäglich zweimal mit Ehren geſeſſen. Der Pfarrer hatte ihn beleidigt. Er hatte ſich in einer Predigt über den Text: „Her zu mir, wer dem Herrn angehört!“ ausgedrückt, viele, von denen man erwarten könnte, daß ſie der Wahrheit zu lieb Stellung nähmen, verſchlöſſen ſich gewaltſam. Aber noch ſei es nicht zu ſpät. Buße ſei not, Umkehr, Bekenntnis, Gutmachen deſſen, was in Trotz und Blindheit gefehlt ſei. Der Herr nimmt jeden Sünder an. Aber kommt! Entſcheidet euch heute, welchem ihr dienen wollt. Her zu mir, wer dem Herrn angehört!

Der verſtorbene Wirt war ein erbitterter Feind des Pfarrer Broden geweſen. Es war eine bekannte Sache, daß der Pfarrer ſich alle Mühe gegeben hatte, den Frei-

bauer auf Gottes Seite zu ziehen. Aber Joſt Gombert hatte bloß verſuchsweiſe ſich in dieſe Geſolgſchaft begeben. Er merkte, daß die Leute ihm nicht mehr die Ehre ſchenkten wie ſonſt, ſein Schwager, der beſſer reden konnte als er, hechelte ihn gehörig. Der Freibauer zog ſich vom Pfarrer zurück und fiel zu den Gegnern. Daher auch der tiefe Grimm gegen Jakob Hartmann, der nicht bloß einen andern Geiſt hatte, ſondern den Freibauer in ſeinem menſchengefälligen Wankelmut perſönlich beſchämte, indem er feſtſtand.

Und jetzt hatte es doch der Pfarrer gewiß auf ihn abgeſehen gehabt und wollte die Beſchämung voll machen!

Heinrich Gangel, der gar nicht in der Kirche geweſen war und nur vom Hörenſagen um die Predigt wußte — von tauſend Seelen, die das Dorf hatte, waren außer den Schulkindern meiſtens zehn oder zwölf Perſonen in der Kirche — Heinrich Gangel, innerlich voll Wut, weil er die Stimme des Gewiſſens hörte, war ſchlau genug, aus der Sache Kapital zu ſchlagen.

„Den Freibauer hat der Pfarrer auf dem Korn gehabt," ſagte er überall herum. Joſt Gombert hörte es gleichſam von allen Wänden hallen: „Den Freibauer hat er gemeint!"

Der Freibauer wollte dem Herrn Pfarrer in der erſten Hitze den Standpunkt klar machen. Er ließ es aber bleiben, weil er ſich ſchrecklich fürchtete, er werde bei der Gelegenheit ins Gebet genommen und an mancherlei erinnert, was er nicht hören mochte.

„Ich gehe ihm nicht mehr in die Kirch'!" war die furchtbare Strafe, die der verblendete Mann ſeinem Pfarrer zuſprach, als wenn der Pfarrer etwas verlöre.

Heinrich Gangel ſchmiedete das Eiſen, ſo lange es warm war.

Überall war er bei den Burſchen und jungen Männern herum; was da fehle, ſei ein Wirtshaus, ein Hauptwirtshaus, ohne das gehe im Dorf der richtige Zuſammenhalt aus. Sie müßten alle wie *ein* Mann gegen den Pfarrer und die Sippe (er ſpuckte aus) ſtehen, die um den Pfarrer herumheuchelten. Sie wollten nicht beſſer ſein als ihre Väter, die ſeien auch brave Männer geweſen und

ſelig geworden. Jetzt blieben die Kehlen trocken oder jeder trinke im eigenen Winkel. Denn in dem Wirtshaus, das übrig ſei, halte es kein luſtiger Burſch aus.

Die Wirtin wurde beſtürmt, ihre Grundſätze zu ändern. Sie lehnte beharrlich alles ab und erklärte, am Sonntag werde ſie überhaupt nicht mehr Schnaps ſchenken.

Dem Freibauer wurden vorgebliche Äußerungen Jakob Hartmanns und ſeines kleinen Anhangs überbracht, die ihn vollends auf die andere Seite warfen.

Es war vierzehn Tage nach Pfingſten.

Die Natur leuchtete in Grün und Blüten. Die Berge ſchimmerten wie überhaucht mit Duft und Glanz. Der Vögel wonniges Lied erfüllte Wald und Feld.

Sonntag Mittag war es.

Ein feſtliches Ruhen und Schauern lag über der Gegend. Hier und dort klangen Glocken. In Breita ruhten auch ſie bis zum Nachmittag, wo ein kurzer Gottesdienſt und eine Beſprechung mit den jungen Leuten bis zum zwanzigſten Jahre ſtattfand.

Ein Sonntag auf dem Lande, in der Stille, ganz voll Feier und Erhebung, voll Ruhe und Freiheit von ſich ſelbſt und Erdenmühen und Lärmen, was kann es Lieblicheres geben? Es iſt, wie wenn man in den Vorhöfen des Himmels wäre.

Die Kirchenorgel tönt mit Liebesmacht Freude und Sehnſucht nach Gott — „wann werd' ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue?" — die Gemeinde ſingt, und ihr Herz ſchwebt auf dem Klang und Geſang empor — „mein Leben iſt ein Pilgerſtand, ich eile nach dem Vaterland" — die Gemeinde, ſo verſchieden zuſammengeſetzt, müde Greiſe, roſige Kinder, lauſcht auf das Lebenswort und atmet Himmelsodem, denn es iſt das Wort, das ewiglich bleibt, — und die Kirchenfenſter blitzen im goldenen Sonnenſchein und das Dorf ſo ſtill und der Himmel ſo weit wie bis zum Thron des Friedens — —

Sonntag auf dem Lande, ſüßes Ausruhen, tropfender Segen wie Tau vom Libanon!

Und das Dorf entlang zwitſchern die Schwalben, unter der Dorflinde jubeln die Kinder, es grüßen ſich die

Alten und tauschen ein gutes Wort, die Jugend nimmt da und dort teil.

Jeder Sonntag in der Landstille ist ein Oelblatt des Friedens über den brausenden Wogen der Welt.

In Breita fand heute Kirmeß statt.

Lärmende Musik, hinter sich die Jugend des Dorfes, die sich in wüsten Juchzern gefiel, durchschrillte das Dorf und jagte die Sonntagsstille in Wald und Feld und Berge hinein.

Ein kaum verhaltenes Weh schien über dem Dorfe zu brüten.

Blauer konnte der Himmel nicht leuchten, heller die Sonne nicht strahlen, aber wie stimmte dazu das wüste Gejohle, die schrille Musik und das verfallene Aussehen des Dorfes?

Der Mensch jagt sich immer wieder aus dem Paradiese hinaus.

Vor den angesehendsten Häusern wurde Halt gemacht. Die Musikanten schlossen einen Kreis und bliesen zwei oder drei Stücke.

Vor das Pfarrhaus rückte man nicht, dafür versuchte man es mit den Lehrern. Doch keiner ließ sich sehen. Der Freibauer machte es anders. Die Frauen mußten partout mit heraus, und als ein donnerndes Lebehoch erschallte, schwamm er im Vergnügen, der erste Mann des Dorfes zu sein, der mehr bedeutete als ein anderer.

Heinrich Gangel versäumte nicht, an der Spitze einer Deputation noch besonders die Bitte zu thun, der Freibauer möchte der Kirmeß seine Gegenwart schenken. Sie sei bekanntlich zum erstenmal in einem Privathause, nämlich in seinem, da es kein Wirtshaus mehr im Dorfe gebe, wo man ein unschuldiges Vergnügen haben könne.

Jost Gombert konnte nicht anders als zusagen.

„Heut seid Ihr aber auch mit dabei," wandte er sich an die Frauen, als die Musikbande mit ihrem Gefolge abzog.

Keine antwortete etwas. Selbst seine Frau, die sich niemals herbeigelassen, dem wilden Treiben mitbeizuwohnen, spürte durchaus nicht Lust, in diesem Stück seinem

Wunſche nachzukommen. Gegen Annmaries Teilnahme hätte ſie nichts einzuwenden gehabt, die war ein junges Ding, und warum ſollte ſie die Dorfſitte nicht mitmachen, um doch nicht Anſtoß zu geben? Es fragte ſich, ob ſie es that.

An Heinrich Gangels Hauſe war ein offener Tanzboden aufgeſchlagen. Ein in der Nachbarſchaft wohnender Tiſchler hatte die Bretter dazu hergegeben. Balken waren auf die Erde gelegt und die Bretter darauf aneinandergenagelt worden. Um Laternen anzubringen, hatte man hier und dort Pfoſten oder Stangen aufgeſtellt. Die Räume im Hauſe hatten möglichſt eine wirtshäusliche Einrichtung erhalten. Bänke und Tiſche waren zuſammengeliehen, Fäſſer mit Bier und Branntwein aufgelegt worden.

Die Muſik war von dem Umzuge zurückgekehrt.

Junge und Alte ſammelten ſich immer zahlreicher um den Tanzboden. Die Flaſche durfte nicht fehlen. Sie gehörte zur Kirmeß und kreiſte fleißig. Juchzen und Brüllen drückten das Vergnügen aus. Die Muſikanten netzten ihre Kehlen und bliefen darauf los.

Heinrich Gangel war ganz in ſeinem Element. Von ein paar Kameraden unterſtützt, war er bald Mundſchenk, bald Unterhalter und Spaßmacher, bald Feſtordner, der da und dort Auskunft gab, Anweiſungen erteilte, Paare zuſammenbrachte.

Manchmal trat er weiter hinaus über die Straße und blickte ſie hinab. Die Burſchen lachten, die Mädchen kicherten, Rede und Gegenrede erfolgte.

„Er kriegt ſie doch noch, ſo wahr ich Wilhelm heiße," rief da einer.

„Natürlich, der bringt's fertig," antwortete ein anderer.

Ein paar Mädchen drückten ihren Zweifel aus. Die Annmarie ſei gar zu halsſtarrig. Früher habe man ſie ſo nicht gekannt. Der Duckmäuſer, der Jakob Hartmann, verderbe alles. Wenn ſie heut nicht komme, ſei ſie dem Heinrich verloren.

„Potz, Himmelblau!" rief Heinrich Gangel, der überall zu ſein und alles mitanzuhören ſchien, „was geht's

mich an? Will ich etwa freien? Ich verändr' mich nicht und ſtricke mir allein meine Strümpfe."

Er ahmte die Bewegung des Strickens und Strumpfanziehens nach und verſetzte die ganze Geſellſchaft in ein ſchallendes Gelächter.

„Sie kommen!" rief es auf einmal. „Auch Annmarie kommt."

Ein triumphierender Strahl ſchoß über Heinrich Gangels Geſicht.

„Jetzt hat er gewonnen," ſagte nicht ohne Neid hier ein Burſch und da einer. „Er hat dem Alten das Herz geſtohlen, das Mädchen muß, wie er will."

In Geſellſchaft des Förſters erſchien der Freibauer mit Annmarie.

Der Förſter Ulich blinzelte mit verhaltenem Lachen auf das Mädchen. Offenbar ſchrieb er es ſeinem Einfluſſe mit zu, daß das Unerhörte geſchah. Er war ein luſtiger Geſell von rundlicher Geſtalt und rotglänzendem Geſicht. Der ſchwarze Schnauzbart in langen Spitzen gedreht, gab ihm ein gewaltiges Anſehen. Dahinter ſaß der Schalk und freute ſich, eine Jagdgeſchichte zum beſten zu geben oder irgend etwas anzuzetteln, was er ein Späßchen zu nennen pflegte.

Die Mädchen umringten mit Scherzen und Lobreden ihre Gefährtin, deren Anweſenheit ihnen einen Stein vom Herzen nahm. Frauen machten ſich herbei und ſagten ihr Schmeichelhaftes. Die Männer ließen beifällige Worte hören. Durch die Reihen der Burſchen ging ein freudiges Gemurmel.

Heinrich Gangel brachte „den Herren das erſte friſche Glas vom Faß" und führte ein donnerndes Hoch über ihr Haupt herauf.

Ein beſonderes Tiſchchen mit einer Bank war unter einer aus Zweigen gebildeten Laube aufgeſchlagen. Dorthin geleitete er den Förſter mitſamt dem Freibauer und den andern erſten Häuptern der Gemeinde, wie den Schultheiß, den Vorſteher, den Polizeidiener, der von einem Ohr bis zum andern vor Vergnügen lachte.

Das Feſt nahm jetzt ſeinen feierlichen Anfang.

Die Muſik blies aus vollen Backen, daß die Hunde

heulten und die Hähne auf den Miſthaufen gackernd den Hals hin- und herwarfen. Die Tänzer fuhren auf den Dielen dahin, daß ſie knarrten und ächzten. Alles war Luſt, Rauſch und Vergnügen.

Um ſo ſtörender wirkte es, als Annmarie, die ſich hier und dort bei Weibern und Kindern zu thun gemacht, in dem Augenblick, wo Heinrich Gangel ſie mit kühnem Griff in den Tanzreihen hineinreißen wollte, ſich ihm entwand und die Dorfſtraße entlang nach Hauſe ſtürzte.

Alle hatten es bemerkt, der Tanz ſtockte, die Muſik hielt mitten im Spiel ein. Verlegen blickte man ſich an, mit peinlichem Gefühl richtete ſich jedes Auge auf den Freibauer.

„Laßt ſie," ſagte er, ſchnell gefaßt, „es muß noch anders kommen, bis ſie wieder mitthut. Wir müſſen wieder ein ordentliches Wirtshaus haben."

Ein brauſendes Hurrah antwortete ihm.

Die Burſchen trampelten auf den Dielen, was das Zeug hielt, die Mädchen klatſchten ſich in die Hände, die Alten drängten ſich herzu und ſchüttelten dem Freibauer die Hände.

„Wir müſſen zuſammenhalten!" rief es von allen Seiten. „Man muß wieder ſein' Ruh' haben! Man muß wiſſen, wo man abends zuſammenkommen und die Sachen bereden kann!"

Ein wahrer Freudentaumel hatte alle ergriffen und verwiſchte den peinlichen Eindruck, den Annmaries Flucht hinterlaſſen hatte.

„Jetzt wird das Jakoble obenauf ſein," riefen einige ſpottend.

„Er wird aufgepaßt haben, daß ſie kommt," ließen ſich andere vernehmen.

Der Freibauer ſtieß einen Fluch aus und erhob ſich. Er wolle doch ſehen, ob Jakob Hartmann es wage!

Andre riefen dagegen, er ſolle bleiben. Ein paar Burſchen möchten laufen und nach dem Jakob Hartmann gucken, ob er ein Stelldichein feiere.

Sie eilten auch ſchon fort, aber Heinrich Gangel blieb und ſchenkte den Herren von neuem ein.

Jakob und Annmarie trafen ſich wirklich. Am Dori-

brunnen, der von alten Lindenbäumen umkränzt war, lag sein schönes Haus mit blinkenden Fensterscheiben. Da war es sonntäglich still. Nur gedämpft klang die Blechmusik hierher. In den vollen Kronen sang der Fink. Drüben erhob sich die weiße Kirche mit dem Friedhof und den Kreuzen.

Jakob sah das Mädchen atemlos heranlaufen. Die Nachbarschaft war wie ausgestorben. Er wagte es, aus der Hausthür zu treten, und wie Annmarie aufblickte, stand er vor ihr.

Zu sagen brauchten sie sich nichts. Eins reichte dem andern die Hand, ein Druck, ein Blick, dann verschwand er wieder im Hause und sie um die Ecke.

Die Großmutter las in der Bibel, die Mutter im Gesangbuch.

In seinem Bauer sang und hüpfte der Kanarienvogel, Kätzlein schmiegte sich an Großmutters Kleid und knurrte behaglich, der liebe Sonnenschein streute sein zitterndes Gold auf den mit weißem Sand bestreuten Fußboden.

Blaß und erregt kam Annmarie an. Sie fiel auf die Bank neben den Frauen und ein Thränenstrom erleichterte ihr Herz.

Nach und nach ward ihr stiller und sonntäglicher zu Mut. Die Frauen redeten ihr liebreich zu, der Vater hab' es so böse nicht gemeint, als er sie zwang, mitzugehen, es sei gut, daß sie wiedergekommen, da sie nicht mitthun möge. Auf den Rat der Großmutter sangen sie ein geistliches Lied zusammen und nachher wandelten sie im Baumgarten, wo das Gras duftete und die Glocken ausklangen.

Im Nachmittagsgottesdienst war kein Bursch, kein Mädchen zugegen, außer Jakob und Annmarie und wenige ältere Leute, die es mit Jakob Hartmann hielten.

Die Kirmeß, auch von auswärts besucht, kam allmählich wieder in Zug. Es wurde wacker getrunken, das junge Volk wußte sich nicht genug zu thun in Scherzen und allerlei Kurzweil neben dem Tanz.

Auf dem Herrenplatz saß man in ernster Beratung. Der Förster als die Hauptperson hatte den Faden,

der mit dem Wort: „Wir müssen wieder ein ordentliches Wirtshaus haben!“ aufgenommen worden, weitergesponnen.

Während er aus der kurzen Pfeife dichte Dampfwolken steigen ließ, gab er seine Meinung zum besten.

Der Freibauer habe den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber daß man es wisse, er sei dahintergekommen, daß von einer gewissen Seite alle Stränge angespannt würden, solchen Anschlag zu hintertreiben. Sie hier ständen alle auf dem schwarzen Register. Es sei deshalb zweifelhaft, ob ihr Plan durchgehen würde.

„Dafür bin ich da!“ rief der Freibauer.

„Halt, Nachbar,“ sagte der Förster mit dem Tone der Überlegenheit. „Dich haben die Herren schon mit Hörnern und Klauen gemalt. Der alte dumme Jud', der Veitel, hat zu mir gesagt, hinter Deinem breiten Rücken stecke das ganze Unglück.“

„Das hat er gewagt?“ fuhr der Freibauer auf.

„Er hat es bloß gesagt, die andern haben es aufgebracht und meinen, daß sie die Gewalt haben,“ sagte der Förster dazwischen. „Paßt auf, was ich sagen will. Schön wär' es, wenn wir es zustande bringen könnten. Das stärkt uns. Wir würden an bestimmten Abenden unser Kasino da haben, wie man's anderwärts hält. Ich schlage vor, wir setzen gleich heut' eine Schrift auf. Alles kommt darauf an, daß die Namen unterzustehen kommen! Man setzt das Bedürfnis für Breita auseinander. Man sagt etwa, daß die Wirtin die Sache nicht nach den allgemeinen Bedürfnissen, sondern nach ihrer Bequemlichkeit führe, und was sonst anzuführen ist.“

Heinrich Gangel setzte frischgefüllte Gläser vor. Der Schaum stand weiß wie Schnee über dem Rande.

„Wohl bekomm's,“ wünschte er.

„Ein geborner Wirt,“ sagte der Förster.

„Der und kein anderer muß es werden!“ sagte der Freibauer und schlug auf den Tisch. „Das ist der richtige Mann hier, der bringt die Sache in Zug. So einen brauchen wir.“

Der gleichen Meinung waren die andern. Sie stießen mit dem Freibauer an auf sein Wohl.

„Aber Ihr Herren,“ fing der Förster nochmals an,

„der Heinrich Gangel iſt ein armer Teufel, es könnte ſein, daß die Sache daran ſcheitert.“

„Ich ſtehe für ihn und verbürge mich,“ ſagte der Freibauer. „Sie ſollen zu hören bekommen, wem ſie an den Wagen gefahren ſind.“

Die Muſik fing immer von vorn an, die Tänzer wurden nicht müde, ſich zu drehen, zu juchzen, zu trinken. Da und dort drückten ſich Paare in der Dämmerung abſeits, die Alten ließen die Jugend treiben, was ſie wollte, und war ein Vater, eine Mutter, die ein Bedenken äußerten, ſo erhielten ſie die kurze Antwort: „Ihr ſeid auch jung geweſen, jetzt ſind wir dran.“

In der Laube verbreitete eine Lampe ihr karges Licht.

Einen Bogen Papier ſah man ausgebreitet. Die Eingabe wegen des neuen Wirtshauſes wurde abgefaßt. Voll Eifer und Hingebung ſaßen die Häupter des Dorfes um den Tiſch. Faſt vergaßen ſie das ſchäumende Bier und die Cigarren, welche an Stelle der Pfeifen hervorgeholt worden waren. Sie biſſen und kauten daran herum und überlegten, wollten geſtrichen haben und ſetzten Neues hinzu, bis die Bogenſeite voll war und man das Nötige vorgebracht zu haben glaubte. Das Ganze wurde vorgetragen und endgültig gutgeheißen. Auf einen zweiten Bogen wurde ſogleich die Reinſchrift geſetzt. Alle bis auf den Förſter, der als Beamter aus dem Spiel bleiben wollte, unterzeichneten ihre Namen.

Es war dunkel geworden. An den Pfoſten des Tanzbodens brannten die Laternen. Die Nachtluft wehte balſamiſch. Eine ernſte Stille lagerte umher.

Die Kirmeßgenoſſen hatten nichts davon. Sie trieben die Ausgelaſſenheit immer höher hinauf. Gejohle und Gebrüll, mißtönige Muſik, das Rauſchen der Füße auf den Dielen, das Kreiſen der Flaſche, das Klappern der Gläſer und hin und wieder ein unmelodiſcher Geſang ſchallten auf dem Feſtplatz.

Bei ſolchen Feſten muß das innere Leben ſtocken und erſterben und das äußere Leben krank werden.

Leute, die kaum das Brot hatten, zechten und aßen wie für Lohn. Ein paar Schweine waren nach herkömm-

licher Weiſe geſchlachtet worden. Bier und Branntwein waren reichlich vorhanden. Jeder leiſtete im Genuß das Mögliche. Das Leben ſah ja bei Tage ſo grau und jämmerlich aus Warum ſollte man's hier nicht künſtlich in die Höhe treiben und im Rauſche ſein Glück ſuchen? Etwas Beſſeres ſuchte und wollte man nicht.

Der Freibauer befand ſich noch immer in der Laube. Der Förſter wußte hundert Schnurren aus Krieg und Frieden. Er war ſo kurzweilig und vertraulich. Stunde um Stunde flog herum.

Er ſchlug auch ein Partiechen vor. Heinrich Gangel hatte Karten zur Hand. Heinrich Gangel war ein Mann für alles. Und dabei hatte er ſich keinen Rauſch angetrunken, bediente unabläſſig, ſorgte zuvorkommend für alle Bedürfniſſe des Herrentiſches.

Heinrich Gangel verdiente ſich den Dank der Geſellſchaft. Ein Lob ums andere ward ihm geſpendet, und der Freibauer hatte ſeine heimlichen Gedanken, wenn er ihn ſo ſah und ſich geſtehen mußte, es ſteckt etwas in ihm.

Die Karten ſollten gegeben werden. Da ſchlug es ein Uhr vom Kirchturm.

Joſt Gombert erhob ſich.

„Es iſt zu ſpät, meine Herren," ſagte er. „Alles in Ehren, mein' ich. Wer übertreibt, ſchadet ſich und ſeiner Sache. Sie paſſen auf uns auf. Ich gehe nach Hauſe. Deſto mehr kann man auftrumpfen."

Der Förſter und die andern zogen ihn auf die Bank zurück.

„Die Polizei iſt bei uns. Wer unter ihrem Schutz und Schirm ſitzt, den trifft's nicht."

„Hoch die Polizei! Es lebe die Polizei!" riefen die Burſchen und kamen, um anzuſtoßen.

Heiterkeit, Gelächter, Scherze, Anzüglichkeiten auf die, welche nicht mitmachten, wirre Reden, Geſang und Muſik.

Heinrich Gangel ſtellte ſchäumende Gläſer auf den Herrentiſch.

Der Förſter miſchte die Karten, andere ließen ein Wort fallen, daß der Freibauer gut thue, es ſchriftlich

zu geben, daß er für Heinrich Gangels Einrichtung aufkomme.

„Ein Wort ein Mann," rief er.

Die Sache kam nochmals aufs Tapet.

„Es giebt mehr Ansehen, wenn man ein Papier aufweisen kann," meinte dieser und jener.

Der Freibauer ließ sich herbei. Auch dies wurde ausgefertigt. Dann kam eine Partie an die Reihe.

Vor der zweiten brach der Freibauer ab.

„Jetzt ist's wahrhaftig genug," sagte er und schüttelte den andern Männern die Hände.

Er ging. Er fühlte, daß er nicht mehr sicher war, bemühte sich aber, fest und gerade auszuschreiten.

Heinrich Gangel gab ihm einige Schritte weit das Ehrengeleit und bedankte sich schön für die Ehre und das Vertrauen.

Der Freibauer nickte. Es kreiste ihm im Kopf. Die Klänge der Musik und der Lärm folgten ihm die Straße hinab.

III.

Zwei ordentliche Wirtshäuser.

Für ein neues Wirtshaus wurde die Erlaubnis gegeben, da keine Gründe zur Verweigerung vorlagen.

Die Breitaer waren außer sich vor Freude über ihren Sieg.

Es fragte sich jetzt, wo das neue Wirtshaus hinkommen sollte?

Die Frage wäre unnötig gewesen, wenn Heinrich Gangels Häuschen die Möglichkeit für eine Wirtschaft gewährt hätte.

Es war viel zu klein, zu wenig geeignet für einen solchen Zweck, es war auch baufällig und lohnte das Umbauen nicht.

Wer A sagt, muß B sagen, heißt es.

Der Freibauer hatte seinen Namen dafür eingesetzt, daß ein ordentliches Wirtshaus zustande komme.

Nach vielem Hin- und Herraten und Kopfzerbrechen fand ſich ungeſucht ein Ausweg.

Der Gerichtsvollzieher verſteigerte Haus und Hof eines früher wohlhabenden Einwohners in Breita. Itzig, Honig genannt, hatte nicht länger Geduld haben können und die Gant beantragt.

Die erſte Hypothek beſaß eine benachbarte Kirchenkaſſe, die mit heiler Haut davon kam, die zweite hatte Itzig oder Honig, der auch nicht zu kurz kam. Das Geweſe ging für einen Schleuderpreis fort, trotzdem Äcker und Wieſen dazu gehörten. Die Familie, ehemals ſorgenfrei, aber den Luſtbarkeiten bis zuletzt zugethan, lag auf der Straße und erübrigte nicht ſo viel, um den Plan, nach Amerika zu gehen, ausführen zu können.

Der Freibauer erſtand das Geweſe und übernahm zunächſt als Pfand das Haus und Anliegen, was dem Namen nach Heinrich Gangel gehörte.

Das angekaufte Gehöft eignete ſich ohne weiteres auch nicht zum Betrieb der Wirtſchaft. Doch bedurfte es geringer Änderungen, und bald ſtand es nach Wunſch da.

Was zur Einrichtung der Wirtſchaft gehörte, entnahm Heinrich Gangel auf Borg. Der Freibauer und andere Häupter des Dorfes leiſteten dafür Bürgſchaft.

Daheim hatte Joſt Gombert über dieſe Angelegenheit geſchwiegen. Hinten herum erfuhren die Frauen zu ihrem Staunen, was ins Werk geſetzt worden war. Zum Erſchrecken war kein Grund. Joſt Gombert hatte Vermögen, und das Geweſe war unter dem Hammer ſpottbillig weggegangen. Dennoch mißbilligte ſeine Frau das Unternehmen und bedeutete ihn, wie er dabei gegen die Grundſätze des Freihofgeſchlechts verſtoßen habe.

„Andre Zeiten, andre Sitten," entgegnete er achſelzuckend. „Engherzig darf man nicht ſein, das überlaſſen wir den andern, welche Buße ſchreien."

Damit war die Sache hier abgethan, und der Freibauer war froh, daß ſie es war.

Das neue Wirtshaus wurde mit Sang und Klang eingeweiht.

Die Mädchen und Kinder wanden Kränze und Guir-

landen. Es war eine Freude, eine Erwartung durch das ganze Dorf.

Innen und außen schön gestrichen, schmuck herausgeputzt, glänzte das „Wirtshaus zur Sonne" am Sonntag Morgen auf die Dorfstraße hinaus, daß es eine Pracht war.

Bereits in der Frühe schlüpften neugierige Kinder, die Knaben künstliche Sträuße und flatternde Bänder an der Mütze, die Mädchen in buntfarbigen Brusttüchern, um das stattliche Gehöft umher. Ein kleiner Trupp Jungen zog, die Weise der Burschen nachahmend, mit einer Stange, an deren Spitze ein buntes Tuch wallte, singend durch das Dorf.

Die Kirchenglocken klangen und mahnten, die Herzen aufwärts zu richten zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt. Wenige hatten ein Ohr für sie.

Am Vormittag rückte die Musik in Breita ein. Die Burschen, mit blitzenden Sträußern geschmückt, empfingen sie, die Flasche schwingend, und ließen ihr Juchzen laut erschallen.

Die Glocken läuteten mit vollem Schall. Hier und da schlich ein Mütterchen, ein Greis den Kirchweg her. Jakob Hartmann erschien und sein kleiner Anhang. Es war merkwürdig, auch solche schritten über den Kirchhof, die, sie wußten vielleicht selbst nicht genau, wie lange nicht mehr im Gotteshause gewesen waren. Die Kirche füllte sich für die Breitaer Verhältnisse. Man war gespannt, was es von der Kanzel geben würde.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes."

So lautete der Text nach Johannis 3, und eine ernste, eindringliche Predigt voll Liebe schloß sich daran an.

„Er nimmt es auch zu ernst, man muß doch einen

Unterſchied machen," erklärte der Vorſteher beim Hinausgehen.

„Man muß es natürlich nicht übertreiben," ſetzte der Förſter hinzu, „aber wozu iſt man da, wenn man ſich nicht einen Rauſch antrinken darf?"

Ernſter gingen einige Frauen nach Hauſe.

„Nach dem, was man in der Kirche hört, ſoll man doch meinen, es iſt nicht recht, den Sonntag ſo zu verſpringen, und zu verklingen," ſagte eine.

„Und der Montag!" ſetzte eine zweite hinzu. „Man ſpürt es im Haus und in der Wirtſchaft, wenn Tanz und

Eſſen geweſen iſt. Die Ärmſten haben dabei am meiſten übrig, und was noch nicht ſo herunter iſt, ſpürt es auch nachher."

Eine andre ſeufzte.

„Der Friede im Haus hebt ſich davon. Die ganze Woche dauert der Jammer und wohl länger. Es fehlt an Geld für das Nötigſte. Das junge Volk ſetzt die Alten zurecht, daß es durch die Seele ſticht. Schläge ſetzt es, daß mancher, der ſchon halb im Grabe ſteht, nach ſeinen Knochen fühlt. Die Arbeit fällt ſchwer. Es iſt lauter Unluſt da."

„Und das Fluchen und die Schimpfreden!" hieß es weiter.

Sie trennten ſich vor ihren Thüren, aber keine wagte, die Botſchaft der ewigen Liebe daheim weiter zu ſagen.

Es hätte auch für einen ſo luſtigen Tag wie der heutige nicht gepaßt.

Mit klingendem Spiel und Hurrahs und Hochs holten die Burſchen und Mädchen den Freibauer und die anderen Häupter des Dorfes ab.

Zwei Tage ſollte die Einweihungsfeier dauern und am dritten Tage am Nachmittag eine Nachfeier ſtattfinden.

Es war genehmigt worden. Denn um es abzuſchlagen, war kein Grund vorhanden.

Die Einweihungsfeier verlief zu allſeitiger Zufriedenheit.

Die Häupter des Dorfes hatten ſich verabredet, alle Auswüchſe des Frohſinns, Reibereien und Schlägereien, öffentliche Trunkenheit und was ſonſt Anſtoß geben konnte, niederzuhalten. Dazu war erforderlich, daß ſie ſelbſt bis in den Morgen dablieben. Ausſchließen konnte ſich keiner. Auch der Freibauer mußte aushalten, obgleich es ihm nicht angenehm war.

Gegen Mittag des nächſten Tages, als die Feſtlichkeit von neuem begann, hatten die Juden ihre gewohnte, ſogenannte Börſe vor dem Schulhaus. Sie ſchäkerten mit den Mädchen, ſcherzten mit den Burſchen und lobten die Männer für ihr mannhaftes Durchfechten der Sache. Mit allen ſtanden ſie wie üblich auf dem vertraulichen Du. Auch kehrten ſie nach abgehaltener Börſe in das „Wirtshaus zur Sonne“ ein, um einen Trunk auf den Wirt und die Dorfhäupter zu thun.

Etwas ſtörend war heute die Anweſenheit des Gerichtsvollziehers im Dorfe, ſo häufig er auch erſchien. Übrigens handelte es ſich nur um den Verkauf einiger Ländereien, die niemand wollte, weshalb er unverrichteter Sache wieder abfuhr.

Der Förſter benutzte die Feſttage, um den Gedanken eines Kaſinos aufs neue vorzutragen und dafür zu werben. Es ſollten daran natürlich nur die erſten Männer des Dorfes teilnehmen können, damit alles anſtändig zugehe. Eine geſchloſſene Geſellſchaft ſollte es werden.

Vorſteher und Schultheiß erklärten ſich bereit, Joſt

Gombert willigte nach einigen Bedenken auch ein, da er ſich ſonſt von der Ehre ausgeſchloſſen haben würde. Der Förſter verſtand es, der Sache einen vornehmen Anſtrich zu geben. Zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonnabends, ſollte die geſellige Zuſammenkunft ſtattfinden. Man wollte ein Partiechen machen und die Tagesereigniſſe beſprechen, lautete das Programm. Im Wirtshaus zur Sonne gab es oben ein allerliebſtes Stübchen, das für ein Kaſino wie gemacht war. Heinrich Gangel hörte mit Vergnügen von der Stiftung des Kaſinos und verſprach, es den Herren recht gemütlich zu machen.

Heinrich Gangel war bereits in ähnlicher Weiſe thätig geweſen. Vereinigungen der Burſchen waren für beſtimmte Wochenabende feſtgeſetzt worden, und für die Sonntag-Nachmittage und -Abende hatten ihm Männer, Burſchen und Mädchen ihren Beſuch angekündigt.

Daß das neue Wirtshaus einem Bedürfnis entſprach, lag auf der Hand. Die Einigkeit und Freundſchaft der Breitaer konnten nicht beſſer gepflegt werden als auf eine ſolche Weiſe.

Die Herbſtzeit eignete ſich vortrefflich für den Anfang der Geſelligkeit. Die Abende wurden länger, die Feldarbeit ließ nach, jedes ſuchte mehr als im Sommer Anſchluß und abendlichen Zeitvertreib.

Die Spinnſtuben übten freilich die alte Anziehungskraft aus. Ihnen wurde auch nichts abgebrochen. Je vierzehn Tage lang gingen ſie von Haus zu Haus um. Die Schulkinder wurden da in den Verkehr der beiden Geſchlechter eingeführt und mit den nächtlichen Freuden bekannt gemacht. Die Flaſche belebte die Geſelligkeit und die Abweſenheit der Alten, die nicht Störenfriede ſein mochten, würzte ſie. Ungehemmt brach alles heraus, was im Herzen war, am meiſten, wenn die Lichter ausgeblaſen wurden und die Dunkelheit alles verhüllte.

Was die treuen Lehrer an den Herzen gearbeitet hatten, wurde mit Wort und That erſtickt. Die ungebundenſte Zügelloſigkeit trug die Palme des Ruhms davon. Manchmal ſcholl und ſchrillte der Lärm bis weit in den Ort, zumal acht Spinnſtuben zu gleicher Zeit in verſchiedenen Häuſern gehalten wurden.

Die Burschen und Mädchen waren die Chorführer, die Schuljugend ahmte mit wunderbarer Gelehrigkeit nach.

An den Abenden, wo im Wirtshaus zur Sonne bestimmte Zusammenkünfte stattfanden, wurde ein lebhafter Verkehr zwischen dem Wirtshaus und den Spinnstuben unterhalten. Rohe Ausbrüche blieben aus. Die Häupter von Breita hatten sich's allen Ernstes ausgebeten, damit kein Anlaß zum Tadel vorliege. Jakob Hartmann und sein Häuflein schränkten durch ihr Vorbild und ihre offen bekannten Grundsätze unwillkürlich die Auswüchse ein und erhöhten die Wachsamkeit der Dorfhäupter.

Die Kasinoabende blieben nicht zurück hinter den Schilderungen, die der Förster von ihnen entworfen hatte.

Es saß sich ungemein gemütlich in dem lampenhellen Zimmer oben im Wirtshaus zur Sonne. Der Dorftratsch floß leicht dahin. Was der eine nicht wußte, hatte der andere in Erfahrung gebracht. Das Kasino beherrschte gleichsam den Ort und machte die Tagesordnung. Feindschaften und Bundesgenossenschaften wurden da erklärt. Und das Kartenspiel beim Glase Bier verschlang vollends die Stunden. Besonders am Sonnabend wurde tief in die Nacht gesessen und gespielt, am Sonntag konnte man sich ausschlafen, bis die liebe Sonne an den Mittag mahnte.

Der Förster hatte eine neue Jagd gepachtet und zog den Freibauer, der bei den Jägern gedient hatte, zum Jagdvergnügen heran.

Josi Gombert war sonst auch wohl ausnahmsweis mit auf die Jagd gegangen. Eingedenk der Wahrheit, daß des Jagdvergnügen für den Bauer dasselbe ist, was der Leim für die Vögel, hatte er sich grundsätzlich darin beschränkt. Jetzt war mehr Gelegenheit da. Der Förster brachte ihm Einladungen zu benachbarten Jagden. Der Freibauer wurde mit anderen Förstern bekannt und von ihnen als Jäger angeredet. Er ging auch auf des Förster Ulich Anerbieten ein, ihm einen Teil seines Jagdgebiets pachtweise zu überlassen. Oft sah man ihn mit der Flinte über dem Rücken dem edlen Weidwerk nachgehen. Einen Jagdhund konnte er dabei nicht entbehren. Sein Freund verschaffte ihm für einen etwas teuren Preis

ein wohldreſſiertes Tier, das vortrefflich apportierte und ihm nicht von der Seite kam.

Die Großmutter ſah das alles unter betrübtem Kopfſchütteln mit an. Sie hätte ihren Schwiegerſohn gern ganz anders gehabt. Er erklärte ihr oftmals, daß ſie nicht mit der Zeit fortſchreite. So eine wie ſie ſei eine für den Pfarrer und ſeinen Anhang. Ein aufgeklärter Mann, der das Licht liebe, könne ſich nicht an der Leine führen laſſen.

Auch die Freibäuerin war manchmal bekümmert. Sie bemerkte, daß die Wirtſchaft zurückging. Ihr Mann arbeitete nicht mehr regelmäßig wie früher. Er klagte über Kopfweh oder wollte auf die Jagd, war verſtimmt und bedurfte Zerſtreuung.

Eine unangenehme Überraſchung war es für die Beteiligten, als Heinrich Gangels Gläubiger ungeduldig wurden und von denen, die gut geſagt hatten, Zahlung verlangten.

Das Wirtshaus zur Sonne verſprach einen ſehr guten Ertrag. Oftmals hörte man ſelbſt alltags ſchon am Nachmittag um vier Uhr das Trinken und Lärmen der Burſchen. Auch von auswärts kam Zuſpruch. Die Fuhrleute, die durch den Ort kamen, fanden es gelegen und verkehrten gern dort.

Es war nichts zu fürchten, nur berührte es unangenehm, daß man bares Geld herausrücken ſollte, das um Martini einkam und meiſtens ſchnell ausgegeben wurde, da Martini, wie die Einnahmezeit auch der gebräuchlichſte Zahlungstermin war. Die gemäſteten Ochſen wurden dann verkauft, Schweine losgeſchlagen und was ſonſt zu entbehren war. In dem Viehhandel beſtand die Haupteinnahmequelle. Ganz durfte man ſich von Geld nicht entblößen. Die Steuern liefen das ganze Jahr durch, es ſtellten ſich im Laufe der Monate manche Bedürfniſſe und notwendige Ausgaben ein, Notfälle konnten eintreten.

So griffen die Männer ärgerlich in die Taſche, um für Heinrich Gangel zu bezahlen.

Für den Freibauer trug es am wenigſten aus, der hatte Coupons abzuſchneiden und war zeitlebens ein ſo

guter Wirt und arbeitsam nüchterner Mann gewesen, daß er mehr als irgend ein andrer von seinem Fett zehrte.

Gleichgültig aber war ihm als einem tüchtigen Hauswirt die ungeahnte Ausgabe auch nicht. Er zeigte vor seinen Freunden ein gleichgültiges Gesicht und meinte, Heinrich Gangel müsse natürlich Schuldscheine ausstellen und im übrigen habe die Rückzahlung mit Zinsen keine Not, da das Wirtshaus zur Sonne blühe wie eins. Nichts würfe so viel ab als Branntwein- und Bierschank. Er habe es oft gehört. Sein Schwager habe auch mit wenig angefangen und sei an seinem seligen Ende solch ein reicher Mann gewesen, daß ein Bierbrauer in der Residenz seine Tochter geheiratet habe und seine Witwe wie eine Dame bei ihm lebe.

Darüber lachten nun zwar die Männer in sich hinein, denn so weit die Residenz entfernt war, wußte man recht gut, daß Frau und Schwiegermutter mindestens alle Woche Prügel bekamen und daß ihr Reichtum abgeflossen war wie Wasser aus einem Topf ohne Boden. Doch beruhigten sie sich mit dem Hinweis darauf, wie viel das Wirtshaus bald abwerfen werde, obwohl sie auch ohne diesen Beruhigungsgrund ihren Beutel hätten öffnen müssen.

Heinrich Gangel versprach pünktliche Zinszahlung, fünf Prozent, wobei der Freibauer nicht umhin konnte zu bemerken, daß er mit seinen Hunderten, die auf dem Gewese standen, selbstverständlich vorangehe, ein Wort, das die andern übel aufnahmen von einem so reichen Manne wie Jost Gombert.

Das sei einmal nicht hübsch von ihm gewesen, erklärten sie im nächsten Kasino, bevor er erschien. Sie hätten nicht übel Lust, ihm das vorzureiben.

Der Förster hatte seine Not mit ihnen und bewies ihnen trotz seiner Zungenfertigkeit in diesem Falle mit großer Mühe, daß man ein Einsehen haben und bedenken müsse, wie selbstlos Jost Gombert die ganze Sache eigentlich auf seine Schultern genommen und dafür hergehalten habe.

Bier, Karten und Dorfklatsch rekten die Gelenke der Freundschaft vollends ein. Der kleine Vorfall wurde vergessen.

Lange Hälse, erstaunte Gesichter und viel Hin- und

Herfragen nahm man wahr, als um Oſtern der ältere Sohn der Wirtin Hauſer vom Militär loskam, da er durch einen Sturz mit dem Pferde einen unglücklichen Armbruch erlitten hatte, der unvollſtändig geheilt war und ihn gewiſſermaßen zum Invaliden gemacht hatte.

Dies war es nicht, was alles in Erregung brachte. Dergleichen geſchah öfter beim Militär, und ausgediente Soldaten ſah man jedes Jahr zurückkehren.

Peter Hauſer ſprach ſich bei ſeiner Heimkehr dahin aus, daß er jetzt das Wirtshaus übernehmen und es „Wirtſchaft zum Monde“ nennen werde. Es ſolle ebenfalls ein ordentliches Wirtshaus abgeben, anders als bisher.

„Er will den Heinrich Gombert ärgern,“ ziſchelten ſich alle Mäuler zu. „Es iſt dafür, daß der Heinrich ſeiner Mutter die Wirtsſtube leer gemacht hat.“

Ein Sturm der Erregung durchſchütterte den Ort.

Die Väter des Orts, deren Taſchen an das Wirtshaus zur Sonne angeknüpft waren, ſprachen von Niederträchtigkeit und Bubenſtücken. Sie fluchten auf den honiggelben Mond, der im blauen Schilde über der Thür des Hauſerſchen Wirtshauſes ſchadenfroh grinſte.

Alle Hebel wurden in Bewegung geſetzt, um die Loſung auszugeben: „Keinen Schritt in das Wirtshaus zum Monde!“ Unanſtändig ſei es, mit ſolchem Wirtshauſe die Nachtſchwärmerei förmlich zu beſiegeln. Sitte und Ordnung müßten dabei zu Grunde gehen und der Gemeindewohlſtand untergraben werden.

Peter Hauſer hatte manches für ſich, was dem andern Wirt, der ihm an natürlicher Gewandtheit und Schlauheit überlegen war, abging.

Daß er gedient hatte, rückte ihn den ehemaligen Kriegern näher. Er beſuchte ſie als Kamerad und brachte unter Vermittelung des Bezirksbürgermeiſters einen Kriegerverein zuſtande.

Er beſaß eine ſchöne Stimme. Dieſe machte er ſich zu nutz, indem er als Freund des Geſanges die Lehrer beſuchte und ſie bat, einen Geſangverein gründen zu wollen, für welchen ſein Saal ſich trefflich eignete.

Die Lehrer wußten zwar nichts einzuwenden, machten ſich aber aus, daß, falls ein ſolcher ſich bildete, dabei

nicht getrunken würde. Er war ganz damit einverstanden. Wußte er doch, daß, wenn die Gesangstunde vorüber wäre und die Lehrer sich entfernt hätten, Burschen und Mädchen sich allmählich auch an seine Getränke gewöhnen würden.

Wo ein Kriegerverein besteht, da muß mindestens einmal im Jahre ein Kriegerfest sein. Nebenher giebt es Vereinsangelegenheiten zu besprechen, welche Gelegenheit darbieten, ein Glas zu trinken. Es wird ein Prinz geboren, den man von Vereins wegen willkommen heißen kann, oder es stirbt einer, dem man in patriotischer Weise seine Ehrenbezeugung nicht zu versagen braucht. Auch in Feuers- und Wassernot, bei Aufständen und Verfolgungen vermag der Kriegerverein eine Labe nicht zu verschmähen.

So rechnete Peter Hauser, und man konnte nicht sagen, daß seine Rechnung ohne den Wirt gemacht war.

Der Freibauer bot allen seinen Einfluß auf, um den Vollmond im blauen Schilde zu verdunkeln. Er und seine Freunde aus dem Kasino, den Förster, der billig dachte, ausgenommen, versäumten nie, auszuspucken, wenn ihnen der Hausersche Mond zu Gesicht kam.

Jost Gombert ließ es sich sogar Knöpfe kosten, um die Jugend an der Krippe des Sonnenwirtshauses festzuhalten, und er meinte, das sei ein rechter Gegenstand für eine Kanzelpredigt, der Jugend das Gefährliche der Nachtschwärmerei und das Gift eines solchen auf die Sittenverderbnis angelegten Wirtshauses wie das zum Monde vorzuhalten und auszulegen.

Jost Gombert und seine Kasinofreunde schwuren bei ihrem Bart und allem, was heilig ist, daß, so lange sie lebten, der Ort in Zucht und Ehren fortbestehen sollte.

IV.

Die Werbung.

Der Freibauer hatte vom Steueramt einen Mahnzettel wegen ausstehender Steuern erhalten.

Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß ihm

das geſchah. Er war voll Mißmut. Der Ärger ſtand ihm auf der Stirn geſchrieben. Die Thatſache blieb.

Er hatte es über den vielen Geſchäften ganz vergeſſen, daß er noch ſchuldig war. Der Steuereinnehmer kannte ihn, was er für ein Mann war, und hätte auch warten können.

Joſt Gombert kam auf den Gedanken, daß die Welt heutzutage ſchlecht ſei. Ehemals würde man das einem Manne wie ihm nicht angethan haben.

Er ſuchte nach Geld, fand aber keins.

Der tauſend auch, es war nicht möglich! Er hatte erſt kürzlich ein paar Obligationen verkauft, weil es ihm unter den Nägeln brannte und ein Mann wie er nicht borgen mochte.

Er ſchlug ſich vor den Kopf.

„Den Teufel! Im Kaſino hab' ich's verloren! Der Förſter Ulich hat es mir abgewonnen.“

Der Freibauer war einen Augenblick wie geſchlagen.

Das Kaſino! Was brauchte er ins Kaſino zu gehen? Früher hatte er ſich zu Hauſe nicht gelangweilt und ſein Geld nicht fortgetragen. Er war auch nicht geſtorben. Er hatte gezankt über die Zeit- und Geldtotſchläger hinter Glas und Karten.

Die Zeit ändert ſich freilich und wir mit ihr, meinte er.

Jetzt konnte er unmöglich zurück. Das Wirtshaus zur Sonne hing an ihm wie das Schneckengehäuſe an ſeiner Bewohnerin. Sein Geld ſteckte drin. Zog er ſich zurück, ſo ſchnellte die Wage in die Höhe, der Mond lachte noch mehr. Er mußte drücken, herunterdrücken, und ſollte es mit dem Geldſack ſein. Denn Geld und Ehre ſtanden mit dem Wirtshaus zur Sonne auf dem Spiel.

Joſt Gombert warf ſich ärgerlich das Gewehr über und pfiff ſeiner Juno. Die Leute wußten ja, was auf dem Felde zu arbeiten war. Vormittags hatte er in ihren Reihen geſchafft. Er mußte ſich die Gedanken verſchießen.

Auf der Straße begegnete ihm der Gerichtsvollzieher. Der Mann wurde merklich dicker. Er hatte ſich heraufgearbeitet. Der Freibauer hatte ihn als Jungen ganz

gut gekannt. Er war aus geringen Verhältniſſen und hatte ſeinen Kopf ſchwerlich angeſtrengt. Gerichtsſchreiber war er zuerſt geweſen. Nun war er Gerichtsvollzieher und hatte viermal ſo viel wie ein ſtudierter Mann, der Kopf haben und viel Geld ausgeben muß, bis er einige hundert Thaler Gehalt bekommt.

„Tag, Gerichtsvollzieher!“ ſagte der Freibauer. „Euer Amt bekommt Euch gut wie dem Fuchs der Hühnerſtall.“

„Meint Ihr, Freibauer? Ich will Euch ſagen, wenn man nicht ein Herz hat wie Euer Schwager ſelig, der den Leuten den Pelz abzog, ehe ſie tot waren, kommt es einem wahrhaftig nicht leicht an, ſeine Mitmenſchen jammern zu hören. Wir löffeln nur das aus, was die Thoren ſich eingebrockt und die Schinder ihnen gar gekocht haben.“

Joſt Gombert biß ſich auf die Lippe. Er lenkte ein und meinte, es ſei auch wohl bekannt, daß der Gerichtsvollzieher Ullmann den Leuten Koſten erſpare, wo er könne. Aber die Geſetze ſeien verflucht ſchlecht, die ſolchen Menſchenhandel ins Werk ſetzten und um Kleinigkeiten Koſten verurſachten, daß den Armen der Atem ausgehe und ſie zu Sklaven würden.

„Doch nicht eher, als bis ſie ihre eigenen Sclaven geworden ſind,“ entgegnete der Gerichtsvollzieher ſchlagfertig. „Ich will Euch ſagen, Freibauer, was Ihr übrigens ſelbſt wiſſen müßt, auf welchem Wege der Schinderkarren fährt. Leichtſinn und Gottvergeſſenheit mit etwas Schnaps angethan, mit klugen Reden gewürzt und mit Sonntagsentheiligung zuſammengerührt, durch Schulden und Wuchergift deſtilliert, das iſt die ganze Hexerei.“

„Ihr wollt mir doch nicht ausreden, daß die Juden und Liberalen uns Geſetze ausgebrütet haben, wie die Schlangen ihre Eier?“ fuhr Joſt Gombert auf.

„Das ſteht auf einem andern Blatt, Freibauer,“ verſetzte der Gerichtsvollzieher. „Wovon ich rede, das iſt nur die perſönliche Schuld der Menſchen ſelbſt. Da ſchießt den Haſen zuerſt.“

Er brach das Geſpräch ab und ſprach über den Sonnenwirt. Seine Sache ſcheine gut zu gehen, man höre es überall, viele meinten, er werde es zu einem reichen Manne bringen. Um ſo auffallender ſei es, daß er ſeinen Verpflichtungen nicht ſorgfältig nachkomme.

„So viel ich weiß, muß ich auch bald zu ihm. Mir wäre es nicht lieb. Es würde dem Manne nicht wenig Abbruch thun. Ich habe gehört, Ihr und ein paar andere Reiche ſteht für ihn. Da möcht' ich raten, legt die Sache bei. Der Betrag iſt nicht groß. Damit thut Ihr ihm und Euch einen Gefallen. Denn die Leute reden leicht etwas und ziehen ihre eigenen Schlüſſe. Ein Mann wie Ihr wirft ohne Not ein paar Thaler auf den Tiſch.“

Der Freibauer verſprach, ſich um die Sache zu bekümmern, und ſchritt in verdorbener Stimmung dem Walde zu.

Es war ein nebeliger Tag. Wie voll lauter grauen, tropfenden Spinngeweben hing die Luft. Hin und wieder

fuhr ein kleiner Windstoß hinein, setzte sie gleichsam in eine schaukelnde Bewegung und schüttelte nasse Schauer von den Tannenzweigen ab.

Jost Gombert dachte, es sei besser gewesen, zu Hause zu bleiben oder auf den Acker zu gehen, da bei einem solchen Wetter kaum eine Kreatur vor seinen Lauf kommen werde. Es that ihm aber auch wohl, allein im Walde umherzustreifen. Das Waldesrauschen, das leise durch die Wipfel zog, dünkte ihm wie sanftes Orgelspiel, und er erschien sich wie ein Kirchgänger, der alle Tage im Tempel der Natur seinen Gottesdienst verrichten durfte.

Juno hatte nicht solche Gedanken. Sie blieb, das eine Bein etwas erhebend, stehen und gab das Zeichen, daß irgend ein Wild in der Nähe sei.

Der Freibauer schlich geräuschlos vorwärts. Er sah die Chaussee wie einen weißen Mehlstreifen durch den Wald laufen.

Dort regte sich etwas; vielleicht ein Rehbock?

Der Freibauer legte an und zielte, so weit es der dicke Nebel erlaubte.

Laut hallte der Schuß im Walde. Zugleich erhob sich ein jammervolles Geschrei. Jost Gombert sah einen Menschen an der Stelle stehen, wo er das Wild vermutet hatte.

Ein blasses Entsetzen packte ihn.

Statt sich des Verwundeten anzunehmen, lief er sinnlos waldein und achtete es nicht, ob er über Wurzeln stolperte, in ein Loch fiel, sich von seinem Dorf entfernte.

Erst nach einem langen Lauf wurde er ruhiger.

Er blickte sich forschend um und wußte selbst nicht, wo er eigentlich war. Bloß soviel gewahrte er, daß er sich nicht mehr in einem Nadelwald, sondern in einem Laubholz befand. Die Dämmerung, durch Nebel und Tageszeit hervorgerufen, vermehrte die Unbekanntschaft mit der Gegend. Aufs Geratewohl suchte er einen Ausweg aus dem Wald, an der Möglichkeit herumklügelnd, sich den Folgen seiner Unvorsichtigkeit zu entziehen.

Ein Förster vertrat ihm den Weg und forderte ihm das Gewehr ab.

„Freibauer, Ihr seid es?“ rief er erstaunt, „bald

hält' ich Euch nicht erkannt und für einen Wilderer gehalten. Ich will Euer Gewehr nicht. Was aber in aller Welt hat Euch in unsern Forst getrieben?"

„Der Nebel, Herr Förster! Seht Euch um. Man wird völlig irre."

„Da seid Ihr weit verschlagen, Freundchen," lachte der Förster. „Kommt, wir gehen zusammen. Durch einen guten Trunk löst Ihr Euch aus, und die Sache bleibt unter uns, da ich weiß, daß ein Mann wie Ihr nicht wilddiebt. Dort liegt der Flecken Hohenfriedenau Da giebt es eine gute Flasche Rotspon, die wir auf Euer Wohl entkorken wollen. Der Trunk wird uns gut thun und ist der rechte Nebelbanner."

Jost Gombert mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Er befand sich durchaus nicht in der Stimmung, einem lustigen Weidmann Rede zu stehen und sich mit ihm in Jagdgeschichten zu überbieten. Doch was half's? Bien muß!" sagte der Russe.

Als sie in das Wirtshaus traten, fanden sie eine große Tafelrunde. Die Männer steckten die Köpfe zusammen und sprachen lebhaft über das neueste Ereignis.

„Blüm, der Kornjud ist hier gewesen," erzählten sie dem Förster auf seine Anfrage, „und hat gesagt, bei Breita haben sie auf den Jud Lilienstein geschossen. Er ist gleich nach der Stadt zum Gericht."

Die Neuigkeit war packend.

„Kommt, Freibauer, davon müssen wir mehr hören. Hier setzen wir uns. Wirt, eine Flasche Rotspon vom besten auf des Herrn Freibauern seine Rechnung!"

„Wo kommt Ihr her, Freibauer?" fragten mehrere Stimmen. „Ihr habt die Flinte mit. Ist Jagd gewesen hier herum?"

„Er hat mich bloß besuchen wollen, ein Weidmann den andern," lachte der Förster, den Kork herausziehend, daß es noch etwas knallte. „Sagt, wie ist es zugegangen mit dem Lilienstein? Prost, Freibauer!"

Deutlich wollte niemand mit der Rede heraus. Man sprach hin und her, riet und trank dazu, schmauchte und plapperte durcheinander.

Die angeregte Stimmung am Tische kam dem Frei-

bauer, der innerlich bedrückt war, zu gute. Sobald es anging, machte er sich davon, nachdem er dem Wirt gesagt, er möchte die Flasche Wein auf ihn anschreiben, ihm sei's vergessen, Geld mitzunehmen.

Breita war ein und eine halbe Stunde von Hohenfriedenau entfernt. Der Weg war nicht zu verfehlen, selbst bei Nacht und Nebel nicht. Angenehm ward er Jost Gombert nicht.

Der blanke Schweiß rann ihm von der Stirn, als er, durch Gärten schleichend, unbemerkt den Hof betrat. Er blieb einen Augenblick stehen. Der Blick durchs Fenster war frei. Ein Bild traulichen, häuslichen Friedens sah er die Frauen am Tische, jede mit einer Arbeit beschäftigt. Wie ein Gottesdienst kam es ihm vor. Es war sonderbar, daß er heut' immer an Gottesdienst denken mußte.

Die Frauen empfingen ihn mit fragenden Blicken. Er hängte den Gewehrriemen an die Wand und entschuldigte sein spätes Ausbleiben mit einem Besuch beim Hohenfriedenauer Förster, dem er längst zugesagt, einmal vorzusprechen. Die edle Weidmannskunst bringe zusammen.

Man merkte, daß der alte fromme Friedensgeist des Freihofgeschlechts von dem Familienkreise gewichen war. Wo auch nicht ein Wort des Vorwurfs oder des Bedauerns mehr laut wird, wenn der Mann seine eigenen, seltsamen Wege geht, ist die Hoffnung erloschen, daß es hilft. Man setzt den Tageslauf, den Lebenslauf neben einander fort, weil man äußerlich aneinandergekettet ist. Ebensogut könnte es auch nicht so sein, und dann wäre man mindestens ebenso zufrieden.

Die Frauen hatten geweint. Ihre Augen waren noch gerötet. Mit Widerwillen nahm er diese schweigende Anklage wahr. Er zauderte, ob ins Wirtshaus zur Sonne oder zu Bett. Das letztere zog er heute vor.

Der Nebel hatte sich in Regengerieſel aufgelöst.

Eintönig klopfte und pochte es an die Fenster. Dem Freibauern war es ein widerwärtiger Ton. Er wälzte sich rechts und drehte sich links. Das Unheil, welches er angerichtet, beschäftigte ihn, wenn auch glücklicherweise der Mann nicht lebensgefährlich verletzt war. Trotz alledem drohte die finstere Kerkerthür. In seinen Einbil-

dungen, die beim Schweigen und im Dunkel der Nacht erhitzt waren, sah er lauter Kerkerthüren. Mit Gewalt riß er sich von seinen Befürchtungen los.

„Sie sollen es mir beweisen, daß ich ihn geschossen habe," sprach er zu sich, „und kommt es heraus, so entschuldigt mich der Nebel. Was kann ich dafür? Ins Gefängnis geht es noch lange nicht."

Jost Gombert schlief bis spät in den Tag hinein. Die Frauen waren längst thätig, das Gesinde beschickte das Feld. Mißmutig drehte er sich um, als wollte er, bei den Tagesgeschäften allein vergessen und hinter den thätigen Frauen und Knechten zurückgeblieben, dem inneren Unwillen den Rücken kehren.

Eine wohlbekannte Stimme riß ihn herum.

„Freibauer, auf ein Wort!" sagte sie.

Es war Itzig, auch Honig genannt.

Der Freibauer ballte die Faust. Itzig legte ruhig seine Hand auf Jost Gomberts Arm und lächelte fein.

„Ihr habt den Lilienstein geschossen, Freibauer."

Jost Gombert taumelte zurück, als wäre ein Kolbenschlag auf seine Stirn gefahren.

„Nu? Ihr werdets nicht leugnen? 's ist alles 'raus. Braucht man nicht ein großer Neschcr (Adler, bildlich: großer Rabbi) zu sein und weiß alles."

„Und wer es auch gewesen ist," sagte Jost Gombert mit finsterer Miene, „er ist unschuldig, weil der dicke Nebel war."

„Sagt mir nichts von Unschuld!" rief Itzig. „Ihr seid schuldig, wird der Richter sagen. Denn wie heißt? Habt Ihr mich nicht auf das Pflaster geschmissen, daß Arme und Beine geknackt haben? Habt Ihr es nicht ausgebracht, daß ich heiße Honig und nicht Itzig? Wir wollen sehen vor dem Richter! Habt Ihr nicht zum Herrn Gerichtsvollzieher von den Juden gesprochen mit Verachtung und Haß, was ich gehört habe, so wahr ich Itzig heiß'? Habt Ihr nicht gesagt, die Juden müssen alle ins Land Kanaan zurück, und wir behalten's Geld? Habt Ihr nicht den Lilienstein erschießen wollen, der Euch gesehen auf den ersten Blick, und Ihr wollt ihn nicht gesehen haben? Ist das nicht eine Verfolgung, ein Mord? Weiß' ich nicht, daß Ihr ein großer Mann seid und

daß Ihr kleiner werdet als der Itzig, wenn er erzählt, daß Euer Kiß (Geldbeutel) ein Loch hat? Wo bleibt der Kredit?"

Joſt Gombert hatte ihn angeſtarrt wie eine Bildſäule. „Was wollt Ihr?" fuhr er jetzt auf. „Sagt es gerade heraus."

„Was ich will! Ich komme für den Lilienſtein."

„Was will der von mir?"

„Was er will? Geld will er, Schmerzensgeld, oder Ihr geht ins Loch, ſo wahr er der Lilienſtein iſt."

Der Freibauer hatte ſich im Bett aufgerichtet. Seine Augen ſahen gläſern aus.

„Wie viel wollt Ihr haben?" ſtöhnte er.

„Wie heißt? Dem Lilienſtein ſein Arm iſt zerſchoſſen. Er liegt in der Stadt beim Dr. Roſenbaum, was ſein Schwager iſt. Hier, leſt den Schein."

Der Freibauer hielt ihn vor die Augen, die ihm flimmerten. Mühſam entzifferte er die Schrift. Dr. Roſenbaum bezeugte als Kreis-Phyſikus, daß der Kaufmann Herr Lilienſtein im linken Arm durch Hafenſchrot verwundet ſei und daß es ſich nicht feſtſtellen laſſe, ob er wieder in den Gebrauch des Armes kommen werde.

„Nu?" ſagte der Handelsmann. „Was wird's ſein? Gebt dem Lilienſtein tauſend Thaler, ſo wird Euch das Geſeroh (ſchlimme Lage) nichts ſchaden, Ihr ſollt rein ſein vor Gericht. Sagt ja!"

„Tauſend Thaler!" ſchrie der Freibauer. „Eher mein Leben!"

„Ein Mann wie Ihr, ein großer Mann, ein reicher Mann!" ſagte Itzig mit Betonung.

Joſt Gombert vergaß trotz ſeiner Bedrängnis nicht daß er einen Handelsmann vor ſich hatte. Nachdem er abermals verſucht, ſeinen Hals aus den Schlingen der belaſtenden Anklagen und verzwickten Drohungen herauszuziehen, legte er ſich aufs Handeln.

Itzig that in Lilienſteins Namen ſehr verwundert, ſehr verletzt. Es ſei doch ein guter Wille, eine Gnade, um dem Freibauern nicht den geachteten Namen und den ſeinen Kredit zu rauben. Deshalb habe ihn der Lilien-

ſtein geſtern Abend mit nach der Stadt genommen und ihn heute herausgeſchickt.

„Was Kredit!“ rief Joſt Gombert. „Ich bin kein Handelsmann.“

„Choliloh (Gott bewahre!)!“ lächelte Itzig, „ſoll man von Euch ſagen: „Er kann ſeine Steuern nicht mehr bezahlen und giebt dem Geſinde ſeinen Lohn nicht mehr?“

Wieder handelte der Freibauer. Er war ganz verwirrt. Kaum hielt er ſo weit an ſich, um nicht aus dem Bette zu ſpringen und den Itzig allen ſeinen Zorn fühlen zu laſſen. Und dann wieder überfiel ihn eine ſolche Entmutigung, daß er ganz widerſtandsunfähig war.

Aber jäh hielt er daran feſt, den Itzig herunterzuhandeln. Er bot einhundert Thaler.

„Gott Du Gerechter!“ ſchrie der Handelsmann. „Was würde der Lilienſtein ſagen? Sagt fünfhundert Thaler!“

Der Freibauer nahm all ſeine Zähigkeit und Schlauheit zuſammen. Einer rang mit dem andern.

Endlich einigten ſie ſich auf zweihundert Thaler. Dagegen verlangte Itzig fünfzig Thaler Proviſion. Er ſtellte dem Freibauern mit allen Künſten der Beredſamkeit vor, daß der „Honig“ noch nicht bezahlt ſei und daß ſehr viel von ihm abhänge.

Joſt Gombert ſträubte ſich abermals mit Händen und Füßen.

„Bin ich nicht ein armer Baal maſſo umathon (Handelsmann)?“ ſchrie Itzig. „Sagt mir nichts von Handeln. Sagt ja!“

Mit fünfundzwanzig Thalern war er am Ende zufrieden. Das Geſpräch drehte ſich noch darum, womit Joſt Gombert bezahlen wollte.

Während der Handelsmann ihm im Namen Lilienſteins eine Quittung, unterzeichnet von Itzig zu Breita, ausſtellte, holte der Freibauer ſeufzend Obligationen im Werte von zweihundert Thalern herbei. Fünfundzwanzig Thaler konnte er nicht aufzählen, der Handelsmann forderte einen Wechſel auf die Summe. Damit war die Sache erledigt, und zur Ehre der beiden Handelsleute müſſen wir ſagen, ſie deckten Joſt Gombert ehrlich und treu vor Gericht, und wer es hören wollte, daß er ein

braver und ein reicher Mann sei, konnte es von ihnen erfahren. Lilienfteins Wunden heilten schnell. Sein Arm war zum Glück nicht steif geworden.

Der Freibauer gewann Vertrauen zu den beiden. Besonders der Lilienstein war ein charmanter Mann, ein feiner Geschäftsmann, nicht aufdringlich, stets artig und freundlich, und bezahlte, wie männiglich bekannt, immer bar auf der Stelle. Viele Geschäfte machte er selbst nicht, da er überhäuft war, sondern er hatte seine Agenten wie den Itzig in Breita, der nebenbei auch seine eigenen Geschäfte abschloß.

Die Geldverlegenheit, in der sich, wie der Gerichtsvollzieher dem Freibauern mitgeteilt, Heinrich Gangel befand, war lediglich eine vorübergehende gewesen.

Als der Freibauer mit ernster Miene bei ihm eintrat, um unter vier Augen deutlich mit ihm zu reden, öffnete er lachend seinen Schrank und zeigte in einem Beutel einen ganzen Haufen Geld in Silber, Gold und Scheinen vor.

Der Freibauer war glänzend geschlagen und änderte sein saures Aussehen in das freudigste Gesicht von der Welt. Er verlangte nicht umsonst seine Zinsen, sondern erhielt sie auf Heller und Pfennig. Sogar vom Kapital zahlte der junge Wirt einen kleinen Posten ab. Ebenso versprach er, die andern Mitglieder des Kasinos zu befriedigen. Dann zog er den Freibauer in das Hinterstübchen oder Herrenstübchen.

„Freibauer," sagte er, diesem einen Stuhl bietend, „es wäre mir längst besser gegangen, wenn ich ein rechtes, echtes Weib gehabt hätte. Wer sich auf fremde Leute verlassen muß und ihnen nicht auf die Finger sehen kann, hat seinen Fuß in der Falle und kommt nicht vorwärts. Mein Haus ist schmuck, das ganze Gewese billig erworben, was Ihr so gut wißt wie ich. Meine Sachen stehen gut. Eine fehlt mir, die mir das Glück ins Haus brächte. Freibauer, ich weiß eine und mag keine andre! Zeitlebens will ich Euch Ehre anthun, was ich immer gethan, wie Ihr wissen müßt."

Er war dicht vor den Freibauer getreten, den das harte Geld in den Taschen drückte. Wer den jungen

Mann sah, mußte gestehen: ein prachtvoller Bursch! Hochgewachsen, krauses blondes Haar auf der klugen Stirn, blitzende Augen, um die festgeschlossenen Lippen der Ausdruck eines klaren, entschiedenen Willens, so würde er jedem gefallen haben.

Und der Freibauer hatte schon eher seine Gedanken und Anschläge gehabt. Er war sich bisher nicht klar geworden, ob Heinrich es zu etwas bringen werde. Heute hatte er den Beweis in den Taschen. Das Geld kniff ihn in die Schenkel, solch Haufe blankes Silber war es.

Jost Gombert schlug mit Macht in Heinrich Gangels Hand ein.

„Du sollst des Freibauern Tochter haben," sagte er. „Deine Werbung ist mir recht."

Am Abend schallte und knallte es durch das Dorf. Peitschenknallen straßauf und ab und auch wohl Pistolenschüsse bedeuteten eine erhörte Werbung und Verlobung. Die rote Steinkruke, die Schnapsflasche ging von Hand zu Hand, und wo Leute in den Fenstern lagen, wurde sie ihnen zu einem Schluck hinaufgereicht.

Wie ein Gebild aus weißem Marmor saß die Braut im festlich belebten Zimmer. Ihre Züge waren vom heißen Weh durchzogen. Der Vater hatte als Vater und Bauer sein Machtwort gesprochen. Sie war das geschmückte Opfer.

Lärm und Juchzen draußen, lustiges Geschwätz und Lachen drinnen; Annmarie konnte nicht scherzen und wußte nicht, was ihr Bräutigam zu ihr sagte. O hätte sie zu Großmutters Füßen einen Strom von Thränen weinen können! Ihr wäre leichter geworden, sie hätt' es eher zu tragen vermocht, was wie ein geborstener Turm, an dem thörichte Hände lange gebaut, über ihr zusammengeschlagen war, sie unter Schutt, Geröll und Staub wie eine Tote begraben hatte.

„Kind," flüsterte ihr die Großmutter, als alles fest war, statt eines Glückwunsches zu, „in Gottes Händen bleibst Du, die geben Glück um Glück, würd' es auch wie der Tau in der Nacht geboren."

Dann sann sie nach. Sie verstand es weniger, als sie den Sinn ahnte. Vielleicht hatte die Großmutter

selbst in der bittersten Stunde ihres Lebens, mehr ahnungsvoll als nüchtern klar, wie eine Prophetin gesprochen.

Bei Jakob Hartmann war es dunkel. Man hätte denken können, er habe sich heute früh zur Ruhe gelegt, um dem Peitschenknallen und Lärmen draußen, wie dem schmerzhaften Wallen im eigenen Herzen zu entgehen.

Doch er hatte Besuch. Ein alter ehrwürdiger Mann war mit ihm in tiefem Gespräch. Es war der Jude Veitel. Zwischen ihnen galt nicht Christ noch Jude. Sie waren eins, eins wie Altes und Neues Testament, das eine die Sehnsucht, die Verheißung, das andre die Wonne der Erfüllung.

Veitel blickte geblendet in das Morgenlicht. Es dünkte ihm unfaßbar, daß der Verheißene, der Trost Israels, da sein sollte, Jakob wandelte als Christ, der in das Licht hineingetauft war, in heiterer Mittagsklarheit.

Beide glaubten, der Jude in sehnender Hoffnung, der Christ in froher Erfahrung.

Sein Lebenlang war Veitel ein redlicher, ein rechter Israeliter gewesen, wie es solche ja wohl giebt.

Wahre Teilnahme für Jakob, wie für Annmarie und deren Familie hatte ihn nicht ruhen lassen, bis er sich aussprechen konnte.

Es war sehr Wichtiges, was er zu sagen hatte. Dem Freibauern hätten die Ohren gegellt, wenn er Zeuge gewesen wäre. Veitel meinte es gut mit ihm wie mit jedermann.

Er beriet mit Jakob Hartmann, wie sie vom Freihofe ein Netz fortreißen könnten, das unsichtbar ersichtlich darauf herabschwebte. Viele Hände hatten daran gestrickt. Nur selbstlose Liebe war imstande, es zu zerreißen.

Indessen wie leicht kann sie mißverstanden und mißdeutet werden! Sie gleicht einem heiligen Feuer auf dem Herde oder im Tempel. Nie darf es verlöschen. Aber wehe, wenn Dämonen hineinblasen!

Jakob Hartmann war gegenüber dem Freihofe-Partei. Er sah sich außer stande, den Bann darüber zu lösen. Jeder Versuch, sich hineinzumengen, wäre ihm bitter verübelt worden. Es gehörte zum Bann über den

Freihof, daß Jakob Hartmann von der Schwelle des Freihofs verbannt war.

Auch Veitel galt als Partei durch ſeine Freundſchaft mit dem jungen Manne.

Was ſollten ſie thun?

„Wir ſchreiben einen Brief an ſie ohne Unterſchrift,“ ſagte Veitel.

Jakob Hartmann ſchüttelte den Kopf.

„Das nützt nichts, das ſchürt nur an, ſie wiſſen doch, von wem er kommt und legen es anders aus, als es gemeint iſt.“

„Ich gehe zum Pfarrer,“ ſagte er nach einigem Nachdenken, „dies iſt das einzige.“

„Was wird es helfen?“ entgegnete Veitel. „Der Freibauer läßt ihn nicht in die Thür und geht auch nicht zu ihm.“

„Ich ſchreibe,“ ſetzte er lebhaft hinzu. „Ich habe Dir alles geſagt, und da Du's weißt, weißt Du auch, daß wir etwas wagen müſſen.“

Jakob Hartmann drückte die Hand des alten Mannes.

„So verſuch' es,“ ſagte er. „Ich kann und darf nicht. Nichts weiter kann ich, als für den Freihof beten.“

Einige Tage ſpäter ſummte ein dunkles Gerücht durch den Ort. Man ſprach von einem Schreiben, das mit

zitternder Hand verfaßt, mit dem Poststempel der nächsten Stadt versehen, bei dem Freibauern eingelaufen sei und Warnungen vor dem Sonnenwirt enthalten habe.

Den Freibauer sah man in hellem Zorn nach dem Wirtshause gehen. Mit lachendem Gesicht kehrte er zurück.

„Jakob Hartmann hat eine Spitzbüberei erfunden," hieß es überall.

Kein Mensch außer den Freihofleuten und Heinrich Gangel erfuhr jemals, was in dem Briefe gestanden hatte.

V.

Zwischen Mond und Sonne.

Wenn die Erde zwischen Mond und Sonne zu stehen kommt, so entsteht eine Finsternis.

In Breita jagten sich Mond und Sonne die Erdbewohner ab. Der Mond suchte das Licht des Tages zu werden und die Sonne schien die halbe Nacht durch. Verwirrung und Finsternis beherrschten das Dorf, dessen Insassen in lauter Licht zu wandeln und dem Herrgott den himmlischen Funken gestohlen zu haben glaubten, so daß Gott in Dunkelheit und sie in Tageshelle wären.

Die Alltage waren vergnüglich in Breita, weil des Abends dies und das angestellt werden konnte, die Sonntage aber waren noch lustiger in Breita, weil eben den ganzen Tag oder wenigstens vom Nachmittag an Sonntag war, nicht kirchmäßiger Sonntag, sondern zwischen Sonne und Mond.

Was die Breitaer nicht für glückliche und stichfeste Leute waren, daß es ihnen so hinging! Zwar kam der Gerichtsvollzieher jeden Monat einmal oder zweimal, je nach Bedürfnis. Manchmal zog er mit einer langen Nase ab. Denn wo nichts ist, hat selbst der Gerichtsvollzieher sein Recht verloren. Meistenteils versteigerte und pfändete er die Kuh aus dem Stall, das Bett aus dem Zimmer, das Heu von der Wiese, das Korn vom Boden und die Kartoffeln aus dem Keller, natürlich nicht auf einmal, wenigstens in selteneren Fällen, sondern nach

und nach. Denn er hatte eine Kutsche und konnte so oft kommen, wie er gerufen wurde.

Der Gerichtsvollzieher Ullmann war ein menschenfreundlicher Mann. Es sollte Fälle geben, wo er voll Erbarmen in die eigene Tasche griff. Wo indes der Leichtsinn und die Liederlichkeit sich allzubreit machen, friert die Menschenfreundlichkeit ein.

Breita war bei weitem nicht das einzige Dorf, wo die Tüchtigkeit und Nüchternheit mit zerrissenen Sohlen gingen. Es gab, wie gesagt, viele Ortschaften umher, die ähnlich waren, meistens war es jedoch noch nicht so auf die Haut geschlagen, der Ausschlag fing erst an, auszubrechen. Der Steuererheber konnte die Stufenfolge genau angeben und den Krankheitsprozeß mit Akten belegen.

Durch die Nebenbuhlerschaft der beiden Wirtshäuser bildeten sich Feindschaften und Parteiungen. Der eine Wirt zählte dem andern seine Kunden ab. Jeder suchte den andern in Festlichkeiten und Kurzweil zu übertreffen. Der erfand die Lockspeise, jener jene. Wer es am besten konnte, hatte den größten Zuspruch, obgleich keiner klagen konnte, wenn nicht der Neid klagen wollte. Je nach Verwandtschaften schlugen sich die Breitaer auf die eine oder andre Seite.

Man mußte es ihnen lassen, sie waren im ganzen harmlos, sie waren ihre eigenen Narren und zerrupften ihr eigenes Glück. Raufereien mit dem Messer kamen nicht vor wie in manchen Gemeinden mit einem besseren Anstrich. Dieb und Raub konnte man ihnen auch nicht nachreden. Auch im Prozessieren trieben sie es nicht ärger als andere. Sie waren fleißig und mühten sich.

Um ein Haar wären die Breitaer glücklich gewesen. Dieses Haar war die Zuchtlosigkeit. Sie tranken sich auf. Sie zehrten sich selbst auf. Sie lebten und waren tot.

„Alles ist Natur," war des Freibauern Stichwort geworden. Viele dachten ebenso, andre lebten so.

Die Wahrheit mochten sie nicht hören und ihr noch viel weniger folgen. An den Gräbern waren sie ebenso empfindlich wie am Taufstein oder am Altar. Alles mußte mit Liebe zugedeckt werden, sonst war es ein Verdammen. Die zehn Gebote gingen ihnen nach dem

Schnürchen ab. „Thue recht und scheue niemand" war ihr Kernwort. Was fehlte ihnen?

Der Handelsmann Itzig, genannt Honig, verkehrte viel im Wirtshaus zur Sonne. Er zechte nicht dort. Die Juden sind meistens nüchtern und sparsam. Der Familientisch ist ihr Wirtstisch. Itzig oder Honig hatte Wichtigeres zu thun, als sich mit Trinken aufzuhalten. Seine Kehle trocknete nicht ein.

Seit der Verlobung des Sonnenwirts mit Annmarie sprach der Freibauer täglich im Wirtshause zu. Er wollte seinem zukünftigen Schwiegersohn nach dem Rechten sehen helfen. Er fühlte sich hinter dem freisinnigen Kreisblatt und einem Glase behaglicher als bei den Weibsleuten und bei Bibel und Gesangbuch. Er war ein gebildeter Mann.

Mit Itzig traf er häufig zusammen. Itzig hatte sein Benehmen gegen ihn in etwas geändert. Itzig war immer zuvorkommend, aber vom Handel, von Geschäften kein Wort. Den zukünftigen Schwiegersohn lobte er als einen geborenen Wirt und Geldmacher. Bis in den Himmel erhob er ihn, besonders wenn er mit Jost Gombert allein war und ihm gleichsam unter dem Siegel des Vertrauens seine Meinung mitteilen konnte.

Der Handelsmann Lilienstein, der gelegentlich in den Ort kam, kehrte auch in der Sonne ein. Ihm war ein kleines Unglück widerfahren. Er sollte vor Gericht einen Eid ablegen und wurde vorher gefragt, ob er bereits gesessen habe und noch nicht verurteilt worden sei? Um den Reinigungseid leisten zu können, sagte er aus, daß er noch nicht bestraft worden. Hinterdrein hatte der Richter erfahren, daß er in einer Stadt, wo er früher Handel getrieben, allerdings eine Gefängnisstrafe abgebüßt habe. Der erschlichene Eid kostete ihn dreivierteljahr Gefängnis. Lilienstein hatte wegen dringender Geschäfte um Ausstand gebeten und ihn erhalten. Die Leute wußten allgemein um die Sache, nahmen jedoch, obwohl sie ihren Lachreiz kitzelte, für den Handel weiter keinen Anstoß daran.

Auch andre Handelsleute schenkten dem Wirtshaus zur Sonne häufig ihren Besuch, so wenig das zum Monde versäumt wurde.

Die Feindschaft zwischen Sonne und Mond erreichte durch ein häßliches Gerücht ihre Spitze. Ein dem Sonnenwirt befreundeter Handelsmann hinterbrachte ihm voll Entrüstung, daß Peter Hauser vom Monde verschiedentlich ausgesprengt habe, mit Heinrich Gangel gehe es so gewiß und wahrhaftig bergab wie die Tage jetzt abnähmen. Der teilnehmende Freund erbot sich, falls der Sonnenwirt in Geldnot sei, gegen Wechsel sofort zu helfen.

Andre Handelsleute kamen dazu. Sie schwuren, daß der Mondwirt ein schlechter Kerl sei. Er hab' es auf das Verderben seines Nebenbuhlers rein abgesehen.

„Wem gehen sie denn mehr ans Faß?" rief einer, „dem Mond- oder dem Sonnenwirt? Ist es nicht hier, wie wenn die Fliegen sich ein Labsal thun und auf den Mustopf fallen?"

„Und in den Beifuß gehen, der von der Stubendecke herabhängt, und mit dem Fliegenbeutel alle gefangen werden, daß es summt und man sie alle hat im Sack?" lachte ein andrer.

Wer auch herzukam, um sein Glas zu trinken, schimpfte auf die verleumderische Niederträchtigkeit Peter Hausers mit.

Die Handelsleute rieten, einen Prozeß anzustrengen, weil Peter Hauser dem Sonnenwirt den Kredit schmälere. Sie wollten Zeugen stellen, daß der Mondwirt die Verleumdung über Heinrich Gangel ausgebracht habe, der Prozeß wurde besprochen und dem Sonnenwirt jede Summe, die er dazu oder sonst haben wolle, mit heiligen Schwüren versprochen.

Abends war Kasino. Unten tranken, rauchten und schwatzten Männer und Burschen des Dorfes, oben im Herrenstübchen hielt das Kasino Tisch.

Eine Batterie Flaschen war aufgefahren. Die Karten lagen auf ihrer Stelle. Alles war bereit.

Der Förster und Jost Gombert befanden sich allein im Zimmer. Von unten drangen manchmal Lärm und Lachen herauf.

„Die andern bleiben heut lange," meinte der Freibauer und sah aus dem Fenster.

Der Förster meinte es auch und brachte allerlei aufs

Tapet, um die Zeit zu verkürzen. Er klopfte wegen des Gerüchts, das Peter Hauser ausgesprengt, auf den Busch, aber sein, da es eine kitzliche Sache war. Der Freibauer merkte nichts, zu ihm war also das Gerücht noch nicht gedrungen.

Schritte polterten den Flur her. Die andern Männer erschienen. Sie waren heute nicht kasinomäßig aufgeräumt.

Es wurde hin und her geredet, der Förster gab sich alle Mühe, die gute Laune in Zug zu bringen.

Wie es denn wohl mit ihrem Gelde stehe, das sie für den Heinrich Gangel vorgeschossen? fragte im Laufe des Gesprächs einer den Freibauern. Sie hätten lange genug gewartet und Geduld gehabt. Der Sonnenwirt habe die letzten Zinsen nicht bezahlt. Es sei Zeit, daß er ihnen ihr Geld wiedergebe.

Der Freibauer warf leicht hin, das werde dem Sonnenwirt keine Hexerei sein.

Sie wären eben deswegen bei ihm gewesen, sagten sie. Er habe ihnen wohl Versprechungen auf bald gemacht. Davon aber würde kein Mensch satt. Es gingen allerlei Gerede, — und kurz und gut, sie müßten ihr Geld haben, und der Freibauer sei des Sonnenwirts Schwiegervater, er werde sich nicht lumpen lassen und für seinen Schwiegersohn auslegen.

„Was für Gerede?“ fuhr er auf.

„Nun, nun, was dumme Menschen schwatzen, wenn sie aufeinander gehen. Es ist ja bloß vom Mondwirt,“ beruhigte der Förster, als die andern, ohne den Bissen zu versüßen, nackt und vollständig erzählten, es laufe das Gerücht um, mit Heinrich Gangel pfeife es aus dem letzten.

Der Freibauer schleuderte die Karten, die er in der Hand hielt, voll Zorn weit von sich, so daß sie in der Stube flogen und klappten und wie ausgerissene Falterflügel am Boden lagen.

Huh, wie donnerte er mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser taumelten und überflossen! Sein Gesicht sah aus, als wollte es vor Blut und Hitze zerspringen.

„Wer hat die Lüge gesagt?“ schrie er. „Der komme her, hierher, sage ich, und sag' sie mir auch!“

Weil es eine ſchäbige Lüge ſei, wie jedermann wiſſe und ſich an den Fingern abzählen könne, ſolle er dem Peter Hauſer nicht die Ehre anthun, außer ſich zu werden, beſchwichtigte der Förſter. Er könne ſolch Narrengeſchwätz mit Ruhe anhören. Wenn er hitzig werde, ſei Peter Hauſer oben auf. Der Heinrich Gangel habe das Richtige getroffen, daß er ſolch Geſchwätz nicht achte noch groß aufblaſe. Sonſt hätt' er's dem Schwiegervater ſelbſt lange geſagt.

Die Thür wurde geöffnet, und indem wie ein dichter Qualm aus einem rauchenden Ofen das Lärmen von unten hereinſchlug, erſchien der Sonnenwirt, um zu ſehen, ob die Herren ordentlich verſorgt ſeien.

„Heinrich," rief der Freibauer, „was iſt's mit dem Gerede, daß Du Matthäi am letzten biſt? Gerad heraus, ſag' ich. Warum haſt Du mir nichts davon geſagt?"

Der Sonnenwirt lachte auf.

„Was ſoll man ein Geſchwätz machen, wo lauter Dunſt hinter iſt? Es regt Euch auf und iſt's nicht wert."

„Recht ſo!" ſagte der Förſter. „Ein Schwiegerſohn, wie er ſein muß. Was ſoll man ſich das Leben verbittern?"

„Wir laſſen's aber nicht auf uns ſitzen," trumpfte der Freibauer auf. „Es kommt vor den Richter."

„Es iſt mir auch angeraten worden," ſagte Heinrich Gangel. „Ich mein', man läßt es und wartet, bis man dem Mondwirt ſonſt eins in den Nacken geben kann, daß er ſchnauft und nicht aufkann."

„Ich muß doch zum Gericht," hielt der Freibauer, ohne auf ihn zu hören, an ſeinem Faden feſt, „ich habe da einige Prozeßſachen von eher. Ich werde mit dem Advokaten reden und dann gleich drauf."

Der Sonnenwirt ſchlüpfte aus dem Herrenzimmer, wo die Luft beklommen war.

„Bleibt Ihr bei Eurer Forderung?" fragte der Freibauer die andern Dorfhäupter. „Es nimmt mich Wunder, daß Ihr ſolch Mißtrauen habt. Wir haben als gute Freunde langher im Kaſino geſeſſen. Jetzt kommt Ihr mir ſo, und ich habe ganz etwas Andres vorgeſchoſſen als Ihr mit Euren lumpigen paar Thalern."

Die Stimmung wurde mit jedem Augenblick erregter. Die Kasinobrüder waren aufgesprungen. Der eine ergriff einen Stuhl, der andre eine Flasche. Mit aller Macht warf sich der Förster Ulich zwischen sie.

„Um Gottes willen, Freunde, keinen Spektakel, sonst bekommen die Aufpasser Oberwasser!“ rief er. „Ruhig, ruhig! Dem Freibauer kommt es nicht darauf an, Euch zu bezahlen, und Ihr könnt warten. Ruhig, ruhig!“

Die Männer bestanden darauf, sie wollten ihr Geld haben. Jost Gombert übernahm es, morgen bei Tage alles auszuzahlen. Vom Kasino habe er genug.

Damit griff er nach seiner Mütze und wollte gehen.

Der Förster bot all seine Überredungskunst auf. Er hielt ihn am Ärmel fest. Der Freibauer war unbesieglich. Einige Beleidigungen für die ungeduldigen Gläubiger des Sonnenwirts zurücklassend, verließ er das Haus. Vor der Thür stand der Wagen des Arztes, der von Hohenfriedenau kam, wo angetrunkene Burschen mit dem Messer aufeinander losgegangen waren.

Der Arzt begrüßte den Freibauern und drückte seine Befriedigung aus, daß in Breita dergleichen seines Wissens erst einmal vorgekommen sei, während in anderen Orten alle Jahr etwas los sei.

Der Freibauer nahm die Anerkennung, die ihm zu einer andern Zeit sehr willkommen gewesen wäre, ziemlich gleichgültig auf und begab sich nach Hause.

Er fand die Frauen in einer lebhaften Beratung. Sie erzählten ihm, daß der Gerichtsvollzieher am Nachmittag einem Bauern, der seit lange krank lag, den Ackerwagen versteigert habe. Es sei aber nicht so viel herausgekommen, als die Kosten und Schulden betrügen, deshalb wolle der Gerichtsvollzieher in den ersten Tagen wiederkommen und an die Kartoffeln gehen. Es sei das nackte Elend im Hause. Man müsse Erbarmen haben und den Leuten unter die Arme greifen. Mit ein paar Mark sei es gethan. Wenn der Gerichtsvollzieher wiederkomme, würden aus den paar Mark so und so viele für Schreibereien, Reisegebühren, Gerichtskosten. Man sehe es ja, wie es ginge. Mit den kleinen Hausgeräten habe der Gerichtsvollzieher angefangen. Jetzt sei schon der

Ackerwagen fort. Und der Mann thue es ſelbſt nicht gern. Das Geſetz ſei einmal ſo gemacht, wie man männiglich wiſſe.

Der Freibauer war ſehr unwirſch. Die Leute ſollten ſich nicht wundern, daß ſie bald auf den nackten Dielen lägen, brummte er. Die Jungen brauchten nicht alles zu verthun, was ſie verdienten. Im Winter hätten ſie beim Förſter ein ſchweres Geld verdient, im Sommer ſei die Maurerarbeit auswärts extra gegangen, und ſie hätten abermals die Taſchen voll Geld gehabt. Wozu ſie ſich ſtädtiſch anzuthun und das andre durch die Kehle zu jagen brauchen? Für ſolche Taugenichtſe habe er kein Geld.

Annmarie ſuchte eine Gelegenheit, hinauszugehen, eilte auf ihre Schlafkammer und verſchwand gleich darauf flüchtigen Fußes vom Hofe.

Ihr Weg führte ſie an den beiden Wirtshäuſern vorbei. In bläulichem Dunſt ſah ſie die vollen Zimmer. Sie ſchauderte zuſammen, als ſie aus dem Wirtshaus ihres Bräutigams rohe Lieder vernahm, und floh wie vor einer Sünde.

Ihr Herz klopfte nicht wie das einer Braut. Es ging immer traurig, Tag und Nacht. Einzig in der Kirche, wenn die Orgel rauſchte und ſie aus ihrem Geſangbuche ſang und der Pfarrer von der lebendigen Hoffnung aus der Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Toten und vom Glauben, der die Welt überwunden, ſprach und zeugte, dann, ja dann ſchlug ihr Herz höher und voller, dann fühlte ſie, daß das Leben erſchienen ſei, welches den Tod überwinde, und daß es ein Glück gebe, das um das Glück des Augenblicks nicht zu ſchwer erkauft ſei.

Annmarie empfing daraus die Kraft, die ſie täglich brauchte.

Glauben heißt nicht ſehen, und doch handeln, als hätte man ſchon, was Gott verheißt.

Annmarie konnte nicht verzagen, weil ſie glaubte.

Wie eine Braut konnte ſie zu Heinrich Gangel nicht ſein. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ihr eigentlich war, wenn der, welcher ihr Bräutigam hieß, neben ihr ſaß. Wie eine Tote war ſie, als ob ihr Blut verſtarrte. Und doch lebte etwas in der Tiefe ihres Herzens. Bis dahin

reichte nicht des Vaters eiserner Zwang. Da wohnte der Glaube und die Liebe und die Hoffnung, und sie wußte auch nicht, wie es kam und möglich war.

Plötzlich stand einer vor ihr. Sie konnten sich nicht ausbiegen. Zwischen zwei Häusern war es, wo ein ganz schmaler Pfad für einen Menschen gelassen war.

Es war stockfinster, aber sie wußte, wer es war, und er wußte es auch, obgleich keins das andere hier vermutete.

Ein und derselbe Zweck war es, der beide in der Dunkelheit nach demselben Hause getrieben hatte. Er kam von dort, sie wollte hin.

Jakob Hartmann trat zurück auf den Hof, damit Annmarie herauskönnte. Ein andrer hätte das zitternde Mädchen an sich gerissen und die Schleusen ihres kaum verhaltenen, durch väterlichen Ausspruch in die tiefste Tiefe zurückgewallten Gefühls gewaltsam geöffnet.

Er sagte herzlich: „Gott mit Dir, Annmarie, bringe Segen auf den Freihof!"

Kein Wort mehr, kein Wort weniger sagte er. Leise berührten sich ihre Hände. Als sie unwillkürlich nach oben blickten, stand ein Sternlein zwischen finsteren Wolken und funkelte wie ein Licht, das eine unsichtbare Hand in all dem Dunkel für sie hielt.

Es war nicht das erstemal, wo ein stilles Wohlthun ihre Gaben sich begegnen ließ. Auch in der Kirche war das Silbergeld von ihnen, wenn für gute Zwecke gesammelt wurde. Die meisten andern hatten dafür nichts übrig und beklagten sich: „Man soll auch immer geben."

Es war ein jammervolles Bild, das sich dem Mädchen bei ihrem Eintritt in das Haus darbot.

Der kranke Mann, der sich ein Magenleiden angetrunken, wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andre. Die unordentlich gekleidete Frau kauerte in einer Ecke, ein schreiendes Kind auf ihrem Schoß. Das gewöhnliche Hausgerät fehlte zum Teil. Es war den Leuten verkauft worden, nachdem sie sich heruntergewirtschaftet hatten. In vielen Häusern sah man dasselbe Elend, dasselbe stumpfe Hinnehmen dessen, was man sich selbst bereitet.

Annmarie richtete einige freundliche Worte an Mann

und Frau. Das Erbarmen vergaß bei ihr, wie es sein soll, die Schuld des trunkfälligen Mannes, der unordentlichen, keifenden Frau.

„Vergieb uns unsre Schulden" betete sie leis und teilte unter herzlichem Zuspruch ihre Gabe mit.

Sie sparte die Geldgeschenke, die ihr der Vater zu jedem Tanzvergnügen und Feste übergab, um sie wie früher für die Teilnahme zu gewinnen. Von diesen Gaben bestritt sie mit inniger Freude die Nöte draußen und daheim, und gönnte sie sich einmal eine andre Freude, so war es ein gutes Buch oder ein und das andre Sonntags- und Missionsblatt, wodurch sie im Guten gestärkt wurde. Solche Freuden entschädigten sie überreich für die entnervenden, krebsartig fressenden Vergnügungen, denen sich die andern mit Leib und Seele ergaben und für die sie oftmals auch die äußere Ehre und das äußere Glück verkauften.

Auf dem Freihofe war man von jeher gewohnt gewesen, nach Väterfitte sparsam und einfach zu leben.

Dieser Brauch wurde, wie es schien, allmählich vergessen. Wenigstens nahmen die Nachbarn wahr, daß es in der letzten Zeit dort aus- und einging wie bei ihnen. Der jüdische Schlächter brachte öfters frisches Fleisch, Itzig oder Honig, der einen Spezereiladen angefangen hatte, Zucker, Reis, Kaffee und andre Bedürfnisse. Auch ließ sich Lilienstein manchmal in Geschäftsangelegenheiten auf dem Freihof sehen.

Im Monde erzählten sie sich auch davon.

Ein Teil behauptete, der Sonnenwirt könne das engbäuerliche Leben und Wesen nicht leiden und habe seine Schwiegerleute sein gemacht. Andre lachten: „Sie müssen Fleisch und Waren nehmen, wenn sie bei den Handelsleuten ein gnädiges Gesicht behalten wollen. Sie brauchen ja nicht zu bezahlen. Das findet sich von selbst."

Jedenfalls schienen die, welche den Dorfklatsch im Wirtshause breit schlugen, in den Danaergeschenken der Händler genügende Erfahrung zu haben. Man sah es ihnen an, welches Vergnügen sie dabei empfanden, daß auch ein Mann wie der Freibauer seine Thore offen stehen hatte.

Der Förster Ulich war ein wackerer Mann. Er ließ es sich angelegen sein, die beleidigten Männer mit dem Freibauern auszusöhnen. Von einem ging er zum andern. Sie waren darin eins, daß sie Jost Gombert verklagen wollten, ihn wegen Ehrenkränkung und seinen Schwiegersohn wegen des Geldes. Denn Jost Gombert hatte den Mund voller gehabt als die Tasche. Er war den ganzen nächsten Tag auf der Jagd gewesen und hatte vergessen, daß die Männer ihr Geld haben sollten.

Es kostete Schweiß, die Männer von ihrem Vorhaben abzubringen. Das Dorf wußte bereits darum, und die meisten freuten sich, daß der Freibauer sich hineingefahren hatte. Wo ein gutstehender Mann Unglück hat, sind ein Dutzend Schälke mit der Schadenfreude am Fenster.

Der Förster lief zwischen den Kasinobrüdern hin und her. Zu einem Reugeld für die Beleidigungen wollte Jost Gombert sich in keinem Falle verstehen. Hingegen sagte er zu, sofort die Forderungen der Männer an Heinrich Gangel auszugleichen, wenn sie damit zufrieden sein wollten.

Eine Batterie Bierflaschen mit voller Ladung und ein Fäßchen Branntwein mußte er zugeben. Gute Freunde und Nachbarn wurden zu dem Versöhnungstrunk eingeladen. Der Förster hatte etwas Großes zu stande gebracht. Die Gegner, welche schon auf Streit und Prozesse gelauert hatten, standen mit langen Nasen da.

VI.

Ein Fall aus der Sonne.

Im Hinterstübchen des Wirtshauses zur Sonne berieten sich der Freibauer und sein zukünftiger Schwiegersohn.

Die Bücher lagen vor ihnen aufgeschlagen. Zahlen auf Zahlen liefen in dichten Reihen herunter, jede Seite enthielt neue Namen. Ein ganzes Kapital steckte in dem Papier, wenn man es zu Gelde machte.

Es waren die Gerichtsbücher des Dorfes Breita, aber nicht alle, da der Mond auch volle Bücher hatte.

„Da steckt viel bares Geld drin," sagte der Freibauer, nachdem man die Summen ungefähr überblickt hatte.

Von den Schuldnern wußte wohl keiner, ob seine Zahlen in den Büchern richtig waren. So mißtrauisch die Leute gegen ihren Pfarrer und andre Wohlmeinende waren, so sehr sie da Mißgunst und Strenge witterten, so vertrauensselig waren sie hier. Wie leicht konnte der ehrlichste Wirt, wenn ihm der Kopf in all dem Lärm und in all seinem dienstfertigen Hin- und Herlaufen brannte, sich absichtslos versehen! Und war es von ihm zu verlangen, daß er sich mit den toten Zahlen begnüge, da er schnell bezahlen mußte, was er an Getränken bezog? Wer ersetzte ihm die ausfallenden Zinsen des toten Kapitals in seinen Büchern?

Der Sonnenwirt und sein Schwiegervater hatten ein schweres Exempel vor. Die Aufgabe lautete: Geld!

Sollten sie alle Schulden einklagen?

Dies würde ein peinliches Aufsehen machen. Man würde sich das Wirtshaus leer machen. Es hieße, den Blitz in ein Pulverfaß leiten.

Also es ließ sich nicht thun.

Was denn?

Das Exempel war so schwer, daß ein Rechenmeister daran zum Narren werden mußte.

Da rollte ein Wagen vor, ein lustiger kleiner Einspänner.

„Es ist der Lilienstein," sagte der Freibauer, hinausblickend.

Der Handelsmann warf dem herauseilenden Wirt die Zügel zu und begab sich in die Stube, wo ihm der Freibauer mit einem Handschlag entgegenkam.

„Gieb eine Flasche Roten," sagte Lilienstein zum Wirt, der aus dem Stall zurückkehrte. „Wir wollen gute Freundschaft trinken, Freibauer. Wie heißt? Zu allen sagt Unsereins Du und jeder sagt zu uns Du, und der Freibauer thut so fremd und so groß?"

Heinrich Gangel holte schmunzelnd eine Flasche Rotwein. Es war ihm lieb, daß Lilienstein gekommen war.

Der konnte manchen Ritz ausschmieren und ihm den Schwiegervater geschmeidiger machen.

Der Freibauer und der Sonnenwirt lebten im ganzen einträchtig zusammen. Ein lobenswertes Verhältnis zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn stand in Aussicht. Allein im Geldpunkt, der für Heinrich Gangel der verwundbare Punkt war und wo unaufhörlich gestopft werden mußte, hatte Jost Gombert seine eigenen Ansichten und strengen Grundsätze. Ja, die Grundsätze über den Geldpunkt waren ihm von dem Freihofsgeschlecht geblieben. Er hatte strenge Grundsätze für die jungen Leute. Sie hießen mit einem Wort: „Richtet Euch ein!"

Aber andre Zeiten, andre Bedürfnisse; ein andres Leben, andre Ansprüche; andre Wege, neues Pflaster.

„Andre Zeiten, andre Sitten," damit hatte der Freibauer Jost Gombert selbst die Frauen zum Schweigen gebracht.

„Rufe den Itzig, er soll auch mittrinken," befahl Lilienstein wie einer, der schon des Befehlens und Beherrschens gewohnt war.

So hätte ein andrer zu dem Sonnenwirt sprechen sollen!

Der Sonnenwirt war ganz dienstfertig und sprang zum Itzig herum, wo er mehrere Handelsleute aus dem Dorf und der Umgegend traf.

Er nahm Itzig, genannt Honig, auf die Seite und flüsterte ihm vertraulich etwas zu.

Itzig patschte treuherzig in seine Hand. „Ein Mann, ein Wort!"

„Ich soll kommen zum Lilienstein, was in der Sonne ist," sagte er zu den andern Handelsleuten, welche voll Einverständnis blinzelten und lächelten.

Lilienstein und der Freibauer schüttelten sich gerade die Bruderhände, als Honig oder Itzig auf dem Platz erschien.

„Großer Friede und große Bruderschaft!" lachte Lilienstein. „'s gilt für Dich mit und für alle unsre Leut'. Der Freibauer ist ein charmanter Mann."

„Noch eine Flasche Roten!" rief er dem Sonnenwirt, „und ein Glas für den Itzig."

Heinrich Gangel hatte beides mit Windeseile besorgt.

„Wie steht's mit der Wahl?" fragte Lilienstein.

„Daß Ihr mir in Breita liberal wählt! Jeder gebildete Mensch wählt liberal, das versteht sich."

Er erzählte allerlei amüsante Stückchen von der vorigen Wahl und lobte das intelligente Landvolk, das den Sieg „der guten Sache" wesentlich herbeigeführt habe.

Hierauf sprang er, nachdem Itzig ihm ein Zeichen gegeben, auf etwas anders über.

„Nu, Gombert," sagte er, „wie steht's mit der Hochzeit?"

„Bringe noch 'ne Flasche Roten, Heinrich," befahl er, dem Freibauern das Glas wieder vollschenkend.

„Ich bin verheiratet, Gott sei Dank."

„Nu ja, natürlich. Mit dem Sonnenwirt und Deiner Tochter, mein' ich."

Er stieß an und füllte die Gläser von neuem.

Dicht heranrückend an den Freibauer, legte er seinen Arm um dessen Nacken und sprach zu ihm im Flüsterton.

Die Hochzeit, die Aussteuer und Mitgift wurden besprochen.

Lilienstein, der dem Freibauern bereits öfters Geld geliehen, erbot sich in gefälliger Weise zu neuen Vorschüssen. „Aber Du wirst's mir nicht verargen," sagte er, „was soll ich mit den Schuldscheinen und Wechseln? Soll ich hart sein und sagen: Sie sind verfallen? Das thu ich nicht bei solchem Ehrenmann. Du läßt mir die ganze Summe ins Hypothekenbuch eintragen. Das ist kurz gemacht und schadet Dir nicht. Der reichste Mann hat Hypotheken auf seinem Haus und Gut. So machen wir's, und wie heißt? Du kommst gleich mit mir in die Stadt. Wir haben da Zeit, auf dem Wege zu reden miteinander, und wo zwei tüchtige Männer zusammen sind, da ist Profit auf beiden Seiten."

Heinrich Gangel und Itzig redeten dem Freibauern zu. Was sollte er thun? Seine Wechsel waren in Umlauf gesetzt, und wenn er sie nicht durch Nachgiebigkeit gegen Lilienstein tot machte, konnte der ihm mehr schaden, als sich mit Leichtigkeit gut machen ließ.

Er fuhr mit in die Stadt. Es war am frühen Vormittag. Das Geſchäft konnte gut erledigt werden.

Die plötzliche Reiſe mit Lilienſtein erſchreckte die Frauen auf dem Freihofe nicht wenig.

Längst hatte ihnen der Verkehr des Freibauern mit den Handelsleuten schwer auf der Seele gelastet. Er äußerte nie ein Sterbenswörtlein darüber, was er mit ihnen zu thun hatte. Bloß ahnen konnten sie's, und Ahnungen bedrücken um so peinlicher, als dabei alles in ungewissen, verzerrten Umrissen erscheint.

Indem sie untereinander die Herzen erleichterten, klopfte es, und Veitel bot ihnen einen guten Tag. Er hatte einen jungen Verwandten bei sich, dessen Gesichtszüge sanft und edel waren und für ihn einnahmen.

Beide nahmen die Stühle an, die ihnen zugeschoben wurden.

Veitel fragte nach dem Freibauer. Als ihm gesagt wurde, daß er nach der Stadt sei, nickte er ein paarmal.

„Ich weiß, ich weiß," sagte er. „Ich weiß auch, daß er mit dem Lilienstein gefahren ist. Kennt er den Lilienstein? Kennt er den Itzig? Was weiß ich um die Geschäfte, was der Lilienstein und der Itzig haben mit dem Freibauern? Ist nicht der Lilienstein, ist nicht der Itzig ein Nevéloh (arglistiger Mensch), ein Rammoh (Betrüger), ein Nablon (Schinder), ein Gaslon (Räuber), und der Freibauer macht bei ihnen Chilluph (Wechsel) und schreibt nacheinander einen Schtar chov (Schuldschein) nach dem andern? Und der Heinrich Gangel soll sein der Chôson (Bräutigam) von der Annmarie, was ist ein Goldmädchen, ein gutes Mädchen? Rede, Benjamin!"

Der junge Mann räusperte sich. Es mochte ihm schwer ankommen, gegen seine Blutsfreunde nach dem Fleisch zu zeugen. Aber er war Veitels Erbe, wie männiglich bekannt war, und ehe er das äußere Erbe antrat, hatte er schon etwas von dem edlen Geist seines Verwandten.

Er erzählte in Absätzen. Wenn seine Mitteilungen stockten, brachte der alte Mann sie wieder in Fluß.

Die Frauen erfuhren von ihm, der in die Handelsbeziehungen seines Verwandten eingetreten war und deswegen mehr hörte und sah als Veitel selbst, daß unter den Handelsleuten Gerüchte in Umlauf waren, welche sämtlich darauf hinausliefen, daß Schwiegervater und Schwiegersohn sich in einem gefährlichen Netz befanden.

Lilienstein und Itzig hatten es sehr fein gesponnen und geknüpft. Sie waren dabei nicht verfahren, wie es sonst wohl geschieht, daß Papiere gefälscht, Zahlen durch Nullen vergrößert und die Opfer gewaltsam in das Verderben gestoßen werden. Der Freibauer war durch seine gesicherte Wohlhabenheit einigermaßen dagegen gedeckt und hatte ein etwas in seinem Wesen (man konnte es Vorsicht, Schlauheit, Zurückhaltung nennen, aber es war zugleich eine gewisse Würde, ein Rühre mich nicht an!) was die Handelsleute von solchen Wegen zurückhielt. Sie fingen es fein an, zeigten sich bis zu einem gewissen Punkte auch zurückhaltend, wanden sich unvermerkt und allmählich heran zu ihm und hofften, auf solche Weise ihren Nebbes zu machen, nicht in einem Stück, sondern vollständig, so daß sie den Freibauer und das Seine ganz und gar hatten.

Einzelheiten vermochte Benjamin Kohn nicht anzugeben. Er berichtete vom Hörensagen. Das einzige, was er mit seinen Augen gesehen, waren ein paar Wechsel, er wußte jedoch nicht genau, ob auf den Freibauern oder den Sonnenwirt lautend. Die Unterschriften waren ihm nicht gezeigt worden. Es schien, als ob man ihm nicht traute.

„Nu, vertraut auf Gott den Allmächtigen," sagte Veitel. „Mußt' ich nicht kommen und es sagen frei heraus? Wer helfen kann, das ist der Jakob Hartmann, der kann's und sonst keiner, hat bares Geld und geht seinen ordentlichen Weg und segnet die Schöoh (Stunde), wo er kann helfen als ein Malach Haschores (Engel im Dienste des Herrn). Ihr werdet nicht sagen, daß wir hier gewesen und Euch gezeigt, daß Ihr seid oovud (verloren), wenn der Lilienstein und der Itzig die Hand im Spiel behalten."

Während sich die beiden Menschenfreunde hinten aus dem Garten wieder davon schlichen, blieben die Frauen voll bangen Sorgen zurück. Was sie geahnt, lag wie vom Blitz erhellt vor ihnen und doch so verworren, daß sie ratlos waren und nicht wußten, wie sie die Seile zerreißen sollten.

Angstvoll erwarteten sie den Abend. Erst in

der Nacht kehrte der Freibauer in angeheiterter Stimmung heim.

Sein Weib nahm ihn ins Gebet, sie sagte ihm die Schulden auf den Kopf zu, aber er merkte wohl, wie wenig sie wußte, es war ihr nicht möglich, auf seine scheinbar auf die Sache eingehenden Fragen treffend zu antworten, er lachte sie aus und wollte zu Bett gehen.

Auch Annmarie kam herein.

Ehe sich's der Freibauer versah, lag sie zu seinen Füßen, die sie umklammerte.

„Vater," flehte sie unter Thränen, „geht um Gottes willen nicht weiter auf dem Wege, laßt es genug sein um unsers Glück und der Seelen Seligkeit willen! Redet mit ihm, mit — — mit Jakob Hartmann" — —

Als sie den Namen aussprach, riß er sich mit einer wütenden Gebärde los.

„Mit dem reden? Mit dem? Eher, hab' ich gesagt, eher schieß' ich mir eine Kugel durch den Kopf, als daß Du den bekommst, den — — den" — — schrie er.

„Und in vier Wochen ist Hochzeit auf dem Freihof" schrie er, „in vier Wochen, danach richtet Euch, Ihr Weibsleute! Hab' ich nicht immer für Dich gesorgt als ein Vater? Hab' ich nicht die Bleß mit dem weißen Hals für niemand anders gewollt als für mein einziges Kind, und hätte sie doch für mein Leben gern im eigenen Stalle behalten? Was die Leute schwätzen, das ist nichts, wir kennen sie, die dem Freibauern an den Hals möchten, alle kenne ich sie, die Euch das gestochen, was Ihr mir vorflennt. Aber ich bin der Vater und weiß, wem ich mein Kind geben soll. Die Tochter des Freibauern bekommt der, dem er sie giebt und der sie verdient. Braucht Euch nicht zu sorgen, dafür bin ich da und wüßt' nicht, daß mich einer für unzurechnungsfähig erklären dürft'. Und wollt Ihr's thun, so lauft zum Gericht, das wird Euch weisen."

In einen gewaltigen Zorn redete er sich hinein. Wieder und wieder fing er von Jakob Hartmann und seinem Gelichter an, und es war, als ob sich der Haß und die Bitterkeit gegen sie jetzt auch über die Frauen ergösse, so grimmig war er auf sie, und hielt doch sonst

äußerlich auf Anstand und Hausfrieden. Aber dem Jakob Hartmann gegenüber, in dem Punkt kannte sein Grimm keine Grenzen.

Die Frauen waren entwaffnet durch die furchtbare Gewalt, die auf sie platzte.

Vielleicht sähen Veitel und Benjamin auch zu schwarz, dachten sie wohl. Aber die Hochzeit, o Gott, die Hochzeit! Die Bäuerin war kaum darauf gerichtet, obwohl sie Linnen und Bettzeug in Vorrat hatte. Und Annmarie! Sie wankte die Treppe hinauf und mußte sich oben lange am Geländer festhalten, um nicht zu Boden zu fallen.

Die Großmutter saß mit gefalteten Händen aufrecht im Bett. Wortlos sank das Mädchen an ihrem Lager nieder.

„Großmutter! Großmutter, es ist alles aus!" preßte sie endlich hervor.

Was die beiden die Nacht durch gesprochen, Gott weiß es. Vor ihm war es gesprochen.

Am nächsten Tag kam Heinrich Gangel auf einen kurzen Besuch. Annmarie ließ sich nicht sehen. Die Bäuerin bekümmerte sich nicht viel um ihn. Ungestört war er mit dem Freibauer allein.

Er nahm das gestrige Gespräch über seine Wirtschaft wieder auf und rückte nach und nach mit dem Gesuch um Geld heraus, da er im voraus wußte, daß der Schwiegervater nicht mit leeren Taschen aus der Stadt gekommen sei.

Jost Gombert hatte wirklich einen schweren Beutel Geld mitgebracht. Steuern, Gesindelohn, Jagdpacht, Spielschulden und manches andre mußten berichtigt werden. Auch hatte ihn Freund Lilienstein vorsorglich auf den Gedanken gebracht, daß die nahe Hochzeit Kosten verursache und der Schwiegersohn vor allem eine bare Mitgift brauche. Eins war so unabweislich wie das andre. Der Lilienstein hatte in allem recht. Not bricht Eisen. Und der Lilienstein meinte es gut und freundschaftlich, sonst hätte er mit den Wechseln, die er seit langem hatte, anders gespielt. Jost Gombert hatte zwar Fett lassen und vor Gericht eine höhere Schuldsumme für das Hypothekenbuch angeben müssen, als sie in Wahrheit

war, aber dafür sah er nun auch wieder klar um sich, alles war glatt abgestrichen, er hatte das Gefühl einer leiblichen Sicherheit.

Der Auftritt in der vergangenen Nacht machte ihn bereiter, dem Wunsche Heinrich Gangels nachzukommen, als er es vielleicht andernfalls gewesen wäre. Er übersah die Eile, womit jener ihn an die Mitgift erinnerte und zahlte. Doch vergaß er nicht, den Schwiegersohn dringend zu mahnen, mit dem Gelde vorsichtig umzugehen. Der Freihof dürfe nicht weiter belastet werden. Man müsse sich hinfort einrichten. Wenn er einmal die Augen zuthue, falle ja dann alles an den Schwiegersohn, der froh sein werde, solchen Bauernhof zu überkommen.

Der Freibauer schritt heute mit den besten Absichten hinaus aufs Feld. Das Jagen und Karten, das Trinken und den Herrn spielen wollte er in Zukunft einschränken und sich nach alter Weise gründlich um die Wirtschaft bekümmern. Er griff gleich auf dem Felde ordentlich mit an. Sein ganzes Leben sollte mehr in das alte Geleise kommen.

Von Tag zu Tag merkte er mit heimlichem Ärger, was er versäumt hatte. Hier fehlte etwas und da etwas. Überall fand er die Spuren davon, daß er nicht unablässig, von früh bis spät, Tag ein und aus mitgethan und die Sachen selbst in der Hand gehabt hatte. Unversehens war manches liegen geblieben, andres nicht richtig oder nicht ordentlich gemacht.

Seine Ländereien waren umfangreich. Er brauchte viel Gesinde, viel Vieh, viel Futter und viel Saatkorn.

Der Freibauer konnte sich nicht verbergen, daß er abermals bares Geld nötig hatte, um auf allen Seiten das Gleichgewicht wieder herzustellen. Mit einer klaren Entschiedenheit berechnete er alles, wog es bei sich ab, überlegte, verwarf, ersann Auskunft.

Itzig, genannt Honig, half ihm auf die Spur.

Als Jost Gombert eines Mittags mit den Leuten vom Felde kam, harrte der Handelsmann seiner an der Hofthür. Er erzählte, daß wegen des guten Ertrags der Wiesen überall eine lebhafte Nachfrage nach Ochsen und Kühen sei. Die Preise ließen nichts zu wünschen übrig.

Was ein guter Wirt sei, der schlage sein Vieh los, so viel er könne. Die Landwirte brauchten im Winter ohnehin nicht so viel. Zum Frühling sei es nicht schwer, junge Stiere aufzutreiben, die ihre Arbeit so gut thäten wie die Ochsen und viel billiger seien. Er wolle ihm zur Sicherheit gleich ein paar junge Stiere in den Stall stellen. Der Freibauer möge die Ochsen verkaufen.

Geld war auf die einfachste Weise in Aussicht, und Geld brauchte Jost Gombert. Dabei fiel ihm ein, es werde nicht schaden, wenn er, um Vieh, Futter und Leute, die einen hohen Lohn beanspruchten, zu sparen, dazu thue, mehr Felder als bisher liegen zu lassen als Brachland.

Itzig ging ihm voraus in den Stall. Er machte für die Ochsen ein ungewöhnlich hohes Angebot.

Neben der Bleß blieb er stehen.

„Wie heißt?" sagte er, „die nehm' ich Dir aus 'm Stall. Geld ist Geld."

„Geld ist Geld," dachte Jost Gombert.

Wenn ihm nicht damals die Annmarie so gekommen wäre, dachte er weiter, so gäbe er die Bleß noch heute nicht um zweihundert Thaler hin. Aber nun wolle er zuerst an sich denken und um jeden Preis den Freihof wieder in die Höhe bringen. Dazu brauchte er Geld.

Der Freibauer ließ sich erbitten. Mit vier Paar Ochsen wanderte die Bleß vom Freihofe, nachdem Itzig andre Handelsleute herbeigerufen, die sie treiben halfen. Der Freibauer erhielt ein kleines Angeld; den vollen Betrag solle er nächster Tage haben.

Am folgenden Tage trieb Itzig ein paar Stiere auf den Freihof, die so mager waren wie die sieben mageren Kühe Ägyptens, welche die fetten verschlangen.

Der Freibauer schämte sich ihrer vor seinen Leuten und vor sich selbst. Der billige Preis, der ihm gestellt wurde, versöhnte ihn einigermaßen mit diesen Stallinsassen.

Inzwischen rückte der Tag der Hochzeit mit Riesenschritten näher. Die Bäuerin wußte nicht, wie sie mit allem fertig werden sollte. Annmarie half ihr nicht. Das Mädchen war wie gelähmt. Sie konnte nichts angreifen. Die Hände sanken wie zerschlagen in ihren Schoß.

Der Freibauer wollte den Arzt kommen lassen. Sie

wandte ein, daß es doch nichts hülfe. Ihr sei wie zum Sterben. Da könne kein Arzt helfen.

In den Wirtshäusern ging es aus und ein wie immer.

Man hätte nicht meinen sollen, daß es wahr sei, aber es war die bitterste, nackteste Wahrheit: als der Freibauer drei Tage vor der Hochzeit sein Mittagsschläfchen halten wollte, schellte der Ortsdiener im Dorfe umher, das Wirtshaus zur Sonne nebst allem Zubehör komme morgen Vormittag elf Uhr unter den Hammer.

Mit halbem Ohr hörte Jost Gombert zuerst, dann war es, als ob ihn von oben ein Schlag träfe, der durch und durch führe. Er taumelte gegen das Fenster, daß die Scheiben klirrten und zerbrachen.

Dies brachte ihn zu sich. Er stürzte auf die Straße und schrie: „Es ist eine Lüge!"

Er wußte nicht, was er that.

Er schrie hinter dem Ortsdiener her und packte ihn an der Brust und wollte ihn zerreißen.

Männer und Burschen liefen herzu und entrissen den Ortsdiener seinen gewaltigen Fäusten.

Der Förster eilte dem Freibauer, der wie ein Irrer war, zu Hülfe. Ihm gelang es, den Rasenden so weit zu beruhigen, daß er sich willenlos nach Hause führen ließ.

Veitel erwartete ihn dort.

Der alte Mann zeigte eine bewegliche Teilnahme. Kühn und eindringlich beschwor er den Freibauer, nachdem ihm das geschehen, die Verlobung seiner Tochter mit Heinrich Gangel aufzuheben. Noch sei Zeit zur Rettung für ihn. Er möge seinem Glück, er möge seinem einzigen Kinde zu lieb nun wenigstens Vertrauen zu Jakob Hartmann fassen.

Der Freibauer war wortlos. Er wies nur nach der Thür. Es wallte und siedete in ihm herauf. Der Förster mußte Veitel ersuchen, lieber zu gehen.

Nichts war zu ändern.

Lilienstein ließ das Wirtshaus zur Sonne versteigern. Der Sonnenwirt war durch ein paar Wechsel, die er leichtsinnig abgegeben, sein Schuldner. Lilienstein hatte seine Gründe, diesmal nicht an den Schwiegervater zu denken.

Um ein Spottgeld wurde das Wirthshaus verſchleudert. Lilienſtein war ſelbſt der Käufer. Er erlitt ſcheinbar Verluſt und kam nicht zu ſeinem Gelde. Denn das Geweſe galt mehrere Hundert Thaler weniger als die

darauf lastende Hypothek, welche dem Freibauer gehörte. Dieser mußte noch die Gerichtskosten bezahlen.

Die Gegner im Monde frohlockten. Aber sie triumphierten zu früh.

Großmütig setzte Lilienstein den Sonnenwirt Heinrich Gangel in die Sonne ein als seinen Vertreter, der für ihn die Wirtschaft weiter führen sollte, wogegen ihm dieser die Namen und Zahlen in seinen Büchern abtreten mußte, bis er ihm auf Heller und Pfennig seinen großen Verlust erstattet haben würde.

Die Hochzeit war plötzlich ins Ungewisse hinausgeschoben. Lilienstein behielt die Fäden in der Hand. Er redete dem Freibauer zu, auf seinem Kopf zu bestehen und nicht dem Jakob Hartmann zu lieb die Verlobung aufzuheben. Er stellte für seinen Schwiegersohn unverhoffte Vorteile in Aussicht. Er bewies ihm klar, daß von jetzt an der Schwiegervater gar keine Sorgen mehr habe, weil die Wirtschaft zur Sonne auf des Lilienstein Rechnung und Gefahr betrieben werde. Er versicherte, daß er selbst in großen Verlegenheiten gewesen sei und Lebens und Sterbens halber alles habe klar und glatt machen müssen. Wer habe wissen können, daß kein höheres Angebot gethan werde? Es gehe ihm nur um sein sauer erworbenes Geld, und Heinrich Gangel habe nie aus dem Elend herauskommen können, wenn es nicht diese Wendung genommen. Jetzt werde der Lilienstein die Schulden in den Büchern beitreiben, und Heinrich Gangel stehe unschuldig da. Der Lilienstein werde dafür sorgen, daß der Sonnenwirt obenauf komme und mit ihm zufrieden sei.

Und der Lilienstein hatte in der That einen langen Arm. Er vermochte, was Heinrich Gangel nicht vermochte, die Schulden einzutreiben und dennoch die Alten und Jungen so am Schnürchen zu behalten, daß sie die Sonne nicht mit dem Monde verwechseln durften.

Und der Freibauer war trotz des neuen unerwarteten Verlustes, der ihn, wie er jetzt stand, schwer getroffen hatte, zuletzt froh, daß er den Gegnern gegenüber, wofür er vor allem Jakob Hartmann und dessen Anhang hielt, auf seinem Stück bleiben, daß er der Freibauer

Joſt Gombert bleiben konnte, der da wußte, was er wollte, und dem es, trotz allen Unglücks, worüber er ſich beklagte, mehr glückte, als ſeine Gegner dachten.

Hinausgeſchoben mußte die Hochzeit werden. Häßlich nahm ſich die ganze Sache aus. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, ſo wahr Joſt Gombert der Freibauer iſt.

VII.

Der Preis des Glüks.

Die Leidensſchule, in die Annmarie geführt worden war, hatte an ihr dasſelbe Wunder gethan, das ein Gewitter an einer lieblichen Gegend vollbringt. Vorher entfaltete ſie bereits die ganze Anmut ihrer Formen und Farben. Der freundliche Wechſel zwiſchen Berg und Thal, Fluß und Wieſe, See und Wald ſcheint alle Lieblichkeit zu erſchöpfen. Hat aber das Gewitter über ihr ausgetobt oder zieht es ein wenig in die Ferne, ſo blinkt und perlt jedes Blatt, jede Blume, ſo ſchwimmt das Ganze in einem Hauch der Verklärung, der nichts als das Toben der Elemente zurückläßt.

Alles, was in Gottes Händen ruht, wird durch Leiden vergeiſtigt und verklärt. Auch das Leiden iſt für ſolche Menſchen eine Gnade, die das göttliche Gepräge heraustreibt und im reineren Lichte ſtrahlen läßt.

Eine gewinnende Reinheit, Liebe und Milde ruhten auf Annmaries Zügen und Weſen. Eine holdſelige Sammlung verlieh ihrem Benehmen ruhige Kraft und Klarheit.

Gott iſt der Alleinſelige, der Alleinherrliche, der aus Sturm, Feuer und Erdbeben das ſtill ſanfte Säuſeln geboren werden läßt.

Heinrich Gangel offenbarte eine faſt abergläubiſche Scheu vor dem Mädchen. So trotzig er ſonſt ſeine Anſprüche an ſie geltend gemacht hatte, ſo ſehr vermied er ſeit den letzten Vorfällen, mit ihr oder der Großmutter allein zu ſein. Er zeigte ſich ſelten auf dem Freihof. Er hatte es immer eilig, und an Entſchuldigungen fehlte es

nicht bei dem fleißigen Besuch, dessen sich das Wirtshaus erfreute. Immer gab es da etwas.

Dennoch war er weit entfernt davon, seine Rechte an das Mädchen fahren zu lassen. Jedermann in Breita wußte, daß er etwas ganz andres vorhatte. Er werde sie sich erziehen, war seine Rede. Der Schwiegervater habe ihr so weit den Willen zerbrochen, daß sie sein sei. Er werde nach der Hochzeit ein Weib aus ihr machen, das bei allen Festen vortanze und als eine echte rechte Wirtin walte.

Lilienstein hatte beim Freibauern gleichsam sein Siegel auf die Verbindung der beiden jungen Leute gedrückt. Jost Gombert hätte sich früher eine solche Einmischung in Familienangelegenheiten verbeten. Er wußte, weshalb er den Mund hielt. Es war ihm nur lieb, daß Lilienstein ihm half, eine Sache fest machen, deren Hinfälligkeit ihn am empfindlichsten getroffen hätte, weil er für sie in seinem Innern wie in den äußern Verhältnissen alles gewagt hatte.

Obwohl Jost Gombert ein Eichbaum war, an dem des Holzfällers Axt klang, richtete er sich hoch auf über die, die nicht nach der Richtung standen wie er, und dennoch war er bis in die Wurzeln erschüttert. Ihn konnte das Weh nicht durchgeistigen und verklären. Es war die Flamme, die mit der Axt um den Vorrang streitet.

Die Frauen waren kühner gegen ihn geworden.

Indem er sich mehr von allem zurückzog, erkannte er an, daß er falsch gegangen war. Die Frauen waren jetzt eins, und mit vereinter Kraft arbeiteten sie an ihm. Eine neue Hoffnung dämmerte auf. Jost Gombert, höre die Stimme Gottes ganz!

Er sollte Jakob Hartmanns Anerbieten, uneigennützig zu helfen und zu retten, mit fester Hand ergreifen, wollten die Frauen. Täglich versuchten sie sich an ihm auf die eine oder andre Weise. Er war nicht mehr wie außer sich, wenn die Rede auf dieses Kapitel kam, es war in ihn gezogen, was ehedem heraustobte.

Die Frauen ruhten nicht. Der Hoffnungsschimmer, der den Nachthimmel über dem Freihofe mehr und mehr rötete, machte sie zuversichtlich, erhob sie über Furcht und

kleinliche Bedenken. Mochte der Streit mit dem Freibauer peinlich sein, wenn er nur mit Viktoria endigte!

Draußen vor seinen Mauern achtete man nicht so genau auf die Zuckungen und Kämpfe, die ihn durchblitzten. Wo viele Bäume angeschlagen werden, kann man nicht allein auf einen merken, auch wenn es der Eichbaum mit seiner reichen Krone ist.

Dicht neben dem Freihof drohte der Besuch des Gerichtsvollziehers. Es waren wohlstehende Leute gewesen. Wie war es gekommen? War es ein Schicksal, eine blinde Naturgewalt, ein Verhängnis der Gestirne, wie der Stumpfsinn faselte?

Jost Gombert wartete noch immer auf das Geld für die Bleß und die vier Ochsen. Langsam gediehen die spindeldürren Stiere in seinem Stall. Er fütterte wie der Freibauer. Mit den mageren Stierchen, denen die Rippen wie Hölzer an der Haut standen, sich auf dem Freihofe sehen zu lassen, wäre eine Schande für jeden ordentlichen Bauer gewesen.

Bald konnte er die Tiere, die vor Kraft erglänzten, am Pfluge und vor dem Wagen zeigen. Einigemal hatte der Knecht sie vor dem Schlitten und vor dem Pfluge gehabt, um sie einzufahren. Es kostete Mühe. Jost Gombert setzte selbst die Übungen fort. Früher hatte er es nicht anders als mit eingefahrenen strammen Ochsen zu thun brauchen, wie seine Väter. Er gab sich alle Mühe mit den Tierchen. Er ließ sich nichts verdrießen, um ein Stück vorwärts zu kommen, nachdem er bei Glas und Karten, bei Jagd und falschen Gedanken den Krebsgang gegangen war.

Der Förster Ulich rief ihn jetzt zum Kasino ab, während er sonst der erste auf dem Platz gewesen war. Im Wirtshause blieb er nicht mehr unnötig sitzen. Die Jagdfreuden genoß er mäßig nnd verkaufte das Wild, statt es selbst zu verzehren.

Es war Frühling, der erste anbrechende Frühling, wenn der Schnee zerschmilzt, das Eis berstet, der Himmel blaut, die Nähe zu grünen anfängt und die Ferne wonnig leuchtet.

Über den Dächern von Breila zogen die Schwärme

der Vögel, die aus dem Süden heimkehrten. Der Storch hatte von seinem Neste noch nicht Besitz genommen. Aber die Lerchen warfen die Ketten ihrer Lieder jubelnd in die blaue Luft und der Fink wetzte den Schnabel zum süßen Schlag und die Drosseln belebten den Wald mit holden Flötentönen.

Sonntag auf dem Dorf und Frühling auf dem Dorf! Am Sonntag läuten die Glocken und sagen von der oberen Gottesstadt. Im Frühling schallen die Lieder und sagen von Auferstehen und einem neuen Leben, wenn das Alte vergangen und alles neu geworden ist.

O, wie schön sind in der Landstille Sonntag und Frühling, und beide verbunden durch einer süßen, feierlichen, ahnungsreichen Hoffnung Band: Er lebt, und wir werden auch leben!

Ein lichtgrüner Schimmer überflog die Hecken. Die Anger prangten in Lenzschmuck. Mit den jungen Saaten spielte der Wind wie ein Kind, das Grasbüschel durch die Händlein laufen läßt.

Die Bauern lebten auch auf. Trotzdem mit dem Frühjahr die Arbeit des wackeren Landmanns recht beginnt, ist sein Herz und Leben zu sehr mit dem Naturleben verwoben, als daß er sich nicht mitfreuen sollte: „Der Lenz ist erschienen, der Winter ist hin!“

Itzig oder Honig merkte auch, daß Frühling war, und erinnerte sich, daß im Stalle des Freibauern zwei Stiere standen, die bisher nicht bezahlt worden waren.

Als Jost Gombert sie aus dem Stall zog, um mit ihnen die erste Feldarbeit zu thun, war Itzig wie aus dem Boden geschossen mit einem andern Handelsmann an seiner Seite.

„Der Gombert muß uns die Stiere zurückgeben,“ sagte er zu seinem Gefährten und legte Hand an sie, wobei ihm der andre behülflich war.

„Was soll das?“ fragte der Freibauer, erstaunt und erzürnt.

„Wie heißt?“ entgegnete Itzig, genannt Honig, „sind die Stiere bezahlt bis auf den heutigen Tag? He? Wir brauchen sie.“

„Nicht einen Schritt weiter!“ rief Jost Gombert,

dem es heiß aufstieg. „Wo ist mein Geld für die Bleß und die Ochsen? Ich will es haben, gleich, heute!“

„Wie heißt?“ lachte Itzig. „Hat sie nicht Lilienstein gekauft? Wird er doch wohl Geld gegeben haben. Was weiß ich?“

„Ich habe sie nicht an Lilienstein, sondern an Itzig verkauft,“ sagte Jost Gombert, „und ich werde mein Recht suchen.“

„Du willst sagen, daß ich sie habe genommen?“ rief Itzig wie im höchsten Staunen. „Du willst streiten, daß sie der Lilienstein gekauft hat?“

„Davon weiß ich nichts,“ entgegnete Jost Gombert. „Ich weiß nur so viel, daß Du mir davon nichts gesagt hast, und daß ich mich an Dich halten werde. Das sagst Du mir erst heute von Lilienstein. Es ist eine Finte und nichts weiter. Ich habe Dich öfters wegen des Geldes gemahnt, und nie habe ich etwas vom Lilienstein gehört.“

„Gott du Gerechter,“ schrie Itzig, „was Du sagst! Halte Dich an den Lilienstein. Was geht's mich an? Gieb mir gutwillig die Stiere oder“ — —

Jost Gombert besann sich einen Augenblick.

„Nimm die Stiere, die Du mir mager gebracht und die ich Dir herausgefüttert,“ sagte er kalt. „Wer weiß, was Ihr Händler sonst für ein Seil dreht. Aber wir werden uns vor Gericht wiedersehen, es koste mir, was es wolle.“

„So ist's recht,“ erwiderte Itzig mit schadenfrohem Lächeln. „Ich will Dir aber was sagen. Ich will sagen, besser ist besser, Du läßt's am Gericht und nimmst ein Paar Stiere, die ich Dir für den alten Preis liefern werde.“

Der Freibauer war in den Stall gegangen und ließ die Händler schwatzen, bis sie mit den glänzenden Stieren abzogen. Dann lehnte er sich an die leere Krippe, wo sonst prächtige Tiere an den Ketten gerasselt. Sein Blick fiel auf die Hinterwand der Stallung. Der Frühlingswind hatte mehrere Fachwerke eingerissen. Vor vierzehn Tagen war es geschehen. Das ganze Gebäude war baufällig, sogar das Wohnhaus zeigte Schäden, und er hatte

die Reparaturen ſtets vermieden, weil er die Koſten nicht mehr beſtreiten konnte.

Der Freibauer trat an die Hinterwand und drückte unwillkürlich gegen die Steine. Raſſelnd praſſelten ſie mit Lehm und Strohwerk auf den Nachbarhof, wo nächſtens Auktion ſein ſollte. Die Leute hatten von Verwandten in Amerika Geld geliehen, um, an den Bettelſtab gekommen, die alte Heimat, wo ihre Wiege geſtanden, wo ſie getauft, konfirmiert und getraut worden waren, mit einer ungewiſſen neuen Heimat jenſeits des Ozeans zu vertauſchen.

Joſt Gombert mußte ſich, in Gedanken vertieft, lange an ſeiner zerbröckelten und zerbrochenen Mauer aufgehalten haben. Denn erſt als er ein fremdes Gebrüll hörte, kehrte er ſich um, und da war Itzig wieder mit ein paar Stierchen, denen man abermals die Rippen zählen konnte. Wegen der Bezahlung möge er ſich keine Sorge machen, beruhigte ihn Itzig oder Honig, die finde ſich zur Zeit.

Der Freibauer fühlte, daß er an zu zittern fing und die Fäuſte ſich ballten. Er bemeiſterte jedoch ſeinen Zorn und wies bloß mit den Fingern ins Freie.

„Hinaus mit Euch!“

Itzig verſuchte, ihm vernünftig zuzureden. Es war umſonſt.

Joſt Gombert ergriff eine Wagenſchwinge.

„Hinaus! ſage ich.“

Die Händler zogen ſich zurück, indem ſie die Stiere ſtehen ließen.

Joſt Gombert ſchleuderte die Wagenſchwinge gegen ſie. Hochauf ſprangen ſie und ſtürzten wie unſinnig den Händlern nach.

Lilienſtein hatte ſich, wer weiß wie lange, bei dem Freibauern nicht ſehen laſſen.

Dieſer entſchloß ſich kurz und ging in die Stadt zu ihm.

Lilienſtein ließ ſich verleugnen. Frau Lilienſtein erklärte, ihr Mann ſei verreiſt.

Der Freibauer hatte ſeinen Plan fertig in die Stadt gebracht. Er ſuchte den Advokaten auf.

Es war Jahrmarkt. Dicht ſtanden die Buden aneinander. Joſt Gombert ging über den Markt. Er gedachte der alten Zeiten, der alten guten Zeiten, wie er ein Knabe geweſen in einem frommen, ſittenſtrengen, arbeitſamen Elternhauſe, wie ihm der Vater dann und wann eine Marktfreude gegönnt und ihn mitgenommen, wenn man notwendige Einkäufe machen mußte. Er erinnerte ſich, wie ſein Vater und Großvater, geachtete Männer, alles flohen, was ihr bäuerliches Glück antaſten, beflecken, gefährden konnte, wie ſie aber immer große Silberſtücke in das Opferbecken legten und in ihrem Teſta-

ment der Kirche und chriſtlicher Anſtalten nicht vergaßen. Das frohe Marktgewühl mit ſeinen Erinnerungen brachte ihn auf ſolche ſeltſame Gedanken.

Als er ſich durch einen dichten Menſchenknäuel drängen wollte, wurde ihm Lilienſtein gerade in die Arme getrieben. Die Begegnung mit dem Freibauern ſchien ihm heute nicht gelegen. Er that, als ſähe er Joſt Gombert nicht.

Aber Joſt Gombert ſah ihn und hielt ihn feſt am Kittel. Er mußte mit.

Der Freibauer fragte ihn, ob Itzigs Ausſage richtig ſei, ob er die Stiere habe.

Lilienſtein bejahte dies und wunderte ſich, daß davon noch die Rede ſei. Joſt Gombert müſſe doch wiſſen, daß ſeine Ochſen die Viehſeuche gehabt hätten, und das Geld für die Bleß werde ihm der Itzig auf alle Fälle zugeſtellt haben.

Damit ließ er Joſt Gombert ſtehen und verſchwand im Gewühl.

Der Freibauer machte die Sache beim Gericht anhängig. Lilienſtein bewies, daß ihm einige Ochſen durch die Rinderſeuche gefallen ſeien. Bei dem vielen Vieh, das durch ſeine Hände und Ställe ging, konnte ihm aber nicht bewieſen werden, daß die gefallenen Ochſen nicht vom Freihofe zu Breita geweſen ſeien. Er gewann den Prozeß glänzend und Joſt Gombert mußte die Koſten tragen.

Die Streitſache wegen der Bleß ſchwebte noch. Itzig behauptete, er habe den Betrag für die Kuh richtig in des Freibauern Hände geliefert, wiſſe auch genau Zeit und Ort. Im Wirtshaus zur Sonne ſei es geweſen. Joſt Gombert habe damals ſo viel Geld gebraucht und durch ſeine Taſchen gehen laſſen, daß es ihm deswegen in Vergeſſenheit geraten ſein könne. Von Lilienſtein empfing Joſt Gombert durch einen andern Händler den Rat, ſich ein beſſeres Gedächtnis anzuſchaffen, beſonders auch für die Hypothek, die der Lilienſtein auf dem Freihofe habe.

Die Verſteigerung des Nachbarhofes war herangekommen.

Der Gerichtsvollzieher war in ſeinem blauen Rock erſchienen. Verſchiedene Handelsleute trieben ſich auf dem Hofe herum. Vor dem Wirtshauſe zur Sonne ſah man Lilienſteins Wägelchen ſtehen. Mit Itzig näherte er ſich dem Bauerngehöft, wo auf ſeinen Antrag die Auktion ſtattfand.

Es war ein wunderbar ſchöner Vormittag.

In den blauen Lüften ſtiegen mit ſchmetterndem Geſange die Lerchen auf. Der Storch ſchaute ſich vom Neſte das Dorf an. Die kleinen Jungen und Mädchen tanzten unter dem Giebeldach Ringelreihen und ſangen das altgewohnte

„Maikäfer fliege,
Mein Vater iſt im Kriege,
Mein' Mutter iſt in Pommerland,
Pommerland iſt abgebrannt" —

Die goldgelben Güſſelchen watſchelten in der Straßenrinne und freuten ſich des Waſſers, das in einem faſt verſiegenden Rinnſal hindurchglitt.

Wunderſam balſamiſch wehte die Luft. Von Wald und Feld trug ſie Sang und Klang und Düfte her.

Auf dem Bauernhofe ſammelte ſich immer mehr Volk. Niemand von denen, die allen Grund dazu hatten, ſchien an das: „Heute dir, morgen mir" zu denken. Sie ſchmauchten, lachten, waren vergnügt, zur Abwechslung einmal wieder eine Auktion mitzumachen, die lange hinaus Geſprächsſtoff lieferte. Und die Leute, die es traf, waren ja nicht zu beklagen, ſie würden bald im beſſeren Lande als hier, im reichen Amerika, wo die Bratgänſe am Galgen hängen ſtatt der armen Sünder und die geräucherten Schweine ſich zum Dienſt antragen, von ihren ausgeſtandenen Leiden im undankbaren Vaterlande ausruhen.

Da donnert ein Schuß!

Der Gerichtsvollzieher ſinkt mit einem Aufſchrei getroffen zu Boden. Hinter ihm hatte Lilienſtein geſtanden. Lilienſtein ſah und erſtarrte, er ſah aus dem zerfallenen Freihofſtall einen Gewehrlauf gerichtet. Er wußte, wem es galt.

Lilienſtein lief und ſtürzte nach dem Wirtshaus zur Sonne, ſchirrte ſchnell wie ein Gedanke ſeinen Gaul an, jagte, was das Zeug hielt, fuhr erſt langſamer, als er die Türme der Stadt vor ſich erblickte, und meldete ſich endlich zur Abbüßung der aufgeſchobenen Freiheitsſtrafe wegen unrechtmäßiger Eidableiſtung. Er fühlte, daß der Boden in Breita und Umgegend ihm unter den Füßen brannte und dachte: „Weit vom Ziel iſt gut für den Schuß."

Noch ein zweiter Schuß war gefallen. Joſt Gombert der Freibauer ſtürzte in ſeinem leeren Stall ſchwerverwundet zuſammen.

„Eher eine Kugel als einen ſolchen Schwiegerſohn."

Der alte Veitel und Benjamin waren die ersten, die mit den Freihofsleuten in den Stall eilten und den Freibauern aufhoben. Gräßlich hatte er sich zerschossen. Der halbe Unterkiefer war fort.

Er forderte durch Gebärden einen Zettel und eine Feder. Mit der letzten Kraft schrieb er für die Seinen eine Bitte, ihm zu verzeihen, und dann die Versicherung, er habe nicht den Gerichtsvollzieher, sondern den Lilienstein, der hinter ihm stand, treffen wollen.

* * *
* * *
*

Der Spätherbst hatte die Sommerfreuden verscheucht. Hört es nun auf, in der ländlichen Stille traulich und angenehm zu sein? Wie wäre es nicht schön in der Stille des eigenen Heims, wo um den Herd die Familie sich versammelt und miteinander von dem abgeblühten Glück des Frühlings und Sommers plaudert; das Spinnrad surrt, die Flamme im Ofen sprüht hüpfende Funken und singt wie im Traume dazu und das Menschenherz ist froh bis in die Tiefen, froh und glücklich, bei Weib und Kind, bei Mann und Geschwistern zu sein und ein Glück vorempfinden zu können, das ewig währt bei dem, der solche Bande ums Menschenherz geschlungen hat!

In Jakob Hartmanns Haus war Hochzeit. Er hatte das Freihofröslein überm Grabe gepflückt.

Glück um Glück! So ist es oft im Leben, wo Menschenhand mit Gotteshand ringt und den Preis bezahlen muß, statt zum Preise Gottes zu leben und ihm Ehre, Preis und Anbetung zu Füßen zu legen, die ihm gebühren, ihm, der alle, alle selig machen möchte.

Daß Veitel und Benjamin mit auf der Hochzeit waren, versteht sich.

Veitel brachte ein seltsames Hochzeitsgeschenk dar, eine schlichte, unscheinbare Kapsel. Irgend ein Thor von denen, die für ihre Gelüste und Genüsse alles hergeben, hatte sie ihm einst verkauft. Eine Inschrift besagte, daß sie aus Holland herrühre und dort gearbeitet worden sei, als die Holländer mit den Engländern den Frieden untereinander besiegeln wollten. In der Kapsel befand sich

eine silberne Münze. Auf der einen Seite war lateinisch zu lesen: „Mit einander sind wir stark.“ Ein Joch Ochsen sah man auf dieser Seite der Münze ausgeprägt. Auf der andern schwammen ein paar irdene Töpfe auf wogendem Meere, und daneben war zu lesen: „Wider einander gehen wir in Scherben“.

Der Pfarrer hatte es dem ehrwürdigen Veitel verdeutscht, seitdem war ihm die Kapsel mit ihrem Inhalt lieb geworden.

Er legte sie sinnig in die Hand des glücklichen jungen Paares und sprach ernst: „Bleibt eins in Gott!“

Annmaries liebe alte Großmutter erlebte den Freudentag auch noch mit.

„Der Herr ist treu!“ hörte man sie oft sprechen. „Der Herr ist treu!“ Und innig erglänzten ihre alten lieben Augen.

Der Freihof wurde freiwillig versteigert. Einige Hundert Thaler waren das Ganze, was der Familie übrigblieb.

„Frömmigkeit, Sparsamkeit im Irdischen, ein ordentliches Wesen, Sittenstrenge sind besser als Tausende,“ sagte Jakob Hartmann freundlich, als Annmarie sich an ihn schmiegte: „Arm bin ich zu dir gekommen.“

Er hob sie mit fröhlichem Schwung wie ein Kind in seinen Armen auf und drückte ihr einen schallenden Kuß auf ihre rosigen Lippen, und dann zog er ein Buch vom Ständer und zeigte auf eine Stelle in dem Buch. Was sagt Doktor Martinus Luther, der die Schrift wie kein anderer kennt und den Nagel auf den Kopf trifft? Lies nur: „Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe Spr. 10, 22. Findet sich in der Haushaltung Mangel, laß dich's nicht erschrecken; siehe nur, daß du Christum bei dir habest und nicht gottlos seiest, so will er aus Wasser Wein machen und deinen Stand segnen, daß du sollst genug haben, und soll sich endlich finden, was man bedarf. — — Wenn man einem, der seiner Arbeit fleißig obliegt und gottesfürchtig ist, soviel Geldes auf einen Haufen auf einen Tisch vorschüttet, wieviel er ein ganzes Jahr erarbeiten kann, so getraut er sich wohl nicht damit zu erhalten. Aber da gehet Gottes Segen heimlich, daß

man heute einen Pfennig, morgen wieder einen empfängt und sich dermaßen behilft, daß man Gottes Segen bei solchen stillen Haushaltern spüren muß." Siehst Du, mein Schatz, so ist's recht getroffen. Wir sind glückliche Leute!" rief er fröhlich.

Als eine stille, eingezogene Witwe lebte Annmaries Mutter mit der Großmutter in Jakob Hartmanns behäbigem Haus. Einen besseren Schwiegersohn als ihn gab es nicht.

Und Heinrich Gangel?

Lilienstein konnte ihn nicht mehr brauchen, da er trank. Der arme Schelm, der auch nicht mehr arbeiten wollte, lag der Gemeinde zur Last. Ein andrer wurde in die Sonne gesetzt und hielt nicht lange aus und wieder ein andrer. Vielleicht streiten sich Sonne und Mond bis auf den heutigen Tag um das bißchen Menschenglück, das noch in Breita ist.

Der Schnee wehte seine weißen Blumen über Dorf und Gegend.

Wie süß, wie wonnig ist's auf dem Lande am eigenen Herde! Der Schnee klopft ans Fenster, die Stürme wehen. Laßt wehen und schneien, immer reicher blüht in der Stille am Herde das Glück der Herzen und blüht und reift voll Gottesfrieden und froher Genüge.

14. Rätsel.

Ich weiß ein Wort, das, nachdem du es lies'st,
Von vorne oder von hinten,
Zwei grundverschiedene Dinge dich
Beim Lesen lässet finden.
Lies'st du es von vorne, wie jedermann thut,
Der nicht zu den Juden gehöret,
So findest du ein bekanntes Gewächs
Des Gartens, das hoch wird geehret
Von allen, die nicht an der Blumen Duft
Im Garten allein sich ergötzen,
Die gerne vielmehr auch 'was finden darin,
Den Gaumen daran zu letzen.

Die aber nicht, was ſüß iſt und mild
Mit ihrem Geſchmacke beehren,
Vielmehr nach dem, was ſcharf iſt und reizt,
Für ihren Gaumen begehren.

Wenn du nun aber das nämliche Wort
Lies'ſt nach hebräiſcher Weiſe
Von rechts nach links, ſo find'ſt du ein Ding,
Das mancher laut oder leiſe
Verwünſcht, weil es den freien Paß,
Ihm ſperrt oder gar ihm wehret
Der Freiheit vollen ſüßen Genuß,
Danach er ſeufzend begehret.
Doch iſt es auch ein recht nützliches Ding,
Womit man wohlweislich beſchützet,
Sein Eigentum, wenn man Koſtbares,
Wenn Zerbrechliches auch man beſitzet.

Wenn aber von jedem Worte du nimmſt
(Falls du haſt gefunden die beiden)
Genau die Hälfte, vom Gartengewächs
Die erſte, die letzte vom zweiten,
Und ſetzeſt zum dritten Worte die zwei
Halbierten nun zuſammen,
So haſt du einen, der je und je,
In Waſſersnot, wie in Flammen,
Ja in jeder Not und jeder Gefahr
Zur Seite dir muß ſtehen,

Wenn du nicht elend und jämmerlich
Drin sollst zu Grunde gehen,
Ja dessen du nimmer entraten kannst,
Wenn einst nach den irdischen Zeiten
Dir Gottes Gnad' und Barmherzigkeit
Soll seliges Heil bereiten.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Erzählungen aus alten deutschen Städten

herausgegeben

von

J. Bonnet.

Erster Band.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen elegant geheftet.
Preis nur 2 Mark. Schön gebunden 2 Mark 60 Pf.

Die Teilnahme an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, in unserem deutschen Volke zu wecken und zu erhalten, bewog mich die Form der Erzählung zu wählen — in derselben ward aber das Recht der Geschichte gewahrt, nur, daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

In jedem Jahre soll ein weiterer Band erscheinen.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn (W. Oertel).

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Kaplande Südafrika's. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachims von Zieten.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blücher's Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indien. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Pincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und mutigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mitteilungen eines Deutschen in Amerika. — **Karl Friderici's Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jakob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Frv.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Patengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisen-**

bahnen und Lokomotiven. Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Bleikopf.** Eine Geschichte. — **Der Dornrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Konrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Robbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacsen.** Eine isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuvs.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mitteilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Fernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaikompagnie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Ali's von Ägypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerika's. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montyon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. O. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Oskar Schupp, Hugo Oertel, J. Bonnet.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Die Pfarrfrau von Heftrich.** Eine wahre Geschichte nach den Akten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher

Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaisertums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Luise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithard von Gneisenau,** der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im finstern Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Nütlin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen und schriftlichen Überlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine Grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch in der Wiegenau.** Eine Geschichte aus unserer Zeit. — **Wilhelm von Oranien,** der Begründer Niederländischer Freiheit. Ein Lebensbild. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstone's Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Herenmüller in der Bieper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Die Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung aus einer Reichsstadt. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Fürst und sein Hofprediger.** Eine Geschichte am Ende des 30jährigen Krieges. Von Ottokar Schupp. — **Ein getreuer Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stanhud.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.** Ein Lebensbild von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine Javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. —

Dudo von Rüdelin. Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirm des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen.** Von J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine Brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Femgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscherers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg,** der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel.

Soeben erschienen:

Auf dem Wachholder. Eine Rheinische Klostergeschichte aus dem Bauernkriege. Von Ottokar Schupp. — **Joseph in Ägypten.** Ein Lebensbild. Von Ottokar Schupp. — **Der Einarm** oder der Zeitungsjunge von Hamburg. Eine Geschichte. Von J. Bonnet. — **Die Geschwister.** Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **William Penn.** Der Begründer von Pennsylvanien. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

135 Bändchen, elegant kartoniert mit illustriertem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 75 Pfennige.

Ein wahrer, echter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß alt und jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüten sich so anmutig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollende Gemüt seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Ratgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun ans Meer und ins Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seeen, sowie des Walfischfahrers in die Eisöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute

Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Ratgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

☞ Von sämtlichen Bändchen halte ich auch für Volks-, Schul- und Hausbibliotheken Exemplare vorrätig in **dauerhaftem Einband** und zwar jedes Bändchen einzeln in 135 Bänden, und in 27 Bänden, à 5 Bändchen in einem Bande gebunden.

Preis des Einbandes eines einzelnen Bändchens 25 Pfennig, eines Bandes von 5 Bändchen 60 Pfennig.

Nur bei der großen Anzahl, die ich habe binden lassen, konnte ich bei dauerhaften und eleganten Bänden diese billigen Preise erzielen. Ich hoffe hiermit den vielen Anforderungen, die deshalb an mich gelangten, passend entsprochen zu haben.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.**

Dritte verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimat nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe. Prachtvoll gebunden. Preis 18 Mark.

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von

W. O. von Horn

(W. Oertel).

Dritte verbesserte Auflage.

Mit vier Stahlstichen und 35 Holzschnitten.

20 Bogen. Eleg. geb. Preis nur

1 M. 60 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Fortgang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben von **W. O. von Horn** (W. Oertel). Fünfte neu durchgesehene Auflage. Mit 5 Stahlstichen. Gebettet Preis 2 Mark. Prachtvoll in Goldschnitt gebunden 3 Mark 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. O. von Horn durch den Friedel. Dieses beste Volksbuch, fromm, innig und populär, ist sowohl allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, als allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Preis 1 Mark.

Johannes Scherer oder **Tonsor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Tiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem Leben der Tierwelt.

Von

Dr. Karl Oppel.

40 Bogen gr. 8°. 24 Tafeln in Tondruck. Prachtvoll gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Werk, das nicht im trocknen Tone der Wissenschaft belehren will, sondern in der unterhaltenden und fesselnden Form einzelner Erzählungen. Nicht das gelehrte System ist hier die Hauptsache, sondern die anschauliche Schilderung, wie die Tiere leben, ihre Nahrung suchen, sich verteidigen; wie sie die merkwürdigsten Züge von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, von Mut und Aufopferungsfähigkeit, wie von Bosheit und Rachsucht, von List und Verschlagenheit zeigen und wie sie der Mensch nützt und sich dienstbar macht. Das Buch wird in der Hand des Lehrers wie in der des Schülers dienen, den naturhistorischen Unterricht zu beleben und anziehend zu machen, wird ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Lesebuch für die Jugend, Familie und das Haus sein und das Interesse für die Tierwelt in allen Lesern anfachen. Dazu bietet es ein reiches, jahrelang gesammeltes Material und wird ohne Zweifel manchen Leser zu eigenen Beobachtungen anregen.

Zur Erzählung
Kartenschlägerin
von J. Bonnet

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Schaltjahr 1884.

Begründet

von

W. H. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Neununddreißigſter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Kalender für 1884.	
1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.)	1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1883. (Mit Vignette.)	15
3. Die Kartenschlägerin. Eine Erzählung von J. Bonnet. (Mit 9 Holzschnitten.)	19
4. Rätsel. (Mit Vignette.)	127
5. Altes Gold. (Mit Vignette.)	128
6. Anekdote	133
7. Noch eine	133
8. Durchs Wasser gelöscht. Erzählung von E. W. Müller. (Mit 7 Holzschnitten.)	134
9. Anekdote	181
10. Eine andere	182
11. Altes Gold	182
12. Zwei Rätselchen	187
13. Treue um Treue. Nach einer Mitteilung von A. Carolis. (Mit 4 Holzschnitten.)	187
14. Anekdote	256

Kalender für das Jahr 1884.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1884ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen, und beginnt am Dienstage, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1883 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonntag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender; der 31. Dezember 1884 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1885 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7392stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1883sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5644stes Jahr mit dem 2. Oktober 1883. Es ist ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen. Am 20. September 1883 beginnt ihr 5644stes Jahr, welches ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen ist und mit dem 9. September 1885 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 10. März 1884. — 2. Das **Paſſahfest**, welches am 10. April beginnt und am 17. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert, also der 10. und 11. und der 16. und 17. April. — 3. Das **Wochenfest** am 30. und 31. Mai. — 4. Das **Neujahrsfest** am 20. und 21. September. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 29. September. — 6. Das **Laubhüttenfest**, am 4. und 5. Oktober anfangend und am 11. Oktober endigend. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude**, welches sich am 12. Oktober dem vorigen unmittelbar anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 2. November 1883 ihr 1301stes und am 21. Oktober 1884 ihr 1302tes Jahr.

Das Jahr 1884 ist

seit	Christi Geburt (nach Dionysius)	das 1883ste
„	Christi Tode	„ 1851 „
„	der Zerstörung Jerusalems	„ 1814te
„	Einführung des verbesserten Kalenders . . .	„ 1584te
„	Erfindung des Geschützes und des Pulvers . .	„ 504te
„	Erfindung der Buchdruckerkunst	„ 444ste
„	der Entdeckung Amerikas	„ 392 „
„	Erfindung der Dampfmaschinen	„ 186 „
„	Erhebung des Königreichs Preußen	„ 183 „
„	Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Teutschland, Geburt	„ 87 „
„	Antritt seiner Regierung in Preußen	„ 23 „
„	Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„ 13te

Von den **Jahreszeiten** 1884.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 6 Uhr morgens.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 2 Uhr morgens.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Aquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 22. September um 4 Uhr nachmittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember um 10 Uhr vormittags.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1884.

Im Jahre 1884 finden drei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse statt, wovon jedoch in unsern Gegenden nur die erste Sonnen- und die zweite Mondfinsternis sichtbar sein wird.

Die erste **Sonnenfinsternis** ist eine sehr unbedeutende und ereignet sich in den Vormittagsstunden des 27. März. In Berlin zeigt sich z. B. nur drei Hundertel des Sonnendurchmessers verfinstert.

Die erste **Mondfinsternis**, welche sich in den Mittagsstunden des 10. April ereignet, ist zwar eine totale, wird aber nur im westlichen Amerika, in Australien und in der östlichen Hälfte Asiens zu sehen sein.

Die zweite **Sonnenfinsternis**, welche in den Nachmittagsstunden des 25. April eintritt, ist eine partielle, und wird auf dem Festlande mit Ausnahme der Südspitze Südamerikas und Afrikas nicht sichtbar sein.

Die zweite **Mondfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den Abendstunden des 4. Oktober. Ihre Dauer beträgt $3^1/_2$ Stunden und beginnt sie für die Höhe von Wiesbaden um $8,_{40}$ Uhr abends und endigt um $12,_{20}$ Uhr.

Die dritte **Sonnenfinsternis** ist ebenfalls eine partielle und findet in den frühesten Morgenstunden des 19. Oktober statt. Sie ist jedoch nur auf der nordöstlichen Spitze Asiens, im nordwestlichen Nordamerika und im nördlichen Teile des großen Oceans sichtbar.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

2 Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel „Der Herr kennet die Seinen“ und „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt“.

Wochentage u. Datum	Januar 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luck 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Dien.	1 **Neujahr**	Immanuel	8,1	4,6	bei Tage	7,44 a.	
Mitt.	2 Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,7		8,54	
Donn.	3 Genoveva	Gordius	8,1	4,8		10,6	
Freit.	4 Titus	Titus	8,0	4,9		11,19	
Smst.	5 Eduard	Simeon	8,0	4,10		—	☽ 10 Uhr a. erstes Viertel
2. Woche: Von den Weisen aus dem Morgenlande: Matth. 2, 1—12. — Epistel: Jesaia 60, 1—6							
Sonnt.	6 **Epiphanias, H. 3 Könige**	Epiphanias	7,59	4,12	bei Tage	12,28m.	
Mont.	7 Reinold	Widukind	7,58	4,13		1,48	
Dien.	8 Gudula	Severinus	7,58	4,16		3,3	
Mitt.	9 Julian	Katharina Zell	7,57	4,17		4,15	
Donn.	10 Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	7,57	4,19		5,22	
Freit.	11 Hygin	Fructuosus	7,56	4,20		6,21	
Smst.	12 Ernst	Joh. Chrysostomus	7,56	4,21	4,43	7,11	☽ 4 Uhr a. Vollmond
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luck 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6							
Sonnt.	13 **1. nach Epiph.** (Hilarius)	Hilarius	7,56	4,22	5,55	7,53	
Mont.	14 Felix	Felix	7,55	4,23	7,5	bei Tage	
Dien.	15 Maurus	Johann v. Laski	7,55	4,25	8,16		
Mitt.	16 Marcellus	Georg Spalatin	7,54	4,27	9,28		
Donn.	17 Antonius	Antonius	7,54	4,28	10,36		
	Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,30	11,34		
Freit.	18 **Krönungstag**						
Smst.	19 Marius	Babylas, Elisabeth	7,52	4,32	—		
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt.	20 **2. nach Epiph.** (Fabian, Seb.)	Fabian u. Sebastian	7,51	4,34	12,27	bei Tage	☾ 6 Uhr morgens letztes Viertel
Mont.	21 Agnes	Agnes	7,50	4,35	1,16m.		
Dien.	22 Vincentius	Vincentius	7,49	4,36	2,38		
Mitt.	23 Mar. Verm.	Jesajas	7,47	4,38	3,56		
Donn.	24 Timotheus	Timotheus	7,46	4,40	4,50		
Freit.	25 **Pauli Bekehr.**	Pauli Bekehrung	7,45	4,41	5,39		
Smst.	26 Polykarp	Polycarp v. Smyrna	7,44	4,43	6,5		
5. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21							
Sonnt.	27 J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,43	4,44	6,44		
Mont.	28 Karl d. Gr.	Karl der Große	7,42	4,46	7,18	5,31 a.	● 2 Uhr morgens Neumond
Dien.	29 Franz v. Sales	Juventin. u. Maxim.	7,40	4,48	7,50	6,42	
Mitt.	30 Adelgunde	Heinrich Müller	7,39	4,49	8,19	7,55	
Donn.	31 Ludovika	Hans Sachs	7,37	4,50	8,5	9,8	

Korinth. 5, 20. 21. Lasset euch versöhnen mit Gott! Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Wochentage Datum.	Februar 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
reit. 1		Ignatius	7,30	4,51		10,23 a.	
mst. 2		Mariä Rein. (Lichtmeß)	7,28	4,54	bei Tage	11,37	

Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23—27. — Epistel: Röm. 13, 8—10.

nnt. 3	4. n. Epiph. (Blasius)	Anschar	7,33	4,55		—	
Sont.	4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,32	4,57		12,51m.	☽ 7 Uhr morgens erstes Viertel
ien.	5	Agathe	Phil. Jac. Spener	7,31	4,59	bei Tage	2,9	
Mitt.	6	Dorothea	Amandus	7,29	5,0		3,10	
onn.	7	Rembertus	Georg Wagner	7,27	5,2		4,10	
reit.	8	Ansgarius	Maria Andreä	7,25	5,4		5,8	
mst.	9	Apollonia	Joh. Hooper	7,24	5,6		5,47	

Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—10, 5.

nnt. 10	Septuagesimä (Scholastika)	Fr. Chr. Oetinger	7,22	5,7		6,25	
Sont.	11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,21	5,9	5,34 a.	6,32	☽ 6 Uhr morgens Vollmond
ien.	12	Eulalia	Johanna Grey	7,19	5,10	7,5	7,26 b. A.	
Mitt.	13	Gisilebert B.	Chr. Fr. Schwarz	7,17	5,12	8,12		
onn.	14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,15	5,14	9,18	bei Tage	
reit.	15	Faustinus	Jakob vom Loh	7,13	5,16	10,21		
mst.	16	Juliana	Matth. Tesubas	7,12	5,18	11,23		

Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4—15. — Epistel: 1 Korinth. 11, 19 — 12, 9.

nnt. 17	Sexagesimä (Benignus)	Patr. Hamilton	7,10	5,19		—	
Sont.	18	Simeon	Simeon	7,8	5,21	12,20m.		
ien.	19	Leontius	Mestrob	7,6	5,23	1,23	bei Tage	☾ 4 Uhr morgens letztes Viertel
Mitt.	20	Eucherius	Saboth	7,4	5,25	2,17		
onn.	21	Felix B.	Meinrad	7,3	5,26	3,3		
reit.	22	Petri Stuhlf.	Didymus	7,1	5,27	3,36		
mst.	23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,58	5,29	4,36		

Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31—43. — Epistel: 1 Kor. 13.

nnt. 24	Estomihi (Schalttag)	Ruderikus	6,56	5,31	5,18	bei	
Sont.	25	Matthias Ap.	Matthias	6,54	5,33	5,48	Tage	
ien.	26	Fastnacht (Mechtildis)	Kasp. Olevianus	6,53	5,34	6,18	5,36 a.	
Mitt.	27	Aschermittw. (Reform.)	Berthold Haller	6,51	5,35	6,47	6,51	● 7 Uhr abends Neumond
onn.	28	Justus	Martin Butzer	6,50	5,36	7,16	8,8	
reit.	29	Romanus	Joh. de Monte Corv.	6,48	5,37	b. T.	9,28	

1 Petr. 2, 21: Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen.

Wochentage u. Datum.	März 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Sonst. 1	Suidbert	Suidbert	6,47	5,39	b. T.	10,20 a.	
10. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — Epistel: 2 Kor. 6, 1–10.							
Sonnt. 2	**1. Invocavit** (Simplicius)	Joh. Wesley	6,45	5,41		11,53	
Mont. 3	Kunigunde	Bathilde	6,43	5,43	bei Tage	—	
Dien. 4	Kasimir	Georg Wishart	6,40	5,45		1,2 m.	☽ 2 Uhr nachmitt. erstes Viertel
Mitt. 5	**Gunkruder** (Friedrich)	Thomas v. Aquino	6,38	5,47		2,5	
Donn. 6	Perpetua	Fridolin	6,36	5,49		2,59	
Freit. 7	Thomas v. A.	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,51		3,48	
Sonst. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,32	5,53		4,34	
11. Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21–28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1–7.							
Sonnt. 9	**2. Reminiscere** (Franziska)	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,55	b. T.	4,57	
Mont. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,28	5,56	4,49 a.	5,26	
Dien. 11	Rosina	Wilhelm Hoseus	6,26	5,57	5,36	5,53	○ 9 Uhr abends Vollmond
Mitt. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,59	7,1	6,18	
Donn. 13	Ernst	Ruderikus	6,22	6,1	8,7	6,42	
Freit. 14	Mathilde	Mathilde	6,19	6,3	9,10	—	
Sonst. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6,17	6,4	10,11	7,5	
12. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14–28. — Epistel: Ephes. 5, 1–9.							
Sonnt. 16	**3. Oculi** (Heribert)	Heribert	6,15	6,5	11,11		
Mont. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,7	—		
Dien. 18	Cyrillus	Alexander	6,11	6,9	12,7 m.	bei Tage	☾ 12 Uhr mittern. letztes Viertel
Mitt. 19	**Millfaken** (Joseph)	Maria u. Martha	6,9	6,10	12,59		
Donn. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,12	1,47		Frühl. Anf.
Freit. 21	Oktavian	Benedictus	6,4	6,14	2,31		
Sonst. 22	Joachim	Nikol. v. d. Flüe	6,2	6,15	3,10		
Kaisers Geburtstag							
13. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1–15. — Epistel: Galat. 4, 21–31.							
Sonnt. 23	**4. Lätare** (Otto)	Wolfgang. F. J. Anh.	5,58	6,18	3,45		
Mont. 24	Gabriel	Florentinus	5,55	6,19	4,18	bei Tage	
Dien. 25	**Maria Verk.**	Mariä Verkündigung	5,54	6,20	4,47		
Mitt. 26	Ludgerus	Ludger	5,53	6,21	5,14	5,41 a.	
Donn. 27	Rupert	Rupertus	5,51	6,23	5,44	6,9	● 7 Uhr vormitt. Neumond
Freit. 28	Felix	Johann v. Goch	5,49	6,24	6,16	8,19	
Sonst. 29	Gustafius	Gustafius	5,47	6,25	6,51	9,36	
14. Woche. Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.							
Sonnt. 30	**5. Judica** (Quirinus)	Joh. Heermann	5,45	6,28	b. Tage	10,50	
Mont. 31	Baldina	Ernst d. Fromme	5,43	6,27		11,51	

Korinth. 5, 15: Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Wochentage Datum.	April 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Hugo	Fritigil	5,40	6,29		—	
Mitt. 2	Franz v. Paula	Theodosia	5,38	6,31		12,55 m	☽ 10 Uhr abends
Donn. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,36	6,32		1,44	erstes Viertel
Freit. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,33	bei Tage	2,25	
Smst. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,32	6,35		2,59	
5. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.							
Sonnt. 6	6. Palmarum (Sixtus)	Albrecht Dürer	5,29	6,37		3,29	
Mont. 7	Herrmann	Claus Petersen	5,27	6,39		3,56	
Dien. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,25	6,40	bei	4,21	
Mitt. 9	Mar. Cleoph.	Thomas v. Westen	5,23	6,41		4,46	
Donn. 10	Gründonnerst. (Ezechiel)	Fulbert	5,21	6,43	6,38 a.	5,10	☽ 1 Uhr nachtl.
Freit. 11	Karfreitag (Leo d. Gr.)	Leo d. Große	5,19	6,45	8,1	5,37	Vollmond
Smst. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46	9,1	6,8	
6. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.							
Sonnt. 13	Heil. Osterfest (Mar. v. Ä.)	Justinus d. Märt.	5,14	6,48	9,59		
Mont. 14	Ostermontag (Tiburtius)	Johann Eccart	5,13	6,49	10,52	Tage	
Dien. 15	Olympiades	Simon Tach	5,11	6,51	11,42		
Mitt. 16	Drogo	Petrus Waldus	5,9	6,52	—	bei	
Donn. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54	12,37 m.		
Freit. 18	Eleutherius	Luther in Worms	5,5	6,56	1,7		☾ 5 U. n.
Smst. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	7,57	1,42		letztes Viertel
7. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10.							
Sonnt. 20	1. Quasimodog. (Viktor)	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58	2,14		
Mont. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	2,43	Tage	
Dien. 22	Soter, Cajus	Origenes	4,57	7,2	3,11		
Mitt. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4	3,39	bei	
Donn. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5	4,10		
Freit. 25	Markus, Ev.	Markus	4,51	7,6	4,44	7,9 a.	● 4 U. n.
Smst. 26	Ferdinand	Trudpert	4,49	7,8	5,22	8,27	Neumond
8. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt. 27	2. Miser. Dom. (Anastasius)	Otto Catelin	4,47	7,9		9,49	
Mont. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11		10,48	
Dien. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13	bei Tage	11,39	
Mitt. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt	4,41	7,14		—	

Röm. 8, 9: Ihr seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wochentage u. Datum.	Mai 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	**Phil., Jakob.**	Philippus; Jakobus	4,40	7,15		12,24m.	
Freit. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17		1,1	☽ 7 Uhr 1.
Smst. 3	**Erfi. Kreuz.**	Monika	4,36	7,18		1,33	erstes Viertel
Jubilate (Monika)		Florian	4,34	7,20		2,1	
Mont. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21		2,26	
Dien. 6	Joh. v. d. Pf.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22		2,51	
Mitt. 7	Gottfried	Gotthard Otto; Flavia	4,31	7,24		3,15	
Donn. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,30	7,26		3,41	
Freit. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,28	7,28		4,8	
Smst. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,26	7,29	7,52 a.	4,39	☽ 5 Uhr a. Vollmond
Cantate (Beatrix)		Johann Arndt	4,24	7,31		8,18	
Mont. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,23	7,32		9,30	
Dien. 13	Servatius	Servatius	4,22	7,33		10,25	
Mitt. 14	Christian	Pachomius	4,20	7,35		11,0	
Donn. 15	Sophia	Moses	4,18	7,36		11,42	
Freit. 16	Joh. v. Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,17	7,38		—	
Smst. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,15	7,39		12,18m.	
Rogate (Liborius)		80 Märt. unter Valens	4,14	7,40		12,45	☾ 3 Uhr n. letztes Viertel
Mont. 19	Potentiana	Alcuinus	4,13	7,41		1,13	
Dien. 20	Basilla	Valerius Herberger	4,12	7,43		1,40	
Mitt. 21	Constantin	Constantin u. Helena	4,11	7,44		2,8	
Donn. 22	**Himmelf. Chr.** (Julia)	Castus u. Amilius	4,9	7,46		2,39	
Freit. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,8	7,47		3,13	
Smst. 24	Johanna	Aug. Cazalla u. G.	4,6	7,49		3,54	● 11 Uhr n. Neumond
Exaudi (Urbanus)		Augustin v. Canterbury	4,5	7,50	4,43	8,36	
Mont. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,4	7,51		9,28	
Dien. 27	Luciana	Joh. Calvin	4,3	7,52		10,19	
Mitt. 28	Wilhelm	Lanfrank	4,2	7,53		11,0	
Donn. 29	Maximus	Dav. Zeisberger	4,1	7,54		11,35	
Freit. 30	Felix	Hieronymus v. Prag	4,0	7,55		—	
Smst. 31	Petronilla	Joachim Neander	3,59	7,57		12,3m.	☽ 6 Uhr n. erstes Viertel

Sonntag 1: Apostelgeschichte 1, 1–14. — Epistel: 1 Petri 4, 7–11.

Sonntag 4: Johannes 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 2, 11–20.

Sonntag 11: Johannes 16, 5–15. — Epistel: Jakobi 1, 17–21.

Sonntag 18: Johannes 16, 23–30. — Epistel: Jakobi 1, 22–27.

Sonntag 25: Johannes 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.

Luc. 11, 13: So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!

Wochen-tage Datum.	Juni 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
1. Woche: Von der Sendung des Heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.							
Sonnt.	1	Heil. Pfingstf. (Simeon)	Joh. Fr. Oberlin	3,57	7,58	12,34 b. I.	12,32m.	
Montag	2	Pfingstmontag (Erasmus)	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59	1,40	12,57	
Dienst.	3	Klotildis	Klotilde	3,56	8,0	bei Tage	1,20	
Mittw.	4	Quatember (Florian)	Quirinus	3,55	8,1		1,48	
Donn.	5	Bonifacius	Bonifacius	3,55	8,1		2,12	
Freit.	6	Norbertus	Norbert	3,54	8,2		2,41	
Samst.	7	Robert	Paul Gerhardt	3,54	8,3		3,15	
2. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt.	8	Trinitatis (Medardus)	A. H. Francke	3,53	8,4		3,53	☽ 9 Uhr abends
Montag	9	Felic. u. Prim.	Columba	3,53	8,5	8,24 a.	4,38	Vollmond
Dienst.	10	Mauricius	Friedr. I. Barbarossa	3,52	8,6	9,8	bei Tage	
Mittw.	11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6	9,46		
Donn.	12	Fronleichnam (Basilides)	Renata v. Ferrara	3,52	8,7	10,19		
Freit.	13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,51	8,8	10,49		
Samst.	14	Basilius	Basilius der Große	3,51	8,8	11,17		
3. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt.	15	1. n. Trinit. (Vitus)	Wilh. Wilberforce	3,51	8,9	11,43m.	bei Tage	
Montag	16	Benno	Richard Baxter	3,51	8,9	—		☾ 3 Uhr morgens letztes Viertel
Dienst.	17	Adolf	Johann Tauler	3,51	8,10	12,10m.		
Mittw.	18	Marc. u. Marc.	Pamphilus	3,51	8,10	12,38		
Donn.	19	Gerv. u. Prot.	Nik. Conc.; Paphnut.	3,51	8,11	1,10		
Freit.	20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	1,46		
Samst.	21	Albanus	Matth. Claudius	3,51	8,11	2,29		Somm. Anf.
4. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt.	22	2. n. Trinit (Albinus)	Gottschalk	3,51	8,12	3,21	b. T.	
Montag	23	Walram	Gottfr. Arnold	3,51	8,12	4,22		● 6 Uhr vormitt. Neumond
Dienst.	24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,51	8,12	5,31	8,53 a.	
Mittw.	25	Elogius	Augsb. Konf.-Verw.	3,52	8,12	bei Tage	9,33	
Donn.	26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12		10,9	
Freit.	27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,52	8,12		10,34	
Samst.	28	Leo II. P.	Irenäus	3,53	8,12		11,1	
5. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt.	29	3. n. Trinit. (Pet. u. Paul.)	Petrus; Paulus	3,53	8,12		11,28	
Montag	30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,54	8,11		11,50	☽ 7 Uhr a. erstes Viertel

Psalm 104, 13. 4: Du, Herr, feuchtest die Berge von oben her; Du machst das Land voll Früchte, die Du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz der Menschen, daß Du Brot aus der Erde bringest.

Wochentage u. Datum.	Juli 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Dien. 1	Rumold	H. Voes u. J. Eich	3,55	8,11		—	
Mitt. 2	Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11		12,10m.	
Donn. 3	Hyacinth	Otto; Aonius Pal.	3,56	8,10	bei Tage	12,45	
Freit. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10		1,16	
Smst. 5	Anselm	J. Oldcastle; L. Cobh	3,58	8,9		1,53	

28. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.

Sonnt. 6	4. n. Trinit. (Jesajas)	Johann Huß	3,59	8,9		2,35	
Mont. 7	Wilibald	Wilibald	4,0	8,8	bei Tage	3,23	
Dien. 8	Kilian	Kilian	4,1	8,8		4,16	☽ 11 Uhr vormitt. Vollmond
Mitt. 9	Agilolph	Ephraem d. Syrer	4,2	8,7	8,22 a.	5,15	
Donn. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Ox.	4,3	8,6	8,53	b. T.	
Freit. 11	Pius	Placidus	4,3	8,6	9,22		
Smst. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5	9,49		

29. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.

Sonnt. 13	5. n. Trinit. (Margarete)	Eugenius	4,5	8,3	10,14		
Mont. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4	10,42	bei Tage	
Dien. 15	Apost. Teil.	Jerusal. Erober. 1099	4,8	8,3	11,12		☾ 11 Uhr abends letztes Viert.
Mitt. 16	Skapulierfest	Anna Askew	4,9	8,2	11,45		
Donn. 17	Alexius	Spe. atus u. s. 11 Gef.	4,10	8,1	—		
Freit. 18	Arnold	Arnulf	4,11	8,0	12,24m.		
Smst. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,12	7,59	1,10		

30. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.

Sonnt. 20	6. n. Trinit. (Elias)	Joh. Marteilhe	4,13	7,58	2,3		
Mont. 21	Daniel	Eberhard v. Würt.	4,14	7,57	3,9	bei Tage	
Dien. 22	Mar. Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56	4,18		● 2 Uhr nachm. Neumond
Mitt. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54		8,30 a.	
Donn. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,19	7,53		8,34	
Freit. 25	Jakobus	Jakobus	4,20	7,51		9,2	
Smst. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50		9,29	

31. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1–11. — Epistel: Röm. 6, 19–23.

Sonnt. 27	7. n. Trinit. (Pantaleon)	Raymund Palmarius	4,22	7,49		9,53	
Mont. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,24	7,48	bei Tage	10,19	
Dien. 29	Martha	Olaf d. Heilige	4,25	7,46		10,47	☽ 11 Uhr abends erstes Viert.
Mitt. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,45		11,18	
Donn. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,28	7,43		11,53	

alm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf ihn trauet!

Wochen-tage Datum.	August 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Auf-gang.	Sonnen- Unter-gang.		Mond- Auf-gang.	Mond- Unter-gang.	Mondphasen rc.
reit.	1	Petri Kettenf.	Maccabäer	4,29	7,42	bei Tage	—	
nst.	2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41		12,31m.	
Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.								
nnt.	3	8. n. Trinit. (Stephan Erf.)	Wilhelm Thorp	4,32	7,39		1,17	
ont.	4	Dominikus	Leonhard Käser	4,33	7,37		2,8	
en.	5	Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,35	7,36		3,6	
itt.	6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34		4,7	☽ 12 Uhr mittern. Vollmond
onn.	7	Gottschalk	Nonna	4,38	7,32		5,13	
reit.	8	Cyriakus	Hormisdas	4,39	7,31	7,53a.	6,21	
nst.	9	Romanus	Numidikus	4,40	7,29	8,21	b. T.	
Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luca 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.								
nnt.	10	9. n. Trinit. (Laurentius)	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27	8,48		
ont.	11	Herrmann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	9,17	bei Tage	
ien.	12	Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	9,49		
itt.	13	Hippolyt	N.L.Gr.v.Zinzendorf	4,47	7,21	10,25		
onn.	14	Eusebius	Jakob Guthrie	4,48	7,20	11,7		☾ 4 Uhr morgens letztes Viertel
reit.	15	Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18	11,57		
nst.	16	Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16	—		
Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luca 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.								
nnt.	17	10. n. Trinit. (Sibylla)	Joh. Gerhard	4,53	7,14	12,35m.		
ont.	18	Helena	Hugo Grotius	4,54	7,12	2,1	bei Tage	
ien.	19	Sebald	Sebaldus	4,55	7,11	3,12		
itt.	20	Bernhard	Bernhard	4,57	7,9	4,24		● 11 Uhr abends Neumond
onn.	21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7	5,37		
reit.	22	Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4	6,48	7,30a.	
nst.	23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,2	7,2	b. T.	7,56	
Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luca 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.								
nnt.	24	11. n. Trinit. (Bartholom.)	Bartholomäus	5,3	7,0		8,21	
Mont.	25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59		8,49	
ien.	26	Samuel	Ulphilas	5,6	6,57		9,19	
Mitt.	27	Jos. Calas	Jovinianus	5,7	6,55		9,51	
onn.	28	Augustinus	Augustinus	5,9	6,53		10,29	☽ 5 Uhr nachmitt. erstes Viertel
reit.	29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51		11,12	
mst.	30	Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49		12,6	
6. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.								
nnt.	31	12. n. Trinit. (Paulinus)	Aidan	5,13	6,47	bei Nacht	—	

2 Korinth. 9. 10: Der aber Samen reicht dem Säemanne, der wird ja auch das Brot reichen zur Speise, und wird vermehren euren Samen und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit.

Wochentage u. Datum.	September 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Auf- gang.	Sonnen- Unter- gang.	Monds- Auf- gang.	Monds- Unter- gang.	Mondphasen z.
Mont. 1	Ägidius	Hanna	5,15	6,44		12,54 m.	
Dien. 2	Raphael	Mamas	5,16	6,42	bei Tage	1,54	
	Nationalfest						
Mitt. 3	Manfuetus	Hildegard	5,20	6,40		2,57	
Donn. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,21	6,38		4,1	
Freit. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,22	6,36		5,14	☽ 12 U. n.
Smst. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,24	6,34	6,51 a.	6,27	Vollmond
37. Woche: Vom Samariter und Leviten: Lucä 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
Sonnt. 7	13. n. Trinit. (Regina)	Lazarus Spengler	5,25	6,31	7,20	7,39	
Mont. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,27	6,29	7,52		
Dien. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,27	6,27	8,27		
Mitt. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25	9,8		
Donn. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23	9,55	bei Tage	
Freit. 12	Winand	Dionys. Pelaquin	5,31	6,21	10,50		☽ 9 Uhr v
Smst. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19	11,52		letztes Viert.
38. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Lucä 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
Sonnt. 14	14. n. Trinit. (Kreuz. Erh.)	Cyprianus; Dante	5,34	6,16	—		
Mont. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14	12,59 m.	bei Tage	
Dien. 16	Corn. u. Cypr.	Euphemia	5,37	6,12	2,9		
Mitt. 17	Quatember (Lambertus)	Lambert	5,38	6,10	3,20		
Donn. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,40	6,7	4,31		
Freit. 19	Mikleta	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	5,40		● 11 U. v
Smst. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	6,48	6,23 a.	Neumond
39. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 21	15. n. Trinit. (Matth. Ev.)	Matthäus Ap.	5,45	6,1		6,49	
Mont. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,59		7,19	Herbst An
Dien. 23	Thekla	5 Märt. v. Genf	5,47	5,57		7,51	
Mitt. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,49	5,54		8,26	
Donn. 25	Cleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52		9,6	
Freit. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50		9,52	
Smst. 27	Cosmas u. D.	Philippine Graveron	5,54	5,47		10,43	☽ 11 U. v
							erstes Viert.
40. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Lucä 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 28	Wenzeslaus	P. Elysieden u. A. Cl.	5,55	5,45		11,39	
Mont. 29	Michelis	Michaelis	5,57	5,43		—	
Dien. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41		12,40 m.	
	Kaiserin Geburtstag.						

alm 50, 14: Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Wochentage Datum	Oktober 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
ittl. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,39		1,45 m.	
nn. 2	Leodegar	Chr. Schmid	6,2	5,37	bei Tage	2,53	
eit. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,35		4,4	
nöt. 4	Franz	Franz v. Assisi	6,4	5,33		5,18	☉ 11 Uhr a. Vollmond

. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luca 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.

nnl. 5	17. n. Trinit. (Placidus)	Petrus Carnesecchi	6,6	5,30	5,51 a.	6,34	
	Erntedankfest						
ont. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,8	5,28	6,25	7,30	
en. 7	Sergius	Theodor Beza	6,9	5,26	7,4		
itt. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,24	7,52		
nn. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,13	5,22	8,45		
eit. 10	Gereon	Justus Jonas	6,15	5,20	9,46	bei Tage	
nöt. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,18	10,52		☾ 3 Uhr n. letztes Viertel

. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4—9.

nnl. 12	18. n. Trinit. (Maximil.)	Heinr. Bullinger	6,18	5,15	12,0		
ont. 13	Tilmann	Elisabeth Frey	6,20	5,13	—		
en. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,22	5,11	1,11 m.		
itt. 15	Theresa	Aurelia	6,23	5,9	2,20		
nn. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7	3,28		
eit. 17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,26	5,5	4,35	bei Tage	
nöt. 18	Lukas Ev.	Lukas	6,27	5,3	5,41		
	Kronprinz Geburtstag.						

. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.

nnl. 19	Ferdinand	Bruno	6,29	5,1	6,45	5,19 a.	● 1 Uhr morgens Neumond
ont. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,58	7,49	5,50	
en. 21	Ursula	Hilarion	6,32	4,57		6,24	
itt. 22	Cordula	Hedwig	6,33	4,54		7,2	
nn. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,35	4,52	bei Tage	7,46	
eit. 24	Evergistus	Arethas; Wetstäl. Fr.	6,37	4,50		8,33	
nöt. 25	Raphael	Johann Heß	6,39	4,48		9,28	

. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.

nnl. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,46		10,29	
ont. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,45		11,29	☽ 6 Uhr morgens
en. 28	Simon, Juda	Simon u. Juda	6,43	4,43		—	
itt. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42	bei Tage	12,33 m.	erstes Viertel
nn. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,47	4,40		1,41	
eit. 31	Wolfgang	Reformationsfest (1953)	6,48	4,38		2,52	

Hebr. 13, 14: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.

Wochentage u. Datum	November 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Smst. 1	**Aller Heiligen**	Aller Heiligen	6,30	4,47	b. T.	4,40 m.	
45. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
Sonnt. 2	**21. n. Trinit.** (Aller Seelen)	Viktorinus	6,32	4,45	b. T.	5,22	
Mont. 3	Hubertus	Pirmin	6,34	4,43	4,57 a.	6,10	☽ 10 U. vormitt.
Dien. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	6,35	4,41	5,41	7,07	Vollmond
Mitt. 5	Zacharias	Hans Egede	6,37	4,39	6,22		
Donn. 6	Leonhard	Gustav Adolf	6,38	4,37	7,34		
Freit. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,37	8,40		
Smst. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,35	9,50		
46. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 9	**22. n. Trinit.** (Theodorus)	Joh. v. Staupitz	7,4	4,34	11,5		☾ 12 U. mittern. letztes Viert.
Mont. 10	Martin B.	Martin Luther	7,5	4,32	—		
Dien. 11	Martin B.	Martin Bischof	7,7	4,31	12,31 m.		
Mitt. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,29	1,19		
Donn. 13	Stanislaus K.	Arcadius	7,10	4,28	2,27		
Freit. 14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,27	3,32		
Smst. 15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,25	4,36		
47. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.							
Sonnt. 16	**23. n. Trinit.** (Edmund)	Kasp. Creuziger	7,15	4,24	5,39	b. T.	
Mont. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,23	6,41	4,24 a.	● 7 U. abends Neumond
Dien. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,22	7,38	5,—	
Mitt. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,21	8,34	5,42	
Donn. 20	Simplicius	Johann Williams	7,21	4,19	9,25	6,29	
Freit. 21	Maria Opfer	Columbanus	7,23	4,18	10,11	7,20	
Smst. 22	Cäcilia	Joh. Oekolampadius	7,25	4,17	10,53	8,16	
48. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Kol. 1, 3—14.							
Sonnt. 23	**24. n. Trinit.** (Clemens)	Feier z. Gedächtnis der Verstorbenen. (Clemens)	7,26	4,16		9,10	
Mont. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,15		10,18	
Dien. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,14		11,23	☽ 11 U. abends
Mitt. 26	Konrad	Konrad	7,30	4,13		—	
Donn. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,32	4,12		12,31 m.	erstes Viert.
Freit. 28	Günther	Alexander Rousel	7,34	4,12		1,41	
Smst. 29	Saturnin	Saturninus	7,35	4,11		2,54	
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14.							
Sonnt. 30	**1. Advent** (Andreas)	Andreas	7,37	4,0	b. T.	4,10	

Tage

1 Timoth. 1, 15: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Wochentage Datum.	Dezember 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
ont. 1	Eligius	Eligius	7,28	4,0	b. T.	3,27 m.	
en. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,29	4,0	4,16 a.	6,44	
itt. 3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59	5,13	7,55	☽ 8 Uhr abends Vollmond
nn. 4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,59	6,19		
eit. 5	Crispine	Crispina	7,43	3,58	7,31		
nät. 6	Nikolaus	Nikolaus	7,44	3,58	8,44		

Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tags: Luc. 21, 25—36. Epistel: Röm. 15, 4—13.

nnt. 7	2. Advent (Ambrosius)	C. P. Odontius	7,46	3,57	9,57		
ont. 8	Mariä Empf	Martin Rinkard	7,47	3,57	11,8		
en. 9	Leocadia	Benjamin Schmolck	7,48	3,56	—		☾ 12 Uhr mittags letztes Viertel
itt. 10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56	12,17 m.		
nn. 11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,57	1,24		
eit. 12	Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,57	2,29		
nät. 13	Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57	3,32		

Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—5.

nnt. 14	3. Advent (Nicasius)	Dioscorus	7,52	3,57	4,33		
ont. 15	Eusebius	Christiana	7,53	3,57	5,33		
en. 16	Adelheid	Adelheid	7,54	3,57	6,29		
itt. 17	Quatember (Lazarus)	Sturm	7,55	3,58	7,20	4,25 a.	● 2 Uhr nachmitt. Neumond
nn. 18	Wunibald	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	8,7	5,14	
eit. 19	Julius	Clemens v. Alex.	7,56	3,58	8,49	6,9	
nät. 20	Nemesius	Abraham	7,57	3,58	b. T.	7,1	

Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.

nnt. 21	4. Advent (Thomas, Ap.)	Thomas, Ap.	7,58	3,59	8,9		Wint. Anf.
ont. 22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59	9,13		
en. 23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	10,18		
itt. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	11,25		
nn. 25	Heil. Christfest	Christtag	8,0	4,1	—		☽ 2 Uhr nachmitt. erstes Viertel
eit. 26	2. Christtag (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	12,34 m.		
nät. 27	Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,2		1,46	

Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33—40. — Epistel: Galat. 4, 1—7.

nnt. 28	nach Weihn. (Unsch. Kindl.)	Unsch. Kindl.	8,0	4,3		3,0	
ont. 29	Thomas B.	David	8,0	4,4		4,5	
en. 30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5		5,28	
itt. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,5		6,36	

bei Tage

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Acker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nach einander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grashpitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gejätet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockner Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenem Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen: die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die Du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieſest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.

Bauern-Regeln.

Januar.

Ist der Januar gelind,
Lenz und Sommer fruchtbar sind.

Nebelt's stark im Januar,
So giebt's ein nasses Frühjahr.

Fabian Sebastian (20.)
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Februar.

Wenn's der Hornung gnädig macht,
Bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

Lichtmeß (2.) im Klee,
Ostern im Schnee.
Nach St. Matthäis (24.)
Geht kein Fuchs mehr übers Eis.

März.

Märzgewitter zeigen an,
Daß großer Wind bald naht heran.

Wenn der März ist trocken,
Giebt's für den Bauer reiche Brocken.

Wie die 40 Ritter (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 40 Tage halten.

April.

Der April ist nicht zu gut,
Er schneit dem Bauer noch auf den Hut.

Heller Mondschein im April
Schadet allen Blüten viel.

Wenn frühe blühen die Schlehen,
Kannst du früh nach der Ernte sehen.

Mai.

Trockener Mai
Bringt Dürre herbei;
Iſt er kühl und naß,
Füllt er Scheune und Faß.

Nach Pankraz (12.) und Servaz (13.) kommt hintendran
Urbanus (25.) gar oft noch als Grobian.

Bringt Christi Himmelfahrt Regen
Iſt im Heuen wenig Segen.

Juni.

Regnet's auf St. Barnabas (11.)
So ſchwimmen die Trauben bis zum Faß.

St. Barnabas (11.) hat das beſte Gras,
Wohl dem, der dann nicht die Senſe vergaß!

Ruft nach Johanni (24.) der Kuckuck noch lang,
Wird's dem Bauer um ſeine Ernte bang.

Juli.

Türmt ſich die Ameiſ' im Juli den Haufen,
So mußt du viel Holz für den Winter kaufen.

Regnet's auf St. Margaret (13.)
Der Regen noch vier Wochen ſteht.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitze gegangen.

Auguſt.

Mariä Himmelfahrt (15.) hell und heiß
Lohnt dem Winzer wohl Müh' und Schweiß.

Was der Auguſt nicht kocht,
Läßt der September ungebraten.

Nach St Laurenzi (10.) wächſt kein Holz mehr.

September.

Wie auf Ägidi das Wetter ſich ſtellt,
Den ganzen Monat es noch ſo hält.

Mariä Geburt (8.)
Treibt die Schwalben fort.

Sind auf Michaelis (29.) die Vögel noch da,
So iſt der Winter noch nicht ſehr nah.

Oktober.

Wenn's im Oktober wetterleuchtet,
Viel Regen noch den Acker feuchtet.

Simon, Juda (28.)
Iſt der Winter nah.

Kommt die Feldmaus ins Dorf,
So ſorg' dir für Holz oder Torf.

November.

Ist Martini (11.) klar und hell,
Ist das Eis wohl bald zur Stell'.

St. Andreas (30.)
Nur ja nicht naß!

Langer Schnee
Bringt Frucht und Klee
Auf jeder Höh'.

Dezember.

Viel Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

St. Luzen (13.)
Macht den Tag stutzen.

Haben's die unschuldigen Kindlein (28.) kalt,
So weicht der Frost noch nicht so bald.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Vom 1. bis 3. trübe und kalt; den 4. 5. 6. folgen starke Regengüsse, worauf vom 7. bis 9. starke Kälte eintritt. Vom 11. bis 15. wieder Regen, ja Regengüsse; vom 28. bis zu Ende des Monats unbeständiges Wetter mit Wind, Schnee und Nebel.

Februar.

Vom 1. bis 7. trübe, regnerisch, nebelig und windig. Nur am 8. hell und ziemlich kalt. Vom 9. bis 12. trübe mit Regen und Schnee; vom 13. bis 16. hell und kalt; den 18. Regen und Schnee; vom 19. bis 22. kalter Wind; den 23. bis 26. hell, früh kalt mit Eis, nachts kalter Regen und Glatteis, den 29. rauh und kalt.

März.

Vom 1. bis 7. kalt, rauh und windig; den 8. bis 17. kalt; den 19. Wind, Schnee und Regen; den 20. und 21. Regen und kalt, nachmittags hell.

April.

Vom 1. bis 3. rauh und kalt; am 4. schön und warm; 5. bis 7. mittelmäßig; am 8. windig mit Platzregen; vom 9. bis

15. schön hell und warm; den 18. Regengüsse und Ungewitter; vom 19. bis 22. schön, danach rauhe Luft, Ungewitter mit Donner; den 25. sehr kalt und trübe; den 30. kalt.

Mai.

Am 1. und 2. rauh, windig und kalt; vom 4. bis 15. schöner, warmes Wetter, mit wenig Donner und Regen vermischt; den 24. in der Frühe Eis; am 27. schön; am 28. und 29. kalt mit Regen; am 30. in der Frühe Eis, danach am ganzen Tage Regen und Schnee.

Juni.

Am 1. unfreundlich; am 2. schön; den 3. große Regengüsse; vom 4. bis 8. rauh und unfreundlich, aber am 9. wieder schöner, warmer Tag; am 10. unbeständig; vom 11. bis 14. kühl, abends wärmer; am 15. regnet es Tag und Nacht; den 19. früh sehr kalt; den 22. und 23. angenehm warm; am 24. Regengüsse; am 25. wieder kalt; vom 26. bis zu Ende Regen.

Juli.

Vom 1. bis 3. trüb und kalt mit Hagelschauern; am 4. warm; am 6. sehr kalt; vom 7. bis 18. schön warm; vom 19. bis 21. Regen; vom 22. bis zu Ende schön hell und heiß.

August.

Vom 1. bis 6. schön hell und heiß; am 8. den ganzen Tag Regen; vom 9. bis 11. trüb und etwas Regen; am 13. schön; am 15. reift es nachts; am 16. Gewitter und Platzregen; am 17. kalter Regen; vom 18. bis 25. hell und sehr heiß; vom 26. bis 28. täglich Gewitter und Platzregen.

September.

Vom 1. bis 3. warmes Wetter; am 4. nachts Gewitter mit Platzregen; vom 5. bis 9. schön hell; am 11. etwas Regen; dann schön bis zum 18., wo unbeständige Witterung eintritt mit Wind und Schneeflocken; am 27. schön und warm; vom 29. bis zu Ende Regen.

Oktober.

Am 1. schön; am 2. und 3. früh gefroren und hell; vom 4. bis 6. schön warm; am 7. den ganzen Tag Regen; vom 8. bis 14. trübe und kalt, auch rieselt es bisweilen; am 15. windig, trüb und regnerisch; am 16. starker Wind mit Schnee; am 20. unbeständig; vom 24. bis 27. starker Regen, zuweilen mit Schnee vermischt; am 28. und 29. ziemlich schön; am 30. trübe und kalt.

November.

Vom 1. bis 14. anhaltendes Regenwetter und ziemlich kalt; am 16. nachts Schnee; vom 17. bis 20. wieder Regen; vom 21. an schön warmes Wetter, welches bis zu Ende anhält.

Dezember.

Am 1. und 2. Schnee; vom 3. bis 8. unbeständig; in der Nacht des 10. grimmige Kälte und darauf starker Schneefall; am 11. und 12. wieder sehr kalt; am 13. und 14. gelinder und noch mehr Schnee; am 16. hell und sehr kalt bis den 30. und wenig Schnee.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im Deutſchen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** ſind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1\frac{1}{5}$	bisher. Pfennig.
	2 Pfennige	=	$2\frac{2}{5}$	„ „
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„ „
	10 Pfennige	=	1	„ Silbergroſchen.
c. Silbermünzen:	$\frac{1}{5}$ Mark	=	2	„ „
	$\frac{1}{2}$ Mark	=	5	„ „
	1 Mark	=	10	„ „
	2 Mark	=	20	„ „
	5 Mark	=	1 Thlr. 20	Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 „ 20	„
	10 Mark	=	3 „ 10	„
	20 Mark	=	6 „ 20	„

Da die Nickelmünzen, ſo lange ſie neu ſind, den Silbermünzen ziemlich gleich ſind, ſo beſehe ſich der geneigte Leſer jedesmal ſein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und iſt zehnteilig, d. h. die nächſt höhere oder nächſt niedrigere Stufe iſt jedesmal zehnmal ſo groß oder zehnmal ſo klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 Meter (Stab) = $^4/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle;
10 Meter ſind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter ſind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter ſind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußiſche Meile.
$^1/_{10}$ Meter iſt ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter iſt ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter iſt ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter ſind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar ſind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar ſind ein **Kilar.**
Die Teile des □Meters ſind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{31}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das Liter oder die Kanne.

1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{16}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{9}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das Liter oder die Kanne.

1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{2}/_{3}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{8}/_{11}$ Ohm

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{2}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Dekagramm (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben: m
Kilometer, „ : km
Centimeter, „ : cm
Millimeter, „ : mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben: qm
□Kilometer, „ : qkm
□Centimeter, „ : qcm
□Millimeter, „ : qmm

Ar, geſchrieben: a
Hektar, „ : ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geſchrieben: cbm
Hektoliter, „ : hl
Liter, „ : l
Kubikcentimeter, „ : ccm
Kubikmillimeter, „ : cmm

D. Gewichte.

Tonne, geſchrieben: t
Kilogramm, „ : kg
Gramm, „ : g
Milligramm, „ : mg

1) Den Buchſtaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen ſie an das Ende der vollſtändigen Zahlenreihe zu ſtehen, nicht über das Decimal-Komma derſelben, alſo z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalſtellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, alſo nicht 16.18, ſondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, ſind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwiſchenraum zwiſchen den dreiſtelligen Gruppen, es dürfen dieſe Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetrennt werden, wie es früher üblich war. Alſo die Zahl 68453274,83 wäre beiſpielsweiſe zu ſchreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Poſtaliſches.

a) Der Poſtverkehr innerhalb des Deutſchen Reiches.*)

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.)	—	10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)	—	20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Poſtnachnahme bis zu 10 Meilen	—	20
	do. auf weitere Entfernungen	—	40
3)	**Einſchreibgebühr** (Rekommandiert)	—	20
4)	**Karten**, einfache	—	5
	do. mit Antwort	—	10
5)	**do.** als Bücherbeſtellzettel	—	3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portoſätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Öſterreich-Ungarn.

		ℳ ₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g		— 3
Büchern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mitpt. beigefügt werden.		
do.	von 50—250 g	— 10
do.	von 250—500 g	— 20
do.	von 500—1000 g	— 30
7) **Lokal- und Lokal-Land-Briefe** (unfrankiert 10 Pf.)		— 5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit		— 25
do. do.	über 10 Meilen weit	— 50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen		— 5
do. do.	über 10—20 Meilen	— 10
do. do.	über 20—50 Meilen	— 20
do. do.	über 50—100 Meilen	— 30
do. do.	über 100—150 Meilen	— 40
do. do.	über 150 Meilen	— 50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark		— 20
do.	über 100—200 Mark	— 30
do.	über 200—400 Mark	— 40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark		— 30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark		— 2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden, mindestens aber		— 10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Pakete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon		— 5
mindestens aber		— 10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:	
a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe	— 5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg	— 10
do. do. über 5 kg	— 15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Pakete	— 10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	— 25
aufs Land à km	— 10
3) **do.** für Zeitungen jährlich:	
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	— 60
„ „ 2—3 „ „	1 —
„ „ 4—6 „ „	1 60
„ täglich 2 „ „	2 —
für amtliche Verordnungsblätter	— 60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein.*)

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Afganistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexico, Verein Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche Britische, Französische, Niederländische, Spanische und Portugiesische Kolonien.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankiert (Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portobegünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern Faktur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 800 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
nach Frankreich und Belgien bis 750 Frcs.	—	40
6) **Postanweisungen** nach dem Auslande: (nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der darei bemerkten Währung auszustellen.)		
Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Frcs. (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Dänemark bis 355 Kronen, für je 20 Mark (1 Krone = 1 M. 13 Pf.)	—	10
„ Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 50 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	20
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	75
„ Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	20
„ Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark. (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Luxemburg wie bei Deutschland.		
„ Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark (1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)	—	20
„ Norwegen bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Schweden bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20
„ Türkei nur Konstantinopel bis 400 Mark, für je 20 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	20
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (212 Mark 50 Pf.), für je 20 Mark (1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)	—	20

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Louise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Louise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog **Leopold Friedrich**, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1836.

b. Baden

Großherzog **Friedrich**, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Louise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König **Ludwig II.**, geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog **Wilhelm**, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog **Ludwig IV.**, geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst **Woldemar**, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog **Friedrich Franz III.**, geb. 19. März 1851 (Regierungsantritt 15. April 1883), vermählt 26. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nicolajewitsch von Rußland, geb. 28. Juli 1860.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog **Friedrich Wilhelm**, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 19. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1833.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Caroline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Coburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1830), vermählt am 12. Juni 1860 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Louise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margareta, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1868 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geb. 14. Mai 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. Dezember 1874), Witwer seit 26. Juni 1878 von Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878. Wieder vermählt am 29. November 1879 mit Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Chester Allan Arthur.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wenn an der Spitze des vorigen Jahrganges der Spinnstube ein ernstes Wort über die Pflege des Familienlebens stand, so soll der heurige Jahrgang unter dem allgewohnten Gruße da oben wiederum ein Eingangswort bringen, welches wesentlich die Familie angeht und sich insonderheit an die Herzen der Väter und Mütter wenden möchte, ihnen in Bezug auf ihre Kinder einige hoffentlich beherzigenswerte Ratschläge zu erteilen.

Es soll aber diesmal nicht wieder der Kindererziehung im allgemeinen gelten, über welche ja in diesen Vorworten zur Spinnstube schon von dem alten seligen Spinnstubenschreiber so manches ernste Wort gesagt worden ist und über welche auch kaum genug geredet und geraten werden kann, wo die Klagen über täglich wachsende Zuchtlosigkeit, ja über ausdrücklich so zu bezeichnende „Verwilderung"

der Jugend immer lauter von allen Seiten erhoben werden. Nein, es soll diesmal einem ganz besonderen Gebiete der Kindererziehung gelten, auf welchem überaus viel versäumt und verfehlt wird, nämlich der Erziehung zu körperlicher Gesundheit und Tüchtigkeit.

Ob aber auch dieses Kapitel unter den Eingangsgruß da oben paßt und zu demselben in irgend welcher näheren Beziehung steht? Ich denke: Ja. Denn im 128. Psalm werden ja als eine der vielen Segensgaben, welche einem Manne zu teil werden sollen, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht, auch Kinder genannt, die wie Ölzweige um seinen Tisch her sein würden, und das soll doch wohl heißen: so gesund und frisch und kräftig wie die üppig grünenden Zweige des Ölbaums. Und in der That, welches Vater- und Mutterherz begrüßte nicht in seinen gesund und kräftig aufwachsenden Kindern die köstlichste, beglückendste Segensgabe Gottes und fühlte sich nicht wie von einem Liebesgruße seines treuen Gottes angeweht, wenn es fröhlichen Blickes die kräftig gedeihende Kinderschar anschaut?

Und der Herr Jesus Christus, der große Kinderfreund, der den Kindern nicht nur so bestimmt und ausdrücklich das Himmelreich zugesagt hat, sondern sie auch aus den Händen der Mütter, welche sie zu ihm brachten, auf seine Arme nahm und sie herzte und segnete, sollte er nicht auch jetzt noch an körperlich gesunden Kindern seine besondere Lust haben, Er, der ja während seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit nichts lieber that, als Kranke gesund machen, und der dabei sicherlich die körperlichen Krankheiten doch als ein Stück des Elendes angesehen hat, welches durch die Sünde über die Menschen gekommen ist und welches sein erbarmendes Herz jammerte? Und hat er denn nicht durch seines großen Apostels Mund uns ausdrücklich die Mahnung zugehen lassen, des Leibes zu warten und demselben Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen, allerdings mit der weisen und notwendigen Einschränkung, daß dieses Warten und Pflegen des Leibes kein allzu zärtliches und üppiges werde und am Ende höher gestellt werde als die doch viel wichtigere Pflege der unsterblichen Seele?

So soll denn niemand scheel dazu sehen, daß unter dem frommen Eingangsgruße da oben auch einmal etwas kommt, was insonderheit das äußere leibliche Leben angeht und was vorzüglich die Eltern, aber ebensowohl auch die Lehrer erinnern möchte, bei den ihnen anvertrauten Kindern doch ja auch auf das körperliche Gedeihen derselben ein sorgsames Auge zu haben und dasselbe in verständiger Weise zu fördern.

Ob aber solch eine Erinnerung nötig ist? Nun, lieber Frager, achte doch nur einmal darauf, wie schon seit längerer Zeit öffentlich Klage darüber geführt werden muß, daß unter den heerespflichtigen jungen Burschen von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen wachse, welche wegen körperlicher Schwäche vom Militärdienste einstweilen zurückgestellt oder gar ganz zurückgewiesen werden müssen! Achte weiter nur einmal darauf, wie nach den öffentlichen Berichten die entsetzlichen Fälle sich mehren, daß sogar wirkliche Kinder, geschweige denn junge Leute, die die Kinderschuhe ausgetreten haben, freventlich Hand an das eigene Leben legen und es damit unwiderleglich beweisen, wie ihnen der frische, fröhliche Lebensmut fehlt, der dem gesunden Kinde doch eigen und sein beneidenswertes Vorrecht ist, und der, wie eine kräftig aufgeschossene Gerte sich wohl leicht niederdrücken läßt, aber auch im Handumdrehen wieder emporschnellt! Achte doch einmal auch darauf, wie man in neuerer Zeit hoch oben am Ministertische es für nötig findet, Verordnungen zu erlassen, welche mit eingehender, dankenswertester Sorgfalt auf die körperliche Pflege der Jugend bedacht nehmen; wie man überall dafür Sorge zu tragen beginnt, daß arme Kinder, die zu Hause so gut wie gar keine körperliche Pflege haben, wenigstens während der Schulferien solche Pflege finden und in den kurzen Wochen ein wenig körperlich erstarken; wie man, wo es irgend angeht, in größeren Städten mit schweren Kosten geeignete Spielplätze für die Kinder anlegt, auf denen sie sich lustig umhertummeln und ihrem Körper die nötige Bewegung und die unentbehrliche frische Luft verschaffen können! Gewiß, dann wirst du nicht mehr fragen dürfen, ob es denn nötig sei, auf die körperliche Erziehung der Jugend so großes Gewicht zu legen; dann

wirst du es begreiflich finden, wenn auch die Spinnstube in ihrem bescheidenen Teile es unternimmt, Eltern und Lehrer an eine Pflicht zu erinnern, mit deren Erfüllung es nicht ernst genug genommen werden kann.

Aber, so fragst du dann vielleicht weiter, ist's denn gerade nötig, Eltern und Lehrer in diesem Stücke besonders zu erinnern, sie, die doch das nächste und größte Interesse auch am körperlichen Gedeihen der lieben Jugend haben? Und ich muß wieder antworten: leider ja!

Denn wieviel verschuldet in diesem Stücke elterlicher Unverstand und elterliche Eitelkeit! Wieviel auch die Nachlässigkeit oder Eitelkeit der Lehrer!

Wenn da in einer Familie ein gutbegabtes Kind ist, dem der helle Verstand schon aus den Augen leuchtet, wie oft und wie leicht läßt sich dann der Unverstand und die Eitelkeit der Eltern, zumal wenn ein unverständiger Lehrer noch ziehen hilft, dazu hinreißen, alles aufzubieten, daß in dem klugen Kinde, wo möglich, ein sogenanntes „Wunderkind" auf die Beine gestellt werde! Wie wird dann das arme Kind, wenn es kaum in das schulpflichtige Alter gekommen ist, außer den täglichen Schulstunden auch noch mit Privatunterricht geplagt, damit es ja nur recht schnell vorankomme und seine Altersgenossen überflügele! Wie kommen dann sehr bald auch noch die unvermeidlichen Musikstunden in wohlhabenderen Familien dazu, ohne Rücksicht darauf, daß der arme Wurm kaum alleine auf dem hohen Klavierstuhle sitzen kann oder kaum die Kindergeige festzuhalten imstande ist!

„Mögen unbegabte Kinder sich draußen umhertreiben und die kostbare Zeit mit unnützen Spielen vertändeln," denkt der elterliche Unverstand, „aber ein Talent, wie es in diesem unserem Kinde steckt, nicht frühzeitig zu wecken, es am Ende gar bei kindischen Spielen untergehen zu lassen, wäre doch unverantwortlich." — Daß dabei im tiefsten Herzensgrunde nicht sowohl die Rücksichtnahme auf die reiche Begabung des Kindes das Hauptwort spricht, sondern vielmehr die elterliche Eitelkeit, die mit dem „Wunderkinde", mit dem „Musterknaben" vor anderen Leuten Staat machen möchten, machen sich freilich die wenigsten dieser unverständigen Eltern klar.

Und was wird aus dem armen Kinde? Ein frühe reifes, aber auch frühe welkes Pflänzchen, das vielleicht der ersten Kinderkrankheit zum Opfer fällt, weil sein armer Körper auf Kosten der geistigen Ausbildung schnöde vernachlässigt wurde und die nötige Widerstandskraft gegen die Krankheit nicht gewinnen konnte. Wie selten geschieht es überdies, daß aus solch einem sogenannten „Wunderkinde" nachher im Leben auch wirklich etwas Großes, Staunenerregendes wird! Wie geht es bei den meisten derselben nicht viel anders wie bei den Treibhauspflanzen, die, wenn sie ins freie Feld kommen, vielleicht noch eine Zeitlang üppig fortwachsen wie im Treibhause, bald aber ganz verkümmern!

Und die Herren Lehrer? Nun, wir wissen ja recht gut, daß es an solchen nicht fehlt, welche auch dem körperlichen Gedeihen ihrer Schüler die nötige Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmen und es nicht vergessen, daß sie der Kinder wegen da sind und nicht die Kinder ihretwegen.

Aber wie viele giebt es doch leider auch, deren höchstes Streben es ist, mit ihrer Klasse glänzen zu können und die darum an den häuslichen Fleiß ihrer Schüler Anforderungen stellen, welche diese ohne Nachteil für ihre Gesundheit unmöglich erfüllen können! Sind doch eben, wo ich dies niederschreibe, wiederum von derselben hohen Stelle, deren liebevolle Fürsorge für das körperliche Wohl der Jugend schon vorhin erwähnt wurde, Verordnungen ergangen, wodurch verhütet werden soll, daß nicht schon in den Vorschulen der höheren Lehranstalten die körperliche Gesundheit und Kraft der Schüler durch übermäßige Anstrengungen gebrochen werden. An Grund zu diesen Verordnungen hat es gewiß nicht gefehlt.

Da sollte es denn unnötig genannt werden können, wenn einmal auch hier den Eltern und Lehrern ein wenig ans Herz geredet wird? Ganz gewiß nicht. Denn was hilft alle wohlwollende Fürsorge von oben, wenn ihr nicht unten vom Hause und von der Schule in die Hände gearbeitet wird.

Da soll denn vor allen Dingen den Eltern zugerufen sein: „Verzärtelt und verweichlicht Eure Kinder nicht!"

Freilich die Zeiten sind ja Gottlob so ziemlich vorbei, in welchen man von dem Grundsatze ausging, frische Luft und kaltes Wasser seien die größten Feinde des Kindeslebens, und dasselbe könne, besonders in den ersten Monaten des Daseins, nur bei einer ziemlich hohen Zimmerwärme, bei einer recht dicken und warmen Umhüllung, zumal des Kopfes, und bei recht vielem warmen Wasser gedeihen, welches äußerlich als Waschwasser, innerlich in Gestalt von Kamillenthee angewendet würde.

Viel eher wird heutzutage von unverständigen Ärzten und unverständigen Eltern, die dem ärztlichen Rate unbedingt meinen folgen zu müssen bis zum äußersten, nach der gegenteiligen Seite hin gesündigt. Wenigstes überläuft einen bisweilen ein gelindes Gruseln, wenn man die Kindermägde bei der schärfsten Ostluft, an Tagen, die einem selber jede Lust benehmen, einen Gang ins Freie zu machen, mit ihren Pfleglingen draußen herumspazieren sieht und wahrnimmt, wie die armen Kinder ordentlich blau vor Kälte sind. Diejenigen Kinder, welche das aushalten, werden allerdings voraussichtlich recht gesund und kräftig werden. Aber wie viele halten es nicht aus! Nein, wenn irgendwo, so gilt es hier, Maß zu halten und nicht dem an sich vollkommen richtigen Grundsatze, daß frische, gesunde Luft eine der ersten Lebensbedingungen sei, „das Kreuz einzureiten".

Ob die heutzutage so beliebten Vollbäder in immer kälter werdendem Wasser für kleine Kinder den allmählichen kalten Abwaschungen der einzelnen Körperteile vorzuziehen sind oder nicht, soll hier eine offene Frage bleiben.

Überhaupt soll jetzt hier weniger von den Kindern die Rede sein, die noch einer Kindermagd bedürfen und getragen werden müssen, als vielmehr von denjenigen, die sich schon auf ihren eigenen Beinen bewegen können, und deren falsche Behandlung und Erziehung gerade in diesem Alter sich später so bitter rächt.

Aber wie sieht's bei diesen aus, wenn sie endlich von den allzu besorgten Eltern auf ihre eigene Faust und auf ihren eigenen Beinen an die Luft gelassen werden?

Da ist vor allen Dingen, wenn nicht die Sonne

schon heiß herniederscheint, eine warme Mütze, womöglich eine Pelzmütze, die über die Ohren gezogen werden kann, ganz unbedingt notwendig! Da darf auch ein warmer, womöglich bis auf die Knöchel herniedergehender Überzieher oder Mantel nicht fehlen! Da kommt auch wohl noch ein Pelzmüffchen dazu, damit die zarten Fingerchen nicht kalt werden können, oder doch warme Handschuhe! Und über das alles die ängstlich und dringend eingeschärfte elterliche Mahnung: „Erhitze dich nur ja nicht, liebes Kind!"

Und in solchem Anzuge soll das Kind nun mit seinen Kameraden spielen, deren lustiges Treiben draußen auf der Gasse es längst mit stillem Neide beobachtet hat und von denen es sich nicht mehr länger will zurückhalten lassen! Ja, da erhitze sich eines nicht, wenn auch nur das allerzahmste Spiel getrieben wird! Da laufe einmal eines flott, wenn ihm der lange Überzieher oder Mantel fortwährend um die Beine schlägt! Da sei eines einmal so recht selbstvergessen froh, wenn beständig der Gedanke quält: „was wird Mama sagen, wenn ich erhitzt nach Hause komme, oder wie wird sie schelten, wenn der schöne neue Überzieher schmutzig wird!" — Arme Kinder!

Ich gehöre gewiß nicht zu denen, die unbedingte Lobredner der alten Zeiten sind. Aber ich muß doch sagen: wieviel besser war es wenigstens in diesem Stücke zu der alten Zeit!

Wer dachte da für einen Buben an Mantel oder Überzieher, und gar für alle Tage, auch für das Spielen? Wer dachte da, selbst in wohlhabenden Familien, worin gewiß die Sparsamkeit nicht die Hauptrolle spielte, auch nur an eine Mütze, die das Büblein aufsetzen müsse, sowie es vor die Hausthüre trete? Wer dachte da erst an Handschuhe für einen Buben? Ich hätte das Halloh der andern hören mögen, wenn einer mit anderen als den von Gott erschaffenen Handschuhen zum Spielen oder auch zum Schneeballwerfen gekommen wäre! Wer dachte da auch daran, einen Buben, wenn er auch mit glühendem Kopfe vom Spielen heimkam, deshalb irgendwie zu berufen? Höchstens gab es ein paar Scheltworte oder auch ein paar gesunde mütterliche Ohrfeigen, wenn hier und da und dort an Hose und Jacke die Fetzen herunterhingen.

Da lief man bloßen Kopfes durch Regen und Schnee und Sonnenbrand, und griff, wenn man grüßen mußte, wenigstens mit der Hand an die Haare, als die Stelle, wo eine Mütze hätte sitzen können. Da tummelte man sich im Sommer auf dem Spielplatze umher, oder zwei-, dreimal des Tages, wenn es die Zeit erlaubte, im Bade, im Winter auf der Eisbahn, wenn es eine gab, oder in Feldschlachten und Festungsstürmen, die mit Schneebällen ausgefochten wurden, oder mit dem Handschlitten an möglichst steilen Abhängen herunter, wo es denn oft genug vorkam, daß man mit dem Schlitten kopfüber in den Schnee kugelte und ohne Schlitten oft noch eine ganze Strecke auf der eigenen Natur fortschlitterte.

Aber man wurde und blieb gesund dabei. Die heutzutage so gefürchteten Kinderfeinde, Krupp und Diphtheritis, kannte man kaum dem Namen nach. Seine Röteln oder Masern machte man pflichtschuldig durch, in der Regel ohne allen weiteren Schaden und jubelte hell auf, wenn man, am ganzen Körper mit Öl wohl gesalbt, zum erstenmal wieder hinausdurfte. Wenn man seine 12 oder 13 Jahre alt war, wurde einem in den Schulferien der wohlgepackte Ranzen umgehängt, und man marschierte, mit einem Thaler im Beutelein sich reich dünkend wie ein Millionär, flott in die völlig unbekannte Ferne, um beneidenswerte Verwandte mit wochenlangem Besuche glücklich zu machen, wanderte seine 7 oder 8 Stunden Weges am Tage mit Freuden und schlief, wenn es nicht anders sein konnte und man das große Vermögen in der Tasche nicht allzusehr schwächen wollte, wohl auf einer Schütte Stroh im Dorf-Wirtshause seine Müdigkeit gründlich weg.

Und um das nicht zu vergessen: man wurde dabei doch schließlich ein leidlich verständiger und fürs Leben genießbarer Mensch. Denn wenn es ans Lernen ging, so besaß man die nötigen Kräfte, die unvermeidlichen Schulstrapatzen ohne Nachteil für die Gesundheit zu überwettern. Über peinigendes Kopfweh, welches sie am Arbeiten hindere, klagten in der Regel nur die lügnerischen Faullenzer, und ich weiß mich recht gut eines Falles zu erinnern, worin ein solcher, der sich bei dem Lehrer mit von Gesundheit strotzendem Gesichte über arges Kopfweh

beklagte, eine gesegnete Tracht Schläge besah, die ihm der Lehrer lächelnd applizierte mit dem Bemerken: „Nun, mein Jungchen, wenn dir der Kopf so wehe thut, so kann dir auch noch etwas anderes wehe thun; es geht in einem hin."

Wurde aber damals etwa weniger gelernt als heute? Wohl kaum. Und wenn es auch vielleicht etwas weniger gewesen sein sollte oder doch nicht so vielerlei wie heutzutage, so war man dafür auch noch nicht so weit wie heute in der Kunst, das Lernen durch geschickte Lehrweisen und durch klüglich ausgesonnene Lehrmittel leicht zu machen.

Nun will ich ja gewiß nicht sagen, daß alles aus der alten Zeit heutzutage ohne weiteres nachgeahmt werden soll. Vieles, was dazumal anging, geht in der That heute nicht mehr an.

Aber das möchte ich allen Eltern, in Bezug auf ihre Buben insonderheit, zurufen: Verzärtelt und verweichlicht das junge Volk nicht! Erzieht ihm vor allen Dingen nicht Lebensbedürfnisse an, die in der That keine sind! Laßt die Buben sich soviel wie möglich draußen herumtummeln und die viele Stubenluft, die sie notgedrungen einatmen müssen, durch Gottes frische, freie Luft aus den Lungen verdrängen! Fürchtet euch auch nicht allzusehr vor den Unarten, die sie draußen lernen könnten! Wofür läßt denn der liebe Gott die Birken wachsen, als für Ruten, womit man die Unarten im Hause austreibt?

Laßt eure Buben fleißig turnen, baden, Schlittschuhe laufen oder Eisbahn schlagen und alteriert euch nicht zu sehr und scheltet nicht zu arg, wenn sie todmüde, erhitzt und beschmutzt nach Hause kommen! Es ist dies lange nicht so schlimm, wie wenn sie als Musterknaben hinter dem Ofen und an den Büchern sitzen bleiben, während ihre weniger musterhaften aber glücklicheren Kameraden draußen umhertollen, und dann am andern Morgen, weil ihnen die körperliche Erholung gefehlt hat, bleich und matt, mit roten Augenrändern hinter der scharfen Brille, wieder in die Schule schleichen, das tägliche Tretrad weiter zu treten. Macht auch nicht zuviel Aufsehens davon, wenigstens nicht mehr als unbedingt nötig ist, wenn sie euch einmal ein Schulzeugnis heimbringen, welches in Punkto des häuslichen Fleißes nicht gerade ein Nr. 1 oder Nr. 2

an der Stirne trägt, wenn sie es euch nur mit frischer Gesichtsfarbe heimbringen — und mit tüchtig verwachsenen Kleidern!

In Summa: nehmt ernstesten Bedacht darauf, daß nicht gerade dann, wann der Grund zu körperlicher Tüchtigkeit gelegt werden muß, dem Körper die notwendigsten Bedingungen für eine kräftige Entwickelung mangeln, nämlich neben einfacher aber kräftiger und hinreichender Kost und vernünftiger Bekleidung frische Luft und tüchtige Bewegung!

Das gilt aber nicht etwa bloß und allein in Bezug auf die Knaben, sondern ebensowohl, ja vielleicht noch in höherem Maße in Bezug auf die Mädchen.

Woher denn unter diesen die vielen bleichsüchtigen, blutarmen, hopfenstangenmäßig aufgeschossenen Gestalten, denen man bei jedem Schritte meint beispringen zu müssen, um sie zu halten, wenn sie auf den hohen Absätzen inmitten der Fußsohle mühsam einherstöckeln, gepeitscht von den hinterherschlampampenden gerüschten und gerafften Röcken, denen ein tüchtiger Windstoß die wespenartige Taille scheint durchbrechen zu können? — In den meisten Fällen, ich sage es frei heraus, lediglich daher, daß die Herren Eltern in Bezug auf die Pflege der körperlichen Entwickelung ihre Schuldigkeit nicht thun.

Da ist so ein armes Mädchen kaum 10 oder 11 Jahre alt, dann heißt's schon: „Du darfst jetzt nicht mehr (wenn ihm das überhaupt jemals gestattet war) so umherspringen wie ein Bube; das schickt sich nicht mehr für dich, du bist schon zu groß dazu; du mußt jetzt hübsch daheim bleiben, wenn die Schule aus ist, und tüchtig lernen, daß du einmal Lehrerin werden kannst" (o weh!!) oder: „Du mußt häkeln und sticken lernen, damit du dich vor der und der nicht zu schämen brauchst, die wirklich schon ganz hübsche Arbeiten macht und ist noch jünger als du," oder: „Du mußt jetzt tüchtig üben, daß du einmal recht hübsch Klavierspielen lernst" u. s. w., u. s. w.

Und da geht's denn wirklich nun mit dem folgsamen Kinde, dessen Ehrgeiz überdies rege gemacht ist, sofort wenn die Schule geschlossen ist, entweder hinter die Schularbeiten, oder auf den Klavierstuhl, oder ans Fenster zum Stick- und Häkelzeug und es giebt kaum mehr ein Auf-

stehen, als um sich von einem Stuhl auf den andern zu setzen. Höchstens daß bei ganz zweifellos schönem Wetter, wenn's nicht zu heiß oder zu kalt ist, oder zu arg windet, wenn nicht die Luft zu rauh und der Straßenschmutz, der die Kleider verderben oder die feinen Stiefelchen naß machen könnte, gar zu arg ist, ein kleiner Gang durch die Straßen gestattet wird, um im Putzladen etwas einzukaufen, was das Dienstmädchen nicht wohl besorgen kann. Zu einem wirklichen Spaziergange hinaus in die frische, freie Luft, wo die Lunge einmal wieder voll und frisch aufatmen kann, kommt's allerhöchstens am Sonntage, wenn anders dann nicht irgendwo Kindervisite ist, oder Kinderball, oder Kindertheater, und wie all die schönen Einrichtungen heißen, mit deren Beihülfe die Kinder erst recht um ihre Kindheit und Gesundheit betrogen werden. Aber allzuweit darf der Spaziergang nicht ausgedehnt werden! Denn bei den hohen Absätzen ist man im Handumdrehen jämmerlich müde bis zum Umsinken, und die böse Sonne, die heillose Luft könnten, wenn man sich ihnen zu lange aussetzt, der zarten Haut, der lilienhaften Hautfarbe unauslöschlichen Schaden bringen.

So haspelt sich denn die Kindheit des armen Mädchens Tag für Tag zwischen den vier Wänden ab, und zwar, je mehr es heranwächst, desto ausschließlicher.

Und dabei soll ein Mädchen gesund werden, gesund bleiben? O über den Unverstand, der sich das einbildet!

Nein, liebe Eltern, fangt's anders an mit euren Töchtern! Laßt sie, solange sie sich selbst nicht dessen schämen, wie die Buben, ja, wenn sie Brüder haben, mit den Buben draußen springen und spielen! Jagt sie selbst hinaus, wenn sie sich sogleich nach der Schule wieder ins Zimmer setzen wollen, und zwar Tag für Tag, bei jedem Wetter! Laßt sie, wenn es mit dem Springen und Spielen ein Ende haben muß, im Sommer, falls ihr Gelegenheit dazu habt, am Turn- und Schwimmunterricht teilnehmen, ohne Rücksicht darauf, daß sich die Muskeln dadurch stärker entwickeln, als es nach eurer Ansicht, der zierlichen Frauengestalt ziemt, daß die Hände größer und breiter werden, als es mit euren Schönheitsbegriffen übereinstimmt! Laßt sie im Winter Schlittschuhe laufen, wenn

es möglich ist, oder doch regelmäßig alle Tage einen tüchtigen Spaziergang machen! Oder aber, wenn eure Verhältnisse nichts von dem allen gestatten sollten, dann laßt sie wenigstens in der Haushaltung und im Garten tüchtig mit angreifen, daß ihnen die Bewegung nicht fehlt! (Item, letzteres ist für alle Lebensverhältnisse anzuraten!)

In Summa: sorgt dafür und nehmt Bedacht darauf, solange die rechte Zeit ist, daß ihr euch nicht arme, blasse, kränkliche und verwachsene Töchter aufzieht, die für ihr ganzes Leben unglücklich sind und bei denen die schlimmen Früchte einer verkehrten Jugenderziehung sich in noch viel höherem Grade geltend machen als bei euren Söhnen!

Und die Herren Lehrer! — Nun, auch für sie soll ein, wenn auch nur kurzes, Mahnwort nicht fehlen. Sind sie doch diejenigen, welche die Kinder den größten Teil des Tages unter den Augen und in den Händen haben während des Alters, in welchem es am nötigsten ist, auch in körperlicher Beziehung über sie zu wachen.

Da heißt's denn für sie vor allem: Sorgt in den Schulstuben stets für frische, reine Luft! Wie bald ist auch in einer wohleingerichteten Schulstube die gute, gesunde Lebensluft verbraucht, wenn eine ihrer Größe auch nur angemessene Kinderschar darin sitzt! Wieviel Schmutz und Staub bringen die Kinder von draußen mit herein, den die unruhigen Füße nun fort und fort aufwirbeln, und den die Lungen dann einatmen müssen! da heißt's: tüchtig die Fenster aufgemacht, zumal wenn nicht für die Ventilation genügende Vorsorge getroffen ist! Mag's auch im Winter ein paar Kohlen oder ein wenig Holz mehr kosten, danach kann und darf nicht gefragt werden.

Da heißt's weiter: Während der Schulstunden auf gute Haltung der Kinder geachtet, daß sie nicht die ganze Zeit über mit gekrümmtem Rücken da sitzen, sich beim Lesen oder Schreiben mit der Nase bis auf Buch oder Heft niederbeugen, und so sich die Augen verderben und die Brust eindrücken!

Da gilt's aber auch in den Pausen und ebensowohl außer der Schulzeit sich ein wenig um die Kinder zu bekümmern!

Es ist gewiß nicht am Platze, wenn die Herren Lehrer

während der Pausen nur sich im Auf- und Abgehen mit den Kollegen unterhalten, ohne auf die Kinder ein Auge zu haben, ob sie träge dastehen und sich sonnen, oder munter umherspringen und spielen, oder wenn dann der einzelnstehende Lehrer sich gar nicht unter seinen Kindern sehen läßt, sondern sich lieber die geliebte Tabakspfeife zu ein paar Zügen anzündet.

Ein Lehrer, der seine Kinder lieb hat und, wie es denn seine heilige Pflicht ist, sich auch ihr leibliches Gedeihen angelegen sein läßt, wird sich nicht zu gut halten können und dürfen, die Kinder zum fröhlichen Spiele anzuhalten und anzuleiten, ja selber dann und wann einmal sich an ihrem Spielen thatsächlich zu beteiligen. Wo sein Ansehen den Kindern gegenüber auf so schwachen Füßen steht, daß er das nicht meint thun zu können, ohne seine Würde zu beeinträchtigen, da ist's freilich traurig bestellt. Ich habe einen schon ziemlich bejahrten Lehrer gekannt, der sich im Winter wohl einmal lustig mit seinen Kindern schneeballte und auch bei den Turnspielen, die er fleißig, selbst außer der Schulzeit, mit ihnen trieb, sich ohne alles Bedenken beteiligte, aber trotzdem eines Ansehens bei seinen Schülern genoß und eine Zucht in seiner Schule hatte, wie wenige.

Vor allen Dingen heißt's aber für den Lehrer, die Kinder nicht mit häuslichen Arbeiten überbürden, die ihnen keine Zeit für die körperliche Erholung lassen! Man sagt ja wohl, ein Lehrer, der in seiner Schule fleißig ist und sich selbst da nichts schenkt und die Schulstunden gut ausnutzt, der habe gar nicht nötig, seine Kinder daheim viel arbeiten zu lassen. Es soll darüber hier kein Urteil gefällt werden, da es dabei noch wesentlich darauf ankommt, nicht bloß wie groß die Zahl der Schüler ist, sondern auch welchen Anforderungen der Lehrer zu genügen hat. Aber soviel ist gewiß, daß es eine Versündigung an der Jugend ist, wenn diese Anforderungen, von wem es auch sei, so in die Höhe geschraubt und überspannt werden, daß es den Schülern unmöglich ist, wenn sie nicht nachher die halben Nächte hindurch arbeiten und sich dadurch noch größeren Schaden anthun sollen, für ihre körperliche Erholung und Erfrischung etwas zu thun.

Daß in unseren Tagen die Frage der Überbürdung der Schüler immer und immer wieder verhandelt wird, ist jedenfalls ein trauriger Beweis dafür, daß in diesem Stücke doch in unserem Schulwesen, besonders in dem höheren, etwas faul sein muß, wenn man es auch andrerseits als einen erfreulichen Beweis dafür nehmen kann, daß man mehr und mehr die Notwendigkeit begreift, bei der Jugend von der bloß einseitigen Pflege des Geistes abzugehen.

Möchte man nur auch immer klarer einsehen lernen, daß selbst die vortrefflichste leibliche wie geistige Jugenderziehung keinen Pfifferling wert ist, wenn ihr nicht die Erziehung des Herzens zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zur Seite geht, oder noch besser: vorangestellt wird! Denn, was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele?

Mit diesem Heilandsspruche will ich schließen und mich der frohen Hoffnung hingeben, daß das wohlgemeinte, aus der Erfahrung geschöpfte Wort da vorne bei recht vielen Eltern und Lehrern auch eine gute Statt finden werde. Allen lieben Lesern aber, wie mir selber, rufe ich nochmals zu:

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1883.

Der vorige Jahrgang der Spinnstube hatte sechs Rätsel gebracht, deren Lösung nun nach altem Brauch wieder hier gegeben werden soll, damit die lieben Spinnstubenleser nicht allenfalls im Ungewissen darüber bleiben, was mit jedem Rätsel gemeint war. Es hat aber wohl höchstens bei ihnen mit dem vierten auf Seite 93 ein wenig gehapert, weil dies das erste dieser Art war, welches die Spinnstube brachte.

Doch wir beginnen naturgemäß mit den beiden ersten Rätseln auf Seite 74. Denn das sind zwei verschiedene, wenn auch der Trucker das zweite nur durch drei Sternchen von dem ersten, größeren getrennt und dadurch für die Meinung Raum gegeben hat, die beiden gehörten zusammen. Wenn deshalb einer oder der andere der geneigten Leser sich vergeblich über der Lösung den Kopf zerbrochen hat, weil er, wenn er auch das erste geraten hatte, mit dem zweiten nicht die Kehre kriegen konnte, um es mit dem ersten zusammenzureimen, so thut mir das leid. Ich will jedoch hoffen, daß ihm das Kopfzerbrechen weiter nicht geschadet hat, und daß die jetzt kommende Auflösung alles wieder gut macht.

Wer hätte nun wohl bei dem ersten Rätsel, wenn er den Schluß desselben las, nicht sofort an unsern großen deutschen Reichskanzler Fürsten von Bismarck gedacht, der es ja hoffentlich, wenn er's erfahren sollte, nicht übel nehmen wird, daß wir dem Rätsel zu liebe seinen Namen mit einem einfachen „l" am Ende anstatt mit „ck" gedacht haben? Oder ist etwa er nicht in Wahrheit und Wirklichkeit derjenige, dem niemand Dank und Liebe versagen kann, der für Deutschlands Größe, Macht und Gedeihen ein warmes begeistertes Herz hat?

Die erste Silbe seines Namens, das Wörtchen „bis“, ist ja nun in der That gar nichts, wenn es für sich ganz alleine dasteht, sondern gewinnt erst Bedeutung, wenn es mit anderen Worten zusammengebracht wird, und zwar die Bedeutung, daß es für Zeit oder Raum ein Ziel, eine Grenze angiebt.

Eine Grenzbezeichnung ist aber ebensowohl auch die zweite Silbe des fürstlichen Namens, wie gesagt: mit einfachem „k“ geschrieben, nämlich das Wort „Mark.“ Wer mit der Geschichte der deutschen Vorzeit bekannt ist, weiß, daß die Landstriche, welche das deutsche Land von fremden Ländern trennten, „Marken“ hießen und unter einem Markgrafen standen, der den Schutz der Grenze gegen eroberungslustige Nachbarn zu besorgen hatte.

Die Mark als Geldstück kennt aber auch jeder Deutsche, und ich habe mir sagen lassen, daß auch die Nichtdeutschen gegen das hübsche, handliche Silberstück durchaus keine Abneigung hegen, wenn sie damit für ein gutes Geschäft, das sie nach Deutschland gemacht haben, bezahlt werden sollen.

Beiläufig möchte ich jedoch hier einmal die Frage aufwerfen, wie man denn richtiger Weise die Mehrzahl des Geldnamens bildet. Früher konnte man einem Sohne, der draußen in der Fremde war, zu der ihm zu übermachenden Geldsendung zweifelsohne die väterliche Mahnung hinzufügen: „Halte die Thaler zu Rate, sonst schmelzen sie dahin wie Schnee in der Sonne“ oder eine ähnliche. Wie sagt man nun heute, wo die Post nichts mehr von Thalern hören will? Schreibt man, vielleicht auf den Nebenabschnitt an der Postanweisung, wo es jeder Postbeamte lesen kann: „Halt die Marken zu Rate, denn ꝛc.“, so riskiert man, von seiten der Post wegen Injurie gegen ihre Briefmarken belangt zu werden, die man einer allzugeringen Dauerhaftigkeit bezichtigt habe. Schreibt man aber: „Halte die Märker zu Rate, denn ꝛc.“, so könnte man es am Ende mit ganz Berlin und seiner Umgebung verderben. Also wie schreibt man ohne jede Gefahr? Wer mir's richtig sagt, dem will ich's Dank wissen.

Daß es, wie oben schon angedeutet, in Preußen auch eine Landschaft giebt, welche noch immer „die Mark“

heißt und ihre Bewohner „die Märker", weiß jedes Schulkind und denkt sofort an die Mark Brandenburg, aus der das weiland heilige Römische Reich seinen Streusand bezogen haben soll, den es für sein Reichskammergericht und die dort fabrizierten endlosen Prozeßakten in so reicher Fülle verbrauchte. Das Mark endlich, wovon die schmackhaften Markklößchen in der Suppe gemacht werden und das die Köchin aus den Knochen des Fleisches herausnimmt, kennt ebenfalls jedes Kind.

Das zweite Rätsel auf Seite 74 unter den drei Sternchen hat, wie schon gesagt, mit dem ersten, dessen Lösung soeben gegeben wurde, gar nichts gemein, sondern steht für sich selber. Es ist ein Wenderätsel und hat das Wort „Regen" im Sinne gehabt, welches, von hinten nach vorne gelesen, das Wort „Neger" ergiebt. Und nun ist wohl sofort alles sonnenklar. Denn wie man sich freut, wenn bei großer Hitze und Dürre ein erquickender Regen fällt, so entsetzt sich wohl so ziemlich jeder ein bischen, wenn er zum erstenmal einen Neger erblickt, aber allerdings einen wirklichen, keinen von den bloß schwarz gemalten, die man wohl auf der Leipziger Messe unter die Augen kriegt und die hinter Winds ein ganz gemütliches „Sächsisch à la Lindenau" sprechen, statt der unartikulierten Laute, durch welche sie vor dem lieben Publikum ihre echt afrikanische Herkunft beweisen sollen.

Daß aber der wirkliche Neger in seinem Heimatlande, dem heißen, dürren Afrika, sich vor dem Regen nicht entsetzt, wenn er endlich nach langem, sehnlichem Harren kommt, die sonndurchglühten, dürr gebrannten Weideplätze für sein armes Vieh in frisches, saftiges Grün zu kleiden, ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache. Der Leipziger Messe-Neger müßte ihn freilich fürchten, weil er die ehrliche oder unehrliche sächsische Haut plötzlich ihrer Negerfarbe berauben oder doch ein gescheckes Menschenkind zuwege bringen könnte.

Dem dritten Rätsel auf Seite 86 und 87 lag das Wort „Schneeball" zu Grunde, und ist darüber nun eigentlich nichts mehr zu sagen. Denn den Schnee kennt jeder und ebenso den Ball, ob es nun der Spielball des Kindes ist oder der Tanzball, auf welchem die liebe Jugend

so gern das Tanzbein schwingt. Und wer kennte nicht auch das Ganze, den Schneeball, sowohl den, der als Strauch oder Baum im Garten steht und mit seinen schönen weißen Blüten das Auge erfreut, wie auch den, womit sich die Kinder und wohl auch noch Erwachsene im Winter zum Scherz einander bombardieren!

Nun aber das vierte Rätsel auf Seite 93! Hast du's herausgebracht, lieber Leser? Wo nicht, so stelle nur einmal folgende sechs Wörter, die dir doch im Rätsel angedeutet waren, unter einander:

Anna
Fiedel
Rendsburg
Isai
Karre
Adler

und lies von oben herunter erst ihre Anfangsbuchstaben zu einem Worte zusammen, dann ebenso ihre Endbuchstaben. Dann hast du zuerst den Weltteil Afrika und dann das in diesem Weltteile liegende Land Algier. Siehst du wohl?

Das fünfte Rätselchen auf Seite 94 unter Nr. 11 galt dem ehrsamen „Handwerk", bei welchem ja heutzutage noch soviele Rätsel zu lösen sind in bezug auf die Frage, wie ihm von seinem Daniederliegen wieder aufgeholfen, wie es der Großindustrie gegenüber in seinem ehrlichen Bestande gesichert werden kann. Unser Rätsel ist aber sicher mit der bloßen Nennung des Wortes gelöst.

Wenn endlich das sechste Rätsel, welches den Schluß des vorigen Jahrgangs bildet, mit so besonders großer Schrift gedruckt ist, so soll das nicht etwa heißen, daß es um dieses Rätsel etwas ganz besonderes sei, sondern es ist nur geschehen, um den noch übrigen Raum auf dem Papier auszufüllen, und nicht eine ganze Seite oder noch mehr leer zu lassen. Das Rätsel ist wieder ein Wenderätsel, und zwar über das Wort „Rettig", welches, rückwärts gelesen, „Gitter" lautet. Nimmst du nun vom Rettig die erste Hälfte, also „Ret", und vom Gitter die letzte, also „ter" und setzest diese beiden Hälften zu einem Worte zusammen, so hast du das Wort „Retter".

Und nicht wahr, du kennſt ja doch den Retter, welcher dir mit ſeinem ſtarken Schutze in jeder Not und Gefahr zur Seite ſtehen muß, wenn du nicht darin zu grunde gehen ſollſt, und deſſen du vor allem nicht entraten und entbehren kannſt, wenn du einmal ſelig werden willſt? Es iſt der, den dir die Spinnſtube in ihrem Eingangsſpruche zum Troſte gewünſcht hat.

Wenn nun unter dieſem letzten Rätſel wieder der alte Stelzfuß im Bilde erſcheint, dem die Spinnſtube in ihren erſten Jahrgängen ſo manche ſchöne Geſchichte verdankt, der alte Schmidtjakobsvetter nämlich, und den geneigten Leſern mit abgezogenem Käpplein ſeine Reverenz macht, ſo ſieht er mir da gerade aus, als wollte er zu guter letzt auch noch ein Rätſel aufgeben, das nämlich: wie iſt es anzugreifen, daß die Spinnſtube für die vielen alten treuen Freunde und Liebhaber, die ihr Jahr um Jahr wegſterben, neue, ebenſo treue bekommt!

Weil aber da oben über dieſem Abſchnitte ſteht: „Auflöſung der Rätſel ꝛc.“, ſo will ich auch das ſtillſchweigend aufgegebene Schmidtjakobs-Rätſel nicht ungelöſt laſſen und ſagen: Es iſt nur ſo anzugreifen und fertig zu bringen, daß alle diejenigen, welche jetzt noch oder jetzt auch Freunde der Spinnſtube ſind und gerne nach jedem neu erſcheinenden Jahrgange greifen, hier und da und dort ein gutes Wort für die Spinnſtube einlegen und ſie ihren guten Freunden und getreuen Nachbarn empfehlen, aber freilich nicht bloß zum Leſen, ſondern auch, mit Verlaub zu ſagen! zum Anſchaffen und Kaufen.

Aber darum nichts für ungut und damit Gott befohlen.

---

3. Die Kartenſchlägerin.

Eine Erzählung von J. Bonnet.

I.

In dem Städtchen Dingerheim an dem Rhein, nicht weit von Breiſach war Jahrmarkt.

Als der erste im Frühling pflegte er sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen. Die Budeninhaber strömten von nah und fern herbei in der Hoffnung guter Geschäfte, Gaukler und allerlei Künstler schlugen ihre Stände auf, um die schaulustige Menge für klingende Münze zu unterhalten, Karussells und sogar Tierbuden mit rasselndem Paukenschall entzückte die junge Welt, der

ganze Zauber eines bunten, ans Märchenhafte streifenden Lebens und Treibens übte seine Anziehungskraft aus.

Vom Lande zog auf allen Wegen ein dichter Menschenschwarm nach Dingerheim zum Jahrmarkt.

Da kamen Ein- und Zweispänner hergerollt, der eine voller als der andere, vorwärts saßen sie und rückwärts, die Beine hingen hinten herunter und beängstigten vorne

beinahe die Pferde, auf den Wagenleitern hockten und hielten sie mühsam das Gleichgewicht, so voll, so voll jeder Wagen, daß kein Mäuslein sich durchgefunden hätte. Gute Freunde, Nachbaren, Anverwandte, alte Frauchen und ergraute Männer, Burschen und Mädchen, die miteinander scherzten und lachten, Kinder in allen Größen, vom Schulbuben bis zum Dreijährigen, der mit seinen erstaunten Augen die Welt draußen von dem Heimatdorf zum allererstenmal sah und lauter Kuchenkringel und rote Herzen im Köpfchen hatte, Kathrin und Annemarie, Peter und Jakob, was Beine hatte, auf dem Jahrmarkt umherzulaufen, und einen Zehnpfenniger, was zu kaufen, alles, was leibte und lebte und auf den Wagen ging, das saß, stand, hockte gewißlich darauf.

Und nun die Fußgänger! Körbe und sonstige Gefäße auf dem Kopf, um einzuhandeln oder auch selbst an den Mann zu bringen, was Garten, Hühnerstall und Viehstand darboten, die Männer ernsthaft, als ging' es ans Gericht, die Frauen mit Tüchern ausgeputzt, die Burschen im Vorgenuß lärmend, die Mädchen in großer Eile, die Kinder das Gesicht immer geradaus nach dem Städtchen, so zogen sie fast unabsehbar daher, alle zum Jahrmarkt in Dingerheim.

Das Wetter war köstlich, wie zum Jahrmarkt gemacht.

Das eigentliche Jahrmarktswetter ist Regen und nochmals Regen, daß die blauen Kleider um die Wette mit dem Himmel vor Nässe klatschen und die Regenschirme Herren der Lage sind.

Dingerheim hatte heute Glück. Es war ein Tag, wie er nicht schöner sein konnte. Strahlend schien die Sonne vom unbewölkten Himmel, Nähe und Ferne grünten, die ersten Blüten brachen auf, im Walde schmetterten die Sängerchöre, auf den Feldern stiegen die Lerchen in die klare Himmelsluft und ein sanfter Wind machte das Gehen doppelt angenehm.

Wer konnte es den lieben Landleuten verdenken, daß sie dem Zuge nach dem Jahrmarkt in ihrem Landstädtchen, das so gut wie zu ihnen gehörte, mit Vergnügen nachgaben? Die erste Feldarbeit war gethan, saure Mühen

ſtanden in Ausſicht und im langen Winter war man derart in ſeine vier Wände eingepferchi geweſen, daß man von dem, was weiter draußen vorging, wenig genug wahrgenommen hatte. Nur die Händler waren als lebendige Zeitungen auch in den Wintertagen auf das Land hinausgekommen, um die Kühe oder Ochſen zu beſehen und was ſonſt die Ställe belebte, auf einen guten Handel in Augenſchein zu nehmen; ſie machten hier ein Geſchäftchen und da eins, — das war faſt alles, was winters in die Stille der Dörfer drang.

Wenn der Pfarrer durchs Dorf ging und Beſuche machte, wenn es zum Wochengottesdienſt in der Schule läutete und Sonntags die Kirchengänger in dichten Scharen zum Gotteshauſe wallten, ſo waren dies die einzigen regelmäßigen Abwechſelungen, welche die eintönige und für den, der ſie mit dem Herzen durchlebt hat, doch ſo ſüße und reizende ländliche Stille unterbrachen.

Mit dem Frühling regte ſich's auf einmal wie in einem Bienenkorbe. Da wurde das Ackergerät wieder hervorgeholt, das den Winter über in den Ecken der Scheunen und Ställe geſchlafen hatte.

Der Frühling auf dem Lande iſt wie ein Kuß auf Dornröschens Mund. Da ſchlägt ſie die lachenden Augen auf, und die lieben Augenſterne leuchten vor Luſt und Schaffensdrang. Alt und jung wird lebendig. Es geht hinaus auf das ſchimmernde Feld, in die leuchtende Aue, wo die Wäſſerlein klingen und ſpringen und jeder Tag neue Vogelſtimmen wach ruft. Es geht hinaus mit Pflug und Säcklaken, hinaus, hinaus!

Auch auf den Jahrmarkt nach Dingerheim, den erſten im Frühling, geht es hinaus.

Das mußte man ſagen, der Weizen für die, welche auf dem Markt ihre Waren und Künſte feil boten, blühte an dieſem Tage.

In alle Thore drängte ſich das Landvolk herein. Es ſchwirrte durch die Gaſſen wie Wandervögel. Bald ſtaute ſich's, bald geriet die Maſſe wieder in Bewegung. Leierkaſten, Pauken und Trommeten beſchwingten jeden Schritt. Faſt atemlos vor Freude, vor Erwarten der Dinge, die da kommen würden, drückten ſich die Kleinen

mit ihren roten Pausbacken an Mutter und Vater. Die Augenblicke begannen, wo Bübchen und Mägdlein die Augen weit aufriſſen. —

„Mutter, ſieh mal!“

„Vater, da! O, was iſt das?“

Man bleibt ſtehen und wird weiter gezogen, geſchoben. —

„Ach, wie viel Volk!“

„Mutter! Mutter! Vater! Vater! Vater! Da — oben in der Luft! Kann er in der Luft gehen?“ —

„Hierher, meine Herrſchaften! Zehn Pfennig das Stück! Ganze zehn Pfennig! Lumpigte zehn Pfennig das Stück! Na, Kleiner? Madamchen, kaufen Sie! Hier, ſehen Sie, zehn Pfennig das Stück!“

Surrrr! Bumm, bumm! Schnarre und Trommel — Trängträng! Eine Trompete, von lauter Gold, zehn Pfennig das Stück.

Dort hampelts und humpelts. — Die armen Hampelmätze, die mit greulichen Grimaſſen in der Luft ſchaukeln, als wollten ſie vor Schrecken vergehen, Zehn Pfennig das Stück!

Und die Zuckerherzen, die Pfefferkuchen, — welch Kind kommt da vorbei? Es iſt eine Welt voll Pracht und Herrlichkeit. Selbſt den Burſchen und Mädchen lacht das Herz und wird weich. Die Mädchen verſchenken Herzen wie Spielpfennige, und die Burſchen kaufen bunte Bänder, um die Mädchen zu ſchmücken.

Mit Entzücken ſteht die Bauerfrau vor den Töpferwaren. Welche Auswahl! Welche Schönheit überall! Schüſſeln und Pfannen, Töpfe und Krüge, Teller und Taſſen, ſchwarz mit gelben Blumen und Tiergeſtalten, weiß mit roſa Guirlanden, rot mit ſchwarzen und gelben Muſtern. —

„Nun, Madamchen, was gefällig? Suchen Sie ſich aus, Sie bekommen's ſo ſchön nicht wieder!“

Es iſt ſchwer und koſtet Überwindung, an all den Herrlichkeiten vorüberzuwandern, ohne die Hände und Arme, Taſchen und Täſchchen, Körbe und Köpfe, kurz jedes mögliche und unmögliche Plätzchen am Leibe, das Schleppdienſte thun könnte, hageldicht damit zu beſetzen.

Das Geld in der Tasche verschwindet wie Schnee vor der lachenden Frühlingssonne.

Wie ein Strom, der über seine Ufer getreten ist, ergießt sich alles Volk über den Marktplatz.

Es ist ein geräumiger Marktplatz in Dingerheim. Von alters her ist das Städtchen der Mittelpunkt des Handelsverkehrs für die gesamte Umgegend gewesen. Seine altersgrauen Mauern, die einst zum Schutze, mit Türmen bewehrt, die Stadt gar trutzig umgaben, haben zum Teil dem Andringen der neuen Zeit, für die solche Schutzwehr nicht mehr von belang ist, weichen müssen. Einige verfallene Überreste kann man noch an wenigen Stellen sehen. An den meisten Stellen hat man die Mauern einfach so verwandt, wie sie an Orten, die von Natur einen ausreichenden Schutz boten, an Felsenabhängen und breiten Wassern, schon im Mittelalter gebraucht wurden, man hat Häuser darangebaut, so daß die alte Mauer, in die Löcher geschlagen und Fenster eingefügt wurden, die Hinterseite der Häuser bildet.

Aus Ehrfurcht vor den geschichtlichen Erinnerungen hat da und dort ein Turm sein Leben fristen dürfen. Denn wie Epheuranken umweben reiche Erinnerungen vergangener Jahrhunderte das heutzutage offene Landstädtchen. Es weiß zu erzählen aus den Zeiten der Reformation, als mitten in ihr Frühlingsleben der Bauernkrieg wie ein Rauhreif fiel. Vor Dingerheims Thoren haben die tobenden Haufen gehalten und Einlaß und Unterstützung an Waffen und Lebensmitteln, vor allem an Wein gefordert. Und abermals im dreißigjährigen Kriege wälzten sich fremde Heereskolonnen unheildrohend gegen die Stadt, die zu schwach, sich ihrer zu erwehren, den Jammer und das Herzeleid des schrecklichen Krieges in reichstem Maße durchkostet hat. Der siebenjährige Krieg, Napoleons Scharen, — wer kann in einem Atem alles nennen, was im schwindelnden Kreislauf der Jahrhunderte diese Türme und Thore dräuend umbraust hat?

Aber wie Wellen, die kommen und gehen, ist es endlich wieder zurückgewogt, und bescheiden, aber anmutig in seiner äußeren Lage, wie drinnen im Bau der Häuser

und in den etwas krausen, jedoch nicht unschönen Straßen — wer möchte die abgezirkelt geraden Straßen Mannheims schön finden! — steht Dingerheim in der Gegenwart unversehrt da, indem es sich — ein berechtigter Stolz seiner ehrsamen Bürger — des Vorzuges erfreut, einen so gesuchten Markt zu haben, wie wenige Städte seiner Größe.

Eine Eigentümlichkeit des Städtchens ist das ziemlich viereckig gebaute Rathaus, an das ein von hoher Mauer eingefaßter Gefangenhof grenzt, wo die eingesperrten Schelme sich mittags unter Aufsicht eines oder zweier knebelbärtiger, blauberockter Rathausdiener oder Gefangenwärter mit dem kurzen „Brotmesser", mit Respekt zu sagen, Säbel ein Stündchen ergehen dürfen. Ein niedriges Türmchen, das wie ein Stehaufmännchen verwogen um sich guckt, hat die Ehre, das Haus des hohen Rats zu schmücken und ihm einen Anflug von ehrfurchtgebietendem Ansehen zu geben.

Mitten auf dem Marktplatz ist das Rathaus, dessen Entstehung, nebenbei bemerkt, dieses Jahrhundert nicht überschreitet, recht anschaulich aufgepflanzt worden als ein Wahrzeichen des Rechts und der Ordnung, wie als ein Mahnzeichen, hübsch ehrbar zu sein und alles mit rechten Dingen zugehen zu lassen, widrigenfalls Raum für freie Wohnung vorhanden ist.

Rings herum wimmelt das bunte Marktleben.

Die Budenreihen standen gassenartig auf dem viereckigen Platz. Zog man eine Diagonale (schräge Linie) quer über den Platz, so traf sie auf der einen Ecke des Marktes das Hotel Müller, auf der andern Seite das Hotel Bahrt. Wegen des Rathauses konnte man nicht vom einen bis zum andern sehen. Die beiden Hotels bildeten die Absteigequartiere für die Beamten, Gutsbesitzer und reichen Bauern von auswärts. Ihre Höfe waren vollgepfropft mit Wagen allerlei Art, vom elegantesten bis zum Holsteiner Wägelchen; nur die Leiterwagen hatten nicht den Mut, dort einzufahren. In den Gastzimmern duftete der Rauch der Cigarre, Wein und gute Biere wurden dort geschenkt. Ihre Fenster waren belagert von solchen Gästen, die sich aus dem Gedränge gerettet hatten, um von dort das Gewühl in aller Muße und Behag-

lichkeit zu beobachten. Das waren die Vornehmen, denen das eigentliche Marktgetümmel keinen Geschmack abgewann.

Wir gönnen ihnen die Fernsicht, um uns selbst wieder mitten in das Getümmel hineinzubegeben. Denn wer wirklich etwas sehen und womöglich etwas erleben will, muß sich unter die auf- und niederwogende Menge mischen.

Lauter fröhliche, neugierige Gesichter begegnen einem überall.

Des Lebens Qual und Sorgen sind für heute abgeworfen. Man ergiebt sich der allgemeinen Fröhlichkeit. Man drängt, stößt und wird gestoßen, alles ohne Tücke, im reinsten Vergnügen, man tritt an eine Bude, bewundert, handelt, kauft oder kauft nicht, läßt sich ein Scheltwort des Verkäufers oder der Verkäuferin, die ihre Hoffnung getäuscht sehen, mit auf den Weg geben, steckt es lachend ein und tritt schon in eine andere Bude, wo man handelseins wird oder auch nicht. Es treibt sich so angenehm hin in dem buntbewegten Menschenstrome. Das Geld findet früh genug ein Ende und bei manchem mit Schrecken.

Wie viel Leichtsinn und Thorheit geht mit zu Markte! Die Köpfe erhitzen sich durch Trunk und Geschwätz. Es wird darauf los gekauft, getrunken. Die Kehrseite ist nicht immer so blank wie die Vorderseite.

Aber wer hält sich dabei auf? Es ist eben Markttag, das heißt vergessen und verthun. —

Da trabt ein blitzblankes Mägdlein her, das zum Markt und seinen Freuden noch ein andres, ein höheres, Glück mitbringt. Neben ihm schreitet sein Bursch mit keckem, freudelachendem Gesicht. Vater und Mutter folgen. Die Jungen brechen Bahn. Die Alten ziehen gemächlich hinterdrein. Bald kommt der Hochzeitstag für das junge Paar. Heute will es für sein Nest einkaufen, schneeweiße Linnen, so weit es sie nicht mit eigener Hand beschafft, ein neues Mieder und Röckchen, Kittel und Hosen, Geschirr allerlei Art, was man so zum Hausstand braucht.

Früher hat man es auf dem Lande sparsamer gemacht. Was man am Leibe trug, jeder Faden war mit

eigener Hand gezogen, gebrochen, gewebt und gesponnen. Die alte gute Zeit ist vorbei. Das hielt auf ganze Geschlechter. Was man kauft, ist gar bald zerrissen und verschlissen. Aber es geht nun einmal so her in der Welt, und keiner kann es zurückhalten. Nur jammerschade, daß damit auch die alten, ehrbaren, prächtigen Trachten verschwinden, die gestickten Mieder und Röcke, Mützen und Hauben! Es steckte etwas darin. Viel Tüchtigkeit und Wohlstand wird mit dem Alten zu Grabe getragen.

Dort zwängen sich Vater und Mutter mit ihren Kleinen durch das Getümmel. Es ist ein ergötzlicher Anblick, wie das kleine liebe Volk die Hälschen reckt und streckt, auf die Zehen stellt es sich und guckt und guckt. Es möchte die ganzen Augen voll Marktwundern mitnehmen, so voll ist es davon. Was wird die Gothe sagen, wenn es ihr von den Herrlichkeiten erzählt, da sie zu alt und gebrechlich oder krank zu Hause geblieben ist! Und gar erst die kleinsten Geschwister, die trotz allem Schreien und Flennen doch viel zu klein sind, um auch mitgenommen zu werden!

Die Kinder hatten schon mancherlei Niedliches in den Händen, ein Töpfchen, Kuchen und Spielzeug; sie hüpfen vor Lust und Vergnügen. Wäre doch immer Jahrmarktstag!

Am einen Ende des Marktes haben die Künstler, die Gaukler und Tierbändiger Aufstellung gefunden.

Sind die Buden durchmustert, die Süßigkeiten gekostet und die Kehlen genetzt, so geht es dorthin. Unglaubliches ist dort zu sehen. Das Menschenmögliche wird geleistet. Augen und Mäuler stehen voll starrer Bewunderung auf.

Ein Mann ist da, der sich rühmt, der stärkste Mann auf der ganzen Erde zu sein. Er wollte es mit dem Riesen Goliath aufnehmen. Weil der leider längst durch den kleinen David zu schanden geworden ist, so fordert der verwogene Ringer jedermann heraus, mit ihm einen Gang zu thun. Hundert Thaler, wer ihn im Ringkampfe bezwingt! Er hat die Hemdärmel hochaufgestreift. Seine Muskeln treten am Oberarm wulstig hervor. Er zeigt sie mit dem Bewußtsein eines niemals unterliegenden Siegers.

„Heran, Ihr Burſche und Männer! Wer will die hundert Thaler haben?“

Alles weicht ängſtlich zurück. Manch handfeſter Burſche ſteht in der Nähe, der ſonſt im Raufen groß iſt.

„Komm, Hannes, wir wollen gehen,“ ſagt er heute ganz ſanftmütig zu ſeinem Kameraden, der nicht minder verlegen drein ſchaut.

„Ihr Landlümmel, Ihr Stadtſchlingel, ſo kommt doch heran!“ ſchreit der Bramarbas.

Proſt Mahlzeit! Sie drücken ſich alle mit geſcheitem Lächeln auf die Seite.

„Was?“ rief ein einziger mutig dagegen. „Stadtſchlingel?“

Es war ein Knirps von Burſch, aber von gedrungener Geſtalt und mit kühnem Auge. Seine Schürze verriet ihn als Metzgergeſellen.

„Ich will Euch die Stadtſchlingel lehren!“ rief er, die Arme ſchwingend.

Der Goliath lachte ihn aus voller Kehle aus.

„Du, Kleiner?“

„Ja, ich!“

„Sei's drum, wir faſſen uns,“ ſagte der Ringer, ob der Keckheit ein wenig ernſter geſtimmt.

Er ging prahlend voran durch eine kurze Gaſſe bis auf den baumbeſetzten Kirchplatz.

„Halt!“ rief er, ſich an die Mündung der Gaſſe ſtellend, als natürlich alles im Hallo nachdrängte. „Das Entrée! Die Großen zahlen 25 Pfennig, Kinder unter zwölf Jahren 10 Pfennig.“

Manchen dünkte es zu viel. Aber jeder Nerv iſt geſpannt, was das geben wird. Der Goliath hat ſeine Rechnung nicht ohne den Wirt gemacht. Alle bezahlen und der Platz wird im Umſehen voll.

Während die Zuſchauer mit höchſter Spannung und klopfendem Herzen daſtehen, beginnt der Kampf, der — damit endet, daß der Knirps den Goliath an den Boden legt.

Allgemeines Hurrah. Das hat man dem Bramarbas gewünſcht, das gönnt man ihm.

„Nun meine hundert Thaler!“ fordert der wackere Metzgergeſell.

„Meinſt, Du kriegſt ſie nicht?“ ſchreit ihn der andere hochrot vor Ärger an. „Komm in die Herberg zum grünen Baum, da zahl' ich's Dir auf Heller und Pfennig. Iſt mir ſo was paſſiert! Es ging nicht mit rechten Dingen zu. Jetzt kann ich natürlich hier nicht weg. Unſereins will auch leben. Ich will es den anderen beweiſen, daß kein Menſch in der Welt mich zwingt!“

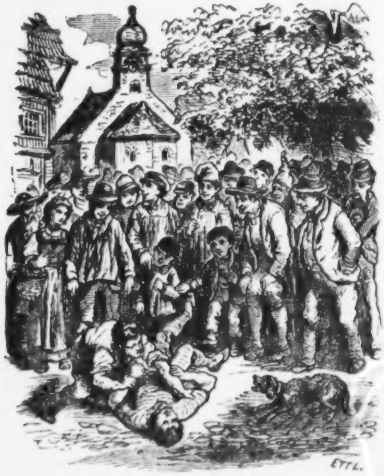

„Aber meine hundert Thaler will ich haben!“

„Holſt ſie Dir auf den Abend bei Heller und Pfennig, lumpichte hundert Thaler, was meinſt Du wohl? Kriegſt ſie bei Ehre!“ Damit kehrte er unter dem Lachen der Menge, das ihm nicht wie Muſik in den Ohren klingen mochte, auf ſeinen alten Platz zurück.

Nebenan luden eine Orgel mit Baßſtimme und ein

wunderlich ausgeputztes Männlein mit Diskantstimme zum Eintritt in ein Panorama ein, wo man in Bildern die halbe Welt zu sehen bekam, eine Bude, die mit Recht ihre Anziehungskraft auf die Menge ausübte, wenn ihr nur nicht ein heimlicher Makel angeklebt hätte, der sie für mehr als einen zur Mörderhöhle machte. In einer hintern Kammer gab sich ein Weib dazu her, gegen ein neues Eintrittsgeld schlüpfrige Bilder zu zeigen, und die Jugend war es zumeist, die sich anlocken ließ und, von dem geheimnisvollen Zureden eines buntscheckig ausstaffierten Burschen gereizt, das letzte Geld daran wandte.

Eine wohlverdiente Zusprache hatten die Tierbändiger. Da vollführten die Affen ihre Purzelbäume und Luftsprünge, die Raubtiere brüllten auf Kommando, Papageien kreischten, daß einem das Trommelfell in den Ohren dröhnte, und nun die Erklärungen des Tierbändigers!

In derselben Reihe mit all diesen Künstlern und Gauklern stand an ihrem einfachen Tischchen, den kein Zeltdach gegen die etwaige Unbill der Witterung bedeckte, eine blasse Frau in sehr verschossenem Kleide. Ihr Gesicht war durchfurcht von Falten, die auf der Stirn so scharf hervortraten, daß, wer sich eine Sekunde Zeit nahm, darauf zu achten, unwillkürlich auf den Gedanken kam, ein Wesen vor sich zu haben, das schwere Wege gegangen war.

Besonders die, welche mit den Händen arbeiten und ihr Brot im Schweiße des Angesichts essen, meinen leicht, daß nichts schwerer sei als das und daß keine Berufsart die Furchen der Sorge so früh durch das Antlitz ziehe, wie die ihre. Sie vergessen dabei, daß ihnen dafür eine Scholle geworden ist, wo sie nach des Tages Müh' und Arbeit rasten, wo sie ihren stillen Sonntag feiern und mit der Familie zusammensitzen können, ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen. Einfach und glatt geht ihr Leben dahin, wenn sie Nahrung und Kleider haben und sich genügen lassen. Von schweren Anstößen, heißen Kämpfen und bitteren Enttäuschungen, die die Lebenskraft im Herzen verzehren, wissen sie wenig oder nichts. Eine saure Arbeit ist ihr Teil, aber dafür genießen sie vor tausend anderen den köstlichen Vorzug, wie in einem stillen Hafen zu sein, wo die furchtbaren Stürme, die draußen wüten, nicht

hineindringen. Sie ſauſen und brauſen ihnen über den Kopf weg und ſuchen die offene See für ihr Zerſtörungswerk, von dem ſie nicht ablaſſen, bis Mann und Maus, Schiff und Schiffer in jähem Weh verſunken und ertrunken ſind.

Der liebe Gott iſt ein Gott voll ſtaunenswertem, wunderbarem Reichtum in ſeinen Ordnungen und Einrichtungen.

Schaut den kunſtvollen Bau der Bienenzellen an und überdenkt das ganze, ſo geregelte Leben der kleinen gefiederten Bauleute, ſchaut das Neſt der Vögel und den Horſt des Adlers an, denkt an unſere Spatzen und Raben und wieder an die ſüßen Sänger im Walde, denen jeder zuhört, aber die jedes Jahr zweimal ihre gefährliche Reiſe über das Meer machen müſſen, welch eine unendliche Verſchiedenheit der Lebensart, der Wege und Mittel überall, welche weiſe Verteilung der Aufgaben, der Vorzüge und Nachteile, —, o, es fällt kein Haar von unſerm Haupt ohne unſern himmliſchen Vater; er iſt es, der dein Hüttlein und der den Palaſt der Großen dieſer Erde geordnet hat und der einem jeden genau zumißt, was ihm zum beſten dient, wenn er Gott lieb hat.

Ohne Zweifel iſt das Leben der herumziehenden, ſogenannten Künſtler eins der traurigſten, was es giebt.

Von außen betrachtet, erſcheint es viel leichter und freier als das von Hunderttauſenden. Manche beneiden die Künſtler vielleicht darum, wenn nicht etwa die geringe Achtung, in der ſolche wandernden Heimatloſen ſtehen, den Neid und die Luſt, es zu haben wie ſie, zurückdrängt. Ein prickelndes Gefühl der Unruhe und des Forteilens überkommt manchen, der ſein enges, abgeſchloſſenes, karges Daſein mit dem der Künſtler vergleicht, die überall und nirgends zu Hauſe ſind, die luſtig darauf los leben, ſo lange ſie etwas haben und — überall umhergeſtoßen, aufs traurigſte darben, wenn das Geld ausgeht oder das Alter kommt, wo ſie nicht wiſſen, wohin, da keine Heimat mehr, kein warmer Ofen und kein Liebeswort für ſie da iſt.

Und worin beſteht dann der Lebenszweck dieſer armen Leute? Daß ſie auf Jahrmärkten und ſonſt eine ſchau- und lachluſtige Menge herbeilocken, die ſich ein Stündlein

an dem ergötzt, was ihnen die Künſtler — oft mit lachendem Munde, während ſie weinen möchten — vormachen.

Es iſt kein Menſch ſo gering und ſo unbeachtet, daß er nicht auf Erden, in ſeinem kleinen Kreiſe, einen hohen, himmliſchen Beruf hat. Dieſer Beruf, der ihn mit dem ſeligen Himmelreich verbindet, giebt ihm Würde und Wert, Selbſtachtung und wahres Lebensglück. Er iſt verborgen im Kehrbeſen der Magd und im Pfluge des Landmanns, in der Mappe des Miniſters und in der Börſe der Reichen. Er iſt darin wie das Feuer im Feuerſtein. Schlagt mit dem Stahl dagegen, und die Funken fliegen und leuchten. Wer mit dem rechten Sinn und mit lauterem Herzen den irdiſchen Beruf treibt, indem er Gott die Ehre giebt, ihm zu allem Gefallen zu leben und zu arbeiten trachtet und für andre ſorgt, um ihnen einen Grund auf Erden und im Himmel zu ſchaffen, der ſchlägt die himmliſchen Funken aus dem Steinacker des irdiſchen Berufs, ſein Leben hat einen Wert, ſein Herz wahre Genüge und ſein Geiſt eine Heimat.

Abſeits von dieſem geſegneten Wege liegt das Leben der ſogenannten Künſtler, die aus ihrem Berufe ein Gaukelſpiel machen. Darum ſind ſie unſäglich arm. Wer ihnen durch das bunte, blinkende Gewand in das Herz ſchauen könnte, der würde dort Leere ſehen, Öde, dürre Stätte ohne Blumenſchmuck und Sonnenſchein, eine unbeſchreibliche Heimatloſigkeit des unſterblichen Teils in ihnen, weil — ſie keinen wahren Lebenszweck und keinen himmliſchen Beruf kennen. Ihr irdiſcher Beruf iſt ein Feldſtein ohne Funken, an dem ſie ſich zu Tode wund ſtoßen.

Und nun haltet ein wenig ſtill und betrachtet die Frau an ihrem Tiſchchen.

Reich ſind die vielgeplagten Frauen, die ſich mit ihrer Hände Arbeit mühſam, aber redlich ernähren. Wie ſie mit dem Korbe am Arm vorüberkommen, einen neugierigen Blick auf den Tiſch und ihre Schweſter dahinter werfen, einen Augenblick ſtill ſtehen und dann weitergehen, wißt Ihr, wer ſie ſind gegen das arme Weib, das auf Jahrmärkten umherzieht? — Fürſtinnen! und jenes Weib — eine Bettlerin.

„Heran, meine Herrschaften, heran!“ ruft die Frau, den Kopf nach allen Seiten wendend, indes ihre Augen wie ins Leere starren.

Aber wie ihr auch zu Mut ist, sie muß den Tag, die Stunde wahrnehmen und Geld zusammenschlagen.

„Heran, meine Herrschaften, immer heran! Wunderdinge giebt es hier zu hören.“

Ein dichter Menschenknäuel hatte sich vor dem Tische und um ihn zusammengeballt.

Die Hintersten beneideten die Vordersten, mit denen sich die Frau, wenn sie genug gerufen, zu thun machte.

Schüler in bunten Kappen hatten der übrigen Menge den Vorsprung abgewonnen. Sie standen voll hoher Neugier und ehrfürchtigem Staunen, das von dem erhabenen Lächeln auf manchen Lippen nicht verdeckt wurde, unmittelbar an dem Tische mit den Wunderdingen.

Was vor allem die Blicke auf sich zog, war ein weites, durchsichtiges Glas, in dem eine sonderbare kleine Figur auf den Augenblick wartete, wo die Frau oben am Halse der verschlossenen Flasche drückte oder den Finger wieder entfernte. Je nachdem schnellte das wunderliche Männlein mit einer wahren Teufelsfratze in die Höhe oder hinab ins Wasser, womit das Glas zum Teil gefüllt war.

„Sie, junger Herr,“ begann die Frau mit erhobener Stimme, „werden einmal Parlamentsredner werden, alle lauschen Ihren Reden, sie sind in allen Zeitungen zu lesen und werden mit Bewunderung im Lande vernommen.“ —

„Und Sie, mein schöner junger Herr? Minister werden Sie, auf mein Wort. Die Schicksale des Landes ruhen in ihren Händen. Ihre Feinde fürchten und Ihre Freunde verehren Sie voll Stolz.“ —

„Ihnen, mein reicher junger Herr,“ — nicht wahr, es stimmt —?“

„Sie hat recht! Sie hat recht!“ ruft es bestätigend im Kreise, „das größte Portemonnaie hat Ludewig, hat Ludewig!“

So lacht und singt es umher.

Stolz reckt sich der Befragene, und nicht bloß er, sondern auch die Kameraden denken bei sich: „Ist eins richtig, warum sollte sie nicht das übrige treffen?“

Man sieht, die Gesichter fangen an, ernster zu werden. Der Parlamentsredner und der Minister besprechen sich über die Möglichkeit und das Wünschenswerte ihrer Zukunft. Die andern drängen noch näher, damit endlich die Reihe auch an sie komme.

„Also, Sie, mein reicher junger Herr, sehen Sie das Teufelchen an —"

Die Frau drückte auf die Blase.

„Ach, sehen Sie wohl, wie es Ihnen die Honneurs macht? Sie haben ein ungeheures Glück, ein Mädchen, um das Graien Sie beneiden, schätzt es sich zur Ehre, Ihre Gattin zu werden —"

Die Wahrsagungen nach dem Karthesianischen Taucher — ein solcher und nichts weiter war das Männlein im Glase, wie jeder, der an den physikalischen Unterricht zurückdenkt, recht gut weiß — waren übrigens nicht das Einzige, was die Frau trieb. Ihre Hauptfertigkeit bestand im Kartenlegen, das sie nicht bloß auf den Jahrmärkten, sondern auch in jeder Herberge, unterwegs in der Eisenbahn und wo irgend eine Gelegenheit sich an die Hand gab, mit vieler Kunst vornahm.

Es ist eine allbekannte Sache, daß bis zum heutigen Tage die Kartenschlägerinnen in den großen Städten vielbesuchte Personen sind. Dürfen sie ihr Handwerk nicht öffentlich treiben, so thun sie es heimlich. Leichtgläubige, dumme Menschen giebt es überall und in allen Ständen. Hat sich's doch im Jahre 1882 sogar in Paris, wo man die Aufklärung mit Dampf befördert und Gott für abgethan hält, wirklich und wahrhaftig zugetragen, daß die weise, aufgeklärte Regierung von solch einem Weibe genarrt worden ist. Das Weib gab vor, durch ihre Zauberkunst in Erfahrung gebracht zu haben, daß in der Begräbnisstätte der alten französischen Könige zu Versailles ungeheuere goldene Schätze verborgen seien, die man ausgraben müsse. Die weise Regierung, die von Aufklärung strotzt, glaubte dem Weibe samt ihrer Zauberkunst und erteilte die Erlaubnis, nachzuforschen. Man grub und grub und fand natürlich nicht ein Körnlein Gold!

Und in diesem aufgeklärten Paris haben die Kartenschlägerinnen ihr Paradies! Da wohnen sie in prächtigen

Häusern, und die Karossen der Vornehmen halten vor ihren Thüren.

„Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden," sagt Gottes Wort.

Und das liegt am Tage.

Aber auch in unsern großen Städten treiben die Kartenschlägerinnen, wenn auch heimlich, ihr Unwesen, ihren Betrug, dem immer eine Anzahl Gimpel zum Opfer fällt.

Auf dem Markt in Dingerheim war das Blut aufgeregt. Der lustige Bursch, das sehnende Mädchen wollten auch einmal wissen, wie es eigentlich um ihre Zukunft stand.

Von den Karten erwarteten sie viel.

Das Ding vom Männlein im Glase kannten sie nicht. Wer weiß, was das war? Das Mißtrauen gegen das Unbekannte regte sich. Aber Kartenlegen, davon hatten sie genug gehört, dem trauten sie etwas zu. Das Männlein mochte zum Überfluß hinterdrein befragt werden.

Sie traten verlegen kichernd heran und erlegten ihr Geld.

Die Karten wurden gemischt, gelegt, gedeutet. Lauter Glück, zwar mit einigen Wolken dazwischen, aber nach ausgestandener Pein voll lauter Rosen und blauem Himmel, — es war die Groschen wert.

Ein lustiges Spiel mit Hoffnung und Zukunft!

Da fällt mir ein Gedicht ein, das auf dies täuschende Treiben paßt.

Es war auf einem Jahrmarkttage,
Die Leute drängten sich,
Von Ellenbogen flogen Püffe,
Von Mäulern wohlgedrehte Pfiffe,
Daß mancher murrend weiterschlich.

„Hier ist das beste ohne Frage!
Heran! Heran, ihr Leute!" scholl es da.
Und unter aufgespanntem Zelte
Ein Wundermann aus blauer Brille sah.
„Hier habt ihr viel mit eurem Gelde."

Nun kurz und gut, man ließ es gelten
Und lief und kam, sein Glück zu hören,
Von Ruhm und Reichtum, Macht und Ehren,
Und ließ sich gern „Verehrter" schelten.

Es iſt ja ſo nicht alle Tage,
Man hat viel Laſt und lauter Plage,
Was Wunder, wenn man von der künft'gen Zeit
Gern hört, wo Glück in Fülle, wie der Mann dort ſchreit.

Und hätt' er es mit bloßen Worten abgethan!
Doch nein! Er giebt's mit Brief und Siegel
Und ſprengt, o Wunder, wer das kann!
Der Zukunft dichtverſchloſſ'ne Riegel,
Schlägt Karten, fragt beim luſt'gen Männlein an
Und läßt ihn in dem Glaſe ſpringen,
Erkundigt ſich nach allen Dingen,
Dem dies vorherzuſagen, jenem das
Mit Karten, wie mit ſeinem Mann im Glas.

Da fangen Groſchen an zu ſpringen,
Die Zukunft muß ſie reichlich wiederbringen,
Iſt man erſt Graf, Geſandter, Millionär,
Was ſieht man hinter alten Groſchen her?
Und ſitzt man eingehüllt in Samt und Seide,
Von goldnen Schüſſeln ſpeiſend, perlt der Becher,
O wundervolle Weide!
Was kümmert ſich um Groſchen noch ſolch Zecher?

Und mit dem Glücke ſchon am Schopf,
Heimgeh'n ſie mit verdrehtem Kopf,
Sich auf die Ruhebank zu legen,
Zu träumen und zu hoffen und zu harren,
Die armen Narren!
Bis ſich erfüllt der gold'ne Segen.

Doch, Leſer, merke weiter auf!
So geht es hier im Erdenlauf:
Sie hofften, träumten, grämten ſich,
Die Armut kehrte für das Glück
Mit Elend, Blößen jämmerlich
Viel ſtrenger in ihr Haus zurück,
Indes der Brillenmann ſich ſeines Geldes freute
Und anderwärts ſein trüg'riſch Spiel erneute.

So rupft der Fuchs die Federn von den Gänschen
Und dankt euch ſchön für jedes neue Tänzchen.

Mit vollem Eifer wartete die Frau ihres einträglichen Geſchäfts, bei dem man die Zahl der Gimpel auf dem Jahrmarkt zu Tingerheim feſtſtellen konnte.

Immer neue drängten ſich eilends heran. Es wäre jammerſchade geweſen, ohne einen Blick in die erwünſchte Zukunft nach Hauſe zu gehen und mit nüchternen Sinnen weiterſchaffen zu müſſen.

Mitten in dem besten Getriebe der Zukunftsnarren tauchte ein Herr in der Nähe auf, der an jeder Hand einen frischen Knaben führte und neben dem sich noch ein paar andere Kinder den Weg durch die Menge bahnten.

Manchmal ließ er sich durch das junge Volk Einhalt thun, besah und erklärte ihm dies und das, um schnell wieder vorwärtszustreben.

Nun befand man sich dem Tische der Kartenschlägerin gegenüber.

Eben war eine Lücke entstanden. Einige Glückliche, die ihr Geld losgeworden waren, schoben sich hinweg. Der Herr kam gerade in den Keil, der durch ihr Fortgehen offen wurde.

Kaum hatten die Knaben den Karthesianischen Taucher und die aus den Karten wahrsagende Frau entdeckt, als sie sich vollends herandrängten und ganz Aug' und Ohr wurden.

Mit lauter Stimme verkündete die Kartenschlägerin gerade einem rotwangigen Mädchen das Ergebnis des Kartenwurfs.

Die Knaben wurden Feuer und Flamme.

„Sie soll uns auch sagen, was wir werden!" hieß es aus einem Munde.

Das Mädchen war befriedigt. Die Kartenlegerin wandte sich zu den Neuherangetretenen.

„Junge Herren, womit soll ich Ihnen die Zukunft vorhersagen? Mit dem Teufelchen dort? Es weiß sie genau, auf ein Haar —"

„Den Karthesianischen Taucher dort im Glase will ich Euch zu Hause erklären," sagte der Herr, indem er versuchte, das junge Volk mit sich zu ziehen.

Die Frau warf einen verlegenen Blick auf ihn.

Damit ihr Teufelchen nicht vor allen zu schanden werde, griff sie schnell nach den Karten. Davon wußte er nichts, das war gewiß.

„Ja, ja, sie soll uns auch die Zukunft vorhersagen!" rief das junge Volk voll Eifer.

„Wahrsagen ist ein Unrecht, eine Sünde," entgegnete er. „Man darf sich als Christ nicht wahrsagen lassen. Im besten Falle wird man betrogen. In jedem Falle ist es wider Gottes Gebot."

Er hatte es ruhig gesagt und schickte sich an, mit den Kindern, die denn auch von ihren Begehren abließen, weiterzugehen.

Aber die Kartenschlägerin hatte seine Worte gehört. Sie entzogen ihr die Kundschaft der Kleinen und drohten, ihr auch andere Leute zu vertreiben.

Voll Zorn stemmte sie die Hände in die Seiten. „Was?" rief sie. „Das ist eine Lüge! So sind die reichen Leute, sie wollen den armen nichts gönnen! Und das will ein Pfarrer sein? Meinen Sie denn, daß ich's Ihnen nicht ansehen kann, was Sie sind? Ist das schön von einem Herrn Pfarrer, den Leuten auf dem Jahrmarkt die Kundschaft zu verderben? Ist das auch fromm? Herr Pfarrer, ist das auch fromm?"

Eine dichte Volksmasse schloß in höchster Neugier den Platz um den Tisch der Kartenschlägerin ein. Alles spitzte die Ohren und schaute, was das geben würde.

Der Pfarrer war dermaßen eingeengt, daß er genötigt war stand zu halten. Er behielt seine volle Seelenruhe, und indem er die Brille abnahm und mit dem Taschentuche putzte, sagte er im freundlichsten Tone:

„Liebe Frau, ich habe nur meine Kinder belehrt. Es thut mir leid, daß Sie mich so herausfordern —"

„Thut mir leid," schrie die Frau, welche meinte, den unbequemen Aufklärer vor allem Volk abtrumpfen zu können. „Das kann jeder sagen. Ich kenne auch die Bibel, Herr Pfarrer. Ich weiß das alles, Herr Pfarrer. Sie brauchen armen Leuten nicht das Brot vom Munde zu stehlen und mit den Geboten zu kommen, Herr Pfarrer. Man kennt solche Leute, Herr Pfarrer. Wo steht in den Geboten etwas von Wahrsagen? Nennen Sie mir eine Stelle in der Bibel, wo Wahrsagen verboten ist, Herr Pfarrer. Sonst will ich Ihnen etwas sagen!"

In gespannter Erwartung hing jedes Auge an dem Herrn.

„Liebe Frau," entgegnete er in aller Ruhe, „Sie haben recht, ich bin Pfarrer und zwar, daß Sie es wissen, hier in Dingerheim. Kommen Sie heut Abend oder morgen zu mir, dann will ich Ihnen die Stellen der heiligen Schrift aufschlagen, die sich auf das Wahrsagen beziehen, und gern mit Ihnen näher darüber sprechen. Jetzt nur soviel, daß geschrieben steht:

„Ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern." (3. Mos. 19, 31.)

Und weiter:

„Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder ein Zeichendeuter sein wird, die sollen des Todes sterben." (3. Mos. 20, 27.)

Und: „Wer ihnen nachhuret, der soll ausgerottet werden." (V. 6.)

Und von dem lebendigen Gott heißt es:

„Der die Zeichen der Wahrsager zu nichte und die Wahrsager toll macht." (Jes. 44, 25.)

„Sie sehen also, liebe Frau, daß ich in vollem Recht

war, meine Kinder zu warnen, eine Sünde zu begehen und gegen Gottes Gebot zu handeln."

Die Kartenſchlägerin war erbleicht.

Sie rang nach Worten, aber es wurde ihr ſchwer endlich herauszuſtoßen:

„Das ſind andere als ich. Ich laſſe mir mein Geſchäft nicht verderben. Dagegen ſteht nichts in der Bibel."

Der Pfarrer entfernte ſich, und lautlos lief die Menge auseinander. Das ruhige Wort hatte Eindruck gemacht.

Die Frau hinter dem Tiſche ſtarrte einen Augenblick dem Pfarrer nach, als wäre etwas Ungeheures über ſie gekommen, was ſie übermächtig feſthielt. Ihre Augen lagen ſo regungslos in den blauumränderten Höhlen und ihr Geſicht hatte einen ſo ausnehmend erſchrockenen Zug angenommen, als ob wer weiß was über ihr niedergeraſſelt ſei, wodurch ſie das innere Gleichgewicht verloren habe.

Für Menſchenherzen, die einen unaufgegangenen Reſt als geheimen Bann in ſich tragen, giebt es Stunden, wo ihnen zu Mute wird, als ob die Hand des ſchrecklichen Kerkermeiſters, der ihr innerſtes Glück und Weſen unter Verſchluß hat, den Schlüſſel im Thürſchloſſe höhnend herumdrehte, nicht um ſie herauszulaſſen, ſondern in noch finſterere Tiefen und Gefängniſſe hinabzuſtoßen.

Erſt ganz allmählich löſte ſich die Betäubung, in der die Kartenſchlägerin da ſtand, ohne ſich zu rühren. Sie reckte und ſtreckte ihre Glieder. Die Augen brannten in einem unheimlichen Licht auf. Jählings warf ſie den Kopf zurück, und ſchon thaten ſich ihre Lippen auseinander, um eine Flut von Verwünſchungen hinter dem Pfarrer herzuſchleudern.

Sie geriet dermaßen außer ſich vor Zorn, daß ſie, ihren Platz und ihren Tiſch im Stiche laſſend, dem Pfarrer, der faſt außer Sicht war, nachzuſtürzen verſuchte, um ihm ihre Flüche und Scheltworte in die Ohren zu ſchreien und ihn vor dem ganzen Marktvolk auszubieten, daß er ſchamrot würde.

Ihr Geſchrei ging jedoch in dem Marktgetöſe unter. Zu viele Menſchen durchſchnitten ihren Weg oder drängten ihr entgegen. Unverrichteter Sache mußte ſie umkehren, um ihren alten Stand einzunehmen.

Aber der ganze Auftritt hatte sie aufs äußerste erschöpft, äußerlich und innerlich.

Fahlgrau war ihr Gesicht geworden, als wäre Asche darüber gestreut worden. Der wilde Glanz ihrer Augen war in ein todesmattes Flackern umgeschlagen. Kaum vermochten die Füße den Leib zu tragen.

Mühsam stützte sich die Kartenschlägerin auf den Tisch.

Sie rief und schrie nicht mehr: „Heran, Ihr Leute! Immer näher, meine Herrschaften!“

Das arme Weib hatte zu viel mit sich selbst zu thun, als daß es daran dachte, Glücksbegierige an ihren Tisch zu locken.

Nachdem der Zornausspruch verrauscht war, legte sich ihr wieder eine eisige Hand auf das Herz. Sie fühlte tiefinnen einen stechenden Schmerz, der sich in großer Mattigkeit auch der Hütte der gebundenen Seele mitteilte. Mehrmals stöhnte das Weib leise und schmerzlich. Es war das hoffnungslose Seufzen eines Menschen, der wie die Weiber am Ostermorgen fragt: „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?“

Das bilderbogenartige, ewig wogende, wechselnde Marktgetümmel ging die Kartenschlägerin nichts mehr an. Vorüber zogen an ihrem Tische Burschen und Mädchen. Sie blieben stehen und stießen sich, durch den Karthesianischen Taucher neugierig gemacht, gegenseitig an. Was hatte die Frau? Sie kümmerte sich nicht darum, ob die Burschen und Mädchen näher kamen oder sich nicht bei ihr aufhielten. Was stand sie noch auf dem Markt? Ihr Platz glich einem Fels, von wo sie verloren in das Spiel der Meereswellen sah.

Aber auf einmal kam Leben und Bewegung in das Weib. Eine fliegende Röte fuhr über seine runzeligen Wangen. Seine Augen hatten jemand entdeckt, der selbst von fern auf sie wirkte, als stände er neben ihr und ermunterte sie, sich durch dumme Gedanken doch nicht stören zu lassen, im besten Falle seien ja doch nur alles Anfichten und in diesem eine hundsföttische Tücke des Schwarzrocks, der den Leuten natürlich ihr bißchen Brot noch vom Munde wegreiße. Im übrigen seien solche Ansichten von

Bibel und dergleichen altem Kram längſt außer Kurs bei allen Aufgeklärten wie falſche Münzen. Deshalb immer luſtig vorwärts trotz Schwarzrock und allem!

So meinte ſie ihn zu hören, und Amen ſprach ſie mit ſpöttiſchem Auflachen dazu.

„Man muß es ſich aus dem Sinn ſchlagen," hieß es in ihr, und dabei drehte der Kerkermeiſter knarrend den Schlüſſel ſo, daß ein ganz klein wenig Luft und Erleichterung durch das Schlüſſelloch zu dem Gefangenen zu kommen ſchien. Aber es war nicht Lebensluft, ſondern Stickſtoff, der nichts als betäubt.

Und „heran, meine Herrſchaften! Schlagen Sie nicht Ihr Glück aus, immer her!" erſchallte es abermals mit dem vorigen Eifer vom Mund der Kartenſchlägerin.

Drüben wandelte indeſſen ein Künſtler in rotem Tricotkoſtüm auf dem Seil durch die Luft. Er hatte eine Karte vor ſich, die er behutſam das Seil entlang karrte und aus der er hin und wieder einen Blumenregen auf die ſtaunende Zuſchauermenge hinabſtreute, während unten eine Perſon, die ſich durch ein ledergelbes Geſicht auszeichnete, mit dem Sammelteller die Volksmaſſe nach allen Seiten durchſtrich und auch aus den Fenſtern, die von Schauluſtigen beſetzt waren, Gaben in Anſpruch nahm. Manchmal hielt der Künſtler in ſeiner Wanderung ein, blickte ſich gemächlich um und winkte ſtolz wie ein König gnädige Grüße hernieder, die die Menge mit lauten Beifallsrufen beantwortete.

Dieſer Luftwandler war es geweſen, deſſen Anblick die Kartenſchlägerin in das alte Geleiſe zurückgebracht hatte.

Wenn man ihn ſo leicht, ſo frei und ſiegesbewußt über den Köpfen der Gaffer ſeine Luftbahn hinſchreiten und über den Horizont derer, die da unten von allen Seiten eingeengt waren, hinausblicken ſah, ſo mochte einen vielleicht ein Gefühl von Kraft und Freiheit anwehen, das zwiſchen einem ſelbſt und dem Mann einen wunderſamen Seelenrapport (Wechſelbeziehung) herſtellte und auf das eigene Gemüt befreiend einwirkte.

Wie kühn und gewandt, wie ſorglos und ſicher der Künſtler auf dem ſchwankenden Seile ging mit dem Abgrund unter ihm! Er achtete nicht auf den Abgrund, er

verachtete und verlachte ihn. Für ihn war kein Abgrund da, sondern eine bewundernde Menge, die nicht müde wurde, zu seiner Höhe aufzustaunen. Feige Seelen mochten sich den Abgrund vorstellen, schwindeln, gleiten, — er war seiner Sache gewiß, und so wie heute hat er sich tausendmal sehen, von viel Tausenden atemlos bewundern lassen.

In die Tasche konnte man ihm nicht sehen. Denn trotz seines Tricotkostümes trug er ein Täschchen am Leibe und in dem Täschchen Salz, Dill und Kümmel. Es hatte ihn stets vor allem Unglück bewahrt und sich — „unberufen!" als wirksames Schutzmittel bewährt.

So war denn die Frage, ob die Sicherheit des Mannes in seiner unfehlbaren Geschicklichkeit und seinem unwandelbaren Selbstvertrauen lag, ein wenig verrückt, sie hatte ihr „Oder" erhalten, und dieses wies in des Mannes Tasche, indem es als Grund seiner Sicherheit den Aberglauben nachwies, der bei ihm Hand in Hand mit vermessenem Wahnwitz ging. Zwischen diesen beiden Punkten balancierte er innerlich auf dem schwanken Seil seines stark ausgebildeten Selbstbewußtseins und verlachte den Verstand der Unmündigen, der keine so freie und sorgenlose Umschau hielt.

Dem entsprechend war sein drittes Wort: „Macht nichts! Thut nichts!"

Mit dieser Balancierstange schwang er sich über alle inneren Anstöße und Verlegenheiten fort, wie es sich für einen Künstler wie ihn, der mit veralteten Vorurteilen nichts gemein hatte, schickte.

Luftwanderungen außen und innen!

„Immer heran, meine Herrschaften, immer heran!"

Die Kartenschlägerin rief es mit fließender Zunge. Sie war ganz in ihrem Element.

Ihr Tisch ward schon wieder umringt von allerlei jungem Volk, das noch klüger ist als die Alten, die in ihrer Beschränktheit nicht trauen, weil sie selbst einmal zu klug waren und das Sprüchlein lernen mußten: „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren."

Nicht weit von dem Tische des Wettkämpfers, der nicht ermangelte, fortwährend furchtbar zu lärmen und

die halbe Stadt samt Umgegend mit seinen Herausforderungen einzuschüchtern — neben dem Geschäft als Ringer trieb er übrigens auch das andre, eiserne Ringe und Ketten gegen das Zipperlein, sowie Salben gegen alle denkbaren Erdenleiden abzusetzen — nicht weit von ihm und dem Tische der Kartenschlägerin, an der nächsten Straßenecke machte sich ein kolossaler, feuerfarbener Anschlagzettel bemerkbar mit der in handbreiter Buchstabengröße verfaßten, höchst verlockenden Inschrift:

„!Heut Abend im Singschwan hierselbst!"
!Schauspiel für alles Volk!
!Noch nie dagewesen, einzig in seiner Art!
Nämlich: **Der Betrug der Welt!** Hört! und kommt alle!!
Ein hohes Publikum wird freundlichst eingeladen und die Ehre haben, sich kostbar zu amüsieren.
Anfang punkt 8 Uhr abends.
Entree 50 Pfennig, Kinder die Hälfte.
!!Alle Erwartungen übertroffen! Leistungen über alle Beschreibung!!
!Auf Wunsch wiederholt!

Über all das Jahrmarktstreiben mit all seinen unzählbaren Zerstreuungen und Vergnügungen brach endlich der Abend herein. Auch in Dingerheim war kein Kräutlein gegen das Ende und Abschiednehmen gewachsen. Scheiden mußte man von all dem munteren Getümmel, scheiden von all dem wohl oder übel angebrachten Gelde, von Freunden und Anverwandten, die man auf dem Jahrmarkt getroffen, auch von neuen Bekannten und fröhlichen Genossen. Das Tagesgestirn fragt nicht nach den Wünschen und dem Verzuge der Sterblichen.

In den Herbergen wurden die Gäule angeschirrt. Ein Wagen nach dem andern rasselte aus der Stadt. In langen Zügen wanderte das Fußvolk hinterdrein. Beladen waren alle, und viele mit der Last eines Glücks und einer Hoffnung, die sich nie erfüllten.

Ein gut Teil junger Leute blieben aber heute noch länger in Dingerheim als sonst an Jahrmarkttagen. „Den Betrug der Welt" mußten sie doch miterleben. Einer redete dem andern zu. Der und jener wollte gehört

haben, daß das Vergnügen unbezahlbar sei. Die fünfzig Pfennige kämen dagegen nicht in Betracht.

Und so drängten sich denn zahlreiche Leute aus Stadt und Land in den Singschwan, ein Gasthaus mit großem Saale, der zu Tanz und Theateraufführungen ein für allemal eingerichtet war.

Am Eingange saß ein Mann mit listig funkelnden Augen und langem Spitzbart an der Kasse, wo der silberne Regen ohne Abbrechen klimperte. Bald war kein Sitz mehr im Saale. Die Nachdrängenden mußten sich mit Stehplätzen begnügen und thaten es gern und in höchster Spannung, nur um „den Betrug der Welt" zu sehen. Wenn der Vorhang sich hob und das Spiel begann, vergaß man schnell, daß die Beine bereits einen langen lieben Tag lang ihre Schuldigkeit gethan hatten.

Je mehr der Markt sich entleerte, desto mehr nahmen auch die Buden und Stände ab. Der Ringer hatte schon eingepackt, in der Luft war der Künstler verschwunden und die Kartenschlägerin that gleichfalls ihre paar Sachen zusammen. Alles, was zu den „Künstlern" und Gauklern gehörte, suchte die gemeinsame Herberge zum grünen Baum auf.

Vorüber der Tag und sein Schall!

II.

Im grünen Baume war ein Durcheinander wie in einem Kaleidoskop (Bilder-Rohr). In allen Farben mischten sich die Künstlertrachten durcheinander. Es schnarrte und schnatterte wie in einer Tierbude. Die einen hechelten die Marktereignisse durch, andre überzählten und besprachen ihre Einnahmen, wieder andre schlugen vor Tollheit oder Mißmut Purzelbäume oder trieben sonst ihre Schnurren und Witzchen. Das Beisammensein war ein unerschöpflicher Quell von Possen und Launen, eine Maske und Ausstaffierung, unter der sich unendlich viel Kummer und Leere barg.

Aber so ist der Mensch von Natur, so lange ihn nicht der Lebensstrahl und Friedensgruß von oben berührt hat. Je ärmer es um ihn steht, desto mehr läßt er draus

gehen von dem, was er als Feigenblatt brauchen kann, ob Geld oder Tollheit, ist eins.

Auf dem geräumigen Hofe der Herberge standen die gelben Wagen der Künstler mit den rotverhängten Fenstern. Da kribbelte und krabbelte es heraus und hinein. Weiber in verschossenen, schlotternden Kleidern und Kinder mit schmutzigen Gesichtern machten sich allerlei zu schaffen. Zu Nacht wurde das Nötige hergerichtet, — denn die meisten Wageninhaber nächtigten mit ihrer Familie auch in dem wandernden Hause —, die Kleinen bekamen ihre dürftigen Bissen zugeschnitten, zugeworfen. Dann wurden sie zwischen Lumpen gesteckt, um zu schlafen und weiter keine Last zu sein. Auch ein paar Frauen krochen, an einer Brotrinde nagend, stillschweigend unter, damit ihre Männer unbelästigt im Gastzimmer drinnen ihr Geld draufgehen lassen könnten. Wehe den Weibern, wenn sie auf Essen und Trinken Ansprüche gemacht hätten, ohne daß die Männer es ihnen nach Gutdünken und Laune hinwarfen!

Das meiste Gauklervolk nahm die Diele der Schenkstube und ein Strohbündel zur Lagerstatt. Wenige gönnten sich den Aufwand einer eigenen Stube oder Schlafkammer. Denn vor allem wollte der Gaumen oder Magen nebst der Kehle nach Kräften bedient sein, und das kostete etwas. Schlafen, das heißt nichts wissen von sich, von Kehle, Gaumen und Magen, konnte man, wo sich eben ein Plätzchen fand, das die Knochen nicht zu sehr drückte. Und dazu kam, daß nicht alle Tage Markt zu Dingerheim war, und daß ein solcher Regen von kleiner Münze manchmal, ja leider! oftmals lange ausblieb. Man hatte zwar allerhand kleine Künstlerstreiche, um sich im Notfall ein Geldchen zu verschaffen; aber immer verfingen sie nicht, und — Vorsicht war die Mutter der Weisheit! Wenn man sich nicht schnell genug davonmachte, mischte sich die Polizei ein, und die Polizei versteht keinen Spaß.

Fräulein Isidore Hagerström litt es nicht, daß man es den Weisen, die des Nachts in der Bedürfnislosigkeit wetteiernd, die Schenkstubendiele für ein Bett hielten, in diesem Stücke nachmachte. Dies war unter ihrer Würde, auf die sie aus verschiedenen Gründen viel gab.

Gritlich wollte sie nachts „ihre Ruh habe". Sie war eine Süddeutsche, weshalb sie das n an den Worten regelmäßig sparte. Im Dust und Dunst der Schenkstube, auf dem raschelnden harten Stroh, von allen Seiten eingeengt, war keine Schlafstelle für sie.

Zum zweiten aber hielt sie es auch weit unter der Würde des Bruders, dort unter „dem Gesindel" zu liegen.

Fräulein Isidore war nämlich die Schwester des Seiltänzers Leopold Hagerström. Sie schätzte seine halsbrechende, brotlose Kunst außerordentlich hoch. Er war in ihren Augen ein Halbgott. Für einen solchen geziemte sich's nicht zu nächtigen, wie Vagabunden thun.

Endlich stammte man aus „guter Familie". Denn der Vater war Zureiter beim Kunstreiter Renz gewesen. Weil er mit Schulden aus der Welt gegangen war, sahen sich die Geschwister gezwungen, eine Stufe weiter hinunterzusteigen und ihr Glück auf Kunstreisen zu Jahrmärkten, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu suchen. Der Bruder hätte sich, wenn er gewollt, „jeden Augenblick als ‚Trapez-Ascensionist' engagieren lassen können", da er in der schwindelnden Kunst, auf dem Hängereck über den Köpfen der Zuschauer seine Purzelbäume zu schlagen, glänzend bewandert war. Ja, das konnte er jeden Augenblick. Schade, daß er Quecksilber in den Gliedern hatte. Es hielt ihn nicht lange an einem Platz. Nachdem er zu reisen angefangen, mußte er in einemfort unterwegs sein, sonst war ihm nicht wohl. Und dann das Weib, — keine größere Thorheit hätte er begehen können! Dreißig Jahre und mehr zog es nun schon als Drittes im Bunde mit, ein beschwerliches Anhängsel, das sich für einen Künstler wie Herr Hagerström so wenig schickte wie die Wachtel zum Adler. Als Kartenschlägerin verdiente ihres Bruders Frau zwar manche Mark und manchen Thaler, der anders in der Kasse gefehlt haben würde. Sie verschaffte sich dadurch einige Duldung. Aber in solche Künstlergesellschaft paßte sie justement nicht mit ihren rohen Landmanieren und ihrer geistigen Schwerfälligkeit, so viel war gewiß.

Fräulein Isidore kam auf diesen Punkt immer wieder zurück, trotz der dreißig und mehr Jahre, die seit der

Verheiratung des Bruders mit der Kartenſchlägerin vergangen waren. Ihr fiel dieſer Punkt um ſo lieber ſtets von neuem ein, als ſie eigentlich ſelbſt eine Künſtlerin war, die lediglich ihrem vergötterten Bruder das ſchwere Opfer brachte, mit dem Sammelteller umherzulaufen, wenn er auf dem Seil marſchierte. Sie war Sängerin und hätte wer weiß wie viele zu Thränen gerührt, wenn ſie ein minder aufopferungsfähiges Gemüt gehabt hätte, oder wenn — um die Wahrheit zu verraten — ihre Stimme einigermaßen erträglich geweſen wäre. Abends vergaß ſie den Zwang wohl im Schenkzimmer und erhob dann ihre Stimme mit Macht, um irgend ein beliebtes Lied zum beſten zu geben — die Wahl des Geſangsvortrags hatte ſich leider nach dem Publikum zu richten, für das eine Arie zu hoch war. — Aber trotzdem ſie ſich dem Geſchmack ſo hingebend anſchmiegte, floſſen keine Thränen und ſehr ſpärliche Groſchen und Pfennige. Aus dieſem Grunde behielt Fräulein Iſidore ihre Kunſt ſtolz für ſich, dachte ſich aber dafür tagtäglich in die alte Erbitterung gegen ihres Bruders Frau hinein, die ſie als eine unbefugte Nebenbuhlerin an der Seite des vergötterten Bruders betrachtete und der ſie alles in die Schuhe ſchob, was ihr Enttäuſchungen bereitete, vor allem auch den Niedergang ihrer Geſangeskunſt. Denn wenn man ſo viel geärgert wurde, war es ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Kehle rein und ſüß bleiben konnte. Und der Bruder nahm in ſeiner unglaublichen Verblendung „die alte Wachtel von Weib“ zu manchen Zeiten ſogar noch in Schutz! Dann hatte Fräulein Iſidore an ihrem Ärger förmlich zu ſchlucken. War das für eine gute Stimme, wie die ihre zuträglich? Nimmermehr! Der Schaden lag auf der Hand.

Der Seiltänzer hätte ſeinerſeits das Unterkommen gern billiger gehabt, in derſelben Weiſe wie ſeine Genoſſen von allerlei Künſten. Doch Fräulein Iſidore galt große Stücke bei ihm. Auch das Sammelteller-Tragen war eine Kunſt, die nicht jeder verſteht. Da laſſen ſich Daumſchrauben anſetzen, man bietet die Leute öffentlich aus, wenn ſie nichts oder zu wenig geben wollen, man läßt keinen Diſtelfinken, der ſich vor dem Teller davon machen

will, entſchlüpfen. — Im übrigen war ihm die Schweſter unentbehrlich. Denn wenn ſeine Frau ſammelte, konnte ſie den Karthefianiſchen Taucher und die Karten nicht in Bewegung ſetzen.

Kurz und gut, Fräulein Iſidore hatte alle Mittel in der Hand, um ihren Willen, „ſtandesgemäß zu logieren", durchzuſetzen. Es war eine alte Regel, daß man ſich ein eigenes Zimmer nahm, und verſuchte der Bruder, ſie in Vergeſſenheit zu bringen, ſo friſchte die Schweſter ſie um ſo entſchiedener auf.

Auf dem Zimmer des Seiltänzers finden wir am Abend die Kartenſchlägerin.

Ermüdet hat ſie ſich aufs Bett geworfen, die Augen wie im Schlummer geſchloſſen und denkt nach.

Sie mußte nachdenken wider ihren Willen.

Ach, es giebt einen inneren Zwang, der viel ſchmerzlicher iſt, als der ſchwerſte äußere Zwang.

Kaum befand ſich die Kartenſchlägerin im grünen Baum, als ſie die Treppe hinaufſtieg, um allein zu ſein.

Sie war nun allein, ſchrecklich allein.

Ihre Pulſe klopften, in den Schläfen hämmerte es faſt unerträglich, im Innern fraß es wie ein Wurm.

Sie mußte denken, ſie mochte wollen oder nicht.

Das innere und äußere Weh kam vom Denken, aber ſie war ihm unentrinnbar verfallen.

Stundenlang hatte ſich das arme Weib über den inneren Aufruhr hinweggetäuſcht, hinweggeſchrieen, hinweggekartet.

Jetzt war die erkünſtelte Ruhe zuſammengeſunken zu einem Aſchenhaufen, aus dem es zuckte und flammte und loderte.

Die Stille, in die ſie ſich geflüchtet, jagte jeden Puls, jeden Nerv in ihr auf.

Sie ſtöhnte leiſe, hielt ſich mit den Händen beide Schläfe und preßte ſie vergeblich. Unverringert tobte der innere und äußere Schmerz.

Das Wort des Pfarrers hatte die Kartenſchlägerin aus ihrem inneren Geleiſe hinausgeſchleudert.

Er ahnte nicht, daß er ihr mit ſeinem ruhigen Wort, da er die Bibelſtellen anführte, Schlag auf Schlag,

viel mehr gesagt, sie viel tiefer getroffen hatte, als es den Anschein hatte. Geister waren in ihr erwacht, alte flügelrauschende Geister, die Ruhe haben wollten und sie konnte ihnen keine Ruhe geben. Ein Aufstand durchschauerte ihr Gemüt, der grenzenlos war.

Das arme Weib hatte alles, was hinter ihr lag, mit den aufsteigenden Jahren immer leichter zu vergessen gehofft. Tausendmal war es ihm auch gelungen, zu vergessen, was so schrecklich war. Aber mitten hinein wetterleuchtete es dann wieder, blitzte und donnerte, als hätten die zürnenden, verheerenden Wetterwolken inzwischen nur Muße gefunden, sich desto dichter zusammenzuballen und neuen Zündstoff aufzunehmen.

Was fragte sie seither nach einem Pfarrer, einem Diener Gottes? Ihr Mann hatte ihr unzähligemal gesagt und bewiesen, daß es keinen Gott gebe. Wenn es einen Gott gebe und das fromme Geschwätz wahr sei, brauchten sie nicht um Geld in der Welt umherzuziehen, sondern wären reich und hätten vollauf in allem.

Sie glaubte von Herzen, was er sagte. Aber weshalb brach es wie ein feuerspeiender Berg aus ihm hervor, wenn sie an den einen Punkt antippte, über den sie sich Verschwiegenheit in alle Ewigkeit gelobt? Was ging ihn die Sache an, wenn es keinen Gott, keinen Richter und keine doppelte Ewigkeit gäbe?

Flüchtige, thörichte Zweifel, hinweg! Es giebt keinen Gott! Wer mag noch daran glauben?

Es kamen Stunden, besonders nach bitteren Zänkereien mit Fräulein Isidore, wo die Kartenschlägerin an ihr Heimatsdorf und seinen Frieden zurückdachte. Das Dorf lag nahe bei Freiburg im Breisgau, es war durch den beständigen Verkehr mit der Stadt fast eins mit ihr. Dennoch war ein wenig vom Landfrieden zurückgeblieben wie ein guter Engel, der statt des städtischen Kohlendampfes den Goldstaub süßer Ruhe darüberstreute. Wenigstens damals war es so, als sie dort lebte. Sie meinte bei jeder Erinnerung daran den wundervollen Harzduft der dunkeln Kiefernwälder zu riechen.

Es ist sonderbar, daß ein Mensch alte Gegenstände und Sinneneindrücke so klar bei sich behält, als ob seine

Sinne heute damit beschäftigt wären. Und doch beruht dergleichen auf einem geistigen Vorgang, auf einem Ferngefühl des unsterblichen, in sich gleich bleibenden Geistes.

Die Kartenschlägerin konnte sich solcher lebhaften Erinnerungen nicht erwehren. Und warum auch? Kamen sie doch gern tröstend, einschmeichelnd, streichelten über ihr Herz mit unschuldigen Kinderhänden und waren wie leise, sanfte Liebeszüge, — woher? von wem eigentlich? übte das stille Dorfleben einen solchen Einfluß aus, der mehr dem eines bewußten, hochbegeisterten Wesens als dem einer unbewußten Kreatur glich?

Die Frau dachte sich, wenn ihr Fräulein Isidore das Leben verbittern half, mit Vorliebe in die alten Zeiten zurück. War es ihr doch, als sähe sie eben jetzt den bestechenden Seiltänzer, der seine Kunst in dem vielbesuchten Dorf an einem Sonntag trieb, zum erstenmal. Sie war ein schönes junges Weib, das wenige Jahre verheiratet gewesen, keine Kinder und etwas Vermögen hatte. Als Witwe lebte sie auf ihrem Hofe dicht bei dem Wirtshause, wo der Seiltänzer eingekehrt war und sich zeigte. Leopold Hagerström war sein Name.

Sie traf mit dem gewandten Manne zusammen, er fand schnell an ihr, sie an ihm Wohlgefallen.

Warum sollte sie in ihrem Witwenstande das Leben vertrauern? Zwar hatte sie manchen guten Vorschlag und Antrag, aber der Künstler kam über alle Bewerber, stach alle heraus, schmeichelte ihr so schön, verhieß ein Leben wie im Himmel, ließ groß draufgeben und bewies, daß er an Geld keinen Mangel habe.

Da gab es nun allerlei Leute im Ort, die ihr das glänzende Glück mißgönnten und ernstlich abrieten. Sie verkleinerten die Kunst und das Ansehen des schönen, stattlichen Mannes, warnten sie vor seiner Schwester, die wie ein gelber Drache aussehe, mahnten, redeten eins ums andere drein und — schürten damit das Begehren des eigensinnigen Weibes.

Selbst ihren Pfarrer boten sie auf. Er hatte sie als vierzehnjähriges Ding konfirmiert, und damals war es ihr heiß durch die Seele geströmt. Fromme Gelübde wallten am Altar hervor.

Du lieber Gott, wer kann alles halten? Ein Gelübde ist so bald gethan in der Begeisterung des Augenblicks.

So dachte sie mit Tausenden, die nicht hingehen zur Quelle aller Kraft und alles Vermögens zu dem, der da, wenn Weisheit und Stärke mangeln, giebt einfältiglich jedermann, aber sie niemandem aufrückt.

Der Pfarrer meinte es ernsthafter mit seinem Gelübde, das er, die Seelen, so viel an ihm war, vor dem Argen zu bewahren, gethan hatte. Er kam also zu der Witwe, redete eingehend mit ihr, schilderte alle Gefahren bei einer solchen Wahl und malte ihr den Heimatsschutz und Frieden ganz beweglich vor Augen. Er konnte das. Er hatte ja darauf g'studiert und wurde dafür bezahlt, — so meinte sie in ihrer Beschränktheit.

Dennoch faßte er sie an.

Es ist in jedem Menschenherzen ein Punkt, wie soll man ihn nennen? — Gemüt? Gefühl? Gewissen? Guter Geist? oder wie? — Es ist eine Art Resonnanzboden, wo die angeschlagenen Töne hörbar werden und seltsam summen, nervenerschütternd — oder geisterschütternd — summen, klingen und tief ins Innerste verzittern, wer den Punkt herzhaft und herzlich trifft, richtet etwas aus zum Wohle des Bethörten.

Halb war die Witwe überwunden. Der Pfarrer hatte sie fest. Es war unmöglich, auf seine Gründe, seine herzliche Teilnahme etwas Triftiges zu erwidern.

Aber was triftige Gründe und Einwendungen! Sie wiegen nicht ein Quentchen, wenn der Wille versagt und das Herz umnebelt ist.

Wie gesagt, halb war sie besiegt. Um ein Haar wäre sie es ganz gewesen.

Da kam ihr der Pfarrer mit einer Sache, die sie ihm sehr übel nahm.

Die junge Witwe hatte in der Stadt eine Goth (Patin), und das war eine Kartenschlägerin. Die war früher viel umhergegangen in der Welt. Später, als die Glieder nicht mehr so fortwollten, ward sie ansessig in Freiburg und erfreute sich eines guten Rufes trotz ihrer betrügerischen Kunst. Sie betrieb ihre Kunst nur noch im

geheimen. Da sie zeitlebens sparsam gewesen, war ihr nach und nach ein hübsches Vermögen zusammengewachsen.

Jene Goth dachte in ihrer Thorheit, dem Patenkinde etwas Gutes zu erweisen, indem sie es in ihre Kunst einweihte. Annemarie zeigte sich gelehrig. Sie begriff rasch und unternahm, was ihr gefiel, mit Eifer. Allmählich lernte sie das Kartenschlagen so trefflich wie die Alte, deren trauriges Vermächtnis an sie es war.

Die Witwe war zurückhaltend mit ihrer Kunst. Allein auf dem Dorfe hört man das Mäuslein pfeifen. Erst wußten ein paar gute Freundinnen darum, auf einmal war es dorfbekannt.

Der Seiltänzer verstand sich auf einige Kartenkunststücke, die er abends im Wirtshause zum besten gab. Die Wirtin war eine Kameradin der Annemarie nebenan. Nichts lag näher, als die Bekanntschaft zu benutzen, um die Abendfreuden auch mitzugenießen. Man trank sich im Landwein zu. Ist er auch nicht stark, das viele Reden und Lachen, das häufige Trinken steigt zu Kopfe. Im Laufe der Ergötzlichkeiten fand sich's, daß die Witwe mit den Karten viel besser Bescheid wußte, als der Seiltänzer. Nun stellte sich's heraus, daß sie manchem und mancher die Zukunft gewahrsagt hatte, Wahrsagungen, die sich im Kreise des Dorfes bewegend, so ziemlich an den zehn Fingern abzuklügeln und daher auch richtig eingetroffen waren.

Da hatte der schöne, gewandte Mann ihr die angenehmsten, berauschendsten Schmeicheleien gesagt, ihre runde Hand erwischt und ihr vorausgesagt, daß, wer sie erwähle und glücklich mache, der Glücklichste der Sterblichen sei. —

Halb zog er sie, halb sank sie hin. —

Und mitten in ihr Siegesbewußtsein, das sie den Karten verdankte, fiel störend der Pfarrer ein.

Plötzlich fing er von ihrer Kunst an.

Er sprach davon, wie ihm ihr Treiben zu Ohren gekommen. Ob sie nicht mehr an ihr Konfirmationsgelübde gedenke, dem einen Einzigen anzugehören, der ihr Herz damals mit seinem heiligen Feuer entzündet und sie aus lauter Güte und Gnade zu sich gezogen habe, dessen Willen zu thun Leben und Seligkeit sei, und dem ins

Angeſicht zu ſchlagen zeitlich und ewiglich Verderben bringe. Seien ſeine Umarmungen wie damals am Konfirmationsaltare ſo ſüß, wie feurig werde ſein Zorn entbrennen über der Untreue! Die Untreue gegen ſein Wort, ſeinen Willen ſei es, die immer wieder all den Dornen- und Diſtelſamen in den Acker des armen Menſchenlebens ſäe. Die Sünde thue das, und wer Wind ſäe, werde Sturm ernten. Sie möge verſtändig ſein und ſein Wort als das Wort ihres gottverordneten Führers und Freundes annehmen, der an Gottes Stelle vor ihr ſtehe und an Gottes Stelle mit ihr rede. Sie ſolle und dürfe das Kartenſchlagen nicht länger treiben, auch nicht als Spielzeug dürfe ſie es brauchen.

„Bedenkt Ihr nicht," ſprach er unentwegt auf ſie ein, „wohin das ſchon jetzt recht ſichtlich führt? Ein fremder, ein wildfremder Menſch, deſſen Vergangenheit und wahre Geſinnung, deſſen Treue und Rechtſchaffenheit Ihr nicht im mindeſten kennt, erſcheint hier im Dorfe und beſtrickt Euch, weil er ein ſchöner, glatter Menſch iſt, zu dem Ihr, unerfahren in der Welt, wie Ihr ſeid, mit Bewunderung aufblickt. Was für Gewähr für Euer Glück habt Ihr? Dieſer Fremde gehört bei alledem einem Stande an, der ſich durch ſich ſelbſt nichts weniger als empfiehlt. Es kommt jedem beſonnen Denkenden ſo vor, wie wenn Ihr auf ſpiegelglattem Eiſe Euer Leben durchwandern wolltet, nicht eine Meile, ſondern hundert Meilen in einem fort. Wohlmeinende Leute des Dorfes haben es für ihre Pflicht gehalten, Euch abzuraten. Euer Schaden liegt auf der Hand! Was geſchieht? Statt der Stimme der Vernunft zu gehorchen — und eine Chriſtin ſollte vor allem fragen: „Herr, was willſt Du, daß ich thun ſoll?" — ſtatt deſſen ſtürmt Ihr ſinnlos dahin, kommt durch Euer Karten dem Fremden entgegen und verkartet, ſo zu ſagen, Eure Zukunft an ihn. Ja, ja, ich weiß alles, liebe Frau, ich weiß, daß der geſtrige Abend für Euch verhängnisvoll war, daß der Seiltänzer Euer Kartenlegen bis in den Himmel erhoben und Euch in einen wahren Rauſch der Bethörung eingelullt hat, daß er Euch ſchwindelhafte Ausſichten machte und Euch, die Ihr bisher den andern ihre Zukunft in die Wolken gemalt habt, nun Eure Zukunft gerade ſo blendend

verführerisch vor die Augen gedichtet hat. Das Kartenlegen am gestrigen Abend, das Kartenschlagen hat Euch einen verhängnisvollen Schritt auf der abschüssigen Bahn weiter geführt. Wenn Ihr nicht gehorcht, nicht einhaltet, Euch nicht demütigt, so wird das Kartenlegen Euer eigener Fallstrick."

„Wollt Ihr wissen, was der Herr, der da ein lebendiger Gott ist und nicht ein toter, gemalter Götze, wie der Pöbel sich vorfabelt und vorfabelt, über das Wahrsagen spricht? Also spricht der Herr in seinem Wort, welches bleibt, wenn Erd' und Himmel vergeht: „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder ein Zeichendeuter sein wird, der soll des Todes sterben!" Und abermals steht von ihm geschrieben: „Der die Zeichen der Wahrsager zu nichte und die Wahrsager toll macht." Er ist der Gott der Liebe. Er redet ernst, um aufzuwecken aus der Verhörung und Betäubung des Herzens und der Sinne —"

Er ergriff ihre Hand.

„O liebe Frau, denkt daran, daß ich an seiner Statt vor Euch stehe! Ich bitte, ich beschwöre Euch, folgt dem Lockvogel nicht!"

Wiederholendlich hatte sie dreingesprochen, bald zaghaft, bald heftig und ungezogen.

Das „ich bitte" war ihr am meisten durchs Herz gegangen. Es klang so warm, so wehmütig. Es war wie der Laut ihres Vaters. Der Pfarrer hatte ja auch dasselbe weiße Haar wie ihr Vater, da er im Sarge lag und ihre Blicke auf dem Schnee seines Haares geruht hatten.

Die Witwe konnte sich gegen eine solche geistige Übermacht nicht wehren. Aber sie konnte und mochte auch nicht hören. Sie hätt' es gerne gethan. Doch der schöne, glatte Mensch, wie der Pfarrer sagte, hatte es ihr über die Maßen angethan.

Was hatte sie denn auch hier im Orte? Jetzt auf einmal bekümmerte man sich um sie, während die Nachbarn und guten Freunde sonst um ihr Glück nicht eine unruhige Minute gehabt hatten!

Annemarie — so hieß sie im Dorf — wußte nicht, wie sich helfen. Sie stürzte hinaus und ließ den Seel-

sorger allein. Durch den Baumgarten führte ihr Weg ins Freie.

Siehe da, als sie an der Hecke war, stand der Seiltänzer vor ihr.

„Nur jetzt nicht!“ bat sie mit fliegender Brust. „Der Herr Pfarrer ist da.“

„Was geht mich der an!“ lachte er und donnerte einen Fluch darauf.

Er griff nach ihrer Hand.

Aber Annemarie riß sich los und floh nach einer andern Seite. Da streifte sie den Hof, und auf einmal vertrat ihr der Pfarrer den Weg.

„Noch ein Wort,“ sagte er mit großem Ernst. „Ihr habt da den Heinrich, die Waise, Eurer Schwester Kind zu Euch genommen an Kindesstatt. Nicht?“

„Ja, Herr Pfarrer. Das ist eine alte Geschichte.“

„Um so älter ist Eure Verpflichtung!“

Sie schlug verwirrt die Augen nieder.

Ihr war als sähe sie ihre arme, elende Schwester, die auch eine Witwe war wie sie, aber eine sehr unglückliche, die darben und schwere Erinnerungen mit sich herumtragen mußte bis auf das Sterbebett.

„Ach, was wird mir das Sterben so schwer um meines Kindes willen!“ jammerte sie. „Ach, mein Kind!“

„Sei ruhig, Schwester,“ beschwichtigte Annemarie, zu Thränen gerührt. „Schau her! So wie ich Deinen lieben Heinrich jetzt in meinen Armen halte, so will ich ihn allezeit in meinem Hause halten und ihm eine Mutter sein an Deiner statt.“

Alle Anwesenden sprachen Amen!

Es war, als ob ein Engel durch das Gemach rauschte, so selig und feierlich.

Ach, so selig und feierlich war der Annemarie zu Mut.

Sie hätte für den Kleinen arbeiten und Schweiß vergießen können, eine solche Liebeskraft kam über ihr Herz.

Da richtete sich die Sterbende mit unerhörter Anstrengung auf und blickte der Schwester mit verklärtem Auge ins Angesicht.

„Das willst Du? Gott lohn' es Dir in Ewigkeit!“

Sie drückte mit der letzten Kraft Annemaries Hand.

Sie zog den Kleinen an sich und sank, ehe ihre Lippen ihn berührt, sanftvollendet in die Kissen, wo ihr Annemarie unter Thränen die treuen Augen zudrückte auf Wiedersehen im Himmel.

Und nach der Beerdigung nahm Annemarie den Heinrich an die Hand und sagte:

„Siehst Du, Heinrich, Deine Mutter ist bei den Engeln. Aber ich will Dir ein Engel auf Erden sein," und küßte ihn, wie er ihr schluchzend in den Schoß sank.

Annemarie hatte mit ihrem verstorbenen Manne keine Kinder gehabt und sich Kinder gewünscht. Über Nacht war ihr eins geschenkt, und als ihren Knaben wollte sie es halten. Triumphierend, mit heiliger Freude kam sie nach Hause und zeigte Freunden und Nachbarn den kleinen Heinrich.

Er war ein prächtiger kleiner Bursch mit klarem Sinn und lebhaftem Geiste. Ein Vergnügen war es für sie, ihn zu erziehen, obgleich sich nach und nach zeigte, daß sie durch ihn gebundener war als bisher und daß er ihr manche Unruhe machte, die ihr ungewohnt war. Das Andenken an das Versprechen, das sie ihrer Schwester gegeben, half ihr die Schwierigkeiten überwinden.

Der Pfarrer hatte recht, indem er sie an die Verpflichtung gegen den Knaben erinnerte, den sie nun Jahre lang bei sich hatte.

In diesem Augenblick aber empfand sie die Verpflichtung mit wahrem Unmut und Schrecken.

Die Verpflichtung drohte, eine Last zu werden, das fühlte die Frau.

„Herr Pfarrer," sagte sie, den Kopf hochwerfend, „was meinen Sie denn? Ich denke nicht daran, den Jungen auf die Straße zu setzen."

„Das ist nicht genug," versetzte er in seinem feierlichen Ernst.

„Hab' ich meine Pflicht etwa nicht redlich erfüllt bis heute?" warf sie sich auf. „Seien Sie unbesorgt, ich weiß, was ich schuldig bin."

„Was die Liebe schuldig ist!" verbesserte er. „Lebt wohl!"

Sie konnte unbelästigt wieder in ihr Haus treten. Kein Pfarrer, kein Seelsorger, kein Freund störte sie mehr.

Der Seiltänzer hingegen machte, wenigstens andeutungsweise, zur Bedingung, daß sie dem Knaben den Laufpaß gebe.

Heinrich war damals zwölf Jahr alt. Er wußte, was er wollte, und hatte ein paar helle Augen im Kopfe. Die Neigung seiner Pflegemutter zu dem Seiltänzer behagte ihm gar nicht. Als der Mann schon am gestrigen Tage in das Heiligtum der Witwe eindringen wollte, warf ihm der Knabe die Thür vor der Nase zu und schob einen Riegel vor.

Wie es unter Kindern geht, hatte das Gerede, das sturmschnell durch den Ort rannte, auch sein Ohr erreicht. Ältere Leute hatten sich dann bei ihm erkundigt, ob er nichts Näheres über das Verhältnis seiner Pflegemutter zu dem Seiltänzer wisse? Unter seinen Altersgenossen war das Geschwätz ausgekommen, wenn die beiden erst ein Paar seien, werde der Heinrich alle Tage zehnmal Prügel und einmal Wassersuppe schmecken. Dies erfüllte den Knaben mit Furcht und Grauen. Er verabscheute den Fremdling, und wenn er im heiligen Vaterunser zu der Bitte kam: „Erlöse uns von dem Übel!" so dachte er an nichts als an den Seiltänzer.

Annemarie überhörte die Bedingung. Sie sagte nicht ja und nicht nein. Der Liebhaber ließ die Sache zunächst schlau auf sich beruhen. Er wurde zärtlich und überströmte das arme Weib mit einem Wonnerausch, so daß sie sich ihm vertrauensselig ganz hingab und dabei vergaß, welche Bedingung sie ihm gemacht, eine Bedingung, wonach sie ihm erst nach einem Vierteljahr als Eheweib angehören wollte.

Äußerlich ward die Bedingung freilich aufrecht erhalten.

Als nach einigen Tagen der Seiltänzer mit seiner ledergelben Schwester Isidore davonzog, war das Dorf voll von der Nachricht, daß Annemarie klüglich gehandelt und seiner Treue eine Probe auferlegt habe.

Die Witwe fühlte sich seit diesem Tage so einsam wie nie. Ihre Gedanken zogen hinter dem Liebhaber her, bald hoffnungsvoll, bald voll Angst. An Heinrich erfreute sie sich nicht mehr. Sie hielt ihn wie sonst, bemühte sich

ſogar, ihm noch mehr zu thun, als früher, und doch empfanden es beide, das alte innige Verhältnis war geſtört, war von einem Froſtſchaden angehaucht, den die Sonne am hellen Himmel nicht fortzutauen vermochte.

Er ſchwieg darüber zu den Kameraden. Es war ſeine Weiſe, bei ſich zu behalten, was ihn beſchäftigte und was niemand ſo verſtehen konnte als er ſelbſt.

Saßen ſie beide zuſammen, ſo wies ihn die Pflegemutter wider ihre ſonſtige Gewohnheit darauf hin, was ſie alles an ihm gethan. Es war faſt, als wünſche ſie ſich aus ihren Gutthaten einen Schild gegen eine Gewiſſensanklage zu machen. Verwundert ſah der Knabe ſie wohl an, wo ſie dann, als ob ſie etwas verloren hätte, ſich verlegen zur Erde bückte.

Einmal als die Pflegemutter auch auf dieſes Lied kam, erwachte in ihm der Stolz. Er fragte ſie keck, ob nicht bei andern Leuten im Dorfe ein Plätzchen für ihn wäre, falls er ihr zur Laſt falle?

„Wo denkſt Du hin?“ rief ſie heftig. „Die haben alle mit ſich ſelbſt genug zu thun und können keinen Mitеſſer mehr brauchen.“

Sie ſah die Rede des Knaben als die ſchnödeſte Undankbarkeit an und ſtellte ihm ein langes und breites vor, daß ohne ihr Erbarmen kein Erbarmen für ihn ſei auf der ganzen Erde, wenigſtens ſicherlich nicht hier im Orte. Und ob er etwa Luſt habe, von Thür zu Thür im Dorfe herumzubetteln, wo die Leute recht gut wüßten, welche ſchönen Tage er bei ihr gehabt und daß ſo einer ſchwer zu befriedigen ſei?

Von da an aber ließ ſie dieſe Geſpräche fallen, während auch er ſie vermied, aber um ſo mehr heimlich mit ſich herumtrug, was ihn hart bedrückte.

Er hatte ein Büchlein vom Lehrer geliehen bekommen, worin von einem Knaben erzählt wurde, der, eltern- und heimatlos, durch das Land irrte, im Walde das Glück hatte, einen Schatz zu entdecken, ihn klug verwandte und ſich durch Fleiß und Anſtrengung zu einem gebildeten und geachteten Manne aufſchwang.

Dieſe Erzählung fiel ihm wieder ein und kam ihm nicht aus dem Sinn.

Oftmals ſchweifte er für ſich im Walde umher. Dort lag eine Ruine mit mehr als einem tiefen Kellergrunde. Wie, wenn da unten vielleicht auch Schätze verborgen lägen?

Grauſen erfaßte ihn, wenn er in die dunkel gähnenden Abgründe der Verließe hinabſtarrte.

Einmal aber faßte er ſich ein Herz. Es mußte gewagt ſein. Er wollte die Tiefen durchſuchen. Im Waldmooſe knieend, betete er zu Gott, ihm die Mittel und Wege zu zeigen, um einen Schatz zu heben.

Als er ſich erhob, legte ſich ihm eine Hand auf die Schulter.

Erſchrocken wandte er ſich um. Es war ſeine Pflegemutter. Auch ſie hatte es in den Wald getrieben auf einſame Wege. Sie hatte ſein lautes Gebet vernommen.

„Narr!“ ſagte ſie lachend, „was bildeſt Du Dir ein? Daß Dir gebratene Tauben ins Maul fliegen? Mach, daß Du heimkommſt!“

Für dieſesmal war es nichts mit ſeinem Vorhaben.

Lange aber ſtand die Witwe grübelnd bei der Ruine. Als ſie langſam heimkehrte, war ihr nicht leichter zu Mut als vorher.

Zu Hauſe ſprach ſie mit dem Knaben, und da ſagte er ihr nach ſeiner Art offen und rund heraus, weshalb es ihn nach der verfallenen Burg hingetrieben.

Sie ſchwieg, ließ ihn ſeine Wege gehen und ging ihre Wege.

Nach acht Wochen traf ein langer Brief voll überfließend zärtlicher Liebesverſicherungen von dem Seiltänzer ein.

Er zähle die Wochen, Tage und Stunden, ſchrieb er, wo ihm vergönnt ſei zurückzukehren und ſie als die Seine für ewig mitzunehmen in die weite lachende Welt, die keine ſolche Narrenspoſſen im Kopfe habe wie ihr frommer Pfarrer und die andern Leute dort miteinander. Eilends möge ſie jetzt vor allem zuſehen, daß ihr Geweſe nebſt Grund und Boden veräußert werde. Denn zum Bauern ſei er zu ſchlecht oder vielmehr tauſendmal zu gut. Wenn die glückliche Stunde ſchlage und ſie ſich in den Armen lägen, ſo müſſe alles ſchnell gehen. In vielen Orten

werde er erwartet, um mit seiner Kunst zu glänzen. Und daß sie ihm seine Bedingung nicht vergesse! Mit dem Schlingel, den sie bei sich habe, wolle er nichts zu thun haben, partout nicht. Er heirathe sie ohne das Unkraut. Sie möge sehen, wie sie seiner los und ledig werde. Um alles in der Welt nur keine kleinlichen Bedenken! Es sei alles nicht so, wie die Pfarrer sagen. Einer wie er, der die Welt kenne, wisse das besser, wisse, daß alles Natur sei und nichts weiter. Danach möge sie handeln! Er halte ihre Bedingung ein und erwarte von ihr, daß sie seine ebenso pünktlich halte. Alles hänge davon ab. Zum Schluß folgten wieder unendliche Liebesergüsse, die das Weib völlig hinnahmen und umnebelten. —

So weit konnte die Kartenschlägerin mit leidlich ruhigem Gewissen, wenn auch mit bitteren Selbstanklagen denken. Von dem, was wir im Zusammenhang erzählt, blitzte ihr bald dies, bald das in der Seele auf. In der Fremde hatte sie es so ganz anders getroffen, als ihr Liebhaber ins Blaue hinmalte, daß ihr jedes längstverschollene Bild aus dem früheren Leben, aus dem Dorfe und seinen Umgebungen sanftberuhigend entgegenkam, daß es ihr wie grüßende Glockentöne daraus zuklang, denen sie für ihr Leben gern horchte. Linde Liebeszüge wurden ihr aus den Heimatserinnerungen, Liebestimmen, die in ihr halberstarrtes Herz Pulsschläge des Lebens riefen, Liebeshände, die ihr Herz bewegten und erweichten.

Aber dann dunkelte jener schwarze, finstere Fleck herauf, es züchten Flammen aus einem Abgrund in ihrer Brust empor, es brannte da tief innen ein Feuerbrand, es pochte und nagte ein Wurm. —

So furchtbar wie heute, da sie in der Herberge zum grünen Baum oben auf dem Bette lag, war es lange nicht mehr gewesen, obgleich es selten ganz schlief und sie oft hätte schreien mögen: „Wasser! Einen Tropfen Wasser, daß er meine Brust kühle! Denn ich leide Pein in dieser Flamme."

Heute durchbrach feurige Lohe fast ihre Brust. In allen Fibern erbebte sie. Ihr Kopf brannte wie Feuer. Sie mußte daran denken, ob sie wollte oder nicht. Der innere Richter ließ sich nicht einen Augenblick betäuben.

Das verdankte sie dem Pfarrer.

Er hatte ihr ganz dieselben Worte gesagt wie ihr alter Pfarrer in dem Heimatsdorfe.

Trotzdem würde sie den Bibelstellen keine Bedeutung beigelegt, würde die Übereinstimmung als ein Spiel des Zufalls betrachtet und es hinwegzulachen versucht haben, wenn sich nicht der Ernst und die Wahrheit der Bibelworte wie scharfe Messer in ihr Herz gegraben hätten.

„Wer Wind säet, wird Sturm ernten," hatte ihr alter Pfarrer den Worten hinzugefügt, die sie so wohl behalten hatte.

Was war denn ihr Leben bis heute! Was war es? Windsaat und Sturmernte!

Die Drohungen, die dem Wahrsagen angehängt waren, hatten sich schon jetzt wörtlich an ihr erfüllt.

Sie war elend, unglücklich, innerlich zerfressen.

„O Gott! O Gott!" schluchzte sie auf.

Gab es keinen Gott?

Wenn es keinen Gott gab, weshalb der Zorn ihres Mannes, sobald sie den einen Punkt anrührte? Woher die innere Hölle in ihrer Brust? Woher die Erfüllung der Weissagungen über das Wahrsagen?

Wenn es bloß eine äußere Erfüllung gewesen wäre, hätte sie es ertragen können.

Aber da drinnen! da drinnen!

Von Stufe zu Stufe war sie ungehorsam gewesen und ihrem Willen gefolgt. Von Stufe zu Stufe war sie hinabgerutscht bis zu dem Verderben, das als ein nie verlöschender Brand und ein nie sterbender Wurm ihr Inneres verzehrte.

Es giebt ein Gericht über jeden Menschen!

Dies war ihr heute mit einer erschütternden Gewalt, einer versengenden Klarheit zum Bewußtsein gekommen, und darunter wand sie sich wie ein Wurm.

Immer wieder, immer mächtiger und allgewaltiger stürmte es auf sie ein.

Die Kartenschlägerin hätte ihr Leben dafür gegeben, wenn die Donnerstimme in ihr geschwiegen, wenn die Blitze, die da geisterhaft zuckten und drohend funkelten, abgelassen hätten.

Immer mußte ſie denken, immer auf den ſchwarzen Punkt ſehen.

Und da unten tobten und lärmten ſie, als ging es eine Ewigkeit ſo fort. Ob ſie kein Gewiſſen hatten? Ob ihre Gewiſſen nichts zu richten hatten?

Aber bei ihr ſchien es auch oft ſo zu ſein. Wer konnte ihr in das gequälte Herz ſchauen?

Vorhänge vor! Eſſt, trinkt lacht, ſchwärmt, ſpottet, tobt bis in die Nacht und dann der Schlummer! das löſcht manches, bis es ziſchend aufflammt!

Stürmiſch wurde die Thür geöffnet.

„Wo bleibſt Du zum T.....? Du weißt, ich kann das Flennen in den Tod nicht leiden. Willſt Du mich reizen? Ich werde Dir!“

Es war der Seiltänzer, der den Gegenſatz zwiſchen dem tollen Treiben unten und dieſem feierlich ſtillen Gemach mit dem lebend hingeſtreckten Weibe voll grimmigen Hohns empfand.

Er wetterte und fluchte in allen Tonarten.

„Haſt Du mir ſchon das Geld aufgezählt? Geld her! Und nachher, marſch hinunter!“

Seine Frau war ihm ſogleich zu Willen.

Noch einmal preßte ſie die Fäuſte auf die Schläfe.

„O mein Kopf!“

„Man kennt das, Madame,“ ſagte er trocken, teilnahmlos, ſpöttiſch. „Wo haſt Du das Geld? Man ſagt, ein Schwarzrock hat Dir eine Scene gemacht?“

„Ich habe mich ſchon gewehrt.“

„Beſſer aber, Du hätteſt keine Kopfſchmerzen. Die Einſamkeit iſt Dir den T..... gut. Da bekommt man Schrullen. Du ſollteſt das wiſſen. Was plärrte denn der Sch[illegible]rock?“

„Wegen des Kartenlegens.“

„Weiter nichts? Du lieber Himmel, darüber noch Worte zu verlieren! Er muß nichts zu thun haben, oder in Dingerheim ſind die Leute zu klug und hören ihn nicht mehr, deshalb macht er ſich an die Fremden. Seelenfänger! Hahaha! Schneide nicht ſolch erbärmliches Geſicht. Du weißt, ich will das nicht, Donner . .! Man wird Deiner ordentlich leid.“

„Isidore ist es schon längst, sie scheidet uns von einander."

„Schwätzereien! Das ist alte Schmiere. Halt's Maul!"

„Schlag auf Schlag eine Erfüllung der Bibelworte" — dachte sie. Aber sie sagte es nicht, sondern entleerte ihre Taschen.

Kupfer, Silber, sogar — man hätte es nicht glauben sollen, zwei Goldstücke kamen zum Vorschein. Freilich waren letztere eingewechselt worden, bewiesen aber, daß Leute von Belang sich aus den Karten hatten wahrsagen lassen.

„Ein ganz netter Haufen," sagte der Seiltänzer schmunzelnd. „Es steckt doch immer noch ein Geschäft in den Karten. Man sollt' es halt nicht glauben."

„Weil es Betrug ist!"

„Meinetwegen, nenn' es, wie Du willst. Das Sprichwort sagt: „Die Welt will betrogen werden." Wer einen Balg haben will, muß ihn abziehen. Für die Dummheit einen Dreier."

Vergnügt klimperte er mit dem Gelde.

„Marsch! was stützt Du den Kopf in die Hand? Eine wie Du mit ihren Flausen muß immer was zu thun haben."

„Du nicht?"

„Madame, wie meinen Sie das?" rief er mit bitterem Hohnlachen, das einen etwas künstlichen Klang hatte. „Wenn ihr Gewissen wieder bellt, so mag es bei Ihnen alte Schulden wachbellen. Immerhin! Ich habe keine Schuld und bin an nichts schuld."

„Dein eigenes Gewissen sagt es Dir anders," stöhnte sie schmerzlich auf.

„Geh zum T . . . . . Herr!" schrie er und gab ihr einen Stoß gegen die Brust, daß sie zurücktaumelte. „Was geht mich Deine Schuld an? Mit Deinem lumpichten lächerlichen Gewissen! Die Jungen auf der Straße lachen hinter Dir her. Gewissen! Wo steckt es? Was ist's? Kann man es schneiden, stechen, fassen, sehen, riechen, wägen?"

Die Kartenschlägerin lehnte mit schlotternden Knieen

an einem gelbgestrichenen Schrank, auf den das Talglicht trübselig niederflimmerte.

„Ich glaube, man kann es fühlen," stöhnte sie.

„Verrücktes Weib, das Du bist!"

„So sagtest Du damals nicht, als Du um mich freitest."

„Ist mir leid genug."

„Mir auch."

„Dir? Hahaha! Dankbar solltest Du sein, daß Dich ein Künstler aus dem Staub und vom Misthaufen aufgehoben hat. Es riecht bei Dir wahrhaftig noch genug nach Bauernstall-Mist."

„Setze mich herab, so viel Du willst," entgegnete sie mit tonloser Stimme. „Ich will Dir alles vergeben. Denn es ist meine Schuld, und — jede Schuld rächt sich auf Erden. Eine Schuld aber loszuwerden — o Mann, Mann, Mann!"

Es kam über sie zuckend, lebend, daß sie alles, auch seinen grenzenlosen Zorn, den sie so oft dabei erfahren hatte, vergaß.

Der Seiltänzer stand mit dem Sprung eines Tigers vor ihr und hielt ihr die geballte Faust unter die Nase.

„Noch ein Wort!" schrie er.

„Kein Wort mehr darüber zu Dir, so lang ich lebe!" sagte sie mit eisiger Kälte.

Er war froh, jeder weiteren Erinnerung überhoben zu sein. Er konnte dergleichen „nicht ausstehen", „in der Seele nicht ausstehen". Mit einem drohenden Fluche trat er wieder an den Tisch und zählte das Geld zu Ende.

„Keine üble Ernte," murmelte er. „Dazu ist sie gut, sonst hat Isidore recht."

„Jetzt marsch nach unten!"

„Laß mich hier," bat sie. „Mein Kopf brennt mir so. Ich halte es unten nicht aus."

„Hier oben bleibst Du nicht!" herrschte er sie an.

„Was hilft es, wenn ich hinuntergehe, und kann mich nicht aufrechthalten!"

„Dafür hat man Mittel," höhnte er und schob den Ärmel von dem Handgelenk in die Höhe.

Dennoch zögerte sie.

Da ſchnellte ſeine Hand empor.

Doch ſtatt zu ſchlagen, ſagte er achſelzuckend: „Du biſt durch das viele Schlagen zum Dickhäuter geworden. Ich weiß ein ſicheres Mittel, meinem Willen Geltung zu verſchaffen. Ich werde Iſidore auf das Zimmer ſchicken, die mag Dir Geſellſchaft leiſten."

„Um Gottes Willen, nur das nicht! Ich verſuche ſchon, ob ich mich hinunterſchleppen kann. Mein Kopf!"

„Kommſt Du? Wird es?" fragte er voranſchreitend zurück.

Unſicheren Schrittes ſtieg die Kartenſchlägerin die Treppe hinab hinter ihrem Manne her. Wie viel er oder Fräulein Iſidore eingenommen, bekam ſie nicht zu erfahren. Höchſtens zufällig vernahm ſie, ob es viel oder wenig war. Einigermaßen konnte ſie es aber an der Stimmung der Geſchwiſter abnehmen, die, ſo lange ihr zugebrachtes Vermögen reichte, höchſt vergnügt und lebensluſtig geweſen waren, und ſeitdem nach den Schwankungen der Einnahmen ihren Barometerſtand beſtändig auf „unbeſtändig" hatten.

III.

Im Schenkzimmer herrſchte ein unbeſchreiblicher Lärm und Tumult.

Die Gaukler ſaßen in Gruppen um die Tiſche, die der Wirt, um ihnen zu Willen zu ſein, zum Teil aneinandergeſchoben hatte, ſo daß eine lange Tafel entſtanden war. Andere hatten Seitentiſche eingenommen, wo ſie ſich's bei Eſſen, Trinken, Lachen, Schwatzen und Prahlen wohl ſein ließen. Bei ihnen, vor ihnen auf der Tiſchplatte, auf ihrer Schulter und wer weiß wo ſonſt ſaßen, hockten und nahmen mit ihnen das Abendeſſen ein, nicht bloß Weiber und Kinder, ſondern mindeſtens eben ſo zahlreich, wenn nicht zahlreicher, da ihr Wert entſchieden höher geſchätzt wurde, Affen, Pudel, Katzen, Murmeltiere, Vierfüßler und Zweifüßler, die im beſten Falle durch Eſſen hingehalten wurden, im andern Falle jedoch einander in den Haaren lagen oder zum mindeſten ein Heulen, Schreien, Krächzen, Pfeifen, Brüllen, Bellen und Zanken

hören ließen, das ganz gut einen Urwald bei Nacht darstellen konnte.

Der Seiltänzer ließ, nachdem er diesen vielsagenden Raum betreten, seine Blicke rundum gehen.

Ah, da machte sie es sich ja schon bequem. Schüsseln mit einem dampfenden Inhalt, der jedenfalls nicht verächtlich war, dafür bürgte der Geschmack von Fräulein Isidore, luden vor ihr zum Zugreifen ein und warteten nur der geschäftigen Hände, die mit Löffel und Messer und Gabel arbeiteten. Auch gefüllte Gläser versprachen das Ihre zu leisten.

Fräulein Isidore war stets fürsorglich, das mußte man sagen, besonders unter der Einwirkung vielverheißender Gerüche aus Keller und Speisekammer. Und weiter mußte man ihr lassen, daß, wenn auch kein Platz mehr war oder jeder mit Gewalt besetzt wurde, sie ohne Zweifel so viele eroberte oder offen hielt, wie sie wollte. Doch erleidet die Mehrzahl mit ihrer Ungewißheit eine Beschränkung. Wenn wir genau und ganz der Wahrheit gemäß berichten wollen, dürfen wir nicht verschweigen, daß es ihr sakt niemals gelang, mehr als zwei Plätze zu belegen. Das „Belegen" verstand sie meisterlich. Sie belegte ganz unerschrocken, wenn alles nicht bloß belegt, sondern sogar besetzt war. „Für zwei Damen" requirierte sie mit einer so wenig Widerstand vertragenden Stimme, welchen Platz sie wollte, daß es eigentlich ein Vergnügen war, ihr bei solchen Beschlagnahmen zuzusehen. Aus den „zwei Damen" wurde dann sehr bald „eine Dame und ein Herr", nämlich Fräulein Isidore selbst, die niemals auch nur um einen Zoll wich oder rückte, wo sie einmal festsaß, und ihr Bruder der Seiltänzer, der es denn wenigstens nicht über das Herz brachte, seine Frau ganz und gar stehen zu lassen. Er wechselte, freilich sehr ungleich, mit ihr. Doch das war seine Sache. Fräulein Isidore ging es nichts an.

Auch heute hatte die unfehlbar Gebietende die zwei Plätze „belegt", die besten, angenehmsten im ganzen Raume, recht behaglich in einer Ecke, mit dem Blick auf das Ganze: da saß sie und hatte ihre Ruh bei Bratwurst und schäumendem Bier. Ein paar Dressurhunde, die

bringend ihre Bekanntschaft wünschten, wurden mit dem Löffel auf das Maul geheuen, was sie dankbarst hinnahmen, indem sie sich einer respektvollen Entfernung befleißigten. Auch eine Meerkatze, ein allerliebstes Äffchen, bewarb sich um Isidores Gunst, vielleicht daß sie ihr weiches Herz um einen fetten Bissen zu betrügen hoffte.

Fräulein Isidore that ihrem Bruder durch ein ungeduldiges Winken kund und zu wissen, daß sie erstaunt sei, so lange vernachlässigt zu werden. Sie flüsterte ihm ein paar Fragen ins Ohr, die er unbeantwortet ließ, um nicht auf den späteren Abend, wenn man allein war, das, was er soeben rasch abgeschnitten, in einer oder der andern Weise erneuern zu lassen.

Der Seiltänzer machte sich's neben seiner Schwester bequem. Es gehörte nicht viel dazu, da derjenige, der unter ihrer Flagge fuhr, gut fuhr, geradeso wie der, der ihr konträr segelte, gang gewiß Schiffbruch leiden mußte. Sie war bemüht, ihm vorzulegen, rückte ihm das Glas zurecht, breitete ihm diese und jene Neuigkeit unter.

Schade daß der dritte Platz fehlte.

Die Kartenschlägerin blickte sich erfolglos um, ob nicht in der Nähe dort ein Fleckchen frei stehe.

Es war ihr herzlich lieb, daß niemand auf sie achtete. Alle hatten in vergnüglichster Weise vollauf mit sich und ihren Genossen zu thun. Da stand sie nun zwischen wie eine Verschlagene, Gescheiterte, und niemals die langen Jahrzehnte her war es ihr so schmerzlich auf die Seele gefallen wie heute. Sie zerdrückte eine Thräne im Auge.

Weißt oder ahnst Du, lieber Leser, was es besagt: Allein sein unter den Seinen?

Die arme Frau fühlte sich dabei matt zum Umfallen infolge der wiederholten Aufregung am verflossenen Tage und des inneren Kampfes, der sie furchtbar mitgenommen hatte. Was ist dagegen das äußere Ringen um Preis und Sieg! Eine stählende Erholung für den ganzen Menschen!

Alles war besetzt. Höchstens auf ein Plätzchen an der Wand, um sich anzulehnen, war zu rechnen. Danach

schaute die Kartenschlägerin sich um in ihrer Schwachheit. Bevor sie aber eins herausgefunden, berührte sie eine fremde Hand und eine wohlthuende Stimme sagte: „Nehmen Sie meinen Platz ein, ich habe gegessen."

Sanft wurde sie auf den leeren Platz geschoben, den bereits ein andrer sich anzueignen im Begriffe war, wogegen der erste Inhaber sehr entschieden sein Recht geltend machte.

Die Kartenschlägerin gewann kaum Zeit zu einem Dank. Der Fremde, der ein angenehmes, etwas derbes, aber auffallend ehrliches und gutes Gesicht hatte, entfernte sich aus dem Schenkzimmer. Verloren unter der tollenden Menge, saß sie in sich versunken da, bis ihr Mann sich denn doch nach ihr umthat und ihr mit einer unnachahmlichen, schauspielermäßigen Grazie halb spöttisch, halb gutmütig einige Reste von Speis und Trank zutrug, die sie wegen ihrer stechenden Kopfschmerzen ablehnte. Er drang ihr jedoch ein halbes Glas Bier auf, das sie mit Widerwillen nahm, um gleich darauf in ihre teilnahmlose Haltung zurückzusinken.

Er bekümmerte sich nicht weiter um sie. Um ihn und Fräulein Isidore hatte sich ein zechlustiger Kreis gleichgestimmter Gesellen zusammengefunden, wo man denn allerlei leichtfertige Kurzweil trieb und einen einsilbigen Störenfried wie sie nicht brauchen konnte.

Die Tageserlebnisse wurden durchgehechelt. Jeder hatte allerlei Beißendes zum besten zu geben, was um so willkommener war, je mehr es die Lachnerven kitzelte.

Auch Fräulein Isidore that ihren Schatz an Erlebnissen auf und erzählte besonders von einem Schüler des Gymnasiums, der, als sie mit dem Sammelteller die Runde machte, in bunter, goldbordierter Mütze aus dem Fenster im zweiten Stockwerk eines Hauses lag und sich die Leistungen des Künstlers auf dem Seile behaglich ansah. Da rief sie zu ihm hinauf: „Junger Herr, das Entree!" Mit langsamer Würde schickte er sich an, in die Tasche zu fassen, während der Sammlerin über der bedächtigen Langsamkeit Zeit und Weile lang wurde. Endlich flog ein Geldstück herab. —

„Du meine Güte, zwei Pfennig, ein ganzes Zwei-

pfennigſtück für ſolche Kunſtleiſtungen! Ich wäre ihm ins Geſicht gefahren, hätte ich ihn vor mir gehabt, den Gelehrſamkeitsſchlingel. Er da! ſchrie ich hinauf, Er Mauſejunker und Spielverderber, Er Pfennigfuchſer und Stiefelwichſer! Zwei Pfennig ſchmeißt er mir hinab und wird noch nicht ſchamrot bis unter die Stiefelſohlen? Ja, geſchrieen habe ich, daß die Menſchheit zuſammenlief und nach dem Fenſter guckte, wo der erbärmliche Pfennigſchlingel wohnte. Und was macht er mir? Alte gelbe Nachteule! ſchreit der freche Bube vor allem Volk herunter. Ih da ſoll denn doch gleich! Verklagen thät ich ihn, wenn er mir ſo viel wert wäre."

Fräulein Iſidore tröſtete ſich, indem ſie ihr Glas leerte und gewaltig nach einem neuen trommelte.

„Für ſolche Kunſtleiſtungen!" wiederholte ſie, während die Meerkatze den günſtigen Augenblick benutzte, um ſich das appetitliche Wurſtende auf ihrem Teller anzueignen, was die Dame dermaßen ins Feuer brachte, daß ſie dem neuen Schlingel nachzuſetzen anfing. Der aber flog in Bogenſprüngen über die Köpfe weg und vertilgte den leckeren Biſſen im Nu.

„Na," ſagte Fräulein Iſidore, „geſchlagen auf ihren Platz zurückkehrend, „es iſt eine ſchlimme Welt im ganzen genommen. Die Kunſt wird nicht gebührend geſchätzt, und Betrug überall."

Ein junger Menſch mit der weißen Metzgerſchürze machte dem allgemeinen Geſumme ein Ende.

„Wo iſt der Ringer, den ich auf dem Kirchplatz geworfen habe?" fragte er mit ſchallender Stimme in das Gewirr hinein. „Ich will meine hundert Thaler haben!"

Eine Sekunde verbreitete ſich Stille über den ganzen Raum. Alles ſah nach dem kecken, kleinen Metzgergeſellen, der ſich in verwogenſter Haltung aufgeſtellt hatte.

„Ich will meine hundert Thaler haben, die er jedem, der ihn unterbrächte, heilig verſprochen hat," rief der Geſell abermals in die Reihen der Gäſte, wobei er ſich möglichſt anſtrengte, ſeinen Ringer herauszufinden.

„Männecken, ſchlafen Sie ſich aus, der iſt weitergereiſt, er hatte keine Zeit," ſchrie ein Berliner Kind dagegen.

Nun brach ein wahrer Sturm von Gelächter los. Es wollte nicht aufhören.

Der kleine stramme Metzger schlug die Arme übereinander und schaute verächtlich um sich.

„Schöne Gesellschaft!“ rief er. „Du lieber Gott, nicht einen Pfennig für alle!“

Damit drehte er sich auf den Hacken um und schritt wie ein Held zur Thüre, indessen sich das Gelächter in ein grimmiges Schelten verwandelte, dem aber nicht ein einziger von den Gauklern Nachdruck mit der Faust zu geben wagte, so viele sich auch prahlerisch ballten.

„Kriecht alle ins Mauseloch!“ rief der Kleine zurück und verschwand mit gemessenem Schritte im Flur.

„Rechtes Gesindel!“ sagte Fräulein Isidore mit tiefster Verachtung.

„Man hätte ihm hundert aufzählen sollen,“ meinte der Seiltänzer, sicher, daß ihn der kleine Metzger nicht mehr hörte.

Als wenn ein einengender Eisenreif gesprungen wäre, so gerieten auf einen Schlag, sobald sich die Thüre geschlossen, alle Zungen wieder in Bewegung. Der Zwischenfall wurde vergessen, die Lustigkeit brach um so heller heraus.

Es war, als ob alle Künste und Künstler sich vereinigen wollten, durch ihre Gaukeleien zur allgemeinen Unterhaltung reichlich beizusteuern.

Der Tierbändiger führte einige Affen und ein paar Pudel vor, die miteinander einen Tanz aufführen sollten.

Bereitwillig wurde Platz gemacht, Tische und Stühle möglichst auf die Seite gerückt, ein freier Kreis gebildet und die vierfüßigen Künstler hineingeführt. Ihr Herr und Meister spielte auf einer Querpfeife eine Art Walzer, bei dessen Klange die Tanzgesellschaft auf den Hinterbeinen sich zu drehen anfing. Dann, mitten im Tanze, kam ein Knalleffekt: die Affen verließen den geschlossenen Kreis und sprangen einer auf den andern oder auf die Pudel, wobei sich der Ringelreihen ungestört fortbewegte, jedoch so, daß, während die Tänzer rechtsum tanzten, die Getragenen auf ihrem Nacken linksum kreisten, ein Spiel, das komisch genug war, um allgemeines Gelächter zu erregen.

Ein Drehorgelſpieler mochte auch nicht im Hintergrunde bleiben. Er ſchwang die Kurbel ſeines Muſikinſtruments, und die Töne quollen und rauſchten durch

das Gemach, als ſtürzten klingende Fluten herein, um alles zu verſchlingen. Im Nu fanden ſich die verſchiedenſten tanzluſtigen Menſchenpaare, die Affen flogen wie toll hin und her, die Pudel heulten, die Paare walzten und

ſtampften, ein dichter Staub erfüllte wolkenartig das Schenkzimmer und erhöhte nur die überſprudelnde Laune.

Bilder wurden vorgezeigt und mit der bekannten hochtönenden Stimmenfülle erklärt. Fräulein Iſidore ließ ſich bewegen, einen Geſangvortrag zu halten, und erntete heut einmal allſeitigen Beifall, den ſie, von der Güte ihrer Stimme durchdrungen, mit beſcheidenem Stolz hinnahm, worauf eine andere Perſon auftrat und ein ziemlich leichtfertiges Gedicht, das nicht weniger beklatſcht wurde, mit erſtaunlich falſcher Betonung herſagte.

„Giebt es hier nicht eine Kartenſchlägerin?“ ließ ſich aus dem Getümmel eine Stimme vernehmen.

Die, der es galt, ſchreckte aus ihren Gedanken auf. Wenn ſie hätte ſagen ſollen, was alles um ſie vorgegangen, es wäre ihr unmöglich geweſen. Mit offenen Augen hatte ſie nicht geſehen und mit offenen Ohren nicht gehört.

Wie aus einem Traume fuhr ſie in die Höhe.

„Ja, wahrſagen!“ rief es auf allen Seiten. „Wir wollen wiſſen, ob wir übers Jahr hier wieder alle ſo luſtig beiſammen ſind.“

Man klatſchte, man rief Bravo.

„Wo iſt ſie?“ hieß es da und dort. „Her mit dem Zauber!“

Der Seiltänzer war gleich bei der Hand. Ob es ſeinem armen Weibe ſchwer oder leicht wurde, zum allgemeinen Vergnügen beizuſteuern, kam nicht in Rechnung. Während die Kartenſchlägerin vorher ſehen mochte, wo ſie ein Eckchen fand, machte er ihr jetzt ſelber Platz und zog ſie herbei.

„Mein Kopf iſt zum Zerſpringen,“ ſeufzte ſie und ſträubte ſich einen Augenblick.

Ein einziger Blitz ſeiner Augen brach den Widerſtand. Sie ſchwankte auf den Tiſch zu.

„Die Herrſchaften erlauben!“ ſchrie da eine gellende Frauenſtimme in das Lärmen. „Sie kennen ſicherlich nicht den Schornſteinfegertanz, er iſt das allerneuſte.“

„Den Schornſteinfegertanz! Excellent! Den müſſen wir ſehen!“

Mit Feuer wurde die überraſchende Neuigkeit begrüßt. Unvermerkt ſchlüpfte die Kartenſchlägerin auf ihr entlegenes Fleckchen zurück.

In die halbverfaulten Dielen ein Loch zu brechen, brauchte keine große Anstrengung. Ein hoher Pflock war zur Hand. Er wurde hineingesetzt in der Weise, daß er Halt genug hatte und sich doch drehen ließ. Durch angenagelte Handhaben wurde die Möglichkeit gegeben, sich festzuhalten. Ein Fuß stemmte sich in einen breiten Kerb unten. Damit waren die Vorbereitungen fertig.

Die Thür zum Hinterzimmer sprang auf. Heraustraten ein Schornsteinfeger und eine Schornsteinfegerin mit schwarzen Gesichtern und schwarzen Kapuzen an Hals und Hinterkopf, im übrigen jedoch in glänzenden Buckskinhosen und gleichermaßen weißen Röcken. Sie verneigten sich artig gegen die ansehnliche Gesellschaft, schwangen Leiter und Besen, hielten einen komischen Wechselsang, umtanzten sich in drolligen Sprüngen und Wendungen und bestiegen endlich nacheinander den Pfahl, an dem sie, das eine Bein frei in die Luft streckend, sich in wirbelndem Schwunge umdrehten.

Durch all die Vorstellungen war die Gesellschaft ermüdet und durstig. Man reihte sich wieder um die Tische. Das Kartenschlagen war glücklich vergessen. Um so freigiebiger floß die Unterhaltung.

Die Kartenschlägerin hockte, in dem Lärm und Gläseranschlagen mit ihren kreisenden Gedanken allein, in der Ecke. Sie hoffte, für sich zu bleiben, bis auch dieser Abend sein Ende gefunden und sie von der Stille der Nacht, an die sie nicht mit weniger Grausen dachte, als an die Möglichkeit, noch einmal hervorgerufen zu werden, oben auf dem Zimmer umfangen war.

Da wurde ein Platz neben ihr leer, und eine andre Frau nahm ihn eilig ein. Sie hörte sich anreden und erblickte die Person, die, als man nach der Kartenschlägerin rief, ihrer Qual dadurch ein Ende machte, daß sie den Schornsteinfegertanz in Vorschlag brachte.

„Es geht Ihnen auch wohl nicht gut?" flüsterte die Fremde teilnehmend. „Ach, Sie brauchen es mir gar nicht erst zu sagen; wenn man in der Welt etwas herumgekommen oder besser, herumgeschlagen worden ist, versteht man sich schon auf die Gesichter. Du lieber Gott, wo soll auch das Glück herkommen? Aus der Hand in den

Mund! so geht es alle Tage. Der Mann will das Elend vergessen, schilt auf den lieben Gott, als ob er nicht da wäre, trinkt über den Durst, ist unwirsch und weiß nichts mehr von Ruhe und Herzensglück, und wir, wenn wir unser Lied sängen! Haben Sie auch Kinder? Nein? Na, das mag für Sie gut sein, obgleich es die einzige Freude ist, die unsereins hat, aber freilich eine Freude, die in der Wiege der Sorgen liegt. Und wenn man bedenkt, was aus den Würmchen werden soll! Lieber Steinklopfer auf der Chaussee und die geringste Magd als in solchem glänzenden Elend, da man noch Leib und Seele verdirbt!"

Die Kartenschlägerin fühlte etwas Verwandtes in der Frau. Darum ermutigte sie dieselbe, fortzufahren, indem sie ihr dafür dankte, daß sie das Kartenlegen verhindert habe.

„Als ob ich es Ihnen nicht angesehen hätte, daß Sie irgend ein Leiden haben!" rief sie warm. „In der Seele jammerte mich's. Ich sagte zu meinem Manne: „Wir müssen ihr helfen. Sie ist ein armes Wurm." Er war auch gleich dabei. Wo er helfen kann, da thut er es. Er hat schon anderen Künstlern mit seinen paar Groschen aus der Not geholfen, so daß wir selbst nicht wußten, wovon leben und uns kleiden. Er ist wirklich gut. Aber woran leiden Sie eigentlich? Haben Sie den Arzt gefragt?"

Die Kartenschlägerin schüttelte traurig den Kopf.

„Der kann mir nicht helfen."

„So, so. Also innerlich etwas? Das Herz? Ihr Mann ist wohl etwas hart? Du meine Seele, Sie dürfen es sich nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Wenn man denkt, was die Männer vom Leben haben! Ja, wenn man sein Hüttlein und sein Ackerlein hätte! Es wäre ein Reichtum gegen dieses Leben. Heute hier, morgen da, immer auf der Landstraße, niemals daheim. Da soll solch ein Mann nicht böse Launen haben! Wenn man es recht betrachtet, kann man sich wundern, daß er leicht bissig wird? Nehmen Sie es nicht zu schwer. Der liebe Gott hilft es wohl tragen."

So plauderte sie viel und lange. Selten warf die Kartenschlägerin ein Wort ein. Der gutmütige Zuspruch war ihr wie ein Balsam auf die Wunde.

Plötzlich wurde die Unterhaltung auf allen Seiten abgebrochen.

An dem Tische, wo der Seiltänzer mit seiner Schwester saß, war ein Streit entstanden, der die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Derselbe Mann, welcher der Kartenschlägerin seinen Platz überlassen hatte, war wieder da und stand, mit einer breiten Ledertasche auf der Brust, einige Büchlein in der Hand haltend, neben dem Geschwisterpaare.

„Zum T.....! was wollt Ihr von uns?" schrie der Seiltänzer in heller Wut. „Kann man hier nicht einmal sicher sein vor den frommen Quacksalbereien? Scheert Euch zum T.....! oder —"

Er war aufgesprungen und holte zum Schlage aus.

„Sachte, sachte, lieber Herr," beschwichtigte der mit der Tasche. „Ich bin ein Kolporteur und treibe meine Sache mit demselben Fug und Recht wie Sie die Ihre."

„Ein Räuber ist Er!" schrie der Seiltänzer, indem er vor dem ruhigen, klaren Blicke, der ihn gleichsam festhielt, die Hand sinken ließ.

„Nun?"

„Ein Friedensräuber!" fuhr der Künstler, vor Zorn bebend, fort. „Solch Gesindel hetzt die Menschheit aneinander, statt Frieden zu bringen."

„Mein lieber Herr, es giebt einen falschen Frieden."

Der Seiltänzer stieß einen gotteslästerlichen Fluch aus.

Alles war still geworden, alles lauschte.

„Es steht geschrieben," sagte der Mensch mit der Tasche ernst: „Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten."

Der Seiltänzer konnte nicht mehr an sich halten. Wie ein vulkanischer Ausbruch erfaßte es ihn. Er ergriff das Bierglas, um es dem Kolporteur auf dem Schädel zu zerschlagen.

In diesem Augenblick sprangen ein paar andere Künstler herbei. Sie hielten ihm den Arm fest.

„Der Mann treibt sein Gewerbe so gut wie wir," sagte der eine. „Jeder wählt, was ihm das liebste ist."

„Schlagt ihn zu Boden!" riefen andere.

Ein furchtbares Getümmel entstand.

Einige wenige stellten sich schützend um den Mann mit der Büchertasche, die meisten nahmen eine drohende Haltung an.

Jetzt aber rief einer von diesen:

„Alle Wetter, was gilt's? Der Gelehrte soll uns auch was zum besten geben. Das wird das allerneueste sein."

Allgemeines Gelächter! Aber es wirkte befreiend und beschwichtigend. Man nahm die Sache von einer komischen Seite.

„Er soll was vorlesen!" rief es da und dort.

Der Kolporteur, der nicht zum erstenmal von einer solchen Gesellschaft umgeben war, hatte seine Ruhe nicht verloren.

„Mein Beruf ist vor allem, Schriften zu verkaufen," sagte er gelassen. „Wer läse nicht gern ein paar Seiten, wenn er nichts Besseres zu thun hat? Ich habe hier sehr schöne Geschichten aus allerlei Menschenleben, und sehr billig."

Er hielt einige Sachen mit Bildern auf den Umschlägen in die Höhe.

Dieser und jener trat heran. Einer nahm ein Büchlein, spie darauf und zerriß es mit höhnendem Lachen.

„Das kostet zehn Pfennig," sagte der Kolporteur gelassen. „Schade, daß Sie sich des Vergnügens, die schöne Schrift zu lesen, beraubt haben."

Der Gaukler griff schweigend in die Tasche und gab ein Zwanzigpfennigstück.

„Das ist zu viel, lieber Herr," berichtete der Kolporteur. „Hier ist eine interessante Geschichte für die andern zehn Pfennig. Denn herausgeben kann ich hier nicht, wo ich noch nichts eingenommen habe."

Einige Künstler entfernten sich, andere setzten sich ruhig an ihre Biergläser, die dritten kamen und kauften.

Nachdem die Geister etwas beschwichtigt waren, stellte sich, sei es Neugier oder Verlangen nach einem guten Worte ein. Männer und Frauen, selbst einige Kinder wagten sich heran.

„Was ich habe, schadet keinem," sagte der Kolporteur treuherzig. „Was für die Ewigkeit gut ist, ist das

beſte für die Zeit. Kaufen Sie, meine lieben Freunde. Hier ſteckt auch allerlei ſchöne Kunſt drin."

Wer in die Herzen hätte ſehen können, während die Hände ſich ausſtreckten, um zu kaufen!

Die Kartenſchlägerin blickte verlangend nach dem Manne mit den Büchern hinüber.

„Soll ich Ihnen eins holen?" ſagte die gutmütige Nachbarin.

Sie wählte ein paar Büchlein aus und überreichte eins davon der Kartenſchlägerin.

Da ſtürzte der Seiltänzer herbei.

„Weib," ſchrie er, bleich vor Ingrimm, wenn Du das Buch in die Finger nimmſt, zerſchlage ich ſie Dir, daß nicht einer heil bleibt."

„Wäre das recht?" fragte der Kolporteur hinüber. „Lieber Herr, Ihr Gewiſſen würde leiden."

Der Seiltänzer riß das Büchlein an ſich, und indem er es ſinnlos zerdrückte, ſchleuderte er es dem Kolporteur gegen den Kopf.

„Gewiſſen hin, Gewiſſen her!" ſchrie er. „Wenn ſich der Menſch nicht augenblicks fortmacht, geſchieht ein Unglück!"

Die Käufer waren befriedigt.

Der Mann rückte ſeine Taſche zurecht und wandte ſich zum Gehen.

„Es wird Ihnen noch einmal leid thun," ſagte er, zu dem Seiltänzer hingekehrt, „daß Sie das Gewiſſen gering achten. Es iſt der Mund des Richters."

Der Künſtler ſtürzte, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, hinter ihm drein. Aber er erreichte ihn nicht mehr. Fluchend kehrte er zurück.

„Solche Brut muß man ausrotten!" ſchrie er und goß ein friſches Seidel hinunter.

Alles ſchien ſich jetzt aufgefordert zu finden, die Gemütlichkeit von vorn anzufangen. Wie die Natur, wenn ein Sturmwetter droht, angſtvoll ſchweigt und ſich gleichſam in ſich bückt, ſo atmete mehr als einer von den leichtgeſchürzten Gauklern auf, als die Thür hinter dem fremden Manne in ihrer Mitte, der Macht über die Geiſter hatte, ins Schloß fiel. Mancher und manche

ſchlich ſich zwar mit ſeinem gedruckten Eigentum auf die Seite oder hinaus, die meiſten aber riefen nach friſchem Stoff in die Gläſer, voran der Seiltänzer, der, als der Trank im Glaſe ſchäumte, in gutmütiger Reue, daß er ſeinen Zorn an ſeinem Weibe ſo maßlos ausgelaſſen, ihm den erſten Zug mit der kniſternden Sahne anbot.

Der Kartenſchlägerin war es jedoch nicht ums Herz danach, Vergeſſenheit zu trinken. Sie wies ihn mit leiſem Kopfſchütteln ab und überhörte den Witz, der ihm gleich wieder leichtfertig von der Zunge — oder nach der Regel „wes das Herz voll iſt, des geht der Mund über — aus dem Innern hervorſprudelte. Wenn ſie hätte thun können, was ſie wollte, ſo wäre ſie dem Manne mit den Büchern nachgeeilt. Ihr war zu Mut, als hätte ſie ihm unendlich viel zu ſagen und ihn endlos zu fragen. Er ſchien der rechte Mann, ihr aus dem innern Dunkel und Wirrwarr herauszuhelfen. Gewiß hätte er das rechte Wort gehabt.

Der Tiſch des Seiltänzers wurde der Sammelplatz für das Künſtlervolk. Keiner dachte an die ſpäte Stunde. „Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde."

Während mehr als ein Weib in den Ecken zu nicken und zu träumen anfing, oder, wenn es eine andere Schlafſtelle als den Boden der Schenkſtube hatte, ſich dahin zurückzog, ergingen ſich die Männer, Fräulein Iſidore in ihrer Mitte, im Austauſch luſtiger Schwänke und Erlebniſſe, die, ſobald ſie die Grenzen des Anſtands überſchreiten wollten, von Fräulein Iſidore, die weder ſich noch ihrer Geſellſchaft etwas vergab, einen heilſamen Dämpfer erhielten.

Der Seiltänzer befand ſich in ſeinem Element. Er wie ſeine Schweſter beſaßen eine ſolche ſtolze Phantaſie, daß ſie ſtets die Tiſchgenoſſen einfach als ihre Gäſte anſahen, für die ſie dann auch gebührend wenigſtens die Koſten der Unterhaltung trugen.

Und ſo entfaltete der Seiltänzer auch jetzt ſeine Gaben, indem er aus ſeinem Schatz allerlei Anekdoten und Schnurren zum beſten gab.

„Da karambolierte ich (ſtieß zuſammen) einmal mit ſo einem frommen Schwätzer, wie der vorhin," erzählte er nach einem tüchtigen Schluck. „Ich hatte gerade meine

richtige Herrenlaune und dachte: „Den machst du einmal rot, daß er zusammenschrumpft.“ Stellte mich also, wie wenn ich mich von ihm belehren lassen wollte, faßte ihn dabei unvermerkt mit so vielen Fragen und Schrauben, daß er ganz wirr wurde. Auf einmal fragte ich, wer denn nur ins Allerheiligste des Tempels gehen durfte? „Der Papst,“ sagte er und riß vor Verwunderung Mund, Augen und Ohren auf.

Manche verstanden den Witz nicht, einige aber belohnten ihn mit erschütterndem Auflachen.

„Solche Späße gehören nicht hierher,“ erteilte Fräulein Isidore eine Zurechtweisung.

Sie hielt auf „Religion“ und sah es ungern, wenn die Scherze ihr Gebiet streiften.

„Nun,“ sagte ihr Bruder, der gegen sie stets lammfromm war, „dann weiß ich etwas anderes. Hatte auch einmal in einer Stadt mein Seil gezogen und meine Kunst ausgeübt. Zufällig war mir zu Ohren gekommen, daß das Haus, um dessen Schornstein ich das Seil geschlungen, einem urgelehrten Professor gehöre, der mit den alten Göttern in Freundschaft lebte. Dachte demnach bei mir, da mich der Hafer stach: „den redest du mal darauf an, vielleicht vernimmt er deine Stimme durch den Schornstein.“ Stieg also ein wenig hinein und horchte. Da vernahm ich unten irgendwo ein Brummeln und Mummeln und dachte bei mir: „Du triffst ihn just zu Hause. Also zu!“ „Magnificenz!“ schrei' ich durch den Schornstein. Unten wird es maustot still. „Magnificenz!“ wieder und noch einmal. Da tönt es von unten: „Wer bist Du?“ „Zeus bin ich genannt und befehle Dir bei den olympischen Göttern zu sagen, wer Du bist?“ „Wer bin ich denn?“ „Schafskopf!“ schrie ich hinunter und damit fort.

Als das stürmische Beifallslachen sich gelegt hatte, sagte Fräulein Isidore: „Bruder Leopold, man hat die Geschichte ähnlich schon öfters gehört, Du solltest nicht alte Schinken schneiden und Dich mit Schornsteinfegern, die solche Stücke aus Mangel an Geist aufführen, auf gleiche Stufen stellen, da es Dir an Geist nicht gebricht.“

„Als die Magd einen Aal schabte,“ gab er, die

Augenbrauen hochziehend, zurück, „fragte sie einer: „Wie kannst Du so grausam sein?“ „Ach,“ sagte sie: „der Aal ist daran gewöhnt.“ Und als der Lieutenant seine Hochzeitsreise machte, wurde er gefragt, wo er denn seine Neuvermählte habe? „Ach,“ versetzte er, „sie hat gesagt, ich sollte nur die Hochzeitsreise allein machen, es kostete sonst zu viel; sie blieb zu Hause.“

Nun lachte selbst Fräulein Isidore mit, und wenn sie ihren Bruder geistreich glaubte, lachte sie nicht allein selbst aus vollem Halse, sondern blickte sich auch überall um, da sie darauf hielt, daß dann alle lachten und ihrem Bruder den gebührenden Tribut der Anerkennung darbrachten.

Der Seiltänzer gefiel sich dermaßen in der Rolle eines Spaßmachers und Gesellschafters, daß er ohne Ende fortgeschwatzt haben würde, wenn nicht ein paar Gaukler, die draußen umhergeschwärmt waren, mit unbändigem Lachen hereingepoltert wären und gerufen hätten:

„Famös, famös! Der hat es den Spießbürgern gezeigt! Hahaha! Unbezahlbar! Die werden daran denken!“

„Was giebt's denn?“ sprang der Seiltänzer auf. „Heraus mit Euren Neuigkeiten! Wollt Ihr uns neugierig machen und narren?“

„Es wird nicht viel sein,“ sagte Fräulein Isidore in dem Ton der Geringschätzung, durch den sie ihren Bruder gern abzuhalten suchte, sich mit andern Künstlern, die in ihren Augen einen niedrigeren Rang einnahmen, zu gemein zu machen.

„Unbezahlbar!“ riefen die beiden wieder, ohne sich stören zu lassen, und erzählten mit immer neuem Gelächter, wie das Schauspiel „Betrug der Welt“ ausgelaufen sei. Der Künstler habe nämlich, um es kurz zu sagen, mit dem feierlichsten Gefühl an der Kasse gesessen und eine fünfzig Pfennig nach der andern eingenommen, worauf er sich dann, während das dichtgedrängte verehrliche Publikum im Halbdunkel der ungeheuren Dinge, die da kommen sollten, ahnungsvoll harrte, hintendurch mit seinem Geld aus dem Staube gemacht habe.

„Das war ‚der Betrug der Welt‘,“ lachten alle Gaukler wie toll aus einem Munde.

Der Betrug der Welt hatte alles auf die Beine gebracht. Man ſtand um die beiden Berichterſtatter im Kreiſe und ließ ſich alles ganz haarklein erzählen.

Die Moral der Geſchichte war die, daß jener falſche Schauſpieler mit den Leuten ſelbſt „Betrug der Welt“ geſpielt und vielen die letzten Groſchen aus der Taſche gelockt hatte, eine Nachleſe vom Markt in Dingerheim — und wo käme ſie nicht in der einen oder andern Weiſe vor! — die allen andern nur Schaden und Spott, dem Betrüger aber eine gefüllte Taſche eintrug, wie dies gewöhnlich iſt bei denen, die die Menſchen am Seil ihrer Vergnügungsſucht leiten. Sie werden reich, und die andern werden nüchtern als geſchorene Schafe.

Man erinnerte ſich endlich daran, daß es wohl Zeit ſei, die Nachtruhe aufzuſuchen.

In der That war es die höchſte Zeit. Denn es ging auf Mitternacht. Aber die Künſtler hatten nichts zu verſäumen. Das Publikum zu unterhalten, ſich Geld zu machen und es durch die Kehle zu jagen, war ihr einziger Lebenszweck, den ſie kannten.

Ein ärmeres Leben giebt es nicht als ein zweckloſes Daſein, ein in den Tag Hineinleben.

Aber ſie wußten es nicht anders, wenigſtens die meiſten von ihnen.

Zu den Ausnahmen gehörte die Kartenſchlägerin.

Lange hatte ſie ihr Elend gefühlt, lange die innere und äußere Not empfunden und ein dunkles Sehnen nach etwas Höherem geſpürt. Dieſer Tag verwandelte ihr alles in Leid und Ekel. Aber ſie ſah keinen Ausweg daraus als den Tod.

Sterben mußte ſüß ſein gegen ein ſolches inhaltleeres, markloſes Leben.

Dieſer Gedanke erfüllte alles in ihr mit einer grenzenloſen Abmattung und einem grauendſüßen Verlaſſen, den Tod für das Leben zu wählen.

Während im Schenkzimmer die Anſtalten getroffen wurden, Stroh auszuſtreuen und auf die verſchwenderiſchen Genüſſe ein erbärmliches Lager folgen zu laſſen, ſtieg ſie hinter ihrem Manne und Fräulein Iſidore matt und müde an Leib und Seele die Treppe hinan.

IV.

Der Seiltänzer und seine Schwester lagen im Umsehen im tiefsten Schlafe. Er ist der andre Teil eines solchen unglücklichen Gauklerlebens, das nicht wie das wahre Kunstleben die höhere Welt des Geistes in Bild, Ton und Wort darstellt, indem es die Seele an eine jenseitige Welt der Schönheit mahnt, für die es seine Formen und Stoffe als Gleichnisse behandelt.

Allein die Kartenschlägerin fand keine Ruhe.

Wach und zugleich abgespannt an Leib und Seele, that sie keine Wimper zu.

Das Begegnis mit dem Pfarrer, der ihr dieselben Sprüche sagte, die ihr einst zur Warnung gesagt worden waren, die zeitliche Erfüllung der göttlichen Drohworte, das Warten des Gerichts für den unsterblichen Geist, das wirrte sich wild und bunt in ihren Gedanken durcheinander.

Sie hatte den tiefen Eindruck davon, daß das, was vielfach in die Reihe der Märlein verwiesen wurde, greifbare Wirklichkeiten für die zu sich selbst erwachte Seele waren, daß sie bisher mit den andern in einem fortwährenden künstlichen Traumleben gewandelt hatte und mit dem inneren Erwachen zu dem Punkte gelangt war, wo sie entschieden etwas thun mußte, um dem versengenden Lichte, das ihr unerträglich war, Rechnung zu tragen oder zu entgehen.

So viel stand ihr fest, durch die bisherige Art zu denken und zu leben, vermochte sie weder das eine noch das andre. Aber ihre Füße waren mit tausend Fäden darin verflochten. Sie konnte doch nicht weglaufen, — was würde ihr das nützen?

Vielleicht nahm Gott es als eine Buße für ihre entsetzliche Schuld an, wenn sie sich mit blutendem Herzen täglich allem unterzöge, was von ihr gefordert wurde, wenn sie schweigend litt und duldete, was man ihr auferlegte, wenn sie stille hielt wie ein Opferlamm, um ihre Schuld zu tilgen.

Der Gedanke beruhigte das arme Weib für kurze Zeit. Er malte ihm ein Heldentum vor, das süß und groß erschien, gerade weil es so überaus schmerzlich war.

Alle Ungerechtigkeit, Zurückſetzung und Härte, allen Hohn und Spott hinnehmen als etwas Wohlverdientes, konnte es ein edleres Martyrium geben? Denn thun, thun mußte ſie etwas, um der inneren Pein mit Selbſtpeinigung zu begegnen und etwas hinzuhalten, was zum Erſatz und zum Löſegeld diente.

Die Beruhigung, die bei dem feſten Entſchluſſe, von jetzt an eine ſtille Dulderin zu ſein, über ſie gekommen war, reichte jedoch bald nicht mehr hin, ihr volle Ruhe zu geben.

Es war, als wenn in ihr eine Stimme riefe: „Es iſt nicht genug, ich will mehr haben!“

O Gott, wenn ihr Opfer ſchon nicht galt, ehe ſie verſucht und ſich daran zerarbeitet, es zu bringen, wie mußte es hinfällig werden, wenn ihre Kraft nicht ausreichte und bald da, bald dort ein Ausſtand blieb?

Die Kartenſchlägerin drückte das Geſicht tief in die Kiſſen. Ihr Blut geriet wieder in eine furchtbare Wallung. Ihr war, als ſähe ſie Funken vor den Augen tanzen und aus den Funken wurden Geſtalten, Gegenſtände —

Sie ſchloß angſtvoll die Augen.

Aber es wurde dadurch nicht beſſer. Sie ſtöhnte laut und wälzte ſich herum.

Ihr Mann erwachte durch die Bewegung.

Er donnerte einen Fluch, daß ſie ihn ſelbſt nachts nicht in Ruhe laſſe, und ſchlug nach ihr.

Sie biß die Zähne aufeinander und ſchwieg.

Er ſank wieder in Schlaf und ſchnarchte laut, während ſie unwillkürlich die Hände faltete. Gebetlein und Liederverſe aus ihrer Jugend fielen ihr ein.

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Augen zu,
Vater laß die Augen dein
Über meinem Bettchen ſein.

Hab' ich Unrecht heut' gethan.
Sieh' es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad' und Chriſti Blut
Macht ja allen Schaden gut. —"

Da wehte es abermals beruhigend über ihr Herz. Aber ſie verſtand es nicht. Mit offenen Augen ſtarrte ſie in die dunkle Leere. Es war nichts für ſie darin geſchrieben.

Dennoch ſchlug ihr Herz, wie von einer unbekannten, heilenden Macht berührt, ſanfter und ſtiller.

Der Kolporteur kam ihr in den Sinn.

Sie hatte ſchon ſo viel über ihn nachdenken müſſen. Ob er ihr nicht früher einmal begegnet war?

Jedenfalls fühlte ſie ſich wunderbar zu ihm hingezogen. Wenn nicht die Furcht vor ihrem Manne und Fräulein Iſidore im Wege geſtanden hätten, wäre ſie ihm aus der Schenkſtube nachgelaufen.

Ach wie gern hätte ſie mit ihm geſprochen! Er ſchien ſo verſtändig und menſchenfreundlich, ſchien auch das Menſchenherz zu kennen und manche Salbe für ſeine Wunden zu haben. Was er nicht hatte und wußte, ſtand gewiß in den Büchern. Ein paar Groſchen hatte ſie wohl noch in der Taſche. Sie hätte für ihr Leben gern eins erworben.

Alles in ihr trieb und drängte nach dem Manne. Ein dunkles Gefühl überredete ſie, bei ihm eine außerordentliche Hülfe zu erwarten.

Vielleicht nächtigte er auch im grünen Baum, — und wenn nicht, die Stadt war nicht allzu groß, es mußte gelingen, ſeine Spur aufzufinden.

Die Kartenſchlägerin hatte einige Schmuckſachen. Sie waren freilich nicht echt, hatten aber immerhin einen kleinen Wert. Es war das Einzige, was ſie hingeben konnte, und ach, mit tauſend Freuden wollte ſie den Schmuck, der ſo wenig zu ihrer Kümmernis und Troſtloſigkeit paßte, opfern, wenn es ihr einen guten Rat eintrug, wie ſie ihr inneres und äußeres Leben einrichten ſollte.

Zum Glück waren ihr Mann und Fräulein Iſidore gewöhnt, weiter zu ſchlafen, wenn ſie ſich längſt vom Lager erhoben hatte. Nach der halbdurchſchwärmten Nacht erwachten ſie vielleicht erſt gegen Mittag. Da war Zeit genug, dem Mann mit der Büchermappe nachzuforſchen.

Und wenn ſie ihn nicht fand?

Sie ſtand vor dieſer Möglichkeit nachdenklich ſtille.

Dann?

Sie war des Lebens müde. Schlimmer als in dieſer Welt konnte ſie es in einer andern nicht finden.

In den Fluß! Oder vielleicht war es ſicherer, Gift zu nehmen, da ſich in dieſem Falle kein unwillkommener Lebensretter einſtellen konnte.

Kaum merklich pochte ihr Herz.

„Aus dieſem Leben fort, das wäre eigentlich der einfachſte Weg," dachte ſie.

Ein wenig Schlaf kam gegen Morgen über die Kartenſchlägerin.

Doch ihr Inneres war mit dem Verlangen nach irgend einer Hülle zu ſehr beſchäftigt, als daß er lange gewährt hätte. Unter unruhigen, bedrückenden Träumen wälzte ſie ſich hin und her, machte noch einmal ihren Mann wach und zornig und bemerkte dabei, daß der Morgen durch die Fenſter ſchien.

Leiſe kleidete ſich die Kartenſchlägerin an und ſchlüpfte hinaus.

In der Schenkſtube waren die Schläfer längſt aufgerüttelt worden. Sie hatten das Frühſtück hinter ſich und rauchten in verſtärkter Stimmung. Mißmutig, der eine und andre ſich zu einem faden Witz aufſchwingend, begrüßten ſie die Frau, die den Wirt aufſuchte und nach dem Kolporteur fragte.

Er zuckte einsilbig die Achseln. Hier habe der fromme Mann nicht geherbergt.

„Wo denn wohl?"

Das wisse er nicht, bekümmere sich auch nicht darum.

Die Kartenschlägerin trat ins Freie.

Es war die Stunde, wo die liebe Schuljugend nach der Schule ging.

Solch ein junges Ding war sie auch einmal gewesen.

Wer immer den Schritt von der Jugend bis zum Alter voraussehen könnte!

Ein paar Schritte führten die Frau auf den Markt.

Er nahm sich höchst widerwärtig aus. Fetzen wie von einem Maskenfest lagen überall umher, Papiere, bunt und weiß, Holzteile, Wurstzellen, ein unangenehmes Vielerlei, das den Abstand zwischen gestern und heute doppelt häßlich hervorhob. Gestern das bunte, lachende Leben und Gewimmel dort, nun wenige Leute, die ihrem Berufe nachgingen und mit den Tollheiten des Jahrmarkts nichts gemein hatten.

So ist es immer im Leben. Man muß auf dem schwanken Seile des beständigen Wechsels beständig balancieren (das Gleichgewicht halten), was Enttäuschungen und Bitterkeiten mit sich bringt, oder — im Glauben den anziehen, der die Welt überwunden hat und uns seinen Frieden giebt.

Die Kartenschlägerin hatte eine dunkle Ahnung davon, die sich abermals in dem Ekel vor einem Leben mit künstlicher Flamme aussprach.

Hastig überschritt sie den Markt, da ihr aus einer gegenüberliegenden Straße ein Herbergsschild in Gestalt eines goldenen Löwen entgegenschimmerte. Anfragen und um nichts klüger sein war eins.

Entmutigen ließ sich die Frau nicht. Es war ihr zu viel daran gelegen, den Mann zu sprechen, und wenn sie alle Gasthäuser der Stadt durchsuchen sollte, finden mußte sie ihn.

Von Straße zu Straße wurde gefragt und geforscht, nicht bloß in jeder Herberge, sondern auch wo Personen des Weges kamen, die danach aussahen, daß sie Red' und Antwort stehen würden.

Die Kartenſchlägerin erhielt mehr als einen verwunderten Blick. Die einen hatten ſie geſtern an ihrem Tiſche geſehen, andere erkannten ſie als zu den ſogenannten Künſtlern gehörig an ihrem vertragenen, untüchtigen Anzuge. Sie ließ ſich dies nicht kümmern und abſchrecken. Unaufhaltſam eilte ſie weiter.

Um die Stadt herum führte eine freundliche Anlage, der alte Wall. Der Buchfink ſchmetterte ſein wonniges Lied in den Bäumen, Sperlinge zwitſcherten, der grüne Schimmer kleidete das Gezweig hoffnungsfarben und draußen hinaus lag frei die weite, ſchöne Welt, die ſo manchen mit offenen Armen von ſeiner ſicheren Schwelle fortlockt.

Da ſtand die Kartenſchlägerin ſtill. Sehnend blickte ſie hinaus. Wenn ſie immer, immerzu ging und frei wäre, wie herrlich mußte das ſein! Aber ein Seufzer, der ſich aus ihrer Bruſt ſchwer losrang, belehrte ſie eines andern. Man muß auch innen frei ſein, will man in der Welt frei wandern.

Sie kehrte um, durchlief die letzten Straßen und kehrte ratlos nach dem grünen Baume zurück.

Plötzlich hielt ſie ein.

„Nicht zurück," dachte ſie, „oder wenigſtens nicht ohne Gift," und dann war es um ſo weniger nötig. Draußen in der freien Natur zu ſterben, war ſüß.

Dort lag recht vor ſie hingeſtellt eine Apotheke. Etwas Rattengift genügte. Damit ging es am ſchnellſten. Wenn man ihr kein Gift verabfolgte, blieb ein anderer Weg übrig. Schwefelhölzer ließen ſich zur Not auch anwenden.

Die Kartenſchlägerin ſchritt entſchloſſen auf die Apotheke zu. Sie langte mit der Hand nach der Thürklinke. Da gewahrte ſie nebenan ein Schild mit der Inſchrift: „Pfarrer Gohler."

Ihre Hand fuhr zurück. Wie blendende Lichter zuckten die Sprüche durch ihren Sinn.

Raſch wandte ſie nach der andern Thür und befand ſich im Hausflur des Pfarrhauſes.

„Wenn er der Pfarrer von geſtern iſt, ſo gehſt Du getroſt zu ihm," ſprach es in ihr. „Es iſt kein unfreundlicher Herr. Ein anderer würde Dir auf Dein Schelten

gedient haben, während er ſanft und leutſelig bis zuletzt blieb."

Dennoch drückte die Frau die Hand gegen das klopfende Herz.

Sie, und zu einem Pfarrer gehen!

Nein, es ſchickte ſich nicht. Ein ſolcher Herr kümmert ſich nicht um die Angelegenheiten einer Kartenſchlägerin.

„Aber er hat mich eingeladen —"

Sie zögerte unentſchloſſen.

Da vernahm ſie einen Schritt hinter ſich. Mit Hut und Stock ſtand der Pfarrer von geſtern vor dem erſchrockenen Weibe.

„Ach," ſagte er, „das freut mich, liebe Frau. Zwar habe ich einen notwendigen Berufsgang vor, aber Sie haben vielleicht auch nicht Zeit. Kommen Sie herein."

Und nun ſtand die Kartenſchlägerin, am ganzen Leibe zitternd, vor dem Pfarrer wie vor dem Richter.

Er ſchob ihr einen Stuhl hin.

„Sie wünſchen die Stellen in der heiligen Schrift zu ſehen, die ich Ihnen anführte, nicht wahr?"

Ohne ſich zu ſetzen, ſchaute ſie ihn mit plötzlichen Thränen in den Augen an und ſchüttelte den Kopf. Ihr Herz war ſo ſchwer, ſo unendlich ſchwer.

„Das nicht?" ſagte der Pfarrer. „Kann ich Ihnen ſonſt dienlich ſein, liebe Frau?"

Die Kartenſchlägerin wollte reden, aber ſie brachte kein Wort hervor, ihre Kehle war wie zugeſchnürt.

„Sie ſcheinen unglücklich zu ſein," nahm der Pfarrer wieder das Wort. „Falls Sie von mir Rat oder Beiſtand hoffen, entdecken Sie ſich nur ohne Scheu. Denken Sie, daß ich im Namen Gottes vor Ihnen ſtehe."

Plötzlich warf ſich die arme Frau zu den Füßen des Geiſtlichen.

„Gnade! Gnade!" ſchrie ſie auf. Ihr war, als hörte ſie ihren alten Pfarrer, wie er betonte, daß er ſie an Gottes Statt ermahne.

Der Pfarrer ſtand verlegen da und wußte nicht, was er aus der Fremden machen ſollte.

Durch ſanftes Zureden beſchwichtigte er ein wenig

ihre Aufregung. Aber sie ließ sich nicht bewegen, aufzustehen.

„Lastet eine Schuld auf Ihnen?“ fragte er, ihre abgerissenen Worte klug zusammensetzend. „So wir unsre Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reinigt uns von aller Untugend.“

Ihr war, als ob eine Kette in ihrem Innern zerspränge und klirrend abfiele.

„Bekennen,“ rief sie, die Augen mit den Händen bedeckend —

„O Gott, ich — ich bin eine Mörderin!“

Der Pfarrer wich entsetzt zurück. Das hatte er nicht erwartet.

„Stoßen Sie mich nicht zurück, Herr Pfarrer,“ rief sie, sich wie ein Wurm windend. „Ich will ja alles bekennen.“

Der Geistliche sammelte sich schnell.

„So sagen Sie mir alles ohne Hehl und Umgehung,“ befahl er. „Nur durch ein umfassendes Bekenntnis kann Ihnen geholfen werden.“

„Geholfen! Großer Gott, wenn mir geholfen würde! Ich will ja alles wieder gut machen.“

„Das ist nicht der Weg zur Hülfe, liebe Frau. Aber wer Christum ergreifet, den will er nicht hinausstoßen, der ist angenommen. Doch jetzt vor allem Ihr Bekenntnis!“

Die Kartenschlägerin lag noch immer am Boden und wagte nicht, aufzublicken. Sie hatte die Arme über der Brust gekreuzt und schluchzte aus den Herzenstiefen.

„Hören Sie denn, Herr Pfarrer,“ sagte sie, sich zusammenraffend. „Mehr als dreißig Jahre ist es her, da lebte ich als Bauernwitwe in Schönheim bei Freiburg im Breisgau. Es ging mir gut, bis der Seiltänzer Leopold Hagerström zu uns kam und seine Kunst ausübte. Er nahm mich ein, daß ich wie in einem Rausche war. Nun hatte ich damals den Sohn meiner verstorbenen Schwester bei mir, den ich das heilige Versprechen gegeben wie mein eigen Kind zu halten. Er war damals zehn Jahre oder etwas darüber. Der Seiltänzer wollte nichts von ihm wissen und drang in mich, ihn auf die Seite zu thun. Dies ging aber nicht so leicht ohne eine schreckliche Sünde.

Jedermann wußte, daß ich mich in aller Form verpflichtet hatte, den Buben wie mein eigen Fleisch und Blut aufzuziehen. Er wurde mir ſchon unbequem durch ſein Weſen, als er nur merkte, daß nicht alles ſo ſtand wie früher. Ich hätte ihm vielleicht etwas von dem Erlös meines Eigentums gegeben, damit andre Leute ſich ſeiner annähmen. Das aber litt mein Bräutigam nicht. Er blieb auch, als er mich abzuholen kam, mündlich dabei, die Range müſſe ich einfach auf die Seite ſchaffen. Kein Hahn noch Huhn werde danach krähen, wenn ich es klug anfinge. Obgleich ich den Mann wie raſend liebte, wäre ich vor der Schandthat zurückgebebt, wenn nicht eins geweſen wäre, Herr Pfarrer. Ich wußte, daß wenn der Seiltänzer mich des Jungen wegen nicht zu ſeinem ehelichen Weibe nähme, ich vor dem ganzen Dorfe entehrt wäre. Sie ſpotteten meiner ohnehin genug, weil ich mich an den fahrenden Künſtler hängen wollte. So weit ertrug ich es noch. Ich dachte, es hat bald ein Ende. Aber das andre hätte ich nicht ertragen. Die Schande war zu groß."

„In meiner Verzweifelung faßte ich, da mir der Seiltänzer höhnend drohte, ohne mich abzureiſen und mir allein alles Weitere zu überlaſſen, den entſetzlichen Entſchluß, um meine Sünde zu verdecken, eine andre Sünde zu thun, zumal mir der Mann mit aller Macht verſicherte, daß es keinen Gott gebe, ſondern alles Natur ſei."

„Da ſtand nun eine Burgruine im Walde mit tiefen Höhlen und Brunnen. Ich wußte, daß Heinrich gern dahin ging, ſeit zwiſchen uns manches anders geworden war. Einmal hatte ich ihn bei der Ruine getroffen und gehört, daß er betete, Gott möchte ihm helfen, wenn er in die ſchwarze Tiefe hinabſtiege, um einen Schatz zu finden, der ihm durchs Leben hülfe."

„Immer wieder mußte ich daran denken, und als der ſchwarze Entſchluß bei mir feſt ſtand, ſagte ich zu mir: „Stürzeſt Du ihn da hinunter, ſo thutſt Du dasſelbe, was er ſelbſt thun wollte, und bekommſt auch kein Blut an die Hände."

„Es war mir, als wenn es mich nun ſelbſt ordentlich triebe, ihn abzuthun. Eines Tages ſchickte ich ihn in

den Wald, Reiſig zu ſuchen, indem ich vorgab, ihm helfen und mit ihm bei der Ruine zuſammentreffen zu wollen. Ich hatte mir alles fein überlegt. Er mußte allein fort-

gehen, so daß ihn jedermann sah, während ich auf weiten Umwegen unbemerkt nach der Ruine kam."

„Da stand er auch schon, — o Gott! o Gott! Mit seinen offnen, klaren Augen schaute er mich an, daß mir das Herz erbebte."

„Aber morgen, hatte der Seiltänzer zu mir gesagt, sei seine Geduld zu Ende. Wenn ich dann den Jungen nicht über Seite gebracht habe, möge ich selbst zusehen, was weiter werde."

„Ich hatte eine furchtbare Angst, er könnte ohne mich fortgehen. Keine Nacht konnte ich schlafen. Mit Müh' und Not schwatzte und lachte ich mit der Wirtin nebenan und den andern Leuten."

„Heinrich trat dicht an einen gähnenden Abgrund, der früher wohl ein Brunnen oder so etwas gewesen sein mochte."

„Da gab ich ihm einen Stoß —"

„Ach, Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!" — —

„Ich hörte einen Schrei wie mein Lebtag nicht. Weg war er, und ich rannte, als ob der Teufel hinter mir spränge, durch den Wald ohne Atemholen. Ich war wie von Sinnen."

„Mein Bräutigam beruhigte mich, als ich ihm alles erzählte."

„Mag er da unten Gold holen," lachte er. „Nun bist Du mein Weib, und wir halten eine lustige Hochzeit und heidi! fort in die schöne, weite Welt, wo man an solche Kleinigkeiten keine Zeit und Lust hat zu denken."

„Zum Schein stellten wir am nächsten Morgen ein großes Geschrei an. Der Bub sei nimmer aus dem Walde gekommen, wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen sei."

„Die Nachbarn, das ganze Dorf machte sich auf, die Polizei wurde aufgeboten, sie durchsuchten den Wald. Am Ende nahmen sie mich gefährlich ins Gebet. Da kamen aber ein paar, die erzählten, unter den Schulkindern rede sich das Gerücht herum, der Bub habe längst in die Welt hinaus gewollt. Der Seiltänzer sei ihm ein Greuel gewesen, bei mir hab' es ihm auch nicht mehr gefallen —"

„Der Hafer hat ihn geil gemacht," meinten einige. Das gab der Sache eine günstige Wendung für mich. Zwar wurde ich von Polizei wegen vernommen. Da ich

aber nichts auszusagen wußte, als daß ich ihn in den Wald geschickt, Holz zu sammeln, ließ man die ganze Sache fallen. Überall hieß es: „Der Heinrich ist davongelaufen, um anderwärts sein Glück zu versuchen.“

„Unbehelligt zog ich mit meinem Manne in die weite Welt. Unser Kind starb gleich nach der Geburt. Bald hatten wir genug zu leben, bald wurde gedarbt, besonders nachdem er mein Vermögen verspielt und verzecht hatte. Seiner Schwester war ich von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. Als mein Geld verthan war, hielt sie mich wie eine schlechte Magd. Nichts war ihr recht an mir. Ich war ihr viel zu gering. Auch mein Mann zog bald andre Saiten gegen mich auf. Ich ward sehr unglücklich und weinte meine Augen wund. Später fühlte ich mein Elend nicht mehr so, ich war abgestumpft.“

„Aber eins war da, hier —“ sie wies auf ihr Herz.

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Sie wissen nicht, welch eine geheime Qual das ist. Eine Zeit lang schwieg es drinnen, dann brach es wieder mit schrecklicher Gewalt hervor. Mein Leben wurde mir ein fortwährender Tod. Weil ich es nicht immer verbergen konnte, behandelte mich mein Mann um so härter. Es war eine Höllenpein außen und innen. Vielleicht hätte ich den Jammer nicht so schrecklich gefühlt, wenn es mir äußerlich besser ergangen wäre. Es verzehrte mich fast.“

„Als ich nun gestern Karten legte und wahrsagte, da mußten Sie kommen und mir genau dieselben Sprüche der Bibel sagen, die mir unser alter Herr Pfarrer ins Gewissen gerufen hatte. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Leben lag bloß, nackt und elend vor meinen Augen. Der Fluch, Herr Pfarrer, war der Fluch über das Wahrsagen, das ich schon damals als Witwe trieb. Und einmal war es, als ob hier in der Brust alle Brunnen des Jammers und der Verzweiflung aufbrächen. Wie Donner und Blitze zuckte es durch mich hin. Ich wußte vor Angst und Not nicht, was anfangen. So kam die Nacht und so der neue Tag. Ich wollte mir Gift aus der Apotheke holen, um zu sterben. Da sah ich das Schild an Ihrem Hause. Ich weiß nicht, wie ich hereingekommen bin.“

„Und nun wissen Sie alles, Herr Pfarrer, und ich beschwöre Sie, was soll ich thun? Denn ich halte es da drinnen nicht länger aus. Das Herz zerspringt mir."

Der Pfarrer schritt bewegt in seinem Zimmer auf und nieder. Er hatte vergessen, daß er einen Gang thun mußte.

Das Bekenntnis der Kartenschlägerin hatte ihn tief erschüttert. Ihre Herzens- und Gewissensnot erfüllte ihn mit Grauen und Mitleid, aber auch mit Freude. Sein Meister, als dessen Diener er vor diesem Weibe stand, war gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Selbstgerechten, und Freude wird im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut. Ja, also wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.

Selten war dem Pfarrer sein Amt mit der Gewalt zu lösen und zu binden so herrlich groß, so himmlisch und göttlich erschienen wie in diesen Augenblicken, da das Wort des lebendigen Gottes in diesem Weibe kund wurde. Lange noch sprach er mit ihr und reichte ihr gleichsam Bissen um Bissen das Brot des Lebens, das heilige Evangelium.

„Liebe Frau," schloß er endlich, „Gott hat Ihnen das Lösegeld für die Schuld in seinem Sohne Jesu Christo gegeben. In Christo können Sie wieder zu Gnaden angenommen werden. Aber nun ein anderes. Sie müssen sich auch der weltlichen Gerechtigkeit entdecken; wollen Sie dies, versprechen Sie es mir?"

„Alles, was Sie von mir verlangen, Herr Pfarrer, auch wenn es mir noch so schwer scheint."

„Daran erkenne ich die Aufrichtigkeit Ihrer Buße und sage Ihnen, es wird Ihnen gelingen. Sie werden aller Bande los und ledig werden. Suchen Sie auf schnellstem Wege nach Hause zu kommen. — Wäre es nicht möglich, daß der Knabe sich rettete, daß er auf irgend eine Weise aus der Tiefe wieder herauskam?"

„Es ist undenkbar."

„Nun denn, eilen Sie in Ihre Heimat, von der Sie nicht fern sind, zeigen Sie sich selbst an. Man wird die Grube untersuchen. Haben Sie einen Mord begangen, so nehmen Sie die Strafe aus der Hand der weltlichen Gerechtigkeit ohne Murren hin. Wollen Sie?"

„Alles, alles, was Sie mir sagen, Herr Pfarrer!"

„Gut denn!" Der Pfarrer näherte sich der Kartenschlägerin. „Und das Kartenschlagen und Wahrsagen?"

„Wo und wie immer ich mich davon losmachen kann, thue ich es. Aber mein Mann — "

„Rufen Sie zu Gott um Hülfe vom Kartenschlagen."

„Täglich, Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer legte ihr jetzt die Hände aufs Haupt.

„Im Namen des dreieinigen Gottes," rief er feierlich, „entbinde und löse ich Dich, meine Tochter! Dir sind Deine Sünden vergeben!"

Als er seine Hände von ihrem Scheitel erhob, umfaßte sie mit Inbrunst seine Füße, und schaute wie verklärt zu ihm auf.

„Ich bin frei, ich fühle es!" rief sie unter Freudenthränen jubelnd aus. „O wenn Sie wüßten, was das sagen will! Wie soll ich Ihnen danken, Herr Pfarrer? Unter jahrelangem, jahrzehntelangem Bann im Gewissen und Herzen, und nun, nun auf einmal frei, leicht und glücklich!"

„Stehen Sie jetzt auf, liebe Frau, Gott hat sein Amen gesprochen," sagte der Pfarrer mit tiefer innerer Bewegung.

„Noch ein Gebet, Herr Pfarrer!" bat sie dringend.

Als sie sich dann erhob, bedeckte sie seine Hände mit Küssen.

„Ich weiß nicht und habe nichts, womit ich Ihnen lohnen kann, Herr Pfarrer," sagte die Kartenschlägerin. „Nur eins weiß ich, in der Ewigkeit werde ich Ihnen danken!"

„Danken Sie vor allem dem Gott aller Gnade und behalten Sie im Gedächtnis Jesum Christum, Ihr Lösegeld von aller Sünde."

Er holte ein neues Testament herbei.

„Nehmen Sie es zum Andenken an diese heilige Stunde," sagte er, „und benutzen Sie es fleißig mit Gebet."

Als die Kartenschlägerin wieder auf der Straße stand, war ihr wie einer Träumenden. Ihr Herz war voll Sonnenschein, ihr Mund voll Lachens, ihre Seele voll Rühmens.

Sie hatte das Zeugnis ihres Gewissens, daß sie ganz los und ledig geworden. Der volle Friedensguß der Liebe Gottes durchströmte ihr Inneres. Die Furcht war getilgt. Voll heiterster sorgenloser Zuversicht eilte sie nach dem grünen Baum.

Der Seiltänzer, der mit seiner Schwester ungeduldig vor der Thüre wartete, empfing sein Weib mit einer Flut von Verwünschungen, Drohungen und Scheltworten.

Da sie gegen ihre Gewohnheit nicht darauf antwortete, und ihn wie verklärt anschaute, meinte er, es sei schweigende Verachtung, womit sie ihn strafen wollte, und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht, daß das Blut aus ihrer Nase stürzte.

„Weib, ... ich will Dich lehren! Himmel und Hölle, was soll das nur? will sie eine verzückte Heilige spielen? Höhnst Du mich noch, Du . . . . Du . . . . .?" Obwohl das Blut unaufhörlich niederrieselte, rührten weder er noch Fräulein Isidore eine Hand.

„Uns warten zu lassen," fing er wieder an, „als ob wir Esel wären, als ob Du uns zu kommandieren hättest, und hast alle Ursache nicht zu mucksen."

Der Seiltänzer behandelte seine Frau nicht zum erstenmal so. Aber die verzechte Nacht hatte ihm eine

fürchterliche Laune eingetragen, so daß das arme Weib einen Tag voll Qual vor sich sah.

Dennoch blieb sie gelassen und innerlich gehoben. Es war ein Geist über sie gekommen, der sie gegen das Schwerste, was ihr äußerlich drohte, vollkommen panzerte. Eine Kraft erfüllte ihr Herz, eine Stille war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, eine Milde und Klarheit durchglänzte alles an ihr, daß keine Macht der Welt sich zwischen sie und ihr Glück stellen konnte.

„Leopold," nahm sie, da er sich einigermaßen ausgetobt hatte, das Wort, „verzeih mir, daß ich zu lange fortblieb —"

„Hättest meinetwegen ganz fortbleiben können, meinetwegen!"

„Darf ich Dir eine Bitte aussprechen, Leopold?" fragte sie zaghaft.

„Schere Dich in den Wagen hinein, der dort steht und längst abgefahren wäre, wenn es Madamen beliebt hätte, eher ihre Erscheinung zu machen!"

„Mit dem Wagen fahren wir?" fragte sie erstaunt.

„Es geht Dich wohl nichts an?" schrie er. „Marsch hinein!"

Obwohl es ihr völlig unbekannt war, daß und warum ihr Mann sich dem fremden Künstler, dem der gelbe Wagen gehörte, anschließen wollte, leistete sie seinem Befehl schweigend Folge. Ein altes Weib hatte aus der Thür, die sich, wie gewöhnlich bei solchen Künstlerwagen, hinten befand, der häßlichen Scene zugesehen. Es öffnete seinen zahnlosen Mund zu einem heiseren Lachen und sagte: „Solche Eile hat es freilich nicht. Die Pferde sind eben vorgespannt worden und mein Sohn trinkt drinnen eins zum Abschied. Aber wo kriecht Ihr in aller Welt umher, daß Ihr den strengen Gemahl wie einen Tiger reizt? Nehmt Euch zusammen, Kindchen. Er hat geschworen, Euch für diesen Tag mit einer Prügelsuppe satt zu machen."

„Wohin geht es denn von hier?" fragte die Kartenschlägerin, sich ein Plätzchen neben einem Trupp schmutziger, ungekämmter Kinder suchend, die sich auf Lumpen miteinander balgten.

„Gott, wohin wird es gehen?“ sagte die Alte. „Nach Freiburg wollen wir. Mein Sohn hat Eurem Gemahl angeboten, für ein Billiges die Gelegenheit zu benutzen. Er war es zufrieden und denkt, so viel ich vernahm, in Freiburg Vorstellung zu geben.“

Die Kartenschlägerin fuhr in die Höhe.

„In Freiburg?“

„Allerdings, Schätzchen. Ist es Euch nicht angenehm, oder was habt Ihr?“

„In der Nähe ist meine Heimat,“ sagte die Kartenschlägerin, die Hand auf das Herz pressend.

Während die Alte, auf die anderen wartend, sich wieder in die Wagenthür stellte, hing die Kartenschlägerin ungestört ihren Gedanken nach.

Ihr Mann hatte vorgehabt, nach Breisach, Straßburg und Kolmar zu gehen. Sie hatte ihn bitten wollen, den Reiseplan zu ändern und die Nähe von Freiburg zu benutzen, nach Jahrzehnten einmal wieder dorthin zu reisen. Ihre Bitte war erfüllt, bevor sie ausgesprochen worden! Vielleicht hätte andernfalls ihr Mann den alten Plan aufgenommen, um ihr nur nicht zu Willen zu sein.

Es war eine neue Erleichterung für das Herz des armen Weibes.

Ja, nach Freiburg! Sobald sie beim Gericht von ihrem Verbrechen Anzeige gemacht, war sie wenigstens zunächst der Notwendigkeit überhoben, ihr Geschäft als Wahrsagerin zu betreiben, und für künftig wollte sie nicht sorgen. Wer weiß, wie alles würde.

In ihrer Ecke vergaß sie über den vielen, vielen Gedanken, die wie plätschernde Wasser durch sie hinzogen, die widerwärtige Umgebung. Denn es war ein echter Künstlerwagen, in dem sie sich befand. Alles kreuz und quer übereinander und durcheinander geworfen, Nahrungsmittel neben Lumpen, abgegriffene, beschmutzte Romane zwischen bunten, schäbigen Kleidungsstücken, wer kann es alles nennen?

Die Kartenschlägerin war, seit sie an der Seite ihres Mannes die Welt kreuz und quer durchzog, weder an Ordnung noch an Reinlichkeit gewöhnt worden. Aber hatte sie in solchen Künstlerwagen Reisen gemacht, so

war ihr jedesmal in der Erinnerung an ihre saubergehaltene Häuslichkeit ein Ekel angekommen.

Heute hatte sie zu viel mit sich selbst zu thun, um auf das zu achten, was um sie lag und vorging. Vergangenheit und Zukunft nahmen ihr jeden Gedanken hin. Die Kerkerzelle, selbst der Tod erschienen ihr köstlich gegen die Qual und Pein, die sie ausgestanden hatte. Kein Grauen marterte ihr Herz mehr, sie war ganz Vertrauen und Ergebung.

Bald füllte sich der Wagen noch mehr. Die Frau des Besitzers und ein paar andere Weiber, die der Kartenschlägerin als Verwandte vorgestellt wurden, stiegen ein, auch Fräulein Isidore begab sich feierlich in den gelben Kasten, während die Männer nebenher gingen. Die Pferde wurden angetrieben. Dingerheim blieb mit seinen Freuden und Leiden zurück.

V.

Wo das Dreisamthal sich den dunklen Zügen des Schwarzwaldes entwindet und gegen die Rheinebene öffnet, da erhebt sich die Stadt des reinsten gotischen Münsters, das wir in Deutschland haben, Freiburg im Breisgau.

Der Kartenschlägerin pochte das Herz, als sie die schöngelegene Stadt nach vielen, langen Jahren wiedersah. So wenig Umblick ihr auch aus dem Wagen gestattet war, sie kannte hier alles, als wäre sie gestern fortgegangen. Dort die herrlichen Münstertürme, dort die Häuserreihen, die freilich weiter liefen, wie ein Menschenleib mit den Jahren wächst, in jener Richtung hatte die Wohnung der Goth gelegen, wo sie das unglückselige Kartenschlagen und Wahrsagen gelernt, und dort die Wellenlinien ihrer Schwarzwaldberge, an deren Fuße sie ihr Dörflein zu sehen meinte.

O wie schön das alles war!

Freilich zum Aufjubeln, mit dem eine gesegnete Tochter der lieben alten Heimat zurückkehrt, kam es bei ihr nicht, auch nicht einmal heimlich. Bei aller inneren Stille lagerte ein tiefer Ernst über ihrem Wesen. Denn sie fuhr der öffentlichen Enthüllung ihres Verbrechens und dem Kerker, wer weiß ob nicht dem Tode entgegen.

Nichts desto weniger kehrte die Kartenschlägerin leichter heim, als sie, wenn auch mit den größten Hoffnungen und im Taumel eines eingebildeten Glückes, einst fortgegangen war. Und darum konnte sie still die Hände falten und von ganzem Herzen danken. Der Stein von des Grabes Thür war abgewälzt. Ihr Mittler lebte, seine Hand ruhte auf ihrem Herzen. Was wollte sie mehr?

Die Reise hatte mit wenigen Unterbrechungen einige Tage gedauert. Der armen Frau dünkte sie eine halbe Ewigkeit. Denn sie sehnte sich danach, auch äußerlich mit der schrecklichen Schuld zu brechen und zu leiden, was ihr auferlegt wurde. Unterwegs aber wurde ihr das Leben noch einmal gründlich vergällt. In dem Wagen herrschte der leichtfertigste Ton, den auch Fräulein Isidore nicht zu beschwören vermochte. Weil die Kartenschlägerin sich auf sich selbst zurückzog, wurde sie die Zielscheibe unedler Scherze. Ihr geduldiges Schweigen legte Fräulein Isidore den andern voran als Beschränktheit aus. Überhaupt war diese schärfer denn je, als wollte sie, je mehr man sich Freiburg näherte, dem armen Weibe den Abstand zwischen einst und jetzt desto fühlbarer machen.

Eine wunderbare innere Kraft und Ruhe, die der aufsteigenden Empörung gebot und der Kartenschlägerin den Mund zuhielt, verlieh ihr den Sieg über diese letzten Prüfungen, die ihr beschieden waren. Ohne Murren litt sie es auch, wenn ihr Mann mit Scheltworten und Stößen ihre Geduld auf die Probe stellte. Was sie als selbsterdachte Buße auf sich zu nehmen gedacht hatte, ward ihr gegeben als ein natürlicher Ausfluß ihres ganz veränderten Wesens. Nicht im geringsten fiel es ihr ein, die Gelassenheit, womit sie alles ertrug und duldete, als eine Anzahlung auf ihre Schuld oder gar als eine Abzahlung der Schuld anzusehen. Diesen Irrtum hatte sie in demselben Augenblick abgestreift, wo sie mit Gott versöhnt war.

Und nun rasselte der Künstlerwagen durch Freiburgs Straßen. Das Ziel war da, wo, wie die Kartenschlägerin wußte, die Entscheidung über sie gefällt wurde. Ihr Mann ahnte nichts davon. Er würde ihr Vorhaben mit aller Macht hintertrieben haben.

Im wilden Manne ward Einkehr gehalten.

Der Seiltänzer hatte unterwegs dafür gesorgt, daß die Einnahmen vom Markt in Dingerheim in den Wind gejagt waren. Der spärliche Rest reichte höchstens auf einen Tag. Es mußte also gleich darauf Bedacht genommen werden, wieder Geld zu schaffen.

Man hatte das ja bei der Hand. Das nötige Publikum, in der Luft ein Seil, Leopold Hagerström darauf, was wollte man mehr! Es ließ sich leicht machen. Anschlagzettel waren im Nu gedruckt und ebenso schnell überall angeklebt. Auf den Abend oder vielmehr schon am Nachmittag, gegen Abend, wenn die Leute ohnehin aus ihren Häusern schlüpfen, um einen frischen Atemzug zu thun, kann die Vorstellung ins Werk gesetzt werden.

Alles gelang vortrefflich, was zu den Vorbereitungen gehörte. Die Polizei willfährig, die Druckerei bereit, sofort die Ankündigung zu drucken, ein Platz gefunden, wo viel Volks sich zusammenscharen konnte, keine Schwierigkeit um das Seil zu spannen, und zu alledem ein Wirt, der den Gaumen und die Kehle nach Wunsch befriedigte, — der Seiltänzer befand sich in der besten Laune.

Fräulein Isidore kannte die Schwachheit des Bruders, das schnell Erworbene ebenso schnell zum Fenster hinauszuwerfen. Sie war selbst etwas daran beteiligt, da ihr ein gutes Gericht für das halbe Leben galt und sie gern die Vornehme machte. Vor ihrem Bruder hatte Fräulein Isidore voraus, daß sie besser rechnen und das Verhältnis von Einnahme und Ausgabe nüchterner überblicken konnte.

„Die Frau — so nannte sie ihre Schwägerin kurzweg — muß sich inzwischen nicht auf die Bärenhaut legen, sondern ihre Schuldigkeit mit den Karten thun," wandte sie sich fürsorglich an ihren Bruder.

„So, meinst Du?" warf er leicht, mit einem spöttischen Beisatz hin. „Wolltest Du nicht auch Deine Stimme durch die Straßen hören lassen?"

Es schien, die Anwesenheit in Freiburg und nicht die gelungenen Vorbereitungen allein stimmten ihn weicher gegen seine Frau. Er war ihr schon beim Aussteigen behülflich gewesen. Möglich auch, daß ihr immer gleichmäßig sanftes Wesen, dessen Grund er nicht kannte, das ihn aber entwaffnete, ohne ihn zu verletzen, den Anstoß

zum Umſchwung ſeiner Stimmung gab. Er ließ es ſich angelegen ſein, ihr gute Biſſen vorzulegen, und redete wieder verſtändig mit ihr. Er nahm ſogar ihre Hand in ſeine.

Sie erinnerte ſich kaum, daß er je zu ihr ſo geweſen war, nachdem man die erſte Zeit in Saus und Braus hinter ſich hatte.

Ob auch das Verhältnis zu ihm eine glückliche Änderung erfahren ſollte?

Ihr Herz dehnte ſich in leiſer Hoffnung. — Aber die Kerkerthüren lagen vor der Zukunft, und ſie hatte gelobt, durch ſie in die Zukunft zu treten.

Doch vielleicht war ihr vergönnt, vorher mit ihrem Manne davon zu ſprechen. Sein Benehmen erwärmte ſie. Es war wie ein lauer Hauch über Eisfeldern. Und ſie war ſo dankbar für dieſen Schimmer von Liebe. Es kam ihr jetzt ſo ſchwer an, den Schritt der Selbſtanzeige zu thun, ohne ihn vorbereitet zu haben. Wenn er vielleicht mit ihr ein anderer würde! Sie hatte von ihm viel gelitten. Aber was hatte er denn von ihr gehabt? Da ſie an ihre Bruſt zu ſchlagen gelernt und Vergebung empfangen hatte, war ihr Herz unendlich mild und verſöhnlich geſtimmt.

Fräulein Iſidore ſetzte ſich in eine kampfbereite Poſitur. Sie war von ihrem Bruder ſo wenig Widerſpruch gewohnt, daß ihr alles darauf ankam, auch den Verſuch zu einem ſolchen gleich im Keim zu erſticken.

„Das mir?“ fragte ſie gereizt, „ſolchen hingeworfenen Brocken ſtatt einer Antwort, Undank ſtatt Dank? Das für all meine Aufopferung?“

„Du biſt wohl nicht ihr Mann, oder haſt Du ſie geheiratet?“

Fräulein Iſidore ſchlug ein nervöſes Lachen an.

„Du biſt ein geborener Schauſpieler,“ ſpottete ſie, „oder beſſer ein geborener Taſchenkünſtler, der immer neue Überraſchungen für das Publikum hat. Willſt Du auf einmal den zärtlichen Gatten ſpielen?“

Die Kartenſchlägerin verhielt ſich ſchweigend. Es war wirklich ein neuer Ton, den ihr Mann anſchlug, obwohl er in guten Stunden Anklänge davon gehabt hatte.

wenn auch noch so leise und flüchtige. In seinem bodenlosen Leichtsinn versank das Bessere bald. Er war ein Mensch ohne inneren Halt. Gute Regungen waren nicht ausgeschlossen. Was davon vorhanden war, sog Fräulein Isidore begierig auf.

Die Geschwister erhitzten sich förmlich gegeneinander.

„Ich habe bemerkt, daß Du in den letzten Tagen meine Frau, die sich alles geduldig gefallen ließ, über Gebühr von oben herab behandelt hast," sagte er. „Das soll nicht so fort gehen. Sie vor fremden Leuten zu erniedrigen! Es ist eine Beleidigung für mich selbst."

„Der Du sie noch vor einigen Tagen vor fremden Leuten geschlagen hast!" höhnte sie.

Er fuhr heftig auf. Ein Gefühl von Scham überkam ihn, da er seiner Schwester ihr Sündenregister vorhielt und sein eigenes hören mußte.

Fräulein Isidore war nicht im geringsten gewillt, den Kürzeren zu ziehen. Auch das Äußerste war ihr recht, um den Sieg zu behalten. Und so sagte sie flüsternd:

„Du Dich etwa rein waschen und vor mir, die Dich auf den Händen getragen hat? Denke an den Buben! Wo ist er geblieben? Du weißt es!"

Der Seiltänzer schnellte in die Höhe. Er ergriff ein Brotmesser und holte aus.

„Stoße zu und durchbohre das treueste Herz, das für Dich geschlagen hat!" rief sie mit Pathos.

„Schlange, die Du bist!" schrie er auf, indem er das Messer sinken ließ. „Ich glaube, wenn Du könntest, Du machtest mich in Deiner Liebe zum Mörder. Aber geh hin und sage, was Du weißt, beim Gericht, es wird Dir nichts nützen. Denn was aus dem Buben geworden ist, weißt Du so wenig wie alle die, die damals nach ihm gesucht haben. Weggelaufen ist er. Und Du willst mich beschuldigen?"

Er knirschte mit den Zähnen, so wütend war er.

Dann überhäufte er seine Schwester, die bei seinem Benehmen wie von Sinnen wurde, mit einer Flut von Vorwürfen und Scheltworten.

„Das ist dafür," schloß er, „daß Du mich und mein Weib, die ich ursprünglich geliebt habe, voneinander geschieden hast!"

„Ich Euch geschieden? Ih, Gott bewahre mich!“ schrie Fräulein Isidore zwischen Lachen und Weinen mit einer Stimme, welche zeigte, daß alles in ihr in einem fürchterlichen Aufruhr war, daß sie bis in die Wurzeln ihres Wesens erbebte vor dem ungewöhnlichen Tone, den ihr vergötterter Bruder gegen sie anzuschlagen wagte.

„Wenn Du dabei bleibst,“ rief sie, „so gehe ich noch heute von Dir! Ihr mögt dann ja sehen, wie Ihr miteinander fertig werdet.“

Der Stoß traf.

Zu sehr hatte sich der Seiltänzer an seine Schwester und ihre Dienste gewöhnt, als daß er sich ohne sie denken konnte. Traute er auch ihrer Kunst, sich mit der Macht des Gesanges die Taschen zu öffnen, nichts zu, so wußte er doch, daß seine Schwester lieber hungerte, ja verhungerte, statt eine Silbe von dem zurückzunehmen, was sie einmal ausgesprochen hatte. Sie hatte einen eisernen Willen. War das Tafeltuch zwischen ihnen zerschnitten, so brachte keine Macht der Welt mehr beide Teile zusammen.

Er lenkte also ein wenig ein, während Thränenstürze aus ihren Augen seinem Schelten vollends ein nasses Ende bereiteten.

Stillschweigend ließ man alles gut sein.

Der Seiltänzer entfernte sich schleunigst, um in der Stadt den ärgerlichen Eindruck loszuwerden.

Der Tag ging schnell genug herum bis gegen Abend, wo, wie bereits die ganze Stadt durch ungeheure rote Anschläge erfahren hatte, die Vorstellung auf dem Seile stattfinden sollte.

Die Kartenschlägerin zählte ihn trotzdem, was ihr in den folgenden bevorstand, zu den besten in ihrer langen Ehe. Fräulein Isidore ließ sie ungeschoren, — „die Frau“ existierte für sie nicht, was wenigstens den Vorteil hatte, daß dem armen Weibe der Ärger erspart wurde. Seinen Mann bekam es wenig zu sehen, wenn aber, so erschien er freundlicher als seit undenklich langer Zeit.

Daran knüpfte die Kartenschlägerin ihre Hoffnung, mit ihm vertraulich reden zu können. Es drängte sie von ganzem Herzen dazu. Sie wünschte ihn nicht durch einen plötzlichen Schritt zu betrüben und zu erschrecken. Er

sollte auch nicht fürchten müssen, von ihr als eigentlicher Urheber des scheußlichen Verbrechens angezeigt zu werden. Nicht mit einer Silbe wollte sie seiner Schuld gedenken, wenn er sie nicht selbst zur Sprache brachte. Vor ihm und vor dem Gericht dachte sie, von sich allein, von ihrer Schuld und ihrem Verbrechen zu reden. Sie sah nur das eigene.

Ob ihr wohl im Laufe des Tages oder noch abends spät einige ungestörte Minuten mit ihrem Manne geschenkt wurden? Sie hatte Eile, ihre Sache zu Ende zu bringen und die Kerkerpforten hinter sich zufallen zu hören. Wären sie es doch dreißig Jahre früher! Ihr Leben hätte einen anderen Lichtton erhalten statt Grau in Grau und, meistens ohne Licht, lauter Nacht.

Am Tage erreichte sie ihren Zweck nicht. Der Seiltänzer war fast immer auf den Beinen in der Stadt, um noch persönlich alles zu thun, sich eine große Zuschauermenge und eine entsprechende Einnahme zu sichern. Da seine Bemühungen den erwünschten Erfolg hatten, empfahl es sich, daß beide Frauen sich mit dem Sammelteller aufstellten, jede an einem andern Teil des Platzes. So fingen sie die Schaulustigen, unter denen stets genug waren von der Sorte, die sich ohne Kosten vergnügt, desto besser ab.

Die Kartenschlägerin war froh, durch diese Tage ohne Wahrsagen gekommen zu sein. Jetzt rief ihr Mann nach Salz, Dill und Kümmel. Denn er machte sich fertig, und das dreifache Schutzmittel durfte in seiner Tasche nicht fehlen. So lange er das Seil bestieg, trug er dasselbe stets bei sich.

Sie hatte wirklich nicht daran gedacht und eilte, es herbeizuschaffen.

Wie gerne hätte sie diese Minuten, wo man allein war, dazu verwendet, ihm alles mitzuteilen! Aber sie durfte ihn, bevor er das schwanke Seil betrat, nicht aufregen, und ohne Aufregung wäre es doch nicht abgegangen. Sein Blut mußte möglichst gleichmäßig, möglichst ruhig fließen. Er trank ein Glas Limonade nach seiner Gewohnheit.

„Macht Eure Sache gut!“ rief er den Frauen zu. „Volle Teller! Volle Taschen! A rivederci!“

Er liebte das italienische Lebewohl, wie er sich überhaupt allerlei Brocken zusammengelesen und zusammengehört hatte.

In einer Haltung wie ein König durchschritt er die Straße. In wenigen Minuten war er der Held des Augenblicks, aller Augen ruhten auf ihm, die Hände klatschten Beifall — Er war es gewöhnt, und dennoch, wie berauschend wirkte das Gefühl, bewundert und gefeiert zu werden!

Welcher Art beides war — das Bewundert- und das Gefeiertwerden — bedachte er natürlich nicht. Der Ruhm war nicht allzu groß.

Während er in einem Hause verschwand, um das Seil zu erreichen, nahmen die beiden Frauen an den entgegengesetzten Punkten des Platzes ihre Stellung, wo das Seil den Raum zwischen ihnen etwa in gleichem Abstand in der Luft durchschnitt.

Ein Trommler war gemietet worden, der den Platz und die Straßen auf und niederschritt und das Kalbsfell dröhnend bearbeitete. Er zog denn auch Scharen Neugieriger nach sich wie der Rattenfänger von Hameln mit seiner Pfeife. Jung und alt versammelten sich, die Fenster der Häuser waren ziemlich besetzt und nun erschien, vom Geschrei des Volkes begrüßt, der Seiltänzer in einer Bodenluke, um auf der schwankenden Brücke den Platz zu überschreiten.

Grüßend neigte er sich rechts und links. Sicher wie immer wandelte er auf dem Seile hin, das unter seinen Schritten leise erzitterte.

Fräulein Isidore vergaß den bösen Streit, den sie mit ihm gehabt, und blickte, während sie mit dem Teller die Runde machte, zu ihm wie zu ihrem Abgott auf. Was waren alle andern Kunstarten gegen die, die gleichsam nur eines Fadens bedurfte, um über den Raum erhaben zu sein! Der Blick auf den Künstler hatte etwas Erhebendes. Man schwebte gleichsam mit ihm da oben hin und verachtete mit hochfliegendem Geist die kleinen Dinge, um die sich der Pöbel bemüht und graue Haare wachsen läßt. Um ihren Bruder zu kennen, mußte man ihn auf dem Seile gesehen haben.

Daneben vergaß ſie auch nicht die praktiſche Seite, ſondern rief fleißig: „Meine Herrſchaften, ich bitte! Meine Herrſchaften!“

Auch die Kartenſchlägerin warf zuweilen einen Blick hinauf und ertappte ſich bei der Frage, wie es nur möglich geweſen ſei, daß ſie einen Mann, der ſein Leben ſo um nichts und wieder nichts in die Schanze ſchlug, genommen und ihm ſogar alles geopfert habe?

Dann mußte ſie ſich wieder eingeſtehen, daß dieſe Freiheit von jedem Grauen, dieſe Gewandtheit und Zuverſicht und Waghalſigkeit und Herausforderung jedes großen oder kleinlichen Bedenkens etwas übermächtig Wirkendes an ſich hatte. Wer das unternahm, ſchien die andern Menſchen um mehr als eines Kopfes Länge zu überragen. Ein wenig verſtand ſie Fräulein Iſidores Stolz auf den Bruder, ein wenig auch ſich ſelbſt als junge, unerfahrene Witwe und — noch beſſer als Frau mit dem Grauen in ihrer Bruſt; ein Wunder, daß ſie nicht zerſchellt, nicht wahnſinnig geworden, nachdem ſie ſich erſt an der Seite des Seiltänzers über alles hinweggeſetzt und hierauf einem Jammer und Elend verfallen war, der ſich mit einem gewöhnlichen menſchlichen Lebensbankerott kaum vergleichen ließ.

Sie überſchlug, immer weitergehend, das Geld auf dem Teller. Es war leider viel Kupfer darunter, ſehr viel. Hoffentlich hatte Fräulein Iſidore auch nicht lauter Silber, ſonſt ſtand es ſchlimm auf den Abend, wenn jede ihre Einnahme vorwies. Doch warum etwas fürchten? Getroſten Mutes ſetzte ſie das Sammeln fort.

„Bitte, meine Herrſchaften! Für den Künſtler, meine Herrſchaften! Bitte!“

Die Kartenſchlägerin that ſo emſig ihre Pflicht, als ſollten ſich die Kerkerthüren hinter ihr nicht ſchließen, ſondern öffnen. Wozu dieſes ermüdende, unaufhörliche Bitten, Laufen, Durchdrängen, da die Gewalt ihres Mannes und die Kränkungen Fräulein Iſidores nicht mehr weit reichten? Es war ihr ins Blut übergegangen, volle Taſchen vor ihrem gefürchteten Manne auszuſchütten, — und heut Abend dürfte ſie ihn am wenigſten enttäuſchen.

„Bitte, bitte, meine verehrten Herrschaften, bitte für den Künstler, meine — —"

Sie blickte wieder in die Höhe. Es flimmerte vor ihren Augen. Krampfhaft faßte sie den Teller mit beiden Händen.

Ein markerschütternder Schrei durchschnitt die Luft. Hunderte und Hunderte hallten ihn entsetzt zurück. Sie stoben auseinander, als hätte der Blitz in ihrer Mitte eingeschlagen. Das Haar sträubte sich vor Grausen.

Der Seiltänzer schwankte plötzlich, nachdem er den Schrei ausgestoßen. Das Seil bog sich und schnellte empor. Wie ein zu den Wolken steigender Vogel, den die Kugel des Schützen getroffen hat, sauste der Künstler aus der Luft herab.

Furchtbar schlug er unten auf, lag zerschellt am Boden in seinem Blut.

Fräulein Isidore war zuerst an seiner Seite. Vor Verzweifelung riß sie sich die Haare aus. Ihr entsetzliches Jammern schrillte wie das Geschrei einer Rasenden über den Platz.

Auch die Kartenschlägerin war schnell zur Stelle. Sie kniete, die Hände faltend, neben dem Verstümmelten, der sich anzustrengen schien, die Lippen zu bewegen. Mit dem letzten Kraftaufwande brachte er fast kreischend die Worte hervor: „Ich habe ihn gesehen!" Das Haupt sank zurück, die Hände streckten sich zuckend aus wie zur Abwehr eines Angreifers, der sich auf ihn werfen wollte, fielen, wie zurückprallend, herab und das Leben war entflohen.

In dem letzten Schrei, wie in der angstvollen Armbewegung des Seiltänzers lag etwas so auffallend Schreckhaftes und zugleich Erschreckendes, daß nicht allein die, welche thatkräftig zur Hülfe herbeigesprungen waren, sondern sogar auch Fräulein Isidore mit Entsetzen zurückprallte. Nur die Kartenschlägerin blieb vollkommen ruhig, nicht ein einziger Nerv zuckte ihr. Sie wußte, daß die entfliehende Seele ihres Mannes den Geist des Ermordeten gesehen hatte, eine Gewißheit, die für sie der Tod gewesen wäre, hätte nicht ihr Gewissen Freiheit von dem furchtbaren geheimen Banne gehabt. Eins nur schnitt ihr durch die Seele, daß sie nämlich versäumt hatte, ihrem Manne

die gleiche Wohlthat zu verſchaffen. Vielleicht wäre er bereit geweſen, aus freien Stücken auch ſeinerſeits zu bekennen und ſich löſen zu laſſen.

Das Weib beugte sich mit leisen Thränen über die Leiche, schloß ihr die Augen und drückte einen Kuß auf die starre Stirn.

Nun drängten sich hülfreiche Menschen heran, den Verunglückten, der tot in seinem Blute lag, aufzuheben.

Fräulein Isidore litt es nicht. Außer sich vor Schmerz warf sie sich über die Leiche ihres Bruders, rief ihn bei Namen, gab ihm die zärtlichsten Worte, doch aufzustehen und mit ihr zu kommen, versicherte, er habe ja recht in allem, was er zu ihr gesagt, er möge nur aufstehen und ihre Bitten vernehmen, nie, nie mehr werde sie ihm mit einem Wort in den Weg treten — —

Und als alles Flehen und Schreien umsonst war, überkam es sie übermächtig; der letzte Schrei, die letzte Bewegung traten so überwältigend schreckvoll vor ihre furchtbar erregte Seele, daß sie, alles um sich vergessend, wie von Sinnen kreischte: „Es ist doch wahr? Ihr habt ihn ermordet? O Gott! O Gott!"

Fräulein Isidore schlug sich die Fäuste vor die Stirn und bedeckte dann die Augen, aus denen unaufhörliche Thränenbäche flossen.

Sie ließ jetzt alles mit sich und der Leiche ihres Bruders geschehen.

Bei ihrem Aufschrei wichen die Nächststehenden voll Grausen zurück. Einige handfeste Männer aber gingen unverzagt ans Werk. Sie trugen den Toten auf alle Fälle in die Klinik, während die Kartenschlägerin Fräulein Isidore bei der Hand nahm und sie wie eine Nachtwandlerin mit sich in die Herberge zog.

Die beiden Frauen wären hülflos gewesen, wenn nicht einige barmherzige Menschen sich ihrer angenommen hätten. Ein paar trugen ihnen die Sammelteller unversehrt nach, andre erboten sich zu sonstigem Beistand.

Im wilden Manne brach Fräulein Isidore bewußtlos zusammen. Als man sie wieder zu sich gebracht hatte, jammerte sie in herzzerbrechender Weise vor sich hin. Plötzlich schlang sie unter einem heftigen Thränenstrom die Arme um das Weib ihres Bruders.

„Ich habe es an Dir verdient, daß mich das traf," schluchzte sie auf. „Mein Bruder war mein alles. Ich

konnte nicht ſehen, nicht leiden, daß ſeine Liebe geteilt war. Ich haßte Dich, — o Du gerechter Gott, welch ein Ende! Mein Bruder! Mein Bruder! Mein lieber, lieber Bruder!"

So armſelig der Quell des Geſanges aus Fräulein Iſidorens Kehle hervorſickerte, ſo machtvoll und leidenſchaftlich war ihre Liebe zu dem Bruder geweſen und ſo machte ſie ſich auch jetzt ungeſucht in wahrhaft herzbeweglichen Klagen Luft. Der Schmerz der Liebe verbreitete einen ungeahnten Schimmer von Schönheit über ihr gelbes Geſicht, er verlieh ihrem Weſen eine Weichheit und einen Adel, die ſelbſt die Kartenſchlägerin einigermaßen mit ihr ausſöhnten.

Tröſtend ſprach ſie auf die Schwägerin ein.

Es zeigte ſich nun, daß ſie ſich beſſer verſtanden, als nach dem, was vorausgegangen, zu erwarten war.

Die Kartenſchlägerin hatte in den letzten Tagen innerlich ſo viel Troſt erhalten, ſo viel Erfahrungen gemacht, daß ſie aus dieſem Schatze mitteilen konnte. Alte, längſtvergeſſene Erinnerungen waren in ihr erwacht und hatten ihr Sprüche, Liederverſe, bibliſche Geſchichten aufgefriſcht, aus denen es wie friſche Waſſerquellen rauſchte und ſie tränkte. Und damit verſorgte ſie nun auch Fräulein Iſidore, die ſo bemitleidenswert wie möglich war, der die letzte Liebe auf der Welt entriſſen worden —

Die letzte Liebe! —

Alſo ſie war wenigſtens bis eben noch reich geweſen, ſie hatte geliebt und war geliebt worden.

Aber die Kartenſchlägerin?

Dreißig und mehr Jahre hatten daran gearbeitet, ihr tropfenweis Pein und Galle in die Liebe zu gießen und ihr aus der Liebe eine Bitterkeit ohnegleichen zu bereiten.

Eine Bitterkeit ohnegleichen, und dazu eine Hölle im Gewiſſen, — eine Hölle auf Erden!

Wenn ſie ſich von ihrem Pfarrer hätte weiſen laſſen — —

Kam er denn etwa ſeines Vorteils wegen? Was hatte er von der ganzen Geſchichte? Nichts als Unbequemlichkeit und ſchnöden Undank dazu!

Wie klar jetzt alles vor der Kartenſchlägerin lag!

Sie staunte einmal über das andere, daß sie so unbegreiflich blind, toll und thöricht gewesen war. Zwar die Liebe ist die erste von allen Mächten; aber so ganz auf Sand zu bauen, so ganz absehen von allen Grundbedingungen eines wahren ehelichen Glücks, die Glut der Küsse als den einzigen, nennenswerten Beweis nehmen, daß das Glück gewährleistet, die Zukunft sichergestellt sei — Unbegreiflich abermals, und dennoch war es so! Und auf diesem Wege war das arme Weib um alles Glück, alle Liebe gekommen, statt sie zu gewinnen.

Und wenn sie nicht Sünde mit Sünde zu bedecken gesucht, wenn sie sich wenigstens von der schrecklichen inneren Angst den letzten, schwersten Fehltritt, die Blutschuld hätte verleiden lassen und so klar und stark gewesen wäre, Heinrich, den guten prächtigen Jungen, unter allen Umständen bei sich zu behalten und hätte sie ihn bitten müssen, sie nicht zu verlassen, — denn Heinrich hatte an ihr gehangen wie ein Sohn an seiner Mutter. O wie zärtlich konnte er zu ihr sein, wie liebreich seine Arme um ihren Nacken legen, wie vertrauungsvoll und hingebend zu ihr aufschauen!

Die Kartenschlägerin sah dies alles, da es zu spät war, es schien, als sollte auch der letzte trübende Schleier von ihrem Auge hinweggezogen werden, damit sie scharf und klar sähe bis ins Einzelne hinein und sich in ihrem damaligen Taumel, in ihrer Schuld und Sünde nackt und bloß schaute, sich selbst ganz verstände.

Welche Stütze ihres Alters hätte das arme Weib gehabt, wenn sie bei dem Knaben und er bei ihr geblieben wäre! Und das ganze Dorf, — sie war doch mehr und minder mit allen dort verwachsen gewesen und die andern mit ihr; da war die Liebe selbstverständlich, ob es auch eine unausgesprochene, sehr nüchterne, gewöhnliche und hausbackene Liebe war, die nichts an sich hatte von dem berauschenden Staub und Flimmer auf den Flügeln des Nachtfalters, den der Seiltänzer Glück und Liebe nannte.

Durch die tröstliche Zusprache, die die Kartenschlägerin an Fräulein Isidore richtete, zogen und woben sich solche Gedanken unruhig hin. Unwillkürlich gewannen

ihre Worte dabei an Wärme, an Vertraulichkeit, als ob sie zu sich selbst redete und sich über all den Liebesverlust, die Liebestäuschung tröstete. Ein wunderbares Spiel der Selbstverwechselung entstand zwischen beiden Frauen, um so mehr als Fräulein Isidore, durch ein solch unerwartetes Benehmen beschämt und vollends erweicht, sich in die Seele des armen Weibes, das seit Jahrzehnten um alle Liebe gebracht worden war, hineinlebte und aus den Tröstungen, die es ihr zuzusprechen bemüht war, die schmerzlichen Einbußen, die es selbst erlitten, herauslas.

Ein schwerer Kampf entspann sich darüber in Fräulein Isidorens Brust. Das Weib ihres Bruders war, wenn auch nur in verschwindenden Zeitpunkten, zwischen sie und ihren Bruder getreten und noch heute, heut an dem unseligsten aller Tage, die Veranlassung zu einem Streite mit dem Bruder geworden. —

Fräulein Isidorens Herz zog sich krampfhaft zusammen. Sie hatte der Schwägerin die Hand entgegengestreckt und ließ sie wieder herabsinken, bevor das arme Weib einschlagen konnte, wenn es wollte.

Die Kartenschlägerin bemerkte recht wohl, was in Fräulein Isidore vorging. Mit einigem Widerstreben hatte sie das Amt der Trösterin übernommen. Sie fühlte etwas wie einen eiskalten Strahl durch ihr Herz schießen und zog ihre Hand, die sie willig erhoben, auch schnell zurück. Ihre trostspendenden Lippen schlossen sich eilig. Betreten blickte sie vor sich nieder.

Fräulein Isidore hatte sich erhoben. Ihre Willenskraft siegte über die letzte Schwäche, die ihre Glieder gelähmt hatte. Händeringend, jammernd, schreiend und weinend lief sie im Zimmer hin und her. Der grausame Schlag, der sie getroffen, kehrte ihr mit ganzer Wucht in das Bewußtsein zurück.

Vor Schmerz und Verzweifelung zerpflückte sie das Taschentuch, das alt und verbraucht, wie es war, froh sein konnte, ein so tragisches Ende zu finden. Sie fragte nicht danach, ob der Stuhl, die Bank, auf die sie sich fallen ließ, naß oder trocken, staubig oder abgewischt war, Dinge, die ihr sonst niemals ohne Bedeutung gewesen waren, da ihr Stand das so mit sich brachte.

Dann trat sie mit einer plötzlichen Wendung zu der Kartenschlägerin.

„Eine Gewissensfrage! Soll sie eine ehrliche Antwort haben?"

Die Kartenschlägerin nickte.

„Eine Antwort ohne Umschweif, gerade heraus?"

„Ihr habt den Jungen über die Seite gebracht?"

„Ja!"

„Gott! Großer Gott!" jammerte Fräulein Isidore und rang die Hände.

„Also ermordet?"

„Ich habe es gethan."

„Er nicht? Gewiß nicht, bei Gott?"

„Ich ganz allein."

„Gott sei ewig Dank!"

Wieder schritt sie mit fieberhafter Unruhe im Zimmer auf und ab.

„Sie müssen uns den Leichnam, — müssen mir seinen Leichnam herausgeben," rief sie wie im Selbstgespräch.

„Weshalb aber der schreckliche Schrei: „Ich habe ihn gesehen!" wandte sie sich abermals an die Kartenschlägerin.

Diese starrte vor sich hin.

„Er hat seine Hand doch mit im Spiele gehabt!" rief Fräulein Isidore entsetzt.

„Nein, nein, seine Hand war unbefleckt," versicherte die Kartenschlägerin. „Und weshalb auch einer fremden Schuld nachspüren wollen, da er vor dem Richter steht? Von Herzen vergebe ich ihm alles, alles, so wie mein Gott mir vergeben hat. Mein ist die Schuld, ich kann sie freudig büßen, nachdem ein anderer für mich gebüßt und mich bei Gott zu Gnaden gebracht hat. Wer weiß, ob ich jemals auf einem anderen Wege die Seligkeit der Vergebung erfahren hätte? Noch heute gehe ich zum Richter und zeige ihm mein Verbrechen an."

Fräulein Isidore hatte mit starrer Aufmerksamkeit zugehört.

Als die Kartenschlägerin ausgeredet hatte, streckte ihr die Schwägerin auf einmal beide Hände hin.

„Ich verstehe Dich," schluchzte sie, völlig verändert in ihrem Benehmen. „Du bist besser, als er und ich waren. Gott lohn' es Dir!"

Sie sagte dies ohne jeden schauspielerischen Anflug, den sie sonst so gern annahm. Frei und natürlich kam es heraus, gerade so einfach, wie die Kartenschlägerin sich in dem Bekenntnis vor ihr demütigte.

„Aber was soll das?" fragte Fräulein Isidore, ans Fenster tretend.

Draußen ward es laut. Eine Menge Volks schien sich die Gasse heraufzuwälzen und kam vor dem wilden Mann zum Stillstand.

Verlegen trat der Wirt ins Zimmer. Er rieb sich die Hände und blickte hinter sich.

„Sind sie da?" rief es vom Flur, „beide?"

„Jawohl."

Ein paar Gerichtsbeamten erschienen in der Thür.

„Im Namen des Gesetzes! Im Namen des Großherzogs! Sie sind unsere Gefangenen! Folgen Sie uns!"

„Auch das noch!" schrie Fräulein Isidore verzweifelt auf.

„Ich glaube, Sie haben sich, nebenbei bemerkt, auf dem Platze selbst verraten," sagte der eine Beamte. „Und gleichviel, weigern Sie sich nicht, sonst brauchen wir Gewalt."

Die Kartenschlägerin hatte sich schon überliefert.

„Die Frau ist ganz unschuldig," sagte sie, auf Fräulein Isidore weisend.

Die Beamten zuckten die Achseln.

„Wir führen nur den Befehl aus. Beide sind verhaftet. Kein Aufschub! Geld und Sachen werden Ihnen sicher verwahrt werden. Marsch!"

Die neugierige Menge glotzte die Frauen an, wie ein paar Raubtiere. Sogar Fräulein Isidore war zufrieden, daß die Kerkerthüren sie wenigstens von dem lästigen Anstarren des Volkes befreiten. Mit Entrüstung mußten sie noch im letzten Augenblick vernehmen, wie einer zum andern sagte: „Gemordet haben sie; Gift oder einen auf den Kopf geschlagen. Na, wer fragt viel nach solchen? Ich wollte ihren Kopf nicht auf meinem Halse haben. Gnade ihnen Gott!"

VI.

Die Gerichtskommiſſion war am Orte des Verbrechens, der Burgruine im Walde, mit der Kartenſchlägerin, die die Ausführung des Verbrechens in allen Einzelheiten zu berichten hatte, erſchienen.

Es war ein ſehr trüber Tag. Die Wolken neigten ſich tief auf die Schwarzwaldberge nieder, und manchmal braute ein feiner Regen herab, ein Wetter, wie es für ein ſolch trauriges Geſchäft paßte.

Unterwegs hatte die Kartenſchlägerin ihr liebes altes Heimatdorf in der Nähe liegen ſehen, es wiedergeſehen zum erſtenmal ſeit einigen dreißig Jahren. Da war ihr eine Thräne um die andre von der Wange geronnen. Ihr ganzes Denken war ein Gebet, ſo heiß und innig, wie nur je ein Menſch beten kann, der vor ſeiner Sünde ſtillſteht und dem doch der grauenvolle Bann durch eine himmliſche Hand, die treuſte und gnadenreichſte, die es giebt, von der Seele genommen iſt. Der Schmerz über ſich ſelbſt verwandelte ſich in einen langen, beſeligten Aufblick zu dem, der die Sünden der Welt getragen hat als das Lamm Gottes, welches für uns zur Sünde gemacht iſt, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Der tiefſte Schmerz des armen Weibes war heute der, daß ſie ihn ſo ſpät gefunden, daß er ſie durch Dornen und Wüſten, Abgründe und Einöden führen mußte, bis ſie die Seligkeit ſeiner Liebe erfuhr, daß ſie ihn, ihn betrübt und von ſich geſtoßen hatte, als er in der Geſtalt ihres Pfarrers vor ihr ſtand und ſeine Arme ſchirmend über ihr ausbreiten wollte.

Zwiſchen zwei freundlichen Dörfern hindurch führte der Weg von Freiburg nach der Burgruine, deren oberſtes Gemäuer ſich ſchon von fern gegen die umgebenden Waldbäume abhob.

„Alſo hier?“ fragte der Richter.

Die Kartenſchlägerin wies auf die Stelle.

„Ich meine, genau an dieſem Punkt iſt es geweſen, mir iſt, als müßte ich meine Füße noch im Moos abgedrückt finden.“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 09441/038

Man ließ ein Seil, an dem ein Stein befestigt worden, in die Tiefe hinab.

„Ein Abgrund, wo man sich allerdings zu Tode fallen muß," sagte der Richter, als die Tiefe gemessen worden war.

Er gab Befehl, alles vorzubereiten, um hinabzusteigen.

Es waren Leitern mitgebracht worden. Man mußte sie sorgsam aneinander binden, um hinunterzukommen. Ein paar Bäumchen, die sich innen ans Gemäuer klammerten, hinderten das Hinablassen der Leitern. Endlich aber war es geschehen. Die Leitern standen fest.

Nicht ohne Grausen begab man sich in die Tiefe.

Der dunkelgraue Himmel machte den Abgrund noch finsterer, obwohl man Fackeln zur Hand hatte, mit denen vorsichtig geleuchtet wurde.

Einer nach dem andern stieg hinab.

Furchtbar klopfte jetzt das Herz des armen Weibes. Ihm schwindelte bei dem Gedanken, das Skelett sehen zu müssen. Würde die sündenvergebende Gnade, die ihr der Pfarrer in Dingerheim zugesprochen, ihre Macht bewähren? Alle Gedanken kreisten der Frau fieberhaft im Kopfe und das Blut wollte in den Adern stille stehen.

Die Kartenschlägerin war ihrer selbst kaum mehr mächtig. Es stürzte und wogte über sie wie brüllende Abgrundsgeister, die, hohnlachend über ihren Frieden, ihr das „Schuldig!" allein in die Seele schrieen und es dort wachzuheulen suchten.

Sie seufzte in unaussprechlicher Seelennot zu Gott. Alles wollte sie gerne hinnehmen, wenn er nur seine Gnade nicht zurückzog.

Unten wurde sie wieder ruhiger. Ein wunderbares Trostgefühl erfüllte ihr Herz. Mit gefalteten Händen erwartete sie gefaßt den Augenblick, wo das Gerippe des Knaben zum Vorschein kam.

Klar und unwandelbar fest stand es in ihrem Gewissen, daß sie versöhnt, daß nichts Verdammliches an ihr war. Der Friede Gottes war ihr versiegelt, obgleich die Schuld sie riesengroß, bergehoch, wie unüberwindlich anstarrte. Nur Gott in seiner Gnade war größer als sie.

Jeder Schritt breit wurde in der Tiefe mit den Fackeln beleuchtet. Geröll versperrte bald da, bald dort den Weg. Es war nichts Leichtes, sich hindurchzuwinden. Der Turm — denn ein solcher war der Raum gewesen — hatte eine ziemliche Ausdehnung. Schutt allerlei Art hatte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dort angehäuft. Irgend ein Vogel oder der Wind war zum Träger von Samen geworden. Einige spärliche Kräuter und verkrüppelte Baumstämmchen, vom Licht der Sonne kärglich bedacht, hatten sich unten angesetzt und fristeten ein kümmerliches Leben.

Man fand zunächst keine Spur von einem menschlichen Gerippe, ein Umstand, der keineswegs gegen das Vorhandensein eines solchen sprach. Jahrzehnte verändern viel. Sie bröckeln immer neue Steine vom Gemäuer ab, Erde fällt mit hinunter und staubt hinein. Es entstehen Erhöhungen, wo früher Tiefen waren, und was offen dalag, wird allmählich verdeckt.

Man hatte alle Fälle vorgesehen. So wurden denn die Hacken zur Hand genommen, um das Geröll zu entfernen und den Schoß der Erde aufzuwühlen, eine schauerliche Arbeit, wie der Fackelschein unstät den Raum durchflatterte und der schwarze Himmel Regenschauer niedersandte. Aus dem Walde vernahm man das Windgeheul, das die Bäume gleich fernem Meeresbrausen bewegte. Wie eine Brandung schlug es gegen die alten Mauerreste und zischte heulend in die Tiefe.

Kein Wort ward gesprochen. Das Einschlagen der Hacken in den Boden war das einzige Geräusch, das aber von dem Gebrause draußen fast übertönt wurde.

Die Kartenschlägerin lehnte mit gefalteten Händen an der Mauer unten und harrte ergeben auf den Erfolg der Arbeit.

Wenn es nur erst vorbei wäre!

Da hielt einer der Gerichtsbeamten in der Arbeit ein und heftete den Blick auf eine Öffnung in der Mauer gegenüber, die man bis jetzt unbeachtet gelassen hatte.

„Was haben Sie?“ fragte der Richter aufschauend und dem Blicke folgend.

„Ich meine, es hätte sich dort etwas bewegt.“

„Vielleicht ein Tier, eine Schlange, wer weiß denn.“

„Es war deutlicher — “

„Allmächtiger Gott!“ ſchrieen mehrere zugleich auf. Die Haare traten ihnen zu Berge. Sie waren wie zu Stein erſtarrt vor Entſetzen.

„Ein Menſch!“

Allerdings, ein Menſch ward in der Höhlung ſichtbar und wich, ebenfalls mit den Zeichen des Schreckens,

zurück. Doch er faßte sich eher als die andern und stand nun im vollen Licht der Fackeln da.

Dem Richter blieb das Wort in der Kehle stecken.

„Wer sind Sie?“ rief er endlich sich mühsam fassend.

„Heinrich Berchenrot heiße ich.“

„Um Gottes willen!“

„Warum erschrecken Sie vor mir, meine Herren? Ich glaubte, eher Grund dazu zu haben. Wer hier nach Schätzen sucht. — Aber Sie sehen nicht aus wie Schatzgräber, und die thun ihr Werk um Mitternacht, während wir Tag haben.“

„Herr Berchenrot,“ stotterte der Richter, „es gerade herauszusagen, ich glaube, nach Ihnen haben wir gesucht, wenigstens wäre es ein sonderbares Zusammentreffen, wenn derselbe Name — und hier, gleichsam unter der Erde — was führt Sie hierher?“

Die Kartenschlägerin war mit einem Schrei zusammengesunken. Sie lag auf den zitternden Knieen.

„Großer Gott!“ rief sie, „wäre es möglich, das Verbrechen, die Schuld wäre auch äußerlich von mir genommen? Gott! Mein Gott!“

„Jetzt verstehe ich alles,“ sagte Heinrich Berchenrot, „es ist die Annemarie, wie sie sie immer kurzweg nannten. Herr, mein Gott, Du bist sehr wunderbar. Alle Deine Wege sind eitel Güte und Gnade.“

Er trat zur Kartenschlägerin.

„Seid Ihr es wirklich? Seid Ihr die Annemarie?“

„Ja, ja, ich bin es!“

„Und ich bin derselbe, den Ihr hier hinuntergestoßen habt. Aber der Engel des Herrn trug mich in die grausame Tiefe, daß mir auch nicht ein Haar gekrümmt wurde. Seht dort den Holunderbusch, da hing ich zuerst und glitt dann sanft hinab. Nicht eine einzige Stelle that mir weh am ganzen Leibe. Und als ich erst unten war, nun, da war ich gewissermaßen bekannt. Ich wollte ja einen Schatz heben, um frei und unabhängig in der Welt dazustehen wie der, von dem ich gelesen hatte.“

„Aber wie in aller Welt seid Ihr aus diesem Abgrunde herausgekommen?“ unterbrach ihn der Richter.

„Das wollte ich eben erzählen."

„Da ich um keinen Preis mit dem Seiltänzer etwas zu schaffen haben wollte und wohl fühlte, daß, wie einmal die Sachen standen, ich meiner Pflegemutter mehr eine Last als eine Luft war, machte ich mich mit der Ruine, wo jedermann große Schätze verborgen glaubte, genau bekannt. Ich fand einen unterirdischen Gang auf, der in diesen Turm führte, und ruhte nicht, bis ich auf ihm hierher gelangt war. Da begann ich denn eben so heimlich, wie ich die ganze Angelegenheit betrieben, meine Schatzgräberei, zwar nicht um Mitternacht, weil ich mich fürchtete: aber im Vertrauen, daß Gott meine Gebete erhört habe, bei Tage, wo ich manche Stunde im Schweiß meines Angesichts grub, natürlich vergebens. Als ich aber hier hinabgestürzt wurde, fand ich, daß der Herr dennoch mein Gebet erhört hatte, was mir später, als ich heil ins Freie gelangt' und gleich aufs Geratewohl mit Gott in die Fremde gelaufen war, noch weiter erfuhr. Denn einen Schatz nahm ich schon mit, das war der Glaube an die wunderbare, allmächtige Vorsehung meines Gottes und Herrn. Später ging ich zu einem Bauern bei Marburg in Hessen in den Dienst. Er ließ mich im Worte Gottes weiter unterrichten, ich wurde eingesegnet und hatte es recht gut bei ihm, kam später in die Stadt, konnte aber nirgends den Wunsch los werden, dem Gott, der mich gerettet und den ich gleichsam von Angesicht geschaut, unmittelbar zu dienen."

„Auch das wurde mir von ihm gewährt. Ich ward —"

„Der Kolporteur, der in Dingerheim im grünen Baum vorsprach," rief die Kartenschlägerin, die ihm mit verzücktem Antlitz zugehört hatte.

„Ganz richtig. Aber woher wißt Ihr das?"

„Weil Ihr mir, als ich wie von aller Welt verlassen unter den vielen Menschen stand, Euern Platz anwieset und ich Euch am andern Morgen in der ganzen Stadt suchte."

„Erkanntet Ihr mich denn?"

„Wie hätte ich das können nach so langen Jahren! Ich befand mich in so tiefer Seelennot, daß ich hoffte, Ihr würdet ein Wort oder ein Buch für mich haben."

„Ich war sehr früh weiter gezogen. Was fingt Ihr denn nachher an, da Ihr mich nicht fandet?"

„Zum Herrn Pfarrer ging ich und deckte ihm meine ganze, grenzenlose Schuld auf."

„Das war gut. Und dann?"

„Er löste mich im Namen Christi und gebot mir, mich bei Gericht selbst anzuzeigen."

„Und das thatet Ihr?"

„Bevor ich es konnte, wurde ich in Freiburg festgenommen. Sonst hätte ich es um jeden Preis den nächsten Tag gethan."

„Der Seiltänzer verunglückte nämlich," fiel der Richter erklärend ein, „und —"

„Ja, ja, ich sah es mit meinen eigenen Augen," sagte Heinrich Bergenrot, „es war ganz schrecklich, und fast fürchte ich, wenigstens mit schuld daran gewesen zu sein."

„Ihr?" fragte der Richter gespannt. „Wie so?"

„Seltsam! Wie der Seiltänzer in der schwindelnden Höhe auf dem Seile ging, da erkannte ich ihn an den Umrissen und Grundzügen seines Gesichts und seiner Gestalt — denn nichts als die Umrisse sah ich in der Entfernung — auf einmal wieder als den Leopold Hagerström. In demselben Augenblick schien mich sein Blick zu treffen. Es mußte ihm geradeso ergangen sein in der Entfernung. Plötzlich sah ich, wie er zusammenzuckte, schwankte — und dann war es leider um ihn geschehen. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

„Aber wie kommt Ihr gerade jetzt hierher?" fragte der Richter.

„Das ist leicht gesagt. Es zog mich natürlich hierher. Ich wollte nicht aus der Gegend scheiden, ohne an dieser Stelle vor dem, dessen Namen Wunderbar ist und dessen Werke und Wege heilig sind, meine Kniee gebeugt zu haben. Ohne ihn lägen hier freilich meine Gebeine seit Jahrzehnten."

Er wandte sich an die Kartenschlägerin.

„Ich sehe, Eure Reue ist tief und wahr. Ihr habt Vergebung vom Herrn empfangen. Auch ich vergebe Euch von ganzem Herzen. Menschen gedachten es böse zu machen, aber der Herr hat es gut gemacht. Es war

sein Weg, den wir beide gehen mußten, Ihr und ich. Deshalb wollen wir den Herrn loben unser Lebenlang."

Er reichte ihr die Hand, die sie mit Inbrunst küßte und vor Freuden nicht loslassen wollte.

„Seid Ihr denn noch eine Kartenschlägerin und Wahrsagerin?" fragte er, als sie miteinander durch den Wald schritten gen Freiburg.

„Gott wolle mich davor bewahren!" rief sie entschieden. „Daraus ist all mein Elend, Ring an Ring, eine ganze Kette entsprungen. Nein, lieber im Schweiße meines Angesichts Tag und Nacht schaffen mit meinen Händen als das!"

„So ist's gut und recht gedacht. Aber was habt Ihr vor? Was ich thun kann, wird geschehen, um Euch, da Eure Schuld äußerlich zum Teil hinfällig geworden ist, eine baldige Entlassung aus der Haft zu erwirken. Was denkt Ihr dann zu beginnen?"

„Gott weiß es! Er wird mir die Wege zeigen, die ich gehen soll."

„Kommt mit mir."

„Mit Euch? Wohin?"

„Ich habe eine stille Wohnung in Mannheim. Da hätt' ich schon längst gerne jemand hineingehabt, es hat sich aber nicht so machen wollen, — vielleicht damit für Euch Platz bliebe. Es ist doch etwas andres, wenn man nach Hause kommt, und ein herzinniger Gruß klingt einem entgegen. Da hat man erst ein Heim."

Ihr liefen wieder die Thränen vom Gesicht.

„Es ist zu viel," sagte sie zaghaft leise.

„Ihr seid meiner seligen Mutter Schwester," entgegnete er freundlich. „Wenn sie vom Himmel auf Euch niederschauen kann, hat sie jetzt ihre herzliche Freude an Euch. Mir ist, als spräche sie zu mir, indem sie auf Euch wiese: „Sohn, das ist Deine Mutter!"

Mit bewegtem Herzen schritt sie neben ihm. Ihr war zu Mut wie Petro bei dem reichen Fischzuge: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch."

Er blieb stehen und sah ihr liebreich ins Auge.

„Ihr habt mir jahrelang Gutes gethan wie eine Mutter, darf ich es nicht ein wenig abtragen?"

Und als sie aufschluchzte, sagte er:

„Hat uns nicht der Herr heute selbst zusammengeführt? Ist es nicht auch sein Werk?"

Sie war überwunden.

„Ich gehe mit," sagte sie leise, „mit tausend Freuden, obgleich ich es nicht verdiene."

Und sie ging mit ihm, die Kartenschlägerin vom Markt in Dingerheim, nachdem ihr die Pforte des Kerkers aufgethan worden. Da schrieben Heinrich und sie an den Pfarrer in Dingerheim und erzählten ihm, wie wunderbar alles gekommen war.

Fräulein Isidore hatte für ihres Bruders alte Tage wohlweislich Geld gespart, wo und wie sie nur konnte. Es reichte für sie, um ihr einen bescheidenen Lebensabend zu bereiten. Auf einem Dörfchen bei Mannheim mietete sie sich ein, um von den geringen Ersparnissen leben zu können und ihrer Schwägerin nahe zu bleiben, mit der sie jetzt durch das Band der Liebe verbunden war.

Die Kartenschlägerin von ehemals waltete mit einer wahrhaft erirdischenden Ruhe und Heiterkeit in dem Haushalt, den sich der Kolporteur als ein lauschiges Plätzchen in der bunten wirren Welt eingerichtet hatte. Da war alles Sauberkeit und Ordnung, der Wiederschein von dem Himmelslicht, das in den Herzen glänzte. An irdischen Schätzen fehlte es; aber den Schatz, der das Leben schmückt und die Seele beglückt, besaßen beide dort im freundlichen Stübchen.

Wie Mutter und Sohn lebten sie zusammen. Die alte Zärtlichkeit zu einander war wieder erwacht. Es war wieder wie in den alten Zeiten vor dreißig und mehr Jahren, nur noch viel schöner, viel freudenreicher und friedevoller. Zu schön fast, wie die Kartenschlägerin manchmal gleich einer Träumenden sprach. Die Karten hätte sie nicht mehr angerührt, um keinen Preis. Sie hatte leider sich und andre damit betrogen. Aber daß sie eine Kartenschlägerin, ein unglückseliges Weib, das sein eigenes Herzensglück tot schlug, gewesen war, vergaß sie niemals. Es demütigte sie und half ihr, Gegenwart und Zukunft dankbar in Gottes Hände zu legen.

Und in Gottes Händen ruht sich's einzig gut in Zeit und Ewigkeit.

4. Rätsel.

Nimm sechs der Zeichen aus dem Alphabet
Und laß sie in verschied'ner Reihenfolge aufmarschieren,
So werden, wenn's auch gerade leicht nicht geht,
Gar viele ganz verschied'ne Dinge sich dir präsentieren.
1. 2. 3. 4. 4. 5 und 6 zeigt an
Ein Spielzeug, d'ran die Kinder auf der Gasse sich ergötzen,
Das aber zur Verzweiflung bringen kann
'nen jeden, der zu ernster Arbeit sich möcht' niedersetzen.
1. 2. 5. 4. 4. 5 und 6 wird dir
Das Zerrbild eines edlen Tieres vor die Augen malen,
Wogegen 4. 5. 6. 2. 5 'ne Zier
Dir nennet, womit hochgestellte Damen gerne prahlen.
In 1. 5. 2. 2. 5. 6 mag
Die trock'ne durst'ge Kehle sich am kühlen Trunk erlaben,
Nur mußt du, soll kein Schaden kommen nach
Die 1. 3. 4. 4. 5 zum Schutze dort stets bei dir haben.
Und dennoch kann dir dort im Handumdrehn
Ein böser 6. 3. 4. 4. 5 und 2 zu Häupten steigen,
Daß du im 4. 3. 6. 1 mußt ergehn
Dich erst, wenn du dich willst mit Ehren wieder draußen zeigen,
Und ehe du nicht 1. 2. 3. 6 bist,
Bleib' still, sonst wird die 1. 6. 3. 2. 2. 5 dich erfassen
Des Feindes, dem es eine Freude ist,
Als leichtgesinnten 1. 5. 6 und 2 dich sehn zu lassen.

Ist aber ein 6. 3. 4. 4. 5 dein,
So laß dir den von deinem 1. 3. 6. 2 eilig bringen,
Dann wirst du bald in einem Zustand sein,
Darin du wieder froh und heiter lachen kannst und singen.

5. Altes Gold.

„Durch Hadern verliert jedermann außer dem Papiermacher und Advokaten" sagt eins unserer guten deutschen Sprichwörter.

Aber es kann freilich nur derjenige verstehen, was damit gemeint ist, der da weiß, daß das Wort „Hadern" nicht bloß als Zeitwort gebraucht wird und dann soviel bedeutet wie „Streiten, Zanken", sondern daß es hier und da im Deutschen Reiche auch als wirkliches Hauptwort im Gebrauche ist und daß „die Hadern" soviel sind wie „die Lumpen".

In diesem letzteren Sinne nimmt das Sprichwort das Wort „Hadern", wenn es sagt, daß der Papiermacher durch Hadern nichts verliere. Denn der stellt ja bekanntlich sein Papier aus zerstampften Lumpen her, wenn er

nämlich gutes, haltbares Papier liefern will und nicht das elende Zeug, welches einem unter den Fingern zerreißt und für kein Schriftstück zu brauchen ist, das länger als von elf Uhr bis Mittag halten soll, und bei welchem Holz, Stroh und, wer weiß, was sonst noch, den Grundstoff bilden. Da ist's denn leicht zu verstehen, daß der Papiermacher durch Hadern nichts verliert, sondern im Gegenteile daraus seinen guten Profit zieht. Er muß zwar freilich, wenn er bei den Lumpen bleibt und sich nicht mit dem Pfuschpapier aus Holz und Stroh abgeben will, mit den Anfertigern dieses Pfuschpapiers eine Zeit lang in Wettkampf treten. Aber wem es um gutes Papier zu thun ist und wer einmal mit schlechtem Holz- und Strohpapier gründlich hineingefallen ist, der wird gerne zu ihm zurückkehren und ihm seine Kundschaft wieder zuwenden, wenn er auch den höheren Preis zahlen muß, den echtes Lumpen-Papier hat, weil dessen Herstellung weit kostbarer ist als die des Holz- und Strohpapiers.

Die Herrn Papiermacher brauchen sich also über das Sprichwort keineswegs zu ärgern, wenn sie es auch auf ihrem eigenen Fabrikat gedruckt sehen, als ob ihnen dasselbe etwas am Zeuge flicken und sie als streitsüchtige, zänkische Menschen hinstellen wollte, die vom Zanken und Streiten Gewinn zögen; nein, sie dürfen es sich ruhig gefallen lassen. Und wenn sie nur gewissenhaft dabei bleiben, ihr Papier aus wirklichen „Hadern" d. h. Lumpen anzufertigen, so wird ihnen jedermann den ehrlichen Gewinn gönnen, den sie dabei machen.

Mit den Herrn Advokaten ist es jedoch ein anderes Ding. Die kriegen zwar auch oft genug mit Lumpen zu thun, aber das sind Lumpen, die auf zwei Beinen umherlaufen und die entweder die Herrn Advokaten aufsuchen, um sich von ihnen genau über die bestehenden Gesetze unterrichten zu lassen und dann nachher selbst zu kalkulieren, wie sie ungestraft die Lumpereien, welche sie im Sinne haben, ausführen könnten oder doch höchstens mit dem Ärmel das Zuchthaus streifen möchten, oder aber die sie aufsuchen, weil sie mit ihren schon verübten Lumpereien in die Patsche geraten sind und nun durch Advokatenkünste wieder herausgeholfen haben möchten.

Aber wenn das Sprichwort da oben sagt, daß die Advokaten durch „Hadern" nichts verlören, so meint es bei ihnen das Hadern in dem Sinne von Zanken und Streiten. Und das weiß ja jedermann, daß von diesem Hadern die Advokaten nicht nur nichts verlieren, sondern im Gegenteile davon leben, und, wenn es ihnen glückt, reiche Leute davon werden. Denn wenn die Leute nicht miteinander haderten, d. h. stritten und zankten, dann gäbe es keine Prozesse und wenn es keine Prozesse gäbe, so säßen die Advokaten statt in der Wolle — in der Tinte.

Selbiges Hadern nun, durch welches die Advokaten reich werden, meint auch unser Sprichwort, wenn es behauptet, daß dadurch jedermann verliere.

Und welch eine tiefernste, beherzigenswerte Wahrheit spricht es damit aus, die es wohl wert ist, als gutes, altes Gold gepriesen zu werden!

Oder ist's etwa nicht so? Wenn zweie nur im Herzen miteinander hadern und einander grollen, verlieren sie dann nicht alle beide? Verlieren sie nicht vor allem den Frieden und die innere Ruhe, die nur da gedeihen können, wo die rechte Liebe wohnt, die auch dem Bruder, der gefehlt hat, vergiebt und statt ihm wegen seines Unrechtes zu zürnen und sich ärgerlich und mißmutig von ihm abzuwenden, ihm wieder zurechtzuhelfen sucht mit sanftmütigem Geiste, und die deshalb, weil sie vergeben hat und vergiebt, getrost bei Gott dem Herrn für sich selbst die Vergebung suchen darf, deren Gewißheit allein zum wahren Frieden, zur ungetrübten Seelenruhe hilft?

Verlieren sie weiter durch das Hadern und Grollen nicht auch die liebliche brüderliche Gemeinschaft, darin sie vielleicht vorher, ehe der Hader einzog in die Herzen, mit einander gestanden hatten und sich gute Freunde, getreue Nachbarn und allezeit dienstwillige Helfer gewesen waren? Wo der Hader die Herzen entzweit hat, wer mag da mit den andern verkehren, wenn er kein Heuchler ist und die zweifelhafte Kunst versteht, desto liebreichere Worte zu reden, je mehr das Herz das Gegenteil denkt und fühlt? Wer mag da den andern um etwas bitten, oder auch einen angebotenen Dienst von ihm annehmen?

Wenn aber der Hader im Herzen auch den Weg über die Lippen findet; wenn es zwischen den Hadernden zu giftigen Redensarten, zum Schimpfen und Schelten kommt: wie groß ist dann für beide der Verlust! Nicht nur, daß ja jeder rechte Christmensch wenigstens sich ein Gewissen daraus machen muß, wenn er sich durch den Zorn zu bösen Worten hat hinreißen lassen, weil er damit gegen das Vorbild seines Herrn und Heilandes gehandelt hat, nein, wie vergrößern und vertiefen auch solche böse Worte den Riß zwischen den Herzen und machen die Versöhnung zwischen den Hadernden, die sonst am Ende ein Leichtes gewesen wäre und sich möglicherweise ganz von selbst gemacht haben würde, mehr und mehr zu einem Dinge der Unmöglichkeit! Denn solche giftige Haderworte die heften sich ja wie mit Nägeln und Schrauben ins Gedächtnis und vergessen sich nicht, wenn man sie auch möchte vergessen können. Man vergißt nur das, daß sie der andere vielleicht nur in selbstvergessenem Zorne hingeworfen hatte, zu dem man ihn wohl selber gereizt, und sie nicht halb so böse gemeint hatte, als sie lauteten.

Und nun gar das Hadern, welches das Sprichwort wohl hauptsächlich im Sinne hat, wenn es sogleich mit dem Advokaten ankommt, das Hadern vor Gericht, das leidige Prozessieren! Ist's nicht dabei erst recht wahr, daß jedermann außer dem Advokaten dadurch verliert?

Denn wenn du auch deinen Prozeß gewinnst, wieviel gute Zeit hast du doch zunächst mit deinem Laufen zum Gericht und zu dem Advokaten verloren, zumal wenn du sowohl wie dein Gegner harte Köpfe habt, die sich beim ersten Richterspruche nicht meinen zufrieden geben zu dürfen, wenn er ihnen ungünstig war, sondern es erst noch einmal mit dem Appellieren probieren!

Und wieviel gutes Geld hast du noch obendrein ausgeben müssen, nicht nur für all die Schöpplein, die du trinken mußtest, so oft es vor Gericht ging und mit denen ja, wie ein anderes Sprichwort sagt, ein rechter Prozeß begossen werden muß, wenn er geraten soll, sondern auch für den Advokaten, den du brauchtest! Denn wenn wir auch gar nicht an das böse Sprüchlein denken wollen, das da sagt: „Ein Advokat und ein Wagenrad wollen

geschmiert sein" (du verstehst das doch?), so weiß doch jedermann, daß die Advokaten vom Führen der Prozesse leben wollen und müssen und daß sie es in der Regel ganz meisterlich verstehen, ihre Rechnungen nicht zu klein ausfallen zu lassen, besonders wenn der Prozeß von ihnen glücklich gewonnen worden ist, und sie auf die Herzensfreude des Gewinners meinen spekulieren zu dürfen.

Verlierst du aber deinen Prozeß, wie wirst du dich dann hinter die Ohren kratzen, wenn es nun ans Bezahlen der Gerichtskosten geht, und du gewahr wirst, wie dich der Thaler, um den du prozessiert hattest, nun das Zehn- ja das Zwanzigfache kostet!

Item, merke dir's, was ein anderes Sprichwort sagt, welches das Wort „Hadern" in dem nämlichen Doppelsinne braucht wie das unsrige: „Mit Hadern gewinnt man nichts als Hadern d. h. Lumpen." Wie mancher hat sich schon durch sein unaufhörliches Prozessieren an den Bettelstab gebracht und sich und seine Familie ins Elend gestürzt, weil er dem Grundsatze huldigte: „Um einen Kreuzer Recht muß man einen Gaul tot jagen"!

Und weißt du, was du bei dem Hadern und Prozessieren noch mehr verlierst außer Zeit und Geld? — Deinen guten Namen, die Achtung und das Vertrauen deiner Mitmenschen. Denn wer mag mit einem Prozesser etwas zu schaffen haben, von dem man riskiert, wegen jedes unbedachten Wortes vor Gericht gezogen zu werden? Mir ist solch ein alter Prozesser bekannt, der zwar durch sein Prozessieren nicht gerade äußerlich ein Lump geworden, sondern ein reicher Mann geblieben ist, der aber trotz seines Reichtums für seine Söhne keine Frauen, für seine Töchter keine Männer finden kann. Und das will in heutiger Zeit, wo das Geld in der Regel alle Schäden und Gebrechen zudeckt, wahrlich etwas heißen!

Und weißt du endlich, wo du am meisten verlierst, wenn du solch ein abscheulicher Hadersack bist? — Bei deinem Gotte und Heilande, die ja wollen, daß Friede und Eintracht die Herzen verbinde und nicht Hader und Streit sie auseinanderreiße! Denke drum nur beizeiten daran, wie es dir vor dem letzten Gerichte ergehen wird, dem ja niemand entgehen kann, wenn der gerechte Richter,

dessen Gnade du verscherzt hast und vor dem dein ganzes Leben bloß und aufgedeckt da liegt, Lust hat mit dir zu hadern!

Wirst du ihm dann auf tausend eins antworten können? (Hiob 9, 3.)

6. Anekdote.

In der Badestadt B. fuhr eines Tages an einem der ersten Gasthöfe eine stattliche Dame vor, welche sowohl durch ihre Kleidung und ganze Haltung, wie durch den ansehnlichen Umfang ihres Reisekoffers dem dienstfertig herbeieilenden Oberkellner den Eindruck machte, als sei sie etwas besonders Vornehmes.

Wie sah er sich aber enttäuscht, als er ihr abends das Fremdenbuch vorlegte und wahrnahm, mit welcher Mühe und in was für kaum leserlichen Krahfüßen folgende Einzeichnung entstand:

Name: Auguste Schulze
Wohnort: Berlin
Stand: Gendarmen-Markt!

Es war eine Berliner Hökerin, die den auf dem Gendarmen-Markt erworbenen Reichtum, vielleicht auch ihre eigene werte Person auf noble Weise durch eine Badereise an den Mann bringen wollte.

7. Noch eine.

Als ein Zeichen der Zeit, aber freilich nicht als ein erfreuliches, kann folgendes vor kurzem in einer Elementarschule vorgekommenes Stücklein dienen:

Der Schulinspektor, welcher die Prüfung abhält, läßt die noch nicht lange in die Schule aufgenommenen Kleinen zählen.

Frisch fängt ein Büblein an: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht —"

„Fahr' du weiter fort!" ergeht das Gebot an den Nachbarn.

Und was kommt heraus?

„Neun, Zehn, Bub', Dam', König, Aß!"

Wo hatte das Kind das gelernt? — In der Schule gewiß nicht.

---

8. Durchs Wasser gelöscht.

Erzählung von C. W. Müller.

I.

Es war Kirchweihe in Eisenberg. Wer auf dem Lande bekannt ist, weiß, was das heißen will. Man kann's nicht besser ausdrücken, als durch die Antwort jenes Schulkindes, das nach dem höchsten Festtag im Jahre gefragt zur Antwort gab: „Die Kirmeß". Ist's ja doch der Tag, für den der Landmann sich das ganze Jahr hindurch schindet und plagt, an dem er einmal alle Plage vergessen und genießen will, ohne zu fragen, ob's viel oder wenig kostet. Und in Eisenberg wußte man die „Kirmeß" zu feiern. Sind auch im allgemeinen die Sitten dort noch recht einfache und die Menschen ziemlich anspruchslos — der „Kirmeß" aber mußte ihr volles Recht widerfahren. Und man konnte ja auch an dem Tage etwas draufgehen lassen, denn bares Geld war nicht rar.

Zwar gehört die Gegend, in der das Dorf liegt, durchaus nicht zu den geeignetsten unseres Vaterlandes. Enge Thäler mit saftigen Wiesengründen, die Äcker aber meist an den Bergeshängen, in Viehweide und Heide verlaufend, daran sich der Wald schließt, das ist so ihr Charakter. Und von den Erzeugnissen des Bodens würde der größte Teil der Bevölkerung nur ein kärgliches Dasein fristen können. Aber Eisenberg hat noch eine Erwerbsquelle, die ihm viele Bodenvorteile aufwiegt, das ist, wie

sein Name schon andeutet, der Bergbau. Eine halbe Stunde vom Dorf beginnt ein großer Grubendistrikt, „die eiserne Hand" genannt, auf dem Tausende von Bergleuten jahraus jahrein ihre dauernde Beschäftigung finden. Früher, das ist aber schon gar lange her, zur Zeit der oranischen Grafen und Fürsten, da standen in Eisenberg auch die herrschaftlichen Eisenhütten und das Dorf selbst hatte in dem kleinen Fürstentum keine geringe Bedeutung. Denn es war der Mittelpunkt des Amtes Zwingenfels, so genannt nach der festen Burg, welche die oranischen Grafen zum Schutze ihres Eigentums und ihrer Unterthanen gegen die mächtigen Raubritter von Dernbach auf steilem Bergkegel, nicht weit von Eisenberg, erbaut hatten. Doch die Burg ist verfallen, die Eisenhütten im Thale sind verschwunden und man weiß selbst im Dorf ihre Stätte nicht mehr, und nun liegt das Thal oder der „Eisenberger Grund", wie man ihn heißt, fern ab vom Weltgetriebe. Aber die Eisenberge hat die Neuzeit, die alles so gern nach einem Centrum zusammenzieht, nicht wegnehmen können und hat sie müssen stehen lassen als eine Quelle des Segens für dies abgelegene Thal.

Wer darum arbeiten will in Eisenberg, der braucht nicht zu darben. Strebsam und fleißig ist aber die Bevölkerung im allgemeinen. Und die Grubenarbeit läßt den Männern immer noch so viel Zeit, den Frauen und Mädchen bei der Bestellung des Ackers zu helfen. Denn um zwei Uhr nachmittags ist die achtstündige Schicht verfahren. So herrscht doch trotz der mittleren Ertragefähigkeit des Bodens eine gewisse Wohlhabenheit im ganzen Dorfe. Auch die Schwindeljahre in der Eisenindustrie haben hier so keine tiefen Spuren hinterlassen. Hat sich auch unter dem jüngeren Volke ein verstärkter Hang nach Vergnügungen bemerklich gemacht, so ist doch die Einfachheit der Sitten nicht wesentlich verändert worden. Weil die Leute ebensosehr Bauern wie Bergleute sind und auf ihrem eigenen Grund und Boden sitzen, halten sie auch etwas darauf, ihre Eigenart zu bewahren.

Zu dieser Eigenart gehört aber auch eine gründliche Feier der Kirchweihe, deren Ausschreitungen man darum

auch sehr milde beurteilt. Da mag's auch oft etwas toll hergehen, „es ist einmal Kirmeß", das deckt vieles zu.

Heute war nun noch alles in Ordnung verlaufen. Den Nachmittag um ein Uhr hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt und mit seinem Umgang durchs Dorf das Fest eingeleitet. Dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Bürgermeister waren die bräuchlichen Ständchen und Brezeln gebracht worden, und dann war man auf den Tanzboden gezogen und gab sich gleich an die Arbeit. Und eine saure Arbeit war's, das Tanzen in dem zwar großen, aber niedrigen Saale, und trotz des frischen Oktobertages floß der Schweiß in Strömen.

Unten in dem großen Wirtszimmer aber saßen die Alten und hielten weisen Rat, die langen Pfeifen im Munde und fleißig die Bier- und Weingläser zur Hand nehmend. Dabei stockte das Gespräch nicht, und von weitem hörte sich's an, wie das Summen eines großen Bienenschwarms.

An einem Tische war's besonders lebhaft; kein Wunder auch, denn hier wurde politisiert. Die Landtagswahlen standen vor der Thüre und man stritt eifrig darüber, ob man einen Konservativen oder einen Liberalen wählen solle.

„Die Konservativen sind für den Eisenzoll gewesen, darum müßte der Bergmann für sie stimmen," meinte einer.

„Unser Obersteiger sagt," entgegnete ein anderer, „das ginge den Landtag nichts an, und darum sollten wir liberal wählen; denn wenn die Konservativen in allem obenauf kämen, dann setzten sie einem noch gar für das Essen und Trinken einen Vormund."

„Der Lips hat recht," bemerkte ein dritter, „mit der einen Hand geben sie und mit der andern nehmen sie. Die sagen immer „Ja" zu allem, was sich der Bismarck ausdenkt, wenn er in seinen langen Sommerferien in Varzin ist. Da hat er Langeweile und kommt dann auf allerlei Gedanken, und wie man hört, will er nun den Tabak und das Bier und wer weiß, was alles, noch höher besteuern. Wo soll das noch hinaus?"

„Er hat uns aber durch den Eisenzoll auch höheren

Lohn verschafft," warf der erste wieder hin, „und wie sind durch den Zoll auf fremdes Fleisch die Viehpreise gestiegen! das ist doch auch etwas wert. Darum mein' ich, sollten grad' wir Bauern und Bergleute ihn bei den Wahlen unterstützen."

„Ja, das lautet alles ganz schön," meinte ein anderer, „aber wir geringen Leute haben doch wenig Nutzen davon. Das bißchen Erhöhung beim Lohn und bei den Viehpreisen macht uns nicht viel aus, wo durch die indirekten Steuern alles teurer wird. Die Regierung will immer mehr Geld haben, und da liegt's doch auf der Hand, daß unser einer es am besten mit der Partei hält, die das der Regierung verweigert."

„Das sag' ich auch," rief Lips, „hat sich's denn bei uns gebessert, trotzdem daß jetzt mehr Geld verdient wird, als früher? Man kann's ja kaum mehr aufbringen, was das Leben kostet."

„Ho, ho, Lips," rief der Bismarckverehrer, „jetzt ist dir der Schimmel durchgegangen. Was ist denn der Hauptgrund, daß es heutzutage immer so schlecht reichen will trotz größerem Verdienst? die heutige Welt braucht zu viel, und besonders das junge Volk will das, was es verdient, auch verjubeln. Da liegt der Has im Pfeffer."

„So ist's," stimmte ein anderer bei, der bisher schweigend dagesessen hatte, ein stämmiger Mann mit ausgeprägtem, etwas hartem Gesicht. „Wer nicht voran kommt, der ist selbst schuld daran, er soll seine Jungen besser in Zucht halten."

„Herbstevetter," sagte Lips bedächtig, „was der Mensch nicht versteht, darüber soll er auch nichts schwätzen. Du hast nur zwei Mädchen und darum keinen Verstand von Jungen, und beim Hanjörg, mit dem Du in ein Horn bläsest, ist's ähnlich. Denn seine Jungen sind noch gering, und so lang sie noch nicht konfirmiert sind, kann man sie leicht mantenieren*)." „Ja, es hat was an sich heutzutage mit dem jungen Volk," stimmten nun auch die andern bei.

„Wenn's mit so einer Kirmeß noch gethan wäre,"

*) maintenieren, in Zucht halten.

meinte einer, „aber Sonntag für Sonntag ins Wirtshaus bis nachts elf Uhr — es wird bald zu arg.“

„Ach, mit den Kirmessen wird's auch bald überspannt,“ setzte ein zweiter kopfschüttelnd hinzu. „Wie ich ein Jung' war, gab mir mein Vater zwei Thaler, und da hab' ich die ganze Kirmeß mitgehalten. Aber jetzt? Zehn Thaler ist das geringste.“

„Damit ist meiner nicht herumgekommen voriges Jahr,“ rief ein dritter.

„Und wenn man erst ein paar hat — da pfeift's doppelt,“ ein vierter.

„Du kannst Dir gratulieren, Hannes,“ rief ein anderer dem Herbstevetter zu, „Du weißt nicht, was Jungensorgen sind.“

Der Angeredete wischte sich über den Mund und lächelte behaglich:

„Ich bin nicht bös drüber; ich sollt' aber meinen, wenn ich Jungen hätte, ich würd' ihrer schon Meister werden und ließ' sie mir nicht über den Kopf wachsen, wie's heutzutag' Sitte ist.“

„Will der dick thun,“ brummte Lips, der den Stich nicht ohne Grund auf sich bezog, „und läßt sich anderer Leut' Jungen über den Kopf wachsen; soweit ist's doch bei unser einem noch nicht gekommen.“

Damit mußte er aber in ein arges Wespennest gestochen haben, denn plötzlich stand der Herbstevetter vor ihm, mit fingerdicker Zornesader auf der Stirn und schrie mit der geballten Faust vor seinem Gesicht ihn an:

„Du Lump, was unterstehst Du Dich? Sag' das noch einmal und ich schlag' Dich zu Boden, wie einen rasigen Ochs.“

Und er sah aus, als wenn er Manns genug dazu wäre. Die anderen mochten ihn auch des für fähig halten, denn drei, vier waren aufgesprungen und zogen ihn auf seinen Stuhl nieder, indem sie ihm zuriefen:

„Sei doch vernünftig, Hannes, und versteh doch Spaß! Was sollt' das für ein Geschrei geben, wenn's nachher hieß, auf der Eisenberger Kirmeß hätten die Alten zuerst angefangen sich zu prügeln.“

„Es soll mir keiner nachsagen, ich könnt' mein Haus nicht mehr rein halten."

„Thut ja auch niemand, 's traut Dir jeder zu, daß Du Herr im Hause bist. Setz' Dich nur hin und stör' die Gemütlichkeit nicht."

Noch immer brummend und fluchend gab der Zornige endlich nach und that mit sauerfüßem Gesicht aus den vielen Gläsern, die sich ihm entgegenstreckten, Bescheid. So war die Ruhe wieder leidlich hergestellt, und ein anderes Gespräch wurde in Gang gebracht. Aber dem Herbstevetter hatte es doch die Petersilie etwas verhagelt, denn er saß stummgrollend vor seinem Glase und ging nach einer Weile zur Thür hinaus.

„Den hat Dein böses Maul nach Haus getrieben," sagte Hanjörg verweisend, „kannst Du denn gar nicht Frieden halten, Lips, Du weist doch, wie er in dem Punkt so empfindlich ist?"

„Bah!" gab Lips leichthin zur Antwort, „da mach' ich mir gar nichts draus. Thut immer so patzig, der Großmogul, weil er ein paar Äcker mehr hat, wie unsereins und nicht mehr auf die Grube zu gehen braucht. Er soll sich nur gar nicht mehr hier sehen lassen, es ist uns allen wohler ohne ihn."

„Was hat er nur gegen den Wilhelm?" fragte einer, der von auswärts nach Eisenberg geheiratet hatte, „da wird er ja grad' zum Narr, wenn man den nur von weitem namhaft macht, und 's ist doch ein ganzer braver Bursch, und hat auch ein recht hübsches Vermögen."

„Das ist eine alte Geschichte, und der Herbstehannes hat einmal die Natur, daß er nichts vergißt," entgegnete Hanjörg.

Während sie nun drin im Wirtszimmer über die alte Geschichte reden, wollen wir einmal nachsehen, wo der Herbstevetter geblieben ist.

Er war nicht, wie die Gäste geglaubt hatten, nach Hause gegangen, um dort seinen Groll in den Kissen seines hochgetürmten Bettes zu begraben, sondern eine Treppe höher nach dem Tanzsaal. Er sah aber, als er die Stufen hinaufging, nicht aus wie einer, der die Freuden des Tanzes aufsucht, sondern wie ein rechter Pfalzvergifter.

Was mochte er wohl droben unter dem jungen Volke wollen? Tanzen doch gewiß nicht, denn das schickte sich weder für seine Jahre, noch für seine Figur. Nein, da unten im Wirtszimmer war ein Funke in seine Seele geworfen worden, für den er hier oben Löschung erhoffte.

Es war einem Neueintretenden nicht leicht gemacht, sich in dem Tanzsaal zu orientieren.

Denn da war ein Menschengewühl, ein Singen und Jauchzen, ein Springen und Stampfen, und dazwischen hörte man einmal einen schrillen Trompeten- oder Klarinettenton, der sich vergebkich Geltung zu verschaffen suchte, so daß einem, der auf einmal sich mitten dazwischen befand, Hören und Sehen verging. Aber der Herbstehannes wußte sich bald zurecht zu finden, und wer sein Gesicht beobachtete, sah, daß er gefunden hatte, was er suchte. Denn bald hatte er ein Paar entdeckt, bei dessen Anblick seine Zornesader wieder mächtig hervortrat.

Und es waren doch zwei, an denen jeder andere seine Freude gehabt hätte. Er, ein stattlicher, junger Mann Ende der zwanzig, von tadelloser Haltung, der man es ansah, daß er nicht umsonst bei der 1. Compagnie des Kaiserin Augusta-Regimentes in Coblenz gestanden hatte, sie, ein blühendes, kräftiges Mädchen, anfangs der zwanzig, in Größe und Haltung aufs schönste zu ihrem Tänzer passend. Und man sah es sofort, daß sie nur füreinander Augen hatten und sich um die übrige Welt wenig kümmerten. Ja, wie sie so miteinander dahintanzten, mußte jeder sagen: die beiden sind ganz füreinander geschaffen.

Nur der Herbstehannes schien anderer Meinung. Denn je länger er sie ansah, desto unheilverkündender wurden seine Mienen, desto sicherer war es jedem, der ihn beobachtete, daß bald ein Gewitter losbrechen werde. Aber kein Mensch achtete auf den Griesgram in der Thüre, und am wenigsten die beiden Glücklichen, über deren Häuptern die unheilvolle Wolke stand.

Da auf einmal gab's eine Stockung im Tanzen, die Paare stießen aufeinander und die Musik schwieg plötzlich still.

„Was ist los? Warum geht's nicht weiter?" rief's hinten.

„Hier vorn hat einer den Tanz gestört," hallte die Antwort entgegen.

„Werft ihn hinaus, den Kerl!"

„Wer ist's denn?"

„Der Herbstlehannes."

„'naus mit dem Großmaul, was hat der uns junge Leute zu stören! Musik, spiel auf: Schmeißt hinaus den Juden Itzig!"

Dazwischen hörte man plötzlich die laute, grobe Stimme Herbsts erschallen:

„Sofort nach Haus, Du schlechtes Ding! Marsch voran, oder ich schleppe Dich hinaus."

„Halt! Herbst," traten ihm zwei Kirmeßbursche entgegen, „hier haben wir die Polizei. Sofort schert ihr euch hinaus oder ihr seid schneller die Treppe hinunter, als ihr heraufgekommen seid."

Der also Bedrohte sah aber gar nicht aus, als wenn er seinen Angreifern das so leicht machen wollte, denn fest wie ein Eichenstumpf stand er im Saale, bereit, jeden niederzuschlagen, der Hand an ihn legen würde. Doch kam's glücklicherweise nicht dazu, denn als er sah, wie seine Tochter sich entfernte und zwar von ihrem Tänzer begleitet bis zur Thüre, da bahnte er sich gewaltsam einen Weg nach dem Ausgang, riß dort das Mädchen zu sich heran, ballte noch einmal die Faust gegen ihren Begleiter und war rasch die Treppe hinunter und vor der Thüre.

Droben im Saale war erst noch einige Aufregung, und die schrecklichsten Drohungen wurden gegen den freventlichen Freudenstörer ausgestoßen, aber als die Musik wieder aufspielte, war der Zwischenfall rasch vergessen. Denn auch der Tanzbursche des Mädchens ward an diesem Abende nicht mehr gesehen.

II.

Das war eine traurige Kirchweihe für Herbsts Lisbeth und Krauses Wilhelm. Sie hatten sich schon wochen- und monatelang darauf gefreut, nicht wegen des Kirmeßjubels, sondern wegen des erhofften Beisammenseins. Und

nun hatte des Vaters rauhe Hand sie gleich zu Anfang schon so schonungslos auseinandergerissen.

Woher aber hatte denn der Herbstehannes den grimmigen Haß gegen den stattlichen Wilhelm Kraus mit seinem freundlichen, offenen Gesicht? Ach, die beiden Liebenden wußten es nur zu gut, es war eine alte Geschichte, und wenn ihre Liebe nicht so stark und aufrichtig, ihr Gottvertrauen nicht so zuversichtlich gewesen wäre, sie wären an der Zukunft verzweifelt. Denn die Abneigung von Lisbeths Vater gegen Wilhelm war nicht so sehr eine persönliche — die hätte man ja leichter zu besiegen gehofft — nein, es war ein richtiger, alter Dorf- und Stammeshaß. Und was der zu bedeuten hat, weiß nur jemand, der Dorfeindschaften hat gründlich kennen gelernt.

Und dieser Haß hier schrieb sich schon von Menschengedenken her. Denn auch die ältesten Leute im Dorfe wußten nicht anders, als daß die beiden Nachbarhäuser, Herbsts und Amtsjägers, wie man Krause im Dorfe nannte, weil auf ihrem Hofe die fürstliche Amtsjäger- oder Oberförsterwohnung gestanden hatte, mit geringer Unterbrechung stets in offener oder geheimer Fehde gelebt hatten.

Der Ursprung der Feindseligkeit hatte schon bei den Großeltern der gegenwärtigen Besitzer begonnen, und daß dieselbe so unauslöschlich schien, das lag größtenteils an der starren, zähen Herbstart, die Kränkungen so leicht nicht vergessen konnte. Und hier fühlten sie sich allerdings aufs bitterste gekränkt.

Das war noch im vorigen Jahrhundert, als der Großvater des Herbstehannes ein junger Bursche war und sich unter den Töchtern des Dorfes umsah nach einer künftigen Gattin. Er brauchte dabei freilich nicht weite Umschau zu halten, denn er hatte schon längst in der Nähe gefunden, was er suchte. Das war die Nachbarstochter, die frische, muntere Anna Marie.

Es dauerte zwar lange, bis er mit seiner Absicht herausrückte. Denn einmal waren die Herbsts von jeher schwerfällige, eckige Naturen gewesen, denen in Liebesangelegenheiten der Anfang immer sauer fiel, dann aber dünkten ihm seine Aussichten zu sicher, als daß er für notwendig gehalten hätte, sich sehr zu beeilen. Stand sich

auch das Vermögen der beiden Nachbarhäuser ziemlich gleich, so war er doch der einzige Erbe, während Anna Marie noch mit drei Geschwistern zu teilen hatte. Es war darum eine Art Herablassung, daß er ein Auge auf sie geworfen hatte. Und dazu hatte er auch sonst eine ziemliche Meinung von seinem Äußeren und war überzeugt, daß alle Mädchen nach ihm blickten.

Als er sich darum endlich entschlossen hatte, eines Abends mit zwei Freunden hinzugehen, um seine Werbung anzubringen, war er seiner Sache so sicher, daß er schon den nötigen Wein und Branntwein für den „Winkuf" mitbrachte. Auch war der Empfang von seiten der Eltern Anne Maries recht freundlich; wie sie aber selbst herbeigerufen wurde, da glaubte er, der Blitz schlüge neben ihm ein, als er aus ihrem Munde ein einfaches, kühles „Nein" hörte. Und das Mädchen blieb dabei, so sehr ihm auch seine Eltern zuredeten, es könne den Hanjuft nicht heiraten. Denn es kannte den unfreundlichen Nachbarssohn schon zu lange und zu genau, als daß es ihn hätte lieben können. Der grobe Junge, der stets seine Freude daran gehabt hatte, sie zu ärgern und ihre Spiele zu stören, war ihr von Kind an immer ein Gegenstand der Furcht gewesen. Und mit dem nun ihr lebenlang verbunden zu sein — nein, vor den Gedanken schon schüttelte sie sich. Wußte sie doch nur zu gut, daß er mit den Jahren nicht freundlicheren Sinnes geworden war. Denn wer mit seinen Eltern so rauh und grob umging, wie würde der es erst seinem Weibe machen?

Hanjuft mußte also mit seinen Freunden und seinem Wein und Branntwein wieder abziehen, wie er gekommen war. Aber er that es mit dem grimmigsten Haß im Herzen. Er, der reiche Bursche, der allenthalben getrost anklopfen konnte, verschmäht! Und verschmäht von einem Mädchen, dem er eine besondere Gnade glaubte zu erzeigen! Das war mehr, als er ertragen konnte. Von da an glühte das Feuer des Hasses in seinem Herzen gegen alles, was zum Nachbarhause gehörte. Und seine Gesinnung verbesserte sich dadurch wahrlich nicht, daß der Dorfwitz sich seiner verunglückten Freierei mit dem ungetrunkenen Wein bemächtigte und ihm ein Spottgedicht an die Hausthüre heftete.

Er fand ja bald darauf eine Frau und auch Anne Marie verehelichte sich, aber die Feindschaft zwischen den beiden Häusern blieb unverändert. Doch das muß man sagen, daß sie in Amtsjägers Haus sich meist nur auf den Standpunkt der Verteidigung beschränkte, diesen aber auch mit großer Zähigkeit festhielten, während Hanjust wirklich erfinderisch war in immer neuen Chikanen und Prozessen. Und die Feindschaft der Alten pflanzte sich auch auf die Kinder fort. Das war ein beständiger Krieg zwischen den Kleinen, bei dem es fast täglich blutende Nasen und geschwollene Augen gab. Dann schimpften die Eltern einander über die Straße und erhitzten sich so, daß sie nicht selten auch einander an die Köpfe und vor den Richter kamen.

Es wurde auch nicht viel besser, nachdem Hanjust und Anne Marie gestorben waren. Zwar milderte die persönliche Gehässigkeit sich etwas, aber die Familienfeindschaft blieb. Es war wie ein unveräußerliches Erbrecht, daß man sich gegenseitig als Stammesfeinde ansah und schon um des Andenkens der Vorfahren willen das alte Verhältnis nicht änderte. Sich darum zu schaden, wo man konnte, bei allen Dorfparteiungen sich aufs schärfste entgegenzutreten und lieber selbst in Schaden kommen als bei eignem Vorteil auch dem Erbfeind nützen, das blieb doch so stillschweigender Grundsatz.

Im Dorfe war man dies feindselige Verhältnis zwischen den Nachbarhäusern längst gewohnt, war's doch von jeher so gewesen. Und man fand auch weiter nichts darin, denn das war so ein altes Recht, und niemand dachte daran, daß es jemals anders werden könnte oder daß redliche Freunde sich Mühe geben müßten, es zu ändern. Wie man darum anderwärts zu sagen pflegt: „die beiden können sich leiden wie Katze und Hund," so sagte man in Eisenberg: „sie können sich leiden wie Herbsts und Amtsjägers."

Das gab deswegen großes Staunen und Kopfschütteln im ganzen Dorfe, als eines Tages der Förster Reichmann im Wirtshause erzählte, er habe mit seinen eignen Ohren gehört, daß der Herbstephilipp dem Amtsjägershannes die Zeit geboten habe. Nun war ja der Förster ein Mann,

der den Leuten gern eins aufband und ein sehr großes Jagdmesser zum „Aufschneiden“ besaß. Und nach dem ersten Staunen über diese ungeheuerliche Nachricht maß man ihr gerade so viel Glauben bei, als wenn der Förster verkündet hätte der Kaiser von China wolle nächstens kommen und den guten Stand der Eisenberger Vizinalwege in Augenschein nehmen, um nach deren Muster die Landstraßen in seinem Reiche zu verbessern. Denn diese Wege waren der stille und laute Kummer aller Fuhrleute, die ihr Geschick durch die Eisenberger Gemarkung führte.

Aber siehe da! Merkwürdiger Weise hatte der Förster diesmal die Wahrheit gesagt. Denn bald traten andre unverdächtige Zeugen auf, die verkündeten, sie hätten die beiden feindlichen Stammeshäupter auf Amtsjägers Hof miteinander sprechen sehen und neulich habe der Hannes dem Herbstephilipp, der mit seinem hochbeladenen Heuwagen nicht den Schafsberg heraufgekonnt habe, vorgespannt, und der Herbstehannes habe Amtsjägers Margaret ihr schweres Kleebündel auf den Kopf gehoben. Und in Kürze wußte es das ganze Dorf und sah es täglich vor Augen: Herbsts und Amtsjägers waren wieder gute Freunde. Warum? das konnte man freilich zuerst nicht begreifen und man gab sich allen möglichen Vermutungen hin. Das aber stand jedem fest, daß mehr dahinter steckte, als bloß das Bedürfnis nach Frieden; denn in der Herbstart besonders lag es nicht, etwas umsonst zu thun.

Lange aber blieb auch die Ursache der Versöhnung der beiden feindlichen Häuser im Dorfe nicht verborgen und bald hieß es: „denkt Euch, was doch in der Welt alles passieren kann: der Herbstehannes geht nach Amtsjägers Margaret.“

Ja, so unglaublich es auch scheinen mochte, es war wahr: die beiden feindlichen Häuser wollten dauernden Frieden schließen durch die Verheiratung ihrer Kinder. Und was noch merkwürdiger war: die erste Anregung dazu war von der Seite ausgegangen, der man es am wenigsten zugetraut hätte und die sich stets für den beleidigten Teil gehalten, von Herbstes.

Wie war das aber möglich gewesen? Je nun, wie sich so etwas machen kann. Der alte Herbstephilipp hatte

Umschau gehalten unter den heiratsfähigen Töchtern des Dorfes, welche wohl sich am besten eignen möchte für seinen Erstgebornen, den Hannes. Und da fand er sonderbarer Weise keine, die ihm passender gedäucht hätte, als Amtsjägers Margaret. Die Hauptsache war ihm bei seiner künftigen Schwiegertochter: sie mußte Vermögen haben. Und das traf er hier gerade so, wie er es wünschte. Denn die Verhältnisse lagen jetzt umgekehrt, wie bei der verunglückten Freierei seines Vaters: sein Hannes hatte noch mehrere Geschwister, und Amtsjägers Margaret' war das einzige Kind. Da konnte für seinen Sohn keine passendere Versorgung gefunden werden, als in den Nachbarhof hineinzuheiraten und dort mit niemand teilen zu müssen.

Als dieser Plan bei ihm ausgereift war, rückte er eines Abends bei dem Hannes damit heraus. Sie saßen beide schweigend am Tisch, seine Frau und die übrigen Kinder waren in der Küche und beim Vieh beschäftigt, und nachdem sie lange ein jeder in eine andere Ecke geguckt hatten, that der Alte die Pfeife aus dem Munde, wischte sich den Mund ab und fragte:

„Hannes, wie gefällt Dir Amtsjägers Margaret'?"

Der Hannes blieb schweigsam, wie zuvor, nur daß er stärker rauchte, und nachdem er noch eine Zeitlang in seine Ecke hineingestiert hatte, nahm er ebenfalls die Pfeife aus dem Mund, spuckte stark aus und antwortete:

„Ihr meint, Vater, die Äcker passen zusammen und die Bäu'*)."

Man sieht, die beiden verstanden sich, und der Sohn faßte die Sache gleich am rechten Zipfel an. Nach einer Pause bemerkte der Alte wieder:

„Das ist meine Meinung und Du könntest im ganzen Dorf nicht besser ankommen."

„Das ist schon recht," versetzte der Sohn, der nun wärmer wurde, „aber wie soll ich's anfangen? Ich hab' in meinem Leben noch kein Wort mit denen drüben gesprochen, da kann ich doch jetzt nicht auf einmal hingehen und sagen: Gebt mir euer Mädchen zur Frau!"

---

*) landesüblicher Ausdruck für Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude.

„Dafür laß mich nur ſorgen," beſchwichtigte ihn der Alte, „ich will's ſchon machen, und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn die's nicht gleich zufrieden wären, daß wir wieder Nachbarſchaft halten wollen."

So war's gekommen, daß die alte Fehde zwiſchen den beiden feindlichen Häuſern auf immer abgethan ſchien und daß man beabſichtigte, die beiderſeitigen Intereſſen durch ein Ehebündnis aufs feſteſte miteinander zu ver-

knüpfen. Und der Herbſtehannes war damit nicht weniger einverſtanden, als ſein Vater. Denn die Margaret' hatte ihm ſchon ſeit langem gut gefallen, es gab kein Mädchen im Dorfe, dem er lieber nachſah, und er hatte ſich manchmal über ſich ſelbſt geärgert, daß er hier, wo es ſich für ihn als Sohn ſeines Hauſes geziemte, zu haſſen, ſich auf ganz andern Gefühlen ertappte. Es wurde ihm immer offenbarer, daß der ganze Raum in ſeinem Herzen, der ihm ſeine Liebe zu Äckern und Wieſen und zu ſeinen Ochſen noch übrig gelaſſen hatte, mit Margaretens Bild

ausgefüllt war. Und die Aussicht paßte ihm auch nicht schlecht, in den Nachbarhof als alleiniger Herr hineinzuheiraten. Sein Vater konnte ihm darum keinen gelegeneren Vorschlag machen, als er an jenem Abend gethan.

Im Nachbarhause hatte man sich auch mit dem Plane des alten Herbst bald befreundet. Hatte auch der Hannes noch vier Geschwister, so waren Herbstes doch viel reicher als Amtmanns und darum der Vermögensunterschied zwischen Margaret' und Hannes nicht so groß. Dabei war gegen den letzteren nichts einzuwenden. Er war ja zwar störrig und eckig wie alle Herbste, aber immer ein sehr ehrbarer Bursche gewesen. Und nicht wenig wert war Margaretens Eltern, die friedfertige Leute waren, die Aussicht, daß nun die alte Feindschaft ein Ende haben sollte.

Und die Hauptperson, Margarete, zeigte sich auch nicht halsstarrig. Sie war zwar noch ein junges Ding, kaum achtzehn Jahre alt, und hatte an ein ernstliches Verhältnis bisher noch nicht gedacht, und am allerwenigsten daran, daß sie einmal dem Herbstehannes seine Frau werden könnte. Als ihre Eltern ihr darum von seinen Absichten sprachen, wollte sie zwar anfangs gar nichts davon wissen. Mit der Zeit jedoch sah sie die Sache ruhiger an, ihr Herz war noch frei und warum sollte der Hannes nicht so gut sein wie ein anderer auch? Ohne sich darum schon zu entscheiden, hatte sie nichts dagegen, wenn er öfters ins Haus käme. Man könne einmal sehen, wie er sich anlasse, meinte sie, möglich, daß er ihr noch ganz gut gefalle und dann könne man ja Verspruch halten.

So war denn alles aufs beste eingeleitet. Der Hannes sprach fleißig zu, und wenn er auch meistens stumm dasaß und Margarete nicht viel Unterhaltung von ihrem Freier hatte, so wußte man ja doch, was er wollte, und da Margarete überdies die ganze Sache noch sehr kaltblütig beurteilte, vermißte sie auch die fehlenden Aufmerksamkeiten nicht sonderlich. Unter diesen Umständen ging der Sommer ruhig hin, und der Herbst kam und mit ihm die Kirchweihe. Nach der Kirchweihe aber, wenn

die ganze Feldarbeit gethan war, dann sollte, so meinte Hannes, der „Winkul“ gehalten werden, damit noch vor Weihnachten die Hochzeit sein könne.

Als die Kirchweihe kam, sah es der Herbstehannes als ganz selbstverständlich an, daß er Margarete zum Tanze führte. Betrachtete er sie doch schon ganz als seine Braut. Und er wachte eifersüchtig darüber, daß sie ihm nicht von der Seite wich. Wer beschreibt darum sein Staunen und seine Entrüstung, als er, nachdem er einmal hinuntergegangen war, um eine Flasche Wein zu holen, bei seinem Wiedereintritt sehen mußte, wie Margarete ganz vergnügt mit einem andern durch den Saal walzte. Und von allen Burschen sah er sie am unliebsten mit diesem tanzen. Denn er hatte den jungen Kraus, der erst seit kurzem vom Militär wieder zu Hause war, seit dieser Zeit im Verdacht, daß er sich um Margarete bemühe.

Als sie darum an ihm vorüberkamen, trat er ihnen finster in den Weg, faßte Margarete rauh am Arm und sagte in seinem barschen Ton:

„Hieher, Margaret', Du brauchst mit keinem andern zu tanzen.“

Das Mädchen war erst ganz starr, dann aber riß sie sich von ihm los und antwortete ihm, während glühende Röte ihr Gesicht überzog:

„Was fällt Dir ein, mich hier so anzupacken? Kann ich nicht tanzen, mit wem ich will?“

„Nein, das kannst Du nicht,“ stieß Hannes mit zornbebender Stimme hervor.

„Ho, ho! Alter,“ mischte sich nun auch Margaretens Tänzer hinein, „hast Du schon zu viel getrunken, daß Du so Zeug schwätzest? Wie kannst Du Dich unterstehen, dem Mädchen das Tanzen zu verwehren?“

„Und Du hast hier gar nichts mitzureden,“ schnaubte ihn der Wütende an, „gleich gehst Du hierher, Margaret'. Du weißt, daß Du mit keinem tanzen darfst, wenn ich's nicht mag.“

Mittlerweile hatte sich natürlich die ganze Kirmeßgesellschaft um die drei gesammelt und alles rief und fragte durcheinander. Vor so vielen Zeugen aber so grob

und rücksichtslos behandelt zu werden, erregte auch Margaretens Zorn- und Schamgefühl aufs höchste, und sich nochmals von Hannes losreißend, dessen harte Faust ihr Handgelenk umspannt hielt, rief sie ihm zu:

„Was? Du willst mich jetzt schon kommandieren? Sind wir schon Brautleute? Das war Zeit, daß ich's vorher erfahren habe, was für einer Du bist. Und ich sage Dir: Du hast mir gar nichts zu sagen und sollst mir auch niemals was zu sagen haben, und ich tanze, mit wem ich will."

„Bravo!" rief der junge Kraus, „so ist's recht, sag's dem Grobsack tüchtig, was hat der Dir zu befehlen?" und er drehte sie lustig weiter zum Tanze.

Der Herbstehannes stand da, kreidebleich und mit weit aufgerissenen Augen, dann aber sprang er in das Gewühl hinein, den beiden nach. Und ehe die andern noch recht wußten, was geschah, hatte er seinen Nebenbuhler an der Kehle gefaßt und die beiden wälzten sich übereinander auf dem Boden umher. Das gab einen Aufruhr! Die Paare stoben auseinander, die Mädchen flüchteten kreischend in die Ecken und drängten sich zusammen, wie ein Volk Hühner, darunter der Habicht gefahren ist, während die Burschе sich auf die beiden Kämpfenden warfen und sie auseinander zu reißen suchten. Doch das wollte so leicht nicht gehen, denn sie hatten sich ineinander verbissen, wie ein paar Bulldoggen und man konnte in den ersten paar Minuten nicht ausmachen, wer Sieger bleiben würde. Denn der Herbstehannes war ein selten starker Bursch, aber sein Gegner hatte den Vorteil einer bedeutend größeren Gewandtheit, und diese letztere siegte. Nach hartnäckigem Ringen kniete endlich der Krausefritz auf seinem Angreifer und die beiden sahen sich mit keuchender Brust in die Augen wie ein paar wütende Stiere.

„Jetzt ist's aber genug," riefen die andern Burschе, als sie die Entscheidung sahen, „auseinander mit Euch!"

„Ist mir recht," ächzte der Krausefritz, noch ganz außer Atem, „ich habe keinen Streit gewollt, er hat mich aber angegriffen. Er soll mich in Ruhe lassen, dann thu' ich ihm auch nichts."

Ein paar Andere hatten indes dem Herbstehannes aufgeholfen, der schwer, wie ein Eichenstamm, zur Erde gefallen war, und redeten ihm zu, er solle nun Frieden geben.

Kaum aber stand er fest auf seinen breiten Füßen und sah seinen Gegner vor sich, da stürzte er wieder vorwärts mit gesenktem Kopfe, wie ein Bulle, um die Schmach des Unterliegens zu rächen. Aber nun fühlte er sich ebenso rasch von einem Dutzend Fäusten gepackt und nach der Thüre umgedreht, während seine Eskorte ihm zurief:

„Marsch da hinaus! Du Krakeler! Du sollst uns doch die ganze Kirmeß nicht verderben! Und wenn Du noch nicht genug hast, dann mach's ein andermal mit dem Fritz aus. Wir andern sind aber doch nicht wegen euch zwei hier auf dem Tanzplatz!"

Und trotz allen Sträubens fühlte er sich mit einem kräftigen Ruck vor die Thüre gesetzt. Da stand er nun und konnte nach Hause gehen, aber mit welchen Gefühlen that er es! Sein Abendgebet, als er auf seinem Bett lag, war ein fürchterlicher Schwur, daß er nicht ruhen werde, bis er die grimmigste Rache an Margarete und seinem Nebenbuhler genommen. Und selbst im Traume

ließ sein Haß ihm keine Ruhe, denn immer sah er Margarete im Arme des Verhaßten dahintanzen, während er dabei stand und nicht Hand und Fuß regen konnte.

In der Wirklichkeit freilich hatte sich Margarete auch nicht mehr am Tanze beteiligt. Als der Zweikampf zwischen ihren beiden Verehrern losgebrochen war, da hatte sie das Getümmel benutzt und war unbemerkt nach Hause geeilt. Dort erst hatte sich ihre Aufregung in Thränen Luft gemacht und nur unter vielem Weinen konnte sie ihren Eltern den Auftritt erzählen, dessen unbeabsichtigte Ursache sie gewesen. Ihre Eltern waren über diese unerquickliche Geschichte nicht wenig erschrocken, sie fürchteten einen Bruch des ganzen Verhältnisses, aber sie ließen für den Abend ihre Tochter in Ruhe und hofften am andern Tag die Sache doch vielleicht noch in Ordnung zu bringen.

Aber am andern Morgen erklärte ihnen Margarete aufs allerentschiedenste, zwischen ihr und dem Herbstehannes sei es aus für alle Zeiten. Durch seine Grobheit habe er den gestrigen Spektakel verursacht und sie zum Gespräch fürs ganze Dorf gemacht, so daß sie sich schämen müsse, an das Tageslicht zu gehen, und sie habe ihn gestern noch bei zeiten kennen gelernt, was für ein rechthaberischer, gewaltthätiger Mensch er sei. Wenn er sie so schon zu behandeln wage, wo sie noch gar nicht einmal versprochen gewesen seien, wie würde er erst mit ihr umgehen, wenn sie seine Frau werden sollte.

Alles Zureden ihrer Eltern, daß nun sicher die alte Feindschaft, und noch viel heftiger, als früher, wieder aufleben würde, wollte nichts fruchten. Es soll lieber alles über mich kommen, erklärte sie, als daß ich den nehme; wenn ihre Eltern ihren Tod wollten, dann sollten sie auf der Heirat bestehen.

Ihrer Mutter entging nicht, daß diesem heftigen Widerstreben wohl noch ein andres Gefühl zu Grunde liegen mußte, als die bloße Entrüstung über den durch den Herbstehannes herbeigeführten Skandal. Sie dachte bei sich, so ganz ohne Ursache möchte seine Eifersucht auf den jungen Kraus nicht gewesen sein. Aber sie fürchtete die verborgen glimmende Flamme erst recht anzublasen,

wenn sie ihre Vermutung ausspräche, und schwieg darum lieber.

Der Vater jedoch wollte um der unliebsamen Folgen willen die Sache nicht ohne weiteres aufgeben und hoffte sie noch auf andere Weise ins rechte Geleise bringen zu können. Er ging darum in der Dämmerung herüber ins Nachbarhaus, wo er zuerst nur den Alten traf, der anfänglich sehr tobte über den Kirmeßspektakel, sich aber mit einer Versöhnung ganz einverstanden erklärte. Aber als Hannes hereinkam, war nichts mehr auszurichten. Denn als Margaretens Vater ihm vorstellte, er solle doch herüberkommen und dem Mädchen ein gutes Wort geben, da fuhr er auf, wie von einer Wespe gestochen: das fehle auch noch, ihm eine solche Zumutung zu stellen. Er sei doch der Beleidigte, und wenn Margarete nicht kommen und ihn um Verzeihung bitte, dann solle sie sich mit ihrem Lumpenjungen, dem Krausefritz, zum T . . . . . scheren.

Da hatte denn auch Margaretens Vater gesehen, daß auf diese Weise das Verhältnis nicht wiederherzustellen sei, und war niedergeschlagen nach Hause gegangen. Und hier mußte er denn auch noch die Vorwürfe seiner Frau einstecken, daß er sich mit Dingen abgegeben habe, von denen Manneshände nichts verständen. Denn es kränkte ihren Mutterstolz nicht wenig, daß ihr Mann den groben Herbsts die Tochter gleichsam angetragen hatte und sich gefallen lassen mußte, daß er mit seinem Antrag so schnöde abgewiesen wurde.

Die alte Feindschaft zwischen den Nachbarhäusern war natürlich von dem Tage an wieder munter aufgeblüht. Hannes sann förmlich darüber nach, wie er die verhaßten Amtsjägers ärgern könnte, und sein Vater sah auch keinen Grund ein, da aus der Heirat nichts geworden war, den Stammeshaß zu überwinden. Auch die Jahre und veränderten Verhältnisse vermochten darin nichts zu ändern. Der Herbstehannes hatte ja freilich nach Jahresfrist ein anderes Mädchen gefunden und bald heimgeführt, aber sein Haß blieb derselbe. Als aber Margarete wirklich den Krausefritz noch heiratete, und er und das ganze Dorf es wußten, daß hier die Liebe alle Vorurteile besiegt hatte, denn die Krause waren geringe Leute — da war erst Öl

in die Flamme des Hasses gegossen. Denn den Verhaßten nun täglich zu sehen und in dem wirtschaften zu sehen, was ihm eigentlich nach Recht zustand, war mehr als der Herbstehannes jemals verzeihen konnte.

So kamen und gingen die Jahre, aber Satan hatte seine unverminderte Freude an dem Verhältnis der beiden Nachbarhäuser zu einander. Der Tod kam und hielt in beiden Häusern seine Ernte, aber der Haß blieb lebendig. Und wie triumphierte der Herbstehannes, als sein Todfeind, der Krausefritz, durch Kränklichkeit und Siechtum mürber wurde!

Es war diesem von Anfang ein Druck gewesen, daß er dem geliebten Weibe so wenig hatte zubringen können, und es sollte das mit Gewalt in der Ehe nachgeholt werden. Solange darum seine Schwiegereltern noch lebten, hatte er fast keinen Tag seine Grubenarbeit ausgesetzt, um tüchtig bar Geld ins Haus zu bringen. Und als nach ihrem Tode die ganze Feldarbeit auf seinen Schultern lag, da suchte er gleichwohl die Grubenarbeit beizubehalten, und es kam nicht selten vor, daß er nach heißer Feldarbeit des Tages am Abend noch zur Nachtschicht ging. Auf diese Weise war es ihm ja gelungen, noch manches Stück Land zu erwerben und auch noch Kapital zurückzulegen, aber die übermäßige Anstrengung warf ihn doch vor der Zeit danieder. Wie es so manchem Bergmann in der Gegend ergeht, so ging's auch ihm: seine Brust war ruiniert, als er noch in seinen besten Jahren stand.

Nun hatte der Herbstehannes gewonnenes Spiel. Jetzt hetzte er den kränkelnden Mann von Prozeß zu Prozeß, und er wußte mit Beharrlichkeit sich etwas auszusinnen, so daß er meistens Sieger blieb. Und mit Genugthuung sah er, wie die Verhältnisse da drüben allmählich in Rückgang kamen. Denn auch, als Krausens Kinder heranwuchsen und besonders der Wilhelm tüchtig anfaßte und die Haushaltung durch seinen Grubenverdienst in Schwung brachte, wußte er bald einen Riegel vorzuschieben. Es war ihm wohl bekannt, daß Wilhelms Eltern sicher darauf rechneten, er werde wegen der Arbeitsunfähigkeit seines Vaters militärfrei werden. Das durfte nicht geschehen, und er brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß die

zum Bericht aufgeforderten Ortsbürger erklärten, die Verhältnisse des Friedrich Kraus seien der Art, daß er sich recht wohl Tagelöhner halten könne, wenn sein Sohn eingezogen werde. So mußte Wilhelm zu den Soldaten, von denen er allerdings nach zwei Jahren heimkam, da sein Vater starb. Dadurch war freilich die Freude des Herbstehannes über den Tod seines Feindes getrübt. Aber seinen Haß übertrug er redlich auf dessen Sohn.

Konnte nun aber einem in seiner Feindschaft so beharrlichen Manne etwas Empörenderes zustoßen, als sehen zu müssen, wie seine Gefühle von seinen Kindern nicht geteilt wurden? Und nun gar noch auf sichere Anzeichen zu stoßen, daß seine älteste Tochter den Krausewilhelm mit mehr als nachbarlichen Augen betrachtete! Und als er sie noch gar eines Abends ertappt hatte, wie sie über die Hecke hinüber mit dem Wilhelm trauliche Worte tauschte und die beiden die unversöhnliche Feindschaft beklagten, mit der Lisbeths Vater alles betrachtete, was zu der Amtsjägersfamilie gehörte — da war doch dem Faß der Boden ausgeschlagen. Denn wie ein Berserker war er dazwischen gesprungen und hatte das Mädchen nach Hause geschleift mit der Versicherung, er hoffe sie eher auf dem Kirchhofe zu sehen, denn als Frau des Krausewilhelm. Da durften die Liebenden es freilich nicht mehr wagen, zusammenzukommen, und sie konnten nur aus der Ferne durch ihre Blicke sich das Versprechen dauernder Treue geben. Darum hatten sie der Kirchweihe mit solchen Hoffnungen entgegengesehen, weil sie doch da manches liebe Wort auszutauschen dachten. Aber nun war dieser ersehnte Tag zum bittersten ihres Lebens geworden.

Der Herbstehannes aber hatte seine grimmige Freude daran, daß er, da der Vater an einer Kirchweihe ihm die Geliebte geraubt, nun die Macht hatte, das Glück des Sohnes auch an einem Kirchweihtage gründlich zu zertreten.

III.

Es passiert der Sonne gewöhnlich, wenn die Oktoberwolken sie überhaupt aus ihrem Bett aufstehen lassen, daß sie am Kirmeßmontage wenig frische und vergnügte Ge-

sichter begrüßt. Die jungen Leute sehen übernächtig und abgespannt aus und die Lustigkeit kommt zu Beginn des zweiten Kirmeßtages etwas gar gezwungen heraus. Die Alten aber machen verdrießliche Gesichter, weil die Jungen nicht nur das viele Geld, das ihnen der Vater gestern gegeben, schon verjubelt haben und neues fordern, sondern auch heute und sogar morgen noch, da doch nach altem Recht die Kirmeß begraben werden muß, ihre „Schicht" versäumen und nichts verdienen. Und dazu kann der Vater noch gar nicht viel sich darüber auslassen und den Jungen die Leviten lesen, wie es recht wäre, denn er muß sich sonst gefallen lassen, daß sie ihm über den Mund fahren und in leider nur zu gewöhnlicher Pietätlosigkeit antworten: „Was wollt Ihr denn? Habt Ihr's denn anders gemacht, wie Ihr jung wart? Und das Geld, das ich brauche, habt Ihr das vielleicht verdient oder ist's nicht von meinem Schichtlohn?" Ja, so ist's leider in gar vielen Haushaltungen, und die neue Zeit mit ihren mancherlei Freiheiten hat auch dies altehrwürdige Band nur zu sehr gelockert, und wenn die Eltern ehrlich gegen sich selbst sein wollen, dann müssen sie sich auch an ihrem Teile anklagen, daß sie nun die Strafe für eigene Verschuldung trifft: sie haben's an der rechten Zucht in der Liebe fehlen lassen.

Bei Herbsts gab's auch keinen fröhlichen Tagesanfang am zweiten Kirmeßtag, und die liebe Sonne blickte in mürrische und sorgenvolle Gesichter. Wohl hatte ja der Herbstehannes keine Jungen, die seinen Geldbeutel ausgemolken hatten, aber er hatte gestern Abend noch zu seiner Frau gesagt: er wolle lieber hundert Thaler verloren haben, als so einen Verdruß durchmachen müssen, wie ihm seine Lisbeth verursacht. Und das wollte etwas bei ihm heißen, denn er hatte das Geld gar lieb. Er war überhaupt in großem Grimm nach Hause gekommen und hatte fluchend und tobend nach Lisbeth gefragt, denn sie hatte sich noch auf der Wirtshaustreppe von ihm losgemacht und war nach Hause geeilt. Die war aber schon in ihre Kammer gegangen, und ihre Mutter vertröstete den Zornigen auf den anderen Morgen. Sie hatte durch langjährige Erfahrung gelernt, wie sie ihren Hannes behandeln mußte.

Als wenn gar nichts vorgefallen wäre, saß sie mit ihrer Näharbeit ruhig unter der Hängelampe und ließ ihn im Zimmer herumschnauben in der untrüglichen Voraussetzung, daß er es doch nicht lange aushalten werde. Und als sie merkte, daß sein Atem immer kürzer und seine Worte immer stoßweiser hervorkamen, stand sie gelassen auf und holte das Abendessen herbei, das sie ihm auf der Ofenplatte warm gestellt hatte. Wie nun aber das frische Schweinefleisch und die dampfenden Würste samt dem duftenden Dörrobst ihn anlachten, da wurde sein Grollen immer unverständlicher und brach auf einmal kurz ab. Und bald hörte man nichts mehr, als das Klappern von Messer und Gabel und behagliches Schmatzen.

Endlich legte der Herbstehannes die Gabel hin, wischte sein Messer an seinem Kittel ab (beinahe hätte er's wie bräuchlich, an der Hose gethan, es fiel ihm aber noch rasch ein, daß es ja Sonntag sei), klappte es zusammen und steckte es in die Tasche, und ein tiefer Seufzer bekundete, daß er nun geleistet habe, was in seinen Kräften stand, und nichts mehr vermöge. Nun war die Zeit gekommen, wo seine Kathrine das Wort hatte.

Er habe ja ganz Recht, gestand sie ihm zu, wenn er das Gehänge mit dem Nachbarsjungen nicht leiden wolle, und es sei ihm nicht zu verdenken, daß er so bös geworden sei. Und der Lisbeth schade es auch nichts, wenn man ihr Morgen noch einmal die Meinung sage, aber im allgemeinen solle er nicht zu viel Aufhebens von der Sache machen, sonst reiße man den Leuten nur die Mäuler auf, und das Mädchen werde schließlich ganz eigensinnig und bilde sich ein, es könne einmal von dem Wilhelm nicht lassen. Sie halte es für das beste, wenn man thue, als sei die ganze Liebesgeschichte nur eine Kinderei, und sehe sich unter der Hand nach einem ernstlichen Freier für sie um. Da sei z. B. Kaltmüllers August, der nehme sie auf der Stelle, das habe ihr die Kaltmüllern neulich deutlich genug zu verstehen gegeben. Und der August sei ja ein ganz proprer und tüchtiger Bursch, und wenn man den fleißig ins Haus kommen lasse, dann werde Lisbeth mit der Zeit auch anderen Sinnes werden.

Unter solchem Zuspruch war der Herbstehannes all-

mählich ruhiger geworden, hatte noch eine Pfeife geraucht und war dann zu Bett gegangen. Gleich darauf verkündete sein kräftiges Schnarchen der Gattin, daß die gehabte Aufregung seiner Gesundheit nichts geschadet hatte und sie konnte sich auch beruhigt niederlegen und ihn in seinem Nachtkonzert mit etwas höherer Tonlage unterstützen.

Als die Familie den andern Morgen beim Kaffee saß, konnte es doch der Herbstehannes nicht über das Herz bringen, zu dem gestrigen Vorfall ganz zu schweigen.

„Ich meine, Du hast nun gesehen, Lisbeth," fing er an, nachdem er seine fünfte und letzte Tasse sich hatte einschenken lassen, „was ich über das Getändel mit dem da drüben denke. Laß Dir nur nicht mehr einfallen, den Kerl anzugucken, und behalt' Dir, daß ich heut' noch schärfer aufpassen werde, wie gestern. Das soll mir doch das letzte Mal gewesen sein, daß Du mit ihm zusammengewesen bist."

„Ihr braucht Euch keine Sorgen zu machen, Vater," gab Lisbeth zur Antwort, „ich gehe zu keiner Kirmeß mehr."

Diese Bereitwilligkeit ging doch dem Herbstehannes etwas zu weit. Er sah seiner Tochter ganz verdutzt in das bleiche Gesicht und wußte erst gar nicht, wie er ihre Worte nehmen sollte. Dann aber polterte er los:

„Ei da sollst Du doch gleich — —, Du willst ja wohl noch trotzen, Du ungeratenes Ding! Ich sag' Dir, Du gehst heute wieder hin und tanzest, und mit wem, das werd' ich bestimmen."

Aber wie erstaunte er, als das Mädchen zwar mit leisen Zittern in der Stimme, aber doch ganz entschieden entgegnete:

„Ihr könnt mir verbieten, Vater, daß ich mit dem Wilhelm zusammenkomme, und ich werde auch folgen, aber wenn ich heute zur Kirmeß soll, dann könnt Ihr mich mit Gewalt hinführen."

Das wurde aber doch dem Herbstehannes zu arg, seine Zornesader quoll mächtig hervor, und daß der Lisbeth nichts Gutes bevorstand, war leicht zu sehen. Da kam ihr die Mutter zu Hülfe, indem sie kurzer Hand die beiden Mädchen commandierte:

„Räumt den Tisch ab und geht an die Arbeit, es ist jetzt lang genug gesessen!“

Als sie hinaus waren, stellte sie sich vor ihren Mann und rief ärgerlich:

„Hannes, was denkst Du nur? Willst Du das Mädchen immer noch eigensinniger machen? Du wärst imstande gewesen, wenn ich Dich nicht unterbrochen hätte, und hättest drauf bestanden, daß es heut noch Kaltmüllers August heiraten sollte. Laß es doch zu Haus bleiben, wenn es absolut will, und im übrigen laß mir die Sorge, die Sache auf einen andern Weg zu bringen.“

Damit ging sie auch zur Thür hinaus, und dem Herbstehannes stand's nun frei, wenn er seinen Zorn gern los sein wollte, sich selbst am Kopf zu fassen. Da er jedoch einsah, daß das keinen Zweck habe, nahm er sich seine kurze Pfeife von der Wand, stopfte sie mit Bedacht, und als sie gehörig im Zug war, setzte er seine Mütze auf und that einen Gang ins Dorf.

Während des nahm die Mutter nochmals die Tochter vor und suchte begütigend auf sie einzureden.

Sie könne es ja ganz gut verstehen, daß der Wilhelm einem Mädchen gefallen möge. Er sei ja ein braver Bursch und ein hübsches Mannsbild, aber doch nichts so Besonderes. Und daß Lisbeth ihn gern gesehen habe, wolle sie ihr weiter nicht verdenken, denn sie sei noch jung und verstehe das Leben noch nicht. Da sei's denn gut, daß die Eltern den Verstand für die Kinder hätten und sie solle doch nur glauben, daß sie ihr Bestes im Auge hätten. Wilhelms Vater sei an der Zehrung gestorben, und so was vererbe sich zu leicht, und was sie dann hätte, wenn sie nach ein paar Jahren einen kranken Mann pflegen müsse?

Da hatte aber Lisbeth entgegnet:

„Und wenn er schon nach einem Jahr stürbe, ich wäre dann doch ein Jahr lang glücklich gewesen.“

„Kind, rede nicht so thöricht,“ antwortete ihr die Mutter, „das sieht sich so in Gedanken und wie man's in Büchern liest, ganz schön an, aber im Leben ist das anders. Von der Liebe lebt man nicht, wenn alles sonst den Krebsgang geht. Und die Eltern sehen weiter in solchen Sachen, als die Kinder.“

„Mutter, ich kann aber keinen andern nehmen," bat die Tochter, „ich will ihn ja aufgeben, wenn Ihr darauf besteht, aber dann bleibe ich ledig."

„Rede nicht so in den Tag hinein, Lisbeth, und hör' auf deine Mutter, die's aufrichtig mit Dir meint. Wenn man noch in Deinen Jahren ist, dann weiß man noch gar nicht, was einem gut ist. Und da hat's unser Herrgott so eingerichtet, daß die Eltern für einen sorgen sollen. Siehst du, unser Herrgott führt die Menschen auch oft Wege, die ihnen gar nicht gefallen wollen und wo sie meinen, das könnt' und könnt' nicht geraten. Und mit der Zeit sieht man doch ein, daß es so am besten war, und wenn's nach dem eignen Kopf gegangen wär', dann wär's übel abgelaufen. So sollen auch grad' die Kinder ihre Eltern sorgen lassen, die verstehen auch besser, was ihnen gut ist, und später sehn's die Kinder auch ein."

„Aber Mutter, wenn's einem nun ganz gegen die Natur geht?" fragte Lisbeth, „wenn das Herz sich nicht zwingen läßt und lieber bricht, als sich beugt?"

„Ach Kind," entgegnete die Mutter, „das Herz hält mehr aus, als man in Deinen Jahren meint, denn da kennt man sein Herz noch gar nicht. Glaubst Du, Du wärst die einzige, der man dergleichen zugemutet hätte? Sieh, mir ist's gerade so ergangen und mein Herz ist doch nicht darüber gebrochen. Ja, Du schaust mich verwundert an, und ich hätte Dir's auch nicht gesagt, wenn wir nicht so von selbst drauf gekommen wären. Wie ich in Deinem Alter war, da hatt' ich auch einen andern gern, das war Schlossers Karl, und ich glaubte, ich könnt' nur mit ihm glücklich werden. Aber meine Eltern wollten's nicht zugeben und ich hab' viele Thränen darüber geweint. Da kam nun noch zu alledem Dein Vater und hielt um mich an, und ich wollte lieber sterben als einen andern, wie den Karl nehmen. Aber ich mußte — und ich danke heute noch meinem Herrgott, daß meine Eltern ihren Willen durchsetzten. Denn der Karl ist ein Säufer geworden — nicht, weil er mich nicht gekriegt hat, denn er war damals schon ein bißchen lustig — und ich habe einen braven Mann, vor dem jeder Respekt hat. Und wenn er auch gern einmal aufbraust, er meint's doch

nicht so bös, und wer ihn so lang und so genau kennt, wie ich, der weiß, was man an ihm hat."

Lisbeth schwieg, als die Mutter ausgeredet hatte, und diese nahm's für ein gutes Zeichen. Das Mädchen war ja immer folgsam gewesen, wie sollte sie denn nun auf einmal so hartnäckig geworden sein, daß sie sich gar nicht mehr überzeugen ließe? Daß das Schweigen auch noch einen andern Grund haben könne und daß Lisbeth zu sich sagte: was nützt mir hier alles Reden? Wie lieb ich den Wilhelm habe, das versteht und begreift auch sie nicht, und daß er auch doch ein ganz anderer ist, als ihr Schlosser Karl.

Ihr Vater war während des ins Dorf gegangen, hatte hier und da ein bißchen geschwätzt und war dann beim Bürgermeister eingetreten, da ihm eingefallen war, daß er als Feldgerichtsschöffe noch eine Hypothek zu unterschreiben habe. Als er ein wenig dagesessen hatte und sie eins und das andere miteinander redeten, hörten sie auf einmal ein Gewirr von Menschenstimmen auf der Straße, als ob sich etwas Besonderes ereignet hätte. Und als sie hinauseilten, da sahen sie, wie langsam und still ein Zug die Straße herabkam, der mit dem Kirmeßjubel nichts gemein hatte. Es war ein Trupp Bergleute in ihrem eisensteinfarbenen Grubenkleide, und auf ihren Schultern trugen sie die Bahre mit dem schwarzen Schutzdach, auf der man die auf der Grube Verunglückten nach Hause transportierte.

„Was ist passiert? wer ist's? wen habt ihr da?" rief's durcheinander.

„Wendels Lips, er hat sich geschossen," antwortete einer der Bergleute.

„Ist er denn tot? Die arme Frau, und die Kinder!"

„Nein, tot ist er nicht, aber was noch mit ihm wird, läßt sich nicht sagen," meinte der Doktor."

Der Verunglückte war das Opfer eines sehr gewöhnlichen, bergmännischen Leichtsinnes geworden. Er hatte einen Sprengschuß angelegt und war, als derselbe nicht gleich losgehen wollte, hingegangen, um nach der Dynamitpatrone zu sehen. Wie er sich aber eben darüber beugte, war der Sprengstoff explodiert. Seine Kameraden sahen noch, wie er rasch die Arme vor's Gesicht schlug und dann

hinstürzte. Als sie ihn aufhoben, war er ganz von Blut überströmt und der rechte Arm hing zerschmettert herab. Er selbst war völlig bewußtlos und bis jetzt noch nicht zu eigentlichem Bewußtsein erwacht, trotzdem seine Kameraden ihn im Zechenhaus abgewaschen und mit einem Notverband versehen hatten, und ebenso der aus der Stadt durch den Grubentelegraph rasch herbeigerufene Arzt ihn gründlich untersucht und verbunden hatte. Deswegen meinte dieser auch, obgleich außen an dem Arm sonst keine schweren Wunden zu entdecken seien, könne doch leicht eine ernstlichere Gehirnerschütterung stattgefunden haben und es hänge ganz von der Art und Dauer der Bewußtlosigkeit ab, ob eine ernstlichere Gefahr für sein Leben vorhanden sei oder nicht.

Unter solchen Reden und Mitteilungen standen die Männer noch eine Weile auf der Straße zusammen, und der Bürgermeister meinte, angesichts dieses Falles gehöre es sich, daß er die Kirmeß schließe und er wolle das gleich den Burschen mitteilen. So gingen die Männer auseinander, um zu Hause den Unglücksfall zu erzählen, und auch der Herbstehannes ging langsam seinem Hause zu. Er hatte während des ganzen Vorfalls kein Wort gesprochen, und wer ihn angesehen hätte, würde sich gewundert haben über den offenbar tiefen Eindruck, den der Unglücksfall auf ihn gemacht hatte.

Als er hörte, Wendels Lips sei der Verunglückte, da fiel es ihm doch schwer auf das Herz, daß er noch gestern Abend mit ihm so hart aneinander gewesen war und ihn beinahe zu Boden geschlagen hätte. Wenn ihn doch nur Gott nicht sterben lassen wollte, er würde ja gern etwas thun, um ihm zu zeigen, daß er keinen Groll gegen ihn habe. Und die arme Frau mit den vielen Kindern, was sollte aus denen werden, wenn der Haupternährer stürbe? Denn sein ältester Sohn, der auch schon auf die Grube ging, war ein ungeratenes Früchtchen, an dem die Familie nicht viel haben würde, und Vermögen war wenig da.

So ging der Herbstehannes sinnend seines Weges und hatte seine eigenen Gedanken über Gottes Weltregierung. Hier nahm er der Familie den Ernährer und so manchen andern ließ er leben, dessen Tod lange nicht so tief in

eine Familie einschneiden würde. Da hatte er unter den Trägern des Verunglückten auch den Krausewilhelm gesehen — warum konnte der es nicht sein? Seine Mutter, nun ja, der würde es wohl sehr leid gethan haben, aber sie hatte noch einen Sohn von zwanzig Jahren, der auch schon viel Geld verdiente, und der jüngste kam Ostern auch aus der Schule. Ja, wenn doch der liebe Gott es so hätte kommen lassen, wie hätte er ihm dann mit einem Schlage aus all den Unleidlichkeiten herausgeholfen. Denn daß das noch manchen bittren Ärger und Verdruß für ihn absetzen würde, ehe er wieder ganz Herr über seine Tochter sei, das schien ihm zu wahrscheinlich. Und als er in seine Wohnung trat und sah das bleiche, bekümmerte Gesicht Lisbeths, da hätte er's beinahe laut gesagt: wenn's doch der Wilhelm wäre!

Es ist merkwürdig, wie der Haß verblenden kann. Der Herbstehannes hatte trotz seiner rauhen Außenseite kein unempfindliches Herz, aber während er den einen Mitmenschen aufrichtig bedauern konnte, wünschte er dem andern kaltblütig den Tod. Und er dachte sich gar nichts Unrechtes dabei.

Für die arme Lisbeth kamen jetzt auch recht schwere Tage. Der Vater ging den ganzen Tag brummend und scheltend im Hause umher, die Mutter war zwar wie immer ruhig und freundlich gegen sie, aber, wie Lisbeth gemerkt hatte, in der Sache ganz mit ihrem Manne einverstanden, und dazu kam dann fast Abend für Abend Kaltmüllers August ins Haus. Sie konnte ja gar nichts gegen ihn als Menschen haben, er war ein ganz tüchtiger Bursch von nicht üblem Aussehen, aber er war ihr geradezu widerwärtig, wenn ihr der Gedanke kam: der soll nun dein Ehemann werden. Nein, und tausendmal Nein, gelobte sie sich, entweder den Wilhelm oder niemand.

Dabei war denn im ganzen Dorf das Gerücht schon verbreitet, sie würde nächstens mit dem jungen Kaltmüller Verspruch halten. Denn wohin sie nur kam, da wurde sie darauf gefragt. Was sollte nur der Wilhelm denken, wenn er das Gerede hörte? Und sie durfte doch nicht mit ihm reden!

Da entschloß sie sich nach langem Überlegen, ihre

Schwester darum zu bitten, den Wilhelm bei passender Gelegenheit ihrer unwandelbaren Treue zu versichern. Die versprach es so bereitwillig, daß ihr wieder eine Vermutung kam, die ihr schon einigemal aufgetaucht war, nämlich daß das Minchen das abendliche Kommen des August mit viel freundlicheren Augen betrachte, als sie. Ach, wenn der unwillkommne Freier das doch auch einsehen wollte, da wäre ihnen beiden ja geholfen! Sie nahm sich übrigens vor, noch mehr als bisher dem August das Gefallen an ihr zu verleiden, und da mußte es ja wunderlich zugehen, wenn er nicht allmählich sich mehr von Minchen angezogen fühlte.

So gingen die Herbsttage dahin, die Feldarbeit war beendet und die Abende wurden immer länger, an denen der unglückselige August so gewiß wie das Amen nach der Predigt, sich einstellte. Doch sah Lisbeth getrost der Zukunft entgegen, Minchen hatte ihren Auftrag ausgerichtet und Wilhelm ihr antworten lassen: er sei ihrer Treue so gewiß, wie seiner eigenen, und er werde warten, bis der liebe Gott die Herzen ihrer Eltern umgestimmt habe. Und das könne doch nicht ausbleiben, meinte auch sie, denn es sei doch ein gottloser Haß, der die beiden Familien seit einem Jahrhundert getrennt habe, und wenn nun die Liebe eine Brücke zwischen den beiden Häusern geschlagen habe, da müsse der liebe Gott doch auch seine Freude daran haben, denn er habe es doch jedenfalls so gefügt; und was er angefangen, das werde er doch auch fertig bringen. Ja, die Liebe glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Und das ist gut, denn sonst hätten die jungen Leute verzagen müssen an der endlichen Erfüllung ihrer Wünsche, da sie nur zu deutlich sahen, daß der Herbstehannes in seinen Gesinnungen nicht versöhnlicher geworden war. Ganz besonders auffallend trat dies bei einem Ereignis im Spätherbst des Jahres zu Tage.

Es ist noch ganz frisch in der Erinnerung aller Leser, wie furchtbar Ende November des vorigen Jahres die Wasserfluten im westlichen Deutschland, besonders am Rhein gewütet haben. Eisenberg liegt nun allerdings manche Meile vom Rhein weg, aber seine Überschwemmung

hat es auch gehabt. Der Bach, der durch das Dorf fließt, ist freilich von Haus aus ein gar bescheiden Wässerlein [illegible] im Sommer an vielen Stellen aus lauter Bescheidenheit in die Erde zu kriechen scheint, aber im vorigen Herbste wurde er auf einmal so übermütig, daß man ihn gar nicht mehr erkannte. Im Gebirge war tiefer Schnee gefallen, der plötzlich unter endlosem Regen losging und dem Bächlein so viel Wasser zuführte, daß es wie ein stolzer Strom durch die Wiesen gebraust kam.

In Eisenberg achtete man das nicht groß. Das Bachbett war durch das ganze Dorf hin gemauert und ziemlich vertieft, und man hatte in jedem Jahre schon Hochwasser gehabt, ohne daß es bedenklich geworden war.

Auch der Herbstehannes, dessen Haus am Wasser lag, gab sich keinen Besorgnissen hin. Er war am Abend noch einmal herausgegangen, und da glaubte er zu bemerken, daß das Wasser schon wieder anfange, zu fallen. Sie legten sich darum alle zur gewöhnlichen Stunde nieder und waren bei dem melodischen Brausen der Wellen bald eingeschlafen.

Es war nach Mitternacht, als ein Schritt die Straße herabkam und eben nach dem höher gelegenen Amtsjägershof einbiegen wollte. Der helle Mondschein beleuchtete die schlanke, kräftige Gestalt Wilhelms, der von der Schicht kam. Aber er zeigte dem jungen Mann auch noch etwas anderes, daß er unwillkürlich stehen blieb. Denn breit und voll lag das Mondlicht auf einem großen Wasserspiegel, der sich bis an Herbsts Hof erstreckte und die Ställe schon ganz unter Wasser gesetzt hatte. Eiligst lief er noch die paar Schritte abwärts und fand zu seinem Schrecken, daß das Wasser immer gewaltiger heandrängte und in wenigen Minuten Wohnhaus und Ökonomiegebäude mußte umzingelt haben. Dazu hörte er auch schon das Vieh unruhig werden, das durch die kalte Flut von seinem warmen Lager aufgeschreckt war.

Rasch öffnete er den nächsten Stall, worin das Rindvieh stand, es war höchste Zeit, es loszuketten. In aller Geschwindigkeit hatte er die Ochsen und Kühe los gemacht und die Straße hinaufgejagt. Aber nun die Schweine und Schafe! Da hörte er Schritte nahen,

er eilte ihnen entgegen, es war der Nachtwächter und ein Bergmann. Im Augenblick hatte er sie verständigt, und während der Wächter Herbsts herausklopfte, mühte er sich mit dem andern, die Schweine, die schon nahe am Ertrinken waren, ins Trockne zu bringen.

Nun kam auch der Wächter und gleich darauf der Herbstehannes in ein paar eiligst umgeworfenen Kleidungsstücken, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, die Tiere vor dem Wasser zu retten.

Inzwischen war nun das ganze Haus lebendig geworden und schleppte aus Stall und Scheune die Straße hinauf, was gefährdet schien. Für das Wohnhaus war die Gefahr nicht groß, da es ein hohes Fundament hatte und der eigentliche Keller sich dahinter im Felsen befand.

Nach ungefähr halbstündiger Arbeit schien die größte Gefahr beseitigt, und der Herbstehannes wischte sich den Schweiß von der Stirn. Nun fand er auch erst Zeit, sich bei seinen Helfern zu bedanken.

„Das mußt Du hauptsächlich hier bei dem Wilhelm thun," sagte der Wächter.

Jetzt erkannte er erst den Nachbarsohn, an den er natürlich zu allerletzt gedacht hatte. Ganz verdutzt wandte er sich nach ihm um und machte einen Schritt vorwärts, wie um ihm zu danken. Aber im selben Augenblick blieb er wieder stehen, denn er sah auch zugleich seine älteste Tochter, und das volle Mondlicht beleuchtete ihr Angesicht, das strahlend und bewundernd auf den Geliebten gerichtet war. Und mit einem Schlage war die erste, menschliche Regung wieder hinweg, und der ganze, tiefeingefressene Haß malte sich auf seinem Gesichte, als er langsam sagte:

„Das ist ja alles Mögliche, daß Du Dir um uns solche Mühe angethan hast, aber das Mädchen kriegst Du darum doch nicht."

Sprach's und ging trotzig davon. In seinem Herzen aber tauchte blitzschnell wieder der alte Gedanke auf: bliebest Du doch nur einmal auf der Grube, das Mädchen wird mir sonst noch ganz toll.

„Pfui, schäm' Dich, Hannes," riefen die beiden Männer, „der Wilhelm hat gehandelt wie ein braver Kerl und hätte einen andern Dank verdient."

„Ja, schäm' Dich," rief auch seine Frau und sie schüttelte dem jungen Mann kräftig die Hand, „Du bist ein braver Nachbar, Wilhelm, und ich vergesse Dir's nicht, was Du uns heut' gethan hast."

„Ist der Rede nicht wert, das hätte jeder andere auch gethan," antwortete dieser, dem durch die harten Worte des Herbstehannes die Galle ins Blut geschossen war, „ich hab's nicht gethan, um von Herbsts dafür Dank zu haben."

Und er wandte sich ebenfalls trotzig um und ging in sein Haus.

IV.

Wesentlichen Schaden hatte das Wasser in Eisenberg nicht angerichtet, obwohl es so hoch gestiegen war, wie die ältesten Leute sich nicht erinnern konnten. Das Dorf

ist aber zu beiden Seiten des engen Thales die Anhöhen hinauf gebaut, und die paar Häuser, die am Wasser stehen, haben hohen Unterbau. Am nächsten Morgen waren auch die Fluten schon wieder etwas gefallen und die Leute, die in der Nacht allarmiert worden waren, konnten ihre Ställe wieder für das geflüchtete Vieh einrichten.

In Herbsts hatte man sich auch von dem nächtlichen Schrecken erholt, aber vergnügt sah darum niemand aus. Lisbeth war sehr bekümmert über das gehässige Benehmen ihres Vaters gegen Wilhelm und ihre Mutter ging auch herum mit finsterm Gesicht und sprach kein Wort. Denn sie hatte, wenn sie auch fern war von aller Freundschaft gegen Amtsjägers, doch so viel Billigkeitsgefühl, daß sie sich für ihren Mann schämte, und hatte ihm ernstlich die Meinung gesagt. Sein Schuldbewußtsein aber ließ ihn grob werden, und so hatten sich die beiden Ehegatten tüchtig gezankt. Beide aber ließen ihren Unmut hauptsächlich an Lisbeth, als der vorgeblichen Ursache des Zwistes, aus. Es war darum ein gar unerquicklicher Tag, und nur gut, daß er so kurz war, wie ein Novembertag zu sein pflegt.

Lisbeth war froh, als es endlich Schlafenszeit war, und sie sich einmal von Herzen ausweinen konnte über all das Elend, das über ihre Liebe gekommen war. Umsonst waren die Trostworte ihrer Schwester, des guten Minchens, die das Lager mit ihr teilte und ihr immer noch Hoffnungen einreden wollte, an die sie selber nicht glaubte. Der gestrige Tag hatte ihr erst völlig die Augen geöffnet über den unauslöschlichen Haß, den ihr Vater gegen alles hatte, was mit dem Nachbarhaus zusammenhing. Nein, hier war keine Hoffnung mehr, sie wußte auch nicht, wie hier der liebe Gott noch helfen könnte, und ihr Abendgebet war, er sollte sie doch lieber sterben, als diesen Jammer noch länger ertragen lassen.

Aber der liebe Novembermorgen ging auch für sie wieder auf zur alten Plage, wie sie meinte. Mit schwerem Herzen ging sie ihrer Arbeit nach, es lag auf ihr, wie die Ahnung eines großen Unglücks. Auch ihre Eltern waren noch nicht besserer Laune geworden, und ihr

Vater besonders ging herum, als wenn er die ganze Welt vergiften könnte. Er hätte sich selbst auf den Backen schlagen mögen, so sehr ärgerte er sich über seine in jener Nacht im Zorn hervorgestoßenen Worte. Er hatte sich betragen, wie ein unartiger Junge und nicht wie ein gesetzter Mann, und daß er sich so vergessen hatte gegen den Sohn seines Todfeindes, dem er dazu noch Dank schuldig war, in dessen Schuld er nunmehr doppelt stand, das war ihm so empfindlich, daß er gern alles Mögliche drum gegeben hätte, wenn die Scene dadurch ungeschehen hätte gemacht werden können. Da das aber nicht ging, ließ er seinen Zorn an anderen aus.

Das wurde ihm aber auch bald langweilig, denn seine Weibsleute gaben ihm auf all sein Brummen und Schelten keine Antwort, so daß er endlich seine Pelzmütze aufstülpte und ins Dorf ging. Auf der Straße fand er außer ein paar Kindern niemand, denn die Leute waren am Dreschen. Das ärgerte ihn auch wieder, da seine Tenne durch das eingedrungene Wasser noch zu feucht war und er noch ein paar Tage warten mußte. Da dachte er an Wendels Lips, der von seinem Unglück sich soweit wieder erholt hatte, daß er außer Bett sein konnte. Es war doch besser mit ihm geworden, als man gedacht hatte. Zwar sein Arm würde wohl sein lebelang steif bleiben, hatte der Arzt gemeint, aber die schweren Kontusionen am Kopfe hatten keine üblen Folgen hinterlassen. Und der Bergrat hatte ihm schon sagen lassen, er solle nur nicht verzagen; wenn er wieder gesund sei, werde sich wohl für ihn ein Wächterdienst oder ein ähnlicher passender Posten auf den Gruben finden lassen.

Auch der Herbstehannes hatte sich des Kranken recht angenommen. Er war nicht nur fleißig zu ihm gekommen, sondern hatte ihm auch manche Unterstützung in Naturalien zufließen lassen. Es hatte ihm recht angelegen, sein Unrecht gegen ihn gut zu machen.

Heute war's nun freilich weniger ein teilnehmender Krankenbesuch, den er machte, der Lips sollte ihm vielmehr die Grillen vertreiben. Denn er war ein gesprächiger, unterhaltender Mann und paßte darum ganz gut zu dem wortkargen Herbstehannes. So saßen sie denn da und

der Lips erzählte dies und das, ſprach von dem großen Waſſer, wie in der Zeitung geſtanden habe, daß die ganze Rheinprovinz überſchwemmt ſei, und wie der Eiſenberger Grund doch noch ſo gut weggekommen wäre. Nur, meinte er, ſollten ſich jetzt die Bergleute gut vorſehen, daß bei dem naſſen, brüchigen Geſtein kein Unglück geſchehe, damit

es nicht gehe, wie anno 73, da auch mehrere Bergleute durch einen Schachteinſturz ums Leben gekommen waren.

Während ſie ſich ſo ganz gut unterhielten und die Grillen im Kopfe des Herbſtehannes immer leiſer zirpten, kam auf einmal die Wendele hereingeſtürzt und rief außer Atem:

„Habt ihr's auch ſchon gehört, was paſſiert iſt?“

„Es paſſiert viel in der Welt,“ antwortete ihr

Mann, o wie können wir aber wissen, was Du meinst, wenn Du's uns nicht sagst?"

„Ei, das mit dem Kraufewilhelm, der ist ja im Heinrichstollen verschüttet worden."

„Was ist er?" schrie der Herbstehannes.

„Verschüttet worden, Jürges Philipp ist eben hier vorbeigelaufen, er kam vom Heinrichstollen, um's Amtsjägers Margaret' zu sagen."

„Allmächtiger Gott," rief der Herbstehannes und stürzte zur Thür hinaus.

„Was ist dem nur?" fragte die Wendele verwundert, „man könnt' sich ja ordentlich fürchten vor ihm, so sah er aus."

„Ich weiß auch nicht," entgegnete kopfschüttelnd ihr Mann, „ich hab' als einmal gedacht, der Hannes müßt' eine Krankheit in den Gliedern haben, so merkwürdig ist er in der letzten Zeit. Wenn ich nur an das eine denke, wie er gegen mich so ganz anders geworden ist."

Unterdessen war der Herbstehannes nach Hause geeilt, in der leisen Hoffnung, das Gerücht möchte sich nicht bewahrheiten. Aber als er in die Stube trat, sah er sofort, daß es nur zu begründet sein müsse.

Seine Lisbeth lag im großen Sorgenstuhl, ihr ganzer Körper war in krampfhaften Zuckungen und über ihre Lippen kam nur ein leises Wimmern. Seine Frau und Minchen mühten sich weinend und tröstend um sie, aber Lisbeth schien nichts zu hören und zu empfinden, als den einen großen Schmerz.

„Weißt Du's schon, Hannes?" rief ihm seine Frau entgegen.

„Ja," entgegnete er dumpf und sank schwer auf die Bank nieder.

Da saß er nun und sah stier vor sich hin, und daß furchtbare Gedanken sein Gehirn durchkreuzten, konnte jeder sehen.

„Um Gottes Willen," rief sein Weib erschreckt aus, als sie ihn ansah, „was ist Dir denn, Hannes? Muß denn auch alles heut' zusammenkommen? Es ist ja traurig und hart für Amtsjägers Margaret', daß der Wilhelm so ein Ende nehmen mußte, und wenn man das

vorher gewußt hätte, man hätte ja gern wieder Freundschaft gemacht; aber so arg brauchst Du Dich doch nicht drum zu grämen, wer kann denn etwas dazu, daß es so gekommen ist?"

Aber ihre Worte schienen keinen Trost für ihren Mann zu enthalten, denn er warf ihr nur einen wilden, geistesabwesenden Blick zu, stand schwerfällig auf und wankte zur Thüre hinaus.

Er ging in die Scheune und setzte sich auf die Häckselbank. Wer kann denn etwas dazu, daß es so gekommen ist? hatte seine Frau ihm tröstend zugerufen. Ach, wenn sie in sein Herz hätte sehen können, diesen Trost hätte sie ihm nicht geboten. War's doch kein Trost für ihn, sondern die schwerste Anklage. Denn wer war die Hauptschuld, daß es so gekommen war? Du, Du allein bist der Mörder! rief ihm sein Gewissen zu. O du barmherziger Gott, so schlimm hatte er es sich ja nicht vorgestellt, als ihn der böse Gedanke verfolgte: bliebe doch der Wilhelm einmal auf der Grube tot! Und jetzt war's geschehen, war gekommen, wie er gewünscht hatte, nun war er ja am Ziel und konnte frohlocken — aber wo war die Freude über das Ereignis, daß ihm noch gestern so willkommen geschienen?

Dem Mann, der da in der Scheune saß, ein Bild des Jammers, mit den Händen sich in den Haaren raufend, dem lag wahrlich jeder Gedanke näher, als der des Frohlockens über den Tod seines Nächsten.

Ja, wie leicht taucht doch so ein feindseliger Wunsch gegen einen Nebenmenschen auf, und man denkt sich das in seiner Phantasie auch ganz schön, wenn der liebe Gott sich so gelegentlich einmal zum Handlanger der selbstsüchtigen Wünsche des Herzens machen würde, und außerdem: Gedanken sind ja zollfrei! Aber wenn diese Gedanken nun auf einmal greifbare Gestalt annehmen und treten auf in der fürchterlichsten Wirklichkeit und grinsen den Menschen in all ihrer teuflischen Häßlichkeit an und sagen: da sind wir, du hast uns gerufen, es ist geschehen nach deinem Willen — ja, dann schaudert der Mensch entsetzt zurück vor dem fürchterlichen Abgrund, der ihm die Bosheit seines Herzens offenbart.

O Gott, barmherziger Gott, ſtöhnte der gebrochene Mann dort in ſeiner Scheune, haſt Du denn gar kein Erbarmen mit mir? Warum haſt Du gethan nach den böſen Gedanken meines Herzens? Iſt denn keine Vergebung für mich da, muß ich nun zeitlebens umhergehen mit dem Kainszeichen an der Stirn? O, wenn Du einen ſolchen ſchuldbeladenen Menſchen, wie mich, noch hörſt, dann zeige mir doch einen Weg aus dieſem Jammer heraus!

So ſaß er da lange, lange, und lag wie ein Wurm vor dem gewaltigen Gott im Staube, der ein ſtrenges Gericht über ihn hielt um all der Gehäſſigkeit willen, die er ſeit Jahrzehnten in ſeinem Herzen gehegt und genährt hatte. Nun wurde ihm offenbar, was es heißt, ſich leiten laſſen von dem ſündigen Treiben ſeiner Natur, nun ſah er, wie aus kleinen Anfängen die Sünde ſich rieſengroß entwickelt, bis ſie endlich dem Menſchen über den Kopf zuſammenſchlägt. So war er, der ehrbare, ſittenſtrenge Mann, zum Mörder geworden! Ja, was Höllenqualen ſind, er hatte es nun erfahren in ſeiner Einſamkeit, und wie ferne Geiſterſtimmen ſummte es ihm in den Ohren: das iſt der Wurm, der nicht ſtirbt und das Feuer, das nicht erliſcht.

Giebt's denn keinen Weg, auf dem ich meine Schuld bezahlen kann? so rang sich's aber immer wieder aus seinem gequälten Herzen los. War kein Stern da in der dunklen Seelenangst, der ihm tröstend auf diesen Weg geschienen? Ja, ein Stern tauchte auf und wenn er auch anfänglich wieder schwand, er kehrte immer wieder und leuchtete immer heller und sein Strahl wies ihm immer deutlicher den Weg, und der Weg ging über die Dorfstraße hinüber und das Licht sagte ihm immer bestimmter: willst du Vergebung für deine Sünde, dann zeige die Aufrichtigkeit deiner Buße da, wo du gesündigt hast, dann siehe, daß der alte Bann des Hasses, der dein Herz nicht zu Gott kommen läßt, von dir genommen werde.

Und es war ihm, als ob ihn eine unsichtbare Macht an der Hand nähme und zöge ihn heraus aus seinem einsamen Winkel, und ehe er sich selbst noch recht klar darüber geworden, war er über die Straße gegangen und stand auf der Schwelle, über die er vor mehr als zwei Jahrzehnten zum letztenmal geschritten war. Wie sah's heute wohl da drinnen aus? Er zögerte lange, ehe er endlich den Mut fand, einzutreten.

Ja, wie sah es drinnen aus in dem Trauerhaus? Als die Schreckensbotschaft so plötzlich und unvorbereitet über die arme Witwe kam, da war sie wie tot zu Boden gesunken. Unter lautem Weinen und Jammern hatten ihre jüngsten Kinder sie aufgehoben und auf's Bett gelegt, wo sie endlich nach manchen Versuchen teilnehmender Nachbarinnen die Augen aufschlug. Aber welch ein Erwachen! Ihr Sohn, ihr ältester, ihr Stolz und ihre Hoffnung tot, auf so fürchterliche Weise ums Leben gekommen! Am Morgen noch gesund und lebensfrisch zur Arbeit gegangen, und die Stunden rückten immer näher, wo man ihn als entstellten, zerschmetterten Leichnam ins Haus bringen würde. Ja, das war ein Jammer, gegen den alles, was bisher über sie gekommen war, ihr nichts scheinen wollte. Und zum Sterben matt wehrte sie die gut gemeinten Trostgründe der Nachbarinnen ab und bat sie mit schwacher Stimme, sie doch jetzt allein zu lassen mit ihrem Schmerz.

Aber welche Gestalt war das, die auf einmal nach kurzem Alleinsein dort in der Thüre erschien und sich ihrem

Bett näherte? War ihr Auge schon so trüb geworden vom Weinen, daß sie da ein Bild zu sehen glaubte, das doch in Wirklichkeit nimmermehr hier erscheinen konnte? Ja, er war es wirklich, der größte, langjährige Feind ihrer Familie, ihr unversöhnlicher Widersacher! Was wollte er aber jetzt? Sich weiden an ihrem Elend? Wie abwehrend streckte sie beide Hände gegen ihn aus, aber sprechen konnte sie nichts.

Doch der Mann, der nun vor ihrem Lager stand und ihre Hand ergriff — sie kannte ihn kaum mehr, so alt schien er über Nacht geworden. Und hörte sie denn noch recht, war es denn der Herbstehannes, der da sprach und nichts weiter herausbringen konnte, als die paar Worte: „Margaret', vergieb mir!"

Und der dann auf den Stuhl am Bett niedersank und schluchzte wie ein Kind?

„Margaret', sag doch nur ein Wort, daß Du mir vergiebst, Gott ist mein Zeuge, ich gäbe mein Leben gern hin, wenn ich damit Deinen Jungen wieder lebendig machen könnte," kam's nach längerer Pause wieder über die Lippen des Weinenden.

„O Hannes, wie kannst Du so reden? Hab' ich mich nicht ebenso schwer gegen Dich vergangen?"

„Ach, Margaret', das ist's ja nicht, was wollen diese alten Geschichten jetzt noch heißen? O, wenn Du wüßtest, wie schlecht der ist, der hier vor Dir sitzt, Du könntest ihn nicht ansehen. Was heute geschehen ist — der Tod Deines Wilhelm — ich hab's ja in meinem Haß schon lang gewünscht."

Und wieder barg er sein Gesicht in die Hände und saß da wie ein Verurteilter, der sein Gericht erwartet.

Doch, was klang denn da die Straße herab, wie ein Jubeln und Singen von großen Menschenhaufen? Sie brachten doch nicht so die Leiche des Verunglückten an? Die beiden drin im Zimmer hatten es erst noch gar nicht gehört. Die schwergebeugte Witwe saß in ihrem Bett und hatte die Hand des Mannes gefaßt, und der saß da, zwar stumm und mit nassen Augen, aber doch mit einem so seligen Ausdruck im Gesicht, wie noch niemals jemand einen solchen bei ihm gesehen hatte.

Da ſchlug auch das Stimmengewirr an ihr Ohr.

„O barmherziger Herr, ſteh mir bei, jetzt bringen ſie ihn," rief die arme Mutter und wollte von ihrem Lager aufſpringen, ſank aber kraftlos wieder zurück.

Der Herbſtehannes war an das Fenſter geeilt, er wollte den Trägern einen Wink geben, daß ſie die Bahre doch nicht gleich ins Zimmer bringen, ſondern erſt im Hausgang abſtellen ſollten.

Aber, was ſah er da? War's denn möglich? Geſchehen noch Wunder? O, war denn Gott ſo über alles Ahnen und Begreifen barmherzig geweſen und hatte alle böſen Folgen ſeines Haſſes von ihm genommen? Denn da kam ja der Wilhelm angeſchritten inmitten einer großen Schar ſeiner Kameraden und gefolgt von dem ganzen Dorfe, etwas geſchrammt zwar und etwas zerriſſen, aber ſonſt geſund und unverletzt. Und kaum, daß der Herbſtehannes die wunderbare Freudenbotſchaft der Mutter hatte zurufen können, war der Sohn ſchon über die Schwelle getreten und vor dem Bett auf die Kniee geſunken.

Das war ein Wiederſehen, das ſich nicht beſchreiben läßt, und kein Auge blieb trocken, als die Mutter mit lauter Stimme Gott pries um ſeine Barmherzigkeit, die er ihr und ihren Kindern heute erzeigt.

Welche Augen aber machte Wilhelm und mit ihm alle, die im Zimmer waren, als auf einmal der Herbſtehannes vortrat, ihm die Hand bot und ſagte:

„Wilhelm, kannſt Du mir vergeben? Ich habe ſehr ſchlecht an Dir gehandelt."

Und warum ſollte das Wilhelm nicht thun? Und wenn er gezögert hätte, konnte er da noch „Nein" ſagen, als auf einmal ſeine Lisbeth an ſeinem Halſe hing, und ohne nach den vielen Zeugen zu fragen unter Lachen und Weinen ihm ein über das andre Mal verſicherte:

„Nun kann uns aber nichts mehr ſcheiden!"

Das unerwartete Auftreten des Herbſtehannes, wie das ungeſcheute von ihrem Vater offenbar geduldete Bekenntnis Lisbeths zu ihrem Wilhelm hatte aber noch nach einer andern Seite ſein Gutes. Denn im Umſehen war

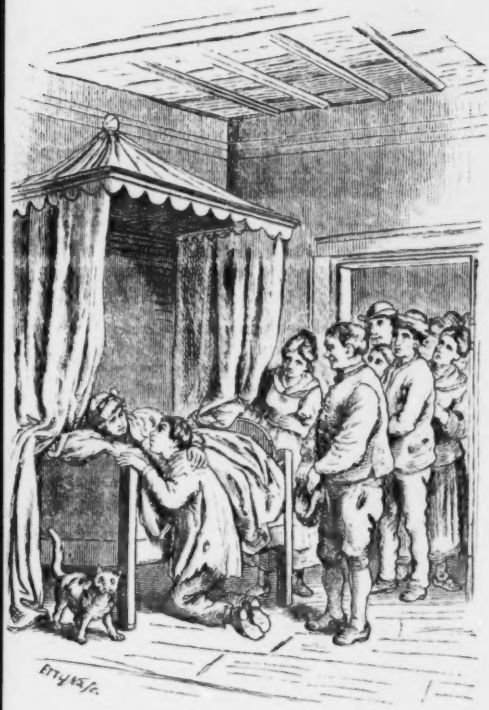

das Zimmer von den vielen Zeugen geleert, jeder wollte zuerſt im Dorf die Wundermär verkünden: Herbſts und Amtsjägers ſind ein Herz und eine Seele geworden!

Dadurch fanden denn auch endlich die so wunderbar Vereinigten, Alte wie Junge, Gelegenheit zu ungestörter Aussprache, und Wilhelm konnte berichten, wie seine Rettung möglich gewesen war.

Er hatte mit noch zwei andern in dem Heinrichsstollen „geschafft", und keiner hatte das sonderlich geachtet, daß der Überhang, der sich durch das Losbrechen des Eisenerzes gebildet hatte, immer mächtiger zu ihren Häupten drohte. Nach ihrer Instruktion mußte ja eigentlich ein solcher Überhang vermauert und gestützt werden, aber wann kam es denn einmal vor, daß das Gestein bei der Arbeit zusammenstürzte? Durch die Übung war ja das Auge geschärft und man wußte immer mit ziemlicher Sicherheit, wann der Einsturz erfolgen mußte. So hatten sie ruhig weiter gearbeitet und das gar nicht in Rechnung gezogen, daß durch das starke Wasser der letzten Woche das Gestein ganz morsch und brüchig geworden war.

Es war nun grade um die Frühstückszeit, die Glocke hatten eben geläutet, und die beiden Kameraden Wilhelms hatten ihre Keilhacken hingeworfen und gingen zum Stollen hinaus, während er erst noch einen starken Feldstein, der sich in die Erzader eingezwängt hatte, herausholen wollte. Noch ein paar wuchtige Einschläge und der Stein gab nach — aber im selben Augenblick rund herum ein Krachen, ein Donnern und Prasseln, als ob der ganze Stollen zusammenstürze, und dann waren ihm die Sinne entschwunden.

Als er wieder zu sich kam, war's rabenschwarze Nacht um ihn. Er wußte erst gar nicht, was mit ihm geschehen war, aber als er aufstehen wollte, und nun allenthalben, wohin er faßte, nichts fühlte als Stein und wieder Stein und er sich ganz allein fand in dem engen Felsengrab, da wurde ihm mit Schrecken klar, was geschehen war. Aber zu gleicher Zeit hörte er auch draußen schon pochen und hämmern, und er wußte: das waren seine Kameraden. Wenn nun der Einsturz nicht so mächtig war, daß er es der Luft wegen abwarten konnte, dann war's ja nicht schlimm, dann mußte er bald gerettet sein. Und daß die Menschenhülfe nicht zu spät kommen möge, darum sandte er ein heißes Gebet empor zu seinem Gott.

Und ſie kam zur rechten Zeit. Denn immer deutlicher hörte er, wie ſie ſich ihm näherten, ſchon ſchlugen ihre Stimmen an ſein Ohr und da — da brach ein Licht-

ſtrahl durch die Wände ſeines Grabes und es rief jemand: „Wilhelm lebſt Du noch?“ Und als er neugeſtärkt durch den friſchen Luftzug freudige Antwort gab, da ſchallte es ihm vielſtimmig entgegen: „dann gedulde Dich noch ein paar Minuten und Du biſt frei!“

Und nun noch eine lange Viertelstunde des Wartens — da hörte er ein lautes Hurra! und die Pforten seines Grabes flogen auf und er stieg wieder heraus zum Tageslicht, von dem endlosen Jubel seiner Kameraden begrüßt.

Ja, es war merkwürdig zugegangen, und wunderbar hatte Gottes Vaterhand ihn behütet. Seine Rettung war ein mächtiges Felsstück gewesen, das im Herabrutschen wie ein Wall sich vor ihn geschoben hatte; so daß das niederstürzende Gestein ihn nicht treffen konnte, und ihm einen Raum freigelassen hatte, in dem er eben sitzen konnte. Und außer ein paar Rissen an Gesicht und Händen war ihm nichts geschehen.

„Ja, das ist ein Tag," sagte der Herbstehannes, nachdem Wilhelm geendet, „an dem unser Herrgott gezeigt hat, daß er ein Gott ist, der Wunder thut."

„Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude," sagte Margarete andächtig, während sie mit nassen Augen auf das junge Paar schaute, das Hand in Hand auf der Bank saß.

Ihr Wilhelm nickte ihr zu und wandte sich zum Herbstehannes:

„Soll's so bleiben, Nachbar?" fragte er.

„So Gott will, ja!" gab dieser zur Antwort.

„Und wir haben auch nichts dagegen, nicht wahr, Margaret'?" sagte seine Frau.

„Doch da ist noch eins," meinte der Herbstehannes und kratzte sich bedenklich hinter dem Ohr, „wie wird's nun aber mit Kaltmüllers August? Wir haben ihn doch dazu aufgemuntert, und wenn er jetzt die Lisbeth nicht kriegt — ich weiß, was es mit unsrer alten Feindschaft hier auf sich gehabt hat, und wenn's nun da wieder eine neue gäbe?"

„Darüber macht Euch keine Sorgen, Herbstevetter," klang da die Stimme des August unter der Thür, „ich kam nur nach der Lisbeth weil die Alten es so wollten, aber eigentlich hat mir das Minchen immer besser gefallen, und wenn Ihr mir die geben wollt, könnt Ihr doch mein Schwiegervater werden."

„Ja, wenn das Minchen will, soll mir's recht sein," gab der Vater ganz überrascht zur Antwort.

Und das Minchen sagte nicht „Nein!"

So war denn die hundertjährige Feindschaft zwischen Herbsts und Amtsjägers begraben, und diesmal wird's wohl will's Gott heißen: auf immer. Denn die Brücke zwischen den beiden Häusern ruht auf bewährter Liebe bei dem jungen und Erkenntnis der Schuld bei dem alten Geschlecht, und die hundertjährige Flamme des Hasses hat Gott der Herr durch's Wasser gelöscht.

9. Anekdote.

Die kleine Emma des Apothekers M. war ein munteres, gewitztes Ding, das durchaus nicht auf den Mund gefallen war und bei dem das Sprichwort zutraf: „Kleine Kessel, große Ohren."

Kommt eines Tages der neue Doktor B. zu ihrem Vater auf Besuch und klagt demselben im Verlaufe des Gespräches, daß sich noch gar zu wenige Patienten bei ihm meldeten, obschon er sich doch jeden Tag, wie der gesuchteste Arzt, durch die Straßen der Stadt fahren lasse und sich sogar eine ganz neue Nachtklingel habe machen lassen, auf deren Porzellanknopfe in großen Buchstaben sein Name zu lesen sei.

„Aber es will niemand kommen und sie ziehen," klagte er wehmütig, „obschon ich gewiß mitten in der Nacht aufstehen würde."

Klein Emmychen spielte währenddessen so eifrig mit ihren Puppen, als ließe sie das Gespräch der beiden Herren ganz unberührt.

Da wird der Vater in die Apotheke abgerufen, und Doktor B. macht sich an klein Emmychen heran und will mittlerweile ein wenig mit ihr scherzen.

Aber die kann den Doktor wegen seines großen Bartes nicht leiden und giebt ihm lauter kurze, schnippische Antworten auf seine Fragen.

„Weißt du auch, wer ein recht ungezogenes Ding ist?" sagt endlich ärgerlich der Doktor.

„Ei ja, Herr Doktor," ist Emmychen fix bei der Hand, „— Ihre Nachtklingel."

10. Eine andere.

„Denke dir, Adolf, wir kriegen morgen eine neue Wetterfahne auf unser Gartenhaus, einen vergoldeten Hahn! Vater sagte es heute Mittag bei Tisch!"

„A bah!" erwiderte Adolfchen wegwerfend, „das ist gar nichts. Mein Vater sagte gestern zur Mutter, wir bekämen eine Hypothek auf unser Haus."

---

11. Altes Gold.

„Ungebauter Acker trägt selten gut Korn" sagt das Sprichwort.

Ein Bauersmann wird zwar noch weiter gehen und das „selten" mit einem „niemals" vertauschen wollen. Denn er kann sich einen ungebauten Acker gar nicht anders denken denn als einen auch unbesäeten, weil es ihm geradezu unmöglich dünkt, daß einer solch ein Narr sein sollte, erst mit viel Mühe und Arbeit und Schweiß seinen Acker zu bauen, d. h. zu pflügen, zu reinigen und zu bedüngen, und ihn dann hinterher unbesäet liegen zu lassen. Wo aber nichts gesäet wird von gutem Samen, kalkuliert er weiter, da kann auch kein gut Korn wachsen.

Nun kann es ja aber doch sein, daß der Nachbar, der seinen gebauten Acker vernünftigerweise auch besäete, an der Grenzfurche ein wenig voller in den Sack gegriffen oder daß der Wind ein paar gute Körner hinüber auf den ungebauten Acker gejagt hat und daß diese dann auf dem harten, ungepflügten Boden doch ein weiches Plätzchen gefunden haben, wo sie bei günstiger Witterung pflanzen und wachsen und Frucht bringen konnten. Und deshalb hat wohl das vorsichtige Sprichwort, das für alle Fälle ein Wahrwort bleiben möchte, statt des ausschließlichen „niemals" das mildere „selten" gesetzt.

Aber sollte das wohl der alleinige oder auch nur wahre Grund des vorsichtigen Ausdrucks sein? Ich möcht's nicht glauben. Denn so vorsichtig und klüglich alles

berechnend pflegen unsere deutschen Sprichwörter nicht zu sein. Sie greifen vielmehr frisch zu mit ihren Ausdrücken und sagen frisch und frank, frei und derb heraus, was sie sagen wollen.

Ich möchte vielmehr annehmen, daß derjenige, dem unser Sprichwort sein Entstehen verdankt (denn einer muß sie doch zuerst gesagt haben, wenn sie auch nachher in „Allmanns" Mund gekommen sind) schon gleich von vorne herein noch an etwas anderes dachte, als an den wirklichen Acker und das wirkliche Korn, daß er nicht bloß eine Wahrheit aussprechen wollte, die jedem Bauernbübchen so geläufig ist wie sein tägliches Butterbrot, sondern daß er Acker und Korn nur als Bilder gebrauchte, um daran eine Wahrheit anschaulich zu machen, die mit Acker und Korn, mit Pflug und Egge nicht das mindeste zu thun hat.

Und auf welchem Gebiete ist diese Wahrheit wohl zu suchen? Ich denke, am natürlichsten und einfachsten auf dem Gebiete der Erziehung. Denn durch die soll ja doch das Menschen-, das Kinderherz zumal, gebaut, d. h. vom Unkraut gereinigt, wohl zubereitet und mit gutem Samen besäet werden, daß gute Frucht daraus erwachse. Und wenn unser Herr und Heiland Jesus Christus das Menschenherz mit einem Acker vergleicht, der je nach seiner Beschaffenheit sich für die Mühe und Arbeit des Säemanns dankbar beweise oder nicht, so dürfen wir ja das Gleichnisbild unbesehen von ihm übernehmen und es auch für die Deutung unseres Sprichwortes verwenden.

Ein ungebauter Acker ist ja in Wahrheit das Herz eines Kindes, um das sich niemand bekümmert, das wild, ohne Zucht und ohne Lehre aufwächst, über dem kein sorgsames Auge wacht, dem kein treuer, wohlwollender Mensch etwas von Unterweisung und Zurechtweisung zu teil werden läßt.

Ob's aber solche Kinder giebt, auch heute noch giebt, wo wenigstens bei uns im lieben deutschen Vaterlande das Gesetz jedem Kinde wenigstens die Wohlthat des Schulunterrichtes zuzuwenden nötigt?

Nun schau Dir einmal die sogenannten „fahrenden Leute unserer Tage an, die Seiltänzer, die Kunstreiter,

die zigeunerartig aussehenden Kesselflicker u. s. w., welche ja, wenn sie in größerer Anzahl zusammen sind, oft ganze Scharen von Kindern mit sich führen! Die *sollen* ja auch freilich ihre Kinder in die Schule schicken, so verlangt es das Gesetz. Aber wo? Eine richtige Heimat, wo sie etwa während der Wintermonate blieben und ihre Kinder dann wenigstens in die Schule schicken könnten, haben ja nur sehr wenige unter ihnen, sondern sie wandern meistens jahraus, jahrein von Stadt zu Stadt oder von Dorf zu Dorf und nirgends ist ihres Bleibens so lange, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken *könnten*, auch wenn sie den ernsten Willen dazu hätten und — — wenn jeder Lehrer auch sofort willig wäre, die armen Kinder auf vielleicht acht oder zehn Tage vorübergehend in seine Schule aufzunehmen.

Wieviel völlig ungebauten Acker giebt es da!

Aber soweit brauchst Du gar nicht einmal zu gehen, um ungebauten Acker in dem von uns gemeinten Sinne zu finden. Sieh Dich nur einmal unter den armen Waisenkindern ein wenig um, die in Städten und Dörfern aufwachsen! Wie viele von denen werden ja noch heute, wo ein wohlwollendes Gesetz sich ihrer annimmt und dem dazu verordneten Waisenrate gebietet, sie in Obhut und Pflege zu nehmen, sogleich nach dem Tode der Eltern an den Mindestfordernden verdungen, der sie dann, um auf seine Kosten zu kommen und das geringe Pflegegeld, welches die Gemeinde bezahlt, zu erhöhen, entweder zu Werkzeugen seiner Habgier oder zu Gehülfen des Bettels mißbraucht! Wieviel ungebauten Acker giebt es auch da, wenn der Waisenvater, der über diese Kinder zu wachen hat, für seine Pfleglinge auf beiden Augen blind ist und sich höchstens einmal nach ihnen umsieht, wenn er von dem Richter ihretwegen befragt wird! Wie viele unter diesen armen, vernachlässigten Waisenkindern entbehren sogar jedes geordneten, zusammenhängenden Schulunterrichtes, weil die Pflegeeltern es profitlicher finden, die Strafen für Schulversäumnis gelegentlich abzusitzen, als die Kinder durch Schicken in die Schule dem Broterwerbe zu entziehen, dazu sie sie verwenden!

Aber ich will noch näher herankommen und einmal

fragen: baust Du denn, lieber Vater und liebe Mutter den Herzensacker der Kinder, die Dir Gott anvertraut hat, oder lässest Du ihn nicht auch vielleicht ungebaut liegen?

Bekümmerst Du Dich denn auch nur um die Herzen Deiner Kinder? Um ihre Köpfe, ja, um die bekümmerst Du Dich vielleicht, und sorgst dafür, daß in die etwas hineinkommt, indem Du sie zur Schule anhältst und sie etwas Tüchtiges lernen lässest, damit sie einmal in der Welt auf eigenen Füßen stehen und ihr Fortkommen finden. Aber auch um ihre Herzen?

Gehörst Du nicht auch am Ende zu denen, die da meinen, sie hätten ihre Elternpflicht vollständig erfüllt, wenn sie ihre Kinder nähren, kleiden und in die Schule schicken, fragen aber im übrigen gar nichts nach ihnen, sondern lassen sie laufen, wohin sie wollen, treiben, was sie wollen, sich betragen, wie sie wollen, daheim und draußen? Achtest Du vielmehr auf Deine Kinder und beobachtest sie, im stillen aber sorgfältig, in Bezug auf ihre Anlagen, ihre Neigungen, ihre Gewohnheiten? Giebst Du Dir dann Mühe, die einen mit sorgsamer Weisheit zu fördern, wo sie sich hoffnungsvoll zu entwickeln beginnen, die andern mit ernster Strenge einzudämmen, wo sie die Richtung zum Bösen anzunehmen anfangen, die dritten mit züchtigender Hand, wenn es nötig ist, zu verbessern, wenn sie sich als böse erweisen? Verfolgst Du so mit wachsamem Auge die innere Entwickelung Deiner Kinder und bemühst Dich, das Unkraut, das bei ihnen auf dem Herzensacker wachsen will, beizeiten auszujäten, durch Zurechtweisung und Lehre und Beispiel beizeiten auch guten Samen bei ihnen auszustreuen, besonders den guten Samen, aus welchem allein wahrhaft gutes Korn erwachsen kann, den Samen des heiligen Gotteswortes?

Siehe, das alles gehört ja zu einem rechten Bauen des Herzensackers Deiner Kinder, und muß unermüdlich, sorgfältig und mit gefalteten Händen (Du verstehst doch, wie das gemeint ist?) betrieben werden, wenn etwas Rechtes daraus werden soll.

Versäumst Du aber solches Bauen und rührst es vielleicht nicht einmal mit dem kleinen Finger an, o dann wundere Dich nicht, als widerführe Dir etwas Seltsames,

wenn auf dem ungebauten Acker kein gut Korn aufwächst, sondern nur Unkraut aller Art in Hülle und Fülle, daß Dir vor Kummer und Sorge das Herz brechen möchte. Ein ungebauter Acker trägt selten gut Korn.

Ja wohl nur allzu selten! Es kann ja wohl geschehen, daß der gute Same, den ein treuer Lehrer, ein frommer Pate, ein wohlwollender christlicher Nachbar und Freund gelegentlich in das Herz Deines Kindes gestreut hat, darin auch Wurzel schlägt und aufgeht, so wenig Du auch thust, ihm nur den Boden ein wenig zu bereiten; es kann wohl geschehen, daß die Gnade Gottes, die Dein Kind nicht verloren gehen lassen will, den guten Samen dann gedeihen und echte rechte Frucht bringen läßt, so wenig Du auch thust, ihn zu begießen und zu pflegen.

Aber wie selten wird doch das geschehen! Wie wird in den allermeisten Fällen die elterliche Gleichgültigkeit, wenn nicht noch schlimmeres, sich wie ein giftiger Mehltau auf das zarte Pflänzchen legen, das aus dem guten Samen von fremder Hand erwachsen wollte, daß es zu keinem Gedeihen kommen kann, sondern elend verkümmert!

Drum baue den Herzensacker Deiner Kinder nur ja recht fleißig und sorgfältig, damit sie Dir selbst nicht, anstatt wie Ölzweige um Deinen Tisch, wie Dornzweige um Dein Herz wachsen, damit sie nicht einst droben vor dem Richterstuhle des Herrn Deine Ankläger werden müssen, wenn der Herr gute Frucht bei ihnen sucht und findet sie nicht! Die Kindheit und Jugend ist ja so recht eigentlich die Saatzeit; was dann in den noch weichen und empfänglichen Herzensboden gesäet wird, das giebt die Ernte der Zukunft.

Weißt Du aber auch, wann Du allein den Herzensboden Deiner Kinder recht bauen kannst, daß er gut Korn trägt? Nur dann, wenn Dein eigener Herzensacker gebaut und ein fruchtbar gut Land geworden ist durch die Liebesarbeit und Liebeszucht des rechten göttlichen Säemanns, des Herrn Jesu; nimmer aber, wenn er wie ein wüstes Dickicht von Dornen und Disteln daliegt! Wie leicht der Distelsame ausfällt und vom Winde verweht wird, so daß er alles um sich her verunkrautet, das weißt Du doch wohl, nicht wahr? Merk's!

12. Zwei Rätſelchen.

Lieſt Du mich von vorn, ſo zeig' ich Dir des Mannes Schmuck und Zier;
Lieſt Du rückwärts mich, ſo bin ich Gangart eines edlen Tiers.

* * *

Mit meinem doppelten Kopf bin ich wohl ein lärmender Kunde,
Aber ein hölzener Kerl, ſchlägſt Du denſelben mir ab,
In meiner vollen Geſtalt ein Rufer zu mancherlei Dingen,
In der verſtümmelten nichts weiter als Schneidergeſell.

---

13. Treue um Treue.

(Nach einer Mitteilung von A. Carolis.)

1.

In die düſtern Mauern des „Temple" zu Paris, jenes Gefängniſſes, aus welchem der unglückliche König Ludwig XVI. und ebenſo ſeine Gemahlin Marie Antoinette, zum Blutgerüſte hatte wandern müſſen, wurden neue Gefangene eingebracht.

Denn die „Schreckensherrſchaft" in Frankreich ſtand eben auf ihrem höchſten Gipfel, und die Spürhunde des ſogenannten „Wohlfahrts-Ausſchuſſes" wußten immer neue Opfer aufzufinden für das Fallbeil, das ſchon ſo viele blutige Arbeit hatte verrichten müſſen. Der bloße Verdacht, dem gemordeten Könige zugethan geweſen zu ſein und die gegenwärtigen Zuſtände zu mißbilligen — wenn auch die Zuneigung zu dem erſteren und die Abneigung gegen die letzteren nicht mit dem leiſeſten Worte geäußert worden war —, ja die bloße Zugehörigkeit zu den höheren Ständen, den ſogenannten „Ariſtokraten", genügten ja vollſtändig, die Namen des Verdächtigen auf die ſchwarze

Liste zu bringen, welche den Gefängnissen ihre Insassen, dem Fallbeile seine Opfer brachte.

Heute — es war an einem der letzten Oktobertage des Jahres 1793 — waren es indessen nur wenige, die, gefesselt wie die schwersten Verbrecher und begleitet von einem schreienden, tobenden Volkshaufen, dem düsteren Gefängnisse zugeführt wurden.

Aber desto mehr zog eine hohe, edle Frauengestalt, die in dem Zuge der Gefangenen einherwankte, die Blicke auf sich, die sich, wenn sie sich einmal darauf gerichtet hatten, nicht leicht wieder von ihr losmachen konnten.

Eine Totenblässe bedeckte das schöne Angesicht und war das einzige Weiße, welches aus den Trauergewändern hervorleuchtete, worin die Gefangene vom Kopfe bis zu den Füßen eingehüllt war. Allein es waren nicht die verzerrenden Züge der Todesangst, die sich in das blasse Angesicht eingegraben hatten, wie bei so manchem der übrigen Gefangenen; es waren vielmehr die Züge einer tiefen, unsäglichen Traurigkeit, die sich über das blasse Antlitz gebreitet hatten, nicht entstellend, sondern verschönernd und verklärend, zumal wenn das thränenfeuchte Auge einen flehenden, suchenden Blick nach oben richtete.

Diesen Zügen gegenüber verstummte sogar der rohe Spott der gaffenden Menge. Und was sonst unfehlbar höhnende Bemerkungen, grausame Witzworte hervorgerufen haben würde, hier fand es jedermann natürlich, daß einer der bewaffneten Begleiter die einherwankende Frau unter den Arm gefaßt hatte und sie stützte, weil sie bei jedem Schritte zusammenzubrechen drohte.

Es war die verwittwete Gräfin Beaufort, die so dem Gefängnisse entgegenwankte, von dannen es keinen andern Ausweg gab als auf das Blutgerüst.

Ihr Gemahl, einer der vornehmsten Familien Frankreichs angehörend wie sie selber, war als Kapitän der Schweizergarde an der Spitze seiner Kompanie gefallen, als der wütende Pöbel am 10. August 1792 das Königsschloß der Tuilerieen stürmte und die tapfern Gardisten niedermetzelte, welche ein Befehl des eingeschüchterten Königs hinderte, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Mit genauer Not und nur durch die aufopfernde, todesmutige Hülfleiſtung ihrer treuen Kammerfrau, Manon Legrain, ſowie ihres Gatten Pierre, der bei dem gefallenen Grafen die Stelle eines Kammerdieners bekleidet hatte, war es der Gräfin gelungen, mit ihrer kleinen, erſt vierjährigen Tochter Madeleine aus Paris zu entkommen und auf einem kleinen, einſam gelegenen Schloſſe in der Bretagne, welches zu dem Familienbeſitze ihres Gatten gehörte und in dem ſie die beiden erſten Jahre ihrer glücklichen Ehe mit dem Gefallenen verlebt hatte, eine, wie es ſchien, ganz ſichere Zuflucht zu finden.

Dort hatte ſie denn auch wirklich faſt ein ganzes Jahr unbehelligt verlebt und in tiefſter Zurückgezogenheit, nur bedient von dem treuen Ehepaare Legrain, ſich ganz der Trauer um den ſo frühe verlorenen geliebten Gemahl, wie der Erziehung ihrer kleinen Madeleine hingegeben.

Die Wogen des Aufruhrs, die in der Hauptſtadt ſo furchtbar brandeten und ſelbſt das Königtum mit Blut wegſpülten, waren bis jetzt nicht in dieſe äußerſte Ecke Frankreichs gedrungen. Wenn auch hier und da einzelne unruhige Köpfe ſchon etwas erhitzt waren von den berückenden Wahngebilden, welche die Revolution in Umlauf geſetzt hatte, ſo war doch der verſtorbene Graf ein viel zu gerechter und milder Herr gegen ſeine Untergebenen geweſen und hatte es zu gut verſtanden, ihre Liebe zu gewinnen, als daß nicht ſeine trauernde Witwe mit ihrem lieblichen Kinde völlige Sicherheit unter ihnen hätte genießen ſollen.

Als jedoch an der Stelle des gemordeten Königs der „Wohlfahrts-Ausſchuß“ die Zügel der Regierung erfaßt hatte, und ſeine Kommiſſäre in alle Teile des Landes entſandte, um Verdächtige aufzuſpüren und ihre Köpfe unter das Fallbeil, ihre Güter in den bodenloſen Säckel der blutigen Habgier zu liefern, da war es mit der Sicherheit auf Schloß Solanges am Ende. Der grauſame Carrier, der in Nantes ſein Tribunal aufgerichtet hatte, wußte auch das ſtille, einſam gelegene Schloß der Gräfin Beaufort aufzufinden, und eines Tages erſchienen dort ſeine rotmützigen Schergen, um die hülfloſe Frau gefangen zu nehmen und nach Paris fortzuſchleppen, wo ihr Todesurteil ſicher war.

Glücklicherweise war die treue Manon mit der kleinen Madeleine gerade abwesend, als die Gräfin fortgeschleppt wurde; sonst hätte die arme Mutter das Gräßliche erleben können, daß ihr Kind als „Aristokratenbrut“ vor ihren Augen von den Wüterichen getötet wurde.

Und doch, welch ein Jammer für die unglückliche Mutter, daß sie ihr liebes Kind nicht mehr sehen, nicht noch einmal segnend an das treue Herz drücken konnte!

Beladen von diesem Jammer, der mit den leserlichsten ergreifendsten Linien in ihrem totenbleichen Angesichte geschrieben stand, wankte die Gräfin, gestützt von ihrem offenbar noch nicht ganz entmenschten Führer dem Thore des „Temple“ zu, das sich bald hinter den neuen Ankömmlingen klirrend schloß.

Auch auf den Kerkermeister, der sie in Empfang nahm, schien der Anblick der Gräfin nicht ohne Eindruck zu bleiben. Denn anstatt sie in einen der größeren Räume zu weisen, worin die armen Schlachtopfer, zu Dutzenden zusammengepfercht, den Tag ihrer Hinrichtung erwarteten, schloß er eine kleine Zelle für sie auf, worin sie die allerdings etwas zweifelhafte Wohlthat des Alleinseins genießen konnte.

Wochenlang hatte sie nun schon hier geharrt, ganz allein mit ihrem tiefen, unermeßlichen Schmerze. Mit dem Leben hatte sie abgeschlossen und ihren Frieden mit Gott gemacht. Denn so oft sie draußen in den weiten hohen Gängen die Schlüssel rasseln, die Thüren knarren, und die Gewehrkolben der Wachen schallen hörte, die fast täglich solche, denen ihr Urteil bereits gesprochen war, zum Todesgange abholten, mußte sie ja erwarten, daß auch sie mit weggeführt werden würde. Und wie leicht würde ihr das Abschließen mit dem Leben geworden sein, wenn es ihr nur vergönnt gewesen wäre, noch ein einziges Mal ihre liebe, kleine Madeleine ans Herz zu drücken und von ihr Abschied zu nehmen! Denn unter allen ihren Verwandten wußte sie keinen als ihren Bruder, den Grafen von Hauteville, dem es gelungen war, den Händen der Häscher zu entgehen und im Auslande eine sichere Zuflucht zu finden; von allen übrigen mußte sie annehmen, daß sie das gleiche Schicksal, wie sie selbst,

schon gefunden hätten oder doch finden würden. Was sollte sie da noch an das Leben fesseln? Wie sollte ihr da der Tod nicht als ein willkommener Erlöser erschienen sein, der sie bald wieder mit dem vorausgegangenen Gatten vereinigen werde?

Nur der heiße Wunsch, ihre geliebte Madeleine noch einmal wiederzusehen, war das Band, welches sie noch an das Leben knüpfte und sie jedesmal, wenn der schauerliche Lärm draußen wieder an ihrer Thüre vorübergegangen war, erleichtert aufatmen ließ, so wenig Aussicht auch vorhanden war, daß ihr dieser Wunsch erfüllt werden würde.

Und doch sollte er ihr erfüllt werden; die inbrünstigen Gebete, die sie deshalb täglich zum Himmel emporsandte, sollten nicht vergeblich gewesen sein.

Eines Tages, als schon die Dämmerung hereinzubrechen begann, öffnete sich zu ganz ungewöhnlicher Stunde die Thüre ihrer Zelle, und der Schließer schob eine Frauengestalt herein, die ein in warme Tücher gehülltes Kind hinter sich herzog.

„Aber macht rasch, Bürgerin," rief er leise nach, „höchstens eine halbe Stunde!"

Die Gräfin saß regungslos auf ihrem harten Lager; ein ahnungsvolles Beben erfaßte sie. Sollte es denn wirklich möglich sein?

Aber siehe, kaum hatte sich der Schlüssel wieder im Schlosse gedreht, da stürzte die Eingetretene, die sich erst im Dämmerlichte der kleinen Zelle hatte zurechtfinden müssen, der Gräfin zu Füßen, umfaßte schluchzend ihre Kniee und bedeckte ihre zitternden Hände mit Küssen.

„Manon, Du?" das war der Freudenruf, der sich den bebenden Lippen der Gefangenen entrang, als sie die Knieende erkannte.

„Ja ich, teure Herrin!" antwortete Manon Legrain, indem sie das hinter ihr stehende Kind herbeizog, „und hier Ihre liebe, kleine Madeleine!"

„Madeleine, mein Kind!" stieß da die Gräfin hervor, als wollte es ihr die Brust zersprengen und breitete sehnsüchtig dem erschreckten Kinde die Arme entgegen.

Im Nu war dasselbe, als es die Mutterstimme erkannte, in die geöffneten Arme geeilt, von diesen auf den

Schoß gezogen worden und küßte, die Ärmchen fest um den Hals der Mutter schlingend, dieser zärtlich die von Thränen überströmten Wangen.

„Mama! Liebe Mama!“ rief es, „jetzt ist alles wieder gut. Ich bin wieder bei dir! Nun weine auch nicht mehr!“

Mit wortlosem Entzücken drückte die Weinende das teure Wesen an sich, welches fortfuhr, ihr die bitteren Thränen wegzuküssen. Es verging eine geraume Weile, ehe sie die Sprache wieder fand.

„Aber, Manon, Du treue Seele, wie hast Du das möglich gemacht?“ wandte sie sich nun an die Dienerin, indem sie das Kind fest umschlossen hielt.

„Ach, Madame,“ schluchzte diese, „ich konnte es ja nicht aushalten daheim mit dem Gedanken, daß Sie Ihr liebes Kind nicht noch einmal sehen sollten. Wie wir ins Schloß zurückkamen, und ich von Pierre, den die Unmenschen glücklicherweise in Ruhe gelassen hatten, hörte, was geschehen sei und was Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehe, da ließ es mir keine Ruhe mehr. Ich mußte Ihnen, koste es, was es wolle, Ihr Kind bringen. Und Gott sei gelobt! Er hat geholfen! Fragen Sie jetzt nicht, wie? Dazu ist die Zeit zu kurz und zu kostbar. Denn es ist nicht genug, daß Sie Ihr Kind wiedersehen, Sie müssen auch mit ihm frei werden.“

„Frei werden?“ preßte die Gräfin mit Staunen hervor. „Wie meinst Du das?“

„Ganz einfach,“ flüsterte die treue Dienerin. „Sie sind mit mir ziemlich von gleicher Gestalt; Sie wechseln rasch mit mir die Kleider und verlassen mit Madeleine diese Zelle. Draußen vor dem Thore wartet mein Mann, mit welchem alles verabredet ist, und der Sie in Sicherheit bringen wird! Nun machen Sie rasch, daß wir fertig sind, ehe der Schließer kommt! Die anbrechende Nacht wird Ihre Flucht begünstigen.“

„Und Du?“ fragte mit tiefster Rührung die Gräfin.

„Nun, ich bleibe hier und vertrete diese Nacht Ihre Stelle. Wird morgen der Schließer den Tausch gewahr, so warte ich eben ab, was mir geschieht. Das Schlimmste wird's ja wohl nicht werden, und wenn es werden

ſollte — — nun, Madame, es iſt ja nur ein kurzer Augenblick, den mir die Gewißheit verſüßen wird, Sie gerettet zu haben. Von meinem Pierre und von meinem Antoine habe ich für jeden Fall Abſchied genommen."

„Und Du meinſt, ich würde ſolch ein Opfer annehmen?" fragte die Gräfin, von der Treue der Dienerin im tiefſten Herzensgrunde erſchüttert.

„Sie müſſen es!" antwortete Manon feſt. „Bedenken Sie, was würde aus Ihrer Madeleine werden ohne Sie?"

„Und was würde aus Deinem Pierre und aus Deinem Antoine werden ohne Dich?" fragte raſch die Gräfin.

„Die werden sich schon durchhelfen, wenn das Schlimmste eintreten sollte und droben sehen wir uns ja wieder."

„Nimmermehr!" rief jetzt die Gräfin entschlossen in einem Tone, von welchem Manon wußte, daß danach keine Widerrede mehr fruchte. „Kein Wort mehr von Deinem Vorschlage! Dein Hierbleiben wäre der sichere Tod für Dich! Aber einen anderen Beweis Deiner Liebe und Treue will ich gerne von dir annehmen, wenn Du ihn leisten willst."

„Jeden, jeden!" versicherte Manon, die bekümmert über das entschiedene Zurückweisen ihres Anerbietens ihrer Herrin in die Augen sah.

Da beugte sich die Gräfin zu ihr hin und flüsterte.

„So nimm Dich meiner armen Madeleine an und sei Du ihr Mutter, wenn ich nicht mehr bin. Bei Dir ist sie am besten aufgehoben, wenn Du die Liebe und Treue auf sie überträgst, von welcher Du mir eben einen so rührenden Beweis gegeben hast. Laß sie für Deine eigene Tochter gelten an dem fremden Orte, wohin Ihr ja doch nun ziehen müßt, und erziehe sie auch ganz so, als ob sie Dein eigenes Kind wäre. Sonst spüren sie die Blutmenschen am Ende doch auf und bereiten auch ihr das Ende, welches mir bevorsteht."

„O wie gerne will ich mich des Kindes als Mutter annehmen," entgegnete Manon, wenn Sie doch einmal durchaus nicht in meinen Vorschlag willigen wollen, was aber gewiß das beste wäre."

„Kein Wort mehr davon!" sagte fest die Gräfin.

„Aber", fuhr Manon zögernd fort, „Madeleine völlig als meine eigene Tochter zu erziehen, wird doch wohl nicht angehen, da ihr Name und Stand eine andere Erziehung erfordern."

„Ach, Name und Stand!" seufzte die Gräfin. „Was sind die heutzutage und werden es auch wohl noch längere Zeit bleiben? Eine Anweisung auf das Schafott! Nichts anderes! Nein, meine treue Manon, laß Madeleine still und unbemerkt in Eurem Hause aufwachsen und erzieht sie, wie ich es ja von Dir und Deinem Manne erwarten kann, zu allem Rechten und Guten. So wird sie am

glücklichſten werden können. Verſprich mir das, wenn Du mir eine rechte Liebe erweiſen und das Scheiden vom Leben erleichtern willſt! Verſprich mir, daß Du ſie niemals, ſo lange Du lebſt, verlaſſen willſt!"

„Nun ja," beteuerte Manon mit kräftigem Händedrucke, „wir wollen es mit Gottes Hülfe thun; wir wollen das Kind behüten wie einen Augapfel, und verlaſſen werde ich es niemals. Das gelobe ich Ihnen heilig und teuer!"

„Müßte ich Euch dadurch nur nicht eine ſo große Laſt aufladen!" klagte die Gräfin und erwiderte dankend den Händedruck der Dienerin. „Aber belohnen kann ich Euch nicht; ich habe ja ſelbſt nichts mehr, als was ich an meinem Leibe trage. Alle unſere Güter ſind gewiß ſchon eingezogen?"

„Leider ja!" berichtete Manon. „Schon am Tage nach Ihrer Verhaftung kamen Kommiſſäre, die Schloß Solanges und alle dazugehörigen Güter in Beſchlag nahmen. Und wie dort, ſo iſt es ohne Zweifel auch auf Schloß Beaufort gegangen. — Aber machen Sie ſich deshalb keine Gedanken, Madame! Mein Mann und ich, wir ſind ja jung und geſund und können arbeiten. Wir werden uns ſchon ſo durchbringen, daß es der Kleinen an nichts fehlen ſoll. O daß es dahin kommen mußte!"

Jetzt klopfte es draußen an der Thüre zum Zeichen, daß die bewilligte Friſt abgelaufen ſei.

Haſtig zog die Gräfin eine goldene Kapſel aus dem Buſen und drückte ſie Manon in die Hand.

„Nimm das für Madeleine!" flüſterte ſie. „Es iſt das Einzige, was ich noch zu geben habe, weil man es nicht bei mir gefunden hat. Es enthält meines Gemahles und mein Bild. Bewahre es für Madeleine auf, bis ſie erwachſen iſt, und erzähle ihr dann von ihren Eltern!"

Der Schließer öffnete die Thüre.

„Es iſt Zeit, daß Ihr Euch fortmacht, Bürgerin!" rief er leiſe herein, „ſonſt könnte ich noch für meine Gutmütigkeit in ſchöne Geſchichten kommen. Sputet Euch; denn die Thore werden ſogleich geſchloſſen werden, und dann iſt kein Herauskommen mehr!"

Aber als nun Manon die Kleine vom Halſe der Mutter, den ſie noch immer umfaßt hielt, fortnehmen

wollte, widerſtrebte dieſelbe und klammerte ſich nur noch feſter an die Mutter an.

„Nein! Nein! Nicht fort!“ rief ſie. „Ich will hier, ich will bei Mama bleiben. Der böſe Mann ſoll fortgehen!“

„Macht's kurz!“ herrſchte der Schließer Manon zu. „Es iſt die höchſte Zeit!“

„Aber wenn ſie nun draußen weint und ſchreit?“ wagte dieſe zu entgegnen.

„Nun ſo laßt ſie meinetwegen hier bis morgen frühe!“ ſagte ärgerlich der Schließer. „Aber holt ſie zeitig wieder ab und ſeid am Thore, ſowie geöffnet wird! Meine Frau ſoll ſie Euch bringen.“

„Das hat man von ſeiner Gutmütigkeit!“ brummte er unwirſch in den Bart, als er die Thüre hinter der weinenden Manon ſchloß, die nur mit einem flüchtigen Händedrucke von der geliebten Herrin hatte Abſchied nehmen können.

Schon vor Tagesanbruch ſtand Manon wieder vor dem Thore des „Temple“, ehe dasſelbe noch geöffnet war. Aber wie wurde ihr, als mit dem Öffnen des Thors die Frau des Schließers wirklich erſchien, jedoch ohne Madeleine, und der Entſetzten die Kunde brachte, es ſei noch geſtern Abend ſpät der Befehl eingetroffen, daß die Bürgerin Beaufort heute hingerichtet werden ſollte, und dieſe habe deshalb ihre einſame Zelle verlaſſen und mit ihrem Kinde in den großen Saal wandern müſſen, worin die Verurteilten zuſammengebracht würden!

Ein tödlicher Schrecken befiel Manon; ſie wankte und war dem Zuſammenbrechen nahe. Aber nur einen Augenblick! Dann raffte ſie ſich mit der Kraft der Verzweiflung zuſammen und flog wie ein Pfeil dahin, ohne der Frau des Schließers ein Wort zu erwidern.

Und wirklich! Als am Morgen die Karren erſchienen, welche die Verurteilten nach dem Grève-Platz zur Richtſtätte führten, ſaß auf einer derſelben auch die Gräfin Beaufort mit ihrem Kinde in den Armen. Man hatte ihr dasſelbe gelaſſen, daß es mit ihr in den Tod gehe. Was lag den Blutmenſchen an einem Opfer mehr? Nur weniger durfte keines ſein.

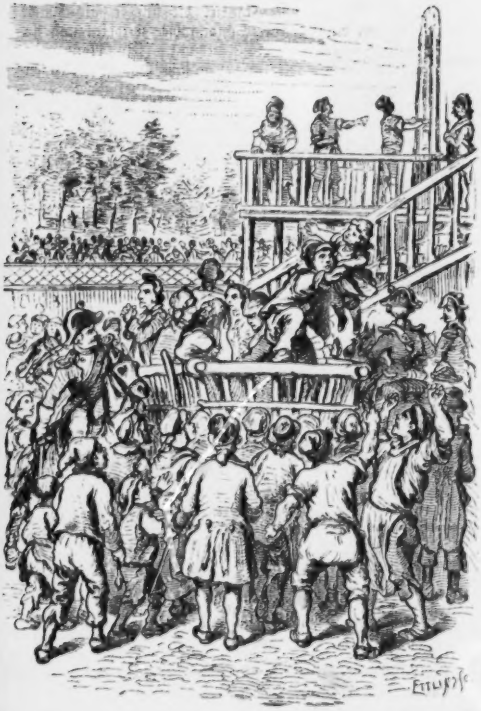

Schon war der ſchauerliche Zug in der Nähe der Richtſtätte angelangt, als ſich plötzlich aus den dichten

Reihen der Männer und Frauen, die sich in grausamer Lust an dem Anblicke der Schlachtopfer weideten und sie mit den rohesten Spottreden überhäuften, ein Mann hervordrängte, den die rote Jakobinermütze als einen eifrigen Anhänger der neuen Ordnung der Dinge bezeichnete.

Mit einem Sprunge war er neben der Karre, auf welcher die Gräfin saß und riß derselben im Nu das Kind weg, welches der zitternde Arm der Mutter nur schwach hielt.

„Jetzt ist keine Zeit mehr, Kinder zu hätscheln!" rief er der entsetzten Frau zu, indem er ihr fest ins Auge sah.

Dann hob er mit kräftigem Arme das schreiende Kind in die Höhe und rief laut in die Menge hinein:

„Wär's nicht schade um den Affen, wenn er das Leben verlöre? Ich werde ihn mitnehmen und mir eine Magd aus ihm erziehen. Wir haben lange genug den Aristokraten gedient! Jetzt soll einmal der Spieß umgedreht werden!"

„Recht so, Bürger!" schrieen beifalljauchzend die Umstehenden. „Macht nur nicht viel Umstände mit der kleinen Schlange, und wenn sie nicht gut thun will, so spart die Rute nicht!"

„Werd's schon machen!" rief mit listigem Blicke der Mann und drängte sich eilig mit seinem Raube durch die Menge.

Die beraubte Mutter aber zeigte merkwürdiger Weise keine Spur von Entsetzen über das Geschehene; sie schaute vielmehr zum Himmel empor mit einem Blicke, der weit eher von Freude und Dank zeugte, als von Entsetzen. Denn sie hatte in dem Räuber des Kindes den braven Mann ihrer Manon, Pierre Legrain, erkannt und wußte nun, daß ihre teure Madeleine gerettet sei, und daß die rohen Worte des Retters nur hatten zur Täuschung der Menge dienen sollen.

Ruhig und gefaßt bestieg sie bald darauf das Schafott und endete als eine der ersten, die heute ihr Leben lassen sollten.

2.

Pierre Legrain war mit der laut weinenden Madeleine davon geeilt. Wie er erst das Kind in den Armen hatte, sah er nicht mehr um sich, weder nach rechts noch nach links, sondern suchte sobald wie möglich in eine einsame Nebengasse zu kommen, um das Kind dadurch zu beruhigen, daß er sich zu erkennen gäbe.

Wäre er nicht so stürmisch dahingeeilt, so hätte er wohl bemerkt, wie ein Mann, dem er beim Einbiegen in die Nebengasse begegnete und den er in der Eile fast umgerannt hatte, stutzig wurde bei seinem Anblicke und verwundert dem Dahineilenden nachsah.

„Ei, was der tausend!“ murmelte derselbe. „Was ist denn das? War das nicht mein alter Kamerad Pierre Legrain? Und der in einer Jakobinermütze? Und ein schreiendes Mädchen in dem Arme? Hm! Hm! Dahinter steckt ein Geheimnis! Aber ich werde schon dahinter kommen; der alte schlaue Fuchs soll mir nicht entgehen! Gewiß nicht!“

Er schwankte eine Zeit lang, ob er dem Davoneilenden sogleich nachfolgen sollte, oder nicht. Aber bald zog ihn der Lärm der Volksmenge, die nach dem Grève-Platz drängte, ebenfalls dorthin.

Als Pierre Legrain sich allein befand, gelang es ihm endlich das weinende Kind einigermaßen zu beruhigen, indem er sich ihm zu erkennen gab und ihm einredete, es müsse ganz stille sein, weil sonst die bösen Männer, die ihre Mama fortgeführt hätten, wiederkommen und es schlagen würden.

Er setzte nun die Kleine nieder und ging mit ihr, um kein Aufsehen zu erregen, ruhig durch die Straßen, welche er zu durchwandern hatte. Kluger Weise hatte Manon das Kind, als sie es zu der Mutter brachte, in ganz gewöhnliche Kleider gehüllt, so daß es jetzt ohne Anstand für die Tochter des Mannes gelten konnte, der es an der Hand führte.

Nach einer ziemlich langen Wanderung gelangten die beiden endlich an ein unscheinbares Häuschen in einer der Vorstädte von Paris, welches Pierre Legrain sogleich

gemietet hatte, als er mit seiner Frau und dem eilfjährigen Antoine der verhafteten Herrin nachgeeilt war, um ihr Madeleine zu bringen. Seine und seiner Frau Ersparnisse hatten eben zugereicht, das Häuschen und den darin befindlichen kleinen Laden zu mieten, aus welchem letzteren die Eheleute ihren Lebensunterhalt zu gewinnen gedachten, wenn alles für sie glücklich ablief.

Vorsichtig schloß Legrain die Hausthüre hinter sich ab und trat dann hastig in das Wohnzimmer, indem er Madeleine seiner unter Thränen harrenden Frau zuführte.

„Gottlob! da habe ich sie!" rief er hoch aufatmend. „Aber es war ein Glück, daß ich statt Deiner gegangen bin. Du hättest es sicherlich nicht fertig gebracht, das Kind von der Karre herunter aus den Armen der Mutter zu holen, die ich — so fügte er leise hinzu — — leider nicht retten konnte."

Da schluchzte Manon laut auf und warf sich auf einen Stuhl, das Gesicht in der Schürze verbergend. Sie brachte der gemordeten Gebieterin mit ihren Thränen ein Totenopfer. Aber bald ermannte sie sich wieder, zog die ebenfalls schluchzende Madeleine zu sich heran und drückte sie fest an sich.

„Weine nicht, mein süßes Kind!" liebkoste sie ihr. „Wenn auch die bösen Menschen Deine gute, liebe Mama fortgeführt haben, daß Du sie lange, lange nicht mehr sehen wirst, so sollst Du jetzt mein Kind sein, und ich will Dich so lieb haben, wie Dich Deine Mama lieb gehabt hat."

„Und ich," rief der kleine Antoine herzutretend und dem neuen Schwesterchen die Hand reichend, „will Dein lieber Bruder sein und immer schön mit Dir spielen. Und wenn Dir einer etwas zu leide thun will, so soll er es mit mir zu thun haben. Verlaß Dich darauf!"

Dabei richtete er sich hoch auf und schüttelte drohend die Faust. Seine dunklen Augen blitzten ordentlich von Feuer und Mut.

Madeleine gab sich unter den ihr wohlbekannten freundlichen Leuten bald zufrieden, und als Antoine seine Spielsachen herbeibrachte, war sie schnell mit dem neuen Bruder ganz ins Spielen vertieft. Pierre Legrain saß

mit seiner bekümmerten Frau leise flüsternd zusammen und bemühte sich ihre immer wieder aufs neue hervorquellenden Thränen durch Aufstellung von Zukunftsplänen zurückzudrängen.

In der ersten Zeit fragte die kleine Madeleine sehr oft nach ihrer Mama und weinte bitterlich, wenn ihr Manon, selber die Augen voll Thränen, sagte, daß sie habe weit, weit fortziehen müssen. Aber allmählich kamen solche Fragen immer seltener; der kindliche Schmerz wurde immer gelinder, je mehr alle Hausgenossen mit einander wetteiferten, ihr mit der aufmerksamsten, zärtlichsten Liebe zu begegnen. Besonders an den guten Antoine schloß sie sich enge an und konnte es kaum abwarten, bis er wieder nach Hause kam, wenn er entweder seines Unterrichtes wegen, oder mit irgend einem Auftrage der Eltern draußen gewesen war.

Sie stellte sich dann wohl auf einem Stuhle ans Fenster und drückte das kleine Gesichtchen fest wider die Scheiben, um nach dem sehnlichst Erwarteten auszuschauen, und lief ihm dann, wenn er endlich kam, mit lautem Freudenrufe bis in den Laden entgegen.

Und ein Wunder wars da ja nicht. Denn nicht allein daß Antoine mit ihr spielte und ihr willig manche Stunde opferte, die er wohl lieber in anderer Gesellschaft und mit einer anderen Beschäftigung zugebracht haben würde, nein er war auch ihr einziger und alleiniger Gefährte. Denn auf die Straße ließen die treuen wachsamen Pflegeeltern die Kleine niemals, sowohl aus Furcht, es möchte ihr draußen ein Schaden geschehen, wie auch aus Besorgnis, die Leute möchten auf sie aufmerksam werden und herausfinden, daß sie ebensowenig mit ihren Pflegeeltern wie mit Antoine die entfernteste Ähnlichkeit hatte. Denn da lag es ja nahe, daß die aufmerksam Gewordenen bei dem harmlosen Kinde selbst nachforschten und ihm das Geheimnis seiner Herkunft herauslockten, deren Erinnerungen noch keineswegs ganz bei ihm erloschen waren. Auch war es immerhin möglich, daß Madeleine von Augen erblickt wurde, die einst ihre wirklichen Eltern gesehen hatten, und denen sich dann sofort die außerordentliche Ähnlichkeit aufdrängen mußte, die das Kind mit seiner Mutter hatte.

Aber wiewohl Madeleine in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause, in welches keine unberufenen neugierigen Blicke dringen konnten, nur höchst spärlich die Wohlthat der frischen Luft genoß, wuchs sie doch gesund und kräftig heran, und das silberhelle Lachen, welches sie oft bei ihrem Spielen mit Antoine erschallen ließ, gab der treuen Manon die erfreuliche Gewißheit, daß sich das Kind in seiner jetzigen Lage vollkommen glücklich fühle. Die Zeit verwischte bei ihm immer mehr die Erinnerungen an die Vergangenheit, sogar an die liebe Mutter, und es lernte sich ganz als Antoines Schwesterchen und als die Tochter der freundlichen Pflegeeltern ansehen, denen es ohne Anstand auch den Vater- und Muttersnamen gab.

Eines Tages saßen die Gatten in ihrem Stübchen am Fenster, während Madeleine stille vor sich hin spielte. Antoine war abwesend.

Plötzlich rief Frau Legrain bei einem Blicke auf die Straße erschrocken zu ihrem Manne:

„Pierre, wie ist mir denn? Ist das nicht Jacques, der ehemalige Reitknecht des Herrn Grafen, der da auf unsere Thüre lossteuert?"

„Wahrhaftig, Du hast recht!" rief Pierre Legrain, nachdem er sich den Nahenden auch beschaut hatte. „Wo kommt denn der her? Und was mag er wollen? — Aber rasch das Kind fort! Das darf er nicht sehen! Ich will ihn so lange im Laden festzuhalten suchen."

Während er dem Kommenden, der schon fast an der Hausthüre war, entgegenging, raffte Manon eiligst das Spielzeug Madeleines zusammen in ihre Schürze und führte das Kind in das kleine Hinterstübchen, welches sich an das Wohnzimmer anschloß.

„Hier mußt Du bleiben, mein Püppchen," schärfte sie dem verwundert dreinschauenden Kinde ein, „und mußt ganz stille für Dich spielen. Es kommt ein böser Mann herein, der Dich nicht sehen und hören darf. Halte Dich ja ganz ruhig! Wenn Antoine heimkommt, soll er zu Dir kommen und mit Dir spielen."

Mit diesen Worten eilte sie wieder in die Wohnstube, um jede Spur von dem Vorhandensein eines Kindes, eines Mädchens zumal, fortzuschaffen, und trat

dann in den Laden, wo inzwischen die erste Begrüßung unter den beiden Männern stattgefunden hatte. Sie begrüßte auch ihrerseits den alten Bekannten, jedoch in ziemlich frostiger Weise. Denn Jacques war von jeher ein roher heimtückischer Geselle gewesen und hatte unablässig mit den übrigen Dienstboten des Grafenhauses in Streit und Unfrieden gelebt. Der Graf hatte ihn nur deshalb behalten, weil er es vortrefflich verstand, die Pferde zu pflegen.

„Nun Ihr werdet doch für einen alten Kameraden ein wenig Zeit und ein Plätzchen in Eurer Stube haben?" sagte nach geschehener Begrüßung Jacques, als weder Pierre noch Manon Miene Machten, ihn zu längerem Verweilen einzuladen. „Ich hätte gerade Lust, ein wenig von den alten Zeiten zu plaudern, und hier im Laden wird man ja fortwährend in der Unterhaltung gestört."

„Natürlich," antwortete Pierre, der rasch bedachte, wie gefährlich es in den jetzigen Zeiten sei, einen so boshaften Menschen, wie Jacques einer war, vor den Kopf zu stoßen; dabei öffnete er zum Eintritte einladend die Thüre der Wohnstube.

Auf einen Wink ihres Mannes entfernte sich Manon, um für den Gast auch eine kleine Erfrischung zu besorgen.

„Nun, wie geht es Dir denn eigentlich, Legrain?" fragte Jaques, nachdem er es sich in einem Sessel bequem gemacht hatte. „Wir haben uns seit dem Tode des Grafen gar nicht mehr gesehen, und ich habe erst vor kurzem zufällig erfahren, daß Du wieder nach Paris zurückgekehrt seiest. Denn Du warst ja doch mit Deiner Frau und Deinem Kinde der Gräfin gefolgt, als sie nach dem Tode ihres Mannes ausriß. Nicht wahr?"

„Ich bin mit meiner Lage zufrieden," antwortete Legrain, über die letzte Frage hinwegschlüpfend. „Der Laden bringt so viel ein, als wir für uns und unsern Antoine nötig haben, und mehr als das ehrliche Auskommen begehre ich nicht."

„Immer noch der Alte! Immer bescheiden und anspruchslos!" rief Jacques höhnisch. „Ich denke aber doch, die Gräfin wird Dich dafür, daß Du ihr zur Flucht behülflich gewesen bist, anständig belohnt haben, nicht?"

„Wie konnte sie das?“ antwortete schnell Pierre. „Wir waren ja kaum in Solanges warm geworden, als sie verhaftet wurde. — —

„Und sehr wider ihren Willen die große Reise ins Jenseits antreten mußte,“ schaltete Jacques mit rohem Gelächter ein. „Ja, ja, ich kam gerade noch zurecht, um zu sehen, wie ihr stolzes, hochgetragenes Haupt in den Sand rollte. Erst war es mir ein bischen schauerlich, sie da oben zu sehen, wie sie den Kopf auf den Block geschnallt bekam; aber als alles vorbei war, that es mir doch gut, zu denken, daß es noch eine Gerechtigkeit gebe, die den Tyrannen ihren verdienten Lohn erteile.“

„Pfui, Jacques, wie magst Du so reden!“ sagte voll Abscheu Legrain. „Ich dächte, Du hättest doch keine Ursache gehabt, Dich über die Herrschaft zu beklagen und sie als Tyrannen zu verschreien.“

„Nun, ja“, lachte Jacques, „das ist wahr, der Graf bezahlte mich gut, weil er mich brauchte und wußte, daß ihm nicht leicht einer die Pferde so gut besorgte, wie ich. Aber er hat mir doch mehr wie einmal tüchtig den Kopf gewaschen und mich dadurch böse gemacht. Und die Gräfin? Pah! die konnte mich nie leiden, weil ich ihr nicht fein genug war. Aber nimm Du Dich in Acht, Pierre, und rede nicht auch vor anderen den Aristokraten das Wort; es könnte Dir sonst übel bekommen. Ich will nichts gehört haben.“

Legrain wollte etwas darauf erwidern, aber ein warnender Blick seiner Frau, die inzwischen mit einem kleinen Imbis hereingekommen war und die letzten Worte des unangenehmen Gastes gehört hatte, verschloß ihm den Mund. Er nötigte statt dessen zum Zugreifen.

„Was ist denn eigentlich aus der Kleinen geworden?“ fragte Jacques mit lauernder Miene, nachdem er etwas gegessen hatte. „Es war doch so ein kleines verwöhntes Püppchen da, Madeleine, glaube ich, hieß es. Wißt Ihr von der nichts?“

„Nein!“ stieß Manon heraus, der es jetzt zum Entsetzen unheimlich wurde, und bückte sich rasch zur Erde nieder, um nicht sehen zu lassen, wie ihr bei dieser Frage spürbar alles Blut aus dem Gesichte gewichen war.

„Das ist aber doch wunderbar," fuhr Jacques fort, „das Kind war doch nicht bei der Gräfin als sie hierhergebracht wurde — ich sah sie ja selbst ankommen — und nachher saß es, wie mir erzählt wurde, bei ihr auf der Armesünderkarre, wurde ihr aber unterwegs von einem Manne weggerissen, der gewiß wußte, warum er das that. Wißt Ihr wirklich nichts davon und habt auch nichts davon gehört?"

„Nein!" sagte Pierre jetzt statt seiner Frau, welcher der Atem völlig vergangen zu sein schien. „Aber laß doch die alten Geschichten und erzähle uns lieber, wie es Dir bisher ergangen ist."

„Nein, davon vielleicht einmal bei einem späteren Besuche! Jetzt hätte ich etwas anderes auf dem Herzen. Ich suche nämlich ein Unterkommen und dachte, als ich Euer Haus sah, Ihr könntet mir als einem alten Bekannten vielleicht ein Zimmerchen ablassen. Platz habt Ihr doch genug."

„Aber keinen zuviel!" entgegnete schnell Manon, die sich wieder etwas gesammelt hatte.

„Ich mache gar keine großen Ansprüche und bin mit dem kleinsten Stübchen zufrieden. Hier neben scheint ja gleich ein solches zu sein. Darf ich es einmal ansehen?"

Damit erhob er sich auch schon und schritt auf die Thüre des Hinterstübchens los.

Aber Manon vertrat ihm schnell den Weg und sagte: „Das ist nichts für Euch! Es ist nur ein ganz kleines Eckchen, worin wir die Vorräte aufbewahren, die wir im Laden nicht unterbringen können. Wir könnten es auch in keinem Falle entbehren."

„Habt Ihr denn nicht auch oben noch Stuben?" fragte Jacques beharrlich weiter.

„Nur zwei Schlafkammern," antwortete Manon, „eine für uns und eine für unsern Antoine."

„Nun, nun," sagte Jacques mit einem bösen Blicke seiner tückischen Augen, „ich sehe schon, Ihr wollt mich nicht haben. Auch gut! Ich mache mir nicht viel daraus. Aber wer weiß, ob Euch nicht einmal die Anwesenheit eines Freundes von Nutzen gewesen wäre, noch dazu eines solchen wie ich, der als guter Republikaner bekannt ist!"

In diesem Augenblicke ließ sich das leise Weinen eines Kindes vernehmen. Es rührte von Madaleine her, der das Warten und Stillesitzen zu lange dauerte, und die sich in ihrer Einsamkeit zu fürchten begann.

„Ei, was ist denn das?“ fragte sogleich Jacques hochaufhorchend und sah die erbleichende Manon mit durchdringendem Blicke an.

„Es wird ein Kind auf der Straße gewesen sein,“ beschwichtigte Pierre den Fragenden.

„Nein, nein,“ rief dieser auf die Thüre des Hinterstübchens zeigend, es kam dorther; ich habe gute Ohren.“

„Ach so,“ stammelte Manon, „jetzt fällt mir ein, daß ich das Kind der Nachbarin, das sie mir für eine Weile zu hüten gab, dorthin verwies, als Ihr kamet.“

„Und Ihr sperrtet es zu Euren Vorräten und bekümmertet Euch nicht mehr um es?“ fragte Jacques höhnisch. „Nun so holt doch das Püppchen jetzt heraus! Ich möchte es einmal sehen; denn ich habe die Kinder für mein Leben gern und kann überdies kein Kind weinen hören. Oder soll ich's selbst holen und dabei zugleich einmal einen Blick in das Stübchen werfen, ob es nicht doch für mich paßt?“

Schon erhob er sich wieder und schien sich jetzt durch nichts mehr zurückhalten lassen zu wollen. Da entstand plötzlich draußen auf der Gasse ein wüstes Geschrei wie von einer heranstürmenden wütenden Menschenmenge, welches Jacques sogleich an das Fenster lockte.

Jetzt stürzte auch Antoine herein und rief fast atemlos.

„Denke Dir, Vater, sie wollen in der Nebenstraße bei Meister Guichard den Laden stürmen! Sie sagen, er backe das Brot zu klein; drum wollen sie ihm alles wegnehmen und ihn selbst tot machen!“

„Hurra! da muß ich dabei sein!“ rief Jacques, als ob er im Nu alles andere vergessen habe, griff nach seiner Mütze und stürzte ohne Abschied hinaus.

„Gott sei gepriesen!“ rief Pierre aus tiefster Brust. „Das war Hülfe in der größten Not! Aber nun rasch das Kind mit Antoine nach oben! Der Schandmensch wird wiederkommen, da er einen bösen Verdacht gefaßt

zu haben scheint, und wenn er Madeleine findet, die er sicher sogleich erkennt, so ist sie verloren und wir mit ihr!"

In fliegender Eile stürzte Manon in das Stübchen, faßte das weinende Kind und trug es nach oben, um es mit Antoine zusammen in eine abgelegene Dachkammer zu bringen. Dann raffte sie schnell alle Kleidungsstücke und Spielzeuge zusammen, die das Vorhandensein eines Mädchens hätten verraten können und trug sie an denselben verborgenen Ort.

Während dessen hatte Pierre Legrain rasch an seinem Ladenfenster die eisernen Jalousieläden herabgelassen, damit nicht die plünderungssüchtige Menge, durch die dort ausgestellten Waren gelockt, auch ihm einen Besuch abstatte, und die Ladenthüre fest verschlossen.

Allein die Gefahr ging glücklich vorüber, da der wütende Haufe, nachdem er in dem Bäckerladen sein Zerstörungswerk vollbracht hatte, sich in der Nebenstraße verlief. Auch Jacques kehrte nicht wieder zurück. Er schien bei dem Auflaufe vorläufig seine Rechnung gefunden zu haben.

„Aber er wird wiederkommen, deß kannst Du sicher sein," sagte Pierre am Abende zu seiner besorgten Frau, „und wenn wir das Kind nicht in seine Hände fallen lassen, oder um einen für uns sicher unerschwinglichen Preis sein Stillschweigen erkaufen wollen, so müssen wir fort von hier, je eher, je besser."

„Weißt Du was?" fuhr er nach kurzem Überlegen fort, „es wäre am besten, wenn Du noch diese Nacht mit den Kindern Dich fortmachtest und einstweilen zu Deiner Tante nach Lagny führest. Einen Wagen will ich noch auftreiben. Packe nur schnell das Beste und Nötigste zusammen. Ich bleibe dann noch so lange hier, bis ich mit Nachbar Colomb, der mir ja neulich den Antrag gemacht hat, unsern Laden übernehmen zu wollen, das Geschäft abgeschlossen habe und folge Euch nach Lagny. Dort können wir in Ruhe unsere weiteren Entschlüsse fassen."

Und so geschah es, ohne daß Legrain von dem gefürchteten Jacques dabei gestört oder gehindert worden wäre. Als derselbe nach einigen Tagen kam, seine Nach-

forschungen fortzusetzen und seine schwarzen Pläne mit den Legrains auszuführen, fand er zu seinem furchtbaren Ärger fremde Leute, die ihm über den Verbleib der früheren Hausbewohner keine Auskunft geben konnten.

3.

Jahre kamen und gingen. Sie brachten nach den Greueln der Schreckensherrschaft, die den Boden Frankreichs mit Blut getränkt und jede alte Ordnung umgestoßen hatten, wieder ruhige, geordnete Zustände, wenn auch gerade keine friedlichen.

Denn es galt die aufgerichtete neue Staatsordnung, die Republik, gegen die verbündeten Mächte Europas zu verteidigen, die den Franzosen den Königsmord nicht verzeihen konnten und den Herd zu vernichten suchten, von welchem aus das unheilige Feuer einer schrankenlosen Freiheitsluft und einer nichts Heiliges achtenden Empörungssucht seine verderblichen Funken auch in alle umliegende Länder hatte hinüberstieben lassen.

Und als gar der korsische General Buonoparte, nachdem er sich durch seine glänzenden Feldzüge in Italien und Ägypten die Herzen der ruhmsüchtigen Franzosen gewonnen, die Regentschaft Frankreichs an sich gerissen hatte und nun seine Herrschaft gegen die europäischen Mächte verteidigen mußte, da war erst recht von friedlichen Zeiten keine Rede.

Aber es herrschte doch im großen und ganzen wieder Ordnung in Frankreich und die Pöbelherrschaft war am Ende.

Pierre Legrain hatte nach seiner eiligen Flucht vor dem böswilligen Jacques das Glück gehabt, in einer kleinen Provinzialstadt die Stelle eines Thürhüters in einem großen, sehr besuchten Gasthofe zu finden, deren Gehalt es ihm möglich machte, nicht nur seine Familie anständig zu ernähren, sondern sich auch für böse Zeiten etwas zu ersparen. Seine Frau hatte sich wieder einen kleinen Laden angelegt, da das Haus, in welchem die Familie eingemietet war und welches nicht allzuweit von dem Gasthofe entfernt lag, dafür eine sehr günstige Lage

hatte. Ihre Einnahmen aus dem Laden konnten faſt ganz zurückgelegt werden, ſo daß ſich die Familie Legrain eines beſcheidenen Wohlſtandes zu erfreuen begann.

Madeleine, die hier nicht mehr ſo ängſtlich gehütet zu werden brauchte wie in Paris, weil niemand die leiſeſte Ahnung davon haben konnte, daß ſie nicht die eigene Tochter des Ehepaars Legrain ſei, und die deshalb mit anderen Kindern, welche Manon indeſſen ſorgfältig für ſie auswählte, ein frohes, glückliches Jugendleben führte, war

zu einem kräftigen, blühenden Mädchen herangewachsen. Wer die hohe, schlanke, ganz nach der Mutter geartete Gestalt sah, schrieb ihr gewiß etliche Lebensjahre mehr zu, als die elf, welche sie erst zählte. Die bleiche Stubenfarbe, welche sie in Paris bekommen hatte, war längst einem zarten, gesunden Rot auf ihren Wangen gewichen, und sie fühlte sich unter der zärtlichen Liebe und Pflege, welche ihr Manon angedeihen ließ, so völlig glücklich, daß man von morgens bis abends ihr fröhliches Lachen im Hause erschallen hörte. Pierre Legrain konnte kaum die Stunde erwarten, die ihn von seinem langweiligen Thürhüterposten erlöste und ihn zu dem fröhlichen Kinde heimführte, das sein ganzes Herz gewonnen hatte.

Das Gedächtnis an die Vergangenheit war im Laufe der Zeit bei Madeleine völlig erloschen, und sie wußte es jetzt gar nicht mehr anders, als daß Pierre und Manon Legrain ihre Eltern seien und Antoine ihr lieber Bruder.

Letzterer hatte sich zu einem frischen, kräftigen Jünglinge entwickelt, dessen dunkle Augen von Feuer und Mut und Lebenslust ordentlich sprühten. Mit Begeisterung las er die Berichte von Napoleons glänzenden Siegen und wünschte nichts sehnlicher herbei als die achtzehn Jahre, die es ihm gestatteten, unter die Fahne des berühmten Generals zu treten und an dem Kriegsruhme seiner Landsleute teil zu nehmen.

Das lief freilich sehr gegen die Wünsche seines Vaters. Denn dieser hatte bei den Grafen Beaufort zuviel königliche Gesinnung eingesogen, als daß er sich mit dem gegenwärtigen Regimente in Frankreich hätte befreunden können; er hoffte vielmehr immer auf eine baldige Rückkehr der entthronten Königsfamilie, und hätte seinen Sohn dann mit höchster Freude unter das Lilienbanner der Bourbonen treten sehen.

Allein er war doch wieder zuviel Franzose, um nicht die Thatenlust und das Verlangen nach Ruhm bei seinem Sohne zu verstehen, und als derselbe endlich das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, konnte er seinem Drängen nicht länger widerstehen. Er gab seine Einwilligung dazu, daß Antoine, nachdem sich Napoleon zum ersten Konsul aufgeworfen hatte und seine Stellung durch neue Siege

behaupten mußte, unter dessen Fahne trat, die nun sogleich den Ruhm des kühnen Übergangs über den St. Bernhard und des glänzenden Sieges bei Marengo an sich heften.

Wenn dies überhaupt möglich war, so machte die Entfernung Antoines das Band noch fester und inniger, welches Madeleine mit ihren Pflegeeltern verband. Sie fühlte sich offenbar verpflichtet, dieselben für den Verlust Antoines dadurch zu entschädigen, daß sie ihnen mit doppelter Liebe und Aufmerksamkeit anhing, besonders in den ersten Zeiten, wo das Heimweh nach dem Sohne und die Sorge um ihn oft schwer auf ihnen lag.

„Was meinst Du," sagte eines Tages Legrain zu seiner Frau, nachdem sie sich über die sichtbar erhöhte Zärtlichkeit des Mädchens unter warmen Lobsprüchen auf dasselbe unterhalten hatten, „wäre es doch nicht am Ende jetzt an der Zeit, sie von ihrer eigentlichen Herkunft zu unterrichten und ihr über das Schicksal ihrer Mutter Kenntnis zu geben? Es muß jetzt für sie notwendig daran gedacht werden, ihr einen Unterricht und eine Erziehung geben zu lassen, wie sie für ihren hohen Stand passen, und den kann sie doch nicht als die Tochter des Thürhüters im „Schwanen" empfangen. Man würde sie als solche schwerlich in ein vornehmes Pensionat aufnehmen, auch wenn wir für den letzten Sou Sicherheit gäben."

„Ja allerdings," antwortete Manon, „für ihre Ausbildung muß jetzt Sorge getragen werden; das sehe ich ein, so schwer mir auch der Gedanke aufs Herz fällt, das liebe Kind von mir zu lassen und ohne seine erheiternde, beglückende Gesellschaft einsam dahinleben zu sollen. Aber die Frau Gräfin hat gemeint, es sei am besten, sie ganz als unsere eigene Tochter zu erziehen und sie über ihre vornehme Herkunft im Dunkeln zu lassen, da sie ja doch keine Aussicht mehr habe, jemals von derselben Nutzen zu ziehen und ihr gemäß auftreten zu können."

„Wer kann das wissen?" sagte Pierre mit bedeutungsvollem Achselzucken. „Wer kann wissen, wie lange die jetzige Herrlichkeit des Korsen dauert, der keinen anderen Grund und Boden in den Herzen des Volkes hat, als den, welchen ihm die augenblickliche Begeisterung über seine Siege

einräumt, und der ihm durch ein paar Niederlagen völlig unter den Füßen weggleiten kann? Wer kann wissen, ob es nicht bald geschieht, was wir Königlich-Gesinnten hoffen, daß das Volk den Übermut und die Gewaltsamkeit des korsischen Advokatensohnes mit Zurückberufung des alten, angestammten Königshauses bestraft? Und dann — das ist so gewiß, als die Sonne am Himmel steht! — werden auch alle die wieder zu Ehren kommen und ungeschmälert in ihre Rechte eingesetzt werden, welche ihre oder ihrer Eltern Treue gegen das Königshaus ins Elend gebracht hat."

„Ach Pierre, das sind doch gar weit aussehende Pläne und Hoffnungen, zu deren Erfüllung ja Gott der Herr je eher, je lieber in Gnaden helfen wolle, auf die aber jetzt schon zu bauen, recht thöricht wäre. Nein, laß uns Madeleine in eine recht gute Erziehungsanstalt thun. Es wird ja wohl auch solche geben, deren Leiter weitherzig genug sind, kein besonderes Gewicht auf das Herkommen ihrer Zöglinge zu legen. Wir werden uns zwar sehr einschränken müssen, um die Kosten aufzubringen, aber nicht wahr? das thun wir ja gerne. Über ihre wahre Herkunft wollen wir jedoch das Kind vorläufig noch in Unkenntnis lassen. Wie leicht könnte es sonst geschehen, daß sie sich in unseren beschränkten Verhältnissen unglücklich fühlt und ihre harmlose Fröhlichkeit einbüßt!"

„Du magst recht haben," antwortete nach einigem Überlegen Pierre, „daß es besser ist, ihr jetzt noch nicht zu sagen, wie es um sie steht. Aber für ihre Ausbildung und Erziehung muß jetzt unbedingt allen Ernstes gesorgt werden. Ich will schon morgen Erkundigungen einziehen über eine Anstalt, die dafür geeignet ist. Aufs Sparen, ja aufs Darben, wenn es nötig werden sollte, um sie dort erhalten zu können, soll es mir so wenig ankommen, wie Dir."

Das Ergebnis dieser Besprechung war, daß Madeleine nach Verlauf von ein paar Wochen in eine berühmte Erziehungsanstalt der zunächst gelegenen großen Stadt gebracht wurde. Zwar schüttelte man in der Nachbarschaft die Köpfe über den Hochmut des Thürstehers, der seine Tochter wie eine Gräfin erziehen lassen wolle, und an

spitzigen Reden war kein Mangel. Aber die treuen Menschen ließen sich dadurch nicht anfechten und nicht in der Hinausführung dessen beirren, was sie als eine ihnen obliegende Pflicht erkannt hatten.

Madeleine ziehen zu lassen, war besonders für Frau Legrain ebenso schwer geworden, als für das Mädchen das Scheiden von den innig geliebten Eltern. Reichlich flossen die Thränen auf beiden Seiten; aber es mußte sein, da half kein Weinen und Klagen.

Für die beiden einsamen Eltern kamen nun ein paar trübe und schwere Jahre. Besonders für Manon war es gar hart, vom frühen Morgen bis zum späten Abende, wo ihr Gatte erst heimkehrte, alleine zu sitzen ohne eine andere Unterhaltung als die flüchtige mit den Kunden, die in ihrem Laden Einkäufe machten. Wie schmerzlich vermißte sie da das heitere Geplauder, das herzerquickende Lachen ihres Lieblings, das sie sonst stets umgeben hatte! Wie sehnte sie sich danach, das liebe Kind wieder einmal ans Herz drücken zu können! Wie machte sie Pläne über Pläne, ob es nicht möglich wäre, einmal nach der Stadt zu reisen, in der es weilte, und es unversehens mit einem Besuche zu überraschen! Aber, wenn sie auch die Kosten dieser Reise gerne daran setzen wollte, durfte sie, die einfache Frau, sich bei den vornehmen Leuten sehen lassen, denen Madeleine übergeben war? Mußte es dieser nicht schaden und sie am Ende gar dem Gespötte ihrer Mitschülerinnen preisgeben, wenn sie sich als ihre Mutter zu erkennen gab?

Die einzige Freude der beiden Gatten waren die Briefe von ihren Kindern, die besonders von Madeleine häufig und regelmäßig eintrafen, und dann in den stillen Abendstunden gemeinschaftlich gelesen und genossen wurden.

Eine andere Freude und Erholung gönnten sich die Braven nicht. Denn die Kosten, welche für Madeleine aufzuwenden waren, erwiesen sich im Laufe der Zeit noch größer, als anfangs berechnet worden war, und es galt, sich bis zum äußersten sparsam einzurichten. Pierre wunderte sich oft über die unerwartet großen Beiträge, welche ihm seine Frau zur Verfügung stellen konnte, wenn Zahlungen zu machen waren. Hätte er genauer nach-

geforscht und nicht die Führung des Ladengeschäftes ganz von seiner Frau besorgen lassen, so wäre er wohl bald dahinter gekommen, daß der Laden allein diese Beträge nicht abwerfen konnte, sondern daß sie zum guten Teile dem wahrhaft ärmlichen Leben der Eltern zu verdanken waren, welches sich seine Frau auferlegte, wenn sie des Tages über alleine war.

Von Antoine kamen begreiflicher Weise viel seltener Nachrichten, als von Madeleine. Aber sie brachten für die Eltern desto erfreulichere Botschaft. Antoine war bis jetzt in allen Schlachten, worin er mitgekämpft hatte, sowohl bei Marengo wie bei Hohenlinden, ohne schwere Wunden davongekommen, hatte sich aber durch seine Tapferkeit bereits den Rang eines Sergeanten errungen. Nachdem sich Napoleon die Kaiserkrone aufgesetzt hatte und wieder gegen die europäischen Mächte die Waffen ergreifen mußte, war Antoines Truppenteil unter denjenigen, welche Napoleon selbst gegen die Österreicher führte. Hier gelang es dem jungen Sergeanten, sich so hervorzuthun, daß ihm die Offiziers-Epauletten bewilligt wurden und er also auf dem besten Wege zu dem Marschallstabe war, den nach der Erklärung Napoleons jeder seiner Soldaten im Tornister trug. Und wirklich machte er auf diesem Wege bald einen weiteren Schritt. Denn in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz gelang ihm das kühne Wagestück, mit einer Handvoll seiner Leute einen französischen Obersten wieder herauszuhauen, der schon von Feinden umringt und im Begriffe war, seinen Degen abzugeben. Er wurde zum Lohne dafür auf dem Schlachtfelde noch vom Kaiser zum Kapitän ernannt und mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt.

Nach dem Frieden von Preßburg kehrte er mit seinem Truppenteile nach Frankreich zurück und benutzte den erlangten Urlaub zum Besuche seiner Eltern. Man denke sich die Freude und den Stolz der beiden Einsamen, als der stattliche wettergebräunte Offizier unerwartet über ihre Schwelle trat! Das war reicher, köstlicher Ersatz für die einsamen, entbehrungsreichen Tage, für die sorgen- und kummervollen Nächte der letzten Jahre.

„Aber wo habt Ihr denn mein kleines Schwesterchen,

meine liebe Spielgefährtin aus der Kinderzeit?" war eine seiner ersten Fragen, nachdem sich Antoine aus den Armen seiner beglückten Eltern gelöst hatte.

„Da ist sie wohl eine feine vornehme Dame geworden?" fragte er, als er Antwort empfangen hatte. „Nun wird sie von dem armen Antoine Legrain kaum mehr etwas wissen wollen, wenn er auch den Offizierdegen an der Seite trägt?"

„Nun wir werden ja sehen," lächelte die Mutter. „Nach ihrem letzten Briefe dürfen wir sie schon übermorgen erwarten, da sie ihren siebenzehnten Geburtstag hier bei uns feiern will."

Und richtig, an dem bezeichneten Tage rollte ein Wagen vors Haus, aus welchem eine stattliche jugendliche Gestalt stieg, in der Antoine, wenn er ihr an einem anderen Orte begegnet wäre, wohl kaum die kleine Madeleine wieder erkannt hätte.

Etwas bestürzt sah sie den stattlichen Offizier auf sich zukommen, welcher zu ihrer Begrüßung herausgeeilt war. Aber kaum hatte sie ihm recht in die Augen gesehen, als sie ihm mit dem Freudenrufe: „Antoine, mein lieber Bruder!" entgegenlief und ohne alle Scheu um den Hals fiel.

„Aber bist Du es denn wirklich, Madeleine?" sagte er mit herzlicher Freude, indem er ihren Kopf ein wenig zurückbog und ihr in die leuchtenden Augen schaute. „Bist Du wirklich mein liebes kleines, oder vielmehr jetzt großes Schwesterchen?"

„Ja, ja, Antoine, das bin ich, wie verwundert Du mich auch anschauen magst, als ob ich wunder was geworden wäre, seit dem wir uns nicht mehr gesehen haben. Und doch hätte ich viel mehr Grund zu fragen: „ist denn der stattliche Kriegsmann da wirklich mein Bruder Antoine!" " — „Doch weg!" rief sie plötzlich. „Ich habe ja mein Mütterchen noch nicht begrüßt und meinen lieben guten Papa!"

Und nun flog sie in die Arme der Hochbeglückten, die sich indessen in stiller Seligkeit an dem Anblicke der beiden geweidet hatten, und herzte und küßte sie, daß ihnen die hellen Freudenthränen über die Wangen rollten.

Eine Reihe froher, glücklicher Tage brach nun für die beiden so lange einsam gewesenen an und brachte ihnen den wohlverdienten Lohn für so manches Opfer, so manche drückende Entbehrung, die sie dem Grafenkinde zu lieb auf sich genommen hatten, welches ja freilich dem Herzen nach ganz ihr Kind geworden war.

Gehörte nun die Anstalt, in welcher Madeleine jahrelang geweilt hatte, zu den seltenen Ausnahmen unter den Erziehungsanstalten, worin mehr auf eine gesunde fromme Herzensbildung hingearbeitet wird, als auf bloße Geistesbildung und gesellschaftliche Gewandtheit, oder waren die verbildenden Künste, die auch in dieser Anstalt angewandt werden, nicht imstande gewesen, an der kerngesunden Natur des jungen Mädchens das beste und schönste zu verderben: Madeleine war so natürlich und frisch, so bescheiden und anspruchslos, so fromm und wahr geblieben, als sie es gewesen war.

„Mütterchen," rief sie wohl manchmal und sprang dabei auf, Frau Legrain zu umhalsen, „bei Dir ist's doch einmal am allerschönsten! Da giebt's keine gebohnten Fußböden, auf denen man so leicht ausgleitet, keine dicken Teppiche, in denen man sich mit den Füßen verwickelt, keine samtenen und seidenen Stühle und Sofas, auf die man sich kaum herzhaft setzen darf, ohne befürchten zu müssen, daß man sie verdirbt. Aber eins giebt's dafür, das zehntausendmal besser ist: Ruhe und Friede und Freude und — ein Mütterchen, so lieb und so gut — — daß ich's gleich noch einmal küssen muß!"

Mit Antoine scherzte und neckte sie fast den ganzen Tag und fesselte ihn dadurch zur großen Freude der Eltern so an das Haus, daß er gar keine Lust bezeugte auszugehen. Einmal brachte sie sogar alles alte Spielzeug aus der Kinderzeit herbei, kramte es aus und forderte Antoine auf, wieder mit ihr zu spielen und dadurch zu beweisen, daß er mit seiner funkelnden Uniform nicht zu stolz sei, noch ihr Bruder und Spielkamerad zu sein, worauf dieser denn auch lachend und scherzend einging.

Kurz, es waren Tage des reinsten, ungetrübtesten Glückes, welche die vier treuen Menschen mit einander

verbringen durften, und Vater Legrain bedauerte nichts mehr, als daß ihn sein Beruf hinderte, dieselben in vollstem Maße auszukosten.

Aber Antoines Urlaub ging zu Ende, und der nun ausbrechende Krieg Napoleons mit Preußen und Rußland sollte ihn alsbald wieder in das wilde Schlachtgetümmel führen. Das machte den Abschied doppelt schwer und bitter, zumal da Legrain seinen Sohn nur mit innerem Widerwillen wieder unter die Fahnen des übermütigen Emporkömmlings treten sah, der eben erst die verehrte Königsfamilie der Bourbonen so tief gekränkt und über denjenigen Zweig derselben, der bisher in Neapel geherrscht, kurzweg dekretiert hatte: „die Bourbonen in Neapel haben aufgehört, zu regieren."

Auch fing man schon an, davon zu munkeln, daß es bald, wie jetzt gegen Preußen und Rußland, auch gegen Spanien losgehen werde, und daß demnach noch nicht die mindeste Aussicht vorhanden sei, der Kriegsbrand werde bald erlöschen.

Überdies fühlte sich Vater Legrain in der letzten Zeit körperlich sehr angegriffen, so daß er schon wiederholt seinen Dienst nicht hatte verrichten können und zu Bette liegen mußte. Die fünfzig Jahre, welche er bereits ziemlich weit hinter sich hatte, fingen an, sich durch allerlei Schwächen und Gebrechen geltend zu machen.

Mit besonderem Ernste und rührender Feierlichkeit legte er deshalb dem scheidenden Sohne segnend die Hände aufs Haupt, als sage ihm eine geheime Ahnung, daß er ihn in diesem Leben nicht mehr wiedersehen werde.

Und diese Ahnung trog nicht. Etwa vier Wochen, nachdem Antoine geschieden war, wurde Pierre Legrain vollständig bettlägerig und mußte seinen Dienst aufgeben. Trotz der treusten Pflege seiner Gattin und Madeleines, welche letztere Tag und Nacht nicht von seinem Bette wich und ihn wie ein Kind hob und trug, als er schwächer und immer schwächer wurde, hauchte er in ihren Armen sein Leben aus, nachdem er noch in einem Briefe Antoines, worin dieser den Sieg bei Jena meldete, dessen letzte Grüße empfangen hatte.

4.

Der Tod ihres Gatten war für die arme Witwe ein herber Verluſt. Er legte ihr zu der bangen Sorge um den Sohn, den ſie in ſteter Lebensgefahr wußte, auch noch eine Menge äußerer Sorgen aufs Herz, die ihr Gatte bisher auf ſich hatte ruhen laſſen. Es war ſogar die Sorge um das tägliche Brot, welche mit rauhem Finger bei ihr anklopfte. Denn alle Erſparniſſe aus früheren Tagen waren durch die Koſten für Madeleines Ausbildung völlig aufgezehrt worden, und ob der Ertrag des Ladens, welcher für ſie jetzt die einzige Einnahme war, für ſie und Madeleine zu einem anſtändigen Leben hinreichen werde, war mehr als zweifelhaft. Denn jetzt wieder ein ſo ärmliches Leben zu führen, wie ſie es geführt hatte, als es galt, Erſparniſſe zur Ausbildung Madeleines zu machen, dünkte ihr eben um dieſer willen ganz unmöglich.

Sie hätte die Sorgenlaſt und den Schmerz um den Entſchlafenen wohl kaum ertragen, wenn ſie nicht Madeleine zur Seite gehabt hätte. Denn wenn dieſe auch den Tod des guten Vaters kaum minder betrauerte, als ſie ſelber den Tod des treuen Gatten, ſo trug doch ihr friſcher Lebensmut und ihre unverwüſtliche Hoffnungsfreudigkeit ſehr viel dazu bei, die Verzagende immer wieder aufzurichten, und ihr aufrichtig frommer Sinn wußte ſtets die richtige Hoffnungsſaite anzuſchlagen.

„Nur guten Mutes, Mütterchen!“ tröſtete ſie. „Der Herr verläßt uns nicht, wenn wir uns treu zu ihm halten und ſeine Hülfe ſuchen. Wozu verzagen, ſolange wir Ihn haben? Und wir haben ihn ja immer als den, der die Bittenden erhört.“

Eines Tages ſaß Frau Legrain ſorgenvoll brütend über ihren Büchern und rechnete und rechnete. Aber es wollte einmal nicht klappen. Was ſie auch bei den beſten Vorausſetzungen und den weitgehendſten Hoffnungen herausrechnete, erſchien ihr immer noch als ungenügend, um ein Leben führen zu können, wie ſie es jetzt um Madeleines willen für erforderlich hielt. Endlich legte ſie die Feder nieder und lehnte ſich mit kummervollen Falten auf der Stirne in ihren Lehnſtuhl zurück.

„Warum wieder so sorgenvoll, lieb Mütterchen?“ fragte Madeleine, die eben von einem Ausgange heimkehrte und, ohne abgelegt zu haben, zu Manon hintrat, um ihr mit ihrer zarten Hand die Kummerfalten von der Stirne zu streichen.

„Ach Kind!“ war die schmerzerfüllte Antwort, „es geht nicht länger so, wie bisher. Ich habe eben nachgerechnet, was wir während des abgelaufenen Monats im Laden verdient haben und gefunden, daß wir mit solchem Verdienste unmöglich auskommen können!“

„Geht's denn auch nicht, wenn Du mir endlich einmal meine Bitte erfüllst und mir erlaubst, Dir im Laden zu helfen?“

„Auch dann nicht. Denn wenn wir auch zu zweien darin stehen, mehr Kunden werden deshalb doch nicht kommen; und wenn mehr kämen, so kämen die wohl nur um deinetwillen und Du kämest in Gefahr, vielleicht unziemliche Reden von ihnen zu hören. Nein, nein! das darf durchaus nicht sein. Ich werde den Laden ganz aufgeben und zusehen müssen, ob ich nicht durch feine Handarbeiten, welche ich verstehe, mehr als jetzt verdienen kann.“

„O das ist prächtig!“ rief Madeleine in die Hände klatschend. „Dann kann und darf ich auch helfen. Wie gut ist's jetzt doch, daß ich's nicht gemacht habe, wie die anderen Mädchen in der Anstalt, die größtenteils nichts davon hören wollten, als eine geschickte Pariser Spitzenarbeiterin kam und sich erbot, uns Unterricht in ihrer Kunst zu erteilen! Jetzt kann ich diese damals erlernte Kunst herrlich verwerten! O wie prächtig! Und nicht wahr, Mütterchen, Du weißt doch, daß Arbeiten dieser Art sehr gut bezahlt werden, wenn sie geschickt und sauber gemacht werden, besser wie jede andere Handarbeit? Und ich will sie schon so machen, daß sie gefallen und die höchsten Preise erzielen, verlaß Dich darauf! Die schöne, saubere Arbeit hat mir immer besondere Freude gemacht, und ich habe sie drum auch ordentlich gelernt. O wie prächtig, daß ich nun helfen kann, meinem Mütterchen die abscheulichen Sorgenfalten von der Stirne zu schaffen, die ihr schönes, gutes, liebes Gesicht so häßlich machen!

Komm, laß sie Dir schon jetzt fortküssen; denn sie sind ganz, ganz überflüssig!"

Damit faßte die vor Eifer Glühende den Kopf Manons und küßte ihr die Stirne so lange und so heftig, daß sie sich endlich dessen erwehren mußte, und ein glückliches Lächeln über die vorhin so kummervollen Züge glitt.

„Siehst Du," lachte Madeleine, „sie sind wirklich alle fort die bösen Falten und sollen auch nie, nie wiederkommen! Du sollst sehen, wie fleißig ich sein und wieviel Geld ich verdienen werde!"

„Ja, wenn's nur ginge, liebes Töchterchen!" seufzte Frau Legrain. „Aber auch das kann und darf nicht sein. Ich kann und darf es nicht zugeben, daß Du wie jede andere gewöhnliche Arbeiterin arbeitest, für andere Leute um Geld arbeitest, für mich arbeitest!"

„So? Und warum denn nicht?" fragte Madeleine und trat einen Schritt zurück, die Mutter mit großen Augen anschauend. „Den Grund möchte ich doch wissen?"

„Weil's nicht für Deinen Stand paßt!" platzte Frau Legrain heraus.

„Nicht für meinen Stand paßt?" wiederholte Madeleine voll Staunen. „Für meinen Stand? Was ist denn mein Stand? Bin ich denn etwas besseres als Ihr, die Ihr von jeher gearbeitet und gewiß sauer genug gearbeitet habt, als es galt, das viele Geld herbeizuschaffen, das ich in der Anstalt gekostet habe? Und für mich sollte es nicht passen, zu arbeiten? Wie soll ich das verstehen?"

Manon Legrain sah nun den Zeitpunkt herangekommen, Madeleine über das Geheimnis zu unterrichten, welches über ihrer Herkunft lag. Sie hatte seit dem Tode ihres Mannes wohl schon manchmal die Notwendigkeit bedacht, für Madeleine dieses Geheimnis zu lösen. Denn wie leicht konnte auch sie plötzlich vom Tode dahingerafft werden! Wie leicht konnte Antoine in einer Schlacht fallen! Und dann war ja niemand mehr da, der Madeleine sagen konnte, wer und was sie sei. — Aber sie mußte es ja doch erfahren, um möglicher Weise auch ihre alten Rechte geltend machen zu können, wie es dem Vernehmen nach

in letzterer Zeit einem und dem anderen der zurückgekehrten adeligen Flüchtlinge geglückt war. Denen waren, soweit dies nur noch thunlich war, ihre angestammten Güter zurückgegeben worden, da es den stolzen, ehrgeizigen Korsen drückte, daß seinem Hofe der alte Adel des Landes fehlte. Allein Frau Legrain hatte es bis jetzt noch nicht über sich gewinnen können, das entscheidende Wort zu sprechen. So oft es ihr auch schon auf der Zunge gelegen hatte, immer wieder verschloß ihr den Mund die Besorgnis, die Liebe ihrer Madeleine würde sich dann von ihr abwenden, und es würde ihr verloren gehen, was doch einmal Lebensluft und Lebensluft für sie geworden war. Jetzt aber, wo das entscheidende Wort gefallen, wenn auch unbewußt und ungewollt gefallen war, mußte alles zur Sprache kommen.

„Gehe hin, Kind, und lege erst Dein Tuch ab," sagte sie leise und wehmütig zu der Fragenden, „und dann komme und setze Dich zu mir; ich habe wichtiges mit Dir zu reden."

Schnell saß Madeleine auf einem Schemel zu ihren

Füßen und legte ihr die Arme auf die Kniee, erwartungsvoll zu ihr aufsehend.

Und nun kam's. Vorsichtig und schonend rollte Frau Legrain den Vorhang von der düsteren Vergangenheit weg; aber je weiter sie kam, desto deutlicher spürte und sah sie, wie erst ein leises Beben durch den Körper Madeleines ging, wie dann die verschlungenen Arme sich allmählich lösten und kraftlos von ihren Knieen glitten, wie die erhobenen Blicke sich senkten, und endlich das totenblaß gewordene Angesicht sich in ihrem Schoß vergrub. Kein Wort! Keine Silbe! Kein Seufzer! Es war, als sei die lebensvolle Gestalt mit einem Male erstarrt.

„So, meine teure Madeleine!" so schloß endlich Frau Legrain. „Jetzt ist gesagt, was gesagt sein mußte und was ich Dir wohl nicht erst heute hätte sagen sollen."

Dabei strich sie zärtlich über das Haupt, das sich tiefer und tiefer in ihren Schoß versenkt hatte, und suchte es aus den Falten ihres Kleides emporzuheben.

Diese Berührung schien wieder Leben in Madeleine zu bringen. Sie hob nun selbst den Kopf und starrte mit weit aufgerissenen, thränenlosen Augen zu der auf, die sie bisher Mutter genannt hatte.

„O hättest Du doch geschwiegen, für immer geschwiegen!" rief sie im Tone der bittersten Klage. „Daß es wahr ist, was Du sagtest, ist mir zur Gewißheit geworden durch die alten längst vergessenen Erinnerungen aus meiner ersten Kindheit, die Deine Erzählung wieder wachrief. O hätten sie geschlafen, für immer geschlafen!"

„Mutter, Mutter, warum hast Du mir das gethan?" fuhr sie, nachdem sie eine Weile ins Blaue gestarrt hatte, in herzzerreißendem Tone fort. „Mutter! Mutter! — Aber nein, Du bist ja nicht meine Mutter! Ich habe ja kein Anrecht an Deine Liebe! Ich bin ja eine Waise! Eine arme, elende, heimatlose Waise! o Gott! o Gott!"

„Madeleine, teures Kind, fasse Dich!" beschwichtigte Frau Legrain diesen Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzes. „Du hättest kein Recht an meine Liebe? — — Wer hat denn mir das Leben zur Lust gemacht? Wer hat mir

das Dasein versüßt? Wer hat mich getröstet, wenn ich unter der Last meiner Sorgen erliegen wollte? Wer anders als Du, und der, auf den Du mich so oft mit frommem Glauben hinwiesest als auf den rechten Helfer, und dem ich's in Ewigkeit nicht genug danken kann, daß er Dich mir geschenkt? — O glaube mir, wenn ich Dich nicht schon um Deiner edlen unvergeßlichen Mutter willen lieb gehabt hätte wie eine Tochter, Du hättest Dir diese Liebe hundertmal, tausendmal selber verdient!"

Damit breitete sie die Arme gegen Madeleine aus, die nach ihrem Schmerzensausbruche aufgesprungen war und mit schlaff niederhangenden Armen wie geistesabwesend vor ihr stand.

„Madeleine, geliebte Tochter!" fragte sie leise, „komm an mein Herz! Eine Waise, ja die bist Du, aber keine heimatlose Waise. Komm, hier ist Deine Heimat!"

Da warf sich Madeleine mit einem lauten Aufschrei in die für sie geöffneten Arme, die sie fest und innig umschlossen. Jetzt fanden die bisher thränenlosen Augen das lindernde Naß und laut schluchzend hing sie am Halse der tief erschütterten Frau.

„Ja, ja!" rief sie unter Thränen. „Hier ist meine Heimat! O gnädiger Gott, laß mir nicht auch die verloren gehen! Hier ist das mütterliche Herz, das mich so treu geliebt, so liebreich für mich gesorgt, so erbarmungsvoll sich der Verlassenen angenommen hat! Hier! Hier!"

Lange saßen sie so, ohne daß ein weiteres Wort fiel. Die stürmischen Gefühle, die beider Herzen durchwogten, hier mit dem tiefsten Schmerze, dort mit der ganzen Seligkeit der Mutterluft, sie mußten Zeit haben, sich zu sänftigen.

Endlich hob Madeleine den Kopf und schaute durch Thränen fest und tief in die Augen der sie Umschlingenden.

„Mütterchen, lieb Mütterchen!" hauchte sie, „nicht wahr, Du verstößt mich nicht? O vergieb mir die bösen Worte von vorhin! Es war zu viel auf einmal!"

Und wieder fühlte sie sich an die treue Mutterbrust gedrückt und vernahm in deren Herzschlag eine Antwort, wie sie Worte nimmer hätten geben können.

Da ging draußen die Ladenthüre und nötigte Frau

Legrain hinauszugehen. Absichtlich hielt sie sich länger, als es nötig gewesen wäre, draußen auf, um dem erregten Mädchen Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

Als sie wieder ins Zimmer trat, flog ihr Madeleine entgegen und umfaßte sie stürmisch.

„Und Du meinst," sagte sie, „was Du mir erzählt hast, könnte mich in dem Entschlusse wankend machen, den ich vorhin aussprach, in dem Entschlusse, für Dich zu arbeiten? Du meinst, ich könnte Dich verlassen, Dich wohl gar darben lassen, nachdem Ihr jahrelang mit dem verlassenen Kinde Euer sauer erworbenes Brot geteilt, für dasselbe gesorgt und gearbeitet?"

„Die Gräfin Beau — —"

„O sprich das Wort nicht aus!" fiel Madeleine flehend ein. „Ich kann, ich mag es nicht hören, wenigstens jetzt nicht, bei Dir nicht! Ich bin und bleibe Madeleine Legrain. Als solche habe ich eine Heimat und ein Mutterherz; als die, welche Du nennst, wäre ich freundlos und verlassen. Ach, Du hast mir so weh gethan mit Deiner Erzählung, so unsäglich weh! Nun es hat ja wohl so sein müssen! Aber nun versprich mir auch, daß Du mir gestattest, Dir im vollen Sinne des Wortes Tochter zu sein, daß Du mir gestattest, für Dich zu leben und zu arbeiten!"

„Nun denn in Gottes Namen ja, wenn Du es durchaus so haben willst!" antwortete gerührt Frau Legrain. „Wir wollen Gott vertrauen, daß er in seiner Weisheit alles zum besten lenken wird."

Und nun setzten sie sich in der unterdessen eingetretenen Dämmerung zusammen und machten Pläne für die Zukunft. Madeleine hatte sich wieder der Mutter zu Füßen gesetzt und hielt ihre Kniee umschlungen, als wollte sie sie festhalten, daß sie ihr nicht entrissen würde.

Es wurde beschlossen, den Laden aufzugeben und die Vorräte in demselben zu verkaufen. Mit dem erlösten Gelde glaubte Frau Legrain soweit zu reichen, daß eine Übersiedelung nach Paris bewerkstelligt werden könnte, wo nach feineren Handarbeiten größere Nachfrage und deshalb auch ein höherer Preis zu erwarten stand, als hier in der kleinen Provinzialstadt.

„Es wird mir zwar sehr schwer fallen," meinte Frau Legrain wehmütig, „von hier zu scheiden, wo ich so glückliche Zeiten verlebt habe und wo mein lieber unvergeßlicher Gatte seine Ruhestätte gefunden hat. Aber ich sehe ein, es geht nicht anders, es muß sein."

Und es wurde. Das aus dem Verkaufe der Ladenvorräte erlöste Geld reichte nicht nur zur Reise nach Paris, sondern es blieb noch soviel übrig, daß Frau Legrain in der Nähe eines großartigen Putzladens eine bescheidene Wohnung mieten und, wenn es nötig sein sollte, eine Zeitlang auf Arbeit und Verdienst warten konnte.

Sie brauchte jedoch nicht lange zu warten. Die Proben von Madeleines Kunstfertigkeit, welche sie vorlegen konnte, gefielen so gut, daß sie schon nach dem ersten Ausgange mit einem ansehnlichen Auftrage für Madeleines Nadel heimkehrte und auch für sich selber fand sie lohnende Arbeit.

Welche Freude war es für Madeleine, als sie das erste selbstverdiente Geld in den Händen hielt!

„Siehst Du, Mütterchen," sagte sie lächelnd, „daß ich doch noch für etwas Besseres gut bin, als die hohe Gräfin von Habenichts zu spielen und mich von anderen Händen ernähren und bedienen zu lassen! Jetzt soll mir's noch einmal so gut schmecken, weil ich keine unnütze Protesserin bin, und die Arbeit soll meine Lust und Freude sein."

Dies Wort hielt denn auch Madeleine treulich. Von früh bis spät stichelte sie unermüdlich und zog die feinen Fädchen nach den vorliegenden Mustern so sorgfältig und genau, daß ihre Arbeiten von Tag zu Tage größeren Beifall und größere Nachfrage fanden und auch immer reichlicher bezahlt wurden.

Von Sorgen um das Notwendige konnte keine Rede mehr sein; vielmehr durfte es sich Frau Legrain gestatten, nicht nur allmählich bessere Möbel für ihre Wohnung zu beschaffen, sondern auch allerlei Schmuckgegenstände und Zieraten, die ihr einen gewissen Anstrich von Vornehmheit gaben. Ihr liebes Kind sollte doch im Äußeren dessen

nicht ganz entbehren, worauf es nach ihrer Ansicht ein vollgültiges, unveräußerliches Recht hatte.

Madeleine, welche diese ihre Gedanken bald durchschaut hatte, wenn sie auch nie dieselben aussprach, sagte wohl neckend, wenn sie wieder mit solch einem neuen Zimmerschmuck angezogen kam:

„Nicht wahr, Mütterchen, das gilt wieder der Gräfin Beaufort? Aber die braucht solchen Schmuck nicht; sie ruht bei den Toten, und ich werde sie gewiß nicht wieder aufzuwecken suchen."

Madeleine lernte es überhaupt jetzt bei dem stillen arbeitsamen Leben, das sie führte, und in dem sie so volle Befriedigung für sich fand, immer besser, der Vergangenheit ruhig ins Auge zu sehen und ruhig darüber zu reden. Sie sah dieselbe als etwas in sich Abgeschlossenes an, das sie jetzt nicht mehr berühre. Von ihren Eltern ließ sie sich zwar oft und gerne erzählen und freute sich herzlich, wenn Frau Legrain bei der Schilderung ihrer Mutter die hellsten, blendendsten Farben nicht sparte. Aber sie konnte über der toten Mutter, von der sich kein festes bleibendes Bild in ihr damals noch allzujunges Herz hatte eingraben können, die lebendige nicht vergessen, die so lieb und gut und treu vor ihr stand, und deren reiche Liebe sich während der langen Jahre, worin sie sie erfahren hatte, mit unauslöschlichen Zügen in ihr Herz geprägt hatte.

„Und es ist doch niemand mein Mütterchen, mein liebes, gutes, herziges Mütterchen, als Du, Du allein!"

Das war gewöhnlich das Punktum, welches Madeleine hinter die Erzählungen von ihren Eltern setzte und mit einem herzlichen Kusse auf die Lippen der erregten Erzählerin besiegelte.

Nur die goldene Kapsel mit den Bildnissen ihrer Eltern, die Frau Legrain dort im Gefängnisse von der Gräfin Beaufort erhalten und am Tage nach der Eröffnung über ihre eigentliche Herkunft an Madeleine feierlich übergeben hatte, trug diese stets um den Hals als das einzige Erbteil, das ihr aus der Vergangenheit geblieben war und sie, wie sie sagte, immer daran erinnern solle, was aus ihr geworden sein würde, wenn sich nicht so treue, barmherzige Liebe ihrer angenommen hätte.

5.

Madeleine hatte durch ihre kunstvollen Arbeiten bald bei den Kunden des großen Putzgeschäftes, für welches sie arbeitete, eine gewisse Berühmtheit erlangt. Nachdem es erst bekannt geworden war, wo die geschickte Arbeiterin wohne, kam manche vornehme Dame, um die umständliche Vermittelung des Putzgeschäftes zu vermeiden, persönlich zu ihr, sich mit ihr zu besprechen. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß die prachtvollsten Karossen mit betreßten Dienern vor ihrer Wohnung hielten. Die außergewöhnliche Bildung, welche man bei der geschickten Spitzenmacherin fand; das wahrhaft vornehme Wesen, welches sie bei solchen hohen Besuchen herauszukehren wußte, und das doch immer mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit gepaart war; der vornehme Anstrich, den selbst ihre Wohnung hatte: das alles ließ auch die Stolzesten alle Bedenken überwinden, die sie sonst wohl gegen den persönlichen Besuch bei einer einfachen Arbeiterin gehabt haben würden, und — was für Madeleine das Angenehmste war — ließ sie die Forderungen derselben jedesmal ohne weiteres bewilligen.

So geschah es eines Tages, daß wieder einmal solch ein prächtiger Wagen vor dem Hause hielt, auf dessen Schlage die Grafenkrone über dem Wappenschilde prangte. Eine Dame von dem vornehmsten Aussehen entstieg demselben und betrat bald darauf, gefolgt von einem hohen, stattlichen Herrn, Madeleines hübsches Stübchen.

„Mademoiselle," sagte die Dame zu Madeleine, „Sie sind mir als eine sehr geschickte Spitzenmacherin gerühmt worden, und ich komme deshalb selbst zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie mir einige Ellen eben solcher Spitze anfertigen können, wie sie sich hier an diesem Kragen befindet? Die dazu gehörigen Ärmel sind mir durch eine Unvorsichtigkeit meiner Kammerfrau total verdorben worden, und da die ganze Garnitur das Geschenk einer mir sehr werten Freundin ist, so möchte ich äußerst gerne die Ärmel wieder völlig zu dem Kragen passend haben."

Dabei breitete sie einen außerordentlich kostbaren, kunstvollen Spitzenkragen vor Madeleine auf dem Tische

aus, nachdem sie ihn sorgfältig einem Kasten entnommen hatte, der ihr von einem Diener nachgetragen worden war.

Madeleine beugte sich zum Tische nieder, um die schöne Arbeit genau zu besehen, wobei die schwere Goldkapsel, die sie um den Hals trug, frei und genau sichtbar zu hängen kam.

„Ich hoffe, Sie völlig befriedigen zu können, Madame!“ sagte sie nach geschehener Besichtigung in bescheidenem Tone. „Aber ich muß mir zur Ausführung der Arbeit eine längere Frist ausbitten, da das Muster der Spitze ein sehr künstliches ist.“

„Die sollen Sie gerne haben!“ war die Antwort. „Mir kommt's nur darauf an, daß die neue Spitze so hergestellt wird, daß niemand imstande ist, einen Unterschied zwischen ihr und der alten zu entdecken. Wieviel Zeit denken Sie nötig zu haben?“

„Mindestens vier Wochen.“

„Gut, so werde ich nach Ablauf dieser Zeit wieder nachfragen. Adieu!“

Sie wandte sich zum Gehen, erstaunte aber nicht wenig, als sie den sie begleitenden Herrn, der offenbar ihr Gemahl war, totenbleich dastehen und mit unverwandten Blicken auf Madeleine hinstarren sah.

„Aber, Albert, was ist Dir denn?“ fragte sie und zog die Stirne ein wenig kraus. „Du bist doch nicht unwohl?“

„Nein, nein!“ antwortete der Gefragte, „mich überrascht nur eine wirklich wunderbare Ähnlichkeit, die ich hier bei Mademoiselle finde.“

„Aber mit wem denn? wenn ich fragen darf.“

„Mit meiner unglücklichen Schwester Madeleine. Findest Du's nicht auch?“

„In der That, Du hast recht!“ sagte die Dame, nachdem sie die über und über errötende Madeleine durch ihr Augenglas gemustert hatte. „Die Ähnlichkeit ist auffallend, jetzt sehe ich's auch. Aber das kommt ja wohl vor.“

„Nein, nein,“ sagte erregt der Herr, „hier ist mehr als eine bloß zufällige Ähnlichkeit!“

Er trat näher zu Madeleine heran und sagte:

„Ich habe vorhin, als Sie ſich zum Tiſche niederbeugten, eine Goldkapſel an Ihrem Halſe hängen ſehen, die ich, wenn mich nicht alles trügt, kenne. Dürfte ich Sie bitten, mich dieſelbe genauer beſehen zu laſſen? Ich würde Ihnen ſehr dankbar dafür ſein."

In unglaublicher Verwirrung ſtand Madeleine da und wußte nicht, was ſie thun ſollte. Als aber auch die Dame in ſie drang, die Kapſel doch zu zeigen, machte ſie dieſelbe von ihrem Halſe los und legte ſie in die verlangend ausgeſtreckte Hand des Herrn.

„Fürwahr, ſie iſt's!" rief derſelbe ſogleich aus und

drückte auf eine verborgene Feder, die ein Uneingeweihter schwerlich gefunden haben würde, worauf die beiden Schalen der Kapsel aufsprangen und zwei durch einen Goldreif zusammengehaltene Kopfbilder sehen ließen.

„Kein Zweifel!“ rief stürmisch der Herr, als er die Bilder beschaut hatte und hielt sie auch seiner Begleiterin zum Beschauen hin. „Es ist die Kapsel, die ich selber für Madeleine machen ließ und die ihr und ihres Gatten Bildnis enthält!“

„Darf ich Sie jetzt fragen, Mademoiselle,“ wandte er sich nun wieder zu Madeleine, „wie Sie zu dieser Kapsel gekommen sind und ob Sie zu den Personen, deren Bilder sie enthält, in irgend einer näheren Beziehung stehen?“

Madeleine erbleichte bei dieser Frage und fing so an zu zittern, daß sie sich auf die Lehne eines Stuhles stützen mußte.

„Die Kapsel ist ein Andenken meiner Mutter,“ sagte sie leise nach einigem Zögern, „und die Bildnisse sind das ihre und das meines Vaters.“

„So ist's richtig!“ rief mit leuchtendem Blicke der Frager. „So können Sie niemand anders sein, als die junge Gräfin Beaufort, die Tochter meiner unvergeßlichen Schwester Madeleine!“

„Madeleine ist auch mein Name!“ sagte schüchtern zu ihm aufsehend das Mädchen.

„Um so mehr! So sind Sie meine lange gesuchte Nichte, der ich schon auf alle Weise nachforsche, seitdem ich wieder in Frankreich bin, von der ich aber trotz aller aufgewandten Mühe bis jetzt nicht die geringste Spur auffinden konnte. Ich bin der Graf von Hauteville, und diese Dame ist meine Gemahlin.“

Eben trat Frau Legrain herein, die von dem Besuche nichts wußte, und blieb wie erstarrt an der Thüre stehen, als sie den Namen Hauteville aussprechen hörte. Denn ihr, der langjährigen, vertrauten Dienerin der Gräfin Beaufort, war ja deren Familienname wohl bekannt, und auch das wußte sie, daß es von der ganzen Familie der Gräfin allein deren Bruder, dem Grafen von Hauteville, gelungen war, den Mörderhänden der Revolutionsmänner zu entgehen.

„Aber wie sind Sie hierhergekommen, in so ärmliche untergeordnete Verhältnisse, die so wenig zu Ihrem Stande passen?“ fragte die Gräfin. „Bitte, erzählen Sie uns ein wenig davon.“

„Da müssen Sie diese fragen,“ antwortete Madeleine und deutete auf die noch immer im tiefsten Staunen dastehende Manon, deren Eintritt von dem Besuche kaum bemerkt worden war. „Die hat sich meiner erbarmt, als sie meine unglückliche Mutter zum Schafott führten; sie hat mich durch ihren Mann von der Henkerskarre herunterholen lassen und ist mir seitdem eine treue, liebevolle Mutter gewesen, der ich alles zu danken habe.“

Erstaunt wendeten sich die Besucher nach Frau Legrain um, welche die vornehmen Herrschaften mit den ehrfurchtsvollsten Verbeugungen begrüßte.

„Also Ihnen, liebe Frau, haben wir's zu danken, daß wir noch eine Nichte haben?“ sagte freundlich der Graf und trat auf Frau Legrain zu. „Aber bitte, erzählen Sie uns doch, wie alles zuging und erlauben Sie, daß wir einen Augenblick Platz nehmen.“

Die Erzählung Manons war bald vollendet, und es konnte nun kein Zweifel mehr sein, daß Madeleine ihren nächsten, ihren einzigen Verwandten gegenüberstand. Aber es war keineswegs ein freudiges Gefühl, welches sich deshalb in ihrem Herzen regte. Denn während der Graf allerdings mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung gelauscht hatte, war die Gräfin durchaus kalt und unbewegt geblieben und hatte nichts anderes zu thun gewußt, als das errötende Mädchen durch ihr Augenglas prüfend zu beschauen. Offenbar war sie durch die Entdeckung der Nichte nicht besonders angenehm berührt, und als nun der Graf diese herzlich begrüßte und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte, reichte sie nur kalt und gemessen ihre Hand hin, um sie aber sofort wieder an sich zu ziehen, als Madeleine es versäumte sie zu küssen.

„Aber nun dürfen Sie auch keinen Augenblick länger hier bleiben!“ sagte der Graf lebhaft, als ob er die kalte Begrüßung seiner Gemahlin, welche er wohl bemerkt hatte, wieder gut machen wolle. „Wir nehmen Sie sogleich mit uns. Armes Kind! Welch traurige, schreckliche Jahre müssen Sie durchlebt haben!“

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," antwortete Madeleine, und die Röte des Unwillens stieg ihr dabei auf die Wangen, „es waren keineswegs traurige und schreckliche Jahre, sondern im Gegenteile Jahre des ungetrübtesten Glückes, die ich mein Lebenlang nicht vergessen werde. Wer weiß, ob wirkliche Verwandte dem verlassenen Kinde eine so treue, selbstverleugnende Liebe gewidmet hätten, wie ich sie von meinen lieben Pflegeeltern erfahren habe. Drum muß ich auch Ihren Vorschlag, mich sogleich von hier zu entfernen, dankbar ablehnen. Ich kann meine treue Pflegemutter jetzt, wo sie meiner Hülfe bedarf, nicht verlassen."

„Das sollen Sie auch durchaus nicht, liebes Kind!" entgegnete einlenkend der Graf. „Es wird sich wohl machen lassen, daß die gute Frau bei Ihnen bleiben kann."

Madeleine bemerkte den fragenden Blick wohl, den der Graf bei diesen Worten zu seiner Gemahlin hinübergleiten ließ, und auch der flüchtige Zug des Mißmutes entging ihr nicht, der über deren Züge ging. Das war genug für sie, um sie erwidern zu lassen:

„Ich erkenne Ihre Güte völlig an und bin Ihnen aufrichtig dankbar dafür. Aber ich ziehe es doch vor, so wie bisher mit meiner teueren Pflegemutter zusammen zu bleiben."

„Um nach wie vor Spitzen zu verfertigen?" fragte die Gräfin mit unverkennbarem Spotte. „Das wird doch wohl die Gräfin Beaufort nicht ernstlich meinen?"

„Nein, nein!" pflichtete der Graf seiner Gemahlin bei, „das kann und darf nicht geschehen!"

„Einstweilen," antwortete Madeleine ruhig, „bin ich für die ganze Welt außer Ihnen nur Madeleine Legrain, die Spitzenmacherin, für welche ehrliche Arbeit keine Schande, sondern eine Ehre ist, und die sich bei dieser Arbeit vollkommen zufrieden und glücklich fühlt. Bis zur Gräfin Beaufort ist's noch weit hin. Die kann erst vor der Welt erscheinen, wenn sie wieder im Besitze ihrer Güter ist."

„Aber dazu wird sie kommen, glauben Sie mir sicher!" versetzte der Graf. „Der Kaiser hat schon so Vielen, die

in gleichem Falle waren, wie Sie, ihre angeſtammten Güter zurückgegeben, daß das auch für Sie mit voller Gewißheit zu erwarten ſteht. Ich werde mich ſofort bei ihm für Sie mit allem Nachdrucke verwenden."

„Nun, es wäre aber doch immerhin möglich," entgegnete Madeleine, „daß für mich nicht geſchähe, was für andere geſchehen iſt, und für dieſen Fall würde ich mich weit glücklicher dabei fühlen, unbemerkt und unbeachtet in meiner jetzigen Lage zu bleiben, als in Verhältniſſe einzutreten, zu welchen nur meine Abſtammung und mein Name paſſen würden."

„Aber," warf etwas ſpitz die Gräfin ein, „wie werden Sie, falls Ihnen doch Ihre Güter wieder gegeben würden, zur Gräfin Beaufort paſſen, wenn Sie nach wie vor Arbeiterin bleiben wollen? Ich dächte, es wäre doch nötig, daß Sie ſich ein wenig für die Stellung vorbereiten, die Sie dann einnehmen werden. Und dazu biete auch ich Ihnen den Aufenthalt in unſerem Hauſe an."

„Sie ſind ſehr gütig," antwortete Madeleine mit einem leichten Lächeln, „aber Sie dürfen ſich keine Sorge darüber machen, daß ich meiner Stellung als Gräfin Beaufort nicht gerecht werden könnte, wenn ich dieſelbe allenfalls wieder erlangen ſollte. Meine guten Pflegeeltern haben mir eine ſorgfältige, weit über ihren eigenen Stand hinausgehende Bildung und Erziehung geben laſſen, die mich, denke ich, vollſtändig befähigt, auch als Gräfin aufzutreten, wenn es dazu kommt. Man ſoll mir dann die ehemalige Spitzenarbeiterin gewiß nicht mehr anſehen."

Die Gräfin ſchwieg achſelzuckend.

„Nun, wenn Sie denn durchaus nicht anders wollen," ſagte offenbar etwas ärgerlich der Graf von Hauteville, „ſo mag vorläufig alles beim alten bleiben, bis Sie wieder in Ihre Rechte eingeſetzt ſind. Ich werde die Sache ſo ſchnell wie möglich betreiben, möchte Sie dann aber bitten, bis dahin gegen niemand von Ihrem rechtmäßigen Namen Gebrauch zu machen."

„Seien Sie deshalb unbeſorgt," antwortete Madeleine mit frohem Aufblicke, „ich werde für alle Welt bleiben, was ich am liebſten immer bleiben möchte: Madeleine Legrain."

„So leben Sie einſtweilen wohl!“ ſagte der Graf, ihr die Hand reichend. „Ich hoffe, ſagen zu können: auf baldiges Wiederſehen unter anderen Verhältniſſen!“

„Wie Gott will!“ antwortete fromm Madeleine. „Ihm will ich alles anheimſtellen. Leben Sie wohl!“

Die Gräfin verabſchiedete ſich nur mit einer ſtummen Verbeugung und war ſchon in der Thüre, als ihr Madeleine nachrief:

„Und Ihre Spitze, Madame? Soll ich ſie bis zu dem beſprochenen Zeitpunkte anfertigen?“

„Damit werde ich doch die Gräfin Beaufort nicht in Nahrung ſetzen ſollen?“ lautete die entrüſtungsvolle Antwort. „Mein Diener wird die Kragen-Schachtel ſogleich wieder mitnehmen. Adieu!“

„Aber, Madeleine,“ ſagte Frau Legrain in ernſtem, vorwurfsvollem Tone, als der vornehme Beſuch verſchwunden war, „wie konnteſt Du den Vorſchlag Deiner Verwandten ablehnen? Ich begreife Dich wirklich nicht. Wieviel beſſer hätteſt Du's doch bei ihnen gehabt, als jetzt hier, und wäreſt nicht mehr genötigt geweſen, Deine fleißigen Hände ſo anzuſtrengen und Dir an der feinen Arbeit die Augen zu verderben!“

„Ei, Mütterchen!“ antwortete Madeleine. „Meinſt Du denn wirklich, ich ließe mich nur ſo ohne weiteres von Dir fortholen, um für die glücklichen Tage, die ich bisher mit Dir zuſammen verlebt habe, Tage des Glanzes und des Genuſſes einzutauſchen, von denen ich noch keineswegs weiß, ob ſie mir gefallen werden? Meinſt Du wirklich, Leute, die mir bis jetzt wildfremd geweſen ſind, ſeien mir nur deshalb, weil ſie ſich meine Verwandte nennen, lieber als Du, die Du mich mit treuer Mutterliebe gepflegt und erzogen haſt? Nein, Treue um Treue! Haſt Du mich nicht verlaſſen, als ich von aller Welt verlaſſen war, ſo will ich Dich auch nicht verlaſſen, wo Du niemand mehr haſt, als mich!“

„Aber Du haſt ja doch gehört, daß wir uns vielleicht gar nicht hätten zu trennen brauchen?“ erwiderte Frau Legrain bewegt.

„Gewiß habe ich das gehört,“ entgegnete Madeleine, und wieder flieg ihr die Röte des Unwillens auf. „aber

ich habe auch das Gesicht meiner gnädigen Tante gesehen, als ihr Gatte, zweifelhaft genug, diese Aussicht eröffnete. Und das hat mir deutlich verraten, daß man Dich nur als eine lästige Zugabe zu mir mitgenommen haben würde. Man hätte Dir dann wohl irgend eine Stelle unter dem Dienstpersonal des gräflichen Hauses angewiesen, ohne daß ich, die ich selbst das Gnadenbrot der Verwandten essen mußte, es hätte hindern können. Und Du sollst nicht wieder die Dienerin fremder Leute werden, so lange ich die Hände für Dich regen kann. Nimmer! Nimmer! Du sollst, so lange ich lebe, mein gutes, liebes Mütterchen bleiben, der ich ihre Liebe, so gut ich's vermag, vergelten will."

Damit fiel sie der alten Frau um den Hals und schloß sie zärtlich in ihre Arme.

Und wieviel Ursache fand Madeleine bald, sich ihres Entschlusses zu freuen! Denn die Kunde, die jetzt wieder einmal von Antoine kam, war für die arme Mutter eine höchst niederbeugende. Sie machte die Hoffnung völlig zu nichte, welche Antoine in seinem letzten Briefe ausgesprochen und woran das Mutterherz bisher gezehrt hatte, daß nämlich dem Sohne vergönnt sein würde, bald wieder einmal die Seinigen besuchen zu können. Der Truppenteil, bei welchem Antoine stand, hatte vom Kaiser den Befehl erhalten, schleunigst in Spanien einzurücken, das Napoleon in seiner Herrschsucht und Ländergier jetzt ebenfalls seinem Reiche einverleiben wollte. Nach der erzwungenen Thronentsagung Karls IV. und seines Sohnes Ferdinand hatte Napoleon kurzweg seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien gemacht, und den galt es jetzt zu schützen gegen das spanische Volk, das sich einmütig gegen den fremden Eindringling erhoben hatte und bereit war, in blutigem Kampfe seine Freiheit und Selbständigkeit wieder zu erringen.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher der Befehl des Kaisers ausgeführt werden mußte, war an einen auch noch so kurzen Urlaub für Antoine nicht zu denken, und so mußte sich denn die tiefbekümmerte Mutter mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie den geliebten Sohn, auf welchen sie so stolz war, wohl nie mehr wiedersehen

werde. Denn in dem Briefe, welchen Antoine kurz vor seinem Ausmarsche geschrieben hatte, war nichts von dem frischen, fröhlichen Soldatenmute zu finden gewesen, den sonst alle seine Briefe geatmet hatten, auch wenn sie am Vorabende von großen Schlachten geschrieben gewesen waren, sondern es war deutlich daraus zu ersehen, daß Antoine von düsteren Ahnungen erfüllt war und den bevorstehenden Kampf gegen ein ganzes erbittertes Volk als einen aussichtslosen und gefährlichen ansah.

Welch ein Trost war es da für die gebeugte Mutter, daß sie nicht alleine stand, daß sie Madeleine zur Seite hatte, die ihr treulich half, ihren schweren Kummer tragen und ihr mit ihrem festen, kindlichen Gottvertrauen immer wieder Kraft und Mut einflößte, wenn sie ihrem Kummer glaubte erliegen zu müssen!

„Ach, was sollte aus mir werden, wenn ich jetzt Dich nicht hätte, mein gutes, frommes Kind!" Diese oft laut werdenden Worte waren für Madeleine der schönste Lohn für die ausharrende Treue, die sie ihrer Pflegemutter durch Zurückweisung des ihr gebotenen glänzenden Lebens bewiesen hatte, wenn ihr selber auch diese Zurückweisung nicht die geringste Selbstverleugnung gekostet hatte.

6.

Was Madeleine kaum erwartet und heimlich vielleicht nicht einmal gewünscht hatte, so oft es ihr auch von Frau Legrain als ihr größtes Glück angepriesen wurde, geschah indessen wirklich. Sie wurde wieder in den vollen Besitz ihrer angestammten Güter eingesetzt.

Besonders große Mühe hatte der Graf von Hauteville, ihr Onkel, dabei freilich nicht aufzuwenden gehabt. Denn die einleitenden Schritte waren von ihm schon lange, ehe er Madeleine aufgefunden hatte, gethan worden. Er hätte die schönen reichen Güter des Hauses Hauteville, die Madeleines Mutter zugefallen waren, sehr gerne für sich selbst errungen. Denn seine eigenen Güter hatte er in sehr verwahrlostem Zustande zurückerhalten, und sie warfen ihm, wenigstens vorläufig, die Einkünfte nicht ab, welche er nötig hatte, um das glänzende Leben zu führen,

wodurch er und vorzüglich seine Gemahlin sich für das elende, traurige Leben in der Verbannung zu entschädigen gedachten.

Aber da er den Todesschein des Kindes nicht beizubringen vermochte, von welchem man wußte, daß es bei der Hinrichtung der Gräfin Beaufort zurückgeblieben war, hatte er auf alle seine Vorstellungen und Bittgesuche stets ablehnende Antworten erhalten.

Jetzt, wo er beweisen konnte, daß dieses Kind lebe und die allerdings mangelhaften Beweise mit der ganzen Kraft seines eigenen Ansehens, sowie dessen seiner hochgestellten Freunde zu stützen vermochte, wurde seinen erneuten Bittgesuchen endlich willfahrt. Madeleine wurde als Gräfin Beaufort und als rechtmäßige Erbin der vom Staate eingezogenen väterlichen und mütterlichen Güter anerkannt.

Es war dabei für Madeleine zu einer ihr höchst unangenehmen Notwendigkeit geworden, sich mit ihrer Pflegemutter wiederholt gerichtlich vernehmen zu lassen, und sie konnte nicht umhin, jetzt die Gastfreundschaft ihrer Verwandten in Anspruch zu nehmen. Zwar wurde sie von denselben auf das freundlichste empfangen, und besonders die Gräfin, ihre Tante, suchte durch ausgesuchte Höflichkeit und Herzlichkeit jeden üblen Eindruck zu verwischen, den ihr Benehmen bei der ersten Begegnung mit der Nichte hätte bei dieser hinterlassen haben können. Aber ihr Bemühen, die Liebe der Nichte zu gewinnen, war zu auffallend, als daß diese nicht eine gewisse Absichtlichkeit hätte herausfühlen müssen.

Und die Absicht enthüllte sich ihrem klaren Blicke deutlich genug, als ihr Vetter, der junge Graf von Hauteville, sofort nach ihrem Eintritte in sein elterliches Haus ebenfalls zu Hause eintraf und ziemlich offen und unverhüllt um ihre Neigung warb.

Daß ihr Onkel sich bemüht hatte, die Erbschaft wenigstens ihrer mütterlichen Güter für sich selber zu erheben, hatte Madeleine im Laufe der gerichtlichen Verhandlungen nicht verborgen bleiben können. So konnte es ihr denn auch jetzt nicht verborgen bleiben, daß die Absicht ihrer Verwandten dahin ging, dieses Ziel durch eine

Heirat ihres Sohnes mit der aufgefundenen Erbin dennoch zu erreichen.

Das war genug, ihren ganzen Mädchenstolz zu empören und sie zu bewegen, daß sie sofort, als das

kaiserliche Dekret eingelaufen war, welches sie in den Besitz ihrer Güter einsetzte, von ihren Verwandten Abschied nahm und mit ihrer Pflegemutter nach Schloß Solanges abreiste.

Dort in dem stillen Schlosse der Bretagne, wo ihre

Eltern die ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verlebt hatten; dort, wo sie selber das Licht der Welt erblickt hatte: wollte sie ihren Wohnsitz nehmen, während sie ihre anderen Güter, besonders das nicht weitabgelegene väterliche Schloß Beaufort ruhig im Besitze der Pächter ließ, welche sie eben gerade inne hatten.

Die Mündigkeit, welche ihr zugleich mit ihrer Anerkennung zugesprochen worden war, setzte sie in den Stand, über ihre Angelegenheiten selbständig zu verfügen, und machte eine Vormundschaft überflüssig, die andrenfalls dem Grafen von Hauteville zugefallen sein würde. Das war ihr um so erwünschter, da der kurze Aufenthalt bei ihren Verwandten ihr gezeigt hatte, daß ihr Onkel völlig unter der Herrschaft seiner stolzen, prunksüchtigen Gemahlin stand und nichts that, was dieselbe nicht gebilligt hätte, ja daß er selbst die verwandtschaftlichen Gefühle, die er offenbar gegen die Tochter seiner einzigen Schwester hegte, nicht zu äußern wagte, wenn ihn ein mißbilligender Blick der Gemahlin traf.

Ihrem Vetter, der vor ihrem Scheiden frischweg um ihre Hand geworben, hatte sie eine Antwort gegeben, die ihm jegliche Hoffnung abschnitt, und die ihr von seiten ihrer Tante einen eisig kalten, von seiten ihres Onkels einen wenigstens äußerlich sehr kühlen Abschied eintrug.

So leichten Herzens aber Madeleine das Haus ihrer Verwandten verließ, so schwer wurde ihr das Herz, als sie die Stätte betrat, wo ihre Eltern gelebt, wo ihre Wiege gestanden, und wo sich die Erinnerungen aus ihrer ersten Kindheit, die bisher ganz in ihr geschlummert hatten, mit solcher Macht wieder emporrangen, daß sie sich sogleich heimisch dort fühlte. Selbst die Erinnerung an ihre Mutter wurde hier wieder so lebendig, daß sie jetzt Manon oft selber aufforderte, von derselben zu erzählen und dabei dann sinnend das Bild ihrer Kapsel betrachtete. Sie ließ nach Manons Angaben die Gemächer, welche einst ihre Mutter bewohnt hatte, wieder ebenso einrichten, wie sie damals gewesen waren und nahm dieselben dann in ihren eigenen Gebrauch.

So führten denn die beiden Frauen hier auf dem einsamen Schlosse ein einfaches zurückgezogenes Leben.

Frau Legrain hatte es anfangs versuchen wollen, bei der jungen Gräfin wieder in dasselbe dienende Verhältnis zu treten, in welchem sie einst bei deren Mutter gestanden hatte; allein Madeleine hatte diesen Versuch alsbald auf das entschiedenste zurückgewiesen.

„Wie?“ sagte sie. „Du wolltest bei mir die Stellung einer Untergebenen, einer Dienerin einnehmen? Bei mir, die Dir nächst Gott alles verdankt? Und Du kennst mich so wenig, daß Du Dir einbilden kannst, ich würde das dulden? Nein, Mütterchen, wenn Du mich nicht ernsthaft böse machen willst, so gieb jeden derartigen Versuch, ja auch schon den leisesten Gedanken daran, auf! Bin ich auch wirklich jetzt die Gräfin Beaufort, so kann und will ich es doch niemals vergessen, daß ich viel, viel länger für mich selbst und alle Welt Madeleine Legrain gewesen bin, der Du Treue mehr und besser gedient hast, als ich's je mit all meiner Liebe vergelten kann. — Nein, wie Du mein liebes gutes Mütterchen warst, als ich noch Spitzen machte, so sollst Du es jetzt auch bleiben, wo ich Spitzen trage. Das Herz, welches für Dich unter den Spitzen schlägt, bleibt unveränderlich dasselbe.“

Und so wurde es, und so blieb es. Tagaus, tagein mußte Frau Legrain um ihre Madeleine sein, und da es bei deren rückhaltloser Offenherzigkeit bald bekannt wurde, was die junge Gräfin der alten, einfachen Frau verdanke, so verargte es ihr niemand, daß sie dieselbe auch in Gegenwart von Fremden mit der liebevollsten Ehrerbietung behandelte, ja sie wohl selber wieder herbeiholte, wenn sie sich etwa bescheiden entfernt hatte.

Indessen waren Besuche auf Schloß Solanges nur Seltenheiten. Denn außer ihrem eigenen Schlosse Beaufort, das nicht weit von dem kleineren Solanges entfernt war, gab es in diesem Teile der Bretagne keine adelige Besitzungen, mit deren Bewohnern Madeleine hätte verkehren können, und es vergingen oft Wochen, ohne daß das ruhige Stillleben in Solanges durch einen Besuch unterbrochen worden wäre.

Madeleine hatte übrigens richtig prophezeit, als sie ihrer Tante sagte, es werde ihr keine Mühe kosten, ohne besondere Vorbereitung ihrem neuen Stande gemäß aufzutreten. Wenn sie nicht selber ohne alle Scheu, ja mit

einer gewissen Vorliebe von der vergangenen Zeit gesprochen hätte, würde niemand auch nur geahnt haben, daß sie je in anderen, als den vornehmsten Gesellschaftskreisen gelebt habe.

Das Leben der beiden Frauen würde ein vollkommen glückliches gewesen sein, wenn nur eins nicht gewesen wäre: der völlige Mangel an Nachrichten von Antoine.

Schon mehr als ein Jahr war verflossen, seitdem er mit nach Spanien gezogen war, und noch war nicht das geringste Lebenszeichen von ihm gekommen. Und doch hatte Frau Legrain, als sie mit Madeleine Paris verließ, nicht versäumt, bei dem Hausbesitzer, bei welchem sie eingemietet gewesen waren, zu hinterlassen, wohin ihr etwa für sie einlaufenden Briefe nachgesandt werden sollten. Allein es verging Woche um Woche, Monat um Monat, ohne daß ein Brief anlangte.

Madeleine hatte bisher immer noch Hoffnung gehabt und die Besorgnisse der bekümmerten Mutter durch die Vorstellung beschwichtigt, daß bei einem Kriege, wie er in Spanien geführt würde, bei dem das ganze Volk in Waffen stünde, ein regelmäßiger, gesicherter Postenlauf ganz unmöglich sei. Als aber ein ganzes Jahr ohne Nachricht von Antoine verflossen war, fing sie nach und nach an, die Besorgnis der Mutter zu teilen, daß Antoine ein Opfer des so blutigen Krieges geworden sei. Die gewaltigen Nachschübe von französischen Truppen, die beständig nach Spanien gemacht wurden, zeugten zu deutlich dafür, welch eine Masse von Menschenleben der dortige Krieg verschlinge.

Und doch lebte Antoine und hatte sich sogar durch seine Tapferkeit zum Major emporgeschwungen, aber freilich nicht ohne bei der Erstürmung einer spanischen Stadt eine schwere Verwundung davon getragen zu haben, die ihn auf lange Zeit ins Lazarett bannte. Hier erfaßte ihn aber das Verlangen nach der Heimat, das Verlangen zugleich, dem unregelmäßigen Kriege zu entrinnen, der für ein echtes Soldatenherz nichts Begeisterndes haben konnte, mit solcher Macht, daß er sich, sobald der Zustand seiner Wunde ihm die Reise erlaubte, beurlauben ließ, um sich in der Heimat vollständig heilen zu lassen, und mit der ersten sicheren militärischen Gelegenheit, die sich bot, nach Frankreich zurückkehrte.

An einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1810 saßen Madeleine und Manon im Garten des Schlosses, wohin sie der warme Sonnenschein und die würzige Frühlingsluft gelockt hatten. Aber sie hatten wohl beide keinen Sinn für die Schönheiten der Natur, welche sie umgaben. Denn sie waren völlig in ihr Gespräch vertieft, und daß dasselbe keinen freudigen Inhalt hatte, bewies das Taschentuch, das Manon sehr häufig nach den Augen führte, die herabrollenden Thränen zu trocknen. Die Zeitungen hatten jüngst wieder von schweren, blutigen Ge-

fechten in Spanien berichtet, und das hatte die nie ruhende Furcht im Herzen der Mutter wieder neu aufgestachelt.

Da sahen sie mit einem Male, von einem Diener geführt und tief in einen Mantel gehüllt, eine hohe, bleiche Männergestalt aus dem Schlosse treten und langsam, als würde ihr das Gehen blutsauer, auf sich zukommen.

„Madeleine!“ rief Frau Legrain zusammenzuckend und sprang von ihrem Sitze empor: „Sieh dort! Wer ist das?“

Aber kaum hatte sie die Frage gethan, als sie mit einem lauten Aufschrei zusammenbrach. Sie hatte mit der unfehlbaren Sicherheit der Mutterliebe in den bleichen Zügen des Nahenden die des Sohnes erkannt, und der

plötzliche Übergang vom tiefſten Schmerz zur höchſten Freude hatte ihr das Bewußtſein geraubt.

Ohne ſich vorerſt nach dem Nahenden weiter umzuſehen, kniete Madeleine augenblicklich zu der Bewußtloſen nieder und beſchäftigte ſich mit ihr, indem ſie dem raſch herbeigeſtürzten Diener befahl, Waſſer zu holen. Ein paar Tropfen aus einem Fläſchchen, welches ſie glücklicherweiſe bei ſich trug, der Bewußtloſen auf die Schläfe gerieben, genügten indeſſen, bei dieſer die Lebensgeiſter wieder zu erwecken. Der Atem ſtellte ſich wieder ein, wenn auch die Augen noch geſchloſſen blieben.

„Verzeihen Sie, gnädige Gräfin," ſagte da plötzlich in abgebrochenen Worten eine tiefe, wohllautende Männerſtimme neben der noch immer Knieenden, „daß ich durch mein Kommen ſolches Unheil angerichtet habe. Es hat doch wohl keine Not?"

„Gottlob, nein. Sie atmet wieder," ſagte Madeleine und ſchaute zu dem Frager auf. Aber kaum hatte ſie ihm in die Augen geſehen, als auch ſie einen Schrei ausſtieß und mit weit aufgeriſſenen Augen fragend rief: „Antoine?"

„Ja wohl, gnädige Gräfin, Antoine Legrain."

Hatte nun der Schrei Madeleines es bewirkt, oder hatte der ausgeſprochene Name ſolche Kraft ausgeübt, jetzt ſchlug Mutter Manon die Augen auf und ſuchte den Kopf zu erheben. Raſch waren vier Arme geſchäftig, ſie zu ſtützen und emporzuheben, und als ſie ſtand, fiel ſie lautlos in die ausgebreiteten Arme des Sohnes und Thränenſtröme drangen aus ihren Augen.

„Mutter, treue Mutter!" flüſterte der tief erregte Mann und drückte heiße Küſſe auf das Haupt der an ſeiner Bruſt Ruhenden. „Mutter, treue Mutter, faſſe Dich! Ich bin's ja, bin ja Dein Antoine! Sieh mich doch nur einmal an!"

Aber es dauerte noch eine geraume Weile, bis die Schluchzende ſoviel Faſſung gewann, daß ſie den Kopf erheben und aufſchauen konnte. Da aber drang in faſt unglaublicher Stärke ein Jubelruf aus der gepreßten Bruſt, und wie zwei Klammern, die nicht wieder loslaſſen wollen, ſchlangen ſich die Mutterarme um den Nacken des Sohnes.

Madeleine hatte ſich zartfühlend entfernt, um nicht

durch ihre Gegenwart das erste Wiedersehen der Glücklichen zu stören. Aber weit war sie noch nicht gekommen, als sie sich bei ihrem Namen gerufen hörte und beim Umdrehen sah, wie die treue Pflegemutter, die der Sohn in einen Sessel niedergelassen hatte, verlangend die Arme nach ihr ausstreckte. Wie ein Pfeil flog sie zurück.

„Madeleine, Madeleine, komm, wie darfst Du fehlen bei dieser Freude!“ jubelte ihr Manon zu. „Fast hätte sie mich getötet! Aber Gottlob, daß ich wieder lebe! Sieh hier ist er, der Verlorene, der tot Geglaubte! O gelobt sei Gott! Nun ist alles gut!“

„Ich bitte noch einmal um Verzeihung, gnädige Gräfin,“ sagte jetzt Antoine, sich tief verbeugend, „daß ich Sie so beunruhigt habe; allein ich konnte nicht hinter dem anmeldenden Diener zurückbleiben, das Herz zog zu gewaltig.“

„Wie? Was? Gnädige Gräfin?“ sagte hoch errötend Madeleine. „Bin ich denn für Antoine Legrain nichts anderes als die gnädige Gräfin? Nicht mehr seine kleine Madeleine? Hat denn der Bruder die Schwester ganz vergessen?“

„O nein, nein, gewiß nicht!“ versicherte der Gefragte. „Aber ich wußte ja nicht, ob die Schwester den Bruder nicht vergessen habe, und ob der Sohn des Thürstehers die Gräfin Beaufort noch Madeleine, noch Schwester nennen dürfe.“

„Nein, Antoine,“ sagte Madeleine ernst und deutete auf Manon hin, „so lange die da mir erlaubt, sie Mütterchen zu nennen, so lange wird auch Antoine Legrain mein Bruder bleiben. Die Gräfin Beaufort redet hier gar nicht mit.“

Damit reichte sie ihm die Hand, die er mit freudigem Dankesblicke an die Lippen führte.

Und nun saßen sie bei einander, die drei glücklichen Menschen, und die Frühlingssonne mit all ihrer Pracht leuchtete nicht heller, als ihre Augen. Wie flogen da die Fragen und Antworten hin und her! Wie ging's da an ein gegenseitiges Erzählen!

Und wie staunten die Frauen, als Antoine, dem die Sonne auf den Rücken brannte, sich des verhüllenden Mantels entledigte und die blitzende Majorsuniform zum Vorschein kam!

„Also soweit hast Du's gebracht?“ fragte mit leuchtenden Blicken die Mutter. „O wenn doch Dein guter Vater das erlebt hätte!“

„Ja, soweit habe ich's gebracht!“ sagte Antoine seufzend, „aber mit schweren Kosten! Die Kugel, die noch hier in der Seite sitzt, erinnert mich nur zu sehr daran.“

„Du bist verwundet?“ fragten mit demselben Atemzuge Manon und Madeleine.

„Ja, und bin gekommen, um mich hier auszuheilen, wenn Ihr es mir erlaubt. Die sorgsame Pflege wird wohl mehr fertig bringen, hoffe ich, als die Pfuscherei der Pflasterkasten.“

„O wie freue ich mich jetzt meines Besitzes,“ rief Madeleine, „der es mir vergönnt, Dir die sorgsamste Pflege angedeihen zu lassen! Wir wollen Dich mit Gottes Hülfe bald wieder ganz heil und gesund haben.“

„Weine nicht, Mütterchen!“ wandte sie sich dann zu der besorgten Mutter. „Es wird schon alles gut gehen; wir wollen es an nichts fehlen lassen.“

„Pierre soll sofort nach dem Arzte reiten!“ befahl sie dem Diener, der herbei kam, zu Tische zu laden.

Der Arzt kam. Aber leider mußte er bestätigen, was schon die Militärärzte erklärt hatten, daß es nämlich unmöglich sei, ohne eine sehr bedenkliche Operation die Kugel sofort herauszunehmen. Man müsse ihr Zeit lassen, sich durch ihre eigene Schwere bis zu einer Stelle herabzusenken, an welcher das Herausnehmen unbedenklich geschehen könne.

Das stellte für Antoine eine lange Geduldsprobe in Aussicht, die für ihn, in dessen Herzensgarten das Kräutlein „Geduld“ nie recht hatte gedeihen wollen, sehr hart und schwer erschien, aber den beiden Frauen eine Quelle des Glücks und der Freude zu werden versprach, da der Arzt ausdrücklich erklärt hatte, Gefahr sei für den Verwundeten durchaus nicht vorhanden.

„Sei nur ruhig, lieber Antoine,“ tröstete ihn Madeleine, als er über den Ausspruch des Arztes ärgerlich werden wollte, „die Zeit soll Dir bei uns nicht lang werden! Du hast uns, und wir haben Dir soviel zu erzählen, daß es uns so leicht nicht an Stoff zur Unter-

haltung fehlen wird. Und wenn der Soldat in Dir durchaus Kampf und Streit haben muß, nun so wollen wir uns auch mit Dir streiten, soviel es Dir beliebt. Zwischen einem Kaiserlichen Soldaten und dem Sprößlinge einer gut Königlich gesinnten Familie wird's ja auch dafür Stoff genug geben. Nimm Dich dann nur in acht, daß Du nicht zum Rückzuge blasen mußt, wenn mir auch noch Mütterchen hilft, die ebensowohl wie ich eine königstreue Frau ist!"

Und in der That, der Kaiserliche Offizier fühlte sich schnell durchaus wohl und heimisch auf Schloß Solanges und in dem stillen Frieden, der ihn hier umgab. Schon nach ein paar Monaten gelang es dem geschickten Arzte, die böse Kugel auszuschneiden, und in den hohen, luftigen Räumen des Schlosses, in der wohlthuenden Frische des schattigen Gartens, besonders aber unter der sorgfältigen, aufmerksamen Pflege, welche ihm zuteil wurde, erholte sich Antoine zusehends.

Noch hatte der Frühling des Jahres 1811 seinen Einzug nicht gehalten, als er wieder in voller Kraft und Frische dastand und an die Rückkehr zu seinem Berufe denken konnte. Wieder nach Spanien zu gehen, gelüstete es ihn jedoch durchaus nicht; er war des dortigen Krieges müde geworden.

So reichte er denn ein Gesuch um Versetzung ein und hatte die Freude, daß ihm dasselbe von dem Kaiser, den soeben die Geburt eines Sohnes auf den Gipfel des Glückes erhoben hatte, ohne Anstand bewilligt wurde. Begleitet von den Segenswünschen der Mutter und Madeleines, die ihn vergeblich gebeten hatten, den Degen ganz abzulegen und bei ihnen zu bleiben, folgte er dem Kaiserlichen Befehle, der ihn zu den Truppen in Deutschland wies.

7.

Es kamen nun wieder für die beiden Frauen auf Schloß Solanges trübe Zeiten. Schon die Einsamkeit, in die sie sich wieder versetzt sahen, wurde ihnen überaus drückend.

Aber als gar das Gerücht zu ihnen drang, daß Napoleon nun auch Rußland bekriegen wolle und dazu alle in Deutschland stehenden Truppen sammle, ein Gerücht,

welches auch durch einen Brief von Antoine bestätigt wurde, da bemächtigten sich wieder Angst und Sorge ihrer Herzen.

Und grundlos war diesmal die Sorge durchaus nicht. Zwar kamen ja anfangs, nachdem die große Armee im Juni 1812 den Niemen überschritten hatte und in russisches Gebiet eingerückt war, die glänzendsten Siegesberichte vom Heere, und es schien demnach auch diesmal wieder dem unersättlichen Eroberer glücken zu wollen. Allein schon nach kurzer Zeit schwirrten auch unheimliche Gerüchte durch die Lüfte, als ob es beim Heere nicht so glänzend stände, wie die öffentlichen Berichte meldeten, und besonders in den Kreisen der Königlich Gesinnten fanden diese Gerüchte willige Abnehmer und stille Verbreiter. Sie sollten nur zu bald zweifellose Bestätigung finden. Denn als im Dezember der Kaiser ganz unvermutet nach Paris zurückkehrte, nur von einigen seiner Getreuen begleitet, da ließ sich das Gräßliche nicht mehr verbergen, daß das ungeheure Heer, welches vor fünf Monaten siegesgewiß in Rußland eingerückt war, bis auf wenige, jämmerliche Überbleibsel dem russischen Winter und dem russischen Volkshasse erlegen sei.

Wer beschreibt den Kummer, der da auch auf Schloß Solanges wieder seinen Einzug hielt! Je mehr die Einzelheiten des unglücklichen Feldzugs durch Briefe solcher, die ihn glücklich überstanden hatten, bekannt wurden, desto mehr schwand für die, welche keine Briefe von den Ihrigen erhielten, jede Hoffnung, diese noch unter die Lebenden zählen zu dürfen.

Auch von Antoine kam kein Brief! Nähere Erkundigungen nach dem Truppenteile, dem er zugeteilt worden war, fanden als Antwort nur ein bedauerliches Achselzucken, weil man nicht wagte, das, was man dachte, in nackten, dürren Worten auszusprechen. Denn der geschlagene Löwe hatte sich wieder aufgerafft, und was noch waffenfähig in Frankreich war, schnell unter seine blutigen Tatzen gezwungen. Die Deutschen, welche es gewagt hatten, sich gegen ihn zu erheben, sollten vernichtet werden. Aber er sollte jetzt auch in Deutschland die Erfahrung machen, die ihm schon durch den spanischen Krieg hätte aufgegangen sein können, die ihm dann in Rußland zur unbestreitbaren Gewißheit hatte werden müssen, daß, wenn der Volksgeist

erwacht sei und selbst den friedlichen Bürger zum begeisterten Kampfe entflamme, auch die größte Kriegskunst, auch die verzweifeltste Tapferkeit dagegen nicht stand halten könne.

Auf dem Blachfelde von Leipzig wurde die Fahne Napoleons, die so lange von Sieg zu Sieg geflattert war, in den blutigen Staub getreten, und ob es ihm auch noch einmal gelang, sie zum letzten, verzweifelten Ringen zu entfalten, das Schlachtenglück hatte sich von ihr gewendet. Die Völker, welche der unersättliche Eroberer gegen sich in die Waffen gerufen hatte, drangen in unaufhaltsamem Siegeslaufe in Frankreich ein, und, von seinen Marschällen verlassen, mußte der einst so Mächtige und Hochgefeierte der Krone Frankreichs entsagen und seinen glühenden Ehrgeiz auf der kleinen Felseninsel Elba begraben.

Zwei volle Jahre waren jetzt verflossen, ohne daß von Antoine eine Kunde gekommen wäre. Daß er nach der Schlacht bei Borodino zum Obersten ernannt worden und mit in Moskau eingezogen sei, war die letzte Nachricht, die über ihn zu erlangen gewesen war. Wohl hatte man die tieftrauernden Frauen damit zu trösten gesucht, daß er unter den vielen Gefangenen sein könnte, welche die das Heer umschwärmenden Kosaken tagtäglich gemacht hätten. Aber dieser Trost verlor mit jedem Tage mehr an Wahrscheinlichkeit. Allerdings war es einzelnen gelungen, aus der russischen Gefangenschaft zu entkommen; aber noch jetzt nach zwei Jahren solche Hoffnung auch für Antoine zu hegen, mußte als Thorheit erscheinen.

Die Trauergewänder hatten schon lange auf Schloß Solanges ihren Einzug gehalten und verhüllten tief die beiden Frauen, die dort bleich und langsam unter den Bäumen umherwandelten. Bei der einen derselben war es freilich mehr ein Wanken als ein Wandeln, und sie würde gewiß, ohne von der anderen gestützt zu sein, kaum einen Schritt haben thun können. War es das Alter, von dem die ergrauten Haare Zeugnis gaben, was sie so schwach und elend machte, oder war es der tiefe Kummer, der sich unverkennbar in ihrem Gesichte spiegelte?

Da bringt ein Diener Briefe. Die jüngere nimmt sie in Empfang und liest sie, während sich die ältere in einen Sessel niederläßt.

Plötzlich ruft die Lesende laut: „Allmächtiger Gott!“

„Was hast Du, Madeleine, mein Kind?“ fragt bestürzt die Alte.

„Mütterchen, Mütterchen!“ schallt es ihr jubelnd entgegen. „Erschrick nicht! Ein Brief! Ein Brief!“

„Woher denn, Kind?“ fragt bebend die alte Frau.

„Sagt's Dir denn Dein Herz nicht, von wem?“ ist die Antwort, mit der die Jubelnde, den Brief emporhaltend, zu ihr hinfliegt.

„Doch nicht von ihm?“

„Ja wohl, von ihm! Er lebt, er ist von den Toten auferstanden; er kommt! Gelobt sei Gott, der uns diese Freude beschert!“

„Aber wo ist er? Warum kommt er nicht selbst? Warum nur ein Brief?“ fragte Frau Legrain zweifelnd, als sie in Madeleines Armen, die sie umschlungen hatten, sich von der überwältigenden Nachricht wieder etwas erholt hatte.

„Der Brief ist von Hamburg aus geschrieben,“ antwortete Madeleine. „Bis dorthin ist er glücklich gekommen, nachdem es ihm gelungen, der russischen Gefangenschaft zu entfliehen. Aber dort ist er krank geworden und hat wochenlang im Lazarett gelegen. Jetzt, nachdem er genesen ist, will er die Heimkehr auf einem Schiffe machen, um nicht durch das erregte Deutschland seinen Weg nehmen zu müssen. Vielleicht dürfen wir ihn schon bald erwarten; denn dieser Brief ist schon sehr alt.“

Es war wunderbar, wie diese Nachricht auf Frau Legrain wirkte. Hatte die Trauer um den tot geglaubten Sohn sie zur wankenden Greisin gemacht, so war es jetzt, als ob neue, frische Jugendkraft die alten Glieder durchdrungen hätte. Und als endlich die Botschaft Wirklichkeit, beglückende Wirklichkeit geworden war; als der geliebte Sohn, wenn auch noch überaus elend und entkräftet, so doch lebendig wieder in ihren Armen lag, war sie wieder unermüdlich in seiner Pflege mit einer Rüstigkeit, welche die Zahl ihrer Jahre ganz vergessen ließ.

Antoine konnte sich nicht entschließen, in den Dienst Ludwigs XVIII. zu treten, der nach Napoleons Verbannung wieder den Thron Frankreichs bestiegen hatte. Sein Herz hing mit zu großer, schwärmerischer Verehrung an dem Verbannten, als daß er seinen Degen einem anderen als ihm hätte zu Gebote stellen können. Er blieb einstweilen ruhig auf Schloß Solanges und übernahm, nachdem er sich von den Leiden der russischen Gefangenschaft und von den unsäglichen Strapatzen der Flucht völlig erholt hatte, die Oberaufsicht über Madeleines Besitzungen.

Aber kaum hatte Napoleon wieder seinen Fuß auf französischen Boden gesetzt und mit den Truppen, die ihm voll Begeisterung zujubelten, den Triumphzug nach Paris angetreten, da eilte auch Antoine wieder unter seine Fahnen.

Vergebens hatten ihn die beiden Frauen bestürmt mit ihren Bitten, zurückzubleiben.

„Nein, nein!“ entgegnete er auf deren Vorstellungen.

„Ich habe ihm Treue geschworen, und die will ich ihm auch halten. Welche Schuld er auf sich geladen hat, danach habe ich nicht zu fragen. Ich bin ihm Dank schuldig; denn er hat mich zu einer Stellung erhoben, die ich ohne ihn niemals erhalten haben würde. Und wenn das auch nicht wäre, wer einmal in sein kühnes Feldherrnauge geschaut, wer einmal ein Wort der Anerkennung von seinen Lippen vernommen hat, der kann nicht wieder von ihm lassen. Haltet mich nicht auf; ich kann nicht anders!"

Aber die hundert Tage, während welcher Napoleon dem Wahne nachgejagt war, Thron und Reich wieder gewinnen zu können, und sich im Vertrauen auf das alte Schlachtenglück kühn den verbündeten Mächten entgegengeworfen hatte, erreichten schnell ihr Ende, und als König Ludwig von seiner Flucht vor dem Gewaltigen wieder nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb denen, die sich sofort wieder um den Kaiser geschart hatten, nichts anderes übrig, als außer Landes zu gehen, wenn sie nicht ihr Beginnen mit dem Kerker oder gar mit dem Tode büßen sollten.

Auch Antoine Legrain flüchtete nach England hinüber, nachdem er von der trostlosen Mutter und von Madeleine Abschied genommen hatte. Er war indessen zu stolz gewesen, von letzterer die freudig angebotene Unterstützung anzunehmen und lud dadurch den bekümmerten Frauen auch noch die Sorge um sein äußerliches Fortkommen auf die schon schwer genug belasteten Herzen.

Kaum war er abgereist, als Madeleine eine geheimnisvolle, rege Thätigkeit entwickelte. Briefe gingen und kamen in einer bisher unerhörten Menge. Madeleine ließ sogar einmal ihr Mütterchen auf eine ganze Woche allein, um eine, wie sie sagte, dringend notwendige Reise zu machen. Was der Grund dieser Reise sei, erfuhr indessen Frau Legrain ebensowenig wie den Inhalt der vielen Briefe, wenn auch Madeleine sonst kaum ein Geheimnis vor ihr hatte.

Sehr erfreut kehrte diese von ihrer Reise zurück. Den Grund ihrer Fröhlichkeit, wenn er auch für Frau Legrain vorläufig ein Geheimnis blieb, dürfen wir dem geneigten Leser verraten. Sie hatte die Begnadigung des Kaiserlichen Obersten Legrain betrieben und deshalb sogar bei dem Könige eine Audienz nachgesucht. Der Name ihrer

Familie, die in der Liste der königstreuen Familien Frankreichs weit oben anstand, hatte ihr leicht den Zutritt zum Könige verschafft, und ihren beredten Worten, worin sie besonders hervorhob, daß Oberst Legrain durch seine Unterstützung des zurückgekehrten Kaisers keinen Eid gebrochen habe, gelang es denn auch, den König zur Begnadigung des Obersten zu bewegen. Schon nach wenigen Wochen traf auf Schloß Solanges das Königliche Handschreiben ein, welches dem ehemaligen Kaiserlichen Obersten Legrain völlige Straflosigkeit und die freie, ungehinderte Rückkehr nach Frankreich zusicherte.

Wohl drückte es Madeleine fast das Herz ab, diese frohe Botschaft ihrem Mütterchen noch verschweigen zu sollen. Aber sie überwand sich mit Macht, um den schönen Plan, den sie sich gemacht hatte, nicht zu verderben.

Fast ein Jahr war verflossen, seitdem Antoine nach England geflüchtet war. In der ersten Zeit hatte er öfters an die Mutter geschrieben und ihr mitgetheilt, daß er als Fechtmeister seinen reichlichen Lebensunterhalt gewinne. Jetzt aber war schon längere Zeit keine Nachricht mehr von ihm eingetroffen, nachdem er im letzten Briefe gemeldet, daß er sich verheiratet habe und um den Segen der Mutter dazu gebeten hatte.

Es war an einem schönen Frühlingstage 1816, als Madeleine ihrem Mütterchen den Vorschlag machte, mit ihr nach Schloß Beaufort zu fahren, wo sie in der letzten Zeit öfters allein gewesen war, um angeblich große Veränderungen zu beaufsichtigen, die dort gemacht würden.

„Du mußt doch sehen, Mütterchen, was ich dort geschaffen habe," sagte Madeleine fröhlich, „mußt sehen, daß Deine Madeleine in der letzten Zeit Dich nicht ohne Grund so oft allein gelassen hat."

Frau Legrain ging gerne auf den Vorschlag ein und nach einer prächtigen Fahrt durch die frühlingsfrischen Wälder und Fluren hielt endlich der Wagen vor einem Gitterthore des Parks von Beaufort.

„Laß uns hier aussteigen, Mütterchen!" sagte Madeleine. „Wir lassen den Wagen nach dem Schlosse vorausfahren und gehen durch den Park; es ist ein so schöner Weg und auch gar nicht weit."

Schon begann die Dämmerung ihren leichten Schleier über die Bäume des Parks zu breiten, die im Schmucke des jungen Grün dastanden; von den weiten Rasenflächen stieg ein feiner Dunst auf; die ersten Frühlingsblumen auf den Beeten hauchten einen erquickenden Duft aus, und das Wasser eines Springbrunnens klang mit leisem Rauschen durch die stille Dämmerung, die sich über dem Gange mehr und mehr herabgesenkt hatte.

„Ist's nicht schön hier, Mütterchen?" fragte die glückliche Eigentümerin der schönen Besitzung.

„O herrlich! Prächtig!" entgegnete Frau Legrain, „fast noch schöner als auf unserem lieben Solanges! Warum kommen wir nur nicht öfters hierher, um all das Schöne zu genießen?"

„Nun," lachte Madeleine fröhlich, „was bisher nicht war, kann ja werden. Ich denke selbst, daß wir von jetzt ab öfters hierherkommen werden. Wir wollen sehen."

Jetzt waren sie aus dem Gebüsche herausgetreten, durch welches der Weg geführt hatte, und das Schloß lag vor ihnen.

„Aber was ist denn das?" fragte Frau Legrain, als sie sah, daß die Fenster der ganzen breiten Frontseite hell erleuchtet waren. „Ist denn das Schloß bewohnt?"

„Ja!" antwortete Madeleine leichthin. „Ich habe die leeren Räume jemand zur Benutzung überlassen, damit sie nicht mit der Zeit ganz unbewohnbar werden. Aber sei nur ohne Sorgen, für uns findet sich auch noch ein Plätzchen dort, und das ein sehr schönes."

„Aber dann erwartet man gewiß große Gesellschaft dort, weil alles so hell erleuchtet ist?" fragte Frau Legrain mit einer gewissen Ängstlichkeit.

„Nein," platzte Madeleine heraus, „nur Dich und mich!"

„Wie? Uns erwartet man?"

„Nun, warum denn nicht? Bin ich nicht die Herrin von Beaufort? Doch komm, Mütterchen, und stütze Dich auf mich! Sieh, da kommt man schon, uns zu begrüßen."

Und in der That, ein hochgewachsener stattlicher Mann mit einer Dame am Arme trat soeben aus der hell erleuchteten Vorhalle heraus. Aber noch hatte sich

Frau Legrain nicht ganz von der ehrfurchtsvollen Verbeugung, die sie machte, erhoben, als sie sich von zwei starken Armen umfaßt fühlte und aufblickend in die leuchtenden Augen Antoinens schaute.

„Antoine, mein Sohn! Mein geliebter Sohn!“ rief sie im höchsten Entzücken und schmiegte sich enge an die hochklopfende Brust.

„Nun, Mütterchen,“ fragte Madeleine nach einer Weile, indem sie mit strahlenden Blicken die beiden betrachtete, „ist Dir dieses Plätzchen recht?“

„Aber ist's denn auch kein Traum?“ fragte Frau Legrain, indem sie den Kopf erhob und mit den Händen liebkosend über das Gesicht des Sohnes strich.

„Nein,“ lachte Madeleine, „ein Traum ist es nicht, Mütterchen, sondern schöne, frohe Wirklichkeit! Aber eben denke ich daran, daß ich Dir ja die Herrschaften noch gar nicht vorgestellt habe. Also hier Herr Antoine Legrain, ehemals Kaiserlicher Oberst, jetzt wohlbestallter Schloßverwalter von Beaufort, und hier Madame Legrain, seine Gemahlin, die auch um einen Gruß und einen Kuß von Dir bittet.“

Jetzt ließ die Mutter den Sohn los und umarmte herzlich die junge Frau, deren sanfte, freundliche Augen mit Thränen gefüllt waren.

„O mein Gott, welch ein Glück!“ jauchzte sie auf und legte sich dann in Madeleines Arme, die sich ihr freudig geöffnet hatten.

„Und Du, meine geliebte Madeleine,“ rief sie, „bist die gütige Fee, der ich dies Glück, diese Überraschung verdanke? O wie kann ich Dir das vergelten?“

„Damit, daß Du mein frohes, glückliches Mütterchen bleibst, das jetzt alle Sorgen und allen Kummer fahren läßt!“ antwortete Madeleine und zog die dankbare ins Haus hinein.

Es waren wonnige, unvergeßliche Stunden, welche die vier glücklichen Menschen an diesem Abende verbrachten, und schon war es weit über Mitternacht, als sie das Lager suchten.

„Nun, liebe Mutter, wie wirst Du es denn jetzt halten?“ fragte Antoine am anderen Morgen, als der

Wagen zur Rückfahrt nach Solanges bereit ſtand. „Du wirſt doch jetzt hoffentlich zu uns kommen und bei uns hier wohnen?“

„O Herr Schloßverwalter,“ fiel Madeleine raſch ein, „ſo iſt's nicht gemeint!“

„Doch,“ fügte ſie nach kurzem Beſinnen zu, „da muß Mütterchen ſelbſt entſcheiden.“

„Ihr werdet mich wohl nicht für lieblos halten, meine lieben Kinder,“ ſagte die alte Frau, nachdem ſie in die erwartungsvoll auf ſie gerichteten Augen Madeleines geſehen hatte, „wenn ich mich dafür entſcheide, bei meiner lieben Madeleine zu bleiben. Ich verſprach einſt ihrer Mutter, ſie nicht zu verlaſſen, und dies Verſprechen möchte ich auch halten. Sie braucht mich zwar jetzt nicht mehr, aber — —“

„Wie? Ich brauche Dich nicht mehr?“ fiel ihr Madeleine ins Wort. „Aber wen habe ich denn auf der ganzen weiten Welt, als Dich, mein liebes treues Mütterchen? Ich brauche Dich immer; ich kann Dich nicht entbehren; ich trete Dich ſelbſt dem Sohne nicht ab!“

„Zürnt mir deshalb nicht!“ wandte ſie ſich jetzt an die beiden Gatten mit bittender Miene, „nachdem wir ſo lange Jahre vereint verlebt, können wir uns in der That nicht mehr trennen, und ich wußte ja im voraus, daß die Entſcheidung der Mutter ſo fallen würde, wie ſie gefallen iſt. Wir beide müſſen zuſammen bleiben, hoffen Euch aber recht oft auf Solanges zu ſehen, das ja ſo nahe iſt.“

Und ſo blieb es. Noch eine Reihe von Jahren durfte ſich Frau Legrain des Glückes ihrer Kinder freuen, die wöchentlich wenigſtens einmal nach Solanges herüberkamen, als der guten alten Mutter die Fahrten nach Beaufort zu beſchwerlich zu werden anfingen.

„Du gutes, treues Kind! Segne Dich Gott!“ — Das waren die letzten Worte, die Frau Legrain ſprach, als ihr Stündlein gekommen war und ihre Hände ſegnend auf dem Haupte der vor ihr knieenden Madeleine ruhten.

„Treue um Treue!“ ſchluchzte dieſe und drückte weinend die gebrochenen Augen zu.

14. Anekdote.

„Aber, Fritz, wie trittst Du deine Stiefeln wieder schief! Willst Du wohl gleich hübsch auswärts die Füße setzen! Man kann ja das Geld für den Schuster kaum aufbringen, welches Dein abscheulicher Gang erfordert!“

So der Vater auf dem Spaziergange hinter dem vorauswandelnden Söhnchen her.

Und die Mutter leise zum Vater: „Aber, lieber Mann, laß doch den armen Jungen in Ruhe! Er hat ja das Schiefstreten der Stiefel doch von Dir geerbt; denn Du trittst sie ja auch alle schief.“

„Ja, aber auf die andere Seite!“ entschuldigt sich der Papa.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Erzählungen aus alten deutschen Städten

herausgegeben

von

J. Bonnet.

Erster Band.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen elegant geheftet.
Preis nur 2 Mark. Schön gebunden 2 Mark 60 Pf.

Die Teilnahme an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, in unserem deutschen Volke zu wecken und zu erhalten, bewog mich die Form der Erzählung zu wählen — in derselben ward aber das Recht der Geschichte gewahrt, nur, daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

Nächstes Jahr wird der zweite Band erscheinen.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn (W. Oertel).

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Kaplande Südafrikas — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Bibersänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachims von Zieten.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blüchers Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indien. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Binde.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und mutigen Sendlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mitteilungen eines Deutschen in Amerika. — **Karl Friedericis Kriegsfahrten anno 1812 und 1813.** Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jakob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Frry.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Patengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt, der Erfinder.** Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und Lokomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Dom-**

rabe. Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Konrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Rodbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thoriacsen.** Eine isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuvs.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mitteilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Fernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaikompanie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Alis von Ägypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Zilderminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Oberseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Anget de Montkon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. L. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp, Hugo Oertel, J. Bonnet.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Gächtein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Die Pfarrfrau von Heitrich.** Eine wahre Geschichte nach den Akten des Ilsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaisertums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten

Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Luise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithard von Gneisenau,** der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im finstern Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Külin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Posttraub in Würges.** Nach mündlichen und schriftlichen Überlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine Erzählung. — **Der Wolkenbruch in der Wiesenau.** Eine Geschichte aus unserer Zeit. — **Wilhelm von Oranien,** der Begründer Niederländischer Freiheit. Ein Lebensbild. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstones Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Herenmüller in der Bieper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Die Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabunschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Kaffeedieb stahl.** Eine Erzählung aus einer Reichsstadt. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Merrlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Fürst und sein Hofprediger.** Eine Geschichte am Ende des 30jährigen Krieges. Von Ottokar Schupp. — **Ein getreuer Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stanhub.** Eine Erzählung Von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.** Ein Lebensbild von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine Javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirm des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen.** Von

J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine Brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Femgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscherers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg,** der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel. — **Auf dem Bachholder.** Eine Rheinische Klostergeschichte aus dem Bauernkriege. Von Ottokar Schupp. — **Joseph in Egypten.** Ein Lebensbild. Von Ottokar Schupp. — **Der Einarm** oder der Zeitungsjunge von Hamburg. Eine Geschichte. Von J. Bonnet. — **Die Geschwister.** Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **William Penn.** Der Begründer von Pennsylvanien. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

Soeben erschienen:

Der Turmbau auf den Halligen. Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das verlorene Kind.** Eine Auswandererergeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Der Zigeunerbub.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Amerikaner.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. **Matthias Klaudius, der Wandsbecker Bote.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

140 Bändchen, elegant kartoniert mit illustriertem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 75 Pfennige.

Ein wahrer, echter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß alt und jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüten sich so anmutig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil der ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollende Gemüt seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Ratgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun ans Meer und ins Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Walfischfahrers in die Einöden des Oceans.

Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Ratgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

☞ Von sämtlichen Bändchen halte ich auch für Volks-, Schul- und Hausbibliotheken Exemplare vorrätig in **dauerhaftem Einband** und zwar jedes Bändchen einzeln in 140 Bänden, und in 28 Bänden, à 5 Bändchen in einem Bande gebunden.

Preis des Einbandes eines einzelnen Bändchens 25 Pfennig, eines Bandes von 5 Bändchen 60 Pfennig.

Nur bei der großen Anzahl, die ich habe binden lassen, konnte ich bei dauerhaften und eleganten Bänden diese billigen Preise erzielen. Ich hoffe hiermit den vielen Anforderungen, die deshalb an mich gelangten, passend entsprochen zu haben.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.**

Dritte verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimat nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe. Prachtvoll gebunden. Preis 18 Mark.

Robinſon der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von

W. H. von Horn

(W. Oertel).

Dritte verbeſſerte Auflage.

Mit vier Stahlſtichen und 35 Holzſchnitten.

20 Bogen. Eleg. geh. Preis nur

1 M. 60 Pf.

Die Geſpräche ſind in dieſer neuen Bearbeitung weggefallen, da ſolche doch nicht wirkten, was ſie wirken ſollten, weil erfahrungsgemäß meiſtens gerade die fähigen Kinder dieſelben bei der ſpannenden Geſchichte überſchlagen haben.

Dagegen iſt das Reſultat der Geſpräche — die Belehrung — in den ungeſtörten Fortgang der Geſchichte verflochten, und daß dies auf religiös-ſittlichem Boden in richtiger Form geſchehen, dafür mag der Name des Verfaſſers eine Garantie geben.

Friedel. Eine Geſchichte aus dem Volksleben von **W. O. von Horn** (W. Oertel). Fünfte neu durchgeſehene Auflage. Mit 5 Stahlſtichen. Geheftet Preis 2 Mark. Prachtvoll in Goldſchnitt gebunden 3 Mark 50 Pf.

Seinen Ruf begründete W. O. von Horn durch den Friedel. Dieſes beſte Volksbuch, fromm, innig und populär, iſt ſowohl allen Familien, in denen reine Erzählungen geſucht werden, als allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geſchichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illuſtrationen von Rothhardt. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meiſter Konrads Erfahrungen im Jungen-, Geſellen- und Meiſterſtande. Von ihm ſelber niedergeſchrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte, verbeſſerte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzſchnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geſchichte aus dem lieben Handwerkerſtande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Dritte, verbeſſerte Auflage. Preis 1 Mark.

Johannes Scherer oder **Tonſor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Tiergeſchichten.

Erzählungen und Schilderungen

aus dem Leben der Tierwelt.

Von

Dr. Karl Oppel.

40 Bogen gr. 8°. 24 Tafeln in Tondruck. Prachtvoll gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Werk, das nicht im trocknen Tone der Wiſſenſchaft belehren will, ſondern in der unterhaltenden und feſſelnden Form einzelner Erzählungen. Nicht das gelehrte Syſtem iſt hier die Hauptſache, ſondern die anſchauliche Schilderung, wie die Tiere leben, ihre Nahrung ſuchen, ſich verteidigen; wie ſie die merkwürdigſten Züge von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, von Mut und Aufopferungsfähigkeit, wie von Bosheit und Rachſucht, von Liſt und Verſchlagenheit zeigen und wie ſie der Menſch nützt und ſich dienſtbar macht. Das Buch wird in der Hand des Lehrers wie in der des Schülers dienen, den naturhiſtoriſchen Unterricht zu beleben und anziehend zu machen, wird ein unterhaltendes und zugleich belehrendes Leſebuch für die Jugend, Familie und das Haus ſein und das Intereſſe für die Tierwelt in allen Leſern anfachen. Dazu bietet es ein reiches, jahrelang geſammeltes Material und wird ohne Zweifel manchen Leſer zu eigenen Beobachtungen anregen.

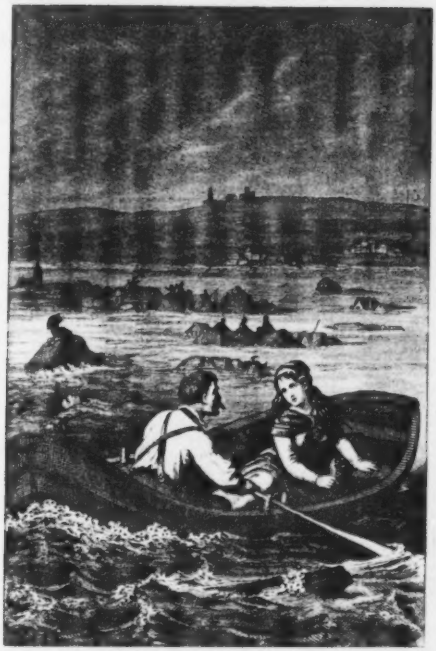

In tiefer Flut

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1885.

Begründet
von
W. H. von Horn
(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Vierzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Kalender für 1885.	Seite
1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.)	1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1884. (Mit Vignette.)	16
3. In tiefer Flut. Eine Erzählung von J. Bonnet. (Mit 17 Holzschnitten.)	18
4. Altes Gold. (Mit Vignette.)	183
5. Rätsel. (Mit Vignette.)	187
6. Noch eines	187
7. Anekdote	188
8. Rätsel	189
9. Noch eines	189
10. Wie einmal einem der Teufel gezeigt wurde. (Mit 9 Holzschnitten.)	190
11. Altes Gold	245
12. Rätsel	248
13. Anekdote	249
14. Eine zweite	249

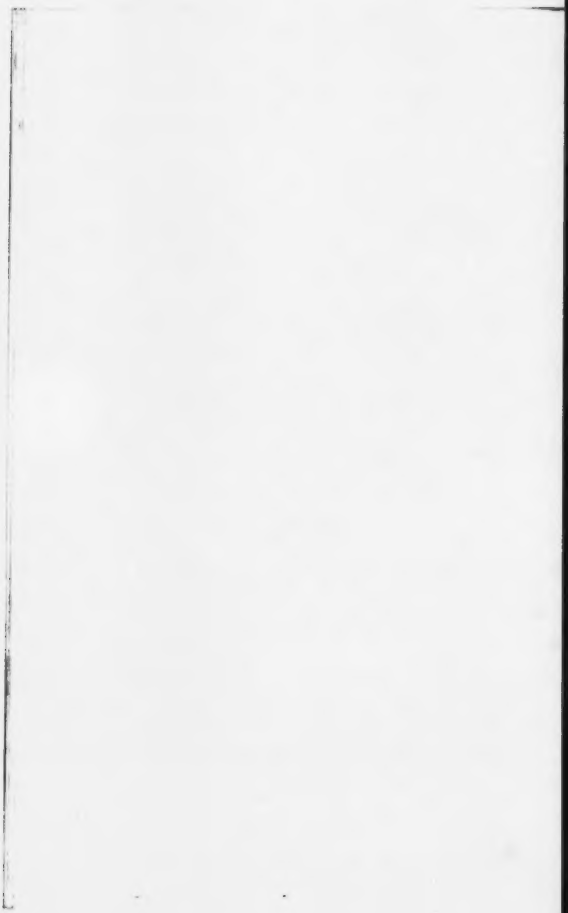

Kalender für das Jahr 1885.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1885ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und beginnt am Donnerstage, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1884 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Dienstag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender; der 31. Dezember 1885 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1886 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7393stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1884sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5645stes Jahr mit dem 20. September 1884. Es ist ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen. Am 10. September 1885 beginnt ihr 5646stes Jahr, welches ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen ist und mit dem 29. September 1886 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 1. März 1885. — 2. Das **Passahfest**, welches am 31. März beginnt und am 7. April endet: es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert, also der 31. März, der 1. April, der 6. und 7. April. — 3. Das **Wochenfest** am 20. und 21. Mai. — 4. Das **Neujahrsfest** am 10. und 11. September. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 19. September. — 6. Das **Laubhüttenfest**, am 24. und 25. September anfangend und am 1. Oktober endigend. — 7. Das Fest der **Gesetzesfreude**, welches sich am 2. Oktober dem vorigen unmittelbar anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 21. Oktober 1884 ihr 1302tes und am 10. Oktober 1885 ihr 1303tes Jahr.

Das Jahr 1885 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1884ste
„ Christi Tode	„	1852„
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1815te
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	185ste
„ Erfindung des Geschützes und des Pulvers	„	505te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	445ste
„ der Entdeckung Amerikas	„	393„
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	187„
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	184„
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	88„
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	24„
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	14te

Von den **Jahreszeiten** 1885.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 11 Uhr vormittags.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 8 Uhr vormittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmale im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 22. September um 10 Uhr abends.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember um 4 Uhr abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1885.

Im Jahre 1885 finden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse statt, von denen jedoch in unseren Gegenden nur die erste Mondfinsternis zum Teil sichtbar sein wird.

Die erste **Sonnenfinsternis** ist eine ringförmige und ereignet sich in den Nachmittags- und Abendstunden des 16. März. Sie wird hauptsächlich in Nordamerika und den angrenzenden Meeren zu sehen sein und beginnt um 4,11 nachmittags.

Die erste **Mondfinsternis** ist eine bedeutende partielle Finsternis, bei der nahezu neun Zehntel des Monddurchmessers verfinstert ist. Sie findet in den Nachmittagsstunden des 30.

März statt und dauert etwas über 3 Stunden. Für Deutschland geht indes der Mond erst nach der Mitte der Finsternis auf; für die Höhe von Wiesbaden ist sie nur von 6,₂₀ bis 6,₄₀ abends zu sehen.

Die zweite **Sonnenfinsternis** findet in den späten Abendstunden des 8. September statt, ist aber, obwohl eine totale, doch nur auf einem kleinen Gebiete des Festlandes, bei uns gar nicht sichtbar.

Die zweite **Mondfinsternis** ist eine partielle und dauert 3 Stunden. Sie ereignet sich in den Vormittagsstunden des 24. September und ist im westlichen Europa und Afrika, in Amerika und im östlichen Australien sichtbar. In Deutschland geht der Mond schon eine bis zwei Stunden vor Beginn der Finsternis unter.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Römer 8, 31: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

Wochentage u. Datum	Januar 1855.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Donn. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,1	4,7	5,3 a.	7,35m.	☽ 6 Uhr
Freit. 2	Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,8	6,17	bei Tage	morgens
Smst. 3	Genoveva	Gordius	8,1	4,9	7,33		Vollmond
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13—15. — Epistel: Tit. 3, 4—8.							
Sonnt. 4	**nach Neujahr** (Titus)	Titus	8,0	4,10	8,48		
Mont. 5	Eduard	Simeon	8,0	4,12	10,1		
Dien. 6	**Heil. 3 Könige**	Epiphanias	8,0	4,13	11,10		
Mitt. 7	Reinold	Widukind	7,59	4,15	—		
Donn. 8	Gudula	Severinus	7,59	4,16	12,17m.		
Freit. 9	Julian	Katharina Zell	7,58	4,17	1,22		☾ 5 Uhr
Smst. 10	Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	7,58	4,19	2,28		morgens
							letztes Viert
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—							
Sonnt. 11	**1. nach Epiph.** (Hygin)	Fructuosus	7,57	4,20	3,25		
Mont. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,56	4,21	4,22		
Dien. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,22	5,16		
Mitt. 14	Felix	Felix	7,56	4,23	6,4		
Donn. 15	Maurus	Johann v. Laski	7,55	4,25	6,48		
Freit. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,54	4,27	7,27	bei Tage	● 10 Uhr
Smst. 17	Antonius	Antonius	7,53	4,29	8,1	6,1	vormitt.
							Neumond
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 18	**2. nach Epiph.** (Prisca)	Joh. Blackader	7,53	4,30		7,5	
		Krönungstag					
Mont. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	7,52	4,31		8,10	
Dien. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,51	4,33		9,16	
Mitt. 21	Agnes	Agnes	7,50	4,35		10,24	
Donn. 22	Vincentius	Vincentius	7,49	4,36		11,33	
Freit. 23	Mar. Verm.	Jesajas	7,47	4,38		—	
Smst. 24	Timotheus	Timotheus	7,46	4,40		2,43m.	☽ 2 Uhr
							erstes Viert
5. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—2							
Sonnt. 25	**3. n. Epiph.** (Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,45	4,41		1,55	
Mont. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,44	4,43		3,7	
Dien. 27	J. Chrysost.	Joh. Chrysostomus	7,43	4,44		4,15	
Mitt. 28	Karl d. Gr.	Karl der Große	7,42	4,46		5,17	
Donn. 29	Franz v. Sales	Juventin u. Maxim.	7,41	4,48		6,11	
Freit. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,40	4,49	5,3 a.	6,57	☽ 7 Uhr
Smst. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,39	4,50	6,19	7,36	Vollmon

Korinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Tages-Datum	Februar 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—10, 5.							
Sonnt. 1	Septuagesimä (Ignatius)	Ignatius Bek.	7,30	4,51	7,35 a.	5,05 A.	
Montag 2	Mariä Reinigung (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,28	4,52	8,42	bei Tage	
Dienst. 3	Blasius	Anschar	7,26	4,55	9,59		
Mittw. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,24	4,57	11,6		
Donn. 5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,21	4,59	—		
Freit. 6	Dorothea	Amandus	7,19	5,0	12,12m.		☾ 12 Uhr mittern. letztes Viertel
Sonnab. 7	Rembertus	Georg Wagner	7,17	5,2	1,14		
Woche: Vom vierertei Acker: Luc. 8, 4—15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19 — 12, 9.							
Sonnt. 8	Sexagesimä (Anschar)	Maria Andreä	7,15	5,4	2,13		
Montag 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,14	5,6	3,8	bei Tage	
Dienst. 10	Scholastika	Fr. Chr. Ötinger	7,12	5,7	3,58		
Mittw. 11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,11	5,9	4,48		
Donn. 12	Eulalia	Johanna Grey	7,10	5,10	5,35		
Freit. 13	Gisilebert B.	Chr. Fr. Schwarz	7,17	5,12	6,2		
Sonnab. 14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,15	5,14	6,24		
Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31—43. — Epistel: 1 Kor. 13, 1—13.							
Sonnt. 15	Quinkt (Faustinus)	Jakob vom Loh	7,13	5,16	7,3	6,0 a.	● 3 Uhr morgens Neumond
Montag 16	Juliana	Matth. Desudas	7,12	5,18	7,56	7,7	
Dienst. 17	Fastnacht (Benignus)	Patr. Hamilton	7,10	5,19		8,15	
Mittw. 18	Aschermittw. (Simeon)	Simeon	7,8	5,21	bei Tage	9,24	
Donn. 19	Leontius	Medrob	7,6	5,23		10,34	
Freit. 20	Eucherius	Sadoth	7,4	5,25		11,42	
Sonnab. 21	Felix B.	Meinrad	7,3	5,26		—	
Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Kor. 6, 1—10.							
Sonnt. 22	1. Invocavit (Petri Stuhlf.)	Didymus	7,1	5,27		12,55m.	☽ 11 Uhr vormitt. erstes Viertel
Montag 23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,58	5,29		2,9	
Dienst. 24	Matthias Ap.	Matthias	6,56	5,31	bei Tage	3,8	
Mittw. 25	Walpurgis (Mechthildis)	Ruderikus	6,54	5,33		4,0	
Donn. 26	Nestor	Kasp. Olevianus	6,53	5,35		4,48	
Freit. 27	Justus	Berthold Haller	6,51	5,36		5,29	
Sonnab. 28	Romanus	Martin Butzer	6,49	5,37		6,5	

1 Korinth. 6, 20: Ihr seid teuer erkauft; darum so preiset Gott an Eurem Leibe und in Eurem Geiste, welche sind Gottes.

Wochentage u. Datum	März 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang		Mondphasen ꝛc.
10. Woche: Vom kananäischen Weibe: Matth. 15, 21–28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1–7.								
Sonnt. 1	2. Reminiscere (Suidbert)	Suidbert	6,47	5,29	6,23 a.	6,37 m.		☽ 5 Uhr morgens Vollmond
Mont. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,31	7,36		bei Tage	
Dien. 3	Kunigunde	Bathilde	6,43	5,33	8,46			
Mitt. 4	Kasimir	Georg Wishart	6,40	5,35	9,53			
Donn. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,37	11,59			
Freit. 6	Perpetua	Fridolin	6,36	5,38	12,10			
Sonst. 7	Thomas v. A.	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,40	—			
11. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luck 11, 14–28. — Epistel: Ephes. 5, 1–9.								
Sonnt. 8	3. Oculi (Joh. de Deo)	Zacharias Ursinus	6,32	5,51	12,57m.			☾ 8 Uhr abends letztes Viert.
Mont. 9	Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	1,51		bei Tage	
Dien. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,28	5,55	2,39			
Mitt. 11	Millfaken (Rosina)	Wilhelm Hosius	6,26	5,56	3,21			
Donn. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57	3,59			
Freit. 13	Ernst	Ruderikus	6,22	5,59	4,32			
Sonst. 14	Mathilde	Mathilde	6,19	6,1	5,3			
12. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1–15. — Epistel: Galat. 4, 21–23.								
Sonnt. 15	4. Lätare (Longinus)	Thomas Cranmer	6,17	6,3	5,32		N. b.	
Mont. 16	Heribert	Heribert	6,15	6,4	6,0			● 7 Uhr abends Neumond
Dien. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,5	6,26 bN	7,12 a.		
Mitt. 18	Cyrillus	Alexander	6,11	6,7		8,23		
Donn. 19	Joseph	Maria u. Martha	6,9	6,9		9,35		
Freit. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,10		10,46		Frühl. An
Sonst. 21	Oktavian	Benedictus	6,4	6,12		11,58		
13. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.								
Sonnt. 22	5. Judica (Joachim)	Nikol. v. d. Flüe Kaisers Geburtstag	6,2	6,14		—		
Mont. 23	Otto	Wolfgang, F. z. Anh.	6,0	6,15		12,59m.	bei Tage	☽ 6 Uhr nachmitt. erstes Viert.
Dien. 24	Gabriel	Florentinus	5,58	6,16		1,56		
Mitt. 25	Mariä Verk.	Mariä Verkündigung	5,56	6,18		2,45		
Donn. 26	Ludgerus	Ludger	5,54	6,20		3,27		
Freit. 27	Rupert	Rupertus	5,51	6,21		4,4		
Sonst. 28	Felix	Johann v. Goch	5,49	6,23		4,36		
14. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.								
Sonnt. 29	6. Palmarum (Eustasius)	Eustasius	5,47	6,24		5,3	N. b.	
Mont. 30	Quirinus	Joh. Heermann	5,45	6,26		5,33		☽ 6 U. n. Vollmond
Dien. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5,43	6,27	7,33 a.	6,16 bN		Sichtbare Mondfinst.

Röm. 14, 9: Dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochentag Datum.	April 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Fitt. 1	Hugo	Fritigil	5,40	6,39	8,22 a.	4,20 N.	
Donn. 2	Gründonnerst. (Franz v. Paula)	Theodosia	5,38	6,41	9,48	bei Tage	
Freit. 3	Karfreitag (Richard)	Gerh. Terstegen	5,34	6,42	10,48		
Smst. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,43	11,42		
1. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6—8.							
Sonn. 5	Hril. Osterfest (Vinc. Ferrer)	Christ. Scriver	5,32	6,45	—	bei Tage	
Mont. 6	Ostermontag (Sixtus)	Albrecht Dürer	5,30	6,47	12,31 m		
Dien. 7	Herrmann	Olaus Petersson	5,27	6,49	1,16		☾ 4 Uhr nachmitt. letztes Viertel
Mitt. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,25	6,50	1,54		
Donn. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,23	6,51	2,31		
Freit. 10	Ezechiel	Fulbert	5,21	6,53	3,2		
Smst. 11	Leo der Gr.	Leo d. Große	5,19	6,55	3,31		
2. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.							
Sonn. 12	1. Quasimodog. (Julius)	Sabas	5,17	6,56	3,59	bei Tage	
Mont. 13	Max. v. C.	Justinus d. Märt.	5,14	6,58	4,26		
Dien. 14	Tiburtius	Johann Eccart	5,12	6,59	4,53		
Mitt. 15	Olympiades	Simon Dach	5,11	6,51	5,20 N.	7,11 a.	● 7 Uhr vormitt. Neumond
Donn. 16	Drago	Petrus Waldus	5,9	6,52	bei Tage	8,31	
Freit. 17	Rudolf	Mappalius	5,7	6,54		9,44	
Smst. 18	Eleutherius	Luther in Worms	5,5	6,56		10,51	
3. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—28.							
Sonn. 19	2. Miser. Dom. (Timotheus)	Phil. Melanchthon	5,3	6,57		11,52	
Mont. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58		—	
Dien. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	bei Tage	12,44 m.	☽ 10 Uhr mittern. erstes Viertel
Mitt. 22	Soter, Cajus	Origenes	4,57	7,2		1,36	
Donn. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4		2,8	
Freit. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5		2,38	
Smst. 25	Markus, Ev.	Markus	4,51	7,6		3,8	
4. Woche: Jesus spricht: über ein kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—28. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.							
Sonn. 26	3. Jubilate (Ferdinand)	Trudpert	4,49	7,9	bei Tage	3,35	
Mont. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9		4,3	
Dien. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11		4,30	
Mitt. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,43	7,12	7,22 a.	4,59	○ 7 Uhr v. Vollmond
	Buß- und Bettag						
Donn. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt.	4,41	7,14	8,34	5,30 N.	

Luc. 11, 13: So denn ihr, die ihr arg seid, euren Kindern könnet gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben, die ihn bitten!

Wochentage u. Datum.	Mai 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit. 1	**Phil., Jakob.**	Philippus; Jakobus	4,40	7,15	9,22 a.	6,6 b. A.	
Smst. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17	10,28	b. A.	
19. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jakobi 1, 17—21.							
Sonnt. 3	**4. Cantate (Kreuz. Erf.)**	Monika	4,36	7,18	11,12		
Mont. 4	Monika	Florian	4,34	7,20	11,53	bei Tage	
Dien. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21	—		
Mitt. 6	Joh. v. d. Pf.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22	12,30m.		
Donn. 7	Gottfried	Otto; Flavia	4,30	7,24	1,8		☾ 10 Uhr vormitt.
Freit. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26	1,32		
Smst. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	2,0		letztes Viertel
20. Woche: Von der rechten Erkenntnis: Joh. 16, 23—30. — Epistel: Jakobi 1, 22—27.							
Sonnt. 10	**5. Rogate (Gordian)**	Johann Heuglin	4,24	7,29	2,27	bei Tage	
Mont. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,23	7,31	2,52		
Dien. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,32	3,20		
Mitt. 13	Servatius	Servatius	4,20	7,33	3,52		
Donn. 14	**Himmelf. Chr.** (Christian)	Pachomius	4,18	7,35	4,28 b. A.		● 4 Uhr nachmitt.
Freit. 15	Sophia	Moses	4,17	7,36	bei Tage	8,34 a.	Neumond
Smst. 16	Joh. v. Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,38		9,41	
21. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11							
Sonnt. 17	**6. Exaudi** (Jodocus)	Joachim v. Floris	4,14	7,39		10,39	
Mont. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,12	7,40		11,27	
Dien. 19	Potentiana	Alcuinus	4,12	7,41		—	
Mitt. 20	Basilla	Valerius Herberger	4,11	7,42		12,8 m.	
Donn. 21	Konstantin	Konstantin u. Helena	4,9	7,44		12,43	☽ 7 Uhr vormitt.
Freit. 22	Julia	Castus u. Emilius	4,8	7,46		1,13	
Smst. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,6	7,47		1,41	erstes Viertel
22. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13							
Sonnt. 24	**heil. Pfingstf.** (Johanna)	Aug. Cajalla u. G.	4,5	7,49		2,7	
Mont. 25	**Pfingstmontag** (Urbanus)	August. v. Canterbury	4,4	7,50		2,34	
Dien. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51		3,2	
Mitt. 27	**Quatember** (Luciana)	Joh. Calvin	4,2	7,52		3,32	
Donn. 28	Wilhelm	Lanfrank	4,1	7,53		4,6 b. A.	☽ 9 Uhr abends
Freit. 29	Maximus	Dav. Zeisberger	4,0	7,54	8,18 a.		
Smst. 30	Felix	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55	9,0		Vollmond
23. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36							
Sonnt. 31	**Trinitatis** (Petronilla)	Joachim Neander	3,58	7,57	9,52	b. A.	

Psalm 104, 24: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!

Wochentag Datum.	Juni 1865.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,57	7,58	9,21 a.	7,15 b. T.	
Dien. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59	11,5		
Mitt. 3	Klotildis	Klotilde	3,56	8,0	11,54		
Donn. 4	Fronleichnam (Florian)	Quirinus	3,55	8,1	—	bei Tage	
Freit. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,55	8,1	12,2 m.		
Samst. 6	Norbertus	Norbert	3,54	8,2	12,39		◐ 1 Uhr m. letztes Viertel
2. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 7	1. n. Trinit. (Robert)	Paul Gerhardt	3,54	8,3	12,54		
Mont. 8	Medardus	A. H. Francke	3,53	8,4	1,30		
Dien. 9	Felic. u. Prim.	Columban	3,53	8,5	1,49		
Mitt. 10	Mauritius	Friedr. I. Barbarossa	3,52	8,6	2,22		
Donn. 11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6	3,1		
Freit. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,52	8,7	3,46		
Samst. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,51	8,8	4,41 b. T.	8,22 a.	● 12 Uhr mittern. Neumond
3. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt. 14	2. n. Trinit (Basilius)	Basilius der Große	3,51	8,9		9,20	
Mont. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,51	8,9		10,8	
Dien. 16	Benno	Richard Baxter	3,51	8,9		10,44	
Mitt. 17	Adolf	Johann Tauler	3,51	8,10	bei Tage	11,17	
Donn. 18	Marc. u. Marc.	Pamphilus	3,51	8,10		11,46	
Freit. 19	Gerv. u. Prot.	Nik. Conc.; Paphnut.	3,51	8,11		—	☽ 3 Uhr u. erstes Viertel
Samst. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11		12,18 m.	
4. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 21	3. n. Trinit. (Albanus)	Matth. Claudius	3,51	8,11		12,39	Somm. Anf.
Mont. 22	Albinus	Gottschalk	3,51	8,12		1,7	
Dien. 23	Walram	Gottfr. Arnold	3,51	8,12		1,36	
Mitt. 24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,51	8,12	bei Tage	2,7	
Donn. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Verg.	3,52	8,12		2,44	
Freit. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12		3,24	
Samst. 27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,52	8,12		4,11 b. T.	☉ 12 Uhr m. Vollmond
5. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt. 28	4. n. Trinit. (Leo II. P.)	Irenäus	3,53	8,12	8,30 a.		
Mont. 29	Peter, Paul	Petrus; Paulus	3,53	8,12	9,7	bei Tage	
Dien. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,54	8,11	9,50		

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unsern Gott fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt und uns die Ernte treulich und jährlich behütet!

Wochentage u. Datum.	Juli 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Rumold	H. Voes u. J. Esch	3,55	8,11	10,7 a	bei Tage	
Donn. 2	Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	10,34		
Freit. 3	Hyacinth	Otto; Aonius Pal.	3,56	8,10	10,59		
Smöt. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10	11,24		
28. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt. 5	5. n. Trinit. (Anselm)	J. Oldcastle; † Cobh.	3,58	8,9	11,50	bei Tage	☾ 1 Uhr nachm. letztes Viertel
Mont. 6	Jesajas	Johann Huß	3,59	8,9	—		
Dien. 7	Wilibald	Wilibald	4,0	8,8	12,26m.		
Mitt. 8	Kilian	Kilian	4,1	8,8	12,54		
Donn. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7	1,35		
Freit. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or	4,3	8,6	2,24		
Smöt. 11	Pius	Placidus	4,3	8,6	3,23		
29. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonnt. 12	6. n. Trinit (Nabor)	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5	4,32 b. T.	bei Tage	● 6 Uhr vormitt. Neumond
Mont. 13	Margarethe	Eugenius	4,5	8,5	8,39 a.		
Dien. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4	9,16		
Mitt. 15	Apost. Teil.	Jerusal. Erober. 1099	4,8	8,3	9,48		
Donn. 16	Skapulierfest	Anna Askew	4,9	8,2	10,17		
Freit. 17	Alexius	Speratus u. s. 11 Gef.	4,10	8,1	10,44		
Smöt. 18	Arnold	Arnulf	4,11	8,0	11,12		
30. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 19	7. n. Trinit. (Vinzenz v. P.)	Luise Henriette	4,12	7,59	11,40	bei Tage	☽ 1 Uhr morgens erstes Viertel
Mont. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,13	7,58	—		
Dien. 21	Daniel	Eberhard v. Würt.	4,14	7,57	12,11m.		
Mitt. 22	Mar. Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56	12,45		
Donn. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54	1,24		
Freit. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,19	7,53	2,9		
Smöt. 25	Jakobus	Jakobus	4,20	7,51	2,56		
31. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.							
Sonnt. 26	8. n. Trinit. (Anna)	Christophorus	4,21	7,50	3,50	b. T.	
Mont. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,49	4,48		☉ 3 Uhr morgens Vollmond
Dien. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48	8,12 a.	b. T.	
Mitt. 29	Martha	Olaus d. Heilige	4,25	7,46	8,38		
Donn. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,45	9,4	b. Tage	
Freit. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,28	7,43	9,30		

Psalm 104, 27. 28: Es wartet alles auf dich, Herr, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget.

Wochentage u. Datum.	August 1883.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer	4,39	7,43	9,56 a.	b. T.	
2. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luck 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.							
Sonn. 2	9. n. Trinit. (Portiuncula)	Märtyrer unter Nero	4,40	7,41	10,24	bei Tage	
Mont. 3	Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,42	7,39	10,54		☾ 11 Uhr abends letztes Viertel
Dien. 4	Dominikus	Leonhard Käser	4,44	7,37	11,31		
Mitt. 5	Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,45	7,36	—		
Donn. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,46	7,34	12,14 m.		
Freit. 7	Gottschalk	Ronna	4,48	7,32	1,7		
Smst. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,49	7,31	2,9		
3. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luck 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.							
Sonn. 9	10. n. Trinit. (Romanus)	Numidikus	4,40	7,29	3,19	bei Tage	
Mont. 10	Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27	4,26		● 1 Uhr nachmitt. Neumond
Dien. 11	Herrmann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	5,33	7,48 a.	
Mitt. 12	Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	b. T.	8,16	
Donn. 13	Hippolyt	R. L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21		8,48	
Freit. 14	Eusebius	Jakob Guthrie	4,48	7,20		9,13	
Smst. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18		9,42	
4. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luck 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.							
Sonn. 16	11. n. Trinit. (Rochus)	Johann d. Beständige	4,51	7,16		10,12	
Mont. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,53	7,14		10,46	☽ 3 Uhr nachmitt. erstes Viertel
Dien. 18	Helena	Hugo Grotius	4,54	7,12		11,23	
Mitt. 19	Sebald	Sebaldus	4,55	7,11		—	
Donn. 20	Bernhard	Bernhard	4,57	7,9		12,8 m.	
Freit. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7		12,52	
Smst. 22	Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4		1,44	
5. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.							
Sonn. 23	12. n. Trinit. (Zachäus)	Kaspar v. Coligny	5,2	7,2		2,40	
Mont. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,0		3,40	
Dien. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59		4,41	
Mitt. 26	Samuel	Ulfilas	5,6	6,57	7,10 a.	5,44	☽ 6 Uhr nachmitt. Vollmond
Donn. 27	Jos. Calas	Jovinianus	5,7	6,56	7,35	b. T.	
Freit. 28	Augustinus	Augustinus	5,9	6,55	8,1		
Smst. 29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51	8,29		
6. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luck 10, 23—37. — Epistel: Galat. 2, 15—22.							
Sonn. 30	13. n. Trinit. (Rosa)	Claudius v. Turin	5,12	6,49	8,58	bei Tage	
Mont. 31	Paulinus	Aidan	5,13	6,47	9,22		

2 Korinth. 9. 6: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Wochentage u. Datum.	September 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Egidius	Hanna	5,18	6,44	9,22 a.		
Mitt. 2	Raphael	Mamas	5,19	6,42	10,19	bei Tage	☾ 6 Uhr vormitt.
	Nationalfest						letztes Viertel
Donn. 3	Manfuetus	Hildegard	5,19	6,40	11,55		
Freit. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38	—		
Smst. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,21	6,36	12,54 m.		

37. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.

Sonnt. 6	14. n. Trinit. (Magnus)	Matthias Weibel	5,22	6,34	2,11	bei Tage	
Mont. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31	3,06		
Dien. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,25	6,29	4,02		● 10 U. abends Neumond
Mitt. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,27	6,27	6,0 b 2	6,42 a.	
Donn. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25	☽	7,31	
Freit. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23	☽	7,41	
Smst. 12	Winand	Dionys. Peloquin	5,31	6,21	☽	8,15	

38. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.

Sonnt. 13	15. n. Trinit. (Maternus)	Wilhelm Farel	5,33	6,19		8,44	
Mont. 14	Kreuz-Erhöh.	Cyprianus; Dante	5,34	6,16	bei Tage	9,20	
Dien. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14		10,1	
Mitt. 16	Ember (Corn. u. Cypr.)	Euphemia	5,37	6,12		10,46	☽ 7 Uhr vormitt. erstes Viertel
Donn. 17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10		11,31	
Freit. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,40	6,7		—	
Smst. 19	Miklela	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5		12,21 m.	

39. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.

Sonnt. 20	16. n. Trinit. (Eustachius)	Magdalena Luther	5,43	6,3		1,29	
Mont. 21	Matthäus Ev.	Matthäus Ap.	5,45	6,1	bei Tage	2,30	
Dien. 22	Moriz	Mauritius	5,46	5,59		3,32	Herbst Anf.
Mitt. 23	Thekla	3 Märt. v. Genf	5,47	5,57		4,37	
Donn. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,49	5,54	6,4 a.	5,43 a.	☽ 9 Uhr vormitt. Vollmond
Freit. 25	Kleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52	6,31	6,56	
Smst. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50	7,1	b. T.	

40. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.

Sonnt. 27	17. n. Trinit. (Cosmas u. T.)	Philippine Graveron	5,54	5,47	7,34	bei Tage	
Mont. 28	Wenzeslaus	P. Flysleben u. A. Cl.	5,55	5,45	8,11		
Dien. 29	Michaelis	Michaelis	5,57	5,43	8,51		
Mitt. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	9,40		
	Kaiserin Geburtstag.						

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich; und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage u. Datum	Oktober 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,29	3,50 a.		☾ 12 Uhr mittags
Freit. 2	Leodegar	Chr. Schmid	6,2	5,27	11,57		letztes Viertel
Sams. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,25	—	bei Tage	

1. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4–9.

Sonn. 4	18. n. Trinit. (Franz) Erntedankfest	Franz v. Assisi	6,4	5,23	1,9	bei Tage	
Mont. 5	Placidus	Petrus Carneserchi	6,5	5,20	2,20		
Dien. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,6	5,18	3,35		
Mitt. 7	Sergius	Theodor Beza	6,9	5,16	4,52		
Donn. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,14	6,6	5,50 a.	● 8 Uhr vormitt.
Freit. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,12	5,12	7,17	6,9	
Sams. 10	Gereon	Justus Jonas	6,13	5,10	b. T.	6,40	Neumond

2. Woche: Vom Sichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.

Sonn. 11	19. n. Trinit. (Wimmar)	Ulrich Zwingli	6,16	5,18	bei Tage	7,16	
Mont. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,15		7,55	
Dien. 13	Tilmann	Elisabeth Frey	6,20	5,13		8,39	
Mitt. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,22	5,11		9,27	
Donn. 15	Theresa	Aurelia	6,23	5,9		10,20	
Freit. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7		11,17	☽ 2 Uhr m.
Sams. 17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,26	5,5		—	erstes Viertel

3. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.

Sonn. 18	20. n. Trinit. (Lukas Ev.) Kronprinzen Geburtstag.	Lukas	6,27	5,3	bei Tage	12,10m.	
Mont. 19	Ferdinand	Bruno	6,29	5,1		1,18	
Dien. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,59		2,21	
Mitt. 21	Ursula	Hilarion	6,32	4,57		3,27	
Donn. 22	Cordula	Hedwig	6,33	4,55		4,34	
Freit. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,35	4,53	5,0 a.	5,43	☿ 10 U. a.
Sams. 24	Evergistus	Arethas; westfäl. Fr.	6,37	4,51	5,52	6,52	Vollmond

4. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.

Sonn. 25	21. n. Trinit. (Raphael)	Johann Heß	6,39	4,49	6,10	bei Tage	
Mont. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	6,55		
Dien. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46	7,44		
Mitt. 28	Simon, Juda	Simon u. Juda	6,43	4,44	8,42		
Donn. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42	9,48		
Freit. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,47	4,40	10,50		☾ 7 Uhr a.
Sams. 31	Wolfgang	Luthers 95 Sätze	6,49	4,38	—		letztes Viertel

Psalm 36, 6: Siehe, meine Tage sind einer Hand breit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir! Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!

Wochentage u. Datum.	November 1885.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
45. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 1	22. n. Trinit. (Aller Heiligen)	Aller Heiligen Reformationsfest	6,50	4,37	12,11m.		
Mont. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,52	4,35	1,24	bei Tage	
Dien. 3	Hubertus	Pirmin	6,53	4,33	2,37		
Mitt. 4	C. Borromäus	Joh. Alb. Bengel	6,55	4,31	3,49		
Donn. 5	Zacharias	Hans Egede	6,57	4,30	5,0		
Freit. 6	Leonhard	Gustav Adolf	6,58	4,28	6,9	4,36 a.	● 10 U. v.
Smst. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,27	7,16 b.	5,31	Neumond
46. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.							
Sonnt. 8	23. n. Trinit. (Gottfried)	Willehad	7,2	4,25		5,49	
Mont. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24	bei Tage	6,31	
Dien. 10	Martin P.	Martin Luther	7,5	4,22		7,19	
Mitt. 11	Martin B.	Martin Bischof	7,7	4,21		8,0	
Donn. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,20		9,4	
Freit. 13	Stanislaus K.	Arcadius	7,10	4,18		10,2	
Smst. 14	Levinus.	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17		11,3	☽ 11 U. v. erstes Viert.
47. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Kol. 1, 9—14.							
Sonnt. 15	24. n. Trinit. (Leopold)	Johann Keppler	7,13	4,15		—	
Mont. 16	Edmund	Kasp. Creuziger	7,15	4,14	bei Tage	12,8 m.	
Dien. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,13		1,8	
Mitt. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12		2,14	
Donn. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11		3,22	
Freit. 20	Simplicius	Johann Williams	7,21	4,10		4,32	
Smst. 21	Maria Opfer	Columbanus	7,23	4,8		5,44	
48. Woche: Vom Greuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thess. 4, 13—18							
Sonnt. 22	25. n. Trinit. (Cäcilie)	Joh. Ökolampadius	7,25	4,7	4,44 a.	6,58	☽ 11 U. v. vormitt. Vollmond
	Feier z. Gedächtn. der Verstorb.						
Mont. 23	Clemens	Clemens	7,26	4,6	5,32	8,0	
Dien. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,5	6,21	b. T.	
Mitt. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,4	7,37		
Donn. 26	Konrad	Konrad	7,30	4,3	8,47	bei Tage	
Freit. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,32	4,2	10,1		
Smst. 28	Günther	Alexander Rouffel	7,34	4,2	11,15		
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14							
Sonnt. 29	1. Advent (Saturnin)	Saturninus	7,35	4,1	—		☾ 3 Uhr morgens letztes Viert.
Mont. 30	Andreas	Andreas	7,37	4,0	12,28m.	bei Tage	

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentage Datum.	Dezember 1884.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mon.	1	Eligius	Eligius	7,39	4,0	1,30 m.		
Dienst.	2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,40	4,0	2,40	bei Tage	
Mittw.	3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59	3,55		
Donnerst.	4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,59	5,5		
Freit.	5	Crispine	Crispina	7,42	3,58	6,8		

2. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.

Sonnt.	6	2. Advent (Nikolaus)	Nikolaus	7,44	3,58	7,0	4,20 a.	● 2 Uhr nachmitt. Neumond
Mont.	7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,46	3,57	8,4	5,21	
Dienst.	8	Mariä Empf.	Martin Rinkart	7,47	3,57	b. T.	6,0	
Mittw.	9	Leocadia	Benjamin Schmolck	7,49	3,56		6,54	
Donnerst.	10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56		7,51	
Freit.	11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	bei Tage	8,50	
Sonnab.	12	Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,56		9,51	

3. Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—5.

Sonnt.	13	3. Advent (Lucia)	Odilia; Berthold	7,52	3,57		10,52	
Mont.	14	Nicasius	Dioscorus	7,52	3,57		11,56	☽ 7 Uhr abends
Dienst.	15	Eusebius	Christiana	7,53	3,57		—	
Mittw.	16	Quatember (Adelheid)	Adelheid Sturm	7,54	3,57		1,1 m. erstes Viertel	
Donnerst.	17	Lazarus		7,55	3,57		2,9	
Freit.	18	Wunibald	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58		3,19	
Sonnab.	19	Julius	Clemens v. Alex.	7,56	3,58		4,21	

4. Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.

Sonnt.	20	4. Advent (Nemesius)	Abraham	7,57	3,58		5,42	
Mont.	21	Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,59	4,12 a.	6,33	○ 10 Uhr abends Vollmond
Dienst.	22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59	5,18	7,21	
Mittw.	23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	6,26	8,12	
Donnerst.	24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	7,41	b. T.	Winl. Aeq.
Freit.	25	Hril. Christfest	Christtag	7,59	4,1	8,59		
Sonnab.	26	2. Christtag (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	10,14	bei Tage	

1. Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 25—40. — Epistel: Galat. 4, 1—7.

Sonnt.	27	nach Weihn. (Johannes Ev.)	Johannes Ev.	8,0	4,2	11,22		
Mont.	28	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	8,0	4,3	—	bei Tage	☾ 1 Uhr nachmitt. letztes Viertel
Dienst.	29	Thomas B.	David	8,0	4,4	12,20 m.		
Mittw.	30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5	1,40		
Donnerst.	31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,5	2,51		

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haushgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die schlechten entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dichten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh! Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fetten Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichtete man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Ackern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieſest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde.

Bauern-Regeln.

Januar.

Im Januar viel Regen,
Für die Früchte kein Segen.

Morgenrot am Neujahrstag
Bringt Ungewitter und viel Plag'.

Pauli Umkehr (25.), hell und klar,
Deutet auf ein gutes Jahr.

Februar.

Will vor Lichtmeß (2.) die Lerch' jubilieren,
Wird ihr die Stimme wohl wieder einfrieren.

Sankt Dorothee (6.)
That's nicht ohne Schnee.

Wärmt die Katz' im Februar
Sich den Pelz im Sonnenschein,
Wird im März sie — glaub's fürwahr! —
Gerne unterm Ofen sein.

März.

Märzenschnee
Thut allem weh;
Märzenstaub
Bringt Gras und Laub.

Donnert's über den kahlen Wald,
So wird's zwar wehen und stürmen bald,
Doch bekommt das Jahr eine gute Gestalt.

Mariä Verkündigung (25.) hell und klar,
Verkündiget auch ein fruchtbar Jahr.

April.

Aprilenwetter und Herrengunst,
Darauf zu bauen ist umsunst.

Märzenschnee frißt,
Aprilenschnee miß't.

Wenn die Krähe auf Marktustag (25.)
Im Korne sich verstecken mag,
Dann giebt's fürwahr
Ein gutes Jahr.

Mai.

Maientau macht grüne Au;
Maienfröste sind böse Gäste.

Eh' Pankraz (12.) und Servaz (13.) vorbei,
Ist vor Frost nicht sicher der Mai.

Bringt Christi Himmelfahrt Regen,
Dann ist im Heuen kein Segen.

Juni.

Sankt Vit (15.)
Bringt die Fliegen mit.

Sankt Barnabas (11.)
Hat das beste Gras.

Vor Johannistag (24.)
Die Gerste niemand loben mag.

Peter und Paul (29.)
Machen dem Korn die Wurzel faul.

Juli.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 7 Wochen lang' halten.

Donnert's häufig im Julius,
So giebt es noch manchen Regenguß.

Sind die Hundstage heiß,
So kostet's dem Bauer viel Schweiß;
Aber hinterher
Freut er sich gar sehr.

August.

Ist Lorenz (19.) und Barthelme (24.) schön und fein,
So darf sich der Winzer im voraus freu'n.

Hundstage heiß,
Winter lang weiß.

Will der August den Trauben nicht lachen,
Dann kann der September nicht viel mehr machen.

September.

Wenn die Jungfrau Maria geboren ist (8.),
So säe dein Korn; 's ist die rechte Frist.

Regnet Sankt Michel (29.) ohne Gewitter,
So wird die Kälte im Winter nicht bitter.

Blühen die Disteln reich und voll,
Ein schöner Herbst dir auch blühen soll.

Oktober.

Hält der Oktober das Laub lang' fest,
So sorge dir für ein warmes Nest.

Sankt Gallen (16)
Läßt oft Schnee fallen.

Ist Simon und Juda (28.) vorbei,
So kommt der Winter herbei.

November.

Altweibersommer thut nicht lang' gut,
Und steht er auch in Aller Heiligen (1.) Hut.

Sankt Martinus (11.) bringt die Kält'
Und nimmt dem Bauer fort sein Geld.

Fällt der erste Schnee in 'n Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

Dezember.

Vielen Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

Dezember kalt mit Schnee,
Giebt's Korn auf jeder Höh!

Weihnacht im Klee,
Ostern im Schnee.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Fängt an mit Kälte; am 8. Schnee; vom 9. bis 15. kalt; dann gelinder Schnee und Regen bis zum 23; hierauf gelindes Wetter bis zu Ende.

Februar.

Fängt trübe an; den 5. schön, hierauf unlustig bis zum 8., wo große Kälte einfällt. Besonders am 10. wird die Kälte

außergewöhnlich groß und hält an bis zum 14., wo das Wetter umschlägt und Regen einfällt bis zum 27.; dann bis zu Ende unlustig, rauh und windig, auch etwas Schnee.

März.

Ist bis zum 22. meistenteils kalt, dann wechselndes Wetter bis zu Ende.

April.

Hat auch zu Anfang wechselndes Wetter mit Schnee am 3.; dann vom 14. an schön bis zum 22., wo wieder unbeständiges Wetter eintritt mit Reif und Frost; am 30. schön.

Mai.

Von Anfang schön und warm; den 7. Donner, dann Regen bis zum 17. Hierauf wechselndes Wetter, bald Wind und rauhe Luft, bald schön und fein. Vom 29. an schön warm.

Juni.

Bleibt warm und schön bis den 21., jedoch öfters Gewitter; danach unlustig bis zum Ende.

Juli.

Ist anfänglich trübe; den 4. Reif, nachmittags Gewitter; danach schön. Den 11. wieder Regenwetter bis den 17. und nach drei schönen Tagen fortwährend Regen bis den 26. Wieder nach ein paar schönen Tagen Gewitter und Regen.

August.

Hat Regen bis zum 9., der ein schöner Tag ist; dann wieder Regen bis zum 20.; hernach warme Zeit, aber zu Ende wieder Regenwetter.

September.

Fängt mit schönem Herbstwetter an; dann trübe, kühl und feucht bis zum 25., wo wieder gutes Wetter eintritt.

Oktober.

Den 1. und 2. schön; den 8. Gewitter mit starken Güssen und unlustig bis zum 10. Hierauf schön bis zum 29., wo es gefriert und am 30. Schnee fällt. Den 31. trübe.

November.

Fängt trüb mit rauhen Winden an; nach drei schönen Tagen vom 6. bis 8. kaltes Regenwetter bis zum 18. Hierauf Schnee bis zu Ende, die letzten Tage kalt.

Dezember.

Fängt auch kalt an und bringt neuen Schnee; am 8. aber Regen. Am 10. fängt es an zu gefrieren und sich aufzuhellen; vom 21. bis 25. unlustig, dann kalt bis zum Ende.

Die neuen Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zweitracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die neuen **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_5$ bisher.	Pfennig.
	2 Pfennige	=	$2^2/_5$ "	"
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6 "	"
	10 Pfennige	=	1 "	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	$^1/_2$ Mark	=	2 "	"
	$^1/_2$ Mark	=	5 "	"
	1 Mark	=	10 "	"
	2 Mark	=	20 "	"
	5 Mark	=	1 Thlr. 20	Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 " 20	"
	10 Mark	=	3 " 10	"
	20 Mark	=	6 " 20	"

Da die Nickelmünzen, solange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **neue Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $^4/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Dezimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{31}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{16}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen**.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{3}/_{11}$ Ohm.

Das **neue Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm**.
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben: m
Kilometer, „ : km
Centimeter, „ : cm
Millimeter, „ : mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben: qm
□Kilometer, „ : qkm
□Centimeter, „ : qcm
□Millimeter, „ : qmm

Ar, geschrieben:		a
Hektar,	„ :	ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„ :	hl
Liter,	„ :	l
Kubikcentimeter,	„ :	ccm
Kubikmillimeter,	„ :	cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„ :	kg
Gramm,	„ :	g
Milligramm,	„ :	mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,87 m, nicht 5 m 87.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.)	—	10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)	—	20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen	—	20
	do. auf weitere Entfernungen	—	40
3)	**Einschreibgebühr** (rekommandiert)	—	20
4)	**Karten**, einfache	—	5
	do. mit Antwort	—	10
5)	**do.** als Bücherbestellzettel	—	3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

		ℳ	₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g		—	3
(Büchern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mstpt. beigefügt werden.)			
do.	von 50—250 g	—	10
do.	von 250—500 g	—	20
do.	von 500—1000 g	—	30
7) **Lokal- und Lokal-Land-Briefe** (unfrankiert 10 Pf.)		—	5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit		—	25
do. do.	über 10 Meilen weit	—	50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen		—	5
do. do.	über 10—20 Meilen	—	10
do. do.	über 20—50 Meilen	—	20
do. do.	über 50—100 Meilen	—	30
do. do.	über 100—150 Meilen	—	40
do. do.	über 150 Meilen	—	50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark		—	20
do.	über 100—200 Mark	—	30
do.	über 200—400 Mark	—	40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark		—	30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark		—	2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden, mindestens aber		—	10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Pakete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon		—	5
mindestens aber		—	10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:			
a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe		—	5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg		—	10
do. do.	über 5 kg	—	15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Pakete		—	10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß-, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort		—	25
aufs Land à km		—	10
3) do. für Zeitungen jährlich:			
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen		—	60
„ „ 2—3 „ „		1	—
„ „ 4—6 „ „		1	60
„ täglich 2 „ „		2	—
für amtliche Verordnungsblätter		—	60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein*).

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Afghanistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Suban, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexico, Verein. Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche britische, französische, niederländische, spanische und portugiesische Kolonieen.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	M	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g	—	20
(für unfrankierte Briefe 40 Pf.)		
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankiert	—	10
(Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)		
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g	—	5
(bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript. Büchern Faktur beigefügt werden.)		
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
nach Frankreich und Belgien bis 750 Frcs.	—	40
6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:		
(nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der bar. bemerkten Währung auszustellen.)		
Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Frcs.	—	20
(100 Frcs. = 82 M.)		
„ Dänemark bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	10
(1 Krone = 1 M. 13 Pf.)		
„ Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 50 M.	—	20
(Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)		
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 75 Mark	—	75
(1 £ = 20 M. 40 Pf.)		
„ Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	20
„ Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20
(100 Frcs. = 82 M.)		
„ Luxemburg wie bei Deutschland.		
„ Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark	—	20
(1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)		
„ Norwegen bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Schweden bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20
„ Türkei (nur Konstantinopel) bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	20
(16 Piaster Gold = 3 Mark.)		
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (212 Mark 50 Pf.), für je 20 Mark	—	20
(1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)		

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Luise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Luise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Luise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

Herzog Wilhelm, geb. 25. April 1806 (Regierungsantritt 20. April 1831).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851 (Regierungsantritt 15. April 1883), vermählt 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, geb. 28. Juli 1860.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 6. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Luise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 6. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 26. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Koburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1860), vermählt am 12. Juni 1860 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 29. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margarete, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1868 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geb. 14. Mai 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. Dezember 1874), Witwer seit 26. Juni 1878 von Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878. Wieder vermählt am 29. November 1879 mit Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Chan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Chester Allan Arthur.

1. Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Die Spinnstube, welche dich, lieber Leser, jetzt wieder mit diesem alten schönen Gruße begrüßt und damit hoffentlich nach wie vor Anklang bei dir findet, ist die vierzigste ihres Gleichen.

Ja, 40 Jahre lang schon hat sie in ununterbrochener Reihenfolge der Jahrgänge kommen und an den Thüren um Einlaß bitten dürfen, mochten es die mit Schnitzwerk verzierten Thüren der Reichen und Vornehmen sein oder die einfachen, wie sie der Bürgers- und Bauersmann hat. Denn als ein „Volksbuch", wie sie sich auf dem Titelblatte nennt, möchte ja die Spinnstube gern dem ganzen lieben deutschen Volke dienen, möchte Jedem, ob er auf stolzer Lebenshöhe steht oder seinen Lebensberuf mehr in demütiger Tiefe hat, etwas bringen, was für sein Herz und Gemüt eine gesunde, kräftige Speise wäre und

ihn mit seinem Geistesleben auf denjenigen Standpunkt stellen könnte, den sie mit ihrem Eingangsgruße immer wieder als den ihrigen bezeichnet und von dem um kein Haar breit abzuweichen, ihre ernsteste Sorge ist.

Und, Gottlob! die Spinnstube hat ja nie vergeblich um Einlaß bitten dürfen. Sie hat noch stets Thüren gefunden, die sich ihr willig öffneten diesseits und auch jenseits des Oceans, wo nur immer frommes deutsches Wesen eine Heimstätte hat und Treue gepflegt wird.

Und ist ihr auch manche Thüre, welche ihr bisher stets offen stand, durch die Hand des Todes verschlossen worden; haben auch die fast unzähligen Volksbücher, Kalender und Zeitschriften, die besonders in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, seitdem man allgemein die Notwendigkeit einsah, dem Volke gesunden, guten Lesestoff zu bieten, damit es nicht nach dem verderblichen greife, welcher ihm in so reicher Fülle von der Gewinnsucht angeboten wird, welche auf die niederen Leidenschaften und Lüste zu spekulieren weiß, haben diese zahlreich entstandenen Volksbücher, Kalender und Zeitschriften, die alte Spinnstube, die ihnen doch seit 40 Jahren den Weg bahnte und Lust und Verständnis für sie erst wecken helfen mußte, in mehr oder weniger zudringlicher Weise und mit Hülfe äußerlicher Lock- und Reizmittel verdrängt da, wo sie bisher mit jedem neuen Jahre stets ein herzliches Willkommen gefunden hatte: die Spinnstube konnte und durfte trotzdem immer wieder ausgehen; ja, wenn sie einmal etwas länger ausblieb als gewöhnlich, während die jüngeren Genossen und Genossinnen sich bereits auf dem Büchermarkte breit machten und wohl mit vollen Backen sich als die unübertrefflichen anpriesen, so kamen wohl von hier und da und dort die Anfragen: „wo bleibt denn nur die alte Freundin, die Spinnstube!“

Nun darf sie denn also schon zum vierzigsten Male ihren Gang antreten. Auch ihr alter Name hat ihr nicht geschadet, wiewohl man ja heutzutage vom Spinnen überhaupt und von Spinnstuben insbesondere nicht viel mehr weiß, seitdem man gelernt hat, die fleißigen Hände der Spinnerinnen und das behaglich schnurrende Rädlein des Spinnrads durch lärmende und sausende und brausende

Spinnmaschinen zu ersetzen, und — ach, daß auch das ausgesprochen werden muß!! — wiewohl an vielen, vielen Orten, wo sie sich noch finden, die wirklichen Spinnstuben allen Kredit verloren haben, weil sie aus Stätten stillen Fleißes und traulicher, nachbarlicher Gemeinschaft zu Brutstätten der Liederlichkeit und der Unzucht geworden sind, Gott sei's geklagt!

Wäre es nun aber nicht an der Zeit, daß die Spinnstube ihren Wanderstab niederlegte und anderen jüngeren Genossen und Genossinnen unbestritten das Feld überließe? Vierzig Jahre sind ja schon im Leben des Menschen eine beträchtliche Zeit, im Allgemeinen sogar der größte Teil des Lebens; bei einem jährlich wiederkehrenden Buche aber sind 40 Jahrgänge fast ein Ereignis.

Aber wir antworten dennoch auf die etwas bedenkliche Frage, die eben aufgeworfen wurde, mit einem frischen, mutigen Nein.

„Vierzig Jahre wohlgethan!" heißt's ja in dem bekannten Sprüchlein, welches kurz und treffend die verschiedenen Altersstufen im menschlichen Leben kennzeichnet; und wir nehmen getrost dies Wörtlein auch für die Spinnstube in Anspruch.

Wer, wie Der, der dies schreibt, schon längst über die 40 hinaus ist und schon längst den Schnee des Alters auf dem Haupte trägt, der weiß ja aus eigener Erfahrung, wie wahr jenes Wörtlein ist, und wie vollkommen begründet es ist nicht bloß bei den lieben Schwaben, sondern bei allen Menschen ohne Ausnahme, daß erst mit dem vierzigsten Lebensjahre der rechte Verstand kommt.

Denn merke, lieber Leser! Bis zum 30. Lebensjahre, mit welchem jenes Altersspröchlein erst den Mann werden läßt, *lernt* man in der Regel, zumal in unserer heutigen Zeit, wo es so viel zu lernen gibt, ehe man für diesen oder jenen Lebensberuf tüchtig erachtet wird. — Vom 30. bis zum 40. Lebensjahre weiter *probiert* man, wie das Gelernte im Leben am besten anzuwenden und nutzbar zu machen sei; man sammelt seine Erfahrungen, bezahlt auch manch saures Lehrgeld an das Leben, wie vorher an die Schule. — Aber mit dem 40. Lebensjahre erst, wenn auch die Körperkraft in vollster Blüte steht, fängt man an so zu

wirken, daß daraus für einen selbst, wie für Andere ein bleibender Nutzen erwachsen mag; man tappt jetzt nicht mehr unsicher umher, sondern man hat jetzt auf Grund der gewonnenen Erfahrungen die Sicherheit gewonnen, die da weiß, was sie will und wie sie es will. In der Regel sage ich, geht es so. Es gibt freilich auch Ausnahmen. Aber das kann man wohl mit Bestimmtheit sagen, daß, wem bis zum vierzigsten Jahre der rechte Verstand noch nicht gekommen ist, etwas Nützliches und Segenbringendes zu wirken, dem er auch niemals kommt. Aber deshalb nichts für ungut!

So soll es denn auch für die Spinnstube heißen: „Vierzig Jahre wohlgethan!“ Sie hat den guten Willen wenigstens, und wenn Gott der Herr Gnade und Kraft gibt, wird es ihr ja auch gelingen, an ihrem bescheidenen Teile das wahre Wohl des lieben deutschen Volkes immer treulicher und gewissenhafter bauen zu helfen und dazu beizutragen, daß der alte Ruhm unseres Volkes, ein frommes, fleißiges, treues Volk zu sein, aufrecht erhalten und gemehrt werde.

Aber wenn sie ihrerseits mit diesem guten Willen in ihr fünftes Jahrzehnt hineintritt, so möchte sie auch alle ihre alten und neuen Freunde herzlichst bitten, treulich zu ihr zu halten und ihr nicht nur selber jedesmal ein freundliches Willkommen zuzurufen, wenn sie in ihrem gelben Röcklein an die Thüre klopft, sondern ihr auch durch freundliche Fürsprache da und dort andere bisher verschlossen gewesene Thüren aufzuthun.

Wenn nun da soeben von der Vorbereitung auf und von dem Wirken in dem Lebensberufe die Rede gewesen ist, welches den verschiedenen Altersstufen zufalle, so bringt mich das mit meinen Gedanken auf etwas, worüber es wohl nicht überflüssig sein möchte, in diesem Vorworte zur Spinnstube nach altem gutem Spinnstubenbrauch ein ernstes Wort zu sagen.

Ich meine die Wahl eines Lebensberufes.

Daß es heutzutage ein überaus schwieriges Ding ist um diese Wahl, steht wohl außer allem Zweifel.

Jeder Vater, jede Mutter weiß ein Liedlein davon zu singen, wenn sie beim Zählen der Häupter ihrer Lieben

nur ein bißchen hoch hinauf müssen. Ja die Schwierigkeit wächst wohl noch gar, wenn die Wahl für einen „Einzigen" zu treffen ist.

Solange die Kinder klein sind und nur die kleinen Sorgen verursachen, denkt man wohl: kommt Zeit, kommt Rat, und läßt sich die Freude an den lieben Kleinen nicht gerne durch Zukunftsgedanken verbittern. Höchstens baut das Mütterchen, wenn es an der Wiege sitzt und den schlummernden Liebling betrachtet, allerlei Luftschlösser für denselben und richtet sich in denselben mit seinen Gedanken so häuslich ein, daß die Frage, ob denn auch aus ihnen wirkliche Schlösser werden könnten, ganz unberechtigt, ja unerlaubt erscheint. Was haben denn auch die hoffnungsseligen Träume der jungen Mutter mit der nackten Wirklichkeit zu thun!

Item, aus den kleinen Kindern werden aber allmählich größere, und ehe man sich's versieht, macht sich schon mit einiger Zudringlichkeit die Frage geltend: Was soll einmal aus dem Kinde werden?

Man fängt dann wohl an, auf besondere Gaben und Talente zu achten, die das Kind in Wirklichkeit oder doch nach der elterlichen Meinung hat. Man ist geneigt, darauf nun auch wieder dieses oder jenes Luftschloß zu bauen, allerdings schon mit etwas mehr Rücksicht auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit es auszuführen. Man sucht besondere Liebhabereien zu entdecken, die das Kind hat und zieht, wenn man sie gefunden zu haben meint, wohl schnell den Schluß daraus, daß das Kind einmal nach der Richtung seiner Liebhabereien hin etwas Ausgezeichnetes werden würde.

Man sieht in dem frischen, kecken Buben, der nichts lieber sieht, als den bunten Rock des Soldaten und nichts lieber spielt, als den Anführer der Kameraden beim Exerzieren mit den hölzernen Gewehren oder beim Festungstürmen mit Schneebällen, schon den zukünftigen General oder gar Feldmarschall; man ahnt in dem Schwätzer, dem der Mund gar nicht stille stehen will, schon den zukünftigen Advokaten oder Parlamentsredner und vergißt vielleicht darüber, einstweilen das Plappermaul noch mit einer gesunden Maulschelle zu schließen, wo es am Platze wäre.

Ob man auch in dem Büblein, das sich sein Spielzeug gerne selbst posselt, und schon frühe ganz geschickt mit Messer, Hammer und Zange zu hantieren weiß, den zukünftigen Schreiner oder Wagner oder Schlosser erblickt?? Beileibe nicht! Denn so tief soll es doch wohl mit dem lieben Büdchen nicht hinunter! Nicht wahr, lieber Vater und liebe Mutter?

Aus den größeren Kindern werden nun aber im Handumdrehen große; das eilfte, zwölfte Lebensjahr kommt unversehens herbei, und nun ist's mit dem Träumen, mit den Ahnungen und Luftschlössern am Ende. Nun heißt's eine ernstliche Wahl und Entscheidung treffen.

Denn soll es mit dem Kinde wirklich so hoch hinauf, wie es das Mutterherz ahnend erschaute, wie es auch der Vater im stillen wünscht, dann muß jetzt damit begonnen werden, für die zukünftige Höhe auf einer höheren Schule die ersten Grundsteine zu legen, während sonst die Elementarschule genügen würde.

Aber wo begnügt man sich mit der letzteren heutzutage, wenn das liebe Kind nicht etwa geradezu auf den Kopf gefallen ist und beharrlich die untersten Plätze auf den Bänken der Elementarschule gedrückt hat!?

„Ein Schuster soll mir der Junge nicht werden und sich sein ganzes Leben lang wie ich die Finger am Pechdrahte wund ziehen." So eifert der Schuster, wenn er mit seiner Ehehälfte im stillen Stüblein die Zukunft des Kindes bespricht.

„Ein rußiger Schlosser oder Schmied, den man höchstens am Sonntage einmal gründlich sauber sieht, darf er mir um keinen Preis werden", jammert die Schlossersfrau, wenn etwa der Vater, um bald Hülfe für sich zu bekommen oder einen Lehrjungen zu ersparen, im entferntesten daran denken sollte, den kräftigen Buben nach der Konfirmation an den Ambos oder Feilstock zu stellen.

„Ihr werdet doch den prächtigen Burschen nicht zu einem Hobelspan-Treter machen wollen?" fragt der Herr Pate in einem Tone, der eine bejahende Antwort kaum zuläßt, oder einer solchen doch von seiten des Herrn Paten, der bei der Wahl des Lebensberufs eine Hauptstimme hat, eine Entrüstung ohne Maß in Aussicht stellt.

Ja, ja, so geht's in der Regel im lieben Handwerkerstande. Leider, leider! muß man dabei sagen. Denn liegt darin nicht ein beredtes Zeugnis dafür, daß diesem Stande im großen und ganzen dasjenige abhanden gekommen ist, was seine rechte Kraft ist, und ohne dessen Wiederaufleben alle die hohen, klüglich ausgedachten Mittel nichts helfen können, die man zur Hebung des Handwerkerstandes glaubt in Anwendung bringen zu sollen, — die Handwerks-Ehre?

Geht es aber in anderen Ständen etwa anders und besser? Kaum in einem einzigen! Überall dasselbe Streben und Sorgen und Ringen, die Kinder, wo möglich, über den eigenen Stand hinauszuschieben!

Und was ist der Grund, die Ursache davon?

Man will auf vielen Seiten den Grund in der fortgeschrittenen Volksbildung suchen, die allenthalben ein Vorwärtsstreben hervorrufe und hervorrufen müsse, welches sich mit dem Beharren im „alten Schlendrian" nicht mehr begnügen könne. — Man glaubt auf dieses Vorwärtsstreben die schönsten Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft des deutschen Volkes gründen zu dürfen und läßt darum laut und lärmend den Schlachtruf ertönen: „Nur Bildung, nur immer mehr Bildung für das Volk bis in seine untersten Schichten hinein! dann wird von selbst alles besser werden, was jetzt noch schlecht ist; dann wird die goldene Zeit für unser Volk von selber kommen!" —

Man bürdet deshalb schon der Elementarschule eine Fülle von neuen Lehrgegenständen auf, die sie nur auf Kosten der Gründlichkeit und Sicherheit in den ihr hauptsächlich zukommenden Lehrgegenständen behandeln kann. Man gründet Fortbildungsschulen, angeblich um den Elementarunterricht zu erweitern und zu vertiefen, in Wahrheit aber, weil man die Erfahrung machen muß, daß die Kinder in der Elementarschule vor lauter Anatomie und Physik, und wer weiß, was sonst? — nicht ordentlich lesen, rechnen und schreiben gelernt haben und darin der Nachhülfe bedürfen. Man bemüht sich auch, zur Förderung der Volksbildung über alle mögliche und unmögliche Gegenstände öffentliche Vorträge zu veranstalten, durch

welche die sogenannten „Resultate der Wissenschaft“ auch dem gemeinen Manne zugänglich gemacht werden sollen.

Nun gewiß: „Bildung“ in Ehren, in hohen Ehren! Nur muß es, denke ich, die rechte Bildung sein, bei der es nicht vergessen wird, daß der Mensch nicht bloß einen Kopf hat, sondern auch ein Herz, und daß darum das bloße Füllen des Kopfes mit möglichst vielen Kenntnissen noch lange keine Bildung des ganzen Menschen ist, sondern daß eine solche nur zu stande kommen kann, wenn auch das Herz mit seinem Wollen und Begehren treulich gepflegt und zum Rechten erzogen wird. Daß letzteres nur durch die Religion geschehen kann, darf man freilich unsrer bildungsseligen Zeit kaum mehr sagen, aber wir sagen's doch immer und immer wieder, wie man auch die Nase darüber rümpfen mag. Durch die bloß einseitige Bildung des Verstandes macht man die Menschen, wie einmal ein Engländer treffend sich ausgedrückt hat, zu „raffinierten Teufeln“, und ich dächte, unsere gegenwärtige Zeit lieferte tausendfältig die thatsächlichen Beweise für die Wahrheit dieses Ausspruches, ohne daß man nötig hat, sie erst lange zu suchen.

Aber sollte es denn wirklich die fortgeschrittene „Bildung“ sein, welche das sogenannte „Hochfliegen“, jenes allgemeine Aufwärtsstreben bei der Wahl eines Berufes, für die Kinder hervorruft?

Ich meines Teils dächte, es gäbe einen anderen Erklärungsgrund, welcher der Wahrheit weit näher liegt. Denn gerade in denjenigen Ständen, welche auf besondere „Bildung“ durchaus keinen Anspruch erheben können und ihn auch in Wirklichkeit gar nicht erheben, findet sich jenes „Hochfliegen“ am allerhäufigsten.

Sollte dasselbe, möchte ich deshalb fragen, nicht vielmehr der wachsenden Genußsucht zuzuschreiben sein, die sich leider in unserem deutschen Volke eingenistet hat und sich immer fester einzunisten droht?

„Mein Kind soll es einmal nicht so schwer bekommen im Leben, wie ich, soll sich nicht so schinden und quälen, nicht so entbehren und darben müssen, wenn ich's irgendwie fertig bringen kann!“

So heißt's von unten herauf, vom Taglöhner zum

Handwerker, vom Handwerker zum Unterbeamten, vom Unterbeamten zum höheren Beamten, und es würde noch höher hinauf so heißen, wenn man auch „auf den Rentner, den Millionär" studieren könnte. Jedem Stande scheint der erreichbare nächst höhere der glücklichere, weil man sich in demselben wegen des größeren Einkommens das und jenes gestatten und leisten kann, was der eigene nicht erlaubt.

Ach, wenn man doch in dies sogenannte „höhere Glück" überall recht hellen klaren Blickes hineinsehen könnte, auch, wie man wohl sagt, „hinter die Kulissen"! Wie mancher, der jetzt das Glück nur in einem höheren Stande sieht, würde dann mit seinem eigenen zufrieden werden, würde sein „Bündelchen" gerne behalten, um nicht ein viel schwereres dafür einzutauschen, das nur eine etwas glänzendere äußere Umhüllung hat!!

Und was ist nun die Folge jenes Aufwärtsstrebens und Hochfliegens bei der Berufswahl für die Kinder?

Der Vater will höher hinauf mit seinem Buben, wenn er's irgend fertig bringen kann. Da liegt aber der Hase im Pfeffer, wie das Sprüchwort sagt.

Der Knabe kommt also zunächst auf eine höhere Schule. Er geht auch, wollen wir einmal annehmen, mit vollem Eifer ins Geschirr, vielleicht gar auf Kosten seiner körperlichen Entwickelung, weil ihm in glänzenden Farben unablässig vorgemalt wird, was alles einmal aus ihm werden könne, wenn er recht fleißig sei. Er bringt gute Zeugnisse mit heim und alles geht, wie es scheint, vortrefflich.

Aber die Kosten, die Kosten! Da heißt's für den väterlichen Geldbeutel: Kostgeld, wenn die höhere Schule nicht am eigenen Wohnorte ist, Schulgeld, Geld für Bücher und Hefte, Geld für bessere Kleidung, wie sie der höhere Bürgerschüler oder gar Gymnasiast in einer Stadt doch notwendig haben muß! Das alles summiert sich zu einem Betrage zusammen, der für den Vater schon im ersten Jahre fast unerschwinglich ist und ihn im besten Falle nötigt, sich mit seiner übrigen Familie auf das äußerste einzuschränken.

Die Eltern lassen sich das nun wohl gerne gefallen, wenn sie auch mitunter recht tief aufseufzen müssen. Gilt's

doch eine beſſere Zukunft für den Sohn, der dann aber auch, wenn er es zu etwas gebracht hat, für die ganze Familie eine Stütze werden kann.

Aber werden auch die anderen Geſchwiſter es ruhig mit anſehen, wenn an ihnen und für ſie überall gekargt und geſpart wird, um nur für den „Student“ ausreichend ſorgen zu können?

Sie ſind zwar ſtolz auf ihn, wenn er mit der bunten Mütze und den beſſeren Kleidern in die Ferien kommt und machen gerne Staat mit ihm. Aber wird ſich nicht doch langſam und allmählich der Neid bei ihnen einſchleichen und wenigſtens in ihrem Herzen die Frage erheben: Iſt denn der Herr Bruder etwas Beſſeres als wir, daß an ihn von den Eltern alles gehängt wird, während an uns überall geſpart wird?

Und wenn noch mehr Brüder vorhanden ſind, die vielleicht zum Teil noch beſſere Anlagen und Gaben beſitzen als der „Student“, und wollen nun auch Studenten werden wie der Bruder, und es heißt für ſie dann: „nein, das geht nicht, Ihr müßt etwas anderes werden, die Koſten ſind zu groß“ — — wo wird dann das rechte geſchwiſterliche Verhältnis bleiben, die rechte geſchwiſterliche Liebe, dieſe Säule und Stütze eines glücklichen Familienlebens? Wird ſie nicht unausbleiblich Schaden erleiden müſſen?

Ja, wir müſſen weiter fragen: „Wo wird gewiß in ſehr vielen Fällen das rechte Verhältnis zwiſchen Eltern und Kind bleiben, wenn nicht dem geſtudierten Herrn Sohne das Gebot: Ehre Vater und Mutter! tief ins Herz geſchrieben und völlig in Fleiſch und Blut übergegangen iſt? Wo bleibt das rechte Verhältnis, wenn die Lebensanſchauungen und die Lebensgewohnheiten des Sohnes weit über die Verhältniſſe des Elternhauſes hinausgekommen ſind, und die Eltern erwarten und fordern doch als Dank für die von ihnen gebrachten Opfer, daß der Sohn ſich noch, ja jetzt erſt recht, als Kind des Hauſes fühlt und ſich in die elterlichen Anſchauungen und Gewohnheiten fügt, die den ſeinigen doch ſehr weit abliegen?

Kommt es aber wohl gar anders; iſt der Vater nicht mehr imſtande, länger als ein paar Jahre die Koſten

für den ſtudierenden Sohn aufzubringen, und muß denſelben alſo von der höheren Schule abrufen und nötigen, die Zukunftspläne, die ihm elterlicher Stolz in den Kopf geſetzt hat und die er auch mit allem Ernſt und Fleiß zu verwirklichen bedacht geweſen war, ganz aufzugeben, und ſich mit einem geringeren Lebenslooſe zu begnügen, vielleicht gar ſich an des Vaters Ambos oder Hobelbank zu ſtellen: wer iſt dann unglücklicher als der aus ſeiner begonnenen Laufbahn herausgeriſſene Sohn? Wer iſt unzufriedener als die Eltern, die das viele Geld nutzlos weggeworfen ſehen und am Ende unter einer Schuldenlaſt ſeufzen, die ſie erdrückt, da die Hoffnung zu ſchanden geworden iſt, daß der zu Amt und Würden gekommene Sohn ſie auf ſich nehmen werde?

Und endlich, in wie vielen Fällen geſchieht es denn, daß ſolch ein gewaltſam über den elterlichen Stand hinausgeſchraubter Sohn ſeiner Familie, ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, ſpäter eine wirkliche Stütze wird? In den allerwenigſten. Hat er endlich ein Amt, das ihn nährt, ſo gründet er auch bald einen eigenen Hausſtand und iſt ja in vielen Fällen dazu geradezu genötigt. Dann hat er aber für ſich ſelber zu thun, daß er durchkommt. Wenn er ſich dann auch ſeiner niedriger ſtehenden Angehörigen nicht geradezu ſchämt, wie es ja ſo oft eintritt, und nicht die Verbindung mit ihnen ſo ſchwach und locker, wie möglich, werden läßt, er wird über gelegentliche Geſchenke nicht hinausgehen wollen und können, durch welche er den Mißmut der Angehörigen einigermaßen zu beſchwichtigen ſucht.

Item, das alles ſind aber etwa nicht bloß erdichtete Annahmen und Fälle, ſondern lauter ſolche, die ich, wenn es not thut, mit lebendigen Beiſpielen belegen kann. Sind auch vielleicht die äußeren Umſtände nicht überall die nämlichen, die Sache bleibt doch ſo ziemlich dieſelbe und das Liedchen von dem „Hochſtiegen“ endet in 100 Fällen zum wenigſten 90mal mit einem argen, ſchneidenden Mißklang.

Nun denkt zwar wohl jeder Vater und jede Mutter, daß ihr Fall ja auch zu den zehn guten gehören könne, in denen es ohne Mißklang abgeht, und es wird getroſt an

das Bauen des Thurmes gegangen, von welchem der Herr Jesus Lucä 14, 18 u. f. redet; aber ist's nicht doch allzusehr gewagt, sich mit voller Sicherheit darauf zu verlassen und möglicherweise das ganze Familienglück aufs Spiel zu setzen?

Was will ich nun aber mit allen diesen Auseinandersetzungen?

Allen Eltern den guten Rat geben: „Wollet nicht zu hoch hinaus mit Euren Kindern!!"

Im allgemeinen wird sich ja bei der Wahl eines Berufes für die Kinder der Grundsatz empfehlen: Suche jeder mit ihnen in seinem Stande zu bleiben!

Das möchte ich nun freilich nicht so verstanden haben, als müßten nun z. B. alle Söhne von studierten Leuten notwendig auch wieder studieren und die gelehrte oder doch die Beamten-Laufbahn einschlagen.

Wenn sie die nötige Begabung dazu haben und der Vater die dazu nötigen Mittel besitzt, dann ja. Aber fehlt auch nur eines von beiden, dann lieber nicht.

Denn fehlt die nötige Begabung, was wird dann die Folge sein? — Solch ein armer Bursche schleppt sich mühsam durch ein paar Klassen der höheren Schule und vergeudet seine beste Jugendzeit im erfolglosen Kampfe mit Lehrgegenständen, die ihm einmal durchaus nicht in den Kopf wollen, und hinterher weist es sich aus, daß sich ihm doch niemals die Thüre öffnen wird und kann, welche in den für ihn in Aussicht genommenen Beruf hineinführt. Vielleicht besitzt er von Natur anstatt des mangelnden wissenschaftlichen Sinnes eine ganz entschiedene Begabung für einen praktischen Beruf; vielleicht wäre er ein ganz tüchtiger Mechaniker, Ökonom oder Gärtner oder deß etwas geworden, wenn sich die Eltern frühzeitig genug durch seine schlechten Schulzeugnisse von seiner schwachen geistigen Begabung hätten überzeugen lassen: aber der elterliche Stolz litt es nicht, soweit unter den eigenen Stand herunterzusteigen — und der arme Junge ist nun für sein ganzes Leben ein verpfuschter Mensch, der schließlich nichts zu thun weiß, als ohne eine bestimmte Lebensarbeit seine Zinsen zu verzehren, wenn er nämlich solche zu verzehren hat.

Fehlen aber dem Vater die nötigen Mittel, seine Söhne wieder studieren zu lassen, wenn auch bei diesen die erforderliche Begabung vorhanden ist, soll und darf er dann hartnäckig darauf bestehen und dahin drängen, daß sie wie er selbst auch studieren müßten? Nur ja nicht!

Es gibt ja wohl fast allerwärts für arme, aber begabte und fleißige Schüler und Studenten Unterstützungen, die sie erhalten können; aber wie kläglich, wenn ein junger Mensch auf diese allein sich hingewiesen sieht, und um sie zu erhalten, wohl gar bei denen, die sie zu bewilligen haben, sich bücken und drücken, scharwenzeln und betteln muß! Wie oft geht dabei alles Zart- und Ehrgefühl zugrunde — für das ganze Leben! Wie oft erwachsen aus solchen Verhältnissen jene Kriecher und Heuchler, die sich nach oben hin fein zu bücken wissen, nach unten aber schonungslos drücken, wenn sie können!

Ist es denn etwa eine Schande, nicht studiert zu haben? Ist ein treuer, ehrlicher Arbeiter, ein geschickter und zuverlässiger Handwerker, ein solider rechtlicher Kaufmann nicht ebenso achtenswert und ein ebenso nützliches, ja unentbehrliches Glied der menschlichen Gesellschaft, wie ein studierter Mann? Was sollte denn aus der Welt werden, wenn alle Leute studieren wollten?

Darum nur nicht hoch hinaus mit der Wahl des Berufes für deine Kinder, jedenfalls nicht höher, als dir dafür die Flügel gewachsen sind! Und wohl sicher am besten, ich wiederhole es, wenn du mit ihnen innerhalb der Grenzen deines eigenen Standes bleibst!

Denn dann hast du jedenfalls Kinder, von welchen du nicht zu fürchten brauchst, daß sie einmal geringschätzig auf dich herabsehen oder sich gar deiner vor anderen Leuten schämen, wenn sie dir an Kenntnissen und mit ihrer Lebensstellung über den Kopf gewachsen sind, sondern von denen du volle Kindestreue erwarten darfst, wenn anders du sie mit rechter Vatertreue erzogen hast.

Bist du also ein Handwerker, so laß auch deine Söhne nur wieder Handwerker werden, sie mögen so reiche Geistesgaben besitzen, wie sie wollen. Auch im Handwerke ist ein begabter Mensch immerhin besser zu gebrauchen und wird besser sein Fortkommen finden, als ein unbegabter.

Daß die Handwerker heutzutage faſt nur noch Lehrjungen aus den geringſten Familien bekommen, oder aber aus Handwerkerfamilien nur ſolche Kinder, die für einen anderen Lebensberuf zu beſchränkten Geiſtes zu ſein ſcheinen; daß aber Söhne von Handwerksmeiſtern ſo ſelten in die väterlichen Fußſtapfen treten, und irgendwie begabte Kinder ſo ſelten für den Beruf des Handwerkers beſtimmt werden: das iſt ſicherlich mit ein Hauptgrund, warum es im großen und ganzen ſo traurig um den Handwerkerſtand beſtellt iſt.

Wie kam es doch früher ſo häufig vor, daß man am Hauſe eines Drechslers als Aushängeſchild eine große Tabakspfeife, oder an dem Hauſe eines Schuſters einen großen, bunt bemalten hölzernen Schuh ſah, welche beide den Anſchein hatten, als hingen ſie ſchon ein paar Menſchenalter hindurch ſo da. Und fragte man dann nach, ſo konnte man wohl hören:

„Ja, da drüben wohnen ſchon ſeit 100 oder mehr Jahren immer nur Drechsler oder Schuſter, und zwar aus einer und derſelben Familie. Der Sohn folgte jedesmal dem Vater nach, oder wenn einmal kein Sohn da war, ſo heiratete eine der Töchter immer wieder nur einen Schuſter oder Drechsler, ſodaß der Schuh oder die Pfeife ruhig ihren Platz behaupten konnten."

Und heute? Wie ſelten, daß ein Handwerk, und ſtünde es auch noch ſo ſehr in Blüte und hätte für ſeinen Meiſter wirklich einen goldenen Boden, nur auf das zweite Geſchlecht ſich vererbt!

Wie muß da aus dem Schuſter zum mindeſten ſchon ein Schuhhändler werden, aus dem Drechsler ein Pfeifenhändler, der ſeine Waren, anſtatt ſie ſelber anzufertigen, fertig einkauft!

Und deren Söhne? Ja, denen ſollte einmal jemand zumuten, daß ſie ſich wieder auf das Dreibein ſetzten, oder an die Drehbank ſtellten! Die müſſen zum mindeſten Kaufleute, und zwar Großhändler, werden, oder aber ſtudieren! Adieu Standes-Ehre!

Doch es ſei genug über dieſes Kapitel!

Nur eins noch, was vielleicht manches Elternherz, das mit Luſt und Stolz die reiche geiſtige Begabung ſeines Kindes wahrnimmt, über den Rat, den ich da vorne ge-

geben habe, das Hochfliegen bei der Berufswahl aufzugeben, tröſten und für denſelben zugänglicher machen könnte. Und das iſt dies, daß, wie tauſendfältige Beiſpiele lehren, ein wirkliches „Genie“, d. h. ein für dieſes oder jenes Fach glänzend beanlagter Geiſt, ſich nicht unterdrücken läßt, ſondern heute oder morgen ſich unwiderſtehlich ſelber die Bahn bricht, auf welcher er etwas Ausgezeichnetes zu leiſten berufen iſt, ob auch die Laufbahn, auf welche die Eltern und auch wohl eigene Wahl zunächſt brachten, noch ſo weit davon abliegen ſollte. Wo z. B. ein großer Kriegsmann in einem Burſchen ſteckt, da muß er heraus, und wäre es auch aus einem Schneidergeſellen. Wo das Zeug zu einem ausgezeichneten Gelehrten vorhanden iſt, da kommt es zu Tage auch bei einem Hirtenbüblein und wird mit unbezwingbarer Macht zum langen Gelehrten-Rocke. Wo ein großer Maler verborgen iſt, da muß er ans Licht und läßt ſich nicht zurückhalten auch bei einem, der zuerſt Hammer und Zange geführt und Waffen geſchmiedet hat.

Alſo nur keine Beſorgnis, daß ein „Genie“ verderben könnte, wenn es nicht von vornherein auf die paſſende Bahn gebracht würde! Aber auch nur ja kein „Genie“ gewittert da, wo nur ein richtig, vielleicht ſelbſt reich beanlagter Geiſt vorhanden iſt. Die ſogenannten „verdorbenen Genies“, die allertraurigſte und oft genug überaus gefährliche Menſchenklaſſe verdanken in tauſend Fällen nur der blinden elterlichen Eitelkeit das Daſein!

Zum Schluſſe aber nur noch ein „Merk's!“, welches ſich jeder Vater und jede Mutter tief und unauslöſchlich ins Herz ſchreiben möge, daß es nämlich neben und über dem irdiſchen auch einen himmliſchen Beruf für jedes Menſchenkind gibt, und daß es der Eltern erſte und heiligſte Sorge ſein muß, ihr Kind für dieſen recht zu erziehen und auszurüſten durch Zucht und Vermahnung zum Herrn. Wo dieſe Sorge fehlt, wo man das Kind aufwachſen läßt, ohne es auch nur je einmal an ſeinen himmliſchen Beruf zu erinnern und auf denſelben hinzuweiſen, da mögen die Eltern noch ſo ſorgfältig, noch ſo vorſichtig, noch ſo aufopferungsvoll den rechten irdiſchen Beruf für ihr Kind zu erwählen ſuchen, da mag das Kind es noch ſo weit in dieſem Berufe bringen — das

Kind wird einſt vor dem Richterſtuhle droben ſeine Eltern verklagen, die Eltern werden über ihre grobe Verſäumnis an dem Kinde ſtrenge Rechenſchaft geben müſſen!

Und mit dieſem „Merk's" ſage ich den lieben Leſern allen ein herzliches „Gott befohlen!" und grüße ſie nochmals mit dem bedeutungsvollen Gruße:

„Gott zum Gruß und den Herrn Jeſum
Chriſtum zum Troſte!"

2. Auflöſung der Rätſel in der Spinnſtube von anno 1884.

Damit können wir uns diesmal kurz faſſen. Denn im ganzen fanden nur drei Rätſel in der letztjährigen Spinnſtube Raum, darunter zwei, die in der That die verkleinernde Bezeichnung: „Rätſelchen" verdienten.

Bei dem erſten Rätſel nun auf Seite 125 ſind, wie der geneigte Leſer ohne Zweifel gefunden hat, die ſechs Zeichen aus dem Alphabet, die genommen werden ſollen, die Buchſtaben K, L, A, P, E, R.

Daraus läßt sich nun zunächst durch Verdoppelung des vierten Buchstaben p das Wort „Klapper“ bilden, welches im Rätsel zuerst gemeint ist. Vertauscht man dann das A mit dem E, also den dritten Buchstaben mit dem fünften, so entsteht das Wort „Klepper“, womit bekanntlich ein armseliges dürres Pferd bezeichnet wird. Setzt man weiter die oben genannten Buchstaben jedesmal in der Reihenfolge neben einander, welche die Zahlen angeben, K als 1, L als 2, A als 3, P als 4, E als 5, R als 6, so entstehen nach einander die folgenden durch gesperrte Schrift ausgezeichneten Wörter: die „Perle“, womit sich die vornehme Dame schmückt, der kühle „Keller“, worin man aber seine „Kappe“ aufbehalten muß, wenn man schon ein wenig durch die Kopfhaare hinausgewachsen ist und sich keine Erkältung holen will, worin man sich aber, wenn auch keine Erkältung doch gar leicht einen „Rappel“ d. h. einen Rausch holen kann, weil die Kellerdünste schon alleine zu Kopf steigen, auch wenn man nur mäßig trinkt, sodaß man sich erst im „Park“, wenn man einen Garten hat, der diesen hochtrabenden Namen verdient, ein wenig ergehen muß, ehe man sich anständigerweise wieder unter die Leute wagen darf, auf daß der Kopf wieder hell und „klar“ werde und die „Kralle“ des Verleumders, der einen als einen leichtgesinnten „Kerl“ hinstellen möchte, keinen Angriffspunkt finde. Mit diesem Klarwerden des Kopfes geht es freilich viel leichter und schneller, wenn einem ein „Rappe“ eigen ist, den man sich nur von seinem Diener „Karl“ kann herbeiführen lassen, um ein Stündchen in der frischen Luft zu reiten.

Da ist die Lösung des ganzen Rätsels, wenn einer der lieben Leser sie etwa noch bedürfen sollte.

Daß das erste der kleinen Rätselchen auf Seite 187 das Wort „Bart“ im Auge hatte (ist zwar nicht in allen Fällen eine Zierde des Mannes!), welcher rückwärts gelesen „Trab“ heißt und ebenso daß das zweite die „Schelle“ meinte, aus welcher, wenn ihr der Doppelkopf abgeschlagen wird, das Wort „Elle“ zurückbleibt, wär wohl kaum nötig, noch erst zu sagen. Freilich ist die Elle als Schneidergeselle, d. h. als Diener des Schneiders,

heutzutage abgesetzt und hat dem „Meter" den Platz räumen müssen. Aber die Schelle behauptet in Dörfern und kleineren Städten noch immer ihr altes gutes Recht, wenn es sich darum handelt, etwas öffentlich bekannt zu machen.

Und nun zum Schlusse die Frage an dich, lieber Leser: Hast du auch die Güte gehabt, etwas dazu zu thun, daß das Rätsel, welches wir bei der Auflösung der Rätsel von anno 1883 als eines hingestellt hatten, das vom alten Schmidtjacobsvetter aufgegeben werde, seine thatsächliche Lösung finde? Solltest du nicht verstehen, was ich damit meine, so lies noch einmal die mit gesperrter Schrift gedruckten Worte auf Seite 19 der vorigjährigen Spinnstube. Und willst du, wenn du es noch nicht gethan hast, jetzt darnach handeln, so soll's dir bestens gedankt sein.

---

3. In tiefer Flut.

Eine Erzählung von J. Bonnet.

I.

Ein Tag war verklungen, leise verschwebten die unsichtbaren Schallwellen der Abendglocken am Gebirg und in der Ebene, die sich jenseits des Rheinstroms ausdehnte, bis dämmernd blaue Hügelketten sie in der Ferne begrenzten.

Ein sammetartiger matter Glanz lag über allem ausgebreitet, über den Ortschaften, die gleich einer Perlenschnur die Ufer einfaßten, über den Weinbergen und Felskanten, über den Ruinen, die sich da und dort stumm in die Höhe reckten, und über den Fluren, die meistens abgeerntet waren und nur ahnen ließen, mit welchen reichen Erträgen sie den Schweiß der Besteller vergalten.

In den Obstbäumen schwärmten und lärmten Stare und Spatzen dem Tagesgestirn nach, das mit den letzten glühroten Strahlen die Spitzen der Berge, Thürme und Wälder färbte.

Es war ein wundervoller, goldiger Friede, der von den ausgeklungenen Glocken, den ausgesungenen Kinder-

liedern auf den Straßen zurückgeblieben war und der Erde die letzte Spur der Unruhe fortküſſen zu wollen ſchien.

Die Abendglocken waren für gewöhnlich das Zeichen, daß es mit der Arbeit und Sorge des Tages genug ſei und daß ein jedes der wohlverdienten Ausſpannung genießen könne, bis ein neuer Tag zu neuen Laſten rufe.

Doch man befand ſich zur Zeit, wo unſre Geſchichte beginnt, in der Grummeternte, und das Jahr hatte es ſo mit ſich gebracht, daß dieſe mit der Weinleſe ziemlich zuſammenfiel, wodurch es doppelt zu ſchaffen gab, der Grund, weshalb auf den duftenden Wieſen, wie in den traubenbehangenen Weinbergen für diesmal noch kein Feierabend geboten war. Die Dunkelheit mochte nachholen, was die ehernen Zungen der Kirchtürme nicht ausrichteten.

Auf den Wieſen ſah man die Heuer mit Senſe und Rechen, in den Wingerten die Weinleſer mit Kufen und

krummen Messern. Manchmal schallte ein jubelnder Winzerruf von den Berghängen, auch Freudenschüsse wurden abgefeuert, aber es waren verlorene, abgerissene Laute, da die Hoffnungen auf eine gute Lese meistenteils durch die Ungunst der Witterung mehr oder minder getäuscht worden waren und gar mancher, der seine Trauben schnitt, murrend innewand, daß er nicht auf seine Rechnung kam. Das ganze Jahr hatte er mit tausendfachen Mühen und Sorgen geschafft, das Wetter mit Bangen und Bangen geprüft, auf Borg und Hoffnung gelebt und nun dieser Ausgang. Es war schwer, sich darin zu finden, besonders für die, die höheren Trostgründen nicht zugänglich waren.

Lauschig verdeckt von Obstbäumen, unter denen sich die Nußbäume mit ihrem fetten Laub und prächtigen Wölbungen auszeichneten, lag das Dorf Emmesheim, halb überschleiert von dem blauen Schattenriß der Berge, halb noch vom verglühenden Licht des Tages umspielt, während der Rhein in stolzen Wellen geruhig vorüberfloß und die schattenhaften Bilder, die er von den Ufern aufnahm, mit seinen Strudeln durcheinander kräuselte, wie ein Löwe, der mit dem Mäuslein für eine Weile sein Spiel treibt.

Es war ein stolzes, herrliches Gemälde, das da aufgerollt war, der breite Strom, die Bergwände, belebte Ufer und die fruchtbare Ebene, die ins Unendliche hinausdämmerte, da die fernen Hügelketten sich im Zwielicht verloren.

Doch darum kümmerten sich die beiden Männer nicht, die im Hinterstübchen des Wirtshauses zum „Wilden Mann" saßen und eine eifrige Unterhaltung miteinander pflogen. Sie waren in der Gegend wohl die einzigen, die, statt in den Wingerten oder auf den Wiesen mitzuthun, es vorzogen, vom besten Vorjährigen Glas um Glas mit Kennermiene zu schlürfen. Jedem das Seine! Wer es zu etwas gebracht hat, für den ist es ein doppelt hoher Genuß, sich behaglich zu ruhen und gutzuthun, während die andern unter den Mühen des Lebens hinkeuchen.

Das Wirtshaus zum „Wilden Mann", das besuchteste des Ortes, lag noch am Rheindamm. Aus dem etwas erhöhten Garten, der durch eine kleine Steinmauer geschützt

war, genoß man prächtige Blicke auf den breiten Strom und die gegenüberliegenden Ufer, und das alles unter einem grünen Schirm weitgestreckter Obstbaumäste, die dem Platz einen besonderen Reiz verliehen, indem man wie in einem Vogelnest verborgen war. Reisende liebten deshalb den Garten des Wirtshauses zum „Wilden Mann"; Feiertags zogen aus der Umgegend ganze Scharen Erholungslustiger herbei, die sich's in dem ziemlich ausgedehnten, mit Sitzplätzen reichlich versehenen Garten wohl sein ließen, und auch das Haus bot mehr als eine angenehme Unterkunft für Gesellschaften. Da war unten das geräumige Gastzimmer mit einer hübschen Hinterstube, wo wir die beiden Männer fanden, oben gab es einen Saal, der von drei Seiten Licht durch die Fenster erhielt, daneben abermals ein nettes Zimmer und zur Not war noch eine Treppe höher ein Raum eingerichtet worden, der, wenn der Gäste unten zu viele waren und das Wetter den Aufenthalt im Freien verbot, für die Überschüssigen eine freundliche Zuflucht bot.

Das Haus hatte nicht immer diese Größe besessen, sondern war von seinem jetzigen Besitzer nach und nach umgebaut und erweitert worden, da er wegen Verzinsung der hineingesteckten Gelder nicht bange zu sein brauchte. Er war nahe daran gewesen, das ganze Gebäude niederzureißen und ein neues an seine Stelle zu setzen. Es war alt und ermangelte einer sicheren Unterlage aus Quadersteinen. Der Kostenpunkt schreckte jedoch von einem Neubau zurück und noch mehr die Furcht, daß vielleicht die Gäste sich inzwischen nach einem andern Wirtshause hinzögen, sich dort gewöhnten und für den wilden Mann verloren gingen.

Peter Christ — so hieß der Besitzer — konnte von sich sagen, daß ihm, Dank seiner Klugheit und unfehlbaren Rechenkunst, bisher alles bis auf das Pünktlein gelungen, daß ihm nicht eins mißraten war.

Über dieses Kapitel that er eben eine kraftvolle Rede zu dem Genossen, der ihm, nicht minder selbstgefällig, manchmal mit einem Anfluge von Erhabenheit, gegenübersaß.

„Die Äcker und Wingerten habt Ihr gesehen, alles

vom Beſten, wie ich Euch ſage und Ihr ſelbſt wohl wiſſen werdet. Na, trinkt, Michel Netz, es liegt mehr davon im Keller. Die Fremden rühmen das Weinchen, ein Schlückchen, wie es nicht viele hier herum führen. Ja, ja, wenn ich ſo nachdenke, wie ſich die Sachen alle gemacht, da muß ich immer ſagen: Ich ſuche das Glück nicht, das Glück ſucht mir! Seht, darin liegt alles. Ich ſcheue

Ern

mich nicht, es von der Leber wegzuſagen, daß ich von unten angefangen habe, ganz von unten an. Sehe nicht ein, warum das verdecken wollen. Ein ganzer Mann, wer ſich ſo heraufarbeitet wie ich! Meint Ihr nicht? Freilich! Ja, von unten an, bis ich mein Schächen im Trocknen hatte und ſagen konnte: Habe nun Ruhe, liebe Seele! Doch Ihr kennt mich, wie ich das meine, nämlich

ſo, daß einer wie ich ans Faullenzen nicht denkt, ſondern auch noch in der Wolle ſchafft, was er kann und fertig bringt. Hat man es erſt zu etwas gebracht wie unſereins, dann iſt es leicht, weiterzukommen, heh?"

Peter Chriſt beſtätigte ſeine Rede, indem er das Glas erhob und es mit urkräftigem Behagen langſam, wie es ſich für einen ſolchen Trunk ſchickt, entleerte, worauf er es ſtramm auf den Tiſch ſetzte.

„Bin immer ein guter Wirt geweſen" — er lachte vergnügt über den Doppelſinn, der in dem „guten Wirt" lag — ein Körnlein zum andern, ein Steinchen auf das andre, alles feſt zuſammengehalten, gut angelegt, ordentlich verzinſt. Was habt Ihr gleich für Papierchen? Staatsanleihe, wie? Giebt wenig Zinſen! Als guter Geldwirt verſuch' ich's in verſchiedenen, inländiſchen und ausländiſchen, Aktien und Staatspapieren, wie es kommt. Zieht das eine nicht, ſo zieht das andre —"

„Iſt ſchon recht," fiel Michel Netz ein, dem das langatmige Selbſtlob zu viel wurde, „ſagt mir klar und rund heraus, was gebt Ihr Eurer Annlies mit?"

„Wie geſagt, fünfzehntauſend Mark auf einen Fleck, teils in Äckern und Wingerten, teils bar in Papieren."

„Ich meine, Ihr könntet mehr geben," entgegnete der andre, ſich räuſpernd. „Sagt zwanzigtauſend Mark, und wir ſind eins." Peter Chriſt kraute ſich hinter den Ohren.

Es war bereits zum dritten Male, daß er mit Michel Netz wegen der Mitgift verhandelte. Michel Netz war der Hauptwirt von Aberlingen, ein Mann, der von Vater und Großvater her in der Wolle ſaß und einer der Reichſten in jener Gegend war. Sein Sohn ſollte ihm eine Schwiegertochter zubringen, die wenigſtens annähernd ſo viel mitbekam, als ihm der Vater vorläufig auf dem Papier auswarf, nur auf dem Papier, da er zunächſt die Zügel bis ins kleinſte und in jeder Weiſe in ſeiner Hand zu halten dachte. Michel Netz verſtand ſehr genau zu rechnen und ſparte dabei die unnötigen Worte. Er brauchte ſich nicht erſt lange zu rühmen und das Seine herauszuſtreichen, bei ihm verſtand ſich alles von ſelbſt, wie jeder, der in Aberlingen und Umgegend einigermaßen bekannt war, hin-

länglich wußte. Zwei Mal war er unverrichteter Sache von Peter Chriſt geſchieden. Noch einmal, das letzte Mal war er, nachdem man ihm Botſchaft geſchickt, heute hier. Ein viertes Mal wiederzukommen, war er zu ſtolz, das hatte er dem Peter Chriſt gleich bei ſeinem heutigen Eintreten wiſſen laſſen, und es gab auch noch andre wohlhabende Mädchen in der Gegend, aber keinen ſo reichen Burſchen wie den Aberlinger Wirtsſohn Karl Retz.

„Dreitauſend hab' ich heute wieder zugelegt," ſagte Peter Chriſt, ſich windend wie ein Aal, den eine nervige Fauſt umſpannt. „Zwanzigtauſend Mark, das dünkt mir etwas viel. Thu ich einmal die Augen zu, ſo fällt auch das andre an die Annlies, mehr als das Doppelte von der Mitgift, und ihr könntet Euch deshalb wohl zufrieden geben."

Beide Männer wandten die Köpfe nach der Thür. Denn obwohl ſie geſchloſſen war, meinten ſie von da ein leiſes Schluchzen zu hören.

Michel Retz erhob ſich mit ſchwerfälliger Würde.

Er that, als ob er aus dem Fenſter ſähe, und ſagte, nach ſeiner Mütze greifend:

„Es wird mir ſpät, ich muß heim, damit meine Alte nicht ſchilt, ich gönn' ihr das Regiment, adjes auch und Dank für den Trunk!" Peter Chriſt griff ihn bei den Rockſchößen, er hatte ihn verſtanden und erkannte, daß jetzt alles auf dem Spiele ſtand.

„Meinetwegen," ſagte er, „es ſollen auch zwanzigtauſend Mark ſein, damit Ihr ſeht, daß ich kein Spielverderber bin."

Michel Retz änderte ſeine Miene nicht um ein Haar. Als der Stärkere, der Reichere blieb er völlig gelaſſen, als ob es ſich um eine Garbe Stroh mehr oder weniger handelte.

„Wie Ihr wollt," verſetzte er, zum Schein nochmals aus dem Fenſter ſchauend. „Es wird Euch nichts verſchlagen, wenn wir es aufſetzen, bloß der Form wegen, natürlich. Übrigens eins hätt' ich noch, was man beſprechen muß, eh' ich einſchlagen kann."

Erſtaunt und etwas unſicher ſtarrte ihn Peter Chriſt an. Er hatte einen ganz anderen Erfolg von ſeiner Bereit-

willigkeit erwartet und fühlte ein unbehagliches Herzklopfen, als unerwarteter Weise noch eine Klausel eingeschoben wurde.

Der andre hatte sich unversehens wieder niedergelassen und zündete sich, die kurze Pfeife einsteckend, ziemlich umständlich eine Cigarre an.

„Das wäre?“ fragte Peter Christ gespannt und ein wenig kleinlaut. Er fürchtete eine weitere Forderung und hatte sein Geld und Gut zu lieb, um mehr als durchaus nötig davon hinzugeben, bevor der Tod ihm alles aus den Händen nahm.

„Es ist die Kleinigkeit mit dem Friedrich Kersten, dem Sohn des verstorbenen Burgverwalters,“ sagte Michel Netz langsam und blies eine dichte blaue Rauchwolke von sich. „Man sagt, die Annlies sei ihm gut und gehe mit ihm —“

„Das ist nicht wahr, das ist dummes Leutegeschwätz!“ rief Peter Christ erleichtert. „Eine Beleidigung ist es für Leute wie wir. Der arme Teufel, der! Annlies ist ein verständiges Mädchen. Ich stehe für sie ein. Sie hat Bildung in der Pension gelernt und wird sich mit dem armen Flötenbläser einlassen! Sie mögen sich als Kinder in der Schule gern gehabt haben, wie das so unter Kindern ist, die sich nichts dabei denken, aber seitdem ist viel Wasser den Berg hinabgeflossen und alles, was die Leute boshaft schwatzen, gilt so viel wie das“ (er knipste mit den Fingern).

„Es könnte doch sein, daß der Friedrich, der im Grund ein braver Bursch sein soll, sich dergleichen Dinge ernsthafter, als Euch lieb sein möchte, in den Kopf gesetzt hat.“

„Donner und Doria!“ schrie Peter Christ, schwerbeleidigt, „wer das sagt, wer meinem Kinde die Unehre anthun will, den möcht' ich wissen und wollte ihn!“

„Und wenn Friedrich dennoch auf sie ein Auge hätte?“

Peter Christ donnerte mit der Faust auf den Tisch, daß sich die Gläser überschlugen.

„Eher soll mir das Haus über dem Kopf einfallen, eher soll der Rhein aus seinem Bette treten und uns ersäufen, ehe ich solche Schande litte,“ schrie er außer sich.

„Es iſt gut," ſagte der andre. „Im Grund iſt es auch für uns gleichgültig, ob andre ſich Gedanken und Hoffnungen machen, die ſo hoch gehen wie die Sterne. Das Papier her, wenn es Euch gefällt!"

Peter Chriſt war noch einmal ſo geſchmeidig und eilig geworden. Die Worte des andern über Friedrich Kerſten wurmten ihn nicht nur, ſondern beunruhigten ihn auch mehr, als er zeigen mochte. Hatte er doch in den letzten Wochen, wo die Verhandlungen mit Michel Netz ſchwebten, zum öftern bemerkt, daß Annlies' Augen verweint ausſahen. Er hatte mehr zu thun, als ſich darum viel zu bekümmern. Jetzt erſchien es ihm als ein bedenkliches Zeichen.

„Von wegen des Friedrich Kerſten," fing er noch einmal an, „es iſt eine bekannte Sache, daß bei der letzten Kirmes die Annlies den Friedrich Kerſten, der mit Gewalt mit ihr tanzen wollte, ſtehen laſſen und dafür mit Eurem Karl gewalzt hat."

„Habe ſo etwas gehört," ſagte Michel Netz, „iſt mir zwar lieb und läßt mich hoffen, daß ſie ſich Eurem Willen eher fügen wird, obwohl die jungen Leute gar mancherlei Stolz und Trotz im Kopf haben und dann Sachen thun, die ſie nicht allzu ernſt meinen. Bedarf übrigens der Rede nicht weiter, da Ihr der Vater ſeid. Alſo zwanzigtauſend Mark, ſo, wenn Ihr Euren Namen darunterſetzen wollt."

Mit einem raſchen Zuge war es gethan. Michel Netz ſtreute Sand über das Papier, faltete es ſorglich zuſammen und ſagte:

„Iſt es Euch recht, ſo halten wir bald den Handſchlag. Ich denke, Eure Frau wird auch zufrieden ſein, daß die Sache nun ihre Richtigkeit hat."

Er reichte ſeine Hand zum Gruß hinüber und ſchritt mit bedächtiger Schwere, wie es einem ſolchen Manne zukommt, ins Freie hinaus, um vor Nacht ſein Dorf zu erreichen.

Kaum war er hinaus, als Peter Chriſt nach Annlies rief. Niemand antwortete ihm. Es war totenſtill im Hauſe.

„Die Sache eilt nicht, man kann warten," berichtigte er ſich ſelbſt und nahm ſeinen Platz wieder ein, indem er

den Kopf in die Hand ſtützte. „Zwanzigtauſend Mark, und dazu die Mühe, an den armen Schlucker zu denken!“ murmelte er.

„Zwanzigtauſend Mark!“ Es kam ihm ſauer an. Er wünſchte, ſich, ſolange er lebte, an ſeinen Gütern zu weiden, und hatte nun faſt die Hälfte an andre verſchrieben. „Aber was thut man nicht für ſein Kind!“ tröſtete er ſich, an der bittern Pille ſchluckend. „Zwanzigtauſend Mark! Ei, ei!“

Er verſank in ſein Grübeln, das ſtets der Vorbote entſchiedenen Handelns war. Die mancherlei Poſten und Pöſtchen, die da und dort herumhingen, gingen ihm durch den Sinn. Wenn er ſie zuſammenrechnete, beliefen ſie ſich allein auf Tauſende. Er hatte an ihnen am wenigſten Vergnügen gehabt, da, wenn auch die Zinſen leidlich einkamen, er ſeine Augen an den Kapitalien nicht weiden konnte, wie an Wieſen, Äckern und Weinbergen oder den Wertpapieren in ſeinem Schrank. Es war richtig, die hin und her hängenden Gelder, die mußte er einziehen, dann brachte er das übrige für die zwanzigtauſend Mark leichter auf, und anfangen wollte er mit den dreihundert Mark, die auf dem Häuschen der Witwe Kerſten ſtanden. Dabei konnte er nebenbei dem Friedrich gut eine Lehre geben, damit er ſich nichts in den Kopf ſetzte, ſondern vielmehr darauf bedacht wäre, die dreihundert Mark abzutragen. Würde ihm zwar ſchwer werden, aber deſto beſſer für den Burſchen, falls er wirklich ſo tollkühn wäre, ſeine Augen zur Annlies zu erheben!

Und Peter Chriſt ſtand auf, um ſofort in eigener Perſon die Kündigung zu überbringen.

II.

Friedrich Kerſten kam, wie gerufen, dem Wirt gerade in den Wurf. Er hatte ſeine Arbeit im Wingert für heute gethan und ſchritt pfeifend die Höhe herab.

„Eine gute Leſe?“ fragte Peter Chriſt und ſtellte ſich, als ob er die Verlegenheit der Winzer nicht kennte.

„Man muß zufrieden ſein, wie es Gott giebt,“ verſetzte Friedrich voll Gleichmut und pfiff gelaſſen weiter.

„Wirklich? Na, Bescheidenheit steht Dir freilich nicht übel, obwohl man davon nicht lebt.“

„Besser wie vom Gegenteil, Herr Christ. Zufriedenheit nährt auch.“

„Hast ja neulich auf der Kirmes mit meiner Annlies weidlich herumgewalzt,“ setzte der Wirt auf einer andern Seite ein.

„Daß ich nicht wüßte, Herr Christ, Ihr müßt falsch berichtet sein.“

„Hat sie Dich etwa verschmäht? Das wäre nicht hübsch, da Ihr Schulkameraden wart.“

„Sie hat sich den Karl Netz ausgesucht, was mir ganz recht war und Euch gewiß nicht minder, wie ich hoffe.“

Peter Christ biß sich auf die Lippen. Dieser Bauern- und Bettelstolz! Unerträglich!

„Ihr habt Euch in der Schule gern gehabt,“ nahm er wieder das Wort, „solche Kameradschaft hält bei guten Menschen das Leben lang.“

„Das ist lange her, Herr Christ. Aber sagt mir doch, was wollt Ihr eigentlich mit der Annlies und mir,“ fragte Friedrich, ohne sich auf den Nachsatz einzulassen.

„Es kam mir nur so in den Sinn, würdest auch wohl nichts dagegen haben, mit ihr zusammen genannt zu werden. Sie ist ein Prachtmädchen.“

„Keiner kann es bestreiten.“

„Freut mich, Friedrich, und ich habe das nötige Geld für den Rahmen, wie Du weißt, kein schönes Bild ohne einen goldenen Rahmen.“

„Das ist Geschmacksache,“ erlaubte sich Friedrich zu bemerken.

Peter Christ lachte spöttisch.

„Das werden wir bald sehen,“ sagte er gereizt, „übrigens würde Dir solch Bildchen mit goldenem Rahmen auch gefallen, wenn man es Dir anböte.“

„Es ist noch die Frage, Herr Christ,“ antwortete der Bursch im Gefühle der Selbstachtung. „Wozu aber all diese Reden?“

„Ich dachte nur, Du hättest vielleicht vergessen, daß die Kinderei vorüber ist und ein armer Bursch sich mit seiner eignen Elle messen muß, und dann —“

„Ihr wart ſelber arm, ſo viel bekannt, Herr Chriſt.“

Der Wirt blieb ſtehen und ein roter Fleck erſchien auf ſeiner Stirn. Er mäßigte ſich jedoch, denn es lohnte ſich nicht, mit dem armen Schlucker anzubinden wie mit ſeinesgleichen.

„Nicht was man war, ſondern was man iſt, darauf kommt es an,“ ſagte er, den Weg fortſetzend und den kochenden Zorn niederdrückend.

„Ich bin noch jung,“ verſetzte Friedrich, „Fleiß, Geſundheit und Gottesfurcht werden mich auch weiterbringen, drei gute Dinge, wie Ihr wißt.“

Peter Chriſt ſchluckte an einer neuen Pille, ließ ſich jedoch abermals nichts merken, ſondern verſtellte ſich, indem er ſagte:

„Freilich, an Gottes Segen iſt alles gelegen, hab's erfahren.“

Friedrich konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, behielt indeſſen ſeine Gedanken für ſich, da es ihm nicht einfiel, den einflußreichen Mann reizen zu wollen.

Dort ſtand ſeiner Mutter Häuschen. Es ſah aus wie ein Stückchen von der alten Burg, das aus der Höhe herabgefallen und in der Mitte des Berges an einem Felsblock hängen geblieben war, grau und verwittert, traulich und wie eine kleine Burg des Friedens in der unruhigen Welt. Faſt eingeklemmt ſteckte es zwiſchen Felſen. Der Erbauer hatte ſparen wollen, als er es aufrichtete, und deshalb die natürlichen Felsmauern benutzt.

Friedrich faßte an ſeine Mütze, indem er den Pfad emporſteigen wollte.

„Ich komme mit,“ ſagte Peter Chriſt, „habe Deiner Mutter etwas mitzuteilen. Übrigens freut es mich, daß das Gerede der Leute von Dir nichts als Geſchwätz iſt und Du ein braver Burſche biſt, der ſeine Augen nicht höher erhebt, als er gewachſen iſt.“

„Wie meint Ihr das, Herr Chriſt?“

„Ich wollte nur ſagen, daß meine Annlies dem Karl Retz von Aderlingen ſeine Braut iſt,“ ſagte der Wirt, indem er ſeinen Genoſſen lauernd anſah.

Friedrich bückte ſich in dieſem Augenblick und pflückte eine Blume ab, oder vielmehr that er ſo, denn es ſtand keine Blume am Wege, der Herbſt hatte ſie gepflückt.

„Ich denke, es wird manchem nicht ganz angenehm ſein, kann aber nicht helfen," fuhr Peter Chriſt fort.

„Was?" fragte Friedrich zerſtreut.

„Nun, was? Daß Annlies und Karl Brautleute ſind. Mancher wird's verwinden müſſen."

„So! Ich weiß nichts davon," ſagte Friedrich, ſich ſtramm aufrichtend. „Ich gratuliere. Daß es ſo kommen würde, ſah man auf der Kirmes, wo die Annlies ihn nicht losgelaſſen hat. Ein braves Mädchen, das den Willen ſeines Vaters thut, eh' es darum weiß."

„Es iſt Dir vielleicht nicht recht geweſen?"

„Mir? O durchaus! Warum denn nicht? Ich habe ihr sogar gesagt, sie möchte sich den Karl Netz aussuchen. Was will man mehr? Mir kann es recht sein."

„Das ist schön von Dir," spottete der Wirt, der nicht wußte, sollte er die Entgegnung des Burschen für ein Zeichen kühler Erhabenheit oder stolzen Schmerzes ansehen. Lieber war ihm die zweite Auslegung, obwohl ihn der ruhig abweisende Ton des Burschen in jedem Falle wurmte. „Er soll es mit Zinsen wiederhaben," murmelte Peter Christ. „Der Segen des Herrn mag ihm nachher helfen."

Langsam stiegen sie nach dem Häuschen empor. Keiner sprach mehr eine Silbe, jeder war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Die Sonne war vollends untergegangen. Ein sanftes Schweigen und Ruhen schwebte über Höhe und Tiefe, der Rheinstrom allein gurgelte dumpf wie ein gefesselter Löwe, dem der Käfig zu eng werden will, und über der Hütte der Witwe stand der halbe Mond mit ruhigem Silberglanz, während ein süßes Duften von den Wiesen sich mit dem kräftigen Erdgeruch, der sich in der feuchten Kühle erhob, angenehm vermischte.

Wilhelm, der zweite Sohn der Witwe Kersten, trat aus der Thür mit dem Futter für die Ziegen. Er war schwächlich und litt hin und wieder an der fallenden Sucht, weshalb seine Arbeitskraft gering war und er oft weit mehr Pflege bedurfte, als er der Mutter nützen konnte. Mit dem Ausdruck des Staunens setzte er die Futterschwinge aus der Hand, als er seinen Bruder mit dem Wirt herkommen sah. Sein erster Gedanke war der, daß der Mann, welcher zugleich die Stelle des Ortsvorstehers bekleidete und in Militärsachen gut Bescheid wußte, ja ein gewichtiges Wort hätte, eine frohe Botschaft bringe und sich deshalb in eigner Person herbemühe. Friedrich war nämlich aus Rücksicht auf die Verhältnisse der Mutter bereits zweimal zurückgestellt worden. Jetzt schwebte die Sache zum dritten- und letztenmal, jedermann wußte, wie viel für das Gedeihen der Wirtschaft daran lag, daß Friedrich für immer vom Militär loskam. Als daher der Wirt vor der Thür anlangte, hatte Wilhelm die Mutter

in freudiger Erregung herausgerufen, die gute Frau putzte schnell an Gesicht und Händen, um den einflußreichen Besuch mit gebührender Ehre zu empfangen, während Wilhelm sogar die Mütze vom Kopf nahm und erwartungsvoll dastand.

Peter Christ mußte zuerst ein wenig verschnaufen. Er gewann dabei Zeit sich umzusehen, und konnte nicht umhin, wenn auch etwas spöttisch, zu bemerken:

„Ihr wohnt hier dem lieben Gott im Schoße. Es ist wahrhaftig ein schönes Plätzchen hier oben, macht aber heiß, ehe man ankommt. Ein schöner Blick das, wahrhaftig! Ihr könnt andern Leuten über die Köpfe wegsehen, was immer beneidenswert ist, wenn es nicht bloß mit den Blicken geschieht."

Er ließ sich auf die Bank nieder, die, ein einfaches Brettchen, das auf vier Pfählen festgeschlagen war, wegen ihrer Länge einen wunderbar hübschen Sitz gab, beneidenswerter, als der beste Platz im Garten des „Wilden Mannes". Dieser Vergleich schoß dem Wirte durch den Kopf wie eine Eingebung. Hier oben eine Wirtschaft zu errichten, das Häuschen, das ohnehin fast aus lauter Balkenwerk oder unbehauenem Stein bestand, nach Schweizerart leicht herauszuputzen, die einzelnen Gemächer zu einem einzigen, einem Gesellschaftssaale zu verbinden, breite Fenster, die herabgelassen werden konnten, einzusetzen und so eine Art Pavillon in ziemlich großem Stile herzustellen, der Gedanke empfahl sich, er war so einleuchtend, daß Peter Christ sich die Stirn rieb, über sich selbst erstaunt und unzufrieden, daß er sich diese vielversprechende Quelle reichen Gewinns nicht längst erschlossen hatte. — Heut konnte er wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, oder besser drei: Sein Geld an sich nehmen, da er viel gebrauchte, Friedrich Kersten demütigen und sich das Häuschen sichern, auf dem Hypothek stand.

Vortrefflich, daß er seine Hand schon jetzt darauf hatte! Denn es war keine Möglichkeit, daß die Witwe und ihre Jungen bezahlten. Sie konnten es auf keinen Fall, zumal die Weinlese über alle Erwartung schlecht ausgefallen war und sie nicht leben konnten, ohne auf die nächste Schulden zu machen, während die paar kleinen Wingerten, die ihr

Eigentum waren, aller Wahrscheinlichkeit nach auch mehr oder weniger belastet waren und kaum so viel abwarfen, um die dreihundert Mark, wenigstens zur rechten Zeit, aufzubringen.

Diese Rechnung entwarf er sich im Kopf mit gewohnter Sicherheit, während es schien, als ob er sich dem unnennbaren Reiz der silbernen Klarheit und süßen Stille hingebe, die sich ringsum ausbreitete und jetzt nicht übel unterbrochen wurde von den melodischen Liedern der heimziehenden Mäher und Winzer. Ein anderer als er würde sich dem weichen Einfluß, der in diesen Augenblicken von der in Schlummer sinkenden, von Schlummerliedern eingelullten Welt ausging, kaum haben entziehen können, oder er würde mit seiner Bosheit dem ernsten, heiligen, feierlichen Schweigen zwischen dem Strome unten und dem Sternenmeer droben so viel Achtung gezollt haben, um zu einer geeigneteren Zeit wiederzukehren. Bei Peter Christ schien ein Stein an der Stelle des Herzens zu sitzen, der ihm nicht erlaubte, einen Anflug von Empfindung zu bekommen. Sein Kopf glich einem Notizbuch voll Zahlen, mit denen er fortwährend rechnete und die ihm das einzige Gewisse und Achtungswürdige zwischen Himmel und Erde und darüber hinaus waren.

„Weswegen ich zu Euch kam, Kerstin," sagte er, nachdem man ihn eine Weile erwartungsvoll umstanden hatte, „ich brauche meine dreihundert Mark. Wir haben ein Vierteljahr Kündigungszeit, also Anfang Januar muß ich mein Geld haben. Der fünfte Januar ist die äußerste Frist."

„Herr, Du mein Gott!" schrie Wilhelm auf, der die Mutter, als hätte sie einen gewaltigen Schlag erhalten, wanken sah.

„Es wird uns sehr schwer, Herr Christ," seufzte die Witwe hervor, sich mühsam fassend.

„Thut mir leid, doch will ich Euch entgegenkommen, Kerstin, überlaßt mir gleich Euer Häuslein, und einhundert Mark sollt Ihr bar drauf haben, obwohl es unter Brüdern kaum dreihundert Mark wert ist."

„Dank Euch schön, Herr Christ, und geht in Gottes Namen nach Hause," sagte Friedrich fühl anstatt der Mutter,

die keine Worte fand, „der Steg iſt ein wenig ſteil. Ihr möchtet fallen, wenn Ihr Euch hier zu lange aufhaltet.“

„Wir werden ſehen, wer am ſicherſten geht,“ trumpfte der Wirt dagegen und wandte ſich voll Ingrimm den Pfad hinab.

Er hoffte, gut getroffen zu haben und als Zeichen davon das Lachen der Verzweiflung oder das Schluchzen des Kummers zu hören, irrte ſich jedoch zu ſeinem Leidweſen, da es hinter ihm ganz ſtille blieb, zu ſtill, als daß er mit Genugthuung ſeinen Weg fortſetzen konnte.

III.

Wie vom Donner gerührt, blieb die Witwe mit ihren Söhnen zurück voll Angſt und Sorge, die trotz des guten Vertrauens, das ſie in allen Dingen auf Gott ſetzte, jäh und unvorbereitet, wie der Schlag getroffen hatte, das Herz des armen Weibes durchnagten. Wilhelm war kraftlos auf die Bank zurückgeſunken und ſpürte das böſe Zittern, das gewöhnlich der Vorbote epileptiſcher Anfälle war, beängſtigend durch alle Glieder. Er hätte ſo gern ein Wort des Troſtes für ſeine geliebte Mutter gehabt. Mit ſeltener Zärtlichkeit und Sorge umgab ihn ihre Liebe, wie denn meiſtens das ſchwache, elende Kind die Mutterliebe im höchſten Glanze zeigt. Jedes Wort fehlte ihm, da er fühlte, wie wenig er Mut ihr einzuſprechen fähig ſei und wie nichtsſagend Troſtesworte klingen mußten, denen er keine That zur Seite ſetzen konnte. Der Jammer der Witwe laſtete auf ſeinem Herzen am allerſchwerſten, da ſeine Hand kaum hinreichte, ein weniges zum Lebensunterhalt beizuſteuern. Thränen feuchteten Wilhelms Wimpern, indem er die Hand auf das Herz preßte.

Es giebt Führungen und Fügungen im Leben, die dem gewöhnlichen Auge ebenſo dunkel und in ihrem vernünftigen Zuſammenhang unbegreiflich ſind, als wenn jemand ſich daranmacht, mit unbewaffnetem Auge die viertauſend oder noch mehr Nebel der Milchſtraße aufzulöſen, die erſt dem mit dem Fernrohr verſehenen Auge zu Sternbildern von wunderbarer Pracht werden, bis ſich ihm dieſe Sternbilder wieder als Sonnenſyſteme offenbaren und ihn belehren, daß eine erhabene Weisheit auch im ſcheinbar

verworrensten Dasein zu Tage tritt für den, der das Auge für sie hat.

Wie klein in jeder Beziehung, wie sittlich klein ist ein Mensch, der sich anmaßt, aus gewissen, ihm unenträtselten Dunkelheiten zu schließen, daß, wenn überhaupt Gott ist, er sich nicht um uns bekümmere! Welche Verkümmerung der erhabensten Anlage im Menschen, wodurch er sich über die Hindernisse des vollen Erkennens frei erhebt, macht sich bei einer solchen Gesinnung und Gemütsart geltend! Da hat der Mensch alles, er hat sich selbst aufgegeben und weggeworfen, um sich mit einem Rest tierischen Lebens zu begnügen, er besitzt nicht einmal mehr Anspruch auf unser Vertrauen, da er einem aus den himmlischen Bahnen hinausgeschleuderten Irrstern gleicht, ohne höhere Leitung, ohne ein andres Gesetz ist als das seiner Triebe, seiner Sinne, seines Ich, das nie eine sichere Gewähr bietet, das sich mit den Fällen und Gelegenheiten verwandeln kann wie das Chamäleon, eines Ich, das am Ende gut nennt, was ihm Vorteil bringt, und böse, was ihm nicht genug einträgt.

Indes muß zugestanden werden, daß Umstände eintreten können, die so niederschlagend, in ihren Zwecken so undurchdringlich sind, daß ein hohes Maß von Seelenadel dazu gehört, um dennoch gefaßt zu bleiben.

Wenn das arme, schwache Herz sich windet wie ein zertretener Wurm, wenn Härte, Unrecht, Bosheit gleichsam in ihrer Hand Sturm und Stille, Krieg und Frieden halten, wenn eine Hoffnung hinfällt und kein Ausweg sichtbar wird, dann — o dann halte fest am Glauben, dann tritt Du wie ein Siegfried auf den Drachen, wie ein Märtyrer in die Arena, um gläubig wegzulächeln all diese tausend handgreiflichen Dinge, die Dir eine tausendfache Decke vor die unsichtbare Welt ziehen und Dir das Recht von Staub und Asche übermächtig zu verkünden scheinen! Von Staub und Asche! Da hast Du's. Staub und Asche haben sich eine kleine Weile mit Zähnen und Mäulern, mit Würde und Majestät bekleidet.

Die Witwe stand mit gefalteten Händen stumm vor ihrer Hütte. Unwillkürlich folgten ihre Blicke dem Manne, der dort hinabstieg, als sollten sie ihn zurückziehen, um

zu erklären, es sei nicht so schlimm gemeint, er könne warten, weil die Lese zu gering ausgefallen und es der Witwe über Kraft und Vermögen gehe, die dreihundert Mark zu bezahlen, zumal sie die Zinsen stets pünktlich entrichtet hatte.

Es war gut, daß ein bläulicher Dunstschleier den Wirt sehr schnell in seine Falten faßte, so daß er dem Auge der Witwe entzogen wurde, während über ihr und dem menschlichen Treiben der treue Zeuge in Wolken, der Mond, ruhige Klarheit ausströmte und ihn die kleinen Sterne, die unermeßlichen Welten schimmernd umständelten.

Da droben haftete der Blick der Witwe, indem sie die kalten Hände ineinander verschlungen hielt und ihre kalten Lippen ihr ein Wort souveränen Gottestrostes zumurmelten.

Friedrich, der bis jetzt leise vor sich hin gepfiffen, trat neben sie und legte seinen Arm fest um ihre Schulter.

„Laßt ihn laufen, Mutter," sagte er leichthin, „unser Häuschen kriegt er nicht, dafür stehe ich, meine Knochen sind, Gott sei Dank! gesund und stark wie von Eisen, muß es sein, so kann ich für zwei arbeiten, und einem wie mir lehnt mancher Geld, das glaubt nur, zumal die Wingerten ziemlich unverschuldet sind und Sicherheit geben. Was macht es mir aus, wenn ich von jetzt an etwas eingezogener lebe, was Ihr längst gewünscht habt, ich aber nicht über mich bringen konnte, so gern ich Euch zu Willen gewesen wäre, bis es so kommen mußte. Manchen Abend hab' ich ein, auch zwei Mark vertrunken und verspielt, der Herrgott verzeih es mir, heut wurmt es mich schmerzlich. Hätt' ich das Geld alles in der Tasche, Mutter, es wäre zum mindesten die Hälfte unserer Schuld. Vergebt mir, liebe Mutter, ich habe nicht recht gehandelt an Euch —"

„An Dir selbst, mein Friedrich —"

„Nun, meinetwegen auch; es kommt freilich nichts dabei heraus, man wird nicht besser, nicht vermögender und arbeitet sich den Blutsaugern in die Hände. Schade, daß ich es erst heut einsehe. Laßt den Blutsauger laufen, Mutter, es wird sich alles machen."

„Das ist Peter Christ gegen uns nie gewesen," nahm die Mutter ihn in Schutz.

Friedrich lachte mit leichtem Spott auf.

„Nein, mein Mütterchen, Vater und er waren zu gute Freunde. Ehre also, wem Ehre gebührt. Gegen uns hat er sich immer hübsch betragen, ausgenommen der unerträgliche Stolz, wenn er einem von uns begegnete und gleichsam sein Wunder hatte, daß man ja auch noch da war. Doch lassen wir das. Du hast ganz recht, mein Mütterchen, wir können ihm nichts Schlimmes nachsagen, was uns betrifft."

„Er hat mir den Rock zur Einsegnung geschenkt," fügte Wilhelm rasch hinzu, der gern durch weitere Erwähnung guter Thaten dem, was Peter Christ eben angerichtet, den Stachel abgebrochen und einen Schimmer von Hoffnung auf ein gnädiges Dreinsehen, falls es zum Schlimmsten käme, gegeben hätte.

Bei Friedrich siegten Übermut und Zuversicht in seine Kraft.

„Wenn es ganz schlimm kommt," meinte er, „giebt es mehr als ein Mädchen, die für mich als ihren Mann die dreihundert Mark übrig hat."

„Wie Du sprichst, Friedrich!" entgegnete die Mutter entrüstet. „Das ist gewiß nicht der Weg, um sich rechtschaffen durchzuschlagen. Für eine solche Ehe paßt der Reim mit Wehe. Dein Weib würde Dir vielleicht bald genug vorhalten, was Du, was wir ihr verdanken, deshalb thust Du gut, den Gedanken nicht zu hegen, noch auszusprechen. Überhaupt trotzest Du zu viel auf Deine Kraft, obwohl Du das Beste willst. Sie kann ebenso plötzlich dahin sein, wie jetzt unsre Ruhe und Sorglosigkeit. Auf einen anderen Arm muß man sich stützen, der nicht Fleisch ist und nicht in einem Augenblick verwelken kann. Und noch eins, Friedrich, wenn Annlies Dein leichtfertiges Reden hörte, oder sollte sie gar selbst diejenige sein, die Dir die dreihundert Mark zubrächte?"

Friedrich war froh, daß er den weiteren Vorwürfen entgehen konnte.

„Annlies?" sagte er leichthin. „Annlies hat einen Bessern als ich, das ist der brave Karl Netz."

„Nicht möglich!" rief die Mutter erschrocken.

„Warum nicht? Der Karl ist ein braver Bursch,

natürlich, denn er hat viel Geld, und von dem Gerede über ihn und Annlies wißt Ihr, und heut iſt das Siegel daraufgeſetzt, der Peter Chriſt hat es mir ſelbſt angezeigt, ja angezeigt, unter die Naſe gerieben."

„Armer Friedrich!" riefen Mutter und Bruder wie mit einem Munde.

„Ich? Weshalb? Wir wären doch kein Paar geworden."

„Er würd' es freilich kaum zugelaſſen haben," ſagte die Mutter, gleichſam zum Troſt, „und die Frau erſt recht nicht. Sie war dazumal, als ſie ſich mit dem Peter Chriſt verlobte, eine arme Dienſtmagd, und er, was war er? Ein armer Ackerer. Dann fuhren ſie mit ihrem einzigen Kühchen zur Stadt und holten Brot, das ſie wiederverkauften. Sie darbten ſich den Biſſen vom Munde ab und nahmen da einen Pfenig wahr und dort einen. Bald holten ſie mancherlei Ware aus der Stadt, richteten einen Kaufmannsladen ein, übernahmen darauf das Wirtshaus und warden nun im Fluge reich, ſo daß ſie nicht mehr unter ſich, ſondern nur noch über ſich ſehen konnten und Dir ihre einzige Tochter ſchwerlich zum Weibe gegeben hätten, wenn nicht ein Wunder geſchah."

„Wenn nicht ein Wunder geſchah," wiederholte Wilhelm mechaniſch.

„Vor allem fragte ſich's, ob ich ſie um die Annlies bat," ſagte Friedrich ſtolz, obwohl ihm bei jedem Worte, das er anſcheinend ſo leicht und frei hinſprach, das Herz weh that.

Die Mutter glaubte, den Ton und Sinn zu erkennen, in dem er ſprach. Gerade der Stolz verbirgt oft den tiefſten Schmerz, und die Mutter wußte, daß ihr Friedrich ein viel tieferes Gemüt hatte, als ſein bald rauhes, bald ins Vornehme ſtreifendes Benehmen verriet. Sanft lehnte ſie ihren Arm auf ſeinen und ſprach Worte der Ermunterung und mütterlichen Zärtlichkeit.

Ihre Vermutung ſchien diesmal nicht zuzutreffen.

Friedrich pfiff einen Marſch und ſagte dann:

„Ich weiß nicht, Mutter, woraus Ihr entnehmen wollt, daß ich Troſt brauche, es ſei denn, daß Ihr Euch

mit einſchließt, und ſelbſt in dieſem Falle laßt uns guten Muts ſein. Was die Annlies betrifft, ſo macht Euch gar keinen Gedanken über ſie, da wir beide ſchon eher auseinander waren, als Vater Chriſt ſie an den Karl Netz geben wollte."

Damit wandte er ſich kurz ab, um die Hütte zu betreten und den Abendimbiß einzunehmen, der ihm, da er gewöhnlich erſt ſpät heimkam, auf dem Tiſche bereit gehalten wurde. Er hatte auch heute wieder ſcharf geſchafft, „für zwei", wie er denn überhaupt wegen ſeines Fleißes, wie wegen ſeiner Körperkraft bekannt war. Man durfte wohl ſchließen, daß, wer ſo ſpät von der Arbeit heimkehrt, einen entſprechenden Hunger mit nach Hauſe bringt, befand ſich jedoch in Bezug auf Friedrich in großem Irrtum, da er wenige Biſſen mehr hinunterwürgte, als mit geſundem Appetit aß und faſt alle Wurſt, die ihm mit Bedacht aufgeſpart worden war, der Katze gab, die ihm zuerſt aus einer entfernten Ecke reſpektvoll zuſah, um endlich als Herrin vom Platze zu ſpeiſen, indeſſen Friedrich, das Geſicht in die Hände gedrückt, gedankenverloren daſaß und ſich weder um die Katze noch um ſonſt etwas in der Welt bekümmerte.

Draußen hörte man die gedämpften Stimmen der Seinen, die zuſammen auf der Bank, dem Lieblingsplatz der Familie, ſaßen.

Es war etwas ſpät für eine ſolche Erholung. Doch man vergißt die Stunden nicht bloß in der Freude, ſondern auch im Leid. Keins fühlte ſich ſchlafbedürftig, jedes ſtand unter dem Eindruck der Eröffnung, die ihnen Peter Chriſt heraufgetragen hatte.

„Friedrich hat wahr geſprochen," nahm Wilhelm mit dem halb ſcheuen, halb ſanften Ausdruck, den ſeine Stimme faſt immer hatte, das Wort, da die Mutter ſchweigſam und in ſich verſunken daſaß. „Er und die Annlies ſind auseinander."

„Und davon habt Ihr mir ſo gar nichts erzählt?" fragte die Mutter verwundert. „Wie iſt denn das zugegangen?"

„Friedrich ſpricht überhaupt nicht viel über ſolche Dinge, wie Du weißt, und ich — Friedrich nimmt es leicht übel. — Wir dachten auch, es ſei vielleicht nur ein Spiel,

ein Scherz, es sei nicht ernst gemeint und werde sich wieder zurechtziehen."

„Was ist denn eigentlich geschehen?"

„Auf der Kirmes ging es diesmal besonders groß her. Karl Netz war einer von denen, die den Ton angaben, und weil er Geld wie Heu hatte und hübsch frei hielt, gönnten ihm unsre Burschen das große Wort, obgleich Friedrich mehr als einmal drauf und dran war, ihn nach Aderlingen heimzuschicken. Er ist ein strammer, schöner Bursch, was niemand bestreiten kann, wenig kleiner als Friedrich und beinah so breit, dabei kennt jedes Mädchen sein Vermögen, und seine Eltern sollen nicht uneben sein. Friedrich und Annlies hielten trotzdem hübsch zusammen, bis sie von ihm verlangte, er solle nicht zurückbleiben hinter dem Karl Netz, der vom besten Wein auffahren ließ, er dürfe sich nicht lumpen lassen und müsse mithun. Friedrich wollte nicht. Er sei kein Karl Netz, er heiße Friedrich Kersten, er habe kein Wirtshaus und wisse, was er könne und was nicht, mehr gebe er nicht aus. Aber um ihretwillen! bat Annlies, die erregt war und manchmal zu Karl Netz hinüberlächelte. Auch nicht um ihretwillen! entgegnete Friedrich. Er thue es nun einmal nicht und wundere sich nur, daß sie ihn dazu verleiten wolle. Da schoß ein roter Strom über ihr Gesicht, sie warf die Lippen auf, zwang aber den Sturm nieder und erklärte, sie werde die Kosten tragen. „Und dann erst recht nicht," versetzte Friedrich fest. „Der Karl Netz ist viel pläsierlicher als Du!" fuhr es ihr aus den schmollenden Lippen, indem sie sich halb erhebend, nach Karl Netz hinüberblickte. „So geh zu ihm," sagte Friedrich und wandte sich ab, drehte sich jedoch gleich wieder um und begegnete ihrem zornigen Blick. Keins wollte dem andern nachgeben, jedes erwartete, das andre werde sich nach ihm ausstrecken. Plötzlich warf Annlies den Kopf in den Nacken und sprang mit hellem Lachen zu Karl Netz hinüber. Friedrich ließ sich dies nicht kränken. Er wurde so aufgeräumt und witzig wie nie, alles hing an seinen Lippen und that, was er angab. Um Annlies bekümmerte er sich nicht einen Deut mehr, während sie manchmal mitten im Jubel abbrach und nach uns herüberspähte. Seitdem ist es aus zwischen ihnen."

„Wenn es ſo iſt," ſeufzte die Mutter. „Gleichwohl hat es ſich gut gefügt, daß ſie von einander ließen, bevor unſern Friedrich heut ein doppelter Schlag unerwartet traf.

Sie erhob ſich, um in ihr Häuschen zu gehen, wohin Wilhelm ſchweigend folgte. Der Platz am Tiſche war leer, Friedrich hatte ſich, ohne die Seinen abzuwarten, auf die Schlafkammer begeben, von wo man jetzt ſein Flötenſpiel vernahm, das er mit Vorliebe trieb, und beſonders dann,

wenn ihn irgend etwas beſchäftigte und wach hielt. Er ſtand an dem offenen Fenſterchen nachläſſig angelehnt, ſeine Lippen ruhten auf der Flöte wie verwachſen mit ihr, während er auf das Dorf niederblickte, aus dem hier und da ein erhelltes Fenſter dämmernd herwinkte. Als Wilhelm die Treppe heraufſtappſte, legte Friedrich die Flöte bei Seite und ſuchte einſilbig das Lager neben ſeinem Bruder auf.

IV.

Annlies hatte an der Thür die Verhandlungen ihres Vaters und des Aderlingener Wirts belauscht. Mit der Mutter im Baumgarten beschäftigt, Wäsche abzunehmen, hatte sie durch eine Lücke zwischen Haus und Scheune Michel Retz der Hausflur zuschreiten sehen und war unter einem leichtgefundenen Vorwande davongehuscht, um den Verlauf der Sache, die längst wie ein drückender Alp auf ihr lag, mit eigenen Ohren zu vernehmen. Mancher Seufzer, manch Gebetlein war an der Thür aus ihrem beklommenen Herzen gestiegen, bald ward ihr glühheiß, bald eiskalt, wie sie den ganzen Handel der Männer, der rein als Geschäft betrachtet wurde, in allen Wendungen verfolgte. Die Kniee zitterten ihr so sehr, als ob sie schwer krank wäre, und dann wieder raffte sie sich mit unerhörter Willensstärke auf, um kein Wort zu verlieren und sich nicht zu verraten.

Als Michel Retz Abschied nahm, flüchtete sie auf ihr Stübchen, dessen Fenster gerade nach dem Witwenhäuschen zu führten und von wo sie selbst den Platz vor dessen Thür überblicken konnte. Dafür hatte sie jedoch, so oft ihre Augen auch sonst dorthin gerichtet waren, diesmal keinen Sinn, sank vielmehr schluchzend auf das Bett und bedeckte ihr thränenüberströmtes Gesicht mit den Händen. Erst allmählich beruhigte sich ihr erregtes Gemüt, um die wogenden Gedanken auf das zu sammeln, was sie in der letzten Zeit, vornehmlich auf der Kirmes erlebt hatte.

Annlies war nicht frei von Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, Eigenschaften, die dem weiblichen Herzen ein gut Teil seines edeln Metalls rauben und es für einen Mann, dessen gerades, ehrliches und nüchternes Denken jeden Schein verschmäht, gewissermaßen verdächtigen, indem sie ihm das reine, sichere Vertrauen trüben. Wenn man die Erziehung der Annlies mit in Betracht zog, hatte man freilich gleich eine Entschuldigung für jene Schwächen. Annlies war unter Eindrücken aufgewachsen, die ihr in immer neuen Weisen wiederholten, zu welchen Ansprüchen sie berechtigt, wie bevorzugt sie vor andern Mädchen sei, und zum Überfluß hatten ihr viele Freunde, die durch das Wirtshaus gingen, ohne Hehl bezeugt, daß sie hübsch war und die

Blicke auf sich zog. Sie hatte dies denn bald ernster genommen, als es bei solchen Zugvögeln aufgefaßt werden durfte, und wenn sie gern vor dem Spiegel stand, geschah es, um sich von ihm bestätigen zu lassen, was in Scherzreden hingeworfen wurde. Daß Vater und Mutter sich auf ihr einziges Kind etwas einbildeten und es gehörig verzogen, sich mit den größten Entwürfen für ihre hübsche und kluge Tochter trugen und darüber vor ihr am wenigsten schwiegen, braucht kaum erwähnt zu werden.

So arbeitete eigentlich alles darauf hin, dem Mädchen ein oberflächliches Wesen zu geben und mißliche Eigenschaften, die ohnehin leicht in solchen Herzen emporwuchern, recht geflissentlich herauszukehren.

Annlies hatte deshalb mit Friedrich, der solcher Art von Herzen gram war, mehr als einen unerquicklichen Auftritt gehabt, bis auf der Kirmes, im sprudelnden, kecken Gewühl und Empfinden, das, was in ihr war, ziemlich rücksichtslos und, was noch schlimmer war, öffentlich hervorbrach, um auf der andern Seite Friedrichs ruhiges Selbstgefühl zu steigern und den Bruch zwischen zwei Herzen, die sich innig zugeneigt waren, herbeizuführen. Beide hatten auf ihrem Rechte bestanden, Annlies setzte ihren Trotzkopf auf, indem sie sich einbildete, Friedrich werde und müsse zu Kreuze kriechen, sie könne und müsse dies von ihm verlangen. Sie hoffte sogar, ihn durch ihr Trotzen und Schmollen für künftig desto geschmeidiger und nachgiebiger zu machen. Ehe ihre Hoffnungen sich verwirklichten, hatte Karl Netz die Huld, die sie ihm auf der Kirmes erwiesen, ernst aufgefaßt, seinem Vater war es recht, daß der Sohn, der bisher hin und her geschwankt und ihn mehr als einmal in ärgerliche Verlegenheiten, ja in mehr als das gebracht hatte, sich endlich wenigstens entschied und zwar für ein Mädchen, das im Geldpunkte seinen Ansprüchen einigermaßen gerecht wurde.

Annlies überdachte diese Dinge, während ihre Schläfe grausam hämmerten und ihr das Herz bis in die Tiefen weh that. Friedrich stand vor ihrem lebhaft erregten Geiste, er stand da mit der ganzen Art, die ihr ihn so lieb und bevorzugt vor andern Burschen machten, mit allen Vorzügen, die ihn vor Karl Netz auszeichneten, und

ihr ward doppelt weh und wund um das Herz, sie war versucht, sich der weichen, schmerzlichen Stimmung ganz zu überlassen.

„Annlies!“ rief da die gellende Stimme der Mutter durch das Haus.

Sie sprang auf. Nein, so wie sie jetzt war, sich jetzt fühlte, durfte sie sich der Mutter, die wo möglich noch kälter berechnend war wie der Vater, nicht zeigen. Aber wie es anfangen, sich zu beherrschen?

Sie feuchtete das Angesicht mit seinen roten Thränenflecken eilig mit Wasser aus ihrem Waschbecken an und trat prüfend vor den Spiegel, der ihr Bild selbst in der Dämmerung vorteilhaft hervorhob.

Ihr Bild, das sie so oft mit dem Gedanken an Friedrich wohlgefällig betrachtet hatte! Und ihm galt es gar nichts! Er stieß sie zurück um eines kleinen Fehlers willen, wenn es einer war!

Fast hätte Annlies aus Mitleid mit sich selbst, in einem Gefühl gekränkter Hoffart von neuem aufgeschluchzt.

Sie faßte sich in einem andern Gedanken. Galt Friedrich etwa unter den wohlhabenden Burschen des Orts, der Gegend auch nur annähernd so viel wie sie unter den Mädchen? Und er stieß sie so leicht zurück, um nichts und wieder nichts?

Annlies drehte sich, den Kopf hintenüberwerfend, um und stampfte mit dem Fuß auf die Diele.

„Er liebt mich nicht,“ sagte sie trotzig, „was soll ich ihm mit dem Herzen nachlaufen, da ich viel zu gut dazu bin und fünf Freier an jedem Finger haben kann? Nur den Karl Netz will ich nicht, gerade darum schon nicht, damit dem Friedrich die Schadenfreude erspart wird, sagen zu können: „Aha! hab' ich damals auf der Kirmes falsch gehandelt, als ich die Annlies zum Karl Netz laufen hieß?“ Den Ruhm soll er nicht haben.

Nein, den Karl Netz lasse ich mir nicht aufdrängen, ich sterbe lieber, als daß ich meinen Willen fahren lasse, und ich will doch sehen, ob sie mich sterben lassen, wenn ich mit ihm nicht leben will.“

Annlies hatte sich dann gestellt, als sei ihr eine andre Arbeit unter die Finger gekommen, der Vater war weg-

Sie holte ziemlich weit aus. Mit einem Gespräch über das menschliche Glück eröffnete sie ihre Botschaft, lenkte dazu über, das Glück einer Jungfrau und Gattin von den verschiedensten Seiten in gefühlvollen Wendungen zu beleuchten, wandte sich endlich in gerader Linie dem Thema zu, auf dessen Behandlung es ankam, und geriet in den gewünschten Fluß, den eine so wichtige Sache erforderte.

„Siehst Du, Annlies," schloß die Mutter eifrig, „da kannst Du einmal wieder unsre Fürsorge für Dich mit Händen greifen. Wir haben es uns die erdenklichste Mühe kosten lassen, Dein Glück zu begründen. Vater und Mutter leben nicht ewig, weswegen ein rechter Mann Goldes wert ist. Wir haben Dir den ausgesucht, dem Du auf der Kirmes selbst den Vorzug vor allen andern gegeben hast, und es freut uns wahrhaftig, daß wir zu Deiner Wahl Ja und Amen sprechen konnten. Karl Netz ist einer, der an jedem Finger fünf Mädchen zugleich haben kann, denn er ist ein schmucker Bursch, ist der reichste von allen und schlägt alle aus dem Feld. Dein Vater hat Dir zu lieb große Opfer für die Mitgift gebracht, um das Glück nicht fahren zu lassen, das uns gesucht hat, als Michel Netz den Vater um Dich ansprach für seinen Karl. Michel Netz hat gefürchtet, daß Du ein Auge auf den Friedrich Kersten hättest und Schwierigkeiten machen würdest, was wir von Dir als unsrer guten Tochter natürlich nicht erwarten. Ich habe freilich Deinen Namen und den von Friedrich Kersten zusammen nennen hören, wie es zwischen Kindern desselben Dorfes leicht und oft genug leichtsinnig geschieht, aber zugleich vernommen, daß Ihr beide es nicht ernst meintet, sondern auf der Kirmes öffentlich den boshaften Gerüchten entgegengetreten seid, was mich gefreut hat. Und nun gieb Deinem Vater die Hand und danke ihm für das, was er für sein Kind gethan hat."

Annlies saß regungslos wie ein Bild von Stein auf ihrem Platz, ohne den Redestrom der Mutter auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen.

Da sie fortwährend schwieg, fühlte der Vater sich veranlaßt, hinzuzusetzen:

„Das Opfer für Dich ist mir sauer genug geworden,

mein Kind, und wenn ich nicht alles, was ich thue, für Dich thäte, wäre es mir zu hoch geweſen."

„Die 20000 Mark," ſagte Annlies tonlos. „Ich ſtand geſtern an der Thür und habe alles gehört; er hat ordentlich geboten und gefeilſcht, wie um einen Acker oder ein Haus, das nicht Ja und nicht Nein ſagen kann. Ich wollte, Ihr hättet das Opfer nicht gebracht, dann brauchte es

nicht rückgängig gemacht zu werden. Denn ob ich auch mit Friedrich Kerſten nichts weiter habe, ſo kann ich ebenſo wenig das Weib von Karl Netz werden."

Ein Blitz, der auf dem Tiſche einſchlug, hätte nicht mehr Beſtürzung hervorrufen können als dieſe tonlos hingeſprochenen Worte, die von einer feſten Entſchloſſenheit zeugten.

„Alſo weil man Dich nicht erſt lang und breit zu

Rate zog, willst Du trotzen!“ rief der Vater, nachdem er zu Atem gekommen war.

„Und zu horchen an der Thür!“ setzte die Mutter scharf hinzu, „soso! und Du thatest, als hättest Du im Haus etwas zu besorgen!“

„Das hatte ich eben, da ich den Adertingener in die Hausthür gehen sah und wußte, weshalb er den Besuch machte, obwohl ich Euch neulich zu verstehen gab, daß ich in diese Verbindung nicht willigen könnte.“

„Und warum nicht, wenn man fragen darf?“ fragte die Mutter spitz.

„Zum ersten nicht, weil ich niemals dulden werde, daß irgend jemand einen Schein von Recht hat zu sagen, ich sei mit Geld, das man gefordert und wonach man meinen Wert bemessen hat, aufgewogen worden. Denn daß der Handel unter die Leute kommt, ist so gewiß, wie zweimal zwei vier ist, und wenn auch nicht, so will ich jedem, der mich darauf ansieht, sagen können daß der, den ich nehme, das Geld höchstens als eine Zugabe betrachtet und auch ohne das Geld mit mir stolz und glücklich wäre. Dies muß vor aller Welt unwidersprechlich klar und gewiß sein.“

„Pensionsgedanken, die nicht für Dich passen!“ fuhr die Mutter heraus. „Damit geh' uns weg. Du kennst die Sitte und weißt, daß der „Handel“ nichts Verächtliches hat.“

Wenn mein Grundsatz für mich nicht paßt und ich ihn aus der Stadt mitgebracht habe, weshalb war ich denn ein halbes Jahr in der Pension?“ fragte Annlies trotzig. „Habe ich mich etwa in die Pension geschickt? Und ich glaube auch nicht, daß es anders wäre, wenn ich das halbe Jahr zu Hause verlebt hätte.“

„Ja aber, wessen Urteil fürchtest Du denn eigentlich, daß Du so gewappnet sein willst?“ fragte der Vater, der dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies. „Ich verstehe es nicht.“

„Karl Retz,“ bog Annlies der Antwort mit plötzlichem Erröten aus. „Karl Retz ist überhaupt keiner, den ich zum Mann haben wollte, und ich wundere mich, daß er sogar 20 000 Mark drauf haben soll. Ihr wißt so gut wie ich, daß er schon mehr als ein Mädchen betrogen hat —“

„Und doch haſt Du ihn auf der Kirmes zum Kameraden gewählt, mit dem Du gingſt," fiel die Mutter ſcharf ein.

„Aus Tollheit, wie ſie einen bei ſolcher Gelegenheit überfällt," verbeſſerte Annlies, den Kaffeelöffel fallen laſſend und aufnehmend.

„Das war das Ganze und weiter nichts, und ich bleibe dabei, ich kann nicht ſein Weib werden, hundertmal nein!"

„Da ſoll denn doch gleich!" donnerte der Vater, dem brühheiß wurde, auf den Tiſch. „Willſt Du Deinen eigenen Vater zum Narren machen? Für dich arbeite und plage ich mich, für Dich bin ich geſtern Abend umhergelaufen, um Gelder zu kündigen, die ich Dir mitgeben will —"

„Wem denn?" fragte Annlies, atemlos aufhorchend, „wem haſt Du gekündigt?"

„Was geht es Dich an? Übrigens wenn Du es wiſſen willſt, auch der Witwe Kerſten —"

„Vater!"

„Nun?"

„Der armen Witwe, Vater?"

„Deren braver Sohn mit Spott und Hohn neben mir ging, ſo daß ich es ihm noch eintränken werde. Und gratuliert hat er uns zu Deiner Partie mit Karl Netz wie einer, der dem Teufel die Flöte bläſt!"

„Das hat er gethan?" fragte Annlies, mit der Hand nach dem Herzen fahrend, „wirklich gratuliert mit Spott und Hohn?"

„Habe ich Dir ſchon etwas vorgelogen?"

Annlies ſtarrte vor ſich hin, während ihre Stirn blutrot wurde.

„Vater," ſagte ſie, leiſe auf den Boden ſtampfend, „meinetwegen, der Karl Netz ſoll mir recht ſein, gerade der, Ihr habt alles recht gemacht, und was geht es am Ende andre an, wenn man handelt, wie es hier zu Lande üblich iſt, um zwei Reiche zuſammenzubringen. Verzeih mir, daß ich ſtörriſch war, es ſtieß mir ſo heraus."

„Du biſt eine Tochter, wie ſie ſein muß," ſagte der Vater mit großen Augen, in denen ſich das unerhörte Staunen über dieſen Umſchwung unverhohlen ausſprach.

„Ja," sagte die Mutter, „der Kern ist gut in ihr; das Glück wird nicht fehlen, denn „Elternsegen baut den Kindern Häuser," setzte sie mit gesalbtem Tone hinzu, um vor ihrer Tochter einen feierlichen Abschluß zu machen.

V.

Annlies fühlte sich wie gefangen in einem Netz, dessen Fäden und Maschen sie nicht meinte gesponnen und geschürzt zu haben, sondern eine unwiderstehliche höhere Macht, vor der kein Ausweichen sei, oder wenn doch ein Mensch, nun denn, so war es Friedrich, Friedrich und kein anderer, er, den sie namenlos hassen zu müssen glaubte und dessen Name ihr Herz fast zur Verzweiflung brachte. Nicht mehr denken wollte sie an ihn, er sollte für sie nicht mehr dasein, und doch, und doch — stark sein wollen und sich unendlich schwach fühlen, schwach zum Vergehen, so schwach, daß man wie ein Missethäter erröten müßte, wenn einen die rechten lieben Augen ansähen! O, es war gut, daß Friedrich sie nicht ansehen, ihr die innere Verwirrung nicht ablesen konnte, da sie vor seinem Blick errötet wäre, als hätte sie etwas sehr Böses gethan!

Zu etwas war die kaltherzige Handlungsweise ihres Vaters gut, da er sich kein Gewissen daraus machte, der armen Witwe die für ihre Verhältnisse unerschwinglichen dreihundert Mark zu kündigen, die für ihn eine Kleinigkeit waren.

Annlies hing ihre Seele an den Gedanken, Friedrichs Mutter diese Summe zu verschaffen. Vater und Mutter waren natürlich unerbittlich, so viel wußte sie. Aber Karl Netz sollte ihr die dreihundert Mark als einen Beweis seiner Liebe von ihrem Heiratsgut herausgeben! Dies dünkte ihr wie ein frischer Wasserstrom auf das Feuer der spöttelnden Zungen, die wegen der Verbindung mit Karl Netz über sie herfielen, oder wenigstens auf die Fieberglut, die ihr Herz durchtobte, während sie äußerlich kalt wie Eis erschien. Zwar beschämen durfte sie die Witwe nicht durch die Gabe — wer weiß, ob nicht Friedrichs Stolz die Gabe überhaupt zurückweisen würde, wenn er die Geberin merkte? — aber später erfuhren sie vielleicht, daß Annlies Hand und Herz im Spiele war,

und ob auch nicht, gleichviel, es dünkte Annlies ein Troſt, ein Lichtſtrahl, dem Liebes zu erweiſen, den ſie haſſend liebte.

Ach, alles war ihr jetzt ſo verworren, ſo dunkel und undurchdringlich, ſeitdem ſie den Schlüſſel zu ihrem eigenen Herzen verloren hatte und die Dinge, ſtatt mit klarer Selbſterkenntnis, nach ganz äußerlichen Geſichtspunkten, wie unentwirrbare Knäuel anſah, an deren Wirrſalen ſie ſich ſelbſt keine Schuld beimaß.

Der Tag, wo der Handſchlag, das heißt die Verlobung ſtattfinden ſollte, war feſtgeſetzt worden, Annlies ging ihm entgegen wie ein Opfertier der Schlachtbank, nur daß ſie in helleren Stunden ſich mit dem ganzen Trotz ihrer Natur wappnete und dadurch die innere Finſternis um ſo größer machte.

Ihr Vater hatte amtlich als Vorſteher alle Hände voll zu thun.

Von der Behörde waren unter anderm Fragebogen wegen einiger junger Leute eingelaufen, die er wegen der häuslichen Verhältniſſe vom Militärdienſt zu befreien geſucht hatte. Seine Gründe waren nicht völlig genügend gefunden worden. Man wollte eine genauere Auskunft und dachte nicht daran, ſo nachſichtig zu verfahren, wie es wohl in früheren Zeiten geſchehen war, als die Wehrkraft des Landes nicht ſo ſtramm angeſpannt wurde. Das Bürgermeiſteramt, das ihm bereits vorher zu wiſſen gethan hatte, daß Anſtände ſeien, hatte ihm die Angelegenheit zur genauen Berichterſtattung übertragen.

Peter Chriſt war, was man einen geriebenen Mann nennt. Er konnte, was die Vorkommniſſe des praktiſchen Lebens betraf, in allen Sätteln reiten. Von guter Anlage, ein klarer Kopf, mit gutem Gedächtnis begabt, ſtrebſam in all und jeder Beziehung, war er ganz der Mann, um, ſei es mit der Feder oder mündlich, auch amtliche Angelegenheiten wohl zu beſorgen. Gedeckt durch den Namen eines vermögenden Mannes, der von Jahr zu Jahr reicher wurde und viele minderbegüterte Leute am Bändchen hatte, genoß er ſelbſt bei den Behörden einen ausgezeichneten Ruf, den er durch Tüchtigkeit, Pünktlichkeit und eine Art ſelbſtbewußter Unbefangenheit im Verkehr zu erhöhen und unerſchütterlich zu machen wußte.

Verschiedene Papiere vor sich, saß Peter Ehrist mit dem Anstrich eines gewiegten Mannes, wie eine Art von Advokat, an seinem Schreibtisch. Die Arbeit ging ihm rasch ab. Es war erstaunlich für einen Mann wie er, der keine höhere Bildung empfangen hatte, wie schnell er die geschriebenen Bogenseiten überflog, wie gewandt er seine Notizen machte und Sache um Sache erledigte.

Da kam das Schreiben an die Reihe, das er als zuletzt zu behandelndes unter die andern Papiere geschoben hatte.

Das Gesicht von Peter Ehrist spiegelte, so uninteressiert es bei der Erledigung der andern Gegenstände ausgesehen hatte, jetzt einen hohen Grad von persönlicher Teilnahme, oder, da dies mißverstanden werden könnte, von persönlicher Schadenfreude.

Am Kopfe dieses Papieres stand der Name Friedrich Kersten.

Dies sagt uns genug und verrät den Grund zur Schadenfreude, die den Mann so sichtlich in eine angenehme Stimmung versetzte.

In den vorigen Tagen hatte Peter Ehrist seine Gedanken über das Häuschen der Witwe gehörig hin und her zu wenden Zeit gehabt und sie zu dem Entschlusse zugespitzt, einen ebenso bequemen, wie sicheren und naheliegenden Weg einzuschlagen, um Herr des Hauses und Platzes zu werden und dabei zugleich den Friedrich mit seiner stolzen Freimütigkeit gebührend zu züchtigen.

Die Sache war einfach die:

Friedrich wurde jetzt nicht länger vom Militär befreit. Man zog ihn ein, da Wilhelm für die Mutter sorgen mochte. Sofort stockte der Erwerb der Familie, natürlich. Die Weinlese verlohnte sich kaum der Mühe, davon bezahlte man höchstens, was schon verzehrt und verbraucht war, nicht das, was bis zur nächsten Lese zum Unterhalt diente. Wilhelm war mit seiner gebrochenen Körperkraft, so dick er auch aussah, nicht der Mann, um Tag für Tag zu arbeiten und Geld zu verdienen. Mit Schulden ging man also dem neuen Jahr entgegen, dessen Schlag vom Kirchturm zum Mahnen wurde: „Bezahlt Eure dreihundert Mark!“ Sie konnten es nicht. „Warten kann und

werde ich nicht," ſagte Peter Ch[illegible] wie gegen eine wider ihn zeugende innere Stimme dreinredend und ſich in ſeinem Plan befeſtigend. Ein Ausweg bleibt den Leuten nicht übrig, denn wer leiht ſolchem Geſindel, zumal das Geld allerorten knapp und die Weinleſe überall hinter den Erwartungen zurückgeblieben iſt? „Michel Netz, der wäre der Mann, ihnen zu leihen," kicherte er, ohne zu ahnen, daß dieſer Spottgedanke ihn faſt auf Annlies' Spur brachte. Kurz, an ein Entrinnen war für die Witwe nicht zu denken. Das Haus mußte dran, ohne Widerrede, unfehlbar. Man konnte der Leute wegen ſonſt ein wenig den Großmütigen ſpielen, aber das Haus mußte ſein werden.

Es war ein Rechenexempel von denen, die Peter Chriſt am Schnürchen hatte, jede Zahl richtig, der Anſatz richtig, das Facit richtig, und keine Macht war imſtande, ein Pünktchen daran zu ändern.

Peter Chriſts Hand flog über das Papier hin.

„Der hohen Behörde gehorſamſt zu berichten, daß allerdings der Wilhelm Kerſten, wenn Friedrich eingezogen würde, mit etwas mehr Anſpannung ſeiner Kräfte genügte, der Mutter zur Seite zu ſtehen. Wenn ich den Friedrich reklamierte, ſo geſchah es nur aus Mitleid, weil ich der Witwe ihr Los möglichſt zu erleichtern wünſchte, was unſre Menſchenpflicht iſt. Jedoch muß ich andrerſeits der Wahrheit gemäß zugeben, daß ſich der Wilhelm Kerſten auch mehr anſtrengen könnte und vielleicht durch die Arbeitſamkeit des Bruders mit verleitet wird, auf der Faulbank zu liegen, während er alle Schuld auf ſeine Schwäche ſchiebt. Bei dieſem Fall würde ich alſo gehorſamſt zu bemerken haben, daß gegen die Einziehung des Friedrich Kerſten unbedingte Gründe nicht vorliegen."

„So," ſagte er, die Worte noch einmal durchleſend, „da habt Ihr's! Iſt kein Wort zu viel geſagt, alles nach der Wahrheit, nur der Schatten meiner Hand fehlt Euch, und es iſt zweimal gut, wenn der Friedrich Soldat wird, weil ihm in der Garniſon die Gedanken an Annlies, falls ihm noch ſolche im Kopfe ſtecken, am eheſten vergehen werden. Es ſtimmt alſo einmal alles wieder ganz prächtig."

Zufrieden mit ſeinem Glück, wie mit ſich ſelbſt, faltete er die einzelnen Schreiben zuſammen.

„Das Glück sucht mir," lachte er vor sich hin. Sein mündliches Deutsch, in dem er sich nach Belieben gehen ließ und gewisse Wendungen aus früheren Zeiten wortgetreu beibehielt, fiel ohne Zwang buntscheckig aus, besonders wenn er mit Selbstbehagen sprach.

Seine Frau unterbrach ihn bei seinen Arbeiten, indem sie ziemlich hastig hereintrat.

„Weißt Du etwas Neues? Alle Leute reden davon, daß Du der Witwe die dreihundert Mark gekündigt hast, Friedrich Kersten erzählt es selbst herum und versichert, er stehe dafür, daß das Geld auf Heller und Pfennig zusammenkomme, wohl noch eher, als es nötig sei."

„Er rühmt sich wohl noch gar u...s prahlt?" fragte Peter Christ, sich umwendend, indem ein ärgerlicher Ton aus seiner Stimme klang.

„Das scheint nicht so, es ist seine Art nicht; aber die Leute verziehen den Mund, als wollten sie uns sagen: ‚Da schadet Ihr Euch selbst mehr als der Witwe, die einen solchen Sohn hat."

„Wir verlegen ihnen ihre Weisheit, Frau, sieh her, was da steht. Er wird Soldat, dafür bin ich, und der Kamm soll ihm geschoren werden!"

„Recht so, Mann, um so besser, als der ganze Ort überrascht sein soll, daß Annlies den Karl Netz nehmen will, da man sie richtig mit Friedrich Kersten zusammengebracht hat. So sind die Leute, hinterdrein thun sie verschämt den Schnabel auf. Es ist ein Glück, daß wir zur rechten Zeit den Riegel vorgeschoben haben."

Er nickte und klebte den Briefumschlag zu.

„Wer weiß, wie sie sich heimlich ins Fäustchen gelacht haben, als sie mit uns Blindekuh spielten," sagte er, mit der Hand auf den Brief klopfend, um ihn fester zu schließen, „aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Und hörst Du, Frau, wir sparen nichts zum Handschlag, es muß hoch hergehen, alle Burschen werden eingeladen, alle, man läßt es einen durch den andern sagen, Friedrich Kersten mag es auch hören, das giebt einen Spaß."

„Er wird sich nicht sehen lassen."

„Wollen's abwarten, vielleicht knallt er am meisten mit der Peitsche. Ich meine, daß ich ihn jetzt kenne, den

Burschen, der einem gern das Widerspiel macht, um sein beklommenes Herz zu verbergen und stark und groß zu erscheinen. Man soll nicht merken, wie es ihn wurmt. Wir werden unser Plaisir haben, wenn die andern Burschen ihn mit heißem Kopf aufziehen. Dafür laß mich sorgen, ich bringe alles zurecht."

VI.

Unaufhörlicher Regen strömte herab, er floß nicht, nein, er strömte in vollen Güssen. Der ganze Herbst war regnerisch gewesen, zum Teil schon der Sommer. Immer nur wenige Tage, selten Wochen fielen zwischen das Regenwetter und logen eine erwünschte, trockene Zeit.

Es war gegen Abend, Emmesheim barg sich in den unerfreulichen Falten der Regenschauer, die jäh herab und quer hindurchschossen, je nachdem der Wind sich ein Vergnügen daraus machte, dem Regen eine andre Richtung zu geben. Er blies hohl über den Rhein her, der mit den Wasserströmen von oben, Grau in Grau gemischt, fast eins zu sein schien, hielt für eine Sekunde ein, heulte dann heftiger los, sprang wie ein Toller nach einer andern Seite um und wiederholte sein Spiel mit unermüdlicher Laune.

Es war einer jener Herbstabende, wo man nichts Besseres zu thun weiß, als unter allen Umständen zu Hause zu bleiben. Der Ort zeigte denn auch kaum eine Spur von Leben, die Straße, die ihn mit den Nachbardörfern verband, lag vereinsamt da, bis die raschen, klappernden Hufschläge von ein paar Pferden bewiesen, daß die Gegend nicht ganz ausgestorben war.

Zwei Wagen fuhren in kurzem Zwischenraum von einander von Aberlingen heran. Der erste war ein hübscher Halbwagen mit weit herüberhängendem Verdeck, unter dem sich die Insassen möglichst zurückduckten, um den hereinklatschenden Regenschauern auszuweichen. Dem Kutscher schien der Regen ziemlich gleichgültig zu sein, vielleicht weil er das Glück hatte, mit Erfolg auf Freiersfüßen zu gehen und heut Abend den Handschlag zu halten. So hätte man meinen können, denn diese Deutung lag sehr nah. Karl Reß — er war der Kutscher und seine Eltern die Insassen des Wagens — machte sich jedoch, wie

verwunderlich es auch ſcheinen mag, durch etwas ganz andres unempfindlich gegen das Regenwetter. Wir

meinen nicht ſeinen guten Regenrock, deſſen Kapuze er ziemlich weit über die Stirn gezogen hatte und an dem das Waſſer ohnmächtig herabrann, ſondern Gedanken eigener Art waren es für einen Burſchen, der einer der ſchönſten und wichtigſten Stunden ſeines Lebens entgegenfuhr, der Stunde, wo im Beiſein der beiderſeitigen Eltern, Verwandten und Freunde ſich zwei Herzen geloben, miteinander eins zu werden und ſich in einiger Zeit den Segen der Kirche zu einem Bunde erbitten zu wollen, der dem Geiſte, wie dem Worte der heiligen Schrift nach unlöslich iſt.

Karl Retz war mit ſeinen Gedanken dermaßen beſchäftigt, daß es ſich für ihn gleichkam, ob es regnete oder

der Himmel im reinſten Blau die Erde überſpannte. Sonnenſchein und Regen, eins wie das andre ändert nicht das mindeſte an den Thorheiten, die man begangen hat.

Karl Rey hatte unter der Hand, das heißt, im Rücken und wider Wiſſen und Willen ſeines Vaters hoch in die Hunderte Schulden gemacht. Auf das Haar wußte er beim beſten Willen ſelbſt nicht zu ſagen, ob es hoch in die Hundert oder an die Tauſend heran waren. Durch Herumſpielen und Zechen in fremden Wirtſchaften hatte er dies nach und nach fertig gebracht, und man darf ſich darüber nicht allzu ſehr wundern, wenn man bedenkt, daß er einen reichen Vater hinter ſich wußte und daß in unſrer Zeit leider nicht mehr übermäßig viele Burſchen auf dem Lande zu finden ſind, die ohne Trink- und Spielſchulden in die Ehe treten.

Es iſt dies ohne Zweifel ein wunder Fleck, ja ein wahrer Krebsſchaden an unſerm Volksleben, ein Schaden, der mit der abnehmenden Zucht und Fürſorge der Familie zuſammenhängt und ſchon allein genügt, die Sorge und mit ihr den Anlaß zu ſpäteren Ehezwiſtigkeiten unter das eheliche Dach zu verpflanzen. Mehr und mehr gewinnt es ſelbſt auf dem Lande, am meiſten da, wo Gottesfurcht, ernſte Zucht und Sitte im Schwinden begriffen ſind, den Anſchein, als ob nicht das Wirtshaus für die Leute, ſondern die Leute für das Wirtshaus da ſind, um den Beſtand nicht nur ihrer äußerlichen, ſondern auch ihrer ſittlichen und geiſtigen Güter dorthin abzutragen, wobei freilich die Wirte reicher, aber die Wirtshäuſer nichts weniger als Bildungsanſtalten werden, es ſei denn daß ſie eine Art Nachtlaternen vorſtellen, um das ausgehende Licht und Glück des Volkes durch Branntweingeiſt zu erſetzen.

Staunen und Bewunderung, um nicht zu ſagen, Verwunderung verdient es, wenn Behörden den großen Wurf thun, ſolchen Nachterleuchtungsanſtalten das Wort zu reden und ihrer Vermehrung eher günſtig ſind als ihrer Beſchränkung, vielleicht von dem weiten Geſichtspunkt aus, daß ſchlechte Beleuchtung beſſer iſt als keine, wobei vergeſſen wird, daß, wenn man dem Volksleben dieſe Krankheit zur Tugend und Gewohnheit macht, freilich auch das Nachtgevögel aus dem Wettſtreit zwiſchen Licht und

Finſternis preisgekrönt hervorgehen, aber ſeinerzeit zu Adlern werden wird, die ſich um das Aas des Volkskleides und -lebens ſammeln. Wir wollen nicht ungerecht ſein und hervorheben, daß wiederum gerade viele Behörden gegen dieſen Niedergang unſeres Volkswohls mit Ernſt ankämpfen, aber leider öffentlich nicht ſo unterſtützt werden, wie ſolche wahrhaft vaterlandsfreundlichen Beſtrebungen es verdienen.

Doch daß wir unſern Kutſcher auf dem Bock der Kaleſche nicht vergeſſen!

Karl Netz befand ſich in der denkbar unangenehmſten Lage. Er war vollſtändig abhängig von ſeinem Vater, der ſogar die Mitgift der Annlies unter ſeine höchſteigene Verwaltung und Verwahrung zu nehmen vorhatte, nachdem er für ſeinen Sohn bereits einmal leichtſinnige Schulden mit Hängen und Würgen bezahlt hatte. Bei dem bedeutenden Erbe, das für Karl Netz in Ausſicht ſtand, war eine Summe von tauſend oder etwas weniger Mark eine verſchwindende Kleinigkeit. Allein die Gläubiger berechneten, daß Netz' Vater noch manches Jahrzehnt den Daumen auf dem Geldſack haben könnte, weshalb ihnen die Geduld ausgegangen war und ſie Karl Netz ernſtlich drohten, ſich an ſeinen Vater zu wenden, falls er nicht bald zahle. Nichts fürchtete der Sohn mehr. Nach der Art ſchwacher Naturen, die ſich ins Maßloſe gehen laſſen und dann vor den widrigen Folgen, beſonders vor einer offenen Buße in den Tod erſchrecken wie der Wurm, der einen Tritt fürchtet, bebte Karl Netz vor dem Gedanken, daß ſein Vater alles erführe, mit allen Nerven und Faſern ſeines Weſens zurück. Einmal hatte er ſolchen Sturm erlebt bei einer ungleich niedrigeren Summe. „Nie wieder!" dachte er. Michel Netz war ein Mann von Stahl und Eiſen, jeden Pfennig hielt er feſt, drehte er dreimal um, ehe er ihn hergab, und wenn er böſe wurde, erzitterte alles um ihn herum.

Karl Netz fand nur einen Ausweg, und das war eine gute Heirat. Von der Mitgift hatte er freilich nichts zu hoffen, wie groß ſie auch war, um ſo eher aber von den Schwiegerleuten durch Vermittelung ſeiner Braut und Frau, zumal er durch das väterliche Vermögen einer war, dem man, um ihn warm und feſt zu halten, wohl ein übriges that.

Die Hufe des Rößleins ſchlugen den Takt zu dieſen Gedanken, die ſich um weiter nichts drehten, als darum, je eher deſto lieber Annlies zu benutzen, das drohende Unheil abzuwenden. Vielleicht ließ ſich gleich heut in aller Heimlichkeit etwas einfädeln. Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es warm iſt. Karl Netz ahnte nicht von fern, daß Annlies an ihn eine ähnliche Bitte richten könnte wie er an ſie.

Aus dem Hintergrunde des Wagens knurrte es dann und wann hervor über das „Hundewetter". Michel Netz machte ſeinem Mißvergnügen Luft, während ſein Eheweib manchmal ein ſanftes, begütigendes Wort dazwiſchenwarf.

Der zweite Wagen, ein gewöhnliches Gefährt, wie man es auf dem Lande zu verſchiedenen Zwecken hat, war ein Leiterwagen mit Strohſäcken, auf denen ſich unter zwei ungeheueren Familienſchirmen die nächſte Verwandtſchaft zum Handſchlag begab.

Außerdem trabte ein munteres Völkchen zu Fuß die Chauſſee entlang, Burſchen und Mädchen von Aderlingen, die ſich die Feier nicht entgehen laſſen wollten und Regen und Wind fröhlich in den Wind ſchlugen.

Der wilde Mann in Emmesheim ſetzte ſich inzwiſchen in die rechte Erleuchtung. Peter Chriſt wußte, was er that und zu thun hatte, indem er ſein einziges Kind verlobte. Bier und Wein waren in Fäßchen aufgelegt, um frei verzapft zu werden. Die Burſchen von Emmesheim ſollten ihr Schießen und Peitſchenknallen und Juchzen nicht umſonſt thun. Sie ſollten von dem Handſchlag im wilden Mann zu ſagen wiſſen.

„Nun, da ſind wir," rief es vor der Thür des Wirtshauſes zum wilden Mann, und der erſte Wagen hielt.

Ein Knecht ſprang dienſtfertig herzu und nahm „dem jungen Herrn" die Leine ab, der jetzt erſt zu bemerken ſchien, daß es regnete, und ſtampfend und puſtend einige Kernworte über ſolches Wetter von ſich gab; eine Magd machte Lärm und zog die Familie herbei, ſie hatte ſelbſt eine Lampe ergriffen, die der Wind vor der Thür ausblies, während Nero vor der Hundehütte mit ſtürmiſchem Gebell ſeine Teilnahme kund gab und mit ſeiner Kette raſſelte.

Peter Chriſt und ſein Weib begrüßten larmend die Ankömmlinge.

„Endlich! Purr, welch Wetter! Ha, nur herein, ein richtiger Eierpunſch wird gut thun, oder lieber ein Glas Fünfundſiebziger, he? Heidenwetter das! Na, die Annlies wartet auch ſchon mit Schmerzen. Wo iſt er denn, der Karl? Aha, komm her, mein Jung, ſo, einen Kuß, den erſten, nicht den letzten! Annlies! Annlies! Annlies!“

Peter Chriſt war ganz Leben und Vergnügen; ſeine Frau ſpielte mit wenig Glück die Feine, die ſich vor ihren Gäſten und neuen Verwandten ſehen laſſen wollte, um die Spuren ihrer armen Vergangenheit in künſtlich gewählten Floskeln vergeſſen zu machen, und zugleich befleißigte ſie ſich einer nahen Vertraulichkeit, was ſie durch häufiges geheimnißvolles Flüſtern, bald ins Ohr der Wirtin Retz, bald in ihres Mannes, ſowie durch einen ſüßen lispelnden Ton ausdrückte. Michel Retz und ſeine Frau bewahrten zunächſt jene freundliche Zurückhaltung, die ihnen in ihrem Bewußtſein gegenüber der emporgekommenen Chriſtſchen Familie zukam, und die ſich überall da geltend macht, wo der Menſch ſich nicht erſt als von geſtern fühlt, ſondern die Gegenwart als einen natürlichen Ring an der Kette einer langen, tüchtigen Vergangenheit betrachtet. Beſonders ſtark war dies Selbſtbewußtſein bei Michel Retz ausgedrückt, bei dem alles, ſogar das Räuſpern, das er aus Angewöhnung alle Augenblick ausführte, einen Anſtrich von Familiengefühl und Geburtsbewußtſein hatte, da bereits ſein Vater und Großvater ihr Schäfchen im Trocknen gehabt und als Wirte zu Aderlingen geſeſſen hatten. Bei ſeiner Frau war die Würde mehr matronenhafter Art und gemildert durch einen Zuſatz lächelnder Gutmütigkeit, die zu der umfangreichen Frau paßten, wie die nervöſe Lebendigkeit und komiſche Geziertheit zu der dünnen, ſpitzen Wirtin zum wilden Mann, deren durchdringende Stimme und nie ſtillſtehende Zunge gebieteriſch Gehör verlangten, als ob ihr ohne dieſe Hülfsmittel nicht genug Ehre angethan würde.

„Karl! Hr, wo iſt er? Annlies, herbei!“ ſo wechſelten die beiden Chriſtſchen Eheleute ſich in Lockrufen ab, welche die jungen Verlobten zuſammenführen ſollten.

Es war erstaunlich, wie wenig Eile diese selbst hatten. Annlies war vollauf beschäftigt, die gute Frau Retz aus ihren Hüllen zu befreien, und verrichtete ihr Geschäft mit großer Umständlichkeit, Karl war wieder hinausgetreten, um nach Wagen und Pferd zu sehen.

Endlich hatte man die Gäste im Hinterzimmer und setzte sie stattlich im Sopha fest wie auf einem Ankerplatz. Auch Karl machte nach einer Weile seine Erscheinung und reichte sich auf den Zuruf der beiderseitigen Eltern mit Annlies, die auffallend bleich aussah, die Hand.

„Sie sind noch ein wenig schüchtern, aber das findet sich," glaubte Frau Christ, die fortwährend um alle und alles bemüht war und von einem zum andern lief, bemerken zu müssen, während ihr Mann die Cigarrenkiste und ein paar Flaschen Fünfundsiebziger zugleich hervorholte.

Karl Retz warf sich auf den ersten besten Stuhl und blinzelte Annlies als Beweis der Anziehungskraft, die sie auf ihn übte, an, als wollte er zu ihr sagen: „Wir werden uns schon verständigen, nur nicht bange!"

Annlies zeigte sich von sehr geringem Verständnis für die Telegraphie der Gedanken; nachdem sie nutzlos bald an den Schrank, bald an den Tisch getreten war, suchte auch sie sich notgedrungen einen Stuhl aus und zwar den, der in der entgegengesetzten Ecke von Karls stand.

Die Aderlinger Wirtsleute machten etwas befremdete Gesichter über diese Wahl, Frau Christ hingegen, die es bemerkte, erhaschte die nach ihrer Meinung vorzügliche Gelegenheit, um auf die Feinheiten anzuspielen, die man in der Pension kennen lerne und unter denen die bräutliche Schüchternheit, wie ihr aus einem Buch über feine Manieren bekannt geworden, eine der ersten Stellen behaupte.

Auf diesem Gebiet fühlten sich die Aderlinger nicht zu Hause, weshalb Michel Retz ein mißverständliches Knurren hören ließ, dem ein höchst würdevolles Räuspern folgte.

Man kam nicht so recht in Zug miteinander. Peter Christ nötigte alle drei Minuten, das Glas auszutrinken. Wenn man ihm Folge geleistet hätte, wäre es um seinen Fünfundsiebziger schade gewesen. Man nahm es zum Glück

weniger ernst und beschränkte sich meist darauf, in ruhiger Würde dazusitzen. Alle Augenblick riß der Gesprächsfaden, weil die Emmesheimer Wirtsleute nicht wußten, ob er richtig gesponnen sei, da die Aberlinger zu bequem waren, ihn ernstlich aufzunehmen.

Annlies behauptete ihren Platz mit schmollenden Lippen. Sie fand es über die Maßen langweilig für die 20000 Mark. Karl Retz pfiff sich eins zum Entsetzen seiner künftigen Schwiegermutter, die von ihrer Dienstzeit her, wie aus dem Buch über die feine Lebensart mit einem wahren Haß gegen pfeifende Stubenvögel ohne Bauer erfüllt war und Annlies einen Blick hinübersandte, der so viel bedeutete, wie: „Da wirst Du was zu bügeln und zu polieren bekommen", ein Blick, der noch sprechender wurde, als Vater und Sohn und, von ihnen angesteckt, sogar ihr Mann vor Verlegenheit und Langeweile Speiraketen von sich gaben, vor denen niemand sicher war. Das Beste daran war, daß sie den Druck der Feinheiten beseitigen halfen und mit einander vertrauter machten, so daß Frau Christ selbst hierüber ihre Feinheiten vergaß und endlich mit der Aberlinger Wirtin besser in Zug kam.

Die Ankunft des zweiten Wagens brachte einen erwünschten Aufstand hervor. Mit Lachen und Scherzen wurden die Verwandten unter den Riesenschirmen hervorgezogen und ins Trockene geführt, wo denn die Unterhaltung ganz von selbst belebter wurde und ungezwungen herüber und hinüber spielte.

Annlies und Karl wurden das Ziel der Scherzreden und Witze, wobei es hinreichend Lobeserhebungen über ihr Glück absetzte. Jedes wußte ihnen etwas Angenehmes zu sagen, man fühlte gleichsam die Verpflichtung dazu an diesem Abend, der die Verbindung der jungen Leute einleiten und als das nächste Ziel beider Familien feststehen sollte, dazu war man erschienen, es machte sich von selbst, daß die Reden und Scherze davon ausgingen und dahin zurückkehrten.

Annlies wollte manchmal ein Schwindel überfallen bei dem Gefühl, wie sie durch Karl, und Karl durch sie in diesen Strudel wohlgemeinter verwandtschaftlicher Wünsche, Scherze und Beobachtungen hineingeworfen, wie sie beide

als nun zusammengehörig angesehen und behandelt wurden. Wenn es ein andrer gewesen wäre als Karl Retz! Aber sie wollte ja stark sein, sie wollte alles von der besten Seite nehmen und dem Unvermeidlichen ein Gepräge geben, das dem Geschwätz andrer, das seinem Stolz und Trotz keinen Anlaß bot, es zu bemängeln. Dem Geschwätz anderer! Ach, was machte sie sich daraus! Nein, nein, er, er sollte und durfte niemals den Schein der Berechtigung erhalten, sich einzubilden, daß, nachdem er seine Gunst zurückgezogen, die Sonne des Glücks über ihr untergegangen sei. Sie preßte in einer schwachen Anwandlung die Hand auf das schmerzlich klopfende Herz und — raffte sich gewaltsam auf.

„Komm," sagte sie zu Karl, ohne seinen Namen auf ihre Lippen zu bringen, „ich höre die Schritte und Stimmen der Kameraden, wir wollen ihnen entgegeneilen."

Sie fühlte sich jetzt wirklich wieder stark. Sie triumphierte jetzt im stillen über sich selbst.

„Erst das Wichtigere," riefen die Väter, die sich eben durch ein paar Worte verständigt hatten.

Michel Retz war kein Mann der Redekunst, er brachte sich auf keine Weise in Schwung, sondern ruhte in all und jeder Hinsicht urbehaglich in sich selbst aus. Peter Christ hingegen rühmte sich, ein Meister des Worts zu sein, gewandt und bewandert, wie er durch ungeheure Anstrengungen, sich emporzubringen und diese Welt mit Gewalt an sich zu reißen, in jeder Beziehung geworden war. Mit einem theatralischen Anfluge schaffte Frau Christ einen kleinen Raum in der Mitte der Gäste und führte die beiden jungen Leute hinein.

Annlies war noch bleicher geworden, als sie vorher aussah, aber ihre Augen sprühten von dem Feuer eines zu sich gekommenen festen Willens; hoch aufgerichtet stand sie da, vielleicht ohne zu wissen, daß ihr Köpfchen, als sei es von einer zu schweren Bürde belastet, ein wenig auf die Brust herabsank, eine Haltung, die ihr ausnehmend gut stand und sie zu einer anziehenden, wenn nicht auffallenden Erscheinung machte. Die kühnen und zugleich feinen Linien ihres Kopfes, der durch die kurzen Augenbrauen hervorschimmernde Glanz der großen dunkeln

Augen, die Miſchung von trotziger Willenskraft und ſtiller Ergebung, die ſich in ihren Mienen ausſprach, wie ihre edle Geſtalt hätten Annlies zu einem dankenswerten Modell für einen Maler gemacht, und wäre er zugleich imſtande geweſen, aus dem Äußeren auf das Seelenleben zu ſchließen, ſo würde er für ſeinen Pinſel eine um ſo intereſſantere Aufgabe gefunden haben, um das, was das Innere bewegte, ſich im Äußeren ſo fein ſpiegeln zu laſſen, wie es hier in Wirklichkeit der Fall war.

Von denen, die das junge Mädchen mit ſtillem oder offenem Wohlgefallen betrachteten, hatte nicht ein einziger ein Auge für das, was ſich von den inneren Bewegungen auf ſeinem Antlitz und in ſeiner Haltung abſchattete, weiter reichte das Verſtändnis nicht, als daß einer oder der andre einen ziemlich auffallenden Unterſchied zwiſchen Braut und Bräutigam heraus fand und bei ſich dachte, eine wie wenig gute Rolle der letztere bei der Schauſtellung ſpielte. Plump, breitſpurig, die väterliche Würde übel nachahmend, ſo ſtand Karl Retz neben ſeiner Braut. Aber wiederum gab es ſolche in der Verwandtſchaft des jungen Mannes, die das gerade ſchön und ſeinem Herkommen entſprechend fanden.

Übrigens war Annlies froh, daß ihr Vater, vor Verlangen die ſchwungvollen Worte, die ihm auf der Zunge brannten, loszuwerden, den Schauluſtigen wenig Zeit gönnte, ſondern mit dem ganzen Selbſtbewußtſein eines überlegenen Geiſtes hervortretend, den Mund zu einer blumenreichen Rede aufthat.

Blumen und Verwelken iſt faſt ein Begriff, weshalb wir den Schwall der blumenreichen Worte nicht wiederholen, ſondern nur ſagen wollen, daß Frau Chriſt von übergroßer Rührung beſtändig das Taſchentuch an den Augen hatte und daß manche Muhme und manch Bäschen kaum weniger gerührt war.

„Er ſpricht wie ein Pfarrer," war das allgemeine Lob, das man dem väterlichen Redner, der ſich den Schweiß von der Stirn und die Thränen aus den Augen wiſchte, bewundernd zollte, während die Retzſchen Eheleute ſich mit ſchwerfälliger Würde vom Sofa erhoben und den Chriſtſchen zur Seite traten. Die jungen Leute gaben ſich unter

dem Beistand der Eltern den Handschlag, dann allgemeines Gläserklingen, Hochrufen, Umarmen, während die Thür geöffnet wurde, die zum Gastzimmer führte, wo der Strom der Kameraden, das Hochrufen wiederhallend, lustig hereinstürmte. Draußen wurde geschossen und geknallt, daß einem die Ohren gellten, das Hochrufen verpflanzte sich bis auf die Straße, die trotz des Regens von Lärmen und Lachen schallte.

Peter Christ trat vor die Thür und dankte für die Ehre, indem er zu einem guten Trunke einlud und ermunterte, die Kehle nach Bedürfnis zu letzen, da er leider nur die eine Annlies habe und ein solcher Abend außer der Hochzeit nicht wiederkehre.

Es versteht sich, daß die Einladung den erwünschten Erfolg hatte und der Flur von den stampfenden Tritten der Burschen erdröhnte, die sich einer mehr als der andre dem Wirtszimmer zudrängten, von dem Gekicher der Mädchen und einiger bereits anwesenden Burschen bewillkommnet.

Peter Christ wandelte zwischen dem jungen Volk hin und her, er lachte über das ganze Gesicht, schritt hier- und dorthin, verzapfte den Trunk in eigener Person und — verfinsterte sein Gesicht immer mehr, wie er in die Runde blickte, denn viele waren da, aber noch mehr fehlten.

Was war das? Was hatte das zu bedeuten?

Er that, als bemerkte er nichts, und sprach sich im stillen Hoffnung ein, daß die andern folgen würden. Wen zog es denn nicht zum wilden Mann, da jedermann wußte, daß die junge Welt aufs beste frei gehalten wurde? Einen unwiderstehlicheren Zug nach dem Wirtshaus zum wilden Mann konnte es nicht geben. Um einen freien Trunk, wie er da zu erwarten stand, wären die Burschen wer weiß wie weit gelaufen.

Peter Christ beruhigte sich wieder. Die Macht des freien Trunks im wilden Mann war zu gewaltig, als daß die schwarze Ahnung, die ihn einen Augenblick spannte, mehr als ein Hirngespinst sein konnte.

„Trinkt, Kinderchen!“ rief er in das lustige Gewühl, und wählte einzelne Burschen aus, um das Verzapfen des Trunks weiter zu besorgen, während er sich in das Hinterzimmer zu den Alten zurückzog.

Annlies und Karl mischten sich indessen unter die Kameraden, die ihnen lachend, scherzend und jauchzend zutranken.

Karl that sich keinen Zwang an, er trank mit den Burschen um die Wette und war in seinem Element, ohne den Zweck zu vergessen, mit dem er, des triefenden Regens nicht achtend, auf dem Kutscherbock hergefahren war. Der Gedanke an das Geld, das er unter allen Umständen haben und sich heut Abend sichern mußte, erhielt ihn einigermaßen nüchtern und vermehrte die liebeselige Laune, in der er sich befand. Er zeigte sich sehr aufmerksam gegen seine Braut, sagte ihr die plumpsten Schmeicheleien und freute sich, als es ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen endlich gelang, sie mit sich allein in eine Ecke zu ziehen.

Alles war im besten Zuge, auch im Zimmer der ehrwürdigen Häupter summte die Unterhaltung ununterbrochen, und dennoch empfand Peter Christ eine unbehagliche Unruhe. Mehr als einmal sprang er, das Ende eines Gesprächs nicht abwartend, vom Stuhl auf, um im Gastzimmer die Burschen und Mädchen zu überblicken. Immer waren es dieselben, wenn nicht etwa die Burschen hinauswaren, auf der Straße wieder Freudenschüsse abzufeuern und mit der Peitsche zu knallen, was mit den Kundgebungen bei einem Handschlag untrennbar verbunden war.

Peter Christ konnte jetzt nicht länger an der Thatsache zweifeln, daß Friedrich Kersten und mit ihm eine ganze Schar Burschen und Mädchen fehlte, meistens solche, deren Familie der Wirt zum wilden Mann die Hypothek oder den Handschein gekündigt hatte, aber auch einige wohlhabende, die bekanntermaßen mit Friedrich Kersten Freundschaft hielten. Ihre Abwesenheit bedeutete eine öffentliche Demonstration, einen handgreiflichen Beweis, daß sie mit Peter Christ und seinem Hause nichts zu thun haben, daß sie ihn in Acht und Bann erklären wollten.

In der That, Peter Christ legte nicht ohne Grund seine Stirn in Falten, biß nicht umsonst die Zähne aufeinander, Flüche murmelnd und darauf sinnend, wie er diese Scharte wieder auswetzen könnte. Es war ihm lieb, daß man im Hinterzimmer nichts davon ahnte, daß seine freigebige Einladung für alles, was jung war und

Füße hatte, verschmäht worden war. Aber er sagte sich mit Recht, daß die Sache am nächsten Vormittag das allgemeine Gespräch im Dorfe, wie in der Umgegend sein und daß er weidlich mitgenommen werden würde.

Im Punkt der Ehre war Peter Christ wie alle Leute, die herausgekommen sind, außerordentlich feinfühlend und leichtverletzt, um so mehr, als ihm die wahre Ehre, die aus ernster Strenge gegen sich selbst und das eigene Thun fließt, seit lange fremd war, indem er des Gewinnes wegen, der ihm über alles ging, gern ein Auge zudrückte und sich von seinem Gewissen sagen lassen mußte, daß trotz dem äußeren Ansehen, das er andern abzwang, unter der Hand eine ganz andre Schätzung seiner Person bestand, als man sie nach der äußeren Stellung, die er beanspruchte, hätte erwarten sollen.

Er war zu klug, um seinen Ingrimm merken zu lassen, und bestrebte sich, die Burschen und Mädchen, die den Handschlag mitfeierten, durch doppelte und dreifache Freigebigkeit und Vertraulichkeit zu gewinnen, wozu er ganz das Zeug hatte, wie er es denn überhaupt verstand, für seine Zwecke zu wirken, anzulocken und festzuhalten, was sich kirren ließ.

Annlies und Karl flüsterten in ihrer Ecke eifrig miteinander.

Karl hatte seinen Angriff recht fein einzukleiden versucht, indem er seinem Glück übertriebene Worte verlieh, die Annlies mit dem zarten Gefühl des Frauenherzens durchaus nicht glaubhaft fand. Da sie jedoch ihren Zweck auch nicht durchschaute, so benutzte sie die weinselige Stimmung ihres Bräutigams, ihn wegen der dreihundert Mark anzusprechen, ohne zu wissen, daß ihm kein Fingerbreit Recht an der Mitgift vergönnt wurde.

Karl horchte hoch auf, als sie ihre Bitte vorbrachte, und wollte durchaus wissen, wozu sie das Geld haben wollte. Er nötigte ihr jedoch weiter nichts ab, als daß sie es für Arme bestimmt, ja gelobt habe, und glaube, daß die Erfüllung des Gelübdes zu ihrem ehelichen Glück wesentlich beitragen würde.

Er hätte ihr um ein Haar ins Ohr geschrieen, daß sie närrisch sei und es auf alle Fälle unterlassen möge,

mit ſolchen freigebigen Stimmungen unter das Dach ſeines Elternhauſes zu treten. Doch beſann er ſich zu rechter

Zeit, verſchwieg ihr, daß er über die Mitgift nicht die geringſte Verfügung habe, bevor ſein Vater die Augen

geſchloſſen, machte ihr einige Hoffnung und rückte nun mit ſeinem Anliegen heraus.

Annlies wußte durch Gerüchte, daß er ein leichtlebiger Menſch ſei, und fühlte ſich, obgleich er ihr vorenthielt, wozu er die große Summe von tauſend Mark, die er forderte, nötig hätte, aufs peinlichſte berührt.

Ihr lag es fern, ihn im Unklaren zu laſſen. Ebenſo fern war ſie davon, um ſeines Leichtſinns wegen, auch nur zu verſuchen, ihrem Vater jene Summe abzubetteln, abgeſehen davon, daß es ausſichtslos geweſen wäre, zumal ihr Vater bei der Mitgift Außerordentliches geleiſtet hatte.

Ohne Umſchweife ſchenkte ſie ihm reinen Wein ein. Doch er ließ ſich nicht abweiſen.

„Was glaubſt Du?“ flüſterte er dringend. „Wenn ich das Geld nicht haben müßte, ja müßte, ſo würde kein Wort von ſolchen Angelegenheiten über meine Lippen gekommen ſein. Es iſt mein erſtes Geſtändnis an Dich, und ich hoffe gewiß —“

„Alſo weitere Geſtändniſſe und Bekenntniſſe erwarten mich noch,“ warf ſie mit leichtem Spott hin.

Er ſtampfte leiſe mit dem Fuß auf den Boden und ſah ſich erſchrocken um, ob es nicht doch jemand gehört hätte. Aber alle ſchienen zum Glück hinreichend mit dem eigenen Vergnügen beſchäftigt und lärmten ſo bunt durcheinander, daß er getroſt fortfuhr, nachdem er nach der Thür des Hinterzimmers der Vorſicht halber einen Blick geworfen hatte, um nicht durch das plötzliche Hereintreten eines alten Hauptes und ein Feuer von Fragen über die Heimlichkeiten überrumpelt zu werden, beſonders da Annlies nicht danach ausſah, als ob zärtliche Dinge beſprochen würden.

Aber man hörte das lebhafte Geſpräch der Alten ohne Unterbrechung hin und her ſchwirren, es ſtand nichts zu befürchten.

„Wenn es mit dem ewigen Regen ſo fortgeht,“ ſagte Vater Netz, „ſo giebt es noch eine Überſchwemmung, dafür bin ich.“

„Na, Alterchen,“ verſetzte Peter Chriſt vertraulich, „wir fürchten uns nicht, unſre ummauerten Gärten ſorgen

uns dafür, daß wir im Trocknen bleiben. Überschwemmung hin, Überschwemmung her! Wir haben den festen Damm, der uns schützt."

„Es hat schon manche Überschwemmung gegeben," entgegnete der andre, „wo die Macht des Elements wahrhaft verheerend wirkte, aber ich denke auch, daß, im Fall der Rhein übertreten sollte, es uns nicht an den Kragen geht."

„Na, wie ich meine; wir können es abwarten und uns zunächst an den Fünfundsiebziger halten, der besser ist als Wasser," lachte Peter Christ übermütig, und rief dann ins andre Zimmer: „Trinkt, Kinderchen, es ist nicht alle Tage Handschlag, Wein und Wasser haben ihre Zeit!"

Mit jubelndem Widerhall wurde der lustige Witz aufgenommen, und das Anstoßen bewies, daß man ihn zu würdigen wisse.

Karl Netz wandte sich wieder an Annlies.

„Mach keine Weitläufigkeiten," sagte er, die Finger umgekehrt auf den Tisch drückend, „es ist die erste kleine Gefälligkeit, um die ich Dich bitte. Von heut ab sind wir beide, so zu sagen, eins, und was mich trifft, trifft Dich mit."

„Danke Dir für diese Aussicht," entgegnete Annlies kühl. „Übrigens was sitzen wir hier, wir thäten besser, zu den Kameraden zu gehen."

„Nicht eher, als bis ich weiß, daß mir meine zukünftige Frau helfen wird!"

„Also so sehr brennt es Dir auf den Fingern?"

„Wetter, Mädchen, ich verbitte mir den Hohn! Willst Du oder willst Du nicht?"

„Ich kann nicht."

„Wenn Du es thust, bin ich Dir später mit den dreihundert Mark auch zu willen."

„Ich kann nicht, sag' ich Dir!"

Annlies fing an zu glühen vor Zorn darüber, daß ihr Verlobter in der ersten Stunde Geld von ihr geradezu erpressen wollte, zumal es auf der Hand lag, daß man tausend Mark nicht am Zaune fand.

„Du mußt, sag' ich Dir!" knirschte Karl Netz und hielt sie, als sie aufstehen wollte, am Kleide fest. „Ist das etwa Liebe von Dir? Ist das Liebe?"

„Liebe!“ kicherte sie spöttisch. „Ohne Geld also keine Liebe? Wie?“

„Annlies,“ stieß er zwischen den Zähnen wütend hervor, „wenn Du es nicht thust, vergeff' ich Dir das Dein Lebtage nicht.“

Sie drehte den Hals verächtlich und machte sich mit Gewalt los von ihm. Jeder Funken von Zuneigung zu ihm erstarb in ihrer Brust. Sie hatte gehofft, bei gehöriger Selbstbeherrschung und Pflichttreue an seiner Seite nicht unglücklich zu werden, und war gerade an diesem Abend bemüht gewesen, die guten Seiten ihres Verlobten mit allem Eifer herauszusuchen. Jetzt war alles in ihr wie zu Eis erstarrt, obwohl ihre Wangen, so bleich sie den Tag über waren, in hellen Gluten brannten. Geld wollte er von ihr, das war alles!

Annlies war es zu Mut, als ob sie durch eine tiefe Flut watete, die mit jedem Schritte mehr zu einem Abgrund führte. Sie hätte aufschreien mögen, um sich das angstbeklommene Herz zu erleichtern.

„Ist das Liebe?“ hätte Annlies ihrem Verlobten zurückgeben mögen, der ihr mit finsteren Blicken folgte, während ihr Herz sich krampfhaft zusammenzog.

Und abermals: „Ist das Liebe?“ hätte sie hinaufschreien mögen zu jenem Häuschen, das zwischen Felsen hing und ihn beherbergte, ihn, der sie losgelassen, der sie gleichsam aus der Hand geschnellt hatte, damit sie diesem ungeliebten Andern angehörte? O, es war zu schrecklich! Friedrich war schuld an ihrem Elend! So rief, so schrie es in ihr.

Er hatte sie wie eine Feder fahren lassen, an der nichts liegt, — so meinte sie wenigstens, darin bestand ihr ganzes Denken, und aus diesem wirren Denken suchte ihr Herz Kraft zu schöpfen, um durch Fluten zu gehen, die ihm viel zu tief waren.

Aber was vermochte sie gegen das Unvermeidliche? Ihr Gemüt war gut, aber lichtlos und ohnmächtig, weil ohne den Himmelsfunken des Glaubens, der, von Selbstverblendung befreit, Licht und Wärme in das Herz ergießt und ihm den Sieg schenkt, der die Welt überwunden hat. Sie hatte nicht die Verheißung: „So du durchs Wasser gehst, will ich mit dir sein, daß dich die Ströme nicht

ſollen erſäufen. Und dennoch — das iſt das Göttliche der Gnade — ohne daß Annlies ſie erkannte und ſuchte, breitete in zuvorkommender Liebe die Hand, die dem Meer und Sturm gebietet, ihren Schatten über ein Weſen, das im Grunde dem Guten von Herzen zugethan war.

Im wilden Manne zu Emmesheim klangen die Gläſer mit Schall, vor der Thür wurde trotz Sturm und Regen mit Peitſchen geknallt und geſchoſſen, daß man merkte, was dieſer Handſchlag bedeutete, nur Annlies, ſo viel ſie lachte und ſcherzte, hörte und ſah kaum mehr was um ſie vorging, als gelte es einer andern als ihr, und ihr Verlobter zechte mit den Burſchen wild um die Wette als wüßte er nichts davon, daß er eine Braut hatte.

VII.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtli 'naus
Und Du, mein Schatz, bleibſt hier —“

ſo ſang die Flöte in den nebeligen Abend hinaus.

Friedrich war es, der ſie ſpielte. Ein Bein über das andre ſchlagend lehnte er an der Hütte und ſenkte die Blicke auf den in übervollen Wogen rollenden, grollenden Rheinſtrom und über Emmesheim.

Er hatte das Lied früher ſo oft geſpielt, während es nun ſeit Wochen nicht mehr über ſeine Lippen gekommen war, ſeit der Kirmes kein einziges Mal mehr, obwohl es ſein rechtes Leiblied war.

Heut aber mußte er es noch einmal ſpielen, zum letzten Mal für noch viel längere Zeit, als er es ſeiner Flöte nicht mehr entlockt hatte. Heute noch einmal!

Und es klang ſo klagend und doch ſo entſchloſſen wie nie vorher von der Höhe herab, es trug ein Stück des Herzens mit ſich, darum war es von überwältigender Macht für den, der es verſtand.

Und mancher verſtand es unten in Emmesheim.

Einige Burſchen, die mit dem Tagewerk fertig waren und, unſchlüſſig, wohin ſie ſich wenden ſollten, um ein Stündlein zu verplaudern, umherſchlenderten, trafen ſich am Dorfbrunnen, auf deſſen ſteinerner Böſchung ſie Platz nahmen. Einer wies mit der kurzen Pfeife in die Höhe.

„Der ſpielt heute!“ ſagte er. „Man ſoll meinen, es fehlt einem etwas, wenn man ihn nimmer hört.“

Die andern nickten.

„Es iſt eine pure Niederträchtigkeit,“ platzte einer hervor.

„Natürlich, nichts weiter,“ beſtätigten die andern. „Wenn die Witwe einen andern hätte, der arbeiten könnte! Wilhelm kann es nicht.“

„Die Annlies läßt den Kopf hängen ſeit dem Handſchlag,“ ſagte ein andrer. „Freilich, wenn ſie meint, daß ihr einer nachſtehe, trägt ſie ihn ſtolz und ſteif, um alles Lügen zu ſtrafen. Sie will nichts mehr wiſſen von Friedrich, und mit Karl Netz geht es ihr auch nicht nach dem Herzen.“

„Wenn ſie ſich auch anders ſtellt,“ rief ein andrer. „Wir wiſſen das. Die, die ſo dumm waren, auf den Handſchlag zu gehen, haben es wohl gemerkt, wie Karl und Annlies uneins geworden und ſich aus dem Wege gegangen ſind wie Weiß und Schwarz. Wenn man nur wüßte, weswegen es iſt.“

„Was wird es groß ſein? Sie hat ihren Kopf und bildet ſich was ein; Karl Netz wird ihr nicht nach der Pfeife getanzt haben, obwohl man ihn um den Finger wickeln kann, wenn man es verſteht. Sie muß ihm ſtatt Geld geben zu ſpielen und zu zechen, dann hat ſie ihn auf allen Ecken.“

„Ihr Vater kann es ja,“ lachte ein andrer bitter. „Was kann man nicht alles, wenn man ſeinen Nächſten ſchindet? Wo der Jud nichts mehr zuſammenharkt, da ſcharrt Peter Chriſt gewiß noch Gold zuſammen. Er preßt es heraus, daß es eine Merkwürdigkeit iſt, unter den Fingernägeln holt er es hervor und läßt nicht los, bis es heraus iſt.“

Sie lachten im Chore.

„So,“ ſagte einer, „jetzt wollen wir uns auch beim Ohr ziehen. Wer war ſo dumm, nach ſeiner Pfeife zu tanzen? Des Sonntag Nachmittags und Abends zumal ſaßen wir auf ſeinen Bänken, wie die dummen Vögel ins Netz fallen. Wir haben ihm erſt unſer Geld hinein getragen, und er hat uns gelockt und gekitzelt, bis er der reichſte Mann war und den Nacken hoch trug.“

„Und die Leute wie ein Wucherjud und ſchlimmer ausſog, weil er viele an ſeinen fetten Fingern hatte."

„Horridoh! Bitter ſchmeckt nach," ſpottete einer. „Denkt an den Handſchlag. Hei, wie hat der Wirt ſich umgeguckt, weil wir und viele andere ſeinem Hahnenſchrei nicht gefolgt waren und für den Freitrunk dankten! Man hat es wohl bemerkt, wenn er auch ſchlau war und die Pille ſtill hinunterſchluckte. Immer wieder iſt er gekommen und hat geguckt, hat aber keine herbeigeguckt und bloß ein bitterböſes Maul gezogen, als wollte er ſagen: „Die krieg ich noch, und ſie ſollen an mich denken, man kündigt, was noch nicht gekündigt iſt."

„Hoho!" ſpottete es da und dort, „noch mehr kündigen? Er hütet ſich wohl. Er hat keinem mehr gekündigt und wird es wohl bleiben laſſen, da die, die noch ausſtehen, ihre Hypotheken auf der Stelle bezahlen werden, um keinen Schritt mehr in den wilden Mann zu thun."

„Das laſſen wir hinfort ohnehin bleiben," lachte einer, „und er? Ha, er giebt klein bei, läßt Hypotheken Hypotheken ſein und lächelt um einen herum wie der Fuchs um die Weintrauben."

„Die ihm zu hoch hängen," fielen die andern mit herzhaftem Lachen ein.

Wir ſehen, Peter Chriſt hatte in ſeinem Eifer, ein Teil der verliehenen Gelder einzuziehen, ein wenig in den Bienenkorb geſtochen.

„Wenn zweie dasſelbe thun, ſo thun ſie nicht dasſelbe," ſagt ein altes Sprichwort.

Man würde es dem Wirt nicht ſo übel genommen haben, daß er ſeine Gelder, wenn er ſie brauchte, kündigte, hätte man ihm darin beipflichten können, daß er ſie brauchte. Aber man nahm, da er bei der Witwe Kerſten, die ſich einer allgemeinen Achtung erfreute, angefangen und das Geſchäft bei ähnlich Bedrängten fortgeſetzt hatte, dieſe Handlungsweiſe als einen neuen Beweis für rückſichtsloſe Hartherzigkeit in Geldſachen, wie er denn heimlich als ein Halsabſchneider verachtet war und man ihm glaubte nachrechnen zu können, daß er bei einem einigermaßen guten Willen die bedungene Mitgift für Annlies auch ſonſt zu beſchaffen vermocht hätte.

Und was das Maß des Unwillens voll machte, war die unerwartete Thatſache, die wie ein Blitzſchlag wirkte, daß Friedrich Kerſten von der Seite ſeiner Mutter geriſſen wurde, um Soldat zu werden.

Wer hatte dabei die Hand im Spiele, da die Volksmeinung einſtimmig dahin ging, daß nach Recht und Billigkeit der Ernährer der Witwe, auf deſſen Schultern allein ihr redliches Fortkommen ruhte, ſo gut wie jemals einer von der Dienſtpflicht befreit werden mußte?

Alſo wem verdankte Friedrich dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit?

Peter Chriſt war der Mann, dem ſolche amtliche Sachen durch die Hände gingen, ſein Wort galt viel nach oben, denn er war Vorſteher und was man einen „gewichſten Mann“ nennt. Er und nochmals er hatte der Witwe das angethan! darüber beſtand kein Zweifel in Emmesheim, ſo ſehr er es auch diesmal ablehnte, einen ſo weitreichenden Arm zu haben, da in dieſem Augenblicke dieſer Einfluß etwas läſtig für ihn geworden war, weshalb es ſich empfahl, die Ehre verſchämt abzuwehren, auf die er ſonſt ſo ſehr pochte.

Während die Burſchen drunten am Dorfbrunnen ihre Pfeifen dampften und die Tagesereigniſſe durchnahmen, ſetzte droben vor der Hütte der Flötenſpieler ſeine Muſik ununterbrochen fort, obwohl die Spätherbſtluft ſcharf durch die Berge ſtrich. Er mußte ſich noch einmal recht ausſpielen, es mußte in Ton und Klang heraus aus ihm, was da tiefinnen gärte und ſein ganzes Weſen ängſtlich gefangen nahm, als ob es auch ein Unvermeidliches wäre, wie Annlies all das Ihre verzagt anſah, was Schlag auf Schlag über ihn platzte. Wenn eine ſchuld war an allem, ſo war es Annlies, meinte er wieder. Ihr Vater, — was ging ihn der Mann an, der nicht anders konnte, als thun, wie man eben thut, wenn man an nichts glaubt als an ſich? Aber Annlies war von Herzen nicht bös. Deshalb war ſie gerade ſchuld an allem!

Doch was hatte Annlies in aller Welt mit den Handlungen ihres Vaters zu thun? War es nicht ein wahnwitziger Gedanke, die Tochter dafür verantwortlich zu machen, die, wie auf der Hand lag und jedem glaubwürdig war, nicht das Geringſte dazu konnte?

Man muß bedenken, daß bei Friedrich die gekränkte und, wie er meinte, zurückgestoßene Liebe mit im Spiele ja das Allerwichtigste war, was für ihn allem andern eine Beziehung zu diesem brennenden Punkte gab und Dinge, die nicht im mindesten dazu gehörten, ganz gleich, woher sie stammten, immer unter diesem bestimmenden Gesichtspunkte sehen ließ.

Annlies hatte, statt mit seiner Einfachheit zufrieden zu sein, zu Karl Rex hinübergäugelt, es Friedrich fühlen lassen, daß ihr seine Weise verächtlich sei, sich ohne weiteres auf die andre Seite geworfen —

Wenn sie das alles nicht verbrochen hätte, so wäre alles andre nicht nachgefolgt —

Dies war die beschränkte, aber aus dem Wesen der Liebe, die alles auf sich bezieht, erklärliche Schlußfolgerung des Flötenspielers.

Und nun wollte er dem, was hinter ihm lag, das Lebewohl zurufen, und that es mit der Flöte, der treuen Begleiterin alten und neuen Hangens und Bangens, die ihn zu verstehen und aus ihm herauszulocken schien, was er selbst mehr fühlte, als verstand.

Es war wunderbar, wie weich und hingebungsvoll der eisenfeste, wetterharte Bursch angelegt war. Wer hätte es ihm zugetraut, daß er mit seiner breiten, gewölbten Brust, seinen wie aus Stein gehauenen Schultern, seinen muskelstarken Armen eine Innigkeit des Fühlens verband, die, wenn sie über ihn kam, sein anscheinend rauhes Wesen ganz zerschmelzen konnte?

Als er Lied auf Lied vor sich hingeblasen und jedem seine besonderen Herzgedanken mitgegeben hatte, legte sich eine sanfte Hand auf seine Schultern.

„Mutter," sagte er dringlich, sich umwendend, wobei er in ihre verweinten Augen blickte, „seid doch nicht mehr traurig, der alte Gott lebt noch," und damit schlang er seinen Arm um sie.

„Der alte Gott lebt noch!" Das war ihr Trostwort. Wie oft hatte sie es gebraucht, und niemals ohne die Erfahrung seiner Wahrheit! Und heute mußte sie sich's von ihrem Sohne zurufen lassen, dem sie es sonst immer zugerufen hatte, wenn die Verlegenheit hoch stieg!

Die Flut der Trübsal war ihr zu tief geworden.

Friedrich fort zum Militär, und wenn er wiederkam, vielleicht keine Hütte mehr, die ihnen gehörte!

Die Wege Gottes schienen ihr diesmal allzu dunkel.

Dennoch freute sie sich über das Glaubenswort, das, indem es ihr aus dem Mund ihres Sohnes entgegenklang, einen ganz neuen, glockenschallähnlichen Ton hatte.

Wilhelm hatte in Folge der Gemütsaufregungen wieder seine gräßlichen Anfälle bekommen und lag nun, gebrochen an Geist und Körper, zu Bette. Deshalb waren die Mutter und Friedrich allein zusammen, und er zog sie mit sich ins Stübchen, und da saßen sie lange traulich beisammen, einander aufrichtend, und es war, als wäre ihr Geflüster ein Gebet.

Im Gebet endete es. Sie thaten es miteinander. Es umrauschte sie wie ein greifbarer Segen von oben.

„Der letzte Abend," sagte die Mutter, als sie getröstet aufgestanden waren —

Auf einmal kam es sie an, sie weinte sich satt an ihres Kindes Brust, — am letzten Abend.

Da pochte es zu später Stunde an die Thür.

Friedrich erhob sich, um zu öffnen.

Eine vermummte Gestalt, durch Nebel und Dunkel doppelt unkenntlich, stand vor ihm und reichte ihm ohne ein Wort ein kleines Papier hin.

„Wer seid Ihr?" fragte der Bursch, den ein seltsam wehes und wonniges Gefühl durchrieselte. „Was soll das Papier?"

Keine Antwort. Als wäre sie aus Nebel gewoben, so huschte die Gestalt davon, ehe er sich recht besonnen hatte.

Er setzte den Fuß an, um nachzueilen, streckte die Arme aus, als müsse er etwas an sein armes, banges Herz drücken, was ihn mit Mut und Vertrauen für Zehn erfüllte, und — wandte sich plötzlich in die Hütte zurück.

Die Mutter hatte Licht gemacht. Er zeigte ihr den Zettel. Sie lasen ihn zusammen und brauchten lange dazu, da er mit verstellter Hand ziemlich unleserlich geschrieben war.

„Verzagt nicht, iſt der Schlag auch hart, der Euch getroffen hat, treue Freundſchaft wacht, kommt Zeit, kommt Rat, und wenn der Januar erſcheint, finden ſich die dreihundert Mark zur rechten Zeit bei Euch ein.“

„Wer hat das geſchrieben?“ fragte die Mutter mit trübem Lächeln.

Friedrich ſtand wie abweſend da.

„Mutter,“ ſagte er auf einmal, „ich bitt' Euch, nehmt nichts an! Viele Kameraden haben mir, wie Ihr wißt,

verſprochen, wenn Not am Mann iſt, für uns einzutreten, und ſie können es, denn ſie ſind reich gegen uns, und ich zahle es ihnen redlich zurück bis auf Heller und Pfennig. Unſer Haus ſoll er nicht haben, der wackere Freund meines ſeligen Vaters. Glaubt mir aufs Wort, wir bringen das Geld zuſammen. Nehmt nichts an von unbekannter Hand!"

„Aber wenn es Gottes Hand wäre, Friedrich?"

Er ſchüttelte heftig den Kopf.

„Wozu bin ich ſtark und geſund? Ich bring es alles wieder ein und will nichts geſchenkt haben."

„Nicht von Annlies?" fragte ſie, ihn tieftraurig anblickend.

Er nahm ihre Hände in ſeine.

„Sprechen wir nicht mehr davon, liebe Mutter. Ich hätte ſie genommen, wenn ſie blutarm geweſen wäre. Ihr Geld will ich nicht, ihr Geld dürfen wir ihr nicht nehmen, auf keinen Fall! Giebt ſie es aus Liebe, weshalb iſt ſie untreu geworden? Giebt ſie es, um Buße zu thun, das braucht ſie nicht vor uns."

„Du biſt hart, Friedrich! Und doch weiß ich, daß Dein Herz anders fühlt."

Er ſchloß ihr die Lippen durch einen Kuß.

„Gute Nacht, Mutter! Morgen früh erwarten mich alle Burſchen des Dorfes, um mich ein Stück zu begleiten. Es wird ein naſſer Weg werden, man ſpricht von Überſchwemmungen. Gott Lob, daß ich Euch hier oben geborgen weiß!"

Mit einem Satz war er hinaus und auf der Treppe.

VIII.

Der nächſte Tag fing mit dichtem Nebel an, der ſich bald in ſtrömenden Regen auflöſte.

Annlies hatte die Nacht unruhig geſchlafen, wie es zu geſchehen pflegt, wenn man Kopf und Herz zu voll hat. Wohl ſchon eine halbe Stunde lang war ſie, die dumpfe Stirn an das Fenſter drückend, zwiſchen Wachen und Träumen dageſtanden, als ſie vor einem Soldatenliede, das aus vielen Kehlen die Straße heraufſchallte und ihr Ohr traf, zu ſich ſelbſt kommend, zurückprallte.

Um eine Ecke biegend, zogen die Burschen des Dorfes, Friedrich an der Spitze zwischen sich, mit bunten Bändern und künstlichen Sträußen geschmückt, die freilich durch den Regen litten, singend heran.

Die alte Sitte des Dorfes erheischte, daß man im wilden Mann zu einem Frühtrunke vorsprach. Sie schien vergessen zu sein, da der singende Trupp vorüberzog, ohne die Schwelle des Wirtshauses zu betreten. Einige verwegene Burschen versagten es sich nicht, wie zu einem spöttischen Ersatz herausfordernd zu juchzen und hohnlachend ihre Gesichter zu verziehen, während Friedrich selbst mit einem ernsten Gesicht, auf dem leise Traurigkeit und männliche Entschlossenheit sich mischten, seines Weges ging.

Annlies hatte, hinter die durchsichtige Gardine zurücktretend, dies alles wahrgenommen.

Zorn und Scham wollten über die ihrem Vater, ihrem ganzen Hause angethane Schmach ihr Herz ergreifen, wurden jedoch überwogen von dem Eindruck, den Friedrichs edle Haltung machte. Fast hätte Annlies sich über ihn freuen mögen mit einer stolzen Freude, als ob sie noch Anteil an ihm hätte. Dann wallte eine tiefe, mächtige Bewegung aus ihrer Brust heraus, so daß sie, während der Sang fern und ferner klang und bald vom rauschendem Regen überholt wurde, sich am Schrank festhalten mußte, weil die Kniee so sehr zitterten.

Das war er ganz gewesen, der Friedrich in seiner Vollkraft und seinem Edelsinn, die Perle unter allen Burschen der Umgegend, immer sich gleich bleibend im Rechten, Guten, fest und klar, bieder und nüchtern.

Warum hatte sie mit ihm gespielt? Wie hatte sie es wagen können, mit ihm zu spielen?

Sie hatte es gethan!

Dieser Augenblick sagte es ihr ohne Rückhalt. Ein brennendes Gefühl im Herzen bestätigte ihre Schuld.

Annlies schlug die Hände vor die thränenlosen Augen. Dieser trübe schaurige Morgen hatte ihr Klarheit über sich selbst gebracht.

Mit Friedrich war ihr Glück davongezogen. So wenig wie Friedrich vom Militär loskam, so wenig war Annlies imstande, sich von dem Garn loszumachen, das ihre Füße

umſchlang und ſie fortzog auf einem Wege, den ſie nicht gehen mochte.

Sie fühlte es in dieſer Stunde mit erdrückender Gewalt, daß ihr Spiel mit Friedrichs Liebe ſie der Kraft und des Rechts beraubt hatte, ſich gegen die verhaßte Verbindung mit dem andern bis aufs Blut zu wehren, was ſie im Gefühl des Rechts und der Unſchuld ſicherlich gethan hätte.

Annlies ſank auf einen Stuhl, lehnte, die Hände ſtumm in einander verſchlingend, zum Sterben matt hinterüber und ſchloß die Augen im wirren Streit der Gedanken, die ihr Herz ſchmerzlich zerriſſen.

An ihr Fenſter pochte gleichmäßig der Regen, der die Waſſermaſſen vermehren half. Und wenn ſie alles in tiefen Fluten begrüben, was fragte ſie danach?

Nach einer Weile richtete ſich Annlies mit Gewalt auf, um an dem Stuhl auf ihre Kniee zu ſinken.

Was ſind die Fluten draußen gegen die tiefe Flut, die ein Menſchenherz mit Jammer und Selbſtanklagen überſchwemmt?

Annlies fühlte ſie rauſchen, da eine Tiefe und dort eine Tiefe brauſen, fühlte ſich wie hineinverſenkt und ſtreckte die Gebetshände aus nach dem, der Sturm und Meer gebietet.

Gefaßter ſtand ſie auf und ſchickte ſich an, hinunterzugehen. Da fiel ihr ein, daß ſie ſich erſt anziehen müſſe. Sie löſte den vollen Schwall ihrer Haare und glitt unter mancherlei Gedanken, wie im Traum in den Spiegel blickend, mit dem Kamm hindurch.

Ob Friedrich ahnte, wer ihm geſtern Abend den Zettel mit der hoffnungsvollen Kunde überreicht hatte? Ob er wohl ſeine Straße fröhlicher und vertrauensvoller hinzog, weil er wußte, daß für die Bezahlung der Schuld geſorgt war? Ob ſein Herz verſöhnlicher ſchlug, wenn er an den wilden Mann dachte?

Wie gern hätte ihm Annlies ins Herz geſchaut!

Und dann dachte ſie zurück an die letzten acht Tage, die ſie nicht daheim, ſondern in Aberlingen verlebt hatte. Mit innerſtem Widerſtreben hatte ſie ſich dem Willen ihrer Eltern und der zukünftigen Schwiegereltern gefügt und eine Woche im Hauſe der letzteren zugebracht.

Es war besser gegangen, als sie sich hatte träumen lassen.

Vor allem belästigte Karl seine Verlobte nicht im mindesten. Fast schien es so, als wenn sie für ihn gar nicht da wäre. Nachdem er wiederholt die tausend Mark heimlich von ihr gefordert und sie ihn damit ebenso oft und entschieden abgewiesen hatte, ging er ihr geradezu aus dem Wege, da er wenigstens in der Gegenwart seiner Eltern den aufmerksamen Bräutigam spielen mußte, was ihm, weil er sich wegen des Geldes so bitter verrechnet, sauer ankam. Das Feuer brannte ihm unter den Nägeln, wie man wohl sagt, die Gläubiger drängten, um wenigstens schwarz auf weiß die Gewißheit zu bekommen, daß Karl durch die Verbindung mit Annlies ihren Forderungen bald gerecht werden würde, sie wußten so gut wie er, daß sein Vater die Hand auf der Mitgift hielt, ließen sich also mit leeren Versprechungen nicht hinhalten, und Annlies —, nun ja, sie empfand eine heimliche Schadenfreude über die verzweifelte Not ihres Verlobten, obgleich bei seinem heftigen und unedeln Charakter die Sache eine sehr ernste Seite für sie hatte in Hinsicht auf die Zukunft.

Annlies lebte ein Doppelleben, eins wie im dumpfen Traume und eins in der Wirklichkeit. Hier wurde sie geschoben und ging der Verbindung mit dem ungeliebten, wenn nicht geradezu verhaßten Bräutigam unentrinnbar entgegen. Dort wieder ließ sie sich in einem planlosen Hinbrüten gehen, suchte im Selbstvergessen Zuflucht und glich einem vom Zweige gerissenen Blatt, das im Wirbel des Stromes machtlos hingetragen, nur eine Hoffnung hat, die, vielleicht im nächsten Augenblick in der Tiefe zu versinken und nicht mehr zu sein.

Ihre zukünftige Schwiegermutter besaß ein helleres Auge und ein feinfühlenderes Herz, als Annlies ihr zugetraut hatte. Sie führte das junge Mädchen nicht allein in ihre Wirtschaft ein, damit es seine Stelle leichter ausfüllen könnte, sondern zog es auch in einer wahrhaft mütterlichen Weise an sich heran, begegnete ihm schlicht und offen, warm und vertraulich, that ihm ihr Herz auf und versuchte, auch in das seine zu schauen.

Es war eine ganz fremde Weise für Annlies, deren

Mutter sich zu dergleichen Dingen niemals Zeit nahm und lediglich in einem unermüdlichen Schaffen von früh bis spät ihren Lebenszweck sah. Die neue Art der Aberlingener Wirtin befremdete und beunruhigte Annlies zuerst, bis das einfache, durchsichtige, wahrhaft treuherzige Wesen der Frau ein Vorurteil und eine Scheu nach der andern unvermerkt wegräumte, wo denn Annlies im vertrauten Verkehr mit ihr eine ungeahnte Befriedigung fand.

Frau Retz hatte trotz ihrer reichen Verhältnisse manches Schwere im Leben erfahren. Drei blühende Kinder waren ihr entrissen worden, während der einzige Sohn, der ihr übrig blieb, ein Sorgenkind war, das dem Mutterherzen durch allerlei Ausschweifungen Kummer und Weh verursachte.

Annlies hatte sich ihre Schwiegermutter voll blinder Liebe für Karl gedacht und war beschämt, das gerade Gegenteil zu finden, da sich mit aller Liebe des Mutterherzens eine Weisheit und Klarheit verband, die die Untugenden des einzigen Sohnes, die Gefahren, unter die ihn sein zügelloses Herz stellte, besser kannte als irgend wer sonst.

Mild und ernst zugleich sprach die Mutter über ihren Sohn, sprach so offen und eingehend, so rückhaltlos und doch so liebewarm und hoffnungsvoll von ihm, daß ihr Annlies ihre Teilnahme nicht versagen konnte und Karl noch mit andern als bloß spöttischen und abweisenden Blicken anzusehen anfing.

„In Deine Hände, liebes Kind, legen wir sein Wohl und seine Zukunft mit Zittern, aber mit Vertrauen und Hoffnung," sagte sie, als Annlies mit ihr eines Nachmittags nähend zusammensaß. „Ich habe ihn unter meinem Herzen getragen, Du mußt ihn auf dem Herzen tragen als einen Mann, der mit geduldiger, alles hoffender und glaubender Liebe geleitet, Deine Mühen vergelten wird."

Annlies senkte tief ihr Haupt, als läge eine überschwere Last auf ihrer Schulter.

„Du hast ihn nicht lieb?" fragte die Schwiegermutter auseinmal.

Was sollte Annlies antworten? Lügen mochte sie nicht, die treffliche Frau in die Seele hinein betrüben, ebenso wenig. Sie schwieg.

„Du mußt ihn lieb haben, Annlies!“ sagte die Matrone dringend. „Ihr beide seid nicht danach angethan, in die Ehe zu treten wie solche Burschen und Mädchen, die sich heiraten, weil einmal geheiratet werden muß. Anders zwingst Du ihn nicht, und anders wird bei Euch alles verkehrt. Karl hat uns mit Ungestüm angelegen um Deinetwillen, er hat die Zeit nicht abwarten können, wo der Vater alles richtig machte, und jetzt ist etwas zwischen Euch, was rein gekehrt sein muß, wenn Euer Glück gedeihen soll.“

Annlies fühlte sich ein wenig geschmeichelt durch die Nachricht, daß ihr Verlobter ihretwegen in Feuer geraten war, was sie ihm kaum zugetraut hatte, fühlte jedoch ein begründetes Mißtrauen aufsteigen, indem ihr seine Geldverlegenheit einfiel. Da war ein Punkt, wo die Mutterliebe blind war und sich an das hielt, was auf der Oberfläche lag.

Der guten Frau war es ein dringendes Anliegen, dem Glück ihres Sohnes die Steine aus dem Wege zu räumen. Sie fuhr, indem ihr in der augenblicklichen Verstimmung zwischen den Brautleuten die Ursache zu liegen schien, weshalb Annlies auf ihre Frage geschwiegen hatte, sogleich fort:

„Willst Du mir nicht sagen, was Ihr gegeneinander habt? Ich, die Euch beide lieb hat, kann gewiß helfen, und ich werde helfen, es koste, was es wolle. Wenn Ihr Euch doch nur aussprächt. Aus Karl ist nichts herauszubekommen, er kann so verschlossen sein, wenn er etwas hat. Du bist anders, nicht wahr? Wir Frauen dürfen keine Geheimnisse haben —“

Annlies beugte sich nieder, sie fühlte, daß sie errötete, indem wider Willen Friedrichs Bild vor ihre Seele trat —

„Und wenn unsre Geheimnisse andre betreffen und wir durch Aussprechen ihr Glück fördern, sollen wir das Geheimnis doppelt gern am rechten Ort ablegen, denn wir sind zur Beglückung der Unsern da.“

Sie zog das Mädchen an sich heran. Annlies kämpfte mit sich, bis ihre Schwiegermutter sie mit ihrer herzlich warmen Weise bezwang und durch die Versicherung, alles auf sich zu nehmen, vollends ermutigte.

Annlies erzählte, was wir bereits wissen, die Geldverlegenheit ihres Bräutigams und ihre Weigerung, ihm die Summe zu verschaffen.

Frau Netz schlug die Hände über dem Kopf zusammen vor Schrecken über solchen Leichtsinn.

„Mein Gott, also wieder Schulden und in dieser Höhe! Das ist schlimm, sehr schlimm! Nichtsdestoweniger danke ich Dir, Kind, daß Du es mir gesagt hast. Sei gewiß, ich werde versuchen, die Sache ins Gleiche zu bringen, so schwer es mir ankommt, da unser Vater in Geldsachen hart ist, und auch das sage ich Dir, Karl soll Dir dafür dankbar werden, als hättest Du ihm mit Deiner Hand das Geld gegeben.

Aber noch eins, Annlies. Als ich ihn kreuz und quer fragte, was Ihr untereinander hättet, verriet er mir nach langem Drängen so viel, daß auch Du von ihm Geld haben wolltest, was ich nicht glauben konnte."

Sie blickte Annlies an, die nicht wußte, wohin sich wenden.

„Es ist so, Kind? Aber wozu brauchst Du Geld und so viel?"

„Wenn ich es Euch sage, wollt Ihr mich nicht verraten?"

„So wahr ich Dir in unserm Hause wie eine Mutter sein will! Zu etwas Schlechtem bist Du nicht fähig, das weiß ich. Was aber hat es mit den dreihundert Mark auf sich?"

Annlies erzählte von der Härte ihres Vaters gegen die Witwe Kersten. Es sei ein Leutegerede in ganz Emmesheim. Sie könne das Unrecht nicht ertragen, wenn die Frau mit dem kranken Sohn aus dem Hause gestoßen würde, und dahin müsse es unfehlbar kommen, da sie keine Aussicht hätten, das Geld zur Stelle zu schaffen, wenn nicht ein Wunder geschehe, zumal bei der schlechten Weinlese sich schwerlich einer finden werde, der der armen Witwe das Geld liehe. Würde sie aber um der dreihundert Mark willen, die zur Mitgift geschlagen werden sollten, obdachlos oder ihrer paar Wingerten beraubt, so falle ein Fluch auf alle, die an der Schuld teil hätten.

„Also, es ist nicht um Friedrich Kerstens willen?" fragte die Schwiegermutter unerbittlich.

Einen Augenblick durchschauerte es Annlies.

„Wir haben einander längst den Abschied gegeben," rief sie dann, die Lippen stolz aufwerfend.

„Es ist gut, Kind, ich verspreche Dir, wir bringen die dreihundert Mark zusammen, sei unbesorgt."

„Aber mein Vater darf nicht erfahren, daß es von mir ausgeht, er ist den Leuten so gram wegen einiger Kleinigkeiten."

„Ich habe Dir versprochen, Dich in keiner Weise zu verraten. Verlaß Dich auf mich. Die Sache wird mir im übrigen anliegen, als wäre sie die meine, und sie ist es auch, weil über Eurer Ehe kein Unsegen lasten soll, so viel an uns liegt."

Auf acht Tage war Annlies zu ihren zukünftigen Schwiegereltern herübergekommen. Man drang in sie, noch länger zu bleiben, und wollte es mit ihren Eltern ausmachen. Allein unter allerlei Vorwänden machte sie sich los, da ihr bekannt war, daß Friedrich in einigen Tagen zum Militär müßte, und sie darauf brannte, noch vorher die frohe Kunde hingelangen zu lassen, daß die Witwe wegen der dreihundert Mark ganz unbesorgt sein möchte.

Die Erlebnisse in Aberlingen waren es, die jetzt, wo Annlies gedankenverloren vor dem kleinen Spiegel stand, durch ihren Körper gingen.

Wenn etwas eine Spur von Licht in ihre Zukunft warf, so war es das treuherzige Wesen ihrer Schwiegermutter.

Annlies eilte nun hinunter, es war die höchste Zeit sich zu zeigen und in der Wirtschaft Hand anzulegen.

Mitten auf der Treppe hielt sie erschrocken ein. Die Stimmen der Eltern klangen ihr so befremdlich entgegen, daß sie auf der Stelle erriet, es müsse sich etwas Schlimmes zugetragen haben. Doch was konnte es sein als die Unart der Burschen, die Friedrich das Geleit gaben? Gewiß, das war es und nichts weiter. Es war kränkend genug, aber wozu eine große Sache davon machen, zumal, wenn dies unter die Leute kam, ihre Spottlust ein doppeltes Vergnügen daran hatte?

Annlies lenkte ihre Schritte an der Stubenthür vorüber in die Küche, fand jedoch auch da alles in großer Aufregung.

„Was giebt es denn nur?“ fragte ſie ſcheinbar leichthin und gleichgültig.

„Was es giebt? Die Löwenwirtin in Aberlingen iſt ja geſtorben!“

„Meine Schwiegermutter?“ ſchrie Annlies erſchrocken auf. „Nicht möglich! Ihr träumt!“

Annlies eilte in die Stube zu den Eltern.

„Karls Mutter iſt tot!“ riefen beide wie mit einem Munde. „In dieſer Nacht iſt ſie geſtorben.“

Das Mädchen fühlte ihre Kniee zittern.

Licht um Licht ausgelöſcht in ſeinem Leben! Immer tiefer wurde die Flut, in der es watete, und — die Witwe — Friedrichs Mutter bitterlich getäuſcht von ihr! Wenn Friedrich ſie an jenem Abend erkannt hatte, was mußten er und die Seinen von ihr denken, wenn nun keine Hülfe kam?

IX.

Der Begräbnistag, an dem die irdiſchen Reſte der braven Wirtsfrau zu Aberlingen zur Ruhe beſtattet wurden, verſetzte mitten in den Winter hinein. In der Nacht war ein hoher Schneefall niedergekommen, Weg und Steg lag verſchneit, und mit dem neuen Tage ſchütteten die Wolken aufs neue dichte Flocken auf die Erde.

Peter Chriſt gehörte mit den Seinen zu denen, die auf alle Fälle durchmußten. Er hatte zuerſt an den Schlitten gedacht, der ſelten im Winter zu ſeinem Rechte kam, da es meiſtens an einer ordentlichen Bahn fehlte, hatte jedoch auch diesmal, trotzdem der Schnee hoch genug lag, darauf verzichtet, weil der Schnee nicht feſt genug war und befürchten ließ, daß die Fahrt im Sande verlaufen würde. Während der ſchwerfällige Familienwagen hervorgezogen wurde, der die Ausſicht hatte, nächſtens mit einem modiſchen Halbwagen vertauſcht zu werden, beendigte Annlies glücklich das Epheukreuz, das ſie als ein Liebeszeichen für die Verſtorbene mitnehmen wollte und wozu ſie den Epheu mit Mühe und Not aus dem Schnee geſcharrt hatte.

Es war angeſpannt, Nero lärmte auf ſeiner Hütte an der Kette, der Knecht knallte mit der Peitſche, zum

Einsteigen zu mahnen, und ungeduldig rief der Vater nach Annlies.

Es war ein fürchterliches Wetter, in dem man ausfuhr. Die Räder versanken zur Hälfte im Schnee, das Pferd verleugnete seine Natur und blieb alle Augenblick erschöpft stehen. Der Sturm legte dichte Schneewolken gerade auf das Gefährt zu und hüllte es um und um in Weiß.

„Wenn diese Schneemassen auseinmal schmelzen, so giebt es etwas," murmelte Peter Christ, der sich vergeblich anstrengte, auf den Weg zu sehen, und genötigt war, dem Pferde allein alles zu überlassen. Das Tier verfolgte seinen Weg mit dem Instinkt, der, wenn die Kraft der menschlichen Sinne aufhört, oft so bewundernswert durchhilft und verschaffte den Insassen des Wagens die Genugthuung, noch eben zu rechter Zeit in Aberlingen einzutreffen. Trotz des unwirtlichen Wetters hatte sich aus dem Ort und der Umgegend eine große Menschenmenge zusammengefunden, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Die ausgebreitete Verwandtschaft und der gute Klang, den der Name der Aberlingener Wirtsfrau gehabt hatte, wirkten zusammen, ihr ein großes Leichengefolge zu sichern.

Als Annlies mit den Ihren vor der Thür des Löwenwirts hielt, sahen sie sich von einem Schwarm andrer Leute in Trauerkleidung umringt, meistens Bekannten aus Aberlingen oder der Nachbarschaft, die sich freuten, mit eigenen Augen die Braut zu sehen, von der die verschiedensten Gerüchte umliefen. Man bewillkommnete Peter Christ und die Seinen, schüttelte die Hände, fragte und stand Rede. Annlies, obwohl der Gegenstand neugieriger Blicke, war, das Kreuz in der Hand, schweigsam im Hintergrunde geblieben, als eine fremde Hand ihren Arm berührte und ein bleiches, erregtes Mädchengesicht, das ihr unbekannt war, sich ihrem Ohr flüsternd zuneigte. Im Geräusch und Gemurmel der Stimmen umher verstand sie nicht gleich, was ihr zugeraunt wurde. Ihr Herz aber machte sie gewiß, daß es nichts Gleichgültiges, daß es vielmehr etwas war, was mit ihrem Glück und ihrer Zukunft aufs nächste zusammenhing. Ohne weiteres war sie bereit, der Fremden, die ihr winkte, zu folgen, als unerwarteter Weise Karl dazwischentrat, seine

Braut bei der Hand ergriff und die Widerſtrebende ins Haus zog.

„Was war das für ein Mädchen?“ fragte Annlies geſpannt, ſich in der Thür nach der Fremden umwendend, die verſchwunden war.

„Ich verſtehe Dich nicht,“ entgegnete er kurz und heftig, „was geht mich das Gedränge draußen an? Meine Mutter liegt im Sarge —“

Er ſtockte vor Bewegung und ſah wider ſeine Art bleich und angegriffen aus.

„Wir wollen zuſammen am Sarge Deiner Mutter, die auch ich geliebt und der ich dies Kreuz gewunden habe, niederknieen,“ ſchlug Annlies, von der Nähe des Todes, wie von der Erſchütterung ihres Bräutigams mildgeſtimmt, vor. „Wir haben ſie beide geliebt, und ſie hat uns geliebt; unſer Glück lag ihr auf dem Herzen. Wenn wir glücklich werden, ſo glaube ich, daß ſie der Schutzengel unſers Glücks iſt.“

Der Sarg war bereits im Gaſtzimmer aufgebahrt, es konnte alſo nicht die Rede davon ſein, noch miteinander knieend ein ſtilles Gebet zu thun. Auch zog ſich Karl Netz gleich von ſeiner Braut zurück, und wie er nun auf der einen, ſie auf der andern Seite des Sarges ſtand, da durchrann ſie ein Gefühl, als ob ſelbſt die Tote dazu beitragen müßte, die Liebe, mein, nicht anzuſchüren, wie ſie gewollt hatte, ſondern unmöglich zu machen, wenn überhaupt von Liebe geſprochen werden konnte.

Leiſe fuhr Annlies mit der Hand über die kalte Stirn der guten Frau. Thränenlos, aber mit offenbar tiefem Schmerz ſah ſie den Gatten in das Totenantlitz ſtarren. Es war eine bekannte Sache, daß die Ehe des Netzſchen Paares eine muſterhafte geweſen war.

Die Träger hoben den Sarg auf und trugen ihn auf die Totenbahre vor der Thür, wo trotz des anhaltenden Schneetreibens eine große Menſchenmenge wartete. Dann trafen der Pfarrer und der Lehrer mit den Schulkindern ein, die einige Verſe aus einem Kirchenliede ſangen.

Annlies konnte ſich's nicht verſagen, umherzublicken, ob ihr nicht die Fremde vor die Augen käme. Sie bemerkte ſie jetzt ſo wenig, wie während des Leichenzuges und auf dem Friedhofe.

„Wer weiß, was sie gewollt hat," sagte Annlies zu sich, „ich sehe gleich Gespenster und höre Stimmen in mir, und es ist nichts."

Erleichtert kehrte sie mit den andern in das Haus zurück, wo die Versorgung der Gäste und Träger hauptsächlich ihr zufiel. Im Gefühl ihrer Würde versah sie ihr Amt so geschickt, daß es ihr Lob eintrug. Hingegen vermißte sie es von seiten ihres zukünftigen Schwiegervaters, der etwas gegen sie zu haben schien. Von Karl erwartete sie dergleichen nicht, seine Zurückhaltung schrieb sie lediglich dem Zorn über ihre Weigerung zu, ihm zu helfen.

Nach und nach entfernten sich die Gäste. Nur ein kleiner Kreis hielt sich noch unter vertraulichen Gesprächen auf, und auch dieser löste sich endlich auf, so daß die beiden Wirtsfamilien allein zurückblieben.

Annlies ging hin und wieder, indem sie sich auch in der Küche und Speisekammer nützlich machte, das Abwaschen des Geschirrs mitbesorgte und die Küchenreste teils verteilte, teils wegstellte.

In diesem Hause sollte bald ihre Heimat sein!

Was wollte sie? War es nicht ein Haus des Glücks, der Wohlhabenheit, einer von den Vätern her begründeten Zufriedenheit? Hier hatte die Verstorbene mit heiterer Ruhe geschaltet, hier hatte sie der zukünftigen Schwiegertochter ihren Sohn auf das Herz gebunden und die Hoffnung ausgesprochen, daß sich das häusliche und eheliche Glück in ihr und Karl noch verjüngen werde.

Wenn nur nicht die Sonne der Liebe fehlte!

Aber was ist Liebe? Ob die Verstorbene wohl ihren Bräutigam *geliebt* hatte? Wie viele unglückliche Ehen giebt es, die vermeintlich mit Liebe anfangen? Und wie viele Ehen, denen nichts Böses nachzusagen ist, obwohl der Mann, als er sich im Hause seiner Schwiegereltern bewarb, ganz damit zufrieden war, wenn sie ihm, um unter ihren Töchtern „nicht manschen zu lassen", die erstgeborene Katharine statt der jüngeren Emilie gaben!

Es war nur schlimm, daß Annlies dies nicht Liebe nannte und ihr Herz niederzwingen mußte.

Gleichwohl reifte heut, unter der Arbeit, die sie als Vertreterin der Hausfrau that, der Entschluß in ihr, die

Verstorbene zu ehren, indem sie wie so viele Frauen ihres Standes einfach die Pflicht an die Stelle der persönlichen Neigung setzte und sich dadurch im Hause, wie außer dem Hause Achtung erzwang. Vielleicht gelang es ihr, wenigstens den Schein des Glücks zu retten und sich damit zugleich selbst die Genugthuung zu verschaffen, nach der sie gegenüber allen Späherblicken dürstete.

Nachdem sie alles aufs beste besorgt hatte, kam Annlies in das Familienzimmer zurück und erhielt von ihrem zukünftigen Schwiegervater einen Dank, der etwas befremdlich klang, wie sein ganzes Benehmen gegen sie gezwungen schien. Vielleicht hing es, ohne daß er selbst darum wußte, mit seiner Stimmung an diesem Tage zusammen. So dachte Annlies im stillen, wobei ihr Blick auf dem Gesicht des Schwiegervaters zu lesen suchte. Aber auch ihre Eltern waren nicht so wie sonst. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß hier irgend etwas vorgegangen sein mußte, was sie betraf.

Ehe Annlies sich niederlassen konnte, wurde aufgebrochen. Der Wagen fuhr vor, und im Schneegestöber verließ man Aderlingen wieder.

Annlies hatte viel zu denken. Sie merkte nicht, daß, als das Fuhrwerk im Begriff war, den Ort zu verlassen, sich eine Mädchengestalt aus den weißen Schneewolken, die sich dicht niedersenkten, loslöste und plötzlich am Wagen stand, der mühsam durch den Schnee seinen Weg suchte. Erst als die Unbekannte dicht neben ihr stand, schrak Annlies jäh zusammen. Obwohl die dichten Schneeflocken und die Dämmerung sich vereinigten, das fremde Mädchen unkenntlich zu machen, wußte Annlies auf der Stelle, daß es dasselbe sei, welches bei ihrer Ankunft an sie herangetreten war.

Die Unbekannte that einige Schritte neben dem Wagen her, was ihr leicht war, da das Pferd mit Mühe vorwärts kam. Sie legte die Hand auf Annlies' Arm und flüsterte:

„Hat er mich unglücklich gemacht, kann er Dich glücklich machen?"

„Was war das?" fragte Annlies' Mutter unter ihren Tüchern hervor, in die sie sich tief eingehüllt hatte.

Die Unbekannte wich zurück wie ein Schatten, während Annlies wie vom Donner gerührt, wie zur Bildsäule geworden, da saß. Sie antwortete der Mutter nicht, die denn auch bald in ihre Hüllen und Betrachtungen zurücksank.

Annlies brauchte den Kopf nicht allzu sehr anzustrengen, um Karls heftiges, hastiges Wesen, als er sie mit Ungestüm ins Haus zog, mit dem Mädchen in Verbindung zu bringen. Sein Ruf war nicht der beste, wie sie selbst wohl wußte, daß sie aber so unmittelbar gewarnt und erschreckt werden würde, hatte sie nicht gedacht, es bewies eben, daß Karl schuldiger war, als sie bisher geglaubt hatte.

Vielleicht drehte sich der Schlüssel in der Thür ihres Kerkers, und sie konnte frei werden.

Annlies atmete hoch auf, wie von einer schweren Last befreit. Freilich ward ihr der Sonnenblick bald wieder verdunkelt. Ihr Stolz war ungebrochen, der Trotz gegen Friedrich bäumte sich auf in ihrer Brust. Welcher Triumph für ihn, wenn auch Karls Arme sie wieder fahren ließen und geschah es gleich mit ihrem eigensten Willen!

Diese Gedanken wurden indessen bald durch den schneidigen Eindruck überholt, den ihr der Zuruf der Unbekannten hinterlassen hatte. Annlies litt schrecklich. Sie kam sich vor wie ein Ball, der fort- und zurückgeschlagen wird, ohne zur Ruhe zu gelangen.

Und wie man sagt, daß ein Unglück nie allein kommt, so wartete ihrer daheim am Abend eine neue Aufregung.

In einem Gewirr von peinigenden Gedanken hatte Annlies auf ihrer Stube die Sachen abgelegt.

„Ich bin verraten!“ schrie es immer heller, immer gewisser in ihr.

Es war die einzige Klage, die ihr über die Lippen kam. Ihr Unglück war ihr gewiß, war mit diesem Tage versiegelt. Es gab aber einen Ausweg, den, sich im letzten Augenblick — und es war der letzte, denn im Aderlingener Wirtshause war eine Herrin hochnötig geworden — mit Gewalt gegen diese Heirat aufzuwerfen und, es komme, was da wolle, nein zu sagen.

„Kein Aufschub!“ rief sie sich selbst zu. „An diesem Abend soll alles entschieden werden!“

Ihre Eltern befanden sich im vertraulichen Gespräch, als Annlies herunterkam. Sie nahm einen halbvollendeten Strickstrumpf und setzte sich zu ihnen. Das Wirtshaus zum wilden Mann war seit einiger Zeit bedenklich leer. An diesem Abend hatte sich nicht ein einziger Gast eingefunden.

Es war natürlich, daß Peter Christ das Mißgeschick, das ihm drohte, wenn es länger so fortging oder gar blieb, ärgerlich empfand. Es ist nie etwas Leichtes, zu bemerken, daß die Gunst der Leute in schlecht Wetter umgeschlagen ist, besonders wenn wir durch solchen Wechsel empfindlich geschädigt werden. Peter Christ erkannte zu gleicher Zeit, daß sein Einfluß und Anhang, mit denen er stets gern geprahlt hatte, keineswegs so groß war, als ihm geträumt hatte. An diesem Abend wirkte auch die Unehre wieder nach, die ihm die Burschen angethan hatten. Alles vereinigte sich, um ihn und sein Weib recht schlechter Laune zu machen.

Annlies sah mit einem einzigen Blick, daß es heut abend Sturm geben werde. Aber auch in ihr tobte und brauste es und wollte heraus. Sturm gegen Sturm!

„Annlies," hob nach einer Weile des peinlichsten Stillschweigens der Vater, im Gemach heftig auf- und abschreitend, an, „heute haben wir Dich kennen gelernt!"

Seine Erregung war furchtbar, das zeigten seine Worte, seine Bewegungen und schon das, daß er und nicht die Mutter das Wort führte.

Annlies hatte einen solchen Anfang nicht erwartet. Was war denn geschehen in aller Welt? Sollte sie an dem leeren Gastzimmer schuld sein?

„Wozu willst Du das Geld haben?" schrie er, vor sie hintretend.

„Was für Geld?" fragte sie, im ersten Augenblick wirklich nicht wissend, wo er hinauswollte.

„Verstelle Dich nicht!"

Er holte aus wie zum Schlage.

„Vater!" schrie Annlies auf.

„Ins Grab bringst Du Deine Eltern!" fuhr er fort. „Soweit kommt es, daß man gute Worte geben muß, um nicht die Schande zu erleben, daß einem gesagt wird:

„Da habt Ihr Eure Tochter wieder, wir wollen sie nicht.“

„Vater, um Gottes willen!“

„Was wolltest Du mit den dreihundert Mark, sprich!“

„Hah! also Karl hat mich auch schon verraten! Hat er vielleicht von seinen Schulden geschwiegen?“

Annlies fühlte sich jetzt auf festem Grund. Sturm gegen Sturm!

Aber sie irrte sich.

„Karl ist offener und ehrlicher als Du,“ donnerte der Vater.

Annlies lachte spöttisch auf.

„Das Gegenteil will ich Euch beweisen, und Ihr werdet als meine Eltern ihm den Stuhl vor die Thür setzen.“

„Meinst Du? Irre Dich nicht!“ rief der Vater dagegen. „Stehe Red' und Antwort: Was hast Du mit den dreihundert Mark gewollt?“

„Ich lüge nicht, Vater. Der Wittwe Kersten wollte ich sie geben, um ihre Schuld zu bezahlen.“

„Siehst Du, also doch! Du braves Herz, Du! Du ehrliche Haut! Wer ist neulich abends ganz spät nach der Hütte der Witwe spaziert? Kannst Du mir auch das sagen? Es war ein verkleidetes Mädchen.“

Annlies erhob sich mit flammenden Wangen und begegnete dem forschenden Auge des Vaters fest und ruhig.

„Ich bin es gewesen!“

„Weib, es ist wahr!“ schrie Peter Christ zu seiner Frau hinüber. „Wir wollten es nicht glauben. Es war ja unsre Tochter. Und es ist doch wahr!“

„Es ist wahr, Vater. Aber hört mich an. Wer mich auch gesehen und verraten haben mag —“

„Frage den Friedrich danach, den Du besucht hast!“

„Ich habe ihn nicht besucht, und er hat mich nicht verraten!“ rief Annlies außer sich.

Der Vater schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Natürlich, er hat Dich nicht verraten, er kann Dich nicht verraten haben, er ist Dein Friedrich! Heh?“

„Das ist er nicht!“ schluchzte Annlies erzitternd auf.

Sollte Friedrich ſie wirklich erkannt und verraten haben? Es war über alle Maßen ſchrecklich, dies zu denken! Und wieder war es Annlies zu Mut, als wenn ſie ein Ball wäre, den Friedrichs Hand weit hinaus, mitten in den Ort, mitten in den Schmutz geſchleudert habe, wo die andern, Karl Netz an der Spitze, ihn wieder unter ſich hin- und herſchlügen.

„Es iſt eine Schande, Schimpf und Schande!“ ſchrie der Vater und ſtieß ſie auf den Stuhl nieder. „Schlagen könnte ich Dich!“

„Schlagt zu, Vater! Schlagt mich tot, wenn Ihr wollt. Es iſt mir lieber als dies Leben!“

„Wer iſt daran ſchuld? Du allein! Kann man es ihnen in Aderlingen verdenken, wenn ſie ſagen: „Annlies hat uns zum beſten, ſie macht uns und ſich zum Narren und zur Schande, ſo ſpielen wir nicht? Sie läuft bei Nacht und Nebel dem Friedrich nach. Sie bettelt um Geld für ihn, erſt bei ihrem Bräutigam und dann bei deſſen Mutter und wer weiß bei wem noch. Es iſt beſſer, wir trennen uns, behaltet Eure Tochter, ſie paßt uns nicht, für uns giebt es andre Mädchen, die braver ſind, eine ganze Hand voll.“ Kann man ihnen das groß verdenken?“

„Und für mich giebt es andre Burſchen, einen ganzen Korb voll!“ rief Annlies, ſich ſtolz aufrichtend. „Das ſind ja alles Lügen und Nichsnutzigkeiten von ihnen, wie ſie es darſtellen. Ich will den Karl Netz nicht und ſage ihm auf! Ich will ihm einmal ſein Sündenregiſter vorhalten, aber mit der Wahrheit, ganz mit der Wahrheit. Heut iſt zweimal ein Mädchen zu mir gekommen ſeinetwegen. Er hat ſie betrogen und belogen, und ſie hat recht zu ſagen: „Mich hat er unglücklich gemacht, kann er Dich glücklich machen?“ Das will ich ihm und ſeinem Vater ins Geſicht ſchleudern, das will ich allen Leuten auf der Straße erzählen, daß dem Karl die Ohren gellen ſollen. Er mag ſich eine andre ſuchen, mir iſt er zu ſchlecht.“

„Wie ſchön Du ſprichſt!“ ſpottete der Vater. „Haust Du meinen Juden, hau ich Deinen Juden, nicht wahr? Aber laß immer ab von ſolchem Gethue, damit wird Deine Schande nur größer. Du biſt einem andern nachgelaufen, Du haſt um Geld für ihn gebettelt —“

„Das iſt nicht wahr, Vater! Nicht für ihn!“

„Das ſagſt Du zur Ausrede. Im übrigen, wie kommſt Du dazu, Jungfer Barmherzigkeit, Deinem Vater erbettelte dreihundert Mark hinwerfen laſſen zu wollen? Iſt das etwa ſchön und tugendſam, gegen Deinen Vater zu ſpielen? Und was Du da vorbringſt, haſt wohl gemeint, einen rechten Trumpf damit auszuwerfen und das Andre ſchnell zu bedecken? Iſt aber nicht an dem, noch lange nicht. Wir wiſſen das alles. Herr Netz und Karl haben mit uns offen darüber geſprochen, ebenſo wie über Karls Schulden, die er auf ſolche und andre Weiſe gemacht, weswegen ihn der Vater wie einen Schuljungen geſchlagen hat. Über alledem hat die Frau Netz, die vor Jammer erkrankt war, den Schlag bekommen. Du ſiehſt, wir wiſſen alles, wir haben heut alles beſprochen und Du überraſchſt uns nicht. Du weißt auch wohl, wie die Burſchen heutzutage oftmals ſind und daß ſie hinterdrein vielleicht ganz gute Ehemänner geben. Freilich das hat man ſonſt nicht gehört, daß eine anſtändige Braut einem andern nachläuft.“

„Was eine Lüge iſt!“ rief Annlies abermals, im höchſten Grad entrüſtet. „Und glaubt nicht, Vater, daß ich den Karl mit ſolchen Augen anſehe wie Ihr. Ich ſage Euch jetzt einfach, ich will ihn nicht! Ihr könnt mich darum totſchlagen.“

Wirklich ſauſte die Hand des Vaters mit voller Wucht auf Annlies nieder, ſo daß ſie um ein Haar zu Boden geſtürzt wäre.

„Du willſt ihn nicht? Das heißt, Du willſt uns ganz und gar bloßſtellen? Alles ſoll wider uns ſein, alles ſoll über uns lachen, alles ſoll ſagen: „Sie hat ihn nicht gewollt, nachdem — er für ſie gedankt und ihr die Thür aufgemacht hat?“ Wir ſollen ganz verlaſſen ſtehen? Das willſt Du?“

Annlies' Widerſtandskraft war äußerlich gebrochen. Sie hatte in der letzten Zeit zu viel durchgemacht, um ſich unter dem heutigen Sturm länger aufrecht zu halten. Sie ſank mit einem plötzlichen Schrei in die Arme der Mutter, die ſie auffing, und wurde ohnmächtig.

Die Eltern hatten dieſen Ausgang nicht vorhergeſehen. Es war ihr einziges Kind, das ſie leblos vor ſich hatten.

Der Sturm war gebrochen, Angſt und Sorge traten an ſeine Stelle.

Annlies ward auf das Sofa gebettet. Man rieb ihr Stirn und Schläfe mit Branntwein ein und hatte die Genugthuung, nach einiger Zeit Annlies wieder die Augen aufſchlagen zu ſehen.

„Ich lüge nicht — ihm nicht, nein — ſeiner Mutter — ich muß dreihundert Mark für ſie haben — ſie iſt arm, eine Witwe — gebt mir das Geld, oder geht auf ewig von mir und denkt nicht, daß ich Euch heirate —“

Abgeriſſen, fiebernd, ihrer Sinne und Gedanken noch nicht mächtig, ſtieß Annlies dieſe Worte hervor.

Ihr Vater, klug genug, in allen Fällen die beſte Gelegenheit wahrzunehmen, benutzte ihre Äußerungen, um darauf einzugehen und, indem er ihr ſcheinbar nachgab, ſie ſeinem Willen um ſo leichter gefügig zu machen.

„Sei unbekümmert,“ ſagte er möglichſt ſanft und beſtimmt, ſich zu ihr niederbeugend, „ich ſelbſt, der gezwungen war, der Witwe das Geld zu kündigen, habe darauf geſonnen, wie ich ihr entgegenkommen kann, und, wie Deine Mutter weiß, ſchon früher beſchloſſen, ihr einhundert Mark zu ſchenken. Was willſt Du mehr? Auch wenn man Dir dreihundert Mark geliehen hätte, um ſie der Witwe leihweis zu geben, hätteſt Du ihr eine ſolche Wohlthat nicht erwieſen. Ich werde es auch übernehmen, Dich vor Karl und ſeinem Vater möglichſt zu reinigen, obwohl Dein Beſuch bei Nacht und Nebel in der Hütte droben leider an Dir kleben bleibt. Die Sache wird Dich lehren, Friedrich wirklich fahren zu laſſen und Karl mit milderem Auge anzuſehen, weil Du ſelbſt ein ſolches in Anſpruch nehmen mußt. Wir haben allen Anlaß, mit Netzs feſt zuſammenzuhalten, ſonſt ſchlagen wir uns, wie die Sachen liegen, Wunden, die ſchwerlich wieder heilen würden. Auch hat Dir Frau Netz bei ihrem Mann und Sohn ein ſo gutes Zeugnis hinterlaſſen, daß der Anſtoß bald vergeſſen ſein und Dein Einzug im Löwenwirtshaus zu Aderlingen ein glücklicher ſein wird.“

„Ihr wollt es der Witwe ſchenken?“ fragte Annlies mit zufriedenem Lächeln, halb wie eine Träumende.

„Es wird alles zurechtgebracht werden, sei unbesorgt, mein Kind," beruhigte sie Peter Christ, seine Frau anblinzelnd, welche wußte, was es mit dem beabsichtigten „Geschenk" von hundert Mark auf sich hatte.

X.

Der Abend ging nicht ab ohne schwere Folgen für Annlies. Obwohl ein starkes, gesundes Mädchen, das manchem Anprall Widerstand leisten konnte, hatte sie innerlich zu viel Erschütterungen erlitten, als daß sie nicht endlich, nachdem sich an einem Tage die Unglückswolken so schwer über ihr entladen, zusammengebrochen wäre. Die Ohnmacht war ein Vorbote des Nervenfiebers, das sie noch dieselbe Nacht ergriff.

Der Brunnen der Liebe ist wunderbar tief angelegt in der Menschenbrust.

Annlies' Eltern, für gewöhnlich von früh bis spät dem einen nachjagend, was ihnen not schien, nämlich dem Gewinn, für alles andre, was dazu nicht in Beziehung stand, tot und taub, wichen jetzt kaum von dem Krankenlager ihrer Tochter, die in rasenden Phantasieen dalag und ahnen ließ, was sie durchlebt und durchkämpft haben mußte.

„Ich will sterben! Laßt mich doch!" rief sie öfters, nachdem sie wirr durcheinander gesprochen.

„Der Tod wird alles schlichten und wieder zurechtbringen!" sagte sie dann wieder und lächelte ihm wie einem geliebten Bräutigam freudig entgegen.

Die Fäden ihres Lebens waren in der That so verworren, daß nichts andres als der Tod sie mit mitleidiger Hand lösen zu können schien, es hätten sich denn Annlies' Eltern an dem Kranken- und Leidensbett ihres Kindes entschlossen, fortan andern Gesichtspunkten als denen des äußeren Vorteils Raum zu geben und Annlies die Zukunft nach ihrem Wunsche wählen zu lassen.

In ihrem Leben hatten sie nicht so gezittert, nicht so die Art an der Wurzel gefühlt, wie in dieser Zeit. Konnte es anders sein, als daß sie bestürzt, weich und nachgiebig wurden? Ihr Gewissen schlug, die Angst um das Leben

der einzigen Tochter marterte ſie, die Nähe des Todes zog den Pflug durch die Herzen und lockerte das Erdreich.

Stundenlang ſaßen ſie am Bett ihres Kindes, die Bedienung der wenigen Gäſte dem Knecht oder der Magd überlaſſend. Dabei wurde ihnen die Genugthuung, daß jetzt auf einmal die Liebe und Teilnahme im Dorfe wieder lebendig wurde, zwar weniger für ſie ſelbſt, aber doch für Annlies. Alle Augenblick kamen Leute, ſich zu erkundigen, wie es um ſie ſtehe. Schüchtern ſtellte ſich auch die Witwe Kerſten ein. Sie war dem Mädchen immer gut geweſen und hatte von ihr in Krankheitsfällen manchen heimlichen Liebesbeweis erfahren, wie auch andre Dürftige.

Ebenſo kamen ſie von Aderlingen, der Vater ſowohl wie der Sohn. Man muß es ihm zum Lobe nachſagen, daß er faſt täglich vorſprach und ſich ſo benahm, als regten ſich in ſeiner Seele Kräfte des Lichts, die das Morgenrot einer glücklicheren Zeit für Annlies bedeuteten.

Ihr Zuſtand war übrigens ſo gefährlich wie möglich. Der Arzt ſchüttelte den Kopf und vermochte keine Hoffnung

zu geben. Im Dorfe galt es bald für gewiß, daß Annlies nicht wieder aufkommen werde. Ihre Phantasieen dauerten in derselben Heftigkeit fort, selten traten lichte Augenblicke ein. Wenn sie erschienen, blickte sie ihre Eltern so flehend an, daß ihnen die Augen naß wurden, und sie, ganz überwältigt, sich liebkosend über die Kranke neigten, um ihr mit den zärtlichsten Worten zu versichern, wenn sie nur leben und bei ihnen bleiben wolle, dürfe sie thun, was ihr am besten scheine, man werde mit allem zufrieden sein und ihr freie Hand lassen.

Solche Versicherungen belebten die totenblassen Züge der Kranken. Ihre Wirkung war wunderbar. Es schien, als ob Annlies sich an ihnen aufrichtete, durch sie mit neuer Kraft und frischem Leben erfüllt würde. Der Arzt, ein verständiger und in die Lage der Dinge ziemlich eingeweihter Mann, ermunterte die Eltern, seine Anstrengungen mit solchen Beweisen der Liebe weiter zu unterstützen.

So kam die Krisis, und Annlies überstand sie glücklich. Sie galt für gerettet.

Der Tod hatte die Wandelung der Dinge in die Hand der Eltern gelegt und war zurückgewichen. In dem Willen der Eltern lag nun die Entscheidung über Annlies' Zukunft, und sie hatten entschieden, indem sie den freien Willen der Tochter über den eigenen gestellt und ihr verheißen hatten, daß der Zwang aufhören solle, wenn sie genäse.

Annlies war unendlich schwach und vermochte kaum, einen Gedanken zu fassen, und doch ergriff sie einen mit aller Kraft, die ihr geblieben war, den an ihre Freiheit. Nie sprach sie von Karl, erinnerten aber die Eltern, bald leiser, bald lauter, an ihn, so schwieg sie bestürzt und schloß müde die Augen, als könnte sie es nicht ertragen.

Leute wie Peter Christ und seine Frau brauchten nicht zu sparen, um die Genesung und Kräftigung ihrer einzigen Tochter zu beschleunigen. So ängstlich sie sonst bei jedem Pfennig den Daumen auf dem Beutel hielten, so freigebig erwiesen sie sich in diesem Falle. Nichts, was der Arzt irgend verlangte, wurde versäumt, mochte es kosten, was es wollte. Peter Christ und seine Frau rühmten sich, daß ihnen nichts zu teuer sei. Wer wird sein eigen Fleisch und Blut verleugnen?

Allmählich kehrte eine leise Röte auf die Wangen der Kranken zurück. Sie war hingebend und voll Vertrauen gegen ihre Eltern, die sie unablässig pflegten. Freundinnen kamen, sie zu besuchen, auch ihr Bräutigam blieb nicht aus. Annlies wußte nicht, daß ihn die Eltern zu ihr hinaufgeschickt hatten und wieder und wieder hinaufschickten. Befremdet blickte sie ihn an, als er hereintrat, um sich dann von ihm abzuwenden. So war es das erste Mal. Aber er ließ sich nicht zurückhalten. War es doch, als habe die Krankheit, trotzdem Annlies einen Teil ihres schönen Haares verlor, sie noch hübscher gemacht. Ihre Augen erglänzten in reinem Licht, ein Hauch der Ruhe und Anmut verbreitete sich über sie. Ein liebreizender Zug ging durch ihr Wort und Wesen, und diese neue Art zu sein, stand ihr so eigen schön, wie der Frühlingsnatur der blaue Himmel und die goldene Sonne.

Seltsam berührt, eingeschüchtert und angezogen zugleich, ging Karl das erste Mal, kehrte er zurück und nahm Abschied auf Wiedersehen, ohne daß Annlies ihn kommen ließ. Sie blieb schweigsam in seiner Nähe, zog sich ängstlich und doch sichrer als je in sich ruhend auf sich selbst zurück, richtete verwundert fragende Blicke auf ihre Eltern, die sie natürlich nicht bemerkten, seufzte wohl leise auf und suchte Kraft zu sammeln, um den Kampf, für den die Eltern sich als Bundesgenossen verheißen hatten, allein auszukämpfen, wenn es sein sollte, Auge gegen Auge mit Karl Retz.

Noch fühlte sie sich zu schwach dazu, ihre Gedanken, wenn sie ihnen weiter nachging, verwirrten sich leicht und erweckten in ihr ein Gefühl der Schwäche, womit sie so schweres nicht wagen konnte.

Da ward ihr unversehens eine Bundesgenossin von einer andern Seite zugeführt.

Eine Freundin, die auswärts im Dienste war, hatte sich eben genötigt gesehen, ihn wegen Kränklichkeit aufzugeben.

Diese hatte kaum vernommen, was sich mit Annlies zugetragen, als sie sie auch besuchte und manche Stunde mit ihr verplauderte.

„Du bist nicht glücklich!“ rief sie, als Annlies mit ihr in längerer vertraulicher Unterhaltung dagesessen hatte, „ach, wie Du mir leid thust!“

„Gestehe, Marie," sagte Annlies mit trübem Lächeln, „Du hast es gewußt, bevor ich es Dir sagte."

„Ein wenig, Annlies, ein wenig wohl. Indessen die Leute reden so viel, daß man ihnen bei weitem nicht alles glauben kann. Und warum solltest Du nicht glücklich sein? Er ist der reichste Bursch und Du ein reiches Mädchen. Was wollt Ihr mehr?"

„Das meinst Du nicht ernst! Ich kenne Dich zu gut, um zu wissen, daß Du das Glück nicht mit dem Geldsack wiegst."

„Nun ja, Du denkst an Friedrich zurück, und das darfst Du nicht."

„Ich erwarte nichts von ihm," sagte Annlies, nicht mehr mit dem stolzen Zurückwerfen des Kopfes, sondern sanft und bestimmt. „Ich kann seiner Mutter nicht einmal mein Wort halten."

„Ah, ich weiß, was Du meinst."

„So, also auch das ist in der Leute Mund gekommen. Durch wen wohl?"

Marie zuckte die Achseln.

„Durch Karl Netz, durch niemand sonst," sagte Annlies ruhig. „Er wird es in einer lustigen Stunde, wer weiß mit wem, zum Besten gegeben haben."

„Das kannst Du nicht wissen. Denke nicht so von Deinem Bräutigam."

„Von meinem Bräutigam?"

Annlies ergriff die Hand der Kameradin.

„Du kennst ihn so gut wie ich, vielleicht besser, da die Leute zu Dir freier reden als zu mir," rief sie. „Sage selbst, kann ich länger seine Braut sein?"

„Aber weshalb nicht? Es ist wahr, er ist nicht einer der besten Burschen —"

„Nicht einer, der Treue verdient!" rief Annlies erregt.

„Aber einer, der sich ändern, der sich bessern kann, wie mancher andre, und vielleicht ein besserer Ehemann wird als solche, die erst zahm sind und nachher ihrem Weibe ihr Haus verleiden."

„Es ist gut von Dir, Marie, daß Du alles zum Besten kehrst," sagte Annlies. „Aber wie gefährlich ist

das Vielleicht! Vielleicht bleibt er, wie er iſt und wird ſogar ſchlimmer."

Marie umarmte die Freundin.

„Du ſiehſt zu ſchwarz," ſagte ſie ſchmeichelnd. „Ich bitte Dich, hoffe!"

„Alſo Du biſt auch eine Bundesgenoſſin gegen mich?" ſagte Annlies enttäuſcht. „Alles ſcheint gegen mich zu ſein, meine Eltern in erſter Stelle, obwohl ſie mir verſprochen hatten, mir die Freiheit zu laſſen."

„Aber, liebe Annlies!"

„Marie," ſagte Annlies plötzlich, „willſt Du mir einen Gefallen thun und mir einen Beweis Deiner Liebe geben?"

„Gewiß, von Herzen gern."

Annlies erzählte ihr von dem jungen Mädchen in Aderlingen, das ihr die Warnung zugeflüſtert hatte.

„Willſt Du ſuchen, ſie herauszufinden? Es kann nicht ſchwer ſein. Führe ſie zu mir."

Nach einigen Bedenken willigte die Kameradin ein.

Nach ein paar Tagen trat Marie in der Abendſtunde mit dem Mädchen in das Zimmer. „Hier iſt die Katharine."

Annlies ſtreckte beiden die Hände entgegen.

„Ich danke Dir, daß Du kommſt," rief ſie, Katharine neben ſich auf einen Stuhl ziehend, „Du ſollſt meine Bundesgenoſſin gegen ihn ſein!"

Flüſternd ſaßen die drei Mädchen zuſammen.

Es waren traurige Geſtändniſſe, die die Fremde zu machen hatte. Zugleich bat ſie Annlies um Verzeihung für einen Verrat, den ſie an ihr geübt.

„Ich war an dem Abend, wo Du nach der Hütte der Witwe hinaufſchritteſt, bei einer Bekannten hier zu Beſuch geweſen und hatte unter der Hand Erkundigungen über Dich eingezogen. Ich wollte Dich wo möglich zu ſprechen ſuchen, und dachte, in der Nähe Eurer Thür zu warten, ob ich Deiner nicht anſichtig würde. Bevor ich Euer Haus erreichte, ſah ich Dich aus dem erhellten Flur heraustreten und ſcheu die Dorfſtraße entlang eilen. Ich wußte gewiß, daß Du es warſt, denn ich hatte Dich früher geſehen, und hätte es mir nicht Deine Kleidung

bestätigt, so doch mein unruhiges Herz. Ich lief Dir nach, aber Du hattest einen ziemlichen Vorsprung, so daß ich Dich nicht einholte. Dafür sah ich Dich nach dem Hause der Witwe hinaufsteigen und glaubte nun, eifersüchtig und rachgierig, wie ich leider war, genug zu wissen, nämlich daß Du einem andern nachgingst, während Du die Braut dessen warst, auf den ich Anspruch machte. Dennoch dauertest Du mich, als ich den einsamen Weg nach Aderlingen entlang schritt, und ich beschloß, von meinem Geheimnis nicht weiter Gebrauch zu machen, als es uns beiden nützte. Am nächsten Tage traf ich Karl Netz und erzählte es ihm."

„Und er ließ mich bei der Meinung, daß Friedrich mich, die seiner Mutter eine Wohlthat erweisen wollte, dafür verraten habe!" rief Annlies aufatmend. „Gott sei ewig Dank, daß Du zu mir geführt worden bist, um Friedrich von dem schmählichen Verdacht zu reinigen!"

Am nächsten Tage trat Karl Netz zu Annlies ein.

Sie empfing ihn mit einem kalten Blick, der für ihn nichts Gutes bedeutete.

„Ich glaubte, die Eltern wären bei Dir," sagte er, sich im Zimmer umblickend. „Unten fand ich sie nicht."

„Um so besser, daß wir allein sind," entgegnete Annlies kalt, „ich denke, wir haben miteinander zu sprechen."

„Ach, über die Hochzeit!" sagte er mit gezwungenem Lachen. „Es ist wahr, die Sache hat Eile."

„Für mich nichts weniger als das."

„Möglich, aber um so mehr für die Eltern."

Eine Zornesröte wallte in Annlies auf und färbte ihre Stirn bis an das Haar. Er hatte sie nie hübscher gesehen als in dieser matten Ruhe und diesem glühenden Zorngefühl.

„Auch mir liegt es am Herzen, daß, sobald Du genesen bist, wir Hochzeit halten," sagte er.

„Gieb Dir keine Mühe, mich zu täuschen, ich weiß alles," versetzte Annlies, indem sie die Rechte abwehrend ausstreckte.

„Dann brauchen wir nicht erst Nachlese zu halten über das Frühere," entgegnete er auffahrend.

„Ich meinerseits kann es mir nicht versagen, denn es muß klar werden zwischen uns," sagte sie bestimmt.

„Mir auch recht, aber dann Rechnung gegen Rechnung von dem Augenblick an, wo Du mit mir spieltest auf der Kirmes, bis zu dem Augenblick, wo Du Friedrich am späten Abend in der Hütte droben aufsuchtest."

Annlies schnellte unwillkürlich auf. Sie fühlte sich durch den einen der beiden Hiebe schwer getroffen, getroffen an der verwundbarsten Stelle, da, wo sie sich selbst verdammt. Es war leider wahr, sie hatte gespielt und aus dem Spiele war wider ihren Willen bitterer Ernst geworden.

Annlies wollte angreifen, und sie fühlte sich angegriffen und mußte zur Verteidigung übergehen.

„Von meinen Eltern mußt Du wissen, daß ich bei dem Gange zur Witwe kein Unrecht beging," rief sie erregt. „Ich wollte ihr mitteilen, daß die dreihundert Mark ihr kein Kopfzerbrechen mehr machen dürften. Deine selige Mutter hatte sie mir versprochen!"

„Entschuldigen kann ich mich auch," sagte Karl Rey spöttisch.

Annlies hatte die Lippen geöffnet, um eine Flut von Vorwürfen gegen ihn zu schleudern. Aber sie hielt an sich.

„Wozu dieser Streit eigentlich?" fragte er scharf.

„Es ist kein Streit, sondern ich wollte Dir erklären, daß ich von heute Deine Braut nicht mehr bin."

„Und ich erkläre Dir, daß ich mich durch den Wunsch und Willen einer Sterbenden, die Dir auch teuer gewesen ist, doppelt und dreifach verpflichtet halte, mein Recht an Dich geltend zu machen, es sei denn, daß unsre Eltern sich eines andern besonnen haben, wo dann freilich meine Macht aufhört. Ich hoffe jedoch, daß sie die Abrede, die Hochzeit noch vor Weihnachten anzustellen, nicht aufheben."

„Das haben meine Eltern bereits gethan. Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen."

„Deine Eltern, das gethan? Gestern ist die Abrede getroffen, und zwischen gestern und heut hätten Deine Eltern ihren Willen geändert? Schwerlich! Wir sind aneinandergebunden, Annlies, und Du hast den ersten Schritt dazu gethan, wenn Du Dich erinnern willst. Narren lasse

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL,(F.)W.(P.) FN. 09442/039

ich mich nicht. Ich will Dir aber einen Vorschlag machen. Fügen wir uns in das, was nicht zu ändern ist. Ich meinerseits liebe Dich. Du wirst Dir Mühe geben, mich zu lieben, wie Du es meiner seligen Mutter versprochen hast."

„Niemals!"

„Niemals? Das wäre schlimm für Dich."

„Geh!" rief Annlies, welche immer matter wurde und fühlte, daß sie ihm nicht gewachsen war. „Das Weitere wird sich finden."

„Aber wo denkst Du eigentlich hin? Welchen Plan Du hast, möchte ich wissen."

„Er ist sehr einfach. Ich werde meinen Eltern sagen, daß ich Dich nun und nimmermehr zum Mann nehme."

„Du bist toll, Annlies!"

„Ich habe alle meine Sinne zusammen, und mein einziges Unglück ist, Deine Braut gewesen zu sein."

„Ist das alles wirklich Dein Ernst?"

„Betrachte mich doch ein wenig und sage Dir selbst, ob ich aussehe, wie eine, die scherzt."

Karls Antlitz nahm den Ausdruck der Bestürzung an.

„Es kann nicht Dein Ernst sein!" rief er.

„Alles ist wohlerwogen."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Es ist unwiderruflich."

„Aber wenn ich Dich bitte und anflehe, mir zu verzeihen, so wie ich Dir vergeben will?"

„Ich wüßte nicht, was ich gegen Dich verschuldet habe."

„Denke an Friedrich!"

Annlies war bis zum Tode erschöpft. Dieser Zuruf trieb eine Blutwelle jäh durch ihre Wange.

„Was Deine Lippen verschweigen, davon redet dies Rot dort," sagte Karl, im Gefühl, obenauf zu kommen, den Finger erhebend. „Also Schuld gegen Schuld."

„Mein Gott!" stöhnte Annlies, die Hände ringend.

Er sprang auf und bemächtigte sich ihrer.

„Annlies, vergieb mir, wie ich Dir vergebe!"

„Laß mich!" rief sie, fast umsinkend.

Sein Stolz und seine Liebe — denn er liebte sie auf seine Weise — bäumten sich auf, und um so mehr,

als er bei ihrer augenscheinlichen körperlichen Schwäche die Stärke und Klarheit ihres Willens bewunderte. Er konnte nicht die Achseln zucken und sie für närrisch ausgeben.

„Ich weiß, was ich zu thun habe," sagte er heftig.

Sie that, als hörte sie es nicht und schloß müde die Augen.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Annlies' Eltern traten mit Karls Vater ein.

„Das ist recht, daß wir Euch beisammenfinden," sagte der letztere. „So weit wären wir denn also. Heute hängt Ihr zum erstenmal im Kasten."

Annlies stieß einen Schrei aus und sank auf das Bett, neben dem sie saß.

„Wie schwach sie immer noch ist!" bemerkte Netz Vater, nachdem man sie wieder zu sich gebracht und sorgfältig auf ihr Bett gelegt hatte.

Ihre Eltern waren in großer Not. Sie erinnerten sich daran, daß eine Ohnmacht die Einleitung zu der gefährlichen Krankheit gewesen war.

„Wir sind hier jetzt weiter nichts nütz," sagte Netz Vater, sich mit seinem Sohne zum Gehen wendend. „Mit der Hülfe Gottes erholt sie sich bald."

Auf seiner Stirn stand eine Sorgenfalte, als er Peter Christ und seiner Frau die Hand zum Abschied reichte.

XI.

In gewissen Schichten des Volkes spielt die Ehre eine wunderliche Rolle. Manchmal fehlt das Ehrgefühl, wo man es ganz fest erwartet hätte, und dann wieder übt es eine wahrhaft tyrannische Macht aus.

Karl Netz und Annlies Christ „hingen im Kasten", das heißt, sie galten nun unwiderruflich vor der Welt für Verlobte, man kann sagen für ein Paar, da allen Teilen die Schande unermeßlich und unerträglich gedünkt hätte, den Schritt zurückzunehmen. Eine Ehescheidung kommt eher zu stande als die freiwillige Entfernung der einmal veröffentlichten Namen im Kasten des Standesamts, nicht etwa, weil dieses eine übermäßige Geltung hätte, sondern vielmehr, weil jedermann sagt: „Aha, so weit sind

sie also," mit andern Worten, weil die Öffentlichkeit in erster Reihe mit im Spiel ist.

Unter ihrem Bann stand jetzt auch Annlies.

Es giebt Sitten und bestimmte Anschauungen, denen sich in seinem Kreise niemand entwinden kann, und wagte er es, so bräche er den Stab über sich selbst.

Annlies wußte dies.

Keine Klage kam über ihre Lippen. Innerlich hatte sie mit unsäglicher Bitterkeit gegen ihre Eltern zu kämpfen, äußerlich erschien sie ruhig und gefaßt. In ihrer Krankheit war sie wunderbar gereift. Den Trotz hatte sie verloren, die Eitelkeit abgestreift, eine sanfte Anmut und Würde vermischten sich in ihrem Wesen und erfüllten mit Achtung jeden, der ihr nahte. Hatte sie früher gern ein Lied vor sich hingeträllert, so waren jetzt ihre Lippen stumm geworden und ernst zusammengezogen. Kalt begegnete sie ihrem Verlobten, der ihr umsonst ein Lächeln abzugewinnen suchte. Vor der Welt gehörte sie ihm unentrinnbar an, mit dem Herzen war sie ihm unwiderruflich verloren, wenn nicht ein Wunder geschah.

Annlies war ein Opfer der elterlichen Berechnungen geworden und fand sich in diese traurige Rolle ohne längeres Widerstreben, da es vergeblich gewesen wäre.

Der Tag der Hochzeit war auch bereits festgesetzt.

Es gab vorher natürlich alle Hände voll zu thun. An der Aussteuer war noch wenig geschehen, um so mehr drängte die Arbeit. Die Mutter saß von früh bis spät daran, zwei Nähterinnen waren angenommen worden, Freundinnen und Kameradinnen halfen. Annlies allein ließ die Hände alle Augenblick wie gelähmt in den Schoß fallen.

Einen einzigen Hoffnungsstern hatte sie sich bis vor kurzem noch zublinken sehen. Das Mädchen in Aberlingen, das gegen Karl Netz sein Recht geltend machen wollte, war endlich ermüdet oder zur Ruhe gebracht worden, und auch dieser letzte Schimmer von Hoffnung war erloschen.

Was ihr übrig blieb, war weder Achtung noch eine Spur von Neigung, geschweige denn Zärtlichkeit für ihren Bräutigam, Empfindungen, die auf dem Boden ihres Herzens aufs schönste gediehen wären. Ihr berechtigter

weiblicher Stolz litt mehr als ihr Herz, das für einen geliebten Mann voll Hingebung gewesen wäre. Sie hatte Karl einige Tage lang gehaßt. Auch dies war vorbei. Er war ihr gleichgültig. Aber da sie einmal gefühlt hatte, was Liebe ist, drohte ihr über der eisigen Gleichgültigkeit selbst der Untergang. Was die Krankheit nicht vermocht hatte, das mußte die innere Erstarrung zu Wege bringen, wenn nicht zu guter Stunde das Eis gebrochen und ein neuer Frühlingshauch über sie ausgegossen wurde.

Alle Freundinnen begegneten ihr mit Achtung und ausgesuchter Liebe. Die Äußerungen des Bedauerns und Mitleidens hielt man vor ihr zurück, um sich, wenn sie nicht zugegen war, desto freigebiger darin zu ergehen. Ihre Eltern allein bemerkten nichts und waren voll Hoffnung, weil Annlies sich so geduldig fügte. Sie steuerten zu ihrer Ausstattung mit vollen Händen bei. Was eine andre entzückt haben würde, verzog Annlies' Lippen nicht einmal zu einem Lächeln.

Nirgends ließ sie sich sehen, keine Zerstreuung zog sie an, ihr einziger Gang, den sie aus dem Hause that, war in die Kirche, wo niemand andächtiger sein konnte als sie. Dahin begleiteten sie die Eltern so gut wie nie, weil es ihre Zeit nicht erlaubte, die sie zu Dingen brauchten, welche ihnen für wichtiger galten.

Wo aber Annlies einem Bedrängten, der der Hülfe würdig war, beispringen, Thränen trocknen und trösten konnte, da fehlte sie nicht. Solche Gänge unternahm sie dann unter dem Schutz der dunkeln Abende, wobei sie die steigende Nässe der Straße nicht scheute und nur vermied, gesehen zu werden. Alle solche Wohlthaten erwies sie den Armen, ohne daß ihre Eltern darum wußten, weil dergleichen gegen ihre Grundsätze war, es sei denn, daß ein Fall in die Öffentlichkeit drang, dem man sich der Ehre wegen nicht entziehen mochte, und dann stand Peter Christ allen voran.

In dem Alter, in welchem Annlies stand, hat das Herz ein unabweisbares Bedürfnis, zu lieben oder Freundschaft zu pflegen. Bis zu einem gewissen Grade stand ihr dies frei, aber der Austausch ihrer innersten Gedanken war ihr, wie die Dinge lagen, versagt. Sie hatte niemand,

dem sie ihre Gedanken aussprechen, ihre Klagen mitteilen konnte. Die heimlichen Wohlthaten waren das einzige, womit sie die Leere des Herzens einigermaßen ausfüllte.

Eines Abends schlüpfte Annlies in das Haus einer seit einem Jahre gelähmten Frau, die bis dahin sich und ihren fast erblindeten Mann nebst zwei unversorgten Kindern durch unermüdliche Arbeit redlich durchgebracht hatte, nun aber beständig an das Bett gefesselt war. Zwei erwachsene Söhne hätten wohl für den Lebensunterhalt sorgen können, wenn ihnen das vierte Gebot heilig gewesen wäre. Statt dessen verjubelten sie ihren Verdienst mit gleichgesinnten Gesellen, bis der ältere zum Militär eingezogen wurde. Er stand in derselben Garnison mit Friedrich Kersten.

Die Rothin war dankbar, wenn sie nur Annlies' Schritt auf dem kleinen Hausflur hörte. Sie hatte ihr immer so viel zu sagen, und manche bittere Thräne rollte dabei auf das Betttuch. Annlies hörte das fremde Leid geduldig mit an, es tröstete sie im eigenen Weh und zeigte ihr, wie viel stiller Jammer auf dieser Erde hinter all dem Lärm und Lachen versteckt ist. Und doch kannte die Rothin das nicht, was man mit einem üblen Beigeschmack „klagen" nennt und was darauf hinausläuft, dem Lenker der Schicksale Vorwürfe, sich aber rein zu machen und das Mitleid andrer in gewinnsüchtiger Absicht zu erregen. Ihr Mann hockte mürrisch und auf alles schmälend in der Ofenecke, während sie keinen Laut der Unzufriedenheit von sich gab und doch die Geplagteste war, da sie sich keinen Zoll breit von ihrem armseligen, aber reinlichen Lager entfernen konnte.

Die Frau streckte Annlies ihre Arme mit einem so strahlenden Gesicht entgegen, wie wenn ein Engel käme.

„Schon wieder bist Du da! Ach das ist hübsch. Die Tage werden mir auch immer lang, bis ich Dich wiedersehe."

„Ich schäme mich, öfters mit leeren Händen zu kommen," versetzte Annlies, indem sie den Inhalt eines Körbchens, Sachen, die sie sich abgedarbt hatte, vor der Kranken freudig ausbreitete.

„Wie viel das ist!" rief diese erstaunt. „Du schämst

Dich? Ich müßte mich schämen. Ach, komm recht oft, aber bringe nichts mit, gewiß nicht, wenn ich Dich selbst habe, habe ich das Beste."

Hier konnte Annlies lächeln. Es that ihr überaus wohl, Liebe und Anhänglichkeit zu fühlen.

„Gott segne Dich!" sagte die Kranke, kopfschüttelnd, gleichsam bedauernd, nach den Liebesgaben hingewandt. „Ich bitte ihn alle Tage darum, und er wird es thun, ich weiß es. Warum aber bringst Du so viel?"

„Wir brauchen es nötig genug," brummte die Stimme des Mannes hinter dem Ofen hervor.

„Sage das nicht," entgegnete sie voll Eifer. „Wir haben noch nie gehungert."

Annlies nahm neben dem Bette Platz und schloß wie gewöhnlich die Hände der Frau in ihre.

„Was giebt es Neues?" fragte der Mann.

„Ich wüßte nichts."

„Aber ich weiß etwas," rief die Frau triumphierend.

„Das wäre?"

„Friedrich kommt von den Soldaten los."

„Friedrich? Ihr meint Heinrich."

„Nein, nicht unser Heinrich, Gott bewahre, sondern Friedrich Kersten."

Annlies zuckte kaum merklich zusammen.

„Wie denn das?" fragte sie anscheinend mit der größten Ruhe.

„Bestimmt ist es gerade noch nicht," sagte der Mann, „aber möglich."

„Jedenfalls kommt er zunächst auf Urlaub und zwar noch vor Weihnachten," erzählte die Frau. „Heinrich hat es heute geschrieben. Der Herr Hauptmann hat es selbst gesagt."

„Sie sind nämlich hier für ihn eingekommen, für den Friedrich nämlich," ergänzte der Mann. Fast alle haben unterschrieben, und auf dem Landratsamt ist die Richtigkeit bescheinigt worden, nachdem der Herr Doktor dem Herrn Landrat ein ärztliches Zeugnis eingereicht hat, daß Wilhelm Kersten zur Arbeit unfähig ist. Er hat in den letzten Wochen wieder seine Anfälle gehabt."

Ja, und der Herr Pfarrer ist wegen dieser Sache

selbst bei Euch gewesen, um mit Deinem Vater zu sprechen, der aber für den Wilhelm nichts übrig gehabt, sondern ihn einen heimtückischen Faullenzer genannt hat, wenn die Leute recht erzählen."

„Der Herr Pfarrer bei uns gewesen?" sagte Annlies verwundert. „Davon weiß ich nichts."

„Das ist aber wahr, unsre Kinder haben ihn selbst hineingehen sehen," bestätigte die Rothin.

„Sie haben es nun doch ausgerichtet," setzte ihr Mann hinzu. „Denn was der Herr Hauptmann sagt, das gilt einmal, und wenn einer, der so kurze Zeit beim Militär ist, gleich Urlaub bekommt, so wird wohl richtig mehr dahinterstecken. Ich bin auch Soldat gewesen und weiß das."

„Für die Wittwe wäre es ein großes Glück," sagte Annlies, die das Gespräch wider Willen fortsetzte.

„Natürlich," bestätigten die Eheleute gleichzeitig, „ein großes Glück, obwohl es mit der Bezahlung der dreihundert Mark nicht so ängstlich sein soll, weil jemand dafür aufkommen will."

Annlies fühlte einen Stich durch das Herz. Ihre Hand war gelähmt, und kürzlich hatte sie aus hingeworfenen Redensarten ihres Vaters herausgehört, welchen Plan er hegte, um sich im Besitz des Häuschens eine neue, vielversprechende Einnahmequelle zu erschließen.

Annlies begab sich bald nach Hause und erwartete jeden Tag die Kunde zu vernehmen, daß Friedrich nach Hause zurückgekehrt sei.

Ihre Eltern erwähnten seinen Namen niemals in ihrer Gegenwart, als ob sie von dem Ereignis nichts wüßten, bis eines Mittags, als der Postbote die Zeitung, zugleich das Amtsblatt des Kreises, gebracht hatte, der Vater von selbst das Schweigen über diese Angelegenheit brach.

Im Gastzimmer saßen ein paar „Stammgäste" aus dem Orte, von der Art, die des Morgens anfängt und des Abends nicht aufhört, welche sich beim Wirt erkundigten, was es Neues in der Welt gebe? Es gehe gar zu langweilig her in der Welt; wenn man sich nicht mit einem Schnäpschen gütlich thun könne, sei es halt gar nichts mehr.

Peter Chriſt verließ die Frauen im Familienzimmer, an die eine Sendung vom Kaufmann in der Stadt als Ausſtattungsſtück für Annlies eingetroffen war, und folgte dem Ruf in die Gaſtſtube.

„Was wird es viel ſein?“ fragte er zurück, das Blättchen aufſchlagend, „ein paar Debatten im Abgeordnetenhauſe über Hundeſteuer, für das Militär, wie es in Frankreich ausſchaut, einige Scherzchen — er trug ſie unter dem Gelächter der Brüder vom Glaſe vor — und Anzeigen —“

„Aber nein, potztauſend, alle Kuckuck!“ rief er überraſcht. „Na, ich hätte es ihnen gleich ſagen können, davon laßt Eure Finger, dabei kommt nichts heraus, denn wen ſie haben, den haben ſie. Du lieber Gott, ich hätte ja natürlich auch gern unterſchrieben und für den armen Teufel alles gethan, was ich konnte. Aber ich wußte gleich, es nützt doch nichts, weshalb alſo ins Horn ſtoßen und ſich äffen laſſen? Wer weiß, was der Heinrich Roth gehört oder der Hauptmann im Spott geſagt hat? Darauf geb' ich gar nichts. Aber was gedruckt iſt, öffentlich, das hat's, darauf kann man ſich verlaſſen. Alſo da ſteht es, kurz, und bündig, daß Mutter ihre Wurſt nur ruhig in die Garniſon ſchicken kann, denn loskommen iſt nicht. Es drohen Überſchwemmungen, und das Militär ſoll ſich auch einmal Lorbeeren im Waſſer pflücken.“

„Was andres wäre ihm ſchon lieber,“ meinte einer, ſeinem Glaſe zublinzelnd.

Der Witz, wenn es ein ſolcher war, wurde belacht, und dann gab der andre ſeine Anſicht dahin zum Beſten, daß es mit der Heimkehr des Friedrich Kerſten auch nicht ſo hochnötig ſei, was Peter Chriſt mit kaum merklichem Nicken des Kopfes als richtig bekräftigte.

Annlies hatte das Geſpräch mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt, dagegen der Sendung des Kaufmanns, der die Mutter Lob um Lob ſpendete, ſo wenig Beachtung wie möglich geſchenkt. Was die Männer von gleichgültigen Dingen weiter von ſich gaben, war ihr gleichgültig, ſie dachte an Friedrich und ſeine Mutter.

Er kam alſo nicht heim. Ihr konnte es gleichgültig ſein — und doch war es ihr das nicht. Sie wußte freilich nicht, ob ſie an ihrem Teil froh oder traurig ſein ſollte.

Gestern Abend hatte sie sich in einer unerklärlichen Erregung befunden und sich zugleich gefürchtet. Jetzt fühlte sie sich enttäuscht. Enttäuschung folgt auf Hoffnung. Was aber hatte Annlies zu hoffen? Wie ihr bei einigem Nachdenken schien, nicht das Geringste, ob Friedrich kam oder ausblieb.

Dies Ergebnis ihrer Gedanken, die sich blitzschnell folgten, gab ihr die Ruhe wieder, oder besser die Ergebenheit womit sie ihr Los trug.

XII.

Es war den ganzen Tag über viel Unruhe im Wirtshause zum wilden Mann gewesen, und als der späte Abend kam, konnte Peter Christ sich vergnügt die Hände reiben. Die Gäste waren aus und ein gegangen. Den ganzen Tag ward es nicht leer bei ihm. Die alten Zeiten waren glücklich zurückgekehrt, der wilde Mann hatte sich sogar eines größeren Zuspruchs zu erfreuen gehabt als vorher. Tag für Tag wiederholte sich dies, und es versprach wenigstens vorläufig so zu bleiben, vielleicht immer, da die Vögel, wenn nicht ein Schreckschuß zwischen sie fährt, in der Regel auf denselben Baum fallen, der ihnen für ihren Lärm und ihr Vergnügen einmal gedient hat.

Und wie im Leben manches seltsam durcheinandergewürfelt wird, so war es auch hier gewesen. Denn kein andrer als Wilhelm Kersten hatte dem wilden Mann die alten Kunden zum Teil zurückgeführt.

Er war, nachdem er wieder eine Leidenszeit auf dem Krankenlager durchlebt hatte, einigermaßen genesen und bot nun, da die Zeit bis Neujahr und damit zum Zahlungstermin nicht mehr in allzu weiter Ferne lag, alles auf, die dreihundert Mark herbeizuschaffen. Es war doch ruchbar geworden, daß Annlies sich anheischig gemacht hatte, dafür aufzukommen, aber durch den raschen Tod der Schwiegermutter verhindert sei, ihr Versprechen zu halten. Auf der andern Seite hatte Friedrich in seinen Briefen darauf gedrungen, keine andre Hülfe anzunehmen als die, welche mehrere Kameraden zugesagt hatten.

Wilhelm war in Folge seines Leidens sehr reizbar, und die wünschenswerte Gewandtheit für sein Unternehmen ging ihm ab.

Er wußte von Friedrich die Namen derer, die sich anheischig gemacht hatten, die Schuld zu decken. Täglich besorgter, wie er und seine Mutter waren, unternahm er es, die guten Freunde an ihr Versprechen zu erinnern, da die Mutter durch Gicht an das Haus gefesselt war.

Aber mancher verspricht, was er nicht halten kann oder mag. Ohne den Vater zu Rate zu ziehen, hatte mehr als ein Bursch eine Beihülfe in Aussicht gestellt. Wo die Väter aber auch mit gesprochen hatten, war das Versprechen bald hier, bald da in Vergessenheit geraten oder im stillen zurückgenommen worden. Peter Christ hatte nichts verabsäumt, die Leute unausgesetzt wieder für sich zu gewinnen, und so lange von der Faulheit Wilhelm Kerstens herumgesprochen, daß unversehens ein Umschlag der Stimmung, wenigstens eine Abkühlung für die gute Sache sich geltend machte.

„Wir müssen uns auch plagen, wenn wir lieber zu Bette lägen," hörte man in Beziehung auf Wilhem Kersten hier und da sagen.

Friedrich mit seiner starken, anziehenden, tüchtigen Persönlichkeit wirkte nicht mehr unmittelbar auf die Gemüter. Peter Christ hatte seine Helfershelfer, die in seinem Sinne sprachen und wirkten.

Und da kam nun Wilhelm Kersten mit seinem angegriffenen Geiste, plump und leicht gereizt, um die Versprechungen in bare Münze zu verwandeln.

Wo die Väter von den Zusagen ihrer Söhne nichts wußten, brachte er Vater und Sohn zugleich gegen sich auf. An andern Plätzen, wo man unschlüssig geworden war, brach seine nervöse Heftigkeit hervor, er sprach von Wortbruch und beleidigte, statt sanft und geduldig zu bitten. Mit einem Worte, während es ihm mit Mühe und Not gelang, etwa die Hälfte der Schuldsumme zugesichert zu erhalten, blieb der andre Teil ein für allemal ungedeckt.

Es war sehr hart für die Witwe. In gedrückter Stimmung, wortlos oder mit heiserer Stimme, wie Sorge und Beklommenheit sie wohl mit sich bringen, von ihrem Unglück redend, verlebten die kranke Frau und der kranke Sohn ihre Tage und mehr als eine schlaflose Nacht. Ihre einzige Zuflucht war das Gebet. Aber wenn hier eine

Tiefe und da eine Tiefe brausen und der Abgrund immer näher gähnt, ist das Menschenherz halb zerbrochen und kann nur noch seufzen.

Man brauchte hier nicht mehr zu fragen: „Was wird werden?“ — sondern die Zukunft war mit unerbittlicher Schärfe vor Augen gezeichnet und lautete: Nackte Armut! Hinausgestoßen aus dem väterlichen Erbe, das bisher Fleiß und Treue bewahrt hatten!

Während es so in dem Witwenhäuschen stand, klappte und klappte die Thür bei Peter Christ und wollte nicht stille stehen. Er war aufeinmal wieder der rechte Mann geworden, bei dem Zorn und Ärger über Wilhelm und seine Mutter sich austobten und aufgenommen wurden, wie sie aufgenommen sein wollten.

„Seht Ihr's nun, wie sie sind?“ sagte Peter Christ und schenkte eins nach dem andern ein, und er war gar kein unrechter Mann, das stand fest, und sie kamen wieder und brachten andre mit, und es war ein lustiges Leben im wilden Mann.

Aber dies war nicht das einzige, was ihn mit Gästen füllte.

Eine Schreckenszeit war angebrochen, nicht für Emmesheim selbst, aber für Landstrecken, die gar nicht allzuweit entfernt lagen.

Der unaufhörliche Regen den Herbst hindurch, starke Schneefälle, besonders in den Gebirgen, deren Wasser den Rhein und seine Nebenflüsse speisten, rasch folgendes Thauwetter und neue Regenmassen hatten in manchen Gegenden Überschwemmungen herbeigeführt. Die Wassersnot stieg von Tag zu Tage. Täglich liefen, bald durch die Zeitung, bald durch mündliche Mitteilungen, neue traurige Nachrichten ein. Dörfer waren überflutet, Städte standen mehr oder weniger unter Wasser und viel Wohlstand und Menschenglück war bereits zu Grunde gegangen.

Emmesheim und die benachbarten Orte genossen den Schutz eines Dammes, der dem immer höher steigenden Rheinwasser wehrte und die heulende Flut eindämmte, obwohl sie die Höhe des Dammes nicht viel über sich ließ.

Die beständigen Nachrichten über schreckliche Verheerungen durch das Wasser, das, wo es einen Ausgang

fand, tiefe Seen bildete, aus denen oftmals weiter nichts als die Giebel der Häuser hervorstarrten, hielten auch die Leute in und um Emmesheim in Spannung. Niemals seit dem Feldzuge gegen Frankreich war die Zeitung dort so sehnlich erwartet worden wie jetzt. Man riß sich darum im Wirtshause. Sie bildete einen gewaltigen Magnet, und im wilden Mann kehrten meistens die Fremden ein, die durch den Ort kamen und neuen Stoff zur Unterhaltung mitbrachten.

Peter Christ war von der Deichkommission zu den Untersuchungen des Rheindammes und zur Beratung wegen etwa notwendiger Arbeiten daran zugezogen worden. Am morgenden Tage stand ein Besuch des Deichhauptmanns in Emmesheim selbst bevor, um dort noch Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen.

Peter Christ vermochte deshalb gleichsam aus erster Quelle zu berichten. Er hatte auswärts die Verheerungen des Wassers mehrfach mit eigenen Augen gesehen und verstand es, davon zu erzählen, als ob seine Gäste selbst dabei wären. Er wurde auf diese Weise wieder der Mittelpunkt des Dorfes, und sein Wirtshaus galt für eine Zeitung voll Neuigkeiten.

Nach einem Tage voll viel Aus- und Eingehens im wilden Mann war endlich der späte Abend gekommen und Stille im Hause eingekehrt.

Peter Christ hatte nur noch den Gewinn, der ihm heute zugefallen war, zu überrechnen, und er that es mit stolzer Befriedigung.

Dann machte er sich an eine andre Arbeit, während die Frauen ihr Tagewerk schlossen und die Nachtruhe aufsuchten. Ihm blieb Tags über so wenig Zeit, daß er eine Nachtstunde zu Hülfe nehmen mußte.

Annlies' Hochzeit stand in einigen Tagen bevor. Die Mitgift von zwanzigtausend Mark lag fast vollzählig in seinem Kasten.

Peter Christ hatte sich im Laufe der Wochen anders besonnen als zuerst, wo er seiner Tochter auch Acker und Wingerten als Heiratsgut mitzugeben dachte. Während diese im Preise zu steigen versprachen, hatte er mit Papieren einige unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie waren

etwas gefallen oder wurden, wie die Rhein-Nahe-Bahn-Obligationen, vom Staat eingezogen, womit Verluste für die Besitzer zusammenhingen. Deshalb hatte Peter Christ seinen Entschluß dahin geändert, seiner Tochter teils bares Geld, teils Papiere als Mitgift zu geben und die liegenden Gründe als das Sicherste, was einen steigenden Gewinn versprach, für sich zu behalten, eine Änderung, mit der Michel Netz vollkommen einverstanden war, da man durch Äcker und Wingerten, die nicht in der Aderlingener Feldmark gelegen waren, allerlei Weiterungen gehabt haben würde, während die Summe, die man in der Hand hatte, sich nach Belieben benutzen ließ.

Mehrere Tage war Peter Christ immer aufs neue verhindert worden, die Gelder einer letzten gründlichen Musterung zu unterziehen. Morgen kam die Deichkommission. Wer weiß, was übermorgen abhielt. Das Geschäft drängte und sollte deshalb gleich erledigt werden.

Sorgfältig wurde jedes Papier gemustert, jede Rolle Gold gezählt, jeder Schein geprüft, ein Tausend Mark nach dem andern notiert. Es fehlte wenig an den zwanzig Tausend Mark, wenige Hunderte, die morgen eingehen mußten. Ein Päckchen überzähliger Wertpapiere, worin das Barvermögen bestand, das ihm nach Auszahlung der Mitgift verblieb, ward an die alte Stelle zurückgeschoben. Da Peter Christ gerade beim Rechnen war, überschlug er gleich auch die in seinem Schuldbuch ausstehenden Summen, die jetzt jeder Tag ansehnlich vermehrte, und schloß dann alles doppelt und dreifach ein, um sich zur Ruhe zu begeben.

Das Schlafzimmer stieß an die Familienstube. Sein Weib war bereits eingeschlafen. Bald umfing auch ihn ein tiefer Schlummer nach dem arbeitsvollen Tage.

Draußen heulte der Tauwind hohl. Die neugefallenen Schneemassen schmolzen im Umsehen und fielen, Flut in Flut, in den wogenden Rheinstrom, der gierig an den Ufern leckte, um einen Ausgang zu finden. In gewaltigen Wogen hob er sich höher und höher. Dumpf brauste und brandete die ungeheure Flut, die von Stunde zu Stunde neuen Zufluß erhielt und im Strombette keinen Raum mehr fand. Kein Sternlein strahlte vom Himmel. Wolkenschwer

und ſchwarz hing der Himmel über der von Wind und Waſſer durchheulten Gegend, die an Schönheit ihresgleichen in den deutſchen Gauen ſucht.

Ein fürchterlicher Stoß erſchütterte das Wirtshaus zum wilden Mann, als wenn eine mitternächtige Fauſt aus den Wolken darauffiele, es zu zermalmen.

Zu gleicher Zeit kochte, ziſchte, brauſte und toſte es in ſeinen Mauern wie von einem Schwarm hereinſtürmender Nachtgeiſter, ein entſetzlich unerklärliches Getöſe, ein unbeſchreibliches Gebrüll niegehörter Stimmen, das lebendige Grauſen um Mitternacht.

Peter Chriſt und ſein Weib ſchnellten von ihrem Lager auf.

„Was iſt das?“

Die Thür zum Nebenzimmer, die leicht angelehnt war, wird donnernd zugeſchlagen.

„Diebe! Räuber!“ ruft Peter Chriſt, die Flinte, die zu ſeinen Häupten hing, herunterreißend und aus dem Bett ſpringend.

„Der Rhein!“ ſchreit er im hellen Atem, und das Gewehr entfällt ſeiner Hand.

Peter Chriſt ſinkt vor Schrecken in die Kniee, aber er rafft ſich verzweifelt auf, denn er iſt unter Waſſer geweſen, und um ihn ziſcht und ſprudelt, brüllt und brauſt es wie aus hundert Abgründen.

Das Jammergeſchrei ſeiner Frau, die nicht mehr im hohen warmen Bett, ſondern im Waſſer ſteht, das die Lagerſtatt bereits überſchwemmt, miſcht ſich mit ſeinem, und die Waſſer des Rheins antworten.

„Um Gottes willen, Mann, wir ertrinken!“ kreiſcht ſie und ſpringt ſtatt auf den Boden in tiefes Waſſer. Die Verzweiflung verzehnfacht ihre Kraft und Überlegung, während ihr Mann wie erſtarrt iſt. „Fort, nach oben, die Treppe hinauf!“

„Ich muß das Geld retten,“ ſtöhnt er und rüttelt an der Thür, die keine Linie breit nachgiebt, weil eine Waſſermauer von beiden Seiten immer höher an ihr emporwächſt.

Er gräbt die Fingernägel in das Holz der Thür, umſonſt!

„Um Gottes willen, komm!“ ſchreit ſein Weib, „das Waſſer reicht ſchon bis an den Hals!“

Sie reißt ihn mit fort nach der andern Thür, die ins Gaſtzimmer führt, und ihr iſt, als wüchſe ihre Kraft ins Ungeheure, als ſie ſich gegen die Thüre wirft. Umſonſt! Eine Waſſermauer ſteht von beiden Seiten, der Rhein iſt Gaſt im wilden Mann.

XIII.

Als das Tageslicht auf Emmesheim und die Umgegend fiel, war alles wie durch einen ſchrecklichen Zauber verwandelt.

Ein Dammbruch war erfolgt und zwar in unmittelbarer Nähe des Wirtshauſes zum wilden Mann. Die raſende Flut hatte ſich hügelhoch mit ungeheurer Gewalt über Emmesheim ergoſſen. Da ſich ziemlich nahe hinter dem Ort die rebenbedeckten, felſigen Höhen erhoben, ſo praliten die ſchäumenden Waſſer dort zurück, verbreiteten ſich längs den Rheinufern, riſſen neue Brüche in den Damm und wuchſen in Emmesheim zu einer ſolchen Höhe, daß, als es Morgen wurde, das Dorf aus der tiefen Flut wie um Hülfe flehend halb hervorſtarrte.

Und immerfort wuchſen und wallten die Waſſer in ſturmgepeitſchten Wogenſchlägen, als wären ſie nicht zufrieden, um das untere Stockwerk der Häuſer einen furchtbaren Gürtel zu legen und durch Fenſter, Riſſe und Mauerbrüche ebenſo hoch im Innern zu ſtehen. Gleich Löwen, die zum Sprunge bereit waren, hatten ſie den Augenblick abgewartet, wo ſie ſich plötzlich, blitzartig, unwiderſtehlich durch den Damm ſtürzten.

Bei einem Brande ſpielen ſich erſchütternde Scenen nicht nur in den Häuſern, ſondern auch auf den Straßen ab. Alles, was nicht helfen und retten kann, drängt und ſtürmt durcheinander, die Feuerſpritzen raſſeln heran, man ſieht Leben, man ſieht Bewegung und Kräfte, die mit dem flammenden Element den Kampf aufnehmen.

Aber hier! Wie flatternde Mähnen von Ungeheuern, die jede Spur des Lebens und Treibens verſcheuchen, rollen Wogen mit grollendem Ungeſtüm durch die Dorfſtraße zwiſchen den Häuſern, die in nachbarlicher Nähe ſtehen,

zwiſchen Haus und Scheune und Stall, ſo daß Menſch und Tier, jedes dem ſchauderhaften Verderben preisgegeben, von einander geſchieden ſind auf Nimmerwiederſehen, wenn nicht eine Macht, ein Element, ſtärker als Waſſer, ihm abringt, was es bereits halb in den naſſen Rachen gezogen hat, die Liebe, die ihr Leben wagt.

Keine Spur eines Lebendigen auf der Dorfſtraße, auf den Höfen, die freundlich beſchattet, im Sommer der Tummelplatz des Hühnervolks und andrer befiederter Hausfreunde ſind, wo die Mägdlein und Knaben vom Haus in den Garten hin und her ihr Spiel treiben und Kühe und Schafe morgens und abends ihren friedlichen Aus- und Einzug halten.

Ihr ſchönen Zeiten des Menſchenglücks, wohin ſeid ihr entſchwunden? Was jetzt auf der Straße oder über die Höfe und durch die Gärten treibt, iſt keine glockenläutende Heerde, ſondern Leichen ſind es, Trümmer, der Tod!

Sonſt nickte wohl ein Nachbar dem andern ſeinen Morgengruß hinüber. Heut nicken ſich die klatſchenden, gurgelnden, ſchäumenden Waſſer zu, die durch die Fenſter aus- und einziehen, als hauſten ſie dort mit Fug und Recht, als wären ſie die lebendigen Herzen, die dort in Luſt und Leid zum Zerſpringen geklopft hätten.

Und langſam, aber ſtetig ſteigt die Flut und leckt über die oberen Schwellen der Fenſter hinaus, um wie ein Räuber die Beute in ihrem Verſteck zu ſuchen, und ziſcht und brüllt empor wie ein tauſendköpfiges Ungeheuer.

Die meiſten Häuſer in Emmesheim waren zweiſtöckig. Ihre Bewohner hatten ſich faſt ohne Ausnahme in den zweiten Stock gerettet, die der wenigen ebenerdigen Häuschen waren durch das Dach gebrochen und ſaßen zähneklappernd vor Kälte und Schrecken auf ihrem Dachgiebel mit Katz und Huhn zuſammen, während unter ihnen die Waſſer kochten und ſchäumten und an dem Giebel lüſtern herumleckten.

Es war eine Schreckensnacht ohnegleichen geweſen, und als endlich der neue Tag über den weiten, wogenden Waſſerſee ſchien, beſtätigte er es, daß leider das Furchtbare kein Traum geweſen war.

In dem Zimmer von Annlies befand ſich Peter Chriſt mit den Seinen, er totenhaft auf dem Bett ausgeſtreckt,

gebrochen, die Hände krampfhaft schließend, hin und wieder mit den Armen zuckend wie im Todeskampfe, sein Weib vor sich hin stierend und manchmal krampfhaft aufweinend, Annlies vollkommen ruhig und gefaßt am Fenster, in die wachsende Flut hinausblickend.

Wie durch ein Wunder waren die beiden Gatten aus dem Wassergrabe, das sie unten angähnte, gerettet worden.

Peter Christ verlor den Kopf, als er die brausende Flut nebenan, wo seine Schätze, so sorglich geborgen waren, ihr Zerstörungswerk anrichten hörte, ohne die Thür öffnen zu können. Er wäre unfehlbar in seinem Schlafgemach ertrunken, da man sich dort vollständig eingesperrt befand. Sein Weib hingegen dachte vor allem an Rettung, und da keine andre Wahl übrig blieb, kletterte sie an der Bettstatt wieder hinauf und zog ihren Mann, der hülflos wie ein Kind war, mit übermenschlicher Kraft nach sich. An der Wand lehnend, erwarteten sie voll Angst den Morgen, der nicht kommen zu wollen schien, bis durch den Anprall einer Sturzwelle, die sich durch das Gastzimmer ergoß, die Holzwand, welche es von dem Schlafgemach trennte, eingedrückt wurde und die Dämmerung einen Ausweg aus dem Wassergrabe zeigte.

Die Gatten erkannten darin einen Wink für sich. Obgleich das Wasser ihnen fast bis zum Munde reichte, wagten sie sich hindurch. War jeder Schritt gefährlich, da Tische, Stühle, Bänke und andres Hausgerät um sie herumtrieben und sie zu treffen drohten, so lag hinter ihnen ein dreifach gewisser Tod. Gestoßen, wankend, zitternd gelangten sie glücklich an die Treppe, wo sie erschöpft Atem holten.

Im Begriff, sich vollends zu retten, kehrte Peter Christ mit dem Verzweiflungsruf „Annlies' Mitgift" in die gurgelnde Flut zurück. Er glitt aus und versank vor den Augen seiner Frau, die eben noch Zeit hatte, ihn am Haar zu fassen und emporzureißen. Er folgte ihr willenlos die Treppe hinauf. Annlies' Stube ward ihr Zufluchtsort, Annlies' Kleider schützten die Eltern vor Erstarrung.

Stunde um Stunde verging, bald unter Jammer und Wehklagen, bald in bedrücktem Schweigen. Man hörte

die Waſſer klatſchen und brauſen, manchmal war es, als ſchwankte das Haus, auf dem Hofe ſchwamm Nero mitſamt ſeiner Hütte eine Beute der Wellen geworden, kläglos umher, im Stalle, der ein wenig höher lag als das Wohnhaus, brüllte das Vieh angſtvoll, man hörte es an den Ketten reißen, auf der Dorfſtraße ſchwamm ein Leichnam, und allerlei Ackergerät, Holz und ein Gartenzaun trieben um ihn herum.

So ward es Mittag.

Keine Hülfe von nah oder fern! Alles ein Flutenwirrſal, und an den Fenſtern der oberen Stockwerke die Geſichter Verzweifelter.

Drüben erdröhnt ein erſchütterndes Krachen. Die Neugier iſt erſtorben, jedes Herz harrt nur auf Helfer, und dennoch fahren alle betroffen zuſammen, ein Ruf des Entſetzens gellt hüben und drüben, die Augen ſchließen ſich, um das Grauſige nicht weiter zu ſehen. Ein Haus in der Nähe des wilden Mannes bricht, von der Flut unterwühlt und durchſpült, zuſammen, bald ſchaukeln die traurigen Trümmer auf den Wellen, Leichname von Menſchen und Tieren tauchen an die Oberfläche herauf und ſchwimmen nach allen Richtungen fort.

Annlies war erbebend vom Fenſter zurückgetreten. Ihr Vater hatte ſich, durch das Getöſe aufmerkſam geworden, aufgerichtet und ſtarrte ſie mit hohlen Augen fragend an.

„Das war ein Haus?“

Sie nickte, während er gefühllos auf das Bett zurückfiel.

Nach einer Weile trat ſie wieder ans Fenſter. Ob ſie nicht von Aderlingen, das ein wenig höher gelegen war, zur Hülfe herbeieilten? Ihrer Eltern wegen hätte Annlies es gewünſcht, für ſich begehrte ſie nichts. Aber wie ſollten ſie herankommen? Wenn auch ein Kahn zur Verfügung ſtand, er galt nichts mehr als eine Nußſchale auf dieſen tobenden Tiefen.

Annlies blickte wieder hinaus und ſtieß einen Schrei aus. Ein Kahn flog auf das Haus zu. Blauröcke ſaßen darin, und der, der mit den Rudern am mächtigſten ausholte, war Friedrich Kerſten.

Der Atem wollte ihr stille stehen. So hatte sie ihn in der Nacht im Traum erschaut!

Mit einem raschen Ruck der Ruder wurde der Kahn unter Annlies' Fenster gebracht, wo er hin- und hertanzte und in Gefahr war, am Hause zu zerschellen.

„Schnell, spring in meine Arme!" rief Friedrich, sie gegen Annlies ausbreitend.

„Erst meine Eltern!"

„Gut, wo sind sie? Rasch! Rasch!"

Annlies drängte Vater und Mutter nach dem Fenster. Sie schraken zurück, als sie, wie ein Gespenst über der tiefen Flut, Friedrich sahen. Aber das Leben ist süß, der Lebenstrieb mächtig. Der Einsturz des Nachbarhauses hatte ihn auch in Peter Christ wieder geweckt. Mann und Weib sprangen in den Kahn.

Aber eine gewaltige Strömung rauschte heran und warf ihn auf ein Haar um. Er wurde eine Strecke weit weggeschleudert. Vergeblich strengten sich die Soldaten an ihn an das Fenster zurückzurudern. Der Sturm peitschte das Wasser schäumend auf. Balken und Bretter von dem zusammengestürzten Hause jagten, auf den wirbelnden Wasser tanzend, gegen den Kahn los, der die größte Mühe hatte, ihnen auszuweichen.

Während er gegen Sturm und Wogen kämpfte, stand Annlies unbeweglich am Fenster. Sie blickte nur nach Friedrich hin.

Aber plötzlich sah man sie sich jäh in die spritzende Flut hinabstürzen.

Die Ruderer, die mit all ihren Kräften bemüht waren, den Kahn an das Haus zurückzubringen, hielten, von Schrecken gelähmt, ein. Das wirbelnde Wasser riß das Mädchen im Nu mit sich fort und trieb es in den Rhein. Zugleich aber wurde die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt durch ein neues erschütterndes Schauspiel, das der Einsturz des Wirtshauses zum wilden Mann darbot. Zischend und donnernd bäumten sich die Wogen auf und schleuderten die Trümmer weit umher.

Peter Christ und seine Frau waren vor Entsetzen über das Wagnis ihrer Tochter starr gewesen. Der Verlust ihres Hauses wirkte vollends wie ein Blitzstrahl, der neben

ihnen niederschlug. Mit einem Schrei brachen sie im Kahn zusammen und wären aus dem hin- und hergeworfenen Fahrzeug hinausgeschleudert worden, wenn man sich ihrer nicht erbarmt und sie mit eigener Lebensgefahr festgehalten hätte. Um sie in Sicherheit zu bringen, lenkte man den Kahn nach der Höhe zu, wo das Häuschen der Witwe Kersten stand. Erst jetzt bemerkte die Besatzung, daß einer von ihr fehlte, Friedrich, der sie nach der Wohnung seiner Mutter gewiesen hatte.

Ein Blick auf das Wasser zeigte, wo er geblieben war, was er vorhatte. Pfeilschnell trug ihn der reißende Strom dahin, man sah ihn tauchen, mit einer Last zum Vorschein kommen, gegen das gewaltige Element ankämpfen und war dann leider durch Häuser, die die Blicke aufhielten, außer stande, ihn mit atemloser Spannung länger zu verfolgen.

Es blieb nichts übrig, als auf die Bergung der beiden Geretteten bedacht zu sein, da es eine Sache der Unmöglichkeit war, Friedrich zur Hülfe zu eilen, den eine zu weite Entfernung vom Kahne trennte und den jede Sekunde weiter wegführte.

Tadel, Bedauern und Bewunderung über sein tollkühnes Unternehmen wurden ausgetauscht. Man kannte ihn zwar nicht anders als voll kühnen Mutes und hatte ihn in der Zeit der Überschwemmungen wiederholt Gelegenheit gehabt zu bewundern; allein dieses Wagestück war so verzweifelt, so hoffnungslos, daß es schade war um den Jungen, der sich zu viel zutraute und das Maß für seine Kraft verlor.

Auf der Fahrt nach jener Höhe, wo das Haus der Witwe wie ein stilles Eden stand, begegnete der Kahn anderen Booten, die teils mit Leuten aus der Umgegend, teils mit Militär bemannt, das Rettungswerk rüstig betrieben. Menschen und Vieh wurden in den Fahrzeugen aufgenommen, so viel sie fassen konnten. Es war der Anfang der Arbeit. Denn das Wasser stieg noch und mit ihm Not und Gefahr.

XIV.

Friedrich hatte dem furchtbaren Element seine Beute entrissen, aber zugleich einen neuen, viel schwereren Kampf mit ihm aufgenommen, um sie glücklich zu bergen.

Wasser weit und breit, wohin er sah, und über der tiefen Flut er und Annlies allein! Von den sonst so blühenden, rechts und links herübergrüßenden Ortschaften war wenig oder nichts zu bemerken, alles schien versunken, ertrunken in der tiefen Flut und der Rhein zur uferlosen Wasserwüste geworden, die niemand ungefährdet durchmessen durfte. So dünkte es dem heldenmütigen Schwimmer.

Das Mark wollte ihm in den Knochen erstarren, als er, die Brust über das Wasser erhebend, einen prüfenden Blick umhersandte und seine Lage blitzschnell überdachte. Doch einen Augenblick nur gönnte er dem brausenden Element diesen Triumph. Annlies fester an sich drückend, dehnte er die stahlartigen Glieder mit kühnem Trotz und bot Kraft gegen Kraft. Ein einziges Element gab es, das der tiefen Flut die Beute aus dem Rachen reißen konnte, die Liebe! Es war kein knabenhaftes Beginnen, womit Friedrich den Rhein zum Zweikampf in die Schranken forderte. Die Liebe ist ein Meer. Sie ist stärker als der Tod.

Kühn warf Friedrich seine Brust den vom Sturm aufgewühlten Wogen entgegen. Es durchglühte ihn mit einem nie gekannten Feuer, seine Glieder bewegten sich elastisch und empfanden keine Ermüdung, er vergaß die nasse Tiefe unter sich und die endlos scheinende Flut um sich her und durchschnitt das Wasser Zug um Zug mit dem Ungestüm einer Seele, die sich größer fühlt als die bewußtlosen Elemente der Natur.

Er war das einzig Lebende, das mit dem schlammigen, wogenden Meere auf Tod und Leben kämpfte. An ihm vorüber trieben Leichname von Menschen und Tieren, Bruchstücke von Häusern, Kinderwiegen, ausgerissene Bäume und andre Zeugen von der entsetzlichen Gewalt der Überschwemmung. Wehe, wenn er mit einem fremden Körper zusammenstieß! Wieder hob er sich hoch empor und spähte um sich. Land! Wo ist Land, wo ein kleiner Uferſaum zum Ausruhen? Es donnerte die Flut auf allen Seiten, die Wasser brüllten weit umher und nebelfern erschienen dem Ermattenden die Höhen, auf denen er als Knabe herumgeklettert war, die Dörfer und Häuser, die er sonst alle gekannt hatte und die, von Wellen umspült, ihm so fremd wie nie gesehen vorkamen.

Er raffte seine Kräfte zusammen.

„Mein Leben für Deins!" flüsterte er, Annlies an sich pressend.

Er durchbrach die Flut von neuem.

Wie das Wasser höhnisch klatschte und zischte, gurgelte und schäumte, das vernahm sein Ohr nicht mehr. Jeder Nerv war bis aufs äußerste in Anspruch genommen durch die jeden Augenblick in Frage gestellte Rettung, welche alles in ihm auf einen Punkt spannte. Aber selbst dieser Punkt entrückte sich allmählich seinem Bewußtsein, die Gedanken liefen ihm wirr wie Ameisen durch den Kopf, vor den Augen fing es an ihm dunkel zu werden, die Bewegungen, die er ausführte, um sich und seine Last über Wasser zu halten und weiter zu bringen, verloren an Ruhe und Sicherheit, sie wurden mechanisch und ermatteten. Mit einer letzten Anstrengung des Willens und des flackernden Bewußtseins erhob er sich noch einmal ein wenig über die spritzende Flut, als ein Schatten über sein Gesicht glitt. Ein fester Gegenstand streifte seine Seite. Er fühlte, daß der Kraftaufwand verbraucht sei, und sank zugleich unter, mit der Hand angstvoll um sich greifend.

Abermals flackerten seine Lebensgeister auf. Er hatte etwas Festes erfaßt und besaß so viel Kraft, sich anzuklammern. Dies erfrischte ihn fühlbar, da es ihm einen Halt gab. Es wurde klarer vor seinen Augen. Ein Kahn war es, der neben ihm lag.

Friedrich begriff, daß jetzt jeder Verzug der Tod sei.

Mit Aufbietung aller Kraft gelang es ihm, Annlies in das schwankende Fahrzeug gleiten zu lassen, das, von den wirbelnden Wassern umspült, sich seiner Hand zu entreißen drohte. Als er der schweren Bürde erledigt war, belebte sich seine Hoffnung. Ein paar Sekunden ruhte er, an den Bord des Kahns festangeklammert, um sich dann mit einem Ruck selbst hineinzuschwingen.

Wie weit seine Kräfte erschöpft waren, kam ihm zum Bewußtsein, als er geborgen am Boden des Kahnes lag. Ein paar Ruder warteten auf die Hände, die sie zu brauchen verstanden. Aber Friedrich fühlte sich zu matt und bedurfte der Erholung. Erst als er nach einer Weile einen tüchtigen Schluck aus der Feldflasche gethan, wuchs

seine Kraft allmählich. Er konnte mit sich zu Rate gehen was beginnen.

Annlies atmete leise, ohne sich im übrigen zu rühren. Friedrich überließ zunächst den Kahn sich selbst und kniete neben der Bewußtlosen, deren Haupt er in seinen Schoß

legte, indem er ihr Stirn und Schläfe mit dem Inhalt der Feldflasche benetzte und rieb und ihr darauf etwas Rum einflößte. Er hatte die Freude zu bemerken, daß er das Rechte getroffen. Ihr Herz pochte lebhafter, und endlich schlug Annlies die Augen auf.

Sie hatte nicht allzu viel Waſſer geſchluckt, es waren vielmehr Angſt und Schrecken, die betäubend gewirkt hatten und, da ſie ſich in einem Kahne ſah, nach und nach von ihr wichen, um die Erinnerung an das, was vorgegangen war, zurückzulaſſen.

Annlies ſah ſich betroffen um.

„Wo ſind meine Eltern?“ fragte ſie haſtig.

Friedrich zuckte die Achſeln und wies rückwärts.

„Wir treiben ſtromab,“ ſagte er, zu den Rudern greifend.

„Waſſer, nichts als Waſſer!“ rief Annlies, aus dem Kahn ſchauend, indem ſie die Hände vor die Augen ſchlug.

„Warum fahren wir allein?“ fragte ſie plötzlich, wie aus einem Schlaf erwachend.

Es lag etwas in ihrem Worte, wie ſie es ausſprach, was halb nach Furcht, halb wie ein Vorwurf klang.

Eine Falte beſchattete Friedrichs Stirn. Er ſagte nichts und ſchlug die Ruder heftig ins Waſſer, daß es aufſpritzte.

„Wir werden wohl eine gute Weile allein zuſammenbleiben müſſen,“ äußerte er, ſeine Gedanken unterbrechend, nach einer Weile, indem er ſeine Blicke nicht mehr auf Annlies' rührenden Zügen, die ſie ſo hülflos, ſo liebebedürftig erſcheinen ließen, feſthielt, ſondern abſichtlich wer weiß wohin ſchaute. „Du wirſt es Dir gefallen laſſen müſſen,“ fügte er faſt rauh hinzu, „die Flut hat auch ihre Launen.“

Dann bückte er ſich, um eine Inſchrift, die an der innern Seite des Kahns angebracht war, zu leſen, fuhr aber wie vor einer unangenehmen Berührung zurück.

„Michel Netz in Aderlingen“ lautete die Inſchrift.

„Du brauchſt Dich nicht vor mir zu ängſtigen,“ ſagte er nach einigem Beſinnen, „wir fahren im Kahne Deines Schwiegervaters.“

„Meines Schwiegervaters?“ wiederholte Annlies im ſelben Ton und kräuſelte die Lippen im alten Trotz.

Sie hatte gemeint, ihn ganz verlernt zu haben, und er bäumte ſich gewaltig in ihr auf.

Friedrich beachtete ſie anſcheinend nicht weiter, ſondern richtete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die ſchwierige

Aufgabe, die zu lösen war. Mit seiner Annlies endlos fortzutreiben auf dem endlosen Gewässer, ohne Ziel und ohne Sorge, wohin? es hätte ihm vielleicht so schön gedünkt, daß er darüber des Ruderns überdrüssig geworden wäre und den Kahn mit tausend Freuden seinem eigenen Glück überlassen hätte. Aber solche Träumereien waren mit der alten Zeit entschwunden. Daß sie hinweggespült blieben, dafür bürgte diese Annlies, die ihm gegenüber im Kahn lag, das Haupt auf die Schifferbank lehnend, über die er, um sie weicher zu machen, seinen Soldatenrock gebreitet hatte, ohne daß Annlies es wußte.

Friedrich gewann im Kahne nach und nach seine Kraft zurück, und es war ein prächtiges Schauspiel, ihn mit den Rudern gegen die Strudel und Fluten im Kampfe zu sehen, den er vorher mit den eigenen Armen so mannhaft bestanden hatte. Da ihn Kälteschauer durchrieselten, war es ihm eine recht willkommene Erwärmung, tüchtig auszuholen und den Kahn nach seinem Willen zu lenken, was bei den mächtig rollenden Wassern dem Zehnten nicht gelungen wäre, ob er auch die beste Übung im Rudern besaß. Zog ihm aber ein Gefühl von Schwäche durch die muskelstarken Arme, so genügte ein Streifblick nach Annlies hinüber, um ihm die Empfindung doppelter Kraft zu geben; er wußte, was auf ihm lag, bis er das Mädchen geborgen hatte.

Annlies dämmerte still vor sich hin, wer hätte sagen mögen, was sie dachte?

Manchmal starrte sie, den Arm auf die Fischerbank stützend und das Köpfchen in die Hand legend, über die Wasser hin wie ins Leere, dann wieder ließ sie das Haupt auf die Bank fallen und schloß die Augen, wenn sie nicht etwa unter den langen Wimpern verstohlene Blicke auf Friedrich warf, während in beiden Fällen ihr Gesicht ein getreuer Spiegel ihres Innern war, auf dem sich fortwährend eine namenlose Scheu und ein stolzer Trotz miteinander abwechselten.

„Wie kommen wir beide eigentlich allein in diesen Kahn von Aderlingen?“ fragte sie auf einmal, sich aufrichtend, in einem herausfordernden Tone. „Was hat das alles zu bedeuten?“

„Was geht es Dich an?“ erwiderte er gleichermaßen zurück.

„Ich will es wiſſen!“ rief ſie herriſch. „Man ſoll mir nichts vorwerfen!“

„Im Kahne bin ich der Herr, obwohl er Deinem Schwiegervater gehört,“ ſagte Friedrich nachdrucksvoll. „Wenn wir am Lande ſind, biſt Du frei, und die Leute werden ſehen, daß ich Dich nicht aufhalte.“

Annlies zuckte kaum merklich zuſammen. Sie blickte erſchrocken zu ihm hinüber und ſchwieg, indem ihr Haupt wieder den Ruheplatz auf der Schifferbank ſuchen wollte. Aber ſie erhob ſich raſch.

„Du biſt naß, Du triefſt von Waſſer,“ rief ſie teilnehmend, indem zugleich vor Froſt und Näſſe ihre Zähne aufeinanderſchlugen und ihr Leib zuſammenſchauerte.

„Es iſt nichts,“ ſagte er kurz, „Du aber frierſt und kannſt krank werden.“

Verlegen um wärmende Kleidungsſtücke, prüfte Friedrich ſeinen eigenen Anzug. Er konnte ihr nichts mehr geben, nachdem er ſeinen naſſen Rock für ſie geopfert.

„Was kümmert es Dich, wenn ich krank werde?“ entgegnete ſie, dem Weinen nah und die Thränen heftig zurückdrängend.

„Es wäre gut, wenn Du es mir nachthäteſt und auch ruderteſt,“ verſetzte er, ein drittes Ruder, das im Kahn lag, hervorziehend.

„Wo wollen wir hin?“

Er zeigte nach der Richtung, wo der Rheindamm liegen mußte.

„Dort hinüber. Drüben iſt die Strömung nicht ſo gegen uns.“

„Was für ein Ort iſt das hinter dem Damm eine Strecke zurück?“

Er zuckte mit den Achſeln.

„Vielleicht Aderlingen, vielleicht auch nicht, wer weiß es? Alles iſt unkenntlich geworden durch das Waſſer und ſeine Verheerungen.“

Annlies ergriff, gehorſam ſeiner Anweiſung, das Ruder und ſetzte es im Takt ein. Nun merkte ſie erſt, was ſeine Ruderſchläge bedeuteten, welch ein achtunggebietender Aus-

druck seiner Manneskraft sie waren und wie sich in ihnen sein prächtiger, markiger Charakter zugleich mit seiner ausnehmenden körperlichen Kraft und Tüchtigkeit aussprach. Sie rückte unwillkürlich weiter zurück auf ihrer Ruderbank, ihre Züge nahmen das Gepräge einer fast kindlichen Scheu und Demut an. Selten wagte sich ein Blick von ihr zu ihm hinüber. Aber ganz meiden konnte sie ihn nicht. Das Aufleuchten ihrer Augen bewies jedesmal, daß solche Blicke Vertrauen und Zuversicht zu ihr zurücktrugen.

Es gelang, den Kahn aus dem Strombett zu lenken, wo die wilde Flut ihr wildestes Spiel trieb. Man befand sich nun in einem angenehmeren Fahrwasser, das zwar von den Windstößen aufgewühlt wurde, aber, ähnlich einem See, leichter zu durchdringen war, da man sich zurückwenden mußte, als der jäh fortschießende Strom, der es fast unmöglich machte, aufwärts zu fahren.

Ein fast unübersehbares Bild des Jammers breitete sich ringsum aus, das endlos gewesen wäre, wenn nicht die Höhen dem Wasser einen unüberwindlichen Wall entgegengesetzt hätten. Kahle Bäume ragten zur Hälfte aus dem Wasser, ihre Äste glichen Armen, die sich nach einer helfenden Hand ausstreckten. Auch hier durchschwamm ein vielerlei von Dingen, die sonst im Menschenleben ihre gute Stelle gehabt hatten, das trübe Element, um seine Schrecken für jedes Auge zu erhöhen. Ortschaften tauchten aus der tiefen Flut auf, jämmerlich zugerichtet, mit Ruinen, die Häuser oftmals bis zum Dach unter Wasser. Keine Spur von Leben erfreute das Auge, nur Krähen und andres gefräßiges Vogelvolk streiften manchmal krächzend und beutesuchend über die ungeheure Fläche.

Annlies wandte sich schaudernd Friedrich zu.

„Ich weiß von nichts, seit ich mich ins Wasser hinabstürzte, weil durch unser Haus ein Knattern und Krachen ging, als sollte gleich alles über den Haufen geworfen werden. Wie ist es mit unserm Hause? Ist es eingestürzt?"

Friedrich nickte.

„Und meine Eltern?"

„Gerettet."

„Ist unser ganzes Gehöft zerstört?"

„Ich weiß nicht. Jedenfalls iſt das Vieh im Stall ertrunken. Als wir heranfuhren, blökte und brüllte es noch. Als wir den Kahn dann an Euer Haus zurücklenkten, war es ſtill geworden. Das Waſſer ſtand zu hoch."

„Alles verloren! Doch was thut es," fuhr ſie, mehr zu ſich ſelbſt redend, fort, „das, was wir verloren, kann kein größeres Unheil über uns bringen, als das, was wir beſaßen. Die Mitgift im Waſſer, es iſt recht ſo!"

Er hatte nur zum Teil gehört, was ſie vor ſich hin ſprach.

„Andre haben alles verloren," tröſtete er gutherzig. „An Geld und Gut hängt auch Glück und Leben nicht allein, und es läßt ſich wohl wieder herbeiſchaffen. Dein Vater hat noch manche runde Summe ausſtehen, was Peter Netz nicht außer acht laſſen wird. Du brauchſt nicht traurig zu ſein. Hinterdrein vergißt ſich das Elend bald, das heut unermeßlich erſcheint."

Sie mißverſtand ihn. Was er in guter Meinung ſagte, dünkte ihr darauf berechnet, ſie zu kränken und aufs tiefſte zu demütigen.

Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. Sie verlor das Ruder aus der Hand, es trieb mit andern Gegenſtänden auf der wogenden Flut dahin.

„Du biſt hart, grauſam, Du biſt unerträglich ſtolz," rief ſie, da Friedrich ihr beſtürzt in das Angeſicht blickte und nicht wußte, was er ſagen ſollte.

„Aber was habe ich jetzt wieder verſchuldet?" fragte er zurück.

„Du willſt mich büßen laſſen, was ich auf der Kirmes verſchuldet, da ich im Übermut von Dir zu dem andern ſprang. Ich bin ſchuldig, da haſt Du mein Bekenntnis, wenn es Dir darum zu thun iſt. Weshalb aber quälſt Du mich und rückſt mir immer von neuem vor, in welche unfreiwilligen Bande ich geraten bin? Iſt das Dein Mut, iſt das Deine Liebe zu mir, von der Du früher ſo oft geſprochen haſt? Iſt das Deiner würdig, nachdem Du bis heute ſelbſt meinem Vater gegenüber vermieden haſt, Gleiches mit Gleichen zu vergelten? Wir ſind hier leider Gottes! allein, und deshalb rächſt Du Dich?"

„Leider Gottes, allein!" wiederholte er, nachdem ſich der Strom ihrer Vorwürfe über ihn ergoſſen. „Was habe

ich denn eigentlich verbrochen? Ich habe Dich bedauert und zu beruhigen gesucht. Also das darf ich nicht einmal. Gut, wie Du willst."

Über ihrem Schelten waren die Thränen getrocknet, um nach seinem Wort mit desto stärkerer Gewalt hervorzubrechen.

„Wozu führst Du mich hier umher?" rief sie dazwischen. „Habe ich Dir nicht gesagt, ich mag es nicht? Ich halte es nicht aus!"

Er zuckte die Achseln und ließ sie reden. Was sollte er ihr davon erzählen, daß er ihr Lebensretter war?

Eine peinliche Stille folgte, von den Ruderschlägen und dem Rauschen des Wassers unterbrochen.

Da kam ein anderer Kahn in Sicht. Der Deichhauptmann saß mit einigen andern Männern darin. Seine Arbeit hatte vorerst ein Ende. Statt dessen wollte er wenigstens retten helfen. Man rief sich kurz an und ruderte eilig weiter, das Notwerk vergönnte keine Muße. Auch ein größeres Fahrzeug, mit Menschen und brüllendem Vieh beladen, fuhr vorüber. Was sich sonst auf dem Rhein begegnete, glitt mit frohem Grüßen an einander hin. Jetzt war alles verwandelt. Kaum wagte man einen Gruß, ein Wort. Jedes war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und das nackte Elend macht stumm.

„Wir werden bald an der Höhe sein, wo das Haus steht," sagte Friedrich. „Dahin reicht das Wasser nicht. Ich kann Dich dort aussetzen, und Du bist frei. Es wird Dir not thun, trockene Kleider zu bekommen."

Annlies antwortete nicht. Sie starrte teilnahmlos vor sich hin.

Friedrich blickte prüfend umher. Irrte er nicht, so war der Ort, dem man sich näherte, Aderlingen. Die meisten Häuser waren bis nah an das Dach von der Flut umspült. Die höher gelegenen schienen von Menschen vollgestopft zu sein. Einige Ruderschläge brachten den Kahn an das nächste, wo Friedrich anlegte.

XV.

In Zeiten der Not wird das Menschenherz durch die Macht der Liebe geweitet, und mit ihm scheint sich zu

vergrößern und zu vervielfältigen, was es an irdischem Gut zu bieten hat.

Es war ein ganz stattliches Bauernhaus, an dem der Kahn anlegte, aber nicht darauf berechnet, viele Menschen in sich aufzunehmen, sondern wie alle solche Behausungen mit wenigen beschränkten Stuben und im übrigen mit Räumen, die den Wirtschaftszwecken dienten. Die Familie war ziemlich zahlreich, ihre Vorräte also für ihren eigenen Bedarf nötig genug, und wo das Haus voll Kindern ist, reichen bescheidene Verhältnisse eben hin, um den Sorgen zu wehren und einen Notgroschen zurückzulegen.

Nichtsdestoweniger wurden die beiden Ankömmlinge aufs freundlichste begrüßt und ermuntert, hier Zuflucht zu suchen, obwohl es im Innern bereits von Stimmen summte und die Neugierigen, die sich an die Fenster drängten, bewiesen, daß zahlreiche Flüchtlinge Aufnahme gefunden hatten.

Annlies saß noch immer auf der Schifferbank und machte keine Anstalt, den Kahn zu verlassen. Friedrich sah sich genötigt, ihr zuzurufen, daß man am Ziele sei.

„Weshalb fahren wir nicht nach Emmesheim?" fragte sie schüchtern.

„Es ist noch weit, und Du wolltest so bald als möglich aus dem Kahne," entgegnete er in möglichst gleichgültigem Tone.

Annlies schwankte einen Augenblick, was sie thun, was sagen sollte. Sie befand sich nicht mehr allein mit Friedrich und fühlte eine leicht begreifliche Scheu, hier mit ihm zu verhandeln.

„Annlies!" rief ihr eine wohlbekannte Stimme zu, bei deren Klang sie zusammenbebte und sogleich bereit war, den Kahn zu verlassen. Man reichte ihr die Hand hinüber, mit einem Satz war sie auf dem Trocknen.

„Katharine, Du hier?" fragte sie, der Bekannten, die sich zu ihr nach der Thüre durchdrängte, die Hand entgegenstreckend. „Wir sind also in Aderlingen?"

„Gerad' in Aderlingen und nirgends anders."

Annlies drehte sich um, als wollte sie wieder in den Kahn.

Ein Verwandter ihres Schwiegervaters trat ihr entgegen und begrüßte sie.

„Wohin?“ fragte er. „Nur hiergeblieben. In das Wirtshaus könnt Ihr nicht. Vor zehn Minuten fuhr ich im Kahn vorüber, da schrie der Karl aus der Bodenluke um Hülfe, das Haus ist meistenteils unter Wasser. Hoffentlich hat es ein solch festes Fundament, daß die Flut ihm nicht das Grab gräbt. Es ist gut gebaut und kann Widerstand leisten. Der Herr Deichhauptmann fuhr an uns vorüber und versprach, das Seine zu thun, um Vater und Sohn und das Gesinde zu retten. Man weiß doch nicht, was das Haus aushält.“

Annlies zwängte sich trotz seiner Abwehr an ihm vorbei und mußte sich gefallen lassen, am Rock festgehalten zu werden.

„Ich leid' es nicht,“ sagte der Mann, „es ist Lebensgefahr dabei, und vielleicht ist der Karl schon gerettet.“

Annlies wandte jetzt von selbst um. Sie nahm wahr, daß Friedrich den Kahn mit dem Stricke, den die Flut vom Pflock losgerissen hatte, am Fensterkreuz befestigte und im Begriffe war, hereinzukommen.

Katharine legte ihren Arm um Annlies und zog sie mit sich, als Friedrichs Stimme hinter ihnen her schallte: „Du wirst gut thun, erst trockene Kleider anzuziehen, wenn Du nicht krank werden willst.“

„Just so wie Ihr,“ sagte Katharine, sich umblickend. „Ach was seid Ihr naß! Ihr müßt beide im Wasser gelegen haben.“

Annlies richtete ihre Blicke fragend auf Friedrich.

„Bei mir ist es nichts,“ versetzte er. „Wer soll trocken bleiben, wenn das Wasser über den Kahn spritzt?“

Er wollte seinen Soldatenrock, den Annlies abgelegt hatte, wieder anziehen, nahm aber die Einladung an, ihn am warmen Ofen aufzuhängen und sich von der angenehmen Wärme durchströmen zu lassen. Man fragte ihn aus über seine Fahrt, erhielt jedoch karge Antworten, die darauf hinausliefen, daß der Kahn stromab getrieben worden sei, eine Auskunft, bei der man so klug war wie vorher. Jeden nahm übrigens das eigene Unglück dermaßen hin, daß er davon am liebsten sprach, oder die Umstände der Nachbarn und Freunde, der Zustand des Ortes, der Äcker und niedrig gelegenen Weinberge gaben reichlichen Stoff

zur Unterhaltung, ſo daß Friedrich weiter unbehelligt blieb.

Während er die behagliche Wärme des Ofens auf ſich wirken ließ und ein Stück Schwarzbrod, das ihm gereicht wurde, mit Heißhunger verſchlang, kehrten die beiden Mädchen, Annlies vollſtändig umgekleidet, in das Zimmer zurück. Die letztere näherte ſich ihm und flüſterte zögernd ihren Dank, den er zu überhören ſchien, worauf ſie ſich wieder heftig von ihm abwandte.

Friedrich wollte keine Zeit mehr verlieren. Er nahm den dampfenden Uniformrock vom Ofen und zog ihn an.

Annlies warf ihm einen flehenden Blick zu, da der Gedanke, ohne ihn in Aderlingen zu bleiben, ſie namenlos bedrückte und in keinem Vergleich ſtand zu der Scheu, ſich aufs neue unter Friedrichs überlegenen Willen beugen zu müſſen, wenn ſie mit ihm allein im Kahne ſaß. Auf dem Waſſer hatte ſie ihm getrotzt, weil ſie die Fahrt nicht begriff und alles als von ihm zu ihrer Demütigung veranſtaltet betrachtete, während ſie jetzt entſchloſſen war, ihm innerlich und, wenn es ſein ſollte, ſelbſt mit Hand und Mund einzugeſtehen, daß ſie allein die Schuldige ſei, und ſich lieber vor ihm aufs tiefſte zu demütigen, ſtatt ſich dazu verdammen zu laſſen, vielleicht durch den Übereifer der einen oder andern Perſon mit Karl Netz zuſammengebracht zu werden. Sein Verwandter machte ſich angelegentlich mit ihr zu ſchaffen, es waren Bekannte von ihrem Bräutigam da, die auf ſie einſprachen und ihr in Ausſicht ſtellten, daß, wenn nicht heute, jedenfalls doch in den erſten Tagen, ſobald die eigentlichen Rettungsarbeiten gethan worden ſeien, ſich ſicherlich ein Mittel finden laſſen werde, ihren Bräutigam herzurufen oder ſie zu ihm und dem Schwiegervater zu fahren.

Annlies wußte nicht, wie ſie ſich von den wohlgemeinten Zudringlichkeiten frei machen ſollte. Sie ſuchte allerlei hervor, um mit Katharine im eifrigen Geſpräch zu bleiben, ſie warf heimliche Blicke auf Friedrich, ob er ſich ihrer nicht annehmen und ſie heimbringen würde; vergeblich, er knöpfte Knopf um Knopf ein, ohne ſich um irgend etwas zu bekümmern, und verließ, ihr kurz zunickend, die Stube.

Eine unnennbare Angst bemächtigte sich des Mädchens. Ohne Zweifel dachte er, den Kahn zu besteigen und ohne sie fortzurudern.

Annlies fragte nichts mehr danach, was man von ihr denken würde, wenn sie allein mit ihm wieder das Fahrzeug einnahm. Sie drängte hinter ihm her und erklärte denen, die sie aufhalten wollten, ohne Verzug nach Emmesheim zu müssen, da ihre Eltern sich zu Tode ängstigen würden.

Friedrich befand sich in der Thür und mit einem Fuß im Kahn, als Annlies ihn erreichte und ihre Hand mit flehender Gebärde auf seinen Arm legte, aber zugleich, wie von einem Schlage getroffen, zurückfuhr, da Karl Netz und sein Vater, eben einem Fahrzeug entsteigend, vor ihr standen.

„Du hier?“ rief Karl erstaunt aus. „So ist doch wenigstens etwas Pfiffer bei dem verdammten Wasser. — Ah!“ machte er, Friedrich neben Annlies erblickend. „Was thut der bei Dir?“

Netz' Vater hatte bemerkt, wie Annlies sich an Friedrich heranbrängte. Sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an, während Karl bald die eine, bald den andern mit höhnisch lächelnder Miene anblickte.

„Kommt herein, Ihr beiden,“ befahl der Alte, seinen Sohn und Annlies ins Haus winkend, „wir haben hier draußen nichts zu thun.“

„Ich muß zu meinen Eltern,“ stieß Annlies hervor.

„Bist Du einmal hier, so gehörst Du zu Deinem Bräutigam,“ sagte Michel Netz streng und ergriff sie beim Arm. „Wie kommst Du hierher?“

„In Eurem Kahn, wenn Ihr erlaubt,“ antwortete Friedrich statt ihrer.

„Wahrhaftig, es ist mein Kahn! Er scheint losgerissen zu sein. Deshalb also ist der Knecht von Wallesheim nicht zurückgekommen, wo er Kartoffeln holen sollte. Oder hat es Euch vielleicht gefallen, eine Wasserpartie mit dem Mädchen zu machen?“

„Hat er Dir auch auf der Flöte vorgeblasen?“ hohnlachte Karl.

Friedrich zwang seinen aufwallenden Zorn nieder.

„Es bedarf keiner Antwort von mir," ſagte er. „Was ich gethan, das iſt meine Sache, fragt in Emmesheim nach, wenn Ihr es wiſſen wollt."

Der Wortwechſel hatte die andern Leute aus der Stube auf den Flur gezogen. Sie erzählten, wie Friedrich mit Annlies zuſammen angekommen ſei, ohne daß man anzugeben wußte, was für ein Bewenden es mit der Fahrt der beiden hatte.

„Es wird ſich alles finden," drohte Netz' Vater und ſchob Annlies in das Haus hinein, wo es ſo voll Menſchen war, daß er trotz ſeiner Bemühungen mit ihr an der Thüre blieb, ohne verhindern zu können, daß Annlies mit einer raſchen Wendung entſchlüpfte und den Kahn zu gewinnen ſuchte.

Karl Netz ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals und drückte, ehe ſie es verhindern konnte, einen Kuß auf ihre Wange.

Annlies ſchrie auf und erwiderte die Zärtlichkeit mit einer ſchallenden Ohrfeige, die Karl zurücktrieb und ihr den Weg frei machte. Indeſſen bevor ſie im Kahn war, hielt Michel Netz ſie am Rock und legte die andre Hand auf das Fahrzeug.

„Es iſt mein Kahn," ſagte er, zu Friedrich gewandt, „ich verbiete Euch, ihn zu gebrauchen."

„Zu andern Zeiten würde das gelten, Herr Netz," entgegnete Friedrich, „diesmal nicht, wo jedes Fahrzeug zur Rettung dienen muß. Laßt den Kahn los."

„Haltet den Kahn feſt!" rief der Alte die andern Männer an, und wirklich ſprangen einige Männer herbei, ihm zu Willen zu ſein.

„Ich ſage Euch, laßt los!" rief Friedrich dagegen, ein Ruder ergreifend.

Karl Netz machte ſich den Lärm und die Verwirrung, welche der Streit zur Folge hatte, zu nutz, indem er Anlies umfaßte und mit ſich zu zerren ſuchte. Aber plötzlich ſtießen ihn zwei Fäuſte dermaßen vor die Bruſt, daß er rückwärts taumelte, das Gleichgewicht verlor und in das Waſſer fiel. Wuthſchnaubend erreichte er wieder das Trockene, prallte jedoch beſtürzt zurück, als er Katharine vor ſich ſah, die von neuem auf ihn losſtürzte.

„Erbärmlicher Wicht," schrie sie, „heut will ich Dir auszahlen, was Du wert bist!"

Wie eine Furie warf sie sich auf ihn, bis es einigen Leuten gelang, das Mädchen zurückzureißen.

Dieser Zwischenfall hatte Karl Netz aufs höchste gereizt. Die Schande, die ihm mit den Fingernägeln blutig ins Gesicht gekratzt war, mußte, so gut es gerade ging, ausgetilgt werden und zwar dadurch, daß seine Rechte an Annlies zum Trotz und Hohn für die andre durchgesetzt wurden. Sein Verwandter befand sich neben ihm. Beide ergriffen Annlies, um sie von dem Kahne fort und in Sicherheit zu bringen.

In diesem Augenblick durchdrang Friedrichs Stimme das Getümmel.

„Einen Mädchenräuber nennt Ihr mich?" rief er donnernd, so daß alles still hielt und lauschte. „Ich will es Euch sagen, was ich bin, der Retter des Mädchens, das ich mit Lebensgefahr den Fluten entrissen und dem eigenen Untergang nah, in den herrenlos vorbeitreibenden Kahn gehoben habe. Ohne mich wäre Annlies eine Leiche!"

„Friedrich, um Gottes willen, rette mich noch einmal und nimm mich mit Dir!" schrie Annlies, der das eine Wort die Binde von den Augen gerissen hatte und die mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Männer ankämpfte.

Es durchdrang sie ein Gefühl unendlichen Schmerzes und unendlicher Wonne. Niemals hatte sie den Geliebten grenzenloser geliebt und herrlicher verstanden als in diesem Augenblick, wo ihr alles klar wurde und wo die Scheidewand, die ihr Trotz gegen ihn aufgerichtet hatte, wie von tausend Wasserströmen bis auf das letzte Körnchen fortgerissen wurde.

Ihr Hülferuf hatte sein Herz getroffen und jubelnden Wiederhall geweckt.

Im Nu stand Friedrich an ihrer Seite und schleuderte die Angreifer rechts und links fort.

„Komm, Annlies," sagte er mild, „ich lasse Dich nicht hier, ich nehme Dich mit."

Netz' Vater hatte von dem Kahne abgelassen und legte seine Hand feierlich auf Annlies.

„Friedrich Kersten," sagte er bebend, „bedenkt, was Ihr thut. Sie ist die Braut meines Sohnes nach dem Willen ihrer Eltern. Die Hochzeit steht nahe bevor. Annlies gehört zu uns und nicht zu Euch."

„Der arme Teufel von Flötenbläser," hohnlachte Karl, vor Wut schäumend, „was nimmt er sich heraus? Ihm würde es freilich passen, eine schöne Mitgift von ihr zu bekommen und die dreihundert Mark auf dem Fleck auszuzahlen, ehe er aus dem Hause gejagt wird."

„Laßt Euch nur nicht gelüsten nach meiner Mitgift," rief Annlies zu dem Buben hinüber, „die liegt mit unserm Hause im Wasser und der Rhein giebt sie nicht wieder her."

„Ist das wahr?" schrie er auf.

„Es ist die nackte Wahrheit, daß ich zwanzigtausend Mark bar weniger wert bin, das heißt nichts für Euch."

„Was einer aus sich macht, das ist er freilich wert," höhnte Karl Netz.

„Sachte, sachte, Ihr beiden!" trat der Vater, der in der allgemeinen Aufregung seine volle Würde wiedergewonnen hatte, zwischen Sohn und Schwiegertochter. „Was geschehen ist, werden die Alten bedenken und beraten, von Euch beiden hoffe ich, daß Euch der Handschlag mehr gilt als das Geld. Auch mein Haus ist beschädigt, meine Äcker und Weinberge stehen unter Wasser. Ohne Geld und Gut geht es nicht in dieser Welt, und das Sprüchwort besagt: „Gleich und Gleich gesellt sich gern." Aber es giebt Höheres, und das sollen Euch die Fluten nicht wegspülen, woher sie auch kommen."

„Hättet Ihr eher danach gefragt und nicht Geld und Gut zum Probierstein gemacht, ob Karl und ich zusammengehören, so wäre es für Euch und mich besser gewesen," entgegnete Annlies entschlossen. „Da steht Katharine, und Ihr wißt so gut wie ich, daß sie ein Recht auf Euren Sohn hat."

Annlies faßte Friedrich keck an der Hand.

„Bring mich in den Kahn," bat sie „Dir danke ich mein Leben und alles."

„Du bist von Sinnen," grollte Michel Netz. „Deine Eltern würden es mir nie verzeihen, wenn ich vor Dir zu

einem Narren würde. Ich sage Dir, Du bleibst und hast mit dem Burschen nichts zu schaffen!"

Friedrich war in den Kahn gesprungen und ließ Annlies, die er in seine Arme gefaßt hatte, sanft nieder, als auf ein rasch verabredetes Zeichen Karl mit einigen andern Männern sie blitzschnell ergriff, während zu gleicher Zeit der Kahn in das wogende Wasser hinausgestoßen wurde. Alles war das Werk einer Sekunde, so unerwartet, so überraschend, daß Friedrich gleichsam erst zu sich selbst kam, als er allein auf der Flut schwamm, und zum Zeichen, daß seine Versuche, Annlies herauszuholen, vergeblich sein würden, die Hausthür zugeschlagen und zum Überfluß mit den schweren Riegeln verwahrt wurde.

XVI.

Trotzdem die Überschwemmung den gewohnten Verkehr der Dorfbewohner völlig unterbrach und die Kunde von den Ereignissen meistens nicht weiter reichte als die eigenen Augen, hatte sich das Gerücht von Annlies und Friedrich mit einer Schnelligkeit verbreitet, welche bewies, einen wie lebhaften Anteil alle gerade an diesen Zweien nahmen. Wohin die Schreckensbotschaft drang, da war auch nicht ein einziger, dem das Herz ungerührt geblieben wäre, da besprach man immer wieder dieses Ereignis, da erwog man alle Möglichkeiten, da mochte man nicht glauben, daß der Tod im Wellengrabe das letzte sei, und mußte sich nichtsdestoweniger eingestehen, daß kaum ein Schimmer von Hoffnung auf einen anderen Ausgang übrig bleibe.

Um so größer war der Jubel und das Staunen, als der, den man zu den Opfern der Überschwemmung zählte, kurz vor Einbruch der Dämmerung wohlbehalten mit frischem Ruderschlage daher geschwommen kam. Die Fenster wurden aufgerissen, selbst von den Dächern erschallte freudiger Willkommensruf, aus den Kähnen des militärischen Kommandos brauste ein vielstimmiges Hurrah, und der Jubel wollte nicht enden, als Friedrich verkündigte, daß sein Wagestück gelungen und Annlies in Aderlingen glücklich geborgen sei.

Friedrich lenkte ſeinen Kahn nach der Wohnung ſeiner Mutter, um vor allem ſie und Annlies' Eltern zu beruhigen.

So wonnevoll ſeine Wiederkehr für Mutter und Bruder war, ſo wenig Dank erntete er von Peter Chriſt und deſſen Frau, die über dem Verluſt ihres Geldes und Hauſes kaum recht zur Beſinnung gekommen waren.

Friedrich hielt ſich nicht lange auf, jede Minute war koſtbar für das Rettungswerk. Auf abgedeckten Dächern harrten frierende hungernde Menſchen auf Hülfe, in vielen Ställen brüllte das Vieh und war vielleicht zu retten, auf allen Seiten ſtarrte die Not aus der tiefen Flut, gab es alle Hände voll zu thun.

Daß Friedrich einen neuen Kahn mitgebracht hatte, war höchſt willkommen, da wegen mangelnder Rettungsboote die Arbeit nicht ſo raſch gefördert werden konnte, als wünſchenswert war, zumal die Nacht allmählich anbrach. Auf Befehl des Hauptmanns, dem das Kommando unterſtellt war, erhielt Friedrichs Kahn eine weitere Beſatzung von vier Mann, alle tüchtige Leute, die dem bunten Rock Ehre machten, wie es ſich denn überhaupt in jenen entſetzlichen Notzeiten wieder gezeigt hat, daß der Soldat nicht allein draußen vor dem Feinde ſeinen Mann ſtellt, ſondern auch in Friedenszeiten der Stolz und Ruhm ſeiner Nation werden kann.

Sobald die Dunkelheit dem Rettungswerk hindernd in den Weg treten wollte, flammten Fackeln auf. Die Soldaten kannten keine Ermüdung, kein Verlangen nach Erholung. Über ihren Köpfen jammerte und rief es um Hülfe aus den Bodenluken, von den Giebeln der Häuser, um sie her schlugen die schäumenden Wellen, ein feiner Regen brauste unaufhörlich herab, heulende Windstöße sprühten das Feuer der Fackeln unheimlich über das schwarze Wasser hin, Mütter flehten die Mannschaft an, sich vor allem ihrer Kinder zu erbarmen und sie ihnen aus den erstarrenden Armen abzunehmen, da und dort krachte mit Donnergetöse ein Haus zusammen, Schreckenslaute von allen Seiten.

Friedrich war unermüdlich überall voran.

Als der Befehl gekommen war, daß das Militär den unblutigen und doch furchtbaren Kampf gegen das verheerende Element aufnehmen sollte, da hatte er wahrlich nicht gedacht, daß seine Hände das Werk auch in Emmesheim angreifen, daß sein Herz mitten in der kühnen Arbeit mehr als einmal voll schmerzlichem Mitleid schlagen würde, wenn er, der Arme, den Freunden und Kameraden, die er vor nicht langer Zeit im Schoße des Glücks gesehen, Hülfe brächte, um ihr nacktes Leben zu retten.

Wie mancher wohl beschämt in sich gehen mußte, indem er bedachte, daß er für seinen Lebensretter kein Geld übrig gehabt, obwohl er es ihm versprochen hatte!

Friedrich wußte um alles. Aber kein niedriger Gedanke haftete in seiner Brust, die sich freudig hob, so oft es gelungen war, neue Menschenleben zu retten.

Und Dank den Erfahrungen, welche er und die Kameraden im blauen Rock von mancher wackeren Rettungsthat nach Emmesheim mitgebracht hatten, waren die Pflichttreue und Menschenliebe, welche die Mannschaft beseelten, von den schönsten Erfolgen begleitet.

Erst um Mitternacht wurde Halt geboten, obgleich gar manches zu thun übrig blieb. Die aufs äußerste angespannten Kräfte versagten endlich den Dienst und forderten gebieterisch Ruhe. Nur Friedrich that noch ein letztes. Der einzige Bruder der Rothin, die wir auf ihrem Krankenlager kennen lernten, lebte als einsamer

Witwer in seiner Hütte, ein alter Mann, der sich von der Milch seiner Kuh und der Wolle seiner Schafe, sowie von ein paar Äckern kümmerlich ernährte, einer jener Redlichen, die nie klagen und immer dankbar sind, so wenig irdisches Gut und Wohlleben sie auch haben.

Der alte Mann war gerettet worden, aber seine einzige Kuh und seine Schafe gingen in der Nacht unfehlbar dem Wassertod entgegen, wenn sie nicht aus dem Stall gebracht wurden. Friedrich machte einige Kameraden willig, ihm zur Seite zu stehen, und hatte die Genugthuung, daß seine Mühe gekrönt wurde. Die Tiere wurden glücklich in den Kahn gebracht und in einer hochgelegenen Scheune eingestellt.

Jetzt erklärten die Kameraden, zu weiterem unfähig zu sein, und er fühlte sich selbst müde zum Zusammensinken. Aber in einem Hause, wo man vorüber fuhr, flehten die Leute vom Himmel zur Erde, ihre Schafe nicht umkommen zu lassen.

„Wir können nicht mehr," versicherten die Wackeren und wollten schnell vorbeirudern.

Das Jammern der Leute durchschnitt Friedrich das Herz. Es war ja sein Dorf, wo er angerufen wurde, es waren Menschen, die er kannte, so lange er denken konnte.

„Laßt mich machen," rief er den Kameraden zu. „Nach dem Stall gerudert! Ihr wartet auf mich mit dem Kahn."

Es war unmöglich, ihm nicht zu Willen zu sein.

Man legte an dem Stalle an. Friedrich wagte sich durch das Wasser zu den Tieren und trug eins nach dem andern die Leiter hinauf auf den Heuboden, bis alle zehn oben waren. Der Dank der Leute schallte ihm nach in die Nacht.

Der neue Tag brachte neue Aufgaben. Es mußte gerettet werden an Vieh und sonstigem Gut, was noch zu retten war, es mußte für Nahrung und warme Kleider gesorgt werden, da es vielen, die dem Wasser mit dem nackten Leben entronnen waren, an beidem fehlte.

Es war eine heiße Arbeit, aber die blauen Jungen kannten ihre Pflicht. Friedrichs genaue Ortskenntnis kam dem Rettungswerk zu statten. Er war der einzige Emmesheimer unter dem militärischen Kommando, dem die

Aufgabe geworden war, hier Hülfe zu bringen, Heinrich Roth und andre Emmesheimer Jungens waren mit andern Kommandos auf dem weiten Überschwemmungsgebiet verteilt, wie denn auch Friedrich bereits weiter rheinauf vor den Augen seiner Vorgesetzten rühmliche Lorbeeren gepflückt hatte. Alle Kraft, Kühnheit und Liebe, die in ihm war, wurde entbunden, da er, gleichsam Mann gegen Mann, Aug' in Auge, das Ringen auf Tod und Leben mit seinem Heimatsstrom, dem Rhein aufnahm. Wenn man bei einem solchen ebenso traurigen, wie schrecklichen Kampfe von einer Lust reden darf, so war sie in Friedrichs Wesen und Erscheinung mächtig ausgeprägt vom ersten Augenblick an, wo es galt, der gewaltigen Flut ihre Beute an Menschen und Gütern selbstvergessen zu entreißen.

Seine alles überwindende Aufopferung wurde über Erwarten gekrönt.

Annlies kam ihm am Vormittag in einem Kahn entgegengerudert. Sie winkte ihm freudvoll zu, er antwortete mit frohem Jauchzen und beide lasen sich aus den Augen ab, daß nicht ein Körnlein mehr zwischen lag, daß alles, was sie die Zeit her trennte, in der tiefen Flut begraben und vergessen war, in der tiefen Flut, aus der ihre Liebe wogenmächtig geboren wurde. Ihre Herzen flogen sich zu im Leuchten der Augen, im Jubel der Lippen im Winken der Hände und in jedem flammte heiß das Gelübde: „Mein Leben für Deins! Und eins für immer!"

Er ließ sie vorüberfahren, obwohl er am liebsten in die Flut gesprungen wäre und sich zu Annlies in den Kahn geschwungen hätte, um sie auf seinen Armen jubelnd hoch empor gen Himmel zu heben und sie der ganzen großen Welt zu zeigen als seine wellengeborene, niemals vergessene, immergeliebte Annlies, seine Braut, die er, wenn es sein müßte, noch einmal aus den wilden Fluten holen wollte, welche sie ihm zu entreißen drohten, und die er niemals einem andern mehr gönnen wollte, niemals, seit sie die Arme nach ihm ausgestreckt und gerufen hatte: „Rette mich noch einmal!"

Die Pflicht hielt ihn gebieterisch zurück, sie hatte jetzt das erste Recht an ihn. Aber er winkte und jauchzte Annlies ohne Scheu nach und Annlies ihm, daß es alle

ſahen und hörten und wußten, die beiden ſind eins und keine Macht wird ſie voneinander reißen.

Gegen Abend war alles geſchehen, was in den Kräften des militäriſchen Kommandos ſtand, denn teilnehmende Menſchen aus höher gelegenen Ortſchaften gingen mit Nahrung und warmen Kleidern, Holz und Licht für die Überſchwemmten ſchön zur Hand, wobei es ſich herrlich offenbarte, daß die Fluten des Rheins einen Strom opfernder Liebe geweckt hatten.

Nach einer kurzen Raſt dachte das Kommando denſelben Abend Emmesheim zu verlaſſen, um andern Notleidenden in der Nachbarſchaft thatkräftig beizuſtehen.

Friedrich benutzte die Muße, ſich nach der Höhe hinzurudern, wo ſeiner Mutter Haus wohlgeborgen ſtand.

Er kam mit hochklopfendem Herzen, die Freude ſtrahlte ihm aus den Augen, als er leiſe die Thür öffnete.

Seine Mutter und Wilhelm ſah er nicht in dem Familienzimmer, aber Annlies, die, das Geſicht von Thränen überſtrömt, auf der Bank am Tiſche ſaß und nicht zu Worte kommen konnte, während ihr Vater in tobendem Zorn hin und her ſchritt und ihre Mutter manchmal ein keifendes Wort wie einen ſpitzen Nagel gegen Annlies ſchleuderte. „Ich verſtehe, aber ich will nichts weiter hören, Du ungeratenes Kind! Schweig mir von dergleichen! Wir ſollen unſern Willen unter Deinen beugen, wir ſollen zuſehen, wie Du Deinem Bräutigam Böſes nachſagſt und Friedrich Kerſten, dieſem Lumpenjungen und Hungerſauger, dieſen Flötenbläſer, dieſen Narren, wie Du den zu Deinem Schatze machſt und den Gerüchten recht giebſt, die uns die Unehre anthun wollten, Dich und ihn zuſammenzuſprechen? Daraus wird nichts, ſage ich, Dein Vater, noch lange nicht, ſage ich Dir, noch lange nicht, noch lange nicht, niemals, niemals! Karl Retz iſt Dein Bräutigam und nächſtens Dein Mann, das vergiß nicht!"

„Die Schlange!" ziſchte Frau Chriſt auf ihrem Schemel am Ofen. „Poſſenſpiel das mit ihrem Sprung ins Waſſer und ihrer ſogenannten Rettung! Abgekartet, ausgemacht iſt alles. Deshalb war ſie ſo ruhig und ſchien ſo verſtändig, als wir die Ausſteuer fertig machten."

„Donner und Doria!" rief ihr Mann, „wer Herr

im Hause ist, will ich doch sehen. Er soll mir überhaupt vor Augen treten, dieser Hallunke!"

Er wandte sich nach der Thür und bemerkte Friedrich, der eingetreten war und alle Worte unfreiwillig aufgefangen hatte.

Friedrich kämpfte einen Kampf mit sich selbst, der schwerer war als sein Ringen mit den Rheinwogen. Das Blut schoß ihm siedendheiß in die Schläfe und nach dem Herzen, unwillkürlich ballte er die Fäuste, als sollte er hier in seinem Hause einmal reinen Tisch machen. Mühsam gelang es ihm, die Aufregung, die ihn durchglühte und durchzitterte, niederzuhalten. Sein Auge fing einen flehenden und zugleich liebesinnigen Blick von Annlies auf, der ihn entwaffnen half.

„Guten Abend zusammen," sagte er mit möglichster Ruhe. „Sind meine Mutter und Wilhelm nicht hier? Ich wollte ihnen Lebewohl sagen, da unser Werk gethan ist und wir gleich weiter müssen. In Floresheim soll die Wassersnot groß sein."

Peter Christ trat ihm mit einer unverschämten Miene entgegen.

„Scher dich zum Teufel!" schrie er ihn an. „Der Annlies Ade sagen, nicht so? Ich werde Euch beiden die Narrheit austreiben, wenn nicht anders so mit dem Besenstiel, auf dem die Heren zum Tanzplatz reiten und Hochzeit halten."

„Was habe ich Euch gethan, Herr Christ?"

„Schlingel infamer, der Du bist!" rief Peter Christ, durch die sanfte Frage ermutigt, „raus, sage ich! Da hat der Zimmermann das Loch gelassen."

„Vielleicht kommt die Zeit, wo Ihr mir dieses Haus verbieten könnt, heute jedenfalls nicht."

„Frecher Bube, ich will es Dir bald genug zeigen, ich will es diesem Pack wahrhaftig zeigen! Da sind Erbarmen und Nachsicht nicht am Platz."

„Die habt Ihr uns ohnehin nicht bewiesen, Herr Christ. Wem verdanke ich es denn, daß ich Soldat werden mußte, was andre in meinen Verhältnissen nicht brauchten? Euch, Herr Christ, ohne Zweifel."

„Mir sollst Du es zu verdanken haben, daß Du auch

Soldat bleibſt und wahrhaftig nicht loskommſt!“ ſchrie Peter Chriſt.

„Nun, Herr Chriſt, für den Augenblick will das nicht viel ſagen, da ich leider für meine arme Mutter doch nichts verdienen könnte.“

„Und die dreihundert Mark zusammenscharren, wie? Nein, Du Lumpenpack, das würdest Du auch dann nicht können.“

„Herr Christ, ich bitte! Ihr beleidigt nicht mich allein, sondern auch diese Uniform, die ich in Ehren zu tragen denke.“

„Noch recht lange, wenn es nach mir geht!“

„Das ist nicht Eure Sache, wenn Ihr erlaubt, obgleich ich Euch diese Uniform verdanke. Wozu aber das Streiten? Ich bin gekommen, Euch Lebewohl zu sagen.“

„So! Ich dachte, Eurer Mutter?“

„Auch Annlies, Herr Christ.“

Mit raschem Schritt trat er auf Annlies zu und reichte ihr herzlich die Hand hin.

„Adieu, Annlies! Auf Wiedersehen!“

Sie ergriff seine Hand mit warmem Druck und lächelte ihm unter Thränen in die Augen, daß es ihm wie Sonnenschein über das Gesicht fuhr.

„Lebe wohl, Friedrich, auf Wiedersehen!“

Frau Christ war mit einem zischenden Laut vom Stuhl gefahren und machte eine Bewegung, als wollte sie ihren Mann zwischen die beiden stürzen, während er über die Ruhe und Zuversicht, womit die Liebenden Abschied nahmen, wie versteinert dastand, bis er sich mit einem plötzlichen Ruck auf Friedrich warf.

„Gebt Platz, Herr Christ,“ sagte dieser ruhig und schob ihn in einer Weise zur Seite, daß dem Gegner die Überlegenheit des Burschen zu entschieden zum Bewußtsein kam, als daß er einen neuen Angriff gewagt hätte. Allein dadurch war seine Kraft nicht erschöpft.

„Die Wasserfluten werden verlaufen, dann kommt die Abrechnung, Du Lump!“ knirschte er.

„Herr Christ,“ entgegnete Friedrich, sich umwendend, „wir wollen uns dieses Gottesgericht in den Fluten dazu dienen lassen, uns besser auf das, was recht und gut ist, verstehen zu lernen. Ich bitte Euch, laßt den Haß fahren. Was hab' ich Euch eigentlich gethan?“

„So, Du Ausbund von frommer Unschuld?“ rief der Wirt. „Donner und Blitz, warum ersäufen Dich nicht die Gerichtsfluten? Es steht irgendwo: Der Eltern

Segen bauet den Kindern Häuser und des Vaters Fluch reißet sie nieder! Das halte Dir vor."

„Der Mutter Fluch, Herr Christ! Übrigens ist es eins, wir verdienen ihn nicht, und deshalb wird er uns nicht treffen."

„So wahr ich hier stehe und dieses Haus in kurzer Zeit mein ist, eher soll die Welt untergehen, als daß Ihr beide ein Paar werdet!"

„Versündigt Euch nicht, Herr Christ, die Wasser können noch anders reden als diesmal! Aber genug. Adieu!"

Friedrich stieg, vom wüsten Schelten der beiden Eheleute begleitet, die Treppe hinauf und fand oben Mutter und Bruder, den letzteren im Bette voll fieberhafter Aufregung, die erste gebeugt neben dem Lager auf einem Stuhl.

„Friedrich! Friedrich!" rief die Mutter, die Hände ringend, „Du selbst treibst uns aus unserm Hause. Peter Christ thut ganz, als ob er hier Herr wäre, er hat uns vorher aus der Stube gewiesen, wir müssen hier oben sein und frieren und uns unter unserm eigenen Dache fürchten."

„Laßt gut sein, liebe Mutter, thut mir die Liebe und seid geduldig. Es zuckt mir in den Fingern. Ich möchte ihn und sein Weib den Berg hinunterwerfen. Aber um Annlies hab' ich mir alles sagen und bieten lassen. Mutter! Mutter! Wir zwei sind eins geworden in der tiefen Flut!"

„Ach, mein Kind, mein Kind! Wo denkst Du hin?"

„Mutter, es ist hier etwas in meiner Brust, das sagt mir, wir sind heraus aus der tiefsten Flut. Und wenn die beiden Alten sich an das Mädchen hingen, meine Arme lassen nicht mehr los. Mein Leben für seins und seins für meins!"

„Gott geb' es, Friedrich! Aber ach!"

„Mutter, sei getrost! Ich hoffe, bald lassen sie mich frei vom Militär. Der Herr Hauptmann hat mich über unsre Verhältnisse genau ausgefragt und mir dabei freundlich auf die Schultern geklopft."

„Und wenn Du los kommst, was dann?"

Friedrich dachte einen Augenblick nach.

„Dann — — Mutter, das andre wird auch gefügt!"

Sein Mut, seine Freudigkeit belebten Mutter und Bruder. Sie sahen ihm noch lange nach, als sein Kahn auf der Flut tanzte.

XVII.

Die Wasser hatten sich verlaufen, aber was unter ihnen begraben gewesen war, erhob sich nicht mit jugendlicher Frische und Schönheit, wie etwa eine berieselte Wiese kräftig emporblüht und die Bewässerung mit einer Fülle von Gras und Blumen lohnt. Trümmerhaufen hatte die Flut geschaffen, Trümmerhaufen blieben zurück.

Die niedrig gelegenen Weinberge waren vom Wasser durchfurcht, die Reben zum Teil ausgerissen worden. Auf den überspülten Feldern gab es keine Wintersaaten mehr.

Die menschliche Mühe und Hoffnung waren hinfällig geworden.

Unendlich verschieden äußerten sich die Wirkungen der Wassersnot bei den davon Betroffenen, die endlich wieder hervorkommen, die noch von Rinnsalen gedrängte Dorfstraße durchschreiten und die Größe ihres Verlustes berechnen konnten.

Halbverzweifelt starrten viele auf die zerstörten oder beschädigten Heimstätten, Gärten, Felder und Wingerten, andre nahmen den schweren Schaden gelassener und ergebener hin; hier drohte und fluchte man auf gen Himmel, dort blickte man zu ihm empor mit der Ergebung und Hoffnung, welche dem Glauben an eine alles leitende Vaterhand eigen sind; bei den einen bitterer Groll oder stummes Trotzen, bei den anderen die Gewißheit, daß alles zum Besten dient, und die letzteren waren jedenfalls die Stärksten, die Glücklichsten.

Auch Peter Christ und die Seinen waren von der sicheren Höhe, wo das Häuschen der Witwe unversehrt auf die Verheerungen hinabschaute, niedergestiegen, um nachzusehen, was ihnen genommen und was ihnen geblieben war.

Die Stelle, wo das Wirtshaus gestanden hatte, enthielt nichts weiter als Steingerölle und einiges Balkenwerk. Das meiste war fortgetrieben worden. Hingegen hatten Stall und Scheune, die fester gebaut waren und ein wenig

höher lagen als das Wohnhaus, dem Anprall der ſchäumenden Fluten im ganzen Stand gehalten, wodurch freilich das Vieh nicht gerettet worden war.

In dumpfer Verzweiflung, die ſich hin und wieder in wilden Flüchen Luft machte, überſchlugen Peter Chriſt und ſein Weib den Verluſt an Hab' und Gut, und nachdem ſie ſich eine allgemeine Überſicht über die Lage der Dinge verſchafft hatten, wühlten ſie mit Hacke und Schaufel, die ſie ſich ohne lange Nachfrage bei der Witwe Kerſten verſchafft hatten, in dem Schutt ihres Hauſes. Sie konnten und mochten nicht glauben, daß die zwanzigtauſend Mark Mitgift für Annlies auf immer dahin ſein ſollten. Zwanzigtauſend Mark! Abgedrungen hatte Michel Netz die hohe Summe. Die Wogen feilſchten nicht. Sie nahmen ſie in einem Sturz auf Nimmerwiederſehen.

Fieberhaft haſtig wühlte Peter Chriſt und ſein Weib den ganzen Tag unaufhörlich in Schutt und Moraſt herum. Heiße Schweißtropfen traten ihnen vor Spannung auf die Stirn. Für nichts hatten ſie Ohr und Auge als für ihren Schatz. Wo ſie etwas wie ein Papier entdeckten, da riſſen ſie es angſtvoll an ſich, um es ebenſo raſch von ſich zu ſchleudern, da ſie die Hoffnung betrog. Wo die Werkzeuge einen hellen Klang gaben, da arbeitete man ſich mit jäher Haſt hinein, bis es ſich herausſtellte, daß man an Nägel oder Steine angeſchlagen hatte.

Verſtört kehrten die Eheleute bei Anbruch der Dunkelheit unter das ſchützende Dach der Witwe zurück, ohne das ſie nicht gewußt hätten, wo ihr Haupt hinlegen.

Halb gebrochen von Enttäuſchung, dann wieder wie in Raſerei verlebten ſie eine Stunde, die ihnen zu einer qualvollen Ewigkeit wurde. Bisher hatten ſie ſich an einen Schimmer von Hoffnung gehalten. Es lag auf der Hand, ihr Geld war unrettbar verloren, nichts, nichts hatten die gierigen Wogen übrig gelaſſen.

Peter Chriſt wütete, daß er die Koſten geſcheut, ſich ein neues, maſſives Wohnhaus hinzuſtellen. Er wütete, daß ſeine Berechnungen durch eine blinde Macht, durch die höhere Gewalt des Elements zu Schanden geworden. Er wütete und tobte über die Deichkommiſſion, über alles.

Annlies ſaß ſtill für ſich in eine Ecke gedrückt. Sie

war vor den Eltern nach Hause zurückgekehrt, um die Abendsuppe zu bereiten, hatte aber ihre kurze Freiheit dazu benutzt, um nach oben zu springen und sich der Witwe zu Füßen zu werfen, um sie anzuflehen, ihren Eltern zu verzeihen, daß sie sich wie Herren in einem fremden Hause benähmen. Um Friedrichs willen bat sie, ihren Bitten Gehör zu geben. Was in ihren Kräften stehe, werde in alle Zukunft geschehen, um das schreiende Unrecht wieder gut zu machen.

Wilhelm polterte in seiner Weise die ganze Bitterkeit, die sich in seinem Herzen angesammelt hatte, heraus, ehe seine Mutter sprechen konnte.

Womit Annlies denn gut machen könnte, was eine Schande vor Gott und Menschen sei? Sie wisse so gut wie er und wie jeder, daß Friedrich ein Träumer sei,

wenn er in Wahrheit glaube, daß er und Annlies jemals ein Paar werden würden, es sei denn, daß ihre beiden Eltern stürben. Sie möge lieber hingehen und es ihren Eltern ins Gewissen schreien, ob es recht sei, daß man Gastfreundschaft so vergelte. Freilich, bald genug gehöre dies Haus nicht mehr seiner Mutter. Man könne sich an fünf Fingern abzählen, daß kein Stäubchen Erbarmen an jenem Tage aufkommen werde, nachdem schon vorher das härteste Unrecht gewaltet habe.

Wilhelm stieß das alles so unaufhaltsam hervor, daß keine der beiden Frauen zu Worte kommen konnte. Aber die Witwe hatte das junge Mädchen, das so flehend und jammernd vor ihr lag, längst aufgehoben und in ihre Arme geschlossen. Sie weinten sich nun beide aus und erleichterten gegenseitig die Herzen, die zum Überfließen voll waren. Als Annlies erschrocken über ihr langes Verweilen, hinunterschlüpfte, hörte sie die Eltern vor der Thür.

Sie war voll Angst, weil die Suppe ungekocht geblieben war. Zum Glück dachten die Eltern in ihrer Gemütsverfassung nicht daran, die Abendmahlzeit einzunehmen, ihr Verlust nahm sie völlig hin. Annlies holte das Versäumte nach, ohne daß es bemerkt wurde, und zog sich, nachdem sie den Suppennapf aufgetragen, stillschweigend in eine Ecke zurück, da sie ebenso wenig Lust verspürte zu essen, wie ihre Eltern.

Etwa nach einer Stunde rief der Vater nach Licht. Es war ihm ein Brief eingefallen, der ihm am Tage übergeben worden, aber wegen der ununterbrochenen, fieberhaft betriebenen Arbeit zwischen den Trümmern des Hauses ungelesen geblieben war.

Das Schreiben enthielt nur wenige Zeilen.

Wilhelm Netz machte die Anzeige, daß er die Verlobung seines Sohnes Karl mit Annlies für aufgehoben betrachte, da Annlies es thatsächlich bewiesen habe, daß das alte Gerücht von ihrem Verhältnis zu Friedrich Kersten auf Wahrheit beruhe — —

Peter Christ stieß einen Schrei des Schreckens aus, er ließ das Papier fallen und spreizte seine Finger krampfhaft gegen Annlies aus.

„So weit hast Du es also richtig getrieben. Sie

haben Dir den Stuhl vor die Thür geſetzt. Du biſt entehrt und haſt Deinen Eltern die ewige Schande angethan" —

„Um Gottes willen, was iſt es?" rief Frau Chriſt und brach dann in ein verzweifeltes Weinen aus.

„Schweig!" ſchrie Peter Chriſt ſeine Tochter an, als ſie reden wollte. „Hat es mir doch beinah geahnt, als Du ohne Karl von Aderlingen hergefahren kamſt und nach und nach mit allerlei herausrückteſt, wobei mir heiß und kalt wurde —"

„Es ſind ja alles Lügen, was ſie ſagen und ſchreiben," rief Annlies erregt. „Warum habt Ihr mich nicht angehört und ausſprechen laſſen? Der Brief würde Euch nimmer ſo getroffen haben, Ihr wüßtet um alles."

„Ja, wir wüßten um alles! Wir wiſſen es, hier ſteht es Schwarz auf Weiß. Sie wollen Dich nicht! Das iſt klar und deutlich, nicht wahr? Zurückgeſtoßen, unehrlich gemacht und zwar um eines Lumpen wegen, wie der Friedrich Kerſten, und das alles jetzt, jetzt, wo wir unſer Vermögen verloren, unſer Haus verloren haben!"

Peter Chriſt ſtieß den Schemel zurück und lief wie unſinnig in der Stube hin und her.

„Auch das noch!" ſtöhnte er. „Auch das noch! Solch eine Tochter!"

Annlies trat frei an ihn heran.

„Vater," ſagte ſie bittend, „hört mich dieſes einzige Mal an!"

„Weg! Ich will nichts von Dir hören!"

Er ſtieß ſie heftig zurück.

„Eins will ich Dir gleich ſagen, bilde Dir nicht ein, daß Du Deinen Kopf durchſetzen und den Lumpen heiraten wirſt. Es ſoll mir koſten, was es will, aber Karl Retz und kein andrer wird unſer Schwiegerſohn. Verſtehſt Du? Was ich ſage, dabei bleibt es, dafür bin ich!"

„Er wird es nie, Vater, denn er hat eine Braut!"

„Dich hat er und keine andre," ſchrie Peter Chriſt.

„Nein, Vater, Katharine heißt ſie, und Herr Retz hat öffentlich bekannt, daß ſie die erſten und einzigen Rechte an ſeinen Sohn hat."

Peter Chriſt ſchnellte mit dem Kopf in die Höhe.

„Was iſt das für unſinniges Geſchwätz?"

Annlies kannte ihren Vater und wußte, daß es ihr jetzt endlich frei stand, ihm alles mitzuteilen, was vorgefallen war. Hörte er sie auch diesmal nicht an um ihretwillen, so doch um so gewisser aus dem Grunde, seine Maßregel genau treffen zu können.

Als der Kahn, in welchem Friedrich sich befand, in das Wasser hinausgestoßen und die Thüre zugeschlagen worden war, spielte sich in dem Hause eine Scene ab, wie sie die Leute in Aberlingen noch nicht erlebt hatten.

Annlies hatte früher vergeblich auf die entschiedene Bundesgenossenschaft Katharines gerechnet und sich schließlich darin ergeben müssen, dem Willen ihrer Eltern geopfert zu werden. Die beiden Mädchen standen hier gleichsam Schulter an Schulter, von dem Gefühl durchdrungen, daß eine wunderbare Fügung ihnen die Waffen in die Hand drückte, womit sie die Übermacht der Verhältnisse besiegen und ihr Recht erringen könnten.

Als Annlies wider Willen und trotz des heftigsten Sträubens von Friedrichs Seite gerissen und in das Haus hineingeschleppt worden war, bedurfte es nur weniger Augenblicke, um sie den Vorteil ihrer Lage erkennen zu lassen.

Indem sie Karl von sich zurückstieß, erbat sie sich Gehör von der ziemlich zahlreichen Gesellschaft.

„Es thut mir leid," rief sie, „aber ich muß Euch rund heraus sagen, was Recht und Gerechtigkeit verlangen. Katharine ist die Braut von Karl Retz gewesen, ehe er mich begehrt hat. Karl Retz hat ihr das Eheversprechen gegeben, und sie hat ihm getraut, wie man einem Manne vertrauen kann. Davon haben meine Eltern so wenig gewußt, wie ich. Aber hinterdrein habe ich erfahren, daß er Katharine unglücklich machen will, um mein Geld zu bekommen."

„Das lasse ich nicht auf mich kommen, eher wollte ich sterben! Habt Ihr davon gewußt, Herr Retz? Ich halte Euch für einen Ehrenmann und habe Eure selige Frau so lieb gewonnen, als wäre sie meine zweite Mutter gewesen. Wie würde sie geurteilt haben, wenn sie alles gewußt hätte? Was sagt Ihr, Herr Retz? Könnt Ihr wollen, daß Euer Sohn eine himmelschreiende Sünde besiegelt, indem er ein anderes Weib nimmt?"

Eine lautlose Stille folgte.

Katharine trat an Annlies' Seite und richtete ihre durchbohrenden Blicke auf Karl Netz, der rot vor Wut, nicht wußte, was thun.

„Wenn sich ein Mädchen danach benimmt, daß ein Bursch mit ihr spielt, so ist sie schuldiger als er," sagte Michel Netz. „Aber dennoch, bist Du dem Mädchen das Eheversprechen schuldig geworden, Karl? Ja oder nein?"

„Er will leugnen," rief Annlies, da er Ausflüchte murmelte. „Katharine, sprich Du, vor Gottes Angesicht, ohne nach Menschen zu fragen!"

„Alles, was Annlies gesagt, ist wahr!" rief Katharine. „Du hast es mir zugeschworen, Karl Netz, daß Du nie einer anderen gehören wolltest, Du hast mir nachher Geld geboten, wenn ich Dich nicht nennen wollte, aber ich mag Dein Geld nicht und sage Dir hier öffentlich, Du hast Deinen Schwur gebrochen, als Du um Annlies warbst und Du brichst ihn alle Tage und meine Flüche sollen Dich treffen, wenn Du Annlies oder eine andre betrügen willst, da Du Dich mir zugeschworen hast."

Die Haltung der Anwesenden bewies deutlich, auf wessen Seite sie standen. Karl Netz, der Miene machte, sich durch Frechheit aus der Schlinge zu ziehen, verstummte, als er merkte, wie sehr die allgemeine Stimmung gegen ihn war und daß er selbst in seinem Vater keinen Verteidiger fand.

„Ich habe Dich gefragt," wiederholte der letztere, zu seinem Sohn gewandt, ohne die unbewegliche Würde einen Augenblick fahren zu lassen, „ob Du dem Mädchen das Eheversprechen schuldig geworden bist oder nicht. Ja oder nein?"

Karl Netz war zu feige, um eins oder das andre auszusprechen. Er schwieg und schlug verwirrt die Augen nieder.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort," riefen mehrere Stimmen.

„Ich dulde nicht, daß unser Name weiter befleckt wird," sagte Michel Netz nach kurzem Besinnen sich zur Ruhe zwingend, obwohl er am ganzen Leibe bebte.

„Was man geschworen, soll man halten. Du bist mein Sohn, und ich will, daß Du Dein Versprechen hältst.

Annlies kann nicht Deine Braut ſein. Aber," wandte er ſich an die letztere, die freudig aufatmete, ich habe Dir auch ein Wort zu ſagen. Es bleibt dabei, daß Du dem andern nachgegangen biſt, als Du meinem Sohne verlobt warſt, und bevor Dein Verhältnis zu Karl gelöſt war, haſt Du Dich vor meinen Augen an ihn gedrängt. Auch wenn mein Sohn nicht an eine andre gebunden wäre, hätte ich Deinem Vater geſchrieben, was ich ihm ſchreiben werde, daß die Verlobung Deinerſeits null und nichtig geworden iſt, weil das Gerücht von Deinem Verhältnis zu Friedrich Kerſten ſich als richtig herausgeſtellt hat."

Daß Annlies ſich gegen dieſe Darſtellung der Sachlage verwahrte und gehörig rechtfertigte, nützte ihr nichts. Sie hatte keine Zeugen zur Seite, und der Augenſchein ſprach gegen ſie, was aber ihrer Verteidigung am meiſten entgegenſtand, das war der eiſerne Kopf des Vaters, der nun einmal, um wenigſtens einen dünnen Schleier über die Schuld ſeines Sohnes zu decken, durchaus auch die bisherige Braut des Schuldigen auf ihre Weiſe ſchuldig wiſſen wollte.

Am nächſten Tage gelang es Annlies, einen Kahn zu erhalten, der ſie zu ihren Eltern brachte.

Dies war es, was ſie dem Vater erzählte, um ihm zu beweiſen, daß der Abſagebrief einen ganz andern Grund hatte als den, den er erhielt.

Ihre Worte fanden ſchlechten Boden.

Peter Chriſt war und blieb außer ſich über den Bruch mit dem reichen Michel Netz in Aderlingen. Zwar hatte er im geheimen gezittert wegen der verbrieften zwanzigtauſend Mark, aber ſie waren für ihn auch heute nicht unerſchwinglich, da ſeine Äcker und Weinberge verhältnismäßig wenig gelitten hatten. Er gab auch jetzt nicht die Hoffnung auf, daß man wieder anknüpfen könne, was ſein ſchwerer Verluſt doppelt wünſchenswert machte.

„Narrheit, ſich an die Dirne kehren!" rief er. „Der Alte hat eine ſchwache Stunde gehabt. Ich werde ihm beweiſen, daß Euer Verlöbnis mehr gilt als die leichtſinnigen Streiche, die ja wohl vorkommen. Und Du ſpiele Dich nicht als die leibhaftige Tugend auf, man merkt die Abſicht und wird Dir und dem Lumpen von Flötenbläſer

die Narrheit auszutreiben wiſſen. Das ſage ich Dir, ſo wahr ich Dein Vater bin!"

„Vater," rief Annlies voll Angſt, „es kann nicht Euer Ernſt ſein, nachdem Ihr alles wißt."

„Das iſt meine Sache, ſchweig!" donnerte er ſie an. „Du wirſt mich lehren, was ich thun ſoll! Da ſind wir doch klüger als Du und verſtehen die Schliche. Du biſt die Braut von Karl Retz, das merke Dir, danach halte Dich!"

„Niemals mehr werde ich ſeine Braut!" rief Annlies außer ſich.

Ein Schlag ins Geſicht brach ihren Widerſpruch. Im Herzen gelobte ſie ſich, lieber zu ſterben, als noch einmal nachzugeben.

XVIII.

„Annlies," ſagte Peter Chriſt, als er einige Tage ſpäter von einem Beſuch in Aderlingen zurückkehrte, „wie war das eigentlich an dem Abend, weshalb lieſſt Du hierher nach dem Hauſe der Witwe bei Nacht und Nebel? Was thateſt Du hier? Zu wem und was wollteſt Du?" Es ſind Nichtsnutze drüben in Aderlingen. Sage mir alles genau an. Heut will ich Dich anhören und Dir glauben, denn Du biſt mein Kind."

Annlies traute ihren Sinnen nicht. Sie dachte, ihr Vater ſei irre.

„Fürchte Dich nicht," ſprach er weiter, als ſie faſt beſtürzt ſchwieg. „Es könnte ſein, Du hätteſt recht in allem, was ich freilich früher nicht glauben wollte, aber heute für möglich halte. Sage mir ganz genau, was Dich hierher trieb. War es der Friedrich, wie?"

Annlies verſtand nicht, wo die ſanfte Rede hinauswollte. Wer weiß, was wieder in Aderlingen zuſammengekartet war? Was es auch ſein mochte, ihr Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt, die zerriſſene Kette nie und nimmer zuſammenfügen zu laſſen.

Da ihr Vater auf ſie eindrang, die alte Geſchichte zu wiederholen, ſo gab ſie nach und erzählte den Hergang einfach der Wahrheit gemäß.

„Kannſt Du ſchwören, daß Du nicht mit dem Friedrich gekoſt haſt?“ fragte der Vater.

Annlies wünſchte ſagen zu können, daß ſie es gethan. Sie glaubte zu bemerken, was er bezweckte. Er wollte ſie von dem Verdachte der Untreue reinigen und mit Karl Retz wieder alles ins Gleiche bringen. Allein es war unmöglich, etwas hinzuzuſetzen oder fortzulaſſen.

„Vater,“ ſagte ſie traurig, „wenn es ſein müßte, könnte ich ſchwören, daß ich die reine Wahrheit geſprochen habe.“

„Ich glaube Dir, Kind, und will Dich darüber nicht weiter ſtrafen, daß Du mir gerade entgegengearbeitet haſt. Denn dieſes Haus muß mein ſein, nach der Überſchwemmung erſt recht. Aber laſſen wir das zunächſt. Sage mir, wie kam es, daß Du mit Friedrich im Kahne von Michel Retz, der den Knecht damit nach Wallesheim geſchickt hatte, auf dem Rheine fuhrſt und in Aderlingen mit dem Burſchen betroffen wurdeſt?“

„Annlies erzählte kurz, was ſie wußte, ihren Sprung aus dem Fenſter, weil das Haus in allen Fugen erbebte und wankte; wie Friedrich ſie in den Kahn gehoben und nach Aderlingen gebracht; wie er ſich erſt geweigert, ſie weiter mitzunehmen, da ſie mit ihm in ungerechter Weiſe getrotzt habe, und daß er am Ende ſamt dem Kahn in die Flut hinausgeſtoßen worden ſei.

„Kannſt Du alles beſchwören?“ fragte Peter Chriſt abermals in demſelben ruhigen Ton.

„Frage die Leute im Ort, ſie werden die Wahrheit wohl bezeugen,“ entgegnete Annlies. „Sie haben mir geſtern erzählt, wie ihnen die Haare zu Berge ſtiegen, als Friedrich ſich bei unſerm Hauſe aus dem Nachen, in dem wir alle gerettet werden ſollten, in das ſchäumende Waſſer warf und mir nachſchwamm auf Tod und Leben und mit der grauſigen Flut kämpfte wie ein Löwe, bis er und ich vom Waſſer weggeriſſen wurden und ihnen aus den Augen kamen. Ich hätte ſehen wollen, welcher andre das für mich gethan hätte. Karl Retz wahrhaftig nicht.“

„Friedrich hier, Friedrich da, und Karl iſt der leibhaftige Böſe, nicht wahr?“ ſpottete Peter Chriſt, um dann gleich ernſthaft hinzuzuſetzen: „Es iſt gut, Du biſt unſchuldig, wie ich ſehe.“

„Aber Vater, weshalb kümmert es Euch heut auf einmal?“ rief Annlies plötzlich.

„Das geht Dich zunächst wenig an.“

„So viel wie mein Glück.“

„Das ist meine Sache ebenso gut.“

Er schwieg und blickte nachdenklich vor sich nieder.

„Ich werde es ihnen zu Schanden machen,“ murmelte er, „ich bringe Zeugen. Das falsche Spiel soll ihnen drüben in Aderlingen gelegt werden. Die Bedingung war eine Mitgift von zwanzigtausend Mark. Ich stehe dafür, und wenn mir die Flut von neuem ihr verdammtes Lied heult. Ich will doch sehen, ich! Stelle ich die Mitgift von zwanzigtausend Mark, so hab' ich den Trumpf. Die Nichtsnutze die in Aderlingen! Glaube gar, wir gelten ihnen nichts mehr, sind Lumpen in ihren Augen, und deshalb muß Annlies auf jeden Fall schuldig sein. Sie sollen sich umsehen! der Streich gelingt ihnen nicht, ich halte sie fest.“

Er sprach diese Worte mehr zu sich als zu Annlies, die jedoch den Stand der Dinge daraus deutlich erkannte. Der Vater hatte, nachdem er nach Aderlingen geschrieben und ohne Antwort geblieben war, sich um Mittag selbst aufgemacht, um mit Michel Netz zu verhandeln. Es schien schlecht abgelaufen zu sein. Michel Netz versteckte die Schande seines Sohnes hinter Annlies' vermeintlicher Schuld, die ihm herhalten sollte, die Verlobung für ungültig zu erklären, was ihm um so leichter ankam, als Annlies nach der Überschwemmung nicht mehr die gute Partie war, wie vorher. Während Michel Netz sich auf solche Weise aus der schwierigen Lage, in die sein Sohn sich und ihn versetzt, herauszuwinden und die eigentliche Sache, um die es ging, das Vergehen seines Sohnes, zu verstecken suchte, da sie seinem Stolz, seiner Würde ohnehin einen gar schweren Schlag gab, bemühte sich der Vater dagegen, ihm den erkünstelten Vorwand zu entziehen und ihn zu nötigen, entweder an der Verlobung Karls mit Annlies festzuhalten oder die Schande seines Sohnes öffentlich ein für allemal anzuerkennen. Die Sachlage spitzte sich also zu einem Kampfe zwischen den beiden Vätern zu, wobei der Eisenkopf und die Schlauheit des Aderlingener Wirts in Annlies die leise Hoffnung weckte, daß es ihrem Vater nicht gelingen

werde, seinen Willen durchzusetzen. Nur eine leise Hoffnung. Denn Peter Christ war gewandt und erfindungsreich wie kein Zweiter, wenn er eine Sache auszufechten hatte. Wer in schwierigen Fällen Rat brauchte, lief zu ihm. Die Gesetze hatte er an den zehn Fingern, und zu drehen und zu deuteln verstand er aus dem FF.

Peter hielt es nach reiflichem Überlegen für zweckentsprechend, es durch einen Brief an Michel Netz abzumachen, was er zu sagen hatte, damit man nicht vom Hundertsten ins Tausendste komme, wie es bei Streitfällen so leicht geschieht, wo dann der eigentliche Punkt, um den es sich handelt, verrückt und verdunkelt wird und man nie ein Ende findet.

Peter Christ schrieb kurz und klar, der Streitpunkt, den Michel Netz aufgebracht habe, um der Absage einen scheinbaren Grund zu geben, sei ganz hinfällig. Nach genauer Untersuchung der Fälle, die Michel Netz anführe, habe sich's herausgestellt, daß Annlies von all und jeder Schuld frei sei. Sie habe sich zu dem unüberlegten Schritt, abends nach dem Hause der Witwe zu gehen, lediglich durch ein unangebrachtes Mitleid wegen der gekündigten dreihundert Mark verleiten lassen, aber mit Friedrich nicht einmal ein Wort ausgetauscht. Was die Kahnfahrt anbelange, so stehe es Netz frei, den Thatbestand in Emmesheim selbst zu erfragen, und er werde dann von den Augenzeugen hören, daß Annlies und Friedrich alle beide im Wasser gelegen hätten und, wenn der Kahn ihnen nicht begegnet wäre, unfehlbar untergegangen sein würden. Übrigens dürfe Michel Netz den Verlust, der durch den Zusammenbruch des Wirtshauses zum wilden Mann und durch die fortgeschwemmte Mitgift von zwanzigtausend Mark entstanden sei, nicht übermäßig ins Gewicht fallen lassen. Der Name Peter Christ in Emmesheim bürge dafür, daß die zwanzigtausend Mark am Hochzeitstage nicht fehlen und daß überhaupt die Scharte bald wieder ausgewetzt sein würde. Er sei der Mann dazu. Michel Netz möge zum Beispiel an den Plan mit dem neuen Kaffeehause denken. Die Hütte der Witwe lasse sich prächtig in ein Schweizerhaus umändern, und die Lage oben am Berge mit der Aussicht! Er stehe dafür, daß die Fremden in Scharen kämen. Der wilde Mann solle auch bald wieder aufge-

baut ſein, zumal die Nebengebäude ſich im ganzen gut gehalten hätten. Endlich ſtehe es außer Zweifel, daß Karl durch ſeinen Streich mit Katharine in keiner Weiſe gebunden ſei, ſonſt müßte er wohl noch mehr Mädchen heiraten. Auf ſolche Sachen dürfe man kein Gewicht legen. Verſprechen hin, Verſprechen her! Geld thue es auch. Das wiſſe man. Wo das hinaus wolle, wenn man alles ſo genau nehme und auf die Wagſchale lege? Das brauche man nicht. Kurz und gut, er betrachte ſeine Annlies und Karl nach wie vor als Verlobte und wegen der zwanzigtauſend Mark ſolle die Hochzeit nicht auf die lange Bank kommen. Er rechne alſo darauf, daß Michel Netz ſein voreiliges Abſageſchreiben als nicht geſchrieben anſehe. Es werde ihm leid thun, wenn im andern Fall Unkoſten und Weiterungen entſtänden.

Peter Chriſt fertigte mit guter Hoffnung einen Boten ab, um das Schreiben nach Aderlingen zu bringen und gleich die Rückantwort in Empfang zu nehmen.

Der Bote kehrte heim ohne Antwort. Herr Netz habe nicht Zeit gehabt.

Tage voll peinlicher Unruhe und Spannung ſchlichen dahin. Annlies glaubte, triumphieren zu können. Dann überfiel ſie wieder die Angſt, Michel

Netz möchte erſt die Sache mit Katharine ordnen wollen, und daß er bei ſeinem Anſehen und ſeinen Mitteln es fertig bringen könnte, ohne Karl an ſie zu binden, war gewiß.

Peter Chriſt hielt es bald nicht länger aus.

Er ſandte einen zweiten Boten zu Michel Netz und hatte die Genugthuung einen Brief zu erhalten, den er mit zitternden Händen aufriß. Er war mit lakoniſcher Kürze verfaßt.

Michel Netz ſchrieb, was er geſehen habe, als Friedrich und Annlies einander ſo hübſch geholfen hätten, das habe er geſehen. Er wünſche auch Glück zum Kaffeehauſe, das Annlies beſonders lieb ſein werde. Was er und Karl im wilden Mann an Unkoſten verurſacht, möge Herr Chriſt getroſt aufſchreiben, die Rechnung ſolle bezahlt werden. Er möchte doch nicht, daß Herr Chriſt Unkoſten hätte.

Peter Chriſt zerknitterte das Schreiben in heller Wut. Das ihm zu bieten, einem Mann, wie ihm! „Potz Element!“ Eine Rechnung, ja eine Rechnung wolle er zunächſt einmal aufſetzen, daß dem Aderlingener die Ohren klappten. Ihm das anzuthun, einem Manne, der auf dem Kreistage das Wort führe und der der erſte Mann in ganz Emmesheim ſei, in ganz Emmesheim! Auf dem Kreistage ſei nur der Herr Landrat über ihm. „Donner und Blitz!“

Daß es an dem Tage in Emmesheim nicht eingeſchlagen hat, war wunders genug.

„Mord und Tod! Donner und Blitz!“

Für Annlies glich das grimmige Fluchen dem Eisbrechen im Frühling. Ihr Herz hüpfte, wenn ſie gleich den Kopf hängen ließ, um das Wetter nicht auf ſich zu entladen. Sie machte ſogar das Leibgericht für den Vater, Eierkuchen, der im praſſelnden Fett ſchwamm. Faſt wäre er ihr um die Ohren geflogen, denn er war verſalzen, behauptete Peter Chriſt, und er hatte gewiß recht, obwohl das Salz nicht vom Salzfaß, ſondern von dem Briefe herkam.

Nach Tiſche ſchrieb Peter Chriſt die Rechnung für Michel Netz in Aderlingen. Sie war noch um ein Stück kürzer abgefaßt, als der Brief von Michel Netz.

„Herrn Michel Netz, Aderlingen.

Unkosten-Rechnung für einen Handschlag im wilden Mann . . .	307 Mk.	13 Pf.
Desgleichen für einige Extrabesuche im wilden Mann	163 „	04 „
Summa	470 Mk.	17 Pf.

Um den Betrag umgehend ersucht

Peter Christ, Emmesheim."

„Es ist noch zu wenig," sagte er, seinem Weibe das Papier hinhaltend, „aber genug, um ihm zu zeigen, was nachkommt, da er Annlies, die mit seinem Karl im Kasten gehangen hat, zur Närrin macht. Es soll ihn wurmen."

Der Bote kehrte wieder mit leeren Händen zurück. Herr Netz habe nicht Zeit gehabt.

Peter Christ war wütend. Mit knapper Not wartete er zwei Tage, worauf er einen neuen Boten mit einer energischen Mahnung abfertigte.

Der Bote kam zurück mit der Unkosten-Rechnung, unter der sich der Vermerk befand: „Rechnung spezifizieren! Michel Netz."

Peter Christ konnte seine Verlegenheit durch nichts besser verbergen, als durch neue Blitze und Donnerschläge. Die Sache fing an, ihm unangenehm zu werden. Es kostete Mühe und Schweiß, die Unkosten einzeln herzuzählen, und so viel er sich auch die Fingernägel abbiß, kam er bei der Spezifizierung nicht höher als bis auf 103 Mk. und 3 Pf., welche letztere er so sorgfältig hinsetzte wie die Pfennige bei den 470 Mk., damit Michel Netz sich an ihnen reiben möchte.

Dem Boten schärfte er ein, unter keiner Bedingung von der Stelle zu weichen, bis Michel Netz ihm Antwort oder Geld eingehändigt habe.

In gespannter Erwartung verging der Nachmittag. Nach dem Sprichwort: „Was lange währt, wird gut", fingen Peter Christ und sein Weib an zu hoffen, daß Michel Netz wenigstens, wie der Jäger vom Wilde sagt, gestellt sei.

Endlich traf der Bote mit Antwort ein.

Sie lautete:

„Unkosten-Rechnung für einen achttägigen Aufenthalt von Annlies Christ bei mir.

Logis	pro Tag	1	Mk.	50	Pf.	. .	12	Mk.	—	Pf.
Heizung	„ „	—	„	50	„	. .	4	„	—	„
Licht	„ „	—	„	20	„	. .	—	„	80	„
Bedienung	„ „	—	„	50	„	. .	4	„	—	„
Essen u. s. w.	„ „	3	„	—	„	. .	24	„	—	„
Ferner ein Kahn beschädigt						. . .	58	„	23	„
						Summa	103	Mk.	03	Pf.

Unkosten-Rechnung des Herrn Peter Christ:
103 Mk. 03 Pf.
dito meine 103 „ 03 „

Balanciert.
Michel Netz — Aberlingen."

Peter Christ wollte seinen Augen nicht trauen. Es flimmerte ihm immerfort vor denselben.

Er hatte seinen Meister gefunden.

Hoch und teuer verschwur er sich, mit einem so unanständigen Hause, wie dem von Michel Netz in Aberlingen, wolle er nichts mehr zu thun haben, jeder Zusammenhang müsse abgebrochen werden, nicht mehr denken dürfe Annlies an Karl, und der Name Netz solle niemals mehr in seiner Gegenwart genannt werden, eine Drohung, die Annlies so ernst nahm, daß sie ein für allemal entschlossen war, an keinen als an Friedrich zu denken und die Stunde zu segnen, wo sie seinen Namen vor Vater und Mutter mit dem Stolz der Liebe nennen durfte.

XIX.

Peter Christ entfaltete eine lebhafte Thätigkeit für die Bauten, die er plante.

Da war vor allem das Haus der Witwe, das er durch einen Bauverständigen einer genauen Besichtigung unterwerfen ließ. Er hatte große Eile und konnte den Tag, wo das Haus rechtlich sein Eigentum war, nicht abwarten. Die Witwe Kersten wehrte sich gegen seine Eigenmächtigkeit, was in ihren Kräften stand. Wilhelm schalt mit Macht und fiel aus einem Krampfanfall in

den andern, Annlies sprach durch Thränen ohne beobachtet zu werden, — nichts vermochte die Schaffenslust, oder sollen wir besser sagen, die Schaffensraserei, die in Peter Christ gefahren war, aufzuhalten, alles in ihm brannte wahrhaft darauf, den erlittenen Verlust in möglichster Kürze wieder einzuholen und aus dem Feuer der Trübsal stärker, reicher, einflußreicher als vordem hervorzugehen.

Es stand außer Frage, daß im Frühling, wenn der Strom der Fremden anfing, sich über die schönen Rheingegenden zu ergießen, die Erinnerungen an die schreckliche Katastrophe, welche durch die Überschwemmung herbeigeführt worden war und ihre Spuren auf langehin sichtbar machte, um so zahlreichere Reisende herbeiführen würden, die wenigstens hinterdrein einen Eindruck von den elementaren Ereignissen gewinnen wollten. Alsdann mußten Räumlichkeiten zu ihrer Aufnahme bereitstehen, das ehemalige Häuschen der Witwe mußte ein gesuchter Verkehrspunkt sein, von wo sich mit einem Blick das Gebiet der Überschwemmung und ihrer Verheerungen einigermaßen übersehen ließ. Ein Vergnügungspunkt mußte über ihm auf der sicheren, anmutigen Höhe hergestellt sein, der dem Geschmack und den Erwartungen des reiselustigen Publikums entsprach und den womöglich auch die Lokalpresse, wie das Kreisblatt, die Rheinzeitung und andre Blätter, gehörig hervorheben mußte.

Peter Christ war voll von diesen Gedanken, die ihm Tag und Nacht zu schaffen machten, und fast in einem fort in Bewegung zwischen der Stelle, wo der wilde Mann, dessen Wiederaufbau ihm dringend am Herzen lag, gestanden hatte, und zwischen dem Hause der Witwe, das er im Geiste bereits im Schweizerstil ausgeschmückt und erweitert vor sich sah.

Um das Geld für die kostbaren Bauten war ihm nicht bange. Er hatte Kredit, ohne Zweifel auch jetzt noch. Seine ausgedehnten Wingerten, die trotz ihrer niedrigen Lage — der besten Lage in Emmesheim — merkwürdigerweise von den Fluten wenig beschädigt worden waren, ebenso Äcker und Wiesen stellten ein hübsches Stück Vermögen dar und einige bare Gelder versprach der Monat Januar, der dicht vor der Thüre war.

Der Mann besaß in der That einen Schaffenstrieb, eine Zähigkeit und Willenskraft, einen Unternehmungsgeist und praktischen Verstand, die seinem kühnen Wurfe das Ziel zu sichern schienen. Trotz der Flut, trotz seinen Unglücksfällen, trotz dem ablehnenden Stolze des Aberlingeners, trotz allem, was ihm in den Weg geworfen wurde, ja zum Trotze gegen all und jede höhere Gewalt entwarf er seine Berechnung mit einer Gewißheit und Zuversicht, die jedes Einwurfes spottete.

Rechnend, planend, sich über alles, was zu hindern drohte, stark und rücksichtslos hinwegsetzend, immer thätig, ob er hin und wieder ging, maß, prüfte, probte, ob er saß und grübelte, so fand er Vergessenheit für das, was geschehen war, Ersatz, Genugthuung und eine Aussicht, die seinen unermüdlichen Eifer mit reichem Gewinn lohnte.

Dazwischen hatte er in der Kreisstadt amtlich zu thun, wurde zu wichtigen Beratungen des Kreisausschusses berufen, erteilte Ratschläge, wie den Armen, die durch die Überschwemmung um ihr alles gekommen waren, am besten zu helfen sei, bewies ebenso seine Teilnahme am Lose der Bedrängten, wie seine Fähigkeit, die rechte Hand der Komites zu werden, welche sich zum Besten der Überschwemmten gebildet hatten, und wußte sich zum Mittelpunkt des Liebeswerks auf dem Lande zu machen.

Peter Christ lebte wieder auf. In dem Gewirr und Geschwirr von Thätigkeit war ihm am wohlsten, darin ging er auf. Die Wichtigkeit seiner Person machte er bei jeder Gelegenheit bemerklich, und es gab viele Gelegenheiten dazu. Gegen einen solchen Mann war die Witwe, deren Aufenthalt in dem Häuschen nur noch nach Tagen zählte, vollkommen ohnmächtig. Wer hätte gewagt, einer Witwe recht zu geben, die gegen einen solchen Ehrenmann klagbar wurde? In der Kreisstadt war eine Stimme über ihn, er wurde erhoben und als ein Mustermensch hingestellt, den kein Schlag beuge, den vielmehr der härteste Schlag immer thätiger für die Nöte seiner Mitmenschen mache. Etwas anders lautete das Urteil auf dem Lande, besonders in Emmesheim selbst. Jedoch man weiß, wie ängstlich der Landmann ist, sich keiner Gefahr, keinem Nachteil auszusetzen, weshalb er hundertmal schweigt oder Ja

ſagt, wo er Nein meint. Ganz im ſtillen, unter der Hand, bei gleichgeſtellten Genoſſen thut er den Mund auf, und manchem würden die Ohren gegellt haben, wäre er von dem, was die Leute ſich über Untreue, Härte, Überhebung und Schlimmeres einander zuflüſterten, verſtändigt worden. Peter Chriſt ward im ſtillen nicht beliebter, ſondern gefürchteter. Er wußte es recht wohl, aber es war ihm gerade recht. Er war eben ein Emporkömmling, eine Art Menſchen, die, wenn ihr der Adel der Geſinnung, vor allem Demut und Lauterkeit, fehlt, am allerunerträglichſten iſt, die frech genug iſt, im Vertrauen auf ſich ſelbſt und ihr Glück alles zu wagen, gewaltſam, eigenmächtig, eingenommen von ſich ſelbſt, heimtückiſch und eigennützig, um ſich im Strebertum immer weitere Stufen der Macht und des Genuſſes zu erringen, eine Art, die alle und alles braucht als Sproſſen der Leiter, auf der ſie ſteigt, die nichts achtet als das, was ſie fürchtet, der nichts heilig iſt, als ihr Name.

Frau Chriſt blieb ihrem Manne gleichgeſinnt zur Seite, während Annlies manchmal, wie im Vorgefühl eines ſchweren Sturzes, zuſammenſchauderte, ohne ſich die geheime Angſt erklären zu können, und dann wieder jubelte es in ihr auf, daß ſie frei war — frei und doch nicht frei!

Annlies ſchloß ſich an die Witwe Kerſten innig an, litt und weinte mit ihr und nahm ſich ihrer nach Vermögen an.

Die Witwe wußte jetzt, wozu ihr Haus auserſehen war. Das war ihr das Schwerſte bei der Sache. Ihr liebes, frommes Heim den Zwecken eines Mannes verfallen zu ſehen, der den Ruin mehr als eines Menſchenlebens und Familienglücks auf dem Gewiſſen hatte, der niemals nach dem Schaden andrer, ſondern immer nach dem eigenen Gewinn fragte, der andre ausſog, um ſich vollzuſaugen, nichts bedrückte ſie ſo ſchmerzlich, wie dies. Tauſendmal lieber hätte ſie ihr trautes Haus in fremden Händen geſehen, die es im gleichen Sinn und Geiſt hegten und pflegten, wie ſie und wie es ihr Seliger gethan. Aber ſie mußte ſich darein ergeben, daß, wenn nicht im letzten Augenblick Hülfe hereinbrach, es unfehlbar dem Wirt für ſeine

Zwecke in die Hand fiel, da er alles daran setzte, seinen Plan zu verwirklichen.

Ihre Freundschaft mit Annlies war ein Geheimnis. Peter Christ und sein Weib würden sie um keinen Preis geduldet haben. Wilhelm in seiner etwas kindischen Weise verehrte das Mädchen, das auch zu ihm so liebevoll, fast schwesterlich war, wie einen Engel in Menschengestalt, und da er zu Friedrich mit einer ähnlichen Verehrung emporblickte, fügte es sich leicht, daß er unumwunden zu ihr mit einer Begeisterung von ihm sprach, die ihr Herz mit lebhafter Freude erfüllte.

Friedrich hatte seltsamerweise nichts von sich hören lassen, seit er durch sein heldenhaftes Rettungswerk im Munde aller Emmesheimer war. Dann und wann schlugen sagenhafte Gerüchte ihre Wellen in das Dorf hinüber, wie das, daß er auch anderwärts Ausgezeichnetes geleistet, bei seinem Hauptmann und den höheren Offizieren in gerechtem Ansehen stehe und sich ihres besonderen Wohlwollens erfreue.

Alles, was von Zimmerleuten und Maurern vorhanden war, hatte alle Hände voll zu thun. Für Anfang Januar, der vor der Thür stand, war, so weit es die Jahreszeit erlaubte, eine Reparatur der Nebengebäude des wilden Mannes in Aussicht genommen worden. Zugleich sollten dann einige vorbereitende Arbeiten für den geplanten Neubau des Wirtshauses und Umbau des Hauses, das augenblicklich die Witwe noch mitbewohnte, begonnen werden.

Das Wetter blieb nach wie zuvor.

Bald durchfuhren dichte Regenschauer das Land, bald entluden sich die Wolken in hohen Schneemassen, vornehmlich in den Gebirgen, und nachdem es fast ununterbrochen so fortgedauert hatte, fing der Rhein wieder an zu steigen.

In aller Eile waren die durchrissenen Dämme ausgebessert worden, so gut es eben ging. Allein jeder Schritt breit triefte von Feuchtigkeit. Die Dämme waren deshalb nachgiebiger als bei dem Beginn der Überschwemmung. Vor Neujahr war ein leichter Frost eingetreten, der plötzlich in eine warme Witterung übersprang und den im Gebirg gethauten Schnee in Unmassen von

Wassern in die Ebenen hinabjagte. Die Bäche wurden zu Flüssen, die Flüsse zu Strömen.

Der letzte Tag des alten Jahres, des Jahres 1882, neigte sich seinem Ende zu.

Besorgt blickte gar manches Auge auf den Rhein, der abermals mächtig schwoll und dumpf erbrauste, als höben ihn unheimliche Gewalten aus der Tiefe in rasender Wut empor.

Der Tag verglomm. Die Nacht war durchhallt von demselben grauenhaft klatschenden, zischenden, sausenden Tone, den jedermann von der Überschwemmung her allzugut kannte.

Da auf einmal schlagen die Glocken der Neujahrsnacht an.

„Prosit Neujahr" will eins dem andern zurufen. Der Ruf erstirbt auf den Lippen. Das ist nicht Neujahrsfestgeläut, das ist das Wimmern der Sturmglocken.

„Um Gotteswillen, was giebt es?"

Die Wogen rollen eine markerschütternde Antwort durch Emmesheim. Eine zweite Überschwemmung!

Gott im Himmel, eine neue Überschwemmung!

Die Fluten donnerten und rollten, als hätten die Gewitter, die zur Sommerszeit hoch in den Lüften knattern, sich über den Erdboden gelegt und stiegen wie schwere Nebel aus jedem Gewässer auf und durchlärmten die Nacht mit Gebrüll wie hungriger Löwenschwarm. Dazwischen klagte und wimmerte das Sturmgeläut. Die Kirche hatte ihren Stand nach altem Brauch etwas höher als die übrigen Dorfhäuser. Aber bald verstummte auch ihre eherne Stimme, nichts blieb zurück als das Brausen und Heulen der Wogen, vor denen alles erstarb. Da und dort gellte ein Notschrei, ersterbend im Entstehen, da und dort leuchteten Lichter auf und erstarben wieder, als dürfte in dieser Neujahrsnacht nichts andres aufkommen, als einzig und allein die Flut, die auf rasenden Sohlen einherstürmte, als hätten sich alle Brunnen der Tiefe geöffnet.

Der in Masse gefallene Schnee in den Gebirgen war auf einmal geschmolzen, Regengüsse vermehrten die Gewalt der Wasser, die ohnehin hoch standen, und wie ein mord-

gieriges Raubtier, das, nachdem es ein Blutbad angerichtet, ſich anſcheinend zurückgezogen hat, ſtürzten die Wogen plötzlich wieder zurück und ſchlugen die allgewaltigen Pranken in alles, was ſie erfaſſen konnten.

In einer ſehr verſchiedenen Stimmung ſtand man droben im Hauſe der Witwe an den Fenſtern.

Am offenen Kammerfenſter lehnten Mutter und Sohn, an derſelben Stelle, wo Friedrich ſeine letzten Grüße auf der Flöte in das Dorf hinabgeſandt hatte, bevor er, ein Opfer der Bosheit, zum Militär mußte, ſtatt die Stütze ſeiner armen Mutter zu ſein.

Es war die Neujahrsnacht. Die Entſcheidung über das Häuschen, wo der ſelige Vater gelebt hatte und geſtorben war, wo ſich in Freud und Leid mehr zugetragen hatte, als man ausſprechen konnte, ſtand mit dem Glockenſchlage Zwölf nahe bevor.

Die Mutter lehnte ſich ſanft auf Wilhelm, der ſich in den letzten Tagen erholt hatte. Manchmal, wenn das Donnern der Waſſer, das Brüllen der Wogen dem Toben eines nahen Ungeheuers glich, das den Rachen gegen ihr Haus aufſperrte, ſchreckte ſie zuſammen. Er fürchtete ſich nicht.

„Mutter," ſagte er, „wie werden ſie unten zittern! Es iſt ihr Sterbelied. Friedrichs Flöte hat ſein Herz nicht erweicht. Die tiefe Flut will es zerbrechen. Hört Ihr, wie ſie brauſt und brüllt? Es iſt ein rechtes Neujahrs-

lied. Seine Hartherzigkeit ist der Text dazu. Hoch, hoch her fuhr sie grausam wie tiefe Flut, die kein Erbarmen hat; sie wirft auch eins dahin, eins dorthin, wie er Friedrich in den blauen Rock brachte, und rollt rasend, ratlos machend, was sich genug zu raten wußte. — Horch, wie das schäumt und zischt! Wahrhaftig —"

„Um Gottes willen, Wilhelm, unser Haus erzittert," schrie die Mutter auf.

„Es steigt höher herauf, es springt an wie schwarzmähnige Rosse, Mutter, es schnaubt wie aus zehntausend Nüstern, als wenn die Rosse mit fliegender Brust herstürmen, aber seid ruhig, Mutter, wir sind zu hoch."

„Wir sind — — O mein Gott! Nun, wie Du willst. Nur die Annlies rette für Friedrich! Wir sind nicht zu hoch, Wilhelm. Weißt Du nicht die Stelle, bis wohin im vorigen Jahrhundert das Wasser bei einer Überschwemmung gespritzt sein soll? Unser Haus ist schwach gebaut. Wenn Peter Christs umgerissen wurde, zerbricht unsers wie ein Spielzeug."

„Denkt nicht das Schlimmste, Mutter; obwohl, was liegt mir viel am Leben, da ich Euch leider keine Stütze sein kann? Ich bin zu nichts nütze. Wenn ich ein Opfer bringen könnte, ich für Euch und Annlies, ohne die Friedrich nicht leben kann! Aber Peter Christ müßte mit mir in die schwarze Flut, er und sein Weib, damit sie Euch die Hütte nicht nehmen. Wie das wieder herkommt, tausendfältig, wildwütige Wogen, kochend und donnernd! Huh! Im stillen Grabe liegen ist besser, als in der Nacht dahinein in die Flut."

Es war unmöglich, in der Nacht ein Auge zuzuthun. Mutter und Sohn wachten oben, Peter Christ und die Seinen unten.

In nagender Unruhe sprang er bald ans Fenster und starrte, horchend mit allen Nerven, hinaus in die Nacht und die Flut, bald fiel er nieder auf einen Stuhl, sprang abermals empor, that einige schnelle Schritte durch das Zimmer und stand von neuem am Fenster, die donnernden Schläge des Wassers zählend wie Pulsschläge eines Fieberkranken, der alles zertrümmern möchte.

Selten ward ein Wort zwischen ihm und den Seinen

getauſcht. Ein Ausruf, ein Fluch, eine kurze Bemerkung war das einzige. Man beſorgte nicht, hier vom Waſſer erreicht zu werden. Man hatte hier zu lange ſicher gehauſt, als daß eine ſolche Befürchtung rege geworden wäre, und dachte, in Zukunft ebenſo unverſehrt hier aus und ein zu gehen.

Es war die Neujahrsnacht. Die Entſcheidung über dieſes Haus hatte mit dem zwölften Glockenſchlage ſo gut wie geſchlagen. Ob ſie morgen oder einige Tage ſpäter rechtlich feſt ſtand, änderte nichts an ihr.

Peter Chriſt dachte beſonders an ſeine Scheune und den Viehſtall. Wenn die nur nicht umgeriſſen wurden. Leider hatte er bisher verſäumt, den Schaden, den ſie an einigen Stellen erlitten, ausbeſſern zu laſſen. Es ſollte alles in eins geſchehen, wenn die Bauerei anfing.

Auch Annlies ſtand in ſchwarzen, angſtvollen Gedanken am Fenſter. Sie ſetzte ihr Glück und ihre Hoffnung auf kein Geld und Gut, am Himmel ihres Herzens wankte und ſchwankte der Stern der Liebe, der ſeit dem Riß zwiſchen Emmesheim und Aderlingen entzückend klar dageſtanden hatte.

Ihr war wenige Tage vorher ein Traum geworden, in dem ſie eine neue Überſchwemmung ſah — und das war ſchrecklich eingetroffen — der ihr aber auch Friedrich zeigte, wie ihn die Flut in ihren ſtrudelnden Trichter hinabzog, — es war ſo gräßlich geweſen, daß ſie im Traum laut aufjammerte und es nicht loswurde, am wenigſten in dieſen Augenblicken, wo die Tiefe aus tauſend Schlünden heraufgähnte. Ihr war ſo angſt und weh. Es dünkte ihr, als wenn die brüllenden Wogen bis an den Himmel ſpritzten und den Stern der Liebe auslöſchten.

XX.

Regen, nichts als Regen, Waſſer oben, Waſſer unten, Waſſer an allen Enden!

„Kyrie, eleiſon!
Chriſte, eleiſon!
Kyrie, eleiſon!
Chriſte, erhöre uns!
Herr Gott, Vater im Himmel,
Erbarm dich über uns! —“

„Verfluchtes Geheule oben, wie die Frösche im Sumpf quaken! Hinaus mit dem Gesindel! Sie sollen mir keinen Augenblick länger im Neste bleiben, als not ist!"

„Laßt sie doch, Vater, es ist auch zu schrecklich, alles Wasser, wohin man schaut!"

„Schweig mit Deinem Gewinsel! Du bist wie die da oben!"

Peter Christ ließ den Kopf wieder in die Hände sinken. Er wollte nichts sehen und hören. Er hatte genug gesehen. Nicht ein Stumpf war von seinem Eigentum stehen geblieben, Scheune wie Stall versunken in der tiefen Flut der Neujahrsnacht 1883.

Es griff ihn furchtbar an. Seine zähe Natur war in dem jahrelangen Ringen mit dem Glück gestählt worden, sonst hätte ihn der neue Schlag gebrochen. Er brauchte eine Stütze wie ein Krüppel, um sich aufrecht zu halten. Dieses Haus gab sie her. Aber er zitterte vor den Verheerungen in seinen Wingerten und auf seinen Äckern. Der Plan, den er an den Umbau des Hauses knüpfte, kostete Geld, viel Geld.

Der Neujahrstag 1883 war gebadet in Regen und tiefen Fluten.

Keine Festtagsglocken riefen zur frohen Wallfahrt nach dem Gotteshause in Emmesheim. Die hochgelegene Kirche war für Menschen und Vieh der einzige Zufluchtsort geworden, den es gab. Wäre in Emmesheim ein Pfarrhaus neben der Kirche gelegen gewesen, so hätte, wie an andern Orten, manche obdachlose Familie auch dort Unterkunft finden können. Die Kirche war gestopft voll, aber nicht von Andächtigen in Feiertagskleidern, sondern von halbbekleideten Unglücklichen.

Annlies stand, die Stirn gegen die Scheibe gedrückt, am Fenster und starrte hinaus in Wasser, Wasser — Thränen drängten sich in ihre Augen. Sie vergaß sich selbst und das eigene Unglück, ihr Herz empfand die bittere Not der vielen Frierenden, Hungernden, Verzagten, als wäre es ihre eigene gewesen.

Kein Glockenklang zum neuen Jahr, kein Orgelschall, kein Singen und Beten im sonnenhellen Kirchenraum, kein Hoffen und Wünschen!

Der Regen gießt herab, die tiefe Flut rollt und wogt. Annlies faltete die Hände. Ihre Gedanken kehrten zu ihr ſelbſt zurück.

„Herr, mein Gott, barmherziger Heiland, wir ſind nichts, wir können nichts, Du biſt alles, Kyrie, eleiſon! Nimm mich auch hinweg, wenn Du ihn weggenommen haſt. Mein Trotz iſt dahin, mein Stolz gebrochen in tiefer Flut, mein Herz einſam wie ein Halm auf wirbelnden Waſſern —“

„Annlies, Gott zum Gruß im neuen Jahr!“

Eine Hand legte ſich ſanft und kraftvoll zugleich auf ihre Schulter. So that keine andre Hand als die Friedrichs.

Annlies ſchrie auf und taumelte und wäre gefallen, wenn ſein Arm nicht geweſen wäre, in den ſie ſank.

„Proſt Neujahr, Annlies!“

Sie hatte nicht gehört, daß die Thüre gegangen war. Wer hätte es hören sollen? Er war so leise hereingetreten und hatte vor Spannung den Atem angehalten.

Peter Christ und sein Weib schraken auf wie aus einem schweren Traum. Sie glaubten, ein Gespenst zu sehen.

Peter Christ erhob sich schwerfällig und ballte die Faust.

„Auch das noch!" rief er. „Willst Du wieder mit ihr Kahn fahren, Du Lump! Vor die Thür mit Dir!"

„Prost Neujahr, Herr Christ!" sagte Friedrich sorglos, die böse Anrede überhörend.

„Laß Deine Wünsche beiseite, Bursch! Fort mit Dir, sag' ich! Hörst Du nicht? Es ist Neujahr. Ihr habt hier nichts mehr zu suchen."

„Einige Tage haben wir noch Frist."

„Keinen einzigen Tag, sag' ich! Ich habe genau vor einem Vierteljahr gekündigt."

„Erst nach vier Tagen ist es so weit."

„Heute, sag' ich, heute! Ich werde es Dir zeigen, wenn Du das Hausrecht brichst!"

„Herr Christ!"

„Lump, der Du bist!"

„Das Haus konntet Ihr uns überhaupt nicht kündigen, sondern die Hypothek!"

„So gieb doch Geld her! Aber gleich, hörst Du! Hinaus, Du Lump!"

„Zeigt mir erst die Hypothek!"

Peter Christ erbleichte. Wahrhaftig, er hatte nicht daran gedacht, daß sie mit Annlies' Mitgift und andern Papieren hinweggeschwemmt worden war und daß er nichts in Händen hatte.

„In der Stadt findest Du sie, im Hypothekenbuch des Amtsgerichts," stotterte er.

„Ihr wißt wohl nicht, Herr Christ, daß sie nie gelöscht werden kann, wenn Ihr sie nicht vorzeigt und zurückgebt?"

Annlies hatte an Friedrichs Brust gelehnt und ihn mit ihren Armen umschlungen, als wollte sie nie mehr von seiner Seite weichen. Nun machte sie sich los von ihm und sah ihn erschrocken an.

Er verſtand Annlies.

„Herr Chriſt," ſagte er, „ich habe geſprochen, wie Ihr geſprochen habt, als Ihr die Friſt verſchobt und

Unrecht Recht ſein ließet. Seid ohne Sorgen, wir erkennen unſre Schuld an. Hier iſt das Geld, dreihundert Mark, kein Pfennig fehlt!"

Peter Chriſt ſtieß einen Schrei aus und klammerte

ſich an den Tiſch an, indem ſeine weitaufgeriſſenen Augen ins Leere ſtarrten.

Annlies warf ſich dem Geliebten ſtürmiſch an die Bruſt.

„Vergieb mir den letzten böſen Gedanken gegen Dich!“ flüſterte ſie, ſich an ihn ſchmiegend.

Peter Chriſt ſah mechaniſch zu, wie Friedrich das Geld auf den Tiſch zählte.

Als Friedrich fertig war, ſagte er:

„Herr Chriſt, was mir übrig bleibt, ich bin Euch noch einen Dank ſchuldig.“

Peter Chriſt richtete ſeine gläſernen Augen gedankenlos auf ihn.

„Das möchten wir doch wiſſen,“ entgegnete ſpitz die Frau an Stelle ihres Mannes.

„Ihr ſeid mein Wohlthäter geworden, Herr Chriſt,“ fuhr Friedrich fort.

„Nicht mit Wiſſen und Willen,“ kicherte die Frau boshaft.

„Ihr habt mich zum Soldaten gemacht, Herr Chriſt,“ fuhr Friedrich ruhig fort. „Dafür dank' ich Euch heute. Denn ſeht, dieſes Geld hab' ich als Soldat bekommen. Man hat meine Dienſte, da ich bei der erſten Überſchwemmung hier und anderwärts nichts that als meine Pflicht und Schuldigkeit, hoch angerechnet. Unter den vielen Gaben, die für die Überſchwemmten zuſammenfloſſen, befanden ſich auch ſolche für uns blaue Jungen, die retten halfen, und der blaue Rock iſt ein eigenes Kleid. Was in Emmesheim nicht zuwege gebracht wurde, daß man mir ſein Verſprechen hielt und mit den dreihundert Mark leihweis unter die Arme griff, das geſchah in der Garniſon auf einen Schlag. Der Herr Hauptmann und alle kannten meine Lage. Eines Tages hieß es: „Friedrich Kerſten iſt frei vom Militär“, und gleich darauf: „Jungens, wir treten ihm ab, was auf uns fällt, er braucht es am nötigſten“. Ich wollte nicht. Mir ſtand vor Schrecken und Freude das Herz faſt ſtill. Da kam der Herr Hauptmann. Im Offizierkaſino hatten ſie geradeſo gedacht und die Summe voll gemacht. Was ſollt' ich thun? „Fritz,“ ſagten alle, „Subordination muß ſein. Gewehr bei Fuß

Kamerad, nimm Dein Geld und ziehe heim zu Muttern und — zu ihr!"

„Also wollt Ihr das Geld nochmals zählen, Herr Christ? Und dann eine Quittung, wenn es gefällig ist."

Er nahm Annlies wie einen rosigen Blütenzweig in seine Arme und trug sie vor den Augen der Eltern nach oben, wo ein Sturm der Freude, des Entzückens losbrach, und die Thränen des Glücks nicht versiegen wollten.

„Aber, Friedrich, wie kommst Du bei der tiefen Flut hierher?" rief die Mutter.

Annlies hatte an diese Frage gar nicht gedacht. Friedrich war da, ob vom Himmel gefallen oder woher sonst, er war da, und das größte Wunder war er ihr selbst mit seiner Liebe.

„Über die Berge stieg ich zu Euch herab," lachte er. Ich sah die Flut voraus, als ich unterwegs war, und machte mich beizeiten über den Rhein, um Euch hinterrücks zu überfallen."

„Hier ist die Quittung," schrie Peter Christ, die Thür aufreißend. „Annlies, mißratenes Kind, herunter zu uns! Und Euch sag' ich, bildet Euch nichts ein. Niemals wird Annlies Dein Weib, Du Lump!"

„Sachte, Herr Christ, was wollt Ihr?" sagte Friedrich. „Diese Quittung in meiner Hand beweist Euch, daß Ihr uns liebe Gäste seid. Kommt, Mutter und Bruder, wir wollen unten Neujahr feiern."

Peter Christ knirschte einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Meinst Du, ich wäre so arm wie Ihr?" fuhr er Friedrich an.

„Es thut mir leid, Euch sagen zu müssen, Herr Christ, daß Eure Wingerten in der tiefen Flut verloren sind, als wäre der Pflug hindurchgefahren."

Peter Christ bebte jäh zusammen und sank unten in die Kniee. Friedrich und Annlies hoben ihn auf und setzten ihn in den Lehnstuhl der Witwe, wo er bleich wie der Tod vor sich hinstarrte.

Es klopfte an der Thür.

Der Pfarrer trat herein mit freundlich ernstem Gruß.

„Wir müssen trotz Flut und Jammer versuchen, einen Neujahrsgottesdienst zu halten, wie es eben geht," sagte er. „Ich habe jemand vorausgeschickt, daß geläutet wird. Die Flut ist tief, aber Gott ist noch größer in der Höhe. Aufwärts die Herzen!"

Die Glocken schlugen an. Mächtig erschütternd bebte ihr volles Geläut über die wogenden Wasser.

„Friedrich," sagte der Pfarrer, „hast Du alles abgemacht?"

Friedrich nickte froh, blickte jedoch unschlüssig zu Peter Christ hinüber.

„Es ist Neujahr, und das Alte ist vergessen," sagte der Pfarrer feierlich. „Die tiefe Flut hat aus zwei Familien eine gemacht. Ich hoffe, die Eltern stimmen zu."

Peter Christ brach in Weinen aus. Seine Frau kniete stumm neben ihm.

„Kinder," sagte der Pfarrer, „die Neujahrsglocken läuten Euch zu Glück und Segen. Beugt Eure Kniee, daß ich Euch segne für Euren künftigen Bund."

„So und nun zur Kirche, Ihr alle. Kommt, Christ, ich führe Euch."

Niemand leistete Widerstand. Peter Christ legte seinen Arm in den des Pfarrers.

Die tiefe Flut hatte gesiegt.

Einige Wochen später wurde die Hochzeit von Friedrich und Annlies gefeiert, und alle Welt pries ihr aus Sturm und Flut geborenes Glück. Wünschen wir ihnen, daß sie in freudiger Schaffenskraft auch die Spuren der Überschwemmung in ihren Wingerten, Äckern und Wiesen bald überwinden.

Friedrich bläst so gern wie niemals vorher seine Flöte, und selbst Peter Christ findet, daß er nicht allein ein guter Mensch, sondern auch ein guter Musikant für den Hausgebrauch ist.

4. Altes Gold.

Mit Geben wuchert man am meiſten, ſagt eines unſerer guten Sprüchwörter und will damit eine Wahrheit an's Herz legen, die in der That immer eine goldene geweſen iſt und es auch heute noch iſt und ebenſowohl ſtets bleiben wird, ja die, wenn ſie mehr beherzigt und befolgt würde, wohl imſtande wäre, beſſer als alle andere Arzeneien, die man ſich zu erſinnen bemüht, die ſchlimmſte Krankheit unſerer Zeit, den Klaſſenhaß, zu heilen.

„Geben" und „Wuchern", das ſind ja freilich an ſich durchaus feindliche Gegner. Denn wer „wuchern", d. h. nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche „Geld" zuſammenſcharren will, der darf ſich mit dem „Geben" nicht viel abgeben, ſondern nur mit dem „Nehmen"; und wer gern das „Geben" übt und dazu ein ſtets bereites Herz, eine ſtets offene Hand hat, der wird wohl nie das Ziel des „Wucherers" erreichen, ein Millionär zu werden, wenn er ein ſolcher nicht etwa von Hauſe aus ſchon iſt. Denn dann müßte es mit dem „Geben" ſchon in großem Maßſtabe hergehen, wenn er ein ſolcher nicht auch bleiben ſollte.

Aber das Wort „wuchern“ hat ja keineswegs von vorne herein und immer den böſen Sinn, in welchem es gewöhnlich gebraucht wird, daß es nämlich ein Zuſammenſcharren von Geld bedeutet, wobei es dem Wucherer gar nicht darauf ankommt, auch ſchlechte, verwerfliche Mittel zu gebrauchen, wenn er nur zu ſeinem Zwecke kommt. Nein, das Wort „wuchern“ iſt an und für ſich ein ganz harmloſes, welches mit dem Worte „wachſen“ eine entfernte Verwandtſchaft hat und bedeutet ſoviel als „wachſen machen“, „Gewinn ſuchen“, ohne jegliche ſchlimme Nebenbedeutung.

Das Wort „wuchern“ nun in dieſem urſprünglichen Sinne genommen, würde alſo unſer Sprüchwort ſoviel heißen als: Mit Geben gewinnt man am meiſten.

Was aber? Geld und Gut? — Nun ja auch ſelbſt dieſes, obwohl ja bekanntlich das böſe Sprüchlein: „Vom Geben kann man nicht leben“ das Gegenteil behaupten will. Denn wenn nur das Geben in dem rechten Sinn und Geiſte geſchieht, nämlich mit einem willigen, fröhlichen Herzen, das dem Weggegebenen nicht ſauer nachſieht, ſondern ſich vielmehr innig freut, wenn es ihm damit gelungen iſt, andern eine Freude zu machen oder ihre Not zu lindern, dann gilt ja von ſolch einem Geben das ſchöne Apoſtelwort: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“.

Nun und wen Gott der Herr lieb hat und lieb haben kann, den läßt er ja auch, wie die Schrift ſagt, keinen Mangel haben an irgend einem Gute, auch an irdiſchem Gute nicht. Will er doch ſelbſt den Becher Waſſers nicht unbelohnt laſſen, den du aus Liebe dem Durſtigen reichſt und hat der Gottſeligkeit, die er ſo hoch ſchätzt und die auch das Geben, das willige, fröhliche Geben nicht verſäumen kann und darf, die ausdrückliche Verheißung gegeben, daß ſie nütze ſei nicht bloß für das zukünftige, ſondern auch ſchon für dieſes Leben, daß ſie auch für dieſes Gewinn bringe. Und ſtehet doch auch das geſchrieben im heiligen Worte Gottes: „Wer ſich des Armen erbarmet“, ihm alſo giebt, um ſeine Not zu lindern, „der leihet dem Herrn“. Der aber iſt ja ein Schuldner, welcher nicht einfache, gewöhnliche Zinſen bezahlt, ſondern

aus freien Stücken Wucherzinsen gewährt und Gutes vergelten will dem, der Gutes gethan.

Allein ich bin der Meinung, es gäbe doch noch etwas viel Besseres als Geld und Gut, was man durch Geben gewinnen kann, nämlich gute treue Freunde, die einem mit dankbarer Liebe anhangen.

Nur muß man, um sie zu gewinnen, das Geben recht verstehen und üben. Man darf nicht bloß mit der Hand geben, sondern das Herz muß auch dabei sein, und zwar ein selbstloses, wirklich liebevolles Herz, das der Empfänger aus der Gabe selbst und aus dem Geben gleichsam herausfühlen muß. Giebst du also etwa mit mürrischem, unfreundlichem Gesichte anstatt mit fröhlicher Miene und mit Hinzufügung eines guten, freundlichen Wortes, oder giebst du so, daß der Empfänger den Eindruck gewinnt, du gebest nur, um ihn recht bald los zu werden, oder du gebest, weil du auf eine größere, reichere Gegengabe oder Gegenleistung hoffest, oder aber du gebest, um zu prunken mit deinem Reichtume, der es dir verstatte, reichlich zu geben: dann wird dir freilich aus solchem Geben nimmer Freundschaft und dankbare Liebe erwachsen. Im Gegenteile, der Empfänger fühlt sich innerlich bedrückt durch die Gabe und würde sie, wenn er sie nicht vielleicht nötig brauchte, am liebsten dir sogleich wieder zurückgeben. Ja er wird sich an deiner Gabe ärgern, wenn er aus deinem Benehmen herausfühlt, daß ihm durch dieselbe der Abstand zwischen dir, dem reichen, und ihm, dem armen Manne, recht unter die Augen gerückt werden soll.

Aber ein rechtes, mit wahrer brüderlicher Liebe geübtes Geben, wie muß das ja doch in jedem, auch dem härtesten und kältesten Herzen Freundschaft und dankbare Liebe erwecken, zumal wenn es fortdauernd, ohne Ermüdung, auch ohne Rücksicht auf erfahrenen Undank geübt wird!

Und gewinnt denn nicht in der That derjenige am meisten, der sich Freundschaft und dankbare Liebe erwirbt? Gewinnt er in dieser nicht mehr, als wenn er Haufen Geldes gewönne?

Man kann ja mit Geld viel ausrichten, vieles sich verschaffen, was man ohne Geld entbehren muß. Das ist

wahr. Aber ist denn für Geld alles zu haben? Auch ein Herz, das innigen Anteil nimmt an deinem Kummer und an deinen Sorgen, von denen du dich ja doch mit all deinem Gelde nicht frei kaufen kannst? Ein Herz, in das du, was dich quält und bedrückt, vertrauensvoll und in der Zuversicht ausschütten kannst, Verständnis für dein Weh, aufrichtiges Mitleid und erquickenden tröstlichen Zuspruch bei demselben zu finden?

Oder kannst du dir mit all deinem Gelde Hände erkaufen, die dich treu und liebevoll pflegen, wenn du einmal krank wirst, die dich ohne Ermüdung bei Tag und bei Nacht heben und hegen? Pfleger und Pflegerinnen, die das für's Geld thun, ja die kannst du für dein Geld haben; aber wie sie es thun, wirst du in der Regel zu deinem Schaden und Leidwesen erfahren. Jedenfalls kannst du von ihnen nicht jene Liebe erwarten oder gar beanspruchen, die über jeden deiner Odemzüge wacht, die die Augen freudig aufleuchten läßt, wenn es sich bei dir scheint bessern zu wollen, die eine heimliche Thräne ins Auge treibt, wenn du vor Schmerzen jammern mußt. Nein, solche Liebe ist für Geld nicht feil.

Ach und wer möchte sie alle aufzählen die Fälle, in denen man arm, unsäglich arm werden kann bei den reichsten Schätzen, weil man wahrer, aufrichtiger, selbstloser Freundschaft entbehrt!

Drum laß dir das Sprüchwort ins Herz geschrieben sein: „Mit Geben", mit Wohlthun, mit Liebeserweisungen, „wuchert", gewinnt „man am meisten".

Deshalb gieb nur! Und hättest du auch weiter nichts zu geben als ein wohlwollendes, teilnehmendes Herz, eine zu Liebesdiensten willige und geschickte Hand, gieb nur das, und zwar immer und überall als ein fröhlicher Geber, dann wird dir der Gewinn nicht ausbleiben. Und wäre es auch nur der Gewinn, daß sich dadurch dein eigenes Herz immer mehr weitet für die brüderliche Liebe, sich immer mehr losringt von aller Selbstsucht und Eigenliebe, und dadurch immer mehr Verständnis gewinnt für die göttliche Liebe — gewonnen hast du doch. Das fühlst du schon selbst, und in der Ewigkeit wird es dir erst recht klar werden.

5. Rätſel.

Du kannſt mich nicht entbehren
Willſt du wiſſen, wie ſchwer eine Laſt,
Doch werd' ich dich ſelber beſchweren,
Wenn zuviel von mir du haſt.
Nun ändre mir Ein Zeichen,
So brauchſt du mich erſt recht,
Wenn um dein Gut und Eigen
Ein Schuft dich betrügen möcht'.
Und änderſt du zum andern
Das nämliche Zeichen mir,
So kannſt du nicht gehen, nicht wandern,
Wenn ich gebreche dir.
Nun nochmals ein anderes Zeichen,
So werd' ich ein Geiſteskind,
Das, wenn es iſt dein eigen,
Dir Lob oder Tadel gewinnt.

6. Noch eines.

Kommet das Erſte heran, ſo hat's mit dem Zweiten ein Ende;
Wieder das Erſte entflieht, kommt das Zweite herbei.
Aber vereint man zum Ganzen die beiden feindlichen Mächte,
Hat für das Erſte man jetzt einen vertraulichen Freund.

7. Anekdote.

Der berühmte österreichische Staatsmann Graf T.... kam einmal nach Warschau und sollte bei dem Könige von Polen, den es damals noch gab, eine Audienz haben.

Zur bestimmten Stunde trat er in den Empfangssaal und fand dort einen Mann, der nachlässig in einem Lehnsessel saß, umgeben von einer Schar polnischer Edelleute, welche ihm die höchste Ehrfurcht bezeigten.

Begreiflicherweise hielt ihn Graf T...., der den König noch nicht gesehen hatte, für diesen und machte die vorschriftsmäßige, tiefe Verbeugung, etwas bestürzt darüber, daß der König auf ihn gewartet habe, und nicht er auf den König.

Es war jedoch nicht der König, sondern nur der französische Gesandte. Der nahm lächelnd die Verbeugung an, that aber nichts, die Verwechslung aufzuklären und Graf T.... aus seiner augenscheinlichen Verlegenheit zu reißen, der jedoch sofort selbst seines Irrtums inne ward, als er in das Kabinet des Königs gerufen wurde.

Am Abende waren beide, Graf T.... und der französische Gesandte, zur königlichen Tafel geladen und setzten sich nach Aufhebung derselben als ältere Herren an die Spieltische. Der Gesandte, dem Graf T.... noch immer ein höhnisches Lächeln auf dem Gesichte zu lesen glaubte, wenn sich beide anschauten, kam, wenn auch an einem anderen Tische, doch ganz in die Nähe des Grafen zu sitzen.

Da, während allgemein die Stille herrschte, welche bei einem gewissen Kartenspiele gebräuchlich ist, wirft Graf T.... eine Karte auf den Tisch und ruft laut aus: „Hier der König!"

„Entschuldigen Sie gütigst, Excellenz," antwortet einer seiner Mitspieler, „es ist nur der Bube."

„Nein, aber!" ruft nun Graf T.... so laut, daß man es im ganzen Saale vernehmen konnte, „das ist doch ein wahres Verhängnis! Passiert es mir heute doch schon zum zweitenmal, daß ich einen Buben für den König ansehe."

8. Rätsel.

Ich bin für die wackere Hausfrau ein Feind,
Mit dem sie ohn' Unterlaß kämpfet;
Denn, wenn sie auch heute ganz sicherlich meint,
Sie habe mich völlig gedämpfet,
So kehr' ich morgen zurücke ihr doch;
Sie muß im Streit mit mir bleiben.
Ja bis in den Sarg verfolg' ich sie noch
Und laß mich auch dort nicht vertreiben.

* * *

Wenn du nun mein erstes Zeichen,
Ob es sich auch etwas sträubt,
Von dem zweiten weg wirst schneiden,
So ist das, was dir verbleibt,
Eine Eigenschaft, so schaurig,
Wie sie nicht mehr wird gedacht,
Weil sie leer und öd' und traurig
Auch das reichste Leben macht.

* * *

Schneid'st du mir nun aber dazu noch fort
Von meinen Zeichen das letzte,
So find'st du den Rest an des Schiffes Bord
Als das am höchsten Geschätzte,
Wenn es gilt, dem Winde die Segel zu leih'n,
Wenn es gilt, sie dann nieder zu lassen,
Wenn es gilt, noch einmal zu holen herein,
Wer dem Tod schon geweiht schien, dem nassen.

9. Noch eines.

Mein Erstes läuft, mein Zweites läuft,
Das Ganze hemmt das Laufen.
Wie willst du denn, mein lieber Freund,
Das Ganze nun wohl taufen?

10. Wie einmal einem der Teufel gezeigt wurde.

Ein Stücklein
zur Kurzweil — aber auch zur Lehre.

„In jedem Menschenkinde steckt ein Narr und der muß herausgetrieben werden.“ Das war einer der Erziehungs-Grundsätze des alten Schulmeisters Böhler in Vierbuchen und das Mittel, welches er anwandte, um diesen Grundsatz bei seinen Buben zur Ausführung zu bringen, waren die Haselstöcke, die ihm der nahe Wald lieferte.

Beklagte sich jemand bei ihm, daß er es bei seinem Buben doch ein wenig gar zu arg gemacht habe, so fuhr er wohl weiter fort:

„Papperlapapp! Es ist ein wahres Glück für so einen Buben, wenn gehörig nachgeholfen wird, daß der Narr frühzeitig aus ihm herauskommt. Denn je länger derselbe

ſtecken bleibt, deſto größer und hartnäckiger wird er, und wenn er überhaupt jemals ausfährt, ſo geſchieht's nur mit dem größten Spektakel."

Es fällt uns nicht ein, mit Herrn Böhler irgendwie über dieſen Erziehungsgrundſatz zu rechten; denn er war ein bewährter Schulmann, der ſeine Buben kannte und ſchon manchen derſelben zum Manne hatte heranwachſen ſehen, alſo daß er Gelegenheit gehabt hatte, die Richtigkeit ſeines Grundſatzes zu erproben.

Aber bei allen ſeinen Schülern hat er es dennoch nicht fertig gebracht, ihnen den Narren ſchon während der Schulzeit ganz und gründlich auszutreiben. Denn auch der „Paradiesſchneider" war ſeiner Zeit bei ihm in die Schule gegangen, und in dem war noch ein tüchtig Stück wenigſtens von einem Narren ſtecken geblieben.

„Der „Paradiesſchneider"!" fragt vielleicht der geneigte Leſer verwundert.

Ja wohl, der „Paradiesſchneider"! So ſagten nämlich die böſen Zungen, die von dem Beſitzer des ſchönen Namens behaupteten, er habe mit ſeiner Schneiderkunſt am beſten ins Paradies getaugt, wo es noch keine Kleider gab.

Von Rechtswegen hieß der Mann Benedikt Fädler, und war alſo ſeines Zeichens ein Schneider, freilich nur ein Flickſchneider.

Denn als er von ſeiner Wanderſchaft heimgekehrt war, die ſich allerdings nicht weiter als drei Stunden von Vierbuchen erſtreckt hatte, und nun anfing, ſein Handwerk ſelbſtändig zu betreiben, da war es ihm mit den erſten Kunſtwerken ſeiner Nadel etwas verhinderlich gegangen.

An dem Rocke, welchen er ſeinem Vetter Hansjörg

gebaut hatte, fielen die Schöße wie nasse Wäsche herunter, und auf dem Rücken schlug das derbe Tuch eine so mächtige Falte, daß man ganz wohl eine kernhafte Blutwurst darin hätte aufbewahren können. — Eine Hose aber, die er nach sorgfältiger Maßnahme dem langen Schulzenphilipp angefertigt hatte, war wohl nach oben so völlig geraten, daß sie der glückliche Besitzer bis unter die Arme emporziehen konnte; aber unten gab es dafür ein so bedenkliches Manko, daß die Stiefelschäfte in beständigem Streit mit den Hosenbeinen lagen über die Frage, wer das Recht habe, zu bedecken oder bedeckt zu werden.

Wie sehr nun auch der junge Meister beteuerte, er habe mit den beiden Kleidungsstücken nur „kolossales Unglück" gehabt, es wollte niemand mehr das „Glück" bei ihm probieren. Da er aber doch das Nähen ein bißchen besser verstand als das Zuschneiden, so bekam er im Flicken noch eine ziemliche Kundschaft und verdiente soviel, daß er mit Ach und Krach leben konnte. Er hatte es durch Übung bald auch soweit gebracht, daß er nicht bloß ein Paar Bubenhosen, die halb auf dem Apfelbaum hängen geblieben waren, wieder zurechtbringen, sondern auch aus zwei alten Jacken die gut gepaßt hatten, eine dritte verfertigen konnte, die nicht paßte, oder daß er imstande war, eine väterliche Hose so gut einzunähen, daß der Herr Sohn ohne Lebensgefahr ein paar Schritte darin gehen konnte.

Zum großen Glücke für Dittel, wie er kurzweg genannt wurde, fand sich in einem entfernteren Dorfe ein zwar armes, aber durchaus braves Mädchen, das ihn zum Manne nahm, entweder weil noch keine Kunde von den ersten Schneider-Heldenthaten des Freiers zu ihr gedrungen war, oder auch weil sie froh war, durch eine Heirat von der rohen Behandlung eines trunksüchtigen Vaters befreit zu werden.

Die junge Frau sah allerdings bald genug ein, wie weit die Schneiderkunst und deshalb auch der Verdienst ihres Mannes reichte, und wie nötig es sei, wenn die Haushaltung bestehen sollte, daß sie selber tüchtig die Hände regte und durch Waschen und Flicken für andere Leute die tägliche Einnahme vermehrte.

Auch verstand sie es, einen kleinen Gemüsegarten, der bei ihrem Hause war, so vortrefflich zu bauen und zu pflegen, daß sie aus den Gewächsen desselben manchen Groschen in der benachbarten Stadt erlöste.

Zwei Kinder, mit welchen ihre Ehe gesegnet worden war, starben schon wieder nach wenigen Jahren am Scharlachfieber, und da es keinen weiteren Zuwachs zu der Familie mehr gab, so brachten sich die beiden Leutchen, der Diktel und seine Frau, so ziemlich durch.

Nur hatte Frau Fädler ihre liebe Not, den Diktel auf seinem Stuhle zu halten, wenn man ihm wirklich einmal das Vertrauen schenkte, ihm eine Arbeit in das Haus zu geben. (Die Vierbuchener Frauen zogen es nämlich in der Regel vor, den Diktel seine Schneiderkunst unter ihren eigenen Augen üben zu lassen.)

Denn mein guter Diktel hielt sich für einen überaus witzigen Kopf und liebte nichts mehr, als sich mit dem Jungvolke zu foppen, wobei er allerdings meistenteils das Unglück hatte, daß er am Ende des Gesprächs der Gefoppte war, ohne daß er es merkte. Denn viel Verstand hatte Schulmeister Böhler ebensowenig in den Diktel hineinhauen können mit den 101 Haselstöcken, die er auf seinem Rücken zerschlagen haben wollte, als es ihm gelungen war, den „Narren" aus ihm herauszuhauen.

Welches aber der „Narr" war, von welchem in dem Diktel ein herzhaftes Stück zurückgeblieben war, wird der geneigte Leser nicht mehr zu fragen brauchen. Es war der „Hochmuts-Narr". Und das ist von allen Narren, die in einem Menschenkinde ihre Residenz haben können, einer der allerschlimmsten.

Denn in gewöhnlichen Zeiten — zumal wenn es solche sind, wie bei dem Diktel, in welchen es mit dem Verdienste so eben von der Hand zum Munde reicht —, da schläft wohl dieser Narr, oder macht sich höchstens wie bei unserem Diktel in dem Bestreben bemerklich, den klugen witzigen Kopf zu spielen. Und das ist am Ende eine ziemlich harmlose Narrheit, besonders wenn der vermeintliche Witzbold die rechten Leute findet, die es verstehen, ihn mit seinen Witzen an- oder ablaufen zu lassen.

Allein in besonderen Zeiten, wenn die richtige Luft für ihn gekommen ist, dann kriecht der Hochmutsnarr aus wie der Schmetterling aus seiner Puppe, und wächst ebenso schnell wie dieser und wird flügge.

Derartige Zeiten sind aber vorzugsweise diejenigen, in welchen der Geist des Umsturzes und der Neuerung seine Bocksprünge macht und der Lügengeist die Musik dazu liefert, etwa wie anno 1848 und so weiter. Und es soll dem geneigten Leser denn auch sogleich verraten sein, daß es gerade diese Zeit gewesen ist, welche auch in dem Paradiesschneider den Hochmutsnarren zur völligen Reife und zum Auskriechen brachte. Wer jene Zeit mit Bewußtsein mit durchlebt hat, wird das begreiflich finden.

Von jeher hatte es zu Diktels besonderen Liebhabereien gehört, wenigstens einmal an jedem Tage ins Wirtshaus des Dorfes hineinzuhuschen. Nicht daß er ein Trinker

gewesen wäre! Dazu fehlte ihm meistenteils das landesübliche Kleingeld, wenn auch nicht der Durst.

Meistenteils verzehrte er gar nichts. Und das müssen sich ja fast überall die Dorfwirte gefallen lassen und können es auch am Ende, weil sie keine Kellner zu halten haben, keine kostspielige Beleuchtung des Wirtszimmers zu liefern brauchen, und so frei sind, an den Kirchweihtagen oder bei sonstigen festlichen Gelegenheiten sich dadurch schadlos zu halten, daß sie für teures Geld ein Getränk vorstellen, welches nähere Bekanntschaft mit der Wasserpumpe hat als mit dem Weinstock.

Nein, was Diktel wo möglich jeden Tag ins Wirtshaus trieb und es ihn auf seinem Stuhle kaum aushalten ließ, wenn er sah, wie der oder jener dem Wirtshause zusteuerte, das er durch seine Fenster sehen konnte, das war der Dorfklatsch, den er dort zu hören bekam, die Gelegenheit, einen Witz an den Mann zu bringen, den er sich daheim auf seinem Stuhle — nicht zum besonderen Nutzen für seine Arbeit — ausgedacht hatte, und vor allem — die Zeitung.

Denn die „Politik" hatte der Diktel einmal für sein Leben gern. Wäre er nicht Paradiesschneider geworden, er hätte es gewiß mit der Zeit noch zum Zeitungsschreiber gebracht und dann seine große Schere nur noch dazu gebraucht, aus anderen Zeitungen die schönsten Stellen, die interessantesten Nachrichten für sein eigenes Blatt herauszuschneiden, wie andere Zeitungsschreiber auch.

Kam Diktel in die Stadt — und das geschah, so oft er nur seiner Frau gegenüber einen irgendwie haltbaren Grund zu finden wußte, — so kam er sicherlich nicht am roten Ochsen vorbei, wo die Herren aus der Stadt ihren Frühschoppen tranken und nach der neuesten Zeitung die Welthändel besprachen. Das Bier kostete zwar dort einen Kreuzer mehr als anderwärts; aber was war ein Kreuzer in Vergleich mit der Unsumme politischer Weisheit, die Diktel hier zu hören bekam und nachher daheim im Wirtshause als seine eigene zum besten geben konnte?

Die Herren im roten Ochsen ärgerten sich anfangs über den schäbigen Dorfschneider, der sich so unverfroren in ihre Gesellschaft drängte. Aber als sie erst gemerkt

hatten, wie er Augen und Ohren, Nase und Mund aufsperrte, um sich ja nichts von ihrem Gespräche entgehen zu lassen, hatten sie ihren Hauptspaß daran, ihm recht viel aus der allerhöchsten Politik mit heimzugeben. Und was brachte Diktel unter anderem eines Tages als das Allerfunkelnagelneueste mit heim? daß der türkische Sultan die Dardanellen habe henken lassen, weil sie versucht hätten, ihn mit einer Blutwurst zu vergiften! — — —

War's ein Wunder, daß unser Diktel auch aus dem Häuschen kam, wie man zu sagen pflegt, als anno 1848 der Märzwind den „Geist der neuen Zeit" aus Frankreich herüberwehte, und der gute deutsche Michel, wie immer, meinte, er müsse es der „großen Nation" nachmachen mit Revolutiönchen-Spielen? Sind doch dazumal ganz andere Leute aus dem Häuschen gekommen, als so ein Flickschneider aus Vierbuchen, und haben gemeint, sie müßten dem lieben Gott „helfen Geschichte machen und die neue Zeit mit all ihrer geträumten Glückseligkeit könne unmöglich zum Durchbruche gelangen, wenn sie nicht hälfen, ihr den Weg zu bahnen!

Aber mit dem Diktel ging es rasch vorwärts. War er anfangs nur ein bißchen aus dem Häuschen gekommen, als es erst anfing zu rumoren, wie kam er bald ganz daraus und der Narr in ihm wurde flügge, als sich nun der Rumor zu schönster Blüte entfaltete, und auch in der benachbarten Stadt ein Stückchen Revolution ausbrach, indem man dem Bürgermeister etliche Fensterscheiben einwarf, dem Stadtdiener die große Schelle abnahm, womit er die öffentlichen Bekanntmachungen ankündigte, und dem Itzig Rosenlaub, der im Geruche stand, ein Wucherer und Bauernschinder zu sein, seinen Trödelkram durcheinander warf, vielleicht auch ein wenig plünderte?

„Jetzt geht's los!" schrie Diktel abends fast atemlos zur Thüre der Wirtsstube herein, als er nach Vierbuchen heimkehrte, die Schauermähr aus der Stadt brühwarm zu verkündigen. „Jetzt geht's los! Schon sind, wie ich heute für ganz gewiß gehört habe, sechzigtausend Franzosen über den Rhein gegangen, um auch Deutschland in eine Republik zu verwandeln! Hurrah! Die neue Zeit bricht an!"

„Was denn das für eine neue Zeit werden ſolle?“ fragte ruhig und trocken der Riſtelhuber, der Ortsvorſteher, aus ſeiner Ecke hinter dem Ofen hervor. „Ihm ſei amtlich deshalb noch nichts mitgeteilt worden.“

Da that aber Diktel den Weisheitsbrunnen auf, den er ſich heute in der Stadt mit neueſter, friſcheſter Füllung hatte verſehen laſſen.

„Es müſſe jetzt in allen Stücken anders werden“, zeterte er mit ſeiner dünnen Stimme, die ſich gelegentlich im Eifer überſchlug und in die kreiſchendſten Fiſteltöne überging. „Der Zeitgeiſt (vielleicht dachten dabei Einzelne an eine neue Sorte Branntwein!) leide das alte „fidele“ (feudale) Weſen nicht mehr. Die Herren hätten nun lange genug regiert und ſich von den Bauern mit ſaurem Schweiße ernähren laſſen; jetzt werde man den Spieß einmal umdrehen. Die Laſten — ja, die wolle man den Regierungen laſſen; Brücken und Wege bauen, das könnten ſie nach wie vor, dafür ſeien ſie da. Aber die Steuern — die werde jetzt das „ſaiväne“ (ſouveraine) Volk ſelbſt beſtimmen. Wer da zahle, der ſolle auch befehlen. Das Volk hätte lange genug gezahlt, immer nur gezahlt, jetzt ſolle es auch einmal ſchmecken lernen, wie das Befehlen thue, und er (Diktel) denke, es ſolle nicht ſchlecht ſchmecken. Die „geographiſche“ (demokratiſche) Republik ſei die einzige Regierungsform, die für die fortgeſchrittene Menſchheit paſſe, und das Volk werde nun den Herren einmal zeigen, daß es gerade ſo gut, ja noch beſſer regieren könne als ſie“, u. ſ. w. u. ſ. w.

Der Riſtelhuber lächelte ſchalkig und ſagte: „Gelt, Diktel, das wäre auch ſo ein Zeitchen für dich! Was gäbſt du doch für einen prächtigen Regenten! Und was müßte das für ein prächtiger Staats-Rock werden, den du zurechtſchneidern hälfeſt! Faſt ſo ſchön wie der, den du damals deinem Vetter Hansjörg gemacht haſt! Weißt du noch?“

Ein ſchallendes Gelächter folgte dieſen Worten, bei welchen der Paradiesſchneider vor Zorn ſo krebsrot anlief, daß man ſtreiten konnte, wo das ſchönſte Rot ſei, in ſeinem Geſichte oder an ſeinen Haaren. Denn dieſe waren brennrot. Er antwortete indes kein Wörtchen, ſondern zuckte nur verächtlich die Schultern.

Als aber der Riſtelhuber und mit ihm einige der reichſten und angeſehenſten Dorfbewohner weggegangen waren, da brach's los bei ihm.

„Ja, ja, wartet nur, ihr hochmütigen Bauern," rief er giftig und drohte mit der geballten Fauſt. „Euch wird man auch erſt lehren müſſen, was die neue Zeit iſt. Werdet's ſchon lernen und dann wird Euch das Spotten über die geringen Leute vergehen! Wer zuletzt lacht, lacht am beſten!"

Heute kam Diktel nicht ſo frühe nach Hauſe, wie er ſeinem Weibe hatte verſprechen müſſen. Denn es blieb nach dem Weggange der angeſehenſten Männer noch eine kleine Geſellſchaft zurück, die, wie es ſchien, von der neuen Weisheit aus der Stadt und von der neuen Zeit noch mehr zu hören lüſtern war.

Dabei war unter andern der Schuſter Sitzleder, dem man nachrühmte, er ſei der fixeſte Arbeiter im ganzen Dorfe, denn er habe ſchon am früheſten Morgen Feierabend. Der meinte, das wäre kein übles Ding um ſo eine Republik. Wenn ſie aber nur bald käme, ehe ſein windſchiefes Scheuerchen zuſammenſtürze! Dann müſſe doch die Regierung es wieder aufbauen laſſen.

Auch der Müller hinter dem Buſch, der „Maleſizmüller" genannt von einem bei ihm ſehr häufig vorkommenden Lieblingsausdrucke, war ſitzen geblieben. Er gehörte zwar ſeinem Vermögen nach unter die erſten und hatte ſich über Diktels Drohen gegen die hochmütigen Bauern nicht wenig geärgert; aber er gehörte nicht zu denen, die das Pulver erfunden haben, und was Diktel von den Steuern

gesagt hatte, schien ihm besonders gefallen zu haben. Denn er mußte außer seiner hohen Grundsteuer auch noch eine tüchtige Gewerbesteuer bezahlen und ärgerte sich regelmäßig aufs gründlichste, wenn ihm dieselbe abverlangt wurde, weil sie die übrigen Bauern nicht auch bezahlen mußten. „Wenn wir die Steuern selbst bestimmen sollen," kalkulierte er für sich, „dann werden wir uns wohl nicht arg wehe thun." Da er aber etwas ängstlicher Natur war, so kalkulierte er noch weiter, wenn es wirklich so käme, wie der Diktel sagte, so möchte es ratsam sein, sich mit Leuten von dessen Art auf nicht ganz schlechten Fuß zu stellen.

Er schluckte deshalb seinen Ärger über Diktels lose Zunge mit einem tüchtigen Zuge aus dem Bierglase hinunter, und bestellte bei dem Wirt eine Kanne Bier, die er zum Besten gab, um auf die „neue Zeit" eins zu trinken.

Diktel fühlte sich durch dies Benehmen des reichen Müllers nicht wenig gehoben und kramte dann vollends alles aus, was man ihm heute in der Stadt von der neuen Weisheit eingepackt hatte, gab auch ganz leise zu verstehen, daß er wohl am längsten den Bauernbuben ihre zerrissenen Hosen und Jacken geflickt haben werde. Denn wer jetzt Kopf und Mund auf dem rechten Flecke habe, aus dem könne noch was werden, mon wisse gar nicht, was?

Zwar gab es, als er mit einem ziemlichen Räuschchen spät nach Hause kam, noch ein kleines Zwiegespräch mit Frau Fädler, aus welchem er keineswegs als Sieger hervorging, infolge dessen er vielmehr ganz kleinlaut und mit völlig ernüchtertem Kopfe zu Bette ging. Aber was that das? War er doch im Wirtshause der Held des Abends gewesen und durfte sich schmeicheln, den reichen Malefizmüller für die gute Sache gewonnen zu haben! Was verstehen die Weiber von Politik?

Zum Unglücke für den Paradiesschneider (nach seiner eigenen Ansicht freilich zu seinem Glücke!) gab es jetzt wenig auf dem Handwerk zu thun. Es war, als hätten die Hosen und Jacken der Dorfbuben gewußt, daß jetzt an dem großen Rocke geschneidert würde, den man dem Vaterlande anziehen wollte, und daß auch der Paradiesschneider dabei helfen müsse und deshalb für sie keine Zeit übrig habe.

Da erbot sich denn Dittel, für seine Frau die Gemüse aus dem Garten, die es schon gab, in die Stadt zu Markte zu tragen und dabei zugleich gegen eine kleine Vergütung den Dorfbewohnern ihre kleinen Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Da hierbei etwas zu verdienen war, sie selber auch dadurch mehr Zeit gewann zum Waschen und Nähen, so erklärte sich Frau Fädler mit dem Vorschlage einverstanden.

So kam denn jetzt unser Dittel fast täglich in die Stadt. Denn er wußte, wenn auch kein Gemüse zu verkaufen war, immer so viele wichtige Bestellungen im Dorfe aufzutreiben, daß er, um die Kundschaft nicht zu verderben, den Gang machen mußte.

Da brachte er denn stets abends etwas Neues mit: Zeitungsblätter mit begeisterten Aufrufen, patriotische Ansprachen, Verfassungsentwürfe, Bilder von großen Volksmännern, die etwa nach Art der Holzschnitte in den vier Haymonskindern geraten waren, und dergleichen mehr. Die Erklärungen und Erläuterungen dazu gab er dann im Wirtshause selber, wo er die Freude hatte, den Kreis seiner aufmerksamen Zuhörer wachsen zu sehen, und gewöhnlich auch noch die inhaltsvollere Freude, daß man ihm für seine Neuigkeiten ein paar Gläser Bier bezahlte. Die besseren Leute des Dorfes kamen jetzt kaum mehr ins Wirtshaus, sondern suchten ihre Abendmaje beim Ristelhuber, wo sich ihnen nicht selten auch der alte, ehrwürdige Pfarrer zugesellte.

Dafür waren aber der Sitzleder und seinesgleichen ständige Gäste im Wirtshause, und auch der Malefizmüller fehlte kaum einen Tag, weil er sich fürchtete, jetzt wieder zurückzugehen, nachdem er sich einmal mit den „Anhängern der Freiheit" eingelassen hatte.

Dem Wirte war diese Gesellschaft auch ganz nach seinem Sinne. Denn während früher, solange die reichen Bauern die Abendgesellschaft gebildet hatten, im ganzen nur sehr wenig getrunken worden war, floß jetzt das Bier in Strömen, und der Müller bezahlte in den meisten Fällen den größten Teil der Zeche.

Dittel hütete sich freilich soviel wie möglich davor, einen Rausch mit nach Hause zu nehmen; denn er fürchtete

die Kopfwäsche, die dann daheim von seiten seiner Frau allemal so sicher erfolgte, wie der Donner auf den Blitz folgt. Er durfte es ja auch mit seiner Frau nicht ganz verderben, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß ihm von dieser sein Botendienst aberkannt und wieder das ruhige Sitzen am Schneidertische befohlen würde. So mutig der Diktel im Wirtshause war, so gefährliche, aufregende Reden er dort hielt, ebenso kleinmütig und kleinlaut war er seiner teuern Ehehälfte gegenüber, die ein kräftiges Hausregiment führte, weil sie einsah, daß es hochnötig sei.

Eines Tages brachte der Paradiesschneider einen Herrn aus der Stadt mit, den er „Herr Doktor" titulierte. Was für ein Doktor er war, ob einer für die Menschen oder für das Vieh, wußte Diktel selber nicht zu sagen. Aber ein gewaltiger Volksfreund war er jedenfalls. Das wußte Diktel, der ihn in der Stadt wiederholt gesehen, reden gehört und kennen gelernt hatte.

War es doch sogar dem Herrn Doktor gelungen, allerdings in Gemeinschaft mit seinen vielen Freunden und Anhängern, die „Herren" (Aristokraten nannte man sie), welche früher im roten Ochsen ihren Schoppen getrunken hatten, allmählich aus diesem Wirtshause hinauszutreiben und dasselbe für die Volkspartei zum alleinigen Besitze zu erobern!

Zwar hatte der Ochsenwirt anfangs zu diesem Wechsel seiner Gäste etwas sauer gesehen. Als er aber innewurde, daß die Volkspartei einen solideren Durst entwickelte, als ihn die Herren gehabt hatten, gab er sich zufrieden, war aber klug genug, in seinem Wirtschaftsbetrieb die Neuerung einzuführen, daß nicht geborgt, sondern nur gegen sofortige Barzahlung verzapft wurde.

Der Herr Doktor war von Statur ein langer Bursche mit einer mächtigen Baßstimme, die nur so donnerte und dröhnte, als käme sie aus der Tiefe eines leeren Bierfasses. Ein wilder Bart bedeckte das ganze Angesicht, von welchem kaum mehr zu sehen war als die etwas verschwommenen Augen und die stark gerötete Nase. Der Kopf, dessen Haar ebensowenig wie das Barthaar von einer intimen Bekanntschaft mit dem Kamme Zeugnis gab, bedeckte ein breitrandiger zusammengequetschter Filzhut, auf

dem sich eine rot gefärbte Hahnenfeder gewaltig breit machte. Das bezeichnete ihn als einen der „Roten", die damals als die größten Freiheitsmänner galten und den ärgsten Unsinn zu Markte brachten.

In puncto der Kleidung schien der Herr Doktor, wahrscheinlich wegen des inneren Wertes, dessen er sich bewußt war, sehr wenig anspruchsvoll. Sein schwarzer Rock war ziemlich fadenscheinig und schien gegen Bürste und Fleckseife eine entschiedene Abneigung zu haben; seine Hose aber, bei welcher es nicht ganz leicht gewesen wäre, zu entscheiden, was für eine Farbe sie ursprünglich gehabt haben möchte, zeigte eine entschiedene Neigung, Wurzeln in den Erdboden zu senken.

Aber reden konnte der Mann! das mußte man ihm lassen. Wie er da neben seinem Freunde Diktel im Wirtshause saß und mit seinem dröhnenden Basse die Fürsten, Aristokraten, Pfaffen und Geldjuden heruntermachte, daß sie fast einem Hunde zu schlecht erscheinen mußten, ein Stück Brot von ihnen zu nehmen — da fuhr es den andächtigen Zuhörern wahrhaft in die Glieder. Ihre Ohren schienen sich emporzurecken und noch einmal so lang zu werden, als sie schon von Hause aus waren; ihre Nasen und Mäuler standen weit auf, als wollten sie den Goldkörnern der Weisheit, die unter dem Schnurrbarte des Redners hervorquollen, jeden nur irgend möglichen Weg in ihr Inneres aufthun; ihre Hände falteten sich halb vor Bewunderung, halb vor Angst vor der Herzgrube, sofern sie nicht gerade auf dem Wege zum Bierglase begriffen waren; ihre Augen leuchteten und blitzten, falls sie nicht schon zu oft dem Glase auf den Boden gesehen und durch diese Anstrengung ihren Glanz verloren hatten.

War es da ein Wunder, daß der Herr Doktor sich solcher Zuhörerschaft gegenüber immer mehr gehoben fühlte, immer begeisterter und lauter seine Stimme erschallen ließ, so oft er sie mit einem schäumenden Glase Bier angefrischt hatte, das er jedesmal mit einem Zuge beseitigte? War's ein Wunder, wenn er von der niederen Politik, bei der es sich nur um die Schlechtigkeit und Nichtsnutzigkeit der Fürsten und Pfaffen, der Aristokraten und Juden handelte, allmählich zu der höheren aufstieg und

mit gelegentlichen Faustschlägen auf den Tisch, die den Wirt um seine Gläser bange werden ließen, sonnenklar bewies, das Zweikammersystem tauge keinen Pfifferling, es koste dem Lande nur schweres Geld, welches schließlich doch die armen Bauern allein bezahlen müßten, und gewähre nur den Aristokraten, Pfaffen und Jesuiten das Mittel, das arme Volk um seine guten Rechte zu betrügen?

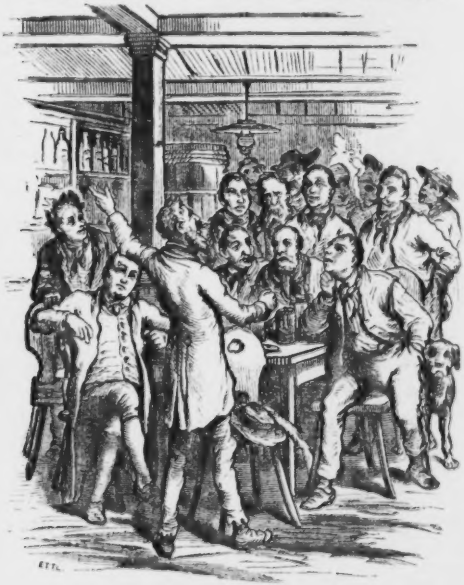

„Eine Kammer!" so brüllte er endlich, sodaß sich seine Stimme dabei überschlug. „Eine Kammer ist besser

und billiger und leistet alles, was nötig ist! Das sage ich, und wer etwas anderes sagt, ist ein Verräter am Wohle des Volks!"

Der Malefizmüller und der Sitzleder, die beisammen auf der Bank saßen, fanden das überaus natürlich, daß zwei Kammern mehr kosteten als eine und flüsterten einander mit leuchtenden Augen zu: „Der hat recht! der versteht's! Wie der einem alles auslegen kann!"

Ja, der Malefizmüller konnte es in seiner Begeisterung nicht lassen, als der Doktor mit hochgerötetem Gesichte einmal schwieg, hinter dem Tische hervorzukommen und mit dem Herrn Doktor auf seine schöne Rede einmal anzustoßen.

Das war aber dem Diktel gerade Wasser auf seine Mühle! Denn er hatte schon lange etwas ängstlich darüber nachgedacht, wer die vielen Gläser Bier bezahlen solle, die dem Herrn Doktor nach und nach abhanden gekommen waren, und die man den geehrten Gast doch nicht selbst bezahlen lassen durfte, auch wenn er das gewollt hätte. Ebenso lag es ihm wie ein Stein auf dem Herzen, wer dem Herrn Doktor ein Nachtquartier geben sollte. Denn draußen tobte ein grimmiger Wettersturm, der die Regentropfen prasselnd wider die Fensterscheiben jagte und bei dem es doch unverantwortlich gewesen wäre, auch nur einen Hund vor die Thüre zu jagen, geschweige denn einen Mann, wie den Herrn Doktor, noch den weiten Weg nach der Stadt machen zu lassen. Den Herrn Doktor zu sich selbst einzuladen, hatte der Diktel aber keine Courage von wegen der Frau Fädler, bei welcher er — das konnte er sich nicht verhehlen — übel angelaufen wäre, hätte er so mir nichts dir nichts am späten Abende einen Gast ins Haus gebracht. Und gar die Zeche des Herrn Doktor zu bezahlen, dazu hatte Freund Diktel erst recht keine Courage von wegen seines Geldbeutels, dessen Inhalt kaum für die eigene Zeche reichen wollte, und dann von wegen des Wirtes, dem es nicht eingefallen wäre, ihm auch nur ein einziges Glas Bier unbezahlt auf Rechnung zu schreiben.

„Du kommst mir gerade recht!" dachte daher Diktel, als der Malefizmüller kam, um mit dem Doktor anzustoßen. „Jetzt ist die Zeche da und die Nachtherberge auch."

Er beeilte ſich daher, dem Müller in beſter Form vorzuſtellen, wie er es gelegentlich den Herren im roten Ochſen abgeguckt hatte, und rückte weit von dem Doktor ab, indem er den Müller freundlich einlud, doch neben dieſem Platz zu nehmen. Das ließ ſich der Müller denn auch nicht zweimal ſagen, und bald hatte ſich zwiſchen ihm und dem Doktor ein ſehr lebhaftes Geſpräch entſponnen, das, wie Diktel erwartet hatte, damit endete, daß der Müller, als es zehn Uhr ſchlug, den Herrn Doktor höflichſt einlud, bei ihm über Nacht zu bleiben. Er mache ſich eine Ehre daraus, ſagte er, einen ſo wackeren Volksfreund unter ſeinem Dache zu haben.

Als es ans Bezahlen ging, verſchwand Diktel plötzlich aus dem Zimmer und kam nicht eher wieder herein, bis er durch das Fenſter geſehen hatte, wie der Müller den Geldbeutel zog und dem Wirte, auf ſich und den Doktor deutend, Geld gab.

„Was ſind wir ſchuldig, Franz?“ rief er nach ſeinem Wiedereintritte in das Zimmer laut aus. „Der Herr Doktor und ich?“

Und als er zur Antwort bekam, daß die Zeche des Herrn Doktor bereits berichtigt ſei, ſtellte er ſich noch gar an, als wollte er böſe werden und aufbegehren.

Item, der Maliſizmüller hatte ſeinen Gaſt und ein teuer bezahltes Räuſchlein dazu; der Diktel aber kam durch ſeine Schlauheit ungerupft davon; es müßte denn ſein, daß Frau Fädler daheim noch ein wenig gerupft hätte von wegen ſeines langen Ausbleibens. Vom Herrn Doktor ließ der Diktel daheim aber kein Sterbenswörtchen verlauten. Wie würde ihn ſeine Frau ausgelacht haben und vielleicht auch noch etwas mehr, wenn er ihr von den Hoffnungen und Plänen geſprochen hätte, die er auf die nobele Bekanntſchaft gründete!

Dem Herrn Doktor mußte es bei dem Maleſizmüller ſehr behaglich geweſen ſein. Er ging zwar am andern Tage, nachdem er in der Mühle noch ein Frühſtück eingenommen hatte, das ihm ganz wohl das Mittageſſen entbehrlich machen konnte, ziemlich frühe nach der Stadt zurück, weil dort heute eine große Volksverſammlung ſtattfinden ſollte, bei welcher er nicht fehlen durfte. Aber

er kam nun öfters nach Vierbuchen heraus, auch ohne vom Dittel eingeladen und geführt zu sein, und so oft er kam, war sein erster Gang der nach der Mühle und blieb auch oft der einzige, sogar wenn er schon am frühen Morgen gekommen war. Natürlich war dabei der Gang nach dem Wirtshause ausgenommen, der an keinem Tage versäumt wurde. Galt es doch, dort für die gute Sache zu wirken, und — gab es doch dort Bieres die Fülle, ohne daß der Herr Doktor nötig gehabt hätte, auch nur nach seinem Geldbeutel zu greifen, geschweige denn seine Ringe aufzuschieben. Das Bezahlen besorgte jedesmal Freund Müller, der von dem Herrn Doktor und seinen Reden um das letzte Restchen seines bißchen Verstandes gebracht zu sein schien.

So war es nun freilich auch noch bei manchem andern der ständigen Wirtshausgäste, die der Doktor mit seinen Reden traktierte, nicht am wenigsten bei dem Dittel.

Eines schönen Tages kam derselbe aus der Stadt heim und hatte eine feuerrote Mütze auf seinem Kopfe, die

er bei einem Trödler um billigen Preis erstanden hatte und die ganz danach aussah, als habe sie in früheren besseren Tagen einmal auf dem Kopfe eines flotten Studenten geglänzt, wenn auch jetzt die Tage ihres Glanzes längst vorüber waren.

Unglücklicherweise hielt, als Diktel mit der roten Mütze seinen feierlichen Einzug in das Dorf hielt, und gravitätisch mit dem neuen Hauptschmucke einherstolzierte, die liebe Jugend Vierbuchens gerade ihren Auszug aus der Nachmittagsschule und war nun wie eine losgelassene Meute hinter dem rot behaarten und rot bedeckelten Paradiesschneider her.

„Roter Schneider! Roter Schneider!“ schallte es aus mehr denn fünfzig Kehlen hinter ihm her und noch viel länger vor seinem Häuschen, als er endlich glücklich hinter dessen Thüre in Sicherheit war.

Zum Glücke war Frau Fädler gerade im Oberdorfe bei einer großen Wäsche und hörte den Skandal nicht. Sonst würde der Erwerb der roten Mütze dem Diktel daheim teurer zu stehen gekommen sein, als in der Stadt. Er setzte es in Anbetracht des niedrigen Preises der neuen Kopfbedeckung bei seiner Frau durch, daß er dieselbe tragen durfte; und wenn ihm auch von nun an der Name „roter Schneider“ blieb und den „Paradiesschneider“ mehr und mehr in den Hintergrund drängte, so sah er das in den gegenwärtigen Zeitläuften mehr als eine Ehre an, denn als eine Schande. Später ist's freilich damit anders geworden.

Eines in den Reden des Herrn Doktor konnten jedoch die Vierbuchener, die seine regelmäßige Zuhörerschaft bildeten, nicht recht klein kriegen, und je öfter er ihnen damit kam, desto weniger. Das war das, daß er so unbändig und sogar mit einer gewissen Vorliebe über die Pfaffen schimpfte und denen die größte Schuld an den schlechten Zuständen zuzuschieben suchte, weil sie die Leute mit ihrem Geschwätz von Hölle und Teufel in die Angst und immer tiefer in die Dummheit hineintrieben. Es gebe weder eine Hölle, noch einen Teufel, rief er hundertmal. Das sei alles nur einfältiges Pfaffengeschwätz, und wer sich vor dem Teufel fürchte, sei ein armseliger Schafskopf u. s. w.

Die Bierbuchener aber hatten einen alten frommen und treuen Pfarrer, der schon bei vierzig Jahren im Dorfe war und die allermeisten unter ihnen, wenn auch nicht getauft, so doch konfirmiert und getraut hatte. Den ließen sie nicht gerne beschimpfen, auch selbst die „Roten" nicht. Denn er hatte stets, in guten und bösen Tagen, in Not und Gefahr treu zu ihnen allen gestanden, und wer um Trost, Rat und Hilfe verlegen war, richtete zu allererst seine Schritte nach dem Pfarrhause. Darum ärgerte es sie, wenn der Doktor so in Pausch und Bogen über die Pfaffen losfuhr und an keinem ein gutes Haar lassen wollte.

„Mögen die andern so wenig taugen, wie sie wollen," hieß es, „mit unserem Pfarrer ist es anders, den kennen wir. Und wenn er auch von Sünde, Hölle und Teufel predigt, den lassen wir uns nicht schlecht machen."

Solche Gegenreden wurmten zwar den Herrn Doktor nicht wenig, weil er darin einen Zweifel an seiner Weisheit sah, und er räsonnierte innerlich weidlich über die einfältigen Bauern, die sich in diesem Stücke nicht wollten belehren lassen. Aber allmählich fand er es doch für gut, hier in Bierbuchen die Pfaffen aus dem Armesünder-Register, das er jeden Augenblick zog, wegzulassen, und hielt sich nur an die Fürsten, Aristokraten und Juden.

Denn er merkte wohl, daß die sogenannte „gute Sache", die Sache der Freiheit, in der Stadt bereits hier und da in Mißachtung zu fallen begann. Die Volksversammlungen wurden nicht mehr so zahlreich besucht wie sonst; die Stich- und Schlagwörter von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", von den „allgemeinen Menschenrechten", von den „unveräußerlichen Volksrechten", die man sonst nur hatte in den Mund nehmen dürfen, um eines ungeheuren Beifallssturmes sicher zu sein, schienen nicht mehr recht ziehen zu wollen und wenn man sich die Leute, die noch immer ihre vereinzelten „Bravos" erschallen ließen, etwas genauer ansah, so konnte man beim besten Willen *ihren* Beifall nicht besonders hoch tarieren. Es waren meistens solche, die nichts mehr zu verlieren hatten, auch ihren guten Namen nicht mehr, die aber bei dem allgemeinen Umsturze alles Bestehenden, welchen man im Schilde führte, sehr viel für sich zu gewinnen gedachten.

Der vernünftigere, denk- und urteilsfähige Teil der großen Masse begann bereits zu wittern, daß die Herren „Volksbeglücker“ bei ihren Vorschlägen für die Beglückung des Volkes keineswegs so uneigennützig seien, wie sie thaten, daß sie vielmehr ihr eignes Wohl, so wie sie es verstanden, am meisten im Auge hätten.

Von all den goldenen Bergen, die sie in Aussicht gestellt hatten, wollte keiner aus dem Meere der tapferen Redensarten und der glühenden Verheißungen auftauchen. Aber sie selber die Herren Volksbeglücker, ließen sich's inzwischen wohl sein und trieben sich auf Kosten ihrer wohlhabenden Gesinnungsgenossen, die auch unter ihren Anhängern nicht ganz fehlten, in den Wirtshäusern umher und lebten da flotter, als es ihnen, soweit man sie von früher kannte, jemals vorher möglich gewesen war.

Dabei gab es für die verschiedenartigsten Zwecke soviel zu bezahlen, daß man davon füglich für ein paar Jahre hinter einander die verhaßten Steuern hätte bestreiten können.

Bald handelte es sich um die Gründung oder Erhaltung einer „liberalen“ Zeitung, welche die „Gesinnungstüchtigkeit“ warm halten und befördern sollte. Bald war es unbedingt nötig, für mittellose Bürgerwehrmänner die Waffen anzuschaffen, ohne welche sie ja doch den Soldaten, „den Tyrannenknechten“, den „verlorten Söldlingen“, wenn dieselben kamen, keinen Widerstand leisten und die gute Sache des Volkes nicht tapfer verfechten konnten. Bald wieder wurde da oder dort ein großartiges „Verbrüderungsfest“ gefeiert, zu welchem Abgeordnete — natürlich niemand anders als die Herren Volksbeglücker selbst! — geschickt werden mußten, und denen konnte man doch nicht zumuten, selbst die Kosten für die Reisen zu tragen.

Und so häuften sich die Gelegenheiten und Nötigungen zum Geldgeben in das Maßlose, wenn man auch die Gulden und Kreuzer, die jeden Tag im Wirtshause sitzen blieben, gar nicht ansah, weil man dafür doch selber etwas gehabt hatte.

Dabei gab es viel weniger zu verdienen als früher, weil Handel und Gewerbe stockten, und die reichen Leute, die „Aristokraten“ nicht mehr Geld ausgaben, als unum-

gänglich nötig war und sich in ihren Bedürfnissen nach allen Seiten hin beschränkten.

Solche Zustände halten sich aber nicht lange unter einer Bevölkerung, die im großen und ganzen an Arbeit und Ordnung gewöhnt ist, und, je tiefer die Unordnung eingerissen war, desto schneller erfolgt meistens der Umschlag, wie sehr auch diejenigen, welche von der Unordnung leben, alles aufbieten, die für sie günstigen Zustände noch länger zu erhalten.

Das wußte auch der Herr Doktor sehr wohl und bot darum alles auf, seine guten Freunde auf dem Lande, die liberalen Vierbuchener nicht vor den Kopf zu stoßen. War in der Stadt für ihn und seinesgleichen die Herrlichkeit am Ende, so konnte er sich hier auf dem Dorfe doch noch eine Zeit lang durchschwindeln, wenn er auch sonst nichts herausschlug als freie Zeche im Wirtshause und die gute Verpflegung beim Malefizmüller.

Denn diesen hatte der Doktor „ganz eingethan", wie man zu sagen pflegt.

Durch wohlangebrachte Schmeicheleien, die er nicht sparte, durch die Vertraulichkeit, womit er ihn in die geheimsten Pläne der Freiheitspartei einweihte, wenn dieselben auch nur in seinem eigenen Kopfe ihre Geburtsstätte hatten, durch glänzende Aussichten, die er für jeden eröffnete, der treu zur guten Sache hielte, war es dem Herrn Doktor gelungen, den Müller vollständig zu umgarnen. Denn, wie schon gesagt wurde, es fehlte dem Malefizmüller bei all seinem Reichtume sehr bedeutend an dem, was man sich für alles Geld der Welt nicht kaufen kann, am gesunden Menschenverstande.

Oft genug, wenn der Herr Doktor geheime Zwiesprache mit ihm hielt und vor ihm die Tiefen seiner politischen Weisheit aufthat, wurde es ihm zu Mute, als wenn seine drei Mühlräder, anstatt in ihrem Wasserhause, sich in seinem Kopfe umdrehten und alle seine Gedanken durcheinander wirbelten.

Allein je mehr dies der Fall war, desto höher stieg sein Respekt vor einem Manne, der mit all diesen verwunderlichen Gedanken so leicht umsprang, als wären sie nichts weiter als ein einfaches Additionsexempel, wie es sein Jakobchen auf der Tafel oder auch im Kopfe rechnete.

Waren dem Herrn Doktor bei seinen Brandreden im Wirtshause einmal die Gäule ein wenig durchgegangen, hatte er, ohne an den Reichtum seines Freundes zu denken, einmal recht hinreißend von den Geldsäcken der Reichen schwadroniert, die für das arme, gedrückte Volk aufgethan und ausgeteilt werden müßten, so ließ er sich's eifrig angelegen sein, nachher sogleich dem Müllerfreunde zu bedeuten, auf ihn sände das natürlich keine Anwendung. Denn wer seinen Reichtum so zu gebrauchen wüßte, wie er, und für das Volk und seine gute Sache ein offenes Herz und eine offene Hand habe, dem könne man ja ruhig seinen Reichtum lassen, dem dürfe, wenn es einmal ans „Teilen" gehe, kein Pfennig verkränkt werden, im Gegenteile, man würde ihm noch soviel wie möglich zuspielen.

Was Wunder, daß mein dummer Malefizmüller in die Falle ging und von nun an gegen den Herrn Doktor noch freigebiger und gastfreier wurde!

Übrigens schien den Herrn Doktor auch noch etwas anderes in die Mühle hinter dem Busch zu ziehen, als die Aussicht auf eine gute Verköstigung, die sich, so oft er kam, auch verwirklichte.

Der Müller hatte nämlich eine heiratsfähige Tochter. Die schien der Herr Doktor für würdig zu halten, daß sie mit ihm den Ehrenpfad wandele, der für ihn in sicherer Aussicht stehen mußte, und wie er bereits des Vaters ganzes Wohlgefallen besaß, so suchte er auch das der Tochter zu gewinnen und strengte sich über die Maßen an, bei derselben den Liebenswürdigen zu spielen.

Die Annemarie hatte sich aber bereits einen erkoren, mit dem sie den Weg durchs Leben zu gehen willens war, und setzte deshalb den süßen Reden des Herrn Doktor ein kaltes, empfindungsloses Herz entgegen, ließ ihn auch bisweilen mit einem so derben Trumpfe ablaufen, wenn er anfing, deutlich zu werden, daß ein anderer als der Herr Doktor frischweg die Segel eingezogen hätte.

Der Malefizmüller hätte noch dümmer sein müssen, als er wirklich war, wenn er von den stillen Absichten seines geehrten Gastfreundes nichts gemerkt hätte. Aber er that etwas, was ihm sehr leicht wurde: er stellte sich

dumm. Denn zum Schwiegersohne mochte ihm doch wohl der Herr Doktor nicht passen. Klopfte derselbe einmal bei ihm auf den Busch und sprach die Hoffnung aus, mit der Zeit vielleicht in noch nähere Verbindung und Genossenschaft mit seinem verehrten Freunde und Gastgeber zu kommen, so schien er den Sinn dieser Worte gar nicht zu ahnen oder doch nur auf die Gemeinschaft zu beziehen, in welcher sie bei der neuen Ordnung der Dinge in Bezug auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit einander stehen würden. Er nickte dann wohl schlau lächelnd mit dem Kopfe, um dem Doktor die Gelegenheit zu deutlicherer Aussprache seiner Absichten zu benehmen.

Aber so wenig auch der Doktor nach außen merken ließ von seiner Absicht, die Annemarie, den Goldfisch, für sich einzufangen, so sorgfältig er auch seine Schönthuerei gegen das Mädchen vor anderen zu verbergen suchte: das Gerücht davon drang dennoch ins Dorf. Hatte nun die Annemarie selbst geplaudert oder hatte der Peter Schönhofer, ihr Schatz, Lunte gerochen, man munkelte bald in allen Abendmajen davon, daß der Doktor Absichten auf das Mädchen habe.

Natürlich wurmte das den Burschen des Dorfes gewaltig.

Die meisten wußten zwar davon, daß die Annemarie und der Peter Schönhofer einig waren, hielten auch den Malefizmüller nicht für dumm genug, sein Kind an den Maulhelden wegzuwerfen. Aber es ärgerte sie alle, daß so ein hergelaufener Kerl sich unterstehe, sie bei den Mädchen des Dorfes ausstechen zu wollen. Sie sahen dies als einen Schimpf an, der sie alle träfe, und es bildete sich ein Komplott unter ihnen zu dem Zwecke, dem Herrn Doktor bei der ersten passenden Gelegenheit einen Denkzettel anzuhängen, über dem ihm die Freiersgedanken vergehen sollten.

Lassen wir sie vorläufig überlegen, wie sie das anfangen wollten, und sehen uns einmal wieder nach unserem Freunde Diktel um.

Dem war es freilich in einer Hinsicht sehr erwünscht, daß es zwischen dem Malefizmüller und dem Herrn Doktor zu einer so dicken Freundschaft gekommen war. Denn er selber wurde dadurch der Verpflichtung überhoben für den geehrten Freund zu sorgen, sowohl in Bezug auf die Be-

zahlung seiner Zechen im Wirtshause wie auch in Bezug auf seine Beherbergung. Allein er fühlte sich doch auch im stillen dadurch gekränkt, daß der Herr Doktor sich jetzt nicht mehr soviel um ihn bekümmerte wie anfangs, sondern seine ganze Aufmerksamkeit dem reichen Müller zuwendete. Das Ansehen bei den liberalen Vierbuchenern, welches ihm die intime Bekanntschaft mit dem großen Volksmanne gebracht hatte, schien in Gefahr, wieder gänzlich verloren zu gehen.

Und wenn nun endlich die Zeit kam, die der Doktor als ganz nahe voraussagte, da den Gesinnungstüchtigen die geträumten Rosen in den Schoß fallen sollten in Gestalt von Reichtum, Ehre und Ansehen, was sollte dann werden, wenn er, Diktel nicht mehr in nächster Nähe und bester Freundschaft mit dem Manne stand, der dann sicher mit dabei war, jene Rosen auszuteilen? Dann fiel höchstens ein Bürgermeister-Ämtchen für ihn ab, und seine stillen Träume gingen doch etliche Stufen höher hinauf.

Aber was ist es, ach! um alle Hoffnungen des Menschen! Selbst die weitreichenden und hochfliegenden Träume eines Paradiesschneiders können über Nacht zu Wasser werden.

Frau Fädler war heute bei dem Ristelhuber, dem Ortsvorsteher, in der Wäsche gewesen. Denn wie sehr sich dieser im Verein mit seinen Gesinnungsgenossen auch über den einfältigen Flickschneider ärgerte, der den Liberalen, den Freiheitshelden spielte und sich doch von dem Doktor und seinem Gelichter so jämmerlich am Lügen- und Narrenseile herumführen ließ, man wollte doch die brave Frau diesen Ärger nicht entgelten lassen. Denn man wußte wohl, daß dieselbe von dem thörichten Treiben ihres Mannes keine Ahnung oder doch kein rechtes Verständnis habe.

Eine rechtschaffene Frau, die ihr Hauswesen imstande halten will und noch dazu den Hauptteil des Haus- und Lebensbedarfs mit ihrer Hände Arbeit verdienen muß, kann sich ja auch unmöglich viel um andere Dinge bekümmern, am allerwenigsten aber um die Politik, selbst wenn sie davon etwas verstünde.

Es kam wohl an den Waschbütten, wo ja bekanntlich die Dorfereigniſſe, groß und klein, stets zur eingehendsten, gewissenhaftesten Verhandlung kommen, auch je und dann zu spöttischen Äußerungen über den Herrn Doktor und

seine Freunde; aber man hatte die gute brave Frau Fädler doch im ganzen zu lieb, als daß man sie durch offene unverhohlene Äußerung der Gedanken, die man über ihren Mann hatte, hätte ärgern und bekümmern mögen.

Waren etwa einmal etwas deutlichere Bemerkungen über ihren Mann gemacht worden, so ließ es Frau Fädler nicht daran fehlen, diesen deshalb nachher zur Rede zu stellen. Aber der Herr Gemahl wußte dann im ehelichen Zwiegespräch seine Sache immer so harmlos hinzustellen und sich so rein zu waschen, daß das drohende Gewitter gewöhnlich mit einem spöttischen Lächeln auf dem Gesichte der Frau Fädler abschloß, aus welchem deutlich der Gedanke herauszulesen war: „Narren sind auch Leute" — und: „mit Narren muß man Geduld haben".

Noch ungefährlicher erschien ihr aber die ganze Geschichte, als sie an der Waschbütte erfuhr, wie der Herr Doktor jetzt mit dem Malefizmüller so dicke Freundschaft geschlossen habe, und als ihr Mann, den sie beim Nachhausekommen deshalb ein wenig hänselte, sich ziemlich ungehalten über den Herrn Doktor aussprach, dem trotz aller Brüderlichkeit, die er fortwährend im Munde führe, doch ein reicher Mann lieber sei, als ein geringer.

„Aha!" dachte Frau Fädler, „jetzt bist du auf dem richtigen Wege!" Und sie verfehlte nicht, nun ihre gesunden Ansichten über die vielbesprochene „Brüderlichkeit" und „Gleichheit" in ziemlich nachdrücklicher Weise zum besten zu geben.

Heute war, wie gesagt, Frau Fädler bei Ristelhubers in der großen Wäsche gewesen. Da die Sonne wie zum Bleichen so auch zum Trocknen der Wäsche ihre volle Schuldigkeit gethan hatte, und die Wäsche blütenweiß hereingekommen war, so hatte Frau Ristelhuber in ihrer Herzensfreude den Wäscherinnen nach vollbrachter Arbeit einen Extra-Kaffee gekocht, bei welchem diese dann bis gegen Dunkelwerden sitzen blieben, da es doch zu spät am Tage geworden war, um noch eine Arbeit von Bedeutung daheim vorzunehmen, und der heiße Sonnenbrand ohnehin die Kräfte recht abgespannt hatte.

Da trat der Ristelhuber in das Zimmer, und, wie es schien, nicht in der rosigsten Laune. Denn die Zipfelmütze,

die er sonst als einer, der sich seiner Ortsvorsteher-Würde bewußt war, immer hübsch gerade auf dem Kopfe sitzen hatte, neigte heute ziemlich stark auf die linke Seite, als ob sie im eifrigen Gespräche hin- und hergeschoben worden wäre, und der Besitzer zuviel mit seinen Gedanken zu thun gehabt hätte, als daß er sie wieder in die richtige Lage hätte bringen können.

Und so war es. Der Ristelhuber, der, wie wohl alle Ehemänner, am liebsten außer dem Hause war, wenn seine Frau die unvermeidliche große Wäsche im Hause besorgte, war heute Nachmittag beim alten Pfarrer gewesen, mit dem er eine Dorfangelegenheit von Wichtigkeit besprechen wollte. Da war denn die Rede auch auf die politischen Zustände gekommen, die beiden Männern sehr am Herzen lagen, und begreiflicherweise auch auf die Zustände im Dorfe, welche sich infolge der unruhigen Zeiten gebildet hatten.

War es doch die geistliche und weltliche Spitze des Dorfes, die mit einander verhandelten! Da gab es denn gegenseitig viele Not zu klagen, und den ganzen Nachmittag hatten die beiden wohlmeinenden Männer mit einander beraten, wie dem einreißenden bösen Geiste der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit und der Verachtung gegen die Kirche und Gottes Wort zu steuern sein möge. Unausbleiblich kam dabei auch die Rede auf die Persönlichkeiten, welche sich im guten oder im schlechten Sinne besonders hervorthaten. Und wenn das Sprichwort wahr ist, daß es demjenigen, über welchen von anderen gesprochen wird, je nachdem dies im guten oder im bösen geschehe, im rechten oder linken Ohr klinge, so mußte es an diesem Nachmittage dem Herrn Doktor, dem Malefizmüller und dem Diktel im linken Ohre klingen, als ob eine ganze Bande Musikanten darin ihr Orchester aufgeschlagen habe. Ganz besonders aber drehte sich das Gespräch um den Diktel, der den großmäuligen Doktor ins Dorf gebracht habe und jedenfalls auch die Schuld trage, daß der einfältige Malefizmüller diesem ins Garn gegangen war.

Die Nachwirkungen dieses Gespräches waren es, welche sich in der schiefsitzenden Zipfelmütze und in dem sonst so freundlichen, jetzt aber in die krausesten Falten gezogenen

Gesichte des Ristelhubers geltend machten. Daß er die Wäscherinnen noch im Hause traf, obwohl er gedacht hatte, sie, weil das Wetter so günstig gewesen war, nicht mehr vorzufinden, trug nicht gerade zur Verbesserung seiner Stimmung bei.

Das mochten denn auch die Künstlerinnen in Seifenschaum bald herausgemerkt haben und beendigten darum ihren gemütlichen Kaffeeklatsch rascher, als es sonst wohl geschehen wäre.

„Bleib' Sie einmal einen Augenblick da, Frau Fädler," sagte, als sie aufbrachen, der Ristelhuber.

Nachdem die anderen Frauen ihren Lohn empfangen und sich verabschiedet hatten, führte der Ortsvorsteher die erstaunte Frau, die sich gar nicht denken konnte, warum sie allein dableiben sollte, in das Hinterstübchen, ließ sich dort bedächtig in dem Großvaterstuhle neben dem Ofen nieder und sprach dann zu der ängstlich Wartenden:

„Frau Fädler, ich weiß, daß Sie eine rechtschaffene Frau ist, die ihr Hauswesen ordentlich imstande hält und sich's um das tägliche Brot sauer werden läßt. Da möcht' ich Sie denn einmal fragen, ob Sie denn gar nichts dawider hat, daß Ihr Mann auf solchen Lumpenwegen geht und sich selbst und am Ende Sie noch mit ins Unglück stürzt?"

Als Frau Fädler bei diesen Worten ihm starr und lautlos ins Gesicht sah, fing er nun an, ihr auseinanderzusetzen, daß das Treiben ihres Mannes keineswegs so harmlos und unschuldig wäre, als sie es vielleicht bisher angesehen habe, daß er vielmehr mit dem roten Doktor auf nichts anderes sinne, als auf völligen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse, auf Zerstörung aller öffentlichen Ordnung, auf Vernichtung aller Obrigkeit, auf Untergrabung aller Religion und Sitte.

„Könnte die Obrigkeit gegenwärtig," so schloß er, „wie sie sollte und möchte, so säße Ihr Mann mit seinem Doktor und etlichen anderen aus dem Dorfe schon längst im Gefängnisse. Aber verlaß Sie sich darauf, Frau Fädler, lange geht es nicht mehr so fort! Die Besseren und Verständigeren, die sich eine Zeit lang durch das wüste Freiheitsgeschrei haben mit fortreißen lassen, beginnen bereits einzusehen, worum es den Freiheitshelden im Grunde nur zu thun ist, nämlich nur darum, für sich selber und für den eigenen Vorteil im Trüben zu fischen. Sie wenden sich allmählich wieder alle der Sache der Ordnung und des Gesetzes zu. Hat aber die Staatsregierung durch ihre Umkehr erst wieder breiteren Boden unter den Füßen, so wird mit dem übrigbleibenden Gesindel kurzer Prozeß gemacht werden. Wer nicht an den Galgen kommt, wandert ins Loch, vielleicht auf Lebenszeit."

Frau Fädler stand bei diesen Eröffnungen des Dorfoberhauptes bleich da wie eine Leiche und war dem Umsinken nahe. Das veranlaßte denn doch den Ristelhuber, den lauten Ton, worin er zuletzt verfallen war, etwas zu mäßigen und der armen Frau gegenüber, die er bedauern mußte, nicht mehr so rückhaltlos wie eben dem Ärger Lauf zu lassen, der in ihm kochte.

„Ich weiß ja wohl," sagte er gleichsam beschwichtigend, „daß Ihr Mann die bösen Gedanken und Anschläge nicht

aus sich selbst hat, und vielleicht auch gar nicht einmal ganz begreift, worauf die Anschläge der Anführer hinauslaufen. Aber er ist durch seine Gänge nach der Stadt in böse Gesellschaft geraten und hat sich besonders durch den roten Doktor und seine Maulfechtereien verführen lassen. Noch ist es Zeit für ihn, umzukehren und andere Wege einzuschlagen. Da hab' ich denn gedacht, Sie als eine verständige und ordentliche Frau müsse suchen, Ihren Mann herumzukriegen, ehe es zum bösen Ende geht. Ich habe mir heute nachmittag, als ich mit dem Herrn Pfarrer über Ihren Mann sprach, sogleich vorgenommen, deshalb mit Ihr zu sprechen; und wie ich Sie vorhin noch im Hause fand, war es mir gleichsam ein Fingerzeig vom lieben Gott, daß ich es ohne Aufschub thun solle."

„Ja, aber was soll ich denn thun?" fragte Frau Fädler weinend. „Ich habe meinem Manne schon mit ernsten Worten zugesetzt, daß er von seiner Narrheit lassen möge, habe es auch schon reichlich mit Spott probiert. Aber es hilft ja alles nicht. Ich kann ihm doch seine Gedanken nicht aus dem Kopfe herausreißen!"

„Nun, nun," sagte der Ristelhuber mit einem geheimen Lächeln, „man weiß ja im ganzen Dorfe, daß Sie etwas über Ihren Mann vermag, wenn Sie ihm auch die Gedanken nicht aus dem Kopfe herausreißen kann. Ich will Ihr einen guten Rat geben. Verbiete Sie ihm vor allen Dingen die Botengänge nach der Stadt. Die paar Groschen, die er dabei verdient, und von denen doch, ohne daß Sie es weiß, mehr in das Wirtshaus wandern, als in Ihre Tasche, die kann er auch verdienen, wenn er sich wieder auf sein Handwerk legt und den Buben die zerrissenen Hosen und Jacken flickt. Dann aber verbiete Sie Ihrem Manne auch jede weitere Gemeinschaft mit dem roten Doktor, der sein Verführer und ein Erzlump ist. Er wird sich zwar gegen dieses letzte Verbot arg wehren, aber laß Sie nur nicht locker! Es muß sein."

Frau Fädler hatte ihre Thränen getrocknet und horchte hoch auf. In ihrem Gesichte stand zu lesen, daß sie sich wohl getraute, das durchzusetzen. Ohnehin hatte sie schon seit längerer Zeit Verdacht, daß ihr Mann die Botengroschen, welche er verdiente, nicht alle in die Haushaltungs-

kasse abliefere. Es waren deren in der letzten Zeit immer weniger geworden; aber sie hatte sich von Diktel einreden lassen, daß jetzt, wo alle Geschäfte stockten, auch die Aufträge nach der Stadt und damit sein Verdienst geringer würden und war selbst desto fleißiger gewesen, um das Mangelnde herbeizuschaffen. Jetzt hatte ihr der Ristelhuber die Augen darüber geöffnet, wohin die Botengroschen flössen, und der schon längst gefaßte Vorsatz, die Botengänge ihres Mannes abzuschaffen, gewann eine unumstößliche Festigkeit. Sie nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Ich will's versuchen, Herr Vorsteher, und denke auch, daß es gelingen wird. Aber thut Ihr nur auch alles, daß sie den Diktel nicht in das Gefängnis setzen. Es wäre mein Tod, wenn ich diesen Schimpf erleben müßte!"

„Nun, wenn der Diktel sich bessert, so soll es an mir in diesem Stücke nicht fehlen," tröstete der Vorsteher. „Wir wollen dann die Dummheiten, die er schon gemacht hat, so gut wie möglich vertuschen helfen; denn der Herr Pfarrer, der es so gut mit allen Leuten meint, wird auch das seinige thun, daß Ihr Mann nicht in die Patsche kommt. Thue Sie nur zunächst, was ich Ihr geraten habe und sehe Sie Ihrem Manne ein bißchen schärfer aufs Zeug, wie bisher!"

Frau Fädler versprach's und verabschiedete sich.

Armer Diktel! Wie wird dir's ergehen, wenn du nach Hause kommst!

Er hatte nämlich heute wieder seinen Botentag gehabt und war schon am frühen Morgen — wie er sagte, wegen der Hitze — nach der Stadt aufgebrochen.

Aber wer nicht nach Hause kam, war der Diktel. Es wurde neun, es wurde zehn, es wurde eilf Uhr, ohne daß sich etwas von ihm sehen und hören ließ. Solange war er doch noch niemals ausgeblieben. Als es eilf Uhr geschlagen, machte sich Frau Fädler nach dem Wirtshause auf, weil sie dachte, ihr Mann möchte nach seiner Heimkehr dort noch eingefallen sein, um etliche der verdienten Botengroschen in Bier umzusetzen. Aber im Wirtshause war alles still und leer, nirgends mehr ein Schimmer von Licht. Von dem Nachtwächter, der ihr begegnete, hörte sie nur noch, daß heute in der Stadt etwas Besonderes los gewesen

sein müsse. Denn sowohl der Müller als der Sitzleder und noch ein paar andere seien auch in der Stadt gewesen, aber schon vor mehr als einer Stunde stille heimgekommen.

Was wollte Frau Fädler machen? Sie war schon am Morgen um vier Uhr aufgestanden, hatte den ganzen Tag über in der Sonnenhitze gearbeitet und war todmüde. Nur die Gedanken, die der Ristelhuber mit seiner Unterredung in ihr wachgerufen hatte und die damit verbundene Aufregung hatten vermocht, bis jetzt den Schlaf von ihren Augen fern zu halten. Sie schloß die Hausthüre ab und legte sich schlafen mit dem nicht gerade freundlichen Vorsatze, den Diktel, wenn er endlich heimkäme, einmal recht tüchtig klopfen und warten zu lassen, ehe sie ihn einließe.

Aber sie hatte gute Ruhe vor dem Aufstehen und Thüraufmachen. Diktel kam gar nicht.

Nun erschrak sie doch, als sie am Morgen aufwachte und ging eiligst zu dem Sitzleder, um zu fragen, ob er nichts von ihrem Manne wisse. Der aber wollte offenbar nicht recht mit der Sprache heraus und gab nur zur Antwort, er habe den Diktel wohl in der Stadt gesehen, wisse aber nicht, wo er geblieben sei, er werde wohl wieder heimkommen.

Von da eilte die geängstete Frau zu dem Malefizmüller. Der war aber schon ins Feld gegangen und kam vor Mittag nicht heim; man wußte auch nicht, auf welchem Acker er zu finden sein würde.

Bei diesem kurzen Bescheide machte die Annemarie, welche ihn erteilte, überdies der Frau Fädler ein so böses Gesicht, daß der alle Lust verging, noch weiter zu fragen. Offenbar übertrug das Mädchen den Widerwillen gegen den liebenswürdigen Freier, den sie in dem roten Doktor gefunden hatte, auf den Diktel, durch welchen derselbe ins Dorf gekommen war, und auch auf dessen Frau.

Kaum hatte die Mittagsglocke geläutet, so war trotzdem Frau Fädler, die den ganzen Morgen von einer fürchterlichen Unruhe geplagt worden war, weil Diktel immer noch ausblieb, schon wieder auf dem Wege nach der Mühle und traf denn auch glücklicherweise den Malefizmüller daheim.

Was aber mußte sie von diesem vernehmen?!

Diktel war gestern nachmittag in der Stadt eingesetzt worden!

Und das war so gekommen: Es war gestern morgen eine große Volksversammlung in der Stadt, wozu die „Liberalen" aus der ganzen Umgegend dringend eingeladen gewesen waren. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Absetzung des Bürgermeisters. Dem war nämlich in den letzten Tagen der Mut so gewachsen, daß er sich erlaubt hatte, für die Wirtshäuser wieder die Polizeistunde einzuführen, deren Aufhebung als eine der schönsten „freiheitlichen Errungenschaften" galt.

Das war ein Eingriff in die Rechte des souveränen Volkes, der nicht geduldet werden durfte, und in der Volksversammlung war es deshalb scharf hergegangen. Zum Unglücke war der Herr Doktor gerade unwohl und konnte der Volksversammlung nicht beiwohnen, sonst hätte er gewiß die gute Sache des Volkes auf das kräftigste vertreten. Indessen fehlte es auch ohne ihn nicht an Vertretern, und sie vertraten die Volksrechte so gut, daß, als am Nachmittage das Bier des roten Ochsen in den meist nüchternen Magen Wirkung zu thun begann, der Beschluß gefaßt wurde, dem Bürgermeister vor das Haus zu ziehen, die Fenster einzuwerfen und dann ihn selber aus der Stadt zu jagen.

Die beiden ersten Punkte dieses Beschlusses wurden denn auch wirklich in Ausführung gebracht, und unser Diktel, der hier eine erwünschte Gelegenheit sah, sich auf eine billige Weise einen großen Namen zu machen und dadurch seinem Ansehen bei den Vierbuchener Liberalen wieder auf die Beine zu helfen, nachdem es durch die Hinneigung des Herrn Doktor zum Malefizmüller etwas hinfällig geworden war, bewies sich als einen der ärgsten Schreier und Werfer.

Er wurde dabei nicht wenig angefeuert durch den Herrn Doktor, der am Nachmittage, als die Volksversammlung zu Ende war, und es nun an die Ausführung der gefaßten Beschlüsse ging, sein Unwohlsein bereits wieder überwunden hatte und sich nun unter die tobende Menge mischte, zu schüren und zu hetzen.

Dem Diktel redete er ein, daß heute jeder zeigen müsse, ob er Courage habe und bereit sei, etwas für die

Sache des Volkes zu thun, sodaß man ihn für einen echten Volksfreund halten könne. Es wäre zwar unwahrscheinlich, daß die Polizei es wagte, gegen das Volk einzuschreiten, aber der Bürgermeister sei ein Duckmäuser, dem man nicht trauen könne. Wenn er es aber auch wirklich wagen sollte, einen Mann des Volkes gefangen nehmen zu lassen, so werde sich die ganze Volkspartei desselben annehmen und ihn im Triumphe aus dem Gefängnis führen.

Das zog bei dem ehrsüchtigen Schneiderlein, wie es noch bei manchem anderen Gimpel zog, dem der Doktor dieselbe Rede als Leimrute vorhielt.

Diktel drängte sich in die vordersten Reihen und leistete das Menschenmögliche in Schreien und Fenstereinwerfen. Seine rote Mütze über dem roten Kopfe leuchtete aus der ganzen Schar hervor. Daß der Herr Doktor sich hinten hielt und sich nicht einmal zu einem lauten Rufe, geschweige denn zu etwas anderem hinreißen ließ, blieb dem Diktel natürlich verborgen. Er sah sich in seinem Feuereifer, sich auszuzeichnen, weder nach dem Doktor, noch nach sonst jemand um.

Klirrend war die letzte erreichbare Fensterscheibe der bürgermeisterlichen Residenz herabgefallen.

„Nun hinein!“ hieß es da, „und den Volksfeind, den Aristokraten gefaßt und vor das Thor gebracht!“

Und wieder war es Diktel, der am lautesten so schrie und mit einem Schmiede, der einen schweren Zuschlagehammer in der Hand trug, zuerst an der verschlossenen Thüre des Bürgermeisters stand.

„Schlagt die Thüre des Käfigs ein,“ schrie er dem Schmiede zu, „daß wir das saubere Vögelchen fangen!“

Und bum! bum! donnerte es wider die feste Thüre aus Eichenholz.

Aber siehe da! Als eben der Schmied zum dritten entscheidenden Schlage ausholte, der sicher die Füllung der Thüre durchbrochen haben würde, da thut sich diese von selber auf und es erscheinen — — blinkende Bajonette.

Der Bürgermeister nämlich, der seine Leute kannte und im voraus wußte, was das Ergebnis der Volksversammlung sein werde, hatte sich zu den beiden in der Stadt stationierten Gensdarmen auch noch den dritten ver-

ſchrieben, der in einem benachbarten Flecken ſtand, hatte aber dieſe anſehnliche Heeresmacht heimlich durch ſeinen an die Landſtraße grenzenden Garten in ſein Haus kommen und von niemandem ſehen laſſen.

Da er wußte, daß die drei Bewaffneten ihm doch ſeine Fenſterſcheiben nicht ſchützen könnten, und ſich um eine Entſchädigung für die eingeworfenen Scheiben keine Sorge zu machen brauchte, ſo ließ er die drei Geſetzeswächter ſich im Hausflure poſtieren und gab ihnen den Befehl, wenn es wirklich zum Einſchlagen der Thüre käme, ſollten ſie dieſelbe plötzlich von innen öffnen und den Angreifenden die Bajonette entgegenhalten.

„Ihr könnt Euch darauf verlaſſen," verſicherte er die etwas zaghaft Dareinſchauenden, „daß das ausreicht und daß die ganze Menge vor Euren drei Bajonetten auseinanderfliebt. Seht dann nur zu, daß Ihr etliche von den Vorderſten zu faſſen kriegt!"

Und richtig! der hochwohlweiſe Bürgermeiſter hatte es getroffen.

Kaum waren die blanken Bajonette und die blinkenden Helme nur durch eine Thürſpalte ſichtbar geworden, da taumelten der Schmied und Dittel mit einem Schreckensſchrei zurück, und es war mit einemmal, als ob allen Schreiern ein Pechpflaſter auf den Mund gedrückt wäre.

Es entſtand eine ſekundenlange lautloſe Stille. Dann aber brach ein entſetzliches Geſchrei los und der Ruf: „Wir ſind verraten! Wir ſind verraten!" ging wie ein Flugfeuer durch die Menge.

„Ein Wald von Bajonetten!" ſchrie es hier.

„Eine ganze Compagnie Soldaten!" ſchallte es dort.

„Rettet Euch! Rettet Euch!" tönte es auf allen Seiten.

Aber die Hinterſten, die vor dem Schuſſe am ſicherſten waren, wollten nicht ſo ſchnell weichen, und ein fürchterliches Gedränge, das dadurch im Vordergrunde entſtand, machte es für die Gensdarmen überaus leicht, ſich etliche Delinquenten zu langen und in den Hausflur hereinzuziehen.

Dittel mit ſeiner roten Mütze und der Schmied, der voll Herzensangſt ſeinen Hammer hatte fallen laſſen, waren die erſten.

Es dauerte noch keine zehn Minuten, da wurde die ganze Straße wie ausgestorben, und lachend schloß der Bürgermeister seine Thüre. Die Gefangenen wurden in dem Turme untergebracht, der als städtisches Gefängnis an die Dienstwohnung des Stadtoberhauptes angebaut war.

So war die Sache geschehen. Allerdings lautete die Erzählung des Malefizmüllers ein klein wenig anders. Danach hatte die Volkspartei der bewaffneten Macht, die er auf wenigstens 30 Mann angab, den tapfersten Widerstand geleistet und war erst gewichen, als die Bewaffneten zum Feuern anlegten.

Für Frau Fädler blieb sich dies natürlich ganz gleich und änderte in keiner Weise etwas an der für sie schrecklichen Thatsache, daß ihr Mann im Gefängnisse saß.

Bleich wie der Tod hörte sie die Erzählung des Müllers an, und hatte nicht einmal einen Ausruf oder ein Wort der Klage, als dieser zum traurigen Schlusse der Geschichte kam. Aber sie zitterte an allen Gliedern, und die Gedanken gingen ihr wirre im Kopfe herum.

Also hatte der Ristelhuber doch nur zu sehr recht gehabt mit seiner Warnung! Und hatte er nicht auch recht damit, daß sie die Sache zu lange habe gehen lassen, ohne sich ernstlich darum zu bekümmern? Wie sollte aber jetzt geholfen werden? durch wessen Vermittelung sollte der Diktel wieder aus dem Gefängnisse loskommen?

Da fiel ihr denn wieder der wackere Ristelhuber ein, der als Ortsvorsteher den Bürgermeister in der Stadt wohl kannte und mit demselben, wie sie wußte, auf sehr gutem Fuße stand. Wenn einer in dieser Sache etwas thun konnte, so war der es. Und hatte der ihr nicht auch den alten Pfarrer genannt als einen, der sich des Diktel allenfalls annehmen könnte und würde, wenn es vor seiner Besserung, die sie versuchen sollte, mit ihm schief ging?

Alle diese Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf, als der Malefizmüller etwas verlegen stille schwieg, weil sie, anstatt zu jammern und zu klagen, wie er erwartet hatte, lautlos dastand.

Plötzlich griff sie mit einem kurzen „Adjes“ nach der Thüre und eilte, so schnell sie ihre zitternden Glieder trugen, zum Ristelhuber.

Der wußte die ganze schöne Geschichte schon und wurde von herzlicher Teilnahme ergriffen, als er die bleiche Frau auf sein Haus zukommen sah.

„Ja, ja, Frau Fädler,“ sprach er zu der Eintretenden „jetzt ist also meine Prophezeiung von gestern nur zu früh in Erfüllung gegangen! Thut mir herzlich leid, weniger um den Diktel als um Sie. Denn für Ihren Mann bedarf es einer tüchtigen Arzenei, wenn er von seinem Freiheitsschwindel vollkommen geheilt werden soll, und die ist ihm nun schon verschrieben.“

„Aber um Gottes willen, Herr Vorsteher, ist denn gar nichts zu machen, daß er aus dem Gefängnisse herauskommt? Ich schäme mich ja, über die Straße zu gehen!

Nein, ich halt's nicht aus!" rief sie laut schluchzend und sank auf die Bank nieder, das Gesicht in den Händen bergend.

„Nun, nun," beruhigte Ristelhuber, „mach' Sie's nur nicht gar zu arg mit Ihrem Jammern! Vielleicht läßt sich doch etwas thun, daß es Ihrem Manne glimpflicher ergeht, als er es verdient. Aus dem Gefängnisse wird er sich freilich nicht sogleich herausschaffen lassen; dazu hat er's ein bißchen gar zu arg getrieben in der Stadt. Aber es ist am Ende möglich, den Herrn Bürgermeister zu bewegen, daß er die Geschichte nicht höheren Orts anzeigt. Die eingeworfenen Fensterscheiben lassen sich wiederherstellen, und sonst ist ja glücklicherweise kein Unfall vorgekommen bei dem Skandal. Auch ist Ihr Mann nur einer von den vielen, die geholfen haben werfen, und man kann ihn doch nicht allein strafen wollen. Weiß Sie was? Gehe Sie einmal zum Herrn Pfarrer hin und klage Sie auch dem Ihre Not. Ich will auch nachher zu ihm gehen und mit ihm beraten, was etwa zu thun ist."

„Gott lohn's, Herr Vorsteher!" schluchzte Frau Fädler, durch diese wohlwollenden Worte einigermaßen beruhigt. „Ich will's Euch all mein Lebtage nicht vergessen, wenn Ihr helft, daß mein Mann wieder frei wird und nicht am Ende an den Galgen kommt!"

„Na, das wird sich wohl machen lassen," sagte Ristelhuber, und ein leises Lächeln glitt über seine Züge. „Aber gehe Sie jetzt zum Herrn Pfarrer und höre Sie, was der sagt. Ich komme bald nach."

Der alte Pfarrer hatte durch den Briefträger aus der Stadt schon in aller Frühe die Neuigkeiten von gestern erfahren, und, wie natürlich, mit allerlei Zuthaten versehen, wie z. B. daß Tiktel von einem der Gensdarmen gestochen worden sei, und der Bürgermeister schwere Wunden habe von den Steinen, die ihn getroffen.

Auch er empfing die weinende Frau mit herzlicher Teilnahme und sagte ihr, als sie ihm ihre Not geklagt, bereitwillig seine Hülfe zu, obschon er wegen der blutigen Zuthaten, womit ihm die Geschichte erzählt worden war, nicht so zuversichtlich sein konnte wie der Ristelhuber, daß eine Fürsprache viel nützen werde.

Am Nachmittage schon machten sich die beiden Männer auf den Weg zur Stadt und gingen dort sogleich zum Bürgermeister, mit welchem der alte Pfarrer seit langen Jahren befreundet war.

„Aha," wurden sie dort lachend begrüßt. „Sie kommen wohl, zu sehen, ob ich noch am Leben bin? Damit sähe es freilich schen aus, wenn mich nur der hundertste Teil der Steine getroffen hätte, die meinen armen Fensterscheiben den Garaus gemacht haben. Aber es ist gottlob! gut gegangen. Nicht einmal an meinen Möbeln ist etwas verdorben."

„Aber," fuhr der Bürgermeister herzlich lachend fort, „Sie hätten nur einmal die große Retirade sehen sollen, als meine drei Verteidiger nur ihre Bajonette blicken ließen! Es war wirklich zum Totlachen, wie alles übereinander stürzte und Hals über Kopf das Weite suchte!"

„Sie haben es aber nicht alle gefunden!" warf der Pfarrer ein, um in das rechte Fahrwasser zu kommen.

„Nein! Nein!" rief vergnügt der Bürgermeister, ein paar Vögelchen haben wir in Numero Sicher, und die singen heute ein ebenso klägliches Liedchen, als sie gestern voll Biermut gejohlt und geschrieen haben. Wissen Sie denn aber auch schon, daß darunter einer aus Ihrem Vierbuchen ist, der rote Schneider, der die Botengänge hierher that?

„Ja wohl, leider!" sagte der Pfarrer, „und gerade wegen dessen kommen wir beide heute schon zu Ihnen."

„Und wollen ihn losbitten?"

„Wenn's sein kann, ja!" antwortete frisch der Pfarrer.

„Thut mir leid, daß ich Ihnen da nicht zu Willen sein kann. Um dem Janhagel die Wiederholung des gestrigen Vergnügens ein wenig zu verleiden, muß notwendig scharfe Strafe eintreten, und Ihr Schneider, sowie ein verlumpter Schmied hier aus der Stadt waren die Vordersten und werden wohl die Zeche bezahlen müssen. Ich kann Ihnen da nicht helfen. Der Bericht an den Landrat liegt bereits fertig auf meinem Tische, und der, das wissen Sie, spaßt mit solchen Dingen nicht. Wir haben leider lange genug ein Auge zudrücken müssen; jetzt aber weht gottlob! wieder etwas besserer Wind."

Nun legten sich der Pfarrer und Ristelhuber aufs Bitten. Sie stellten dem Bürgermeister vor, daß der Diktel im Grunde seines Herzens gar nicht so schlimm, sondern nur ein Einfaltspinsel sei, den der rote Doktor völlig zum Narren gemacht habe.

„Ja, ja," sagte der Bürgermeister, „dieses Pflänzchen kenne ich recht wohl und weiß wie er überall hetzt und schürt. Gestern jedoch war er unbeteiligt. Er war weder morgens in der Volksversammlung, noch hat er sich nachmittags, wo er allerdings unter dem Haufen war, in irgendwie auffälliger Weise benommen. Ich habe mich darüber genau erkundigen lassen. Ja, wenn ihm selbst nachgewiesen werden könnte, daß er mit seinen Worten gehetzt hätte, dürfte ich doch kaum wagen, ihn festzunehmen, ohne vielleicht einen neuen Skandal herbeizuführen. Denn der Kerl hat einstweilen noch die große Masse der Schreier auf seiner Seite, und wir haben einstweilen noch Befehl, soviel wie möglich, jede Aufregung zu verhüten. Hoffentlich gerät er mir doch noch einmal zwischen die Finger!"

Kurz, von einem Freilassen des Diktel wollte der Bürgermeister nichts hören, versprach aber, wenn die Sache zur Verhandlung käme, sich für ihn bei dem Landrate zu verwenden als einen Irregeleiteten.

Damit mußten sich die beiden Fürsprecher begnügen.

Wer beschreibt Frau Fädlers Jammern, als sie von den Heimkehrenden, denen sie fast halbes Weges entgegengegangen war, diese Botschaft vernahm! Sie ließ sich wirklich mehrere Tage nicht außer dem Hause blicken und weinte beständig über ihre Schande, wenn teilnehmende Nachbarn sie besuchten.

Ein paar Tage ließ sich auch der Herr Doktor nicht in Vierbuchen blicken, und wäre vielleicht überhaupt nicht mehr dahin gekommen, wenn er gewußt hätte, was für Pläne dort wider ihn geschmiedet würden.

Wir haben ja schon früher erzählt, daß sich unter der männlichen Jugend Vierbuchens ein Komplott gegen den Doktor gebildet hatte, um es demselben einmal gehörig einzutränken, daß er es wagte, den Dorfburschen bei einem Mädchen wie des Malifzmüllers Annemarie den Rang abzulaufen.

Die Hauptanstifter dieses Komplotts waren, natürlich in erster Linie der Peter Schönhofer, der Erwählte des Mädchens, dann des Ristelhubers Jakob und endlich der Lämmermarx, der Neffe des alten Küsters, welcher kürzlich das Amt des Schafhirten im Dorfe übernommen hatte und daher seinen Namen führte.

Warum der erste der drei Genannten dem Doktor nicht grün war, bedarf keiner Erwähnung. Hätte er auch das sanfteste Gemüt gehabt —, was er, nebenbei gesagt, nicht gerade hatte —, so hätten die Klagen über den widerlichen Doktor und seine Schönthuerei ihm doch das Blut in Wallungen bringen müssen, mit denen Annemarie gegen ihren Peter nicht mehr zurückhielt, nachdem es dahin gekommen war, daß im ganzen Dorfe darüber gesprochen wurde.

Der Jakob Ristelhuber aber, der bereits Soldat gewesen war und aus seiner Dienstzeit eine begeisterte Königstreue mit heimgebracht hatte, haßte in dem Doktor den Prediger des Aufruhrs. Er war schon manchmal drauf und dran gewesen, dem Maulhelden das Handwerk zu legen und ihm durch eine tüchtige Tracht Prügel das Wiederkommen nach Vierbuchen zu verleiden. Aber als des Ortsvorstehers Sohn durfte er am wenigsten Skandal anfangen und mußte deshalb seinen Grimm gegen den roten Doktor verbeißen. Das wurde ihm begreiflicherweise um so schwerer, da sein Haß durch die Gespräche zwischen dem alten Pfarrer und seinem Vater, denen er oft in der Abendmaje zuhörte, immer neue Nahrung erhielt. Daß er die Annemarie im stillen Herzen lieb hatte, wenn es ihm auch nicht gelungen war, bei ihr über seinen Freund Peter den Sieg davonzutragen, war ein weiterer Grund für ihn, gegen den Doktor erbittert zu sein.

Der Lämmermarx endlich war einmal wegen eines Schafhändlers, der ihn dorthin bestellt hatte, ins Wirtshaus gekommen, als gerade der Doktor eine seiner feurigen Reden hielt und hatte zugehört, wie derselbe so unbarmherzig über die Pfaffen losfuhr und dieselben samt und sonders als Mitschuldner an dem Elende des Volkes verwünschte. Nun war aber nicht nur sein Oheim des Pfarrers Küster und kannte nichts Höheres und Lieberes auf Erden

als seinen alten Pfarrer, sondern auch sein eigener Vater hatte während einer langwierigen Krankheit, die ihn endlich auch dahin raffte, vom Pfarrer unzählige Wohlthaten empfangen und war mit einem Segen für den Wohlthäter auf den Lippen hinübergegangen. Sollte da der Lämmermarx nicht mit den Zähnen knirschen und es dem roten Doktor auf das Kerbholz schneiden, daß derselbe den ganzen Pfarrstand, also auch den guten alten Mann droben im Pfarrhause so jämmerlich herunterriß?

„Warte, dir soll der Teufel gezeigt werden, wenn er dich nicht vorher selber holt!" zischte Marx durch die Zähne, als der Doktor am Schlusse seiner Rede wider die Pfaffen, auch wieder, wie gewöhnlich, jeden für einen Einfaltspinsel erklärte, der sich von den Pfaffen einreden ließe, es gäbe wirklich einen Teufel.

Von diesem Tage an überlegte der Marx, wenn er mit seiner Herde draußen weilte, den Gedanken, welcher ihm dort im Wirtshause auf einmal durch den Kopf gefahren war, dem Herrn Doktor einmal den Teufel zu zeigen. Am liebsten hätte er den Teufel mit seiner eigenen Person gespielt und einmal den Doktor zwischen Tag und Dunkel am Schopf gefaßt, um ihn den Teufel nicht nur sehen, sondern auch fühlen zu lassen. Mannes genug wäre er dazu schon gewesen; denn wo seine Fäuste zugriffen, da gab es zum mindesten blaue Flecken. Aber er fürchtete, damit, wenn es herauskäme, bei dem Pfarrer Tadel zu ernten, und das wollte er nicht.

So überlegte er denn so lange, bis er eine andre, weniger handgreifliche Art gefunden hatte, dem roten Doktor einmal den Teufel zu zeigen, und als er mit sich im Reinen war, teilte er das Ergebnis seines Überlegens den beiden Freunden mit, sicher, daß sie nicht Nein sagen würden, wenn es sich darum handele, dem Maulfechter einen gehörigen Schabernack anzuthun. Und er hatte sich nicht getäuscht. Mit jubelndem Gelächter wurde sein Plänchen von beiden aufgenommen und der Beschluß gefaßt, dasselbe selbdritt bei erster Gelegenheit zur Ausführung zu bringen.

Als der Herr Doktor annehmen durfte, die erste Aufregung wegen der Festnahme des Diktel habe sich etwas

gelegt, konnte er sich nicht halten, die Bierbuchner Freunde und Gesinnungsgenossen einmal wieder mit seinem Besuche zu beehren. In der Stadt wurde es ihm ohnehin immer schwüler ums Herz, als er hörte, wie sorgfältig ihn der Bürgermeister auf Tritt und Schritt beobachten lasse. Hielt überdies der Dittel nicht reinen Mund, sondern berichtete, wie der Doktor ihn zu seinem Vorgehen gehetzt habe, so konnte es ihm blühen, daß er den beiden Gefangenen ohne weiteres als dritter im Bunde beigesellt wurde. Da war's am besten, sich so wenig wie möglich in der Stadt blicken zu lassen und dafür die guten Freunde auf dem Lande desto häufiger zu besuchen.

Natürlich kehrte der Herr Doktor wieder bei dem Malefizmüller ein, der ihn jedoch etwas kälter als gewöhnlich empfing. Allein das schien der Herr Doktor nicht einmal zu bemerken, ebensowenig das bitterböse Gesicht, das die Annemarie bei seinem Kommen aufsetzte.

Er wollte heute bestimmte Nachrichten von einem Freunde in der Residenz erhalten haben, daß dort jetzt wirklich die Republik ausgerufen und eine provisorische Regierung eingesetzt worden sei. Nun müsse, meinte er, doch endlich die Volkspartei ans Ruder kommen, und wer es treu mit derselben gehalten habe, werde erfahren, wie ihm seine Treue gelohnt werde. Für den Dittel sei ihm jetzt nicht mehr für einen Pfifferling bange, daß derselbe außer den paar Tagen Gefängnis noch eine andere Strafe erhalte; im Gegenteile man werde ihn im Triumphe aus dem Gefängnis führen und es könne nicht fehlen, daß er als ein Märtyrer der guten Sache um so höher geehrt werde, je länger er gesessen habe, u. s. w., u. s. w.

Solche Nachrichten und Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung auf den dummen Müller nicht und tauten binnen kurzem das Eis auf, welches er gegen den Herrn Doktor um sein Herz hatte legen wollen. Der Kaffee war kaum getrunken, so waren die beiden guten Freunde wieder in voller Einmütigkeit auf dem Wege nach dem Wirtshause.

Dort sammelte sich denn auch bald die Schar der Gesinnungstüchtigen, in welcher jedoch heute einzelne fehlten, die sonst nie gefehlt hatten, wenn der Herr Doktor kam. Es gelang diesem durch eine feurige Rede alle

Besorgnisse der werten Anwesenden zu zerstreuen und durch seine guten Nachrichten aus der Residenz befanden sich alle Gemüter schnell in der rosigsten, hoffnungsreichsten Stimmung.

Lassen wir sie einstweilen so sitzen und sehen uns nach den drei verschworenen Burschen um.

Kaum hatten sie gehört, daß der Doktor im Dorfe sei, als sie sich eiligst im Hirtenhause zusammengesellten, das ganz am Ende des Dorfes lag, und in das man deshalb leicht ganz ungesehen kommen konnte. Da es um Mittag heftig geregnet hatte und noch immer tröpfelte, so konnte der Marx nicht mit seiner Herde ausziehen. Das paßte vortrefflich, und nun begaben sich die dreie im Hinterstübchen des Hirtenhauses an ein geheimnisvolles Thun.

Sie hatten sich einen riesigen Kürbis besorgt und gaben sich jetzt daran, denselben auszuhöhlen. Als dies geschehen, wurden in die Kürbisschale, die den Teufelskopf hergeben sollte, Löcher für Augen, Nase und Mund eingeschnitten. Besonders das Loch für den Mund wurde recht groß gemacht und dann in die Ränder, welche die Lippen vorstellten, große Pferdezähne eingesetzt, die sich der Lämmermarx zu verschaffen gewußt hatte. Sodann wurde die obere Hälfte des Kürbiskopfes glatt abgeschnitten und in die inwendige Höhlung eine Kerze befestigt, worauf das abgeschnittene Stück wieder als Deckel aufgelegt und mit Bindfaden befestigt wurde. Kurz, es war dieselbe Einrichtung, wie sie wohl im Winter von den Knaben an ihren Schneemännern gemacht wird, um Furchtsame in der Nacht zu schrecken. Nur war der gewählte Kürbis bedeutend größer, als ihn die Knaben nehmen.

Im dunklen Keller wurde nun die Probe gemacht, ob das Ding, wenn die Kerze brannte, recht schauerlich aussehe, und siehe da, sie fiel über Erwarten gut aus. Der Kürbiskopf sollte nun auf eine lange Stange gesteckt werden, über welche ein Viereck von leichteren Stangen genagelt wurde, das mit einem alten Bahrtuche, welches der Marx seinem Oheim weggepraktiziert hatte, bekleidet war.

Als alles soweit zugerüstet war, trennten sich die drei Freunde bis zum Abend, der recht dunkel zu werden ver-

sprach. Denn es war Neumondszeit und der Himmel hing noch immer voll dunker Wolken.

Nach dem Abendessen schlichen der Peter Schönhofer und der Jakob Ristelhuber wieder nach dem Hirtenhause, um die gefertigte Maschinerie heimlich auf den Hilgert zu schaffen.

Das war eine Anhöhe, die sogleich hinter dem Hirtenhause aufstieg und über die ein Pfad nach der Stadt führte, welcher den im Thale laufenden Fahrweg um ein bedeutendes abkürzte und meistenteils von den Fußgängern benutzt wurde. Leute, welche wußten, daß einstmals da oben ein kleines Kapellchen, ein Heiligtum gestanden hatte, von welchem auch der Name Hilgert herkam, gingen jedoch, sofern sie irgendwie furchtsamer Natur waren, bei Nacht nicht gerne den Pfad, der von beiden Seiten durch einen halbwüchsigen Lohschlag begrenzt war. Unsere drei Burschen durften deshalb mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie von Vorübergehenden nicht belästigt werden würden, und konnten darum in aller Ruhe an einer Stelle, wo der Pfad ziemlich breit war, ihre Maschine herrichten.

Für die starke Stange, die den Kürbiskopf trug, wurde ein kleines Loch gegraben und wenn nun zweie an Ackerleinen, die an den Nebenstangen des mit dem Bahrtuche bekleideten Vierecks befestigt waren, von vorne zogen, der dritte aber von hinten nachhalf, die Mittelstange aufzurichten, so erhob sich die schwarze Wand mit dem riesigen Kürbiskopfe darüber, ganz majestätisch in die Höhe. Die Lohhecken verbargen die beiden, welche vorn zogen, vollständig, der dritte wurde durch das Bahrtuch, welches fast bis zur Erde reichte, ebenfalls ganz verdeckt.

Mehrmalige Versuche ließen an dem Gelingen nicht zweifeln, und als man sich überzeugt hatte, daß wirklich bei angezündeter Kerze alles recht schauerlich aussähe, legten sich die drei Verschwörer auf die Lauer, um das Ende der Wirtshaussitzung und das Herankommen des Herrn Doktor abzuwarten.

„Wird er aber auch heute, wo es so dunkel ist, den Fußpfad einschlagen?“ fragte zweifelnd Jakob Ristelhuber die beiden Kameraden. „Es wäre doch wirklich jammerschade, wenn wir unsere Vorbereitungen umsonst gemacht hätten.“

„Keine Sorge!“ antwortete Marr. „Du weißt ja doch, daß der Doktor sich immer von ein paar Getreuen über den Hilgert begleiten läßt, wenn er heimgeht. Allein würde es der Maulheld wohl nicht wagen, den Pfad zu gehen. Soviel Courage traue ich ihm nicht zu trotz seinem wilden Barte und seiner Donnerstimme.“

„Er geht jedenfalls heut abend noch nach der Stadt,“ fügte Peter Schönhofer hinzu. „Ich habe vorhin die Annemarie auf zwei Worte gesprochen, und die hat's aus seinem eigenen Munde gehört.“

„Du wirst doch bei der Annemarie nichts von unserem Vorhaben geplaudert haben?“ fragte besorgt der Lämmermarr. „Wenn ihr Vater dahinter käme, wer dem Herrn Doktor und vielleicht gar ihm selbst, den Teufel erscheinen läßt, dann könnte es am Ende mit unserem Spaß ein böses Ende nehmen.“

„Ist mir gar nicht eingefallen, Marr,“ antwortete Peter. „Übrigens würde die Annemarie auch nichts verraten, wenn sie etwas wüßte. Denn wenn irgend jemand dem Doktor einen gehörigen Denkzettel wünscht, so ist sie es. Der Kerl mit seiner Schönthuerei ist ihr widerlicher als Gift und Galle.“

„Welches wohl bei Dir nicht der Fall sein wird,“ sagte trocken der Marr und stimmte dann in das helle Lachen ein, welches der Jakob bei dieser Zwischenbemerkung erhob.

„Na, macht kein dummes Zeug!“ sagte Peter mitlachend. „Es könnte uns jemand hören. Ich will Euch aber zum Zeitvertreib einen Vorschlag machen. Wir wollen uns jeder einen tüchtigen Stock schneiden. Es könnte am Ende doch sein, daß einem der lieben Patrioten hinter'm Bierglase der Mut so gewachsen wäre, daß er sich den Teufelskopf etwas näher ansehen möchte. Und wenn sie uns dann hinter die Schliche kämen und fänden uns, dann könnten wir etwas besehen, wenn wir uns nicht wehren können.“

„Dein Vorschlag ist für jeden möglichen Fall gut,“ bemerkte Jakob. „Wir wollen ihn befolgen, obschon ich nicht glaube, daß wir in den Fall kommen, von den Stöcken Gebrauch zu machen. Je größer das Maul, desto kleiner die Courage! Das ist die alte Regel.“

Als sie über ein kleines wieder bei einander saßen, jeder mit einem tüchtigen Knüttel in der Faust, sagte der Lämmermarx, indem er seinen Stock in der Hand wog: „Ich gäbe sechs Kreuzer drum, wenn ich das Rütchen da einmal am Leibe des Doktors probieren könnte. Ich wollte ihm seine Schandworte wider unsern guten alten Pfarrer heimzahlen."

„Nein! Nein! Nur keine Hiebe!" sagte der Jakob. „Ich weiß zwar nicht, ob es nicht auch dem wirklichen Teufel gelüstete, dem Doktor einen fühlbaren Beweis von seinem Dasein zu geben; aber wenn unser Spaß vollständig werden soll, dürfen sie nichts davon ahnen, daß hinter dem Teufelsspuk drei Paare derber Fäuste stecken."

Es war inzwischen zehn Uhr geworden und so finster, wie es sich die drei Verschwörer gegen den Heldenmut des Doktors nur wünschen konnten.

Da, als der Nachtwächter drunten ein Weilchen schon die Stunde geblasen hatte, ließ sich ein wüster Lärm vernehmen, der offenbar von dem Wirtshause herkam und sich zu nähern schien.

„Sie kommen! Sie kommen!" frohlockte der Marx. „Jetzt schnell die Kerze angesteckt und jeder an seinen Posten."

Es dauerte nicht mehr lange, so hörte man die lärmende Gesellschaft schon unten am Hilgert und konnte deutlich den Bierbaß des Doktors heraushören, der alle anderen Stimmen übertönte.

„Es ist richtig die ganze Gesellschaft!" jubelte bei sich der Marx.

„Ich wünschte, der Annemarie ihr Vater wäre heute nicht dabei," seufzte Peter Schönhofer im stillen.

Die Erwarteten waren inzwischen schon ziemlich nahe herbeigekommen. Man hörte schon ganz deutlich, wie der Doktor, als er über einen Stein stolperte, mit einem lauten Fluche den nannte, der ihm sogleich erscheinen sollte, und darüber räsonnierte, daß keine Laterne mitgenommen worden sei.

Noch etwa zwanzig Schritte mochte die Gesellschaft entfernt sein, da gab der Marx durch einen kräftigen Ruck an der Ackerleine das verabredete Signal und nun erhob sich langsam und feierlich die schwarze Tuchwand und zeigte

den Nahenden das Schreckbild mit den feurigen Augen und dem gräßlichen, zahnbesetzten Feuerrachen. Zugleich that der Marx einen langgezogenen grellen Pfiff mit den Fingern.

„Alle gute Geister!“ schrie da plötzlich der Doktor mit seiner furchtbaren Stimme.

„Der Teufel! Der leibhaftige Teufel! Huh! Huh!“

Und linksum kehrt ging es jetzt mit der ganzen Gesellschaft den Hilgert hinab unter dem verzweifelten Schreien derer, die dahinpurzelten und sich nun schon dem Teufel in den Krallen wähnten.

Die drei Freunde aber lachten, daß ihnen die Thränen liefen, räumten dann aber ihre Maschinerie sorgfältig zusammen, ebneten das Loch im Boden, worin die Stange gestanden hatte, wieder aus und stahlen sich auf Umwegen nach dem Hirtenhause, von wo sich dann, nachdem alles, was sie hätte verraten können, sorgfältig im Keller verborgen war, der Peter und der Jakob nach Hause schlichen.

Beide kamen durch die angelehnten Kammerfenster unbemerkt in die Häuser und Betten, wo sie unter der Decke ihrem Lachen nach Herzenslust freien Lauf lassen konnten.

Am andern Morgen war schon das ganze Dorf voll davon, daß dem Doktor und seiner Gesellschaft auf dem Hilgert der Teufel erschienen sei und sie alle mit seinem feurigen Rachen verschlungen haben würde, wenn sie nicht schleunigst nach dem Wirtshause retiriert wären.

Es kam aber zugleich aus, was noch hinterher im Wirtshause passiert war.

Dort hatte es nämlich heftige Zänkereien gesetzt, bei denen das Ansehen des Herrn Doktor arg in die Brüche gegangen war. Man hielt ihm vor, daß er zuerst geschrieen habe: „Alle gute Geister!“ daß er zuerst das Hasenpanier ergriffen und vor dem Teufel Reißaus genommen habe, von dem er doch immer behauptet habe, es gäbe gar keinen, und wer das nicht glaubt, sei ein Schafskopf.

Zwar besaß der Doktor Frechheit genug, mit etwas gezwungenem Lachen zu erwidern, man sollte ihn doch nicht für so dumm halten, daß er sich vor dem Teufel fürchte; es sei ja alles nur Spaß gewesen; er habe noch einen grimmigen Durst verspürt und deshalb den Witz gemacht, um die ganze Gesellschaft wieder ins Wirtshaus zu bringen.

Allein, niemand wollte ihm diese Entschuldigung abnehmen. Wie mit seinen Reden über den Teufel, meinte man, so werde es auch mit allen seinen andern Reden sein, bloßes Geflunker und Windbeutelei. Denn von all den Versprechungen, die er so vollbackig gemacht habe, sei auch noch nicht das Allergeringste eingetroffen; im Gegenteile fange alles wieder an, in das alte Geleise zu kommen, und der arme Diktel werde wohl die Suppe ausessen müssen, die der Doktor und seinesgleichen eingebrockt hätten.

Je mehr sich jeder einzelne über die Furchsamkeit, die er bewiesen, jetzt beim Kerzenlichte und im sicheren Wirtszimmer ärgerte, desto rückhaltloser suchte er diesen Ärger auf den Doktor abzuladen, der mit seinem Rufe: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ an allem schuld gewesen wäre.

Besonders Freund Malefizmüller begehrte dem Doktor gegenüber fürchterlich auf und gab ihm, einen nach dem andern, die schönsten Ehrentitel, die ihm die Schwiegersohns-Gedanken gründlich austreiben mußten. Er griff darauf nach der Thüre und ging davon, ohne sich um die werte Gesellschaft weiter zu bekümmern.

Daß der Doktor trotz seiner früheren Versicherung, er müsse unbedingt heute noch nach der Stadt, sich dennoch beim Wirt ein Zimmer bestellte, also es nicht wagte, bei Nacht den Heimweg zu machen, offenbarte den noch Anwesenden auf das deutlichste, wie es um seine Courage stand, und auch sie gingen davon, ohne dem Herrn Doktor eine geruhsame Nacht zu wünschen.

Wir eilen nun zum Schlusse unserer Geschichte und erzählen nur noch, daß der Herr Doktor am andern Morgen schon ganz frühe Vierbuchen verließ, aber nicht auf dem Pfade über den Hilgert, sondern auf der weit umführenden Fahrstraße, und von da an im Dorfe sich nicht mehr blicken ließ. Auch aus der Stadt verschwand er nach kurzer Zeit, als er merkte, daß die liebevolle Teilnahme des Bürgermeisters an all seinem Thun und Treiben nicht nachließ, sondern eher mit jedem Tage stärker wurde.

Ob er anderwärts zu den hohen Ehren kam, auf welche ihm seine bewährte liberale Gesinnungstüchtigkeit ein begründetes Recht verlieh, ist uns nicht bekannt geworden.

Wäre der Malefizmüller nicht schon durch die Geschichte auf dem Hilgert von seiner Freundschaft für den Herrn Doktor gründlich kuriert gewesen, so hätte ihn sicherlich das kleine Zwiegespräch kuriert, welches er mit Herrn Gasteiner, dem Wirt, hatte, als er nach längerer Zeit zum erstenmal wieder das Wirtshaus besuchte.

„Müllerfranz," sagte da nämlich Herr Gasteiner, „seid doch so gut, Eure letzte Zeche zu berichtigen. Ich muß morgen ein Ackerziel bezahlen, an dem mir noch ein paar Gulden fehlen. Da käme mir das Geld recht gelegen, und Euch macht's ja nichts aus."

„Meine Zeche?" fragte verwundert der Malefizmüller. „Aber wann hätte ich denn einmal bei Euch auf Borg getrunken? Habe ich Euch nicht jedesmal, wenn ich hier war, bei Heller und Pfennig bezahlt? Es sollte mir auch einfallen, Wirtshausschulden zu machen."

„Nun ja, für Euch selber seid Ihr allerdings nichts schuldig," antwortete der Wirt. „Aber Euer Gast, der rote Doktor, hat mich mit seiner letzten Zeche an Euch verwiesen. Es macht für das Nachtquartier und den Kaffee, sowie für zwei Flaschen Wein, die sich der Doktor noch abends mit auf seine Stube nahm, um den Schrecken auf dem Hilgert — wißt Ihr noch? — fortzuspülen, alles in allem drei Gulden vierzig Kreuzer. Denn meine Frau mußte am andern Morgen auch noch vier Würste kochen, von denen der Doktor zwei sogleich selber aß; die beiden andern hat er, wie er sagte, für seinen Hund eingesteckt. Ich habe sie ihm noch in den neuesten Aufruf des liberalen Komitees eingewickelt, die er tags vorher mitgebracht hatte."

„Was geht mich der Doktor und seine Zeche an!" schrie jetzt der Müller. „Laßt Euch Euer Geld von dem Maulhelden selber bezahlen. Ich will von dem Kerl nichts mehr wissen und hören!"

„Nehmt's nicht übel, Müllerfranz! Ich möchte aber gerne von meinem Gelde wissen. Ihr habt, so oft Ihr mit dem Doktor hier waret, immer für ihn bezahlt und ihn als Euren Gast behandelt, ja Euch damit gerühmt, daß er Euer Gast sei. Da habe ich ihm denn auch auf Eure Rechnung die letzte Zeche gutgeschrieben."

„Der Wirt hat recht!“ riefen lustig ein paar andre Gäste, die das Gespräch mit angehört hatten. „Für seine Gäste muß man bezahlen.“

Was wollte der Müller machen? Um nicht noch zu seinem Schaden obendrein gehörig ausgespottet zu werden, zog er den Beutel und bezahlte. Er wollte es nicht auf eine Klage bei Gericht ankommen lassen, bei deren Verhandlung sein intimes Verhältnis zu dem Doktor hätte zur Sprache kommen müssen. Er ist aber von da an mit Herrn Gasteiner unfreund geworden und hat sein Haus nicht mehr betreten, außer wenn er mußte. „Nicht zum Schaden seiner Haushaltung!“ meinten die Leute.

Aus der Annemarie und dem Peter Schönhofer ist denn mit der Zeit ein Paar geworden, und als auf der Hochzeit einer der Gäste die Annemarie mit ihrem alten Schatze, dem roten Doktor, neckte, platzte der junge Ehemann in seiner Herzensfreude damit heraus, wie es sich eigentlich um den Spuk auf dem Hilgert verhalten habe.

Ein heilloses Gelächter erfüllte die Stube, und der Hochzeitsvater, der zuerst ein wenig rot angelaufen war bei der Erzählung des Schwiegersohnes, war schließlich klug genug, in das Gelächter mit einzustimmen.

„Ihr Malefizbuben!“ rief er, seinen Lieblingsausdruck gebrauchend. „Hätte ich das früher gewußt, dann hättest Du die Annemarie wahrhaftig nicht gekriegt!“

„Übrigens,“ fuhr er ernst werdend fort, „war es gut, daß es damals so ging. Mir sind dadurch die Augen aufgegangen, daß ich meine Narrheit erkannte. Es waren damals indessen noch ganz andre Leute, als ich, zu Narren geworden. Gottlob, daß es überwunden ist!“

Der Diktel mußte richtig mit seinem Freiheitsgenossen, dem Schmiede, seine drei Monate brummen und hatte es nur der dringenden Fürsprache des alten Pfarrers sowie des Ristelhuber zu danken, daß er noch so glatt wegkam. Er hatte im Gefängnisse von Tag zu Tage gehofft und geharrt, ob nicht die Volkspartei endlich kommen, ihn befreien und im Triumphe heimführen werde, wie es ihm der Doktor versprochen hatte. Allein sein Hoffen und Harren blieb vergebens, und allmählich dämmerte auch in

ihm die Erkenntnis auf, daß er von dem Doktor betrogen und am Narrenseile geführt worden sei. Da wachte denn auch der Grimm gegen den Verführer in ihm auf und öffnete ihm den Mund zu dem Geständnisse vor den Richtern, in welcher Weise der Doktor ihn verleitet und gehetzt habe.

Diesem konnte freilich solch Geständnis jetzt nicht mehr schaden; denn er hatte sich bereits unsichtbar gemacht, um irgendwo anders, wo man ihn nicht kannte, vielleicht auch in anderer Form die nahrhafte Kunst auszuüben, auf Kosten von Einfaltspinseln zu leben.

Frau Fädler ist zwar an ihrem Kummer und ihrer Scham wegen der Gefangenschaft Diktels nicht gestorben; aber sie ging doch, solange dieselbe dauerte, wie ein verscheuchtes Huhn umher und wagte kaum, die Leute anzusehen, obschon sie in jedermanns Augen nur Teilnahme und Mitleid gelesen haben würde. Und als nun Diktel endlich loskam, nahm sie noch kräftiger und entschiedener als früher das Hausregiment in die Hand.

Die Botengänge nach der Stadt wurden eingestellt, jedoch ohne großes Widerstreben des in den Ruhestand Versetzten, der sich lange Zeit schämte, sich in der Stadt sehen zu lassen.

Aber wie eifrig sich nun auch der Diktel wieder seinem sitzsamen Handwerke widmete und seine Nadel die bewunderungswürdigsten Kunststücke vollführen ließ, den schönen Namen „Paradiesschneider" konnte er sich nicht wieder erringen. Der war über dem „roten Schneider" ganz in Vergessenheit geraten. War ihm nun auch dieser Name zuwider, der ihn nicht bloß an seine roten Haare, sondern auch an seine rote politische Vergangenheit mit allem, was darum und daran hing, erinnerte, so war es ihm doch noch schrecklicher, wenn ihn jemand, um ihn zu ärgern, den „roten Volksbeglücker" nannte. Er wurde dann allemal fuchswild.

Im übrigen lebte er stille vor sich hin, ging sogar je und dann einmal wieder in die Kirche. Für das Wirtshausgehen that ihm schon seine Frau. Was Schulmeister Böhler mit seinen 101 Haselstöcken nicht fertig hatte bringen können, das hatte das Gefängnis bei ihm fertig gebracht.

Der „Narr" war, wenn auch mit Spektakel, aus ihm ausgefahren. Auch seine schlechten Witze unterließ er, weil ihn das Jungvolk sonst sogleich an seine rote Zeit, an den roten Doktor und — — an den Hilgert erinnert haben würde, wo die rote Weisheit, leider ohne sein Dabeisein zu Falle gekommen war. Und diese Erinnerungen scheute er wie das Feuer.

Von dem würdigen Sitzleder wissen wir leider nicht viel Gutes zu berichten. Als seine windschiefe Scheuer, für welche er vergeblich auf die Republik gehofft hatte, endlich einfiel, riß sie auch sein Wohnhäuschen, das mit ihr dasselbe Dach hatte, mit in das Verderben hinein. Da aber für ihn ohne die Republik an einen Neubau nicht zu denken war, mußte er zur Miete wohnen.

Allein die Gewöhnung an das viele Getränk, die ihm als alleinige Errungenschaft aus der Zeit der Freiheit übrig geblieben war, hinderte ihn, seine Miete ordentlich zu entrichten, und nachdem er jedes freie Winkelchen im Dorfe ausgewohnt hatte, mußte er froh sein, daß ihm die Gemeinde im Hinterstübchen des Hirtenhauses eine Zuflucht für sich und seine Frau bot. Kinder hatte er nicht. Dort starb er in tiefer Armut und wäre zuletzt manchmal froh gewesen, wenn er von dem, was einst in den Tagen des roten Doktor sein Wahlspruch gewesen war: „Schwarzbrot und Freiheit!" nur das erste in genügender Menge gehabt hätte.

Das Hirtenhaus war aber leer geworden, weil die Gemeinde keine Schafherde mehr halten wollte und der Lämmermarr nach dem plötzlichen Tode seines Oheims dessen Nachfolger im Küsteramte geworden war. Er erwies sich da als ein treuer Anhänger und Diener des alten Pfarrers, der noch eine Reihe von Jahren mit dem braven Ristelhuber vereint für das leibliche und geistliche Wohl der Vierbuchener wirken durfte und tief betrauert von der ganzen Gemeinde in hohem Alter zu Grabe geleitet wurde.

Um endlich auch noch dem Jakob Ristelhuber gerecht zu werden, der in unserer Geschichte eine Rolle gespielt hat, bemerken wir zum Schlusse, daß er ein braves Mädchen aus dem Nachbardorfe heiratete und nach seines Vaters

Tode ebenfalls das Amt des Ortsvorstehers überkam. Mit dem Peter Schönhofer und seiner Annemarie hielt er zeitlebens treue Freundschaft, und wenn die beiden Freunde mit dem Küstermarx, wie er jetzt hieß, als dem Dritten im Bunde in der Abendmaje zusammensaßen, erinnerten sie sich noch manchmal mit Lust an den Abend auf dem Hilgert, wo sie dem roten Volksbeglücker den Teufel gezeigt und das Dorf von ihm gesäubert hatten. Wenn der alte Müllerfranz, der sich noch lange des Glückes seiner Annemarie erfreuen durfte, dann etwa dabei saß, so zog er allemal ein etwas sonderbares Gesicht, sagte dann aber: „Gottlob, daß die Malefizzeit vorüber ist."

* * *

Wir schließen damit unsere Geschichte, die auf voller Wahrheit beruht, möchten aber ihr noch ein paar Wörtchen hinzufügen.

Es könnte nämlich jemand fragen, warum denn die Spinnstube von 1885 Dinge erzähle, die schon 1848 passiert sind, warum sie jetzt, wo wir ja durch Gottes Gnade und Hülfe im lieben deutschen Vaterlande das besitzen, was anno 1848 zwar nicht von den Zungendreschern vom Kaliber des roten Doktors, aber wohl von manchem, der es mit dem Vaterlande herzlich wohl meinte, im Sturm und Drang der damaligen Zeit erwünscht und, wenn auch nicht immer auf dem richtigen Wege, erstrebt wurde: nämlich die Einheit des Vaterlandes unter einem gottbegnadigten Kaiser und ein Maß von Freiheit, das da und dort fast schon über das richtige Maß hinauszugehen scheint, warum die Spinnstube jetzt auf jene Zeit wieder zurückgreife und sie ihren Lesern wieder in lebendigen Gestalten vor Augen führe.

Da sei denn aber zunächst daran erinnert, daß da oben über unserer Geschichte steht: „Ein Stücklein zur Kurzweil — aber auch zur Lehre."

Und die Lehre, die daraus gezogen werden soll?

Nun, wir meinen, sie liege nicht sehr ferne für jeden, der daran denkt, wie auch heutzutage wieder so viele umhergehen, die mit Wort und Schrift ein Lügen- und Schwindel-

weſen treiben wie der rote Doktor, und den Umſturz alles Beſtehenden herbeizuführen ſich bemühen, um für ſich ſelber recht im Trüben fiſchen zu können.

Wir haben jene Hetzer und Aufwiegler im Auge, die namentlich unter den Arbeitern umhergehen und in deren Herzen den böſen Unkrautſamen der Unzufriedenheit und des Mißmutes auszuſtreuen ſuchen; die zum erbitterten Haſſe gegen alle Beſitzenden aufſtacheln, indem ſie dieſe als die Bedrücker und Blutſauger der Arbeiter hinſtellen; die mit dem Verſprechen goldener Berge für eine durch eine allgemeine geſellſchaftliche Umwälzung herbeizuführende Zukunft die Köpfe berücken, welche entweder zu beſchränkt oder zu denkfaul ſind, um einmal näher zu unterſuchen, auf welch trügeriſchem Grunde dieſe goldenen Berge emporwachſen ſollen; die, weil ſie ſelbſt zu faul ſind, mit ehrlicher Arbeit ſich zu nähren, ſich von den verblendeten Arbeitern nähren laſſen und insgeheim oft das verſchwenderiſchſte, ausſchweifendſte Leben führen, indem ſie ſich den Anſchein zu geben wiſſen, als trügen ſie aus purer Menſchenliebe das Wohl der Arbeiter auf dem Herzen und opferten ſich ganz für ihr Intereſſe auf; die endlich, was das ſchlimmſte iſt, die Arbeiter um das betrügen, was das höchſte und beſte iſt, um ihre Religion.

Wenn nun unſere vorſtehende Geſchichte auch nur das mindeſte dazu beiträgt, daß da oder dort einer dieſen Volksbeglückern der Gegenwart ein wenig mehr, als er es bisher that, auf die Finger ſieht, ein wenig ſchärfer, als er es bisher gewöhnt war, ihren verführeriſchen Reden auf den Grund geht, ein wenig vorurteilsfreier, als er es bisher pflegte, prüft, wo er am meiſten Urſache hat, zu vertrauen, bei den Maulhelden, die nur ihre eigene Meinung wollen gelten laſſen und wider alles räſonnieren, was irgendwie gegen dieſelbe geht, oder bei einer wohlwollenden Regierung, die alles aufbietet, das wirkliche Wohl der Arbeiter thatſächlich zu fördern, geſchweige denn, wenn da oder dort einer durch unſre Geſchichte ſich bewogen finden ſollte, den Verführern ganz den Rücken zu kehren und ſich anſtatt an ihre trügeriſche Weisheit an das alte bewährte Sprüchlein zu halten: „Bet' und arbeit', ſo hilft Gott allezeit": dann iſt die Abſicht erreicht, aus welcher die

alte Geschichte von anno 1848 heuer hier erzählt ist. Und daß diese Absicht nicht unerreicht bleibe, dazu sagen wir von Herzen: „Walt's Gott!"

11. Altes Gold.

„Es thut nichts" hat schon manchen ins Verderben gebracht!

Wie? denkst du, die drei kleinen unschuldigen und unschädlichen Wörtlein? Nein, lieber Freund, die nicht; aber der Sinn und Geist, aus dem sie in der Regel gesprochen werden, zumal da, wo sie als stehende Redensart lose auf der Zunge sitzen.

Und was ist das für ein Sinn und Geist? — Kein anderer als der Leichtsinn und der Lotter- oder Gleichgültigkeitsgeist.

Willst du davon ein paar Pröbchen haben? Hier sind sie.

Da steht die neue Magd bestürzt in der Küche. Sie hat Unglück gehabt. Sie hat beim Fensterputzen eine Scheibe eingedrückt und ist gewärtig, daß sie von der Hausfrau wegen ihrer Unvorsichtigkeit gescholten wird. Was thut aber diese?

„Es thut nichts, Liese," spricht sie gleichgültig, „der Glaser will auch leben; trage nur das Fenster sogleich zu ihm und laß es wieder machen!"

Und die Liese? — Nun, wenn sie das nächste Mal die Fenster putzt, wird sie an das „Es thut nichts" denken und sich noch weniger in acht nehmen und vielleicht zwei, drei Scheiben zerbrechen. „Es thut ja nichts, der Glaser will auch leben."

Aber wenn nun der Glaser am Schlusse des Vierteljahres mit einer fußlangen Rechnung kommt, deren Bezahlung der lieben Hausfrau ein garstiges Loch in ihr Monatsgeld macht? Wird's dann auch heißen: „Es thut nichts!"

Oder der Fritz kommt nach Hause und hat seine funkelnagelneuen Kleider, die er heute morgen zum erstenmal angezogen hatte, beim Versteckenspielen in einer alten Scheune total zerrissen, so daß die Winkelhaken überall herunterhangen. Weinend und heulend besieht er sich jetzt den Schaden, den er im Eifer des Spielens nicht beachtet hat. Aber lieb Mütterchen tröstet:

„Es thut nichts, Fritzchen! Bald ist ja dein Geburtstag, dann sollst du wieder neue Kleider haben. Das da wird der Schneider schon wieder flicken."

Was wird Fritzchen thun, wenn er die neuen Kleider wirklich bekommt? Wird er jetzt vorsichtiger sein und aus den alten Scheunen fortbleiben? Schwerlich. Wenn es auch wieder ein paar Winkelhaken giebt, es thut nichts.

Wenn nun aber die Rechnungen vom Tuchhändler und Schneider kommen und für Fritzchens Bekleidung Summen aufweisen, wie sie fast für den feinsten Modegecken genügten, wird's dann auch heißen: „Es thut nichts!"

Oder die Frau Mutter ist zu Tische gebeten gewesen und hat dazu ihr bestes neues Kleid angezogen. Aber das unglückselige Aufwartemädchen hat ihr einen ganzen Teller Krebssuppe übergeschüttet. Die erschrockene Gastgeberin, die im stillen das schöne Kleid bewundert hat, eilt herzu und will durch sofortiges Abwaschen der fetten Suppe den Schaden abwenden oder doch vermindern. Aber die Begossene spricht kaltblütig: „O bitte, lassen Sie doch, es thut nichts," wischt mit Serviette oder Taschentuch oberflächlich das Kleid ab und ißt ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Am anderen Tage zeigt es sich, daß das schöne neue Kleid total verdorben ist. Aber man kann ja wieder ein neues kaufen; es thut nichts.

Oder endlich: Der Herr Vater hat im Kasino ein wenig gespielt und so ein hundert Thälerchen auf einen Sitz verloren, die er morgen als eine Ehrenschuld bezahlen muß, und hat doch kaum mehr hundert Groschen im Hause, weil das Ende des Vierteljahrs da ist, und es hat schon beim Bäcker und Metzger geborgt werden müssen.

„Es thut nichts", denkt er, „meine Forstkasse ist ja wohl gespickt; da nehme ich das Geld und decke es wieder, wenn das vierteljährige Gehalt kommt."

Aber ehe das noch gekommen ist, kommt der Forstmeister und sieht die Kasse nach, und die hundert Thälerchen fehlen. Es gibt eine Untersuchung, und weil der Herr Forstkassen-Rendant nicht anders kann, gesteht er, daß er lange Finger in die Forstkasse gesteckt hat und wird, da ohnehin noch andere Nachlässigkeiten in den Büchern zum Vorschein kommen — abgesetzt und eingesperrt.

Ob es auch jetzt noch heißt: „Es thut nichts?"

Siehst du, lieber Leser, das sind so ein paar Pröbchen davon, wie gefährlich die unschuldigen drei Wörtchen werden können, wenn sie sich bei Mann und Weib, bei Kind und Gesind als so ein rechtes Hausteufelchen eingenistet haben, und wie leicht es geschehen kann, daß sie ins Verderben bringen, und wäre es auch nur das Verderben des Geldbeutels.

Aber sie können ein noch viel schlimmeres Verderben herbeiführen, wenn sich ein Menschenkind auch in bezug auf sein inneres Leben die drei Wörtchen angewöhnt hat und sich von ihnen leiten läßt. Sieh nur zu!

Du hast gelogen, vielleicht zum erstenmal mit Wissen und Willen gelogen. Dein Gewissen schlägt dich. Aber ein „guter Freund", dem du deinen Kummer anvertraust, tröstet dich: „Es thut nichts, du hast ja damit niemand einen Schaden gethan." — Nun und das nächste Mal, wenn du dich auf einer Lüge ertappst? Da braucht dir der gute Freund nicht mehr den Trost „Es thut nichts" zu bringen, du giebst dir ihn jetzt selber. Und das dritte, vierte, fünfte Mal, da denkst du nicht einmal mehr: „Es thut nichts". — Es ist dir schon ganz selbstverständlich: Das Lügen thut nichts.

Oder du hast gar gestohlen, vielleicht nur einen kleinen Zweig von einer seltenen Blume, den du dir setzen willst. Das thut doch gewiß nichts, denkst du. — Aber warte nur, im Handumdrehen hat dich das „Es thut nichts" beim Schopfe und führt dir die Hand, wo sie sich ausstrecken will, auch etwas Wertvolleres zu stehlen, vielleicht

einen ganzen Blumenstock samt dem Topfe, wenn die Gelegenheit günstig ist und der Eigentümer viele Blumen hat.

„Er hat ja so viel," denkst du dann, „ob er einen mehr oder weniger hat, das thut nichts."

Und vom Zweige zum Blumenstock, vom Blumenstock wohin weiter? Und wo das Ende?

Doch genug der Beispiele! Hüte dich also vor dem „Es thut nichts". Es ist ein böser Feind, dem du, wo und wie er sich dir als ein tröstender Freund aufdrängen will, festen Widerstand thun mußt, wenn du nicht ins Verderben geraten willst, ins zeitliche und ewige Verderben.

---

12. Rätsel.

„Zum Spielen dien' ich dem munteren Kinde,
Zu mancherlei Zwecken dem schaffenden Mann,
Auch muß ich dem Halse dienen als Binde,
Wo keine andre mehr dienen kann.
Und werd' ich lebendig von Fleisch und Bein,
So dien' ich den Leuten wohl sehr zur Pein."

So spricht meine Erste. Die Zweite beginnt:
„Auch meiner bedient sich das muntere Kind
Gar oft beim Spiele, und auch der Mann
Meine Hülfe oft nicht entbehren kann.
Und wirst du lebendig von Fleisch und Bein,
Dann muß ich ja immer der Nothelfer sein."

Jetzt haben die beiden zu engem Verein
Sich zusammengeschlossen. Wer mag's nun sein,
Dem sie dienen und dem sie sich machen wert?
Das muntere Kind ihres Diensts nicht begehrt,
Ja es haßt sie, seitdem sie verbunden,
So lieb es sie einzeln gefunden.
Auch dem Mann sind jetzt sie ein unnützer Quark,
Getrennt — ja da waren sie brauchbar und stark,
Doch verbunden kann er sie nicht brauchen,
Und schätzt nicht, wozu sie doch taugen.

Denn tauglich ſind ſie auch jetzt, doch allein
In weiblicher Hand, wo ſie, grob oder fein
Gar eifrig werden gerührt und geregt,
So ſchnell faſt als ſich das Zünglein bewegt.
Doch wie nützlich auch, was ſie ſchaffen, mag ſein,
Es wird doch mit Füßen getreten
Von jung und von alt, von groß und von klein.
Nun rate mir fein,
Was mag es ſein?
Wer's ſchon weiß, der darf nichts reden!

13. Anekdote.

Ein Handwerksburſche, der nach heutiger Manier ganz zerlumpt und abgeriſſen ausſieht, und dem man die Vorliebe für den Schnaps ſchon zehn Schritte weit anriecht, kommt zu einem Meiſter und fragt — natürlich nur der Form wegen — nach Arbeit. Er wird abgewieſen, geht aber nicht, obwohl er das übliche „Geſchenk" empfangen hat.

„Nun, was ſoll's noch?" fragte der Meiſter ärgerlich.

„Ach, lieber Herr Meeſter", lautet die Antwort, „können Sie mir denn wirklich nich beſchäftigen? Sie wiſſen jar nich, mit wie wenig Arbeit ick ſchonſt zufrieden bin."

14. Eine zweite.

Die Berliner Schuſterjungen haben bekanntlich, ich will nicht ſagen: einen „europäiſchen", aber doch wohl einen deutſchen Ruf von wegen ihres derben Mutterwitzes und der nicht minder derben und rückſichtsloſen Art, wie ſie denſelben gelegentlich an den Mann bringen.

„Geht einmal ein langer, ſpindeldürrer Herr mit ſeiner ſehr wohlgenährten Ehehälfte am Arme unter den Linden ſpazieren. Plötzlich drängt ſich ſo ein Schuſterjunge von

hinten her mit großem Ungestüm zwischen den beiden hindurch und bringt dabei die Spitzen an der Mantille der Dame, wie auch die dünnen Spazierhölzer des langen Herrn in keine geringe Gefahr.

„Aber infamer Bengel, was fällt dir ein?“ braust der Herr auf und läßt den Arm seiner Frau los, um dem Frechen seinen Spazierstock anzumessen.

Aber mein Junge ist schon ein paar Schritte fort und ruft lachend, indem er sich im Laufen umdreht:

„Man nich böse, Männeken! Die Meesterin hat mir gesagt, ik soll durch Dick un Dünn loofen, dat ik bald wieder zu Hause wäre. Det hab' ik ja nur gethan!“

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Erzählungen aus alten deutschen Städten.

herausgegeben

von

J. Bonnet.

Erster Band.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen elegant geheftet.
Preis nur 2 Mark. Schön gebunden 2 Mark 60 Pf.

Die Teilnahme an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, in unserem deutschen Volke zu wecken und zu erhalten, bewog mich die Form der Erzählung zu wählen — in derselben ward aber das Recht der Geschichte gewahrt, nur, daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

Demnächst wird der zweite Band erscheinen enthaltend:
Geschichten aus dem alten Braunschweig im 12. bis 14. Jahrhundert.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn (W. Oertel).

Der Orkan auf Cuba. Eine Geſchichte. — **Das Erdbeben von Liſſabon.** Eine Geſchichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geſchichtsbild. — **Das Leben des Feldmarſchall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarſchall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geſchichte aus St. Domingo. — **Ein Oſtindienfahrer.** Eine Geſchichte. — **Der Herr iſt mein Schild.** Eine Geſchichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geſchichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geſchichte aus den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klarfontein.** Eine Geſchichte aus dem Boorenleben im Kaplande Südafrikas. — **Der Strandläufer.** Eine Geſchichte aus den Dünen der Nordſee. — **Von dem Neffen, der ſeinen Onkel ſucht.** Eine Geſchichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewieſen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geſchichte. — **Eine Korſarenjagd im indiſchen Inſelmeere.** Eine Geſchichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikaniſche Geſchichte. — **Das Leben der Kurfürſtin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Eliſabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geſchichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeſchichte eines Negerſklaven in Braſilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geſchichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachims von Zieten.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geſchichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Walfiſchfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geſchichte. — **Von einem, der das Glück geſucht.** Eine wahre Geſchichte. — **Blüchers Schützling.** Eine Geſchichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geſchichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geſchichte aus Indien. — **Chriſtian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Vincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem friſchen und mutigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geſchichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Miſſiſſippi.** Mitteilungen eines Deutſchen in Amerika. — **Karl Friderichs Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geſchichte nach den mündlichen Erzählungen deſſen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jakob Aſtor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Eliſabeth Fry.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und ſein Lebensgang.** Eine Geſchichte. — **Diamantina.** Eine Geſchichte. — **Das Patengeſchenk.** Eine Geſchichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenſon, der Mann der Eiſenbahnen und Lokomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geſchichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geſchichte. — **Der Dom-**

rabe. Eine Geſchichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hanns Konrad Eſcher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Roddele.** Eine Geſchichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlackſen.** Eine isländiſche Geſchichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geſchichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geſchichte. — **Zwei Ausbrüche des Veſuvs.** — **Während und nach der Zerſtörung von Magdeburg.** Nach den Mitteilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geſchichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhuſar.** Eine Geſchichte. — **Vier deutſche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumſeglers. — **Deutſche Treue.** Zwei geſchichtliche Darſtellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Fernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geſchichte. — **Die Eroberung von Konſtantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudſonsbaikompanie.** — **Die Kaiſerin Maria Thereſia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutſchen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Alis von Ägypten. — **Gottes Finger.** Eine Geſchichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpenſammler von Paris.** Eine Geſchichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorſt.** Ein Lebensbild aus den Zeiten ſchweren Druckes und lebensfriſcher Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Waſhingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im ſtillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geſchichte. — **Der Overſeer.** Eine Geſchichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auguſt de Monthyon,** einer der edelſten Söhne Frankreichs. — **Ernſt der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geſchichte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüſte.** Eine Geſchichte. — **W. C. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortſetzung von Ottokar Schupp, Hugo Oertel, J. Bonnet.

Die Entſtehung des Kloſters Arnſtein. Hiſtoriſche Erzählung aus der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundſtein, des Unrechtes Eckſtein, des deutſchen Volkes Edelſtein. — **Die Pfarrfrau von Heſtrich.** Eine wahre Geſchichte nach den Akten des Ilſteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reiſe nach Japan.** Eine Geſchichte. — **Friedrich I. Barbaroſſa.** Ein Kaiſerbild aus deutſcher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutſchen Kaiſertums. Von Hugo Oertel. — **Im Buſche.** Eine auſtraliſche Geſchichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falſchmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten

Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Luise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithard von Gneisenau,** der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im finstern Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Rülin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Würges.** Nach mündlichen und schriftlichen Überlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine Grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch in der Wiegenau.** Eine Geschichte aus unserer Zeit. — **Wilhelm von Oranien,** der Begründer Niederländischer Freiheit. Ein Lebensbild. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstones Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Herenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Die Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung aus einer Reichsstadt. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Fürst und sein Hofprediger.** Eine Geschichte am Ende des 30jährigen Krieges. Von Ottokar Schupp. — **Ein getreuer Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stanzhub.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.** Ein Lebensbild von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine Javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirm des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen.** Von

J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine Brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Femgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscherers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg,** der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel. — **Auf dem Wachholder.** Eine Rheinische Klostergeschichte aus dem Bauernkriege. Von Ottokar Schupp. — **Joseph in Ägypten.** Ein Lebensbild. Von Ottokar Schupp. — **Der Einarm** oder der Zeitungsjunge von Hamburg. Eine Geschichte. Von J. Bonnet. — **Die Geschwister.** Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **William Penn.** Der Begründer von Pennsylvanien. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Der Turmbau auf den Halligen.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das verlorene Kind.** Eine Auswanderergeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Der Zigeunerbub.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Amerikaner.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. **Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

Soeben erschienen:

Die Klemenskirche. Eine Erzählung aus der Zeit der rheinischen Raubritter. Von O. Schupp. — **Die Rache ist mein.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Feldscherers Kriegsglück.** Eine Geschichte aus der Zeit des 7jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **Der Reiskönig.** Eine Geschichte von der Insel Java. Von J. Bonnet. — **William Wilberforce, der Sklavenfreund.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

145 Bändchen, elegant kartoniert mit illustriertem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 75 Pfennige.

Ein wahrer, echter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß alt und jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüten sich so anmutig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollende Gemüt seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Ratgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder

glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun ans Meer und ins Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Walfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das eine liest, wünscht auch das andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Ratgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

☞ Von sämtlichen Bändchen halte ich auch für Volks-, Schul- und Hausbibliotheken Exemplare vorrätig in **dauerhaftem Einband** und zwar jedes Bändchen einzeln in 145 Bänden, und in 29 Bänden, à 5 Bändchen in einem Bande gebunden.

Preis des Einbandes eines einzelnen Bändchens 25 Pfennig, eines Bandes von 5 Bändchen 60 Pfennig.

Nur bei der großen Anzahl, die ich habe binden lassen, konnte ich bei dauerhaften und eleganten Bänden diese billigen Preise erzielen. Ich hoffe hiermit den vielen Anforderungen, die deshalb an mich gelangten, passend entsprochen zu haben.

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von **W. O. von Horn**

(W. Oertel).

Dritte verbesserte Auflage.

Mit vier Stahlstichen und 35 Holzschnitten.

20 Bogen. Eleg. geb. Preis nur 1 M. 60 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Fortgang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Zur Erzählung
An der Grenze.
von J Bonnet

Die Spinnſtube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1886.

Begründet
von
W. O. von Horn
(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksſchriftſtellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Einundvierzigſter Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1886.	
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1885. (Mit Vignette.)	15
3.	Wie man's treibt, so geht es. Eine Geschichte aus dem Leben. (Mit 12 Holzschnitten.)	19
4.	Rätsel	80
5.	Altes Gold	81
6.	Anekdote	85
7.	Rätsel	86
8.	Altes Gold	87
9.	Anekdote	91
10.	Rätsel	92
11.	Noch eines	93
12.	An der Grenze. Erzählung von J. Bonnet. (Mit 14 Holzschnitten.)	93
13.	Rätsel	189
14.	Anekdote	190
15.	Eine andere	191
16.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	191

Kalender für das Jahr 1886.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1886ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und beginnt am Freitag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1885 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Mittwoch, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender; der 31. Dezember 1886 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1887 neuen Stils.

Die **griechische** Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7394stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1885sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5646stes Jahr mit dem 10. September 1885. Es ist ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen. Am 30. September 1886 beginnt ihr 5647stes Jahr, welches ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen ist und mit dem 18. September 1887 endigt. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 21. März 1886. — 2. Das **Passahfest**, welches am 20. April beginnt und am 27. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert, also der 20. und 21., der 26. und 27. April. — 3. Das **Wochenfest** am 9. und 10. Juni. — 4. Das **Neujahrsfest** am 30. September und 1. Oktober. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 9. Oktober. — 6. Das **Laubhüttenfest**, mit dem 14. und 15. Oktober beginnend und am 21. Oktober endigend. — 7. Das **Fest der Gesetzesfreude**, welches sich am 22. Oktober dem vorigen unmittelbar anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mo-

hammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 10. Oktober 1885 ihr 1303tes und am 30. September 1886 ihr 1304tes Jahr; ersteres ist ein Schaltjahr von 355, letzteres ein Gemeinjahr von 354 Tagen.

Das Jahr 1886 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1885ste
„ Christi Tode	„	1853 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1816te
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	1586te
„ Erfindung des Geschützes und des Pulvers	„	506te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	446ste
„ der Entdeckung Amerikas	„	394 „
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	188 „
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	185 „
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	89 „
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	25 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	15te

Von den **Jahreszeiten** 1886.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 5 Uhr nachmittags.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 1 Uhr nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 23. September um 4 Uhr morgens.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember um 10 Uhr abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1886.

Im Jahre 1886 werden zwei **Sonnenfinsternisse** stattfinden, von denen jedoch keine in unseren Gegenden sichtbar sein wird.

Die erste ist eine ringförmige und tritt ein in den späten Abendstunden des 5. März. Sie ist nur im östlichen Australien,

im südwestlichen Nordamerika und Centralamerika, sonst aber auf dem Festlande nicht sichtbar.

Die zweite ist eine totale und findet in den Mittagsstunden des 29. August statt. Sie ist auf dem Festlande nur wahrzunehmen im nördlichen Südamerika und in der größeren südlichen Hälfte Afrikas.

Der **Mond** wird in dem Jahre 1886 nicht verfinstert.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Nehemia 13, 31: Gedenke meiner, mein Gott, im Besten!

Wochentage u. Datum.	Januar 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23–29.							
Freit.	1 Neujahr	Immanuel	8,1	4,7	4,1m.	Tage	
Smst.	2 Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,8	5,2		
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13–15. — Epistel: Tit. 3, 4–8.							
Sonnt.	3 **nach Neujahr** (Genoveva)	Gordius	8,0	4,9	5,59	bei	
Mont.	4 Titus	Titus	8,0	4,10	6,50		
Dien.	5 Eduard	Simeon	8,0	4,12	7,37	4,10 a.	◑ 9 U
Mitt.	6 **heil. 3 Könige**	Epiphanias	7,59	4,13	8,16	5,12	vormit
Donn.	7 Reinold	Widukind	7,59	4,15		6,41	Neumon
Freit.	8 Gudula	Severinus	7,59	4,16	Tage	7,41	
Smst.	9 Julian	Katharina Zell	7,58	4,17	b.	8,43	
3. Woche: Jesus lehrt 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41–52. — Epistel: Röm. 12, 1–							
Sonnt.	10 **1. nach Epiph.** (Paulus Bek.)	Paulus, Einsiedler	7,58	4,19		9,45	
Mont.	11 Hygin	Fructuosus	7,57	4,20	Tage	10,48	
Dien.	12 Ernst	Joh. Chastellain	7,57	4,21		11,53	
Mitt.	13 Hilarius	Hilarius	7,56	4,22		—	◑ 1 U
Donn.	14 Felix	Felix	7,56	4,23	bei	12,58m.	nachmit
Freit.	15 Maurus	Johann v. Laski	7,56	4,25	bei	2,7	erstes Vie
Smst.	16 Marcellus	Georg Spalatin	7,55	4,27		3,18	
4. Woche: Von der Hochzeit zu Cana: Joh. 2, 1–11. — Epistel: Röm. 12, 7–16.							
Sonnt.	17 **2. nach Epiph.** (Antonius)	Antonius	7,54	4,29		4,28	
Mont.	18 Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,30	bei Tage	5,34	
	Krönungstag						
Dien.	19 Marius	Babylas, Elisabeth	7,53	4,31		6,34	
Mitt.	20 Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,52	4,33	5,12 a.	7,27	○ 9 U
Donn.	21 Agnes	Agnes	7,51	4,35	6,31		vormit
Freit.	22 Vincentius	Vincentius	7,50	4,36	Tage	7,50	Vollmon
Smst.	23 Max. Verm.	Jesajas	7,49	4,38	b.	9,8	
5. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1–13. — Epistel: Röm. 12, 17–							
Sonnt.	24 **3. n. Epiph.** (Timotheus)	Timotheus	7,47	4,40	10,24		
Mont.	25 (**Pauli Bekehr.**)	Pauli Bekehrung	7,46	4,41	11,36	Tage	
Dien.	26 Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,45	4,43	—		
Mitt.	27 Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,44	4,44	12,46m.	bei	☾ 2 U
Donn.	28 Karl d. Gr.	Karl der Große	7,43	4,46	1,53		morgen
Freit.	29 Franz v. Sales	Juventin u. Maxim.	7,42	4,48	2,55		letztes Vie
Smst.	30 Adelgunde	Heinrich Müller	7,40	4,49	3,53		
6. Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23–27. — Epistel: Röm. 13, 8–10.							
Sonnt.	31 **4. n. Epiph.** (Ludovika)	Hans Sachs	7,39	4,50	4,48		

…ucä 8, 6: Und alles Fleisch wird den Heiland Gottes sehen.

…chen-tage Datum.	Februar 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
…ont. 1	Ignatius	Ignatius Bek.	7,26	4,51	5,34m.		
…en. 2	Mariä Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,25	4,53	6,17	bei Tage	
…itt. 3	Blasius	Anschar	7,23	4,55	6,53		
…nn. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,22	4,57	7,28	5,34 a.	● 4 Uhr morgens Neumond
…eit. 5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,21	4,59	7,53	6,54	
…nst. 6	Dorothea	Amandus	7,20	5,0		7,36	

…Woche: Vom Unkraut unter dem Weizen: Matth. 13, 24–30. — Epistel: Kol. 3, 12–17.

…nst. 7	5. n. Epiph. (Rembertus)	Georg Wagner	7,27	5,3		8,40	
			7,26	5,4		9,42	
…ont. 8	Anschar	Maria Andreä	7,24	5,6	bei Tage	10,48	
…en. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,22	5,7		11,54	
…itt. 10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,21	5,9		—	
…nn. 11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,19	5,10		1,2m.	
…eit. 12	Eulalia	Johanna Grey	7,17	5,12		2,8	☽ 4 Uhr morgens erstes Viertel
…nst. 13	Gisleberta B.	Chr. Fr. Schwarz	7,15	5,14		3,14	

…Woche: Von der Verklärung Christi: Matth. 17, 1–9. — Epistel: 2 Petr. 1, 16–21.

…nst. 14	6. n. Epiph. (Valentinus)	Bruno v. Querfurt	7,13	5,16		4,10 a.	
…nt. 15	Faustinus	Jakob vom Loh	7,12	5,18	bei Tage	5,10	
…n. 16	Juliana	Matth. Desubas	7,10	5,19		5,59	
…tt. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,8	5,21		6,49	
…nn. 18	Simeon	Simeon	7,6	5,23		7,17	☾ 7 Uhr abends Vollmond
…it. 19	Leontius	Mesrob	7,4	5,25	6,38 a.	7,49	
…st. 20	Eucherius	Sadoth	7,3	5,26	7,57		

…Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1–16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24–10, 5.

…nst. 21	Septuagesima (Felix B.)	Meinrad	7,1	5,27	9,14		
…nt. 22	Petri Stuhlf.	Didymus	6,58	5,29	10,27	bei Tage	
…n. 23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	6,56	5,31	11,37		
…tt. 24	Matthias Ap.	Matthias	6,54	5,32	—		
…nn. 25	Mechtildis	Ruderikus	6,53	5,33	12,44m.		
…it. 26	Nestor	Kasp. Olevianus	6,52	5,35	1,45		☾ 6 Uhr abends letztes Viertel
…st. 27	Justus	Berthold Haller	6,51	5,36	2,41		

…Woche: Vom viererlei Acker: Lucä 8, 4–15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19 – 12, 9.

…nst. 28	Sexagesima (Romanus)	Martin Buber	6,49	5,37	3,39		

1 Korinth. 1, 18: Das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die ver
loren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft

Wochentage u. Datum	März 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Mont. 1	Suidbert	Suidbert	6,47	5,39	4,14 m.	bei Tage	
Dien. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,41	4,53		
Mitt. 3	Kunigunde	Bathilde	6,43	5,43	5,37		
Donn. 4	Kasimir	Georg Wishart	6,40	5,45	5,56		
Freit. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	6,23		● 11 Uhr
Smst. 6	Perpetua	Fridolin	6,36	5,48	6,49	6,31 a.	Neumond
11. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31–43. — Epistel: 1 Kor. 13, 1–13.							
Sonn. 7	Oculi (Thomas v. A.)	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49		7,38	
Mont. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,32	5,51		8,41	
Dien. 9	Fastnacht (Franziska)	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53		9,46	
Mitt. 10	Aschermittw. (40 Märt.)	40 Märtyrer	6,28	5,55		10,52	
Donn. 11	Rosina	Wilhelm Hosens	6,26	5,56	bei Tage	11,59	
Freit. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57		—	
Smst. 13	Ernst	Ruderikus	6,22	5,59		1,am.	☽ 2 U. nachm. erstes Viert.
12. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — Epistel: 2 Kor. 6, 1–10.							
Sonn. 14	L. Invocavit (Mathilde)	Mathilde	6,19	6,1		2,5	
Mont. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6,17	6,3		3,1	
Dien. 16	Heribert	Heribert	6,15	6,4		3,50	
Mitt. 17	Gual. (Gertrud)	Patricius	6,13	6,5		4,33	
Donn. 18	Cyrillus	Alexander	6,11	6,7	bei Tage	5,10	
Freit. 19	Joseph	Maria u. Martha	6,9	6,8		5,45	Frühl. Anf.
Smst. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,10	6,45 a.	6,16	♋ 6 Uhr Vollmond
13. Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21–28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1–7.							
Sonn. 21	L. Reminiscere (Ostadian)	Benedictus	6,4	6,12	8,2		
Mont. 22	Joachim	Nikol. v. d. Flüe	6,2	6,14	9,16		
	Kaisers Geburtstag						
Dien. 23	Otto	Wolfgang, v. Anh.	6,0	6,15	10,26		
Mitt. 24	Gabriel	Florentinus	5,58	6,16	11,32		
Donn. 25	Mariä Verk.	Mariä Verkündigung	5,55	6,18	—		
Freit. 26	Ludgerus	Ludger	5,53	6,20	12,31 m.		
Smst. 27	Rupert	Rupertus	5,51	6,21	1,24		☾ 12 U. n. letztes Viert.
14. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14–28. — Epistel: Ephes. 5, 1–9.							
Sonn. 28	L. Oculi (Felix)	Johann v. Goch	5,49	6,23	2,12		
Mont. 29	Eustasius	Eustasius	5,47	6,24	2,52		
Dien. 30	Quirinus	Joh. Heermann	5,45	6,26	3,27		
Mitt. 31	Willfaken (Balbina)	Ernst d. Fromme	5,43	6,27	3,58		

5m. 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochentage Datum.	April 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
nn. 1	Hugo	Fritigil	5,40	6,39	4,38 m.		
eit. 2	Franz v. Paula	Theodosia	5,38	6,41	4,58	b. Tage	
nst. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,36	6,43	5,17		
Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—23.							
nnt. 4	4. Lätare (Isidorus)	Ambrosius	5,34	6,45	5,42		● 3 Uhr nachmitt. Neumond
ont. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scrivet	5,32	6,46		7,37 a.	
en. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,29	6,47		8,45	
itt. 7	Herrmann	Claus Peterson	5,27	6,49		9,52	
nn. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,25	6,50		10,58	
eit. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Weſten	5,23	6,51		12,0	
nst. 10	Ezechiel	Fulbert	5,21	6,53		—	
Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 6, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
nnt. 11	5. Judica (Leo der Gr.)	Leo d. Große	5,19	6,55		12,—m.	☽ 10 Uhr abends erstes Viertel
ont. 12	Julius	Sabas	5,17	6,56		1,47	
en. 13	Mar. v. G.	Justinus d. Märt.	5,14	6,58		2,31	
itt. 14	Tiburtius	Johann Eccart	5,12	6,59		3,9	
nn. 15	Olympiades	Simon Tach	5,11	6,51		3,43	
eit. 16	Trogo	Petrus Waldus	5,9	6,52		4,14	
nst. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54		4,43	
Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.							
nnt. 18	6. Palmarum (Eleutherius)	Luther in Worms	5,5	6,56		5,12	○ 4 Uhr nachmitt. Vollmond
ont. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	6,57	8,0 a.		
en. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58	9,13		
itt. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	10,11	bei Tage	
nn. 22	Gründonnerst. (Soter, Gajus)	Origenes	4,57	7,2	11,14		
eit. 23	Karfreitag (Georg)	Georg Adalbert	4,55	7,4	—	bei	
nst. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5	12,—m.		
Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6—8.							
nnt. 25	Heil. Osterfest Markus, Ev.	Markus	4,51	7,6	12,49		
ont. 26	Ostermontag (Ferdinand)	Trudpert	4,49	7,8	1,27	Tage	☾ 6 Uhr vormitt. letztes Viertel
en. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9	2,0		
itt. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11	2,29		
nn. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13	2,54	bei	
eit. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt.	4,41	7,14	3,19		

Röm. 2, 4: Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Wochentage u. Datum.	Mai 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen u.
Smst. 1	**Phil., Jakob.**	Philippus; Jakobus	4,40	7,15	3,44 m.		
19. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–23. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10.							
Sonnt. 2	**1. Exaudi Vog.** (Athanasius)	Athanasius d. Große	4,38	7,17	4,10	bei	
Mont. 3	Kreuz. Erf.	Monika	4,36	7,18	4,37	d.	
Dien. 4	Monika	Florian	4,34	7,20	5,6	7,40 a.	
Mitt. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21	Tage	8,46	● 5 Uhr vormitt. Neumond
Donn. 6	Joh. v. d. Pf.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22		9,53	
Freit. 7	Gottfried	Otto; Flavian	4,30	7,24	bei	10,53	
Smst. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26		11,46	
20. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt. 9	**2. Miser. Dom.** (Gregor v. Naz.)	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28		—	
Mont. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,29		12,20 m.	
Dien. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,23	7,31		1,11	☽ 3 Uhr morgens erstes Viertel
Mitt. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,32		1,45	
Donn. 13	Servatius	Servatius	4,20	7,33		2,16	
Freit. 14	Christian	Pachomius	4,18	7,35	bei	2,45	
Smst. 15	Sophia	Moses	4,17	7,36		3,13	
21. Woche: Jesus spricht: über ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16–23. — Epistel: 1 Petri 2, 11–1							
Sonnt. 16	**3. Jubilate** (Joh. v. Nepom.)	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,38	bei	3,42	
Mont. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,14	7,39	d.	4,14	
Dien. 18	Liborius	50 Märt. unter Valens	4,13	7,40	8,20 a.		
Mitt. 19	Potentiana	Alcuinus	4,12	7,41	9,3	Tage	☉ 3 Uhr morgens Vollmond
		Buß- und Bettag					
Donn. 20	Basilla	Valerius Herberger	4,11	7,42	9,51		
Freit. 21	Konstantin	Konstantin u. Helena	4,9	7,44	10,44	bei	
Smst. 22	Julia	Gastus u. Amilius	4,8	7,46	11,38		
22. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jakobi 1, 17–2							
Sonnt. 23	**4. Cantate** (Desiderius)	Hieron. Savonarola	4,6	7,47	12,0		
Mont. 24	Johanna	Aug. Cazalla u. G.	4,5	7,49	—		
Dien. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	4,4	7,50	12,31 m.		
Mitt. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51	12,58		☾ 1 Uhr morgens letztes Viertel
Donn. 27	Luciana	Joh. Calvin	4,2	7,52	1,23		
Freit. 28	Maximus	Lanfrank	4,1	7,53	1,47	bei Tage	
Smst. 29	Felix	Dav. Zeisberger	4,0	7,54	2,11		
23. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jakobi 1, 22–27.							
Sonnt. 30	**5. Rogate** (Petronilla)	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55	2,37		
Mont. 31	Wilhelm	Joachim Neander	3,58	7,57	3,6	d. Tage	

Joh. 16, 7: So ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden.

Wochentage u. Datum	Juni 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,37	7,50	3,30 m.		
Mitt. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,36	7,59	4,16	7,30 a.	
Donn. 3	Himmelf. Chr (Klotilde)	Klotilde	3,36	8,0	bei Tage	8,44	● 3 Uhr nachmitt. Neumond
Freit. 4	Florian	Quirinus	3,35	8,1		9,42	
Smst. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,35	8,1		10,30	

24. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11.

Sonnt. 6	6. Exaudi (Norbertus)	Norbert	3,34	8,2		11,14	
Mont. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,34	8,2	bei Tage	11,50	
Dien. 8	Medardus	A. H. Francke	3,33	8,4		—	
Mitt. 9	Felic. u. Prim.	Columban	3,33	8,5		12,12m.	☽ 8 Uhr vormitt. erstes Viertel
Donn. 10	Mauritius	Friedr. I. Barbarossa	3,32	8,6		12,50	
Freit. 11	Barnabas	Barnabas	3,32	8,6		1,18	
Smst. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,32	8,7		1,46	

25. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.

Sonnt. 13	heil. Pfingstf. (Ant. v. Pad.)	Isaak le Febure	3,31	8,8	bei Tage	2,15	
Mont. 14	Pfingstmontag (Basilius)	Basilius der Große	3,31	8,8		2,40	
Dien. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,31	8,9		3,24	
Mitt. 16	Quatember (Benno)	Richard Baxter	3,31	8,9		4,5	○ 3 Uhr nachmitt. Vollmond
Donn. 17	Adolf	Johann Tauler	3,31	8,10	8,40 a.		
Freit. 18	Marc u. Marc.	Pamphilus	3,31	8,10	9,24	b. z.	
Smst. 19	Gerv. u. Prot.	Nic. Conc.; Paphnut.	3,31	8,11	10,1		

26. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.

Sonnt. 20	Trinitatis (Silverius)	27 Märtyrer in Prag	3,31	8,11	10,33		
Mont. 21	Albanus	Matth. Claudius	3,31	8,11	11,2		
Dien. 22	Albinus	Gottschalk	3,31	8,12	11,28	bei Tage	Komm. Anf.
Mitt. 23	Walram	Gottfr. Arnold	3,31	8,12	11,51		
Donn. 24	Fronleichnam Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,31	8,12	—		☾ 5 Uhr nachmitt. letztes Viertel
Freit. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Übers.	3,32	8,12	12,15m.		
Smst. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,32	8,12	12,39		

27. Woche: Vom reichen Manne: Luca 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.

Sonnt. 27	1. n. Trinit. (7 Schläfer)	7 Schläfer	3,32	8,12	1,6	bei Tage	
Mont. 28	Leo II. Papst	Irenäus	3,33	8,12	1,35		
Dien. 29	Peter, Paul	Petrus; Paulus	3,33	8,12	2,10		
Mitt. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,34	8,11	2,52		

Psalm 111, 2: Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.

Wochentage u. Datum.	Juli 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1		Arnold	H. Voos u. J. Eich	3,55	8,11	4,42 m.		● 11 Uhr abends Neumond
Freit. 2		Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	bei Tage	8,20 a.	
Smst. 3		Hyacinth	Otto; Aonius Pal.	3,56	8,10		9,11	

29. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.

Sonnt. 4	2. n. Trinit. (Ulrich)	Ulrich	3,57	8,10		9,50	
Mont. 5		Anselm	J. Oldcastle; L. Cobh.	3,58	8,9		10,34	
Dien. 6		Jesajas	Johann Huß	3,59	8,9		10,56	
Mitt. 7		Willibald	Willibald	4,0	8,8		11,21	
Donn. 8		Kilian	Kilian	4,1	8,8		11,51	☽ 2 Uhr nachm.
Freit. 9		Agilolf	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7		—	
Smst. 10	7 Brüder		Knud; Wilh. v. Or.	4,3	8,6		12,20m. erstes Viertel	

28. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.

Sonnt. 11	3. n. Trinit. (Pius)	Placidus	4,3	8,6		12,51	
Mont. 12		Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5		1,28	
Dien. 13		Margarethe	Eugenius	4,5	8,5		2,4	
Mitt. 14		Bonaventura	Bonaventura	4,6	8,4		2,48	
Donn. 15		Apost. Teil.	Jerusal. Erober. 1099	4,8	8,3		3,37	
Freit. 16		Skapulierfest	Anna Askew	4,9	8,2		4,31	○ 4 Uhr v. Vollmond
Smst. 17		Alexius	Speratus u. s. 11 Gen.	4,10	8,1		8,20 a.	

30. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.

Sonnt. 18	4. n. Trinit. (Arnold)	Arnulf	4,11	8,0		9,5	
Mont. 19		Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,12	7,59		9,32	
Dien. 20		Elias	Joh. Marteilhe	4,13	7,58		9,56	
Mitt. 21		Daniel	Eberhard v. Württ.	4,14	7,57		10,18	
Donn. 22		Mar. Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56		10,43	
Freit. 23		Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54		11,8	
Smst. 24		Christine	Thomas v. Kempen	4,19	7,53		11,35	☽ 8 Uhr v. letztes Viertel

31. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.

Sonnt. 25	5. n. Trinit. (Jakobus)	Jakobus	4,20	7,51		—	
Mont. 26		Anna	Christophorus	4,21	7,50		12,4 m.	
Dien. 27		Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,49		12,44	
Mitt. 28		Innocenz	Joh. Sebast. Bach	4,23	7,48		1,29	
Donn. 29		Martha	Olaus d. Heilige	4,25	7,46		2,23	
Freit. 30		Abdon	Johann Wessel	4,26	7,45		3,28	
Smst. 31		Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,28	7,43		4,41	7,11 a. ● 6 Uhr v. Neumond

Psalm 67, 7. 8: Das Land gibt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott. Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn.

Wochentage u. Datum.	August 1868.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
33. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 4, 3—11.								
Sonnt. 1	6 n. Trinit. (Herr, Kettenf.)	Makkabäer	4,29	7,42			8,22 a.	
Mont. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41			8,56	
Dien. 3	Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,32	7,39			9,30	
Mitt. 4	Dominikus	Leonhard Käser	4,33	7,37			9,55	
Donn. 5	Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,35	7,36			10,24	
Freit. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34			10,55	☽ 10 Uhr v.
Smst. 7	Gottschalk	Nonna	4,38	7,32			11,29	erstes Viertel
34. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marc. 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.								
Sonnt. 8	7. n. Trinit. (Cyriakus)	Hermodas	4,39	7,31			—	
Mont. 9	Romanus	Numidikus	4,40	7,29			12,am.	
Dien. 10	Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27			12,48	
Mitt. 11	Herrmann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25			1,30	
Donn. 12	Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23			2,26	
Freit. 13	Hippolyt	N. L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21			3,28	
Smst. 14	Eusebius	Jakob Guthrie	4,48	7,20			4,21	☽ 7 Nachm. Vollmond
35. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17.								
Sonnt. 15	8. n. Trinit. (Mar. Himmelf.)	Maria	4,49	7,18	7,55 a.	5,22		
Mont. 16	Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16	8,1			
Dien. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,53	7,14	8,25			
Mitt. 18	Helena	Hugo Grootius	4,54	7,12	8,48			
Donn. 19	Sebald	Sebaldus	4,55	7,11	9,12			
Freit. 20	Bernhard	Bernhard	4,57	7,9	9,38			
Smst. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7	10,7			
36. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luck 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.								
Sonnt. 22	9. n. Trinit. (Timotheus)	Symphorianus	5,0	7,4	10,40			☾ 9 Uhr abends. letztes Viertel
Mont. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,2	7,2	11,20			
Dien. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,0	—			
Mitt. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,58	12,pm.			
Donn. 26	Samuel	Ulfilas	5,6	6,57	1,8			
Freit. 27	Joh. Calas	Jovinianus	5,7	6,55	2,12			
Smst. 28	Augustinus	Augustinus	5,9	6,53	3,29			
37. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luck 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.								
Sonnt. 29	10. n. Trinit. (Joh. Enthaupt.)	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51	4,49	d. T.		● 2 Uhr nachmitt. Neumond
Mont. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49	6,10	7,22 a.		
Dien. 31	Paulinus	Aidan	5,13	6,47	d. T.	7,54		

1 Korinth. 3. 7: So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

Wochentage u. Datum.	September 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Mitt. 1	Egidius	Hanna	5,15	6,44		8,24 a.	
Donn. 2	Raphael	Mamas	5,16	6,42	bei Tage	8,55	
	Nationalfest						
Freit. 3	Manuelus	Hildegard					
Smst. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,18	6,40		9,28	
			5,20	6,38		10,4	

37. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.

Sonnt. 5	11. n. Trinit. (Herkulan)	Johann Mollio	5,21	6,36		10,45	☽ 9 Uhr vormitt. erstes Viertel
Mont. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34			
Dien. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31	bei Tage	11,31	
Mitt. 8	Mariä Geburt	Cordinian	5,25	6,29		—	
Donn. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,27	6,27		12,22m.	
Freit. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25		1,17	
Smst. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23		2,15	
						3,14	

38. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.

Sonnt. 12	12. n. Trinit. (Winand)	Dionys. Peloquin	5,31	6,21	b. T.	4,16	
Mont. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19	6,29 a.	5,17	○ 12 Uhr mittags Vollmond
Dien. 14	Kreuz-Erhöh.	Cyprianus; Tante	5,34	6,16	6,53	6,19	
Mitt. 15	Gudender (Ludmilla)	Argula v. Grumbach	5,36	6,14	7,17		
Donn. 16	Corn. u. Cypr.	Euphemia					
Freit. 17	Lambertus	Lambert	5,37	6,12	7,42		
Smst. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,38	6,10	8,10		
			5,40	6,7	8,42		

39. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luc. 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.

Sonnt. 19	13. n. Trinit. (Mitteln)	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	9,18		
Mont. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	10,2		
Dien. 21	Matthäus Ev.	Matthäus Ap.	5,45	6,1	10,54		
Mitt. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,59	11,55		◐ 7 Uhr v. letztes Viertel Herbst Anf.
Donn. 23	Thekla	5 Märt. v. Gent	5,47	5,57	—		
Freit. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,49	5,54	1,4m.		
Smst. 25	Kleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52	2,19		

40. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.

Sonnt. 26	14. n. Trinit. (Cyprianus)	Lioba	5,53	5,50	3,32	b. T.	
Mont. 27	Cosm. u. Dam.	Philippine Graveron	5,54	5,47	5,0	5,50 a.	● 10 Uhr abends Neumond
Dien. 28	Wenzeslaus	P. Flysteden u. A. Cl.	5,55	5,45	6,20	6,20	
Mitt. 29	Michaelis	Michaelis	5,57	5,43	7,30	6,51	
Donn. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	b. T.	7,24	
		Kaiserin Geburtstag.					

Ephes. 5, 20: Und saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi!

Wochentage u. Datum.	Oktober 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Freit. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,39		8,0 a.	
Smst. 2	Leodegar	Chr. Schmid	6,2	5,37		8,40	
41. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 3	15. n. Trinit. (Gwald)	Die beiden Ewalde	6,3	5,35		9,25	
		Erntedankfest					
Mont. 4	Franz	Franz v. Assisi	6,4	5,33		10,15	☽ 11 Uhr abends
Dien. 5	Placidus	Petrus Carnesecchi	6,6	5,30		11,9	
Mitt. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,8	5,28		—	erstes Viertel
Donn. 7	Sergius	Theodor Beza	6,9	5,26		12,6 m.	
Freit. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,24		1,6	
Smst. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,13	5,22		2,6	
42. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 10	16. n. Trinit. (Gereon)	Justus Jonas	6,15	5,20		3,7	
Mont. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,18		4,10	
Dien. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,15	5,21 a.	5,13	
Mitt. 13	Tilmann	Elisabeth Frey	6,20	5,13	5,46	6,17	☉ 4 Uhr morgens
Donn. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,22	5,11	6,13	7,22	Vollmond
Freit. 15	Theresa	Aurelia	6,23	5,9	6,43		
Smst. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7	7,18		
43. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 17	17. n. Trinit. (Florentin)	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,26	5,5	7,59		
Mont. 18	**Lukas Ev.**	Lukas	6,27	5,3	8,48		
	Kronprinzen Geburtstag.						
Dien. 19	Ferdinand	Bruno	6,29	5,1	9,46		
Mitt. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,59	10,50		☾ 4 Uhr nachmitt.
Donn. 21	Ursula	Hilarion	6,32	4,57	—		letztes Viertel
Freit. 22	Cordula	Hedwig	6,33	4,55	12,1 m.		
Smst. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,35	4,53	1,10		
44. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4—9.							
Sonnt. 24	18. n. Trinit. (Evergistus)	Arethas; westfäl. Fr.	6,37	4,51	2,24		
Mont. 25	Raphael	Johann Heß	6,39	4,49	3,51		
Dien. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	5,19	4,47 a.	
Mitt. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46	6,29	5,18	● 8 Uhr vormitt.
Donn. 28	**Simon, Juda**	Simon u. Juda	6,43	4,44	7,45	5,52	Neumond
Freit. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42		6,31	
Smst. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,47	4,40		7,15	
45. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.							
Sonnt. 31	19. n. Trinit. (Wolfgang)	Luthers 95 Sätze **Reformationsfest**	6,49	4,38	b. U.	8,8	

Joh. 5, 25: Es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Toten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören; und die sie hören werden, die werden leben.

Wochentage u. Datum.	November 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	(Aller Heiligen)	Aller Heiligen	6,50	4,37	bei Tage	8,57 a.	
Dien. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,52	4,35		9,54	
Mitt. 3	Hubertus	Pirmin	6,53	4,33		10,54	
Donn. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,31		11,54	☽ 6 Uhr
Freit. 5	Zacharias	Hans Egede	6,57	4,30		—	nachmitt.
Smst. 6	Leonhard	Gustav Adolf	6,58	4,29		12,55m.	erstes Viertel

46. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.

Sonn. 7	20. n. Trinit. (Engelbert)	Willibrord	7,0	4,27	bei Tage	1,57	
Mont. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,25		3,1	
Dien. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24		4,4	
Mitt. 10	Martin P.	Martin Luther	7,5	4,22		5,9	
Donn. 11	Martin B.	Martin Bischof	7,7	4,21	4,44 a.	6,15	☽ 8 Uhr
Freit. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,20	5,17	7,22	abends
Smst. 13	Stanislaus K.	Arcadius	7,10	4,18	5,57	8,28	Vollmond

47. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.

Sonn. 14	21. n. Trinit. (Levinus)	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17	6,44	bei Tage	
Mont. 15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15	7,39		
Dien. 16	Edmund	Kasp. Creuziger	7,15	4,14	8,42		
Mitt. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,13	9,50		
Donn. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	11,3		☾ 12 Uhr
Freit. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11	—		mittern.
Smst. 20	Simplicius	Johann Williams	7,21	4,10	12,18m.		letztes Viertel

48. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.

Sonn. 21	22. n. Trinit. (Maria Opfer)	Columbanus Todtenfest.	7,23	4,8	1,33	bei Tage	
Mont. 22	Cäcilia	Joh. Oekolampadius	7,25	4,7	2,30		
Dien. 23	Clemens	Clemens	7,26	4,6	4,6		
Mitt. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,6	5,22		
Donn. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,5	6,32	4,23 a.	● 8 Uhr
Freit. 26	Konrad	Konrad	7,30	4,4	7,44	5,4	abends
Smst. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,32	4,3	b. U.	5,51	Neumond

49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—14.

Sonn. 28	1. Advent (Günther)	Alexander Roussel	7,34	4,2	bei Tage	6,43	
Mont. 29	Saturnin	Saturninus	7,35	4,1		7,39	
Dien. 30	Andreas	Andreas	7,37	4,0		8,39	

1. Thimoth. 1, 15: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Wochentage u. Datum.	Dezember 1886.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Mitt. 1	Eligius	Eligius	7,38	4,0	bei Tage	9,40 a.	
Donn. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,39	4,0		10,41	
Freit. 3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59		11,42	☽ 3 Nachm.
Smst. 4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,59		—	erstes Viertel

50. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.

Sonnt. 5	2. Advent (Crispine)	Crispina	7,42	3,58	bei Tage	12,45 m.	
Mont. 6	Nikolaus	Nikolaus	7,44	3,58		1,49	
Dien. 7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,46	3,57		2,53	
Mitt. 8	Mariä Empf.	Martin Rinkard	7,47	3,57		3,58	
Donn. 9	Leocadia	Benjamin Schmolck	7,48	3,56		5,5	
Freit. 10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56		6,12	
Smst. 11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	4,36 a.	7,19	☉ 10 Uhr v. Vollmond

51. Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—6

Sonnt. 12	3. Advent (Epimachus)	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,56	5,28	8,31	
Mont. 13	Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57	6,30	bei Tage	
Dien. 14	Nicasius	Dioscorus	7,52	3,57	7,39		
Mitt. 15	Quatember (Eusebius)	Christiana	7,53	3,57	8,52		
Donn. 16	Adelheid	Adelheid	7,54	3,57	10,7		
Freit. 17	Lazarus	Sturm	7,55	3,57	11,23		
Smst. 18	Wunibald	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	—		☾ 8 Uhr v. letztes Viertel

52. Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.

Sonnt. 19	4. Advent (Julius)	Clemens v. Alex.	7,56	3,58	12,30 m.	bei Tage	
Mont. 20	Nemesius	Abraham	7,57	3,58	1,54		
Dien. 21	Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,59	3,7		Wint. Anf.
Mitt. 22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59	4,19		
Donn. 23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	5,28		
Freit. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	6,34		
Smst. 25	Heil. Christfest	Christtag	7,59	4,1	7,33	4,31 a.	● 10 U. v. Neumond

53. Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33—40. — Epistel: Galat. 4, 1—7.

Sonnt. 26	nach Weihn. (Stephanus)	Stephanus	7,59	4,1	8,25	5,26	
Mont. 27	Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,2	bei Tage	6,24	
Dien. 28	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	8,0	4,3		7,24	
Mitt. 29	Thomas B.	David	8,0	4,4		8,27	
Donn. 30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5		9,29	
Freit. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,5		10,31	

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haushgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Winterſaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferſaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Nuß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghol̈z und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen liesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Wenn Frost im Jenner nicht kommen will,
So kommt er sicher im März und April.

Dreikönigsabend (6.) hell und klar,
Verspricht ein gutes Weinjahr.

Januar warm,
Daß Gott erbarm'!

Februar.

Wenn Lichtmeß (2.) scheint die Sonne heiß,
Kommt hinterher viel Schnee und Eis.

Tritt Matthias (24). stürmisch ein,
So wird's bis Ostern stürmisch sein.

Mattheis (24.)
Bricht's Eis;
Find't er keins,
So macht er eins.

März.

Ist hell und trocken der März,
So freut sich des Bauern Herz.

Langer Schnee im März
Bricht dem Korn das Herz.

Ist's schön auf Marcien (25.)
Wird's Obst wohl gedeihen.

April.

Dürren April
Der Bauer nicht will;
Aprilenregen
Der ist ihm gelegen.

Schaut der Charfreitag trübe d'rein,
Wird hell der Ostersonnenschein.

Ist Georgi (23.) warm und schön,
Wirst du noch rauhes Wetter seh'n.

Mai.

Maimond kalt und windig,
Macht die Scheuer voll und pfündig.

Giebt es am heiligen Kreuztag (3.) Güsse
So bleiben auch taub und leer die Nüsse.

Den Mai muß man nehmen, wann er sich stellt ein,
Und sollte es auch erst Februar sein.

Juni.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verdirbt er meist das ganze Jahr.

Medardi (8.) nur kein Regentag
Sonst regnet's leicht noch vierzig Tag.

Juni feucht und warm
Macht keinen Bauer arm.

Pfingstregen
Weinsegen.

Wenn's im Juni aus Norden weht,
Das Korn zur Ernte trefflich steht.

Juli.

Regen auf Heimsuchungstag (2.)
Zieht vier Regen-Wochen nach.

Ist es hell auf Jakobstag (25.),
Viel Früchte man erwarten mag.

Baut hoch die Ameis' im Juli ihr Haus,
So bleibt ein kalter Winter nicht aus.

August.

Ist's in den ersten Wochen heiß,
So bleibt der Winter lange weiß.

Wie sich Bartholomäus (24.) hält,
So ist der ganze Herbst bestellt.

Kocht der August die Trauben nicht,
So macht der Winzer ein trüb' Gesicht.

September.

Egidus (1.) das ist der Mann,
Der dem ganzen Monat das Wetter zeigt an.

Treffen die Strichvögel zeitig ein,
Wird früh und streng der Winter sein.

Weht's auf Micheli (29.) aus Nord und Ost
Wird hart der Winter und stark der Frost.

Oktober.

Wenn's im Oktober friert und schneit,
Da bringt der Januar milde Zeit.

Streift früh der Oktober das Laub von den Bäumen,
So darfst du vom nächsten Jahr Gutes dir träumen.

Sucht die Maus
Früh das Haus,
Bleibt der Winter nicht lange aus.

November.

Ist es auf Martini (11.) trüb,
Wird der Winter lind und lieb;
Gibt es aber Sonnenschein,
Tritt ein kalter Winter ein.

St. Katharina (25.) läßt stets dich seh'n,
Wie's im Hornung ums Wetter wird steh'n.

Andreas (30.) = Schnee
Thut den Saaten weh.

Dezember.

Donnert's im Winterquartal,
Gibt's Eiszapfen ohne Zahl.

Kommt in der ersten Adventswoche Kält',
Noch ganze zehn Wochen sie dann hält.

Ist's um Weihnacht trüb und naß,
Bleibt leer der Speicher und das Faß.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Ist den ganzen Monat kalt; erst am 30. wird es gelinder und windig.

Februar.

Beginnt mit trübem und gelindem Wetter, welches vom 3. bis 6. wieder etwas kälter wird. Am 8. ein schöner Tag; am 10. fällt Regen ein; den 13. u. 16. Schnee; danach große Kälte.

März.

Bis zum 6. kalt; dann am 8. und 9. feucht, den 13., 14. 15. Sturm, den 18., 19., 20. Glatteis; am 22. warm mit Regen; aber am 26. hellt es sich wieder auf.

April.

Ist kalt und trocken bis zum 15., wo starker Frost eintritt und bis zum 25. anhält. Vom 25. bis zu Ende warm, am 28. Gewitter.

Mai.

Beginnt mit schönem warmem Wetter; vom 6. ab drei rauhe, windige Tage, dann sehr warm und dürre bis zum 28., der einen warmen Regen und fruchtbares Wetter bringt.

Juni.

Ist schön bis zum 9., wo es regnet und frühmorgens nebelig ist bis zum 13. Danach wieder schönes Wetter bis zu Ende.

Juli.

Fängt mit großer Hitze an, aber vom 5. bis 19. Regenwetter; dann schön bis zu Ende.

August.

Beginnt auch mit großer Hitze und bringt dann vom 3. an anhaltendes Regenwetter; erst am 19. wieder ein schöner Tag, danach unstates Wetter bis zu Ende.

September.

Fängt schön warm an; am 4. Regen und Gewitter; dann wieder schön; erst in den letzten Tagen tritt Regenwetter ein.

Oktober.

Der Regen hält an bis zum 15., wo zwei schöne Tage kommen; dann wieder Regenwetter bis zum 24., wo es sich aufhellt und schön wird bis zum 29.; dann bis zu Ende Nebel und kühles Wetter.

November.

Beginnt mit schönem Wetter, am 5. und 6. starker Wind, der zwei Regentage bringt; dann wieder schön bis zum 16., jedoch mit starkem Nebel morgens; vom 17. bis 25. trüb und kalt; danach Regen bis zu Ende.

Dezember.

Den 1. schön, bis zum 15. dann ungestüm; vom 16. an wird es kalt bis zum 22., wo trübes Wetter einfällt und Schnee; darauf sehr kalt.

Die Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	1⅓	bisher. Pfennig.	
	2 Pfennige	=	2⅔	„	„
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.
c. Silbermünzen:	½ Mark	=	2	„	„
	½ Mark	=	5	„	„
	1 Mark	=	10	„	„
	2 Mark	=	20	„	„
	5 Mark	=	1	Thlr. 20	Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1	„ 20	„
	10 Mark	=	3	„ 10	„
	20 Mark	=	6	„ 20	„

Da die Nickelmünzen, solange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehntelig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 Meter (Stab) = 4 ⅓ Rute = 3⅛ rheinl. Fuß = 1⅛ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = 26⅔ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = ⅔ preußische Meile.
1/10 Meter ist ein **Decimeter** = 3⅝ Zoll.
1/100 Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = ⅜ Zoll.
1/1000 Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = 11/24 Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = 1/14 □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = 7 1/20 □Ruten = 1/25 pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{11}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{5}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{7}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{2}/_{11}$ Ohm.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{5}/_{8}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer, „	:	km
Centimeter, „	:	cm
Millimeter, „	:	mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□Kilometer, „	:	qkm
□Centimeter, „	:	qcm
□Millimeter, „	:	qmm

Ar, geschrieben: a
Hektar, „ : ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben: cbm
Hektoliter, „ : hl
Liter, „ : l
Kubikcentimeter, „ : ccm
Kubikmillimeter, „ : cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben: t
Kilogramm, „ : kg
Gramm, „ : g
Milligramm, „ : mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetrennt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.)	—	10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)	—	20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen (unfrankiert 30 Pf.)	—	20
	do. auf weitere Entfernungen (unfrankiert 50 Pf.)	—	40
3)	**Einschreibgebühr** (rekommandiert)	—	20
4)	**Karten**, einfache	—	5
	do. mit Antwort	—	10
5)	**do.** als Bücherbestellzettel	—	3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 bezeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

		ℳ ₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g		— 3
(Büchern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mitgl. beigefügt werden.)		
do.	von 50—250 g	— 10
do.	von 250—500 g	— 20
do.	von 500—1000 g	— 30
7) **Lokal-** und **Lokal-Land-Briefe** (aufzufrankiert 10 Pf.)		— 5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit		— 25
do. do.	über 10 Meilen weit	— 50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen		— 5
do. do.	über 10—20 Meilen	— 10
do. do.	über 20—50 Meilen	— 20
do. do.	über 50—100 Meilen	— 30
do. do.	über 100—150 Meilen	— 40
do. do.	über 150 Meilen	— 50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark		— 20
do.	über 100—200 Mark	— 30
do.	über 200—400 Mark	— 40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark		— 30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark		— 2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden, mindestens aber		— 10
12) **Versicherungstage** für Briefe und Pakete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon		— 5
mindestens aber		— 10
1) **Bestellgeld** für Postsendungen:		
a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe		— 5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg		— 10
do. do.	über 5 kg	— 15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Pakete		— 10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß), gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort		— 25
aufs Land à km		— 10
3) **do.** für Zeitungen jährlich:		
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen		— 60
„ „ 2—3 „ „		1 —
„ „ 4—6 „ „		1 60
„ täglich 2 „ „		2 —
für amtliche Verordnungsblätter		— 60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein*).

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Afghanistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexico, Verein. Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche britische, französische, niederländische, spanische und portugiesische Kolonieen.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern (nur frankiert) (Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern Faktur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
nach Frankreich und Belgien bis 750 Frcs.	—	40

6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:

(nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)

	ℳ	₰
Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Mark (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Dänemark bis 355 Kronen, für je 20 Mark. (1 Krone = 1 M. 13 Pf.)	—	10
„ Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 20 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	20
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 20 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	20
„ Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark. (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Luxemburg wie bei Deutschland.		
„ Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark. (1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)	—	20
„ Norwegen bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Schweden bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20
„ Türkei (nur Konstantinopel) bis 400 Mark, für je 20 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	10
„ Amerika bis 50 Doll. Gold (212 Mark 50 Pf.), für je 20 Mark (1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)	—	20

mindestens aber 40 Pfennige

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Luise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Luise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1832.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Luise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Ludwig II., geb. 25. August 1845 (Regierungsantritt 10. März 1864).

d. Braunschweig

steht zur Zeit unter Regentschaft des Regentschaftsrates.

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851 (Regierungsantritt 15. April 1883), vermählt 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, geb. 28. Juli 1860.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe dorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Luise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Koburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1880), vermählt am 12. Juni 1900 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Thereſe, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margareta, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1882 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geb. 14. Mai 1859.

18. Spanien

König Alfons XII., geb. 28. November 1857 (Regierungsantritt 31. Dezember 1874), Witwer seit 26. Juni 1878 von Maria de las Mercedes, Tochter des Herzogs von Montpensier, geb. 24. Juni 1860, gest. am 26. Juni 1878. Wieder vermählt am 29. November 1879 mit Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858.

19. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Chan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

20. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Cleveland.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

So darf denn die Spinnstube wieder einmal den Kreis ihrer lieben Leser mit dem altgewohnten Gruße willkommen heißen, in und mit demselben das Panier aufpflanzen, unter welchem sie zum 41stenmal ihren Rundgang antritt.

Freilich, sieht man so hinaus in die heutige Welt und in ihr Leben und Treiben; hört man die Stimmen, welche je mehr und mehr laut werden und den Anspruch erheben, dasjenige auszusprechen, was der sogenannte „Zeitgeist“ für die rechte Weisheit und Wahrheit halte: dann will es einem fast zweifelhaft werden, ob man noch immer den alten Gruß da oben einem Büchlein an die Stirne heften darf, welches sich zu den „Volksbüchern“ gerechnet sehen, welches dem Volke, dem ganzen lieben deutschen

Volke, dienen möchte zur Lehre und zur Kurzweil, mit Ernst und mit Scherz.

Denn wieviel Tausende sind — ach, daß man's sagen muß! — auch im deutschen Volke, die von Gott, dem Herrn, nicht mehr gegrüßt sein wollen, wie freundlich und gütig er ihnen auch mit jedem neuen Morgen die grüßende, segengefüllte Vaterhand hinhält; die seinen Gruß gar nicht einmal verstehen, weil sie alles, was sie sind und haben, als die Frucht der eigenen Weisheit, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit ansehen, aber es als eine lächerliche Thorheit ansehen, wenn ihnen zu Gemüte geführt wird, daß das alles eine Gnadengabe Gottes sei, wofür sie nun auch Ihm, dem Herrn zu danken hätten!

Wieviel Tausende sind, die nicht einmal darin mehr einen Gruß ihres Gottes sehen und sehen wollen, wenn Not und Unglück über sie kommt, Not und Unglück, davon sie sich mit Wahrheit sagen dürfen, daß sie selbst keine Schuld dabei haben; die es dann nicht erkennen und erkennen wollen, wie es die Liebe Gottes ist, welche sie auch jetzt grüßt und an ihrem Herzen anklopfen will, ob es sich nicht für sie aufthun und sich durch sie möchte gewinnen lassen, nachdem alles Wohlthun und Segnen solches nicht hat zuwege bringen können!

Und erst das: „Den Herrn Jesum Christum zum Troste!" wie klingt das so völlig unverständlich für die Tausende, denen das Evangelium von dem Herrn Jesu eine Thorheit und ein Ärgernis geworden ist, weil sie sich vom Geiste der Zeit haben einflüstern lassen, der Mensch müsse sein eigener Heiland sein und sich in allen Fällen selber zu helfen suchen und zu helfen wissen! Wie klingt das so völlig unverständlich für das neue Heidentum, das ja — Gott sei's geklagt! — auch zu unserem deutschen Volke schon eingedrungen ist und sich als die alleinige Weisheit breit macht, der die alten „Kindermärchen" der Bibel weichen müßten!

Wenn wir nun dennoch immer wieder mit unserem alten Gruße beginnen, den immer wieder als Panier aufpflanzen, so thun wir's zunächst deshalb, weil wir wissen, daß die Spinnstube ihren Leserkreis nicht bei denen hat, die von diesem Gruße nichts wissen wollen und drum

ärgerlich das Buch beiseite legen, sobald sie denselben obenan erblicken. Für Leute dieser Art sorgt ja der liebe „Zeitgeist" nur zu getreulich, daß es ihnen an Lesestoff nicht gebricht, welcher ihrem Geschmacke besser zusagt. Auf allen Bahnhöfen wird er ihnen in lockendem Gewande angeboten; in neun Zehnteln der Buchladen liegt er vor ihren Augen, geschmückt mit den reizendsten Titeln, denen das lüsterne Herz kaum zu widerstehen vermag; von hundert und hundert Bücher-Reisenden wird er ihnen sogar in die Häuser getragen, daß sie sich nicht einmal darum bemühen müssen.

Wir halten aber vor allem deshalb an unserem alten Gruße fest, weil wir wissen und mit jedem Jahre, ja mit jedem Tage gewisser werden, daß das, was unser Gruß wünscht, allein dazu helfen kann, daß es bei unserem deutschen Volke anders und besser werde.

Und thut das etwa nicht not?

Ach, es muß ja verzweifelt böse mit unserem Volksleben stehen, noch viel böser, als es sich dem forschenden Blicke dessen kund thut, der sein Volk lieb hat, und weil er es lieb hat, auch sich bemüht, es alle Tage besser kennen zu lernen!

Denn es ist ja in der That so, wie kürzlich einmal in einem öffentlichen Blatte zu lesen stand. Da war nämlich gesagt, wir lebten jetzt in dem „Zeitalter des Murrens". Geklagt und gejammert sei wohl immer worden, und zu mancher Zeit sei auch dazu wirklich Grund vorhanden gewesen, aber es sei wohl noch kaum jemals soviel gemurrt worden wie heutzutage.

Oder ist das etwa vielleicht nicht wahr? Wo wird denn, so darf man kühnlich fragen, heute nicht gemurrt? Murren nicht, um auf der Stufenleiter der Stände oben anzufangen, die Beamten entweder über ihr kärgliches Gehalt, mit welchem sie nicht herumkommen könnten, oder über die angestrengte Arbeit, die sie thun müßten, und die sie nicht dazu kommen lasse, ihres Lebens froh zu werden? Murrt nicht der Geschäftsmann über die schlechten Zeiten, die ihn nicht vorwärts kommen und ihn immer unter dem Banne der Furcht sein ließen, es könne über kurz oder lang zum Bankerott kommen? Murren nicht die Hand-

werker über zu geringen Verdienst, dabei das alte Sprüchlein von dem goldenen Boden des Handwerks alle Tage mehr zu schanden werde, und über die Beeinträchtigung, welche ihnen durch das Großkapital widerführe? Murren nicht die Tagelöhner über den Hungerlohn, welchen sie erhielten und über die allzulange Arbeitszeit, welche man ihnen zumute? Murrt nicht das Gesinde über die Herrschaften, daß die mit jedem Tage härter und selbstsüchtiger würden, nur an sich dächten, sich das Leben leicht machen, aber dafür das Gesinde auspressen möchten und ihm nichts Gutes vergönnten? Murren nicht hinwiederum die Herrschaften jämmerlich über das Gesinde, daß es alle Tage mehr Lohn haben und doch weniger dafür arbeiten wolle? Hört man nicht murren an allen Ecken und Enden über die schlechten Gesetze und Ordnungen im Staate, denen man schließlich so ziemlich alle Schuld beimißt?

Wächst daher nicht mit jedem Tage die Anzahl derjenigen, welche nur in einem völligen Umsturz alles Bestehenden das Heil für die Welt erblicken wollen, ohne freilich auch nur einen einzigen klaren Gedanken darüber zu haben, wie es alsdann werden, was alsdann kommen soll? Sucht und findet nicht diese Partei der Umstürzler ihre Rekruten schon jetzt in Ständen und Lebenskreisen, bei welchen man es kaum für möglich halten sollte? Und hält auch jetzt noch das Gesetz mit eherner Hand diese Partei nieder, klingt nicht das allgemeine Murren wie das noch entfernte, aber immer näher kommende Rollen eines Erdbebens, das über kurz oder lang zum Ausbruch scheint kommen und dann Recht und Gesetz in den Abgrund begraben, Willkür und Gewalt obenauf bringen zu müssen?

Kann da, wer sein Volk nur irgendwie lieb hat und solchen Graus von ihm ferngehalten sehen möchte, sein Ohr gegen dieses dumpfe Rollen und Grollen verschließen? Muß er sich nicht die Frage vorlegen und die rechte Antwort darauf suchen: woher kommt denn der böse Geist des Murrens und der Unzufriedenheit, und wie mag er gedämpft werden, daß er nicht zu verheerenden Ausbrüchen komme?

Wer nun die rechte Antwort finden will auf die Frage nach dem Grunde und Ursprunge der allgemeinen

murrenden Unzufriedenheit, der muß nicht nur sein Volk genau kennen, sondern auch bereits eine längere Lebenserfahrung besitzen, damit er das, was ist, mit dem zusammenhalten und vergleichen kann, was einst war. Zustände, wie sie heute unser Volksleben zeigt, entwickeln sich nicht über Nacht; sie haben eine Vorgeschichte, ebenso wie das Rollen und Grollen vor dem Erdbeben, das den Gasen, den dünnen meist giftigen Luftarten seine Entstehung verdankt, welche sich drunten in der warmen Tiefe des Erdbodens allmählich bilden, sich sammeln und spannen und sich unter drohendem Geräusch einen Ausweg suchen.

Der dies schreibt, steht nun schon längst jenseits des halben Jahrhunderts und der Schnee des Alters hat schon seit Jahren seine Haare gebleicht. Er darf sich auch schmeicheln, daß er sein Volk kennt, nicht bloß weil ihn sein Amt mit allen Schichten desselben in nähere Berührung setzt und ihn Blicke in Verhältnisse thun läßt, welche sich für die meisten Augen scheu verhüllen, sondern auch weil er ein Herz für das Volk hat und gewöhnt ist, an seinem Wohl und Wehe den wärmsten Anteil zu nehmen.

Soll ich nun aber eine Antwort geben auf die Frage: woher kommt die heutige allgemeine Unzufriedenheit, dieses unheimliche Murren und Grollen, welches durch alle Schichten der Gesellschaft geht? — so kann ich keine andere finden als die: es kommt daher, weil sich eine Genußsucht unter unserem Volke eingenistet hat, wie sie früher nicht dagewesen ist.

Ich sage dies aber nicht in der Meinung, nun der früheren Zeit eine glänzende Lobrede halten zu wollen, als sei da alles besser gewesen wie heutzutage. Ich will mich wohl zu hüten suchen vor diesem Fehler alter Leute, die ja in der Regel diejenige Zeit für die beste halten, in welcher sie ihre besten und schönsten Lebenstage gehabt haben, und bei der sie deshalb am liebsten mit ihrer Erinnerung verweilen.

Wer heutzutage, wo Gott der Herr so Großes an unserem deutschen Volke gethan und es auf eine Stufe gehoben hat, welche noch vor zwei Jahrzehnten die kühnsten Träume nicht für möglich gehalten hätten, wer da noch für die alte Zeit Deutschlands schwärmen könnte, der

verdiente wahrlich nicht, miterlebt zu haben, was wir seit zwei Jahrzehnten erleben durften!

Und wer daran verzweifeln wollte, daß es in denjenigen Stücken, worin es etwa früher besser gewesen ist als jetzt, auch wieder besser werden könnte, wenn nur alles dazu hilft und zusammenwirkt: Gott der Herr von oben und jeder wohldenkende Mensch, der es besser wünscht, von unten, der müßte selber zu jenen Verblendeten gehören, die, weil sie an keinen Gott und sein allmächtiges und allweises Walten glauben, die ganze heutige Ordnung der Dinge für unverbesserlich ansehen, oder doch nicht zugeben wollen, daß auf ruhigem, gesetzlichem Wege gebessert werden könne, was besserungsbedürftig ist.

Freilich ganz zufrieden, sodaß nirgends mehr ein Murren gehört würde, wird ja die Welt niemals werden. Dazu kann und soll es auch nie kommen, weil sonst die Menschen ja ihre hohe Bestimmung, Bürger einer höheren Welt zu werden, ganz vergessen, ihre Herzen an diese Welt hängen, ihr Ringen und Streben allein darauf richten würden, die Güter dieser Welt zu erwerben, die Genüsse, die das diesseitige Leben bietet, sich recht zu eigen zu machen. Es muß halt für den Menschen immer etwas zu wünschen übrig bleiben hier auf Erden, auch immer etwas zu klagen geben, damit er nicht über der irdischen Heimat die himmlische vergesse. Das ist einmal Gottes heilige Ordnung, die kein Menschenwitz und keine Menschenmacht durchbrechen oder gar umstoßen kann. Ja, wenn je die sogenannte „goldene Zeit" herbeikommen könnte, welche die heutigen Weltverbesserer und Volksbeglücker mit so vollen Backen verheißen, falls man nur ihren Anschlägen folgen wollte, sie, gerade sie würden bald die ersten sein, die wieder zu murren und zu klagen hätten.

Aber hat es nicht doch schon Zeiten gegeben, da des Murrens viel weniger war denn heute, ja da man kaum murrende Stimmen zu hören bekam, obwohl fürwahr viel geklagt und gejammert wurde.

Ich erinnere nur an das Jahr 1870, an jene unvergeßlichen Tage, da Frankreichs frevelmütige Kriegserklärung erging und nun das ganze deutsche Volk, All-

deutschland, sich in heiliger Begeisterung erhob, die drohende Gefahr von dem teuren Vaterlande abzuwehren.

Da ist ja in der That unendlich viel gejammert und geklagt worden, wenn Weib und Kinder den Vater, wenn alte Eltern den Sohn, ihre einzige Stütze, wenn die Braut den Bräutigam mußten in die Gefahren des Krieges ziehen lassen, wenn hier ein blühendes Geschäft, dort ein sonniges Familienleben schien in Trümmer gehen zu müssen. Aber eigentliches Murren hörte man nirgends. Die allgemeine Not, das Bewußtsein, sich mit vereinten Kräften der Gefahr entgegenstemmen zu müssen, die Erkenntnis, daß hier jeder zu Opfern genötigt werde, verschlangen jedes Murren; im Sturme der Begeisterung mußte es verstummen.

Als nun aber der glorreiche Krieg mit Frankreich beendet, ein beispielloser Sieg gewonnen war; als die Milliarden, welche als Kriegsentschädigung nach Deutschland flossen, einen unerhörten schwindelhaften Aufschwung jeder gewerblichen Thätigkeit hervorriefen, der sich in allen Schichten der Gesellschaft durch erhöhte Lebensansprüche geltend machte; als dann auf diesen schwindelhaften Aufschwung nur zu bald der jämmerliche Krach folgte, mit dem jener zusammenbrach: da begann, darf man wohl sagen, das „Zeitalter des Murrens", in welchem wir noch jetzt stehen.

Nun hatte es auf einmal ein Ende mit den zahllosen Aktien-Unternehmungen, welchen Tausende blindlings ihr Vermögen anvertraut hatten, gelockt durch die Aussicht, auch so schnell und ohne jegliche Anstrengung, gewissermaßen über Nacht, reich zu werden, wie es viele gewissenlose Gründer solcher Aktien-Unternehmungen geworden waren; nun hatte es auf einmal ein Ende mit dem flotten Geschäftsgange, welcher auch ehrliche, gewissenhafte Geschäftsleute rasch in ihren Einnahmen bedeutend gesteigert und über die bisherigen Verhältnisse, die bisherige Lebensweise weit hinausgehoben hatte; nun hatte es auf einmal ein Ende mit den fabelhaft hohen Löhnen, welche es selbst dem einfachsten Arbeiter möglich machten, sich mit den feinsten Weinen sein üppiges Frühstück zu würzen und seine

Ansichten von einem „menschenwürdigen Dasein“, wie seine Ansprüche auf ein solches ins maßlose zu steigern.

Allein, was blieb und kein Ende nahm, was still und gleichsam selbstverständlich aus den Tagen des strömenden Überflusses mit herübergenommen wurde in die Tage des Mangels oder doch eines ruhigen soliden Geschäftsganges mit mäßigem Verdienst und mäßigen Löhnen: das waren die gesteigerten Ansprüche an das Leben, die man mit Recht glaubte erheben zu dürfen, das waren die vermehrten und verfeinerten Bedürfnisse des Lebens, ohne welche man nicht mehr glaubte bestehen zu können.

Und wie nun diese nicht mehr befriedigt werden konnten: wie es galt, sich wieder in bescheidene Lebensverhältnisse einzugewöhnen und sich mit seinen Bedürfnissen auf das durchaus Nötige zu beschränken: da schmeckte das natürlich sehr schlecht, da kam das Murren, weil man alles eher einsah, als daß man selber daran schuld sei, wenn es nicht mehr mit dem Verdienste oder dem Gehalte reichte, wie es doch früher gereicht hatte und hatte reichen müssen.

Nun soll ja keineswegs gesagt sein, daß es bei *allen* denjenigen, bei welchen es nicht mehr reichen wollte wie vordem, bei denen sich darum Murren und Unzufriedenheit einnisteten, wirkliche *Genußsucht* war, die das zuwege brachte, oder auch bei den heutigen Murrenden noch den Grund abgibt.

Nein, bei sehr vielen ist es nur die Trägheit und Bequemlichkeit, die sich mit der allgemeinen Strömung mit fortreißen läßt, und abhält, daß man es auch nur versucht, *gegen* den Strom zu schwimmen und es andern zu machen als dieser und der und jener, die *flott* mit dem Strome schwimmen. Man sieht wohl ein, daß man es von Rechts wegen nach seinen bescheideneren Verhältnissen nicht so machen dürfe, wenn Ausgaben und Einnahmen hübsch im Gleichgewicht bleiben, wenn nicht am Ende füs das Nötige die Mittel fehlen sollen, weil sie für Unnötiger verwandt wurden; man ärgert sich auch weidlich über die unnötigen Ausgaben und räsonniert darüber heimlich und laut; aber endlich zuckt man die Achseln und spricht mit Seufzen: ja, es geht einmal heutzutage nicht anders, man

darf doch nicht ganz alleine eine Ausnahme machen wollen von allen anderen Leuten.

Bei vielen anderen ist's wiederum nicht gerade Genußsucht, was sie über die ihnen gesteckten Grenzen mit ihren Ausgaben gehen läßt, wohl aber der Hochmut, der nicht hinter anderen zurückstehen will. „Wenn der und der, wenn die und die das kann", heißt's da, „dann will ich doch zeigen, daß ich's auch kann." So läßt man sich denn eben vom Strome mit fortreißen und bemüht sich wohl noch gar, es den andern zuvorzuthun und dadurch auch ihnen wieder eine neue Anreizung zu geben. Im Grunde genommen ist dies allerdings auch eine gewisse Genußsucht. Man will sich nämlich den stillen Genuß gönnen, andere zu ärgern und das eigene Können und Vermögen recht leuchten zu lassen.

Allein bei sehr vielen, wohl gar den allermeisten, ist's doch wirkliche grobe Genußsucht, was sie verleitet, über das ihnen durch ihre Verhältnisse gebotene Maß mit ihren Ansprüchen an das Leben und mit ihren vermeintlichen Lebensbedürfnissen hinauszugehen.

Und wird diese Genußsucht nicht mit allen erdenklichen Mitteln großgezogen und fort und fort in jeglicher Weise aufgestachelt?

Man sehe nur die Samstags- und Sonntags-Nummern der Zeitungen an, und zwar nicht etwa bloß der in großen Städten erscheinenden Blätter, sondern selbst der armseligsten Winkelblättchen! Welch eine Unsumme der verschiedenartigsten Vergnügungen, zu welchen da, für den Sonntag zumal, marktschreierisch eingeladen wird! Welch ein Aufbieten aller nur erdenklichen Lockmittel, um Teilnehmer an den gebotenen Genüssen herbeizuziehen!

Ist's denn da nicht begreiflich, wenn da und dort, wo es sonst im Herzen ruhig geblieben sein würde, nun das Verlangen erwacht, von allen diesen Vergnügungen wenigstens etwas mitzubekommen? Man will sich's in anbetracht seiner Verhältnisse zunächst nur einmal gestatten; aber über dem Essen kommt der Appetit; das eine Mal weckt das Verlangen nach mehr, und ehe man sich's versieht, ist die Teilnahme an mindestens einem Sonntagsvergnügen zum Sonntagsbedürfnis geworden. Etwaige

Einsprüche, welche der berechnende Verstand erheben will, werden vor dem eigenen Gewissen mit der Ausrede niedergeschlagen: die Leute dürfen doch das Geld für die teuren Zeitungsanzeigen nicht umsonst aufwenden, man muß ihnen für ihr Bestreben, den Sonntag angenehm zu machen, doch auch etwas zu verdienen geben; man darf die Wirte ihre hohe Gewerbesteuer nicht vergeblich entrichten lassen, sondern, wer es kann, muß dazu helfen, daß sie ihre Rechnung finden. Ja, wer es kann! Aber da liegt eben der Hase im Pfeffer!

Oder man sehe wieder die Zeitungen an, und zwar die täglichen, wie sie ohne Aufhören in die Posaune stoßen um Waaren anzupreisen, die man da oder dort kaufen könne, „spottbillig, zu nie dagewesenen auch nie wiederkommenden Preisen"!

Oder man denke an die Hunderte von Geschäftsreisenden, die sogar auf den Dörfern, in jedes einigermaßen von Wohlstand der Bewohner zeugende Haus gehen, ihre Artikel persönlich anzupreisen und aufzuschwatzen!

Ist's da nicht begreiflich, wenn die heilige Einfalt im ersteren Falle denkt: „da kannst du ein gutes Geschäft machen und billig einkaufen was du brauchst", kauft dann aber, nur um von der gepriesenen Billigkeit recht großen Vorteil zu ziehen, Unnötiges, welches zu kaufen ihr sonst nicht eingefallen sein würde?

Ist's da nicht begreiflich, wenn im zweiten Falle die lüsternen Blicke auf den lockend ausgelegten Waren haften, und der gewandte Verkäufer mit seinem zudringlichen Einreden es fertig bringt, den Leuten Dinge aufzuschwatzen, die sie sich geschämt haben würden, in einem öffentlichen Laden zu kaufen?

Ja wohl, nicht wahr? begreiflich ist es, daß durch dies alles die Genußsucht, die Putzsucht in erster Linie, gehegt und gefördert wird, aber begreiflich ebensowohl, daß das Murren und die Unzufriedenheit kommt und kommen muß, wenn dieser Genußsucht allgemein gefrönt wird, wenn sie sich als ein bleibender und immer zudringlicher werdender Gast einnistet.

Das Schlimmste ist nur dabei, daß die Murrenden nicht an das Wort der Schrift denken und erinnert sein

wollen: „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde!" (Klagel. Jerem. 3, 39.)

Oder ist etwa die Genußsucht, die wirkliche Genußsucht, welche das Murren hervorruft und im Gefolge hat, keine Sünde? Steht nicht von ihr geschrieben im ersten Briefe Johannis K. 2, V. 16 sie sei nicht vom Vater, sondern von der Welt, möge sie nun auftreten als der Augen Lust, als des Fleisches Lust oder als hoffärtiges Leben, sie sei also in der That eine Sünde, weil sie mit Gott dem himmlischen Vater nicht im Einklange stehe, mit ihm nichts gemein habe? Zieht sie nicht ab von allem Höheren, Heiligen und stumpft dagegen ab? Legt sie sich nicht wie ein Bann auf das Herz, wie ein giftiger Meltau auf das Leben, indem sie dazu führt, zu ihrer Befriedigung auch nötigenfalls die schlechtesten Mittel nicht zu scheuen?

Aber ist nicht auch das schon Sünde, wenn man aus Trägheit und Bequemlichkeit mit dem allgemeinen Strome schwimmt, obschon man einsieht, daß es zum Unheile führen muß?

Ist nicht erst recht der Hochmut eine Sünde, der, um nur nicht gegen andere zurückzustehen, um es ihnen, womöglich, noch zuvorzuthun, sich absichtlich in den Strom des Genusses stürzt und auch die Seinigen mit hineinzieht?

Gegen was anderes als gegen deine eigene Sünde mußt du darum murren, wenn du siehst, daß alles bei dir rückwärts geht, weil du mehr ausgibst als du einnimmst? Du gibst wohl den „schlechten Zeiten" die Schuld. Aber, lieber Freund, die schlechten Zeiten machen die Menschen selber, und wenn du dich von der Genußsucht umgarnen und hinreißen lässest, so hilfst du selber dein gutes Teil mit, die Zeiten schlecht zu machen. Denn wie die Genußsucht vorangeht, so geht in gleichem Schritt die Arbeitslust hinter sich, und wo die nachläßt, da kann Mangel und Elend auf die Dauer nicht ausbleiben.

„Laßt uns besser werden und gleich wird's besser sein!" Das ist ein gutes wahres Wort, das man immer wieder in das allgemeine Murren hineinrufen muß.

Laßt uns besser werden zunächst dadurch, daß wir einmal das, was wir für uns zum Leben nötig und unentbehrlich ansehen, recht genau darauf ansehen und prüfen, ob es auch wirklich nötig ist, und dann mutig alle Lebensbedürfnisse und Lebensgewohnheiten drangeben, von denen uns unser Gewissen sagt, daß es nur eingebildete Bedürfnisse, nur aus eigener Lust und Wahl angenommene Gewohnheiten sind.

Dabei dürfen wir denn freilich nicht hören auf die, welche es als einen erfreulichen Fortschritt meinen preisen zu müssen, daß die Menschheit jetzt mehr Bedürfnisse habe als früher und sich nicht mehr bloß mit dem geradezu Unentbehrlichen begnüge, die das als ein Zeugnis dafür nehmen wie sehr sich die „Kultur" gehoben habe.

Schöner Fortschritt das, der es dahin bringt, daß bei denen, die ihm huldigen, alles rückwärts geht, der nur allgemeine Unzufriedenheit im Gefolge hat! Schöne „Kultur" das, welche die Menschen nur unglücklich macht!

Da sollten wir doch lieber, meine ich, wenigstens einmal versuchen, ob nicht ein „Rückschritt", d. h. eine Vereinfachung unseres Lebens, ein herzhaftes Abschütteln so manches eingebildeten Bedürfnisses, das sich uns, unversehens vielleicht, an die Rockschöße gehängt hat, etwas Besseres im Gefolge hat.

Das ist ein Vorschlag, der allerdings von vielen Seiten mit wüstem Geschrei aufgenommen werden wird.

„Was soll's denn werden", höre ich rufen, „wenn jedermann deinem Rate folgen und seine Bedürfnisse einschränken wollte? Würden dann nicht Tausende von Menschen, die jetzt für die abzulegenden Bedürfnisse arbeiten, brotlos werden müssen? Was sollte z. B. aus dem Kunstgewerbe werden, welches heute so sehr im Aufschwunge begriffen ist und so vielen Menschen lohnenden Verdienst schafft, wenn man sich wieder allerwärts mit einfachen, kunstlosen Geräten behelfen wollte?

Nun, antworte ich darauf, wer das Geld dazu hat und die Ausgaben dafür nicht dem Notwendigen abbrechen muß, der mag sich ja immerhin kunstvolle Möbel, kunstvolles Geräte, „stilvolle" Zimmereinrichtungen beschaffen und den betreffenden Handwerkern recht viel zu verdienen

geben. Niemand kann dem lieben Handwerkerstande herzlicher als ich ein kräftiges Gedeihen und gutes Vorankommen wünschen und gönnen, weil ich der festen Überzeugung bin, daß eben im Handwerkerstande die eigentliche Kraft des Volkes ruht.

Aber muß sich denn deshalb jedermann kunstvolles Geräte u. s. w. anschaffen, auch wer sein bischen Geld zu nötigeren Dingen braucht?

Fragt doch einmal Eure Großväter und Großmütter, ob sie nicht, wenn anders die notwendigen Bedingungen dafür vorhanden waren, bei den einfachen kunstlosen Geräten, deren sie sich bedienten und die sie jetzt, so gut und dauerhaft sie auch noch sein mögen, mit tiefem Schmerze müssen in die Rumpelkammer wandern sehen, mindestens eben so froh und glücklich gelebt haben, wie Ihr mit Eurem kunstvollen Geräte, in Euren „stilvoll" eingerichteten Gemächern, mit Euren zum Stolpern bringenden Fußteppichen?

Und ist denn jeder ohne Ausnahme verpflichtet, den zahllosen Spekulanten auf die Genuß- und Vergnügungssucht sein gutes Geld in die gierigen, meist arbeitsscheuen Hände zu werfen, wenn er es für bessere und nötigere Dinge braucht?

Ich meine doch, das alte Sprüchlein müsse noch immer gelten: Wer keine kalten Füße bekommen will, der muß sich nach seiner Decke strecken. Hat einer also eine lange Decke, gut, so strecke er sich so lang aus, als er kann und mag; hat er aber nur eine kurze, so halte er die Füße hübsch bei sich!

Doch ich will lieber über diesen Punkt schweigen. Gehört er doch zu denjenigen, über welche sich die wenigsten gerne etwas sagen und raten lassen.

Ich will lieber den anderen, wichtigeren zum Schlusse recht betonen, den der Spinnstubengruß empfiehlt als Mittel gegen die allgemeine Unzufriedenheit.

Lasset uns besser werden, will ich rufen, dadurch, daß wir uns wieder besser von unserm Herrn und Gotte grüßen lassen, wieder mehr auf ihn und seine Liebesgrüße achten, wie er sie in seinem Worte und in unseren Lebensschicksalen an uns richtet. Lasset uns wieder fleißiger und

ernster im Gebete ihn grüßen, wieder fleißiger und ernster uns zu seinem heiligen Worte halten und von dem uns zeigen lassen, daß es höhere und bessere Güter gibt als die Dinge dieser Welt, die so unzuverlässig sind, reinere, edlere, erquickendere Genüsse als die, welche aus der Befriedigung der fleischlichen Lüste erwachsen, von denen ja der Apostel Petrus ohnehin sagt, daß sie wider die Seele streiten und diese in Gefahr bringen.

Lasset uns besser werden durch demütiges Festhalten an dem Gedanken, daß Gott der Herr es ist, der unsere Geschicke in seiner Hand hat und der einem jeden sein Lebenslos zuteilt, wie es ihm zu seinem ewigen Heile dienlich ist, sowie auch durch gläubiges Beharren bei dem Worte: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen."

Vor allen Dingen aber lasset uns besser werden durch ein festes zuversichtliches Ergreifen des Trostes, der uns in dem Herrn Jesu Christo geschenkt ist, des Trostes, daß wir als seine wahren lebendigen Glieder eine himmlische Heimat erwarten dürfen, wo alles, was uns hienieden drückt und beschwert, aufhören soll und aufgehen in eine unaussprechliche Seligkeit, daß wir aber auch in ihm schon für unser irdisches Leben die Glaubensgewißheit erlangen können, die bei allem äußeren Mangel getrost spricht: „Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?", und die nun geduldig und ohne jegliches Murren wartet, bis die Zeit und Stunde gekommen ist, wo es gehen wird, wie es im Liede heißt:

Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf' mit Macht herein.

Will's aber doch in dem schwachen, begehrlichen Herzen je und dann zum Murren kommen, nun so zeige uns das Wort des Herrn, welches wir schon vorhin aus den Klageliedern des Propheten Jeremia angeführt haben, den rechten Weg, auf den unser Murren zu lenken ist, das Wort: „Wie murren denn die Leute im Leben also? Ein jeglicher murre wider seine Sünde."

Wo aber bei uns die Sünde steckt, welche die Mutter der Unzufriedenheit und des Murrens ist, das müssen wir

uns ernstlich und ohne verblendende Selbstrechtfertigung von unserem Gewissen sagen lassen.

Damit denn Gott befohlen, lieber Leser, und für dich, wie für mich noch einmal zum Schlusse wie zum Anfange:

„Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!"

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1885.

Da standen zuerst auf Seite 187 zwei Rätsel hinter einander, ein längeres und ein ganz kurzes. Wer sie gelöst hat, für den braucht natürlich die Lösung nicht erst hier gegeben zu werden, es sei denn, daß er falsch geraten und an etwas ganz anderes gedacht hätte als ich. In diesem Falle wäre denn freilich erst zu untersuchen, was am schlechtesten war, mein Rätsel oder der Rätsel-Verstand des Raters.

Sollte aber jemand aus der werten Spinnstubengesellschaft noch heute, wie das Eichhörnchen oben darüber,

an dem Rätselnüßchen knabbern, weil es ihm zu hart gewesen ist, so soll es für den hier gesagt sein, daß ich bei dem ersten Rätsel an das Gewicht gedacht habe, ohne welches man bei keiner Wage zurechtkommen kann, welches aber dem, dessen eigener Körper ein wenig gar zu viel davon hat, recht viel zu schaffen macht, etwa, wenn er einen gehörigen Marsch machen soll und bei jedem Schritte der armen Fußsohle, die gerade an der Reihe ist, das ganze Körpergewicht zu tragen, 220 und etliche Pfunde aufladen muß wie ein gewisser Jemand, den ich sehr genau kenne, fast wie mich selbst.

Anstatt des „w" in dem Worte Gewicht ein „r" gesetzt, kommt das Gericht heraus, das dich gegen betrügerische Schufte in deinem Eigentume schützen muß. Ich hätte da leicht auch noch das Gericht hereinziehen können, welches dir mittags auf den Tisch gesetzt wird, wenn ich nicht zu gutmütig wäre, um die Rätsel allzu schwer zu machen.

Daß das dritte, was ich meinte, das Gesicht war, hast du jetzt sofort heraus und auch das Geisteskind in der letzten Strophe schaut dich jetzt ganz verständnisinnig an, das Gedicht.

Falls du aber etwa selber Gedichte zu verbrechen pflegst, so sorge nur dafür, daß sie auch wirklich Geisteskinder sind, will sagen, daß sie auch Geist haben und nicht bloßes leeres Wortgeklingel sind. Sonst bleibe lieber daheim damit oder lies sie höchstens in ganz stillen, unbewachten Stunden deiner lieben Frau vor. Vielleicht findet die sie schön, weil sie von dir sind und lobt sie, während sie draußen auf dem großen, weiten Gedichtemarkt am Ende nur Tadel finden würden.

Item, ich weiß Einen, dem es sehr lieb wäre, wenn man für Rätsel nicht auch, so zu sagen, dichten, oder nein, ich will lieber sagen reimen müßte und wenn das liebe Publikum auch mit Rätseln vorlieb nähme, die, ich will nicht sagen: ungereimt sind, aber doch ohne Reime. Denn es ist ein schrecklicher Umstand, wenn man nach den fatalen Reimen suchen muß, und sie wollen sich einem nicht so leicht fügen wie „Herz" und „Schmerz", sondern man muß den Vers, den man mit Mühe und Not

gedrechselt hat, drei- oder viermal einen anderen Rock anziehen, bis endlich ein einigermaßen leidlicher Reim gefunden ist. Drum nichts für ungut, wenn die Spinnstubenrätsel in Ansehung der Verse und Reime viel zu wünschen übrig lassen! Der gute Wille, es damit besser zu machen, wäre schon da, aber das Können, das Können!!

Das nun auf der nämlichen Seite unter Nr. 6 folgende kleine Rätselchen hat vielleicht trotz seiner Kleinheit manchem doch Kopfzerbrechen gemacht, falls ihm nämlich nicht sofort das „Nachtlicht“ einfiel. Denn dann war die Auflösung höchst leicht und wird es auch jetzt, wo ich das Rätselwort genannt, für jedereinen. Ob indessen das Nachtlicht für jedereinen auch ein vertraulicher Freund für die Nacht ist, dürfte einigermaßen in Zweifel zu ziehen sein. Ich weiß wenigstens einen, der nicht einschlafen kann, solange Licht im Schlafzimmer ist, dem das Nachtlicht darum ein verhaßter Feind ist, dem er am liebsten das Lebenslicht ausbläst.

Es folgen jetzt auf Seite 189 wiederum zwei Rätsel unmittelbar hinter einander, von welchen das erste, größere unter Nr. 8 gewiß von jeder wackeren Hausfrau wenigstens sogleich erraten worden ist.

Denn was für einen schlimmeren Feind hat eine solche als den „Staub“? Der Staub, der sich ihr auf alles Geschirr, auf alle Möbel setzt, ja selbst in die Schränke hineindringt und immer wiederkommt, wenn sie auch wie die „lütte Fru Pastern“ (die kleine Frau Pastorin) in Fritz Reuters „Stromtid“ das „Wischdauk“ (Wischtuch) beständig bei sich führte und auf das eifrigste handhabte, ja, der nicht von ihr losläßt bis in den Sarg und dort doch am Ende die fleißigen Hände, die flinken Füße, den sorgenden Kopf, die ihn stets bekämpften, samt allem, was drum und dran hängt, unterkriegt und als unwiderstehlicher Sieger bezwingt?

Zu Nutz und Frommen aller lieben Hausfrauen, denen es vielleicht bisher auf ein bischen Staub mehr oder weniger nicht besonders angekommen ist, möchte ich aber hier so nebenbei bemerken, was mir einmal ein Offizier, den ich im Quartiere hatte, sagte: „Wenn ich in ein fremdes Quartier komme“, sagte er, „so fahre ich mit

meinen weißen Handschuhen über ein hohes Möbel, einen Schrank etwa, oben hin. Werden davon die Handschuhe nicht schmutzig, so weiß ich ohne alles nähere Zusehen oder Fragen, daß ich in einem reinlichen Hause bin." — Gewiß ein Praktikus, jedoch einer, der für die Hausfrauenehre nicht ohne Gefahr ist! Item, es soll aber, im deutschen Heere eine ganze Portion dieser Sorte geben!!

Wenn du nun dem Staube das erste Zeichen wegschneidest, aber nicht sogleich den Doppelkonsonanten „St", sondern nur die erste Hälfte desselben, das „S", so hast du das Wörtchen „taub" und bist gewiß ganz mit mir darin einverstanden, daß damit eine Eigenschaft bezeichnet ist, welche wirklich das reichste Leben leer, öde und traurig machen muß.

Dann auch noch das letzte Zeichen, das „b" weggestrichen, so behältst du das „Tau", eine Benennung, womit die Schiffer die Seile bezeichnen, vermittelst deren die Segel des Schiffes aufgezogen oder niedergelassen werden, die man auch denen zuwirft, welche über Bord ins Wasser gefallen sind, um sich daran festzuhalten und von dem nassen Tode retten zu lassen.

Das nachfolgende kleine Räthselchen hatte den „Radschuh", oder, wie er auch sonst wohl genannt wird, den „Hemmschuh" am Wagen zum Gegenstande. Der hemmt ja das Laufen des Wagens, wenn er unter ein Rad geschoben wird und dasselbe stille stellt, während das Rad sowohl wie der Schuh laufen, notabene wenn sie von Pferden oder flinken Füßen in Bewegung gesetzt werden.

Hast du endlich bei dem letzten Räthsel auf Seite 248 fein geraten, wie es am Schlusse gefordert war, so hast du sicherlich als erstes den „Strick", als zweites den „Stock" gefunden und dann als Ganzes den „Strickstock" gehabt und dir nun alles hübsch zusammen reimen können. Nur durftest du nicht vergessen, daß man auch einen wilden, mutwilligen, gelegentlich auch ungezogenen Buben an vielen Orten scherzweise einen „Strick" nennt, bei welchem dann der „Stock" oft genug den Nothelfer machen muß, wenn etwas aus ihm werden, wenn er nicht am Ende gar dazu kommen soll, daß ihm der Strick als Halsbinde umgelegt wird, du weißt ja, wo?

Item, der liebe Gott sorgt schon seinerseits dafür, daß für solche Stricke von Fleisch und Bein, soviele deren auch sind, doch niemals die Stöcke fehlen. Wenn nur die lieben Eltern heutzutage nicht so häufig vergäßen, ihre Stricke bei Zeiten mit dem Stocke in Berührung zu bringen!

Und nun für die neuen Rätsel da hinten im Büchlein hellen Kopf und guten Mut! Schwer sind sie nicht, aber — — sie wollen geraten sein.

3. Wie man's treibt, so geht es.

(Eine Geschichte aus dem Leben.)

(Nach einer Mitteilung von A. Carolis.)

I.

Wo das Dorf, in welches wir den geneigten Leser jetzt führen wollen, liegt, verraten wir nicht.

Aber es ist ein großes, stattliches Dorf, dem der Name eines Städtchens nicht übel passen und das denselben auch weit eher verdienen würde, als so manches sogenannte „Städtchen", dessen Herren Bauern es ganz gut hören und ganz bequem „Prosit!" dazu rufen können, wenn der Herr Bürgermeister auf dem Rathause mitten im Städtchen niest.

Nicht allein die Anzahl der Häuser, sondern auch die Bauart und das ganze äußere Ansehen einzelner darunter ließen, weit eher als auf ein Dorf, auf ein Städtchen schließen.

Allerdings gab es da, wo das langgestreckte Dorf sich den Berg hinanzog, der ihm zum Hintergrunde diente, auch genug kleine einstöckige Häuschen, unter deren Strohdächern sicher der Reichtum nicht zu Gaste war. Allein am Fuße des Berges, da, wo die Landstraße durch ein liebliches, von einem munteren Bache durchrauschtes Waldthal herabkam, lag eine ganze Reihe großer stattlicher Gebäude.

Es waren indes nicht lauter Wohnhäuser, sondern offenbar zum Teil Fabrikgebäude. Denn hohe Schornsteine stiegen an ihnen empor, und ganze Reihen gleichförmiger Fenster, die sich dicht neben einander an den drei Stockwerken hinzogen, gaben Zeugnis davon, daß es sich hier nicht um gemütliche Wohnräume handele, sondern um Stätten der Arbeit, für welche reichliches Licht erforderlich war. Und wer nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren aufmachte, wenn er während des Tages an diesen Gebäuden vorüberging, der konnte ihre Bestimmung aus dem ununterbrochenen Geräusche rasselnder und knarrender Maschinen erkennen, welche, wie die rauchenden Schlöte bezeugten, durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt wurden.

Es waren großartige Baumwoll-Spinnereien, deren Garne teils in den Fabrikgebäuden selbst durch Webemaschinen, teils aber auch von den vielen in den kleinen Häuschen des Oberdorfs wohnenden Webern auf Handwebestühlen daheim zu Zeugen verarbeitet wurden. Stieg man die Bergstraße hinan, so konnte man aus den meisten Fenstern das Knarren und Rasseln des Webstuhls vernehmen.

Unter den Wohnhäusern, welche das Unterdorf zählte, zeichneten sich zwei besonders aus, sowohl durch ihre Größe und Bauart, wie durch die weiten parkartigen Gärten, von denen sie umgeben waren.

Es waren die Wohnhäuser der beiden Herren, welchen die vielen Fabrikgebäude gehörten.

Aber welch ein Unterschied zwischen diesen Häusern!

Während das eine, offenbar schon vor längerer Zeit gebaut, sich als ein zwar überaus stattliches, aber doch im ganzen einfaches Gebäude darstellte, welches sich nur durch die Solidität seiner Bauart auszeichnete, schien an dem anderen der Baumeister seine ganze Kunst erschöpft zu haben, um ein wahrhaft fürstliches Gebäude hinzustellen. Und doch, seltsam! alle diese Pracht ließ den Beschauer kalt und erweckte wohl nur bei wenigen den Wunsch, in diesen großartigen, reichgeschmückten Räumen wohnen zu dürfen, während dagegen das andere Gebäude, welches ein paar hundert Schritte entfernt lag, fast unwillkürlich jeden anheimelte und ihm den Gedanken erweckte: Hier ist gut sein.

So verschiedenartig aber die Häuser, so verschiedenartig waren auch deren Besitzer.

Herr Winter, der Besitzer des erstbeschriebenen Hauses, war hier im Dorfe geboren, wo sein Vater die erste Fabrik angelegt und sich zu großem Wohlstand aufgeschwungen hatte.

Denn die Arbeitskräfte waren hier leicht und billig zu haben gewesen, und da sich die Dorfbewohner rasch dazu verstanden hatten, die Weberei zu erlernen und ihr tägliches Brot lieber durch die reichlich lohnende Hausarbeit zu erwerben, die ihnen der alte Herr Winter jahraus jahrein gab, als durch die weniger lohnende Feldarbeit, mit welcher sie sich bisher allein beschäftigt hatten und welche sie jetzt wesentlich den Frauen und Kindern überließen, so hatte Herr Winter seine Spinnerei recht nachdrücklich betreiben können und war nicht genötigt gewesen, kostspielige Maschinen anzuschaffen, um darauf seine Garne selbst verweben zu lassen.

Er hatte sich das einfache, solide Haus gebaut, wie es seinem eigenen einfachen Wesen zusagte und darin als ein reicher, angesehener Mann das Auge im Tode geschlossen.

Sein Sohn und Geschäftsnachfolger, der jetzige Bewohner des Hauses, hatte die Fabrik noch um ein bedeutendes erweitert und zugleich auch eine Maschinen-Weberei angelegt, da die Hausweberei nicht mehr im Stande war, den ganzen Vorrat des gesponnenen Garnes zu verarbeiten.

Wie schon sein Vater durch seine Anspruchslosigkeit und Herzensgüte die Liebe und Verehrung der Dorfbewohner zu gewinnen verstanden hatte, so wußte sich der Sohn dieselbe zu erhalten. Gleich dem Vater zeigte er besonders seinen Arbeitern ein warmes Herz, das an ihren Geschicken aufrichtigen Anteil nahm und zumal bei jedem Mißgeschicke, welches sie traf, sich in Hülfeleistung mit Rat und That bewährte.

Er wurde dabei aufs eifrigste von seiner Gattin unterstützt, die ihm zwar kein großes Vermögen zugebracht hatte, aber ein Herz, wie es reicher an Milde und Güte kaum gefunden werden konnte.

Ungeachtet ihrer schwächlichen Gesundheit erschien sie selbst überall in den Hütten der Armut, wenn es galt, dort

Elend zu lindern oder Thränen zu trocknen. Ja sie hielt sich, wo es not that, nicht zu gut, mit eigenen Händen Kranke umzubetten oder ihnen ihre Wunden zu verbinden.

Pries man die Winter, Vater wie Sohn, als die Wohlthäter des Dorfes, die jedem, der arbeiten wollte, ausreichenden Lebensunterhalt verschafften, so war man nicht weit davon entfernt, Frau Winter als Engel der Barmherzigkeit zu preisen und ihr eine fast abgöttische Verehrung zu zollen.

Das Glück der beiden Ehegatten, welche auch in seltenster innerer Übereinstimmung standen und in ihrer aufrichtigen Frömmigkeit die lautere Quelle besaßen, aus der sich ihre Menschenfreundlichkeit nährte und stärkte, wuchs noch höher, als Frau Winter nach längerem Harren ihrem Gatten den ersten Sohn schenkte, den Erben des väterlichen Geschäftes, und wie jedermann hoffte und wünschte, auch der väterlichen Gesinnung.

Der Geburtstag war ein Freudentag besonders für die Armen des Dorfes, denen der glückliche Vater mit den freigebigsten Händen Wohlthaten spendete, und deren Segenswünsche die Wiege des Neugebornen umwehten.

Die ohnehin schwache Gesundheit der Mutter hatte jedoch durch die Geburt einen argen Stoß erlitten und es vergingen Monate, ehe sie wieder ganz außer Gefahr war. Das höchste Mutterglück aber, dem Neugeborenen selbst die erste Nahrung geben zu können, blieb der schwachen Frau versagt. Die Frau eines Webers, welche zu derselben Zeit einen Sohn geboren hatte, nahm zu dem ihrigen auch den Sprößling des Herrenhauses an die mütterliche Brust, und Frau Winter hatte wenigstens die Freude, ihr Söhnlein dabei prächtig gedeihen zu sehen.

Herr Winter war durch sein umfangreiches Geschäft fast den ganzen Tag vollauf in Anspruch genommen und konnte nicht einmal immer die Abendstunden seiner Frau und seinem Kinde widmen. Da war es denn sehr natürlich, daß sich bei Frau Winter das Verlangen nach einem für sie passenden Umgange in hohem Maße geltend machte. Mit den Frauen der wenigen verheirateten Fabrikbeamten umzugehen, würde sie keineswegs zu stolz gewesen sein. Allein dieselben standen durchweg an Bildung viel zu tief unter ihr, als daß ein vertraulicher Verkehr, wie ihn Frau Winter für sich begehrte, mit ihnen möglich gewesen wäre. Der Pfarrer des Dorfes aber, in dessen Hause sie vielleicht hätte finden können, was sie suchte, war Witwer und ließ, nachdem seine Kinder sich verheiratet hatten, durch eine alte Magd seinen Haushalt führen.

Da war es nun für Frau Winter und nicht weniger für ihren Gatten, der ihre stillen Wünsche kannte und nur billigen konnte, eine keineswegs unerfreuliche Nachricht, als es eines Tages hieß, daß eine zweite Fabrik im Dorfe errichtet werden solle. Eine Schädigung seines eigenen Geschäftes brauchte Winter dabei nicht zu befürchten; dazu war dasselbe zu solide und zu fest begründet und hatte eine zu alte, treue Kundschaft. Auch ein Mangel an Arbeitskräften konnte durch eine zweite Fabrik nicht wohl hervorgerufen werden, da sich auch etliche Nachbardörfer neuerdings auf den Betrieb der Hausweberei eingerichtet

hatten und weit mehr Garn begehrten, als ihnen Herr Winter liefern konnte.

Der neue Fabrikherr, ein Herr Dorn, fand deshalb bei Winter, als er ihm seinen Besuch machte und seine Absicht ankündigte, eine durchaus freundliche und wohlwollende Aufnahme. Sein hochtrabendes, prahlerisches Wesen machte zwar keinen besonders angenehmen Eindruck, zumal da Herr Winter aus eingezogenen Erkundigungen wußte, daß er aus ganz bescheidenen Verhältnissen herstamme und nur von seiner sehr reichen Frau die Mittel besaß, eine Fabrik zu errichten. Aber die Frau gefiel um so besser, da sie von ihrem großen Reichtum gar nichts zu wissen schien und offenbar nicht nur eine feine Bildung besaß, sondern auch eine große Gutmütigkeit.

Herr Dorn griff mit seinen reichen Geldmitteln die Sache frisch an. In verhältnismäßig kurzer Zeit stand ein großartiges Fabrikgebäude da mit den neuesten und besten Maschinen und kaum war dieses vollendet, so begann auch der Bau eines Wohnhauses. War aber beim Bau der Fabrik schon kein Geld geschont worden, so geschah dies jetzt noch viel weniger. Es entstand ein Prachtbau mit wahrhaft fürstlichen Räumen, und die innere Einrichtung desselben entsprach dem Äußeren vollkommen.

Das neue großartige Unternehmen lockte begreiflicherweise die Arbeiter an. Mancher, der bisher im Dienste des Herrn Winter gestanden hatte, verließ diesen und wandte sich zu dem neuen Fabrikherrn, von dessen fabelhaftem Reichtum man sich Wunderdinge erzählte und von dem man darum auch höhere Löhne glaubte erwarten zu dürfen.

Allein diese Erwartung täuschte. Es gab nicht nur keine höheren Löhne in der neuen Fabrik, sondern es herrschte auch ein Geist darin, den man bei Herrn Winter nicht gewöhnt gewesen war. Der neue Fabrikherr war ein stolzer herrischer Mann, der geringschätzig auf den Arbeiter herabsah und ihn offenbar nicht anders betrachtete, denn wie eine lebendige Maschine, die am Tage ihre Arbeit zu verrichten habe und abends einfach stille gestellt würde.

Von einem persönlichen Verhältnisse zu seinen Arbeitern, von einer Teilnahme an ihrem häuslichen Geschicke war

bei Herrn Dorn nicht im allerentfernteſten die Rede. Kaum daß er ſich herabließ, ſelbſt mit einem Arbeiter zu ſprechen. Alles wurde durch die Beamten vermittelt, die natürlich das Beiſpiel ihres Herrn meinten nachahmen zu müſſen und ebenſo kurz und barſch wie dieſer den Arbeitern entgegentraten.

Die meiſten der Arbeiter, welche von Herrn Winter in die Dornſche Fabrik übergegangen waren, bereuten bald ihre Voreiligkeit und würden gern wieder zu ihrem alten Herrn zurückgekehrt ſein, wenn dieſer ſie wieder genommen

hätte. Aber Herr Winter hatte ſichs zum Grundſatze gemacht, keinen der Fortgelaufenen wieder bei ſich einzuſtellen. Er that dies jedoch nicht aus Rache, nein, es koſtete ihn oft Überwindung genug, den flehentlichen Bitten ſein Ohr zu verſchließen, die an ihn gerichtet wurden. Er wollte nur den neuen Geſchäftsgenoſſen nicht dadurch verletzen, daß er deſſen Arbeiter in ſeine Dienſte nahm, wenn ſie drüben fortgelaufen waren. Viele Arbeiter wurden ihm zwar deshalb gram; allein das gute Einvernehmen mit Dorn ſtand ihm höher als die Ungunſt einzelner Arbeiter, die er ohnehin leicht dadurch beſchwichtigte, daß

er ihnen Unterstützungen zufließen ließ, wenn sie wegen Arbeitslosigkeit mit ihren Familien in wirkliche Not gerieten.

Um die Gunst und Gewogenheit Dorns war es ihm aber nur deshalb zu thun, weil sich zwischen seiner Frau und Frau Dorn schnell ein freundschaftlicher Verkehr gebildet hatte, der beide in hohem Maße befriedigte, und der nicht durch ein Zerwürfnis zwischen den Männern in Frage gestellt werden sollte. Die beiden Männer waren in ihrem ganzen Wesen und in ihren Ansichten viel zu verschieden, als daß sie sich gegenseitig hätten besonders gefallen können.

Und doch blieb das Zerwürfnis nicht aus. Es kam nur zu bald.

Dorns hatten nämlich schon ein Söhnlein mitgebracht, einen Knaben von etwa 6 Jahren. Wer aber einen Ausbund von Ungezogenheit sehen wollte, brauchte nur den kleinen Richard Dorn zu beobachten. Unbändig und eigensinnig bis ins Unglaubliche, weil ihm der thörichte Vater allen Willen ließ und die schwache gutmütige Mutter dem nicht wehrte; hart und rücksichtslos gegen jedermann, als ob er von der Gutmütigkeit der Mutter nicht das kleinste Fünkchen zum Erbteil erhalten hätte; aufbrausend und jähzornig über alle Maßen, sodaß er in seiner Wut nicht mehr wußte, was er that und selbst gegen Vater und Mutter die Hand zum Schlagen erhob, wenn sie ihn nur im mindesten reizten: war er der Schrecken für jeden, dem er nahe kam, nicht zum mindesten für die Arbeiter der Fabrik, die es nicht wagen durften, ihm auch nur mit einem Worte entgegenzutreten, wenn er boshaft und mutwillig ihre Arbeit verdarb. Denn jede Klage des Söhnchens fand bei dem Vater ein geneigtes Ohr, und da Richardchen auch schon recht wacker lügen gelernt hatte und deshalb aus allen Anklagen, die man gegen ihn zu erheben wagte, als der unschuldig Verleumdete hervorging, so war jedem Arbeiter, über den er sich beklagte, oder der es gar wagte, ihn anzuklagen, seine sofortige Entlassung sicher.

In das Wintersche Haus kam Richard im ganzen selten, nicht zum Leidwesen des Herrn Winter. Wenn seine Mutter dorthin ging und ihn mitnehmen wollte, zog er es in der Regel vor, daheim zu bleiben und die Gassenkinder, die er sich hereinholte, zu kujonieren, oder

auch sie, wenn sie sich das nicht wollten gefallen lassen, in der schnödesten Weise zu mißhandeln. Nur, wenn es im Winterschen Hause eine Festlichkeit gab, ließ sich Richardchen herab, dieselbe mit seiner Gegenwart zu beehren. Denn für Festtagskuchen und Leckerbissen hatte er ein sehr empfängliches Herz und einen noch viel empfänglicheren Magen.

Zu einer Feier des Geburtstages der Frau Winter hatte denn Richard auch einmal wieder seine Mutter begleitet. Nachdem er dem Geburtstagskuchen die gebührende Ehre angethan hatte, nahm er den kleinen Reinhold Winter, der soeben laufen gelernt hatte, mit in den Garten, um mit ihm zu spielen. Natürlich hatte das kleine Kind kein Verständnis für die Spiele, welche er vorschlug und konnte ihm nichts recht machen. Da schlug er denn ohne weiteres auf den kleinen Burschen los, und zwar so derb, daß dieser Zetermordjo zu schreien anfing. Herr Winter, welcher aus dem Fenster den Auftritt mit angesehen hatte, eilte sofort herunter und machte dem bösen Gaste heftige Vorwürfe über seine Roheit.

Zum Unglücke hörte dies aber Vater Dorn mit an, der eben in den Garten getreten war, seine Frau abzuholen, und stellte sich sogleich auf die Seite seines lieben Söhnleins, das beharrlich leugnete, Reinhold geschlagen zu haben. Winter wurde durch diese freche Lüge noch mehr in den Harnisch gebracht und erlaubte sich, Richard geradezu einen „Lügner" zu heißen. Das wollte aber Herr Dorn nicht leiden, und von dem Wortwechsel, der sich nun zwischen den beiden Männern entspann, war das Ende, daß Herr Dorn erklärte, Richard werde von heute ab das Wintersche Haus nicht mehr betreten.

Kurz ein Zerwürfnis war da, welches denn naturgemäß dazu führte, daß die Eltern sich fortan mieden. Ja Herr Dorn verbot seiner Frau ausdrücklich, noch weiteren Umgang mit Frau Winter zu pflegen und ließ sie, ungeachtet ihres Bittens, auch da nicht hinübergehen, als Frau Winter infolge der Geburt eines Töchterleins so schwer erkrankte, daß man für ihr Leben befürchtete.

Und solche Befürchtung war nur allzusehr begründet. Unter schweren Leiden starb Frau Winter acht Tage nach der

Geburt, tief betrauert wie von ihrem Gatten, so von dem ganzen Dorfe.

An dem unabsehbaren Leichenzug, der ihren Sarg zum Grabe geleitete, beteiligte sich aus dem Dornschen Hause niemand. Nur seinen leeren Wagen schickte Dorn hinter dem Zuge her, um wenigstens die unumgänglichste Form des Anstandes zu wahren. Wie gerne auch Frau Dorn der entschlafenen Freundin, die sie hoch schätzen gelernt hatte, die letzte Ehre erwiesen hätte, ihr Gatte duldete es nicht.

II.

Nach dem Tode seiner Gattin führte Winter ein durchaus stilles, zurückgezogenes Leben. Außer dem Bereiche seines Hauses und seiner Fabrik sah man ihn nur, wenn er zur Kirche ging, oder wenn es galt, irgendwo in die Hütte eines Armen Trost und Hülfe zu bringen. Denn er hatte es als ein treues Vermächtnis der Entschlafenen übernommen, in diesem Stücke an ihre Stelle zu treten und selber zu thun, was sie nicht mehr thun konnte.

Die freie Zeit, welche ihm blieb, widmete er ganz seinen beiden Kindern, um ihnen einigermaßen die fehlende Mutter zu ersetzen.

Reinhold wurde ein kräftiger Junge, der sich mit seinem Milchbruder, Franz Rösig, fast seinem einzigen Spielgefährten, tüchtig in dem weiten schönen Garten herumtummelte, und auch die kleine Ella gedieh zusehends unter der Pflege einer guten, sorgsamen Amme und einer älteren Verwandten Winters, welche nach dem Tode seiner Frau zu ihm gezogen war und sein Hauswesen besorgte.

So vergingen Jahre. Daß Reinhold schon frühe das Vaterhaus verlassen mußte, um auf dem Gymnasium der benachbarten Stadt eine höhere Bildung zu suchen, als sie ihm die Schule des Dorfes gewähren konnte, war zwar für ihn selbst wie auch für den Vater etwas äußerst Schweres; aber es ging doch einmal nicht anders, wenn er, wie der Vater sehnlichst wünschte, einst die Fabrik übernehmen und mit Umsicht und Klugheit weiter führen sollte, wie es bisher von seiten des Großvaters und Vaters geschehen war. Da die Gymnasialstadt nur wenige Stunden entfernt war, und Reinhold deshalb so ziemlich

jeden freien Tag daheim bei den Seinigen zubringen konnte, ſo verlor die Trennung von denſelben viel von ihrem Schmerzlichen.

Richard Dorn beſuchte zwar daſſelbe Gymnaſium, aber da er etwa 5 Jahre älter war als Reinhold und in einer höheren Klaſſe ſaß, ſo hatten die beiden ſo gut wie

ETIL

gar keine Berührung, was jedenfalls auch für den jüngeren Reinhold das Zuträglichſte war.

Denn der junge Herr Dorn ſpielte gerne in allen Dingen den Großen, gab viel Geld aus und kam oft genug mit den Schulgeſetzen in Widerſtreit. Dabei lernte er ſo gut wie gar nichts und ſchleppte ſich nur mühſam durch die einzelnen Klaſſen. Schon mit 19 Jahren, ehe er noch in die oberſte Klaſſe aufgerückt war, nahm ihn der Vater vom Gymnaſium fort, wo ihn nach ſeiner unaufhörlichen

Versicherung nur die Ungerechtigkeit und Parteilichkeit der Lehrer mit sehr übel lautenden Zeugnissen versahen, und ließ ihn schon jetzt in sein Geschäft eintreten. Hier den „jungen Herrn“ zu spielen, die Arbeiter zu kommandieren, mit eigenem Gefährt umherzukutschieren überallhin, wo es etwas zu sehen, oder zu hören, oder zu genießen gab, war natürlich viel schöner und angenehmer, als auf den Schulbänken zu sitzen und sich überall von den Banden der

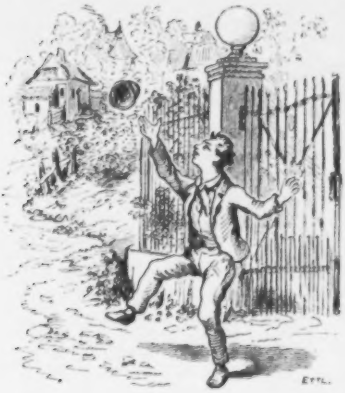

Schulordnung gefesselt zu sehen. Kurz Richard schwamm in einem Meer von Wonne.

Wieder waren einmal auf dem Gymnasium die Ferien eingetreten, die Reinhold Winter stets ganz im Vaterhause zubrachte.

Ein köstlicher Augustabend, welcher nach einem heißen Tage erquickende Kühlung brachte, hatte sich niedergesenkt. Kerzengerade stieg der Dampf aus den Fabrikschornsteinen

auf; wolkenlose Bläue färbte den Himmel; lustig tanzten die Mücken über dem plätschernden Bache, als ob sie mit den springenden Fischlein spielen wollten: lauter Anzeichen, daß das herrliche Wetter von heute noch längere Dauer haben würde.

War's da ein Wunder, daß Reinhold, als er aus der Thüre des Gartens trat, die auf einen nach dem Oberdorfe führenden Pfad leitete, eine Weile stehen blieb, mit trunkenen Blicken auf das schöne Heimatsthal schaute, das von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet wurde und endlich jubelnd seine Mütze in die Lüfte warf? War doch heute der erste Ferientag nach dem langen heißen Sommer, dessen größte Tageszeit in der drückenden Schwüle der Schulstube hatte zugebracht werden müssen! Der erste Ferientag! Daheim im lieben Vaterhause! Fünf Wochen voll ungebundener Freiheit! Wie hätte er da nicht jubeln sollen?

Aber fünf Wochen allein? Ohne einen Kameraden? Nur mit dem Schwesterchen zusammen, das noch zu keinem ordentlichen Spiele, viel weniger zum fröhlichen Herumstreichen in Wald, Feld und Flur zu brauchen war? Nein — das ging nicht.

Es schien damit in der That für Reinhold auch keine Not zu haben; denn ohne sich lange zu besinnen, schlenderte er, ein lustiges Liedchen vor sich pfeifend, dem Pfade nach, der zur Obergasse führte. Überall vernahm man noch aus den offenstehenden Fenstern das Klirren und Rasseln der Webstühle, da die Abendsonne den Fleißigen noch helle genug leuchtete.

An einem der letzten Häuschen des Dorfes blieb Reinhold stehen und steckte behutsam den Kopf durch das offene Fenster, aus dem ebenfalls noch das Geräusch des Webstuhls hervorklang.

„Franz!“ rief er so laut, daß er durch das Geräusch gehört werden konnte.

„Nun, was soll's?“ hieß es drinnen, „bist Du es, Mutter, die gerufen hat?“

„Franz!“ tönte es noch einmal etwas lauter in die Stube hinein.

„Ach, Reinhold, Du?“ rief es im Tone des freudigsten

Erstaunens entgegen. Und alsbald verstummte das Geräusch des Webstuhls; ein blonder, bleich aussehender Knabe von etwa 15 Jahren erschien am Fenster und streckte dem draußen Stehenden bewillkommnend beide Hände entgegen.

„Aber bist Du denn schon hier?“ fragte Franz freudig. „Ich hörte doch heute früh von Deiner Schwester, Du kämest erst morgen mit dem Wagen, den Dir Dein Vater wegen der großen Hitze entgegenschicken wollte?“

„Ach was, Wagen!“ entgegnete Reinhold. „Bei solchem Wetter wird man auch noch auf den Wagen warten! Nein, ich habe mir, sobald die Schule geschlossen war, Schusters Rappen angespannt, und da bin ich nun, zwar ein wenig müde, aber doch nicht genug, um nicht noch ein bischen den schönen Abend zu genießen. Nun mach' aber Feierabend und komm' mit mir herunter in unsern Garten. Ich habe Dir mancherlei zu erzählen.“

„Das geht nicht, Reinhold,“ antwortete Franz Rösig (denn er war es, der Milchbruder von Reinhold Winter und dessen Spielkamerad von kindauf). „Ich muß unbedingt noch arbeiten, denn ich habe Deinem Vater versprochen, das Stück Zeug, welches ich auf dem Stuhle habe, übermorgen fertig abzuliefern und muß mich noch gehörig dazu halten, um Wort halten zu können.“

„Ach was!“ rief Reinhold etwas verdrießlich. „Du weißt doch, daß mein Vater nicht so strenge ist, zumal gegen Dich nicht. Ich werde mit ihm sprechen, daß er Dir noch ein paar Tage länger Frist gibt, damit ich doch auch etwas von Dir habe. Oder meinst Du, ich wollte meine Ferien in langer Weile verbringen und jetzt sogleich anfangen? Komm' nur heraus und mach' keine Flausen weiter!“

„Nein, nein, Reinhold, es geht wirklich nicht, daß ich jetzt schon aufhöre,“ antwortete Franz. „Ich muß mein einmal gegebenes Wort halten, da Dein Vater, wie er mir gesagt hat, mein Stück zu einem bestimmten Termine abgeben muß. Er thut so viel an meiner Mutter und mir, gibt uns für die geringe Arbeit, die ich doch jetzt nur erst liefern kann, den vollen Wochenlohn, den mein Vater erhielt, als er noch lebte; da muß ich fleißig sein, soviel in meinen Kräften steht.“

„Aber es geht über Deine Kräfte, so anhaltend bis

zum ſpäten Abend am Webſtuhle zu ſitzen!“ rief Reinhold. „Beſieh Dich nur einmal im Spiegel, wie Du ausſiehſt! Das reine Käſegeſicht! Von roten Backen keine Spur mehr! Das will mein Vater gewiß nicht, daß Du für ihn Deine Geſundheit opferſt!“

„Herr Reinhold hat recht,“ fiel nun Frau Röſig ein, welche ſoeben in die Stube getreten war und das Zwiegeſpräch zum Teil mit angehört hatte. „Laß es für heute genug ſein und gehe noch ein wenig mit Herrn Reinhold in die friſche Luft! — Aber guten Abend auch, lieber junger Herr! Wie friſch und prächtig ſehen Sie ja aus! Wie wird ſich der Vater und Schweſter Ella über Ihr Kommen gefreut haben! Aber kommen Sie doch einen Augenblick herein und geben Sie mir eine Hand zum Willkomm!“

„Die ſollſt Du gerne haben, Mutter Röſig,“ ſagte Reinhold lächelnd, „aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Du nicht immer „junger Herr“ zu mir ſagſt, ſondern mich einfach bei meinem Namen nennſt wie früher. Ich bin noch kein junger Herr und will auch noch keiner ſein, weißt Du das?“

„Na, wenn man ſo in die Höhe ſchießt wie Sie, dann muß man ſich's wohl ſchon gefallen laſſen, „junger Herr“ genannt zu werden. Aber wenn's nicht ſein ſoll, will ich's auch nicht wieder thun, wenigſtens in dieſen Ferien nicht. Kommen Sie nur eben herein, dann ſoll auch Franz mit Ihnen gehn.“

Über eine Weile kamen die beiden Kameraden heraus und ſchlenderten langſam den Berg hinunter nach Winters Hauſe zu. Reinhold legte ohne weiteres ſeinen Arm in den des Gefährten, offenbar ohne jede Ahnung davon, welch ein Abſtand in der ganzen äußeren Erſcheinung zwiſchen dieſem und ihm ſelber war. Wohlgefällig ſchaute ihnen Frau Röſig nach und murmelte: „Ja, an Einer Bruſt genährt! Das gibt Gemeinſchaft, die feſthält!“

Die beiden Knaben waren eben da angekommen, wo die Landſtraße, die von der Stadt her kam und gerade hier ziemlich ſteil abfiel, die Dorfſtraße ſchnitt, da ſahen

sie einen Wagen, der im schnellsten Tempo die Landstraße herabsauste.

„Das ist Richard Dorn mit dem neuen Wagen, den ihm sein Vater für seinen eigenen Gebrauch gekauft hat," bemerkte Franz. „Aber wie unsinnig der wieder da den Berg herabfährt! Man meint ja beinahe, die Pferde wären ihm durchgegangen! Aber so fährt er immer! Das gibt gewiß noch einmal ein Unglück."

„Nun, es ist Richard Dorn," sagte Reinhold gleichgültig. „Der ist einmal wie er ist und wird auch, glaub' ich, nie anders. Aber mach Dir nur um den keine Gedanken! Unkraut vergeht nicht."

Damit bogen sie um das Eckhaus, an welchem sich die beiden Wege kreuzten und um welches herum der Dorfweg sowohl zu Winters wie zu Dorns Besitztum führte.

„Um Gottes willen, die Kinder!" rief Franz, als er beim Umbiegen um die Ecke ein Häuflein Kinder wahrnahm, die ruhig und nichts ahnend auf dem Wege spielten, den Richards Fuhrwerk in ein paar Augenblicken einschlagen mußte.

„Weg, ihr Kinder! Schnell aus dem Weg! Es kommt ein Wagen!" schrie Reinhold die Kinder an und erreichte auch, daß die größeren, welche auf den Beinen waren, rasch auf die Seite sprangen. Nur ein kleines Mädchen, das mit Steinchen spielend mitten im Wege saß, vermochte dies nicht. Reinhold lief, es hinwegzureißen; aber eben bog der Wagen um die Ecke, und ehe Reinhold das Kind erfassen konnte, das sich mühsam erhoben hatte, waren die Pferde über demselben und rissen es nieder. Rasch entschlossen griff Reinhold in die Zügel der Pferde, die ihn selbst fast umgerissen hatten, und da auch Richard Dorn sie schnell eingezügelt hatte, als er das Kind im Wege sah, gelang es, sie zum Stehen zu bringen.

Nun sprang Reinhold nach dem Kinde hinter dem Wagen und hob es auf.

Auf das Jammergeschrei, welches die Kinder erhoben, als das Unglück geschehen war, stürzte eine Frau aus dem nächsten am Wege stehenden Häuschen, und als sie ihr Mädchen blutend in Reinholds Armen sah, schrie sie mit

allen Zeichen der fürchterlichſten Angſt: „Mein Kind! Mein Lieschen! Nicht wahr, es iſt tot?“

„Nein, es lebt,“ tröſtete Reinhold und legte es ſanft

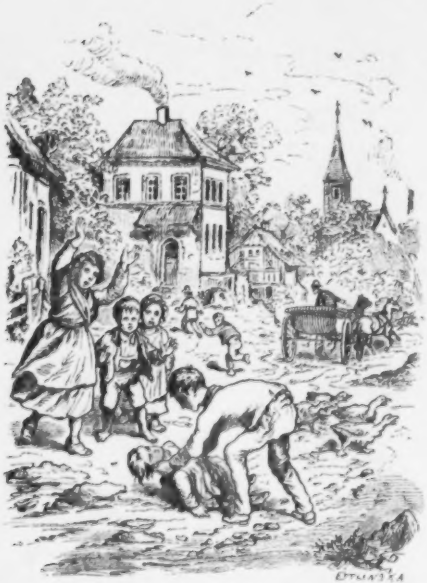

in die Arme der Mutter. „Seht nur, es ſchaut ja mit voller Beſinnung um ſich.“

„Nun, dann hat der liebe Gott über ihm gewacht!“ rief ſie. „Ich ſah aus dem Küchenfenſter den Wagen

daherjagen und dachte sogleich: wenn das nur kein Unglück gibt! Und nun hat es mein armes Kind betroffen!"

„Aber wie abscheulich, junger Herr, wandte sie sich dann entrüstet zu Richard Dorn, der ruhig in seinem Wagen sitzen geblieben war, „so unsinnig zu fahren, sogar um die Ecke herum! Da ist ja niemand seines Lebens sicher."

„Laßt Eure Kinder sich nicht auf der Straße herumtreiben und gebt besser acht auf sie!" erwiderte Richard im gleichgültigsten Tone. „Übrigens, da habt Ihr Geld," fügte er dann hinzu, der Frau einen Thaler hinwerfend, „das macht ja bei Euch Leuten alles gut. Und nun schweigt stille und räsonniert nicht weiter! Denn, wenn Ihr unverschämt seid, dann wird morgen Euer Mann aus der Fabrik gejagt!"

Die Frau schwieg betroffen still und eilte mit ihrem Kinde ins Haus. Den Thaler ließ sie im Staube liegen.

Ein altes Mütterchen, das, wie noch mehrere Leute, auf das Geschrei der Kinder und der geängstigten Mutter herbeigekommen war, hob ihn auf und warf ihn Richard Dorn in seinen Wagen.

„Behalten Sie Ihr Geld, Herr Dorn!" sagte sie. „Leben und Gesundheit unserer Kinder lassen auch wir armen Leute uns nicht mit Geld abkaufen. Und wenn Sie sagten, die Eltern sollten auf ihre Kinder besser acht geben, so möchte ich wissen, wie sie das anfangen sollen, wenn sie von früh bis spät arbeiten müssen, um nur das tägliche Brot zu erwerben."

„Dann sollen sie sie in die Stuben einsperren!" hohnlachte Richard.

„Nein, Herr Dorn, auch das geht nicht; denn die Kleinen brauchen frische Luft und Sonnenschein, wenn sie gedeihen und später einmal für Sie arbeiten sollen. Den ganzen Tag in der dumpfen Stube, würden sie verkümmern."

„Behaltet Eure Weisheit für Euch, bis Ihr danach gefragt werdet!" brauste jetzt Richard auf, weil das Gespräch von allen Umstehenden mit angehört wurde, und er doch nicht im Stande war, die alte Frau zu widerlegen. Drohungen wären derselben gegenüber auch nicht angebracht gewesen;

denn sie stand allein für sich, hatte ihr gutes Auskommen und hatte mit der Fabrik nichts zu thun.

Als ob er die zornigen Blicke, die auf ihn gerichtet waren, gar nicht sähe, und als wären ihm dieselben völlig gleichgültig, wendete er sich nun kurz ab zu Reinhold hin, der mit Franz noch stehen geblieben war.

„Du bist also wieder glücklich von der Weisheitsquelle in der Stadt heimgekehrt?“ fragte er spottend. „Hast jedenfalls auch ein glänzendes Zeugnis mit heimgebracht? Und natürlich! sofort wieder mit dem Busenfreunde zusammen! Nun, das muß man sagen, Reinhold, Du hast einen eigentümlichen Geschmack bei der Wahl Deiner Freunde! Der meinige wäre es nicht. Mein Vater würde auch schöne Augen machen, wenn ich mir einfallen ließe, mit den Jungen seiner Spinner und Weber Freundschaft zu schließen! Doch über den Geschmack läßt sich ja nicht streiten.“

Reinhold war eben im Begriffe, diese schnöden Spottworte, bei denen ihm wie seinem Freunde Franz das Blut ins Gesicht gestiegen war, mit der gebührenden Abfertigung zu erwidern und trat deshalb näher an den Wagen des Spötters heran. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter und zog ihn leise zurück. Es war die seines Vaters, welcher den Zusammenlauf der Leute gesehen hatte und unbemerkt herbeigekommen war.

„Sie müssen Ihre spottenden Worte an mich richten, Herr Dorn,“ sagte er ruhig zu Richard. „Denn es geschieht nicht nur mit meiner völligen Billigung, daß Reinhold mit Franz Rösig Umgang hat, obschon derselbe nur ein Weber ist, der für mich arbeitet, sondern ich wünsche dies sogar und freue mich darüber. Franz ist ein guter Sohn und trotz seiner Jugend ein tüchtiger, treuer und gewissenhafter Arbeiter, der in allen Stücken seine Pflicht zu erfüllen bemüht ist. Von ihm kann Reinhold nur Gutes lernen, was nicht bei jedem Umgange der Fall sein dürfte, den er sich wählen könnte. Entspricht sein Umgang Ihrem Geschmacke nicht, so thut mir das leid, aber nicht um seinetwillen, sondern um Ihretwillen.“

„Komm', Reinhold, wir wollen einmal nach dem

Linde sehen!" wandte er sich dann an seinen Sohn, ohne Richard weiter zu beachten.

Dieser war bei Winters Worten kreidebleich geworden vor innerem Grimme, aber er wagte doch nicht, etwas zu entgegnen, da die Blicke aller Umstehenden mit Haß und Unmut nach ihm sahen. Er ließ vielmehr die Peitsche auf die unruhigen Pferde niedersausen, daß sie sofort wieder in rasendem Galopp dahinstürmten.

In den Bart aber brummte er: „Alter Narr! Was liegt mir an ihm? Aber dem Lumpenvolk muß der Brotkorb höher gehängt werden! Wartet nur!"

Winter fand das überfahrene Kind bleich und matt auf seinem Bettchen liegend, und aus einer Stirnwunde blutend, die ihm augenscheinlich das Streifen eines Pferdehufs verursacht hatte.

„Haben Sie keine Angst, Frau Martin!" sagte er beruhigend zu der laut weinenden Mutter, nachdem er selber mit einem Schwamm das Blut von der Wunde weggetupft und dieselbe untersucht hatte. „Da das Kind so ruhig ist und keine Neigung zum Erbrechen zeigt, ist's wohl nichts Schlimmes, nur eine Hautwunde, die bald wieder geheilt sein wird. Ich will aber doch der Vorsicht wegen meinen Wagen nach dem Arzte schicken, damit derselbe das Kind genauer untersucht. Halten Sie es nur einstweilen ganz ruhig und kühlen Sie ihm die Wunde mit Wasser! Hoffentlich geht alles gut vorüber!"

Damit wünschte er freundlich gute Besserung und griff nach der Thüre. Plötzlich aber drehte er sich noch einmal um, langte seine Börse hervor und drückte der Mutter Geld in die Hand.

„Nehmen Sie dies," sagte er leise, „damit Sie im Stande sind, etwaige Anordnungen des Arztes sorgfältig auszuführen, und brauchen Sie etwas, was Sie vielleicht für Geld nicht sogleich hier haben können, so schicken Sie nur in mein Haus; dann können wir vielleicht helfen."

Mit warmem Danke nahm die Frau das Geld, während sie das von Richard Dorn ihr zugeworfene hatte liegen lassen.

„Ach, wenn doch alle Herren wären wie Sie, Herr Winter!" sagte sie. „Wieviel besser stände es dann! Ich

bin recht in Angſt, was mein Mann zu dem Vorfall ſagen wird, wenn er aus der Fabrik heimkommt! Die Erbitterung gegen Herrn Dorn und ſeinen Sohn iſt ohnehin ſchon ſo groß unter den Fabrikleuten, beſonders ſeit der fremde Menſch im Wirtshauſe iſt und jeden Abend mit ihnen zuſammenſitzt. Seitdem kenne ich meinen Mann kaum mehr. Er iſt ſo reizbar und verdrießlich, wie er es zuvor nie geweſen iſt, und bei jeder Kleinigkeit brauſt er auf, als ob ein böſer Geiſt in ihn gefahren wäre!"

III.

Es mußten keine erfreulichen Gedanken ſein, die durch dieſe für ihn doch ſo ehrenden Worte in Herrn Winter erweckt worden waren. Denn ſeine Stirne lag in tiefen Falten, als er ſeinem Hauſe zuſchritt, und ſeine Augen blickten ſorgenvoll in den ſchönen Sonnenuntergang, der ſoeben die ganze Gegend vergoldete.

Was Frau Martin ihm angedeutet hatte, ſtimmte völlig mit ſeinen eigenen Wahrnehmungen aus der letzten Zeit überein. Er wußte, daß ſich ſeit einiger Zeit ein fremder Menſch im Wirtshauſe aufhielt und ſich viel mit den Fabrikleuten zu ſchaffen machte. Er glaubte auch bemerkt zu haben, daß die Arbeiter, ſogar der eine und der andere von ſeinen eigenen, ihn jetzt mit anderen Augen anſahen als früher, lange nicht mehr ſo freundlich und reſpektvoll grüßten wie ſonſt und ihm am liebſten ganz aus dem Wege gingen, wenn ſie konnten. Wie mußte da ein Vorfall, wie der eben erlebte, auf die Gemüter wirken, wenn ſie wirklich ſchon ſo erbittert waren, wie Frau Martin meinte, wenn es dem fremden Unheilſtifter bereits gelungen war, ſie mit ſeinen Hetzereien in ſein Garn zu ziehen!

Lange ſchwankte er, ob er nicht zu Dorns hingehen, dem Vater das Benehmen Richards anzeigen und beide warnen ſollte, daß ſie ihren Arbeitern gegenüber ein anderes Verhalten einſchlügen. Aber er mußte ſich immer wieder ſagen, daß das gewiß völlig vergeblich ſein, daß es ihm beſonders jetzt im Augenblicke nur eine wahrſcheinlich unglimpfliche Abfertigung eintragen würde.

Während er mit verdüſterter Miene nach ſeinem Arbeitszimmer ging, wohin er den Werkmeiſter der Fabrik

„Warte nur, Du feines Bübchen! Für Dich und Deinen Herrn Vater wird auch bald die Stunde ſchlagen, in der alte Rechnungen ausbezahlt werden! Der Eckert wird's erleben, daß Euch und Euresgleichen doch noch der Garaus gemacht wird! Und der andere braucht ſich nicht zu verſtecken, ich kenne ihn doch. Es iſt der Franz Röſig, der Lumpenbub, der es mit unſeren Feinden hält ſtatt mit uns! Auch Dir wird heimgeleuchtet werden, wie ſich's gebührt! Wartet nur noch ein Weilchen ab!"

Als Reinhold zu ſeinem Vater kam, der eben erſt den Werkmeiſter entlaſſen hatte, gewahrte er wohl die düſtere Miene, mit welcher derſelbe nachdenkend im Zimmer auf und ab ging, konnte ſich aber doch nicht enthalten, den mit Eckert ſoeben vorgekommenen Auftritt zu berichten.

„Es iſt ganz ſo, wie Franz Dir geſagt hat", erwiderte Herr Winter. „Ich konnte ſchon des böſen Beiſpiels wegen, welches er gab, den Eckert nicht mehr länger behalten; denn mancher andere würde gedacht haben: was der ſich ungeſtraft erlauben darf, das muß auch mir erlaubt ſein. Ich habe ihn jedoch mit dem Verſprechen entlaſſen, daß ich ihn ſogleich wieder annehmen würde, wie ich hörte, daß er das Trinken laſſe, ſeine Familie ordentlich behandle und wieder ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter werden wolle. Das wird er aber leider wohl nie mehr werden. Denn bei Dorns bekümmert ſich niemand um ihn, wenn er nur die geringen Dienſte leiſtet, die ihm aufgetragen ſind. Was er in ſeiner freien Zeit treibt, wie es in ſeinem Hauſe durch ihn zugeht: danach fragt dort niemand. Übrigens laſſe ich ſeine Familie keine Not leiden; denn ſeine Frau iſt brav und war lange, wie Du Dich vielleicht noch erinnerſt, Deiner Mutter eine treue Magd. Nur darf der Eckert von meinen Unterſtützungen nichts wiſſen, ſonſt verläßt er ſich darauf und vertrinkt auch noch das bischen Geld, was er jetzt von ſeinem Lohne in die Haushaltung abgibt."

„Aber was waren das für Drohungen, die der böſe Menſch ausſtieß?" fragte Reinhold beſorgt.

„Laß Dir deshalb nicht bange ſein, mein Sohn!" beruhigte der Vater. „Es iſt zwar wie in Eckart ſo noch in viele andere Arbeiter während der letzten Wochen ein

böser Geist gefahren, der wohl fähig wäre, die ausgestoßene Drohung auch wahr zu machen; aber uns, denke ich, soll derselbe nicht berühren. Unsere Leute sind durchgehends verständig und lassen sich von dem hergelaufenen Menschen nicht so leicht beeinflussen, der unter ihnen seine Hetzereien versucht. Sie wissen, daß ich es gut mit ihnen meine, und daß ich gegen begründete Klagen oder Wünsche von ihrer Seite noch nie das Ohr verschlossen habe."

Reinholds Ferien gingen ihrem Ende entgegen. Er hatte mit Franz eine Reihe vergnügter Tage verlebt. Denn Herr Winter hatte diesen ausdrücklich gebeten, jedesmal nur einen halben Tag zu arbeiten und den andern halben Tag bei Reinhold zuzubringen, da er dies zu seiner eigenen Erholung und Kräftigung bedürfe. Selbstredend sicherte Winter dabei nichtsdestoweniger die Auszahlung des vollen Wochenlohns zu. Unter diesen Umständen verstand sich sowohl Frau Rösig, der das bleiche Aussehen ihres Sohnes Sorge zu machen begann, wie auch Franz selbst gerne zu der vorgeschlagenen Anordnung. Lockte es ihn doch selbst, an den schönen Tagen, die der Spätsommer diesmal brachte, mit Reinhold draußen umherzuschweifen, oder im Winterschen Garten allerlei Spiele anzustellen, bei denen die muntere Ella, soweit es die alte besorgte Tante meinte zugeben zu dürfen, gewöhnlich die dritte im Bunde war.

Von dem, was im Dorfe vorging, erfuhren sie so nur wenig. Wenn Franz abends vom Laufen und Spielen ermüdet nach Hause kam, legte er sich sogleich nieder, um morgens zu guter Zeit an der Arbeit sein zu können; dann blieb er bis zum Mittage beharrlich am Webstuhle, um Herrn Winters Güte nicht zu mißbrauchen. Zu Gesprächen mit seiner Mutter, durch die er hätte hören können, wie es im Dorfe stand, blieb ihm kaum Zeit oder er nahm sie sich wenigstens nicht dazu. Die Mutter aber wollte durch Äußerung der besorgten Gedanken, welche sie erfüllten, den frohen Sinn nicht verscheuchen, mit welchem der Sohn nach vollendeter Arbeit zu Reinhold eilte. Sie fühlte sich ja so hochbeglückt dadurch, daß er sich sichtlich erholte, und daß seine Wangen sich wieder mit dem Rot der Gesundheit zu schmücken begannen.

Ohnehin hatte Frau Rösig nicht den leisesten Gedanken daran, daß sich die Feindseligkeit und Erbitterung der Arbeiter, wovon sie mehr zu hören bekam, als ihr lieb war, gegen einen so gütigen Herrn, wie Herr Winter einer war, wenden könne, und daß es deshalb nötig sei, diesem eine Warnung zufließen zu lassen.

Es war dies auch in der That nicht nötig. Denn so sorglos und gleichgültig die beiden Dorns sich der Gärung unter den Arbeitern gegenüber verhielten, als seien sie durch ihre Stellung und durch die Macht ihres Geldes gegen jede Feindseligkeit vollständig gesichert, so sorgsam beobachtete Winter alles, was im Dorfe vorging. Er ließ sich über das, was er selber nicht in Erfahrung bringen konnte, durch seinen Werkmeister Bericht erstatten, welcher ihm ganz und gar ergeben war.

Wirkliche Besorgnisse für sich selbst waren ihm bis jetzt nicht aufgestiegen. Denn vorläufig war es nur eine kleine Schar verkommener Gesellen unter den Dornschen Arbeitern, welche jeden Abend im Wirtshause ihre Zusammenkünfte hielten und sich von dem fremden Manne dort belehren ließen. Solange nicht auch die Besseren unter den Arbeitern sich beteiligten, schien es keine Gefahr zu haben.

Als auch etliche unter seinen Hauswebern sich von den Dornschen Arbeitern ins Wirtshaus locken ließen, warnte er sie zunächst ernstlich und entzog dann denen, die auf seine Warnungen nicht hören wollten, oder gar schon trotzige Antworten gaben, kurzweg die Arbeit. Seiner Fabrikarbeiter konnte er für alle Fälle sicher sein. Waren auch vielleicht einige darunter, die den verführerischen Reden sonst zugänglich gewesen sein würden, es bedachte sich doch jeder wohl, ehe er die Vorteile, welche er als Mitglied der Winterschen Fabrik jetzt schon genoß oder einmal zu erwarten hatte, leichtsinnig dadurch in den Wind schlug, daß er sich Leuten anschloß, die nichts anderes als goldene Versprechungen zu bieten hatten und selber nicht die geringste Sicherheit gewähren konnten, daß diese Versprechungen auch nur teilweise zur Wahrheit werden würden. Ein Anschließen an sie hätte — das hatte Herr Winter

seinen Leuten rund heraus angekündigt — den sofortigen Ausschluß aus der Fabrik zur Folge gehabt.

Es war eine alte Ordnung, welche bei beiden Fabrikherren gleicherweise beobachtet wurde und schon längst in Übung war, gegen die sich auch die Arbeiter noch niemals beschwert hatten, weil sie eine durchaus begründete war, daß mit den kürzer werdenden Tagen auch eine Herabsetzung des Tagelohns für die Fabrikarbeiter eintrat. Denn wegen der Feuergefährlichkeit des Betriebes konnte ein großer Teil der Arbeiten nur bei Tage verrichtet werden.

Um seinen Arbeitern die Möglichkeit zu geben, auch mit dem geringeren Lohne auszukommen, hatte Herr Winter eine Sparkasse für sie eingerichtet, worin sie zur Zeit des höheren Lohnes ihre Ersparnisse für den Winter anlegen konnten, und gewährte außer den gewöhnlichen Zinsen den fleißigen Einlegern auch noch ansehnliche Prämien. Außerdem sorgte er dafür, daß seine Arbeiter für den Winter billige und gute Kohlen zur Heizung bekamen, sodaß dieselben der Jahreszeit mit dem geringeren Lohnsatze ohne Sorgen entgegensehen durften.

Bei Dorns war von etwas der Art nie auch nur die Rede gewesen; ihre Arbeiter mochten selbst zusehen, wie sie mit dem geringeren Lohne zurecht kamen.

In der Regel war der geringere Lohnsatz bisher erst mit Anfang November in Kraft getreten. Da aber diesmal schon die letzten Tage des September sehr trübe waren, und wiederholt die Arbeit schon vor der gewöhnlichen Feierabendstunde hatte eingestellt werden müssen, so hatte Herr Dorn seinen Arbeitern kurz angekündigt, daß die Herabsetzung des Lohnes in diesem Jahre schon mit dem 1. Oktober eintreten müsse.

Das machte natürlich böses Blut und goß Öl in das Feuer der Erbitterung, das schon längst gegen den hartherzigen Fabrikherrn und seinen Sohn in den Herzen der Dornschen Arbeiter glühte und von dem fremden Hetzer im Wirtshause gestissentlich geschürt wurde.

Es war deshalb für Winter durchaus nichts Unerwartetes, als es eines Tages hieß, die Leute in der Dornschen Fabrik hätten die Arbeit eingestellt und würden

diejenigen, welche ſie fortſetzen wollten, mit Gewalt daran verhindern.

Und ſo kam es wirklich. Diejenigen, welche am Morgen nach der Beſchlußfaſſung zur Arbeit gehen wollten, wurden zunächſt von den um die Fabrik Verſammelten verſpottet und verhöhnt, und als das nicht helfen wollte, thätlich angegriffen. Es kam zu einer Schlägerei, bei welcher der wüſte Eckert die Hauptrolle ſpielte und welche mit blutigen Köpfen endigte. Die Nutzloſigkeit eines dauernden Widerſtandes einſehend, gaben nun auch die wenigen Beſſeren nach, und nach zwei Tagen ſtand die Dornſche Fabrik völlig ſtill. Drohungen, welche Richard Dorn ausſtieß, daß Soldaten herangezogen werden würden, die Widerſpenſtigen zur Arbeit zu zwingen, machten die Sache begreiflicherweiſe nicht beſſer.

In der Winterſchen Fabrik ging vorläufig die Arbeit ruhig fort. Nur ein paar zaghaftige Geſellen hatten ſich durch die Drohungen der Aufrühreriſchen einſchüchtern laſſen und waren weggeblieben. Der übrigen konnte Winter ſicher ſein, und da ſeine Hausweber faſt alle im Dorfe wohnten, ſo bildeten dieſe mit den zuverläſſigen Fabrikarbeitern zuſammen eine Schar, welcher die aufrühreriſche Partei, wenn ſie einen thätlichen Angriff verſucht hätte, kaum gewachſen geweſen wäre.

Es war ein trüber regneriſcher Septemberabend. Der Sturm trieb praſſelnd den Regen wider die Scheiben und rüttelte an den Fenſterläden, als wollte er ſie aus den Angeln heben.

Deſto behaglicher war es in der Schreibſtube des Herrn Winter, der dort mit ſeinem Sohne und dem treuen Werkmeiſter der Fabrik zuſammenſaß und die Ereigniſſe des Tages beſprach.

„Wenn nur nicht am Ende auch unſere Leute ſich verführen laſſen!“ miſchte ſich Reinhold in das Geſpräch der beiden Männer. „Franz ſagte mir heute, daß der Eckert geſtern Abend ſpät noch bei Molls, bei Schuhmachers, bei Nepers im Hauſe geweſen ſei und wahrſcheinlich auch noch weitere derartige Beſuche gemacht habe, über deren Zweck man nicht zweifelhaft zu ſein brauche. Denn er habe mit ſeinen eigenen Ohren gehört, wie Eckert beim

Herausgehen aus dem Mollschen Hause gerufen habe: „Da ist kein Unterschied: sie sind alle Blutegel, die sich vom Blute ihrer Arbeiter mästen, der eine so gut wie der andere!“

„Ja, ja, der Eckert ist ein verzweifelter Kerl,“ bemerkte kopfschüttelnd der Werkmeister, „dem ist alles zuzutrauen. Er hat sich durch seine Grobheit einen Einfluß unter den Arbeitern errungen, den auch Bessergesinnte auf sich wirken lassen. Und seitdem er tagaus tagein mit dem verdorbenen Maschinenmeister im Wirtshause zusammenliegt, führt er Reden im Munde, die von ihm wenigstens das Schlimmste befürchten lassen.“

„Nun, nun,“ sagte Herr Winter beruhigend, obwohl ihm eine sichtbare Sorgenfalte zwischen den Augen lag, „wir wollen einstweilen nichts befürchten. Solange unsere Leute ruhig zur Arbeit kommen, hat's für uns noch keine Not. Für das Weitere wollen wir Gott den Herrn sorgen lassen und uns seinem Schutze befehlen. Es ist übrigens 10 Uhr geworden, und so wollen wir uns denn für heute ruhig schlafen legen. Gute Nacht, lieber Frerich! Schlafen Sie wohl! Komm, Reinhold!“

Da nähern sich draußen eilige Schritte, die Thüre wird aufgerissen und Franz Rösig tritt atemlos und mit schreckensbleichem Gesichte herein.

„Um Gottes willen, Herr Winter,“ rief er, „lassen Sie schnell alle Thüren schließen und alle Fensterläden vorlegen! Am Wirtshause sammeln sich die Arbeiter in Massen, um einen Angriff auf die Fabriken zu machen! Sie sind furchtbar aufgeregt und schreien und toben wie W[illegible]!“

„Auch gegen uns, Franz?“ fragte Herr Winter. „Ich denke doch, nicht?“

„Jawohl, auch gegen Sie!“ antwortete Franz im Tone der höchsten Angst. „Ich habe, da ich mich in der Nähe des Wirtshauses hielt, um zu hören, was geplant werde, mit meinen eigenen Ohren vernommen, wie Eckert schrie: „Aber zuerst zu Winters!“ Das war etwa vor einer halben Stunde und seitdem hat sich gewiß ihre Meinung nicht geändert. Da hab' ich mich denn aufgemacht und bin, so schnell ich laufen konnte, erst zu einigen

von unſern in der Nähe wohnenden Webern und Arbeitern geeilt, ihnen zu ſagen, was im Werke iſt, damit ſie möglichſt ſchnell alle unſere Leute zu ſammeln ſuchen zum Schutze der Fabrik. Aber es kann wohl eine Stunde dauern, bis das geſchehen iſt, und wer weiß, ob die Wütenden nicht ſchon eher hier ſind. Treffen Sie deshalb doch ſogleich Vorſichtsmaßregeln und ſagen Sie mir, was ich thun ſoll!"

„Ich danke Dir, mein braver Junge, für Deine Fürſorge und Deinen Eifer", ſagte Herr Winter, „und wenn ich auch gerade nichts beſonders Schlimmes für uns befürchte, ſo will ich doch keine Vorſicht verſäumen. Gehe Du mit Reinhold in alle Zimmer des unteren Stockes und ſchließt alle Fenſterläden feſt zu. Sie, lieber Frerich, ſind wohl ſo gut, mit dem Hausknechte ſogleich das eiſerne Gitterthor zu verſchließen und die Sicherheitsſtange vorzulegen, auch die hintere Gartenthüre mit dem Querbalken zu befeſtigen; dann ſchließen Sie die Hausthüre und ſchieben den großen Kleiderſchrank davor, der im Hausflur ſteht, die Mägde ſollen dabei helfen. Mehr können wir nicht thun, und ich hoffe noch immer, daß auch dieſes überflüſſig ſein wird."

Die drei ſtürzten fort, dieſe Anordnungen auszuführen, während Herr Winter eiligſt ſeine Geſchäftsbücher, ſeine wichtigſten Papiere und ſeine Kaſſe in dem feuerfeſten Schranke verwahrte, welcher in die Wand eingemauert war, und ein doppeltes Schloß davorlegte. Dann eilte er hinauf zu ſeiner Tochter und der alten Verwandten, die ſein Hausweſen leitete, und benachrichtigte ſie kurz davon, wie die Dinge ſtänden, indem er ihnen befahl, das Licht auszulöſchen und ſich mit den verſchüchterten Mägden in eines der hinterſten und verborgenſten Zimmer des Hauſes zu begeben.

„Seid nur hübſch ruhig und macht kein Geſchrei, was auch geſchehen möge!" mahnte er. „Ich hoffe noch immer, daß alles gut gehen wird!"

IV.

Kaum war der Werkmeiſter ins Haus zurückgekehrt und hatte die Hausthür mit dem großen Schranke verſetzt, da hörte man ſchon das Schreien und Toben der

anrückenden Menge, welches das Brausen des Sturmes übertönte.

Herr Winter hatte sich mit Reinhold und Franz, dem Werkmeister und dem Hausknechte wieder in seine Schreibstube begeben, von der aus eine Thüre nach dem über der Hausthüre befindlichen Balkon führte. Er konnte noch immer nicht von der Hoffnung lassen, daß der ganze Aufruhr nur den Dorns gelte und daß sich der Strom der Wütenden an seinem Hause vorüberwälzen werde.

Bald sollte er jedoch eines anderen belehrt werden. Denn während er in Reinhold und Franz drang, daß sie sich doch dem weiblichen Teile der Hausgenossenschaft zugesellen sollten, weil sie ja doch nichts helfen könnten, klirrte plötzlich eine Fensterscheibe, und ein dicker Stein drang durch dieselbe ins Zimmer. Als ob derselbe nur das Angriffssignal hätte sein sollen, folgte im nächsten Augenblicke ein wahrer Hagel gleicher Geschosse, der im Nu sämtliche Fensterscheiben zertrümmert hatte. Nur dadurch, daß sie sich an der Außenwand des Zimmers wider die Pfeiler zwischen den Fenstern stellten, blieben die Insassen des Zimmers vor Schaden bewahrt.

„Ich muß zu den Leuten reden!" rief plötzlich Herr Winter. „Vielleicht sind sie noch zugänglich für ein ruhiges, besonnenes Mahnwort!"

Und ehe ihn jemand zurückhalten konnte, war er mit einem Satze zur Balkonthüre gesprungen und hinausgetreten.

Dort stand er nun, durch die offen gebliebene Thüre hell beleuchtet von der Lampe, die bis jetzt der Zerstörung entgangen war, und winkte mit der Hand zu der tobenden Menge hinunter, die sich trotz des verschlossenen Gitterthores über die niedrige Gartenmauer bis ans Haus ergossen hatte.

Dieser Beweis von Mut und Unerschrockenheit verfehlte seinen Eindruck auf die Menge nicht. Nur ein einziger Stein flog herauf, ohne indes sein Ziel zu treffen, dann hieß es drunten: „Ruhig! Ruhig!" und es trat allmählich Stille ein.

Da der Sturm nicht von dieser Seite her kam, so gelang es Herrn Winter, sich den unten Stehenden verständlich zu machen, und mit ruhigen, ernsten Worten

wies er sie nun auf das Frevelhafte, aber auch auf das Thörichte ihres Beginnens hin, das ja doch zu keinem guten Ziele führen könne, sondern mit ihrem eigenen größten Schaden endigen müsse.

„Daß sich Eure Feindschaft auch gegen mich kehren würde," schloß er, „hätte ich am wenigsten erwartet. Ich dächte, ich hätte das an Euch nicht verdient!"

„Er hat recht! Er hat recht!" wurden jetzt vereinzelte Stimmen drunten laut. „Er hat niemand etwas zu leid gethan! Kommt fort zu dem andern!"

„Feiglinge, die Ihr seid!" schrie aber nun eine krähende Schnapsstimme. „Er hat niemand etwas zu leid gethan? Nun dann seht mich an, den er ohne Grund und Ursache um sein Brot gebracht hat! Seht den Ulrich, den Karlow, den Brunner an, denen er die Arbeit entzogen hat, weil sie nicht ganz nach seiner Pfeife tanzen wollten! Er hat niemand etwas zu leid gethan? Er ist ein Blutsauger, wie sie alle sind. Und jetzt, wo wir einmal das Heft in den Händen haben, wollt Ihr Euch wieder durch schöne Worte ködern lassen? Armselige Feighasen, die Ihr seid! Nein, drauf! Auf ihn! Ohne Gnade und Barmherzigkeit! Schlagt Fenster und Thüren ein, daß wir dem ganzen Gezüchte den Garaus machen! Wer Kurasche hat, der folge mir!"

Ein tobendes Gebrüll war die Antwort auf solche Rede und scheuchte Winter vom Balkon zurück, nach welchem schon wieder Steine geflogen kamen. Zugleich donnerten kräftige Schläge wie von einem Schmiedehammer wider die Hausthüre und dicke Steine flogen wider die Fensterladen, daß sie krachend einbrachen.

„Wenn nicht bald Hülfe kommt," sagte Herr Winter mit bebender Stimme, „so sind wir verloren. Nun, so wollen wir, da wir uns ja doch nicht wehren können, zu den anderen gehen, um, wenn es denn sein soll, vereint mit ihnen zu sterben. Gott walte in Gnaden über uns!"

Aber was war das? Ein furchtbares Geschrei erhob sich mit einem Male drunten, das aber sogleich von einem anderen ganz verschiedenen beantwortet wurde. Die wuchtigen Schläge gegen die Hausthüre hörten plötzlich auf.

„Das werden die Unsrigen sein!“ jubelte Franz und schlüpfte in das dunkle Zimmer hinein an die Balkonthüre, um nachzusehen. „Ja, Gottlob! sie sind's,“ frohlockte er, „nun sind wir gerettet!“

Und richtig! In geschlossener Masse rückten die Winterschen Arbeiter an, eine ansehnliche Schar, welche die Angreifer wohl stutzig machen konnte. Da das eiserne Gitterthor eingerissen war, konnten sie geschlossen bis an das Haus vordringen. Alles wich zurück vor dem, der sich an die Spitze gestellt hatte und einen schweren Zuschlaghammer um den Kopf schwang als sei es ein Lineal. Es war der Maschinenschlosser Martin, der Vater des von Richard Dorn überfahrenen Kindes, ein Mann, der durch seine riesige Körperkraft im ganzen Dorfe bekannt war. Mit ein paar Sätzen war er die Freitreppe hinauf und wie Federbälle flogen diejenigen, welche die Thüre hatten einschlagen wollen, auf der anderen Seite der Treppe hinunter.

„Schämt Ihr Euch nicht?“ schrie er mit seiner gewaltigen Stimme die verdutzten Angreifer an. „Hier wollt Ihr Unfug stiften? Hier bei dem Manne, der, wie schon sein Vater, der Wohlthäter des ganzen Dorfes ist, der die Arbeiter wie ein Vater behandelt? Durch einen elenden Säufer und Faulenzer, den er aus der Arbeit jagen mußte, laßt Ihr Euch verhetzen, an sein Hab und Gut Hand anzulegen, ihn gar mit dem Tode zu bedrohen? Pfui! Schämt Euch! Aber wer noch etwas will, der komme her! Nur über meine Leiche geht der Weg in dieses Haus!“

Ein dumpfer Beifallschrei tönte aus der niedergedonnerten Menge hervor und zugleich flog ein Stein ganz nahe an Martins Kopfe vorüber krachend wider die Thüre.

„Schlecht gezielt, Eckert!“ rief dieser höhnend. „Aber warte, du Lump, der Wurf soll dir nicht vergessen sein!“

„Und nun hinaus!“ rief er wieder mit erhobener Stimme, „wer nicht zur Fabrik gehört! Ist in fünf Minuten nicht alles leer, so werden wir leer machen!“

Es war indessen schon eine merkliche Leere entstanden, und die fünf Minuten mochten kaum verflossen sein, da war niemand mehr da als die Winterschen Leute.

Jetzt that sich die verrammelte Hausthüre auf, deren

Füllungen bereits nahezu eingeſchlagen waren, und Herr Winter trat bleichen aber fröhlichen Angeſichtes unter ſeine Leute.

„Das war Hülfe in der Not!“ sprach er. „Gott zunächst sei Dank, daß er es nicht zum Ärgsten kommen ließ, was wir schon befürchtet hatten! Aber auch Euch, die Ihr so treulich zu mir gehalten habt, warmen, herzlichen Dank! Ihr habt mir mein Eigentum, wahrscheinlich auch mir und den Meinigen das Leben gerettet! Nun, ich werde nicht vergessen, Euch auch thatsächlich meine Dankbarkeit zu beweisen; verlaßt Euch darauf! Wie kann ich aber Ihnen, lieber Martin, danken, der Sie ohne zu den Meinigen zu gehören, so tapfer und mutig für mich eingetreten sind?“

„Davon seien Sie nur ganz stille, Herr Winter!“ antwortete Martin. „Herrn Dorn hätte ich es nicht gethan und vor drei Wochen auch wohl Ihnen nicht. Aber unsereins hat auch ein Herz, das gegen Güte und Freundlichkeit nicht unempfindlich ist. Was Sie jüngst thaten als mein Lieschen überfahren war, das thaten Sie ja auch, ohne zu fragen, ob ich zu den Ihrigen gehöre oder nicht. Wie hätte ich das vergessen können!“

„So lassen Sie mich Ihnen jetzt nur mit Worten danken, herzlich danken!“ sagte bewegt Herr Winter und reichte Martin die Hand hin, welche dieser herzhaft schüttelte.

Eine Anzahl Arbeiter erbot sich, die Nacht über als Wache für Haus und Fabrik dazubleiben, da man nicht wissen könne, was sich noch ereignen möge. Die andern kehrten stille zurück.

„Wie wird's bei Dorns zugehen?“ fragte Winter die Zurückgebliebenen, unter ihnen auch Martin war, und blickte dabei besorgt hinüber, wo die andere Fabrik lag. „der Strom hat sich dorthin gewälzt! Hört nur das Geschrei! Hätten wir nicht dort hindernd entgegentreten sollen?“

„Nein, Herr Winter!“ sagte Martin in feindseligem Tone. „Die mögen ernten, was sie gesäet haben. Übrigens würde dort auch ein Einschreiten zur Hülfe völlig vergeblich sein. Die Erbitterung gegen Dorns ist zu groß. Was ließe sich auch für die sagen, um die Erbitterung aufzuhalten?“

Wie eine schreckliche Antwort auf Winters besorgte

Frage ſtieg in dieſem Augenblicke eine helle Flamme aus dem Dornſchen Prachtbau auf.

„Ach, die armen Dorns!“ konnte ſich Winter nicht enthalten, zu rufen. „Wenn ſie nur nicht ſelbſt in die Hände der Wütenden geraten ſind! Es wäre zu ſchrecklich!“

Aber damit hatte es keine Not.

Kaum war die Kunde von dem Auftritte vor Winters Hauſe zu Dorns gedrungen, da war denen auch vollſtändig der Mut entſunken. Wenn es bei Winter ſo zuging, was wartete ihrer dann?

Raſch hatte Dorn den Wagen anſpannen laſſen, in fliegender Eile Geſchäftsbücher, Geld und Geldeswert zuſammengerafft und eingepackt, und war dann mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne aus einem Seitenthore des Gartens davongefahren, was die Pferde laufen konnten.

Aber hatte einer der Hausdiener den Verräter geſpielt oder hatten die Aufrührer den Fluchtverſuch vorausgeſehen, kaum war der Wagen aus dem Dorfe, als plötzlich 6—8 Männer, wie aus dem Boden gewachſen, den Wagen umringten und den Pferden in die Zügel fielen.

„Seht Ihr, daß ich recht hatte mit meiner Beſorgnis, die Vögel würden ausgeflogen ſein, ehe wir ans Neſt kämen?“ rief eine krähende Stimme triumphierend aus. „Ja, ja, ſolche Feiglinge haben nur Mut, ſo lange ſie die Macht in Händen haben und die Leute nach Belieben kujonieren können. Hat's damit ein Ende, ſo iſt's auch mit der Kuraſche aus! Da lob' ich mir doch noch den Winter! Dem fehlt es wenigſtens an Kuraſche nicht!“

„Ei nun,“ hieß es, „der hat auch ein reines Gewiſſen. Dabei hat man immer Kuraſche. Aber die da!! Bah, ich möchte mit ihnen nicht tauſchen bei all ihrem Reichtume, beſonders heute abend nicht.“

„Wollen Sie nicht gefälligſt ausſteigen, Herr Dorn?“ rief komplimentierend die Krähſtimme, als endlich der Wagen zum Stilleſtehen gebracht war. „Bitte genieren Sie ſich nicht! Wir möchten uns gerne noch ein wenig Ihrer werten Geſellſchaft erfreuen heute abend und haben uns die Freiheit genommen, uns in großer Zahl bei Ihnen zu Gaſte zu bitten. Hören Sie nur, wie laut und fröhlich da drüben Ihre Gäſte ſind!“

Eben tönte nämlich wieder ein furchtbares Geſchrei herüber, welches durch die Nachricht erregt worden war, daß das Haus leer ſei.

Aber den kurzen Augenblick, während deſſen alle nach demſelben hinhorchten und hinüberſahen, benutzte der auf dem Bocke ſitzende Richard Dorn, den man in der Dunkelheit wohl für den Bedienten gehalten haben mochte und deshalb noch nicht angegriffen hatte. Er riß plötzlich dem

bebenden Kutscher die Peitsche aus der Hand und hieb wie rasend auf die Pferde ein, die sich noch nicht ganz beruhigt hatten. Kerzengerade stiegen sie in die Höhe, warfen die beiden Männer, die sie an den Zügeln gehalten hatten, nieder und stürmten im wildesten Rennen davon.

„Ihnen nach! Ihnen nach!“ schrieen die Verblüfften, die sich so unvermutet um ihre Beute betrogen sahen.

Allein alles Nachsetzen erwies sich nutzlos, da der dahinsausende Wagen immer größeren Vorsprung gewann.

Heftig auf einander scheltend eilten die Betrogenen ins Dorf zurück, wo soeben die Flamme aus dem Dornschen Wohnhause aufschlug.

„Jetzt aber schnell!“ rief Eckert, welcher der Anführer der Verfolger Doras gewesen war. „Jetzt gilt's, aus dem schönen Käfige noch etwas für uns zu retten!“

Als sie an Ort und Stelle kamen, fanden sie die tobende Menge um ein bedeutendes verringert. Denn als die Flamme emporschlug, wurde man erst gewahr, daß der noch immer anhaltende Sturm dieselbe nach dem Dorfe hintrieb, und daß die in wirbelndem Tanze umherstiebenden Funken das ganze Dorf in Brand zu setzen drohten. Das brachte schnell alle die, welche eigene Wohnungen hatten, zur Besinnung. Sie stoben auseinander, ihre Häuser vor dem drohenden Verderben zu bewahren. Nur eine geringe Anzahl solcher, die bei einem Brande wenig oder nichts zu verlieren hatten, blieb auf der Brandstätte und ruhte nicht, bis auch das Fabrikgebäude, von dem der Sturm die Flamme wegtrieb, in Brand gesteckt war.

Eckert war sofort in das brennende Haus gestürzt, das erst zur Hälfte von den Flammen ergriffen schien. Er suchte nach wertvollen Gegenständen. Zweimal schon war er schwer beladen herausgekommen und hatte seinen Raub an sicherer Stelle unter Obhut eines Bekannten niedergelegt. Das reizte auch andere, seinem Beispiele zu folgen, obwohl der Sturm die Flammen mit rasender Geschwindigkeit weiter trieb. Aber als diese sich schon nicht mehr getrauten, das Haus zu betreten, wagte sich Eckert noch einmal hinein — — zu seinem Verderben. Denn kaum war er eingetreten, als die Decke einstürzte, bis zu welcher schon das Feuer inwendig niedergebrannt war,

ohne daß man es von außen merkte, und der brennende Schutt Eckert begrub. Von Entsetzen ergriffen, eilten nun auch die letzten von der Brandstätte, den Flammen die Vollendung des Zerstörungswerkes überlassend.

Als gegen Morgen eine Abteilung Soldaten, welche Dorn aufgeboten hatte, im Laufschritte ankam, lag das ganze Dornsche Besitztum als ein rauchender Trümmerhaufen da.

Das Dorf war ohne Schaden weggekommen. Denn die ganze Bewohnerschaft war auf den Beinen geblieben, um jeden an gefährlicher Stelle niederfallenden Funken sofort auszulöschen.

Für die Familie Dorn noch etwas zu retten vermochte das aus der Stadt gesandte Militär nicht mehr. Dagegen wurden durch dasselbe viele Verhaftungen vorgenommen. Der Hauptanstifter des Aufruhrs, auf welche alle Schuld geschoben wurde, konnte man freilich nicht mehr habhaft werden. Denn Eckert lag unter dem Brandschutte begraben, und der fremde Maschinenmeister, dessen Hetzereien die Köpfe erhitzt, dessen Ratschläge den Aufruhr geleitet hatten, war spurlos verschwunden, als sich die Kunde von den anrückenden Soldaten verbreitete.

Bei der gerichtlichen Untersuchung kam wenig heraus. Die Verhafteten mußten größtenteils wegen mangelnden Beweises freigesprochen werden. Nur zwei oder drei von ihnen, die am keckſten hervorgetreten waren, wurden zu Gefängnisstrafe verurteilt.

Wer den Brand in Dorns Hause angelegt hatte, konnte nicht festgestellt werden, da sofort, als die Flucht der Dornschen Familie bekannt wurde, die ganze Rotte in das verlassene Haus gestürzt war, zu zerstören und zu plündern, wobei es denn unmöglich war, zu ermitteln, was dem einzelnen zur Last fiel. Das Anzünden des Fabrikgebäudes blieb auf dem wüsten Eckert haften, dem es allgemein wenigstens aufgebürdet wurde.

Ihre härteste Strafe fanden die Aufrührer, welche so ziemlich ohne Ausnahme Dornsche Arbeiter gewesen waren, darin, daß sie jetzt, wo der Winter herannahte, ohne Aussicht auf Arbeit waren und sich genötigt sahen, solche in auswärtigen Fabriken zu suchen.

Denn Dorn dachte nach solcher Erfahrung nicht daran, seine Fabrik wieder aufzubauen, wenn er auch die Mittel dazu noch besessen hätte. Er ließ sich überhaupt nicht mehr im Dorfe sehen, sondern übertrug den Verkauf dessen, was von seinem Besitztume noch verkäuflich war, einem Sachwalter in der Stadt, dem er die Ordnung seiner Verhältnisse anvertraut hatte. Wie man später hörte, hatte er sich in einem entfernten Teile der Provinz niedergelassen und dort ein kleines bescheidenes Geschäft angefangen.

Herr Winter aber, dessen Fabrik schon am dritten, vierten Tage nach dem Aufruhr wieder im alten regelmäßigen Gange war, sah sich außer stande, den brotlosen Dornschen Arbeitern seinerseits Arbeit zu geben. Er beschränkte sich darauf, ihre schuldlosen Weiber und Kinder nach Kräften zu unterstützen und nahm sich ganz besonders der verwaisten Familie Eckerts an. In seiner zarten Gewissenhaftigkeit konnte er sich des Gedankens nicht entschlagen, daß Eckert vielleicht nicht so tief gesunken sein würde, wenn er noch mehr Geduld mit ihm gehabt und ihn in seinen Diensten behalten hätte.

V.

Die Aufruhrsnacht ging indessen, auch abgesehen von den äußeren Beschädigungen, doch nicht ganz spurlos und ohne nachteilige Folgen an dem Hause Winters vorüber.

Die alte Verwandte, welche bisher dem Hauswesen vorgestanden und die Erziehung Ellas geleitet hatte, verfiel infolge des nächtlichen Schreckens in eine schwere Krankheit, welche sie dergestalt herunterbrachte, daß sie nicht mehr im Stande war, ihre bisherige Leistungen wieder aufzunehmen, nachdem sie genesen war. Sie blieb nur noch so lange, bis Frau Rösig, Franzens Mutter, die an ihre Stelle treten sollte, gehörig eingeführt und angeleitet war, und kehrte dann zu den Ihrigen zurück. Sie konnte ohnehin die Furcht nicht los werden, daß ähnliche schreckliche Auftritte wieder vorkommen könnten und sah deshalb jeden Arbeiter mit mißtrauischen Blicken an.

Eine weitere Folge davon war, daß Herr Winter seine Tochter Ella, für welche Frau Rösig nicht wohl die

geeignete Erzieherin hergeben konnte, in eine auswärtige Erziehungsanstalt bringen mußte. Es kostete ihn dies freilich einen schweren Entschluß; aber es blieb nichts anderes übrig. Er mußte sich in das Alleinsein schicken, da auch Reinhold nach dem Gymnasium zurück mußte.

Für Franz Rösig hatte aber die Aufruhrsnacht den größten Vorteil im Gefolge. Herr Winter vergaß es dem treuen Jungen nicht, daß er so sorgfältig für ihn gewacht und so überlegt und klug gehandelt hatte. Wie er seiner Mutter durch Aufnahme in sein Haus ein sorgenfreies Dasein schuf, so nahm er sich auch des braven Sohnes wie ein Vater an.

Er ließ ihn auf seine Kosten eine Realschule besuchen; und als sich Franz dort als einen äußerst talentvollen und fleißigen Schüler erwies, der nach dem einstimmigen Urteile seiner Lehrer zu den schönsten Hoffnungen berechtige, gab er ihm auch, nachdem er die Realschule in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgemacht hatte, die Mittel, noch eine höhere Gewerbeschule zu besuchen, um sich für das Maschinenfach, seine Hauptliebhaberei, tüchtig auszubilden.

Es war jedesmal für Herrn Winter eine wahre Festzeit, wenn ihm die Ferienzeit die beiden heranwachsenden Jünglinge ins Haus brachte und ihn aus seiner Einsamkeit für einige Wochen herausriß. Franz wohnte dann selbstverständlich immer im Hause und teilte sogar mit Reinhold dasselbe Zimmer. Denn die beiden wuchsen immer mehr in inniger Freundschaft zusammen. Und wie war jetzt auch der äußere Unterschied geschwunden, der früher zwischen dem Sohne des armen Webers und dem Kinde des reichen Fabrikanten bestanden hatte! Wie zwei Brüder standen sie neben einander, die, von dem Unterschiede in den Gesichtszügen abgesehen, ganz danach aussahen, als hätten sie nicht nur an Einer Brust gelegen, sondern auch zusammen unter Einem Herzen geruht, ein Schein, der für jeden noch wachsen mußte, wenn er hörte, wie Reinhold die treue Schaffnerin des väterlichen Hauses auch jetzt noch stets „Mutter Rösig“ nannte.

Welch eine Lust war es für Herrn Winter, wenn er abends mit den beiden Jünglingen zusammensaß und sich an ihren verständigen Reden erfreuen konnte, welche Zeugnis

davon gaben, daß sie etwas Tüchtiges gelernt hatten; oder wenn er mit ihnen kleine Ausflüge in die schöne Umgegend machte und aus der reinen kindlichen Freude, welche sie über die Naturschönheiten äußerten, die Unverdorbenheit ihrer Herzen herauslesen konnte! Wie wurde er selbst wieder jung in dem täglichen Verkehre mit der frischen, von Lust und Freude sprudelnden Jugend!

Auch von Ella kamen die günstigsten Nachrichten, sowohl hinsichtlich ihrer körperlichen wie auch geistigen Entwickelung. Wie freudig wurde der glückliche Vater überrascht, als er auf einer Geschäftsreise die Tochter besuchte, weil sie nach den Regeln der Anstalt ihrerseits erst nach Verlauf eines Jahres wieder das Vaterhaus besuchen durfte! Wie hatte sich die bleiche Gesichtsfarbe, welche sie daheim unter der zärtelnden Pflege der alten Tante stets

gehabt hatte, verloren und in das lachende Rot der Gesundheit umgewandelt! Wie war der lose Wildfang, der nichts lieber gethan hatte, als der Tante entwischen und dann mit Reinhold und Franz im Garten umhertollen, so ruhig und gesetzt geworden, ohne deswegen an Kindlichkeit etwas eingebüßt zu haben! Denn der Vater wußte kaum Antwort zu finden auf alle ihre Fragen nach dem lieben Daheim, nach den Kanarienvögeln, nach Molly, dem weißen Kätzchen, nach Pluto, dem Hofhunde und wer weiß wonach?!

Und als endlich das erste Jahr verflossen war, welch in Jubel, als Ella zum Besuche in das Vaterhaus kam, wo Reinhold und Franz schon erwartungsvoll ihrem Kommen entgegensahen! Wie war nun das sonst so stille, einsame Haus mit einem Male wie umgewandelt! Wie erschallte vom Morgen bis zum Abende heiteres Lachen durch Haus und Garten! Wie hatte der alte Gärtner zu wehren, daß ihm nicht die wilde Jagd die sorgfältig gepflegten Blumengruppen verdarb oder die Fenster des Gewächshauses beim Ballspiele zertrümmerte!

Franz hatte sich auf einen leisen Wink seiner Mutter anfangs etwas zurückhalten wollen, um nicht auf ganz gleichem Fuße mit den beiden Geschwistern zu verkehren. Aber wie konnte er das durchsetzen, da ihn beide wie einen Bruder behandelten und sich beim Vater wohl beklagten, wenn er sich von ihrem Treiben ferne halten wollte? Über das „Sie", mit welchem er Ella beim Empfange begrüßt hatte, war diese in lautes Lachen ausgebrochen, und auch Herr Winter hatte mißbilligend gesagt: „Aber was fällt Dir denn ein, Franz?"

Ella sollte noch zwei Jahre in der Anstalt bleiben und dann heimkehren, um sich von Frau Rösig tüchtig in der Haushaltung anleiten zu lassen. So wollte es der Vater, wenn auch das Töchterchen viel lieber jetzt schon zu Hause geblieben wäre, wo es doch einmal nach seiner Meinung am allerschönsten war.

Die Jahre kamen und gingen und mit ihnen kamen die unausbleiblichen Wandlungen, welche sie besonders für die Jugend mit sich bringen.

Reinhold hätte sich, als er mit einem rühmlichen

Abgangszeugniſſe das Gymnaſium verlaſſen hatte, ſehr gerne dem ärztlichen Berufe gewidmet. Aber er wußte

zu gut, wie sehr der Vater wünschte, er möge später die Fabrik weiter fortführen, als daß er nicht hätte seine stillen Wünsche unterdrücken und sich dem Wunsche des Vaters fügen sollen. Er besuchte drum zwei Jahre lang eine Hochschule, um die Vorlesungen zu hören, die ihm für seine künftige Lebensstellung wie für seine allgemeine Bildung dienlich und förderlich waren und um zugleich seiner Militärpflicht zu genügen. Darauf machte er eine längere Reise nach England, um sich dort die großartigen Spinnereien und Webereien anzusehen und so auch die erforderliche Tüchtigkeit für die Fortführung der väterlichen Fabrik zu gewinnen.

Franz dagegen war, nachdem er die Gewerbeschule durchgemacht und ein Jahr lang in einer großen Maschinenfabrik zugebracht hatte, auf Herrn Winters Wunsch heimgekehrt, um die Stelle des Werkmeisters Frerich zu übernehmen, welcher plötzlich gestorben war. Glücklicherweise hinderte ihn keine Militärpflicht, sogleich dem Wunsche des väterlichen Freundes folge zu leisten, da er wegen des Verlustes des Zeigefingers an der rechten Hand, die ihm eine Maschine verstümmelt hatte, für untauglich zum Soldaten erklärt worden war.

Die Jahre hatten auch bei Herrn Winter Wandlungen mit sich gebracht, freilich andere als bei der Jugend. Er war alt geworden und fühlte, daß die Arbeit, welche ihm die Leitung der Fabrik machte, allmählich anfing, ihm zuviel zu werden. Wie sorgsam und treulich ihn auch Ella pflegte, die Zahl der Jahre und die mit ihnen kommenden Schwächen konnte sie ihm nicht abnehmen. Die Hülfe, welche Franz durch seine Heimkehr brachte, kam für Herrn Winter um so mehr äußerst erwünscht, da dieser ihm auch viel von den schriftlichen Arbeiten abnehmen konnte, die ihm besonders lästig zu werden anfingen.

Auch Frau Rösig war unter der Hand alt geworden. Ohne Ella, die überall wacker mit angriff, wäre sie wohl kaum mehr im Stande gewesen, ihre Obliegenheiten zu erfüllen. Zwar fing sie, als ihr Franz heimkehrte und sie in rührender Kindesliebe wahrhaft auf den Händen trug, wieder an, neu aufzuleben; aber es war bei ihr nur ein Aufflammen der letzten Lebenskraft, dem bald genug ein

merklicher Rückschlag folgte. Ohne daß sie über besondere Leiden zu klagen gehabt hätte, wurde sie von Tag zu Tage schwächer, und als sie eines Tages nicht zu gewöhnlicher Stunde aus ihrem Zimmer kam, und Ella nach ihr sehen ging, war sie eingeschlafen, um nicht mehr zu erwachen.

Tief und schmerzlich betrauerte Franz die Mutter, welcher er so gerne noch recht lange die Tage ihres Alters erheitert und versüßt haben würde nach all den Not- und Entbehrungstagen, die sie im Witwenstande hatte tragen müssen.

Er stand aber mit seiner Trauer nicht allein. Auch für Ella war der Tod der braven Frau, die ihr wahrhaft mütterliche Liebe gewidmet hatte, ein herber, tiefbeklagter Verlust. Hatte sie doch die eigene Mutter nicht einmal gekannt und von rechter Mutterliebe nichts erfahren, ja nicht einmal eine Ahnung davon bekommen, bis sie in den nahen täglichen Verkehr mit Frau Rösig trat.

Dieselbe hatte zwar, als Ella heimkehrte, der Tochter des Hauses gegenüber mehr die Stellung der untergeordneten Dienerin einzunehmen gesucht; aber da Ella von ihr lernen, sie um alles fragen mußte, konnte solch ein Verhältnis nicht lange bestehen bleiben. Überdies hatte ihr Ella durch ihr offenes ungekünsteltes herzliches Wesen bald das Herz abgewonnen, dessen reiche Liebe sie nun, besonders so lange Franz noch draußen war, voll und ganz dem jungen Mädchen zuwandte und dadurch auch dessen Liebe gewann. War doch Ella von Kind auf durch des Vaters Vorbild und Lehre gewohnt, die Menschen nicht nach ihrer äußeren Lebensstellung abzuschätzen, sondern nur nach ihrem inneren Werte.

Als Franz in das Wintersche Haus eintrat, wurde er sofort ohne weiteres in den Familienkreis aufgenommen und vollständig als Familienglied behandelt. Nichtsdestoweniger zog er sich in seinem Verhalten gegen Ella scharf und genau die Grenzlinie, die den armen Webersohn, von der Fabrikantentochter scheiden mußte, und zwar um so genauer und schärfer, je mehr ihm sein Herz sagen mochte, wie schwer es ihm werden würde, sie einzuhalten.

Die Vertraulichkeit der Kinderzeit war ja ohnehin

durch die längere Trennung bedeutend abgeschwächt, und was davon noch nicht ganz geschwunden war, ließ die jungfräuliche Schüchternheit dem jungen Manne mit seinem ehrfurchtsvollen Betragen gegenüber in den Hintergrund treten. Als Franz bei seiner Rückkehr Ella mit dem förmlichen „Sie“ anredete, gab es jetzt keine Einwendungen dagegen.

Ob es beiden leicht wurde, auf solchem Fuße mit einander zu verkehren, nachdem sie noch vor wenigen Jahren wie Geschwister mit einander umgegangen waren? Wer die sinnenden, oft von leiser Wehmut erfüllten Blicke beobachtet hätte, mit welchen eines das andere ansah, wenn es unbemerkt geschehen konnte: wer auf die Zuvorkommenheit ein Auge gehabt hätte, womit eines dem andern begegnete und sich bemühte, selbst unausgesprochene Wünsche zu erfüllen: der würde stark daran gezweifelt haben.

Nun konnte es nicht fehlen, daß die gemeinsame Trauer um die Verstorbene die jungen Leute einander näher brachte und das zurückhaltende, förmliche Wesen, welches bis jetzt ihrem Verkehre aufgeprägt gewesen war, zurückdrängte. Die Unterredungen über die Verstorbene, welche beiden so nahe gestanden hatte und soviel gewesen war, nahmen unwillkürlich einen wärmeren Ton an, und, wie es ja so oft geschieht, das Mitleid, welches ja hier auch ein wirkliches Mittragen war, wurde die Brücke auch für wärmere Gefühle, jedenfalls aber, wenn dieselben ohnehin schon vorhanden waren, für deutlichere Äußerungen derselben.

Dem scharfen Auge des Vaters konnte diese Veränderung nicht wohl entgehen. Aber er mußte wohl nichts dagegen einzuwenden haben; denn er that nichts, ihr vorzubeugen und entgegenzutreten. Im Gegenteile, er zog jetzt Franz eher noch näher zu sich heran, beschäftigte ihn noch mehr wie früher im Hause mit schriftlichen Arbeiten, die ihn manchmal ganze Tage lang kaum die Fabrik betreten ließen, besprach vertraulicher als zuvor allerlei geschäftliche Angelegenheiten mit ihm und nötigte ihn dadurch gewissermaßen, das dienstliche Verhältnis, in dem er doch immerhin zu dem Fabrikherrn stand, zu vergessen.

Aber sonderbar! Je freundlicher und liebevoller Herr Winter ihm entgegenkam, desto zurückhaltender und respekt-

voller ſchien Franz in ſeinem Benehmen zu werden, deſto gefliſſentlicher das Dienſtverhältnis hervorzukehren.

Auch Ella gegenüber wurde er mit einem Male wieder ein anderer. Unterredungen mit ihr ging er jetzt ſoviel wie möglich aus dem Wege, während er ſie noch vor kurzem eher geſucht als vermieden hatte, und wenn er ihr im Hauſe begegnete oder bei Tiſche ihr gegenüber ſaß, grüßte er ſo förmlich oder ſah ſie mit ſo ſcheuen Blicken an, als ob ſie ihm eine völlig Fremde wäre. Schaute ſie ihn dann traurig und fragend an, ſo wich er ſichtlich ihren Blicken aus und machte, daß er ſo ſchnell wie möglich aus ihrer Nähe kam.

Dabei litt er aber ganz offenbar. Das friſche Rot der Geſundheit auf ſeinen Wangen erbleichte mehr und mehr; die trüben matten Augen ſahen ganz danach aus, als ob ſie in den Nächten mehr wachten, als zum erquickenden Schlafe geſchloſſen wären; ein tiefer Ernſt lag beſtändig auf ſeinen Zügen. Mit wahrhaft krampfhaftem Eifer warf er ſich auf die ihm übertragene Arbeit, und wenn Herr Winter, der ſein übles Ausſehen auf Rechnung dieſes Eifers zu ſetzen ſchien, ihn ermahnte, ſeiner raſtloſen Thätigkeit Schranken zu ſetzen, und ſich mehr zu ſchonen, ſo gab er mit wehmütigem Lächeln zur Antwort:

„Laſſen Sie mich nur! Es iſt mir nur wohl, wenn ich tüchtig zu arbeiten habe!“

Wie erſtaunte aber Herr Winter, als Franz ihn eines Tages ſcheu und verlegen fragte, ob er ihm erlauben wolle, ein glänzendes Anerbieten anzunehmen, welches ihm von einem angeſehenen Fabrikbeſitzer der Provinzial-Hauptſtadt gemacht worden ſei!

„Aber, Franz,“ rief Herr Winter, was fällt Dir denn mit einem Male ein? Du wollteſt fort von hier? Gefällt es Dir denn nicht mehr bei uns? Oder iſt Dir etwa das Gehalt zu gering, welches ich Dir ausgeſetzt habe?“

„Ach, Herr Winter,“ rief Franz mit ſchmerzvollem Blicke dagegen, „wie können Sie glauben, daß es mir nicht mehr bei Ihnen gefiele, der Sie ſo freundlich und liebevoll gegen mich ſind — viel mehr als ich es verdiene?

Oder wie können Sie gar glauben, daß ich eines höheren Gehaltes wegen fortwolle? Bin ich doch alles, was ich geworden bin, nur durch Ihre Güte geworden! Wie könnte ich das jemals vergessen? Nein, wenn Sie mir auch gar kein Gehalt gäben, Sie hätten ein tausendfaches Recht auf meine ganze Arbeitskraft und Zeit, und ich bliebe doch zeitlebens Ihr Schuldner!"

„Aber so sprich doch, Mensch, was es ist, das Dich forttreibt! Sage mir offen und ehrlich die Gründe! Ich denke doch ein wenig Anspruch auf Dein Vertrauen zu haben."

Franz schwieg einen Augenblick. Er kämpfte offenbar mit sich selber, ob er reden solle oder nicht. Dann aber sah er Herrn Winter mit einem Blicke an, der diesem

durchs Herz ging. Denn es leuchtete daraus ein unsäglicher Jammer, eine wahrhafte Verzweiflung hervor.

„Halten Sie mich für keinen Undankbaren," flehte er ordentlich, „wenn ich Ihnen meine Gründe verschweige! Aber glauben Sie mir auf mein heiliges Ehrenwort, ich kann, ich darf nicht länger hier bleiben; ich muß fort!"

„Nun," antwortete Herr Winter, „wenn Du so sprichst und mir dabei so in die Augen siehst, so muß ich allerdings von weiteren Fragen abstehen, so unerklärlich mir auch Dein Verhalten ist. Ich hatte gedacht, daß es ganz anders kommen würde, wie jetzt. Nun, Du wirst ja wohl Dein Thun vor Deinem Gott und Deinem Gewissen verantworten können."

„Ja, Gottlob! Das kann ich!" rief Franz sichtbar erleichtert aus. „Vielleicht kommt auch die Zeit, da ich Ihnen meine Gründe sagen darf. Entziehen Sie mir nur Ihre Liebe und Ihr Vertrauen nicht! Das würde mein höchster Jammer sein!"

„Aber Du wirst doch nicht fortgehen wollen, ehe Reinhold aus England zurückgekommen ist?" fragte Herr Winter. „Siehe, ich wollte Ella und Dich überraschen und schwieg deshalb davon, daß er nach seinem letzten Briefe, den ich für mich behielt, in etwa acht Tagen hier sein will. Möchtest Du nicht bis dahin mit dem Fortgehen warten?"

„Ja gewiß, das will ich!" rief Franz froh. „Ich würde ohnehin nicht eher gegangen sein, als bis ein Stellvertreter für mich da war. Wie froh bin ich nun, daß Reinhold nun schon so bald kommt! Der kann Ihnen ja doch die beste Hülfe leisten, zumal auf Ihrer Schreibstube!"

„Nun so wollen wir einstweilen ganz von Deinem Fortgehen schweigen. Vielleicht besinnst Du Dich eines Besseren, wenn erst Reinhold hier ist."

„Schwerlich!" antwortete Franz mit einem wehmütigen Lächeln. „So lieb ich auch Reinhold habe, selbst er kann mich nicht zurückhalten."

„Nun, das wird sich ja finden!" entgegnete Herr Winter. „Aber einstweilen also gegen niemand eine Silbe von dem, was wir jetzt hier gesprochen haben!"

VI.

Die acht Tage flogen rasch dahin.

Und richtig, am neunten Tage, den ein Telegramm an den Vater als den Ankunftstag bestimmt hatte, schmettert gegen Abend ein Posthorn vor dem Thore des Winterschen Gartens und aus dem Wagen springt Reinhold, stürzt in die Arme des Vaters, der schon lange mit Franz im Garten gewartet hat, dann in die Arme des Freundes und hält dann wieder den Vater umschlungen.

„Grüß Gott! Grüß Gott, Ihr Lieben!“ ruft er aus tiefstem Herzensgrund. „Wie bin ich entzückt, wieder bei Euch zu sein im lieben trauten Daheim!“

Aber mit der Überraschung für Ella ist's nichts. Sie hat das Posthorn gehört, und die weibliche Neugierde hat sie ans Fenster getrieben. Nun sieht sie drunten einen Fremden in den Armen des Vaters! Wer kann das anders sein als Reinhold?

Laut aufjubelnd stürmt sie die Treppe herunter und fliegt nun in die für sie weit geöffneten Arme des geliebten Bruders.

„Reinhold! Mein Reinhold! Mein lieber, teurer Bruder!“ ruft sie und schlingt die Arme um seinen Nacken, als wollte sie ihn nimmer loslassen.

„Mein liebes herziges Schwesterlein!“ entgegnete er, sie fest an sich drückend. „Sei mir tausendmal willkommen! Wie hab' ich mich gesehnt nach Dir!“

„Und hast doch nicht einmal geschrieben, daß Du kämest?“ schmollte sie, ihn küssend und wieder küssend. „Hast mir die Freude geraubt, Dich zu empfangen, wie ich mir's so schön ausgedacht hatte?“

„Nicht geschrieben? Vater! Ist denn mein Brief nicht angekommen und auch das Telegramm nicht? Doch ja, Du und Franz, Ihr habt mich ja doch erwartet.“

„Nun ja, es ist beides richtig angekommen,“ lächelte der Vater, „aber Du solltest überrascht werden, liebe Ella, und deshalb schwieg ich. Ist's gelungen?“

„Ja doch, Du böser Vater! Aber nun ist kein Zimmer für ihn zurecht gemacht und nichts zu seinem

Empfang gerüstet! Was wird er denken von meiner Haushaltung?"

„Ja, das ist allerdings fürchterlich, wenn man's bedenkt!" neckte Reinhold. „Aber es wird sich ja doch wohl ein Plätzchen für mich finden lassen, wo ich den ersten schönen Traum in der Heimat träumen kann? Franz, alter Junge, wie wär's, wenn Du mir bei Dir dies Plätzchen einräumtest? Haben ja doch so lange nicht mehr zusammen kampiert, wie ehemals! Willst Du?"

„Ach wie gern," antwortete Franz freudig, „wenn es Dir so recht ist!"

„Nun siehst Du, Hausmütterchen, da wäre denn schon für die Nacht gesorgt, ohne daß Du Dir besonderes Kopfzerbrechen machst. Laß mir also nur in Franzens Zimmer ein Bett aufschlagen! Und nicht wahr? hungrig wirst Du uns auch nicht zu Bette gehen lassen? Wie wäre es mit meinem Lieblingsgericht, einem guten Eierkuchen? Der ist mir doch lange nicht unter die Zähne gekommen. Was meinst Du?"

„Den sollst Du haben," sagte Ella, „und zwar von meiner eigenen Hand zubereitet. Aber nun kommt herein, die Hausthür wartet schon auf Deinen Eingang!"

Franz ging nicht mit ins Haus. Sein Zartgefühl hielt ihn ab, die ersten Stunden des Beisammenseins der Glücklichen vielleicht durch seine Gegenwart zu stören. Er schützte unabweisbare Geschäfte vor und meinte, erst zum Abendessen kommen zu können.

Verwundert sah ihm Reinhold nach und frug, als er mit dem Vater allein war:

„Was hat denn nur Franz, daß er so davonläuft und so fremd thut? Und wie schlecht sieht er aus! Ich erschrak fast, als ich ihn sah. Er ist doch nicht krank?"

„Das wohl nicht," antwortete Herr Winter, „aber er muß irgend etwas auf dem Herzen haben, was ihn schwer drückt. Auch mir ist er seit einiger Zeit ein Rätsel. Nun vielleicht spricht er sich gegen Dich aus, wenn Ihr bei einander in demselben Zimmer schlaft. Mir hat er sein Vertrauen nicht schenken wollen, als ich ihn fragte."

„Das ist doch sonderbar. Doch ich will der Sache

auf den Grund kommen. Es wäre das erste Mal, daß er mir gegenüber mit etwas hinter dem Berge hielte. Die Trauer um seine Mutter kann es doch nicht sein, die ihm so schwer aufliegt, so lieb er sie auch gehabt hat. Sie war ja so alt, daß er sich zu jeder Stunde auf ihren Tod gefaßt halten mußte."

„Ja, und denke nur," vertraute Herr Winter dem Sohne, „er will sogar fort von hier und sagt, er habe Gründe, die ihn dazu zwängen, die er mir jedoch nicht sagen könne."

„Wie? Was?" fragte Reinhold im Tone des höchsten Erstaunens. „Nun, dann soll er mir beichten. Ich werde ihn schon dazu bringen."

„Aber frage ihn nur nicht bei Tische danach. Es würde ihm furchtbar peinlich sein."

„Gewiß nicht! Aber ich bin nun froh, daß ich mich für die Nacht bei ihm einquartiert habe; da kann er mir nicht ausweichen. Du wirst sehen, lieber Vater, morgen früh weiß ich alles!"

Bei Tische verhielt sich Franz anfangs wohl ziemlich stille; aber die Freude über die Rückkehr des Jugendfreundes, der ihn unaufhörlich in das Gespräch hineinzuziehen suchte und gegen ihn ganz den alten warmen brüderlichen Ton anschlug, zwang bei ihm schließlich die ernste gedrückte Stimmung nieder. Er wurde so heiter, wie er seit langer Zeit nicht mehr gewesen war und ließ sogar wieder ein fröhliches Lachen hören, wenn Reinhold in seiner launigen Weise von seinen Reiseerlebnissen berichtete.

Nur wenn Ella, durch seine Fröhlichkeit ermutigt, das Wort an ihn richtete, zuckte es jedesmal wie ein dunkler Schatten über seine Züge. Ja, als zum Schlusse noch Erinnerungen aus der Kinderzeit aufgewärmt wurden, schwand bei ihm sichtlich wieder die vorher geäußerte Fröhlichkeit und räumte schwermütigem Ernste den Platz.

Reinhold hatte trotz der heiteren lebhaften Unterhaltung, welche er im Gange erhielt und deren Kosten er fast ausschließlich mit seinen Erzählungen zu bestreiten hatte, dennoch den aufmerksamen Beobachter gespielt, und als endlich nahe um Mitternacht die traute Familiensitzung

aufgehoben wurde, glaubte er ſchon ohne die Beichte des Freundes zu wiſſen, wie es um dieſen ſtand.

Was die beiden Freunde in dem nächtlichen Geſpräche verhandelten, welches faſt bis zum Morgen dauerte und wenigſtens von Franz jeden Schlaf fern hielt, verraten wir lieber nicht. Aber daß Reinhold gegen Morgen in einen geſunden, feſten Schlaf verfiel und auch nicht erwachte, als Franz aufſtand, ſchien zu beweiſen, daß die Beichte des Freundes, zu der es wirklich gekommen war, ihm das Herz nicht beſonders ſchwer gemacht hatte.

„Nun, wie ſteht's? Haſt Du etwas herausgebracht?" war die erſte Frage des Vaters, als er am Morgen allein mit Reinhold zuſammenſaß.

„Natürlich!" lautete die Antwort. „Ich wußte ja voraus, daß Franz meinem Drängen nicht widerſtehen könne."

„Und was iſt's?"

„Etwas ſehr Einfaches und Begreifliches. Franz liebt mein kleines Schweſterchen. Da er aber der Anſicht iſt, der arme Webersſohn dürfe ſein Auge nicht zu der Fabrikantentochter erheben, und doch ſich außer ſtande fühlt, ſeine Liebe aus dem Herzen herauszureißen, ſo will er fort, ehe Ella etwas merkt, um nicht ihren Frieden zu ſtören und Dir Kummer zu bereiten. Seine Geſtändniſſe waren mir übrigens nach meinen Beobachtungen von geſtern abend und danach, wie ich meinen Franz kenne, kaum mehr überraſchend."

„Und was hälſt Du von der Sache?" fragte geſpannt Herr Winter.

„Ja, lieber Vater, das iſt eine etwas heikele Frage. Es käme dabei doch vor allen Dingen darauf an, was Du davon hältſt. Denn was unſere Ella davon hält, ſcheint mir kaum zweifelhaft, wenn ich ihr Benehmen geſtern abend und ihre Blicke richtig beurteilt habe. Und Ihr beiden ſeid ja doch die Hauptperſonen dabei. Auf mein Urteil kommt's ja wenig an. Wenn Du das aber wiſſen willſt, ſo lautet es dahin, daß ich für Ella keinen beſſeren Gatten, für mich keinen lieberen Schwager wüßte, als unſern guten, treuen, ehrlichen Franz."

„Nun denn," ſagte freudig bewegt Herr Winter, „ſo

sei Dir unverhohlen, daß ich auch für mich keinen lieberen Schwiegersohn wüßte als ihn!"

„Vater, lieber Vater, ist das Dein Ernst?" jubelte Reinhold und streckte dem Vater beide Hände entgegen.

„Es ist nicht bloß mein Ernst," entgegnete Herr Winter und drückte kräftig des Sohnes Hände, „nein, es ist sogar ein lieber Wunsch von mir, seit ich Franz näher kennen gelernt und seine geschäftliche Tüchtigkeit wie sein treues, ehrliches Herz erprobt habe. Daß seine Herkunft für mich keine Schwierigkeiten macht, kannst Du Dir doch wohl denken, da Du meine Ansichten und Grundsätze in dieser Beziehung kennst. Überdies bin auch ich vollständig Deiner Meinung, daß Ella gegen Franz durchaus nicht gleichgültig gestimmt ist. Ob sie ihn aber wirklich lieb hat und zum Gatten nehmen möchte, das mußt Du nun herauszubringen suchen. Ist es wirklich der Fall, so laß mich nur machen; es wird mit Gottes Hülfe dann alles zum glücklichen Ende kommen."

„Die Aufgabe, Ellas Gefühle zu erforschen, will ich schon auf mich nehmen," antwortete freudig Reinhold. „Nur mußt Du mir erlauben, nötigenfalls Gebrauch davon zu machen, daß Franz vorhat, uns zu verlassen."

„Meinetwegen magst Du das thun," sagte Herr Winter, „wenn Du anders nicht zum Ziele kommen kannst."

Aber Reinhold kam zum Ziele, ohne daß er den Schreckschuß abfeuern mußte mit der Nachricht vom Fortwollen des Freundes.

Mit Frau Rösigs Tode hatte ja Ella niemand mehr, mit dem sie so vertraut gestanden hätte, daß sie das Geheimnis ihres Herzens auch nur hätte mögen ahnen lassen. Was sie aus jungfräulicher Schüchternheit selbst dem Vater gegenüber fest in sich verschlossen gehalten hatte, das erfuhr Reinhold mit leichter Mühe, als er mit der Schwester in der traulichen Dämmerstunde allein zusammensaß, und am teilnehmenden Bruderherzen weinte Ella den bisher stille getragenen Kummer darüber aus, daß sich Franz mit einem Male so sichtlich von ihr abgewendet habe.

Es folgte auf dieses Geständnis am andern Morgen eine lange Besprechung zwischen Vater und Sohn, nach deren Beendigung Reinhold mit freudestrahlendem Gesichte

das Zimmer des Vaters verließ und die arme bekümmerte Ella so mit seinen übermütigen Neckereien quälte, daß sie sich endlich nicht mehr zu helfen wußte und vor ihm auf ihr stilles Zimmer flüchtete. Sie verstand es nicht, daß ihr Bruder so wenig Anteil nahm an dem schweren Herzenskummer, zu dessen Vertrauten sie ihn doch gemacht hatte.

Reinhold suchte nun Franz auf, der in der Fabrik beschäftigt war und so trübselig wie möglich dreinschaute, als er dem Freunde entgegenkam. Denn Reinhold hatte

keinen eigentlichen Trost für Ella gehabt, nachdem er ihm sein Herz aufgeschlossen, sondern vielmehr gesucht, sich mit allgemeinen Redensarten aus der für ihn etwas peinlichen Lage herauszuhelfen. Was hätte er auch sagen sollen, da er weder von dem Vater noch von Ella wußte, wie sie zu der Sache ständen? Er hatte schließlich zugestimmt, daß es vorläufig wohl am besten sein möge, wenn Franz wenigstens für kurze Zeit das Haus verließe.

„Übermorgen reise ich ab, Reinhold," eröffnete Franz mit betrübter Miene dem Freunde. „Mein Entschluß steht

jetzt fest, und ich bin eben auf dem Wege, es Deinem Vater anzukündigen."

„Oho, Freundchen," antwortete Reinhold so lustig, daß ihn Franz groß dabei ansah, „daraus wird aber einmal entschieden nichts, wenn Du gütigst erlaubst. Hast Du denn ganz vergessen, daß Du dann am Vorabende von Vaters Geburtstage aus dem Hause gehen würdest?"

„In der That," rief Franz erschrocken, „das hatte ich ganz vergessen. Nimm's mir nicht übel! Kopf und Herz sind mir zum Zerspringen voll, sonst würde ich mir gewiß den Geburtstag nicht haben aus dem Sinn kommen lassen. Selbstredend bleibe ich, und werde noch einmal in Eurem lieben Kreise diesen schönen, wichtigen Tag mitfeiern, wahrscheinlich zum letztenmal."

„Gut dann!" sagte Reinhold kurz und trocken und wandte sich, als sei er ein wenig beleidigt, ab, um in die Fabrik hineinzugehen. Viel lieber wäre er freilich dem Bekümmerten, der ihm traurig nachsah, um den Hals gefallen.

„Ein wenig muß er noch zappeln," murmelte er in den Bart, „nachher ist die Freude um so größer."

Am Geburtstage war der neue geräumige Gartensaal, welcher noch nicht lange an das Gewächshaus angebaut war, reichlich mit Laubgewinden und Kränzen verziert, zu deren Anfertigung die Arbeiter gern ihre Freistunden verwendet hatten. Wußten sie doch aus Erfahrung, daß an diesem Tage jedesmal außer einer festlichen Bewirtung auch irgend eine freudige Überraschung ihrer wartete, welche sie aufs neue die treue Fürsorge ihres Herrn für ihr Wohl erkennen ließ!

Herr Winter war heute ausnehmend bewegt gewesen, als ihm seine Kinder zum Morgengruße ihre Glückwünsche darbrachten, mit welchen beim Frühstücke Franz auch die seinigen verband. Es lag ein wehmütiger Ernst auf seinen Zügen, und doch ging auch wieder je und dann ein sonnig heller Schein darüber hin.

Tiefbewegt trat er auch mit seinen Kindern und Franz in den Gartensaal, wo sich die festlich gekleideten Arbeiter samt den Beamten versammelt hatten, ihre Glückwünsche darzubringen.

Der bejahrteſte der Beamten, der alte Buchhalter, hielt nun eine kurze Anſprache an Herrn Winter, die in ein Lebehoch auf den Fabrikherrn auslief, in welches die ſämtlichen Arbeiter donnernd einſtimmten.

Hierauf trat Herr Winter vor und ergriff das Wort. „Ich danke Euch allen von Herzen," begann er, „für die guten Wünſche, die mir ſoeben Herr Bleckmann in

Eurem Namen ausgeſprochen hat, und von dem Gott der Herr in ſeiner Gnade und Weisheit ſo viel erfüllen wolle, als mir gut und heilſam iſt. Und nicht minder danke ich Euch allen für die Treue, womit Ihr nun wieder ein Jahr lang für mich gearbeitet und geholfen habt, daß ſich die Firma Winter ihren alten guten Ruf der Solidität und Zuverläſſigkeit bewahren konnte. Als ein äußeres Zeichen meiner Dankbarkeit lege ich in Ihre Hände, Herr

Bleckmann, diese notarielle Urkunde, wodurch ich Verfügung getroffen habe, daß sofort der Bau eines Versorgungshauses in Angriff genommen wird, worin jeder, der mir zehn Jahre lang hintereinander treu gedient hat, unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung finden soll, wenn Alter, Krankheit oder Mißgeschick ihn zur Arbeit unfähig gemacht haben."

Ein brausendes Hurra durchtönte bei diesen Worten den Saal. Aber mehr noch als dieses bezeugten Thränen, die hier und da von den Augen der vornean stehenden ergrauten Arbeiter blinkten, wie dankbar diese hochherzige Geburtstagsgabe des guten alten Herrn entgegengenommen wurde.

„Hurra! Hoch Herr Winter!" ertönte es immer wieder, bis der Gefeierte endlich mit der Hand winkte und lautlose Stille eintrat.

„Ich habe Euch aber noch eine andere wichtigere Mitteilung zu machen", fuhr nun Herr Winter fort, und man hörte deutlich, wie seine Stimme etwas unsicher zu werden anfing. „Ich bin heute siebzig Jahr alt geworden und fühle schon seit geraumer Zeit sehr merklich, daß meine Kräfte bedeutend abgenommen haben, und wohl nicht mehr lange ausreichen werden, die Leitung der Fabrik weiter zu führen. Da möchte ich denn die kurze Zeit, die mir vielleicht der Herr noch schenkt, in Ruhe verbringen und habe deshalb den Entschluß gefaßt, die Leitung der Fabrik niederzulegen und sie jüngeren Kräften zu übergeben. Nach einem unausgesetzt thätigen Leben, auf das ich mich ja bei Euch, die Ihr es ja zum großen Teile von Jugend auf kennt, nicht besonders zu berufen brauche, werdet Ihr mein Verlangen nach Ruhe natürlich und gerechtfertigt finden. So stelle ich Euch denn hier in meinem Sohne Euren künftigen Herrn vor und bitte Euch von Herzen, daß Ihr ihm dasselbe Vertrauen, dieselbe Treue, dieselbe Liebe entgegenbringt, die Ihr mir in guten wie in bösen Tagen bewiesen habt. Daß er bemüht sein wird, Euch ein gerechter, freundlicher, wohlwollender Herr zu sein, glaube ich Euch mit getroster Zuversicht versprechen zu dürfen."

„Er ist ja Ihr Sohn!" ertönte es da plötzlich aus

den Reihen der Arbeiter, und von diesem Rufe entfesselt brach ein Beifallssturm los, der die Fenster des Saales erzittern machte.

„Hoch Vater und Sohn! Hoch das ganze Haus Winter! Hoch der neue Herr!“ so brauste es durch einander, bis Herr Winter wieder durch einen Wink die Ruhe herstellte.

„Ich danke Euch von Herzen für diese laute Äußerung Eurer Anhänglichkeit!“ fuhr Herr Winter mit vor Rührung zitternder Stimme fort. „Ich nehme dieselbe als eine Versicherung an, daß Ihr meine Bitten erfüllen und auch dem Sohne, wie Ihr es dem Vater gewesen seid, treue Diener sein wollt.“

„Ja, das wollen wir!“ wurde Winter wiederum unterbrochen und wie zum Gelöbnisse streckten alle die Hände in die Höhe.

„Ich bin aber noch nicht fertig!“ fuhr Herr Winter fort. „Ich möchte meinem Sohne auch gerne einen tüchtigen Helfer und Geschäftsgenossen an die Seite stellen, der besonders im Maschinenwesen mehr bewandert ist als er, und der fortan mit ihm gemeinsam die Fabrik betreiben soll. Und dazu habe ich diesen da ausersehen.“

Mit diesen Worten ergriff er den nichtsahnenden Franz, der sich bescheiden, statt neben die Kinder, neben den alten Buchhalter gestellt hatte, am Arme und zog ihn zu sich heran.

„Er ist meinem Sohne, der mit ihm an derselben Brust gelegen hat, von Kind auf ein treuer Freund gewesen; er hat mir und den Meinigen in jener Schreckensnacht, deren ich heute nur ungern gedenke, durch seine Fürsorge und Wachsamkeit den größten Dienst geleistet, vielleicht das Leben gerettet; er ist mir durch seine äußere und innere Tüchtigkeit lieb geworden wie ein eigener Sohn. Und nun rufe ich und fordere Euch zum Schlusse auf, alle von Herzensgrund einzustimmen:

Hoch die neue Firma: Winter und Compagnie!“

Und wiederum erklirrten die Fenster von einem dreimaligen Hoch, das an Kraft und Begeisterung alle vorhergegangenen noch hinter sich ließ. Es war, als ob es alle Arbeiter als einen Beweis der Hochachtung ansähen,

der ihrem ganzen Stande gezollt wurde, daß einer, der aus ihrer Mitte war, der lange gleich wie sie gearbeitet hatte, nun zu solcher Ehre erhoben wurde.

Franz aber stand wie eine Leiche da, blaß wie eine solche und unbeweglich wie eine solche. Er starrte vor sich hin, als ob ihm alles Sinnen und Denken ausgegangen sei.

„Nun, Du lieber Auswanderer, gehst Du auch jetzt noch fort?“ flüsterte es da in sein Ohr und zwei Arme umschlangen ihn von hinten. „Nein, jetzt gehst Du mir nicht mehr durch, jetzt bist Du, denke ich, gefesselt für immer!“

Nun erst schien Franz aus seiner Erstarrung zu erwachen. Die Thränen brachen ihm unaufhaltsam hervor, und sich umwendend sank er dem Freunde lautlos an die Brust. Dann aber machte er sich los und trat zu Herrn Winter hin, vergeblich nach Worten ringend, die seinen Dank ausdrücken sollten. Der aber breitete ihm die Arme entgegen und zog den leise Widerstrebenden an sein Herz. Auch er war keines Wortes mächtig.

Dieser wortlose Auftritt machte einen gewaltigen Eindruck auf die Zuschauer. Manches Auge wurde naß, das seit langer, langer Zeit keine Thräne mehr gespürt haben mochte; und war vielleicht hier und da einer, der anfangs dem Alters- und Standesgenossen das ihm zugefallene Glück hatte beneiden wollen, die Art, wie derselbe es hinnahm, mußte jeden neidischen Gedanken fortscheuchen.

Stille, als dürfte solch ein Auftritt durch kein lautes Geräusch gestört werden, entfernten sich die Arbeiter und Beamten durch die hintere Thüre des Saals.

Ella hatte leichenblaß und am ganzen Körper zitternd am Fenster gelehnt. Das völlig Unerwartete des letzten Auftritts hatte sie förmlich niedergeschmettert. Aber ehe sich die Ihrigen nach ihr umsahen, war sie aus dem Saale entschwunden.

„Kommt, Kinder, laßt uns auch gehen!“ sagte endlich Herr Winter, als er sich umsah und Ella nicht mehr gewahrte. „Ella ist uns schon vorausgeeilt.“

Wie willenlos ließ sich Franz von Vater und Sohn nach dem Hause führen.

„Aber nun ſehe mir einmal jemand das Mädel an!“ rief Reinhold, als ſie bei ihrem plötzlichen Eintritte in das Wohnzimmer Ella in der Sophaecke fanden, das Taſchentuch wider die Augen gedrückt. „Da ſitzt ſie, glaube ich gar und weint! Und ich glaube dazu, ſie hat Franz noch nicht einmal gratuliert? Ella, Schweſterchen, freuſt Du Dich denn nicht ein ganz klein wenig? Siehe, ich für mein Teil bin ſo froh, daß ich das Blaue vom Himmel herunter jubeln möchte!“

Damit ſuchte er den Kopf der Weinenden ſanft in die Höhe zu heben. Aber es gelang ihm nicht. Ella drückte ſich feſt in die Polſter.

„Vater,“ ſagte nun Reinhold mit komiſchem Ernſte, „Du haſt mich vorhin zum Herrn ausgerufen. Geſtatte mir denn jetzt, mein erſtes Herrenwort zu ſprechen. So befehle ich denn kraft meiner neuen Würde, daß dieſe weinende Jungfrau und dieſer ſprachloſe Herr hier ſich einander in die Arme fallen und ſich gegenſeitig verſprechen, treue Ehegatten zu werden und ſich als ſolche dann ſo zu betragen, daß ſie dem Herrn Compagnon Luſt machen, ihrem Beiſpiele bald nachzufolgen!“

„Reinhold!“ fuhr Franz im Tone der tiefſten Entrüſtung auf.

„Nun, was denn? Haſt Du mir etwa Stillſchweigen auferlegt, als Du mir geſtandeſt, daß Du Ella lieb habeſt mehr wie Dein Leben, und daß Du fortwolleſt, weil ſie doch niemals die Deine werden könne! — Und ſie? Hat ſie mir nicht auch gebeichtet, daß ſie Dich lieb habe, und daß ſie es kaum ertragen könne, daß Du ſo kalt und fremd gegen ſie ſeieſt? Und hier unſer guter, lieber Vater? Hat er mir nicht ebenfalls gebeichtet, als ich ihm Euren beiderſeitigen Jammer vertraute, daß er niemand lieber zum Schwiegerſohn habe, als einen gewiſſen Franz Rösig, wenn Du dieſen jungen Herrn vielleicht zufällig kennſt? Und nun ſoll ich ſtillſchweigen? Soll nicht auch ein Hoch ausbringen, nachdem heute ſchon ſo viele ausgebracht worden ſind? Soll nicht rufen: „Hoch unſer liebes Brautpaar, Ella und Franz?““

„Doch komm, lieber Vater,“ ſagte er hierauf eilig, „das ſind zwei undankbare Menſchen, mit denen wir heute

nichts zu thun haben wollen. Wir wollen uns die Geburtstagsfreude von ihnen nicht ſtören laſſen."

Damit zog er den glückſelig lächelnden Vater zur Thüre hinaus.

Was nun folgte, überlaſſen wir dem freundlichen Leſer, ſich ſelber auszumalen. Sollte er uns aber ſchelten wollen, daß wir ihm eine unvollendete Geſchichte aufgetiſcht hätten, ſo ſei ihm zum Schluſſe noch verraten, wie Vater Winter es noch erleben durfte, daß zwei roſige Röſigs und ein ſtrammer Winter ihm an den großväterlichen Rockſchößen hingen.

Damit aber Punktum.

4. Rätſel.

Mein Zweites iſt des Erſten Kleid,
Doch ſag' ich es mit Bedacht:
Es iſt kein Schneider weit und breit,
Der ein ähnliches je gemacht.
's iſt nicht zu eng und nicht zu weit,
Hat überall guten Sitz
Und paßt für jede Jahreszeit,
Für die Kälte wie für die Hitz'.
's iſt waſſerdicht; kein Tropfen dringt
In ſein Gewebe hinein,
Und wenn der Himmel Regen bringt
Soviel als Waſſer im Rhein.
Ja, wächſt das Erſte noch ſo ſehr,
Wird Mann es oder Frau,
Das Kleid wächſt mit, bei meiner Ehr',
Paßt für beide Fälle genau.
Nur ſchade! Eines iſt fatal;
Nicht ausziehn läßt ſich das Kleid.
Wird's ausgezogen doch einmal
Iſt das Erſte dem Tode geweiht.
Das Kleid jedoch, das ſtirbt nicht mit,
Wird anders nur zugeſtutzt
Und dienet dann auf Schritt und Tritt,
Dem, der es von nun an benutzt.

Das Ganze hat ein schweres Los,
Ist es vom Ersten getrennt,
Die Marter ist ganz grenzenlos,
Die dann man ihm zuerkennt.
Man wirft es in's Wasser, brüht es ab,
Man schindet es um und um,
Man legt es in ein enges Grab
Und kümmert sich nicht mehr drum.
Man denkt sein erst nach langer Zeit
Und holt es wieder heraus,
Um jetzt erst rechtes Herzeleid
Ihm anzuthun. O Graus!
Denn ohn' Erbarmen wird es dann
Geklopft, gestochen, gezwickt
Und durch und durch, soviel man kann,
Mit Nägeln gar gespickt.
Und wär' das Alles! Nein, zuletzt
Tritt man es mit Füßen gar;
Es wird durch Kot und Staub gehetzt
Zu jeglicher Zeit im Jahr.
Wohl trägt es seine Leidensbürd'
Gewöhnlich still und stumm
Doch nimmt's auch, wenn's geschlagen wird,
Dies oft gewaltig krumm.
Dann macht's 'nen Lärm so grauenvoll,
Daß es jedem im Ohre gellt,
Daß jedem der Kopf wird wirr und toll
Der sich nicht in der Ferne hält.
Ja mußt Du ihm folgen, o armer Mann,
Leicht geht's in den Tod dann hinein.
Nun sage mir, wer's sagen kann,
Was wird wohl das Ganze sein?

---

5. Altes Gold.

Mit einem Löffel Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß voll Essig.

Warum? Darum, weil der Honig süß ist, der Essig aber sauer, und weil die Fliegen bekanntlich Naschmäuler

sind, die das Süße lieben, aber für Salat oder Essiggurken durchaus keinen Geschmack haben.

Und das soll alles sein?

Nein, Freundchen, durchaus nicht. Aber, nicht wahr? Du weißt ja wohl nun schon, daß den lieben deutschen Sprichwörtern fast immer ein Schalk im Nacken sitzt, der etwas ganz anderes im Sinne hat, als er mit den Worten sagt, besonders aber die Bildersprache liebt, um seine wahre Meinung zunächst darin zu verhüllen, sie einem dann aber durch das Bild um so eindrücklicher zu machen, wenn man seinen Sinn recht verstehen gelernt hat.

Was meinst Du nun, wenn wir einmal den Honig als Bild für gute, freundliche Worte ansähen, den Essig dagegen als das Bild für scharfe, beißende Worte, bei dem Fliegenfangen aber an das Gewinnen der Herzen dächten? Gäbe dann nicht das Sprichwort einen ganz prächtigen Sinn, nämlich diesen: mit ein paar guten, freundlichen Worten gewinnt man weit eher die Herzen als mit einer ganzen Flut scharfer, beißender Worte, wenn solche auch dem strengen Rechte nach noch so sehr am Platze wären?

Und ist das nicht etwa eine goldene Wahrheit, deren Beherzigung nach verschiedenen Seiten hin überaus heilsam wäre?

Zum Exempel. Du, liebe Hausfrau, hast einen Mann, der hitzig ist und nicht leicht Widerspruch verträgt, ohne in Zorn zu geraten. Was meinst Du? Wie wirst Du ihm gegenüber am besten auskommen und den lieben Hausfrieden wahren?

Du hast's vielleicht schon oft, weil Dir selber auch „das Töpfchen leicht überläuft", mit scharfen Worten probiert, die Du seinen zornigen Reden gegenüber als Trümpfe ausspieltest, und von denen Du sicher glaubtest, Du würdest ihn damit zur Ruhe bringen. Allein, was war die Folge? Nur ärgerer Zank, nur tagelange Verstimmung und wortloses Nebeneinanderhergehen, dabei Ihr Euch doch beide unglücklich fühltet.

Siehe da, der Essig hat nichts geholfen. Nun, so versuch's einmal mit dem Honig.

Bemühe Dich einmal, wenn der Herr Gemahl au-

brauſen will, ſelber recht ruhig zu bleiben und ihm mit freundlichen, gütigen Worten zu erwidern; bemühe Dich einmal, wenn Du ihm nicht recht geben kannſt, ſondern widerſprechen mußt, es mit ruhigen, ſanften Worten zu thun, die ſeine Empfindlichkeit ſchonen: gewiß, der aufſteigende Zorn wird bald verraucht ſein, der Widerſpruch wird ertragen werden, ſofern er ein vernünftiger und gerechter iſt, den Du mit guten Gründen ſtützen kannſt, und denke — — Du haſt ſchließlich den Triumph, daß Du doch einmal wieder recht gehabt haſt.

Item, das Rezept ſoll aber nicht allein den lieben Frauen gegeben ſein, ſondern ebenſowohl auch den Männern. Denn, was einem recht iſt, iſt dem andern billig, und Eſſig bleibt Eſſig, ob ihn der Mann einſchenkt oder die Frau.

Und noch einmal, liebe Hausfrau! Dein Herr Gemahl hat vielleicht von ſeinem Junggeſellenſtande her die üble Gewohnheit, abends ins Wirtshaus zu gehen, bleibt auch je und dann einmal über die Haus-Polizeiſtunde dort und kommt fröhlicher heim, als Dir lieb iſt. Wie wirſt Du's dann machen müſſen, wenn er heimkommt? Wirſt Du ihm unfreundlich und mürriſch entgegenkommen dürfen, weil er Dich wieder einmal den ganzen Abend allein gelaſſen und gar genötigt hat, über Gebühr auf ihn zu warten? Wirſt Du wohl gar mit zornigen, beißenden Redensarten über ihn herfallen dürfen?

Nein, das wäre Eſſig, der ihm gerade jetzt ſchlecht munden und ihn am Ende veranlaſſen würde, das nächſte Mal noch länger auszubleiben in der Annahme, daß Du Dich dann, ſtatt auf ihn zu warten, ſchlafen legen würdeſt, und er Dein Brummen nicht zu hören brauche.

Verſuch's lieber einmal, ihm freundlich entgegenzukommen und zu thun, als ob Dir das lange Aufbleiben und Warten gar nicht ſchwer geworden wäre, als ob Du ſeine außergewöhnliche Heiterkeit gar nicht bemerkteſt. Spar' das ernſte Wort, das Du ihm ſagen möchteſt, lieber auf für den andern Morgen, wo es gewiß an ſeiner Schärfe verloren haben wird, und jedenfalls eher eine gute Statt findet, als am Abende vorher.

Und wenn auch das ruhige, ernſte Wort nicht ſogleich fruchtet; wenn der Gemahl abends wieder nach Hut oder

Mütze greift, den gewohnten Gang nach dem Wirtshause anzutreten: entlaß ihn ja nicht mit einem essigsauren Gesicht, oder mit essigscharfen Worten; bitte ihn lieber so freundlich und liebreich, als Du es vermagst, doch nicht mehr so lange auszubleiben und früher nach Hause zu kommen.

Du wirst sehen, es hilft, mit der Zeit wenigstens, und der Gedanke an das freundliche Gesicht, womit Du ihn empfangen würdest, lockt ihn, am Ende schon heimzugehen, ehe noch die Zehnuhr-Glocke geläutet hat, wie auch die Wirtshausgenossen spotten mögen. Vielleicht sogar, daß dieser Spott ihm das Wirtshaus ganz verleidet und ihm für den süßen Honig einer angenehmen, freundlichen Häuslichkeit den rechten Geschmack beibringt.

Es fällt mir dabei gerade das schöne Stückchen von dem Manne ein, der mit seinen Zechgenossen gewettet hatte, seine Frau würde, ohne eine Miene zu verziehen, es thun, wenn er jetzt um Mitternacht sie als seine Gäste mitbrächte und ihr auftrüge, rasch eine Mahlzeit zu bereiten. Und als es nun auch wirklich so ging, da gelobte er am anderen Morgen ganz von selbst, nie mehr ins Wirtshaus gehen zu wollen und hat's auch treulich gehalten. Das hatte der Honig gethan; was würde aber der Essig bewirkt haben?

Und um zum Schlusse noch auf die Erziehung der Kinder hinzuweisen, wie wird auch dabei sich unser Sprichwort so oft als ein goldenes Mahnwort erweisen! Freilich der Essig hat da auch sein volles, gutes Recht, und wer wilde Buben, oder gar eigensinnige Mädchen mit lauter Honig traktieren wollte, würde ihnen unfehlbar den Magen verderben, sich selber für sein Alter den sauersten Essig einlegen. Aber daß in hundert und hundert Fällen eine freundliche Ermahnung, besonders aus dem Munde der guten Mutter, mehr Erfolg hat und tiefer ins Herz dringt als der schärfste Tadel, das ist eine Erfahrung, die außer allem Zweifel steht.

Item, Probieren geht über Studieren; und den Honig, um welchen es sich hier handelt, braucht sich niemand erst für teures Geld zu kaufen. Merkt's!

6. Anekdote.

Wenn ein Bube einmal eine Ohrfeige bekommt, die er nicht gerade verdient hat, ſondern die ohne Verhör im erſten Ärger verabreicht ward, ſo pflegt er in der Regel damit getröſtet zu werden: „Reib' ſie ein und nimm ſie für ein andermal, wo Du eine verdient hätteſt und haſt ſie nicht bekommen."

Ob die unverdiente Ohrfeige dadurch jedesmal in den Gedanken des empörten Empfängers mit dem Scheine der Gerechtigkeit umkleidet wird, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Was aber wohl Apothekers Fritzchen für Gedanken gehabt haben mag, als ihm neulich folgendes Stückchen paſſierte?

Vor dem Schulhofe hielt die Karre des Milchmanns, beſpannt mit einem Eſelein, das ohne Zweifel ein ſehr geſelliges Tierchen war. Denn wenn es ſo einſam vor den Häuſern ſtand, in welche ſein Herr die Milch trug, ſo beklagte es dieſe Einſamkeit faſt immer mit den kräftigſten Tönen ſeiner lieblichen Stimme.

Was war da für die Herren Gymnaſiaſten verlockender, wenn Freund Langohr gerade während der Freiviertelſtunde vor dem Schulhofe hielt, als ihn durch allerhand Neckereien zu noch ausgiebigerem Gebrauch ſeiner holden Stimme zu reizen?

Auch heute war dies wieder geſchehen. Aber als nun der Milchmann mit ſeiner Kanne die Treppen des Hauſes herunterpolterte, vor dem die Karre ſtand, um die Quälereien ſeines Eſeleins zu rächen, da machten ſich die Großen, welche die eigentlichen Miſſethäter waren, wohlweislich aus dem Staube, Fritzchen aber, ein harmloſes Bübchen, das nur zugeſehen und mitgelacht hatte, blieb, nichts Böſes ahnend, ruhig ſtehen und lachte hell auf, als eben Freund Langohr den nahenden Retter und Rächer mit einem neuen, kräftigen Geſange begrüßte.

Pardautz! Da hatte er von dem zürnenden Milchmanne eine geſalzene Ohrfeige. War er doch der einzige, der als Quäler des treuen Tieres zu erſchauen war.

Heulend läuft Fritzchen in das Schulgebäude, um

den Milchmann bei dem Direktor zu verklagen, rennt aber beim Öffnen der Thüre mit seinen verweinten Augen so unglücklich wider seinen Klassenlehrer, der eben zur Thüre heraus wollte, daß diesem der ganze Pack Hefte, den er unter dem Arme trug, auf den Boden fiel.

Pardautz! Da hatte er von dem ärgerlichen Lehrer für seine Unvorsichtigkeit eine zweite Ohrfeige.

Drob neues, noch heftigeres Geheul Fritzchens, wodurch denn der Direktor veranlaßt wurde, selbst heraus zu kommen und nach der Ursache zu fragen.

„Der Herr Doktor hat mir eine so arge Ohrfeige gegeben," berichtet Fritzchen schluchzend, „*und ich habe dem Esel doch gar nichts gethan.*"

Pardautz! Da hatte er für dieses offenbar ganz respektswidrige Wort seine dritte Ohrfeige, und diesmal eine gepfefferte; denn der Direktor war linkshändig.

7. Rätsel.

Meine beiden Ersten nennen Dir ein nützlich Tiergeschlecht.
Das wohl alle, Groß' und Kleine, lieben und auch schätzen recht.
Denn es liefert kräft'ge Speise, so für Mann, wie Weib und Kind,
Ist fast unentbehrlich allen, die nicht Pflanzenesser sind.
Wo's im Tierreich ist zu suchen, darob kann man streitig sein;
Seinem Kleid nach hört's den Lüften, bleibt jedoch am Boden sein.

Meine beiden Letzten nennen Dir ein unentbehrlich Glied,
Das der Schöpfer wie den Menschen, so den Tieren auch beschied.
Doppelt hat er es gegeben, daß, wer einmal es verlor,
Noch nicht ganz gehören müßte zu der Allerärmsten Chor.
Denn, wer doppelt es verloren, ist fürwahr der ärmste Wicht,
Hört' er an dem Tiergeschlechte, trüg' er menschlich Angesicht.

Setz die viere nun zusammen, mach' daraus ein einzig Wort,
So bekommst Du etwas, was sich jeder, der es hat, wünscht fort.
Denn es ist ein Quell des Schmerzes, bringt fast unerhörte Pein,
Quält bei Tag wie in den Nächten, quält Dich, wo Du auch magst sein.
Hast Du selbst Dir's zugezogen, weil dem Hochmut Du gefrönt,
Erntest Du zum bösen Schaden noch den Spott und wirst verhöhnt.

---

8. Altes Gold.

Wenn man das Liedchen zu hoch anfängt, so erliegt man im Singen.

Natürlich! denkt der geneigte Leser und wundert sich vielleicht sehr, daß ihm hier als ein goldenes Sprüchlein aufgetischt werden soll, was doch jeder weiß, der je einmal ein Liedchen selbst gesungen oder andere Leute singen gehört hat.

Denn in der Regel fängt doch ein Lied nicht sogleich mit den höchsten Tönen an, sondern es beginnt mit tieferen Tönen und steigt dann erst zu höheren Tönen auf, um gegen den Schluß wieder mehr in die Tiefe zu gehen. Da nun aber die menschliche Stimme kein Instrument ist wie z. B. die Geige, auf welcher man den Ton bis zu schwindelnder Höhe hinauftreiben kann, sondern einen bestimmten Umfang hat, über welchen sie nicht hinauskann, so ist es natürlich, daß sie versagt, wenn das Liedchen zu hoch angefangen ist und nicht mehr mitkann, sowie es zu den höheren Tönen hinaufgeht.

Allen Respekt vor solcher musikalischen Weisheit des geneigten Lesers, für die er indessen wohl nicht viel Lehrgeld hat ausgeben müssen, sondern die er aus seiner eigenen Kehle herausnehmen konnte!

Aber sollte denn unser Sprichwort vor solcher Weisheit einfach die Waffen strecken müssen mit seinem Anspruche, las altes Gold angesehen und in den Herzbeutel gesteckt zu werden?

Beileibe nicht! So leicht ergibt sich ein deutsches Sprichwort nicht, zumal wenn es ein gutes ist, sondern es nimmt nun erst recht seine Waffen in die Hand und stellt sich damit kühn vor jeden hin, der ihm seinen Goldwert streitig machen und es zu wertlosem Tomback stempeln will.

Die schneidigsten seiner Waffen aber, das sind die Beispiele aus dem Leben.

Und im Leben, da werden ja mancherlei Liedchen gesungen, die nicht einmal eine Melodie haben und von denen es einem doch im Kopfe ganz gehörig brummen und summen kann, besonders wenn sie aus der harten Tonart gehen und nicht aus der weichen. Und das Ende vom Lied ist auch nicht allemal schön. Zum Exempel!

Da ist eine junge Hausfrau, die das erste Monatsgeld von ihrem Manne erhalten hat, so viel, wie sie vielleicht in ihren ledigen Jahren nie auf einmal unter den Fingern gehabt hat.

Ei, denkt sie, damit läßt sich etwas anfangen, und ist fröhlich und guter Dinge, trällert und singt, daß es durchs ganze Haus schallt. Nun soll aber auch der liebe gute Mann sehen, daß er, wenn nicht das ganze, so doch ein Stückchen vom großen Lose in der Ehestandslotterie gezogen, daß er keine Zierpuppe geheiratet hat, die nicht weiß, ob man den Kochlöffel oben am Häkchen des Stiels angreift oder unten, wo er breit ist.

Was er besonders gerne ißt, hat sie ihm schon als Braut abgelistet; das soll er nun auch haben. Da gibt's denn heute einen Gänsebraten, morgen einen leckeren Pudding zum Nachtische, übermorgen eine kostbare Krebssuppe — ja, was essen die Männer nicht alles gerne??

So geht's eine, auch zwei Wochen, und der liebe Mann befindet sich ganz wohl dabei und denkt im stillen: du warst doch ein rechter Thor, daß Du nicht schon eher geheiratet hast!

Wie aber die dritte Woche kommt, da wird mit einem

Male das liebe Frauchen viel stiller, als sie bis dahin gewesen ist; sie ist manchmal sogar ganz ernst und läßt zwischen den Augenbrauen häßliche Falten sehen, die sonst nie da waren und in das jugendliche Gesicht auch gar nicht hineingehören. Und als sie der zärtliche Gatte nun besorgt fragt, was sie denn nur habe, da gesteht sie ihm endlich ganz beschämt und kleinlaut: „Ach, lieber Mann, sei nicht böse! Meine Kasse ist leer, mein Monatsgeld ist alle, und heute ist erst der achtzehnte".

Merkst Du was, lieber Leser? Das Liedchen war zu hoch angefangen.

Oder auch:

Da ist ein junger Kaufmann, der eben sein Geschäft einrichtet. Er hat selbst von Hause aus ein ganz hübsches Vermögen, und seine liebe Frau hat ihm ein mindestens ebenso großes zugebracht.

Nun, denkt er, Du kannst Dich ja regen, und fängt drum sogleich ordentlich an mit einem Geschäfte, das sich sehen lassen kann. Er kauft ein Haus in der besten Lage der Stadt, läßt den ganzen unteren Stock herauswerfen und die Mauern durch große Schaufenster ersetzen, die jedes nur eine einzige große Spiegelscheibe hat.

Und wie es nun ans Anschaffen der Waren geht, da ist das Beste nicht zu schlecht für den Laden; es wird eingekauft, als ob es gelte, den Laden einer Residenzstadt auszustatten, und das Städtchen, dessen Bewohner die schönen, teuren Sachen kaufen sollen, ist doch kaum etwas anderes als ein städtisch angestrichenes Dorf und hat von den Dorfleuten aus der Umgegend seine hauptsächlichste Kundschaft.

Wie geht's nun? Die schönen Sachen werden wohl durch die Fenster angestaunt und bewundert, aber niemand will kommen, sie zu kaufen. Die Sonne, welche fast den ganzen Tag durch die großen Spiegelscheiben brennt, bleicht die schönen, bunten Farben der kostbaren Stoffe, welche ausgelegt sind, daß es ein Jammer ist, und weil die Bauersleute nichts in dem Laden sehen, was für sie paßt, so ist derselbe sogar an den Tagen des Wochenmarkts so leer, daß die zwei flotten Kaufmannsjünglinge, die den Verkauf besorgen sollen, sich vor Langeweile einander an-

gähnen und nichts Besseres zu thun wissen, als sich in die Ladenthüre zu stellen und die vorübergehenden Bauersleute zu foppen.

Und wie der Laden, so bleibt natürlich auch die Kasse leer. Wie nun die schönen teuren Waren bezahlt werden sollen, ist kein Geld da. Der Herr Kaufmann hilft sich eine Zeit lang mit Wechseln, die er ausstellt und statt des baren Geldes in Zahlung gibt; aber wie die Wechsel verfallen sind, und er nicht zahlen kann, ist ein Bankerötlchen von der schönsten Art da, weil das beiderseitige Vermögen im Hause steckt. Das Haus mit der großartigen Einrichtung erzielt bei dem notwendigen Verkaufe wegen Mangels von Liebhabern einen viel niedrigeren Preis, als es im Ankaufe gekostet hat und das „Ende vom Liede" ist ein armseliges Kramlädchen in einer nahen Stadt, worin der Herr Kaufmann noch soeben unterschlüpfen konnte.

Das Liedchen war auch zu hoch angefangen gewesen, und als es an die hehen Töne ging, an das Bezahlen der Wechsel nämlich, da kam das Erliegen.

Merkst Du nun, lieber Leser, was das Sprichwort da oben will? Nun es will Dir mit der scharfen Waffe solcher Exempel, die leicht aus dem vollen Leben heraus noch ums zehnfache vermehrt werden könnten, selbst zu Leibe gehen, wenn Du es etwa bedürfen solltest, und Dich warnen, nicht auch Dein Liedchen zu hoch anzufangen, ob Du nun in der Lage der jungen Frau bist, oder in der des anfangenden Kaufmanns, oder in irgend einer anderen, worin Du eben ein Liedchen anzufangen hast. Es will Dir das Sprüchlein der Schrift von dem Manne, der einen Turm bauen wollte (— Du kennst es doch? sonst schlage Dir Lucä 14, 28—30 auf!) in seiner Weise recht unter die Augen stellen und ins Herz prägen.

Und wenn ihm das gelingt, so danke es ihm und erkenne es an, daß es nicht Tombak ist, sondern wirkliches Gold, das, so alt es auch ist, doch immer seinen Wert behält. Oder willst Du das nicht, so denke wenigstens, das Sprichwort sei doch ein Schalk, der es hinter den Ohren hat und etwas anrät, was sich jedermann hinter die Ohren schreiben sollte!

Item der eben erwähnte Bibelspruch erinnert mich

aber, besonders, wenn ich auch noch die beiden folgenden Verse bedenke, noch an ein köstliches Beispiel zu unserem Sprüchlein, auf das ich doch auch noch hinweisen will mit der Frage: Was haben die Herren Franzosen anno 1870 gethan, als sie schrieen: nach Berlin! nach Berlin!? — Antwort: Sie haben auch ihr Liedchen zu hoch angefangen und bei Sedan und Paris ist's ausgeklungen, aber freilich für ihre Ohren nicht schön. Merk's!

9. Anekdote.

Der Generalleutnant von W..... liebte bei seinen Kavalleristen nichts mehr als ein flottes, schneidiges Reiten, das so leicht vor keinem Hindernis zurückscheute.

Bei einem Manöver, dessen Oberleitung er hatte, befand sich unter den Offizieren, die ihm als Adjutanten und Ordonnanzen zugewiesen waren, auch der Husarenleutnant von Fr...., ein flotter Reiter zwar, aber auch ein junger Herr, von dem alle Welt wußte, daß er bis über die Ohren in Schulden steckte und einen unverwüstlichen Leichtsinn besaß.

Hatte ihn nun schon deswegen der reiche und strenge Oberstleutnant ein wenig auf dem Striche, so wurde seine Stimmung gegen den gedachten jungen Herrn keineswegs dadurch gebessert, daß sich derselbe ziemlich auffallend um seine hübsche Tochter bemühte, für welche der Herr Vater indessen ganz andere Pläne hatte, als daß sie mit ihrem Vermögen die Schulden des Herrn Leutnant bezahlen sollte.

Bei dem Manöver ging es heute gar nicht nach Wunsch, und der Herr Generalleutnant befand sich in einer nichts weniger als rosigen Laune.

„Leutnant von Fr....!" ruft er plötzlich, „bitte, reiten Sie einmal rasch da hinüber zu der Batterie am Walde! Ich glaube gar, die Kerle wollen auf die eigenen Leute schießen! Aber sputen Sie sich, wenn ich bitten darf!"

Der Leutnant stößt s.einem Fuchs die Sporen in die Flanken, daß er hoch aufbäumt und dann wie ein

Sturmwind dahinſauſt. Ein ziemlich breiter Bach iſt zu paſſieren; aber das iſt für unſern Leutnant kein Hindernis; er nimmt ihn mit einem eleganten Satze und jagt dann in voller Carriere weiter.

„Fameſer Sprung das!“ ruft der Generalleutnant faſt laut und ſchmunzelt dabei trotz ſeiner üblen Laune.

Als der Leutnant mit ſeiner Rückmeldung nicht ſogleich ankommt, raunt ihm einer der Kameraden zu: „Heute haſt Du Dir aber beim Alten einen Stein ins Brett geſetzt! Er hat Deinen Satz über den Bach gelobt, während doch ſonſt heute nichts Gnade vor ſeinen Augen findet.“

Freudig reitet Leutnant von Fr.... vor, ſich zurückzumelden.

„Haben einen prächtigen Sprung vorhin gemacht, Leutnant von Fr....!“ ſagt der Generalleutnant. „Liebe es, wenn meine Offiziere flott reiten. Haben aber auch ein gutes Pferd da, nicht?“

„Entſchuldigen, Excellenz, es iſt nur mein Dienſtpferd,“ antwortet ſtolz der Leutnant, als wollte er damit ſagen: Hätte ich erſt meinen Manſor unter dem Sattel gehabt, dann wäre der Satz noch ganz anders ausgefallen.

„Nur — Ihr — Dienſtpferd?“ erwiderte gedehnt der Vorgeſetzte. „Nun, Leutnant von Fr...., dann gebe ich Ihnen drei Tage Zeit, auf Ihrem Zimmer darüber nachzudenken, wie man Königliches Eigentum ſchont. Sehen Sie dort? Zwanzig Schritte bachaufwärts iſt eine Brücke, über welche Sie ebenſo raſch an Ihr Ziel gekommen ſein würden, ohne die Knochen Ihres Dienſtpferdes aufs Spiel zu ſetzen.“

Armer Leutnant! Iſt das Dein Lohn?

---

10. Rätſel.

Ich bin ohne Kopf
Ein armer Tropf
Ohne Amt und Brot,
Seit auf hohes Gebot

Ein läng'rer Geſell
Verſieht meine Stell'.
Doch gibſt Du mir nur ein Zeichen als Kopf,
Das irgendwo ſteht
Im Alphabet,
Gleich wandelt ſich nun der armſelige Tropf
Und wird, je nachdem Du wählſt das Zeichen
Jetzt ein nützlich Gerät, dem Handwerker eigen,
Der Dein Haupt bringt unter Dach und Fach;
Dann wieder ein gar enges Gemach,
Worin mit bitterem Herzeleid
Der Bewohner ſeufzt über Einſamkeit:
Auch ein gar bewegliches Ding zuletzt,
Das immerzu
Ohne Raſt und Ruh
Dahingeht mit leiſem Gemurmel jetzt
Dann wieder mit ſchrecklichem Brauſen und Toben,
Daß Du hülfeſuchend wohl ſchauſt nach oben.
Nun ſuche die Zeichen zum armen Tropf
Und ſtreng' dazu an den eigenen Kopf!

11. Noch eins.

Mit „H" an dem Kopf kann ich wenig Dir nützen
Im Wirtshaus. Man ſtellt mich mit „T" Dir wohl vor;
Doch wird man Dich laſſen ſein trocken ſitzen
Für all Deine Bitten verſchließen das Ohr,
Und was ich mit „R" thu' verſchließen,
Wirſt nimmermehr Du genießen.

12. An der Grenze.

Erzählung von J. Bonnet.

I.

„Eine allerliebſte Einrichtung, ſolch ein Samovar!" konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken, als wir im traulichen Kreiſe um den Theetiſch ſaßen. Die ruſſiſche

Theemaschine trägt wirklich den Preis davon über alles, was ich sonst dergleichen gesehen. Sie kostet so gut wie keine Mühe, besorgt ihre Arbeit selbst aufs beste, liefert einen duftenden Trank und begleitet wohl ihre Thätigkeit mit einem feinen, singenden Stimmchen, das einen an das Heimchen auf dem Herde erinnert und sich gar traulich in das Summen des Gesprächs um den Familientisch mischt.

Unser deutsches Familienleben ist etwas wunderbar Schönes. Ich stehe nicht an, es ein Stück vom Paradiese zu nennen. Der Engländer nennt voll frohen Stolzes sein Haus „seine Burg". Da ist er unbeschränkter Herr, da vergißt er der Feinde draußen und streckt sich und reckt sich, wie es ihm gefällt. Der Franzose zerstört sich von vornherein das Kleinod des Familienlebens. Wenigstens in den höheren Kreisen ist es Sitte, die Kinder frühe wegzugeben und sich der Mühen der Erziehung zu überheben, womit denn auch meistens das andere verbunden ist, daß der Mann wie die Frau jedes seine eigenen Wege geht. Wir Deutschen sind in besonderer Weise das Volk des Herzens, und das Herz reicht dem Familienleben die Palme. In der Familie kann es sich seinem irdischen Teile nach ausleben, dort lernt es hinausschauen im Glauben nach jenem Vaterhause, das keine Menschenhand gebaut hat, dort weint es seine liebsten und seine bittersten Thränen, mit allen Wurzeln senkt es sich da hinein.

Und unser Familienleben, das Stück blauer Himmel im Dunstkreise der Welt, ist ein gemeinsames Gut aller Stände. Es macht die ärmste Hütte voll Licht, Lust und Reichtum und verleiht dem Palast seine Lebenswärme, es gleicht einer wundersamen Brücke, auf der arm und reich, hoch und niedrig sich verständnisvoll begegnet, und wo das Familienleben gepflegt wird, da erscheint es wie ein Garten Gottes, wo alle christlichen Tugenden sprießen und der Herr noch im Abendwehen kommt, seine Kinder groß und klein zu grüßen und zu segnen, zu trösten und zu ermuntern.

Solche Gedanken belebte mir das trauliche Summen des Samovars auf dem Familientische meines lieben Freundes Hugo Gettner, den ich seit vielen Jahren nicht

mehr geſehen, und mit all ſeiner treuen, liebenswürdigen Gemütlichkeit endlich im Polenlande wiedergefunden hatte. Mit dem Ausdruck inniger Befriedigung richteten ſich ſeine Augen auf Weib und Kind, die er mir und denen er mich vorgeſtellt hatte in ſeiner eigenen Weiſe, das heißt, indem er einfach ſagte: „Das iſt unſer alter Freund leibhaftig!“ — als ob ſie alle mich kennen müßten, und indem er dann für jedes der Seinen ein beſonderes Wort hatte, das mich im Augenblick mit ihm bekannt machte und mich ihn lieb gewinnen ließ. Ein herzlicheres Familienleben als das meines Freundes Hugo Gettner konnte es nicht geben, das ſagte mir lebhaft mein Gefühl, und ebenſo auch, daß aus ihm der glücklichſte Gatte und Vater geworden war, ein Mann, deſſen Schwerpunkt im Schoße ſeiner Familie lag, für die er lebte und der ſeine ſchönſten Stunden gehörten.

Wie ich bereits bemerkte, waren Jahre, viele Jahre darüber verſtrichen, daß Hugos und mein Weg nebeneinander herliefen. Zuerſt hatten wir noch einige Briefe gewechſelt, aber wie es ſo häufig geſchieht, wurden ihrer immer weniger, das Leben mit ſeiner Arbeit nahm jeden von uns hin, wir hatten verſchiedene Berufsarten, der äußerliche Zuſammenhang zwiſchen uns hörte auf. Nebenbei war der Freund mehr ein Mann der That als der Feder.

Das wenige was ich gelegentlich auf Umwegen über ihn hörte, war dies, daß er nach Polen verſetzt worden, dann, daß er ſich verheiratet habe und zwar, wie es dem Namen nach ſcheine, mit einer Polin, was ich kaum glauben mochte, da er in ſeinem ganzen Weſen ſo durch und durch deutſch war, daß ich mir an ſeiner Seite eine andere als eine deutſche Frau, die er natürlich auf die einfachſte Weiſe von der Welt kennen gelernt hatte, nicht denken konnte.

Nun belehrte mich der Augenſchein doch eines andern. Aber bei alledem ein Familienleben, ſo warm, ſo einfach und anmutend, wie möglich. Ohne ein ſolches wäre er ja auch ein unglücklicher Menſch geweſen, da niemand mehr für das Familienleben geſchaffen war als Hugo Gettner. Dieſe Hünengeſtalt, dieſe trockene Natur, der man bei einer flüchtigen Bekanntſchaft zartere Saiten kaum zutraute, verbarg unter der breiten Bruſt und gewaltigen Löwenſtimme

ein Herz voll fast kindlicher Liebe und Liebenswürdigkeit, das eher aufgehört zu schlagen, als darauf verzichtet hätte, andere Herzen sein eigen zu nennen, in die es sich mit seinem tiefsten Erfahren und täglichen Leben ergoß.

Es war mir, als müsse ich unvermerkt den Kopf schütteln, wie ich ihm zur Seite die feine, kleine Frau mit den blauschwarzen Haaren, den dunkeln Augen und den unverkennbaren Zügen der Polin sah, gleichsam ein Rätselbild, über das mich vergeblich meine fragenden Gedanken marterten. Wie die beiden Menschen wohl zusammengekommen waren? Freund Hugo war für Abenteuer nicht gerade beanlagt, und doch konnten die Gatten auf plattem, gewöhnlichem Wege nicht ein Paar geworden sein, zumal die polnische Gesellschaft sich von niemand mehr abschloß als von den Beamten, in denen sie die bewußten Vertreter des verhaßten Deutschtums, des verabscheuten Preußentums sahen. Größere Gegensätze als Hugo und seine Frau konnten nicht gedacht werden. Abgesehen von ihrer beiderseitigen äußeren Erscheinung, die geradezu komisch von einander abstach, waren sie innerlich durchaus verschiedene Naturen. Er stets ruhig, langsam, besonnen, sie ganz Feuer, Lebhaftigkeit, Phantasie und dennoch eins das andre in wahrhaft wohlthuender Weise ergänzend, gleichsam ein überraschend erfreuliches Ganze bildend, — nur die Liebe, eine echte, treue, tiefe Liebe konnte das zuwege gebracht haben.

Wie die Weinreben reihte sich die blühende Kinderschar um die Gatten, deren Gesichter in Stolz und Freude erglänzten. Während die schwarzlockigen, feurigschauenden Buben meistens der Mutter getreues Konterfei waren, schlachteten die Mägdlein mit blondem Haar und blauen Augen vielmehr dem Papa nach, an dem sie offenbar mit besonderer Zärtlichkeit hingen. „Unser Papa", sagten sie, wogegen die Brüder mit Macht Einsprache erhoben, indem sie die Mutter auf ihre Seite brachten, welche den Streit durch die feierliche Erklärung beilegte, der Papa gehöre Nummer eins ihr, Nummer zwei den Buben und Mädchen zusammen und Nummer drei „ihnen allen allzumal". Dem jungen Volk wurde beim Thee eine gewisse freie Bewegung verstattet, die es bescheiden brauchte, ohne sich in die eigentliche

Unterhaltung zu mischen, gerade so viel, daß es „gelegentlich mal piepsen konnte“, wie das glückliche Haupt der Familie sich ausdrückte. Das Piepsen war allerdings ein etwas dehnbarer Begriff. Es gehörte dazu die muntere Scherzrede, die vornehmlich der Vater durch launige Bemerkungen und Anspielungen hervorrief, und er trieb sein Spiel so geschickt, daß, wie man den Vogel am Stimmchen erkennt, bald die Eigenart jedes einzelnen Kindes klar vor mir lag. Es kam mir vor, wie wenn ein Künstler, der mit seinem Instrument verwachsen ist, durch einige wenige, aber sicher getroffene und fein gewählte Töne ganze Musikwerke andeutet. Nur ein Vater, dessen Seele in der der Kinder lebt und webt, und dazu solch eine sinnige Natur wie die meines Freundes brachte das fertig. Es war für mich ein Vergnügen, ihm zuzusehen, zuzuhören, wie er im Schoße seiner Familie die übrige Welt vergaß und den Springquell der Liebe und Freude von Herz zu Herzen entband. Seine Frau erschien mir wie eine Libelle, die sich über den auf- und niedersteigenden Strahlen wiegt. Man fühlte ihr an, daß auch sie in diesem Zauberkreise ihre Welt hatte, und ein gewisser schwärmerischer Ausdruck, der durch ihre Augen flog, so oft sie sich auf ihren Gatten richteten, besaß selbst für einen Fremden etwas eigen Anziehendes, man vergaß, daß sie eine Fremde war, und schaute nur die glückstrahlende Gattin und Hausmutter.

Hier war es gut sein, mitten im Polenlande. In einer solchen Familie fühlt man sich wundersam befriedigt und umhegt. Es ist eigentlich alles da, was die Erde, seit auf ihr die Sünde groß geworden und die Herzen von einander und von Gott gerissen hat, Schönes, Hohes und Liebliches bieten kann. Freilich wie der feine Duft der Traube erst bemerkbar wird, wenn die Sonne sie mit ihren Strahlen durchglüht, so weht der himmlische Segensgeist allein durch die Familie, wo der Herr, der uns bis in den Tod geliebt hat, nicht fehlt, „wo unter allen Gästen, die da kommen, er der gefeiertste und liebste ist“.

Als in unserer Unterhaltung eine Pause entstand, bemerkte ich, wie mein Freund seiner Frau zunickte. Sie erhob sich und öffnete das Klavier, indessen ein Kind hinaussprang und bald, vom Gesinde gefolgt, wieder zurück-

kehrte. Nachdem eine Bibel vor den Hausherrn gelegt worden war, setzten sich die Leute auf herbeigeholten Stühlen. Alles faltete die Hände, bis zum jüngsten Lockenkopf, der ein wenig neugierig, nach mir verstohlen herübergucke. Eine andachtsvolle Stille herrschte im Gemach. Man sang, man las und betete, bis der Schluß gemacht wurde mit dem Verse: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude u. s. w." Die Hausfrau begleitete schön. Es waren solche Augenblicke, in denen das Familienleben Himmelskräfte anzieht. An den Fensterladen rüttelte und schüttelte der Wind, in dem mächtigen Lindenbaum, der seitwärts vom Hause stand, schrie das Käuzchen, Hundegebell erschallte abgebrochen, schwarz breitete sich die Nacht über dem Ort und der Erde aus — „Will Satan mich verschlingen, so laß die Englein singen: dies Kind soll unverletzet sein" — so tönte es voll Glaubenszuversicht wie aus einem Munde und Herzen durch das lampenhelle Zimmer hinaus in die Dunkelheit.

„Gute Nacht!" wünschten darauf die Dienstboten, „gute Nacht!" kamen die Kinder fröhlich gehüpft, eins ums andre drängten sie sich um den Vater, der sie mit seinen Armen umschlang und an sich drückte, bis die Mutter in die Hände klatschte und die blühende Schar entführte, um sie eigenhändig zu betten. Das vergnügte Lachen der Buben und Mädchen drang aus dem Schlafzimmer zu uns, die wir, jeder in seinen Gedanken, zurückgeblieben waren. Hugo setzte sich an Stelle seiner Frau vor das Klavier, um nach seiner Art, die ich von früher kannte, in Tönen zu phantasieren, wie es ihm gerade einkam. Ich verstand mich ein wenig darauf, seine Gedanken, denen er spielend Ausdruck verlieh, zu erraten. Hinter ihn tretend, bemerkte ich: „Du bist ein glücklicher Mann, Hugo."

Er erhob sich und legte seinen Arm in meinen.

„Ihr Freunde seid närrische Leut," sagte er lächelnd. „Da hab' ich von mehr als einem ein Kopfschütteln gemerkt, daß ich keine Hausfrau aus deutschem Blut habe, als ob es eine bessere, liebere gäbe als meine!"

Bevor ich etwas erwidert hatte, klopfte jemand an der Thür. Hugo wurde amtlich abgerufen, ich befand

mich allein vor zwei Bildern, die mir des Freundes und meine eigene Kindheit lebhaft vor die Seele zauberten. Es waren die Bilder seiner Eltern, deren Züge ich sofort wieder erkannte.

II.

Der Heimatsort Hugo Gettners war ein echtes, keckes Bergkind im ehemaligen Kurfürstentum Hessen, mit dem stolzen Namen „Stadt", obwohl es in den Winkeln stecken geblieben und in Wahrheit nichts als ein Dorf mit einigen städtisch angehauchten Häusern war. Es kletterte an einem Bergkegel, der wie eine aufwärts gerichtete Nase aussah, empor, zog sich auf der einen Seite herum, als wäre ihm an der Aussicht nach dem Wiesenthale gelegen, das jenseits in smaragdener Üppigkeit grünte, hatte sich aber schließlich durch einen Wald von Obstbäumen das Auslugen verdorben und war zufrieden, als Ersatz Jahr für Jahr weitum die ergiebigste Zwetschenernte zu haben. Mitten in der breiten Dorfstraße stand ein wunderbarer alter Kasten von Bau mit mürrischem Aussehen, vielleicht darüber, daß er nie getüncht wurde, obwohl er den stolzen Titel „Rathaus" führte. Das grämliche Gebäude war ein Rest der umfassenden Burg, die früher ihre Außenmauern um den Ort gezogen hatte, und sollte „die Wacht", das Gefängnis für die ganze Umgegend gewesen sein. Was den „Vornehmen" von großer Wichtigkeit war, es gab im oberen Stock einen Saal für allerlei Festlichkeiten, und daran schloß sich die „Herrentrinkstube", wo abends der Schoppen getrunken wurde.

Das Burghaus selbst war gebrochen, auf seinen gewaltigen Trümmern aber hatte man ein Gebäude errichtet, das der Steuereinnehmer bewohnte, und dieser war Hugos Vater.

Der Steuererheber ist gewöhnlich nicht die Liebe des Volkes. Herr Gettner hingegen machte eine rühmliche Ausnahme. Dies hatte mehr als einen Grund; seine Nachsicht gegen die armen Leute gewann ihm nicht allein die Herzen. Was mindestens ebenso ins Gewicht fiel, war seine kirchliche und patriotische Gesinnung, dann aber auch sein musterhaftes Familienleben, das in der ganzen Gegend bekannt war.

Während die meisten anderen „Herren“ nach des Tages Last und Mühe mit einer Regelmäßigkeit, die sprichwörtlich geworden war, ihr Schöppchen auf dem Rathause tranken, ließ Herr Gettner sich dort nicht anders sehen, als wenn des gnädigsten Herrn und Landesfürsten Wiegenfest gefeiert wurde, wo er dann in seiner Offiziersuniform — er war Premierleutnant a. D. — würdevoll aufmarschierte.

„Mein Abend gehört meiner Familie,“ gab er standhaft zur Antwort, so oft man versuchte, ihn für die Herrenstube anzuwerben. Basta! Er verlor keine Worte weiter über diesen Fall, zuckte die Achseln über die Spottreden des Doktors, Bürgermeisters, Kapitäns, der als kleiner Rentner dort lebte, des Posthalters, Försters und Schneidemühlen-Besitzers, ließ sie ihre Wege gehen und ging den seinen als ein Mann, der in sich gewiß ist, was er zu thun hat und sich darin nicht wankend machen läßt.

Er erfreute sich einer allgemeinen Achtung, mehr als einer beneidete ihn besonders um sein glückliches Familienleben, an dem sich alles Volk miterquickte. Wie ein ununterbrochener Sonnenglanz lag der Wiederschein davon über dem Leben und Weben in „Steuereinnehmers Hause“. Ein artiges Gärtchen voll Rosen und anderen Blumen grenzte an dies köstliche Heim und diente ihm zum Schmucke. Dort sah man an schönen Abenden den Vater mit seinen Kindern plaudern gehen oder sich spielend tummeln, während die Mutter, eine etwas schwerfällige Frau, mit ruhigem Lächeln auf der Bank saß und ihre Augenweide hatte. Und wer nun gar an Winterabenden in das Heiligtum der Familie eindringen durfte, dem ward das Herz vollends weich und warm, ob er Kind oder erwachsen war; denn ein Hauch der Liebe, der unbeschreiblich war und einen ungern scheiden ließ, erfüllte alles.

Das Hauptverdienst daran fiel freilich der Mutter zu, die unvermerkt die Seele des Hauses war. Man erzählte sich, daß ihr Gatte nicht immer so zahm und häuslich gewesen war. Sie hatte ihn mit ihrem stillen Wandel ohne Worte gewonnen, ihrer sanften liebreichen Art konnte er sich auf die Länge nicht entziehen, und die beiden Kinder hatten ihn an die Familie gefesselt und ihr sein bestes Leben hingegeben. Durch seine Frau war er auch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
OERTEL.(F.)W.(P.) FN. 09443/040

zu einem kirchlichen Manne geworden, der keinen Sonntag im Hause Gottes versäumte. Nur hatte er, was bei ihr Geist und Leben war, als eine segensreiche Ordnung äußerlich angenommen, seinem Wesen nach haftete er darin mit treuer Überzeugung, aber ohne gerade allem, wovon er wußte, daß es nicht recht war, von Grund aus zu entsagen.

Seine große Schwäche war der Zorn. Er konnte entsetzlich aufbrausen und kannte sich dann selbst nicht. Der sanften Frau hatte dies schon manche Sorge bereitet, manche Thräne gekostet. Er aber ließ sich darin gehen, achtete dieser Schwachheit nicht, da er im übrigen meinte, mit sich zufrieden sein zu können, und bemeisterte mit den Jahren auch die zornigen Aufwallungen in eigener Kraft so weit, daß sie nicht jeden Augenblick mehr hervorbrachen. Dies machte ihn doppelt sicher und sorglos. Er glaubte, nichts mehr fürchten zu müssen und vergaß des Wörtleins: „Wachet!"

An den Winterabenden wurde bei Steuereinnehmers fleißig Musik getrieben. Die Eltern spielten beide Klavier, Hugo und seine Schwester Marianne eiferten ihnen nach, und besonders ersterer zeigte früh eine schöne Anlage. Herr Gettner wußte auch eine Menge hübscher Geschichten, die er im Familienkreise zum besten gab, er erzählte lebendig, und wessen Ohr ihm einmal zugehört hatte, der vergaß die Geschichten nicht leicht und beneidete die Kinder, denen es vergönnt war, recht im Reichtum des Glücks gebettet zu sein. Ein andermal las Herr Gettner vor, oder seine Frau vereinte die Kinder und deren Freunde um sich, indem sie allerlei unterhaltende Spiele aufbrachte, worin sie Meisterin war, und ihr Gatte rauchte dazu seine Pfeife, schaute über das Zeitungsblatt lachend zu und mischte sich launig in das Treiben.

Es kostete allemal Kampf, sich loszumachen, wenn es Zeit war zu gehen. Sommers und winters behauptete Steuereinnehmers Haus seinen unvergleichlichen Reiz, und worin lag er anders mit einem Worte, als in dem reichen, warmen Familienleben? Die Eltern lebten zusammen wie Ein Herz und Eine Seele; den Kindern widmeten sie einmütig die schönsten Stunden. Es war etwas Außer-

ordentliches, wenn sie einmal ohne die Kinder ausfuhren oder gingen. Wer mit ihnen verkehren wollte, mußte die Kinder mit in Kauf nehmen, anders thaten sie es nicht, wie jedermann wußte.

Nur einmal im Jahre wurde eine Ausnahme gemacht. Das war am Geburtstage des gnädigsten Kurfürsten, für den Herr Gettner durchs Feuer gegangen wäre, obwohl er zu den Herren gehörte, die die heilige Schrift wunderliche nennt. Aber sie gebietet, auch ihnen unterthan zu sein in aller Furcht.

Am Wiegenfeste seines Kurfürsten legte Herr Gettner nicht allein die Offiziersuniform an, sondern er erschien auch mit seiner Frau bei den Festlichkeiten, die auf dem Rathause stattfanden.

Gerade dieser Abend hatte jedoch seine sehr heikle Seite. Er entfesselte nämlich die geheimen Ränke und Eifersüchteleien, die zwischen den Honoratioren hin und her plänkelten und sich bei einzelnen zu einem giftigen Grolle steigerten, wenn sie sich in ihren Ansprüchen auf Rang und Ehre gekränkt fühlten. Der Doktor wollte mit seiner Frau den Vortritt haben als studierter Mann, der Bürgermeister wieder als Haupt des Örtleins, der Kapitän als Weltumsegler und Rentner, der Mühlenbesitzer als aufgeklärter Mann und Dampfmühleninhaber, und der Posthalter und Förster wollten wenigstens nicht immer zuletzt kommen wie Pfarrers magere Kühe. Alle wieder zankten regelmäßig insgeheim in einem Chore über den Mann in der Offiziersuniform, der darin offenbar etwas vor ihnen voraushatte, was keine Wissenschaft und kein Geld ersetzte. — —

„Gehen Sie doch nur immer voran, Frau Leutnant," sagte die Frau Doktorin giftig, und „natürlich, wenn man eine Uniform trägt," zischelte die Frau Bürgermeister mit einem leidenden Gesichtsausdruck.

Der besagte Abend erzeugte Gift und Galle jahraus, jahrein. Eins schmälte und zürnte auf das andre, bis in die Schlafkammern donnerte und blitzte es. Doch da die Männer vierundzwanzig Stunden später beim Glase im Herrenstübchen wieder äußerlich gute Brüder waren und aus Gewohnheit gezankt werden mußte, so ließ man es

den Abwesenden als Blitzableiter entgelten. Der freilich ruhte dann völlig unbekümmert im Schoße seiner Familie aus und kam ihm etwas von den giftigen Reden zu Ohre, so setzte er stolz einen seiner Kraftausdrücke als Triumph dagegen und meinte: „Laß sie sich ein Jahr lang um den Knochen zanken."

„Ach nein, Männchen, nicht so," entgegnete schlichtend seine sanfte Frau. „Er ist ja nicht der Rede wert, der Ruhm vor den Menschen. Laß ihnen das nächste Mal den Vortritt in allem!"

„Partout nicht, Frau!" rief er dann unerbittlich, „ich bin es der Uniform meines gnädigsten Herrn schuldig, den Vorrang zu behaupten, und gebe darin nicht nach, wahrhaftig nicht!"

Der Doktor war kein Kurhesse, sondern ein Sachse, der vom gnädigen Herrn dem Kurfürsten nichts wissen wollte und schon deshalb mit dem „frommen Kerl da oben", dem Steuereinnehmer stets auf gespanntem Fuße lebte. Sie rieben sich, wo sie auch zusammentrafen. Der adelige Gutsbesitzer, dessen Schlößchen hart an den Ort grenzte, der Pfarrer und ebenso die Lehrer hielten sich zurück: letztere spotteten über die „Honoratioren" als über den „Wurstadel", der sie links liegen ließ, weil er sich zu vornehm und erhaben dünkte, mit ihnen zusammenzuhalten.

Der Geburtstag des Kurfürsten im Jahre 1865 hatte harte Zusammenstöße auf dem Rathause zur Folge gehabt, so daß Frau Gettner ihrem Manne dringend anlag, sich in Zukunft lieber von der leidigen Gesellschaft ganz fern zu halten. Da kam das Jahr 66 mit seinen Umwälzungen. Der Krieg schürte die leidenschaftliche Stimmung zwischen dem Steuereinnehmer, der lauter Unrecht, und dem Doktor, der lauter Recht und Gerechtigkeit sah.

Wie es in solchen aufgeregten Zeiten leicht geschieht, daß der Einsame hervorkommt, mit unter den anderen sitzt, die Neuigkeiten anhört und in die Reden dreinspricht, so packte es auch Herrn Gettner, die innere Erregung mußte heraus, sie litt ihn nicht in der engen Grenze seiner Häuslichkeit, sondern zog ihn wider seine Gewohnheit zum Bierglase auf der Herrentrinkstube, wo heftig hin und her geredet und gestritten wurde und die Geister sich gegeneinander

arg erhitzten. Ein Schoppen nach dem andern ward heruntergespült, bis spät in die Nacht saß und stritt man zusammen, um einmal wie das andere in erbitterter Stimmung auseinander zu gehen.

Die Ereignisse vollzogen sich indessen mit eherner Notwendigkeit. Preußen ging aus dem Kampfe siegreich hervor, der Kurfürst verlor Land und Thron, die Würfel waren unerbittlich gefallen.

Herr Gettner war außer sich. Seine leidenschaftliche Natur brach von neuem hervor in ihrer alten jähen Gewalt, manches unüberlegte Wort spradelte ihm über die Lippen, seine Frau verlor ihre Macht über ihn. Er glaubte im Rechte zu sein, indem er allabendlich auf der Herrentrinkstube nach wie vor die Sache seines entthronten Fürsten und Herrn leidenschaftlich verfocht.

Eines Abends, als man auch wieder auf die Weltereignisse zu sprechen kam, reizte der Doktor seinen Widerpart durch verschiedene kühl hingeworfene Äußerungen. Herr Gettner hatte das Bier nicht geschont, er erhitzte sich immer mehr, und ehe er sich's versah, hatte er eine Beleidigung gegen den siegreichen Machthaber ausgestoßen. — —

Acht Tage später wurde ihm, der ahnungslos hingegangen war, die Klage wegen Majestätsbeleidigung zugestellt, die ihn wie ein Schlag aus heiterem Himmel traf. Es hatte ihm gänzlich ferngelegen, eine persönliche Beleidigung aussprechen zu wollen. Der Doktor war der Angeber gewesen, jetzt wurden die Würfel über den Diener geworfen wie vorher über den gnädigen Herrn, den Kurfürsten.

Leider fiel der Prozeß zu seinen Ungunsten aus. Es wurde ihm eine Gefängnisstrafe zuerkannt, die einem unbescholtenen Manne wie er entsetzlich dünken mußte.

Der ganze Ort, die ganze Gegend war natürlich voll von dem Ausgang des Prozesses. Wie einer, der einen gräßlichen Traum hat, schwankte der arme Mann, in sich versunken einher. Auf einen Schlag war sein köstliches Familienglück zerstört. Er stand am Rande des Verderbens. Eine so stolze, ungebeugte Natur wie die seine konnte das nicht ertragen.

Aber das Maß des Unglücks war noch nicht voll.

An dem Tage, wo er die Haft antreten sollte, stürmte der Sohn des Arztes, der mit Hugo stets auf Kriegsfuß gestanden hatte, an dem Gettnerschen Garten vorüber. Als

er Hugo am Zaune stehen sah, begann sofort ein Gezänk und am Ende rief der andere: „Heh, was willst Du? Dein Vater muß ja ins Loch!“

Hugo entfärbte sich, die Kniee zitterten ihm, er mußte sich am Staket halten, um nicht zu taumeln.

Hohnlachend wollte der kleine Gegner davonspringen, als ein Schuß krachte und der Knabe mit einem Aufschrei zu Boden sank. Ein Bein war ihm zerschossen. Hugos Vater hatte in seinem Jähzorn die unselige That gethan, da der Streit der Jungen und das höhnische Wort des Doktorsohnes ihn, der am offenen Fenster stand, blindlings fortgerissen.

Die Folgen waren überaus traurig für die Familie, deren Haupt das Gefängnis nun mit dem Zuchthaus vertauschen mußte. Doch ehe dieser schreckliche Weg angetreten wurde, machte ein Schlaganfall dem Leben des unglücklichen Mannes ein Ende.

Frau Gettner, überhaupt kränklich, lag in Folge der mannigfaltigen, erschütternden Aufregungen schwer danieder. Der plötzliche Tod ihres Gatten beschleunigte den ungünstigen Gang der Krankheit, so daß, ehe man's recht dachte und fassen mochte, die Kinder verwaist dastanden, und das glücklichste Haus von Raddoberheim, einst die Stätte fröhlichsten Lebens und innigster Liebe, unheimlich ausgestorben zurückblieb. Für den neuen Steuereinnehmer, einen Hagestolz mit einem mächtigen schwarzen Hunde, vor dem alle Kinder sich fürchteten, blühten die sorglam gepflegten Rosen, die er kaum ansah; die Laube, wo Eltern und Kinder fröhlich Feierabend gehalten, wenn der blaue Sommertag vom Schein der untergehenden Sonne gerötet wurde, stand öd' und leer, wie versteinert schaute die liebe Jugend nach den Trümmern der alten Burg und dem Hause ohne Sang und Klang empor. Es war zum Weinen, wie sich alles geändert hatte.

Den Honoratioren von Raddoberheim muß zur Ehre nachgesagt werden, daß sie sich beim Zusammenbruch des Gettnerschen Familienglücks vorzüglich benahmen. Es brach unvermutet ein warmer Liebesquell aus den Herzen, der am besten dafür zeugte, wie sehr man im Grunde die Gettnerschen Eheleute geachtet hatte und wie wenig ein solch trauriges Geschick vorausgesehen worden war. Man überbot sich in Liebeserweisungen für die verwaisten Kinder. Marianne wurde bald darauf von Verwandten an Kindesstatt angenommen. Für Hugo war kurz vor der unseligen Geschichte eine Wohnung in der nahen Gymnasialstadt

ausgemacht worden. Nun fehlte das Geld; der arme Junge hätte nicht die geringste Aussicht für die Zukunft gehabt, wären nicht die Honoratioren wie ein Mann zusammengetreten, um ihm auf drei Jahre den Besuch des Gymnasiums zu sichern. Auch der Doktor beteiligte sich, obwohl die allgemeine Stimmung dermaßen gegen ihn aufgebracht war, daß er sich rüstete, den Ort und Kurhessen überhaupt zu verlassen. Sein Sohn war nach einem schmerzvollen, aber kurzen Krankenlager genesen, was den Vater um so mehr antrieb, das begangene Unrecht einigermaßen gut zu machen.

Nach einem thränenreichen Abschied von seinem Schwesterlein, mit dem er immer ein Herz und eine Seele gewesen, siedelte Hugo zu Michaelis auf das Gymnasium über.

Dort schlossen wir uns eng aneinander an, ich gewann ihn lieb wegen seines grundehrlichen, tüchtigen Wesens. „Er arbeitet für zwei" hieß es bald unter den Mitschülern, ohne daß, wie es sonst leicht geschieht, sich ein versteckter Vorwurf darein gemischt hätte. Man kannte seine Vergangenheit und billigte sein Streben, die drei Jahre aufs äußerste auszukaufen. Dazu kam ein Zug schmerzlichen Ernstes, der manchmal Hugos sprudelnde Frische blitzartig durchbrach und uns andern in die Tiefe seines Gemüts blicken ließ, wo ein verhaltener Schmerz wühlte.

Es ging ihm im ganzen nichts ab, er genoß Vertrauen und Liebe von allen Seiten, und dennoch überraschte ich ihn wohl bei Thränen. Was ihm fehlte, war die innige Wärme des Familienlebens, das eben unersetzbar ist und dem sich nichts anderes an die Stelle setzen läßt. Das Schlagen von Herz an Herz, das völlige Einssein in allem, der unbeschreibliche Hauch des Gemüts, der den Schmelz des Familienlebens bildet, das alles wurde fühlbar entbehrt, dagegen aber in mehr als einem Punkte die bittere Erfahrung gemacht, was es heißt, ohne Elternhaus sein.

Als die drei Jahre um waren, hatte Hugo Gettner das Außerordentliche vollbracht, daß er in Sekunda saß. Er umfaßte hinfort das Leben mit um so festerem Willen

und desto unbeugsamerer Zähigkeit. Durch Privatstunden erwarb der brave Mensch so viel, um kärglich leben zu können, Freitische wurden ihm angeboten; was Hunderten nicht gelungen wäre, er setzte es durch, indem er Tag und Nacht arbeitete und lieber alles auf sich nahm, als daß er vom Gymnasium wich, bis endlich das Abiturientenexamen näher und näher rückte. Daneben wurde die Musik gepflegt, wo die Gelegenheit sich irgend bot, und des Sonntags nachmittags ritten wir, da uns eine pferdereiche Familie zwei Rößlein zur Verfügung stellte, stundenweit in die Gegend hinaus, eine Erholung, der wir beide mit Leidenschaft oblagen.

Das glücklich bestandene Examen stellte uns an die Scheidegrenze.

Als wir am letzten Abend vor unserer Trennung traulich beisammen saßen, jeder mit seinen Wünschen und Hoffnungen für das Leben, sagte ich, nachdem ich auf Hugos teilnehmende Fragen meine Pläne besprochen, da er schweigsam blieb: „Und Du, was denkst Du über Deine Zukunft? Oder hältst Du Deine Gedanken für so selbstverständlich, daß es des Fragens nicht bedarf, etwa weil im Laufe der Jahre ein oder das andere Wort darüber gefallen ist? Eins weiß ich von Dir allerdings im voraus. Du wirst rastlos arbeiten, um es zu möglichst Großem in möglichst kurzer Zeit zu bringen."

„Um es zu einem eigenen Hauswesen zu bringen," entgegnete er trocken.

Ich sah ihn lächelnd von der Seite an.

„Was? Das ist alles?" fragte ich.

„Für mich liegt darin alles," versetzte er bestimmt, „denn ich habe es kennen gelernt als etwas, das einem, hat man es einmal gekostet, immerdar vor Augen leuchtet wie ein goldenes Licht und in der Seele fortklingt wie ein unausgesungenes Lied.

„Sehr schön! Ein eigenes, warmes Nest ist also Dein Zweck, und da es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei —"

„So nimmt er in diesem Falle seine Schwester zu sich."

„Ach so! Das ist edel —"

„Bitte, Marianne wird mir eine Wohlthat erweisen, wenn sie mir ein Heim nach dem Muster unseres alten, lieben, gottgesegneten Fleckchens an der Burgruine von Raddoberheim bauen hilft, wo Glück und Zufriedenheit, Liebe und Frohsinn zu Hause waren. Gern will ich dann mit dem Leben kämpfen, entbehren und im Schweiß des Angesichts erringen, was Gott und der Eltern Segen mir sonst etwa bescheiden mag."

Unsere Lebenswege liefen bald weit auseinander. Hugo Gettner hatte sich für das Steuerfach entschieden, und ich war gewiß, daß er bei seinem Fleiß, seiner Ausdauer und seiner Tüchtigkeit alle Schwierigkeiten, die seine völlige Vermögenslosigkeit mit sich brachte, glücklich überwinden werde. Nicht lange, so steckte er auch tief in der Arbeit, seine Briefe waren in einer Nachtstunde geschrieben, er glich einem Menschen, der stracks vor sich sieht und lediglich von dem zu berichten weiß, was zu seinem engsten Berufskreise gehört. Das andere ließ er vorerst ganz beiseite. Der Weg zu seinem Ziele nahm ihn völlig hin. Ein eigenes Heim blieb seine Losung unentwegt.

Unsere Interessen entfernten sich weiter und weiter voneinander. Was einer dem andern zu sagen hatte, erhielt einigen Wert nicht um der Sache, sondern einzig um der Person willen, und wie es dann leicht geschieht, der etwas dürre Briefwechsel erlahmte, zumal er überhaupt nicht die starke Seite des Freundes war.

Jahrelang hörte ich kaum mehr etwas von ihm, und wenn je, so aus zweiter oder dritter Hand, ungewisse Nachrichten, die mir aber das eine versicherten, daß Hugo Gettner unbeirrt vorwärts seinem Ziele zustrebte.

Eine amtliche Reise nach Polen trug unerwarteterweise seinen Namen an mein Ohr. Ohne es geahnt zu haben, war ich ihm nahe. Es stand bei mir fest, ihn unter allen Umständen aufzusuchen und zu sehen, ob und wie er zu seinem Zweck gekommen war.

Und da befand ich mich nun im Hause des Steuerrats Gettner, die Schwester war nicht zugegen, dafür jedoch eine Frau und eine Kinderschar, die des Freundes Nest so warm und zauberhell gestalteten, daß mir vom ersten Augenblick an herzlich wohl wurde. Als einen über-

aus glücklichen Gatten und Vater hatte ich ihn wiedergefunden, in seinem Herzen und Auge die alte Liebe und Wärme, nur noch freudiger, noch erhöhter als ehedem, und die alte Freundschaft, die mich mit Stolz und Freude in den Schoß seiner Familie zog.

Wie er aber sein treffliches Weib gefunden, oder vielmehr, wie sie sich beiderseits errungen hatten, um sein eigenes Wort zu gebrauchen, dies war er mir zu erzählen schuldig, und auf seine Mitteilungen konnte niemand gespannter sein als ich, der an seinem häuslichen Glück den nächsten Anteil nahm.

III.

Der Samovar hatte einem behaglichen Eierpunsch Platz gemacht, den die Frau Rätin kunstverständig gebraut. Wir saßen uns plaudernd gegenüber, auf die Wiederkehr des Hausherrn harrend, der, wie sie mir sagte, öfters selbst zu später Stunde in amtlichen Angelegenheiten abgerufen wurde. Zwar sei durch seine Energie, Umsicht und rastlose Thätigkeit dem sehr verbreiteten Schmuggel mehr als eine schwere Wunde geschlagen worden, was aber nicht ausschließe, daß eine immerwährende Wachsamkeit die Beamten auf den Füßen halte.

Die liebenswürdige Frau gab mir mit der Lebhaftigkeit einer echten Polin manchen ernsten und heiteren Zug aus dem Grenzerleben ihres Gatten zum besten. Es schien ihr eine Herzensfreude zu sein, einem Freunde von ihm zu sprechen, und den weiblichen Stolz, der sich in solches Plaudern mischte, nahm ich gern hin als das beredteste Zeugnis eines wahrhaft beglückten ehelichen Lebens.

„Da hat mir wahrhaftig der Dienst eine Stunde frohen Plauderns abgebrochen," kehrte Hugo zurück.

„Eiférne Notwendigkeit! Nur gut, daß Du die Zeit nicht einsam vertrauern mußtest. Ich hoffe, Du findest es bei uns nicht ganz so schauerlich, als Du Dir vielleicht bei einer polnischen Wirtschaft dachtest. Wie? Ganz offen, wenn ich bitten darf!"

„Allerdings hatte ich mir ein anderes Bild von Deiner Häuslichkeit entworfen," versetzte ich lächelnd, „nach dem Plane, den Du mir einstmals selbst davon gegeben."

„Und das wäre?“ fragte er, sich in der Sofaecke bequem zurücklehnend und die Cigarre anbrennend.

„Deine Schwester dachte ich bei Dir zu sehen.“

„O ja, richtig, jetzt weiß ich. Ja, siehst Du, der liebe Gott macht's halt oftmals anders, als man selbst seinen Weg anschlägt, und zwar viel besser. Was Marianne betrifft, die ist längst verheiratet, recht vorteilhaft, sie hat ihrem eigenen Hause vorzustehen und weiß von allerlei Segen zu erzählen. Ich aber, — ja, es ist im Grunde genommen eine merkwürdige Geschichte, wie ich mein Weib und sie mich und wir beide so viel Glück und Freude in unserem Nest, unserer „Hüfung“ fanden, daß man manchmal meint, es sei doch etwas vom Paradiese hienieden hängen geblieben.

„Ich möchte diese Geschichte gar gerne hören,“ sagte ich. „Du verdenkst solch Verlangen einem alten Freunde nicht, der sich von gewöhnlicher Neugier freisprechen kann.“

„Wenn es Dich interessiert, so sollst Du es erfahren, von Herzen gern,“ versetzte er. „Wird es Dir indes zu lang, so rufe: „Halt ein, den Stopfen vor das Herz!“ Denn wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“

IV.

Meine Erzählung beginnt nicht hier, nahm Hugo das Wort, sondern in einem sechs Meilen entfernten Orte, in Czeschlowitz, wo ich zuerst stand.

Unvergeßlich ist es mir, wie ich meinen Einzug in dem armseligen Städtchen hielt. Den ganzen Tag war ich gefahren, erst in der Eisenbahn, dann in der Post, von unaufhörlichem Regen begleitet, der an den Fenstern der schwerfälligen, wackelnden Postkutsche in Strömen niederfloß. Der Aussicht that er freilich keinen Schaden, denn es gab keine. Nichts von Leben, von Abwechselung; schlecht bebaute oder brach liegende Felder, da und dort eine morsche Hütte, die dunkle Linie eines Waldes, das war alles. Solche Öde war mir nie vorgekommen.

Nachmittags ließ der Regen nach. Die Straße war durch ihn dermaßen aufgeweicht worden, daß sich der Postwagen mühsam durch den Morast schleifte. Der Postillon

knallte und peitschte auf die Pferde los, was das Zeug hielt. Sie thaten ihr Möglichstes, aber ein Schelm, wer mehr leistet, als er kann. Der Haberfack schien ihnen hoch gehängt zu sein, und es war ihr Glück, daß sie mich allein und mein leichtes Kofferchen zu ziehen hatten.

Zum, ich weiß nicht wievielten Male hielten wir in einem Dorfe mit echt polnischem Zuschnitt. Der Schwager versicherte mich, indem er das Schnapsgläschen prüfend

gegen den wolkengrauen Himmel hielt, daß Czeschlowitz nicht mehr fern sei. Er hatte das bereits so oft versprochen, daß ich mich keinen heißblütigen Hoffnungen hingab und nur eins für gewiß annahm, nämlich daß der Begriff Zeit für ihn nicht galt. Er ließ sich höchst gemütlich Zeit, um ein Gläschen nach dem andern zu trinken. Ich verspürte Hunger und hätte in der Schenke etwas genossen, wenn sie nicht innen wie außen so entsetzlich schmutzig ge-

wesen wäre; kein sauberes Plätzchen, kein reines Geschirr es war mir unmöglich, etwas anzurühren und mich ein paar Minuten in dem aller Beschreibung spottenden Raume aufzuhalten, obwohl der Wirt, natürlich ein Jude, wie fast immer in diesen Gegenden, mir seine Getränke und Speisen mit fertiger Zunge mundgerecht zu machen suchte. Von solch einem Schmutz hat man außerhalb Polens und der anstoßenden östlichen Länder keinen Begriff, obwohl Deutsch-Polen sich immer noch höchst vorteilhaft auszeichnet.

Ich trat vor die Thür und musterte die Dorfstraße, wo ich meine Wunder sah. Misthaufen, stehende Mistpfützen, Leichname von Katzen, Hunden, alles aufs friedlichste vereint mit den Wohnungen der Menschen, die freilich auch zum teil mehr unförmlichen Lehmmassen als Stätten traulichen Lebens ähnlich sahen. Wieviel Elend durch die Branntweinpest sich hinter den Wänden solcher polnischer Hütten verbirgt, habe ich später kennen gelernt.

Nach geraumer Zeit kam der Schwager wieder zum Vorschein und meinte, indem er sich mit der umgekehrten Hand über die Lippen wischte, nun könnten wir auch wohl weiterfahren. Der Wirt würdigte mich keines Blickes mehr, weil ich Hunger und Durst bezähmt hatte, das Posthorn schallte, die Peitsche knallte, fort ging es den einförmigen, tiefen Weg entlang.

Bei abendlichem Nebelgerieſel erreichten wir Czeschlowitz, das in Wasser aufgelöst schien. Rinnsale glucksten durch die Hauptstraße, wo wir am Ziele waren.

„Ist einer drin?“ fragte die rauhe Stimme des Postmeisters.

Als Antwort sprang ich aus dem Wagen in eine Pfütze hinein, daß das Wasser nicht allein mir, sondern auch dem Posthalter bis an den Kragen spritzte. Er schalt, ich schüttelte mich, und da ich beim Lichte der Laterne als wohlgekleideter Mann befunden wurde, änderte sich die Szene sogleich, ein halbes Dutzend Menschen in dem talarartigen Rocke der Juden, mit Peies, den bekannten Ringellocken vor den Ohren, bot mir, einer den andern überschreiend, zudringlich seine Dienste an. Schnell sammelte sich sonst noch alt und jung um den Fremdling, ich wurde von allen Seiten besehen, man betastete sogar

meinen Rock, um mich desto sicherer nach ihm zu schätzen. Im Gasthof kam ich erst zu mir selbst. Das war mein Anfang in Czeschlowitz.

Eine Wohnung war am nächsten Tage leicht gefunden. Obwohl ich die Auswahl unter einer ganzen Reihe hatte, war meine Qual um die rechte nicht groß. Ein armer Tropf mit geringem Gehalt weiß, was er zu thun hat, er nimmt die billigste, mag sie sein, wie sie will.

Meinen Vorgesetzten und die Kollegen traf ich in einer ziemlichen Aufregung.

Herr Braune empfing mich mit dem Ausruf: „Na, zur rechten Stunde! Hoffentlich bringen Sie ebensoviel Scharfsinn wie Thatendurst mit."

„Wieso meinen Sie?"

„Ist leicht gesagt, mein Lieber! Sie wissen, daß wir an der Grenze einen fortwährenden Kampf um Sein oder Nichtsein führen, das heißt, die Schmuggler machen uns das Leben so heiß wie möglich und wir umgekehrt ihnen natürlich."

„Aber weshalb komme ich eben zur rechten Zeit? Gibt es etwas Besonderes?"

„Weil wir uns gerade einer recht schwierigen Aufgabe gegenübersehen, die zwar seit längerer Zeit der Lösung harrt, aber uns nachgerade unter den Nägeln brennt."

„Und das ist?"

„Nun sehen Sie, wir haben es mit einer verzweifelt pfiffigen und kühnen Pascherbande zu thun, die immer frecher auftritt, ohne daß wir ihr beikommen können. Von ihrem Treiben liegen Beweise genug vor; mehr als einmal glaubte ich, alle Fäden in der Hand und die Schelme im Garn zu haben. Ja, Prosit! Es steht fest, bombenfest, daß der Schmuggel mit Thee, Kaviar, Häuten, Rauchwerk in der schwunghaftesten Weise betrieben wird. Jedes Kind weiß das, es ist das öffentliche Gespräch. Trotzdem scheitern, wie gesagt, alle unsere Anstrengungen. Es ist ein Kampf wie gegen Unholde ohne Fleisch und Bein, die um unsere Pläne und Wege wissen, während wir ihren Schlichen wortlos gegenüberstehen."

Zornig klopfte er mit dem Fuße, die Stirne lag ihm in krausen Falten. Ich begriff, wie fatal ihm die Sache

war und wie viel er drum gegeben hätte, reinen Tisch zu machen.

„Es wird Ihnen angenehm sein zu hören," sagte Herr Braune, als wir mittags das Bureau verließen, „daß Sie mit uns zusammen auf heut Abend eingeladen sind. Staunen Sie nicht über die Formlosigkeit, womit man Ihrem Antrittsbesuche zuvorkommt. Unser Umgangskreis ist hier so klein und jeder Zuwachs so willkommen, daß die Förmlichkeiten billig beiseite gelassen werden. Man sucht sich und sieht sich so viel man kann. Erwarten Sie hier in Czeschlowitz so gut wie nichts in geselliger Beziehung. Alles liegt im Argen. Der Freund, der uns bei sich sehen will, wohnt draußen vor der Stadt, unmittelbar an der Grenze, mit einem Vorwerk sogar auf russisches Gebiet hinübergreifend, sein Name ist Dombrinsky, sein Gut heißt Metczizwoda, ein Prachtgut, mit großer Bodenfläche, fruchtbarem Boden und altem Waldbestand. Wenn es nicht in dieser verlorenen Ecke läge, würde sein Wert bedeutend sein. So aber und bei der polnischen Wirtschaft, die einmal eingewurzelt ist, dürfen Sie nicht den Maßstab anlegen, wie an einen ähnlichen Besitz bei uns daheim. Herr Dombrinsky ist ein angenehmer Gesellschafter, treuherzig, freundschaftlich, ungemein gastlich, dem wir es danken, daß das Leben hier leidlich hinfließt."

Als ich in meinem Zimmer angelangt war, das sich recht wenig gemütlich anließ, kramte ich meine paar Sachen aus, aß mein einfaches Mittagsbrot, das mir im Hause abgegeben wurde, und nahm mir vor, die Entbehrungen, die mir das Leben in Czeschlowitz auferlegte, durch vollständige Hingabe an den Beruf auszugleichen.

Der Nachmittag verging unter Arbeit. Als ich gegen Abend abermals in meiner einsamen Klause war, wünschte ich mir Glück, daß die Freundlichkeit des Gutsherrn mich, den Neuling, nicht vergessen hatte. Bilder eines schönen Familienlebens stiegen in mir auf. Wie hatte sich mir seit der Kindheit Tagen alles verändert! So einsam und abgeschieden wie hier aber war ich mir nirgends vorgekommen. Doch ich gehöre nicht zu denen, die ihren Gefühlen nachhängen. Es stand mir die Aufgabe klar vor der Seele, vorwärts zu schauen und zu streben. „Sein

Schicksal schafft sich selbst der Mann.“ Auch hatte ich ja in meinen Kollegen Leidensgenossen, und was wollte ich am Ende mehr? Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind.

Ein Klopfen an der Thür erinnerte mich, daß es Zeit sei, aufzubrechen. Einer meiner Kollegen kam versprochenermaßen, mich abzuholen.

„Sie werden sich amüsieren,“ bemerkte er, als wir die Treppe hinunterschritten, „oder Sie müssen sehr verwöhnt sein. In solchem polnischen Neste, wo es fast nichts gibt als Juden und arme Teufel, stimmt man seine Ansprüche bald herab. Es ist ein Glück, daß zwischen den Kollegen ein angenehmes Verhältnis besteht, sonst bliebe vom Leben nichts als Arbeit und Schlaf. Denn wer Abend für Abend allein auf seiner Klause sitzen soll, der schläft auch bei den besten Vorsätzen ein, ehe es Zeit ist.“

Vor dem Zollhause warteten unser gesattelte Pferde. Der Grenzdienst bringt es mit sich, daß man im Sattel zu Hause ist. Die dicken Regengewölke von gestern waren heute von hellerer Zeichnung und verschonten uns mit Nässe, ein frischer Wind strich über die Feldfläche, die auf der einen Seite unabsehbar hinlief, während auf der andern dunkle Waldungen bald näher, bald ferner lagerten. Nebel umdämmerten sie, hingen trauerflorartig um die Baumkronen und zogen sich um den Hof zusammen, der nicht weit vor uns in trauriger Abgeschiedenheit sichtbar wurde.

Unsere Tiere griffen wacker aus, die Entfernung verringerte sich schnell, eine Allee führte geradeswegs auf den Gutshof, als uns von dort ein Reiter in sausendem Galopp entgegenkam.

„Wenn das nicht Czerwenka ist!“ sagte Herr Braune. „Hoffentlich kein Unglück geschehen. Dieser Czerwenka,“ wandte er sich an mich, „ist nämlich Gutsfaktotum, Hausbofmeister, Kellermeister, die rechte Hand seines Herrn, für den er durchs Feuer geht, eins jener Wesen, die mit Geld nicht aufzuwiegen sind. Nun, Czerwenka, was gibt's? Doch nichts Schlimmes?“

Es war wirklich eine komische Erscheinung, die mit keuchendem Gaule bei uns anhielt, von schwerfälligem Bau und erstaunlicher Gelenkigkeit, struppigem Aussehen und fabelhafter Höflichkeit, recht wie ein polnisches Schaustück, an dem ich mich heimlich ergötzte.

Schon von weitem hatte er die polnische Faltenmütze abgerissen, er erstarb vor Höflichkeit und war dabei so schmutzig, daß ich unwillkürlich eine Waschbütte mit Seifenwasser und Lauge hätte herbeiwünschen mögen.

Er vermeldete unterthänigst und gehorsamst zugleich, daß sein Herr leidergottes an seinem alten Übel, dem schrecklichen Kopfweh niederliege. Der gnädige Herr — gnädig ist hier jeder, der kein Loch im Ärmel hat — bedauere unendlich, deswegen um den schönen Abend zu kommen, und lasse tausendmal um Verzeihung bitten, daß es ihm unmöglich sei, die Gäste zu empfangen. Er bitte aufs inständigste um Vergebung.

„Für sein Kopfweh?“ kitzelte mich, bei diesen langatmigen, schnörkelreichen Höflichkeitsreden einzufallen.

Der Mann blitzte mich einen Augenblick mit seinen kohlschwarzen Augen an, als ob er in den Angelegenheiten, die seinen Herrn beträfen, keinen Spaß verstände. Ein unheimliches Feuer sprühte aus seinen Blicken hervor, außerordentliche Verschlagenheit prägte sich in seinen Zügen aus, wie er mich mißtrauisch betrachtete.

Jedoch fiel er nur eine Sekunde aus dem Text, um, Haupt und Augenlider wieder ganz gehorsamst senkend, mit einem Hauche von Gekränktsein auf meine Zwischenfrage zu antworten: „Küß die Hand, gnädiger Herr, nein, nicht für das Kopfweh bitten wir um geneigte Entschuldigung, sondern für die vergebliche Mühe, die die gnädigen Herren gehabt haben."

Ich beeilte mich, zu den Bestellungen meiner Kollegen hinzuzufügen, daß ich mir bald die Ehre geben würde, meinen Besuch zu machen, was Czerwenka etwas versöhnlicher zu stimmen schien.

Auf einmal ritt er hart an die Seite des Chefs und flüsterte ihm etwas zu, wobei er triumphierend über das ganze Gesicht lachte.

„Immer laut hier, Czerwenka," ermunterte ihn Herr Braune, „die Sache geht uns alle an."

Sich zu uns wendend, fuhr er fort: „Meine Herren, es ist wieder etwas im Werke und zwar für diese Nacht. Wie wäre es, wenn wir statt eines gemütlichen Abendessens im gastlichen Herrenhause einen willkommenen Fang hielten und womöglich die Bande sprengten.

Auf näheres Befragen teilte uns Czerwenka mit, daß er in einer benachbarten Landschenke unbemerkt Zeuge eines Gesprächs geworden, das zwei fremde Männer miteinander führten, welche sich darauf nach der Waldgrenze zu entfernten. Bedeutende Warenladungen sollten in der nächsten Nacht von Rußland herübergeschafft werden, und eine zahlreiche Begleitmannschaft werde als Bedeckung dienen. Weg: das Helfholz, das, wie mir Herr Braune bedeutete, für einen größeren Transport vornehmlich geeignet sei, weil im Notfalle der Rückzug sich unschwer bewerkstelligen lasse. Unmittelbar hinter dem Walde, der sich dort mehr in die Länge als in die Breite ausdehne, schließe sich die russische Grenze an, wo denn die Pascher sicher seien. Es kam

deshalb besonders im Helfholz öfters vor, daß die Waren wieder drüben geborgen wurden, während die Bedeckung nach Art von Plänklern die Steuerbeamten aufhielt.

„Natürlich schlagen wir diesmal mit vereinter Macht," sagte Herr Braune. „Vorwärts, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren, es gilt, in größter Eile alle unsere Kräfte für den einen Punkt zusammenzuziehen, um einmal einen entscheidenden Handstreich zu führen. Schön Dank, Czerwenka! Der Lohn soll Dir im Falle des Gelingens nicht fehlen. Hast uns schon gar manchen Dienst geleistet."

Wir gaben den Pferden die Sporen und flogen nur so die Straße entlang. Ich freute mich darauf, mein erstes Lorbeerblatt auf dem Felde der Grenzerkämpfe zu pflücken.

In der Stadt ward ohne Aufschub alles emsig betrieben, um uns einen guten Erfolg zu sichern. Berittene Gendarmen gesellten sich zum Überfluß zu unseren Leuten. Mit Einbruch der Nacht eilten wir dem Helfholze zu, das wie eine schwarze Mauer gegen den wolkigen Nachthimmel stand. Wir erreichten es auf einem Umwege, indem wir zum Schein eine andere Richtung einschlugen und uns erst später dem Ziel entgegenwandten.

Der Nachtwind sauste durch den Wald, der Schrei der Eulen antwortete ihm, ein Neuling wie ich mußte die Lage spannend finden, und bei den guten Aussichten, die wir hatten, war sie es um so mehr. Mein Herz klopfte erwartungsvoll. Wenn irgendwo ein Zweig knarrte, ein Reislein brach, so zuckte ich zusammen und hörte die Pascher. Sie ließen uns aber recht lange warten. Mehrere Stunden vergingen, ohne daß etwas vorfiel. Uns fing Zeit und Weile an lang zu werden. Abermals hieß es unverrichteter Sache umkehren, sich für geprellt erklären. Das wirkte niederschlagend auf uns alle.

Herr Braune traf Anstalten, die Leute zusammenzuziehen, als plötzlich Schüsse krachten, der Wald sich belebte und das Signal zum Angriff unsrerseits erschallte. Wir stürmten auf die russische Grenze zu, wohin die Pascher sich zurückzuziehen schienen. Nach einem Stündchen waren wir ebenso weit wie vorher, kein Mann, keine Ware war in unsere Hände gefallen. Glücklicherweise trafen wir

alle unverwundet wieder zusammen, und so zogen wir ab, wie wir gekommen waren und schliefen in den Morgenstunden unseren Ärger aus, um ein paar Tage später aus sicherer Quelle zu vernehmen, daß die Bande kaum eine halbe Stunde vom Helfholz entfernt ihre sämtliche Ware, eine sehr beträchtliche Menge wertvoller Artikel, unangefochten auf deutschen Boden gebracht und hier natürlich abgesetzt hatte, ehe wir Wind davon bekamen. Helfershelfer standen den Paschern mehr als genug zur Verfügung, der schlaue Schacherer, der verkommene Trinker wetteiferten, an dem Gewinn teilzunehmen. Wir waren an der Nase herumgeführt worden, indem man zum Schein den Kampf mit uns aufnahm und inzwischen die Waren über die Grenze schmuggelte.

In der nächsten Zeit lag mir vor allem ob, mich in die neue Stellung gründlich hineinzuarbeiten. Wochen verstrichen über dem ersten Thatendurst. Es gab für mich gar mancherlei zu lernen in den neuen Verhältnissen, gar manches, was liegen geblieben, zu bewältigen. Die freie Zeit benutzte ich, außer für den kollegialischen Verkehr, mich im Volksleben gründlich umzuthun. Ich machte Bekanntschaften mit allerlei Volk in Czeschlewitz, streifte zu Pferd durch die Umgegend, besuchte die Dörfer und einsam gelegenen Schenken — der Puritz (Herr) von Metczwoda war in Geschäften verreist — und verschaffte mir wertvolle Einblicke in den polnischen Volkscharakter.

Mancherlei bekam ich durch diese freundlichen Berührungen mit dem Volke auch zu hören, was uns Grenzbeamten von Nutzen war und unsere Arbeit erleichterte. Eines Tages fand ich auf meinem Tische eine Visitenkarte, die mir sagte, daß Herr Dombrinsky mich habe aufsuchen wollen. Selbstverständlich fehlte unter seinem Namen die Krone mit den fünf Zinken nicht, womit die Wohlhabenderen gern als eine Art Adel gelten möchten, ein kindliches Vergnügen, das bis nach Ungarn hin beliebt wird.

Meine Wirtin, die mich mit der Visitenkarte in der Hand antraf, erzählte, daß Herr Dombrinsky wiederholentlich bedauert habe, mich zu verfehlen, und mit der Bitte geschieden sei, mich zu veranlassen, recht bald nach Metczwoda zu kommen.

Ich fragte, ob sie den Herrn länger kenne.

„O was sollte ich nicht?“ rief sie, „einen Herrn wie den reichen Puritz von Metczywoda! Er ist überall bekannt hier in der Gegend, ein sehr guter Herr, sein Gut sucht seinesgleichen, obgleich es mehr wert wäre, wenn er es besser hielte. Er lebt wie ein Graf, wissen Sie, und das bringt Schulden. Aber wo ist ein Herr, der es anders thäte? Ja, wer ohne Schulden ist, der ist ein reicher Mann, das sage ich immer, und das bleibt wahr bei Geringen und Vornehmen.“

Die Wirtin war eine sehr gesprächige Seele, bei der man immer wehren mußte, daß der Strom nicht über seine Ufer trat. Da sie aber über die näheren Verhältnisse des Gutsherrn von Metczywoda, die mich interessierten, nichts zu sagen wußte, so entließ ich sie und öffnete einen Brief, der aus der Heimat für mich angekommen war. Ich wünschte, meinen Eltern als ein Zeichen meiner Liebe ein würdiges Denkmal auf dem Friedhofe zu setzen. Bisher war mir der Wunsch unerfüllt geblieben, weil mir die Mittel fehlten. Marianne befand sich damals nicht in der Lage etwas zuzuschießen, bedurfte vielmehr meiner Unterstützung, um das Examen zu machen. Erst hier hatte ich angefangen, eine geringe Summe beiseite zu legen, und mein Eifer hatte mich die Denkmalsangelegenheit etwas voreilig betreiben lassen. Ein stattliches Kreuz aus grauem Marmor war beschafft worden. Die Rechnung lag dem Briefe bei. Da ich versprochen, gleich zu zahlen, mußte ich Wort halten, so unbequem es mir im Augenblick war. Doch tröstete ich mich damit, daß ich hoffentlich ausnahmsweise einen Vorschuß von meinem bescheidenen Gehalt erhalten würde, um so die laufenden Ausgaben zu bestreiten und durch die äußerste Sparsamkeit allmählig wieder ins Geleis zu kommen. Alle Groschen wurden zusammengerafft, der Betrag ging in den nächsten Tagen ab.

Denselben Nachmittag ritt ich nach Metczywoda hinüber. Es war ein schöner Herbsttag. Flatternde Fäden zogen über die Felder, hingen an den Bäumen und glitzerten in der hellen Luft. In bunter Färbung prangten die Waldungen. Herbstliche Stille ruhte weit umher, kaum von einem anderen Laute unterbrochen als vom Geschrei

der Krähen und Dohlen, die auf den kahlen Feldern Nahrung suchten oder in dichten Flügen vorüberflatterten.

Metczywoda machte mir im Schmucke seiner Hecken und Bäume, die es von einer Seite ganz einschlossen, einen anmutenden Eindruck, der erhöht wurde, als mich auf dem Hofe Herr Dombrinsky mit ausgesuchter Freundlichkeit bewillkommnete. Ich vergaß darüber das etwas hinfällige Aussehen der Gutsgebäude und die vernachlässigte Ordnung auf dem Hofe.

„Ich bin ein einsamer Mann," sagte er, mich in sein ebenerdiges Wohnhaus führend, „wenn meine Frau noch lebte, würden Sie alles behaglicher finden. Sie müssen mit mir vorlieb nehmen und es machen wie Ihre Herren Kollegen, die in mir den Freund sehen und es sich bei mir gefallen lassen."

Herr Dombrinsky zeigte sich als vorzüglichen Gesellschafter, der gewandt unterhielt und mir nur wegen einer gelegentlichen Roheit seiner Gesinnung nicht gefiel. Aber ich rechnete es ihm gut an, daß er sich gab, wie er war. Ohne Zweifel hatten meine Kollegen recht, wenn sie behaupteten, daß es viel wert sei, in einer Gegend, wo man Gesellschafter mit der Laterne suchen könnt., einen so gastlichen Freund zu besitzen.

Herr Dombrinsky führte mich in seinem Hause, auf dem Hofe und in dem parkartigen Garten umher. Je eher ich bei ihm zu Hause sei, desto glücklicher schätze er sich, sagte er verbindlich. Als wir in die Wohnstube zurückkehrten, glitt der Mann für alles, Czerwenka, hinaus, ein reichlicher Imbiß stand auf dem Tische, ich mußte gleich die Gastfreundschaft des Hauses kennen lernen.

Bei einer Flasche vortrefflichen Weins plauderten wir weiter. Herr Dombrinsky erkundigte sich nach meiner Familie, meinem Ergehen, Leben und Arbeiten in Czeschlowitz, er zeigte sich voll lebhaften Anteil für all und jedes, wie ein alter Freund saß er mir gegenüber.

Als ich aufbrach, hielt er meine Hand fest. Ich mußte ihm feierlich versprechen, Metczywoda so oft wie möglich aufzusuchen. Niemals werde ich ihm zu oft kommen, versicherte er. Die jungen Steuerbeamten, die ohne Anhalt, ohne Häuslichkeit in dem Neste Czeschlowitz

nahe daran waren zu verkümmern, hätten stets sein Haus wie ihre zweite Heimat angesehen, und er erwraet dies auch von mir, indem er sich der Hoffnung hingebe, daß wir in kurzem die besten Freunde sein würden.

„Und halt, noch eins!" raunte er mir zu, als ich auf dem Pferde saß und langsam neben ihm dem Hofthore zuritt, „falls Sie einmal in Verlegenheit sind — Sie verstehen mich. Ihr knappes Gehalt, die Jugend

mit ihren berechtigten Ansprüchen — nun, Sie wissen, wo Sie einen Freund haben, der stets zur Aushülfe bereit ist, stets! Also auf baldiges Wiedersehen!"

Ich befand mich wirklich gerade in Verlegenheit. Drei Tage später war die Miete fällig, während ich die Pappelallee entlang trabte, stieg die böse Geldfrage beunruhigend in mir auf. Aber borgen? Ich hatte grundsätzlich niemals geborgt, sondern lieber gehungert. Dadurch war ich ein freier Mann geblieben, und ein solcher wollte ich bleiben. Es war mir freilich unangenehm, vom Gehalt etwas voraus zu nehmen. Indes was half's? Jedenfalls war dies der nächste und sicherste Weg, um aus der Verlegenheit zu kommen. Später durfte sich ein ähnlicher Fall nicht wiederholen, das stand bei mir fest.

Am folgenden Morgen eröffnete ich meinem Vorgesetzten, daß ich genötigt sei, ihn um einen Vorschuß zu bitten, da unvorhergesehene Ausgaben eingetreten seien.

Ich hatte gehofft, daß die Erfüllung meiner Bitte keine Schwierigkeiten haben werde, und fühlte mich nicht wenig enttäuscht, als mir eröffnet wurde, daß grundsätzlich niemals etwas vorgeschossen werde, damit von vornherein allem leichtsinnigen Geldausgeben der Beamten gesteuert werde. Der kurzangebundene Ton des Bescheides machte mir eine weitere Aussprache unmöglich. Betreten verließ ich den Chef, ohne zu wissen, was jetzt anfangen, da ich so gut wie nichts mehr hatte. Die Art, wie ich abgefertigt wurde, erschwerte mir auch den Entschluß, mein Heil bei einem der Kollegen zu versuchen. Der Gutsherr von Metczwoda blieb meine einzige Hoffnung, seine Liebenswürdigkeit erschien mir in einem doppelt hellen Lichte.

Denselben Tag war es mir unmöglich, ihn aufzusuchen, nicht zu reden von dem peinlichen Gefühl, so schnell wiederzukommen, und in dieser fatalen Angelegenheit.

Da traf es sich günstig, daß wir insgesamt einen Tag später eine Einladung erhielten, den Abend in Metczwoda zuzubringen. Nichts stand im Wege, und mit Anbruch der Dämmerung stiegen wir zu Pferde.

Dombrinsky schien etwas darin zu suchen, uns glänzend zu bewirten. Es sei einmal seine Weise, versicherten mir die Kollegen, er lebe selbst gerne gut, und gönne dies auch

anderen. Czerwenka steckte in einer Art Dienerrock und hatte seine Hände in weißwollenen Handschuhen vergraben, indem er aufwartete. Niemand konnte aufmerksamer und dienstbeflissener sein als er. Kein Blick, kein Flüstern entging ihm, er erriet die Wünsche, füllte die kaum geleerten Gläser, war überall bei der Hand.

Ein solch üppiges Mahl hatte ich in dem Junggesellenhause nicht erwartet. Der Kaviar war von einer Güte, wie er mir nie vorgekommen, der Thee ganz ausgezeichnet, ein Gang verdrängte den andern und der Wein floß in Strömen. Kein Wunder, daß die Zungen sich lösten, daß man sich immer mehr gehen ließ und die Worte nicht auf die Goldwage legte, daß manches aus der Schule geschwatzt wurde, was man an einem anderen Orte für sich behalten hätte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, begab man sich in das Spielzimmer. Dombrinsky nahm mich in Beschlag, indem er seinen Arm in meinen schob und lebhaft auf mich einsprach, bis er seine Stimme zum Flüstern herabsinken ließ und geradezu die Frage an mich richtete, ob er mir irgendwie dienen könne? Erleichtert teilte ich ihm meine augenblickliche Verlegenheit mit. Auf der Stelle war er bereit, mir zu helfen, mit dem Dreifachen, dem Zehnfachen. Ich wehrte entschieden ab, was unnötig war, und bestand auf der unbedeutenden Summe, die ich dringend brauchte. Einige Minuten später hatte ich eine Rolle mit Goldstücken in der Tasche, da, wie Dombrinsky erklärte, er es nicht anders thue, und wegen der Rückzahlung möge ich mir keine grauen Haare wachsen lassen. Um nicht Aufsehen zu erregen, behielt ich die Summe zunächst, indem ich mich dem willigen Helfer in der Not verbunden fühlte.

Czerwenka trug uns frische Flaschen nach, die er trotz unserer Einsprache entkorkte. Sein Herr lobte ihn wegen seines Eifers und forderte uns auf, nun auch die Gläser auf einen Zug zu leeren.

„Hören Sie, Dombrinsky," rief der Chef, „Sie haben selbst den Nachteil, wenn Sie uns zum Trinken mit solchem Kaviar reizen, wie ich ihn außer auf Ihrer Tafel nicht gefunden habe."

„Mir sehr angenehm zu hören, Ihr thut mir ein-

samen Knaben aber zu viel Ehre an. Na, das muß ich gestehen, was ich habe, ist gut, offen heraus. Ich hasse die falsche Bescheidenheit. Wie sagt doch Euer Dichter? „Nur die Lumpe sind bescheiden!“ Muß übrigens darauf aufmerksam machen, daß Ihr die Sachen bei Euch zu Hause ebenso gut haben könnt, wenn Ihr wollt. Czerwenka!“

„Gnädiger Herr?“

„Bring das Kaviarfäßchen einmal her. Da sehen Sie, meine Herren, eine ganz bekannte Königsberger Delikatessenfirma. Also zum Beispiel; nun?“

„Wahrhaftig,“ sagte Herr Braune, „wir haben keine Entschuldigung mehr, wenn wir nicht ebenso üppig leben wie unser Freund.“

Da dies mit den Gehältern der Steuerbeamten sich so wenig reimte wie A und Z im Alphabet, erschallte ein helles Gelächter.

„Eh bien,“ rief Dombrinsky, der mit Vorliebe französische Brocken brauchte, indem er uns das Glas entgegenhielt, was mein ist, gehört Euch!“

Die Gläser läuteten gellend aneinander, aber mittendrein zerbrach das des Gastgebers.

„Glück und Glas — Ein neues Glas, Czerwenka, treue Seele!“ rief Dombrinsky.

Der Mann für alles stellte bereits eins vor seinem Herrn auf. Dieser goß es zum Überfließen voll.

„Wer es ernst meint mit dem Glück, der trinkt mit einem Zug aus!“

Die Stimmung ward immer ungezwungener. Wie es gern geschieht, wenn — die Studenten würden sagen, ein Fuchs — ein Grasgrüner im Kreise ist, man fing an, sich mit mir zu beschäftigen. Ich würde schwermütig in Czeschlowitz, behaupteten sie. Man müsse mich verheiraten.

Der Gedanke fand Anklang, am meisten von seiten des Gastgebers.

Einer der Kollegen, Leitner, erzählte, daß ich mein Junggesellenleben in der kahlen Wohnung verwünschte. Die lieblichsten Worte über das Familienleben ständen mir zu Gebote.

Der Puritz rückte näher zu mir hin und wollte wissen, ob ich mein Herz vergeben habe.

„Er will es erst verlieren", riefen die Kollegen.

„In Czeschlowitz?"

Alle lachten, ich allein nicht. Diese Art der Unterhaltung widerstand mir. Sie war eins der Ergebnisse, die der reichliche Wein zeitigte.

Ich fertigte die Herren auf die beste Manier ab, daß ihnen die Lust verging, mich weiter zum Gegenstand ihrer Unterhaltung zu nehmen. Der Aufbruch wurde dadurch beschleunigt.

Unterwegs ergingen sich die Kollegen in Lobeserhebungen über den freigebigen Gastfreund.

Auf meine Bemerkung, daß mich eine größere Einfachheit in der Bewirtung mehr anziehen würde, entgegnete man mit den früheren Gründen, daß er es könne und einmal so liebe. Überhaupt fühle man sich mit ihm so freundschaftlich verbunden, daß Bedenken nicht am Orte seien. Niemand habe sich für das Steueramt nützlicher erwiesen als er, indem er oftmals durch seine Leute den Absichten der Schmuggler auf die Spur komme und sofort Anzeige erstatte.

Leitner, dem stets das Wort lose auf der Zunge saß, warf ein:

„Na, was haben wir eigentlich auf seine Winke hin groß gefangen? Pascher niemals, außer einem alten taubstummen Schelm, den man schließlich wieder laufen lassen mußte, und alten Käse und verdorbenen Thee einmal."

„Dafür kann er doch nicht," widersprachen die anderen. „Ist es nicht genug, wenn er uns zu wissen thut: „Da und da hat das Raubzeug seinen Wechsel?" Sie verlangen zu viel."

Unter solchem Hin- und Herreden beendigten wir unsern Weg. Wir trennten uns auf dem rumpeligen Straßenpflaster von Czeschlowitz (die Nebenstraßen hatten es bis zu einem Pflaster nicht gebracht), und schlaftrunken suchte jeder seine Wohnung auf. Sorgfältig verschloß ich meine Rolle mit Goldstücken. Sie drückte mich in meinem Bewußtsein. Es war das erste Mal, daß ich einem Menschen etwas schuldete. Aber sicherlich, es sollte mein ernstes Bestreben sein, so bald irgend möglich meine Schuld zu entrichten.

In der nächsten Zeit war ich wiederholt in Dienstsachen auswärts. Die wachsende Bekanntschaft mit der Eigenart des polnischen Volkslebens und Charakters fing an, mir ihre Früchte zu tragen. Ich kam mit den Leutchen gut aus und ließ mir von den Schelmen keine Augenklappe vorhängen. Mehr als ein kleiner Streich gegen das Schmuggelwesen gelang mir auf friedlichem Wege durch Warnungen, rechtzeitige Drohungen oder plötzliche Überraschungen. Mir ward ein besonderes Lob zu teil von der Ober-Steuerbehörde, ja, infolge eines glücklichen Handstreichs gegen die Pascher erhielt ich als Gratifikation die für mich nicht zu verachtende Summe von zwanzig Thalern, die mich, weil sie ganz unerwartet kam, um so mehr erfreute.

Dombrinsky fuhr oder ritt zu wiederholten Malen bei mir vor, aber vergeblich, als ob ein Unstern über unserem Zusammentreffen stände. Ich meinerseits fand keine Zeit zu einem Besuche bei ihm, bis ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, zu ihm reiten und ihm zugleich die Geldsumme voll und ganz zurückerstatten konnte.

Er beklagte sich bei meinem Eintreten bitter, daß ich es nicht mache wie die Kollegen, mit denen er sich häufiger sehe, geschweige denn, daß ich ihn in solcher Weise als Freund betrachte, wie es sonst alle jüngeren, alleinstehenden Steuerbeamten gethan hätten. Ich müsse etwas gegen ihn haben.

„Nein, wahrhaftig nicht?"

So gefalle mir's wohl nicht bei ihm. Er bedauere unendlich —

„Also auch das ist nicht der Grund?"

Plötzlich nahm er meine beiden Hände.

„Wollen wir nicht Freunde sein?" rief er überströmend von Gefühl.

Als ich ihm das Geld übergab, wollte er nichts von Zurückerstattung wissen. Er kenne meine Verhältnisse, wisse, wie sauer sie mir werde —

„Nichts davon! Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft."

Da ich auf der Annahme des Geldes bestand, wurde er verdrießlich.

„Muß man denn so genau nach der Elle messen?"

fragte er. „Sind Sie wirklich so sehr stolz, von einem Freunde nichts umsonst annehmen zu wollen, so braucht es doch keine solche Eile mit der Wiedergabe, es wird sich eine Gelegenheit für einen kleinen Gegendienst finden. Warum denn nicht? Ein Vertrauen ist des andern, eine Hülfe der andern wert. Man ist im Leben aufeinander angewiesen."

Ich ließ mich nicht umstimmen. Er mußte sein Geld nehmen und fügte sich endlich seufzend, indem er mir das Versprechen abnahm, mich stets in der Not an ihn zu wenden.

Dann ließ er sich ein Pferd satteln und begleitete mich zur Stadt, um den Abend bei mir zu verleben. Obgleich ich es darauf anlegte, mich nach der Decke zu strecken und, meinen Verhältnissen gemäß, zu sparen, wollte ich gegen ihn nicht zu sehr abstechen und ließ die Wirtin auftragen, was irgend von Leckerbissen herbeizuschaffen war. Ich dachte auch die Kameraden rufen zu lassen. Doch wehrte er ab, es liege ihm gerade daran, mit mir allein ein paar traute Stunden zu verleben, ich möchte ihm dieses Vergnügen nicht schmälern.

Mehr als eine Flasche Wein wurde ausgestochen. Im stillen gestand ich mir, daß, obwohl ich mit dem Preise nicht gegeizt hatte, es ein erbärmliches Zeug war gegen die auserlesenen Weine des Puritz von Metzkowoda, der meinem Getränk alle Ehre anthat und in bester Laune plauderte. Er erteilte mir unter anderm Ratschläge, wie ich mein Zimmer mit geringem Aufwande wohnlicher einrichten und mir eine Stätte schaffen könnte, wo behaglich zu hausen sei.

„Geld ist bei allem die Hauptsache," meinte er. „Zu ängstlich sparen verbittert das Leben, weil es seine Genüsse abschneidet, und zum Genießen ist man da, was hat man sonst vom Leben?"

„Der Mensch lebt nicht von Brot allein —" warf ich ein.

„Natürlich!" lachte er schallend auf.

„Nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht," vervollständigte ich den Spruch.

Er stieß einen polnischen Fluch aus.

„O, das klingt sehr fromm. Woher haben Sie das?"

„Aus der Bibel, dem Worte Gottes."

„O! Davon weiß man hier nicht. Wir überlassen das der Geistlichkeit, man steht sich besser dabei. Mit gelehrten Dingen soll man sich nicht den Kopf zerbrechen. Was ich sagen wollte, haben Sie die Geschichte von dem armen jungen Manne, dem Steuerbeamten gelesen? Habe das größte Mitleid mit ihm."

„Ich erinnere mich nicht."

„So? Ich will sie Ihnen gern erzählen. Ist da irgendwo — habe ein schlechtes Gedächtnis für Namen und Zahlen — ein junger Steuerbeamter, der in Geldnot gerät. Die Lage wird verzweifelt. Nun, natürlich, er kann nicht verhungern wollen. Was thut er? Spielt ein bischen unter der Decke mit den Paschern, um sich aufzuhelfen, der arme junge Mensch, sonst die Pflichttreue selbst; aber mein Himmel, Not bricht Eisen, wozu kommt man nicht, wenn sich Mangel einstellt? Nun, er hat es etwas plump getrieben, mag auch etwas zu weit gegangen sein. Kurz und gut, er ist selber schuld, daß sie ihn gefaßt

haben, und natürlich, die großen Diebe läßt man laufen, die kleinen hängt man. Wie gesagt, ich habe das innigste Mitleid mit ihm. Denken Sie sich in eine solche Notlage hinein!"

„Aber der Mensch lebt eben nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte Gottes," entgegnete ich abermals. „Die Ruhe des Gewissens, der Friede des Herzens sind mehr wert als Gut und Geld."

„Natürlich, natürlich! Indes die Not, lieber Herr, die Not! „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet", steht das nicht auch in Ihrem Worte Gottes?"

„Welche Anwendung gegenüber der offenen Sünde, dem klaren Vergehen!"

„O, wer will die Sünde und das Vergehen in Schutz nehmen?" versetzte er, „aber den Sünder, den jenes Wort Gottes schützt."

„Erst dann, wenn er mit der Sünde nicht mehr gemeinsame Sache macht," entgegnete ich.

Wir stritten hin und her. Dombrinsky erschien mir in dem Wortgefecht wie ein geschickter Schläger, der hin und her springt, um seinen Gegner empfindlich zu treffen und zu entwaffnen.

Es versteht sich, daß uns beiden die Wendung des Gespräches unbehaglich war.

Dombrinsky erhob sich.

Ein wenig kühler, als er gekommen, aber mit der gewohnten Verbindlichkeit verabschiedete er sich. Ich sah ihn längere Zeit nicht wieder, weil ich auf Wochen abwesend war. Es fehlte hier in Raltowitz an einer Kraft, und mir wurde der ehrenvolle Auftrag, einstweilen als Ersatz zu dienen, während inzwischen die Kollegen in Czeschlowitz meine Arbeit mitübernehmen mußten.

Der Wechsel kam mir höchst willkommen, abgesehen davon, daß der Vertrauensbeweis meiner vorgesetzten Behörde mich ermunterte und freute. Auch in Raltowitz gab es tüchtig zu thun. Mein damaliger Aufenthalt hier fiel in eine Zeit, wo der Schmuggel mit unerhörter Frechheit betrieben wurde, und merkwürdig, gewisse Kunstgriffe, um die Aufmerksamkeit der Beamten von einem Punkte abzulenken, gemahnten mich auffallend an die Kniffe der

Bande, mit der wir es in Czeschlowitz zu thun hatten. Eine so ins Auge springende gemeinsame Art erregte meine Aufmerksamkeit, daß ich bald nicht mehr zweifelte, es bestehe zwischen den Paschern dort und hier ein naher Zusammenhang, vielleicht arbeiteten sie unter derselben Leitung. Es gelang mir, meine Czeschlowitzer Erfahrungen zu verwerten. Wir rissen starke Breschen in die Raltowitzer Bande, die der neuen Maßnahmen, die ich einleitete, nicht gewärtig, sich eines Nachts völlig überrumpeln ließ. Jedoch waren es lauter unzurechnungsfähige Leute, die wir faßten. Von einem Gewebe, einem Zusammenhang mit anderen Schmugglerbanden hatten sie keine Ahnung, so daß man seitens meiner Vorgesetzten daran zweifelte, während ich auf meiner Ansicht bestand.

Bei meiner Rückkehr nach Czeschlowitz kamen mir die Kollegen mit der Botschaft entgegen, auf Metczwoda habe sich eine reizende Verwandlung vollzogen, der Puritz sei nicht mehr das einsame Käuzchen, nein, Lust und Leben blühten auf seinem Herrensitz, seit dort eine Schwester mit ihrer Pflegetochter Paula Petrowska ihren Einzug gehalten. Ich werde staunen, welche Veränderung das sei. Dombrinsky schwimme in Glück, täglich begleite er die junge Dame zu Pferde, wohin sie wolle, die ganze Gegend sei voll von der Kunde, daß für Metczwoda eine neue Zeit angebrochen sei.

Wer sollte da nicht neugierig sein? Wenn mich nicht eine Reihe wichtiger Arbeiten in Anspruch genommen hätte, wäre ich in den ersten Tagen Zeuge der neuesten Ereignisse auf dem Gute geworden.

An einem hellen Wintertage zog mich Schellengeläut ans Fenster. Der Silberton der Glöckchen verriet mir, daß es ein Herrenschlitten war. Wie spielend glitt er näher, und fürwahr, hielt vor meiner Thür. Die Insassen hatten sich tief in Pelz gehüllt, so daß ich sie, von oben hinunterspähend, nicht erkennen konnte. Ich sollte über sie nicht lange im Ungewissen bleiben. Ein Klopfen an meiner Thüre, herein trat Dombrinsky.

„Treff' ich den Nachbar hie? Zu Hause weilt er selten, zu Hofe kommt er nie," sang der Mann mit seiner ohrenzerreißenden Stimme.

Er ſtreckte mir ein paar Finger entgegen.

„Ihrethalben kann man roſten, ſterben, nach Kuckucksheim reiſen," rief er. „Wo ſtecken Sie in aller Welt? Erſt in wichtigen Aufträgen außerhalb, darauf wie der Bär vom eigenen Fette lebend oder unter dem Bauernvolk umherſtreifend, he? Liebſter Freund, welche menſchenfeindlichen Ausflüge, ſich nicht ſehen zu laſſen, wahrhaftig!"

„Laſſen Sie," fuhr er emſig fort, „keine Ausflüchte! „Den Spieß muß ich mir pfänden, ich nehm' ihn mir zur Haft," ſang er weiter. „Nun, was treiben wir eigentlich? Gehen die arbeitsvollen Tage noch nicht zu Ende? Wann kommen Sie einmal?"

Ich verſprach, ihn in den erſten Tagen zu beſuchen. Er ließ es ſich wiederholen, „um zu wiſſen, daß er auch recht gehört habe," und erklärte dann, für heute keine Zeit zu haben, da eine junge Dame, die mit ſeiner Schweſter bei ihm zu Beſuch ſei, im Schlitten auf ihn warte.

Ich geleitete ihn hinunter und wurde Paula Petrowska vorgeſtellt, die geſchickt die feurigen Renner zügelte. Sie blutjung, er mit ſpärlichem grauen Haar, ein größerer Gegenſatz ließ ſich kaum denken, aber ſie ſchienen gut miteinander auszukommen. Nachdem ich nochmals verſprochen, mich baldigſt ſehen zu laſſen, flog der Schlitten blitzſchnell davon.

Einige Tage ſpäter führte ich meinen Vorſatz aus. Hoher Schnee war gefallen, Weg und Steg verdeckt, und

da die Straße ein gutes Ende ohne Baumeinfassung war, hatte mein Rößlein vollauf zu thun, mich durchzubringen. Ein anderer an meiner Stelle wäre vielleicht umgekehrt, wogegen ich, treu meiner Gewohnheit, das Unternommene durchzusetzen, nach manchem Aufenthalt die Pappelallee erreichte, die mich nach wenigen Minuten Metczywoda gewinnen ließ. In Schnee gebettet, lag der Hof still wie verzaubert da. Die Hunde schlugen an und umsprangen mich bellend, niemand war zu sehen, bis endlich Czerwenka in einem Schurzfell seine Erscheinung machte und mir das Pferd abnahm, indem er mit wichtiger Miene erzählte, daß er dabei sei, ein Faß Wein abzuziehen, was keiner so trefflich verstehe als er. Der gnädige Herr werde in seinem Zimmer sein und sich freuen, mich zu begrüßen.

Ich trat in das Haus und klopfte vergeblich an der Thür. Da kein „Herein!“ erfolgte, wandte ich mich nach der Küche, die am Ende des Flurganges lag. Duftiger Kuchengeruch dampfte mir entgegen, der genugsam verkündete, daß gute Zeit sei. Ich stand auf der Schwelle zu dem verräucherten, weiten Raume, ein heiteres Bild zeigte sich meinen Augen. Die junge Dame, die neben Dombrinsky im Schlitten gesessen, stand in blütenheller Schürze, die Ärmel aufgestreift, die Hände voll Mehl, indem sie mit erstaunlicher Schnelligkeit Figuren formte aus dem Teig, den sie einem Troge entnahm. Bereits prangte ein Schüsselchen fertigen Gebäcks auf dem ungeheuren Küchentisch. Da drehte sie den bepuderten Kopf ein wenig und gewahrte mich. Ein leiser Aufschrei der Überraschung, und mit einem Sprunge war Paula Petrowska hinter dem bedachten Herde verschwunden. Hinter mir aber erschallte zugleich ein lustiges Lachen, Dombrinsky schlug mich auf die Schulter: „Ei, ei, lieber Freund, sucht man seine Freunde in der Küche?“

Er entführte mich scherzend. Ich komme gerade zur rechten Zeit, erklärte er, denn wichtige Dinge lägen vor, ein frisches Faß Wein sei angestochen, und ich solle gleich proben.

Wir stiegen in den Keller hinab, wo Czerwenka beim Schein eines Talglichtes thätig war. Sobald ich mich ihm näherte, reichte er mir ein schon gefülltes Glas mit einem

guten Wunsche, seinem Herrn ein zweites, wir stießen an und tranken, der Wein war köstlich.

Dombrinsky nahm einige Flaschen an sich. — „Die Damen müssen uns helfen," sagte er. — Wir klommen ans Tageslicht zurück und wurden von heulenden Windstößen empfangen, die alle Thüren krachend zuschlugen, während eine Schneewolke den Flur erfüllte.

„Ein Wolfswetter!" rief Dombrinsky. „Kommen Sie schnell, bester Freund, hinein, hinein ins warme Zimmer, an den Ofen! Puh, bläst das wild! Eh bien, uns soll es desto wohler da drinnen werden."

Eine Flügelthür wurde geöffnet, die Klinke in der Hand, stand eine ältliche Dame in sonderbarem Kopfputz vor mir.

„Was ist das für ein schreckliches Lärmen im Hause, Stanislaus?" schalt sie mit harter Stimme, „Du weißt, ich mag solch unsinniges Poltern nicht, sage Deinen Leuten ein für allemal, daß sie darauf Rücksicht nehmen."

„Meine Herrschaft erstreckt sich nicht auf die Winde," spottete Dombrinsky. „Übrigens, hier stelle ich Dir einen jungen Freund vor, den ich Deiner Gunst empfehle. Meine Schwester, Frau Salmirow," wandte er sich an mich.

Im Augenblick veränderte sich alles an der Dame, ihre Haltung, ihr Gesichtsausdruck, ihre Stimme. Den langen Pelz, der ihr locker um den Hals hing, fester ziehend und wie im Frostschauer hüstelnd, hieß sie mich als einen Freund, der ihr längst vorteilhaft genannt worden und nach dessen Bekanntschaft sie sich gesehnt habe, verbindlich willkommen.

An den Wänden des Zimmers liefen buntgeblümte Polsterbänke hin, mitten in dem saalartigen Raume befand sich ein gepolsterter Rundsitz, kleine Tische mit Sesseln waren da und dort verteilt, in einer Ecke fristete ein kleines, altmodisches Klavier sein Leben. Eigentlich behaglich war der Raum, den ein mächtiger Kachelofen mit Wärme versorgte, für einen deutschen Geschmack keineswegs, aber er wurde es durch das Unwetter, das draußen tobte, indem der Wind zum Sturme geworden, ganze Wolken Schnees gegen das Haus jagte und es in ein Flockenmeer eintauchte. Diesen Kampf der Elemente mußte man sehen, hören, um sich tausendmal zu freuen, daß man ihm nicht wehrlos ausgesetzt war, sondern ein sicheres Obdach hatte.

„Nach Czeschlowitz kommen Sie heut um keinen Preis mehr," sagte Dombrinsky. „Sehen Sie diesen wilden, weißen, wahnsinnigen Wirbel vor den Fenstern, es ist nicht Menschenmöglichkeit, sich bei solchem Wetter durchzuschlagen. Wir werden in einer Stunde soviel Schnee haben, daß weder Tier noch Mensch durchkann. Für uns ist Ihr kleines Abenteuer recht nach Wunsch und Willen, ein so seltener Gast wie Sie verdient den Zorn des Himmels, der sich anschickt uns zu rächen, da er Sie nötigt, die Nacht hier zuzubringen. Olga Salmirow, wie ist's, ich hoffe, für mehr Gäste als für einen findet sich Raum?"

„O ganz gewiß!" versicherte die Dame angelegentlich, indem sie eine Cigarette anbrannte und sich aus einer dickbauchigen Flasche ein Gläschen Branntwein einschenkte, das sie mit einem plötzlichen Anfall von neuer Liebenswürdigkeit mir tredenzte. Hätte sie gewußt, wie sehr ich es haßte! Um ihre Laune nicht zu verderben, nahm ich es; da rauschte ein Gewand, mit freundlichem Gruß vermehrte Paula Petrowska unsere Gesellschaft und trug eine Schüssel mit dampfendem Backwerk, während ihre Wangen von der Arbeit glühten. Sie verneigte sich leicht gegen mich und sagte, indem sie die Schüssel vor Dombrinsky niedersetzte, triumphierend: „Gewonnen."

„Ich erkläre mich für besiegt," versetzte er, den Arm nach ihr ausstreckend, um sie neben sich auf den Wandsitz zu ziehen, wogegen sie sich mit einer geschickten Bewegung sträubte.

„Wir haben zu verhandeln, Paula Petrowska," ſagte Dombrinsky ein wenig ärgerlich.

„Das können wir auch ſo," entgegnete das Mädchen, ſich einen Stuhl nehmend, der etwas entfernt ſtand.

„Was ſoll ich Ihnen geben, Paula Petrowska?" fragte Dombrinsky. „Sie müſſen nämlich wiſſen, lieber Freund, richtete er das Wort an mich, „daß wir, das heißt die junge Dame und ich, gewettet haben. Was thut man nicht vor Langerweile auf dem Lande und gar, wenn man ſo gut wie eingeſchneit iſt? Man treibt allerlei Thorheit, natürlich. Und ich bin der Anſtifter der Wette geweſen, natürlich. Ich habe behauptet, Paula Petrowska ſei eine Zauberin, der nichts unmöglich iſt, als eigenhändig ſolche hübſche gefüllte Küchelchen zu backen, wie ſie da vor uns ſtehen, ſüßes mundliches Zeug, das Sie bei keinem Konditor richtig bekommen; eine Damenhand muß es backen, der gute Hausgeiſt muß dabei behülflich ſein. Paula Petrowska, Sie ſind dazu geboren, außer allen übrigen Tugenden auch die zu beſitzen, eine vortreffliche Hausfrau zu ſein — —"

V.

Hugo wurde in ſeiner Erzählung durch den Duft warmer Kuchen und Tellergeklirr unterbrochen. Die ſorgliche Hausfrau war bereits ſeit längerer Zeit verſchwunden und kehrte jetzt zurück mit vollen Händen, ſo daß hinter ihr eine Magd die Thüre ſchloß.

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung, daß ich die Herren ſtöre," ſagte ſie lächelnd und beſetzte den Tiſch mit ihren Schätzen.

„Wir müſſen es uns ſchon gefallen laſſen, daß ſie uns feiert," ſcherzte Hugo. „Hier, lang' zu! Dieſelben Kuchen, bei denen ich in meiner Erzählung ſtehen geblieben bin."

„Ach, alſo Paula Petrowska! —"

„Pſt! Es wird nichts ausgeplaudert, wir verraten nichts von dem, was noch kommt, es ſei denn, daß Du an der Erzählung genug haſt. Dann ſag' ich Dir mit ein paar Worten das Ende und halte den Mund."

Ich widersprach eifrig und bat ihn, fortzufahren.

„Wie weit ist er gekommen?“ fragte seine Frau, und als ich berichtete, lachte sie auf: „Je öfter er die Geschichte erzählt, desto länger wird sie.“

„Da ihr Kern und Stern der ist, wie wir beide uns gefunden haben, darfst Du Dich nicht beschweren, Herz,“ erwiderte er. „Merkwürdig ist's, mit den Jahren wird mir jeder einzelne Zug immer wichtiger und mitteilenswerter.“

„Der beredteste Beweis für Dein Familienglück,“ fiel ich ein.

„Ich glaube es selbst!“ rief er herzlich.

Seine Frau drückte ihm verstohlen die Hand. Diese beiden Menschen waren das Bild des Glücks und der Liebe. Mein Herz wurde mir warm vor Freude.

Wir plauderten miteinander und ließen uns die gefüllten Kuchen schmecken, die es verdienten, daß man ihnen alle Ehre anthat.

Auf einmal wurde die Thüre ein wenig geöffnet und ein brauner Lockenkopf schob sich mit verschämtem Gesichte hindurch.

„Aber Viktor, ich denke Du bist bei Deiner Arbeit?“ rief die Mama.

„Ich habe gerochen —"

Hugo sah mich lächelnd an.

„Was thut man nun nach den Grundsätzen einer richtigen Erziehung?" fragte er. „Der Junge wird mal'n Steuerbeamter werden, der den Paschern auf die Finger sieht. Wir sind überrumpelt worden, Frau. Gieb dem Jungen einen Kuchen, damit ziehen wir uns aus der Verlegenheit. Da mache einer Heimlichkeiten vor der lieben Jugend! Komm, Viktor, aber dann an die Arbeit, sonst wirst Du nicht fertig!"

Kaum war der Krauskopf befriedigt, als ein schneeweißes Nachtröckchen in der Thürspalte seine Erscheinung machte. Die Augen sahen halb verschlagen, halb lüstern aus.

„Aber Kinder, nein, was ist das?" schalt die Mama. „Ihr bekommt ja alle, wenn Ihr artig seid, morgen —"

„Aber dann sind sie doch nicht mehr warm," zirpte das Stimmchen.

Ich glaubte mich berechtigt, als „Onkel" ein gutes Wort einzulegen, wo sich denn bald herausstellte, daß die ganze kleine Gesellschaft nicht einschlafen konnte, weil ihr wegen des verräterischen Duftes die Herzchen pochten.

Dem mußte auf die glimpflichste Weise abgeholfen werden, trotz allen Regeln der Erziehungskunst, vielleicht auch gerade aus Rücksicht für sie. Wir gingen freilich der Gesellschaft der Hausfrau verlustig, weil sie erklärte, ohne ihre Gegenwart würde drüben im Kinderzimmer noch mehr revoltiert.

„Die Kinder sind gewöhnt, alles mit uns zu genießen," setzte sie entschuldigend hinzu, „und wir versagen uns gern, was für sie nicht paßt, um alles gemeinsam zu haben. Hugo hat mir oft erzählt, so sei es in seinem Elternhause gehalten worden, und dies habe nicht am wenigsten das innige Band zwischen Eltern und Kindern geschlungen. Da machen wir es ebenso, was bei unserm einfachen, häuslichen Leben wohl angeht und das gegenseitige Glück sichtlich befördert."

„Eins hast Du, wie ich denke, verschwiegen," lächelte ihr Mann. „Sie will sich nämlich nicht loben hören," sprach er zu mir hinüber, „was ich freilich beim besten Willen nicht vermeiden kann, wenn ich meine Geschichte

weiter erzählen soll. Da flieht sie denn gewöhnlich und überläßt es mir, dem Unverbesserlichen, zu sagen, was ich will. Nicht wahr, Herz?"

Sie nickte freundlich zu uns herüber.

„Gute Nacht, Ihr Herren, und treibt es nicht zu lange!"

VI.

Hugos Blick folgte der treuen Hausfrau und sagte mehr als viele zärtliche Worte.

Er schwieg einen Augenblick froh in sich versunken, ich überließ ihn gern sich selbst, da einem Freunde nichts Erfreulicheres geschehen kann, als wahrzunehmen, daß der Freund von ganzer Seele glücklich und dankbar ist.

„Trinke aber doch aus," mahnte Hugo endlich, sich vergnügt den Bart streichend, und als er die Gläser von neuem gefüllt, fand er sich bereit, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Also zurück nach Metczwoda!" sagte er. „Nun, der Schneesturm hatte eine gute Lunge, das Sausen und Brausen in der Luft dauerte fort, dichte Wolken des weißen Elements jagten ohne Unterlaß um das Haus. Es uns behaglicher zu machen, hatte Dombrinsky den Kamin öffnen und dort ein Feuer anzünden lassen, dem er von Zeit zu Zeit einen Holzkloben oder neues Reisigwerk zuschob. Knisternd sprühte es, wenn die Sturmstöße plötzlich wie heulende Geister dreinfielen, in Funken auf, flammte und leuchtete erwärmend durch das dunkelnde Gemach. Wir hatten uns um den Kamin gesetzt, die Unterhaltung stockte nicht. Dombrinsky aber, der unruhig gern auf etwas Neues übersprang, stellte auf einmal die Zumutung an Paula Petrowska, uns ein Lied im Dunkeln zu singen.

Das junge Mädchen nahm sie zuerst als einen Scherz, eine Laune. Als Dombrinsky jedoch ernstlich auf seinem Wunsche bestand, sträubte es sich entschieden.

Ich fühlte peinlich das Unpassende in Dombrinskys Verlangen, der so wenig die Anwesenheit eines Fremden wie ich in Rechnung zog, und je dringender er wurde, desto unangenehmer wurde mir meine Lage an seinem Kamin.

Aber Paula Petrowska war eine, die ihren Kopf

oben behielt und Trotz gegen Trotz setzte, den Widerstand einer überlegenen Natur gegen ein knabenhaftes Ansinnen, das durch den Widerspruch heftiger wurde.

Frau Salmirow war bisher stumme Zuhörerin des Handels zwischen Bruder und Pflegetochter gewesen. Weit in den Sessel zurückgelehnt drückte sie die Augen halb zu und gab sich den Anschein ziemlicher Gleichgültigkeit. Ich bemerkte aber, daß ihr stechender Blick zwischen den Augenwimpern heimlich hervorguckte, um mich zu beobachten. Sie hatte sich so gesetzt, daß die Flamme sie möglichst wenig beschien. Dadurch erhielt ihr Gesicht etwas Erdfahles, und ihre regungslose Gestalt etwas Unheimliches, was durch die verstohlen spielenden Blicke erhöht wurde.

Nachdem die Dame sich lange Zeit in der Rolle der Stummen gefallen, griff sie unerwartet in den Streit der beiden ein, zunächst mit einer vielsagenden kurzen Wendung des Kopfes, die offenbar von dem jungen Mädchen verstanden wurde und ihren Eindruck nicht ganz verfehlte. Hätte nicht in Paula Petrowska die mädchenhafte Scheu vor mir gesiegt, so wäre sie wohl gleich erbötig gewesen, dem Verlangen zu entsprechen, denn ich sah, wie sie bei dem bedeutungsvollen Zeichen erschrak. Dennoch war ihr der Mut nicht ausgegangen. Sie erklärte der alten Dame, sie könne jetzt nicht singen. Da richtete sich diese ein wenig höher auf, ihre Augen gingen auseinander, sie maß das junge Mädchen von oben bis unten mit Blicken, vor denen es ängstlich das Köpfchen senkte, um es im nächsten Augenblick wieder zu erheben und die dunkeln Augen mit flehendem Ausdruck auf die Quälerin zu richten.

Jetzt konnte ich es nicht länger ertragen.

„Ich singe auch etwas, Paula Petrowska," sagte ich, „wenn es Ihnen recht ist, versuchen wir gemeinsam unsere Stimmen. Dort das Klavier wird uns begleiten, wenn auch die Dämmerung vorgerückt ist, ich spiele auswendig."

Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob ich mich und öffnete das Instrument.

Dombrinsky murmelte etwas vor sich hin, seine Schwester schleuderte mir einen Blick zorniger Überraschung zu, dann machte er gute Miene zum bösen Spiel und rief:

„Was, Sie singen und musizieren auch? Das trifft sich ganz herrlich. Wir werden kleine Konzerte einrichten, eine neue, lockende Aussicht für die langen Wintertage. Und das weiß man nun erst, welche musikalische Kraft man an Ihnen hat?"

Statt ihm auf seine Rede zu antworten, griff ich einige Accorde. O weh, war das ein Klapperkasten! Er wimmerte wie eine gepeinigte Seele, und von Stimmung keine Rede.

„Ich weiß nicht, ob es gehen wird, Paula Petrowska," sagte ich enttäuscht.

„Jetzt müssen Sie auch weiter machen," rief Dombrinsky triumphierend.

„Es ist am besten, wir lassen es," warf das junge Mädchen ein. „Ich glaube, jeder Ton ist falsch auf dem Klavier."

„Oho, Kleine, so spielen wir nicht," versetzte Dombrinsky roh. „Nein, jetzt zeigt, was Ihr könnt."

Der unverschämte Mensch!

Aber ich war hier Gefangener und durfte die, die einmal meine Partnerin geworden, nicht im Stiche lassen.

„Zur Not geht es auch ohne Begleitung," sagte ich und ließ, über ein Lied nachsinnend, das ich zum gemeinsamen Gesange vorschlagen könnte, die Hand über die Tasten gleiten, um mit einem raschen Entschluß darauflos zu spielen, in der stillen Hoffnung, daß der Gesang vergessen würde.

Dombrinsky hörte lautlos zu, bis er, nachdem ich das zweite oder dritte Stück beendet hatte, mit einem seiner Flüche dazwischenfuhr und mir versicherte, das gehe ja prächtig, er werde es ewig bereuen, nicht rechtzeitig für ein besseres Instrument gesorgt zu haben. Ich benutzte meinen Vorteil und setzte ohne eine Aufforderung abzuwarten, das Klavierspiel fort, bald halbvergessene Stücke auffrischend, bald mich meiner Phantasie hingebend, wie ich dies in früheren Tagen, schon als Knabe, gern gethan hatte.

Dombrinsky rückte mir näher und näher, während ich in mich hineintriumphierte, ihn so leichten Kaufs von seinem Verlangen abgezogen zu haben. Er bat mich allmählich, nicht aufzuhören; „weiter! weiter!"

Ich that ihm den Willen trotz allem Jammergeschrei des alten Kastens, den ich mit Eifer bearbeitete.

Die alte Dame machte mir indes meinen Sieg zu schanden.

„Wollen wir nicht die Lampe bringen lassen?“ fragte sie ihren Bruder in ungeduldigem Tone.

„Gewiß, liebe Marie Salmirow, gewiß, ganz wie Du befiehlst.“

„Vorher aber wird Paula Petrowska uns ein Lied singen,“ schnarrte sie. „Vielleicht ist es ihr jetzt noch lieber als nachher. Wie sie will.“

„Ich beeilte mich ein Lied vorzuschlagen, aber die junge Dame kannte es nicht. Nach mehrfachem Hin- und Herreden rief Dombrinsky: „Mit dem Zusammensingen ist es also nichts, folglich ein Sologesang.“

Einer plötzlichen Eingebung folgend, sagte ich: „Ist Ihnen vielleicht Lenaus Lied „An die Wolke“ bekannt, Paula Petrowska? Ich hörte es in Raltowitz singen und merkte mir Text wie Melodie.“

Es war ein glücklicher Treffer, sie erklärte, das Lied werde gehen.

„Zieh nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh' still bei meinem Weh'!“

Wirklich, es ging und zwar über Erwarten gut.

„Nein, daß wir kein ordentliches Klavier haben!“ klagte Dombrinsky von neuem. „Aber ich sorge dafür, ich sorge dafür, und wenn ich's mitten durch den Schnee tragen lasse. Ihr seid Künstler, Ihr beide, und ich wäre ein Narr, wenn ich Euch nicht unterstützte.“

Die alte Dame, die etwas Großartiges an sich hatte, legte einfach den Kopf gegen die Lehne des Sessels, während sie den Fuß nachlässig gegen das Feuer hielt.

„Ich dächte, Du schelltest um Licht,“ wandte sie sich an ihren Bruder.

Er überhörte es in seinem Eifer, bis Paula Petrowska aufsprang und die Lampe besorgte. Czerwenka schlich

hinter ihr drein und erkundigte sich, ob man den Thee hierher befehle. Ich fragte ihn, wie es mit dem Wetter stehe.

„Der gnädige Herr können nicht fort, was denken Sie?“ erwiderte er in seiner widerwärtigen, zugleich kriechenden und vertraulichen Weise. „Ich habe bereits ein Zimmer für den gnädigen Herrn eingerichtet, werden damit zufrieden sein.“

Nach dem Thee schlug Dombrinsky eine Kartenpartie vor, die jedoch nicht zustande kam, da ich ihm erklären mußte, daß ich niemals Zeit gefunden, um die Zeit totzuschlagen, Kartenspielen zu lernen, was ich glaubte, ihm nicht zum erstenmal zu sagen. Nebenbei bemerke ich, daß mir in den letzten Tagen zu Ohren gekommen war, der Puritz von Metcziwoda spiele leidenschaftlich und mit hohen Einsätzen.

Er zuckte ärgerlich und mitleidig die Achseln, was mich veranlaßte, aufzustehen und nach meinem Pferde zu fragen. Da war er im Augenblick ein anderer, bat tausendmal um Verzeihung — „er hätte es ja auch in der That von neulich wissen müssen, daß ich nicht spiele“ — auch seine Schwester bot allen Vorrat an Liebenswürdigkeit auf, mich des Bruders Unschicklichkeit vergessen zu lassen; Paula Petrowska allein blieb sich gleich, das heißt, sie war höflich, aber kühl vom ersten Augenblick bis zum letzten, wo wir uns gute Nacht sagten. Es war spät geworden, nachdem der kleine Zwischenfall über einer lebhaften Unterhaltung in Vergessenheit geraten war. Dombrinsky, der mich auf mein Zimmer begleitete, schüttelte mir die Hand und versicherte mich, daß es ihm mehr Freude mache, als ich glaube, mich in seinem Hause zu beherbergen. Er hoffe, daß dieser Tag der Grundstein einer festen und dauernden Freundschaft zwischen uns sei.

Als wir am andern Morgen beim Frühstück saßen, kam die Rede auf Rußland. Ich äußerte meinen Wunsch, gelegentlich die Grenze zu überschreiten und unsere Nachbarn in ihrem eigenen Lande kennen zu lernen, das, wie mir erzählt worden, gerade nach der deutsch-polnischen Grenze zu einen Urzustand sondergleichen bewahre und etwa mit der Tartarei wetteifern könne, als ob man die

Polen dort absichtlich auf der untersten Stufe der Kultur halten wolle.

Dombrinsky griff meinen Plan eifrig auf. Er erbot sich mir als Begleiter und trieb dazu, daß wir die kleine Reise recht bald unternähmen, da es mir darauf nicht ankommen könne, Polen im Schmutz der Straßen versunken kennen zu lernen. Voraussichtlich trete ehestens Frostwetter ein. Da könne man zu Schlitten hinüber und erspare sich die Gefahr, zu Wagen im Schmutze stecken zu bleiben oder mit ihm zusammen hineinzufallen. Unsere Straßen hier seien goldig gegen die sogenannten Wege drüben, die den Reisenden alle möglichen und unmöglichen Ungelegenheiten bereiteten.

Wir kamen überein, wenn das Wetter sich günstig anlasse, die nächste Woche für den Besuch in russisch Polen festzusetzen. Meine Kollegen gedachte ich ebenfalls einzuladen, obgleich er einige Einreden hatte, wie die, daß mehrere Personen bei Nacht schwerlich ein Unterkommen fänden. Er machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich sogleich wegen eines Passes bemühen müsse, den man am besten auf mehrere Tage ausstellen lasse, um ganz sicher zu gehen.

Es war ziemlich spät am Vormittag geworden, als ich mein Rößlein bestieg, um mit ihm mein Heil in den gewaltigen Schneewehen zu versuchen, die von der Nacht, einer wahren Hexennacht, zurückgeblieben waren. Dombrinsky nötigte mich bis zuletzt voll gastlichen Eifers, zu bleiben und sein Haus als das meine anzusehen. Jedoch ließ ich mich nicht länger halten, da mich die Pflicht zurückrief. Als ich eben fortreiten wollte, kam Frau Salmirow zum Vorschein und erklärte außer sich zu sein, daß es mir hier so wenig gefallen. Die stürmische Nacht, setzte sie in einem Atem hinzu, habe ihr den Schlaf geraubt, weshalb sie so spät Tag gemacht habe; auch Paula Petrowska sei erst gegen Morgen zur Ruhe gekommen und beklage sich über leidiges Kopfweh. Es schien mir aber vielmehr, als ob zwischen den Damen etwas vorgefallen war, da die alte Dame, obwohl sie vor Liebenswürdigkeit zu zerschmelzen drohte, ein paar böse Falten über der Nase behielt, die eine andere Sprache redeten.

Erfrischend wehte die reine Winterluft auf mich ein, wie ich meines Weges ritt. Unabsehbar weit lagerte, von Sonnenstrahlen vergoldet, das weiße Sterbetuch der Erde vor meinen Blicken, die nirgends etwas Lebendes bemerkten als da und dort einige Raben und Krähen, welche jämmerlich krächzten, da ihnen der Tisch übel gedeckt war. Am Ende zogen sie trägen Flugs vor mir her gen Czeschlowitz zu den Menschenwohnungen. Je weiter ich mich von Metcziwoda entfernte, desto übler wurde der durch nichts bezeichnete Weg. Mein Pferd arbeitete sich wacker hindurch, wenn es auch wiederholt bis an den Leib im Schnee versank. Ohne Unfall wurde die Stadt erreicht, wo es denn, nachdem ich mein Tier eingestellt, unverweilt nach dem Bureau ging.

Ich traf die Kollegen in großer Aufregung, da unserm Chef am vorigen Abend ein schwerer Unfall begegnet war. Um einen Streit zwischen uns und den russischen Grenzbeamten beizulegen, hatte er sich zu Schlitten über die Grenze begeben. Nach vielem Verhandeln war es ihm gelungen, ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen, worauf man ihn in der Schenke bei Sardinen und Ungarwein festhielt. Gegen Abend macht er sich los und jagt der Grenze zu. Eben als man sie hinter sich hat, taucht im Schneegestöber eine Bande Paschcr auf, die den Leib mit branntweingefüllten Gedärmen umwunden haben, die gewöhnliche Weise, wie der Schmuggel mit geistigen Getränken nach Rußland hinüber betrieben wird. Ob man Braune für einen russischen Grenzbeamten hielt oder ob den Paschern die Gelegenheit willkommen war, an unsereinem ihr Mütchen zu kühlen, genug, plötzlich fällt ein Schuß und die Kugel durchbohrt seinen Arm. Zum Glück peitscht der Kutscher mit Macht auf die Pferde ein, der Schlitten fliegt davon, eine Schneewolke, die der Wind vor sich her wälzte, deckt die Insassen gegen weitere Schüsse, sie sind gerettet. Der Blutverlust aber und die Aufregung hatten dem Verwundeten arg zugesetzt, so daß er mehr tot als lebendig in seine Wohnung getragen wurde. Zur allgemeinen Freude konnte der Arzt, da die Kugel nur durch das Fleisch gegangen war, Hoffnung auf einen günstigen Verlauf der Heilung und auf baldige Genesung machen.

Die Kol..ge: und ich teilten uns in seine Geschäfte und waren dadurch doppelt gebunden, so daß an eine Ausspannung nicht zu denken war und wir kaum nach Metczinoda, geschweige nach russisch Polen kamen. Dombrinsky hingegen ließ sich zum öftern sehen, meist in Gesellschaft der jungen Dame, die ihn zu Pferde begleitete. Sie zeigte sich sehr zurückhaltend und schaute meist ernst darein, was dem frischen Gesichtchen, das zum Lachen geschaffen schien, seltsam stand.

Eines Tages teilte mir Dombrinsky mit, daß ein nagelneues Pianino auf mich warte. In Czeschlowitz hatte ich keine Gelegenheit, Musik zu treiben, weshalb mir die Kunde wirklich angenehm war. Nach etwa einem Monat übernahm unser Chef seine Geschäfte in gewohnter Weise, ich war freier und ritt gern nach Metczinoda hinüber, wo ich nicht allein ein gutes Klavier, sondern auch eine musikkundige Genossin wußte, mit der vierhändig zu spielen ein Genuß war.

Als ich eines Sonnabends hinüberkam, hielt ein dreispänniger Schlitten vor der Thür.

„Sie erscheinen gerade zu rechter Zeit," rief mir Dombrinsky entgegen. „Wir werden zusammen fahren. Es geht nach Rußland, wissen Sie."

„Aber ich bin ohne Paß," warf ich ein.

„O lassen Sie," lachte er, „einen guten Freund schmuggelt man mit ein. Ich bin mit den Grenzbeamten gut bekannt, sie werden keine Schwierigkeiten machen, überlassen Sie mir alles."

Nach vergeblichen Einreden fügte ich mich aufs Geratewohl.

„Aber halt!" rief Dombrinsky. „Czerwenka, holla, Pferde vor den anderen Schlitten, in einem kommen wir nicht fort."

Im Nu scharrte ein zweites Dreigespann vor der Thür.

„Sie werden mir nicht böse sein," bemerkte Dombrinsky, „wenn Sie neben Paula Petrowska sitzen, meine Schwester ist so nervös, sie mag sich bei den wilden Pferden keinem anderen als mir anvertrauen."

Im nächsten Augenblick läuteten die Schlitten zum Hofe hinaus und glitten über die festgefrorene Fläche

federleicht hin. Wie von Millionen Diamanten blitzte es auf dem Schneefelde, an Busch und Baum.

Paula Petrowska war schweigsam, wir kamen nicht recht in Gang. Ich sah, wie sich ihre Lippen trotzig kräuselten. Doch wie sich im Hauche der Winterluft ihre Wangen röteten, so wuchs ihr die Freude an dem herrlichen Wintertage und der lustigen Schlittenfahrt mit Peitschenknall und Glockengeläut, wir beide wurden allmählich wie fröhliche, mutwillige Kinder, es fiel dahin, was uns irgend beengt, und unbefangen genossen wir zusammen die Stunden.

Der Wald baute sich prächtig um uns auf. Wie weiße, schimmernde Marmorsäulen ragten die Stämme zum stahlblauen Winterhimmel empor, darüber schwangen sich die schneebelasteten Zweige gleich wundervoller, durchbrochener Arbeit, eine feierliche Ruhe breitete sich ringsum aus, wie in festtäglichem Schmucke glänzte die Natur. Manchmal schüttelte ein kecker Windstoß den Schnee von einem Zweige herunter, traf uns mit glitzernden Pfeilen, legte uns schimmernde Sternchen an die Brust, und dann wieder huschte ein Waldtier vorüber, ein Fuchs, ein Marder mit weitem Sprunge.

Jenseits des ausgedehnten Waldes tauchten die preußischen und russischen Grenzpfähle auf, zwischen denen der Grenzgraben hinlief. In der Ferne sahen wir einen kleinen Trupp Kosaken, die langsam heranritten, um die Nachtwache an dem Graben, den sie auf- und abzustreifen haben, zu übernehmen. Die Sonne neigte sich dunkelrot dem Untergange zu, indem sie flatternde Lichtgarben auf die Schneefluren und den stillen Wald streute, wie auf das russische Dorf, das drüben mit einer Anzahl niederer, schneebedeckter Hüttendächer zum Vorschein kam.

Als wir uns näherten, ward ein gewaltiger Schlagbaum an der Dorfstraße sichtbar, er schwebte bei unserm Peitschengeknall schwerfällig in die Höhe und statt seiner verrieten uns ein paar struppige Männer, die man im Waldesdickicht für Räuber von Fach gehalten haben würde, grimmig den Weg.

Mit gedämpfter Stimme verhandelte Dombrinsky mit ihnen. Ich vernahm weiter nichts als „Brüderchen“ und „Väterchen“ hin und her. Das Brüderchen war

Dombrinsky, das Väterchen einer der struppigsten Kerle, die ich je gesehen.

Der Puritz von Metczíwoda zeigte sich als ein merkwürdig einflußreicher Mann. Nicht lange, so wurde uns der Weg freigegeben, wir sausten an dem Wachthause vorüber und das „Väterchen“ nickte mir vertraulich zu wie einem guten Bekannten, auf den man etwas setzt.

Paula Petrowska war wieder ernst geworden und zog schweigsam die pelzverbrämte Kapuze fester zusammen. Sie stimmte nicht in mein Lachen ein, das mir der unbekannte Freund und Gönner erweckte.

Nach Sonnenuntergang erreichten wir ein Städtchen, das so viel Einwohner haben sollte wie Czeschlowitz, aber dagegen abstach wie eine jener schmutzigbraunen, ekelhaften Lumpengestalten in seinen Straßen gegen das Bettlervolk drüben, das einem ordentlich Achtung einzuflößen anfing.

Auch der Gasthof spottete aller Begriffe von Reinlichkeit und Behaglichkeit, obwohl er in verblaßten Goldbuchstaben die stolze Inschrift „Hôtel de Russie“ trug. Man mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, und ich war seelenfroh, nicht nur als der Abend, sondern auch als die Nacht herum war.

Eine evangelische Kirche gab es nicht, daher stattete ich mit den Damen der katholischen einen Besuch ab, da im übrigen ganz und gar nichts Sehenswertes aufzutreiben war, es mußte denn das tartarenartige Gebaben der Stadtbewohner sein, das sich bis in die Kirche hinein erstreckte. Die Gläubigen lagen auf dem Boden, betend, miteinander plaudernd, lachend; zwischen ihnen kauerten Weiber, die ein Kind an der Brust hatten; aus der Vorhalle dröhnte das Blöcken und Grunzen einiger Stücke Hausvieh, das sich hierher verlaufen hatte und die dunstige Wärme, die aus dem Innern der Kirche strömte, behaglich fand.

Dombrinsky war den Widerwärtigkeiten entgangen, die wir, bald weder vor noch rückwärts könnend, erfuhren. Er habe einige Gänge zu Bekannten zu thun, wandte er ein, und erschien erst nachmittags wieder, um nochmals Besuche zu machen und im Rausche zurückzukehren.

So kamen wir erst gegen Abend fort und langten vor dem Wachthause des Grenzdorfes an, als eben die

Sonne untergegangen war. Der Schlagbaum lag vor uns, ohne sich zu rühren. Wir waren gefangen.

Dombrinsky sprang vom Schlitten und sprach eifrig auf das „Väterchen" ein, das mit überschlagenen Armen wie das unabänderliche Schicksal dastand.

„Brüderchen, die Sonne ist unter, wir lassen Euch nicht weiter."

„Väterchen, das wirst Du mir nicht anthun, es wäre das erste Mal, daß Du mir etwas zu leide thätest. Ich denke, wir kennen uns."

Das Väterchen blinzelte einverstanden. Dann krächzte es: „Brüderchen, Ihr müßt hier bleiben."

Dombrinsky versuchte es in allen Tonarten, bis er zuguterletzt etwas in Väterchens Ohr flüsterte. Hierauf rief er: „Väterchen, die Sonne hat sich in der russischen Uhr versehen. Schaut, sie guckt noch einmal zurück."

Der Wiederschein des Sonnenunterganges flammte vom Westen her.

„Meinst Du, Brüderchen? Es ist wohl möglich, Du hast diesmal recht, es ist mir selbst so."

Der Schlagbaum knarrte in die Höhe, blitzschnell schossen die Schlitten hindurch. Als wir den Grenzgraben vor uns hatten, sprengten ein paar Kosaken heran. Ehe sie uns jedoch Ungelegenheiten bereiten konnten, waren beide Schlitten über die Grenze, im Walde, wo sie wie auf Spiegelglas hinglitten.

Es war bitterkalt. Die Hufe der Pferde schallten auf dem festgefrorenen Wege wie auf Steinpflaster. Ohne Pelz — Dombrinsky hatte mir einen geliehen — wäre man erstarrt.

Zum Leidwesen wurde nach einiger Zeit die Entdeckung gemacht, daß wir in der Eile einen falschen Weg genommen hatten, der im Leben nicht nach Czeschlowitz führte. Wir waren, um die linke Ausgabelung des Weges einzuschlagen, genötigt, umzukehren, worüber uns eine Stunde und mehr Zeit verloren ging. Zitternder Nordlichtschein begleitete uns, in prachtvollem Goldglanze spielte er über den Forst und unsere Schlittenbahn.

Aber auch eine andere Begleitung schloß sich uns an. Paula Petrowska und ich befanden uns in einem lebhaften

Gespräche über das Nordlicht — es war das erste, das meine Augen sahen — als ein kurz abgerissenes, hungriges

Gehenl hinter und neben uns die Totenſtille des Waldes aufſtörte. Die Pferde waren wie von der Tarantel geſtochen. Fühlbar zuſammenzuckend, ſtürmten ſie im nächſten Augenblick voll jähem Schrecken fort, ſo daß wir um ein Haar aus dem Schlitten geflogen wären. Ein Blick genügte, um uns die gräßliche Gefahr zu zeigen, in der wir ſchwebten. Ein halbes Dutzend Wölfe raſte im Wettlauf mit dem Dreigeſpann an unſerer Seite dahin, ſie ſprangen nach uns, wir ſahen ihre funkelnden Augen und ſcharfen Gebiſſe.

Paula Petrowska drückte ſich voll Angſt an mich. Um ſie beſſer ſchützen zu können, legte ich meinen Arm um ſie. Ihr Atem ſtreifte keuchend meine Wange. Ich fühlte, daß ich imſtande wäre, mein Leben für das ihre hinzugeben.

Keine andere Waffe war mir zur Hand als ein Revolver. Einen Schuß nach dem andern feuerte ich ab. Dann vermochte ich nichts weiter, als Gott die Rettung anzubefehlen.

Da — da vor uns teilte ſich der Wald, das Dreigeſpann griff von neuem aus, Metczjwoda hob ſich im flackernden Dämmerſchein des Nordlichts vom weiten Schneefelde ab, die Hofhunde ſchlugen an, Czerwenka ſtand mit der Laterne vor dem Hauſe. War es ein ſchöner Traum, daß wir gerettet, oder ein böſer Traum, daß wir in Gefahr geweſen waren?

Auf meinen Armen trug ich Paula Petrowska hinein. Eine liebere Bürde gab es nicht für mich. Was doch die Stunde der gemeinſamen Gefahr aus meinem Herzen gemacht hatte! Es war nicht mehr mein.

Seitdem war ich ein häufiger Gaſt im Herrenhauſe zu Metczjwoda, wo mir eine ungeahnte Hoffnung erblühte. Tagelang freute ich mich heimlich auf die Stunde, wo ich frei wäre, um dem Zuge meines Herzens zu folgen. Wenn ich Metczjwoda verließ, berechnete ich eifrig ſchon wieder, wie lange es wohl währen würde, bis ich zurückkehrte.

VII.

Der Nachtwächter rief am Hauſe die zwölfte Stunde aus. Hugo erhob ſich. „Das hat man davon,“ ſagte er

lächelnd, „wenn man alte Geister heraufbeschwört, sie halten einen unversehens fest und man vergißt, was man dem Freunde schuldig ist. Du bist fast den ganzen Tag nicht zur Ruhe gekommen, Du mußt es jetzt nachholen."

„Nicht eher, als bis Du Deine Geschichte zu Ende erzählt hast," sträubte ich mich. „Du wirst mir nicht zumuten, die Frage, wie Ihr Euch gegenseitig gefunden habt, als eine ungelöste Frage, als eine Art quälenden Geist mit zu Bette zu nehmen. Das geht nicht an, also bitte, halte mir stand und bringe Deine Erlebnisse gemächlich zu Ende. Wer weiß, was alles morgen Vormittag stört, und mittags ist meine Zeit abgelaufen, wie Du weißt.

„Ich hoffe, nicht unabwendbar," warf er bittend ein, indem er mir die Hand auf die Schulter legte und mir warmherzig ins Auge sah wie in alten Tagen, wenn es ihm daran lag, etwas durchzusetzen.

Leider mußte ich abschläglich antworten, so sehr mich der Freund mit seiner trauten Häuslichkeit fesselte.

„Nun denn," sagte er endlich, „dann hilft es nichts, dann schnell weiter im Text!"

„Nicht zu schnell," bat ich, „Du weißt, ich höre gern zu."

„Mit einem Schlage geht's auch freilich nicht," bemerkte er.

Wir rückten uns im Sopha wieder zurecht, und nachdem eine neue Cigarre angebrannt worden, fuhr Hugo in seiner Erzählung fort.

„Ich sagte Dir, daß ich seit jenem verhängnisvollen Ausfluge nach russisch Polen häufig in Metzziwoda verkehrte, obwohl ich nicht zu jener Art Leute gehörte, die sich gleichsam kopfüber in den Strudel hineinstürzen. Es war mir wie zur Frühlingszeit. Die lauen Lüfte wecken Anemonen und Veilchen, im Walde singen die Vögel, es grünt an allen Enden, ein fröhliches Hoffen zieht durch das Gemüt und erfüllt es mit süßen Schauern. Reif ist noch nichts, aber man ahnt die waltenden Kräfte, die die Blüte als Schoß der künftigen Frucht erschließen.

Der Winter währte lang. Er trug für mich eine Fülle von Freuden in seinen Schneeflocken und Stürmen.

Paula Petrowska und ich übten uns auf dem neuen Instrument trefflich zusammen ein. Dombrinsky sorgte in ausgiebigster Weise für Noten. Alte und neue Meister wurden mit Genuß durchgespielt, auch sangen wir oft zusammen, bald deutsche, bald polnische Lieder, wir hatten eine reiche Auswahl. Die Stunden flohen unmerklich vorüber. Draußen das wüste Schneetreiben, Sturm und Dunkel, drinnen der behagliche Glanz des Kaminfeuers und Musik und lachende Freude.

Frau Salmirow und Dombrinsky leisteten uns meistens Gesellschaft. Es kam aber auch vor, daß wir uns plötzlich allein sahen, und dann wurde Paula Petrowska einsilbig, in ihrem Wesen sprach sich mehr aus als die gewöhnliche Zurückhaltung, die ihr so schön stand und die bei Frauen mehr als alles Entgegenkommen imstande ist, dauernd zu fesseln. Eine gewisse Ängstlichkeit machte sich bei dem Mädchen fühlbar, es vermied jeden Schein einer Annäherung an mich, als ob es sich vor mir scheute, so daß mich selbst manchmal ein ängstliches, fremdes Gefühl beschlich, wie ein Guß kalten Wassers auf ein Feuer. Ich begriff den Grund nicht im geringsten. Wenn ich in die Nacht hinausritt, quälte mich häufig der Gedanke, wie wenig meine Neigung Anklang fand. Indes hing ich solchen Befürchtungen nicht lange nach. Ich war gewohnt, mich durch Widerstand, durch Schwierigkeiten aller Art hindurchzukämpfen, ein unfruchtbares Grübeln und Nagen lag mir fern, ein starker Drang zu frischer Thatkraft und unbeugsamer Hoffnung regte sich in meiner Brust. Auch erschien mir Paula Petrowska das nächste Mal, wenn sie mich mit der Pflegemutter und Dombrinsky empfing, so ganz anders, sie lächelte freundlich und ging auf meine Gedanken unbefangen ein. Ich erklärte mir mit der Zeit ihr wechselndes Benehmen aus einer übergroßen mädchenhaften Scheu oder Laune, und ließ es weniger auf mich wirken.

An hellen, windstillen Wintertagen wurde auch dann und wann ein gemeinsamer Ritt unternommen zu dreien, Dombrinsky, Paula und ich sprengten in Wald und Feld umher, und da konnte ich das Mädchen als eine gewandte, kühne Reiterin kennen lernen, mit der es eine Lust war, um die Wette zu jagen. Dombrinsky hielt vorzügliche

Reitpferde im Stalle. Wozu, sah ich nicht ein. Er liebte es, sich als Edelmann aufzuspielen, und zu einem solchen gehört freilich ein gutbestellter Marstall.

Allmählich kam der Frühling in das Land. Der Schnee zerschmolz unter den warmen Sonnenstrahlen, die Spitzen der Gräschen nickten grün über dem grauen Boden, es knospete im Walde, und bald nachher stand er, als wir eines Tages zu zweien vom Metezjwodaer Hofe ritten, im Schmuck und Duft des Lenzes da.

Paula Petrowska und ich ritten schweigend nebeneinander. Wieder umzuckten Trotz und Widerspruch ihre schwellenden Lippen. Dombrinsky nämlich hatte im letzten Augenblick erklärt, eine Abhaltung bekommen zu haben, die ihn um etwa eine halbe Stunde verspätete. Wir möchten inzwischen allein vorreiten, da die unruhigen Tiere nicht so lange stehen könnten. Bei der Burgruine im Forst wollten wir uns treffen.

Paula Petrowska that Einspruch, erhielt jedoch einen so mißbilligenden Blick aus den stechenden Augen der Pflegemutter, daß ihr der Mut zu fernerem Sträuben entsank. Nun hatte ich eine kleine Schmollende neben mir.

Der Frühling ist aber ein Schalk. Er zerschmilzt nicht allein Eis und Schnee in der Natur, sondern auch Mißmut und Zorn im Herzen, wenn er mit seinen zehntausend Blumen- und Knospenaugen hereinstrahlt und einen aus zehntausend melodischen Vogelkehlen auslacht.

Lust und Leben umatmeten uns im Walde. Der dichte grünschwellende Laubschleier über uns, Singen und Klingen zu Häupten, zur Rechten und Linken, manch Stück Wild, das vorüberstob in die duftende Wildnis, Eichkätzchen, die die schattenumspielten Baumstämme hinauf- und hinabliefen, Schmetterlinge, Käfer, Mückenschwärme, — da bleibe einer dumpf in sich versunken! Es geht nicht. Der Frühling nimmt einem die Brille ab, man muß mitlachen, mitsingen, sich mitfreuen.

Die Flut von Freude und Wohlsein allüberall that es auch meiner lieben Reiterin an. Wir kamen in Gang miteinander und sprengten lachend und scherzend im Walde dahin, bis die moosbewachsenen, epheuumschlungenen Burgtrümmer vor uns grauten.

Dombrinsky ließ uns warten. Deshalb ſchlug ich Paula Petrowska, nachdem wir die Ruinen ein paarmal mit Muße umkreiſt hatten, vor, abzuſteigen und uns im Klettern zu verſuchen. Sie blickte den Weg zurück, auf

dem wir in die Waldeinſamkeit eingedrungen waren, eine zornige kleine Falte legte ſich über ihre Naſe, die Naſenflügel zitterten in heimlicher Erregung; dann maß ſie mit ihrem Blicke die Trümmer, aus denen da und dort ein verwitterter Turm, eine halbzerbröckelte Mauer hervorragte.

Mit einem Sprung war sie vom Pferde, wehrte mir, als ich ihr es abnehmen wollte, und befestigte mit eigener Hand die Zügel an dem nächsten Zweige. Ein Wettklettern begann. Flink wie eine Gemse sprang das Mädchen von Stein zu Stein, über Risse und wackelndes Geröll weg, daß mir mehr als einmal warm um sie wurde, da ein unglücklicher Tritt die kecke Klettererin um ihre gesunden Glieder bringen konnte. Sie lachte meiner Besorgnis und gefiel sich erst recht darin, mir furchtlos vorauszustürmen, es mir überlassend, ob ich folgen wollte oder nicht. Mir schwindelte, als ich sie unvermutet auf einem altersschwachen Turm auftauchen sah, nachdem sie eine Weile meinen Blicken entschwunden war.

„Sie sind zu kühn, Paula Petrowska," rief ich in die Höhe. Ich war wirklich ärgerlich über solche Unbesonnenheit.

Paula Petrowska aber ließ mich rufen, lehnte sich gemächlich über das morsche Mauerwerk und sang ein polnisches Lied vom Frühling.

Der Weg auf den Turm war gefährlicher, als ich gedacht hatte. Mit großer Vorsicht überklomm ich das rollende Gestein, zur Linken ein schwarz heraufgähnendes Verließ, wo wer weiß welche Unglücklichen geschmachtet haben mochten.

„Paula Petrowska," sagte ich, nach manchem verwegenen Sprunge neben ihr anlangend, „Sie dürfen sich nicht mehr solchen Gefahren aussetzen!"

„Wer will mir das verbieten?" fragte sie in demselben kurzen Tone zurück.

„Man hat Sie meiner Aufsicht —"

„Was Sie sagen!"

„Begleitung," verbesserte ich mich, „man hat Sie unter meiner Begleitung reiten lassen —"

„Ich kann ganz gut allein reiten," sagte sie trotzig.

„Was würden die Ihren sagen, wenn Sie verunglückten?" fragte ich.

Sie zuckte leicht die Achseln, worauf sie mit leisem Spott kicherte.

„Nun, Paula Petrowska," sagte ich stockend, „dann sollen Sie wissen, ich leide es nicht, daß Sie sich in Gefahr begeben."

Einen Augenblick streifte mich ein erschrockener Blick, darauf wandte sie sich, ohne etwas zu erwidern, nach einer anderen Seite. Ich war ungewiß, ob sie mich haßte oder überwunden war.

„Paula Petrowska," begann ich nach einer Weile, indem ich zu ihr trat, „lassen Sie uns nicht böse aufeinander sein, ich denke, wir sind gute Freunde, die sich nicht streiten."

Ich hoffte, sie werde mich ansehen, es wäre mir lieb gewesen, wir hätten in diesem Falle vielleicht Auge in Auge ruhig sprechen und uns vereinigen können. Indes pflückte sie gerade einige große Epheublätter ab und sagte in kühlem Tone, der mir nicht gerade angenehm klang: „Lassen Sie uns einfach hinuntergehen."

Dies war aber nicht ohne weiteres geschehen. Man klomm verhältnismäßig leichter hinauf als hinab.

Als Paula über loses Geröll fortwollte, gab es nach, ein schlimmer Sturz war unvermeidlich, wenn ich sie nicht hielt.

„Sie müssen sich schon einmal auf meine Hand stützen," sagte ich in bitterem Tone, „anders kommen Sie nicht vorwärts."

Paula Petrowska hatte vorher meine Hülfe zurückgewiesen, diesmal besann sie sich eines andern, Seite an Seite stiegen wir behutsam den gefährlichen Weg in die Tiefe.

Dombrinsky ließ sich nicht sehen, so daß Paula Petrowska, der die Ungeduld in jedem Zuge geschrieben stand, auf und davon reiten wollte, nach Metcziwoda zurück. Mit Mühe stimmte ich sie um, indem ich ihr vorhielt, daß Dombrinsky im nächsten Augenblick eintreffen könnte und wir uns in diesem Falle verfehlen würden, da die Waldeinsamkeit mit ihrem Dickicht leicht viele Reiter in sich aufnahm, ohne daß einer den andern bemerkte, wenn sie sich nicht nahe waren.

Der goldene Frühlingssonnenschein überstrahlte die Ruine und zirkelte schwebende Lichtringe auf den Blumenteppich zu unseren Füßen. Kein Blättchen bewegte sich im Winde, nur wie im Traume rührten sie sich dann und wann. Käferchen hasteten vorüber, Mücken summten wohlig in der warmen Luft und die Waldvögel flogen hin und her wegen der Nestchen.

Paula Petrowska pflückte ganze Hände voll duftiger Waldblumen und vereinte sie zu einem Kranz. Wir sprachen über gleichgültige Dinge, bis sich für mich die gute Gelegenheit fand, eine Frage zu thun, die mir längst auf den Lippen gelegen hatte, die Frage nach Paula Petrowskas Vergangenheit und ihrem Verhältnis zur Pflegemutter.

Folgendes erfuhr ich da aus ihrem Munde.

Paula Petrowskas Vater hatte in Gesellschaft mit Herrn Salmirow eine Fabrik in Russisch-Polen, nicht weit von der preußischen Grenze, besessen. Die beiden Compagnons bewohnten ein Haus miteinander, so daß Paula als Kind fast so gut bei Salmirows zu Hause war wie bei den eigenen Eltern. Beide verlor sie sehr früh. Das einsame Kind siedelte einfach aus der einen in die andere Etage über, Frau Salmirow nahm sich seiner an, erzog es und behielt es für immer bei sich, da sie ohne Kinder war. Ihr Mann verunglückte eines Tages in der Fabrik, die für kurze Zeit in den Händen der Besitzerin blieb, um darauf verkauft zu werden.

„Aber Frau Salmirow war doch nicht die alleinige Besitzerin," warf ich ein. „Die Fabrik gehörte, wie Sie sagten, zum Teil Ihren Eltern, also Ihnen selbst nach deren Tode."

„Es müssen unglückliche Verhältnisse obgewaltet haben," entgegnete Paula Petrowska, „oder mein Vater hatte mehr seine Arbeitskraft als bares Geld in das Geschäft geschossen, genug, mir verblieb kein Pfennig."

„Aber das ist sonderbar," bemerkte ich, „das verstehe ich nicht. Etwas muß der Barverkauf für Sie abgeworfen haben, es ist nicht anders möglich, wenn Ihr Vater Mitbesitzer war."

„In Geschäftsangelegenheiten bin ich wie ein Kind," versetzte Paula Petrowska. „Ich habe mir manchmal auch Ähnliches gesagt wie Sie eben, aber meine Pflegemutter, der ich alles verdanke, versicherte mich oftmals, daß ich nicht die geringsten Ansprüche habe, sondern alles ihrer Güte verdanke."

„Undenkbar!" rief ich.

Paula Petrowska zuckte mit den Schultern.

„Es ist so, ich verdanke ihr alles," sagte sie tonlos.

Ich schritt einigemal auf und nieder, bis mir ein Gedanke kam.

„Haben Sie gar keine Verwandten?" fragte ich.

„Niemand, so viel ich weiß. Sie sollen verschollen sein."

„Und niemand, kein Gericht, kein Mensch außer Salmirows hat sich um Sie als Waise bekümmert?"

Mit einem Ausdrucke des Staunens richtete sie ihre dunkelbraunen Augen auf mich.

„Kennen Sie nicht das Sprichwort, das drüben jedes Kind weiß," fragte sie, „im Walde sind Richter, im Gericht Rechtsverdreher?" Ich will damit nichts weiter sagen, als was die Bibel sagt: „Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt". Wozu sollten sich auch die Gerichte viel um mich bekümmern? Herr Salmirow ist mein Vormund geworden, basta! Frau Salmirow hat Mutterstelle an mir vertreten, was mehr ist, als das Gesetz bewirken kann. Ohne Salmirows würde ich meine Heimat auf der Straße haben. Ich verdanke ihnen alles und bin ein ganz armes Mädchen."

„Und Frau Salmirow ist um so reicher?" entfuhr es mir.

„Sie irren, ihr ist nichts verblieben von ihrem Vermögen. In Rußland kann man leicht verlieren, was man hat. Ich glaube, sie ließ sich, da ihr ein gutes Leben über alles geht, zu Spekulationen verleiten, bis nichts mehr zu verspekulieren und sie so arm war wie ich."

„Wovon aber lebt die Dame jetzt?"

„Hm, zum Beispiel, Dombrinsky unterstützt seine Schwester. Sie waren viele Jahre bitter entzweit, weil die eine behauptete, ein Recht auf eine gewisse Summe zu haben, und der andere, durchaus nichts schuldig zu sein. Ich weiß selbstverständlich nicht, auf wessen Seite die Wahrheit ist. Vor einiger Zeit wurden zwischen beiden eine Reihe von Briefen gewechselt, bis eines Tages meine Pflegemutter mit der überraschenden Botschaft hervorkam, der Streit zwischen ihr und dem Bruder sei gütlich beigelegt, sie seien ausgesöhnt und es habe sich beiderseits der Wunsch geregt, in Zukunft geschwisterlich zusammenzuleben. Kurze Zeit darauf siedelten wir nach Metczwoda über."

Paula Petrowska wand ihren Kranz weiter, und ich hatte mich auf einen bemoosten Stein gesetzt, etwas tiefer als sie, die mit den untersten Sitzen nicht zufrieden, ein wenig höher hinaufgestiegen war. Jedes überließ sich seinen eigenen Gedankengängen, die Gedanken kamen und flogen wie die Lichtreflexe auf dem Blumenteppich, wie die Waldvögel, die zu den Nestern huschten, wie die Käfer und Schmetterlinge, die geräuschlos vorübereilten. Es hat einen eigenen Reiz, zusammenzugehören — und äußerlich gehörten Paula Petrowska und ich uns hier in der menschenleeren Waldeinsamkeit — und für sich den gesponnenen Gedankenfäden nachzugehen, stets im Bewußtsein der angenehmen Nähe eines andern, ohne sich durch eine laute Zwiesprache mit ihm stören zu lassen. Und wenn der geliebte Andere mit seinem Wesen und Leben gar das heimliche Denken durchtönt und, wie Epheu und Immergrün altes Gemäuer, Herz und Gedanken belebt.

Ich drehte mich nach Paula Petrowska um. Der fertige Kranz hing an ihrem Arm, mit der anderen Hand das Haupt stützend, ließ sie ihre Blicke in die grüne Waldnacht schweifen, ohne meine Wendung zu bemerken. So verharrten wir beide minutenlang, keinem wurde dabei die Zeit lang. Der Schrei eines Hähers, der sich nicht weit von mir auf einen Baum gesetzt hatte, wie ein Steuerkontroleur, der Unrat wittert, störte unsere Beschäftigung unliebsam. Als Paula Petrowska meine Augen auf sich gerichtet sah, sprang sie auf die Füße, hüpfte eins, zwei, drei von Stein zu Stein und löste im Nu die Zügel ihres Reittieres, um sich auch zugleich aufzuschwingen.

„Adieu!“ rief sie mir zu und sprengte fort durch den Wald. Ich hatte Mühe, ihr zu folgen und an ihre Seite zu kommen.

„Warum dieser übereilte Aufbruch?“ fragte ich. „Gefiel es Ihnen nicht in der Waldstille?“

„O weshalb denn nicht? Aber alles hat sein Ende. Wir könnten bis morgen warten, und Dombrinsky erschiene nicht.“

Als wir am Waldrande anlangten, trabte uns Dombrinsky entgegen, brachte einige nichtssagende Entschuldigungen vor und begriff nicht, daß uns an einem solchen Frühlingstage die Zeit lang geworden.

„Ohne Sie," ſagte Paula Petrowska, ich wußte nicht, ob im Ernſt oder Scherz, jedenfalls ärgerte ich mich darüber.

Dombrinsky nahm die Schmeichelei abfällig auf, er ſchien über irgend etwas enttäuſcht, und wenn ihm eine Rechnung fehlgeſchlagen war, pflegte er nicht der Liebenswürdigſte zu ſein. Er brummte etwas in den Bart von dummem Zeug, Kindereien, während ſie anfing, ein Volkslied zu trillern, um ihre Gleichgültigkeit zu bezeugen.

Es gab eine verſtimmte Heimkunft, trotzdem ich mich mit voller Unbefangenheit anſtrengte, das unbegreiflich verfahrene Ding in die Reihe zu bringen. Als es in Frau Salmirows Geſichtskreis gedrungen, war es hülflos verdorben, obgleich die glatteſten Reden verſchwendet wurden, ihm ein Käppchen überzuſtreichen. Kopfſchüttelnd zog ich von dannen, um fürs erſte in Czeſchlowitz zu bleiben.

Von meiner Schweſter Marianne trafen um jene Zeit traurige Nachrichten ein. Als Erzieherin ſtellenlos und mittellos zu ſein iſt ein ſchweres Los. Marianne koſtete es damals durch. Seit ein paar Wochen hatte ſie eine Stelle in einem geldſtolzen bürgerlichen Hauſe, bei der Pflege eines Kindes zog ſie ſich eine Anſteckung zu, ſo daß ſie am Typhus ſchwer erkrankte. Man ſchaffte das arme Mädchen in ein Krankenhaus, wo ſie die mühſam erſparten Groſchen verbrauchte, um, durch Gottes Gnade geneſen, ohne Stelle und ohne Mittel ins Leben zurückzukehren. Überdies war ſie noch ſchwach, bedurfte der Schonung, um nicht zu ſagen, längerer Erholung, und wer nimmt ein ſolches armes Mädchen, die der Pflege und der Nachſicht bedarf, als Erzieherin? Es gibt ihrer leider eine Unzahl, ſo viel, daß ein gut Teil um den kärglichſten Gehalt, ſogar bloß um Wohnung und das tägliche Brot arbeiten möchte. Die Verwandten waren ſeit Jahren ſelbſt in eine bedrängte Lage geraten, zu ihnen konnte ſie nicht zurück. Mir in dem entlegenen Czeſchlowitz Geſellſchaft zu leiſten, dazu wagte ich ſie nicht einzuladen, weil es dort für ſie recht ſchwierig geweſen wäre, eine neue Stellung zu erhalten, und ich ihr überdies nichts Ordentliches bieten konnte. So nahm ich denn in Gottes Namen meinen Sparpfennig zuhülfe, und gerade ſtand ich dabei,

die kleine Summe einzupacken, als es klopfte und Dombrinsky vor mir stand.

Ich mochte wohl ein trauriges Gesicht machen, denn Dombrinsky legte mir die Hand auf den Arm und sagte teilnehmend: „Haben Sie keinen Freund in Metcziwoda?“

Er ließ nicht nach, ich erzählte ihm zuletzt alles.

„Und um solche Bagatelle,“ rief er, „um eine solche Lumperei die Bekümmernis?“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich.

„Sie brauchen Geld,“ sagte er. „Sie werden Ihre arme, unglückliche Schwester nicht auf eine kurze Zeit notdürftig versorgen wollen. Denken Sie, welche Not, sich jeden Tag die Groschen vorzählen zu müssen, sich sagen zu müssen, das ist alles, was mein Bruder sich mühselig erspart, erdarbt hat, und wenn ich es verbraucht habe, so bin ich ohne Hülfe und er ist um sein weniges gekommen! Weshalb wenden Sie sich nicht offen und ehrlich an mich wie ein Freund an seinen Freund? Handeln Sie klug? Handeln Sie recht gegen ihre arme, arme Schwester?“

Dombrinsky bestürmte mich, seine Hülfe anzunehmen. Er wies auf die Straße, wo ich Paula Petrowska zu Pferde sah.

„Wird sie es mir jemals verzeihen können,“ rief er aus, „wenn ich Ihnen nicht wie ein Bruder beispringe? O Sie kennen das treffliche Mädchen nicht! Sie wissen nicht, was es für Sie fühlt. Glauben Sie mir, lieber Freund, wir alle werden einen Beweis Ihres Vertrauens, Ihrer Freundschaft darin erkennen, wenn Sie die dargebotene Hand annehmen. Kommen Sie, schnell, schnell, wir reiten zusammen nach Metcziwoda, ich rüste Sie mit den nötigen Mitteln für Ihre unglückliche Schwester aus, und denken Sie, wenn dadurch die Ärmste ihre volle Kraft, mit einem Worte das Leben wiedergewinnt.“

„Ich kann nicht fort,“ entgegnete ich unschlüssig, „unser Chef ist in amtlichen Geschäften abwesend, einer der Kollegen hat Urlaub genommen und die Paschers treiben ihr Unwesen kühner denn je.“

„Richtig, Sie sind gebunden, leider,“ versetzte er, den Bart drehend, dann schnell entschlossen: „So kehren wir allein um und ich sende Ihnen Geld durch den zuverlässigen

Czerwenka, oder beſſer, ich bringe es Ihnen ſelbſt, damit die Sache deſto verſchwiegener bleibt."

Ich lehnte für heute dankend ab, verſprach jedoch, daß ich, im Falle meine Schweſter mehr brauchte, gewiß in Metczíwoda anklopfen würde.

Die Schmuggler gaben uns damals von neuem alle Hände voll zu thun. Sie gingen mit einer Schlauheit oder beſſer mit einer Berechnung zu Werke, die gleichſam wie auf dem Schachbrett alle möglichen Züge der Gegner, alle Maßregeln der Steuerbehörde zu ſchanden machte und uns vor ein unlösbares Rätſel ſtellte. Der Krug geht aber ſo lange zu Waſſer, bis er zerbricht, und die Sonne bringt es an den Tag.

Eines Tages war ich in Metczíwoda geweſen, um Czerwenka, der allerlei hörte, auszufragen. Dombrinsky nahm ihm das Wort ab, unter den Leuten die Ohren zu ſpitzen und alles, was er erfahre, ſofort zu berichten. Ein paar Winke meinte er gleich geben zu können, da er gelegentlich eines Marktes etwas aufgeſchnappt. Danach war es wahrſcheinlich, daß in den nächſten Tagen oder vielmehr Nächten ein bedeutender Warentransport über die Grenze geſchmuggelt werde und zwar an einer Stelle des Waldes, wo auf ſumpfigem Boden ein bekannter Gang für die Paſcher war, die auch bei dunkler Nacht jeden Schritt breit kannten.

Ich ritt nicht geradeswegs nach Czeſchlowitz zurück, ſondern machte einen Umweg über ein Dorf, wo ich öfters vorgeſprochen hatte. Die Leutchen dort waren verarmt und ausgeſogen. Jedermann wußte, daß ſie an dem Schmuggel nach Rußland hinüber ſtark beteiligt waren. Ich hatte mir aber den einen und den andern zu verbinden gewußt, wie es mir überhaupt gegeben war, mit dem Volke freundlich zu verkehren.

Gleich bei der erſten Hütte hielt ich an, um nach einer unglücklichen Familie zu ſehen, die durch Krankheit wahrhaft geſchlagen war. Ich ſetzte mich ein wenig an das Bett, auf dem der Vater mit zwei armen Würmern lag. Im Laufe unſeres Geſprächs wurde mir Czerwenkas Angabe beſtätigt, aber mit dem Unterſchiede, daß man glaubte, die Paſcher würden einen andern Weg nehmen,

der mir näher bezeichnet wurde. Mancherlei sprach dafür und weil allem Anschein nach das Gesindel in bedeutender Anzahl zu erwarten war, so beschloß ich zu veranlassen, daß wir alles auf eine Karte setzten und allein den letzteren Weg mit der ganzen aufzubietenden Mannschaft besetzten.

Es befand sich gerade ein Regierungsbeamter in Czeschlowitz, der, mir überhaupt gewogen, meinen Plan gut hieß, obwohl von anderer Seite dagegen geltend gemacht wurde, daß, um wenigstens etwas zu gewinnen, unsere Mannschaft auf beide Stellen verteilt werden müsse.

Denselben Abend begannen wir das Werk, und um kurz zu sein, mit einem entscheidenden Erfolge. Die Bande wurde gestellt, umzingelt und teils gefangen, teils zerstreut, worauf eine überraschend reiche Beute in unsere Hände fiel.

Es war ein gewaltiger Schlag für den Schmuggel, der einige Zeit, unbedeutende Warentransporte abgerechnet, ganz ins Stocken kam. Bei den Verhören ergab sich diesmal unwiderleglich, daß die weitverzweigte Bande einem Wink und Willen gehorchte, daß eine geschickte unsichtbare Hand die Fäden des ganzen Gespinstes hielt und leitete. Niemand jedoch wußte einen Namen anzugeben, alle waren durch unbedeutende Mittelspersonen angeworben worden.

Mir wurde infolge des bedeutenden Fanges, den wir gemacht, eine besondere Freude zu teil, ich erhielt eine Gratifikation von achtzig Thalern und überdies die Zusage einer künftigen Gehaltserhöhung oder vorteilhaften Versetzung.

Auf den Frühling war der kurze Sommer gefolgt; ehe er sein Ende erreichte, traten kühle Tage und herbstliche Nebel ein. Man war daran gewöhnt, wie ein Witzwort sagte, sieben Monate Winter und drei Monate Kälte zu haben.

Mitte September wurde dieser Spott auf einige Tage Lügen gestraft. Der Sommer flackerte mit seinem letzten, verlöschenden Feuer auf, während die Herbstfäden über die Felder zogen, von Busch und Baum flatterten, schien die Sonne noch einmal sommerwarm. Kein Lüftchen regte sich, freundlich und still erglänzten Nähe und Ferne, die

Natur feierte ihre Abschiedstage, um sich bald darauf in Schnee einzuhüllen.

Ich hatte mir einen freien Nachmittag gemacht, um diese Sommerwende auf Metczjwoda zu feiern. Zu Fuß eilte ich hinaus, hatten wir doch Mondschein, so daß ich auch spät den Heimweg mit aller Gemütlichkeit zurücklegen konnte.

Zu meiner Verwunderung fand ich den Hof wie ausgestorben. Eine Magd sagte mir, es sei von der Herrschaft niemand zu Hause als das gnädige Fräulein, das ich wahrscheinlich im Parke finden werde, da es kurz vorher die Hühner und Tauben gefüttert habe und hinter der Scheune verschwunden sei. Auch ich schlug den Weg ein und streifte mit froher Erwartung die schattigen, duftigen Gänge entlang. Alles sah verwildert aus, da und dort starrte ein verwittertes Steinbild aus dem rötlich und goldig gefärbten Laubwerk hervor, hohes Gras wucherte ungemäht zwischen den uralten Eichenstämmen, auch auf den Rasenplätzen war es von keiner Hand berührt worden, und auf einem schwarzen Weiher zogen Taucher ihre Kreise, ohne sich um den Menschen zu bekümmern, dessen Fuß im dürren Laube rauschte.

Nirgends entdeckte ich Paula Petrowska, und bereits war ich im Begriffe, mich zu entfernen und im Hause das Suchen fortzusetzen, als eine scheltende Stimme an mein Ohr schlug, in der ich sogleich Czerwenkas Krächzen erkannte. Vielleicht war er imstande, mir mitzuteilen, wo Paula Petrowska zu treffen sei.

Ich bog in einen verwachsenen Pfad ein und hatte ein buntbemaltes, von herbstlich braunen Weinranken umschlungenes Lusthäuschen vor mir, in dessen Thür die plumpe Gestalt des unvergleichlichen Mannes sich aufgepflanzt hatte. Er drehte mir den Rücken zu und sprach immerfort in den Tempel hinein, wobei er ab und zu mit den Füßen stampfte, um seine Rede zu bekräftigen.

„Czerwenka!" rief ich.

Wie herumgeschnellt drehte er mir das verblüffte Gesicht zu.

„Wißt Ihr, wo das gnädige Fräulein ist?" fragte ich.

Er drehte seine schmutzige Mütze, die er blitzschnell abgerissen, zwischen den Fingern.

„Wen habt Ihr denn da drinnen ausgezankt?“ forſchte ich, in die Thür ſchauend.

Ich traute meinen Augen nicht. Auf einer Bank ſaß Paula Petrowska, Thränen hingen an ihren Wimpern, auf ihrem Schoße lag ein in Zorn oder Schmerz zerdrücktes Taſchentuch.

Czerwenka ſchlüpfte in die Büſche, ich war allein mit der jungen Dame.

„Was war das, Paula Petrowska?“ fragte ich, immer noch nicht meinen Sinnen trauend. „Hat der Menſch etwa gewagt, Sie zu beleidigen?“

Sie ſchüttelte heftig den Kopf. Statt einer Antwort ſchoß jählings ein Thränenſtrom hervor.

„Paula!“ rief ich bewegt auf ſie zutretend.

„O, ich bin so unglücklich," entrang es sich ihr mit einem tiefen, inneren Jammer.

Ich streckte ihr meine beiden Hände entgegen. Mir war so wohl und so weh wie in meinem Leben nicht.

„Liebe Paula," sagte ich, „niemand kann Sie lieber haben als ich. Wenn auch Sie mich lieb hätten —"

„Ich bin ein ganz armes Mädchen," versetzte sie, die Thränen trocknend.

„Um so besser passen wir zusammen," entgegnete ich herzlich, „wir werden uns treulich durch das Leben kämpfen und es uns gemeinsam verschönen."

„Nein, nein!" rief sie, einen Schritt zurücktretend, niemals! Ich kann nicht eine entehrte Hand in die Ihre legen."

Ehe ich es zu verhindern vermochte, stürzte sie an mir vorbei, ich sah ihr helles Gewand über den Rasen fliegen, zwischen Büschen verschwinden und fand mich jetzt erst wieder, um ihr eiligen Schrittes zu folgen. Denn eins stand mir von vornherein ohne Frage fest, Paula Petrowska war sicherlich in jeder Weise rein und unschuldig. Es mußte da irgend eine dunkle Macht, irgend ein verhängnisvolles Geheimnis im Spiele sein, die zu entlarven mein ganzes Herz entbrannt war. Paula Petrowska sollte mir Rede stehen, sich gegen mich offen und frei aussprechen, und ich wollte ihre Sache ausfechten.

Im ganzen Parke, im ganzen Hause suchte ich sie vergeblich. Am Ende blieb mir nichts anderes übrig, als mich bedrückten Herzens auf den Heimweg zu begeben.

Was war meine frühere Unruhe gegen die, welche mich heute durchstürmte? Nichts erregt mehr, als einen geliebten Menschen schmerzlich leiden zu sehen, ohne die Schlingen und Ketten zerreißen zu können, die ihn so jämmerlich, so schmachvoll binden. Immer hatte ich Paulas Bild vor mir, ihr schmerzensreiches liebes Gesicht, ihre weinenden Augen, ihre bebende Stimme und die zitternde Gestalt, wie sie davonstürzte, um sich vor mir zu verbergen wie ein angeschossenes Reh vor dem schrecklichen Jäger. Sie hatte mir in der letzten Zeit wiederholt kleine Zeichen ihres Vertrauens gegeben, die zwar gewiß keine Boten der Liebe waren, aber mir bewiesen, daß sie

ihre braunen, glänzenden Augen ohne Furcht zu mir aufhob.

Der Abend verging mir qualvoll, die Nacht unruhig. Ich erhob mich mit dem Entschlusse, gleich heute wieder nach Metczizwoda zu eilen, um womöglich Klarheit und Gewißheit zu erhalten.

Der Himmel und die Erde hatten ein anderes Gewand angelegt als am gestrigen Tage. Schwere Wolken bedeckten das Himmelsgewölbe und entsandten häufige Regenschauer aus ihrem Schoße, Nebel lagerten kalt und feucht über Feld und Wald, Stadt und Dorf, ein unerquickliches Wetter, besonders wenn ihm kein fröhliches Auge zuschaut.

Ich fand in Metczizwoda alles gemütlich um das Feuer geschart, das man an einem solchen Tage zu schätzen wußte, Dombrinsky empfing mich in seiner gewöhnlichen geräuschvollen Weise, die seine Gedanken und Stimmungen verbarg, die alte Dame verging wie gewöhnlich vor Liebenswürdigkeit, die mit ihrer natürlichen, starren Kälte einen ziemlichen Gegensatz bildete, und Paula Petrowska — ach, Paula Petrowska sah auffallend bleich aus, sie hatte seit gestern viel gelitten und ihre Hand, die sie gewohntermaßen vor den Augen der ihrigen in die meine legte, war eiskalt.

Mit so viel Unbefangenheit, als mir zu Gebote stand, nahm ich an der Unterhaltung teil. Wer uns als Uneingeweihter beobachtet, hätte sicherlich nicht geahnt, daß über eine verstimmte Saite weggespielt werde. Man scherzte, man lachte, kam ordentlich außer Atem, hatte soviel zu erzählen, zu fragen, daß es keinen heiterern belebteren Kreis geben konnte, und uns das Zusammensein im behaglichen Zimmer doppelt angenehm zu machen, pochte der Regen stark und stärker gegen die Scheiben.

Die lebhafte Unterhaltung samt Lust und guter Laune waren indes, wie sich allmählich zeigte, nichts weiter als ein Strohfeuer, das nicht vorhielt. Dombrinsky stahl sich fort, da er die Kosten nicht weiter tragen konnte, die alte Dame machte nach ihrer Art weniger ein Hehl daraus, daß sie nicht recht aufgelegt sei, obwohl sie mir gegenüber die Liebenswürdige blieb, am Ende sahen Paula Petrowska

und ich uns allein. Da die Unterhaltung stockte und Paula jeder Frage vorbeugte, schlug ich vor, zu musizieren oder ein Lied zu singen. Sie entschloß sich zu ersterem, wir setzten uns ans Pianino und spielten, beide zerstreut, so daß wir wie auf ein gegebenes Zeichen zugleich einhielten.

Es dämmerte, und die Dämmerung webt gern heimliche Zauberkreise, das Kaminfeuer warf seinen roten Schein über die liebe Gestalt an meiner Seite, die fast mit dem Ausdruck der Angst im Gesichte dasaß.

Ich ergriff ihre Hand und hielt sie fest, trotzdem sie mir dieselbe zu entziehen suchte.

„Liebe Paula," sagte ich herzlich, „heute lasse ich Sie nicht fort. Darf ich hoffen — —?"

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" stöhnte sie.

„Nicht ein wenig haben Sie mich lieb, Paula?" rief ich schmerzlich enttäuscht.

Erschrocken waren einen Augenblick ihre Augensterne auf mich gerichtet, dann riß sie sich mit einem raschen Entschlusse los, wurde jedoch durch ein Paar fremde Arme aufgehalten.

„Halt, Paula Petrowska!" sagte Dombrinsky. „Lieber Freund, ich will statt des närrischen Mädchens reden. Es liebt Sie über alles und gäbe sein Leben für Sie, ich weiß es."

„Es ist nicht wahr!" entgegnete Paula, die sich stolz aufgerichtet hatte, festen Schrittes verließ sie das Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

„Verzweifeln Sie nicht, lieber Freund," unterbrach Dombrinsky die peinliche Stille. „Binnen zwei Tagen haben Sie ihr Jawort; freilich" — setzte er zögernd hinzu — „vorausgesetzt, daß Ihre Liebe zu der guten Paula echt ist und Ihnen ein Opfer nicht zu teuer wäre —"

„Keins, das meiner Ehre nicht zuwider ist," beteuerte ich.

„Ehre und Liebe befinden sich in unsern Gegenden häufig im Streit miteinander," bemerkte er leichthin. „Es kommt darauf an, sich über beide recht klar zu werden um richtig zu entscheiden. Indes lassen wir das für jetzt, in zwei Tagen sollen Sie weiteres erfahren. Die arme

Paula! Sie wissen doch, daß sie von Haus aus ganz arm und auf uns angewiesen ist, ohne die sie nackt, hülflos und ohne Heimat wäre? Übrigens verdient sie die hingebendste Liebe, sie ist ein so vorzügliches Wesen, welcher Jammer, wenn ein solches Mädchen gleichsam ausgestoßen auf der Straße liegen müßte! Wir werden wissen, was wir zu thun haben, um ihr eine anständige Mitgift zu sichern, es soll an uns nicht fehlen, gewiß nicht, an unserm guten Willen soll ihr Glück nicht scheitern."

„Weshalb wollen Sie mich aber zwei Tage mit der Entscheidung warten lassen?" fragte ich voll Ungeduld. „So wie die Sachen liegen, gäbe ich wer weiß was darum, mit völliger Gewißheit in meine einsame Wohnung einzutreten, selbst wenn mir die Entscheidung Pein verursachte."

„Also wirklich lieben Sie Paula Petrowska für Ihr Leben?" flüsterte Dombrinsky, sich dicht zu mir beugend. „Gut, Sie haben recht, wozu der lästige Aufschub?" Er hüstelte verlegen. „Der Preis, um den die Hand der lieben Paula Ihnen gehört, ist der, daß Sie in Zukunft einige Rücksicht auf uns, ihre Pfleger und Versorger, und auf die landesüblichen Verhältnisse nehmen, in die die binnenländischen Begriffe von Recht nicht hineinpassen. Sehen Sie, Mectzwoda ist vollständig verschuldet, ich weiß selbst kaum, wie viele Blutsauger an mir zehren, ein Nebenverdienst ist unerläßlich geboten, wenn wir, also auch die teure Paula, nichts als Bettler sein wollen. Hier zu Lande gibt es keinen anderen Verdienst als den Schmuggel. Drücken Sie, der uns mehr als ein anderer geschadet hat, um Ihrer heiligen Liebe willen eine Auge —"

„Dombrinsky!" rief ich empört aus, „das wagen Sie von mir zu glauben, mir zuzumuten?"

„Nicht so hitzig, lieber Freund," sagte er, „ich könnte Ihnen manchen Namen von gutem Klang nennen, — aber warum uns streiten? Paula Petrowska wird entweder Ihr Weib oder eine Bettlerin. Wählen Sie selbst! Und vergessen Sie eins nicht, vorkommendenfalls würde Paulas Name mit dem unsern öffentlich vor den Schranken des Gerichts und in den Zeitungen genannt werden, das sage ich Ihnen."

Ich drehte dem Wichte, der seine Rolle ausgespielt, den Rücken.

Niemand sattelte mir heute das Pferd. Ich selbst besorgte es mit einer fieberhaften Eile, als wären mir Scharen von Feinden auf den Fersen, als ich aber durch Regen und Nebel hinjagte, da war es mir, als würden meine Augen naß.

„Hülflos und heimatlos, eine Bettlerin in Nacht und Wind, arme, arme liebe Paula!"

Ich schlug mein Tier in die Weichen, daß es sich beinah gerade auf den Weg legte und in voller Carriere die Stadt erreichte, ich wollte mir den innern Sturm fortreiten. Aber er saß mit mir nieder auf das Sopha, hielt mich wach und wogenden Herzens bis um Mitternacht, bis zum Morgen des neuen Tages.

Was sollte ich thun? Hingehen, alles anzeigen und Paula, die ich unendlich liebte, mit meiner Hand auf die nasse Straße stoßen — —?

O ich fühlte, wie sehr, wie ganz ich sie liebte. Aber der Preis? Nein! Mit einem Bruche in meinem Gewissen war auch das Glück des ganzen Lebens zu teuer erkauft. „Der Mensch lebt nicht vom Brot — auch nicht von dem des Glücks — allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht." Dies Wort war der Anker, an dem, als mein Herzens- und Lebensschifflein in bittern Fluten versinken wollte, es mein Glaube festhielt und rettete.

Die Pflicht gebot mir unabwendbar, bei dem Chef Anzeige zu machen, ein Schritt, der mir furchtbar schwer wurde, so daß ich darüber die Bureaustunde versäumte.

Mit mir selbst ringend, gehe ich im Zimmer auf und ab, als ich Schritte vor der Thür vernehme und es klopft. Czerwenka ist da wie der Versucher.

Brühheiß wurde mir. Ich streckte die Hand aus, ihn die Treppe hinunterzuwerfen. Dann durchfuhr mich der Gedanke: „Nimm ihn fest! Er sei der erste, der dingfest gemacht wird!"

Aber Paula! Paula! Hand wie Gedanken drohten lahm zu werden.

Czerwenka küßte mir den Rockschoß, bevor ich es verhindern konnte.

„Gnädiger Herr! darf ich dem gnädigen Herrn unterthänigst was vermelden?“

„Was habt Ihr?“ herrschte ich ihn an. „Eins merkt Euch im voraus, ich bin ein ehrlicher Mann, und wagt Ihr —“

„Der gnädige Herr sind im Irrtum, ganz im Irrtum,“ stammelte Czerwenka, vor Verlegenheit von einem Bein auf das andere springend. „Auf Metczizwoda — auf — Metczizwoda — der Puritz behandelt uns nicht, wie es recht ist, er behält das schöne Geldchen für sich, und wir müssen unsere Haut zu Markte tragen zu Nacht auf den Schleichwegen. — — Ein Schurke ist er,“ schrie Czerwenka im Brusttone der Entrüstung, „er betrügt uns und hat mich gestern wund geschlagen wie einen Hund, bloß weil ich den gnädigen Herrn wegreiten ließ, als ob ich's riechen sollte, was geschehen war, was man nicht immer kann. Darum will ich den Puritz, den — den — anzeigen will ich ihn, weil er so wie so aus dem letzten Loche pfeift und noch bohnenstrohgrob gegen mich ist — —.“

„Weshalb kommt Ihr zu mir?“ fuhr ich ihn an, obwohl er mir halb wie ein Bote vom Himmel erschien, denn nun brauchte ich nicht die Anzeige zu erstatten.

„Wenn der gnädige Herr befehlen,“ sagte Czerwenka, zu allem bereit, um seinen Herrn und Meister, mit dem er bisher gemeinsame Sache im Unrecht gemacht, in Elend und Schande zu stürzen, „wenn der gnädige Herr befehlen, geh ich auch zum Herrn Chef. Wollte nur unterthänigst vermelden vom gnädigen Fräulein, die die beste von allen war, rein wie eine Taube, unschuldig wie eine Blume, daß das gnädige Fräulein abgereist ist.“

„Abgereist?“ rief ich überrascht und erleichtert? „Wann? Und wohin?“

„Kann ich nicht sagen, wohin, gnädiger Herr. Aber abgereist ist sie vorher mit der Post, ich habe sie sicher begleitet, konnte ihr nicht böse sein, daß sie von unsern Sachen nichts wissen und lieber Gott weiß, was alles auf sich nehmen wollte. Er hat es ja doch mit keinem gut gemeint, als mit sich selbst, wir anderen mochten uns um

die Knochen beißen, das sieht man erst deutlich, da es zu Ende geht. Was wäre das gnädige Fräulein glücklich geworden mit dem gnädigen Herrn! Aber „nein", sagte sie, „er ist ein ehrlicher Mann, und ich bin ein ehrliches Mädchen," sagte sie, „lieber will ich betteln, als versuchen, ihm ein Gewicht ans Gewissen zu hängen," sagte sie. Es war lange darauf abgesehen, den gnädigen Herrn durch das gnädige Fräulein zu fangen, und ein schönes Geschäft hätt' es für den Schmuggel gegeben, wenn sie dem gnädigen Herrn ein bischen die Augen zugehalten hätte, das ist wahr. Aber so mag es besser sein, und er, nämlich der Puritz, soll mir daran glauben! Ich meine, wenn ich alles sage, läßt man mich laufen?"

Der Mensch ekelte mich an mit seiner Treulosigkeit und Schmeichelei.

„Thut vor allem Eure Pflicht und stellt Euch freiwillig auf dem Steueramt," befahl ich, zugleich Hut und Stock ergreifend, um mitzugehen, damit er unterwegs nicht auf andere Gedanken käme.

Auf dem Steueramt legte Czerwenka in der That ein umfassendes Geständnis ab, das uns das ganze, feine Gewebe des dortigen Pascherwesens entdeckte und unsern flotten Gastfreund Dombrinsky als die geheime Triebfeder des verzweigten Schmuggels entlarvte. Die Gläubiger waren ihm dicht auf den Fersen, deshalb hatte er alles auf eine Karte gesetzt.

Zum letztenmal eilten wir mittags nach Metzizweda. Ein trauriger Ritt, der den Zweck hatte, das Generalstabsquartier des Schmuggels aufzuheben. Jedoch trafen wir niemand weiter an, als Dienstleute, der schlaue Vogel von Puritz hatte sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

VIII.

„Wir sind beim letzten Teil meiner Geschichte angelangt," sagte Hugo, nachdem er sich eine Pfeife vom Ständer geholt hatte. „Sieh, da hat mein gutes Weib uns vorsorglich einen Rest ihres Gebräues in die Ofenröhre gestellt. Wir dürfen nichts drin lassen, um sie zufrieden zu stellen. So, Dein Glas ist gefüllt, da, nimm eine neue Cigarre.

Daß ich Dir, meinem alten, besten Jugendfreunde einmal von meinem herzlieben Weibe erzählen würde, das hätte ich mir nicht geträumt. Es ist jammerschade, daß man im Leben oft so weit auseinander gestreut wird.

„Doch zu meiner Geschichte, damit uns nicht die Morgensonne auslacht!"

Seit etwas mehr als sechzehn Jahren hause ich hier in Raltowitz, wo ich nach menschlichen Gedanken auch mein Leben beschließen werde, was mir ganz recht ist, da Raltowitz der Schauplatz des schönsten Lebensglücks für mich wurde. Als ich damals hierher kam, war das Städtchen bei weitem nicht das, was heutzutage. Der kleine Pfad den Graben entlang unter den Weiden, den Du auf unserem Gange um den Ort kennen gelernt hast, der sogenannte Poetensteig — die Poeten hier mußten bescheidene Leute sein — war der einzige Naturgenuß, dessen die Raltowitzer sich zu rühmen hatten. Die nette Anlage in der Nähe der Bahn gehörte zu den Zukunftsereignissen, zweimal täglich blies das Posthorn und versetzte die Bevölkerung in eine erwartungsvolle Stimmung, Kleinbürger, Bauern und Juden bildeten den alleinigen Grundstock der Einwohnerschaft und wenn der Bäcker einen Kuchen aus dem Ofen holte, wußte männiglich um das große Begebnis.

Meine Versetzung hierher, die ungefähr ein halbes Jahr nach Dombrinskys Entlarvung erfolgte, hatte ich dem Wohlwollen meiner Behörde zu danken. Ich verbesserte mich bedeutend im Gehalt und hatte die Aussicht, nach der voraussichtlich baldigen Pensionierung meines Chefs dessen Stelle zu erhalten. Auch meine gute Schwester befand sich in besseren Verhältnissen. Neugestärkt, war sie als Erzieherin in ein adeliges Haus eingetreten, um mich nicht lange darauf mit ihrer Verlobung zu überraschen. Ein wohlhabender Domänenpächter hatte um ihre Hand angehalten, und es ließ sich von der Verbindung Gutes hoffen, was sich gottlob auch erfüllt hat. Der Eltern Segen ruhte sichtlich auf uns beiden, ihre Gebete haben die herrlichste Frucht getragen. „Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser."

Das Steueramt befand sich in einem baufälligen Hause, das der Chef sein halbes Leben lang bewohnt hatte und

deshalb mit einem anderen nicht vertauschen mochte. Die Regierung war zu wiederholten Malen drauf und dran gewesen, einen eigenen Bau, den neuen Zeitverhältnissen entsprechend, aufzuführen, stets aber hatte der alte Herr es mit hunderterlei Gründen und Einwänden zu hintertreiben gewußt, obwohl er mir oftmals Stein und Bein darüber klagte, daß das Mauerwerk in dem alten Hause nicht mehr wetterfest sei, den Regen in seine Zimmer einlasse und ihm durch den Zug noch auf seine alten Tage Gliederreißen einbringen werde. Wenn ich ihm jedoch von einem andern Hause sprach, fing er an zu schelten und wußte dem lebensmüden Bau nicht genug Lobenswertes nachzusagen.

Ihn und seine Frau möglichst wenig zu beschränken, nahm ich als Einspänner mit einem bescheidenen Raum vorlieb, der für mich und meine paar Sachen gerade hinreichte. Dafür genoß ich viel Liebe und Fürsorge von den guten Leuten, die mich zur Familie rechneten und mir mein häusliches Leben ungleich angenehmer gestalteten, als ich es in Czeschlowitz gehabt hatte. Das Mütterchen in der blütenweißen Spitzenhaube ließ es sich nicht nehmen, mir selbst allmorgendlich den Kaffeetisch zu besorgen, da „ihr Alterchen" mit der gewaltigen Zipfelschlafmütze sein Täßchen — es war aber eigentlich eine Riesin von Tasse — im Bette trank. Auch zum Frühstück, das ich garnicht gewohnt war, atte sie mich mit fetten Bissen, so daß mir bald Freunde und Feinde ein Schmerbäuchlein andichteten, das auch zum Lohne für sothane Pflege nicht zu lange eine leere Dichtung blieb. In der Dämmerung mußte ich regelmäßig die Türkenpfeife rauchen, der die liebevolle Hand des Mütterleins eine damals freilich schon etwas verblichene Quastenschnur in den türkischen Farben angehängt hatte und die des alten Herrn Vorliebe für das Gedicht „Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" gemütlich versinnbildlichte. In dem Dämmerstündchen — eins sollte es nur sein, und zwei waren es regelmäßig — öffnete Herr Zehdenik feierlich den alten Klimperkasten, über dem sein und seiner Gattin Konterfei, aus schwarzem Papier geschnitten, in einem nicht minder altmodischen Rahmen hing, und spielte zwei Stücke, regelmäßig dieselben zwei

Stücke, Abend für Abend, nämlich „Schöne Minka, ich muß scheiden“ und einen Walzer ohne Namen. Gar manches ließ sich drollig an, aber alles, was die beiden guten Alten vornahmen, hatte Seele und gewann in seiner einfachen heiteren Weise das Herz, das für sie Partei machte und einem die Spottlust benahm.

Ich hatte es gut, ungemein gut bei den lieben, würdigen Leuten, und dennoch spürte ich, mitten in dem Gefühl und der Anerkennung meines freundlichen Loses, nicht selten eine schmerzliche Leere. Paula Petrowska war mir zum zweiten Leben geworden, ohne sie dünkte mir die Zukunft schal und traurig. Vergeblich hatte ich alles aufgeboten, ihre Spur zu finden. Ein Blatt vom Baume kann nicht spurloser verwehen, als sie es für mich war. Ihr Bild begleitete mich überall, ihre süße Stimme durchtönte mich, oft meinte ich, ihre lieben dunkelleuchtenden Augen auf mich gerichtet zu sehen, ein tiefes Sehnen nach ihr erfüllte mein ganzes Wesen.

Vielleicht war sie im Elend, ohne Stütze, ohne Liebe, ohne Heimat! Wie ein Messerstich durchfuhr mich dieser Gedanke jedesmal. Er machte mich so unruhig, ich selbst wurde dadurch heimatlos, keine Freude verfing recht bei mir, es war ein halbes Leben, ein beständiges Hangen und Bangen.

Die alten Leute argwöhnten bisweilen, es gefalle mir nicht bei ihnen. Das that mir weh, ich wollte sie nicht betrüben und verbarg sorgfältiger meinen Gram, der heimlich an meinem Herzen zehrte.

Eines guten Tages kam eine Regierungsverfügung, worin es kurz und bündig hieß, für das Steueramt in Raltowitz solle ein umfangreicher Neubau aufgeführt werden. Ich hatte Mühe, den alten Herrn, der geradezu außer sich war, davon zu überzeugen, daß ich meinerseits nicht das mindeste dazu gethan hatte. Die beiden alten Leute klagten, erst habe man sie wenigstens sterben lassen sollen, ehe dergleichen ins Werk gesetzt werde, und Herr Zehdenik versicherte im hellen Zorn, wenn vier Regierungsräte an ihm zögen, so würden sie ihn nicht aus diesem altbewährten, allen billigen Anforderungen vollkommen entsprechenden Hause ziehen.

Die Regierung meinte ihre Verfügung ernst. Im Umsehen war der Baurat da, um alle Vorkehrungen zu treffen. Und nun bewunderte ich im stillen, wie durch eine merkwürdige Fügung sich in einem Menschenleben manchmal alte eigentümliche Verhältnisse auffallend erneuern. Mein Elternhaus stand in einer Burgruine, und bei Raltowitz wurde der Platz, wo sich die Trümmer des alten Schlosses befanden, für den Bau des Steueramts und meine künftige Behausung ausersehen, so daß auch mein Haus, wie das meiner Eltern, auf einer Burgruine steht, in deren Überbleibseln meine kleine Schar so gern umherklettert, wie einst ich in der Heimat.

Schnell schritt man zu den Vorarbeiten, und ohne Säumen wurde gleich nachher der Bau vorgenommen.

Da stand ich denn manches liebe Mal, versunken in Erinnerungen, umflattert von lieben, lockenden Bildern der Vergangenheit, mein Elternhaus baute sich vor mir auf, unser herrliches Familienleben, über dem uns Kindern ein Hauch des Paradieses schwebte, trat licht vor meine Seele und ich fragte mich bang: „Wird es dir sich auch erneuen, oder sollst du die Schale ohne Kern hinnehmen, wird kein liebes Weib, kein fröhliches Getümmel dein Haus beleben?“

Dann schlich ich traurig heim und stürzte mich in die Arbeit, so daß die Kollegen von mir sagten, ich arbeite für drei und habe keinen Sinn für das Leben.

Der Bau des Steueramts erlitt zur Genugthuung meines alten guten Chefs eine ungeahnte Unterbrechung, die der Widerstand einer kränklichen, zurückgezogen lebenden Frau herbeiführte. Sie war bekannt unter dem Namen „die Burgfrau“, und man erzählte sich von ihr, daß sie zweierlei verstehe wie keine andre, nämlich die Pflege ihres Gartens, der in der kurzen Zeit, wo sie ihn bestellte, die köstlichsten Gemüse und Blumen lieferte, und weibliche Handarbeiten, besonders Stickereien, in denen sie einigen jungen Mädchen umsonst Unterricht gab.

Übrigens hatte sie sich ihr Häuschen nicht selbst gerade an den Platz gesetzt, sondern ein menschenfeindlicher Onkel, dem man, obwohl seine Gebeine damals schon geraume Zeit in der Erde ruhten, noch manche Kraftworte nacherzählte.

Die Erbin des Hauses, das vom Burgepheu übersponnen, sich ganz traulich ausnahm, galt hingegen für eine freundliche Frau, die keinem Arges zutraute und als eine Witwe nach Gottes Herzen still mit ihrer Tochter lebte, ohne die andern Menschen zu meiden, aber auch ohne einen regeren Verkehr mit ihnen zu unterhalten.

Der Streitpunkt, um den es sich handelte, war der, daß das Steueramt einen Grenzfrevel begangen haben sollte. Durch ihren Anwalt machte Frau Bromeis vor Gericht geltend, das Haus stehe zum Teil auf ihrem Grund und Boden, es bedeute einen Eingriff in ihre Rechte, den sie zurückzuweisen gesonnen sei.

Dieser Einspruch war ein arger Strich durch die Rechnung der Behörde, ein heimlicher Triumph für meinen alten Herrn.

Das Grundbuch wurde befragt, Vermessungen fanden statt, beide streitenden Teile thaten das Möglichste, die Angelegenheit kurz und bündig auszutragen.

Es ließ sich am Ende nicht leugnen, daß das Recht auf seiten der Klägerin war, die keinen Schritt wich und einfach auf ihrem Rechte beharrte. Ein Regierungskommissar, welcher kam, um mit ihr zu verhandeln, fand ihre Thür verschlossen und mußte unverrichteter Sache abreisen. Alles war sehr gespannt auf den Ausgang der Sache. „Da hab' ich eine Verfügung bekommen," sagte eines Tages mein Chef zu mir, indem er den Teppich um seine Beine fester zusammenzog. „Wider meinen Rat und Willen ist der Unglücksbau begonnen worden, und schließlich soll ich den Karren aus dem Schmutze ziehen. Ich kann mich kaum rühren, die Beine schmerzen mich und versagen den Dienst, was ist zu thun?"

Er blies grimmig dichte Wolken aus der Pfeife und that gewaltige Schlucke aus seiner Riesenkaffeetasse.

„Ich ermächtige Sie, an meiner Stelle Ihr Heil zu versuchen," fuhr er hüstelnd fort.

Auch seine Frau, meine besondere Freundin und Gönnerin hüstelte vor sich hin.

Ich verstand die guten Alten recht wohl. Sie wünschten, mich vorzuschieben, damit sie keine Verantwortung hätten, weil ihr Herz auf seiten der Klägerin war, und zugleich

ſtand es zu ihrer inneren Genugthuung feſt, daß ſo wie ſo bei den Verhandlungen nichts herauskäme.

Nach längerem Sträuben willigte ich ein, an Stelle des Chefs die Verhandlungen mit Frau Bromeis zu führen. Die Ausſicht auf Erfolg ſchien mir verſchwindend klein, obgleich die Behörde, um die leidige Sache beizulegen, eine annehmbare Summe anbot.

„Sie müſſen nur die Tochter, Fräulein Marie, gewinnen," lächelte der alte Herr, „dann läßt ſich alles vereinbaren, es iſt keine Hexerei mehr, und wenn das Ding auf ſolche Weiſe zu ſtande kommt, will ſelbſt ich mich geduldig darein ſchicken."

Der Weg nach der Burg, den ich ſeit dem Bau des Steueramts oft ging, führte damals durch den ärmſten Stadtteil bis an die Stelle, wo heutigestags der Bahnhof liegt, worauf er nach links umſchwenkte und zwiſchen Ge-

büsch gerade auf die Trümmerstätte zulief. Man sah das Steuergebäude sich etwa zur Hälfte erheben, sonst aber keine Spur einer menschlichen Wohnung. Erst wenn das Burggemäuer umgangen war, zeigte sich ein einfaches, freundliches Häuschen in Grün eingehüllt, eine kleine Welt für sich, von der Stadt und ihrem Treiben gänzlich abgesondert.

Ein paarmal war ich an dem entlegenen Hause vorübergestrichen, ohne jemand bemerkt zu haben; wie ausgestorben wäre es mir erschienen, hätten nicht die blanken Fenster, die weißen Vorhänge und wohlgepflegte Blumenstöcke Leben und Behaglichkeit verraten.

Frau Bromeis trat mir in der Thür entgegen und empfing mich, wenn auch gemessen, doch freundlich. Sie hörte mich, nachdem wir in einem wohnlich eingerichteten Stübchen Platz genommen, ruhig an, worauf sie mit wiederholtem leisen Wiegen des Kopfes rund heraus erklärte, nicht nachgeben zu können. Die Nähe des Steueramts bringe ohne Zweifel mancherlei Unannehmlichkeiten für sie und ihre Tochter mit sich. Man habe ihr so viel davon erzählt, daß, wenn auch nur die Hälfte wahr sei, es ihr mehr als genug den Aufenthalt in ihrem Besitztum verleiden werde. Deshalb komme es ihr auf eine Abfindung mit Geld nicht an, man könne ihr das Doppelte und Dreifache bieten, es sei vergeblich.

„Aber," wandte ich ein, „die Behörde wird Sie expropriieren, da es unmöglich ist, das Haus wieder abzubrechen, dazu versteht sie sich in keinem Falle. Wenn ich Ihnen raten darf, so nehmen Sie das Angebot an, und die unangenehme Sache ist ohne Ihren Schaden aus der Welt."

„Was glauben Sie, lieber Herr?" entgegnete die Witwe. „Es handelt sich für mich darum, ob ich mit meiner Tochter nach wie vor unbelästigt von dem Treiben, das mit einem Steueramte verbunden ist, mich meines kleinen Besitzes freuen darf oder nicht. Ihr Herr Vorgesetzter, den ich auf Ehre und Gewissen gefragt habe, ob er unter den gleichen Umständen wie ich hier ferner ruhig leben zu können meinte, gab mir ein rundes Nein zur Antwort und sagte, das neue Steuergebäude sei überhaupt

nicht nötig, die jungen Leute hätten nur immer Neues im Kopf. Meine Marie würde in Zukunft leiden müssen, daß, wer da wolle, sie aus einem der sechs Fenster der oberen oder der unteren Etage beobachte, wenn sie im Garten schaffe, und nachts selbst würden wir keine Ruhe mehr haben vor eingefangenen Paschern und dergleichen."

„So, also der alte Herr hat Ihnen bange gemacht?" lächelte ich.

„O, ich habe ihn gelegentlich um seine Meinung gefragt, weiter nichts," sagte sie. „Nein, den urplötzlichen Bau des Steueramts empfand ich selbst von Anfang an als eine Belästigung, und Marie dachte nicht anders. Marie brachte mich auf den Gedanken, einen Rechtsbeistand zu nehmen."

„Sie lehnen jedes Anerbieten gänzlich ab?" fragte ich zum letztenmal.

„Gewiß, Marie bat mich noch gestern darum, und es ist auch meine Meinung."

„Aber die widerwärtigen Folgen für Sie. Man wird, fürchte ich, künftig auf Ihre Wünsche gar keine Rücksicht nehmen, die Expropriation vielleicht weiter ausdehnen, als der augenblickliche Streitpunkt andeutet, bei dem es sich um wenige Fuß Grund und Boden handelt."

„Aber, das ist nicht möglich! Wo bleiben da Recht und Gerechtigkeit?"

„Es ist der einzige gesetzliche Weg für die Behörde, den Abbruch des Hauses zu umgehen."

Frau Bromeis faltete die Hände.

„Ich weiß nicht, was meine Tochter, die nicht zuhause ist, gegenüber dem äußersten Falle denkt" — sagte sie schwankend.

„Ihre Fräulein Tochter würde sicherlich die Notwendigkeit, nachzugeben, einsehen, und die Behörde unterließe gerne den äußersten Schritt," bemerkte ich in dringendem Tone.

„Ich werde mit meiner Tochter Rücksprache nehmen," erhob sich die Witwe, „freilich glaube ich, daß wir es darauf ankommen lassen."

Mein alter guter Chef lachte in sich hinein, als ich unverrichteter Sache auf das Bureau zurückkehrte.

„Die Behörde hat eine harte Nuß zwischen die Zähne bekommen," warf er hin und schob mit tiefem Behagen eine Prise in die Nase. „Übrigens sehen Sie da, wie eilig sie es hat; ein Monitum wegen ungebührlicher Verzögerung der Antwort auf ihren Befehl."

Ich fand die Verfügung auf einem Aktenstoße. Wie sie dalag, verriet sie deutlich, mit welchem Anfluge von Groll und Widerwillen die Hand des alten Herrn sich ihrer entledigt hatte, um mich zusehen zu lassen, was damit anfangen.

„Die Antwort ist leicht," sagte ich, „Frau Bromeis weist jede gütliche Vereinbarung von der Hand, das ist alles."

„Alles wohl gerade nicht," versetzte der alte Herr ironisch, „die Mutter wird erst ihr Töchterlein fragen, Sie haben also die höchste Instanz bisher übergangen."

„Sie werden beide nein sagen."

„Aber die Behörde will wissen, ob wir alles gethan haben. Ein abermaliger Gang bleibt Ihnen nicht erspart, und zwar muß er in jedem Falle morgen gethan sein."

Der nächste Tag brachte so viele Geschäfte mit sich, daß ich für meinen Gang nicht eher Zeit fand als gegen Abend. Unterwegs wurde ich von diesem und jenem aufgehalten, ein Bekannter, der einen Spaziergang vorhatte, zog mich mit seiner lebhaften Unterhaltung eine kleine Strecke Weges mit sich fort. Auf den Feldern glühten da und dort Kartoffelfeuer oder von verbranntem Unkraut wirbelten Rauchsäulen auf, die sich mit dem feinen Herbstnebel über den Fluren und der Dämmerung vermischten. Grau in Grau lag das Landschaftsbild mit jedem Augenblick mehr, die Umrisse der einzelnen Gegenstände wurden unsicherer, allein die Herbstfeuer durchbrachen mit rotem Schein die Schleier, welche der Abend und die Spätnatur des Jahres ausbreiteten.

Als ich mich dem Häuschen an der Burgruine näherte, schimmerte mir Licht entgegen. Es war schlummerstill umher, gedämpft hallte das Geräusch der Stadt herüber, wie ein Vogelnest fern von menschlichem Gewühle, traumumwoben, erschien mir die Wohnung der Witwe. Der

Wind trieb herbstlich welke Blätter zu meinen Füßen hin, die darüber hinwegrauschten, hier die massigen Umrisse eines Turms, der, wer weiß was, von alten Zeiten voll Lieb und Kampf unter den Menschen erzählen konnte, zerrissenes Mauerwerk dort, und darüber wucherndes dichtes Gestrüpp, das im einbrechenden Dunkel seltsame Gestalten annahm, am Himmel kein Gestirn, das goldig leuchtete, aber die Fenster lächelten in freundlicher Helle, als thäten sie sich etwas darauf zu gut, in Nacht und Wirrnis umher das Lied vom süßen Heim im Herzen zu wecken und die Augen wie mit einem namenlosen Zauber auf sich gebannt zu halten.

„Heim, süßes Heim!“ kam es mir, ich weiß nicht, aus welchem englischen Gedicht auf die Lippe, als ich mich der seitwärts gelegenen Hausthür näherte. Meine alte Schwäche umspann mich wieder mit ihren unwiderstehlichen Zauberfäden. „Heim, süßes Heim!“

Das Auge meiner Seele richtete sich rückwärts zu jenen Jahren, wo ich, ein glückliches Kind, dem Vaterhause zusprang, wie es, umragt von alten Türmen und Mauern, sich traulich an die Burgreste lehnte. Schimmerte dann das Licht aus seinen Fenstern, so reckte ich wohl den Hals, um die Stube zu überschauen, obgleich ich jedes Eckchen darin wie meine Tasche kannte, gleich einer neuen und doch wundersam anheimelnden Welt erglänzte das lampenhelle Gemach mit den lieben Gestalten und Gesichtern am Tische.

„Daheim, daheim! Wie schwingt das Wort
Sich von der Lippe jubelnd fort“ —

singt einer unserer deutschesten Dichter.

Das Haus vor mir mit den hellen Fenstern weckte die alte Lust und das alte Leid in meinem Herzen. Beinah zagend, erwartungsvoll, als triebe mich etwas ganz anderes hierher als die amtliche Pflicht, legte ich meine Hand auf die Klinke der Hausthür. Ich fühlte mich wie im Banne eines Heiligtums, denn jedes echte deutsche Haus ist ein Heiligtum, vor dem Engel Wache halten.

Da wurde die Thür von innen geöffnet. In dem schwachen Lichtstrahl, der durch ein Wandfensterchen fiel,

sah ich die Gestalt einer Frau oder eines Mädchens vor mir.

„Der Herr Doktor?" fragte es.

Ich nannte meinen Namen und erkundigte mich, ob ich die Frau des Hauses sprechen könnte.

Mit einer Handbewegung zur Seite entschwand die Person draußen, es mir überlassend, anzuklopfen. Wieder-

holt pochte ich vergeblich, bis mir die Kühnheit kam, auf meine Gefahr hin zu öffnen.

Indem ich eintrat, bot sich mir ein rührendes Bild dar. In dem alten hohen Lehnstuhl ruhte, anscheinend krank, die Witwe, während ihr zu Füßen ein junges Mädchen kniete, das sein Gesicht in ihrem Schoße verbarg und leise schluchzte.

Das Aufspringen der Stubenthür, mein Tritt auf der Diele störte die beiden auf. Mit ruhiger Würde

richtete sich die Matrone empor, während das junge Mädchen im Nu auf den Beinen war und ihre Thränen getrocknet hatte, um nun verlegen mit den Händen zu spielen.

Ich stammelte meine Entschuldigungen wegen des späten Besuches und des unaufgeforderten Eintretens.

„Marie, gib dem Herrn einen Stuhl," sagte die Mutter mit schwacher Stimme. „Sie kommen nochmals um der Streitsache willen," wandte sie sich an mich. „Es thut mir leid, daß Sie sich einen vergeblichen Weg gemacht haben, wir können uns nicht entschließen, freiwillig auf unser Recht zu verzichten, und sehen demnach kaum einen Ausweg" —

Um wenigstens nicht ohne ein Wort das Feld zu räumen, wiederholte ich kurz meine gestrigen Vorstellungen, wobei ich besonders hervorhob, daß die Damen in keiner Weise behelligt werden würden, ich machte mich vielmehr verbindlich, allem vorzubeugen, was ihnen irgend lästig fallen könnte.

„Das heißt, Sie übernehmen zum Beispiel, keine Seele an eins der zwölf Fenster im neuen Steueramt zu lassen," sagte Frau Bromeis, „aber wer übernimmt die Bürgschaft für Sie? Oder glauben Sie, Ihre werte Nachbarschaft wäre uns gleichgültig, so oft wir uns nach alter, zwangloser Weise im Garten zu thun machen? Man ließe das noch gelten, wenn Sie verheiratet wären, aber so!"

„Also mich der Behörde zuliebe verheiraten," seufzte ich. „Aber mit wem?"

„Das bliebe freilich Ihre Sache," bemerkte die Witwe, indem sie ihre Blicke zwischen mir und Fräulein Marie, die sich ein Taschentuch vor den Mund hielt, hin und her schweifen ließ. „Sie werden von mir nicht verlangen, daß ich in meiner Nachgiebigkeit soweit gehe, Ihnen Vorschläge zu machen."

Die Frau kam mir sehr krank, wenigstens sehr schwach vor, da sie mitten in ihrer Rede wiederholt von asthmatischen Anfällen gequält wurde, und dennoch entließ sie mich nicht, sondern schien sich darin zu gefallen, mir die Möglichkeit einer Verständigung nachdrücklich vor Augen

zu stellen. Auch als ich aufbrechen wollte, hielt sie mich fest und kam auf den heiklen Punkt zurück.

Doch ich war mit meiner Geduld zu Ende.

„Die Sache mag ihren Lauf nehmen," sagte ich, „oder die Behörde mag sich ein anderes Opferlamm ersehen als mich, um leichten Spiels davonzukommen. Entschuldigen Sie meinen späten Besuch, adieu!"

„Hier ist endlich der Thee, liebe Tante," ließ sich eine Stimme vernehmen, die mir wie ein Blitzschlag die Glieder lähmte, daß ich stehen bleiben mußte.

Mir gegenüber lehnte sich Paula Petrowska an einen Schrank, das Theebrett in ihren Händen war in ein arges Zittern geraten.

Fräulein Marie flog zu ihr hin, nahm ihr das Brett ab und umschlang sie dann mit beiden Armen, um sie erst loszulassen, als ich wie im Traume meine Hände nach ihr ausstreckte.

„Ei, ei, liebes Kind," sagte die Hausfrau, „erst einen Tag bei uns in Raltowitz und schon in Gefahr, uns entführt zu werden? Denn er ist es, wenn ich recht sehe?"

„Und ich lasse Dich nicht wieder," rief ich voll Entzücken erwachend, als Paulas Hände fest und treu in den meinen ruhten.

„Nun, wenn es so steht und Ihr beide da drüben in den neuen Bau einzieht, dann will ich nachgeben," sagte Frau Bromeis, „die Tochter meiner alten Freundin mag alle Tage samt ihrem Eheherrn auf unser Treiben schauen. Berichten Sie der Behörde, daß ich die Streitsache fallen lasse. Nicht wahr, Marie?"

„O gewiß, Mütterchen," rief diese, in teilnehmendem Glücke strahlend, wer so lange nach seinem Glücke suchen mußte, wie die beiden Menschen da, der hat ein Recht darauf, daß man ihnen in Liebe die Wege bahnen hilft."

Ich weiß nicht, wie lange wir, nachdem die kranke Frau den Lehnstuhl mit dem Bette vertauscht, glückselig zusammensaßen und Lust und Leid miteinander besprachen. Paula war besser darangewesen, als ich gedacht, Freundeshaus um Freundeshaus hatte sich ihr mit Freuden aufgethan. Mein alter guter Chef aber, zu dessen Eigenschaften die gehörte, nicht schweigen zu können, wo das

Herz mitsprach, hatte der Frau Bromeis unter der Hand mitgeteilt, wie vortreffliche Anlagen ich zu einem Hausherrn besitze, welche Tollheit es aber von mir sei, dem Schatten einer gewissen Paula Petrowska nachzujagen.

Der Schatten hatte gottlob! Fleisch und Blut angenommen und wartet als Mutter unserer Kinder drüben auf mich.

Gute Nacht, lieber Freund, auf morgen! Hörst Du den Hahnenschrei? Ich glaube, viel früher fand ich damals auch nicht die Nachtruhe, und ob ich sie fand? Trink aus, nein, stoß an mit mir, unsere Frauen sollen leben! Es ist doch wahr, Ehen werden im Himmel geschlossen, und nichts geht hienieden über das Heim. „Süßes Heim!"

---

13. Rätsel.

Vom Himmel komm ich nieder,
Ein unerwünschter Gast,
Wenn Du den Frühling wieder
Einmal gesehen hast.
Ich laufe auf der Erde,
Ob mich bewegt das Rind,
Ob wohlgenährte Pferde
Die raschen Treiber sind.
Zusammen bind' ich enge
Die Herzen wie das Holz,
Hier schlicht und ohn' Gepränge,
Dort schimmernd, blank und stolz.
Und was ich bin, muß werden,
Was sproßt im Frühlingsschein,
Soll's anders nicht auf Erden
Ganz ohne Nutzen sein.
Du selbst, bist Du's nicht worden
In dieser Erdenzeit,
So taugst Du nimmer dorten
Zur ew'gen Seligkeit.

---

14. Anekdote.

Franz hat in der Freiviertelstunde eifrig Klicker gespielt, ohne weiter zu beachten, daß der nasse Boden des Schulhofes seine Hände mit einer erklecklichen Schmutzkruste schmückte. Auf dem Schulhofe steht ja ein Brunnen, an dem er sich wieder waschen kann.

Aber plötzlich läutet's, und das Spiel ist doch noch nicht aus. Das muß erst fertig gespielt werden, wenn auch fürs Händewaschen keine Zeit mehr bleibt.

Hatte nun Fränzchen gestern daheim wirklich nichts gelernt, oder hatte das eifrige Klickerspielen eben ihm alle Erinnerungen an das Gelernte aus dem Kopfe getrieben, als er seine Lektion aufsagen soll, kann er nichts und muß nun vortreten, um für seine Faulheit die gebührenden Handklatschen mit dem breiten Lineal in Empfang zu nehmen.

Wohlweislich hält er die Linke hin, die beim Klickern am wenigsten zu thun gehabt hatte und deshalb auch am wenigsten schmutzig war. Die übler zugerichtete Rechte hält er hinter sich auf den Rücken.

„Pfui, Du Schmutzfinke!" zürnt der Lehrer und hält das Strafinstrument zurück, als wolle er es nicht durch Berührung mit der schmutzigen Hand besudeln. „Wie kannst Du mit solchen Händen in die Schule kommen?"

„Wir haben ein wenig geklickert," entschuldigt sich Franz.

„Na, wenn Du mir aber in der ganzen Klasse eine Hand zeigen kannst, die noch schmutziger ist als die Deinige, so soll Dir die Strafe geschenkt sein."

Da fährt schnell wie der Blitz die Rechte hinter dem Rücken hervor und präsentiert sich in ihrer ganzen graubraunen Schönheit.

Dem Lehrer bleibt nichts übrig, als in das brausende Gelächter der Klasse einzustimmen — und Wort zu halten.

Franz aber geht mit triumphierender Miene und listig zusammengekniffenen Augen den gewiesenen Weg nach dem Brunnen.

15. Eine andere.

Bei einer Abgangsprüfung richtet der Schulrat an einen der Prüflinge die Frage:

„Können Sie mir eine Ballade von Schiller nennen?“

Antwort: „Bitte, welche meinen Sie?“

16. Altes Gold.

Schütt' Waſſer auf 'nen naſſen Fleck,
So haſt Du gleich den ſchönſten —

Was? ſagen wir nicht, weil zartbeſaitete Seelen an dem Reimworte Anſtoß nehmen könnten, wenn es gedruckt vor ihren Augen ſteht, trotzdem, daß es offen und ehrlich in der Bibel ſteht im alten wie im neuen Teſtamente. Der geneigte Leſer wird ja den richtigen Reim auf „Fleck“ von ſelber finden.

Was will denn aber das Sprüchlein ſagen, das ſo derb von der Leber redet und auch zartbeſaiteten Seelen gegenüber kein Blatt vor den Mund nimmt? Es hat doch gewiß wieder etwas anderes im Sinne, als die Worte beſagen? — Natürlich, ſonſt könnte es ja nicht als altes Gold hierhergeſetzt werden, zumal da das, was unter dem Gedankenſtriche verborgen iſt, mit Gold nicht das mindeſte gemein hat.

Wo ſteckt denn aber das Gold? Nun, laſſen wir wiederum ein paar Exempel die Antwort geben.

Da wohnte in M..... (ich könnte den Namen vollſtändig nennen, wenn es ſein müßte) der reiche Herr ..., ſagen wir einmal: Goldmann.

„Der hat ſein Schäflein im Trockenen,“ ſprachen die Leute, wenn auf ihn die Rede kam. Und ſah man auch nur ſein ſtattliches Haus an mit den blitzblanken Spiegelſcheiben in den hohen Fenſtern, mit den ſchweren Seidenvorhängen dahinter, mit den koſtbaren Teppichen, die wohl frühmorgens aus den Fenſtern niederhingen, ſo konnte man kaum zweifeln, daß die Leute recht hätten, und daß das Trockene, in welchem Herrn Goldmanns Schäfchen ſitze, in der That ſtaubtrocken ſein müſſe.

Und doch war ein nasser Fleck da. Das war das Bergwerk, welches Herr Goldmann vor mehreren Jahren angekauft hatte (die böse Welt sagte, er habe sich's aufhängen lassen). Denn das wollte und wollte die reichen Silberschätze nicht hergeben, die da drinnen in der Erde verborgen sein sollten, und es mußte doch fort und fort geschürft werden, wenn das Recht dazu nicht verloren gehen sollte.

Das kostete natürlich riesige Summen, zumal da Herr Goldmann trotz der fast nicht nennenswerten Ausbeute, die das Bergwerk lieferte, die Zahl der Bergleute, welche für ihn arbeiteten, eher vermehrte als verminderte, weil er's eben zu zwingen gedachte.

Nun wohnte in M..... auch Herr Hofstätter, ein Mann, dessen Geldsäcke wohl ebenso schwer wiegen mochten, wie die des Herrn Goldmann, der aber diesem nicht besonders grün war, wie man zu sagen pflegt, eben von wegen des Bergwerks, bei dessen Kauf ihm Herr Goldmann zuvorgekommen war.

Als es nun mit dem Bergwerke nicht recht gehen wollte, da fing Herr Hofstätter an, auf den nassen Fleck des Herrn Goldmann zu gießen, hier ein Tröpflein Wassers und da eins, bald ein ganz feines, das nur in einem zweifelhaften Achselzucken bestand, bald ein schwereres und dickeres, worin die Freude darüber zum Ausdrucke kam, daß er mit dem Bergwerke nichts zu thun habe, mitunter auch ein ganz grobes und dickes, das mit der Prophezeiung niederklatschte: „das Ende wird die Last tragen".

Herrn Goldmann blieb dies nicht verborgen, und er unterließ es denn auch nicht, Herrn Hofstätter, als derselbe eines Abends im Kasino wieder ein paar anzügliche Worte hatte fallen lassen, darüber zur Rede zu stellen. Da gab denn, wie es so zu gehen pflegt, ein Wort das andere, und weil etliche Worte dabei mit unterliefen, die nicht besonders fein lauteten, gab es einen Prozeß zwischen den beiden Nebenbuhlern. Aus diesem ging Herr Goldmann zwar insofern als Sieger hervor, als Herr Hofstätter als Beleidiger eine schwere Geldbuße bezahlen mußte; aber die Verhandlungen, welche bei dem Prozesse geführt wurden,

schädigten den Herrn Goldmann in seinem Kredit, den er bisher gehabt hatte, ganz bedeutend.

Was der Gedankenstrich droben sagen will, war da. Erstlich eine Todfeindschaft zwischen den beiden Männern, die bisher wenigstens äußerlich noch auf ganz freundlichem Fuße verkehrt hatten, zum andern aber nach kurzer Zeit ein Bankerott des Herrn Goldmann, auf dessen Reichtum jetzt niemand mehr vertrauen und besonders niemand mehr zum Betreiben des Bergwerks Geld hergeben wollte.

Hätte Herr Hofstätter den nassen Fleck des Herrn Goldmann unbegossen gelassen und das Verleumdungswasser ruhig in seiner Gießkanne behalten, so wäre beides nicht gekommen. Der nasse Fleck des Herrn Goldmann wäre auch wieder trocken geworden. Denn sein Nachfolger, dem er das Bergwerk hatte überlassen müssen, gewann wirklich nach einiger Zeit die reiche Ausbeute, die Herr Goldmann so lange vergeblich gesucht hatte, und die ihm, wenn er sie gefunden hätte, allen Verlegenheiten enthoben haben würde.

Ein nasser Fleck ist aber auch überall da, wo, wie man mit einer sprichwörtlichen Redensart sagt, „das Töpfchen leicht überläuft", will sagen, wo ein menschliches Gemüt zum Jähzorn neigt. Da braucht auch auf diesen nassen Fleck nur ein wenig Wasser gegossen, an dem Jähzornigen nur ein wenig geschürt und gereizt zu werden, und sogleich ist der Gedankenstrich da oben ausgefüllt, oft in so hohem Grade, daß alles Lebensglück, aller Herzensfriede darin stecken bleibt und am Ende ganz umkommt.

Wohnte da einmal ein ehrsamer Schneidermeister in meiner Nähe, der sich gut stand, sein reichliches Auskommen hatte, und sich auch eines ganz schönen Familienlebens erfreute, welches freilich in seiner kreuzbraven, sanftmütigen Frau die eigentliche Ursacherin hatte.

Bei Meister Rollmann nun lief das Töpfchen sehr leicht über, und wenn er in den Zorn gebracht war, so vergaß er alles über demselben und konnte sich selber in eine wahre Wut hineintoben.

Da er nun ein kleiner, schmächtiger Knirps war, vor dessen Thätlichkeiten man sich nicht besonders zu fürchten brauchte, so machten sich lose Gesellen gerne den schlechten Spaß, ihn zu reizen und zum Zorne aufzustacheln, gaffen

also, um mit unserem Sprichwort zu reden, bei ihm Wasser auf den nassen Fleck.

Eines Sonntags, als Meister Rollmann im roten Löwen sein Schöppchen trank, geschah dies wieder. Man griff ihn an seiner allerempfindlichsten Seite an. Man rühmte nämlich den neuen Schneider, der sich vor kurzem im Städtlein niedergelassen hatte und pries dessen Geschicklichkeit über die Maßen als eine, der gegenüber kein anderer Schneider weit und breit aufkommen könne.

Man war indes nicht so grob, dies Meister Rollmann geradezu ins Gesicht zu sagen, sondern verhandelte es an einem Nebentische, jedoch so, daß Rollmann es hören mußte.

Der merkt wohl, wie die Blicke sich nach ihm hinwenden mit der unausgesprochenen Frage, ob er sich denn solche Reden ruhig gefallen ließe. Aber weil er seine zornmütige Natur kennt, sucht er an sich zu halten und ruhig zu bleiben, als ob er die stichelnden Reden gar nicht höre. Aber er konnte nicht hindern, daß ihm die Stirnader schwoll und das Blut nach dem Kopfe stieg.

Endlich wird's ihm doch zu arg. Er springt auf, tritt an den Nebentisch und mischt sich in das Gespräch. Und wie nun die Stichelreden erst recht losgehen und ihn immer mehr in den Zorn hineintreiben, ergreift er mit einem Male eine Flasche und schlägt sie unversehens dem Hauptspötter mit solcher Gewalt auf den Kopf, daß er lautlos zusammensinkt und sofort tot ist. Eine Glasscherbe war in das Gehirn eingedrungen.

Was war da? — Der Gedankenstrich, aber diesmal zusammengerührt mit drei Jahren Gefängnis, einem zerrütteten Geschäft und einem gequälten Gewissen.

Item auch ein mißtrauischer Sinn ist solch ein nasser Fleck, auf den nur ein bißchen Wasser gegossen, dem nur mit einer leisen Verdächtigung, vielleicht nur mit einem im Grunde gar nicht böse gemeinten Scherzworte Nahrung gegeben zu werden braucht, und der Gedankenstrich ist in tiefster, zähester Gestalt da. Beispiele dafür wird der geneigte Leser gewiß nicht weit zu suchen brauchen.

Hast Du also keine Freude daran, das aufzurühren, was der Gedankenstrich meint (und solltest Du die doch haben, so thut es mir leid um Dich) so hüte Dich, da,

wo Du bei anderen einen naſſen Fleck weißt, noch Waſſer hinzuzießen. Es könnte ſonſt leicht kommen, daß Du einmal ſelber gehörig in das hineinfällſt, was Du aufgerührt haſt!

Und glaube ſicherlich: wenn Dir nach der Schrift der Trunk Waſſers nicht unbelohnt bleiben ſoll, den Du einem Durſtigen zur Labung reichſt, das Waſſer, das Du auf ſolche naſſe Flecke gießeſt, wird Dir auch nicht unbelohnt bleiben. Aber um dieſen Lohn biſt Du nicht zu beneiden!

Merk's!

Und damit Gott befohlen!

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Erzählungen aus alten deutschen Städten

herausgegeben

von

J. Bonnet.

Erster Band.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen elegant geheftet.
Preis nur 2 Mark. Schön gebunden 2 Mark 60 Pf.

Die Teilnahme an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, in unserem deutschen Volke zu wecken und zu erhalten, bewog mich die Form der Erzählung zu wählen — in derselben ward aber das Recht der Geschichte gewahrt, nur, daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

Demnächst wird der zweite Band erscheinen, enthaltend:
Geschichten aus dem alten Braunschweig im 12. bis 14. Jahrhundert.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn** (W. Oertel).

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Kaplande Südafrikas. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachims von Zieten.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Walfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blüchers Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indien. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Vincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und mutigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mitteilungen eines Deutschen in Amerika. — **Karl Friderichs Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jakob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Fry.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Patengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und Lokomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Dom-**

rabe. Eine Geſchichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hans Konrad Eſcher von der Lind.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Roddele.** Eine Geſchichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlackſen.** Eine isländiſche Geſchichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geſchichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geſchichte. — **Zwei Ausbrüche des Veſuvs.** — **Während und nach der Zerſtörung von Magdeburg.** Nach den Mitteilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geſchichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhuſar.** Eine Geſchichte. — **Vier deutſche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumſeglers. — **Deutſche Treue.** Zwei geſchichtliche Darſtellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Fernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geſchichte. — **Die Eroberung von Konſtantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudſonsbaikompanie.** — **Die Kaiſerin Maria Thereſia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutſchen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Alis von Ägypten. — **Gottes Finger.** Eine Geſchichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpenſammler von Paris.** Eine Geſchichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorſt.** Ein Lebensbild aus den Zeiten ſchweren Druckes und lebensfriſcher Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Waſhingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im ſtillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geſchichte. — **Der Overſeer.** Eine Geſchichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montyon,** einer der edelſten Söhne Frankreichs. — **Ernſt der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geſchichte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüſte.** Eine Geſchichte. — **W. D. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortſetzung von Ottokar Schupp, Hugo Oertel, J. Honnel.

Die Entſtehung des Kloſters Arnſtein. Hiſtoriſche Erzählung aus der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundſtein, des Unrechtes Eckſtein, des deutſchen Volkes Edelſtein. — **Die Pfarrfrau von Heftrich.** Eine wahre Geſchichte nach den Akten des Idſteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reiſe nach Japan.** Eine Geſchichte. — **Friedrich I. Barbaroſſa.** Ein Kaiſerbild aus deutſcher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutſchen Kaiſertums. Von Hugo Oertel. — **Im Buſche.** Eine auſtraliſche Geſchichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falſchmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten

Herrn. Von Ottolar Schupp. — **Luise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithard von Gneisenau,** der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im finstern Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Rülin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen und schriftlichen Überlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Elsaß.** Eine Grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch in der Wiesenau.** Eine Geschichte aus unserer Zeit. — **Wilhelm von Oranien,** der Begründer Niederländischer Freiheit. Ein Lebensbild. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstones Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottolar Schupp. — **Der Herrenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottolar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottolar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Die Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottolar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottolar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung aus einer Reichsstadt. Von Ottolar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottolar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottolar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Fürst und sein Hofprediger.** Eine Geschichte am Ende des 30jährigen Krieges. Von Ottolar Schupp. — **Ein getreuer Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stauhub.** Eine Erzählung. Von Ottolar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.** Ein Lebensbild von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine Javanische Geschichte. Von Ottolar Schupp. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottolar Schupp. — **Unter dem Schirm des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen.** Von

J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine Brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Femgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscherers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg,** der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel. — **Auf dem Wachholder.** Eine Rheinische Klostergeschichte aus dem Bauernkriege. Von Ottokar Schupp. — **Joseph in Ägypten.** Ein Lebensbild. Von Ottokar Schupp. — **Der Einarm** oder der Zeitungsjunge von Hamburg. Eine Geschichte. Von J. Bonnet. — **Die Geschwister.** Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **William Penn.** Der Begründer von Pennsylvanien. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Der Turmbau auf den Halligen.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das verlorene Kind.** Eine Auswanderergeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Der Zigeunerbub.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Amerikaner.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Die Klemenskirche.** Eine Erzählung aus der Zeit der rheinischen Raubritter. Von O. Schupp. — **Die Rache ist mein.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Feldscherers Kriegsglück.** Eine Geschichte aus der Zeit des 7jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **Der Reiskönig.** Eine Geschichte von der Insel Java. Von J. Bonnet. — **William Wilberforce, der Sklavenfreund.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel.

Soeben erschienen:

Unter den Menschenfressern von Borneo. Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Der Onkel von Leyden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Gondolier von Venedig.** Eine Venezianergeschichte. Von J. Bonnet.

149 Bändchen, elegant kartoniert, mit illustriertem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 75 Pfennige.

Ein wahrer, echter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß alt und jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name geliebt und verehrt ist, so weit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüten sich so anmutig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollende Gemüt seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt, den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite

fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Ratgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt. Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert, bald großartige geschichtliche Begebenheiten. Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt, dort in den hohen Norden, nun ans Meer und ins Hochgebirge. Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen und des Biberfängers an die amerikanischen Seen, sowie des Waifischfahrers in die Einöden des Ozeans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das eine liest, wünscht auch das andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Ratgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

☞ Von sämtlichen Bändchen halte ich auch für Volks-, Schul- und Hausbibliotheken Exemplare vorrätig in **dauerhaftem Einband** und zwar jedes Bändchen einzeln in 149 Bänden, und in 29 Bänden, à 5 Bändchen in einem Bande gebunden.

Preis des Einbandes eines einzelnen Bändchens 25 Pfennig, eines Bandes von 5 Bändchen 60 Pfennig.

Nur bei der großen Anzahl, die ich habe binden lassen, konnte ich bei dauerhaften und eleganten Bänden diese billigen Preise erzielen. Ich hoffe hiermit den vielen Anforderungen, die deshalb an mich gelangten, passend entsprochen zu haben.

Robinson der Jüngere

von **Joachim Heinrich Campe.**

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von **W. O. von Horn** (W. Oertel).

Dritte verbesserte Auflage.

Mit vier Stahlstichen und 35 Holzschnitten.

20 Bogen. Eleg. geb. Preis nur 1 M. 60 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Fortgang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Johannes Scherer oder **Tonsor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Zweite, verbesserte Auflage. Preis 1 Mark.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.** (W. Oertel.)

Dritte verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimat nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt, dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Tiergeschichten. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben der Tiere. Von **Dr. Karl Oppel.** 40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Tierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, ins Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Übersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Tiere und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den tierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Verteidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen der Zucht der Tierarten ꝛc. Dann hören wir von Tieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurteilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Tiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Tierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte. Moa. Aepiornis, Steller's Seekuh), und gibt sodann die Klassifikation.

Nach einer Einleitung zu den Säugetieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 36 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubtiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Tierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Tiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Mut und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Tier-Psychologie finden, ist anderes aufgeführt: Jagd der Tiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante kulturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Kapitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Wert der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

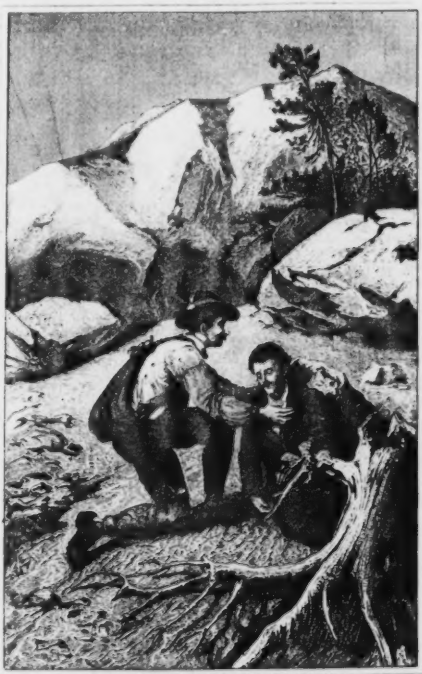

Stahlstich v. Carl Meyers Kunst-Anstalt in Nürnberg

Zur Erzählung:

Der Fahnenflüchtige.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1887.

Begründet
von
W. H. von Horn
(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Zweiundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

BEGA
MONTANUS

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Kalender für 1887. Seite

1. Gott zum Gruße und dem Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette) 1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1886. (Mit Vignette) 15
3. Der Fahnenflüchtige, eine Geschichte aus den Tauern von F. K. (Mit 13 Abbildungen) 18
4. Rätsel 114
5. Noch eines 115
6. Anekdote 116
7. Eine andere 116
8. Altes Gold 117
9. Freund Wiesner, eine Erzählung von C. W. Müller. (Mit 7 Abbildungen) 121
10. Anekdote 154
11. Noch eine 156
12. Buchstabenrätsel 157
13. Ein zweites Rätsel 158
14. Altes Gold 159
15. Anekdote 161
16. Eine zweite 162
17. Rätsel 163
18. Noch eins. (Mit Vignette) 164

Kalender für das Jahr 1887.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1887ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und beginnt am Sonnabend, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1886 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Donnerstag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender; der 31. Dezember 1887 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1888 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7395stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1886sten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5647stes Jahr mit dem 30. September 1886. Es ist ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen. Am 19. September 1887 beginnt ihr 5648stes Jahr, welches ein abgekürztes Gemeinjahr von 353 Tagen ist und mit dem 5. September 1888 endigt. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 10. März 1887. — 2. Das **Passahfest**, welches am 9. April beginnt und am 16. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert, also der 9. und 10., sowie der 15. und 16. April. — 3. Das **Wochenfest** am 29. und 30. Mai. — 4. Das **Neujahrsfest** am 19. und 20. September. — 5. Das **Versöhnungsfest** am 28. September. — 6. Das **Laubhüttenfest**, mit dem 3. und 4. Oktober beginnend und am 10. Oktober endigend. — 7. Das **Fest der Gesetzesfreude**, welches sich am 11. Oktober dem vorigen sogleich anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mo-

hammeds Auswanderung von Mekka nach **Medina**, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 30. September 1886 ihr 1304tes und am 19. September 1887 ihr 1305tes Jahr; ersteres ist ein Gemeinjahr von 354, letzteres ein Schaltjahr von 355 Tagen.

Das Jahr 1887 ist

seit	Christi Geburt (nach Dionysius)	das 1886ste
„	Christi Tode	„ 1854 „
„	der Zerstörung Jerusalems	„ 1817te
„	Einführung des verbesserten Kalenders . . .	„ 1587ste
„	Erfindung des Geschützes und des Pulvers . .	„ 507te
„	Erfindung der Buchdruckerkunst	„ 447ste
„	der Entdeckung Amerikas	„ 395 „
„	Erfindung der Dampfmaschinen	„ 189 „
„	Erhebung des Königreichs Preußen	„ 186 „
„	Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„ 90 „
„	Antritt seiner Regierung in Preußen	„ 28 „
„	Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„ 16te

Von den **Jahreszeiten** 1887.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 11 Uhr abends.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 7 Uhr nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 23. September um 10 Uhr vormittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember um 4 Uhr morgens.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1887.

Im Jahre 1887 finden zwei **Sonnen-** und zwei **Mondfinsternisse** statt; in unseren Gegenden wird aber nur die zweite Mondfinsternis und teilweise die zweite Sonnenfinsternis sichtbar sein.

Die zweite **Mondfinsternis** ist eine partielle und ereignet

sich in den Abendstunden des 3. August. Sie ist sichtbar in Australien, in der westlichen Hälfte Asiens, in Europa, Afrika und im Atlantischen Ocean. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt die Finsternis um 8⁸ und endigt um 10,36 Uhr.

Die zweite **Sonnenfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den frühen Vormittagsstunden des 19. August. In unsern Gegenden geht die Sonne schon zum mehr oder weniger großen Teil verfinstert auf, und ist der ganze Verlauf der Finsternis erst in Rußland und den weiter östlich gelegenen Ländern zu beobachten. Für die Höhe von Wiesbaden endet die Finsternis um 5,34 Uhr morgens.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Psalm 37, 5: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen.

Wochentage u. Datum	Januar 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23–29.							
Smst.	1 Neujahr	Immanuel	8,1	4,7	4,m.		
2. Woche: Von Christi Flucht nach Ägypten: Matth. 2, 13–15. — Epistel: Tit. 3, 4–8.							
Sonnt.	2 nach Neujahr (Odito)	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,8	5,2	b. Tage	☽ 1 Uhr nachmitt. erstes Viert.
Mont.	3 Genovefa	Gordius	8,0	4,9	5,59		
Dien.	4 Titus	Titus	8,0	4,10	6,50		
Mitt.	5 Eduard	Simeon	8,0	4,12	7,37	4,46 a.	
Donn.	6 heil. 3 Könige	Epiphanias	7,59	4,13	8,19	5,42	
Freit.	7 Reinold	Widukind	7,59	4,15	b. L.	6,41	
Smst.	8 Gudula	Severinus	7,59	4,16	b. L.	7,41	
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41–52. — Epistel: Röm. 12, 1–6							
Sonnt.	9 1. nach Epiph. (Julian)	Katharina Zell	7,58	4,17		8,43	☾ 11 Uhr abends Vollmond
Mont.	10 Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	7,58	4,19		9,45	
Dien.	11 Hygin	Fructuosus	7,57	4,20	bei Tage	10,48	
Mitt.	12 Ernst	Joh. Chastellain	7,57	4,21		11,53	
Donn.	13 Hilarius	Hilarius	7,56	4,22		—	
Freit.	14 Felix	Felix	7,56	4,23		12,59m.	
Smst.	15 Maurus	Johann v. Laski	7,56	4,25		2,7	
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1–11. — Epistel: Röm. 12, 7–16.							
Sonnt.	16 2. nach Epiph. (Marcellus)	Georg Spalatin	7,55	4,27		3,18	☌ 4 Uhr nachmitt. letztes Viert.
Mont.	17 Antonius	Antonius	7,54	4,29		4,28	
Dien.	18 Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,30	bei Tage	5,34	
	Krönungstag						
Mitt.	19 Marius	Babylas, Elisabeth	7,53	4,31		6,34	
Donn.	20 Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,52	4,33	5,12 a.	7,27	
Freit.	21 Agnes	Agnes	7,51	4,35	6,31	b. L.	
Smst.	22 Vincentius	Vincentius	7,50	4,36	7,50	b. L.	
5. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1–13. — Epistel: Röm. 12, 17–21							
Sonnt.	23 3. n. Epiph. (Mar. Verm.)	Jesajas	7,49	4,38	9,8		● 4 Uhr morgens Neumond
Mont.	24 Timotheus	Timotheus	7,47	4,40	10,24		
Dien.	25 (Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,46	4,41	11,36		
Mitt.	26 Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,45	4,43	—	bei Tage	
Donn.	27 Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,44	4,44	12,46m.		
Freit.	28 Karl d. Gr.	Karl der Große	7,43	4,46	1,53		
Smst.	29 Franz v. Sales	Juventin u. Maxim.	7,42	4,48	2,55		
6. Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23–27. — Epistel: Röm. 13, 8–10.							
Sonnt.	30 4. n. Epiph. (Adelgunde)	Heinrich Müller	7,40	4,49	3,53		
Mont.	31 Ludovika	Hans Sachs	7,39	4,50	4,46		

Korinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Wochentage Datum.	Februar 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien.	1	Ignatius	Ignatius Bek.	7,36	4,51	5,34m.		
Mitt.	2	Mariä Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,35	4,53	6,17	bei Tage	☽ 9 Uhr vormitt. erstes Viertel
Donn.	3	Blasius	Anschar	7,33	4,55	6,53		
Freit.	4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,32	4,57	7,26	5,34 a.	
Samst.	5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,31	4,59	7,53	6,34	

Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1–16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24 – 10, 5.

Sonnt.	6	Septuagesima (Dorothea)	Amandus	7,29	5,0		7,36	
Mont.	7	Rembertus	Georg Wagner	7,27	5,2		8,40	
Dien.	8	Anschar	Maria Andreä	7,25	5,4	bei Tage	9,43	☽ 11 Uhr vormitt. Vollmond
Mitt.	9	Apollonia	Joh. Hooper	7,24	5,6		10,48	
Donn.	10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,22	5,7		11,54	
Freit.	11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,21	5,9		—	
Samst.	12	Eulalia	Johanna Grey	7,19	5,10		1,2m.	

Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4–15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19 – 12, 9.

Sonnt.	13	Sexagesima (Gisilebert)	Chr. Fr. Schwartz	7,15	5,14		2,8	
Mont.	14	Valentinus	Bruno v. Querfurt	7,13	5,16		3,14	
Dien.	15	Faustinus	Jakob vom Loh	7,12	5,18	bei Tage	4,16	☾ 2 Uhr morgens letztes Viertel
Mitt.	16	Juliana	Matth. Desubas	7,10	5,19		5,16	
Donn.	17	Benignus	Patr. Hamilton	7,8	5,21		5,58	
Freit.	18	Simeon	Simeon	7,6	5,23		6,40	
Samst.	19	Leontius	Mesrob	7,4	5,25		7,17	

Woche: Christus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31–43. — Epistel: 1 Kor. 13, 1–13.

Sonnt.	20	Estomihi (Eucherius)	Sadoth	7,3	5,26	6,38 a.	7,18	
Mont.	21	Felix B.	Meinrad	7,1	5,27	7,57		
Dien.	22	Fastnacht (Petri Stuhlf.)	Didymus	6,58	5,29	9,14	bei Tage	● 11 Uhr abends Neumond
Mitt.	23	Aschermittw. (Serenus)	Barth. Ziegenbalg	6,56	5,31	10,27		
Donn.	24	Matthias Ap.	Matthias	6,54	5,32	11,37		
Freit.	25	Mechtildis	Ruderikus	6,53	5,33	—		
Samst.	26	Nestor	Kasp. Olevianus	6,52	5,35	12,44m.		

1. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — Epistel: 2 Kor. 6, 1–10.

Sonnt.	27	1. Invocavit (Justus)	Berthold Haller	6,51	5,36	1,45	bei Tage	
Mont.	28	Romanus	Martin Butzer	6,49	5,37	2,41		

1. Petri 2, 21: Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß Ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen.

Wochentage u. Datum.	März 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Suidbert	Suidbert	6,47	5,39	4,14 m.		
Mitt. 2	**Gnalender** (Simplicius)	Joh. Wesley	6,45	5,41	4,53	bei Tage	
Donn. 3	Kunigunde	Bathilde	6,43	5,43	5,27		☽ 2 Uhr morgens
Freit. 4	Kasimir	Georg Wishart	6,40	5,45	6,23		
Smst. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	6,49	6,31 a.	erstes Viertel

11. Woche: Vom kananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.

Sonnt. 6	**2. Reminiscere** (Perpetua)	Fridolin	6,36	5,48		7,36	
Mont. 7	Thomas v. A.	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49		8,41	
Dien. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,32	5,51		9,46	
Mitt. 9	Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	bei Tage	10,52	☽ 9 Uhr abends
Donn. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,28	5,55		11,59	
Freit. 11	Rosina	Wilhelm Hosens	6,26	5,56		—	Vollmond
Smst. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57		1,am.	

12. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.

Sonnt. 13	**3. Oculi** (Ernst)	Rudertus	6,22	5,59		2,5	
Mont. 14	Mathilde	Mathilde	6,19	6,1		3,1	
Dien. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6,17	6,3		3,50	
Mitt. 16	**Millfasten** (Heribert)	Heribert	6,15	6,4	bei Tage	4,33	☾ 3 Uhr nachmitt.
Donn. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,5		5,10	letztes Viertel
Freit. 18	Cyrillus	Alexander	6,11	6,7		5,45	
Smst. 19	Joseph	Maria u. Martha	6,9	6,9	6,45 a.	6,16	

13. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—23.

Sonnt. 20	**4. Lätare** (Benedictus)	Ambrosius v. Siena	6,8	6,10	8,2		Frühl. Anf.
Mont. 21	Oktavian	Benedictus	6,4	6,12	9,16		
Dien. 22	Joachim	Nikol. v. d. Flüe	6,2	6,14		bei Tage	
	Kaisers Geburtstag						
Mitt. 23	Otto	Wolfgang, v. Anh.	6,0	6,15	10,26		
Donn. 24	Gabriel	Florentinus	5,58	6,16	11,32		● 5 Uhr nachmitt.
Freit. 25	Mariä Verk.	Mariä Verkündigung	5,55	6,18	—		
Smst. 26	Ludgerus	Ludger	5,53	6,20	12,31m.		Neumond

14. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.

Sonnt. 27	**5. Judica** (Rupert)	Rupertus	5,51	6,21	1,24		
Mont. 28	Felix	Johann v. Goch	5,49	6,23	2,12		
Dien. 29	Eustasius	Eustasius	5,47	6,24	2,52		
Mitt. 30	Quirinus	Joh. Heermann	5,45	6,26	3,27	bei Tage	
Donn. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5,43	6,27	3,58		

Korinth. 5, 15: Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Wochentag Datum	April 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
Freit. 1	Hugo	Fritigil	5,40	6,29	4,26 m.	bei Tage	☽ 3 Uhr nachm. erstes Viertel
Samst. 2	Franz v. Paula	Theodosia	5,38	6,31	4,52		
5. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.							
Sonnt. 3	6. Palmarum (Richard)	Gerh. Tersteegen	5,36	6,32	5,17 5,42	bei Tage	
Mont. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,33			
Dien. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,32	6,35		7,37 a.	
Mitt. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,30	6,37		8,45	
Donn. 7	Gründonnerst. (Herrmann)	Claus Peterson	5,27	6,39		9,52	
Freit. 8	Karfreitag (Dionysius)	Martin Chemnitz	5,25	6,40		10,58	☉ 7 Uhr vormitt. Vollmond
Samst. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,23	6,41		12,0	
6. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.							
Sonnt. 10	Heil. Ostersest (Ezechiel)	Fulbert	5,21	6,43		—	
Mont. 11	Ostermontag (Leo der Gr.)	Leo d. Große	5,19	6,45		12,52m.	
Dien. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46		1,47	
Mitt. 13	Mar. v. C.	Justinus d. Märt.	5,14	6,48		2,31	
Donn. 14	Tiburtius	Johann Eccart	5,12	6,49		3,9	
Freit. 15	Olympiades	Simon Dach	5,11	6,51		3,33	☾ 5 Uhr m. letztes Viertel
Samst. 16	Drogo	Petrus Waldus	5,9	6,52		4,14	
7. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–23. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10.							
Sonnt. 17	1. Quasimodog. (Rudolf)	Mappalicus	5,7	6,54		4,43	
Mont. 18	Eleutherius	Luther in Worms	5,5	6,56		5,12	
Dien. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	6,57	8,4 a.		
Mitt. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58	9,13	bei Tage	
Donn. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0	10,17		
Freit. 22	Soter, Cajus	Origenes	4,57	7,2	11,14		
Samst. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4			● 10 Uhr v. Neumond
8. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12–16. — Epistel: 1 Petri 2, 21–25.							
Sonnt. 24	2. Miser. Dom. (Albert)	Wilfried	4,53	7,5	12,5m.		
Mont. 25	Markus, Ev.	Markus	4,51	7,6	12,49		
Dien. 26	Ferdinand	Trudpert	4,49	7,8	1,27		
Mitt. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9	2,0		
Donn. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11	2,29		
Freit. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13	2,54		
Samst. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt	4,41	7,14	3,19		☽ 12 Uhr mittern. erstes Viert.

Röm. 8, 9: Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in Euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wochentage u. Datum	Mai 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
19. Woche: Jesus spricht: Über ein Kleines rc.: Joh. 16, 16–23. — Epistel: 1 Petri 2, 11–20.							
Sonnt.	1	**3. Jubilate** (Philippi Jak.)	Philippus; Jakobus	4,40	7,15	3,11 m.	
Mont.	2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17	4,10	bis b. Tage
Dien.	3	Kreuz-Erf.	Monika	4,36	7,18	4,37	
Mitt.	4	Monika	Florian	4,34	7,20	5,6	7,10 a.
		Buß- und Bettag				bei Tage	
Donn.	5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21		8,48
Freit.	6	Joh. v. d. Pf.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22		9,33
Smst.	7	Gottfried	Otto; Flavian	4,30	7,24		10,33	**Himmelf. Vollmond**
20. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5–15. — Epistel: Jakobi 1, 17–21.							
Sonnt.	8	**4. Cantate** (Stanislaus)	Stanislaus	4,28	7,26		11,46	
Mont.	9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	bei Tage	—	
Dien.	10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,29		12,23 m.	
Mitt.	11	Beatrix	Johann Arndt	4,23	7,31		1,11	
Donn.	12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,32		1,47	
Freit.	13	Servatius	Servatius	4,20	7,33		2,16	
Smst.	14	Christian	Pachomius	4,18	7,35		2,40	**9 Uhr a.** letztes Viertel
21. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jakobi 1, 22–27.							
Sonnt.	15	**5. Rogate** (Sophia)	Moses	4,17	7,36		3,12	
Mont.	16	Joh. v. Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,38	bis b. Tage	3,42	
Dien.	17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,14	7,39		4,14	
Mitt.	18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,13	7,40	8,2 a.		
Donn.	19	**Himmelf. Chr.** (Potentiana)	Alcuinus	4,12	7,41	9,3	bei Tage	
Freit.	20	Bastilla	Valerius Herberger	4,11	7,43	9,57		
Smst.	21	Konstantin	Konstantin u. Helena	4,9	7,44	10,44		**12 Uhr mittern.** Neumond
22. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.							
Sonnt.	22	**6. Exaudi** (Julia)	Castus u. Amilius	4,8	7,46	11,25		
Mont.	23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,6	7,47	12,0	bei Tage	
Dien.	24	Johanna	Aug. Cazalla u. G.	4,5	7,49	—		
Mitt.	25	Urbanus	Augustin v. Canterbury	4,4	7,50	12,34 m.		
Donn.	26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,51	12,58		
Freit.	27	Luciana	Joh. Calvin	4,2	7,52	1,23		
Smst.	28	Maximus	Lanfrank	4,1	7,53	1,47		
23. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23–31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1–13.							
Sonnt.	29	**Heil. Pfingstf.** (Felix)	Tad. Zeisberger	4,0	7,54	2,11		
Mont.	30	**Pfingstmontag** (Petronella)	Hieronymus v. Prag	3,59	7,55	2,37	bis b. Tage	**6 Uhr vormitt.** erstes Viertel
Dien.	31	Wilhelm	Joachim Neander	3,58	7,57	3,6		

Psalm 104, 24: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte.

Wochentage Datum	Juni 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Gratember (Simeon)	Joh. Fr. Oberlin	3,51	7,56	3,58 m. 4,16		
Donn. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59		7,39 a.	
Freit. 3	Klotildis	Klotilde	3,56	8,0		8,44	
Smst. 4	Florian	Quirinus	3,55	8,1		9,42	
1. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt. 5	Trinitatis (Bonifacius)	Bonifacius	3,55	8,1		10,32	☽ 12 Uhr mittern. Vollmond
Mont. 6	Norbertus	Norbert	3,54	8,2		11,16	
Dien. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,54	8,3		11,50	
Mitt. 8	Medardus	A. H. Francke	3,53	8,4		—	
Donn. 9	Frohleichnam (Felic u. Prim.)	Columban	3,53	8,5		12,12 m.	
Freit. 10	Mauritius	Friedr. I. Barbarossa	3,52	8,6		12,50	
Smst. 11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6		1,18	
2. Woche: Vom reichen Manne: Luck 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 12	1. n. Trinit. (Basilides)	Renata v. Ferrara	3,52	8,7		1,46	
Mont. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,51	8,8		2,15	☾ 2 Uhr nachmitt. letztes Viertel
Dien. 14	Basilius	Basilius der Große	3,51	8,8		2,48	
Mitt. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,51	8,9		3,24	
Donn. 16	Benno	Richard Baxter	3,51	8,9		4,5	
Freit. 17	Adolf	Johann Tauler	3,51	8,10		8,40 a.	
Smst. 18	Marc. u. Marc.	Pamphilus	3,51	8,10		9,24	
3. Woche: Vom großen Abendmahle: Luck 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt. 19	2. n. Trinit. (Gerv. u. Prot.)	Nik. Conc.; Paphnut.	3,51	8,11		10,1	
Mont. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11		10,33	● 12 U. n. Neumond Somm. Anf.
Dien. 21	Albanus	Matth. Claudius	3,51	8,11		11,2	
Mitt. 22	Albinus	Gottschalk	3,51	8,12		11,28	
Donn. 23	Walram	Gottfr. Arnold	3,51	8,12		11,51	
Freit. 24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,51	8,12		—	
Smst. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Verg.	3,52	8,12		12,15 m.	
4. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luck 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 26	3. n. Trinit. (Pelagius)	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12		12,39	
Mont. 27	Schläfer	7 Schläfer	3,52	8,12		1,6	
Dien. 28	Leo II. Papst	Irenäus	3,53	8,12		1,35	☽ 11 Uhr vormitt. erstes Viertel
Mitt. 29	Peter, Paul	Petrus; Paulus	3,53	8,12		2,10	
Donn. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,54	8,11		2,52	

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unseren Gott fürchten, der uns Früheregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt und uns die Ernte treulich und jährlich behüter!

Wochentage u. Datum	Juli 1882.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Freit. 1	Rumold	H. Voes u. J. Eich	3,55	8,11	5,42 m.		
Smst. 2	Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11		8,23 a.	
28. Woche: Vom Splitter im Auge: Lucä 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.							
Sonnt. 3	4. n. Trinit. (Hyacinth)	Otto; Nonius Pal.	3,56	8,10		9,11	
Mont. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10	bei Tage	9,50	
Dien. 5	Anselm	J. Oldcastle; L. Cobh.	3,58	8,9		10,24	☽ 9 Uhr vormittags
Mitt. 6	Jesajas	Johann Huß	3,58	8,9		10,56	Vollmond
Donn. 7	Wilibald	Wilibald	4,0	8,8		11,24	
Freit. 8	Kilian	Kilian	4,1	8,8		11,51	
Smst. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7		—	
29. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Lucä 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.							
Sonnt. 10	5. n. Trinit. (7 Brüder)	Knud; Wilh. v. Ör.	4,3	8,6		12,26m.	
Mont. 11	Pius	Placidus	4,4	8,5	bei Tage	12,51	
Dien. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,5	8,5		1,26	
Mitt. 13	Margarethe	Eugenius	4,6	8,4		2,4	☾ 8 Uhr vormittags
Donn. 14	Bonaventura	Bonaventura	4,8	8,3		2,48	letztes Viertel
Freit. 15	Apost. Teil.	Jerusal. Erober. 1099	4,9	8,2		3,37	
Smst. 16	Skapulierfest	Anna Askew	4,10	8,2		4,31	
30. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.							
Sonnt. 17	6. n. Trinit. (Alexius)	Speratus u. s. 11Gen.	4,11	8,1		8,50 a.	
Mont. 18	Arnulf	Arnulf	4,12	8,0	bei Tage	9,5	
Dien. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,13	7,59		9,32	
Mitt. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,14	7,58		9,56	
Donn. 21	Daniel	Eberhard v. Würt.	4,16	7,57		10,18	● 10 Uhr abends
Freit. 22	Mar. Magd.	Maria Magdalena	4,16	7,56		10,43	
Smst. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54		11,8	Neumond
31. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1–9. — Epistel: Röm. 6, 19–23.							
Sonnt. 24	7. n. Trinit. (Christine)	Thomas v. Kempen	4,18	7,53		11,35	
Mont. 25	Jakobus	Jakobus	4,20	7,51	bei Tage	—	
Dien. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50		12,0 m.	
Mitt. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,49		12,44	☽ 3 Uhr nachmitt.
Donn. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48		1,29	erstes Viertel
Freit. 29	Martha	Olaf d. Heilige	4,25	7,46		2,23	
Smst. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,46		3,28	
32. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15–28. — Epistel: Röm. 8, 12–17.							
Sonnt. 31	8. n. Trinit. (Ignaz v. Loyola)	J. Kasp. Schade	4,28	7,43		4,41	7,44 a.

Psalm 104, 27. 28: Es wartet Alles auf Dich, Herr, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn Du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn Du Deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget.

Wochentag Datum	August 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont.	1 Petri Kettenf.	Makkabäer	4,29	7,42			8,22 a.	
Dien.	2 Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41			8,56	
Mitt.	3 Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,32	7,39			9,36	☽ 10 Uhr abends
Donn.	4 Dominikus	Leonhard Käser	4,33	7,37			9,55	Vollmond
Freit.	5 Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,35	7,36			10,24	
Sämst.	6 Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34			10,55	

8. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.

Sonnt.	7 9. n. Trinit. (Gottschalk)	Nonna	4,38	7,32			11,28	
Mont.	8 Cyriakus	Hormisdas	4,39	7,31			—	
Dien.	9 Romanus	Numidikus	4,40	7,29			12,am.	
Mitt.	10 Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27			12,48	
Donn.	11 Herrmann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25			1,35	
Freit.	12 Clara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23			2,26	◐ 12 Uhr n.
Sämst.	13 Hippolyt	N.L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21			3,23	letztes Viertel

9. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.

Sonnt.	14 10. n. Trinit. (Eusebius)	Jakob Guthrie	4,48	7,20			4,21	
Mont.	15 Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18		7,35 a.	5,22	
Dien.	16 Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16		8,1		
Mitt.	17 Sibylla	Joh. Gerhard	4,53	7,14		8,26		
Donn.	18 Helena	Hugo Grootius	4,54	7,12		8,48		
Freit.	19 Sebald	Sebaldus	4,55	7,11		9,12		● 7 Uhr v.
Sämst.	20 Bernhard	Bernhard	4,57	7,9		9,38		Neumond

10. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.

Sonnt.	21 11. n. Trinit. (Anastasius)	Mission d. evang. Br.	4,59	7,7			10,7	
Mont.	22 Timotheus	Symphorianus	5,0	7,4			10,40	
Dien.	23 Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,2	7,2			11,20	
Mitt.	24 Bartholomäus	Bartholomäus	5,3	7,0			—	
Donn.	25 Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,4	6,59			12,pm.	
Freit.	26 Samuel	Ulfilas	5,6	6,57			1,6	☽ 9 Uhr abends
Sämst.	27 Jos. Calas	Jovinianus	5,7	6,55			2,13	erstes Viertel

11. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.

Sonnt.	28 12. n. Trinit. (Augustinus)	Augustinus	5,9	6,53			3,29	
Mont.	29 Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51			4,49	
Dien.	30 Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49			6,10	
Mitt.	31 Paulinus	Aidan	5,13	6,47			b. T.	

2. Korinth. 9, 6: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Wochentage u. Datum.	September 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Donn. 1	Egidius	Hanna	5,15	6,44	bei Tage	8,24 a.	
Freit. 2	Raphael	Mamas	5,16	6,42		8,55	☽ 12 Uhr mittags
		Nationalfest					Vollmond
Smst. 3	Manuetus	Hildegard	5,18	6,40		9,28	

37. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luc. 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–22.

Sonnt.	4	**13. n. Trinit.** (Rosalia)	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38		10,1	
Mont.	5	Herkulan	Johann Mollio	5,21	6,36	bei Tage	10,45	
Dien.	6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34		11,31	
Mitt.	7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31		—	
Donn.	8	**Mariä Geburt**	Corbinian	5,25	6,29		12,22m.	
Freit.	9	Rudomar	Ludwig Vaschali	5,27	6,27		1,17	
Smst.	10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25		2,15	☾ 4 Uhr n. letztes Viertel

38. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11–19. — Epistel: Galat. 5, 16–24.

Sonnt.	11	**14. n. Trinit.** (Protus)	Johann Brenz	5,29	6,23	bei Tage	3,11	
Mont.	12	Winand	Dionys. Peloquin	5,31	6,21		4,16	
Dien.	13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19	b.	5,17	
Mitt.	14	**Kreuz. Erhöh.**	Cyprianus; Dante	5,34	6,16	6,29 a.	6,19	
Donn.	15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14	7,17		
Freit.	16	Corn. u. Cypr.	Euphemia	5,37	6,12	7,42		
Smst.	17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10	8,10		● 3 Uhr n. Neumond

39. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24–34. — Epistel: Galat. 5, 25 – 6, 10.

Sonnt.	18	**15. n. Trinit.** (Richard)	A. G. Spangenberg	5,40	6,7	8,42		
Mont.	19	Mirleta	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	9,18	bei Tage	
Dien.	20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	10,2		
Mitt.	21	**Quatember** (Matthäus Ev.)	Matthäus Ap.	5,45	6,1	10,54		
Donn.	22	**Moriz**	Mauritius	5,46	5,59	11,55		
Freit.	23	Thekla	5 Märt. v. Genf	5,47	5,57	—		Herbst Anf.
Smst.	24	**Joh. Empf.**	Joh. Jak. Moser	5,49	5,54	1,1m.		☽ 6 Uhr n. erstes Viertel

40. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.

Sonnt.	25	**16. n. Trinit.** (Kleophas)	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52	2,18	bei b.	
Mont.	26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50	3,39		
Dien.	27	Cosm. u. Dam.	Philippine Graveron	5,54	5,47	5,0	5,50 a.	
Mitt.	28	**Wenzeslaus**	P. Flysteden u. A. Cl.	5,55	5,45	6,20	6,20	
Donn.	29	**Michaelis**	Michaelis	5,57	5,43	7,39	6,51	
Freit.	30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	b. T.	7,24	
			Kaiserin Geburtstag.					

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich; und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage u. Datum.	Oktober 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Smst. 1		Remigius	6,0	5,39	b. T.	8,0 a.	
1. Woche: Vom Wasserſüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epiſtel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 2	17. n. Trinit. (Leodegar)	Chr. Schmid	6,2	5,37		8,40	☽ 5 Uhr morgens Vollmond
		Erntedankfest			bei Tage		
Mont. 3		Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,35		9,25
Dien. 4		Franz	Franz v. Aſſiſi	6,4	5,33		10,15
Mitt. 5		Placidus	Petrus Carneſecchi	6,6	5,30		11,9
Donn. 6		Bruno	Heinrich Albert	6,8	5,28		—
Freit. 7		Sergius	Theodor Beza	6,9	5,26		12,6 m.
Smst. 8		Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,24		1,6
2. Woche: Vom vornehmſten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epiſtel: 1 Korinth. 1, 4—9.							
Sonnt. 9	18. n. Trinit. (Dionyſius)	Dionyſius Areopag.	6,13	5,22		2,6	
Mont. 10		Gereon	Juſtus Jonas	6,15	5,20		3,7
Dien. 11		Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,18		4,10
Mitt. 12		Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,15	5,21 a.	5,13
Donn. 13		Tilmann	Eliſabeth Frey	6,20	5,13	5,46	6,17
Freit. 14		Calixtus	Nikolaus Ridley	6,22	5,11	6,13	7,22
Smst. 15		Thereſa	Aurelia	6,23	5,9	6,43	b. T.
3. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epiſtel: Ephes. 4, 22—28.							
Sonnt. 16	19. n. Trinit. (Gallus)	Gallus	6,24	5,7	7,18		● 11 Uhr abends Neumond
Mont. 17		Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,25	5,6	7,59	
Dien. 18		**Lukas Ev.**	Lukas	6,27	5,3	8,48	
		Kronprinzen Geburtstag.			bei Tage		
Mitt. 19		Ferdinand	Bruno	6,29	5,1	9,45	
Donn. 20		Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,58	10,50	
Freit. 21		Urſula	Hilarion	6,32	4,57	—	
Smst. 22		Cordula	Hedwig	6,33	4,55	12,1 m.	
4. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epiſtel: Ephes. 5, 15—21.							
Sonnt. 23	20. n. Trinit. (Severin)	Heinrich Martyn	6,35	4,53	1,10		☽ 7 Uhr abends erſtes Viertel
Mont. 24		Evergiſtus	Arethas; weſtfäl. Fr.	6,37	4,51	2,34	
Dien. 25		Raphael	Johann Heß	6,39	4,49	3,51	
Mitt. 26		Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	5,10	4,47 a.
Donn. 27		Sabina	Frumentius	6,41	4,46	6,29	5,18
Freit. 28		**Simon, Jude**	Simon u. Juda	6,43	4,44	7,45	5,52
Smst. 29		Narciſſus	Alfred d. Große	6,45	4,42	b. T.	6,31
5. Woche: Von des Königiſchen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epiſtel: Ephes. 6, 10—17.							
Sonnt. 30	21. n. Trinit. (Theonest)	Jakob Sturm	6,47	4,40		7,15	
Mont. 31		Wolfgang	Luthers 95 Sätze	6,49	4,38	8,3	☽ 10 U. a. Vollmond

1. Johann. 2, 17: Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Wochentage u. Datum.	November 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	(Aller Heiligen)	Aller Heiligen	6,50	4,37	bei Tage	8,?? a.	
Mitt. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,52	4,35		9,54	
Donn. 3	Hubertus	Pirmin	6,53	4,33		10,54	
Freit. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,31		11,54	
Smst. 5	Zacharias	Hans Egede	6,57	4,30		—	

46. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23–35. — Epistel: Philipp. 1, 3–11.

Sonnt. 6	22. n. Trinit. (Leonhard)	Gustav Adolf Reformationsfest	6,58	4,29	bei Tage	12,??m.	
Mont. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,27		1,??	
Dien. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,25		3,1	☾ 6 Uhr abends letztes Viertel
Mitt. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24		4,4	
Donn. 10	Martin P.	Martin Luther	7,6	4,22		5,9	
Freit. 11	Martin B.	Martin Bischof	7,7	4,21	4,44 a.	6,18	
Smst. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,20	5,17	7,22	

47. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15–22. — Epistel: Philipp. 3, 17–21.

Sonnt. 13	23. n. Trinit. (Stanislaus K.)	Arcadius	7,10	4,18	5,??	8,28	
Mont. 14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17	6,44	bei Tage	
Dien. 15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15	7,39		● 9 Uhr vormitt. Neumond
Mitt. 16	Edmund	Kasp. Creuziger	7,15	4,14	8,42		
Donn. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,13	9,50		
Freit. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	11,3		
Smst. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11	—		

48. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18–26. — Epistel: Coloss. 1, 9–14.

Sonnt. 20	24. n. Trinit. (Simplicius)	Johann Williams Todtenfest.	7,21	4,10	12,18m.	bei Tage	
Mont. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,23	4,8	1,33		
Dien. 22	Cäcilia	Joh. Ökolampadius	7,25	4,7	2,50		☽ 12 Uhr mittags erstes Viertel
Mitt. 23	Clemens	Clemens	7,26	4,6	4,8		
Donn. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,6	5,22		
Freit. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,5	6,35	4,23 a.	
Smst. 26	Konrad	Konrad	7,30	4,4	7,44	5,4	

49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.

Sonnt. 27	1. Advent (Bilhildis)	Margar. Blaarer	7,32	4,3	bei Tage	5,31	
Mont. 28	Günther	Alexander Rouffel	7,34	4,2		6,43	
Dien. 29	Saturnin	Saturninus	7,35	4,1		7,39	
Mitt. 30	Andreas	Andreas	7,37	4,0		8,39	○ 4 Uhr Vollmond

Johann. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentage Datum.	Dezember 1887.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Donn. 1	Eligius	Eligius	7,38	4,0	b. Tage	9,40 a.		
Freit. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,39	4,0		10,41		
Samst. 3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59		11,43		
1. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 15, 4—13.								
Sonnt. 4	2. Advent (Barbara)	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,59		—		
Mont. 5	Crispine	Crispina	7,43	3,58		12,45m.		
Dien. 6	Nikolaus	Nikolaus	7,44	3,58		1,49		
Mitt. 7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,46	3,57		2,53		
Donn. 8	Mariä Empf.	Martin Rinkard	7,47	3,57	bei Tage	3,58		☾ 4 Uhr
Freit. 9	Leocadia	Benjamin Schmolck	7,48	3,56		5,8		morgens
Samst. 10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56		6,12		letztes Viertel
2. Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—6.								
Sonnt. 11	3. Advent (Damasus)	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	4,35 a.	7,19		
Mont. 12	Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,56	5,29	8,51		
Dien. 13	Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57	6,30			
Mitt. 14	Quatember (Ricasius)	Dioscorus	7,52	3,57	7,30			● 8 Uhr
Donn. 15	Eusebius	Christiana	7,53	3,57	8,32		bei Tage	abends
Freit. 16	Adelheid	Adelheid	7,54	3,57	10,7			Neumond
Samst. 17	Lazarus	Sturm	7,55	3,57	11,23			
3. Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.								
Sonnt. 18	4. Advent (Wunibald)	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	—			
Mont. 19	Julius	Clemens v. Alex.	7,56	3,58	12,39m.			
Dien. 20	Nemesius	Abraham	7,57	3,58	1,54			
Mitt. 21	Thomas Ap.	Thomas, Ap.	7,58	3,59	3,7		bei Tage	☽ 8 U. m.
Donn. 22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59	4,19			erstes Viertel
Freit. 23	Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	5,28			Wint. Anf.
Samst. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	6,34			
4. Woche: Von Christi Geburt: Luc. 2, 1—14. — Epistel: Tit. 3, 11—14.								
Donn. 25	Heil. Christfest	Christtag	7,59	4,1	7,33	4,31 a.		
Mont. 26	Zweiter Christt. (Stephanus)	Stephanus	7,59	4,2	8,26	5,26		
Dien. 27	Johannes Ev.	Johannes Ev.	8,0	4,3		6,24		
Mitt. 28	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	8,0	4,4		7,24		
Donn. 29	Thomas B.	David	8,0	4,5		8,27		
Freit. 30	David	Christ. v. Würtemberg	8,0	4,5	bei Tage	9,29		☾ 9 Uhr
Samst. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,8		10,31		vormitt.
		Jahresschluß.						Vollmond

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Winterlaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferlaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten sätet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, so wie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gejätet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Tragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, so lange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gebrochen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieſest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Ist der Januar gelind,
Lenz und Sommer fruchtbar sind.

Nebelt's stark im Januar,
So giebt's ein nasses Frühjahr.

Bringt St. Vincenz (22) Sonnenschein
So giebt's viel Korn und auch noch Wein.

Februar.

Wenn's der Hornung gnädig macht
Bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

Lichtmeß (2.) im Klee,
Ostern im Schnee.

Ist vorüber St. Matthäis (24.),
Geht kein Fuchs mehr über's Eis.

März.

Märzgewitter zeigen an,
Daß großer Wind bald naht heran.

Trockene Fasten
Füll'n Kisten und Kasten.

Wie die 40 Ritter (10.) das Wetter gestalten,
So soll es noch 40 Tage anhalten.

Fauler März
Des Bauern Schmerz.

April.

Lockt dich im April auch schön Wetter heraus,
Laß doch ja den Regenschirm nicht zu Haus!

Aprilen-Wetter und Herren-Gunst,
Darauf zu trauen ist umsunst.

Wenn's am Charfreitag regnet,
Ist's ganze Jahr gesegnet.

Quakt der Frosch vor Marcustag (25.)
So schweigt er gerne hintennach.

Mai.

Trockener Mai,
Bringt Dürre herbei;
Ist er kühl und naß,
Füllt er Scheune und Faß.

Maientau macht grün die Au',
Maienfröste sind böse Gäste.

Nach Pankraz (12.) u. Servaz (13).
kommt hintend'ran.
St. Urban (25.) auch oft noch
als Grobian.

Bringt Christi Himmelfahrt Regen,
So ist im Heuen kein Segen.

Juni.

Juni-Hitz' und Dezember-Kält',
Mit beiden ist es gleich bestellt.

Regnet's auf St. Barnabas (11.),
So schwimmen die Trauben bis
an's Faß.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitze gegangen.

Ruft nach Johanni (24.) der
Kuckuck noch lang',
Wird's dem Bauer um seine
Ernte bang.

Juli.

Donnert's häufig im Julius,
Kommt später noch mancher
Regenguß.

Margareten (13.)-Regen,
Soll erst nach Monatsfrist sich
legen.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 7 Wochen halten.

August.

Hundstage heiß,
Winter lang' weiß.

Der Hitze auf St. Dominikus (5.),
Ein strenger Winter folgen muß.

Mariä Himmelfahrt (15) hell und heiß,
Lohnt dem Winzer wohl Müh' und Schweiß.

September.

Tritt im September viel Donner
ein,
Wird Hornung und März sehr
schneereich sein.

Blühen die Disteln reich und
voll,
Ein schöner Spätherbst kommen
soll.

Sind auf Michaelis (29.) die Vögel noch da,
So ist der Winter noch nicht sehr nah'.

Oktober.

Wenn's im Oktober wetter-
leuchtet,
Viel Regen noch den Acker feuchtet.

Bringt der Oktober schon Schnee
und Eis,
Ist's schwerlich im Januar kalt
und weiß.

Hält der Oktober das Laub
lang fest,
So sorge Dir für ein warmes
Nest.

Ist Simon und Juda (28.)
vorbei,
So kommt der Winter herbei.

November.

Altweiberſommer thut nicht lang gut,
Steht er auch in Aller Heiligen Hut.

Iſt's Martini (11.) klar und hell,
Iſt das Eis wohl bald zur Stell'.

Fällt der erſte Schnee in'n Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

St. Andreas (30.),
Nur ja nicht naß!

Dezember.

Vielen Wind ſoll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

Dezember kalt mit Schnee,
Giebt Korn auf jeder Höh'.

Wird's den unſchuldigen Kindern (28) kalt,
So weicht der Froſt noch nicht ſo bald.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer iſt in ſeinem Hundertjährigen ehrlich genug, ſelbſt zu ſagen, daß kluge Hausväter ſich wohl hüten würden, feſt auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leſer dieſe Klugheit, ſo darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, ſondern nur ſich ſelber. Alle Angaben des Hundertjährigen ſind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle ſieben Jahre ſich das Wetter der Hauptſache nach wiederholt. Der geneigte Leſer weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine ſieben Jahre gebunden iſt und ſich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Beginnt mit Kälte, welche bis den 11. anhält; vom 12. bis 18. trübe und gelinde; aber am 19. wird's wieder hell und kalt bis zum 24., wo Regen eintritt. Dann bis zu Ende ſtill.

Februar.

Fängt mit windigem Wetter an, das, mit Regen untermiſcht, bis zum 12. anhält, wo nach einem beſonders heftigen Winde Schnee fällt. Danach trübe und Regen bis zum 20., wo ſchönes Wetter eintritt bis zum Schluſſe des Monats.

März.

Iſt bis zum 5. rauh und kalt: dann warm bis zum 9., wo Regen einfällt. Vom 14. bis 16. iſt das Wetter ſchön, jedoch ſind die Morgen immer rauh; zuletzt Regen.

April.

Iſt vorherrſchend windig und trübe mit vielem Regen vom 10. bis 14. Dann wird's kalt und giebt einige ſchöne Tage, aber vom 26. an wieder Regen.

Mai.

Beginnt mit warmem Wetter, das ſich vom 10. bis 19. zur Hitze ſteigert. Dann kalter Regen, am 24. ſogar Eis. Es bleibt trübe und kalt bis zum 30., wo es wieder warm wird.

Juni.

Fängt auch mit warmem Wetter an; aber am 4. und 5. wird's trübe und nebelig, bis am 7. ein Regen wieder Wärme bringt. Gegen Ende des Monats mehrere Regentage, am 30. eine kalte Nacht.

Juli.

Bringt zuerſt Nebel, dann Regen bis zum 6., vom 7. bis 13. tritt windiges Wetter ein, aber nach einem Regen am 25. bleibt es ſchön bis zu Ende.

Auguſt.

Iſt bis zum 3. warm, dann kühl. Am 10. Reif und kalt; am 13. und 14. Regen, worauf ſchöne, heiße Tage folgen. Vom 22. bis 26. Regen, dann ſchön bis zum Ende.

September.

Bleibt ſchön und warm bis zum 6., wo es ſich abkühlt, ſo daß der 8. Reif bringt. Vom 13. bis zum 18. wieder ſchön, und ebenſo nach einem Regen am 18. bis zum 21., wo regneriſches trübes Wetter einfällt und bis zum Schluſſe anhält.

Oktober.

Iſt unbeſtändig bis zum 14., danach kalt, beſonders am 25. Nach einem Regen am 26. wieder kalt; am 31. Regen.

November.

Der Regen hält an bis zum 9. und ſetzt nach ein paar trockenen Tagen wieder ein, bis es am 23. hell und kalt wird, und nach einem gelinden Tage am 24. zuwintert.

Dezember.

Kalt mit Schnee bis zum 5., wo es thaut und bis zum 10. großes Waſſer giebt, welches noch durch Regen vom 11. bis zum 14. vermehrt wird. Am 21. fällt wieder Schnee und bleibt es bis zu Ende ziemlich kalt.

Die Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	1⅓	bisher.	Pfennig.	
	2 Pfennige	=	2⅔	"	"	
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	"	"	
	10 Pfennige	=	1	"	Silbergroschen.	
c. Silbermünzen:	½ Mark	=	2	"	"	
	¼ Mark	=	5	"	"	
	1 Mark	=	10	"	"	
	2 Mark	=	20	"	"	
	5 Mark	=	1	Thlr. 20	Sgr.	
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1	" 20	"	
	10 Mark	=	3	" 10	"	
	20 Mark	=	6	" 20	"	

Da die Nickelmünzen, solange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 Meter (Stab) = 4/15 Rute = 3⅛ rheinl. Fuß = 1⅛ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = 26⅔ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = 5/16 preußische Meile.
1/10 Meter ist ein **Decimeter** = 3⅝ Zoll.
1/100 Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = ⅜ Zoll.
1/1000 Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = 11/24 Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = 1/14 □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = 7 1/20 □Ruten = 1/25 pr. **Morgen.**
100 Ar sind ein **Hektar** = **4 Morgen.**
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{18}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{10}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{91}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{3}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{3}/_{11}$ Ohm.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben:	m
Kilometer, „ :	km
Centimeter, „ :	cm
Millimeter, „ :	mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:	qm
□Kilometer, „ :	qkm
□Centimeter, „ :	qcm
□Millimeter, „ :	qmm

Ar, geschrieben:		a
Hektar, „	:	ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter, „	:	hl
Liter, „	:	l
Kubikcentimeter, „	:	ccm
Kubikmillimeter, „	:	cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm, „	:	kg
Gramm, „	:	g
Milligramm, „	:	mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

		ℳ ₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.)	— 10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)	— 20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen (unfrankiert 30 Pf.)	— 20
	do. auf weitere Entfernungen (unfrankiert 50 Pf.)	— 40
3)	**Einschreibgebühr** (rekommandiert)	— 20
4)	**Karten**, einfache	— 5
	do. mit Antwort	— 10
5)	**do.** als Bücherbestellzettel	— 3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

		ℳ	₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g		—	3
(Büchern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mstpl. beigefügt werden.)			
do.	von 50—250 g	—	10
do.	von 250—500 g	—	20
do.	von 500—1000 g	—	30
7) **Lokal- und Lokal-Land-Briefe** (unfrankiert 10 Pf.)		—	5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit		—	25
do. do.	über 10 Meilen weit	—	50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen		—	5
do. do.	über 10—20 Meilen	—	10
do. do.	über 20—50 Meilen	—	20
do. do.	über 50—100 Meilen	—	30
do. do.	über 100—150 Meilen	—	40
do. do.	über 150 Meilen	—	50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark		—	20
do.	über 100—200 Mark	—	30
do.	über 200—400 Mark	—	40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark		—	30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark		—	2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden, mindestens aber		—	10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Pakete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon		—	5
mindestens aber		—	10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:			
a) im Ortorte für Postanweisungen oder Wertbriefe		—	5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg		—	10
do.	do. über 5 kg	—	15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Pakete		—	10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß), gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort		—	25
aufs Land à km		—	10
3) do. für Zeitungen jährlich:			
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen		—	60
„ „ 2—3 „ „		1	—
„ „ 4—6 „ „		1	60
„ täglich 2 „ „		2	—
für amtliche Verordnungsblätter		—	60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein*).

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Afghanistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexico, Verein. Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche britische, französische, niederländische, spanische und portugiesische Kolonieen.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern (nur frankiert)	—	10
(Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)		
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern Faktur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 600 Mark	—	30
nach Frankreich und Belgien bis 750 Frcs.	—	40

6) **Postanweisungen** nach dem **Auslande**:

(nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dafür bemerkten Währung auszustellen.)

	ℳ	₰	
Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Mark (100 Frcs. = 82 M.)	—	20	mindestens aber 40 Pfennige
Dänemark bis 355 Kronen, für je 20 Mark (1 Krone = 1 M. 13 Pf.)	—	10	
Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 20 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	20	
Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 20 Mark (1 £ = 20 M. 40 Pf.)	—	20	
Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10	
Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark (100 Frcs. = 82 M.)	—	20	
Luxemburg wie bei Deutschland.			
Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark (1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)	—	20	
Norwegen bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20	
Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10	
Schweden bis 355 Kronen, für je 20 Mark	—	20	
Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20	
Türkei (nur Konstantinopel) bis 400 Mark, für je 20 Mark (16 Piaster Gold = 3 Mark.)	—	10	
Amerika bis 50 Doll. Gold (212 Mark 50 Pf.), für je 20 Mark (1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)	—	20	

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Luise Augusta Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Luise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Luise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Otto I., geb. 27. April 1848 (Regierungsantritt 14. Juni 1886). Reichsverweser seit 14. Juni 1886: **Prinz Luitpold**, geb. 12. März 1821.

d. Braunschweig

Regent Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837 (Antritt der Regentschaft am 21. October 1885).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851 (Regierungsantritt 15. April 1883), vermählt 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, geb. 28. Juli 1860.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Luise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 6. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 9. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Koburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1880), vermählt am 12. Juni 1809 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzog Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margarete, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1868 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Kritsko, geb. 14. Mai 1859.

18. Schweiz.

Bundespräsident Dr. M. Deucher von Thurdorn.

19. Spanien

Königin Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858 (Regierungsantritt im Jahre 1886), Witwe des Königs Alfons XII.

20. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Chan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

21. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Cleveland.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

In den Tagen, da ich dies schreibe und die lieben alten (hoffentlich auch etliche neue!) Leser der Spinnstube mit dem alten und doch nie veraltenden Gruße willkommen heiße, hat der lange Winter von anno 1886, der gar nicht abziehen zu wollen schien, doch endlich zum Rückzuge geblasen.

Die Schneemassen, mit denen er bis zu guter letzt sein Recht behauptet hatte, mußten den milden Strahlen der Frühlingssonne weichen; die Schneeglöckchen haben bereits ihre grünbezipfelten Blüten hervorgetrieben und läuten dem langlebigen Gaste, will's Gott: endgültig, zu Grabe.

Da hab' ich denn in diesen Tagen einmal im Fenster gelegen und mich der milden Frühlingsluft gefreut, als

gerade die kleinen Kinder aus ihrer Schule kamen, welche ganz in der Nähe meines Hauses ist.

Und als ich da mit stillem Ergötzen zusah, wie sorgfältig die schon etwas größeren Kinderchen die kleineren, welche nicht abgeholt wurden, bei der Hand nahmen und geleiteten, auch schnell mit ihnen an die Häuser liefen, als noch ziemlich ferne ein Wagen herankam: da mußte ich unwillkürlich denken: es ist doch etwas Köstliches um solch eine Kleinkinderschule oder (wie man sie richtiger nennen sollte, wenn das Wort nicht so ellenlang wäre) Kleinkinder-Bewahranstalt.

Und an diesen Gedanken reihte sich dann sogleich der andere: „Wie wäre es, wenn sich die Spinnstube einmal über solche Anstalten ausspräche und sie empföhle, auch Mittel und Wege zeigte, wie es selbst am kleinsten Orte möglich zu machen ist, etwas der Art ins Werk zu setzen?"

Dieser Gedanke aber ließ mich nicht wieder los, zumal da es, nachdem die Spinnstube in ihren 41 Jahrgängen schon so vielerlei unter dem Eingangsgruße besprochen hat, nicht gerade leicht ist, immer wieder etwas Neues zu finden, das noch nicht besprochen worden wäre, und so dem Büchlein den Vorwurf zu ersparen, daß es seinen Lesern „aufgewärmten Kohl" auftische, wie man wohl sprüchwörtlich zu sagen pflegt.

Die Frage, ob sich denn auch wohl die Besprechung von Kleinkinder-Bewahranstalten unter den ernsten Eingangsgruß passen möchte, war leicht zu beantworten. Ich brauchte nur an das Wort des göttlichen Kinderfreundes zu denken: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf." (Matth. 18, 5.)

Denn das soll ja doch nicht bloß heißen: Wer ein Kind aufnimmt in sein Haus, wohl gar an Kindes Statt, wenn es etwa ein Waisenkind geworden ist, sondern es ist ohne allen Zweifel so zu verstehen: Wer sich überhaupt eines Kindes annimmt, und wenn solches Sichannehmen auch nur darin bestände, daß man ein gutes Wort für es einlegt.

Wenn aber die Kinder, und zwar gerade die kleinen Kinder, welche jenes Heilandswort im Auge hat, in den Augen des Herrn Jesu so hoch und wert geachtet sind,

daß er sie gleichsam als seine Stellvertreter hinstellt, und das, was man für sie thut, und zwar in seinem Namen (d. h. in seinem Sinn und Geiste, vor allem mit der Liebe, die er ja den Kindern so sichtbar erwies, indem er sie herzte und segnend die Hände auf sie legte, als man sie zu ihm brachte) so ansehen will, als hätte man es ihm selber gethan, dann kann man ja doch nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß ein gutes Wort, das für die kleinen Kinder eingelegt wird, unter einem Spruche völlig am Platze ist, der den Herrn Jesum Christum zum Troste wünscht.

Aber bedarf's denn dessen in der That, daß ein gutes Wort für die kleinen Kinder eingelegt wird?

Sind sie nicht an und für sich schon, besonders in den ersten Lebensjahren, ehe sie noch recht gelernt haben, unartig zu sein, geradezu die Lieblinge eines Jeden, der ein Herz im Leibe hat und sich dasselbe noch nicht im Leben und Treiben der Welt hat verknöchern lassen?

Sind sie nicht in der That im Familienleben diejenigen, um welche sich mehr oder weniger alles dreht, die, wenn auch ohne Wissen und Willen, als die „kleinen Majestäten" das ganze Haus beherrschen, ja tyrannisieren, freilich mit einer Tyrannei, welche nicht drückt und nicht wehe thut, unter welcher sich höchstens einmal ein leiser Seufzer losringt, wenn sie sich bis zur Störung der notwendigen Nachtruhe versteigt?

Ist nicht ein Haus, in welchem kleine Kinder fehlen, geradezu öde und leer, und wird es nicht wieder, wenn auch nicht gerade öde und leer, so doch ärmer an ungetrübter Freude und stiller, wenn die kleinen Kinder zu großen herangewachsen sind und nun das Sprüchlein zur Wahrheit wird: „Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen"?

Und da sollte es wirklich erst noch nötig sein, für diese Freudebringer ein gutes Wort einzulegen?

„Ja," höre ich aber da einen Vater seufzen, „Freudebringer? Wie gerne würden ja auch wir, meine Frau und ich, uns unserer Kinderchen freuen, wenn wir nur nicht tagaus tagein vom Morgen bis zum Abende arbeiten und uns quälen müßten, damit sie etwas zu essen haben,

und nicht, wenn wir draußen auf Arbeit sind, beständig um die armen Würmchen in Sorge sein müßten, weil wir sie alleine daheim lassen mußten!"

„Wieviel Freude würde ich ja an meinem kleinen aucksilbernen Bübchen haben," klagt dort eine Mutter, „wenn mir der kleine Kerl nicht jeden Augenblick auf die Gasse entwischte und die entsetzliche Angst bereitete, er könne unter einen Wagen geraten und überfahren werden!"

„Wie wird einem doch alle Freude an den Kindern verbittert," heißt's wieder unter schwerem Seufzen an einer dritten Stelle, „wenn man erfährt, wieviel Unarten sie lernen, wenn man sie nicht den ganzen Tag um sich haben und auf sie acht geben kann, sondern muß sie wohl oder übel mit den Nachbarskindern, von denen sie doch nichts Gutes lernen können, spielen lassen, wenn man dann hört, wie sie, ehe sie noch ordentlich sprechen können, Fluchworte von der Gasse mit hereinbringen, oder andere schandbare Ausdrücke, die sie den ungezogenen Kindern nachplappern!"

Und sind denn solche Seufzer und Klagen nicht völlig begründet? Werden nicht da, wo sie wirklich erhoben werden müssen, die kleinen Kinder anstatt Freudenbringer Ursache beständiger Angst und Sorge, ja wohl herzzerreißenden Kummers? Werden sie nicht anstatt lustig grünender und darum herzerfreuender „Ölzweige um den Tisch", wie es im Psalmworte heißt, vielmehr Dornzweige um das Herz der Eltern?

Wir sagen mit Bedacht: Wo solche Klagen erhoben werden müssen. Denn in den beiden zuletzt angeführten Fällen würde wohl hundertmal kein Grund zur Klage vorhanden sein, wenn nicht übertriebene Sparsamkeit die Kosten für ein ordentliches Kindermädchen scheute, oder aber, wenn nicht die Frau Mutter, anstatt sich um ihre Kinderchen zu kümmern, lieber hierhin und dorthin mazen und schwatzen ginge, und diese sich selber und der Gasse überließe.

Aber wo keine Mittel vorhanden sind, ein Kindermädchen zu halten; wo es auch noch keine älteren Geschwister gibt, welche, wenn die Eltern nicht daheim sind, die Kleinen überwachen und verwahren könnten, oder wo diese, wenn sie da sind, den ganzen Tag über in der Schule

sein müssen; wo endlich auch die Mutter ebensowohl wie der Vater genötigt ist, dem Verdienste nachzugehen, wenn nicht Mangel und Not einreißen soll: haben da nicht Klagen wie die obigen ihren vollen guten Grund, ja ihr unbestreitbares Recht?

Und nun bedenke man weiter, wieviele, oft haarsträubende Unglücksfälle darin ihren Grund haben, daß kleine Kinder ohne Aufsicht bleiben, sei es, daß sie, wie es so vielfach geschieht, von den Eltern, die auf Arbeit gehen müssen, in der Stube eingeschlossen werden, sei es, daß sie völlig frei und ungehindert dem Treiben auf der Gasse überlassen werden!

Wie mancher Brand, der großes Unglück im Gefolge hatte, ist schon durch solche unbeaufsichtigte Kinder angefacht worden! Wie manches Kind ist selbst schon durch Spielen mit Streichhölzern, die unvorsichtiger Weise in seinem Bereiche stehen geblieben waren, im Feuer oder durch das Gift des Phosphors verunglückt oder auch infolge eines überheizten Ofens, dem es mit seinen Kleidchen zu nahe kam! Wie manches ist schon auf der Straße überfahren worden und hat dann, wenn es auch nicht ums Leben kam, doch als Krüppel durchs Leben gehen müssen!

Und ist's nicht noch etwas viel Schlimmeres, wenn ein Kind schon in frühester Jugend vom Hauche des Bösen angeweht, wenn das kindliche Herz Einflüssen preisgegeben wird, die es vielleicht für die ganze Lebenszeit vergiften? Es ist ja gewiß ein wahres Sprüchwort: „Das Faß schmeckt immer nach dem, was zuerst hineinkommt", und wer den kindlichen Nachahmungstrieb kennt, der sich bekanntlich, wie das natürliche Menschenherz einmal von Jugend auf ist, viel lieber dem bösen Beispiel zuwendet, als dem guten, der wird gewiß die Gefahr nicht unterschätzen, die ein Kind läuft, wenn es schon in frühester Jugend tagtäglich von bösen Beispielen umgeben ist. Thatsächliche Unarten kann wohl die ernste elterliche Zucht wieder austreiben, aber nicht den durch böse Beispiele vergifteten Sinn, der sich einmal gewöhnt hat, das Böse zu belachen und sich daran zu erfreuen.

Nun, wird denn da wohl noch jemand behaupten dürfen, es sei überflüssig und unnötig, für die armen

Kleinen, die solchen Gefahren leiblicher und auch geistiger Art ausgesetzt sind, ein gutes Wort zu reden und zu raten, wie sie diesen Gefahren enthoben werden möchten?

An vielen Orten ist dies freilich nicht mehr nötig. Denn da hat man besondere Anstalten eingerichtet, in welche die Eltern, die nicht imstande sind, sie selbst zu beaufsichtigen und zu verpflegen, ihre noch nicht schulpflichtigen Kinder bringen können, und in welchen dieselben dann während der Arbeitszeit durch eine besonders dafür ausgebildete und angestellte Pflegerin, die sogenannte „Tante", beaufsichtigt und verpflegt werden.

Wie heilsam und segensreich solche Kleinkinder-Bewahranstalten sind, besonders an Orten, wo es viele Taglöhner- und Fabrikarbeiter-Familien gibt, und wo, um den nötigen Lebensunterhalt zu gewinnen, Mann und Frau auf Arbeit gehen müssen, bedarf wohl keiner näheren Begründung. Man denke nur daran, wie getrost die Eltern ihrem sauern Verdienste nachgehen können, wenn sie ihre kleinen Lieblinge unter guter Pflege versorgt wissen! Man denke auch an den unschätzbaren Segen für die Kleinen selbst, welcher daraus erwächst, daß sie nicht allein vor hundertfältigen Gefahren für Leib und Leben gesichert und von frühe auf an Ordnung, Reinlichkeit, Zucht und Gehorsam gewöhnt werden, sondern daß sie auch bei der Pflegerin ebensoviel Gutes hören und lernen, als sie, sich selbst überlassen und der Gasse überliefert, Böses lernen würden.

Und wie oft wird dann durch die kleinen Kinder das Gute und Heilsame, was sie gelernt haben, in die Häuser, in die Familien hineingetragen! Wie oft erfüllt sich das Psalmwort (Psalm 8, 3), aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge habe sich der Herr eine Macht zugerichtet!

In wie manches Haus ist wieder wenigstens das Tischgebet hineingebracht und dann auch wieder darin heimisch geworden, weil das kleine Töchterchen ganz aus sich selbst auf einmal anfing, vor dem Essen die Händchen zu falten und sein: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast" ꝛc. ꝛc. oder auch nur sein: „Hilf, Gott, alle Zeit!" zu beten, und von den tief beschämten Eltern befragt, ruhig

zur Antwort gab: „Die Tante hat gesagt, man dürfe nicht essen, ohne vorher gebetet zu haben!“

Wie manchem Flucher ist schon der Lästermund gestopft worden dadurch, daß ihm sein kleiner Liebling sagte: „Vater, die Tante hat aber gesagt, wenn man fluche, so komme man nicht in den Himmel!“

Wie manche nachlässige unordentliche Mutter ist schon auf einen besseren Weg gedrängt worden dadurch, daß ihre Kinderchen nicht ungewaschen und ungekämmt und mit zerrissenen Kleidchen zur „Tante“ gehen wollten und so lange quälten und weinten, bis sie die Mutter ordentlich zurecht machte!

Allein, wieviel Gutes und Heilsames die kleinen Kinder in solchen Anstalten auch schon lernen können und wirklich lernen, was ihnen, weil frühe eingeprägt und angewöhnt, für ihr ganzes Leben zum Segen wird, eigentliche „Schulen“ sollten diese Anstalten doch niemals sein, wenigstens nicht in dem Sinne, daß die Kinder darin schon zum wirklichen Lernen angehalten und mit ihnen z. B. schon die ersten Anfänge im Lesen gemacht werden.

Denn einmal hat die Pflegerin, wenn sie alle ihre Pfleglinge gehörig beaufsichtigen und beschäftigen will, keine Zeit dazu, sich mit einzelnen vorzüglich begabten Kindern besonders abzugeben und sie lesen zu lehren, so lockend es auch für sie sein mag, und wenn sie auch, was aber in den seltensten Fällen sein wird, imstande sein sollte, in richtiger, methodischer Weise den Leseunterricht zu geben.

Dann aber sollten auch überhaupt Kinder, solange sie noch nicht schulpflichtig sind, noch nicht zum Lernen angehalten werden. Es kann dies dann doch noch nicht mit dem nötigen Ernste geschehen, sondern mehr „nur spielend“, wie man wohl sagt. Aber gerade dies ist vom Übel. Denn die Kinder sollten es so frühe wie möglich erfahren, daß Lernen und Spielen zwei grundverschiedene Dinge sind, und daß mit dem Lernen nicht gespielt werden kann, sondern daß dazu Ernst, Anstrengung und Ausdauer erforderlich ist.

Wer einmal dazu angeleitet ist, mit dem Lernen zu spielen, dem wird's sauer werden, solchen Ernst und solche Ausdauer zu gewinnen, und was dem Kinde mit dem

verfrühten Lesenlernen Gutes erwiesen werden sollte, das wird es später, wenn es wirklich ans Lernen gehen muß, mit mancher Strafe büßen müssen.

Wer aber möchte endlich auch den lieben Kleinen die glücklichste Zeit ihres Lebens durch zu frühen ernsten Unterricht beschneiden? Wo gelernt werden soll, muß auch aufgegeben werden. Aber bekanntlich bringen die Schulaufgaben die ersten Sorgen des Lebens, mit welchen die hellste, sonnigste Lebenszeit ein Ende nimmt. Drum nur ja kein zu frühes wirkliches Unterrichten! Nur ja die Kleinkinder-Bewahranstalt zu keiner Kleinkinderschule gemacht!

In der „Spielschule", wie man sie richtiger nennen sollte und wie wir sie auch von nun an nennen wollen, werden ja die Kleinen immerhin schon dies und das lernen: ein kleines Gebetchen, das ihnen die Tante solange vorsagt und sie es nachsprechen läßt, bis sie es behalten haben, ein kleines Liedchen, das sie der Tante nachsingen, ein kleines Geschichtchen, das ihnen in kindlicher Weise erzählt wird (gerne, ja am liebsten aus der biblischen Geschichte). Allein das alles darf nichts anderes sein und werden, als eine Übung des Gedächtnisses, eine Anleitung zum Aufmerken, womit aber durchaus keine wirkliche Anstrengung des Geistes verbunden sein darf.

Wenn man zuweilen bei Weihnachtsbescherungen in Spielschulen hören muß, wie die kleinen Kinderchen die schwersten Bibelsprüche herunterleiern, die irgend ein unverständiger Mensch für eine Weihnachtsliturgie zusammengestellt hat; wenn dabei oft die seltsamsten, nicht selten geradezu lächerliche Wort- und Satzverrenkungen zum Vorschein kommen: dann weiß man fürwahr kaum, wen man am meisten bedauern soll, das heilige Gotteswort, das zu solchem Gebrauche wahrlich doch zu gut ist, oder die Lehrerin, welche mit unsäglicher Mühe die schweren Sprüche „einpauken" mußte, oder aber die armen Kinder, welche sie sich mußten einpauken lassen.

Nein, solange das Kind noch ein Kind ist im eigentlichen Sinne des Wortes, soll es nur singen und spielen und fröhlich sein. Das ist sein gutes Recht, das ihm in keiner Weise verkümmert werden darf. Für die Tante

(wie wir ein- für allemal die Kinderpflegerin nennen wollen) bleibt keine andere Aufgabe, als die, die Kinder in Zucht und Ordnung zu halten, sie an pünktlichen Gehorsam zu gewöhnen, dann aber mit ihnen zu singen und zu spielen nach Herzenslust. Und wenn in den Spielen die nötige Abwechselung stattfinden soll, die bei den Kleinen keine Langeweile aufkommen läßt, dann ist das wahrlich Arbeit genug und übergenug für die Tante, besonders wenn ihre Kinderschar nur ein wenig groß ist und wenn sie, soweit es nur möglich ist, jedem einzelnen Kinde ihre liebevolle Aufmerksamkeit zuwendet. Sie wird dann, zumal wenn sie sehr gesanglustig ist, am Abende jedesmal wissen, was sie gethan hat.

„Ach ja," ruft da einer, „wenn man nur solch eine Spielschule hätte! Aber eine solche einzurichten, muß ja schweres Geld kosten, weit mehr, als wir beim besten Willen aufbringen können!"

Nun ja, ganz gewiß, die Einrichtung einer ordentlichen, allen gerechten Anforderungen entsprechenden Spielschule kostet Geld, viel Geld.

Da muß eine tüchtige Lehrerin angestellt und von Rechts wegen so ausreichend besoldet werden, daß sie sich mit voller Hingebung ihrer Arbeit widmen kann, ja vielleicht auch noch, wenn die Kinderzahl zu groß ist für Eine Kraft, eine Gehülfin, welche ihr zur Seite steht.

Da müssen hohe, helle, gut zu lüftende Räume beschafft werden, in welchen den Kindern das allernotwendigste Bedürfnis des ersten Lebensalters, gesunde frische Luft, geboten werden kann. Wir sagen absichtlich „Räume" in der Mehrzahl. Denn von Rechts wegen müßten jedenfalls zwei verschiedene Räume vorhanden sein, damit, wenn in dem einen derselben die gesunde Lebensluft verbraucht ist, und eine gründliche Lüftung nötig erscheint, die Kinder in den andern gebracht werden können, falls das Wetter es nicht erlaubt, sie solange auf den Spielplatz zu führen.

Denn auch an einem solchen darf es nicht fehlen; und zwar muß es ein ebener, geräumiger, von Bäumen beschatteter Platz sein, am besten gegen rauhe Ostluft geschützt, wo die Kinder, wenn es irgend das Wetter gestattet, sich im Freien tummeln können, ohne der Gefahr

eines Sonnenstichs oder eines bösartigen Halsleidens ausgesetzt zu sein.

Da muß Spielzeug der verschiedensten Art beschafft und immer wieder neu herbeigeschafft werden, wenn das frühere in den Händen der kleinen Zerstörer unbrauchbar geworden ist.

Ja, soll alles Wünschenswerte vorhanden sein, so müßte auch die Einrichtung getroffen werden und die nötigen Mittel dafür immer flüssig sein, daß armen, schlecht genährten Kindern, oder auch solchen, die zum Mittagessen im Elternhause einen zu weiten Weg hätten, den sie nicht viermal am Tage zurücklegen könnten, in der Schule eine kräftige, wenn auch einfache Mahlzeit verabreicht werden könnte.

Das alles kostet ja freilich viel Geld. Aber wo das Geld nur irgendwie aufgebracht werden kann, da sollte der Geldpunkt kein Hindernis werden, eine Spielschule einzurichten. Durch Schulgeld wird allerdings das Wenigste aufgebracht werden können. Denn reiche Leute, welche ein hohes Schulgeld bezahlen könnten, schicken in der Regel ihre Kinder nicht in die Spielschule, sondern halten sich lieber eine eigene Wärterin, oder doch wenigstens ein Kindermädchen. Die brüderliche Liebe, der Wohlthätigkeitssinn werden stets in hohem Maße in Anspruch genommen werden müssen.

Was kann aber eine wohlhabende Stadt ihren Taglöhner- und Arbeiter-Familien für eine größere Wohlthat erweisen, als wenn sie es durch solche Spielschulen den Eltern möglich macht, ohne Sorge für ihre kleinen Kinder dem notwendigen Verdienste nachzugehen? Wie kann sie auf diese Weise der Verarmung so mancher Familie vorbeugen, die notwendig kommen muß, wenn der Verdienst des Vaters nicht für alle Bedürfnisse der Familie ausreicht, die Mutter aber wegen ihrer Kleinen genötigt ist, zu Hause zu bleiben, und außer stande, mit zu verdienen? Und welche Unterstützung wird durch solche Spielschulen besonders den sogenannten „verschämten" Armen zu teil, die, solange sie sich regen und arbeiten können, um keinen Preis eine Geldunterstützung annehmen würden, aber dankbar dahinnehmen, was man ihren Kindern anthut, be-

ſonders wenn ein ganz geringes Schulgeld, welches ihnen abgefordert wird, dies nicht geradezu als ein Almoſen erſcheinen läßt! Wie würden die großen Ausgaben für Arme, zu denen ſich die Stadt genötigt ſieht, ganz gewiß mit der Zeit auf ein geringeres Maß herabkommen und dadurch die Ausgaben für die Spielſchule, wenn auch nicht ganz, ſo doch teilweiſe gedeckt werden!

Und ein Fabrikherr, der vielleicht Hunderte von Arbeitern beſchäftigt, und in deſſen eigenſtem Intereſſe es doch liegt, recht viele verheiratete Arbeiter zu haben, welche durch ihre Familien gebunden ſind und deshalb nicht nach heutiger Mode beliebig aus der Arbeit laufen können — was kann er dieſen beſſeres gewähren, wodurch ſich mehr ihre Treue und Anhänglichkeit ſichern, als wenn er ihnen durch Errichtung einer Spielſchule die Sorgen um ihre kleinen Kinder abnimmt oder doch erleichtert!

Und iſt es ihm gar möglich, neben der Spielſchule für die Kinder, welche ſchon ſpielen können, auch eine ſogenannte „Krippe“ einzurichten, wohin die Mütter während der Arbeitszeit auch ihre kleinſten Kinder bringen können mit der guten Zuverſicht, daß ſie dort wohl verſorgt ſeien, welch ſchönen Dank wird er dann ernten in der Liebe ſeiner Arbeiter, ja wie wird ſich ihm die väterliche Fürſorge, die er ihren Kindern erweiſt, auch äußerlich lohnen durch die beſſere, treuere Arbeit, welche ihm geleiſtet wird! Führt doch der Weg zu den Elternherzen durch die Kinder.

Aber wo in der That das Geld zur Errichtung und Erhaltung von Spielſchulen fehlt, und auch beim beſten Willen nicht aufzubringen iſt?

Nun, da vergeſſe man nur vor allen Dingen den alten Spruch nicht, daß das Beſſere des Guten Feind iſt, laſſe das in den Grenzen der Möglichkeit liegende Gute nicht ungethan, weil man das Beſſere und Beſte nicht haben kann.

Wo die Mittel nicht reichen, um beſondere Räumlichkeiten, wie wir ſie oben als notwendig oder doch wünſchenswert geſchildert haben, neu zu erbauen, da behelfe man ſich eben mit Räumen, die vorhanden ſind, wenn ſie auch manches zu wünſchen übrig laſſen. Wird

nur auf gehörige Reinlichkeit und Herbeiführung einer ausreichenden Lüftung bedacht genommen, so werden die Kinder der Armen — und für diese soll ja doch in erster Linie gesorgt werden — auch in engen und niedrigen Räumen in der Regel doch einen gesunderen Aufenthaltsort haben als daheim im Elternhause.

Kann man kein besonderes Spielzeug für die Schule beschaffen, nun so lasse man die Kleinen selber mitbringen, was sie von Spielzeug besitzen, und gehe auf die Jagd nach altem Spielzeug, von dem in wohlhabenderen Häusern oft eine unglaubliche Menge in der Rumpelkammer zu finden ist, wenn die genügsame Liebe sucht, und das gewiß von Herzen gern verabreicht wird, wenn man darum bittet. Eine rechte Schultante, die ihre Kinder wirklich lieb hat, wird das gerne thun und auch selber mit eigener geschickter Hand und erfinderischem Kopfe allerlei Spielzeug herzustellen wissen. Wie genügsam ist ja in dieser Beziehung das erste Kindesalter! Wie mag es gar nicht einmal viel wissen von kostbarem, künstlichem Spielzeug, das kaum angerührt wird ohne die Ermahnung, vorsichtig zu sein und nichts zu zerbrechen! Wie weiß die weitgehende Einbildungskraft dieses Alters einen oben gekrümmten Stock zum prächtigsten Steckenpferde zu gestalten, ein mit ein paar alten Fetzen Zeug umwickeltes Stück Holz zur schönsten Puppe!

Ist kein besonderer Spielplatz neben oder doch in der Nähe des Schullokals zu beschaffen, ei so suche man einen solchen etwas weiter! Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn sich nicht irgend ein Plätzchen finden ließe, wo sich das kleine Volk ohne Gefahr umhertummeln kann. Und welch ein lieblicher Anblick, der wohl geeignet ist, jedes Herz zu erwärmen und zu erfreuen, wenn die Kleinen am langen Seil, welches überall Schlingen zum Anfassen hat, lustig singend mit der Tante durch die Straßen gehen oder watscheln, um den Spielplatz aufzusuchen!

Aber die Tante? die Tante? und das Gehalt für sie?

Nun freilich, wer eine wirklich als Kleinkinderlehrerin ausgebildete Tante für die Kleinen haben will, der muß auch für das Gehalt derselben sorgen. Einen Teil desselben wird wohl das Schulgeld decken, welches Eltern,

die es bezahlen können, nicht erspart werden darf, und in der Regel auch ohne Weigern bezahlt wird, wenn sie einmal den Segen einer Spielschule an ihren Kindern kennen gelernt haben, oder noch besser, wenn sie einmal eine solche gehabt hatten, sie dann aber mangels von Mitteln eine Zeit lang entbehren mußten. Der Rest muß dann freilich, wo keine anderen Quellen vorhanden sind, von der wohlthätigen Liebe erbeten werden.

Aber wo, wie in kleinen Dörfern, weder an Schulgeld noch an Liebesgaben zu denken ist?

Nun, da nimmt man eben keine ausgebildete Lehrerin, sondern sucht sich anders zu helfen.

Es ist doch wohl kein Dörfchen so klein, daß sich nicht eine Frau darin fände, die wegen ihres Alters oder wegen eines Gebrechens die schwere Feldarbeit nicht mehr thun kann, auch, wenn es einmal nicht anders ist, von ihren Angehörigen ganz wohl entbehrt werden kann. Ist nun eine solche nur einigermaßen geeignet, mit Kindern umzugehen, und hat sie Liebe zu den Kindern, wie sie ja wohl bei alten Personen, deren Leben selbst wieder anfängt, in die Kindheit zurückzukehren, selten fehlt, nun so gehe man sie darum an, ob sie nicht die kleinen Kinder des Dorfes um sich sammeln und beaufsichtigen wolle, während die Eltern und nach der Schule auch die älteren Kinder auf dem Felde arbeiten. In der Regel wird ja dann gutes Wetter sein, sodaß ein eingefriedigter Grasgarten, wie er sich so ziemlich bei jedem Bauernhause findet, als Lokal für die Kinderschar benutzt werden kann, während für plötzlich eintretendes schlechtes Wetter, welches aber für die Eltern nicht schlecht genug ist, um sie vom Felde heim zu ihren Kindern zu treiben, der in der Regel doch ganz unbenutzte Gemeindesaal zur Verfügung gestellt werden müßte.

Hat der Gemeinderat wirklich das Beste des Dorfes im Auge, so wird er den Gemeindesaal zu diesem Zwecke nicht verweigern; und ist der Besitzer eines geeigneten Grasgartens selbst Vater von Kindern, die der Beaufsichtigung bedürfen, so wird er sich gewiß mit einer sehr geringen Entschädigung für das vertrampelte Gras begnügen, falls er nicht ganz auf eine solche verzichtet.

Da stelle ich mir's denn als ein äußerst liebliches Bild vor, wenn so eine alte Großmutter oder eine alte Base mit ihrem Strickstrumpfe im Baumschatten sitzt und um sie her tummelt sich lustig das kleine Volk ohne jeglichen Zwang im Grase umher, nur überwacht von dem aufmerksamen Auge der Alten, und nur, wenn's not thut, von ihr zurechtgewiesen oder auch zu einem Spiele angeleitet.

Besonders wirksam in erziehlicher Beziehung wird solch eine Einrichtung allerdings in der Regel nicht sein; aber die Kinder sind doch wenigstens unter Aufsicht und nicht ganz sich selbst überlassen, und das Dorf steht nicht in Gefahr, daß, wie es so oft schon geschehen ist, durch spielende Kinder ein Brand entsteht, der ja um so gefährlicher werden muß, wenn alle Arbeitsfähigen auf dem Felde sind. Es ist eben ein Nothehelf, der bei einigermaßen gutem Willen überall ins Werk gesetzt werden kann, und immer besser, als gar nichts der Art.

Was aber das Gehalt für solch eine alte Kindermuhme angeht, so wird sich dieselbe wohl gerne durch Naturalien befriedigen lassen, die herzugeben dem Bauersmanne nicht schwer fällt, und wo Geld verlangt wird, da wird's jedenfalls keine für die Eltern unerschwingliche Summe sein, besonders wenn die Gemeindekasse ein wenig nachhilft.

Die Engländer haben ein Sprüchwort, welches im Deutschen lautet: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg." Das möchte ich zum Schlusse allen denen zurufen, die von vorneherein schon auch eine derartige Fürsorge für die Kleinen für ein Ding der Unmöglichkeit halten möchten.

Wer darum gegen das Heilandswort nicht ganz gleichgültig ist: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf", der gehe nur einmal mit ernstem Willen und mit der Lust und Liebe, die alle Mühe gering macht, ans Werk und bringe die Sache erst einmal in Fluß, der Weg, auf dem sie vorangehen kann, wird sich dann gewiß auch finden, so oder so.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß das gute Wort, welches ich auf den vorstehenden Blättern für die lieben

Kleinen einzulegen gesucht habe, an recht vielen Orten und in recht vielen Herzen auch eine gute Statt finden möge, grüße ich denn die lieben Leser noch einmal zum Schlusse wie zum Anfange: „Euch allen

Gott zum Gruße und den Herrn Jesum
Christum zum Troste!"

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1886.

In dem genannten Jahrgange gab es einmal außergewöhnlich viele Rätsel zu raten, große und kleine, fünf an der Zahl. Da könnte es denn wohl sein, daß das eine oder andere ungelöst geblieben ist, wenn ich das auch von den schlauen Rätselratern nicht glaube, die so ein Rätsel nur einmal zu lesen brauchen und sie haben's dann auch sofort weg, was der Kern des Nüßchens ist.

Also zuerst das große Rätsel auf Seite 80 und 81. Wer hat denn da sogleich an das „Kalbfell" ge-

dacht? Gewiß nicht alle. Denn das merkwürdige Kleid, das überall so gut sitzt, im Winter wie im Sommer gleichermaßen paßt, mit dem Träger wächst, für Mann und Weib ohne Unterschied dient und nur mit dem Tode des Trägers ausgezogen werden kann, das hat doch wohl hier und da ein bischen Kopfbrechen verursacht.

Aber paßt nicht in der That alles Gesagte auf das Fell?

Und ist's nicht wirklich ein hartes Los, das diesem bevorsteht, wenn es nun dem Kalbe, dem Ochsen oder der Kuh abgezogen ist und zum Lohgerber wandert? Wird's da nicht geschunden und geschabt, gewäffert und gebrüht und für lange Zeit in die Grube eingegraben?

Und kommt's endlich als gegerbtes Leder zum Schuster, wie schlecht geht es ihm auch da, nicht wahr? Genau so, wie es das Rätsel sagt.

Und ist ein Paar Schuhe oder Stiefel daraus geworden, dann muß es sich schließlich gefallen lassen, mit Füßen getreten zu werden und im Schmutz und Staub sein Leben zu beschließen.

Aber über die Trommel gespannt, welch einen Lärm macht es da und führt die, welche ihm folgen müssen, die Soldaten, selbst in den Tod, wenn der Sturmmarsch darauf geschlagen wird.

Mit dem Kalbfell und den daraus verfertigten Schuhen und Stiefeln hängt aber ganz enge das zweite Rätsel zusammen auf Seite 86 und 87. Denn daß das die „Hühneraugen" meint, ist ja klar (NB. wenn man's geraten hat oder gesagt bekommt). Diese aber sind immer die Folge schlecht sitzenden, oder gar der lieben Eitelkeit zu gefallen zu enge gemachten Schuhzeuges. Wie sie den Menschen peinigen und ihm das Leben sauer machen können, das weiß nur der, welcher es schon erfahren hat.

Mußte er es erfahren ohne eigene Schuld, bloß weil der dumme Schuster ihm die Schuhe verpfuscht oder der superkluge sie nach seinem Schönheitsmuster, aber nicht nach den Füßen gearbeitet hat, die sie tragen sollen, dann kann einem so ein geplagter Mensch wirklich leid thun, besonders wenn er das Geld nicht hat, um sich ein paar andere und bessere machen zu lassen.

Hat er (oder soll ich hier lieber sagen: sie?) aber die Hühneraugen bekommen, weil er sich aus Eitelkeit die Schuhe recht knapp und enge bestellt hat, um ein recht kleines, zierliches Füßchen sehen lassen zu können, dann geschieht's ihm recht und er verdient, zum Schaden auch noch den Spott zu bekommen.

Was weiter das Rätsel unter Nr. 10 auf Seite 92 und 93 bedeuten solle, war überaus leicht zu raten, wenn man nur bei dem armen, um Amt und Brot gekommenen Tropf an die „Elle" dachte, für welche ja jetzt das längere „Meter" eingeführt ist. Denn dieser braucht man nur ein „K" als Kopf vorzusetzen, so hatte man die „Kelle" des Maurers, nur ein „Z", so hatte man die „Zelle" des Gefangenen, nur ein „W", so hatte man die „Welle", wie sie bald in kleinen Bächlein leise murmelnd dahingleitet, bald aber im Weltmeere, wenn sie vom Sturme gepeitscht wird, unter schrecklichem Brausen und Toben die Schiffenden in Lebensgefahr bringt, aus welcher nur Der ihnen helfen kann, der Wind und Wellen zu bedrohen vermag, daß es ganz stille wird. Denn was vermag der arme Mensch dann gegen das entfesselte Element?

Noch leichter war das Rätselchen unter Nr. 11 auf Seite 93, wo man nur nötig hatte, an die darin bezeichneten Buchstaben „H", „T" und „K" ein „eller" zu setzen. Freilich den Heller kennen heutzutage nicht mehr viele; er ist auch außer Amt und Brot gesetzt in den deutschen Landen, in denen er ehemals den vierten Teil eines Kreuzers ausmachte, die allerkleinste Scheidemünze war, mit der man selbstredend im Wirtshause nicht weit springen konnte, für die der Teller leer, der Keller verschlossen blieb.

Nun endlich das fünfte Rätsel auf Seite 189; das meinte, um es kurz zu sagen, den „Reif", und zwar als den bösen Frühlingsfeind, der oft die schönsten Hoffnungen in einer Nacht vernichtet, weiter als den Radreif, welcher mit dem Rade, das er umschließt, immer rundum läuft, wenn dieses in Bewegung gesetzt wird, endlich als den Finger- und Faßreif, der hier die Dauben des Fasses, dort, wie man wenigstens annimmt, die Herzen der Verlobten zu-

sammenbindet, hier von schlichtem Eisen ist, dort von feinem Golde. Als Eigenschaftswort genommen anstatt als Hauptwort, müssen wir es aber alle für den Himmel werden gleichwie das Getreide für die Scheune und den Speicher, wenn wir nicht einst als unnütze Spreu sollen erfunden werden. Bist du es schon, lieber Leser? Möchte dir diese Frage nur ja kein ungelöstes Rätsel bleiben!

Und damit für diesmal Gott befohlen!

---

3. Der Fahnenflüchtige.

(Eine Geschichte aus den Tauern)

von F. K. . . . .

1.

Es muß noch heute ein rüstiger und mutiger Fußwanderer sein, wer die Gegend, in der sich unsere nachfolgende Geschichte zugetragen hat, selbst in Augenschein nehmen will.

Aber ist er dies und hat er für großartige Naturschönheiten einen empfänglichen offenen Sinn, so wird er sich für alle Beschwerden und wohl auch Entbehrungen, welche er sich gefallen lassen muß, überreich belohnt finden.

Wir führen nämlich unsere Leser mit dieser Geschichte in das Gebiet der sogenannten „Hohen Tauern", zu jener etwa 18 Meilen langen, mit mächtigen Schneefeldern und Gletschern bedeckten, von zahllosen Wasserfällen belebten Gebirgskette, welche den äußersten Westen des österreichischen Kaiserstaates durchzieht und östlich vom Brenner mit den Zillerthaler Alpen beginnt.

Eisenbahnen, welche den Naturfreund leicht und bequem an sein Ziel bringen könnten, gibt es hier nicht, und selbst der Deutsche Kaiser muß es sich gefallen lassen, von Lend aus zu Wagen zu reisen, wenn er im Wildbade Gastein Erholung und Kräftigung sucht.

Einer der großartigsten und prächtigsten Wasserfälle, welche diese Gegend aufzuweisen hat, ist der Krimler Fall, an dem sich die Ache in fünf Absätzen aus einer Höhe von mehr als 2000 Fuß ins Thal herniederstürzt.

Aber kaum hat sie den verwegenen Sprung gemacht und ihre schäumenden Wasser in ruhigem Bette gesammelt, so spannt auch der Mensch die freie Tochter der Berge schon ins Arbeitsjoch, und sie muß sich bequemen, die Räder einer Mühle zu treiben, welche, in Fels und Wald gehüllt, lauschig im Thale liegt und für ein wenig entferntes Dorf das Mehl liefert.

Der Müller, welcher zur Zeit unserer Geschichte dort sein nährendes und nahrhaftes Gewerbe betrieb, hatte einen absonderlichen Namen. In den Büchern der Behörden hieß er zwar Matthias Schermtanner, aber im Volksmunde nur „Der Mithridat-Matzerl".

Nun darf aber der geneigte Leser nicht denken, daß dieser Name etwa mit jenem Erzfeinde der alten Römer, dem König Mithridates von Pontus, dessen er sich vielleicht noch aus der Geschichtsstunde erinnert, in irgendwelcher Beziehung gestanden habe; nein, der Achenmüller hatte diesen absonderlichen Namen bekommen, weil er in seinen jungen Jahren zu den wandernden Arzeneikrämern gehört hatte, die dazumal mit ihrem Pflasterkasten auf dem Rücken nicht nur das ganze heilige römische Reich deutscher Nation durchzogen, sondern auch wohl noch die angrenzenden Länder mit ihren untrüglichen Heilmitteln glücklich machten. Unter diesen standen aber obenan als Mittel gegen Hieb und Stich bei Menschen und Vieh Theriak und Mithridat, jenes Mithridat, welches auch in der bekannten Gellertschen Fabel vom kranken Hunde Phylax erwähnt ist, von dem es da heißt:

Krummholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.

Was es mit diesem unfehlbaren Arzeneimittel für eine Bewandtnis hatte, aus welchen Bestandteilen dasselbe etwa zusammengesetzt war, muß sich derjenige, welcher sich dafür interessieren sollte, freilich von einem Doktor oder Apotheker sagen lassen; denn wir können ihm davon nichts verraten.

Der Achenmüller hatte den sonderbaren Namen auch da behalten, als er, des Umherfahrens müde, seine Ersparnisse und das Vermögen der Frau, welche er geheiratet,

dazu verwendet hatte, die Achenmühle zu erwerben, um nun, anstatt den Kranken Arzenei, den Gesunden Mehl zu verschaffen. Und das hatte er einer Flunkerei zu verdanken, auf welche ihn nach der Heimkehr von seinen Fahrten ein paar lose Spaßvögel gebracht hatten.

Diese überredeten nämlich den in der Geographie nicht sonderlich gelehrten Pinzgauer, der seine Wanderschaft in der That einmal bis über die ungarische Grenze ausgedehnt hatte, daß er ja da schon im Weltteile Asien und nur noch eine Tagereise weit von Jerusalem entfernt gewesen sei. Das glaubte nun der Matzerl auch steif und fest, und obwohl er dort an der äußersten Grenze seiner Wanderschaft nur schlechte Geschäfte gemacht hatte, weil man den „Slibowitza", den Branntwein, seinem Theriak und Mithridat bei weitem vorzog, so erzählte er doch gar zu gerne von seiner Reise in Asien und fühlte sich hoch erhaben über alle seine Kollegen, die nicht so weit in der Welt herumgekommen waren, sondern sich hübsch bescheidentlich auf ihren angeborenen Weltteil beschränkt hatten.

Allein trotz dieser Einbildung, von der er sich durchaus nicht abbringen ließ, war der Mithridat-Matzerl keineswegs ein Dummkopf. Er hatte, nachdem er die Achenmühle erstanden, sich rasch in das neue Gewerbe eingeschossen und mit Hülfe seiner Frau, die eine Müllerstochter war, sowie eines geschickten Mühlknappen, den er sich anfangs hielt, das Mahlen ordentlich gelernt. Er wußte auch seinen Vorteil recht gut wahrzunehmen. Das bewiesen die zwei neuen Mahlgänge, um welche er die Achenmühle vergrößert hatte, sowie die Menge der Kunden, die bei ihm mahlen ließen, obwohl sogleich drunten unterhalb des Teufelssteins eine zweite Mühle klapperte. Die Kunden zog neben dem wirklich guten Mehle, welches die Mühle mit ihrer stetigen Wasserkraft lieferte, auch der Umstand nicht wenig an, daß der Achenmüller stets einen guten Tirolerwein im Keller liegen hatte, mit dem er die besonders guten Kunden umsonst traktierte, wenn sie ihr Getreide brachten oder ihr Mehl abholten, und den er auch weniger bevorzugten Mahlgästen um ein Billiges verzapfte, wenn sie ermüdet und von der in das Thal brennenden Sonne erhitzt zur Mühle kamen.

Im Juli des Jahres, in welches unsere Geschichte fällt, brannte denn auch die Sonne wieder heiß in das Achenthal hinein, und das schmutzige Grau der Ache gab Zeugnis davon, daß sie auch droben im Hochgebirge an den Gletschern ihre Schuldigkeit that, und mit ihren sengenden Strahlen dem ewigen Eis derselben gehörig zu Leibe ging.

Heute war es aber ganz besonders heiß gewesen, und noch gegen den Abend lag eine drückende Schwüle über dem durchglühten Thale. Eine schwarze Wolkenwand, die sich über dem Krimler Tauern zusammengezogen hatte, stellte eine Gewitternacht in ziemlich sichere Aussicht, und der sorgsame Müller traf deswegen seine Vorsichtsmaßregeln, damit nicht die oft plötzlich zu einem reißenden Strome anschwellende Ache an dem Mühlwerke Schaden anrichten könne.

Er hatte soeben mit dem Knechte das Erforderliche vollendet und war in die Stube eingetreten, wo seine Frau bereits beschäftigt war, den Tisch für die Abendmahlzeit zu decken.

„Was der tausend, da kommen ja, wie es scheint, noch Gäste!“ rief mit einem Male der Müller nach einem Blicke durchs Fenster. „Und was für welche! Der Aktuar vom Pflegegerichte und seine zwei Haltfeste!“

„Was mögen denn die noch am Abende wollen?“ sagte die Müllerin, und man konnte es dem Tone ihrer Stimme deutlich anhören, daß die Nachricht keine besonders willkommene für sie sei.

„Kann mir's halb und halb denken,“ antwortete verschmitzt lächelnd der Müller. „Werden wohl des Tannerpeters wegen kommen, werden sich die Belohnung verdienen wollen, die auf sein Wiederergreifen gesetzt ist. Ja, ja, das sollte dem Herrn Böhmaken wohl schmecken, wenn er den Peter erwischte, zumal wegen der Andl, die ihm in der Nase steckt, und die doch einmal ihren Peter nicht gegen den Kerl mit dem boshaften Gesichte und dem unaussprechlichen Namen vertauschen mag.“

„Aber ist denn der Tannerpeter wirklich im Dorfe?“ fragte die Müllerin. „Das wäre doch gar zu unvorsichtig.

da die Kerle da alle paar Tage hier sind, um nach ihm zu suchen."

„Was weiß ich," gab der Müller mit einem listigen Lächeln zur Antwort. „Bin ja schon seit drei Tagen nicht mehr im Dorfe gewesen. Aber kriegen sollen sie ihn auf keinen Fall, wenn er auch wirklich im Dorfe sein sollte."

Da klopfte es an der Thüre, und auf des Müllers „Herein" trat der Herr Aktuar Wlzeck mit seinen beiden Begleitern herein, der Vorgesetzte ein langer, hagerer Mann mit pechschwarzem Haare und einem Gesichte, worin die Backenknochen ziemlich weit auseinander standen, und über dessen stumpfer Nase ein Paar dunkler, tückisch dreinblickender Augen ordentlich funkelten; die Untergebenen zwei schäbige Kameraden, deren Uniformen deutlich verrieten, daß sie nicht bloß im Dienste getragen würden und daß sie die Stunde ihres Entstehens schon eine geraume Zeit hinter sich hatten. Die roten Nasen in ihren Gesichtern bezeugten unwiderleglich, daß sie durchaus keine Freunde des Wassertrinkens seien. Als der eine von ihnen mit dem ledernen Ranzen, welchen er umhängen hatte, wider die Zimmerthüre anstieß, klirrte es darin wie von Eisen, ein Ton, der dem Müller nicht entging, aber ein heimliches Lächeln über seine Züge gleiten ließ.

„Guten Abend, Herr Schermtanner!" grüßte der Aktuar. „Wollte im Vorbeigehen nur einmal hören, ob Sie noch von dem Tarlaner Weißen im Keller haben, den ich neulich bei Ihnen getrunken! War ein köstlicher Stoff! Dann möcht ich Sie bitten, uns davon gegen dankbare Bezahlung noch einmal einzuschenken; denn in der schwülen Luft ist uns gehörig heiß geworden. Ich verspüre einen ganz kolossalen Durst!"

„Na, wenn Ihnen drei Iren für Ihren Durst nicht zu wenig sind, so kann ich denselben zum Glücke noch stillen," antwortete der Müller; „genau soviel habe ich noch im Keller, und wie sollte ich nicht gerne dem hohen Beamten des Gerichtes damit dienen? Will sogleich in den Keller; machen sich's die Herren einstweilen bequem."

Damit eilte er hinaus, aber nicht sogleich hinunter in den Keller, sondern zuerst an die Hinterthüre, wo er

auf dem gebogenen Finger einen kurzen, ſcharfen Pfiff ertönen ließ.

Faſt augenblicklich ſtand ſein zehnjähriges Söhnchen vor ihm und ſah ihn fragend an.

„Lauf ſchnell ins Dorf, Nazi,“ befahl der Vater, „und ſag der alten Tannerin einen ſchönen Gruß von mir und ſie wären ſchon wieder da; weiter nichts. Lauf aber am Graben her, daß dich niemand ſieht!“

Der kleine Burſche entſchlüpfte ſofort wie ein Wieſel, während der Müller gemächlich in den Keller hinabſtieg. Es dauerte aber ziemlich lange, bis er mit einem großen bauchigen Kruge wieder nach oben kam.

Offenbar hatte er keine große Eile, den Durſt ſeiner Gäſte zu ſtillen, obwohl er denſelben, nach dem mitge-

brachten Weingefäße zu ſchließen, für einen ziemlich bedeutenden taxieren mußte.

Ehe er in die Stube zurückkehrte, trat er noch einmal an die Hinterthüre, und warf einen prüfenden Blick nach dem Himmel, an dem ſich inzwiſchen die über dem Tauern aufgeſtiegene ſchwarze Wolkenwand weiter und weiter ausgebreitet hatte, und hin und wieder ſchon ein greller Blitz zuckte.

„Die Herren haben ſich aber böſes Wetter zu ihrem Beſuche ausgeſucht," ſagte der Müller, als er den Krug auf den Tiſch geſetzt und Gläſer herbeigebracht hatte. „Über dem Krimler Tauern braut's und braut's ſchon ſeit vier Uhr. Ich glaube, wir bekommen ein ſchweres Gewitter."

„So iſt's uns gerade recht!" rief ſchnell der Aktuar, beſann ſich dann aber offenbar und fuhr langſamer fort: „Überdies darf ja der Gerichtsbeamte, wenn er im Dienſte iſt, nach keinem Wetter fragen! Aber nun ſchenken Sie uns ein, Herr Schermtanner; denn allzulange dürfen wir hier nicht verweilen, es fängt bereits an zu dunkeln."

„Das kommt von den ſchwarzen Wolken, die über dem Thale hängen," ſagte der Müller. „So gar ſpät iſt es noch nicht. Alſo die Herren ſind im Dienſte? Nach den Geſchäften darf man wohl nicht fragen?"

„Dienſtgeheimnis, lieber Freund!" antwortete wichtig thuend der Aktuar. „Wenn alles glücklich gelungen iſt, werden Sie ſchon davon hören. Und ich hoffe, daß es uns heute gelingen wird."

Herr Schermtanner entſchuldigte ſich mit Geſchäften, die er noch draußen habe, und verließ das Zimmer, aus welchem ſich auch ſeine Frau zurückgezogen hatte, um das Abendeſſen fertig zu machen. Seine Geſchäfte beſtanden aber darin, daß er ſich lauſchend an das Schalterchen ſtellte, welches aus der Küche in die Stube ging und dazu diente, das Eſſen hereinzureichen. Das Geklapper der Mühle würde jeden andern gehindert haben, auch nur ein Wort zu verſtehen von dem, was drinnen geredet würde; allein für das Ohr des Müllers war das Klappern kein hinderndes Geräuſch mehr, während die drinnen mit lauter Stimme ſprechen mußten, um ſich gegenſeitig verſtändlich zu werden.

„Heute Abend gelingt's uns ſicher!“ hörte der Lauſchende den Aktuar ſagen. „Bei dieſem Wetter iſt der Herr Tannerpeter unzweifelhaft zu Hauſe bei der Mutter, oder aber bei der Kreuzwirtin, mit deren hübſcher Andl er ja ein Gehänge haben ſoll. Finden wir ihn nicht zu Hauſe, ſo müſſen wir ihn dort ſuchen. Geſehen hat uns bis jetzt niemand, da wir von oben her gekommen ſind, und bei dieſem Wetter werden wir auch gewiß nicht erwartet.“

„Es ſcheint aber ſchlimm draußen zu werden,“ warf der eine Gerichtsdiener in etwas bedenklichem Tone ein, als eben ein blendender Blitz an den Fenſtern vorbeizuckte.

„Alte Schlafmütze!“ ſchalt der Aktuar. „Werdet Euch vor ein bischen Blitz und Donner fürchten! Bedenkt: es ſind dreißig Gulden zu verdienen, und die verſpreche ich Euch beiden als Fanggeld, wenn wir den Deſerteur kriegen. Ich für meinen Teil will keinen Kreuzer davon haben. Ich dächte, für fünfzehn Gulden auf den Mann könntet Ihr Euch wohl gefallen laſſen, einmal in einem Gewitter draußen zu ſein und Euch naß regnen zu laſſen. Ich will's ja umſonſt thun.“

„Gewiß! Gewiß!“ verſicherten nun die beiden Schergen wie mit Einem Munde, im Stillen wohl berechnend, wieviele Maß Bier die fünfzehn Gulden abwerfen würden.

„Alſo aufgepaßt!“ fuhr der Aktuar fort. „Ihr, Schnüffel, ſchleicht Euch durch die Gärten auf die Hinterſeite des Hauſes der Tannerin und achtet wohl auf die Hinterthüre! Ihr, Greif, faßt in der Nähe der Hausthüre Poſto, während ich an das Fenſter ſchleiche, um zu ſehen, ob das Vöglein im Garne iſt. Seht Ihr mich die Thüre aufmachen, ſo folgt Ihr mir auf dem Fuße nach, zieht aber blank, da der Peter ein ſtarker Burſche iſt und ſich mir wohl nicht gutwillig in die Hände geben wird. Iſt er nicht im Zimmer, ſo müſſen wir das Haus durchſuchen; denn da iſt er jedenfalls, wie der Tonerl berichtet hat.“

„Ganz wohl, Herr Aktuar!“ pflichteten beide dienſteifrig bei. „Wollen ſchon unſere Schuldigkeit thun.“

„Ihr habt doch auch die Handſchellen bereit, Greif?“

„Alles in beſter Ordnung, Herr Aktuar! Haben wir nur den Ausreißer erſt in den Fingern, dann will ich

ihm schon die eisernen Handschuhe anziehen, daß er seine Freude daran haben soll!"

„Na, wird schon werden," sagte der Aktuar, und man konnte dem Tone seiner Stimme anhören, wie vergnügt er über den Diensteifer seines Untergebenen war. „Treffen wir das Vögelchen nicht im eigenen Neste, wie ich aber mit Sicherheit vermute, so müssen wir bei der Kreuzwirtin Hausfuchung thun, wo sich der Bursche in dem winkeligen Hause leicht ein Versteck gesucht haben kann. Da gilt's denn, dieselben Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Ihr, Greif, tretet aber sogleich mit ins Haus hinein, schließt die Hausthüre hinter Euch zu und begleitet mich dann beim Durchsuchen des Hauses, während Ihr, Schnüffel, die Ihr noch jünger und geschwinder seid, draußen auf und ab patrouilliert, damit uns der Bursche nicht etwa durch ein Fenster entwischt. Wir müssen nur machen, daß wir ganz ungesehen hinaufkommen, damit der Bursche nicht gewarnt werden kann."

„Das wird sich thun lassen," bemerkte Greif, „denn soeben fängt es an zu regnen. Da werden wohl nicht viele Leute außer den Häusern sein. Es muß nur noch ein wenig dunkler werden."

„Ist alles geglückt," versprach nun der Aktuar, „so soll es mir auf ein paar Maß Bier nicht ankommen, die ich Euch aus meiner eigenen Tasche zum besten gebe."

Der Müller hatte genug gehört. Er verließ die Küche und trat wieder an die Hinterthüre, durch welche der kleine Nazi eben hereinschlüpfen wollte.

„Nazi," raunte ihm der Vater zu, „wenn's auch regnet, Du mußt sogleich noch einmal ins Dorf zur Kreuzwirtin. Dort suchst Du die Andl allein zu kriegen und sagst ihr heimlich, sie solle machen, daß ihr Haus sauber sei, der Herr Aktuar vom Pflegegericht komme heute Abend noch hinauf zu Besuch."

Pfiffig lächelnd machte sich der Bube sogleich wieder auf den Weg, ohne des Gewitterregens zu achten, der Vater aber trat in die Stube zu seinen Gästen.

„'s wird doch nicht so arg werden, als ich gemeint habe," sagte er nach einem Blicke durchs Fenster. „Aber die Ache spaßt nicht, wenn der Regen heftiger kommt.

Da mußt' ich mein Mühlwerk vor Schaden sichern. Jetzt kann's kommen, wie es will. Aber, was sehe ich? Die Herrn haben ja leere Gläser! Soll ich den Krug noch einmal füllen? Er ist ja wohl leer, und drunten läuft's noch wacker."

„Ja, bringen Sie noch einen, Herr Schermtanner," sagte der Aktuar. „Es ist so schwül, daß einem die Zunge am Gaumen klebt. Wir möchten auch gerne noch etwas verziehen, wenn wir Sie nicht am Abendessen stören."

„Nein, nein! Wir können noch ein Weilchen damit warten. Aber wenn Sie unsere Gäste sein wollen, so sind Sie freundlichst eingeladen, und meine Frau soll dann sogleich anrichten. Solch hohen Besuch kann man nicht genug beehren."

„Danke, danke bestens!" erwiderte wegen der Schmeichelei schmunzelnd der Aktuar. „Zum Essen haben wir doch keine Zeit mehr. Wollen nur noch einen frischen Trunk nehmen, damit wir auch inwendig ein wenig naß sind, wenn wir außen naß werden."

Der frische Krug war bald geleert; denn die beiden Schergen schienen noch einen kräftigeren Durst zu haben, als ihr Vorgesetzter, und besaßen offenbar im Trinken eine äußerst respektabele Leistungsfähigkeit. Da es darüber so dunkel geworden war, daß die Müllerin schon Licht hereinbrachte, machten sich die drei Gesetzeswächter auf den Weg, nachdem der Aktuar dankend die Zeche berichtigt hatte.

„Gute Geschäfte!" rief ihnen der Müller zum Abschiede nach, drehte sich dann aber um und sagte leise kichernd zu seiner hinter ihm stehenden Frau: „und einen gehörigen Platzregen auf den Rücken! Etwas anderes werden sie doch nicht mit heim nehmen!"

2.

In dem Dorfe, welches sich etwa fünfhundert Schritte unterhalb der Achenmühle an dem Bache hin und den Berg hinauf zog, lag an einem Punkte, welcher weit ins Achethal hinab eine prachtvolle Aussicht bot, das Haus der Kreuzwirtin.

Hohe Futtermauern aus gewaltigen Granitblöcken,

wie sie das Thal der Ache reichlich lieferte, hatten trotz des ansteigenden Berges einen weiten Hofraum entstehen

lassen, in welchem neben dem Wohnhause auch noch ansehnliche Ökonomiegebäude genügenden Raum hatten.

Das Wohnhaus selbst war, wie alle Häuser des Dorfes, ein Holzgebäude, an dessen Obergeschoß auf der Fronte wie auf den beiden Giebeln ein auf vorspringenden schweren Balken ruhender Umgang herlief, bedeckt von dem weit vorstehenden Dache und mit einer zierlichen Galerie geschützt. Auf der Hinterseite des Hauses war, offenbar dem jedesmaligen augenblicklichen Bedürfnisse entsprechend, bald hier, bald da eine Kammer angebaut worden, so daß das Haus hier ein etwas wunderliches Aussehen hatte.

Auf der einen Giebelseite, welche thalabwärts wies, stand zwischen dem Hause und der Mauerbrüstung eine alte hochragende Ulme, die mit ihren weiten Ästen zum Teil das Dach des Hauses bedeckte, unten um ihren Stamm herum aber einen breiten runden Tisch hatte, an welchem es sich im Schatten des Baumes gar anmutig sitzen ließ.

Das wußte man in dem nahe gelegenen Städtchen, wo das Pflegegericht seinen Sitz hatte, sehr wohl, und es verging selten ein schöner Sommertag, an welchem nicht eine größere oder kleinere Gesellschaft von Städtern hier unter der schattigen Ulme saß und sich sowohl an der schönen Aussicht, wie auch an all den guten Dingen ergötzte, welche die Kreuzwirtin ihren Gästen vorzusetzen wußte.

Sie verstand nämlich vortreffliche Waffeln zu backen, die in der ganzen Umgegend Ruf hatten, und her kostbare Scheibenhonig, den ihr großer Bienenstand lieferte, war auch für die städtischen Besucher ein nicht zu verachtender Leckerbissen. Dazu konnte man sicher sein, bei der Kreuzwirtin stets einen guten, billigen Wein zu bekommen, wie sich ihn schon ihr verstorbener Mann immer zu verschaffen gewußt hatte, und wie ihn jetzt ihr Gevatter, der Mithridat-Matzerl, der in diesem Stücke ein Kenner war, in stets gleichbleibender Güte besorgte.

Kam, wie es hier in den Bergen oft geschah, unversehens ein Gewitter herauf, welches die Heimkehr nach der Stadt hinderte, oder von dem man die nachfolgende Kühle an dem schönen luftigen Plätzchen recht genießen wollte, so blieben einzelne Gäste auch wohl über Nacht da, und

wußten nachher von der Reinlichkeit im Hause und den guten Betten nicht genug zu rühmen.

Für die jüngeren Herren besonders war auch das etwas sehr Anziehendes, daß die Bedienung der Gäste von der Tochter des Hauses, der schönen Andl, besorgt wurde, die ihre Geschäfte so flink und anmutig besorgte, daß es nicht zu verwundern war, wenn der oder jener unwillkürlich auf den Gedanken kam, es müsse doch etwas sehr Schönes sein, sein Leben lang alle Tage so bedient zu werden.

Man ließ es jedoch meistenteils bei diesem Gedanken bewenden. Denn so freundlich die Andl auch gegen die Gäste war, sie besaß doch eine so meisterliche Art, diejenigen ablaufen zu lassen, welche es wagten, ihrem Denken auch Worte zu geben, daß sich so leicht keiner unterfing, ihr gegenüber eine nur im entferntesten zweideutige Redensart vom Stapel laufen zu lassen. Der gesunde Mutterwitz, den das Mädchen besaß, und von dem es, wenn auch nie in verletzender Weise, reichlichen Gebrauch machte, brachte allemal die Lacher auf ihre Seite, und der Abgefertigte versuchte es selten zum zweiten Male, diesen Witz gegen sich in die Schranken zu rufen.

Die drückende Schwüle, welche schon vom frühen Morgen an geherrscht hatte und bereits am Mittage ein Gewitter befürchten ließ, hatte heute alle Gäste ferne gehalten. So saßen denn am Nachmittage Mutter und Tochter alleine im Schatten der Ulme, wo man jeden leisen Luftzug, der das Thal heraufkam, wohlthuend empfand.

Die Kreuzwirtin, Frau Walburga, war noch immer eine hübsche, stattliche Frau trotzdem, daß sie die Vierzig bereits überschritten hatte. Sie war auch früher eine muntere Frau gewesen, und wer sie von dieser früheren Zeit her kannte, durfte nicht im Zweifel sein, woher die hübsche Andl ihren allezeit schlagfertigen Witz als Erbteil erhalten hatte. Seitdem ihr aber an den schwarzen Pocken zwei Söhne und zuletzt auch der Mann rasch hinter einander gestorben waren, wollte die Munterkeit nicht mehr bei ihr aufkommen. Sie konnte trotz ihres frommen, gottergebenen Sinnes diese harten Schläge nur schwer überwinden. Höchstens flog ein Lächeln über ihre Züge, wenn

der Gevatter von der Achenmühle, der Mithridat-Matzerl, einem fremden Gaste gegenüber gar zu derb von seiner Reise nach Asien flunkerte, oder wenn der lange „Professor", wie er sich gerne titulieren ließ, der seit einer Reihe von Jahren jeden Sommer einige Wochen hier weilte, um Kräuter zu sammeln, und der auch gegenwärtig wieder bei der Kreuzwirtin sein Standquartier aufgeschlagen hatte, von seiner bodenlosen Gewitterfurcht gequält in gar zu lächerlicher Weise den Hans Hasenfuß machte.

Die Andl, wie man sie in der Regel nannte, obschon sie im Taufbuche mit dem ebensoleicht auszusprechenden Namen „Anna" verzeichnet stand, war das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter, ein kräftiges Mädchen von echtem Pinzgauer Schlag, aber freilich vom feinsten, mit einem Augenpaar, um welches sie eine Prinzessin hätte beneiden können, und mit Lippen so rosig und frisch, daß man's den jungen Herren aus der Stadt nicht groß verdenken konnte, wenn sie das Glas allemal genau an der Stelle zum Munde führten, wo die nippenden Lippen der Andl geruht hatten, wenn sie ihnen auf ihren Wunsch zutrank.

War es die drückende Schwüle des Tages, oder war es sonst etwas, was heute kein rechtes Gespräch zwischen Mutter und Tochter aufkommen ließ und fast den Anschein erweckte, als ob beide mit einander zürnten? Und doch wußte jedermann, daß die Andl mit einer ebenso starken und reichen Kindesliebe an ihrer Mutter hing, wie diese alle Liebe, die in ihrem Herzen Raum hatte, dem einzigen Wesen zuwandte, welches ihr Gottes allmächtige Hand von allen ihren Lieben gelassen hatte.

Andl saß stille über ihr Nähzeug gebückt, von welchem sie kaum einmal aufblickte, während Frau Walburga an einem Haufen schneeweißer Wäsche glättete, die auf dem Tisch um den Stamm der Ulme aufgetürmt war. Auch sie verrichtete schweigend ihre Arbeit, und nur dann und wann klang einer ihrer Atemzüge ein wenig lauter, als ob es ein Seufzer wäre.

Wir wollen jedoch den lieben Lesern nicht zumuten, daß sie auch nur im Geiste bei diesem etwas langweiligen Verhalten der beiden lange verweilen, sondern lieber ge-

schwinde erzählen, was offenbar zwischen ihnen lag und ihre Lippen schloß.

Vor einigen Monaten war an das Pflegegericht im Städtchen der neue Aktuar gekommen, den wir schon vorhin in der Achenmühle kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ein Böhme von Geburt mit dem für eine Pinzgauer Zunge fast unaussprechlichen Namen Wlzek. Er war, das mußte ihm selbst der Neid lassen, ein eifriger und thätiger Beamter, wie ihn das Pflegegericht auch wohl bedurfte. Denn bisher hatte dasselbe ein alter Mann allein verwaltet, der eine absonderliche Liebhaberei an der Wappenkunde hatte und nichts lieber that, als den Wappen der alten Tiroler und Pinzgauer Adelsgeschlechter nachzuspüren und dieselben dann mit Farben schön auszumalen. Von den Akten mußte er wohl denken, sie seien keine Feldhühner, die davon liefen. Denn er bekümmerte sich entsetzlich wenig um dieselben und ließ, solange es nur irgend möglich war, die Gerichtsangelegenheiten ruhig schlafen, am liebsten für immer einschlafen. Er war einer von den Beamten, welche die Bayern zurückgelassen hatten, als sie nach dem Pariser Frieden Salzburg an Österreich vertauschten, und welche nun von Österreich mit übernommen werden mußten. Es ist aber bekannt, daß dies die untauglichsten Beamten waren, von denen die Bayern herzlich froh waren, daß sie ihrer auf gute Manier quitt wurden.

Der neue Aktuar hatte sich schnell in den Besitz der ganzen Amtsthätigkeit gesetzt, die ihm sein Vorgesetzter, der alte Wappenmaler, auch ohne jegliche Eifersucht zufallen ließ. Da er ein wirklich tüchtiger Arbeiter war, der hinter dem alten Staube der Pflegegerichts-Akten gehörig aufkehrte und sich, soviel wie möglich, um alles selbst bekümmerte, so erlangte er bald ein großes Ansehen in der ganzen Umgegend, und man zweifelte kaum daran, daß er, wenn einmal der alte Pfleger vom Amte abgehe oder abgehen müsse, sofort an dessen Stelle treten würde. Allein da er mit rücksichtsloser Strenge verfuhr, auch oft genug persönliche Gunst oder Ungunst anstatt des Rechtes walten ließ, so fürchtete man ihn mehr, als daß man ihn liebte, und die katzenartige Geschmeidigkeit, womit er sich

da, wo es ihm darum zu thun war, einzuschmeicheln suchte, war den biedern, derben Pinzgauern ein Dorn im Auge.

Zu der Kreuzwirtin kam auch er öfters, wie er sagte, des guten Weins wegen, den man dort trinke. Aber den größeren Anteil an seinem häufigen Kommen hatte ohne Zweifel die schöne Andl. Zwar hatte ihn diese schon einigemal gehörig ablaufen lassen, wenn er ihr mit süßen Redensarten nahe kam, weil ihr der Mensch mit dem unaussprechlichen Namen und den schwarzen, heimtückischen Augen unendlich zuwider war. Aber dafür war es dem Böhmen mit seinen glatten Redensarten und gewandten Manieren fast unbegreiflicher Weise gelungen, sich bei der Mutter, Frau Walburga, angenehm zu machen. Der Gedanke, ihre Tochter vielleicht einmal mit der Zeit Frau Pflegerin werden zu sehen, setzte sich unversehens bei der Mutter fest, und die mütterliche Eitelkeit, von der wir auch Frau Walburga leider nicht freisprechen können, hatte gegen diesen Gedanken ebensowenig einzuwenden, wie der Beamtenstolz des Herrn Aktuar gegen den andern, die schöne Andl mit ihrer dereinstigen reichen Mitgift für sich einzuthun.

Aber es sollte ihm nicht so leicht werden, mit diesem Gedanken an das feste Land der Erfüllung zu kommen, wie er sich's gedacht haben mochte. Es stand ihm dabei ein lebendiges Hindernis im Wege, und das war — der Tannerpeter, der Sohn einer nicht ganz unbemittelten Witwe, die in der Nähe des Wirtshauses zum goldenen Kreuz wohnte und von jeher, ganz besonders aber seitdem der Kreuzwirt gestorben war, und das gleiche Schicksal sie verband, mit der Kreuzwirtin gute Nachbarschaft gehalten hatte.

Der Peter und die Andl waren von Kind auf Gespielen gewesen, und waren sich, je mehr sie körperlich in die Höhe wuchsen, auch gegenseitig um so tiefer in die Herzen hineingewachsen. Man betrachtete sie im Dorfe schon als ein zusammengehöriges Paar, und der Mithridat-Matzerl droben in der Achenmühle, der Andls Pate war, und dem der Tannerpeter einmal so gut wie das Leben gerettet hatte, als bei einem Wolkenbruche die Ache zum

reißenden Strome geworden war, that ihrer Liebe jeglichen Vorschub.

Die Kreuzwirtin hatte im Grunde gegen den Peter nichts einzuwenden, obwohl das Vermögen, welches er zu erwarten hatte, demjenigen bei weitem nicht gleichkam, welches einmal der Andl zufiel. Denn der Peter war ein stiller, fleißiger Bursche, der seine Mutter wahrhaft auf den Händen trug, und von dem also mit Grund zu erwarten stand, daß es auch eine Frau einmal gut bei ihm haben werde.

Als jedoch der Aktuar anfing, sich um die Andl zu bemühen, da sanken Peters Aktien immer tiefer bei ihr, und es war ihr eine heimliche Freude, als bei der Aushebung Peter zu den Soldaten genommen wurde. Dem Gesetze nach hätte dies freilich nicht geschehen dürfen, da Peter der einzige Sohn einer Witwe war. Aber es geschah, und alle Reklamationen, welche der Mithridat-Matzerl für den Peter machen ließ, blieben ohne Erfolg.

Als nun gar der Peter zwei Monate, nachdem er zu Salzburg eingestellt worden war, vom Posten fortlief, weil ihm die Sehnsucht nach seinen lieben Bergen und wohl noch mehr nach seiner lieben Andl fast das Herz abdrückte und ihn um alle Überlegung brachte, da war es für ihn bei der Kreuzwirtin ganz aus. Die Steckbriefe, die ihm in allen Zeitungen nachgejagt wurden, verletzten ihren Stolz im höchsten Maße.

Daß der Peter wieder gelegentlich im Dorfe war, in dessen Nähe er seinen heimlichen Aufenthalt haben mußte, wußte sie wohl. Aber was sie nicht wußte, ja nicht im entferntesten ahnte, war das, daß er droben in der Achenmühle öfters mit der Andl Zusammenkünfte hatte, während der Mithridat-Matzerl auf Wache stand.

Das Geheimnis, welches sie vor ihrer Mutter haben mußte, der sie doch sonst ihr ganzes Herz zu öffnen gewohnt gewesen war, drückte die Andl wohl ebenso sehr, als der Gedanke, was nun mit ihrem Peter werden sollte. Nehmen wir dann noch dazu, daß der Aktuar vor einigen Tagen sehr verständliche Anspielungen gemacht hatte, welche von der Mutter freundlich aufgenommen wurden, während sie Andl, als die Mutter deshalb mit ihr sprach, entschieden

von sich abwies, so werden wir wohl verstehen, warum die Andl heute so stille dasaß und das Plappermäulchen, welches sonst so fix gehen konnte, ganz und gar schweigen ließ.

„Hast Du schon gehört," brach endlich die Mutter das Schweigen, „daß gestern der Palfener von Bruck heimgekehrt ist, und was für eine Neuigkeit er mitgebracht hat?"

„Nein!" antwortete Andl einsilbig.

„Nun, er brachte die Nachricht mit, daß die Sonnenwirtin von Mühlbach jetzt zu ihrer Tochter nach Bruck gezogen ist, die den dortigen Pfleger geheiratet hat, und weiß nicht genug davon zu erzählen, was für eine angesehene Frau nun auf einmal aus der Sonnenwirtin geworden sei, wie sie zu allen vornehmen Leuten eingeladen werde und überall dabei sein müsse, wo etwas los sei."

„So?" — Das war die ganze Erwiderung Andls, und dieses „So" kam so gleichgültig heraus, als ob die Sonnenwirtin eine ganz wildfremde Person sei und nicht, wie es doch wirklich war, ihre leibliche Tante, die Schwester ihres verstorbenen Vaters.

„Ja, ja," fuhr Frau Walburga offenbar etwas gereizt fort, „wenn Kinder ihren Eltern Ehre und Freude machen könnten und thun's nicht aus purem, kindischem Eigensinn!"

„Mutter, Mutter!" erwiderte Andl, und ihre Stimme schien ein wenig zu zittern, „das soll wohl auf mich gemünzt sein, nicht wahr?"

„Wenn Du's auf Dich beziehen willst, so kann's nichts schaden," lautete die Antwort.

„Aber Mutter, liebe Mutter!" entgegnete Andl wie mit mühsam zurückgehaltenem Weinen. „Habe ich Dir denn wirklich noch gar keine Freude gemacht, sondern nur Verdruß und Unehre?"

„Ja, was hilft alles andere," rief Frau Walburga ausweichend, „wenn's in der Hauptsache fehl geht, wenn die Tochter da der Mutter nicht folgen will, wo es sich um ihr Lebensglück handelt!"

„Um mein Lebensglück?" fragte Andl gedehnt und Thränen traten in ihre Augen. „O, Mutter, glaube mir, das liegt anderswo, als in den Händen des Aktuars. Wie

kann ich bei dem mein Lebensglück finden, vor dem mir ein Grausen ankommt, wenn ich nur in seine heimtückischen Augen blicke, und ein wahrer Ekel, wenn ich seine katzenartige Zuthunlichkeit sehe? Hättest Du nur, wie ich, den Blick wahrgenommen, mit welchem er vorgestern den Doktor ansah, als ihn der nur ein wenig foppte, ohne daß er sich zu helfen wußte, der Talk! Du würdest anders von ihm denken, als Du jetzt denkst! Die Augen einer Wildkatze können nicht grimmiger funkeln, wie die seinen damals! Nein, lieber sterben, als den heiraten!"

„Aber auf wen willst Du denn warten, thörichtes Ding?" zürnte die Mutter. „Bildest Du Dir denn etwa wirklich ein, ich würde den Tannerpeter zum Schwiegersohn nehmen, einen Menschen, der mit Steckbriefen verfolgt wird, und sich vor niemand sehen lassen darf? Das sollte mir passen!"

„Wer hat ihn denn in dies Unglück gebracht?" erwiderte Andl jetzt fest, indem sie von ihrem Stuhle aufstand und vor die Mutter hintrat. „Wer hat's eingefädelt, daß er gegen Recht und Gesetz zu den Soldaten genommen wurde, daß alle Reklamationen nichts halfen? Wer hat ihn bei den Behörden so schwarz gemacht, als wäre er der größte Spitzbube, von dem man die Gegend nicht bald genug säubern könne? Weißt Du das nicht? Ich weiß es."

„Nun, wer wird's gewesen sein? Doch niemand anders als der Vorsteher. Wer wird denn sonst um die Burschen gefragt?"

„Falsch, Mutter, falsch! Der Herr Aktuar war es, Dein lieber Herr Aktuar, der den Peter aus dem Wege schaffen wollte, weil er ihn haßt, weil er fürchtet, er stehe ihm bei mir im Wege! Der hat den Vorsteher hintergestellt, daß er nichts zu gunsten Peters sagen solle, und man kennt ja auch den Strick, an welchem er den Vorsteher hält, daß er ihm folgen muß, er mag wollen oder nicht!"

„Dummes Zeug!" entgegnete Frau Walburga. „Einfältiges Leutegeschwätz das von der Fälschung der Gemeinderechnung, die der Aktuar dem Vorsteher aufgedeckt haben soll! Der wird wohl andere Gründe gehabt haben, aus denen er dem Tannerpeter nicht zum Guten geredet hat!"

„Nun, mag das sein, wie es will, Mutter! Aber den Aktuar nehme ich nicht, und wäre er auch ebenso gut und wahr, wie er boshaft und falsch ist. Er ekelt mich an!"

Damit ging Andl um die Ecke der Hausthüre zu. Sie wollte einer Fortsetzung dieses Gespräches ausweichen, weil sie fürchtete, der Mutter gegenüber in allzu großen Eifer zu geraten und sich am Ende zu einem unkindlichen Worte hinreißen zu lassen.

Kaum hatte sie sich um die Ecke gewandt, als sie den kleinen Nazi aus der Mühle wahrnahm, der ihr herbeiwinkte und ihr, als sie zu ihm kam, etwas ins Ohr flüsterte, worauf er rasch von dannen eilte.

3.

Etwas unterhalb des Dorfes, wo sich die Ache wieder durch ein wahres Felsenthor drängte, nachdem sie das Stückchen Ebene hinter sich gelassen, welches dem Dorfe gegenüberlag, sah man mitten in ihrem Rinnsal einen gewaltigen Felsblock liegen, an dem sich schäumend ihre Wasser brachen. Derselbe mußte sich einmal in grauer Vorzeit von der steilen Wand losgelöst haben, die hier unmittelbar aus dem Bache emporstieg. Denn wer genau zusah, fand leicht die ausgehöhlte Stelle, an welcher der Block einst gesessen haben mußte, ehe ihn das in eine Felsspalte eingedrungene und dann zu Eis gefrorene Wasser wahrscheinlich losgesprengt hatte.

Der Volksmund erklärte sein Vorhandensein freilich anders.

Nach ihm hatten einst auf den einander gegenüberliegenden felsigen Höhen in uralter Zeit zwei Ritterburgen gestanden, Rosenegg und Rosenstein, deren Bewohner trotz der unverkennbaren Namensverwandtschaft in beständiger Feindschaft lebten, und bei denen sich der Haß von Vater auf Sohn, von Sohn auf Enkel und Urenkel in stets wachsendem Maße vererbte.

Der bösen Altmutter Uta auf Rosenstein war es aber nicht genug, daß ihre Söhne und Enkel den verhaßten Roseneggern jede nur erdenkliche Unbill zufügten, sie wollte die feindliche Sippe mit einem Schlage ganz vertilgt sehen.

Deshalb schloß sie mit dem bösen Feinde einen Pakt und verschrieb ihm ihre Seele, wenn er Burg Rosenegg samt allen seinen Bewohnern auf einmal vernichten würde.

Und siehe, in der heiligen Nacht des Christfestes, als die Glocke zwölf Uhr geschlagen hatte, erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm mit furchtbarem Blitzen und Donnern, wie solches um diese Jahreszeit unerhört war. Da kam der Teufel und riß einen ungeheuren Felsblock aus der Granitwand, den er in seinen gewaltigen Armen schwebend über das Thal trug, um ihn drüben auf Rosenegg und seine Bewohner zermalmend niederfallen zu lassen. Als er aber mitten zwischen den beiden Höhen war, begann auf Rosenegg das Glöcklein der Burgkapelle zur Christmette zu läuten, und vor diesen heiligen Klängen erlahmte die Kraft des Bösen; der Felsblock entglitt seinen Händen und stürzte in die Ache nieder. Am anderen Morgen aber war Altmutter Uta von Rosenstein spurlos verschwunden, und ein großes Loch in der Wand ihres Zimmers zeigte an, wer sie mit sich von dannen geführt.

Drum heißt der Felsblock in der Ache beim Volke noch heute „der Teufelsstein", und wer nicht ganz frei von Aberglauben ist, vornehmlich aber wer kein sauberes Gewissen hat, macht sich aus seiner Nähe oder hält sich am liebsten ganz ferne von ihm, sowie die Nacht herabzusinken beginnt.

Und doch ist's jetzt ein liebliches Plätzchen. Die Jahrhunderte haben die Oberfläche des Felsens mürbe gemacht und in Erde verwandelt, worauf sich eine samtgrüne Moosdecke gebildet hat. Ja, aus einem Samenkorn, das eines Vögleins Schnabel in eine Spalte des Felsens fallen ließ, ist eine stattliche Birke erwachsen, von der kein Mensch weiß, woher ihre Wurzeln die Nahrung holen, die aber gleichwohl so prächtig gediehen ist, daß ihre Äste über den ganzen Felsen hin hangen und bei Hochwasser sogar von den Fluten gestreift werden. Die Ziegenhirten, welche ihre Herde gern hierher führen, weil zwischen den Felsen die würzigsten Kräuter wachsen, kennen das Plätzchen wohl und haben es für sich und ihre Tiere zugänglich gemacht. Von dem Pfade aus, der vom Dorfe herabkommt und sich um den Fuß der Felswand windet, haben sie große Felsblöcke in die Ache gewälzt, auf denen man ohne sonderliche Mühe zum Teufelsstein gelangt, und die sie immer wieder durch andere ersetzen, wenn das Hoch-

wasser die vorigen fortgerissen hat. Sie haben auch offenbar, wenigstens am hellen, lichten Tage, die Teufelsfurcht überwunden. Denn sie scheuen sich durchaus nicht, mit ihrer kleinen Herde im Schatten der Birke Zuflucht zu suchen, wenn um die Mittagsstunde die Sonne gar zu heiß ins Thal hereinbrennt, also daß selbst die naschigen Ziegen den Appetit verlieren.

Wer ist's aber, der heute Abend da drüben auf dem Teufelssteine steht, unbeweglich wie der Birkenstamm, um welchen er den Arm geschlungen hat?

Einer von den Ziegenhirten ist's nicht, denn die haben wegen des am Himmel stehenden Gewitters längst ihre Herden hineingetrieben. Es würde es auch keiner von ihnen so leicht haben über sich gewinnen können, jetzt nach Sonnenuntergang, wo die schwarzen Wolken des Gewitters hier in der ohnehin düsteren Schlucht schon fast völlige Nacht verbreitet haben, den Teufelsstein zu betreten, so unbedenklich sie auch am hellen Mittage dort verweilen.

Es ist ein hochgewachsener kräftiger Bursche, den landesüblichen Rucksack über den Schultern, den steten Reisebegleiter des Alplers, den langen, unten mit einer starken Eisenspitze, oben gewöhnlich mit einem Gemshorn versehenen Bergstock in der freien rechten Hand. Er will also verreisen; denn der Rucksack ist gefüllt, als ob es mehr gelte wie einen Spaziergang oder einen kurzen Ausflug.

Allein obwohl der Aufbruch bei solchem Wetter, wo schon ringsum Blitze zucken und Donner rollen, darauf schließen läßt, daß der Bursche Eile hat, seine Reise anzutreten, jetzt eben scheint es ihm gar nicht zu eilen, so unbeweglich steht er wider die Birke gelehnt.

Oder will er hier erst den Ausgang des Gewitters abwarten? Aber warum ist er dann überhaupt schon ausgegangen bei diesem Wetter? Denn daß er noch nicht weither gekommen ist, dafür spricht das rundliche Aussehen seines Rucksackes, dessen Inhalt augenscheinlich noch nicht einmal angebrochen ist. Und will er warten, bis das Gewitter vorüber ist, warum geht er nicht die kurze Strecke bis zu den Häusern des Dorfes, wo er doch unter einem schirmenden Dache besseren Schutz vor dem sicher

zu erwartenden Regen finden kann, als hier unter dem Gezweige der Birke?

Oder sollte er gar hier jemand erwarten, von dem er noch Abschied nehmen will, heimlichen Abschied, von dem niemand etwas sehen und ahnen darf, als der, welcher alles sieht?

Ja, ja, so ist's. Denn wie unbeweglich auch der schlanke Bursche wider die Birke lehnt, seine Augen sind doch in lebhafter Bewegung und spähen scharf den Pfad hinauf, der vom Dorfe hierher führt.

Sein Warten soll nicht vergeblich sein. Bald zeigt sich seinen Blicken eine dunkle Gestalt, die eilig den Pfad herabkommt, um den Kopf ein dickes Tuch geschlagen, welches sie vor dem zu befürchtenden Regen schützen, vielleicht auch vor Begegnenden verhüllen soll. Aber wer wird jetzt vom Teufelssteine kommen oder dahin gehen? Dazu kann höchstens verbrecherische Absicht treiben oder — — die Liebe.

Und in der That, hier ist's die Liebe, die solchen Weg nicht scheuen läßt. Denn nach wenigen Augenblicken liegt in den ausgebreiteten Armen des Tannerpeters die Kreuzwirts-Andl und schmiegt sich scheu an ihn an.

„Dank, mein Andl, daß Du gekommen bist!" flüstert ihr leise der Bursche zu. „Ich hätte nicht fortgehen können, ohne Dich noch einmal gesehen und Abschied von Dir genommen zu haben, Abschied — — vielleicht für immer!"

„Aber was sprichst Du denn, Peter? Ich verstehe Dich ja gar nicht. Ich bin nur gekommen, weil mir der Nazi vorhin sagte, Du erwartetest mich heute Abend hier und weil ich so oder so mit Dir reden mußte."

„Also weißt Du noch nicht, daß der Aktuar mit seinen beiden Schergen schon wieder droben auf der Mühle ist und dort nur auf die völlige Dunkelheit wartet, um mich zu fangen? Der Müller hat mir's sofort, als sie gekommen waren, durch den Nazi bestellen lassen."

„Ach jetzt wird mir auch klar, was mir der Bube eben, als ich von Hause wegging, eiligst zuflüsterte! Er sollte mir von seinem Vater sagen, ich möge das Haus sauber machen, ich bekäme heute Abend noch Besuch. Der

Pate hat wohl gemeint, Du könntest in unserem Hause sein. Aber was soll's denn nun mit Dir werden, Du Armer?"

„Ich muß fort von hier," sagte mit einem tiefen Seufzer der Tannerpeter. „Wenn sich die Kerle selbst aus solchem Wetter nichts machen, um mich zu erwischen, dann kann meines Bleibens hier nicht mehr sein."

„Aber wohin willst Du denn?"

„Hinüber nach Kärnthen zu meinem Vetter. Der hat mir, wie Du ja weißt, geschrieben, daß ich bei ihm völlig sicher sei, und wenn ich mich ruhig hielte, könne ich bei ihm bleiben, bis einmal ein Generalpardon erlassen würde, oder sonst eine günstige Wendung einträte. Das will ich thun, es bleibt mir nichts anderes übrig."

„Ach so weit fort!" seufzte Andl. „Könntest Du Dich denn nicht in die Berge flüchten, wie anfangs? Gewiß hat einer aus dem Dorfe den Verräter gespielt und dem Aktuar Wind davon gegeben, daß Du im Dorfe seiest. Findet er Dich nun heute dort nicht, so wird er wohl sein Suchen vorläufig aufgeben und so bald nicht wiederkommen."

„Das wird er doch," erwiderte Peter, „und Du weißt nur zu gut, warum. Er bietet alles auf, mich aus dem Wege zu schaffen, um bei Dir völlig freien Paß zu haben."

„Ja, leider weiß ich das, und das Schlimmste ist, daß meine Mutter ihm in die Hände zu arbeiten sucht und ihn gerne zum Schwiegersohne haben möchte. Ich habe das noch vor einer Stunde aus ihrem eigenen Munde hören müssen."

„Nun, und was wird das Ende vom Liede sein?" fragte Peter in wehmütigem Tone. „Du wirst der Mutter nachgeben und ihn nehmen, wenn er sein Ziel erreicht hat und wirklich Pfleger geworden ist."

Da riß sich Andl aus den Armen los, die sie bisher umschlungen gehalten hatten, hob die Hand gen Himmel und rief:

„Peter, wir stehen hier unter Gottes freiem Himmel, und der rollende Donner verkündet uns seine Nähe. Er mag mich hören, wenn ich Dir schwöre: nie und nimmer nehme ich den falschen Böhmen! Lieber will ich mich wie

das ärmste Bettelkind mit Beerensammeln ernähren, als daß ich ihm die Hand reiche, und würde er nicht bloß Pfleger, sondern Minister!"

Mit stummem Danke zog der Bursche das erregte Mädchen wieder an sich, um ihm über eine Weile zuzuflüstern:

„Aber was soll's mit uns beiden werden, liebe Andl? Deine Mutter wird jetzt nie einwilligen, daß Du mir die Hand reichst. Und wie darf ich auch Dein Los an das meinige ketten, jetzt, wo ich unstät und flüchtig sein muß? Ach, daß ich mich doch bezwungen hätte, als mich die Sehnsucht nach Dir übermannte! Die Soldatenjahre wären herumgegangen, und wenn Du mir treu geblieben wärest, so hätte ich dann ruhig vor Deine Mutter hintreten und um Dich werben können, aber nun?"

„Ja, was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ungeschehen machen," sagte Andl. „Aber wir wollen nicht verzagen. Der da oben weiß, wie treu wir uns lieb haben. Er wird uns nicht verlassen. Geh' nur nicht soweit fort nach Kärnthen! Du hältst's dort auch nicht aus, so wenig wie in Salzburg. Deine Berge, Deine Tauern und" — fügte sie mit zurückgebogenem Kopfe leise hinzu — „gelt, auch Deine Andl? — die fehlen Dir dort nicht weniger, wie sie Dir in Salzburg gefehlt haben."

Andl fühlte, wie es bei diesen ihren Worten durch den ganzen Körper des starken Burschen zuckte, und schmiegte sich innig an ihn, als er sie stürmisch ans Herz drückte. Erst nach einer Weile kam's wieder in schmerzlichem Tone über seine Lippen:

„Aber was soll ich denn nur anfangen? Ich weiß ja gut genug, daß Du recht hast, daß ich's draußen in der Ferne nicht aushalte."

„Wie ich schon einmal gesagt habe: gehe wieder in die Berge, wie auch anfangs! Es ist ja Sommerszeit und der Pate droben in der Mühle wird schon sorgen, daß Du nicht zu verhungern brauchst. Kannst auch je und dann einmal herunterkommen, wenn's sicher ist, und Dein Mutterle und mich sehen."

„Ja, das wäre schon alles schön und gut. Aber was soll ich treiben da oben? In den Almhütten herumlungern und faullenzen? Das ertrag' ich auch nicht auf die Dauer. Oder gar ein Wilderer werden? Behüt's Gott! Ein Verbrechen gegen das Gesetz hab' ich schon

begangen, indem ich ausriß, ich will mir nicht auch noch ein zweites aufs Gewiſſen laden."

„Und das nennſt Du ein Verbrechen, daß Du deſertiert biſt?" fragte unwillig das Mädchen. „War's nicht gegen Recht und Geſetz, daß man Dich überhaupt in die Soldatenjacke geſteckt hat?"

„Nun, da droben wird's mir vielleicht einmal verziehen werden," meinte Peter, „aber vor den Menſchen iſt's ein Verbrechen; ſonſt brauchte ich mich nicht vor dem Aktuar und ſeinen Häſchern zu flüchten und wie ein gehetztes Wild umherzuirren. — Andl, liebe Andl, wir müſſen ſcheiden. Aber Du ſollſt nicht durch mich gebunden ſein. Wer weiß, wie lange Du warten müßteſt, bis ich wiederkommen darf! Und Deine Mutter? darf ſie nicht mit Recht von Dir erwarten, daß durch Dich die ſo nötige männliche Hilfe ins Haus kommt? — — Wenn Du alſo — — einen braven Mann findeſt, — — — der Dir die Hand bietet, — — weiſ' ihn nicht ab um meinetwillen! — Ich — werde — für Dein Glück — beten!"

Die Stimme verſagte dem kräftigen Burſchen bei den letzten Worten, und wieder ging ein heftiges Zucken durch ſeinen Körper.

Aber Andl klammerte ſich, als er ſich nun leiſe von ihr losmachen wollte, um ſo feſter an ihn und rief laut ſchluchzend:

„Nein! Nein! Ich laſſe Dich nicht! Wir gehören zu einander! Niemals werde ich einem anderen Manne die Hand reichen! Peter, mein Peter, ich bleibe Dir treu fürs Leben und fürs Sterben!"

In dieſem Augenblicke zuckte ein greller Blitz nieder, und ein Donnerſchlag erfolgte unmittelbar darauf, ſo furchtbar, als ſei ein zweiter Teufelsſtein aus der Granitwand geriſſen worden.

Da richtete ſich Andl wie begeiſtert empor und rief:

„Haſt Du's gehört, Peter? Das war das Amen, das der Herrgott ſelber zu meinen Worten gerufen hat! Nun iſt mir nicht mehr bange! Ja, Amen! Amen! So ſoll es ſein! Nun geh' in Gottes Namen, wohin Du es für am beſten hältſt. Du wirſt wiederkommen und mich wiederfinden als Deine — hörſt Du? — als Deine Andl.

Und ist's nicht hier, dann ist's droben! Behüt' Dich Gott!"

Noch einen heißen Kuß preßte sie auf die Lippen des Geliebten; dann sprang sie flink wie eine Gemse über die Felsblöcke davon und war nach wenigen Augenblicken in der nun völlig hereingebrochenen Nacht verschwunden.

Starr und stumm stand der Bursche noch eine Weile da und blickte der Entschwundenen nach, als müsse sie noch einmal zurückkehren. Dann griff er zu seinem Bergstocke und erklomm trotz des jetzt heftig niederprasselnden, mit Hagel vermischten Regens die steile Höhe, wo er jeden Schritt kannte. Vor sich her aber murmelte er: „Ja, Amen! Amen!"

4.

Was hatte sich indessen droben im Dorfe begeben?

Der Herr Aktuar hatte, wie wir ja im voraus wissen, im Hause der Tannerin nicht gefunden, was er suchte, so genau er auch mit seinem Gehülfen jeden kleinsten Winkel des Hauses vom Speicher bis zum Keller abgesucht, so reichlich er auch die erschrockene Witwe mit den rohesten Flüchen und Drohungen überschüttet hatte.

Und doch hatte er von dem Tonerl, dem Spione, welchen er mit schwerem Gelde gedungen, die Versicherung erhalten, der Tannerpeter sei von ihm noch vor einer Stunde gesehen worden. Wo war er nun hingekommen? Geflüchtet konnte er sich nicht haben, da ja niemand im Dorfe ihn gewarnt haben konnte. Denn niemand konnte etwas davon ahnen, daß die Polizei im Wege sei, und sicherlich erwartete auch niemand, daß sie sich gerade heute bei diesem bedenklichen Wetter werde sehen lassen. Sollte der Tannerpeter wirklich bei der Andl sein?

Schon der bloße Gedanke, daß dies möglich sein könne, steigerte bei dem Aktuar noch den Ingrimm, den das vergebliche Suchen im Hause der Witwe bereits in ihm erregt hatte, und der auch dadurch keineswegs eine Verminderung erlitt, daß der feine Sprühregen, welcher bisher die schwüle Hitze wohlthuend abgekühlt hatte, mit einem Male nach dem schweren Donnerschlage zu einem

heftigen Platzregen wurde, der die leichte sommerliche Kleidung in wenigen Augenblicken völlig durchnäßte.

Es war deshalb durchaus keine rosige Stimmung, in welcher er mit seinem Gehülfen Greif das Haus der Kreuzwirtin betrat, während, wie es vorher verabredet war, Schnüffel draußen rings um das Haus patrouillierte.

Rasch trat er, nachdem Greif die Hausthüre abgeschlossen hatte, mit diesem in die Wirtsstube ein zur nicht geringen Verwunderung der Frau Walburga, die im Lehnstuhle am offenen Fenster saß, um die köstliche Luft zu genießen. Sie hatte sich zwar soeben gerade in ihren Gedanken mit dem Eintretenden beschäftigt, aber an nichts weniger gedacht, als ihn sofort auch leibhaftig vor sich zu sehen.

„Ei, ei, Herr Aktuar," rief sie freundlich, „woher kommen Sie denn noch so spät am Abende und bei solchem Wetter?"

„Ja, es ist schon spät," antwortete nach kurzem Gruße der Aktuar, „aber für Amtsgeschäfte ist die Zeit so gut wie nicht vorhanden, für sie ist Tag und Nacht gleich."

„Nun," lächelte die Wirtin, „Sie werden doch zu mir wohl nicht in Amtsgeschäften kommen?"

„Leider doch, und noch dazu nicht in den angenehmsten. Ich sehe mich genötigt, bei Ihnen Haussuchung zu thun."

„Haussuchung? In meinem Hause?" fragte Frau Walburga erstaunt, lächelte dann aber sogleich wieder und meinte: „Kelleruntersuchung wollen Sie wohl sagen? Nun, die laß ich mir ja, wie Sie wissen, gerne gefallen, und um so lieber, je eingehender und gründlicher sie abgehalten wird."

„Ich habe gesagt: Haussuchung," erwiderte der Aktuar kurz und bestimmt, „und da es schon spät ist, wollen wir auch, wenn es Ihnen gefällig ist, sofort damit beginnen."

„Also wirkliche Haussuchung?" fragte die Wirtin ernst werdend. „Nun das muß ich sagen, das ist doch das erste Mal, daß meinem Hause so etwas widerfährt. Aber was suchen Sie denn bei mir? Stehe ich etwa beim Gerichte in Verdacht, Schmuggelgeschäfte zu treiben

und eine Niederlage von baierischen Tabak im Hause zu haben?"

„Tabak suche ich gerade nicht," erwiderte boshaft lächelnd der Aktuar, „aber vielleicht anderes giftiges Unkraut. Doch wir wollen zur Sache kommen, und Sie müssen als Hausfrau die Güte haben, uns zu begleiten."

„Das werde ich schon von selber thun," antwortete verletzt die Wirtin, „oder meinen Sie etwa, ich ließe in meinem Hause jemand allein umhergehen und alles beschnüffeln? Das sollte mir einfallen!"

„So kommt, Greif!" sagte der Aktuar. „Ihr habt doch die Hausthüre gehörig verschlossen? Zieht zur Sicherheit lieber auch den Schlüssel ab und nehmt ihn an Euch!"

„Die Hausthüre verschlossen? Den Schlüssel abgezogen?" fragte in höchster Befremdung die Wirtin. „Aber nein, das ist ja unerhört! Ich soll Gefangene in meinem eigenen Hause sein?"

„Es muß leider sein," bemerkte kurz Wlzeck. „Bitte, gehen Sie jetzt voran und zeigen Sie uns den Weg! Hier ist wohl Ihr Schlafzimmer und dahinter die Küche, nicht? Nun, ich will in beide eben nur einen Blick thun, um meiner Pflicht zu genügen. — So, schon gut! Lassen Sie uns jetzt nach oben gehen; aber gehen Sie mit dem Lichte voran! Was ist das hier für ein Zimmer?"

„Das Schlafzimmer meiner Tochter! Soll das etwa auch untersucht werden?"

„Kann's nicht unterlassen," sagte der Aktuar die Thüre öffnend und in dem Zimmerchen umherschauend. „Greif, schaut einmal unter das Bett! Nichts da? Nun gut!"

„Dieses hier ist das Zimmer unseres Gastes, des Kräuterprofessors, den Sie ja kennen. Ist das etwa auch verdächtig? Der arme Mann ist aber noch draußen in diesem Wetter. Wenn es sein muß, so treten Sie nur ein."

Der Aktuar öffnete die Thüre. Aber kaum waren seine Augen auf das Bett gefallen, welches gerade dem Lichtschein ausgesetzt war, da schaute er Frau Walburga mit einem Blicke an, den diese nie vergaß. Es war der Blick des Tigers, der sich zum Sprunge nach seiner Beute duckt. Und wirklich wie ein Tiger sprang nun Wlzeck auf das Bett los, auf welchem unter der ganz in die Höhe

W. C. v. Horn, Spinnstube 42 Hohrg.

gezogenen Decke zwei mit groben grauen Wollstrümpfen bekleidete menschliche Füße hervorsahen.

„Hurra! Wir haben ihn!“ rief er. „Greif, rasch herbei und fest zugegriffen! Da steckt der Ausreißer!“

Während der Scherge mit kräftigen Fäusten die Füße packte, schlug der Aktuar die Decke zurück.

Aber wie fuhr er zurück, als er in das vor Angst fast versteinerte, faltige Gesicht des Kräuterprofessors sah!

„Wie kommen Sie hierher?“ schrie er grimmig den armen Wicht an, dem der Schrecken so in die Glieder gefahren war, daß er sich nicht regen konnte. „Hieß es nicht eben, Sie seien noch draußen?“

„Ach, gestrenger Herr, verzeihen Sie!“ stotterte endlich der Professor hervor. „Ich habe mich so vor dem Gewitter gefürchtet, und bin deshalb ganz leise heraufgeschlichen, habe mich auf das Bett gelegt und die Decke über mich gezogen, weil ich das Blitzen nicht gut sehen kann. Weiter habe ich gewiß und wahrhaftig nichts gethan! Ach, schonen Sie mich!“

„Halten Sie das Maul, Sie Simpel!“ rief wütend der Enttäuschte. „Sie wären auch der rechte Mann, an dem man sich vergreifen möchte! Kriechen Sie meinetwegen unter das Bett, oder wohin Sie wollen! Aber lassen Sie uns weiter gehen, Frau Wirtin; wir sind, denke ich, noch nicht fertig.“

Allein wie auch alle Zimmer, alle Kämmerchen, alle Ecken und Winkel durchstöbert wurden, es fand sich auch nicht die leiseste Spur von dem Gesuchten, sodaß der Aktuar endlich voll Verdruß erklärte, nun fertig zu sein. Aber da fiel ihm noch etwas ein.

„Ich habe Ihre Fräulein Tochter nicht gesehen,“ sagte er zu Frau Walburga, „ist sie nicht zu Hause?“

„Es scheint so!“ antwortete diese kurz.

„Können Sie nicht sagen, wo sie ist?“

„Nein, sie hat mir nichts davon gesagt, daß sie wegginge, und sie ist ja auch kein Kind mehr, was jedesmal sein Ausgehen vorher anzeigen und um Erlaubnis fragen müßte.“

„Hm! Hm! Haben Sie denn auch gar keine Ahnung, wo sie sein könnte?“

„Nein! Spazieren wird sie wohl nicht gegangen sein.“

„Wer weiß? Junge Mädchen haben manchmal absonderliche Liebhabereien. Doch ich muß nun an den Heimweg denken; der Regen hat ja auch etwas nachgelassen. Adieu, Frau Wirtin! Auf baldiges Wiedersehen! Schließt rasch auf, Greif!“

„Adieu!“ sagte kurz und kalt Frau Walburga und sah durch die geöffnete Hausthüre dem Aktuar nach, wie er eiligen Schrittes dem Grasgarten zuging, der, mit Obstbäumen dicht besetzt, sich hinter der Scheune den Berg hinanzog. Die beiden Schergen folgten ihm.

„Wohin soll's denn nun wohl gehen?“ dachte Frau Walburga, „das ist doch der Weg nach der Stadt nicht? Man meint ja wunders was für wichtige Angelegenheiten es seien, um die es sich handelt! Was sie aber nur bei mir hier im Hause gesucht haben mögen? Hätten sie bei der Tannerin gesucht, so könnt' ich mir das erklären, da sich der Peter soll im Dorfe haben sehen lassen, aber bei mir? — — — Doch halt! Hat nicht der Aktuar gerufen: da steckt der Ausreißer! als er die Füße des Professors unter der Decke hervorgucken sah? Wer kann das anders gemeint gewesen sein, als der Tannenpeter? Ja, ja, so ist's: den haben sie bei mir hier gesucht. Und jetzt denken sie wohl unter den Bäumen des Grasgartens zu suchen? Und warum wollte der Aktuar so gerne wissen, wo die Andl sei? Sollte er am Ende der Meinung gewesen sein, ich habe den Burschen hier im Hause versteckt, und sollte er jetzt wohl gar denken, die beiden bei einander im Grasgarten zu finden?“

Da ihr letzteres keineswegs als etwas ganz Undenkbares erschien, ging sie schnell über den Hof nach der Scheune, um zu sehen, ob dort die Hinterthüre, welche in den Grasgarten führte, offen stehe. Aber sie fand sie von innen verriegelt und kehrte beruhigt ins Haus zurück. Über Andls Abwesenheit machte sie sich weiter keine Gedanken. Die hatte sich ohne Zweifel durch den Regen drunten bei ihrer guten Freundin, der Bäcker-Minel, zurückhalten lassen, der sie öfters solche abendliche Besuche machte. Und konnte sie denn dort nicht gehört oder gesehen haben, daß der Aktuar im Dorfe sei, und deshalb

absichtlich ihre Heimkehr verzögern, um nicht mit dem Menschen zusammenzutreffen, der ihr, wie sie heute nachmittags noch versichert hatte, so unendlich widerlich war?

Da die Abendmahlzeit schon vor der Haussuchung stattgefunden hatte, auch die Arbeit im Stalle beendigt war, und Traudl, die Magd, welche zum Glücke gerade im Stalle beschäftigt gewesen war, als die Haussuchung stattfand, in der Küche die letzten Tagesgeschäfte verrichtete, so hatte Frau Walburga die schönste Zeit, sich wieder in ihren Stuhl am Fenster zu setzen und ein wenig ihren Gedanken nachzuhangen. Denn der Professor droben hatte nach dem gehabten doppelten Schrecken auf das Abendessen verzichtet und sich sogleich zu Bette begeben.

Es waren indessen absonderliche Gedanken, die Frau Walburga durch den Kopf gingen, wie sie so in der Kühle und Stille des Abends da saß.

Sollte Andl mit ihrem Widerwillen gegen den Aktuar wirklich so großes Unrecht haben? Hatte sie nicht selber vorhin aus den Augen desselben einen Blick aufgefangen, der allerdings, wie Andl sich ausgedrückt hatte, an den Blick der boshaften beutegierigen Wildkatze erinnerte und mehr als ahnen ließ, welch eine Fülle von Bosheit, ja von wilder Grausamkeit hinter Augen versteckt sein müsse, die so dreinschauen konnten? — Und was war das für ein Amt, welches nötigte oder es doch mit sich brachte, daß der Träger desselben gemeine Schergendienste verrichtete und mit Menschen wie diese schäbigen Gerichtsdiener zusammenwirkte!

Frau Walburga hatte bisher ganz andere Begriffe von dem Amte eines Pflegers gehabt, hatte sich einen solchen als hoch angesehenen, allgemein geehrten Beamten gedacht, vor dem jedermann den Hut abnehmen müsse, der in vornehmer Zurückhaltung der eigenen Person nur seinen Untergebenen Befehle zu erteilen hätte und dessen bloßen Winken alles gehorchen müsse.

Konnte aber nicht am Ende der Aktuar heute derjenige gewesen sein, der nicht auf eigenen Antrieb, sondern nur auf Befehl seines Vorgesetzten, des alten Pflegers, gehandelt hatte? Doch nein; denn es war ja in der ganzen Gegend bekannt, und sie hatte oft genug die Stadtleute

im Vertrauen darüber sprechen hören, daß, seitdem Wlzeck am Pflegegerichte angestellt sei, die ganze Amtsführung in dessen Händen liege, und der alte Pfleger sich kaum mehr um die Geschäfte bekümmere. Er hatte also ohne Zweifel auch hier aus freiem Willen und auf eigenen Antrieb gehandelt. Freilich konnte ihm hier zur Entschuldigung dienen, daß er einen Nebenbuhler bei der Andl beseitigen wollte. Aber er hatte bei der Haussuchung eine solche Gewandtheit und Umsicht bewiesen, daß es klar war, er hatte dies Geschäft heute nicht zum erstenmal betrieben, sondern war dabei so recht in seinem Elemente.

Während sich noch solche Gedanken im Kopfe der Kreuzwirtin kreuzten, kam Traudl, die Magd, herein, welche soeben am Dorfbrunnen Wasser geholt hatte.

„Denkt Euch, Frau," berichtete sie, „der Aktuar hat droben bei der Tannerin nach dem Peter gesucht, und als er ihn nicht fand, hat er die arme Frau so angeschnauzt und mit Flüchen und Drohungen überhäuft, daß sie, als er fort war, vor Schrecken ohnmächtig geworden ist! Wo hätt' ich das von so einem feinen Herrn gedacht, der sonst immer so artig ist selbst gegen unsereins!"

„Na, 's wird wohl nicht so schlimm gewesen sein mit dem Aktuar," meinte Frau Walburga, „es wird hauptsächlich die Angst um ihren Peter gewesen sein, die sie ohnmächtig machte! Morgen wird wohl alles gut sein."

Als aber die Magd wieder draußen war, gab deren Erzählung ihren Gedanken von vorhin neue Nahrung und dies keineswegs zu gunsten des Böhmen.

Hätte Andl die Gedanken der Mutter gekannt, oder auch nur geahnt, sie wäre nicht so kleinlaut und schüchtern in die Stube getreten, wie es jetzt geschah. Allein wie konnte sie nach dem Gespräche des heutigen Nachmittags etwas der Art ahnen?

„Nun, wo warst Du denn so lange?" fragte die Mutter, „wohl gar draußen während des Regens? Du bist ja ganz naß?"

Andl wäre in der Stimmung, in welcher sie sich befand, keiner Unwahrheit fähig gewesen. Sie gestand der Mutter alles. Sie gestand, wo sie eben gewesen sei, gestand ihr auch, daß sie Peter wiederholt droben beim

Paten in der Achenmühle gesehen und gesprochen, ja gestand, daß sie sich ihm soeben fürs Leben und fürs Sterben verlobt habe.

Aber wunderbar! Während sie erwartete und erwarten mußte, daß die Mutter aufbrausen und böse werden würde, geschah dies nicht.

„Ei, das sind ja saubere Geschichten!“ sagte sie nur; „aber ich will Dir verzeihen und Dich nicht schelten, weil Du mir offen und ehrlich die Wahrheit gesagt hast. Den Tannerpeter mußt Du Dir jedoch aus dem Kopfe schlagen. Einer, der mit Steckbriefen verfolgt wird, kann nicht mein Schwiegersohn werden. Willst Du ihn mit Gewalt heiraten, so mußt Du warten, bis ich tot bin.“

Also kein Wort von dem Aktuar? Begann etwa schon das zuversichtliche „Amen! Amen!“ von vorhin sich zu bewahrheiten?

Andl warf sich der Mutter um den Hals.

„Mutterle, lieb's Mutterle,“ rief sie, „sprich mir nur ja nichts vom Sterben! Gegen Deinen Willen werde ich den Peter nicht heiraten, auch nach Deinem Tode nicht. Aber treu im Herzen werd' ich ihm bleiben und nie einen anderen Mann nehmen. Drum rede mir auch nichts mehr von dem Aktuar! Willst Du, lieb's Mutterle?“

Ohne ein Wort zu äußern, drückte die Mutter ihr aufgeregtes Kind an sich. Wie sie aber nun anfing zu erzählen, was geschehen war, und aus allen ihren Worten eine unverkennbare Mißstimmung gegen den Aktuar und seine Rücksichtslosigkeit hervorleuchtete, da flammte im Herzen Andls die Hoffnung hoch auf.

Einen heißen Kuß auf die mütterlichen Lippen drückend eilte sie hinauf in ihr stilles Stübchen und flüsterte mit einem dankenden Blicke nach oben ebenso wie ihr Peter: „Amen! Amen!“

5.

Mit einem wohlgespickten Geldbeutel und einem Passe, der auch dem peinlichsten Polizeidiener genügen muß, kann man für seine Reise ruhig den bequemsten Weg wählen. Hat sich aber eine hohe Obrigkeit des Reisenden so warm angenommen, daß sie ihm, wenn sie ihn nicht mehr hat, sogleich überallhin Liebesbriefe nachsendet, die ihn wieder zurückführen sollen, und denen zugleich sein wohlgetroffenes Bildnis beifügt, dann thut der betreffende Reisende wohl,

bei dem Wege, welchen er einschlägt, auf Bequemlichkeit zu verzichten und in erster Linie auf sein ungehindertes Fortkommen bedacht zu sein.

In letzterem Falle befand sich unser Bekannter, der Tannerpeter.

Wir wissen nicht, ob es heutzutage noch so ist; aber zur Zeit unserer Geschichte war's so in österreichischen Landen, daß jeder Landreiter, jeder Polizeidiener, ja jeder Flurschütze, wenn er sein Schildlein, das Abzeichen seiner Würde, am Arme trug, die Befugnis besaßen, jeden Begegnenden anzuhalten, ihm seine Legitimationspapiere, seine „Aufweisung", wie man es nannte, abzufordern, und ihn, wenn diese nicht vollständig in Richtigkeit waren oder auch nur zu sein schienen, nach Numero Sicher zu führen.

Bei der Nacht konnte sich Peter ungescheut auf der Landstraße halten und kam wacker vorwärts. Als die Berge im ersten Morgenschimmer dämmerten, befand er sich bereits auf dem schmalen Damme, welcher die Salzach vom tiefgrünen Zellersee scheidet.

Wer es jemals gesehen hat, dieses Herz des Pinzgaues, gedeckt mit dem Schilde des Sees, an dessen Ufer die weißen Wasserlilien lieblich leuchten, und in dessen klarem Wasser sich das freundliche Zell und die alte Feste der Herren von Fischhorn spiegeln, der wird das herrliche Landschaftsbild so leicht nicht vergessen.

Wenn aber auf dem Herzen des Wanderers schwerer Kummer lastet, dann liegt für ihn auch über der herrlichsten Landschaft ein verhüllender Schleier. Er fühlt sich niedergedrückt und schaut trauernd ins Leere, ob ihn auch sein Weg durch ein Paradies führte. Gerade so ging es unserem Peter. Sein Geistesblick haftete noch unverwandt auf dem Teufelsstein, und während er sonst wohl mit manchem begeisterten Juchzer die herrliche Gegend gegrüßt haben würde, welche ihn umgab, blieb jetzt sein Mund stumm.

Sowie der Tag kam, verließ er die ziemlich belebte Straße, welche über Bruck ins Pongau führt, überschritt die Ache und beeilte sich in den Schutz des Hochgebirges zu gelangen, wo es keine neugierigen Landreiter gab. Er blieb bei seinem einmal gefaßten Plane, der Einladung

des Vetters in Kärnthen zu folgen, und wollte über Rauris in das Gasteiner Thal, um von dort über die Mallnitzertauern Kärnthen zu erreichen.

Weg und Steg wußte er zwar nicht. Allein der richtige Alpler irrt nicht leicht, wenn er nur die Richtung kennt, die er einzuhalten hat. An der Bildung der Gipfel und Sättel des Hochgebirgs, am Laufe der Wildbäche, an den Windungen der Thäler und Schluchten, am Stande der Sonne und der Sterne hat er Wegweiser und Marken, die ihn nur selten täuschen. Wie der Zugvogel instinktmäßig seinen Weg findet, so findet auch er selbst in ganz unbekannter Gegend in der Regel den richtigen Pfad.

Anders ist's jedoch, wenn sich auf dem Hochgebirge Nebel einstellt, wie er besonders gern nach Gewittern kommt, wenn auch erst am zweiten, dritten Tage. Denn dieser Nebel wird oft so dicht, wie ihn die Bewohner der Ebene kaum jemals zu sehen bekommen, so dicht, daß man ihn, wie der Volksmund sagt: „auf das Brot streichen" kann. Dann sperrt sich auch für den Sohn der Alpen der Weg, und es bleibt ihm nur die Wahl zwischen zwei Wagnissen, von denen jedoch eins so lebensgefährlich ist, wie das andere. Entweder er sucht sich, so gut es gehen will, weiter zu schaffen, ist dann aber, wie vorsichtig er auch mit seinem Bergstocke vor sich her tasten mag, keinen Augenblick sicher davor, in einen Abgrund zu stürzen und den Geiern zur willkommenen Speise zu werden. Oder er bleibt ruhig, wo er gerade ist, und wartet den Abzug des Nebels ab, muß sich dann aber darauf gefaßt machen, zwei selbst drei Tage auszuhalten und entweder halb zu verhungern, wenn sein Speisevorrat nicht weit genug reicht, oder aber zu erfrieren, da sich wegen der Nähe der Eisfelder selbst im hohen Sommer die Kälte bei dichtem Nebel oft in so hohem Maße steigert, daß sie den Einschlafenden erstarren macht.

Peter war am ersten Tage seiner Wanderung bis zum Fuschertauern gekommen und hatte dort in einer Almhütte Nachtherberge gefunden. Er wollte am anderen Morgen mit dem frühesten aufbrechen, um, wo möglich, noch vor Abend über Rauris in das Gasteiner Thal zu gelangen.

Aber als er vor Tagesanbruch von seinem duftenden Alpheu-Lager sich gestärkt und erfrischt erhob, fand er alles von Nebel eingehüllt. Derselbe schien jedoch nicht von jener Sorte zu sein, die man aufs Brot streichen kann, sondern gestattete, die nächste Umgebung etwa auf 50 Schritte weit zu erkennen. Da zunächst noch ein gut sichtbarer Pfad vorhanden war, so machte sich Peter ohne Bedenken auf den Weg, nachdem er sich durch einen kräftigen Imbiß aus seinem Rucksacke und einen nicht minder kräftigen Zug aus seiner mit Enzian-Branntwein gefüllten Flasche für die bevorstehenden Strapazen gestärkt hatte. Er glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sich die Nebel senken würden, wenn erst die Sonne aufgegangen sei, und daß er droben auf dem Gebirgskamme, welchen er vor sich hatte, wohl schon alles hell und klar finden werde.

Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Im Gegenteile, je höher er stieg, desto dichter schien die graue Hülle zu werden, und es dauerte nicht mehr lange, so war der Pfad kaum mehr unmittelbar vor den Füßen wahrzunehmen. An ein Weitergehen war nun nicht zu denken, und Peter war nur froh, gerade an einer mit großen Felsblöcken wie besäeten Stelle zu sein, wo es ihm nach einigem Suchen oder vielmehr Umhertasten gelang, hinter zwei großen, nahe zusammen liegenden Blöcken ein Plätzchen zu finden, wo er einigermaßen geschützt war gegen die schneidend scharfe Luft, die sich jetzt erhob.

Eine schauerliche Stille umgab ihn. Nicht einmal das Gekrächze eines Steinadlers oder Lämmergeiers ließ sich hören, wie er es doch gestern so manchmal vernommen hatte. Der Instinkt mußte die Tiere in ihren sicheren Horst getrieben haben, für den Kundigen ein böses Zeichen bei solchem Nebel.

An Mundvorrat fehlte es zwar noch nicht gerade. Aber für den Fall, daß der Nebel länger anhalten sollte, war es geboten, haushälterisch und sparsam mit demselben umzugehen. Noch mehr war dies bei dem Branntwein nötig, von dem Peter bei seiner eiligen Flucht nur ein mäßiges Fläschchen hatte von Hause mitnehmen können.

Der getroste Mut, den sein Andl beim Scheiden bewiesen hatte, stärkte aber auch ihm den Mut, und der

Gedanke an die Scheideſtunde dort auf dem Teufelsſteine, zumal an das wonnige Wort, das Andl ſo recht aus dem tiefſten Herzensgrunde hervorgeholt hatte: „Ich laſſe Dich nicht! Wir gehören zu einander!“ erwärmte ihn innerlich ſo, daß er von der ſchneidenden Kälte, welche allmählich durch ſeine dicke Lodenjuppe drang, kaum etwas merkte. Erſt eine Anwandlung von Mattigkeit, die ihn plötzlich befiel, und der er kaum zu widerſtehen vermochte, machte ihn ängſtlich.

Schnell erhob er ſich von dem dürren Graſe, auf welches er ſich niedergelaſſen hatte, und welches in ſpärlichen Halmen zwiſchen den Felſen wuchs, ſchlug die Arme in raſchem Schwunge kreuzweiſe über die Bruſt und hüpfte von einem Fuße auf den andern, bis das zurückgewichene Blut wieder in ſeinen regelmäßigen Gang gekommen war und eine wohlthuende Wärme wieder ſeine Glieder durchdrang.

Die ſchneidende Kälte ließ zwar nach einiger Zeit etwas nach, aber der Nebel wollte ſich nicht lichten; er ſchien im Gegenteile mit jeder Minute dichter zu werden. Nicht einmal die Stelle, wo jetzt nach Peters Berechnung die Sonne am Himmel ſtehen mußte, war herauszufinden; nach allen Richtungen hin gleichmäßige Dunkelheit. So ſchlichen die Stunden dahin, deren Lauf zu meſſen jeder ſichere Anhalt fehlte. Denn Peter hatte in der Eile ſeine Uhr daheim an der Wand hängen laſſen. Nur der ſich geltendmachende Hunger gab Beweis davon, daß die Zeit nicht ſtille ſtand. Ob es aber erſt Mittag oder ſchon gegen Abend ſei, war nicht mit Sicherheit zu ergründen.

Die Gedanken an ſeine Andl verloren allmählich die Kraft, welche ſie bisher geäußert hatten. Sie vermochten nicht mehr, den Schlaf von Peters Augen zu verſcheuchen. Vom beſtändigen Stehen aufs äußerſte ermüdet, wollte er ſich nur einen Augenblick zum Ausruhen niederſetzen, da er vorhin ſchon erfahren hatte, wie gefährlich es ſei, ſich wirklichem Schlafe zu überlaſſen. Allein kaum hatte er ſich niedergeſetzt, mit dem Rücken wider den Felſen gelehnt, als ihm auch die Augen zufielen und der Schlaf ihn übermannte.

Wie lange er geſchlafen habe, wußte er nicht, als

er mit einem Male durch einen kräftigen Schlag ins Gesicht aufgeweckt wurde. Sein Bergstock, den er neben sich wider den Fels gelehnt hatte, war durch irgend etwas ins Rutschen gekommen und ihm auf das Gesicht gefallen. Aber es war auch hohe Zeit gewesen, daß der Schlaf unterbrochen wurde; denn schon waren wieder alle Glieder wie erstarrt, und Peter vermochte kaum sich zu erheben, so matt fühlte er sich. Erst ein Schlückchen aus seiner Flasche ermunterte ihn wieder so weit, daß er sich erheben und das schon einmal angewandte Mittel wiederholen konnte, seine Glieder zu erwärmen.

An das Niedersitzen — das war ihm nun klar geworden — durfte er aber um keinen Preis mehr denken, sollte er nicht in einen Schlaf verfallen, aus dem es kein Erwachen mehr gab. Er mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, über die Müdigkeit, die er fühlte, Herr zu werden und zu bleiben. Da gingen denn seine Gedanken hinauf zu dem, der es offenbar durch sein liebevolles Walten so gefügt hatte, daß der Bergstock zur rechten Zeit umfiel, und ein herzliches Dankgebet, welches er zum Himmel emporsandte, brachte ihm als Segensfrucht die stärkende, erhebende Gewißheit, daß dieselbe allmächtige Hand, dieselbe fürsorgende Liebe, die ihn aufgeweckt hatte, ihn auch aus seiner gefährlichen Lage retten werde.

„Amen! Amen!“ so klang es wieder vom Teufelssteine zu ihm herüber, so klang es jetzt auch voll kindlichen Vertrauens über seine Lippen.

Aber auch noch eine andere Segensfrucht brachte ihm das Gebet und die himmelwärts gerichteten Gedanken, die volle Geistesklarheit nämlich, seine Lage zu überdenken und zu erwägen, was er selbst thun könne, um zu seiner Rettung beizutragen.

Es begann jetzt dunkler zu werden, als es bisher gewesen war, sodaß sich ohne Zweifel die Nacht herniedersenkte und also jedenfalls noch 6—7 Stunden auszuhalten waren, bis es überhaupt nur möglich war, daß der Nebel vor der neuen Tagessonne wich.

Und doch welche Mattigkeit fühlte Peter in allen seinen Gliedern! Welche Mühe kostete es ihm, aufrecht zu stehen, auch wenn er sich gegen den Felsblock lehnte!

Und, was das Schlimmſte war, welch ein brennender Durſt machte ſich allmählich bei ihm geltend, ohne daß es ein Mittel gab denſelben zu löſchen! Denn der wenige Branntwein, den er noch in ſeinem Fläſchchen hatte, mußte unbedingt zur inneren Erwärmung aufgeſpart werden, um einigermaßen der Kälte Widerſtand leiſten zu können, die, wie Peter aus Erfahrung wußte, um die Zeit des Sonnenaufgangs wieder ſtärker wurde; und dann ſtillte ja auch der Branntwein den Durſt nicht, ſondern vermehrte ihn noch eher.

Da fiel es ihm ein, die dünnen Brotſchnittchen, die er ſich nur gönnen durfte, an den vom Nebel feuchten dürren Grashalmen hin und her zu wiſchen, und ſiehe, das half in etwas, die trockene Zunge wieder anzufeuchten.

Aber wenn er nun einſchlief, trotz des Aufgebots aller ſeiner Willenskraft auch im Stehen vom Schlafe überwältigt wurde? Er mußte auf ein Mittel ſinnen, dies zu verhüten, und nach längerem Überlegen glaubte er auch ein ſolches gefunden zu haben.

Wie ihn ſein Bergſtock vorhin aus dem gefährlichen Schlafe erweckt hatte, ſo ſollte er jetzt auch wieder als Mittel gebraucht werden, um ihn wach zu erhalten. Er ſtieß ihn auf der hinteren Seite des Felsblocks, an welchem er bisher gelehnt hatte, mit der eiſenbeſchlagenen Spitze in den Boden und ſicherte ihn durch einen ſchweren Stein, der glücklicherweiſe zur Hand lag und den er dagegen wälzte, vor dem Weichen. Dann machte er die Tragbänder von ſeinem Rucksacke los, knöpfte ſie an einander und befeſtigte das eine Ende des ſo gewonnenen ziemlich langen Bandes an das über den Felsblock hinausragende obere Ende des Bergſtocks. Aus dem anderen Ende des Bandes aber, welches er über den Felsblock weg zu ſich herüberzog, machte er eine Schlinge, die er ſich über den Kopf ziehen konnte. Mit dieſer Schlinge um den Hals lehnte er ſich nun ruhig auf der vorderen Seite des Felsblocks wider denſelben an. Kam jetzt der Schlaf, und der Körper wollte in ſich zuſammenſinken, ſo mußte ihm die Schlinge um den Hals die Luft benehmen und er notwendig davon wach werden.

Und in der That verfehlte dieſes Mittel ſeinen Zweck

nicht. Schon die Herrichtung desſelben hatte Peter ziemlich ermuntert, ſo daß es lange dauerte, bis ſich wiederum die

Neigung zum Schlafe bei ihm einſtellte. Allein, wie derſelbe ihn übermannen wollte, that auch die Schlinge um den Hals die erwartete Wirkung und ermunterte ihn ſoweit, daß er wieder für eine Zeitlang wach blieb und durch Bewegen der Glieder die erſtarrende Kälte abzuwehren vermochte.

Erſt als wieder die ſchneidende Kälte eintrat, welche den Anbruch des Tages ankündigte, entledigte ſich Peter ſeines unbequemen Halsbandes und ſuchte ſich, nachdem er ſich mit einem Stückchen Brot, das er mit Branntwein benetzte, etwas geſtärkt hatte, durch lebhafte Bewegungen des Körpers der Kälte zu erwehren. Das aber fühlte er nun deutlich, daß der Nebel nicht mehr lange anhalten dürfte, wenn es nicht noch völlig ſollte mit ſeinen Kräften

zu Ende gehen. Das „Tauern-Elend", wie der Älpler sagt, schlich sich mehr und mehr bei ihm ein.

Aber halt! Begann sich nicht die Nebelmasse, welche bisher wie festgenagelt gewesen war, ein wenig in Bewegung zu setzen? — Gottlob ja, es war keine Täuschung. Der eisigkalte Wind, der scharf aus Osten blies, brachte Bewegung in die Massen. Immer kräftiger setzte er ein und trieb den Nebel in gewaltig durcheinander wogenden Ballen vor sich her. Es wurde lichter und lichter, und mit lautem Jubelgeschrei begrüßte Peter nach einiger Zeit einen beschneiten Berggipfel, der von der aufgehenden Sonne in prächtiger Rosenfarbe erglühte.

Nun wußte er, daß er gerettet war. Denn war erst der Nebel in Bewegung und die Sonne brach hervor, so mußte diese bald über den unheimlichen grauen Gast den Sieg davontragen.

„Amen! Amen!" so brach es jetzt aus seinem Munde hervor, und ein heißes Dankgebet stieg hinauf zu dem Himmel, der hier und da schon wieder in heiterer Bläue durch die wogenden Nebelmassen hindurchblickte, um dann freilich nach wenigen Augenblicken wieder von denselben verschleiert zu werden.

Noch eine Stunde etwa dauerte der Kampf zwischen Sonne und Nebel. Dann senkte sich dieser immer tiefer, und die Strahlen der Sonne fielen belebend und erwärmend auf Peters unheimliches Nachtquartier. Denn jetzt sah er erst, welch furchtbare Gefahr ihm nahe gewesen war, als er gestern Morgen hier Halt machte. Etwa zwanzig Schritte weiter fiel der Grat, auf welchem er sich befand, schroff ab, und wenn auch wegen des Nebels, der da drunten noch wogte, die Tiefe nicht zu ermessen war, in welche er bei weiterem Vorschreiten hinabgestürzt sein würde, sie war, das ließ sich jetzt schon erkennen, jedenfalls bedeutend genug, ihm, wenn nicht den Tod, so doch zerbrochene Glieder zu bringen.

Da das Nebelmeer, welches noch zu seinen Füßen wogte, Peter vorläufig hinderte, ganz freie Umschau zu halten und sich über die Richtung, die er einschlagen müsse, genauer zu belehren, so legte er sich an einer Stelle, welche helle und warm von der Sonne bestrahlt wurde,

nieder, um die vom langen Stehen ermüdeten Glieder erst ein wenig ruhen zu lassen. Jetzt durfte er sich auch ohne Bedenken dem Schlafe hingeben, und so wenig weich auch seine Lagerstätte war, bald hatte ihm derselbe die Augen geschlossen.

Es mochte schon nahe an Mittag sein, als er neu gestärkt erwachte, aber nun auch ungesäumt seinen Weitermarsch antrat, nachdem er den nagenden Hunger mit einem Stückchen seines noch übrigen Brotes einigermaßen beschwichtigt hatte. Es war ein mühevoller Abstieg, den er nehmen mußte über Felsengeröll, das jeden Tritt unsicher machte. Erst nach einem überaus ermüdenden Marsche von etwa einer Stunde gelangte er an ein Wässerchen, welches offenbar dem schmelzenden Schnee des Hochgebirgs sein Entstehen verdankte, und an welchem er seinen brennenden Durst gründlich löschen konnte. Da dasselbe nach Osten hin abfloß, also nach der Richtung, in welcher er sich zu halten hatte, so folgte er demselben getrosten Mutes, wenn er auch keine Ahnung hatte, an welchem Punkte des Gebirges er sich augenblicklich befand.

6.

Eben hatte sich Peter durch ein natürliches Thor gewunden, welches zwei gewaltige Granitfelsen bildeten, da sah er etwa zweihundert Schritte vor sich einen Menschen, der regungslos auf dem Boden saß, mit dem Rücken wider ein Felsstück gelehnt, anscheinend in tiefem Schlafe.

Wer konnte das sein? Ein Gemsjäger oder ein Wilderer? wohl kaum; denn auch der leidenschaftlichste Jäger würde sich bei einem Wetter, wie das des vorigen Tages und der letzten Nacht, gehütet haben, auf die Gebirgsjagd zu gehen. — Sollte es wohl jemand sein können, von dem er für seine Sicherheit etwas zu befürchten hätte?

Behutsam schlich er näher heran, die beobachtenden Blicke scharf auf die regungslose Gestalt geheftet. Daß es kein Jäger sei, erkannte er beim Näherkommen alsbald; denn von einem Stutzen war nichts zu sehen, und die grün lackierte Botanisierbüchse, die neben einem weißen

Filzhute im Grase lag, gehörte auch nicht zur Ausrüstung eines Jägersmannes.

Gefährlich für seine Sicherheit konnte der Schlafende ebenfalls nicht wohl sein. Denn es war bei ihm von irgend einer Waffe nichts zu sehen als der wider den Felsen lehnende Bergstock. War der nun auch an sich keine zu verachtende Waffe, so besaß doch auch Peter den seinigen, und hier im Hochgebirge, wo im Notfalle nur Mann gegen Mann stand, würde er sich einem einzelnen gewiß nicht in die Hände gegeben haben.

Aber schlief denn der Mann auch wirklich? War's nicht vielleicht einer, den der Nebel auch im Gebirge überrascht hatte, und der nicht stark genug gewesen war, den bösen Tag und die noch schlimmere Nacht zu bestehen?

Es ist bei dem Älpler ähnlich wie bei dem Seemanne. Wie dieser an die Rettung von Schiffbrüchigen die letzte Kraft setzt und unbedenklich das eigene Leben wagt, weil er heute oder morgen in die nämliche Lage kommen kann und dann auch für sich die aufopferndste Thätigkeit der Rettenden begehren muß, so ist auch der Älpler stets bei der Hand, einem im Gebirge Verunglückten jede erdenkbare Hilfe zu teil werden zu lassen. Denn auch dem kundigsten und vorsichtigsten Bergsteiger kann ein Unglück zustoßen, sei es, daß er sich in den Felsen verstiegt, und sich plötzlich an einer Stelle findet, wo er ohne Hilfe weder vorwärts noch rückwärts kann, sei es, daß eine trügerische Schneedecke unter seinen Füßen nachgiebt und ihn in eine unsichtbare Felsspalte hinabstürzen läßt, oder sei es, daß er sich bei einem gewagten Sprunge mit dem Bergstocke die Füße verletzt und nun nicht von der Stelle kann.

Kaum war bei Peter der Gedanke aufgetaucht, es könne ein Verunglückter sein, der da vor ihm liege, als er sich auch mit rascheren Schritten herbeimachte.

Er fand einen Mann, etwa in den fünfziger Jahren, dem schon die Haare an den Schläfen ziemlich stark ergraut waren, wenn auch das übrige Haupthaar, von dem der deckende Filzhut herabgeglitten sein mußte, noch keine Spur von Grau zeigte, und überhaupt die ganze Gestalt auf eine noch ungeschwächte Rüstigkeit schließen ließ. Der

Anzug aus dem feinsten grauen Tuche, der mit schönem Schnitzwerk geschmückte Bergstock, der schwere goldene Siegelring an der rechten Hand, sowie das an einem gestickten Bande um die Schulter hangende und in einem feinen schwarzen Lederfutteral steckende Fernrohr: alles wies auf einen vornehmen, hochgestellten Mann hin, der wohl nur zu seinem Vergnügen in die Berge gegangen sein mochte.

Aber das totenblasse Gesicht, die schlaff herniederhangenden Arme, die völlig regungslose Brust, an der ein Heben und Senken wie beim Atemholen nicht wahrzunehmen war, bewiesen deutlich, daß das Vergnügen diesmal zu einem bösen Ende geführt hatte.

„Dir ist's wohl gegangen, wie mir," dachte Peter, „nur daß ich etwas mehr aushalten konnte."

Er rüttelte den Regungslosen sanft an der Schulter, und als dies keinen Erfolg hatte, stärker. Als auch das vergeblich blieb, beugte er sich zu ihm nieder und legte das Ohr auf seine Brust. Das Herz schlug noch, wenn auch matt. Auch ganz leise, oft unterbrochene Atemzüge glaubte Peter wahrnehmen zu können, so daß also das Leben noch nicht ganz entwichen sein konnte.

Peter eilte zum Bächlein, das ihn hierher geführt hatte, schöpfte seinen Hut voll Wasser und wusch den Ohnmächtigen an. Als er dies mit dem kalten Wasser eine Zeit lang fortgesetzt hatte, glaubte er zu seiner Freude eine leise Bewegung der Gesichtszüge zu erkennen und fuhr nun mit dem Anwaschen fort, bis sich endlich die Augen aufthaten und mit mattem Blicke zu ihm emporschauten.

„Ihr habt Euch wohl verirrt, nicht wahr?" fragte Peter.

Ein leises Nicken des Kopfes, dann fielen die Augen wieder zu.

Peter feuchtete nun mit dem Reste seiner Branntweins ein Stückchen Brot an und schob dieses dem Ermatteten in den Mund, indem er fortwährend die Schläfe mit Wasser benetzte.

Bald thaten sich die Augen wieder auf, und mit wahrer Begierde erfaßten die Zähne das befeuchtete Brot. Als Peter dies sah, brach er noch ein Stückchen von

ſeinem Brote ab, träufelte darauf die letzten Tropfen aus ſeiner Flaſche und ſchob es wieder in den Mund des offenbar halb Verhungerten.

„Dank! Dank!“ kam es jetzt leiſe über deſſen Lippen, „ach, noch ein Stückchen!“

Ohne weiteres holte Peter den letzten Reſt ſeines Brotes hervor und ſah mit Luſt, wie ſich ſein Schützling ſichtlich erholte, nachdem er ihm dasſelbe in kleinen Bröckchen dargereicht hatte.

„Ah! Wie das geſtärkt hat!“ ſagte jetzt verſtändlich der Ermattete und ſchlug voll und hell die Augen auf. „Schon zwei Tage irre ich umher, da ich den Heimweg verfehlte, und habe ſeit geſtern morgen nichts mehr gegeſſen. Ach, und der Nebel!“

„Aber wo ſind wir denn hier?“ fragte Peter. „Ich habe ſelber im Nebel die Richtung verloren.“

„Nicht ſehr weit von Bad Gaſtein, wo ich wohne,“ lautete die Antwort.

„Alſo auch nicht weit vom Mallnitzertauern?“

„Gewiß nicht!“ antwortete der Fremde. „Aber haſt Du nicht noch ein Stückchen Brot, mein Sohn?“

„Leider nicht! Es war mein letztes.“

„Und das haſt Du mir gegeben, ohne danach zu fragen, was Du nun eſſen ſollſt?“ fragte der Fremde mit einem verwunderten, aber dankerfüllten Blicke zu Peter emporſchauend.

„Nun, Ihr hattet es ja zunächſt nötiger als ich, was war da lange zu fragen? Aber nun ſollten wir doch daran denken, von hier fortzukommen. Es iſt ſchon am Nachmittage, und wer weiß, wie lange wir noch gehen müſſen, ehe wir eine Almhütte oder ſonſt ein Obdach treffen! Nach dem Nachtquartiere, welches ich heute gehabt habe, würde ich wenigſtens ſehr froh ſein, die bevorſtehende Nacht ordentlich ruhen zu können.“

„Fürwahr, ich nicht weniger!“ rief der Fremde. „Aber wenn ich nur auch gehen kann! Meine Füße ſind verletzt.“

„Verflucht's einmal, darauf zu treten!“ ſagte Peter und faßte zugleich den Sitzenden kräftig unter die Arme, um ihm aufzuhelfen.

Allein der Versuch mißlang, die Füße trugen den Körper nicht, und der Fremde würde zu Boden gestürzt sein, wenn ihn nicht Peter in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Siehst Du, es geht nicht!“ klagte der Leidende, den offenbar die Füße heftig schmerzten. „Ach, was soll nun aus mir werden?“

Ich werde Euch tragen,“ sagte Peter ruhig, als ob das ganz selbstverständlich wäre, und hängte sich zugleich ohne weiteres die Botanisierbüchse um die Schulter.

„Tragen?“ fragte der Fremde und sah Peter mit großen Augen an, „Das wolltest Du thun?“

„Nun freilich,“ antwortete dieser. „Wenn Ihr gehen könntet, wär's mir ja lieber; denn mir steckt die böse Nacht auch noch in den Gliedern; aber das könnt Ihr ja nicht. Drum kommt nur rasch, daß wir keine Zeit verlieren. Gott wird ja helfen!“

Mit einiger Mühe lud sich Peter den Leidenden auf den Rücken, und voran ging es dem Bächlein nach. Allerdings ging es langsam voran; denn noch immer war kein Pfad da, und Peter mußte sich durch das Gewirre von Felsen und Felsbrocken, die überall umherlagen, mühsam seinen Weg suchen. Er fühlte auch recht gut, daß ihm die Sicherheit und Geschmeidigkeit abging, mit welcher er sonst unter einer wohl ebenso schweren Last dahinwandern konnte. Wo sich eine geeignete Stelle fand, mußte er seine Last absetzen und ein wenig verschnaufen.

„Armer Bursche!“ seufzte dann der Leidende. „Wie kann ich Dir danken, was Du an mir thust?“

„Würdet Ihr mich denn haben liegen lassen,“ fragte Peter, „wenn Ihr mich so getroffen hättet, wie ich Euch?“

„Nein, gewiß nicht. Aber ob ich Dich hätte tragen können, wie Du mich, das bezweifle ich.“

„Nun, dann seid froh und dankt Gott, daß er mir so kräftige Schultern gegeben hat, daß ich's kann.“

Aber nach jeder kurzen Rast spürte es Peter doch immer deutlicher, daß es so nicht mehr lange dauern könne. Die stählernen Muskeln des Sohnes der Berge begannen allmählich zu erschlaffen. War es auch ein

Wunder nach den Strapazen der letzten Zeit und bei dem Mangel an ſtärkender Speiſe?

Es begann schon zu dämmern, da rief mit einemmal der Getragene freudig: „Der Rathausberg! der Rathausberg! Gottlob, nun weiß ich doch, wo wir sind!"

„Wo ist der?" fragte Peter, indem er seine Last absetzte und tief Atem schöpfte.

„Dort! Dort! Und rechts davon der Mallnitzertauern! Nun liegt unter uns das Naßfeld, von dem wir kaum noch ein halbes Stündchen entfernt sein können."

Das stärkte noch mehr, als Brot und Enzian es hätten thun können, und Peter nahm, nachdem er sich und seinen Gefährten durch einen kräftigen Trunk erfrischt hatte, den er mit dem in der Botanisirbüchse befindlichen Lederbecher aus dem Bache schöpfte, mit frischem Mute seine Last wieder auf.

Nach nicht langer Zeit zeigte sich ein Pfad, der, aus anderer Richtung herkommend, ins Thal hinabführte und das Gehen für den Beladenen bedeutend erleichterte. Noch eine halbe Stunde etwa, als es schon zu dunkeln anfing, rief Peter plötzlich:

„Ein Licht! Ein Licht! Seht Ihr's da drunten!"

„Gott sei tausendmal Dank," sagte froh der Fremde, „das ist die Straubinger Alm! Nun sind wir gerettet!"

„Es ist auch gerade Zeit!" dachte Peter bei sich, ließ aber dennoch nach Älplerfitte einen lauten Juchzer erschallen.

Glücklich wurde die Almhütte erreicht, die weit stattlicher war als irgend eine andere, und, weil sie oft von Gasteiner Badegästen besucht wurde, schon damals fast die Bequemlichkeiten eines Gasthofes bot.

Behutsam ließ Peter vor der Thür seine Last von dem Rücken nieder, faßte seinen Reiter sogleich mit seinem rechten Arme um den Leib und hieß ihn, die Linke um seinen Hals schlingen. Die nur angelehnte Thür mit dem Fuße aufstoßend, brachte er den Leidenden, der laut aufstöhnte, als er auf die Füße treten mußte, mehr getragen als gehend in die Hütte und ließ ihn sachte auf eine Bank nieder.

Aber damit war auch seine letzte Kraft erschöpft, und todmüde sank er mit geschlossenen Augen auf einen der vorhandenen Holzschemel.

„Liese! Liese!“ rief erschreckend der Gerettete mit dem ganzen Aufgebote seiner Kraft, und im Augenblicke war die Sennerin zur Stelle, die in ihrer Milchkammer beschäftigt gewesen war.

„Ach, der Herr Graf!“ schrie sie laut auf, als sie den Rufer erblickte. „Gottlob, daß Sie wieder da sind! Wie hat man sich um Sie geängstigt!“

„Laß mich jetzt, Liese,“ sagte schnell Graf St.... (denn das war in der That Stand und Name des Geretteten) „und hilf dem da! Schnell ein Stück Brot und ein Glas starken Branntweins!“

Peter erholte sich sogleich wieder, als er einen Schluck Branntwein getrunken und das Brot gegessen hatte, und schaute munter um sich.

„Nun, ist Dir wieder wohl, mein braver Retter?“ fragte besorgt der Graf.

„Gewiß, Herr! Nur ein bißchen müde bin ich.“

„Das ist kein Wunder. Denke Dir, Liese, auf seinem Rücken hat mich dieser brave Bursche aus dem Gebirge heruntergeschleppt, nachdem er mich halbverhungert gefunden und mir sein letztes Stückchen Brot gegeben hatte!“

„Ach, machen Sie doch nicht soviel Wesens davon,“ bat beschämt Peter. „Jeder andere hätte das doch auch gethan.“

„Schwerlich!“ sagte der Graf. „Aber, wenn das auch der Fall wäre, Du warst's doch gerade, der mich gerettet hat, das kann und werde ich Dir nie vergessen!“

„Aber warum mußte er Sie denn tragen?“ fragte Liese mit einem wohlwollenden Blick auf Peter.

„Weil ich nicht gehen konnte, und auch jetzt noch nicht gehen kann, und es wohl auch noch ein paar Tage dauern wird, bis ich wieder imstande bin, meine Füße zu gebrauchen.“

„Ach, was für ein Unglück!“ klagte Liese, die Hände zusammenschlagend. „Aber sehen Sie, das kommt davon, wenn man sich allein so weit ins Gebirge wagt! Wie oft habe ich Sie doch schon deshalb gewarnt!“

„Unsinn!“ versetzte ärgerlich der Graf. „Wäre der Nebel nicht gekommen, und hätte ich nicht, weil ich nicht recht sehen konnte, den falschen Sprung gethan, bei dem

ich mir beide Füße verstauchte, dann wäre mir auch jetzt nichts widerfahren! Aber nun laß Dein Schwatzen, Dirne, und besorge uns flink einen guten Kaffee und ein tüchtiges Butterbrot! Kannst Brot und Butter auch sogleich bringen, ehe der Kaffee fertig ist; denn Hunger haben wir beide!"

Rasch war das Verlangte da, und Peter ließ sich nicht lange nötigen, an den Tisch zu rücken und sich an der Mahlzeit des Grafen zu beteiligen.

„Na, das muß ich sagen," lächelte Liese, als sie über ein Weilchen den Kaffee brachte und die Niederlage sah, welche die beiden bereits ihrem Brote und ihrer Butter bereitet hatten, „an Appetit fehlt es nicht. Da wird wohl auch noch der Kaffee zu seinem Rechte kommen."

Und er kam zu seinem Rechte trotz der schon genossenen Vorkost.

Während das geschah, erzählte die Liese, wie schon gestern mehrere Boten aus dem Bade gekommen wären, um nach dem Grafen zu forschen, weil man drunten wegen des Nebels um ihn gebangt hätte. Auch heute sei schon wieder zweimal gefragt worden, und sogar der Herr Erzherzog habe einen besonderen Boten geschickt. Sie hätte gehört, daß man morgen eine Streife veranstalten wolle, um das Gebirge abzusuchen.

„Dann schicke sogleich den Geißbub hinunter," befahl der Graf, „daß sie sich beruhigen. Morgen früh soll der Ignaz mit einem Saumroß heraufkommen; denn von Gehen wird noch keine Rede sein können."

Ein Versuch, sich auf die Füße zu stellen, bestätigte dies im Augenblicke. Stöhnend vor Schmerz sank der Graf wieder auf die Bank nieder.

„Hätten wir etwas Essig und Lehm," sagte Peter, „so ließe sich wohl ein wenig helfen."

„Das ist beides zu haben," erwiderte Liese. „Gestern hat mir die Schecke im Stall ein Stück Gsach eingestoßen, was noch draußen liegt, und Essig ist auch da."

„Dann sorge mir nur für ein Bett, Liese!" befahl der Graf, „das thut mir jetzt nötiger als alles andere; aber sorge ja auch, daß mein Retter da ein ordentliches Lager bekommt!"

„Soll nichts fehlen!“ versicherte Liese und eilte fort, alles ins Werk zu setzen.

Mit Hilfe Peters, den die Ruhe und der gute Kaffee wieder völlig auf die Beine gebracht zu haben schienen, lag der Graf bald in seinem Bette, die kranken Füße mit einem Teige von Essig und Lehm umhüllt, und als Liese nach einiger Zeit an die Thür seiner Kammer lauschen ging, vernahm sie die tiefen Atemzüge eines ruhig Schlafenden.

Nachdem Peter der Neugierigen noch kurz hatte berichten müssen, wie sich alles zugetragen habe, und zu seiner nicht geringen Verwunderung dabei erfahren hatte, welch einen hohen Herrn er gerettet habe, lag auch er bald auf einem Lager von duftendem Alpenheu im tiefsten Schlafe.

7.

Wir machen nun schnell die nähere Bekanntschaft des Geretteten, dessen Stand und Namen wir ja bereits wissen.

Graf St .... war ein Edelmann im vollsten und besten Sinne des Wortes; er wäre es gewesen auch ohne den Grafentitel. Große Güter, welche er in Bayern besaß, boten ihm reichlich die Mittel, ganz nach seinem Gefallen zu leben, was er um so leichter konnte, da ihn kein bestimmtes Amt fesselte. Er betrieb mit besonderer Vorliebe die Naturwissenschaften, und darunter vorzüglich die Pflanzenkunde.

Seit einer Reihe von Jahren brachte er jeden Sommer einige Wochen im Wildbade Gastein zu, teils um seine Gesundheit zu kräftigen, teils, und wohl hauptsächlich, um durch Ausflüge in die Umgegend mit ihrem großen Reichtum an seltenen Pflanzen seine bedeutende Pflanzensammlung zu vervollständigen und zu erneuern. Hier traf er denn in der Regel mit dem Erzherzog Johann zusammen, der, selbst ein großer Freund und Kenner der Natur, sich häufig an den Ausflügen des Grafen beteiligte und mit der Zeit zu diesem in ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis trat.

Obwohl bereits ein Fünfziger, war Graf St ....

doch noch ein rüstiger Bergsteiger, der sich immerhin etwas zumuten durfte. Deshalb nahm er auch zu seinen Ausflügen selten einen Führer mit, zumal da ihm mit der Zeit die ganze Umgegend wohl bekannt wurde.

Warum es ihm gestern so übel ergangen war, wissen wir zum Teil schon aus seinem eigenen Munde. Er war schon bald nach Mitternacht aufgebrochen, um bei Sonnenaufgang an einem bestimmten Punkte zu sein, war aber dann wie Peter durch den Nebel festgebannt worden. Durch vergebliche Versuche, sich zurechtzufinden, hatte er gänzlich die Richtung verloren. Zuletzt hatte er, weil er an einer wohlbekannten Stelle zu sein glaubte, einen Sprung gewagt, den er schon öfter gemacht hatte, war aber dabei ahnungslos in eine ziemliche Tiefe hinuntergesprungen und hatte sich die beiden Füße verstaucht, so daß er wegen der heftigen Schmerzen, die er litt, eine noch viel schlimmere Nacht verbringen mußte, wie Peter. Da es seine Absicht gewesen war, am Mittage schon wieder zu Hause zu sein, so hatte er sich in seiner Botanisierbüchse nur ein tüchtiges Frühstück mitgenommen, welches er verzehrte, sobald ihn der Nebel festgelegt hatte, dessen zähe Beharrlichkeit er wahrscheinlich noch nicht aus Erfahrung kannte. Glücklicherweise war die Stelle, wo er lag, rings von Felsen umschlossen und deshalb vor dem eisigen Winde ziemlich geschützt, empfing auch zugleich die wärmenden Strahlen der aufgegangenen Sonne, welchem Umstande es der Graf zu danken hatte, daß er nicht erstarrte. Aber die Schmerzen in seinen Füßen, der Mangel des Schlafs und der Speise hatten ihn doch schließlich so erschöpft, daß er in den totenähnlichen Zustand verfiel, in welchem ihn Peter auffand.

Dieser war schon wieder morgens auf den Beinen, als der Graf noch fest schlief; denn es galt ihm ja, seinen Weg nach dem Mallnitzertauern fortzusetzen. Er verschmähte jedoch das Frühstück nicht, welches die Liese schon bereitet hatte, und sprach der großen Kaffeekanne und den leckeren Rahmschmarren, die aufgetragen waren, so wacker zu, daß sich die Sennerin nicht enthalten konnte, lächelnd zu bemerken:

„Na, das nenne ich aber frühstücken! Aber gesegn' es

Dir Gott! Es iſt Dir von Herzen vergönnt und verdient haſt Du's redlich."

Als nun Peter damit herausrückte, daß er über den Mallnitzertauern hinüber nach Kärnten wolle, und ſich nach dem Wege erkundigte, ſagte Lieſe:

„Nach Mallnitz kannſt Du in fünf Stunden kommen und den Weg nicht verfehlen. Aber gieb acht, der Graf läßt Dich nicht fort; denn der iſt ein „Honoriger". Und Du wirſt doch auch nicht fortwollen, ehe er erwacht iſt, und ohne Abſchied von ihm genommen zu haben? Da ſollte ich ſchön ankommen, wenn ich das zuließe!"

Vergebens verſicherte Peter, daß er keine Zeit habe und fortmüſſe. Die Lieſe blieb dabei, daß er auf das Erwachen des Grafen warten müſſe.

Der etwas laute Wortwechſel, der ſich dabei entſpann, hatte jedoch den Grafen ſchon erweckt, und er rief nun ſogleich nach Peter, wenn er ſchon wach ſei, damit er die Eſſigumſchläge um die kranken Füße erneuere, welche prächtige Wirkung gethan hatten.

Als dies geſchehen unter ſcherzenden Worten des Grafen, der kaum mehr Schmerz in ſeinen Füßen ſpürte und ſich durch den prächtigen Schlaf, den er gethan, wieder völlig geſtärkt fühlte, wollte ſich Peter verabſchieden, weil er nun weiter müſſe. Aber damit kam er ſchön an.

„Menſchenkind," rief der Graf, „was fällt Dir ein? Ohne Dich läge ich kalt und tot da oben in der Steinwüſte; Du, ſelber ſtark erſchöpft, haſt mir Dein letztes Brot gegeben und Deine letzte Kraft daran geſetzt, mich zu retten, haſt mir durch Dein koſtbares Mittel zuletzt noch meine Schmerzen gelindert und vielleicht, ohne daß ich einen Arzt brauche, meine Füße geheilt: und nun ſoll ich Dich mit den paar Gulden, die ich in der Taſche habe, laufen laſſen? Nein, nein, ſo billig thut's Graf St.... nicht."

„Meint Ihr denn, lieber Herr," ſagte Peter treuherzig, „ich hätte Euch da oben liegen gelaſſen, auch wenn Ihr nur ein armer Handwerksburſche oder Holzknecht geweſen wäret? Oder meint Ihr gar, ich hätt's ums Geld gethan?"

„Nein, mein braver Bursche, keins von beiden meine ich. Aber das ändert für mich an der Sache nichts, daß Du auch jedem andern gethan haben würdest, was Du mir gethan hast. Du hast es nun einmal mir gethan, und deshalb mußt Du mir auch die Freude lassen, etwas für Dich zu thun, und zwar, wenn's nicht über meine Kräfte geht, das, was dir das allerliebste wäre. Vor der Hand ist keine Rede vom Weitergehen; Du gehst vielmehr mit mir ins Wildbad, und dort wollen wir in Ruhe das Weitere überlegen und besprechen. Der Mallnitzertauern und Kärnten laufen Dir inzwischen nicht fort."

Peter mußte sich fügen und that es ohne allzugroßes Widerstreben, denn er spürte, wie ihm die Anstrengung von gestern noch in den Gliedern liege, und wie beschwerlich ihm heute ein Marsch in den Bergen werden würde.

Im Laufe des Vormittags kam das bestellte Saumroß und mit ihm Ignaz, der alte Kammerdiener des Grafen, der offenbar mit großer Liebe an seinem Herrn hing. Weinend küßte er ihm die Hand und bat ihn hoch und teuer, daß er ihn doch ja nicht mehr in solche Angst versetzen möge, wie er sie gestern den ganzen Tag ausgehalten habe. Als er hörte, was Peter an seinem guten Herrn gethan habe, fiel er ihm um den Hals und herzte und küßte ihn unter Thränen.

Als nun der Graf aufstand, um sich reisefertig zu machen, merkte er zu seiner großen Freude, daß es mit seinen Füßen viel besser geworden sei, daß er wieder, wenn auch noch nicht ganz ohne Schmerzen, darauf treten könne, und lobte seinen lieben „Doktor", wie er scherzhaft Peter nannte, so, daß dieser ganz verlegen wurde.

Begleitet von den ernstlichen Warnungen der Sennerin, sich nicht wieder in solche Gefahr zu begeben, bestieg der Graf, von den starken Armen Peters unterstützt, sein Rößlein, welches der Führer sorgsam am Zügel leitete, und dem Peter und der alte Ignaz zur Seite gingen. Durch eine wahre Allee von Wasserfällen ging's hinab nach Böckstein, und von da nach kurzer Rast hinab ins Wildbad.

Je näher die kleine Karawane dem Badeorte kam, desto mehr Spaziergänger kamen ihr entgegen, die mit freund-

lichen Worten oder auch nur mit frohen Blicken den Grafen begrüßten. Denn die Nachricht, daß der allbekannte und allbeliebte Stammgast des Bades wahrscheinlich auf einer Gebirgstour verunglückt sei, hatte sich gestern wie ein Lauffeuer verbreitet und die allgemeinste Teilnahme erregt.

Der zur Rechten des Grafen schreitende einfache Älpler, mit dem sich dieser fortwährend in der leutseligsten Weise unterhielt, wurde dadurch der Zielpunkt vieler neugierigen Blicke. Man mochte sich denken, daß der ehrenvolle Platz, den er einnahm, und die Aufmerksamkeit, die ihm der vornehme Mann zuwendete, ihren guten Grund hätten, und daß er sich beides wohl verdient haben müsse. Peter wagte es indessen kaum, aufzusehen, so fühlte er sich durch die vielen auf ihn gerichteten Augen und Augengläser bedrückt.

Wenn Du, lieber Leser, heute nach Bad Gastein kommst (ich will Dir aber von Herzen wünschen, daß Du die Reise dorthin nicht auf ärztlichen Befehl unternehmen mußt!), so findest Du hart an dem prächtigen Wasserfalle einen stattlichen Gasthof, in welchem selbst Fürsten würdige Wohnung finden.

Zur Zeit unserer Geschichte aber stand an diesem Platze die alte Straubinger Hütte, deren Westseite stets von dem Gischt der in die Tiefe donnernden Wasser feucht gehalten wurde. Es war ein großes, hölzernes Haus, so bequem eingerichtet, als man es damals verstand; indessen war man darin wohl aufgehoben, so daß jeder Gast, der einmal dort logiert hatte, bei seinem Wiederkommen auch gerne wieder dort Einkehr hielt.

Dort wohnte auch Graf St . . . ., und wurde, als er glücklich angelangt war, von dem Gastwirte mit Jubel begrüßt. Daß derselbe sich ebenso wie die Liese auf der Alm herausnahm, dem Grafen wegen seiner Unvorsichtigkeit und Wagehalsigkeit Vorwürfe zu machen, schien diesem nichts Neues und Ungewöhnliches zu sein. So wenig höflich auch die Worte lauteten, der Graf lächelte nur dazu. Wußte er doch, daß hinter den ungehobelten Worten ein ehrliches, wohlmeinendes Herz steckte, daß es wirklich aufrichtige Teilnahme sei, die sie eingebe.

Wie begierig aber auch der Wirt war, sogleich aus dem Munde des Grafen selber zu hören, was sich zugetragen habe, und wodurch er soweit gekommen sei, zu Roß seinen Einzug halten zu müssen, auch der Hilfe von Peter und Ignaz zu bedürfen, um vom Pferde herunter und in sein Zimmer zu kommen, der Graf rief dem Neugierigen lächelnd zu: „Abwarten!“ und verschwand dann in seinem Zimmer.

Er legte sich sogleich zu Bette, weil er sich wie durch den Ritt, so auch durch die vielen Ansprachen, die er unterwegs hatte aushalten und beantworten müssen, ziemlich angegriffen und der Ruhe bedürftig fühlte. Ehe er sich derselben jedoch hingab, bat er Peter, noch einmal sein probates Mittel an den kranken Füßen in Anwendung zu bringen, was der denn auch mit Hilfe des alten Ignaz bereitwilligst that. Daß der Badearzt, der ungerufen gekommen war und die beiden noch über ihrer Arbeit betraf, Peters Mittel vollkommen gut hieß und meinte, etwas Wirksameres hätte er zunächst auch nicht verordnen können, gab dem Tannerpeter in den Augen des alten Kammerdieners ein solches Ansehen, daß der ihn, als der Graf schlief, sogleich ganz für sich in Beschlag nahm und ihn auf seinem Zimmer, in welches sich auch der neugierige Wirt Einlaß erbat, die Erlebnisse des gestrigen Tages genau erzählen ließ.

War Peter gestern in Gefahr gewesen, vor Hunger elend zu werden, so drohte ihm nun nach seiner Erzählung die entgegengesetzte Gefahr, die nämlich, totgefüttert zu werden. Unaufhörlich sollte er trinken, bald Bier, bald Wein, bald Kaffee, unaufhörlich sollte er essen, jetzt etwas Kaltes, dann etwas Warmes, jetzt etwas Gedünstetes, dann etwas Gebratenes. Aber obwohl sich Peter in diesem Artikel zu Leistungen herbeiließ, die besonders dem Wirte ein unsägliches Vergnügen zu bereiten schienen und ihm vor der Leistungsfähigkeit eines Pinzgauer Magens allen Respekt einflößten, so wurde es ihm doch endlich des Guten zuviel. Er freute sich drum wirklich, als ihn der Graf nach ein paar Stunden zu sich rufen ließ und so den übereifrigen Bemühungen um sein leibliches Wohl entzog.

Der Graf saß, in seinen Schlafrock gehüllt, in einem Polstersessel, die Füße, welche noch Peters Verband trugen,

mit einer wollenen Decke umwickelt. Er schien sich durch die Ruhe vollständig erholt zu haben und winkte Peter freundlich an seine Seite, wo Ignaz schon einen Stuhl für ihn hatte bereitstellen müssen.

Mit liebenswürdiger Freundlichkeit und Teilnahme erkundigte sich nun der Graf nach Peters Verhältnissen, und es dauerte nicht lange, so hatte ihm der einfache Gebirgssohn zutraulich seine Geschichte erzählt. Die Geschichte seiner Desertion vom Posten weg wollte zwar nicht so recht heraus; aber der Graf, der schnell weg hatte, daß in der sonst so einfachen Geschichte doch ein böser Haken stecken müsse, wußte durch seine Fragen doch schließlich ein rückhaltloses Bekenntnis hervorzulocken.

„Aber wußtest Du denn nicht," fragte er, „daß das Weglaufen vom Posten eines der schwersten militärischen Verbrechen ist?"

„Ach ja," antwortete Peter kleinlaut, „das wußte ich wohl; aber ich dachte mir auch, weil man mich wider alles Recht und Gesetz zum Soldaten gemacht hätte, dürfte ich es wohl thun. Jetzt sehe ich's freilich anders an, nachdem ich gleichsam ein gehetztes Wild geworden bin, dem jedermann nachstellt. Jetzt brennt es mir ordentlich auf dem Gewissen. Ach, wenn mir doch geholfen werden könnte, damit ich nicht ruhelos in der Welt umherzulaufen brauchte!"

Der Graf fühlte sich von diesem Ausbruche des gedrückten Gewissens und von der offenbaren Seelenangst seines Retters tief gerührt und sann eine Weile nach, ohne ein Wort zu sprechen.

„Nun," meinte er endlich, „es ist vielleicht doch möglich, Dir zu helfen. Ich will's wenigstens versuchen, und es soll mir eine Herzensfreude sein, wenn es gelingt. Aber Du darfst dann jedenfalls morgen noch nicht fortgehen, sondern mußt noch bleiben und mir Zeit lassen, den Versuch zu machen. Der Weg nach Kärnten bleibt Dir ja im Falle, daß mein Versuch fehl schlägt, immer noch offen, obwohl Du dort nicht viel sicherer bist. Denn die Steckbriefe, welche Dir nachgesandt sind, finden auch dorthin ihren Weg, und an aufmerksamen Polizeileuten ist auch dort kein Mangel. Halte Dich hier nur ein wenig

zurück, dann hast Du, so lange Du bei mir bist, nichts zu befürchten. In einem Badeort wird man ohnehin nicht leicht nach einem Deserteur suchen."

Peter wollte dem gütigen Herrn danken, aber der wies jeden Dank zurück und meinte:

„Wenn es mir auch wirklich gelänge, Dir aus Deiner Not zu helfen, so bliebe ich dennoch reichlich in Deiner Schuld. Was Du mir gethan hast, läßt sich nicht vergelten."

Da öffnete Ignaz rasch die Thür und meldete mit lauter Stimme:

„Seine Kaiserliche Hoheit, der Herr Erzherzog!"

Kaum hatte Peter Zeit, durch eine Nebenthür mit Ignaz zu verschwinden, als auch schon der Erzherzog Johann bei dem Grafen eintrat.

8.

In Österreich war dazumal jene traurige Zeit, in welcher man von höchster Stelle aus mit Argwohn, Mißtrauen und Eifersucht jeden ansah, der das Vertrauen und die Liebe des Volkes besaß. Mochte er so tief oder so hoch im gesellschaftlichen Range stehen, wie er wollte, man beobachtete ihn auf Schritt und Tritt. Selbst bis in das innerste Familienleben hinein verstand man es, ihn mit Spionen zu umgeben, die jedes harmlose Wort, jede unbedeutende Handlung hinterbringen mußten und sie begreiflicherweise in dem Sinne hinterbrachten und deuteten, der den hohen Auftraggebern am genehmsten war, um für ihren Argwohn und ihre Verdächtigungen an allerhöchster Stelle eine Handhabe zu bekommen.

Zu diesen Beargwohnten gehörte auch Erzherzog Johann; denn sein freundliches, mildes, leutseliges Wesen gewann ihm von selbst überall die Herzen, ohne daß er nötig gehabt hätte, sich in besonderer Weise um ihre Liebe und ihr Vertrauen zu bemühen. Aber das gefiel eben in der Wiener Hofburg nicht, und es kam soweit, daß der „Bauernherzog", wie man ihn wohl nannte, nicht mehr nach Wien an den Hof kommen durfte, daß ihm auch Tirol verboten wurde. Allein gerade weil man dies

wußte, wendeten sich ihm die Herzen um so mehr zu überall da, wo man für sein schlichtes, bürgerliches Wesen Verständnis und Beifall hatte.

Besonders bei den schlichten Bergbewohnern war er überaus wohl gelitten. Man nannte ihn dort schlechtweg „den Johann" oder auch wohl gar „unsern Johann", zumal seit er aus den Bergen sich das Weib seines Herzens geholt und für ein schönes, inniges Familienleben gerne den Glanz des Kaiserhofes geopfert hatte.

Besonders gern weilte der Erzherzog Johann in dem an Naturschönheiten so reichen Wildbade Gastein, wo er sich auch in der Folge eine geschmackvolle, wenn auch durchaus einfache Wohnung erbauen ließ. Dort lebte er ganz dem Umgange mit der Natur, die in ihm einen ebenso begeisterten Liebhaber wie gründlichen Kenner hatte, und wer unter den Badegästen gleichen Sinnes war, durfte gewiß sein, von ihm nicht übersehen zu werden, auch wenn seine gesellschaftliche Stellung keine so hohe und bevorzugte war, wie die des Grafen St....

Dieser hatte, als der Erzherzog bei ihm eintrat, den Versuch gemacht, sich aus seinem Polsterstuhle zur Begrüßung des hohen Besuchers zu erheben, was aber mit den umwickelten Füßen schlecht gelingen wollte.

„Sitzenbleiben! Sitzenbleiben, lieber Graf!" rief der Erzherzog, indem er rasch herzutrat und den Grafen wieder in seinen Stuhl zurückdrückte. „Heute so spät am Abende macht Ihnen der Erzherzog keinen Besuch, sondern der Freund, der Sie tüchtig ausschelten will, daß Sie wieder einmal ohne alle Begleitung in die Berge gegangen sind und uns soviel Unruhe gemacht haben. Aber vor allen Dingen erzählen Sie mir ausführlich, wie es Ihnen ergangen ist!"

Nachdem der Graf diesem Wunsche genügt und Peters aufopfernde Hilfe gebührend herausgestrichen hatte, rief der Erzherzog:

„Den braven Burschen muß ich persönlich kennen lernen. Schicken Sie mir ihn morgen früh zu, lieber Graf! Durch das, was er an Ihnen gethan hat, bin auch ich sein Schuldner geworden."

„Und sollst auch mit bezahlen," dachte der Graf im Herzen, und erzählte nun, als der Erzherzog Näheres über den Burschen zu hören wünschte, alles, was ihm Peter vorhin gebeichtet hatte.

„Ist doch jammerschade!" rief der Erzherzog. „Lauft so ein Kerl mir nichts dir nichts aus purem Heimweh vom Posten weg! Aber daran erkenne ich meine Pinzgauer. Führt sie gegen den Feind, dann stehen sie wie eine Mauer, und wo sie hinschlagen, da wächst kein Gräschen mehr. Aber das Garnisonleben wird ihnen langweilig, das Heimweh kommt hinzu, und im Handumdrehen ist der Hois fort. Auf dem Geißstein oder dem Pihappen taucht er wieder auf, halb Soldat, halb Vagabund, bis schließlich ein ganzer Wilddieb oder Schmuggler aus ihm wird!"

„Verzeihen Sie, Kaiserliche Hoheit, weder das eine noch das andere ist mein Retter gewesen; ja um es nicht am Ende doch werden zu müssen, will er hinüber nach Kärnten flüchten, wo er einen Vetter hat. Dort glaubt er sich sicher."

„Thörichter Wahn! Man wird ihn auch dort finden," sagte der Erzherzog; „ja müßten wir als gute Staatsbürger ihn nicht von Rechts wegen hier festhalten und ausliefern?"

„Entschuldigen Kaiserliche Hoheit, ich nicht; ich bin bayerischer Unterthan!" bemerkte lächelnd der Graf, der wohl wußte, daß der Erzherzog die Frage nicht im Ernste that. „Sollte aber das nicht auch bei Ihnen ins Gewicht fallen müssen, daß der arme Bursche wider alles Recht zur Fahne eingezogen worden ist, da er als einziger Sohn einer Witwe vom Militärdienste hätte frei bleiben müssen? Dürfte ihm das nicht einigermaßen zur Entschuldigung dienen?"

„Nun ja, ich für meine Person will ihm das als Entschuldigung anrechnen; aber das Kriegsgericht würde danach wenig fragen. Hm! Hm! Könnte man doch dem armen Burschen helfen!"

„Sollte nicht Ihre Fürsprache" — — —

„Ach, lieber Graf," fiel der Erzherzog sogleich ein und lächelte dabei, „davon schweigen Sie nur. Sie wissen

so gut wie ich selber, was meine Fürsprache bei denen in Wien gilt. Der Bauernherzog kann dort nicht viel ausrichten. Indessen — — ich will's versuchen, weil ich mich für den Burschen interessiere. Vielleicht, daß es doch glückt. Ich habe die da unten schon lange nicht mehr um einen Gefallen gebeten; es könnte doch möglich sein, daß der Johann noch ein bißchen mehr gilt, als der Wlzeck, oder wie der dunkle Ehrenmann heißt, der den armen Burschen ins Unglück gebracht hat. Nur der richtige Weg muß gewählt werden, und ich will über denselben nachdenken. Also Sie schicken mir den Burschen morgen früh? Nicht zu spät, wenn ich bitten darf; denn ich möchte morgen einen kleinen Ausflug machen."

„Wie Sie befehlen, Kaiserliche Hoheit! Aber Sie werden dem Burschen seine Unbeholfenheit und Derbheit zu gute halten müssen. Er ist ein richtiges, ungehobeltes Naturkind, jedoch mit einem frommen, ehrlichen, goldtreuen Herzen."

„Keine Sorge deshalb, lieber Graf! Kenne ich denn etwa meine Pinzgauer nicht? Doch nun gute Nacht! Ihnen thut Ruhe not. Hoffentlich sind Sie bald wieder ganz hergestellt, was ich von Herzen wünsche."

Freundlich schüttelte er dem Grafen die Hand und entfernte sich eiligst.

Noch am Abende teilte der Graf Peter mit, was er mit dem Erzherzoge verhandelt habe, und suchte ihm wegen des Erfolges guten Mut zu machen. Vor allem ermahnte er ihn, morgen bei der Audienz ganz offen und ehrlich alles genau zu sagen, wie es sich verhielte, schärfte ihm auch ein, daß er den Erzherzog stets mit „Kaiserliche Hoheit" anreden müsse.

Unser Peter hatte doch starkes Herzklopfen, als er am folgenden Morgen bei guter Zeit der Wohnung des Erzherzogs zuschritt. Dort erwartete ihn schon ein Bedienter, der ihm freundlich zuredete, als er sah, wie ängstlich der starke Bursche dreinschaute, und ihn dann in ein kleines, ganz unscheinbar möbliertes Zimmer wies. Ein einfacher Tisch vor einem Ledersofa und ein paar Stühle bildeten außer einem hohen Wandschranke die ganze Einrichtung desselben.

Dieser Wandschrank enthielt freilich hinter seinen Glasfenstern eine äußerst wertvolle Waffensammlung, in welcher sich auch ganz alte Waffen, wie ein paar Armbrüste befanden. In anderer Lage und Stimmung würde sich Peter für den Inhalt dieses Schrankes sicher sehr interessiert haben; allein jetzt warf er kaum einen Blick darauf, sondern blieb ängstlich wartend in der Mitte des Zimmers stehen.

Er brauchte indessen nicht lange zu warten. Schon nach ein paar Minuten trat der Erzherzog im Jagdanzuge ein und empfing lächelnd den Versuch Peters, seinen dessen ganz ungewöhnten Rücken zu einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung zu zwingen, wie es ihm der alte Ignaz mit vieler Mühe einstudiert hatte.

„Grüß' Gott, mein Bursche!" sagte huldvoll der Fürst. „Ich freue mich, Dich kennen zu lernen und Dir auch meinerseits zu danken, daß Du dem Herrn Grafen St.... so treulich geholfen hast. Er hat mir alles erzählt. Nur hätte ich gewünscht, daß er mir etwas nicht hätte erzählen müssen, Du weißt wohl, was? — — Aber nun sage mir einmal, wie konnte sich ein so wackerer Bursche soweit vergessen, daß er vom Posten fortlief?"

„Herr," sagte Peter, die Kaiserliche Hoheit gänzlich vergessend, „ich weiß selber nicht recht, wie es zugegangen ist! Unser Herrgott weiß, daß ich nicht im entferntesten an so etwas dachte, als ich den Eid auf die Fahne schwur! Hatte er das Unrecht, das an mir verübt wurde, zugelassen, so wollte ich mich auch geduldig darein fügen" — — —

„Nun?" ermunterte der Erzherzog zum Fortfahren, als Peter ein wenig innehielt.

„Da mußt' ich einmal draußen weit vor der Stadt auf einsamem Posten stehen. Es war eine klare, mondhelle Nacht. Vor mir standen die Berge in langer Reihe und hinter denselben, das wußte ich, lag die Heimat. Ich dachte an meine arme, alte Mutter und" —

„An Deine Minel oder Andl oder wie sie heißt," fiel der Erzherzog dem Stotternden lächelnd in die Rede, „ich kenne das schon."

„Als ich so recht zu mir kam," fuhr der Errötende fort, „war ich schon auf dem Wege in die Berge. Zurück-

aber vor den Spießruten hoffe ich Dich bewahren zu können. Du darfst jedoch von dem, was Dir mit dem Herrn Grafen passiert ist, ebensowenig ein Wörtchen verlauten lassen, wie davon, daß Du mit mir zusammengetroffen bist und gesprochen hast. Bist Du dazu bereit?"

„Ja wohl, Herr, wenn Ihr es so für gut haltet."

„Nun so geh' jetzt! Ich werde Dir sogleich einen Geleitsschein besorgen, auf den Du warten mußt. Sonst greift Dich unterwegs der erste beste Landreiter auf, und dann kann ich Dir nicht mehr helfen. Du mußt Dich vor allen Dingen ganz freiwillig und ohne Zwang stellen. So leb' denn wohl und vertraue meinen Worten!"

„Aber halt! Noch eins!" rief er Peter nach, als der schon Kehrt machen wollte. „Wenn Du einmal Buben hast, so erziehe sie so, daß sie nicht wie ihr Vater vom Posten fortlaufen! Hörst Du?"

„Herr!" rief da Peter lebhaft und legte unwillkürlich die Hand aufs Herz. „Laßt die Franzosen kommen, und Ihr sollt sehen, daß wir Pinzgauer nicht die hintersten sind, wenn es gilt, für den Kaiser und für Euch in den Tod zu gehen!"

Freundlich nickte ihm der Erzherzog zu und verschwand mit einem kurzen Adieu! im Nebenzimmer.

Zurückgekehrt mußte Peter dem Grafen genau berichten über jedes Wort, das der Erzherzog und das er selbst gesprochen.

„Thue nur genau, was er Dir gesagt hat!" ermahnte der Graf, „dann wird's schon gut gehen."

„Und die Spießruten?" fragte Peter etwas bedrückt. „Wird er mich auch davor bewahren können?"

„Wenn er's zugesagt hat, wird er's auch thun," versicherte Graf St.... „Richte Dich nur ganz genau nach seiner Anweisung und schweige gegen jedermann unter allen Umständen davon, daß Du ihn kennst und gesprochen hast!"

„Nun, wenn Ihr auch der Meinung seid, daß ich ihm folgen soll, so will ich's auch thun," erwiderte Peter entschlossen, „aber dann auch sogleich aufbrechen und keine Zeit versäumen. Im Notfalle noch lieber Spießruten laufen, als länger so unstet und flüchtig umherzuirren!"

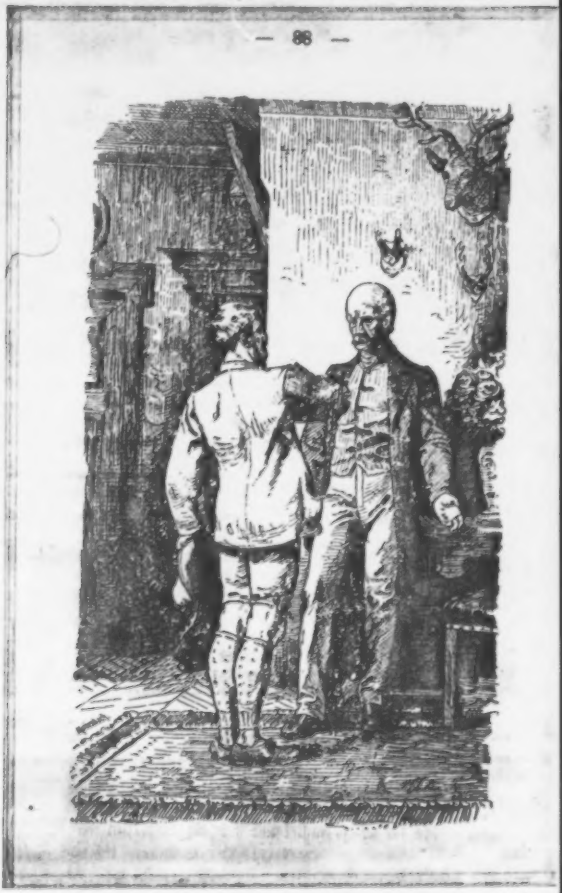

„Nun, ſo arg preſſiert es am Ende doch nicht, daß Du ſogleich fortlaufen müßteſt. Erſt gehſt Du hinunter und läßt Dir ein gehöriges Mittageſſen geben, auch Deinen Rucksack gehörig vollſtopfen und Deine Flaſche füllen. Dann kommſt Du noch einmal herein zu mir; ich habe noch etwas mit Dir zu ſprechen."

So geſchah's denn. Ignaz ſowohl wie der Wirt machten ſich eine Freude daraus, Peter inwendig wie auswendig ſo wohl mit allerlei guten Dingen zu verſorgen, daß er im Notfalle bis Salzburg wandern konnte, ohne unterwegs noch eine andere Mahlzeit zu halten wie die, welche ihm ſein ſtraff geſpannter Rucksack zu liefern imſtande war.

Als ein Polizeimann den verſprochenen Geleitsſchein gebracht hatte, begab ſich Peter noch einmal zum Grafen, der nun wieder in die wärmſten Dankesäußerungen verfiel und Peter verſicherte, daß er ihn niemals vergeſſen werde. Er gab ihm eine Karte mit ſeiner genauen Adreſſe und bat ihn wahrhaft, daß er ſich ja ohne Scheu an ihn wenden ſolle, wenn er irgendwie der Hilfe bedürfe, hieß ihn deshalb auch die Karte wohl verwahren, ſie auch, wenn er nach Salzburg komme, ſo an ſeinem Leibe zu verbergen, daß ſie nicht bei ihm gefunden werden könne. Denn es brauche dort niemand zu wiſſen, daß ſie ſich kennten.

„Und hörſt Du?" ſetzte er dann noch hinzu, „wenn alles glücklich abgelaufen iſt, und Du einmal mit Deiner Andl Hochzeit hältſt, ſo läſſeſt Du mich's wiſſen! Ich rechne feſt darauf. Und wenn Du mich einladen willſt, und ich nicht gerade gar zu weit weg bin, ſo komme ich gewiß, um ſelbſt zu ſehen, ob Dein Schatz es wert iſt, daß Du ſeinetwegen vom Poſten fortgelaufen biſt und Dir dadurch ſoviel Ungemach zugezogen haſt."

Peter wollte für die Güte des Grafen danken; allein dieſer wehrte jeden Dank mit der Verſicherung ab, daß er allein zu danken habe.

„Nimm auch noch dies!" ſagte er zuletzt und drückte Peter eine ſchöne ſeidene Börſe in die Hand, aus deren Maſchen blankes Silber hervorblitzte. „Es ſoll kein Lohn ſein für das, was Du an mir gethan haſt; aber Du wirſt

unterwegs brauchen können, was darin ist, und die Börse soll Dir ein Andenken an mich sein. So behüte und geleite Dich denn Gott, mein lieber Retter! Er führe Dich sicher und unbeschadet aus Deiner Bedrängnis heraus! Lebe wohl! Auf fröhliches Wiedersehen!"

Der alte Ignaz ließ es sich nicht nehmen, Peter noch eine gute Strecke Weges zu begleiten, und als es ans Abschiednehmen ging, fiel er ihm um den Hals und dankte ihm nochmals, daß er ihm seinen guten Herrn gerettet und erhalten habe.

9.

Der Weg von Gastein nach Salzburg ist so reich an den herrlichsten Naturbildern, die sich in unaufhörlicher Abwechselung dem Auge darbieten, daß es der rüstige Wanderer, wenn er am Ziele ist, kaum glauben kann, es liege ein zwanzigstündiger Marsch hinter ihm.

Aus dem lieblichen Thale von Hof-Gastein geht es durch die wilde Schlucht der Klamm an dem malerischen Wasserfalle von Lend vorüber nach Schwarzach, wo im Jahre 1732 die evangelischen Bauern den Salzbund beschworen. Von da führt der Weg über St. Johann und Bischofsheim mit seiner Heidenkirche nach Werfen mit seinem hohen Schlosse, in dessen unterirdischen Kerkern seiner Zeit mancher evangelische Salzburger um seines Glaubens und Bekenntnisses willen schmachtete und die fanatischsten Bekehrungsversuche über sich ergehen lassen mußte.

Durch den Paß Lueg, wo eine Handvoll Schützen eine ganze Heeresabteilung aufzuhalten vermochte, kommt man dann nach Golling, wo wiederum ein herrlicher Wasserfall das Auge ergötzt, und endlich über die alte Salzstadt Hallein in die schöne Ebene, wo zwischen zwei Bergen eingeklemmt und von der grünlichen Salzach durchströmt Salzburg, das alte Juvavia, liegt.

Ob der Tannerpeter, als er diesen Weg durchwanderte, sich an all diesen Naturschönheiten besonders ergötzte, wissen wir nicht; aber jedenfalls bekam es ihm gut, daß er seinen sicheren Geleitsschein bei sich hatte. Denn fast alle Landreiter, denen er begegnete, sahen ihn mit sehr

scharfen, verdachtsvollen Blicken an, standen aber meistenteils von weiteren Prüfungen und Nachforschungen sogleich ab, wenn ihnen Peter seinen Schein vorgelegt hatte.

Am Abende des zweiten Tages hielt Peter durch das Michaelisthor seinen Einzug in die Stadt Salzburg. Es hatte ihm unterwegs manchmal einen schweren Kampf gekostet, weiter zu gehen, weil sich, je näher er seinem Ziele kam, auch desto stärker der Zweifel geltend machen wollte, ob nicht so hohe Herren, wie die, welchen er folgte, am Ende eines so armen, geringen Burschen, wie er einer war, vergessen und ihn ruhig seinem Schicksale überlassen würden.

Ja, als ihm hinter St. Johann ein etwas zudringlicher Landreiter stark zugesetzt und Lust geäußert hatte, ihn trotz seines Geleitsscheines festzunehmen, und er nun an die Stelle kam, wo sich die Straße rechtsab nach Radstadt wendete, und von wo aus man auch über den Radstadtertauern und den Lungau nach Kärnten gelangen konnte, da lag ihm die Versuchung sehr nahe, diesen Weg einzuschlagen, weil etwas in ihm flüsterte: „Noch ist es Zeit! Wende um und stürze Dich nicht selbst in Dein Verderben! Die Ruten sind bereits gewachsen, die Dir den Rücken zerfleischen werden!“

Aber alsbald traten ihm auch wieder die Bilder des Grafen und des Erzherzogs entgegen, die beide so ausnehmend freundlich gegen ihn gewesen waren und ihm eine so aufrichtige Teilnahme bewiesen hatten, und es dünkte ihm ganz unmöglich, daß deren Worte und Gesichter gelogen haben sollten.

Nichtsdestoweniger klopfte ihm das Herz hörbar, als er jetzt an der Hauptwache vorüberschritt, wo eben der Leutenant seiner Kompanie auf und ab spazierte, und noch mehr, als er in die Kanzlei trat und sich meldete als Peter Tanner von der fünften Kompanie, der vor so und soviel Wochen vom Posten desertiert sei.

Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt fuhren alle Schreiber in die Höhe und begafften sprachlos den schlanken, kräftigen Burschen, der sich, wie es schien, so harmlos, wie wenn er aus Urlaub zurückkäme, als Deserteur meldete!

„Jetzt steht die Welt nicht mehr lange," platzte endlich ein alter Feldwebel heraus, „da sich ein Pinzgauer Hois freiwillig als Deserteur stellt!"

„Deinen Rücken juckt es wohl nach Haselstöcken?" fragte hier ein patziger Bursche.

„Esel sind auch Tiere!" bemerkte dort ein anderer trocken mit nur zu deutlicher Anzüglichkeit.

Wie steigerte sich aber erst das Staunen des ganzen Kanzleipersonals, als sich bei der vorgenommenen Durchsuchung Peters die kostbare seidene Börse mit den vielen blanken Guldenstücken vorfand, und Peter über die Art, wie er in deren Besitz gekommen sei, jede Auskunft verweigerte!

„Wo mag denn die gestohlen sein?" hieß es hier.

„Wenn nur nicht am Ende noch mehr dahinter steckt wie ein bloßer Diebstahl!" hieß es dort.

„Gieb acht," flüsterte ein dritter seinem Nebenmanne zu, „das Bürschchen stellt sich bloß darum freiwillig, weil er denkt, wenn er hier in Numero Sicher säße, verliere man ihn draußen aus den Augen und suche die Spur des — — Mörders wo anders!"

„Donner und Doria!" fluchte wieder ein anderer. „Ich sollte die blanken Gulden haben! Ich wüßte etwas Gescheiteres zu thun, als hier in die Klappe zu gehen!"

Doch wir lassen die Schreiber mit ihren Mutmaßungen sich die Köpfe zerbrechen und folgen dem Peter in das Stockhaus nach, wohin er mit gefesselten Händen abgeführt wurde, nachdem das Generalkommando Meldung empfangen und Befehl erteilt hatte.

Dort war eine saubere Gesellschaft versammelt, nicht wenige darunter, wie Peter mit Fesseln geschmückt. Neugierig umstellte und begaffte man den neuen Schicksalsgenossen. Als aber der Schließer ihn als einen Ausreißer vorstellte, der sich freiwillig selber wieder gestellt habe und ihn offenbar zum bitteren Hohne wegen dieser Bravheit belobte und ihn den andern als Muster hinstellte, da brach ein riesiges Hohngelächter los. Spöttereien ergossen sich über Peter, gegen welche die der Schreiber vorhin so gut wie gar nichts waren, und welche für Peter nur das Gute hatten, daß er die größere Zahl derselben nicht verstand,

da sie in so ziemlich allen Sprachen der Monarchie auf ihn herniederrauschten.

Als Peter alles schweigend über sich ergehen ließ und sich ruhig auf eine Pritsche setzte, ohne auch nur eine böse Miene zu machen, legte sich allmählich der Sturm. Man sah offenbar sein Schweigen als einen Beweis von Dummheit und Einfalt an und ließ ihn gehen. Nur ein vierschrötiger Steiermärker rief:

„Dem Kerl thäte einer wahrhaftig eine Wohlthat, wenn er ihn tot schlüge; denn vor lauter Dummheit kann der einmal von selber nicht sterben!"

Was Peter das Schweigen und Dulden möglich gemacht hatte, wo er doch sonst sehr geneigt war, Beleidigungen die Stirne zu bieten, war der Gedanke, daß er es als wohlverdiente Strafe hinnehmen müsse, solcher Rotte preisgegeben zu sein. Was ihn auch ferner aufrecht erhielt während seiner Haft, war die Hoffnung, daß die Erlösung bald kommen werde.

Sein Prozeß begann, geführt von einem Auditeur, welcher offenbar, obschon er als Justizbeamter wesentlich nur mit den Nachtseiten des Menschenlebens zu thun bekam, doch den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz eingebüßt und sich noch nicht zu dem Grundsatze bekannt hatte, jeden Angeklagten, der ihm vorgeführt wurde, schon von vorneherein als einen ausgemachten Verbrecher und unverbesserlichen Menschen anzusehen.

Er hatte es schnell weg, daß Peter nicht zu den letzteren gehören könne, daß es um ihn, der sich so besonders benommen hatte, indem er sich freiwillig stellte, auch etwas Besonderes sei. Das offene, ehrliche Gesicht des Burschen mit den treuen Augen, die daraus hervorleuchteten; die Aufrichtigkeit und Selbstverleugnung, womit rückhaltlos seine Schuld eingestand und nicht einmal versuchte, aus der Ungesetzlichkeit, welche ihm durch seine Einstellung widerfahren war, einen Entschuldigungsgrund für sich herzuleiten: alles das stimmte den Beamten günstig. Peinlich war demselben nur, daß Peter über die bei ihm gefundene reich gespickte Geldbörse, die so wenig zu seinen Verhältnissen paßte, jede nähere Auskunft verweigerte und

nur fest dabei blieb, er habe dieselbe auf ganz ehrlichem Wege erhalten.

Um vielleicht etwas Licht über diesen Punkt zu erhalten, wendete sich der Auditeur an das heimatliche Pflegegericht Peters und ersuchte um Auskunft über dessen persönliche Verhältnisse.

Da aber der alte Pfleger gerade mit der äußerst schwierigen und bedeutsamen Frage beschäftigt war, was wohl in dem Wappen derer von Kaprun das zu bedeuten haben möge, daß dem mittleren der drei Stiefel, welche da im roten Felde standen, der Absatz fehle, so übertrug er wie fast alle schriftliche Arbeiten so auch die Beantwortung des Salzburger Schreibens seinem Aktuar.

Wie die Antwort ausfiel, können wir uns denken. Was konnte dem heimtückischen Böhmen erwünschter sein, als den Peter recht tüchtig einzuhauen und so schwarz wie möglich zu malen? Aber er mußte dabei doch die Farbe ein wenig gar zu dick aufgetragen haben. Denn der Auditeur, welcher durch Peters Erzählung wußte, welches Verhältnis zwischen diesem und dem Aktuar bestand, und weshalb der letztere einen so grimmigen Haß gegen Peter hegte, ließ sich durch den völlig vernichtenden Bericht Wlycks in seiner vorgefaßten günstigen Meinung von Peter keineswegs irre machen.

Als das Kriegsgericht zum Urteilsspruche versammelt war, wußte er Peters Sache so darzustellen, daß das gelindeste Strafmaß angesetzt wurde, welches in Ansehung des erschwerenden Umstandes der Desertion vom Posten überhaupt angenommen werden konnte. Das Urteil lautete auf dreimaliges Spießruten-Laufen und Einstellung auf zwölf Jahre in ein weit entferntes Grenzer-Regiment.

Peter überlief ein Grausen, als er das Urteil vernahm. Er wußte wohl, daß ein dreimaliges Spießruten-Laufen in sehr vielen Fällen wenn nicht geradezu den Tod, so doch lebenslängliches Siechtum herbeiführe. Und zwölf Jahre Dienstzeit, wobei er am Ende mit einem siechen Körper ein beständiger Insasse des gefürchteten Militär-Lazarets sein mußte! Der Gedanke war fürchterlich, zu fürchterlich, als daß sich Peter nicht hätte mit aller Seelenkraft an die Hoffnung anklammern sollen, seine hohen

Gönner würden ihn durch ihren Einfluß vor der schrecklichen Strafe bewahren.

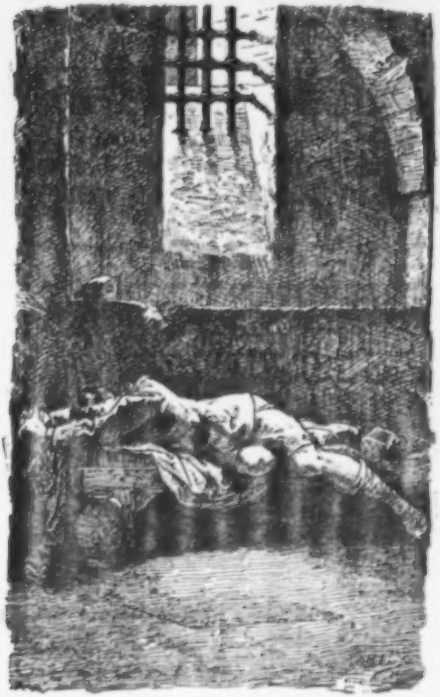

Aber konnten sie das denn auch beim besten Willen? Donnerstags wurde das Urteil gesprochen und Samstags schon sollte dasselbe in Vollzug gesetzt werden. Denn der Samstag war, wie sich die Soldaten ausdrückten, der „Zahltag", an welchem die während der Woche diktierten Strafen verbüßt werden mußten. An diesem Tage hörte man ziemlich regelmäßig in der dem Gymnasium gegenüberliegenden Reitschule den dumpfen Ton zweier Trommeln, welche das Klatschen der Ruten auf den zerfleischten blutigen Rücken und das Wehgeschrei der Gemarterten übertönen sollten, aber nicht immer konnten.

Durfte Peter erwarten, daß in der kurzen Zwischenzeit von nicht ganz zwei Tagen noch eine günstige Wendung seines Schicksals eintreten werde, nachdem nun schon ganze drei Wochen verflossen waren, ohne daß etwas für ihn gethan worden war?

Es war eine schwere Nacht, die er von Donnerstag auf Freitag verbrachte, immerfort hin und her schwankend zwischen Furcht und Hoffnung. Erst gegen Morgen, als er vertrauensvoll sein Schicksal im Gebete Gott anheimgestellt hatte, fand er ein wenig Schlaf auf seiner harten Pritsche.

Aber wie wurde ihm, als am Freitag mittags das Brot an die Gefangenen ausgeteilt wurde, und der Schließer mit einemmale rief:

„Peter Tanner faßt heute kein Brot, sondern macht sich fertig, sogleich mit mir zu gehen!"

Da mußte jedenfalls etwas Besonderes vorgefallen sein, und war dies Besondere nicht etwas Günstiges, so hätte man ihn doch ohne Zweifel im Stockhause gelassen.

Unterwegs fragte ihn sogleich der Schließer: „Was in aller Welt hast Du denn mit Wien zu schaffen? Es soll heute morgen von dort ein großer Brief an den General gekommen sein, der Dich betrifft."

Da drang ein lichter Freudenstrahl in Peters Herz. Er wußte ja, worum es sich handeln werde, allein nur handeln könne. „So haben die Herren doch Wort gehalten!" dachte er, that aber, als habe er die Frage des Schließers überhört.

Beim General fand Peter ſowohl den Auditeur, wie auch den Hauptmann ſeiner Kompanie und bei allen dreien gleichermaßen Augen, die ihn mit geſpannter Neugier und mit Teilnahme betrachteten.

„Nun ſag' einmal, Burſche, was Du mit dem Hofkriegsrat zu Wien zu thun haſt," rief ihm der General entgegen, als der Schließer abgetreten war. „Kommt da mit dem leibhaftigen kaiſerlichen Inſiegel völliger Pardon für Dich und zu gleicher Zeit Dein Abſchied. Wie hängt denn das zuſammen? Sprich!"

Peter glaubte nun nicht länger zum Schweigen verpflichtet zu ſein, und erzählte voller Herzensfreudigkeit einfach und in ſeiner treuherzigen Art ſowohl das Begegnis mit dem Grafen St . . . . , als auch ſein Zuſammentreffen mit dem Erzherzoge, und wie dieſer verſprochen habe, ſich für ihn zu verwenden.

„Köſtlich! Köſtlich!" rief einmal über das andremal der General; „das ſieht dem Johann ganz ähnlich! Aber hohe Zeit war's, Bürſchchen, daß der Brief kam. Morgen um dieſe Zeit hätteſt Du ſchwerlich Deine Heimreiſe antreten können, wie Du es jetzt ſogleich thun darfſt, wenn Du willſt. So nimm denn hier Deinen Begnadigungsbrief und gehe in Gottes Namen! Werde aber ein braver Kerl! Und wenn Du einen Schatz haſt," fügte er lächelnd hinzu, „ſo bleib' dem treuer wie Deiner Fahne!"

Damit händigte ihm der General das wichtige Schriftſtück ein und ſchüttelte ihm zum Abſchiede ſogar die Hand. Dasſelbe thaten auch der Hauptmann und der Auditeur, letzterer mit der Verſicherung:

„Ich habe doch immer geahnt, daß es mit Dir eine beſondere Bewandtnis haben müſſe. Jetzt begreife ich, warum Du mir keine Auskunft über die gefüllte Börſe geben wollteſt. Aber es war brav von Dir, daß Du Wort hielteſt und nicht plapperteſt, um Dich vor mir rein zu waſchen!"

In der Kanzlei empfing Peter ſeine Kleider, wie die ihm abgenommene Börſe zurück, und als er ein paar Gulden zu einem Labetrunke ſpendierte, wurde er mit Dank und Jubel entlaſſen.

In der nächsten Stunde schon war er auf dem Wege nach seinen lieben Bergen, und das „Amen! Amen!“, welches sein Herz durchtönte, machte sich in manchem jubelnden Juchzer Luft, mit dem er seinen Dank und seine Herzensfreude gen Himmel klingen ließ.

10.

Droben im stillen Thal der Ache war inzwischen die Ernte eingethen worden, und alles den gewohnten ruhigen Gang weitergegangen.

Bei der Kreuzwirtin ging es eben ziemlich stille her. Viele Gäste kamen jetzt nicht mehr, weil die Tage bereits anfingen, kürzer zu werden, und der Tauernwind abends oft schon recht rauh und kalt über die Höhen und durch das Thal strich. Nur der Herr Aktuar Wizek war und blieb ein ziemlich häufiger Gast, trotzdem, daß Frau Walburga jetzt immer kalt und gemessen gegen ihn war und ihn am liebsten allein bei seinem Weine sitzen ließ. Sie konnte die Hausuchung immer noch nicht vergessen und mußte, so oft sie den Aktuar sah, unwillkürlich an jenen bösen Blick zurückdenken, den sie damals aus seinen Augen aufgefangen hatte, mochte er sich auch noch so sehr anstrengen, den Liebenswürdigen zu spielen.

Die Andl aber verschwand regelmäßig, sowie der Aktuar das Haus betrat, und als sich dieser einmal bei der Mutter deshalb beklagte und über seine Absichten auf die Andl mehr als bloße Andeutungen laut werden ließ, erhielt er zur Antwort:

„Ich kann das Mädchen nicht zwingen, sie will einmal durchaus von Ihnen nichts wissen.“

„Aber wohl von dem Lump, dem Tannerpeter, desto mehr, nicht wahr?“ fuhr der Aktuar heraus, und wieder funkelte es in seinen Augen so heiß und ingrimmig, daß Frau Walburga erschrak.

„Darüber kann ich keine Auskunft geben,“ erwiderte sie kalt, „darüber müssen Sie die Andl selbst fragen, wenn Sie Gewißheit darüber haben wollen.“

Daß die Andl jeden Tag die Tannerin besuchte und sie in der Krankheit völlig verpflegte, welche ihr der Schrecken

bei der Haussuchung verursacht hatte und welche durch die Unruhe wegen des Peter nicht vermindert wurde, wußte die Kreuzwirtin wohl, that aber, als merke sie nichts davon.

„'s ist ja eine alte einsame Frau," dachte sie, „da verdient sich ja die Andl einen Gotteslohn, wenn sie sie verpflegt."

Sie wollte um so weniger etwas dagegen einwenden, da sie sah, wie gedrückt und schweigsam ihre Tochter einherging, wie die frischen, rosigen Wangen, welche sie bis jetzt geschmückt hatten, zu erbleichen begannen.

Die Ungewißheit über das Ergehen Peters, ob er glücklich nach Kärnten entkommen, ob er dort vor den Steckbriefen sicher sei, und weiter die bange Frage, wie es am Ende noch mit ihnen beiden werden würde, lagen schwer und drückend auf dem Herzen des Mädchens. Die jubelnde Gewißheit, daß alles zu einem guten Ende kommen werde, welche sie bei dem Abschiede auf dem Teufelsstein erfüllt hatte, rang sich auch wohl jetzt je und dann wieder siegreich in ihrem Herzen empor; aber über die immer wieder neu aufsteigenden Zweifel und Bedenken konnte sie nicht mehr völlig die Herrschaft erlangen.

Wie schwand aber alle Hoffnung dahin, als eines Tages der Mithridat-Matzerl die Nachricht aus der Stadt brachte, Peter sitze gefangen auf der Festung zu Salzburg, werde Spießruten laufen müssen und dann, wer weiß wohin? und auf wie lange? in ein Strafregiment gesteckt werden, wenn er nicht am Ende gar blaue Bohnen zu essen bekäme.

Der Müller hatte diese Nachricht von dem Gerichtsdiener Schnüffel erfahren, der ihm auch zugleich, da er nicht wußte, wie nahe der Müller dem Tannerpeter stand, mit höhnischem Lachen erzählte, daß der Aktuar wegen des Peter habe nach Salzburg berichten müssen und dabei Pfeffer und Salz gewiß nicht gespart haben werde.

Die Kreuzwirtin, welcher der Müller diese Nachricht in Abwesenheit Andls überbracht hatte, hätte dieselbe gerne der Tochter verheimlicht. Allein diese war dem Paten unterwegs begegnet und hatte bereits alles erfahren. Totenbleich kam sie nach Hause und eilte sogleich hinauf in ihr Stübchen, trotzdem, daß große Wäsche im Hause war. Ein

herzbrechendes Weinen klang alsbald zu der lauschenden Mutter herab.

Das erschütterte das mütterliche Herz, zumal da dasselbe bereits über die Veränderung im Aussehen der einzigen Tochter bange Sorge zu empfinden begann. Da die Kreuzwirtin ihre Andl kannte, mußte sie sich sagen, daß sie doch wohl von dem Tannerpeter nicht lassen werde. Sollte sie da an ihrem Widerstande festhalten und ihr liebes Kind sich im Kummer verzehren lassen? Wurde Peter wirklich in ein Strafregiment gesteckt, wie der Gerichtsdiener jedenfalls wohl infolge von einer Äußerung des Aktuars vermutete, so mußte ja noch eine lange, lange Zeit verfließen, bis aus einer Heirat zwischen ihm und Andl etwas werden konnte. Was konnte sich in dieser Zeit nicht alles ändern! War es nicht möglich, daß sich Andl doch noch anders besinnen und von dem Peter ablassen werde? Durfte sie es daraufhin nicht wagen, durch Einwilligung in ihre Verlobung mit Peter dem armen, gebeugten Mädchen eine tröstliche Aufrichtung zu gewähren?

So trat sie denn in das Stübchen der Tochter ein, und als diese, um den Grund ihres jämmerlichen Weinens befragt, erzählte, was ihr der Pate mitgeteilt habe, und sich darauf unter strömenden Thränen in die Arme der Mutter warf, sagte diese gerührt:

„Nun, beruhige Dich nur; es wird wohl so schlimm nicht werden! Und wenn Du doch einmal von dem Peter nicht lassen kannst und willst, so soll es mir am Ende auch recht sein, daß er mein Schwiegersohn wird."

„Ist das wirklich Dein Ernst, Mutter?" fragte Andl sich aufrichtend und die nassen Augen zweifelnd und doch hoffend der Mutter zuwendend.

„Nun ja," sagte diese, „was bleibt mir denn anders übrig, wenn ich Dich wieder froh sehen und die Sorge wegen Deines schlechten Aussehens los werden will?"

„Und mit dem Aktuar willst Du mich nicht mehr quälen?"

„Natürlich nicht. Wenn ich nur eine Tochter besitze, kann ich doch nicht zwei Schwiegersöhne auf einmal haben wollen."

„O Du liebe, gute Mutter!“ rief jetzt Andl und umschlang die Mutter mit beiden Armen, sie herzend und küssend. „Wie kann ich Dir das danken? Ach siehst Du, ich kann einmal von dem Peter nicht lassen, ebensowenig wie er von mir läßt. Wir sind von Kind auf zu enge miteinander verwachsen.“

„Aber,“ fuhr sie klagend fort, „was kann uns Deine Einwilligung jetzt helfen, wo er vielleicht erst nach zehn, zwölf Jahren oder noch später loskommt?“

„Nun,“ tröstete die Mutter, „es ist vielleicht möglich, ihn loszukaufen. Mit Geld läßt sich ja vieles in der Welt fertig bringen, vielleicht auch das. Und Du wirst ja wohl nichts dagegen haben, wenn ich einen Teil Deines Vermögens dazu verwende?“

„O nein! Nein, gewiß nicht!“ rief Andl eifrig. „Gieb meinetwegen alles hin, wenn es etwas helfen kann! Ich will ja arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorkommt, um Dich und mich zu ernähren!“

„Der Versuch soll jedenfalls gemacht werden, verlaß Dich darauf!“ versicherte die Mutter, die solchem Beweis von alles hingebender Liebe gegenüber nun jeden Hintergedanken aufgab, und selber den Wunsch hegte, ihrem Kinde zu einem Glücke zu verhelfen, wie sie es bei solcher Gesinnung mit Peter wohl finden mußte.

Andl schlief heute zum erstenmal seit langer Zeit ruhig ein, und das Amen ihres Nachtgebets hatte wieder den freudigen Klang wie jenes vom Teufelssteine. Hatte ihr Gott der Herr soweit geholfen, so würde er ja auch weiter helfen und alles zum erwünschten Ziele führen.

Wieviel dankbarer und inniger würde aber ihr Amen erst geklungen haben, wenn sie gewußt hätte, was wir bereits wissen, was aber der Achenmüller in der Stadt noch nicht hatte erfahren können!

Dort droben auf der Mühle hatte man sich heute, weil ein schweres Tagewerk vollbracht worden war, frühzeitig zur Ruhe begeben und diese auch gefunden bis auf den Müller selbst, den die Gedanken an das Mißgeschick des Peter und an das traurige Los seines lieben Patenkindes, der Kreuzwirts-Andl, nicht einschlafen ließen.

Da fing plötzlich der Hofhund heftig zu bellen an, wie er es nur zu thun pflegte, wenn nachts jemand den Hof betrat. Aber merkwürdig! Bald ging das Bellen in ein freudiges Winseln über, als wenn der Nahende ein Freund oder Bekannter wäre. Was konnte das sein? Der Knecht, welcher sonst wohl noch um diese Zeit hätte draußen sein können, war doch schon längst zur Ruhe gegangen, da er heute Morgen schon vor Tag hatte aufstehen müssen, die Pferde zur Fahrt nach der Stadt zu rüsten, und wer sonst zum Hause gehörte, schlief bereits seit wenigstens einer Stunde den tiefen Schlaf der Ermüdung.

Es war kaum soviel Zeit verflossen, als der Müller zu diesen Erwägungen nötig gehabt hatte, da pochte es heftig wider den vorgelegten Fensterladen und eine keuchende Stimme rief: „Heraus! Heraus! Im Dorfe brennt's!"

Wie der Blitz sprang der Müller aus dem Bette und riß den Fensterladen auf. Aber der Klopfer enteilte schon flüchtigen Fußes dem Hofe, ohne daß es dem Müller möglich gewesen wäre, zu erkennen, wer es war. Daß er aber mit seinem Rufe recht gehabt habe, bewies das glutige Rot, welches über dem Dorfe aufstieg. Mit dem Knechte, den er sofort weckte, eilte der Müller dem Dorfe zu.

„Ach, Du mein Gott!" rief er, als er des Dorfes ansichtig wurde, „das brennt ja bei der Kreuzwirtin!"

Doppelte Eile beflügelte nun die Schritte der beiden Männer.

Als sie zur Brandstätte kamen, stand bereits das Dach des Hauses in hellen lichten Flammen, und das Feuer fraß so gierig um sich, daß man den Gedanken, das Haus zu retten, von vorneherein aufgeben und alle Hülfeleistung darauf beschränken mußte, aus dem Hause noch zu retten, was zu retten war, dann aber vor allen Dingen die mit Heu und Stroh gefüllten Ökonomiegebäude zu schützen.

Mit dem Retten aus dem Hause mußte es aber eilig gehen; denn schon drang aus den Fenstern des oberen Stockes der Rauch hervor, und stürzte erst der brennende Dachstuhl zusammen, so war es im Hause nicht mehr auszuhalten.

Da drang mit einem Male ein gellender Schrei durch den Lärm, welchen die Rettenden und Löschenden machten, und als man nachsah, kam der Schrei von der Andl, die droben am Fenster einer der hinten angebauten Kammern stand und flehend die Arme nach Hülfe ausstreckte. Sie war noch einmal ins Haus geeilt, um ein Geschenk, welches sie einst von Peter erhalten hatte, aus ihrem Stübchen zu holen, konnte aber in dem immer dichter werdenden Qualme den Rückweg nicht mehr finden.

„Mein Kind! Mein Kind!“ schrie die Kreuzwirtin verzweiflungsvoll. „Wer rettet mein Kind!“

Nachdem der Achenmüller es versucht hatte, ins Haus zu dringen, aber schnell taumelnd wieder herausgekommen war, wollte niemand das Wagnis versuchen. Es schien auch fast unmöglich, durch den Qualm, welcher bereits das ganze Haus erfüllte und schon zur Hausthüre heraus-drang, nach oben zu gelangen, und doch war das Kammer-fenster, an welchem Andl stand, zu enge, um durch dasselbe die Bedrohte herausholen zu können.

Da brach sich ein schlanker kräftiger Mann durch die ratlos stehende Menge keuchend und mit gewaltigen Ellbogenstößen Bahn. Er hatte den Hut tief ins Gesicht gezogen, so daß nicht zu erkennen war, wer es sei. Rasch goß er sich selbst einen Eimer voll Wasser über den Kopf, zog die durchnäßte Jacke hoch empor und war mit ein paar Sätzen im Hause.

Ein allgemeiner Schreckensruf begleitete ihn. Aber man hatte kaum Zeit gehabt zu fragen, wer der Wage-hals wohl sein möge, da kehrte derselbe schon wieder, je-doch nicht allein, sondern die bewußtlos gewordene Andl in seinen starken Armen tragend. Kaum war er jedoch aus der Thüre getreten, so stürzte, als ob er gerade so lange habe halten müssen, der Dachstuhl zusammen, und eine furchtbare Lohe schlug aus allen Öffnungen des Ober-stocks, im Nu auch die hölzerne Galerie des Umgangs entzündend.

Welch ein Staunen aber, als nun der Retter, nach-dem er die Bewußtlose sachte zu Füßen ihrer Mutter auf einen Haufen Bettwerk niedergelegt hatte, den Hut ab-

nahm und vor aller Augen, von den Flammen beleuchtet, — — der Tannerpeter ſtand!

„Der Tannerpeter! Der Tannerpeter!“ rief es wie aus einem Munde, „der Tannerpeter hat die Andl aus dem Feuer geholt!“

Die Kreuzwirtin, welche bei ihrer Tochter niedergekniet und bemüht war, die Bewußtlose wieder zu sich zu bringen, hatte in ihrer Mutterangst noch nicht nach dem Retter gefragt. Jetzt, wo Andl, ohne Zweifel von dem lauten Geschrei erweckt, wieder die Augen aufschlug, blickte sie in die Höhe, und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Genannten wirklich und leibhaftig vor sich stehen sah, die Blicke voll Besorgnis auf Andl geheftet!

„Peter, Du?“ rief sie, „und Du hast mein Kind gerettet?“

„Peter, mein Peter!“ drang es da auch über die bleichen Lippen Andls, als der erste Blick ihrer wieder geöffneten Augen auf den Geliebten fiel.

„Ja, nun soll er auch Dein Peter sein!“ rief in begeistertem Tone die Mutter, alles andere vergessend. „Hat er Dich aus dem Feuer geholt, so soll er Dich nun auch haben; ich erkläre es hier vor Gott und den Menschen!“

Es war ein Glück, daß das Dach des brennenden Hauses ganz nach innen zusammengestürzt war, und nun die etwas abstehenden Ökonomiegebäude kaum mehr Gefahr hatten, von dem in sich zusammenbrennenden Hause entzündet zu werden, wenn die auf den Dächern Sitzenden einigermaßen acht gaben. Denn alles drängte sich nun um den Tannerpeter, den man im Stockhause zu Salzburg wähnte, und der nun mit einem Male hier war; alles sah mit freudiger Verwunderung zu, wie die Kreuzwirtin den Peter zu sich niederzog und wie dieser ohne alle Scheu einen Kuß auf die Lippen des Mädchens drückte, das beide Arme um seinen Hals schlang.

Ein brausendes Hurra, wie es wohl noch keine Brandstätte gehört haben mochte, erschallte ringsum und gab Zeugnis von der allgemeinen Billigung, welche das Verfahren der Kreuzwirtin fand, ebensowohl wie von der allgemeinen Beliebtheit, deren sich der Peter erfreute, und wegen deren ihm wohl niemand das Glück mißgönnte, das er sich so kühn und tapfer aus Flammen und Rauch geholt hatte.

„Laßt mich durch! Laßt mich durch! Im Namen des Gesetzes laßt mich durch!“ rief es plötzlich hinter dem dichten Gedränge der Umstehenden, und ein Mann drängte sich mit Gewalt durch den Haufen.

Es war der Aktuar Wlzeck. Als der Brand ausgebrochen war, hatte nämlich der Vorsteher des Dorfes der Vorschrift gemäß einen Feuerreiter mit der Meldung ans Pflegegericht davongejagt, und der diensteifrige Aktuar hatte sich sofort mit der Feuerspritze zugleich in einem Wagen auf den Weg gemacht, seine beiden Adjutanten, Greif und Schnüffel, mit ihm.

Eben ausgestiegen, hatte Greif auch schon durch den spionierenden Tonerl die kaum glaubliche Nachricht empfangen, daß der Tannerpeter wieder hier sei und soeben die Kreuzwirts-Andl aus dem Feuer geholt habe, und diese erwünschte Nachricht sogleich dem Vorgesetzten zugeflüstert.

„Dann ist der Kerl aus dem Stockhause entwischt,“ meinte dieser, „nun gilt's aber zuzugreifen und festzuhalten.“

Als es dem Aktuar endlich gelungen war, sich bis zu Peter Bahn zu brechen, faßte er diesen unsanft am Arme und riß ihn mit den Worten empor:

„Peter Tanner, ich verhafte Dich im Namen des Kaisers!“

„Holla, Herr Aktuar,“ erwiderte Peter ruhig und schüttelte die Hand, die ihn gefaßt hielt, mit einem schnellen Rucke ab, „so rasch geht das nicht! Lesen Sie erst dieses!“

Damit griff er nach einer Ledertasche, die er um den Hals hangen hatte, zog sie hervor und entnahm ihr ein großes Schreiben, welches er geöffnet dem Beamten vor die Augen hielt.

An Licht, dasselbe zu lesen, fehlte es nicht; aber die Flammen des brennenden Hauses schienen doch dem Aktuar nicht genug zu leuchten; denn er blinzelte mit den Augen, als ob es ihm unmöglich sei, die Buchstaben des Schreibens zu entziffern. Als er endlich doch mit dem Lesen zu Ende gekommen war, reichte er mit einem Blicke voll unsäglicher Wut das Schreiben an Peter zurück und drängte sich ohne ein weiteres Wort wieder durch die Menge davon.

Das Hurra, welches sich jetzt ringsum erhob, war noch lauter als das erste und übertönte das Rasseln des Wagens, in welchem der Aktuar mit seinen Schergen eiligst den Rückzug nahm.

Nun wollte aber auch jeder wissen, was in dem Schreiben stünde und wie Peter, dessen trauriges Schicksal, wie es der Müller in der Stadt vernommen, sich bereits im Dorfe umhergesprochen hatte, auf einmal habe hierherkommen können. Peter mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, wenigstens in kurzen Worten seine Erlebnisse zu berichten, während die Flammen ruhig ihr nicht zu hinderndes Zerstörungswerk vollendeten. Lautlos hörte man ihm zu; doch als er geendigt hatte, und der Achenmüller die Stille mit dem Rufe unterbrach: „Unser Johann lebe hoch!", da brauste ein dreimaliges Hoch auf, welches demjenigen, welchem es galt, gewiß hohe Freude gemacht haben würde, wenn er es hätte hören können.

Wie aber nun gar der Mithridat-Matzerl, nachdem er ein paar Worte zu seiner Gevatterin geflüstert hatte, davon eilte und nach kurzer Zeit aus dem unter der unversehrt gebliebenen Scheune gelegenen Keller der Kreuzwirtin mit einer großen Kanne Weins zurückkehrte, und nun denselben in den verschiedenartigsten Gefäßen herumgab, welche dem geretteten Hausrate entnommen wurden, da konnte man kaum daran denken, daß man sich auf einer Brandstätte befand, wo eben noch ein Menschenleben in Gefahr gewesen war. Man mußte vielmehr meinen, bei einem frohen Verlobungsfeste zu sein, zu dessen Verherrlichung das Haus angezündet worden sei.

Denn fortwährend rief es bald hier bald da: „Der Peter und seine Andl leben hoch!" oder: „Die Mutter Kreuzwirtin soll leben!" Am lautesten geberdete sich der Mithridat-Matzerl, der ganz aus dem Häuschen zu sein schien.

„Da warst Du's auch wohl, der mir vorhin den Fensterladen beinahe entzwei geschlagen hätte?" fragte er Peter, indem er ihm voll Freude auf die Schulter klopfte.

„Ja wohl!" antwortete dieser. „Ich hatte schon Funken stieben sehen, als ich noch droben auf der Höhe war, und beim letzten Blicke aufs Dorf, als ich zur Mühle

herniederlief, ſah ich ſchon die Flamme aufſchlagen. Da wollt ich Euch doch wecken und zur Hülfe rufen."

Als aber der Peter ſeine Andl, die über der unausſprechlichen Herzensfreude, welche ihr zuteil geworden war, den gehabten Schrecken ganz vergeſſen zu haben ſchien und ſich innig an den Bräutigam ſchmiegte, zum Hauſe ſeiner Mutter führte, wo die Obdachloſen wenigſtens für die erſte Nacht ein Unterkommen finden ſollten, da flüſterte ſie leiſe dem Geliebten zu:

„Nicht wahr, Peter? Amen! Amen! Es hat doch nicht getrogen!"

11.

Wir eilen nun zum Ende unſerer Geſchichte und erwähnen zunächſt, um zuletzt nur von lauter ſolchen Perſonen berichten zu können, für welche die geneigten Leſer hoffentlich eine freundliche Teilnahme gewonnen haben, daß Herr Aktuar Wizeck, nachdem ſeine Abſichten auf die Kreuzwirts-Andl ſo jämmerlich fehlgeſchlagen waren, auch ſein obrigkeitliches Anſehen auf der Brandſtätte einen ſo argen Stoß erlitten hatte, ſich bald darauf verſetzen ließ. Dies geſchah aber zu nicht geringem Leidweſen des alten Pflegers, der nun eine Zeitlang die amtlichen Arbeiten ſelbſt beſorgen mußte und genötigt war, ſeine wichtigen Forſchungen inbezug auf die Wappenkunde hintanzuſetzen. Seine eigene Amtsführung mußte jedoch die vorgeſetzten Behörden wohl nicht ganz befriedigen; denn etwa ein halbes Jahr nach dem Abgange des Aktuars wurde ihm der leiſe Wink erteilt, er möge um ſeinen Abſchied einkommen, weil ihm derſelbe ſonſt gegeben werden würde. Ob er während ſeiner unfreiwilligen Amtloſigkeit noch Bedeutendes für die Wappenkunde geleiſtet hat, konnten wir leider nicht in Erfahrung bringen.

Daß der Tonerl im Dorfe den Spion für den Aktuar gemacht hatte, kam auch ans Tageslicht, und zwar durch Freund Schnüffel, der es in der Mühle ausplauderte, als er einmal etwas zu heftig mit dem Tarlaner Weißen an einander geraten war. Der allgemeine Haß, der ſich auf den Verräter warf, nötigte denſelben, dem Dorfe den Rücken zu kehren, was er als Junggeſelle leicht konnte,

und für sein Handwerk, die Uhrmacherei, eine andere Stätte zu suchen.

Die Kreuzwirtin zog mit ihrer Tochter hinauf in die Achenmühle, während der Tannerpeter als zukünftiger Hauswirt nicht bloß die ökonomischen Angelegenheiten der Schwiegermutter, sondern auch den Wiederaufbau des niedergebrannten Hauses leitete, welcher sofort in Angriff genommen wurde. Die alte Tannerin hatte zwar durch die Freude über die günstige Wendung, welche das Schicksal ihres Peter nahm, ihre Krankheit längst wieder überwunden; aber gleichwohl war Andl fast den ganzen Tag oben, um ihr wie dem vielbeschäftigten Bräutigam Hülfe zu leisten, der sie dann am Abende in der Regel mit der Mutter zusammen nach der Mühle begleitete, um dort die Abendstunden in traulichem Gespräche zu verbringen.

Der Winter war noch nicht zur vollen Herrschaft gelangt, da stand das Haus bereits wieder im Rohbau fertig. Denn die Kreuzwirtin sparte kein Geld, den Bau so rasch wie möglich zu betreiben. Je näher sie den erwählten Schwiegersohn mit seinem ehrlichen treuen Gemüte und mit seiner anspruchslosen Tüchtigkeit kennen lernte; je mehr sie wahrnahm, wie Andl im Sonnenschein des Glücks erblühte und nichts Höheres auf Erden kannte, als ihren Peter: desto mehr verlangte sie danach, die beiden vereint zu sehen, um sich noch recht lange an dem täglichen Anblicke ihres Glücks erfreuen zu können.

Mit dem Einzuge in das neue Haus sollte auch zugleich die Hochzeit gefeiert werden, und für beide Festlichkeiten hatten die Brautleute den Tag festgesetzt, an dem vor einem Jahre Gott der Herr selber dort auf dem Teufelsstein zu ihrem Lebensbunde mit Blitz und Donner sein Amen gesprochen hatte.

Schon etliche Wochen vorher war das Haus zum Beziehen fertig, licht und wohnlich, mit hellen Fenstern in den grün gestrichenen Rahmen, und hoch am Giebel mit einem vergoldeten Kreuze geschmückt. Aber es sollte einmal der vorhin erwähnte denkwürdige Tag abgewartet werden, dann aber auch das Eintreffen des Grafen St.... im Wildbade Gastein, da derselbe die Einladung Peters zu seinem Hochzeitsfeste freundlich angenommen und sein

Kommen von Gastein an dem festgesetzten Tage bestimmt zugesagt hatte.

Endlich war der ersehnte Tag da. Aus den Fenstern des neuen Hauses flatterten lustig die Fahnen, hier die schwarzgelbe österreichische, dort die rotweiße salzburgische und über der Hausthüre die weißgrüne des Pinzgaues, darstellend das Grün der Almen und das Weiß der Gletscher. Drüben über der Ache aber waren auf einer vorspringenden Höhe die Böller aufgepflanzt, deren Knall in vielfachem Echo von den Thalwänden wiedergegeben wurde.

Unter den Hochzeitsgästen befand sich auch die Sonnenwirtin von Mühlbach mit ihrer Tochter, der Frau Pflegerin von Bruck. Aber die letztere sah durchaus nicht nach großem Glücke aus. Aus der frischen munteren Pinzgauer Dirne, die sie einst gewesen, war eine stille, blasse, hohläugige Frau geworden, der man es aus den vergrämten Zügen deutlich ablesen konnte, daß sie keine besonders sonnigen Tage habe. Und als die Kreuzwirtin einmal so im Vorbeigehen bei der Base deshalb auf den Busch klopfte, hörte sie nicht viel Schönes. Die arme Frau, froh, ihr Herz einmal ausschütten zu können, wußte nicht fertig zu werden mit Klagen über die schlechte Behandlung, die ihr Schwiegersohn, der Pfleger, jetzt ihr und ihrer Tochter zuteil werden lasse, weil sie doch nicht recht in die Gesellschaft paßten, mit welcher er verkehre, und wie er schon ein gutes Stück des Vermögens seiner Frau durchgebracht habe.

„Gottlob, daß es nicht auch bei uns so gekommen ist!“ dachte Frau Walburga da in ihrem stillen Sinn, „der Böhme hätte es gewiß noch schlimmer gemacht.“

Auf den Grafen St...., der sein Kommen noch einmal von Gastein aus ganz bestimmt zugesagt hatte, war mit dem Zuge nach der Kirche schon ziemlich lange gewartet worden. Fast wollte man schon zweifelhaft werden, ob er sein Versprechen auch halten werde, da rollte endlich die vornehme Karosse herbei, die ihn brachte, und mit ihm zwei große Kisten, die einstweilen im Wagen stehen blieben.

Nachdem der Graf das Brautpaar und die Mutter herzlich begrüßt und sogleich dem errötenden Bräutigam

heimlich ins Ohr geflüstert hatte: „Sie war's doch wert, daß Du um ihretwillen ausgerissen bist" — setzte sich der Hochzeitszug in Bewegung, und, wenn's auch gegen Sitte und Herkommen verstieß, so ließ sich's doch der Graf nicht nehmen, die schöne Braut an seinem Arme in die Kirche zu führen, während Peter mit deren Freundin, der Bäcker-Minel, gehen mußte.

An dem nachfolgenden Hochzeitsmahle beteiligte sich der vornehme Herr offenbar mit dem größten Vergnügen, und unterhielt sich aufs leutseligste mit den einfachen, biederen Menschen. In dem Trinkspruche, welchen er auf das junge Paar ausbrachte, erzählte er die Geschichte seiner Rettung durch Peter so genau und ausführlich, wie dieser sie in seiner Bescheidenheit noch niemals erzählt hatte, und strich seinen Retter so gewaltig heraus, daß der einmal über das andremal rot anlief, Frau Walburga aber nicht weniger als die junge Frau ordentlich stolz auf ihren Peter wurden.

Da die Gegenrede, die von Rechts wegen Peter selbst hätte halten müssen, diesem allzu sauer zu werden schien, so erbarmte sich der Mithridat-Matzerl seiner und nahm für ihn das Wort. Wenn er dabei gar nichts von seiner asiatischen Reise einfließen ließ, so war daran sicher seine neben ihm sitzende Frau schuld, die ihm, als er sich zum Sprechen erheben wollte, leise zuflüsterte: „Nur nichts von Asien!" So dankte er in einfachen, schlichten Worten dem Grafen für alles, was er für Peter gethan, und daß er nun auch dessen Hochzeit mit seiner Gegenwart beehrt habe. Schon sollte es auf ein Hoch losgehen, das dem Grafen galt, da begegnete dieser schnell durch die Bemerkung, daß er selbst ja leider für seinen Retter so gut wie gar nichts habe thun können, sondern daß alles dem Herrn Erzherzoge zu danken sei. Darauf ließ denn der Mithridat-Matzerl sein Hoch auf diesen los und laut schallte es dreimal: „Unser Johann hoch!"

Jetzt erzählte auch der Graf, wie ihn der Herr Erzherzog, der eben auch wieder in Gastein sei, beauftragt habe, dem Peter und seiner jungen Frau in seinem Namen herzlich Glück zu wünschen, und hieß sodann die beiden mitgebrachten Kisten hereinbringen und öffnen.

In der einen befand sich ein geschmackvolles Tafelservice, welches er der jungen Frau als sein Hochzeitsgeschenk übergab. In der andern aber lag in einen breiten Goldrahmen gefaßt ein Ölbild, welches der Graf von einem geschickten Maler aus München hatte malen lassen, der, um alles recht nach der Natur malen zu können, selbst eigens an Ort und Stelle hatte reisen müssen. Es zeigte den Peter, wie er aus den Bergen herniederkam, den Grafen auf dem Rücken tragend. Wie des Grafen Gesichtszüge genau getroffen waren, so war auch Peter, den der Maler natürlich nur nach der Beschreibung des Grafen hatte malen können, wenigstens wiederzuerkennen. Im Hintergrunde war die Straubinger Alm zu sehen mit der Hütte, vor welcher die Liese stand, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. Letzteres mußte, obwohl es in Wirklichkeit nicht gerade so gewesen war, so gemacht werden, damit auch die Liese ihre Stelle auf dem Bilde finden konnte.

Peter war fast sprachlos vor Staunen, wie man das alles so habe machen können, und wohl noch größere Freude, als er an seinem Bilde, hatte der Graf an seiner Freude.

Beim Abschiede versprach Graf St . . . ., wenn es irgend möglich sei, werde er jedesmal, wenn er nach Gastein komme, auch hierher kommen, dann aber auch einmal über Nacht bleiben, wozu man ihn heute vergeblich zu überreden suchte. Den Teufelsstein, meinte er, müsse er doch auch einmal sehen. Offenbar kannte er aus Peters rückhaltlosem Berichte auch dessen Geheimnis. Schließlich schärfte er Peter noch einmal aufs dringendste ein und nahm auch der jungen Frau das Versprechen ab, daß sie sich ohne Scheu an ihn wenden möchten, wenn sie einmal der Hilfe bedürften.

Aber glücklicherweise trat für sie niemals die Notwendigkeit ein, von der so freundlich angebotenen Hilfe Gebrauch machen zu müssen. Der neue Kreuzwirt mit seiner tüchtigen Frau brachte sein Haus so in Ruf, daß die Wirtschaft ihn und die Seinigen reichlich nährte, auch da, als ein junger Pinzgauer nach dem andern ins Haus einrückte. Die beiden Großmütter aber, die sich in inniger

Freundschaft aneinander schlossen, durften sich noch lange des Glückes ihrer Kinder und der lustigen Enkelschar freuen.

Wie manchmal sagte Andl zu ihrer Mutter, wenn sie unter der Ulme saßen, die Peter sogleich wieder an die Stelle der verbrannten gepflanzt hatte, und die auch schon reichlichen Schatten spendete, indem sie voll Mutterseligkeit auf die sich umhertummelnde Kinderschar schaute:

„Gelt, Mutterle, es ist doch besser, daß ich den Peter genommen habe, als den Aktuar!"

Der Peter aber ist seiner Andl treu geblieben bis in den Tod, treu auch der Fahne, die unsichtbar über seinem Hause wehte mit der Inschrift:

„Bleibe fromm und halte Dich recht;
Denn solchen wird es „zuletzt wohl gehen."

4. Rätsel.

Ich bin ein Flüßchen im deutschen Land,
Gar wohl bekannt
Vom Kaiser herab bis zum fleißigen Kind
Und rolle geschwind
Meine Wogen durch Thäler und Auen,
Die jeder mit Lust muß beschauen.

Ein anderes Zeichen als Kopf voran,
So werd' ich ein Mann,
Der einst in den Zeiten der tiefsten Schmach
Den Kleinmut brach
Und frisches, fröhliches Wagen
In die deutschen Herzen getragen.

Und wieder ein anderes Zeichen gesetzt
(Zuerst, nicht zuletzt),
So werd' ich ein munterer Vogel gar,
Den oft fürwahr
Verwünschen mit lautem Gähnen,
Die noch nach dem Schlafe sich sehnen.

Noch einmal das erſte Zeichen vertauſcht,
Wirſt Du, wo rauſcht
Des Fluſſes Welle, mich finden bereit
Zu jeder Zeit,
Dir zu dienen mit ſeinem Rücken,
Wenn es Stege nicht giebt, noch Brücken.

Haſt Du wieder geändert den erſten Laut,
Dann aufgeſchaut!
Dann bin ich von Deinem Leibe ein Stück,
Das voller Tück',
So klein es iſt, Dich kann plagen
In den Nächten wie an den Tagen.

Nun endlich noch einmal zuguterletzt
Den Kopf verſetzt,
So ſitz' ich Dir gar in dem eigenen Kopf,
Du armer Tropf,
Wenn Du etwa der Meinung geweſen,
Dies Rätſel ſei ſchwer zu löſen.

5. Noch eins.

Ich bin ein Flüßchen wohlbekannt
Hoch oben im deutſchen Norden,
Das überall durch Krieg und Sieg
Jetzt iſt berühmt geworden.
Nimmſt Du mir nun das Herz heraus
Und erſetzeſt es mit einem andern,
So ſiehſt Du durch ſolchen Herzenstauſch
Mich als Berg ins Schweizerland wandern.
Und noch einmal das Herz vertauſcht,
Dann werd' ich — wer ſollt' es meinen? —
Ein Quell von bitterem Weh und Schmerz,
Der manchen ſchon bracht' zum Weinen.
Nun noch einmal zum guten Schluß
Ein neues Herz gewählet,
So werd' ich die Tugend, die Du brauchſt,
Wenn des Rätſels Löſung Dich quälet.

6. Anekdote.

Der Herr Lehrer unterrichtet und spricht mit tiefem Ernst die wichtige Rechenlehre aus: „Man kann zwei ungleichartige Sachen niemals zusammen addieren. Zwei Pferde und zwei Kühe zusammengenommen sind niemals weder vier Pferde, noch vier Kühe. Merkt Euch das ja, liebe Kinder!“

Da lächelt des Michelbauers Friederle mit arger List und flüstert seinem Nachbar Peter etwas ins Ohr, daß auch der lachen muß.

Erzürnt fährt der Lehrer auf die Unaufmerksamen los und fragt, was sie zu lachen hätten. Keiner von beiden will aber mit der Sprache heraus, bis der hochgeschwungene Stock dem Peterchen den Mund öffnet.

„Der Frieder hat gesagt, das sei nicht wahr; denn er habe noch gestern seine Mutter zur Magd sagen hören: „Nur noch zugeschüttet, Katharine! Zwei Liter Milch und zwei Liter Wasser geben vier Liter Milch.“

7. Eine andere.

Unter der Firma „Fischer und Müller“ bestand in D..... eine weit und breit berühmte Weinhandlung.

Die böse Welt wollte zwar wissen, daß die beiden Herren, welche der Firma den Namen gaben, mit ihrem alten vertrauten Kellermeister sehr viele geheimnisvolle Geschäfte in ihren Kellern trieben und eine riesige Menge Sprit verbrauchten; aber die Weine, welche sie lieferten, mundeten sehr gut und fanden daher reichen Absatz, ohne daß man ein Ursprungs-Zeugnis von ihnen verlangte.

Einstmal aber mußten die geheimnisvollen Kellergeschäfte übel geraten sein. Denn bei einem großen Festessen, zu welchem die beiden genannten Herren nicht nur den Wein geliefert hatten, sondern an welchem sie auch selber in Person teilnahmen, wollte der Wein den Festgästen gar nicht recht munden, und bald schwirrten allerlei anzügliche Redensarten über die Tafel herüber und hinüber.

Die, welchen sie galten, thaten aber, als hörten sie nichts.

Endlich tritt, nachdem ſchon eine Reihe von Feſtreden und Trinkſprüchen vom Stapel gelaufen war und dem Weine zum Trotz eine heitere Stimmung ſich eingeſtellt hatte, ein Schall auf, feiert mit der Miene des höchſten Ernſtes die beiden anweſenden Weinlieferanten als die eigentlichen Urſächer der heiteren Feſtſtimmung und ruft zum Schluß:

Die Herren Miſcher und Füller leben hoch!

Statt des Hochs ein brauſendes Gelächter.

„Ach, entſchuldigen Sie, meine Herren," ſagt der Schall ſcheinbar ganz harmlos, „ich habe mich wohl verſprochen? Ich wollte ſagen: Die Herren Fiſcher und Müller."

8. Altes Gold.

Es iſt alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag.

Aha! ruft der geneigte Leſer, das geht die Jäger an! und denkt dabei unwillkürlich daran, wie oft ſo ein Jäger abends todmüde und beſchmutzt heimkommt, und die Jagdtaſche iſt doch leer. So geht's ja aber nicht ſelten dem allerbeſten Jäger, der ſo ziemlich darauf wetten kann, daß das, was er aufs Korn nimmt, auch fällt, geſchweige denn dem ſogenannten „Sonntagsjäger", der die Augen zumacht, wenn er losdrückt.

Denn das Wild hat eben ſeinen aparten Geſchmack in Bezug auf das Wetter. Wenn ihm das nicht paßt, bleibt es ruhig im Holze und duckt ſich in ſein Lager; der Herr Jäger aber kann den ganzen Tag ſein Revier durchlaufen, ohne auch nur einmal zum Schuſſe zu kommen.

Das verdrießt ihn denn wohl ein bißchen, und er iſt nicht beſonders roſig gelaunt, wenn er die leere Jagdtaſche an den Nagel hängt und zu ſeinem Schaden auch vielleicht noch Spott einerntet; aber es verleidet ihm die Jagdluſt keineswegs, ſelbſt wenn es ein paarmal hintereinander ſo geht. Er tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß es das nächſtemal beſſer gehen werde und träumt ſchon von ein paar Doubletten (merke: das ſind Glückſchüſſe,

bei denen von einem Schusse zwei Stück Wild fallen), die ihn für das heutige Mißgeschick entschädigen sollen.

Aber sollte denn unser Sprichwort nur diese allbekannte Jägererfahrung bestätigen wollen?

Ganz gewiß nicht. Dafür kennen wir die Art unserer Sprichwörter doch wohl schon zu gut und wissen, daß ein Wort, welches einmal als Sprichwort geht, immer auch eine allgemeine Wahrheit oder Weisheitsregel enthält, die für jedermann von Bedeutung ist. Wenigstens ist es so immer bei den guten Sprichwörtern, und von den schlechten, die anstatt Wahrheit Lügen enthalten, will die Spinnstube nichts wissen.

Wo steckt denn aber in unserem Sprüchlein die allgemeine Weisheitsregel, die es wert erscheinen läßt, als Gold ausgegeben zu werden? Sehen wir einmal zu.

Daß das Sprüchlein, wenn es sagt, es sei alle Tage Jagdtag, keineswegs allein an die wirklichen Jäger denken kann, ist von vorneherein unzweifelhaft. Denn für diese ist durchaus nicht alle Tage Jagdtag. Es stehen vielmehr in ihrem Jagdkalender Tage und Wochen genug (für ihre Jagdlust nur allzuviele!), während welcher gar nicht gejagt werden darf, und Flinte wie Jagdhund gute Ruhe haben.

Aber jagt denn niemand als der Jäger?

Kommt's einem nicht in jeder großen, volk- und verkehrsreichen Stadt vielmehr so vor, als ob da alle Welt „jage", wenn man aus seinem Fenster auf die Straßen hinausschaut und sieht, wie da die Leute aneinander vorbeirennen, ohne vielleicht nur einen Blick zur Seite zu werfen auf den, der nebenher geht und es ebenso eilig zu haben scheint?

Jagt da nicht auch in der That der eine nach einem guten Verdienst, den er in Aussicht hat, und den ihm kein anderer abjagen soll; der andere nach einer guten Stelle, bei welcher ihm kein Mitbewerber zuvorkommen soll; der dritte nach einem Vergnügen, von dem er nicht das mindeste versäumen will; der vierte und fünfte und hundertste — ja, wer weiß, wonach die jagen? Jedenfalls nicht immer nach etwas Gutem, sondern oft genug nach etwas recht Thörichtem oder gar Verwerflichem.

Daß aber bei diesem Jagen nicht immer etwas herauskommt, was der Mühe wert gewesen wäre; daß der arme Jäger abends oft müde und abgehetzt ist an Körper und Geist, ohne doch das erlangt zu haben, was er erjagen wollte: das braucht man wohl niemandem erst zu versichern. Es hat's wohl jeder schon selber erfahren und unterschreibt deshalb unser Sprüchlein da oben mit dem kräftigsten Namenszuge, den seine Feder herausbringen kann, als eine unträgliche Wahrheit.

Aber ist's nun damit am Ende? O nein! Wenn das Sprichwort nichts anderes wollte, als eine allbekannte, unerfreuliche Wahrheit aussprechen, wenn es nicht auch eine beherzigenswerte Weisheitsregel im Hintergrunde hätte, dann wäre es in der That nur Flitter- oder Rauschegold, aber kein wirkliches Gold.

Da meine ich denn nun, das Sprichwort wolle ein Wort der Ermunterung sein und die gewiß beherzigenswerte Weisheitsregel geben: werde nur nicht gleich mißmutig und verdrossen, wenn einmal ein Jagdtag, an dem Du Dir's hast sauer werden lassen, kein Fangtag für Dich geworden ist! Gieb dann nur nicht sogleich das Jagen auf (vorausgesetzt natürlich, daß das, wonach Du jagst, etwas Gutes und Rechtschaffenes ist!), sondern mach's wie der Jäger, der nach einem erfolglosen Jagdtage denkt: morgen geht's besser, und, sowie der Tag graut, auch wieder die Flinte umhängt und mit frischem Mute in sein Jagdrevier hinausstiefelt.

Das soll aber nicht bloß für äußere irdische Ziele empfohlen sein, denen man nachjagt; denn dabei wäre es nicht selten besser, wenn die Jagdlust und der Jagdeifer anstatt geschürt, im Gegenteile ein wenig gedämpft würden, damit sie nicht alles Sinnen und Denken an andere höhere und wichtigere Ziele verschlingen. Nein, es muß auch für Ziele dieser Art, ja für die erst recht empfohlen werden.

Wenn z. B. Gottes Wort (Ebräer 12, 14) sagt: Jaget nach dem Frieden gegen jedermann, so trifft ja auch bei solchem hohen und edlen Jagen sehr oft das Sprichwort zu: „Es ist alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag."

Man will den Feind und Widersacher versöhnen und Friede mit ihm machen; man überwindet sich und reicht ihm die Hand, obwohl man vielleicht nicht ganz unberechtigt wäre, zu erwarten, daß er die Hand zum Frieden zuerst darreiche. Aber anstatt die dargereichte Hand zu ergreifen, stößt er sie zurück und will von Versöhnung nichts hören.

Soll man dann sogleich „die Flinte ins Korn werfen", weil der erste Anlauf mißglückt, der erste Jagdtag vergeblich geblieben ist? Beileibe nicht! Nein, man soll denken wie das Sprichwort: nun es ist einmal so, daß nicht alle Tage Fangtag ist; ich will daher das Jagen nach dem Frieden nochmals und nochmals versuchen; will, wenn Worte des Friedens nicht helfen, es einmal mit Thaten der Liebe probieren und dadurch feurige Kohlen auf das harte Haupt des Widersachers sammeln; will es ihm mit der That unter die Augen stellen, daß ich keinen Groll gegen ihn hege.

Und erst bei dem Jagen, welches der Apostel Paulus (Philipp. 3, 14) durch sein eigenes Exempel empfiehlt, bei dem Jagen nach dem vorgesteckten Ziele, nach dem Kleinod der himmlischen Berufung in Christo Jesu, wie wird da unser Sprichwort so oft zum Wahrwort, daß nicht alle Tage Fangtag sei!

Wieviele Tage kommen da, an welchen man bei der Selbstprüfung am Abende von seinem Gewissen sich muß sagen lassen, daß man dem vorgesteckten Ziele auch nicht um das mindeste näher gekommen ist, ja, an welchen man sich sogar mit Scham und Reue bekennen muß, daß man sich wieder von dem vorgesteckten Ziele weiter entfernt hat, weil man wieder eine alte Untugend, eine alte böse Gewohnheit über sich hat Herr werden lassen, von der man geglaubt hatte, schon längst ganz los zu sein!

Wer da nun das Jagen ganz aufgeben und dem Gedanken in sich Raum lassen wollte: es hilft ja doch nichts, daß ich gegen mein eigenes böses Wesen kämpfe, den alten Menschen zu ertöten mich bemühe, das Ziel, dem ich bisher mit soviel Selbstverleugnung und Kampf nachjagte, ist doch ein für mich unerreichbares: nicht wahr? wie übel stände es um den! wie übel würde es mit dem werden!

Nein, muß es da heißen, immer nur voran gejagt und nicht müde geworden! Es kommt auch, wenn Du nur infolge solcher verunglückten Jagdtage recht gründlich erst hast einsehen lernen, wie wenig die eigene Kraft vermag, wenn Du erst gelernt hast, Dich selbst immer völliger von Dem ergreifen und fangen zu lassen, dessen Kraft in unserer Schwachheit mächtig werden muß, wieder einmal ein Fangtag für Dich, wohl gar eine ganze Fangzeit, da Du Dir mit Lob und Dank und Anbetung und mit seliger Freude sagen darfst: jetzt bin ich durch des Herrn Gnade und Hülfe ein gut Stück vorangekommen und meinem hohen, seligen Ziele näher gerückt! ja, da Du mit dem Apostel bekennen und jubeln kannst: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christum!"

Merke: Jagen mußt Du, sonst fängst Du nichts! Jagen mußt Du, nach irdischen Zielen mit trägen, thätigen, nach geistlichen, himmlischen Zielen aber mit gefalteten Händen! Du verstehst mich doch?

---

9. Freund Wiesner.

Eine Jugenderinnerung von C. W. Müller.

Es waren doch schöne Zeiten, als wir noch auf dem Gymnasium in C. die Bänke drückten! Doch keiner belastete sie mehr, als Du, guter, alter August Wiesner, sintemalen Du uns alle an Körpergröße und Körperschwere, wie an äußerer, männlicher Reife weit übertrafst. Ich sehe Dich noch immer, wie Du so riesengroß dem kleinen Tertianer entgegenkamst, der zaghaft zum erstenmal in die Hallen des Gymnasiums eintrat, und ihn mit kräftigem, männlichem Händedruck willkommen hießest. Kaum stößte mir einer der ernsten, steifleinenen Lehrer solchen Respekt ein, wie Du, ehrwürdige Säule der Tertia, die, von verschwundener Herrlichkeit zeugend, schon so manche Generation, d. h. Jahrgang, hoffnungsvoller Knaben hatte an sich vorübergehen lassen, aber selbst treu und unerschütterlich aushielt in Quarta und Tertia als fester Kernpunkt, um den bei dem fortwährenden Wechsel von Jahr zu Jahr

ſich immer neu wieder eine ſtrebſame Schar junger Leuchten der Wiſſenſchaft ſammelte, um ihn nach Jahresfriſt durch Aufrücken in eine höhere Klaſſe wieder undankbar zu verlaſſen.

Ja, es war wirklich rührend, wie beharrlich der gute Wiesner der Wiſſenſchaft diente, und ſie war doch ſo ſpröde und wollte ſich gar nicht in ſeinen Kopf bannen laſſen. Aber er ließ ſie nicht los, weniger, weil er die Wiſſenſchaft ſelbſt ſo glühend verehrt und mit ganzer Seele für Cicero, Homer, Xenophon und die übrigen alten Herren geſchwärmt

hätte, ſondern weil er in ihr das einzige Mittel zur Erreichung ſeines Lebenswunſches ſah. Und der war, einmal Pfarrer zu werden. Es wird ſelten vorkommen, daß ſchon in der Tertia ein Schüler all ſein Arbeiten unter einen höheren, leitenden Geſichtspunkt ſtellt. Bei ihm aber war's ſo. Seinem künftigen, hohen Ziele zuliebe ertrug er willig alle Beſchwerden der für ihn ſo harten Arbeit in den alten Klaſſikern, plagte er ſich Tag und Nacht mit den unverſtändlichen, mathematiſchen Formeln, und ſo oft es ihm bei den Verſetzungen ſchon ergangen war,

wie dem Kranken am Teiche Bethesda, daß immer wieder andere vor ihm einſtiegen in die höhere Klaſſe, er gab die Hoffnung nicht auf, daß ſeine Beharrlichkeit doch noch ſiegen werde.

Und er ſollte ſich nicht getäuſcht haben. Sein Fleiß fand Anerkennung bei den Lehrern der Klaſſe, es war bekannt, um welchen Zieles willen er das Schwerſte erduldete, und zu Oſtern rückte er mit uns anderen nach der Unterſekunda auf. Nicht wenig hatte ihm auch zu dieſem günſtigen Erfolge unſer Lehrer für das Deutſche und die Geſchichte verholfen. Das war ein wunderlicher Kauz, und wer zu jener Zeit in G. geweſen iſt, wird ſich noch mit vielem Vergnügen dieſes originellen Lehrers erinnern. Der jugendkecke Gymnaſialwitz hatte ihm den Namen „Knopf“ gegeben in dankbarer Erinnerung an ſeine verdienſtliche Thätigkeit im Jahre 1848. Der gute Mann war nämlich ein aufrichtiger, deutſcher Patriot, aber ſelten mag wohl Zeit ſeines Lebens ein Menſch derart mit der Stange im Nebel herumgefahren ſein, wie er. Das wirkliche, praktiſche Leben war ihm ein vollſtändig unbekanntes Land. Er lebte nur in Vorſtellungen von deutſchem Kaiſertum und deutſchem Volkstum, wie beides niemals beſtanden hatte. Und als nun das Sturmjahr kam, da begrüßte er es als das Aufgehen einer neuen Zeit, die alle ſeine ſchönen, deutſchen Träume verwirklichen würde. Da hängte er den Schulmeiſter einſtweilen an den Nagel und zog im deutſchen Rock und deutſchen Hut, wie er eine ſchäferhutähnliche Kopfbedeckung nannte, im Lande umher und verkündete in begeiſterten Worten das Erſcheinen des Völkerfrühlings, wie die Auferſtehung des alten Deutſchen Reiches, in dem nun ein Leben anheben werde, wie im goldenen Zeitalter, ſo daß es dahin kommen müſſe und werde, daß die Bauern nur noch ſilberne *Knöpfe* an ihren Röcken trügen. Es war aber von all den ſchönen Verheißungen aus jener Zeit nichts geblieben, als ihm ſelbſt der unpoetiſche Beiname „Knopf“.

Dieſer merkwürdige Mann nun war es, der unſren guten Wieſner voll und ganz verſtand. Denn an dichteriſcher Begeiſterung und Herumtappen in Nebelgebilden gaben ſich die beiden nichts nach. Und in den Unter-

richtsstunden unsres „Knopf" kam Wiesners besondere Gabe erst zur Geltung. Beide Fächer nämlich, Deutsch und Geschichte, schwammen in diesen Stunden vollständig durcheinander, und man wußte nicht, wo das eine anfing und das andere aufhörte. Denn beides war in der Weise vereinigt, daß die Geschichte des Mittelalters von uns in Heldengedichten oder noch lieber Theaterstücken eigener Fabrik dargestellt werden mußte, wodurch auch ganz besonders die Handhabung der deutschen Sprache gefördert werden sollte. In diesen Übungen war nun der gute Wiesner Meister. An Schwung der Sprache, an kühnen Bildern, an Fülle von klingenden Reimen kam ihm keiner von uns nur entfernt gleich, und daß man meist nicht recht verstand, was er in seinen schönen Gedichten ausdrücken wollte, das that nichts, denn das wußte er selbst ebensowenig. Je dunkler aber der Sinn, je verschwommener die Ausdrücke, desto verwandtere Saiten schlugen seine Töne in der Brust des empfindsamen „Knopf" an, und es kam nicht selten vor, daß diesem bei dem hochtönenden Geraffel, damit der begeisterte Wiesner die deutschen Helden feierte, die dicken Thränen aus den Augen rannen.

Da nun der biedere „Knopf" seinem Lieblingsschüler zu Ostern in beiden Fächern die Censur „sehr gut" gab, und die anderen Lehrer um seines Fleißes und guten Betragens willen gern ein übriges thaten, rückte unser Freund mit allen Ehren nach Sekunda auf.

Er war nun der glücklichste Mensch, denn „wenn ich nur einmal aus Tertia wäre, dann hätte es keine Not mehr", hatte er früher immer gesagt. Nun sah er das Ziel seines Lebens, die Kanzel, schon in greifbare Nähe gerückt. Und nicht weniger glücklich als er war seine Mutter. Sie war es ja, welche die Keime zu seinem künftigen Berufe ihm in das Herz gelegt hatte, denn als Pfarrerstochter konnte sie sich die Zukunft ihres ältesten Sohnes nicht schöner ausmalen, als ihn im Chorrock und in den Bäffchen zu sehen. Ihrem Manne war zwar der ganze Plan von Anfang nicht recht gewesen. Er war Pächter eines Domänenvorwerks in der Nähe des Gymnasialstädtchens und hatte Mühe, bei der hohen Pacht

und seiner zahlreichen Familie sich über Wasser zu halten. Da wäre es ihm viel lieber gewesen, wenn der kräftige, älteste Sohn ihm gleich an die Hand gegangen wäre, zumal er starken Zweifel an seiner Befähigung zum Studium hatte. Doch konnte er in diesem Punkte nichts gegen seine Frau ausrichten, die besonders, als der Sohn nach Sekunda versetzt wurde, wieder ganz Oberwasser hatte.

Beide, Mutter und Sohn, trugen sich außerdem jetzt mit einem bedeutenden Plan. Da es ja nur eine Frage der Zeit war, daß der gute August die Kanzel bestieg, so stand ihres Erachtens dem ja nichts im Wege, daß er es jetzt schon einmal probierte. Denn Predigten hatte er schon mehrere verfaßt und sie unter großem Beifall seiner Mutter vorgelesen. Und der Pfarrer des Ortes, dahin der Hof eingepfarrt war, ein alter, vertrockneter Mann, konnte auch nichts darin finden, daß der August einmal auf dem Filiale predigte. Freilich müsse er zuvor dem Superintendent das Konzept seiner Predigt zur Begutachtung einreichen, bemerkte er, daß sei nicht gefährlich, da der August ja das Predigtmachen verstehe. So ward's denn auch. Der gute Wiesner setzte sich mit Feuereifer an seine Arbeit, und die Predigt gedieh unter seinen Händen, daß es eine Lust war. Seine Mutter vergoß Thränen der Freude und Rührung, als er sie ihr vorlas, und der alte Pfarrer meinte: ich hätt's selbst nicht besser machen können.

Wohlgemut begab er sich darum eines Tages, die sauber geschriebene Predigt in der Tasche seines Sonntagsrockes, zum Superintendenten und trug ihm, unter Überreichung des Manuskriptes, seine Bitte vor. Der alte Herr lud ihn freundlich ein, Platz zu nehmen und las die Predigt durch. Mit wohlwollendem Nicken gab er sie dem gespannt harrenden zukünftigen Predigtamtskandidaten wieder zurück und bemerkte:

„Für eine Erstlingsarbeit sehr gut, und es steht nichts im Wege, daß Sie dieselbe am nächsten Sonntage in H. halten."

Mit bewegten Worten sprach Wiesner seinen Dank aus und empfahl sich mit überglücklichem Herzen. Da,

schon in der Thüre, hielt ihn der Superintendent noch einmal an und fragte:

„Ich hätte es beinahe vergessen, aber der Ordnung

halber muß es sein: in welchem Semester stehen sie denn, Herr Studiosus?"

„Ja, Semester," stammelte der ehrliche Wiesner, „ich stehe noch in gar keinem."

„Wie soll ich das denn verstehen?" fragte der Superintendent erstaunt, „Sie sind ja doch Theologe?"

„Das bin ich auch, in gewissem Sinne, ja, aber jetzt bin ich noch auf dem Gymnasium."

„Ja, dann kann natürlich keine Rede davon sein, daß ich Ihnen die Erlaubnis zum Predigen gebe, ich hielt Sie um Ihres männlichen Aussehens willen selbstverständlich für einen Studenten."

„Aber, Herr Superintendent, Sie haben doch selbst die Predigt günstig beurteilt, und ich habe mich schon wochenlang darauf gefreut, und habe keinen höheren Wunsch, als einmal zu predigen," bat der so grausam aus allen seinen Himmeln Gestürzte so wehmütig, daß es auch den alten Herrn rührte.

„Ich thäte es ja gerne, lieber Freund, aber ich kann nicht gegen das Gesetz, das werden Sie selbst einsehen," redete er ihm tröstend zu, „doch bei Ihrem Eifer um das schöne Ziel wird ja die Zeit auch bald kommen, wo Sie dem Herrn an seiner Gemeinde dienen dürfen. Lernen Sie jetzt nur recht fleißig, und, so Gott will, in vielleicht vier Jahren steht dem Betreten der Kanzel nichts mehr im Wege. Ich gebe Ihnen das Versprechen, wenn ich die Zeit noch erlebe: „Ihre erste Predigt sollen Sie alsdann hier auf meiner Kanzel halten."

Mit diesem Bescheide mußte er freilich abziehen, aber die Predigt wurde doch gehalten. Zwar nicht in der heimatlichen Kirche, aber zu Hause. Sein Pfarrer stellte ihm, da er ihm die Kanzel nicht geben durfte, doch ohne Bedenken sein Amtskleid zur Verfügung, auf dem Gutshofe wurde die große Gesindestube ausgeräumt, eine Art Kanzel aus rohen Brettern gezimmert, und am nächsten Sonntage hielt der Untersekundaner August Wiesner vor seiner Familie und dem Dienstpersonal des Gutes unter großem Beifall seine erste Predigt. Und geschadet hat es jedenfalls nicht. Denn dem Prediger war es heiliger Ernst mit seinem Vortrage, und die Hörer erbauten sich

jedenfalls besser, als wenn sie die matte, schläfrige Predigt ihres alten Ortspfarrers gehört hätten.

Von da an hielt er noch öfters Gottesdienst zu Hause und lebte schon so sehr für seinen künftigen Stand, daß er seinen gegenwärtigen nicht genug bedachte. Zwar ließ man ihn bei der nächsten Versetzung um seines Alters und seines guten Betragens willen nach Obersekunda, aber mit dem Bemerken, man erwarte ganz besondere Fortschritte von ihm, sonst werde er nicht nach Prima kommen. Diese besonderen Leistungen aber blieben aus, denn einesteils nahm ihm seine Predigtarbeit viel Zeit weg, dann aber verlangten die Lehrer auch immer schwerere und unverständlichere Sachen, so daß es dem guten, alten Burschen zu Zeiten ganz wirbelig im Kopfe wurde. Und als es wieder Frühling wurde, da eröffnete man ihm bedauernd, er müsse noch einmal in Sekunda zurückbleiben, man könne ihn dort noch nicht missen.

Das war ein harter Schlag für den guten August. Einundzwanzig Jahre war er schon alt geworden, und nun noch drei weitere Jahre — wann sollte er da endlich an das Ziel kommen? Er wußte nicht, was er in diesem kritischen Falle thun sollte, und seine gute Mutter ebenso wenig. Da sprach der Vater das entscheidende Wort und bestimmte, er solle aus dem Gymnasium austreten. Man sehe nun doch, daß er recht habe, wie der August für ein gelehrtes Studium nicht passe. Nun sei er aber einmal schon solange auf dem Gymnasium gewesen, daß es schade wäre, wenn die ganze, lange Zeit ohne Nutzen sein solle. Er möge darum ein paar Semester auf die Universität gehen und Tierarzneikunde studieren, denn dazu lange ja seine Vorbildung noch, und nachher ihm bei der Bewirtschaftung des Gutes zur Seite stehen. Dabei könne er dann ja noch als Tierarzt ein hübsches Stück Geld verdienen.

So geschah's denn auch. Und während wir uns in die Tiefen der griechischen Weltweisheit mußten einführen und von dem redseligen Römer Cicero über die Pflichten des Menschen belehren lassen, zog unser Freund als freier Mensch auf die Universität. Und er imponierte uns nicht wenig, als er in den Herbstferien uns wieder vor Augen

kam, natürlich mit Band und Mütze und den Mund voll bedeutender, studentischer Redensarten, die wir begierig waren uns anzueignen. Als wir jedoch nach vierwöchentlicher Abwesenheit in den Herbstferien wieder in C. eintrafen, hatten sich die Verhältnisse vollständig geändert. Ich saß eines Abends bei einem Kameraden, der stets Wiesners besonderer Vertrauter gewesen war, als die Thüre aufging und Freund August hereintrat. Wir drückten ihm unser Erstaunen aus, daß er noch nicht zur Universität abgereist sei, doch gab er uns zuerst keine rechte Auskunft. Endlich sagte er:

„Ich bleibe den Winter zu Hause."

Ob er denn die Viehdokterei müde sei, fragten wir ihn.

„Ja, bis an den Hals," gab er zur Antwort, „ich kann das Schneiden und Stechen in dem faulen Fleisch nicht aushalten, es ist mir zu ekelig und ich kann auch kein Blut sehen."

„Was hast Du denn vor?"

„Ich will's doch mit der Theologie versuchen, ich kann den Gedanken an sie nicht los werden. Mein ganzes Leben lang habe ich mir nichts anderes gewünscht — soll ich da gleich die Flinte in das Korn werfen, wenn die Mißgunst der Lehrer mich nicht aufrücken lassen will?"

„Aber wie wird's denn mit dem Abiturientenexamen? Ohne das kannst Du doch nie Pfarrer werden."

„Das weiß ich; darum will ich den Winter über zu Hause bleiben und mich darauf vorbereiten."

Es war uns nun freilich sehr wunderbar, daß er die Hoffnung haben konnte, nach so kurzer Vorbereitung zu Hause und ohne jegliche Anleitung und Beihilfe das schwere Examen zu bestehen, während es ihm doch nicht möglich gewesen war, unter Leitung guter Lehrer aus Sekunda herauszukommen. Aber er wußte unsere leisen Zweifel siegreich zu widerlegen.

„Ihr glaubt wohl, ich wollte es hier machen?" rief er verächtlich aus, „fällt mir gar nicht ein; dazu ist mir's hier zu schwer, und die Lehrer können mich auch nicht leiden. Nein, ich gehe nach D., da hat's jetzt im Herbst

der Neumann mit Glanz bestanden, und so viel wie der kann ich immer noch."

Besagter Neumann hatte nämlich das Gymnasium in D., einer Stadt in einem Nachbarlande, aus schwerwiegenden Gründen eine Zeitlang verlassen müssen, hatte sich aber in seinen Kenntnissen so schwach erwiesen, daß er, obwohl dort in Prima gewesen, in G. nur versuchsweise in die Untersekunda aufgenommen werden konnte. Trotzdem hatte er nach anderthalb Jahren in D. ohne Anstand das Abiturientenexamen bestanden, was uns allen einen sonderbaren Begriff von dem Stande des dortigen Gymnasiums beigebracht hatte.

Auf die so billig denkenden Richter an dem Gymnasium zu D. setzte nun unser guter Wiesner seine Hoffnung, und suchte sich während des Winters zu Hause den Kopf mit nützlichen Kenntnissen vollzupfropfen. Im Frühjahre zog er alsdann wohlgemut nach D., aber siehe da, sie erklärten ihn dort für nicht genügend vorbereitet und man könne auf ihn, da er kein Landeskind sei, auch keine besondere Rücksicht nehmen.

Das war nun freilich wieder eine Enttäuschung, aber so leicht ließ sich der tapfere Junge nicht niederschlagen. Einmal ist keinmal, sagte er, ich fange einstweilen an, Theologie zu studieren und mache mein Examen dann später, das wird wohl auf eins herauskommen, wie der alte Kollaborator Roth sagte. Der war nämlich ein alter Junggeselle und ließ sich das Essen aus dem Gasthause holen. Er nahm dann die in den Riemen geschnallten Einsätze zwischen die Schöße seines langen Schlafrockes und aß einen nach dem anderen leer, in der Reihenfolge, wie er sie abhob: zuerst das Dessert, dann den Braten, danach das Rindfleisch und zuletzt die Suppe. Auf diese Weise kam er doch zu seiner Sache, wenn auch umgekehrt, wie andere Menschen. So wollte es auch Freund Wiesner mit seinem Studium halten. Ob er das nun in dieser Reihenfolge gerade so gut verdauen könne, wie der alte Roth sein Mittagsmahl, das wußte er allerdings nicht, traute sich's aber zu.

Es ging nun längere Zeit hin, ohne daß ich etwas Bestimmtes von dem alten Gefährten hörte. Ab und zu

vernahm man von anderen Studenten, daß er eifrig in Marburg Theologie ſtudiere und alle Halbjahr einmal auf einige Zeit unſichtbar werde. Nachher höre man, er ſei da oder dort geweſen, um ſein Examen zu machen mit ſtets gleichem durchfallenden Erfolg. Inzwiſchen nahmen auch uns die Vorbereitungen auf unſre Abiturientenprüfung ſo in Anſpruch, daß wir des alten Freundes ganz vergaßen.

So waren gerade zwei Jahre vorüber, daß ich ihn das letzte Mal geſehen hatte. Ich war zu Oſtern vom Gymnaſium abgegangen und hatte ſchon ein Semeſter Studium hinter mir. Jetzt wollte ich nach Tübingen gehen, um dort den großen Altmeiſter Beck zu hören. Ich hatte mich mit einem Freunde verabredet, der auch dorthin wollte, in Mainz zuſammenzutreffen, da dieſer mit der Deutz-Gießener, ich mit der Rheiniſchen Bahn reiſte. In Wiesbaden hatte ich einen kleinen Aufenthalt, den ich benutzte, mir die Stadt etwas anzuſehen. Wie ich nun gerade die Rheinſtraße hinuntergehe, kommt mir da ein

Menschenkind entgegen, das mir nicht unbekannt schien. Und während ich ihn noch prüfend betrachte, sieht er sich auch nach mir um:

„M., bist Du's?" ruft er, und ich:

„Wiesner, bist Du's?"

Ja, er war's der alte, ehrliche Junge und er freute sich nicht weniger, mich zu sehen, als ich ihn.

„Nun sage mir aber, wie kommst Du hierher?" fragte ich ihn.

„Siehst Du mir nichts an?" fragte er mich stolz.

„Nicht das Geringste," antwortete ich, „es sei denn, daß Du noch größer geworden bist, und sieh' einmal da: schon einen richtigen Bart."

„Das ist es nicht," entgegnete er, „das kommt mir alles schon von selbst, aber was sagst Du dazu! ich habe heute schon zum vierten Mal meine Abiturientenprüfung gemacht?"

„Ei, dazu gratuliere ich Dir herzlich," rief ich erfreut, „natürlich doch mit gutem Erfolg?"

„Dieses nun hingegen weniger," gab er gleichmütig zur Antwort, „aber diesmal war das Examen doch schon nicht mehr ganz so schlecht, als das letzte Mal. Mit der Zeit wird's darum auch einmal geraten."

Ich tröstete ihn so gut ich konnte; es kostete mich aber nicht viel Mühe, denn er war augenscheinlich gar nicht hoffnungslos. Und als er erfuhr, daß ich in Mainz unsren gemeinsamen Bekannten erwarte, war er sofort entschlossen, mit dorthin zu fahren. Dort saßen wir drei noch ein paar Stunden zusammen, und wir beiden anderen suchten Wiesner zu überzeugen, daß er, wenn er bei seinem Examen auf Erfolg rechnen wolle, sich mindestens einmal ein halbes Jahr lang mit der Vorbereitung darauf beschäftigen müsse. Unser Freund gab ihm dazu noch den sehr vernünftigen Rat, gleich in eine Gymnasialstadt zu gehen und dort sich bei einem Lehrer einzumieten. Dann werde es ihm bei der täglichen Anleitung nicht schwer halten, die Prüfung zu Ostern zu bestehen. Diesen Vorschlag versprach er auch, in ernste Erwägung zu ziehen, und damit nahmen wir Abschied voneinander.

Seitdem hatten wir uns nun lange Zeit nicht mehr gesehen, und in dem Kreise neuer Bekannten dachte wohl keiner mehr an den anderen. Meine Universitätszeit ging ihrem Ende zu und ernster und immer ernster rückte das erste theologische Examen heran. Da kam ein Ereignis, das meinen und so vieler Hunderte regelmäßigen Studiengang unterbrach: der Krieg mit Frankreich. Mit vielen anderen meldete ich mich zum Eintritt in das Heer, und nach wenigen Wochen eiliger Vorbereitung wurden wir als Ersatz für die Lücken unseres schwergetroffenen Regimentes nach Frankreich gesandt.

Der Ernst des Krieges nahm uns nun vollauf in Anspruch, und keiner hätte gedacht, daß wir nach Sedan noch bald fünf Monate vor Paris liegen würden. Endlich kapitulierte die Riesenfestung und wir marschierten und kantonierten danach noch ungefähr dieselbe Zeit in Frankreich herum, bis im Sommer erst unser Regiment Marschordre nach Hause bekam.

Wir hatten schon manchen lieben Marschtag hinter uns, als wir an einem heißen Nachmittage in den letzten Tagen des Juni in die alte Krönungsstadt Rheims einrückten. Nachdem wir uns etwas gereinigt und ausgeruht hatten, machten wir uns auf, die Sehenswürdigkeiten der berühmten Stadt in Augenschein zu nehmen, und fanden uns danach in einer Restauration in der Nähe des altehrwürdigen Domes wieder zusammen. Das Lokal war ganz angefüllt von Offizieren und Soldaten jeder Waffengattung, denn in der Stadt selbst lag noch viel Militär. Mit Mühe eroberten wir uns noch ein paar Sitze in der Nähe eines Tisches, der ganz mit Offizieren eines anderen Regimentes besetzt war.

Ich hatte weiter nicht auf unsre Nachbarschaft geachtet und trank in behaglicher Ruhe nach den Anstrengungen des Tages den guten, billigen Champagner Landwein, während bei den Offizieren drüben der feurige Schaumwein in den Gläsern perlte, als auf einmal der Klang eines Namens mich aufhorchen ließ. Ich meinte doch, ich hätte deutlich gehört, wie einer der Offiziere „Wiesner“ gerufen hätte. Wie sollte aber mein Prophet hier unter diese kriegerischen Saale kommen? Und konnte es nicht

noch viele dieses Namens geben? Aber da ich den Namen wieder hörte, musterte ich doch die Gesellschaft etwas genauer.

Ja, da unten saß einer, der hätte es doch möglichen Falles sein können, aber die Uniform und das eiserne Kreuz auf der Brust machten mich wieder irre. Jetzt that er aber den Mund auf und sprach — und nun hatte ich keinen Zweifel mehr, es war ganz der alte, ehrliche Wiesner mit seiner langsamen, biederen Aussprache. Wie kam er aber in die Offiziersuniform? Der Krieg hatte ja freilich manche wunderbare Veränderungen in der Lebensstellung so vieler Menschen hervorgebracht, aber daß ich meinen guten Wiesner mit seinem sanften, friedfertigen Gemüt, seinem natürlichen Abscheu vor allem Blutvergießen unter solchen Umständen wiedersehen sollte, das konnte ich mir unmöglich träumen lassen.

Ich war natürlich sehr gespannt darauf, mir von ihm das Rätsel lösen zu lassen, konnte aber als Einjähriger, der kaum den ersten Grad der militärischen Würden erlangt hatte, unmöglich so ohne weiteres an den Offizierstisch treten und meinen alten Freund interpellieren. Während ich noch darüber nachsann, wie ich eine Begrüßung möglich machen könne, sah ich, wie Wiesner aufstand und sich empfahl. Rasch erhob ich mich auch und trat ihm unter der Thüre Front machend entgegen.

„Kennen mich der Herr Leutnant nicht mehr?“ fragte ich ihn, da er erstaunt stehen blieb. „Was? ist's möglich? das bist Du ja, M.! Also auch in diesem gottlosen Lande und in diesem Rocke?“ rief die ehrliche Seele erfreut und verwundert aus.

„Aber wie kommst Du hierher?“ fragte ich, „und nun gar als Offizier? das ist mir noch viel wunderbarer.“

„Ja, was nicht alles in der Welt vorkommen kann, das hätte ich mir auch nie träumen lassen,“ gestand er ganz aufrichtig, „doch entschuldige, wenn ich jetzt eile, ich habe heute den Kompanieappell abzuhalten, aber den Abend bin ich frei. Wenn Dir's recht ist, dann wollen wir uns hier wieder treffen, da sollst Du alles erfahren,

wie ich in diesen Rock und noch zu verschiedenem anderen gekommen bin."

Ich war natürlich nicht wenig gespannt auf die Lebensgeschichte meines alten, guten Kameraden seit der Zeit, daß wir uns zum letztenmal gesehen und fand mich pünktlich ein. Auch ließ er mich nicht lange warten, und bald stand eine Flasche veuve Cliquot zwischen uns, die Wiesner bestellt hatte, „denn ich habe jetzt die große Feldzulage," bemerkte er entschuldigend, „da mußt Du mir erlauben, daß ich Dich als meinen Gast ansehe."

„Als wir uns vor bald drei Jahren zum letztenmal sahen," fing er alsdann an zu berichten, „da sagte ich Dir, daß ich nun schon bereits viermal ins Abiturientenexamen gestiegen sei. Doch war's noch lange nicht zum letztenmal. Ich habe es danach noch dreimal probiert und hatte dadurch eine solche Gewandtheit im Durchfallen erlangt, daß es nur dieser zu danken ist, wenn ich mir dabei keinen weiteren Schaden that. Als ihr beide mir damals den Rat gabet, mich bei einem Gymnasiallehrer einzumieten und mit dem auf das Examen loszuarbeiten, fand ich, daß das allerdings der sicherste Weg zum Erfolg sei. Aber die leidigen Moneten! Denn billig ist das Logis bei den Herren bekanntermaßen nicht, sie wollen sich auch nicht umsonst mit einem dickfelligen Scholaren geplagt haben, denn die besten thut man gewöhnlich nicht zu ihnen. Ich schrieb damals gleich meinem Vater den Plan, aber er hatte ein schlechtes Jahr gehabt, Unglück unter seinem Viehstand, und antwortete mir darum: daraus könne nichts werden, das sei ihm zu teuer. Überhaupt wolle es ihm scheinen, und dasselbe müsse ich doch nun auch einsehen, daß die theologischen Trauben für mich zu hoch hingen. Ich solle deswegen die Sache, für die er schon so viel Geld nutzlos geopfert habe, aufstecken und, da ich doch für einen Tierarzt oder Landwirt verdorben sei, zur Subalterncarriere übergehen. Da käme ich doch noch am ersten zu Brot.

Natürlich gelang es meinem guten Vater damit nicht im allergeringsten, mich zu überzeugen. Denn das war mir unzweifelhaft: es hatte bisher immer nur an einer Kleinigkeit gelegen, daß ich mein Examen nicht bestand —

ſollte ich da ſo raſch den Mut verlieren? Darum gab ich mich wieder friſch ans Werk und bereitete mich unverdroſſen auf eine neue Prüfung vor. Doch, wie ich Dir ſchon ſagte, es wollte ſich nicht zwingen laſſen. Ob abſolut nichts weiter in meinen Kopf hineingehen wollte, oder ob ich zu ängſtlich geworden war, ich weiß es nicht. Kurzum, es war alles umſonſt, und bei jedem Examen kam ich mir unwiſſender vor. Mir wäre es ja zwar nicht darauf angekommen, es noch einigemal zu probieren, wenn mir nicht auf einmal ein gewaltiger Riegel vorgeſchoben worden wäre.

Eines Tages nämlich erhielt ich von dem Bezirkskommando ein Schreiben, worin mir eröffnet wurde, da ich nun fünfundzwanzig Jahre alt geworden ſei, fordere man mich auf, am erſten Oktober des Jahres mich zur Ableiſtung meines einjährigen Militärdienſtes zu ſtellen, anſonſt ich zu gewärtigen habe, daß man mich auf drei Jahre einſtelle. Das fehlte denn auch noch, um das Maß des Unglücks voll zu machen. Betrübten Herzens ging ich nach Hauſe, um bei dem Bataillon in W. einzutreten. Dazu machte mir mein Vater noch die Eröffnung, daß er nun nichts mehr für mich thun könne, da ich ſchon mehr gebraucht habe, als mir nach meinem Vermögen zuſtehe. Für mein Militärjahr müſſe er freilich noch aufkommen, da er ſich dazu verpflichtet habe. Falls ich aber nach Beendigung desſelben nicht, wie er ſchon vor Jahren gewollt, auf ein Bureau gehe, werde er mich meinem Schickſal überlaſſen. Denn das hätte ich als Chriſt mir doch ſchon längſt ſagen müſſen: wenn Gott mich zum Prediger hätte haben wollen, dann würde er mir nicht ſo deutlich gezeigt haben, daß er mich nicht brauchen könne. Ich hatte mir freilich auch ſchon manchmal Gedanken darüber gemacht, mich aber immer damit getröſtet, das ſeien Prüfungen, in denen Gott die Aufrichtigkeit meines Strebens und Eifers erproben wolle. Und da dachte ich immer wieder: Du mußt aushalten; es iſt ein Ziel, der heißeſten Arbeit wert.

Und nun ſollte es ſo ganz anders kommen! Du kannſt Dir in Deiner glücklichen Lage gar nicht denken, wie ſchwer mir die Verzichtleiſtung auf dieſen höchſten

Wunsch meines Lebens wurde. Aber ich mußte mich hineinfinden, denn auch selbst meine Mutter erklärte mir mit Trauern, ich müsse entsagen. So ging ich denn schweren Herzens nach W. und zog den blauen Rock an, der mir nie verführerisch geschienen hatte; denn ich war stets mehr für den Lehrstand, als für den Wehrstand.

Doch ging mir's besser, als ich mir vorgestellt hatte. Es dienten außer mir nur noch ein paar Bürgerssöhne, Kommis und ähnliche achtbare Glieder der menschlichen Gesellschaft ihr Jahr bei dem Bataillon ab, und so wurde ich als der einzige akademische Mann recht rücksichtsvoll behandelt. Die Offiziere zogen mich zuweilen in ihre Gesellschaft, und ganz besonders unser Major v. B., Du erinnerst Dich seiner wohl noch von W. her, erzeigte mir viel Freundlichkeit. Er ließ sich auch meine fernere Existenz recht angelegen sein. Denn als er sich einmal von mir die Geschichte meiner fehlgeschlagenen Hoffnungen hatte erzählen lassen, riet er mir, ich solle doch beim Militär bleiben und die Zahlmeistercarriere ergreifen. Man gebe darin gerne etwas wissenschaftlich gebildeten Leuten den Vorzug, und ich werde es sehr rasch zu einer festen Stellung bringen. Ich war dem edlen Manne für seinen wohlgemeinten Rat sehr dankbar, hatte jedoch bei meinem, wie Du weißt, natürlichen Grauen vor der Mathematik nicht den Mut, mich sofort für eine so bedenkliche Sache, wie das Rechnungswesen, zu entscheiden.

Einen Entschluß mußte ich aber doch wohl fassen, denn etwas mußte ich nach meinem Militärjahr ergreifen. Und der Vorschlag des Majors stimmte ja auch ganz mit den Plänen meines Vaters. Und ich dachte: so schwer wie das Abiturientenexamen wird ja doch wohl das Zahlmeisterexamen nicht sein, sonst würden es nicht so viele Feldwebel bestehen können. So sprach ich: in Gottes Namen! Pfarrer wirst du ja doch dein Lebtag nicht, und als Zahlmeister kann man ja auch ein brauchbares Glied der Menschheit sein.

Aber es sollte anders kommen, wie ich überhaupt die Erfahrung gemacht habe, daß es mit mir nie so geworden ist, wie ich vorhatte, sondern daß Gott immer seine eigenen Wege mit mir gegangen ist. Auf einmal schwirrten so-

viel ungemütliche Gerüchte durch die Zeitungen, als wenn die Franzosen beabsichtigten, uns etwas am Zeuge zu flicken. Man hielt's ja noch nicht für Ernst, weil sie von jeher die Mäuler so weit aufgerissen haben, aber diesmal hatte man sich doch verrechnet. Als ich eines Abends auf den Felsenkeller komme, wohin mich am Morgen die Offiziere eingeladen hatten, ist da große Bewegung, und schon von weitem ruft mir mein Zugführer, der Leutnant von O., zu: „Wissen Sie auch das Neueste, Wiesner? Es giebt Krieg mit Frankreich!"

So, da hatten wir ja die Bescherung! Daß ich nicht sonderlich darüber erbaut war und die Begeisterung der Offiziere nicht teilte, wirst Du mir glauben. Ich bin all mein Lebtag immer mehr für den Frieden gewesen, und der Gedanke war mir früher immer so tröstlich, daß ich als Pfarrer ja niemals mit dem rauhen Waffenhandwerk Bekanntschaft zu machen brauche — und nun mußte ich in solche Geschichten hineinkommen! Ich dachte im ersten Augenblick, der König hätte auch doch nicht not gehabt, dem französischen Botschafter gleich den Stuhl vor die Thüre zu setzen. Doch muß ich zu meiner Ehre bekennen, daß ich mich dieses Gedankens rasch wieder schämte und mir sagte: „Nein, wenn dieser alte, ehrwürdige Mann es für nötig hält, mit den Franzosen anzubinden, dann darfst du junger Mensch nichts dagegen haben."

„Man sollte aber gar nicht denken," schaltete ich hier ein, „daß Du mit solchem Kummer die Mobilmachungsordre aufgenommen hättest; denn daß Du Kurasche hast, beweist doch deutlich der Offiziersrock und das eiserne Kreuz. Zu beidem bringt es doch kein Feigling."

„Ja, mit diesen Zeugnissen für meine Tapferkeit ist's so ein eigenes Ding," bemerkte Wiesner etwas kleinlaut, „darauf werde ich gleich noch weiter zu reden kommen. Ich habe da ein merkwürdiges Glück gehabt. Aber das kann ich Dir versichern, daß ich mich von Herzen freute, als die Zeitungen verkündigten, wie die deutsche Jugend, besonders die studierende, sich so begeistert zu den Fahnen dränge. Das war mir ein großer Trost, denn ich sagte mir: wenn alle Soldaten mit solcher Freudigkeit in den Krieg gingen, wie ich, dann könnte mir der König leid

thun. Nun freilich, die Disciplin that ja das meiste, und meine Pflicht habe ich immer zu thun gestrebt, so daß ich wohl noch ein ganz ordentlicher Durchschnittssoldat geworden bin.

Doch, ich will in meiner Erzählung fortfahren. Unser Regiment kam natürlich, weil im Westen der Monarchie stationiert, sehr rasch an die französische Grenze. Dort wurden wir der kronprinzlichen Armee zugeteilt, und als wir so ziemlich beieinander waren, ging's munter in Feindesland hinein. Bei Weißenburg, wo unsre Armee sich die ersten Lorbeeren holte, war unser Regiment noch nicht im Feuer. Wir hörten aber sehr deutlich den Schlachtendonner zu uns herüberschallen. Zwei Tage darauf aber kamen auch wir ins Feuer, das war die große Schlacht bei Wörth.

Der Morgen des 6. August war noch nicht angebrochen, als wir schon alarmiert wurden, und wenn uns auch nichts Bestimmtes gesagt worden war, so lief doch das Gerücht durch die Reihen, heute würden auch wir an den Feind kommen. Das war nicht gerade so sehr lieblich zu hören. Denn wenn man auf einem nassen Acker biwakiert hat, ist dazu die ganze Nacht durch beregnet worden, und steht dann gegen Morgen steif und frostklappernd von seinem glitschigen Lager auf, um gegen den Feind geführt zu werden, dann giebt man sein bißchen Begeisterung gar billig ab. Da ist's wirklich gut, daß das Kommando nach Begeisterung gar nichts fragt.

Wir marschierten also ab, und als die Sonne aufging und man wieder etwas wärmer wurde, machte sich's auch mit der Stimmung etwas, wenigstens hörte man hier und da einen Witz, auch wurden schwache Versuche gemacht, ein Marschlied anzustimmen. Doch wurde daraus nichts Rechtes, denn nach ein paar Stunden Marschierens hörten wir wieder den bekannten dumpfen Donner, und da weißt Du aus eigner Erfahrung, wie einem dabei der Mund viel eher zu- als aufgeht. Aber das ist nun alles einerlei, die Füße müssen immer vorwärts. Und immer näher kam der Geschützdonner, immer deutlicher wurde das dumpfe Brausen der Schlacht, und immer aufrichtiger wünschte ich mich nach Hause in Numero Sicher. Ich

mache gar kein Hehl daraus, daß es mir vor dieser meiner ersten Schlacht ganz jämmerlich zu Mute war, und als ich mir meine Kameraden betrachtete, sah ich an ihren bleichen Gesichtern und weit aufgerissenen Augen, daß es denen nicht viel anders ums Herz sein konnte."

„So geht es jedem mehr oder weniger," bekräftigte ich sein ehrliches Geständnis, „ich hatte mich doch freiwillig gemeldet, aber als wir zum erstenmal ins Feuer kamen, da wünschte ich auch, ich wäre zu Hause geblieben. Ich wollte mir's zwar selbst nicht gestehen, aber es war doch ungefähr so. Das bange Gefühl schwindet ja freilich, wenn man einmal mitten drin ist, aber so Schritt für Schritt dem Tode entgegengeführt zu werden, ohne daß man seine Waffen gebrauchen kann und dadurch andere Beschäftigung für seine Gedanken bekommt, das ist wahrlich keine Kleinigkeit."

„Nun, es freut mich, dasselbe auch von einem der begeisterten Freiwilligen zu hören," fuhr Wiesner offenbar sehr befriedigt fort, denn gewöhnlich will nachher jeder voll edler Kampfbegier gewesen sein, und es ist doch alles nicht so. Ist man ja einmal mitten drin, dann vergißt man freilich alles, aber das dauert doch meistens noch einige Zeit. Wir kamen also der Schlacht immer näher. Sehen konnten wir noch nicht viel, aber es brüllte und tobte schon um uns, als sei die Hölle losgelassen. Da kamen wir auch schon an einem Verbandplatz vorüber — ich mußte wegsehen, es wurde mir ganz weh zu Mute. Jetzt standen wir hinter unsren Geschützen, die unaufhörlich hinüber schossen, und von drüben sausten die Granaten in unsre Reihen.

Hier hatten wir schon unsre ersten Toten, ehe wir noch den Feind sahen. Zum Glück brauchten wir hier nicht lange zu stehen, denn nichts Gräßlicheres, als so ein Warten, Gewehr bei Fuß, und fortwährend mit den tödlichen Geschossen überschüttet zu werden. Wir bekamen gleich Befehl, rechts abzuschwenken und im Thale den Feind aus seinen Stellungen zu werfen. Das war nun gar leicht gesagt, aber schwer gethan. Denn die Franzosen hatten mehrere Tage Zeit gehabt, sich die günstigste Stellung auszusuchen, und dabei hatten sie ihre Geschütze

so vorteilhaft postiert, daß sie uns von allen Seiten treffen konnten. Unsre Artillerie hingegen war noch lange nicht alle an Ort und Stelle und hatte gerade an dem Punkte, dahin wir dirigiert wurden, dem Feinde noch nicht viel Schaden thun können. Aber da half alles nichts, wir sollten ihn aus seinen Schützengräben verjagen.

Unter Trommelschlag und auch in Schützenlinie rückten wir heran. Und nun ging erst der Spektakel los. Das war ein Krachen und Toben um einen herum, daß mir Hören und Sehen verging. Was wir mit unsrem Schießen bei den Franzosen ausrichteten, konnten wir nicht sehen, aber sie machten bei uns garstige Arbeit. Gerade wie gemäht fielen die Leute hin. Mir wurde die Sache immer ungemütlicher, und ich sah mich sehnsüchtig nach einer Deckung um. Da erblickte ich nicht weit von hier einen Mauerrest im Felde, der konnte es vielleicht thun. Da ich linker Flügelunteroffizier war und am Ende der Schützenlinie stand, konnte es gar nicht auffallen, wenn ich mich dahinter verbarg. Bei dem allgemeinen Durcheinander achtete niemand darauf, und rasch kauerte ich hinter der Mauer und schoß von da aus munter auf die Franzosen los. Hinter meiner Deckung wurde mir's auch wieder wohler zu Mute, und ich begann von hier aus mir die ganze Lage ruhig anzusehen.

Aber was war das? Wo war denn mein Bataillon hingekommen? An der ganzen Front sah ich keinen Mann mehr, und wie ich's wage, hinter mich zu schauen, da besah ich den Schaden. Sie hatten sich durch das fürchterliche Feuer der Franzosen zurückziehen müssen, ich hatte in meiner selbsterwählten Einsamkeit den Befehl oder das Signal nicht gehört und war nun, wie Uhlands Schäfer, allein auf weiter Flur; nur daß ich nicht wie er den Klang der Morgenglocke hörte, sondern einen Höllenspektakel um mich her, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Da war ich in eine schöne Falle hineingeraten und erfuhr, wie es dem Menschen geht, wenn er gar zu vorsichtig sein will.

Was aber nun anfangen? Mich eiligst aus dem Staube machen, daß ich wieder zu meinem Bataillon kam? Da mußte ich ein paar hundert Schritt über freies Feld

laufen und war zehnmal totgeſchoſſen, ehe ich die Unſrigen erreichte. Das Klügſte war darum: ich blieb, wo ich war, machte aus der Not eine Tugend und feuerte weiter

auf den Feind. Das that ich denn auch, allerdings mit dem Erfolg, daß die Chassepotkugeln wie Hagelkörner als Gegengruß an meine Mauer einschlugen. Das hatte nun alles soviel noch nicht zu sagen, aber jetzt bemerkte ich, daß die Franzosen auf einmal aus ihren Schützengräben herauskamen und Miene machten, mich zu attaquieren. Nun sah ich mein letztes Stündlein gekommen, ich befahl Gott meine Seele, schob noch eine Patrone in den Lauf und dachte: so willst du denn in Gottes Namen als braver Soldat sterben. Und was thut's denn auch viel? Du hast deinen Eltern bisher doch nur Sorgen gemacht, es ist am Ende ja für sie nur eine Erleichterung, wenn sie ihr Sorgenkind los werden. Darum mag's gehen, wie Gott will.

Wie mir noch dies und Ähnliches durch den Sinn geht, da saust's mit einemmal von hinten her über mich, wie eine Granate, und weiter Schlag auf Schlag. Ich sehe mich rasch um: Gott sei Lob und Dank! es kann sich noch machen. Unsere Artillerie hatte sich augenscheinlich bedeutend verstärkt und gab Schnellfeuer auf den Feind. Und unter dem Schutz der Artillerie brach auch unser Bataillon wieder hervor, diesmal mit gefälltem Bajonett. Rasch waren sie wieder in meiner Linie, ich wie der Blitz unter ihnen, mit Hurra! und Hallo! empfangen, und nun ging's mit Sturmeseile an den Feind.

Unsre Artillerie hatte gut vorgearbeitet, die französischen Schützenlinien waren arg zerrissen, und als wir mit Bajonett und Kolben unter sie drangen, da hielten sie nicht lange stand. Nun war auch bei mir jedes bange Gefühl geschwunden, mitten im Handgemenge hatte ich keine andere Empfindung, als immer nur: auf den Feind! So ging's mit Hurra! durch das Thal, über den Bach und auf der anderen Seite den Berg hinauf, wo die Franzosen sich noch mit großer Zähigkeit hielten. Da bekomme ich plötzlich einen Schlag gegen die Brust, und ehe ich noch weiß: woher? und wodurch?, da sind mir auch schon die Sinne entschwunden, und ich sinke hin.

Als ich wieder zu mir komme, höre ich die Schlacht schon ferner toben. Ich richte mich auf, um zu sehen, wo ich bin — o! war das aber ein Schmerz in der

Brust! Ich betrachtete mich — ja, das war auch kein Wunder. Die ganze Brust herunter war der Waffenrock mit Blut überströmt. Das sah bös, und wer will mir's verdenken, wenn ich glaubte, es sei aus mit mir.

Mein nächstes Gefühl aber war das eines brennenden Durstes. Ich setzte meine Feldflasche an den Mund und that einen langen, kräftigen Zug. Und merkwürdig, als ich getrunken hatte, da konnte ich wieder Atem holen, und das ohne Beschwerde und ohne daß mir aus der Brust oder aus dem Munde Blut gekommen wäre.

Dann muß der Schuß ja wohl nicht in die Lunge gegangen sein, dachte ich, vielleicht daß du dann auch noch gehen kannst.

Ich stützte mich auf mein Gewehr, und wirklich, ich kam auf und konnte auch langsam gehen. Unter mancherlei Beschwerden und Schmerzen zwar, aber doch ohne fremde Hülfe kam ich glücklich bis zu unsrem Verbandplatze, wo ich freilich wieder ohnmächtig niedersank.

Als ich aufwachte, hatte mich schon ein Pflasterkasten unter den Fingern, mir die Wunde gereinigt und rief einen Assistenzarzt herbei.

Der besah den Schußkanal und sagte leichthin:

„Da wollen wir rasch geholfen haben, das ist ja nur ein Prallschuß; die Kugel ist schon matt gewesen und sitzt an dem Brustbein."

Dann fuhr er mit einer Zange hinein und hatte mit großer Geschwindigkeit das Geschoß herausgeholt.

„Da, die heben Sie sich auf und tragen sie als Berlocke an der Uhr!"

Damit präsentierte er mir die Kugel und ging rasch zu einem anderen Verwundeten, während der Lazarettgehilfe mich verband und mir dann sagte, ich solle mich ruhig mit dem Kopfe auf meinen Tornister legen, es werde bald ein Wagen kommen, der mich und andere Leidensgefährten nach dem nächsten Feldlazarett bringen solle. Da lag ich nun und ließ mir die Sonne auf den Leib scheinen und dachte: es sieht dir doch recht ähnlich, daß du gleich bei der ersten Schlacht dein gewöhnliches Pech hast und deinen Treff mitbringst. Doch als ich die anderen Verwundeten um mich herum ansah, mußte ich

mich recht schämen, daß ich einen Augenblick verdrießlich war und dankte meinem Gott aus Herzensgrund, daß er's mit mir doch gnädig gemacht hatte.

Gegen Abend kamen auch die Wagen und wir wurden zuerst nach Wörth gefahren. Dort brachten wir die Nacht in einer Scheune zu und wurden dann den anderen Tag, weil alles überfüllt war, weiter transportiert. Ich fand in Karlsruhe Unterkunft und zwar kam ich in sehr angenehme Privatpflege, in der ich mir's bald ein Vierteljahr wohl sein ließ. Meine Wunde heilte zwar gut, aber eine gewisse Spannung in der Brust ließ mich doch so bald noch nicht an meinen Wiedereintritt denken.

Dort wurden mir denn auch verschiedene angenehme Überraschungen. So kam eines Tages der Adjutant von der Kommandantur und überbrachte mir meine Ernennung zum Vicefeldwebel. Und ein paar Tage darauf erhielt ich einen sehr liebenswürdigen Brief von unserm trefflichen Major von B., worin er sich sehr teilnehmend nach meinem Befinden erkundigte und mir mitteilte, daß er mich wegen meiner bei Wörth bewiesenen Bravour für das eiserne Kreuz vorgeschlagen habe. Das war mir nun doch das Allerwunderbarste. Ich hatte bisher immer so eine geheime Angst gehabt, man werde mir wegen meiner allzugroßen Vorsicht bei Beginn der Schlacht noch nachträglich eine Strafe zudiktieren, und nun überraschte man mich mit der Eröffnung, daß ich mich durch besondere Bravour hervorgethan habe, woran ich in meiner Unschuld am allerwenigsten gedacht hatte. Nun, ich tröstete mich, daß die Heldenthaten mancher anderen Kameraden wohl auch mehr unfreiwillige, als freiwillige sein möchten, und fühlte auch nicht den Beruf in mir, die Herren aufzuklären und mich schließlich noch strafen zu lassen.

Es war im November, als ich wieder zu meinem Regimente kam, das in Chaville vor Paris stand. Der Major und das ganze Offiziercorps nahmen mich mit großer Freundlichkeit auf, und an einem der nächsten Tage wurde mir vor der Front des Bataillons mit sehr ehrenden Ausdrücken das eiserne Kreuz angeheftet. Nun erfuhr ich auch, welche Auslegung man meinem Verhalten bei Wörth gegeben hatte.

Das Bataillon hatte infolge des fürchterlichen Feuers sich momentan zurückziehen müssen, bis die Artillerie etwas Luft gemacht hatte. Da entdeckte der Major, wie ein Mann mutterseelenallein in der Gefechtslinie zurückgeblieben war und mit großer Gelassenheit auf den Feind feuerte. Er erkundigte sich sofort, wer der Kühne sei und hörte von einigen, es müsse wohl der Gestalt nach der einjährige Unteroffizier Wiesner sein. Da war er vor die Front gesprengt und hatte gerufen:

„Kameraden! soll der e i n e Mann das ganze Bataillon beschämen? Drauf und dran in Gottes Namen! Ein schlechter Kerl, der einen Kameraden im Stiche läßt!"

Und mit Todesverachtung stürmte nun das ganze Bataillon vorwärts und die Franzosen wurden geworfen. Aus diesem Grunde hatte mich der Major unter den Ersten für den Orden eingegeben, denn wenn ja auch mein Verhalten ein thörichtes und tollkühnes gewesen sei, so habe sich doch hier wieder gezeigt, welchen Wert ein solches Beispiel von Todesverachtung für den Gesamterfolg habe.

Du kannst Dir denken, wie ich mich schämte, als ich dies alles vor der Front hören mußte. Ich konnte ihnen doch nicht sagen, daß ich aus purem Überfluß von Mangel an Tapferkeit mich beiseite geschlichen habe, und wäre darum am liebsten in die Erde gekrochen. Ich war froh, als die Feierlichkeit vorüber war und ich wieder in die Front zurücktreten konnte.

Auf diese Weise bin ich zu Ehren und Würden gekommen und damit ist meine Geschichte auch eigentlich zu Ende. Denn weitere Gelegenheit zu großen Heldenthaten wurde mir nicht mehr gegeben. Wir hatten zwar noch einige Ausfälle, bei denen ich aber eben nur so mit dasein half. Nach Weihnachten bekam ich auch noch die Epauletten; und als mir unser Major, der aber inzwischen Oberstleutnant geworden war und an Stelle des vor Paris verwundeten Obersts das Regiment führte, das privatim mitteilte, machte er mir zugleich den Vorschlag, ich solle bei der Waffe bleiben. Da die Verhältnisse sich jetzt für mich so günstig gestaltet hätten, solle ich den Zahlmeister lassen und getrost die höhere Carriere, die sich mir aufthue, einschlagen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52099-9
DERTEL,(F.)G.(P.) FN. 09444/041

Daran hatte ich freilich noch nicht gedacht und glaubte auch zuerst, daraus könne ja unmöglich etwas werden. War ich doch ohne Vermögen, ohne aristokratischen Namen, ohne hohe Familienbeziehungen, kurz ohne alles das, was einem jungen Leutnant nötig ist, wenn er avancieren will. Diese Bedenken sprach ich auch meinem edlen Gönner rückhaltslos aus. Er wollte sie aber nicht gelten lassen und zeigte mir die Sache in ganz anderem Lichte. Was meine Vermögenslosigkeit anlange, so falle die gegenwärtig gar nicht ins Gewicht, da ich im Kriege keine Zulage brauche, im Gegenteil mir in den fetten Jahren noch einen schönen Posten Geld für die mageren Jahre zurücklegen könne. Und wie lange die Occupation Frankreichs noch dauere, das wisse man ja gar nicht. Daß ich nicht von Adel sei, thue ebensowenig, denn der Krieg habe so viele Lücken gerissen, daß man nach dem Namen nichts frage, wenn nur sein Träger ein anständiger Mann sei. Und wenn ein junger Mann in seinem Dienste tüchtig sei, fehle es ihm auch nicht an wohlwollenden Freunden, die voran hülfen, das habe ich ja doch auch schon erfahren. Ich solle also nur zugreifen, er habe bei seinem Vorschlage nur mein Bestes im Auge.

Von dieser Seite betrachtet, hatte er allerdings recht, und die Sache leuchtete mir ein. Welche Aussichten hatte ich überhaupt groß für die Zukunft? Ich durfte wahrlich nicht wählerisch sein. Freilich gestaltete sich meine Zukunft auf diese Weise ganz gegen all mein Hoffen und Streben, aber hatte mir Gott nicht deutlich genug gezeigt, daß ich überhaupt nicht imstande sei, mich selbst zu beraten? Alles, was ich bisher aus eigenem Ermessen angefaßt hatte, war nichts geworden — war's da nicht an der Zeit, daß ich die Führung meines Lebensschiffleins einmal dem überließ, der besser als ich wußte, wie er mich auf Erden gebrauchen konnte? So mag's in Gottes Namen denn gehen, wie er will, dachte ich, und entschloß mich, den wohlgemeinten Vorschlag meines Chefs anzunehmen.

Meine Eltern waren es auch zufrieden. Die Mutter war froh, daß sie, wenn auch nicht gerade auf ihren Pfarrer, so doch auf ihren Sohn Leutnant stolz sein konnte,

und mein Vater schrieb mir, er habe nichts gegen die Offizierscarriere, vorausgesetzt, daß ich niemals Zuschuß von ihm verlange, denn den könne er unter keinen Umständen leisten.

Siehst Du, alter Freund, so bin ich der geworden, den Du hier vor Dir siehst. Und wenn mich auch hier und da noch ein leises Bedauern ankommt daß ich statt des Schwertes des Wortes Gottes das Schwert des Kriegsmannes führen soll, besonders, wenn ich eine Predigt höre, so habe ich doch sehr wohl erkannt, wieviel Dank ich Gott für seine Führungen schuldig bin. Hätte er mich nicht zur rechten Zeit am Schopf gefaßt und auf einen anderen Weg gestellt — aus mir selbst wäre ich nie etwas geworden. Und deswegen denke ich, weil Er es so gewollt hat, daß Er mich in meinem jetzigen Stande wohl besser brauchen kann, als wenn ich Pastor geworden wäre."

Damit schloß der gute Wiesner seine Lebensgeschichte, und ich gab ihm aus vollem Herzen meinen Beifall zu seinen zuletzt geäußerten Ansichten. Ich freute mich aufrichtig, daß der ehrliche Bursche es doch noch zu etwas gebracht hatte und nicht verbummelt war, wie ihm jeder in der Zeit vor dem Kriege prophezeite. Wir saßen noch lange beisammen, denn jetzt mußte ich ihm meine Erlebnisse erzählen, bis uns endlich die späte Stunde und mich noch besonders der Gedanke an den Marsch des kommenden Tages mahnte, aufzubrechen Mit herzlichem Lebewohl und der Hoffnung auf Wiedersehen schieden wir.

* * *

Damit könnte ich auch von dem freundlichen Leser scheiden, denn das Interessanteste von meinem guten Freund Wiesner ist hiermit erzählt. Da mich aber vielleicht der eine oder andere fragen könnte: was ist denn noch weiter aus ihm geworden? so will ich noch kurz berichten, was ich von seinem ferneren Ergehen weiß.

Ich war schon mehrere Jahre im Amte, als ich einmal auf einer Reise auch bei Verwandten im Bergischen, da unten an der Agger, zusprach. Bei einem Spaziergange, den wir auf einen Aussichtspunkt unternommen hatten, machte mich mein Vetter unter anderem auch auf

ein freundlich gelegenes Städtchen im Thale aufmerksam, das vielleicht eine Stunde entfernt sein mochte.

„Dort ist ein Landsmann von Dir Bürgermeister," sagte er.

„So?" antwortete ich und fragte, wie man das so in aller Gleichgültigkeit zu thun pflegt: „Wie heißt er denn?"

„Wiesner."

„Was der tausend!" fuhr ich herum, „Wiesner? Weißt Du vielleicht nicht, ob er früher Offizier gewesen ist?"

„Ja, das stimmt."

„Höre," sagte ich, „dann müssen wir morgen einmal dorthin. Der Wiesner ist nämlich nicht bloß ein Landsmann, sondern ein alter, guter Freund von mir, und ich bin zu begierig, zu hören, wie der alte Junge hierher verschlagen worden ist."

Es war ein hübsches, gemütliches Landstädtchen, das wir des anderen Tages betraten, die Straßen so sauber und in Ordnung gehalten, die Häuser so freundlich, die uns begegnenden Leute so höflich, daß ich von der bürgermeisterlichen Thätigkeit meines Freundes gleich eine günstige Meinung bekam.

Das bestätigte mir auch der Wirt des Gasthauses, bei dem wir eingekehrt waren, um einen kleinen Imbiß zu verzehren.

„Die Herren wollen zu unserem Bürgermeister? Ja, das ist ein tüchtiger Mann, und man merkt an allem, daß er Offizier gewesen ist, es geht jetzt hier alles, wie am Schnürchen."

Das gab eine Verwunderung, als ich auf ein kräftiges „Herein!" in das Amtszimmer des Bürgermeisters Wiesner trat! Der gute Mensch wußte gar nicht, was er anstellen sollte vor Freude über diesen unverhofften Besuch. Und er hatte soviel zu fragen, daß es längere Zeit dauerte, bis er mir Auskunft gab über die sonderbare Verkettung der Umstände, durch die ich den flotten Offizier als ehrbaren Bürgermeister sah.

„Die Sache ist sehr einfach zugegangen, und ich habe, wie natürlich, das Wenigste dazu gethan," gestand er gleich von vornherein mit seiner bekannten Ehrlichkeit zu.

„Unser Regiment war damals, als wir uns zum letztenmal sahen, eigentlich auch zur Occupation bestimmt, wir bekamen aber im Herbste schon Marschordre nach Hause. Du wirst begreifen, daß mir das nicht lieb zu hören war, denn das Verbleiben in Frankreich war eine Art Lebensfrage für mich. Dort, mit der Feldzulage und außerdem monatlich noch mit 120 Thalern Kontributionszuschuß, konnte ich nicht bloß gut leben, sondern auch noch etwas zurücklegen, in der Heimat hingegen wußte ich nicht, wie ich mit meinen paar Thalern Monatsgage existieren sollte. In dieser Verlegenheit schrieb ich an meinen alten Gönner von B., der das Kommando eines anderen Regimentes erhalten hatte und damals als Oberst in Nancy stand. Er hatte es sich bei seinem Abschiede ausdrücklich ausgebeten, daß ich mich in zweifelhaften Fällen stets vertrauensvoll an ihn wende. Denn er habe mich zu meiner jetzigen Carriere überredet und sei darum auch für mein Weiterkommen verantwortlich.

Umgehend erhielt ich von dem edlen Manne Antwort. Er könne mir augenblicklich sehr leicht aus der Verlegenheit helfen. Bei seinem Regimente, das, wie er genau wisse, bis zuletzt zur Occupationsarmee gehören werde, sei eine Stelle offen, ich solle mich gleich um Versetzung dorthin melden, er werde das Gesuch unterstützen, und so werde es keinen Anstand haben, daß mir willfahrtet werde.

So geschah's denn auch, und ich bin unter den letzten preußischen Soldaten gewesen, die nach Bezahlung der fünf Milliarden den Boden Frankreichs verließen. Dadurch war mir's möglich geworden, ein ganz hübsches Sümmchen zu sparen, mit dem sich's vorderhand zu Hause in der Garnison leben ließ. Dort habe ich alsdann noch ein paar Jahre lang Rekruten gedrillt, bis ich einsah, daß einesteils meine militärischen Eigenschaften nicht so hervorragend waren, daß ich Hoffnung haben konnte, es bis zum General zu bringen, und anderenteils mein Geldbeutel immer magerer wurde ohne die Aussicht, jemals wieder gefüllt zu werden. Dazu schmerzte mich infolge des Dienstes auch meine Wunde wieder, so daß ich beschloß, mich als Invalide pensionieren zu lassen. Das wurde mir denn

auch gewährt mit einer sehr hübschen Pension und dem ehrenvollen Abschiede als Premierleutnant.

„Ich ging dann auf ein Landratsamt und ließ mich etwas in die Verwaltungssachen einschießen. Und als diese Bürgermeisterstelle hier ausgeschrieben wurde, meldete ich mich darum und hatte das Glück, das Stadtkonsulat zu erhalten. So bin ich also hierher gekommen, und wenn ich auch hoffe, hier mein Leben zu beschließen, so will ich darüber doch gar nichts Bestimmtes sagen, denn ich habe mein Lebenlang selbst das Allerwenigste über meine Zukunft zu sagen gehabt."

„Und fühlst Du Dich denn jetzt hier ganz glücklich?" fragte ich.

„Und ob!" antwortete er so seelenvergnügt, daß es wahr sein mußte, „denn was will ich mehr? Ich habe

ein liebes Weib und auch schon einen Sohn und Erben, und daß ich ein sehr glücklicher Mann bin, davon sollst Du Dich nachher in meinem Hause selbst überzeugen, denn ganz selbstverständlich lasse ich Dich heute noch nicht fort. Und zum andern habe ich eine Stellung, mit der ich sehr zufrieden sein muß. Sie nährt ihren Mann und auch Weib und Kind dazu. Und ist auch der Dienst etwas trocken und der Stadtrat zu Zeiten etwas widerspenstig, so fühle ich mich doch ganz wohl in meinem Amte. Ich habe gesehen, daß man in jeder Stellung Gott dienen und oft mehr wirken kann, als ein Pfarrer in seinem Berufe, dem die Hände viel mehr gebunden sind. Und besonders bin ich von mir fest überzeugt, daß ich als Bürgermeister viel brauchbarer bin, denn als Pfarrer. Und wenn man bestrebt ist, seine Pflicht zu thun, und sich als Gottes Diener dabei ansieht, dann kann man auch selbst als Bürgermeister ein glücklicher Mensch sein."

„Da hast Du recht;" stimmte ich ihm von Herzen zu, „und es wäre zu wünschen, daß alle Bürgermeister so dächten."

Und nicht bloß die Bürgermeister, sondern alle Menschen, dann wäre die Unzufriedenheit bald aus der Welt verbannt, so wollen wir hinzusetzen. Und damit sende ich dem guten Wiesner, wie dem freundlichen Leser, der uns beide bis hierher begleitet hat, mein herzlichstes Lebewohl.

10. Anekdote.

Ob der geneigte Leser schon die neue Krankheit, oder doch den neuen Namen kennt, den man jetzt für eine schon längst dagewesene Krankheit erfunden hat? Ich meine die Rederitis, die fast ebenso gräßlich ist, wie ihre Base, die Diphtheritis, aber zum Glück nicht wie diese die lieben Kinder heimsucht, sondern nur die Erwachsenen.

Und woran erkennt man diese Krankheit?

Laß mich Dir's in gutem, derbem Deutsch sagen. Man erkennt sie daran, daß die Leute, welche von ihr befallen sind, — das Maul nicht halten können, sondern reden müssen, besonders über Tische bei festlichen Gelegenheiten.

Nun ist's ja gewiß ein köstliches Ding um eine gute Tischrede, zumal wenn es ihr an den beiden notwendigen Stücken nicht fehlt: an gutem Humor und einem richtigen Schluß, auf den nun ein fröhliches Gläserklingen und meinetwegen auch ein kräftiger Schluck folgt. Ja, wenn nicht schon vor Jahrhunderten Tischreden in der Mode gewesen wären, so hätten wir manches gute Wort nicht, welches Dr. Martin Luther gesprochen hat.

Aber wenn nun, nachdem vielleicht schon mehrere gute Tischreden gehalten sind, so ein Mensch aufsteht und Gehör verlangt, der an der Rederitis leidet, und fängt nun an, ungewaschenes Zeug vorzubringen und redet und redet in einem fort, und kann kein Ende finden, und man hört ihm schließlich an, wie er sich windet und wendet mit seiner Salbaderei, um einen recht packenden Schluß zu machen und kann doch keinen finden: so ist das etwas Entsetzliches und für die ganze Tischgesellschaft eine wahre Erlösung, wenn einer mit edler Dreistigkeit dazwischen fährt und mit einem lauten: „Er lebe hoch!" den rollenden Redefaden abschneidet, obschon weder er selbst, noch irgend jemand aus der Gesellschaft eine Ahnung davon hat, wem denn eigentlich nach des Redners Meinung das Hoch gebracht werden sollte.

Wenn man aber gerade ein gutes Stück von seinem Lieblingsbraten auf dem Teller hat und muß dasselbe kalt und ungenießbar werden lassen, weil es doch einmal nicht für anständig gilt, ruhig weiter zu essen, wenn jemand eine Rede hält: dann wird einem solch ein Rederitiker geradezu fürchterlich.

Hier ein gutes Rezept, durch das einmal ein schwäbischer Doktor einem Ausbruch der Rederitis vorgebeugt hat! (Dem lieben Freunde aber, der das Rezept in einem seiner Bücher verraten hat, herzlichen Gruß und ein „Nichts für ungut!" weil ich es nun auch hier in der Spinnstube verrate!)

Besagter Doktor hatte das Mißgeschick, bei einem Festmahle einen zum Tischnachbar zu bekommen, der auch Anfälle von Rederitis hatte.

Der Trinkspruch auf den Kaiser, mit dem ja jeder gute Deutsche die Reihe der Trinksprüche eröffnet, war

kaum ausgebracht, da fängt der Herr Nachbar auch schon an und flüstert dem Doktor zu:

„Herr Dokter, i muß doch au e Red halte. Meinet Se nit?"

„Ah was!" brummte ärgerlich der Doktor. Denn eben klingelte es schon wieder zu einer neuen Rede, und er hatte doch gerade ein prächtiges Stück Hammelbraten in der Arbeit, das nun kalt werden mußte.

Über ein kleines fängt der Nachbar wieder an:

„Herr Dokter, i muß aber doch au e Red halte, sonst könnt's mer übel genommen werde. Meinet Se nit?"

„Wisset Se was?" schnauzt ihn der Doktor an, „wenn Se mit der Gewalt etwas halte müsset, dann — halte t Se — 's Maul."

Verblüfft schaut ihn der Nachbar an und — schweigt in der That für diesmal.

11. Noch eine.

„Aber, lieber Papa, nicht wahr, jetzt kaufst Du mir ein hübsches kleines Pferdchen, wie Präsidents Toni eins hat. Der Izzik drüben hat eben eins in seinen Stall geführt, ach das ist so schön, so schön!"

„Laß mich in Ruhe, Junge! Soviel Geld habe ich nicht, daß ich Dir ein Pferd kaufen kann. Nimm Dein Buch und lerne tüchtig; dann kannst Du Dir einmal soviel Geld verdienen, daß Du Dir selber ein Pferd kaufen kannst und einen Wagen dazu!"

„Gelt, Papa, da hast Du wohl, wie Du klein warst, nicht tüchtig gelernt?"

12. Buchstabenrätsel.

Es war im lieblichen 5 6 3 4,
Schon kam manche 7 2 3 1 6 herfür,
Da ward um den 1 2 3 4 5 6 7
Ein gewaltiger 4 2 3 1 getrieben.
Die 1 6 7 1 6 7 reichten nicht hin,
Zu brechen allen bösen Sinn,
Und wollte man alles behandeln gleich,
Keine 4 6 5 5 6 im Deutschen Reich
Wär' sicherlich 5 6 6 7 geblieben:
Ja selbst noch die 1 6 5 5 6 7
Hätten müssen zu Hilf' genommen sein.
Von der 1 2 3 4 6 5 fast allein
Ward über den 1 2 3 4 5 6 7
Noch Gutes gesprochen, kein Hohn getrieben.
Und ohne ihn übermäßig zu loben,
Für ihn die 5 2 3 4 6 erhoben.
Nun rate mir fein,
Wer wird's wohl sein,
Der unter den fraglichen sieben
Zeichen versteckt geblieben?

13. Ein zweites Rätsel.

Im sächlichen Geschlechte
Hältst Du mich hoch und wert,
Bist Du erst als der rechte
Im männlichen erklärt.
Wer ist's, der geschwind
Mich nunmehr find't?

14.

Man sagt zu keiner Kuh „Bläßle", wenn sie nicht wenigstens einen „Stern" hat.

Den Wortsinn dieses Sprichworts, das im lieben Schwabenlande gemünzt zu sein scheint, verstehen ohne Zweifel die meisten Leser. Für diejenigen, welche ihn nicht verstehen sollten, sei in Kürze gesagt, daß man eine Kuh „Bläßle" nennt, wenn sie bei sonst dunkler Farbe der Haare eine ganz weiße (blasse) Stirn hat, aber von ihr sagt, sie habe einen „Stern", wenn nur ein kleinerer Fleck auf ihrer Stirne, etwa in Form einer Raute, weiße Haare zeigt.

Aber den tieferen Sinn, der nach Art der Sprichwörter hinter den leicht verständlichen Worten versteckt ist,

ob den auch sofort jeder versteht und sich die goldene Mahnung herausliest, die sich von selber daraus ergiebt? Es könnte sein, daß das nicht der Fall wäre, und deshalb sei hier das Sprüchlein verdolmetscht.

Ohne Zweifel will es dies sagen: Wo der Herr „Man" (merke, das ist die allgemeine Volksstimme, die sogenannte öffentliche Meinung) einem laut und unverhohlen etwas nachsagt, da ist auch immer irgend welcher Grund dazu vorhanden. Also zum Exempel: Gilt einer in der Leute Mund, in der allgemeinen Rede als ein Geizhals, und wagt man wohl gar, ihm diesen Titel laut und öffentlich ins Gesicht zu sagen, so hat er jedenfalls das Geld lieber als recht ist und scheint, wenn er welches ausgeben soll, Pech an den Fingern zu haben. Oder bezeichnet die öffentliche Meinung einen als „Liederli" (um auch mit dem Sprichworte schwäbisch zu reden), so geht er jedenfalls mehr ins Wirtshaus, trinkt dort mehr, spielt lieber Karten, kommt später aus dem Wirtshause heim, als einem rechtschaffenen, ordentlichen Manne zusteht. Kurzum der „Stern" ist jedenfalls vorhanden, wenn ihn auch böse Zungen zu einer wirklichen „Bläße" groß reden.

So meint es wenigstens das Sprichwort. Ob es damit für alle Fälle vollkommen recht hat, muß freilich dahingestellt bleiben.

Ich meinesteils habe wenigstens einen reichen Mann gekannt, der in dem unbestrittenen Rufe eines entsetzlichen Geizhalses stand, und in der That auch keinem Bettler, der an seine Thüre kam, etwas gab, sich selbst nicht leicht etwas Gutes gönnte, die Zinsen von seinen Kapitalien ohne Nachsicht eintrieb, und dennoch nichts weniger als ein Geizhals war, sondern heimlich durch die dritte, vierte Hand (auch meine eigene durfte nicht selten dabei sein!) viel Gutes that und besonders den „verschämten Hausarmen" reichliche Unterstützungen zufließen ließ.

Als ich den einmal fragte, warum er es so hielte, gab er mir zur Antwort:

„Ja, sehen Sie, wenn ich den Bettlern an der Thüre etwas gebe, so helfe ich in 100 Fällen mindestens 90mal dem Leichtsinn, der Faulheit und der Liederlichkeit auf und versündige mich geradezu mit meinem Almosen. Wenn ich

an mir selbst nicht spare und meine eigenen Bedürfnisse auf das Notwendige beschränke, so entwende ich das, was ich unnötig ausgebe, den Armen, die nicht einmal das Allernötigste haben, und für die ich doch mit dem Reichtume, womit mich der Herr gesegnet hat, sein Haushalter sein soll; wenn ich aber die Zinsen meines ausgeliehenen Geldes nicht eintreibe, so würde es mir nicht nur bald an Mitteln mangeln, den Armen, so wie ich es möchte, zu helfen, sondern ich würde auch meinen Schuldnern den allerschlechtesten Dienst erweisen. Denn, wenn sie mir in diesem Jahre keine 50 Mark Zinsen bezahlen können, weil sie nicht bei Zeiten darauf bedacht gewesen sind, für den schuldigen Zins etwas zurückzulegen, so können sie im nächsten Jahre die 100 Mark, die sie mir dann schuldig werden, gar nicht erschwingen und kommen dann immer mehr in die Schulden hinein; daß ich endlich als Wohlthäter nicht genannt sein mag, hat einfach seinen nächsten Grund darin, daß mir sonst sofort jeder Lump gelaufen käme und von mir unterstützt sein wollte, und dann — — nun, Sie wissen ja, was Matthäi 6, 2—4 geschrieben steht! — Ich weiß recht gut, daß mich die Leute einen Geizhals schelten; aber das ficht mich nicht an, solange mir mein Gewissen in diesem Stücke ein besseres Zeugnis giebt."

Da hab' ich dem braven Manne warm die Hand gedrückt. Und wenn ich seiner jetzt gedenke (denn er lebt nicht mehr und Gott hab' ihn selig!), so muß ich zu dem Sprichwort da oben den Kopf schütteln und sagen: Der wenigstens hatte nicht einmal einen „Stern", und doch sagte „man" zu ihm „Blähle", am Ende sogar die Armen, denen er heimlich seine Wohlthaten zufließen ließ.

Aber hat auch unser Sprichwort nicht unbedingt in allen Fällen recht, so doch in den meisten und jedenfalls enthält es eine Mahnung, die unbedingt für jeden beherzigenswert ist.

Und das ist die: Hüte Dich auch vor dem „Stern", ja vor jedem weißen Haare, oder wie es der Apostel Paulus 1. Thessal. 5, 22 ohne Bild ausdrückt: „Meide auch den bösen Schein, damit jeder sofort als Lügner dasteht, der

aus Bosheit oder Neid „Bläßle" zu Dir sagen und von Dir afterreden wollte als von einem Übelthäter."

Ganz wirst Du ja freilich den Lästermund nimmer verstopfen können. Aber es ist doch etwas anderes, auch nicht den entferntesten Anlaß zur Lästerung gegeben und in Bezug auf dieselbe ein ganz freies Gewissen zu haben, als sich sagen zu müssen, daß man nicht vorsichtig genug gewesen sei, nicht sorgsam genug auch den bösen Schein vermieden habe.

Wer nur in allen Fällen getrost nachsprechen könnte, was der Apostel Paulus 1. Korinth. 4, 3 und 4 von sich geschrieben hat! Lies einmal dort nach!

15. Anekdote.

Frau Wullweber hatte große Lust, auch einmal ihr Glück in der Lotterie zu versuchen, nachdem ihre Gevatterin, Frau Leistenbrecher, kürzlich 300 Mark gewonnen und sich mittels dieser Summe, welche ihr Mann großmütig ihr überlassen, zu einem funkelneuen modischen Anzuge verholfen hatte.

Denn Herr Wullweber war ein genauer Mann, der jeden Groschen zu rate hielt und für modische Anzüge seiner Frau sehr wenig Empfänglichkeit hatte.

Allein Herr Wullweber hatte auch eine entschiedene Abneigung gegen das Lotteriespielen und bewies dadurch, daß er nicht bloß ein genauer, sondern auch ein verständiger Mann war. Er hatte noch kürzlich den Spezereihändler drüben an der Ecke, welcher auch mit Lotterielosen handelte und gekommen war, ein solches anzubieten, mit ziemlich derben Worten an die Luft gesetzt.

Aber was bringen die Frauen nicht alles fertig, wenn sie wollen!

Auch Frau Wullweber brachte es durch allerhand kleine Ersparnisse im Hauswesen fertig, das Geld für ein Achtellos zu erübrigen und kaufte ein solches hinter dem Rücken ihres Mannes.

Mit fieberhaftem Eifer studierte sie nun nach jeder Ziehung die Gewinnliste, in welche ihr der Spezereihändler,

von dem sie das Los entnommen hatte, den Kaffee einwickelte, den sie bei ihm kaufte. Aber ihre Nummer wollte und wollte nicht herauskommen, und sie war schon nahe daran, ihre stillen Hoffnungen auf einen Gewinn ins Grab zu legen.

Da kommt eines Mittags der Spezereihändler mit strahlendem Gesichte gelaufen, und zwar geradewegs in die Küche der Frau Wullweber, findet aber dort wider sein Erwarten auch Herrn Wullweber, der sich eben ein Köhlchen auf seine Pfeife legte, um sie in Brand zu bringen.

„Na, was soll's?" fährt der den Spezereihändler an.

„Verzeihen Sie," stottert dieser ängstlich, „Ihre Frau" — —

„Hat doch hoffentlich nicht in der Lotterie gespielt, oder will's nicht etwa jetzt probieren? Machen Sie, daß Sie zum Hause hinauskommen, Sie Gelegenheitsmacher! Sonst zeig' ich Ihnen, wo der Zimmermann ein Loch für Sie gelassen hat!"

Ängstlich retirierte der Angefahrene nach der Küchenthüre und rief:

„Aber, Herr Wullweber, sie hat ja 3000 Mark auf ihr Los gewonnen!"

„So?" sagte ruhig Herr Wullweber, und seine Frau, welche wußte, was gewöhnlich hinter einem solchen „So?" hintennach kam, erwartete jetzt zitternd einen Ausbruch seines Zorns.

Aber was kam?

„Na, Käthchen, merke Dir das: Gewinnen darfst Du wohl, aber niemals spielen."

16. Eine zweite.

Tischlermeister Rhode hatte immer viel Durst, aber zu dessen Befriedigung nur selten das landesübliche Kleingeld. Begegnet er eines Tages, da es sehr heiß und sein Durst nicht gering, sein Geldbeutel aber leer war, einem wohlhabenden Kunden, der sich gerne mit dem lustigen Meister neckte, wenn der eine fertige Arbeit ins Haus brachte,

und bei dem sich deshalb Meister Rhode glaubte, die Freiheit nehmen zu dürfen, einen kleinen Straßenpump anzulegen.

„Ach, Herr M...," bittet er den freundlich Grüßenden, „wollen Sie nicht die Güte haben, mir zwei Mark zu leihen? Ich habe gerade kein Geld in der Tasche und möchte mir doch, um einen besonderen Gang zu ersparen, dort im Eisenladen im Vorbeigehen einige neue Hobeleisen mitnehmen, die ich brauche."

„Nein!" entgegnet Herr M... kurz.

„Aber, Herr M..., Sie werden doch soviel Vertrauen zu mir haben, daß Sie mir zwei Mark leihen!" ruft Rhode im Tone der Entrüstung.

„Ei gewiß, lieber Meister," lacht Herr M..., „Vertrauen habe ich genug für Sie, aber keine zwei Mark."

17. Rätsel.

Singen sie leise zur Nacht, wenn heiß der Tag sich geendet,
Hörst Du sie gerne und froh, weil's gutes Wetter bedeut't.
Sitzen sie aber im Kopf und lassen Dir da keine Ruhe,
Ist bei Dir selber gewiß nie gutes Wetter vorhand.
Aber bemüh' Dich nur nicht, sie dann mit Eifer zu fangen,
Sonst tritt sicher bei Dir schlechteres Wetter noch ein.

18. Noch eins.

Bist Du, was die erste saget,
Sicherlich ist dann Dein Los
Keines, das Dir sehr behaget,
Sitzest nicht dem Glück im Schoß.
Aber hast Du heil und kräftig,
Was Dir nennt dasselbe Wort,
Und gebrauchst es treu geschäftig,
Scheuchst Du leicht das Elend fort.

Wenn Du nur in meiner zweiten
Trägst das rechte Gottvertrau'n
Und nicht säumst, in bösen Zeiten
Betend über Dich zu schau'n.

Doch das Ganze kannt' einst enden
Glück sowohl wie Herzeleid,
Wollt' aufs zweite feindlich wenden
Es das erst' im bösen Streit.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von **W. O. von Horn** (W. Oertel).

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Kaplande Südafrikas. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachims von Zieten.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Walfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blüchers Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indien. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Bincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und mutigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mitteilungen eines Deutschen in Amerika. — **Karl Friderichs Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jakob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Fry.) **Ein weibliches Lebensbild.** — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Patengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt, der Erfinder.** Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und Lokomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Dom-**

rabe. Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hans Konrad Escher von der Linth.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Robbele.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlackson.** Eine isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberflotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuvs.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mitteilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Fernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaikompanie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Alis von Ägypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1803. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im stillen Meere.** — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geschichte. — **Der Overseer.** Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montyon,** einer der edelsten Söhne Frankreichs. — **Ernst der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geschichte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüste.** Eine Geschichte. — **W. C. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortsetzung von Ottokar Schupp, Hugo Oertel, J. Bonnel.

Die Entstehung des Klosters Arnstein. Historische Erzählung aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundstein, des Unrechtes Eckstein, des deutschen Volkes Edelstein. — **Die Pfarrfrau von Heftrich.** Eine wahre Geschichte nach den Akten des Idsteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reise nach Japan.** Eine Geschichte. — **Friedrich I. Barbarossa.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutschen Kaisertums. Von Hugo Oertel. — **Im Busche.** Eine australische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falschmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten

Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Luise, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Plebanus von Miehlen.** Eine historische Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarschall Graf Neithard von Gneisenau**, der Kriegsmeister deutscher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geschichte nach Thatsachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im finstern Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt**, dem Sänger deutscher Freiheit und dem Propheten deutscher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege. — **Der Städtmeister Külin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutschen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeschichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutschlands Größe. — **Der Postraub in Bürges.** Nach mündlichen und schriftlichen Überlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.**, König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eise.** Eine Grönländische Geschichte. — **Der Wolkenbruch in der Wiegenau.** Eine Geschichte aus unserer Zeit. — **Wilhelm von Oranien**, der Begründer Niederländischer Freiheit. Ein Lebensbild. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstones Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Hexenmüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Die Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung aus einer Reichsstadt. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Fürst und sein Hofprediger.** Eine Geschichte am Ende des 30jährigen Krieges. Von Ottokar Schupp. — **Ein getreuer Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Staufhub.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.** Ein Lebensbild von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine Javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirm des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen.** Von

J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine Brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Femgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscherers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg,** der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel. — **Auf dem Wachholder.** Eine Rheinische Klostergeschichte aus dem Bauernkriege. Von Ottokar Schupp. — **Joseph in Ägypten.** Ein Lebensbild. Von Ottokar Schupp. — **Der Einarm** oder der Zeitungsjunge von Hamburg. Eine Geschichte. Von J. Bonnet. — **Die Geschwister.** Eine Geschichte aus den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **William Penn.** Der Begründer von Pennsylvanien. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Der Turmhan auf den Halligen.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das verlorene Kind.** Eine Auswanderergeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Der Zigeunerbub.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Amerikaner.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Die Klemenskirche.** Eine Erzählung aus der Zeit der rheinischen Raubritter. Von O. Schupp. — **Die Rache ist mein.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Feldscherers Kriegsglück.** Eine Geschichte aus der Zeit des 7jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **Der Reisskönig.** Eine Geschichte von der Insel Java. Von J. Bonnet. — **William Wilberforce, der Sklavenfreund.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. **Unter den Menschenfressern von Borneo.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Der Onkel von Leben.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Gondolier von Venedig.** Eine Venezianergeschichte. Von J. Bonnet.

Soeben erschienen:

Theobald. Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen. — **James Garfield,** Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Lebensbild. Von O. Schupp. — **Der Geusenpfennig.** Eine Antwerpener Geschichte aus der Zeit der niederländischen Befreiungskämpfe. — **Die Chinesenflotte.** Eine Geschichte von den Sulu-Inseln und der Insel Celebes. Von J. Bonnet.

153 Bändchen, elegant kartoniert, mit illustriertem Umschlag. Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 75 Pfennige.

Ein wahrer, echter, durch und durch deutscher Volks- und Jugendschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, das ist unser W. O. von Horn.

Die „Hornschen Bändchen", weithin unter diesem Namen rühmlich bekannt und von der Jugend namentlich auf dem Weihnachtstisch stets freudig begrüßt, bilden bereits eine stattliche Sammlung von 153 Bänden in handlichem Format, die jedes einzeln kartoniert oder gebunden zu haben sind. Die ersten 77 Bändchen haben den in seinem gemütlichen Erzählton unübertroffenen

W. O. von Horn (Superintendenten W. Oertel) zum Verfasser. Nach dessen Tode hat der Verlagshandlung tüchtige Nachfolger gewonnen, O. Schupp, H. Oertel, einen Sohn des Begründers, Armin Stein (Pfarrer Nietschmann in Halle), J. Bonnet, die das Unternehmen im Oertelschen Geiste fortführen. Die Haltung aller Erzählungen ist durchaus religiös, evangelisch-christlich ohne tendenziöse Färbung, darum sittlich rein, dabei populär ohne Gemeinheit, interessant ohne Effekthascherei, belehrend mit Vermeidung schulmeisternden Tons; sie sprechen gemütlich an, sind oft tief ergreifend, niemals langweilig, reich an historischen und geographischen Mitteilungen und Naturschilderungen — und darum ebenso bildend für die Jugend, etwa vom 11. Lebensjahre an, wie auch geeignet zur Volkslektüre und empfehlenswert für Volksbibliotheken.

☞ Von sämtlichen Bändchen halte ich auch für Volks-, Schul- und Hausbibliotheken Exemplare vorrätig in **dauerhaftem Einband** und zwar jedes Bändchen einzeln gebunden in 153 Bänden.

Preis des Einbandes eines einzelnen Bändchens 25 Pfennig.

Nur bei der großen Anzahl, die ich habe binden lassen, konnte ich bei dauerhaften und eleganten Bänden diese billigen Preise erzielen. Ich hoffe hiermit, den vielen Anforderungen, die deshalb an mich gelangten, passend entsprochen zu haben.

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von

W. O. von Horn (W. Oertel).

Dritte verbesserte Auflage.

Mit vier Stahlstichen und 35 Holzschnitten.

20 Bogen. Eleg. geb. Preis nur 1 M. 60 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Fortgang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Johannes Scherer oder **Tonsor,** der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. O. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Vierte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark 50 Pf.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Preis 1 Mark.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.** (W. Oertel.)

Dritte verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren, welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimat nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt, dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, prachtvoll geb. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Erzählungen aus alten deutschen Städten

herausgegeben von

J. Bonnet.

Erster Band.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen elegant geheftet.

Preis nur 2 Mark. Schön gebunden 2 Mark 60 Pf.

Die Teilnahme an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, in unserem deutschen Volke zu wecke nund zu erhalten, bewog mich, die Form der Erzählung zu wählen — in derselben ward aber das Recht der Geschichte gewahrt, nur, daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

Demnächst wird der zweite Band erscheinen, enthaltend: **Geschichten aus dem alten Braunschweig** im 12. bis 14. Jahrhundert.

Aus der Maje. Erzählungen von **W. O. v. Horn.** (W. Oertel). Vier Bände brosch. 6 Mk. 40 Pf., elegant und dauerhaft gebunden 9 Mk. **Jeder Band ist einzeln zu beziehen.** Brosch. à 1 Mk. 60 Pf., gebunden à 2 Mk. 25 Pf.

Die große Anzahl starker Bände der „Maje, ein Volksbuch für Alt und Jung im Deutschen Vaterlande", fehlen seit einer Reihe von Jahren gänzlich. Da nun fortwährend dieses gute deutsche Volksbuch verlangt wird, namentlich die darin befindlichen Erzählungen von W. O. von Horn (nur darin erschienen), so hielt ich es für geboten, die Erzählungen neu aufzulegen, und glaube damit dem deutschen Volke einen Dienst zu erweisen.

Aus jeder Seite, ja aus jeder Zeile der Hornschen Erzählungen tritt uns eine Wärme, eine Innigkeit entgegen, wie sie nur hervorquellen kann aus einer zur vollen Andacht gestimmten edlen Seele. W. O. von Horns Erzählungen, fromm, innig und populär, zeichnen sich ebensosehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnungen; sie sind daher allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, sowie allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Fünfter und sechster Band: **Erzählungen anderer Autoren.**

Broschiert à 1 Mk. 60 Pf.,

elegant und dauerhaft gebunden à 2 Mk. 25 Pf.

Aus der Maje wird im ganzen acht Bände umfassen, deren jeder einzeln zu haben ist.

Tiergeschichten. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben der Tiere. Von **Dr. Karl Oppel.** 40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck. Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Tierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, ins Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Übersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Tiere und liefert die erläuternden Beispiele: — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den tierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Verteidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen der Zucht der Tierarten ꝛc. Dann hören wir von Tieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurteilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Tiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Tierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte, Moa, Aepiornis, Stellers Seekuh), und giebt sodann die Klassifikation.

Nach einer Einleitung zu den Säugetieren folgt (auf 3 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubtiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Tierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Tiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Mut und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Tier-Psychologie finden, ist anderes aufgeführt: Jagd der Tiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante kulturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Kapitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Wert der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

Druck v. Carl Mayers Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Zur Erzählung

Gefunden und doch verloren.

Verlag von Louis Stieler in Koburg.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1888.

Begründet
von
W. H. von Horn
(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Kalender für 1888.	Seite
1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.)	1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1887. (Mit Vignette.)	17
3. Gefunden und doch verloren, eine Geschichte aus dem Leben. (Mit 14 Abbildungen.)	19
4. Silbenrätsel	97
5. Ein anderes Rätsel	98
6. Altes Gold	98
7. Der Freund ohne Aber. (Mit Abbildung.)	101
8. Altes Gold	112
9. Anekdote	115
10. Eine zweite	115
11. Rätsel. (Mit Vignette.)	116
12. Wenderätsel	116
13. Ein wirksamer Blitzschlag, eine Geschichte aus dem Leben. (Mit 5 Abbildungen.)	117
14. Anekdote	136
15. Noch eine	138
16. Rätsel	138
17. Ein anderes	139
18. Altes Gold	139

Kalender für das Jahr 1888.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1888ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen, und beginnt am Sonntag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1887 im alten Kalender entspricht.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7396stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1887sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (Julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5648stes Jahr mit dem 19. September 1887. Es ist ein abgekürztes Gemeinjahr von 353 Tagen. Am 6. September 1888 beginnt ihr 5649stes Jahr, welches ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen ist und mit dem 25. September 1889 endigt. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 26. Februar 1888; — 2. das **Passahfest**, welches am 27. März beginnt und am 3. April endet: es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert, nämlich der 27. und 28. März, sowie der 2. und 3. April; — 3. das **Wochenfest** am 16. und 17. Mai; — 4. das **Neujahrsfest** am 6. und 7. September; — 5. das **Versöhnungsfest** am 15. September; — 6. das **Laubhüttenfest**, am 20. September beginnend und am 27. September endigend; — 7. das **Fest der Gesetzesfreude**, welches sich am 28. September dem vorhergehenden unmittelbar anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am

19. September 1887 ihr 1305tes und am 8. September 1888 ihr 1306tes Jahr; ersteres ist ein Schaltjahr von 355, letzteres ein Gemeinjahr von 354 Tagen.

Das Jahr 1888 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1887ste
„ Christi Tode	„	1855 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1811te
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	1582te
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	503te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	442te
„ der Entdeckung Amerikas	„	396 „
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	190 „
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	187 „
„ Wilhelms I., Königs von Preußen und Kaisers von Deutschland, Geburt	„	91 „
„ Antritt seiner Regierung in Preußen	„	27 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	17te

Von den **Jahreszeiten** 1888.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 5 Uhr morgens.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages herbeiführt, nämlich am 21. Juni um 1 Uhr morgens.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 22. September um 4 Uhr nachmittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag herbeiführt, nämlich am 21. Dezember um 10 Uhr vormittags.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1888.

Im Jahre 1888 finden drei **Sonnen-** und zwei **Mondfinsternisse** statt. In unseren Gegenden wird die erste Mondfinsternis und zum Teil die dritte Sonnenfinsternis sichtbar sein.

Die erste **Mondfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in der Nacht vom 28. zum 29. Januar. Sie ist sichtbar in der westlichen Hälfte Asiens, in Europa, Afrika, Südamerika und in der östlichen Hälfte Nordamerikas. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt sie 10,3 Uhr abends und endigt um 1,42 Uhr morgens.

Die zweite **Mondfinsternis** ist ebenfalls eine totale und findet in den frühen Vormittagsstunden des 23. Juli statt. Sie wird in der Westhälfte Afrikas, im südwestlichen Europa und in Amerika zu sehen sein. In unsern Gegenden geht der Mond schon vor Beginn der Finsternis unter.

Die dritte **Sonnenfinsternis** (die erste in der Nacht vom 11. zum 12. Februar eintretende, sowie die zweite, welche in den Vormittagsstunden des 9. Juli stattfindet, sind beide für uns und auch für Amerika nicht sichtbar) ist eine partielle und ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 7. August. Sie beginnt um 5,56 Uhr mittlerer Berliner Zeit im nordöstlichen Sibirien, überstreicht die nördlichen Polargegenden, einen Teil Grönlands, Island, das nördliche Großbritannien, Schweden und Norwegen, das südwestliche und nördliche Deutschland, Finnland und die Nordküste Rußlands. Sie endigt bei Emden um 8,3 Uhr abends und ist überhaupt nur sehr unbedeutend.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Hebr. 13, 8: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit

Wochentage u. Datum	Januar 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen u.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Sonnt. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,1	4,6	6,38 a.		
Mont. 2	Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,7	7,18		
Dien. 3	Genovefa	Gordius	8,1	4,8	9,2		
Mitt. 4	Titus	Titus	8,0	4,9	10,17		
Donn. 5	Eduard	Simeon	8,0	4,10	11,33		
Freit. 6	**heil. 3 Könige**	**Epiphanias**	8,0	4,12	—		☾ 1 Uhr n
Smst. 7	Reinold	Severinus	7,59	4,13	12,50		letztes Viert
2. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—6.							
Sonnt. 8	**1. nach Epiph.** (Gudula)	Katharina Zell	7,58	4,15	2,8		
Mont. 9	Julian	Widukind	7,58	4,16	3,24		
Dien. 10	Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	7,58	4,17	4,39		
Mitt. 11	Hygin	Fructuosus	7,57	4,18	5,51		
Donn. 12	Ernst	Joh. Chastellain	7,57	4,20	6,55		
Freit. 13	Hilarius	Hilarius	7,56	4,21	7,50	4,40 a.	● 10 Uh
Smst. 14	Felix	Felix	7,56	4,22	8,35 b. T.	5,46	vormitt. Neumond
3. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 15	**2. nach Epiph.** (Maurus)	Johann v. Laski	7,56	4,23		6,54	
Mont. 16	Marcellus	Georg Spalatin	7,55	4,25		8,2	
Dien. 17	Antonius	Antonius	7,54	4,27		9,8	
Mitt. 18	Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,29		10,13	
		Krönungstag					
Donn. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	7,53	4,30		11,17	
Freit. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,52	4,31		—	
Smst. 21	Agnes	Agnes	7,51	4,33		12,20m.	☽ 6 Uhr a
							erstes Viert
4. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—21.							
Sonnt. 22	**3. n. Epiph.** (Vincentius)	Vincentius	7,50	4,35		1,22	
Mont. 23	Mar. Verm.	Jesajas	7,49	4,36		2,28	
Dien. 24	Timotheus	Timotheus	7,47	4,38		3,29	
Mitt. 25	**(Pauli Bekehr.)**	Pauli Bekehrung	7,46	4,40		4,30	
Donn. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,45	4,41		5,30	
Freit. 27	Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,44	4,43		6,24	
Smst. 28	Karl d. Gr.	Karl der Große	7,43	4,44		7,13	☽ 12 Uhr
							Vollmon
5. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—10, 5.							
Sonnt. 29	**Septuagef.** (Franz v. Sales)	Juventin u. Maxim.	7,42	4,46	5,32 a.	7,56	Sichtbar Mond- finsterni
Mont. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,40	4,47	6,47		
Dien. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,39	4,49			

Apostelgesch. 3, 18: Gott aber, was er durch den Mund aller seiner Propheten zuvor verkündiget hat, wie Christus leiden sollte, hat es also erfüllet.

Wochentage. Datum.	Februar 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Ignatius	Ignatius Bek.	7,37	4,50	9,22 a.		
Donn. 2	Mariä Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,36	4,51	10,39		
Freit. 3	Blasius	Anschar	7,35	4,53	11,56	bei Tage	
Smst. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,33	4,55	—		☾ 8 Uhr a. letztes Viertel
4. Woche: Vom viererlei Acker: Lucä 8, 4—15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19 — 12, 9.							
Sonnt. 5	Septuagesimä (Agathe)	Phil. Jak. Spener	7,32	4,57	1,13m.		
Mont. 6	Dorothea	Amandus	7,31	4,58	2,28		
Dien. 7	Rembertus	Georg Wagner	7,29	5,0	3,39		
Mitt. 8	Anschar	Maria Andreä	7,27	5,2	4,45		
Donn. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,25	5,4	5,42		
Freit. 10	Scholastika	Fr. Chr. Oetinger	7,24	5,6	6,30		
Smst. 11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,22	5,7	7,9		
7. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Lucä, 18, 31—43. — Epistel: 1 Korinth. 13, 1—13.							
Sonnt. 12	Estomihi (Eulalia)	Johanna Grey	7,21	5,9	7,42 b. T.	5,44 a.	● 1 Uhr morgens Neumond
Mont. 13	Gislebert	Chr. Fr. Schwarz	7,19	5,10		6,52	
Dien. 14	Fastnacht (Valentin)	Bruno v. Querfurt	7,17	5,12		7,58	
Mitt. 15	Aschermittw. (Faustinus)	Jakob vom Loh	7,15	5,14	bei Tage	9,2	
Donn. 16	Juliana	Matth. Desubas	7,13	5,16		10,5	
Freit. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,12	5,18		11,8	
Smst. 18	Simeon	Simeon	7,10	5,19		—	
8. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1—10.							
Sonnt. 19	1. Invocavit (Leontius)	Mesrob	7,8	5,21		12,11	
Mont. 20	Eucherius	Sadoth	7,6	5,22		1,14	☽ 3 Uhr morgens erstes Viertel
Dien. 21	Felix B.	Meinrad	7,4	5,25		2,15	
Mitt. 22	Quatember (Petri Stuhlf.)	Didymus	7,3	5,26	bei Tage	3,15	
Donn. 23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	7,1	5,27		4,11	
Freit. 24	(Schalttag)	(Schalttag)	6,58	5,29		5,3	
Smst. 25	Matthias Ap.	Matthias	6,56	5,31		5,48	
9. Woche: Vom kananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 26	2. Reminiscere (Restoe)	Ruderikus	6,54	5,33	—	6,27	
Mont. 27	Justus	Kaip. Olevianus	6,53	5,35	7,41 a.	7,1 b. T.	☿ 1 Uhr nachmitt. Vollmond
Dien. 28	Romanus	Berthold Haller	6,51	5,36	7,1	bei	
Mitt. 29	Hector	Martin Butzer	6,49	5,37	8,21	b.	

Röm. 5, 8: Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.

Wochentage u. Datum.	März 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen u.
Donn. 1		Suidbert	Suidbert	6,47	5,38	9,41 a.	bei Tage
Freit. 2		Simplicius	Joh. Wesley	6,45	5,41	11,1	
Smst. 3		Kunigunde	Bathilde	6,43	5,43	—	
10. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnt. 4	**3. Oculi** (Fastnacht)	Georg Wishart	6,40	5,45	12,18m		
Mont. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,38	5,47	1,32	bei Tage	☾ 4 Uhr morgens letztes Viert.
Dien. 6	Perpetua	Fridolin	6,36	5,48	2,39		
Mitt. 7	**Mittfasten** (Thomas v. Aqu.)	Perpetua u. Felicitas	6,34	5,49	3,39		
Donn. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,32	5,51	4,28		
Freit. 9	Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,53	5,10		
Smst. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,28	5,55	5,43		
11. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—23.							
Sonnt. 11	**4. Lätare** (Reminiscere)	Wilhelm Hoseus	6,26	5,56	6,12	bei Tage	
Mont. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57	6,37		● 5 Uhr nachmitt. Neumond
Dien. 13	Ernst	Ruderikus	6,22	5,59	b. T.		
Mitt. 14	Mathilde	Mathilde	6,19	6,1	7,34		
Donn. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6,17	6,3	8,57		
Freit. 16	Heribert	Heribert	6,15	6,4	10,0		
Smst. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,6	11,3		
12. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt. 18	**5. Judica** (Cyrillus)	Alexander	6,11	6,7	—		
Mont. 19	Joseph	Maria u. Martha	6,9	6,9	12,5m.	bei Tage	Frühl. Anf. ☽ 10 Uhr abends erstes Viert.
Dien. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,10	1,4		
Mitt. 21	Oktavian	Benedictus	6,4	6,12	2,1		
Donn. 22	Joachim	Nikol. v. d. Flüe	6,2	6,14	2,53		
	Kaisers Geburtstag						
Freit. 23	Otto	Wolfgang, v. Anh.	6,0	6,15	3,40		
Smst. 24	Gabriel	Florentinus	5,58	6,16	4,21		
14. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.							
Sonnt. 25	**6. Palmarum** (Maria Verk.)	Maria Verkündigung	5,55	6,18	4,55	bei Tage	
Mont. 26	Ludgerus	Ludger	5,53	6,20	5,37		
Dien. 27	Rupert	Rupertus	5,51	6,21	5,56		○ 11 Uhr abends Vollmond
Mitt. 28	Felix	Johann v. Goch	5,49	6,23	7,14 a.	b. T.	
Donn. 29	**Gründonnerst.** (Gustavus)	Gustavus	5,47	6,24	8,37	bei Tage	
Freit. 30	**Karfreitag** (Cyrinus)	Joh. Heermann	5,45	6,26	10,0		
Smst. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5,43	6,27	11,19		

Jesaja 53, 8: Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen; wer will seines Lebens Länge ausreden?

Wochentage. Datum.	April 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
4. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6—8.							
Sonnt. 1	Heil. Osterfest (Hugo)	Fritigil	5,40	6,29	—		
Mont. 2	Ostermontag (Franz v. Paula)	Theodosia	5,38	6,31	12,32m.	bei Tage	
Dien. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,36	6,33	1,38		☾ 2 Uhr nachmitt. letztes Viertel
Mitt. 4	Isidorus	Ambrosius	5,34	6,35	2,38		
Donn. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,32	6,36	3,12		
Freit. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,30	6,37	3,48		
Smst. 7	Hermann	Olaus Peterson	5,27	6,39	4,18		
15. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—23. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.							
Sonnt. 8	1. Quasimodog. (Dionysius)	Martin Chemnitz	5,25	6,40	4,42	bei Tage	
Mont. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,22	6,41	5,6		
Dien. 10	Ezechiel	Fulbert	5,21	6,43	5,34		
Mitt. 11	Leo d. Große	Leo d. Große	5,19	6,45	b. T.	6,19 a.	● 10 Uhr vormitt. Neumond
Donn. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46	bei	7,52	
Freit. 13	Mar. v. C.	Justinus d. Märt.	5,14	6,48	d.	8,55	
Smst. 14	Tiburtius	Johann Eccart	5,13	6,49		9,57	
16. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.							
Sonnt. 15	2. Miser. Dom. (Olympiades)	Simon Dach	5,11	6,51		10,57	
Mont. 16	Drogo	Petrus Waldus	5,9	6,52	bei Tage	11,54	
Dien. 17	Rudolf	Mappalicus	5,7	6,54		—	
Mitt. 18	Eleutherius	Luther in Worms	5,5	6,56		12,48m.	
Donn. 19	Timotheus	Phil. Melanchthon	5,3	6,57		1,37	☽ 1 Uhr nachmitt. erstes Viert.
Freit. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	5,1	6,58		2,18	
Smst. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0		2,58	
17. Woche: Jesus spricht: Über ein Kleines ꝛc. Joh. 16, 16—23. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.							
Sonnt. 22	3. Jubilate (Soter, Cajus)	Origenes	4,57	7,1		3,25	
Mont. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4	bei Tage	3,54	
Dien. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5		4,21	
Mitt. 25	Markus, Ev. Buß- und Bettag	Markus	4,51	7,6		4,48	
Donn. 26	Ferdinand	Trudpert	4,49	7,8	7,30 a.	5,16	☉ 7 Uhr vormitt. Vollmond
Freit. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,47	7,9	8,52	bei	
Smst. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11	10,18	d.	
18. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jakobi 1, 17—21.							
Sonnt. 29	4. Cantate (Petrus M.)	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13	11,23	bei	
Mont. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt.	4,41	7,14	—	d.	

2 Korinth. 3, 17: **Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.**

Wochentage u. Datum.	**Mai** 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	**Philipp Jakob.**	Philippus; Jakobus	4,40	7,15	12,20m.		
Mitt. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17	1,11		
Donn. 3	**Kreuz. Erf.**	Monika	4,36	7,18	1,53	bei Tage	
Freit. 4	Monika	Florian	4,34	7,20	2,23		☾ **1 Uhr** morgens
Smst. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21	2,49		letztes Viertel
19. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jakobi 1, 22–27.							
Sonnt. 6	**5. Exaudi** (Joh. v. d. Port.)	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22	3,12		
Mont. 7	Gottfried	Otto. Flavian	4,30	7,24	3,33	bei Tage	
Dien. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26	3,54		
Mitt. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	4,14		
Donn. 10	**Himmelf. Chr.** (Gordian)	Johann Heuglin	4,24	7,29	4,36 b. T.		
Freit. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,23	7,31	bei	7,50 a.	● **2 Uhr m.**
Smst. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,32	bei	8,52	Neumond
20. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26–16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8–11.							
Sonnt. 13	**6. Exaudi** (Servatius)	Servatius	4,20	7,33		9,51	
Mont. 14	Christian	Pachomius	4,18	7,35		10,46	
Dien. 15	Sophia	Moses	4,17	7,36	bei Tage	11,35	
Mitt. 16	Joh. v. Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,38		—	
Donn. 17	Jodocus	Joachim v. Floris	4,14	7,39		12,18m.	
Freit. 18	Liborius	80 Märt. unter Valens	4,12	7,40		12,56	☽ **12 U. m.**
Smst. 19	Potentiana	Alcuinus	4,12	7,41		1,28	erstes Viertel
21. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23–31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1–13.							
Sonnt. 20	**Heil. Pfingstf.** (Basilla)	Valerius Herberger	4,11	7,43		1,56	
Mont. 21	**Pfingstmontag** (Konstantin)	Konstantin u. Helena	4,9	7,45		2,22	
Dien. 22	Julia	Cajus u. Ämilius	4,8	7,46	bei Tage	2,47	
Mitt. 23	**Quatember** (Desiderius)	Hieron. Savonarola	4,6	7,48		3,14	
Donn. 24	Johanna	Aug. Gajalla u. G.	4,5	7,49		3,43	
Freit. 25	Urbanus	Augustin v. Canterbury	4,4	7,51		4,17	
Smst. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,52		b. T. 9,10 a.	○ **3 U. nchm.** Vollmond
22. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1–15. — Epistel: Röm. 11, 33–36.							
Sonnt. 27	**Trinitatis** (Luciana)	Joh. Calvin	4,2	7,53	10,8		
Mont. 28	Maximus	Lanfrank	4,1	7,54	11,4	bei Tage	
Dien. 29	Felix	Dav. Zeisberger	4,0	7,55	11,49		
Mitt. 30	Petronella	Hieronymus v. Prag	3,59	7,56	—		
Donn. 31	**Fronleichnam** (Wilhelm)	Joachim Neander	3,58	7,57	12,27m.		

Psalm 66, 5: Kommt her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderlich ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern!

Wochentage. Datum.	Juni 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen &c.
Freit. 1		Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,51	7,58	12,54 m.	bei Tage	☾ 2 U. nachm.
Sonnt. 2		Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,50	7,59	1,18		letztes Viertel

1. Woche: Vom reichen Manne: Luca 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.

Sonnt. 3	1. n. Trinit. (Klotildis)	Klotilde	3,50	8,0	1,40		
Mont. 4	Florian	Quirinus	3,55	8,1	2,1		
Dien. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,55	8,1	2,21		
Mitt. 6	Norbertus	Norbert	3,54	8,2	2,42	bei Tage	
Donn. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,54	8,2	3,5		
Freit. 8	Medardus	A. H. Francke	3,53	8,4	3,32		
Sonnt. 9	Felic. u. Prim.	Kolumban	3,53	8,5	4,26 V.		● 5 U. nachm. Neumond

2. Woche: Vom großen Abendmahle: Luca 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—16.

Sonnt. 10	2. n. Trinit. (Mauritius)	Friedr. I. Barbarossa	3,52	8,6		8,42 a.	
Mont. 11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,6	bei Tage	9,34	
Dien. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,52	8,7		10,20	
Mitt. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,51	8,8		10,58	
Donn. 14	Basilius	Basilius der Große	3,51	8,8		11,31	
Freit. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,51	8,9		12,0	
Sonnt. 16	Benno	Richard Baxter	3,51	8,9		—	

3. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luca 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.

Sonnt. 17	3. n. Trinit. (Adolf)	Johann Tauler	3,51	8,10		12,28 m.	☽ 8 Uhr vormittags
Mont. 18	Marc. u. Marc.	Pamphilus	3,51	8,10		12,52	erstes Viertel
Dien. 19	Gerv., Protas.	Nic. Conc., Paphnut.	3,51	8,11		1,17	
Mitt. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	bei Tage	1,43	
Donn. 21	Albanus	Matth. Claudius	3,51	8,11		2,12	Somm. Anf.
Freit. 22	Albinus	Gottschalk	3,51	8,12		2,48	
Sonnt. 23	Walram	Gottfr. Arnold	3,51	8,12		3,32	☉ 10 Uhrs. Vollmond

4. Woche: Vom Splitter im Auge: Luca 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.

Sonnt. 24	4. n. Trinit. (Johannes d. T.)	Johannes d. Täufer	3,51	8,12	8,50 a.	4,25 b. T.	
Mont. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Überg.	3,52	8,12	9,41		
Dien. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12	10,22		
Mitt. 27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,52	8,12	10,55	bei Tage	
Donn. 28	Leo II. Papst	Irenäus	3,53	8,12	11,21		
Freit. 29	Peter, Paul	Petrus; Paulus	3,53	8,12	11,44		
Sonnt. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,54	8,11	—		

Jesaja 49, 10: Sie werden weder hungern noch dürsten; sie wird keine Hitze noch Sonne stechen; denn ihr Erbarmer wird sie führen und wird sie an die Wasserquellen leiten.

Wochentage u. Datum	Juli 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monds- Aufgang.	Monds- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
27. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.							
Sonnt. 1	**5. n. Trinit.**	H. Voes u. J. Esch	3,55	8,11	12,—m.		**☾ 5 Uhr vormitt.**
Mont. 2	**Mariä Heims.**	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	12,29		letztes Viertel
Dien. 3	Hyazinth	Otto; Ronius Pal.	3,56	8,10	12,47		
Mitt. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10	1,—		
Donn. 5	Anselm	J. Oldcastle; L. Gobh	3,58	8,9	1,34		
Freit. 6	Jesajas	Johann Huß	3,59	8,8	2,—		
Smst. 7	Wilibald	Wilibald	4,—	8,8	2,37		
28. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—11.							
Sonnt. 8	**6. n. Trinit.** (Kilian)	Kilian	4,1	8,8	3,19		
Mont. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	4,2	8,7	4,08 A.	8,17 a.	**● 8 Uhr vormitt.**
Dien. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or	4,3	8,6		8,59	Neumond
Mitt. 11	Pius	Placidus	4,3	8,6		9,35	
Donn. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,5		10,8	
Freit. 13	Margareta	Eugenius	4,5	8,5		10,42	
Smst. 14	Buonaventur.	Bonaventura	4,6	8,4		10,57	
29. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 15	**7. n. Trinit.** (Apost. Teil.)	Jerusal. Erober. 1099	4,8	8,3		11,21	
Mont. 16	Skapulierfest	Anna Askew	4,9	8,2		11,49	**☽ 1 Uhr nachmitt.**
Dien. 17	Alexius	Speratus u. s. 11 Gen.	4,10	8,1		—	
Mitt. 18	Arnold	Arnulf	4,11	8,0		12,14m.	erstes Viertel
Donn. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,12	7,59		12,46	
Freit. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,13	7,58		1,25	
Smst. 21	Daniel	Eberhard v. Württ.	4,14	7,57		2,11	
30. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—28. — Epistel: Röm. 8, 12—17.							
Sonnt. 22	**8. n. Trinit.** (Mar. Magd.)	Maria Magdalena	4,16	7,56		3,—	
Mont. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54	8,15 a.	4,14 a.	**☉ 7 Uhr vormittags**
Dien. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,18	7,53	8,52	5,24	
Mitt. 25	**Jakobus**	Jakobus	4,20	7,51	9,22	b. T.	Vollmond
Donn. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50	9,47		
Freit. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,22	7,49	10,9		
Smst. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48	10,30		
31. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13.							
Sonnt. 29	**9. n. Trinit.** (Martha)	Olaus d. Heilige	4,25	7,46	10,51		
Mont. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,45	11,13		**☾ 9 Uhr a.**
Dien. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,28	7,43	11,36		letztes Viertel

Psalm 67, 7 u. 8: Das Land giebt sein Gewächs. Es segne uns Gott, unser Gott! Es segne uns Gott, und alle Welt fürchte ihn!

Wochentage u. Datum.	August 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mitt. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer	4,29	7,43	—	bei Tage	
Donn. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	12,3m.		
Freit. 3	Stephan Erf.	Wilhelm Thorp	4,31	7,39	12,36		
Smst. 4	Dominikus	Leonhard Käser	4,33	7,37	1,16		
12. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 13, 1—11.							
Sonnt. 5	10. n. Trinit. (Mar. Schnee)	Evang. Salzburger	4,35	7,36	2,2	b. Tage	
Mont. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	2,59		
Dien. 7	Gottschalk	Nonna	4,38	7,32	4,2	7,34 a.	● 7 Uhr nachmitt.
Mitt. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,39	7,31	5,10	8,7	
Donn. 9	Romanus	Numidikus	4,40	7,29	b. T.	8,35	Neumond
Freit. 10	Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27	bei	9,1	
Smst. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	d.	9,36	
13. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc. 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.							
Sonnt. 12	11. n. Trinit. (Klara)	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23		9,51	
Mont. 13	Hippolyt	N.L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21		10,18	
Dien. 14	Eusebius	Jakob Guthrie	4,48	7,20		10,47	☽ 6 Uhr nachmitt.
Mitt. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18	bei Tage	11,23	
Donn. 16	Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16		—	erstes Viertel
Freit. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,53	7,14		12,8m.	
Smst. 18	Helena	Hugo Grootius	4,55	7,12		12,58	
14. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.							
Sonnt. 19	12. n. Trinit. (Sebald)	Sebaldus	4,57	7,11		1,58	
Mont. 20	Bernhard	Bernhard	4,59	7,9	b. Tage	3,6	
Dien. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	5,0	7,7	7,21 a.	4,17	☽ 5 Uhr nachmitt.
Mitt. 22	Timotheus	Symphorianus	5,2	7,4	7,48	5,29	
Donn. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,3	7,2	8,11	b. T.	Vollmond
Freit. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	5,4	7,0	8,32	bei	
Smst. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,6	6,59	8,53	d.	
15. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luc. 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
Sonnt. 26	13. n. Trinit. (Samuel)	Ulfilas	5,7	6,57	9,16		
Mont. 27	Jos. Calas	Jovinianus	5,9	6,55	9,38		
Dien. 28	Augustinus	Augustinus	5,11	6,53	10,2	bei Tage	
Mitt. 29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51	10,33		☾ 3 Uhr nachmitt.
Donn. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49	11,8		
Freit. 31	Paulinus	Aidan	5,13	6,47	11,50		letztes Viertel

2 Korinth. 9, 10: Der aber Samen reicht dem Säemann, der wird ja auch das Brot reichen zur Speise und wird vermehren Euren Samen und wachsen lassen das Gewächs Eurer Gerechtigkeit.

Wochentage u. Datum.	September 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen 2c.
Smst. 1	Egidius	Hanna	5,15	6,41	—		
36. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
Sonnt. 2	**14. n. Trinit.** (Raphael)	Mamas	5,16	6,42	12,42m.	bei Tage	
		Nationalfest					
Mont. 3	Manuetus	Hildegard	5,18	6,40	1,41		
Dien. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38	2,48		
Mitt. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,21	6,36	4,1		
Donn. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34	5,17	7,10 a.	☾ 6 Uhr vormitt.
Freit. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,24	6,31	6,34	7,28	
Smst. 8	**Mariä Geburt**	Corbinian	5,25	6,29	b. T.	7,54	Neumond
37. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 9	**15. n. Trinit.** (Audomar)	Ludwig Paschali	5,27	6,27	bei Tage	8,20	
Mont. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25		8,50	
Dien. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23		9,24	
Mitt. 12	Winand	Dionys. Peloquin	5,31	6,21		10,5	☽ 11 Uhr abends erstes Viertel
Donn. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19		10,53	
Freit. 14	**Kreuz. Erhöh.**	Cyprianus; Tante	5,34	6,16		11,50	
Smst. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14		—	
38. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 16	**16. n. Trinit.** (Corn. u. Cypr.)	Euphemia	5,37	6,12	bei Tage	12,55m.	
Mont. 17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10		2,1	
Dien. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,40	6,7		3,14	
Mitt. 19	**Quatember** (Riflets)	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	6,15 a.	4,24	
Donn. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3	6,37	5,32	☿ 6 Uhr n. Vollmond
Freit. 21	**Matthäus Ev.**	Matthäus Ap.	5,45	6,1	6,57	6,40	
Smst. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,59	7,18	b. T.	Herbst Anf.
39. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 23	**17. n. Trinit.** (Thekla)	5 Märt. v. Gent	5,47	5,57	7,40	bei Tage	
Mont. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,49	5,54	8,4		
Dien. 25	Kleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52	8,31		
Mitt. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50	9,4		
Donn. 27	Cosm. u. Dam.	Philippine Graveron	5,54	5,47	9,43		☾ 9 Uhr vormitt. letztes Viertel
Freit. 28	Wenzeslaus	P. Fixsteden u. A. Cl.	5,55	5,45	10,29		
Smst. 29	**Michaelis**	Michaelis	5,57	5,43	11,24		
40. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34—46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4—9.							
Sonnt. 30	**18. n. Trinit.** (Hieronymus)	Hieronymus	5,58	5,41	—	b. T.	

Erntedankfest — Kaiserin Geburtst.

Psalm 34, 9: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Wohl dem, der auf Ihn traut!

Wochentage u. Datum	Oktober 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,39	12,28m.		
Dien. 2	Liodegar	Chr. Schmid	6,2	5,37	1,37	b. L.	
Mitt. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,35	2,51		
Donn. 4	Franz	Franz v. Assisi	6,4	5,33	4,8		
Freit. 5	Placidus	Petrus Carnesecchi	6,6	5,30	5,28	5,54 a.	● 3 Uhr n.
Smst. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,8	5,28	6,49 E.	6,20	Neumond

41. Woche: Vom Sichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.

Sonnt. 7	19. n. Trinit. (Sergius)	Theodor Beza	6,9	5,26		6,49	
Mont. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,24	bei Tage	7,21	
Dien. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,13	5,22		8,0	
Mitt. 10	Gereon	Justus Jonas	6,15	5,20		8,47	
Donn. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,18		9,43	
Freit. 12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,18	5,15		10,46	☽ 6 Uhr m.
Smst. 13	Tilmann	Elisabeth Frey	6,20	5,13		11,54	erstes Viertel.

42. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.

Sonnt. 14	20. n. Trinit. (Calixtus)	Nikolaus Ridley	6,22	5,11		—	
Mont. 15	Theresa	Aurelia	6,23	5,9	bei Tage	1,4m.	
Dien. 16	Gallus	Gallus	6,24	5,7		2,13	
Mitt. 17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,25	5,5		3,22	
Donn. 18	**Lukas Ev.**	Lukas	6,27	5,3		4,29	
	Kronprinzen Geburtstag.						
Freit. 19	Ferdinand	Bruno	6,29	5,1	5,22 a.	5,38	☽ 10 Uhr a.
Smst. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,31	4,59	5,43 E.	6,41 E.	Vollmond

43. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.

Sonnt. 21	21. n. Trinit. (Ursula)	Hilarion	6,32	4,57	6,6		
Mont. 22	Cordula	Hedwig	6,33	4,55	6,32	bei Tage	
Dien. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,35	4,53	7,3		
Mitt. 24	Evergistus	Arethas; westfäl. Fr.	6,37	4,51	7,39		
Donn. 25	Raphael	Johann Heß	6,39	4,49	8,22		
Freit. 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	9,12		
Smst. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46	10,10		

44. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.

Sonnt. 28	22. n. Trinit. (Simon, Juda)	Simon u. Juda	6,43	4,44	11,16		☾ 3 Uhr morgens
Mont. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42	—	bei Tage	letztes Viertel
Dien. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,47	4,40	12,26m.		
Mitt. 31	Wolfgang	Luthers 95 Sätze	6,49	4,39	1,41		

Psalm 90, 12: Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!

Wochentage u. Datum	November 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1		Aller Heiligen	6,50	4,31	2,58 m.	☌	
Freit. 2		Aller Seelen	6,52	4,30	4,19	☌	
Smst. 3		Hubertus	6,53	4,29	5,41	4,45 a.	

45. Woche: Vom Jüngsten: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.

Sonnt. 4	23. n. Trinit. (S. Borromäus)	Joh. Albr. Bengel Reformationsfest	6,55	4,31	6,58 a.	5,15	☾ 1 Uhr morgens Neumond
Mont. 5		Zacharias	Hans Egede	6,57	4,30	bei Tage	5,51	
Dien. 6		Leonhard	Gustav Adolf	6,58	4,29		6,36	
Mitt. 7		Engelbert	Willibrord	7,0	4,27		7,31	
Donn. 8		Gottfried	Willehad	7,2	4,25		8,34	
Freit. 9		Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24		9,42	
Smst. 10		Martin B.	Martin Luther	7,5	4,22		10,51	☽ 5 Uhr a. erstes Viertel

46. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Colos. 1, 9—14.

Sonnt. 11	24. n. Trinit. (Martin B.)	Martin Bischof	7,7	4,21		—	
Mont. 12		Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,20	bei Tage	12,4 m.	
Dien. 13		Stanislaus K.	Arcadius	7,10	4,18		1,18	
Mitt. 14		Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17		2,21	
Donn. 15		Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15		3,27	
Freit. 16		Edmund	Kasp. Kreuziger	7,15	4,14		4,32	
Smst. 17		Gertrud	Bernward	7,17	4,13		5,36	

47. Woche: Vom Greuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thess. 4, 13—18.

Sonnt. 18	25. n. Trinit. (Maximus)	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	4,35 a.	6,40	○ 4 Uhr abends Vollmond.
Mont. 19		Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11	5,4	7,43	
Dien. 20		Simplicius	Johann Williams	7,21	4,10	5,38	b. T.	
Mitt. 21		Mar. Opfer.	Columbanus	7,23	4,8	6,18		
Donn. 22		Cäcilia	Joh. Oekolampadius	7,25	4,7	7,6	bei Tage	
Freit. 23		Clemens	Clemens	7,26	4,6	8,1		
Smst. 24		Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,6	9,3		

48. Woche: Vom jüngsten Gericht: Matth. 25, 31—46. — Epistel: 2 Petri 3, 3—14.

Sonnt. 25	26. n. Trinit. (Katharina)	Katharina Totenfest.	7,29	4,5	10,10	bei Tage	
Mont. 26		Konrad	Konrad	7,30	4,4	11,20		☾ 6 Uhr abends letztes Viertel
Dien. 27		Bilhildis	Margar. Blaarer	7,32	4,3	—		
Mitt. 28		Günther	Alexander Rousel	7,34	4,2	12,22 m.		
Donn. 29		Saturnin	Saturninus	7,35	4,1	1,50		
Freit. 30		Andreas	Andreas	7,37	4,0	3,8		

Timoth. 1, 15: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Wochentage Datum.	Dezember 1888.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
nöt. 1	**Eligius**	Eligius	7,28	4,0	4,31 m.		
Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.							
mt. 2	1. **Advent** (Bibiana)	Joh. Ruysbroek	7,29	4,0	5,55		
nt. 3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59	7,19	4,21 a.	● 11 Uhr vormitt. Neumond
en. 4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,31	3,59	8,33	5,13	
tt. 5	Crispine	Crispina	7,43	3,58	b. T.	6,13	
nn. 6	Nikolaus	Nikolaus	7,44	3,58		7,22	
eit. 7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,46	3,57		8,38	
nöt. 8	**Mariä Empf.**	Martin Linkard	7,47	3,57	b. Tage	9,49	
Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luck 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
mt. 9	2. **Advent** (Leocadia)	Benjamin Schmolck	7,48	3,56		11,1	
nt. 10	Judith	Paul Eber	7,49	3,56		—	☽ 8 Uhr morgens erstes Viertel
n. 11	Damasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56		12,10m.	
tt. 12	Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,56		1,17	
nn. 13	Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57		2,22	
eit. 14	Nicasius	Dioscorus	7,52	3,57	bei	3,27	
nöt. 15	Eusebius	Christiana	7,53	3,57		4,31	
Woche: Von Johannis Gesandtschaft: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1–6.							
mt. 16	3. **Advent** (Adelheid)	Adelheid	7,54	3,57	bei	5,35	
nt. 17	Lazarus	Sturm	7,55	3,57	b.	6,37	
n. 18	Wunibald	B. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	4,16 a.	7,38	☉ 12 Uhr mittags Vollmond
tt. 19	**Quatember** (Julius)	Clemens v. Alex.	7,56	3,58	5,2	8,33	
nn. 20	Nemesius	Abraham	7,57	3,58	5,55	b. T.	
it. 21	**Thomas Ap.**	Thomas, Ap.	7,58	3,59	6,55	bei	Wint. Anf.
nöt. 22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59	8,0	b.	
Woche: Von Johannis' Zeugnis: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
mt. 23	4. **Advent** (Dagobert)	Anna du Bourg	7,59	4,0	9,8		
nt. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	10,20		
n. 25	**Heil. Christfest**	**Christtag**	7,59	4,1	11,33		
tt. 26	**Zweiter Christt.** (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	—		☾ 7 Uhr morgens letztes Viertel
nn. 27	**Johannes Ev.**	Johannes Ev.	8,0	4,2	12,47m.	bei Tage	
it. 28	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	8,0	4,3	2,5		
nöt. 29	Thomas B.	David	8,0	4,4	3,24		
Woche: Von Simon und Hanna: Luck 2, 33–40. — Epistel: Gal. 4, 1–7.							
mt. 30	a. **Weihn.** (David)	Christ. v. Württemb.	8,0	4,5	4,47		
nt. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,5	6,8	bei	
		Jahresschluß.				b.	

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Winterraaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflanzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die kleineren Grassprißen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten sät man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, so wie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet, die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben bestellt. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Fragholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieſest!

Auf die Acker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Morgenrot am Neujahrstag,
Bringt Ungewitter und viel' Plag.

Beginnen die Tage zu langen,
Kommt der rechte Winter gegangen.

Pauli Umkehr (25.) hell und klar
Deutet auf ein gutes Jahr.

Wächst das Korn im Januar,
So wird es auf dem Markte rar.

Februar.

Wärmt die Katz' im Februar
Sich den Pelz im Sonnenschein,
Wird im März sie, glaubt's fürwahr,
Gerne unterm Ofen sein.

St. Matthäis (25.)
Bricht das Eis,
Find't er keins,
So macht er eins.

Kurzer Hornung, sagt der Bauer,

St. Dorothee (6.)
Thut's nicht ohne Schnee.

Ist gemeiniglich ein lauer.

März.

Nimmt der März
Den Pflug beim Sterz,
Hält April
Ihn wieder still.

Donnert's über dem kahlen Wald,
So wird's zwar wehen und stürmen bald,
Doch bekommt das Jahr eine gute Gestalt.

Soviel Nebel der März hat gebracht,
So oft im Sommer der Donner kracht.

Zu Anfang oder End'
Der März sein Gift entsend't.

April.

Aprillüftlein
Bringt Maigldcklein.

Je früher im April die Schlehe blüht,
Je früher vor Jacobi die Ernte glüht.

Heller Mondschein im April
Schadet allen Blüten viel.

Ein Wind, der von Ostern bis Pfingsten regiert,
Im ganzen Jahre sich wenig verliert.

Mai.

Kühler Mai bringt allerlei
Von Segen, ist er naß dabei.

Ein Bienenschwarm im Mai,
Ist wert ein Fuder Heu.

Pankraz (12.) u. Servaz (13.) sind zwei schlimme Brüder,
Was der Frühling gebracht hat, verderben sie wieder.

Wer wässert im März und im Mai,
Hat Wiesen, aber kein Heu.

Juni.

Bringt Regen St. Medardi(8.)-Tag,
So regnet's noch 40 Tage hernach.
Wer's glauben mag!

Wenn kalt und naß der Juni war,
Verderbt er wohl das ganze Jahr.

Sankt Barnabas (11.) hat das beste Gras,
Wohl dem, der da nicht die Sense vergaß!

St. Vit (15.)
Bringt die Fliegen mit.

Juli.

Türmt sich im Juli die Ameis'den Haufen,
Mußt du viel Holz für den Winter kaufen.

St. Kilian (8.)
Ist der rechte Rübenmann.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitze gegangen.

Regnet's auf St. Margaret (13.),
Der Regen noch vier Wochen steht.

August.

Wenn's im August aus Norden weht,
Beständiges Wetter in Aussicht steht.

Ist's in den ersten Wochen heiß,
So bleibt der Winter lange weiß.

Ist Lorenz (19.) und Barthelme (24.) schön und fein,
So mag sich der Winzer im voraus freu'n.

Gewitter um St Bartholomä(24.)
Bringen leicht Hagel oder Schnee.

September.

Rüsten sich Schwalben u. Störche zur Reis',
Es währt nicht mehr lange, dann wird es weiß.

Tritt im September viel Donner ein,
Wird Hornung und März sehr schneereich sein.

Wie auf Egidi (1.) das Wetter sich stellt,
Es leicht den ganzen Monat anhält.

Hat der August nicht die Trauben gekocht,
Hat der September nie viel mehr vermocht.

Oktober.

Behält im Oktober der Baum lang' die Blätter,
So rechne auf strenges Winterwetter.

Bringt der Oktober schon Schnee und Eis,
Ist's schwerlich im Januar kalt und weiß.

Gallus (16.)
Schaff' heim alles!

Kommt die Feldmaus ins Dorf,
So sorg' für Holz oder Torf.

November.

Sind Vögel und Dächse sehr fett,
So schaff' dir ein warmes Bett.

Im November Wässerung
Ist der Wiesen Besserung.

St. Martin (11.) ist besser trocken als naß,
Und gerad' so ist's mit dem Andreas (30.).

Dem heiligen Clemens (23.) traue nicht:
Denn selten zeigt er ein mildes Gesicht.

Dezember.

Donner im Winterquartal
Bringt Eiszapfen ohne Zahl.

St. Lutzen (13.)
Macht den Tag stutzen.

Ist's um Weihnacht feucht und naß,
Bleibt leer der Speicher und das Faß.

Bringt St. Stephanus (26.) Wind,
Die Winzer nicht fröhlich sind.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Beginnt trübe und mittelkalt; 6. Schnee und Regen, doch bleibt Schnee und fällt weiter bis zum 14. Am 16. grimmig kalt; am 22. und 23. Wind und Schnee, dann steigende Kälte bis zu Ende des Monats.

Februar.

Die Kälte des vorigen Monats hält an, wird außergewöhnlich groß am 9. und 10. Am 13. und 14. starker Sturmwind mit Schnee, der zunimmt bis zum 20., wo es milde wird und der hohe Schnee mit Regen abgeht.

März.

Der 2. und 4. bringt heftigen Wind, früh Schnee, dabei kalt. Am 5. und 6. schöner Sonnenschein; den 7. bis 9. Regen. Dann wird's wieder kalt und schneit; am 19. und 20. sehr kalt und tiefer Schnee.

April.

Bleibt bis zum 4. kalt. Am 5. schön hell und warm, dann trübe und Regen bis zum 12., wo es wieder bis zum 17. sehr kalt wird. Am 19. ein starker Regen, darauf wieder kalt bis zum 22. Von da an warm und schön.

Mai.

Fängt schön an. Am 4. Donner und Platzregen. Am 6. starker Reif. Vom 7. bis 26. bei kühlen Nächten am Tage warm und große Dürre. Erst am 28., 29. und 30. trüb und Regen. Am 31. nochmals schädlicher Reif.

Juni.

Anfangs rauh und kalt; aber nach einem warmen Regen am 7., 8. und 9. schön bis zu Ende.

Juli.

Fängt trüb und rauh an. Dann vom 4. bis 8. große Hitze. Am 10. nachts Ungewitter und schwere Platzregen. Vom 12. bis 18. große Hitze, dann langer starker Regen.

August.

Bis zum 4. trübe und wenig Regen. Am 6. herrliches Wetter; aber am 7. Platzregen und Donner. Vom 9. bis 14. täglich Regen und nach kurzem Aufhören desselben wieder vom 18. an Gewitter und Sturm mit schädlichem Platzregen.

September.

Vom 2. bis 5. windig und früh kalt. Den 6. Regen und Gewitter, aber warm. Am 13. und 14. Reife und kleine Nachtfröste. Vom 18. an fast winterliche Kälte bis zu Ende.

Oktober.

Vom 2. bis 9. Regen und Sturm, aber am 10. u. 11. hell. Vom 12. bis 22. Regen. Dann nebelig und unstät; an den letzten Tagen Nebel und ziemlicher Frost.

November.

Fängt hell und klar an, und bleibt nach zwei Regentagen am 4. und 5. schön bis zum 8., dann Regen bis zum 26., der ein schöner, lustiger Herbsttag ist. Es bleibt schön und hell bis zu Ende.

Dezember.

Am 5. Regen und Schnee, dann hell bis zum 8., wo es wieder regnet. Am 9. warm und trübe. Am 10. und 13. wieder starker Regen. Vom 14. bis 18. trübe; am 20. hell und Eis. Den 30. hell, still kalt ohne Schnee; die letzten Tage nebelig und trübe.

Die Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden fortan die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dazu,
Franzos, halt Ruh'!

Die **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	$1^1/_2$	bisher. Pfennig.
	2 Pfennige	=	$2^2/_3$	„ „
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„ „
	10 Pfennige	=	1	„ Silbergroschen.
	20 Pfennige	=	2	„ „
c. Silbermünzen:	$^1/_2$ Mark	=	5	„ „
	1 Mark	=	10	„ „
	2 Mark	=	20	„ „
	5 Mark	=	1 Thlr.	20 Sgr.
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1 „	20 „
	10 Mark	=	3 „	10 „
	20 Mark	=	6 „	20 „

Da die Nickelmünzen, solange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so beehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 **Meter** (Stab) = $^4/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{95}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße:
□Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{10}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{9}/_{21}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{9}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (Niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{9}/_{4}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (Hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne**.
1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen**.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^{3}/_{11}$ Ohm.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Gramm = $^{2}/_{5}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 **Tonne** ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm**.
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer, „	:	km
Centimeter, „	:	cm
Millimeter, „	:	mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□Kilometer, „	:	qkm
□Centimeter, „	:	qcm
□Millimeter, „	:	qmm
Ar, „	:	a
Hektar, „	:	ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter, „	:	hl
Liter, „	:	l
Kubikcentimeter, „	:	ccm
Kubikmillimeter, „	:	cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm, „	:	kg
Gramm, „	:	g
Milligramm, „	:	mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimal-Komma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgetheilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

Tarif für Telegramme im Inlande.

1) Als Mindestbetrag für ein gewöhnliches Telegramm bis zu 10 Worten werden 60 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 6 Pf. mehr. Der Gesamtbetrag wird nach obenhin auf 5 oder 10 Pf. abgerundet. 2) Unterscheidungs- und Anführungszeichen, Bindestriche und Klammern werden nicht gezählt. 3) Für dringende Telegramme (mit **D** zu bezeichnen), welche bei Beförderung und Bestellung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gew. Telegr. erhoben. 4) Für vorauszubezahlende Antworts-Telegramme wird die Gebühr von mindestens 10 Worten erhoben. 5) Nachsendung von Telegrammen ist in Europa zulässig. 6) Die Bestellung eines Telegramms durch Eilboten kann ohne Rücksicht auf die Entfernung mit 80 Pf. vorausbezahlt werden, sonst werden nur die billigsten Sätze vom Empfänger eingezogen. Über Zulässigkeit, Bedingungen u. Kosten für Telegramme nach dem **Auslande** ertheilen die K. Post- und Telegraphen-Ämter genaueste Auskunft.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

			₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.)		— 10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 30 Pf.)		— 20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen (unfrankiert 30 Pf.)		— 20
	do. auf weitere Entfernungen (unfrankiert 50 Pf.)		— 40
3)	**Einschreibgebühr** (rekommandiert)		— 20
4)	**Karten**, einfache		— 5
	do. mit Antwort		— 10
5)	**do.** als Bücherbestellzettel		— 3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

		ℳ ₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g		— 3
(Büchern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mstpl. beigefügt werden.)		
do.	von 50—250 g	— 10
do.	von 250—500 g	— 20
do.	von 500—1000 g	— 30
7) **Lokal- und Lokal-Land-Briefe** (unfrankiert 10 Pf.)		— 5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit („ 10 Pf. mehr)		— 25
do. do.	über 10 M. weit (unfr. 10 Pf. mehr)	— 50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen		— 5
do. do.	über 10—20 Meilen	— 10
do. do.	über 20—50 Meilen	— 20
do. do.	über 50—100 Meilen	— 30
do. do.	über 100—150 Meilen	— 40
do. do.	über 150 Meilen	— 50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark		— 20
do.	über 100—200 Mark	— 30
do.	über 200—400 Mark	— 40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark		— 30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark		— 2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden, mindestens aber		— 10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Pakete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon		— 5
mindestens aber		— 10

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:		
a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe		— 5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg		— 10
do. do.	über 5 kg	— 15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Pakete		— 10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe (Expreß, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort		— 25
aufs Land à km		— 10
3) do. für Zeitungen jährlich:		
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen		— 60
„ „ 2—3 „ „		1 —
„ „ 4—7 „ „		1 60
„ täglich 2 „ „		2 —
für amtliche Verordnungsblätter		— 60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein*).

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Rußland und die asiatische Türkei, Afghanistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexico, Verein. Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche britische, französische, niederländische, spanische und portugiesische Kolonieen.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankiert (Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern Faktur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 800 Mark	—	40
nach Frankreich und Belgien bis 1000 Frcs.	—	40

6) **Postanweisungen** nach dem Auslande:
(nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)

	ℳ	₰	
Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Mark (100 Frcs. = 81 M.)	—	20	mindestens aber 40 Pfennige
„ Dänemark bis 360 Kronen, für je 20 Mark. (100 Krone = 112 M. 75 Pf.)	—	10	
„ Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 20 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	20	
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 20 Mark (10 £ = 204 M. 50 Pf.)	—	20	
„ Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10	
„ Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark. (100 Frcs. = 82 M.)	—	20	
„ Luxemburg wie bei Deutschland.			
„ Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark. (1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)	—	20	
„ Norwegen bis 360 Kronen, für je 20 Mark.	—	20	
„ Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10	
„ Schweden bis 360 Kronen, für je 20 Mark	—	20	
„ Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20	
„ Türkei (nur Konstantinopel) bis 400 Mark, für je 20 Mark (10 „ Piaster Gold = 3 Mark.)	—	10	
„ **Amerika bis 50 Doll. Gold** (212 Mark 50 Pf.), für je 20 Mark (1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)	—	20	

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm I., König von Preußen, geboren 22. März 1797, zum deutschen Kaiser proklamiert zu Versailles am 18. Januar 1871, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Luise Auguste Katharina**, Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen, geb. 30. Sept. 1811.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geboren am 18. Oktober 1831, vermählt am 25. Januar 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Luise**, Princeß royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. Nov. 1840.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1836.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Luise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Otto I., geb. 27. April 1848 (Regierungsantritt 14. Juni 1886). Reichsverweser seit 14. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821.

d. Braunschweig

Regent Prinz Albrecht von Preußen, geb. 8. Mai 1837 (Antritt der Regentschaft am 21. Oktober 1885).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851 (Regierungsantritt 15. April 1883), vermählt 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, geb. 28. Juli 1860.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm I., deutscher Kaiser, geb. 22. März 1797 (Regierungsantritt 2. Januar 1861), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Luise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Feodora, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Koburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 26. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1880), vermählt am 19. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 26. Septbr. 1853 mit Helena, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident Grévy.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margarete, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. Dezember 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 (zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1868 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geb 14. Mai 1859.

18. Schweiz.

Bundespräsident Dr. Ad. Deucher von Steckborn.

19. Spanien

Königin Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858 (Regierungsantritt im Jahre 1880). Witwe von König Alfons XII.

20. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Chan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

21. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Cleveland.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Wenn mir für den vorigen Jahrgang der Spinnstube ein Blick durchs Fenster den Stoff gegeben hat für das Vorwort, das die lieben Leser unter dem alten Spinnstubengruße da oben jedesmal zu finden gewöhnt sind, so ist es diesmal ein erhebendes Fest, das im Oktober des vorigen Jahres gefeiert werden konnte, welches mir, wenn auch nicht gerade den Stoff, so doch die Veranlassung giebt, über einen Gegenstand zu reden, der meines Wissens in der Spinnstube bisher noch nicht besprochen worden ist.

Doch zuerst etwas von dem Feste!

„Aber nur ja keine Festbeschreibung!" ruft vielleicht der eine oder der andere aus, dem es schon einmal begegnet ist, daß er die Beschreibung eines Festes, dem er selber beigewohnt hatte, hinterher zu lesen bekam, aber daraus

das liebliche Fest, das ihm in der angenehmsten Erinnerung geblieben war, gar nicht wiedererkennen konnte.

Es ist ja auch in der That etwas sehr mißliches um solche nachträgliche Festbeschreibungen.

Was einem Feste seinen Glanz und seine Weihe giebt, das sind ja nicht die festlichen Veranstaltungen, die für es getroffen wurden, so glänzend sie auch sein mochten. Es sind auch nicht immer die Reden, welche dabei gehalten wurden, deren in der Regel ziemlich große Ueberschwänglichkeiten sich nachher, wenn die festlichen Tage dahingerauscht sind und dem nüchternen Alltagsleben Raum gegeben haben, oft gar sonderbar ausnehmen, wenn man sie schwarz auf weiß vor sich sieht. — Nein, was einem Feste seinen Glanz und seine Weihe giebt, das ist die rechte Feststimmung bei den Feiernden. Wo die nicht vorhanden ist, da finden die glänzendsten Festrüstungen wohl stille Bewunderung, aber keinen jubelnden Beifall; da finden die begeistertsten Festreden wohl ehrende Anerkennung, aber keine jauchzende Zustimmung und vor allem — keine nachhaltige Wirkung, keinen durchschlagenden Erfolg.

Eine rechte Feststimmung aber läßt sich einmal, auch wenn sie vorhanden war, hinterher nicht aufs Papier bringen und in Druckerschwärze darstellen. Sie ist wie der Ton der Windharfe, der leise verklingt, sowie das Lüftchen erstirbt, das ihn hervorgelockt; sie ist wie der Tau, der sich am frühen Morgen funkelnd auf den Grashalmen wiegt, aber in leichten Dunstflor aufgeht, wenn das Tagesgestirn anfängt, die heißen Strahlen herabzusenden.

Drum gewiß, lieber Leser, keine Festbeschreibung!

Aber das Fest selber darf ich dir doch nennen? Es müßte ja ohnehin sonderbar zugehen, wenn du gar nichts von demselben gehört haben solltest, wo du auch, als es gefeiert wurde, weilen mochtest, ob hier in Europa oder drüben jenseits des Weltmeers in Amerika, ob unter den Palmen des Südens oder unter den schneebeladenen Fichtenbäumen, die „einsam auf kahler Höh' im hohen Norden träumen". Denn überall ist dieses Festes gedacht und davon geredet worden öffentlich und sonderlich, zumal von denen, welche es gar zu gerne selbst mitgefeiert hätten, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, aber auch selbst

von solchen, die es nicht hätten mitfeiern mögen, wenn sie auch gekonnt hätten.

Wir meinen das fünfzigjährige Jubelfest des Diakonissen-Mutter-Hauses in Kaiserswerth a./Rhein.

Am 13. Oktober 1886 waren es nämlich 50 Jahre, daß die beiden ersten Diakonissen in das von dem allbekannten Diakonissen-Vater **Theodor Fliedner** zu Kaiserswerth gestiftete Diakonissenhaus einzogen als Nachfolgerinnen der im Briefe an die Römer (16,1) schon erwähnten, im Dienste der Gemeinde zu Kenchreä stehenden Phöbe, und die Armen- und Krankenpflege als Berufsarbeit übernahmen.

Angeregt durch die hochherzige Engländerin Elisabeth Fry, den „Engel der Gefangenen", wie sie wohl mit vollem Rechte genannt wird, hatte der sel. Fliedner schon zehn Jahre früher sich die Pflege der Gefangenen aufs warme Herz genommen, nachdem er durch eigne Anschauung kennen gelernt hatte, wie traurig es damals in den meisten Gefängnissen aussah, wie da kaum von einer menschenwürdigen leiblichen, geschweige denn von geistlicher Pflege der Gefangenen die Rede war, und wie die Zuchthäuser mit vollem Rechte die „Hochschulen des Lasters" genannt zu werden verdienten.

Die kleine evangelische Gemeinde zu Kaiserswerth, bei welcher Fliedner als Pfarrer angestellt war, ließ ihm viel freie Zeit, der erwählten Liebesarbeit nachzugehen, und an seiner Gattin fand er dabei eine verständnisvolle eifrige Helferin.

Allein bald drängte sich ihm die Erkenntnis auf, daß alle Bemühungen, in den Gefängnissen durch Verkündigung des göttlichen Wortes und durch ernste Seelsorge an den Einzelnen eine sittliche Besserung der Gefangenen herbeizuführen, keinen dauernden Erfolg haben könnten, wenn nicht den Gefangenen nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse eine Zufluchtsstätte geboten werden könnte, wo unter treuer christlicher Aufsicht und Zucht die während der Haft in ihre Herzen gelegten guten Keime erstarken könnten, ehe sie wieder in das versuchungsvolle Leben hineinträten. Eine solche Zufluchtsstätte zu gründen, wurde nun

der Gegenstand seiner unablässigen Sorge. Nachdem er erst in seinem eigenen kleinen Gartenhäuschen frisch und im Namen Gottes den Anfang gemacht und eine aus dem Zuchthause zu Werden entlassene Gefangene aufgenommen hatte, gab Gott der Herr zu der begonnenen Liebesarbeit sichtbarliches Gedeihen.

Aber wie denn die wahre christliche Liebe immer das Herz weitet, so waren es für Fliedner bald nicht mehr bloß die eingekerkerten und entlassenen Gefangenen, die er zum Gegenstande seiner Pflege und Fürsorge nahm, sondern er fühlte sich auch gedrungen, sich der armen Kranken anzunehmen, die einsam und verlassen ohne leibliche und vorab ohne geistliche Pflege ein jämmerliches Dasein fristeten. Neben dem: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid nicht zu mir gekommen", fiel ihm auch das andere daneben stehende Heilandswort aufs Herz: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich nicht besucht".

Allein die rechten Pfleger für Arme, Kranke und Gefangene, die ihnen neben der geeigneten leiblichen Pflege auch geistliche zu teil werden lassen könnten, woher die nehmen?

Da gedachte er denn der geeigneten Wirksamkeit einer Elisabeth Fry und ihrer Genossinnen, gedachte weiter daran, wie gerade die zarte *weibliche* Pflege und Einwirkung von besonderem Segen begleitet sein müßten, gedachte auch endlich daran, wie so viele kinderlose Witwen und ältere Jungfrauen, die durch keine näheren Familienpflichten gebunden seien, müßig am Markte des Lebens stünden, das doch so viele dringend notwendige Arbeit böte, und wie diesen ein liebliches Arbeitsfeld eröffnet werden könnte, wenn sie zum Dienste an Armen, Kranken und Gefangenen herangezogen und gehörig vorgebildet würden. Und siehe, der Entschluß, das alte apostolische Amt der Diakonissen wieder ins Leben zu rufen, soviel ihm Gott dazu Gnade und Kraft geben würde, erfüllte je länger je mehr seine ganze Seele.

Zwar hatten auch schon andere diesen Gedanken gehegt, wie eine Amalie Sieveking zu Hamburg, der berühmte Minister von Stein, der edle Gründer der Rettungsanstalt zu Düsselthal, Graf von der Recke-Volmerstein und nicht am letzten der preußische Kronprinz, der nach-

malige König Friedrich Wilhelm IV.— Aber zur wirklichen Ausführung ihrer Gedanken kam es nicht. Es sollte sich auch hier das Wort erfüllen, das so oft schon in der Geschichte des Reiches Gottes zur Wahrheit geworden ist, daß nämlich Gott gerade das Unedle, das Verachtete, das Thörichte vor der Welt erwählt, sein Werk hinauszuführen. Der arme Pfarrer einer kleinen, überwiegend von Katholiken bewohnten Landstadt sollte das Werkzeug werden, den schönen, großen Gedanken der Erneuerung des evangelischen Diakonissentums zur Ausführung zu bringen.

Es würde hier zu weit führen, ausführlicher zu berichten, wie Fliedner nun, nachdem er innerlich gewiß geworden war über das, was er wollte und sollte, getrosten Mutes und im Vertrauen auf die gnädige Durchhilfe des Herrn an die Ausführung ging, und dieselbe auch wirklich zu stande brachte, zwar mit vieler Mühe und Sorge, mit schweren Opfern und Anstrengungen, unter oft recht drückenden und hemmenden Anfechtungen, aber auch unter viel köstlichen, erhebenden Erfahrungen, die ihm die müden Kniee und das zagende Herz immer wieder stärkten.

Wir verweisen diejenigen, welche das Genauere darüber lesen möchten, auf das im Verlage der Kaiserswerther Diakonissenanstalt erschienene Büchlein: „Theodor Fliedner, durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes in der evangelischen Kirche," sowie auch auf die in demselben Verlage erschienene größere Denkschrift, welche der gegenwärtige Leiter der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth, Julius Disselhoff, zur 50jährigen Jubelfeier der Anstalt unter dem Titel „Jubilate" hat erscheinen lassen.

Wir beschränken uns darauf, zu berichten, in welch' herrlicher Weise sich an Fliedners Werk das schöne Verheißungswort Jesaja 60, 22 erfüllt hat, welches der Denkschrift „Jubilate" mit Recht als Überschrift gegeben ist: „Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtig Volk. Ich, der Herr, will solches zu seiner Zeit eilend ausrichten."

Denn aus den 2 Diakonissen, mit welchen Fliedner den Anfang seines Werkes machte, sind in den 50 Jahren,

welche seitdem verflossen sind, rund 6000 geworden, wie die Jubelschrift berichtet; aus dem notdürftig eingerichteten Diakonissenhause zu Kaiserswerth, worin das Werk begonnen ward, sind gegen 60 selbständige, wohl eingerichtete Diakonissenhäuser geworden, davon 21 allein in Preußen, 12 im übrigen Deutschland, die andern in Österreich, Rußland, Holland, Frankreich, der Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, ja auch schon in Nordamerika.

Und wo treiben die dienenden Schwestern ihre Liebesarbeit, teils als Gemeinde-Diakonissen, teils in Kranken-, Siechen-, Armen- und Waisenhäusern, teils an entlassenen Gefangenen und unglücklichen Gefallenen, teils endlich an der Kinderwelt? — Nun, man könnte fast eher fragen, wo sie *nicht* arbeiten. Denn wo nur irgend menschliche Not nach Hilfe schreit oder seufzt, da zeigen sie sich auch auf dem Posten, sei es unter der glühenden Sonnenhitze des Südens, sei es im Schnee und Eis des hohen Nordens, sei es in den Lazarethen für die auf den Schlachtfeldern verwundeten Krieger, sei es in den Spitälern, wo die Seuchen gierig ihre Opfern fordern und „die Pestilenz im Finstern schleichet".

Und willst du wissen, *wie* sie ihr Werk thun? Frage nur die, welche sich je unter ihrer Pflege selbst befunden haben! Wie werden sie nicht genug zu rühmen wissen von den linden Händen, die so zart die Wunden verbanden, von den freundlichen Blicken, die so wohlthuend das Herz berührten, von den guten, sanften Worten, die so wirksam alles Murren und Klagen beschwichtigten, von dem heiligen Ernste, der so unwiderstehlich der Roheit und Gemeinheit ihre Schranken zu setzen wußte, von den liebreichen Dienstleistungen, die mit unermüdlicher Geduld gewährt wurden bei Tag und bei Nacht, ja die gewährt wurden, ehe der Mund oder das flehende Auge darum baten! Frage die Ärzte, die da Gelegenheit hatten, das Wirken der Diakonissen durch eigene Erfahrung und Anschauung kennen zu lernen, sei es in der stillen, einsamen Krankenstube, sei es in den öffentlichen Krankenhäusern, sei es in den schaudervollen Lazarethen auf dem Kriegsschauplatze! Wie werden sie selbst dann, wenn sie (wie

es ja leider so vielfach der Fall ist!) dem Christentum feindlich oder doch gleichgültig gegenüberstehen und deshalb grundsätzlich von vornherein allem abgeneigt sind, was auf christlichem Boden erwachsen ist und sich darauf bewegt, dennoch nicht umhin können, nicht bloß die sorgsame Pflege anzuerkennen, welche diese geschulten Krankenpflegerinnen den Leidenden widmen, sondern auch die Pflichttreue und Unerschrockenheit, womit sie sich den größten Gefahren aussetzen, oder vielmehr sich über dieselben hinwegsetzen, wo es gilt, in den von verderblichen Seuchen heimgesuchten Spitälern hilfreiche Hand zu leisten!

Doch ich wollte ja nicht eigentlich von den Diakonissen reden, sondern vielmehr von etwas, worauf mich das Jubelfest der Diakonissenanstalt gebracht hat.

Eins nur möchte ich nicht ungesagt lassen, sondern es hier laut und eindringlich zur Beherzigung empfehlen, daß nämlich aus allen Diakonissenhäusern mehr oder weniger die Klage ertönt, es fehle an weiblichen Personen, die sich dem Diakonissenberufe widmen wollen.

An Geld fehlt es fast nie; denn die christliche Liebe spendet gerne und auch reichlich zu dem gesegneten Werke, dem alle Herzen zufallen müssen, die noch für fremde Not warm schlagen können. An Arbeit für Diakonissen fehlt es noch viel weniger. Wurden doch allein von dem Mutterhause in Kaiserswerth während des letzten Jahrzehnts nach mehr als 200 Orten für die verschiedenartigsten Arbeitsgebiete Diakonissen begehrt! — Aber wohl fehlt es an weiblichen Personen, die sich zum Diakonissenberufe willig finden lassen.

Es ist ja freilich kein leichter Beruf, der, äußerlich angesehen, viel Verlockendes hätte. Im Gegenteile, wer ihn erwählt, hat nichts als Arbeit zu erwarten, schwere, anstrengende Arbeit, die oft genug Gefahr für das eigene Leben und die eigene Gesundheit mit sich bringt.

Aber gleichwohl ist's ein überaus wahres Wort, welches einst der fromme König Friedrich Wilhelm IV. über das Diakonissenamt aussprach, wenn er nämlich sagte: „Man frönt gewiß nicht eitler Sentimentalität, wenn man sich die Übung dieses Amtes als unaussprechlich segensreich, lieblich und lohnend denkt".

Und wer je den stillen Frieden, die innerliche Freudigkeit beobachtet hat, welche so ziemlich allen Diakonissen hell und klar aus den Augen leuchten, der unterschreibt gewiß dieses Königswort ohne Bedenken.

Es ist auch für den Diakonissenberuf nicht ohne weiteres jede weibliche Person brauchbar. Von vorneherein unbrauchbar ist jede, die nur deshalb diesen Beruf ergreifen will, um für sich eine feste, gesicherte Lebensstellung zu gewinnen. Wo das liebe Ich in erster Linie berücksichtigt wird, da fehlt ja die rechte christliche Liebe, die demütige Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, die neben einer kräftigen Gesundheit und einer regen Arbeitslust das Haupterfordernis zum Diakonissenamte sind.

Aber sollte es denn in der That im lieben deutschen Vaterlande an weiblichen Personen, die diese Erfordernisse besitzen, so sehr fehlen, daß der Ruf aller Diakonissenhäuser nach dienenden Kräften ungehört verhallen müßte! Sollte es nicht vielmehr bloß die Unkenntnis von der Lieblichkeit und inneren Herrlichkeit des Diakonissenberufs sein, die solches Rufen ohne den gewünschten Erfolg bleiben läßt!

Ich möchte diese Frage den lieben Lesern und besonders Leserinnen der Spinnstube recht ans Herz geben.

Und wenn auch nur eine der letzteren, die von keinen näheren Familienpflichten gebunden ist, sich selbst dazu entschlösse, den Diakonissenberuf zu erwählen und wenigstens die Probe zu machen, ob sie dazu tüchtig ist (und eine Probezeit muß jede Diakonisse durchmachen!), oder wenn sie im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten eine willig machen könnte, sich diesem schönen Berufe zu widmen und andere oft so unweibliche Versuche, eine selbständige Lebensstellung zu finden, aufzugeben um des Herrn und seiner notleidenden Glieder willen, so wollte ich mich von Herzen freuen und der neuen Arbeiterin im Dienste des Herrn von ganzem Herzen zurufen: „Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!“

Nun aber endlich zu der Sache, von welcher das Vorwort eigentlich reden möchte!

Daß sie mit dem Diakonissenberufe in Beziehung steht, brauche ich wohl nicht mehr zu sagen und nenne sie darum frischweg: es ist die *Krankenpflege*.

Wie traurig es im großen und ganzen damit aussieht, auch da selbst, wo die Liebe nicht mangelt, die gerne ihr Bestes thun möchte, weiß jeder, den Amt und Beruf an die Krankenbetten führen.

Sehen wir zunächst in den Städten nach, wo für die Kranken wenigstens der Vorteil vorhanden ist, daß Arzt und Apotheke zur Hand sind, für unbemittelte Kranke auch ein bestimmter Armenarzt, der sie unentgeltlich behandeln muß, sowie die Möglichkeit, auf Kosten der Armenkasse die nötigen Arzeneien zu erhalten.

Aber wie traurig steht es gleichwohl um die armen Kranken in hundert und hundert Fällen!

Welch ein Hindernis für eine ordentliche Krankenpflege bildet da schon in unzähligen Fällen die enge Mietswohnung, mit der man sich behelfen, um so notdürftiger behelfen muß, je größer die Stadt, je höher deshalb die Mietpreise sind! Und ist dies schon in den mittleren Ständen der Fall, in wieviel höherem Maße noch in den niederen!

Da ist bald eine nasse, dumpfe Kellerwohnung, die den Kranken beherbergt, ein Aufenthaltsort, an welchem ein völlig gesunder Mensch auf die Dauer an seiner Gesundheit Schaden leiden muß, ein kranker aber fast unmöglich wieder gesund werden kann, zumal wenn, wie es in der Regel der Fall ist, sein Bett in dem dunkelsten Winkel steht, der zu etwas anderem als zu einem Bettplatze recht wohl zu gebrauchen ist. Bald ist's eine Dachkammer, worin der Kranke gebettet ist, von welcher das undichte Dach kaum den Regen abhält, durch deren Ritzen und Fugen aber stets eine scharfe Zugluft weht; die im Winter von dem ärmlichen Öfchen kaum die notdürftigste Wärme empfängt, im Sommer aber von einer Gluthitze erfüllt ist, in welcher es sich kaum atmen läßt.

Wir sehen hier ganz von denjenigen Fällen ab, in welchen mit der traurigen Wohnung auch noch die bittere Armut verbunden ist, in welchen ein ordentliches Bett fehlt, die nötigste Speise vielleicht mangelt, und von einer labenden Erquickung für den Kranken nicht im entferntesten die Rede sein kann. Wir nehmen eine Familie, die wenigstens ihr Auskommen hat, wenn alle ihre arbeitsfähigen Glieder rüstig die Hände regen.

Was wird nun aber da mit dem armen Kranken, wenn alles draußen auf der Arbeit ist? Er liegt allein und verlassen, oder höchstens in Gesellschaft eines kleinen Kindes, das auch, wie er, auf das Zimmer angewiesen ist, über das er wohl noch gar die Aufsicht führen soll. Keine liebende Hand, die ihm in seiner Fieberhitze einmal einen erfrischenden Trunk reicht, oder seine Kissen aufschüttelt, oder ihm die Arznei reicht, die ihm verordnet ist! Und wenn er nicht im stande ist, sich selbst einigermaßen zu bewegen, im Sommer Scharen von Fliegen, die ihm im Gesichte sitzen und niemand, der sie abwehrt, im Winter der Ofen allmählich erkaltend, und niemand, der das Feuer unterhält! Und dieser Zustand mit der kurzen Unterbrechung der Mittagsstunde, die aber den Heimgekehrten genug für sich selbst zu schaffen giebt, vom Morgen bis zur Feierabendstunde! Und dann die langen Nächte, wenn bei den Angehörigen nach der angestrengten Tagesarbeit das Ruhebedürfnis so groß ist, daß die Müden auch beim besten Willen die Augen nicht offen halten können, die langen Nächte mit derselben Verlassenheit, demselben Mangel an jeglicher Pflege, an jeder Erleichterung und Erquickung für die armen Kranken!

Sind das nicht Zustände, bei denen einem das Herz bluten möchte!

Und ist's etwa auf dem Lande, in den Dörfern besser um die Kranken bestellt? Nein, nicht besser, sondern in den meisten Fällen noch schlechter. Denn, wenn Arzt und Apotheke stundenweit entfernt sind, so denkt man nur im äußersten Falle, wenn offenbare Gefahr für das Leben vorhanden ist, daran, dort die kostspielige Hilfe zu suchen, die dann, wenn sie kommt, in hundert Fällen zu spät kommt.

Daß der Bauersmann, der draußen bei seiner Hantierung in Feld und Flur frische Luft genug für sich bekommt (im Frühjahr und im Herbst oft mehr als ihm lieb ist!) daheim in seinen vier Pfählen höchst luftscheu ist, gehört zu den allbekannten Thatsachen. Selbst im Sommer sieht man nicht leicht eins der kleinen Fenster offen, zumal wenn ein Kranker im Zimmer liegt. Wie man lange Zeit auf dem Lande frisches Wasser als Gift für die Kranken ansah, so gilt mehr oder weniger noch immer die frische Luft als verderbliche Feindin der Kranken, und

je besorgter man um einen Kranken ist, desto sorgfältiger sucht man die frische Luft von ihm abzuhalten, wenn auch der keuchend gehende Atem danach schreit.

Das Krankenzimmer ist aber auch meistens das Wohnzimmer der ganzen Familie. Denn bei dem richtigen Bauersmanne gilt es als Grundsatz und Regel: „eine große Scheune, aber ein kleines Wohnhaus", und viel verfügbare Räume enthält ein Bauernhaus selten. Die Schränke und Kisten, die auf den Gängen nicht untergebracht werden können, weil diese nur die allernotdürftigste Breite haben, füllen die nicht bewohnten Räume in der Regel so aus, daß man sich kaum darin umdrehen kann, und wo gar noch nach alter guter Sitte ein Webstuhl aufgeschlagen ist, auf dem das selbst gesponnene Garn zu Tuch gemacht wird, da muß eine besondere Krankenstube notwendig ein bloßer frommer Wunsch bleiben. Ist aber wirklich eine freie Stube vorhanden, so fehlt es gewöhnlich darin an einem Ofen, der doch, wenigstens im Winter in einer Krankenstube nicht entbehrt werden kann, oder die freie Stube kann deswegen nicht zur Krankenstube benutzt werden, weil sie im oberen Stocke liegt, wohin man nicht jeden Augenblick laufen kann, weil die ökonomischen Geschäfte und Arbeiten die Anwesenheit im unteren Stocke durchaus notwendig machen.

Und nun denke man sich in demselben Zimmer, worin das Krankenbett steht, die ganze Familie versammelt, die das bischen Lebensluft, das durch die schlecht schließenden Fenster und Thüren hereindringt, rasch verbraucht, und die Zimmerluft zu einer wahren Stickluft werden läßt! Man denke sich eine laute, lärmende Kinderschar, die den Kranken nicht einen Augenblick zur nötigen Ruhe kommen läßt und ihm den fiebertollen Kopf noch toller macht! Man denke sich außer den Familiengliedern die teilnehmenden Freunde und Nachbarn, die ihre Teilnahme dadurch beweisen wollen, daß sie in allen Ecken umhersitzen und wohl gar im stillen ihr Pfeifchen dampfen! Man denke sich das Wohnzimmer auch als das Eßzimmer, wohin sich zahllose Fliegen ziehen, die den Kranken peinigen! Man denke sich für den Winter das Wohn- und Eßzimmer zugleich auch als das Kochzimmer mit den unsagbaren Düften, welche den Töpfen im Kochofen entsteigen, worin das Viehfutter gedämpft wird!

Was meinst du, lieber Leser, giebt das alles zusammengenommen, nicht das Bild eines Krankenzimmers, wie es schrecklicher kaum gedacht werden kann?

Und nun die Behandlung der Kranken selbst! Wie ist da von einer wirklichen Krankenpflege kaum die Rede! Nicht als ob es an der Liebe fehlte, die gerne alles thun möchte, was dem Kranken dienlich und förderlich ist! Aber was dazu gehört, wie wenig hat man in den allermeisten Fällen davon auch nur eine Ahnung! Und wie thut der liebe Unverstand bei dem besten Willen so oft das Allerverkehrteste!

Wenn aber draußen die Feldarbeit drängt, von deren richtiger und rechtzeitiger Verrichtung das ganze Hauswesen abhängig ist, auf welche sich deshalb stets die Hauptgedanken und -Sorgen richten, für die zu manchen Zeiten alle arbeitsfähigen Hände verfügbar sein müssen: wie oft geschieht's da dem armen Kranken, daß das Haus einfach zugeschlossen wird und sich die ganze Familie, falls keine kleinen Kinder mehr da sind, wenigstens auf Stunden entfernt, den Kranken trostloser Einsamkeit überlassend! Und das ist dann nicht etwa Lieblosigkeit und Hartherzigkeit, sondern die bittere Notwendigkeit, die der Kranke selber einsieht und sich ihr selbstverleugnend beugt.

Und da sollte es nicht nötig erscheinen, für solche Zustände und Verhältnisse Wandel zu schaffen, wenn es irgend thunlich ist?

Aber wie ist es thunlich? Diakonissen benutzen und anstellen? Ja, wenn sie nur erst in so genügender Zahl vorhanden wären, daß man auch nur daran denken dürfte, in kleinen Städten und auf dem Lande ihre Hilfe zu erlangen! Aber, wie schon gesagt, aus allen Diakonissen-Anstalten ertönt ja die nämliche Klage, daß es an Personen fehle, die sich dem Diakonissenberuf widmen, daß für tausend Fälle der dringendsten Not kaum eine einzige Hilfskraft zu beschaffen ist.

Heißt es aber dann die Kosten aufbringen, welche zur Anstellung von Diakonissen erforderlich sind, wie fällt da immer der leidige Geldpunkt so schwer ins Gewicht und bildet in den allermeisten Fällen ein unüberwindliches Hindernis!

Wer gerade in der Not ist und es nur irgend vermag,

brächte dann wohl auch gern ein großes Opfer, um die Hilfe einer Diakoniſſe zu erlangen.

Aber iſt die ärgſte Not mit Gottes Hilfe vorüber, iſt die Geſundheit wieder im Hauſe eingekehrt, ſo iſt gemeiniglich auch der Gedanke daran verflogen, etwas zu thun, um ſich für künftige ähnliche Fälle die Hilfe einer Diakoniſſe zu ſichern. Man denkt eben, es werde wohl ſo leicht nicht wieder zu der überſtandenen Not und Bedrängnis kommen und beruhigt ſich dabei. Man hält es wohl gar für eine lächerliche Zumutung, in geſunden Tagen für die Tage der Krankheit vorſorgen und durch Darreichung eines angemeſſenen jährlichen Betrags die feſte Anſtellung von Diakoniſſen ermöglichen zu ſollen. Gemeinſinn, der gerne auch für fremde Not Vorſorge treffen hilft, iſt ein Kräutlein, das auf dem Lande im großen und ganzen faſt noch ſeltener gedeiht als in den Städten.

Muß alſo auf den Gedanken, für die ſo nötige Krankenpflege namentlich auf dem Lande Diakoniſſen anzuſtellen, wenn auch vielleicht für größere Bezirke gemeinſchaftlich, in der Regel verzichtet werden, ſo fragt es ſich, was ſonſt thun?

„Gründet doch," höre ich da einen raten, „an recht vielen Orten Krankenhäuſer, in welchen die armen Kranken wenigſtens einen entſprechenden Aufenthalt finden können!"

Nun, der Rat wäre nicht zu verachten, wenn nur dreierlei nicht wäre. Erſtlich, wo ſoll auf dem Lande beſonders in der gegenwärtigen Zeit, wo ſo jämmerlich darüber geklagt wird, wie ſchlecht die Landwirtſchaft lohne, wo ſelbſt bei dem wohlhabenden Bauersmann, der die Speicher voll Getreide, die Ställe voll Vieh hat, das bare Geld ein überaus rarer Artikel iſt, wo die Gemeinden durch Umlagen faſt erdrückt werden: wo ſoll da das Geld herkommen, ſolche ländlichen Krankenhäuſer zu gründen und, was noch mehr iſt: zu erhalten? — Zum andern, wenn auch das Geld aufzubringen wäre, wo ſollen die pflegenden, dienenden Kräfte für die Krankenhäuſer herkommen? Zum dritten endlich: wo ſind die Bauersleute, die ihre Kranken in ſolch ein Krankenhaus thun würden, wenn auch eins vorhanden wäre, die nicht meinten, beſſer als daheim von den eigenen Leuten könnten die Kranken gar nicht verpflegt werden, wenn auch ſolche Verpflegung eigentlich ſo gut

wie gar keine ist? Wer traut fremden Leuten die Liebe und Fürsorge zu, deren das Herz der eigenen Angehörigen fähig ist oder doch sich fähig fühlt?

Nein, es dürfte, um der Krankenpflege auf dem Lande und in den kleinen Städten aufzuhelfen, vorläufig nur eins möglich sein, nämlich dafür zu sorgen, daß es so leicht wie möglich gemacht werde, geeignet erscheinende und willige oder willig zu machende weibliche Personen für die Privat-Krankenpflege ausbilden zu lassen.

Den Diakonissenberuf als Lebensberuf zu erwählen, sich, wie es dazu nötig wird, von der Heimat ganz loszulösen und der Verpflichtung zu unterziehen, sich von den Leitern der Diakonissenanstalt unweigerlich nach Bedürfnis verwenden zu lassen, bald hier, bald da, ist einmal nicht jedermanns Sache, so notwendig auch solche stramme Ordnung bei den berufsmäßigen Diakonissen sein mag.

Viele, die von Gott dem Herrn die natürliche Begabung besitzen, welche zum Üben der Krankenpflege gehört, ja, die selbst innerlich so stehen, daß sie prächtige Diakonissen abgeben würden, scheuen davor zurück, sich so ganz und unbedingt dem Diakonissenberufe zu übergeben, haben auch vielleicht ganz triftige Gründe, dies nicht zu thun.

Wenn nun älteren Mädchen oder kinderlosen Witwen, die zur Übernahme von Krankenpflege von Hause aus willig sind oder doch leicht dazu willig zu machen wären, die Möglichkeit gegeben würde, in einer Diakonissenanstalt oder in einem größeren von Diakonissen geleiteten und bedienten Krankenhause gegen eine nicht zu hoch bemessene Vergütung die Krankenpflege zu erlernen; wenn ihnen auch allenfalls gestattet würde, durch längeren Dienst in der Anstalt oder im Krankenhause ihr Lehrgeld abzuverdienen, falls sie nicht imstande sind, es bar zu bezahlen: wir sind fest überzeugt, es würden sich dann manche finden, die sich zu solch einem für die Zukunft nicht verbindlich machenden Kursus in der Krankenpflege verstehen, um dann das Gelernte daheim gegen angemessene Vergütung in der Privat-Krankenpflege zu verwerten und zu üben.

Und welch ein Segen wäre das schon, wenn durch solche ausgebildete Krankenpflegerinnen nur ein rechtes Verständnis davon erweckt und verbreitet würde, was eigentliche Krankenpflege ist und wie dieselbe so segensreich

wirken kann, wenn durch sie so manche thörichte Vorurteile beseitigt würden, von denen so oft auch die liebevollsten Herzen befangen sind!

Wäre aber erst einmal dieses Verständnis erweckt, hätte man erst einmal begreifen gelernt, was Kranke entbehren müssen, denen eine ordentliche Pflege fehlt, und wie bei einer solchen Pflege die Gesundheit in vielen Fällen so rasch wieder hergestellt sein kann: sollten dann nicht mehr und mehr die Gemeinden willig werden, geeignete Personen, die sich wohl überall würden finden lassen, auf Gemeindekosten für die Krankenpflege ausbilden zu lassen mit der bestimmten Verpflichtung, nachher im eigenen Orte zu pflegen, wo sie begehrt werden, oder wo es die häuslichen Verhältnisse erforderlich erscheinen lassen? So gut wie die Gemeinden auf ihre Kosten Hebammen ausbilden lassen, die nachher den Ortsbewohnern gegen Vergütung dienen, warum nicht auch Krankenpflegerinnen ganz allgemeiner Art?

Nun läßt ja freilich neuerdings der Johanniter-Orden auf seine Kosten Krankenpflegerinnen ausbilden und ruft nach Personen, die sich wollen ausbilden lassen. Aber er legt dafür die Verpflichtung auf, daß sich ihm die Krankenpflegerinnen im Falle eines Krieges unbedingt zur Verfügung stellen, um in den Lazarethen zur Pflege der Verwundeten und Kranken verwendet zu werden, während sie allerdings in Friedenszeiten ruhig daheim ihre erlernte Geschicklichkeit zu eigenem Nutzen üben dürfen. Diese Verpflichtung ist aber auch wieder nicht jedermanns Sache. Manches Mädchen schreckt vor den Aussichten zurück, die sich ihm dabei eröffnen, ist auch vielleicht daheim durch Pflichten gebunden, die ihm nicht gestatten, eine solche Verpflichtung einzugehen.

Wir meinen, die Diakonissenanstalten selbst müßten hier eintreten und helfen, müßten ihre Schwesterschaft so erweitern, daß sie sich dazu herbeilassen, gegen eine mäßige Vergütung, die durch längere oder kürzere Dienstzeit abverdient werden kann, Krankenpflegerinnen für Privatverhältnisse auszubilden, die ohne Diakonissenhäubchen und ohne Diakonissenverpflichtung nachher in die Heimat zurückkehren können, um freiwillig oder nach zu vereinbarenden Bedingungen die Ortskranken zu pflegen.

Wie oft würde es dann wohl vorkommen, das die Ausgebildeten, vom Geiste des Hauses erfaßt und mit der Lieblichkeit des Diakonissenberufs bekannt geworden, nicht mehr in die Heimat zurückkehrten, falls sie sich auf eigene Kosten ausgebildet hatten, sondern freiwillig und mit Freuden das Diakonissenhäubchen nähmen!

In welcher Weise von seiten der Diakonissenanstalten diese Ausbildung von Privatpersonen für die Privat-Krankenpflege zu ordnen wäre, ob ein methodischer Kursus in der Anstalt selbst für erforderlich erachtet würde, oder ob die Fähigkeit und Fertigkeit, Kranke in richtiger Weise zu pflegen, auch durch den Dienst in einem großen Krankenhause gewonnen werden könnte, worin erfahrene Diakonissen die Pflegerinnen sind, das sind natürlich Fragen, die einer sorgfältigen Erwägung bedürften und die wohl nur nach längeren Erfahrungen endgültig beantwortet werden können.

Wir bescheiden uns damit, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie nötig es wäre, daß die Sache der Krankenpflege eine Wendung zum Bessern erfährt, und unsere unmaßgebliche Meinung ausgesprochen zu haben, was sich wohl als das Einfachste und Nächstliegende zur Besserung darbieten möchte.

Und damit rufen wir nochmals allen lieben Lesern zu:

„Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!"

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1887.

Sechs Rätsel hatte der vorige Jahrgang der Spinnstube gebracht, darunter allerdings auch solche, die eher Rätselchen genannt zu werden verdienen, als Rätsel.

Aber wie bekanntlich die kleinsten Nüßchen gewöhnlich die härtesten Schalen haben und am schwersten zu knacken sind, so geht es auch wohl mit den Rätseln. Je weiter ein solches ausgesponnen ist, je mehr Worte es macht (ach, vielleicht nur dem Reime oder Versmaße zu liebe!), desto eher verrät es etwas, woran der schlaue Rätselrater seinen Haken aufhängen kann.

Nun soll damit freilich nicht gesagt sein, als ob unter den Rätseln des vorigen Jahrganges besonders schwer zu lösende gewesen seien. Mir für meine Person erscheinen sie alle sehr leicht, und wenn wir mit diesem No. 2 der Spinnstube am Ende sind, wird auch derjenige, der nicht hinter die Rätsel gekommen sein sollte, sagen müssen: Das hätte ich nicht gedacht, daß sich das Ding so leicht lösen ließe.

Doch zur Sache!

Das erste Rätselwort auf Seite 114 konnte gewiß schon sogleich in der ersten Strophe leicht erraten werden. Denn, wenn von einem Flüßchen geredet ist, das dem Kaiser gar wohl bekannt sei (der kennt ja freilich wohl alle Flüsse und Flüßchen in seinem Reich), von einem Flüßchen, das Thäler und Auen durchfließt, welche jeder nicht anders als mit Lust beschauen kann, wer hätte da nicht sofort an die „Lahn" denken müssen? Jedenfalls ein jeder, der je einmal, am besten zu Fuß und das Ränzchen auf dem Rücken diesem Flüßchen gefolgt ist von seiner Mündung in den Rhein an gegenüber Capellen und dem Stolzenfels bis hinauf zum alten Wetzlar oder noch weiter, der dabei auch Ems mit seinen heilkräftigen Quellen kennen

gelernt hat, an denen unser lieber alter Kaiser so oft schon Stärkung für seine Gesundheit gefunden hat und deshalb Jahr um Jahr, wenn's irgend möglich ist, das liebliche Lahnstädtchen aufsucht.

War aber erst die „Lahn" gefunden, so war der alte Turnvater „Jahn" nicht schwer zu erraten, und dann noch leichter der „Hahn", der „Kahn", der „Zahn" (NB. du kennst doch auch schon etwas vom Zahnweh?) und zu guterletzt der „Wahn".

Nun folgt auf Seite 115 sogleich ein anderes Rätsel, dem wiederum der Name eines Flüßchens zu Grunde liegt, aber diesmal eines Flüßchens, das nicht gerade wegen der schönen Gegend, die es durchfließt, berühmt ist, sondern vielmehr durch den Krieg berühmt geworden ist und bald wenigstens mit einem Stücke seines Laufs dazu helfen soll, eine Verbindung zwischen der Ost- und Nordsee herzustellen, die unsere deutschen Schiffe nicht mehr nötigt, jedesmal, wenn sie aus der einen in die andere See wollen, den Herren Dänen guten Morgen zu sagen.

Es ist die „Eider" gemeint. Deren Herz nun, d. h. ihr mittelster Buchstabe, ist das „d". Änderst du jetzt dieses in ein „g" um, so hast du den „Eiger", einen der hohen Berge in der Schweiz, setzest du statt das „d" ein „t" so hast du den „Eiter", von dem ja schon die heilige Schrift sagt, daß er wehe thue und den sie zum Bilde des verzehrenden Neids gebraucht; änderst du endlich das „d" in „f", so hast du den „Eifer", bei dem es dir hoffentlich gelungen ist, auch ohne diese meine Auslegung dem Rätsel hinter die Schliche zu kommen.

Nun kommt auf Seite 157 ein Buchstabenrätsel, bei dem es galt, die 7 Buchstaben, aus welchen das Rätselwort besteht, jedesmal in der durch die Ziffern angegebenen Reihenfolge zusammenzusetzen. Wenn du nun nur erst herausgefingert hattest, daß hinter den 7 Buchstaben der „Kanzler" steckt, also Fürst Bismarck, und dann jeden Buchstaben der Reihe nach bezifferteſt, so hatteſt du ganz leicht alle durch die Ziffern bezeichneten Wörter, nämlich: „Lenz", „Ranke", „Zank", „Kerker", „Zelle", „Leer", „Keller", „Kanzel", „Lanze".

Das kleine Rätselchen auf Seite 158 war vielleicht

das härteſte Nüßchen. Es meinte „das Erbe“, welches nur „der Erbe“ erhalten kann, der für den rechtmäßigen erklärt iſt.

Von den beiden letzten Rätſeln auf Seite 163 meinte das erſte unter Nr. 17 die „Grillen“, die bekanntlich an ſchönen Sommerabenden ihr leiſes Zirpen ertönen laſſen, und von denen man annimmt, daß ſie ſchönes Wetter anzeigen, wenn ſie recht luſtig ſind. Man ſagt aber auch wohl von einem verkehrten Menſchen, der ſich mit allerlei thörichten Gedanken plagt und allerlei Abſonderlichkeiten an ſich hat, er habe „Grillen“ im Kopfe, und wenn er ſich von dieſen thörichten Gedanken ganz hinnehmen, wenn er ſeinen Abſonderlichkeiten vollen freien Lauf läßt, nennt man ihn wohl einen „Grillenfänger“, in deſſen Gemüt wie in ſeinen Geſichtszügen das Barometer ſtets auf ſchlecht Wetter zeigt.

Das letzte Rätſel unter Nr. 18 endlich meinte die „Armbruſt“, die jetzt freilich nur noch ein Spielzeug der Knaben iſt, aber, ehe man das Pulver erfunden hatte, das einzige Schießgewehr war, das aus nicht allzu großer Ferne auch mit den ſcharfen Bolzen und Pfeilen, die es ſchoß, töten konnte.

Nun, hatte ich nicht recht, zu ſagen, daß die Rätſel des vorigen Jahrgangs leicht zu löſen ſeien? Jetzt liegt es doch klar auf der Hand, und hoffentlich gewinnt jetzt der unglückliche Rater, der erſt auf dieſe Auflöſung warten mußte, neuen Mut und Eifer, den friſchen Rätſeln dahinten im heurigen Jahrgange ihre Geheimniſſe abzulauſchen.

3. Gefunden und doch verloren.

(Eine Geſchichte aus dem Leben.)

1.

In einer Stadt am Ufer eines der vielen ſchönen Schweizerſeen — wir bezeichnen aus guten Gründen den Ort nicht genauer — lag da, wo das Gelände vom Ufer des Sees ſchon wieder zu dem hohen Berggipfel anzuſteigen begann, der ſeinen Schatten weit in die Wellen hinauswarf, ein ſtattliches Haus.

Von der Terrasse, welche auf starken Futtermauern vor dem Hause angelegt war, und von der Kunst des Gärtners den schönsten Schmuck erhalten hatte, bot sich ein herrlicher Ausblick auf den See, der hier nicht viel breiter war als ein großer Fluß, sowie auf die himmelanstrebenden Berge, die drüben wieder unmittelbar von dem See aus aufstiegen und, wo nicht der düstre Fels in wilden Zacken zu Tage trat, mit einem frischgrünen Niederwald bekleidet waren.

An die Hinterseite des Hauses schlossen sich zwei lange Seitenflügel, für die man schon, um den nötigen Raum zu gewinnen, in den ansteigenden Berg ein Stück hatte hineingraben müssen, so daß man über den mit einer Galerie versehenen Umgang, der nach schweizerischer Bauart an der ganzen inneren Seite des einen Seitenflügels herlief und vom Wohnhause aus betreten werden konnte, unmittelbar zu einem Bergpfade gelangen konnte, welcher in die etwas höher gelegenen Weinberge führte.

Auch ein großer Teil dieser Weinberge gehörte zu dem Hause und war hoch oben, wo schon wieder der Wald begann, mit einem zierlichen Gartenhäuschen geschmückt, von dessen Vorplatze aus man auf den See und die ihn einschließenden Berge einen noch schöneren Ausblick hatte, als von der Terrasse vor dem Hause.

Die zahlreichen Schornsteine, welche über die beiden Seitenflügel emporsahen und den ganzen Tag über schwarzen Rauch aufsteigen ließen, sowie das geräuschvolle Klopfen und Hämmern, welches aus den unteren Räumen der Flügel hervortönte, ließen auch den Ortsunkundigen sofort schließen, daß hier eine Fabrik ihre Stätte habe.

Besitzer derselben war der reiche Fabrikant Mörike, dessen Stahlwaren weit über die Grenzen der Schweiz hinaus als die besten, die man bekommen könne, bekannt und gesucht waren.

Herr Mörike war indessen nicht immer der reiche Fabrikant gewesen, welcher er jetzt war, sondern hatte sich vor langen Jahren als ein wenigbemittelter Sensenschmied in der Stadt niedergelassen. Allein seine Geschicklichkeit hatte ihn rasch bekannt gemacht, und der beharrliche Fleiß, mit welchem er zuerst allein, dann mit ein paar Gesellen

seine vortrefflichen Sensen und auch anderes Schneidegeschirr von derselben Güte verfertigte, hatte ihn schnell so emporgebracht, daß er es kühn wagen durfte, um die Hand der schönen Tochter des reichen Zunftmeisters anzuhalten, und dieselbe auch erhielt.

Hierauf erweiterte er sein Geschäft noch mehr, und zu der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, war er der

reiche Fabrikherr, dem die schöne Besitzung, welche wir vorhin zu schildern versucht haben, schuldenfrei gehörte.

Daß er sich durch seine eigene Geschicklichkeit und seinen Fleiß so emporgeschwungen hatte, rechnete ihm niemand höher an, als er selber. Er schien die Zeit völlig vergessen zu haben, da er noch selbst die von ihm verfertigten Sensen auf dem Rücken herumtrug und zum Kaufe anbot, schien vor allem ganz vergessen zu haben, daß ihm

nächst Gottes Segen erst der Reichtum, welchen ihm seine Frau zugebracht, so in die Höhe geholfen habe.

Ein unbändiger Stolz beherrschte ihn, den er bei jeder Gelegenheit in unangenehmer Weise hervorkehrte, und dem er es allein zuzuschreiben hatte, daß ihm die heißersehnte Ehre, in den Rat der Stadt gewählt zu werden, noch immer nicht zu teil geworden war.

Und doch hätte er Veranlassung gehabt, recht klein und demütig zu werden. Denn sein himmlischer Herr und Meister hatte ihn schon wiederholt stark in die Schule geführt, worin sich stille Demut des Herzens am besten lernt, und die zumal geeignet ist, hochmütige reiche Leute darüber zu belehren, wie wenig ihnen in vielen Fällen all ihr Reichtum helfen kann, in die Schule des Kreuzes und der Trübsal.

Der Herr hatte ihm in seiner Ehe sieben Kinder geschenkt; aber fünf derselben wurden ihm, und zwar drei davon rasch nacheinander durch eine ansteckende Krankheit wieder entrissen, darunter auch der älteste Sohn, den er im Geiste schon als seinen Geschäftsnachfolger gesehen hatte. Nur die beiden jüngsten Kinder waren ihm geblieben, ein Sohn und eine Tochter, die nun, nachdem auch seine Frau nach langen, schweren Leiden gestorben war, seine ganze Familie ausmachten.

Was auch der reiche Mann aufgeboten hatte, die berühmtesten Ärzte für seine Kranken herbeizuschaffen, keiner derselben hatte ihm die Seinigen retten können.

In der Regel macht ja nun solches Leid, besonders wenn es so recht unwiderstehlich in gehäuften Schlägen kommt, das Menschenherz weich. Aber es fehlt auch an solchen Fällen nicht, in denen sich das gequälte trotzige Herz gegen die züchtigende Gotteshand auflehnt und anstatt weich erst recht hart und verbittert wird.

Der letztere Fall war auch bei Mörike eingetreten. Den Tod seiner jüngeren Kinder, sowie auch den seiner Frau, für welche die Todesstunde eine rechte Erlösungsstunde geworden war, trug er zwar mit ziemlichem Gleichmute; aber der Tod seines ältesten Sohnes, dessen reiche Begabung das Beste für die Zukunft des Geschäftes hoffen ließ, brachte ihn aus aller Fassung und verbitterte sein

Gemüt dergestalt, das alles unter dieser Verbitterung leiden mußte.

Selbst seine kranke Frau war davon nicht ausgenommen, und vergeblich blieben alle Versuche derselben, ihn mit dem Troste zu beruhigen, den sie selber als den besten Balsam für alle Wunden tief im frommen Herzen trug. Selbstverständlich wurde seine Verbitterung nicht geringer, sondern noch größer, als endlich auch die fromme Dulderin ausgerungen hatte, und er nun mit seinen beiden jüngsten Kindern allein stand, ganz allein, da sein hoffärtiges Wesen ihn keine wirklichen Freunde hatte gewinnen lassen.

Wer am meisten unter seiner verbitterten Stimmung zu leiden hatte, waren natürlich seine Arbeiter. Er behandelte dieselben in der tyrannischsten Weise, die sie sich nur deshalb gefallen ließen, weil ihnen Mörike höheren Lohn bezahlte, als sie sonst irgendwo erhalten hätten. Er that dies freilich nicht aus Wohlwollen, sondern nur darum, weil sie ihm sonst aus der Arbeit wegliefen, wie er es schon häufig zu seinem großen Nachteile hatte erfahren müssen. Daß er aber unter solchen Umständen nicht die besten Arbeiter hatte, sondern nur die mehr oder weniger ehrlosen, die sich für Geld jede Behandlung gefallen ließen, ist begreiflich.

Da hätte er denn stets wenigstens eines tüchtigen, treuen Werkmeisters bedurft, zumal da er es in seinem Hochmute für erniedrigend hielt, persönlich viel mit seinen Arbeitern zu verkehren. Gewöhnlich durchschritt er nur stillschweigend die Fabrikräume, keine anderen, als Worte des herbsten Tadels aussprechend, wo er hierzu nur die geringste Veranlassung fand.

Allein gerade mit diesen Werkmeistern hatte er die größte Not. Sie schnürten meistens schon nach ganz kurzer Zeit ihr Bündel wieder, weil sie sich die barsche, anmaßungsvolle Behandlung nicht wollten gefallen lassen, welche ihnen von dem Fabrikherrn widerfuhr. Blieb aber einer wirklich einmal längere Zeit, so mußte Mörike hinterher die bittere Erfahrung machen, daß er es mit einem unehrlichen Menschen zu thun gehabt habe, der ihn auf das schnödeste betrogen hatte.

Mörike hoffte, als sein Sohn allmählich heranwuchs,

an diesem eine Stütze zu bekommen und ihm mit der Zeit die Stelle eines Werkmeisters übertragen zu können. Allein dieser Sohn, Franz mit Namen, war mehr als nach dem Vater nach der Mutter geartet und hatte deren stilles, sanftes, auch ein wenig träumerisches Wesen als Erbteil bekommen. Sein Sinn stand nur nach Büchern, und sein sehnlichster Wunsch war es, studieren zu dürfen.

Nur mit dem innersten Widerwillen folgte er dem Befehle des Vaters, sich in der Fabrik unter die Lehre eines tüchtigen Meisters zu stellen, und ließ sich absichtlich oder unabsichtlich bei allem, was er lernen sollte, so linkisch und ungeschickt an, daß alle die verschiedenen Lehrmeister, die ihm nacheinander gegeben wurden, einstimmig erklärten, er sei zu keiner Arbeit zu gebrauchen.

Das Nutzlose dieser Versuche einsehend, brachte ihn der Vater nun auf eine Handelsschule, damit er ihm wenigstens für die kaufmännischen Geschäfte einmal nützlich werden könne. Dort ging es auch eine Zeitlang gut mit Franz. Er brachte stets gute Zeugnisse nach Hause, besonders in Bezug auf die fremden Sprachen, welche in der Schule gelehrt wurden. Weniger gut waren die Zeugnisse über die mehr in das Praktische einschlagenden Lehrfächer; ja dieselben wurden immer schlechter, bis endlich der Vorsteher der Schule dem Vater unumwunden erklärte, aus seinem Sohne würde nie und nimmer ein ordentlicher Kaufmann und ihm riet, er solle denselben, wie es auch sein sehnlichster Wunsch sei, studieren lassen.

Dazu wollte sich aber Mörike unter keinen Umständen verstehen.

Da ihm selbst eine gründliche Schulbildung fehlte und er sich nur mühsam mit der Zeit die Kenntnisse angeeignet hatte, die zur Führung seines Geschäftes unumgänglich erforderlich waren, so hatte er einen geheimen Widerwillen gegen alle höher Gebildete, besonders gegen alle studierte Leute. Er hatte wiederholt, wenn er sich in der Gesellschaft solcher befand, die Erfahrung machen müssen, daß man seine verunglückten Versuche, sich auch als einen gebildeten Mann aufzuspielen, mit einem höhnischen Lächeln erwiderte, und das hatte seinen Hochmut aufs tiefste verletzt, und ihn schließlich mit einem wahren Hasse erfüllt

gegen alle, die ihm geistig überlegen waren, und für die er, wenn sie ihm nicht an Reichtum gleichstanden, allerlei unliebsame Bezeichnungen wie „Lumpen", „Bettelleute", „Hungerleider" stets bei der Hand hatte.

Als Franz mit dem Empfehlungsschreiben des Vorstehers von der Schule zurückgekommen war und nun dem zürnenden Vater selbst erklärte, er habe zum Kaufmannsstande weder Anlage noch Lust, gab es einen schlimmen Auftritt zwischen Vater und Sohn, bei dem sich der erstere sogar hinreißen ließ, den bereits neunzehn Jahre alten Sohn zu ohrfeigen.

Die Folge dieses Auftrittes war, daß Franz die schließliche Erklärung seines erzürnten Vaters, er brauche ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen, buchstäblich nahm und nach einem schmerzlichen Abschiede von der geliebten älteren Schwester, die ihn glücklicherweise mit dem nötigen Gelde versehen konnte, dem Vaterhause den Rücken wandte, um sich drüben in der neuen Welt eine Zukunft zu suchen.

Dort wohnte nämlich, und zwar in der Stadt New-Orleans, der einzige Bruder seiner verstorbenen Mutter, welcher ein blühendes Handelsgeschäft besaß, und schon wiederholt, aber bis jetzt immer umsonst, Mörike gebeten hatte, er möge ihm doch seinen Sohn, für dessen Zukunft er wie ein Vater sorgen wolle, herüberschicken.

Mit dem Studieren war es freilich dort für den Franz vorbei: aber das war ihm ja nun auch hier unmöglich gemacht, nachdem sich sein Vater so zu ihm gestellt hatte. Mit der Zuversicht der Jugend hoffte er indessen, bei seiner Gewandtheit in der französischen und englischen Sprache, drüben unter der Beihülfe des Onkels eine ihm zusagende Lebensstellung zu erringen.

Wohl litt Mörike schwer unter diesem Entschlusse seines Sohnes, den er selbst herbeigeführt zu haben, sich bei ruhiger Überlegung bekennen mußte. Allein sein Stolz ließ es ihn nicht über sich gewinnen, irgendwelche Schritte zu thun, um die Ausführung des Entschlusses zu hintertreiben und den Sohn zurückzurufen, der, wie er beim Abschiede der Schwester anvertraut hatte, in einem befreundeten Handelshause zu Hamburg eine bessere Jahreszeit zur Überfahrt abwarten wollte.

„Mag er sich sein Schicksal selber schmieden! Er hat's ja so gewollt," das war die ganze Antwort, die Mörike der für den Bruder flehenden Tochter gab.

Und doch war diese Tochter, Emma mit Namen, von jeher nach dem ältesten Sohne sein liebstes Kind gewesen, und mußte ihm jetzt als das einzige Kind, das ihm geblieben war, doppelt teuer sein, ja mit seinen flehentlichen Bitten, hätte man denken sollen, geradezu unwiderstehlich. Allein das stolze Herz beugte sich auch diesen nicht, wie sehr er auch sonst geneigt war, der Bittenden überall zu willfahren.

Oft genug war es Emma schon gelungen, durch ihre Fürbitte den starren Sinn des Vaters zu beugen, wenn er Arbeiter, die sein Mißfallen erregt hatten, wegjagen wollte. Das wußte man auch wohl in der Fabrik, und wer irgend ein Anliegen hatte, das er sich nicht getraute, dem strengen Herrn selber vorzutragen, der suchte ihre Vermittelung, und selten vergeblich. Emma war deshalb unter den Arbeitern, denen sie auch gerne half, wenn ihre Familien in Not waren, ebenso beliebt, wie ihr Vater unbeliebt war; selbst die rohesten Gesellen waren für sie zu jedem Dienste willig. Man nannte sie wohl gar den „Engel des Hauses", wobei es dann kaum zweifelhaft war, wem man die gegenteilige Benennung zuerkannte.

Emma verdiente es aber auch wirklich, der Liebling aller zu sein. Abgesehen von der körperlichen Schönheit, welche die jetzt im einundzwanzigsten Jahre stehende Jungfrau als ein Erbteil der einst wegen ihrer Schönheit berühmt gewesenen Mutter schmückte, hatte sie auch deren milden freundlichen Sinn geerbt, und die fromme Mutter hatte es zu ihrer Zeit nicht daran fehlen lassen, denselben durch eine ernste, christliche Erziehung recht zu pflegen. Von dem Vater aber hatte sie zwar nicht seinen Stolz, aber doch die thatkräftige Entschlossenheit und die praktische Tüchtigkeit geerbt, vermöge welcher Eigenschaften sie auch im stande war, schon in ganz jugendlichem Alter im Hauswesen zuerst die Stelle der kranken und dann auch der gestorbenen Mutter zu versehen.

Wie oft hatte nicht schon Mörike sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß nicht Emma als Knabe und Franz als Mädchen geboren sei!

Wußte man, wie der Vater jeden Wunsch der Tochter zu erfüllen bemüht war, wie er sie stets auf das reichlichste mit Geld versah, ohne je nach deren Verwendung zu fragen, wie er ihr stets mit den Blicken folgte, wenn sie geschäftig um ihn her waltete und für seine Bequemlichkeit sorgte: so mußte es fast unbegreiflich erscheinen, daß er Emmas Bitten für den Bruder widerstehen konnte und sich selbst durch die Thränen nicht rühren ließ, deren Spuren er wenigstens in den ersten Tagen nach dem Fortgehen von Franz in ihren Augen wahrnehmen mußte.

Aber kenne einer ein stolzes, hochmütiges Herz aus!

2.

Wieder einmal hatte Mörike seinen Werkmeister verloren und befand sich deshalb in nicht geringer Verlegenheit. Denn es lagen gerade jetzt sehr bedeutende Aufträge vor, zu deren rechtzeitiger Ausführung alle Kräfte der Fabrik angespannt werden mußten.

Mörike war soeben aus den Fabrikräumen zurückgekehrt, wo er keineswegs alles nach seinen Wünschen gefunden hatte und so, wie es eben jetzt nötig gewesen wäre. Mißmutig ging er eine Weile auf der Terrasse vor dem Hause auf und ab und warf sich dann in einen der umherstehenden Sessel, um die Briefe durchzusehen, welche die heutige Post gebracht hatte.

Drinnen aber saß Emma am Klaviere und spielte und sang, weil sie wußte, daß dies ein in der Regel wirksames Mittel war, den Mißmut des Vaters zu dämpfen. Gewöhnlich kam der Vater dann leise zu ihr ins Zimmer und setzte sich stille in eine Ecke, um zuzuhören.

Als sie deshalb hörte, wie sich die Zimmerthüre öffnete und jemand hereintrat, sah sie sich nicht einmal um in der Meinung, es sei niemand anders als der Vater. Ruhig fuhr sie fort, zu spielen und zu singen. Erst als sie nach einer kleinen Weile hörte, wie die Zimmerthüre wieder geöffnet wurde, schaute sie sich um und wurde fast starr vor Schrecken, als sie einen Fremden erblickte, der eben wieder zur Thüre hinaus wollte.

Erschrecklich anzusehen war derselbe indessen durchaus

nicht. Es war ein wohlgekleideter, ſtattlicher junger Mann, deſſen dunkle Augen aus dem etwas gebräunten Geſichte hell und feurig hervorleuchteten, und dem das ſchwarze

Schnurrbärtchen, das ſich unter der gebogenen Naſe kräuſelte, gar nicht übel zu Geſicht ſtand.

„Entſchuldigen Sie gütigſt, Fräulein, daß ich Sie durch mein Eintreten erſchreckt habe," hob nun etwas verlegen der junge Mann an. „Ich habe mehrmals angeklopft, ohne daß es von Ihnen gehört wurde, und da ich niemand

fand, der mich hätte anmelden können, mußte ich mir die Freiheit nehmen, auch ungeheißen einzutreten. Ich ſuche Herrn Fabrikanten Mörike."

„Mein Vater iſt draußen auf der Terraſſe," antwortete Emma ſchnell und geſaßt, „ich werde mir erlauben, Sie zu ihm zu führen. Bitte, folgen Sie mir!"

Nachdem ſie ihm den Vater gezeigt, kehrte ſie wieder

ins Haus zurück, ohne jedoch ihren Gesang und ihr Spiel fortzusetzen. Sie suchte sich vielmehr ein Plätzchen in der Ecke des Zimmers, von wo aus sie hinter dem Vorhange durch nach der Stelle hinschauen konnte, wo ihr Vater saß, und wo sich ihm eben der junge Mann vorstellte.

Da sah sie denn, wie dieser alsbald Papiere aus der Rocktasche hervorholte und dem Vater hinreichte, der sie aufmerksam durchsah.

„Aha! Wohl ein neuer Werkmeister!" dachte sie, konnte es aber nicht lassen, doch noch länger auf ihrem Beobachtungsposten zu bleiben und zuzusehen, wie sich die Sache entwickele. Denn sie mußte sich gestehen, daß so fein und nobel wie dieser junge Mann noch keiner der vielen Werkmeister ausgesehen habe, welche in den letzten Jahren gekommen und gegangen waren. Ihr Interesse an dem jungen Manne steigerte sich aber noch, als sie sah, wie der Vater denselben durch eine Handbewegung einlud, sich neben ihn zu setzen und sich nun in ein Gespräch mit demselben einließ. Denn es so mit jemand zu halten, der in seine Dienste treten wollte, war der stolze Vater sonst durchaus nicht gewohnt.

Oder sollte es am Ende doch kein Werkmeister sein, sondern ein Kaufmann, der eine Bestellung machen wollte? Fein genug sah er dafür aus. Aber was er auch sein mochte, der junge Mann gefiel ihr, und sie beobachtete mit Wohlgefallen, wie bescheiden zwar, aber doch auch wie ungezwungen und frei seine Haltung gegenüber dem Vater war.

Lange sollte sie über den Gegenstand ihrer Neugierde nicht im ungewissen bleiben. Denn der Vater rief ihren Namen, und als sie das Fenster öffnete, empfing sie den Auftrag, eine Flasche Wein zu besorgen.

Daß sie diese selber hinaustrug, anstatt sie mit dem Dienstmädchen zu schicken, wird der Leser nicht unbegreiflich finden. Wem der Vater die Ehre erwies, ein Glas mit ihm zu trinken, der mußte doch auch der Tochter des Hauses vorgestellt werden.

Und dies geschah denn auch, als sie den Wein brachte.

„Unser neuer Werkmeister, Herr Ewald Roth," stellte der Vater vor, „meine Tochter Emma!"

Errötend und doch mit einem leisen Lächeln verbeugte sich Emma vor dem ehrerbietig sich neigenden jungen Mann, über dessen Mienen ebenfalls ein Zug der Heiterkeit glitt, als Mörike so förmlich vorstellte; denn die Bekanntschaft war ja schon gemacht; die Vorgestellten hatten sich bereits gesehen, ja mit einander gesprochen.

Als Emma nun ins Haus zurückkehrte, nachdem sie den Wein eingegossen und kredenzt hatte, konnte sie sich nicht enthalten, beim Umbiegen um die Ecke noch einmal zurückzusehen nach dem Platze, wo ihr Vater mit dem neuen Werkmeister saß. Wie erglühte sie aber, als sie bemerkte, daß dessen Blicke auf ihr ruhten und ihr offenbar gefolgt waren, trotzdem daß ihr Vater das Gespräch mit ihm wieder aufgenommen hatte!

„Ein netter junger Mann, der neue Werkmeister!" sagte Herr Mörike, als er mit seiner Tochter am Mittagstische saß. „Hat auch die glänzendsten Zeugnisse über Geschicklichkeit, Fleiß und Treue! Wie ich hoffe, ein wertvoller Ersatz für den schlechten Birkner, dessen Unterschleife mit jedem Tag mehr an das Licht kommen!"

„Ja, lieber Vater, dann mache aber auch nur, daß er nicht wieder bald seinen Abschied nimmt und behandle ihn ein wenig anders als einen gewöhnlichen Arbeiter. Ein ordentlicher tüchtiger Mensch läßt sich das nicht lange bieten."

„Na, na," sagte der Alte etwas verdrießlich über den leisen Tadel, der in diesen Worten der Tochter lag. „Danach der Mann, danach die Behandlung. Wenn sich der Roth so bewährt, wie ich's nach seinen Zeugnissen hoffen darf, soll er gewiß nicht über schlechte Behandlung von meiner Seite zu klagen haben. Aber die jungen Leute sind heutzutage auch gar zu empfindlich. Wenn sie nur ein bischen mehr verstehen als der gewöhnlichste Arbeiter, wollen sie sogleich mit glanzledernen Handschuhen angefaßt und wie Herren behandelt sein. Und Arbeiter bleibt doch Arbeiter."

„Aber nicht wahr, lieber Vater," erwiderte Emma mit schalkhaftem Lächeln, „aus den Arbeitern *werden* doch zuweilen Herren, sogar reiche Herren?"

An einem anderen Tage würde Mörike über dieses

anzügliche Wort, das ihn an seine eigene Arbeiterzeit erinnern mußte und auch offenbar erinnern wollte, aufgebraust sein. Aber heute fühlte er sich durch den Gewinn des zweifellos sehr tüchtigen jungen Mannes so erfreut, daß er absichtlich das Wort überhörte.

Und er hatte in der That Grund, erfreut zu sein.

Als er am andern Morgen in die Fabrikräume trat, um den Arbeitern den neuen Werkmeister vorzustellen, fand er diesen anstatt im Sonntagskleide, wie es der Vorstellung und Einführung, die jetzt vorgehen sollte, ganz wohl entsprochen haben würde, bereits im allerdings sehr sauberen und ihn wohlkleidenden Arbeiterkittel vor, wie er aufmerksam von Werkbank zu Werkbank schritt und den Arbeitern zuschaute.

Und diese hatte er offenbar schon durch seine ganze Erscheinung und sein Auftreten, vielleicht auch durch ein paar freundliche Worte, die er mit dem einen und dem andern gesprochen, für sich eingenommen. Denn statt der finsteren Blicke, denen Mörike schon so oft begegnet war, wenn er den Arbeitern einen neuen Werkmeister vorzustellen hatte, blickten jetzt die Augen derselben mit sichtlichem Wohlgefallen auf den Vorgestellten, als sei man schon von vorne herein sicher, in diesem etwas Besseres zu bekommen als einen Leuteschinder und spionierenden Aufpasser.

Doch wir müssen erst selbst nähere Bekanntschaft mit dem jungen Ewald Roth anknüpfen, von dem der geneigte Leser bereits ahnt, daß er in unserer Geschichte eine besondere Bedeutung gewinnen wird.

Ewald Roth war der Sohn eines geschickten Schlossermeisters in der Stadt Freiburg im Breisgau, eines Handwerksmeisters von altem Schrot und Korn, der nicht allein sein Handwerk aus dem F.F. verstand, sondern auch in seinem Hauswesen der guten alten Sitte der Einfachheit und Frömmigkeit treu geblieben war, deren Aufgeben ja der Fluch des Handwerkerstandes ist.

Da Ewald der einzige Sohn seiner Eltern war, die außer ihm nur noch zwei Töchter hatten, so war es des Vaters sehnlichster Wunsch, daß auch er das Schlosserhandwerk erlerne, um einst, wenn ihn das Brustleiden,

welches ihn ſo oft quälte, zwänge, Hammer und Zange ganz niederzulegen, die gute ſichere Kundſchaft übernehmen und die Schlofſerei fortſetzen zu können.

Dabei verſäumte er jedoch nicht, ſeinem Ewald die vortrefflichen Unterrichtsanſtalten der Stadt zu gute kommen zu laſſen und ihm eine weitergehende Bildung, als ſie die bloße Elementarſchule geben konnte, zu verſchaffen. Seine Mittel geſtatteten ihm dies und ſein Grundſatz lautete: „Ein Handwerker, der gar nichts weiter verſteht, als die Fertigkeiten und Kunſtgriffe ſeines Handwerks, bleibt ſein Leben lang ein Schmutzkittel und Knecht anderer Leute.

Beſonders war Meiſter Roth darauf aus, daß ſein Ewald das Zeichnen fleißig betrieb, und hatte auch die Freude, ihn darin ſchöne Fortſchritte machen zu ſehen.

Erſt in ſeinem ſechzehnten Jahre nahm er ihn aus der Schule und that ihn bei einem befreundeten Handwerksgenoſſen der Stadt, vor deſſen Tüchtigkeit er hohen Reſpekt hatte, in die Lehre.

„Denn," pflegte er zu ſagen, „beim eigenen Vater lernen die Buben nichts Rechtes, lernen vor allem nicht recht Ordreparieren und ſich in andere Leute ſchicken, ſondern werden nur vom Mutterchen verwöhnt und verhätſchelt, beſonders wenn ſie einzige Söhnchen ſind."

Dem Verhätſcheln des Mutterchens entging nun freilich Ewald doch nicht ganz. Denn ſein Meiſter hatte eine zu enge Wohnung, um zu den beiden Geſellen, mit denen er ſein Geſchäft betrieb, auch noch einen Lehrjungen ins Haus nehmen zu können. Weil er aber ſeinem Freunde Roth keine abſchlägige Antwort geben mochte, machte er zur Bedingung, daß Ewald im Elternhauſe ſchlafe und die arbeitsfreie Zeit zubringe.

Allein das Verhätſcheln des Mutterchens war doch ein ſolches, wie man es jedem Lehrjungen von Herzen wünſchen möchte. Denn Frau Roth war eine fromme, reſolute Frau, die bei all der reichen Liebe, welche ſie für den einzigen Sohn hegte und ihm auch bewies, dieſem doch nichts Unrechtes durchgehen ließ und ihm beſonders nicht daheim die Stange hielt, wenn er einmal über die Strenge des Meiſters meinte klagen zu müſſen.

Für Ewald war das Schlosserhandwerk nichts Neues. Schon als Kind hatte er sich viel in der Werkstatt des

Vaters umhergetrieben und aufmerksam den Arbeiten zugesehen. Als Knabe aber hatte er, wenn ihn nicht seine

Schularbeiten in Anspruch nahmen, schon selbst die Feile zur Hand genommen und sie nach väterlicher Anweisung zu gebrauchen gelernt. Trotz der höheren Bildung, welche er sich angeeignet hatte, schämte er sich auch seines Handwerks nicht, ließ sich's auch nicht im mindesten anfechten, wenn ihm seine früheren Schulkameraden auf ihrem Weg zur Schule begegneten und ihm höhnisch „Rußkittel" oder ein ähnliches Schimpfwort zuriefen. Machte es ihm aber einer von ihnen zu arg mit dem Schimpfen, so ließ er dem wohl auch einmal fühlen, daß in dem Rußkittel ein paar kräftige Arme und Fäuste steckten.

Als er seine Lehrzeit hinter sich hatte, war er zwar schon ein wenig älter als gewöhnliche Lehrjungen, die nun Gesellen werden sollten, aber dafür auch um so gesetzter. Wenn nicht sein Meister zwei treue Gesellen gehabt hätte, von denen er keinen entlassen mochte, oder wenn er für noch einen dritten Gesellen Arbeit genug gehabt hätte, würde er Ewald gewiß bei sich behalten haben, da derselbe es jetzt schon mit den besseren Gesellen aufnehmen konnte. Er brachte es aber durch seine Empfehlung dahin, daß derselbe sogleich als Maschinenschlosser in einer großen Maschinenfabrik aufgenommen wurde, wobei ihm seine Gewandtheit im Zeichnen sehr zur Empfehlung gereichte.

Dort blieb Ewald Roth zwei volle Jahre und schwang sich allmählich zum Vorarbeiter empor. Dann ging er nach guter alter Sitte, mit den frommen Ermahnungen der Mutter, sowie den guten Ratschlägen des welterfahrenen Vaters und mit einem hübschen Sümmchen, das er sich erspart hatte, ausgerüstet, und von dem treuen Gebete der Eltern begleitet, drei Jahre auf die Wanderschaft, durchreiste fast ganz Deutschland mit offenen Augen, nahm überall, wo es für ihn etwas zu lernen gab, Arbeit, und hätte endlich in einer großen Fabrik Hamburgs dauernde Stellung als Maschinenmeister finden können, wenn ihn nicht die Sehnsucht nach der Heimat, nach den Eltern und Geschwistern mit unwiderstehlicher Macht nach dem Süden gezogen hätte.

Zwar war er stets im Briefwechsel mit den Seinigen geblieben; allein was ist ein kalter, toter Brief gegen das Sehen von Angesicht zu Angesicht, gegen das mündliche Austauschen von Liebesworten!

Mit reicher Erfahrung auch im Leiten einer größeren Werkstätte, mit einem für einen gewöhnlichen Handwerker ungewöhnlichen feinen Benehmen, mit einem ansehnlichen Sümmchen ersparten Geldes, aber auch — was das beste war — mit einem unverdorbenen, redlichen Herzen kehrte er heim, jubelnd empfangen von den liebenden Eltern und Schwestern.

Den Vater sowohl wie die Mutter fand er zwar ein wenig gealtert; aber ersterer führte noch trotz seiner häufigen Brustbeschwerden rüstig den Hammer, letztere meinte noch

immer, was sie selber thue, sei am besten gethan, und wirtschaftete mit den beiden Töchtern um die Wette. Daß sie das konnte, war auch sehr gut; denn beide Töchter waren verlobt und gedachten, demnächst das Elternhaus zu verlassen und in die Ehe zu treten.

So konnte denn Ewald nur lächeln zu dem Vorschlage, welchen ihm die Mutter einmal ganz leise machte, er möge sich jetzt als Meister niederlassen, heiraten und entweder das väterliche Geschäft übernehmen oder sich ein eigenes gründen.

„Nein, liebe Mutter," lautete seine heitere Antwort,

„der Vater bedarf Gottlob! der Hülfe noch nicht und mit meinen 25 Jahren wäre ich noch ein gar zu grüner Meister, wenn ich auch allenfalls das Meisterrecht erlangen könnte, aber jedenfalls wäre ich erst recht ein allzugrüner Ehemann. — Nein, ich will mich noch ein bischen in der Welt umsehen und die Kenntnisse, die ich mir erworben habe, noch ein bischen besser zu verwerten suchen, als ich es als einer unter den vielen Schlossermeistern Freiburgs könnte.

Wie er unter voller Zustimmung des Vaters und des alten Meisters, der auf seinen ehemaligen Lehrjungen ordentlich stolz war, diesen Entschluß zunächst in Ausführung brachte, indem er bei Herrn Mörike als Werkmeister eintrat, haben wir oben gesehen.

3.

Mit dem neuen Werkmeister ging es vortrefflich. Es war, als ob mit ihm ein ganz neuer Geist in die Arbeiter der Fabrik gefahren wäre, so fleißig ging es jetzt an allen Werkbänken her, so echt und solide wurde gearbeitet.

Und doch führte Ewald Roth kaum eine merkbare Aufsicht, sondern nahm nur wie im Vorübergehen die Arbeiten in Augenschein, spendete aber nicht weniger Lob und Anerkennung, wo dieselben verdient waren, als er auch milde und freundlich zurechtwies, wo dies nötig erschien. Wer sich nicht zurechtweisen lassen wollte, vielleicht gar grobe, unnütze Antworten gab und sich von der getadelten Weise nicht abbringen ließ, wurde ohne viele Worte bestimmt und schneidig von der Arbeit fortgeschickt.

Solche Art und Weise war man bisher in der Fabrik nicht gewohnt gewesen. Von Anerkennung und Lob hatte man kaum etwas gehört, sondern nur barschen, herben Tadel. Wie es der Fabrikherr machte, so hatten es ihm die Werkmeister eben nachgemacht. Bei den Arbeitern aber hatte sich als Überlieferung, die jedem neu Eintretenden sofort mitgeteilt wurde, der Grundsatz festgestellt, man dürfe den Werkmeistern nur recht grob und frech entgegentreten, um fortan vor ihnen Ruhe zu haben. Wußte man doch nur zu wohl, wie schwer es dem Fabrikherrn fiel, bei dem üblen Rufe, den er in der Arbeiterwelt

hatte, für die etwa Fortgejagten sogleich Ersatz zu finden, und wie er deshalb Klagen der Werkmeister so leicht kein Gehör schenkte.

Was aber Ewald Roth in den Augen der ordentlichen Arbeiter am höchsten stellte und ihm nicht weniger über die schlechten eine unbestrittene Herrschaft sicherte, war das, daß er anstatt bloß umherzugehen und zu tadeln und zu nörgeln, wie es die meisten früheren Werkmeister gethan hatten, sich sofort selbst an die Werkbank eines fortgejagten Arbeiters stellte und mit einem Fleiße, aber auch mit einer Geschicklichkeit arbeitete, wie der beste unter ihnen.

Herr Mörike fand jetzt kaum Ursache zu tadeln, wenn er seine Gänge durch die Fabrikräume machte, und sah mit Vergnügen, wie die Arbeit so förderte, daß er mit Sicherheit erwarten durfte, die vereinbarten Lieferungstermine einhalten zu können.

Wem er dies in erster Linie zu verdanken hatte, sah er wohl ein. Wenn er aber auch dem tüchtigen Werkmeister nicht gerade mit Worten Anerkennung zollte, weil dies einmal nicht seine Art war, so that er es doch thatsächlich durch die Behandlung, welche er ihm widerfahren ließ, und die von derjenigen aller früheren Werkmeister grundverschieden war. Das diente denn aber begreiflicherweise dazu, den Respekt der Arbeiter vor Ewald Roth zu erhöhen. Waren seine Vorgänger von dem Fabrikherrn kaum anders denn als gewöhnliche Arbeiter behandelt worden und hatten gelegentlich, wenn Herr Mörike besonders übler Laune war, vor den Ohren der Arbeiter barsche Zurechtweisungen empfangen, so war es kein Wunder, wenn diese sie als ihresgleichen ansahen und sich auch so zu ihnen verhielten.

Je mehr die Tüchtigkeit des Werkmeisters dem Fabrikherrn zur Erkenntnis kam, und je glänzender sich besonders seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit bewährten, desto mehr verringerte Herr Mörike den gemessenen Abstand, in welchem er sonst seine Werkmeister von sich gehalten hatte. Nicht bloß, daß er ihn mit jedem Tage freundlicher behandelte, nein, er zog ihn auch über manches zu Rate, worüber er früher stets allein entschieden hatte.

Er durfte dies auch getrost thun ohne Furcht, seinem

Ansehen etwas zu vergeben, da Ewald Roth, der schnell die Schwäche Mörikes durchschaut und den Hochmut als Grundzug seiner Sinnesart erkannt hatte, nie vergaß, ihm mit Ehrerbietung zu begegnen, und wenn einmal die Meinungen beider in einer Angelegenheit auseinander gingen, die seinige willig unterzuordnen, nachdem er die Gründe für dieselbe auseinandergesetzt hatte.

Daß Ewald Roth dadurch häufiger als irgend einer seiner Vorgänger in das Wohnhaus des Fabrikherrn kam, ist begreiflich. Nicht selten berief ihn letzterer sogar an seine Seite, wenn er auf der Terasse vor dem Hause seinen Spaziergang machte, und besprach sich im Auf- und Abgehen mit ihm über geschäftliche Angelegenheiten. War Emma etwa in Gesellschaft des Vaters gewesen, so entfernte sie sich dann nicht, ob auch Ewald Roth im Arbeitskittel kam, sondern nahm, soweit ihre Geschäftskenntnis reichte, an dem Gespräche teil. Es geschah aber nicht selten, daß dasselbe, wenn Herr Mörike in guter Laune und das Geschäftliche verhandelt war, sich auch auf Dinge erstreckte, welche nicht unmittelbar zum Geschäfte gehörten oder doch nur entfernt mit demselben in Beziehung standen.

Hatte z. B. Ewald die Bemerkung fallen lassen, daß dies oder jenes in den Maschinenfabriken, die er kennen gelernt hatte, so oder so gemacht worden sei, so kam es leicht zu Fragen nach seiner Wanderzeit, und Mörike, welcher in seiner Jugendzeit ebenfalls fast ganz Deutschland durchwandert hatte und neugierig war, zu hören, wie sich seitdem hier und da die Verhältnisse geändert hätten, ließ sich's gefallen, daß ihm Ewald Roth ausführlicher berichtete, wobei es denn immer klar zu Tage trat, daß derselbe mit offenen Augen durch die Welt gewandert war und sich einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt hatte.

Emma hörte offenbar ebenso gerne diesen Wanderberichten zu, wie sie der Werkmeister gab, und schien der Bericht seinem Ende entgegenzugehen, so suchte sie wohl durch Fragen, welche sie that, demselben noch eine weitere Ausdehnung zu geben.

Dann kam es wohl vor, daß das feurige Auge Ewalds sich tief in die ihrigen senkte, und daß dann eine verräterische

Röte auf ihre Wangen trat, ohne daß sie deshalb den feurigen Blicken auswich.

Dem scharf sehenden Mutterauge wäre wohl das lebhafte Interesse nicht entgangen, welches Emma offenbar an dem jungen Manne nahm. Aber wie hätte der reiche, stolze Fabrikherr sich nur im entferntesten einfallen lassen können, daß sein Kind, seine einzige Tochter an einem seiner Untergebenen Interesse finden und denselben mit anderen Augen ansehen könne als mit den seinigen, nämlich als einen untergeordneten Menschen, der an die eigene Höhe nicht hinanreiche?

Und doch war bei Emma ein lebhaftes Interesse für Ewald Roth vorhanden, was von Tage zu Tage sich steigerte.

Sie benutzte jetzt sehr häufig den Gang, der an dem Fabrikflügel hinlief und nach dem Weinbergspfade hinführte. Gewöhnlich geschah dies gegen Abend, und es traf sich dann merkwürdig, daß Ewald Roth um diese Zeit immer etwas in dem Hofe zu thun hatte, der von den beiden Seitenflügeln der Fabrik umschlossen war, und sich dann natürlich genötigt sah, das oben vorüberschreitende Fräulein zu grüßen.

Es ereignete sich auch wohl, daß, wenn Emma mit einem Strauße Blumen, die sie draußen gepflückt hatte, zurückkehrte und Ewald Roth auch jetzt wieder im Hofe zu thun hatte, ganz zufällig eine schöne Blume ihrer Hand entfiel und über das Geländer des Umgangs in den Hof niedersank. Allein liegen blieb sie dort nicht, wie die spähende Emma durch den Vorhang des Hoffensters wahrnahm.

Doch wir wollen der Einbildungskraft des jüngeren Teils unserer Leser nicht vorgreifen, sondern es dieser überlassen, sich auszudenken, wie es gekommen sein mochte, daß Emma an einem Sonntage, an welchem Herr Mörike nicht zu Hause war, den unwiderstehlichen Drang fühlte, in dem hochgelegenen Gartenhäuschen den Nachmittag zuzubringen; wie es weiter gekommen sein mochte, daß Ewald Roth heute ebenso unwiderstehlich das Verlangen fühlte, einmal die schöne Aussicht auf den See, die man aus den Weinbergen hatte, recht gründlich zu genießen; wie es dann gekommen sein mochte, daß Emma gerade aus

dem Gartenhäuschen hervortrat, als Ewald von der andern Seite her den Weinbergspfad heraufschritt und nun, als er stehen blieb, sich an der Aussicht zu erfreuen, doch nicht gut anders konnte, als seinen Gruß zu erwidern und ihn einzuladen, er möge doch näher kommen und sich von ihrem schönen Plätzchen aus einmal die Aussicht betrachten; wie es dann endlich gekommen sein mochte, daß die beiden da oben nach einiger Zeit Hand in Hand aus dem Häuschen hervortraten und offenbar der Ansicht geworden waren, die schönste Aussicht, welche sie haben könnten, sei die, wenn sie sich gegenseitig recht tief und warm in die Augen schauten, die vom hellsten Glücke strahlten.

Wir können nur berichten, daß es so gekommen war, und daß Fräulein Emma den Nachmittag am Klaviere beschloß, aber lauter wehmütige, rührende Lieder dabei sang. Ob es ihr wirklich so wehmütig ums Herz war, oder ob auch bei ihr, der Schweizerin, das Sprüchlein Geltung hatte, welches man böswilliger Weise auf die Deutschen gemacht hat, daß sie nämlich, je fröhlicher es ihnen ums Herz sei, desto ernstere, wehmütigere Lieder zu singen pflegten, müssen wir unentschieden lassen.

Ewald Roth aber soll, soviel können wir berichten, an diesem Sonntagabende so außergewöhnlich munter und aufgeregt gewesen sein, daß seine Bekannten in ihm kaum den ruhigen, besonnenen jungen Mann wiederfanden, als welchen sie ihn kennen gelernt und lieb gewonnen hatten.

Daß die beiden einstweilen ganz für sich behielten, was da oben im Weinbergshäuschen zwischen ihnen vorgegangen war, wird jedermann begreiflich finden. Was ist doch beglückender auf Erden als ein stilles, heimliches Einverständnis zweier Herzen, von dem, wie's im Liede heißt, „niemand nichts weiß" als die beiden Einverstandenen selbst und der Eine, der alles weiß?

Es war jedoch nicht allein die Rücksicht auf dies stille Glück, welche sie bewog, den Bund ihrer Herzen geheim zu halten, sondern ebensowohl, ja vielleicht noch in höherem Maße, eine Befürchtung, die besonders Ewald Roth sich sofort schwer aufs Herz legte, als die ersten wonnigen Augenblicke des geschlossenen Herzensbundes vorüber waren und der nüchterne Verstand seine Rechte geltend machte.

„Wird aber auch Dein Vater damit einverstanden sein, daß wir uns lieb haben?“ hatte er zaghaft seine Emma gefragt. „Wird ihm, dem reichen Fabrikherrn, ein armer Werkmeister, der nichts hat als seine Geschicklichkeit, seinen ehrlichen Namen und ein Herz voll heißer, treuer Liebe zu seiner Tochter, für diese nicht viel zu gering sein?“

„Nun ja,“ antwortete Emma anfangs etwas kleinlaut, „mein Vater ist jetzt ein reicher Mann, soviel ich weiß, und hält auch vielleicht mehr, als gut ist, von seinem Reichtume; aber ich bin ja jetzt das einzige Kind meines Vaters, nachdem mein Bruder Franz zum Onkel nach New-Orleans gegangen ist und sich der Heimat so entfremdet hat, daß er kaum einmal an mich, an den Vater aber nie schreibt. Und daß mich der Vater lieb hat, erfahre ich alle Tage dadurch, daß er alle meine Wünsche zu befriedigen sucht, oft ohne daß ich sie ausgesprochen habe. Sollte er mir da den Wunsch versagen können, an dessen Erfüllung mein Lebensglück hängt?“

„Wenn er nur nicht,“ erwiderte Ewald, „gerade deshalb, weil er Dich so lieb hat, Dir ein glänzenderes Lebenslos bereiten will, als ich es Dir vorläufig bieten könnte, und eine Lebensstellung für Dich sucht, die weit über die meinige hinausliegt!“

„Dann müßte er ja ganz vergessen,“ antwortete Emma rasch, „daß er selbst einmal nichts Höheres gewesen ist als Du, und sich nur allmählich zu der Lebensstellung emporgerungen hat, welche er jetzt einnimmt!“

„Ach,“ entgegnete Ewald mit etwas bitterem Lächeln, „solche Dinge vergessen sich gar leicht, und es will mich bedünken, als sei in diesem Stücke auch bei Deinem Vater das Gedächtnis nicht sehr stark.“

„Machen wir uns einstweilen deshalb keine Sorgen!“ sagte Emma. „Ich weiß, daß mein Vater große Stücke auf Dich hält, und wenn Du es nur darauf anlegst, Dich ihm recht unentbehrlich zu machen, so wird schon einmal alles zum guten Ende kommen.“

„An mir soll's gewiß nicht fehlen,“ erwiderte Ewald feurig. „Wenn ich gewiß sein kann, daß Deine Hand der Preis ist, um den ich ringe, soll mir keine Anstrengung zu groß, keine Mühe und kein Opfer zu schwer sein!“

„Hier hast Du den Preis schon jetzt," lächelte ihm Emma zu und reichte ihm die Hand, die er glückstrahlend an seine Lippen führte.

Und in der That, es schien, als habe sich Ewalds Arbeitskraft verdoppelt, so eifrig und unermüdlich lag er seinem Berufe ob, so treu und sorgfältig nahm er nach allen Seiten hin den Vorteil seines Herrn wahr, so daß dieser seiner Tochter gegenüber des Rühmens und Lobens nicht müde werden konnte.

Hätte er freilich ahnen können, daß er dadurch die Liebe Emmas befestigte und der Hoffnung auf Erfüllung ihres Herzenswunsches täglich neue Nahrung gab, dann hätte er das Rühmen und Loben gewiß unterlassen und die treuen Dienste Ewalds als etwas Selbstverständliches stillschweigend hingenommen.

Und wie würde erst das Loben und Rühmen Ewalds in das gerade Gegenteil umgeschlagen sein, wenn er geahnt hätte, in welchem Verhältnisse dieser zu seiner Tochter stand, ja wenn er gewußt hätte, wie häufig jetzt sein Töchterlein den Gang nach dem Weinbergspfade einschlug, wenn es nur irgend das Wetter gestattete, wie oft sie auf denselben hinaustrat, um nach dem Wetter zu sehen, das doch von der freien Vorderseite des Wohnhauses viel besser zu erforschen war, und wie mancher bedeutungsvolle Wink dann hinunter in den Hof wanderte, um die Gelegenheit zu einem ungestörten Zwiegespräch anzuzeigen, die dann auch nicht unbenutzt gelassen wurde!

Was war natürlicher, als daß der eifrige Werkmeister den Fabrikherrn sehr viel zu fragen hatte und ihn deshalb im Hause aufsuchen mußte? Traf es sich dann zufällig, daß Herr Mörike ausgegangen war, so war's doch wieder nur natürlich, daß er sich, wenn es sich um eine eilige und wichtige Sache handelte, an die Tochter des Hauses wandte und sich mit dieser besprach. Wenn solche Besprechungen dann etwas länger dauerten, als sie mit dem Vater gedauert haben würden, so lag begreiflicherweise die Schuld nur daran, daß die Tochter nicht immer das rechte Verständnis besaß für das, worum es sich handelte, und daß der Werkmeister genötigt war, ausführlichen Aufschluß zu geben.

Allein so natürlich und begreiflich das alles war, so fanden es doch nicht alle Leute natürlich, besonders Einer nicht, von welchem das folgende Kapitel berichten soll.

4.

Herr Mörike hatte seit kurzem einen Freund gefunden, mit welchem er außerordentlich schnell über eine bloße Bekanntschaft und einen bloßen Höflichkeitsverkehr hinausgekommen war, wie er ihn zu allen Denjenigen hatte, die er überhaupt seines Verkehrs würdigte, oder die — was vielleicht das Richtigere ist — aus irgend einem eigensüchtigen Grunde seinen Verkehr suchten und sich sein hochmütiges, anmaßendes Wesen gefallen ließen.

Wir lassen unentschieden, ob der gleiche Reichtum das Band war, welches Mörike so schnell mit dem neuen Freunde in nähere Verbindung brachte, oder die Ähnlichkeit ihres Vorlebens und der gleiche Hochmut auf das, was sie, nach ihrer Meinung, allein durch eigene Kraft, geworden waren.

Denn auch Freund Belderhoff war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einmal in die Lage kommen werde, den reichen Mann zu spielen.

Er war als ein armer Metzgerbursche nach Brasilien ausgewandert, nachdem er bei einem Streite mit dem Messer einen Kameraden tötlich verwundet hatte. Dort war es ihm gelungen, sogleich bei einem reichen Herdenbesitzer anzukommen, welcher, da er selbst von Geburt ein Deutscher war, den Landsmann gerne bei sich aufnahm und ihm nicht nur großes Vertrauen entgegenbrachte, sondern auch einen außergewöhnlich hohen Lohn bewilligte.

Nachdem das Verhältnis einige Jahre gedauert hatte, verunglückte der Herdenbesitzer, welcher unverheiratet war, aber daheim in Deutschland arme Verwandte hatte, die er reichlich unterstützte. Ein Sturz mit dem Pferde hatte ihm eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen, und schon nach ein paar Wochen, während deren Belderhoff stets um ihn gewesen war und ihn verpflegt hatte, starb er.

Bei Eröffnung seiner Papiere fand sich ein eigenhändig geschriebenes Testament vor, durch welches Belderhoff zum alleinigen Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt war.

Das erregte bei allen, welche seine Verhältnisse näher kannten und wußten, welche Summen er jährlich an seine deutsche Verwandten geschickt hatte, große Verwunderung; man fand es ebensowohl verwunderlich, daß der Verstorbene die seltenen Tage, an denen er bei vollem, klarem Bewußtsein war, sowie die geringe Kraft, die ihm der heftige Sturz nur gelassen haben konnte, zur Abfassung eines eigenhändigen Testamentes sollte verwandt haben, da man wohl wußte, wie ungern er überhaupt zur Feder griff.

Allein das Testament war so unverkennbar von seiner eigenen Hand mit seinen sehr eigentümlichen Schriftzügen geschrieben, daß an seiner Ächtheit kein Zweifel aufkommen konnte. Da dachte man denn, die treue Pflege, welche ihm der Landsmann auf seinem Schmerzenslager gewidmet hatte, habe ihn so für diesen eingenommen, daß er seiner armen Verwandten vergaß und aus Dankbarkeit Belderhoff sein ganzes Vermögen zuwandte.

Kurz, dieser war nun mit einem Male ein reicher Mann, und wollte es in noch höherem Grade werden, indem er das Geschäft seines Wohlthäters fortsetzte. Aber bei einem Streite, in welchen er mit einem seiner Hirten geriet, schoß dieser nach Landessitte auf ihn. Die Kugel drang Belderhoff in das rechte Bein, und als die Wunde geheilt war, blieb das Bein steif.

Jetzt fand es Belderhoff für geraten, seinen ganzen Besitz zu Gelde zu machen, den heißen brasilianischen Boden zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Obgleich aber sowohl er selbst wie auch sein verstorbener Wohlthäter im nördlichen Deutschland gebürtig war, nahm er dennoch nicht dort seinen Wohnsitz, sondern erwählte die Schweiz zu seinem Wohnplatze. Möriken Wohnort wurde auch der seinige. Ein prächtiges Landhaus, welches er sich dort erbaute, sowie der große Fuß, auf welchem er sein ganzes Hauswesen einrichtete, verbreiteten um ihn das Gerücht eines fabelhaften Reichtums, und der „Brasilianer," wie man ihn gewöhnlich kurzweg nannte, wurde der Gegenstand des ausgiebigsten Stadtklatsches.

Eigentlichen Umgang hatten jedoch nur wenige mit ihm. Denn es hatte sich bald herausgestellt, daß er ein durchaus ungebildeter, aufgeblasener Mensch war, der nichts

lieber that, als mit seinem Reichtume zu prahlen, und jeden über die Achsel ansah, der sich in diesem Stücke nicht mit ihm messen konnte.

Auch die äußere Erscheinung Belderhoffs war keineswegs geeignet, die Herzen für ihn zu gewinnen.

Er hatte eine untersetzte, gedrungene Gestalt, der das Hinken auf dem rechten Beine sehr übel anstand. Der dicke Kopf mit dem struppigen roten Haare, das von der südlichen Sonne gebräunte Gesicht, aus welchem ein Paar wasserblaue unstäte Augen hervorschauten, verschönerte ihn durchaus nicht. Zwar that sein Schneider alles, ihn mit den feinsten, modischsten Kleidern auszustaffieren; aber es gelang ihm nicht, auch bei seinem reichen Kunden das Sprichwort: „Kleider machen Leute" irgendwie zu Ehren zu bringen, denn dieser hatte aus dem heißen Lande die Gewohnheit mit herübergebracht, nur recht weite bequeme Kleider zu tragen, und das vereitelte alle Kunst des Schneiders ganz und gar. Die Kleider schlotterten ihrem Träger stets so um den Leib, als seien sie ihm selber nie angemessen worden.

Wie sich die Bekanntschaft zwischen Belderhoff und Mörike entsponnen hatte, können wir nicht verraten. Es gewann aber nach und nach den Anschein, als sei die schöne Emma Mörike der Magnet, der den Brasilianer zu ihrem Vater hingezogen habe und ihn ein näheres Verhältnis mit demselben suchen ließ. Denn obwohl schon ziemlich tief in den Vierzigern, hatte Belderhoff entweder bis jetzt noch kein weibliches Wesen gefunden, das ihm gefiel, oder aber noch keines, das sich dazu verstehen wollte, gemeinsam mit ihm den Lebensweg zu gehen.

Daß Emma Mörike sich dazu verstehen würde, mußte ihm indessen bald sehr zweifelhaft werden. Denn so oft er Mörikes Haus mit seinem Besuche beehrte, hatte Emma entweder sehr wichtige häusliche Geschäfte, die sie aus dem Besuchszimmer ferne hielten, oder, wenn es nicht gut möglich war, solche vorzuschützen, so beteiligte sie sich kaum an dem Gespräche, wie sehr sich auch Belderhoff anstrengte, sie in dasselbe hineinzuziehen.

Ein prächtiges Geschenk, welches er ihr einmal zu ihrem Geburtstage übersandte, ging sogleich mit einem

ſehr kühlen kurzen Briefe zurück, worin die Bitte ſehr nachdrücklich ausgeſprochen war, Herr Belderhoff möge ſich ihretwegen künftig nicht mehr in Unkoſten ſetzen.

Vater Mörike hatte dies ſehr gemißbilligt und mit Emma deswegen einen ziemlich ſcharfen Auftritt gehabt. Es genügte nur eine leiſe Andeutung des Vaters, daß Herr Belderhoff ernſtliche Abſichten auf ihre Hand haben könne, und daß ſie ſolch ein großes Glück nicht kindiſch wegwerfen dürfe, um die ſonſt ſo ſanfte Tochter noch mehr zu erregen, als es bereits die väterliche Mißbilligung gethan hatte, und ſie zu der entſchiedenen Erklärung zu veranlaſſen, ſie wolle ſich lieber in den Wellen des Sees begraben, als Belderhoff heiraten.

Dieſer ließ ſich indeſſen durch die Zurückweiſung ſeines Geſchenkes keineswegs zurückſchrecken. Im Gegenteile gab ihm dieſelbe Veranlaſſung, nun bei Mörike förmlich um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten. Er mochte wohl denken, wenn er, der reiche Mann, offen mit einem Antrage hervorträte, würde die Gleichgültigkeit ſchwinden, die ihm Emma bisher deutlich genug kundgegeben hatte, und in das Gegenteil umſchlagen.

Mörike machte anfangs in der Erinnerung an die entſchiedene Erklärung ſeiner Tochter zu dem Antrage ein etwas bedenkliches Geſicht. Aber nachdem ihm Belderhoff völligen Aufſchluß über ſeine Vermögensverhältniſſe gegeben und auf das überſchwänglichſte verſichert hatte, daß er Emma als ſeine Frau auf den Händen tragen und ihr das glücklichſte Lebenslos bereiten werde, gab Mörike dem anſehnlichen Freier ſeinerſeits das Jawort, ohne ihm indeſſen zu verſchweigen, daß die Zuſtimmung Emmas wohl nicht ſo leicht zu erlangen ſein werde.

„Kann mir das denken," erwiderte Belderhoff, „denn ich habe ſchon ſeit einiger Zeit die Beobachtung gemacht, daß der Herr Werkmeiſter Roth mehr Gnade vor ihren Augen findet, als ich, und daß, wenn dieſer während Ihrer Abweſenheit in das Haus herüberkommt, Fräulein Emma immer die nötige Zeit hat, ihn anzuhören und oft recht lange mit ihm zuſammen iſt."

„Wer ſagt das?" brauſte Mörike auf, „das iſt eine

Beleidigung für meine Tochter, die ich entschieden zurückweisen muß!"

„Ja, wenn es nur nicht die Wahrheit wäre!" entgegnete Belderhoff ruhig. „Aber fragen Sie nur Ihr Hausmädchen! Das wird Ihnen das Nämliche sagen, was es mir gegen ein gutes Trinkgeld mitgeteilt hat, als ich es befragte!"

„Wie?" rief Mörike. „Ich soll meine Dienstboten gegen meine Tochter verhören? Das sollte mir einfallen! Ich werde sogleich Emma selbst zur Rede stellen!"

„Thun Sie das lieber nicht!" warnte Belderhoff. „Sie würden mich dann als den Angeber nennen müssen, und das würde mir sicher das Wohlwollen Ihrer Fräulein Tochter ganz verscherzen. Wenn Sie mir's erlauben, möchte ich Ihnen einen andern Rat geben, den nämlich, daß Sie selbst die Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, prüfen möchten. Gehen Sie in den nächsten Tagen öfters aus und lassen Sie das jedesmal Ihren Werkmeister wissen, indem Sie ihm für die Zeit Ihrer Abwesenheit diesen oder jenen bestimmten Auftrag geben. Dann kehren Sie etwa nach einer halben Stunde zurück, ohne daß Sie jemand sieht, und wenn Sie dann nicht heute oder morgen finden, daß ich die Wahrheit gesagt habe, so dürfen Sie mich einen Lügner heißen."

„Gut, so soll es sein!" sagte Mörike. „Aber ich bin gewiß, daß Sie das Hausmädchen falsch berichtet hat. Meine Tochter kann sich nicht so herabwürdigen, daß sie mit einem Menschen ein heimliches Einverständniß anknüpft, der nichts weiter ist, als ein Schlossergeselle."

„Wie gerne wollte ich zum Lügner werden!" antwortete Belderhoff. „Denn wenn das Herz Ihrer Fräulein Tochter wirklich noch frei ist, dann darf ich ja hoffen, auch ihre Zustimmung zu erringen, besonders wenn Sie mir Ihre väterliche Fürsprache verleihen."

Mörike folgte dem gegebenen Rate. Und richtig! Schon das erste Mal, als er von einem Ausgange, den er sowohl seiner Tochter wie dem Werkmeister angekündigt hatte, plötzlich heimkehrte, sah er Ewald Roth bei seiner Tochter draußen auf der Terasse.

Wie erschraken beide, als plötzlich das Fenster auf-

gerissen wurde, und der Vater mit zornbebender Stimme die Tochter hereinrief!

„Ungeratenes Kind!“ So donnerte Mörike die Tochter an, als sie zu ihm in das Zimmer trat, „Du schämst Dich also wirklich nicht, mit dem Werkmeister meiner Fabrik hinter meinem Rücken ein Liebesverhältnis anzuknüpfen und meine Abwesenheit zu Zusammenkünften mit ihm zu benutzen? Was hast Du mir zu antworten?“

Emmas Gesicht überzog bei diesen Worten des Vaters zuerst eine Todtenblässe; aber nachdem sie sich einen Augenblick gesammelt hatte, entgegnete sie ruhig und entschlossen:

„Ich habe Dir nichts anderes zu antworten, Vater, als daß ich Herrn Roth so lieb habe, wie er mich, und daß ich ihm mein Wort gegeben habe, sein Weib werden zu wollen.“

„Was?“ schrie Mörike voller Wut. „Und das wagst Du mir so offen ins Gesicht zu sagen?“

„Ja, Vater, weil ich weiß, daß Du mich lieb hast und meinem Lebensglücke nicht hindernd in den Weg treten wirst. Hätte ich nicht dies Vertrauen zu Dir, so könnte ich Dir ja antworten, es sei zufällig so gekommen, daß Ewald bei mir im Garten war. Aber ich verabscheue die Lüge und sage Dir deshalb sogleich die volle Wahrheit.“

„Und Du meinst, ich würde je zugeben, daß aus solcher Ehe etwas wird? Soll ich für einen hergelaufenen Schlossergesellen mein Vermögen erworben haben?“ rief Mörike noch zorniger, weil Emma den Werkmeister bei seinem Vornamen genannt hatte.

„Ich meine, Ewald wäre Dir mehr gewesen, als ein hergelaufener Schlossergeselle,“ entgegnete Emma erregt wegen der verächtlichen Bezeichnung ihres Geliebten. „Du warst doch immer seines Lobes so voll und sagtest, einen so tüchtigen und gebildeten Werkmeister habest Du noch nie gehabt. Kann denn nicht auch er mit seiner Tüchtigkeit sich einmal so emporschwingen, wie es Dir selbst gelungen ist?

„Schweige!“ herrschte ihr Mörike zu, der sich nicht gerne an seine frühere Zeit erinnert sah. „Und wenn Roth noch so tüchtig gewesen wäre, er muß heute noch aus dem Hause! Und Dir sage ich: schlage Dir jeden

Gedanken aus dem Kopfe, ihn heiraten zu wollen. Daraus wird nie und nimmer etwas! Ich habe Herrn Belderhoff mein Wort gegeben, daß Du sein Weib werden würdest, und dabei bleibt es!"

„Da hast Du doch etwas zu voreilig gehandelt," antwortete Emma mit ruhiger Entschlossenheit. „Denn ich habe Dir schon einmal erklärt und wiederhole es hier auf das bestimmteste: lieber stürze ich mich in den See, als daß ich ihn heirate."

„Nun, das wird sich finden!" erwiderte Mörike und eilte zur Thür hinaus.

Ewald Roth hatte inzwischen Zeit gehabt, sich für eine Begegnung mit Mörike zu sammeln, die, wie er sich sagen mußte, nicht ausbleiben werde. Bleich, aber ruhig und gefaßt trat er vor seinen Herrn, als er zu demselben beschieden wurde.

„Was muß ich hören, Herr Roth!" fuhr ihn Mörike an. „Sie erlauben sich, hinter meinem Rücken ein Verhältnis mit meiner Tochter anzuknüpfen und das Herz des unerfahrenen Mädchens zu berücken?"

„Entschuldigen Sie, Herr Mörike," lautete die Antwort, „ich habe das Herz Ihrer Tochter nicht berückt, sondern sie hat es mir freiwillig geschenkt."

„Ja wohl, nachdem Sie mein Vertrauen mißbraucht und durch Besuche während meiner Abwesenheit sie umgarnt hatten. Sie werden sich aber doch nicht einbilden, daß ich sie Ihnen jemals zum Weibe geben werde? Gefallen sollte Ihnen das schon, mit einem Male aus einem Schlossergesellen Fabrikherr zu werden, in der That kein übler Tausch!"

„Nach Ihrer Fabrik begehre ich nicht!" erwiderte Ewald Roth, den der offenbare Hohn, der in den letzten Worten lag, mehr erregte als der Zorn Mörikes — „Ich fühle die Kraft in mir selbst, auch ohne Ihr Vermögen Ihrer Tochter ein befriedigendes Lebenslos zu erringen. Ihr Geld mögen Sie für sich behalten!"

„Nun, ich gedenke auch meine Tochter für mich zu behalten," erwiderte Mörike in demselben Tone des bittersten Hohnes. „Und damit sie sich jeden Gedanken an Sie aus dem Kopfe schlägt, verlassen Sie noch heute mein Haus

und betreten es nie wieder, wenn Sie nicht von meinen Arbeitern hinausgeworfen werden wollen. Ihr rückständiger Lohn liegt hier abgezählt!"

„Gut, ich werde gehen, wenn auch keine kontraktmäßige Kündigung vorausgegangen ist. Aber das Wort Ihrer Tochter nehme ich mit, und ich bin gewiß, sie wird's ebenso treulich halten, wie ich das ihr gegebene halten werde!"

„Nun, das wird sich finden!" war auch hier Mörikes letztes Wort.

5.

In der Fabrik des Herrn Mörike gab es nach dem plötzlichen Weggange des Werkmeisters, dessen Ursache sich keiner der Arbeiter im entferntesten denken konnte, böse Zeit.

Mörike mußte, bis er wieder einen neuen Werkmeister gewonnen hatte, die Aufsicht über die Arbeiter selber übernehmen.

Das war denn nach den 1½ Jahren, während deren er nur gelegentlich schnell durch die Fabrik gegangen war, um den Arbeitern den Herrn zu zeigen, da er wußte, daß er sich auf seinen Werkmeister ganz verlassen konnte, ein saures, weil ungewohntes Stück Arbeit für ihn. Daß dadurch die üble Laune, welche er jedesmal aus dem Hause schon mitbrachte, nicht verbessert wurde, daß er wieder in altgewohnter Weise mit den Arbeitern verfuhr, ja sie noch barscher und rauher als früher wegen des geringsten Versehens, das sein scharfes Auge entdeckte, anfuhr, war bei seiner Sinnesart nicht zu verwundern.

Allein die Arbeiter waren jetzt solcher Behandlung nicht mehr gewöhnt, die besseren unter ihnen, die leicht überall ankamen, auch nicht mehr gewillt, sie sich gefallen zu lassen. Schon ein paar Tage nach dem Abgange von Ewald Roth kündigten die letzteren die Arbeit und verließen die Fabrik. Wegen der hohen Löhne, zu denen sich Mörike verstehen mußte, um überhaupt Arbeiter zu bekommen und zu behalten, fand sich zwar für die Ausgetretenen bald Ersatz, aber was für einer!

Jeder Gang in die Fabrik wurde für Mörike eine

Quelle des höchsten Verdrusses. Wenn er dann in sein Haus zurückkam und sah das traurige Gesicht seiner Tochter, die zwar stille und schweigsam ihre Pflicht that und es dem Vater an keiner Pflege und Bequemlichkeit fehlen ließ, aber nie mehr wie früher ihr Spiel und ihren Gesang hören ließ, auch nur auf die Fragen des Vaters antwortete, ohne sich jedoch in ein längeres Gespräch einzulassen wie früher, dann steigerte sich sein Verdruß zu einer wahren Verbitterung, die ihn auch gegen die Tochter mehr und mehr die rauhe Seite hervorkehren ließ.

Der Einzige, dem er seine Not klagen konnte, war Belderhoff. Diesem hatte zwar die plötzliche Entfernung des Werkmeisters deutlich genug gesagt, daß ihn das Hausmädchen wahrheitsgemäß berichtet habe; aber er war schlau genug, auf diese Angelegenheit nicht selbst die Rede zu bringen, da er begriff, wie demütigend sie für den stolzen Mörike war, und wie ungern derselbe davon geredet haben mochte. Indessen wurde er der fast tägliche Gast im Hause Mörikes, obwohl Emma, wenn sie sich seiner Anwesenheit nicht entziehen konnte, ihm ihre Abneigung in einer Weise bewies, die jedem andern das Wiederkommen verleidet haben würde.

„Kommt Zeit, kommt Rat!" pflegte er sich selbst zu trösten, bot aber einstweilen alles auf, sich bei Mörike recht in Gunst zu setzen. Nicht nur, daß er ihm stets Rat erteilte, wenn er darum angesprochen wurde, und ihm durch seine Schlauheit und Welterfahrenheit aus mancher Verlegenheit half, er bezwang sogar den eigenen Hochmut soweit, daß er Mörike schmeichelte und ihm in allen Stücken den Vorrang zuerkannte. Bedurfte Mörike einmal für sein Geschäft größere Geldsummen, die er sonst gegen den üblichen Zinsfuß von dem Bankhause entnommen hatte, mit welchem er in Verbindung stand, so bot sie ihm Belderhoff gewiß zu niedrigerem Zinsfuße an, und von dem zukünftigen Schwiegersohne durfte der stolze Fabrikant dies ja auch unbedenklich annehmen. Denn daß die Heirat zwischen Emma und Belderhoff zu stande kommen werde und müsse, stand als eine ausgemachte, unabänderliche Thatsache zwischen den beiden Männern fest.

„Lassen Sie nur noch ein Jährchen ins Land gehen,"

ſagte wohl Mörike, wenn ſich Belderhoff wegen des Benehmens von Emma bei ihm beklagte, „dann wird ſich ſchon alles finden. Emma iſt von jeher eine gehorſame Tochter geweſen, die dem ernſten Willen des Vaters auf die Dauer nicht widerſtehen wird. Den Launen der Weiber muß man nur Ruhe und Zeit laſſen, dann ſchlagen ſie oft über Nacht um."

Ob er auch innerlich deſſen ſo gewiß war, wie er dem reichen Freier gegenüber äußerlich ſich den Anſchein gab? Emma wenigſtens gab ihm keinen Grund dazu. Denn ſo oft er ihr gegenüber die Rede auf Belderhoff brachte und ihr auseinander zu ſetzen ſuchte, welch ein glänzendes Los ſie an deſſen Seite erwarte, immer bekam er die gleiche Antwort zu hören:

„Ich habe Ewald Roth mein Wort gegeben, und werde es nicht brechen. Willſt Du Deine Zuſtimmung nicht dazu geben, daß ich ihn heirate, ſo bleibe ich ledig. Aber Belderhoff heiraten? Nun und nimmer! Lieber den Tod!"

Hätte Mörike gewußt, daß der neue Werkmeiſter, den er angenommen hatte, ein Freund von Ewald Roth war und ſich auf deſſen Rat um die Stelle beworben hatte; hätte er gewußt, daß Frickenhaus — ſo hieß der neue Werkmeiſter — einen geheimen Briefwechſel zwiſchen Emma und dem Freunde beſorgte: dann würde er für die Standhaftigkeit und Beharrlichkeit ſeiner Tochter eine ausreichende Erklärung gehabt haben.

Allein Frickenhaus war in dem Verkehre mit Emma ſo vorſichtig, daß auch der ſchärfſte Argwohn keinen Anhalt dafür hätte finden können, daß zwiſchen beiden ein Einverſtändnis ſtatthabe. Das Weinbergshäuschen, zu welchem Emma allein den Schlüſſel beſaß, weil es ihr der Vater einmal als ausſchließliches Eigentum zum Geburtstage geſchenkt hatte, war der Ort, wohin Frickenhaus, der ſich einen zweiten Schlüſſel ſelbſt angefertigt hatte, die Briefe Ewalds an einen verſteckten Platz legte, von wo er Emmas Antwortbriefe abholte, und zwar beides ſtets während der Nacht.

Eines Tages hatte Emma einen Brief Ewalds beim Hinausgehen aus dem Zimmer unvorſichtiger Weiſe aus der Taſche ihres Kleides fallen laſſen, in welche ſie ihn

eilig, aber nicht tief genug gesteckt hatte, als sie den Vater kommen hörte, und dieser hatte den Brief auf-

genommen und gelesen, sobald er die ihm wohlbekannte Handschrift auf der Adresse gesehen hatte.

Aber anstatt über diese Entdeckung aufzubrausen und seine Tochter deshalb sofort zur Rede zu stellen, legte er den Brief, nachdem er ihn gelesen, wieder ruhig auf den Boden und trat in ein anstoßendes Zimmer, hörte jedoch von dort aus, wie Emma, die eiligst, als sie den Brief vermißte, in das verlassene Zimmer zurückkehrte, durch ein tief hervorgeholtes „Gottlob!“ ihr angsterfülltes Herz erleichterte.

Daß von jetzt ab die Briefe von der Post in einer verschließbaren Tasche abgeholt wurden, zu welcher nur Mörike den Schlüssel hatte, fiel Emma weiter nicht auf und beunruhigte sie noch weniger. Ihre Briefe gingen ja einen Weg, von welchem der Vater keine Ahnung haben konnte.

Mörike war lange in Zweifel, ob er Belderhoff etwas von seiner Entdeckung mitteilen sollte. Er glaubte befürchten zu müssen, daß dieser dann zurücktreten und den Gedanken an eine Verheiratung mit Emma aufgeben würde. Und das wäre ihm gerade jetzt ein schwerer Schlag gewesen. Denn er hatte infolge des Bankerotts eines Handelshauses, mit welchem er in Geschäftsverbindung gestanden, große Summen verloren und war dadurch bei Belderhoff, der ihm bereitwilligst ausgeholfen hatte, in eine bedeutende Schuld gekommen, deren Aufkündigung ihn in eine arge Verlegenheit gestürzt haben würde. Daß diese Kündigung aber erfolgen würde, wenn die geplante Heirat nicht zu stande käme, war ihm kein Zweifel.

Als nun aber Belderhoff, sei es, weil er Mörike jetzt ganz in Händen hatte, sei es, weil ihm ein längeres Warten auf Gewißheit nicht mehr behagte, mit allem Ernst auf eine Entscheidung drängte, da konnte Mörike nicht mehr wohl anders, als ihm die Entdeckung, welche er gemacht hatte, mitteilen und ihn um Rat fragen.

„Das ist gewiß der einzige Grund ihres Widerstrebens,“ setzte er hinzu, „daß sie bisher im Briefwechsel mit dem Burschen geblieben ist, ohne daß ich etwas davon ahnte. Ich habe zwar jetzt dafür gesorgt, daß keine weiteren Briefe mehr in Emmas Hände kommen; aber dieser eine

hat gewiß völlig hingereicht, sie in ihrem Widerstande zu bestärken. Wenn man nur wüßte, wie man jede Gefahr eines weiteren Briefwechsels beseitigen und jede Mitteilung völlig verhindern könnte!"

„Wissen Sie, wo der Lump jetzt steckt?" fragte Belderhoff nach einigem Besinnen.

„Ja, er ist in Freiburg bei seinem Vater, wieder ein ganz ordinärer Schlosser."

„Könnten Sie mir," fuhr Belderhoff fort, „etliches, was Fräulein Emma geschrieben hat, in die Hände geben?"

„Nichts leichter als das! Sie hat mir schon oft Geschäftsbriefe abgeschrieben, wenn ich mit der Arbeit im Gedränge war, und ich habe deren einen ganzen Stoß unter meinen Papieren."

„Nun, dann geben Sie mir einmal eine Anzahl davon mit nach Hause. Es fährt mir da eben ein guter Gedanke durch den Kopf, der uns vielleicht zum Ziele helfen kann."

„Wieso?" fragte Mörike erstaunt.

„Erlassen Sie mir einstweilen die Antwort. Ich hoffe sie Ihnen nach kurzer Zeit in der befriedigendsten Weise geben zu können, holen Sie mir jetzt nur die Briefe mit Fräulein Emmas Handschrift!"

Daß sich nun Belderhoff ganze acht Tage lang gar nicht mehr sehen ließ, auch nirgends zu finden war, wo er sonst mit Mörike zusammengetroffen war, hätte Mörike gewiß in Verwunderung gesetzt, wenn ihn nicht in diesen Tagen anderes ganz in Anspruch genommen hätte.

Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß sein Werkmeister Frickenhaus, mit welchem er bis jetzt völlig zufrieden gewesen war, in den Arbeiterversammlungen, welche von Zeit zu Zeit in der Stadt abgehalten wurden, eine bedeutende Rolle spiele und Reden halte, die ihn als einen eifrigen Verfechter des Arbeiterwohls und der Arbeiterfreiheit, wie diese neuerdings verstanden wurden, erscheinen ließen, ja als einen der entschiedensten Vertreter der neuen Lehren über die fehlerhafte Einrichtung und Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Mörike hatte allerdings schon lange gemerkt, in welch' gutem, ja sogar vertraulichem Verkehre Frickenhaus mit

den Arbeitern der Fabrik stand; allein er hatte nicht besonders darauf geachtet, da auf diese Weise sein Vorteil besser gewahrt schien, als wenn, wie es schon öfters dagewesen, die Arbeiter mit dem Werkmeister auf Kriegsfuß standen. Was seine Leute außerhalb der Fabrik trieben, hatte ihn von jeher nicht bekümmert.

Von einem andern Fabrikherrn der Stadt war er aber jetzt auf das Treiben seines Werkmeisters aufmerksam gemacht worden und hatte die Warnung empfangen, demselben nicht allzuviel zu trauen; denn er sei unter den Arbeitern ein sehr gefährlicher Hetzer gegen die Arbeitgeber, der gegen diese nichts Gutes im Schilde führe.

Deshalb zur Rede gestellt, hatte Frickenhaus seinem Herrn gegenüber offen und frei seine Ansichten ausgesprochen und kein Hehl daraus gemacht, daß er, wenn es sich darum handle, Partei zu ergreifen, auf seiten der Arbeiter stehen würde und nicht der Arbeitgeber. Die Auseinandersetzung brachte beide Theile schließlich so in die Hitze, daß Mörike, dem, wie allen Fabrikherren, die Ansichten, welche sein Werkmeister verfocht, ein Dorn im Auge waren, diesem aufkündigte, und daß Frickenhaus seinerseits erklärte, er nehme die Kündigung nicht nur an, sondern werde schon am anderen Tage austreten.

Da hatte denn nun Mörike wieder zuviel zu thun, als daß er Zeit gefunden hätte, sich über das längere Ausbleiben Belderhoffs Gedanken zu machen. Allein bald fühlte er sich eines Ratgebers in seinen Verhältnissen bedürftig und war schon im Begriffe, Belderhoff seinerseits aufzusuchen, als dieser endlich selbst erschien.

„Sehen Sie sich einmal diesen Brief an!“ sagte er sogleich gewissermaßen triumphierend zu Mörike, als sie in dessen Arbeitszimmer getreten waren, und hielt ihm ein Schreiben vor die Augen. „Könnte den nicht Ihr Fräulein Tochter geschrieben haben!“

Wie staunte nun Mörike, als er genau mit den wohlbekannten Schriftzügen seiner Tochter folgenden Brief vor sich sah:

„Herrn Ewald Roth

Freiburg.

„Ich thue Ihnen hiermit zu wissen, daß ich den Bitten meines Vaters nicht länger widerstehen

kann und Herrn Belderhoff mein Jawort gegeben habe. Ich nehme deshalb das Ihnen gegebene Wort zurück und entbinde Sie des Ihrigen.

Emma Mörike."

„Wer hat das geschrieben?" rief Mörike ganz bestürzt, „meine Emma doch nie und nimmer, wenn es auch ihre Schriftzüge sind?"

„Nein, aber ich habe es geschrieben und denke mir, daß, wie ich Ihnen schon sagte, alles zum guten Ziele kommen wird, wenn Sie mir erlauben, daß ich diesen Brief absende."

„Sie haben das geschrieben?" fragte Mörike etwas gedehnt.

„Jawohl ich!" antwortete Belderhoff sich in die Brust werfend. „Ich war schon in der Schule einer der besten Schreiber und Zeichner, und das geht mir noch heute nach. Ich brauche nur eine Handschrift ein wenig zu studieren und ihre Züge mir einzuüben, dann kann ich sie schreiben so gut wie der, dem sie eigen ist. Sie haben ja den Beweis hier vor sich."

„Und Sie wollen diesen Brief an seine Adresse abgehen lassen?"

„Wenn Sie damit einverstanden sind, ja. Ich denke mir, daß derselbe dem lumpigen Schlossergesellen den Wahn benimmt, er werde doch noch die Hand Ihrer Tochter erhalten und jeden weiteren Briefwechsel abschneidet. Hoffentlich kommen wir dann bald an das Ziel, auf dessen Erreichung ich jetzt schon so lange vergeblich warte."

Mörike kämpfte sichtlich mit sich selbst. Er war bei all seinem Dünkel doch ein ehrlicher Mann, dem solche Schleichwege, wie sie Belderhoff gehen wollte, im Innersten widerstrebten. Aber was blieb ihm übrig, als sich mit der Absendung des gefälschten Briefes einverstanden zu erklären? Denn verweigerte er seine Zustimmung zu diesem Mittel, das sicher zu dem gewünschten Ziele führte, so mußte Belderhoff denken, es sei ihm selbst kein rechter Ernst mit der Heirat, und er lief Gefahr, daß er sich von ihm abwandte, ihm die geliehenen Kapitalien kündigte und ihn dadurch in unabsehbare Verlegenheit stürzte. Gewann er ihn aber als Schwiegersohn, so blieben ihm nicht allein

die Kapitalien, sondern er konnte auch mit dem Gelde Belderhoffs, der dann Geschäftsteilhaber wurde, der Fabrik noch weitere Ausdehnung geben.

„Nun, was meinen Sie?“ fragte Belderhoff etwas kurz, da ihm die zustimmende Antwort, die er auf der Stelle erwartet hatte, zu lange ausblieb.

„Wird dann aber auch dieser Brief wirklich zum Ziele führen?“ fragte Mörike zurück.

„In Freiburg wohl jedenfalls!“ antwortete Belderhoff. „Daß das Ziel dann auch hier erreicht wird, ist dann freilich Ihre Sache. Aber ich denke mir, wenn Sie von Ihrem väterlichen Ansehen nur den rechten Gebrauch machen und von Fräulein Emma entschiedenen Gehorsam fordern, so wird sie ihr Widerstreben schon aufgeben. Und ist sie erst meine Frau, so werde ich ihr ein Leben bereiten, bei dem sie den lumpigen Schlossergesellen bald vergessen haben soll. Also wie steht's?“

Der Ton, in welchem die letzte Frage gethan war, klang so eigentümlich kurz, daß Mörike von einer weiteren Weigerung seinerseits die übelsten Folgen befürchten mußte. Drum entschloß er sich und sagte:

„Versuchen Sie es denn und schicken Sie den Brief ab!“

„Und Sie wollen dann auch kräftiger auftreten, als bisher?“

„Ich will's versuchen und thun, was ich kann.“

6.

Emma hatte mit Schrecken vernommen, daß Frickenhaus von ihrem Vater entlassen sei und sogleich sein Bündel geschnürt habe, ohne sie noch einmal zu sprechen. Wer sollte ihr jetzt die Briefe besorgen, die bisher ihr einziger Trost gewesen waren in den schweren Tagen, welche ihr das traurige Verhältnis zu ihrem Vater bereitete? Jedenfalls mußte Ewald sogleich erfahren, daß Frickenhaus abgegangen sei und die Stadt verlassen habe. Er mußte dann einen andern Weg ausfindig machen, ihr seine Briefe zukommen zu lassen, ohne daß sie in die verschließbare Posttasche und so in die Hände des Vaters gelangten.

Sie setzte sich sogleich ans Schreiben und trug dann den Brief in eigener Person zur Post.

Allein gerade das letztere verdarb alles. Denn Mörike hatte den Postbeamten mit schwerem Gelde erkauft, daß er alle Briefe seiner Tochter, deren Handschrift derselbe kannte, nicht sofort abgehen, sondern sie vorher in der Posttasche zurückgehen ließe.

So war der Brief an Ewald bereits am anderen Morgen in Mörikes Händen, und derselbe nahm keinen Anstand, ihn zu erbrechen und zu lesen.

Aber welcher Zorn entbrannte in ihm, als er aus demselben ersah, daß ein Briefwechsel zwischen Ewald Roth und Emma die ganze Zeit über trotz aller seiner Vorsichtsmaßregeln ruhig fortgegangen war!

Hatte das bleiche, vergrämte Aussehen seiner Tochter ihm doch in der letzten Zeit manchmal das Vaterherz bewegt und seinen Entschluß, die Ehe zwischen ihr und Belderhoff zu erzwingen, ein wenig ins Wanken gebracht, so wurden jetzt diese weicheren Gefühle ganz in den Hintergrund seines Herzens gedrängt. Sich von dem eignen Kinde überlistet zu sehen, war für seinen Hochmut eine zu verletzende Erfahrung.

Aber was nun machen? Emma zur Rede stellen? Wieder einen Auftritt mit ihr herbeiführen, wie er schon so oft vorgekommen war und doch nie dazu geführt hatte, Emma seinen Plänen im geringsten geneigter zu machen? — Er mußte sich selbst gestehen, daß sein eignes Herz dabei stets am meisten gelitten hatte durch den unabweisbaren Gedanken, daß sich so das frühere schöne Verhältnis zu seiner Tochter immer mehr zu einem Dinge der Unmöglichkeit gestalte. Zwar fühlte er aus der sorgfältigen Pflege, die ihm Emma angedeihen ließ, deren unveränderte Kindesliebe deutlich heraus, aber von dem offenen kindlichen Vertrauen, mit welchem ihm sonst Emma entgegengekommen war, hatte sich jede Spur verloren.

Und hatte sie nicht noch am Ende guten Grund, sich der Heirat mit Belderhoff zu widersetzen? War der soviel ältere Mann für seine jugendliche Tochter, der häßliche Mensch für sein bildschönes Kind, der in seinen Manieren keineswegs feine, in Bezug auf seine Vergangenheit gänzlich

unbekannte, in diesem Punkte vielleicht nicht einmal tadelfreie, im Fälschen von Handschriften wenigstens äußerst gewandte Bursche für seine fein erzogene, zartfühlende Emma denn wirklich auch der rechte Gatte? Konnte sein Kind mit seiner Schönheit, seiner Bildung, seinem Reichtume nicht mit vollem Fug und Recht höhere Ansprüche machen als solche, denen ein Belderhoff zu genügen imstande war?

Aber nein, wenn ihr ein Schlossergeselle genügte, dann war auch ein Belderhoff nicht zu gering für sie — und — und — die Verbindlichkeiten, die er gegen diesen hatte, was für ein gewichtiges Wort sprachen die mit!

Das war etwa der Gedankengang des erzürnten Vaters, als er den Brief seiner Tochter in der Hand hielt.

Da klopfte es, und auf das mißmutige „Herein" öffnete Belderhoff die Thür.

„Nun, lieber Freund, was haben Sie?" fragte derselbe sogleich, als er Mörike mit gerunzelter Stirne dasitzen sah, einen offenen Brief in der Hand. „Eine schlechte geschäftliche Nachricht erhalten?"

„Da sehen Sie selbst!" antwortete Mörike unwirsch, indem er dem Frager den Brief hinreichte. „Da soll ich nun helfen, daß Emma anderen Sinnes wird, wenn solche Dinge vorgehen!"

„Hm! Hm!" brummte Belderhoff, als er den Brief gelesen hatte, „das sind ja schöne Aussichten für mich! Hatte ich doch geglaubt, der Bursche sei schon wenigstens halb vergessen, und nun dieser Brief!"

„Wissen Sie was?" fuhr er dann nach kurzem Überlegen fort, der Bursche wird zwar, nachdem er meinen Brief erhalten hat, nicht mehr schreiben, hat ja auch vorläufig keinen Weg mehr, Briefe heimlich hierher gelangen zu lassen; allein das hilft nicht. Fräulein Emma muß nun auch von ihm einen Absagebrief bekommen, der ihr jeden weitern Gedanken an ihn benimmt."

„Aber wie das fertig bringen?" fragte Mörike.

„Nun, Sie haben doch gewiß etwas Schriftliches von dem Roth in Händen, Lohnlisten oder etwas dergleichen? Überlassen Sie mir die nur auf einige Zeit, dann werde ich den nötigen Brief schon fertig bringen, so gut wie den ersten, so gut, daß Fräulein Emma ihn für echt halten

muß. Ich reise dann selbst nach Freiburg und gebe den Brief dort zur Post; Sie aber treffen Ihre Maßregeln so, daß der Brief richtig in Fräulein Emmas Hände kommt.

Ich werde darauf ſchreiben: „Eigenhändig abzugeben,“ dann muß ihn ja der Briefträger Ihrer Tochter ſelbſt übergeben.“

Wieder wollte ſich in Mörike der Unmut regen über dieſen neuen Schurkenſtreich, der jetzt gegen ſein eignes Kind gerichtet ſein ſollte. Aber durfte er, nachdem er dem erſten zugeſtimmt hatte, dem zweiten wehren, der ohnehin ſicher zum Ziele zu führen verſprach?

Es vergingen etwa vierzehn Tage, während deren Emma von Tag zu Tage hoffte, eine Antwort auf ihren abgeſandten Brief zu erhalten, wenn auch auf ganz ungewöhnlichem Wege. Allein wie erſtaunte ſie, als endlich auf dem ganz gewöhnlichen Wege durch den Briefträger ein Brief von Freiburg an ſie ankam, der die erſehnten Schriftzüge trug! Raſch fertigte ſie den Briefträger ab, damit ihn der Vater nicht ſähe, der zum Glücke eben gerade in der Fabrik war, und eilte dann auf ihr Zimmer, den Brief zu leſen.

Aber was war denn das? „Geehrtes Fräulein!“ lautete die Anrede. Konnte das denn wirklich Ewald geſchrieben haben? Allein die Unterſchrift lautete richtig: „Ewald Roth“, und die Schriftzüge waren unverkennbar die ſeinigen. Sie getraute ſich kaum, die wenigen Zeilen zu leſen, welche den Inhalt des Briefes ausmachten; es flimmerte ihr vor den Augen. Aber kaum hatte ſie geleſen, da ſank ſie nach einem grellen Aufſchrei ohnmächtig zu Boden.

Die Zeilen lauteten:

„Da meine alten Eltern durchaus fordern, daß ich mich verheirate und ihnen eine Schwiegertochter zuführe, aber doch nicht die geringſte Ausſicht iſt, daß mir Ihr Herr Vater Ihre Hand bewilligt, ſo ſehe ich mich zu meinem Bedauern genötigt, das Ihnen gegebene Wort zurückzunehmen und entlaſte Sie zugleich des Ihrigen.

Ewald Roth.“

Mörike, der vor ſeinem Gange durch die Fabrik, die noch immer keinen anderen Werkmeiſter hatte, ſich auf die Terraſſe begeben hatte, um dort nach ſeiner Gewohnheit die eingegangenen Briefe durchzuſehen, hatte den Schrei

Emmas vernommen und eilte nun, die Urſache ahnend, auf deren Zimmer.

Und richtig! Da lag zu den Füßen der Ohnmächtigen der offene Brief, deſſen Inhalt er ja kannte.

Wohl ſchlug ihm das Gewiſſen, als er ſah, welche Wirkung derſelbe gehabt hatte. Allein da Emma ſoeben wieder die Augen aufſchlug und nun in ein heftiges Weinen ausbrach, beſchwichtigte er ſofort wieder die ſtrafende Stimme in ſeinem Inneren. Denn er hatte am heutigen Morgen wieder einmal einen Verſuch gemacht, Emma zur Heirat mit Belderhoff zu überreden, hatte ihr ſogar zu verſtehen gegeben, daß er große Verbindlichkeiten gegen dieſen habe, die ihn, wenn er ſie einlöſen müßte, an den Rand des Bankerotts bringen könnten.

Aber gerade dieſe Andeutung hatte Emma aufs tiefſte verletzt.

„Alſo verkaufen ſoll ich mich an den widerlichen Menſchen?“ hatte ſie dem Vater geantwortet. „Und Deine Vaterliebe kann es übers Herz bringen, die Tochter als Kaufpreis hinzugeben? — Nein, Vater, und wenn Du das wirklich könnteſt, ich werde mich niemals dazu hergeben. Lieber will ich arbeiten, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorkommt, als um ſolchen Preis ein Leben in Wohlſtand und Reichtum gewinnen!“

Da war denn Mörike im höchſten Grimme weggegangen. Denn er hatte von der Eröffnung, zu welcher er ſich widerwillig genug entſchloſſen hatte, eine ganz andere Wirkung erwartet, hatte gehofft, die Furcht, am Ende von der ſtolzen Höhe des Reichtums herabſteigen zu müſſen, werde Emma ſeinen Wünſchen gefügiger machen.

Er nahm den Brief vom Boden auf und ſchaute hinein.

„Siehſt Du,“ ſagte er dann, „Roth iſt vernünftiger als Du. Er ſieht ein, daß aus einer Heirat zwiſchen Euch beiden doch nichts werden kann, und giebt Dir Dein Wort zurück. Nun werde Du endlich auch einmal vernünftig und laſſe den wahnwitzigen Gedanken fahren, der Dich bisher gegen meine Wünſche verſchloß, denen ja, wie ich Dir geſagt habe, eine bittere Notwendigkeit zu Grunde liegt. Ich hoffe ſicher, daß Du jetzt auf beſſere Gedanken kommen wirſt.“

„Niemals auf die Deinigen!“ rief da Emma heftig und brach dann aufs neue in lautes Schluchzen aus.

„Nun, das wird ſich finden,“ hieß es auch jetzt wieder.

Und es mußte sich in der That finden dem immer ungestümer drängenden Freier gegenüber. Derselbe wollte sich kaum dazu verstehen, daß die Entscheidung wenigstens noch so lange hinausgeschoben würde, bis Emma ihren Schmerz einigermaßen überwunden habe.

Schon nach Verlauf von acht Tagen kam er wieder und drängte mit solch barscher Entschiedenheit auf sofortige Veröffentlichung der Verlobung, daß Mörike keinen Einwand mehr zu erheben wagte, obwohl er, wenn er sich noch in der Lage gesehen hätte, sich frei zu entschließen, jetzt dem wirklich unverschämt werdenden Menschen am liebsten die Thüre gewiesen haben würde.

„Meinen Sie denn, ich wollte zum Gespötte der ganzen Stadt werden?“ sagte derselbe. „Man erlaubt sich schon seit einiger Zeit überall, wohin ich komme, zu fragen, wann denn endlich die Hochzeit sein werde, und höhnisch dazu zu lächeln. Ich mag nicht der Narr der Stadt werden, wenn Sie sich wollen von Ihrer Tochter zum Narren halten lassen. Es muß jetzt zum Ende kommen, so oder so!“

Mit schwerem Herzen kündigte Mörike der Tochter die Veröffentlichung der Verlobung an, sowie, daß in vierzehn Tagen die Hochzeit sein werde.

Noch einmal versuchte jetzt Emma einen Sturm auf des Vaters Herz. Sie erinnerte ihn unter heißen Thränen daran, wie glücklich sie zusammen gelebt hätten, ehe Belderhoff ins Haus gekommen wäre, und wie diese schöne Zeit jetzt wiederkommen würde, da sie jede Ehe nun ausschlagen müsse; sie berief sich auf die verstorbene Mutter, die gewiß, wenn sie noch da wäre, auf ihrer Seite stehen würde; sie warf sich endlich dem Vater an die Brust und bat ihn flehentlich, es möge nachher kommen, wie es wolle, sein Wort an Belderhoff zu widerrufen und sie nicht ins Unglück zu stürzen: Alles vergebens.

„Es hilft alles nichts, es muß sein!“ war des Vaters Antwort, der man es indessen wohl anhören konnte, daß sie nicht aus zornigen, sondern aus gepreßtem Herzen hervorkam.

Wohl trat nun an Emma der versuchliche Gedanke heran, wahr zu machen, was sie in der Aufregung schon wiederholt dem Vater erklärt hatte, daß sie sich eher in

den See ſtürzen, als mit Belderhoff zum Traualtar gehen werde. Allein der fromme Sinn, den die treue Mutter von Kind auf in ihr Herz gepflanzt hatte, ließ ſie doch vor der Ausführung zurückſchaudern.

Ein anderer beſſerer Plan, dem drohenden Unheil zu entgehen, gewann dagegen immer mehr Raum in ihrer Seele, je länger ſie ihn überlegte, der nämlich, das Vaterhaus zu verlaſſen und zu ihrem Bruder Franz nach New-Orleans zu flüchten. Sie hatte von demſelben vor wenigen Wochen erſt einen Brief erhalten, aus dem hervorging, daß er an Heimweh leide, und in dem geſchrieben ſtand: „Könnteſt Du doch hier bei mir ſein!“

So ſchwer ihr auch der Gedanke aufs Herz fiel, den alternden Vater verlaſſen zu ſollen, der ganz allein ſtünde, und an den ſie ſich, ſo wenig väterlich er auch in der letzten Zeit ſich erwieſen hatte, doch noch mit dem ſtarken Bande der kindlichen Liebe geknüpft fühlte, das Opfer, welches der Vater von ihr forderte, erſchien ihr zu groß, als daß es nicht hätte die Wagſchale der kindlichen Liebe in die Höhe ſchnellen ſollen.

Sie ſuchte in heißem Gebete, wie ſo oft ſchon, Rat und Troſt und rang flehentlich zu Gott, er möge ihr den rechten Weg zeigen, den ſie zu gehen habe. Aber da der Gedanke, aus dem Vaterhauſe zu fliehen, ſich immer wieder als der einzig richtige in ihrem Herzen emporrang, ſo glaubte ſie, darin eine Antwort auf ihr Gebet erkennen zu dürfen und kam endlich zu dem feſten Entſchluſſe, bei dem fernen Bruder eine Zuflucht zu ſuchen.

Die Ausführung desſelben konnte ihr nicht beſonders ſchwer fallen. Mit Geld war ſie hinlänglich verſehen, da ſie das reiche Nadelgeld, welches ſie regelmäßig jeden Monat empfing, nie aufgebraucht hatte. Sie hatte davon kaum andere Ausgaben gemacht, als die für die notwendige Kleidung und für die Unterſtützung der Armen, deren Not zu ihren Ohren drang.

Sie kannte auch die Adreſſe jenes Hauſes in Hamburg, das ſeiner Zeit ihren Bruder aufgenommen hatte, bis er eine gute Gelegenheit zur Überfahrt gefunden, und zweifelte nicht, dort die nötige Unterſtützung zu erlangen.

So hatte ſie ſich denn nur an die Ausführung des

einmal fest gewordenen Entschlusses zu machen und konnte dies in aller Ruhe thun. Denn ihr Vater schien sich nun, wo das entscheidende Wort ausgesprochen war, kaum mehr um sie zu kümmern. Nicht einmal die Mahlzeiten teilte er stets mit ihr, sondern aß oft außer dem Hause. — Dadurch wurde ihr aber wie die Ausführung desselben, so auch der Entschluß selbst erleichtert. Mußte sie sich doch jetzt als ausgeschlossen aus dem Vaterherzen ansehen, als fremd im Vaterhause.

Mit einem armen Fischer, der ihr treu ergeben war, weil sie ihm und seiner Familie reiche Wohlthaten erwiesen hatte, verabredete sie unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, daß er sie am Abende vor dem für die Hochzeit festgesetzten Tage über den schmalen Arm des Sees hinüberrudern solle. Drüben hatte sie dann nur eine starke halbe Stunde eine auf den See mündende Thalschlucht hinauf zu wandern, um in ein kleines Städtchen zu gelangen, worin niemand sie kannte, und von dem aus zu ganz früher Morgenstunde ein Postwagen abging, der sie nach kurzer Fahrt an eine Eisenbahnstation brachte. Wenn dann im Vaterhause ihre Abwesenheit entdeckt wurde, war sie längst der Möglichkeit entrückt, entdeckt und wieder zurückgeholt zu werden.

Mörike hätte, als ihm Emma an dem festgesetzten Abende gute Nacht sagte, aus ihrer auffallenden Erregtheit, aus ihren rotgeweinten Augen, aus der ungewöhnlichen Zärtlichkeit, mit welcher sie ihm heute den Nachtgruß bot, wohl Verdacht schöpfen können; allein er sah dies alles als etwas ganz Natürliches an, was wegen der für morgen festgesetzten Feier gar nicht anders sein könne.

Wohl regte sich auch in ihm bei der Zärtlichkeit der Tochter mit Macht das väterliche Gefühl; allein es mochte die Furcht sein, daß es, wenn er diesem Gefühle Raum gebe und die Zärtlichkeit erwidere, zu einem Auftritte kommen könne, durch den noch in der letzten Stunde alles eine andere Wendung nehmen könne, was ihn bewog, sich zu bekämpfen und den Nachtgruß der Tochter kurz und kalt zu erwidern, wie er es bisher immer gethan hatte.

Zwar mit Gelde wohl versehen, aber nur mit einem kleinen, leichten Bündelchen, worin sie, um es selbst tragen

zu können, nur das Allernötigſte zuſammengepackt hatte, verließ Emma am ſpäten Abende das Haus, und zwar ganz ungeſehen über den Umgang, der nach dem Wein-

bergshäuschen führte, und zu dessen Ausgangsthüre sie einen eigenen Schlüssel besaß.

Droben im Häuschen weinte sie sich noch einmal recht aus und stieg dann entschlossen zum See hinunter, wo der Fischer ihrer bereits mit seinem Kahne wartete. Daß ihr beim Einsteigen in denselben ein Tuch entfiel, welches sie lose um die Schultern geschlagen hatte, merkte sie in der Eile nicht, und nach Verlauf von einer starken halben Stunde befand sie sich drüben am jenseitigen Ufer. Reichlich belohnte sie den Fischer, nahm ihm nochmals das Gelübde unbedingter Verschwiegenheit ab und enteilte dann in der sternhellen Nacht auf dem Wege, den ihr der Fischer genau beschrieben hatte.

Welcher Schrecken aber, als am andern Morgen frühe die Schneiderin mit dem Brautkleide kam, und Emma nirgends zu finden war!

Mörike war wie gelähmt vom Schrecken. Mußte er doch sogleich denken, zumal da von Emmas Kleidern kaum etwas Merkliches fehlte, daß sie in der That den wiederholt ausgesprochenen Entschluß ausgeführt haben könne, sich lieber in den See stürzen, als Belderhoff heiraten zu wollen! Wurde ihm doch jetzt die Zärtlichkeit Emmas am gestrigen Abende nach ihrem wahren Grunde verständlich! Und wie nun gar drunten am Ufer des Sees, wohin Mörike sogleich Leute schickte, das Tuch gefunden wurde, welches Emma entfallen war, da gab es für niemand, der die wahren Verhältnisse kannte, am wenigsten aber für den unglücklichen Vater, mehr einen Zweifel, daß Emma freiwillig den Tod gesucht habe, um der Ehe mit dem verhaßten Belderhoff zu entgehen.

Der Hochzeitstag, für welchen Belderhoff in seinem Hause die glänzendsten Vorbereitungen getroffen hatte, wurde zu einem Tage des Jammers, besonders für den völlig geknickten Vater.

7.

Wir lassen Emma Mörike einstweilen ihre Flucht fortsetzen, lassen Belderhoff mit stillem Ingrimme über die unerwartete Wendung der Dinge die geladenen Hochzeits-

gäſte abbeſtellen, laſſen auch Mörike mit ſeinem Kummer, ſeinen Gewiſſensbiſſen, ſeinen ſchweren Sorgen um die Zukunft allein und ſehen uns einmal wieder nach Ewald Roth um, den wir ſo lange aus den Augen gelaſſen haben.

Der war, als ihn Mörike entlaſſen hatte, geradeswegs zu ſeinen Eltern nach Freiburg zurückgekehrt, hatte aber, da er ſeinen Vater bedenklich erkrankt fand, ſein anfängliches Vorhaben, ſich eine andere Stelle zu ſuchen, aufgegeben und ſich dazu entſchloſſen, wenigſtens bis zur Wiedergeneſung des Vaters deſſen Geſchäft fortzuführen, und in der That der einfache Schloſſer zu werden, welcher Herrn Mörike zu gering war, ihn als Schwiegerſohn anzunehmen.

Eine große Freude war es für ihn, als ſein Freund Frickenhaus, deſſen Anſichten er jedoch keineswegs teilte, die von ihm verlaſſene Stelle bei Mörike erhielt, auf welche er ihn ſelbſt aufmerkſam gemacht hatte, und es gern übernahm den geheimen Briefwechſel zwiſchen Emma und ihm zu vermitteln. Emmas Briefe waren ſein Troſt, wenn ſich ihm der Gedanke an die Zukunft umdüſtern wollte; denn es ſprach aus ihnen allen eine ſo treue herzliche Liebe, ein ſo zuverſichtliches Vertrauen, es werde noch alles gut werden, daß ſich ſein ſinkender Mut immer wieder daran aufrichtete.

Daß nach und nach dies Vertrauen weniger zuverſichtlich ausgeſprochen wurde, beunruhigte ihn weiter nicht. Denn wenn auch Emma von Belderhoffs Abſichten und von der Geneigtheit ihres Vaters, dieſelben zu erfüllen, nichts verſchwieg, ſo ſprach ſie doch ihren Widerwillen gegen die Pläne beider immer ſo beſtimmt und entſchieden aus, und verſicherte Ewald ſo feſt ihrer unverbrüchlichen Treue, daß bei dieſem jede Beſorgnis nach dieſer Seite hin ſchwand.

Welcher Schrecken überfiel ihn deshalb, als mit einem Male nach einer etwas längeren Unterbrechung des ſonſt ganz regelmäßigen Briefwechſels der kurze Abſagebrief Emmas eintraf!

Es erſchien ihm zuerſt ganz unmöglich, daß Emma dieſen Brief geſchrieben habe, nachdem ſie ihm doch in dem zuletzt vorausgegangenen noch ſo feſt ihre Liebe und Treue verſichert hatte. Allein es waren ſo genau die wohlbekannten Schriftzüge, und beſonders ſo genau der eigentümliche Namenszug, welchen ſich Emma angewöhnt hatte,

daß er zuletzt keinem Zweifel mehr Raum geben konnte, der schreckliche Brief komme wirklich von ihr.

Ein Brief, den er sofort an Frickenhaus schrieb, und worin er diesen auf das dringendste um Aufschluß bat, kam nach einiger Zeit uneröffnet zurück mit dem Postvermerk: „Adressat nicht mehr ortsanwesend". An einen anderen seiner früheren Bekannten zu schreiben, wagte er nicht, weil er sich selbst jetzt davor scheute, das Geheimnis seiner Liebe preiszugeben. So mußte er sich denn endlich mit dem furchtbaren Gedanken abfinden, daß seine treue Liebe einer Treulosen gewidmet gewesen sei, bei welcher die Aussicht auf ein Leben in Reichtum und Üppigkeit über die Gefühle des Herzens schließlich den Sieg davongetragen habe.

Dem tiefen Kummer, der ihn deshalb erfaßte, recht nachzuhangen, hinderte ihn die Verschlimmerung des Gesundheitszustandes seines Vaters, der gerade jetzt durch einen Rückfall aus der bereits begonnenen Genesung eintrat. Er wurde dadurch genötigt, der Pflege des Kranken seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche die alternde Mutter nicht allein besorgen konnte. Nur in den stillen Stunden der Nacht, wenn er allein am Krankenbette des Vaters wachte, kam es über ihn mit dem heißen Weh eines in seinen schönsten Hoffnungen getäuschten Herzens.

Der bald eintretende Tod des Vaters und die dadurch für ihn erwachsenden Arbeiten und Sorgen halfen jedoch dazu, daß er sich von diesem Weh nicht übermannen ließ. Und als er einst der treuen Mutter, welche mit dem scharfen Blick der Mutterliebe schnell wahrgenommen hatte, daß dem Sohne noch ein anderer Kummer auf dem Herzen liege, als der um den verstorbenen Vater, auf ihre Fragen sein volles Herz ausgeschüttet hatte, wußte diese ihn mit ihrem frommen Troste so aufzurichten, daß er es sogar über sich gewann, ohne Bitterkeit an Emma zu denken.

Den leise geäußerten Wunsch der Mutter, daß er ihr nun doch bald eine Schwiegertochter zuführen möge, wies Ewald aber mit aller Entschiedenheit zurück.

„Nein, liebe Mutter," sagte er, „mute mir das nicht zu! Ich kann es nicht. Meine Liebe zu Emma war eine solche, daß sie mein ganzes Herz ausgefüllt hat. Jetzt ist

daſſelbe ausgebrannt, und hat für eine andere Liebe keinen Raum mehr. Und ohne Liebe zu heiraten, wirſt Du mir wohl ſelbſt nicht zumuten wollen."

Wie wurde aber Ewald zu mute, als nach einigen Wochen in der Zeitung die Nachricht kam, daß die Tochter des reichen Fabrikanten Mörike den Tod im See geſucht habe, um einem verhaßten Ehebunde zu entgehen, zu welchem ihr Vater ſie habe zwingen wollen!

Totenbleich hielt Ewald das Blatt in ſeiner zitternden Hand. Aber wie ein Blitz durchzuckte ihn auch der Gedanke, daß dann der Abſagebrief nicht von ihr ſelbſt ausgegangen ſein könne; daß ſie entweder durch Gewalt dazu gezwungen worden ſei, denſelben zu ſchreiben oder — — daß er gefälſcht ſei.

Wohl hatte ſich der letztere Verdacht ihm ſchon manchmal aufgedrängt, ſo wenig Anhalt dafür er auch ſelbſt in den Schriftzügen des Briefs hatte finden können. Allein

daß Emma ihm gar keine Kunde mehr von sich hatte zukommen lassen, mußte solchen Verdacht immer wieder zurückdrängen. Hätte sie schreiben *wollen*, so hätte sie sicherlich, auch wenn sie noch so scharf überwacht wurde, Mittel und Wege ausfindig gemacht, einen Brief an ihn gelangen zu lassen.

Wie froh war Ewald jetzt, daß er den Absagebrief nicht zerrissen oder ins Feuer geworfen hatte, wie er es in der ersten furchtbaren Aufwallung hatte thun wollen, sondern daß er ihn mit den anderen Briefen Emmas in einem versiegelten Päckchen aufbewahrt hatte!

Dieses Päckchen zu holen und damit zu einem Schriftverständigen zu eilen, der von der Gerichtsbehörde für die Vergleichung von Handschriften als Sachverständiger eingesetzt und vereidigt war, schien jetzt dringend geboten und wurde von Ewald augenblicklich ins Werk gesetzt.

Und der Erfolg?

Schon nach kurzer Vergleichung der früheren eigenhändigen Briefe Emmas mit dem Absagebriefe erklärte der Schriftverständige auf das bestimmteste, der letzte Brief sei gefälscht, wenn auch in sehr geschickter Weise, und machte nun Ewald selbst auf die Verschiedenheit einzelner Buchstaben aufmerksam, die seinem kundigen Auge alsbald aufgefallen war.

Wer beschreibt die Gefühle, welche bei dieser Eröffnung Ewalds Herz durchzogen?! Ihr Grundton würde nur jubelnde Freude gewesen sein, auch nur haben sein können, wenn nicht mit der Gewißheit, daß Emma ihm die Treue nicht gebrochen habe, die tief schmerzliche sich hätte verbinden müssen, daß sie ihre Treue mit hinabgenommen habe in das nasse Grab, welches sie sich erwählt; daß sie nun doch verloren sei für seine eigene treue Liebe, die plötzlich wieder hoch aufgelodert war in seinem Herzen, wie der Funke in der Asche, den ein Lüftchen anbläst. Und wenn er nach der Erfahrung ihrer vermeintlichen Untreue drauf und dran gewesen war, jeden Glauben an die Menschheit zu verlieren und sich einer finsteren Menschenverachtung zu überlassen; jetzt konnte er wieder Glauben fassen und den finsteren Geist von sich abschütteln, der sein ganzes ferneres Leben zu vergiften drohte. Daß Emma ihm gar

nicht mehr geſchrieben, ihn ganz ohne Nachricht gelaſſen habe, werde wohl auch, dachte er, ſeine triftigen Gründe gehabt haben.

Aber was nun thun? Endlich den neuerdings ſtill gewordenen Wunſch der Mutter doch erfüllen und ihr eine Schwiegertochter zuführen, deren Hilfe ihr ſo nötig geweſen wäre?

Doch nein, das konnte er nicht, jetzt erſt recht nicht, wo es bei ihm heißen mußte: Treue um Treue! Treue bis in den Tod!

So entſchieden er aber jeden derartigen Gedanken von ſich abwies, ſo ſehr bemächtigte ſich ſeiner ein anderer, der ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wollte. Wie mit Ketten und Banden zog es ihn jetzt an den Ort, wo Emma ihre Treue gegen ihn in den Fluten des Sees begraben hatte. Gewiß hatten dieſe doch den Leichnam wieder herausgegeben; derſelbe hatte ſein Grab gefunden, und auf dieſem Grabe mußte er der Geliebten den Verdacht, den er gegen ſie gehegt, abbitten und ihr Treue bis zum Tode geloben.

Dieſen Gedanken ſogleich auch zur That werden zu laſſen, hinderte ihn jedoch ein Unfall, welcher wenige Tage nach ſeinem Beſuche bei dem Schriftverſtändigen ſeiner Mutter zuſtieß. Dieſelbe ſtürzte nämlich in der Dunkelheit die Kellertreppe hinunter und zog ſich dabei einen ſo gefährlichen Schenkelbruch zu, daß der Arzt bedenklich den Kopf ſchüttelte und dem ängſtlich fragenden Sohne die Erklärung abgab, bei den hohen Jahren der Verunglückten ſei eine Operation unmöglich und eine Heilung nicht wohl zu erwarten, wohl aber ein vielleicht recht langes Schmerzenslager.

Da galt es denn für Ewald, den ſehnlichen Wunſch ſeines Herzens zurückzudrängen hinter die Pflicht kindlicher Liebe. Mit einer der verheirateten Schweſtern, die kinderlos geblieben war und deshalb nicht allzu ſchwer von ihrem Hausweſen abkommen konnte, pflegte er gemeinſchaftlich die geliebte Mutter, die wirklich Monate lang leiden mußte, ehe der Tod ſie erlöſte.

Aber kaum war dies eingetreten, kaum waren die Familienverhältniſſe geordnet, als ihn auch nichts mehr

davon zurückhielt, den Ort wieder zu besuchen, wo sein Liebesglück so schön erblüht war, und doch so schnell ein jähes Ende gefunden hatte.

Wie gewaltig hatte sich aber dort alles verändert!

Die Fabrik Mörikes war in fremden Händen, er selbst tot, plötzlich gestorben infolge eines Schlaganfalls!

Nach Emmas Verschwinden, welches Mörike schon innerlich geknickt hatte, weil er sich selbst die Schuld an ihrem vermeintlichen Selbstmorde zuschreiben mußte, hatte Belderhoff sofort sein Darlehen gekündigt, für welches eine Kündigungsfrist nicht festgesetzt worden war. Da nun Mörike nicht imstande war, sofort Rückzahlung zu leisten, so hatte er sich dem rücksichtslosen Drängen Belderhoffs gegenüber bankerott erklären müssen. Die Fabrik war unter den Hammer gekommen und zu einem so geringen Preise losgeschlagen worden, daß nach Befriedigung der Belderhoff'schen Forderung nur eine sehr mäßige Summe übrig blieb, welche für Mörike die Beschränkung auf ein sehr einfaches, bescheidenes Leben nötig machte.

Diesen jähen Sturz von der Höhe des Reichtums in die Tiefe eines bescheidenen Lebens ertrug aber Mörikes Hochmut nicht, und an dem Tage, da er die Fabrik dem neuen Besitzer übergeben sollte, machte ein Nervenschlag seinem Leben ein plötzliches Ende.

Aber auch mit dem ehrenwerten Herrn Belderhoff hatte es nicht lange danach ein plötzliches Ende genommen, wenn auch in ganz anderer Art. Er war nämlich ins Gefängnis gewandert, und sein ganzer Reichtum war außer Landes gegangen.

Und das war so gekommen:

Einer der Verwandten des reichen Brasilianers, dessen Erbe Belderhoff geworden war, hatte sich entschlossen, persönlich nach Brasilien zu reisen, um sich an Ort und Stelle zu vergewissern, ob in Bezug auf die Erbschaft alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Nach den reichen Unterstützungen, welche ihr Vetter lange Jahre hindurch regelmäßig und stets mit den wärmsten, freundschaftlichsten Begleitbriefen herübergesandt hatte, mußte es geradezu unglaublich erscheinen, daß derselbe all sein

Hab und Gut einem wildfremden Menschen vererbt und ihrer auch nicht im entferntesten gedacht habe.

Nun fand sich glücklicherweise das Testament noch auf dem Gerichte vor, welches Belderhoff zum Erben eingesetzt hatte, erwies sich aber jetzt bei nochmaliger genauester Prüfung als gefälscht. Wer der Fälscher gewesen, konnte nicht zweifelhaft sein.

Wo aber denselben finden? In seine Heimat war er nicht zurückgekehrt, obwohl er leicht hätte erfahren können, daß der Kamerad, dessen Verwundung ihn außer Landes getrieben hatte, seiner Wunde nicht erlegen, sondern wieder völlig genesen war.

Infolge verschiedener Aufrufe in öffentlichen Blättern meldete sich endlich ein früherer Geschäftsfreund von Belderhoff, an welchen dieser von der Schweiz aus noch einmal geschrieben hatte. So wurde Belderhoffs Aufenthaltsort bekannt. Die betrogenen Verwandten brachten nun die Sache in Deutschland vor die Gerichte, nachdem das brasilianische Gericht Belderhoff als der Testamentsfälschung schuldig erklärt hatte. Durch Vermittelung des auswärtigen Amtes wurde dann der Fälscher eines Tages in der Schweiz festgenommen, sein Hab und Gut unter gerichtliche Verwaltung gestellt und er selbst von der schweizerischen Behörde ausgeliefert, damit ihm in Deutschland der Prozeß gemacht werde. Das Ende vom Liede war eine langjährige Gefängnisstrafe für den Fälscher und die Überantwortung seines ganzen Vermögens an die berechtigten Erben.

Ewald Roth war, als er Belderhoffs Geschichte erfahren hatte, nicht mehr im Zweifel, daß der gefälschte Absagebrief seiner Emma von keinem andern als von Belderhoff geschrieben worden sei. Und — der Gedanke schoß ihm jetzt plötzlich durch den Sinn — sollte nicht auch Emma einen gleichen Brief, als von ihm selbst kommend, erhalten haben? Dann war ja nicht bloß ihr gänzliches Schweigen nach dem Weggange von Frickenhaus erklärt, sondern auch die Verzweiflung, die das trostlose Mädchen in den Selbstmord gejagt hatte!

Von solchen Gedanken erfüllt und tief gebeugt, ging Ewald an das Ufer des Sees, um die Stelle zu besuchen, wo sich Emma, dem verlorenen Tuche nach zu

ſchließen, in die Wellen geſtürzt haben mußte, und die ihm ein Bekannter aus früherer Zeit genau bezeichnet hatte. Von dieſem hatte er auch erfahren, daß der Leichnam nicht aufgefunden worden war, und daß er als Emmas Grab den See anſehen müſſe.

Während er nun ſinnend und trauernd auf und ab ſchritt, beobachtete ihn ein alter Mann ſcharf, der Netze flickend in ſeinem Kahne ſaß. Seine Beobachtung mußte ihm aber bald Gewißheit gegeben haben; denn mit einem Male erhob er ſich und ſchritt auf Ewald zu.

„Irre ich nicht, ſo ſind Sie Herr Roth, der ehemalige Werkmeiſter der Fabrik von Mörike?“ ſprach er ihn an.

„Ja, der bin ich!“ antwortete Ewald. „Was wollt Ihr von mir?“

„Ei, Herr Roth, kennen Sie mich denn nicht mehr? Und Sie waren doch ſo manchmal in meinem Häuschen, um mir die Unterſtützungen von Fräulein Emma zu überbringen, wenn ſie ſelbſt nicht kommen konnte?“

Jetzt erinnerte ſich Ewald des Mannes und begrüßte ihn freundlich. Hatte er doch mit Liebe den Namen genannt, der ihm ſelber der liebſte war auf Erden.

„Ach, daß es mit Fräulein Emma ſolch ſchreckliches Ende nehmen mußte!“ rief er ſeufzend aus. „Wißt Ihr vielleicht etwas Genaueres von ihrem Tode?“

„Nein,“ ſagte der Fiſcher lächelnd, „von ihrem Tode weiß ich nichts; aber wohl weiß ich, daß ſie lebt. Habe ich ſie doch mit dieſen meinen eigenen Händen über den See gerudert am Abende vor dem Tage, an welchem ſie den ſchlechten Belderhoff durchaus heiraten ſollte!“

„Was ſagt Ihr, Mann?“ rief Ewald totenbleich und faßte den Fiſcher in furchtbarer Erregung an beiden Schultern, ihm ſcharf in die Augen ſehend. „Ihr habt Fräulein Emma Mörike damals über den See gefahren? Sie hat ſich alſo nicht, wie doch jedermann glaubt und ſagt, aus Verzweiflung in den See geſtürzt? Gottes Fluch über Euch, wenn Ihr lügt! Aber Gottes Segen über Euch, wenn Ihr die Wahrheit redet!“

„Nun ja, dann Gottes Segen über mich! Denn was ich geſagt habe, iſt die volle, reine Wahrheit.“

„Und Ihr habt das für Euch behalten?“ fuhr Ewald

fort und ſchüttelte den alten Mann, „habt auf dem Mädchen, das Euch doch ſo viele Wohlthaten erwieſen hat,

den schändlichen Verdacht des Selbstmordes ruhen lassen? Habt den armen Vater in seinem traurigen Irrtum gelassen, der ihm gewiß furchtbare Stunden verursacht, vielleicht seinen plötzlichen Tod mit veranlaßt hat?"

„Hören Sie mich erst an, Herr Roth, ehe Sie mich verurteilen!" rief der Fischer. „Daß ich der allgemeinen Meinung der Leute nicht widersprach, die nur durch das verlorene Tuch des Fräuleins herbeigeführt wurde, hatte seinen Grund darin, daß ich Fräulein Emma heilig und teuer hatte geloben müssen, von ihrer Flucht nicht eine Silbe zu verraten. Wie hätte ich ihr, der ich so großen Dank schuldig bin, nicht Wort halten sollen? Glauben Sie mir, es hat mir manchmal fast das Herz abgedrückt, wenn ich hörte, wie man sie wegen des vermeintlichen Selbstmordes verurteilte; aber ich glaubte, ihr das gegebene Versprechen halten zu müssen und habe es treulich bis heute gehalten."

„Und warum brecht Ihr es denn jetzt doch?" fuhr Ewald dazwischen.

„Nehmen Sie's nicht ungütig, Herr Roth. „Ich meinte gemerkt zu haben, daß Sie Fräulein Emma nicht gleichgültig waren. Wie hätte sie Sie sonst zum Überbringer ihrer Wohlthaten gebraucht? Als ich Sie nun vorhin so betrübt auf und ab gehen sah, ließ es mir keine Ruhe; denn ich dachte, mein Geheimnis würde wohl dazu dienen, Ihren Kummer zu lindern. Und es thut ja jetzt auch nichts mehr, wenn die Wahrheit ans Licht kommt. Denn Fräulein Emma ist jetzt längst bei ihrem Bruder Franz in New-Orleans und ohnehin vor dem Belderhoff in Sicherheit."

„Woher wißt Ihr das?" fragte Ewald rasch, dem bei den Worten des Fischers das Blut verräterisch in die Wangen gestiegen war.

„Nun, daß sie dorthin wolle, hat sie mir selbst vertraut, und daß sie auch richtig dorthin gekommen ist, sollte jedenfalls der Brief aus Amerika melden, welcher am Todestage des Herrn Mörike ankam, aber leider zu spät, um ihm die Wahrheit zu verkünden, und welcher deshalb wieder zurückgeschickt werden mußte."

„Aber wie konntet Ihr dem armen Vater die Wahr-

heit vorenthalten und ihn den schweren Gewissensbissen überlassen, die ihn jedenfalls gequält haben?"

„Fräulein Emma hatte mir versprochen, daß sie sogleich, wenn sie glücklich bei ihrem Bruder angekommen sein würde, an ihren Vater schreiben und ihn um Verzeihung bitten wolle. Das hat sie auch gehalten. Daß es mit ihrem Vater zu Ende sein würde, ehe er ihren Brief erhielt, konnte sie ja nicht ahnen. Es mag ihr bitter genug gewesen sein, als sie den plötzlichen Tod des Vaters erfuhr, seine Verzeihung nicht mehr erlangt zu haben. Aber, das glauben Sie mir, an seinen Gewissensbissen ist Herr Mörike jedenfalls nicht gestorben, sondern an seinem Hochmute, der es nicht ertragen konnte, plötzlich ein bescheidenes Leben führen zu sollen. Das sagt wenigstens alle Welt.— Ach, wie froh wäre unser eins gewesen, wenn ihm das beschieden gewesen wäre, was Herrn Mörike nach seinem Bankerotte noch blieb!"

Durch des Fischers Erzählung etwas beruhigt, aber doch noch immer in gewaltiger Erregung, stand Ewald eine Weile sinnend da; dann dankte er dem Fischer für die Aufklärung, die er von ihm erhalten hatte, beschenkte ihn so reich, als er es vermochte, und stürmte davon.

8.

Wir müssen nun den freundlichen Leser bitten, sich mit uns im Geiste auf eine weite Reise zu begeben, die über den großen Atlantischen Ozean hinüber in den Golf von Mexiko führt, dorthin, wo an dem größten Strome Nord-Amerikas, an dem Mississippi, der seine schlammigen Fluten in diesen Golf ergießt, die große Handelsstadt New-Orleans liegt.

Dort lag nicht weit von dem Hafen ein stattliches Kaufhaus, das mit großen vergoldeten Buchstaben die Aufschrift trug: „Barnard-Mörike."

Der zweite dieser Namen sagt dem freundlichen Leser, ohne daß wir es besonders versichern, daß hier der junge Mörike, von welchem im ersten Kapitel die Rede gewesen ist, die erwünschte Zuflucht gefunden hatte, als er sich durch die Härte des Vaters genötigt sah, dem Elternhause

den Rücken zu kehren. Er hatte die herzlichste Aufnahme gefunden bei dem Bruder seiner Mutter, der den ersten der beiden vorhin genannten Namen führte.

Denn das Heimweh, welches drüben jenseits des Ozeans die Deutschen und in noch höherem Maße die an ihrer schönen Heimat so besonders fest hangenden Schweizer erfaßt, auch wenn sie in den glücklichsten Verhältnissen leben, hatte auch Herrn Barnard ergriffen und ihm den heißen Wunsch eingegeben, wenigstens jemand von seinen schweizerischen Verwandten bei sich zu haben, da er an eine Rückkehr in die europäische Heimat, vorläufig wenigstens, noch nicht denken konnte. Er hatte aber keine andere Verwandte mehr, als die Kinder seiner Schwester. Deshalb bestürmte er wiederholt seinen Schwager Mörike, der ihm freilich persönlich unbekannt war, weil derselbe erst *nach seiner Auswanderung die Schwester geheiratet hatte*, daß er ihm seinen Sohn schicken möge, für welchen er, der kinderloser Witwer war, dann wie ein Vater sorgen wolle.

Welch ein Jubel, als er nun endlich durch die Ankunft des erbetenen Neffen seinen Wunsch erfüllt sah! Zwar wurde dieser Jubel etwas gedämpft durch die Erzählung desselben, daß er im Unfrieden von seinem Vater geschieden sei; allein Barnard mußte doch im Grunde seines Herzens dem jungen Manne Recht geben, daß er unter solchen Umständen den Vater verlassen hatte; ja, genau besehen, freute er sich über das entschlossene Wesen, das derselbe dadurch bewiesen.

Die Liebe, welche Franz Mörike in überreichem Maße von dem Onkel erfuhr, machte es ihm nicht so schwer, als er es sich drüben in der Heimat gedacht hatte, sich nun doch dem Kaufmannsstande zu widmen und damit den Lieblingswunsch des Onkels zu erfüllen. Seine Vertrautheit mit der französischen und englischen Sprache, sowie die kaufmännischen Kenntnisse, welche trotz seines Widerwillens in der Schule hängen geblieben waren, erleichterten es ihm nicht wenig, unter der liebevollen Leitung des Onkels in dem erwählten Berufe vorwärts zu kommen.

Daß ihn der Onkel schon nach zwei Jahren zum Geschäftsteilhaber annahm, und nun sein Name neben dem des Onkels auf dem Firmenschilde glänzte, war für

ihn ein neuer Sporn, alle Kraft des Willens aufzubieten, damit er ſich dieſer Ehre würdig erweiſe. Daß er nur ſehr ſelten an ſeine Schweſter Emma in der Heimat ſchrieb, geſchah auf den ausdrücklichen Wunſch des Onkels, der ihn dadurch vor dem Heimweh meinte bewahren zu können, deſſen Macht er ſelbſt in ſo hohem Maße kennen gelernt hatte, und von dem er deshalb befürchtete, daß es den Neffen wieder von dannen treiben könne.

Treten wir nun in das ſtolze Kaufhaus ein, ſo finden wir dort Onkel und Neffen in ernſter, trauriger Stimmung; denn droben hatten ſie eine ſchwer Kranke liegen, die ihren Herzen ſehr nahe ſtand, und für die ſie doch die ernſteſten Beſorgniſſe hegen mußten.

Doch wir laſſen beide einſtweilen in ihrer Traurigkeit allein und ſehen uns nach derjenigen um, welche hier bei dem Onkel und Bruder eine Zuflucht hatte ſuchen wollen, nach Emma Mörike.

Sie war auf ihrer eiligen Flucht aus dem Vaterhauſe glücklich nach Hamburg gekommen, hatte dort, wie auch ihr Bruder, in dem befreundeten Handelshauſe liebevolle Aufnahme und nach kurzem Verweilen in demſelben ein Schiff gefunden, welches ſie in einer glücklichen Fahrt an die Geſtade Nord-Amerikas nach New-York führte.

Auch dort traf ſie es glücklich, daß, als ſie verſchüchtert und ſich ängſtlich umſchauend am Landeplatze ſtand, ein Deutſcher ſie anſprach und ſich ihrer treulich annahm, nachdem ſie ihm ihr Reiſeziel genannt hatte. Nur wenige Stunden brauchte ſie zu warten, bis ein Dampfboot ſeine Fahrt nach Havanna antrat, und mit Hilfe ihres Beſchützers fand ſie auf demſelben noch einen Platz.

Sie hätte ſich zwar lieber noch einige Erholung in New-York gegönnt, da ihr die Seekrankheit übel mitgeſpielt hatte; allein ihr Beſchützer riet ihr dringend, die ſo günſtige Gelegenheit zur Weiterfahrt nicht unbenützt zu laſſen, da es zweifelhaft ſei, ob ſich in der nächſten Zeit eine gleiche darbieten werde.

Müde und angegriffen betrat ſie das Verdeck des Dampfboots und wankte mehr als ſie ging, nach der ihr angewieſenen Kabine. Zwei Augen folgten ihr auf dieſem Gange beſorgt nach. Es waren die des Oberſteuermanns

auf dem Schiffe, auf welchen Emmas Erscheinung von dem Augenblicke an, da sie das Verdeck betrat, einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte. Der Grund davon war,

wie er später Emma selbst sagte, die überraschende Ähnlichkeit, welche diese mit seiner vor kurzem erst verstorbenen Schwester hatte.

Die Teilnahme des Obersteuermanns Jones für Emma, die er auch dem Kapitän des Schiffes einzuflößen wußte, nahm während der Fahrt nach dem Süden von Tage zu Tage zu.

Der Zug wehmütiger Trauer, welcher auf dem bleichen Gesichte des Mädchens lag und auch nicht verschwand, als sie sich von der körperlichen Schwäche, die sie auf das Schiff mitgebracht hatte, allmählich erholte; die scheue Zurückhaltung, welche sie den Mitreisenden gegenüber beobachtete, obschon sie des Englischen mächtig genug war, um sich in dieser Sprache unterhalten zu können; der sinnende Ernst, mit welchem sie, wenn es das Wetter irgendwie erlaubte, an einer einsamen Stelle des Verdecks saß und entweder ihre Blicke über die weite Meeresfläche ins Leere schweifen ließ, oder in Briefen las, welche sie einer verschließbaren Ledertasche entnahm, die sie stets umgehängt trug; die Thränen, welche bei solchem Lesen in der Regel über ihre Wangen rollten: alles dies zusammen mit der erwähnten überraschenden Ähnlichkeit machte auf den Obersteuermann einen immer tieferen Eindruck. Er konnte, wenn er auf seinem Posten am Steuerrade stand, Emmas Platz stets im Auge haben und ganz unbemerkt seine Beobachtungen anstellen.

Ein kleiner Dienst, den er Gelegenheit fand, Emma zu leisten, und der ihn veranlaßte, sie anzureden, eröffnete die persönliche Bekanntschaft, welche Jones schon längst herbeigesehnt hatte. Der zarten, teilnahmevollen Aufmerksamkeit gegenüber, die ihr der Obersteuermann widmete, wich schnell die Scheu, womit Emma dessen Annäherung zuerst aufgenommen hatte, und es vergingen nur wenige Tage, da war Jones der stete Gesellschafter Emmas auf dem Verdeck, sofern es sein Dienst nur irgendwie gestattete.

Zwar zog er sich dadurch manche Neckerei von seiten des freundlichen Kapitäns zu; aber als dieser erst selbst einmal die nähere Bekanntschaft Emmas gemacht hatte, war er, so oft es ihm möglich war, der dritte im Bunde

und mußte seinem Obersteuermann Recht geben, wenn dieser das Lob des Mädchens in allen Tonarten sang.

Von ihrem früheren Leben schwieg Emma, und weder Jones noch der Kapitän war aufdringlich genug, sie deshalb zu befragen. Die stille Trauer, welche wie ein Schleier über ihre Züge gebreitet war, sagten zur Genüge, daß dasselbe kein sonniges gewesen, daß es vielmehr von harten Schicksalsschlägen heimgesucht worden sei.

Schon hatte das Schiff die Südspitze der Halbinsel Florida passiert und war in den Golf von Mexiko eingelaufen, so daß man in kurzem die Insel Cuba und deren Hauptstadt Havanna, wohin das Dampfboot bestimmt war, zu erreichen hoffen durfte, da gestand Jones in offener, treuherziger Seemannsweise Emma seine Liebe und bat sie, sein Weib zu werden.

Aber wie bereute er auf der Stelle sein Geständnis, als er sah, wie Emma totenbleich und von heftigem Zittern befallen wurde, sich rasch erhob und mit bebender Stimme sagte:

„O schweigen Sie davon! Ich habe Einem Treue gelobt, und die werde ich niemals brechen, wenn er auch seines Gelöbnisses vergessen konnte!"

Mit diesen kurzen Worten waren für Jones der Ernst und die Traurigkeit Emmas hinlänglich erklärt, aber ihm auch diese Gewißheit gegeben, daß er für sich jede Hoffnung aufgeben müsse.

Wenn er nichts desto weniger nach wie vor Emmas Gesellschaft suchte, ohne aber jemals wieder auch nur eine Andeutung seiner Gefühle zu versuchen, so war dies ein Zeichen, wie aufrichtig und rein diese Gefühle waren, aber auch zugleich das beste Mittel, die Scheu zu verscheuchen, womit Emma anfänglich seiner Begegnung ausgewichen war. Als das Reiseziel in Sicht kam, war das zutrauliche Freundschaftsverhältnis wieder völlig hergestellt, welches sich während der Fahrt allmählich gebildet hatte.

Der Handelsverkehr zwischen Havanna und New-Orleans war ein so lebhafter, daß Emma in erster Stadt nicht lange auf eine Fahrgelegenheit zu warten nötig hatte. Jones hatte sich nach dem Einlaufen des Dampfboots in den Hafen von Havanna, sobald es ihm der Dienst ge-

ſtattete, an Land zu gehen, nach einem Schiffe erkundigt, welches Emma dem Endziele ihrer Reiſe zuführen könne, auch ein ſolches gefunden und für Emma einen Platz auf demſelben geſichert. Unter dem Vorgeben, ſelbſt Geſchäfte in New-Orleans zu haben, hatte er aber zugleich auch für ſich ſelbſt einen Platz genommen. Da ſein eigenes Schiff länger in Havanna verweilen mußte, hatte er von ſeinem Kapitän den erbetenen Urlaub gerne erhalten.

Ob er hoffte, Emma werde doch noch anderen Sinnes werden und vielleicht eine erneute Werbung annehmen?

Jedenfalls war es für dieſe ein großer Troſt, die Reiſe nach New-Orleans nicht alleine machen zu müſſen. Denn die Hitze, welche ſie unter dieſen Breitengraden zu ertragen hatte, bekam ihr ſchlecht. Schon ehe man in den Hafen von Havanna eingelaufen war, hatte ſie viel von derſelben zu leiden gehabt, und eine Mattigkeit war über ſie gekommen, die ihr wie Blei in den Adern lag.

Jetzt, wo die Sonne den ganzen Tag brütend über den Gewäſſern des Golfs lag und alle Räume des Schiffes ſo durchglühte, daß ſelbſt die Nacht keine Minderung der Hitze bringen konnte, nahm Emmas Mattigkeit täglich zu; leichte Fieberſchauer ſtellten ſich bei ihr ein und ſchwächten ihre Kräfte derart, daß ſie ſich kaum mehr aufrecht erhalten konnte, als das Schiff in den Miſſiſſippi einfuhr.

Mit unveränderlicher Sorgfalt bemühte ſich ihr Reiſegefährte Jones um ſie und ſuchte ihr mit allen erdenklichen Mitteln ihre Lage zu erleichtern. Was ſie jedoch mehr als alle dieſe Mittel ſtärkte, war der Troſt, den er ihr geben konnte, daß das Schiff ſchon am nächſten Tage New-Orleans erreichen würde und ſie ſich dann bei ihrem Bruder gründlich erholen könne.

An der Wahrheit dieſes Troſtes mußte freilich der etwas zweifelhaft werden, welcher beobachtete, wie langſam und ſchwerfällig ſich der Dampfer durch die trüben, ſchlammigen Wogen des Fluſſes hinaufarbeitete, und wie den Rauchfängen desſelben fortwährend dunkler Rauch entſtieg, als ein Beweis dafür, daß die Maſchinen zur Entfaltung ihrer ganzen Kraft genötigt wurden.

Emma hatte ſich gegen Abend, von Jones geführt und geſtützt, auf das Verdeck begeben, um die beginnende

Abendkühle zu genießen, die nicht in die heißen Kajüten dringen konnte.

Da plötzlich ein furchtbarer Knall, der das ganze Schiff erzittern machte! Zugleich regnete es Holz und Eisenstücke, ja zerrissene menschliche Glieder auf das Verdeck und weit über dasselbe hinaus in die trüben Fluten des Stromes. Ein überheizter Kessel war zersprungen. Im Nu stieg eine Flammensäule aus dem Schiffsraume auf, ergriff die Maste und Stangen des Schiffes mit riesiger Schnelle, und nach wenigen Minuten mußte das ganze Verdeck ein gewaltiges Feuermeer sein, da die Flammen bereits an den ausgedörrten Deckplanken gierig leckten.

„Rette sich, wer kann!" schallte es schauerlich aus dem Sprachrohre des Kapitäns, den der furchtbare Knall sofort aus der Kajüte heraufgetrieben hatte und dem sich nun alsbald die Gewißheit aufdrängte, das Schiff sei rettungslos verloren. An die Boote zu kommen und dieselben auszusetzen, war schon nicht mehr möglich.

Emma und Jones waren von den niederfallenden Trümmern verschont geblieben und beide unverletzt. Als nun auf den Ruf des Kapitäns die unverletzt Gebliebenen rechts und links über Bord sprangen, um dem schrecklichen Feuertode zu entgehen, faßte Jones plötzlich die von Entsetzen starre Emma um den Leib und schwang sich mit ihr über die Brüstung des Schiffes hinab in den Strom. Ein rüstiger Schwimmer, wie er war, tauchte er bald mit seiner teuren Last wieder empor, und als es ihm gelang, eine dahertreibende Schiffsplanke zu ergreifen, arbeitete er sich mit Hilfe derselben dem nicht allzu fernen Ufer zu.

Von einem Dörfchen aus, welches hier am Ufer lag, hatte man den Unfall des Schiffes wahrgenommen und sogleich alle verfügbaren Kähne in Bewegung gesetzt, die vom Feuer- wie vom Wassertode gleicherweise bedrohten Unglücklichen zu retten.

Auch Jones und Emma wurden von einem der Rettungskähne aufgefischt, aber für letztere schien es keine Rettung mehr zu geben; als eine Tote wurde sie in den Kahn gehoben, der, weil er seine volle Ladung hatte, sogleich dem Ufer zusteuerte.

Emma wurde in eine Hütte getragen, und ihr er-

fahrener Retter wandte sogleich die geeigneten Mittel an, sie, wo möglich, ins Leben zurückzurufen. Nach langen

unausgesetzten Bemühungen gelang dies auch endlich, und die mitleidige Hüttenbewohnerin nahm sich nun der Geretteten treulich an.

Schon am Abend des nächsten Tages kam von New-Orleans, wohin die Kunde von dem Schiffsunglück bereits gedrungen war, ein Dampfer herab, um die Geretteten zu sammeln, und Jones hatte die unsägliche Freude, Emma wieder soweit hergestellt zu finden, daß sie, wenn auch mit vieler Mühe, auf das rettende Schiff gebracht werden konnte.

Bei der Ankunft desselben in New-Orleans standen schon Wagen bereit, die Geretteten aufzunehmen, und bald lag Emma in den Armen des Bruders und Onkels, zu denen sie der treue Jones geleitet hatte.

Daß von den überaus Glücklichen, aber doch auch schwer Besorgten sogleich alle ärztliche Kunst aufgeboten wurde, üble Folgen des schrecklichen Unfalls von der teuren Schwester und Nichte fern zu halten, braucht nicht erst versichert zu werden. Allein der Arzt fand ihren Zustand höchst bedenklich und verordnete vor allen Dingen gänzliche Ruhe und Stille.

Da mußte denn der treue Lebensretter darauf verzichten, der Kranken Lebewohl zu sagen. Der warme Dank der Herren Barnard und Mörike war der einzige Lohn, der ihm für seine Aufopferung zu teil ward, als er, um den Urlaub seines gütigen Kapitäns nicht zu überschreiten, nach wenigen Tagen wieder zurückkehrte.

9.

Emmas kräftige Natur überwand zwar unter der sorgsamen Pflege, welche ihr geboten wurde, mit Gottes Hilfe die unmittelbare Lebensgefahr, in der sie Wochen lang geschwebt hatte. Allein es blieb eine Schwäche bei ihr zurück, die keinem Heilmittel weichen wollte.

Die Erzählung ihrer Schicksale, bei welcher alle die schmerzlichen Erinnerungen wieder lebendig wurden, die sie aber doch den Verwandten geben mußte, hätte sie beinahe wieder aufs Krankenlager zurückgeworfen, so sehr wurde sie durch dieselbe angegriffen.

Etwas mehr Ruhe und Kraft gewann sie erst wieder, als sie einen Brief an ihren Vater schreiben konnte, worin sie um Verzeihung bat. Denn so schwer auch die Untreue ihres einstigen Verlobten auf ihrem Herzen lag, den sie durchaus nicht vergessen konnte, und dessen Briefe das Einzige gewesen waren, was sie bei dem Schiffsunglücke gerettet hatte, noch schwerer lag ihr doch jetzt das auf dem Herzen, daß sie den alternden Vater allein gelassen, dessen zuerst erfahrene reiche Liebe ihr jetzt in einem so hellen Lichte erschien, daß vor demselben die Erinnerung an die später bewiesene Härte gänzlich erbleichte.

Welch ein Glück für sie, daß sie nun den teuren Bruder hatte, dem sie ihr gepreßtes Herz ausschütten, mit dem sie die traurige Vergangenheit rückhaltlos besprechen konnte! Die Last ihrer Sorge und ihres Schmerzes allein tragen zu müssen, würde jetzt ihre Kraft überstiegen haben.

Wer beschreibt aber ihren Kummer und Jammer, als nach ein paar Monaten der an ihren Vater geschriebene Brief zurückkam, von der Postbehörde, die ihn hatte erbrechen müssen, um Ort und Namen des Absenders zu erfahren, mit dem Vermerke versehen: „Adressat verstorben!“

Die gewaltige Erschütterung warf sie denn auch richtig wieder auf das Krankenlager, und niemand anders als sie war es, um die wir im vorigen Kapitel Onkel und Neffen so besorgt gefunden haben.

Obwohl aber der Arzt diesmal mit Sicherheit ihren Tod erwartet hatte, erholte sich die Kranke doch wieder so weit, daß sie teilweise außer Bett sein konnte. Ja, wer die frischroten Wangen sah und die wahre Bedeutung dieser „Grabrosen“ nicht kannte, die so grell von der wachsbleichen Gesichtsfarbe abstachen, konnte sie sogar für eine völlig Genesene halten.

Gleichwohl wankte sie dem Grabe zu, was sie selber an der täglich zunehmenden Schwäche am besten merkte. Bruder und Onkel *wollten* es wenigstens nicht merken, weil ihnen das Leben durch die Anwesenheit Emmas erst rechten Wert gewonnen hatte, und sich die Gedanken soviel wie möglich ferne zu halten suchten, daß es auch wieder anders werden könnte, daß sie wieder, wie ehedem, das

liebliche Familienleben entbehren müßten, welches ihnen jetzt durch die Gegenwart Emmas bereitet war und in dieser seinen Mittelpunkt hatte.

Wenn Franz, wie er es oft im Laufe des Tages that, aus den Geschäftsräumen heraufsprang, nach der Schwester zu sehen und ihr ein halbes Stündchen Gesellschaft zu leisten, fand er sie sehr häufig über ihren Briefen. Dieselben hatten zwar von dem schmutzigen Wasser des Mississippi, das durch Emmas unzertrennliche Begleiterin, die Ledertasche, eingedrungen war, ziemlich stark Not gelitten, waren aber immerhin leserlich geblieben.

Die Thränen, welche dann fast immer in Emmas Augen glänzten, sprachen deutlicher, als Worte es gekonnt hätten, davon, wie schmerzlich für sie die Erinnerung war, welche an diesen Briefen haftete, und wie sehr dieselbe dazu beitrug, den Lebensmut niederzudrücken, welcher sonst bei der traurigen Krankheit, die Emma zweifellos in sich trug, in der Regel um so mehr wächst, je schneller die Krankheit fortschreitet.

Wenn dann aber Franz, um die Thränen der Schwester zu trocknen, auf den zu schelten begann, welchem sie galten, so wollte Emma davon nichts hören und wies die harten Worte, die dem erregten Bruder sehr häufig mit unterliefen, sanft, aber entschieden ab.

„Wer weiß," sagte sie, „was ihn getrieben hat, den schrecklichen Brief zu schreiben? Konnten nicht in der That Umstände für ihn eintreten, die ihn zwangen, das so unsichere Verhältnis zu mir abzubrechen?"

„Freilich," fügte sie dann wohl mit leiser Stimme hinzu, „er hätte mir ein wenig anders schreiben können, hätte das furchtbare Abschiedswort in eine etwas mildere Form kleiden dürfen. Er hätte dies auch gewiß gethan, wenn er so wie ich gewußt hätte, mit welch starken Banden mein Herz an ihm hing."

Eines Tages meldete der Hausdiener einen Besuch an, der Herrn Mörike persönlich zu sprechen wünsche und dringend um eine Unterredung bitten lasse. Seinen Namen wolle er dann selbst sagen.

Als Franz in das Sprechzimmer trat, fand er einen jungen Mann vor, dem von dem hübschen bleichen Gesichte,

dessen Farblosigkeit wegen des schwarzen Schnurrbartes noch auffallender hervortrat, die heftigste Erregung abzulesen war.

„Habe ich die Ehre, Herrn Franz Mörike vor mir zu sehen?“ fragte der Fremde.

„Der bin ich. Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Ewald Roth, ein Name, der Ihnen vielleicht nicht ganz fremd ist.“

„Ewald Roth?“ fragte Franz gedehnt, indem ihm das Blut zum Kopfe stieg. „Nein, fremd ist mir dieser Name keineswegs, sondern leider nur zu sehr bekannt. Aber daß sein Träger es wagen würde, sich mir selbst vorzustellen, hätte ich mir nie träumen lassen. Doch entschuldigen Sie mich für ein paar Augenblicke!“

Damit hatte er schon das Thürschloß in der Hand und eilte hinweg.

Wir benutzen die Zeit seines Fernseins, um den Lesern rasch zu erzählen, wie Ewald Roth hierher nach New-Orleans gekommen war.

Als er von dem alten Fischer Emmas Schicksal erfahren hatte und in der heftigsten Erregung davonging, war sogleich sein Entschluß gefaßt, die Geliebte aufzusuchen auch jenseits des Ozeans. Sie mußte wissen, daß er ihr die gelobte Treue gehalten habe, wie er dies auch von ihr mit vollem Vertrauen annahm, nachdem er gewiß geworden war, daß ihr Ablagebrief gefälscht sei, und daß sie Heimat und alles verlassen habe, um nicht ihr Wort brechen zu müssen.

Was sollte ihn auch hier in der Heimat festhalten? Seine Eltern waren tot; seine zwei Schwestern waren glücklich verheiratet und lebten in guten Verhältnissen; die Schlosserei seines Vaters fortzusetzen und das Lebenslos eines gewöhnlichen Handwerkers zu ergreifen, war ein Gedanke, den er sich nicht wohl abringen konnte. Zwar hatte er das väterliche Haus übernommen und die Schwäger mit dem abgefunden, was er sich erspart hatte, sowie mit seinem Anteile an dem Erlös des Ackergütchens, welches sein Vater unter der Hand erworben hatte und welches nach dem Tode der Mutter versteigert worden war. Allein die gute Lage des väterlichen Hauses mitten in der Stadt

und die gute Kundschaft, welche mit überlassen wurde, sicherten ihm einen Erlös aus dem Hause, der den Preis, um welchen er es übernommen hatte, weit überstieg und der ihm reichlich die Mittel gewährte, die Reise nach Amerika zu machen. War dann auch vielleicht, wenn er dorthin kam, Emma für ihn verloren, so fand er doch gewiß durch seine Geschicklichkeit lohnenden Verdienst und ein sorgenloses Auskommen für die eigene Person so gut wie auch hier.

Diesen Erwägungen folgte schnell die Ausführung, bei welcher sich die Rechnung, welche er gemacht hatte, als richtig erwies.

Mit Mitteln versehen, die ihm drüben im fremden Lande erlaubten, noch eine geraume Weile auch ohne Verdienst zu leben, nahm er von den Schwestern, die ihn vergeblich zurückzuhalten versucht hatten, von den Gräbern der Eltern, auf denen er noch einmal seinen Thränen freien Lauf ließ, von der Heimat, die ihm jetzt nichts mehr bot, was sein Herz hätte fesseln können, kurzen Abschied und langte nach einer im ganzen glücklichen Seereise in New-Orleans an, wo er schon bald, nachdem er den Hafen verlassen hatte, das Haus fand, das den ihm so teuren Namen an der Stirne trug.

Es dauerte nicht viel länger, als der Leser Zeit nötig gehabt hat, diesen Bericht zu lesen, da trat Franz Mörike wieder herein mit einem Briefe in der Hand, den er nun etwas ungestüm Gwald vor die Augen hielt.

„Kennen Sie diesen Brief?“ fragte er heftig.

Gwald wich zurück, nachdem er die wenigen Zeilen des Briefes rasch mit den Blicken überflogen hatte, schlug schmerzlich bewegt die Hände zusammen und rief:

„Also doch, wie ich es vermutet!“

„Nein, Herr Mörike,“ fuhr er dann fort, den finsteren Blicken seines Gegenüber mit vollem, ruhigem Aufschlag seiner Augen begegnend, „ich kenne diesen Brief, obwohl er meinen Namen und meine Schriftzüge trägt, ebensowenig, wie Ihr Fräulein Schwester, die ich bei Ihnen suche und wohl auch bei Ihnen jetzt vermuten darf, diesen kennen wird.“

Damit griff er nach seiner Brieftasche und entnahm

derſelben einen Brief, den er Mörike mit der Bitte überreichte, ſeine Schweſter zu fragen, ob ſie denſelben kenne und geſchrieben habe.

Franz, welcher die paar Worte des Briefes ſchnell

überblickt hatte, schüttelte ernst den Kopf, schaute noch einmal so scharf, als wollte er in seinem tiefsten Herzensgrunde lesen, Ewald an und verließ dann wieder das Zimmer.

Und was geschah nun?

Nach kurzer Zeit öffnete sich wiederum die Zimmerthüre, und, von dem starken Arme des Bruders mehr getragen als geführt, trat Emma ein, den Brief in der Hand, welchen ihr der Bruder überbracht hatte.

Aber kaum hatte sie Ewald erblickt, als sie sich von dem Arme des Bruders losmachte und mit dem lauten Aufschrei: „Ewald! Mein Ewald!“ diesem entgegenstürzte, der sie in seine geöffneten Arme auffing.

Es war jedoch — — — eine Leblose, die er nun an seinem Herzen liegen hatte. Die furchtbare Erschütterung dieses Auftrittes hatte den schwachen Lebensfaden zerrissen.

Wir könnten damit unsere Erzählung schließen, mit der Gewißheit, daß der freundliche Leser die Überschrift gerechtfertigt finden wird, die wir derselben gegeben haben: „Gefunden und doch verloren!“

Wir wollen aber nur noch nachtragen, daß Ewald Roth, nachdem er dem Onkel und Neffen erzählt hatte, wie alles gekommen war, und welche Schurkerei sich trennend zwischen Emma und ihn gedrängt hatte, von beiden Männern als Verwandter aufgenommen wurde und reichlich die Liebe empfing, die er jetzt so sehr bedurfte.

Denn auch für seinen kräftigen Körper war dieser Ausgang zu viel. Ein heftiges Nervenfieber warf ihn auf das Krankenlager, und nur der treuen, sorgsamen Pflege, die ihm zu teil wurde, hatte er es nächst Gottes Hilfe zuzuschreiben, daß ihm nicht jetzt schon der geheime Wunsch seines Herzens erfüllt wurde, die Verlorene dort wiederzufinden, wo es keine Trennung mehr giebt.

Als ein tiefernster Mann, dem es jeder ansehen konnte, daß er für Leib und Seele Schweres erlitten habe, erstand er wieder von seinem Krankenlager. Durch die Hilfe Barnards fand er, nachdem er völlig genesen war, lohnende Beschäftigung in einer Maschinenfabrik, die er dann, als der Besitzer sich aus dem Geschäfte zurückzog, mit Hilfe der Kapitalien, welche ihm Barnard und Mörike bereitwillig selbst zur Verfügung stellten, für sich erwarb und

ſchwunghaft betrieb. Tüchtige Arbeit erwies ſich auch bei ihm als das beſte Heilmittel für die ſchwere Herzenswunde, die ihm geſchlagen worden war, und die, wenn ſie auch nie gänzlich zuheilte, doch allmählich mehr und mehr den brennenden Schmerz verlor, den ſie Jahre lang verurſacht hatte.

Oft wurde es ihm nahe gelegt, in die Ehe zu treten, zumal nachdem Franz Mörike den gleichen Schritt gethan und dadurch ein reiches Lebensglück gefunden hatte. Aber das unvergeßliche: „Ewald! Mein Ewald!“ ließ ihn jede derartige Aufforderung ablehnen.

4. Silbenrätſel.

Mein Erſtes iſt ein Inſtrument,
Das jedem iſt vonnöten,
Der nicht vor ſeinem eig'nen Bild
Will grauen und erröten,
Ein Inſtrument, das er täglich muß brauchen,
Soll er zu geſitteten Menſchen taugen.

Mein Zweites, auch ein Inſtrument,
Kommt jedem ſehr gelegen,
Der nicht auf eig'nen Sohlen ſich
Von Ort zu Ort mag bewegen.
Wird's zwei- oder drei- oder vierfach genommen,
Du kannſt auf jede Art voran mit kommen.

Mein Ganzes, wieder ein Inſtrument,
Das nimmer fort darf bleiben,
Wo man durch Kräfte der Natur
Ein kunſtvoll Werk will treiben;
Es iſt ſehr verſchieden an Größe und Stärke,
Weil's immer ſich richtet nach ſeinem Werke.

Nun änd're in dem Ganzen nur
Das mittelſte der Zeichen,
So wird das tote Inſtrument
Dem guten Freunde weichen,
Bei dem Du am liebſten magſt verweilen
Und Leid wie Freude wohl mit ihm teilen.

5. Ein anderes Rätsel.

a, au, de, des, eu, he, i, ka, lus, ma, ma, nia, na, na, nie, pa, ra, se, thee, ve.

Vorstehende 20 Silben sind die Anfangs- und Endsilben von 10 dreisilbigen Wörtern, welche sämtlich die nämliche Mittelsilbe haben. Diese Wörter nennen dir: 1) einen König aus der heiligen Geschichte; 2) eine Frucht; 3) eine Blume; 4) eine Stadt Italiens; 5) einen lateinischen Vornamen; 6) einen Wohlgeruch; 7) eine Göttin der alten Mythologie; 8) eine Art des Spottens; 9) einen unangenehmen Körperzustand; 10) einen Erdteil.

Nun suche diese 10 Wörter zusammen!

6. Altes Gold.

Wer kein Kreuz hat, muß sich eins schnitzen,

sagt die Weisheit auf der Gasse und spricht damit eine Wahrheit aus, die man in der That so ziemlich auf allen Gassen bestätigt finden kann, ohne daß man lange sucht.

Es ist nämlich doch leicht ersichtlich, daß das Sprichwort nicht ein wirkliches Kreuzchen meint, das man sich aus zwei Stückchen Holz mit dem Messer zurechtschnitzen kann, sondern das Kreuz, das man in den Tagen des Leids und der Trübsal zu tragen bekommt, und unter dessen Last man manchmal meint mit seinem wunden Herzen erliegen zu müssen.

Nun wird's ja freilich kaum einen Menschen geben, der mit solchem Kreuz gänzlich verschont bleibt. Denn der treue Gott, der das trotzige, hochmütige Menschenherz so genau kennt und so gut weiß, wie wenig es anhaltend gute Tage vertragen kann, der sorgt schon dafür, daß jedem zu seiner Zeit das Kreuz zufällt, das ihn hübsch klein und demütig machen oder erhalten, das ihn gewiß machen soll, daß hier auf Erden für ihn erst der schwere, saure Pilgerweg ist, aber noch keineswegs seine rechte Heimat.

Allein die Zeit Gottes, in welcher er es für gut und nötig findet, Kreuz und Trübsal als heilsame Zuchtmittel über den Menschen kommen zu lassen, verzieht doch oft

lange, zu kommen. Es ist ja Gottes Vaterart, daß er zuerst mit Wohlthun und Segnen das Herz des Menschen heimsucht, ehe er das Kreuz auflegt, daß er zuerst durch Wohlthun und Segnen die kindliche Liebe im Herzen hervorlocken und fest werden lassen will, die dann auch das Kreuz als aus seiner Hand dahinnimmt und es nicht mehr unwillig und verdrossen nach sich schleppt, sondern geduldig und ergeben trägt.

Solche Zeiten, in denen Gott der Herr mit dem Stabe „Sanft" die Menschen leitet und ihn in den Seilen seiner segnenden Liebe gehen läßt, hat nun ohne Zweifel das Sprichwort im Auge, wenn es sagt: Wer kein Kreuz hat, der muß sich eins schnitzen, d. h. muß sich selber eins bereiten.

Aber wie? fragst Du. Muß? Er muß sich eins schnitzen? Ist denn das eine unbedingte Notwendigkeit? Kann ich denn nicht die Segnungen und Wohlthaten, womit mich Gottes Liebe überhäuft, mit dankbarem Herzen dahinnehmen und sie mir zu einem Bande werden lassen, das mich täglich fester und inniger an meinen Gott fesselt, täglich stärker und unwiderstehlicher auf seine heilgen Wege zieht, täglich näher und näher zum Ziele der himmlischen Berufung hinleitet?

Ja, gewiß kannst Du das, lieber Freund; aber thust Du's denn auch wirklich zu jeder Zeit?

Werden Dir die Wohlthaten und Segnungen Deines Gottes nicht nur allzu schnell etwas Gewohntes, das Du als etwas ansiehst und dahinnimmst, was gar nicht anders sein könne? Kommt's dann nicht so, daß Dein Danken immer schwächer und schwächer wird, ja daß Du am Ende das Danken ganz vergissest?

Und siehe, wenn Du erst das Danken verlernt und vergessen hast, wo bleibt da die kindliche Liebe zu Gott? wo bleibt da der Eifer, ihm in Gehorsam und Treue zu dienen? Hängt sich dann nicht unversehens Dein Herz statt an Gott an die Güter, die er Dir schenkt? Wird dir da nicht das irdische Wohlsein, dessen Du Dich erfreust, unversehens der Sonnenschein, der die Leidenschaften und Begierden, die bisher wohl bewacht in Deinem Herzen schlummerten, hervorlockt und zu üppigem Wachstum bringt?

Und sind die erst recht ins Kraut bei Dir geschossen, dann ist auch das Holz vorhanden, aus dem Du Dir selber ein Kreuz schnitzest, heiße dies Kreuz nun Schande und Unehre, in die Du Dich vor der Welt stürzest, indem Du Deinen erwachten Leidenschaften frönst, oder heiße es häuslicher Unfriede und zerrüttetes Familienglück, die Du durch Deine Leidenschaften herbeiführst, heiße es Krankheit und Siechtum, die Du Dir zuziehst, oder heiße es Jammer und Herzeleid, die Du durch ungeratene Kinder erfährst, weil Du vergaßest und versäumtest, sie aufzuziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Und weißt Du, welches Kreuz am schwersten zu tragen ist? Nicht dasjenige, was von oben kommt, von welchem man sich mit freiem Gewissen sagen kann, daß man es nicht unmittelbar selbst verschuldet hat, sondern vielmehr dasjenige, welches man sich in der vorher bezeichneten Weise selber geschnitzt hat. Denn bei jenem hilft der treue Vater im Himmel, der es zum Heile auflegt, auch mit tragen und stärkt das trauernde, zagende Herz mit immer neuer Kraft; bei diesem aber machen die Gewissensbisse das Joch, unter dem man seufzt, nur schwerer und führen doch nicht einmal zur rechten Buße, sondern nur zu heilloser Verbitterung und zu tausenderlei sündlichen und doch nutzlosen Versuchen, das drückende Kreuz wieder von sich abzuschütteln.

Das „Muß“ aber, von dem das Sprichwort redet, ist keineswegs ein unausweichliches oder gottgewolltes, sondern es ist nur ein auf die Erfahrung gegründetes und aus ihr hervorgegangenes. Du kannst ihm ganz wohl entgehen, wenn Du nur wirklich die Wohlthaten und Segnungen der kreuzlosen Zeit Dir zur Liebeskette werden lässest, die Dich unauflöslich an Deinen Gott fesselt; wenn Du nur dabei das Wachen und Beten nicht versäumst, daß die sonnigen Tage Dir nicht zum Fallstricke werden möchten; wenn Du nur vor allem tagtäglich durch Geduld in den Kampf läufst, der uns hienieden verordnet ist, in den Kampf mit der Sünde und dem ungöttlichen Wesen, der Dir ja, wenn Du ihn recht führst als ein guter Streiter Christi, auch in den Tagen, da es Dir äußerlich wohl geht, innerlich des Kreuzes genug und übergenug bereitet.

Und kommt dann Gott der Herr mit seinem Kreuz, um das Herz von allen Schlacken des Erdenwesens zu läutern im siebenfachen Feuer der Trübsal, dann jammerst und seufzest Du nicht unter seinem Drucke, nein, dann begrüßest Du es, wenn auch mit thränenden Augen und schmerzbebenden Lippen als einen Beweis, daß Dich der Herr lieb hat und auch Dich den Weg führen will, den er stets die Seinen führt, um sie sicher hinauf in die ewige Heimat zu bringen, den Weg, auf dem die Losung heißt: Durch Nacht zum Licht, durch Trübsal zum Segen, durch Kreuz zum Heil!

Hüte Dich also nur, Dir selber ein Kreuz zu schnitzen, sondern lerne Dich so halten, daß, wenn Dir der Herr eins auferlegt, das seine weise Vaterliebe für Dich zurecht geschnitzt hat, Deine Schultern stark genug sind und Dein Herz willig genug, Dich kindlich und vertrauensvoll darunter zu beugen.

7. Der Freund ohne Aber.

Die Gräfin W..... war einst an dem —ischen Hofe eine gefeierte Frau gewesen.

Aber nicht etwa ihre Schönheit oder ihre heitere Lebenslust war das, was alle, die sie näher kennen lernten, so stark zu ihr hinzog, daß sie es als einen Vorzug betrachteten und stolz darauf waren, in ihrem Hause verkehren zu dürfen, sondern vielmehr ihr hochgebildeter Geist und ihr wahrhaft adeliges Wesen, welches seinen Grund in einer tiefen, aufrichtigen Herzensfrömmigkeit hatte.

Wer in den hohen Kreisen, welchen die Gräfin angehörte, für solche Vorzüge nur irgendwie Sinn und Verständnis besaß, fehlte sicherlich nur im äußersten Notfalle in den Gesellschaften, welche bei ihr stattfanden, und welche doch so ganz anders geartet waren, als diejenigen der meisten anderen Standesgenossen.

Denn da gab es keine leichte, tändelnde Unterhaltung, auch weder Spiel noch Tanz, sondern man durfte sicher sein, daß die Gräfin stets ein ernstes Gespräch auf die Bahn brachte und unterhielt, bei welchem Geist und Gemüt reiche Anregung empfingen.

Leider war aber ihr Gemahl ganz anderer Art, als sie.

Er fühlte sich nur wohl in lauter, lärmender Gesellschaft und bei Gastereien, wo Essen und Trinken die Hauptsache war, die Unterhaltung aber sich selten einmal höher verstieg als zu Hunden und Pferden, zu Theater und Jagd, zu Lustbarkeiten und Vergnügungen, welche verabredet wurden. Den Gesellschaften in seinem eigenen Hause entzog er sich am liebsten ganz, wenn es nur irgend anging; wenn er das aber Anstands halber nicht konnte, so durfte man gewiß sein, daß er doch nach einiger Zeit, wenn er glaubte, sich genug gelangweilt zu haben, entschlüpfte, um in seinen Klub zu eilen, wo er dann oft bis zum hellen Tage am Spieltische verweilte.

Als er eines Tages in einem Zweikampfe, in den er am Spieltische verwickelt worden war, durch die Kugel seines Gegners sein Leben verloren hatte, stellte es sich heraus, daß sein Vermögen völlig verschuldet war, und daß seiner Witwe, wenn sie auf dem Namen, den sie führte, keinen Makel ruhen lassen wollte, nichts anderes übrig blieb, als zur Befriedigung der Gläubiger alles zu verkaufen, was sie wertvolles besaß, ihre sämtliche Dienerschaft zu entlassen und sich in die Stille und Einsamkeit eines äußerst einfachen Lebens zurückzuziehen.

Sie hätte nicht die Frau sein müssen, welche sie war, wenn sie sich nicht ohne alles Bedenken zu diesem schweren Schritte entschlossen hätte.

Da mußte sie denn aber auch die schmerzliche Erfahrung machen, daß unter allen denjenigen, welche früher so gerne und so oft in ihrem Hause verkehrt und sie so manchmal ihrer unwandelbaren Freundschaft und Ergebenheit versichert hatten, nur sehr wenige waren, die ihr jetzt die helfende Hand boten und sich nicht sofort ganz von ihr zurückzogen. Aber auch diese wenigen bezeugten großenteils ihre Teilnahme in einer Weise, welche die feinfühlende Frau mehr verletzte, als tröstete und aufrichtete, und boten ihr Freundschaftsdienste an, die sie anzunehmen sich nicht entschließen konnte.

Die einzige Hoffnung, daß wieder bessere Tage für sie kommen könnten, bot ein schon lange schwebender

Prozeß, den ihr Gatte schon eingeleitet hatte gegen einen entfernten Verwandten, welcher ihn betrügerischer Weise um eine bedeutende Summe zu bringen suchte. Allein eben dieser Prozeß verschlang nach und nach auch die geringen Hilfsmittel, welche der Gräfin noch geblieben waren, und welche sie doch daran setzen mußte, wenn nicht der Prozeß, der gerade jetzt für sie mit aller Wahrscheinlichkeit einen günstigen Ausgang erwarten ließ, gänzlich sollte liegen bleiben und mit dem Siege des Gegners enden.

In einer höchst bescheidenen Wohnung einer der Vorstädte lebte nun die Gräfin mit einem einzigen Dienstmädchen, welches sie wegen seiner Treue und Anhänglichkeit von ihrer ehemaligen Dienerschaft zurückbehalten hatte. Sie beschränkte sich mit diesem auf die allerunentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Allein nichtsdestoweniger verlor sie die liebenswürdige Heiterkeit und Gemütsruhe nicht, welche das rechte Gottvertrauen gewährte. Ihre treue Anna wußte oft aus der geliebten Herrin gar nicht klug zu werden, wenn sie diese an Tagen, an denen so recht eigentlich Schmalhans Küchenmeister sein mußte, doch lachen und scherzen und wohl gar ein Lied vor sich hinsummen hörte. Bei genauerem Zuhören würde sie freilich gemerkt haben, daß es keine fröhliche, weltliche Lieder waren, die leise über die Lippen der Herrin gingen, sondern kräftige Glaubenslieder, an denen sie ihren Mut und ihre Hoffnung aufrichtete.

Die Gräfin besaß aus den früheren Tagen ein Gastbuch, worin die Namen derer, welche einst bei ihr verkehrt hatten, aufgezeichnet waren meistens unter einem geistreichen Worte oder ein paar Versen, welche die Gäste selbst mit ihrem Namen eingeschrieben hatten. Dies Buch trug vorne auf dem Deckel in schöner Goldschrift die Worte: „Freunde des Hauses".

Wie nun die Gräfin die traurige Erfahrung hatte machen müssen, wie es mit der Freundschaft dieser Freunde wirklich bestellt war, schrieb sie über alle Blätter des Buchs, auf welchen bereits Namen standen, die Überschrift: „Freunde mit Aber"; nur über das letzte Blatt, welches jedoch leer war, schrieb sie: „Freunde ohne Aber".

Was dieser Einfall der Gräfin bedeuten sollte, ist

nicht schwer zu verstehen. Er sprach über die früheren Gäste das Urteil aus: Ja, sie waren Freunde — aber, als es mit meinen Verhältnissen bergab ging, hatte ihre Freundschaft ein Ende; oder auch: aber, als es galt, mir zu helfen, zogen sie ihre Hand von mir ab und kümmerten sich nicht mehr um mich. Freunde ohne solch ein „Aber" hatte sie in diesem Buche nicht zu verzeichnen. Der eine, welchen sie als solchen kannte, und dessen hochheiliger Name in dem Buche ihres Herzens mit unauslöschlicher Schrift geschrieben stand, hätte in diesem Gastbuche keinen würdigen Platz gehabt.

Eines Tages nun kommt der Schuster, welcher für die Gräfin arbeitete, mit seiner Rechnung und bittet um Bezahlung, da er gerade jetzt einen bedeutenden Posten für Leder zu berichtigen habe und gewiß sei, bei der gnädigen Gräfin nicht auch, wie bei so manchem andern seiner Kunden, bei dem er schon angeklopft habe, abgewiesen und vertröstet zu werden.

„Ja, lieber Mann," erwiderte die Gräfin, „wie gerne würde ich das Vertrauen rechtfertigen, welches Sie in mich setzen! Aber ich muß Ihnen die traurige Mitteilung machen, daß es mir in diesem Augenblicke unmöglich ist, Sie zu befriedigen. Seien Sie jedoch versichert, daß Sie, sobald ich dazu imstande bin, Ihr Geld erhalten sollen."

Bestürzt sieht der Schuster drein und läßt unwillkürlich seine Blicke über die Möbel des Zimmers gleiten, welche kärgliche Überreste der früheren glänzenden Einrichtung waren, dem einfachen Handwerker aber doch den Eindruck machen mußten, daß, wo Möbel ständen, die nach seinen Begriffen so vornehm und kostbar waren, doch unmöglich die Mittel fehlen könnten, um die nicht sehr große Rechnung zu bezahlen.

Aufmerksam war die Gräfin den Blicken gefolgt und hatte auch sogleich die stumme Sprache derselben verstanden.

Da steht sie auf, faßt den Schuster bei der Hand, und führt ihn zum Ofen und legt seine Hand gegen denselben. Er war eiskalt.

„Aber wie, gnädige Gräfin," ruft der Handwerker bestürzt, „Sie haben kein Feuer im Ofen heute an diesem kalten Wintertage! Und Sie sitzen so ruhig da und lesen?"

„Ja, lieber Mann," antwortete die Gräfin mit wehmütigem Lächeln, „ich kann nicht leugnen, daß es mir

hier ein wenig kalt vorkommt, obwohl ich mein wärmstes Kleid anhabe. Aber, was ist zu machen? Wenn man

kein Holz hat, kann man nicht einheizen, und wenn man kein Geld hat, kann man kein Holz kaufen. Da muß man sich's wohl oder übel gefallen lassen, ein wenig zu frieren. Am besten ist's dann, wenn man etwas liest, was einem wenigstens innerlich warm macht. Sehen Sie, etwa dieses."

Und damit zeigte sie auf die Bibel, welche aufgeschlagen auf dem Tische lag.

„Aber wie ist es möglich, gnädige Frau?" fragte fast starr vor Staunen der ehrliche Schuster, indem er unwillkürlich daran denken mußte, wie behaglich warm es daheim in seiner Wohnstube gewesen war, als er dieselbe verlassen hatte.

„Ja, lieber Mann," antwortete die Gräfin mit demselben wehmütigen Lächeln, „heutzutage ist vieles möglich, selbst das, daß man „gnädige Frau" und gar „Gräfin" genannt wird und doch weder seine Schuster-Rechnung bezahlen, noch Holz kaufen kann. Aber nicht wahr, Sie glauben mir jetzt, daß ich im Augenblicke außer stande bin, Sie zu befriedigen?"

„O verzeihen Sie mir tausendmal, daß ich Sie gemahnt habe!" rief der Schuster und eilte ohne ein weiteres Wort zur Thüre hinaus.

Jetzt standen zwei dicke Tropfen in den Augen der Gräfin, als sie sich wieder an den Tisch setzte und das Bibelbuch in die Hand nahm. Aber sie mußte darin gerade jetzt etwas sehr Tröstliches gefunden haben. Denn nach wenigen Minuten lehnte sie sich in ihren Sessel zurück, richtete die Augen zur Decke empor und summte leise vor sich hin die Melodie des bekannten Liedes: „Befiehl du deine Wege ꝛc."

Als sich die Gräfin schon frühe zu Bett begeben hatte, weil sie es in dem ungeheizten Zimmer in der That nicht mehr aushalten konnte, kommt mit einem Male ihr Dienstmädchen herein und meldet:

„Gnädige Frau, soeben ist ein Wagen mit kleingemachtem Holze für Sie angefahren worden. Soll ich dasselbe auf den Speicher tragen, wo es näher zur Hand ist, oder soll es wieder in den Schuppen kommen?"

„Was sagst Du?" fragte erstaunt die Gräfin. „Klein-

gemachtes Holz? Für mich? Das muß ein Irrtum sein; denn ich habe aus guten Gründen noch kein Holz bestellen können. Geh', sag' es den Fuhrleuten, damit sie sich nicht die unnötige Mühe machen, das Holz hier abzuladen."

Nach einer kleinen Weile aber kommt das Mädchen wieder zurück mit der Meldung, die Fuhrleute hätten versichert, es sei hier kein Irrtum, sie hätten den Auftrag, das Holz Gartenstraße 6 für Frau Gräfin W..... abzuladen und müßten thun, wie ihnen geheißen sei.

Der Gräfin kommt jetzt eine leise Ahnung. Sie wirft sich schnell wieder in die Kleider und eilt selbst zu den Fuhrleuten herunter. Die bleiben aber steif und fest dabei, sie hätten den Auftrag, das Holz hier abzuladen, wollen aber nicht mit der Sprache heraus auf die Frage, wer ihnen denn diesen Auftrag gegeben habe.

Als indessen die Gräfin drohte, sie würde das Holz nicht annehmen, sondern es auf der Straße liegen lassen, lief der eine der Fuhrleute weg und brachte den Schuster mit, der verborgen an der Ecke der nächsten Straße gestanden hatte, um sich zu überzeugen, daß sein Auftrag richtig ausgeführt werde.

„Also Sie sind's, der das Holz geschickt hat?" fragte die Gräfin. „Bitte, kommen Sie einen Augenblick mit mir herauf."

Zagend folgte der Schuster der Voraneilenden. Kaum hatte sich die Zimmerthüre hinter ihm geschlossen, da rief er, noch ehe die Gräfin ein Wort gesprochen:

„Ach, gnädige Gräfin, verzeihen Sie mir doch ja die Freiheit, die ich mir genommen habe! Als ich heute früh bei ihnen war, hat es mir so weh gethan, daß Sie bei dieser Witterung im kalten Zimmer saßen, und da ich gerade überflüssig viel Holz habe, und der Winter doch wohl bald zu Ende ist, so dachte ich — so meinte ich — so unterstand ich mich, einen Wagen voll für Sie hierher fahren zu lassen. Beleidigen hab' ich Sie nicht wollen, das glauben Sie mir fest. Und wenn Sie mir nicht wehe thun wollen, so behalten Sie das Holz! Sie können es mir ja, wenn Sie durchaus nicht anders wollen, später mit der Rechnung bezahlen!"

Gerührt stand die Gräfin da und war nicht imstande, sogleich zu antworten.

„Ach, bitte, weisen Sie das Holz nicht zurück!“ flehte wahrhaft der ehrliche Schuster. „Ich bin zwar nur ein geringer Handwerksmann, aber machen Sie mir die Freude, daß ich ruhig daheim in meiner warmen Stube sitzen kann, ohne an Ihren kalten Ofen denken zu müssen!“

„Nein, mein lieber Freund,“ ermannte sich jetzt die Gräfin, „diese Freude will ich Ihnen nicht verderben. Ich nehme das Holz an in der Hoffnung, es Ihnen heute oder morgen ehrlich bezahlen zu können. Nehmen Sie aber einstweilen meinen wärmsten, herzlichsten Dank an für die große Freude, die Sie mir durch die Gewißheit gemacht haben, daß es noch gute, treue, selbstlose Menschen giebt, und“ — dies sagte sie leiser und mit Thränen in den Augen — „daß der Herr die Seinen nie verläßt. Ja, haben Sie Dank, herzlichen Dank, Sie guter, treuer Freund!“

Mit einem warmen Händedrucke entließ sie den beschämt Dastehenden, der nun eilig die Treppen hinunterlief und den Fuhrleuten half, das Holz völlig abzuladen, und dann auch noch dem Dienstmädchen half und die Fuhrleute mithelfen ließ, daß das Holz noch vor Nacht in Sicherheit kam.

Was meinst Du, lieber Leser, sollte es dem ehrlichen Schuster, als er nach Hause kam, nicht so wohl und warm ums Herz gewesen sein, daß er nun ohne Nachteil am kalten Ofen hätte sitzen können?

Endlich war nach einem sehr strengen Nachwinter, der im ungeheizten Zimmer für die zarte Gräfin wohl kaum zu ertragen gewesen wäre, der liebe Frühling eingezogen, aber zugleich mit ihm auch für die Gräfin W..... die erwünschte Botschaft, daß ihr Prozeß für sie gewonnen und ihr dadurch eine Summe zugefallen sei, die ihr gestattete, wenn auch nicht in den früheren glänzenden Verhältnissen, so doch ohne jede Sorge und Not zu leben.

Der Advokat, welcher den Prozeß geführt hatte, war sogleich, nachdem das Urteil gesprochen war, mit der streitigen Summe, die in gerichtlichem Verwahr gelegen

hatte, zu der Gräfin geeilt, und es hatten sich ihm ein Paar von den ehemaligen Freunden des gräflichen Hauses angeschlossen, welche von dem Ausgange des Prozesses gehört hatten und nun nicht versäumen wollten, der Gräfin Glück zu wünschen.

Kaum lag das Geld in Banknoten richtig gezählt auf dem Tische, als die Gräfin eine der Noten nahm und hinauseilte, indem sie die Herren für einen Augenblick um Entschuldigung bat.

„Anna!“ rief sie draußen dem Dienstmädchen zu, indem sie ihm die auf 100 Thaler lautende Banknote übergab, „gehen Sie rasch zu meinem Schuster, übergeben Sie ihm diesen Schein und sagen Sie, es sei dies die Bezahlung für meine Schuld; die Quittung möge er mir sogleich selbst überbringen. Dann sorgen Sie für ein ordentliches Frühstück! Sie wissen ja noch aus früherer Zeit, was dazu nötig ist.“

Ins Zimmer zurückgekehrt, fand sie einen der Herren in dem Gastbuche blättern, welches auf einem Nebentischchen gelegen hatte.

„Aber, gnädige Frau,“ fragte derselbe, „was für eine eigentümliche Überschrift haben Sie da in Ihrem Gastbuche über all' die Namen gesetzt, die hier stehen, und unter denen sich ja auch der meinige findet?“

„Erlauben Sie mir,“ antwortete die Gräfin lächelnd, „daß ich Ihnen die Antwort auf diese Frage erst nach dem Frühstücke gebe, zu welchem ich mir die Ehre gebe, die Herren einzuladen, wenn Ihnen meine bescheidene Wohnung hier nicht zu gering ist.“

Selbstverständlich wurde diese Einladung nicht ausgeschlagen, und es entspann sich nun eine Unterhaltung, bei welcher die vornehmen Gäste die Überzeugung gewannen, daß die Gräfin von ihrem früheren liebenswürdigen und geistreichen Wesen nicht das Mindeste eingebüßt habe. Sie vergaßen über derselben Zeit und Ort und fühlten sich lebhaft in die frühere schöne Zeit zurückversetzt.

Da tritt das Dienstmädchen leise herein und flüstert der Herrin zu, der Schuster sei draußen und wolle sie durchaus sprechen.

„Er soll nur hereinkommen, mein Freund und Wohl-

thäter!" rief die Gräfin laut und mit Nachdruck, indem sie selbst nach der Thüre ging und dieselbe offen hielt.

Zaghaft zögernd trat der Gerufene in die Thüre, wollte aber sogleich wieder umkehren, als er die vornehmen Herren im Zimmer erblickte. Allein die Gräfin ergriff ihn beim Arme und zog ihn ins Zimmer.

„Erlauben Sie mir," sagte sie zu ihren Gästen, „daß ich Ihnen hier einen treuen Freund und Wohlthäter von mir vorstelle, Herrn Schuhmachermeister M..... Er wird mir die Freude machen, an unserem Frühstücke teilzunehmen."

„Aber, gnädige Gräfin!" ..... stotterte der Schuster und hielt die Banknote hin.

„Lassen Sie das jetzt!" sagte die Gräfin, „das wollen wir nachher ins Reine bringen. Meine Herren, wenn ich bitten darf, das Frühstück steht bereit."

Damit öffnete sie die Thüre nach dem anstoßenden Zimmer, wo ein stattliches Frühstück auf dem Tische stand. Die Gräfin bat die Herren, sich niederzulassen, that es aber nicht anders: Freund Schuster mußte an ihrer Seite Platz nehmen, so verwundert auch die Gäste zu dem sonderbaren Verhalten der Gräfin und zu dem sonderbaren Mitgaste dreinschauten, so sehr sich auch der letztere wehrte.

Die Unterhaltung bei dem Frühstücke war aus diesem Grunde begreiflicherweise keine besonders lebhafte, bis sich die Gräfin erhob und sagte:

„Herr Geheimerath, Sie haben vorhin um Erklärung der eigentümlichen Überschrift gebeten, die ich über die Namen, welche auf den ersten Blättern meines Gastbuches stehen, gesetzt habe. Hätten Sie auch das allerletzte Blatt des Buches angesehen und die Überschrift, welche dieses trägt, ohne freilich noch Namen unter sich zu haben, so würden Sie vielleicht selber die Erklärung gefunden haben. Denn dort steht: „Freunde ohne Aber". Ich werde Ihnen also selbst die Erklärung geben müssen, auch auf die Gefahr hin, daß sie Ihnen mißfällt. — Sehen Sie, als ich nach dem Tode meines Gatten mein ganzes Vermögen daran wenden mußte, dessen Schulden zu bezahlen und auf dem Namen, den ich führe, nicht die Verwünschungen vieler Gläubiger ruhen zu lassen, da wandten

sich mit einem Male die allermeisten, welche vorher als Freunde meines Hauses hatten gelten wollen, gänzlich von mir ab, und die wenigen, welche an meinem gewiß nicht leichten Lose Anteil nahmen oder doch zu nehmen schienen, gingen mit ihrer Teilnahme nicht über bloße Worte hinaus oder boten mir Dienste an, die ich nicht annehmen konnte und wollte. Die Gräfin W..... war bei allen schnell vergessen, sobald sie ihr Hotel in der Stadt mit dieser bescheidenen Mietswohnung vertauscht hatte. — Sie und der Herr Baron hier sind die einzigen, welche sich wenigstens heute daran erinnert haben, daß noch eine Gräfin W..... in der Welt ist. — Da hab' ich denn in einer Stunde, in welcher ich den empfindlichen Wechsel so recht schmerzlich spürte, über die Namen der einstigen Gäste meines Hauses die Überschrift gesetzt, welche Ihre Verwunderung erregt hat, welche Sie aber nun wohl ohne nähere Erklärung verstehen werden. — Daß ich aber dennoch nicht an wirklicher, wahrer Freundschaft ganz verzweifelte, obschon ich die Überzeugung hegen mußte, daß sie nur höchst selten zu finden sei, beweist Ihnen die Überschrift über dem letzten Blatte des Gastbuches. — Und, Gott sei Dank! ich durfte einen „Freund ohne Aber" schon finden, und zwar hier in meinem lieben Tischnachbarn."

Und nun erzählte die Gräfin mit tiefer Bewegung, wie der Schuster an ihr gehandelt hatte, und fragte zum Schlusse:

„Sind Sie nicht mit mir einverstanden, daß dieser mein lieber Nachbar in der That ein „Freund ohne, aber auch ganz ohne Aber" ist?"

Die beiden vornehmen Herren hatten während der Erzählung der Gräfin etwas beschämt und verlegen dreingeschaut, suchten jedoch, als die Gräfin geendet, ihre Verlegenheit dadurch zu verbergen, daß sie aufsprangen und dem Gefeierten, der schon während des Frühstücks kaum aufzusehen gewagt hatte, jetzt aber vor Scham hätte in die Erde sinken mögen, kräftig die Hand schüttelten.

Die Gräfin aber ging in das Nebenzimmer, holte das Gastbuch und ein Tintenfaß und schrieb selbst auf das leere Blatt desselben unter die Überschrift: „Freunde

ohne Aber“ mit großen Buchstaben: „Schuhmachermeister M.....“

„Ich wünsche von Herzen, daß dieser Name nicht allein bleiben möge, sagte der Advokat und empfahl sich, was auch die beiden anderen Herren mit einer stummen Verbeugung thaten.

Dem ehrlichen Schuster aber mußte die Gräfin die Hundert-Thaler-Note wahrhaft aufzwingen und konnte ihn nur dadurch endlich zur Annahme derselben bewegen, daß sie ihm drohte, sie werde anderenfalls seinen Namen wieder ausstreichen müssen.

In der Folge kehrte sie, so oft sie hierher in die Vorstadt kam, jedesmal bei ihrem aberlosen Freunde ein, um sich an dessen stillem Familienglück zu freuen und sich durch das Anschauen desselben in der Überzeugung bestärken zu lassen, daß wahres Glück nur da wohnen kann, wo echtes, werkthätiges Christentum eine Heimstätte gefunden hat.

8. Altes Gold.

Es ist nicht jeder Dein Freund, der Dich anlacht.

An dieses Sprichwort mußte das soeben erzählte Geschichtchen wohl unwillkürlich erinnern. Drum sei dasselbe auch hier sogleich angefügt mit dem herzlichen Wunsche, daß es sich alle als wirkliches altes Gold recht in die Schatzkammer des Herzens aufnehmen möchten.

Es wird ja leider mit dem Worte „Freund“ gar zu leicht und oberflächlich im Leben genommen. Es giebt Leute genug, die ohne weiteres jeden mit dem Freundestitel beehren, den sie auch nur flüchtig kennen gelernt haben, der ihnen dabei wohlgefallen hat und zu dem sie sich nun innerlich hingezogen fühlen. Über den Grund der so schnell entstandenen Zuneigung geben sie sich in der Regel nicht die mindeste Rechenschaft, sondern überlassen sich blindlings ihrem Gefühle.

Das passiert besonders leicht herzenswarmen Menschen, bei denen der kalte, nüchtern prüfende Verstand nicht leicht

zu seinem Rechte kommt. Und die muß man dann von Herzen bedauern, wenn sie ihr warmes Gefühl Unwürdigen zuwenden, die sie täuschen, und wenn sie nach so und so vielen erlebten Täuschungen schließlich dazu kommen, daß sie an aller Freundschaft verzweifeln und ihrem warmen Gefühle nicht einmal mehr an den Armen und Notleidenden ein Genüge thun wollen.

Es passiert aber noch öfter den hochmütigen Menschen, die nichts lieber haben, als daß ihnen jedermann wohlredet, daß sie jeden für einen Freund halten, der dies thut, und daß sie dem ihre Freundschaft in um so höherem Maße zuwenden, und sich selbst seiner Freundschaft um so gewisser versichert halten, je beharrlicher derselbe bei seinem Wohlreden verbleibt.

Beiden, den herzenswarmen, wie den hochmütigen Menschen will nun unser Sprichwort warnend zurufen: „Es ist nicht jeder Dein Freund, der Dich anlacht!"

Und wie wahr, wie begründet ist diese Warnung! Wie oft steckt hinter der lächelnden, freundlichen Miene, die Dir einer entgegenbringt, ein boshaftes, neidisches Herz, das seine wahre Gesinnung mit der lächelnden Miene bedecken will! Wie oft erst steckt der blasse Eigennutz dahinter, der mit dem Anlachen und freundlichen Begegnen nur etwas bei Dir erreichen will, was ihm am Ende versagt werden würde, wenn er es ruhig und ohne Anlachen von Dir erbäte! Aber von Freundschaft, von wirklicher wohlwollender Freundschaft auch keine Spur!

Und wenn erst das Anlachen zum schmeichlerischen Lobhudeln wird; wenn der lachenden Miene die süßen Worte folgen, die alles gutheißen, loben und bewundern, was Du thust und sprichst: o sei gewiß, dann ist erst recht von Freundschaft keine Spur vorhanden.

Denn ein anderes Sprichwort, das zwar sonderbar klingt, aber doch durchaus wahr ist, sagt: „Seine Freunde erkennt man nicht an den guten, sondern an den bösen Worten," die sie einem nämlich gelegentlich angedeihen lassen.

Wenn Dir einer, der sich Deinen Freund nennt, nicht auch gelegentlich, wenn Du's verdient hast, einmal gehörig den Kopf wäscht; wenn er höchstens mit halben Worten

und leisen Andeutungen seine gegenteilige Ansicht oder sein Mißfallen Dir zu erkennen zu geben wagt: dann hast Du alle Ursache, bedenklich zu werden, ob er es gut mit Dir meine, ob er Dein wahrer Freund sei. Seine Freundschaft ist dann wohl nur, wie der alte Matthias Claudius sagt, eine „Hollunderfreundschaft", die wie ein junger Hollunderzweig von außen „fein stämmig und wohlgegründet" sich ansieht, „aber inwendig ist sie hohl und ist so ein trocken, schwammig Wesen drin".

Derselbe Matthias Claudius sagt auch noch weiter: „Ich sehe es täglich mehr ein, daß der nur eigentlich Freund und braver Kerl ist, der uns hilft, unsere Narrheit los zu werden." — Dazu bedarf's aber, nicht, daß man den Narren anlacht, sondern daß man ihm gehörig zu Leibe geht und die Narrheit, an welcher er leidet, mit dürren, rückhaltlosen Worten aufdeckt und deutlich macht.

Freilich darf diese freundschaftliche Kopfwäsche immer nur unter vier Augen vorgenommen werden, nicht aber in Gegenwart Dritter; es darf auch kein anhaltendes Tadeln und Nörgeln daraus werden, ob auch allenfalls der Freund die nötige Ursache dazu lieferte, weil er sich durch alle Vorstellungen und Einreden nicht will von seiner Narrheit kurieren lassen. Sonst bekommt leicht die Freundschaft ein Loch, und es bewahrheitet sich das Sprüchlein: „Geflickte Freundschaft wird selten wieder ganz", vielleicht gar das noch schlimmer lautende: „Je größer die Freundschaft (nämlich: vorher gewesen ist), desto bitt'rer die Feindschaft" (hintennach, wenn das Loch da ist).

Drum halte fest daran: „Es ist nicht jeder Dein Freund, der Dich anlacht." Nein, die wahren Freunde zu erkennen, mußt Du erst, wie wieder ein ander Sprichwort sagt, „einen Scheffel Salz mit ihnen gegessen", mußt sie erst in bösen Tagen erprobt haben, ob sie da auch zu Dir standen, wie es Freunde sollen, willig zu Rat und That, ob sie Dich da, wie Claudius sagt, „in ihren Arm und Schutz nahmen und mit untertraten, um es Dei..en Schultern leichter zu machen".

Hast Du aber solch einen Freund gefunden — und Du hast gerade genug, wenn es nur ein einziger ist! — dann halte ihn warm, so warm als Dein Herz nur dessen

fähig ist, und denke stets an das Sprüchlein: „Alte Freunde soll man nicht verkaufen, denn man weiß nie, wie die neuen geraten."

9. Anekdote.

Ein fein geschniegelter Herr, dem ein etwas kundiger Blick aber sofort den Windbeutel aus allen Knopflöchern gucken sieht, fragt den Droschkenkutscher, der ihn gefahren hat:

„Wieviel bin ich schuldig?"

„Ach du liebe Zeit," lautet die Antwort des schalkigen Rosselenkers, „wie kann ik det wissen? Aber ik krieje acht Groschen."

10. Eine zweite.

Adölfchen hatte wieder einmal, wie schon oftmals, ein schlechtes Zeugnis bekommen und reichte es etwas ängstlich dem gestrengen Papa hin.

„Aber, Kerl, Du bist doch ein unverbesserlicher Faulpelz!" ruft der Papa nach Durchsicht des Zeugnisses aus. „Denke Dir, Mutter, er hat schon wieder in allen Hauptfächern den letzten Platz! Das ist doch wahrlich zu arg, nachdem ich das teure Geld für die vielen Privatstunden an den Burschen gewandt habe! Was soll ich nur mit ihm anfangen? Wenn das so fort geht, kann keine Rede davon sein, daß er studiert, dann kann er Schuster oder Schneider werden!"

„Aber, lieber Adolf," sagt die sanfte, zärtliche Mutter, „kannst Du denn Deinen armen Papa nicht einmal die Freude machen, daß Du auf den ersten Platz zu sitzen kommst?"

„Nein, Mama," antwortet Adölfchen weinerlich, „da sitzt ja schon einer."

11. Rätsel.

Hoch oben in den Lüften,
Im Garten und auf Triften
Find'ſt du mich gleicherweis,
Dort freundlich dich zu laden,
Hier unter viel Kam'raden
Dein Auge zu erfreu'n.
Auch auf dem Meeresgrunde
Sieh'ſt du zu mancher Stunde
Mich gute Dienſte thun,

Um dorten zu ergründen,
Was ſonſt in dunklen Schlünden
Ewig verborgen blieb'.
Ja auch bei Feuersnöten,
Den ſchlimmen Feind zu töten,
Muß ich behilflich ſein.
Was allen Elementen
Muß ſeine Dienſte ſpenden,
Was wird das nun wohl ſein?

12. Wenderätſel.

Vorwärts geleſen, bin ich ein Tyrann,
Den keiner noch hat bezwungen,
Der ſchnöde knechtet ſo Frau wie Mann,
Über die er die Herrſchaft errungen.

Doch rückwärts gelesen, bin ich ein Land,
Das heut' von der Karte geschwunden,
Deß Name jedoch nicht selten genannt,
Wird in der Bibel gefunden.

13. Ein wirksamer Blitzschlag.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Der Bröckerhof bei Finstingen war ein stattliches Gut. Das massiv erbaute Wohnhaus war allerdings nur einstöckig mit ein paar Dachstuben auf den Giebelseiten; aber es hatte eine Länge und Tiefe, infolge deren man auf viele und geräumige Gelasse in seinem Inneren schließen konnte, ebenso wie auch nach den vielen Fenstern, die einen so hell und klar ansahen wie Augen, hinter welchen ein gutes Gewissen steht.

Dafür aber waren die beiden Scheunen um so höher, die, durch einen weiten Hofraum von dem Wohnhause getrennt, diesem gerade gegenüber standen. Und nicht minder stachen die stattlichen Ställe in die Augen, welche sich von den Scheunen nach dem Wohnhause hinzogen und den ganzen Hofraum einschlossen, nur auf der einen Seite nach dem vorüberführenden Wege hin für eine breite Thorfahrt die nötige Lücke lassend.

So liebt es ja der rechte Bauer. Auf ein großes, stattliches Wohnhaus hält er weniger als auf geräumige Scheunen und Ställe, die ja auch den wahren Gradmesser für seine Wohlhabenheit abgeben.

Im Hause hält er sich während des Sommers doch nur wenig auf, und wenn der Winter in das Haus bannt, liebt er es, mit den Seinigen möglichst nahe und enge zusammen zu sein.

Man nannte den Bröckerhof wohl auch den Tannenhof. Denn neben dem Wohnhause stand auf der vorderen Giebelseite eine stattliche Kreuztanne, die, obwohl sie unten fast bis zur Höhe des Hauses ganz abgeästet war, damit dem Hause das Licht nicht versperrt würde, doch ihre oberen Äste noch bis zum Dache des Hauses gehen ließ.

Ein Röhrenbrunnen, der sein krystallhelles Wasser in einen großen Trog plätschern ließ, und dessen Überfluß den

Wurzeln der Tanne zu gute kam, war ohne Zweifel die Urſache des üppigen Wachstums, deſſen ſich der ſtattliche Baum erfreute, und infolge deſſen er zu einem weithin ſichtbaren Merkzeichen geworden war für jeden, der den Bröckerhof ſuchte.

Und er wurde nicht ungerne und nicht ſelten geſucht. Denn der junge Gottfried Bröcker war nicht allein ein tüchtiger Landwirt, bei welchem Händler und Metzger faſt immer etwas zu kaufen fanden, ſondern auch ein wackerer Mann, bei dem man nicht leicht vergebens um Rat und um Hilfe anſprach.

Seine Mutter aber, die nach des Vaters frühem Tode das Hausweſen fortführte, war eine rechte Armenmutter, die immer, ſoviele ihrer auch auf den Hof kamen, für die Armen eine offene Hand, ein freundliches Geſicht und in der Regel auch ein wohlgemeintes Wort hatte, das als Dreingabe zu dem reichen Geſchenke gerne angenommen wurde, wenn es auch hier und da, wo dies nötig erſchien, ein paar ſcharfe Kanten hatte.

Unter ihrer rührigen Hand und ihren allzeit offenen Augen lief das Hausweſen ſo ruhig und glatt und gedieh ſo ſichtlich, daß Gottfried Bröcker, obwohl er ſchon nahezu 30 Jahre alt war, bisher noch gar nicht ans Heiraten gedacht hatte. Wenn ihn die Mutter wohl einmal dazu ermahnte, weil ihr die Arbeit doch allmählich zu ſchwer würde entgegnete er immer lachend:

„Laß gut ſein, Mutter; wenn ich einmal eine Frau finde, die Dir aufs Haar gleicht, ſo will ich Deinen Wunſch gerne erfüllen; aber gefunden iſt die noch nicht."

Als aber eines Morgens die Mutter in ihrem Bette tot gefunden wurde, weil ein ungeahnter Herzſchlag ihrem thätigen und geſegneten Leben ein plötzliches Ende gemacht hatte, da mußte der Gottfried wohl oder übel ans Heiraten denken. Denn ein Hausweſen wie das ſeinige konnte das ſorgſame Auge und die regſame Hand einer tüchtigen Bäuerin nicht lange entbehren.

Daß bei einem Manne, wie er einer war, das Suchen und Finden, die Frage und das Jawort nicht weit auseinander lagen, iſt leicht zu denken. Noch war das Trauerjahr nicht ganz verfloſſen, da war auch ſchon eine junge

Bäuerin auf dem Hofe, eine tüchtige, wie alle Welt behauptete.

Zwar stand sie in Bezug auf Reichtum weit hinter dem Gottfried zurück; aber das Arbeiten verstand sie aus dem F. F.; denn sie hatte es bei keiner Pfuscherin gelernt. Man sagte ihrer Mutter in der ganzen Umgegend nach, daß sie wehe Augen bekäme, wenn sie unbeschäftigte Hände sähe, und daß sie deshalb, um solche nicht sehen zu müssen, am Sonntage nicht aus ihrer Stube ginge, als höchstens zur Kirche.

Der alte Hochberger hatte indessen auch dafür Sorge getragen, daß der Brautwagen nicht leer in den Bröckerhof einfuhr. Bei der ersten großen Wäsche wußten wenigstens die Mägde und Wäscherinnen nicht genug Rühmens davon zu machen, was für gutes „Getüch" die neue Bäuerin dem schon vorhandenen Linnenschatze des Bröckerhofs zugebracht habe.

Zweierlei aber hatte Frau Susanna auch in den Bröckerhof gebracht, was bisher dort nicht heimisch gewesen war, nämlich einen harten Kopf und eine Sparsamkeit, die über die scharfe Grenze hinausging, an der diese sonst so löbliche Eigenschaft aufhört eine Tugend zu sein.

Den ersteren hatte sie von der Mutter geerbt; die zweite von dem Vater. Denn man sagte diesem nicht ohne Grund nach, daß er den Spruch: „Geben ist seliger denn Nehmen" so läse, wie die Juden ihr Hebräisch, nämlich von rechts nach links, und böse Zungen fügten auch wohl noch hinzu, es müsse ein hurtiges Vöglein sein, das über des Hochberges Dach fliegen könne, ohne ein Federchen lassen zu müssen.

Er mochte ja freilich anfangs alle Ursache gehabt haben, sparsam zu sein, da er von seinem Vater zu einem ziemlich vernachlässigten Gute noch eine tüchtige Portion Schulden geerbt hatte, zu deren Bezahlung das nicht sehr große Vermögen seiner Frau nicht einmal ausreichte.

Als aber durch Fleiß und Sparsamkeit von seiner, wie von seiner Frau Seite das Vermögen allmählich wuchs, da ging es bei ihm, wie ja bei so vielen im gleichen Falle: der Appetit kam über dem Essen, und satt schien der Hochberger jetzt gar nicht mehr werden zu können.

Gottfried Bröcker merkte es bald, daß es seit seiner Verheiratung knapper bei Tische zuging, als früher. Allein nachdem er auf eine desfallsige leise Bemerkung von seiner Frau die schnippige Antwort bekommen hatte, sie müsse doch wohl am besten verstehen, wie ein ordentliches Hauswesen zu führen sei, schwieg er stille über diesen Punkt. Denn er wollte seinen Ehestand nicht mit Zank und Streit anfangen, mochte auch wohl denken, es sei kein Schade nicht, wenn etwas sparsamer gehaust würde als früher.

Allein auch die Dienstboten merkten es bald, daß jetzt Meister Schmalhans den Kochlöffel führen helfe und sie — schwiegen nicht, weder bei ihren Gesprächen untereinander, noch auch im Dorfe drüben, wenn sie dahin zur Spinnmaje gingen.

Die junge Frau, hieß es da wohl, werde nächstens gebackene Regenwürmer zu dem Kraute geben; denn die seien ja auch Fleisch, und dazu noch bedeutend zärteres als dasjenige, welches jetzt Sonntags auf den Tisch käme, und aus welchem man ganz gut Dreschflegel-Riemen schneiden könne.

Auch sei es hübsch und ehrlich von der Bäuerin gehandelt, daß sie das Gemüse nicht fälsche sondern es gebe, wie es der liebe Herrgott wachsen lasse, ohne mit Fett oder gar mit Butter daran zu künsteln.

Die Suppe, hieß es weiter, sei wohl blind geworden und habe die Augen ganz verloren, aber dafür mache die Bäuerin um so größere Augen, wenn sich eine oder die andere ein tüchtiges Stück Brot schneide; ja, es sollte sie nicht wundern, wenn nächstens jedem am Morgen sein Brot für den Tag zugewogen werde.

Das waren nun freilich starke Übertreibungen; aber es steckte doch mehr als ein Körnlein Wahrheit dahinter.

Niemand versteht es ja besser, aus Mücken Elefanten zu machen als die Dienstboten, wenn sie mit mehr oder weniger Grund glauben Ursache zu haben zum Klagen darüber, daß ihnen nicht werde, was ihnen gebühre.

Nicht weniger als die Dienstboten bekamen es aber auch die Armen zu erfahren, daß jetzt auf dem Bröckerhofe ein anderes Regiment geführt werde.

Die Brotschnitten wurden kürzer und dünner, und

wenn es die alte Bröckerin für die Festtage nie an einem tüchtigen Stück Kuchen für die Armen hatte fehlen lassen, so kam das jetzt ganz aus der Mode.

Auf dem Bröckerhofe, so sagten die Bettelleute, sei jetzt trockenes Wetter, und man wolle sehen, ob darauf nicht bald ein Sturm folge, wie er schon manchmal Leute von den besten Plätzen weggefegt habe, die das Reichwerden damit anfangen wollten, daß sie den Armen „ihre Sach'" verkürzten.

Die Milch, welche man dort jetzt noch dann und wann einmal geschenkt bekomme, sehe aus, als wäre sie durch den Bach geflossen, oder als hätte sie doch viel mehr Bekanntschaft mit dem großen Röhrenbrunnen im Hofe als mit dem Kuheuter.

Wenn sie nicht das Geld für das Futter scheute, meinten sogar einzelne, so würde die Bäuerin wohl schon längst einen Hund angeschafft haben, der darauf abgerichtet sei, die armen Leute vom Hofe ganz fern zu halten.

Solche Lieder sangen die Bettelleute, und am lautesten, wie immer, diejenigen, welche am wenigsten eine Gabe verdienten.

Wenn aber die Dienstboten üble Nachrede über ein Haus nur allenfalls in der Nachbarschaft umhertragen, so sorgen die Bettelleute dafür, daß der böse Leumund durch ganze Kirchspiele läuft und wie eine niedergehende Schneelawine gehörig anwächst.

Keine größere Thorheit, als das Sparen bei den Dienstboten und Armen anfangen zu wollen.

Die ersteren wissen sich, wenn sie schlecht sind, auf Kosten des Hauses schon schadlos zu halten, und sind sie treu, so werden sie ihren Stab bald weiter setzen und ihren Platz für schlechtere Nachfolger frei machen.

Die letzteren aber sind Gäste, welche der Herr schickt, und welche ja ausdrücklich zu jeder Mahlzeit eingeladen werden, wo noch das schöne Tischgebet gesprochen wird: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns beschceret hast." Sind auch manche darunter, denen das „hochzeitliche Kleid" fehlt, welches sie erst zu rechten Gottesgästen machen würde, so darf nie vergessen werden, daß wir alle, reich wie arm, Kostgänger am großen Tische

des himmlischen Vaters sind, und daß es uns allen schlecht ergehen müßte, wenn wir immer erst, so oft wir an demselben gespeist werden sollen, darauf angesehen würden, ob wir auch in der That das „hochzeitliche Kleid" tragen.

Allein nicht bloß die übertriebene Sparsamkeit, sondern auch den harten, eigensinnigen Kopf seiner lieben Ehehälfte sollte Gottfried Bröcker bald kennen lernen, und zwar an der großen Tanne neben dem Hause.

Wozu die denn dastehe? hatte Frau Susanna schon in den ersten Tagen, nachdem sie auf dem Bröckerhofe eingezogen war, ihren Gatten gefragt und gemeint, wenn an dem Plätzchen ein guter Birn- oder Apfelbaum stehe, so sei doch das viel vorteilhafter, und man habe auch schönen Schatten, wenn man am Brunnen das Gemüse wasche.

„Wir wollen den alten Baum doch lieber stehen lassen," hatte da Gottfried lächelnd geantwortet. „Er steht schon von meiner Väter Zeit her da, und unser Hauswesen ist unter seinen Ästen gediehen. Ich müßte fürchten, den Segen Gottes von dem Hofe zu treiben, wenn ich ihn abhauen ließe. Überdies würde ein noch so großer Birn- oder Apfelbaum an seiner Stelle doch keinen Schatten auf den Brunnen werfen, da die Sonne von der andern Seite her darauf scheint. Ist es Dir aber um Schatten oder um noch einen Obstbaum zu thun zu den vielen, die schon im Grasgarten stehen, so will ich Dir gerne einen solchen vor den Brunnen setzen lassen, wo er ebensogut gedeihen wird wie da, wo die Tanne steht."

Frau Susanna schwieg nun wohl eine Zeit lang; aber der Baum blieb ihr ein Dorn im Auge. Mit der Zeit kam sie immer und immer wieder darauf zurück, daß er abgehauen werden müsse; jetzt aus diesem, dann wieder aus jenem Grunde.

Bald hatte er etliche seiner Nadeln in das frischgewaschene Gemüse fallen lassen, sodaß dasselbe nach ihrer Behauptung einen abscheulichen Beigeschmack angenommen habe, den freilich außer ihr selbst niemand merkte, oder den das Gesinde nachher boshafter Weise dem fehlenden Fette zuschrieb.

Bald trug der Tannenbaum die Schuld, daß so viele Spatzen um das Haus waren und auf dem Fruchtboden

so großen Schaden anrichteten, weil sie sich in den Ästen der Tanne so schön über Nacht aufhalten könnten.

Bald wieder hatte das Käuzchen, das die ziemlich abergläubische Bäuerin so oft ängstigte, auf der Tanne seinen nächtlichen Sitz und sang von dort herab sein Todeslied gerade in die Schlafstube hinein.

Kurz, Frau Susanna war wahrhaft erfinderisch in Gründen, aus denen sie ihren Gottfried in längeren oder kürzeren Zwischenräumen bestürmte, daß er doch endlich den ärgerlichen Baum möge fällen lassen.

Aber so gerne dieser auch, wo es nur irgend anging, seiner Frau ihren Willen ließ, um den Hausfrieden aufrecht zu erhalten, in diesem einen Punkte war er unbeugsam.

Endlich glaubte Frau Susanna der Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches gewiß sein zu dürfen, als es sich nämlich befand, daß der sogenannte „Katzenbalken" in der großen Scheune von den Holzwürmern zerfressen sei und durch einen neuen ersetzt werden müsse.

„Nun, jetzt wirst Du doch nicht mehr länger Deine liebe Tanne schonen?" sagte sie zu ihrem Manne. „Es ist ja gerade, als ob der Baum dafür bis jetzt habe wachsen müssen. Die nötige Länge und Stärke hat er gewiß, und wer weiß, ob du einen andern findest, der so schön gerade ist."

„Ja, passen würde er wohl," sagte Gottfried Bröcker schmunzelnd, „aber abgehauen wird er deswegen doch nicht."

„Aber, Gottfried!" rief Susanna ärgerlich, „Du wirst doch nicht im Ernste daran denken, das Heidengeld für einen anderen Stamm auszugeben, wo Du den geeigneten vor der Thüre stehen hast? Das hieße ja doch, geradezu das Geld zum Fenster hinauswerfen!"

„Mach' Dir keine Sorge deshalb, Schatz!" lautete die Antwort. „So viel trägt der Bröckerhof doch wohl noch ab, daß ich, ohne bankerott zu werden, einen anderen Stamm kaufen kann. Die Tanne bleibt einmal stehen. Es könnte sein, daß sie zu etwas noch Besserem gut wäre, als zu einem Katzenbalken, und daß sie deshalb alle Deine bisherigen Angriffe auf sie siegreich bestanden hat."

„Aber wo willst Du rasch einen anderen Stamm herbekommen, der sich eignet? Der Zimmermann hat doch

gesagt, daß Eile not thue, wenn nicht auf einmal der morsche Balken durchbrechen und auch die Scheunengiebel noch beschädigen soll?"

„Nun, so gefährlich ist's gerade noch nicht. Ich habe gestern den schadhaften Balken selbst untersucht. Der würde am Ende wohl noch ein ganzes Jahr halten. Der Zimmermann hat es nur deshalb so gefährlich gemacht, weil er jetzt gerade nichts zu thun hat, und die Arbeit hier ihm bequem käme. Aber ich will doch bald dazu thun, daß der Schaden ausgebessert wird. Morgen muß ich freilich auf den Viehmarkt nach Rödelhausen und werde wohl erst spät abends nach Hause kommen. Aber übermorgen will ich dann in die Stadt fahren; denn ich habe neulich gesehen, daß der Holzhändler Kruner eine Auswahl der schönsten Stämme auf Lager hat. Die Tanne aber bleibt stehen ein für allemal."

Frau Susanna mußte bei diesen Worten ihres Mannes plötzlich ihre absonderlichen Gedanken bekommen haben. Denn anstatt zu schmollen und aufzubrausen, wie sie sonst zu thun pflegte, wenn ihr Mann einmal so wie jetzt ihr durch den Kopf fuhr und seinen unabänderlichen Willen kund gab, blieb sie jetzt ganz ruhig und sagte nur kalt:

„Nun, so mach's, wie Du willst!"

Daß dahinter ein unausgesprochenes: „Ich werde es machen, wie ich will" steckte, konnte jeder vermuten, der Frau Susannas Art kannte.

Wirklich war ihr bei der Mitteilung ihres Mannes, daß er morgen den ganzen Tag abwesend sein werde, der Gedanke in den Kopf gekommen, sie wolle auch gegen seinen ausdrücklichen Willen während seiner Abwesenheit durch ein paar Tagelöhner die Tanne abhauen lassen.

Daß es dann einen argen Sturm im Hause geben müsse, verhehlte sie sich dabei keineswegs. Aber sie kannte auch ihren Mann so viel, daß sie wußte, er werde sich schließlich in das Unabänderliche fügen, und, wenn er sich einmal gehörig ausgepoltert habe, nicht lange nachtragen.

Es war heute ein ausnehmend heißer Julitag gewesen, und das letzte Heu, das man von entlegenen Wiesen heimgeholt hatte, war so dürre geworden, daß es auf den hochgetürmten Wagen kaum hatte halten wollen.

Die dunklen Wölkchen, die ſich ſchon ſogleich nach Mittag gebildet hatten und wie vereinzelte Armeecorps von allen Seiten aufgeſtiegen waren, hatten ſich im Laufe des Nachmittags allmählich vereinigt und nach der Himmelsgegend hingezogen, aus welcher die heftigſten Gewitter zu kommen pflegten.

Dort ſtanden ſie gegen Abend wie eine geſchloſſene Heeresmaſſe, jeden Augenblick bereit, die unheimliche Stille,

welche in der ganzen Natur eingetreten war, mit ihrem Kampfgetöſe zu unterbrechen.

Und bald brach es los. Zuerſt ein heftiger Sturm, der wie raſend über das Land fegte, auf den Straßen dichte Staubwolken aufwirbelte und die alte Tanne neben dem Hauſe wie ein Rohr bog und ſchüttelte. Dann Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, daß die Fenſterſcheiben

klirrten, das ganze Firmament oft ein einziges großes Flammenmeer.

Frau Susanna war außer sich und saß weinend am Tische, den Kopf in die aufgelegten gekreuzten Arme versteckend. Denn zu ihren berechtigten oder unberechtigten Eigentümlichkeiten gehörte auch eine entsetzliche Gewitterfurcht, die sie bei jedem Blitze, den sie sah, laut aufschreien ließ.

Gottfried Bröcker hatte schon, ehe Blitz und Donner losbrachen, seine Anordnungen getroffen.

Das Feuer in der Küche hatte, obschon das Abendessen im Kochen war, ausgelöscht werden müssen. Alle Dachluken waren geschlossen, alle Fensterläden befestigt, alle Thüren geöffnet worden, und im Hausflure standen zwei brennende Laternen und ein paar große Eimer voll Wasser.

Denn auf dem Bröckerhofe war es von jeher Brauch, für den Fall eines Brandunglücks, wie es bei jedem Gewitter entstehen konnte, jede mögliche Fürsorge zu treffen. Jeder Hausgenosse wußte genau, was er eintretenden Falles zuerst zu thun habe, und von Zeit zu Zeit wurde das einmal wieder jedem in Erinnerung gebracht, damit es nicht vergessen würde.

Die einsame Lage des Hofes, der von dem Dorfe Finstingen fast eine Viertelstunde weit ablag, machte dies zur Notwendigkeit, da man für die erste Gefahr ganz auf die eigene Hilfe beschränkt war.

Als alle Anordnungen getroffen waren, kam der Hausvater mit den beiden Knechten, die ihm geholfen hatten, in die Wohnstube, wo alle weiblichen Hausgenossen versammelt waren.

Er suchte zunächst seine weinende Frau zu beruhigen, ließ dann, nachdem dies einigermaßen gelungen war, eine Lampe anzünden und nahm das Gebetbuch vom Simse herab, um langsam und andächtig das Wettergebet vorzulesen, das den Schutz Gottes für das Haus und seine Bewohner erflehte.

Wie eine Antwort Gottes auf das Amen, in welches alle Versammelten laut einstimmten, rauschte jetzt der Regen in dicken schweren Tropfen draußen herab und schlug prasselnd wider die Scheiben.

„Gottlob!“ ſagte Gottfried erleichtert, „jetzt haben wir doch keinen Hagel mehr zu befürchten.“

Aber kaum hatte er dies ausgesprochen, da erhellte plötzlich ein Blitzstrahl die Stube so, daß man die Fliegen an der Wand hätte sehen können, und in derselben Sekunde folgte ein Donnerschlag, der das Haus in seinen Grundfesten wankend zu machen schien.

„Gott sei uns gnädig! das hat eingeschlagen," rief der Hausherr. „Konrad, schnell mit einem Eimer Wasser und einer Laterne in den Stall! Peter, Du mit mir auf den Speicher!"

Damit hatte er auch schon die Laterne in der Hand und stürmte die Treppe hinauf, der Knecht mit dem Eimer ihm nach.

Allein auf dem Speicher war nirgends etwas zu sehen, trotzdem sich ein leichter Schwefelgeruch bemerklich machte. Auch aus Stall und Scheune brachte der rückkehrende Knecht die beruhigende Nachricht, daß nur das Vieh etwas unruhig, aber vom Einschlagen nirgends etwas zu sehen sei.

„Gottes Hand ist über uns gewesen, aber hat uns gnädig verschont," sagte Gottfried, als er zu den totbleichen Frauen in die Wohnstube zurückgekehrt war; „laßt uns das Danken nicht vergessen!"

Damit nahm er die Bibel zur Hand und las andächtig den 135. Psalm.

Mit dem letzten furchtbaren Schlage war, wie es so oft geht, die Macht des Gewitters gebrochen. Bald hörte man nur noch in der Ferne den Donner rollen, und der strömende Platzregen, welcher unmittelbar nach dem letzten Schlage niedergestürzt war, verwandelte sich in einen sanften Regen, der die lechzenden Fluren milde tränkte.

Rasch begaben sich die Mägde wieder in die Küche, das ausgelöschte Feuer wieder anzuzünden zur gänzlichen Bereitung des Abendessens.

Denn Gottfried Bröcker hatte jetzt keinen Grund, seinen Plan aufzugeben, der dahin gegangen war, schon früh morgens 3 Uhr mit dem Großknechte nach dem etwa $2^1/_2$ Stunde entfernten Markte zu Rodelhausen aufzubrechen, damit er abends wieder zu Hause sein könne.

Der rechte Bauer vermeidet es ja überhaupt, wenn es nur irgendwie möglich zu machen ist, über Nacht aus dem Hause zu bleiben, nicht sowohl um die Kosten des

Übernachtens zu sparen, als weil er mit Recht denkt, der richtige Platz für den Hausherrn sei eben in seinem Hause.

Aber nach dem, was soeben geschehen war, nach der großen Gefahr, die, wenn sie auch glücklich vorübergegangen, doch seinem Hause so nahe gewesen war, mußte Gottfried Bröcker sich zwiefach getrieben fühlen, zeitig heimzukehren und sein Hauswesen nicht ohne Schutz zu lassen, den ihm der Hausherr besser, als jeder anderer Mensch, kann angedeihen lassen.

Frau Susanna war ohne Abendessen zu Bette gegangen. Der furchtbare Donnerschlag hatte ihr beinahe die Besinnung geraubt und eine Schwäche über sie gebracht, für welche sie notwendig der Ruhe bedurfte, wie sie sagte.

Ob sie zum Schlafen kam, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, daß sie schon früh vor 3 Uhr wieder aus dem Bette war und für ihren Mann und den Knecht das Essen rüstete, eine Arbeit, welche sie sonst in ähnlichen Fällen fast immer ihrer treuen Großmagd überließ.

„Ei, ei, Schatz, schon aus dem Bette und an der Arbeit?“ begrüßte sie freundlich der Gatte, als er mit dem Knechte, der ihn begleiten sollte, aus dem Stalle kam, wo das Vieh, das zu Markte gebracht werden sollte, hatte erst gefüttert werden müssen. „Ich hätte gedacht, Du überließest heute gewiß die Sorge für unser Essen der Gertrud, und schliefest noch Deinen Schrecken von gestern Abend recht aus. Ist denn die Angst schon völlig verschlafen? Sieh, Du darfst nicht mehr so ängstlich sein bei einem Gewitter. Wir stehen ja immer und überall in Gottes Hand und Hut. Kein Blitz geht wo anders hin, als wohin er es haben will. Man erschrickt ja wohl im Augenblick, wenn er so in unmittelbarer Nähe wie gestern niedergeht; aber dann muß man doch auch wieder das Herz voll frohen Dankes werden lassen, wenn ihn des Herrn Hand gnädig abgelenkt hat.“

„Nun, es ist ja wieder gut,“ gab Frau Susanna weichen Tones zur Antwort. „Ich will mich auch bemühen, künftig stärker zu sein und mich nicht wieder so erschrecken zu lassen. Aber es war doch auch gestern ein wenig gar zu arg.“

„Das war's freilich, und ich möchte nur wissen, wo

der grelle Blitz eingeschlagen hat. Weit weg kann es nicht gewesen sein. Aber um so mehr Ursache haben wir heute, dankbar und froh zu sein, zumal da jetzt draußen ein Morgen ist so frisch und so lieblich, wie ich noch kaum einen erlebt habe. Ich freue mich ordentlich auf den Gang nach Rödelhausen."

„Mach' nur, daß Du gesund heimkommst!" mahnte Susanna.

„Also doch noch ein bischen ängstlich?" fragte neckisch Gottfried.

„Ja, aber nur um Dich!"

Ein freundlicher Blick lohnte das gute Wort, und als es bald darauf zum Abschiednehmen ging, wurde dasselbe auf beiden Seiten ein bewegteres und herzlicheres wie gewöhnlich.

Der Tag war indessen völlig angebrochen, und die Bewegung im Hause hatte auch den zweiten Knecht und die Mägde früher als gewöhnlich auf die Beine gebracht.

Nach einem Gange durch die Ställe hatte sich Frau Susanna in den Garten begeben und saß dort, von der köstlichen Morgenfrische umweht, nachdenklich in der Laube. Sie hatte offenbar mit schweren Gedanken zu thun. Denn ihr Blick war tiefernst und starrte unverwandt ins Leere hinaus, als könnte oder wollte sie nichts sehen von den Blumen, die so frisch und lieblich ihr entgegenblühten, die letzten Tropfen des Gewitterregens noch in den Kelchen, der sie von allem Staube rein gewaschen hatte.

Da kommt plötzlich die Kleinmagd in den Garten gelaufen und ruft voll Eifers:

„Jungefrau! Jungefrau!" (so nennt das Gesinde die Bäuerin, selbst wenn dieselbe die Jugendzeit längst hinter sich hat), kommt doch einmal schnell an den Brunnen und schaut, wie die Tanne aussieht!"

„Die Tanne?" frug die Bäuerin gedehnt. „Was ist's denn mit der?"

„Ja kommt nur einmal und seht, wie sonderbar die aussieht! Ihr glaubt es kaum."

Rasch erhob sich die Gerufene und eilte in den Hof, wo sich schon das übrige Gesinde um den Brunnen und die Tanne versammelt hatte.

Und in der That, die Tanne ſah merkwürdig aus. Von oben bis unten war ein etwa drei Zoll breiter Streifen der Rinde abgeſchält bis auf das weiße Holz,

als wäre er mit einem ſcharfen Meſſer herausgeſchnitten. Am Fuße aber war ein ziemlich großes, trichterartiges Loch aufgewühlt, und die Wurzelletzen, die aus dem Boden hervorragten, waren ſchwarz verkohlt, als wären ſie aus dem Feuer weggenommen worden.

„Das war der Schlag von geſtern Abend!“ rief der Knecht Peter, als die Bäuerin herbeikam, derſelben entgegen. „Der Baum war unſer Glück! Hätte er nicht da geſtanden und den Blitzſtrahl aufgefangen, ſo wäre der Hof wohl jetzt ein Aſchenhaufen! Alſo deshalb hatte man auf dem Speicher den Schwefelgeruch ſo deutlich in der Naſe?“

Frau Suſanna ſtand eine Weile in wortloſem Staunen vor dem Baume; dann brach ſie plötzlich in ein heftiges Weinen aus und eilte ins Haus.

„Was ſie nur haben mag?“ fragte Peter verwundert. „Ich dächte doch, ſie hätte mehr Urſache, ſich zu freuen und Gott zu danken, als zu weinen.“

„Na, laß ſie!“ ſagte Gertrud. „Der Schrecken von geſtern Abend liegt ihr noch in den Gliedern, und der iſt jetzt wieder wach geworden, wo ſie ſieht, wie nahe uns die Gefahr geweſen iſt.“

„Ich wollt', der Schrecken führe ihr aus den Gliedern ein bißchen ins Gemüt!“ murmelte Peter in ſich hinein.

Und es ſchien ſchon am Mittage ſo, als ob dieſer leiſe Wunſch ſich erfüllt hätte. Denn da gab es für jedes der Dienſtleute ein tüchtiges Stück Fleiſch, wie es ſonſt kaum Sonntags abfiel, und das Gemüſe war auch ordentlich geſchmälzt.

Frau Suſanna ſelbſt hatte jedoch faſt gar keinen Appetit, ſprach auch über Tiſch nicht mehr als das Nötige, und die Art und Weiſe, wie ſie es ſprach, war eine ſo ungewöhnlich weiche und milde, daß ſich das Geſinde untereinander verwundert anblickte.

„Wenn's nur alle Tage ſo wäre!“ ſagte Peter im Hinausgehen zu Gertrud.

Am Nachmittage aber fand dieſe Frau Suſanna gar über der Bibel ſitzen, und ihre Augen ſahen danach aus, als habe ſie wieder viel geweint.

Es war noch nicht dunkel, als Gottfried Bröcker schon wieder vom Markte heimkehrte, und zwar in bester Laune, da ihm sein Viehhandel über Erwarten geglückt war.

Kaum durch das Hofthor eingetreten, sah er auch, was an der Tanne geschehen war und blieb betroffen vor dem Baume stehen.

„Du guter, alter Baum!“ rief er voll Rührung aus. „Du warst also der Blitzableiter für mein Haus? Wie gut, daß Du noch immer standest!“

Als aber jetzt seine Frau in die Thüre trat, ihn zu begrüßen, rief er ihr zu:

„Siehst Du, Sannchen, wozu der alte Baum noch gut war? Stand er nicht mehr, so stünde wohl jetzt unser Haus, ja vielleicht unser ganzer Hof nicht mehr.“

Frau Susanna nickte bloß mit dem Kopfe, kam dann aber die Treppe herunter und warf sich schluchzend ihrem Manne an die Brust.

Mit beruhigenden Worten führte sie dieser ins Haus und hörte nun dort in der stillen Kammer ihre Beichte, wie sie gestern noch die Absicht gehabt habe, ihren Kopf durchzusetzen und den Baum heute während seiner Abwesenheit fällen zu lassen.

„Aber gestern Abend schon,“ schloß sie, „hat mir der Herr im Gewittersturm das Herz angerührt, daß ich reuig wurde, und als ich heute morgen sah, was geschehen war, da war ich völlig überwunden. Von jetzt an soll's mit Gottes Hilfe anders werden. Ich will meinen harten Kopf brechen. Ja, es soll auch in manchem anderen Stücke besser werden. Verzeih' mir nur, lieber Mann!“

Schweigend, aber mit einem dankbaren Blick nach oben schloß er sie in seine Arme.

Und es wurde anders, wenn auch nicht mit einem Male.

Der alte Eigensinn, der von Jugend auf tief eingewurzelt war, wollte wohl noch manchmal sich wieder geltend machen. Aber dann brauchte Gottfried nur den Finger aufzuheben und mit einem bedeutungsvollen Blicke zu sagen: „Tanne!“, so flog mit einer glühenden Schamröte der böse Geist wieder aus, und ein demütiges „Verzeih'!“ endete den Auftritt.

Auch Peters Wunſch, daß es alle Tage ſo bleiben möge, wie an jenem Tage nach dem Gewitter, ging in Erfüllung.

Zwar gab's nicht alle Tage ein ebenso großes Stück Fleisch wie damals, aber doch jeden Tag ein Essen, womit man zufrieden sein konnte, und wenn es jetzt in der Erntezeit einmal ein besonders schweres und heißes Tagewerk gegeben hatte, kam auch wohl abends etwas Besonderes auf den Tisch.

Es war jetzt eine Freude, auf dem Bröckerhofe zu dienen, wo Mann und Frau so einig unter sich, so freundlich gegen ihre Dienstboten waren.

Die Armen aber meinten und trugen es in der ganzen Gegend umher, das trockene Wetter auf dem Bröckerhofe sei mit einem Male völlig umgeschlagen, und die Zeiten der alten Bröckerin seien wiedergekehrt.

Der Blitzschlag, der den Tannenbaum getroffen, war auch in ein durch Geiz, Eigensinn und Rechthaberei verfinstertes Herz gefahren und hatte es helle darin gemacht, und das Licht von oben, welches es helle bleiben und immer heller werden ließ, blieb nicht aus.

Die Tanne aber hatte nur wenig Schaden von dem Blitzschlage.

Gottfried Bröcker verklebte die Wunde auf das Sorgfältigste mit Baumwachs und Lehm, und schon im nächsten Frühjahre vernarbten deren Ränder so gut, daß das Leben des Baumes kaum eine merkliche Störung erfuhr.

Von einem Abhauen des Baumes war nie mehr die Rede. Ja, Frau Susanna wurde nicht einmal mehr ärgerlich, wenn ihr der Wind ein paar Nadeln in das frisch gewaschene Gemüse jagte.

Wenn aber der Wind so leise durch die Äste der Tanne rauschte, dann klang ihr das wohl wie eine Stimme von oben, die zum Danke mahnte, daß damals der Blitz nicht in ihr Haus, wohl aber in ihr Herz gefahren war.

14. Anekdote.

Herr Amtsrichter G..., seit kurzem erst mit der Tochter eines hochgestellten Gerichtsbeamten verheiratet, konnte sich sehr schwer von den Gewohnheiten seines langen Junggesellen-Standes entwöhnen.

Jeden Abend trieb es ihn in die Kasino-Gesellschaft, die er selbst hatte gründen helfen und zu deren Direktor man ihn kurz vor seiner Verheiratung erwählt hatte, weil seine Bekannten und Freunde den ausgezeichneten Gesellschafter nicht gerne entbehren mochten und doch befürchteten, seine junge Frau würde ihn mehr, als ihnen lieb gewesen wäre, von dem Besuche des Kasino abhalten.

Der Herr Amtsrichter trank aber nicht nur gerne, sondern machte auch gern ein Spielchen, und es kam ziemlich häufig vor, daß er erst lange nach Mitternacht heimkam.

Die junge Frau, von ihrem Elternhause her an sehr lebhafte Geselligkeit gewöhnt, empfand das Alleinsein an den Abenden sehr schmerzlich. Als aber all ihr Bitten und Schmollen nichts helfen wollte, suchte sie sich dadurch zu entschädigen, daß sie nun auch abends ausging und keine Theegesellschaft ausschlug, zu der sie geladen wurde.

Das machte aber nicht allein einen größeren Aufwand für ihren Putz nötig, als das ihr ausgesetzte Kleidergeld gestattet hätte, sondern es mußten nun auch ihrerseits Theegesellschaften gegeben und die Einladungen erwidert werden.

Nach einem Abende, an welchem der Herr Amtsrichter Unglück im Spiele gehabt, ein tüchtiges Sümmchen verloren hatte, und deshalb mit etwas übler Laune aufgestanden war, findet er neben seiner Frühstückstasse zwei Briefe, die an seine Frau gerichtet waren, die ihm diese aber erbrochen an seinen Platz gelegt hatte.

Er schaut hinein und wird feuerrot. Denn der eine ist von der Schneiderin, der andere von dem Zuckerbäcker, und der Betrag, den beide gütigst zu berichtigen bitten, übersteigt noch um ein Erkleckliches den Spielverlust von gestern Abend, der ihm doch heute morgen schon Gedanken genug gemacht hatte.

„Aber, liebe Pauline," ruft er seiner Frau zu, die ruhig ihren Kaffee trank, „wie kannst Du nur so in den Tag hineinleben! Das ist ja haarsträubend mit diesen Rechnungen!"

„So? Meinst Du?" war die Antwort. „Nun ich meine, die Rechnungen würden Dir nicht haarsträubend sein, wenn Du nicht so in die Nacht hineinlebtest."

Ob es fortan mit den Gatten besser geworden ist, ob sich beide ihre Lektion zu Herzen genommen und sie befolgt haben, können wir leider nicht verraten.

15. Noch eine.

Lehrer: „Die weiblichen Eigennamen sind zum großen Teile von männlichen hergenommen und dadurch gebildet, daß man dem männlichen Namen einfach ein „a" anhing, wie z. B. August — Augusta, Johann — Johanna, oder aber, daß man ihm die Silbe „ine" zufügte, wie Joseph — Josephine, Wilhelm — Wilhelmine, Paul — Pauline. Karolinchen, wovon wird denn wohl Dein Name hergeleitet sein?

Karolinchen (schnell und mit leuchtenden Augen): „Von unserem Karo, Herr Lehrer!

16. Rätsel.

Bin ich Dir mit „a" zu eigen,
Bleibst Du wohl von Mangel frei;
Aber böse Sorgen schleichen
Sich auch nur zu leicht herbei.

Sorgen, daß Du nicht entbehrst
Einst, was im Besitz Du hast,
Sorgen, daß Du's noch vermehrst,
Häufst Du Dir auch so die Last.

Aber suchst im Buch der Bücher
Du mit „e" die rechten nur,
Wirst Du ruhiger und klüger,
Kommst dem Wahren auf die Spur,

Wirst mit frischem, frohem Mute
Alle Sorgen hinter Dich,
Weil am höchsten, besten Gute
Nun Dein Herz erfreuet sich.

17. Ein anderes.

Mit „i" thron' hoch ich in der Luft,
Mit „ü" ſteh' hoch ich im Leben,
Mit „o" kann ich Kühlung und würzigen Duft
Dem vor Hitze Schmachtenden geben,
Und ſtellſt Du mir um die zwei mittelſten Zeichen,
So muß alle Hitze ſofort vor mir weichen.

Nun rate mich,
Was bin ich?

18. Altes Gold.

„Laufen nützt nichts, wenn man nicht auf dem rechten Wege iſt,"

ſagt das Sprichwort. Und es iſt ja leicht zu verſtehen, daß das Laufen in dieſem Falle nicht nur nichts nützt, ſondern geradezu ſchadet.

Denn durch Laufen kommt man raſch vorwärts und legt auf dem unrechten Wege ſchnell ein großes Stück zurück, das man nachher wieder zurückeilen muß, wenn man auf den rechten Weg will. Und überdies kann man bei dem Laufen nicht ſo gut auf den Weg Acht haben, wie beim langſamen Gehen, welches erlaubt, jeden Baum, jeden Strauch, jedes beſondere Merkmal des Weges genau ins Auge zu faſſen. Man merkt deshalb viel ſpäter, daß man auf dem verkehrten Wege iſt und umkehren muß, wenn man ſein Ziel nicht verfehlen will.

So einfach und leicht verſtändlich aber auch unſer Sprichwort iſt, es enthält doch viel goldene Weisheit, wenn man von ſeinem einfachen Wortſinn abgeht und ſeinen tieferen Sinn zu erfaſſen ſucht, den wenigſtens alle guten Sprichwörter enthalten.

So denke man nur bei dem Wege, von dem das Sprichwort redet, einmal an den irdiſchen Berufsweg, den man ſich erwählt hat, oder der für einen erwählt worden iſt.

Wie leicht irrt man ja doch in der Wahl desſelben! Man denkt für dieſen oder jenen Lebensberuf wie

geschaffen zu sein, vielleicht weil derselbe äußerlich viel Bestechendes und Verlockendes für einen hat. Man stürmt, wenn einem die Wahl ganz frei steht, blindlings in denselben hinein, ohne sich recht klar gemacht zu haben, was derselbe von seinem Träger erfordert, ohne sich Rechenschaft darüber gegeben zu haben, ob man auch wirklich für denselben geschaffen ist und die Eigenschaften, die Geistes-, Körper- oder Geldkräfte besitzt, die unbedingt vorhanden sein müssen, wenn man in dem erwählten Berufe vorankommen und denselben einmal recht ausfüllen will. Man stürzt sich mit allem Eifer in den Beruf, sucht vielleicht anstatt klein und rein anzufangen, sogleich alles ins Große zu treiben, und siehe da! bald wird man inne, daß einem doch die rechte Befähigung abgeht, daß man also einen verkehrten Weg mit seiner Berufswahl eingeschlagen und auf diesem verkehrten Wege zum mindesten viel gute Zeit eingebüßt, vielleicht aber auch sein ganzes Vermögen durch das Laufen und ungestüme Vorwärtsdrängen zugesetzt hat.

Exempel: so mancher Kaufmann, der, weil er von sich oder von seiner Frau Vermögen besaß, sogleich den Großhandel anfing und sich in gewagte Spekulationen einließ und hatte doch von Hause aus nichts gelernt, als bei einem Landkrämer halbe Pfündchen Kaffee und Zucker verkaufen und — Düten pappen!

Wo aber der Lebensberuf nicht selbst erwählt, sondern etwa von den Eltern vorgezeichnet wird, wie oft bestätigt sich auch da die Wahrheit unseres Sprichworts!

Da soll das Söhnchen mit Gewalt studieren. Damit es recht rasch mit ihm vorangehe und die hochmütigen Eltern mit einem „Wunderknaben" Staat machen können, werden ihm neben der Schule noch Privatlehrer aller Art gehalten, so daß der arme Bursche mit Wissenschaft fast tot gemacht, sicherlich aber doch körperlich ruiniert wird.

Daß er, so gut beanlagt er auch im übrigen ist, in den fremden Sprachen nur sehr geringes leistet, sagen zwar bald und laut genug seine Schulzeugnisse; aber die Herren Privatlehrer, denen das teure Stundengeld, welches der reiche Papa bezahlt, sehr wohl behagt, wissen diese Zeugnisse zu entkräften durch den Vorwurf der Parteilichkeit,

den ſie den Lehrern der Schule machen. Der Papa nimmt daraufhin den Jungen aus der Schule heraus und läßt die Privatſtunden verdoppeln und verdreifachen. Aber endlich geht es nicht länger ſo; der Junge muß auf ein Gymnaſium gebracht werden, um das Zeugnis der Reife für die Hochſchule erlangen zu können. Weil er ſich als ein gewitzter Burſche erweiſt, quälen ſich die Gymnaſiallehrer eine Zeit lang mit ihm, aber wie ihm das Lateiniſche und Griechiſche gar nicht in den Kopf will, geben ſie dem Papa den guten Rat, deſſen Richtigkeit derſelbe nun auch endlich nicht mehr bezweifeln kann, nachdem er es auch noch auf einem andern Gymnaſium probiert hatte, er möge ſeinen Sohn doch lieber ſtatt der wiſſenſchaftlichen eine techniſche Laufbahn einſchlagen laſſen.

Was hat nun das unvernünftige Laufen und Vorwärtsdrängen der Eltern genützt? — daß für den rechten Weg, der nun endlich notgedrungen eingeſchlagen wird, zum mindeſten viel gute Zeit verſäumt iſt.

Item, das ſind zwei Beiſpiele aus dem Leben!

Noch wahrer erweiſt ſich aber das Sprichwort, wenn es mit dem Wege des inwendigen geiſtlichen Lebens in Beziehung gebracht wird, mit dem Wege zum Ziele der himmliſchen Berufung.

Wer da nicht den rechten Weg unter den Füßen hat (NB. er ſteht bezeichnet Joh. 14, 6!), wer ſich etwa dünken läſſet, auf dem ſoviel begangenen Wege wandeln zu müſſen, daß er ſelbſt der Schöpfer ſeines Heils und ſeiner Seligkeit ſei, für den bringt ſein Rennen und Laufen, ſein ſich Abmühen in der Aufrichtung einer eigenen Gerechtigkeit, nur den traurigen Erfolg, daß ihm die Umkehr immer ſchwerer wird, daß er ſeine Gnadenzeit vergeudet und ſo am Ende in das zeitige und ewige Verderben rennt.

Drum vor allen Dingen nur den rechten Weg in das Herz und unter die Füße genommen, und wacker darauf gelaufen, zunächſt durch Geduld in den verordneten unausbleiblichen Kampf wider die Sünde und ihre Verſuchungen von innen und von außen, ſodann der täglichen Heiligung nach in ausharrender Treue!

Man merkt da wohl bald, daß das eigene Rennen und Laufen es nicht thut, ſondern daß man, um voran-

zukommen, auf den Herrn harren und seine Hülfe tagtäglich suchen muß, der den Müden Kraft und Stärke, genug den Unvermögenden schenken will. Aber thut man das nur in rechter Demut und mit dem rechten Ernst und Eifer, dann darf man es auch erfahren, daß man immer neue Kraft von oben empfängt, zu laufen und nicht matt zu werden, zu wandeln und nicht müde zu werden.

Von dem rechten Laufen steht geschrieben 1 Corinth. 9, 24 und folgende, lies einmal dort nach!

Und damit Gott befohlen!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch mich und alle Buchhandlungen.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn (W. Oertel).

Der Orkan auf Cuba. Eine Geschichte. — **Das Erdbeben von Lissabon.** Eine Geschichte. — **Der Brand von Moskau.** Ein Geschichtsbild. — **Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.** — **Prinz Eugenius, der edle Ritter.** — **Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.** — **Ein Kongo-Neger.** Eine Geschichte aus St. Domingo. — **Ein Ostindienfahrer.** Eine Geschichte. — **Der Herr ist mein Schild.** Eine Geschichte. — **Von den zwei Savoyarden-Büblein.** Eine Geschichte. — **Gottfried Pollmann.** Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. — **Die Boorenfamilie von Klarfontein.** Eine Geschichte aus dem Boorenleben im Kaplande Südafrikas. — **Der Strandläufer.** Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee. — **Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.** Eine Geschichte. — **Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.** — **Die Vergeltung.** Eine Geschichte. — **Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeere.** Eine Geschichte. — **Die Biberfänger.** Eine amerikanische Geschichte. — **Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg (genannt die liebe Dorel) und der frommen Landgräfin Elisabeth von Thüringen.** — **Die Gemsjäger.** Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz. — **Simon.** Lebensgeschichte eines Negersklaven in Brasilien. — **Die Eroberung von Algier.** Eine Geschichte. — **Das Leben und die Thaten Hans Joachims von Zieten.** — **Vormund und Mündel.** Eine Geschichte aus der Vorzeit. — **Wie einer ein Wallfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.** Eine Geschichte. — **Von einem, der das Glück gesucht.** Eine wahre Geschichte. — **Blüchers Schützling.** Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. — **Die Belagerung von Wien.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1683. — **Der Lohn einer guten That.** Eine Geschichte aus Indien. — **Christian Fürchtegott Gellert.** Ein Lebensbild. — **Der alte Hincke.** Ein Lebensbild. — **Von dem frischen und mutigen Seydlitz.** Ein Lebensbild. — **Der Mulatte.** Eine

Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida. — **Auf dem Mississippi.** Mitteilungen eines Deutschen in Amerika. — **Karl Friderichs Kriegsfahrten** anno 1812 und 1813. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht. — **Johann Jakob Astor.** Ein Lebensbild aus dem Volke. — **Der Engel der Gefangenen.** (Elisabeth Frz.) Ein weibliches Lebensbild. — **Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.** Eine Geschichte. — **Diamantina.** Eine Geschichte. — **Das Patengeschenk.** Eine Geschichte. — **James Watt,** der Erfinder. Ein Lebensbild. — **George Stephenson, der Mann der Eisenbahnen und Lokomotiven.** Ein Lebensbild. — **Der Gaucho.** Eine Geschichte. — **Der Weißkopf.** Eine Geschichte. — **Der Domrabe.** Eine Geschichte. — **Der Admiral de Ruiter.** Lebensbild eines Seehelden. — **Hans Konrad Escher von der Lind.** Lebensbild eines braven Schweizers. — **Das Schloß-Nobbeie.** Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs V. von der Pfalz. — **Olaf Thorlacksen.** Eine isländische Geschichte. — **Hualma, die Peruanerin.** Eine Geschichte. — **Die Silberkotte** oder der Herr verläßt die Seinen nicht. Eine Geschichte. — **Zwei Ausbrüche des Vesuvs.** — **Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.** Nach den Mitteilungen eines Augenzeugen. — **Franz Drake,** der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. Anhang: Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa. — **Benjamin Franklin.** Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika. — **Der Leibhusar.** Eine Geschichte. — **Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege.** — **James Cook.** Leben und Thaten des berühmten Seefahrers und Erdumseglers. — **Deutsche Treue.** Zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen. — **Eroberung von Mexiko** durch Fernando Cortez. — **Was aus einem armen Hirtenbüblein werden kann.** Eine Geschichte. — **Die Eroberung von Konstantinopel.** — **Die Pelzjäger der Hudsonsbaikompanie.** — **Die Kaiserin Maria Theresia.** Ein Lebensbild. — **Der alte Fritz, der Held und Liebling des deutschen Volkes.** — **Die letzte Ghazwah oder Sklavenjagd im Sudan** unter der Regierung Mehemed Alis von Ägypten. — **Gottes Finger.** Eine Geschichte aus dem Tagebuch meines Großvaters gezogen. — **Der Lumpensammler von Paris.** Eine Geschichte aus dem Jahre 1805. — **Scharnhorst.** Ein Lebensbild aus den Zeiten schweren Druckes und lebensfrischer Erhebung gegen fremde Gewalt. — **Der Lebensgang George Washingtons,** des Begründers der Freiheit der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — **Eine Meuterei im**

ſtillen Meere. — **Aus den Silberminen der Cordillera de los Andes in Südamerika.** Eine Geſchichte. — **Der Overſeer.** Eine Geſchichte aus dem Pflanzerleben in Südamerika. — **Graf Auget de Montyon,** einer der edelſten Söhne Frankreichs. — **Ernſt der Fromme, Herzog von Gotha.** Ein Lebensbild aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. — **Der Kaffernhäuptling.** Eine Geſchichte aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am Kap der guten Hoffnung. — **Durch die Wüſte.** Eine Geſchichte. — **W. C. von Horn.** Ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild.

Fortſetzung von Ottokar Schupp, Hugo Oertel, J. Bonnet.

Die Entſtehung des Kloſters Arnſtein. Hiſtoriſche Erzählung aus der erſten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. — **Der Reichsfreiherr vom Stein,** des Rechtes Grundſtein, des Unrechtes Eckſtein, des deutſchen Volkes Edelſtein. — **Die Pfarrfrau von Heſtrich.** Eine wahre Geſchichte nach den Akten des Idſteiner Archivs. — **Die beiden Freunde oder Peters Reiſe nach Japan.** Eine Geſchichte. — **Friedrich I. Barbaroſſa.** Ein Kaiſerbild aus deutſcher Vergangenheit. Von Hugo Oertel. — **Karl der Große.** Der Begründer des deutſchen Kaiſertums. Von Hugo Oertel. — **Im Buſche.** Eine auſtraliſche Geſchichte. Von Ottokar Schupp. — **Unter den Falſchmünzern.** Jugend-Erinnerungen eines alten Herrn. Von Ottokar Schupp. — **Luiſe, Königin von Preußen.** Ein Lebensbild. — **Der Pfarrer Piedanus von Michlen.** Eine hiſtoriſche Erzählung aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. — **Der Feldmarſchall Graf Neithard von Gneiſenau,** der Kriegsmeiſter deutſcher Freiheit. — **Feurige Kohlen.** Eine Geſchichte nach Thatſachen aus der Zeit Karls XII. von Schweden. — **Im finſtern Thale.** Eine Erzählung. — **Das Büchlein vom Vater Arndt,** dem Sänger deutſcher Freiheit und dem Propheten deutſcher Größe und Einheit. — **Der Fuhrmannsjunge im Kriege.** Eine Geſchichte aus dem deutſch-franzöſiſchen Kriege. — **Der Städtmeiſter Kölin Baarpfennig von Straßburg.** Eine Erzählung aus dem deutſchen Städteleben des fünfzehnten Jahrhunderts. — **Brand um Brand.** Eine Auswanderergeſchichte. — **Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt.** Der Bahnbrecher zu Preußens und Deutſchlands Größe. — **Der Poſtraub in Bürges.** Nach mündlichen und ſchriftlichen Überlieferungen. — **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Ein Lebensbild. — **Im Eiſe.** Eine Grönländiſche Geſchichte. — **Der Volkendruch in der Wiegenau.** Eine Geſchichte aus unſerer

Zeit. — **Wilhelm von Oranien**, der Begründer Niederländischer Freiheit. Ein Lebensbild. — **Am Zambesi.** Geschichte aus Dr. Livingstones Entdeckungsreisen in Süd-Afrika. Von Ottokar Schupp. — **Der Heremüller in der Wisper.** Eine Gespenstergeschichte ohne Gespenster. Von Ottokar Schupp. — **Der blinde Zeuge.** Eine wahre Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Kaiser Heinrich I.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Kaiser Otto der Große.** Ein Fürstenbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Die Eroberung von Wiesbaden.** Von Ottokar Schupp. — **Der Tabuntschik.** Eine südrussische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Otto II.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Otto III.** Ein Kaiserbild aus deutscher Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Kassendiebstahl.** Eine Erzählung aus einer Reichsstadt. Von Ottokar Schupp. — **Die Flüchtlinge im Steinthal.** Eine Erzählung aus dem Leben Oberlins. Von Ottokar Schupp. — **Die Meerlins.** Eine Dorfgeschichte. Von Ottokar Schupp. — **Friedrich II.** Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Kaiserzeit. Von Hugo Oertel. — **Rudolf von Habsburg.** Ein Fürstenbild aus Deutschlands Vorzeit. Von Hugo Oertel. — **Der Fürst und sein Hofprediger.** Eine Geschichte am Ende des 30jährigen Krieges. Von Ottokar Schupp. — **Ein getreuer Knecht.** Eine Erzählung. Von Armin Stein. — **Der Stanhub.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Karl Theodor Körner.** Ein Lebensbild aus der Zeit des deutschen Freiheitskampfes. Von Hugo Oertel. — **Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.** Ein Lebensbild von Hugo Oertel. — **Der Onkel in Batavia.** Eine Javanische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Dudo von Rüdelin.** Eine Erzählung aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges. Von Ottokar Schupp. — **Unter dem Schirm des Höchsten.** Eine wahrhaftige Geschichte. Von Armin Stein. — **Ein armer Slovak oder Treu auf Gottes Wegen.** Von J. Bonnet. — **Hans Sachs.** Ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande. Von Hugo Oertel. — **Die Ehre des Vaters.** Eine Brasilianische Geschichte. Von Ottokar Schupp. — **Die Brüder.** Eine Geschichte aus der Zeit der Femgerichte. Von Ottokar Schupp. — **Am doppelten Faden.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Des Feldscherers Wanderschaft.** Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Von J. Bonnet. — **Georg von Frundsberg**, der frommen Landsknechte lieber Vater. Von Hugo Oertel. — **Auf dem Wacholder.** Eine Rheinische Klostergeschichte

aus dem Bauernkriege. Von Ottokar Schupp. — **Joseph in Ägypten.** Ein Lebensbild. Von Ottokar Schupp. — **Der Einarm oder der Zeitungsjunge von Hamburg.** Eine Geſchichte. Von J. Bonnet. — **Die Geſchwiſter.** Eine Geſchichte aus den Schreckniſſen des 30jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **William Penn.** Der Begründer von Pennſylvanien. Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Der Turmbau auf den Halligen.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das verlorene Kind.** Eine Auswandergeſchichte. Von Ottokar Schupp. — **Der Zigeunerbub.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Amerikaner.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. — **Die Klemenskirche.** Eine Erzählung aus der Zeit der rheiniſchen Raubritter. Von O. Schupp. — **Die Rache iſt mein.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Feldſcherers Kriegsglück.** Eine Geſchichte aus der Zeit des 7jährigen Krieges. Von J. Bonnet. — **Der Reiskönig.** Eine Geſchichte von der Inſel Java. Von J. Bonnet. — **William Wilberforce, der Sklavenfreund.** Ein Lebensbild. Von Hugo Oertel. **Unter den Menſchenfreſſern von Borneo.** Eine Erzählung. Von Ottokar Schupp. — **Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.** Eine Erzählung. Von O. Schupp. — **Der Onkel von Vevey.** Eine Erzählung. Von J. Bonnet. — **Der Gondolier von Venedig.** Eine Venezianergeſchichte. Von J. Bonnet. — **Theobald.** Eine Erzählung aus den Sachſenkriegen. — **James Garfield,** Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Lebensbild. Von O. Schupp. — **Der Geuſenpfennig.** Eine Antwerpener Geſchichte aus der Zeit der niederländiſchen Befreiungskämpfe. — **Die Chineſenflotte.** Eine Geſchichte von den Sulu-Inſeln und der Inſel Celebes. Von J. Bonnet.

Soeben erſchienen:

Vom Rhein zur Donau. Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Von O. Schupp. — **Aus dem Schiffbruch gerettet.** Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Von J. Bonnet. — **Wiedergefunden.** Eine Erzählung für die Jugend und das Volk. Von J. Bonnet.

156 Bändchen, elegant kartoniert, mit illuſtriertem Umſchlag. Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlſtichen 75 Pfennige.

Ein wahrer, echter, durch und durch deutſcher Volks- und Jugendſchriftſteller im edelſten Sinne des Wortes, das iſt unſer W. O. von Horn.

Die „Hornschen Bändchen", weithin unter diesem Namen rühmlich bekannt und von der Jugend namentlich auf dem Weihnachtstisch stets freudig begrüßt, bilden bereits eine stattliche Sammlung von 156 Bänden in handlichem Format, die jedes einzeln kartoniert oder gebunden zu haben sind. Die ersten 77 Bändchen haben den in seinem gemütlichen Erzählton unübertroffenen W. C. von Horn (Superintendenten W. Oertel) zum Verfasser. Nach dessen Tode hat die Verlagshandlung tüchtige Nachfolger gewonnen, O. Schupp, H. Oertel, einen Sohn des Begründers, Armin Stein (Pfarrer Nietschmann in Halle), J. Bonnet die das Unternehmen im Oertelschen Geiste fortführen. Die Haltung aller Erzählungen ist durchaus religiös, evangelisch-christlich ohne tendenziöse Färbung, darum sittlich rein, dabei populär ohne Gemeinheit, interessant ohne Effekthascherei, belehrend mit Vermeidung schulmeisternden Tons; sie sprechen gemütlich an, sind oft tief ergreifend, niemals langweilig, reich an historischen und geographischen Mitteilungen und Naturschilderungen — und darum ebenso bildend für die Jugend, etwa vom 11. Lebensjahre an, wie auch geeignet zur Volkslektüre und empfehlenswert für Volksbibliotheken.

☞ Von sämtlichen Bändchen halte ich auch für Volks-, Schul- und Hausbibliotheken Exemplare vorrätig in **dauerhaftem Einband** und zwar jedes Bändchen einzeln gebunden in 156 Bänden.

Preis des Einbandes eines einzelnen Bändchens 25 Pfennig.

Nur bei der großen Anzahl, die ich habe binden lassen, konnte ich bei dauerhaften und eleganten Bänden diese billigen Preise erzielen. Ich hoffe hiermit, den vielen Anforderungen, die deshalb an mich gelangten, passend entsprochen zu haben.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Johannes Scherer oder **Tonsor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. Ein Lebensbild aus den Jahren 1620—1641 von **W. C. von Horn.** Zweite Auflage. Preis 1 Mark.

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. C. von Horn.** Mit Illustrationen von Rothbarth. Zweite Auflage. 15 Bogen. Preis 1 Mark 50 Pf.

Lehrgeld oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von **W. O. von Horn.** Vierte, verbesserte Auflage. Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 Mark 50 Pf.

Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt. Von **W. O. von Horn.** Dritte, verbesserte Auflage. Preis 1 Mark.

Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben von **W. O. von Horn** (W. Oertel). Fünfte, neu durchgesehene Auflage. Geheftet Preis 2 Mark. Prachtvoll in Goldschnitt gebunden 3 Mark 50 Pfg.

Seinen Ruf begründete W. O. von Horn durch den Friedel. Dieses beste Volksbuch, fromm, innig und populär, ist sowohl allen Familien, wie denen reine Erzählungen gesucht werden, als allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Robinson der Jüngere

von

Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend neu bearbeitet

von

W. O. von Horn (W. Oertel).

Dritte verbesserte Auflage.

Mit vier Stahlstichen und 35 Holzschnitten.

20 Bogen. Eleg. geb. Preis nur 1 M. 60 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Fortgang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Der Rhein.

Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von **W. O. von Horn.** (W. Oertel.)

Dritte verbesserte Auflage.

Groß 8°. 35 Bogen mit 38 Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Wer die schönen Ufer unseres vaterländischen Stromes geschaut, in dem tauchte auch wohl die Sehnsucht auf, zu erfahren,

welche Menschen dort einst in Freud und Leid gelebt haben und welche Geschichte vorübergezogen sei an den Burgen, deren Ruinen jetzt die Ufer schmücken und an den Städten, welche noch heute den Wanderer freundlich und gastlich aufnehmen.

Das Leben dieser Burgen und Städte ist in dem vorliegenden Buche von einem Manne dargestellt worden, welcher fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Boden seiner rheinischen Heimat nach rheinischen Sagen und Geschichten forschte und welcher durch sein Erzähler-Talent seit Jahren bei Jung und Alt bekannt und beliebt ist.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, die schönsten Ansichten in treuen und guten Originalbildern herstellen zu lassen und glaubt, dem Buche damit einen willkommenen Schmuck gegeben zu haben.

Englische Ausgabe, prachtvoll geh. in Goldschnitt. Preis 18 Mark.

Erzählungen aus alten deutschen Städten

herausgegeben von

J. Bonnet.

Erster Band.

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen elegant geheftet.

Preis nur 2 Mark. Schön gebunden 2 Mark 60 Pf.

Die Teilnahme an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, in unserem deutschen Volke zu wecken und zu erhalten, bewog mich, die Form der Erzählung zu wählen — in derselben ward aber das Recht der Geschichte gewahrt, nur, daß der freiwuchernde Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlang und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten suchte.

Demnächst wird der zweite Band erscheinen, enthaltend: **Geschichten aus dem alten Braunschweig** im 12. bis 14. Jahrhundert.

Aus der Maje.

Erzählungen von W. O. v. Horn (W. Oertel).

Vier Bände. Brosch. 6 Mk. 40 Pf.,
elegant und dauerhaft gebunden 9 Mk.
Jeder Band ist einzeln zu beziehen. Brosch. à 1 Mk. 60 Pf.,
gebunden à 2 Mk. 25 Pf.

Die große Anzahl starker Bände der „Maje, ein Volksbuch für Alt und Jung im Deutschen Vaterlande", fehlen seit einer Reihe von Jahren gänzlich. Da nun fortwährend dieses gute deutsche Volksbuch verlangt wird, namentlich die darin befindlichen Erzählungen von W. O. von Horn (nur darin erschienen), so hielt ich es für geboten, die Erzählungen neu aufzulegen, und glaube damit dem deutschen Volke einen Dienst zu erweisen.

Aus jeder Seite, ja aus jeder Zeile der Horn'schen Erzählungen tritt uns eine Wärme, eine Innigkeit entgegen, wie sie nur hervorquellen kann aus einer zur vollen Andacht gestimmten edlen Seele. W. O. von Horns Erzählungen, fromm, innig und populär, zeichnen sich ebensosehr durch treffende Schilderungen des Häuslichen und Landschaftlichen aus, wie durch Wahrheit und Tiefe der Charakterzeichnungen; sie sind daher allen Familien, in denen reine Erzählungen gesucht werden, sowie allen Volksbibliotheken zu empfehlen.

Fünfter und sechster Band: **Erzählungen anderer Autoren.**
Broschiert à 1 Mk. 60 Pf.,
elegant und dauerhaft gebunden à 2 Mk. 25 Pf.
Aus der Maje wird im ganzen acht Bände umfassen
deren jeder einzeln zu haben ist.

Tiergeschichten.

Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben der Tiere.

Von **Dr. Karl Oppel.**

40 Bogen groß 8°. mit 24 Tafeln in Tondruck.
Dauerhaft und schön gebunden. Preis 9 Mark.

Ein Buch, welches das Interessanteste aus der Naturgeschichte des Tierreichs zusammenstellt, nicht das gelehrte, aber trockene, ins Detail ausgearbeitete System, sondern das frische Leben, anschauliche Bilder, fesselnden und belehrenden Lesestoff. All das ist aber in den Rahmen des Systems eingeschlossen und gewinnt dadurch wie an Übersichtlichkeit, so auch an Brauchbarkeit für den naturhistorischen Unterricht.

In einer Einleitung bringt der Verfasser erst die verschiedenen, einander entgegenstehenden Ansichten über den Instinkt der Tiere

und liefert die erläuternden Beispiele; — das Facit aus der Betrachtung und Untersuchung zieht er aber nicht, das soll der Leser selbstständig finden; das ganze Buch ist Stoffsammlung dazu, und wer mit der Lektüre desselben zu Ende ist, wird auch mit seiner Ansicht über den tierischen Instinkt im Reinen sein.

Ausführlicher wird nun gesprochen von dem Bautriebe, der Sorge für die eigene Ernährung und die Ernährung der Jungen, der Pflege, Erziehung und Verteidigung der Jungen, dem Verheimlichungstriebe, der Geselligkeit und den gemeinsamen Wanderungen der Zucht der Tierarten ꝛc. Dann hören wir von Tieren, welche für ihre Handlungen vor Gericht verantwortlich gemacht und verurteilt wurden.

Die zweite Hälfte der Einleitung spricht von dem Nutzen, welchen die Tiere dem Menschen bringen, von der Zahl der lebenden Tierarten, erzählt von solchen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten ausgerottet wurden (Dronte, Moa, Riesenorms, Stellers Seekuh), und giebt sodann die Klassifikation.

Nach einer Einleitung zu den Säugetieren folgt (auf 9 Seiten) die Naturgeschichte der Affen, und daran schließen sich 30 Erzählungen aus dem Leben der Vierhänder. Nach einer kurzen Beschreibung der Handflügler kommen 9 hierher gehörige Erzählungen und Schilderungen. Folgen 8 Seiten System der Raubtiere und dann auf 118 Seiten etwa ebenso viele Geschichten. So geht es weiter durch das ganze Tierreich.

Der Hauptinhalt des Buches sind Züge aus dem Seelenleben der Tiere, Beispiele von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, Mutter- und Kindesliebe, von Treue und Aufopferungsfähigkeit, wie nicht minder von List und Verschlagenheit, von Schlauheit, Mut und Verwegenheit, von Rachsucht und Bosheit.

Wo sich keine passenden Bilder aus der Tier-Psychologie finden, ist anderes aufgeführt: Jagd der Tiere, — Benutzung, — Bedeutung für den Handel, — interessante kulturhistorische Notizen, — bezüglicher Aberglaube, Abrichtung im Dienste des Menschen ꝛc. Hierher gehören auch die Kapitel: Entdeckungsgeschichte der Polypen und Korallen, Entdeckungsgeschichte der Infusorien, Korallenfischerei, Schwammfischerei, Perlenfischerei, Wert der Perlen, Liebhaberei der Römer an Perlen.

Verirrte Kinder

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1889.

Begründet

von

W. H. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Vierundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Stahlstich und vielen Abbildungen.

Altenburg.
Verlag von Stephan Geibel.

REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Kalender für 1889. Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.) 1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1888. (Mit Vignette.) 12
3. Lieschen. Eine Geschichte aus dem Volksleben. Von O. v. M... bach. (Mit 12 Abbildungen.) 14
4. Rätsel. (Mit Vignette.) 110
5. Ein zweites 110
6. Altes Gold. (Mit Vignette.) 111
7. Anekdote 114
8. Wie wir uns Licht schafften und schaffen 115
9. Rätsel 130
10. Noch eins 131
11. Altes Gold 131
12. Anekdote 133
13. Der heimliche Schatz. (Mit 4 Abbildungen.) 134
14. Rätsel 161
15. Ein anderes 162
16. Altes Gold 162

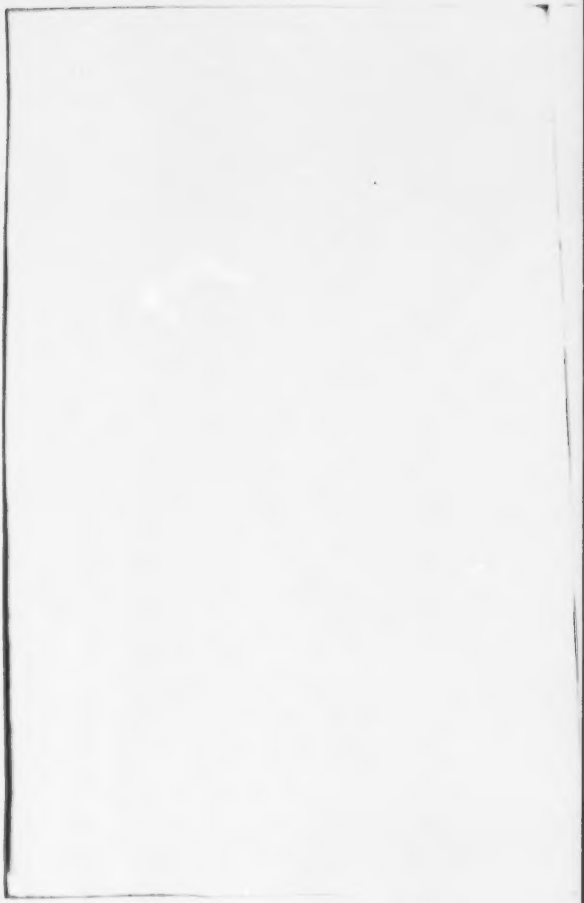

Kalender für das Jahr 1889.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1889ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag, und beginnt am Dienstag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1888 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Sonntag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1889 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1890 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7397stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 188-sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (Julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5649stes Jahr mit dem 6. September 1888. Es ist ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen. Am 26. September 1889 beginnt ihr 5650stes Jahr, welches ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen ist und mit dem 14. September 1890 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. Das **Purimfest** am 17. März; — 2. das **Passahfest**, welches am 16. April beginnt und am 23. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert; — 3. das **Wochenfest** am 5. und 6. Juni; — 4. das **Neujahrsfest** am 26. und 27. September; — 5. das **Versöhnungsfest** am 5. Oktober; — 6. das **Laubhüttenfest**, am 10. Oktober beginnend und am 17. Oktober endigend; — 7. das **Fest der Gesetzesfreude**, welches sich sogleich am 18. Oktober dem vorigen anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen **Hidschred** genannt wird. Sie beginnen am 8. September 1888 ihr 1306tes und am 28. August 1889 ihr 1307tes Jahr; beides Gemeinjahre von 354 Tagen.

Das Jahr 1889 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1889ste
„ Christi Tode	„	1856. „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1819te
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	1589te
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	569te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	449ste
„ der Entdeckung Amerikas	„	397. „
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	191. „
„ Erhebung des Königreichs Preußen	„	188. „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	18te
„ Kaiser Wilhelms II. Geburt	„	30. „
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	1. „

Von den **Jahreszeiten** 1889.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 11 Uhr vormittags.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 7 Uhr vormittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 22. September um 10 Uhr abends.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritte der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember um 4 Uhr abends.

Von den **Finsternissen** des Jahres 1889.

Im Jahre 1889 finden drei **Sonnen-** und zwei **Mondfinsternisse** statt, von denen die beiden letztgenannten in unseren Gegenden sichtbar sein werden, während die erste **Sonnenfinsternis** am späten Abend des 1. Januar nur im westlichen Nordamerika, die zweite in den Vormittagsstunden des 28. Juni nur in der südlichen Hälfte Afrikas, im südlichen Arabien, Vorderindien, Malakka, Sumatra und auf dem ganzen indischen Ozean,

die dritte endlich in den ersten Nachmittagsstunden des 22. Dezember nur in der nördlichen Hälfte Südamerikas und in fast ganz Afrika sichtbar sein wird.

Die erste **Mondfinsternis**, welche sich auf $^{7}/_{10}$ des Monddurchmessers erstreckt, findet in den Morgenstunden des 17. Januar statt und wird im westlichen Europa, im nordwestlichen Afrika und in Amerika zu sehen sein. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt sie um 4,32 morgens und endet 7,34 morgens.

Die zweite **Mondfinsternis** ist wie die erste eine partielle und ereignet sich in den Abendstunden des 12. Juli. Sie erstreckt sich auf fast genau die Hälfte des Monddurchmessers. Für die Höhe von Wiesbaden beginnt sie um 8,16 abends und endigt um 10,38 abends.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Kolosf. 3, 17: **Alles, was Ihr thut mit Worten oder mit Werken, das t**
alles in dem Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Va
durch ihn!

Wochentage u. Datum	**Januar** 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mond phasen
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luca 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.							
Dien. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,13	3,55	7,20 m.	b. T.	● 10 U.
Mitt. 2	Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,13	3,56	8,28	4,55 a.	Neumon
Donn. 3	Genovefa	Gordius	8,13	3,57		6,8	Aufst. Zeun
Freit. 4	Titus	Titus	8,13	3,58	bei Tage	7,25	finstern
Smst. 5	Eduard	Simeon	8,12	4,0		8,41	
2. Woche: Von Christi Flucht nach Aegypten: Matth. 2, 1—12. — Epistel: Jesaia 60, 1—							
Sonnt. 6	**Epiphanias** (**heil. 3 Könige**)	Epiphanias	8,12	4,1		9,54	
Mont. 7	Reinold	Severinus	8,12	4,2		11,8	
Dien. 8	Gudula	Katharina Zell	8,11	4,4	bei Tage	—	
Mitt. 9	Julian	Widukind	8,10	4,5		12,16 m.	☽ 2 Uhr
Donn. 10	Paulus Einf.	Paulus, Einsiedler	8,10	4,6		1,16	erstes Vie
Freit. 11	Hygin	Fructuosus	8,9	4,8		2,21	
Smst. 12	Ernst	Joh. Chastellain	8,9	4,9		3,28	
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luca 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1							
Sonnt. 13	**1. nach Epiph.** (Hilarius)	Hilarius	8,8	4,11		4,58	
Mont. 14	Felix	Felix	8,7	4,12	bei Tage	5,29	
Dien. 15	Maurus	Johann v. Laski	8,6	4,14		6,2	
Mitt. 16	Marcellus	Georg Spalatin	8,5	4,16		7,18	
Donn. 17	Antonius	Antonius	8,4	4,17	4,47 a.	8,3	☽ 7 Uhr
Freit. 18	Prisca	Joh. Blackader	8,3	4,19	5,51		Vollmon
	Krönungstag					bei Tage	Sichtba
Smst. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	8,2	4,21	7,0		Mond- finstern
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.							
Sonnt. 20	**2. nach Epiph.** (Fabian. Seb.)	Fabian u. Sebastian	8,1	4,22	8,11		
Mont. 21	Agnes	Agnes	8,0	4,24	9,22		
Dien. 22	Vincentius	Vincentius	7,59	4,26	10,36	bei Tage	
Mitt. 23	Mar. Verm.	Jesajas	7,57	4,28	11,52		
Donn. 24	Timotheus	Timotheus	7,56	4,30	—		☾ 5 Uhr
Freit. 25	**Pauli Bekehr.**	Pauli Bekehrung	7,55	4,31	1,8 m.		letztes Vie
Smst. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,53	4,33	2,27		
5. Woche: Von dem Aussätzigen und gichtbrüchtigen: Matth. 8, 1—13. — Epistel: Röm. 12, 17—							
Sonnt. 27	**3. n. Epiph.** (Chrysostomus)	Joh. Chrysostomus	7,52	4,35	3,45		
	Kaisers Geburtstag					bei Tage	
Mont. 28	Karl d. Gr.	Karl der Große	7,50	4,37	5,0		
Dien. 29	Franz v. Sales	Juventin u. Maxim.	7,49	4,39	6,9		
Mitt. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,47	4,41	7,6		
Donn. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,46	4,43	7,52	4,44 a.	● 10 U. Neumon

Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Wochentage Datum.	Februar 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Freit.	1	Ignatius	7,44	4,48		6,18 a.	
Samst.	2	Mariä Rein. (Lichtmeß)	7,42	4,46	d. L.	7,30	

6. Woche: Christus stillt Wind und Meer: Matth. 8, 23–27. — **Epistel:** Röm. 13, 8–10.

Sonnt.	3	4. n. Epiph. (Blasius)	Anschar	7,41	4,48		8,42	
Mont.	4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,39	4,50	bei Tage	9,53	
Dien.	5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,37	4,52		11,1	
Mitt.	6	Dorothea	Amandus	7,36	4,54		—	
Donn.	7	Rembertus	Georg Wagner	7,34	4,56		12,1m.	☽ 10 Uhr abends
Freit.	8	Anschar	Maria Andreä	7,32	4,58		1,12	
Samst.	9	Apollonia	Joh. Hoover	7,30	5,0		2,16	erstes Viertel

Woche: Vom Unkraut unter dem Weizen: Matth. 13, 24–30. — **Epistel:** Kolos. 3, 12–17.

Sonnt.	10	5. n. Epiph. (Scholastika)	Fr. Chr. Oetinger	7,28	5,2		3,18	
Mont.	11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,27	5,4	bei Tage	4,17	
Dien.	12	Eulalia	Johanna Grey	7,25	5,5		5,10	
Mitt.	13	Gislebert	Chr. Fr. Schwartz	7,23	5,7		5,58	
Donn.	14	Valentin	Bruno v. Querfurt	7,21	5,9		6,39	
Freit.	15	Faustinus	Jakob vom Loh	7,19	5,11		7,15	☽ 11 Uhr a.
Samst.	16	Juliana	Matth. Tesubas	7,17	5,13	5,58 a.	7,42	Vollmond

Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1–16. — **Epistel:** 1 Korinth. 9, 24–10, 5.

Sonnt.	17	Septuagef. (Benignus)	Patr. Hamilton	7,16	5,15	7,31	
Mont.	18	Simeon	Simeon	7,13	5,17	8,26	
Dien.	19	Leontius	Mesrob	7,10	5,19	9,21	
Mitt.	20	Eucherius	Sadoth	7,8	5,21	10,18	
Donn.	21	Felix B.	Meinrad	7,6	5,23	—	
Freit.	22	Petri Stuhlf.	Tidynus	7,4	5,24	12,10m.	
Samst.	23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	7,2	5,26	1,34	☾ 1 Uhr m. letztes Viertel

Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4–15. — **Epistel:** 2 Korinth. 11, 19–12, 9.

Sonnt.	24	Sexagef. (Matthias Ap.)	Matthias	7,0	5,28	2,49	
Mont.	25	Nestor	Ruderikus	6,57	5,30	3,58	
Dien.	26	Justus	Kasp. Olevianus	6,55	5,32	4,58	
Mitt.	27	Romanus	Berthold Haller	6,53	5,34	5,46	bei Tage
Donn.	28	Hektor	Martin Butzer	6,51	5,35	6,26	

1. Petri 1, 18 u. 19: Wisset, daß Ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Go
erlöset seid von Eurem eitelen Wandel nach väterlicher Weise, sondern m
dem teuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes

Wochentage u. Datum	März 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen u
Freit. 1	Suidbert	Suidbert	6,45	6,37		3,9 V.	☾ 11 Uhr
Smst. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,44	5,38		6,30 A.	Neumond
10. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden. Luc. 18, 31–43. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—							
Sonnt. 3	**Estomihi** (Quinquagesimä)	Bathilde	6,42	5,41		7,33	
Mont. 4	Kasimir	Georg Wishart	6,41	5,43		8,43	
Dien. 5	**Fastnacht** (Friedrich)	Thomas v. Aquino	6,39	5,45		9,51	
Mitt. 6	**Aschermittw.** (Perpetua)	Fridolin	6,37	5,47		10,57	
Donn. 7	Thomas v. Ac.	Perpetua u. Felicitas	6,35	5,48		—	
Freit. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6,33	5,50		12,m.	
Smst. 9	Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,30	5,52		1,8	☽ 7 Uhr erstes Vier
11. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1—10.							
Sonnt. 10	**I. Invocavit** (40 Märtyrer)	40 Märtyrer	6,28	5,54		2,6	
Mont. 11	Rosina	Wilhelm Hosius	6,26	5,56		3,1	
Dien. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,57		3,53	
Mitt. 13	**Quatember** (Ernst)	Rudericus	6,21	5,59		4,34	
Donn. 14	Mathilde	Mathilde	6,19	6,1		5,11	
Freit. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6,16	6,3		5,45	
Smst. 16	Heribert	Heribert	6,14	6,4		6,19	
12. Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 17	**2. Reminiscere** (Gertrud)	Patricius	6,12	6,6	6,52	6,54	☽ 1 Uh nachmitt. Vollmond
Mont. 18	Cyrillus	Alexander	6,9	6,8	7,35		
Dien. 19	Joseph	Maria u. Martha	6,7	6,10	8,22		
Mitt. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,5	6,11	10,4		Frühl. An
Donn. 21	Oktavian	Benedictus	6,2	6,13	11,28		
Freit. 22	Joachim	Nikol. v. d. Flüe	6,0	6,15	—		
Smst. 23	Otto	Wolfgang v. Anh.	5,58	6,17	12,41m.		
13. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnt. 24	**3. Oculi** (Gabriel)	Florentinus	5,56	6,18	1,52		
Mont. 25	(Mariä Verk.)	Mariä Verkündigung	5,54	6,20	2,54		
Dien. 26	Ludgerus	Ludger	5,51	6,22	3,48		
Mitt. 27	Rupert	Rupertus	5,48	6,24	4,36		
Donn. 28	Felix	Johann v. Goch	5,46	6,25	4,59		
Freit. 29	Eustasius	Eustasius	5,43	6,27	5,26		
Smst. 30	Quirinus	Joh. Heermann	5,41	6,29	5,49		
14. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt. 31	**4. Lätare** (Benino)	Ernst d. Fromme	5,39	6,31			○ 1 Uhr Neumond

Röm. 14, 9: Dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochentage Datum.	April 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Mont. 1	Hugo	Fritigil	5,30	6,32		7,30 a.		
Dien. 2	Fr. v. Paula	Theodosia	5,24	6,34		8,42		
Mitt. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,22	6,36		9,49		
Donn. 4	Isidorus	Ambrosius	5,19	6,38	bei Tage	10,54		
Freit. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,17	6,39		11,55		
Smst. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,15	6,41		—		
5. Woche: Von Christi Reinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.								
Sonnt. 7	**5. Judica** (Hermann)	Claus Petersen	5,22	6,43		12,58m.		
Mont. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,20	6,45		1,46		☽ 3 Uhr nachmitt.
Dien. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,18	6,46		2,31		
Mitt. 10	Ezechiel	Fulbert	5,16	6,48	bei Tage	3,10		erstes Viert.
Donn. 11	Leo d. Große	Leo d. Große	5,13	6,50		3,42		
Freit. 12	Julius	Sabas	5,11	6,52		4,11		
Smst. 13	Mar. v. C.	Justinus d. Märt	5,9	6,53		4,36		
6. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.								
Sonnt. 14	**6. Palmarum** (Tiburtius)	Johann Eccart	5,7	6,55		4,59		
Mont. 15	Olympiades	Simon Dach	5,4	6,57		5,22		☾ 11 Uhr abends
Dien. 16	Drogo	Petrus Waldus	5,2	6,59	7,41 a.	5,45		
Mitt. 17	Rudolf	Mappalicus	5,0	7,0	9,5	b. T.		Vollmond
Donn. 18	**Gründonnerst.** (Gerutherius)	Luther in Worms	4,58	7,2	10,26			
Freit. 19	**Karfreitag** (Timotheus)	Phil. Melanchthon	4,56	7,4	11,43		bei Tage	
Smst. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	4,53	7,5	—			
7. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.								
Sonnt. 21	**Heil. Ostersest** (Anselm)	Anselm v. Canterb.	4,51	7,7	12,50m.			
Mont. 22	**Ostermontag** (Soter, Cajus)	Origenes	4,49	7,9	1,46			☾ 3 Uhr nachmitt.
Dien. 23	Georg	Georg Adalbert	4,47	7,11	2,32			letztes Viertel
Mitt. 24	Albert	Wilfried	4,45	7,12	3,3		bei Tage	
Donn. 25	**Markus, Ev.**	Markus	4,43	7,14	3,32			
Freit. 26	Ferdinand	Trudpert	4,41	7,16	3,55			
Smst. 27	Anastasius	Otto Gatelin	4,39	7,17	4,16			
8. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19–23. — Epistel: 1 Joh. 5, 4–10.								
Sonnt. 28	**1. Quasimodog.** (Vitalis)	Friedr. Myconius	4,37	7,19	4,35			
Mont. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,35	7,21	4,55		bei Tage	
Dien. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt	4,33	7,23	5,16 b. T.			● 3 Uhr m. Neumond

Röm. 8, 9: Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in Euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wochentage Datum	Juni 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
mšt. 1		Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,40	8,11		b. T.	10,37 a.	
3. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11.									
sonnt.	2	6. Exaudi (Trösmus)	Pothinus u. Blandina	3,44	8,12	bei Tage		11,9	
Mont.	3	Klotildis	Klotilde	3,44	8,13			11,46	
Dien.	4	Florian	Quirinus	3,43	8,14			—	
Mitt.	5	Bonifacius	Bonifacius	3,42	8,15			12,16m.	
Donn.	6	Norbertus	Norbert	3,42	8,16			12,42	☽ 9 Uhr abends
Freit.	7	Robert	Paul Gerhardt	3,41	8,17			1,5	
mšt.	8	Medardus	A. H. Francke	3,41	8,17			1,28	erstes Viertel
4. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.									
sonnt.	9	Heil. Pfingst. (Felic. u. Prim.)	Columban	3,40	8,18	bei Tage		1,47	
Mont.	10	Pfingstmontag (Mauritius)	Friedr. I. Barbarossa	3,40	8,19			2,9	
Dien.	11	Barnabas	Barnabas	3,39	8,20			2,35	
Mitt.	12	Quatember (Basilides)	Renata v. Ferrara	3,39	8,20			3,6	
Donn.	13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,39	8,21	8,11 a.	1,35 n.	♈ 3 Uhr nachmitt.	
Freit.	14	Basilius	Basilius der Große	3,39	8,21	9,23	bei		
mšt.	15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,38	8,22	10,31	Tage	Vollmond	
5. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.									
sonnt.	16	Trinitatis (Benno)	Richard Baxter	3,38	8,22	11,5			
Mont.	17	Adolf	Johann Tauler	3,38	8,23	11,39			
Dien.	18	Marc u. Marc.	Pamphilus	3,38	8,23	—			
Mitt.	19	Gerv., Protas.	Nic. Conc., Paphnut.	3,38	8,23	12,16m.			
Donn.	20	Fronleichnam (Silverius)	27 Märtyrer in Prag	3,39	8,24	12,50	bei Tage	☾ 8 U. v. letztes Viertel	
Freit.	21	Albanus	Matth. Claudius	3,39	8,24	12,50		Somm. Anf.	
mšt.	22	Albinus	Gottschalk	3,39	8,24	1,8			
6. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.									
sonnt.	23	1. n. Trinit. (Walram)	Gottfr. Arnold	3,39	8,24	1,28			
Mont.	24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,40	8,24	1,50	bei Tage		
Dien.	25	Elogius	Augsb. Konf.-Verw.	3,40	8,24	2,14			
Mitt.	26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,40	8,24	2,41			
Donn.	27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,41	8,24	3,13			
Freit.	28	Leo II. Papst	Irenäus	3,41	8,24	3,53			
mšt.	29	Peter, Paul	Petrus; Paulus	3,42	8,24	4,49 n.		● 10 Uhr v. Neumond Anf. Sonnenfinsternis	
7. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.									
sonnt.	30	2. n. Trinit. (Paul. Grd.)	Raymund Lullus	3,43	8,24	5,39 b. T.	bei		

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unsern Gott, fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt und uns die Ernte treulich und jährlich behütet!

Wochentage u. Datum	Juli 1889.	Beyheßerter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Mont. 1	Arnold	H. Boos u. J. Eich	3,43	8,24		9,19 a.	
Dien. 2	Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,44	8,23		10,40	
Mitt. 3	Hyazinth	Otto; Konius Pal.	3,45	8,23	bei Tage	11,56	
Donn. 4	Ulrich	Ulrich	3,46	8,22		11,57	
Freit. 5	Anselm	J. Oldcastle; L. Gobh.	3,46	8,22		11,57	
Smst. 6	Jesajas	Johann Huß	3,47	8,21		—	☽ 7 Uhr erstes Viert.

28. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luck 15, 1–10. — Epistel: 1 Petri 5, 6–11.

Sonnt. 7	5. n. Trinit. (Willibald)	Willibald	3,48	8,20		12,11m.	
Mont. 8	Kilian	Kilian	3,49	8,20		12,26	
Dien. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	3,50	8,19	bei Tage	1,—	
Mitt. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or.	3,51	8,18		1,36	
Donn. 11	Pius	Placidus	3,52	8,17		2,19	
Freit. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	3,53	8,17		3,11	○ 10 U.
Smst. 13	Margareta	Eugenius	3,54	8,16	8,54 a.	4,22	Vollmond Zeichen Wassermann

29. Woche: Vom Splitter im Auge: Luck 6, 36–42. — Epistel: Röm. 8, 18–23.

Sonnt. 14	6. n. Trinit. (Barnabas)	Bonaventura	3,54	8,15	9,30		
Mont. 15	(Apost. Teil.)	Jerusal. Erober. 1099	3,57	8,14	10,7	bei Tage	
Dien. 16	Skapulierfest	Anna Askew	3,58	8,13	10,38		
Mitt. 17	Alexius	Speratus u. J. 11Gen.	3,59	8,11	10,54		
Donn. 18	Arnold	Arnulf	4,1	8,10	11,14		
Freit. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,2	8,8	11,38		☾ 9 Uhr letztes Viert.
Smst. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,4	8,8	11,—		

30. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luck 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.

Sonnt. 21	7. n. Trinit. (Daniel)	Eberhard v. Württ.	4,5	8,6	—		
Mont. 22	Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,6	8,5	12,11m.	bei Tage	
Dien. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,8	8,4	12,43		
Mitt. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,9	8,2	1,18		
Donn. 25	Jakobus	Jakobus	4,11	8,1	1,57		
Freit. 26	Anna	Christophorus	4,12	7,59	2,37		
Smst. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,14	7,58	3,20		

31. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.

Sonnt. 28	8. n. Trinit. (Innocenz)	Joh. Seb. Bach	4,15	7,56	4,39		○ 1 U. morgen Neumon.
Mont. 29	Martha	Claus d. Heilige	4,17	7,55	5,20 a.	bei Tage	
Dien. 30	Abdon	Johann Wessel	4,18	7,53	6,19 a.		
Mitt. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,20	7,52	7,29 a.		

Psalm 104, 27 u. 28: Es wartet alles auf Dich, Herr, daß Du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn Du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn Du Deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättigt.

Wochentage Datum.	August 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Donn. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer	4,21	7,30		9,57 a.	
Freit. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,23	7,28		10,18	
Samst. 3	Stephan Erf.	Wilhelm Thorr	4,24	7,26		10,40	

2. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1–9. — Epistel: Röm. 6, 19–23.

Sonnt. 4	7. n. Trinit. (Dominikus)	Leonhard Käser	4,26	7,25		11,4	☽ 2 Uhr nachmitt.
Mont. 5	Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,28	7,23		11,34	erstes Viertel
Dien. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,29	7,21		—	
Mitt. 7	Gottschalk	Nonna	4,31	7,19		12,11 m.	
Donn. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,32	7,17		12,59	
Freit. 9	Romanus	Numidikus	4,34	7,15		1,59	
Samst. 10	Laurentius	Grober. Jerusal. (70)	4,36	7,13	7,29 a.	3,11	

3. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15–23. — Epistel: Röm. 8, 12–17.

Sonnt. 11	8. n. Trinit. (Hermann)	Gregor v. Utrecht	4,37	7,11	8,8	4,31	○ 6 Uhr vormittags
Mont. 12	Klara	Anselm v. Havelberg	4,39	7,09	8,52	5,52	Vollmond
Dien. 13	Hippolyt	N.T. Gr. v. Zinzendorf	4,41	7,07	8,35	b. T.	
Mitt. 14	Eusebius	Joh. Guthrie	4,42	7,05	9,16		
Donn. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,44	7,03	9,57		
Freit. 16	Rochus	Johann d. Beständige	4,46	7,01	9,57		
Samst. 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,47	7,59	10,19		

4. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1–9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6–13.

Sonnt. 18	9. n. Trinit. (Helena)	Hugo Grootius	4,49	7,57	10,44		☾ 12 Uhr mittags
Mont. 19	Sebald	Sebaldus	4,51	7,55	11,13		letztes Viertel
Dien. 20	Bernhard	Bernhard	4,52	7,53	11,49		
Mitt. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,54	7,51	—		
Donn. 22	Timotheus	Symphorianus	4,56	7,49	12,30 m.		
Freit. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	4,57	7,47	1,21		
Samst. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	4,59	7,45	2,19		

5. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc. 19, 41–48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1–11.

Sonnt. 25	10. n. Trinit. (Ludwig)	Ludwig d. Heilige	5,1	7,42	3,23	b. T.	
Mont. 26	Samuel	Ulfilas	5,2	7,40	4,31	7,20 a.	○ 3 Uhr nachmitt.
Dien. 27	Jos. Calas	Jovinianus	5,4	6,37	5,40	7,42	Neumond
Mitt. 28	Augustinus	Augustinus	5,6	6,35		8,4	
Donn. 29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,7	6,33		8,26	
Freit. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,9	6,31		8,50	
Samst. 31	Paulinus	Aidan	5,11	6,29		9,8	

2 Korinth. 9, 6: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Wochentage u. Datum.	September 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Monde- Aufgang.	Monde- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
36. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luk. 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.							
Sonnt. 1	11. n. Trinit. (Egidius)	Hanna	5,12	6,46		9,24 a.	
Mont. 2	Raphael	Mamas	5,14	6,44		10,8	☽ 8 Uhr nachmitt.
	Nationalfest						erstes Viert.
Dien. 3	Manuetus	Hildegard	5,16	6,42		11,45	
Mitt. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,18	6,39		—	
Donn. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,19	6,37		12,51 m.	
Freit. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,21	6,35		2,6	
Sonst. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,23	6,32		3,25	
37. Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.							
Sonnt. 8	12. n. Trinit. (Mariä Geburt)	Gorbinian	5,25	6,30	6,32 a.	4,46	
Mont. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,26	6,28	6,56	6,4	☉ 3 Uhr nachmitt. Vollmond
Dien. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25	7,18	7,20	
Mitt. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23	7,39	b. T.	
Donn. 12	Winand	Dionys. Pelopuin	5,31	6,21	7,59		
Freit. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,18	8,20		
Sonst. 14	Kreuz. Erhöh.	Cyprianus; Dante	5,34	6,16	8,45	b. Tage	
38. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luk. 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
Sonnt. 15	13. n. Trinit. (Ludmilla)	Argula v. Grumbach	5,36	6,13	9,12		
Mont. 16	Corn. u. Cypr.	Euphemia	5,37	6,11	9,44		
Dien. 17	Lambertus	Lambert	5,39	6,9	10,25		☾ 6 Uhr vormitt. letztes Viert.
Mitt. 18	Quatember (Richard)	A. G. Spangenberg	5,41	6,6	11,22	bei Tage	
Donn. 19	Nikleta	Thomas v. St. Paul	5,42	6,4	—		
Freit. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,44	6,2	12,6 m.		
Sonst. 21	Matthäus Ev.	Matthäus Ap.	5,46	5,59	1,7		
39. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luk. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
Sonnt. 22	14. n. Trinit. (Moritz)	Mauritius	5,48	5,57	2,14	b. Tage	Herbst fängt an
Mont. 23	Thekla	5 Märt. v. Geuf	5,49	5,54	3,22		
Dien. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,51	5,52	4,32	6,8 a.	
Mitt. 25	Kleophas	Augsb. Religionsfr.	5,53	5,50	5,50	6,28	● 4 Uhr morgens Neumond
Donn. 26	Cyprianus	Lioba	5,54	5,47	7,28 T.	6,48	
Freit. 27	Cosm. u. Dam.	Philippine Graveron	5,56	5,45	7,4	7,11	
Sonst. 28	Wenzeslaus	P. Flysteden u. A. Cl.	5,58	5,42	8,7	7,37	
40. Woche: Vom Mammonsdiener: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 29	15. n. Trinit. (Michaelis)	Michaelis	5,59	5,40	8,4	8,9	
Mont. 30	Hieronymus	Hieronymus	6,1	5,38	9,1	8,40	

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage Datum.	Oktober 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Sen.	1 Remigius	Remigius	6,3	5,35	bei Tage	9,38 a.	
Mitt.	2 Liodegar	Chr. Schmid	6,4	5,33		10,39	☽ 2 Uhr morgens ersten Viertel
Donn.	3 Gwald	Die beiden Ewalde	6,6	5,31		11,51	
Freit.	4 Franz	Franz v. Assisi	6,8	5,28		—	
Sämst.	5 Placidus	Petrus Carnesecchi	6,9	5,26		1,7 m.	

1. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luck 7, 11–17. — Epistel: Ephes. 3, 13–21.

Sonnt.	6 16. n. Trinit. (Bruno)	Heinrich Albert	6,11	5,24	bei	2,28	
		Erntedankfest					
Mont.	7 Sergius	Theodor Beza	6,13	5,21		3,43	
Sien.	8 Brigitta	Robert Grosthead	6,14	5,19	5,54 a	4,59	
Mitt.	9 Dionysius	Dionysius Areopag.	6,16	5,17	6,1	6,14	☽ 2 Uhr morgens Vollmond
Donn.	10 Gereon	Justus Jonas	6,18	5,15	6,28	7,26 a.	
Freit.	11 Wimmar	Ulrich Zwingli	6,19	5,12	6,46	bei	
Sämst.	12 Maximilian	Heinr. Bullinger	6,21	5,10	7,11	Tage	

2. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luck 14, 1–11. — Epistel: Ephes. 4, 1–6.

Sonnt.	13 17. n. Trinit. (Tilmann)	Elisabeth Frey	6,23	5,8	7,41		
Mont.	14 Calixtus	Nikolaus Ridley	6,25	5,6	8,17		
Sien.	15 Theresa	Aurelius	6,27	5,4	9,2		
Mitt.	16 Gallus	Gallus	6,28	5,1	9,54		
Donn.	17 Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,30	4,59	10,52	bei	☾ 2 Uhr morgens letztes Viertel
Freit.	18 Lukas Ev.	Lukas	6,32	4,57	11,57	Tage	
Sämst.	19 Ferdinand	Bruno	6,34	4,55	—		

3. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4–9.

Sonnt.	20 18. n. Trinit. (Wendelin)	F. L. v. Avignon	6,36	4,53	1,40 m.		
Mont.	21 Ursula	Hilarion	6,38	4,51	2,18		
Sien.	22 Gordula	Hedwig	6,40	4,48	3,27		
		Kaiserin Geburtstag					
Mitt.	23 Severin	Heinrich Martyn	6,42	4,46	4,43		
Donn.	24 Evergistus	Arethas; westfäl. Fr.	6,44	4,44	6,0	5,32 a.	☾ 3 Uhr nachmitt. Neumond
Freit.	25 Raphael	Johann Heß	6,46	4,42	7,209 z.	5,37	
Sämst.	26 Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,47	4,40	b. T.	6,7	

4. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.

Sonnt.	27 19. n. Trinit. (Sabina)	Frumentius	6,49	4,38	bei Tage	6,45	
Mont.	28 Simon u. Juda	Simon u. Juda	6,51	4,36		7,31	
Sien.	29 Narcissus	Alfred d. Große	6,53	4,34	bei	8,30	
Mitt.	30 Theonest	Jakob Sturm	6,55	4,32		9,39	
Donn.	31 Wolfgang	Luthers 95 Sätze	6,57	4,30		10,55	☽ 9 Uhr v. ersten Viertel

Hiob 14, 1 u. 2: Der Menſch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und iſt voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht.

Wochentage u. Datum	November 1889.	Verbeſſerter evangeliſcher Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Frei. 1	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6,58	4,25	bei Tage		
Smſt. 2	Aller Seelen	Victorinus	7,0	4,24		12,1 m.	
45. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epiſtel: Epheſ. 5, 15—21.							
Sonnt. 3	**20. n. Trinit.** (Hubertus)	Pirmin Reformationsfeſt	7,2	4,23		1,30	
Mont. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	7,4	4,23		2,44	
Dien. 5	Zacharias	Hans Egede	7,6	4,21		3,58	
Mitt. 6	Leonhard	Guſtav Adolf	7,8	4,19		5,10	
Donn. 7	Engelbert	Willibrord	7,10	4,17	4,47 a.	6,23	☽ 5 Uhr abends Vollmond
Frei. 8	Gottfried	Willehad	7,11	4,16	5,21	7,35	
Smſt. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,13	4,14	5,59	b. T.	
46. Woche: Von des Königiſchen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epiſtel: Epheſ. 6, 10—17.							
Sonnt. 10	**21. n. Trinit.** (Martin B.)	Martin Luther	7,15	4,12	6,33		
Mont. 11	Martin B.	Martin Biſchof	7,17	4,11	6,54	bei Tage	
Dien. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,19	4,9	7,45		
Mitt. 13	Stanislaus K.	Arkadius	7,20	4,8	8,56		
Donn. 14	Lewinus	Petr. Mart. Vermili	7,22	4,6	9,41		
Frei. 15	Leopold	Johann Keppler	7,24	4,5	10,46		☾ 9 Uhr v Letztes Viertel
Smſt. 16	Edmund	Kasp. Kreuziger	7,26	4,3	11,54		
47. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epiſtel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 17	**22. n. Trinit.** (Gertrud)	Bernward	7,28	4,2	—		
Mont. 18	Marimus	Gregor d. Erleuchter	7,29	4,1	1,5 m.	bei Tage	
Dien. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,31	3,59	2,17		
Mitt. 20	Simplicius	Jon Williams	7,33	3,58	3,33		
Donn. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,35	3,57	4,51		
Frei. 22	Cäcilia	Joh. Ökolampadius	7,36	3,56	6,13		
Smſt. 23	Clemens	Clemens	7,38	3,55	7,37	4,36 a.	● 3 Uhr m Neumond
48. Woche: Vom Zinsgroſchen: Matth. 22, 15—22. — Epiſtel: Philipp. 3, 17—21.							
Sonnt. 24	**23. n. Trinit.** (Joh. d. Kreuz)	Joh. Knox Totenfeſt.	7,40	3,54		5,21	
Mont. 25	Katharina	Katharina	7,42	3,53		6,17	
Dien. 26	Konrad	Konrada	7,43	3,52		7,25	
Mitt. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,45	3,51		8,41	
Donn. 28	Günther	Alexander Rouſſel	7,46	3,50		10,1	
Frei. 29	Saturnin	Saturninus	7,48	3,49		11,19	☽ 6 Uhr e erſtes Viert
Smſt. 30	Andreas	Andreas	7,49	3,48		—	

Zacharja 2, 10: Freue Dich und sei fröhlich, du Tochter Zions; denn siehe Ich komme und will bei Dir wohnen, spricht der Herr.

Wochentage Datum.	Dezember 1889.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–14.							
Sonnt. 1	**1. Advent** (Eligius)	Eligius	7,51	3,48		12,31m.	
Montag 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,52	3,47		1,48	
Dienst. 3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,53	3,46	bei Tage	2,59	
Mittw. 4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,55	3,46		4,9	
Donn. 5	Crispine	Crispina	7,56	3,45		5,18	
Freit. 6	Nikolaus	Nikolaus	7,57	3,45		6,26	
Sonnab. 7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,59	3,45	4,12 a.	7,32	☽ II Uhr v. Vollmond
Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
Sonnt. 8	**2. Advent** (Marie Empf.)	Martin Rinkard	8,0	3,44	4,50	8,35	
Montag 9	Cecadia	Benjamin Schmolck	8,1	3,44	5,36		
Dienst. 10	Judith	Paul Eber	8,2	3,44	6,20		
Mittw. 11	Tamasus	Heinr. v. Zütphen	8,3	3,44	7,28		
Donn. 12	Epimachus	G. Spiridion; Bucelin	8,4	3,44	8,33	bei Tage	
Freit. 13	Lucia	Odilia; Berthold	8,5	3,44	9,38		
Sonnab. 14	Nicasius	Dioscorus	8,6	3,44	10,47		
Woche: Von Johannis Gefangenschaft: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1–5.							
Sonnt. 15	**3. Advent** (Gudelius)	Christiana	8,7	3,44	11,50		☾ 4 Uhr abends
Montag 16	Adelheid	Adelheid	8,8	3,44	—	bei Tage	letztes Viertel
Dienst. 17	Lazarus	Sturm	8,9	3,44	1,0 m.		
Mittw. 18	**Quatember** (Wunibald)	B. L. v. Seckendorf	8,9	3,44	2,25		
Donn. 19	Julius	Clemens v. Aler.	8,10	3,45	3,42		
Freit. 20	Nemesius	Abraham	8,11	3,45	5,4		
Sonnab. 21	**Thomas Ap.**	Thomas Ap.	8,11	3,46	6,27		Wint. Anf.
Woche: Von Johannis Zeugnis: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
Sonnt. 22	**4. Advent** (Gregor v. Sp.)	Hugo M'Kail	8,12	3,46	7,47	bei Nacht	☉ 2 Uhr n. Neumond
Montag 23	Tagebert	Anna du Bourg	8,12	3,47	8,58	5,2 a.	Unsichtbare
Dienst. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	8,13	3,47		6,17	Sonnen-
Mittw. 25	**Heil. Christfest**	**Christtag**	8,13	3,48		7,29	finsternis
Donn. 26	**Zweiter Christf.** (Stephanus)	Stephanus	8,13	3,49	bei Tage	9,1	
Freit. 27	**Johannes Ev.**	Johannes Ev.	8,13	3,50		10,29	
Sonnab. 28	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	8,13	3,50		11,57	
Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33–40. — Epistel: Gal. 4, 1–7.							
Sonnt. 29	**n. Weihnacht.** (Thomas B.)	David	8,13	3,51	bei Tage	—	☽ 6 Uhr morgens
Montag 30	David	Christ. v. Württemb.	8,13	3,52		12,40m.	erstes Viertel
Dienst. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,13	3,53		2,0	

Jahresschluß.

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut haushgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gebreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Haferaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Mon. Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflanzarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gestaut und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben; die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinwand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Viehs mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigen, fetten Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gejätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet; die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen; ziehe die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gelegt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Tückrüben behackt, Rüben und Lein gejätet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wähnte man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gejätet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gejätet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt; findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben bestellt. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gelegten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht. Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Trogholz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen brache man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Äckern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nöthig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lieseſt!

Auf die Äcker führt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Wenn Frost bis zum Jenner nicht kommen will, — Dreikönigs-Abend (6.) hell und klar
So kommt er sicher im März und April — Verspricht ein gutes Weinjahr.

Gibt's im Januar viel Regen,
Bringt's für die Früchte keinen Segen.

Februar.

Wenn Lichtmeß (2.) scheint die Sonne heiß, — Lichtmeß (2.) im Klee.
Kommt hinterher viel Schnee und Eis. — Ostern im Schnee.

Tritt Matthias (24.) stürmisch ein,
So wird's bis Ostern Winter sein.

März.

Sind die Fasten trocken, — Märzenschnee
So hoffe auf reichliche Brocken; — Thut allem weh;
Sind sie faul und naß, — Märzenstaub
Bleibt leer wohl Scheuer und Faß. — Bringt Gras und Laub.

Wie die 40 Ritter (10.) das Wetter gestalten,
So soll es noch 40 Tage anhalten.

April.

Trock'nen April
Der Bauer nicht will;
Aprilenregen
Der ist ihm gelegen.

Schaut der Karfreitag trübe drein,
Wird hell der Ostersonnenschein.

Ist Georgi (23.) warm und schön,
Wirst du noch rauhes Wetter sehn.

Wenn frühe blühen die Schlehen,
Darfst früh' mit der Sichel du gehen.

Mai.

Maimond kalt und windig
Macht die Scheuer voll u. pfündig.

Giebt es am heiligen Kreuztag (3.) Güsse,
So bleiben taub und leer die Nüsse.

Im Heuen ist wenig Segen,
Bringt Christi Himmelfahrt Regen.

Maientau macht grüne Au,
Maienfröste sind böse Gäste.

Juni.

Juni feucht und warm
Macht keinen Bauer arm.

Regnet's auf St. Barnabas (11.),
So schwimmen die Trauben bis zum Faß.

Medardi (8.) nur kein Regentag!
Sonst regnet's leicht noch vierzig Tag.

Wie die Junihitze sich stellt,
So stellt sich auch die Dezemberkält'.

Juli.

Regen auf Heimsuchungstag (2.)
Zieht leicht vier Regenwochen nach.

Am Margareten-Tage (13.)
Gilt Regen für 'ne Plage.

Donnert's häufig im Julius,
So giebt es noch manchen Regenguß.

Ist's hell und klar auf Jakobstag (25.),
Viel Früchte man erwarten mag.

August.

Hundstage heiß,
Winter lang' weiß.

Mariä Himmelfahrt (15.) hell und heiß,
Lohnt dem Winzer wohl Müh' und Schweiß.

Kocht der August die Trauben nicht,
So macht der Winzer ein trüb' Gesicht.

Sankt Bartholomä (24.),
Wenn's regnet, o weh!

September.

Egidius (1.) das ist der Mann,
Der dem ganzen Monat das Wetter zeigt an.

Wenn die Jungfrau Maria geboren ist (8.),
So säe dein Korn! 's ist die rechte Frist.

Treffen die Strichvögel zeitig ein,
Wird früh und streng der Winter sein.

Weht's auf Michaeli (29.) aus Nord und Ost,
Wird hart der Winter und streng der Frost.

Oktober.

Wenn's im Oktober friert und schneit,
So bringt der Januar milde Zeit.

Hält der Oktober das Laub lang fest,
So sorge dir für ein warmes Nest.

Sucht die Maus
Früh das Haus,
Bleibt der Winter nicht lange aus.

Fällt der erste Schnee in Dreck,
So bleibt der ganze Winter ein Geck.

November.

Altweibersommer thut nicht lang' gut,
Und steht er auch in Allerheiligen (1.) Hut.

St. Katharina (25.) läßt stets dich sehn,
Wie's im Hornung um's Wetter wird stehn.

Ist's Martini (11.) hell,
Kommt das Eis wohl schnell.

St. Andreas (30.)
Nur ja nicht naß!

Dezember.

Kommt in der ersten Adventswoche Kält',
Noch ganze zehn Wochen sie dann hält.

Dezember kalt mit Schnee,
Bringt Korn auf jeder Höh'.

Vielen Wind soll's zeigen an,
Wenn der Advent noch donnern kann.

Wird's den unschuld'gen Kindlein (28.) kalt,
So weicht der Frost noch nicht so bald.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Im ganzen trocken und nicht allzu kalt.

Februar.

Im Anfang schön luftig, vom 12. bis 18. Schnee und Wind, hernach bis zum Ende überaus kalt.

März.

Fängt mit kaltem Wetter an, des Morgens und Abends taut es; den 8. und 9. Regen und Schnee durcheinander, den 10. bis 21. kalt, vom 22. bis 24. Regen und Schnee, worauf es friert und kalt und schön bleibt bis zum 27.; dann trübe und Regen.

April.

Beginnt sehr schön bis zum 6., da es regnet, kieselt und darauf gefriert, bald darauf veränderlich und ungeschlacht bis zum Ende.

Mai.

Vom 2. ab ganz schön und warm: bis auf den 22. ist bisweilen ein Gewitter, aber warm und fruchtbar; der 23. trübe und unlustig, der 24. bis 26. trübe und Rieseln, bis zu Ende kalt, so daß der Weinstock erfriert, wo er nicht wohl mit Laub versehen ist.

Juni.

Anfangs Reif und rauhe Luft bis zum 8., darauf schön warm bis zum 11., da es schauerlich ist mit Regen und Wind; den 25. Reif, darauf hitzig und warm Wetter, zu Ende vermischt.

Juli.

Fängt mit kühlem Wetter an bis zum 9., da es des Tages heiß und des Nachts kühl ist bis zum 12., 13., 14.; große Dürre bis zum Ende.

August.

Beginnt mit warmem Wetter; danach unlästig bis zum 11., da schön Wetter eintrifft, welches bis zum 30. währt, das Ende ungestüm.

September.

Fängt an mit unlustigem Wetter und Regen bis zum 10.; dann schön Wetter bis zum 14., danach 8 Tage Regen, 3 Tage wieder schön: den 21. bis 25. Regen, danach schön bis zum Ende.

Oktober.

Beginnt mit schönem Wetter bis zum 8., da sich trübes Wetter einstellt; den 14. und 15. schöne lustige Zeit; den 17. Reif, am 18. gefriert es, vom 19. bis 21. nachmittags allezeit schön warm, vom 27. bis zum Ende trüb.

November.

Hat auch schönes Wetter bis zum 7., da Regen einfällt; vom 10. bis zum 18. Schnee, 3 Tage schön, danach unlustige Zeit bis zum Ende.

Dezember.

Anfangs unlustiges Wetter, und währet Nebel und Schnee bis zum 10., da es trocken wird; bis zum 13. rauh, und frostig bis zum 28., da es regnet; den 30. und 31. fein Wetter.

Die Münzen, Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Gleich Geld, gleich Maß, gleich Gewicht
Dulden sorgen die Zwietracht nicht.
Gleich Recht dann,
Franzos, halt Ruh'!

Die **Reichsmünzen** sind:

a. Kupfermünzen:	1 Pfennig	=	1⅓	bisher	Pfennig.	
	2 Pfennige	=	2⅔	„	„	
b. Nickelmünzen:	5 Pfennige	=	6	„	„	
	10 Pfennige	=	1	„	Silbergroschen.	
	20 Pfennige	=	2	„	„	
c. Silbermünzen:	½ Mark	=	5	„	„	
	1 Mark	=	10	„	„	
	2 Mark	=	20	„	„	
	5 Mark	=	1	Thlr. 20	Sgr.	
d. Goldmünzen:	5 Mark	=	1	„ 20	„	
	10 Mark	=	3	„ 10	„	
	20 Mark	=	6	„ 20	„	

Da die Nickelmünzen, solange sie neu sind, den Silbermünzen ziemlich gleich sind, so besehe sich der geneigte Leser jedesmal sein Geld genau, zumal in der Dämmerung, wenn er nicht Schaden leiden oder Schaden zufügen will.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende.

A. Längenmaße.

1 Meter (Stab) = $^4/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** oder **Neuzoll** = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** oder **Strich** = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_4$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Kilar.**

Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter = 32 Kubikfuß. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikcentim. = $^{1}/_{10}$ Kubikzoll. | 1 Kubikm. = $^{9}/_{10}$ Schachtrute.
1 Kubikmillim. = $^{3}/_{31}$ Kubikstr. | 1 Kubikmeter = $^{3}/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $1^{4}/_{5}$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^{9}/_{10}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{8}/_{9}$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** oder die **Kanne.**

1 Liter = $^{7}/_{8}$ Quart.
$^{1}/_{2}$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^{3}/_{4}$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^{7}/_{11}$ Ohm.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** = 2 Pfund.

1 Gramm = $^{5}/_{9}$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^{1}/_{5}$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
$^{1}/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^{1}/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^{1}/_{10}$ Decigramm.
$^{1}/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** = $^{1}/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

A. Längenmaße.

Meter, geschrieben	:	m
Kilometer, „	:	km
Centimeter, „	:	cm
Millimeter, „	:	mm

B. Flächenmaße.

□Meter, geschrieben	:	qm
□Kilometer, „	:	qkm
□Centimeter, „	:	qcm
□Millimeter, „	:	qmm
Ar, „	:	a
Hektar, „	:	ha

C. Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben	:	cbm
Hektoliter, „	:	hl
Liter, „	:	l
Kubikcentimeter, „	:	ccm
Kubikmillimeter, „	:	cmm

D. Gewichte.

Tonne, geschrieben	:	t
Kilogramm, „	:	kg
Gramm, „	:	g
Milligramm, „	:	mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Postalisches.

Tarif für Telegramme im Inlande.

1) Als Mindestbetrag für ein gewöhnliches Telegramm bis zu 10 Worten werden 60 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 6 Pf. mehr. Der Gesamtbetrag wird nach obenhin auf 5 oder 10 Pf. abgerundet. 2) Unterscheidungs- und Anführungszeichen, Bindestriche und Klammern werden nicht gezählt. 3) Für dringende Telegramme (mit **D** zu bezeichnen), welche bei Beförderung und Bestellung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gew. Telegr. erhoben. 4) Für vorauszubezahlende Antworts-Telegramme wird die Gebühr von mindestens 10 Worten erhoben. 5) Nachsendung von Telegrammen ist in Europa zulässig. 6) Die Bestellung eines Telegramms durch Eilboten kann ohne Rücksicht auf die Entfernung mit 50 Pf. vorausbezahlt werden, sonst werden nur die billigsten Sätze vom Empfänger eingezogen. Über Zulässigkeit, Bedingungen u. Kosten für Telegramme nach dem **Auslande** erteilen die K. Post- und Telegraphen-Ämter genauste Auskunft.

a) Der Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

		ℳ	₰
1)	**Briefe** bis 15 g (unfrankiert 20 Pf.)		— 10
	do. von 15—250 g (unfrankiert 20 Pf.)		— 20
2)	**do.** mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen (unfrankiert 20 Pf.)		— 20
	do. auf weitere Entfernungen (unfrankiert 20 Pf.)		— 40
3)	**Einschreibgebühr** (rekommandiert)		— 20
4)	**Karten**, einfache		— 5
	do. mit Antwort		— 10
5)	**do.** als Bücherbestellzettel		— 3

*) Die unter 1—4, 6 und 11 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

	ℳ ₰
6) **Kreuzbandsendungen** bis 50 g	— 3
(Sachern ꝛc. darf Faktur, Korrekturbogen d. Mstpt. beigefügt werden.)	
do. von 50—250 g	— 10
do. von 250—500 g	— 20
do. von 500—1000 g	— 30
7) **Lokal- und Lokal-Land-Briefe** (unfrankiert 10 Pf.)	— 5
8) **Pakete** bis 5 kg 10 Meilen weit („ 10 Pf. mehr)	— 25
do. do. über 10 M. weit (unfr. 10 Pf. mehr)	— 50
do. für jedes weitere kg bis 10 Meilen	— 5
do. do. über 10—20 Meilen	— 10
do. do. über 20—50 Meilen	— 20
do. do. über 50—100 Meilen	— 30
do. do. über 100—150 Meilen	— 40
do. do. über 150 Meilen	— 50
9) **Postanweisungen** bis 100 Mark	— 20
do. über 100—200 Mark	— 30
do. über 200—400 Mark	— 40
10) **Postaufträge** (Mandate) bis 600 Mark	— 30
11) **Postnachnahme** bis 150 Mark à Mark	— 2
aufwärts auf einen durch 5 teilbaren Betrag abzurunden, mindestens aber	— 10
12) **Versicherungstaxe** für Briefe und Pakete mit Wertangabe für je 300 M. oder einen Teil davon	— 5
mindestens aber	— 10

---

1) **Bestellgeld** für Postsendungen:	
a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe	— 5
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg	— 10
do. do. über 5 kg	— 15
b) aufs Land für Wertbriefe, Postanweisungen, Pakete	— 10
2) **Bestellgeld** für Eilbriefe Expreß, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	— 25
aufs Land à km	— 10
3) do. für Zeitungen jährlich:	
bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	— 60
„ „ 2—3 „ „	1—
„ „ 4—7 „ „	1 60
„ täglich 2 „ „	2—
für amtliche Verordnungsblätter	— 60

b) Der Verkehr im Allgemeinen Postverein*).

Innerhalb des Umfanges des Allgemeinen Postvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedin-

*) Zu dem Allgemeinen Postverein gehören Europa, von Asien: das asiatische Ausland und die ahattische Türkei, Afghanistan, Britisch Indien, China, Japan, Hongkong, Persien, von Afrika: Ägypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, die Azoren, Madeira, Marocco und die spanischen Besitzungen an der Nordküste, von Amerika: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Chile, Canada, Mexiko, Verein. Staaten von Columbia, Ecuador, Guatemala, Venezuela. — Sämtliche britische, französische, niederländische, spanische und portugiesische Kolonieen.

gungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

	ℳ	₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g (für unfrankierte Briefe 40 Pf.)	—	20
2) für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—	20
Rückscheingebühr, weitere	—	20
3) **Karten** nach allen Vereinsländern nur frankiert (Karten mit Antwort im Verkehr mit sämtl. umstehend aufgeführten Vereinsländern zulässig = 20 Pf. Bücherbestellzettel im Vereinsverkehr genießen keine Portovergünstigung.)	—	10
4) **Kreuzbandsendungen** (nur frankiert) für je 50 g (bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern Faktur beigefügt werden.)	—	5
5) **Postaufträge** (Mandate) im Verkehr mit der Schweiz bis 600 Mark	—	40
nach Helgoland bis 800 Mark	—	40
nach Frankreich und Belgien bis 1000 Frcs.	—	40
6) **Postanweisungen** nach dem Auslande: (nach Helgoland sind die Postanweisungen in der Markwährung, nach den übrigen Ländern in der dabei bemerkten Währung auszustellen.)	ℳ	₰
Nach Belgien bis 500 Frcs., für je 20 Mark (100 Frcs. = 81 M.)	—	20
„ Dänemark bis 360 Kronen, für je 20 Mark (100 Krone = 112 M. 75 Pf.)	—	10
„ Frankreich u. Algerien bis 500 Fr. f. je 20 M. (Anweisungen müssen auf Francs und Cts. lauten.)	—	20
„ Großbritannien und Irland bis 210 Mark, für je 20 Mark (10 £ = 204 M. 50 Pf.)	—	20
„ Helgoland bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Italien bis 500 Frcs., für je 20 Mark (100 Frcs. = 82 M.)	—	20
„ Luxemburg wie bei Deutschland.		
„ Niederlande bis 235 Gulden, für je 20 Mark (1 Gulden = 1 M. 70 Pf.)	—	20
„ Norwegen bis 360 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Österreich-Ungarn bis 400 Mark, für je 20 Mark	—	10
„ Schweden bis 360 Kronen, für je 20 Mark	—	20
„ Schweiz bis 500 Frcs., für je 20 Mark	—	20
„ Türkei (nur Konstantinopel) bis 400 Mark, für je 20 Mark (10 „ Pfd. Gold = 3 Mark.)	—	10
„ Amerika bis 50 Doll. Gold 212 Mark 50 Pf., für je 20 Mark (1 Dollar = 4 M. 25 Pf.)	—	20

mindestens aber 40 Pfennige

Regenten-Tafel.

1. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geboren am 27. Januar 1859, folgt seinem am 15. Juni 1888 verstorbenen Vater, Kaiser Friedrich III., der seinerseits nur vom 9. März 1888, dem Todestage Kaiser Wilhelm I., an regiert hatte, vermählt am 27. Februar 1881 mit **Auguste Victoria**, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein, geboren am 22. Oktober 1858.

Kronprinz des Deutschen Reichs: Friedrich, Wilhelm, Victor, August, Ernst, geboren am 6. Mai 1882.

a. Anhalt

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831 (Regierungsantritt 22. Mai 1871), vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geboren 17. April 1838.

b. Baden

Großherzog Friedrich, geboren 9. Septbr. 1826 (Regierungsantritt als Prinz-Regent am 24. April 1852, mit dem großherzogl. Titel am 5. Septbr. 1856), vermählt am 20. Septbr. 1856 mit Luise, Tochter des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm I., geb. 3. Dezember 1838.

c. Bayern

König Otto I., geb. 27. April 1848 (Regierungsantritt 14. Juni 1886). Reichsverweser seit 14. Juni 1886: **Prinz Luitpold**, geb. 12. März 1821.

d. Braunschweig

Regent **Prinz Albrecht von Preußen**, geb. 8. Mai 1837 (Antritt der Regentschaft am 21. Oktober 1885).

e. Hessen-Darmstadt

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837 (Regierungsantritt 13. Juni 1877), Witwer seit 14. Dezember 1878 von Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland.

f. Lippe-Detmold

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824 (Regierungsantritt 8. Dezember 1875), vermählt 9. November 1856 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden, geb. 7. August 1834.

g. Mecklenburg-Schwerin

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851 (Regierungsantritt 15. April 1883), vermählt 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, geb. 28. Juli 1860.

h. Mecklenburg-Strelitz

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819 (Regierungsantritt 6. Septbr. 1860), vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge, geb. 19. Juli 1822.

l. Oldenburg

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827 (Regierungsantritt 27. Februar 1853), vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 26. März 1826.

k. Preußen

König Wilhelm II., deutscher Kaiser, geb. 27. Januar 1859 (Regierungsantritt 15. Juni 1888), siehe vorn: Deutsches Reich.

l. Reuß, ältere Linie (Greiz)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846 (Regierungsantritt 8. Novbr. 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, 28. März 1867 selbständig), vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter des regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe, geb. 28. Juli 1852.

m. Reuß, jüngere Linie (Schleiz)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832 (Regierungsantritt 11. Juli 1867), vermählt 6. Februar 1858 mit Luise, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, geb. 13. Oktober 1835.

n. Sachsen

König Albert, geb. 23. April 1828 (Regierungsantritt 29. Oktbr. 1873), vermählt 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, geb. 5. August 1833.

o. Sachsen-Weimar-Eisenach

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818 (Regierungsantritt 8. Juli 1853), vermählt 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande, geb. 8. April 1824.

p. Sachsen-Meiningen

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826 (Regierungsantritt 20. Septbr. 1866), Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Tochter des verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen, seit 10. Februar 1872 mit Frederica, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, morganatisch wieder vermählt.

q. Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst, geb. 16. September 1826 (Regierungsantritt 3. August 1853), vermählt 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold von Anhalt, geb. 24. Juni 1824.

r. Sachsen-Koburg-Gotha

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818 (Regierungsantritt 29. Januar 1844), vermählt 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden, geb. 6. Dezember 1820.

s. Schaumburg-Lippe

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817 (Regierungsantritt 21. Novbr. 1860), vermählt 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg zu Waldeck und Pyrmont, geb. 29. Septbr. 1827.

t. Schwarzburg-Rudolstadt

Fürst Georg, geb. 23. Novbr. 1838 (Regierungsantritt 20. Novbr. 1869).

u. Schwarzburg-Sondershausen

Fürst Karl Gunther, geb. 7. August 1830 (Regierungsantritt 17. Juli

1880), vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard Wilhelm zu Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831 (Regierungsantritt 15. Mai 1845), vermählt 20. Septbr. 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 12. August 1831.

w. Württemberg

König Karl, geb. 6. März 1823 (Regierungsantritt 25. Juni 1864), vermählt 13. Juli 1846 mit Großfürstin Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, geb. 11. Septbr. 1822.

2. Österreich

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830 (Regierungsantritt 2. Dezember 1848), vermählt 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Bayern, geb. 24. Dezember 1837.

3. Liechtenstein

Fürst Johann II., geb. 5. Okt. 1840 (Regierungsantritt 12. Nov. 1858).

4. Belgien

König Leopold II., geb. 9. April 1835 (Regierungsantritt 10. Dezbr. 1865), vermählt 22. August 1853 mit Marie Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Joseph von Österreich, geb. 23. August 1836.

5. Brasilien

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825 (Regierungsantritt 7. April 1831), vermählt 4. Septbr. 1843 mit Therese, Tochter des verstorbenen Königs Franz I. beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

6. Dänemark

König Christian IX., geb. 8. April 1818 (Regierungsantritt 15. Novbr. 1863), vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Septbr. 1817.

7. Frankreich

Präsident: Marie, François Sadi Carnot, geb. 11. August 1837, erwählt 3. Dezember 1887.

8. Griechenland

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845 (Regierungsantritt 6. Juni 1863), vermählt 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. September 1851.

9. Großbritannien und Irland

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819 (Regierungsantritt 20. Juni 1837), seit 14. Dezember 1861 Witwe von Albert, Bruder des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha.

10. Italien

König Humbert I., geb. 14. März 1844 (Regierungsantritt 9. Januar 1878), vermählt 22. April 1868 mit Margareta, Tochter des verstorbenen Herzogs von Genua, geb. 20. November 1851.

11. Monaco

Fürst Karl III., geb. 8. September 1818 (Regierungsantritt 20. Juni 1856), seit 10. Februar 1864 Witwer von Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode.

12. Niederlande

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817 (Regierungsantritt 17. März 1849), seit 3. Juni 1877 Witwer von Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, geboren 17. Juni 1818, seit 7. Januar 1879 wieder vermählt mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. August 1858.

13. Portugal

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838 (Regierungsantritt 11. Novbr. 1861), vermählt 27. September 1862 mit Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel II. von Italien, geb. 16. Oktober 1847.

14. Rumänien

König Karl I., geb. 20. April 1839 zum Könige proklamiert am 26. März 1881; bis dahin Fürst von Rumänien, vom Volke erwählt am 20. April 1866, von den Mächten als Fürst anerkannt am 24. Oktober 1866), vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dezember 1843.

15. Rußland

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845 (Regierungsantritt 13. März 1881), vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

16. Schweden und Norwegen

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829 (Regierungsantritt 18. Septbr. 1872), vermählt 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm Georg August Heinrich von Nassau, geb. 9. Juli 1836.

17. Serbien

König Milan Obrenowitsch I., geb. 10. August 1854, proklamiert 2. Juli 1868 als Fürst, am 6. März 1882 als König von Serbien, vermählt am 17. Oktober 1875 mit Natalie, Tochter des kaiserlich russischen Obersten Keschko, geb. 14. Mai 1859.

18. Schweiz.

Bundespräsident Dr. Alb. Teucher von Steckborn.

19. Spanien

Königin Maria Christine Henriette, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858 (Regierungsantritt im Jahre 1885). Witwe von König Alfons XII.

20. Türkei

Großsultan Abdul-Hamid-Chan, geb. 22. September 1842 (Regierungsantritt 31. August 1876).

21. Vereinigte Staaten von Nordamerika

Präsident Cleveland.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Es ist ernste, trübe Zeit jetzt, da ich den lieben Spinnstubenfreunden wiederum diesen alten schönen Gruß zurufe.

Wir stehen im Frühjahre des Jahres 1888, wo ja das, was der Jahrgang 1889 bringen soll, schon fertig sein muß, damit die Spinnstube nicht hinter den vielen Kameraden zurückbleibe, die sich ihr im Laufe der Jahre zur Seite gestellt haben und sie — gewiß nicht sehr kameradschaftlich! — am liebsten ganz an die Wand drücken möchten, um für sich den Raum zu gewinnen, den die Spinnstube bisher eingenommen hat.

Wenn ich sage: „wir stehen im Frühjahre 1888", so ist das freilich noch immer mit einiger Einschränkung zu verstehen. Denn es ist, als ob der Winter, der sich

fast ein ganzes halbes Jahr lang als unumschränkter Herrscher behauptet hat, die süße Gewohnheit des Herrschens diesmal gar nicht aufgeben konnte, und vor dem „Maiköferl", das da weht, wagen es die Blümlein kaum, „ihre Köpferl" in die Höh' zu heben, so scharf und schneidig geht es noch über sie hinweg.

Allein wenn ich sage: „es ist um das Frühjahr 1888 ernste, trübe Zeit", so gilt das ohne alle Einschränkung und ist eine Wahrheit, der gegenüber der alte Spinnstubengruß mehr denn je am Platze ist.

Sind's doch noch immer Kriegsbefürchtungen, welche die Herzen nicht zur Ruhe kommen lassen, und auch bei dem größten Vertrauen auf unser starkes, kriegstüchtiges deutsches Heer doch nötigen, dem ernsten Gedanken Raum zu geben, es werde und müsse, wenn wirklich der befürchtete Krieg zum Ausbruche käme, ein Weltbrand daraus entstehen, der unsägliches Elend im Gefolge haben würde!

Und darf denn das deutsche Volk zuversichtlich hoffen, daß sich der Herr der Heerscharen auch in solchem Kriege so gnädig und hilfreich zu ihm bekennen werde, wie er es anno 1870 und 1871 gethan? — Muß sich nicht unwiderstehlich die Frage aufdrängen, ob wir uns denn auch in den 18 Jahren, die seitdem verflossen sind, so zu dem Herrn, unserem Gotte, gehalten, so uns für die erfahrene Gnade dankbar erwiesen haben durch Treue und Gehorsam gegen ihn, daß wir getrost annehmen dürften, er werde uns auch in einem neuen Kriege seine helfende Gnade nicht versagen; ob wir nicht vielmehr alle Ursache haben, zu befürchten, daß er, weil wir seine Gnade nicht recht geschätzt und uns durch sie nicht zu wahrer Buße und Bekehrung haben treiben lassen, es einmal mit dem Ernste seiner Strafgerichte versuchen möchte, unser deutsches Volk auf den rechten Weg zu bringen und es in Wahrheit zu *seinem* Volke zu machen?

Und gedenken wir erst daran, daß der fromme Heldengreis, der sein tapferes Heer im Jahre 1870 zu so glorreichen Siegen führen durfte, unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm, aus unserer Mitte geschieden ist, daß sein langes gesegnetes Leben endlich nach des Herrn Rat das lange gefürchtete Ziel gefunden hat und daß in ihm der Friedens-

fürst dahingegangen ist, dessen unvergleichliche Persönlichkeit allein soviel galt als ein ganzes Heer, um die Kriegsgedanken der Feinde unseres deutschen Volkes in den Hintergrund zu drängen; nehmen wir dazu, daß sein hochverehrter Sohn und Nachfolger, der sich schon, ehe er noch die Königs- und Kaiserkrone trug, in so vollem Maße zum Liebling des deutschen Volkes zu machen verstand, aber auch zum Schrecken der Feinde, von schwerer, tückischer Krankheit heimgesucht ist, welche zu den bangsten Befürchtungen Anlaß giebt: kann dann jemand widersprechen, wenn wir sagen, es sei ernste, trübe Zeit, die, auch wenn der Frühling in seiner wonnevollsten Gestalt da wäre, doch nicht die volle Frühlingsluft würde aufkommen lassen?

Und nun gar die jammervollen Nachrichten aus dem Norden unseres deutschen Vaterlandes von der furchtbaren Überschwemmung, die dort Tausende obdachlos, hilflos und für ihre nächste Zukunft aussichtslos gemacht hat, müssen sie nicht jedes Menschenherz, wenn nur noch ein Fünkchen von brüderlicher Liebe in ihm glimmt, auf das tiefste erschüttern und mit Mitleid erfüllen?

Doch wir wollen nicht verzagen, sondern fest daran halten, daß der alte Gott noch lebt, der das ewig wahre Wort gesprochen hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!", und dessen gewaltige Hand dieses Wort noch heute erfüllen kann, dessen gnadenvolles Herz es noch heute erfüllen will.

Lassen wir uns nur, wie es der Spinnstubenschreiber in seinem Eingangsgruße sich und allen seinen Lesern von Herzen wünscht, grüßen von ihm, dem allmächtigen, liebevollen Gott, grüßen auch durch die ernsten, trüben Zeitereignisse und ihre eindringliche Sprache; erwidern wir nur seinen Gruß von ganzer Seele dadurch, daß wir ihn anrufen, ihm uns befehlen, zu ihm treu und gehorsam uns halten: dann wird ja seine Gnade nicht von uns weichen, sondern die bangen Befürchtungen, die sich uns nach so vielen Seiten hin aufdrängen, zu schanden machen, und uns, wenn auch vielleicht aus bitterer Wurzel, doch reichen Segen erwachsen lassen. Des dürfen wir gewiß sein.

Und sollte es ihm gefallen und gut dünken, uns noch schwerer heimzusuchen und unser deutsches Volk und Land

recht in der Kreuzschule zu üben, haben wir denn nicht unsern Herrn Jesum Christum zum Trost? Haben wir nicht in ihm den auferstandenen, zur Rechten Gottes erhöheten Siegesfürsten, der uns zuruft: „In der Welt habt Ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden!“ Haben wir ihn nicht zum Trost mit seinem köstlichen Verheißungsworte: „Siehe, Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ und mit seiner unwandelbaren Zusage: „Fürchte Dich vor der keinem, das Du leiden wirst! Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“?

So wollen wir uns denn getrosten Mutes, aber auch ernster, heiliger Entschlüsse voll, wieder zusammengesellen unter dem alten Spinnstubengruße und die Hände zusammenschließen zu einer Kette von Betern, die einmütigen Sinnes alle Sorgen auf den Herrn werfen und seine helfende, rettende Gnade für unser liebes Vaterland und sein teures Oberhaupt nach allen Seiten hin erflehen, wollen aber auch die Herzen zusammenschließen zu einem festen Bund brüderlicher Liebe, die des Wortes nicht vergißt: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes!“ und die jede fremde Not so wie die eigene sich aufs Herz nimmt.

Fremde Not! Redet denn aber nicht von solcher in gar ergreifender Weise das schöne Titelbildchen, welches diesmal der Spinnstube vorangedruckt ist?

Da siehst Du zwei Kinder auf dem Boden knieen und mit gefalteten Händchen Blick und Herz emporheben gen Himmel. Stab und Bündelchen, die neben ihnen liegen, zeigen, daß sie auf der Reise sind, offenbar tief ermüdet. Denn das schwächere Mädchen kann nicht mehr wie der Bruder sich auf den Knieen halten, sondern liegt neben diesem, den Kopf an seine Brust geschmiegt. Woher sie kommen? Wohin sie wollen? Ob es, weil sie so alleine sind, Waisenkinder sein mögen, die niemand mehr haben, als den treuen Vater droben, und vielleicht, durch harte Menschen aus dem Elternhause getrieben, sich eine neue Heimat suchen müssen? Der ziemlich umfangreiche Bündel neben ihnen scheint fast auf das letzte hinzuweisen, scheint

alles in sich zu bergen, was sie von irdischem Gut besitzen. — Jedenfalls sind's arme Kinder. Denn das zarte, schmächtige Gesichtchen des Mädchens redet eine kaum mißzuverstehende Sprache, die von Mangel und Entbehrung mehr zu erzählen weiß als von guten Tagen; und auch die dünnen, schwachen Händchen des Knaben sehen keineswegs nach guter kräftiger Nahrung aus, wie sie bei solchem Alter zu so wunderbarem Gedeihen des jugendlichen Körpers führt.

Doch nein, arm sind sie nicht, die beiden Kinder da. Denn wenn unsre Vermutung richtig ist, daß es Waisenkinder sind, so haben sie von den zu frühe verstorbenen Eltern ein Erbteil empfangen, das reich macht bei aller äußeren Armut: das kindliche, zuversichtliche Vertrauen auf den himmlischen Vater, das sie hier so rührend beweisen durch ihr Aufschauen zu den „Bergen, von denen die Hilfe kommt".

Und dies Vertrauen wird nicht trügen. Der, welcher der Waisen Vater sein will, wird sich ihrer annehmen und ihnen durchhelfen, daß sie aus vollem Herzen rühmen und danken lernen:

Der Herr hat alles wohl bedacht,
Der Herr hat alles wohl gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehr!

Wißt Ihr aber, liebe Spinnstubenfreunde, woran mich das rührend schöne Bildchen gemahnt, was für Gedanken es bei mir erweckt hat?

Nun, ich will's Euch nicht vorenthalten, und will dabei hoffen, daß dadurch gleiche Gedanken auch bei Euch erweckt werden, wenn sie sich nicht schon, wie bei mir, von selbst eingestellt haben, will hoffen, daß dann diese Gedanken auch den Weg zu Euren Herzen finden und noch weiter den Weg auch zu Euren Händen.

Ich habe an die Tausende von armen Kindern gedacht, die, auch wenn sie noch ihre Eltern haben, erst recht aber, wenn sie verwaist sind, in Mangel und Not verkümmern, wie am Körper so auch am Geiste.

Wo sie zu finden sind?

Auf dem Lande nicht sehr häufig. Denn da ist, gottlob! noch soviel Mildthätigkeit zu Hause, daß man arme

Kinder nicht hungern und Not leiden läßt, wenn ihre Eltern nicht genug für sie sorgen oder sorgen können. Und die frische, gesunde Luft, welche die armen Kinder da beständig einatmen können, macht auch bei trockenem, schmalem Brot die Wangen rot. Siehst Du da blasse, jämmerlich aussehende Kinder, so sind es in 100 Fällen 99mal kranke Kinder, denen auch die sorgsamste Pflege und die kräftigste Nahrung das Rot der Gesundheit nicht auf die Wangen zu hauchen vermag.

Nein, in den großen Städten mußt du sie suchen, in den großen Mietskasernen, die sich dort finden, mit ihren dumpfigen Kellerwohnungen und ihren elenden Dachkammern, wohin die Armut froh sein muß, sich flüchten zu können, wenn sie nicht bei „Mutter Grün" Herberge nehmen will oder kann; in den großen Städten, wo Hunderte leben und sterben, ohne vielleicht einmal vor die Thore ins Freie gekommen zu sein und gesunde, reine Lebensluft eingeatmet zu haben, wo das ganze Kindesleben zwischen den vier Wänden des Zimmers sich abspielt, oder höchstens auf dem Bürgersteige der Straße, wenn sich nicht etwa glücklicherweise ein freier Platz in der Nähe findet, welcher der Bauluft noch nicht zum Opfer gefallen ist und für frisches, frohes Spiel der Kinder Raum bietet; in den großen Städten, wo die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse Tausender derart sind, daß sie nötigen, schon ganz frühe die kindliche Kraft zum Mitverdienen heranzuziehen und sie während der schulfreien Zeit an dem Arbeitstisch im Hause oder gar zu Dienstleistungen in einer Fabrik nutzbar zu machen.

Da kannst Du sie finden, die jammervollen, verkümmerten Gestalten, deren bleiche Wangen, deren tiefe Augenhöhlen, deren schmächtige Glieder jedes Menschenfreundes Herz mit dem tiefsten Mitleid erfüllen müssen, weil sie Zeugnis davon geben, daß dem jungen Menschenpflänzlein alles fehlt, was zu seinem fröhlichen Gedeihen nötig wäre.

Und Gott sei Dank, daß das Mitleid mit solchen armen Kindern sich mehr und mehr regt, daß die Menschenfreundlichkeit sich aufmacht, auch hier Hilfe zu bringen, soweit es möglich ist, und wenigstens vorübergehend den

verkümmerten Kindern einen Aufenthalt zu bieten, wo sie in gesunder Luft, bei guter, kräftiger Nahrung, unter sorgsamer Pflege sich erfrischen und erholen können.

Der geneigte Leser merkt jetzt wohl schon, worauf es diesmal hinaus soll. Denn sicherlich hat er schon von den sogenannten „Ferienkolonieen" gehört, die man in immer wachsender Anzahl für die armen, siechen und verkommenen Kinder der großen Städte einrichtet. Sollte er aber noch nichts davon gehört haben, so soll ihm darüber etwas Auskunft gerne gegeben sein.

Da sucht man einen gesund gelegenen Ort aus, möglichst in der Nähe von größeren Wäldern, welche die heilsame Lebensluft aushauchen, und möglichst geschützt vor rauhen Winden, die ja dem Kindesalter so gefährlich sind. Allzuweit von der Stadt, deren armen Kindern man Hilfe bringen will, darf der Ort nicht entfernt sein, damit den Eltern die Möglichkeit gegeben ist, einmal nach ihren kleinen Lieblingen zu sehen, während sie sich dort aufhalten, und sich selbst von ihrem Wohlergehen zu überzeugen.

Bietet der ausgewählte Ort selbst die nötigen Räumlichkeiten zur Unterbringung einer größeren oder kleineren Kinderschar, desto besser; andrenfalls müssen diese Räumlichkeiten erst geschaffen werden, und haben sich, da dieselben selbstverständlich nur für die gute, warme Jahreszeit bestimmt sind, wie man hört, hier und da die billig herzustellenden Holzbaracken vortrefflich bewährt für den Zweck, dem sie dienen sollen, wie sie jetzt vielfach in den sogenannten Luftkurorten in Gebrauch kommen. Daß ein großer, geräumiger Spielplatz nicht fehlen darf, versteht sich ganz von selber.

Die Hauptsache freilich ist es dann, die rechten, geeigneten Personen zu finden, die sich mit der Pflege der Kinder beschäftigen sollen und bei denen neben der in erster Linie erforderlichen Liebe zu Kindern das nötige Maß von Erfahrung in der Kinderpflege, von Geduld und Selbstverleugnung vorhanden ist.

Hat sich dies alles gefunden, dann werden die armen, verkümmerten Kinder dorthin gebracht, und zwar zu einer Zeit des Sommers, in welcher die Schule Ferien hat, damit die schon schulpflichtigen Kinder den Unterricht nicht

versäumen müssen. Sind die Eltern nicht imstande, sie mit der nötigen Kleidung auszurüsten, so wird ihnen auch diese gewährt, und nun hinein in eine Ferienzeit, die gewiß unvergeßlich bleibt für alle, die sie ein- oder mehrmals genießen durften.

Denn hier wird ihnen alles geboten, was ihnen daheim fehlte, um recht erstarken zu können an Körper und Geist: kräftige, ihrem Alter und ihrem körperlichen Befinden angemessene Nahrung, frische, gesunde Luft, heilsame Reinlichkeit und — — was ihnen vielleicht bisher etwas ganz Unbekanntes war, hell jubelnde Kinderlust im beständigen Verkehre mit einer Schar gleichaltriger Genossen, im ungehemmten, wenn auch stets beaufsichtigten Spiele.

Wem, der nur irgendwie Liebe zu den Kindern hat, sollte nicht das Herz aufgehen, wenn er sich so ein armes, verkümmertes Stadtkind in solche Verhältnisse hineingebracht nur denkt? Und wem sollte nicht erst recht das Herz aufgehen, wenn es ihm vergönnt ist, in solch eine Ferienkolonie einmal hineinzutreten und den stillen Beobachter zu spielen? Wer sollte und müßte nicht sich getrieben fühlen, im Herzen wenigstens einzustimmen in den Jubel des kleinen Völkchens, wenn er sieht, wie hier ein scheues, verschüchtertes Kind unter der Fülle von Liebe und Wohlwollen, die ihm entgegengebracht wird, nach und nach aufthaut und fröhlich wird; wie dort ein ungezogenes Kind unter der liebevollen Zucht, die an ihm geübt wird, seine bösen Gewohnheiten allmählich ablegt; wie bei allen die bleiche Gesichtsfarbe mehr und mehr einen rosigen Anhauch gewinnt; wie die schmalen Wangen sich zusehends runden, die schmächtigen Glieder eine gesunde Fülle erlangen, die schwache Kraft sich stärkt unter den richtig geleiteten Spielen und Übungen?

Ja, lieber Leser, Du würdest vor Staunen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn Du wahrnähmest, wie bei den meisten der Kinder ein 4- bis 6wöchentlicher Aufenthalt in solch einer Ferienkolonie wahre Wunder wirkt; Du würdest kaum glauben, daß es wirklich die nämlichen Kinder sind, die Du vor kurzem, zum Teil wahre Jammerbilder, hinausziehen sahst aus der drangsalvollen Enge der großen Stadt, und die Du nun wieder

heimkehren siehst in die Arme der frohlockenden Eltern. Du würdest aber ohne Zweifel die Herzen und Hände segnen mögen, denen solch eine herrliche Einrichtung ihr Dasein verdankt und — — ich will es hoffen — Dich frisch entschließen, mit Herz und Hand und nach Kräften mitzuhelfen, daß sie einer immer größeren Anzahl von armen Kindern zu gute kommen kann.

Und es müssen ja Herz und Hand beisammen sein, wenn es sich darum handelt, hier mitzuhelfen: ein Herz, welches warm schlägt für solche arme Kinder, aber auch eine Hand, die sich von dem warmen Herzen regieren und anweisen läßt, mit dem Scherflein nicht zu kargen, das sie darreicht.

Denn daß solche Ferienkolonieen reiche Geldmittel erfordern, besonders wenn die Räumlichkeiten, welche dafür benutzt werden sollen, erst geschaffen werden müssen, das braucht man fürwahr einem verständigen Menschen nicht erst vorzurechnen.

Aber kann es einen schöneren und lieblicheren Zweck geben, zu dem man ein Geldopfer bringt, als diesen, armen Kindern den Segen einer solchen Ferienkolonie zuzuwenden und ihnen dort einen Lichtblick in ihr sonst so düsteres, freudloses und leidvolles Dasein fallen zu lassen? Kann es besonders für Eltern, denen Gott der Herr die Gnade schenkt, daß sie ihre Kinder frisch und gesund und in froher Jugendlust aufwachsen sehen dürfen, eine bessere Gelegenheit geben, dafür ihrem Gotte ein Dankopfer darzubringen, als wenn sie sich solcher armen Kinder annehmen und ihnen nur ein geringes Maß zuwenden helfen von dem, was ihren eigenen Kindern in Fülle zu teil wird?

Kann es, so möchte ich dann weiter fragen, ein wirksameres Mittel geben, die oft so verbitterten Herzen der Armen auf bessere Gedanken zu bringen und sie vor den verderblichen Netzen der Socialdemokratie zu bewahren? Der Weg zum Elternherzen, sagt man ja — und gewiß mit voller Wahrheit —, geht durch die Kinder, und eine uneigennützige Liebe, die diesen erwiesen wird, bleibt wohl nie ohne Eindruck, auch bei dem verhärtetsten und verbittertsten Herzen nicht, das hinter jeder Wohlthat, die ihm selbst angeboten würde, nur Eigennutz und unlautere

Nebengedanken mitterte und dieſelbe wohl deshalb nicht annähme!

Und — ſo ſoll noch einmal zum Schluſſe gefragt ſein: Giebt's wohl einen beſſeren, leichteren und dankbareren Weg, an dem ſchönen Verheißungsworte des Heilandes teil zu bekommen: „Was Ihr gethan habt an einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt Ihr mir gethan!“ Geſchieht nicht gerade ſolches Thun ganz im Sinne und Geiſte deſſen, der die Kinder, welche man zu ihm brachte, herzte, und die Hände auf ſie legte und ſie ſegnete?

Drum wohlauf, wer helfen kann! Die Herzen auf, um ſich zu beſinnen, ob es nicht etwa in nächſter Nähe möglich zu machen wäre, armen verkümmerten und verkommenen Kindern in der beſchriebenen Weiſe zu dienen, müßte es auch anfangs in ganz einfacher Weiſe geſchehen, müßte auch das eigene, vielleicht kinderloſe oder ſchon kinderleere Haus zur Erholung und Erfriſchung für ein paar arme Kinder hergegeben werden! Die Hände aber auf, um, wenn ſie ſelbſt die ſegensreiche Arbeit nicht in Angriff nehmen können, andere Hände zu füllen, daß ſie dieſe Arbeit in größerem Umfange als bisher treiben können!

Auch nicht gehört auf die Einwürfe und Nörgeleien derer, die, weil ſie ſelbſt nichts von Liebe wiſſen, auch an jedem Liebeswerke etwas auszuſetzen und zu mäkeln haben! Solche Leute reden auch wohl von den Ferienkolonieen als von einer ſinnloſen, verwerflichen Einrichtung und führen allerlei Gründe dagegen ins Feld.

Sie ſagen, es ſei nichts als eine Grauſamkeit, armen Kindern zu zeigen, wie gut ſie es haben könnten, wenn ſie nicht eben arme Kinder wären, und ſie, wenn ſie einmal ein beſſeres Los kennen gelernt hätten, wieder in ihre Armut und ihr Elend zurückkehren zu laſſen. — Aber, ſo möchten wir darauf entgegnen, müßte es dann nicht auch als eine Grauſamkeit angeſehen werden, einen Hungernden einmal recht gründlich ſatt zu machen, weil ihm dann ſpäter das Hungern um ſo ſchwerer fiele?

Und was die andere Behauptung angeht, die ſolche Leute aufſtellen, es diene nur zur Entfremdung zwiſchen Kindern und Eltern, wenn die Kinder in den Ferienkolonieen mit Verhältniſſen bekannt gemacht würden, die

ſie früher nicht gekannt und geahnt hätten und die ſie dann, nach Hauſe zurückgekehrt, auch von den Eltern befriedigt haben wollten, ohne daß dieſe dazu imſtande wären, — ſo wiſſen offenbar diejenigen, welche ſolchen Einwurf erheben, gar nicht, wie ſtark das Band iſt, mit welchem das Kindesherz an die Eltern gefeſſelt iſt, und wie das Kind nichts anderes begehrt als die Liebe, die da giebt, was ſie geben kann.

Drum fort mit dieſen nörgelnden und mäkelnden Einwürfen, die ſich mit der Hülle wahrer Menſchenfreundlichkeit zu umkleiden ſuchen und doch wohl in den meiſten Fällen nichts anderes ſind, als Verſuche, ſich vor dem eigenen Gewiſſen zu rechtfertigen, wenn man aus Geiz und Selbſtſucht nichts thun mag.

Nein, die beiden lieblichen Kinder da vorne auf dem Titelbilde angeſchaut und an ihrem rührenden Anblicke das Herz erwärmt zu dem Entſchluſſe: „Ich will mir das Wort des Spinnſtubenſchreibers geſagt ſein laſſen und zuſehen, wie auch ich helfen kann.“

Und damit Gott befohlen!

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1838.

Wenn hier und da der Nußknacker oder das Eichhörnchen, das sein Nüßchen aufbeißt, vor Rätseln der Spinnstube steht, um anzudeuten, daß man sich beim Raten von Rätseln ein wenig anstrengen muß, so kommen nach alter Spinnstubengewohnheit in jedem neuen Jahrgange sogleich nach dem Vorworte die Rätselnüsse des vorigen Jahrgangs noch einmal hintennach, jetzt aber aufgeknackt, und werden ihre ausgeschälten Kerne dem geneigten Leser auf dem Präsentierbrette vorgehalten. So jetzt auch hier! Und es sollte mich freuen, wenn er die Kerne lächelnd ansehen und denken könnte: „Für mich wäre das nicht nötig gewesen; meine Zähne waren noch gut genug, die Nüßchen aufzubeißen."

Item, es braucht aber doch mancher, dem die Rätselzähne nicht fest genug gewachsen waren oder aber schon wackelig geworden sind, einen Nußknacker, um das herauszubekommen, was in der Schale liegt, die seinen Zähnen zu hart war. Und hier ist er.

Das erste Rätsel auf Seite 97 hatte das Kammrad im Sinne, das ja aus den beiden einsilbigen Worten „Kamm" und „Rad" zusammengesetzt ist und das jedem wohlbekannt sein muß, der nur einmal aufmerksam das Werk in seiner Taschenuhr betrachtet hat. Denn gerade bei der Uhr spielen die Kammräder eine äußerst wichtige Rolle.

Den „Kamm", nun nicht wahr? den brauchst Du doch und mußt ihn täglich brauchen, wenn Du nicht als ein „Struwwelpeter" durch die Welt laufen und vor Dir selbst erschrecken willst, wenn Du einmal in den Spiegel siehst.

Das „Rad" aber brauchst Du ebenfalls, wenn Du,

ohne Sohlen zu zerreißen oder Deine „Unterthanen“ zu strapazieren, von einem Orte an dem andern kommen willst, ob es nun das neumodische Reitrad ist mit zwei oder drei Rädern (NB. bei diesem werden aber, wenn auch die Sohlen nicht besonders, so doch die lieben Unterthanen sehr stark mitgenommen!) oder der bequeme vierrädrige Wagen, vor dem das Roßlein seine Unterthanen strapazieren muß. Das mittelste Zeichen in dem Worte „Kammrad“ ist aber das „m“. Setzest Du nun statt dessen ein „e“ hinein, so wird aus dem toten Kammrad der lebendige „Kamerad“, und einen solchen hast Du doch hoffentlich oder hast ihn schon einmal gehabt und erfährst oder gedenkst mit Schmerz daran, wie traurig es ist, wenn einem solch ein guter Kamerad, mit dem man Freud' und Leid teilen konnte, durch den Tod entrissen wird.

Bei dem zweiten Rätsel auf Seite 98 galt es nur, die gemeinsame Mittelsilbe „ro“ zu finden, so hattest Du ganz leicht den König Herodes, die wohlschmeckende Marone, die süß duftende Theerose, die italienische Stadt Verona, den lateinischen Vornamen Karolus, das würzige, feine Aroma, die vielbesungene Aurora, die beißende Ironie, den unangenehmen Körperzustand, den man mit dem Wörtchen marode bezeichnet und der Dir vielleicht aus Deiner Soldatenzeit her nicht ganz fremd ist, und endlich den Weltteil Europa.

Das dritte Rätsel auf Seite 116 Nr. 11 hatte zum Gegenstande die Glocke, und zwar als Kirchturmglocke hoch oben in den Lüften, als Blumenglocke im Garten, als Taucherglocke auf dem Meeresboden, dessen Geheimnisse uns ja ohne die Taucherglocke verborgen bleiben würden, und endlich als die Sturmglocke bei Feuersnöten.

Nr. 12 auf derselben Seite wollte die beiden Worte „Mode“ und „Idom“ geraten haben. Die erstere kennst Du wohl nur zu gut, und wohl Dir, wenn Du sie nicht aus ellenlangen Rechnungen kennst, die Dir vom Schneider oder von der Putzmacherin ins Haus geschickt werden, sondern nur von Hörensagen weißt, daß sie ein arger Tyrann ist, der jeden knechtet, welcher ihm irgendwie Macht über sich einräumt. Bist Du aber, wie ich hoffen will, ein fleißiger Bibelleser (NB. die Modeknechte sind

das wohl niemals), so kennst Du gewiß auch den Landstrich Edom, sonst auch Idumäa genannt, und vorab seine Bewohner, die Edomiter, die den Kindern Israel den Durchzug durch ihre Grenzen verwehrten und denselben feindlich waren und blieben.

Nr. 16 auf Seite 138 meinte erstens das „Kapital", das ja wohl den, der es besitzt, von mancher Sorge frei erhält, aber ihm auch viel Not und Sorge machen kann, wenn es etwa auf einem unsichern Plätzchen angelegt ist, oder wenn er nicht weiß, wie er es sicher anlegen soll; sodann war zum andern das „Kapitel" gemeint, wie deren das heilige Bibelbuch so viele trost- und lehrreiche enthält.

Das sogleich folgende letzte Räselchen aber hieß Dich die „First" auf dem Dache suchen, den „Fürst" auf dem Throne, den „Forst" mit seinem kühlen, duftigen Schatten, den aber derjenige nicht begehrt, der vom „Frost" geschüttelt wird.

Da hast Du die Lösung und ein Rübchenschaben dazu, wenn Du sie nicht selbst gefunden hast!

3. Lieschen.

(Eine Geschichte aus dem Volksleben.)

Von O. v. M . . . bach.

I.

In einem der lieblichen Seitenthälchen des Neckarflusses, an einem Bächlein, das frisch und hell durch saftige Wiesen von einem Auslaufer des Odenwaldes herabgerauscht kam, lag im Anfange unseres Jahrhunderts die sogenannte Thalmühle.

Wer das Thälchen herauf geschritten kam, konnte sie nicht eher mit den Augen wahrnehmen, als bis er ganz in die Nähe gekommen war, so tief versteckt lag sie unter den hohen Erlen, mit welchen der Mühlgraben umsäumt war. Nur ihr lustiges Geklapper zeigte sie schon von ferne dem Wanderer an. Denn als die einzige im Thale hatte sie gute Kundschaft, besonders aus dem reichen Dorfe

Ehningen, welches etwa eine Viertelstunde thalaufwärts lag, und jahraus jahrein brauchten die Räder nie stille zu stehen.

Es saß aber auch ein Müller auf der Mühle, der sich die Kundschaft zu erhalten wußte, und zwar nicht allein durch das gute Mehl, welches er lieferte, sondern auch durch seine eigene Person. Besonders höflich war Gottfried Weber zwar gerade nicht; er konnte, wo es ihm am Platze zu sein schien, sogar recht derb werden, und hielt mit seiner Meinung gegen niemand hinter dem Berge. Aber man wußte, daß hinter den derben Worten ein ehrliches, wohlmeinendes Herz saß, und trug deshalb keinen Groll gegen ihn, wenn er einmal seiner Zunge freien Lauf gelassen hatte. Ueberdies war er stets hilfsbereit und dienstwillig, und wer ihn um eine Gefälligkeit ersuchte, durfte von vorneherein gewiß sein, daß er keine Fehlbitte that, wenn anders die Erfüllung derselben nur in der Macht des Gebetenen lag.

So lustig aber auch die Mühlräder die ganze Woche hindurch klapperten, an Sonn- und Festtagen standen sie still. Denn Gottfried Weber war ein frommer Mann, der dem Gebote: „Du sollst den Feiertag heiligen" sein volles Recht ließ und die volle Ehre gab.

Wenn er am Sonntage nicht mit seiner Frau in der Kirche zu Ehningen war, so konnte man mit Sicherheit annehmen, daß einer der beiden Ehegatten krank war, oder daß irgend ein anderes unüberwindliches Hindernis sich eingestellt hatte. Anfangs vermerkten dies die reichen Bauern von Ehningen übel, da sie es von dem Vorgänger auf der Mühle anders gewohnt waren, und sich gewöhnt hatten, am liebsten des Sonntags zur Mühle zu fahren, wo sie ihr Fuhrwerk doch nicht wohl anders verwenden konnten. Aber allmählich gewöhnten sie sich auch an die Art und Weise des neuen Müllers, zumal da derselbe in Notfällen gerne aus seiner eigenen Mehlkiste aushalf, und vorab vortreffliches Mehl lieferte, wie man es weit und breit nicht besser bekam, auch sich mit einem ehrlichen „Molter" als Mahllohn begnügte.

Großen Reichtum besaß Gottfried Weber von Hause aus nicht, ebensowenig wie seine Frau, die ihm nicht viel

mehr als ein sanftes, frommes Herz zugebracht hatte, für ihn freilich die erwünschteste Mitgift. Die braven Leutchen saßen nur pachtweise auf ihrer Mühle. Eigentümer derselben war ein reicher Herr aus der nicht weit entlegenen Stadt, dem sie durch Erbschaft zugefallen war, der sich aber nur höchst selten auf der Mühle blicken ließ, obwohl er sich im Oberstocke derselben zwei Zimmer ausgehalten und nach seinem Geschmacke eingerichtet hatte, welche die Müllersleute stets in Bereitschaft halten mußten.

Allein im Laufe der Jahre war es gleichwohl Gottfried Weber gelungen, sich ein hübsches Vermögen zu erwerben, da er es nicht machte, wie so viele Müller, und als Hauptgeschäft den Mehlhandel nach auswärts betrieb, sondern ruhig beim Mahlen für seine weit ausgedehnte Kundschaft blieb, auch dieses nicht etwa allein dem Mahlburschen überließ, sondern selber überall mit angriff und den sicheren Gewinn, der dabei herauskam, dem vielleicht größeren, aber auch unsicherern Gewinne aus einem förmlichen Mehlhandel vorzog.

Allein dadurch, daß er selbst überall mit angriff und besonders das Aufschütten während der Nacht selbst besorgte, um es nicht dem verschlafenen Mahlburschen überlassen zu müssen, hatte sich Gottfried Weber frühe schon die gewöhnliche Müllerkrankheit, die Gicht, zugezogen, und obwohl erst ein angehender Fünfziger, hatte er zur Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, doch schon gar sehr von dieser bösen Krankheit zu leiden; ja es gab Tage, an welchen er das Bett nicht verlassen konnte.

Auch mit der Gesundheit seiner Frau stand es nicht besonders gut. Dieselbe war von Hause aus eine zarte Natur gewesen, und schwere Schicksalsschläge, die das Müllerhaus trafen, hatten vor der Zeit ihre Kraft gebrochen. Denn die drei ältesten Kinder waren trotz der sorgfältigen, unermüdlichen Pflege der Mutter rasch nacheinander an den Masern gestorben, und außer dem unendlichen Wehe des Mutterherzens war ihr von da an auch eine körperliche Schwäche geblieben, die sie nicht wieder los werden konnte.

Das einzige Kind, welches den Müllersleuten geblieben war, war das kleine vierjährige Lieschen, ein zwar kräftiges

aber stilles Mädchen, das ganz der sanften Mutter nachzuarten schien.

Gerade jetzt, wo wir den freundlichen Leser in die Thalmühle einführen wollen, lag die Müllerin an einer Lungenentzündung schwer krank danieder. Obwohl es Werktag war, standen doch die Räder stille; denn der Arzt hatte vollständige Ruhe verordnet, weil heute der entscheidende Tag sei, an welchem entweder eine Besserung

mit der Kranken eintreten müsse oder aber die Gewißheit einer baldigen Auflösung.

Es war aber in Gottes Rat bestimmt, daß es zu der letzteren kommen sollte, und bevor der neue Tag anbrach, waren die guten müden Augen der Müllerin gebrochen; der schwere Todeskampf, den es gekostet hatte, war vollendet; das Mutterherz war nun wieder mit den vorausgegangenen Kindern, die es gleichsam nachgezogen hatten, verbunden. Das kleine Lieschen war eine mutterlose Waise, Gottfried Weber ein tiefgebeugter Witwer.

„Herr, hilf's tragen! Herr, verlaß mich nicht!" so

seufzte er, als er mit seinem Kinde an der Hand vom Begräbnisse zurückkehrte und das Weinen Lieschens kaum stillen konnte.

Und der Herr half tragen.

Eine ältere Magd, welche die Müllersleute schon seit ihrer Verheiratung in Diensten hatten, übernahm die Pflege des Kindes, welches mit großer Liebe an ihr hing, und wußte auch das Hauswesen so ziemlich im alten Geleise zu erhalten. Ueberdies war bei der Mühle nur soviel Acker- und Wiesenland, daß die zweite Magd mit dem Mühlburschen, der ein Bauernsohn war und auch den Ackerbau verstand, leicht alle Feldarbeit besorgen konnte. Als bloßer Pächter der Mühle, der nicht wissen konnte, ob ihm nicht heute oder morgen die Pacht gekündigt würde, hatte nämlich Gottfried Weber sein Erspartes nicht in Ländereien angelegt, die ohnehin in dem engen Thale nicht wohl zu haben waren, sondern es lieber an sichere Leute gegen Hypotheken und Handscheine ausgeliehen.

So ging es denn in der ersten Zeit nach dem Tode der Müllerin mit dem Hauswesen ziemlich gut. Aber noch war das Trauerjahr nicht ganz verflossen, da starb die Mutter der alten Magd, und diese mußte zur Pflege des fast erblindeten Vaters ihren Dienst verlassen und nach Hause zurückkehren.

Die neue Magd aber, welche an ihre Stelle trat, schlug durchaus nicht gut ein. Gegen ihre bald zu Tage tretende Unredlichkeit hätte sich Gottfried Weber freilich durch scharfe Aufsicht schützen können; aber was er nicht verhüten konnte, wenn er seinem Geschäfte die nötige Aufmerksamkeit zuwenden wollte, das war die üble Behandlung, welche die bösartige Person seinem Kinde zu teil werden ließ, und welche um so übler wurde, je mehr Lieschen seine alte Katharine zurückverlangte. Zwar klagte Lieschen deshalb ihrem Vater nicht, durch die Drohungen der Magd eingeschüchtert; aber das scheue Wesen, das sie jetzt annahm, und die oft verweinten Augen sagten dem Vater mehr als genug.

Als auch eine zweite Nachfolgerin der alten Katharine mit dem Kinde nicht viel besser verfuhr und dasselbe, wenn sie es auch nicht wie die erste stieß und schlug,

doch so sehr ohne die nötige Pflege ließ, daß es nicht selten aussah wie ein ganz vernachlässigtes Bettlerkind, mußte sich Gottfried Weber wohl oder übel den Gedanken näher treten lassen, den seine Verwandten und Freunde schon wiederholt bei ihm angeregt hatten, nämlich sich um seines armen Kindes willen noch einmal zu verheiraten.

Besonders war es der Michelsbauer, ein zu Ehningen wohnender Vetter seiner verstorbenen Frau, welcher ihm zu diesem Schritte riet, ja ihn wahrhaft dazu drängte. Denn derselbe hatte eine schon in höherem Alter stehende Schwesterstochter im Hause, die er gerne los gewesen wäre und für die er schon längst die Stelle als zweite Frau Webers in Aussicht genommen hatte.

Da dieselbe bei gelegentlichen Besuchen auf der Mühle sich das kleine Lieschen in hohem Maße anzuheimeln wußte, auch ein stilles, sanftmütiges Wesen zu erkennen gab, so folgte Gottfried Weber endlich dem Rate des Michelsbauern und führte anderthalb Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau die für ihn Ausersehene heim.

Es hatte ihm zwar übel gefallen, daß der Michelsbauer verlangte, er müsse seiner Braut die Hälfte seines Vermögens zuvor gerichtlich zum Eigentume verschreiben, damit sie für den Fall seines plötzlichen Ablebens gesichert sei, aber dieses Verlangen wurde von dem Michelsbauer mit so schönen, beruhigenden Worten umkleidet, daß Gottfried Weber, der sein Hauswesen und sein Kind nicht länger ohne weibliche Pflege lassen konnte, endlich nachgab und durch den Notar einen Ehevertrag festsetzen ließ, worin alle die Handscheine und Hypotheken genau bezeichnet wurden, die nach seinem Tode der zweiten Frau zufallen sollten.

Mit der neuen Frau Müllerin ging es die ersten Monate ganz vortrefflich. Sie war eine tüchtige Haushälterin, die bald das bei der Magdewirtschaft etwas verlotterte Hauswesen wieder in den rechten Zug gebracht hatte; sie war gegen ihren Mann in hohem Maße aufmerksam und pflegte ihn auf das sorgfältigste, wenn sich einmal wieder das böse Gichtleiden bei ihm eingestellt hatte, und das Lieschen vollends konnte kaum eine sorgsamere Mutter haben, als sie.

Eins nur wollte dem Müller nicht gefallen, daß sich nämlich die neue Frau so hart und herrisch gegen die Dienstboten benahm und bei jeder Kleinigkeit mit den ärgsten Schimpfworten gegen sie losbrach.

„Es wird wohl nötig sein," tröstete sich der Müller seufzend, wenn er dies hörte, „daß sie sich von vornherein in den gehörigen Respekt setzt. Später wird's hoffentlich besser werden."

Aber als eines Tages, da er wieder an einem schweren Gichtanfalle danieder lag, der alte ehrliche Jakob, der Mahlknecht, der schon seit sechs Jahren bei ihm im Dienste war, an sein Bette trat und ihm ankündigte, daß er in vierzehn Tagen wandern werde, weil er solch eine Behandlung, wie sie ihm durch die neue Frau zu teil würde, nicht gewohnt sei und sich auch nicht gefallen lassen wolle, da entschloß sich Gottfried Weber, ein ernstes Wort mit seiner Frau zu reden.

Aber kaum hatte er die Frage gethan, was sie denn nur mit dem alten Jakob gehabt habe, da derselbe den Dienst gekündigt habe, da brach es los wie ein Wettersturm. Eine Flut von Schimpfwörtern der gemeinsten Art ergoß sich über den armen Mahlknecht, der ein Faulenzer und ein Tagedieb sei, alles nur nach seiner Bequemlichkeit einrichten wolle und sogar schon über sie gelacht habe, wenn sie etwas anders einzurichten befohlen habe.

Vergebens suchte der Müller diesen Redestrom zu stauen und den armen, treuen Jakob in Schutz zu nehmen. Als er aber gar das Wort fallen ließ, wenn Jakob gelächelt habe, so sei das wohl nicht ohne Grund geschehen, weil ihr Befehl ein verkehrter gewesen sei, da brach es erst recht los, und nun bekam auch er sein Teil.

„Hätt' ich das gewußt," eiferte die Erzürnte, „daß Du dem Gesinde gegen Deine Frau beistehst, so hätten mich keine zehn Pferde hierher in die Mühle gebracht. Was thue ich denn hier, wenn ich nicht das Recht haben soll, wenn Du krank bist, anzuordnen, was mir gut scheint? Soll ich etwa nur die Kindermagd für das Lieschen und die Krankenpflegerin bei Dir spielen? Soll mir das Gesinde über die Nase fahren und mich auslachen dürfen? — Dazu hättest Du Dir eine andere Frau suchen müssen als

mich! Was in der Mühle notwendig iſt, verſtehe ich jetzt ſchon ebenſogut wie Du und der Jakob zuſammen. Viel Weisheit gehört dazu wahrhaftig nicht. Und ich will einmal nicht im Hauſe das fünfte Rad am Wagen ſein! Nein, das laß ich mir nicht gefallen, das laß ich mir durchaus nicht gefallen!“

Damit ſchlug ſie mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß das Arzneiglas umfiel und zerbrach, und ſchoß zur Thüre hinaus, indem ſie dieſelbe ins Schloß ſchmetterte, daß die Fenſter klirrten.

Wie niedergedonnert lag der Müller in ſeinem Bette. Alſo das war die Milde und Sanftmut, welche ſeine Frau als Braut geheuchelt hatte und durch welche ſie ihm als die rechte Nachfolgerin für ſeine gute, ſanfte Verſtorbene, als die rechte Mutter für ſein armes, verwaiſtes Kind erſchienen war? Das war die Liebe und Fürſorglichkeit für ihn ſelbſt und für ſein Lieschen, die ſich ſoeben in den Worten der Erboſten klar und deutlich kund gegeben?

Aber wie, war es denn noch nicht am Ende? Hörte er nicht drunten in der Mühle jetzt das Kreiſchen ſeiner erboſten Frau und dazwiſchen laute, zornige Worte des alten Jakob?

Da mußte eingeſchritten werden, wenn es nicht wirklich dazu kommen ſollte, daß Jakob gerade jetzt, wo ſeine Anweſenheit ſo notwendig war, aus dem Hauſe ging.

Er ſchob ſich aus dem Bette, fuhr ſo ſchnell wie möglich in die Kleider und humpelte, ſeine Schmerzen verbeißend, nach der Thüre und die Treppe hinunter. Daß er über und über im Schweiße war, daß ein ſcharfer Zugwind aus der offenſtehenden Hausthüre ihm entgegendrang, ſowie er den Fuß über die Schwelle ſeines Zimmers geſetzt hatte, achtete er nicht in ſeiner Aufregung, ſchien auch ganz vergeſſen zu haben, daß der Arzt ausdrücklich befohlen hatte, den etwa eintretenden Schweiß recht ſorgfältig zu pflegen und die Haut vor jeder plötzlichen Abkühlung zu bewahren, weil ſonſt augenblickliche Lebensgefahr eintreten würde.

Er kam gerade dazu, als ſeine Frau, hochrot vor Zorn, dem Jakob einen Beſen an den Kopf warf, der ihr gerade zur Hand war.

Jetzt brauste es aber auch bei ihm auf. Mit der linken Hand öffnete er die Thüre des Wohnzimmers, mit der rechten ergriff er seine Frau am Arme, und schleuderte sie in das Zimmer hinein.

Dann aber that er einen lauten Schmerzensschrei und stürzte zu Boden, wo er wimmernd liegen blieb.

Rasch eilte Jakob herzu, hob den Liegenden auf und legte ihn auf seine lastgewohnte Achsel. Mit vieler Mühe brachte er den vor Schmerz Stöhnenden und halb Bewußtlosen die Treppe hinauf in sein Zimmer, entkleidete ihn und brachte ihn ins Bette, wo ihn sogleich ein furchtbarer Schüttelfrost überfiel.

Lieschen, welches von der Hausthüre her den entsetzlichen Auftritt mit angesehen hatte, war weinend dem Vater nachgeeilt; aber obwohl sie, von Jakob geheißen, zweimal hinuntergegangen war, die Mutter zu rufen, erschien diese doch nicht.

Da rief Jakob einem befreundeten Kunden, der soeben Frucht zum Mahlen in den Hof gefahren hatte, aus dem Fenster zu, er möge doch sein Pferd abspannen und nach dem Arzte jagen, es habe soeben seinen Herrn arg überfallen.

Als nach etwa zwei Stunden, während welcher Frost und Glühhitze bei dem Müller beständig gewechselt hatten und Jakob den wahrhaft in seiner Fieberglut Rasenden kaum alleine hatte im Bett halten können, der Arzt kam, schüttelte er bedenklich den Kopf, nachdem ihm Jakob den Vorgang wahrheitsgetreu berichtet hatte.

„Es muß ein Wunder geschehen," sagte er, „wenn er das übersteht. Es kann leicht kommen, daß er diese Nacht noch stirbt."

Als die Müllerin, die eben ins Zimmer getreten war, dies hörte, fing sie überlaut an zu jammern.

„Lassen Sie das!" herrschte ihr unwillig der Arzt zu. „Das Jammern nützt nichts. Thun Sie genau und sorgfältig, was ich sage, und lassen Sie noch jemand kommen, der Ihnen behülflich ist."

Damit gab er ihr einige Verhaltungsregeln für die kommende Nacht.

„Helfen wird freilich nichts mehr!" sagte er zu Jakob,

der mit ihm herunterging, weil ihn die Müllerin geheißen hatte, sogleich den Michelsbauer von Ehningen zu rufen.

Der kam denn auch nach kurzer Zeit und übernahm mit der Müllerin die Wache bei dem Kranken, der jetzt nach dem vorausgegangenen Toben zum Tode erschöpft dalag und bei dem nur der kurze, fliegende Atem, der pfeifend seiner Lunge entströmte, Zeugnis gab, daß noch Leben in ihm sei.

Das beständig weinende Lieschen war von der Mutter weggeschickt worden, aber erst gegangen, als diese böse wurde und sie zornig anfuhr. Ob ihm eine geheime Ahnung sagte, was jetzt vorgehen sollte?

Als es schon nach Mitternacht war, rief plötzlich die Müllerin nach Jakob, der sich in der Mühle auf ein paar Säcke gestreckt hatte, um rasch bei der Hand zu sein, wenn man seiner Hülfe bedürfte. Denn der Arzt hatte ihm gesagt, das dies wahrscheinlich eintreten werde.

Der Müller hatte auf einmal wieder einen Anfall von Raserei bekommen, und zwar einen so heftigen, daß die vereinten Kräfte seiner Frau und des Michelsbauern ihn nicht mehr im Bette niederhalten konnten.

Als Jakob an das Fußende des Bettes trat, um die Füße des Kranken niederzuhalten, wie ihm geheißen war, stieß er mit dem Kopfe wider die offenstehende Thüre des Schränkchens, das dort in die Wand eingemauert war, so daß sie sich aus den Angeln hob und polternd zu Boden stürzte. Mit einem giftigen Blicke, den sie Jakob zuschoß, beeilte sich die Müllerin, die Thüre wieder einzuhängen und zu verschließen, worauf sie den Schlüssel abzog und ihn an seinen gewöhnlichen Platz schob, unter das Kopfkissen ihres Mannes.

Es mochten, nach seinen Augen zu schließen, verwunderliche Gedanken sein, welche dieser Zwischenfall bei Jakob wachrief; aber er hatte nicht Zeit, sich denselben hinzugeben; denn nach einer kurzen Ruhepause wurde das Toben und Rasen des Müllers wieder so heftig, daß Jakob alle Mühe hatte, die wild zuckenden Füße niederzuhalten, während die Müllerin und der Michelsbauer die Schultern niederdrückten.

Dieses Rasen dauerte jedoch nicht mehr lange. Nach

einem heftigen Ruck, der durch den ganzen Körper ging, fing der Kranke plötzlich an, zu röcheln, that noch ein paar tiefe Atemzüge, und lag dann bewegungslos da. Der Tod hatte, wie es der Arzt vorausgesagt, seinem Leiden ein Ende gemacht.

Jetzt hätte aber einer sehen sollen, wie sich die Müllerin geberdete! Laut schreiend stürzte sie aus dem Zimmer, weckte die Mägde, deren eine Lieschen zu sich genommen hatte, riß das Kind heraus, welches sie halbnackt an die Leiche des Vaters schleppte, und fing dort ein Geschrei und Gezeter an, daß es selbst dem Michelsbauer zu arg wurde, und er sich leise zur Thüre hinausmachte.

Auch Jakob entfernte sich, nachdem er seinem Herrn die Augen zugedrückt hatte, mit einem mitleidsvollen Blicke auf das weinende Kind.

II.

Die Müllerin hatte ja jetzt den alten treuen Jakob recht gut brauchen können, da die Vorbereitungen für die Beerdigung so mancherlei Arbeit mit sich brachten, und Jakob würde seinem guten Herrn zuliebe auch gern geblieben sein und geholfen haben.

Aber das erste, was die Müllerin that, als sie ihn am Morgen zu Gesichte bekam, war das, daß sie, ihn mit einem giftigen Blicke streifend, ihm zuherrschte:

„Schnüre Dein Bündel und komme dann herein, daß ich mit Dir rechne; denn Du verläßt heute noch mein Haus!"

Jakob schaute ihr groß und voll ins Gesicht und antwortete: „Das soll mir recht sein; denn in einem Hause, worin solche Dinge vorgehen, wie sie gestern und diese Nacht hier vorgegangen sind, mag ich selbst nicht länger bleiben."

Der Müllerin schoß zwar bei diesen Worten das Blut in den Kopf, aber sie schwieg, obwohl ihr die Frage auf der Zunge war, was Jakob meine.

Und es wäre wohl gut gewesen, wenn Jakob, der sofort das Haus verließ und noch vor der Beerdigung des Verstorbenen in seine ziemlich weit entfernte Heimat zurückkehrte, Gelegenheit gefunden hätte, seine Meinung zu äußern.

Denn als sogleich am Tage nach dem Begräbnisse das Waisengericht auf die Mühle kam, um für das verwaiste Lieschen ein Inventarium über das vorhandene Vermögen aufzunehmen, da wollte sich zuerst der Schlüssel zu den Wandschränkchen gar nicht finden lassen, bis ihn endlich die Müllerin in dem Futter der Weste fand, die der Müller an seinem Sterbetage übergeworfen hatte, als er aus dem Bette aufstand. Er müsse, sagte die Müllerin durch ein Loch in der Westentasche hindurch gerutscht sein.

Was fand sich aber im Schränkchen?

Die Hypotheken und Handscheine, welche in dem Ehevertragsakte der Müllerin als Eigentum überwiesen waren, lagen zusammengebunden da, aber außerdem nur noch etliche Handscheine, welche über wenig belangreiche Summen lauteten. Von barem Gelde waren nur einige dreißig Gulden vorhanden, während doch der Müller noch einige Tage vor seinem Tode zu einem der Beisitzer des Waisengerichts geäußert hatte, er habe den ganzen Pachtzins für die Mühle, ein paar hundert Gulden, jetzt beisammen und werde demnächst in die Stadt gehen, den Eigentümer zu bezahlen.

Man durchsuchte das alte Schreibpult des Müllers auf das sorgfältigste, man stöberte alle Kisten und Kasten durch in der festen Überzeugung, der Müller müsse noch anderswo als in seinem Schränkchen Wertpapiere und Geld verwahrt haben. Allein alles Suchen war vergebens, und die Müllerin gab unbedenklich die Versicherung an Eidesstatt ab, sie wisse nichts von weiter vorhandenem Gelde und von anderen Wertpapieren, der Verstorbene habe ihr nie in seine Geld- und Vermögensverhältnisse einen Einblick gestattet.

So blieb denn für das arme Lieschen außer den paar geringwertigen Handscheinen nur das lebende und tote Inventarium in der Mühle, welches ihr in dem Ehevertrage ausdrücklich als alleiniges Eigentum zugesprochen war. Allein eine Abschätzung desselben ergab bei den damals gerade sehr niedrigen Preisen des Mehls und des Viehs eine so geringe Summe, daß damit nicht einmal der fällige Pachtzins gedeckt werden konnte. Eine augenblickliche Versteigerung würde aber nach dem allgemeinen

Urteile nach Abzug der Versteigerungskosten nicht einmal die Abschätzungssumme ergeben haben.

Da erbot sich die Müllerin, dem armen Waisenkinde

zuliebe, wie sie hochtrabend bemerkte, die volle Pacht von ihrem Vermögen zu bezahlen, wenn ihr dafür das ganze Inventar der Mühle, Schiff und Geschirr und Vieh, zum Eigentum überlassen würde, und wenn auch kopfschüttelnd gingen die Mitglieder des Waisengerichts auf diesen Vorschlag ein.

Der Michelsbauer reiste noch an demselben Tage nach der Stadt, in welcher der Eigentümer der Mühle wohnte, und wußte denselben durch seine Lamentationen und Vorstellungen von der traurigen Lage der so plötzlich verwitweten Müllerin zu bewegen, daß er nicht nur dieser die Mühle um einen geringeren Pachtzins überließ, sondern auch einen Teil der mitgebrachten Pachtsumme für die Waise zurückgab.

Die Müllerin, welche jetzt unumschränkte Herrin in der Mühle war, führte nun mit einem neuen Mahlburschen, den ihr der Michelsbauer an Jakobs Stelle verschaffte, das Geschäft fort. Und man mußte ihr das lassen, daß sie sich desselben wacker annahm und es fertig brachte, daß dasselbe ungestört seinen Fortgang nahm. Auch das Lieschen hatte es äußerlich nicht gerade übel bei ihr. Es wurde sauber und ordentlich gehalten und entwickelte sich zusehends zu einem frischen, blühenden Mädchen. Viel mütterliche Liebe fand es allerdings bei der Stiefmutter nicht, sondern bekam reichlich deren jähzorniges Wesen zu erfahren. Allein da das stille Kind niemals klagte, sondern sich scheu und verschüchtert in alles fügte, so erfuhr niemand etwas von dem, was es in der Stille trug.

Die Müllerin hatte es indessen schnell satt, so alleine zu wirtschaften und die ganze Last des Geschäfts, den ganzen Ärger mit den häufig wechselnden Mahlburschen, die da, wo der Mann fehlte, nach eigenem Gutdünken meinten schalten zu können, ungeteilt zu tragen. An Heiratsanerbietungen fehlte es ihr nicht, und so reichte sie denn, noch ehe das Trauerjahr ganz vorüber war, einem Müllerssohne aus dem Odenwalde, der ihr unter den zahlreichen Freiern am besten gefiel, die Hand.

Friedrich Sander, oder, wie man ihn jetzt in Ehningen nach Ortssitte kurzweg nannte: der Mühlfrieder, im Alter seiner Frau ziemlich gleich, war äußerlich ein überaus

ruhiger Mensch, der durch nichts schien aus seiner Ruhe gebracht werden zu können. Er verstand auch die Müllerei gründlich und die Kunden meinten in der ersten Zeit, so schönes Mehl, wie jetzt, hätten sie beim alten Gottfried Weber kaum je bekommen. Wenn sie etwas weniger Mehl von ihrer Frucht bekamen als früher, so mußten sie das nach der Versicherung des Frieder der schlechten Qualität der diesjährigen Frucht zuschreiben.

Mit seiner Frau stand er auf leidlichem Fuße. Dieselbe hatte wohl anfangs versucht, das Hausregiment nach wie vor ganz in Händen zu behalten und verschiedentlich ihrem Jähzorne die Zügel schießen lassen, wenn etwas anders gehen sollte, als sie wollte; allein die kalte, unerschütterliche Ruhe, die dann ihr Mann ihr entgegensetzte, die eiserne Bestimmtheit, mit welcher er auf seinem Willen bestand, hatten ihr bald klar gemacht, daß sich an diesem Felsen die Wellen ihres Zornes machtlos brächen. Gohr der Zorn einmal gar zu heftig in ihr, so mußte das Gesinde und wohl auch das kleine Lieschen die Ableiter für denselben hergeben.

Nur in *einem* Stücke waren die beiden Ehegatten ein Herz und eine Seele, das war die Habsucht, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer von ihnen darin am meisten leistete.

Daß das kleine Lieschen bei solchen Eltern keine rosigen Tage hatte, ist begreiflich. Schläge bekam es freilich nicht mehr, seitdem es nach einer Züchtigung des Stiefvaters in arge Krämpfe verfallen war, aber ein freundliches, gütiges Wort bekam es kaum zu hören, obwohl es sich über seine Kräfte bemühte, in allen Stücken den Eltern zu gefallen zu leben, und schon Arbeiten verrichtete, welche weit über sein Alter hinausgingen. Nicht einmal zu seinen Arbeiten für die Schule, welche es jetzt in Ehningen besuchte, wurde ihm die nötige Zeit gelassen, und es wäre ihm auch dort übel ergangen, wenn nicht der alte Lehrer ein guter Freund seines verstorbenen Vaters gewesen wäre, die Verhältnisse, welche jetzt in der Mühle herrschten, genau gekannt und mit dem armen Waisenkinde das tiefste Mitleid gehabt hätte, dessen scheues Wesen, dessen müde Augen von vielem still getragenen Weh erzählten.

Ein besserer, milderer Geist schien in die Thalmühle einziehen zu wollen, als dem Mühlfrieder ein Söhnchen geboren wurde. Seine Freude über den Erben war unbeschreiblich und schien die kalte, eisige Ruhe, womit sonst sein Herz umpanzert schien, ganz und gar verscheucht zu haben. Selbst das Lieschen bekam jetzt zuweilen ein freundliches Wort, wenn es seine Freude über das kleine Brüderchen recht lebhaft äußerte.

Wer aber den Jörgle — sein Taufname war Georg — für ein schönes Kind erklärt hätte, wäre weit von der Wahrheit abgewichen. Er war ein kurzer, dicker Bursche, dem der Kopf tief zwischen den beiden Schultern saß und dessen Beinchen eine bedenkliche Neigung an den Tag legten, sich nach außen zu runden. Die stark aufgestülpte kurze Nase verschwand beinahe in dem breiten, pausbackigen Gesichte mit den stark hervortretenden Backenknochen. Was aber keineswegs zum Verschwinden geeignet und geneigt war, das war der breite Mund mit seinen wulstigen Lippen, der sich fast bis zu den breiten, lappigen Ohren ausdehnte.

Es traf auch bei dem kleinen Jörgle die Erfahrung nicht zu, die sonst wohl häufig gemacht wird, daß nämlich Kinder, welche bei der Geburt sehr häßlich waren, sich später auswachsen und noch ein ganz leidliches Aussehen gewinnen. Jörgle wuchs, je älter er wurde, destomehr in die Häßlichkeit hinein. Die Natur schien bei ihm eine ausgesprochene Neigung zu haben, nur ins Volle und Breite zu arbeiten. Er wuchs in die Höhe kaum von der Stelle; dafür aber nahm er zusehends an Körperumfang zu. Der dicke Kopf zog sich immer tiefer zwischen die massigen Schultern zurück; die Beine krümmten sich immer mehr mit den Knieen nach außen, als würden sie von dem schweren Oberkörper an jeglichem Wachstum in die Höhe gehindert; der Kopf bedeckte sich mit einem struppigen, rötlich gefärbten Haarwuchse, und zahllose Sommersprossen tigerten jahraus, jahrein das Gesicht.

Aber auch in Bezug auf Geistes- und Gemütseigenschaften, um derentwillen man die äußerliche Häßlichkeit hätte vergessen können, war es bei Jörgle keineswegs besonders gut bestellt. So schwer es ihm wegen seiner

krummen Beinchen hielt, laufen zu lernen, so schwer fiel ihm auch das Sprechenlernen. Er war schon fast drei Jahre alt, als es ihm erst gelang, sich mit Worten einigermaßen verständlich zu machen. Er wirrte stets die Worte durcheinander und geriet dann gewöhnlich in den größten Zorn, wenn man ihn nicht verstand. Was jedoch vorzüglich bei ihm gedieh, war ein grenzenloser Eigensinn, den er vom Vater geerbt haben mochte, während die Zornmütigkeit, die ihn erfaßte, wenn ihn nicht sofort der Wille gethan wurde, als ein mütterliches Erbteil angesehen werden konnte.

Daß den Eltern, zumal der Mutter, der himmelhohe Unterschied zwischen dem häßlichen Jörgle und dem täglich lieblicher erblühenden Lieschen nicht verborgen bleiben konnte; daß dadurch wieder, besonders bei der Mutter, der böse Neid gegen Lieschen sich immer tiefer ins Herz einfraß, ist leicht begreiflich. Und was bei dem Mühlfrieder insonderheit noch dazu kam, ihn gegen Lieschen einzunehmen, das war der Umstand, daß das Waisengericht, welches wohl Kenntnis davon haben mochte, wie die Müllersleute das arme Lieschen zu ihrem Vorteile auszunützen verstanden, das Pflegegeld für dasselbe um ein Beträchtliches heruntersetzte, als das Mädchen immer mehr wuchs und erstarkte.

Es war indessen merkwürdig, wie in eben dem Maße, als sich die Herzen der Stiefeltern von Lieschen abwendeten, die Zuneigung des Jörgle zu dem Mädchen wuchs. War Lieschen in der Schule, so war Jörgle verdrießlich, und niemand konnte ihm etwas recht machen. Kam Lieschen aus der Schule, so brach er in ein helles Jubelgeschrei aus und trottelte ihr, sobald er sich alleine fortbewegen konnte, entgegen. Hatte ihm die Mutter, um ihn bei guter Laune zu erhalten, etwas Gutes gekocht oder gebacken, so rührte er nichts davon an, bis für Lieschen die Hälfte zurückgestellt war, und wachte aufmerksam darüber, daß sie das Zurückgestellte auch wirklich bekam. Geriet er in den größten Zorn, wenn ihm die Eltern etwas befahlen, was gegen seinen Kopf ging, und that es durchaus nicht, so folgte er dagegen Lieschen aufs Wort und that alles, was das Mädchen von ihm verlangte.

Wie hatte auch das gute Kind den schweren Knaben umhergeschleppt, solange er noch nicht alleine gehen konnte! Wie wußte es so sinnig mit ihm zu spielen und ergötzte ihn durch die schönen Schullieder, die es ihm mit seiner glockenhellen Stimme vorsang! Wie sanft und geschickt wußte es ihn auf andere Gedanken zu bringen, wenn der Zorn bei ihm losbrechen wollte! Und als die Zeit ge-

kommen war, daß Jörgle mit hinauf nach Ehningen zur Schule wandern mußte, wie sorgsam führte es den unbeholfenen Burschen, dem seine Säbelbeine das Gehen so schwer machten! Wie oft, wenn ein Regen sie auf dem gemeinsamen Schulgange überraschte, hing sie ihm das schützende Tuch um und ließ sich selber naß regnen! Wie nahm es sich seiner an, wenn ihn die anderen Schulkinder wegen seiner Mißgestalt verspotteten, bis er selbst mit der ungewöhnlichen Stärke, die in dem mißgestalteten Körper sich je länger je mehr entwickelte, die Spötter zum Schweigen

bringen konnte, und dann in blinder Wut auf sie losschlug, daß sie sich vor ihm flüchteten und ihm gerne in Ruhe ließen! Wie half Lieschen so freundlich dem schwach Begabten bei seinen Schulaufgaben und wurde nicht müde, ihm dieses und jenes solange vorzusagen oder vorzumachen, bis er es gelernt und begriffen hatte!

Es war, als hätte Lieschen seine ganze Liebe, für die es bei den Eltern keine Annahme und kein Entgegenkommen fand, auf den Jörgle übertragen, der sie so wohl verstand und in so reichem Maße erwiderte.

So wuchs Lieschen allmählich dem Tage ihrer Konfirmation entgegen, und was im elterlichen Hause an der Vorbereitung für diesen wichtigen Tag mangelte, das ersetzte ihr reichlich wie der alte Lehrer, der ihrer äußeren und inneren Entwicklung mit großer Aufmerksamkeit folgte, so auch der Pfarrer von Ehningen, der durch den Lehrer in hohem Maße für sie eingenommen war und sich besonders viel mit ihr beschäftigte.

Der Konfirmationstag wurde für Lieschen ein reich gesegneter, der in ihrem frommen Herzen einen unverlöschlichen Eindruck zurückließ. So unscheinbar das Mädchen auch äußerlich aussah in dem Kleide, welches ihm die Müllerin selbst aus dem schon ziemlich abgetragenen Sonntagskleide seiner verstorbenen Mutter zurechtgemacht hatte, weil der geizige Mühlfrieder kein Geld zu einem neuen Kleide hatte herausgeben wollen, so zog es doch aller Augen auf sich, als es bei der Prüfung so sicher und so fest seine Antworten gab.

Ja, als ihm bei der Einsegnung der Pfarrer das schöne Psalmwort zum Denkspruche gab: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf", da blieben wenig Augen thränenleer.

Nur der Mühlfrieder und seine Frau, die heute den ungewohnten Weg zur Kirche hatten machen müssen, um sich nicht dem Gerede der Leute auszusetzen, ärgerten sich schwer gerade über dieses Wort. Sie meinten, sie waren dadurch vor der ganzen Gemeinde als solche hingestellt, die zu dem Lieschen nicht Vater und Mutter seien.

„Man sollte doch wirklich gar nicht mehr in die Kirche

gehen," räsonnierte der Mühlfrieder; „denn wenn man einmal hineingeht, muß man sich nur ärgern."

Daß Lieschen jetzt, wo sie der Schule entlassen war, erst recht zur Arbeit daheim angespannt und damit über Gebühr belastet wurde, läßt sich denken. Sie hätte oft unter der ihr auferlegten Last erliegen müssen, wenn ihr nicht Jörgle, sowie er aus der Schule daheim war, mit seinen starken Armen geholfen hätte. Das gab denn der Müllerin immer Anlaß zu giftigen Worten, gegen die aber Jörgle stets aufbrauste und Lieschen das Wort redete.

Es war aber nicht bloß die Eifersucht auf Lieschen, die ihr, wie sie meinte, das Herz des einzigen Kindes entfremdete, was die Müllerin so giftig machte; es war auch der Umstand, daß die Mühle mehr und mehr ihre Kundschaft verlor, weil der Frieder das meiste und beste Mehl aus der gemahlenen Frucht in seine eigenen Mehlsäcke wandern ließ, und daß es mit dem Mehlhandel, den er nach außen betrieb und der ihn oft tagelang von Hause ferne hielt, nicht recht glücken wollte. In der Regel kam er verdrießlich und nicht selten auch mit einem tüchtigen Rausche heim, und es gab dann Auftritte, die beiden Ehegatten die Laune gründlich verdarben, und infolge deren niemand mehr zu leiden hatte, als das unschuldige Lieschen.

Diesen traurigen Zuständen sollte das Mädchen aber bald enthoben werden, sollte mit der That erfahren, daß das hoffnungsreiche Wort seines Konfirmations-Denkspruchs keine leere Rede sei: „aber der Herr nimmt mich auf".

Es kam nämlich etwa ein Vierteljahr nach ihrer Konfirmation eines Tages Frau Reinbold, ihre Patin, auf der Thalmühle an und trug den Müllersleuten die Bitte vor, ihr jetzt ihr Patenkind zu überlassen. Solange Lieschen der Schule bedurfte, hatte sie diese Bitte nicht stellen können, da von dem einsamen Hause, wo sie wohnte, die nächste Schule über eine Stunde entfernt war.

Frau Reinbold, noch etwas verwandt mit Lieschens verstorbener Mutter, war nämlich die Witwe eines Revierförsters, welcher fünf bis sechs Stunden von der Thalmühle angestellt gewesen, aber frühe ohne Hinterlassung von Kindern gestorben war. Sie befand sich in guten Verhält-

nissen; denn es war der sparsamen Hausfrau möglich geworden, jedes Jahr ein gut Stück des Gehaltes zurückzulegen. Ihr Mann aber hatte diese Ersparnisse dazu verwendet, in einiger Entfernung von seiner Dienstwohnung, welche mitten im Walde lag, da, wo sich eine fruchtbare Feldmark an den Wald anschloß, ein kleines Ackergütchen zusammenzukaufen, welches er um billigen Preis erlangte, da die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes Wendelheim den Wildschaden fürchteten, welchem die an den Wald grenzenden Äcker vielfach ausgesetzt waren. Die durch seine Gesundheitsumstände völlig begründete Befürchtung, seine Stelle als Revierförster bald niederlegen zu müssen, bewog ihn, nahe am Walde ein nettes Häuschen zu bauen, damit er, wenn er seine Stelle niederlegen müßte, für sich und seine Frau ein eigenes Heim habe, das nicht allzuweit von seinem geliebten Walde entfernt wäre.

Nur noch zwei Jahre nach seiner Amtsniederlegung war es ihm aber vergönnt gewesen, in diesem eigenen Heim ein stilles, friedliches Leben zu führen; ein Hirnschlag hatte seinem Leben ein plötzliches Ende gemacht. In der traurigen Einsamkeit, die sie nur mit einer alten treuen Magd teilte, gedachte nun Frau Reinbold ihres Patenkindes auf der Thalmühle wieder, das ja jetzt konfirmiert war, und von dem sie längst wußte, daß es bei seinen Stiefeltern kein beneidenswertes Los hatte. Im Hintergrunde ihres Herzens stand der Gedanke, das Kind, wenn es zu ihr paßte, ganz als ihr Kind anzunehmen und dereinst auch zu ihrer Erbin einzusetzen.

Trotz der weiten Entfernung machte sie sich selbst auf den Weg, um ihre Sache persönlich zu betreiben.

Bei der Müllerin fand Frau Reinbold, als sie mit ihrem Vorschlage herausrückte, Lieschen zu sich nehmen zu wollen, wenig Widerstand. Die Hoffnung, daß dann Jörgle, an dem sie mit aller Liebe, deren ihr Herz fähig war, hing, sich ihr mehr zuneigen werde, ließ sie selbst über den Vorteil hinwegsehen, den sie jetzt aus Lieschens Arbeit ziehen konnte.

Weniger geneigt, Lieschen fortzugeben, war der geizige Mühlrieder. Allein diesmal gelang es seiner Frau, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Was habe ich denn jetzt von dem Mädel?“ stellte sie ihrem Manne vor. „Nichts als Mühe und Arbeit; denn es ist ein junges, flatteriges Ding, das ich erst in allen Stücken anleiten muß, wenn es mir nicht überall dumme Streiche machen soll. Das mag lieber die Frau Patin besorgen, die besser Zeit dazu hat, als ich. Das bißchen Kostgeld, welches wir bekommen, geht beinahe für Kleider und Schuhe darauf und wird bald nicht mehr dafür reichen. Habe ich statt des Mädels eine tüchtige zweite Magd, so kann das viele schöne Geld gespart werden, welches wir jetzt für Tagelöhner ausgeben müssen und welches den Lohn einer Magd weit übersteigt.“

Der Mühlfrieder brummte zwar ein wenig dazu, daß das Lieschen jetzt auf einmal so ungeschickt sein sollte; aber seine Frau blieb dabei, daß es so sei, und wußte ihn endlich herumzubringen, indem sie ihm vorstellte, er könne sich ja das Pflegegeld vom Waisengerichte sichern, wenn einstweilen Lieschens Weggang nur als ein vorübergehender Besuch bei der Patin hingestellt würde.

Wer aber sich wie toll geberdete, als er hörte, daß Lieschen die Mühle verlassen solle, das war Jörgle.

„Lieschen soll nicht fortgehen! Lieschen soll dableiben!“ schrie der nun achtjährige Knabe und stellte sich gegen Frau Reinbold, die ihm sein Lieschen fortnehmen wolle, so ungeberdig, daß nur die Drohung des Vaters mit einer tüchtigen Tracht Schläge, sowie das Versprechen der Mutter, Lieschen werde bald wiederkommen, ihn abhalten konnten, wider Frau Reinbold zu schlagen und zu treten.

Diese machte sich am anderen Morgen ganz frühe, als Jörgle noch schlief, mit Lieschen auf den Weg, dessen Herz sie sogleich für sich gewonnen hatte und das ihr mit Freuden folgte.

Der Abschied von den Stieseltern wurde dem Mädchen nicht schwer. Als es aber droben auf der Höhe, wo der alte Jakob unter einer einzeln stehenden Eiche eine Rasenbank aufgeschichtet hatte, noch einmal auf die Thalmühle hinabschaute, die so still und traulich im Dämmerlichte des Morgens unter ihren Bäumen lag, da brach es in ein lautes Weinen aus.

„Weine Dich nur recht satt, liebes Kind!“ sagte Frau

Reinhold, indem sie die Weinende sanft an sich zog. „Wer vom Vaterhause ohne Schmerz scheiden kann, der hat kein Herz im Leibe und verdient es nicht, ein Vaterhaus gehabt zu haben. Hoffentlich sind dies für lange Zeit Deine letzten Thränen."

III.

Lieschen gefiel es in der neuen Heimat überaus wohl, als sie mit der Patin, welcher der weite Weg recht sauer geworden war, gegen Abend dort ankam, und die untergehende Sonne das freundliche Witwenhäuschen mit dem stattlichen Hirschgeweihe an der Giebelspitze mit ihrem Golde bestrahlte.

Wie rauschte ihr der nahe Wald, der bis nahe an das Hausgärtchen heranstrat, ein so freundliches Willkommen zu, als der Abendwind durch die Wipfel der alten Eichen und Buchen strich! — Wie traulich war das Stübchen der Patin mit den sauberen Vorhängen vor den blumenbestellten Fenstern, mit dem großen Himmelbette, das so einladend in einem ausspringenden Alkoven stand, mit dem schöngeziertem Gewehrschranke, in welchem die Witwe die Jagdgeräte ihres Mannes wie ein Heiligtum verwahrte, mit dem wie Gold glänzenden Messingbauer, in welchem ein Kanarienvogel lustig zwitscherte!

Wie atmete hier alles Ruhe und Frieden!

Und die alte Margaret, die das Mädchen erst mit langem prüfendem Blick anschaute, dann aber ihm freundlich zunickte und es willkommen hieß, wie erinnerte sie an die alte treue Katharine, die Pflegerin ihrer Kindertage!

Als nun Lieschen, die von dem weiten Marsche kaum ermüdet schien, über ein Weilchen aus der Stube herausging und der alten Margaret, die eben zwei schwere Eimer in den Stall tragen wollte, diese ohne weiteres aus den Händen nahm, um sie selber in den Stall zu tragen, da legte sich das Gesicht der Alten in die freundlichsten Falten und schmunzelnd ging sie der Hilfreichen nach, für welche die beiden Stalleimer gar kein Gewicht zu haben schienen.

Als aber nach dem Abendessen Lieschen auf die Bitte der Patin aus der großen Baseler Bibel den Psalm aus

dem Starkebuch den Abendſegen ſo innig und ausdrucksvoll mit ihrer glockenhellen Stimme vorlas, daß man hören konnte, ſie fühle auch, was ſie leſe, da gab ihr die alte Margaret die ſchwielige Hand und ſagte bewegt:

„Gott ſegne Dich, mein liebes Kind! Er ſegne Deinen Ausgang und Eingang!“

Auch die Patin zog Lieschen an ſich heran und küßte ſie gerührt auf die Stirne. Was ihr ſchon unterwegs bei ihren Geſprächen mit Lieschen ziemlich klar geworden war, das hatte ihr jetzt die Art und Weiſe, wie das Mädchen den Abendſegen geleſen hatte, zur frohen Gewißheit gemacht: daß nämlich Lieschen ein kindlich frommes Herz in ſich trug und von dem jetzt in der Thalmühle herrſchenden böſen Geiſte noch nicht angetroffen war.

Und das war für Frau Reinbold wie für Margaret das Wichtigſte. Denn beide waren ernſte, tiefgegründete Chriſtinnen und ſchätzten einen kindlich frommen Sinn als die koſtlichſte Perle. Sie waren ſich durch das heilige Band der Frömmigkeit ſo nahe gerückt, daß ihr gegenſeitiges Verhältnis kaum mehr das der Herrin und Magd war, ſondern ein faſt ſchweſterliches, bei dem jedoch Margaret ihrerſeits nie die Schwelle der Beſcheidenheit überſchritt.

Hatte bisher in dem einſam gelegenen Witwenhauſe mehr der Ernſt und die Stille vorgewaltet, ſo kam jetzt durch Lieschen ein Geiſt der Fröhlichkeit herein, dem ſelbſt Frau Reinbold ſich nicht verſchließen konnte, obwohl ſie noch immer nicht die Traurigkeit über den Verluſt ihres Gatten ganz überwunden hatte. Denn wenn Lieschen auch noch ſo müde war von den Hilfeleiſtungen, durch welche ſie allmählich den beiden Frauen jede ſchwerere Arbeit abnahm, ſo ſang ſie doch die ſchönen Lieder, welche ſie in der Schule gelernt hatte, ſo hell und fröhlich, als ob der Geſang das erfriſchende Bad wäre, in welchem ſie jede Müdigkeit von ſich abſpülte.

Sie riß durch ihr Singen oft ſelbſt die alte Margaret ſo mit ſich fort, daß ſie mit ihrer zitternden, wackeligen Stimme einfiel, wenn gerade ein auch ihr bekanntes Kirchenlied an die Reihe kam. Das Ende vom Liede war dann freilich in den meiſten derartigen Fällen ein herzliches

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09445/042

Lachen beider, wenn sich nämlich Margaret mit in die hohen Töne versteigen wollte, die so leicht und klar über Lieschens frische Lippen gingen, und die alte Stimme das nicht mehr hergeben wollte.

„Sing' nur allein, Schatz," sagte dann lachend die Alte, „bei mir geht's nicht mehr. Aber ich singe im Herzen mit, und das hört ja auch der liebe Gott."

Im Sonnenschein der herzlichen Liebe, welche sie hier überall umgab, kam ein wunderbares Gedeihen über das, wenn auch kräftige, so doch schlanke und schmächtige Mädchen, als welches Lieschen von der Thalmühle gekommen war. Die blassen Wangen färbten sich mit dem blühendsten Rot, die zarten Glieder streckten sich nicht bloß in die Höhe, sondern auch in die Breite, und die runden, vollen Arme, welche die aufgeschürzten Hemdärmel sehen ließen, gaben beredtes Zeugnis davon, daß das rasche Wachsen nicht auf Kosten der gesunden Kraftentwickelung vor sich ging.

Aber in ihrem Wesen und Benehmen blieb Lieschen noch durchaus kindlich, und als sie schon mehr als ein Jahr bei Frau Reinbold gewesen, konnte das sechzehnjährige Mädchen noch wie ein rechtes Kind mit den beiden Lämmchen, welche sie sich selbst aufgezogen hatte, oder mit dem Hunde des Försters, der je und dann die Witwe seines Vorgängers besuchen kam, spielen und um die Wette laufen.

Wie hätte auch Lieschen das kindliche Wesen so leicht verlieren können? Die beiden Alten, welche der tägliche Anblick des Mädchens seine rasche Entwickelung ganz übersehen ließ, behandelten dasselbe noch vollständig als Kind und „bemutterten" dasselbe fast so sorgfältig, als habe es eben erst laufen gelernt. Kameradinnen aber, durch deren Umgang ihr kindliches Wesen hätte beeinträchtigt werden können, hatte Lieschen nicht.

Denn die Jugend in dem nahen Wendelheim stand in keinem besonders guten Rufe und Lieschen hatte mit derselben deshalb so gut wie gar keine Berührung. Mußte sie einmal nach dem Dorfe hinüber, um in dem kleinen Krame, welchen der Dorfwirt hielt, etwas zu kaufen, so beeilte sie sich möglichst, wieder nach Hause zu kommen

und den Spöttereien des Jungvolks zu entgehen, das ihr den Spitznamen „das Nönnchen“ gegeben hatte und sie damit, wo sie sich sehen ließ, verfolgte.

Nicht einmal der Besuch des Gottesdienstes, welcher im Witwenhäuschen auf der Tagesordnung des Sonntags obenan stand, führte zur Berührung mit der Wendelheimer Jugend. Denn Wendelheim hatte wie keine eigene Schule, so auch keine eigene Kirche und gehörte zu einem ganz anderen Kirchspiele als die Försterei, zu welcher das Haus der Frau Reinbold als ein Anhängsel gerechnet wurde.

Der einzige Umgang, welchen Frau Reinbold pflegte, war außer dem nicht sehr lebhaften mit den Bewohnern des nahen Forsthauses derjenige mit der Familie des Bannmüllers, dessen Mühle drunten im Thale lag und höchstens zehn Minuten von dem Hause Frau Reinbolds entfernt war. Dieser Umgang war aber auch ein sehr reger. Denn der Bannmüller, dessen Äcker mit denjenigen Frau Reinbolds grenzten, that mit seinem Gespann der Witwe die Feldarbeit, und seine Frau, eine in der Schule der Leiden gereifte Christin, war die vertrauteste Herzensfreundin der gleichgesinnten Frau Reinbold. Auch Lieschen sagte dieser Umgang in hohem Maße zu, obwohl in der Mühle keine Kinder waren. Der einzige Sohn, welcher den Müllersleuten von einem halben Dutzend Kinder übrig geblieben war, befand sich gegenwärtig in der Fremde, nachdem er bei einem Mühlarzte dessen Handwerk gelernt hatte.

Aber wie heimelte sie die Mühle sogleich an, als sie zum erstenmal mit Frau Reinbold dorthin kam und das vertraute Geklapper derselben hörte! Wie durchstöberte sie das ganze Mühlwerk mit leuchtenden Augen, in denen jedoch eine stille Thräne der Erinnerung an das Vaterhaus glänzte! Das Liebste in der Mühle wurde ihr jedoch bald Frau Illing, die Müllerin. Denn diese brachte ihr eine wahrhaft mütterliche Liebe entgegen, weil Lieschen, wie sie sagte, ihrer verstorbenen ältesten Tochter so ähnlich sei, die jetzt mit ihr in gleichem Alter gestanden haben würde. Und als sie an einer schweren Krankheit, die sie plötzlich befiel, von Lieschen, die dazu gerne von Frau Reinbold die Erlaubnis empfing, treu und sorgsam bis zu ihrer Genesung gepflegt worden war, sah sie dieselbe fast wie ihre eigene Tochter an.

Drei Jahre war nun schon Lieschen bei ihrer Patin, ohne daß von der Thalmühle aus auch nur einmal nach

ihr gefragt worden wäre. Man schien sie dort gänzlich vergessen zu haben, oder sich doch nicht mehr um sie bekümmern zu wollen. Was Wunder, daß auch bei Lieschen die Erinnerung an das Elternhaus mehr und mehr verblaßte, die ja ohnehin so wenig Angenehmes für sie hatte, und daß sie sich immer völliger in den alleinigen Verkehr mit den drei älteren Frauen hineinlebte, welche ihr so reichlich die Liebe zu teil werden ließen, die sie im Elternhause nicht gefunden! Auch Frau Reinbold hatte sich allmählich ganz der Befürchtung entschlagen, welche sie oft gequält hatte, daß ihr Lieschen von den Stiefeltern wieder abgefordert werden würde, eine Forderung, der sie ja keinen Widerstand entgegensetzen konnte, solange Lieschen in minderjährigem Alter stand, weil der Mühlrieder ihr gesetzlicher Vormund war.

An einem schönen Sonntagabende saßen die beiden Freundinnen, die Bannmüllerin und Frau Reinbold, auf der Rasenbank, welche der verstorbene Mann der letzteren unter einer weitästigen Eiche ganz an der Grenze des Waldes mit eigener Hand angelegt hatte, und auf der Frau Reinbold so gerne saß und ihren wehmütigen Erinnerungen nachhing. Die beiden Freundinnen saßen jetzt öfters dort zusammen; denn Frau Reinbold, welche an Engbrüstigkeit zu leiden begann, konnte den Weg nach der Mühle, so nahe er auch war, nur mit großer Beschwerde machen, weil es auf dem Rückwege stark bergan ging.

In den ernsten Gesprächen, welche die beiden Frauen bisher geführt hatten, war eben ein kleiner Stillstand eingetreten, als mit einemmal vom Hause herüber Lieschen mit heller Stimme sang:

Befiehl' Du Deine Wege, und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, da Dein Fuß gehen kann.

„Du liebes, frommes Kind!" rief Frau Illing aus, nachdem beide schweigend dem Singen zugehört hatten. „Wer doch auch solch eine Tochter hätte!"

„Ja," sagte Frau Reinbold, „sie ist wirklich ein liebes, gutes, frommes Kind, in dem auch keine falsche Ader zu

entdecken ist. Aber was wird's mit ihr werden, wenn ich heute oder morgen die Augen schließe, oder wenn sie noch eher von ihren Stiefeltern zurückgeholt wird? Das macht mir oft recht schwere Gedanken."

„Sind denn ihre Stiefeltern wirklich so schlimme Leute?"

„Für Lieschen wenigstens viel zu schlimm. Der Stiefvater ist ein harter, eigensüchtiger Mensch, der überall nur den eignen Vorteil im Auge hat, und seine Frau, ums kurz zu sagen, eine böse Sieben, die den ganzen Tag schilt und keift. Von Gebet und Gottes Wort ist bei ihnen keine Rede."

„Das ist freilich schlimm genug," sagte Frau Illing. „Da gehört ein festes Herz dazu, um in einer solchen Umgebung nicht innerlich Schaden zu nehmen. Aber muß denn Lieschen in jedem Falle dorthin zurück? Es sieht ja doch fast so aus, als wollten sich die Stiefeltern gar nicht mehr um sie bekümmern?"

„Das freilich; aber was wird ihr anderes übrig bleiben, als wieder zu ihnen zu gehen, wenn der Herr über mich verfügt? Wäre sie dann auch volljährig und brauchte sich von dem Mühlrieder, als ihrem Vormunde, nicht mehr befehlen zu lassen, sie hat ja doch keine anderen Verwandten, zu denen sie gehen könnte, und hier bleiben kann sie auch nicht. Denn Du weißt ja, daß die Verwandten meines Mannes, denen mein bißchen Hab und Gut nach meinem Tode zur Hälfte zufällt, geringe Leute sind, von denen keiner imstande ist, das Ganze hier zu übernehmen und an Lieschen, der ich die mir zustehende Hälfte vermacht habe, den Betrag derselben herauszuzahlen. Da wird's denn notwendig zur Versteigerung kommen müssen und Haus und Gütchen nur gering bezahlt werden. Ob Lieschen von ihrem Vater her noch soviel besitzt, daß sie, wenn sie mein Erbe hinzunimmt, selbständig leben kann, ist mir zweifelhaft. Und wenn sie wieder zu ihren Stiefeltern zurückkehren müßte, so wäre das doch noch weniger schlimm, als wenn sie zu einer ganz fremden Dienstherrschaft käme, die vielleicht nicht besser ist als diese."

„Aber muß sie denn durchaus selbständig leben?"

fragte Frau Illing. „Kann sich denn nicht ein guter, braver Mann finden, der sie zur Frau nimmt?"

„Schwerlich!" sagte halb lächelnd, halb schmerzlich Frau Reinbold. „Wir leben ja hier so abgeschieden, daß Lieschen mit einem jungen Manne kaum in Berührung kommt. Und es wäre mir auch nur ein solcher für sie recht, der ihr innerlich gleichsteht und ihren frommen Sinn teilt."

„Da hast Du wohl recht," sagte Frau Illing und sah eine Weile sinnend vor sich nieder; dann fuhr sie zögernd und mit einiger Verlegenheit fort: „Und doch wüßte ich vielleicht einen solchen Mann für sie."

„Du?" lächelte Frau Reinbold. „Wer sollte denn der sein?"

„Nun," sagte die Müllerin, „wir sind so hübsch allein hier, da will ich Dir denn offen sagen, was ich denke und was ich in der letzten Zeit schon öfters stille in meinem Herzen bewegt habe. Du kennst ja von Kindsbeinen an unsern Peter, und weißt, daß er stets ein ruhiger, stiller Bube war, der uns nur Freude machte. Du weißt auch, daß er sich während seiner Lehrzeit immer gut gehalten und von seinem strengen Meister das beste Zeugnis erhalten hat. Daß ihn auch die Wanderschaft draußen nicht verdorben hat, beweisen seine Briefe, von denen ich Dir ja schon mehrere vorgelesen habe. Will's Gott, so kehrt er unverdorben an Leib und Seele heim."

„Soll er denn jetzt heimkommen?" fragte Frau Reinbold. „Ich meine gehört zu haben, daß er seine Wanderschaft noch ausdehnen wolle?"

„Ja siehst Du, mein Mann kann die Arbeit in der Mühle nicht mehr gut allein bewältigen. Er braucht Hilfe, wenn er sich nicht vor der Zeit aufreiben soll. Besonders das Hantieren an den Wasserrädern und das Aufziehen in der Nacht will ihm gar nicht mehr recht passen. Da haben wir denn an den Peter geschrieben, daß er dem Vater zur Hilfe heimkommen möge."

„Da soll er aber doch nicht sogleich heiraten?" fragte Frau Reinbold. „Ich meine, Du wärest doch noch zu rüstig, um Dich schon in den Ruhestand zu setzen und das Hausregiment einer Schwiegertochter zu übergeben."

„Mit der Rüstigkeit ist's nicht mehr soweit her, wie es äußerlich wohl aussieht!“ klagte die Müllerin. „Meine letzte Krankheit, in der mich Lieschen so treu gepflegt hat, ist nicht so spurlos in den Folgen vorübergegangen. Sie äußert sich noch jetzt in allerlei Nachwehen, die zurückgeblieben sind. Da könnte ich eine brave, tüchtige Schwiegertochter wohl gebrauchen.“

„Und da meinst Du, Lieschen wäre die rechte Schwiegertochter für Dich?“

„Ja wohl!“ lautete die rasch und freudig gegebene Antwort. „Bei ihr würde ich es gewiß in meinen alten Tagen gut haben und könnte ihr getrost das Hausregiment übergeben. Ist sie mir doch so lieb wie eine eigene Tochter, und ich weiß, daß sie auch mich lieb hat, sonst hätte sie mich nicht so treu und sorgsam pflegen können.“

Frau Reinbold blieb eine Weile sinnend sitzen, als überlege sie sich das Gehörte. Dann sagte sie rasch, aber sichtlich bewegt:

„Liebe Käthe, wir wollen einstweilen nicht weiter darüber reden, sondern es im Gebete dem anheimgeben, der alles lenkt. Wer weiß, ob der Peter an dem Lieschen, ob sie an ihm Gefallen findet. Und nicht wahr? wir wollen uns doch ja hüten, dem einen oder der anderen das Geringste von dem merken zu lassen, worüber wir soeben gesprochen haben. Finden sich die Herzen der beiden ganz von selber zusammen, so wollen wir darin Gottes Fügung erkennen und unsern Segen dazu geben. Mir graut zwar jetzt schon vor dem Gedanken, das liebe Mädchen nicht mehr den ganzen Tag um mich haben zu sollen; aber Du weißt ja gut genug, daß ich sie, wenn ich sie einmal von mir lassen muß, am liebsten bei Dir aufgehoben sähe.“

„Ihn, ihn laß thun und walten, er ist ein weiser Fürst
Und wird sich so verhalten, daß Du Dich wundern wirst“

so klang es jetzt wieder hell und fröhlich vom Hause herüber, so daß die beiden Frauen unwillkürlich ein gemeinsames „Amen!“ sprachen und mit einem stillen Händedruck von einander Abschied nahmen.

IV.

Der Peter von der Bannmühle kam nach Hause. Er war ein stattlicher Bursche geworden, den man nur mit heller Freude ansehen konnte. Die hochgewachsene Gestalt mit den breiten Schultern erinnerte ganz an den Vater, wie er in der Jugend gewesen sein mochte, und verriet eine Arbeitskraft, die auch dem Schwersten gewachsen war. Das ins Bräunliche fallende Haar, welches dicht und kraus die hohe, freie Stirn umzog, sowie die blauen Augen, die so hell und doch so sinnig in die Welt schauten, waren dagegen unverkennbar das Erbteil von der Mutter. Ein dunkler Schnurrbart unter der gebogenen Nase verdeckte halb und halb die frischen roten Lippen, hinter welchen zwei Reihen blendend weißer, gesunder Zähne hervorschimmerten. Durch die etwas gebräunte Gesichtsfarbe leuchtete das frische Rot der Gesundheit hindurch.

Kurz, Peter war ein Bursche geworden, bei dessen Anblick ein Mädchenherz wohl schneller schlagen konnte.

Das bekam auch Lieschen zu erfahren, als sie am ersten Sonntage nach Peters Heimkehr mit Frau Reinbold auf die Bannmühle kam, wo die Rückkehr des Sohnes mit einem guten Kaffee gefeiert werden sollte.

Es kam ordentlich wie eine Scheu über sie, als Peter sie begrüßte, und sie wagte ihn kaum von der Seite anzusehen, errötete auch jedesmal bis unter die blonden Flechten, wenn ihre Blicke mit denen Peters zusammentrafen.

Als nach dem Kaffee der Vater mit Peter weggegangen war, um droben bei dem Förster den nachbarlichen Antrittsbesuch zu machen, zog die glückliche Mutter alle Register, ihren Peter herauszustreichen.

Daß er in seinem Wanderbuche von überallher die besten Zeugnisse habe; daß er nicht als ein zerlumpter Strolch heimgekommen sei, sondern mit einem Felleisen voll guter Kleider und mit einem hübschen Sümmchen Geld, das er sich erspart habe; daß er sogleich noch am Tage seiner Ankunft frisch in die Arbeit eingetreten sei und überall mit seiner gewaltigen Stärke und seiner großen Geschicklichkeit im Mahlwesen so wacker zugegriffen habe, daß dem Vater kaum etwas zu thun übrig geblieben sei;

daß er sich auch offenbar draußen in der Fremde ein frommes Gemüt bewahrt habe, da er beim Morgen- und Abendsegen immer so still und andächtig dasitze, auch heute morgen in der Kirche so kräftig mitgesungen habe, daß man seine Stimme deutlich durch alle anderen habe hindurchklingen hören: das und noch manches andere floß wie ein unaufhaltsamer Strom von den Lippen der erfreuten Mutter.

Lieschen stand scheinbar teilnahmlos am Fenster und sah in den Hof hinaus. Aber auf dem Heimwege war sie auffallend still und gab nur ganz kurze Antworten auf die Fragen der Patin, obwohl dieselbe den Peter gar nicht erwähnte, sondern von gleichgültigen Dingen redete.

Als aber daheim die alte Margaret sich sehr angelegentlich nach dem Peter erkundigte und Frau Reinbold ihr all das Gute wiederholte, was die Mutter über ihn berichtet habe, da blieb Lieschen ruhig im Zimmer sitzen, obwohl es hohe Zeit gewesen wäre, das Abendessen zuzurüsten. Sie schrak ordentlich zusammen, als Frau Reinbold endlich sagte:

„Jetzt wollen wir aber auch an unser Essen denken. Es ist schon acht Uhr, und noch kein Tisch gedeckt!"

Lächelnd schaute ihr die Patin nach, als sie hoch errötend hinauseilte, das Versäumte nachzuholen.

Dem Peter mußte aber das Lieschen gar nicht übel gefallen haben. Denn anstatt des Knechtes, der sonst gewöhnlich kam, die Feldarbeit der Witwe zu besorgen, fuhr am anderen Morgen der Sohn aus der Bannmühle selber mit dem Pfluge an, das gestern verabredete Legen der Kartoffeln vorzunehmen.

Wenn dann Peter am Ende des ziemlich langen Ackers angekommen war und warten mußte, bis die drei Legerinnen die frisch gepflügte Furche mit Kartoffeln belegt hatten, so verwandte er, wie Frau Reinbold wohl bemerkte, keinen Blick von Lieschen, die so flink und geschickt ihre Arbeit verrichtete. Sie war regelmäßig mit ihrem Stücke so frühe fertig, daß sie auch den letzten Teil der Furche bis zu dem wartenden Pfluge hin noch übernehmen konnte, der sonst der Patin oder der alten Margaret zugefallen wäre.

„Ei, ei, wie fleißig!“ rief dann wohl Peter, indem er seinen Pflug wandte, „Du lässest ja meinen Pferden kaum Zeit, ein wenig auszuschnaufen. Wenn das so weiter geht, dann haben sie Schaum auf sich, wenn wir fertig sind.“

Damit hatte es nun zwar keine große Gefahr; denn es war ein recht rauher Frühlingstag, an welchem die Pferde ganz gut hätten Decken brauchen können. Allein es hatte doch nun einen Grund, wenn Peter am Ende der Legfurche ein bißchen länger anhielt und ein paar Worte mit Lieschen wechselte.

Doch wir wollen die Leser nicht mit einer langen Erzählung davon behelligen, wie das Wohlgefallen der beiden jungen Leute aneinander von Tag zu Tag wuchs und wie es zuging, daß Lieschens Augen bald den Blicken Peters nicht mehr auswichen, sondern sie tapfer und ohne Erröten aushielten, und wie und wo es sich machte, daß Peter dem Lieschen vertraute, er sei ihr gut, dann aber auf seine Frage, ob sie auch ihm gut sei, eine Antwort erhielt, die ihn höchlichst befriedigte, ja sogar ihn so kühn machte, Lieschen den ersten Kuß auf die frischen Lippen zu drücken.

Wir haben auch gar nicht nötig, uns überhaupt darum zu bekümmern; denn es waren vier Mutteraugen da, die sorgfältig acht gaben und oft mehr wahrnahmen, als die beiden Beobachteten ahnten und wahrnehmen lassen wollten. Diese hätten sich sicherlich oftmals mächtig gewundert und die beiden Mütter in den Verdacht der Allwissenheit genommen, wenn sie gehört hätten, was sich diese alles auf der Rasenbank unter der Eiche zu vertrauen hatten.

So zufrieden aber Frau Illing mit ihrem Sohne war, weil er sich ihrem schönen Plane, Lieschen als Schwiegertochter ins Haus zu bekommen, so willig und unaufgefordert fügen zu wollen schien, so wenig zufrieden war ihr Mann bald mit dem Sohne.

Denn Peter wurde nicht müde, mit immer neuen Anschlägen zu kommen, wie man die reiche Wasserkraft der Mühle besser benutzen und mehr Geld verdienen könne. Zuerst sollte, wenn für die Kunden nichts zu mahlen war,

für den Handel gemahlen werden, wo man dann besonders in trockenen Sommern, wenn es anderwärts an Wasser fehle, das im voraus gemahlene Mehl mit gutem Profit verkaufen könne. Dann hatten die wiederholten Klagen des Försters droben, daß er sein Holz so billig verkaufen müsse, den Gedanken in ihm erweckt, mit der Mahlmühle eine Schneidemühle zu verbinden und das billige Holz

zu Balken und Dielen zu zerschneiden, wo dann auch die Pferde dazu verwendet werden könnten, wenn auf dem Felde nichts zu thun war, die Stämme aus dem Reviere herbeizufahren und das geschnittene Holz zum Verkaufe an Holzhändler wegzubringen.

Mit solchen und ähnlichen Plänen ließ Peter dem Vater gar keine Ruhe und verdarb ihm oft die gute Laune gründlich.

Es war am Abende eines Tages, an welchem Peter wieder einmal sein Kuckuckslied wegen der Schneidemühle

gesungen hatte, weil wegen Regenwetters die Pferde schon drei Tage unbeschäftigt geblieben waren, als der Müller noch mit seiner Frau zusammensaß, nachdem Peter schon zu Bett gegangen war.

„Hör', Käthe," fuhr da der Bannmüller mit einem Male aus tiefem Sinnen auf, in welchem er bisher dagesessen und Peters Nachtgruß kaum beantwortet hatte, „mit dem Peter ist gar nicht mehr auszukommen. Er läßt mir gar keine Ruhe mit dem vertrackten Gedanken, den ihm der Förster droben in den Kopf gesetzt hat, eine Schneidemühle einzurichten."

„Nun, laß ihm doch seine Gedanken. Mit denen macht er ja die Schneidemühle nicht fertig, wenn Du durchaus nichts von der Sache wissen willst," antwortete Frau Illing.

„Ja, aber mir macht er damit die ewige Unruhe und nicht geringen Ärger; denn aus all seinen Plänen und Anschlägen sieht nur die leidige Habsucht hervor. Geld verdienen ist ihm die Hauptsache. Kann er's doch nicht einmal den armen Pferden gönnen, daß sie einen Tag ohne Arbeit im Stalle stehen und ihr Futter fressen; er berechnet, glaube ich, sogar, wieviel sie dabei auf dem Stallpflaster ohne Nutzen an Hufeisen zertreten."

„Du magst damit nicht ganz unrecht haben," erwiderte seufzend die Müllerin, „ich habe dasselbe auch wohl schon gedacht. Und freilich Geiz ist eine Wurzel alles Übels."

„Aber wie soll man dem Umsichgreifen dieses Geizes wehren?"

„Ich will Dir einmal etwas im Vertrauen sagen, Konrad," entgegnete die Müllerin und rückte näher zu ihrem Manne hin. „Wie wäre es denn, wenn wir dem Peter die ganze Wirtschaft übergäben und uns zur Ruhe setzten? Hat er erst einmal für alles selbständig zu sorgen und zu denken für die Mühle wie für den Ackerbau, so wird er so vollauf in Anspruch genommen sein, daß ihm seine Plänemacherei vergeht. Und nimmt er sich dann eine tüchtige Frau, die für einen guten Rat der Schwiegereltern ein offenes Ohr hat, so wird die ihn gewiß zurechtbringen, daß er nichts anderes sein mag, als was alle seine Vorfahren hier gewesen sind: ein tüchtiger

Mahlmüller und ein guter Hausvater. Siehst Du, bei Dir will es doch auch nicht mehr so recht fort wie früher und bei mir erst recht nicht. Da kann es uns gewiß niemand verdenken, wenn wir dem Peter, der ja das Alter dazu hat, die Wirtschaft übergeben."

„Du sprichst da etwas aus, woran ich selbst schon gedacht habe," antwortete der Gatte nach einigem Überlegen. „Aber ich habe nichts sagen wollen, weil ich dachte, es sei Dir noch zu frühe, das Hausregiment einer Schwiegertochter zu übergeben."

„Ja, es kommt alles darauf an, was für eine Schwiegertochter es ist", sagte die Müllerin. „Wenn der Peter zum Beispiel das Lieschen droben heiratete, so wollte ich die Herrschaft getrost drangeben. Bei solch einer Schwiegertochter würden wir's gut haben und nicht bei Seite gedrückt werden. Mit der käme Glück und Segen ins Haus."

„Da hast Du wohl recht. Aber ob der Peter die auch mag?"

„Darum mach' Dir keine Sorgen, Konrad," lächelte die Müllerin. „Du weißt, Weiber verstehen sich auf solche Dinge. Ich bin gewiß, daß der Peter das Lieschen ebenso gerne mag, wie sie ihn."

„Nun dann in Gottes Namen!" sagte der Bannmüller. „Mein Ja und mein Segen sollen da nicht fehlen; denn das Mädchen ist mir auch ans Herz gewachsen fast wie eine eigene Tochter. Was meinst Du, soll ich einmal mit dem Peter deshalb reden?"

„Überlaß das mir lieber, Konrad. Du möchtest am Ende dabei doch nicht recht die Kehre kriegen. Morgen ist ja Sonntag; da könntest Du einmal den Förster droben besuchen und mir den Peter überlassen."

So geschah es. Und als nach dem Kaffee der Bannmüller ausgegangen war, rief sich die Mutter den Peter ins Hinterstübchen, wo sie unbehorcht und ungestört mit ihm reden konnte.

„Nun, was giebt's denn, Mutter?" fragte Peter lächelnd, als er die feierliche Miene sah, mit der ihn die Mutter niedersitzen hieß. „Es war mir früher immer bange, wenn ich so feierlich hierher beschieden wurde; denn

in der Regel gab es dann etwas zu hören, was nicht besonders lieblich für mich lautete. Heute bin ich mir aber doch nicht bewußt, einen dummen Streich oder so etwas gemacht zu haben, wofür ich Schelte verdient hätte."

„Nun, wir wollen das gut sein lassen," entgegnete Frau Illing. „Wenn es sein sollte, fände sich doch vielleicht etwas der Art, wegen dessen Du es verdientest, daß Dir einmal gehörig der Kopf gewaschen würde."

„Das wäre zum Beispiel?"

„Das wäre zum Beispiel, daß Du Deinem armen Vater gar keine Ruhe läßest mit Deinen Anschlägen wegen der Schneidemühle, von denen Du doch einmal weißt, daß sie seine Zustimmung nicht finden. Noch gestern abend hat er sich deshalb bitter beklagt und gemeint, es wäre wohl am besten, wenn er sich dadurch Ruhe verschaffte, daß er Dir die ganze Wirtschaft übergäbe und Dich nach Deinem eigenen Gutdünken schalten und walten ließe. Er habe einmal keine Lust, sich eine neue ungewohnte Arbeit auf den Hals zu laden, und das, was er mit Mühe und Fleiß erworben, in Unternehmungen zu stecken, von denen niemand mit Sicherheit voraussagen könne, ob es damit auch glücke."

„Aber, liebe Mutter, das fällt mir ja nicht im Traume ein, daß sich der Vater solle mit der Schneidemühle zu schaffen machen. Ich will ja gerne selbst und allein alle Arbeit daran verrichten, wenn sie eingerichtet ist. Ich komme mir nur so unnütz vor, wenn ich nicht eine besondere Arbeit habe, die mich vollauf beschäftigt; denn in der Mühle thut ja der Vater noch so viel, daß für mich kaum etwas zu thun übrig bleibt, und der Ackerbau, zu dem ich übrigens nie große Lust gehabt habe, ist auch zu wenig für meine Arbeitskraft und Arbeitslust."

„Und ist diese Arbeitslust denn der alleinige Grund, Peter, aus welchem Du Dir die Schneidemühle wünschst?" fragte die Mutter und sah dem Sohne dabei scharf in die Augen. „Gestehe es nur offen, der hauptsächlichste Grund ist der, daß Du mehr Geld verdienen willst, als durch die Mahlmühle einkommt."

„Nun ja, ich will es nicht leugnen, daß es mir auch darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu verdienen.

Geld regiert einmal die Welt, und wer damit in der Tasche klimpern kann — das weiß ich schon von meiner Wanderschaft her — ist ganz anders angesehen, als wer nur ein schmächtiges Geldbeutelchen zur Verfügung hat."

„Ja leider ist es heutzutage so, daß Geld die Welt regiert. Aber muß man denn an der Welt mit regieren? Ist's nicht das höchste Gut, das, was allein wahres Lebensglück schafft, wenn man zufrieden ist mit dem, was einem der liebe Gott gegeben hat und dabei ihn vor Augen und im Herzen behält? Peter, lieber Peter, wenn Du Habgierde und Geiz mit heimgebracht hast von deiner Wanderschaft, dann hat sie Dir mehr geschadet als genützt."

„Aber, Mutter, muß man denn sogleich habgierig und geizig sein, wenn man eine schöne Gelegenheit nicht unbenutzt lassen will, in ehrlicher Weise und mit ehrlicher Arbeit etwas zu verdienen und voranzukommen?"

„Nun, Gott wolle in Gnaden geben, daß Du beides nicht bist und auch niemals wirst! Laß aber dann auch Deine Anschläge mit der Schneidemühle fahren, mit denen Du den guten Vater nur ärgerst. Warte damit doch, bis wir die Augen zugethan haben, was ja so gar lange nicht mehr ausbleiben wird."

„Aber nein, Mutter," fiel Peter hier vorwurfsvoll und offenbar ergriffen von dem wehmütigen Ernste der letzten Worte ein, „das klingt ja fast, als ob Du meintest, ich warte auf Euren Tod!"

„Gott behüte mich," rief schnell Frau Illing, „daß ich das von dem Kinde glaube, das ich unter dem Herzen getragen habe, und das mir der Herr allein gelassen hat! Nein, lieber Peter, wenn ich sagte, es werde mit dem Vater und mir wohl nicht mehr allzulange dauern, so war das mein voller Ernst. Die Jahre, in denen man jeden Augenblick erwarten muß, abgerufen zu werden, sind bei uns beiden da. Deshalb möchten wir auch die kurze Zeit, die uns vielleicht nur noch zugemessen ist, in Ruhe und Gemächlichkeit verleben und Dir die ganze Wirtschaft übergeben. Vielleicht findest Du dann eine tüchtige Frau und wir erleben noch die Freude, liebe Enkel auf dem Schoße zu wiegen und uns Deines Eheglücks zu erfreuen."

„Also das ist bei dem Vater und Dir schon eine

abgemachte Sache, daß Ihr in den Ruheſtand treten und mir die Wirtſchaft übergeben wollt?“ fragte Peter, „und heiraten ſoll ich auch?“

„Das letztere wird wohl geſchehen müſſen, wenn ich für meine alte Tage Ruhe bekommen ſoll,“ lächelte die Mutter. „Und haſt Du denn wirklich noch niemals ans Heiraten gedacht?“

Peter wurde ein wenig rot, antwortete aber raſch: „Im Ernſte habe ich wirklich noch nicht daran gedacht, weil ich der Meinung war, es habe damit noch gute Wege.“

„Was haſt Du denn aber immer ſo Wichtiges mit dem Lieschen zu verhandeln, wenn Ihr bei einander ſeid?“ forſchte lächelnd Frau Illing. „Es iſt mir ſchon manchmal ſo vorgekommen, als hättet Ihr beide nichts dagegen, wenn Du einmal Müller in der Bannmühle würdeſt und ſie deine Frau Müllerin?“

„Mutter,“ ſagte Peter etwas beklommen, „es iſt wahr, ich mag das Lieschen gerne leiden; aber vom Heiraten haben wir noch nie mit einander geredet. Das will doch zuerſt ein wenig überlegt ſein.“

„Glaubſt Du denn, daß Lieschen Nein ſagen würde, wenn Du ihr die Hand böteſt? Oder biſt Du etwa der Meinung, daß Du mit Lieschen als deiner Frau ſchlecht fahren würdeſt?“

„Keins von beiden!“ antwortete Peter. „Ich weiß, daß Lieschen mich ebenſo gerne leiden mag, wie ich ſie; und wenn ſie mir wohl auch nicht viel Vermögen zubrächte, ſo iſt ſie doch geſchickt und flink und wird gewiß einmal eine tüchtige Hausfrau.“

„Davon bin ich auch feſt überzeugt,“ ſagte Frau Illing. „Ganz ohne Vermögen iſt Lieschen auch nicht, wenn es auch nicht ſehr viel iſt, was ſie von ihrem Vater her beſitzt. Ich weiß wenigſtens, daß Frau Reinbold ſie zu ihrer Erbin eingeſetzt hat. Allein wie es auch damit ſteht, die Hauptſache iſt und bleibt, daß Du mit Lieschen eine brave und fromme Frau bekämeſt, die Dir als beſte Mitgift Gottes Segen ins Haus bringen würde. Jedenfalls würden wir, dein Vater ſowohl wie ich, Lieschen mit Freuden als Schwiegertochter begrüßen.“

In dieſem Augenblicke ſchlug draußen der Hofhund

an, und ehe noch die Müllerin, offenbar etwas ärgerlich darüber, gerade jetzt in ihrem Gespräche mit Peter unterbrochen zu werden, Zeit hatte, in die Vorderstube zu eilen

und nach dem angemeldeten Besuche zu sehen, trat atemlos und mit hochrotem Gesichte die alte Margaret ein.

„Nun, Margaret, was giebts denn?“ fragte etwas erschrocken die Müllerin.

„Ach, das Lieschen, das Lieschen!“ keuchte die Alte.

„Nun was ist denn mit ihr passiert? Doch kein Unglück?“

„Denkt Euch, heute morgen kommt auf einmal ihr Vormund, der Mühlfrieder angefahren und holt sie uns knall und fall fort, weil seine Frau einen bösen Fall gethan habe und das Mädchen brauche!“

„Nun, gottlob! daß es nichts Schlimmeres ist!“ antwortete etwas erleichtert Frau Illing. „Sind sie denn schon fort?“

„Ja wohl!“ sagte Margaret mit den hellen Thränen in den Augen. „Lieschen wollte durchaus noch einmal herunterlaufen und Euch Adieu sagen; aber der Mühlfrieder litt es nicht, sondern hieß sie sogleich ihre Sachen zusammenpacken und fuhr dann mit ihr fort. Ich bin gekommen, Euch ihre Grüße zu bringen.“

„Ach, das arme Kind!“ seufzte Frau Illing.

„Ja, wer ist aber ärmer, als wir droben?“ meinte Margaret. „Ich weiß nicht, wie wir es ohne das Mädchen aushalten werden.“

„Na, nur getrost, Margaret. Es wird schon gehen, weil es gehen muß. Zurückhalten konntet und durftet Ihr ja doch das Mädchen nicht. Grüße nur Frau Reinbold und sage, ich würde heute noch hinaufkommen.“

Es war wiederum Sonntag, gerade drei Wochen später als das eben Berichtete geschah. Der Bannmüller lag im Hinterstübchen zu Bette und brütete eine starke Erkältung aus; die Müllerin aber saß in der Vorderstube auf dem lederbeschlagenen Lehnstuhle, das Starckebuch im Schoße, in dem sie gelesen hatte, und dessen Inhalt offenbar ihre Gedanken beschäftigte.

Da trat Peter ein und setzte sich stille, als ob er die Mutter in ihren Gedanken nicht stören wolle, hinter den Tisch. Er drehte seine Mütze in den Händen hin und her und sah so genau darauf hin, als wolle er jeden Nadelstich daran prüfen. Frau Illing, durch seinen Eintritt

aus ihren tiefen Gedanken herausgerissen, beobachtete den Sohn eine Weile, dessen eigentümliches stilles Umhergehen ihr schon seit einigen Tagen aufgefallen war, und sagte dann plötzlich:

„Peter, Du hast etwas auf dem Herzen, nicht wahr? Dann nur heraus damit, was ist es?"

„Ja, Mutter, ich habe etwas auf dem Herzen, was ich mit Dir und dem Vater besprechen möchte. Ich habe mir überlegt, was Du heute vor drei Wochen mit mir gesprochen hast und möchte Euch fragen, ob es Euch denn wirklich recht ist, wenn ich das Lieschen zur Frau nehme. Seitdem es fort ist, fühle ich erst, wie lieb es mir geworden ist, und sobald wird es auch nicht wiederkommen; denn Frau Reinbold sagte mir heute morgen auf dem Kirchwege, Lieschen habe geschrieben, daß vorläufig an eine Rückkehr nicht zu denken sei."

„Nun, und da willst Du nach der Thalmühle gehen und um sie freien?"

„Ja, wenn es Euch recht ist."

„Nun, so gebe Gott seinen Segen dazu! Ich habe Dir ja schon gesagt, daß Du uns keine liebere Schwiegertochter bringen könntest. Komm herein zum Vater, der wird Dir das Nämliche sagen."

Wie wir schon wissen, fehlte auch dessen Zustimmung nicht, und es wurde nun beschlossen, daß Peter, der selbst gewaltig drängte, schon am nächsten Samstage nach der Thalmühle gehen und um Lieschen bei den Stiefeltern anhalten solle.

„Aber wir müssen doch auch vorher Frau Reinbold fragen," meinte die Müllerin, „sie ist doch Lieschens Patin und zweite Mutter, und es wäre nicht in der Ordnung, wenn sie erst nachträglich von Peters Absichten hörte."

„Das ist nicht mehr nötig," sagte Peter. „Ich habe schon heute auf dem Heimwege aus der Kirche mit ihr gesprochen, und sie hat gerne ihre Zustimmung gegeben, falls es Euch recht wäre. Ich glaube auch, daß sie jetzt, wo es ja nicht mehr regnet, selbst noch kommen wird. Sie hat es wenigstens für diesen Fall fest zugesagt."

Und richtig, gegen vier Uhr kam Frau Reinbold, und bei einem guten Kaffee, zu dem die Müllerin rasch

noch Waffeln backte, wurde die Verlobung gefeiert, wenn auch einſtweilen ohne die Braut. Daß die nichts dawider hätte, hatte Peter den lächelnden Frauen heilig und teuer verſichert.

V.

Lieschen hatte in der Thalmühle vieles verändert gefunden, nicht bloß in der Mühle ſelbſt, ſondern auch bei ihren Bewohnern.

Die zahlreiche Kundſchaft, welche ihr Vater gehabt hatte, war offenbar verloren gegangen; denn es gab nicht ſelten Tage, an welchen die Mühle ganz ſtille ſtand und nur das Gebrauſe des abgeſtellten Waſſers über das Wehr Kunde davon gab, daß man in einer Mühle ſei. Der Garten, welcher früher immer in ſchönſter Ordnung war, lag wüſte und vernachläſſigt da; ſelbſt das ſchöne mit Ziersträuchern umpflanzte und mit einem Springbrunnen verſehene Plätzchen, welches ſich der Eigentümer der Mühle mit großen Koſten hatte anlegen laſſen und welches der beſonderen Pflege des Pächters anvertraut war, ließ jede Spur einer ordnenden, ſäubernden Hand vermiſſen.

Von den Bewohnern der Mühle hatte ſich die Müllerin am wenigſten verändert, weder äußerlich noch innerlich. Sie war noch immer eine hübſche, ſtattliche Frau, der man kaum anſah, daß ſie ſchon ihre 45 Jahre hatte; ſie war aber auch noch immer die alte, jähzornige, zankſüchtige Perſon, die ſie ſtets geweſen war. Nur in Gegenwart ihres Mannes ließ ſie dieſe Untugenden nicht leicht mehr zur Geltung kommen; denn der hatte ſie gelehrt, ſich vor ihm zu ducken.

Eine größere Veränderung war mit dem Mühlfrieder vor ſich gegangen, wenigſtens äußerlich. Die blühende Geſichtsfarbe, welche er früher gehabt, war einem fahlen Aſchgrau gewichen, von welchem die ziemlich gerötete Naſe, die offenbar nicht vom vielen Waſſertrinken herkam, auffallend abſtach. Die blaugrauen Augen, die ſonſt ſo ſcharf und ſchneidig dreinſehen konnten, hatten ein verſchwommenes, wäſſeriges Ausſehen bekommen und lagen

tief in ihren Höhlen unter der von zahlreichen Furchen durchzogenen Stirn. Die ganze früher so kernfeste, stattliche Gestalt hatte etwas Gedrücktes und Nachlässiges angenommen, das sich besonders beim Gehen bemerklich machte.

War das auch ein Wunder? Der Mehlhandel, auf den der Mühlfrieder seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, als die Kunden sich nach und nach verloren, weil er immer stärker „molterte", ging schlecht. Das meiste Mehl mußte ausgeborgt werden, und die Zahlungen dafür gingen langsam ein, manchmal auch gar nicht, während der Mühlfrieder für das fremde Geld, welches er zum Ankauf des zu vermahlenden Getreides aufzunehmen genötigt war, hohe Zinsen bezahlen mußte. Da kamen denn die Sorgen und zu deren Beschwichtigung — der Trunk, zu welchem die fortwährenden Handelsreisen nur zu viel Gelegenheit und Versuchung brachten.

Um auch den Jörgle nicht zu vergessen, der jetzt der Schule entlassen war, so war der während Lieschens Abwesenheit nicht schöner geworden. An Körperlänge hatte er kaum zugenommen, aber desto mehr war er in die Breite gewachsen und hatte ein paar Schultern wie der stärkste Mann. Die Beine standen, wo möglich, noch etwas mehr auswärts als früher; die dichten struppigen Haare waren noch etwas mehr rot, die lappigen Ohren noch etwas größer geworden. Aber diesem kleinen zwerghaften Körper wohnte eine ganz außergewöhnliche Stärke ein. Einen Sack Mehl warf sich der kleine Bursche ohne jede sichtbare Anstrengung über die Schulter, und vor seinen Fäusten hatten selbst die ältesten und stärksten Burschen zu Ehningen solchen Respekt, daß sich der Spott über seine Mißgestalt kaum mehr an ihn heranwagte. Die blinde Wut, in welche er dadurch geriet und dann blindlings zuschlug, ohne zu fragen, wohin und womit, scheuchte mehr und mehr jeden Versuch, seiner zu spotten, zurück.

Der Mühlfrieder war, als er Lieschen heimholte, sehr freundlich zu dieser gewesen, obwohl es ihn heimlich ärgerte, daß ihr noch unterwegs fortwährend die Thränen in den Augen standen, welche der plötzliche Abschied von Frau Reinbold und der alten Margaret, sowie die Un-

möglichkeit, selbst auf der Mühle Abschied zu nehmen, bei ihr hervorgerufen hatten. Es gab soviele Dorf-Neuigkeiten aus Ehningen zu berichten, daß damit die ganze Fahrt ausgefüllt wurde. Die Abenddämmerung begann sich eben auf das Thal drunten zu legen, als der Wagen an der Rasenbank unter der Eiche ankam, wo Lieschen bei ihrem Weggange mit so heißen Thränen den Abschied vom Elternhause beweint hatte. Auch jetzt quollen ihr die Thränen wieder heiß in die Augen, wenn sie daran dachte, was sie jetzt an der Stätte finden werde, wo sie im Sonnenschein der Vater- und Mutterliebe die ersten Lebensjahre zugebracht hatte.

Allein der Empfang in der Mühle war doch ein viel freundlicherer, als sie sich ihn gedacht hatte.

Jörgle war ganz außer sich vor Freude, sein liebes Lieschen wieder zu haben, und begrüßte sie mit einem wahren Jubelgeschrei, als er ihr vom Wagen half.

Auch die Müllerin, deren Beinbruch indessen lange nicht so schlimm war, als ihn der Mühlfrieder gemacht hatte, empfing Lieschen freundlich, wenn sich auch gerade keine besondere Freude aus dem prüfenden Blicke lesen ließ, den sie über die in voller Jugendblüte stehende, schöne, kräftige Gestalt des Mädchens gleiten ließ.

„Wie gut ist es, daß Du wieder da bist!“ rief sie. „Sieh' nur einmal, wie ich da liegen muß und mich nicht regen darf! Und draußen geht alles drunter und drüber! Aber jetzt wird's schon werden. Du bist ja groß und stark geworden und hast gewiß gelernt, ein Hauswesen zu führen. Die Patin wird Dich schon zur Arbeit angehalten haben.“

„Ja, das hat sie,“ antwortete Lieschen, „und ich will hier gerne zeigen, daß ich etwas gelernt habe und arbeiten kann.“

An Arbeit fehlte es denn auch nicht. Abgesehen daß Lieschen das ganze Hauswesen besorgen mußte, von welchem die unerfahrene Magd sehr wenig verstand, war auch die Müllerin eine sehr ungeduldige Patientin, die jeden Augenblick einen anderen Wunsch oder ein anderes Bedürfnis hatte, zu dessen Befriedigung Lieschen von ihr herbeigeklingelt wurde. Denn Jörgle, der wohl bei aller anderen

Arbeit wacker mithalf, war als Krankenpfleger durchaus nicht zu gebrauchen und durfte, selbst wenn er im Krankenzimmer war, der Mutter keinen Dienst leisten, da seine täppische Art die reizbare Kranke stets in den hellsten Zorn geraten ließ. Lieschen war von dem unaufhörlichen Treppenlaufen oft so müde, daß sie kaum mehr die Glieder regen konnte. Aber sie hielt standhaft aus.

So waren vier Wochen vergangen, und Lieschen war eben daran, für den morgigen Sonntag das Haus zu fegen, als plötzlich der Peter aus der Bannmühle in den Hof trat.

Mit einem lauten Aufschrei lief ihm Lieschen entgegen und streckte ihm die beiden Hände entgegen.

„Grüß Gott, Peter!“ rief sie jubelnd. „Woher kommst Du denn?“

„Gerade von Hause!“ antwortete er und drückte herzlich die dargereichten Hände, offenbar hoch erfreut, die, welche er suchte, sogleich ohne Nachfrage nach ihr gefunden zu haben, und von ihr so freudig begrüßt zu werden.

„'s ist aber doch daheim nichts Schlimmes passiert, was Du mir melden sollst?“

„Durchaus nicht. Ich konnt's nur nicht mehr aushalten, ohne Dich einmal wieder zu sehen und zu hören, wie es Dir geht, und ob Du bald wiederkommst.“

„Du guter Peter!“ sagte Lieschen und sah mit aufleuchtenden Blicken zu ihm auf. „Wie mich das freut! Ich habe jeden Tag bisher an Euch gedacht und mich von hier fortgesehnt. Aber mit dem Zurückkommen wird es vorläufig noch nichts werden können. Ich bin hier noch zu nötig, da meine Mutter noch immer nicht ihr Bein gebrauchen kann. Sie hat sich nicht ruhig genug gehalten.“

„Hast Du denn auch an mich ein wenig gedacht und Dich nach mir gesehnt?“ fragte Peter leise.

„Du Garstiger, wie magst Du noch so fragen!“ schmollte Lieschen errötend und suchte ihm die Hände zu entziehen, die er noch immer fest in den seinigen hielt.

„Sei mir nicht böse, Lieschen! Ich wollte es gerne aus Deinem eigenen Munde hören, daß Du an mich gedacht hast. Denn ich komme ja nur Deinetwegen, um

Dich heimzuholen als meine liebe Frau und bringe im voraus den Segen der Eltern und auch Frau Reinbolds mit. Willst Du das werden?“

„Aber, Peter!“ rief Lieschen mit freudigem Erschrecken. „Das ist doch wohl nicht Dein Ernst? Du willst nur Scherz mit mir treiben!“

„Gott bewahre, Lieschen! Es ist mir voller Ernst mit dem, was ich gesagt habe. Meine Eltern wollen sich zur Ruhe setzen und mir die ganze Wirtschaft übergeben, wenn ich ihnen Dich als Schwiegertochter bringe.“

„Also Du willst mich nur, weil mich Deine Eltern wollen?“ fragte Lieschen mit schelmischem Lächeln.

„Jetzt sag' ich: Du Garstige!“ eiferte Peter. „Hab' ich Dir's nicht schon daheim oft genug gesagt, daß ich Dich lieb habe, und beweise ich's nicht jetzt dadurch, daß ich Dir schon nach vier Wochen nachgelaufen komme?“

„Sei mir nicht böse, Peter! Ich habe das auch nur gerne noch einmal aus Deinem eigenen Munde hören wollen.“

„Und Du willst mit mir gehen, oder Dich doch bald von mir holen lassen?“

„Ja, Peter, ich will!“ antwortete jetzt Lieschen mit tiefem Ernste. „Aber meine Eltern, an deren Zustimmung ich ja noch gebunden bin, müssen es auch zugeben. Der Vater ist zwar nicht zu Hause und kommt wahrscheinlich erst übermorgen wieder zurück. Aber mit der Mutter kannst Du einstweilen reden. Komm', ich führe Dich zu ihr!“

Die Müllerin war in sehr übler Laune, als Lieschen ihren Peter hereinbrachte. Sie hatte schon dreimal vergeblich geklingelt, und die Zornader auf ihrer Stirne war dick aufgelaufen.

„Wo treibst Du Dich denn herum?“ herrschte sie Lieschen zu. „Ist es nicht eine Schande, daß ich dreimal nach einem Glase Wasser klingeln muß, ohne daß Du es hörst?“

„Aber freilich,“ fuhr sie höhnisch fort, „wenn man mit jungen Burschen zu thun hat, hat man für die Mutter keine Ohren. Wer ist denn Dein Besuch da?“

„Es ist der Peter von der Bannmühle,“ sagte Lieschen leinlaut und huschte zur Thüre hinaus, das verlangte Glas Wasser zu holen.

Jetzt trat Peter vor und that seinen Spruch. Aber damit fand er übles Gehör.

„Was, heiraten soll das Lieschen? Und jetzt?“ kreischte wahrhaft die erzürnte Frau. „Daraus kann einmal nichts werden, durchaus nicht! Wir haben das Mädel mit Mühe groß gezogen und sie dann jahrelang draußen gelassen, weil es seine Patin so haben wollte. Jetzt ist es wieder hier und soll auch hier bleiben. Wir können sie nicht entbehren, und aus der Freierei kann nichts werden!“

Vergebens bot Peter all seine Beredsamkeit auf, einen anderen Spruch zu erlangen. Er berief sich zuletzt, als alle seine Gründe, die er vorbrachte, nicht angenommen wurden, auf den Mühlfrieder, der doch als Lieschens Vormund allein zu entscheiden habe. Da hatte er's aber erst recht am falschen Ende angefaßt.

„Was ich sage,“ rief die an ihrer Ehre gekränkte Müllerin, „das gilt gerade soviel, als wenn es mein Mann gesagt hätte. Wenn's Dir nichts verschlägt, magst Du auch warten, bis er heimkommt; aber eine andere Antwort wirst Du nicht bekommen. Jetzt will ich schlafen.“

Das war für Peter deutlich genug gesprochen, und er zögerte auch keinen Augenblick, die Erzürnte zu verlassen, die ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten, geschweige denn zum Übernachten eingeladen hatte.

Drunten fand er Lieschen, mit dem Kopfe gegen die Wand gelehnt und reichliche Thränen vergießend. Sie hatte, als sie das Wasser bringen wollte, vor der Thüre die Worte der Mutter gehört und sich nicht getraut, das Zimmer zu betreten.

Bei ihr stand Jörgle und bestürmte sie, ihm den Grund ihres Kummers zu sagen. Dies that nun Peter, welcher nach den Schilderungen, die ihm Lieschen von dem Jörgle gemacht, sogleich wußte, wen er vor sich hatte.

„Ah so!“ sagte der kleine Bursche, „Du willst Lieschen heiraten, und die Mutter will nicht? Nun, ganz unrecht hat sie nicht. Ich möchte auch lieber, daß Lieschen immer bei uns bliebe. Aber weine nur nicht mehr, lieb Lieschen! Wenn Du den da gerne heiraten willst, so laß *mich* nur machen. Wenn der Vater heimkommt, will ich den schon herumbringen, daß er Ja sagt.“

„Du?“ fragte Lieschen, unter Thränen halb lächelnd.

„Ja, ich!“ antwortete Jörgle, sich in die Brust werfend. „Ich habe schon andere Dinge beim Vater fertig gebracht, wenn die Mutter auch nicht wollte. Laß mich nur machen!“

„Und Du, Peter, was fängst Du an?“ fragte Lieschen. „Du bleibst doch hier und wartest, bis der Vater kommt?“

„Das kann ich nicht, Lieschen. Ich muß unbedingt morgen abend wieder zu Hause sein, wenn sie sich daheim nicht wegen meines Ausbleibens ängstigen sollen. Aber in acht Tagen komme ich wieder, um mir hoffentlich besseren Bescheid zu holen.“

„Aber Du bleibst doch heute nacht hier?“

„Wie kann ich das? Deine Mutter hat mich nicht einmal sitzen geheißen, noch viel weniger zum Übernachten eingeladen. Da will ich mich doch nicht aufdrängen, zumal da Dein Vater nicht da ist. Ich gehe hinauf ins Dorf und übernachte im Wirtshause.“

Jörgle, der das mit angehört hatte, humpelte jetzt so rasch, als er konnte, die Treppe hinauf, indem er Peter zurief: „Wart' einmal noch ein wenig!“

Aber Peter wollte der Fürsprache Jörgles kein Nachtquartier verdanken. Er drückte schnell dem weinenden Lieschen einen Kuß auf die Lippen und sagte leise:

„Sei nur ruhig, Lieschen! Heute über acht Tage bin ich wieder da, und dann wird's wohl besser gehen. Für den schlimmsten Fall bist Du ja bald großjährig und hast nach niemand mehr zu fragen. Wir müssen, wenn es nicht anders ist, bis dahin warten.“

„Sehe ich Dich denn nicht morgen noch einmal?“

„Nein, ich werde morgen frühe, wenn der Tag graut, wieder heimgehen. Was soll ich Dich und mich hier dem Gerede der Leute aussetzen? Behüt' Dich Gott bis über acht Tage!“

Ehe noch Jörgle, der droben ein heftiges Gespräch mit der Mutter führte, wieder herunter gekommen war, hatte Peter sich entfernt.

Am Montage gegen abend kam der Mühlfrieder heim, aber offenbar in sehr übler Laune, mochten daran die schlechten Geschäfte schuld sein, die er wieder gemacht hatte, oder mochte es sein, weil ihm der rauhe Herbststurm übel

mitgespielt hatte, der ihm den ganzen Tag um die Ohren gesaust hatte und der noch jetzt in allen Tonarten um die Mühle pfiff.

Seine Frau teilte ihm sogleich das Vorgefallene mit und machte damit seine üble Laune keineswegs besser.

„Das fehlte gerade noch!" rief er höhnisch lachend. „Jetzt Hochzeit halten und Geld herausrücken zur Aussteuer! Du hast doch hoffentlich dem Herrn Freier sogleich so die Thüre gewiesen, daß ihm das Wiederkommen vergeht?"

„Ich denke, ja."

„Aber er wird doch wiederkommen," fiel hier Jörgle ein, der gerade im Zimmer war und das Gespräch der Eltern mit angehört hatte. „Ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, daß er zu Lieschen gesagt hat, in acht Tagen wolle er wiederkommen."

„Nun," sagte der Müller, „dann will ich ein Wörtchen mit ihm sprechen, das ihm das Wiederkommen für immer verleiden soll. Meint die alte Betschwester etwa, sie könne mit dem Mädel machen, was sie wolle, weil sie zufällig seine Patin ist, und könne es sogar ohne mich, den Vormund, verheiraten? Der will ich doch ein Licht aufstecken, daß sie sehen soll, wer einstweilen hier noch zu befehlen hat. Und kurz, es wird nichts aus der Geschichte. Abgemacht! Punktum!"

„Aber es soll doch etwas daraus werden!" rief Jörgle nun trotzig. „Das Lieschen hat gestern und heute immerfort geweint. Das will ich nicht mehr haben!"

„So, das willst Du nicht mehr haben, Bürschchen?" fragte der Müller, und man sah trotz der eisigen Ruhe, mit welcher er die Frage that, wie ihm die Stirnader schwoll.

„Nein, das Lieschen soll den Peter heiraten, damit es nicht mehr zu weinen braucht!"

„Willst Du stille sein, Mißgeburt!" donnerte jetzt der Vater. „Oder soll ich Dir den Mund stopfen?"

Wütend über das Schimpfwort, womit der eigene Vater seine Mißgestalt verspottete, sprang jetzt Jörgle auf, stellte sich breit vor den Vater hin und schrie:

„Da müßt' ich doch auch dabei sein, gelt? Probier's doch einmal, mir den Mund zu stopfen!"

Eine derbe Maulschelle des Vaters war die sofortige Erwiderung. Aber kaum war dieselbe gefallen, als Jörgle in rasender Wut zusprang, mit seinen Armen die Beine des Vaters umklammerte, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte, und ihn in die Hand biß.

Jetzt war es aber mit dem kalten Blute des Müllers vollends am Ende. Er griff nach seinem derben Knotenstocke, der ihm in erreichbarer Nähe stand, und ein Hagel von Prügeln sauste so lange auf Jörgles Schultern und Rücken nieder, bis er endlich losließ und laut heulend aus der Thüre stürzte.

„So, jetzt weißt Du wohl, wie einem der Mund gestopft wird!" höhnte ihm der Vater nach und ging in die Kammer, sich umzukleiden.

Beim Abendessen fehlte Jörgle, und niemand wußte zu sagen, wo er sei.

„Er wird sich in irgend einem Winkel ausheulen," sagte der Frieder kaltblütig. „Du könntest ihm dabei Gesellschaft leisten, Lieschen; denn um Deinetwegen hat er seine Prügel bekommen."

„Warum denn aber?" fragte Lieschen schüchtern.

„Laß Dir das von ihm selber sagen!" war die Antwort.

VI.

Der Mühlfrieder legte sich heute früh zu Bette. Der rauhe Wind, der noch immer draußen stürmte, hatte ihn schläfrig gemacht.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als er von einem rasenden Bellen des Hofhundes geweckt wurde.

Aber was war das? Sein Zimmer war taghell erleuchtet. Rasch sprang er aus dem Bette ans Fenster, taumelte aber vor Schrecken zurück; denn drüben aus der Scheune schlug in heller Lohe eine Flamme auf, welche der heftige Wind über das ganze Strohdach, womit die Scheune gedeckt war, hinüberjagte.

„Heraus! Heraus! Es brennt!" schrie er nun mit

aller Macht in das Haus hinein und warf sich schnell in die notwendigsten Kleider.

„Den Christoph geweckt!“ schrie er Lieschen zu, die ihm sogleich in den Kleidern entgegentrat, weil sie noch bei der von dem Auftritte mit Jörgle heftig angegriffenen Mutter geblieben war, aber von dem Feuerscheine nichts gemerkt hatte, da sie auf den Wunsch der Mutter wegen des heftigen Sturmes die Zimmerladen hatte schließen müssen.

„Den Christoph geweckt!“ schrie ihr noch einmal der Müller zu. „Die Scheune steht in hellen Flammen. Er soll sogleich nach Ehningen laufen und Hilfe holen, sonst brennt alles nieder!“

Damit stürzte er nach der Hausthüre. Lieschen flog nach der Kammer des Knechtes, der aber von dem Geschrei des Müllers schon erwacht war, weckte auch die Magd und lief dann auf den Hof.

„Laß Du die Kühe heraus!“ rief ihr der Müller zu, „ich gehe nach den Pferden.“

Allein es hielt schon schwer, in die Ställe zu kommen, die sich in dem massiv gemauerten Unterstocke der Scheune befanden. Denn der Sturm jagte mit jedem Stoße ganze Funkengarben hernieder. Nichtsdestoweniger gelang es den beiden, die Ställe zu erreichen. Aber kaum waren sie drinnen, als das Strohdach, dessen Bänder durchgebrannt waren, herniederschoß und die ganze Vorderseite des Gebäudes mit einem undurchdringlichen Flammengürtel umgab.

Für den Mühlfrieder war noch Rettung; denn der Pferdestall stieß bis dicht an den Mühlteich, dessen stark strömendes Wasser das jetzt auch herunterschießende Dach der Hinterseite sogleich verlöschte und mit fortriß. Durch ein Stallfenster, welches nach dem Teiche ging, konnte sich der Müller heraushelfen, ohne freilich auch seinen armen Pferden helfen zu können.

Aber für Lieschen schien jede Rettung unmöglich, da der Kuhstall nach hinten kein Fenster hatte, und auch die Tenne, welche beide Ställe voneinander trennte, bereits voll Feuer war. Schon brannte auch das Heu, welches über dem Kuhstalle saß, in hellen Flammen, und erreichten

diese erst die Decke des Stalls, so mußte das Mädchen elendiglich verbrennen.

Zwar rasselte jetzt die Feuerspritze heran, da der Nachtwächter droben im Dorfe sogleich den Feuerschein wahrgenommen und Lärm gemacht hatte. Allein ehe die Spritze mit Wasser gefüllt war und ihre Arbeit beginnen konnte, mußte, auch ohne daß die Decke einfiel, der Rauch wie das Vieh so auch Lieschen erstickt haben.

Ratlos und händeringend stand alles da. Niemand achtete darauf, daß plötzlich Jörgle wie ein Wiesel hinter die Scheune schlüpfte und bald darauf in der Thüre des Pferdestalls erschien, vom Feuer grell umleuchtet.

„Nach dem Stallfenster hinten am Teich!" schrie er den bestürzten Männern zu und war im nächsten Augenblicke wieder verschwunden.

Sogleich eilten einige beherzte Männer an die genannte Stelle, obwohl schon die Balken der Giebelwand bedenklich wankten. Und siehe, es währte nicht lange, da erschien Lieschens Kopf am Stallfenster. Die Männer griffen die Bewußtlose an den Schultern und zogen, während von innen nachgeschoben wurde. So gelang es endlich glücklich, Lieschens Körper aus dem Fenster zu ziehen und ihre brennenden Kleider mit dem Wasser des Mühlteichs zu löschen.

„Schnell auch Du heraus, Jörgle!" hieß es draußen, „sonst stürzt alles über Dir zusammen!"

Aber weder Jörgle kam, noch eine Antwort. Schon wollte sich einer der Männer anschicken, durch das Stallfenster hineinzukriechen, als die Decke des Stalles einstürzte, von der nach innen fallenden Scheunenwand zusammengeschlagen.

Jörgle war verloren.

Wie hatte er es aber möglich gemacht, Lieschen zu retten?

Er war durch das Fenster im Pferdestalle, welches kurz vorher seinem Vater als Rettungsweg gedient hatte, eingestiegen, obwohl die Gefahr drohte, daß er von einem herabstürzenden Dachsparren getroffen würde. Den Weg zu dem Fenster hatte er durch den Mühlgraben gemacht, weil diesseits und jenseits desselben noch Überbleibsel des

brennenden Strohdachs lagen. So kam er faſt ganz durchnäßt in den Pferdeſtall, in welchem wegen des Durchzugs der Luft durch die geöffnete Thür und das offene Einſteig-

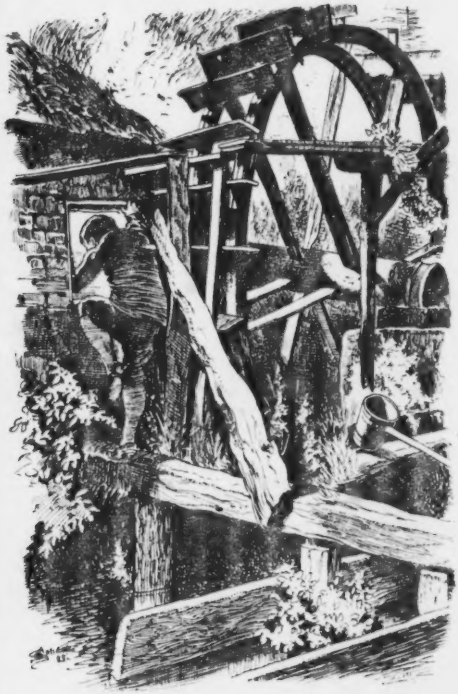

fenster der Qualm einigermaßen erträglich war, und deshalb auch die Pferde noch nicht erstickt waren, sondern nur in der entsetzlichsten Unruhe tobten und stampften.

Aus dem Pferdestalle führte eine Thüre in die langgestreckte Tenne, welche sich mitten durch die ganze Tiefe der Scheune hindurchzog, und ebenso wieder eine andere gegenüberliegende Thüre aus der Tenne in den Kuhstall. Wohl bebte Jörgle zurück, als er die Thüre nach der Tenne aufstieß; denn das Stroh, welches auf den Gerüsten über der Tenne gelegen hatte, war bereits herabgestürzt und brannte in heller Flamme. Nur in der Mitte, wo zwischen den beiden Tenngerüsten ein freier Raum für das Rollenseil gewesen war, lag das brennende Stroh weniger dick, und schien es deshalb möglich, an die gegenüberliegende Stallthüre zu gelangen, ohne sofort von den Flammen erfaßt zu werden. Daß das Gebälke der inneren Scheidewände, welche auf beiden Seiten der Tenne bis zum Dachstuhle aufstiegen, schon bedenklich wankte und jeden Augenblick in die Tenne niederstürzen konnte, achtete Jörgle nicht, der diese Gefahr wohl erkannte. Galt es doch, sein liebes Lieschen zu retten, die sonst elend verbrennen mußte!

Rasch entschlossen, zog er sich die dicke, durchnäßte Tuchjacke über den Kopf und sprang, sich niederbückend, in den verhältnismäßig freien Raum inmitten der Tenne. Glücklich erreichte er auch die Thüre des Kuhstalls, die schon stark glutete, trat sie ein und sah sofort Lieschen am Boden liegen, betäubt von Schrecken und von dem furchtbaren Qualm, der bereits das arme Vieh erstickt hatte. Aber konnte er Lieschen mit unbeschütztem Kopfe durch die Flammen tragen?

Ohne sich lange zu besinnen, zog er seine Jacke aus und umhüllte damit des Mädchens Kopf und Schultern. Dann hob er mit der riesigen Kraft, welche die Gefahr verleiht, Lieschen in die Höhe, legte den erschlafften Körper über die Schulter und schritt kühn und todverachtend in die gluterfüllte Tenne hinein.

Und siehe, es war, als ob des Herrn Hand die Flammen für ihn geteilt hätte, damit das kühne Rettungswerk gelinge. Die geringe Strohmasse in der Mitte war bereits verglutet, und der Sturm, welcher von hinten

durch die offenen Dachsparren herniederfließ, beugte die Flamme in der vorderen Tenne nach vorne dem noch nicht niedergebrannten Scheunenthore zu, während die Flamme im hinteren Teile der Tenne, von welcher die massive Umfassungsmauer den Sturm abhielt, gerade in die Höhe stieg.

In der Glut, durch welche Jörgle hindurchwaten mußte, fielen zwar die Strümpfe und der untere Teil der durchnäßten Hose wie mürber Zunder ab; allein die derben, dickbesohlten Schuhe hielten aus und ebenso die Kräfte des kühnen Knaben. Glücklich erreichte er den Pferdestall, kam ungefährdet an den tobenden und schlagenden Pferden vorüber und brachte Lieschens Körper an das Stallfenster. Noch vermochte er es, denselben soweit an der Wand in die Höhe zu schieben, daß ihn die draußenstehenden Männer sehen und ergreifen konnten. Dann aber stürzte er besinnungslos nieder und die bald darauf einstürzende Stalldecke begrub ihn mit ihren Trümmern.

Begreiflicherweise war die volle Aufmerksamkeit der ganzen Löschmannschaft auf die entsetzliche Gefahr gerichtet, worin Lieschen und Jörgle in dem brennenden Gebäude schwebten, und dachte niemand an den Gebrauch der Spritze, die ohnehin gegen solches Flammenmeer ohnmächtig geblieben wäre. Aber man versäumte damit auch, das Wohnhaus naß zu halten, das nur durch einen geringen Zwischenraum von der Scheune getrennt war, und ehe man sich's versah, stand dessen Dach in Flammen. Diese griffen mit furchtbarer Schnelligkeit um sich, da auf dem Speicher ein großer Vorrat von dürren Wellen saß.

Nur mit der größten Mühe und bereits nicht ohne Gefahr gelang es, die furchtbar schreiende Müllerin herunterzubringen und etwas Bettzeug und ein paar Möbel durch die Fenster des Unterstocks herauszuschaffen. Alles andere wurde ein Raub der Flammen, die gegen Morgen ihr Zerstörungswerk vollbracht hatten.

Die Müllerin und Lieschen, welch letztere noch immer bewußtlos war, hatte man auf Wagenleitern gebettet und sorgsam nach Ehningen getragen, wo die Müllerin im Hause des Michelsbauern, Lieschen aber im Pfarrhause Unterkunft fand.

Die Müllerin hatte sich bald wieder von dem Schrecken

erholt und jammerte nur um den Verlust ihrer Habe und ihres Jörgle, von dem man ihr nur gesagt hatte, er sei bei dem Brande verunglückt.

Mit Lieschen aber stand es übel. Sie erwachte zwar unter den Bemühungen der sorgsamen Pfarrfrau wieder aus ihrer Bewußtlosigkeit, aber als der schnell herbeigeholte Arzt die furchtbaren Brandwunden sah, womit sie besonders an Händen und Füßen bedeckt war, und die irren Reden hörte, die sie ausstieß, wenn sie nicht über ihre Schmerzen jammerte, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Das wird was Schönes werden," sagte er zu der Pfarrfrau. „Ich würde Ihnen raten, das Mädchen irgendwo anders unterzubringen; denn, wenn auch die Brandwunden zu heilen sind, ein tüchtiges Nervenfieber wird kaum ausbleiben."

„Mag's kommen, wie's will," antwortete die Pfarrfrau, „Lieschen bleibt hier, und, solange meine Kräfte ausreichen, soll es dem armen Mädchen an der sorgsamsten Pflege nicht fehlen!"

„Weiß schon, weiß schon!" sagte mit einem freundlichen Blicke der Arzt, der schon öfters Gelegenheit gehabt hatte, die Pfarrfrau als Krankenpflegerin kennen zu lernen. „Will auch mein Bestes thun, und der da oben wird uns ja nicht stecken lassen."

Und es kam, wie der Arzt gesagt hatte. Während die Heilung der Brandwunden einen im ganzen günstigen Verlauf nahm, entwickelte sich bei Lieschen ein hochgradiges Nervenfieber, das ihr Leben in die höchste Gefahr brachte.

Wie er es Lieschen versprochen hatte, kam der Peter von der Bannmühle am Samstag-Abend wieder. Aber wie erschrak er, als er an der Stelle, wo noch vor acht Tagen die hübsche Thalmühle gestanden hatte, einen wüsten Trümmerhaufen fand! Wie erschrak er erst, als er auf dem Wege nach Ehningen unterwegs das traurige Schicksal Lieschens und des armen Jörgle erfuhr!

Im Pfarrhause, wohin er sogleich eilte, schüttelte man bedenklich die Köpfe, als er sich nach Lieschens Befinden erkundigte, und die mitleidige Pfarrfrau sah ihn wehmütig an, als er derselben sein Verhältnis zu Lieschen vertraute. Denn das Fieber hatte gerade heute bei dieser eine Höhe

erreicht, die für ihr Leben auf das höchste besorgt machen mußte. Die Einladung der Pfarrfrau, dazubleiben und zu übernachten, lehnte Peter wegen der sichtbaren Aufregung, welche Lieschens Krankheit im ganzen Hause hervorgerufen hatte, ab und schied mit der Versicherung von seiten des Pfarrers, daß er jeden zweiten Tag Nachricht über Lieschens Befinden erhalten werde und, wenn dieses sich bessere, sogleich herbeigerufen werden solle.

Im Wirtshause, wo Peter sein Nachtquartier suchte, fand er mehrere Männer bei einander, deren Gespräch sich um den Brand und seine Folgen für die Beteiligten drehte. Stillschweigend hörte er dem Gespräche zu. Aber was er hörte, war durchaus nicht erfreulich.

Nachdem man mit halben Worten den Verdacht erwähnt hatte, der Jörgle könne selbst den Brand angelegt haben aus Wut über die Mißhandlung des Vaters, die durch das Gesinde ausgekommen war, sprach man ganz offen davon, daß der Mühlfrieder ganz bankerott sei, da er mit Schulden überladen wäre und weder Vieh noch Möbel versichert gehabt habe, da auch all seine Papiere nebst dem vorhandenen Gelde verbrannt seien. Ganz besonders aber redete man mit Bedauern von dem armen Lieschen. Denn als am Tage nach dem Brande das Waisengericht auf die Kunde hin, daß alle Papiere verbrannt seien, bei den Schuldnern Lieschens, von denen ein Verzeichnis bei dem Gerichte lag, auf die Anerkennung ihrer Schulden und auf die Ausfertigung neuer Schuldscheine drang, zeigten diese die quittierten Schuldscheine vor. Der Mühlfrieder hatte sämtliche Schuldbeträge schon seit einiger Zeit einkassiert gehabt, und da bei ihm nichts mehr zu holen war, auch wenn er nicht sogleich nach dem Begräbnisse des Jörgle verschwunden wäre, ohne von seiner Frau Abschied zu nehmen, so stand es fest, daß Lieschen alles verloren habe und ein ganz armes Mädchen sei. — Von der Müllerin wurde endlich noch erzählt, daß sie den ganzen Tag jammere und klage, sie müsse am Ende noch verhungern, und auf das arme Lieschen fluche, das sie, nachdem sie das Genauere über Jörgles Tod erfahren, als die Mörderin ihres Kindes anklage.

Der Peter hatte wegen all dieser Nachrichten eine

böse Nacht, und kaum regte sich am anderen Morgen das Leben im Wirtshause, da brach er auf, ohne sich noch einmal nach Lieschens Befinden persönlich im Pfarrhause erkundigt zu haben.

Welche Folgen hatten aber erst die Nachrichten, die Peter heimbrachte, dort!

Obwohl Frau Illing, die noch am Abende nach Peters Rückkehr hinauf zu der Freundin eilte, dieser die Trauerbotschaft langsam und so schonend wie möglich beizubringen suchte, fiel Frau Reinbold, die überhaupt in den letzten Tagen sehr schwach gewesen war, doch in eine tiefe Ohnmacht, und als sie unter den eifrigen Bemühungen der Müllerin und der alten Margaret aus derselben erwacht war, und einer ihrer häufigen Hustenanfälle sie nun befiel, drang ihr plötzlich ein Blutstrom aus dem Munde und nach ein paar leisen Atemzügen war sie verschieden.

„Vielleicht ist sie jetzt schon mit ihrem Lieschen droben zusammen!" jammerte die alte Margaret. „Es ist mir, als habe das Kind sie nach sich gezogen."

Dem war aber doch nicht so. Im Gegenteile schrieb der Pfarrer von Ehningen schon am Tage nachher, daß bei Lieschen sich das Fieber gemindert habe und daß der Arzt, weil auch die Brandwunden gut heilten, alle Hoffnung habe, daß die Kranke erhalten bleibe.

Durfte man aber jetzt mit der Nachricht vom Tode der Patin kommen? Unmöglich, wenn man nicht einen verderblichen Rückfall herbeiführen wollte.

Und doch wurde es schon bald unumgänglich nötig, Lieschen von dem Trauerfalle in Kenntnis zu setzen. Denn die Verwandten des verstorbenen Försters Reinbold, die ihr Erbe so bald als möglich in Empfang nehmen wollten, drängten dazu, daß das Haus und Gut versteigert werde. Da aber Frau Reinbold außer einem Legate für die alte Margaret die ganze ihr zustehende Hälfte des Vermögens testamentarisch an Lieschen vermacht hatte, so mußte zu der Versteigerung deren Vollmacht beigebracht werden. Da die Nachrichten des Pfarrers über Lieschens Befinden fortdauernd günstig lauteten, sogar in Aussicht gestellt hatten, daß Peter nun bald einmal selbst kommen dürfe, die sehr nach ihm verlangende Kranke zu besuchen, so glaubte man,

daß Lieschen jetzt auch ohne Nachteil von dem Tode ihrer Patin hören und die Vollmacht für den Bannmüller unterschreiben könne.

Aber wie schonend auch der Pfarrer der Kranken die Trauerkunde mitteilte, er konnte es nicht hindern, daß dieselbe in die höchste Aufregung geriet, gegen welche auch die reichlich dargebotenen Tröstungen der Religion nichts ausrichten konnten. Die Vollmacht erhielt zwar Lieschens Unterschrift, aber kaum war dieselbe vollzogen, als sich auch ein heftiger Fieberanfall einstellte, der eine Rückkehr, ja eine Verschlimmerung der Krankheit befürchten ließ, und auch wirklich brachte.

Die Versteigerung des Anwesens der Frau Reinbold hatte einen sehr schlechten Erfolg. Was für Lieschen herausſprang, wenn die alte Margaret das ihr ausgesetzte Legat empfangen hatte, war äußerſt wenig.

Als der Bannmüller dies brummend und ärgerlich zu Hause erzählte, machte der Peter ein sehr verblüfftes Geſicht und ging sogleich hinauf in seine Kammer.

„Wenn der nur jetzt wegen Lieschen keine anderen Gedanken bekommt!“ sagte der Bannmüller, dem Sohne bedenklich nachschauend. „Ich fürchte sehr, daß er sie schon hat und jetzt noch fester fassen wird. Sprich doch einmal mit ihm!“

Das that denn auch Frau Illing, bekam aber von Peter üblen Bescheid. Wie sie jetzt nur vom Heiraten sprechen möge, meinte er, wo Lieschen nach dem letzten Briefe des Pfarrers wieder schwerkrank darniederliege, vielleicht gar nicht mehr aufkommen, oder aber doch zeitlebens schwach und kränklich bleiben werde. Ohnehin sei Lieschen jetzt so arm, daß man sich die Sache mit der Heirat doch noch einmal ernſtlich überlegen müſſe. Er habe zwar Lieschen lieb, aber es sei doch eine harte Sache, eine Frau zu nehmen, die so gut wie gar nichts habe. Er sei schon von dem Wendelheimer Jungvolk genug darüber verspottet worden, daß er, wie die Rede gehe, das „Rönnchen“ heiraten wolle; wie würde ihn aber erſt der Spott verfolgen, wenn s in die Öffentlichkeit käme, daß das Rönnchen so arm sei wie eine Kirchenmaus.

Der herbe, mürrische Ton, in welchem Peter dieſe

Antwort gab, fiel der Mutter schwer aufs Herz; denn er zeigte deutlich, wie wenig tief die Liebe zu Lieschen im Herzen des Sohnes saß, wie jedenfalls die Liebe zum Gelde sie bei weitem überwog.

Da die Briefe des Pfarrers, die derselbe seinem Versprechen gemäß regelmäßig alle paar Tage sandte, immer noch keine volle Genesung Lieschens melden konnten, im Gegenteile sich dahin aussprachen, daß bei der großen Schwäche Lieschens jede Aufregung vermieden werden müsse, wenn nicht noch einmal ein Rückfall kommen solle, der jedenfalls dann zu einem tödlichen Ende führen werde, so konnte von einem Besuche Peters in Ehningen vorläufig keine Rede sein.

VII.

Peter ging aber jetzt sehr häufig hinauf nach Wendelheim, und die Eltern hatten bald erfahren, daß er dort stets bei dem Schulzenjakob einkehre, einem wohlhabenden Manne, dem nach dem Tode seiner Frau seine einzige Tochter, die Schulzenmine genannt, die Haushaltung führte.

Diese Tochter war ein hübsches Mädchen, das mußte ihr der Neid lassen; sie hatte auch, da sie nur mit einem Bruder das väterliche Erbe zu teilen hatte, ein ziemlich beträchtliches Vermögen zu erwarten; aber sie war bei all ihrer Gutmütigkeit, die ihr nachgerühmt wurde, sehr leichtsinnig und flatterhaft und hatte der Reihe nach fast mit allen Burschen des Dorfes geschertzt und getändelt.

Der stattliche Sohn des reichen Bannmüllers schien ihr endlich der rechte zu sein, mit dem es sich verlohnte, in ein ernsteres Verhältnis zu treten, und ob mit oder ohne ihr Zuthun hatten die Wendelheimer bald aus ihr und dem Peter ein Paar gemacht.

Durch einen Kunden hatte Frau Illing von diesem Gerede gehört und hielt es nun an der Zeit, mit Peter ernstlich zu reden.

„Nun, Peter," begann sie, „was höre ich? Die Wendelheimer machen ja aus Dir und der Schulzenmine schon ein Paar. Hat das seine Richtigkeit, oder ist es bloß dummes Leutegeschwätz?"

„So gar dumm ist es nicht," antwortete Peter etwas verlegen, aber doch in einem Tone, der der Mutter durchaus nicht gefiel. „Die Schulzenmine wäre eine ganz anständige Frau für mich."

„Und das Lieschen?" fragte die Mutter. „Die steht Dir also jetzt nicht mehr an?"

„Ach das Lieschen und immer wieder das Lieschen!" entgegnete Peter ärgerlich und trotzig. „Bin ich denn mit der schon verheiratet oder auch nur fest verlobt, daß ich nach keinem anderen Mädchen mehr sehen dürfte?"

„Wenn Du auch noch nicht fest mit ihr verlobt bist," sagte die Mutter, „Du hast doch schon mit ihr vom Heiraten gesprochen, hast ihr Hoffnungen gemacht, die, wenn Du sie zu nichte machen wolltest, das arme Mädchen, die schon soviel Kreuz in ihrem Leben getragen hat, unglücklich machen würden. Darfst Du sie da als ein ehrlicher Bursche nun sitzen lassen?"

„Ach, das wird so schlimm nicht werden!" warf Peter gleichgültig hin. „Die ganze Geschichte mit Lieschen ist ja so schnell gekommen, daß sie sich bei ihr noch nicht tief eingefressen haben kann. Was erst so kurz her ist, vergißt sich auch leicht wieder."

„Und wenn Lieschen doch nicht vergäße? Wenn es doch so schlimm würde, daß sie durch das Leid über Deine Untreue wieder aufs neue krank würde und am Ende gar stürbe, wie wolltest Du das einst vor Deinem Gotte verantworten, Peter? Würde Dich dann Dein Gewissen nicht als ihren Mörder anklagen müssen?"

„Halt, Mutter, mach's nicht gar zu arg! Wenn unser Herrgott das Lieschen wirklich sollte sterben lassen, so bin ich doch daran gewiß nicht schuld! Und was das Unglücklichwerden angeht, so würden zwei unglücklich werden, wenn ich Lieschen heiratete, sie und ich. Denn ich könnte nicht gegen sie sein, wie ein Mann gegen seine Frau sein soll, und würde es nie vergessen können, daß ich sie nur mit Widerstreben genommen habe."

„Also so steht's bei Dir?" rief die Müllerin aus, und die hellen Thränen liefen ihr über das Gesicht. „Dann sind freilich meine und auch Deines Vaters schönste Hoffnungen dahin. Wir hatten es uns so schön gedacht, unter

Lieschens Pflege, die ich ja aus Erfahrung kenne, unsere alten Tage in Glück und Frieden hinzubringen. Das ist also jetzt aus und vorbei. Und weshalb? Laß es mich Dir offen sagen, bloß deshalb, weil der Geizteufel Dein Herz umstrickt hat. Peter, Peter! Geiz ist eine Wurzel alles Übels, steht geschrieben. Gieb acht, daß nicht auch Dir aus Deinem Geize nur Übel erwächst!"

Peter erwiderte darauf nichts, und auch die Mutter schwieg eine ganze Weile, indem sie mit thränenden Augen zum Fenster hinausstarrte und ihren trüben Gedanken nachhing.

„Aber, Peter," begann sie dann wieder, „wie soll es denn nun mit Lieschen werden? Du kannst doch nicht selber nach Ehningen gehen und ihr sagen, daß Du sie nicht mehr magst?"

„Das fällt mir auch gar nicht ein," antwortete Peter. „Ich werde noch einige Zeit warten, bis sie ganz hergestellt ist, und ihr dann schreiben. Der Pfarrer meldet ja, daß sie sich alle Tage mehr erhole."

„Und wenn sie in der Zwischenzeit Dir schreiben läßt, Du solltest kommen?"

„Dann geb' ich ihr zunächst keine Antwort. Keine Antwort ist auch eine Antwort."

„Peter, Peter! Gott verzeihe Dir, was Du an dem armen Mädchen thust!" rief die Müllerin voll tiefen Schmerzes, als sie hörte, wie kalt und gleichgültig Peter dies sagte und damit bewies, wie in der That bereits alle Liebe zu Lieschen in seinem Herzen erstorben war. „Denk' an das Sprichwort: Untreue schlägt ihren eigenen Herrn! Wenn Du dem Lieschen so schändlich die Treue brichst, wie kannst Du dann erwarten, daß eine andere Frau, die Du nimmst, Dir die Treue hält?"

„Ich habe schon alles bedacht, Mutter, und mir alles hin und her reiflich überlegt. Ich kann's nun einmal nicht ändern, daß ich Lieschen nicht mehr liebhabe, es ist halt so über mich gekommen. Und ich meine, es wäre keine so große Sünde, wenn ich mich jetzt ganz von ihr lossage, als wenn ich am Altare gelobte, sie zu lieben, und wüßte doch im voraus, daß ich das nicht halten könnte."

„Wir wollen darüber nicht rechten," sagte die Müllerin

wehmütig und erhob sich. „Wir wollen alles dem anheimstellen, der da recht richtet. In meinen Augen ist die Sünde, welche Du mit Deinem Wortbruche an Lieschen begehst, eine so schwere, daß ich nur Gott bitten kann, er möge Dich nicht in seinem gerechten Zorne strafen."

Als nach einiger Zeit ein Brief des Pfarrers eintraf, welcher meldete, daß Lieschen sich nun wieder soweit erholt habe, um ohne Schaden für ihre Gesundheit den Peter wiederzusehen, und um dessen Besuch bat, erhielt dieser Brief wirklich keine Antwort. Als dann aber ein neuer Brief kam, den Lieschen selbst geschrieben hatte, um zu beweisen, daß sie sich wieder wohl genug dazu fühle, da schrieb ihr Peter einen kühlen Brief, worin er sein Wort zurücknahm und sich deshalb, so gut er es vermochte, zu beschönigen suchte. Die Müllerin aber legte diesem Absagebriefe auch ihrerseits einen bei, worin sie sich in liebevollster Weise bemühte, die Verlassene zu trösten, und ihr die Versicherung gab, daß sie ihrer stets als einer lieben Tochter gedenken werde, wenn sie die auch in Wirklichkeit nicht geworden, wenn auch dieser ihr liebster Wunsch nicht erfüllt worden wäre. Wie schmerzlich ihr das gewesen, und wie tief sie beklage, es nicht haben ändern zu können, ließ sich aus den warmen herzlichen Worten deutlich herauslesen.

Nach einigen Wochen kam ein kurzer Brief des Pfarrers, worin er im Namen Lieschens der Müllerin für ihre freundlichen Worte dankte und dem Peter alles Gute für sein ferneres Leben wünschte. Lieschen, teilte er dann noch mit, habe den harten Schlag schwer empfunden, aber doch dadurch an ihrer nun wieder ganz hergestellten Gesundheit keinen besonderen Schaden gelitten, an dem Troste der Religion habe sie ihr tiefgebeugtes Herz wieder aufrichten gelernt.

Und so war es in der That gekommen. Der Pfarrer, welcher, als Peter nicht wiederkam, sich nach Lieschen zu erkundigen, und selbst an jenem ersten Sonntage fortgegangen war, ohne noch einmal wegen Lieschens Befinden anzufragen, sogleich an den ernsten Absichten Peters irre geworden war, hatte das Mädchen in feinster Weise auf das vorzubereiten gesucht, was er kommen sah, und in

seinen Morgen- und Abendandachten, die, sobald es Lieschens Zustand gestattete, stets im Krankenzimmer gehalten wurden, immer besonders betont, wie man, um für den Himmel reif zu werden, auf irdisches Glück mehr und mehr verzichten lernen, dafür aber um so verlangender nach der ewigen Seligkeit suchen müsse.

Als dann Peters Absagebrief kam, den ihr die Pfarrfrau ahnend, was er enthielte, zögernd übergab, da wandelte sie wohl zunächst ein Anfall von Ohnmacht an, der sich aber bald in ein heftiges Weinen verlor, das dem gepreßten Herzen Linderung verschaffte.

Und als nun die Pfarrfrau mit ihr weinend ihren Kopf an das Herz zog, das wahrhaft mütterlich sich dem armen Mädchen zugewandt hatte, da sagte Lieschen plötzlich gefaßt, nachdem sie sich noch eine Weile an dem mütterlichen Herzen recht ausgeweint hatte:

„So! Nun stehe ich ganz allein in der Welt! Aber Du, Herr, sollst meines Herzens Trost und mein Teil sein!"

„So ist's recht, Lieschen!" sagte die Pfarrfrau voll tiefer Rührung. „Halte Dich nur recht fest im Glauben an den Herrn, der wird Dich nicht verlassen, noch versäumen."

„Ja, ja!" stimmte Lieschen fast freudig bei, „das ist ja mein schöner Konfirmationsspruch: Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf."

Und der erste Teil dieses Spruches war ja nun zum zweitenmal an Lieschen ganz und voll zur Wahrheit geworden. Denn der Mühlfrieder war und blieb verschwunden, und die Müllerin war, nachdem ihr Beinbruch völlig geheilt war, zu einem entfernten Verwandten gezogen, dem plötzlich die Frau gestorben war, und dem sie die Haushaltung führen sollte. An Lieschen, die damals noch nicht ausgehen konnte, hatte sie nur einen kalten Gruß sagen lassen und ihr baldige Genesung gewünscht. Selbst zu kommen, um Abschied zu nehmen, hielt sie für überflüssig.

Für Lieschen entstand nun die Frage, nachdem ihre Gesundheit völlig wieder hergestellt war, was beginnen?

Den guten Pfarrersleuten, die schon soviel an ihr gethan hatten, noch länger zur Last fallen konnte und wollte sie nicht, obwohl diese ihr den Vorschlag machten, sie möge doch immer bei ihnen bleiben, da die Pfarrfrau ja doch nun bald der Hilfe bedürfe. Sie wußte, daß das letztere nur ein wohlgemeinter Vorwand sei. Denn die Pfarrfrau war noch so rüstig, obwohl sie bereits ihre beiden Töchter verheiratet hatte, daß sie noch weit mehr hätte thun können, als ihr das kleine Hauswesen zu thun gab, welches außer einer Magd nur aus ihr selbst und dem Pfarrer bestand.

Da besuchte den Pfarrer eines Tages ein Kollege, der an der Grenze des Würtemberger Landes stand, und erzählte von dem merkwürdigen Auswanderungsfieber, wie er es nannte, das mit einemmal in seiner Gegend ausgebrochen sei und Hunderte, besonders aus dem Jaxtthale, triebe, sich drüben in Amerika eine neue Heimat zu suchen. Jetzt eben, so berichtete er, sei wieder ein ganzer Zug zum Aufbruche bereit, dem sich, wie er unterwegs erfahren, auch ein paar ganz wohlstehende Familien aus dem nahen Eberbach anschließen wollten.

Es knüpfte sich an diese Mitteilung eine ausführliche Unterhaltung, in welcher das Für und Wider der Auswanderung eifrig besprochen wurde, und auf welche Lieschen mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte.

„Soviel ist jedenfalls richtig und kann nicht bestritten werden," sagte endlich ganz harmlos und nichts ahnend der Pfarrer, „daß man niemand, der jung, gesund und arbeitslustig ist und doch, wie es ja gegenwärtig so manchem geht, hier kein genügendes Auskommen findet, der auch nicht durch andere Pflichten gebunden ist, geradezu von der Auswanderung abraten kann. Die Erde ist überall des Herrn, und wenn einer mit Gott geht und den auch drüben vor Augen und im Herzen behält, wird es ihm nicht leicht fehlschlagen."

Lieschen ging nach diesem Gespräche mehrere Tage in tiefen Gedanken umher, bis sie die Pfarrfrau nach dem Grunde des ihr auffallenden Benehmens geradezu fragte.

Da kam es denn heraus: Lieschen hatte sich entschlossen, sich den Auswanderern anzuschließen. Sie habe

ja doch hier niemand mehr, der sie etwas angehe, gab sie als Grund an, und die schweren Gedanken, die bitteren Erinnerungen, welche sie hier auf Tritt und Schritt verfolgten, könne sie hier doch niemals los werden. Da sei es denn das Beste, daß sie sich in Gottes Namen eine neue Heimat suche.

Vergebens suchten ihr die wohlmeinenden Pfarrersleute solche Gedanken auszureden, stellten ihr die Gefahren vor, die sie nicht bloß auf dem Meere während der langen Überfahrt, die sie auch drüben in einem Lande, dessen Sprache sie ja gar nicht kenne, als alleinstehendes Mädchen treffen könnten. Lieschen blieb bei ihrem Entschlusse.

„Ich habe mir die Sache vor Gott überlegt," sagte sie, „und mir Licht und Kraft von oben erbeten. Da ist mir aber erst recht die Freudigkeit gekommen, meinen Entschluß auszuführen, so daß ich gewiß sein darf, damit nicht gegen Gottes Willen zu handeln, und nicht wahr, Herr Pfarrer, es steht ja geschrieben: So Du durch das Wasser gehst, willst Ich bei Dir sein, daß Dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so Du ins Feuer gehst, sollst Du nicht brennen und die Flammen sollen Dich nicht anzünden? — Nun, der das letztere so herrlich an mir wahr gemacht hat, wird auch das erstere kein leeres Wort bleiben lassen."

Solcher Festigkeit und Geistesklarheit gegenüber glaubte der Pfarrer nichts mehr einwenden zu dürfen und gab sich nun nur alle Mühe, für Lieschen die Ausführung ihres Entschlusses möglich zu machen.

Seiner Verwendung gelang es, unter den Familien, welche aus dem nicht weit entfernten Eberbach auswandern wollten, eine ausfindig zu machen, die des besten Rufes genoß und sich gern bereit erklärte, nachdem sie Lieschens Schicksale aus dem Munde des Pfarrers erfahren hatte, das Mädchen unter ihren Schutz zu nehmen. Sie waren fromme, gottesfürchtige Leute, bei denen die warme Empfehlung des Pfarrers das Beste that, wenn auch die Erwägung, daß sie bei ihren drei halberwachsenen Kindern die Hilfe Lieschens während der Überfahrt wohl brauchen könnten, für sie einen Grund mehr abgab, zu dem Antrage des Pfarrers Ja zu sagen.

Wegen des nötigen Geldes für die Ausrüstung und

die Überfahrt Lieschens wandte sich der Pfarrer an den Bannmüller, der die Erbschaft Lieschens von Frau Reinbold zu erheben hatte, und derselbe schickte sofort den ganzen Betrag derselben, indem er aus seinen eigenen Mitteln die beiden noch nicht fälligen Teilzahlungen zulegte. Ein Brief seiner Frau lag dem Gelde bei, worin diese Lieschen auf das inständigste bat, von ihrem Vorsatze abzustehen, der Gedanke, daß Lieschen durch die Schuld ihres Sohnes aus der Heimat vertrieben werde, verfolge sie bei Tag und bei Nacht und werde ihr noch in ihrem Sterbestündlein auf der Seele brennen.

Diesen Brief der mütterlichen Freundin konnte Lieschen nicht unbeantwortet lassen. Sie erwiderte darauf, daß sie von ihrem mit Gott gefaßten Entschlusse nicht abgehen könne, daß aber an diesem Entschlusse weder sie noch Peter Schuld haben solle; zugleich dankte sie herzlich und warm für alle empfangene Liebe und Güte und versicherte, daß sie dafür stets ein dankbares Andenken bewahren werde.

Wie schwer Lieschen der Abschied wurde, braucht nicht gesagt zu werden. Damals war ja noch ein Abschied zur Auswanderung nach Amerika ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, da die Seereise nicht wie jetzt in ihrer Dauer nach Tagen, sondern nach Wochen berechnet werden mußte und wegen ihrer Kostspieligkeit nur von Reichen wiederholt werden konnte.

Schwerer noch als der Abschied von den Gräbern ihrer Eltern und ihres Lebensretters Jörgle, sowie von der Stätte, wo einst die Thalmühle gestanden hatte, wurde für Lieschen der Abschied von der wackeren Pfarrfrau und ihrem Manne, die mit wahrer Elternliebe an ihr gehandelt hatten. Auf beiden Seiten erstickten Thränen die Dankesworte und Segenswünsche, welche der Mund sprechen wollte; die bebenden Hände, welche sich segnend auf Lieschens Haupt legten, redeten aber zu dieser eine beredtere Sprache, als es Worte hätten thun können.

Es war eine große Schar von Auswanderern, die sich in Mannheim gesammelt hatte, um von dort aus rheinabwärts zunächst nach Rotterdam zu fahren. Aber ebenso groß, vielleicht noch größer, war die Zahl derjenigen, welche sich zusammengefunden hatten, die Einschiffung mit

anzusehen und den Scheidenden die letzten Heimatsgrüße und Segenswünsche zuzurufen.

Auch die Familie Wendling, die Lieschen in ihre Obhut genommen hatte, war von Verwandten umgeben, die sie begleitet hatten und sich jetzt zum letzten Abschiede anschickten.

So stand Lieschen allein und unbeachtet an dem Geländer des Hafens und sah thränenden Auges hinunter in die grünen Fluten des Rheins. Der Gedanke, daß von ihr niemand Abschied zu nehmen habe, erfaßte sie mit unwiderstehlicher Macht und erfüllte ihr Herz mit dem bittersten Weh.

Da legte sich plötzlich sanft eine Hand auf ihre Schulter, und eine wohlbekannte Stimme rief leise und zitternd ihren Namen.

Wie vom Schlage gerührt, fuhr Lieschen herum und sah in die thränenvollen Augen der Bannmüllerin, die mit ihrem Manne vor ihr stand. Laut aufschreiend vor Schmerz und Wonne, warf sie sich in die ausgebreiteten Arme der treuen Frau, die ihr mit ihrem Kommen einen so rührenden Beweis ihrer Liebe gab. Lange hielten sich beide still weinend umschlungen, währenddessen sich auch der Bannmüller unaufhörlich die Augen wischte.

„Also bist Du uns nicht böse, Lieschen?“ flüsterte endlich Frau Illing der an ihrem Herzen Liegenden zu.

Mit einem Blick voll unsäglicher Liebe schaute das Mädchen auf, schüttelte heftig mit dem Kopfe und barg denselben sodann wieder schluchzend an der mütterlichen Brust.

„Nun Gottlob!“ sagte die Müllerin, „daß ich das noch einmal von Dir selbst hören und aus Deinen Augen lesen darf! Das war's, was mich den weiten Weg hierher getrieben hat. Du hast mir's zwar schon geschrieben, aber ich mußte es von Dir selbst noch einmal hören, wenn ich für mein Herz Ruhe und Frieden finden sollte. Doch wir wollen jetzt ruhen lassen, was vorüber ist und nicht mehr geändert werden kann. Es wird wohl so haben sein sollen.“

Bei diesen Worten erhob Lieschen den Kopf und sagte fest und freudig:

„Ja, so wollen wir denken: es hat so sein sollen. Das soll unser Trost sein!“

Jetzt reichte Lieschen auch dem Bannmüller die Hand, ihn zu begrüßen, da die Auswanderer ſich ſchon rüſteten, das Schiff zu beſteigen.

Wie erſtaunte ſie aber, als ihr der Müller ein ziem-

lich ansehnliches Päckchen in die Hand drückte, welches offenbar Geld enthielt! Sie zuckte mit der Hand zurück, als wolle sie es nicht nehmen. Aber der Bannmüller sagte wahrhaft flehend:

„Nimm's, Lieschen, nimm's! Du wirst's brauchen können. Und wir geben es ja so gern. Thue mir das nicht an, daß Du es zurückweisest!"

„Nun ja, ich will's nehmen," sagte da tief ergriffen Lieschen, „und danke Euch herzlich für die Liebe, die Ihr mir auch damit, wie mit Eurem Kommen bewiesen habt. Gott vergelte es Euch reichlich! Ich will's als ein freundliches Gotteszeichen für meine Zukunft ansehen, daß mir noch einmal die Freude zu teil geworden ist, Euch zu sehen und Abschied von Euch nehmen zu können. Noch einmal herzlichen Dank! Und Gott segne Euch! Grüßt auch den Peter und sagt ihm für mich Lebewohl! Ich grolle ihm nicht; es hat wohl so sein sollen."

Damit drückte sie dem Bannmüller die Hand, warf sich noch einmal seiner Frau an die Brust und riß sich dann los, da Frau Wendling herbeikam und zum Einsteigen drängte.

Ein tausendstimmiger Ruf erscholl, als sich das Schiff in Bewegung setzte, und zahllose Tücher winkten den Scheidenden den letzten Gruß aus der Heimat zu.

Lieschen blieb auf dem Verdecke stehen, solange der Hafen in Sicht war, die thränenverschleierten Blicke auf den Punkt gerichtet, wo die alten Müllersleute standen, und unablässig antwortete ihr Tuch den Scheidegrüßen, die ihr von dort zugewinkt wurden.

VIII.

Es war ein neuer stattlicher Dreimaster, der die Auswanderer in Rotterdam aufnahm und den bedeutungsvollen Namen „Die Hoffnung" führte. Und wie das Schiff wohl geeignet schien, den Kampf mit Sturm und Wogen wacker auszuhalten, so machte auch sein Kapitän, ein schon bejahrter Mann, dem ein Paar guter freundlicher Augen aus dem wetterharten Gesichte leuchteten, einen überaus vertrauenerweckenden Eindruck.

Unter der sehr gemischten Schiffsgesellschaft, die nun für Wochen in einen engen Raum zusammengepreßt war, knüpften sich bald nähere Bekanntschaften an. Aber es fanden sich leider nicht viele darunter, welche ernsteren Sinnes gewesen wären und zu der Familie Wendling gepaßt hätten. Ja, als diese ihre gute, fromme Gewohnheit, jeden Morgen und jeden Abend eine kleine Andacht zu halten, auch hier beibehalten wollte, erntete sie dafür nur Spott und Hohn. Stimmten sie leise miteinander ein geistliches Lied an, so durfte man gewiß sein, daß nicht weit davon ein recht gemeines Gassenlied angestimmt wurde, welches die ernsten Töne überschrie.

Das hörte freilich auf, als der Kapitän bei einem Rundgange durch das Zwischendeck einmal zu solch einem Auftritte kam. Mit tiefer Entrüstung verwies er die Schreier zur Ruhe und lauschte selbst eine Weile mit sichtlichem Wohlgefallen den sanften Klängen des Chorals, den er fortzufingen ermunterte, dessen fromme Worte er auch vollständig verstand, da er der deutschen Sprache mächtig war.

„Schämt Ihr Euch nicht," donnerte er, als der Gesang aufgehört hatte, den Schreiern zu, „solch einen frommen Gesang zu stören? Wer weiß, ob nicht bald Stunden kommen, in denen Ihr auch beten lernt, weil Euch die Not dazu treibt! Aber das sage ich Euch: wer es noch einmal wagt, diese frommen Leute zu stören oder zu verspotten, der kriegt's mit mir zu thun. Das merkt Euch!"

Von da an wurde es anders. Es fanden sich jetzt sogar noch mehrere, die nur aus Furcht vor dem Spotte sich von den Andachtsübungen der Wendlings fern gehalten hatten, jetzt aber, wo sich der Spott nicht mehr hervorwagen durfte, gern daran teilnahmen. An manchen Abenden tönte ein ziemlich vollstimmiger Choralgesang aus dem Zwischendecke herauf.

Lieschen hatte, solange die täglichen Andachten auf den engen Familienkreis beschränkt waren, stets den Bibelabschnitt vorgelesen und mit ihrer glockenreinen Stimme auch den Gesang geleitet, sowie ein kurzes Gebet gesprochen. Als sich nun der Kreis der Teilnehmer erweiterte, wollte

sie das nicht mehr thun, und nur die allgemeinen Bitten konnten sie endlich bewegen, ihre Schüchternheit zu überwinden.

Der Kapitän war schon mehrmals heruntergekommen, wenn er den Gesang vernahm, und hatte auch mit ernster Aufmerksamkeit der Bibelvorlesung und dem Gebet beigewohnt. Die Folge davon war, daß er das einfache Mädchen, welches, nachdem die anfängliche Schüchternheit überwunden war, mit voller Freudigkeit und spürbarer Herzensteilnahme des ihm übertragenen Amtes wartete, mit wahrhafter Ehrerbietung behandelte und wiederholt sogar das Wort an sie richtete, wenn sie auf das Verdeck kam. Und dies geschah nicht selten, da der lebhafte Knabe, den Wendlings hatten, sich durchaus nicht in dem düsteren Zwischendeck gedulden wollte und notwendig der steten Aufsicht bedurfte, wenn er nicht einmal in eine der Luken hinabfallen sollte. Auch Lieschen selbst war gern auf dem Verdeck und liebte es, beim Blicke auf die endlose Wasserfläche auch ihre Gedanken in die Weite schweifen zu lassen, aber weniger nach vorwärts, um Luftschlösser zu bauen, als nach rückwärts, um ernsten, wehmütigen Erinnerungen nachzuhängen, die ihr dann wohl wieder die bitteren Thränen in die Augen trieben.

Daß sie dabei einen stillen Beobachter hatte, einen feingekleideten, jungen Mann, der mit dem Kapitän auf sehr gutem Fuße zu stehen schien und mit demselben auch schon einmal unten im Zwischendeck der Andacht beigewohnt hatte, wußte sie nicht. Sie hatte denselben wohl kaum bemerkt, da er sich stets ziemlich fern von ihr hielt und sie nur mit teilnehmenden Blicken ansah, besonders, wenn sie so traurig und in tiefen Gedanken verloren auf das weite Meer hinausschaute.

In solch einem Falle hatte sie einmal nicht sorgfältig genug auf ihren kleinen Pflegling geachtet und erschrak deshalb furchtbar, als sie plötzlich einen lauten Aufschrei desselben vernahm, ihn aber nicht mehr sehen konnte, obwohl er noch eben, wie sie meinte, ganz in ihrer Nähe gewesen war. Sie stürzte dorthin, wo sie den Schrei gehört; aber da tauchte auch schon der feingekleidete Herr aus einer Luke auf und hielt ihr den Knaben entgegen,

der ſich neugierig zu weit über die Luke hinübergebeugt hatte und hineingeſtürzt war.

Herzlich dankend nahm Lieschen den Knaben aus den Armen des Retters, der nun mit freundlichen Worten ſie ſelbſt zu beruhigen ſuchte, die noch immer wie ein Bild des Schreckens daſtand. Der Knabe hatte außer einer kleinen Schramme auf der Stirne, die ein wenig blutete, keinen Schaden genommen, da er auf einen Haufen Säcke geſtürzt war.

Was war natürlicher, als daß ſich am Nachmittage, als Lieschen ohne den Knaben wieder auf das Verdeck kam, der junge Mann bei ihr nach dem Befinden des kleinen Burſchen erkundigte und ſich nicht mit der Verſicherung, daß derſelbe ganz wohl ſei, begnügte, ſondern das angefangene Geſpräch fortſetzte?

Er ſtellte ſich als Ludwig Reinhardt vor und erzählte, daß er der Sohn eines Kaufmanns in Ludwigsburg ſei, aber ſchon ſeit einiger Zeit bei ſeinem Onkel in New-York als deſſen Geſchäftsgehülfe ſich aufhalte. Er komme jetzt eben von einem Beſuche ſeiner alten Eltern zurück, die er zwar im beſten Wohlſein angetroffen habe, von denen ihm aber das Scheiden jetzt noch ſchwerer geworden ſei, als bei ſeiner erſten Abreiſe, da er befürchten müſſe, ſie zum letztenmal geſehen zu haben.

Das tiefe, kindliche Gefühl, welches er dabei kundgab, der ernſte fromme Sinn, der aus ſeinen Worten hervorleuchtete, ließen Lieschen bald das unbehagliche Gefühl überwinden, welches ſie ergriffen hatte, als ſich der vornehm ausſehende junge Mann in ein Geſpräch mit ihr einließ. Sie würde ſich am Ende auch ſeinem Erſuchen gefügt haben, daß ſie ihm nun doch auch etwas von ihren Lebensſchickſalen erzählen und vorab ſagen möge, was ſie dazu bewogen habe, der Heimat Lebewohl zu ſagen, wenn ſie nicht bemerkt hätte, wie der Kapitän, der eben auf das Verdeck gekommen war, lächelnd dem jungen Manne mit dem Finger drohte.

Das ſcheuchte Lieschen ſofort von dem Verdecke weg, und, nachdem ſie Frau Wendling das Vorgefallene erzählt hatte, ſtimmte dieſe ihr bei, daß ſie wohlthue, einem weiteren Geſpräche mit dem jungen Manne auszuweichen.

Frau Wendling begleitete ihren Knaben am anderen Tage selbst auf das Verdeck, sah sich aber sofort von Herrn Reinhardt angeredet, der sie leicht als die Mutter des Knaben erkannte, und fragte, ob derselbe wieder ganz wohl sei.

Frau Wendling stand dem so freundlich Fragenden gern Rede, und kaum hatte derselbe die Rede auf Lieschen gelenkt, als sie das Lob des Mädchens aus allen Tonarten sang und ihm auf sein Befragen gern von dessen Lebensschicksalen mitteilte, was sie selbst davon wußte.

Das Wetter war bis jetzt äußerst günstig gewesen, und die „Hoffnung" lief vor einem frischen, stetigen Ostwinde ihrem Ziele wacker entgegen. Schon war die Höhe von Neu-Foundland gewonnen, als eines Tages der Kapitän das Verdeck betrat und nach seemännischer Gewohnheit den ersten Blick nach dem Himmel richtete. Was er sah, mochte ihn nicht ganz befriedigen. Mit ernstem Gesichte trat er zu dem Steuermann ans Rad.

„Heut kann's was geben, Maat, meint Ihr nicht?"

„Kann schon sein, Herr!" lautete die Antwort. „Die Wolken da drunten im Süden sehen gar nicht proper aus."

„Nur stille, Maat, und niemand etwas merken lassen! Bringt das Schiff um ein paar Striche mehr in den Wind! Müssen sehen, daß wir möglichst im Kurse bleiben und nicht zu weit nach Norden getrieben werden; sind nahe genug an der Bank."

„Ja, ja, Herr!" war die leise Antwort. „Werden Mühe genug haben, sie glücklich abzuwettern, wenn die Brise aus Süden, wohin erst vor einer Stunde der Wind umgesprungen ist, so zunimmt!"

Und sie nahm mit jeder Minute zu und jagte die schwarzen Wolken in fliegender Eile vor sich her, schüttelte auch schon gehörig das Schiff, obwohl der Kapitän sogleich alle entbehrlichen Segel hatte einnehmen lassen. Die heftigeren Bewegungen des Schiffs trieben etliche ängstliche Zwischendecks-Passagiere aufs Verdeck, von welchem sie jedoch sogleich heruntergewiesen wurden. Auch Ludwig Reinhardt kam aus der Kajüte herauf und warf einen erstaunten und besorgten Blick auf das drohende Aussehen des Himmels und des Meeres, welches bereits hohe Schaumkämme aufwarf.

„Bleiben Sie drunten, mein Lieber!“ rief ihm der Kapitän zu, „Sie könnten sonst etwas Salzwasser zu schlucken bekommen. 's giebt ein paar Kappen voll Wind heute!“

In diesem Augenblicke faßte ein heftiger Windstoß das Schiff und warf es wie einen Federball auf die Seite, so daß die Raaen ins Wasser tauchten. Zwar richtete es sich wieder auf; aber ein sogleich folgender noch heftigerer Windstoß zerbrach wie einen dürren Zaunpfahl den Hauptmast, daß er mit dem ganzen Gewirre der Takelage über Bord flog und das Schiff wiederum, und zwar noch tiefer, auf die Seite legte. Nur das rasche Zerhauen alles Tauwerks, welches der Kapitän mit donnernder Stimme anbefahl, welches aber auf dem so stark geneigten Decke nur mit großer Mühe und nicht ohne Lebensgefahr für die Matrosen bewerkstelligt werden konnte, rettete das Schiff vor dem völligen Umschlagen. Auch die beiden anderen schwächeren Maste folgten bei den an Stärke stets zunehmenden Windstößen schnell dem Hauptmaste nach, und der nackte Schiffsrumpf, der jetzt dem Steuer nicht mehr gehorchte, wurde ein widerstandsloser Spielball für die berghohen Wogen, zu denen der Sturm das Meer aufwühlte. Plötzlich — es war inzwischen die Nacht dunkel und schaurig hereingebrochen — erhielt das Schiff einen gewaltigen Ruck, von welchem es in allen seinen Fugen erkrachte. Es war wider einen Felsen geschleudert worden, von dem es zwar die nächstfolgende Woge wieder abhob, aber nur, um es ein paar Minuten später auf eine Sandbank zu werfen, die sich hinter dem Felsen befand. Was der Kapitän schon am frühen Morgen befürchtet hatte, war geschehen. Der Sturm hatte das Schiff weit nach Norden verschlagen; es saß auf der von allen Seeleuten gefürchteten Bank von Neu-Foundland fest.

Wer beschreibt das Gejammer und Gezeter, welches drunten im Zwischendecke, dessen Luken sogleich geschlossen werden mußten, als die gewaltigen Sturzseeen das Schiff überfluteten, sich erhob, sowie das Schiff so gewaltig umhergeschleudert wurde und alles, was nicht niet- und nagelfest war, in dem niedrigen Raum durcheinander geworfen wurde, daß man sich vor den umherpolternden

Kisten und Kasten kaum zu retten wußte! Wer beschreibt erst den Lärm, der entstand, als nun das Schiff mit dem furchtbaren Ruck, der es in allen Fugen erkrachen machte, erst auf den Felsen und dann auf die Sandbank geschleudert wurde! Beten, Wehklagen, Schmerzensschreien und dazwischen wilde Flüche klangen wirr durcheinander, soweit man überhaupt vor dem Heulen des Sturmes und dem furchtbaren Anklatschen der Wogen etwas zu hören bekam.

Gegen Mitternacht legte sich der Sturm etwas; die dunklen Wolken lichteten sich ein wenig, und hier und da begann schon ein Stern hervorzuleuchten. Dies gab dem wackeren Kapitän, der seit Beginn des Sturmes nicht vom Verdecke gekommen war, neuen Mut. Wenn nur das Schiff dem Anprall der Wogen so lange widerstand, bis die Boote ausgesetzt werden konnten, so war für eine große Zahl der Schiffsgenossen wohl noch Rettung möglich. Zwar hatte das Schiff einen bedeutenden Leck erhalten, als es auf den Felsen geworfen worden war, und der ganze untere Schiffsraum stand bereits voll Wasser; allein, da das Schiff fest lag und nicht weiter sinken konnte, so drohte daher keine weitere Gefahr.

Um die furchtbar tobenden Zwischendeckspassagiere, welche durchaus die Luken geöffnet haben und herausgelassen sein wollten, einigermaßen zu beruhigen, ließ der Kapitän alle arbeitsfähigen unter ihnen heraufkommen und bemannte mit ihnen die Pumpen, an welchen bisher die Matrosen fast bis zur Erschöpfung gearbeitet hatten. Auch Lieschen war mit heraufgekommen und pumpte wacker mit.

Als aber trotz der Arbeit an den Pumpen das Wasser im Schiffsraume sich nicht verminderte, hieß es plötzlich: „Die Boote herunter! Die Boote herunter! Sonst sind wir alle verloren!“ Dieser Ruf pflanzte sich sofort über das ganze Deck fort, und die verzweifelnde Menge stürzte nach den Booten hin, um sie ins Meer hinabzulassen. Nur das mutige Einspringen des Kapitäns und Obersteuermanns, die jeden niederzuschießen drohten, der Hand an die Boote legen würde, verhinderte es, daß die Boote, in denen vielleicht noch Rettung möglich war, wenn der Sturm noch mehr nachließ, herabgelassen und von den furchtbar erregten Wogen verschlungen wurden.

Als das Geſchrei: „in die Boote! in die Boote!“ nicht nachlaſſen wollte, geſtattete endlich der Kapitän auf Bitten des Oberſteuermanns, das kleinſte der Boote verſuchsweiſe auszuſetzen, um den Tobenden die Unmöglichkeit, ihren Willen zu thun, klar vor Augen zu legen. Und wirklich geſchah es, wie er vorausgeſehen hatte. Kaum hatte das Boot das Waſſer berührt, ſo wurde es von

einer großen Woge gefaßt und mit den zerriſſenen Tauen wie eine Nußſchaale weit weg geſchleudert.

Nun ſchien der Tod in den toſenden Wogen allen gewiß, und wie auf Kommando ſtürzte alles auf die Kniee, ſich durch Beten auf das letzte Stündlein zu rüſten. An die Stelle des Geheuls, das eben noch ertönt war, trat eine verhältnismäßige Ruhe, nur unterbrochen von dem Schluchzen und Wehklagen derer, die nicht beten konnten oder wollten.

Da erhob ſich plötzlich mit ergreifendem Tone eine helle, glockenreine Stimme und begann zu dem Herrn um

Hülfe zu rufen so laut, daß man es weithin über das Schiff vernehmen konnte, und zugleich so innig und eindringlich, daß alles ehrfurchtsvoll verstummte, als sei es eine höhere Stimme, die so rede.

Es war Lieschen, die, von dem furchtbaren Ernst des Augenblicks hingerissen, mitten auf dem Verdecke niedergekniet war und in heiliger Begeisterung mit gegen Himmel erhobenen Händen im Gebete mit dem Herrn rang. Der bleiche Schimmer des anbrechenden Tages zeigte das gleichsam verklärte Angesicht, mit dem sie ihrem Gotte eines nach dem anderen seine herrlichen Verheißungsworte vorhielt und seine Gnade für das bedrohte Schiff anflehte.

Alles weinte und schluchzte, als sie mit einem zwiefachen „Amen" schloß, in das die nächsten laut einstimmten. Selbst die rauhen Matrosen wischten sich die Augen und blickten ehrfurchtsvoll nach der Beterin hin, die sich jetzt erst bewußt zu werden schien, was sie gethan hatte, und sich scheu zu verbergen suchte.

Und siehe, gleichwie eine unmittelbare Antwort auf das heiße Gebet kam plötzlich von dem Matrosen, welcher von dem höchsten Maststumpfe Ausguck hielt, der frohlockende Ruf: „Segel im Südosten!"

Die da verstanden, was der Ruf bedeute, brachen in ein lautes Freudengeschrei aus: „Der Retter! Der Retter!" so hieß es jubelnd, als ob nun alle Gefahr vorüber sei, als ob nicht unter den dünnen Planken des Verdecks der Abgrund des Verderbens gähne.

Der Kapitän war sofort, als der Ruf des wachhabenden Matrosen erscholl, selbst auf den Maststumpf geklettert, um sich von der Richtigkeit der Meldung zu überzeugen. Sie war in der That richtig. Allein das Schiff war noch weit entfernt, und das Auge des erfahrenen Seemanns bemerkte sogleich an seinen Manövern, daß auch ihm der Sturm der Nacht übel mitgespielt haben müsse. Allein, es war doch Hoffnung auf Rettung.

Um die Auswanderer zu beschäftigen, die nicht vom Verdecke herunter wollten, wurden die Pumpen wieder frisch bemannt, obwohl das Wasser im Schiffsraume nicht gestiegen war, und die neu erwachte Lebenshoffnung gab auch den Schwachen Kraft und Freudigkeit, Hand anzu-

legen. Eine Notſtenge wurde an dem höchſten Maſtſtumpfe angeſchlagen und mit einer Flagge verſehen, die jetzt, wo der Tag angebrochen war, weithin geſehen werden konnte. Da der Pulvervorrat des Schiffes bis jetzt trocken geblieben war, konnten auch die beiden Schiffskanonen benutzt werden und donnerten in regelmäßigen Zwiſchenräumen Notſchüſſe hinaus in die wogende See, die ſich jedoch, da der Sturm immer merklicher nachließ, mehr und mehr beruhigte.

Mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit folgte alles, was Ferngläſer beſaß, den Bewegungen des fremden Schiffes, und bald konnte kein Zweifel mehr ſein: es hatte die Notſchüſſe gehört, die Notflagge geſehen, ſeinen Kurs geändert, und hielt nun auf die Schiffbrüchigen zu.

„Wenn ſie nur nicht zu ſpät kommen!“ raunte der Oberſteuermann dem Kapitän zu. „Unſre arme „Hoffnung“ ächzt bei jeder anſchlagenden Woge ärger, und vorhin war's mir ſo, als hätte ich eine Planke berſten hören.“

„Hab's auch gehört,“ antwortete leiſe der Kapitän. „Aber der Sturm legt ſich ja mehr und mehr, und das Meer wird immer ruhiger. Will's Gott, ſo hält unſer gutes Schiff ſo lange aus, bis die Hülfe da iſt. Der bis hierher geholfen und auf das Gebet des frommen Mädchens ſo gnädig geantwortet hat, wird ja nicht angeſichts der Rettung ſeine helfende Hand von uns abziehen.“

Und dieſer fromme Glaube trog nicht. Leiſer und leiſer wurde der Wind, ruhiger und ruhiger das Meer, und mit allen Segeln, die es tragen konnte, eilte das rettende Schiff näher.

Noch ſtand die Sonne hell am Himmel, da waren alle Paſſagiere des Schiffs wie die Mannſchaften in den Booten, die teils von dem Rettungsſchiffe herübergeſandt worden waren, teils von der „Hoffnung“ ſelbſt jetzt hatten ausgeſetzt werden können. An eine Rettung der Habſeligkeiten war freilich für die armen Auswanderer nicht zu denken; ſie mußten ſie wehklagend dem Meere als Beute überlaſſen, das nun wohl bald die letzte Planke von der Hoffnung weggeſpült hatte.

Mit herzlichem Mitleide nahm der Kapitän des Rettungsſchiffes die armen Schiffbrüchigen auf. Auch er

hatte vom Sturme der Nacht schwer gelitten und war weit aus seinem Kurse verschlagen worden. Er kam von Lissabon und sein Reiseziel war Boston. Aber da er in Lissabon keine volle Rückfracht hatte erhalten können, so war es ihm möglich, den Schiffbrüchigen den nötigen Raum zu schaffen, und er that dies mit freudiger Bereitwilligkeit, ebenso wie er sich auch sofort bereit erklärte, die Geretteten nach New-York zu bringen.

Ehe aber dieselben in den leeren Schiffsräumen untergebracht wurden, sammelte der Kapitän der „Hoffnung" seine Leidensgenossen um sich, entblößte das Haupt und rief:

„Lasset uns des Danks nicht vergessen gegen den Herrn, der uns so gnädig gewesen ist und das Leben gerettet hat!"

Und gleich ihm sprachen alle Geretteten mit entblößtem Haupte ein stilles Gebet.

„Und wo ist das fromme Mädchen," fragte er dann, „deren heißem Gebet wir es gewiß zu danken haben, daß uns die Gnade des Herrn so wunderbar geholfen hat? Ich muß ihm die Hand drücken und noch besonders danken!"

Lieschen mochte sich sträuben, wie sie wollte, sie mußte herbei. Und als sie nun hoch errötend vor dem Kapitäne stand, ergriff dieser mit der Linken ihre Hand und legte ihr die Rechte segnend aufs Haupt.

„Gottes Segen über Dich!" sagte er mit tiefer Rührung. „Wer so gläubig und herzinnig beten kann wie Du, dem wird zwar der Segen Gottes nimmer fehlen; aber laß Dir auch einen alten Mann ihn wünschen, dem Du mit Deinem frommen Gebete recht das Herz gestärkt hast. Ich werde Deiner nie vergessen und gewiß niemand von uns allen!"

Zum Beweise, daß das letztere Wahrheit würde, drängten sich nun die Geretteten um Lieschen herum und jeder wollte ihr die Hand drücken. Selbst solche, die sie früher verhöhnt hatten, kamen jetzt herbei, baten sie um Verzeihung und dankten ihr.

Auch Ludwig Reinhardt fehlte unter den Dankenden nicht. Er ließ es zwar bei einem stummen Händedruck bewenden, als fehlten ihm die Worte; aber die Blicke, mit welchen er Lieschen anschaute, sprachen seinen Dank

und seine Bewunderung deutlicher aus, als es Worte vermocht hätten.

Der Kapitän des Rettungsschiffes hielt Wort. Mit dem günstigen Winde, der nach dem bösen Sturme eintrat, wurde die Fahrt nach New-York schnell und glücklich zurückgelegt, und wohlbehalten wurden die Geretteten dort gelandet.

Ludwig Reinhardt hatte sich vorgenommen, bei der Ausschiffung in New-York Lieschen zu folgen und sich ihr ferneres Schicksal angelegen sein zu lassen, obwohl sich das Mädchen auf diesem letzten Teil der Seereise scheu vor ihm zurückgezogen hatte und einer Begegnung mit ihm sichtlich auswich. Er mochte dabei seine absonderlichen Gedanken haben, vielleicht sogar den, sein eigenes ferneres Geschick, wo möglich, mit demjenigen Lieschens zu verflechten.

Aber sein Vorhaben, Lieschen zu folgen, gelang ihm nicht. Er wurde, als er von dem Kapitän der „Hoffnung" schnell Abschied nehmen wollte, von diesem länger, als er gedacht hatte, aufgehalten, und als er wieder aufs Verdeck kam, hörte er, daß Lieschen unter den ersten gewesen sei, die von dem Schiffe abfuhren. Vergeblich warf er sich in eines der zahlreichen Boote, die das angekommene Schiff umringten und beflügelte die Eile der Ruderer durch das Versprechen eines reichen Lohnes. Vergeblich fragte er im Hafen nach. Niemand wollte darauf acht gegeben haben, wohin sich die Insassen des ersten Bootes gewendet hätten.

IX.

Wir gehen nun mit unserer Erzählung über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinweg und bitten den geneigten Leser, aus dem fernen Amerika sich mit uns wieder in das liebe deutsche Vaterland zurückzuversetzen, und zwar dahin, wo unsere Erzählung begonnen hat, nach der Thalmühle bei Ehningen.

Von dem Brande, welcher einst die Mühle zerstört hatte, war keine Spur mehr zu sehen. Ein stattliches Mühlgebäude erhob sich jetzt wieder auf der ehemaligen Brandstätte, und die Räder klapperten so lustig, wie in

den besten Zeiten des längst vergessenen Gottfried Weber. Nur die schönen alten Erlen und Pappeln, die früher den Mühlteich umsäumt hatten, bei dem Brande aber großenteils zu Grunde gegangen waren, fehlten. Der Nachwuchs war noch nicht hoch genug, die Mühle so lauschig zu verstecken, wie es früher gewesen war.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als der neue Müller zu seiner großen Verwunderung eine stattliche Kutsche den Thalweg heraufkommen sah. Denn für sein derbes Mehlfuhrwerk war dieser Weg wohl gut genug; aber für eine feine Kutsche war es doch ein etwas gewagtes Unternehmen, sich in einen Kampf mit seinen tief ausgefahrenen Geleisen einzulassen.

„Die machen auch keine bloße Spazierfahrt!" dachte er. „Werden wohl den neuen Pfarrer zu Ehningen besuchen, der ja so vornehme Verwandte haben soll."

Aber wie erstaunte er, als die Kutsche plötzlich abbog und den Weg nach der Mühle einschlug!

„Wer mag denn das sein?" rief er seiner Frau, die im Garten arbeitete, über den Zaun zu und zeigte ihr das Gefährte.

Schnell wischte die Erstaunte mit der Schürze den Schweiß von der Stirne, zupfte ihre Kleider ein wenig zurecht und betrat mit ihrem Manne den Hof, als eben die Kutsche einfuhr.

Es entstieg ihr ein fein gekleideter Herr, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre, und nach ihm ein schönes schlankes Mädchen von etwa sechzehn Jahren, sowie ein munterer Knabe von ungefähr zwölf Jahren. Alle waren in Schwarz gekleidet, und besonders des Mädchens Anzug wies auf tiefe Trauer. Stoff und Schnitt der Kleider verrieten die reichen Leute.

Ehrerbietig grüßten die Müllersleute den Fremden, der augenscheinlich der Vater seiner zwei jungen Reisegefährten war.

„Sie sind wohl die Besitzer der Mühle?" fragte der Fremde, nachdem er den Gruß freundlich erwidert hatte.

„Ja, die sind wir," antwortete der Müller, „und möchten fragen, womit wir Ihnen dienen können."

„Ich habe nur eine kleine Bitte an Sie!" entgegnete

der fremde Herr. „Sie geht dahin, daß Sie mir und meinen Kindern gestatten möchten, uns hier ein wenig umzusehen. Dieser Platz hat großes Interesse für uns, weil hier die Wiege unserer Gattin und Mutter stand, die der Herr leider vor einigen Monaten von uns genommen hat."

„So?" fragte überrascht der Müller. „Wie hieß denn, wenn man fragen darf, die Verstorbene?"

„Ihr Name war Lieschen Weber."

„Lieschen Weber?" fiel jetzt die Müllerin ein und starrte den Fremden groß an, „die Tochter des alten Gottfried Weber, der vor langen Jahren hier auf der Thalmühle saß?"

„Ja, eben die! Haben Sie sie vielleicht gekannt?"

„Na, ob ich die gekannt habe! Ich bin ja aus Ehningen droben gebürtig, bin mit dem Lieschen in die Schule gegangen und auch konfirmiert worden."

„Ei, sieh da!" rief freudig der Fremde und hielt der Müllerin die Hand entgegen.

Aber die Müllerin schlug noch nicht ein, sondern fragte im Tone der höchsten Verwunderung weiter:

„Und die soll Ihre Frau gewesen und erst kürzlich verstorben sein?"

„Ganz gewiß, gute Frau! Sie sehen ja, daß wir noch um sie trauern."

„Aber die ist ja doch schon vor zwanzig Jahren auf der Überfahrt nach Amerika umgekommen!" rief zweifelnd die Müllerin. „Das Schiff, mit dem sie überfuhr, hat ja Schiffbruch gelitten?"

„Ja wohl, das ist ganz richtig. Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst auf jenem Schiffe gewesen bin, dann werden Sie mir auch glauben, wenn ich Ihnen weiter mitteile, daß ebenso wie ich auch Lieschen Weber, ja alle, die damals auf dem Schiffe waren, gerettet worden sind durch ein Schiff, das uns Gott der Herr in der höchsten Not zu Hülfe sandte. Mich wundert nur, daß Ihnen davon nichts bekannt wurde, während Ihnen doch die Nachricht von dem Schiffbruche zukam."

„Ja, sehen Sie," antwortete die Müllerin freudig erregt, „die Nachricht von dem Schiffbruche kam durch

die Zeitungen hierher, und ich erinnere mich noch ganz genau, welchen Schrecken und Kummer sie bei allen erregte, die Lieschen Weber kannten und lieb hatten, besonders bei den guten Pfarrersleuten, die Lieschen fast wie ihr eigenes Kind ansahen. Diese wurden aber bald auf eine andere Pfarrstelle versetzt, und ein Brief aus Amerika, der den Pfarrer noch hier suchte, mußte ihm auf die neue Stelle nachgeschickt werden, traf ihn aber nicht mehr am Leben, da er eines plötzlichen Todes gestorben war. Seine Witwe aber zog nach seinem Tode weit fort zu einer verheirateten Tochter."

„Ach," fiel Herr Ludwig Reinhardt ein (denn er war der Fremde), „deshalb sind auch die beiden Briefe, die meine liebe Frau nach unserer Verheiratung noch einmal an ihre Wohlthäter schrieb, unbeantwortet geblieben, was ihr so großes Leid verursachte."

„Also das Lieschen war Ihre Frau!" sagte jetzt die Müllerin hocherfreut und [illegible] nun selber Herrn Reinhardt die Hand, in welche dieser kräftig einschlug.

„Ja, und das sind die beiden Kinder, die sie mir geschenkt."

„Nun," meinte die Müllerin, indem sie das schöne Mädchen mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete, „wer die Mutter gekannt hat, der kann bei dem Fräulein da wenigstens nicht im Zweifel sein, wessen Kind sie ist. Gerade so sah Lieschen aus, als sie in gleichem Alter stand. Gerade so schönes blondes Haar hatte sie, gerade so liebe blaue Augen. Nicht wahr, Sie geben mir auch eine Hand, liebes Fräulein, weil ich doch eine Jugendfreundin Ihrer Mutter gewesen bin, und sagen mir auch, wie Sie heißen?"

„Ich heiße Eleonore," sagte das errötende Mädchen und schlug in die dargereichte Hand ein; „aber die Mutter rief mich immer „Lorchen", weil ihre Patin so geheißen hatte."

„Ganz recht, das war die Försterswitwe, bei welcher Lieschen so lange gewesen war, ehe sie zu ihren Stiefeltern zurückkehrte."

„Aber, Mutter!" unterbrach der Müller seine Frau, „du läßt die Herrschaften hier im Hofe stehen mitten in der Sonnenhitze! Ich dächte, in der kühlen Stube und

bei einem kleinen Imbiß spräche es sich noch einmal so gut von der Vergangenheit."

„Ach, du meine Güte!" rief die beschämte Frau, „daß ich auch daran nicht gedacht habe! Ja kommen Sie doch herein, setzen Sie sich und verschmähen Sie eine kleine Erquickung nicht!"

Herr Reinhardt wollte zwar dagegen wehren, aber das half ihm nicht, er mußte eintreten, und bald stand schöne Milch und frischer Honig auf dem Tische, denen wenigstens die beiden Kinder kräftig zusprachen. Der Vater schickte sie dann fort, sich die Gegend etwas zu besehen, weil er offenbar bei der nun folgenden Erzählung ihre Gegenwart nicht wünschte.

Die Frage nach den Stiefeltern Lieschens, die Herr Reinhardt that, als er nun mit den Müllersleuten allein zusammensaß, war schnell beantwortet. Der Mühlfrieder, hieß es, war und blieb verschollen. Seine Frau aber, welche sich wegen ihrer Bosheit und Herrschsucht nicht lange bei dem Vetter, der sie zu sich genommen hatte, halten konnte, starb als eine arme Wäscherin, die sie zuletzt geworden war, im Krankenhause.

„Und wie ging es auf der Bannmühle?" fragte Herr Reinhardt.

„Taurig!" lautete die Antwort. „Die alten Illingsleute lebten nicht lange mehr nach Lieschens Weggehen. Ihn hatte die schwere Erkältung, die er sich auf der Reise nach Mannheim zugezogen hatte, wo die beiden Alten von dem Lieschen Abschied nehmen wollten, sogleich auf das Krankenlager geworfen, von dem er nicht wieder aufstand, sie, die Müllerin folgte ihm bald nach. Und das war gut für die alten Leute, damit sie das Elend nicht mehr zu sehen brauchten, welches durch Peters Heirat ins Haus kam. Denn die Schulzenmine, welche der Peter heimführte, war eine leichtsinnige Person, die auch in der Ehe gern mit den jungen Burschen herumschäkerte, ja endlich sogar mit dem Mühlburschen zu liebäugeln begann. Denn, wie Peter von dem Untergange des Schiffes hörte, auf dem Lieschen gewesen war, wurde er wie tiefsinnig und bekümmerte sich gar nicht mehr um seine Frau. Erst

von anderen Leuten mußte Peter darauf aufmerksam gemacht werden, wie es mit seiner Frau und dem Mühlburschen stand. Als er seine Frau deshalb zur Rede stellte, kam es zu einem bösen Auftritte, bei welchem Peter seine Frau schlug. Auf ihr Geschrei kam der Mühlbursche herein und wollte seinem Herrn in den Arm fallen; der aber in seinem Zorn ergriff eine Flasche, die auf dem Tische stand, und schlug sie dem Burschen auf den Kopf, daß die Hirnschale zerschmettert wurde und ein Glassplitter ins Gehirn drang. Er starb noch an demselben Tage."

„Und Peter?" fragte ängstlich Herr Reinhardt.

„Ja; der bekam drei Jahre Zuchthaus, und als er seine Strafe abgesessen hatte, verkaufte er die Bannmühle um einen guten Preis und zog in die Gegend von Wiesbaden, wo er jetzt als Mühlarzt leben soll. In diese Gegend ist er nicht wieder zurückgekommen."

„Gewiß, wenn er noch lebt, dann war er es und kein anderer!" rief Herr Reinhardt tief erschüttert und erzählte nun, was ihm auf der Hierherreise begegnet sei. Wie er nämlich zwischen Bingen und Mainz mit seinen Kindern aus der Dampfschiffskajüte heraufgekommen sei, als das Schiff gerade an einer Kahnstation angehalten habe und sie dem abfahrenden Kahne nachgesehen hätten, habe plötzlich ein großer, bleicher Mann, der in dem Kahne gewesen sei, beim Erblicken seiner Tochter, die am Schiffsgeländer gestanden, einen lauten Schrei gethan, die Arme nach dem Mädchen ausgestreckt und gerufen: „Lieschen, mein Lieschen!" dann sei er ohnmächtig im Kahne niedergestürzt. Was weiter geschehen sei, habe er nicht mehr sehen können, da sich das Dampfschiff zu rasch entfernt habe.

„Ja, das war ohne Zweifel der Peter!" rief der Müller. „Ach, welch ein Trost würde es für ihn sein, wenn er erführe, daß er sein Lieschen nicht in den Tod getrieben hat! Da ich nicht weit von der Bannmühle zu Hause bin und den Peter schon von der Wanderschaft her gekannt habe, so weiß ich, wie schwer ihm dieser Gedanke auf dem Gewissen gelegen hat, besonders nachdem es dem Gefängnisgeistlichen gelungen war, sein Gewissen

recht aufzuwecken. Welch' eine Zentnerlaſt würde ihm vom Herzen fallen!"

„O ſo ſchreiben Sie ihm doch, wenn Sie ſeine Adreſſe

wissen oder erfahren können!" sagte bewegt Herr Reinhardt. Schreiben Sie ihm, daß seine ehemalige Braut noch eine recht glückliche Frau geworden ist, und daß sie ihm seine Untreue völlig verziehen hat! Wie gerne wollte ich ihn ausfindig machen und es ihm selber sagen, wenn es mir nur meine Zeit erlaubte! Aber ich muß mit meinen Kindern wieder hinüber nach New-York, wo ein ausgedehntes Geschäft, das mir ein kinderloser Onkel vermacht hat, meine Anwesenheit unbedingt erfordert. Da ich nach dem Tode meiner lieben Frau einer Erholung bedurfte, habe ich die Reise gemacht und wollte dabei auch meine Kinder die Stätten sehen lassen, wo ihre Eltern geboren sind. In Ludwigsburg, wo ich geboren bin, fand ich freilich nur Gräber, und da ich gar keine Verwandte mehr habe, zöge es mich, auch wenn das Geschäft mich nicht so dringend riefe, doch wieder hinüber nach der neuen Heimat. Aber schreiben Sie doch, ich bitte Sie, dem armen Manne, daß er seine Gewissenslast los wird, die ihn jetzt gewiß doppelt schwer drückt, nachdem er das verjüngte Ebenbild seines Lieschens erblickt hat."

Der Müller versprach's, und auch seine Frau, als sie hörte, wovon die Rede sei, gab die Versicherung, daß es geschehen solle. Sie war nämlich draußen gewesen und hatte das Mittagessen bereitet, das Herr Reinhardt wohl oder übel annehmen mußte zur nicht geringen Befriedigung seiner Kinder, die von ihrem Spaziergange einen tüchtigen Appetit mitgebracht hatten und sich die ländliche Kost trefflich munden ließen.

„Nun müssen Sie mir aber auch nachher erzählen," sagte die Müllerin, als abgegessen war, und die Kinder sich zu einem neuen Spaziergange, den ihnen der Vater angeraten, aufgemacht hatten, „wie Sie mit dem Lieschen bekannt geworden und zusammengekommen sind."

„Aber," fügte sie dann ein wenig verlegen hinzu, „Sie dürfen mir's ja nicht übelnehmen, daß ich die liebe Verstorbene so kurzweg bei ihrem Vornamen nenne, den sie vielleicht gar nicht einmal mehr geführt hat, als sie eine reiche Frau geworden war!"

„Wie mögen Sie nur daran denken, daß ich das übelnehmen könne!" erwiderte in herzlichem Tone Herr

Reinhardt. „Es ist mir ja eine hohe Freude, in Ihnen jemand gefunden zu haben, der sie gekannt und lieb gehabt hat. Ich kann Ihnen aber versichern, daß sie ihren Vornamen nie abgelegt hat, so fremdartig er auch unseren amerikanischen Freunden klang. Ich mußte sie immer bei diesem Namen nennen."

„Nun, das sieht ihr ganz ähnlich," sagte die Müllerin. Demütig und fromm war sie von Kind auf; drum konnte ihr auch der Segen Gottes nicht fehlen."

Herr Reinhardt begab sich nun mit den Müllersleuten in den Garten, wo ihm das schöne wohlgepflegte Plätzchen am Springbrunnen besonders wohlgefiel.

„Hier hat Lieschen viel hundertmal gesessen und mit dem Jörgle gespielt!" sagte die Müllerin. „Hier sollen Sie uns nun auch erzählen, was wir noch nicht wissen."

„Ach ja, der Jörgle!" sagte Herr Reinhardt. „Dessen Grab möchte ich doch auch sehen. Ihm verdanke ich's ja nächst Gott, daß ich eine so liebe gute Frau bekam."

„Das können Sie leicht," sagte der Müller. „Es ist nur eine Viertelstunde bis hinauf nach Ehningen, wo der Jörgle begraben liegt."

Um nicht alle die Ausrufe des Staunens, des Schreckens und der Befriedigung mit erzählen zu müssen, mit welchen die redselige Müllerin die Erzählung des Herrn Reinhardt fortwährend unterbrach, wollen wir lieber die Rolle des Erzählers selbst übernehmen.

Es ist schon gesagt worden, welche Teilnahme Lieschen auf dem Schiffe bei Ludwig Reinhardt erweckte, besonders nachdem derselbe von der gesprächigen Frau Wendling ihr Schicksal erfahren hatte. Es mochte anfangs wohl Mitleid mit der Schwergeprüften sein, durch welches er sich zu ihr hingezogen fühlte, und welches ihn den Entschluß fassen ließ, Lieschen zu unterstützen, wozu er gewiß war, von seinem reichen Onkel gern die nötigen Mittel zu erhalten. Seine Teilnahme für das Mädchen erhöhte sich noch, als er sah, mit welchem Zartgefühl sie sich der Begegnung mit ihm entzog, nachdem sie das scherzhafte Drohen des Kapitäns bemerkt hatte. Was aber sich schon wenigstens als ein unklares wärmeres Gefühl in sein Herz geschlichen hatte, erwachte zu voller Klarheit und Bestimmt-

heit, als Lieschens ergreifendes Beten auf dem Schiffe ihm gezeigt hatte, wie hoch das Mädchen bei aller äußeren Unscheinbarkeit innerlich stehe.

Wir wissen schon, wie seine Absicht, mit Lieschen zu-

gleich ans Land zu kommen, um zu ſehen oder zu hören, wo ſie bliebe, vereitelt wurde. Auch alle Nachforſchungen, die er nach dem Verbleib Lieschens nun anſtellte, waren vergebens, trotzdem, daß ſein Onkel, dem er ſich anvertraut hatte, ihn eifrig dabei unterſtützte.

Und doch war Lieschen in Neu-York. Die guten Wendlings, welche ſie herzlich lieb gewonnen hatten, ließen ſie nicht von ſich, bis ſie durch die Vermittelung des Verwandten, auf deſſen Drängen Wendlings ausgewandert waren, in einem reichen deutſchen Kaufmannshauſe eine gute Stelle als Hausmädchen gefunden hatte.

Das ſinnige Weſen Lieschens gewann ihr ſchnell die volle Gunſt der Hausfrau, und die ausgezeichnete Art, wie ſie mit den kleinen Kindern des Hauſes umzugehen wußte, brachte ſie bald in die Stellung des Kindermädchens. Da Lieschen in dieſer Stellung der Hausfrau, die als geborene Deutſche auch ein Herz für ihre Dienſtboten hatte, näher gerückt wurde, ſo eignete ſie ſich durch deren Vorbild und Erziehung leicht ein feineres Benehmen an, als das einfache Mädchen vom Lande bisher gewöhnt war. Die auffallende Schnelligkeit, mit welcher dies geſchah, ließ die Herrin auf Lieschen aufmerkſam werden, und als dieſe erſt ihr Lebensſchickſal erzählt hatte, fand ſie bei ihrer Herrin die herzlichſte Teilnahme. Wenn ſie jetzt, wie es an ſchönen Tagen regelmäßig geſchah, mit ihren Kindern eine Spazierfahrt machte, mußte Lieschen ſie ſtets begleiten, und ſie ließ es ſich angelegen ſein, Lieschen dazu auch mit der paſſenden Kleidung zu verſehen.

Bei ſolch einer Spazierfahrt fügte es ſich dann, daß Ludwig Reinhardt Lieschen erblickte, die er, wie vergeblich auch all ſein Suchen nach ihr geblieben war, unvergeſſen im Herzen trug. Raſch warf er ſich in einen leerſtehenden Wagen und hieß den Kutſcher, dem Wagen, in welchem Lieschen ſaß, unmittelbar folgen. So erfuhr er ihren Aufenthalt, und das Entzücken, mit welchem er ſeinem Onkel die gemachte Entdeckung berichtete, zeigte dieſem genugſam, daß, wie er wohl gehofft haben mochte, die Zeit nicht vermocht hatte, das Bild des verſchwundenen Mädchens in dem Herzen ſeines Neffen zu verwiſchen, daß es alſo eine wahre innige Herzensneigung ſei, die denſelben

erfaßt habe und deren Befriedigung zu seinem Lebensglücke notwendig sei.

Der wackere Mann, der seinen Neffen wie einen Sohn liebte, ließ deshalb auch alle Bedenken fahren, die er ursprünglich gegen die Absicht desselben gehegt hatte, dem Mädchen, wenn er es gefunden haben würde, die Hand zu bieten. Und als er erst bei der ihm bekannten Herrin Lieschens seine Erkundigungen eingezogen und dessen Lob nach allen Seiten hin hatte verkündigen hören; als er erst bei einem persönlichen Besuche seiner Herrin das Mädchen gesehen und beobachtet hatte, gab er freudig seine Zustimmung, daß sein Neffe es als Gattin heimführe.

Wie erstaunte Lieschen, als schon Tags darauf Ludwig Reinhardt, den sie auf den ersten Blick wieder erkannte, im Hause ihrer Herrin erschien, und sie sogleich auf das wärmste begrüßte! Wie erschrak sie aber, als Ludwig Reinhardt, während sich die Herrin wegen eines angeblichen Geschäftes aus dem Zimmer entfernt hatte, ihr sagte, was er ihr zu sagen hatte und sie um ihre Hand bat!

Als nach ziemlich geraumer Zeit die Hausfrau wieder hereinkam, fand sie Lieschen in Thränen. Die Werbung des jungen Mannes, dessen sie wohl öfters mit Wohlgefallen gedacht hatte, war ihr allzu überraschend gekommen und hatte sie auf tiefste erregt und alte schmerzliche Erinnerungen in ihr wachgerufen.

Ihre gütige Herrin wußte sie jedoch zu beruhigen, und wenn auch der Werber noch kein entschiedenes Jawort Lieschens mitnehmen konnte, weil dieselbe erklärte, sich die ernste Angelegenheit erst reiflich überlegen zu wollen, so schied er doch mit der Erlaubnis, nach einigen Tagen wiederkommen zu dürfen. Die Freundlichkeit, mit welcher ihn die Hausfrau entließ, bürgte ihm dafür, daß er an dieser eine wohlwollende Fürsprecherin haben werde.

Doch wir wollen uns kurz fassen. Als Lieschen dem Zureden ihrer Herrin, deren Erkundigungen nach Ludwig Reinhardt aufs beste ausfielen, sowie den Bitten des jungen Mannes selbst, an dessen wahrer, aufrichtiger Liebe sie nicht mehr zweifeln konnte, nachgegeben und ihr Jawort erteilt hatte, drängte der Onkel nun auch auf möglichste Beschleunigung der Heirat. Er meinte scherzend,

der Herr Neffe sei doch nicht eher, als bis diese vollzogen sei, zu etwas Vernünftigem zu gebrauchen.

Auf Lieschens besonderen Wunsch wurde indes die Trauung in aller Stille vollzogen. Außer ihrer gütigen Herrin, die sich selbst dazu eingeladen hatte, auch sich's nicht hatte nehmen lassen, Lieschens Hochzeitsanzug zu beschaffen, wurde niemand zu der Trauung zugezogen als die Familie Wendling, mit welcher Lieschen bisher in steter Verbindung geblieben war und die sich in ihren neuen Verhältnissen sehr wohl befand.

Die Ehe Lieschens aber wurde eine sehr glückliche. Konnte sie ihrem Gatten auch nicht die warmen Gefühle der ersten Jugendliebe zubringen, so verknüpfte sie dafür mit ihm alle Tage fester ein besseres Band, das der vollsten Achtung und des Einsseins in dem Höchsten und Wichtigsten, was es für sie gab, in der Übung eines echten thatkräftigen Christentums. An der warmen, treuen Liebe, mit welcher sie ihr Gatte auf den Händen trug, als er immer besser ihren inneren Wert erkannte, erwärmte sich allmählich auch ihr Herz, und man konnte nun kaum Ehegatten finden, die so ganz für einander lebten wie Lieschen und ihr Gatte. Vier Kinder wurden ihnen geschenkt, von denen aber nur das erste und dritte am Leben blieben, eben das Paar, welches jetzt in des Vaters Begleitung war.

„Achtzehn Jahre lang," so beendete Herr Reinhardt seine Erzählung, „schenkte uns der Herr das reinste ungetrübte Eheglück, das sich denken läßt. Vor etwa vier Monaten aber wurde meine liebe Frau von einer heftigen Rippenfellentzündung befallen, die nach langen schweren Leiden ihren Tod herbeiführte, wie auch alles, was ärztliche Kunst vermag, aufgeboten wurde, ihr teures Leben zu erhalten. Der Herr muß sie noch lieber gehabt haben als wir! Auf ihren Grabstein haben wir das Wort der Schrift setzen lassen, das sie an ihrem Konfirmationstage zum Denkspruch erhalten hatte und das in allen schweren Stunden ihres Lebens für sie Licht und Trost gewesen ist, besonders in der Sterbestunde:

„Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf."

4. Rätſel.

Ich kenne (und der geneigte Leſer darf ſich nicht verdrießen laſſen, ſie zu ſuchen)

1. einen berühmten deutſchen Kaiſer,
2. einen aus der heiligen Geſchichte ſehr bekannten Berg,
3. eine kleine Station der rheiniſchen Eiſenbahn ganz nahe bei Koblenz,
4. eine Stadt in der bairiſchen Rheinpfalz,
5. ein Nebenflüßchen der Fulda,

deren Namen, wenn ſie richtig geordnet ſind, mit ihren Anfangsbuchſtaben, von oben nach unten, mit ihren Endbuchſtaben, von unten nach oben geleſen, einen Mann nennen, welcher dem deutſchen Volke ans Herz gewachſen iſt. Wer findet ihn?

5. Ein zweites.

Steht mir am Kopfe ein „F", ſo ſieht mich als drückende Laſt an,
Wer ſich dem eigenen Kopf immer zu folgen gewöhnt.
Tauſchſt du das „F" mit „K", ſo werd' ich ein nützlich Geräte,
Nötig draußen im Feld, nötig daheim an dem Herd.
Setze mir wieder ein „N" an den Kopf, ſo meidet mich jeder,
Wer nur ein einziges Mal meine Bekanntſchaft gemacht.
Stellſt du aber ein „S" mir voran, ſo freuet ſich jeder,
Wenn ich nach ſchwerem Geſchäft ihn mit den Armen umfang.

6. Altes Gold.

Vieles reden und wenig wiſſen,
Wenig haben und viel genießen,
Viel ſich dünken und wenig ſein
Kommen nimmer überein.

So redet die Weisheit auf der Gaſſe und ſpricht damit eine goldene Wahrheit aus, wohl wert, recht blank geputzt und recht helle beleuchtet immer wieder der Welt vorgelegt zu werden, zumal in unſerer Zeit, in welcher, mit Verlaub zu ſagen, Maulfechterei (ſogar im Reichstage!), Genußſucht und hochfahrendes Weſen ſo gewaltig im Schwange gehen.

Wenn nun das Sprichwort von den drei Viel und drei Wenig behauptete, ſie fänden ſich nimmer zuſammen vereinigt, ſo würde es der Wahrheit ins Angeſicht ſchlagen, anſtatt eine ſolche auszuſprechen.

Denn daß hohle, leere Köpfe in der Regel viele Worte machen und durch den Wortſchwall ihrer Rede deren Gedankenarmut zu verdecken ſuchen, iſt eine allbekannte Thatſache, welcher auch das bekannte Sprichwort Ausdruck giebt: „Je leerer das Faß, deſto lauter klingt es," wenn man nämlich dawider klopft oder wenn es ins Rollen kommt.

Und daß bei der Armut die Genußsucht nicht weniger zu Gaste ist wie bei dem Reichtum, ja wohl noch begehrlicher als bei diesem die Ohren reckt, das zeigt jeder klare vorurteilsfreie Blick auf unsere heutigen Zustände, jedes Achten auf die Ansichten, die darüber laut werden, was zu einem „menschenwürdigen Dasein" nötig sei, jedes Achten auf die Gelegenheiten, die gerade den Armen und Unbemittelten geboten werden, der Genußsucht zu frönen, und die gewiß nicht für teure Einrückegebühren in den Sonntagsnummern der Zeitungen bekannt gemacht werden würden, wenn sie nicht in einem Maße Beachtung und Benutzung fänden, welches die Anzeiger nicht bloß auf ihre Kosten bringt, sondern weit darüber hinaus.

Daß aber diejenigen die Nase am höchsten tragen, die am wenigsten sind, ist auch eine uralte Erfahrung, wie sie sich in dem bekannten Sprüchlein geltend macht, das die Hoffärtigen so gerne für sich zur Entschuldigung nehmen: „wer selbst nichts aus sich macht, aus dem wird nichts gemacht". Niemand hat bessere Gelegenheit, diese Erfahrung zu machen, als die Gastwirte, wenn die Herren Engländer angerückt kommen und als vornehme Leute behandelt sein und die anmaßendsten Forderungen für wenig Geld befriedigt haben wollen, und der geübte Blick erkennt doch sofort, daß die plumpen, ausgearbeiteten Hände, an welchen unächte Diamantringe funkeln, irgend einem Gevatter Schuster oder Bäcker angehören, der sein Gefallen daran findet, unter den dummen Deutschen den hochgeborenen Lord zu spielen — — so lange es geht. Item, es fehlt aber auch im lieben deutschen Vaterlande nicht an solchen, denen der Hochmut, hinter dem doch nichts ist, zu allen Knopflöchern herausguckt!

Allein unser Sprichwort will ja von seinem drei Viel und drei Wenig keineswegs behaupten, daß sie sich nimmer zusammen vereinigt fänden, sondern es schließt ja die bösen Drei ganz brüderlich zusammen und sagt nur, daß sie nicht übereinkommen, nicht auf die Dauer zusammen bestehen könnten.

Und wie richtig ist doch das!

Oder kommt nicht jeder, der wirklich etwas, wohl gar viel, weiß, dem Maulfechter hurtig hinter seine Schliche, und

zwar um so schneller, je mehr Worte derselbe macht, und lächelt entweder im stillen über den armen Tropf mit dem leeren Kopf, oder hänselt ihn weidlich, bis er sich genötigt sieht, die bauschigen Segel einzuziehen und unter dem Hohngelächter aller Zuhörer zu verduften?

Ich erinnere nur an die so weit verbreitete Sucht, mit Fremdwörtern um sich zu werfen, und sich dadurch das Ansehen eines gebildeten Menschen zu geben, mit welcher schon so mancher übel hereingefallen und dem gerechten Spotte verfallen ist, wenn er die Fremwörter entweder da fliegen ließ, wo sie paßten wie die Faust aufs Auge, oder sie in einer Weise verhunzte, daß es jeden, der sie richtig kannte, unwillkürlich zum Lachen reizte.

Wie wenig aber das „Wenig haben und viel genießen" mit einander übereinkommt und auf die Dauer zusammen bestehen kann, davon wissen die Pfandhäuser ein stilles, die Armenhäuser und Armenkassen ein lautes Liedchen zu singen, und erst recht die elenden Dachstübchen und die jämmerlichen Kellerwohnungen, in welche sich die selbstverschuldete Armut flüchten und das kurze Wohlleben bitter widerleben muß.

Das „Viel sich dünken und wenig sein" aber, das kann wohl lange Zeit, ja bis an das Lebensende im eigenen Kopfe eines Menschen übereinkommen und zusammen bestehen, aber nimmer in den Augen anderer, die da wissen, was hinter dem hochnasigen Wesen steckt. Und wenn diese ein gutes Werk verrichten wollen, so können sie kein besseres thun, als solch einen Hochmutsnarren gehörig den Kümmel zu reiben, wie man zu sagen pflegt, und ihn in seine geziemende Grenzen zu verweisen. Vielleicht bessert er sich dann, wenn er verschiedentlich von seinem hohen Stuhle gehörig heruntergestoßen ist und — noch nicht verlernt hat, sich zu schämen.

Was aber gar wohl übereinkommt und vor Gott und Menschen zusammen bestehen kann, das sind folgende drei Pärchen:

1. viel wissen, aber wenig Aufhebens davon machen,
2. viel haben und doch sich selbst wenig Genüsse damit bereiten, sondern seinen Überfluß den Armen zuwenden,

3. viel sein und doch das in keiner Weise geltend zu machen suchen, sondern in der Demut und Bescheidenheit bleiben, die nimmer vergessen wollen, was der große Apostel Paulus sagt: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin."

7. Anekdote.

Als der alte Feldmarschall Blücher nach Niederwerfung des ersten Napoleons mit den verbündeten Monarchen nach England kam, wurde er dort bekanntlich mit hohen Ehren überhäuft. Nicht die geringste darunter war, daß ihm von seiten der Universität Oxford ehrenhalber der Doktortitel verliehen wurde. Das soll dem alten Haudegen großen Spaß gemacht und ihm selber zu manchem Scherzworte Anlaß gegeben haben, wie z. B. zu dem, daß die Engländer, wenn sie ihn zum Doktor machten, unbedingt den General Gneisenau zum Apotheker machen müßten.

Nach Berlin zurückgekehrt, wurde Blücher selbstverständlich dort erst recht der gefeierte Held des Tages, und wenn es ihm auch an dem nötigen Mute dazu nicht fehlte, so hatte er doch Mühe genug, sich durch alle die Gastmähler hindurchzuschlagen, welche ihm zu Ehren veranstaltet wurden.

Damals lebte und wirkte in Berlin der Geheime Hofrat Dr. Heim, wohl einer der geschicktesten Ärzte, den die Hauptstadt je besaß, und jedenfalls der in den Palästen wie in den Hütten bekannteste und beliebteste, ausgezeichnet besonders durch das Vertrauen, welches er in der königlichen Familie genoß.

Bei einem Gastmahle, dem die beiden alten Knaben — denn Dr. Heim war damals auch schon ein hoher Sechziger — beiwohnten, brachte der letztere einen Trinkspruch auf den alten Helden aus und ließ den „Doktor unter den Feldmarschällen" hoch leben, ein Trinkspruch, der von allen Gästen mit jubelndem Beifall aufgenommen wurde.

Wie nun Dr. Heim zu Blücher kam, um mit ihm anzustoßen, flüsterte ihm dieser verschmitzt lächelnd zu:

„Warten Sie man, ik werde mir revanchieren.“

Und kaum waren alle Gäste wieder auf ihren Plätzen, da steht der greise Held auf, erhebt sein Glas und ruft: „Und nun: Der Feldmarschall unter die Doktors!“

Da sage noch einer, der alte Marschall Vorwärts sei nicht ebenso schlagfertig gewesen mit dem Worte wie mit dem Husarensäbel!

8. Wie wir uns Licht schafften und schaffen.

„Aber, Mensch, wie kannst Du bei diesem Lichte arbeiten?“ So rief mir neulich ein guter Freund zu, als er abends zu mir kam und mich am Schreibtische fand.

Und in der That! dem an Gasbeleuchtung, ja an elektrisches Licht gewöhnten Auge des Großstädters konnte die Beleuchtung meines Schreibzimmers als eine äußerst mangelhafte wohl erscheinen. Denn über der Glocke meines Lämpchens hing ein grüner nur wenig durchscheinender Papierschirm, dazu bestimmt, die von der Flamme aus strahlende und auch der Glocke sich mitteilende Hitze von den Augen abzuhalten. Da herrschte denn natürlich im ganzen Zimmer ein Halbdunkel, während das vor mir liegende Papier hell genug erleuchtet war, um sich beim Schreiben nicht die Augen zu verderben.

Indem ich die Ehre meines treuen Lämpchens, das mir auch schon manche Abend- und Nachtstunde für die Spinnstube geleuchtet hat, zu retten suchte, kamen wir unversehens in ein längeres Gespräch, worin die Zimmerbeleuchtung von ehemals und jetzt in Vergleich gestellt wurde. Manche frohe Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugendzeit floß dabei mit unter und versetzte uns trotz, oder vielleicht gerade wegen des im Zimmer herrschenden Halbdunkels, welches durch unseren Tabaksrauch noch mehr verdüstert wurde, in eine äußerst behagliche Stimmung.

Wäre das nicht (fiel mir mit einemale ein, als der Freund sich entfernt hatte) etwas für die Spinnstube, wenn du einmal deinen Lesern, den alten für ihre Er-

innerung, den jungen zu ihrer Belehrung, etwas davon schriebest, welche verschiedene Wandelungen unsere Zimmerbeleuchtung schon durchgemacht hat?

Die Gefahr, welche alten Leuten so nahe liegt, zum Lobredner der alten Zeit zu werden, schien hier nicht sehr groß. Denn auch der verbissenste Liebhaber der „guten, alten Zeit" wird nicht dieser, sondern der Neuzeit die Palme reichen müssen, wenn zwischen beiden Zeiten in Bezug auf Wert oder Unwert der Zimmerbeleuchtung ein gerechtes Urteil gefällt werden soll.

Was der Neuzeit den Sieg dabei allenfalls streitig machen könnte, wäre höchstens der Umstand, daß heutzutage wohl fast ein Zehntel der gebildeten Menschheit mit Brillen auf den Nasen herumläuft (mit Verlaub: ich auch!). Man könnte daraus mit etwas bösem Willen den Schluß ziehen, daß die Beleuchtung von heutzutage mehr die Augen verdürbe, als die der alten Zeit, in welcher bebrillte Menschen zu den Seltenheiten gehörten und nicht selten als eitele Gecken verschrieen wurden, die sich nur durch die Brille ein gelehrtes Aussehen verschaffen wollten.

Allein dieser Schluß wäre meines Erachtens ein völlig falscher, ebenso falsch wie die Annahme der alten Leute, daß die Brillenträger in der Regel hochmütige Gecken seien. Wer wenigstens aus Erfahrung die vielfachen Unannehmlichkeiten kennt, die das Brillentragen mit sich bringt; wer besonders die Annehmlichkeit kennt, welche einem Brillenträger widerfährt, wenn er im Winter ein geheiztes Zimmer betritt und die Anwesenden höflich begrüßen möchte; aber die beschlagene Brille macht ihn völlig blind und nötigt ihn, ehe er sein Kompliment machen kann, das Taschentuch herauszuziehen und seine Brille abzuwischen: der wird schnell von der Annahme zurückkommen, daß sich einer aus purem Pläsir und Hochmut eine Brille anquälen würde.

Nein, nein, die Brillenträgerei unserer Tage hat meiner Ansicht nach ganz andere Gründe als die Art der heutigen Zimmerbeleuchtung, Gründe, die jetzt nicht hierher gehören, über die sich aber vielleicht ein andermal bei passender Gelegenheit ein Wörtchen sagen läßt.

Und nun zur Sache.

Wo aber soll ich anfangen, wenn es gilt, eine kleine Geschichte der Zimmerbeleuchtung zu schreiben?

Etwa bei dem brennenden Kienspan, der in den ältesten Zeiten Licht für das dunkle Zimmer brachte, aber jedesmal, wenn er heruntergebrannt war, sorgfältig durch einen neuen ersetzt werden mußte, falls nicht plötzlich alles in undurchdringliches Dunkel gehüllt sein sollte?

Ich habe mir freilich sagen lassen, daß im hohen Norden, wo die harzreichen Tannen und Kiefern so zahlreich sind, noch heute diese urwüchsige Beleuchtungsart nicht ganz verschwunden sei. Aber selbst gesehen habe ich es nicht, möchte auch kaum glauben, daß man sich noch heutzutage mit dem unsicher flackernden Lichte des brennenden Kienspans begnügt und dabei ruhig den Dunst des schwelenden Holzes mit in den Kauf nimmt, der sich so drückend auf die Lunge legen und an langen Abenden, sowie bei menschengefülltem Zimmer zuletzt wohl gar das Atmen fast unmöglich machen muß.

Ich möchte auch gerne nur von denjenigen Veränderungen in der Beleuchtung der Zimmer reden, die ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe.

Da muß ich denn zuerst deiner gedenken, du zinnernes Öllicht mit dem dicken Kopfe und der langen hervorstehenden Dochtröhre, das du so trefflich leuchtetest, daß man vor dir nur etwas sehen konnte, wenn man weit genug von dir entfernt saß, um nicht durch den Schatten, welchen du auf deine nächste Umgebung warfst, am Sehen gehindert zu sein, daß man aber hinter dir den Vorteil genoß, für die angegriffenen Augen keinen Lichtschirm nötig zu haben, weil dein dicker Ölkopf vollständig die Stelle eines solchen vertrat und vor deinen blendenden Strahlen die Augen sicherte; das du so lieblich dufteteſt nach dem dicken Kohlöl, welches deiner Flamme die nötige Nahrung zuführte; das du so prachtvolle Schnuppen branntest, die jede Stunde wenigstens einmal mit dem am Messingkettchen hängenden Drahte entfernt werden mußten!

Item, man schrieb bei dir, man las bei dir, man spann bei dir, man saß fröhlich und vergnügt, wenn es sein konnte, um deine gesellige Flamme, und wem etwa

das Leid eine stille Thräne ins Auge drängte, der konnte sie bei dir ziemlich ungesehen fließen lassen.

Ach, und wie herrlich hörten sich die Märchen an, welche von der Mutter bei deinem Scheine erzählt wurden, wie gruselig die Gespenstergeschichten, mit welchen sich, wenn sie allein waren, die Mägde unterhielten! Man meinte ordentlich zu spüren, wie die Feeen durch die Luft flogen, die Gespenster durch das Zimmer schwirrten, wenn der Zug durch eine Fensterritze oder Thürspalte dein Flämmchen hin- und herbeugte.

Und wie traulich erst, wenn du in der Dämmerung draußen in der Küche auf dem Schalterfensterchen standest, welches diese mit der Stube in Verbindung setzte, damit draußen die Magd bei ihrer Küchenarbeit das nötige Licht habe und doch auch die Stube des Lichtes nicht ganz entbehre! Wie sangen sich da so schön um die Weihnachtszeit die köstlichen Lieder von der Rose, die uns entsprungen, von dem Kindlein, das uns geboren ist, von der stillen, heiligen Nacht, von der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit!

Wie ärgerte man sich ordentlich, wenn die Magd draußen fertig war und dich ins Zimmer hereinbrachte, und das Familienkonzert, bei dem Vater und Mutter mitgewirkt hatten, nahm ein Ende! Wie war man höchstens mit dem Wechsel zufrieden, wenn nun sogleich das Tischtuch aufgedeckt wurde und die Teller hereinkamen und die dampfende Schüssel dein Licht verheißungsvoll verschleierte!

Und doch — schändlicher Undank, von dem nur die alte Tante freigesprochen werden kann, die von dir nicht lassen wollte und der es bei dir am gemütlichsten war! — wie bald wurdest du zum wenig geachteten Küchenlichte herabgewürdigt, weil die Beulen, die dein dicker Kopf nach und nach davongetragen hatte, weil deine vom Alter gekrümmte Wirbelsäule nicht mehr in das Zimmer passen sollten, und kein wandernder Spengler ins Törflein kommen wollte, der dich wieder mit einem tüchtigen Zusatze von schnödem Blei in eine menschenwürdige Daseinsform hätte bringen können!

Wie trat nun an deine Stelle die Kerze!

Freilich keine teure Wachskerze, wie sie noch heute

bei den Festen der Vornehmen auf den funkelnden Kronleuchtern brennen, wie sie auch schon die alten Griechen und Römer gekannt haben müssen, sondern die biedere Talgkerze, zuerst wohl von der kunstfertigen Mutterhand eigens gezogen!

Welch ein Fortschritt nun um diese Kerze mit ihrem lieblichen Duft von Rinderfett, mit ihren zahlreichen Abläufen, die sich langsam, bis zum Leuchter herunterschlichen, und die ursprüngliche Rundung bald zu einem interessanten Vieleck gestalteten, mit ihren wohlriechenden verkohlten Schnuppen, die dem, welchem sie sich zuneigten, für den nächsten Tag einen Brief prophezeiten, und — nicht zu vergessen: mit der obligaten Lichtschere, die, etwas zu tief gehalten, mit einemmale allem Lichte ein Ende machte und die Notwendigkeit herbeiführte, Stahl, Stein, Zunder und Schwefelspan im Dunkeln herbeizusuchen, wenn das Ofenfeuer schon nicht mehr brannte, um dann nach langem Picken an dem stumpfen Steine endlich wieder den lichtgebenden Funken zu gewinnen!

Item, man las bei solcher Kerze, man schrieb bei ihr, man spann und strickte bei ihr, ja machte sogar feine Handarbeiten und, wenn die Lichtschere absichtlich oder unabsichtlich zu tief gegriffen hatte, wie ließ sich dann die dunkle Pause, die oft lange genug währte, wenn der Schwamm, der den Funken fangen sollte, nicht trocken genug war, so herrlich zu allerlei Neckereien benutzen!

Mit der Erfindung der Streichhölzer, oder des „Hirfeuers", wie man bezeichnend dieses neue Kunsterzeugnis nannte, nahmen freilich die schönen langen Dunkelpausen ein jähes Ende.

Welcher weitere Fortschritt in der Zimmerbeleuchtung trat aber ein, als man das Stearin gefunden hatte und daraus nun Kerzen machte, die nicht oder doch sehr wenig mehr abliefen, weil diese neue Masse nicht so schnell sich erweichte und schmolz wie bloßer Talg, und deshalb von dem Dochte, um welchen sie am ersten schmolz, so völlig aufgesogen werden konnte, daß sich die Kerze beim Herunterbrennen nach innen vertiefte, und ein Ablaufen nach außen nur eintrat, wenn der beim Hin- und Hertragen entstehende oder durch schlecht schließende Fenster und

Thüren herbeigeführte Luftzug die Flamme nach einer Seite hin beugte und dadurch das Äußere der Kerze zu schnell ins Schmelzen kam.

Von der Kunst, die Stearinkerzen inwendig mit leeren Röhren herzustellen, durch welche ein etwaiger Überfluß von geschmolzenem Stearin hinunterfließt, statt außen abzulaufen, wußte man freilich vorerst noch nichts.

Aber nun zu dir, du erinnerungsreiches Blechlämpchen mit dem runden aufstellbaren Blechschirm, schön rot lackiert und mit goldenen Blumen und Schnörkeln geziert! Welch eine Freude, als du zum erstenmal auf dem Tische prangtest! Zwar du warst des Vaters ausschließliches Eigentum; aber, wenn er von seiner Stube zu Tische kam, oder gar einmal einen ganzen Abend in der Familie zubrachte, dann durfte sich doch auch diese deiner erfreuen.

Und es war wirklich eine Freude, wenn die Kerze ausgeblasen oder ausgeputzt war, und nun dein viel helleres Licht erstrahlte, wie es der breite mit Vorrichtung zum Auf- und Niederschrauben versehene Docht ergab.

Heller im ganzen Zimmer wurde es dabei zwar nicht gerade; denn der Blechschirm verhinderte das Ausstrahlen deines Lichtes nach den Seiten, und nur das runde Fleckchen an der Zimmerdecke senkrecht über dir war so hell erleuchtet, daß das kleine Brüderchen fragte: „gelt, Mama, das ist unser Mond?“ — Aber welche Helle warfst du auf den Tisch, besonders so lange der weiße Lack an der Innenseite deines Blechschirms neu war und glänzte!

Was war gegen dieses gesammelte, zusammengehaltene Licht, das, durch den Blechschirm mehr vor Luftzug geschützt, so hell und stetig brannte, der matte Schein der besten Stearinkerze, die ihre Strahlen an das ganze Zimmer verteilen mußte!

Erinnerungsreich habe ich dich vorhin genannt, und das mit vollem Recht. Denn du begleitetest mich, als daheim deine Uhr abgelaufen war, hinaus auf das Gymnasium, als das beste, nicht wenig beneidete Stück der mütterlichen Ausrüstung; du warst da Zeuge von mancher zerkauten Feder, wenn es mit einem deutschen Aufsatze nicht recht rutschen wollte, oder wenn Mayer Hirsch seine

Aufgabe gar zu heimtückisch schwer gemacht hatte; du sahst manchen sorgenvollen Blick und manche Runzel auf der Stirne, als es auf das Abiturienten-Examen losging, und die Jahreszahlen aus der Geschichte, die doch der gestrenge Schulrat so sicher gewußt haben wollte, weigerten sich hartnäckig, im Gedächtniskasten bleibende Wohnung zu nehmen.

Ja, noch mehr. Du begleitetest mich auch noch auf die Hochschule und warst dort Zeuge von dem heiligen Eifer, womit das „Füchslein" ein „geschwänztes Kolleg nachritt" und meinte dann Wunders, wie fleißig es studiert habe, warst Zeuge von mancher stillen Stunde wirklichen, eifrigen Studierens, aber auch — ich muß es dir gegenüber nur offen eingestehen — von mancher fröhlichen Stunde des Beisammenseins mit lieben Freunden, welche dabei herauskam, daß der „Pudel" zu frühe für das Geselligkeitsbedürfnis Feierabend geboten hatte, und die Lust gar zu stark war, noch ein wenig „überzukneipen".

Sollte ich da deiner nicht mit besonderer Liebe gedenken?

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich dich, als ich dich nach einer Reihe von Jahren auf dem Speicher des Elternhauses unter altem Gerümpel wiederfand, lange wehmütig sinnend in der Hand hielt. Deine ehemalige Schönheit war zwar ganz verblichen, der rote Lack, der dich umkleidet, aber schon auf der Universität manche bedenkliche Lücke gehabt hatte, war nun fast ganz verschwunden, das blanke Blech vom Rost zerfressen, dein ganzes Äußere mit einer dicken Kruste von fettigem Staube bedeckt, so daß sich mir unwillkürlich das lateinische Sprüchlein aufdrängte, das ins Deutsche übersetzt heißt: So geht der Ruhm, die Herrlichkeit der Welt dahin. Aber trotz alledem drängtest du mir auch die Melodie „der alten Burschenherrlichkeit" fast auf die Lippen.

Doch vorüber damit! Wenn man 60 Jahre auf dem Rücken hat, ist man für solch junge Gedanken zu alt und muß sie zurückweisen, wenn sie sich einnisten wollen.

Was kam aber daheim zur Geltung, als das Blechlämpchen mit mir auf die Wanderschaft ging?

Eine Lampe mit schön gedrechseltem und poliertem Holzfuße, der, um das leichte Umfallen

zu verhüten, unten mit Blei ausgegossen war. In diesem Holzfuße steckte eine Glaskugel, die das Öl enthielt, das aber jetzt nur geläutertes sein durfte, weil man in der durchsichtigen Kugel jede Unreinigkeit sah, welche ungeläutertes Öl abgesetzt haben würde. Ein breiter Docht zum Auf- und Abschrauben ging aus dem Öl hervor, seine Flamme aber war durch einen gleichweiten Glasschornstein von ziemlich großem Durchmesser gegen jeden Luftzug geschützt. Daß dieser Glasschornstein oder Cylinder sehr leicht entzweisprang, wenn der Docht zu hoch geschraubt war und dadurch die Flamme zu groß wurde, war ein bedenklicher Übelstand. Aber nun, man denke! statt des undurchsichtigen Blechschirms — — ein Schirm von hellem Milchglas, der auf einem an dem Holzfuße unter der Glaskugel befestigten Metallreife ruhte.

Und siehe, mit dieser glorreichen Erfindung hatte man beides zusammen: ein zusammengehaltenes Licht auf dem Tische, und doch auch im ganzen Zimmer eine leidliche Helligkeit.

Konnte man jetzt nicht zufrieden sein?

Aber nein. Nun machte ein Schlaukopf, Namens „Benkler" die Entdeckung, daß ein runder, röhrenförmiger Docht das Öl vollständiger verbrenne, als ein flacher, und doch weniger leicht verkohle als ein solcher, ja daß die Verbrennung noch weiter vervollkommnet würde, wenn der Glasschornstein oder Cylinder, der bisher von unten bis obengleich weit gewesen war, sich gerade über der Flamme verengere.

Da kam denn die Benklersche Lampe auf die Tagesordnung, und über dem in der That helleren Lichte, das sie spendete, übersah man gern oder nahm mit in den Kauf die Unbequemlichkeit, daß das Öl in ein besonderes Gefäß gegossen werden mußte, das man dann rasch in den eigentlichen Öltrichter umstülpte, der höher stand als die Flamme, und dieser in einer engen gebogenen Röhre langsam ihre Nahrung zuführte.

Wieviele Ölflecke bei diesem Umstülpen gemacht wurden; wie manche schöne Tischdecke dabei zu Grunde ging, wenn im Laufe eines langen Abends Öl nachgefüllt werden mußte, und man nicht vorsichtig genug gewesen

war, vorher die Tischdecke zurückzuschlagen; wieviel liebliche Flecke von Pfeifenerde nötig wurden als ein wahres Labsal für das Auge, um aus dem blank gescheuerten Fußboden die häßlichen Ölflecke wieder zu entfernen: davon schweigt die Geschichte.

Ob es wirkliche Verbesserungen waren, welche die Stobwasserschen Lampen schnell in Mode brachten, weiß ich nicht bestimmt, erinnere mich nur, daß auch bei diesen das lästige Umstülpen des Ölbehälters in den Öltrichter ebensowohl geschehen mußte wie bei den Benklerschen. Aber schön waren diese Stobwasserschen Messinglampen, notabene, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen ließ, sie vor Grünspan zu bewahren und immer hübsch hell und blank zu halten. Daß man sie an einem kräftigen Messingstocke auf- und abschieben, das Licht also nach Belieben hoch und tief stellen konnte, war jedenfalls eine sehr praktische Neuerung.

Allein das fatale Umstülpen des Oelbehälters mußte notwendig beseitigt werden, ehe man von einer völlig zufriedenstellenden Lampe reden konnte, und was war natürlicher, als daß sich der erfinderische Geist nun darauf mit aller Macht warf!

Das Öl wurde nun in den Fuß der Lampe verlegt und auf verschiedene Weise zu der Flamme in die Höhe zu treiben gesucht, bald durch zusammengepreßte Luft, die langsam und stetig auf die Ölmasse drückte, bald durch einen allmählich sich herabsenkenden Kolben, bald durch ein mittels Uhrwerks bewegtes Pumpwerk.

Besonders beliebt wurden die Lampen, welche in der letztgenannten Weise das Öl zur Flamme führten und unter dem Namen „Moderateurlampen“ (französisch mußte natürlich damals noch ihr Name klingen, wenn sie bei den Deutschen Eingang finden sollten!) schnell sich einbürgerten. Daß man die bisher dachförmigen Glocken aus Milchglas durch eine Kugel aus mattgeschliffenem Glase ersetzt hatte, gab dem Lichte dieser Lampen etwas Mildes, ohne daß es die Leuchtkraft abschwächte.

Aber, aber, du mildes Licht, mit welchem Ärger gedenke ich deiner noch heut nach etwa 40 Jahren! Denn du warst schuld, daß ich eine fast schon fertig ins Reine

geschriebene Arbeit für die zweite Prüfung noch einmal frisch abschreiben mußte!

Verschiedene Abhaltungen durch Besuch hatten mich nämlich mit meinen schriftlichen Prüfungsarbeiten etwas in Rückstand gebracht. Der Termin zur Ablieferung derselben brannte auf dem Nagel, und, sollte derselbe vorschriftsmäßig eingehalten werden, so galt es ein paar Nächte zu Hülfe zu nehmen. Schon war die Ruhe mehrerer Nächte großenteils geopfert, und war das lange Arbeiten bei Licht der Grund oder der ungenügende Schlaf, meine Augen fingen an sich zu röten und wehe zu thun, so eifrig ich sie auch mit kaltem Wasser badete.

„Dann nimmst du dir heute abend die Moderateurlampe!“ befahl das besorgte Mütterchen als ich ein Wörtchen von den schmerzenden Augen fallen ließ, und es doch für absolut unthunlich erklärte, dem mütterlichen Rate zu folgen und einmal eine Nacht ganz durchzuschlafen.

Und richtig! Am Abende erschien die Moderateurlampe auf meinem Arbeitstische. Ich freute mich des schönen, milden Lichtes, das, wenn es auch das Papier nicht ganz so helle machte wie eine niedrig gestellte Stobwasserische Lampe, doch den Augen sehr wohl that, und fing lustig an, drauflos zu schreiben. Auf die Uhr wurde im Eifer weder gehört noch gesehen; es schlug mir keine Stunde, wenn ich auch in Anbetracht der noch rückständigen Arbeit keineswegs zu den Glücklichen gehörte, bei denen dies nach dem Sprichworte die Regel sein soll.

Mit einemmal fängt meine Lampe an, düsterer zu brennen, und da ich von ihrer inneren Einrichtung soviel wußte, daß ich dies dem mangelnden Öl für die Flamme zuschrieb, so drehte ich frisch an dem Wirbel, um das in dem Ölbehälter noch genügend vorhandene Öl wieder zum Dochte in die Höhe zu pumpen.

Das Mittel half auch, das Licht wurde wieder heller, und, nachdem ich mir noch einmal die Augen gebadet hatte, ging es frisch ans Weiterschreiben. Aber was sehe ich, als ich mit einer Folioseite zu Ende war und umschlagen wollte? Lieber Leser, es war gräßlich! Ein großer Ölfleck auf der untersten vorhin erst beschriebenen

Seite, der jedoch bereits durch drei andere beschriebene Seiten durchgeschlagen war!

Ich Unglückswurm hatte zu stark gepumpt, und so war leise, leise, aber mit furchtbarer Sicherheit ein Ölbächlein an der Lampe niedergeschlichen und hatte sich meuchlings dem Werk meiner Hände genaht, ohne daß ich es merkte.

Ob ich da eine Sünde gegen das dritte Gebot (NB. nach reformierter Zählung!) auch mit dem Munde begangen habe, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern; daß es aber keine Segenswünsche waren, was sich in meinem Herzen gegen das Ungetüm mit dem französischen Namen regte, darf mir der geneigte Leser aufs Wort glauben. Denn was blieb mir übrig, als die liebliche Arbeit des Abschreibens morgen neu zu beginnen?

Das Thema der Arbeit war zwar ein ziemlich trockenes, und ich hatte auch schon einige Bedenken gehabt wegen der etwas mageren Ausführung, zu der die knapp gewordene Zeit genötigt hatte. Aber mit einer solchen Anfettung konnte ich doch nicht wagen, die Arbeit der gestrengen Prüfungskommission einzusenden.

Hätte ich nur als heilige Schuld gezahlt, was ich mir in jenes Augenblickes Höllenqualen gelobte: nie mehr eine Moderateurlampe zu gebrauchen! Daß ich sie nicht zahlte, mußte ich später mit einer neuen Tischdecke bezahlen, weil die auf dem Tische liegende, die aber noch ganz neu war, in gleicher Weise wie meine Schreiberei gesalbt wurde durch eine Moderateur-Lampe, die wir als Hochzeitsgeschenk erhalten hatten und gegen deren Nichtgebrauch, wenn ich ihn nur hätte in Rede bringen wollen, meine wirtschaftliche Hausehre gewiß sehr viel einzuwenden gehabt haben würde.

Noch hatten weder die Benklersche noch die Stobwassersche, noch die Moderateurlampe ihr Ansehen eingebüßt, als ihnen in der Steinöllampe ein, anfangs allerdings nur sehr schüchtern auftretender, mit der Zeit aber bis zur Vernichtung gefährlich werdender Gegner erwuchs.

Die gegen Ende der vierziger Jahre aus England herübergebrachte und von dort sehr empfohlene Kamphinlampe, in welcher das höchst gereinigte Terpentinöl als Brennmaterial verwendet wurde, konnte, weil das Brenn-

material zu teuer war, trotz des schönen und starken weißen Lichtes, welches sie gab, nicht zur erwünschten Geltung kommen.

Allein das Steinöl oder Erdöl (so genannt von denjenigen, die das fremde Wort „Petroleum" nicht gebrauchen wollten) besaß von vornherein den Vorzug großer Billigkeit, da es nicht, wie Kamphin und andere ähnliche Brennmaterialien, erst auf künstlichem Wege hergestellt werden muß, sondern von der Natur ohne weiteres hergegeben wird, und zwar so ziemlich überall in der ganzen Welt, auch in zweckmäßig eingerichteten Lampen gebrannt, ein schönes, helles Licht giebt.

Das anfänglich schüchterne Auftreten der Steinöllampe hatte seinen Grund einmal in der großen Feuergefährlichkeit des rohen Steinöls, durch welche unzählige Unglücksfälle herbeigeführt wurden, dann aber auch hauptsächlich in dem üblen Geruch des Steinöls, welcher ihm im Volksmunde, der das „e" in dem Worte „Stein" in „t" verwandelte und dieses anstatt vor, hinter das „in" setzte, einen nicht gerade empfehlenden Namen eintrug.

Als man aber gelernt hatte, das Steinöl, wie es die Quellen in der Erde ergeben, zu reinigen und sowohl seine Feuergefährlichkeit wie seinen üblen Geruch zu vermindern; als zumal in Nord-Amerika die in den Staaten Pennsylvanien und Kanada erbohrten Quellen eine ungeheure Masse dieses Öls zu Tage förderten und den Preis desselben so herabsinken ließen, daß ihn auch der Ärmste erschwingen konnte, da war die Herrschaft der Petroleum- oder Steinöllampe gesichert. Und sie wird wohl noch längere Zeit hindurch gesichert bleiben, nachdem sich in den weitesten Kreisen der Erfindungsgeist auf die Verbesserung der Petroleumlampen geworfen und Erzeugnisse geliefert hat, die das gefährliche Explodieren der Gase, welche die Wärme in dem Petroleum entwickelt, fast unmöglich machen und überdies den unangenehmen Geruch, den auch das höchst gereinigte Petroleum behält, kaum empfindlich werden lassen.

Zu wünschen wäre nur zweierlei, einmal, daß auch mit dem gereinigten Petroleum ja recht vorsichtig umgegangen und das Reinigen und Füllen der Petroleum-

lampen immer nur bei Tage, niemals aber bei Licht vorgenommen würde; zum andern, daß es polizeilich verboten und strenge darauf geachtet würde, in Laternen, welche in Scheunen und Ställen gebraucht werden, Petroleum wie gewöhnliches Öl zu brennen.

Auch den Köchinnen zu verbieten, daß sie zur Anfachung des schlecht brennenden Herdfeuers Petroleum in dasselbe gießen, wird wohl nicht möglich sein. Aber ein solches Verbot wäre auch ganz überflüssig, wenn die lieben Hausfrauen, um ihren unverständigen Mägden solchen gefährlichen Mißbrauch des Petroleums unmöglich zu machen und sie dadurch vor schweren, leicht zum Tode führenden Verbrennungen zu bewahren, ihr ganzes Haus aber vor Feuersgefahr möglichst zu hüten, allgemein die strenge Anordnung treffen und deren Ausführung sorgfältig überwachen wollten, daß die Petroleumkanne unbedingt nicht in der Küche ihren Platz haben darf.

Daß solide gearbeitete und fest in der Zimmerdecke aufgehängte Petroleumhängelampen die besten und sichersten sind, besonders da, wo noch kleinere Kinder um den Tisch herum sitzen und spielen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Unerwähnt soll aber das nicht bleiben, daß, wenn wirklich die Explosion einer Petroleumlampe eintreten, oder eine Stehlampe umgeworfen werden und das ausfließende Petroleum sich entzünden sollte, nur ja kein anderes Löschmittel angewendet werden darf als dies, daß man ein zur Hand liegendes oder schnell ausgezogenes Kleidungsstück auf das brennende Öl wirft und so die Flamme erstickt.

Doch mit diesen Ratschlägen, die sich aber bei dem ausgedehnten Gebrauch, den die Petroleumlampen gefunden haben, als nicht überflüssig erweisen dürften, kommen wir von unserem eigentlichen Gegenstande ab, und es bleiben uns doch noch zwei Arten der Zimmerbeleuchtung zu erwähnen, die Beleuchtung mit Gas und mit elektrischem Lichte.

Von der letzteren ist freilich heutzutage noch nicht viel zu sagen, wenigstens nicht als von einer Beleuchtung für das gewöhnliche, bürgerliche Zimmer. Denn dieses elektrische Licht herzustellen verursacht, bis jetzt zum minde-

sten noch, so hohe Kosten, daß dasselbe wohl kaum als Zimmerlicht eine große Zukunft haben dürfte. Wer möchte auch die Seinigen um sich herum mit der gelblichen Totenfarbe auf den Gesichtern sehen, die das elektrische Licht hervorbringt? Wer möchte sich der Gefahr aussetzen, mit einemmale im Dunkeln zu sitzen, wenn das elektrische Licht, wie es bei der heutigen Herstellung desselben nicht selten vorkommt, plötzlich einmal ganz aussetzt? Da ist doch eine ruhig und stetig brennende Petroleumlampe ein ganz anderes Ding!

Aber nun, und zum Schlusse, noch ein Wörtchen über Gasbeleuchtung. Spricht dies Wörtchen nicht zu ihren Gunsten, so steht man freilich in Gefahr, ein höhnisches Achselzucken über sich hervorzurufen, und am Ende gar das wegwerfende Urteil: „Er kennt's nicht besser; ist er „von's Land". —

Nichtsdestoweniger wage ich es, gegen diese Art der Zimmerbeleuchtung zu reden, aber nicht so, wie ein Blinder von der Farbe redet, sondern vielmehr als einer, der diese Beleuchtungsart gut genug kennt.

Da möchte ich denn sagen: das Gas zur Straßenbeleuchtung, solange dieselbe nicht besser und billiger durch elektrisches Licht zu bewirken ist? Ja! — Das Gas zur Beleuchtung großer Räume, wie Kirchen, Fabriksäle und Wirtslokale? Noch einmal ja! — Aber das Gas zur Zimmerbeleuchtung, bei der man lesen, schreiben, überhaupt die Augen anstrengende Arbeiten verrichten soll? Nein, nein und abermals nein!

Bequem ist's ja wohl, die Gasfabrik für das Licht im ganzen Hause sorgen zu lassen, und die nicht sehr angenehme Arbeit des Putzens und Füllens der Lampen von der häuslichen Tagesordnung ausgestrichen zu sehen.

Billig mag es auch wohl sein, Gas zu brennen, wenn einmal der saure Apfel verzehrt und die kostspielige Leitung bezahlt ist, besonders in einem Hause, in welchem viele Räume beleuchtet werden müssen.

Angenehm ist's auch, im Nu die hellste Beleuchtung zu haben, ohne daß man etwas anderes zu thun hat, als den Hahn aufzudrehen und ein brennendes Streichholz an den Brenner zu halten.

Aber, aber die Hitze, die auch nur eine einzige Gasflamme in einem nicht ungemütlich großen und hohen Zimmer erzeugt und der erquickenden Abendkühle nach einem heißen Sommertage den Zutritt verwehrt; das immerhin flimmernde und stoßweiße brennende Licht, welches auch der beste Brenner liefert; der widerliche Geruch, den das Gas hat, und der auch bei der dichtesten Leitung nicht ganz zu verhüten ist; die große Gefahr, daß ein nicht gut geschlossener Hahn unbemerkt in das Zimmer eine Menge Gas ausströmen läßt, das dann schon durch ein angestrichenes Zündhölzchen zur Explosion gebracht werden kann; die furchtbare Zerstörung, die es im ganzen Hause giebt, wenn bemerkt wird, daß eine Röhre irgendwo undicht geworden ist, und nun der Schaden aufgesucht werden muß, wobei die Tapeten zerrissen, die Wände aufgeschlagen werden: muß einem denn nicht wahrhaft gruselig werden, wenn man sich die Summe aller dieser Unannehmlichkeiten, Nachteile und Gefahren zieht?

Und noch Eins! Du hast Gasbeleuchtung im Zimmer, willst aber nur in deinem Bücherschranke, in welchem das Gaslicht nicht geradezu hineinscheint, ein Buch holen, oder willst in einer entfernten Ecke des Zimmers, oder im Nebenzimmer, in welchem keine Flamme angezündet ist, etwas suchen, was mußt du thun? Die Gasröhre kannst du nicht mitnehmen, du mußt wohl oder übel eine Kerze oder eine Lampe anzünden (NB. wenn du klug genug gewesen bist, eine Lampe noch im Hause und im Dienste zu behalten, nachdem das Gas in dein Haus gekommen ist, um auch für den nicht ganz ausgeschlossenen Fall gesichert zu sein, daß das Gas einmal ganz ausbleibt oder plötzlich ausgeht, z. B. im Winter, wenn es einfriert).

Item, mir dürfte einer umsonst die Leitung einrichten lassen, umsonst auch das Gas liefern wollen unter der Bedingung, daß ich nichts anderes als Gas brennen dürfe, ich würde mich höflichst bedanken und sagen: Nein, nein! Es lebe die Petroleumlampe, natürlich in der Vollkommenheit, wie man sie heutzutage bekommt!

Damit mache ich dem geneigten Leser mein Kompliment, und wenn meine Plauderei über Zimmerbeleuchtung ihn auch vielleicht mit seinen Gedanken in die schöne

Jugendzeit zurückgeführt und angenehme Erinnerungen aus derſelben in ihm wachgerufen hat, ſo ſoll es mich von Herzen freuen.

Ihm und mir aber will ich ganz zum Schluſſe von Herzen wünſchen, daß es uns niemals an dem rechten Lichte fehle, das nicht das Zimmer, aber das Herz helle macht und auch bei der Wanderung im finſteren Thale, ja auch bei der allerletzten Wanderung nicht im Stiche läßt. Es ſteht davon geſchrieben Ev. Johannis Kap. 8, V. 12.

9. Rätſel.

Ich bin ein finſterer Geſell
Mit mürriſchem Geſichte,
Dem ſtets die Sonne ſcheint zu hell,
Der flieht vor ihrem Lichte.
Doch bricht herein die dunkle Nacht,
So freu' ich mich des Lebens
Ich gehe fröhlich auf die Jagd
Und niemals ganz vergebens.
Iſt's aber auch nur ſchädlich Vieh,
Was meiſt ich nehm' zur Beute,
Gelingen will es mir noch nie,
Daß mein ſich freu'n die Leute.
Mein freut ſich nur der Wilden Chor,
Doch nicht, wie ich geſchaffen,
Sie ſetzen erſt ein „R" mir vor
Und reih'n mich zu den Waffen.
Und war's zuvor nur ſchlimm Getier,
Das ich gebracht ums Leben,
Jetzt muß, geführt von blut'ger Gier,
Den Tod ich Menſchen geben.
Und mach ich's auch nicht gleich gar aus,
So muß ich doch verletzen
Und wirken, was du bringſt heraus,
Willſt du mir „B" vorſetzen.

10. Noch eins.

Lieſt du mich nach Chriſtenweiſe, links beginnend hin nach rechts,
Nenn' ich dir die hohe Gabe unſres menſchlichen Geſchlechts,
Welche uns geſtattet, andern mitzuteilen, was uns drückt,
Und mit andern zu genießen, was uns freuet und entzückt.
Aber wenn, nach Judenweiſe, du von rechts nach links mich lieſt,
Nenn' ich dir ein kleines Flüßchen, das in deutſchen Gauen fließt,
Und mit ſeinen kühlen Wellen rauſchet an der Stadt vorbei,
Die erniedrigt ſah vor Jahren die franzöſ'ſche Kaiſerei.

---

11. Altes Gold.

„Jeder Zeit ihr Recht"
Macht manchen armen Knecht,

ſagt eins unſerer guten Sprichwörter und will damit die wohl zu beherzigende Wahrheit ausſprechen, daß der ſehr leicht zum armen Manne wird, der jeder Zeit ihr Recht meint geben zu müſſen, indem er ſich jedesmal dem anbequemt, was als „zeitgemäß" gilt, jedesmal alles mitmacht, wozu gerade die Zeit Gelegenheit bietet, jedesmal das genießt, was die Zeit gerade zum Genuſſe bietet.

Ob jede Zeit das Recht hat, dies von denen, die in ihr leben, zu fordern; ob es in der That ihr Recht iſt, daß alles ſich nach den Sitten, Anſichten und Gewohnheiten richtet, die gerade in ihr herrſchen; ob es alſo für jeden eine Pflicht iſt, ſich zum Loſungsworte zu nehmen: „Jeder Zeit ihr Recht!" — das wollen wir hier nicht näher in Frage ziehen. Wir wollen als unſere Meinung nur das ausſprechen, daß für den Chriſten alle Zeit, die ihm gegeben wird, nur ein und dasſelbe Recht an ihn hat, nämlich zu erwarten und zu verlangen, daß er ſie dazu anwendet, wozu ſie ihm von Gott gegeben wird, zum Trachten nach dem, was droben iſt, zum Wachſen im Glauben und in der Gottſeligkeit, zum Jagen nach der

Heiligung, zum Kämpfen wider die Sünde, zum Ringen nach dem ewigen Leben.

Wenn aber das „Jeder Zeit ihr Recht!“ anders als in diesem Sinne verstanden wird, wenn ihm vielmehr der eingangs angeführte Sinn beigelegt wird, welch ein gefährliches Wort wird es dann, und wie richtig dann das, was das Sprichwort als seine Folge hinstellt.

Zum Exempel! Denke nur einmal: wenn deine Frau und Deine Tochter jeder Jahreszeit meinen ihr Recht geben zu müssen, indem sie jede für dieselbe aufgetauchte Mode mitmachen; wenn sie es für unabweisbar notwendig halten, außer dem Sommer- und Winterhut, außer dem Sommer- und Wintermäntelchen oder Mantel auch diese Bekleidungsstücke noch besonders für Frühjahr und Herbst zu besitzen: wie soll es dann mit deinem Einkommen gehen, falls dasselbe nicht ein überaus großes ist? Wo soll das Geld herkommen, um die Rechnungen der Schneiderinnen und Putzmacherinnen zu bezahlen?

Oder wenn der heiße Sommer herannaht und jedermann sich rüstet, in die Sommerfrische zu gehen, die heute zum Lebensbedürfnis geworden ist, und Du wolltest es dann auch ohne weiteres nach dem Sprüchlein halten „Jeder Zeit ihr Recht“ und mit Kind und Kegel hinausziehen und ein paar Monate oder auch nur Wochen an irgend einem berühmten oder unberühmten Luftkurort, oder gar in einer teuren Badestadt mit ihren geldbeutelschröpfenden Gasthäusern und Vergnügungen zubringen: wohin würdest Du kommen, wenn Du nicht ein steinreicher Mann bist?

Oder wenn Du für Dich selbst verlangen wolltest, daß Dein Tisch immer ganz der Jahreszeit gemäß bestellt sei und daß die besonderen Leckerbissen, welche die Jahreszeit bietet, darauf nicht fehlen: wie weit würde wohl dann das Wirtschaftsgeld Deiner Frau reichen?

Du würdest ganz sicher, wenn das „Jeder Zeit ihr Recht“ in diesem Sinne bei Dir zur Hausregel würde, nach längerer oder kürzerer Zeit sein, was das Sprichwort oben sagt: ein armer Mann, ja im vollen Sinne des Wortes ein armer Knecht, nämlich der eingerissenen Gewohnheit.

Und wie viel ärmer würdest Du noch werden, wenn

Du auch in dem Sinne meintest, jeder Zeit ihr Recht geben zu müssen, daß Du Dich den stets wechselnden Anschauungen der Zeit fügst, Dich ihnen mit Deinen eignen Ansichten anbequemst, ihnen zuliebe alles aufgiebst, was Du bisher für recht und gut gehalten hast! Was würde, frage Dich doch selbst, aus Dir werden, wenn Du dem herrschenden Zeitgeiste zuliebe heute den königstreuen und reichstreuen Mann herausbeißen wolltest, morgen dem fortschrittlichen Widerspruchsgeiste huldigtest oder gar mit der Sozialdemokratie liebäugeltest, wenn Du heute den ernsten Frommen, den fleißigen Kirchgänger zur Schau trügest, morgen den Freigeist, den Kirchenfeind, den lästernden Spötter machtest? Was würdest Du anders werden als ein verächtlicher Manteldreher, ein innerlich haltloser, dem Lügengeiste verfallener Mensch, der ja doch nicht anders könnte, wenn noch ein Fünkchen von Gewissen da ist, als sich selbst verabscheuen?

Wolltest Du aber einwenden, daß doch sogar in der heiligen Schrift die Mahnung stehe: „Schicket Euch in die Zeit!", so laß Dir sagen, daß dies nur eine etwas sehr mißverständliche Übersetzung ist, daß aber der eigentliche Sinn jener Mahnung in das Wort gefaßt sein sollte: „Kaufet die Zeit aus!", nützet sie also recht, und wozu anders als dazu, daß Ihr reif werdet für den Himmel, fest im Glauben, stark am inwendigen Menschen, reich an Früchten der Gerechtigkeit, die da bleiben ins ewige Leben!

Damit allein giebst Du Deiner Zeit, Deiner Vorbereitungs- und Gnadenzeit ihr gebührendes Recht.

---

12. Anekdote.

In der Schule zu M..... war heute die biblische Geschichte von David und Goliath an der Reihe und sollte nun, nachdem sie in der vorigen Stunde vom Lehrer vorerzählt und erklärt war, von den Schülern wiedererzählt werden.

Allein gestern war Sonntag gewesen und so herrliches Wetter, daß es sich viel besser draußen im Freien spielen

als daheim sitzen und lernen ließ. Es wollte darum durchaus nicht recht vorwärts mit dem Erzählen der Geschichte, obwohl dieselbe doch, wenigstens für ein frisches Bubenherz, unzweifelhaft eine der anziehendsten ist unter den biblischen Geschichten.

Der Geduldsfaden des Herrn Lehrer war schon aufs schärfste gespannt und nahe am Zerreißen, und so unpassend es auch ist, in der Religionsstunde den Stock zu gebrauchen, derselbe lag bereits in des Lehrers Hand, als das Fränzchen an die Reihe kam, zu erzählen.

Natürlich wußte mein Bürschchen nichts; denn er hatte weder gestern noch heute morgen vor der Schule seine biblische Geschichte zum Nachlesen und Lernen in der Hand gehabt.

„Also auch Du wieder nichts gelernt!" donnerte der Lehrer den kleinen Burschen an und nahte mit dem Stocke in der Hand.

Da sammelte Fränzchen hurtig seine Erinnerungen aus der vorigen Stunde und ruft dem Lehrer zitternd und stotternd entgegen, was ihm besonders an der Geschichte gefallen hatte und so ziemlich allein dem untreuen Gedächtnisse verblieben war:

„Bin ich denn ein Hund, daß Du mit einem Stecken zu mir kommst?" Ein wieherndes Gelächter der Schüler, in welches der Lehrer, er mag wollen oder nicht, miteinstimmen muß, rettet Fränzchen diesmal vor dem Stocke.

13. Der heimliche Schatz.

Weißt Du, lieber Leser, wo Drabshausen liegt? Wenn Du es nicht weißt, so wird Dir das Auffinden des Örtchens sehr schwer werden. Auf einer Landkarte brauchtest Du einmal gar nicht zu suchen, Du müßtest denn den richtigen Abschnitt einer Generalstabskarte haben, die bekanntlich jedes Dorf, jeden Weiler, jeden einzelnen Hof nachweist; aber eine solche ist ja doch nicht immer so ohne weiteres zur Hand.

Du würdest aber auch zwei bis drei Stunden im

nächsten Umkreise desselben vergeblich nach Drabshausen fragen; denn unter diesem seinem allerdings ihm zukommenden Namen kennen das Dörfchen höchstens der Bürgermeister und Rentmeister aus ihren Listen, der Steuerbote und Gerichtsvollzieher von ihren regelmäßigen amtlichen Gängen dorthin, vielleicht auch noch der Förster von den zahlreichen Haussuchungen her, die er dort nach gestohlenem Holze oder gefreveltem Wild anstellen muß.

Wenn Du aber nach „Schnapshausen" fragst, so kann Dir jedes Kind den Weg weisen. Denn unter diesem Namen ist es weit und breit bekannt, das Dörfchen mitten in dem großen Staatsforste mit seinen etwa zehn Häusern und ebensovielen mit Stroh und Ginster gedeckten Hütten.

Ob es diesen Namen aber auch wirklich verdient? Du wirst nicht mehr so fragen, wenn ich Dir berichte, daß in diesem Dörfchen nur drei Wirtshäuser sind, und daß die Besitzer dieser Wirtshäuser es allein zu einigem Wohlstande gebracht haben und seßhafte Leute sind, die jahraus, jahrein in ihren vier Pfählen bleiben.

Denn was sonst das Dörfchen an männlichen Personen beherbergt, das sind fast durchweg im Sommer Musikanten, im Winter aber, wenn es mit den Kirchweihen ein Ende hat, Holz- und Wilddiebe, oder umherziehende Bettler. Sie betteln allerdings nicht geradezu, sondern tragen in möglichst zerlumpten, von der tiefsten Armut redenden Kleidern ein paar Besen oder Rechen oder eine Kiepe voll Kochlöffel und anderen kleinen Holzwaren, alles aus gestohlenem Holze gefertigt, im Lande umher, fordern aber für ihre Waren Preise, die ihnen niemand bezahlen mag, und können darum eine nicht zu schwere Last ihrer Kunsterzeugnisse den ganzen Winter über nach Gefallen spazieren tragen als Deckmantel ihrer Bettelei.

Daß sie, wenn sie von solcher schweren Wanderschaft heimkommen, Durst haben, einen so gründlichen Durst, wie ihn nur eine richtige Musikantenkehle haben kann, versteht sich von selbst, und wozu bezahlen denn die drei Wirte ihre Gewerbesteuer, wenn man ihnen nicht die erbettelten Pfennige und Groschen, soviele noch glücklich heimgekommen sind, zu verdienen giebt?

Laufen aber im Winter ein paar Hasen oder gar

Rehe in die gelegten Schlingen, und die Herren Wirte sind behilflich, dieselben in der nächsten Stadt heimlich an den Mann zu bringen, was ist dann wieder selbstverständlicher, als daß man sich dafür erkenntlich beweist und den größten Teil des erlösten Geldes, wenn nicht alles, an ihren guten Schnaps wendet? Für Weib und Kinder zu sorgen, ist ja nicht nötig; denn die sorgen selbst für sich, indem sie mit dem Bettelkorbe oder Bettelsacke alle erreichbaren Dörfer der ganzen Umgegend heimsuchen.

Doch sagen wir nicht zuviel! Es giebt auch in Schnapshausen Ausnahmen von der Regel, freilich nur so wenige, daß man sie an den Fingern der einen Hand herzählen kann.

Das waren ein paar Holzhauer, die in dem großen Forste ihre regelmäßige Arbeit hatten, im Winter beim Holzfällen, in den anderen Jahreszeiten bei den Kulturen und Wegearbeiten, und die sich, um näher bei ihrer Arbeitsstätte zu sein, aus weiter abgelegenen Dörfern hierher in das kleine Walddörfchen gesetzt hatten.

Dort zu einer Wohnung zu kommen, war nicht schwer. In der Regel stand eines oder das andere der Häuser feil, oder war dem Gerichtsvollzieher verfallen, und man konnte es bei eintretendem Zwangsverkaufe um billigen Preis erstehen, da im Dörfchen selbst sich kaum ein zahlungsfähiger Ansteigerer fand, von außen her aber niemand in dem verrufenen Schnapshausen ansässig werden mochte, wenn ihn nicht, wie jene Holzhauer, ein besonderes Interesse dazu veranlaßte.

Daß diese Holzhauer im Vergleiche mit den übrigen Schnapshausenern lauter Tugendmuster gewesen wären, daß sie nicht ebenso gern wie die lieben Mitbürger in einem der Wirtshäuser gesessen und sich am Schnapse gütlich gethan hätten, läßt sich nun freilich nicht gerade behaupten. Allein, der Förster, welcher sie beschäftigte, war ein äußerst strenger Mann und besonders kurz angebunden gegen alles, was mit dem verhaßten Holz- und Wilddiebsneste zusammenhing. Das wußten die Herren Holzhauer und nahmen sich deshalb, wenn es ihnen auch noch so hart anging, sehr zusammen, daß sie nicht nach Fusel dufteten, wenn sie in den Wald kamen, oder gar noch halbbetrunken

an die Arbeit gingen. Denn das konnte, wie man von naheliegenden Exempeln wußte, leicht dazu führen, daß auf der Stelle die Arbeit gekündigt wurde.

Nur einer war unter den Holzhauern, den man unbedenklich auch von jedem Gelüste freisprechen durfte, es seinen lieben Dorfgenossen im Schnapstrinken und Faullenzen gleichzuthun. Das war der Friedrich Bandel, kurzweg der Bandelfrieder genannt, der in dem letzten Häuschen an der in den Forst führenden Straße wohnte, auch äußerlich von seinen Mitbürgern ziemlich abgesondert. Er hatte eine Frau und einen zwölfjährigen Knaben.

Ob er immer ein so fleißiger und nüchterner Mann gewesen war wie jetzt, oder ob ihn seine gute fromme Frau erst auf den geraden Weg gebracht hatte, wissen wir nicht. Genug, er war auf diesem Wege, und alle Versuche der guten Freunde und getreuen Nachbarn, ihn von demselben abzubringen, waren vergeblich. Er hielt sich allen Spöttereien und Anzüglichkeiten gegenüber wacker, und wenn er am Abende müde aus dem Walde heimkam, suchte und fand er die beste Erholung bei Weib und Kind, ohne das mindeste Verlangen nach dem Wirtshause zu verspüren.

Aus einem Nachbardorfe herstammend, in welchem er eine gute Schule gehabt hatte, war er ganz wohl befähigt, seinem Fritz bei seinen Schularbeiten behilflich zu sein, ja selber den Lehrer zu machen, wenn böses Wetter im Sommer, oder tiefer Schnee im Winter den Gang nach dem größeren, etwa Dreiviertelstunden entfernten Dorfe unmöglich machten, in dessen Schule die Drabshausener Kinder eingeschult waren.

Wenn die Schularbeiten beendigt waren, so gaben sich Vater und Sohn ans Schnitzen von Holzwaren, für welche der Förster gerne gegen Taxe geeignetes Holz hergab, und die der Krämer in der Stadt ebenso gern kaufte, da sie stets hübsch und sauber gearbeitet waren. Ein frommer Abendsegen aus dem Starkebuch beschloß jedes Tagewerk.

So hätte der Bandelfrieder ganz gut vorankommen können, wenn nur eins nicht gewesen wäre: die Kränklichkeit seiner Frau. Aber die verschlang außer dem Nebenverdienste von den Holzwaren auch noch ein gutes Stück

des Holzhauerlohnes, da der Arzt, den Frau Bandel oft bedurfte, jedesmal weither kommen mußte, und die Arzeneien, welche er verschrieb, sehr teuer waren.

Und hätten sie nur etwas geholfen! Aber Frau Bandel wurde immer schwächer und schwächer und eines Tages, als ihr Mann aus dem Walde heimkam, war sie, selbst für Fritz unvermerkt, eingeschlafen, um hier nicht mehr zu erwachen.

Große Teilnahme fand der tiefgebeugte Mann im Dörfchen nicht. Verübelte man es ihm schon, daß er seinen eigenen Weg ging und das Wirtshausleben verschmähte, so hatte man ihn auch überdies in Verdacht genommen, daß er dem Förster gelegentlich Winke gebe über Holzdiebstähle, die geschehen waren, oder über Hasen und Rehe, die, ohne ehrlich geschossen zu sein, den Weg ins Dörfchen gefunden hatten. Die oft sehr überraschend kommenden Haussuchungen des Försters legte man ihm zur Last.

Als er einen der Wirte, welcher ein Pferd besaß, das einzige im Dorfe, bat, daß er gegen dankbare Bezahlung sein Fuhrwerk herleihen möge, um den Sarg nach dem Kirchdorfe zu fahren, erhielt er eine abschlägliche Antwort und war genötigt, sich aus dem Kirchdorfe ein Fuhrwerk herzubestellen. Außer den anderen Holzhauern und dem Förster, der die Verstorbene gekannt und hoch geachtet hatte, fand es auch niemand nötig, der Leiche das letzte Geleite zu geben. Denn Frau Bandel war wegen ihres „aparten Wesens" im Dorfe nicht weniger unbeliebt gewesen als ihr Mann es war.

Glücklicherweise hatte der jetzt dreizehnjährige Fritz, weil die Mutter sehr oft hatte zu Bette liegen müssen, wohl oder übel etwas kochen lernen gemußt, und da er wegen der obwaltenden traurigen Umstände vom Schulbesuche befreit wurde, so konnte das Hauswesen Bandels weiter gehen, wenn die Frau eines der anderen Holzhauer, die sich dazu erbot, je und dann kam, um nach dem Rechten zu sehen.

Allein, lange sollte es nicht so fortgehen. Etwa zwei Monate nach dem Tode seiner Frau wurde eines Tages Bandel tot aus dem Walde heimgebracht. Der Ast eines umgehauenen Stammes hatte ihn im Fallen erschlagen.

Da war denn der arme Fritz eine Waise, und zwar eine vermögens- und obdachlose Waise. Denn Bandel hatte in dem Häuschen, das er bewohnte, nur zur Miete gesessen, da es ihm bei allem Fleiße und bei aller Sparsamkeit nicht hatte gelingen wollen, dasselbe als Eigentum zu erwerben. Was aber von Hausrat vorhanden war, ging völlig drauf für die Beerdigungskosten, sowie für die rückständige Schuld an den Arzt und den Apotheker.

In Drabshausen herrschte damals noch die schöne Sitte, daß die Gemeinde, wenn sie für ein verwaistes Kind zu sorgen genötigt war, die Unterhaltung desselben an denjenigen übergab, der dafür am wenigsten von ihr forderte. Ob der Betreffende auch wirklich imstande war, das überwiesene Kind zu unterhalten nicht nur, sondern auch zu erziehen; ob er dasselbe nicht vielleicht nur deshalb übernahm, um aus seiner Arbeit oder aus seiner Bettelei für sich selbst Nutzen zu ziehen: darnach wurde nicht gefragt. Mit den paar Thalern, die sie an den Pflegevater auszahlte, glaubte sich die Gemeinde von jeder weiteren Verpflichtung gegenüber dem Waisenkinde losgekauft zu haben.

So geschah es denn auch mit unserem Fritz Bandel, und es war noch ein Glück für ihn, daß einer der Holzhauer, der mit seinem Vater am besten gestanden hatte, und nicht einer von der liederlichen Musikanten- und Bettlersorte, der Mindestfordernde blieb. So wurde Fritz wenigstens vor dem traurigen Lose bewahrt, mit dem Bettelsacke die Umgegend durchziehen zu müssen, wie der größere Teil der Drabshausener Kinder.

Aber gehörig arbeiten mußte er; denn seine Pflegeeltern waren blutarme Leute, bei denen der Holzhauerlohn nur so eben von der Hand bis zum Munde reichte. Gab es im Walde irgend etwas zu thun, was seinem Alter und seinen Kräften entsprach, wie z. B. das Aufsetzen der gerissenen Holzscheite, oder die leichteren Arbeiten bei Anlegung von neuen Kulturen oder bei Ausbesserung der Holzabfuhrwege, so nahm ihn der Pflegevater stets mit in den Wald und erzielte dadurch einen erhöhten Tagelohn. Gab es aber im Walde keine für ihn entsprechende Arbeit oder machte überhaupt das Wetter jede Arbeit im Walde

unmöglich, so mußte Fritz die im Elternhause gewonnene Fertigkeit üben, allerlei Holzwaren zu schnitzen und auf diese Weise den ausgebliebenen Tagelohn ersetzen helfen.

Wieder einmal saß er bei solcher Arbeit und hatte schon eine ganze Zahl hölzerner Kochlöffel fertig vor sich liegen, als der Schreinermeister Melling aus der Stadt ins Zimmer trat, um den Holzhauer wegen Nutzholzes, das er ansteigern wollte, zu befragen. Als er erfahren hatte, was er wissen wollte, blieb er, weil ihn der Gang ermüdet hatte, noch eine Weile sitzen und schaute Fritz bei seiner Arbeit zu.

„Hört einmal, Feldhoff," begann er plötzlich, „Ihr könntet mir den Jungen da als Lehrling geben. Ich suche gerade einen solchen, und, wie mir scheint, hat das Bürschlein Geschick und könnte einmal ein tüchtiger Schreiner werden."

Fritz schaute bei diesem Anerbieten hoch auf, offenbar von dem Wunsche beseelt, der Pflegevater möge es annehmen und „ja" sagen.

„Das wäre schon gut," antwortete Feldhoff, „und ich wollte dem Fritz schon um seiner braven Eltern willen auch gerne gönnen, daß er ein Handwerk lernte, aber woher das Lehrgeld nehmen? Die lumpigen paar Thaler, die ich von der Gemeinde bekomme, würden dafür nicht reichen, sie reichen jetzt kaum, den Jungen mit Kleidern und Schuhwerk zu versehen, und wenn er nicht selbst schon ein wenig verdienen hülfe, könnte ich ihn unmöglich für das wenige Geld halten".

„Darüber macht Euch keine Sorge!" erwiderte der Schreinermeister. „Er kann ja, wenn er ausgelernt hat, für das Lehrgeld zwei Jahre ohne Lohn als Geselle bei mir arbeiten. Ich gebe ihm dann Kost und Logis, und Ihr habt nur für Schuhe und Kleider zu sorgen, wovon er aber bei mir lange nicht soviel brauchen würde als hier bei der Arbeit im Walde. Was meinst denn Du, Fritz? Hättest Du wohl Lust, das Schreinerhandwerk zu erlernen?"

„Gewiß!" rief Fritz mit strahlenden Augen. „Das wäre mein höchster Wunsch!"

„Hört Ihr's, Feldhoff! Nun so besinnt Euch, ob es nicht besser für den Fritz wäre, er lernte auf so billige Art ein schönes Handwerk, als daß er zeitlebens wie Ihr Taglöhner bleiben müßte und auf dem Trockenen säße, so oft es wie heute keine Arbeit im Walde giebt. Oder wollt

Ihr ihn am Ende auch Musikant werden lassen, daß er mit den liederlichen Gesellen hier auf den Kirchweihen umherzieht und den schönen Namen „Schnapshausener“ auch für sich erntet?“

„Da sei Gott vor!“ rief Feldhoff. „Seine Eltern würden sich noch im Grabe umkehren, wenn ich ihn auf solche Wege kommen ließe! Schon seinem Vater zu Liebe, der mir durch seine Fürsprache beim Förster zum Brote verholfen hat, möchte ich das nicht thun. Nun ja, ich will mir den Vorschlag überlegen und auch mit dem Ortsvorsteher sprechen, den ich ja doch erst befragen muß.“

„Nun gut!“ sagte Meister Melling. „Überlegt es Euch, und wenn alles klappt, so bringt mir nur am nächsten Sonntage den Jungen in die Stadt. Bis dahin will ich warten, ehe ich einen anderen Lehrbuben nehme.“

Als er sich entfernt hatte, legte sich Fritz bei seinem Pflegevater aufs Bitten und erlangte von demselben, daß er sofort zum Ortsvorsteher ging, mit diesem die Sache zu besprechen.

Von dort kam Feldhoff mit gutem Bescheide heim, und wenn er auch nicht erlangt hatte, was er gefordert, daß die Gemeinde etwas an Lehrgeld bezahle, damit Fritz nicht zwei Jahre umsonst als Geselle arbeiten müsse, so hatte er doch die Zusicherung erhalten, daß das bisher gezahlte Pflegegeld noch während der ganzen Lehrzeit aus der Gemeindekasse fortbezahlt werden solle.

Am nächsten Sonntage wanderte denn nun Fritz hocherfreut mit seinem Pflegevater in die Stadt und trat beim Meister Melling als Lehrling ein.

Daß er es da besonders gut bekam, konnte man nicht behaupten.

Melling war zwar ein tüchtiger Schreiner, bei dem ein Junge etwas Rechtes lernen konnte, aber damit war auch die Reihe der Tugenden schon zu Ende, die man bei ihm hätte suchen wollen. Denn von Fleiß war nicht viel bei ihm zu rühmen. Er ging am liebsten in der Stadt umher, Arbeit zu suchen, wie er behauptete, glaubte die aber am sichersten zu finden, wenn er sich mit den Wirten gut hielte, die ihn dann bei ihren Gästen empfehlen würden. Von Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit bei Ablieferung der

bestellten Arbeiten war auch nicht viel bei ihm zu rühmen. Er verstand es, die Leute hinzuhalten und zu belügen, daß es eine Art hatte. Am wenigsten Rühmens war aber von seinem Hauswesen zu machen, da dasselbe ein durch und durch verlottertes war. Es wurde, da er Witwer war, von seiner achtzehnjährigen Tochter geführt. Allein diese that nichts lieber, als mit den Nachbarinnen zu schwatzen unter dem Vorwande, sie müsse sich bei ihnen über dieses und jenes Rat holen. So kam es nicht selten, daß das Mittagessen erst auf den Tisch kam, wenn es schon für die beiden jüngeren Geschwister zur Schule läutete, und daß diese dann heulend und schimpfend ohne Mittagessen forttrollen mußten. Was aber für den fromm und gottesfürchtig erzogenen Fritz das Schlimmste war: von Gebet und Gottes Wort war gar keine Rede im Hause, und wenn auch die Arbeit gar nicht drängte, mußte doch an jeden Sonntagmorgen gearbeitet werden, oder aber Fritz mußte die Werkstätte aufräumen und reinigen, so daß er fast nie in die Kirche kam.

Meister Melling hatte aber den richtigen Blick gehabt, als er dem Fritz Geschick für das Schreinerhandwerk ansehen wollte. Er besaß solches in der That und außerdem, was ebenso wichtig war, auch Lust und Liebe zu dem Handwerke. Meister Melling brauchte ihm in der Regel nur einmal etwas zu zeigen, so begriff er es und arbeitete dann mit einem Eifer und einer Genauigkeit und Sorgfalt, die den Meister schon jetzt schmunzelnd berechnen ließen, welchen Vorteil er haben würde, wenn Fritz zwei Jahre ohne Lohn als Geselle bei ihm arbeitete.

Eines Tages wurde Meister Melling zu dem reichen Herrn Stillich gerufen, der den sogenannten Kreuzherrnhof bewohnte.

Es war dies ein uraltes Gebäude von jener festen, soliden Bauart, wie man sie vor Zeiten liebte und die für Jahrhunderte Dauer versprach. Auch die innere Einrichtung zeigte noch ganz die Gewohnheiten und Formen einer längst vergangenen Zeit, ohne jedoch erst neuerdings entstanden zu sein und der jetzt zur Mode gewordenen sonderbaren Liebhaberei für altertümliche Formen und Geräte ihren Ursprung zu verdanken.

Gewaltige, bis an die Zimmerdecke reichende Schränke, welche in der Breite halbe Wände der großen Räume einnahmen und größtenteils mit dem kostbarsten Schnitzwerke geziert waren, massive eichene Tische, die inmitten der Zimmer standen, umstellt von derben Stühlen mit hoher Rücklehne aus derselben Holzart, bildeten eine Einrichtung, über welche ein Altertumsfreund in Entzücken geraten konnte und welche heutzutage bei einer Versteigerung mit enormen Preisen bezahlt werden würde.

Der Vater des jetzigen Hausbesitzers, der alte Kommerzienrat Stillich, hatte sich von dieser Einrichtung, die so gut zu dem altertümlichen Gebäude paßte, nicht trennen wollen, obschon ihm seine Mittel erlaubt hätten, ohne Bedenken das ganze große Haus mit den kostbarsten, dem herrschenden Geschmacke entsprechenden Möbeln zu versehen. Denn er hatte ein ausgedehntes Bankgeschäft, dessen jährlich wachsende Einnahmen ebenso sicher waren, wie die Räume, in welchen das Geschäft betrieben wurde, und die das ganze Erdgeschoß des Kreuzherrnhofes einnahmen, geschützt durch starke Thüren aus Eichenholz, die mit dicken kunstvollen Beschlägen von Eisen versehen waren, sowie durch weitbauchige dicke Eisenstäbe, welche die Fenster vergitterten und dem Tageslichte den Zutritt in die Zimmer nicht wenig erschwerten.

Aber Herr Stillich hatte den Kreuzherrnhof so, wie er inwendig und auswendig war, schon vom Vater und Großvater her überkommen, und da Gott der Herr ihn und seine längst verstorbene Frau in diesen Räumen ein glückliches reich gesegnetes Leben hatte führen lassen, konnte er sich nicht entschließen, dem Zeitgeschmacke das Opfer zu bringen, daß er große Veränderungen vornehmen ließ.

„Wenn ich einmal die Augen geschlossen habe," pflegte der alte ehrwürdige Herr zu sagen, wenn ihn seine Kinder bestürmten, „dann mögt Ihr meinethalben ändern, soviel Ihr wollt. Aber für meine letzten Tage will ich es in meinem Hause so sehen, wie es bei meinen Eltern und Großeltern ausgesehen hat, und wie es auch Eurer guten Mutter immer recht gewesen ist".

Der ehrwürdige Mann schloß auch bald die Augen

und hinterließ Haus und Geschäft seinem einzigen Sohne, dem jetzigen Besitzer.

Nun war's aber zu Ende mit der Altertümlichkeit des Kreuzherrnhofs bezüglich seiner inneren Einrichtung. Denn Matthias Stillich, dessen beide Schwestern bereits verheiratet waren, wollte sich nicht mehr mit der alten Haushälterin begnügen, welche bisher das Hauswesen für Vater und Sohn geführt hatte, nachdem die beiden Schwestern aus dem Hause geschieden waren, und welche auch ein altes Erbstück in der Familie war, gleich den von ihr besonders geschätzten und deshalb auch stets mit blinkendem Messingbeschlag geschmückten Schränken. Er gedachte vielmehr, die alte treue Dienerin, welche ihn selbst noch auf den Armen getragen hatte, mit einem reichlichen Ruhegehalte zu entlassen und dafür eine junge Frau in das Haus zu führen, für welchen angenehmen Posten er bereits die rechte Persönlichkeit ausgesucht und sich gesichert hatte.

Aber konnte er einer jungen Frau zumuten, sich in die altertümlich ausgestatteten Räume und unter die vorsintflutlichen Möbel des Kreuzherrnhofes einführen zu lassen? Oder konnte er verlangen, daß der Hausrat, den sie mitbrächte, von der Art sein müsse, daß er in diese Räume und zu diesen Möbeln einigermaßen passe? Es wäre lächerlich gewesen, daran nur zu denken.

Da hieß es denn wegschaffen, was nicht mehr zeitgemäß war, und umändern, was zu der erwarteten Ausstattung nicht passen wollte. Die Geschäftsräume im Erdgeschosse, wohin ja die junge Frau niemals oder doch nur sehr selten kommen würde, sollten bleiben, wie sie waren. Auch das Wohn- und Schlafzimmer des verstorbenen Vaters wollte Herr Stillich aus Ehrfurcht vor dem Geschmack und Wunsche des Heimgegangenen unverändert lassen. Aber alle anderen Räume des großen Hauses mußten sich eine durchgreifende Umänderung gefallen lassen.

Vor allem mußten die Ungeheuer von Schränken fortgeschafft werden, die fast alle niet- und nagelfest an den Wänden aufgestellt und wohl seit mehr als einem Menschenalter nicht mehr von ihrer Stelle gekommen waren.

Für diese Arbeit nun wurde Meister Melling bestellt.

Herr Stillich mochte wohl hoffen, sich mit der Arbeit des Meisters für die rückständigen Zinsen eines kleinen Kapitals bezahlt machen zu können, welches sein Vater dem Meister geliehen hatte. Und da dieser solche geheime Hoffnung ahnen mochte und voraussehen, daß er keinen baren Lohn erhalten werde, so folgte er ziemlich unwillig dem Rufe in den Kreuzherrnhof. Nur die Befürchtung, daß ihm der Sohn das schuldige Kapital kündigen werde, wenn er nicht Folge leistete, bewogen ihn, von Entschuldigungen und Ausreden, die er sich in ähnlichen Fällen unbedenklich gestattete, hier keinen Gebrauch zu machen.

Fritz mußte natürlich mitgehen, da sich der Meister bei den großen Möbeln allein nicht zu helfen gewußt hätte und ein ordentlicher Geselle schon lange nicht mehr in seine Werkstätte gekommen war.

Außer einigen anderen kleinen Arbeiten, die zu machen waren, handelte es sich besonders um das Wegschaffen eines der großen Schränke, den Herr Stillich sorgfältig abgebrochen haben wollte, weil derselbe mit dem zierlichsten Schnitzwerke geschmückt war.

Den Mittelpfosten der Vorderwand, auf welchen die beiden großen Flügelthüren aufschlugen, bildete der Paradiesesbaum mit um den Stamm geringelter Schlange. Seine Äste breiteten sich über die beiden Flügelthüren aus und zeigten reichliche Früchte. Auf den Füllungen der beiden Thüren aber war links Eva, rechts Adam in halb erhabener Arbeit zu sehen, die sich die Hände entgegenstreckten, Eva, um die verbotene Frucht darzureichen, Adam, um sie zu empfangen, und der Kopf der Schlange schaute lustig und listig aus den Zweigen oben auf den verhängnisvollen Schenkungsakt hernieder.

Die wirklich äußerst sauber und fein ausgeführte Schnitzarbeit hätte es wohl verdient, daß der Schrank als Zierrat an seiner Stelle im Zimmer gelassen worden wäre. Allein Herr Stillich hatte gerade für den Platz, welchen er einnahm, ein anderes modernes Möbel bestimmt, das sonst nicht wohl angebracht werden konnte, und so mußte trotz seines biblischen Schmuckes der ehrwürdige Kastenpatriarch die Stelle räumen.

Als unter beständiger Aufsicht des Hausherrn, der

den Schrank anderswo wieder aufstellen lassen wollte, alles glücklich niedergebracht war, und nur die an der Zimmerwand befestigte schmucklose Rückseite mehr abzubrechen blieb, bei der es auf einen kleinen Schaden nicht so besonders ankam, entfernte sich Herr Stillich und gab Meister Melling Gelegenheit, seinem verhaltenen Ärger endlich Luft zu machen über den Staub, den man bei dem alten Gerümpel einschlucken müsse, und gegen den noch nicht einmal ein Trunk gereicht würde.

Mit ziemlich derben, wenig schonungsvollen Schlägen wurde nun auch noch die Rückwand des Schrankes losgemacht. Als sich aber der Staub, welcher sich im Laufe der Jahre massenhaft hinter derselben festgesetzt hatte und nun aus seiner langjährigen Ruhe aufgestört war, etwas verzogen hatte, zeigte sich in der nun bloßgelegten Zimmerwand eine viereckige Stelle, die durch ihre verschiedene Färbung von ihrer ganzen Umgebung sichtbar abstach. Als Meister Melling mit dem Hammer dagegen klopfte, klang es hohl.

„Ei, ei!“ sagte er, „da ist am Ende ein Schatz verborgen. Wollen mal untersuchen.“

Bei genauerer Besichtigung zeigte es sich, daß die Stelle mit einem dicken Brette zugeschlagen war, und als Meister Melling dasselbe abgebrochen hatte, kam in der dahinter verborgenen Höhlung ein eiserner Topf zum Vorschein.

„Wahrhaftig, ein Schatz!“ sagte leise der Meister, als er beim Lüften des Topfes spürte, daß derselbe schwer war. „Nun aber stille, Fritz, den wollen wir für uns beide heben.“

Verwundert schaute Fritz auf, sagte aber nichts und half den Topf herausheben. Er war fast bis zum Rande mit Rollen angefüllt, und da bei einzelnen derselben die Papierumhüllung durch Feuchtigkeit und Moder mürbe geworden war, blinkte da und dort Silber hervor.

„Fritz, Fritz!“ jubelte in gedämpftem Tone der Meister, „jetzt sind wir gemachte Leute. Den sechsten Teil von diesem vielen Gelde sollst Du haben, wenn Du reinen Mund hältst und gegen niemand etwas von dem Funde verlauten lässest. Ich verzinse Dir dann das Geld, bis

Du ausgelernt haſt, und Du kannſt Dich dann ſogleich als Meiſter ſetzen und mit Deinem Kapitale Dein Geſchäft anfangen."

„Aber, Meiſter," entgegnete jetzt Fritz, der anfangs

beim Anblick des vielen Geldes wie erstarrt dagestanden hatte, nun aber bei den Worten des Meisters zu sich kam und heftig erschrak, „das Geld gehört doch nicht uns, sondern Herrn Stillich!"

„Willst Du stille sein, Bube!" rief lauter, als er wohl gewollt hatte, der Meister. „Wenn Du noch ein Wort sagst, schlage ich Dir den Hammer auf den Kopf! Herr Stillich hat Geld genug und kann dieses, von dem er ja gar nichts weiß, wohl entbehren. Ich werde kein Narr sein, ihm etwas davon zu sagen und mein Glück mit Füßen von mir zu stoßen. Also hörst Du, der sechste Teil des Geldes ist Dein, wenn auch Du stille bist; läßt Du aber etwas verlauten, dann gnade dir Gott! Und nun hilf mir, den Topf dort unter den alten Brettern zu verstecken, bis wir ihn heute abend, wenn es dunkel ist, in dem Geschirrkasten heimtragen können."

„Nein, nein, Meister! Ich will nichts damit zu thun haben!" rief Fritz ängstlich, „das wäre ja gestohlen!"

Mit unheimlich blitzenden Augen sah ihn der Meister an und rückte ihm auf den Leib, als wolle er die vorhin ausgesprochene Drohung wahr machen, so daß Fritz bebend vor ihm zurückwich.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Herr Stillich trat ein. Er hatte sich ohne Wissen des Meisters im Nebenzimmer aufgehalten und konnte, wenn er durch die heftigen Worte Mellings aufmerksam gemacht worden war und gelauscht hatte, recht wohl die ganze Unterredung zwischen Meister und Lehrjungen angehört haben.

Ein Blick auf den Topf und die Öffnung in der Zimmerwand sagte ihm ohnehin genug, und nicht minder auch das von Grimm verzerrte Gesicht des Meisters, sowie das ängstlich dreinschauende des Knaben.

„Sie haben da etwas gefunden," sagte er ruhig, „was mir gehört. Lassen Sie den Topf einstweilen ruhig hier stehen, ich werde ihn nachher in Sicherheit bringen. Sie sind ja aber, wie ich sehe, nun hier fertig, denn die alten Bretter können meine Dienstboten wegtragen. Schicken Sie mir morgen Ihre Rechnung über das, was Sie hier

gearbeitet haben, ich habe vorläufig nichts mehr für Sie zu thun."

Vor Wut bebend fing Melling an, sein Handwerkszeug zusammenzusuchen, versetzte aber dabei dem noch immer zitternd dastehenden Fritz einen so heftigen Stoß, daß derselbe unsanft gegen die Wand fuhr.

„Willst Du heilen, faule Kröte!" zischte er ihm zu. „Was stehst Du da wie ein Ölgötze?"

Herr Stillich schwieg dazu. Als aber das Geräte im Kasten war, und der Meister nun Fritz zuherrschte: „Marsch, Bursche, daß wir hier fortkommen!", da sagte er ruhig:

„Der Junge bleibt hier! Sollten Sie Einwendungen dagegen zu machen haben, so werde ich Ihnen die Gründe, aus welchen ich Fritz hier behalte, vor Gericht auseinandersetzen. Verstehen Sie mich?"

Da blitzte das Auge des Meisters auf, als sollten seine Blicke Herrn Stillich durchbohren.

„Das wollen wir doch einmal sehen!" rief er, und seine Hand schien nach dem Beile im Kasten greifen zu wollen.

„Der Knabe bleibt hier!" donnerte jetzt Herr Stillich, seine kräftige Gestalt hoch aufrichtend. „Sie aber machen sich so schleunig wie möglich aus meinem Hause, das Sie nicht wieder betreten! Vor Gericht können Sie mich finden!"

Jetzt ging Melling. Vor solchem Tone mochte ihm doch die Überlegung gekommen sein, daß er Stillichs Schuldner sei, und daß der ihn also in seiner Hand habe. Aber Segenswünsche für den Hausherrn waren es sicher nicht, was er knurrend in den Bart murmelte.

Fritz sollte nun erzählen, wie der Topf gefunden worden und alles zugegangen sei. Aber er zitterte noch immer so heftig, daß er kaum ein Wort hervorzubringen imstande war und daß Herr Stillich ihn erst mit freundlichen Worten beruhigen mußte, ehe er alles erzählen konnte.

„Wir ahnten," sagte er, als dieser fertig war, „daß mein Großvater im siebenjährigen Kriege eine bedeutende Summe Geldes vor den Kroaten und Panduren in Sicherheit gebracht haben müsse. Aus den Büchern war das deutlich zu ersehen. Aber da er während des Krieges plötzlich starb, konnte er meinem Vater den Ort, wo er

das Geld versteckt hatte, nicht mehr angeben. Dieser suchte vergeblich das ganze Haus danach aus. Daß es hinter dem großen Schranke verborgen sein könne, fiel niemand ein, da derselbe so stark an der Wand befestigt war."

„Du bist aber ein braver, ehrlicher Junge," fuhr er fort, „daß Du den bösen Einflüsterungen Deines Meisters kein Gehör geben wolltest, und es soll Dein Schaden nicht sein. Ich werde mich Deiner annehmen und für Dich sorgen; denn zu Melling darfst Du nicht mehr zurück, Du wärest dort am Ende Deines Lebens nicht sicher. Hast Du noch Deine Eltern?"

„Ach nein!" klagte Fritz. „Die sind beide gestorben, und ich habe niemand mehr in der Welt, der sich um mich kümmert! Sonst wäre ich schon längst aus dem Hause des Meisters fortgelaufen. Denn, wie es da zugeht, das bin ich von meinen guten Eltern her nicht gewöhnt!"

„Um so mehr werde ich für Dich sorgen, wenn Du so brav und ehrlich bleiben willst," sagte gerührt Herr Stillich und reichte Fritz die Hand hin, in welche derselbe freudig die seinige legte mit der Versicherung, die seine ehrlichen Augen bestätigten:

„Ja, das will ich!"

Die anfängliche Befürchtung, Meister Melling werde Fritz durch das Gericht zu sich zurückholen lassen, bestätigte sich nicht, obwohl Herr Stillich länger als zwei Monate darauf gewartet hatte.

Während dieser Zeit ließ er Fritz durch einen Lehrer Privatunterricht im Hause geben, da er sich nicht getraute, den Knaben hinauszuschicken, weil er sonst in Mellings Hände geraten konnte.

Mit Freude hörte er von dem Lehrer, daß Fritz prächtige Anlagen habe und besonders viel Talent zum Zeichnen beweise. Gerade das letztere bestimmte ihn denn auch, von seinem ursprünglichen Vorhaben abzustehen, welches dahin ging, Fritz in seinem Geschäfte zu behalten und ihn zum Kaufmann auszubilden.

„Mit der schönen Anlage zum Zeichnen," dachte er, „kann auch ein tüchtiger Kunstschreiner aus ihm werden," und freute sich, als Fritz, deshalb befragt, den dringenden

Wunsch aussprach, bei seinem ihm liebgewordenen Handwerke bleiben zu dürfen.

Mit allem Nötigen wohl ausgerüstet, brachte ihn Herr Stillich selber in die Hauptstadt der Provinz, wo seine Schwester verheiratet war, und gab ihn dort dem ersten Kunsttischreiner in die Lehre, indem er zugleich seinen Schützling dem Wohlwollen seiner Schwester angelegentlich empfahl.

Fritz erwies sich bei dem neuen Meister so gelehrig und anstellig, daß derselbe seine helle Freude an ihm hatte und sich, wie er es auch Herrn Stillich für das reiche Lehrgeld, das dieser gab, versprochen hatte, seine Ausbildung ganz besonders angelegen sein ließ.

Nach drei Jahren, in denen er zu einem hübschen, kräftigen Burschen herangewachsen war, machte er ein Gesellenstück, wie es noch selten ein Lehrbube zu stande gebracht hatte, und auf Grund dessen er förmlich zum Gesellen aufgedingt wurde. Seine Arbeit aber, ein feines Schmuckkästchen mit eingelegten Figuren, verehrte er unter Zustimmung seines Meisters der Schwester des Herrn Stillich, die wahrhaft mütterlich für ihn gesorgt und ihn stets mit allem Nötigen versehen hatte.

Da es ihm im Hause seines Meisters wohl gefiel, blieb er noch zwei Jahre als Geselle bei demselben und erhielt einen ganz ansehnlichen Wochenlohn, so daß er sich nun selbst gut mit Wäsche und Kleidern ausrüsten konnte.

Dann ging er zwei Jahre auf die Wanderschaft, arbeitete längere Zeit in großen Städten, wo er sich in seinem Handwerk noch vervollkommnen konnte, und kehrte erst wieder zurück, als die Zeit herannahte, da er sich zum Militärdienste stellen mußte.

Im Kreuzherrnhofe wurde er fast wie ein Sohn aufgenommen, auch von der jungen Frau, die Herr Stillich heimgeführt hatte, und die offenbar seine Geschichte kannte.

Von Meister Melling hatte er jetzt nichts mehr zu fürchten. Denn der hatte Bankerott gemacht, sich ganz dem Trunke ergeben und war vor kurzem am Säuferwahnsinn gestorben. Auch sein Pflegevater in Drabshausen, nach welchem er sich sofort nach seiner Rückkehr erkundigen ging, war nicht mehr am Leben. Er hatte in derselben Weise wie Vater Bandel einen plötzlichen frühen Tod ge-

funden. Es machte Fritz aber große Freude, daß er seiner ehemaligen Pflegemutter von seinen Ersparnissen eine Unterstützung konnte zufließen lassen.

Die Geschichte mit dem gefundenen Geldtopfe mußte durch Meister Melling, der sie wahrscheinlich in der Trunkenheit ausgeplaudert hatte, ruchbar geworden sein, und man hatte sich wohl seine Gedanken darüber gemacht, daß es seine guten Gründe gehabt haben müsse, wenn Melling seinen Lehrbuben nicht wieder bekam, sondern wenn Herr Stillich sich dessen so warm und teilnehmend annahm. Vielleicht hatte Melling selbst sich über den dummen Buben beklagt, der schuld daran gewesen sei, daß der Schatz nicht in seine Hände gekommen wäre. Kurz, als Fritz wieder zurück war, jetzt zum geschickten Gesellen herangewachsen, durfte er getrost überall um Arbeit anfragen, auch wenn er nicht der Schützling des reichen Herrn Stillich gewesen wäre. Das Gerücht von seiner schon in früher Jugend bewährten Ehrlichkeit war der beste Empfehlungsbrief für ihn.

Der erste Meister der Stadt nahm ihn sogleich in Arbeit und erhöhte schon nach ein paar Wochen, nachdem er gesehen hatte, was Fritz leisten konnte, freiwillig den ausbedungenen Wochenlohn. Ja, als Fritz sich vom Militärdienst freigelost hatte, nahm er ihn sogleich als Obergesellen an mit einem bedeutend erhöhten Wochenlohne. In dieser angenehmen Stellung blieb Fritz zwei ganze Jahre.

Im Kreuzherrnhofe war Fritz ein für allemal sonntäglicher Mittagsgast. Und Frau Stillich brauchte sich, auch wenn sie noch andere Tischgesellschaft hatte, dieses Gastes nicht zu schämen, weder in Bezug auf seine Kleidung, noch auf sein Benehmen. Denn das letztere war so bescheiden und einnehmend, daß sich jedermann des jungen Mannes freute, besonders wenn er den Grund erfahren hatte, der ihn in solches Verhältnis zu dem reichen Hause gebracht. Daß seine Gönnerin, Frau Stillich, nicht minder wie früher ihre Schwägerin, von Fritz zu Weihnachten oder zu ihrem Geburtstage stets ein feines selbstgearbeitetes Geschenk erhielt, braucht kaum erwähnt zu werden.

In die Werkstätte seines Meisters kam alle paar Tage ein junges Mädchen aus der nächsten Nachbarschaft, um

ſich einen Korb voll Hobelſpäne zu holen. Sie war die Tochter eines Steuerbeamten, der durch eine Bürgſchaft, welche er für einen leichtſinnigen Kollegen übernommen hatte, um ſein ganzes Vermögen gekommen war und ſich dies ſo zu Herzen genommen hatte, daß er bald aus Kummer ſtarb und Frau und Tochter in bitterer Armut zurückließ. Durch fleißige Näharbeit, welche Mutter und Tochter betrieben, konnten ſie nur notdürftig ihren Lebensunterhalt gewinnen, ſtanden aber bei allen, die ſie kannten, in der höchſten Achtung. Denn ſie hatten Unterſtützungen, welche man ihnen wohlwollend angeboten, dankend zurückgewieſen mit dem Bemerken, ſolange ſie arbeiten könnten und Arbeit hätten, wollten ſie keine Unterſtützung annehmen. Die Hobelſpäne, die Meiſter Eckart der Nachbarin ſelbſt angeboten hatte, konnten als eine ſolche nicht angeſehen werden, da Meiſter Eckart ſie doch nicht alle für die eigene Haushaltung verwenden konnte.

Fritz hatte ſchon ſogleich das erſte Mal, als Marie Ballot — ſo hieß das Mädchen — um Hobelſpäne gekommen war, ſich ihres ſtillen, ſittigen Benehmens gefreut, es auch ganz begreiflich gefunden, daß ſich ſeine Mitgeſellen mit ſolch einem Mädchen keine unzarten Späße erlaubten. Er verſtand letzteres um ſo mehr, nachdem er die Verhältniſſe des Mädchens in Erfahrung gebracht hatte.

Und ſiehe, ſein Wohlgefallen an Marie wuchs, ſo oft ſie kam, und wenn ſie einmal zu der gewöhnlichen Zeit nicht erſchien, fehlte ihm etwas.

Nun machte er eines Tages ganz plötzlich die Entdeckung, daß er doch eigentlich mit Hemden recht ſchlecht beſtellt ſei, und notwendig ein Dutzend neuer nötig habe, eine Entdeckung, die ihm bis jetzt ganz verborgen geblieben war.

Sie wurden beſtellt, bei wem? braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden. Und da Fritz wegen der Mangelhaftigkeit ſeiner alten Hemden immer bedenklicher wurde, ſo mußte er doch notwendig alle paar Tage einmal nachfragen, ob die neuen nicht bald fertig wären. Eine verneinende Antwort ſchien ihm aber gar nicht ärgerlich zu ſein. Er käme gern wieder, noch einmal nachzufragen, meinte er, und wenn es auch noch etwas länger zugehen

müſſe, Fräulein Mariechen ſolle ſich um ſeinetwillen nur ja nicht die Augen durch Nachtarbeit verderben.

Fräulein Mariechen hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie nicht bald heraus gehabt hätte, wie es bei dem

schmucken Obergesellen des Nachbar Eckart unter der linken Westenseite aussah. Und Frau Ballot hätte keine erfahrene Frau, keine aufmerksame Mutter sein müssen, wenn ihr nicht aufgefallen wäre, daß Mariechen jetzt weit mehr Hobelspäne verbrauche, als früher. Sie behielt jedoch eine etwaige Bemerkung deshalb ruhig für sich.

Wie es zuging, daß eines Tages, als Frau Ballot gerade ausgegangen war, Fritz wieder in der Arbeitsschürze hinüberhuschte, nach seinen immer noch nicht fertigen Hemden zu fragen, und nach einiger Zeit mit rotem Kopfe und glückstrahlendem Gesichte wieder herauskam, wollen wir nicht verraten, sondern nur erzählen, daß Fritz, als er wieder an seiner Hobelbank stand und hobelte, daß die Späne pfiffen, die paar Worte gar nicht loswerden konnte: „Du mußt meine Mutter fragen."

Er glaubte aber doch zuerst jemand anders fragen zu müssen, nämlich die Leute, welche sich bisher so wohlwollend seiner angenommen hatten, Herrn Stillich und seine Frau. Als er nun bei diesen das Lob Mariechens, die Frau Stillich persönlich bekannt war, in allen Tonarten verkündigen gehört hatte, machte er es kurz und hielt noch an dem nämlichen Sonntage bei Frau Ballot um Mariechens Hand an.

Daß die alte Frau aus ihren ärmlichen Verhältnissen durchaus kein Hehl machte, sondern sie dem Bewerber offen und freimütig darlegte, auch von einer förmlichen öffentlichen Verlobung nichts hören wollte bis Fritz drauf und dran sei, sich als selbständiger Meister niederzulassen, erhöhte einerseits bei Fritz die Achtung vor der zukünftigen Schwiegermutter, erfüllte ihn aber auch anderseits mit dem sehnlichen Verlangen, sobald als möglich zur Selbständigkeit zu gelangen.

Damit sah es aber noch etwas bedenklich aus. Fritz hatte sich zwar ein für seine Verhältnisse ganz anständiges Sümmchen erspart, das ihm Herr Stillich zinsbar angelegt hatte. Allein das reichte doch höchstens zur Einrichtung einer ordentlichen Werkstätte, nicht im entferntesten aber zum Ankaufe von einem größeren Holzvorrate und gar von einer eigenen Wohnung. Und doch ging es nicht wohl an, die Werkstätte in einer gemieteten Wohnung

einzurichten, die heute oder morgen wieder gekündigt werden konnte.

Da trug es sich zu, daß Meister Eckart, als er in seinem Holzschuppen selbst nach einem geeigneten Stücke Holz suchte und dasselbe etwas unvorsichtig aus einem Haufen herauszunehmen versuchte, von einem Haufen umstürzender Bohlen niedergeschlagen wurde und dabei so schwere innere Verletzungen erlitt, daß er nach Verlauf von ein paar Tagen starb.

Obwohl sie es mit Fritz Bandel als Obergesellen und Werkführer kühnlich hätte wagen dürfen, das Geschäft fortzusetzen, wollte die Witwe sich darauf doch nicht einlassen. Denn ihr einziger Sohn war Beamter an der Post, ihre beiden Töchter aber waren auswärts verheiratet, keine jedoch an einen Schreiner, der nun hätte das Geschäft des verstorbenen Schwiegervaters übernehmen können. Überdies hatte Frau Eckart Vermögen genug, um behaglich leben zu können, auch wenn sie für sich allein leben wollte.

Sie fragte deshalb Fritz, ob er nicht Haus und Geschäft übernehmen wolle, indem sie ihm die günstigsten Bedingungen stellte und weit aussehende Termine für die Bezahlung zusagte. Fritz erschrak im ersten Augenblicke vor dem Gedanken, auf das Anerbieten einzugehen; allein es war so lockend, daß er dennoch den Entschluß nicht loswerden konnte, es anzunehmen. Frau Ballot, die er sogleich um Rat fragte, riet ihm sehr zu, die Sache nicht von der Hand zu weisen, und meinte, er solle sich doch an Herrn Stillich wenden, der werde ihm gewiß behülflich sein, daß er die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt lassen müsse.

Nun ist es um Geldangelegenheiten eine eigene Sache. Wenn man auch den bewährtesten Freund in Anspruch nehmen soll; wenn man auch ganz gewiß sein darf, keine Fehlbitte zu thun: es befällt doch jeden, der das Borgen noch nicht zum Erwerbszweige gemacht hat, eine gewisse Befangenheit, und es wäre ihm lieber, er könne den Freund um jeden anderen Dienst bitten, als gerade um diesen.

Fritz war noch nie mit so beklommenem Herzen durch

das Thor des Kreuzherrnhofes eingetreten als heute, wo er Herrn Stillichs Hülfe in Anspruch nehmen wollte.

Er fand denselben in seinem Arbeitszimmer und wurde wie immer auf das freundlichste begrüßt.

„Nun, Fritz?“ rief Herr Stillich scherzend. „Was ist los? Mitten in der Woche? Und gar im Sonntagsrocke? Und was für ein ängstliches Gesicht? Du hast etwas auf dem Herzen, nicht wahr? Nun, nur heraus damit!“

Nun fing Fritz ziemlich kleinlaut an, von dem Anerbieten der Frau Eckart zu reden, und wie das doch für ihn eine sehr günstige Gelegenheit wäre, selbständig zu werden. — —

„Und dein Mariechen heiraten zu können,“ ergänzte Herr Stillich.

Fritz nickte errötend und bat dann Herrn Stillich um seinen Rat.

„Je nun, Fritz, was giebts denn da noch zu raten und zu bedenken? Da greife doch frisch zu und schließe in Gottes Namen mit Frau Eckart den Handel ab! Eine so günstige Gelegenheit, selbstständig zu werden, kommt wohl nimmer für Dich wieder. Und sie wird Dir ja gleichsam auf dem Präsentierteller entgegengebracht!“

„Ja, aber womit soll ich die Anzahlung leisten, die Frau Eckart haben will?“ fragte Fritz und drehte verlegen seine Mütze in der Hand.

„Womit? Ei, natürlich mit Deinem Gelde!“ lachte Herr Stillich.

„Mit meinem Gelde?“ fragte Fritz gedehnt. „Aber Sie wissen doch ebenso gut wie ich selber, daß das bei weitem nicht reicht.“

„Wollen einmal sogleich nachsehen,“ sagte Herr Stillich trocken und holte sein großes Geschäftsbuch herbei, in dem er eine kurze Zeit blätterte.

„Komm her und siehe selbst, was hier steht,“ fuhr er dann fort. „Ich will Dir's herunterlesen:

„Von dem Schreinergesellen Fritz Bandel als Spareinlage erhalten 478 Mark, dazu die Zinsen von 2 Jahren zu 5 Prozent mit 23 Mark 90 Pfgen. pro Jahr macht in Summa 525 Mark 80 Pf. Das stehende Kapital von 9000 Mark mit Zins

und Zinseszins von 9 Jahren macht rund 14 440 Mark (die Pfennige laſſe ich fort). Das ganze Guthaben beträgt alſo rund 15 000 Mark."

„Nun ſiehſt Du," ſagte Herr Stillich, indem er das

Buch zuschlug, „da bleibt Dir ja, wenn Du auch die halbe Kaufsumme auf einmal bezahlst, immer noch ein hübsches Sümmchen übrig, um Holz zu kaufen und Dich vollständig einzurichten."

Fritz stand da wie eine Bildsäule. Trieb Herr Stillich Scherz mit ihm, oder sagten die Zahlen, die er selbst im Buche gesehen hatte, die Wahrheit?

Da erbarmte sich Herr Stillich, der sich eine kleine Weile an seinem starren Staunen geweidet hatte, des noch immer wortlos Dastehenden, ergriff seine Hand und sagte gerührt:

„Lieber Fritz, als Dich Meister Melling damals bei dem Funde in Versuchung führen wollte und Du Dich so treu und ehrlich bewiesest, da gelobte ich mir im stillen, daß der sechste Teil des gefundenen Geldes, den er Dir versprach, den Du aber doch nie und nimmer von ihm bekommen hättest, Dein Eigentum sein sollte. Es waren in dem Topfe bare 18000 Thaler oder 54000 Mark, wovon Dir also 9000 Mark zufielen. Die habe ich Dir sogleich, nachdem das Geld gezählt war, in meinem Buche gutgeschrieben und sie sind mit Zins und Zinseszins auf die vorhin genannte Summe angewachsen. Schaden habe ich dabei nicht gehabt. Denn seitdem Dein Geld im Geschäfte mitarbeitete, hat mich Gott der Herr so sichtbar und spürbar gesegnet, daß ich annehmen muß, Dein Geld gerade hat diesen Gottessegen herbeigezogen. Daß ich Dir von diesem heimlichen Schatze nicht eher etwas sagte, hatte seinen guten Grund darin, daß ich wünschte, Du solltest ein tüchtiger Handwerker werden, der sich nur auf Gott und seinen eigenen Fleiß verließe. Ich freue mich von Herzen, daß Du das geworden bist, und hoffe zuversichtlich, daß Du auch fortan, wenn es Dir gut geht, die Demut nie vergißt, die da weiß, daß aller Segen von oben kommt."

Die Augen von Fritz waren bei diesen Worten größer und immer größer geworden, und als Herr Stillich mit einem warmen Händedruck geschlossen hatte, fingen sie auch an zu tröpfeln. Aber der Mund war ihm wie versiegelt. Er konnte keine Worte finden und zog nur die gütige Hand, die so treu sich seiner angenommen, an die Lippen. Herr Stillich verstand jedoch diese wortlose Sprache, und

es hätte ihn wohl selbst die Rührung übermannt, wenn nicht in diesem Augenblicke seine Frau in das Zimmer getreten wäre.

„Liebe Bertha!“ rief ihr der Gatte zu, „ich habe da eben mit meinem langjährigen stillen Geschäftsteilhaber meine Rechnung abgeschlossen, und Du kommst gerade recht, um ihm zum selbständigen Geschäfte und zur Braut zu gratulieren!“

Das that Frau Stillich, welche die Pläne kannte, die ihr Mann mit Fritz hatte, auf das herzlichste, und die Dankesthränen in den Augen des Glücklichen machten auch ihr die Augen feucht.

„Aber nun fort, Bursche!“ kommandierte Herr Stillich, um den noch immer wie im Traume befangenen Fritz wieder zu sich selbst zu bringen. „Du bringst sogleich den Handel mit Frau Eckart ins Reine, und heute abend kommst Du mit Marie und ihrer Mutter zu uns, daß wir Verlobung feiern!“

„Und die Hochzeit ist auch hier im Kreuzherrnhofe!“ schloß Frau Stillich.

14. Rätsel.

Leckre Speise Dir zu schaffen
Bin ich emsig stets beflissen,
Und ich wett', es möchte niemand
Meine Thätigkeit vermissen.
Auch wer vor mir selbst sich fürchtet,
Wird sich gerne doch entschließen,
Von den Früchten meiner Arbeit
Mit Vergnügen zu genießen.
Doch begehst Du nun den Frevel,
Undankbar mich zu verletzen,
Das herausgeriss'ne Herz mir
Durch ein and'res zu ersetzen,
Werd ich selber nun zur Speise,
Die Dir auch gar wohl behaget,
Wenn der Hunger oder Durst Dir
Peinlich an dem Magen naget.

15. Ein anderes.

Mit „G" nimmt jeder gern mich an,
Wenn die Freundschaft mich reicht und die Liebe.
Mit „H" mich niemand erwerben kann,
Der nicht treu an der Arbeit bliebe.
Mit „R" dreh' ich mich beständig um
Und drehe zugleich viele Arme.
Mit „R" blieb' ich wohl am besten stumm,
Doch sing' ich gar gerne im Schwarme.
Mit „Schw" bin ich ein ekelhaft Tier,
Ein gefürchteter Gast in den Häusern.
Wer mich jetzt kennt, der darf es hier
Ganz unverhohlen äußern.

---

16. Altes Gold.

Oben aus und nirgend an
Hat noch selten gut gethan.

Wieder eins unserer alten guten Sprichwörter, das, wenn irgend eins, auch ein Wahrwort ist.

Es hat allerdings einige Verwandtschaft mit den drei nicht übereinkommenden Paaren, welches das Sprichwort unter Nr. 6 nannte. Denn das „Oben aus" hier und das „Viel sich dünken" dort sind zum mindesten Geschwisterkinder, wenn nicht leibliche Geschwister, und bezeichnen beide den Hochmut, der sich viel zu fein dünkt und darum immer „oben aus" will, immer nach hohen Dingen trachtet, überall gern, wie eine sprichwörtliche Redensart sagt, „die erste Violine spielen" möchte.

Es ist indessen ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Sprichwörtern. Denn dort ist dem „viel sich dünken" das „wenig sein" gegenübergestellt, hier aber dem „oben aus" das „nirgend an".

Was will aber dieses „nirgend an" bedeuten?

Wir glauben das Richtige zu treffen, wenn wir sagen, es habe die Trägheit im Sinne, die nirgend heran will, wo es etwas zu thun giebt, die nirgend Hand

ans Werk legen mag, die sich wohl mit großen Entschließungen und Plänen trägt, ja damit himmelhoch hinaus will, aber wenn es dann an die Ausführung gehen soll, sich sehr bescheiden in den Hintergrund zurückzieht und die Arbeit — anderen überläßt.

Habe da vor nicht langer Zeit bei einem großen Brande ein ganz lebendiges Exempel für das Sprichwort vor Augen gehabt. Ging da ein geschniegeltes Herrchen umher und kommandierte, daß es eine Art hatte, tadelte alle Maßregeln, welche getroffen wurden, und wollte alles besser wissen und verstehen wie andere. Als es nun aber plötzlich hieß: „Reihen bilden und eine Spritze mit Wasser versorgen!" da wollte sich mein feines Herrchen „dünn machen" und ganz bescheiden in den Hintergrund zurücktreten. Das that ihm aber, wie das Sprichwort sagt, nicht gut.

Denn ein paar Leute, die sich über sein unberufenes, vorlautes Kommandieren schon weidlich geärgert und ihn mit scheelen Augen angesehen hatten, hielten mein Bürschlein fest und zogen es in die sich bildende Reihe hinein, und als es den vollen Eimer, der ihm zum Weitergeben hingereicht wurde, nicht nehmen wollte, um sich die feinen Lackstiefel nicht naß zu machen, goß ihm sein stämmiger Nebenmann frischweg den vollen Eimer über den Kopf.

Schön war das nun zwar gerade nicht, aber verdient wohl und ebenso verdient das Hohngelächter, dessen man sich bei allem Elend nicht enthalten konnte, als er sich wie ein naßgewordener Pudel schüttelte und schleunigst Fersengeld gab.

Item, wenn ich so die Handwerker sehe, wie sie morgens im langen Rocke zu dem unvermeidlichen Frühschoppen eilen und daheim Arbeit Arbeit sein lassen, selbst in der verdienstreichen Weihnachtszeit, in der doch jeder ordentliche Handwerker fleißig die Hände regt, und nun im Wirtshause Bierbank-Politik treiben, mit liberalen Redensarten um sich werfen und lauter unfehlbare Mittel angeben, durch welche dem darniederliegenden Handwerke aufgeholfen werden müsse, so daß es einem, wenn man zufällig von der aufgetischten Weisheit hört, ordentlich leid thun kann, daß die hochweisen Herren nicht im Land-

tage oder Reichstage sitzen; oder auch, wenn ich Handwerker sehe, die, um eine gleiche wichtige Rolle zu spielen, schon im halben Nachmittage Feierabend machen, damit ja die „Gesellschaft“ im Biergarten nichts von ihrer Weisheit verliere: dann fällt mir auch oft genug unser Sprüchlein da vorne ein, und in wievielen Fällen habe ich es auch schon erlebt, daß sein Nachsatz zur bitteren Wahrheit geworden ist!

Das rechte „oben aus“, das Trachten nach dem, was droben ist, der himmlische Sinn, der sich wie Daniel in seinem Sommerhause (Daniel 6, 9) die Fenster gen Jerusalem offen hält, will sagen: hinauf nach dem himmlischen Jerusalem stets des Geistes Blick und des Herzens Verlangen gerichtet hält, der macht es anders. Bei dem heißt's nicht „nirgend an“, sondern vielmehr „überall an“; denn er weiß, daß es, wenn es einmal zu dem seligen „oben aus“ kommen soll, vor allem gilt, die Zeit auszukaufen, fleißig zu sein zu guten Werken, treu zu sein wie im himmlischen, so auch im irdischen Berufe.

Heißt es auch bei Dir so, lieber Leser?

Mit dieser Frage an Dein Gewissen laß mich schließen und Dir zurufen:

Gott befohlen und auf Wiedersehen,

hier in der Spinnstube des nächsten Jahres oder — droben!!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zur Erzählung: „Aus der Tiefe in die Höhe" von O. v. M...bach.

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1890.

Begründet

von

W. H. von Horn

(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern

fortgeführt

von

H. Oertel.

Fünfundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Titelbild, einer Karte und vielen Abbildungen.

Altenburg.
Verlag von Stephan Geibel.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
	Kalender für 1890	
1.	Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.)	1
2.	Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1889. (Mit Vignette.)	6
3.	Aus der Tiefe in die Höhe. Eine Erzählung von O. v. M...bach. (Mit 11 Abbildungen.)	8
4.	Rätsel	104
5.	Noch eins	104
6.	Altes Gold. (Mit Vignette.)	105
7.	Anekdote	108
8.	Deutschland draußen. (Mit einer Karte.)	109
9.	Rätsel. (Mit Vignette.)	130
10.	Ein zweites	131
11.	Anekdote	131
12.	Der alte Meinhardt. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen. Mitgeteilt von C. W. Müller. (Mit 4 Abb.)	132
13.	Rätsel. (Mit Vignette.)	177
14.	Noch eins	177
15.	Altes Gold	178

Kalender
für das Jahr 1890.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1890ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag, und beginnt am Mittwoch, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1889 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Montag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1890 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1891 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten „byzantinischen Ära". Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7398stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1889sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5650stes Jahr mit dem 26. September 1889. Es ist ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen. Am 15. September 1890 beginnt ihr 5651stes Jahr, welches ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen ist und mit dem 2. Oktober 1891 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. das **Purimfest** am 6. März; 2. das **Passahfest**, welches am 5. April beginnt und am 12. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert; 3. das **Wochenfest** am 25. und 26. Mai; 4. das **Neujahrsfest** am 15. und 16. September; 5. das **Versöhnungsfest** am 24. September; 6. das **Laubhütten-**

fest, am 29. September beginnend und am 6. Oktober endigend; 7. das **Fest der Gesetzesfreude,** welches sich sogleich am 7. Oktober dem vorigen anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 28. August 1889 ihr 1307tes und am 17. August 1890 ihr 1308tes Jahr, von denen ersteres ein Gemeinjahr von 354 Tagen, letzteres ein Schaltjahr von 355 Tagen ist.

Das Jahr 1890 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1890ste
„ Christi Tode	„	1857 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1820 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	190 „
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	540te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	450ste
„ der Entdeckung Amerikas	„	398 „
„ Erfindung der Dampfmaschine	„	102 „
„ Erhebung des Königsreichs Preußen	„	189 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reichs	„	19te
„ Kaiser Wilhelms II. Geburt	„	31ste
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	2te

Von den Finsternissen des Jahres 1890.

Im Jahre 1890 finden 2 **Sonnenfinsternisse** und 1 **Mondfinsternis** statt, von denen in unsern Gegenden die erste Sonnenfinsternis sichtbar sein wird.

Die **erste Sonnenfinsternis** ist eine ringförmige und ereignet sich zum größten Teile in den späten Vormittagsstunden des 17. Juni. Sie erscheint für Deutschland nur als eine partielle, und beginnt für die Höhe von Wiesbaden um 8,52 Uhr und endet um 11,21 Uhr. Die Zone der ringförmigen Verfinsterung durchschneidet Senegambien, die Sahara, Tripolis, das Mittelländische Meer und Kleinasien, streift die südliche Küste des Kaspischen Meeres und erstreckt sich durch Afghanistan und Hindostan bis nach Siam hinein.

Die **zweite Sonnenfinsternis** findet in den Morgenstunden des 12. Dezember statt, ist eine ringförmige, bzw. eine totale, erstreckt sich aber hauptsächlich auf die südlichen Polargegenden.

Die **Mondfinsternis** ist eine partielle und findet in den Nachmittagsstunden des 26. November statt; sie ist sehr unbedeutend und dauert nur 18 Minuten, wird auch nur im großen Ocean, in Australien und in Asien, mit Ausschluß von Kleinasien und Arabien, zu sehen sein.

Von den Jahreszeiten 1890.

Der **Frühling** beginnt, sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmale im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 4 Uhr nachmittags.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 1 Uhr nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmale im Jahre Tag und Nacht gleichmacht, nämlich am 23. September, morgens 3 Uhr.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittage den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 21. Dezember, abends 10 Uhr.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.

1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.

9. März 1888: Tod Kaiser Wilhelms I.

18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.

15. Juni 1888: Tod Kaiser Friedrichs III.

18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.

3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.

18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.

2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)

18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

2 Timoth. 2, 19: Der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen, und: Es trete ab von der Ungerechtigkeit wer den Namen Christi nennet.

Wochentage u. Datum	Januar 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen z.
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23–29.							
Mitt.	1 **Neujahr**	Immanuel	8,1	4,6	1,22	3,8	
Donn.	2 Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,1	4,7	1,46	4,16	
Freit.	3 Genovefa	Gordius	8,1	4,8	2,16	5,22	
Smst.	4 Titus	Titus	8,0	4,8	2,51	6,25	
2. Woche: Von Christi Flucht nach Aegypten: Matth. 2, 1–12. — Epistel: Jesaia 60, 1–6.							
Sonnt.	5 **nach Neujahr** (Eduard)	Simeon	8,0	4,10	3,34	7,22	
Mont.	6 **(heil. 3 Könige)**	**Epiphanias**	8,0	4,12	4,25	bei Tage	☽ 6 Uhr morgens Vollmond
Dien.	7 Reinold	Severinus	7,59	4,13	5,23		
Mitt.	8 Gudula	Katharina Zell	7,59	4,15	6,26		
Donn.	9 Julian	Widukind	7,58	4,16	7,31		
Freit.	10 Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	7,58	4,17	8,39		
Smst.	11 Hygin	Fructuosus	7,57	4,19	9,47		
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41–52. — Epistel: Röm. 12, 1–							
Sonnt.	12 **1. nach Epiph.** (Ernst)	Joh. Chastellain	7,57	4,20	10,55	bei Tage	
Mont.	13 Hilarius	Hilarius	7,56	4,21	morg.		☾ 7 Uhr morgens letztes Viert
Dien.	14 Felix	Felix	7,56	4,22	12,8		
Mitt.	15 Maurus	Johann v. Laski	7,56	4,23	1,18		
Donn.	16 Marcellus	Georg Spalatin	7,55	4,25	2,25		
Freit.	17 Antonius	Antonius	7,54	4,27	3,35		
	Prisca	Joh. Blackader	7,53	4,29	5,15		
Smst.	18	**Krönungstag**					
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1–11. — Epistel: Röm. 12, 7–16.							
Sonnt.	19 **2. nach Epiph.** (Marius)	Babylas, Elisabeth	7,52	4,30	6,30	bei Tage	
Mont.	20 Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	7,52	4,31	7,35		
Dien.	21 Agnes	Agnes	7,51	4,33			● 1 Uhr morgens Neumond
Mitt.	22 Vincentius	Vincentius	7,50	4,35	5,8		
Donn.	23 Mar. Verm.	Jesajas	7,49	4,36	6,23		
Freit.	24 Timotheus	Timotheus	7,47	4,38	7,36		
Smst.	25 **(Pauli Bekehr.)**	Pauli Bekehrung	7,46	4,40	9,16		
					10,33		
5. Woche: Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen: Matth. 8, 1–13. — Epistel: Röm. 12, 17–2							
Sonnt.	26 **3. n. Epiph.** (Polykarp)	Polykarp v. Smyrna	7,45	4,41	11,46	bei Tage	
Mont.	27 Chrysostomus **Kaisers und Königs Geburtstag**	Joh. Chrysostomus	7,44	4,43	morg.		☽ 9 Uhr abends erstes Viert
Dien.	28 Karl d. Gr.	Karl der Große	7,43	4,44	12,57		
Mitt.	29 Franz v. Sales	Juventin u. Maxim.	7,42	4,46	2,7		
Donn.	30 Adelgunde	Heinrich Müller	7,40	4,47	3,14		
Freit.	31 Ludovika	Hans Sachs	7,39	4,49	4,17		

Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Wochentage Datum.	Februar 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Ignatius	Ignatius Bek.	7,31	4,50	b. T.	5,17	
Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1–16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24–10, 5.							
Sonnt. 2	Septuages. Mariä Rein. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,36	4,51	bei Tage	6,10	
Mont. 3	Blasius	Anschar	7,35	4,53		6,54	
Dien. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,33	4,55			
Mitt. 5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,32	4,57	5,29		
Donn. 6	Dorothea	Amandus	7,31	4,59	6,29	bei Tage	☽ 2 Uhr morgens Vollmond
Freit. 7	Rembertus	Georg Wagner	7,29	5,0	7,36		
Smst. 8	Anschar	Maria Andreä	7,27	5,2	8,44		
Woche: Vom viererlei Acker: Luc. 8, 4–15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19–12, 9.							
Sonnt. 9	Sexages. (Apollonia)	Joh. Hooper	7,25	5,4	9,55	bei Tage	
Mont. 10	Scholastika	Fr. Chr. Ötinger	7,24	5,6	11,6		
Dien. 11	Desiderius	Hugo v. St. Victor	7,22	5,7	morg.		
Mitt. 12	Eulalia	Johanna Grey	7,21	5,9	12,20		☾ 8 Uhr abends letztes Viertel
Donn. 13	Gislebert	Chr. Fr. Schwartz	7,18	5,10	1,36		
Freit. 14	Valentin	Bruno v. Querfurt	7,17	5,12	2,54		
Smst. 15	Faustinus	Jakob vom Loh	7,15	5,14	4,8		
Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31–43. — Epistel: 1 Korinth. 13, 1–13.							
Sonnt. 16	Estomihi (Juliana)	Matth. Desubas	7,13	5,16	5,17	bei Tage	
Mont. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,12	5,18	6,14		
Dien. 18	Fastnacht (Simeon)	Simeon	7,10	5,19	6,58		
Mitt. 19	Aschermitw. (Eventius)	Mesrob	7,8	5,21	bei Tage		● 11 Uhr vormittags Neumond
Donn. 20	Eucherius	Sadoth	7,6	5,23		6,47	
Freit. 21	Felix B.	Meinrad	7,4	5,25		8,7	
Smst. 22	Petri Stuhlf.	Didymus	7,3	5,26		9,28	
Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1–11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1–10.							
Sonnt. 23	I. Invocavit (Serenus)	Barth. Ziegenbalg	7,1	5,27	bei Tage	10,19	
Mont. 24	Matthias Ap.)	Matthias	6,58	5,29		11,31	
Dien. 25	Nestor	Ruderikus	6,56	5,31		morg.	
Mitt. 26	Andreber (Justus)	Kasp. Olevianus	6,54	5,33		1,9	☽ 3 Uhr nachm. erstes Viertel
Donn. 27	Romanus	Berthold Haller	6,53	5,35		2,8	
Freit. 28	Hektor	Martin Butzer	6,51	5,36		3,10	

1 Petri 1, 18. 19: Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von eurem eitlen Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem teuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

Wochentage u. Datum.	März 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Smst. 1	Suidbert	Suidbert	6.47	5.39	b. T.	4.6	
10. Woche: Vom kanaanäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonnt. 2	**2. Reminiscere** (Simplicius)	Joh. Wesley	6.45	5.41	bei Tage	4.51	
Mont. 3	Kunigunde	Bathilde	6.43	5.43		5.31	
Dien. 4	Kasimir	Georg Wishart	6.40	5.45		6.6	
Mitt. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6.38	5.47		6.31	
Donn. 6	Perpetua	Fridolin	6.36	5.48	b. T.		☽ 8 Uhr
Freit. 7	Thomas v. Ac.	Perpetua u. Felicitas	6.34	5.49	6.35		abends
Smst. 8	Joh. de Deo	Zacharias Ursinus	6.32	5.51	7.10		Mittwoch
11. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luc. 11, 14—28. — Epistel: Ephes. 5, 1—9.							
Sonnt. 9	**3. Oculi** (Franziska)	Cyrill. u. Methodius	6.30	5.53	8.58		
Mont. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6.28	5.55	10.12	bei Tage	
Dien. 11	Rosina	Wilhelm Hoeus	6.26	5.56	11.27		
Mitt. 12	**Mittfast** (Gregor d. Gr.)	Gregor d. Gr. Ruderikus	6.24	5.57	morgs.		
Donn. 13	Ernst		6.22	5.59	12.43		
Freit. 14	Mathilde	Mathilde	6.19	6.1	1.58		☾ 5 Uhr m
Smst. 15	Longinus	Thomas Cranmer	6.17	6.3	3.6		letztes Viert.
12. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1—15. — Epistel: Galat. 4, 21—31.							
Sonnt. 16	**4. Lätare** (Heribert)	Heribert	6.15	6.4	4.9	bei Tage	
Mont. 17	Gertrud	Patricius	6.13	6.5	4.53		
Dien. 18	Cyrillus	Alexander	6.11	6.7	5.30		
Mitt. 19	Joseph	Maria u. Martha	6.9	6.9	6.0		
Donn. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6.6	6.10	b. T.		● 10 U. a
Freit. 21	Oktavian	Benedictus	6.4	6.12		6.59	Neumond
Smst. 22	Joachim	Nikel. v. d. Flüe	6.2	6.14	8.10		Frühl. Anf.
13. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46—59. — Epistel: Hebr. 9, 11—15.							
Sonnt. 23	**5. Judica** (Otto)	Wolfgang v. Anh.	6.0	6.15	bei Tage	9.31	
Mont. 24	Gabriel	Florentinus	5.58	6.16		10.44	
Dien. 25	(Maria Verk.)	Mariä Verkündigung	5.55	6.18		11.54	
Mitt. 26	Ludgerus	Ludger	5.53	6.20		morg.	
Donn. 27	Rupert	Rupertus	5.51	6.21		12.59	
Freit. 28	Felix	Johann v. Goch	5.49	6.23		1.58	☽ 10 U. v
Smst. 29	Eustasius	Eustasius	5.47	6.24	b. T.	2.48	erstes Viert.
14. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Philipp. 2, 5—11.							
Sonnt. 30	**6. Palmarum** (Quirinus)	Joh. Heermann	5.45	6.26		3.31	
Mont. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5.43	6.27		4.6	

Korinth 5, 15: Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Bochentage Datum	April 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
ien. 1	Hugo	Fritigil	5,40	6,29		4,35	
ittw. 2	Fr. v. Paula	Theodosia	5,38	6,31		4,58	
onn. 3	Gründonnerst. (Richard)	Gerh. Terstegen	5,36	6,32	bei Tage	5,19	
reit. 4	Karfreitag (Isidorus)	Ambrosius	5,34	6,33	bei Tage		
mst. 5	Vinc. Ferrer	Christ. Scriver	5,32	6,35		6,44	☽ 10 U. v. Vollmond
5. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1—8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6—8							
onnt. 6	Hril. Oſterfeſt (Tiburtius)	Albrecht Dürer	5,29	6,37		7,59	
Mont. 7	Oſtermontag (Hermann)	Claus Peterson	5,27	6,39		9,16	
ien. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,25	6,40		10,34	
ittw. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,23	6,42		11,51	
onn. 10	Ezechiel	Fulbert	5,21	6,43		morg.	
reit. 11	Leo d. Große	Leo d. Große	5,19	6,45	bei Tage	1,2	
mst. 12	Julius	Sabas	5,17	6,46		2,4	☾ 12 U. m. letztes Viertel
6. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—23. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10							
onnt. 13	1. Quasimodog. (Max. v. C.)	Justinus d. Märt.	5,14	6,48		2,59	
Mont. 14	Tiburtius	Simon Dach	5,12	6,49		3,52	
ien. 15	Olympiades	Petrus Waldus	5,11	6,51		4,4	
ittw. 16	Drogo	Mappalicus	5,9	6,52		4,28	
onn. 17	Rudolf	Luther in Worms	5,7	6,54		4,49	
reit. 18	Eleutherius	Phil. Melanchthon	5,5	6,56	bei		
mst. 19	Timotheus	Joh. Bugenhagen	5,3	6,57	bei	7,9	● 9 Uhr v. Neumond
7. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.							
onnt. 20	2. Miser. Dom. (Victor)	Johann Eccart	5,1	6,58		8,23	
Mont. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,59	7,0		9,35	
ien. 22	Soter, Cajus	Origenes	4,57	7,2		10,44	
ittw. 23	Georg	Georg Adalbert	4,55	7,4	bei	11,46	
onn. 24	Albert	Wilfried	4,53	7,5	Tage	morg.	
reit. 25	Markus, Ev.	Markus	4,51	7,6		12,43	
mst. 26	Ferdinand	Trudpert	4,49	7,8		1,29	
8. Woche: Jesus spricht: über ein kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—28. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.							
onnt. 27	3. Jubilate (Anastasius)	Otto Catelin	4,47	7,9		2,6	☽ 6 Uhr vormitt. erstes Viert.
Mont. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,45	7,11		2,36	
ien. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,43	7,13	bei	3,2	
ittw. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt.	4,42	7,14	Tage	3,26	

Buß- und Bettag

Kolos. 3, 1. 2: Seid ihr nun mit Christo auferstanden, so suchet, w
droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. Trachtet na
dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist.

Wochentag u. Datum	Mai 1899.	Verbesserter evangelischer Kalender	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen
Donn. 1	Philipp. Jakob.	Philippus, Jakobus	4,40	7,15		3,43	
Freit. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,38	7,17	b. T.	4,1	
Smst. 3	Kreuz. Erf.	Monika	4,36	7,18		4,20	
19. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jakobi 1, 17—							
Sonnt. 4	4. Cantate (Monika)	Florian	4,34	7,20	b. T.		☽ 10 U abends Vollmon
Mont. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,32	7,21	8,16	bei Tage	
Dien. 6	Joh.v.d.Pfort.	Joh. v. Damaskus	4,31	7,22	9,35		
Mitt. 7	Gottfried	Otto, Flavian	4,30	7,24	10,51		
Donn. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,28	7,26	11,59		
Freit. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,26	7,28	morg.		
Smst. 10	Gordian	Johann Heuglin	4,24	7,29	12,54		
20. Woche: Von der rechten Beterkunft: Joh. 16, 23—30. — Epistel: Jakobi 1, 22—27.							
Sonnt. 11	5. Rogate (Beatrix)	Johann Arndt	4,23	7,31	1,35		☾ 5 Uhr nachmitt. letztes Viert
Mont. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,22	7,32	2,-	bei Tage	
Dien. 13	Servatius	Servatius	4,20	7,33	2,24		
Mitt. 14	Christian	Pachomius	4,18	7,35	2,50		
Donn. 15	Himmelf. Chr. (Sophia)	Moses	4,17	7,36	3,16		
Freit. 16	Joh.v.Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,15	7,38	3,37		
Smst. 17	Jodokus	Joachim v. Floris	4,14	7,39	3,56		
21. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—1							
Sonnt. 18	6. Exaudi (Viborius)	80 Märt. unter Valens	4,12	7,40	b. T.		● 9 Uhr abends Neumond
Mont. 19	Potentiana	Alcuinus	4,12	7,41	8,23	bei Tage	
Dien. 20	Basilla	Valerius Herberger	4,11	7,43	9,35		
Mitt. 21	Konstantin	Konstantin u. Helena	4,9	7,45	10,34		
Donn. 22	Julia	Castus u. Amilius	4,8	7,46	11,26		
Freit. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	4,6	7,48	morg.		
Smst. 24	Johanna	Aug. Cajalla u. Gen.	4,5	7,49	12,8		
22. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—1							
Sonnt. 25	Heil. Pfingst. (Urbanus)	August. v. Canterbury	4,4	7,51	12,50		
Mont. 26	Pfingstmontag (Philipp Neri)	Beda d. Ehrwürdige	4,3	7,52	1,8	bei Tage	☽ 11 Uhr abends erstes Viert
Dien. 27	Luciana	Joh. Calvin	4,2	7,53	1,29		
Mitt. 28	Quatember (Maximus)	Lanfrank	4,1	7,54	1,48		
Donn. 29	Felix	Tav. Zeisberger	4,0	7,55	2,6		
Freit. 30	Petronella	Hieronymus v. Prag	3,59	7,56	2,26		
Smst. 31	Wilhelm	Joachim Neander	3,58	7,57	2,49		

Psalm 104, 13. 14: Du, Herr, feuchtest die Berge von oben her; du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest.

Wochentage u. Datum	Juni 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang	Mondphasen rc.
23. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt. 1	Trinitatis (Simeon)	Joh. Fr. Oberlin	3,57	7,58	b. Tage	3,4	
Mont. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,56	7,59		3,29	☽ 7 Uhr vormitt.
Dien. 3	Klotildis	Klotilde	3,56	8,0		8,39	Vollmond
Mitt. 4	Florian	Quirinus	3,56	8,1		9,48	
Donn. 5	Fronleichnam (Bonifacius)	Bonifacius	3,55	8,1	bei	10,48	
Freit. 6	Norbertus	Norbert	3,54	8,2		11,38	
Smst. 7	Robert	Paul Gerhardt	3,54	8,2		morg.	
24. Woche: Vom reichen Manne: Luc. 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 8	1. n. Trinit. (Medardus)	A. H. Francke	3,53	8,4		12,12	
Mont. 9	Felic u. Prim.	Kolumban	3,53	8,5		12,46	☾ 11 Uhr abends
Dien. 10	Mauritius	Friedr. I. Barbarossa	3,52	8,6		1,3	letztes Viertel
Mitt. 11	Barnabas	Barnabas	3,52	8,7		1,25	
Donn. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,52	8,8		1,42	
Freit. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Fevre	3,51	8,8		2,1	
Smst. 14	Basilius	Basilius der Große	3,51	8,9		2,22	
25. Woche: Vom großen Abendmahle: Luc. 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.							
Sonnt. 15	2. n. Trinit. (Vitus)	Wilh. Wilberforce	3,51	8,9		2,44	
Mont. 16	Benno	Richard Baxter	3,51	8,9		3,15	
Dien. 17	Adolf	Johann Tauler	3,51	8,10		3,47	● 11 Uhr vormitt.
Mitt. 18	Marc u. Marc.	Pamphilus	3,51	8,11		9,20	Neumond
Donn. 19	Gerv., Protas.	Nic. Conc., Paphnut	3,51	8,11		10,4	Somm. Anf.
Freit. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,51	8,11	bei Tage	10,38	
Smst. 21	Albanus	Matth. Claudius	3,51	8,12		11,8	
26. Woche: Vom verlorenen Schafe: Luc. 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.							
Sonnt. 22	3. n. Trinit. (Albinus)	Gottschalk	3,51	8,12		11,33	
Mont. 23	Walram	Gottfr. Arnold	3,51	8,12		11,52	
Dien. 24	(Johannes d. T.)	Johannes d. Täufer	3,51	8,12		morg.	
Mitt. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Uberg.	3,52	8,12		12,11	☽ 3 Uhr nachmitt.
Donn. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,52	8,12		12,29	
Freit. 27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,53	8,12		12,46	erstes Viertel
Smst. 28	Leo II. Papst	Irenäus	3,53	8,12		1,5	
27. Woche: Vom Splitter im Auge: Luc. 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.							
Sonnt. 29	4. n. Trinit. (Peter, Paul)	Petrus, Paulus	3,53	8,12	b. Tage	1,27	
Mont. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,54	8,11		1,50	

Psalm 121, 5. 6: Der Herr behütet dich; der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.

Wochentage u. Datum.	Juli 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Rumold	H. Boos u. J. Eich	3,55	8,11	b. T.	2,53	
Mitt. 2	**Mariä Heims.**	Mar. Heimsuchung	3,56	8,11	8,59	3,22	
Donn. 3	Hyazinth	Otto; Nonius Pal.	3,56	8,10	9,57		☽ **3 Uhr nachmitt.**
Freit. 4	Ulrich	Ulrich	3,57	8,10	10,—	bei Tage	Vollmond
Smst. 5	Anselm	J. Oldastle; L. Gobh.	3,58	8,9	10,12		

28. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Luc. 5, 1–11. — Epistel: 1 Petri 3, 8–15.

Sonn. 6	**5. n. Trinit.** (Jesaias)	Johann Huß	3,59	8,8	11,7		
Mont. 7	Wilibald	Wilibald	4,0	8,7	11,28	bei Tage	
Dien. 8	Kilian	Kilian	4,1	8,6	11,48		
Mitt. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	4,2	8,5	morg.		☾ **6 Uhr vormittags** letztes Viertel
Donn. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or.	4,3	8,4	12,7		
Freit. 11	Pius	Placidus	4,3	8,3	12,27		
Smst. 12	Nabor	Heinrich II. Kaiser	4,4	8,2	12,50		

29. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20–26. — Epistel: Röm. 6, 3–11.

Sonn. 13	**6. n. Trinit.** (Margareta)	Eugenius	4,5	8,1	1,17	bei Tage	
Mont. 14	Buonavent.	Buonaventura	4,6	8,0	1,48		
Dien. 15	(**Apost. Teil.**)	Jerusal. Grober. 1099	4,8	8,0	2,27		
Mitt. 16	Skapulierfest	Anna Askew	4,9	8,2	3,14	8,2	
Donn. 17	Alexius	Speratus u. s. 11Gen.	4,10	8,1	4,8	8,40	● **2 Uhr morgens** Neumond
Freit. 18	Arnold	Arnulf	4,11	8,0	bei	9,11	
Smst. 19	Vincenz v. P.	Luise Henriette	4,12	7,59	☾	9,37	

30. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1–9. — Epistel: Röm. 6, 19–23.

Sonn. 20	**7. n. Trinit.** (Elias)	Joh. Marterlhe	4,13	7,58		10,16	
Mont. 21	Daniel	Eberhard v. Württ.	4,14	7,57		10,34	
Dien. 22	Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,16	7,56		10,52	
Mitt. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,17	7,54	bei Tage	11,8	
Donn. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,18	7,53		11,28	
Freit. 25	**Jakobus**	Jakobus	4,20	7,51		11,53	☽ **4 Uhr n.** erstes Viertel
Smst. 26	Anna	Christophorus	4,21	7,50		morg.	

31. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15–28. — Epistel: Röm. 8, 12–17.

Sonn. 27	**8. n. Trinit.** (Pantaleon)	Raymund Palmarius	4,22	7,49		12,16	
Mont. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,23	7,48		1,1	
Dien. 29	Martha	Claus d. Heilige	4,25	7,46	bei Tage	2,9	
Mitt. 30	Abdon	Johann Wessel	4,26	7,45		3,14	
Donn. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,28	7,43	8,6	b. T.	○ **10 U. a** Vollmond

…rem. 5, 24: Laßt uns doch den Herrn, unsern Gott, fürchten, der uns Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt und uns die Ernte treulich und jährlich behütet!

Wochentag Datum.	August 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
reit. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer	4,29	7,48	8,38	m	
mst. 2	Portiuncula	Märtyrer unter Nero	4,30	7,41	9,7	b.	
7. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc6 16, 1–9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6–13.							
nnt. 3	9. n. Trinit. (Stephan Erf.)	Wilhelm Thorr	4,32	7,39	9,31		
lont. 4	Dominikus	Leonhard Käser	4,33	7,37	9,52	bei Tage	
ien. 5	Mar. Schnee	Evang. Salzburger	4,35	7,36	10,10		
litt. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,36	7,34	10,32		
onn. 7	Gottschalk	Nonna	4,38	7,32	10,54		☾ 3 Uhr nachmitt.
reit. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,39	7,31	11,19		letztes Viertel
mst. 9	Romanus	Numidikus	4,40	7,29	11,48		
8. Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Luc6 19, 41–48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1–11.							
nnt. 10	10. n. Trinit. (Laurentius)	Erober. Jerusal. (70)	4,42	7,27	morg.	bei Tage	
lont. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,44	7,25	12,28		
ien. 12	Klara	Anselm v. Havelberg	4,45	7,23	1,10		
litt. 13	Hippolyt	N.L. Gr. v. Zinzendorf	4,47	7,21	2,3		
onn. 14	Eusebius	Joh. Guthrie	4,48	7,20	3,5		
reit. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,49	7,18	4,7	7,40	☉ 5 Uhr nachm.
mst. 16	Rochus	Johann d. Beständige	4,51	7,16	b. T.	8,4	Neumond
9. Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Luc6 18, 9–14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1–10.							
nnt. 17	11. n. Trinit. (Zittella)	Joh. Gerhard	4,53	7,14		8,29	
lont. 18	Helena	Hugo Grotius	4,55	7,12		8,49	
ien. 19	Sebald	Sebaldus	4,56	7,11		8,57	
litt. 20	Bernhard	Bernhard	4,58	7,9		9,15	
onn. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	5,0	7,7		9,32	
reit. 22	Timotheus	Symphorianus	5,2	7,4		9,54	
mst. 23	Zachäus	Kaspar v. Coligny	5,3	7,2		10,22	☽ 2 Uhr n. erstes Viertel
10. Woche: Vom Taubstummen: Marc6 7, 31–37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4–9.							
nnt. 24	12. n. Trinit. (Bartholomäus)	Bartholomäus	5,4	7,0		10,56	
lont. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,6	6,59		11,46	
ien. 26	Samuel	Ulfilas	5,7	6,57		morg.	
litt. 27	Jos. Calas	Jovinianus	5,8	6,55		12,48	
onn. 28	Augustinus	Augustinus	5,11	6,53		2,5	
reit. 29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,11	6,51	7,1	3,31	
mst. 30	Rosa	Claudius v. Turin	5,12	6,49	7,29	4,56	☉ 5 Uhr n. Vollmond
11. Woche: Vom barmherzigen Samariter: Luc6 10, 23–37. — Epistel: Galat. 3, 15–22.							
nnt. 31	13. n. Trinit. (Paulinus)	Aidan	5,14	6,47	7,53	b. T.	

2 Korinth. 9, 10: Der aber Samen reicht dem Säemann, der wird ja auch das Brot reichen zur Speise und wird vermehren Euren Samen und wachsen lassen das Gewächs Eurer Gerechtigkeit.

Wochentage u. Datum	September 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1	Egidius	Hanna	5,15	6,44	8,14	bei Tage	
Dien. 2	Raphael	Mamas	5,16	6,42	8,34		
		Nationalfest					
Mitt. 3	Manuelus	Hildegard	5,18	6,40	8,55		
Donn. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,20	6,38	9,20		
Freit. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,21	6,36	9,49		
Smst. 6	Magnus	Matthias Weibel	5,22	6,34	10,23		☾ 4 Uhr n. letztes Viertel

37. Woche: Von den zehn Aussätzigen: Luc. 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.

Sonn. 7	14. n. Trinit. (Regina)	Lazarus Spengler	5,24	6,31	11,5	bei Tage	
Mont. 8	Mariä Geburt	Corbinian	5,25	6,29	11,57		
Dien. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,27	6,27	morg.		
Mitt. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,28	6,25	12,54		
Donn. 11	Protus	Johann Brenz	5,29	6,23	1,57		
Freit. 12	Winand	Tiennf. Peloquin	5,31	6,21	3,3		
Smst. 13	Maternus	Wilhelm Farel	5,33	6,19	4,10	6,29	

38. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.

Sonn. 14	15. n. Trinit. (Kreuz. Erhöh.)	Cyprianus, Tante	5,34	6,16	5,18	6,47	● 9 Uhr vormitt. Neumond
Mont. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,36	6,14	bei Tage	7,4	
Dien. 16	Corn. u. Cypr.	Euphemia	5,37	6,12		7,20	
Mitt. 17	Hiobstag (Lambertus)	Lambert	5,38	6,10		7,38	
Donn. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,40	6,7		7,58	
Freit. 19	Riketa	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5		8,23	
Smst. 20	Eustachius	Magdalena Luther	5,43	6,3		8,56	

39. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.

Sonn. 21	16. n. Trinit. (Matthäus Ev.)	Matthäus, Ap.	5,45	6,1	bei Tage	9,37	☽ 11 Uhr abends erstes Viertel
Mont. 22	Moritz	Mauritius	5,46	5,59		10,33	Herbst Anf.
Dien. 23	Thekla	5 Märt. v. Genf	5,47	5,57		11,42	
Mitt. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,49	5,54		morg.	
Donn. 25	Kleophas	Augsb. Religionsfr.	5,51	5,52		1,1	
Freit. 26	Cyprianus	Lioba	5,53	5,50		2,26	
Smst. 27	Cosm. u. Dam.	Philippine Graveron	5,54	5,47	5,34	3,53	

40. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.

Sonn. 28	17. n. Trinit. (Wenzeslaus)	P. Flysteden u. A. Cl.	5,55	5,45	6,14	5,18	○ 2 Uhr nachmitt. Vollmond
Mont. 29	Michelis	Michelis	5,57	5,43	6,34	bei Nacht	
Dien. 30	Hieronymus	Hieronymus	5,58	5,41	6,56		

Psalm 116, 12–14: Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut? — Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herrn Namen predigen. Ich will mein Gelübde dem Herrn bezahlen vor allem seinem Volk.

Wochentage Datum.	Oktober 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.		Mondphasen rc.
Mitt. 1	Remigius	Remigius	6,0	5,39	7,19		bei Tage	
Donn. 2	Liodegar	Chr. Schmid	6,2	5,37	7,46			
Freit. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,3	5,35	8,19			
Smst. 4	Franz	Franz v. Assisi	6,4	5,33	8,58			
21. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 34–46. — Epistel: 1 Korinth. 1, 4–9.								
Sonnt. 5	18. n. Trinit. (Placidus) Erntedankfest	Petrus Carnesecchi	6,6	5,30	9,47		bei Tage	☾ 9 Uhr abends letztes Viertel
Mont. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,8	5,28	10,43			
Dien. 7	Sergius	Theodor Beza	6,9	5,26	11,48			
Mitt. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,11	5,24	morg.			
Donn. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,13	5,22	12,50			
Freit. 10	Gereon	Justus Jonas	6,15	5,20	1,50			
Smst. 11	Wimmar	Ulrich Zwingli	6,16	5,18	3,5			
22. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1–8. — Epistel: Ephes. 4, 22–28.								
Sonnt. 12	19. n. Trinit. (Maximilian)	Heinr. Bullinger Elisabeth Frey	6,18	5,15	4,12	b. T.		
Mont. 13	Tilmann		6,20	5,13	5,22	5,26		● 12 Uhr mittern. Neumond
Dien. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,22	5,11		5,43		
Mitt. 15	Theresa	Aurelius	6,24	5,9		6,3		
Donn. 16	Gallus	Gallus	6,25	5,7		6,26		
Freit. 17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,27	5,5		6,57		
Smst. 18	Lukas, Ev.	Lukas	6,29	5,3		7,35		
23. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1–14. — Epistel: Ephes. 5, 15–21.								
Sonnt. 19	20. n. Trinit. (Ferdinand)	Bruno	6,31	5,1		8,28		
Mont. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,32	4,59		9,29		
Dien. 21	Ursula	Hilarion	6,33	4,57		10,44		☽ 7 Uhr vormittags erstes Viertel
	Cordula	Hedwig	6,35	4,55		morg.		
Mitt. 22	Kaiserin und	Königin Geburtstag						
Donn. 23	Severin	Heinrich Martyn	6,36	4,53		12,5		
Freit. 24	Evergistus	Arethas; westfäl. Fr.	6,37	4,51		1,29		
Smst. 25	Raphael	Johann Heß	6,39	4,49		2,52		
24. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47–54. — Epistel: Ephes. 6, 10–17.								
Sonnt. 26	21. n. Trinit. (Amandus)	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,40	4,47	b. T.	4,14		
Mont. 27	Sabina	Frumentius	6,41	4,46	4,57	5,35		
Dien. 28	Simon, Jude	Simon u. Juda	6,43	4,44	5,19			☉ 1 Uhr morgens Vollmond
Mitt. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,45	4,42	5,43			
Donn. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,47	4,40	6,14			
Freit. 31	Wolfgang	Luthers 95 Sätze	6,49	4,38	6,50			

Hiob 14, 1 u. 2: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebet kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht.

Wochentage u. Datum.	November 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen u.
Smst. 1	**Aller Heiligen**	Aller Heiligen	6,50	4,37	7,36	b. T.	
45. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
Sonnt. 2	**22. n. Trinit.** (Aller Seelen)	Victorinus **Reformationsfest**	6,52	4,35	8,30		
Mont. 3	Hubertus	Pirmin	6,53	4,33	9,20	bei Tage	
Dien. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	6,55	4,31	10,35		
Mitt. 5	Zacharias	Hans Egede	6,57	4,30	11,41		
Donn. 6	Leonhard	Gustav Adolf	6,58	4,29	morg.		☾ 5 Uhr abends letztes Viert.
Freit. 7	Engelbert	Willibrord	7,0	4,27	12,49		
Smst. 8	Gottfried	Willehad	7,2	4,25	1,57		
46. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15—22. — Epistel: Philipp. 3, 17—21.							
Sonnt. 9	**23. n. Trinit.** (Theodorus)	Joh. v. Staupitz	7,4	4,24	3,5	b. Tage	
Mont. 10	Martin P.	Martin Luther	7,5	4,22	4,15		
Dien. 11	Martin B.	Martin, Bischof	7,7	4,21	5,27		☽ 3 Uhr nachmitt. Neumond
Mitt. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,8	4,20	6,42	4,59	
Donn. 13	Stanislaus K.	Arcadius	7,10	4,18	b. T.	4,57	
Freit. 14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,12	4,17		5,32	
Smst. 15	Leopold	Johann Keppler	7,13	4,15		6,10	
47. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18—26. — Epistel: Kolos. 1, 9—14.							
Sonnt. 16	**24. n. Trinit.** (Edmund)	Kalp. Kreuziger	7,15	4,14		7,20	
Mont. 17	Gertrud	Bernward	7,17	4,13		8,32	
Dien. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,18	4,12	bei Tage	9,53	☽ 2 Uhr nachmitt. erstes Viert.
Mitt. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,20	4,11		11,14	
Donn. 20	Simplicius	Jon Williams	7,21	4,10		morg.	
Freit. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,23	4,8		12,36	
Smst. 22	Cäcilia	Joh. Ökolampadius	7,25	4,7		1,54	
48. Woche: Vom Greuel der Verwüstung: Matth. 24, 15—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 13—1							
Sonnt. 23	**25. n. Trinit.** (Clemens)	Clemens **Totenfest.**	7,26	4,6		3,15	
Mont. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,27	4,6	b. Tage	4,34	
Dien. 25	Katharina	Katharina	7,29	4,5		5,51	
Mitt. 26	Konrad	Konrad	7,30	4,4	4,31	7,8	☽ 2 Uhr nachmitt. Vollmond
Donn. 27	Bilhildis	Margar. Blaarer	7,32	4,3	4,44		
Freit. 28	Günther	Alexander Rouffel	7,34	4,2	5,26		
Smst. 29	Saturnin	Saturninus	7,35	4,1	6,17	b. T.	
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1—9. — Epistel: Röm. 13, 11—1							
Sonnt. 30	**1. Advent** (Andreas)	Andreas	7,37	4,0	7,15	b. T.	

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentag Datum.	Dezember 1890.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Mont. 1		Eligius	7,38	4,0	8,19	bei Tage	
Dien. 2		Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,39	4,0	9,25	
Mitt. 3		Franz Xaver	Gerhard Groot	7,40	3,59	10,32	
Donn. 4		Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,41	3,58	11,39	☽ 2 Uhr nachmitt.
Freit. 5		Crispine	Crispina	7,42	3,58	morg.	letztes Viertel
Smst. 6		Nikolaus	Nikolaus	7,44	3,57	12,47	
0. Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25–36. — Epistel: Röm. 15, 4–13.							
Sonnt. 7		2. Advent (Ambrosius)	C. P. Odontius	7,46	3,57	1,56	bei Tage
Mont. 8		Mariä Empf.	Martin Rinkard	7,47	3,57	3,4	
Dien. 9		Leocadia	Benjamin Schmolck	7,48	3,56	4,18	
Mitt. 10		Judith	Paul Eber	7,49	3,56	5,35	
Donn. 11		Tamasus	Heinr. v. Zütphen	7,50	3,56	6,54	3,27
Freit. 12		Epimachus	C. Spiridion; Vicelin	7,51	3,56	8,4	4,10 ● 4 Uhr m.
Smst. 13		Lucia	Odilia; Berthold	7,52	3,57	9,7	5,7 Neumond
1. Woche: Von Johannis' Gesandtschaft: Matth. 11, 2–10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1–6							
Sonnt. 14		3. Advent (Nikasius)	Dioscorus	7,52	3,57	10,17	bei Tage
Mont. 15		Eusebius	Christiana	7,53	3,57	11,28	7,38
Dien. 16		Adelheid	Adelheid	7,54	3,57	morg.	9,1
Mitt. 17		Quatember (Lazarus)	Sturm	7,55	3,57	12,25	10,25
Donn. 18		Wunibald	V. L. v. Seckendorf	7,56	3,58	1,43	11,43 ☽ 9 Uhr abends
Freit. 19		Julius	Clemens v. Alex.	7,56	3,58	2,59	morg. erstes Viertel
Smst. 20		Nemesius	Abraham	7,57	3,58	4,16	1,0
2. Woche: Von Johannis' Zeugnis: Joh. 1, 19–28. — Epistel: Philipp. 4, 4–7.							
Sonnt. 21		4. Advent (Thomas Ap.)	Thomas Ap.	7,58	3,59	5,30	bei Tage 2,50 Wint. Anf.
Mont. 22		Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	7,58	3,59	6,42	3,36
Dien. 23		Dagobert	Anna du Bourg	7,59	4,0	7,50	4,52
Mitt. 24		Adam u. Eva	Adam u. Eva	7,59	4,0	8,54	6,6
Donn. 25		heil. Christfest	Christtag	7,59	4,1	9,54	7,16
Freit. 26		Zweiter Christf. (Stephanus)	Stephanus	8,0	4,1	10,47	4,5 8,12 ☽ 7 Uhr morgens
Smst. 27		Johannes Ev.	Johannes, Ev.	8,0	4,2	11,32	5,0 b. T. Vollmond
3. Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33–40. — Epistel: Gal. 4, 1–7.							
Sonnt. 28		n. Weihnacht. (Unsch. Kindl.)	Unschuldige. Kindl.	8,0	4,3	0,23	bei Tage
Mont. 29		Thomas B.	David	8,0	4,4	1,9	
Dien. 30		David	Christ. v. Württemb.	8,0	4,5	1,57	
Mitt. 31		Sylvester	Joh. Wiklef	8,0	4,5	2,50	

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Rüben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben: die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die frisch gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesäet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettich gesäet: die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen: gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Winterfaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Jauche begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt: findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt abends die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht. Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Felde wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghelz und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen; die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Ackern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen; die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche: ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Beginnen die Tage zu langen,
Dann kommt der Winter gegangen.

Neujahr Nacht still und klar
Deutet auf ein gutes Jahr.

Morgenrot am Neujahrstag
Bringt Ungewitter und viel' Plag.

Fabian, Sebastian (20.)
Läßt den Saft in die Bäume gahn.

Februar.

Wenn's der Hornung gnädig macht,
Bringt der Lenz den Frost bei Nacht.

Lichtmeß (2.) hell und klar
Bringt ein gutes Flachsjahr.

St. Mattheis (24.) — Bricht das Eis
Find't er keins — Macht er eins.

März.

Ein feuchter, fauler März
Macht dem Bauer Schmerz;
Ist er aber trocken,
So giebt's wohl fette Brocken.

Nimmt der März
Den Pflug beim Sterz,
Hält oft der April
Ihn wieder still.

Donnert's über dem kahlen Wald,
So wird's zwar wehen und winden bald:
Doch bekommt das Jahr eine gute Gestalt.

April.

Aprilwetter und Herrengunst,
Darauf zu trauen ist umsunst.

Der April ist nicht zu gut,
Er schneit dem Bauer noch auf den Hut.

Regen im April
Jeder Bauer will.

Mai.

Kühler Mai bringt allerlei
Von Segen, ist er naß dabei.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist wert ein Fuder Heu.

Eh' Pankraz (12.) und Servaz (13.) vorbei,
Ist vor Kälte nicht sicher der Mai.
Aber auch St. Urbanus (25.)
Ist oft noch ein Grobianus.

Juni.

Wenn kalt und naß der Juni war,
Wird wenig nutz das ganze Jahr.

Beginnen die Nächte zu langen,
Kommt die rechte Hitze gegangen.

Ruft nach Johanni (24.) der Kuckuck noch lang,
Wird's dem Bauer wohl um seine Ernte bang.

Juli.

Türmt sich die Ameis' im Juli den Haufen,
Mußt du viel Holz für den Winter kaufen.

Regnet's auf St. Margaret (13.)
Der Regen noch vier Wochen steht.

St. Kilian (8.)
Ist der rechte Rübenmann.

August.

Der Hitze auf St. Dominikus (5.)
Ein strenger Winter folgen muß.

Mariä Himmelfahrt (15.) Sonnenschein
Bedeutet einen guten Wein.

Wenn's im August aus Norden weht,
Beständiges Wetter vor dir steht.

September.

Tritt im September viel Donner ein,
Wird Hornung und März sehr schneereich sein.

Michaelis (29.) Wein
Ist süß und fein.

Sind auf Michaelis (29.) die Vögel noch da,
So ist der Winter noch nicht sehr nah.

Oktober.

Wenn's im Oktober wetterleuchtet,
Viel Regen noch den Acker feuchtet.

Kommt die Feldmaus ins Dorf,
So sorge für Holz oder Torf.

Auf St. Gallus Tag (16.)
Nichts mehr draußen bleiben mag.

November.

Allerheiligen (1.) Sommer,
Aller Seelen (2.) Winter.

St. Martinus (11.) bringt die Kalt',
Und nimmt dem Bauer ab das Geld.

Sind Dächse und Vögel sehr fett,
So schaff' dir ein warmes Bett.

Dezember.

St. Lutzen (13.)
Macht den Tag stutzen.

Ist's zu Weihnacht warm und naß,
Bleibt wohl leer, so Speicher wie Faß.

Weihnacht im Klee,
Ostern im Schnee.

Mutmaßliche Witterung
nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, sein auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Fängt mit Kälte an, den 16. etliche Tage Eis: den 20. Schnee bis zum 27.: dann Regenwetter bis ans Ende.

Februar.

Anfangs trübe und Regenwetter: den 9. bis 14. schönes, liebliches Wetter: dann drei Tage Schnee: darauf sehr kalt: den 16. regnet, kiefelt und schneit es: darauf sehr kalt bis um 18.: darauf Regenwetter.

März.

Fängt an mit hartem Wetter bis den 20.: vom 21. an pflegt es früh zu gefrieren, hierauf fast lauter schöne und heitere Tage.

April.

Es pflegt bis um 16. zu frieren: nachher fällt gelindes Wetter ein bis um 23., worauf wieder Reife und rauhes Wetter bis um 29., dann schön.

Mai.

Den 3. Donner; dann bald wieder rauhes, trübes und kühles Wetter bis zum 8.: darauf drei Tage gelinder: den 11. gefriert es wieder und giebt nachts Eis, bleibt kalt bis zum 20.: dann schön und warm: den 30. Eis und Reif.

Juni.

Fängt mit Reifen an: dann folgt trübes Wetter: den 8. wieder Reif: dann schön und warm bis ans Ende.

Juli.

Fängt mit großer Hitze an, sowohl bei Tage als bei Nacht, es donnert fast täglich, giebt viele Kiesel und Schloßen, zündet oft, bleibt schön bis zum 11.: dann wird's trüb und etwas kühl mit Regen bis den 13.: darauf Regen bis ans Ende.

August.

Fängt früh mit Nebel an, die Tage sind schön und warm hitzig bis ans Ende.

September.

Beginnt mit herrlich schönem Wetter bis zum 3., wo es kühl und herbstlich wird, bald aber wieder schön bis zum 27., wo trübes Regenwetter sich einstellt.

Oktober.

Fängt mit rauhem Wetter an; den 10. Reife bis zum 17., da ein schöner Sommertag ist: den 23. kalt: dann wieder schön bis den 27.: am Ende ziemlich kalt.

November.

Kalt bis den 10.: nachmittags aber gemeiniglich schön und warm: den 11. fängt trübes Wetter an mit Nebel und Regen bis zum 13.: da es wieder gefriert bis den 30., nachmittags aber Sonnenschein.

Dezember.

Fängt mit Frost an, bald trüb, Regen, Kälte, Eis: den 10. Schnee: darauf friert es bis den 19., an welchem es regnet; es wird aber gleich wieder kalt bis ans Ende.

Die Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende. Bezeichnung für das Meter — m.

I. A. Längenmaße.

1 **Meter** (m) = $^4/_{13}$ Rute = $3^1/_5$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle.
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** (km) = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** (cm) = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** (mm) = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter (qm) = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** (a) = $7^1/_{20}$ □Ruten = $^1/_{25}$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** (ha) = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Quadratkilometer** (qkm).
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter (cbm) = 32 Kubikfuß.
1 Kubikcentimeter (ccm) = $^1/_{18}$ Kubikzoll.
1 Kubikmillimeter (cmm) = $^3/_{31}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^2/_{100}$ Kubikrute
1 Kubikmeter = $^9/_{10}$ Schachtrute.
1 Kubikmeter = $^3/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** (l) oder die **Kanne.**
1 Liter = $^7/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** (hl) = $1^4/_5$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = 14 Metzen 16 Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^3/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** (l) oder die **Kanne.**
1 Liter = $^3/_8$ Quart.
$^1/_2$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^3/_4$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^9/_{11}$ Ohm.

II. Gewicht.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Gramm (g) = $^2/_5$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neukot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^1/_5$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne (t) ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.

1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Altlot).
1/10 Gramm ist ein **Decigramm.**
1/100 Gramm ist ein **Centigramm** = 1/10 Decigramm.
1/1000 Gramm ist ein **Milligramm** (mg) = 1/10 Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

1) Längenmaße.

Meter, geschrieben:		m
Kilometer,	„	: km
Centimeter,	„	: cm
Millimeter,	„	: mm

2) Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben:		cbm
Hektoliter,	„	: hl
Liter,	„	: l
Kubikcentimeter,	„	: ccm
Kubikmillimeter,	„	: cmm

3) Flächenmaße.

□Meter, geschrieben:		qm
□Kilometer,	„	: qkm
□Centimeter,	„	: qcm
□Millimeter,	„	: qmm
Ar,	„	: a
Hektar,	„	: ha

4) Gewichte.

Tonne, geschrieben:		t
Kilogramm,	„	: kg
Gramm,	„	: g
Milligramm,	„	: mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber: 68,453,274,83.

Post und Telegraph.

1) Die hauptsächlichsten Bestimmungen für den Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

1) **Briefe.** Die Gebühr für einen gewöhnlichen frankierten Brief bis 15 g . . . . . — 10
für unfrankierte Briefe bis 15 g . . . . . — 20

*) Die unter 1, 2 (außer Rückscheinbriefe), 3 und 8 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

		ℳ	₰
1)	**Briefe.** Für gewöhnliche frankierte Briefe über 15 g bis 250 g	—	20
	für unfrankierte Briefe über 15 g bis 250 g	—	30
	(Bei unzureichend frankierten Briefen wird ebenfalls ein Zuschlag von 10 Pfennigen erhoben.)		
	do. mit Wertangabe oder Postnachnahme bis zu 10 Meilen frankiert	—	20
	unfrankiert	—	30
	do. auf alle weiteren Entfernungen frankiert	—	40
	unfrankiert	—	50
	Gebühr für **„einschreiben"** auch für Kreuzbänder und Warenproben	—	20
	Gebühr für **Versicherung** ohne Unterschied der Entfernung für je 300 Mk. oder einen Teil von 300 Mk.	—	05
	mindestens aber	—	10
2)	**Karten,** einfache, werden nur frankiert befördert	—	05
	do. mit Rückantwort, werden nur frankiert beförd.	—	10
	do. als Bücherbestellzettel, „ „ „ „	—	03
3)	**Drucksachen.** Gebühr für Drucksachen unter Kreuzband bis 50 g	—	03
	do. von über 50 g bis 250 g	—	10
	do. von über 250 g bis 500 g	—	20
	do. von über 500 g bis 1000 g	—	30

Bücher darf ausgeschnitten, korrekturbogen das Manuskript beigefügt werden. Als Drucksachen können alle durch Handdruck, Kupferstich, Steindruck, Holzschnitt, Litho- und Autotypie vervielfältigten Gegenstände befördert werden, falls sie offenbaren nach Form und Beschaffenheit darum gelten können. Für unzureichend frankierte Drucksachen hat der Empfänger den fehlenden Betrag des tarifmäßigen Portobetrages in zahlen, wobei Bruchteile einer Mark mitgerechnet auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abzurunden werden.

4)	**Warenproben.** Gebühr für Warenproben bis 250 g ohne Unterschied der Entfernung und des Gewichts	—	10

Die Warenproben müssen frankiert werden und dürfen in ihrer Ausdehnung 20 cm in der Länge, 10 cm in der Breite und 5 cm in der Höhe nicht überschreiten. Die Aufschrift muß den Vermerk „Proben" oder „Muster" enthalten. Die Verpackung kann in offenen Umschlägen, in Säckchen, Kapseln oder unter Band erfolgen.

5)	**Lokal- und Lokal-Landbriefe**	—	05
	unfrankiert	—	10
6)	**Pakete.** Gebühr für gewöhnl. Pakete bis 5 kg bis 10 Meil.	—	25
	„ „ „ „ unfrankiert	—	35
	„ „ „ „ über 10 Meilen	—	50
	„ „ „ „ unfrankiert	—	60
	Für jedes weitere kg oder den überschießenden Teil eines kg bis 10 Meilen (1. Zone)	—	05
	10—20 Meilen (2. Zone)	—	10
	20—50 „ (3. „)	—	20
	50—100 „ (4. „)	—	30
	100—150 „ (5. „)	—	40
	über 150 „ (6. „)	—	50

Das Gewicht eines Pakets darf 50 kg nicht übersteigen. Jeder Paketsendung muß eine Postpaket-Adresse beigefügt sein. Der Abschnitt zur Postpaket-Adresse kann vom Absender zu Mitteilungen benutzt werden. Zu einer Postpaketadresse dürfen nicht mehr als 3 Pakete gehören.

Bei **Wertpaketen** muß der Wert der Sendung auf der Begleitadresse und auf dem Paket selbst angegeben werden. Solche Wertpakete müssen mittels Siegellack und ordentlich erkennbarem Petschaft verschlossen sein. Pakete ohne Wertangabe brauchen nicht versiegelt zu werden. Bei Sperrgut wird das Porto um die Hälfte erhöht; als Sperrgut gelten alle Postsendungen, welche in irgend einer Dimension 1½ Meter überschreiten oder nach einer Dimension 1 Meter, nach einer anderen ½ Meter überschreiten und weniger als 10 kg wiegen.

Versicherungsgebühren siehe unter „Briefe". ℳ ₰

7) **Postanweisungen.** Die Gebühr beträgt ohne Unterschied der Entfernung bis 100 Mark . . . . . — 20
über 100—200 Mark . . . . . — 30
über 200—400 Mark . . . . . — 40

Postanweisungen sind nur bis 400 Mark zulässig.

8) **Postnachnahmen.** Für Nachnahmesendungen ist Porto und eine Nachnahmegebühr zu bezahlen.

Das Porto beträgt: Für Nachnahmebriefe, Drucksachen und Warenproben bis 250 g auf Entfernungen bis 10 geogr. Meilen . . . . . — 20
auf größere Entfernungen . . . . . — 40

Für Nachnahmepakete ebensoviel wie für Pakete ohne Nachnahme.

Die Postnachnahmegebühr beträgt für jede Mark resp. den Teil einer Mark 2 Pfg., mindestens aber 10 Pfg. Ein bei der Berechnung sich ergebender Bruchteil einer Mark ist nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme abzurunden.

9) **Postaufträge (Postmandate).** Höchster Betrag 800 Mark.

Gebühr . . . . . — 30

Im Postauftrag muß Namen und Wohnort des Adressaten, des Zahlungspflichtigen und der einzuziehende Betrag angegeben sein, ferner muß dem selben das einzuziehende Papier (Rechnung, quittierte Rechnung rc.) beigefügt sein. Einem Postauftrag können mehrere Zeugnisse oder Quittungen rc. bis zum Höchstbetrage von Mark 800.— zur Einziehung von demselben nebst einer Anlage unter verschlossenem Umschlage an die Postanstalt, welche den Betrag einziehen soll, eingeschrieben einsenden und zwar mit der Aufschrift „Postauftrag nach . . . . ."

Die Einziehung des Betrages erfolgt gegen Vorzeigung des Postauftrags und Aushändigung der quittierten Rechnung (des quittierten Wechsels rc.). Die Zahlung muß entweder sofort an den Postboten oder, wenn der Auftraggeber nicht die sofortige Rückgabe verlangt hat, binnen sieben Tagen bei der einziehenden Postanstalt bewirkt werden. Erfolgt die Zahlung innerhalb dieser Zeit nicht, so wird der Postauftrag vor der Rücksendung nochmals zur Zahlung vorgezeigt. Hat der Absender bereits bei der ersten Vorzeigung die Einlösung bestimmt verweigert, so unterbleibt die nochmalige Vorzeigung. Verlangt der Auftraggeber die umgehende Rücksendung nach einmaligem vergeblichen Vorzeigen, so hat er das durch den Vermerk „Sofort zurück" auf der Adresse zu bescheinigen.

Der eingezogene Betrag wird, nach Abrechnung der Postanweisungsgebühr, dem Auftraggeber von der einziehenden Postanstalt mittels Postanweisung übersandt.

Bestellgeld für Postsendungen:

a) im Postorte für Postanweisungen oder Wertbriefe . . . . . — 05
für gewöhnliche Pakete bis 5 kg . . . — 10
" " über 5 kg . . . — 15

b) aufs Land für Postanweisungen, Wertbriefe und Pakete . . . . . — 10

		ℳ	₰
Bestellgeld	für Eilbriefe, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	—	25
	aufs Land à km	—	10
do.	für Zeitungen jährlich:		
	bei wöchentlich 1maligem Erscheinen	—	60
	„ „ 2—3 „ „	1	—
	„ „ 4—7 „ „	1	60
	„ täglich 2 „ „	2	—

2) Der Verkehr im Weltpostverein.

Zu dem Weltpostverein gehören:

1) sämtliche Staaten von Europa:

2) sämtliche Staaten und Inseln von Amerika:

3) von Asien: Aden, Afghanistan, Annam, asiatisches Rußland und asiatische Türkei, Ceylon, die Hafenorte von China, Britisch-Indien, Japan, Kambodscha, Kaschmir, Kreta, Persien, Siam und Tonkin, sowie alle sonstigen Kolonieen von Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal und den Niederlanden.

4) von Afrika: Algerien, Aegypten mit Nubien und Sudan, Kamerun, Kongostaat, Liberia, Madagaskar, Marokko, Tunis und Tripolis, Zanzibar, ferner alle englischen, französischen, portugiesischen, spanischen, italienischen und deutschen Kolonieen resp. Schutzgebiete, jedoch nicht Oranje-Freistaat und Transvaal.

5) von Australien: Das deutsche Neu-Guinea-Schutzgebiet mit dem Bismarckarchipel, die französischen Kolonieen Neu-Kaledonien ꝛc., die niederländische Kolonie auf Neu-Guinea, die spanischen Kolonieen und Hawaii.

Die ermäßigte Taxe des Weltpostvereins von 20 Pf. für je 15 g findet auf Briefe nach den Hafenplätzen Adelaide, Melbourne und Sydney nur Anwendung, wenn sie als „Schiffsbriefe über Bremen“ bezeichnet und befördert werden.

Innerhalb des Umfanges des Weltpostvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:

1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g . . — 20
für unfrankierte Briefe . . . . . — 40
für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto . . . . . — 20
Rückscheingebühr . . . . . — 20

2) **Karten** nur frankiert 10 Pf., mit Rückantwort . . . — 20
Bücherdeckelbriefe genießen im Weltpostverkehr keine Portovergünstigung.

3) **Drucksachen** unter Kreuzband. Nur frankiert für je 50 g — 05
(bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern darf Zettel beigefügt werden.)

4) **Warenproben;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber . . — 10
(bis 250 g zulässig.)

5) **Geschäftspapiere;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber — 20
(bis 2000 g zulässig.)

6) **Paketporti nach Europa** (exkl. Deutschland, Österreich-Ungarn). Nachnahme bis 400 Mark zulässig. Gebühr 2 Pf.

pro Mark, nötigenfalls unter Abrundung auf 5 Pf. aufwärts, mindestens aber 10 Pf.

	ℳ ₰
Belgien (bis 5 Kilo)	— 80
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1 80
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo)	— 80
Frankreich (bis 3 Kilo)	— 80
Corsika, Hafenorte (bis 3 Kilo)	1 —
„ andere Orte (bis 3 Kilo)	1 20
Gibraltar (bis 1 Kilo)	1 80
„ (über 1—3 Kilo)	2 80
Griechenland (bis 5 Kilo) über Triest	1 60
Großbritannien und Irland bis 1 Kilo } über Ostende	1 30
über 1—3 Kilo } über Ostende	1 70
über Hamburg oder Bremen bis 1 Kilo	1 —
„ „ „ über 1—3 Kilo	1 50
Helgoland (bis 5 Kilo)	— 75
Italien (bis 3 Kilo) über Österreich, Schweiz oder Frankreich	1 40
Luxemburg (bis 5 Kilo)	— 70
Montenegro (bis 5 Kilo)	1 40
Niederlande (bis 5 Kilo)	— 80
Norwegen (bis 3 Kilo), über Dänemark und Schweden	1 60
(bis 5 Kilo über Jütland)	1 40
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1 —
Portugal (bis 3 Kilo)	1 80
Rumänien (bis 3 Kilo)	1 40
Schweden (bis 3 Kilo üb. Dänemark, Stralsund od. Lübeck)	1 60
Schweiz (bis 5 Kilo)	— 80
Serbien (bis 3 Kilo)	1 40
Spanien (bis 3 Kilo)	1 40
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo) über Varna	2 —
„ (Hafenorte, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo) über Triest	2 20

7) Postanweisungsgebühren nach dem Auslande:

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens	
Argentinien (nur nach Buenos Aires)	100	Pesos	20	₰	40	₰
Belgien	500	Frks.	20	„	40	„
Bulgarien	500	„	20	„	40	„
Canada (einschl. Britisch-Columbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz Edward-Inseln)	50	Doll.	20	„	40	„
Dänemark mit Island und den Faröer Inseln	360	Kron.	10	„	40	„
Dänische Antillen	360	„	20	„	40	„
Egypten	500	Frks.	20	„	40	„
Frankreich mit Algerien und Tunis, sowie Tanger (Marokko)	500	„	20	„	40	„
Großbritannien und Irland	210	Mark	20	„	40	„

	Meinbetrag	Gebühr für je 20 M.	mindestens
Hawaii (Sandwichs-Inseln) bis San Francisko	50 Doll.	20 Cts.	40 Cts.
Helgoland	400 Mark	10 „	40 „
Japan (nur nach einigen Orten zulässig)	500 Frks.	20 „	40 „
Italien (auch San Marino, Susa, Tunis, La Goletta, Tripolis)	500 „	20 „	40 „
Luxemburg (siehe Schutzgebiet innerhalb des Deutschen Reiches)	400 Mark		
Malta u. Gibraltar (bis London)	10 Pf. St.	20 „	40 „
Niederlande	250 Fl. holl.	20 „	40 „
Niederländische Besitzungen in Ostindien	250 „ „	20 „	40 „
Norwegen	360 Kron.	20 „	40 „
Oesterreich-Ungarn	400 Mark	10 „	40 „
Ostindien britisch (Vorder-Indien und brit. Birma)	20 Pf. St.	20 „	40 „
Portugal (mit Madeira u. Azoren,	90 Milreis	20 „	40 „
Rumänien	500 Frks.	20 „	40 „
Salvador	100 Pesos	20 „	40 „
Schweden	360 Kron.	20 „	40 „
Schweiz	500 Frks.	20 „	40 „
Türkei (Konstantinopel)	400 Mark	10 „	40 „
„ (Adrianopel, Beirut, Bhilippopel, Saloniki, Smyrna)	500 Frks.	20 „	40 „
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100 Doll.	20 „	40 „

Argentinien: 1 Peso Gold = 4,07 Mk.; Belgien: 100 Frks. = 81 Mk.; Bulgarien s. Belgien; Canada: 100 Doll. = 424 Mk.; Dänemark: 100 Kronen = 112,75 Mk.; Egypten, Frankreich, Japan, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei (außer Konstantinopel) s. Belgien; Hawaii s. Canada; Niederlande: 100 Fl. = 169,50 Mk.; Norwegen und Schweden s. Dänemark; Ostindien: 1 Pfd. St. = 204,50 Mk.; Portugal: 1 Milreis = 4,55 Mk.; Salvador s. Argentinien; Vereinigte Staaten s. Canada.

8) Briefe mit Wertangabe nach dem Ausland:

	Meinbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Belgien	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibegeb.	8 Pf. für je 100 Mk.
Bulgarien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Dänemark nebst Island und den Färöer-Inseln	unbeschränkt	wie bei Belgien	
Dänische Kolonien. a. Westindien. b. Grönland.	unbeschränkt	do.	a. 16 Pf. für je 100 Mk. b. 28 Pf. für je 100 Mk.
Egypten	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Frankreich mit Algerien	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 100 Mk.
Franz. Kolonieen nebst Annam und Tonkin	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.

	Meistbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Griechenland	unbeschränkt	1,60 Mk.	5 Pf. für je 500 Mk., mindestens 10 Pf., außerdem für Versicherung 40 Pf. für je 200 Mk.
Großbritannien u. Irland	Briefe mit Wertangabe sind nicht zulässig.		
Helgoland	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 100 Mk.
Italien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Luxemburg	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 100 Mk.
Montenegro	Taxe ꝛc. bei den Postanstalten zu erfragen.		
Niederlande	8000 Mk.	wie bei Belgien.	
Norwegen	unbeschränkt	25 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 100 Mk.
Österreich-Ungarn	wie bei Deutschland.		
Portugal (mit Einschluß von Madeira u. d. Azoren)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 100 Mk.
Portugies. Kolon. (Santiago, San Thomé, Loanda)	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Rumänien	Taxe ꝛc. bei den Postanstalten zu erfragen.		
Rußland	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 100 Mk.
Salvador	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Schweden	wie nach Norwegen		
Schweiz	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 200 Mk.
Serbien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Spanien (einschließl. der Balearen und Canarischen Inseln)	8000 Mk.	do.	do.
Türkei durch Vermittelung österreichischer Postanstalten über Triest.	unbeschränkt	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Tunis	wie nach Frankreich.		

3) Tarif für Telegramme nach dem In- und Ausland.

a. Nach dem Inlande (Deutschland und Luxemburg).

1) Als Mindestbetrag für ein Telegramm bis zu 10 Worten werden 60 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 6 Pf. mehr, der Gesamtbetrag wird nach obenhin auf 5 oder 10 abgerundet, so kostet ein Telegramm von 11 Worten $11 \times 6 = 66$ Pf., abgerundet auf **70 Pfennige**.

2) Ein Wort darf nicht mehr als 15 Buchstaben enthalten sonst gilt es für 2 Worte.

3) Die Adresse wird bei der Berechnung mitgezählt.

4) Nähere notwendige Bezeichnung des Bestimmungsortes wird nicht besonders gerechnet, so gelten z. B. für je 1 Wort: Altenburg (Sachsen), Freiburg (Breisgau).

5) Je 5 Zahlengruppen werden für ein Wort gerechnet, Interpunktionszeichen werden nicht berechnet. Fortlassung der Unterschrift ist gestattet.

6) Für dringende Telegramme (mit D zu bezeichnen), welche bei Bestellung und Beförderung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gewöhnlichen Telegrammes berechnet.

7) Für vorauszubezahlende Rückantwort-Telegramme (mit R P vor der Adresse zu bezeichnen) wird eine Mindergebühr von 60 Pfennigen (für 10 Worte) erhoben. Wird eine andere Wortzahl gewünscht, so ist sie mit anzugeben, z. B. R P 25.

8) Will der Aufgeber eines Telegrammes die Zeit wissen, zu welcher dasselbe dem Adressaten zugestellt wurde, so wird ihm dies gegen eine Erlegung von 60 Pfennigen unmittelbar nach der Bestellung telegraphiert. Auf dem Telegramm ist dies mit C R (Empfangsanzeige) zu bezeichnen.

9) Die Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Zustellung von Telegrammen an außerhalb des Ortsbestellbezirks aufhaltliche Empfänger durch besondere Boten kann vom Aufgeber mit 80 Pfennigen vorausbezahlt werden. (X P — Eilbote bezahlt.)

10) Ist ein Telegramm unbestellbar, so wird die Aufgabestelle hiervon telegraphisch benachrichtigt. Diese übermittelt, sofern ihr der Aufgeber bekannt ist, die Unbestellbarkeitsmeldung an ihn gegen eine Gebühr von 30 Pf. Der Aufgeber kann die Adresse des als unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

11) Worttaxe im Stadtverkehr 3 Pf., Mindestgebühr 30 Pf.

12) Alle Bezeichnungen, wie D, R P, C R, X P werden in Klammern vor die Adresse gesetzt und mitgezählt.

b. Nach dem europäischen Ausland:

	Worttaxe in Pf.		Worttaxe in Pf.
Belgien	10	Malta	40
Bosnien und Herzegowina	20	Montenegro	20
Bulgarien	25	Niederlande	10
Dänemark	10	Norwegen	20
Frankreich	15	Österreich-Ungarn	10
Gibraltar	25	Portugal	25
Griechenland (Festland und Inseln Euböa und Poros)	40	Rumänien	20
		Rußland (europ. und kaukas.)	25
Griechenland (übrige Inseln)	45	Schweden	20
Großbritannien und Irland (außer 40 Pf. Grundtaxe)	20	Schweiz	10
		Serbien	20
Helgoland	15	Spanien	25
Italien	20	Türkei (europ.)	45

Wegen der Gebühren für außereuropäische Telegramme wende man sich um Auskunft an die Telegraphenanstalt.

Regenten-Tafel.

1. Deutſches Reich.

Kaiſer Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, folgte ſeinem am 15. Juni 1888 verſtorbenen Vater, Kaiſer Friedrich III., vermählt am 27. Februar 1881 mit Auguſte Victoria, geboren 22. Oktober 1858, Tochter des verſtorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holſtein. Söhne: 1. Wilhelm, Kronprinz des Deutſchen Reichs und von Preußen, geboren 6. Mai 1882. 2. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883. 3. Adalbert, geb. 14. Juli 1884. 4. Auguſt Wilhelm, geb. 29. Januar 1887. 5. Oskar, geb. 27. Juli 1888.

Mutter des Kaiſers: Victoria, Princeß Royal von Großbritannien, geb. 21. November 1840.

Großmutter des Kaiſers: Auguſta, geb. den 30. Sept. 1811, Tochter des verſt. Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar.

Geſchwiſter des Kaiſers: Prinzeß Charlotte, geboren 24. Juli 1860, vermählt am 18. Februar 1878 mit Bernhard, Erbprinzen von Sachſen-Meiningen. Prinz Heinrich, geboren 14. Auguſt 1862, vermählt ſeit 24. Mai 1888 mit Irene, Prinzeſſin von Heſſen. Prinzeß Victoria, geb. 12. April 1866. Prinzeß Sophie, geboren 14. Juni 1870, verlobt mit Konſtantin, Kronprinz von Griechenland. Princeß Margarete, geboren 22. April 1872.

a. Anhalt.

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verſtorbenen Prinzen Eduard von Sachſen-Altenburg, geb. 17. April 1838. Regiert ſeit 22. Mai 1871. Thronfolger: Friedrich, geboren 19. Auguſt 1856, vermählt mit Prinzeſſin Marie von Baden.

b. Baden.

Großherzog Friedrich, geboren 9. Sept. 1826, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luiſe, Prinzeſſin von Preußen, Tochter des verſtorbenen Kaiſers Wilhelm I., geboren 3. Dezbr. 1838. Regiert ſeit 24. April 1852. Thronfolger: Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt mit Hilda, Tochter des Herzogs von Naſſau.

c. Bayern.

König Otto I., geb. 27. April 1848. Regiert ſeit 13. Juni 1886. Prinzregent ſeit 10. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, vermählt am 15. April 1844 mit Erzherzogin Auguſta von Öſterreich, verwittwet ſeit 26. April 1864. Älteſter Sohn: Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt am 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Thereſia von Öſterreich-Eſte.

d. Braunſchweig.

Regent: **Prinz Albrecht von Preußen**, geb. 8. Mai 1837: ermählt zum Regenten am 21. Oktober 1885; vermählt am

19. April 1873 mit Marie, Tochter des Herzogs von Sachsen-Altenburg. Ältester Sohn: Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874.

e. Großherzogtum Hessen.

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837, regiert seit 13. Juni 1877. Vermählt am 1. Juli 1862 mit Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, vermittwet seit 14. Dezember 1878. Thronfolger: Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868.

f. Lippe-Detmold.

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824, regiert seit 8. Dezember 1875, vermählt am 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden.

g. Schaumburg-Lippe.

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817, regiert seit 21. November 1860, vermählt am 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg von Waldeck. Thronfolger: Erbprinz Georg, geb. 10. Oktober 1846, vermählt den 16. April 1882 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg.

h. Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, regiert seit 15. April 1883; vermählt am 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

i. Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, regiert seit 6. September 1860, vermählt am 28. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs von Cambridge. Thronfolger: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt.

k. Oldenburg.

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, regiert seit 27. Febr. 1853, vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbgroßherzog August, geb. 16. November 1852, vermählt 18. Februar 1878 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

l. Preußen.

Siehe Deutsches Reich.

m. Reuß, ältere Linie. (Greiz.)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, regiert seit 8. November 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, seit 28. März 1867 selbständig, vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter

des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

n. Reuß, jüngere Linie. (Gera.)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, regiert seit 11. Juli 1867, vermählt am 6. Februar 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, verwitwet seit 10. Juli 1886. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858, vermählt am 11. November 1884 mit Prinzessin Elise von Hohenlohe-Langenburg.

o. Sachsen.

König Albert, geb. 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873, vermählt am 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des verstorbenen Prinzen Gustav von Wasa. Bruder: Prinz Georg, geb. 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, verwitwet seit 5. Febr. 1884. Ältester Sohn: Friedrich August, geb. 25. Mai 1865.

p. Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, regiert seit 3. August 1853, vermählt am 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, geb. 24. Juni 1824. Bruder: Prinz Moritz, geb. 24. Oktober 1829, vermählt den 15. Oktober 1862 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen. Sohn: Prinz Ernst, geb. 31. August 1871.

q. Sachsen-Koburg-Gotha.

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, regiert seit 29. Jan. 1844, vermählt am 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden. Thronerbe: Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. August 1844, vermählt am 23. Januar 1874 mit Großfürstin Maria von Rußland. Sohn: Prinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874.

r. Sachsen-Meiningen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, regiert seit 20. September 1866, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Prinzessin von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg geb. Franz. Thronfolger: Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt am 18. Februar 1878 mit Charlotte, Tochter des verstorbenen Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

s. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, regiert seit 8. Juli 1853, vermählt am 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande. Thronfolger: Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt am 26. August 1873 mit Pauline, Tochter des Prinzen

Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ältester Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

t. Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst Georg, geb. 23. November 1838, regiert seit 26. November 1869. Unvermählt.

u. Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, regiert seit 17. Juli 1880, vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck.

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831, regiert seit 15. Mai 1845 unter Vormundschaft seiner Mutter, seit 17. August 1852 selbständig, vermählt am 26. September 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, verwitwet seit 27. Oktober 1888. Thronfolger: Erbprinz Friedrich, geb. 20. Januar 1865.

w. Württemberg.

König Karl I., geb. 6. März 1823, regiert seit 25. Juni 1864, vermählt am 13. Juli 1846 mit Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland. Thronfolger: Prinz Wilhelm, geb. 25. Februar 1848, vermählt am 15. Febr. 1877 mit Prinzessin Marie von Waldeck, verwitwet seit 30. April 1882, wieder vermählt am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

2. Belgien.

König Leopold II., geb. 9. April 1835, regiert seit 10. Dezember 1865, vermählt am 22. August 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette von Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Marie, Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Ältester Sohn: Prinz Balduin, geb. 3. Juli 1869.

3. Brasilien.

Kaiser Dom Pedro II. de Alcantara, geb. 2. Dez. 1825, regiert seit 7. April 1831, vermählt am 4. September 1843 mit Therese, Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien. Kronprinzessin: Isabella, geb. 29. Juli 1846, vermählt am 15. Okt. 1864 mit Prinz Ludwig von Orleans, Graf von Eu.

4. Bulgarien.

Fürst Ferdinand, Prinz von Koburg-Gotha, geb. 26. Febr. 1861. (Von den Mächten nicht anerkannt.)

5. Dänemark.

König Christian IX., geb. 8. April 1818, regiert seit 15. November 1863, vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Thron-

folger: Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt am 28. Juli 1869 mit Luise, Tochter des verstorbenen Königs Karl XV. von Schweden.

6. Frankreich.

Präsident: Marie François **Sadi Carnot**, geb. 11. August 1837, erwählt den 3. Dezember 1887.

7. Griechenland.

König Georg I., geb. 24. Dezember 1845, regiert seit 6. Juni 1863, vermählt am 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Kronprinz Konstantin, geb. 2. August 1868, verlobt mit Prinzessin Sophie von Preußen, zweiten Tochter des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich III.

8. Großbritannien und Irland.

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, vermählt am 10. Februar 1840 mit Albert, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, verwitwet seit 14. Dezember 1861. Thronfolger: Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

9. Italien.

König Humbert I., geb. 14. März 1844, regiert seit 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Thronfolger: Kronprinz Victor Emanuel, geb. 11. November 1869.

10. Liechtenstein.

Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, regiert seit 12. November 1858.

11. Monaco.

Fürst Karl III., geb. 8. Dezbr. 1818, regiert seit 20. Juni 1856, vermählt am 28. September 1846 mit Gräfin Antoinette von Merode, verwitwet seit 10. Februar 1864. Thronfolger: Erbprinz Albert, geb. 13. November 1848, vermählt am 21. September 1869 mit Prinzessin Marie von Hamilton. Die Ehe wurde geschieden.

12. Montenegro.

Fürst Nicolaus I., geb. 7. Oktober 1841, regiert seit 14. August 1860, vermählt am 8. November 1860 mit Fürstin Milena, Tochter des Wojwoden Vucotitch. Thronfolger: Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

13. Niederlande.

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817, regiert seit 17. März 1849, vermählt am 18. Juni 1839 mit Sophie, Prinzessin von Württemberg, verwitwet seit 3. Juni 1877. Wieder

vermählt am 7. Januar 1879 mit Prinzessin Emma, Tochter des regier. Fürsten Georg von Waldeck. Thronfolgerin: Kronprinzessin Wilhelmine, geb. 31. August 1880.

14. Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian Joseph in Bayern. Infolge des am 30. Januar 1889 erfolgten Todes des Kronprinzen Rudolf, vermählt mit Prinzessin Stephanie von Belgien, ist Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833. Älterer Sohn: Erzherzog Franz, geb. 18. Dez. 1863.

15. Portugal.

König Ludwig I., geb. 31. Oktober 1838, regiert seit 11. November 1861, vermählt am 6. Oktober 1862 mit Pia, Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Italien. Thronfolger: Kronprinz Karl, Herzog von Braganza, geb. 28. Septbr. 1863, vermählt am 22. Mai 1886 mit Prinzessin Amalia von Orleans.

16. Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839, zum Fürst gewählt durch Plebiscit am 20. April 1866, von den Mächten anerkannt am 24. Oktober 1866, zum König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied. Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. August 1865.

17. Rußland.

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845, regiert seit 13. März 1881, vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868.

18. Schweden und Norwegen.

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, regiert seit 18. September 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau. Thronfolger: Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20. September 1881 mit Victoria, Tochter des regier. Großherzogs Friedrich von Baden.

19. Serbien.

König Alexander, geb. 14. August 1876; infolge Thronentsagung seines Vaters Milan Obrenowitsch I. gelangte König Alexander auf den serbischen Thron. Mutter des Königs: Natalie, Tochter des russischen Oberst Keschko.

20. Schweiz.

Bundespräsident: E. Ruffy. Vicepräsident: H. Haeberlin.

21. Spanien.

Königin Maria Chriſtine Henriette, geb. 21. Juli 1858, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Öſterreich; Regentin ſeit 25. November 1885, ſeit dem Tode ihres Gemahls König Alfons XII. Beider Sohn: **König Alfons XIII.**, geb. 17. Mai 1886.

22. Türkei.

Großſultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842, regiert ſeit dem 31. Auguſt 1876, folgte in der Regierung ſeinem entthronten Bruder, Großſultan Mehemmed-Murad-Khan.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Als ich das letztemal die lieben Freunde der Spinnstube mit diesem althergebrachten, aber durch seine tiefe und herrliche Bedeutung nie veraltenden Gruße begrüßte, da war ernste, trübe Zeit.

Denn eben hatte der vielgeliebte Heldengreis, Kaiser Wilhelm I, die Augen im Tode geschlossen, und es mußte sich unwillkürlich jedem die Befürchtung aufdrängen, daß sein Tod leicht kriegerische Verwickelungen für unser deutsches Vaterland im Gefolge haben könne.

Wußte man doch nur zu gut, daß es wesentlich seine gewaltige, ehrfurchtgebietende Persönlichkeit war, die den Feinden zur Rechten und zur Linken das locker sitzende Schwert in der Scheide hielt; den einen, weil sie sich fürchteten, noch einmal mit dem anzubinden, der die deutschen

Heere so siegreich gegen sie geführt und sie mit unaufhaltsamen, wuchtigen Schlägen niedergeschmettert hatte; den andern, weil sie die alte Freundschaft und Waffenbrüderschaft dem nicht brechen wollten, den sie — sie mochten wollen oder nicht — achten und ehren mußten, und der ihrem Kaiserhause mit so großem herzlichen Wohlwollen anhing.

Wie mußten sich aber diese Befürchtungen noch mehren, als auch der vielgeliebte und schmerzlich beklagte hohe Dulder, Kaiser Friedrich III, von der heimtückischen Krankheit hingerafft worden war, woran er so lange gelitten, „ohne zu klagen", als ihm das voll hoher Pflichttreue erfaßte Scepter nach kurzer Zeit wieder aus den müden Händen genommen worden war, und auch dieser sieggewöhnte Arm den Schwertgriff nicht mehr fassen konnte!

Ist's aber nicht wahr geworden und hat sich's nicht herrlich erfüllt, was wir uns damals zum Troste glaubten zurufen zu sollen, daß der alte Gott noch lebe, und daß er, wenn wir uns nur zu ihm hielten und auch in den Drangsalen der trüben Zeit seine grüßende und lockende Vaterstimme vernehmen wollten, alle die bangen Befürchtungen zu schanden machen werde, welche uns die Herzen beschwerten?

Hat Er, der ja auch Krieg und Frieden in seiner allmächtigen Hand hält und die Herzen der Fürsten und Völker wie Wasserbäche lenkt, uns nicht den kostbaren Frieden erhalten und dem bewährten Leiter der auswärtigen Angelegenheiten die rechte Einsicht, den unerschrockenen Mut, die geschickte Hand verliehen, um zu richtiger Zeit das Lügennetz zu zerreißen, durch welches Deutschland zu einer so bedenklichen Zeit in Krieg verwickelt werden sollte?

Hat Er vor allem nicht den beiden heimgegangenen Herrschern einen Nachfolger auf dem Throne gegeben, der mit seiner in der Schule des Leids und der Trübsal gereiften Jugend kräftig und weise das verwaiste Scepter ergriff, und mit hoher Selbstverleugnung sich sofort dem mühsamen Beginnen unterzog, die freundlichen Beziehungen zu den deutschen und auswärtigen Fürstenhäusern durch persönliche Besuche bei denselben nicht bloß zu erhalten, sondern noch fester zu begründen und dadurch neue Bürg-

schaften zu schaffen für die Erhaltung des europäischen Friedens?

Und wenn wir mehr und mehr sehen dürfen, wie sich der jugendliche Kaiser, dem jetzt Deutschlands Geschicke in die Hände gegeben sind, mit unermüdlicher Pflichttreue seinem hohen Berufe widmet, und nicht allein dem äußeren, sondern auch dem inneren Wohle seiner Unterthanen die liebevollste Sorgfalt zuwendet, wie er auch bei der Sorge für das letztere in seiner hohen Gemahlin eine so fromme und edelmütige Helferin hat: dürfen wir denn nicht darin, daß uns Gottes Gnade solch ein Herrscherpaar gegeben hat, einen Liebesgruß unseres treuen Gottes erblicken, durch den er uns gewiß machen will, daß er seine Gnade noch nicht von unserem deutschen Volke abgewendet hat?

O, daß wir Deutschen nur diesen Liebesgruß Gottes verstehen wollten und ihn erwiderten durch rechte Treue gegen ihn und seine heiligen Gebote, deren Verletzung ja, wie es in der jüngsten Zeit wieder so recht offenbar geworden ist, bei Hoch und Niedrig so entsetzliche Folgen haben kann, deren treue, gewissenhafte Übung aber bei Hoch und Niedrig den reichen Gottessegen im Gefolge hat!

Daß wir den Liebesgruß Gottes unsrerseits aber auch erwiderten mit der rechten Treue gegen den, welchen uns seine Hand zum irdischen Oberhaupte gesetzt hat! Wie Deutschlands Fürsten sich huldigend um ihn gesammelt und dadurch allen auf Krieg sinnenden Gelüsten die beachtenswerte Gewißheit entgegengesetzt haben, es werde wiederum All-Deutschland sein, das zum Schwerte greift, wenn es dazu genötigt wird, und so einmütig wie mutig jedem Angriffe die Brust bieten: möchten sich so auch Deutschlands Völker vertrauens- und liebevoll um den jugendlichen Kaiser scharen und durch Liebe und Verehrung, sowie durch unverbrüchliche Treue gegen das gemeinsame Oberhaupt immer völliger zusammenwachsen zu der Einheit und Einigkeit, welche ihre Stärke bilden und ihren sicheren Schild gegen alle Feinde!

Wenn die Spinnstube mit diesen Wünschen, die sie ausspricht, gegen ihre bisherige Gewohnheit auch einmal ein wenig die Politik streift, so müssen die lieben Leser das verzeihen, wenn es ihnen ärgerlich sein sollte. Aber

wes das Herz voll ist, des muß ja der Mund übergehen; und wer sein deutsches Volk und Vaterland wirklich lieb hat, der kann ja gewiß nicht anders, als in die vorhin geäußerten Wünsche von Herzen einstimmen, und wird sich deshalb auch nicht daran ärgern, wenn er sie hier zu lesen bekommt.

Weil dies Vorwort nun aber doch einmal ans Politisieren gekommen ist, so möchte es sogleich auch ein wenig allerinnerste Politik treiben, eine Politik, welche die Spinnstube selbst betrifft.

Daß schon der vorige Jahrgang derselben auf dem Umschlage wie auf dem Titelblatte den Namen eines anderen Verlegers trug, ist wohl den aufmerksamen Lesern nicht entgangen. Die Gründe, welche diesen Wechsel nötig machten, sollen hier nicht weiter erörtert werden; sie thun ja auch nichts zur Sache.

Aber begreiflicherweise ist es um solch einen Wechsel immerhin ein etwas bedenkliches Ding, zumal für ein Büchlein, das schon 43mal in die Welt hinausgegangen war.

Ich habe mich, als es sich drum handelte, schlüssig zu werden, ob die Spinnstube eingehen oder in einen neuen Verlag übergehen solle, sehr ernstlich mit der Frage beschäftigt, ob nicht am Ende das erstere, das Eingehen der Spinnstube, das richtigste sein würde. Die Unzahl von ähnlichen Jahrbüchern und Kalendern, welche in den letzten Jahrzehnten Eingang gesucht und auch mehr oder weniger gefunden haben; der sehr merkliche Rückgang im Absatze der Spinnstube, welcher die alten treuen Freunde vielfach weggestorben sind, ohne daß neue in entsprechender Anzahl an deren Stelle getreten waren; die Erwägung, ob es nicht gewissermaßen Pflicht sei, den neuen Unternehmungen ganz das Feld zu räumen, welches die Spinnstube nun 43 Jahre lang doch mit behauptet hat und selbst in den Kriegsjahren behaupten konnte: das alles mußte ja die erwähnte Frage nahe legen.

Als nun aber von hier und da und dort Anfragen kamen, wie es künftighin mit der Spinnstube werden würde, und mir zeigten, daß das Büchlein noch immer eine Anzahl von treuen Freunden hat, die es nicht gerne missen möchten und sich deshalb für sein Fortleben interessieren; als in einer dieser Anfragen ausdrücklich zu lesen stand, „die Auf-

gabe, welche die Spinnstube sich seit ihrem Bestehen gestellt habe, nämlich gesundem, thatkräftigem Christentume das Wort zu reden und Raum zu schaffen da, wo Predigtbücher und Erbauungsschriften nicht gelesen würden, sei noch lange nicht erfüllt, sondern immer wieder von neuem anzugreifen": da habe ich dem neuen Verleger gerne die Zusage gegeben, das Büchlein bei ihm weiter erscheinen zu lassen, und mir wieder die so richtig bezeichnete Aufgabe aufs Herz genommen. Der Herr Verleger aber hat getrosten Mutes das Wagnis unternommen, die Spinnstube weiter zu verlegen.

Und ein Wagnis ist's ja für ihn immerhin, jedenfalls in den ersten Jahren. Denn er muß die beträchtlichen Kosten der Herstellung und Ausstattung des Büchleins auf sich nehmen, ohne noch die Absatzwege für dasselbe recht zu kennen, ohne genau berechnen zu können, ob die Spinnstube auch jetzt noch mit Erfolg den Wettbewerb um die Gunst der Leserwelt mit den zahlreichen Berufsgenossinnen, wenn ich so sagen darf, unternehmen kann.

Die Freunde der Spinnstube wollen es deshalb nicht verargen, wenn ich hier die herzliche Bitte an sie richte, daß doch jeder in seinem Teile sich angelegen sein lassen möchte, dem Büchlein neue Freunde zu gewinnen, aber womöglich Freunde, die sie nicht bloß lesen, sondern auch — kaufen. Der Kalender, welcher ihm vorangedruckt ist, macht ja das Büchlein, auch wenn sein Inhalt gelesen ist, doch noch für das ganze Jahr brauchbar. Lesefreunde hat die Spinnstube in mehr als genügender Zahl; selbst an solchen fehlt es nicht, die sich das Gelesene ohne weiteres aneignen und es in diesem oder jenem stillverschwiegenen Blättchen abdrucken lassen, ohne auch nur die Quelle anzugeben, aus welcher sie geschöpft haben, die also das alte Sprüchlein völlig vergessen: „Gevatter hin! Gevatter her! Bleib' mir von meinem Kirschenbaum!" — Aber an Kauf-Freunden fehlt es mehr und mehr.

Wenn nun diese Bitte williges Gehör und eifrige Erfüllung findet, so hoffe ich, die lieben Leser nicht zum letztenmal mit dem alten Spinnstubengruße zu begrüßen, mit dem ich für diesmal schließen will:

„Gott zum Gruße und den Herrn Jesum
Christum zum Troste!"

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von anno 1889.

Die Rätselkunst versucht sich heutzutage in mancherlei Gestalten, von denen man früher nichts wußte. Da giebt es außer den althergebrachten Wort-, Silben- und Buchstaben-Rätseln, sowie den ebenfalls schon ziemlich alten Bilder-Rätseln oder Rebus, neuerdings auch noch „Kapsel-Rätsel", „Füll-Rätsel", „Rösselsprung-Rätsel", und wer weiß, was noch für sonstige Rätselarten.

Da habe ich denn gedacht, ich dürfe den Spinnstubenlesern auch wieder einmal mit einer besonderen Rätselart kommen, bei welcher eine Anzahl von Wörtern gesucht werden muß, deren Anfangs- und Endbuchstaben das Rätselwort ergeben. Diese Rätselart hat nämlich für den Rätselmacher die große Annehmlichkeit, daß er nicht zu reimen braucht, wie es einmal bei andern Rätseln für erforderlich erachtet wird, und doch ein so bitteres Kreuz, ein so drückendes Joch ist für einen, der sich nicht unter die Dichter rechnet.

Item bei dem Rätsel auf Seite 110 war zunächst zu denken an den berühmten deutschen Kaiser „Rudolf" (von Habsburg), dann an den Berg „Sinai", weiter an die in jedem Fahrplane leicht zu findende rheinische Eisenbahnstation „Urmitz", an die bayerische Stadt „Neustadt" und an das Flüßchen „Eder". In folgender Reihenfolge zusammengestellt:

Urmitz
Neustadt
Sinai
Eder
Rudolf

ergeben die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten gelesen, die Endbuchstaben aber von unten nach oben gelesen, die beiden Wörter: „Unser Fritz".

Ob der, welchen wir so gerne mit diesem Namen nannten, auch heute noch dem deutschen Volke ans Herz gewachsen ist, nachdem ihn der Tod von seinem schweren Leiden erlöst hat? Ich denke: ja, und jetzt erst recht.

Das zweite Rätsel auf der nämlichen Seite 110 hat gewiß niemandem großes Kopfbrechen gemacht. Hatte er nur glücklich das erste Wort „Fessel" geraten, so kamen „Kessel", „Nessel", „Sessel" ganz von selber.

Auf Seite 130 brauchte man sich unter dem bei Tage wenigstens finster und mürrisch dreinschauenden Nachtjäger nur die „Eule" vorzustellen, so hatte man sofort auch die menschenmordende „Keule" der Wilden und die schmerzhafte, wenn auch nicht tödliche „Beule". — Wer freilich zuerst auf die Fledermaus riet, die ja auch eine Nachtjägerin ist, der mußte mit dem Rätsel seine liebe Not haben.

Zu dem Rätselchen auf Seite 131 veranlaßte mich das in dem ersten der Rätsel angeführte Flüßchen „Eder", welches ja bekanntlich in der Fulda, in die es einmündet, seine Wasser an der Stadt Kassel vorbeirauschen läßt und denselben auch sein „Ab nach Kassel!" mit auf den Weg giebt. Denn liest man seinen Namen rückwärts, so ergiebt sich das Wort „Rede".

Das Rätsel auf Seite 161 nötigte, der „Biene", die uns den leckern Honig verschafft, das Herz, also den mittelsten Buchstaben „e", auszureißen und dasselbe durch ein anderes zu ersetzen. Wurde dazu ein „r" genommen, so hatte man die „Birne", welche, wenn sie nicht gerade von der Sorte ist, deren Saft einem den Mund zusammenzieht, manchem wohl noch lieber ist, als der Honig, jedenfalls eher als dieser den Durst stillt, wenn sie recht saftig ist.

Wenn auch das letzte Rätsel auf Seite 162 jedem, der es gelöst hatte, gestattete, dies unverhohlen zu äußern, so hat doch niemand bei mir von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, und muß ich deshalb artigerweise hier die Lösung geben. Ich brauche jedoch nur das erste Wörtchen, welches gesucht werden sollte, zu nennen, die „Gabe", so hat der geneigte Leser damit auch schon die ganze Lösung.

Hoffentlich kannte aber jeder Spinnstubenleser das ekelhafte Ungeziefer, welches „Schwabe" heißt und, wo es sich eingenistet hat, der Hausfrau das Leben recht sauer

machen kann. Sonst müßte ich mich nachdrücklichst und feierlichst gegen einen nahe liegenden Verdacht verwahren, den böswillige Menschen erheben könnten. Der geneigte Leser versteht's!

Für die neuen Rätsel dahinten wünsche ich nun einen guten Nußknacker oder noch lieber gute Zähne, welche die Nüßchen knacken können und wohl auch niemand große Not machen werden, besonders in der Hoffnung auf die in Aussicht stehende Lösung.

---

3. Aus der Tiefe in die Höhe.

Eine Erzählung von C. von M...bach.

1.

In dem Städtchen D... war heute Jahrmarkt, aber keiner von der Sorte, wie sie heutzutage da, wo überhaupt noch Jahrmärkte abgehalten werden, die gewöhnliche ist, seitdem Geschäftsreisende aller Art auch die Dörfer überfluten und den Bauersleuten die Waren, welche sie sonst auf den Jahrmärkten einzukaufen pflegten, in die Häuser hineinliefern. Nein, es war ein echter, rechter Jahrmarkt nach der Weise früherer Zeiten.

Vier Reihen teils aus Brettern zusammengenagelter, teils aus Stangen und großen Wagendecken gebildeter Buden füllten den mit schweren Eichenplanken umzäunten, rundum mit weitästigen Linden bepflanzten Marktplatz derart

aus, daß für die Käufer nur schmale Gassen blieben, in denen sie sich bei einer Junihitze von mehr als 20 Grad im Schweiße ihres Angesichtes hin und her drängen mußten, und in denen der durch die vielen Füße zertretene Boden durch jede entstehende Lücke dichte Staubwolken aufwirbeln ließ.

Zwischen den Buden hatte hier und da ein bescheidener Verkäufer seinen einfachen Tisch aufgestellt und darauf seine Waren ausgelegt, darunter auch ein Standesgenosse des in einem großen Teile von Mitteldeutschland seiner Zeit wohlbekannten „Schlawitzer", der für die liebe Jugend neben Zuckerherzen und anderen lieblich anzuschauenden, aber weniger lieblich schmeckenden Leckereien Klicker, Maultrommeln, billige Taschenmesser feil hielt und mit seinen feststehenden, aber immer aufs neue belachten Witzen die stets um seinen Tisch versammelte Kinderschar zum Anlegen ihrer Marktpfennige zu bewegen wußte.

Heute aber fehlte die Kinderschar, oder war doch nur in sehr geringer Menge vorhanden. Denn draußen vor dem Städtchen war nicht nur ein Karussell aufgeschlagen, auf dessen hölzernen Pferden man für einen Kreuzer ein paarmal zu der Musik eines verstimmten Leierkastens rundum reiten und, falls es glückte, als erster drei Ringe aus der vorgehaltenen Stange abzustechen, noch einmal unentgeltlich mitreiten durfte; sondern es hatte sich auch eine Kunstreitergesellschaft mit wirklichen Pferden eingefunden und zwei große Zelte aufgeschlagen, in deren größtem nie gesehene Künste zu Fuß und zu Pferde aufgeführt werden sollten, wie bei einem feierlichen Umritte zur Mittagsstunde „dem hohen Adel und verehrten Publikum" unter Trompetengeschmetter angekündigt worden war.

Was die liebe Jugend vorzugsweise zu diesen Zelten hinzog und alle anderen Marktherrlichkeiten darüber vergessen ließ, war der Umstand, daß unter den Künstlern und Künstlerinnen, welche den Umritt durchs Städtchen gemacht hatten, auch ein Knabe von acht bis neun Jahren gewesen war, welcher nicht bloß durch seine ungewöhnliche Schönheit auffiel, sondern auch durch die Keckheit, womit er sein schneeweißes Pony tummelte und beständig zu allerlei Kapriolen reizte, selbst die Augen der Erwachsenen auf

sich zog, für die Kinder aber ein staunenswertes Wunder wurde.

Jetzt trug derselbe zwar wieder anstatt des flimmernden Flitterputzes, worin er sich gezeigt hatte, gewöhnliche Kleidung, und nur der goldglänzende Reif um die Stirne, welcher seine schwarzen Locken zusammenhielt, veriet ihn als den kleinen kühnen Reiter. Aber so oft er sich am Eingange des Zeltes sehen ließ, oder in allerlei Geschäften zwischen dem Haupt- und Nebenzelte hin und her ging, welches letztere als Pferdestall diente, ging eine Bewegung durch die spähende Kinderschar und der ehrfurchtsvoll geflüsterte Ruf: „Das ist er! das ist er!"

Wir lassen die liebe Jugend stehen und spähen und sich den lieben langen Nachmittag von der Sonne braten; wir lassen auf dem Marktplatze die Verkäufer ihre Waren ausschreien, die Käufer einander die Zehen zertreten und den Staub einschlucken, und folgen lieber einer Gesellschaft von Leuten, die offenbar zu den Honoratioren des Städtchens gehören und einem Trinkzelte zusteuern, wie sie ja auf einem ordentlichen Jahrmarkte nicht fehlen dürfen. Dort lassen wir uns aus dem auf einem Wagen liegenden, mit nassen Tüchern bedeckten Fäßchen einen kühlen Trunk zapfen und merken beim ersten Schluck, daß wir wohlgethan haben, den offenbar weinkundigen Honoratioren nachzugehen. Denn der Wein ist gut, wenn auch, wie es bei der herrschenden Hitze nicht anders sein kann, ein wenig wärmer als nötig.

„Werden Sie denn auch heute Abend zu den Kunstreitern gehen?" hören wir einen stattlichen Herrn, der seinem würdevollen Aussehen nach der Bürgermeister des Städtchens sein konnte, seinen Nachbarn fragen.

„Was wird mir anderes übrig bleiben?" erwiderte der Gefragte. „Meine Jungens und Mädels sind ja wie toll wegen eines kleinen Knaben, der bei der Truppe sein soll, und haben mir heilig und teuer gelobt, ausnehmend artig und fleißig sein zu wollen, wenn ich sie zu den Kunstreitern führen würde."

„Da geht's Ihnen gerade wie mir," sagte der Würdevolle, „nur daß bei mir auch die Großen wie toll sind, sogar meine Frau, welche steif und fest behauptet, noch nie

ein schöneres Kind gesehen zu haben, als den kleinen Kunstreiter."

„Darin hat sie auch gewiß recht," bemerkte ein hagerer Herr, den seine Uniform als Postbeamten bezeichnete. „Der Bube ist ein prächtiges Kind und tummelte sein Rößlein wie ein Alter. Schade nur, daß das hübsche Tierchen ebenso mager aussah, wie die andern Pferde alle! Überfluß an Futter scheint bei der Truppe jedenfalls nicht zu sein."

„Na, dann wollen wir ihr etwas zu verdienen geben," sagte der Würdevolle, „und allesamt ihre Kunststücke anschauen. Es wird dann aber bald Zeit, daß wir aufbrechen, wenn wir vorher noch die Unsrigen abholen sollen."

Selbstverständlich bleiben wir nicht dahinten, sondern schließen uns dem Menschenzuge an, der vor das Städtchen hinausströmt, nachdem zwei schon in ihre Künstlergewänder gekleidete Reiter mit Trompetengeschmetter die Stadt durchritten und nochmals zum Besuche der Vorstellung eingeladen hatten.

Die meisten Plätze in dem großen Zelte sind schon gefüllt, wie wir ankommen, sogar der erste und teuerste Platz, und die Mienen des bärbeißig aussehenden Direktors verraten seine volle Zufriedenheit.

Die Vorstellung nimmt ihren Anfang. Allein schon nach den beiden ersten Leistungen, in welchen der Direktor selbst aufgetreten war, ertönt hier und da der Ruf: „Stephan! Stephan!" — Denn daß der kleine Künstler, auf dessen Auftreten alles gespannt war, diesen Namen trug, hatten die Kinder glücklich herausgebracht.

Da öffnet sich die hintere Zeltwand, der weiße Pony erscheint und auf ihm in noch schönerem Putze als am Mittage der junge Reiter. Mit einem zierlichen Sprunge setzt er über die Schranken und grüßt freundlich nach allen Seiten zum Danke für das allgemeine Beifallsgeklatsch, welches ihn empfing.

In der That konnte man aber auch kaum etwas schöneres sehen, als den zierlichen Burschen mit seinen schwarzen blitzenden Augen und den schwarzen Locken, die ihm, von dem goldglänzenden Reifen gehalten, in den

Nacken fielen. Etwas Schminke mochte das ihrige gethan haben, den überraschend feinen und edlen Gesichtszügen die frische Farbe zu geben, welche man heute Mittag vermißt hatte. Das rote, mit Goldflitter verschnürte Sammetjäckchen, die aus gleichem Stoffe gefertigten, neben mit breiten Goldlitzen besetzten, weiten Beinkleider, die eine Hand breit über dem Knie faltig zusammengezogen waren, sowie die weißen Trikots, welche knapp und faltenlos die muskelkräftigen Beine umschlossen, ließen die zierliche, äußerst ebenmäßig gebaute Gestalt des Knaben auf das vorteilhafteste ins Auge fallen.

Aber war der Pony verdrießlich über den Beifall, den sein Reiter erntete, ehe er noch seine Kunststücke gezeigt hatte, oder hatte er einen anderen Grund, den seiner Rasse eigentümlichen Eigensinn hervorzukehren, er wollte sich nicht dazu verstehen, in dem von der gellenden Hornmusik angegebenen Takte zu galoppieren, und wie sich auch der kleine Stephan anstrengen mochte, alle seine Kunststücke mißlangen.

Da sauste plötzlich die lange Peitsche des Direktors, der mitten in der Bahn stand und dessen Züge den aufquellenden Zorn über die Mißerfolge des Knaben deutlich wahrnehmen ließen, über das störrische Tier. Mit einem jähen Satze sprang es aus dem Hufschlage, so daß der auf ihm stehende Stephan das Gleichgewicht verlor, herunterfiel, mit dem Kopfe wider die Schranken schlug und regungslos liegen blieb.

Es war gleichsam ein einziger Schrei des Entsetzens, der sich den Kehlen der Zuschauer entrang und sich in lauten Rufen der Entrüstung fortsetzte, als der Direktor den Knaben unsanft vom Boden aufriß und ihn einem herbeieilenden Stallknechte übergab.

Auf einen Wink des Direktors setzte die Musik wieder ein, die bei dem Unfalle des Knaben verstummt war, und als nun ein Bajazzo im lächerlichsten Aufzuge in die Bahn sprang und seine Räder schlug, schien sich die Aufregung des Publikums zu legen, und der größte Teil desselben brach in ein schallendes Gelächter aus. Nach einiger Zeit erschien der Direktor, Stephan, dem ein Tuch um den Kopf gebunden war, an der Hand haltend, am hinteren Zelt-

eingange zum Beweise, daß der Sturz dem Knaben nichts gethan habe. Die Gemüter beruhigten sich jetzt völlig und die Vorstellung konnte ungestört ihren Fortgang nehmen. Ein nochmaliges Auftreten Stephans wurde jedoch nicht verlangt. Man vertröstete sich auf die morgen stattfindende Vorstellung.

Der arme Knabe hatte sich in der That bei dem Sturze nicht besonders verletzt, sondern war nur eine Weile betäubt gewesen und blutete aus einer leichten Stirnwunde, die er sich an den Bretterschranken geschlagen hatte.

„Die Kleider ausgezogen!“ hatte ihm der Direktor sofort zugeherrscht, als er aus seiner Betäubung wieder zu sich gekommen war, und dann grimmig hinzugefügt: „Nach der Vorstellung sprechen wir uns weiter, unnütze Kröte!“

Was diese Worte für ihn bedeuteten, wußte Stephan nur zu gut aus reicher Erfahrung. Sie stellten ihm eine der rohen, barbarischen Züchtigungen mit der Reitpeitsche in sichere Aussicht, durch welche es allein dem Direktor gelungen war, das anfängliche Widerstreben Stephans gegen die Kunststücke, zu welchen er abgerichtet werden sollte, zu brechen und ihn zu den Leistungen zu befähigen, mit denen er sich jetzt schon vor dem Publikum sehen lassen konnte.

In seinem gewöhnlichen Anzuge auf einer Schütte Stroh bei den Pferden liegend und aus einem Eimer mit kaltem Wasser die Stirnwunde kühlend, überdachte er seine Lage und ließ den Gedanken in sich ausreifen, welchen er schon nach seiner letzten harten Züchtigung gefaßt hatte, dem Direktor davonzulaufen, vor dessen Frau er sich im Grunde noch mehr fürchtete, als vor ihm selber. Denn sie war es, welche ihm die meisten Strafen zuzog, indem sie ihn wegen jedes noch so geringen Versehens bei den Dienstleistungen, die sie von ihm forderte, bei ihrem Manne auf das bitterste verklagte.

Nach der Aussage des würdigen Ehepaares war Stephan das Kind eines verstorbenen Bruders des Direktors, das dieser, da die Mutter schon längst tot war, aus Mitleid zu sich genommen und vom zweiten Lebensjahre an erzogen hatte. Aber jedenfalls war diese Erziehung

eine solche gewesen, daß sie in dem Kinde auch nicht die mindeste Liebe zu dem „Onkel" und der „Tante" hatte aufkommen lassen. Daß die anderen Glieder der Truppe von dem Direktor immer nur als von dem „Herrn" redeten, hatte auch Stephan dazu gebracht, daß er dem Onkel diesen Namen gab, wenn er zu anderen von ihm redete. Von der Tante redete er am liebsten gar nicht.

Unter solchen Verhältnissen konnte es Stephan keinen schweren Kampf mit sich selber kosten, den Entschluß, sich der zu erwartenden Züchtigung durch die Flucht zu entziehen, auch wirklich zur Ausführung zu bringen. Daß er bisher überall, wohin er gekommen war, Teilnahme und Liebe gefunden hatte, weil ihm Gott der Herr einen für jeden lesbaren Empfehlungsbrief in sein schönes Gesicht geschrieben hatte, ließ ihn den Mut fassen, so aufs Ungewisse in die Welt hinaus zu laufen. Er erwartete mit Sicherheit, auch ferner auf das Wohlwollen der Leute rechnen zu können.

Als darum der Schluß der Vorstellung begann, bei welchem das ganze erwachsene Personal der Gesellschaft beschäftigt war, schlüpfte er so, wie er ging und stand, ohne Mütze, nur das Taschentuch um die noch immer etwas blutende Stirne gebunden, unter der Zeltdecke hindurch hinaus ins Freie und lief auf gut Glück in die Nacht hinein.

Daß man ihm nachsetzen werde, wenn man ihn vermißte, konnte er sich nicht verhehlen. Er verließ deshalb in kurzem die gebahnte Straße und setzte seine Flucht querfeldein fort. Wohl wollte es ihm manchmal bange werden, so mutterseelenallein in der dunklen Nacht zu wandern, aber die Furcht vor der Strafe, die, wenn man ihn wieder einfing, eine doppelt schwere werden mußte, verscheuchte immer wieder die aufsteigende Bangigkeit und beflügelte seine Schritte. Wohl peinigte ihn auch bald der Hunger, da er seit Mittag nichts mehr zu essen bekommen hatte; allein die Furcht ließ ihn auch diesen überwinden.

So lief er die ganze Nacht hindurch, nur dann und wann einmal ruhend und sich mit dem Wasser eines Bächleins erfrischend. Erst als der Morgen kam und mit ihm

eine Kühle, welche nach dem heißen Tage eine sehr empfindliche wurde, fühlte er eine nicht mehr zu überwindende Mattigkeit. Während er bisher die Dörfer, welche ihm in den Weg kamen, möglichst vermieden hatte, steuerte er jetzt mit schwankenden Schritten auf ein Dörfchen los, welches sich ihm im Dämmerlichte des nahenden Morgens zeigte.

Bis zu einem kleinen Häuschen, welches etwas abseits von den übrigen Häusern lag, trugen ihn noch die wankenden Kniee; aber an dessen Thür brach er, von Anstrengung, Hunger und Blutverlust entkräftet, zusammen, ohne imstande zu sein, an die Thüre zu klopfen, und das Bewußtsein entschwand ihm.

Er hatte indessen noch nicht lange so gelegen, als es sich drinnen im Häuschen regte, die Thür aufgeriegelt wurde und eine alte Frau durch die Oberhälfte der gebrochenen Thüre hinausschaute, um einen Blick nach dem Himmel zu thun. Ihr Mann, der Schäfer des Dorfes, hatte gestern eine Herde Schafe forttreiben müssen und sollte heute wiederkommen, hatte aber schon bei seinem Fortgehen geäußert, daß er böses Wetter in seinen Gliedern spüre und fürchte, er werde eine üble Reise bekommen.

Schon wollte sie sich, von dem Aussehen des Himmels befriedigt, wieder zurückziehen, als ihr Blick auf den wie tot vor der Thüre liegenden Stephan traf und ein Schrei des Entsetzens ihrem Munde entfuhr.

Der Anblick des Knaben war aber auch zum Entsetzen. Denn unter dem Tuche, welches die Stirnwunde bedeckte, waren einzelne Blutstropfen hervorgequollen und hatten sich unmerklich über das Gesicht herniedergeschlichen, dessen todähnliche Blässe sich ergreifend von dem dunkelschwarzen Haupthaar abhob, welches, von keinem Reife mehr zurückgehalten, das Gesicht umwallte.

„Du armes Kind!“ jammerte die alte Hirtenfrau, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte. „Wie magst du hierhergekommen sein? — — Aber du sollst nicht vergeblich gerade vor meiner Thüre liegen geblieben sein.“

Rasch öffnete sie die Thür völlig, hob nicht ohne Mühe den bewußtlosen Knaben auf und trug ihn in das

Häuschen auf ihr Bett. Sodann entfernte sie das Tuch von der Stirne, wusch das festgeklebte Blut ab und die Stirnwunde sauber aus, und wollte eben ein anderes reines

Tuch um die Stirn winden, als Stephan aus seiner Betäubung erwachte und mit furchtsamem Blicke um sich schaute.

„Wo bin ich?“ fragte er ängstlich.

„Sei nur ruhig, mein Kind,“ beschwichtigte die alte Frau, „du bist in guten Händen und bei einer alten Frau, die es wohl mit dir meint. Laß mich nur das Tuch da um deine Stirn binden; dann legst du dich nieder und schläfst. Denn du bist wohl sehr müde?“

„Ach ja,“ erwiderte Stephan leise, „und auch sehr hungrig!“

„Dachte mir's doch,“ sagte die alte Frau für sich und holte, nachdem sie die Stirnwunde wieder verbunden und Stephan auf dem Bette zurechtgelegt hatte, ein Töpfchen mit Milch und ein tüchtiges Stück Brot. Letzteres zerbrach sie in kleine Bröckchen, welche sie in Milch eintauchte und langsam nacheinander dem Hungrigen in den Mund reichte.

„So!“ sagte sie, als Stephan, von ihrer Hand gestützt, auch die Milch ausgetrunken hatte. „Nun lege dich hin und schlafe ein tüchtig Stück, dann wird's dir bald wieder wohl sein.“

Durch die freundlichen Worte der Alten beruhigt, schloß der Knabe die Augen und lag bald in einem so festen Schlafe, daß die Hirtenfrau jede Besorgnis wegen seines Zustandes aufgab.

„Nichts als Müdigkeit und Hunger!“ sagte sie leise für sich, indem sie den Schlafenden betrachtete, dem bald wieder die Totenblässe aus den Zügen gewichen war.

„Aber was mag es mit dem feinen Kinde auf sich haben? Wie mag es in solchem Zustande hierhergekommen sein? Armer Leute Kind ist es gewiß nicht, wenn auch seine Kleider nicht sehr fein sind.“

Das waren die Fragen, welche sich im Kopfe der guten Alten drängten, als sie nun ruhig hinter ihrem Nähzeuge saß, den Schlaf des Knaben bewachend und immer wieder von Zeit zu Zeit nach dem Schlafenden hinüberschauend, dessen feines Gesicht je länger je mehr durch den festen Schlaf mit der Röte der Gesundheit angehaucht wurde.

2.

Es war ſchon gegen Mittag, als Stephan erwachte und wiederum verwundert über die fremde Umgebung rings um ſich ſah.

„Nun mein Bürſchchen, haſt du ausgeſchlafen?“ fragte freundlich die Hirtenfrau. „Und, nicht wahr? Hunger wirſt du jetzt auch haben? In deinem Alter hat man zu jeder Zeit Hunger. Aber gedulde dich nur ein Weilchen, ſogleich ſollſt du einen Pfannkuchen haben, der dir ſchmecken wird.“

Damit ging ſie, ohne eine Antwort abzuwarten, in die Küche, wo ſie ſchon vor einer kleinen Weile Feuer angezündet hatte, und es dauerte nicht lange, ſo trat ſie mit einem verlockend duftenden Pfannkuchen wieder herein.

Stephan, der ſeine Müdigkeit völlig verſchlafen hatte, war bereits vom Bette aufgeſtanden und hatte ſich an den Tiſch geſetzt. Er ließ ſich auch nicht lange um Zugreifen nötigen und wollte eben anfangen in das leckere Gericht, das ſo gewaltig abſtach gegen die dürftige Koſt, die es bei der Tante gegeben hatte, kräftig einzuhauen, als ihm die Hirtenfrau zurief:

„Aber du haſt ja noch nicht gebetet, mein Kind!“

„Gebetet?“ fragte Stephan verwundert, „was iſt denn das?“

„Ei du meine Güte!“ rief die Alte aus, „das weißt du nicht und biſt doch ſchon ein ſo großer feiner Junge? Hat man dir denn noch nicht geſagt, was beten iſt?“

„Nein,“ antwortete Stephan treuherzig.

„Nun, ſo will ich dir's ſagen und es dich lehren. Falte einmal deine Hände, ſo, ſiehſt du! — und dann ſprich mir langſam nach:

Komm', Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt,
Und ſegne, was du beſcheret haſt! Amen!“

Stephan ſprach mit gefalteten Händen die vorgeſagten Worte nach, aber offenbar ohne eine Ahnung davon, was ſie bedeuteten.

„So, jetzt iß!“ ſagte die Hirtenfrau, „nachher wollen wir miteinander reden.“

Als der Pfannkuchen verzehrt war und ein tüchtiges Stück Brot dazu, mahnte die Alte wiederum:

„Nun, jetzt lege wieder die Hände zusammen und sprich mir nach: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Amen.“

Stephan sprach zwar auch jetzt folgsam die Worte nach, sagte aber dann kopfschüttelnd:

„Das ist aber doch nicht wahr! Denn der ‚Herr‘ war niemals freundlich und gütig gegen mich, sondern hat mich stets gezankt und geschlagen?“

Starr vor Staunen sah die Alte den Knaben an und fragte: „Wer hat dich immer gezankt und geschlagen?“

„Ei nun, der Herr,“ antwortete Stephan ohne Zaudern, „und weil ich mich gestern Abend vor neuen Schlägen fürchtete, bin ich ihm davongelaufen.“

„Wer war denn dieser Herr?“ fragte die Hirtenfrau weich, offenbar tief ergriffen von der Unwissenheit des Knaben.

Jetzt fing Stephan an zu erzählen, und es dauerte nicht lange, so lag sein bisheriges Leben offen und klar vor den Augen der aufmerksamen Zuhörerin, die durch gelegentliche Fragen seine Erzählung zu vervollständigen wußte. Was hätte Stephan auch zu verheimlichen gehabt?

„Was soll aber jetzt mit dir werden, wenn du durchaus nicht zum Onkel und zur Tante zurück willst?“ fragte die Hirtenfrau, nachdem sie eine Zeit lang nachdenklich geschwiegen hatte.

„Das weiß ich ja selbst nicht!“ antwortete Stephan weinerlich, weil er fürchtete, doch wieder in das Elend zurückgebracht zu werden, dem er entlaufen war.

„Sei jetzt nur ruhig!“ beschwichtigte die Alte voll wehmütiger Teilnahme; „einstweilen bist du ja hier, und wenn nachher mein Mann kommt, dann wollen wir beraten, was mit dir werden soll.“

„Ach, laßt mich doch hier bleiben!“ flehte Stephan, „hier ist's ja so gut, und wenn ich zum Onkel zurück müßte, schlüge er mich tot.“

„Nun, wir wollen sehen, was sich machen läßt. Setze dich jetzt nur dort in die Ecke und lies etwas. Da

haſt du ein gutes Buch, woraus du lernen kannſt, was Beten iſt."

Damit langte ſie die Bibel vom Sims herab und ſchob ſie Stephan zu.

„Leſen?" ſagte dieſer kleinlaut, „ja wenn ich das nur könnte!"

„Alſo auch das kannſt du nicht?" fragte die Hirtenfrau und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Aber was kannſt du denn?"

„Nur reiten und die Pferde füttern, Holz tragen und Kartoffeln ſchälen," antwortete Stephan. „Leſen hat mich niemand gelehrt."

„Biſt alſo auch noch niemals in einer Schule geweſen?"

„Nein! Onkel und Tante ſagten immer, ich brauchte nichts zu lernen als reiten, damit könnte ich mein Brot verdienen."

„Armes, armes Kind!" ſeufzte für ſich die gute Alte mit Thränen des Mitleids im Auge, „was iſt an dir geſündigt worden!"

Inzwiſchen hatte ſich der Himmel mit ſchwarzen Wolken bezogen, und das böſe Wetter, welches der Hirte vorausgeſagt hatte, ſchien zu einer vollen Wahrheit werden zu wollen. Ängſtlich ſchaute die Hirtenfrau auf die Straße hinüber, wo ſchon der Wind mächtige Staubwolken aufwirbelte und die Bäume gewaltig rüttelte. Bald hörte ſie auch den Donner grollen und ſah, trotzdem daß es noch frühe am Nachmittage war, die Blitze durch die immer ſchwärzer heraufziehenden Wolken zucken. Da nahm ſie das Gebetbuch vom Sims, welches dort neben Bibel und Geſangbuch ſtand, ſetzte ſich an den Tiſch und las laut mit gefalteten Händen und feierlichem Tone das Wettergebet.

„War das denn auch gebetet?" fragte, als ſie geendet hatte, Stephan, der ſtill und ernſt zugehört hatte. „Das war ſchön, das möchte ich auch lernen."

„Nun, will's Gott, ſo lernſt du es noch, mein Junge, und lernſt den Herrn kennen und lieb haben, zu welchem man betet, und der ja freilich ein ganz anderer iſt und ein viel beſſerer als der, den du kennſt und vor dem du

dich so sehr fürchtest, obwohl er dein Onkel ist. Möge dieser Herr uns nur gnädig sein und uns bewahren, daß uns das böse Wetter keinen Schaden thut!"

Wie zur Antwort auf diesen betenden Wunsch, öffneten sich plötzlich nach einem grellen Blitze und gleich darauf folgendem knatternden Donnerschlage die bisher verschlossenen Schleusen des Himmels und ließen Regenströme niedergehen so dicht, daß man kaum die doch ganz nahe am Hause vorüberführende Straße sehen konnte.

„Ach, mein armer Mann!" jammerte die Alte. „Wenn er nur nicht in diesem Wetter draußen ist, sondern ein schützendes Dach gefunden hat!"

„Ei," sagte Stephan, „der Regen schadet einem doch nichts! Wie oft bin ich schon durch und durch naß geworden, wenn wir mit den Pferden unterwegs waren; aber es trocknete immer wieder auf dem Leibe und hat mir nie etwas geschadet."

„Ja, in deinem Alter mag es wohl ohne Schaden abgehen," antwortete die Hirtenfrau, „aber wenn man schon hoch bei Jahren ist und, wie mein armer Mann, schon die Gicht in den Gliedern stecken hat, dann kann das Naßwerden sehr üble Folgen haben."

„Soll ich ihm entgegengehen?" fragte Stephan eifrig. „Ich fürchte mich vor ein bischen Regen nicht."

„Nein, nein!" antwortete freundlich die Alte. „Erstlich weißt du ja den Weg nicht, auf dem er kommt, und dann hast du auch selbst noch Ruhe nötig. Wenn du mir etwas helfen willst, so wollen wir miteinander Kartoffeln schälen; das kannst du ja. Dann koche ich eine tüchtige Kartoffelsuppe, damit mein Mann etwas Warmes findet, wenn er etwa naß heimkommt, und sich sogleich ins Bett legen kann. Du sollst auch einen tüchtigen Teller voll haben."

Aber die Kartoffeln waren geschält, die Suppe gekocht, der Hirte jedoch war noch immer nicht zurück, obwohl nach dem heftigen Gewitter das Wetter sehr schön geworden war und die Abendsonne noch warme Strahlen auf die dampfende Erde herniedersandte.

Immer häufiger und ängstlicher schaute die Hirtenfrau durchs Fenster nach dem Erwarteten aus und murmelte: „Wenn ihm nur nichts Schlimmes passiert ist!"

„Kann ihn denn dein Herr nicht schützen, zu dem du gebetet hast?“ fragte Stephan harmlos.

„Ja, ja!“ erwiderte etwas verlegen die Hirtenfrau, „der kann ihn schützen und wird's auch wohl thun. Ihm will ich vertrauen, und du wirst sehen, daß er meinen Mann glücklich heimbringt. Komm aber jetzt und iß deine Suppe! Dann verbinde ich dir noch einmal deine Stirne und führe dich hinauf in das Kämmerchen, wo du schlafen sollst und gewiß besser schlafen wirst als im Stall bei den Pferden.“

Stephan ließ sich das gerne gefallen, und bald lag er in dem Bette, welches ihm die Hirtenfrau zurecht gemacht hatte, und worin, wie sie ihm erzählte, ihr Jakobchen immer geschlafen hatte, als es noch am Leben war. Ehe sie ihn aber verließ, sprach sie ihm ein Abendgebetchen vor, das er mit gefalteten Händen freudig nachsprach.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als endlich der Hirte nach Hause kam, aber nicht, wie seine Frau gefürchtet hatte, naß und mißmutig, sondern fröhlich und guter Dinge. Denn der Händler, dem er die Schafe zugetrieben hatte, war wider Erwarten freigebig gewesen und hatte ihm einen guten Lohn gegeben, und das böse Wetter hatte er in einem Dorfe abwarten können.

Da durfte denn auch Frau Margreth (so hieß die Hirtenfrau) getrosten Mutes das Erlebnis des heutigen Tages erzählen, und was sie dem armen Jungen gethan habe. Wie die Armut ja in den meisten Fällen mehr als der Reichtum geneigt ist, an den Armen Mitleid zu üben, so billigte der Hirte (Anton war sein Vorname; gewöhnlich wurde er bei diesem allein genannt und einfach der Hirtenanton geheißen) völlig das Thun seiner Frau. Als sie ihm aber den Wunsch Stephans mitteilte, hier bleiben zu dürfen, und ziemlich verständlich durch ihre Worte hindurchleuchten ließ, daß sie diesen Wunsch ihrerseits teile, da schüttelte der Hirtenanton den Kopf.

„Das geht nicht,“ sagte er, „wir dürfen den Jungen nicht ohne weiteres behalten, auch wenn wir wollten; wir müssen sehen, daß wir ihn wieder zu seinen Leuten zurückbringen.“

Nun erzählte aber Frau Margreth, was ihr Stephan

von dieſen berichtet habe, erzählte von der entſetzlichen Unwiſſenheit, in welcher ſie den armen Knaben hätten aufwachſen laſſen, und meinte, es ſei eine wahre Sünde, wenn man ihn wieder in dieſe Hände zurückgäbe.

„Und du könnteſt den friſchen Buben ſo gut bei der Herde brauchen,“ ſchloß ſie, „und hätteſt nicht nötig, dich ſelbſt ſo abzuquälen wie bisher. Unſer Jakobchen hat uns ja der Herr genommen; wir wollen denken, er habe uns dafür in dem Stephan einen Erſatz zugeſchickt. Was meinſt du?“

„Wir wollen morgen ſehen,“ erwiderte Anton, dem bei der Erzählung ſeiner Frau offenbar das Herz weich geworden war. „Jedenfalls muß ich ſogleich morgen früh dem Ortsvorſteher wegen des Knaben Anzeige machen und will dann ſeinetwegen auch mit dem Herrn Pfarrer ſprechen. Es iſt gut, daß morgen Sonntag iſt, und daß ich hübſch Zeit dazu habe. Jetzt aber wollen wir ſchlafen gehen, denn ich bin doch ſehr müde geworden. Bring' mir das Gebetbuch, daß ich den Abendſegen leſe; ich habe heute alle Urſache, Gott zu danken, daß er mich vor dem böſen Wetter bewahrt hat.“

„Sieh dir aber doch erſt einmal den Jungen an, ehe du ſchlafen gehſt,“ ſagte Frau Margreth, „ich glaube ſicher, daß er dir gefällt und daß du Luſt bekommſt, ihn zu behalten.“

Das that denn der Hirte auch und betrachtete lange den ſüß ſchlummernden Stephan, dem der Schlaf wieder die Wangen mit zartem Rot angehaucht hatte.

„Ein feines Bürſchchen!“ ſagte er, „aber für einen Hirtenbuben ſcheint er mir denn doch zu fein zu ſein. Dem wird's ſchwerlich gut thun, in Wind und Wetter draußen zu ſein.“

„Das käme doch auf die Probe an,“ erwiderte lächelnd Frau Margreth und erzählte dann, wie Stephan trotz des ſtrömenden Regens ihm habe entgegengehen wollen, und wie er dabei geäußert habe, vor einem biechen Regen fürchte er ſich nicht, an den ſei er gewöhnt.

„Nun, wir wollen ſehen,“ antwortete Anton. „Zur Probe kann er ja einmal ein paar Tage dableiben, wenn

der Pfarrer und Ortsvorsteher meinen, daß ich ihn behalten dürfe."

Dieser Entschluß des Hirtenanton gewann nicht wenig an Festigkeit, als Stephan am andern Morgen, nachdem er den Hausherrn freundlich begrüßt hatte, sogleich in die Küche ging, Frau Margreth zu fragen, ob er ihr nicht helfen könne.

Nach dem Gottesdienste, den die Hirtenleute, wenn es irgend möglich war, stets besuchten, und dem Stephan mit so andächtiger Ruhe und staunenden Blicken beiwohnte, daß man wohl sehen konnte, etwas wie völlig Neues und Fremdes ihm derselbe war, nahm der Hirtenanton den Knaben mit zum Ortsvorsteher und nachher auch zu dem Pfarrer, und berichtete beiden, wie er zu dem Knaben gekommen sei.

Stephan selbst wußte auf die an ihn gerichteten Fragen nur zu antworten, daß er Stephan heiße und nie anders gerufen worden sei. Selbst von Onkel und Tante wußte er den Familiennamen nicht anzugeben, da dieselben von den übrigen Mitgliedern der Kunstreitergesellschaft stets nur „Herr" und „Frau" genannt worden seien. Ebensowenig wußte er den Namen des Ortes anzugeben, von wo er entlaufen war. Nach der Zeit zu urteilen, welche Stephan auf der Flucht gewesen war, mußte dieser Ort jedoch ziemlich weit entfernt sein und wahrscheinlich jenseits der nahen Landesgrenze liegen.

Unter diesen Umständen schien nichts anderes übrig zu bleiben, als den Knaben einstweilen ruhig zu lassen, wo er war, und als sich der Hirtenanton bereit erklärte, ihn ohne Entschädigung von seiten der Gemeinde als Beiläufer bei der Herde zu behalten, war für den Ortsvorsteher jedes Bedenken gehoben. Der Pfarrer hielt es zwar für erforderlich, in der Zeitung einen öffentlichen Aufruf in betreff des Knaben ergehen zu lassen, hätte dies aber lieber ganz unterlassen, nachdem er von dem Hirtenanton erfahren hatte, in welchen Händen der arme Knabe bisher gewesen sei und wie entsetzlich er sich davor fürchte, wieder in dieselben zurückzukommen. Der Aufruf hatte denn auch in der That keinen Erfolg, da die Zeitung, in welcher er erfolgte, im Nachbarstaate kaum gelesen werden mochte.

Wer war froher als Stephan, daß er bei den guten

Hirtenleuten bleiben durfte, an die er sich schnell mit kindlichem Vertrauen und kindlicher Liebe anschloß! Er hatte ja bisher noch nichts von einer elterlichen Liebe erfahren, wie er sie hier bei den einfachen gutmütigen alten Leuten so reichlich fand.

Wenn es auch der Pfarrer nicht ausdrücklich so verlangt hätte, so würden die Hirtenleute doch selbst darauf gedrungen haben, daß Stephan vormittags regelmäßig die Schule des Dorfes besuche, da er noch völlig unwissend war. Nur nachmittags durfte er, nachdem er dem Hirtenanton sein Essen gebracht hatte, bei demselben bleiben und ihm behülflich sein.

Stephan, der unbestreitbar reiche Geistesanlagen besaß, wenn dieselben auch bis jetzt nur zur Pfiffigkeit ausgebildet worden waren, machte in der Schule so reißende Fortschritte, daß er es nicht nur seinen Altersgenossen bald gleichthat, sondern auch die besondere Zuneigung des Lehrers und des Pfarrers gewann. Daß er kecken Bubenstreichen nicht abhold war, konnte bei dem Mangel an jeglicher Erziehung, der bisher bei ihm stattgefunden hatte, und bei seinem jetzt täglich mehr erstarkenden frischen Wesen kaum anders sein. Aber es blieb auch bei bloßen Bubenstreichen, wie sie dem prächtigen Burschen gerne verziehen und wegen der Pfiffigkeit und Verschlagenheit, womit sie ins Werk gesetzt wurden, nicht selten herzlich belacht wurden, wenn er nicht dabei war. Etwas anderes als solche kecke Bubenstreiche würde von dem strengen Hirtenanton nicht verziehen worden, oder wenigstens nicht mit der gelinden Strafe weggekommen sein, die ihm jetzt wohl für seine Streiche auferlegt wurde.

Für den Hirtenanton wurde Stephan bald eine wesentliche Hülfe und Stütze. Denn nun konnte derselbe, wenn er sein Essen verzehrt hatte, ruhig unter einem schattigen Baume das seinen alten Gebeinen so wohlthätige Mittagsschläfchen halten, indem er Stephan und seinem guten Hunde die Hut überließ. Im Winter aber, wenn dicker Schnee auf den Feldern lag, und die Herde dennoch auf kurze Zeit ausgetrieben werden mußte, übernahm das Stephan oft ganz allein und erwies sich dabei so sorgsam, daß nicht leicht etwas Ungehöriges vorkam.

Wie er es bei all seinen Schulkameraden schnell geworden war, so wurde Stephan auch der Liebling der älteren Leute im Dorfe. Wegen seiner Kleidung brauchten sich die Pflegeeltern keine große Sorge zu machen. Bald hier bald da wurde ihm ein abgetragenes oder verwachsenes Kleidungsstück geschenkt, welches ihm, nachdem es Frau Margreths oder des Dorfschneiders kunstreiche Hand zugestutzt hatte, noch recht wohl dienen konnte. Und es war merkwürdig, wie er auch in der ärmlichsten Kleidung doch stets so nett und hübsch aussah, daß alle Blicke mit Wohlgefallen auf ihm ruhten.

Das Geheimnis, welches über seinem Herkommen waltete und sich völlig der Enthüllung entzogen hatte, trug nicht wenig dazu bei, ihm die allgemeine Teilnahme zu erwecken, ebenso wie ihm die Keckheit und Gewandtheit allgemeine Bewunderung eintrug, womit er sich auf die mutigsten Pferde schwang und sie ritt, wenn ihm ein Knecht oder ein Bauer erlaubte, abends mit in die Schwemme zu reiten.

Daß er keinen Familiennamen habe, wurde mit der Zeit ganz vergessen und ihm einfach von jedermann der Familienname des Hirtenamten beigelegt, wie er sich diesen auch selbst ohne weiteres aneignete und sich „Stephan Sulzbacher" schrieb.

Von den Hirtenleuten wurde er denn auch wie ein eigenes Kind gehalten, und besonders die mildherzige Frau Margreth schien mehr und mehr zu vergessen, daß er das nicht wirklich war.

3.

So vergingen sechs Jahre wie im Fluge. Stephan war zu einem kräftigen Burschen herangewachsen, der bei der Konfirmationsfeier vor seinen Gefährten nicht nur durch seine äußere Erscheinung hervorragte, sondern auch durch die guten Antworten, welche er bei der Prüfung gab, und welche der guten frommen Frau Margreth die hellen Freudentränen in die Augen trieben.

Die heilige Handlung hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, weil daheim im Hirtenhause der gute Same,

welchen der Unterricht des Lehrers und des Pfarrers in die Herzen gestreut, sorgfältig gehegt und gepflegt wurde.

Es war etwa ein halbes Jahr nach der Konfirmation, als der Hirtenanton zum Pfarrer beschieden wurde, der wegen Stephans Zukunft mit ihm beraten wollte. Daß derselbe Hirte werden und bleiben solle, wollte der ehrliche Anton selbst nicht, wenn ihm auch der Gedanke, Stephan entbehren zu müssen, schwer einging. Er gab dem Pfarrer völlig recht, welcher meinte, daß es für Stephan am besten sei, wenn er zu einem Bauern gebracht würde und sich zu einem tüchtigen Ackerknechte ausbildete, als welcher er leicht überall sein Brot verdienen könne.

Mit diesem Plane erklärte sich auch Stephan einverstanden, als ihn der Hirtenanton davon in Kenntnis setzte. Denn dem lebhaften Burschen wollte das Hirtenleben nicht mehr recht gefallen. Das träge Zuschauen, wie die Herde ihre Nahrung suchte, wurde ihm je länger je mehr zuwider, zumal da der treffliche Hund, den der Hirtenanton besaß, so gut dressiert und so wachsam war, daß man ihm die Hut der Herde zur Not allein hätte überlassen können.

Weniger konnte sich Frau Margreth mit dem Plane befreunden. Denn sie hing mit wahrhaft mütterlicher Liebe an Stephan und wollte sich schon deshalb den Gedanken an eine Trennung von ihm kaum nahe kommen lassen. Aber auch die Erwägung, wie schwer es ihrem Manne werden würde, wieder die ganze Last des Hirtenberufs auf sich zu nehmen, nachdem er es so lange leichter gehabt hatte, fiel bei ihr schwer ins Gewicht. Aber sie sah doch ein, daß es zu Stephans Vorteil gereiche, wenn der Plan zur Ausführung käme, und willigte endlich, wenn auch seufzend, in denselben ein.

Der Hirtenanton, welchen der Handel mit Schafen viel in die ganze Gegend führte, wußte jenseits der Grenze auf böhmischem Gebiete einen reichen Hofbesitzer, welcher weit und breit als tüchtiger Landwirt bekannt war, und in dessen Dienst er deshalb Stephan gern gebracht hätte. Er suchte denselben selbst auf, und auf seine Empfehlung erklärte sich der Hofmann bereit, Stephan, wenn derselbe ihm gefiele, in seinen Dienst zu nehmen. Allerdings sollte

derſelbe zunächſt auch hier die zum Hofe gehörigen Schafe hüten, da der bisherige Hütejunge hatte fortgejagt werden müſſen. Allein der Hofmann verſprach, ihn als dritten Knecht anſtellen zu wollen, ſobald er ſeinen Entſchluß ausgeführt haben würde, die Schafzucht ganz aufzugeben.

Nach einem ſchweren Abſchiede von Frau Margreth, die ihre Thränen nicht zurückhalten konnte und ſich nur durch das Verſprechen Stephans beruhigen ließ, er werde, ſo oft er abkommen könne, zum Beſuche kommen, brachte der Hirtenanton ſeinen Pflegeſohn an einem Sonntag-Nachmittage auf das etwa drei Stunden entfernte Hofgut.

Dem Hofmann gefiel ſogleich der ſchöne, kräftige Burſche, und als der Hirtenanton drinnen noch einmal

mit vollem Munde deſſen Lob verkündigte, wurde man ſchnell wegen des Lohnes einig.

Stephan ſaß indeſſen draußen auf der Treppe des Wohnhauſes, wo ihn die neugierigen Mägde umſtanden und ziemlich unverhohlen ihr Wohlgefallen an dem hübſchen Burſchen in Mienen und Worten zu erkennen gaben.

Das mußte auch ein finſter ausſehender rothaariger Knecht merken, der eben aus einem der Ställe kam und ſich nun den Mägden näherte.

„Ei, was für ein feines Bürſchchen haben wir denn da?“ fragte er höhniſch, indem er Stephan von oben bis unten muſterte, „das ſoll wohl der neue Schäfer werden? Der gefällt euch ja ſehr, wie es ſcheint.“

„Das thut er auch,“ antwortete ſchnippiſch eine der Mägde, „und wenn du ſtatt deiner roten Haare auch ſo hübſche ſchwarze hätteſt, wie der, und ſtatt deiner Trieſaugen ſo helle glänzende Augen, ſo gefielſt du mir auch beſſer, als du mir jetzt gefällſt.“

Ein helles Gelächter der Genoſſinnen brachte den Rothaarigen in argen Zorn, und nach einem Blicke auf Stephan, welcher von nichts weniger als von Wohlgefallen Zeugnis gab, erwiderte er:

„Ei dann wird's ja das Bürſchchen gut hier haben, wenn du ihm ſo die Stange hältſt. Schade, daß du faſt ſeine Mutter ſein könnteſt, ſonſt könnte ja aus euch beiden ein Pärchen werden.“

„Nun, das könnte noch eher geſchehen, als daß aus dir und mir eins wird,“ lautete die raſche Antwort, welche die Laune des Knechtes nicht verbeſſerte.

„Kennſt du denn auch deinen Hund ſchon?“ fragte er Stephan. „Sieh' dort liegt er vor der Stallthüre. Ich will dir ihn vorſtellen.“

„Fix, komm' hierher!“ rief er mit lauter Stimme, und wies, als der Hund herankam, ſich niederbeugend mit dem Zeigefinger auf Stephan. „Siehſt du, Fix, das iſt dein neuer Herr.“

Fix mußte jedoch den nach Stephan ausgereckten Finger als eine Aufforderung anſehen, auf den fremden Burſchen loszufahren, und ſprang bellend und zähnefletſchend auf denſelben zu.

Aber Stephan, der sich unterwegs ein Rütchen geschnitten hatte, schlug damit den Hund, als er ihm zu nahe kam, so geschickt auf die Nase, daß er heulend zurückfuhr, dann aber sogleich wieder wütend hervorstürzte. Stephan blieb ruhig auf dem Eckstein der Treppe sitzen, behielt aber den Hund scharf im Auge; und als derselbe wieder nahe genug war, traf ihn ein zweiter, wohlgezielter, aber noch derberer Hieb, nach welchem er den Schwanz einklemmte und heulend davonlief, obwohl ihn der Rothaarige jetzt förmlich anhetzte.

Der Hofmann war durch das Geheul des Hundes ans Fenster gelockt worden und hatte den Auftritt mit angesehen.

„Ei, das ist ja ein kuraschierter Bursche!" sagte er wohlgefällig zu dem Hirtenanton, der mit an das Fenster getreten war, öffnete aber sogleich das Fenster und rief dem Rothaarigen zu:

„Jakob, laß Er den Hund in Ruhe! was sind das für Dummheiten!"

„Aha, jetzt hast du's, Jakobchen!" spottete die Sprecherin von vorhin, als der Hofmann wieder das Fenster geschlossen hatte. „Das geschieht dir recht, daß du den Ausputzer gekriegt hast; was brauchst du den Hund auf den armen Buben zu hetzen, der dir nichts zu leide gethan hat, als daß der ein hübscheres Gesicht als das deine mitgebracht hat!"

Mit einem grimmigen Blicke auf die Spötterin, sowie auf Stephan, die unschuldige Ursache der erfahrenen Zurechtweisung, ging der Rothaarige in den Stall zurück, drehte sich aber, als er das schadenfrohe Kichern der Mägde hörte, welches ihm folgte, noch einmal um und drohte mit der Faust.

„Nimm dich vor dem in acht!" sagte jetzt die Magd, welche das Gespräch geführt hatte und, nach ihrer Keckheit zu urteilen, eine bevorzugte Stellung unter ihren Genossinnen haben mußte, zu dem ruhig dasitzenden Stephan. „Das ist der Meisterknecht; der kann dir, wenn du da bleibst, das Leben sauer machen."

„Ich habe ihm ja nichts zu leide gethan," antwortete Stephan ruhig, „fürchte mich aber auch nicht vor ihm.

Wenn ich hier bleibe, will ich meine Arbeit ſchon ſo verrichten, daß er mir nichts anhaben kann."

Jetzt wurde er von dem Hofmann hereingerufen und empfing mit der Verkündigung, daß er in Dienſt genommen ſei, die Anweiſung über das, was er zu thun habe.

„Sieh' aber zu, daß du wieder mit dem Hunde gut Freund wirſt, den du eben geſchlagen haſt; denn den ſollſt du zur Herde mitnehmen. Auch mit dem Jakob ſtelle dich auf guten Fuß; denn der iſt der Meiſterknecht, dem du nach mir zu gehorchen haſt. Laß dir jetzt von den Mägden deine Kammer zeigen!"

Der Hirtenanton begleitete Stephan dorthin, gab ihm noch reichlich gute Lehren und ermahnte ihn beſonders, treu und ehrlich zu bleiben und ſeines Gottes nicht zu vergeſſen.

„Hier haſt du ein Neues Teſtament, das mir der Herr Pfarrer für dich mitgegeben hat. Gebrauche es fleißig, dann wirſt du auf dem rechten Wege bleiben. Und nun behüt' dich Gott! Ich muß mich jetzt auf den Heimweg machen, ſonſt wird's mir ſtichdunkel, bis ich heimkomme."

So kuraſchiert Stephan auch war, und ſo ſehr er ſich auf die neue Lebensſtellung gefreut hatte, jetzt fiel es ihm doch ſchwer aufs Herz, daß er unter all den wildfremden Menſchen allein bleiben ſolle. Mit Thränen in den Augen drückte er die zum Abſchiede dargereichte Hand des Hirtenanton, dankte ihm noch einmal für alle erwieſene Liebe und gab ihm herzliche Grüße an Frau Margreth mit.

„Sobald ich kann, komme ich einmal, Euch zu beſuchen!" rief er mit zitternder Stimme dem Pflegevater nach, welcher den auch für ihn ſchweren Abſchied durch raſches Weggehen abzukürzen ſuchte.

Als Stephan wieder aus ſeiner Kammer herunterkam, ging er ſogleich nach dem Stalle, in welchen er den Meiſterknecht hatte gehen ſehen.

„Was willſt du?" ſchnaubte der ihn an.

„Ich wollte fragen, was ich thun ſoll," antwortete Stephan beſcheiden.

„Du bleibſt alſo hier? Dann rate ich dir, Bürſchchen, daß du mir nicht quer kommſt, ſonſt will ich dir's ein-

tränken, daß mich der Herr vor den patzigen Mägden zurechtgewiesen hat um deinetwillen!"

„Ich habe ja aber doch nichts gethan," erwiderte Stephan kleinlaut, „als daß ich mir den bösen Hund vom Leibe gehalten habe, und will ja gerne alles thun, was mir befohlen wird."

„Das wollte ich dir aber auch geraten haben!" entgegnete Jakob finster. „Gehe jetzt nur hin und locke dir den Fix an, den du vorhin durch dein Schlagen böse gemacht hast. Sonst giebt's jetzt nichts zu thun für dich. Denn die Pferde füttern, wozu es jetzt bald Zeit ist, kannst du ja doch nicht."

„O doch!" antwortete Stephan freudig; „das habe ich schon als ganz kleiner Junge gelernt."

„Ei, sieh' mal an, was für ein gescheiter Junge du bist!" spottete Jakob. „So komm und zeig' einmal, was du kannst. Der Peter und der Fritz werden zwar bald heimkommen, und es möchte dir übel ergehen, wenn sie dich bei ihren Pferden fänden; aber bei den meinigen kannst du einmal deine Kunst probieren. Ich werde dir dabei auf die Finger sehen."

Stephan folgte in die Scheune, wo das Heu lag, war auf einen Wink Jakobs wie der Blitz die Leiter hinauf und warf von dem Heustocke ein paar der schon zurechtgemachten Bündel in die Tenne herunter. Hierauf löste er die Bänder, legte dieselben in eine Ecke zusammen, lockerte das Heu mit den Händen auf und schüttelte dann mit der Gabel den Staub heraus.

Wohlgefällig sah ihm Jakob zu und meinte: „Du verstehst's in der That. Nun, dann kannst du jeden Morgen, ehe du die Schafe austreibst, meinen Pferden ihr Heu geben und sie ein wenig putzen, damit ich noch ein bischen länger im Bette bleiben kann. Aber mach' deine Sache ordentlich, das rate ich dir! Und daß du auch niemand etwas davon sagst! Komm' her, hier stehen meine Pferde in dem kleinen Stalle, der gerade unter deiner Kammer liegt. Jetzt mache dich aber hinaus, die andern kommen."

Mit dem Hunde hatte Stephan wenig Mühe, ihn an sich zu locken. Er ging zwar anfangs knurrend um

ihn herum, als er ihn zu sich rief, als traue er ihm nicht recht; aber ein Stück Brot, welches er noch in der Tasche hatte und dem Hunde in einzelnen Bröckchen zuwarf, stellte das friedliche Verhältnis allmählich wieder her.

Beim Abendessen bekam Stephan auch die Frau des Hauses zu Gesicht, die mit ihrem einzigen Kinde, einem etwa zwölfjährigen Knaben, an dem schönen Sonntag-Nachmittage auswärts gewesen war. Der zukünftige Erbe des Hofes war ein häßlicher Junge mit weit hervortretenden blöden Augen, einer breiten aufgestülpten Nase und einem großen, von dicken, negerartig aufgeworfenen Lippen umsäumten Munde. Sein ganzes Gebahren bezeugte, daß er ein verzogener Bursche sei, dessen Eigenwille weder nach Vater noch nach Mutter viel frage, und dessen Launen diese kaum einen Widerstand entgegenzusetzen schienen.

Begreiflicherweise erregte der neue Ankömmling sogleich seine Aufmerksamkeit, aber nicht, wie es schien, sein besonderes Wohlgefallen. Denn in etwas wegwerfendem Tone fragte er den Vater:

„Soll der die Schafe hüten?"

„Ja, ich habe ihn vorhin dafür gedingt," antwortete der Hofmann.

„Na," das wird was Schönes werden," meinte das Söhnchen, „ein so zimperlicher Bursche! Da hätten wir doch noch besser den strammen Konrad behalten."

Jetzt nahm auch die Hoffrau Stephan in Augenschein und musterte ihn aufmerksam. Allein diese Musterung schien nicht gerade erfreuliche Gedanken in ihr hervorzurufen. Selbst das Mutterauge mußte den gewaltigen Unterschied anerkennen, der, was die äußere Erscheinung betraf, zwischen Stephan und dem häßlichen Anton stattfand.

„Ich glaube, Anton hat recht!" sagte sie, „das Bürschchen sieht ja so fein aus, daß man fürchten muß, er werde sich unter seine Schafe verkriechen, wenn es einmal regnet oder kalt ist."

„Wirst du das thun?" fragte der Hofmann, indem er sich an Stephan wandte.

„Nein, gewiß nicht!" antwortete dieser frisch und etwas unwillig, „ich fürchte mich weder vor dem Regen noch vor der Kälte."

„Nun, wir werden's ja sehen," sagte die Hoffrau achselzuckend und offenbar unangenehm berührt durch die furchtlose Antwort Stephans, dessen schwarze Augen dabei hell aufblitzten.

Die Erfahrung lehrte aber, daß Stephan seine Sache verstand und selbst bei solchem Wetter nicht begehrte, mit seinen Schafen daheim zu bleiben, welches seinem faulen Vorgänger immer zu schlecht gewesen war. War es ihm doch auch am wohlsten draußen bei der Herde. Denn wenn er einmal auf ausdrückliche Anordnung des Hofmanns wegen schlechten Wetters daheim bleiben mußte, so wurde er bald von der Hoffrau zu allerlei unangenehmen Dienstleistungen in Anspruch genommen, bald von Anton, der nur in befehlshaberischem Tone mit ihm redete, genötigt, alles stehen und liegen zu lassen, um ihm zu willen zu sein, oder aber von den ebenfalls ans Haus gefesselten Knechten so hin und her gehetzt, daß er am Abende todmüde war. Als nämlich die letzteren erfahren hatten, daß er morgens frühe Jakobs Pferde besorge und dies trotz dem besten Pferdeknechte verstehe, suchten auch sie soviel Nutzen als möglich von ihm zu gewinnen.

Eins that ihnen Stephan freilich für sein Leben gern, nämlich abends, wenn er heimgekommen war, die Pferde zu schwemmen, ein Geschäft, das ihm besonders Jakob, der Meisterknecht, gerne überließ.

Als Anton zum erstenmal sah, wie leicht und gewandt sich Stephan ohne alle Hilfe aufs Pferd schwang und so fest darauf saß, als sei er darauf gewachsen, erwachte der Neid in ihm und er ruhte nicht, bis Stephan wieder abgestiegen war und ihm auf sein zweites Pferd hinaufgeholfen hatte. Sein Vater hatte ihm zwar strenge verboten, sich noch einmal auf ein Pferd zu setzen, nachdem er einmal heruntergefallen war und den Arm gebrochen hatte; allein was fragte Antönchen nach dem väterlichen Verbote? Von den Knechten würde ihn keiner aufs Pferd genommen haben, weil sie das Verbot kannten; allein Stephan wußte von dem Verbote nichts und that deshalb Anton ohne Widerstreben seinen Willen. Er mochte wohl als ganz selbstverständlich ansehen, daß ein Knabe in dessen Alter reiten könne.

Aber noch im Hofe ſcheute das junge lebhafte Tier, auf welchem Anton ſaß, vor dem plötzlich an ihm in die Höhe ſpringenden Hunde, machte erſchreckt einen Seitenſprung und warf Anton ab, ſo daß derſelbe mit dem Kopfe wider das Rad eines daſtehenden Wagens fiel und wie leblos liegen blieb.

Auf das Geſchrei einer der Mägde, welche gerade aus dem Kuhſtalle gekommen war und Antons Sturz mit angeſehen hatte, kam der Hofmann ans Fenſter und ſah zu ſeinem Schrecken den Sohn am Boden liegen. Raſch ſtürzte er heraus und rief:

„Was iſt paſſiert?“

„Anton iſt vom Pferde gefallen,“ antwortete Stephan, der ſogleich abgeſprungen war, aber die unruhigen Pferde feſthalten mußte.

„Und wer hat ihn aufs Pferd gelaſſen?“ fragte der Hofmann, rot vor Zorn.

„Ich,“ antwortete Stephan, „er wollte es durchaus haben.“

„Na, warte!“ knirſchte der Hofmann, hob Anton auf und trug ihn ins Haus, wo ihn die Mutter laut aufſchreiend in Empfang nahm.

Als die Wunde am Hinterkopfe, welche ſich Anton geſchlagen hatte, ausgewaſchen wurde, kam derſelbe wieder zu ſich, und es ſtellte ſich bald heraus, daß er außer dem Loch im Kopfe keinen weiteren Schaden genommen hatte.

Das beſchwichtigte jedoch den Zorn des Hofmanns nicht, der die ſtrengſte Befolgung ſeiner Befehle forderte und durch jede Zuwiderhandlung maßlos gereizt werden konnte. Als ſeine Frau hörte, daß Stephan derjenige geweſen ſei, der Anton aufs Pferd geſetzt habe, ſchürte ſie noch den Zorn ihres Mannes, da die Abneigung, welche ſie gegen Stephan beim erſten Erblicken desſelben empfunden hatte, im Laufe der Zeit eher noch gewachſen war, als abgenommen hatte. Wurde doch der Abſtich zwiſchen ihrem lieben Anton und dem heranblühenden Schäferknechte mit jedem Tage auffalliger und ein Gegenſtand ihres zunehmenden Neides.

Kaum war Anton eingeſchlafen, als der Hofmann nach dem Stalle ging, um Stephan zur Rede zu ſtellen und zu

bestrafen. Der aber war ruhig zum Bache geritten, als Anton im Hause war. Er hatte sich schon gewundert, daß die Eltern so heftig wegen des Falles gejammert hatten. Was galt ihm ein Herunterfallen vom Pferde, wenn es auch dabei einmal ein Loch in den Kopf gab! Für ihn war das seiner Zeit fast etwas Alltägliches gewesen.

Als er in den Hof zurückritt, pfiff er sogar ganz munter, sah aber bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit nicht, wie der Hofmann mit einer schweren Reitpeitsche an der Hausthüre stand, ihn zu erwarten. Er hatte kaum die Pferde in ihren Stand gebracht, als der Hofmann im Stalle erschien.

„Was hast du bei den Pferden zu schaffen?“ schnaubte er Stephan an, dessen Pfeifen ihn noch mehr empört hatte.

„Ich habe sie für den Jakob in die Schwemme geritten,“ antwortete Stephan ruhig.

„Und hast den Anton überredet, mitzureiten?“

„Nein, er selbst wollte es so haben.“

„Weißt du nicht, daß ich's aufs strengste verboten habe, ihn aufs Pferd zu lassen?“

„Nein, das habe ich nicht gewußt; niemand hat mir etwas davon gesagt.“

„So, dann will ich dir's auf den Rücken schreiben, daß du es weißt und nicht wieder vergißt!“

Damit fielen schon die Streiche hageldicht auf Stephans Rücken, ja auch über den Kopf und ins Gesicht, da der Zornige nicht darauf achtete, wohin die Streiche trafen. Erst als bei einem neuen Schlage ins Gesicht das Blut floß, stellte er das Schlagen ein und verließ den Stall.

Jakob aber, der Meisterknecht, erhielt eine scharfe Strafrede darüber, daß er Stephan seine Pferde überließe. Er glaubte daraus entnehmen zu müssen, daß dieser verraten habe, wie er jeden Morgen die Pferde füttere und putze, und der arme Geschlagene erntete zu seinen Schlägen auch noch den Zorn des Rothaarigen, während er bisher auf leidlichem Fuße mit ihm gestanden hatte.

Als Stephan in seiner Kammer saß und sich das Blut von seinem Gesichte abwusch, in welchem die Striemen der Reitpeitsche dick aufgelaufen waren, legte sich ihm der Gedanke nahe, in der Nacht davonzulaufen, wie er vor

Jahren seinem Herrn Onkel davongelaufen war. Es war ihm ja nicht verborgen geblieben, daß ihn weder der Anton noch seine Mutter leiden mochten, obwohl er alles aufbot, beiden gefällig zu sein. Wenn nun auch noch der Hofmann sich gegen ihn wandte, der ihm bisher stets freundlich gewesen war, wie sollte er es dann aushalten können? Allein bei näherer Überlegung gab er doch den Gedanken ans Davonlaufen wieder auf, weil er sich schämte, aus seinem ersten Dienste wegzulaufen, ehe noch ein Jahr vergangen war. Überdies kannte er den Jähzorn des Hofmanns und wußte, daß derselbe ebenso schnell verrauche, wie er kam, und daß er deshalb nicht zu befürchten habe, daß sein Herr ihm lange Zorn nachtrüge. Auch hatte der Hofmann noch kürzlich die Absicht ausgesprochen, in dem bevorstehenden Winter die Schafe ganz abzuschaffen, und ihm in sichere Aussicht gestellt, daß er dann Ackerknecht werden solle. Bei einem Besuche, den Stephan endlich an den Ostertagen bei seinen Pflegeeltern hatte machen dürfen, war dies zur Sprache gekommen, und der Hirtenanton hatte das für ein großes Glück erachtet, weil der Hofmann als ein überaus tüchtiger Landwirt bekannt sei, in dessen Dienst einer etwas lernen könne.

So schlief denn Stephan mit dem Entschlusse ein, sich die empfangenen Schläge gefallen zu lassen und ruhig in seinem Dienste zu bleiben.

4.

Am anderen Morgen, als Stephan in den Stall kam, um, wie gewöhnlich, Jakobs Pferde zu besorgen, fand er diesen schon in Thätigkeit.

„Was willst du hier?“ fuhr ihn der Rothaarige ingrimmig an. „Mach', daß du fortkommst, und laß dich nicht mehr hier blicken. Mit einem Verräter will ich nichts mehr zu thun haben!“

Stephan wußte zwar nicht, was damit gesagt sein solle; aber der Ton, in dem es gesagt worden war, verschloß ihm den Mund fürs Fragen. Er verließ ohne ein Wort der Widerrede den Stall, bestärkte aber gerade dadurch Jakob in seiner Annahme, daß er dem Herrn

alles verraten habe und an der Strafrede desselben schuld sei.

Da es noch zu frühe war, die Schafe auszutreiben, ging Stephan an den Röhrenbrunnen, der dem Hofe das Wasser lieferte, um sein Gesicht zu kühlen; denn die blutigen Striemen in demselben brannten jetzt wie Feuer.

Dort trat die Großmagd zu ihm, die ihn schon bei seinem Eintritt gegen Jakob in Schutz genommen und seither sich immer freundlich gegen ihn bewiesen hatte.

„Armer Stephan," sagte sie, „da hast du gestern abend einmal unschuldig leiden müssen! Aber nimm's nicht zu schwer. Dem Herrn hat's hinterher doch leid gethan, daß er dich im ersten Zorne geschlagen hat. Er hat, als du nicht da warst, bei dem Abendessen nach dir gefragt, und ich habe selbst gesehen, wie er ganz spät im Mondscheine noch einmal nach deiner Kammer schlich, um nach dir zu sehen. Dem Anton hat der Sturz auch gar nichts geschadet; denn es hat ihm beim Abendessen wieder ganz gut geschmeckt, und wenn er eine gehörige Portion von dem bösen Blute verloren hat, das in ihm steckt, so kann ihm das nur heilsam sein. Komm' herein, dann geb' ich dir dein Essen."

Stephan weidete heute seine Herde auf der entlegensten Koppel des Hofgutes, welche an ein Wäldchen grenzte, das zum Rittergute des Freiherrn von K....z gehörte. Es war ein herrlicher Sommertag, der wohl dazu beitragen konnte, ein jugendliches Herz von seinen Sorgen und Kümmernissen zu befreien. Stephan hatte aber noch ein besseres Heilmittel gegen den Kummer mit sich genommen, sein Neues Testament, welches auch sonst häufig sein Begleiter war und ihm die langen Tagesstunden in heilsamer Weise verkürzen half.

Er hatte sich damit in den Schatten einer weitästigen Buche gesetzt, welche am Rande des Waldchens stand, und von welcher aus er die sich etwas senkende Weidekoppel mit seiner Herde gut übersehen konnte. Da sich die Koppel weithin erstreckte, so schien keine Gefahr, daß die Schafe auf verbotenes Gebiet kämen, und Fix hielt sie wachsam und pflichttreu zusammen, wenn sie sich zu weit auseinander zerstreuen wollten.

„Was lieſt du denn da ſo eifrig?“ hörte Stephan plötzlich eine Stimme hinter ſeinem Rücken fragen und erblickte, als er ſich verwundert umſah, ein feingekleidetes, etwa zwölfjähriges Mädchen, das von ihm unbemerkt durch den Wald gekommen ſein mußte.

„Kennſt du denn das nicht?“ fragte Stephan entgegen und hielt ihr ſein Neues Teſtament hin.

„I freilich kenne ich das. — Aber wie ſiehſt du aus? Du biſt ja ganz blutrünſtig im Geſichte. Haſt du mit jemand Streit gehabt?“

„Nein,“ entgegnete Stephan, und eine Schamröte flog über ſeine Züge, „mein Herr hat mich geſchlagen.“

„Warſt du denn unartig?“

„Nein, er war nur böſe, daß ſein Sohn vom Pferde gefallen war und ſich ein wenig wehe gethan hatte. Ich war ganz unſchuldig.“

„Aber da war's doch unrecht, daß er dich geſchlagen hat?“

Stephan zuckte die Achſeln und ſchwieg, weil ihm dieſes Geſpräch unangenehm war. Aber das Mädchen ließ ſich nicht abweiſen.

„Da lieſt du wohl in deinem Neuen Teſtament, um dich über das erlittene Unrecht zu tröſten? Das iſt recht; denn meine Lehrerin ſagt mir immer, es gebe keine beſſere Troſtquelle als das heilige Gotteswort. Ich leſe auch viel darin."

„Wie heißt du denn?" fragte ſie nun weiter, als ob das roſige Plappermündchen keinen Augenblick Ruhe haben könnte.

„Ich heiße Stephan."

„Ei, ſieh mal an, dann haben wir ja denſelben Namen. Ich heiße Stephanie, aber gewöhnlich werde ich „Fanny" gerufen. Ich höre das auch viel lieber. Denn wenn mich die Mutter „Stephanie" ruft, dann macht ſie immer ein böſes Geſicht und es kommen faſt immer Schelte hinterher. Weißt du, die Mutter kann ſchrecklich böſe werden. Da war doch mein erſtes Mütterchen beſſer; denn die wurde niemals böſe. Aber ſie iſt ſchon lange tot, und nun hat mir der Vater die neue Mutter gebracht. Ich habe ſie aber lange nicht ſo lieb wie mein erſtes Mütterchen."

Stephan ergötzte ſich an dem kindlichen Geplauder, welches zu dem Alter des Mädchens kaum mehr paſſen wollte. Er hatte durch ſeine Fragen bald herausgebracht, daß Stephanie die Tochter des Freiherrn von K.....ß war, zu deſſen Gute der Wald gehörte.

„Aber darfſt du denn ſo allein im Walde herumlaufen?" fragte er.

„Nein, ſonſt nicht; aber heute iſt wieder einmal Beſuch da, und dann bekümmert ſich niemand um mich, als meine Lehrerin, und die iſt heute krank. Da bin ich denn fortgelaufen, um für ſie einen Strauß Erdbeeren zu ſuchen, habe aber noch keine einzige gefunden im ganzen Walde."

„Ja, natürlich," ſagte Stephan, „die ſind ja noch gar nicht reif und blühen kaum, da mußt du noch ein paar Tage warten, bis ſie reif ſind."

„Kommſt du denn immer hierher mit deinen Schafen?" fragte Stephanie.

„Ja, noch eine ganze Weile, bis die Koppel abgeweidet iſt."

„Das iſt ſchön. Dann komm' ich morgen wieder;

denn du gefällſt mir. Dann wollen wir mit einander in deinem Neuen Teſtamente leſen, und ich will dir auch eine gute Salbe mitbringen, die mir der Doktor neulich verſchrieben hat, als ich mir beim Fallen ein wenig das Geſicht geſchunden hatte. Die wird dir auch für die Striemen in deinem Geſichte gut thun."

„Ja, komm nur, wenn du darfſt. Wenn dann die Erdbeeren reif ſind, zeige ich dir auch die Plätze, wo viele zuſammenſtehen. Dann kannſt du dir einen ganzen Strauß pflücken."

„Gewiß, ich komme," verſicherte Stephanie, „aber jetzt muß ich gehen; denn wenn mich die Mutter vermißt und hört, daß ich allein im Walde war, dann giebt's Schelte, und ich darf gar nicht mehr kommen. Adieu!"

Damit ſprang ſie leichtfüßig in den Wald zurück und war bald verſchwunden.

Über dem Geſpräche mit dem Mädchen hatte Stephan wenig auf ſeine Schafe geachtet und nicht wahrgenommen, wie etliche auf ein Kleefeld geraten waren, welches zum Gute des Freiherrn gehörte. Die beiden Nachbargüter, das des Freiherrn und das des Hofmanns, waren zwar durch einen breiten und tiefen Graben geſchieden, wo der Wald nicht die Grenze machte. Aber die paar Schafe hatten ſich über den jetzt ganz trockenen Graben hinübergeſchafft und Fix mochte der Meinung geweſen ſein, es ſei nur ſeine Pflicht, die ihm wohlbekannten Äcker ſeines Herrn vor dem Ausbrechen der Schafe zu hüten, nicht aber auch die des Freiherrn.

Kaum hatte Stephan das Unheil bemerkt und war aufgeſprungen, um Fix zum Herumholen der Schafe zu entſenden, als der rothaarige Jakob herbeigelaufen kam, welcher jenſeits der Mulde, zu welcher ſich die Weidekoppel herabſenkte, geackert und von weitem geſehen hatte, wie die Schafe luſtig im Kleefelde des Freiherrn gingen. Stephan konnte er nicht ſehen vor dem niedrigen Gebüſche, welches die Buche nach ſeiner Seite hin umgab.

Schon von ferne drohte er mit der Fauſt, als er nun Stephans anſichtig ward, obwohl der Hund auf deſſen Ruf bereits die Schafe zurückgeholt hatte.

„Bube, was machſt du?" ſchrie er, als er heran-

ackommen war. „Siehst du so auf deine Schafe acht? Wehe dir, wenn ich das dem Herrn sage; dann kriegst du noch eine ganz andere Tracht Prügel als gestern abend. Du weißt doch, daß der Herr mit dem Freiherrn drüben im Prozesse liegt und aufs strengste befohlen hat, darauf zu achten, daß für denselben keine Ursache zum Klagen gegeben wird? Wenn das einer von den Leuten des Freiherrn gesehen hat, daß du deine Schafe auf ihr Kleefeld hast gehen lassen, dann giebt's wieder ein neues Prozeßchen und du bist schuld daran."

„Ach sagt doch nichts, Jakob!" bat Stephan, „der Schaden, den die paar Schafe gethan haben, ist ja nicht nennenswert; sie waren ja nur am Rande des Kleefeldes. Und von den Leuten des Freiherrn ist niemand in der Nähe."

„So, ich soll nichts sagen?" schnaubte Jakob, „und du hast doch gestern dem Herrn verraten, daß du mir morgens die Pferde futtertest, und hast's dahin gebracht, daß er mich auszankte?"

„Das habe ich nicht gethan!" beteuerte Stephan; „er hat mich nur gefragt, was ich bei deinen Pferden zu schaffen habe, aber gar auf keine Antwort gewartet, sondern sogleich zugeschlagen."

„Ist das auch wirklich wahr?"

„Ganz gewiß! Ich lüge niemals!"

„Nun, dann kannst du morgen früh wieder zu meinen Pferden gehen, und wenn du mir versprichst, mir in allen Stücken folgen zu wollen, so will ich dem Herrn nichts von deiner Unachtsamkeit sagen."

„Ich will ja gern alles thun, was ich geheißen werde!" beteuerte Stephan.

„Denk' an das Versprechen!" sagte der Rothaarige mit dem Finger drohend und ging wieder zu seinem Gespann zurück.

Daß Jakob nichts gesagt habe, merkte Stephan, als er abends heimkam, an den milden, freundlichen Worten, mit welchen ihm der Hofmann noch einen Auftrag erteilte, und er dankte es ihm im Stillen, weil ihn sonst der Hofmann sicher wieder seinen Zorn hätte fühlen lassen.

Es vergingen ein paar Tage, ohne daß Stephanie

ihr Wort hielt und wiederkam. Stephan war wieder mit seinen Schafen auf der Koppel, da sah er plötzlich auf dem Wege, welcher von dem Landhause des Freiherrn herabkam, einen Wagen daherbrausen, auf dessen Bocksitze der Kutscher fehlte und dessen Pferde offenbar durchgegangen waren. Als derselbe näher kam, sah er seine kleine Freundin mit einer älteren blassen Dame darin sitzen, laut schreiend und die Hände ringend.

Rasch entschlossen sprang er nach dem Wege hin, der an seiner Koppel vorüberführte, und warf sich mutig den

scheuen Pferden entgegen, die in rasender Carriere angesprengt kamen. Es gelang ihm, den Zügel des einen zu ergreifen, und dadurch, daß er sich eine Strecke mitschleifen ließ, brachte er endlich die Pferde zum Stehen.

Nun hörte er von Stephanien, wie sie mit ihrer krank gewesenen Lehrerin eine Spazierfahrt habe machen sollen, wie aber die plötzlich scheu gewordenen Pferde den Wagen über einen Steinhaufen gerissen hätten, so daß der Kutscher vom Bocke geflogen sei und sich gewiß arg beschädigt habe, da er wie tot liegen geblieben sei.

„Ach, wie sollen wir nun wieder heimkommen?“ jammerte Stephanie.

„Das will ich schon besorgen," sagte Stephan, beruhigte die Pferde, indem er ihnen zuredete und sie schmeichelte, drehte dann den Wagen um, schwang sich auf den Bock und fuhr in ruhigem Schritte den Weg nach dem Landhause zurück.

Von dem Kutscher war da, wo er gestürzt war, nichts mehr zu sehen. Er mußte sich schnell erholt und den Heimweg angetreten haben. Erst nahe am Thore traf ihn Stephan, wie er hinkend sich fortschleppte. Da es ihm aber unmöglich war, wieder auf den Bock zu kommen, so fuhr Stephan den Wagen vollends in den Hof.

Bestürzt sah der Freiherr von seinem Fenster aus den eben erst weggefahrenen Wagen zurückkommen, und als er den fremden Burschen auf dem Bocke erblickte sowie auch das todblasse Gesicht seines Töchterchens, kam er schnell herunter, ahnend, daß ein Unglück geschehen sei.

„Was ist passiert?" rief er.

„Ach, lieber Vater," antwortete Stephanie, „denke dir, die Pferde sind scheu geworden und durchgegangen. Der Philipp ist vom Bocke heruntergefallen, und du hättest uns wohl nicht lebendig wiedergesehen, wenn nicht der brave Stephan da die Pferde aufgehalten und uns heimgefahren hätte."

„Das war brav von dir, mein Bursche! Ich danke dir!" sagte der Freiherr zu Stephan gewendet, der bei den Pferden stand. „Wer bist du denn?"

„Ich bin der Schäfer des Hofmanns und weidete meine Schafe auf der Grenzkoppel, als ich den Wagen herankommen sah."

Das Gesicht des Freiherrn verzog sich zwar bei diesen Worten ein wenig; aber schnell gewann das Wohlgefallen an dem schönen Burschen die Oberhand über den Ärger, die Rettung seines Kindes und seines Gespanns einem der Leute des verhaßten Nachbarn verdanken zu müssen.

„Ihr kennt euch ja, wie es scheint?" wandte er sich fragend an Stephanie.

„Ja," antwortete diese freudig, „ich traf ihn vor ein paar Tagen, als ich im Walde Erdbeeren pflücken wollte, unter der großen Buche, und da haben wir ein wenig mit einander geplaudert."

„So, so!“ sagte der Freiherr. „Nun, wenn der Helfer in der Not noch dazu ein alter Bekannter von dir ist, so nimm ihn auch mit hinauf und laß ihm ein Glas Wein einschenken.“

„Dafür muß ich danken,“ sagte Stephan bescheiden. „Ich muß zu meinen Schafen zurück, die ich nicht länger allein lassen darf.“

„Nun, dann komme, wenn du Zeit hast, einmal wieder her,“ sagte der Freiherr, „daß ich dir meine Dankbarkeit beweisen kann. Ich möchte nicht gerne in deiner Schuld bleiben.“

„Euer Gnaden haben keine Schuld gegen mich,“ entgegnete Stephan errötend, „was ich gethan habe, war doch nichts Besonderes; jeder andere hätte es an meiner Stelle auch gethan. Ich freue mich, Ihrer Tochter einen Dienst haben erweisen zu können.“

Etwas verwundert schaute ihn da der Freiherr an; aber Stephan grüßte höflich und entfernte sich, da inzwischen ein Knecht herbeigekommen war, die Pferde auszuspannen, und auch der verunglückte Kutscher eben zum Thore hereinhinkte.

Seine Herde fand er ruhig weidend. Fix hatte gute Wache gehalten.

5.

Wir müssen jetzt die nähere Bekanntschaft des Freiherrn von K.... z zu machen suchen, mit welchem Stephan in der erzählten Weise in Berührung gekommen war.

Einer alten böhmischen Adelsfamilie angehörig, hatte derselbe lange Zeit als Kavallerie-Offizier in österreichischen Diensten gestanden. Aber ein ausschweifendes Leben, das er als solcher geführt, besonders der verderbliche Hang zum Spiele, dem er leidenschaftlich fröhnte, hatten nur zu schnell das nicht unbeträchtliche Erbteil, welches ihm zugefallen war, völlig aufgezehrt und ihn dazu noch dermaßen in Schulden gestürzt, daß er notgedrungen seinen Abschied nehmen mußte, ehe er noch zu der scharfen Majorsecke gelangt war.

Trotz des üblen Rufes, in welchem er verdientermaßen

stand, gelang es ihm, die Hand der Tochter eines höheren Staatsbeamten zu gewinnen, die ihm das Gut, auf welchem er jetzt lebte, zubrachte und die Mutter seiner Stephanie wurde. Die sanfte, wahrhaft fromme Frau vermochte aber nicht, den günstigen Einfluß auf ihren Gatten zu gewinnen, durch welchen sie gehofft hatte, ihn auf den rechten Weg bringen zu können. Er setzte sein ausschweifendes Leben auch in der Ehe fort, brachte, so oft er die Mittel dazu fand, seine Nächte am Spieltische einer benachbarten Badestadt zu und brachte es durch dieses Leben dazu, daß seine gute fromme Frau von Kummer und Gram verzehrt wurde und starb, als ihr Töchterchen das fünfte Lebensjahr erreicht hatte.

Von seinen Gläubigern gedrängt, mußte er sich durch eine reiche Heirat aufzuhelfen suchen. Denn der Vater seiner verstorbenen Gattin, der überhaupt nur widerstrebend in die Verbindung seiner Tochter mit dem übel beleumdeten Freiherrn gewilligt hatte, war klug genug gewesen, das Gut, welches er seiner Tochter mitgab, für diese und ihre etwaigen Nachkommen so zu sichern, daß dem Freiherrn wohl die Einkünfte desselben zufielen, daß er dasselbe aber weder veräußern noch mit Schulden belasten konnte. Das Gut war und blieb Eigentum seiner Stephanie, und der Vormund, welchen der Großvater vor seinem Tode noch für die Enkelin bestellt hatte, führte so scharfe Aufsicht, daß der Freiherr im Verbrauch der Gutseinkünfte nicht weiter gehen konnte, als er durfte.

Betrachtete er schon deshalb das arme Kind mit mißgünstigen Blicken, so nahm seine Abneigung gegen dasselbe noch zu, als es, je weiter es sich entwickelte, ganz in die Art der verstorbenen Mutter einschlug und denselben stillen, einfachen Sinn zeigte, der ihm an der Verstorbenen schon so sehr zuwider gewesen war, den aber der Vormund zu befestigen bemüht war, indem er dem Kinde Lehrerinnen verschaffte, welche geeignet waren, solchen Sinn zu pflegen.

Die Bemühungen des Freiherrn, eine reiche Frau zu finden, blieben nicht erfolglos. Denn er war, obwohl bereits ein angehender Fünfziger, noch immer ein schöner, stattlicher Mann, wenn auch für ein kundiges Auge in

seinem blassen welken Gesichte die Spuren der durchwachten und durchschwärmten Nächte deutlich genug eingegraben standen.

Eine schon ältere, reichbegüterte Dame ließ sich bereit finden, dem Freiherrn zu liebe das einsame, ehelose Leben aufzugeben, in welchem sie bisher verblieben war, weil sie, wie die böse Welt sagte, noch niemand gefunden hatte, der zu ihrem Gelde auch ihr heftiges, leidenschaftliches Wesen mit in den Kauf nehmen mochte.

Für den Freiherrn begann jetzt eine gute Zeit; denn über das Vermögen dieser seiner zweiten Frau besaß er das volle Verfügungsrecht, da dieselbe die Vorsicht versäumt hatte, vor der Ehe ihr Vermögen sicher zu stellen. Die dringendsten Gläubiger wurden befriedigt und das lose Leben nahm seinen alten Gang. Aber die Vernachlässigung, welche das im Gefolge hatte, ließ sich die neue Freifrau nicht lange ruhig gefallen. Es gab bald Auftritte zwischen den beiden Ehegatten, die, wenn sie nicht in die Öffentlichkeit kommen sollten, den Freiherrn nötigten, seinem ausschweifenden Leben einigermaßen Zaum und Zügel anzulegen.

Was er sich aber in der Badestadt nun nicht mehr in erwünschtem Maße leisten konnte, dafür suchte er sich im eigenen Hause wenigstens dadurch zu entschädigen, daß er dasselbe zum Tummelplatze großer Gesellschaften machte und stets zahlreiche Gäste bei sich sah, am liebsten solche, die wie er das Spiel liebten und mit denen er oft noch bis an den Morgen zusammensaß.

Um Stephanien kümmerte sich der Vater fast gar nicht, trotzdem, daß sie von Jahr zu Jahr schöner erblühte und sich unter der fast alleinigen Leitung ihrer treuen, guten Lehrerinnen auch innerlich zu einem liebenswürdigen kindlichen Wesen entwickelte. Denn auch die neue Mutter, welche das Mißfallen an ihr von ihrem Manne überkommen zu haben schien, ließ sie ziemlich unbeachtet und ging ganz in dem geselligen Leben auf, welches der Freiherr um sie schuf und welches offenbar auch nach ihrem Geschmacke war.

Gab es aber einmal Tage des Alleinseins auf dem Gute, an denen sie sich die Langeweile durch Beschäftigung mit Stephanie zu vertreiben suchte, so hatte sie an dieser

soviel auszusetzen und zu tadeln und that dies in einer so heftigen, leidenschaftlichen Weise, daß sich ihr Stephanie soviel als möglich entzog.

Daß Stephan ihr und der Lehrerin das Leben gerettet hatte, wie Stephanie wenigstens mit Beharrlichkeit behauptete, wenn auch der Reiter selbst von solchem Verdienste nichts hören wollte, vermehrte begreiflicherweise die Teilnahme, welche Stephanie schon beim ersten Zusammentreffen für den schönen Schäferburschen gefühlt hatte, den sie bei einer so ernsten Beschäftigung getroffen. Es verging in der nächsten Zeit selten ein schöner Tag, an welchem sie nicht in Begleitung ihrer Lehrerin in das Wäldchen kam, in dessen Nähe Stephan seine Herde weidete. Anfangs hatte die Lehrerin von diesem Besuche nichts wissen wollen; aber als sie Stephan kennen gelernt hatte, fühlte auch sie sich durch das ernste, sinnige Wesen des jungen Hirten, sowie durch den natürlichen Anstand, den er beobachtete, ebenso wie ihr Pflegekind angezogen. Da saßen denn die drei manche schöne Stunde im Schatten der Buche beisammen, und die Lehrerin führte mit den beiden jungen Menschen ernste, lehrreiche Gespräche.

Stephan hatte bisher alle Bemühungen seiner jungen Freundin, ihn zu einem Besuche in ihrem Hause zu bewegen, entschieden abgewiesen, da er wußte, daß sein Herr solch einen Besuch nicht billigen werde. Endlich konnte er jedoch ihrem Bitten nicht länger widerstehen und versprach, am nächsten Sonntag-Nachmittage kommen zu wollen, da dann, wie er wußte, der Hofmann mit Weib und Kind einen Ausflug zu machen gedachte.

Als er ankam, war der Freiherr gerade damit beschäftigt, ein Pferd, welches er gekauft hatte, zu besichtigen. Einer der Knechte sollte es ihm vorreiten. Aber das junge, feurige Tier ließ den Reiter nicht aufsitzen. Sowie er an dasselbe herantreten wollte, schlug es mit den Hinterfüßen nach ihm und traf ihn einmal so empfindlich, daß er jeden weiteren Versuch aufgeben mußte und davonhinkte.

Vergebens versuchte nun ein anderer junger Knecht, der eben erst vom Kavalleriedienste zurückgekommen war, sein Heil. Auch er mußte unverrichteter Sache abziehen.

Schon wollte ärgerlich der Freiherr das Pferd wieder

in den Stall führen lassen, als Stephan, der vom Thore aus lächelnd zugesehen hatte, schüchtern herzutrat und, nachdem er den Freiherrn begrüßt hatte, fragte:

„Darf ich's einmal versuchen?"

„Ei sieh' da," sagte der Freiherr, „das ist ja wohl der Retter Stephaniens? Und du willst es mit dem unbändigen Tiere versuchen?"

„Wenn Sie es erlauben wollen, ja!" erwiderte Stephan ohne Bedenken.

„Nun meinetwegen!" sagte der Freiherr. „Daß du mit Pferden umgehen kannst, hast du ja neulich bewiesen. Aber nimm dich in acht, daß dir kein Schaden geschieht!"

Stephan trat jetzt von vorne zu dem Tiere heran, das ihm der gewesene Soldat höhnisch lächelnd hielt, streichelte es und klopfte ihm liebkosend den schlanken Hals. Aber mit einem Male griff er mit beiden Händen in die volle Mähne, hob sich ganz vorne am Widerriste mit einem kräftigen Schwunge in den Stütz und schwang sich dann auf des Pferdes Rücken, ohne daß es ihn mit den Hinterfüßen erreichen konnte. Rasch den auf dem Halse liegenden Zügel erfassend, tummelte er nun das Tier im Hofe umher, bis es, seinen Meister erkennend, alle Versuche aufgab, sich des wie angegossen sitzenden Reiters zu entledigen, und ruhig dem Schenkel und Zügel gehorchte.

„Ei der tausend!" rief der Freiherr, welcher mit den Knechten verwundert zugeschaut hatte, „du bist ja ein feiner Reiter! Woher hast du denn diese Kunst?"

„Das hab' ich von Kind auf gelernt," antwortete Stephan bescheiden und sprang von dem Pferde herunter, das sich jetzt ruhig von ihm streicheln ließ und seine anfängliche Unbändigkeit ganz verloren zu haben schien.

„Da solltest du aber auch kein Schäfer sein," sagte der Freiherr, „sondern Reitknecht."

„Das wäre ich auch viel lieber," antwortete Stephan.

„Nun," meinte der Freiherr, „wenn dich dein Herr einmal nicht mehr haben will, oder wenn es dir nicht mehr bei ihm gefällt, dann kannst du zu mir kommen und Pferdebursche bei mir werden. Komm' aber jetzt mit mir, ich habe ja noch eine alte Schuld bei dir, die du wohl einzukassieren gekommen bist."

Stephan wurde glühend rot.

„Ich weiß von keiner Schuld," sagte er abwehrend. „Ich bin nur gekommen, um Ihrer Tochter einen Strauß Erdbeeren zu bringen, den ich ihr versprochen habe, als sie mich bei einem Spaziergange traf. Dort auf der Mauer liegt er."

„Nun so hole ihn und bring' ihr ihn selbst!" sagte der Freiherr, offenbar etwas ärgerlich darüber, daß ein Schäferknecht sich eine Dankesschuld nicht mit klingender Münze wollte abzahlen lassen, kehrte sich um und ging nach dem Stalle, ohne Stephan weiter zu beachten.

Als er später zu seiner Frau kam, fragte ihn diese:

„Was war denn das für ein hübscher Bursche, der vorhin Stephanien einen Strauß Erdbeeren brachte und mit dem sie so vertraut that, als sei er ein alter Bekannter von ihr?"

„Es war der Schäferknecht des Hofmanns drüben," antwortete der Freiherr, „welcher neulich die durchgegangenen Pferde aufhielt und den Wagen zurückbrachte. Ein netter Mensch, aber merkwürdig hochmütig; denn er wollte von einer Belohnung für den geleisteten Dienst nichts wissen, und Leute seiner Art schlagen doch sonst ein Trinkgeld nicht aus. Stephanie scheint ihn zuweilen auf ihren Spaziergängen getroffen zu haben und hält ihn für ihren Lebensretter. Daher die Bekanntschaft."

„Ist dir an dem Burschen nichts aufgefallen?"

„Nichts Besonderes, als daß er ein bildhübscher Mensch ist und reiten kann trotz einem Bereiter. Er hat vorhin drunten im Hofe den Mansor, den ich gestern gekauft habe und den keiner von den Knechten reiten konnte, weil er sie nicht aufsitzen ließ, bestiegen und geritten, daß es eine Freude war zuzusehen. Ich würde ihn gerne als Reitknecht nehmen, wenn ich ihn dem lieben Nachbar Hofmann abspannen könnte, und habe ihm gesagt, er solle sich bei mir melden, wenn er es drüben überdrüssig wäre bei dem Hitzkopfe."

„Nun, dann sieh' dir einmal drüben im Saale das Bild deines Schwagers an, ob er diesem nicht wie aus dem Gesichte geschnitten ist. Mir ist die Ähnlichkeit sofort beim ersten Blicke aufgefallen."

„Zufall!“ bemerkte der Freiherr leichthin. „Man täuscht sich beim Auffinden solcher Ähnlichkeiten oft gar sehr.“

„Ich bin aber gewiß, daß hier keine Täuschung vorliegt,“ erwiderte die Freifrau lebhaft, „wenn das Bild deines Schwagers wirklich so ähnlich ist, wie du es schon so oft behauptet hast.“

„Nun, und was soll es sein, wenn diese Ähnlichkeit wirklich vorhanden ist?“

„Hast du mir nicht erzählt,“ fragte die Freifrau dagegen, „daß deine Schwester noch immer glaubt, ihr Sohn sei nicht ertrunken, wie man allgemein annahm, und noch immer hofft, sie werde ihn wiederfinden? Wäre es denn so undenkbar, daß der Bursche da der verlorene Sohn ist?“

Jetzt wurde der Freiherr stutzig.

Seine einzige Schwester nämlich war weit hinten in Böhmen an einen reichen Grafen N...witz verheiratet gewesen, hatte aber schon nach dreijähriger Dauer der Ehe den Gatten begraben müssen. Der kurzen Ehe war ein Sohn entsprossen, dessen Verlust die verwitwete Schwester aber auch bald zu beklagen bekam. Der etwa dreijährige Knabe war an einem schönen Sommertage von seiner Wärterin spazieren geführt worden, aber beide waren nicht mehr heimgekommen. Die Leiche der Wärterin wurde nach einigen Tagen ein paar Stunden abwärts aus dem Flüßchen gezogen, welches nicht weit von dem Grafenschlosse vorbeifloß; aber die Leiche des Knaben war nie gefunden worden, obwohl man annehmen mußte, daß er mit der Wärterin, vielleicht beim Blumenbrechen, in das Wasser gefallen sei. Denn ganz nahe am Ufer des Flüßchens war ein Tuch gefunden worden, welches ihm die Mutter selbst um den Hals gebunden hatte, als er Abschied von ihr nahm.

Die Gräfin ließ mit großen Kosten das ganze Flußbett aufs sorgfältigste untersuchen, setzte sogar einen hohen Preis aus für den, welcher ihr die Leiche ihres Kindes verschaffen würde, und ließ dies in allen Ortschaften, welche an dem Flüßchen lagen, öffentlich bekannt machen; aber niemand verdiente den Preis.

Daß der Leichnam bis in den größeren Fluß getrieben

worden sei, in welchen das Flüßchen mündete, schien undenkbar, da letzteres mehrmals von hohen Wehren durchzogen wurde, welche sein Wasser in den Dienst von Mühlen zwangen, und welche bei dem niedrigen sommerlichen Wasserstande kaum überrieselt wurden. Auch in den Mühlgräben war der Leichnam nicht gefunden worden.

Daraus schöpfte die trostlose Mutter die Hoffnung, ihr schöner Knabe sei nicht auch wie die Wärterin ertrunken, sondern auf eine andere, freilich unerklärliche Weise abhanden gekommen. Man dachte an Zigeuner, welche das Kind gestohlen haben könnten; allein es hatten sich schon seit Jahren keine solchen in der Gegend sehen lassen. Eine Kunstreiterbande, welcher man den Diebstahl des Knaben allenfalls hätte zutrauen können, war schon zwei Tage vor dem Verschwinden des Kindes flußabwärts gezogen, konnte dasselbe also nicht mitgenommen haben. Am Tage des Unglücksfalles selbst aber war auf der überhaupt wenig befahrenen Landstraße, welche das Flüßchen begleitete, von den Bewohnern des dem Grafenschlosse zunächst liegenden Dorfes nur eine einzige Kutsche wahrgenommen worden, die aber so rasch dahinfuhr, daß man durch die geschlossenen Fenster derselben kaum hatte bemerken können, ob sie Insassen habe oder leer sei.

Vergebens ließ die Gräfin auch in alle öffentlichen Blätter des Landes Bekanntmachungen wegen des verloren gegangenen Kindes einrücken, in welchen dasselbe nebst den Kleidern, welche es getragen, auf das genaueste, selbst unter Angabe eines unübersehbaren besonderen Kennzeichens, beschrieben war; vergebens wurde die Polizei eines weiten Umkreises durch ausgesetzte große Belohnungen angefeuert, ein wachsames Auge zu haben: der Knabe war und blieb verschwunden.

Die nun völlig vereinsamte Mutter lebte stille ihrem Gram. Da ihr Gatte ihr sein ganzes großes Vermögen vererbt hatte, konnte sie ihrem Drange, eine Wohlthäterin der Armen zu werden, freien Spielraum lassen und that dies auch.

Hatte sie in den ersten Jahren nach dem Verluste ihres Kindes sich noch immer fest an die Hoffnung angeklammert, daß dasselbe wiedergefunden werden würde,

und deshalb von Zeit zu Zeit immer wieder öffentliche Aufrufe ergehen lassen, so verlor diese Hoffnung mit den dahineilenden Jahren mehr und mehr an Boden und verklärte sich in die bessere und sicherere Hoffnung, die sich eines Wiedersehens im Jenseits getröstete.

Mit ihrem Bruder, dem Freiherrn von K....h, hatte die Gräfin von jeher wenig Verkehr gehabt, obwohl sie außer ihm keine anderen Geschwister mehr hatte. Sein bodenloser Leichtsinn paßte so wenig zu ihrem eigenen Ernste, wie zu dem ihres Gemahls. Sie hatte ihm verschiedentlich mit größeren Summen unter die Arme gegriffen, so lange er noch Offizier war, und dadurch das Schicksal etwas aufgehalten, welches ihn doch schließlich traf, daß er nämlich wegen Schulden seinen Abschied nehmen mußte. Als er aber, nachdem sie ihren Knaben verloren hatte, mit immer neuen und immer größeren Forderungen sie anging und sogar einmal das Wort fallen ließ, daß er ja doch einst ihr Erbe werden würde, da hatte sie sich durch diese unzarte Äußerung so verletzt gefühlt, daß sie sich ganz von ihm zurückzog und ihm jede Aussicht auf fernere Unterstützungen abschnitt. Das ausschweifende Leben, welches der Freiherr auch während seiner Ehe fortführte und welches seiner von der Gräfin geehrten und geliebten Gattin das Leben kostete, vergrößerte die Kluft zwischen den beiden Geschwistern noch mehr. Sie waren sich schließlich völlig entfremdet; nur daß der Freiherr die Hoffnung auf das schwesterliche Erbe krampfhaft festhielt und sich dadurch in seinem Leichtsinn bestärken ließ.

Der Gedanke, den seine Frau in ihm jetzt wachgerufen hatte, machte ihn doch stutzig. War der Schäferknecht wirklich der verlorene Sohn der Schwester (dieser Gedanke fuhr ihm sofort durch den Sinn), so war es ja nicht unmöglich, daß derselbe so oder so seine Mutter wiederfand, und geschah dies, so war seine Hoffnung auf das schwesterliche Erbe vernichtet.

„Da muß ich mir den Burschen doch einmal ordentlich darauf ansehen," antwortete er scheinbar scherzend auf die letzte Frage seiner Frau. „Das wäre ja außerordentlich interessant, wenn er plötzlich zu einem Herrn Neffen würde, und die liebe Frau Schwester ihre Kummertränen trocknen

könnte. Ist er schon fortgegangen, oder ist er etwa noch bei der Fräulein Tochter?"

„Ich glaube, daß er schon weg ist, und wünschte auch, daß er immer wegbliebe; denn es schickt sich doch gar nicht, daß das große Mädchen so bekannt mit ihm thut."

„Da bist du ganz meiner Ansicht. Aber du hast mich einmal neugierig gemacht, und ich will doch einmal sehen, ob denn wirklich eine so merkwürdige Ähnlichkeit vorhanden ist zwischen dem Burschen und dem verstorbenen Herrn Schwager. Mir ist sie, wie gesagt, nicht aufgefallen. Ich habe freilich den verehrungswürdigen Schwager auch nur wenig gekannt; wir paßten nicht zusammen, und sein Bild hat mich nie besonders interessiert."

Aber Stephan war schon weg, und es blieb dem Freiherrn nichts übrig, als Stephanien ein wenig über ihn auszufragen.

Viel konnte ihm dieselbe jedoch nicht mitteilen. Da Stephan auf eine Frage der Lehrerin sein früheres Leben erzählt hatte, wußte sie von dieser Erzählung nur noch, daß Stephan keine Eltern mehr habe, bei einem Onkel, dem Direktor einer Kunstreitergesellschaft, erzogen worden sei, dessen barbarischen Züchtigungen aber sich durch die Flucht entzogen und bei einem Hirten Aufnahme gefunden habe, durch den er dann zu dem Hofmanne in Dienst gebracht worden sei.

Darin lag nun freilich durchaus nichts, was auch nur im geringsten den Verdacht hätte bestätigen können, welchen seine Frau in ihm rege gemacht hatte; aber es verlangte ihn doch jetzt, Stephans Züge einmal genauer anzusehen, als er es bei den beiden flüchtigen Begegnungen gethan hatte, und die ihm nur den Eindruck hinterlassen hatten, daß er ein hübscher, gewandter Bursche sei. Nur das *eine* wollte ihm nicht recht aus dem Kopfe, daß er eine Belohnung für Stephaniens Rettung ausgeschlagen hatte. Darin gab sich ein nobler Sinn kund, wie er bei Leuten dieses Standes nicht leicht zu finden war. Erst nach einiger Zeit gelang es ihm jedoch, Stephan bei seiner Herde zu treffen, und jetzt wunderte er sich über sich selbst, daß ihm die wirklich auffallende Ähnlichkeit mit dem Bilde

sollten, diesen zum Teil vorenthielt und für sich heimlich an einen Juden verkaufte. Der bisherige dritte Knecht sollte nun in dessen Stelle aufrücken und Stephan für diesen eintreten.

Daß er dem rothaarigen Jakob überwiesen wurde, um von ihm die nötige Unterweisung zu empfangen, war zwar für Stephan keine besondere Freude. Trotz der Dienstleistungen nämlich, die er von ihm in Anspruch nahm, war Jakob bisher stets mürrisch und unfreundlich gegen ihn gewesen und hatte ihn wegen des kleinsten Versehens mit groben Worten zurechtgewiesen, besonders wenn er die Hoffrau in Hörweite wußte. Denn der schlaue, knissige Patron hatte wohl herausgemerkt, daß diese keine Gönnerin Stephans sei, und suchte sich durch rauhe Behandlung desselben bei ihr in besondere Gunst zu setzen.

Allein jetzt änderte sich dies Verhältnis völlig. Jakob legte nach und nach alle Strenge gegen Stephan ab, behandelte ihn von Tag zu Tage freundlicher und erlaubte ihm sogar, ihn zu duzen. Er wurde ihm ein geduldiger Lehrmeister, und wenn beide ihre Gespanne ruhen ließen und ihr Frühstück verzehrten, unterhielt er sich mit Stephan, als ob er ihm ganz gleich stände. Gewann dieser dadurch den Vorteil, daß er die landwirtschaftlichen Geschäfte leicht und schnell erlernte und schon bei der Frühjahrsbestellung zur Zufriedenheit des Hofmanns selbständig arbeiten konnte, so erwies er sich seinerseits dadurch gegen Jakob erkenntlich, daß er nach wie vor frühmorgens dessen Pferde besorgte und zu dem Ende sich an der eigenen Nachtruhe abbrach.

Allein es sollte sich bald zeigen, daß Jakobs Freundlichkeit ihre besonderen Gründe hatte.

Eines Tages, als beide wieder ihre Gespanne ausschnaufen ließen und plaudernd ihr Frühstück verzehrten, fing Jakob plötzlich an:

„Es ist doch ein recht geplagtes Leben, das wir haben! So tagaus tagein hinter dem Pfluge herzugehen, ist wahrlich kein Spaß. Ich bin abends oft so müde, daß ich kaum essen mag."

Stephan konnte das bestätigen, wenn auch das zuletzt Gesagte bisher noch nie bei ihm eingetreten war.

„Und wenn man noch was Rechtes dafür hätte," fuhr

Jakob fort, „daß man sich für seine alten Tage etwas ersparen könnte! Allein wenn das Jahr herum ist, bleibt von dem Lohne kaum etwas übrig, soviel hat man für Schuhe und Kleider ausgeben müssen."

„Wie wird's mir dann erst ergehen," meinte Stephan, „mit meinem viel kleinern Lohne?"

„Das wirst du frühe genug erfahren, gieb nur acht!"

„Ja," fuhr Jakob fort, „wenn man sich noch einen kleinen Nebenverdienst machen könnte! Aber das ist ein riskiertes Ding, wie es der Peter erfahren hat. Freilich, er hat es auch dumm genug angestellt, daß er den Juden zum Abholen des ersparten Hafers hierher bestellte, statt ihm denselben nachts selbst hinzutragen. Und das hätte er doch ganz leicht gekonnt, wenn er mir den Mund vergönnt und Halbpart mit mir gemacht hätte. Aber der Neidsack wollte allen Vorteil allein haben."

„Hältst du denn für Recht, was er gethan hat?" fragte Stephan erstaunt.

„Pah! Recht hin, Recht her!" lautete die Antwort. „Seine Pferde waren ja doch stets in gutem Stande; was verschlug es denn da, wenn er ein wenig am Hafer gespart hat? Das Vieh hat's ja doch wahrlich besser als wir. Sie müssen zwar auch arbeiten, aber wenn sie abends müde heimkommen, stellen sie sich an die volle Raufe, fressen sich satt und legen sich dann auf ihre Streu. Wenn wir aber müde heimkommen, müssen wir sie, ehe wir zur Ruhe kommen, noch füttern und putzen und wer weiß, was sonst noch alles, thun. Und was für Futter bekommen sie! Vom besten Heu und von dem schwersten Hafer, mehr als nötig ist. Der Herr hat einmal seine Freude d'ran, daß sie immer rund und glatt sind, auch während der schwersten Arbeitszeit."

Stephan antwortete darauf nichts, weil sich Jakob ganz in den Eifer hineingeredet hatte, und er ihm, um ihn nicht zu erzürnen, die Einwendungen nicht machen wollte, die er auf der Zunge hatte.

„Wenn ich und du einig wären und uns einander beiständen," fuhr Jakob nach einer Weile fort, „dann könnten wir uns auch einen schönen Nebenverdienst machen. Beim Hafermessen könnten wir, so oft mir der Herr das

überläßt, in jeden unserer Säcke einen Viertelscheffel mehr hineinthun, als hinein soll, und brauchten dann nicht einmal den Pferden etwas abzubrechen, um im Laufe der Woche etwas Schönes für uns übrig zu behalten. Dem Fritz, der mir bisher beim Hafermessen helfen mußte, durfte ich damit nicht kommen; denn er ist ein reicher Bursche, der immer Geld genug hat und nur hier dient, um die Landwirtschaft tüchtig zu lernen. Er braucht keinen Nebenverdienst. Aber wie steht's mit dir, Bürschchen? Du bist wie ich ein armer Kerl, dem ein kleiner Nebenverdienst zum Lohne wohl auch passen würde."

Dabei schielte er lauernd zu Stephan hinüber, der ihm voll Erstaunen zugehört hatte.

„Wie's mit mir steht?" antwortete dieser aufspringend, und das Blut schoß ihm in das Gesicht. „Das will ich dir sagen. Ich habe das Gebot gelernt: Du sollst nicht stehlen! und was du mir vorschlägst, das wäre gestohlen. Damit bleibe mir vom Leibe! Ich bin zwar arm und habe nichts als meinen Lohn; aber ich will ehrlich bleiben, daß ich mich nicht vor mir selbst schämen muß!"

„Nun, nun, ereifere dich nur nicht so!" sagte Jakob etwas kleinlaut. „Meinst du denn, ich hätte dir den Vorschlag im Ernste gemacht? Ich wollte dich nur einmal prüfen, von welcher Sorte du bist."

„Das hättest du dir ersparen können!" antwortete Stephan kalt und ging wieder zu seinem Pfluge.

Hätte er den giftigen Blick gesehen, welchen ihm Jakob nachsandte, so hätte er die Erklärung dafür gehabt, daß das freundliche Verhältnis, in welchem er bisher zu dem Meisterknechte gestanden hatte, wieder plötzlich in sein Gegenteil umschlug. Stephan konnte ihm jetzt nichts mehr zu Dank machen. Überall tadelte er und wies mit groben Worten zurecht, klagte auch bei dem Hofmann über ihn, daß er so träge und gleichgültig bei der Arbeit sei, berichtete jetzt auch das, daß Stephan einmal seine Herde auf das Kleefeld des Freiherrn habe gehen lassen. Die getäuschte Hoffnung, in Stephan ein gefügiges Werkzeug für die von ihm beabsichtigten Betrügereien zu gewinnen, ließ ihn alles aufbieten, denselben, wenn irgend möglich, aus dem Dienste zu vertreiben.

Die Gehässigkeit, mit welcher er jetzt fortwährend über Stephan klagte, während er sich noch vor kurzem ganz zufrieden mit seiner Arbeit erklärt hatte, bewirkte aber nur, daß der Hofmann ein besonders scharfes Auge auf Stephan hatte, und als er denselben stets fleißig und sorgfältig bei der Arbeit fand, ganz richtig Jakobs Klagen auf ein persönliches Übelwollen als ihren Grund zurückführte. So blieb denn Stephan ruhig in seinem Dienste, obwohl die Hoffrau, die Jakobs Klagen ein willigeres Ohr lieh, ihrem Manne beständig anlag, den Faullenzer aus dem Dienste zu jagen.

Hinter den Ställen hatte der Hofmann einen großen schönen Garten, in welchem er köstliches Spalierobst zog, welches ebenso wie schöne Pferde zu seinen besonderen Liebhabereien gehörte. Er pflegte mit eigener Hand die Bäumchen, und wenn dieselben trugen, durfte niemand an das Obst rühren, als er selbst. Sogar Anton, dem doch sonst so ziemlich in allen Stücken sein eigener Wille gelassen wurde und der des Vaters Befehle nur soweit befolgte, als es ihm paßte, wagte es nicht mehr, das schöne Obst anzurühren, nachdem er einmal für dieses Vergehen von dem zornigen Vater eine Tracht Prügel bekommen hatte, die er so leicht nicht vergaß.

Von dem Hofe aus führte ein schmaler Gang, der sich zwischen den Ställen und der Scheune hinzog, zu der Thüre des Gartens, die am Abende stets verschlossen wurde und bei der von einem etwaigen Übersteigen nicht die Rede sein konnte, weil der Balken, wider welchen sie schlug, dicht mit eisernen Spitzen versehen war. Aus dem Stalle, in welchem Stephans Pferde standen, ging ein kleines Fenster in den Garten, welches aber kaum groß genug war, daß ein Mensch durchkriechen konnte. Aus den Knechtekammern, welche über den Ställen lagen, gingen zwar Fenster in den Garten; aber da die Ställe sehr hoch gewölbt waren, lagen die Kammerfenster in solcher Entfernung vom Boden, daß es keiner wagen konnte, in den Garten herunterzuspringen.

Es war anfangs Oktober. Die Spalierbäume des Hofmanns waren fast nicht imstande, die großen Äpfel und Birnen alle zu tragen, welche durch das üppige Laub

glänzten. Da mochte wohl Herr Anton auf den Gedanken gekommen sein, der Vater werde es diesmal nicht merken, wenn er sich etliche der schönen Äpfel und Birnen zu Gemüte führe. So hatte er sich denn, als der Vater gegen Abend einen Gang ins Feld gemacht hatte, in den Garten geschlichen und von dem schönen Obste die Taschen vollgesteckt.

„Anton! Anton!“ rief es da mit einemmal über ihm, und als er erschreckt aufblickte, sah er Jakob mit drohend erhobenem Finger an seinem Kammerfenster stehen.

„Ach, lieber Jakob, verrate mich nicht!“ flehte Anton. „Ich will dir auch die schönsten von meinen Äpfeln und Birnen schenken.“

Damit war er auch schon aus dem Garten auf dem Wege zu Jakobs Kammer. Hier hielt er noch einmal so flehentlich an, Jakob möge ihn nicht verraten, und versprach dabei alles Mögliche, daß dieser endlich gelobte, nichts sagen zu wollen.

Zum einstweiligen Danke legte Anton ein paar schöne Äpfel auf seinen Tisch.

Da durchzuckte den Rothaarigen ein boshafter Gedanke, den er auch sogleich in Ausführung brachte. Er ging in Stephans Kammer und verbarg die Äpfel im Stroh seines Bettes.

Am späten Abende kam er zu Stephan herüber und sagte:

„Eben ist mir meine Unterjacke vom Winde in den Garten geweht worden, die ich zum Trocknen aufs Fensterbrett gelegt hatte. Die muß ich aber für die Nacht durchaus haben, wenn ich mich nicht gründlich erkälten soll. Geh' und hole sie mir! Du kannst ja durch dein Stallfenster kriechen und auch wieder da hereinkommen. Für dich ist es wohl weit genug.“

Stephan trug kein Bedenken, diesen Wunsch zu erfüllen. Er zwängte sich, wenn auch mit Mühe, durch das enge Fensterchen und kehrte auch auf demselben Wege mit der Jacke zurück.

Als am andern Morgen früh der Hofmann in den Garten kam, entdeckte er sofort, daß diebische Hände an seinem Obste gewesen waren. Denn gerade an einem

Kirschbäumchen, welches zum erstenmal getragen, und dessen Früchte er gezählt hatte, fehlten etliche Äpfel.

In maßlosem Zorne eilte er in das Haus zurück, wo Knechte und Mägde noch beim Frühstück saßen, sprang sofort auf Stephan zu, griff ihn an der Brust und schrie:

„Du warst im Garten und hast mir Obst gestohlen! Leugne es nicht! Die Tritte, die zu deinem Stallfenster führen, haben dich verraten!"

„Ja, im Garten war ich, um für Jakob eine heruntergefallene Jacke zu holen," erwiderte Stephan ruhig, „aber an Ihrem Obste habe ich mich nicht vergriffen."

„Wie ist's, Jakob?" fragte der Hofmann diesen, indem er Stephan an der Brust gefaßt hielt.

„Mit der Jacke hat es seine Richtigkeit," antwortete der Rothaarige; „ich brauchte sie notwendig für die Nacht, und da die Gartenthüre schon geschlossen war, hieß ich Stephan durch das Stallfenster hinaussteigen, die Jacke zu holen. Aber wie es mit dem Obste ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es ein bischen lange gedauert hat, bis er mir die Jacke brachte."

„Natürlich," redete Stephan drein, „ich mußte mich durch das enge Fenster zwängen."

„Schweig', Bursche!" herrschte ihn der Hofmann an und schüttelte ihn derb. „Gestehe nur, daß du die gute Gelegenheit benutzt hast, mir meine schönsten Äpfel zu stehlen! Als ich aufs Feld ging, waren sie noch alle da, und außer dir ist niemand im Garten gewesen."

„Man könnte ja einmal in seiner Kammer nachsehen," warf Jakob dazwischen.

„Das soll mir recht sein," sagte Stephan, „man wird nichts Ungehöriges finden."

Dem Hofmanne leuchtete Jakobs Vorschlag ein. Er ergriff Stephan beim Arme und führte ihn mit sich hinüber, von Jakob und Fritz begleitet. Zuerst wurde das Kistchen durchsucht, in welchem Stephan seine Wäsche und seine paar Kleider liegen hatte; aber man fand da nichts Außergewöhnliches, als das Neue Testament, welches Jakob höhnisch lächelnd in die Hand nahm und sagte:

„Nun, wer Gottes Wort in seiner Kiste hat, der wird doch wohl nicht stehlen."

Fritz wurde nun geheißen, in dem Bette nachzusehen, und siehe da, kaum war der Strohsack etwas verrückt, so zeigten sich die schönen Äpfel.

Stephan wurde todbleich, als ihn der Hofmann wortlos, aber mit schwellenden Adern anschaute.

„Die hat mir jemand heimlich ins Bett gelegt!“ beteuerte er. „So wahr Gott lebt, ich habe sie nicht gestohlen!“

„Lügner! Spitzbube!“ schrie ihn da der Hofmann an, „du schwörst auch noch? Hinaus mit dir aus dem Hause, und das auf der Stelle, sonst hole ich meine Flinte und schieße dich nieder! Mich an dir zu vergreifen, bist du mir zu schlecht! Rasch deine paar Lumpen zusammengepackt und fort mit dir! Was du noch an Lohn zu bekommen hast, bringt dir der Jakob vors Thor, wo du warten kannst!“

Stephan merkte, daß hier keine Widerrede mehr half, packte schnell seine Kleider in die Kiste und begab sich mit dieser vor das Thor.

„Hast du denn wirklich die Äpfel gestohlen, Stephan?“ fragte ihn die Großmagd, die ihm begegnete.

„Nein, so wahr Gott lebt! Der Jakob hat sie mir ins Bett gelegt, weil er mich schon lange gerne aus dem Hause hätte.“

„Zu gut ist er nicht dazu,“ meinte sie. „Nun laß dir's gut gehen.“

Bald kam Jakob und brachte das Geld, wobei er höhnisch sagte:

„Du bist ja lange ehrlich geblieben, du frommer Bibelheld!“

„Warte nur, du Judas,“ erwiderte Stephan, „dein Lohn dafür, daß du mir die Äpfel ins Bett gesteckt hast, wird dir nicht ausbleiben.“

„Adjö, Stephanchen!“ höhnte jetzt auch Anton hinter ihm her, der seinem Freunde Jakob nachgegangen war.

7.

Stephan war zweifelhaft, was er nun beginnen solle. Sein nächster Gedanke war, zu dem Hirtenanton zurückzukehren, da er bei diesem und seiner gutherzigen Frau am

ersten Glauben an seine Unschuld und Trost zu finden hoffen durfte. Aber dann erwog er wieder, daß der Winter vor der Thüre sei, und daß es ihm schwer fallen werde, jetzt einen anderen Dienst zu finden, daß er deshalb den armen alten Leuten den ganzen Winter über zur Last fallen müsse. Auch wollte ihm die Aussicht, dann wieder zur Schäferschippe greifen zu müssen, jetzt gar nicht mehr gefallen.

So entschloß er sich denn kurz, von dem Anerbieten des Freiherrn von K.... z Gebrauch zu machen, daß er ihn, wenn er einmal den Dienst des Hofmanns verließe, in seinen Dienst nehmen wolle, und wanderte mit seiner Kiste auf der Schulter dem Rittergute zu, das ja ganz in der Nähe lag.

Der Freiherr nahm ihn, wie es schien, sehr gerne auf und glaubte, als er ihm wahr und aufrichtig den Grund seiner Entlassung vom Hofe mitteilte, ohne weiteres an seine Unschuld und an die Hinterlist, mit welcher ihn der Meisterknecht in den bösen Verdacht gebracht habe.

„Ich kenne den rothaarigen Spitzbuben," sagte er, „und bin gerade durch ihn in das Zerwürfnis mit dem Hofmanne gekommen. Er ist ein pfiffiger, verschlagener Kerl, der zu jedem Lug und Trug fähig ist. Übrigens kommst du mir gerade wie gerufen; denn ich habe dieser Tage ein neues Pferd gekauft, das noch keinen Sattel getragen hat; an dem kannst du nun deine Kunst versuchen und es für meinen persönlichen Gebrauch ordentlich zureiten. Kein anderer bringt das doch fertig."

Daß das neue Pferd ein überaus bösartiges Vieh sei, welches biß und ausschlug, sowie nur jemand in seine Nähe kam, dem man darum sein Futter aus dem nebenanliegenden Stande geben mußte, verschwieg der Freiherr wohlweislich. Er mochte seine absonderlichen Gedanken haben, indem er dasselbe an Stephan überwies und durch seine Bemerkung, daß nur er das Pferd zureiten könne, seinen Ehrgeiz kitzelte.

Er hatte nämlich durch die dritte Hand wegen seiner Schwester, die einsam auf ihrem Gute hauste, Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß dieselbe schon längere Zeit kränkele und wohl nicht mehr lange zu leben haben dürfte.

Starb sie, ohne daß ihr Sohn wiedergefunden wurde, so fiel ihr ganzes Vermögen an ihn als den einzigen Verwandten. Es galt also für ihn, Stephan, wenn derselbe, woran er kaum mehr zweifelte, wirklich seiner Schwester Sohn war, unter Augen und Händen zu behalten und so jede Möglichkeit der Entdeckung seiner Herkunft abzuwehren. Fand er durch das wilde Pferd etwa seinen Tod, so hörte jede Gefahr auf, daß das schwesterliche Vermögen verloren gehen könne.

Seiner Frau hatte der Freiherr, indem er die auffallende Ähnlichkeit Stephans mit dem Bilde des Schwagers seinerseits entschieden in Abrede stellte, die Gedanken, welche sie betreffs des Burschen gehegt hatte, völlig ausgeredet, und nachdem Stephan als Dienstbote angenommen war, ließ es ihr Stolz nicht zu, denselben Gehör zu geben, wenn sie sich auch immer wieder regen wollten, so oft sie den Burschen sah.

Seine Freundin Stephanie fand Stephan ebensowenig mehr vor, wie ihre Lehrerin. Erstere war auf Drängen ihres Vormundes, dem das Leben und Treiben im freiherrlichen Hause für sein Mündel durchaus nicht gefiel, in eine berühmte Erziehungsanstalt des Nachbarlandes gebracht worden, was denn auch die Entlassung der Lehrerin nach sich zog. Denn das freiherrliche Paar hatte keine Kinder, für die sie hätte behalten werden können.

Das saubere Plänchen, dessen Verwirklichung der Freiherr von dem bösen Pferde erhoffte, schien anfangs auch wirklich zu gelingen. Durch die Künste, die Stephan bei seiner Reitertruppe gelernt und manchmal erprobt hatte, brachte er es zwar fertig, daß ihn das Pferd endlich zu sich ließ, ohne nach ihm zu beißen und auszuschlagen, ja daß es sich selbst das Putzen von ihm gefallen ließ. Aber als er es, von dem Freiherrn zu diesem Versuche aufgestachelt, zum erstenmal reiten wollte, und sich glücklich auf seinen Rücken geschwungen hatte, raste das bösartige Tier wahrhaft mit ihm in der Bahn umher, und als es ihm nicht gelang, den Reiter abzuwerfen, drückte es ihn so heftig wider die Mauer der Reitbahn, daß ihm das rechte Bein furchtbar zerschunden wurde, und er lange Zeit hinkte.

„Ich muß am Ende doch das Tier wieder fortschaffen,"

meinte der Freiherr, „es wird ja doch niemand mit ihm fertig. Schade, daß es so schön und von so edlem Blute ist!“

Aber Stephan wollte zur großen Befriedigung des Freiherrn davon nichts hören und bat diesen, ihm das Tier noch eine Zeit lang zu lassen.

„Meinetwegen!“ antwortete er darauf, „aber ich will nicht schuld sein, wenn du durch dasselbe ernstlicheren Schaden nimmst. Kommst du zum Ziele mit ihm, so soll es dein Schaden nicht sein; denn ich gewinne dann eine bedeutende Wette gegen den Rittmeister, welcher behauptet, das Tier sei durchaus nicht zu brauchen.“

Das war, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, wieder ein neuer Sporn für Stephan, alles aufzubieten, um des Rittmeisters Wort zu schanden zu machen. Solange er wegen seines verschundenen Beines keinen neuen Reitversuch machen konnte, beschäftigte er sich unausgesetzt damit, das Pferd durch eine sanfte, aber entschiedene Behandlung kirre zu machen, und hatte damit auch den gewünschten Erfolg. Einen neuen Versuch, es zu reiten, machte er aber nicht wieder in der Bahn, sondern auf einem Sturzacker im Freien. Da tobte sich denn das Pferd so müde, daß es fast zusammenbrach und ihn zum Schlusse ohne Widerstreben nach Hause trug. Jetzt hatte er gewonnenes Spiel. Nach mehrmaliger Wiederholung des Rittes auf dem Sturzacker wagte sich Stephan wieder in die Reitbahn, weil der Freiherr die übermäßige Ermüdung des edlen Tieres auf dem weichen Acker nicht länger dulden wollte.

Und siehe, es ging auch hier jetzt gut. Ohne Versuch, den Reiter abzuwerfen, gehorchte das feurige Tier willig der Leitung desselben.

Als der Rittmeister von .... stern das nächstemal den Freiherrn besuchte, mußte ihm Stephan das Pferd vorreiten, und der scharfblickende Reiteroffizier hatte seine helle Freude an der Ruhe und Sicherheit, womit er dies that.

„Hören Sie, Baron, den Burschen müssen Sie mir überlassen,“ sagte er zu dem Freiherrn, nachdem Stephan abgeritten war. „Er ist zwar schuld, daß ich meine Wette verliere; allein das will ich ihm verzeihen jetzt, nachdem

ich ihn reiten gesehen habe. Ein prächtiger, schneidiger Mensch! Was für einen Husaren würde der abgeben!"

„Das wird wohl nicht geschehen können," antwortete der Freiherr. „Ich bin froh, daß ich ihn selbst habe, und zum Militärdienste ist er auch überdies noch etwas zu jung; er ist eben erst 18 Jahre alt geworden."

„Pah! Was thut das? Er ist aber groß und kräftig. Ich habe Leute genug in meiner Schwadron, die weit weniger vorstellen als er."

„Nein, nein!" sagte abwehrend der Freiherr, „er hat sich bei mir für ein Jahr vermietet, und ehe dieses herum ist, lasse ich ihn freiwillig nicht los."

„Auch nicht, wenn ich Ihnen den Wechsel von neulich zurückgebe, der, wie Sie wissen, in vier Wochen fällig ist?" fragte der Rittmeister leise und blickte lauernd zu dem Befragten hinüber.

„Nein, auch dann nicht!" sagte der Freiherr fest. „Ich hoffe den Wechsel rechtzeitig einlösen zu können."

Wir müssen hier bemerken, daß der Rittmeister von ....stern ein alter Bekannter des Freiherrn war. Er hatte, als derselbe noch im Dienste war, unter ihm als junger Lieutenant seine militärische Laufbahn begonnen und kannte ihn genauer als irgend jemand. Jetzt war er so ziemlich der einzige, der den früheren Kameraden von Zeit zu Zeit besuchte, hauptsächlich deshalb, weil er das Spiel, welches der Freiherr bei seinen Gesellschaften nie einzurichten vergaß, ebenso liebte wie der Gastgeber.

Bei seinem letzten Besuche hatte er dem Freiherrn eine große Summe abgewonnen und von diesem einen Wechsel über die Schuld erhalten.

Womit er diesen Wechsel in vier Wochen einlösen sollte, wußte der Freiherr freilich selber noch nicht; denn seine Kasse war wieder einmal völlig leer. Aber er fürchtete sich, wie wir wissen, Stephan von sich zu lassen, und wollte dies nur im äußersten Notfalle thun.

Dieser Notfall kam aber. Denn als nach vier Wochen der Rittmeister wieder kam, um sein Geld in Empfang zu nehmen, sah sich der Freiherr außer stande, zu bezahlen. Von einer Verlängerung des Wechsels wollte aber der Rittmeister nichts hören, da damals schon (es war im

Jahre 1866) allerlei Kriegsgerüchte durch die Luft schwirrten, und er, wie er sagte, das Geld für seine kriegsmäßige Ausrüstung nötig habe.

„Ich mache Ihnen aber noch einmal den Vorschlag von neulich," sagte der Rittmeister. „Überlassen Sie mir den Burschen, dann ist der Wechsel bezahlt. Anderenfalls muß ich ihn zu verwerten suchen, und Sie wissen, was Ihnen dann droht."

Der Freiherr zögerte noch ein wenig; dann sagte er verdrießlich:

„Meinetwegen, so nehmen Sie den Burschen, wenn er anders selbst Lust hat, mit Ihnen zu gehen. Ich muß mir aber ausbitten, daß Sie ihn nicht viel überreden, sondern ihn frei entscheiden lassen. Ich will ihn sogleich herbestellen, dann können Sie in meiner Gegenwart mit ihm reden."

„Auch gut!" sagte der Rittmeister. „Ich muß mir dann aber meinerseits ausbitten, daß auch Sie keine Überredungskünste anwenden."

Als Stephan mit dem Vorschlage des Rittmeisters bekannt gemacht wurde, willigte er ohne Zögern ein, ohne die finstere Miene zu beachten, die der Freiherr dazu machte. Das Gerücht, daß er wegen Diebstahls von dem Hofmanne fortgejagt worden sei, hatte sich, wahrscheinlich durch die Bemühung seines Freundes Jakob, unter dem Dienstpersonal des Hauses verbreitet und ihm bei denselben eine Stellung geschaffen, die dadurch noch verschlechtert wurde, daß ihn der Freiherr wegen seines guten Reitens bevorzugte. Man sah ihn von allen Seiten mit mißgünstigen Blicken an, zumal da er sich sehr zurückhielt und die Ausschweifungen nicht mitmachte, welche sich die andern, durch das gute Beispiel der Herrschaft belehrt, erlaubten.

Da war es ihm denn eine Freude, aus diesen unangenehmen Verhältnissen herauszukommen und in den Dienst des Rittmeisters zu treten, der ein freundlicher, wohlwollender Mann zu sein schien. Daß er dann auch Soldat werden mußte, schreckte ihn keineswegs ab; denn die blanke Husaren-Uniform des Rittmeisters, die auch er dann bekommen würde, hatte es ihm angethan.

Am liebsten hätte ihn der Rittmeister sogleich mitgenommen; aber dagegen hatte der Freiherr so viele Ein-

wendungen zu erheben, daß davon weiter keine Rede mehr war. So wurde denn ausgemacht, daß er in zwei Monaten seinem neuen Herrn in die nicht weit entlegene Garnisonstadt nachkommen sollte.

Die kriegerischen Aussichten, welche immer bedrohlicher wurden, hatten zur Folge, daß die Erziehungsanstalt, in welcher Stephanie untergebracht war, geschlossen wurde, und diese einstweilen in das elterliche Haus zurückkehren mußte.

Wie erstaunte sie aber, als sie ihren Freund Stephan im Dienste des Vaters fand! Sie begrüßte ihn, als sie ihn zum erstenmal sah, auf das freundlichste und wollte sich vor Lachen fast ausschütten, als er sie „gnädiges Fräulein" anredete.

Der Vater, welcher aus dem Fenster die Begrüßungsscene beobachtet hatte, verbot ihr jeden Verkehr mit Stephan als etwas, das sich jetzt nicht mehr für sie schicke, und sie mußte sich auf ein vertrauliches Kopfnicken beschränken, um ihm bei einer Begegnung zu beweisen, daß sie ihn und den Dienst, den er ihr geleistet, noch nicht vergessen habe.

Daß sie vor ihrem Fenster, das zu ebener Erde lag und in den Garten ging, jeden Morgen einen frischen Blumenstrauß fand, zeigte ihr, daß auch Stephan ihrer freundlich gedachte; denn, wenn er in dem Stalle und in der Reitbahn gethan hatte, was ihm oblag, hatte er die Aufgabe, dem Gärtner an die Hand zu gehen. Von wem anders als von ihm hätten die schönen Sträuße kommen sollen? War er in der Nähe, wenn sie den Strauß hereinholte, so unterließ sie es nicht, ihm mit einem freundlichen Kopfnicken zu danken.

Der Freiherr hatte aber einmal diesen stillen Verkehr wischen den beiden bemerkt und sorgte nun dafür, daß Stephan genug andere Arbeit hatte und im Garten nicht mehr helfen konnte.

Die zwei ausbedungenen Monate waren noch nicht um, als Stephan plötzlich militärischen Befehl erhielt, sich bei der Schwadron des Rittmeisters zu stellen, für welche ihn dieser als Freiwilligen angemeldet hatte. Da der Freiherr diesem Befehle nichts in den Weg legen konnte, so ließ er Stephan ziehen.

Er hatte nach der Entfernung des Rittmeisters alles

versucht, Stephan reuig zu machen; allein dieser hielt sich durch sein gegebenes Wort gebunden und hatte alle Überredungskünste wirkungslos an sich bleiben lassen. Jetzt tröstete sich der Freiherr damit, daß eine preußische Spitzkugel ihm den Dienst erweisen könne, den für immer zu beseitigen, durch welchen seine Hoffnungen auf das schwesterliche Erbe ins Schwanken geraten waren.

Stephan mußte scheiden, ohne an seine junge Freundin einen Abschiedsgruß gelangen lassen zu können. Denn dieselbe war für einige Tage verreist. Aber ein prächtiger Rosenstock, den sie bei ihrer Rückkehr gerade unter ihrem Fenster frisch eingegraben fand, überbrachte ihr diesen Gruß in so sinniger Weise, daß dadurch besser als durch jeden anderen Gruß dem Geber ein freundliches Andenken in ihrem Herzen gesichert war.

Für Stephans militärische Ausbildung gab es wenig Zeit mehr, da die Lossagung Preußens vom deutschen Bunde bereits erfolgt war, und die Kanonen in Hannover schon zum Kampfe aufspielten. Allein der gewandte Reiter hatte sich schnell im Husarensattel zurecht gefunden, und da ihn der Rittmeister zum Reitknecht annahm, rückte er ohne weiteres mit der Schwadron ins Feld.

Bei Gitschin kam dieselbe zum erstenmal ins Feuer. Sie hatte bisher in der Reserve gestanden, erhielt aber nun den Befehl, eine vorgeschobene preußische Batterie zu nehmen, welche Tod und Verderben in die Reihen der Österreicher sandte.

Mit verhängtem Zügel ging es dem Hügel zu, auf welchem die Batterie aufgefahren war, voran der Rittmeister mit hochgeschwungenem Säbel. Aber da der Ritt über offenes Feld ging, konnten die Heranstürmenden nicht unbemerkt bleiben und mit einemmal krachte aus einem auf sie gerichteten Geschütze eine Kartätschenladung in ihre Reihen. Schwer getroffen sank nicht nur der Rittmeister vom Pferde, sondern auch manches andere reiterlose Pferd gab Zeugnis von der Wirksamkeit des Schusses. Aber alsbald schlossen sich die Reihen wieder, und unter der Führung des Oberlieutenants stürmten die tapfern Reiter voran. Schon glaubten sie, die Batterie in Händen zu haben, als sie von der in einem Gebüsche versteckten

Bedeckungsmannſchaft ein ſo mörderiſches Schnellfeuer empfingen, daß faſt die ganze Schwadron ihren Untergang fand.

Auch Stephan war von einer Kugel in den rechten Oberarm getroffen worden und mit ſeinem Pferde, das einen tödlichen Schuß erhalten hatte, in den Staub geſtürzt.

Es war ſchon gegen Abend, als er aus der Betäubung erwachte, in welche ihn der Sturz mehr als der Schuß

verſetzt hatte. Das Getümmel der Schlacht war verſtummt. Nur leiſes Wimmern und Stöhnen hier und dort zeigte ihm, daß er nicht der einzige ſei, der von ſo entſetzlichen Schmerzen gepeinigt ſei, wie er ſie jetzt fühlte.

Zu regen vermochte er ſich nicht; denn ſein Pferd war auf ihn gefallen, und das rechte Bein, in welchem er die heftigſten Schmerzen fühlte, ſteckte noch unter deſſen Leichnam. Ein Verſuch, ſich auf den Arm zu ſtützen, um um ſich ſehen zu können, erwies ſich als vergeblich, da der Schmerz in der Schulter ihm es nicht zuließ.

Lange lag er so, vom Durste gequält, als er Stimmen sich nähern hörte. Es war eine preußische Patrouille, die zum Sammeln der Verwundeten entsendet war.

„Nichts als Feinde!“ hörte Stephan den Führer derselben rufen, „da wird sich ja die vornehme Frau freuen, wenn wir ihr so viele Landsleute zutragen. Ob sie auch für die Unsrigen so gut sorgen wird, wie sie es jedenfalls für diese thut?“

„Das glaube ich doch,“ sagte ein anderer, „ich habe selbst zugesehen, wie sie einem unserer Füsiliere ein Tuch um den Kopf band und das Blut abwusch. Sie ist ja mit ihrer ganzen Dienerschaft gekommen, um zu helfen.“

„Hier scheint jedoch nicht mehr vielen zu helfen zu sein,“ hieß es weiter; „da haben unsere Spitzkugeln saubere Arbeit gemacht.“

Jetzt kam einer zu Stephan heran, der vor Schmerzen leise stöhnte.

„Kommt hierher! Hier haben wir einen Lebendigen, dem vielleicht noch zu helfen ist!“ rief der Finder.

Unter furchtbaren Schmerzen wurde Stephan von dem Leichnam des Pferdes befreit; aber als man ihn aufrichten wollte, ging es nicht, das rechte Bein war zerbrochen. Er wurde nun auf eine Tragbahre gelegt und zu dem Verbandplatze getragen, der in einer nahen Mühle aufgeschlagen war. Dort lag bereits alles voll Verwundeter, die der Hilfe des Arztes warteten und das ganze Haus mit Ächzen und Stöhnen erfüllten.

Von einem Kameraden aus seiner Schwadron, dem eine Kartätschenkugel die Hand zerschmettert hatte, vernahm Stephan nur noch flüchtig, daß der Rittmeister tot sei, dann verließ ihn das Bewußtsein, da das Hervorziehen unter dem Pferde und der Transport hierher seine Schmerzen in fast unerträglichem Maße gesteigert, und der Verlust des vielen Blutes aus der Wunde am Oberarm ihn sehr entkräftet hatte.

Als er wieder zu sich kam, sah er ein freundliches Gesicht über sich gebeugt, dessen Augen ihn mit sichtbarer Spannung betrachteten, und fühlte, wie zarte Hände ihm die Schläfe mit einer stark duftenden Flüssigkeit anwuschen, aber dabei spürbar zitterten.

„Wie heißt du, mein Braver?“ fragte ihn die freundliche Helferin, eine ältere, vornehm aussehende Dame, die er schon, als man ihn hereintrug, mit Verwunderung unter den Verwundeten hatte walten sehen.

„Ich heiße Stephan Sulzbacher,“ antwortete er.

„Stephan wie?“

„Stephan Sulzbacher.“

„Und wo bist du zu Hause?“

„Das weiß ich selbst nicht,“ lautete die Antwort.

Weitere Fragen verhinderte der Arzt, der eben herbeikam, um Stephan als einen der am schwersten Verwundeten zu verbinden. Die Dame trat zurück, ohne sich jedoch zu entfernen.

„Das da oben ist nichts,“ sagte der Arzt, nachdem er die Wunde an der Schulter besehen hatte, „nur eine tüchtige Fleischwunde, die bald heilen wird. Wollen sie nachher verbinden.“

„Aber da unten sieht's übler aus,“ sagte er weiter, als er das Bein untersucht hatte. Das wird ein langes Lager geben. Halt stille, mein Junge, und schreie nicht zu sehr, wir wollen dir deine zerbrochenen Knochen schnell einrichten. Ein bischen wehe wird's thun. Bist ja aber ein Soldat, der etwas muß aushalten können.“

Nachdem er noch einen Lazarettgehilfen zum Halten herbeigewinkt hatte, griff er kräftig zu, um Schienbein und Wadenbein, die beide zerbrochen waren, wieder in die rechte Lage zu bringen. Es mußte aber nicht nur ein bischen, sondern furchtbar wehe thun; denn Stephan schrie laut auf und fiel sogleich wieder in Ohnmacht.

Alsbald war die Dame mit ihrem Fläschchen wieder am Kopfende des Bettes und wollte den Ohnmächtigen wiederum anwaschen.

„Lassen Sie das, gnädige Frau!“ sagte da der Arzt. „Er spürt dann von den Schmerzen, die ich ihm nicht ersparen kann, doch wohl nicht soviel, als wenn er bei Bewußtsein wäre. Ich muß ihm das gänzlich zerbrochene Bein schienen und verbinden. Dann können Sie ihn wieder zum Bewußtsein bringen.“

Der Arzt war offenbar auf die hilfreiche Dame sehr gut zu sprechen, welche sogleich, als sie hörte, daß in der

Mühle Verwundete lägen, mit ihrer Dienerschaft herbeigeeilt war, hilfreiche Hand zu leisten. Da dem Arzte unter all den Verwundeten nur zwei Lazarettgehilfen zu Gebote standen, so hatte er die angebotene Hilfe der Dame gerne angenommen, und sie war ihm durch ihre Geschicklichkeit und ihren Mut schon recht nützlich gewesen. Die Mühle gehörte zu dem Gute, welches sie hier besaß und gegenwärtig bewohnte, und war nur etwa eine Viertelstunde von ihrem Schlößchen entfernt. Sie war die Gräfin R....witz, eine außerordentlich reiche Witwe, welche alle verfügbare Zeit und Kraft dem Dienste der Notleidenden zu widmen gewohnt und von ihrem menschenfreundlichen Herzen auch hier getrieben worden war, den armen Verwundeten beizuspringen.

Der Arzt hatte sie, als sie sich dazu erbot, anfangs etwas bedenklich angesehen, da ihr zarter Körper sie für die hier zu leistenden Dienste wenig geeignet erscheinen ließ. Er hatte sich aber bald überzeugt, daß in dem schwachen Körper ein starker Geist wohne, und daß sie es verstehe, Kranke zu pflegen und ihnen Trost und Mut einzusprechen.

Als Stephans Bein verbunden war, ging es an die Schulterwunde, die zwar jetzt wenig mehr blutete, aber den Arm stark anschwellen gemacht hatte, so daß das Hemd aufgeschnitten werden mußte.

Kaum war die Schulter entblößt, als die Gräfin plötzlich einen Mark und Bein durchdringenden Schrei ausstieß und nun selber ohnmächtig zusammensank.

„Hab' mir's doch gedacht, daß sie es nicht aushalten werde," brummte der Arzt ärgerlich, „aber daß sie gerade hier schwach wird, wo doch gar nichts Schlimmes vorliegt, ist verwunderlich. Oder sollte sie sich vor dem Muttermale, welches der Bursche hat, so entsetzt haben?"

Unmöglich schien das freilich nicht. Denn unter dem Schlüsselbeine hatte Stephan ein etwa thalergroßes, tiefbraunes Muttermal, welches mit einem dichten Haarflaume bedeckt war und fast wie eine kleine Maus aussah.

Rasch sprang der Arzt der Ohnmächtigen bei, und es dauerte nicht lange, so erwachte sie wieder unter seinen Händen. Ihr erster Blick fiel auf das Mal, und nun warf sie sich, den Arzt zurückdrängend, vor Stephans Lager

nieder, ergriff die linke Hand des noch immer Bewußtlosen, welche über das Lager herabhing, und schluchzte laut:

„Mein Sohn! Mein Sohn! Mein Stephan!“

Das laute Rufen seines Namens mußte Stephan erweckt haben. Mit Erstaunen betrachtete er die neben ihm Knieende, die seine Hand mit Küssen bedeckte.

„Ja, er ist's!“ rief diese jetzt halb schluchzend, halb jauchzend, als sie in die geöffneten Augen geschaut hatte. „Es sind die Augen und die Züge seines Vaters! Und das Mal! das Mal! Es ist das Mal meines Kindes! Stephan! Stephan! Mein teurer Sohn! O Gott sei gepriesen, der mich dieses Glück erleben läßt!“

Stephan wußte nicht, wie ihm geschah. Das war in dieser Stimme ein Ton, wie er ihn noch nie gehört, so weich und so warm, daß er ihm durchs Ohr ins Herz drang. Das war in diesen Augen ein Blick, wie er ihn

noch nie geſehen, ſo leuchtend von Liebe und Glück, ſo ſtrahlend hindurchbrechend durch die Thränen, welche die Augen füllten, daß er wie gebannt an dieſen Augen hing und den Blick nicht davon wegzuwenden vermochte. Er konnte unwillkürlich nicht anders, als die Hand leiſe drücken, die ſo innig und feſt ſeine Linke gefaßt hielt.

Und kaum war dies geſchehen, da ſprang die Knieende auf, beugte ſich über ihn, küßte ihn auf Stirn und Mund, küßte ſelbſt leiſe das garſtige Muttermal und rief, gleichſam mit dieſem redend:

„O, wie hab' ich doch gejammert und geklagt, als ich dich an dem Neugeborenen erblickte! Wie ſegne ich dich jetzt, daß du mich mein Kind, mein armes verlorenes Kind haſt wiederfinden laſſen! Vergieb mir, du gnädiger Gott, was ich damals in thörichtem Mutterſtolz geſündigt! Dein weiſer Rat iſt mir jetzt offenbar! Gelobt ſei dein heiliger Name!"

Tiefbewegt ſtand der Arzt und ſchaute dem Auftritte zu, deſſen Bedeutung ihm jetzt allmählich aufging. Und wie Stephan ſelbſt, ſo mußten auch die anderen Verwundeten, welche im Zimmer lagen, ihre Schmerzen vergeſſen haben über dem, was ſie ſahen und hörten. Denn alles Wimmern und Stöhnen war verſtummt, und nur verwunderungsvolle Blicke drangen von überall her nach dem Lager des Kameraden, dem ſolches begegnete.

„Laſſen Sie mich jetzt meine Pflicht thun, gnädige Frau!" ſagte leiſe der Arzt zu der wie verzückt daſtehenden Mutter, welche offenbar betend die Augen zum Himmel erhoben hatte. „Nachher ſoll Ihnen Ihr Sohn, wenn er es wirklich iſt, ganz überlaſſen ſein."

„Wenn er es wirklich iſt?" erwiderte eifrig die Gräfin. „Aber er iſt's ja! Mein Auge ſagt es mir unwiderleglich, mein Herz ruft es mir mit tauſend Stimmen zu! O mein Gott! O mein Gott! Welch eine Gnade!"

Schnell war die Armwunde gereinigt und verbunden, die allerdings nur eine Fleiſchwunde war, aber eine ſo tiefe, daß ſie einen ſtarken Blutverluſt verurſacht haben mußte.

„Darf ich ihn jetzt mit mir nehmen?" fragte die

Gräfin, als der Arzt fertig war. „Meine Wohnung ist gar nicht weit."

„Heute nicht mehr, gnädige Frau. Ihr Sohn bedarf jetzt vor allem der Ruhe. Sehen Sie, wie ihm schon wieder vor Mattigkeit die Augen zufallen. Gehen Sie ruhig in Ihre Wohnung zurück und erholen Sie sich selbst von Ihrer gewaltigen und so begreiflichen Aufregung. Ich werde über den Kranken sorgfältig wachen. Wenn er die Nacht über keine besonderen Schmerzen fühlt, die zerbrochenen Knochen also ihre richtige Lage haben, wie ich es hoffe, so werde ich morgen einen Gipsverband anlegen, so daß er ohne Gefahr transportiert werden kann. Nehmen Sie aber vor allem meine herzlichsten Glückwünsche zu dem schönen Lohne Ihrer Menschenfreundlichkeit, der Ihnen so wunderbar geworden ist, und meinen besten Dank für die so gütig und geschickt geleistete Hilfe. Ich werde, so oft ich hier abkommen kann, mir die Freiheit nehmen, zu Ihnen zu kommen, um nach unserem Kranken zu sehen. Vielleicht haben Sie dann die Güte, meine teilnahmvolle Neugierde zu befriedigen und mir ein wenig zu erzählen, wie sich alles zugetragen hat."

Die Gräfin mußte einsehen, daß der Arzt recht habe. Sie drückte noch einen leisen Kuß auf die Stirne des Schlummernden, betrachtete ihn noch eine Weile mit leuchtenden Blicken und gefalteten Händen, sagte dann dem freundlichen Arzte Dank und entfernte sich.

Gern wäre sie die Nacht über in der Mühle geblieben. Aber alle Räume derselben waren mit Verwundeten belegt, und alles, was zum Lager dienen konnte, war von dem Arzte in Beschlag genommen. Sie fühlte aber auch selbst, daß sie nach dem aufregenden Tage der Ruhe und Stille bedürfe, und ließ sich darum willig von ihrer Dienerschaft, soweit dieselbe hier entbehrlich war, nach Hause geleiten.

8.

Am folgenden Morgen war die Gräfin schon wieder in aller Frühe nach der Mühle gegangen; denn Schlaf war kaum in ihre Augen gekommen.

Stephan hatte eine verhältnismäßig ruhige Nacht ge-

habt. Nur gegen Mitternacht war ein leichtes Wundfieber eingetreten, das jedoch am Morgen schon wieder fast verschwunden war.

Mit irren Blicken schaute er um sich, als er erwachte; seine Augen suchten offenbar jemand.

„Habe ich nur geträumt," fragte er den Lazarettgehilfen, der an seinem Lager saß, „oder war wirklich eine Frau bei mir, die meine Mutter sein wollte und mich küßte?"

„Es war kein Traum," lautete die Antwort, „aber bleiben Sie nur ruhig und schlafen noch ein wenig, die Frau wird wiederkommen."

„Mutter! Mutter!" kam es leise über Stephans Lippen, als er den Kopf wieder sinken ließ. Es war, als werde es ihm schwer, nur das Wort auszusprechen, als könne er's gar nicht fassen, daß er wirklich eine Mutter haben sollte.

Der Arzt hatte der sehnlich harrenden Mutter nicht erlaubt, zu Stephan zu gehen, weil er für diesen die dadurch entstehende Aufregung befürchtete, hatte ihr aber versprochen, den Sohn, wenn es irgend anginge, noch heute in der Abendkühle nach dem Schlosse transportieren zu lassen.

Stephan erwachte aus seinem Schlummer wesentlich gestärkt, fragte aber sogleich nach der Mutter, die ihn auch im Traume beschäftigt haben mußte. Der Arzt sagte ihm, daß sie schon hier gewesen sei, während er im Schlafe gelegen habe, um sich nach ihm zu erkundigen, daß er aber wohl am Abende zu ihr gebracht werden könne.

Da die Geschwulst an der Bruchstelle gefallen war, Stephan auch keine besonders großen Schmerzen fühlte, die Knochen also in ihrer richtigen Lage waren, so legte der Arzt vorsichtig einen Gipsverband an, und als der Abend gekommen war, ließ er ihn, nachdem die Armwunde noch einmal frisch verbunden war, leise und behutsam auf eine mit reichen Polstern belegte Bahre schaffen, welche vom Schlosse gekommen war, und begleitete selbst die Diener, welche sie trugen, bis zum Schlosse, an dessen Thore die Gräfin sehnsüchtig harrend stand.

Als Stephan vorsichtig gebettet war, überließ ihn der

Arzt der Pflege der Mutter, indem er derselben noch Verhaltungsmaßregeln für die Nacht gab, und entfernte sich dann unter heißen Dankesworten der Gräfin, da die Verwundeten in der Mühle seine Anwesenheit erforderten.

Die Nacht, während welcher die Mutter nicht von dem Bette des Sohnes wich, verging ruhig und stille, da der Arzt jedes Zwiegespräch untersagt hatte. Aber wenn Stephan, von dem Schmerze in der Armwunde geweckt, die Augen aufschlug und die liebevollen Blicke der Mutteraugen auf sich gerichtet sah, dann ging ein freundliches Lächeln über seine Züge, und die Linke, welche von der warmen Mutterhand umschlossen war, ließ diese einen leisen Druck spüren. Kind und Mutter fanden sich auch ohne Worte.

Stephan erwachte von einem Kusse, den ihm die über ihn gebeugte Mutter leise auf die Stirne gedrückt hatte. Als er nun die Linke um ihren Hals schlang und sie zu sich niederzog, vernahm er mit wonniger Freude die süßen Worte wieder: „Mein Sohn! Mein Sohn! Mein teurer Stephan!“ die ihm die Mutter unter Freudenthränen zuflüsterte.

Der Arzt, welcher sich begreiflicherweise für diesen Patienten besonders interessierte, war schon frühmorgens wieder im Schlosse und erlaubte nun, da sich Stephan durch Schlaf und kräftige Nahrung von seiner Mattigkeit durch den Blutverlust erholt zu haben schien, auch ein mäßiges Sprechen.

Zuerst jedoch erzählte die Mutter, was ihr bis in die kleinsten Einzelheiten unvergeßlich im Gedächtnisse geblieben war. Als sie davon berichtete, wie eine Kunstreiterbande zwei Tage vor dem Verschwinden des Kindes durch das Dorf gekommen sei, aber doch unmöglich habe in Verdacht genommen werden können, nickte Stephan leise mit dem Kopfe und sagte:

„Und doch bin ich gerade bei dieser gewesen.“

„Dann gehörte,“ sagte die Mutter, der jetzt alles klar zu werden schien, „der geschlossene Wagen zu derselben, der am Tage deines Verschwindens so eilig durch das Dorf fuhr, und in dem wohl der Direktor seiner Bande folgte. Die Wärterin muß dich unvorsichtigerweise ein

wenig allein gelassen haben, vielleicht um Blumen für dich zu brechen, und nachher, als sie dich nicht mehr fand, gemeint haben, du seiest ins Wasser gefallen, in welches sie sich dann in ihrer Verzweiflung nachstürzte. Kannst du dich denn auf nichts mehr besinnen?"

Als Stephan den Kopf schüttelte, bemerkte der Arzt:

„Ein noch nicht ganz dreijähriges Kind, gnädige Frau! Bedenken Sie, wie sollte bei dem eine Erinnerung so fest geblieben sein, daß sie noch nach 15 oder 16 Jahren wieder lebendig würde."

„Und doch," sagte Stephan träumerisch, „wollte es sich manchmal wie eine dunkle Erinnerung in mir regen an ein schönes Haus, darin ich einmal gewohnt, und an eine freundliche gute Frau, die mich lieb gehabt habe."

„Jetzt weiß ich, wer die war," schloß er, indem er glückselig lächelnd zur Mutter aufschaute.

„Und sollst es erfahren, wieviel Liebe sie in den langen Jahren für dich aufgespart hat!" rief die entzückte Mutter, warf sich an dem Bette nieder und legte vor Freude schluchzend den Kopf an des Sohnes Brust.

Der zartfühlende Arzt entfernte sich leise, die Glücklichen sich selbst überlassend.

Unter der sorgsamen Pflege der Mutter und der geschickten Behandlung des Hausarztes, der sogleich zugezogen worden war, als den Militärarzt sein Beruf weiter rief, erholte sich Stephan schnell. Freilich mußte er wegen des Beinbruchs viele Wochen liegen; aber die fortwährende Gesellschaft der Mutter ließ weder Langeweile noch Ungeduld bei ihm aufkommen. Immer und immer wieder mußte er von seinen Erlebnissen berichten, wobei auch die geringfügigsten Einzelheiten die Mutter interessierten.

Als er von seiner Dienstzeit bei dem Freiherrn von K....tz erzählte und diesen Namen zum erstenmal nannte, fuhr die Mutter auf.

„Wie sagtest du, daß er hieß?" fragte sie aufs höchste gespannt.

„Freiherr von K....tz," antwortete Stephan.

„Weißt du auch, wer der war? Er war dein Onkel!"

„Mein Onkel?" fragte Stephan erstaunt.

„Ja, dein Onkel, mein Bruder! Sollte er dich denn

nicht erkannt haben bei der erstaunlichen Ähnlichkeit, welche du mit deinem verstorbenen guten Vater hast? Den hat er doch gut genug gekannt und besitzt sogar ein vortreffliches Bild von ihm."

„O nein, sicher nicht!" meinte Stephan; „dann würde er mich doch wohl anders behandelt und mir jedenfalls nicht zugemutet haben, seine wilden Pferde zuzureiten, wobei ich oft genug in Lebensgefahr war!"

Die Gräfin sagte nichts, zuckte aber die Achseln, und ein schmerzlicher Zug ging, von Stephan unbemerkt, über ihr Gesicht.

„Jetzt weiß ich auch, warum die kleine Stephanie und ich so schnell gute Freunde wurden. Es war der geheime Zug der Natur, der uns einander nahe brachte!"

Die Mutter lächelte, als Stephan nun in lebhaftester Weise seine kleine Base schilderte, und von ihrem kindlichen Wesen und ihrer Freundlichkeit und Schönheit nicht genug rühmen konnte, besonders aber als er von der zarten Aufmerksamkeit erzählte, die er ihr vor seinem Weggange durch den eingepflanzten Rosenstock erwiesen hatte.

„So gar klein muß doch Stephanie nicht mehr sein," sagte sie. „Meiner Rechnung nach muß sie jetzt etwa 14 Jahre alt sein oder gar noch etwas älter. Ich habe ihre verstorbene Mutter sehr gut gekannt und auch lieb gehabt. Sie war eine feine, fromme und sinnige Frau."

„Dann war sie jedenfalls bei weitem besser, als die Frau, die der Onkel jetzt hat; denn die ist so ziemlich gerade das Gegenteil."

„Und mein Bruder?" fragte die Gräfin etwas gepreßt.

„Nun das ist ein Mann, der zu leben versteht, und der nichts lieber hat, als Gesellschaften, bei welchen fast immer bis in den Tag hinein gespielt wird. Die arme Stephanie hat mir oft leid gethan; denn an solchen Gesellschaftstagen kümmerte sich niemand um sie, weder Vater, noch Mutter, und sie war ganz ihrer Lehrerin überlassen. Das war ihr freilich noch lieber, als wenn sie bei ihrer Mutter sein mußte; denn sie klagte öfters, wie böse die werden könne und wieviele Schelte sie von ihr bekäme."

„Das arme Mädchen!" seufzte die Gräfin stets nach solchen Schilderungen des freiherrlichen Hauswesens.

Nicht minder gern wie bei seinen Erzählungen von Stephanie verweilte Stephan bei den Berichten über die guten Hirtenleute, die ihn nach seiner Flucht aufgenommen und erzogen hatten.

„Wie steht's denn aber um deine Bildung?“ fragte die Mutter, als er wieder einmal von seiner Hirtenzeit erzählte.

„Die ist freilich nicht weit her,“ sagte Stephan; „über das, was die Elementarschule mich lehrte, bin ich nicht hinausgekommen. Ich habe das oft genug bedauert, wenn Stephanie mit ihrer Lehrerin zu mir kam, und ich so vieles, was sie besprachen, gar nicht verstehen konnte. Nur wenn auf Religion die Rede kam, konnte ich alles gut verstehen und wußte viel mehr Sprüche auswendig als Stephanie.“

„Nun,“ sagte die Mutter freudig bewegt, „dann hast du doch das Beste und Notwendigste gelernt, und es soll deinem Lehrer und Pfarrer herzlich gedankt sein, daß sie dich so wohl unterrichtet und Lust und Liebe zum heiligen Gotteswort in dein Herz gepflanzt haben. Die anderen Kenntnisse, welche du nun nötig hast, kannst du dir leicht erwerben. Du gehst, wenn du ganz geheilt bist, nach Prag, nimmst dort Privatunterricht und besuchst die leichteren Vorlesungen an der Universität. Das wird sich alles schon machen.“

„Aber werde ich nicht, wenn mein Bein geheilt ist, wieder zu meiner Schwadron zurückkehren müssen?“

„Nun, wenn ich auch hoffen will, daß du wieder völlig geheilt wirst, so wirst du doch, wie mir der Doktor sagte, noch lange eine Schwäche in deinem Beine zurückbehalten, die dir das Dienen unmöglich macht. Da wirst du wohl vom Weiterdienen dispensiert und wenigstens für halbinvalide erklärt werden.“

„Dagegen habe ich auch gar nichts,“ erwiderte Stephan; „denn, was ich vom Militärdienste kennen gelernt habe, hat mir wenig Lust gemacht, in demselben zu bleiben, besonders wenn es wieder Friede wird.“

„Und der wird nächstens kommen,“ sagte die Gräfin. „Denn für die Unfrigen ist, wie du weißt, der kurze Feld-

zug unglücklich ausgegangen, und ſchon wird zu Nikolsburg über Waffenſtillſtand und Frieden unterhandelt."

„Deſto beſſer," meinte Stephan; „denn es iſt doch etwas Schreckliches um den Krieg! Mich ſchaudert's noch, wenn ich daran denke, wie mein Rittmeiſter durch die Kartätſchenkugel vom Pferde geriſſen wurde, und das Wimmern der Verwundeten klingt mir noch immer in den Ohren."

Und es geſchah, wie die Gräfin geſagt hatte. Als der Prager Friede geſchloſſen war, betrieb der Hausarzt die Invaliditätserklärung für Stephan, und der Glanz des gräflichen Namens, den der einfache Reitknecht plötzlich gewonnen hatte, ſowie die wunderbare Vorgeſchichte desſelben förderten die Bemühungen des Arztes nicht wenig.

Auch die gerichtliche Anerkennung Stephans als des Sohnes der Gräfin machte keine Schwierigkeiten.

Im nächſten Frühlinge, nachdem ſein Bein ganz geheilt war, ging Stephan auf die Univerſität zu Prag, begleitet von ſeiner Mutter, die ſich zu einer längeren Trennung von dem wiedergefundenen Sohne nicht entſchließen konnte. Zwei Jahre verfloſſen ſchnell unter eifrigem Arbeiten Stephans, und bei ſeinem Fleiße wie bei ſeiner reichen Begabung gelang es ihm, ſich während dieſes Zeitraumes eine Bildung anzueignen, wie ſie ſein neuer Stand und ſeine Zukunft erheiſchten.

Denn letztere ſollte ſich nach den Wünſchen der Mutter, auf welche Stephan gerne einging, ſo geſtalten, daß er die reichen Güter, welche ihm als Erbe zufielen, ſelbſt bewirtſchaftete.

„Sieh', ſieh'!" ſagte Stephan ſcherzend, als zum erſtenmal davon die Rede war, „wie gut iſt's jetzt doch, daß ich bei einem ſo tüchtigen Landwirte, wie der Hofmann einer war, die Landwirtſchaft von unten auf gelernt habe und meinen Pflug führen kann, wie es ſich gehört! Da muß ich ja ſelbſt meinem guten Freunde Jakob noch dankbar ſein, daß er mich das gelehrt hat!"

„Nun, den Dank kannſt du ihm ja wohl ſelbſt noch abſtatten. Denn ich glaube, du wirſt doch gerne einmal deine kleine Stephanie wiederſehen und auch dem Onkel dich als Neffen vorſtellen. Ob er ſich darüber freuen wird,

bezweifle ich freilich sehr aus den Gründen, die ich dir ja bereits mitgeteilt habe."

Bei der Erwähnung Stephaniens, welche die Mutter absichtlich gethan hatte, stieg Stephan das Blut ins Gesicht. Das war für die Mutter ein Beweis, daß sie richtig im Herzen des Sohnes gelesen hatte, als er so eifrig von der kleinen Base redete, und daß das Bild derselben in seinem Herzen keineswegs verblaßt war. Sie hatte bisher diesen Punkt ihrerseits nicht mehr berührt, da sie nur ungern von dem Bruder sprach, der ihr so fern getreten war, und mit dem wieder anzuknüpfen sie sich nach dem, was Stephan über ihn erzählt hatte, nur schwer entschließen konnte. Aber dem Mutterauge und dem Mutterherzen war es nicht verborgen geblieben, wie es um das Herz des Sohnes stand, wenn er seinerseits, oft ohne alle erkennbare Veranlassung, die Rede immer wieder auf Stephanien brachte.

Sie hatte mittlerweile im Stillen über dieselbe Erkundigungen eingezogen, und nach dem, was diese ergeben hatten, konnte sie nur wünschen, daß Stephanie die Frau ihres Sohnes und so dem unwürdigen, traurigen Verhältnisse entzogen würde, unter dem sie, nachdem ihre Ausbildung vollendet war, im Elternhause lebte.

Denn dieses war, so hatte sie erfahren, durch den Freiherrn nicht nur zu einem völligen Spielhause geworden, in welchem die Gäste, wie man munkelte, durch falsches Spiel, in der Regel tüchtig gerupft wurden, sondern auch zu einer Stätte täglichen Zanks, weil die Freifrau einsehen gelernt hatte, wie schnell durch das tolle, wüste Gesellschaftsleben ihr Vermögen zusammenschmelzen mußte, und weil sich doch ihr Gemahl zu den Einschränkungen nicht verstehen wollte, auf welche sie glaubte dringen zu müssen, damit nicht der völlige Ruin einträte.

Daß dieser schon vor der Thüre stand; daß ihr ganzes Vermögen, über welches ja der Freiherr hatte verfügen können, bereits dahingeschmolzen war; daß der Freiherr sich nur noch durch seine Spielgewinne, sowie durch die Summen, die man ihm auf das in Aussicht stehende schwesterliche Erbe borgte, notdürftig über Wasser hielt: davon hatte sie keine Ahnung, wenn auch allerlei unheimliche Gestalten, die beim Freiherrn ein- und ausgingen,

und sich zum Teil sehr frei in ihrem Benehmen zeigten, schon manchmal ihre Bedenken erregt hatten. Ihren Fragen nach diesen Leuten stand der Freiherr niemals Rede, selbst wenn sie ihre ganze Leidenschaftlichkeit gegen ihn hervorkehrte und ihm die gröbsten Beschimpfungen in das Gesicht schleuderte.

Niemand hatte unter diesen Zuständen schwerer zu leiden, als die arme Stephanie, die, seitdem ihr treuer Vormund gestorben war, niemand mehr hatte, der sich ihrer in Liebe annahm. Dem Verlangen der Eltern, daß sie nach ihrer Rückkehr aus der Erziehungsanstalt sich an den gesellschaftlichen Vergnügungen im Hause und außer dem Hause beteiligen solle, setzte sie, nachdem sie einmal bei einer häuslichen Gesellschaft erschienen war, einen entschiedenen Widerstand entgegen, lud aber dadurch den Zorn, besonders des Vaters, in hohem Maße auf sich und war tagtäglich dessen bissigen Bemerkungen und Spöttereien ausgesetzt.

In der letzten Zeit äußerte sich der Zorn des Vaters gegen sie besonders heftig. Denn einer seiner Hauptgläubiger, der, wenn er seine Forderungen geltend gemacht hätte, allein den Bankerott des Freiherrn hätte herbeiführen können, hatte für seinen Sohn um die Hand Stephaniens geworben, weil er wußte, daß das schöne Rittergut, auf dessen Erwerb er schon längst spekuliert hatte, nur mit dieser Hand zu erlangen war. Der Freiherr aber hatte, durch ziemlich unverblümte Drohungen des gefürchteten Gläubigers geängstigt, ihm die Hand Stephaniens für seinen Sohn wirklich zugesagt, und dieser, ein dummstolzer, anmaßender Mensch, hatte Zutritt im freiherrlichen Hause erlangt.

Als er sich aber Stephanien zu nähern und sie durch die fadesten Schmeicheleien für sich zu gewinnen suchte, ließ ihn diese so gründlich ablaufen und geißelte ihn so derb mit Spott und Hohn, daß jeder andere als er die Segel eingezogen hätte. Herr Kuffstein aber mußte entweder Stephaniens Spöttereien nicht verstehen, oder von seiner persönlichen Unwiderstehlichkeit eine gewaltig hohe Meinung besitzen; denn er kam immer wieder und machte seine Besuche, obwohl er auch bei dem Freiherrn hätte

merken können, wie wenig willkommen dieſelben ſeien. Schließlich kam es ſoweit, daß Stephanie ſofort auf ihr Zimmer ſich zurückzog und ſich einſchloß, wenn ſie den ihr täglich widerlicher werdenden Menſchen herankommen ſah.

Als Herr Kuffſtein, der ältere, ſich deshalb beim Freiherrn beklagte und wiederum allerlei bedeutſame Worte von Kündigung der Kapitalien fallen ließ, ſah ſich der Vater genötigt, ſeine ganze Strenge gegen Stephanie geltend zu machen und ſie zum Herbeikommen, wenn Herr Kuffſtein der jüngere zum Beſuche erſchien, zu zwingen. Er erlangte dies zwar auch, mußte aber ſehen, wie ſich Stephanie ihrem Beſuche gegenüber völlig ſtumm verhielt und ihn höchſtens mit einem verächtlichen Lächeln ſtreifte.

9.

Von dem zuletzt Erzählten wußte die Gräfin R...witz indeſſen noch nichts, als ſie ſelbſt Stephan veranlaßte, den Onkel zu beſuchen und ſich den Schauplatz ſeines früheren Lebens einmal wieder anzuſehen.

Wie gern that dies Stephan! Er hatte ſich ſchon manchmal geheime Vorwürfe darüber gemacht, daß er nun, wo er es konnte, den treuen Hirtenleuten, die ihn ſo liebreich aufgenommen hatten, die große Dankesſchuld noch nicht zu bezahlen geſucht hatte, in welcher er ſich ihnen gegenüber fühlte. Ja, es war ihm ſchon öfters ein peinlicher Gedanke geweſen, daß ſie in ihrer Armut fortlebten, während ihm ſelbſt alles, was er wünſchen mochte, zu gebote ſtand.

Allein die Mutter hatte ſich bisher immer nicht entſchließen können, eine längere Trennung auf ſich zu nehmen, wie ſie die ziemlich weite Reiſe in eine noch nicht von Eiſenbahnen berührte Gegend nötig gemacht haben würde, und den Sohn auf ſolcher Reiſe zu begleiten, verbot ihr ihre durchaus nicht kräftige Geſundheit.

Stephan, dem ſie nicht alles mitgeteilt hatte, was ſie über den Bruder wußte, hatte wohl gelegentlich darauf hingewieſen, wie ſchön es doch wäre, wenn die beiden Geſchwiſter ſich wieder näher träten, und damit bei der Mutter auch Anklang gefunden.

„An mir ſoll's nicht liegen," ſagte ſie, „wenn eine

Annäherung nicht zu stande kommt. Schon um Stephaniens willen, die mir, wenn ich sie auch nicht kenne, doch um ihrer verstorbenen Mutter willen lieb und wert ist, würde ich eine solche nicht zurückweisen. Aber abgesehen von meiner Gesundheit, welche mir die weite Reise nicht gestattet, möchte ich auch nicht meinerseits den Bruder aufsuchen und mich nicht der Gefahr eines unfreundlichen Empfanges aussetzen, welche, soweit ich meinen Bruder kenne, durchaus nicht ausgeschlossen ist."

So dachte sich Stephan selbst in den wohlthuenden Gedanken hinein, durch seine Reise zum Onkel eine Annäherung zwischen den beiden Geschwistern herbeizuführen. Wieviel Anteil an diesem Gedanken das Verlangen hatte, Stephanien wiederzusehen, mochte er sich selbst nicht gestehen.

Sowie der Frühling ins Land gekommen war, trat er wohlgemut seine Reise an, von den Segenswünschen und Gebeten des mütterlichen Herzens geleitet.

Als er in die Nähe des Dörfchens kam, worin seine guten Pflegeeltern wohnten, als er die Fluren durchwanderte, auf welchen er dereinst seine Herde gehütet hatte: wurde es ihm ganz eigen zu Mute. Er sandte ein heißes Dankgebet hinauf zu dem Herrn, dessen Gnade seinen Lebensweg so wunderbar geleitet und aus der Tiefe in die Höhe geführt hatte; aber auch ein heißes Dankgefühl zog mit unwiderstehlicher Macht in sein Herz ein gegen seine ersten Wohlthäter, je näher er dem Ziele seiner heutigen Wanderung kam.

Jetzt stand er vor dem Hirtenhäuschen. Daß kein Hund ihn anbellte, bewies, daß der Hirtenanton bei der Herde sei. Aber Frau Margreth hoffte er jedenfalls daheim zu finden, da es schon gegen Mittag ging, und Frau Margreth, auch wenn sie im Tagelohn stand, doch gegen Mittag immer heimzukommen pflegte, um ihrem Manne das Essen zu bereiten, welches sie ihm dann nachher hinaustrug.

Und richtig, wie er klopfenden Herzens leise die Hausthüre aufklinkte, deren Verschluß ihm ja so wohlbekannt war, sah er die treue Pflegemutter am Herde der kleinen Küche stehen und eifrig in einem Kessel rühren, der über

dem offenen, ſtark rauchenden Feuer an der gezahnten Stange hing.

„Guten Tag, Frau Margreth!“ rief er, den Kopf durch die niedrige Küchenthür hineinſteckend.

Verwundert drehte ſich die alte Frau um, da ſie in ihrem Kocheifer Stephans leiſes Eintreten überhört hatte.

„Guten Tag, Mutter!“ ſchallte es ihr aber jetzt entgegen, und noch verwunderter über dieſen neuen Gruß trat ſie näher, wiſchte ſich, als ſie den feingekleideten Herrn ſah,

raſch die Hände an der Schürze ab und ſchaute ſich den ſeltenen Beſuch an.

Aber hatten ihre Augen an Sehkraft verloren, oder war es der beißende Rauch, der die kleine Küche erfüllte, welcher ihr das Waſſer in die Augen getrieben hatte, ſie erkannte Stephan nicht und ſchüttelte nur den Kopf.

„Wie? Meine gute Mutter kennt mich nicht mehr?“ rief nun dieſer, „und ihr Stephan iſt doch weit hergekommen, ſie zu beſuchen!“

„Stephan?“ fragte Frau Margreth im Tone des höchſten Erſtaunens. „Aber nein,“ fuhr ſie dann wehmütig fort, „der kommt nicht wieder, der iſt ja bei Gitſchin

totgeschossen worden. Wozu wollen Sie mich täuschen, Herr?"

„Aber wenn er nun doch lebte? Wenn er nur verwundet gewesen wäre und Rettung vom Tode gefunden hätte?"

„Nein, nein, das kann nicht sein," erwiderte ruhig und kalt Frau Margreth; „denn wenn er noch lebte, so hätte er längst nach denen gesehen, die ihn lieb hatten, wie ihr eigen Kind, oder doch wenigstens etwas von sich hören lassen. Durch den Hofmann aber, bei dem er in Dienst war und von dem er zum Baron von K...z als Reitknecht kam, hörten wir, daß der Baron, der sich sehr angelegentlich nach ihm erkundigte, für gewiß gehört habe, er sei bei Gitschin mit seinem Rittmeister zusammen totgeschossen worden."

„Nun, Mutter Margreth, so kommt doch einmal aus dem Rauche hier ans Licht hervor und seht mich ordentlich an!" sagte Stephan, durch den ersten Einwand der alten Frau offenbar ein wenig gedrückt.

Damit zog er sie an die noch offene Hausthüre, wo die frische Luft die thränenden Augen wieder helle machen konnte, und stellte sich selbst so, daß das volle Licht auf sein Gesicht fiel. Jetzt stutzte doch die Alte.

„Ja," rief sie, „die Ähnlichkeit ist da! So könnte der Stephan jetzt aussehen, wenn er noch am Leben wäre. Aber er ist ja tot, und wie sollte er auch in so feine Kleider gekommen sein?"

Da riß Stephan das Hemd auf und zeigte auf das Muttermal, das ihn schon einmal hatte kenntlich machen müssen. Und kaum hatte Frau Margreth das erblickt, da rief sie im Tone der höchsten Freude:

„Ja, wahrhaftig, er ist's!" und streckte ihm beide Hände entgegen.

Stephan aber zog die leise Widerstrebende zu sich heran und umarmte sie.

„Hier an meinem Herzen," rief er, „ist der Platz, welcher der treuen Pflegerin meiner Kindheit gebührt. An meinem Herzschlag soll sie es hören, daß ihr Stephan sie nicht vergessen hat, wenn es ihm auch nicht möglich war, eher selbst zu kommen!"

Wer beschreibt die Freude der guten Alten, den wieder lebendig vor sich zu sehen, den sie in der That geliebt hatte wie ein eigenes Kind, den sie aber auch ebenso betrauert hatte, als die Nachricht von seinem Tode zu ihr gedrungen war! Anfangs wollte sie sich zwar sträuben, den feingekleideten Herrn mit „Stephan" anzureden und ihn zu duzen; aber als Stephan damit drohte, daß er dann sogleich wieder weggehen werde, ließ sie sich gerne dazu herbei.

„Aber wie hast du dich herausgemacht!" rief sie voll Verwunderung, als sie nun beisammen in dem Stübchen saßen. „Ein Wunder ist's wahrlich nicht, daß ich dich nicht sogleich erkannte, zumal da meine alten Augen so schwach geworden sind. Nun erzähle aber, wie's dir ergangen ist, seitdem wir nichts mehr von dir gehört haben!"

„Aber wie steht's mit dem Mittagessen, Mütterchen?" fragte Stephan, der mit dieser Frage den Wunsch abschneiden wollte, den Frau Margreth geäußert. „Der Kessel draußen läuft über; der Vater bekommt sein Essen nicht zu rechter Zeit, und ich bin auch hungrig nach einem von deinen guten Pfannkuchen."

Das war genug, Frau Margreth hinauszutreiben, und sogleich hörte sie Stephan draußen an ihren Töpfen und Pfannen eifrig hantieren. Er besah sich nun das Stübchen, in welchem er so manche frohe, glückliche Stunde verlebt hatte, und in welchem noch alles unverändert an seinem Platze war. Er holte die alte Bibel vom Sims herunter, der gegenüber er zuerst seine Unwissenheit hatte bekennen müssen, aus welcher er aber nachmals so oft den beiden Alten vorgelesen hatte. Die alte Zeit kam wieder so frisch und lebendig in seinem Gedächtnisse herauf und mit dieser Erinnerung eine so dankerfüllte Rührung, daß ihm die Augen feucht, aber das Herz warm und fröhlich wurde. Wie wollte er nun den beiden guten Alten vergelten, was sie so liebreich und uneigennützig an ihm gethan hatten!

Er hatte jedoch nicht allzulange Zeit, seinen Gedanken nachzuhangen; denn ehe er sich's vermutete, war Frau Margreth wieder in der Stube, deckte dem lieben Gast zu Ehren das sonst nur an Sonn- und Festtagen üblich gewesene reine Tischtuch auf und erschien dann mit einer

Milchſuppe und einem köſtlich duftenden Pfannkuchen, der über und über mit Zucker beſtreut war.

Jetzt brauchte Frau Margreth nicht mehr zum Beten zu mahnen, ſondern Stephan fing ſogleich an, wie er es die langen Jahre hindurch gewöhnt worden war:

„Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt,
Und ſegne, was du beſcheret haſt!"

Frau Margreth wollte ſchon während des Eſſens von Stephan erzählt haben; allein der weigerte ſich des und ſagte:

„Erſt tragen wir miteinander dem Vater das Eſſen hinaus und dann geht's ans Erzählen. Wo hütet denn der Vater?"

„Am Struthwäldchen, wenn du's noch kennſt."

„Ei, das iſt ja prächtig! Da giebt's köſtlichen Schatten und weiches Moos; da wollen wir dann ſchwatzen und erzählen, daß es eine Art hat!"

Als ſie zum Hirtenanton hinauskamen, ſchaute der ſchon verlangend nach dem heute ſo ungewöhnlich verſpäteten Mittageſſen aus. Er traute aber kaum ſeinen Augen, als

er seine Frau mit dem feingekleideten Herrn ankommen sah, der ihr jetzt sogar den Henkelkorb abgenommen hatte. Bellend sprang der alte treue Hund den Herannahenden entgegen. Aber was war das? Nachdem er Frau Margreth in gewohnter Weise begrüßt hatte, beschnupperte er den Fremdling ein wenig, dann aber sprang er heulend an ihm in die Höhe und ließ sich, was er sonst von niemand litt, von ihm liebkosen und streicheln. Wer konnte das sein?

Die guten Augen des alten Hirten sahen jedoch schärfer, als es die vom Rauch gebeizten Augen seiner Frau gekonnt hatten. Mit einemmal sprang er auf und rief schon von weitem:

„Allmächtiger Gott! Ist's möglich? Der Stephan, der Stephan!"

Die Begrüßung Stephans, der mit eiligen Schritten auf den Erstaunten losging, war von dessen Seite nicht weniger herzlich, als es die von seiten seiner Frau gewesen war, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß keine Täuschung vorliege. Der grobe Hirtenkittel und der feine Grafenrock kamen in unmittelbare Berührung, wenn auch Anton sich ein bischen dagegen sträuben wollte.

Während der Alte sein Mittagessen verzehrte, mußte Stephan schon zu erzählen anfangen. Frau Margreth, die vor Begierde brannte, seine Schicksale zu hören, that es nicht anders.

Wie erstaunten aber die treuen Alten, als er berichtete, daß und wie er seine Mutter gefunden habe!

„Dann bist du ja jetzt selbst ein Graf," sagte Frau Margreth staunend und suchte leise ihre Hand aus der Stephans zu ziehen, die sie umfaßt hielt, als schicke sich das nun nicht mehr.

„Graf hin! Graf her!" antwortete Stephan lustig. „Für euch bin und bleibe ich der Stephan, den Ihr groß gezogen habt und der euch zeitlebens zu danken hat. Laß mir nur deine Hand, Mütterchen! Es ist ja die Hand, die mir so manche Gutthat erwiesen hat und die ich so gerne einmal wieder halte und drücke."

Diese liebevollen Worte verscheuchten alsbald wieder das zurückhaltende, ehrfurchtsvolle Wesen, welches die beiden Alten gemeint hatten dem „Grafen" gegenüber hervorkehren

zu müſſen. Im ſchwellenden Moose ſitzend, erzählte Stephan alle ſeine Erlebniſſe, berichteten auch die Alten alles, was ſich ſeither im Dorfe zugetragen habe und wie es ihnen ergangen ſei. Beſonders leid that es Stephan, daß der alte Lehrer, dem er ſeinen erſten Unterricht zu danken hatte, inzwiſchen geſtorben war.

Als Stephan erzählt hatte, welchen Streich ihm der rothaarige Jakob geſpielt, und wie er, mit der Schmach des Diebſtahls belaſtet, nicht habe hierherkommen wollen, nachdem ihn der Hofmann fortgejagt, ſondern ſogleich in den Dienſt des Freiherrn getreten ſei, ſagte der Hirtenanton:

„Der rothaarige Hallunke hat bald danach einen argen Lohn bekommen. Der Hofmann hatte ihn dabei ertappt, als er von der Jagd zurückkam, wie er in der Dämmerung einen Sack Hafer zu einem auf der Straße wartenden Juden hintrug und nun nicht leugnen konnte, daß er den Hafer geſtohlen habe. Als er dies noch mit frechen Worten zu beſchönigen ſuchte, riß der Hofmann in ſeinem Jähzorne die Flinte von der Schulter und ſchoß ihm eine Ladung Schrot in die Bruſt, die ihn auf dem Flecke tötete. Der Hofmann, dem das Gericht mildernde Umſtände zuerkannte, weil er durch Jakobs freche Worte gereizt geweſen ſei, kam zwar mit zwei Jahren Gefängnis davon; als er dieſe aber abgeſeſſen hatte, litt es ſein Stolz nicht, länger in der Gegend zu bleiben. Er hat vor kurzem ſeinen Hof verkauft und iſt fortgezogen, wohin? weiß niemand außer etwa der neue Hofmann, der ihm die Ziele des Kaufpreiſes ſchicken muß."

Die Sonne war ſchon ziemlich herabgeſunken, als in Rede und Gegenrede endlich die beiderſeitigen Erlebniſſe alle ausgetauſcht waren, und Stephan mahnte zum Heimgehen, da er doch auch noch den Pfarrer beſuchen müſſe. Der pflichttreue Anton blieb jedoch noch bei ſeiner Herde und Frau Margreth ging allein mit zurück. Und wie ſtolz ſie neben dem feingekleideten, vornehmen Herrn herging, der ſo zutraulich mit ihr redete! Wie ſie mit lächelnder Miene die ſtaunenden Blicke der Begegnenden auffing, die ihr kopfſchüttelnd nachſahen! Wie ſtolz ſie vor ihrer Thüre ſtehen blieb und Stephan nachblickte, als er zum Pfarrer ging!

Dessen Erstaunen war nicht minder groß als das der Hirtenleute; wie sich ihm der vornehme Mann als seinen Schüler vorstellte, der gekommen sei, ihm zu danken für die Treue, womit er sich seiner einst angenommen, und für die guten Lehren, die er ihm habe zu teil werden lassen. Aber wie pries er dann mit Stephan die Gnade Gottes, welche den Lebensweg des verlorenen Kindes so wunderbar und herrlich geleitet habe!

„Sehen Sie, Herr Pfarrer," sagte Stephan und zog ein abgegriffenes Büchlein aus der Tasche, „das ist das Neue Testament, welches Sie mir geschenkt haben. Es ist bisher stets mein treuer Begleiter überallhin gewesen und soll es auch bleiben, solange ein Blatt davon hält!"

Was Stephan nun weiter mit dem Pfarrer besprach, war die Zukunft der alten Hirtenleute. Seinen Vorsatz, dieselben ganz zu sich zu nehmen, redete ihm jedoch der Pfarrer aus, weil sie in den neuen ungewohnten Verhältnissen, in welche sie dadurch versetzt würden, unmöglich das Glück finden könnten, das er ihnen doch bereiten wolle.

„Setzen Sie ihnen," riet er, „lieber eine Summe Geldes aus, von deren Zinsen sie ruhig und sorglos leben können, ohne daß der alte Anton nötig hat, noch länger den Hirtendienst zu versehen. Und wenn Sie noch ein Übriges thun wollen, so kaufen Sie für sie von der Gemeinde das Häuschen, worin sie die langen Jahre Freud' und Leid miteinander getragen haben. So werden Sie ihnen ein wahres Glück begründen und ihnen ein liebliches Altersloos schaffen."

Stephan mußte dem beipflichten und legte eine nicht unbedeutende Summe in die Hände des Pfarrers, die er nach seinem Ermessen für die alten Leute verwenden möge, wie es denselben am dienlichsten sei. Zugleich bat er ihn, unter der Hand den Kauf des Hirtenhäuschens zu betreiben und ihm über den Vollzug des Kaufes Nachricht zugehen zu lassen, was der Pfarrer gerne versprach.

Die Einladung des freundlichen Mannes, bei ihm zu übernachten, schlug er jedoch aus.

„Das würde den alten Leuten am Ende wehe thun," meinte er. „Lieber will ich mich doch diese Nacht mit dem harten Moosbette begnügen, auf dem ich so manchmal herr-

lich geschlafen habe. Die Liebe, welche mich damals zudeckte, habe ich heute in reichstem Maße wiedergefunden."

Schweigend drückte ihm der Pfarrer die Hand, und fröhlich kehrte Stephan zum Hirtenhause zurück.

Frau Margreth mußte aber den Mund haben übergehen lassen von dem, wes ihr Herz voll war. Denn als Stephan durch das Dorf zurückging, sah er an allen Fenstern neugierige Gesichter, die ihn anstarrten, aber zurückfuhren, wenn er ihnen freundlich grüßend zunickte.

Als er jedoch an dem schönen Frühlingsabende nach dem Essen noch mit dem Hirtenanton und Frau Margreth auf der Bank vor dem Hause saß und gemütlich mit ihnen plauderte, kamen mit dem Ortsvorsteher, den er ebenfalls besucht, aber nicht zu Hause getroffen hatte, ein paar Bauern, die es seiner Zeit besonders wohl mit ihm gemeint hatten, um ihn zu begrüßen und sich den vom Hirtenbuben zum Grafen fortgeschrittenen ehemaligen Dorfgenossen näher zu besehen.

Daß derselbe das Nachtquartier bei dem Herrn Pfarrer ausgeschlagen habe, um bei seinen einstigen Pflegeeltern im armen Hirtenhäuschen zu übernachten, war bekannt geworden, und man nahm das als ein vollgültiges Zeugnis dafür, wie wenig stolz er auf seinen neuen Stand war, und daß man es getrost wagen dürfe, zu ihm zu gehen, um aus seinem eigenen Munde das Nähere über die wunderbare Wendung seines Schicksals zu vernehmen.

Stephan erfüllte diesen Wunsch auch bereitwilligst. Daß er so fromm und demütig Gott die Ehre gab, gewann ihm die Herzen der biederen Leute nicht weniger als der Umstand, daß er dem Ortsvorsteher für eine durch unverschuldetes Unglück in Not geratene Familie des Dorfes, auf welche die Rede gekommen war, beim Auseinandergehen heimlich eine ziemlich bedeutende Summe übergeben hatte.

Da er wegen der ihn sehnlichst zurückerwartenden Mutter seine Reise soviel wie möglich zu beschleunigen suchte, und es ihn ohnehin drängte, das eigentliche Ziel seiner Reise möglichst bald zu erreichen, schied er am anderen Morgen schon wieder von den guten Alten, indem er das Bittere des Abschiedes durch die Zusage milderte, er werde bald wieder von sich hören lassen.

Sein Weg ging nach dem Hofgute, von deſſen neuem Beſitzer ihm der Hirtenanton geſagt hatte, daß er ein freundlicher und gefälliger Mann ſei. Er wollte auch dieſe Stätte nicht unbeſucht laſſen, wenn ſich auch an dieſelbe keine beſonders angenehmen Erinnerungen für ihn knüpften. Der freundliche Hofmann, dem er natürlich auch ſeine Geſchichte erzählen mußte, that es nicht anders, als daß er zum Mittageſſen blieb, während deſſen dann Stephan hörte, daß der vom Vater verzogene und von der Mutter verhätſchelte Anton ein durchaus ungeratener Burſche geworden ſei und den Eltern ſchon viel Herzeleid bereitet habe, ebenſo daß die Großmagd ſeines Vorgängers auf dem Hofe, die es mit Stephan ſtets ſo gut gemeint hatte, und nach welcher er ſich deshalb auch erkundigte, ſich ein paar Stunden entfernt glücklich verheiratet habe.

Über den Freiherrn, nach welchem er fragte, ohne etwas von dem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu erwähnen, in welchem er zu demſelben ſtand, hörte er nicht viel Gutes. Er ſei durch ſeine liederliche Wirtſchaft arg verſchuldet, und habe ſich bisher ſeinem Hauptgläubiger gegenüber, welcher die meiſten Forderungen in ſeine Hand zu bringen gewußt habe, wohl nur dadurch halten können, daß er, wie man höre, dem Sohne desſelben die Hand ſeiner Tochter zugeſagt habe, mit welcher demſelben einmal das ſchöne Gut zufiele. Das arme Mädchen wolle aber davon nichts wiſſen und habe deshalb den Eltern gegenüber einen ſchweren Stand. Jetzt eben ſei der Freiherr übel dran; man ſpreche von einem Schlage, der ihn getroffen und ſeine Körper- und Geiſteskräfte geſchwächt habe, und der ſich nicht noch einmal wiederholen dürfe, wenn er am Leben bleiben ſolle.

10.

Das waren Nachrichten, die Stephan aufs tiefſte erſchütterten und ihn ſeinen Gang nach dem Rittergute möglichſt beſchleunigen ließen.

Seinen Weg nahm er durch das Wäldchen, an deſſen Grenze er Stephanien kennen gelernt und mit ihr und ihrer Lehrerin manche ſchöne Stunde zugebracht hatte. Ob er bloß dieſe Erinnerung auf ſeinem Wege auffriſchen wollte,

oder ob ihn bei der Wahl desselben, der keineswegs der nächste war, die Hoffnung leitete, Stephanien dort wieder zu begegnen?

Jedenfalls erfüllte sich diese Hoffnung in der That, aber in einer Weise, die derselben dennoch sehr zuwiderlief. Denn er war noch nicht weit in dem Wäldchen fortgeschritten, als er ein helles Kleid durch die Bäume schimmern sah und bald darauf eine schlanke, hochgewachsene Mädchengestalt wahrnahm, die des Weges kam. Aber sie war nicht allein, sondern begleitet von einem Manne, der eifrig und angelegentlich auf sie einzureden schien, während sie eilig dahinschritt.

Eine solche Begegnung mit Stephanien in Gegenwart eines Dritten lag nicht in seinen Wünschen, und da er von den Herankommenden noch nicht gesehen sein konnte, trat er in ein dichtes Gebüsch neben dem Pfade, um sie vorübergehen zu lassen. Ihr lautes Sprechen machte ihn aber zum unwillkürlichen Lauscher.

„Liebe Stephanie," hörte er den jungen Kuffstein sagen (denn der war der Begleiter), „sträuben Sie sich doch nicht länger, meine heißen Wünsche zu erfüllen. Sie wissen ja doch, wie sehr ich Sie liebe, und dürfen überzeugt sein, daß ich alles thun werde, um Sie glücklich zu machen."

„Glücklich mit Ihnen?" lautete Stephaniens Antwort, und man hörte dem Tone, in welchem sie gegeben war, deutlich die Verachtung an, welche sie diktiert hatte. „Das wäre mir das rechte Glück! Lieber will ich doch zeitlebens unglücklich sein, als solch ein Glück genießen!"

„Nun, das könnten Sie leicht werden," sagte Herr Kuffstein, durch ihre verachtungsvolle Antwort gereizt. „Sie wissen doch, daß mein Vater den Ihrigen ganz in den Händen hat und nur einen Schritt zu thun braucht, um ihn zum Bettler zu machen?"

„Ja, leider weiß ich es," antwortete Stephanie, „und weiß auch, daß ich an Sie verhandelt werden soll, damit Ihr Vater durch das Gut, welches mir gehört, für seine Forderungen Deckung erhält. Aber glauben Sie denn, daß ich mich so ruhig werde verhandeln lassen und mich allem fügen, was man über mich beschließt?"

„Wenn Sie klug sind, werden Sie es wohl thun.

Denn eine fortgesetzte Weigerung Ihrerseits wird ohne Gnade den Sturz Ihres Vaters herbeiführen. Bekomme ich heute Ihr Jawort nicht, dann geht mein Vater schonungslos vor, und wie es jetzt um Ihren Vater steht, könnte das leicht sein Tod werden. Möchten Sie denselben auf dem Gewissen haben?"

„Sein Tod würde nicht mir aufs Gewissen fallen, sondern Ihnen und Ihrem Vater, wenn Sie beide noch ein solches haben sollten. Übrigens hat mein Vater, ich bedaure, es sagen zu müssen, meine kindliche Liebe nicht in dem Maße zu gewinnen verstanden, daß ich mich entschließen könnte, seinetwegen mein ganzes Lebensglück zu opfern."

„Jetzt aber verlassen Sie mich!" fuhr Stephanie fort. „Ich habe lange genug Ihre Gegenwart geduldet, die Sie mir auf meinem Spaziergange aufgedrungen haben, und die mir, wie Sie genugsam wissen könnten, eine verhaßte ist."

„Oho, mein Täubchen, nur nicht so spröde! Jedenfalls gehe ich nicht, ohne den Brautkuß von deinen süßen Lippen empfangen zu haben. Denn mein werden mußt du doch!"

Bei diesen Worten suchte er seinen Arm um Stephanien zu legen. Aber sie stieß ihn kräftig zurück und rief:

„Rühren Sie mich nicht an, sonst rufe ich um Hilfe!"

„Wo sollte die herkommen?" lachte der Freche. „Wir sind ja hier so hübsch allein, wie wir es noch nie gewesen sind. Lassen Sie also das Schreien und seien Sie vernünftig!"

Wieder näherte er sich Stephanien, die jetzt einen lauten Hilferuf ausstieß.

Da konnte sich Stephan nicht länger zurückhalten. Mit ein paar Sätzen war er bei den beiden, riß Herrn Kuffstein am Arme zur Seite, daß er taumelte, und rief:

„Unverschämter, wie können Sie es wagen, sich gegen eine Dame so zu benehmen, daß sie um Hilfe rufen muß? Machen Sie sogleich, daß Sie fortkommen, oder ich werde Ihnen den Weg zeigen!"

Herr Kuffstein war einen Augenblick verdutzt über das unvermutete Erscheinen eines Helfers für Stephanie; aber seine Frechheit ließ ihn nicht im Stiche.

„Wer sind Sie?“ fragte er zornig, „daß Sie es wagen, mir in den Weg zu treten und mich sogar thätlich anzugreifen?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ antwortete Stephan ruhig. „Ich bin Stephan Graf R... witz, der Neffe des Freiherrn von K... tz, und also der Vetter dieser jungen Dame, die Sie zu beleidigen wagten. Genügt Ihnen das?“

Ein unterdrückter Schrei Stephaniens gab Zeugnis von dem Erstaunen, welches diese bei Stephans Vorstellung erfaßt hatte; aber auch Herr Kuffstein war starr wie eine Bildsäule und stierte Stephan an; denn es fuhr ihm augenblicklich durch den Sinn, daß sein Vater nur auf das zu erwartende große Vermögen der kinderlosen Schwester, der Gräfin R... witz, die großen Summen geborgt hatte, die ihm der Freiherr schuldete. War ein Sohn der Gräfin da, so waren alle diese Summen unrettbar verloren. Auch Stephaniens Hand und das schöne Rittergut gingen dann ohne Zweifel verloren. Schnell aber sammelte er sich wieder und rief frech:

„Das kann jeder sagen; ob's aber wahr ist, das ist ein ander Ding. Drum aus dem Wege, mein Herr, wenn ich Ihnen raten soll! Diese Dame ist meine Braut und mir von ihrem Vater zugesagt!“

„Das ist nicht wahr! Ich bin seine Braut nicht, werde es auch nie und nimmer, und wenn ich ihm zugesagt wäre. Der widerwärtige Mensch ist mir auf meinem Spaziergange, den ich zu meiner Erholung machen wollte, nachgeschlichen und hat mich nun hier in der Einsamkeit überfallen!“

„Hören Sie das, Herr?“ sagte Stephan voll Entrüstung. „Nun machen Sie schnell, daß Sie fortkommen! Ich werde die Dame nach Hause begleiten, und bei dem Herrn Freiherrn von K... tz treffen wir uns nachher!“

„Oder auch nicht!“ schrie Kuffstein wütend, zog einen Revolver hervor und richtete denselben auf Stephan.

Allein der Schuß versagte, und ehe noch Kuffstein einen zweiten abzugeben vermochte, hatte ihn der gewandte Stephan unterlaufen und schlug ihm die Waffe aus der Hand, daß sie beiseite flog.

Ohne sich nach derselben umzusehen, machte sich nun

Herr Kuffſtein im eiligſten Laufe davon, offenbar gejagt von der Furcht, Stephan könne nun die Waffe gegen ihn gebrauchen, und war bald den Blicken entſchwunden.

Wir übergehen die Erörterungen, die nun zwiſchen den beiden alten Bekannten und neuen Verwandten ſtattfanden, und überlaſſen es der Einbildungskraft des Leſers, ſich ſelbſt auszumalen, wie es gekommen war, daß nach ziemlich geraumer Zeit Stephanie glückſtrahlend am Arme ihres neu gewonnenen Vetters zum Vaterhauſe zurückkehrte.

Was erwartete ſie aber dort! — Die Nachricht, daß der Freiherr in den letzten Zügen liege!

Herr Kuffſtein war vor einer halben Stunde etwa in größter Eile zu ihm gekommen, hatte eine kurze, aber heftige Unterredung mit ihm gehabt und hatte ſich dann eilig auf ſein Pferd geworfen und war davon gejagt. Als kurz nachher ein Diener in das Zimmer des Freiherrn kam, um ihm eine beſtellte Erquickung zu bringen, lag derſelbe leblos am Boden. Er war aufs neue vom Schlage gerührt worden und rang jetzt mit dem Tode.

Von dem unauslöſchlichen Kindesgefühle getrieben, ſtürzte Stephanie, ihren Begleiter nach ſich ziehend, in das Sterbezimmer, wo eben die Freifrau dem Toten die Augen zudrückte und dann, ſchluchzend und die Augen mit den Händen bedeckend, in einen Seſſel ſank, ohne die Ein-

tretenden zu beachten. Eine Weile knieten dieselben am Sterbebett nieder und Stephanie weinte auf die erkaltende Hand die Thränen des Kindes, bei dem der Tod seine versöhnende Macht geltend und alles Vorausgegangene vergessen gemacht hatte.

Als sie aber die verwunderten Blicke bemerkte, welche die Mutter, ihre Thränen trocknend, auf Stephan richtete, beeilte sie sich, denselben vorzustellen. So schwer es auch der stolzen Freifrau fiel, in dem ehemaligen Diener den nahen Anverwandten zu begrüßen, so fiel es doch Stephan nicht schwer, sie davon zu überzeugen, daß er wirklich derjenige war, für den er sich ausgab. Er hatte vorsichtigerweise, um die Anerkennung des Onkels zu erreichen, die Papiere mit sich genommen, durch welche er gerichtlich als Sohn des verstorbenen Grafen A...witz anerkannt war. Allein deren hätte es bei der Freifrau kaum bedurft; denn die überraschende Ähnlichkeit mit dem Bilde seines verstorbenen Vaters, welche jetzt noch mehr hervortrat, wo er äußerlich den Bauernknecht völlig abgestreift hatte, reichte allein hin, jeden Zweifel an der Wahrheit seiner Aussage zu beseitigen. Die Aufnahme, welche er bei der Freifrau fand, ließ nichts zu wünschen, da der plötzliche Tod des Gatten bei ihr eine ihr sonst fremde Weichheit hervorgerufen hatte.

Und wie gut war es für die beiden alleinstehenden Frauen, daß sie in diesen Tagen an Stephan eine kräftige Stütze hatten!

Denn kaum war die Beerdigung vorüber, als Herr Kufstein seine Forderungen geltend machte, für die ihm jetzt, wo das böhmische Erbe nicht durch die Kugel seines Sohnes hatte gerettet werden können, ernstlich bange sein mußte. Er selbst erschien zwar nicht, noch viel weniger begreiflicherweise sein Sohn, sondern ein Sachwalter, dem er das Geschäft übertragen hatte, und zwar der nämliche, der auch die Geldgeschäfte für den verstorbenen Freiherrn besorgt hatte und dessen Verhältnisse aufs genaueste kannte.

Da stellte sich denn klar heraus, daß nicht nur das Vermögen der Freifrau völlig verausgabt war, sondern daß auch in den Händen des Herrn Kufstein eine stattliche An-

zahl von Schuldſcheinen war, die der Einlöſung harrten, deren nähere Prüfung durch Stephan aber auch ergab, daß der biedere Herr Kuffſtein es wohl verſtanden hatte, die Notlage des Freiherrn ausgiebig zu ſeinem Vorteil zu benutzen.

Von dem Sachwalter hörte Stephan denn auch, auf welche Hoffnung hin Kuffſtein dem Onkel all dieſe Summen geborgt habe, und wie derſelbe nun wegen ſeines Guthabens in großer Sorge ſei. Das war ihm genug, um ſich veranlaßt zu fühlen, dem Sachwalter eine Abfindungsſumme anzubieten, die dieſer für ſeinen Auftraggeber ohne weiteres annahm. Des Einverſtändniſſes ſeiner Mutter durfte er dabei gewiß ſein, da dieſe gewiß auf ihrem väterlichen Namen keinen Makel wollte ruhen laſſen.

An ſie hatte Stephan alsbald nach dem Tode des Onkels geſchrieben und ſie dringend gebeten, wenn es ihr irgend möglich ſei, ſelbſt zu kommen. Er wollte den entſcheidenden Schritt, den er ſich ſofort vorgenommen hatte, als er die lieblich erblühte Stephanie wiederſah, und zu dem er ſich immer ſtärker von ſeinem Herzen getrieben fühlte, als ſich ihm dieſe mit wärmeren als bloß verwandtſchaftlichen Gefühlen in ihrer offenen Weiſe erkennbar zuneigte, nicht ohne den Beirat und die ausdrückliche Einwilligung ſeiner Mutter thun, nämlich ſich mit Stephanien zu verloben. Und es koſtete ihn doch Mühe genug, mit der Äußerung ſeiner Herzensgefühle zurückzuhalten, wenn ſich das Mädchen ſo vertraulich und herzlich an ihn anſchloß. Sah ſie ihn doch jetzt in zwiefachem Sinne als ihren Retter an, ſeitdem er ſie aus den Händen des Herrn Kuffſtein befreit hatte. Daß er keine abſchlägliche Antwort von ihr erhalten würde, wenn er um ſie würbe, wurde ihm von Tag zu Tage gewiſſer, und ebenſowenig brauchte er von ſeiten der Freifrau einen Einſpruch zu befürchten, der ja auch freilich nicht viel zu bedeuten gehabt haben würde, denn dieſe war überaus freundlich gegen ihn, nachdem ſie erfahren hatte, welche Geldopfer er gebracht habe, um den Namen ihres Gatten und damit auch den ihrigen von der Schande ungetilgter Schulden rein zu erhalten. Es mochte aber dabei auch die Rückſicht auf ihre eigene Zukunft ſchwer ins Gewicht fallen; denn dieſe war nach

dem Verluſte ihres ganzen Vermögens eine ſehr traurige, wenn ſich Stephan nicht ihrer annahm und für ſie ſorgte.

Der Brief an ſeine Mutter, in welchem ſich Stephan offen und ehrlich über ſeine Stellung zu Stephanien und ſeine Abſichten auf ihre Hand ausgeſprochen hatte, that die gewünſchte Wirkung. Es war auch inzwiſchen ſommerliches Wetter eingetreten, welches der Gräfin die Reiſe geſtattete. Sie legte dieſelbe ohne jeglichen Nachteil für ihre Geſundheit zurück.

Als ſie Stephanien, welche die mütterliche Liebe, die ihr aus dem ganzen Weſen der Gräfin entgegenleuchtete, ſofort mit der wärmſten Zuneigung erwiderte, nur einige Tage beobachtet hatte, gab ſie mit Freuden ihre Einwilligung dazu, daß ſich Stephan nun erkläre und die Verlobung ſtattfände. Der ſtille, ernſte und fromme Sinn des Mädchens, ihr einfaches, natürliches Weſen muteten ſie um ſo mehr an, je weniger ſie bei der Freifrau davon fand.

Die Verlobung fand wegen der Trauer in aller Stille ſtatt. Nach derſelben ſollte Stephanie mit der Gräfin auf ihre Güter ziehen, während Stephan noch bleiben wollte, um die Verhältniſſe der Freifrau völlig zu regeln. Dieſelbe, ſo wurde es ausgemacht, ſollte zeitlebens die Nutznießung des Ritterguts behalten, für deſſen Verwaltung ihr Stephan einen tüchtigen Inſpektor zu beſorgen unternahm. Sie fügte ſich mit vielem Danke in dieſe Anordnung, die ihr ein völlig unabhängiges und ſorgloſes Leben ſicherte.

Ehe jedoch die Gräfin mit Stephanie zurückreiſte, wollte ſie es nicht verſäumen, den treuen Hirtenleuten, die ihr ihren Sohn erzogen hatten, perſönlich ihren Dank abzuſtatten.

An einem ſchönen Sonntag-Nachmittage wurde die Fahrt dorthin unternommen, und wer beſchreibt das Erſtaunen der alten Leute, als mit einemmal eine glänzende Kutſche vor ihrem Häuschen hielt und ganz unerwartet ihr Stephan mit zwei vornehmen Damen bei ihnen eintrat!

Die Thränen in den Augen der tiefgerührten Gräfin, als ſie den einfachen Leuten in warmen Worten ihren Dank ausſprach, waren für dieſe der ſchönſte Lohn. Sie wollten im Grunde von Dank gar nichts hören, ſondern meinten beſcheiden, ſie hätten doch nur einfache Chriſtenpflicht erfüllt.

Als nun aber Stepha.. ſeine Braut vorſtellte, und dieſe im Überſchwange ihres Gefühls der alten Frau um den Hals fiel und ſie küßte, da brachen bei Frau Margreth die hellen Thränen hervor, und mit zitternder Stimme rief ſie: „Gott ſegne euch mit ſeinem beſten Segen!“

„Aber nicht wahr, Mütterchen, jetzt kochſt du uns einen guten Kaffee?“ unterbrach Stephan heiter den rührenden Auftritt; „denn wir haben von der Hitze argen Durſt bekommen. Und weißt du was? Du könnteſt auch

dem Herrn Pfarrer eine Taſſe mitgeben, den ich ſchnell holen will.“

Doch dieſer war noch auf einem Filialdorfe abweſend, und ſo konnte ihm Stephan nur ſeine und der Seinigen herzlichſte Grüße hinterlaſſen.

Als die Gräfin während des Kaffeetrinkens den beiden alten Leuten den Vorſchlag machte, ſie auf eines ihrer Güter zu ſetzen, wehrten beide ab, und der Hirtenanton ſagte:

„Nein, Frau Gräfin, das geht nicht mehr für uns alte Leute. Hier, wo wir die langen Jahre miteinander gelebt und Leid und Freude, wie es der Herr ſchickte, zu-

sammen getragen haben, wollen wir auch warten, bis uns der Herr abruft, und uns bei unſrem Jaköbchen das letzte Bettlein bereiten laſſen. Ihr guter Sohn hat ja, wie uns der Herr Pfarrer vertraut hat, ſo reichlich für uns geſorgt, daß wir die paar Tage, die wir noch zu leben haben, ruhig und ſorgenfrei zubringen können und es beſſer haben als wir es je erwarten konnten. Unſer letzter Gedanke wird ein Segenswunſch für ihn ſein."

* * *

Dieſen Segenswunſch hat der Herr erfüllt. Er ſchenkte Stephan mit ſeiner Frau eine überaus glückliche Ehe, und den Lebensabend der im Glücke ihrer Kinder wieder neu auflebenden Gräfin erheiterten eine Reihe blühender Enkel, bei deren Anblick ſie oftmals mit innigem Danke gegen den Herrn an das ſchöne Wort der Schrift dachte:

„Um den Abend aber wird es licht ſein."

4. Rätſel.

Haſt du die erſte und nennſt ſie dein eigen,
Wohl dir! Du haſt dann ein köſtliches Gut.
Läßt du den Frieden nur nicht d'raus entweichen,
Schaffet es Glück dir und fröhlichen Mut.

Haſt du die zweite und nützeſt ſie weiſe
Dazu, wozu ſie der Herr dir geſandt,
Bringt ſie, bleibſt du nur im rechten Geleiſe,
Heil dir und Segen aus höherer Hand.

Kommen die beiden zuſammengebunden
Über dich plötzlich wohl über Nacht,
Dann iſt der erſten die Freude entſchwunden,
Und auch die zweite gar ſchwer dir gemacht.

5. Noch eins.

Schaue die beiden letzten dir an, ſie umſchließen die erſten;
Aber des Ganzen bedarf's, ſollen ſie werden vereint.

6.

Wer ſein eigener Lehrmeiſter ſein will, hat einen Narren zum Schüler.

So ſpricht die Weisheit auf der Gaſſe, das deutſche Sprichwort. Fein und höflich klingt das gerade nicht, wie denn das echte deutſche Sprichwort ſich überhaupt nicht mit feinen Redensarten abgiebt, ſondern frank und frei von der Leber weg redet, ſo „wie ihm der Schnabel gewachſen iſt“.

Aber wahr iſt, was ſo derb ausgeſprochen iſt, wenn auch dabei das Wort „Narr“ nicht in ſeiner allerſchlimmſten Bedeutung verſtanden werden darf.

Es ſoll wohl zunächſt damit geſagt ſein, daß, wer ſein eigener Lehrmeiſter ſein wolle, alſo zugleich Lehrer und Schüler in der nämlichen Perſon, kaum viel lernen könne, was es auch iſt, worauf ſich das Lehren und Lernen erſtrecken ſoll.

Denn wer noch ein Schüler iſt, alſo ſelbſt noch im Lernen begriffen, wie ſollte der lehren können, wenn auch nur ſich ſelbſt? Um wirklich ein Lehrmeiſter ſein zu können, muß man zuvor ſelbſt etwas Tüchtiges gelernt haben und in dem Fache, welches man betreiben will, zu einer gewiſſen Meiſterſchaft gelangt ſein.

Das fängt ja in unsern Tagen der ehrsame Handwerkerstand glücklicherweise wieder an zu begreifen und fordert deshalb mit Fug und Recht von jedem, der selbständig ein Handwerk betreiben und auch noch Lehrjungen darin unterweisen will, eine vorherige Prüfung, in welcher er an den Tag zu legen hat, daß er sein Handwerk versteht und es selber darin zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hat.

Wenn früher jeder Lehrbube, welcher ein paar Monate bei einem Meister in der Lehre gewesen war, also kaum die Anfangsgründe des Handwerks gelernt haben konnte, als selbständiger Meister arbeiten durfte und frisch drauf los anfing, sich Kundschaft zu suchen in der hohen Meinung von sich selbst, es werde ihm leicht werden, „durch die Übung Meister zu werden", was kam dabei heraus? — Nun, wenn auch nicht gerade wirkliche „Narren", so doch wirkliche „Pfuscher", die freilich oft genug durch die hohe Wichtigkeit, die sie sich selbst geben mußten, weil es sonst niemand that, den Eindruck machten, als seien ihnen in Wirklichkeit eine oder ein paar „Schrauben im Hirnkasten losgegangen", wie man wohl in feinerer bildlicher Weise von einem sagt, dem man nicht das unfeine, bildlose Wort „Narr" an den Kopf werfen will.

Wer aber hatte den Schaden davon? Das liebe, einfältige Publikum, welches nicht begreifen wollte, daß ein unreifer Bube, dem kaum der erste Flaum unter der Nase gewachsen ist, unmöglich in seinem Fache schon ein Meister sein könne, welches des alten Sprüchleins nicht eingedenk sein wollte: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen."

Je frecher sich solch ein unreifer Bube geberdete, je mehr er von seiner erlernten Kunst schwadronieren konnte, desto leichter und schneller ging das liebe unverständige Publikum auf den Leim, bis es durch so und so viele Pfuscharbeit an der Meisterschaft des Verfertigers endlich irre wurde und nicht mehr Lust hatte, diesem das von ihm selbst ersparte Lehrgeld mit verpfuschter Arbeit zu bezahlen.

Wie wahr unser Sprichwort ist, zeigt sich aber besonders in den Fällen, in welchen es einer trotzdem, daß er sein eigener Lehrmeister gewesen ist, dennoch zu etwas

gebracht hat, begünstigt durch vorzügliche Geistesgaben, oder durch scharfen Blick und angebornes Geschick. Denn da wird der Schüler, wenn er ausgelernt hat und in der That etwas geworden ist, fast in der Regel ein Hochmutsnarr, der nicht weiß, wie hoch er die Nase tragen soll. Er meint, alles, was er geworden ist, sich selbst zuschreiben zu dürfen, und vergißt doch, daß ihm dazu nur die reichen Gaben verholfen haben, womit ihn sein Gott und Herr vor andern ausgestattet hat, daß er sich also vor diesem in Demut zu beugen und mit dem großen Apostel zu bekennen hätte: „Durch Gottes Gnade bin ich, das ich bin", vergißt auch, daß er trotz seiner reichen Gaben wohl kaum etwas Rechtes geworden sein würde, wenn er etwa allein auf einer wüsten Insel aufgewachsen wäre, wie weiland Robinson Crusoë, und nicht im Verkehre mit andern Menschen eine Schule gehabt hätte, in welcher er mehr lernte, als er ahnt und sich in seinem Hochmute gestehen will.

Item, sein eigener Lehrmeister sein wollen und meinen, man könne alle andern Menschen entbehren, das ist an und für sich schon ein ganz beträchtliches Stück Narrheit; aber sich in der That für den eigenen Lehrmeister ansehen, dem man allein alles, was man geworden ist, zu danken habe, das macht die Narrheit vollkommen, und zwar die Narrheit, worin einer, ehe er sich's versieht, aus einem Schüler zum Meister geworden ist, die Hochmuts-Narrheit.

Und die Moral des Sprichworts? Ich denke, es ist die: Sei nicht zu stolz, von andern zu lernen, was du nur lernen kannst — und bleibe vor allem hübsch in der Demut, die es niemals vergißt, daß, soviel du auch gelernt, so weit du es auch gebracht hast, die Ehre und der Dank dafür nicht dir gebührt, sondern dem, von welchem geschrieben steht: „Er giebt den Weisen ihre Weisheit und den Verständigen ihren Verstand", der also eines jeden Lehrmeister sein muß, und in dessen Schule wir doch niemals auslernen, welcher darum auch durch den Mund seines Propheten warnt: „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmher-

zialeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden! Denn solches gefällt mir, spricht der Herr."

7. Anekdote.

Es ist Rechenstunde in der Schule. Der Lehrer hat der Oberklasse eine ziemlich schwierige Aufgabe zum Kopfrechnen gegeben, um sich, während dieselbe gelöst würde, mit seiner Unterklasse beschäftigen zu können.

Karlchen hat aber wichtigere Dinge im Kopfe als die gegebene Aufgabe, die ihm ohnehin schon durch die vielen Zahlen, die dabei zu behalten waren, etwas gruselig erschienen ist.

Er hat nämlich gestern beim Herumbalgen dem Sohne des Metzgermeisters eine ganz neue Jacke arg zerrissen und ihm noch dazu eine gehörige Tracht Prügel verabreicht. Nun hat ihm der Metzger heute früh beim Vorübergehen gedroht, er werde zu seinem Vater gehen und ihn verklagen. Was es dann daheim absetzt, weiß aber Karlchen aus reicher Leibeserfahrung. Drum ist es für ihn von hoher Wichtigkeit, ob der Metzger wirklich seine Drohung ausführt oder nicht.

Er kann von seinem Platze aus die Straße hinabsehen und die Thüre seines Vaterhauses beobachten, hat dies auch schon in der ersten Unterrichtsstunde so sorgfältig gethan, daß ihn der Lehrer wegen Unaufmerksamkeit tadeln mußte. Aber was thut das? Er muß einmal erfahren, was er daheim zu erwarten hat, und beobachtet deshalb, anstatt zu rechnen, fort und fort mit scharfen Blicken und aufgerecktem Halse die väterliche Hausthüre.

Plötzlich wendet sich der Lehrer um, sieht, wie Karlchen so angelegentlich auf die Straße schaut, und denkt deshalb, derselbe habe die Aufgabe bereits fertig gelöst.

„Nun, Karl," fragt er, „was kommt heraus?"

„Eben nur der Schornsteinfeger!" lautet vergnüglich die Antwort, die aber dem sixen Antworter außer dem Hohngelächter der Mitschüler auch ein paar gehörige Ohrfeigen von seiten des Lehrers einträgt.

8. Deutſchland draußen.*)

Wo das liegt? Ja, lieber Leſer, einſtweilen im vollen Sinne des Wortes noch nirgends, aber hoffentlich mit der Zeit an recht vielen Orten hin und her in der ganzen Welt, wie denn jetzt ſchon ein hoffnungsreicher Anfang dazu vorhanden iſt.

Von dieſem Deutſchland draußen möchte die Spinnſtube auch einmal ein Wörtchen verlauten laſſen, weil ſie gewiß ſein darf, damit den Wünſchen nicht weniger Leſer entgegenzukommen.

Wer in den letzten Jahren die Zeitungen geleſen hat, oder auch den Kammerverhandlungen gefolgt iſt, der weiß, wieviel ſchon darüber geſchrieben und verhandelt worden iſt, ob Deutſchland auch, wie die meiſten europäiſchen Staaten, Anſiedelungen oder „Kolonieen“ in fremden Weltteilen haben müſſe, oder derſelben entraten könne; der weiß auch, wie dieſe Frage von der einen Seite mit einem begeiſterten Ja beantwortet wird, von der andern mit einem verdrießlichen Nein.

Der Spinnſtubenſchreiber kann ſich ſeinerſeits nur mit ganzer, voller Überzeugung auf die Seite der Ja-Sager ſtellen, wenn er auch keineswegs zu denjenigen gehört, die ſich von ihrer Begeiſterung zu den ausſchweifendſten Hoffnungen hinreißen laſſen, und zu dem, ſagen wir: Wahne, als ob in ein paar Jahren ein „Deutſchland draußen“ fertig geſtellt werden könne, durch welches dem Mutterlande, wer weiß, was für Vorteile zufließen müßten. Er iſt ſich vielmehr klar bewußt, daß, wenn irgendwo, ſo hier, die beiden Sprüchlein ihre Geltung behalten müſſen: „Rom iſt nicht in einem Tage gebaut“ — und „aller Anfang iſt ſchwer“.

Aber auch darüber iſt er ſich klar, daß es für Deutſchland in ſeinen jetzigen Verhältniſſen eine Unmöglichkeit iſt, ſich ganz ſtill und ruhig in ſeinen europäiſchen Grenzen zu halten und ganz ruhig zuzuſehen, wie andere Nationen ihre Grenzpfähle immer weiter hinauszurücken ſuchen und ſich in das herrenloſe Gebiet teilen, deſſen noch ſoviel auf der Erde zu finden iſt.

*) Hierzu eine Karte.

Der deutsche Michel darf und kann sich jetzt einmal nicht mehr die Schlafmütze über Augen und Ohren ziehen lassen, seitdem er sich bewußt geworden ist, daß er ein paar gehörige Fäuste besitzt zum wirkungsvollen Zuschlagen, aber ebensowohl auch zum kräftigen Zugreifen, wo letzteres mit Ehren geschehen kann.

Lassen wir zunächst einmal die Zahlen ihre unwiderlegliche Sprache reden.

Nach den Aufzeichnungen der Reichsstatistik haben in den Jahren 1871 bis 1888 das Gebiet des Deutschen Reiches verlassen 1 769 297 Personen. Was dieselben zur Auswanderung trieb, soll hier nicht weiter untersucht werden. Aber daß mit ihnen ein unschätzbares Kapital von Arbeitskraft und auch von Geld aus dem Deutschen Reiche weggegangen ist, unterliegt keinem Zweifel.

Der allergrößte Teil dieser Auswanderer ist nach Nordamerika hinübergesegelt, nämlich 1 618 816 Personen, ja nach der Berechnung der Amerikaner sogar 1 884 750.

Was wird nun aus diesen 16- bis 18-Hunderttausenden drüben? — In dem ersten Geschlechte, dem Geschlechte der Auswanderer selbst, bleibt noch deutsche Sprache, deutsche Art und auch deutsches Heimatgefühl. Ja, nicht wenige, wenn es ihnen drüben gelungen ist, emporzukommen und sich ein hinreichendes Vermögen zu erwerben, kehren, vom Heimweh getrieben, wieder zurück, um sich in deutscher Erde begraben zu lassen.

Aber schon bei ihren Kindern geht deutsche Sprache und deutsche Art allmählich verloren; sie werden durch den steten Verkehr mit Amerikanern nach Sprache und Sitte selbst Amerikaner und vergessen häufig ganz, daß ihre Wiege noch auf deutscher Erde gestanden hat.

Im dritten und vierten Geschlecht aber ist in der Regel schon jeder Zusammenhang mit der Heimat der Vorfahren völlig zerschnitten.

Wie so ganz anders würde es doch sein, wenn die durchschnittlich 80 000 Deutschen, welche jährlich ihr Vaterland verlassen, über dem Meere eine Gegend wüßten, wo sie die Vorteile wohl finden könnten, die sie von der Auswanderung erhoffen, ohne die Nachteile erleiden zu müssen, die damit verbunden sind! Wo sie nicht genötigt wären,

erſt eine fremde Sprache zu erlernen und das teure Lehrgeld zu bezahlen, welches demjenigen nicht erſpart wird, der durch den bloßen Umgang eine fremde Sprache erlernen ſoll! Wo ſie unter lauter Landsleuten ihre deutſche Sprache, ihre deutſche Sitte und Art ruhig beibehalten könnten, ohne genötigt zu ſein, ſich in das Fremdländiſche hineinzuquälen!

Und welch ein Vorteil für den deutſchen Handel und die deutſche Induſtrie, wenn ſolche deutſche Kolonieen, die den engen Zuſammenhang mit dem Mutterlande feſthielten, alle ihre Bedürfniſſe aus Deutſchland bezögen und wiederum alle ihre Erzeugniſſe nach Deutſchland ſchickten, was ja heutzutage bei dem ſo ſehr erleichterten Verkehre ganz wohl möglich ſein würde.

Nun giebt's ja wohl ſchon eine Anzahl ſolcher Kolonieen von lauter Deutſchen in Südamerika; aber ſie ſind fremden Geſetzen unterworfen, von einer fremden Obrigkeit abhängig, und ihre Bewohner, wenn ſie auch deutſche Sprache und Sitte bewahren, laufen doch Gefahr, früher oder ſpäter ganz in dem fremden Staate aufzugehen.

Wie ganz anders würde es ſein, wenn ſie auch im fremden Lande auf deutſchem Boden leben könnten, deutſche Obrigkeit und deutſche Geſetze hätten und vom deutſchen Heimatlande durch nichts geſchieden wären, als durch das „große Waſſer"!

Es würden freilich ſolche Kolonieen, wie es auch die ſüdamerikaniſchen Anſiedelungen in der That ſind, Ackerbaukolonieen ſein müſſen und deshalb nur in ſolchen Gegenden möglich ſein, wo der Boden des Anbaues fähig und das Klima derart iſt, daß es der an ein gemäßigtes Klima gewöhnte Deutſche dort auch bei der Arbeit aushalten kann. Jedoch ſolcher Gegenden, die noch keiner fremden Oberhoheit unterworfen ſind, dürfte es nicht ſehr viele mehr geben, nachdem Deutſchland ſo lange unthätig zuſehen mußte, wie ſich andere Nationen in die herrenloſen Gebiete der Erde teilten.

Indeſſen auch in ſolchen Gegenden, wo für Ackerbaukolonieen keine günſtigen Verhältniſſe vorhanden ſind, wo der Deutſche, überhaupt der Europäer, das ihm zuträgliche Klima nicht findet, in welchem eine feſte, dauernde Anſiedelung und vor allem körperliche Arbeit für ihn möglich

wäre, würden gleichwohl deutsche Kolonieen von außerordentlichem Vorteile sein.

Denn Deutschland bezahlt nach einer von zuständiger Seite aufgestellten Berechnung für ausländische, aus der heißen Zone zu beziehende Waren jährlich die enorme Summe von etwa 1000 Millionen Mark, abgesehen von dem, was für ausländische Gewürze ausgegeben wird, beispielsweise allein für Kaffee 172 Millionen, für Baumwolle 168 Millionen, für Tabak etwa 45 Millionen.

Welch ein Gewinn für den Nationalwohlstand würde es sein, wenn diese kolossalen Summen von Deutschen verdient werden könnten, die als Pflanzer in den heißen Gegenden angesiedelt wären, oder als deutsche Schiffsherren und Kaufleute den Vertrieb dieser Waren allein besorgten, wenn also diese kolossalen Summen, anstatt das Ausland zu bereichern, in deutschen Händen blieben!

Daß es Deutsche, wenn sie vernünftig leben und sich der Eigenart des fremden Landes in Nahrung, Kleidung und Wohnung möglichst anbequemen, auch in der heißen Zone längere Zeit ganz wohl aushalten können, ist eine vielfach erwiesene Thatsache. Sie dürfen dort freilich keine schweren körperlichen Arbeiten verrichten, sondern müssen für diese die Eingebornen heranziehen, die an das Klima gewöhnt sind und es auch unter der Arbeit ertragen können. Aber die Leitung und Beaufsichtigung der Pflanzungen ist auch dem Deutschen ganz wohl möglich. — Und wenn sie auch, um nicht dem erschlaffenden, heißen Klima zu erliegen, von Zeit zu Zeit im deutschen Heimatlande Erholung und Stärkung suchen müßten, um dann neugekräftigt wieder zurückzukehren, so wäre dies ja das wirksamste Mittel, das Band mit der deutschen Heimat unzerreißbar festzuhalten.

Aber auch für solche „tropische Kolonieen" ist es eine unbedingte Notwendigkeit, daß das Gebiet, auf welchem sie angelegt werden, unter deutscher Oberhoheit oder doch unter sicherem deutschen Schutze steht.

Man hört wohl manchmal auch das als Grund anführen, aus welchem es für das Deutsche Reich wünschenswert und heilsam wäre, ausländische Kolonieen zu besitzen, daß man dorthin die schlimmsten Verbrecher des Mutterlandes in die Verbannung schicken könnte. Aber Gott be-

DEUTSCHE KOLONIEN

hüte uns davor, daß jemals eine deutsche Kolonie zu solchem Zwecke benützt würde!

Werden doch schon allzuviel Verbrechen in die fernen Länder hinübergeleitet durch den heillosen Branntwein, den man dorthin ausführt, und der, wie er schon daheim bei uns Verbrechen über Verbrechen hervorruft, unter den sogenannten „wilden Völkerschaften" mit ihren ungezügelten Leidenschaften noch viel größeres Verderben anrichtet! Man braucht wahrlich nicht auch noch Verbrecher zu versenden, die mit ihrem bösen Beispiele jene Völkerschaften verderben, so lange der Branntweinhandel nach den fernen Ländern ungehindert fortbesteht und in so entsetzlichem Maße betrieben wird, daß im Jahre 1887 allein von Hamburg aus — man schämt sich fast, es niederzuschreiben! — 23 000 Tonnen Branntwein, jede Tonne 10 000 kg schwer, nur nach der westafrikanischen Küste ausgeführt wurden, 57 Prozent der Gesamtausfuhr! Wer den armen Heiden nichts Besseres zu bringen weiß und bringen will, als Branntwein und Verderben, bleibt zehnmal, hundertmal, tausendmal besser ganz von ihnen fort.

Ist denn aber etwa der Gedanke, fremdländische Kolonieen anzulegen, und das Streben, in den Besitz solcher zu kommen, etwas ganz Neues, früher nie Dagewesenes?

Keineswegs. Denn schon vor 200 Jahren, nämlich im Jahre 1681, gründete Preußens großer Kurfürst solch eine Kolonie an der Westküste von Afrika, der sogenannten „Sklavenküste". Nachdem er sich eine Flotte geschaffen hatte, schickte er ein stattliches Kriegsschiff dorthin, erwarb von einigen Negerhäuptlingen ein kleines Gebiet und erbaute zum Schutze des Erworbenen und zugleich des Handels, der sich von Brandenburg aus dorthin entwickeln würde, drei festungsartige Kastelle, die er mit Truppen besetzte.

Wenn diese Erwerbung, welche für den weitausschauenden Blick des großen Kurfürsten beredtes Zeugnis ablegt, aber begreiflicherweise den Neid der anderen Staaten erregte, die bereits Kolonieen besaßen und den neuen Mitbewerber auf diesem Gebiete fürchteten, keine lange Lebensdauer hatte und schließlich für den kaum nennenswerten Preis von 6000 Gulden dem Hauptfeinde derselben, der

holländisch ostindischen Kompanie, überlassen werden mußte, so hatte dies seinen Grund hauptsächlich darin, daß die beiden nächsten Nachfolger des großen Kurfürsten, die Könige Friedrich I und Friedrich Wilhelm I, andere Ziele im Auge hatten, als die Festhaltung und Erwerbung überseeischer Besitzungen. Auch fehlte eine genügende Flotte, welche dazu unbedingt erforderlich gewesen wäre, deren Gründung aber selbst Preußens großer König, Friedrich II, entschieden von sich ablehnte.

Jedoch der Gedanke an die Erwerbung auswärtiger Kolonieen erlosch deshalb im deutschen Volke nicht, besonders nicht in der Handelswelt, die ihre Fühlhörner immer weiter ausstreckte, um neue Absatzgebiete zu suchen, dabei aber häufig genug schmerzlich erfahren mußte, daß ihre Handelsflagge jeglichen Schutzes entbehrte, und denselben erforderlichenfalls bei den Engländern, Franzosen und Portugiesen suchen mußte. Sollte der deutsche Handel zu kräftiger Entwickelung kommen, so bedurfte er in den verschiedenen Teilen der Erde, in denen er seine Fäden angeknüpft hatte, durchaus fester Stützpunkte, wie sie nur unter deutscher Oberhoheit stehende Kolonieen darbieten konnten.

Als nun im Jahre 1871 das Deutsche Reich wieder erstand und eine Flotte gegründet wurde, die der deutschen Flagge in allen Teilen der Erde Anerkennung und Achtung errang; als der Name des großen Kaisers Wilhelm I bei allen Völkern, zu denen er drang, zu hoher Verehrung gelangte; als die Machtstellung des Deutschen Reiches festen Grund gewonnen hatte: da tauchten auch mit Macht wieder die Bestrebungen auf, für das neuerstandene Reich auswärtige Kolonieen zu erwerben.

Leider fanden jedoch diese Bestrebungen großes Widerstreben. Wurde doch im Jahre 1886 durch den Reichstag selbst der bescheidene Vorschlag des Reichskanzlers abgelehnt, die Samoa-Inseln, welche jüngst durch den Untergang deutscher Schiffe eine so traurige Berühmtheit erlangt haben, zur Unterstützung des dort in blühender Entwickelung stehenden deutschen Handels unter deutschen Schutz zu stellen, so daß es nur zu einem Vertrage mit dem Könige dieser Inseln kam, wonach den Deutschen die Rechte der meistbegünstigten Nationen eingeräumt wurden.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
OERTEL,(F.)W.(P.)

3-598-52099-9
FN. 09446/043

Erst im Jahre 1884 gewannen die kolonialen Bestrebungen, die unausgesetzt fortdauerten und zur Gründung mehrerer Kolonialvereine führten, einen ernstlichen Erfolg. Es erschien je länger je mehr unmöglich und mit der Ehre des deutschen Namens unvereinbar, daß deutsche Handelsgesellschaften, welche in fremden Weltteilen Niederlassungen errichtet und auf eigene Kosten Erwerbungen gemacht hatten, ohne staatlichen Schutz jeder Bedrückung ausgesetzt blieben.

So wurde denn an der Westküste von Afrika, in Togo und Kamerun, die deutsche Flagge aufgezogen und damit die dort bestehenden deutschen Besitzungen unter den Schutz des Reiches gestellt. In dem nämlichen Jahre 1884 folgte dann die Erwerbung von Südwest-Afrika, von Kaiser-Wilhelms-Land und von dem Bismarck-Archipel, von denen nachher noch näher die Rede sein wird. In dem nächsten Jahre 1885 wurde von Kaiser Wilhelm I für die an der Küste von Ostafrika gemachten Erwerbungen ein deutscher Schutzbrief erteilt und auch auf die Marschall-Inseln ausgedehnt. Es wurden nun mit andern Kolonialstaaten Verträge abgeschlossen, durch welche die erworbenen Gebiete noch erweitert oder doch die gegenseitigen Grenzen festgesetzt wurden. Durch einen Vertrag mit England erhielt Deutschland im Jahre 1886 auch einen Teil der Salomo-Inseln.

Wie es im Jahre 1885 mit den Karolinen-Inseln ging, wie über das streitige Recht des Besitzes auf dieselben die Entscheidung in die Hände des römischen Papstes gelegt wurde, und wie diese zu Ungunsten Deutschlands ausfiel, ist wohl jedem Deutschen noch bewußt.

Das ganze Gebiet der deutschen Kolonieen wird jetzt auf rund etwa 40 000 Quadratmeilen geschätzt, ist also nahezu viermal so groß als das deutsche Mutterland. Wenn auf diesem großen Gebiete nur etwa zwei Millionen Bewohner gezählt werden, so ist dies Beweises genug, wie viel freier Raum dort noch ist für unternehmungslustige deutsche Auswanderer.

Wir laden nun den geneigten Leser ein, mit uns einen kleinen Rundgang durch die deutschen Kolonieen zu machen, und führen ihn zuerst nach dem vielgenannten

1. Kamerun,

welches an der Westküste von Afrika liegt, gegenüber der spanischen Insel Fernando Po und vom 2. bis 9. Grad nördlicher Breite sich erstreckt, mit dem dazu gehörigen Hinterlande einen Flächeninhalt von etwa 600 Quadratmeilen hat und eine Küstenlänge von 45 Meilen besitzt.

So nahe am Äquator gelegen, hat es natürlich ein heißes Klima, besonders an der Meeresküste, wo jedoch die Seewinde und häufige Regengüsse oft die Luft sehr wohlthuend abkühlen. Zur Regenzeit ist indessen der Küstenstrich eine Brutstätte giftiger Nebel und gefährlicher Fieber, von denen selbst die Eingebornen, geschweige denn die Europäer, viel zu leiden haben. Für den Europäer verbietet hier die erschlaffende Hitze jede anstrengende körperliche Arbeit. Er kann hier höchstens als Aufsichtsbeamter beschäftigt werden, während zur Arbeit Eingeborne genommen werden müssen.

Da aber das Land von der Küste aus sich immer mehr erhebt, so nimmt auch die erschlaffende und entkräftende Hitze immer mehr ab, und da, wo es sich bis zu einer Höhe von 1000 Metern erhoben hat, herrscht eine durchschnittliche Wärme von 14 Grad, bei welcher es der Europäer sehr wohl aushalten kann, zumal da auch hier die Fieber des Küstenstrichs kaum auftreten.

Da das höher gelegene Gebiet sehr wald- und wasserreich ist, so ist seine Ertragsfähigkeit außerordentlich groß, und es giebt kaum ein Gewächs, welches hier nicht gedeiht, von den Pflanzen an, deren Früchte nur die tropische Sonne reifen kann, bis herab zu unsern europäischen Getreidearten und Gemüsen.

Die Eingebornen, welche unter den verschiedenartigsten Namen auf dem deutschen Gebiete leben, sind große, kräftige Gestalten von kaffeebrauner bis schwarzer Hautfarbe. Sie sind zur Arbeit überaus tüchtig, müssen aber für dieselbe erst erzogen werden, da es der freie Eingeborne für schimpflich hält, eine Handarbeit zu verrichten, und diese seinen Weibern und Sklaven überläßt.

Was ihre Religion angeht, so glauben sie zwar an einen höchsten Gott, der alles sehe und höre, und der des-

halb sehr gefürchtet ist; aber viel mehr noch fürchten sie sich vor den bösen Geistern. Sie glauben nämlich, daß der Mensch zwei Seelen habe, von denen die eine nach dem Tode des Menschen zu den Göttern gehe, die andere aber sich als Gespenst auf der Erde umhertreibe, um allerlei Unheil anzustiften. Gegen diese bösen Geister vermögen nach ihrer Meinung nur die Zauberer etwas, die darum sehr angesehen und gefürchtet sind.

Das Christentum, welches unter ihnen schon seit Jahrzehnten durch englische Missionare geprediget worden ist, konnte bis jetzt sehr wenig Fuß fassen. Hoffen wir, daß es den deutschen Missionaren, die seit 1885 dort arbeiten, unter Gottes Segen und Hilfe gelingt, ihm festeren Fuß zu verschaffen.

2. Togo-Land.

Dieses Land, welches an der Sklavenküste in Oberguinea liegt, ist seit 1884 deutsches Schutzgebiet und wird von einem kaiserlichen Kommissar verwaltet. Demselben steht auch bereits eine Art von bewaffneter Macht zu Gebote, nämlich ein preußischer Feldwebel mit etwa dreißig schwarzen Soldaten. Wer diese einmal exerzieren sähe!!

Togo-Land hat nur ein kleines Küstengebiet, aber schon jetzt ein ziemlich bedeutendes Hinterland, das sich voraussichtlich mit dem Wachsen des deutschen Einflusses noch vergrößert.

Auch hier ist, wie in Kamerun, die Küstengegend wegen der dort herrschenden Fieber eine gefährliche; aber in den Gebirgslandschaften wird das Klima so, daß es auch den Weißen gestattet, sich dort niederzulassen und selbst zu arbeiten. Der Boden dort ist überaus ertragsfähig, da mit der Wärme und dem Wasserreichtum die Bedingungen für ein üppiges Wachstum aller Pflanzen gegeben sind, der tropischen sowohl, wie auch der bei uns einheimischen.

Die Eingebornen, die Ewe-Neger, sind körperlich wie geistig gut beanlagt und machen durch ihre Reinlichkeit eine rühmliche Ausnahme von fast allen ihren farbigen Brüdern. Im Innern des Landes sind sie fleißige Ackerbauer und würden für deutsche Pflanzungen ganz schätzbare Arbeiter

abgeben. Bis jetzt aber fehlen solche Pflanzungen, und nur Hamburger und Bremer Kaufleute haben an der Küste ihre Niederlassungen, von denen aus sie mit dem reichen Hinterlande des Sudan Handelsbeziehungen anzuknüpfen versuchen.

Auch hier findet die Mission ein reiches Arbeitsfeld, da die Ewe-Neger arge Fetischdiener sind und mit ihren religiösen Anschauungen auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Sie nehmen das erste, beste Tier, ja ein Holz oder einen Stein, worüber sie stolpern, zum Fetisch mit nach Hause und beten ihn an. Hilft das nichts, so werfen sie einfach den ersten Fetisch weg und nehmen sich einen andern. Da aber die Ewe-Neger im ganzen sehr friedliebende Leute sind und die Überlegenheit des weißen Mannes unbestritten anerkennen, so steht zu hoffen, daß auch das Evangelium des Friedens bei ihnen Eingang findet, so gut wie europäische Kultur.

Gehen wir nun an der Westküste von Afrika weiter herab nach Süden, so finden wir wieder ein unter deutschem Schutze stehendes, jetzt der „deutschen Kolonialgesellschaft für Westafrika" gehöriges Gebiet von großer Ausdehnung, das sogenannte

3. Lüderitz-Land.

Es führt diesen Namen von einem bremischen Handelsherrn, Lüderitz mit Namen, der schon im Jahre 1883 durch einen eigens entsandten Agenten und unter Vermittelung der rheinischen Missionare, welche dort schon seit 1840 ihr Arbeitsfeld haben, das Küstengebiet in einer Breite von 20 deutschen Meilen von dem Häuptlinge der eingebornen Namas, Joseph Frederiks, erkaufte, welches dann 1884 unter deutschen Schutz gestellt wurde. Durch Freundschafts- und Handelsverträge mit noch anderen Häuptlingen der Eingebornen wurde dieses Gebiet immer mehr erweitert, so daß es schon jetzt vom 29. bis 18. Grad südlicher Breite reicht, mit einer Küstenlänge von 200 Meilen und einem Flächeninhalte, der auf 20 000 Quadratmeilen geschätzt wird. Auf Genauigkeit kann jedoch diese Schätzung keinen Anspruch machen, da die Grenzen des Gebiets nach Osten hin noch nicht festgestellt sind.

Etwa in der Mitte des Küstenstrichs liegt die schon früher von den Engländern in Besitz genommene Walfisch-Bai, und etwa 4 Grad weiter nach Süden das viel genannte „Angra Pequena", oder zu deutsch „die kleine Bucht", einer der wenigen an dieser Küstenstrecke befindlichen brauchbaren Häfen.

Das ganze Küstenland ist eine Wüste, von der selbst die Eingebornen sagen, daß sie könne „einen Hund zum Heulen bringen". Und wir verstehen diesen kräftigen Ausdruck, wenn wir hören, daß sich dort weder Pflanzen noch Wald finden, höchstens etwas niedriges Dorngestrüpp, daß die Flußbetten ohne Wasser sind und sich nur während der Regenzeit füllen, wo sie dann freilich oft so übertreten, daß sie alles weit und breit zum See umwandeln; daß aber auch die Flußläufe, welche auch während der achtmonatlichen Trockenzeit Wasser haben, für den Verkehr nicht zu brauchen sind, weil sie vielfache Stromschnellen und Wasserfälle haben, welche die Schiffahrt hindern.

Wenn nicht dieses Gebiet durch die Erze, die man dort zu finden hoffen darf, und unter welchen selbst Gold nicht fehlt, einen mit der Zeit wenigstens lohnenden Bergbau in Aussicht stellte, so wäre, kann man wohl sagen, die halbe Million, für welche es die „südwestafrikanische Kolonialgesellschaft" von dem Erstbesitzer Lüderitz erkauft hat, und zwar im April 1885, weggeworfenes Geld. Ohnehin ist der furchtbar jähe Wechsel, dem dort die Wärmeverhältnisse unterworfen sind, und der zwischen nächtlichem Frost und einer Tageshitze von 35 bis 40 Grad auf- und absteigt, auf die Dauer für den Europäer kaum zu ertragen, und wenn er noch so vorsichtig lebte.

Mehr in das Innere hinein finden sich freilich auch bessere Gegenden, in welchen es nicht nur schöne Wälder giebt, sondern auch große, üppige Weidestrecken und sogar Stellen, an denen der Weizen ganz gut gedeiht. Im allgemeinen aber ist der Pflanzenwuchs ein sehr ärmlicher, weil die notwendigste Bedingung für die Üppigkeit desselben fehlt, das Wasser.

Die Eingebornen gehören drei verschiedenen Volksstämmen an. Im Süden wohnen die Namaqua, weiter nach Norden hin die Herero und wieder nördlich von

diesen die Ovambo. Zwischen diesen treiben sich im ganzen Gebiete die räuberischen Berg-Damra umher.

Die Zahl der Eingebornen soll sich auf etwa 250 000 belaufen. Besonders liebliche Erscheinungen sind jedoch diese neuen Landsleute nicht, zumal wegen ihrer widerlichen Ausdünstung, welche von ihrer Unreinlichkeit und ihrer Sitte, sich am ganzen Körper reichlich mit Fett einzuschmieren, herrührt. Man soll sie fast ebenso früh riechen als sehen.

Während die Namaqua eine gelbe bis gelbbraune Hautfarbe haben, sind die Herero und Ovambo richtige Schwarze. Die Namaqua sind außerordentlich träge und entschließen sich nur zu arbeiten, wenn sie die bitterste Not drängt. Sie verarmen immer mehr, besonders seitdem ihnen der Branntwein so reichlich zugeführt wird, für welchen ihnen alles feil ist; deshalb ist es auch nicht schwer, Land von ihnen zu erwerben. Sind sie ganz verarmt, so ziehen sie sich in die Wälder des Inneren zurück und werden freche Räuber, die mit ihren Nachbarn, den Herero, in beständigem Kampfe liegen.

Denn diese sind Viehzüchter, und ihre Herden, mit denen sie stets umherziehen, um gute Weideplätze aufzusuchen, und die bei einzelnen die Zahl von 30- bis 40 000 Köpfe erreichen sollen, sind für die räuberischen Namaqua ein Gegenstand heißen Begehrens und fortwährender Nachstellungen.

Am höchsten unter diesen drei Volksstämmen stehen die Ovambo, die zwar auch Viehzüchter sind, aber seßhafte, welche auch Ackerbau treiben.

Wo das Gebiet nach Osten hin der großen Kalahari-Wüste zugeht, trifft man noch Zwergvölker, deren durchschnittliche Größe etwa 140 cm beträgt, und die unter allen Völkerschaften Afrikas wohl die niedrigste Stufe einnehmen.

Die christlichen Missionare, unter welchen die rheinischen hier zuerst auf dem Platze waren, haben zur Hebung der drei Völkerstämme schon viel gethan und hin und her in dem ganzen Gebiete Stationen errichtet, von denen aus sie das Christentum auszubreiten bemüht sind, soweit sie die umherziehenden Viehzüchter erreichen können. Die wichtigsten unter diesen Stationen sind im Namaqua-Lande: Bethanien, Berfaba, Gibeon und Neu-Barmen; im Damara-

Lande: Otjimbingue. Am meisten Hinderung für die Ausbreitung des Christentums bereiten die den Christennamen tragenden betrügerischen Händler, welche für wertlosen Tand, für Tabak und besonders den heillosen Branntwein, mit dem sie die Verkäufer vor Abschließung des Handels betrunken machen, Vieh einhandeln, welches sie dann in der Kapkolonie mit großem Gewinn verkaufen.

Sollte es gelingen, daß die deutsche westafrikanische Gesellschaft größeren Zugang zu den reich bevölkerten, sowie überaus fruchtbaren und auch gesunden Hinterländern am oberen Teile des Sambesi-Flusses gewinnt, so könnte auch dieses unter deutschem Schutze stehende und von einem deutschen Reichskommissar verwaltete Gebiet noch hohen Wert gewinnen, besonders wenn auch der Bergbau einen höheren Aufschwung nimmt und es vor allem möglich wird, das Ansehen der Deutschen zu größerer Geltung zu bringen, als es jetzt bei den frechen, räuberischen Namaquas besitzt.

Wenn es nicht eine gar zu beschwerliche Reise wäre, so würden wir jetzt den geneigten Leser einladen, wie der berühmte Reisende und jetzige deutsche Reichskommissar, Hauptmann Wißmann, „unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost" zu ziehen, um ein anderes, neuerdings besonders wichtig gewordenes deutsches Kolonialgebiet zu erreichen, nämlich

4. Deutsch-Ostafrika mit Witu.

Wir wählen aber lieber den bequemeren und schnelleren Seeweg, schiffen uns in Angra Pequena ein, umfahren das Kap der guten Hoffnung, und wenn uns die dort so häufigen gefährlichen Stürme ungeschoren lassen, gelangen wir in den indischen Ozean, fahren an der Ostküste Afrikas zwischen dieser und der Insel Madagaskar gegen Nordosten und erreichen bei dem Flusse Rovuma, etwa der nördlichen Spitze von Madagaskar gegenüber, unter dem 11. Grade südlicher Breite die südliche Grenze des oben genannten deutschen Gebiets.

Dasselbe erstreckt sich vom 11. bis zum 5. Grad südlicher Breite der Meeresküste entlang und hat ein Hinterland, welches bis zum östlichen Ufer des großen Victoria-

Nyanza-See ins Innere hineinreicht. Es wird auf etwa 22 000 Quadratmeilen geschätzt, seine Bewohner auf 800 000 Seelen.

Nur durch einen kleinen Landstrich, auf welchem Englands Interessen vorherrschen, von dem Hauptgebiete getrennt, liegt das etwa 25 bis 30 Quadratmeilen umfassende Witu-Land. Da aber auch die ganze, etwa 200 Meilen lange Somali-Küste im Jahre 1885 unter deutschen Schutz gestellt wurde, so reicht das ganze ostafrikanische deutsche Schutzgebiet vom Rovuma-Flusse bis zum Kap Guardafui, oder vom 11. Grad südlicher bis zum 12. Grad nördlicher Breite.

Den Anfang dieser bedeutenden Erwerbung machte im März 1884 die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", indem sie in aller Stille, um jeder etwaigen fremden Unternehmung zuvorzukommen, eine Expedition nach Ostafrika entsandte. Diese schloß mit mehreren Sultanen des der Insel Sansibar gegenüberliegenden Festlandes Verträge ab, in welchen diese „für ewige Zeiten" ihre Gebiete der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu freier Verfügung abtraten. Durch einen der Gesellschaft im Februar 1885 erteilten kaiserlichen Schutzbrief wurden die erworbenen Gebiete unter die Oberhoheit und den Schutz des Deutschen Reiches gestellt.

Im Jahre 1887 bildete sich eine besondere „ostafrikanische Kolonisations-Gesellschaft", die allmählich das ganze oben bezeichnete Gebiet unter den Schutz des Deutschen Reiches brachte.

Als der Sultan von Sansibar auf das zuerst erworbene Gebiet Hoheitsansprüche erhob und sogar gegen die bereits errichteten Stationen Feindseligkeiten eröffnete, genügte das Erscheinen von ein paar deutschen Kriegsschiffen, um den Sultan zu bewegen, daß er die deutsche Schutzherrschaft in vollem Umfange anerkannte, sogar einen Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche schloß und den Deutschen die Benutzung der beiden vorzüglichen Häfen Dar-es-Salam und Pangani zugestand, von denen aus sie durch den zehn Meilen breiten Küstenstreifen, welcher als eigentliches Gebiet des Sultans von Sansibar in Gemeinschaft mit England festgesetzt wurde, einen freien Zugang zu dem von ihnen in Besitz genommenen Hinterlande haben

sollten. Da aber in den beiden Häfen der Sultan Zölle erheben ließ und die Deutschen beständig den Ränken und Beläſtigungen ſeiner Zollbeamten ausgeſetzt geweſen wären, ſo wurde im April 1888 mit dem Sultan ein Vertrag abgeſchloſſen, durch welchen gegen eine dem Sultan zu zahlende Entſchädigung die ganze Verwaltung des Küſtenſtrichs zunächſt für fünfzig Jahre der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft übertragen wurde.

In den Ländern Deutſch-Oſtafrikas ſind ſowohl die Bodenbeſchaffenheit, wie auch das Klima durchaus verſchieden: auf dem 20 000 Fuß hohen Berge Kilima-Ndſcharo ewiger Schnee, an der Meeresküſte eine Hitze, die zu keiner Jahreszeit unter 18 Grad herabſinkt. Dazwiſchen aber ſind auf den terraſſenartig anſteigenden Hochebenen alle die verſchiedenen Zonen der Erde vertreten, ſo daß auch der Europäer dort Gegenden findet, in welchen er dauernden Aufenthalt nehmen kann.

Der nördlichſte Teil des Gebietes, die Somalikküſte, bietet allerdings nur dürres, ödes Weideland, iſt aber mit ſeinem geſunden, fieberfreien Klima ſehr geeignet für Handelskolonieen, wenn erſt ein weiteres Eindringen in das Innere dorthin dem Handel die Wege gebahnt haben wird.

Allein der mittlere und ſüdliche Teil des Gebietes iſt von außerordentlicher Fruchtbarkeit, und der große Reichtum an Flüſſen und Flüßchen, ſowie die ſtarken Niederſchläge auch in der trockenen Jahreszeit geſtatten den erfolgreichen Anbau aller Gewächſe, von den tropiſchen an (Gewürze, Baumwolle, Tabak ꝛc.) bis zu allen europäiſchen Getreidearten und Gemüſen, auch den Kartoffeln.

Dieſe oſtafrikaniſchen Schutzgebiete werden von einer Menge verſchiedener Volksſtämme bewohnt, deren Stärke aber ſehr gelichtet iſt, ſowohl durch die beſtändigen blutigen Kämpfe, welche ſie untereinander führten, als auch durch den ſcheußlichen Sklavenhandel, der jährlich gegen 200 000 Köpfe als das ſogenannte „ſchwarze Elfenbein“ außer Landes brachte und beſonders von den Arabern betrieben wurde, auch leider, trotz aller Bemühungen der europäiſchen Mächte, noch immer betrieben wird.

Zu den wichtigſten dieſer Volksſtämme gehören die

Suaheli, ein kräftiges, aber im ganzen sanftes und willfähriges Mischlingsvolk aus Arabern und schwarzen Eingebornen, von brauner Hautfarbe. Sie sind zwar von alters her an die Sklaverei gewöhnt, aber es dürfte leicht gelingen, sie als Arbeiter auch in ein freies Kontraktverhältnis zu bringen. Ihrer Religion nach sind sie größtenteils Mohammedaner, während die übrigen Volksstämme noch fast ganz im Heidentume stecken.

Zu den englischen und französischen Missionaren, welche die ostafrikanische Gesellschaft schon vorfand, sind nun auch deutsche gekommen, nachdem sich in Berlin eine besondere Missionsgesellschaft für Ostafrika gebildet hat. Hoffentlich gelingt es unter Gottes Segen der christlichen Religion und der deutschen Kultur, die teilweise sehr verkommenen ostafrikanischen Stämme auf eine höhere Stufe zu heben.

Leider ist, wie ja aus den Zeitungen bekannt geworden ist, in der letzten Zeit ein heftiger Aufstand gegen die Deutschen ausgebrochen, geschürt von den Arabern, die in einer ungefähren Anzahl von 2500 Köpfen über das ganze ostafrikanische Gebiet verbreitet sind. Diese wollen es nicht leiden, daß ihnen der Handel, den sie bisher allein in Händen hatten, besonders der schreckliche Sklavenhandel, durch die Deutschen beeinträchtigt, und letzterer auf die Dauer ganz unmöglich gemacht wird. Sie regten deshalb die Eingebornen zum Kampfe auf, in welchem diese auch unter Führung des Häuptlings Buschiri in entschiedenem Vorteile blieben, die meisten der vierzig Zollstationen, welche in den Händen der Deutschen waren, eroberten und den Aufstand auch tiefer ins Innere hineintrugen. Doch gelang es dem mit Kriegsschiffen und Mannschaften abgegangenen Reichskommissar, Hauptmann Wißmann, der die dortigen Verhältnisse genau kennt, den Aufstand zu bewältigen und ohne allzu große Opfer an Gut und Blut einige Plätze wie Bagamoyo, Dar es Salam, Pangani zurückzuerobern und Zustände herzustellen, welche es den Deutschen möglich machen, die hohe Aufgabe durchzuführen, welche sie mit der Besitzergreifung jener Länder übernommen haben, dieselben dem Christentume und christlich-deutscher Kultur immer mehr zu erschließen.

Wir wenden uns nun zu denjenigen deutschen Be-

sitzungen, welche Fürst Bismarck für die aussichtsreichsten unter allen Kolonieen erklärt hat, zu denen

5. in der Südsee

und zwar zunächst zu dem nach unserem heimgegangenen großen Kaiser genannten

a) Kaiser-Wilhelmsland.

Dieses liegt auf der Nordostküste der großen Insel Neu-Guinea, welche die Fortsetzung der Sunda-Inseln ist, hat einen Flächeninhalt von 3260 Quadratmeilen und ist durch Vereinbarungen mit Holland und England, welche ebenfalls Besitzungen auf Neu-Guinea haben, in seinen Grenzen genau festgestellt.

Durch den deutschen Reisenden Dr. Finsch, welcher in den Jahren 1884 und 1885 die Ostküste Neu-Guineas erforschte, wurde dieses Gebiet, auf welches bisher keine Macht Ansprüche gemacht hatte, im November 1884 für Deutschland in Besitz genommen, und nachdem sich zur Nutzbarmachung dieses Besitzes eine „Neu-Guinea-Kompanie" in Deutschland gebildet hatte, wurde dieser am 17. Mai 1885 ein kaiserlicher Schutzbrief verliehen. Sie hat die Verwaltung einem vom Reichskanzler bestätigten Landeshauptmann übertragen, und ein kaiserlicher Kommissar vertritt die Reichsregierung.

Das Klima dieses Gebietes, welches ganz der heißen Zone angehört, ist während der trockenen Jahreszeit für den Europäer erträglich, obwohl die mittlere Temperatur auf 26 Grad Hitze geschätzt wird. Allein zur Regenzeit, welche vom April bis zum September dauert, herrschen gefährliche Fieber, denen der Europäer nicht leicht entgeht.

Die Bewohner, deren Zahl auf etwa 20 000 geschätzt wird, haben fast schwarze Hautfarbe und heißen wegen ihres krausen Haares „Papuas". Sie treiben etwas Ackerbau und pflegen besonders den nützlichen Brotfruchtbaum, beschäftigen sich aber hauptsächlich mit Fischfang und Jagd. Ob sie wirklich Menschenfresser sind, ist noch nicht völlig entschieden, wenigstens nicht bezüglich des noch wenig erforschten Inneren. An der Küste, wo bereits Missionare wirken, findet sich dieser schaudervolle Gebrauch nicht mehr.

Die Neu-Guinea-Kompanie hat dort schon Pflanzungen und Versuchsfelder eingerichtet und besonders mit dem Tabaksbau günstige Erfolge erzielt. Aber die durch Feuchtigkeit und Wärme erzeugte üppige Fruchtbarkeit des Landes läßt hoffen, daß auch andere Erzeugnisse wohl gedeihen.

b) Der Bismarck-Archipel

umfaßt die im Nordwesten von Kaiser-Wilhelms-Land gelegenen Inseln, von welchen die beiden größten die Namen „Neu-Pommern" und „Neu-Mecklenburg" tragen. Sie haben alle zusammen einen Flächeninhalt von 800 Quadratmeilen und eine Einwohnerzahl, die sich etwa auf 250 000 beläuft.

Schon im Jahre 1878 waren auf einem kleineren der Inselchen, welches jetzt den Namen „Neu-Lauenburg" führt, vom Deutschen Reiche zwei Häfen, Mioko und Makado, erworben worden, und wurde dann im November 1884 die deutsche Herrschaft über die sämtlichen Inseln des nach unserm großen Reichskanzler benannten Inselmeeres oder Archipels ausgedehnt. Im Jahre 1886 wurde zwischen Deutschland und England der beiderseitige Machtbereich in der Südsee genau abgegrenzt, und die den Deutschen zufallenden Inseln wurden der Landesregierung von Kaiser-Wilhelms-Land unterstellt.

Die Inseln sind sämtlich gebirgig, bergen aber Thäler in sich, welche die üppigste Fruchtbarkeit zeigen, da es an dem für das heiße Klima, das auch diese Inseln mit Kaiser-Wilhelm-Land teilen, so unentbehrlichen Wasser nicht fehlt. Besonders gedeiht hier die so nützliche Kokospalme, welche oft ganze Wälder bildet.

Die Eingebornen gehören der Papuas-Rasse an und haben dunkelbraune bis schwarze Hautfarbe. Sie treiben Ackerbau und Handel und haben zum Teil sorgfältig gepflegte Pflanzungen, die jetzt, wo sich dort deutsche Handelshäuser angesiedelt haben, wohl eine noch sorgfältigere und gründlichere Behandlung erfahren und demzufolge auch noch höhere Erträge liefern werden.

Der Handel nach diesen Inseln, deren größere Küstenorte schon jetzt bedeutende Märkte haben, welche von den Eingebornen reichlich besucht werden, hat bereits eine solche

Ausdehnung gewonnen, daß der Umsatz nach Millionen berechnet wird.

Die Menschenfresserei, welche ehedem hier sehr verbreitet war und auch jetzt noch nicht ganz verschwunden ist, wird hoffentlich bald ganz den Bemühungen der Missionare weichen, die von der deutschen Regierung kräftig unterstützt werden.

c) Die Salomo-Inseln

schließen sich südlich an den Bismarck-Archipel an. Von den sieben größeren Inseln in diesem Inselgewirre gehören nur die drei größeren nordwestlich gelegenen zu Deutschland, während die vier andern südöstlichen von England besessen werden. Alle Inseln zusammen haben einen Flächeninhalt von etwa 800 Quadratmeilen, von denen ein Drittel zu Deutschland gehört.

Das Klima, sowie der üppige Pflanzenwuchs auf diesen Inseln unterscheidet sich kaum von dem Klima und der Fruchtbarkeit Neu-Guineas. Auch ihre Bewohner gehören der Papuas-Rasse an, sind aber teilweise von tiefschwarzer Hautfarbe. Sie sind tüchtige Ackerbauer und ausgezeichnete Seeleute, fangen auch, seitdem die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft ihre Thätigkeit begonnen hat, an, Handel zu treiben, sind aber leider der Menschenfresserei ergeben und noch kaum vom Christentum berührte Heiden und Götzendiener.

Auch diese Inseln unterstehen der Landesverwaltung von Kaiser-Wilhelms-Land.

Während wir nun, um zu ihnen zu gelangen, von Kaiser-Wilhelmsland aus nach Südwesten fahren mußten, müssen wir nun den Kiel nach Norden richten, um das letzte deutsche Schutzgebiet aufzusuchen, nämlich

d) die Marschall-Inseln.

Dieselben liegen etwas nordöstlich von den viel besprochenen Karolinen-Inseln zwischen dem 4. und 15. Grad nördlicher Breite und dem 164. bis 174. Grade östlicher Länge. Es sind zwei nebeneinander herlaufende Inselketten, von denen die westliche den Namen „Ralik" führt, die östliche den Namen „Ratak". Ihr Flächeninhalt wird zu-

sammen auf 70 Quadratmeilen geschätzt; aber die größte unter ihnen, Jaluit, ist für sich allein noch nicht ganz 2 Quadratmeilen groß und hat etwa 1000 Bewohner.

Diese Inseln sind sogenannte „Lagunen-Inseln" oder „Atollen", bei denen eine ruhige Wasserfläche, eine Lagune, von einem schmalen und niedrigen Landstreifen umgeben ist, der durch Korallenriffe sich gebildet hat. Diese Riffe, von den Korallentierchen wundersam auf dem Meeresboden bis zum Meeresspiegel aufgebaut, werden entweder durch unterseeische Vulkane oder durch Hebungen des Meeresbodens über den Meeresspiegel hinausgetrieben, Stürme und Brandung reißen dann Blöcke von ihnen los, welche mit der Zeit verwittern und den angeschwemmten Pflanzen und Pflanzensamen eine dünne, kümmerliche Erdschicht bereiten, in der sie sich festhalten und einwurzeln können.

Dürftiges Pflanzen- und Tierleben ist die wenig verlockende Eigentümlichkeit dieser Inseln, welche den Anbau europäischer Nahrungspflanzen ganz und gar abweist. Nur an wenigen Stellen hat sich langsam und allmählich soviel Muttererde angeschwemmt oder aus verwitterten Korallenstücken gebildet, daß die Kokospalme und der Brotfruchtbaum gedeihen.

Die Bewohner, deren Zahl auf etwa 10 000 geschätzt wird, sind sogenannte Mikronesier, ein Mischlingsvolk von gelber bis zu brauner Hautfarbe, welches einst von früheren Reisenden wegen seiner Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit, sowie auch wegen seiner guten Sitten hoch gerühmt wurde, jetzt aber durch den Handelsverkehr mit europäischen Schiffen dahin gekommen ist, daß es diesen Ruhm durchaus nicht mehr verdient, sondern durch zügellose Ausschweifungen, denen es sich ergeben hat, an seinem eigenen Untergange arbeitet und an Kopfzahl fortwährend abnimmt. Möchte es den rheinischen Missionaren, die jetzt an Stelle von amerikanischen dort arbeiten, unter Gottes Beistande gelingen, durch ihr gesegnetes Wirken das durch Europäer angerichtete Verderben wieder zu entfernen und auch dieses Volk für das Christentum zu gewinnen!

Die Marschall-Inseln haben mehr oder weniger nur für den Handel Bedeutung, der ganz in den Händen von Deutschen ist. Schon seit 1878 ist auf der Hauptinsel

Yaluit eine Kohlenſtation für deutſche Schiffe; ſeit 1886 ſind dieſe Inſeln deutſche Beſitzung und werden durch einen kaiſerlichen Kommiſſar verwaltet, der ſich auf Yaluit niedergelaſſen hat.

* * *

Wir ſind nun mit unſerem Rundgange durch die deutſchen Kolonieen zu Ende und hoffen, dem Leſer wenigſtens einen flüchtigen Überblick über das Wiſſenswerteſte gegeben zu haben.

Wie bald die Überſchrift, die über dieſer Mitteilung ſteht: „Deutſchland draußen", in vollem Maße Wahrheit ſein wird, iſt nicht abzuſehen. Es wäre gewiß thöricht, das ſchon für die allernächſte Zeit zu erwarten. Denn die Schwierigkeiten, welche allein das Reiſen in den genannten Gegenden macht, und welche erſt recht der Gewinnung ihrer Bewohner für das Chriſtentum und für deutſche Kultur entgegenſtehen, ſind ungeheuer groß.

Sie nötigen die Reiſenden zur Aufbietung eines Mutes, einer Selbſtverleugnung, einer Ausdauer, welche nur wenige beſitzen; ſie erfordern von denen, welche chriſtliche Kultur zu den großenteils ſo tief ſtehenden Völkerſchaften hinaustragen wollen, einen noch größeren Mut, eine noch opferfreudigere Selbſtverleugnung, eine noch zähere Geduld und Ausdauer, vor allem aber die rechte chriſtliche Liebe, die nicht das Ihre ſucht, ſondern das, was der anderen iſt, und die rechte Glaubensfreudigkeit, die ſich feſthält an das Wort der Verheißung, daß alle Reiche der Welt des Herrn und ſeines Chriſt werden ſollen, die auch nimmer vergißt, daß Kultur ohne Chriſtentum den Naturvölkern mehr Schaden als Nutzen bringt und, wie ein frommer Mann treffend geſagt hat, wohl „raffinierte Teufel" macht, aber nimmer gottwohlgefällige Menſchen.

Noch thörichter iſt es aber, wenn das Koloniſationswerk, weil es nicht ſofort aufweisbare Früchte und auf der Hand liegenden Gewinn bringt, verunglimpft und benörgelt wird, als ſei es ein völlig nutzloſes Werk, für welches der Staat keine Opfer bringen dürfe, ſondern welches der Unternehmungsluſt von Privatleuten überlaſſen werden müſſe.

Nein, hoffen wir zu Gott, daß er die beiderſeitigen

Bemühungen staatlicher Beihilfe und privater Unternehmungsluft, so lange sie das Wichtigste nicht vergessen, den fremden Völkern auch das Christentum zu bringen, so segnen werde, daß es mit der Zeit in allen den genannten Gegenden heißen könne:

„Hie gut Deutschland allewege."

9. Rätsel.

Aus dem Alten Testamente suche
Dir 'nen wohlbekannten Namen
Unter denen, die dem Kinde
Frühe schon zu Ohren kamen.

Setz'st du dem ein „F" als Kopf an,
Wird es dir sofort erscheinen
Als ein Lehrer für die Großen,
Als 'ne Freude für die Kleinen.

Aber wird nun an die Stelle
Von dem „F" ein „G" gesetzet,
Wird dem Kinde er gefährlich,
Weil sich's leicht damit verletzet.

Mit 'nem „K" jedoch am Kopfe
Trägt er Botschaft in die Ferne,
Übers Weltmeer hin selbst dient er
Jedermann als Bote gerne.

10. Ein zweites.

Komm' her zu mir, wenn du anders es liebſt,
Am See und an Bergen zu wohnen;
Die würzige Luft, die bei mir dich umweht,
Wird die Mühe des Reiſens dir lohnen.

Du mußt mich jedoch, willſt du kommen zu mir,
Zum Reiſebegleiter auch wählen
Und unterweges dir hier und da
Durch mich auch die Kräfte ſtählen.

Doch wenn du vielleicht einen Schnupfen ſchon haſt,
Mußt fein du zu Hauſe bleiben,
Die Furcht vor mir, ſie wird dir auch dann
Die Luſt zum Reiſen vertreiben.

---

11. Anekdote.

„Siegmund, Siegmund, haſt du's ſchon geleſe? Der Onkel Jakob hat gekriegt e Medallje. Was is e Medallje? Sag' mer's ſchnell!"

Mit dieſen Worten begrüßte die ehemalige Althändlerin, jetzt aber zur Frau Kommerzienrat vorgeſchrittene Gattin ihren Mann beim Nachhauſekommen.

„E Medallje?" antwortete der Gefragte würdevoll im ſtolzen Bewußtſein ſeiner höheren Bildung. „E Medallje? Das is ſo e vornehmer Ausdruck für „Kreuz".

Die Frau Kommerzienrat merkt ſich das.

Nach einiger Zeit wird ſie unwohl und läßt den Arzt rufen.

„Nun, wo fehlt's, Frau Kommerzienrat?" fragt dieſer.

„Ach, Herr Doktor, ach, Herr Doktor, ich hab's ſo arg in der Medallje!"

12. Der alte Meinhardt.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Mitgeteilt von C. W. Müller.

„Hannthielsvetter!“ sagte ich, nachdem gewiß seit einer Viertelstunde kein Wort mehr gefallen war und ich während dessen gedankenverloren starr in eine Ecke gesehen hatte.

„Was willst du, Junge?“ fragte der Alte und sah mich über die runden Gläser seiner Hornbrille mit dem ihm eigentümlichen Stirnrunzeln forschend an.

„Ist's wahr, daß der alte Meinhardt, den sie im Frühjahr begraben haben, früher einmal einen Menschen totgeschagen hat?“

„Wie? Was? —“ schrie mich der Alte zornig an und griff nach dem Knieriemen, „wie kannst du, nichtsnutziger Bursche, dich unterstehen, durch solch eine Frage einen so braven Mann noch im Grab zu beschimpfen?“

Mit großer Geschwindigkeit war ich dem drohenden Riemen entschlüpft und hatte mich unter dem Tische vor näherer Bekanntschaft mit demselben vorläufig in Sicherheit gebracht.

„Was wirst du denn auf einmal so bös, Hannthielsvetter?“ rief ich ihm aus meinem Zufluchtsort zu, „ich kann doch nichts dafür, wenn das die Jungen alle sagen.“

„Eine niederträchtige Welt! Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!“ brummte der Alte und setzte sich wieder auf seinen Schusterstuhl, wo er seinen Zorn, dem ich glücklich entronnen war, an der derben Sohle eines rindsledernen Schuhes mit wuchtigen Schlägen ausließ.

Ich war unterdessen aus meinem Schlupfwinkel hervorgekrochen und hatte mich wieder auf meinen Stuhl gesetzt, denn ich wußte, daß ich nun den Riemen nicht mehr zu fürchten hatte. Aber ich hielt mich ganz still, da ich den Zorn meines alten Freundes nicht mehr durch eine unbedachte Äußerung reizen wollte.

Wer nun aber nach dem Mitgeteilten denken ſollte, wir beide hätten auf dem Kriegsfuße miteinander gelebt, der wäre ſehr im Irrtum geweſen. Denn es gab in Wirklichkeit keine beſſeren Freunde, als den alten Hannthielsvetter und mich, obwohl er ein ſtarker Sechziger war und ich eben erſt das erſte Jahrzehnt meines Lebens vollendet hatte. Zudem waren wir noch gar nicht einmal miteinander verwandt, wie man aus der beiderſeitigen Ver-

traulichkeit hätte ſchließen können, denn „Hannthielsvetter" wurde er von allen Leuten genannt, und ich habe erſt viel ſpäter erfahren, daß er mit ſeinem Familiennamen Berger hieß.

Seinem Stande nach nahm er gerade keine beſonders hohe Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft ein, er war nicht viel mehr als ein Flickſchuſter. Leute, die auf zierliches Schuhwerk etwas gaben, ließen nicht bei ihm arbeiten, nur wir Jungen, bei deren Fußbekleidung die Eltern mehr auf Dauerhaftigkeit, als auf Zierlichkeit ſahen, waren gute

Kunden von ihm. Mir war er aber nicht bloß aus dem Grunde wert, weil die Nähte von seiner Hand so fest waren, daß sie höchstens Schneewasser durchließen, sondern noch mehr um seiner persönlichen Eigenschaften willen.

Er war ein Erzähler, wie ich keinen zweiten kannte, und ich kannte ihn als solchen, so weit meine Erinnerung reichte. Wie oft saß ich stundenlang bei ihm und hing in gespannter Aufmerksamkeit an seinen Lippen, wenn er aus seiner Jugend und von seinen Wanderungen berichtete, während unter seiner fleißigen Hand ein kräftiger Nieter nach dem anderen die invaliden Schuhe schmückte. Er konnte ja hier und da auch kräftig aufpoltern, wenn ich ihn unbedachtsamerweise so ärgerte, denn er war, wie die Schuster das meistens sein sollen, etwas aufbrausender Natur, und manchmal schon hatte ich seinen Knieriemen zu schmecken bekommen. Aber er war in der nächsten Minute auch wieder versöhnt, so daß nie eine dauernde Spannung zwischen uns entstand, die sonst doch auch zwischen den besten Freunden einmal vorkommt.

Ich blieb deswegen auch heute ruhig auf meinem Stuhl sitzen und wartete ab, bis er reden würde. Denn ich wußte aus Erfahrung, daß, wenn sein Zorn verflogen war, er mir dann ohne eine erneute Frage meinerseits jede gewünschte Auskunft geben würde.

Meine Erwartung betrog mich auch nicht. Nachdem er die Sohle endlich auf dem schadhaften Schuh befestigt und kunstgerecht beschnitten hatte, richtete er plötzlich ohne jeden Übergang, während er unter seinen Schuhnägeln kramte und zwischendurch unter seinen buschigen Augenbrauen mich drohend musterte, die Frage an mich:

„Junge, hast du einmal was von der Schlacht auf dem Wallendorfer Berg gehört?"

Ich bekannte beschämt meine Unwissenheit.

„Dacht' ich mir's doch," versetzte er mit höhnischem Lachen, „da lernt der Bursch Latein und Französisch, und was die alten Heiden sonst für Dummheiten gemacht haben, aber was hier in seiner Heimat für Kriegsthaten passiert sind, davon weiß er nichts. Hast du denn einmal was vom Napoleon gehört, den man den Bonaparte hieß?"

Nun reckte ich mich doch höher auf meinem Stuhle,

denn jetzt konnte ich dem alten Polterer zeigen, daß ich nicht umsonst in den Büchern gelesen hatte, die er so geringschätzig beurteilte.

„Natürlich," sagte ich stolz. „Napoleon Bonaparte war der Sohn des Advokaten Carlo Bonaparte, eines Edelmannes aus Ajaccio auf der Insel Corsika —".

Weiter ließ mich aber mein alter Freund meine historischen Kenntnisse nicht auskramen, denn er unterbrach mich mit der spöttischen Frage:

„Wer hat dir denn dies dumme Zeug aufgebunden?"

„Das sagt der Herr Welter in seiner berühmten Weltgeschichte," gab ich im Bewußtsein, die geschichtliche Wahrheit auf meiner Seite zu haben, in berechtigtem Quintanerstolz zur Antwort.

„Dann laß dir sagen, daß dein Herr Welter dich belogen hat, oder er weiß selbst nichts."

„Nun, wenn du's besser weißt, dann sag' du's," versetzte ich trotzig.

„Ein Schustergeselle war er von Haus aus und weiter nichts," sagte der Hannthielsvetter und schlug mit der Hand auf seinen Arbeitstisch, daß ein Dutzend Nägel vor Schrecken auf den Boden sprangen.

„Ho! ho!" rief ich in meinem Gelehrtenstolze spöttisch auflachend, „davon habe ich noch in keinem Buche etwas gelesen."

„Das glaube ich dir gern," entgegnete der Alte verächtlich, „wo sollten die Bücherschreiber das auch herhaben? Die waren noch nicht aus dem Ei gekrochen, wie der große Mann schon längst ganz Europa auf den Kopf gestellt hatte. Ich aber habe die Zeit miterlebt und weiß es besser als die Windmacher, die glauben, sie könnten den Leuten etwas vorschwindeln, weil ihnen jetzt, nach so langer Zeit, doch niemand mehr auf die Finger sehen könne. Ich weiß darum, was damals jedes Kind wußte, daß er ursprünglich ein Schustergesell war, weswegen man auch auf ihn ein Lied gemacht hatte, das so lautete —".

Und nun sang er im dröhnendsten Schusterbaß:

„Napoleon, du Schustergeselle,
Du sitzest ja nicht fest auf deinem Thron,
Du fallest gar balde herunter,
Und dann bekommst du deinen Lohn."

„Man mußte sich aber mit dem Lied in acht nehmen," setzte er hinzu, „wer dabei erwischt wurde, daß er's sang, wurde schwer bestraft. Denn der Bonaparte war, seit er Kaiser war, grausam stolz geworden und ward nicht gern an seinen früheren geringen Stand erinnert."

Meine Einwände waren zum Schweigen gebracht. War ich auch noch nicht ganz überzeugt, weil mir mein Welter bisher als die Quelle der höchsten geschichtlichen Wahrheit gegolten hatte, so war meine Sicherheit doch etwas ins Schwanken gebracht worden durch das mündliche Zeugnis eines lebendigen Zeitgenossen jenes großen Mannes. Seine Gründe waren für mich schlagend; ich fühlte mich außer stande, sie zu widerlegen, und behielt meine schwachen Zweifel für mich.

„Nun also, der Bonaparte war ein gescheuter Kerl, wie das die Schuster meistens sind," fuhr der Alte fort, „schon von des seligen Hans Sachsens Zeiten her. Und da sie dazumalen in dem Frankreich ihren König geköpft hatten, und alles drunter und drüber ging, warf er Ahle und Pechdraht in die Ecke und wurde Soldat. Da kam er denn unter die „Zaunkühlotten," was die wildesten unter ihnen waren —".

„Wie hießen die?" fragte ich erstaunt.

„Zaunkühlotten", sagte der Hannthielsvetter, „ein närrisches Wort, wie überhaupt die Franzosen eine Sprache haben, die kein Mensch versteht. Die kamen zuerst nach Deutschland, konnten's aber doch allein nicht zwingen und mußten wieder retirieren, bis der Napoleon kam, der unterweilen in Italien ein großer Herr geworden war. Wie der sich an ihre Spitze stellte, da ging's, hast du nicht gesehen, und im Handumdrehen war er mitten in Deutschland drin und wir waren französisch, ehe wir noch wußten, was das war. Unsern guten alten Fürst-Erbstatthalter Wilhelm hatte er schon früher aus Holland verjagt; nun mußte der auch noch von hier flüchtig gehen, und wir wurden, ohne weiter gefragt zu werden, zum Großherzogtum Berg geschlagen. Statt unserer Regierung kriegten wir einen Präfekten, der drunten im Prinzenhaus wohnte, Schmitz hieß er und war eigentlich kein Franzos', sondern ein Kölscher, der der Oberste war über das Siegdeparte-

ment, wie nun unser Fürstentum heißen sollte. Da gab's denn eine tolle Wirtschaft im Lande. Der Bonaparte war ja eigentlich der Schlimmste nicht. Das muß wahr sein, er hatte für den gemeinen Mann was übrig, weil er selbst früher auch ein armer Schlucker gewesen war, und schaffte die Lasten und Fronden ab, die früher hier arg genug waren. Aber er hatte den einen Fehler, daß er gar so viele Soldaten brauchte. Und wer nicht rechtzeitig „dissentieren" konnte, der mußte dran von den jungen Leuten, und die meisten kamen nicht wieder nach Haus."

„Warst du denn auch ein Dissentierer?" fragte ich.

„Ne, das nicht, obwohl das damals keine Schande war für einen jungen, gesunden Kerl. Ich hatte ja das Alter und war auch tauglich, aber der Präfekt Schmitz, der überhaupt ein guter Mann war und ein Auge zudrückte, wo er konnte, half mir durch. Mein Vater selig war nämlich auch Schuster, mußt du wissen, und arbeitete damals viel fürs Militär. An Schuhwerk aber hatte der Bonaparte immer Mangel; er wußte aber als gelernter Schuster, wieviel auf dieses ankommt, besonders für einen Soldaten. Deswegen hatten's die Schuster gut unter ihm, viel Arbeit und manche Begünstigung. Als ich darum aushebungspflichtig wurde, ging mein Vater selig zum Präfekten und erklärte ihm, daß er mit seiner Lieferung nicht fertig würde, wenn man ihm seinen Hauptarbeiter nähme. Das sah denn der Präfekt auch ein und ich durfte zu Haus bleiben. Aber Soldat bin ich nachher doch gewesen, beim Wellington nämlich, und hab' bei Waterloo geholfen, dem Bonaparte den Garaus machen; aber das gehört noch nicht hierher. Was ich erzählen wollte, das war Anno 13, im November. Hast du einmal was von der Schlacht bei Leipzig gehört?"

„Natürlich!" gab ich entrüstet zur Antwort.

„So natürlich ist das gar nicht," versetzte er ganz gelassen. „Wo in deinen Büchern so vieles nicht drin steht und so vieles, was drin steht, gelogen ist, hätt' mich's gar nicht gewundert, wenn dein gelehrter Herr von der Schlacht bei Leipzig so wenig was gewußt hätte, wie von der Schlacht auf dem Wallendorfer Berg. Na, kurzum, in der Schlacht bei Leipzig kriegte dem Bonaparte seine

ganze Herrlichkeit den Krach und er mußt' sich eiligst über den Rhein hinüber nach Frankreich retirieren. Hinter ihm her kamen die Alliierten, wie man die Preußen, die Russen und die Kaiserlichen hieß. So glatt ging das nun freilich nicht, wie ich's hier erzähle. Denn die Franzosen wichen nicht gutwillig und es gab noch viele heiße Scharmützel. Eins von denen, wo's toll herging und's eine große Schlacht absetzte, war auf dem Wallendorfer Berg, ganz nah' hier bei der Stadt.

Die Franzosen nämlich, mußt du wissen, kamen in Eilmärschen durch die „Kalteiche" gezogen, die damals noch ein viel größerer Wald war, als heute. Ein Trupp Kosaken war ihnen auf den Fersen, mit denen sie sich dort erst einmal herumschlugen und die sie wieder zurückjagten bis nach Siegen hin. Denn die Kosaken hatten sich mit ihren Pferden und ihren langen Lanzen so im Wald verhaspelt, daß sie klein beigeben und die Franzosen in Ruhe lassen mußten. Ihr Vortrab kam denn auch noch am Abend des 17. November hier in der Stadt an, während das eigentliche Heer in der Kalteiche sein Lager aufschlug, indem daß es Abend wurde und sie nicht mehr weiter konnten.

Die nun den Abend noch bis in die Stadt kamen, waren recht marode und hatten einen Hunger, der sich nicht beschreiben läßt. Ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß sie von Leipzig bis hierher in einer Tour gelaufen waren und in der Zeit wohl keinen warmen Löffel Suppe in den Leib gekriegt hatten. Na, wir thaten alles, was wir konnten, denn wir waren ja noch französisch und außerdem dachten wir alle: wenn sie satt zu essen kriegen, dann lassen sie einen doch sonst in Ruhe. Meine Mutter selig tischte auf, was sie im Hause hatte, und unsere Einquartierung war darum auch ganz manierlich. Freilich, wir wußten auch richtig mit ihnen umzugehen und verstanden ihr Kauderwelsch ein bischen. Das half einem viel bei ihnen, wie man an unserer Nachbarin, der Freimännin, sehen konnte, die eine Witfrau war und auch ein paar Mann ins Quartier bekommen hatte. Auf einmal nämlich kommt meine Mutter gelaufen und ruft: „Hannthiel," sagt sie, „lauf' doch schnell einmal hinüber zur Freimännin,

da ist ein Spektakel, daß man nicht weiß, wer mehr schreit, sie oder die Franzosen. Gewiß versteht das arme Weibsbild wieder nicht, was die Kerle wollen."

Wie ich 'nüber komme, steht ein Franzos' vor ihr mit dem blanken Säbel und schreit immerfort: „Mangscheh, tutz witt!" und die Freimännin ringt die Hände und heult: „Herr, kee Tutzwitt kann ich kochen, Speck und Aijer sollt'r soht hon." [1]) Ich wußt' natürlich sogleich, worum es sich handelte und was der Franzos' wollte. „Nachbarin," sagt' ich, „tutzwitt" heißt „schnell" und „mangscheh" heißt „essen". Der Franzos' will schnell was zu essen haben. Schlagt ihr nur rasch Speck und Eier in die Pfann', dann sollt ihr sehen, wie geschwind er sich giebt. Und richtig, so war's. Kaum hatt' der Franzos' gesehen, daß sie ihre Anstalten traf, da sagt' er: „Bong, bong!" und mir klopft' er auf die Schultern und sagte: „Bong Kamerad!" Na, es war niemand froher, als die Freimännin, und sie hat später noch oft gesagt, ich allein hätt' ihr das Leben gerettet mit meinem Französisch. Da kannst du sehen, Junge, wie man auch ohne die gelehrten Bücher etwas lernen kann, wenn man nur die Augen und Ohren aufthut.

Doch davon wollt' ich eigentlich nicht reden, sondern vielmehr von dem alten Meinhardt erzählen, was der Vater war von dem alten Meinhardt, den du gekannt hast. Der wohnte uns gerade gegenüber und war Kaufmann. Er hatte ein ganz hübsches Geschäft, aber durch den langen Krieg war er auch mehr zurück- als vorangekommen. Denn die Franzosen hatten viel bei ihm „requiriert", wie sie in ihrer Sprache das Stehlen nannten, und die Bürgersleute konnten auch meistens das nicht bezahlen, was sie bei ihm kauften; denn das Geld war damals mörderlich rar. So munkelte man in der Stadt schon viel davon, daß er nächstens Bankerott machen würde, was damals freilich noch viel ehrlicheren Leuten passierte, als dem alten Meinhardt. Ich will damit nicht sagen, daß dieser als unehrlich bekannt war, aber das ist gewiß, daß man ihm doch gar viel Gutes nicht zutraute. Es sagten viele, es geschehe

[1]) Herr, kein „Tutzwitt" kann ich kochen, Speck und Eier sollt ihr satt haben.

ihm recht, denn er habe schon manchen ehrlichen Mann betrogen und er sei sein lebtag nichts gewesen, wie ein geldgieriger Pfennigfuchser.

Bei ihm nun stieg der Oberst von den Franzosen, ein schöner, stattlicher Herr, ab, weil er das ansehnlichste Haus in der Stadt hatte. Der brachte auch noch zwei Burschen mit, die sein Gepäck trugen, worunter ein schwerer Mantelsack war, den der eine kaum schleppen konnte und worauf der Oberst ganz besonders Obacht zu geben befahl. Ich sehe noch, wie dem alten Meinhardt, der unter der Hausthür stand, seine Augen so merkwürdig leuchteten, als er das hörte, und ich dachte so bei mir selbst: dir gäbe ich den Mantelsack auch nicht in Verwahrung! Na, mein Oberst hatte das auch nicht vor, denn er sagte zu dem alten Meinhardt: „Musjöh, weisen Sie mir mein Zimmer an!“ und zu dem einen Bedienten: „Baptiste, du folgst mir mit dem Mantelsack, Jean wartet hier mit den Pferden, der Proprietär“ — damit meinte er eben den Meinhardt — „wird dir gleich den Stall zeigen.“

Er sprach ganz gut deutsch, der Herr Oberst, später hörte man, er sei aus dem Bayerischen gewesen, wie ja damals viele Deutsche freiwillig und gezwungen dem Bonaparte dienten.

Als nun die Franzosen alle in ihre Quartiere untergebracht waren und ihr Essen bekommen hatten, da wurde es auch wieder ganz ruhig in der Stadt. Denn die armen Kerle waren hundsmüde und hatten sich gleich nach dem Essen auf die Streu geworfen. Ich stellt' mich deswegen noch ein wenig unter die Hausthüre, um ein Pfeifchen zu rauchen. Denn mein Vater selig litt's nicht, daß ich im Haus rauchte, obwohl ich schon ein Kerl von zwanzig Jahren war und er mir ja auch das Rauchen erlaubt hatte. Aber es ging ihm gegen den Respekt, daß ich in der Stube, wo er saß, meinen Kloben im Munde hatte. So war's damals, da war noch Subordination in der Welt, während jetzt jeder Bub', der noch nicht trocken hinter den Ohren ist, auf seinem Glimmstengel herumkaut und seinem Vater den Dampf frech unter die Nase bläst. Also, während ich mein Klobchen rauche, was ich aber mit getrockneten Nuß- und Kartoffelblättern gestopft hatte, weil unsereins den

teueren verzollten Tabak nicht bezahlen konnte, da kommt der Heinrich von drüben, des alten Meinhardt einziger Sohn, noch auf einen Sprung zu mir herüber. Denn wir zwei waren Hauptspeziale, wenn auch seine Eltern zu den Vornehmen gehörten und wir nur geringe Bürgersleute waren. Wir hatten uns in dem Trubel den ganzen Tag noch nicht gesehen, und so war's natürlich, daß wir noch ein kleines „Schwätzchen" über die Einquartierung hielten. Er erzählte, daß ihr Oberst ein gar gesprächiger und freundlicher Herr sei. Er habe bei Tisch auch von dem Kriegselend gesprochen und gesagt, daß er hoffe, es werde nun bald Friede sein. Er sehne sich auch von ganzem Herzen danach, wieder zu Weib und Kind zu kommen, die er seit drei Jahren nicht mehr gesehen habe. Seine zwei Burschen, von denen der eine, der Jean, auch ein Deutscher sei, hätten ihn auch sehr gelobt, als sie nachher, da ihr Herr sich zurückgezogen, noch ein wenig in die Stube gekommen wären, er habe alles für seine Leute übrig, hätten sie gesagt, und teile das letzte Stück Brot und den letzten Frank mit ihnen. Nun, das könne er auch, hätte sein Vater gemeint, er scheine doch auch ein sehr reicher Mann zu sein. „Sie meinen wohl, weil er den schweren Mantelsack bei sich hat?" hätte da der Jean gefragt, „das Geld gehört ihm nicht, das ist die Regimentskasse, er hat außer seinem Sold auch nicht viel." Danach zu urteilen, müsse er ein braver Mann sein, meinte Heinrich, denn es möge wohl wenig französische Offiziere geben, die nicht die Gelegenheit benutzt und sich ein Vermögen zusammengestohlen hätten. So schwätzten wir noch eins und das andere zusammen, bis der Wächter blies und wir uns „Gute Nacht!" sagten.

Den andern Morgen wollten die Franzosen abrücken. Es dauerte aber ziemlich lange, bis sie alle auf dem Marktplatz standen, weil sie gar zu marode gewesen waren. Wie sie nun noch da, Gewehr bei Fuß, hielten und der Oberst vor der Front her ritt und sie musterte — es mochte so gegen zehn Uhr sein —, da hörten wir auf einmal nach der „Kalteiche" zu einen Kanonenschuß. Und gleich darauf krachte und donnerte es zehn, zwölfmal hintereinander. Der Oberst reckte sich auf seinem Pferd in die Höhe, um

zu horchen, und befahl gleich darauf seinem Adjutanten, einmal nachzusehen, was das wäre. Der jagte zum Oberthor hinaus, daß die Funken stoben, und war in einer Viertelstunde wieder zurück. Kaum hatte er dem Oberst seine Meldung gemacht, da kommandierte der „das Gewehr über!" und es ging nicht zum Unterthor hinaus, sondern durchs Oberthor nach Wallendorf zu, woher das Schießen kam. Nun, dachte ich, das kann gut werden, nun kriegen wir hier noch gar eine Schlacht zu sehen. Und so war's auch.

Die Kosaken nämlich, die auf Siegen retiriert waren, hatten dort das Hauptheer getroffen, das sich nun sofort auf ihre Meldung noch in der Nacht auf die Beine machte und die Franzosen richtig noch in der „Kalteiche" erwischte. Leichtsinnig, wie sie immer waren, hatten sie gar keine Posten ausgestellt, und so krachten auf einmal die Kanonen der Alliierten in ihre Morgensuppe hinein, und wie der Wind fegten auch schon die Kosaken unter sie und kitzelten sie mit ihren langen Lanzen. Da nahmen sie Reißaus und liefen bis zum Wallendorfer Berg, wo es ihrem General endlich gelang, sie zum Stehen zu bringen. Dort ist's denn heiß hergegangen und es mußte mancher auf beiden Seiten ins Gras beißen. Für die Franzosen war's ein Glück, daß unser Oberst noch zeitig zu Hilf' kam, sonst hätten sie nicht so lange Stand gehalten. „Delacour," soll der General gesagt haben, als er ankam, „noch ist nichts verloren, da ich Sie an meiner Seite sehe." Aber freilich, er allein konnt's auch nicht zwingen, daß die Franzosen siegten, denn sie waren einmal auf der Retirade von Leipzig her, und da hielt's schwer, aus dem Trab herauszukommen. Wären sie alle so tapfer gewesen, wie er, der immer vornauf war, wo's am schlimmsten zuging, dann hätt's noch geraten mögen, obwohl die Alliierten die Übermacht hatten, aber, du lieber Gott! die meisten Franzosen hatten die blasse Angst im Leibe und dachten, es wäre doch alles verspielt. So blieb dem General nichts anderes übrig, als den Rückzug anzuordnen, denn die Soldaten fingen schon an, auf eigene Faust davon zu laufen. Unser Oberst Delacour erbat sich, mit seinem Regiment die Nachhut zu führen, und so zogen sie sich noch so halb-

wegs in Ordnung aus dem Gefecht. Unten in Wallendorf setzte er sich noch einmal fest und hielt den Feind so lange auf, bis das Hauptheer in der Stadt war.

Wir waren natürlich derweil in nicht geringer Aufregung gewesen. Im Anfang, als sie sich noch dahinten auf dem Wallendorfer Berg herumschlugen, war alles auf die Straße und vor das Thor gelaufen, um zu sehen, wie wohl der Spektakel ablaufen würde. Es war wohl niemand, der nicht gewünscht hätte, daß die Franzosen Sieger blieben. Freilich nicht aus dem Grunde, daß wir sie besonders gern gehabt hatten, denn wir waren ja Muß-Franzosen und konnten es ihnen nicht vergessen, daß sie unseren guten Fürsten weggejagt hatten. Aber wir dachten: wenn die Alliierten siegen, wie wird's dann mit uns werden? Dann kommen erst die flüchtigen Franzosen durch die Stadt gejagt und nehmen mit, was sie in der Eile noch kriegen können, und dann kommen die Alliierten hinterher und nehmen noch das bischen, was die anderen übrig gelassen haben. Deswegen meinte jeder, es wäre wohl das Beste, wenn die Franzosen siegten, dann hätten wir's doch bloß mit denen zu thun. Es mache ja auch im allgemeinen wenig aus, wenn sie auch hier noch einmal siegten, denn geschlagen seien sie doch einmal und ihre Herrlichkeit in Deutschland sei doch am Ende. Für uns aber wär's gut, wenn alles hübsch in Ordnung abginge.

So schwätzten die Leute hin und her, aber es kam anders, wie wir bald sahen. Das Gekrach aus Kanonen und Gewehren erscholl immer näher, und auf einmal sahen wir die Franzosen den Wallendorfer Berg herablaufen. „O du meine Güte! nun haben wir die Bescherung!" rief alles, und im Umsehen war kein Mensch mehr vorm Thor zu sehen. Denn jeder lief, so rasch er konnte, nach Hause, um seine paar Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Wir waren aber noch nicht weit damit gekommen, da hörten wir schon von weitem das Gelärm und Gebrause der flüchtigen Franzosen, und gleich darauf kamen sie zur Stadt hereingeströmt. Das war ein Durcheinander! Alle schrieen sie: „Malor! grang Malör!" aber trotzdem hatten sie noch so viel Zeit, in die Häuser hereinzudringen und uns das Leben sauer zu machen. Der eine wollt' zu essen,

der andere zu trinken, der wollt' ein paar Stiefeln, der eine Hose, und wenn's nicht auf der Stelle da war, dann schlugen sie Kisten und Kasten entzwei und nahmen sich, was sie wollten. Ein Glück war's nur, daß sie keine Zeit hatten, denn immer neue Scharen drängten nach, und auf einmal krachte und donnerte es ganz nah und die Kanonenkugeln schlugen in die Häuser und Gassen. Da machten sie rasch, daß sie davon kamen.

Endlich kam auch noch unser Regiment an. Es hatte sich in Wallendorf gehalten, solange es ging. Aber auf einmal waren ihnen die Alliierten auch noch in die Flanke gekommen und da mußten sie laufen, was sie konnten. Da war nämlich der Korporal Rohrberg von den Kaiserlichen gewesen, ein tapferer Mann, wir hatten ihn nachher im Quartier, darum kannt' ich ihn so gut; der hatte zu seinem Oberst gesagt: „Herr Oberst," sagte er, „wir müssen durch die Krautäcker ihnen in die Flanke kommen, dann kriegen wir sie!" Und der Oberst hatte gesagt: „Der Korporal Rohrberg hat recht! Marsch, Kinder!" Und so ging's durch die Gärten, der Korporal Rohrberg immer vorne auf, und auf einmal waren sie handgemein. Unser Oberst Delacour, wie er das merkt', ist wie der Blitz zur Stelle und haut und sticht drauf los, daß es die Kaiserlichen schon mit der Angst kriegen. Wie das der Korporal Rohrberg sieht, schreit er: „Wollt ihr gleich stehen, ihr Banghasen!" und legt sein Gewehr auf den Oberst an. Der führt mit seinem Säbel einen Schlag nach ihm, aber er kam zu spät. Der Schuß war schon losgegangen und er fängt auf seinem Pferd an zu wanken. Sein treuer Jean springt rasch herzu und reißt ihn noch aus dem Gewühl, ehe er zu Boden sinken konnte. Wie nun die Franzosen sahen, daß ihr Führer aus dem Kampf gebracht wird, da machen sie Kehrt und war kein Haltens mehr in ihnen.

So kamen sie in wilder Flucht zur Stadt hineingejagt, im dichten Knäuel, in den die Alliierten fortwährend hineinfeuerten, so daß noch mancher auf der Straße sein Leben lassen mußte. Ich sage dir, Junge, es war jammervoll anzusehen. Ich stand mit meinem Vater im Hausgang, etwas im Hausflur zurück, damit uns die Kugeln nichts thun konnten, die wie Erbsen auf die Straße und

unter die Franzoſen praſſelten. Auf einmal ſehen wir auch, wie der franzöſiſche Oberſt angebracht wird. Er hing nur noch ſo auf ſeinem Pferd, von ſeinem Bedienten gehalten, der ihn mit Mühe durch das Menſchengedränge brachte.

Man ſah, daß der arme Mann ſchwer verwundet war, ſeine ganze Uniform war über die Bruſt her voll Blut.

Der Bediente hatte das Pferd bis an die Treppe des Meinhardtſchen Hauſes geleitet. Dort hob er den Oberſt herab und ſchleppte ihn bis zur Thüre. Auf ſein Klopfen erſchien endlich der alte Meinhardt, und nach kurzer Verhandlung ſahen wir, wie die beiden dann den Oberſt,

der ganz ohnmächtig geworden war, hineintrugen. Gleich drauf erschien der Jean wieder und leitete auch das Pferd durch das Hofthor in den Stall. Wie er aber wieder zurückkam, um das Thor zu schließen, da wirft er auf einmal die Arme in die Luft und fällt gleich darauf vornüber auf die Erde. Eine Kugel hatte dem treuen Burschen gerade im letzten Augenblick, ehe er in Sicherheit kam, das Lebenslicht ausgeblasen.

Und es war eine von den letzten Kugeln gewesen, die an dem Tage noch pfiffen. Denn die Franzosen waren bis auf ein paar Nachzügler zur Stadt hinaus und die Alliierten drängten in hellen Haufen nach. Die Schlacht war zu Ende und nur ein Pulk Kosaken jagte hinter den Franzosen her, damit sie nicht zur Ruhe kämen. Die übrigen Truppen blieben in der Stadt und den umliegenden Dörfern. Bei uns wurden die Kaiserlichen einquartiert, die zuerst in der Stadt waren. Bei denen ging alles in guter Ordnung her. Sie warteten alle auf dem Marktplatz, bis die Quartierzettel geschrieben waren, und tranken derweil die paar Fässer Bier aus, die ihnen sofort geliefert werden mußten. Als sie dann ihre Zettel hatten, rückten sie ein: Wir bekamen den Korporal Rohrberg mit zwanzig Mann. Na, meine Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen vor Schrecken, sie wußte nicht, wohin sie die Leute alle legen, und noch viel weniger, wie sie sie satt machen sollte. Aber, was war zu thun? Man mußte sich einrichten, denn den Nachbarn ging's gerade so. Ein Glück war's, daß die Österreicher so gute Kerle waren, die sich in alles schickten. Der Korporal Rohrberg war selbst behilflich, daß alle unterkamen. Er selbst kriegte natürlich ein Bett, für die Deutschen in seiner Korporalschaft ließ er in unserer großen Hinterstube eine Streu machen, „die Slowaken und Böhmen," sagte er, und das waren die meisten, „können in der Scheune schlafen, die sind von Haus aus doch nichts Besseres gewöhnt." So machte sich alles besser, als man erst dachte. Und so war's auch mit dem Essen. Meine Mutter stellte den großen Viehkessel mit Kartoffeln auf, kochte dazu eine Seite Speck, und die Kaiserlichen waren seelenvergnügt.

Nach dem unruhigen Tag wurde es nun den Abend

ſchon beizeiten ganz ruhig. Die Kaiſerlichen ſollten den andern Morgen vor Tag ſchon aufbrechen und legten ſich deshalb früh zur Ruhe. So konnte ich mich denn in aller Gemächlichkeit mit meinem Freund Heinrich noch zu einem „Schwätzchen“ unter der Hausthüre zuſammenfinden. Er teilte mir unter anderem mit, daß der arme Oberſt wohl ſchwerlich die Nacht überleben werde. Er liege im heftigſten Wundfieber und der Regimentsarzt von den Kaiſerlichen, der ihn unterſucht habe, hätte geäußert, er ſei ein verlorener Mann. Er that uns aufrichtig leid, denn wir hatten ihn wegen ſeines noblen Auftretens und ſeiner Tapferkeit wirklich lieb gewonnen. Und ich mußte noch beim Einſchlafen an ihn denken, als ich gerade unſerem Fenſter gegenüber das trübe Licht ſah, das in der Krankenſtube brannte.

In der Nacht wurde ich auf einmal wach, mir war's, als hätte ich einen Schrei gehört, und zugleich fühlte ich, wie mein Vater, mit dem ich zuſammenſchlief, mir einen derben Stoß in die Seite gab. Er ſaß aufrecht im Bett.

„Haſt du's gehört?“ flüſterte er.

„Was denn?“ fragte ich.

„Den furchtbaren Schrei von drüben, wo der franzöſiſche Oberſt liegt?“

„Alſo doch,“ ſagte ich, „ich glaubte, ich hätte geträumt.“

„Wenn dem armen Mann nur nichts zugeſtoßen iſt,“ ſagte mein Vater und horchte hinüber.

Aber es blieb alles ſtill. Man ſah nur hinter den Vorhängen ſich eine Geſtalt öfters hin- und herbewegen. Wir lauſchten noch eine zeitlang, mein Vater öffnete das Fenſter und horchte hinaus, aber nichts regte ſich mehr, ſo daß mir die Augen bald wieder zufielen und ich nicht eher wach wurde, als bis meine Mutter hereinkam, um Feuer anzumachen für die Morgenſuppe. Bald regten ſich auch unſere Öſterreicher, und nach einer halben Stunde ſaßen wir alle miteinander um die große Schüſſel mit Mehlſuppe, welche die Mutter noch einigemal füllen mußte.

Der Tag graute gerade, als das Regiment abzog. Wir ſtanden vorm Hauſe und ſahen ihnen nach, wie ſie unter dem Klang ihrer ſchönen Regimentsmuſik zum Thore

hinauszogen. Auch der alte Meinhardt stand unter der Hausthüre und grüßte nach dem Offizier, der bei ihm gelegen hatte.

„Auch viel Einquartierung gehabt, Herr Nachbar?“ rief ihm mein Vater zu.

„Wie jedermann,“ antwortete er, „das muß man sich gefallen lassen. Wenn sie nur alle auch fortgezogen wären, wie bei Euch, Meister Berger, dann wollt' ich weiter nicht klagen. Mir ist aber einer zurückgeblieben, den ich nicht fortschicken konnte.“

„Ah so, der französische Oberst,“ sagte mein Vater, und er trat rasch dem alten Meinhardt ein paar Schritte näher, „wie geht's ihm denn?“

„Wie's ihm geht?“ fragte der, und mir kam's vor, als wenn er unter unseren fragenden Blicken ganz fahl im Gesicht aussähe und uns nicht recht ansehen könnte, „wie's ihm geht? Gut und schlecht, wie man's nimmt, er ist die Nacht gestorben.“

„Was?“ riefen wir aus einem Munde, „daher denn auch der furchtbare Schrei, den wir die Nacht hörten!“

„Schrei?“ sagte der Nachbar und sah uns merkwürdig bös an, „daß ich nicht wüßte! Nun ja, allerdings, er hat in seinem Wundfieber öfters aufgeschrieen, wie das ja natürlich ist. Ich dachte aber nicht, daß Ihr so scharf auf alles hörtet, was in meinem Hause vorgeht. Man sollte denken, in den gegenwärtigen Zeiten hätte jeder genug mit sich selbst zu thun.“

„Na, nichts für ungut, Herr Nachbar,“ sagte mein Vater, denn er wollte den angesehenen Mann nicht erzürnen, der viel bei uns arbeiten ließ, „mir kam's nur so vor, als wenn da ein Mensch in höchster Not geschrieen habe. Aber Ihr müßt's ja besser wissen als ich, wo Ihr dabei gewesen seid. Und wenn's weiter nichts war, dann kann mir's ja recht sein. Er thut mir nur leid, der arme Mann, daß er hier so fern von Weib und Kind sterben mußte.“

„Ihr macht ja ein Aufhebens um einen toten Franzosen, als wenn das, wer weiß was? wäre,“ entgegnete der alte Meinhardt in giftigem Ton, „ich würde Euch raten, Euer Mitleid für die vielen toten Deutschen zu sparen.

Die französische Herrlichkeit hat jetzt für immer ein Ende, und unsere alte Regierung, die jetzt wieder oben auf kommt, wird den Franzosenfreunden schon auf die Finger sehen. Das merkt Euch, Meister Berger!"

„Du alter Schleicher!" brummte mein Vater, nachdem der Nachbar hinter der Thür verschwunden war und er sich von seinem Staunen über dessen Zorn erholt hatte, „willst mir wohl Angst machen? Ha, ich wünschte nur, dein Gewissen wäre so rein, wie meines, dann brauchtest du nicht so in Zorn zu kommen. Ich lasse mir aber den Kopf darauf abschlagen, daß die Geschichte mit dem armen Franzosen nicht klar ist. Übrigens, Hannthiel," wandte er sich an mich, „das sage ich dir: reinen Mund gehalten! Wenn das Gericht uns nicht fragt, dann haben wir nichts gehört. Aus Schwätzereien, die man nicht beweisen kann, soll man sich herauslassen."

Natürlich schwieg ich, und wenn ich jetzt nach bald fünfzig Jahren rede, dann thue ich's nur, weil keiner von den Beteiligten mehr lebt und die ganze Meinhardtsfamilie ausgestorben ist. Das Gericht aber fragte uns damals nicht. Wer kümmerte sich viel darum, ob ein Franzose mehr oder weniger ins Gras beißen mußte? Daß er schwer verwundet dem alten Meinhardt ins Haus gebracht worden war, das hatten alle Nachbarn gesehen, der österreichische Doktor hatte übrigens noch erklärt, daß er die Nacht wahrscheinlich sterben würde — das konnte alles dem Nachbar von jedermann bezeugt werden. Es war also etwas ganz Natürliches, daß der Verwundete des andern Morgens tot war. Das Gericht, das der alte Meinhardt gleich bestellt hatte, nahm die Nachlassenschaft des Verstorbenen in Empfang. Viel war's nicht. Die Hauptsache befand sich im Mantelsack: etwas Wäsche, vielleicht hundert Napoleonsd'or und einige Papiere, aus denen sich aber über die Herkunft und Heimat des Verstorbenen nicht viel ersehen ließ. Daß er der Oberst Delacour vom 63. Linienregimente gewesen und, ehe er nach Deutschland gekommen war, in Spanien gestanden hatte, das war so ziemlich alles. Das Gericht legte auf die Sachen vorläufig Beschlag, um sie, wenn die Zeiten ruhiger geworden wären, an sein Regiment zu schicken, und erlaubte, daß der Tote

noch am Abend desſelben Tages begraben würde. Man legte ihn mit ſeinem getreuen Jean, der der einzige war, der etwas Näheres über ſeinen Herrn hätte ſagen können, in dasſelbe Grab.

Nach ein paar Tagen redete niemand mehr über die Geſchichte und wir kamen gar nicht in die Verlegenheit, etwas darüber zu erzählen. Die Leute hatten andere Sorgen, als ſich über einen toten Franzoſen die Köpfe zu zerbrechen. Lagen doch ein paar hundert von ihnen, die in der Schlacht gefallen waren, draußen vor dem Thor begraben. Man hatte genug zu thun, um die Einquartierung zufrieden zu ſtellen, die gar nicht mehr aufhörte. Man wußte gar nicht, wo die Leute alle herkamen, und konnte nun deutlich ſehen, daß es mit dem Bonaparte Matthäi am letzten war.

Nach den Kaiſerlichen kamen Preußen. Das waren auch brave Leute, meiſtens Landwehrleute, viele Familienväter, die auch keine Freude an dem rohen Kriegsweſen hatten und nur mitgingen, weil ſie ſagten, endlich müſſe dem Bonaparte einmal der Garaus gemacht werden, damit es Ruhe gäbe. Aber nach ihnen, da wurden wir erſt etwas gewahr, als die Ruſſen kamen. Das wollte gar nicht aufhören mit denen, da konnte man erſt ſehen, was für ein unmenſchlich großes Reich der Kaiſer von Rußland hat. Und was für Kerle! Koſaken, Kalmücken, Baſchkiren, Tartaren und wie ſie alle hießen, zu Roß und zu Fuß, mit Gewehren und Lanzen, ja ſogar mit Bogen und Pfeilen, wie ihr Jungen ſie habt. Und einer immer ſchmutziger und ruppiger wie der andere. Mit ſcharfen Reiſerbeſen mußten jeden Morgen die Stuben gefegt werden, ſonſt brachte man ſie nicht rein. Gott bewahr' uns in Gnaden vor ſolch einer Bande! Und damals kamen ſie als Freunde! Wie würden die erſt hauſen, wenn ſie einmal als Feinde kommen! Dann noch zehnmal lieber die Franzoſen! Was das für Freunde waren, davon muß ich dir doch auch noch ein Stückchen erzählen."

Mein alter Freund ſtopfte ſich erſt ſein Klöbchen friſch, und als das gehörig im Brand war, fuhr er fort:

„Das mußt du nämlich wiſſen, daß ſie alle miteinander, ob ſie nun lange Bärte hatten, wie die Koſaken,

oder bartlose Gesichter mit Schlitzaugen, wie die Kalmücken, ob sie mit Flinten schossen oder mit Bogen, eins aus dem Fundament verstanden, nämlich das Schnapssaufen. Ihre erste Frage war immer nach ‚Wuttki', wie sie den Branntwein nannten. Davon konnten sie gar nicht genug bekommen. Sie tranken ihn als Morgensuppe, sie schütteten ihn sich unter das Sauerkraut, was ihr Lieblingsessen war, sie erlustierten sich noch daran, wenn sie schon auf der Streu lagen – kurz, sie kamen den ganzen Tag nicht aus dem Dusel heraus. Und dabei aßen sie jeder für drei. Nun, wir hatten ja, weil das Kraut in dem Herbst gut geraten war, uns damit ziemlich vorgesehen, aber mit Heringen, die sie immer dazu haben wollten, war's bald am Ende. Doch sie wußten sich zu helfen. Kommt mein Vater doch einmal dazu, als sie gerade am Essen sind, daß die Kerle hinter unsere Talglichter geraten sind (die meine Mutter immer selbst sott und, weil ihr Herz daran nicht denken konnte, in dem Schrank hatte liegen lassen), und er weiß nicht, was er sagen soll, als er sieht, daß sie die Lichter alle zu ihrem Sauerkraut verspeisten. Solche Kerle waren das. Das muß man deswegen sagen: im Essen machten sie keine großen Ansprüche, und wenn man über den fürchterlichen Schmutz bei ihnen hinwegsah, so machten sie einem keine Überlast, wenn sie nur immer brav ‚Wuttki' hatten. Aber daran fing's bei dem fürchterlichen Verbrauch bald an zu mangeln.

So kam eines Tages wieder ein Regiment Infanterie und ein starker Pulk Kosaken an. Wir kriegten natürlich auch das ganze Haus voll, und ihr erstes Wort war: ‚Wuttki!'

Da war guter Rat teuer, denn der ‚Wuttki' war alle und in der ganzen Stadt keiner mehr zu kriegen. Das bißchen, was die Wirte noch hatten, das hielten sie zusammen für ihre eigene Einquartierung und gaben selbst für teures Geld keinen mehr heraus. Das sahen aber natürlich die Kerle nicht ein und vollführten einen Mordspektakel. Der Wildeste unter ihnen drohte durch Gebärden, indem er wie ein Wahnsinniger mit blankem Säbel im Hause herumlief, alles totzustechen, wenn der geliebte ‚Wuttki' nicht herbeigeschafft würde.

„Was kann's helfen?“ sagte mein Vater, „wir müssen versuchen, noch etwas aufzutreiben, wer weiß sonst, was der Kerl alles anstellt.“

Und er gab mir unseren Wasserkrug und einen preußischen Thaler und hieß mich damit auf die nächsten Dörfer gehen, um zu sehen, ob da noch etwas zu haben wäre, während er selbst aus etwas Spiritus, den er noch in der Werkstatt stehen hatte, und Sauerkrautbrühe ein Getränk für den ersten Durst der wüsten Kerle zusammenbraute.

Ich hatte ein bißchen Russisch aufgeschnappt, und deswegen ging ich, um den wütenden Kerl zu beruhigen, erst noch einmal reisefertig in die Stube, zeigte ihm den leeren Krug und sagte: ‚Pascholl[1]) Wuttki!‘“

— „Was heißt das denn auf Deutsch?“ unterbrach ich in meinem Quintanerwissensdurst den Erzähler.

„Was das heißt? Das ist Russisch und kann man auf Deutsch nicht so wiedergeben. Übrigens unterbrich mich nicht immer so, sonst erzähle ich gar nichts mehr. — Kurzum, wenn ich's auch nicht recht verstand, mein Russe verstand mich, er grinste über das ganze Gesicht, klopfte mir auf die Schulter und sagte: ‚Pascholl vonn![2]) Wuttki!‘

Ich machte mich nun auf die Sohlen und suchte nach Branntwein. Aber wo ich hinkam, war nichts mehr zu holen. Denn auch alle Dörfer lagen voll Russen und die Wirte hüteten ihren Branntwein, wie den kostbarsten Schatz. Ihre Haut war ihnen diesmal doch lieber als das Geld. Item, ich kam den Abend hundsmüde nach Hause und mein Krug war so leer, als ich ihn mitgenommen hatte.

Als ich in die Stube hereinkomme, springt mir mein Russe schon entgegen und ruft: ‚Wuttki!‘ Im Augenblick hat er mir den Krug aus der Hand gerissen, wie er aber merkt, daß er leer ist, gerät der Mensch in eine fürchterliche Wut. Ich rufe zwar immer, um ihn zu besänftigen: ‚Pascholl! Pascholl!‘ weil er so freundlich gewesen war, als ich das bei meinem Weggang zu ihm gesagt hatte. Aber merkwürdig! Der Kerl wurde nur immer wütender dadurch. Eins, zwei, drei! hat er seinen Säbel heraus,

[1]) Marsch!
[2]) Marsch, fort!

ſchreit: ‚Tſchort woſſoi!‘[1]) und rennt mit der blanken Waffe auf mich ein. Zum Glück ſtand ich gerade in der Nähe der Thüre an der Wand. Ich ließ mich glatt auf die Erde fallen und der Säbel fuhr tief in die Füllung der Thüre hinein. Im ſelben Augenblick hatte mich mein Vater gepackt und vor die Thüre gezogen, während der Ruſſe noch an ſeinem Säbel zerrte, um ihn loszukriegen. Mein Vater drehte flugs den Schlüſſel um und ſagte: „Lauf, was du kannſt, auf das Rathaus zum Kommandanten und meld' ihm, was wir hier für einen Kerl haben! Wir wollen denn doch ſehen, ob wir uns alles müſſen gefallen laſſen.“

Der Kommandant ließ mich auch gleich vor, hörte mich ruhig an, denn er verſtand, wie viele ruſſiſche Offiziere, ganz gut Deutſch, und rief dann einer Ordonnanz ein paar Worte auf Ruſſiſch zu. Vielleicht fünf Minuten drauf trat eine Patrouille herein und in ihrer Mitte mein Miſſethäter. Der Kommandant ſtellte ein kurzes Verhör mit ihm an, wobei der Burſche jammerte wie ein altes Weib. Dann gab er den anweſenden Soldaten einen Wink, die wie der Blitz den Kerl ergriffen, ihn auf eine Bank feſtſchnallten und ihm fünfzig Stockprügel aufzählten. Als ſie ihn losgebunden hatten, kroch der arme Sünder auf den Knieen zu dem Offizier und küßte ihm die Füße und den Rockärmel, wahrſcheinlich wollte er ſich bedanken für die gnädige Strafe. „Er wird Sie jetzt in Frieden laſſen,“ ſagte der Offizier und winkte uns, daß wir abtreten ſollten.

Ich glaubte allerdings nur halb daran, denn ich fürchtete, jetzt werde der Kerl ſich an uns erſt rächen. Aber nein, er war wie umgewandelt, ſo freundlich, wie nur ein geprügelter Hund ſein kann, ſodaß wir im beſten Frieden des anderen Tages von einander Abſchied nahmen.

Das wollte ich ſo nebenbei erzählen, um dir einen Begriff zu geben, was für wüſte Kerle die Ruſſen waren und wie man mit Recht ſie die ‚Ruſſen‘ heißt, aber auch, was ſie für ſtrenge Mannszucht hatten, wenn was Ungehöriges angezeigt wurde. Freilich, das meiſte wurde nicht angezeigt, und was ſie nicht auf dieſe Weiſe erfuhren, das

[1]) Hol's der Teufel!

kümmerte die Offiziere auch wenig. Na, ich muß gestehen, mir machte es einen schauderhaften Eindruck, als der Mensch da geprügelt wurde, wie ein Stück Vieh, und ich nahm mir vor, wenn's nicht die höchste Not wäre, keinen Russen mehr anzuzeigen.

Doch ich komme ganz von dem ab, was ich dir eigentlich erzählen wollte, nämlich von dem alten Meinhardt. Aber so geht's, wenn man an jene alten Zeiten kommt. Wer die miterlebt hat, der kann mehr erzählen, als alle deine gelehrten Bücherschreiber, die euch Jungen einen blauen Dunst vormachen. Was ich dir aber erzähle, das ist wahr und das vergißt man nicht, weil's wahrhaftig kein Spaß war. Unser Herrgott woll' nur unser Vaterland in Gnaden bewahren, daß uns jemals noch solches Volk über den Nacken kommt, das Deutschland ansah, wie eine Rindshaut, aus der sie sich nach Gefallen Riemen schneiden durften. Und du begreifst vielleicht auch jetzt, warum ich jedesmal, wenn's Mittag läutet, bete:

Verleih uns Frieden gnädiglich,
Herr Gott, zu diesen Zeiten.

Und euch jungem Volk könnt's auch nicht schaden, wenn ihr das thätet, aber freilich, das denkt nicht dran.

Um nun endlich auf den alten Meinhardt zu kommen, so sprach man, wie ich dir schon sagte, von der ganzen Sache wenig mehr. Die Leute waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und der Krieg, der noch immer fortdauerte, brachte so viel Neues, daß man so eine Geschichte bald vergaß. Ich besonders hatte gar keine Zeit dazu, mir den Kopf darüber noch viel zu zerbrechen. Denn bald nachdem unsere alte Regierung wieder eingesetzt war, holte man mich zu den Soldaten. Ich war ein starker Kerl und konnte mich nicht losmachen, während mein Freund Heinrich, der immer etwas zart gewesen war, für untauglich erklärt wurde. Wir Rekruten wurden denn alle nach Holland transportiert und dort einexerziert, kamen aber im folgenden Jahre nicht mehr ins Gefecht. Denn man hatte den Bonaparte schon nach Elba geschickt, ehe wir parat waren, dabei zu helfen. So ging das Jahr 1814 für uns in langweiligem Garnisonsdienst herum und auch ein Teil vom Jahr 1815. Da — wir sollten schon nach

Hause entlassen werden — kam auf einmal die Nachricht, daß der Bonaparte von Elba entflohen und wieder in Paris wäre. Da wurden die Armeen rasch wieder zusammengezogen und wir kamen noch gerade zurecht, ihn bei Waterloo zu fassen. Wie wir ihn da klein kriegten, daß er endlich für immer auf St. Helena in Numero Sicher gebracht wurde, das habe ich dir schon früher erzählt, und davon will ich jetzt weiter nichts sagen. Kurzum, ich kam im Herbst endlich wieder nach Hause, nachdem ich bald zwei Jahre fortgewesen war.

Bei uns hatte sich derweil nicht viel geändert, aber bei dem Nachbar Meinhardt war vieles anders geworden. Wenn's vor zwei Jahren geheißen hatte, er werde wohl bald mit seinem Geschäfte am Ende sein, so stand er jetzt nach dem Kriege besser als je. Er hätte viel Glück gehabt bei Lieferungsgeschäften, sagte er, die Leute aber sagten hinter seinem Rücken, er verdanke seinen Reichtum dem Franzosengeld. Denn gerade von jener Zeit an, als der Franzose in seinem Hause gestorben, sei's vorangegangen mit ihm. Und es wurde allerlei nicht gerade Schönes gemunkelt, wie er zu dem Gelde gekommen sei. Mein Vater sagte: „Hannthiel, verbrenn' dir den Mund nicht bei den Leuten! Wir wissen gerade so wenig wie die anderen, und der Nachbar ist ein reicher Mann, mit dem sich selbst der Herr Präsident die Hand schüttelt. Hat er den Judas gespielt an dem armen Franzosen, dann wird ihn unser Herrgott schon zu fassen wissen. Uns aber geht's nichts an."

Ich ließ darum die Leute schwätzen und würde an die alten Geschichten weiter nicht mehr gedacht haben, wenn nicht der Nachbar selbst durch sein ganzes Verhalten immer wieder Anlaß gegeben hätte, daß mein Verdacht gegen ihn wach erhalten blieb. Ich will ganz davon schweigen, daß er, der immer etwas Unfreundliches an sich hatte, noch viel mürrischer und menschenscheuer geworden war, wie früher. Man sah ihn oft tagelang nicht, dabei aber hörten wir ihn oft die ganze Nacht, besonders im Sommer bei offenen Fenstern, drüben ruhelos im Hause umhergehen. Das aber mußte uns noch viel mehr auffallen, daß er uns von dem Tage an, als die Franzosen fort waren, die Kundschaft entzogen hatte. Überhaupt that er, als wenn

wir gar nicht für ihn auf der Welt wären. Was mich aber am meiſten ſchmerzte, das war, daß jetzt auch meine Freundſchaft mit Heinrich ein Loch bekam. Zwar hätte ich ja von ſelbſt ſchon eingeſehen, daß es nun, da ſie ſo vornehm geworden waren und zum ‚Caſino‘ gehörten, wo außer den Beamten nur die erſten Familien der Stadt verkehrten, ſich für den Heinrich nicht mehr recht paßte, zu ſeinem Hauptfreund einen Schuſtergeſellen zu haben. Ich hätte mich ohnedies nicht an ihn herangedrängt und auf die alte Freundſchaft gepocht. Aber das that mir doch weh, daß der Alte ſeinem Sohne geradezu verbot, mit mir noch zu reden.

Es war mir ja gleich aufgefallen, als ich wieder nach Hauſe kam, daß mir der Heinrich aus dem Wege ging. Ich hatte ſchon lange vor Begierde gebrannt, mit ihm einmal wieder ein gemütliches Plauderſtündchen zu halten, hatte ich ihm doch ſo viel zu erzählen aus der langen Zeit, wo ich in fremden Ländern im Krieg geweſen war. Aber ich mochte Abend für Abend, wie früher, unter die Hausthüre treten und den ‚alten Deſſauer‘ pfeifen, Heinrich kam nicht. Am Tage ſah ich ihn einmal, als er über die Straße ging. Ich wie der Blitz herunter und ihm ein Willkommen! zugerufen. Aber er grüßte nur von fern und ging ſeines Weges weiter.

Das kränkte mich denn doch gewaltig und, ſo weh es mir auch im Herzen that, daß ich mich ſo in ihm getäuſcht hatte, ich ſetzte nun auch eine ſtolze Miene auf und ſah über Seite, wenn ich ihm zufällig einmal begegnete.

Eines Abends aber trafen wir doch einmal aufeinander. Ich kam vom Kartoffelacker, und wie ich durch den ſchmalen Weg zwiſchen den Gärten im Aufeld gehe, ſtehe ich auf einmal vor ihm.

„Guten Abend, Hannthiel,“ ſagt' er und ſtreckt' mir die Hand hin.

„Guten Abend, Herr Meinhardt!“ erwiderte ich und wollte an ihm vorbei.

„Hannthiel,“ ſagte er und vertrat mir den Weg, „du biſt mir böſe, ich kann mir auch denken, warum. Glaub' mir, daß ich nichts dazu kann und noch gerade ſo dein Freund bin, wie früher.“

Ich war schon halb versöhnt, denn ich sah, wie es dem Heinrich so leid war, daß es so zwischen uns stand, aber ich hatte in all den Wochen doch zu viel Ärger über ihn hinuntergeschluckt, als daß ich gleich hätte einlenken können.

„Nun, nun, es ist schon gut," sagte ich, „laß mich nur vorbei, es könnt's sonst jemand sehen, daß der vornehme Herr Meinhardt so freundschaftlich mit einem Schustergesellen verkehrt."

„Hannthiel," versetzte er, und ich hörte, wie ihm die Stimme zitterte, denn er war immer gar weich, der Heinrich, „Hannthiel, das ist schlecht von dir, daß du mich für so einen hochmütigen Einfaltspinsel hältst. Glaub' mir, es kann dir nicht leider sein, wie mir, daß ich dir so aus dem Wege gehen mußte. Aber ich darf ja nicht mehr mit dir verkehren, wie früher."

„Na, warum denn nicht?" fragte ich.

„Ach, ich sollte es ja eigentlich nicht sagen," entgegnete er, „aber ich muß es doch, sonst begreifst du mein Benehmen nicht. Mein Vater hat mir's aufs strengste untersagt. Ich weiß nicht, was er gegen euch hat; es muß wohl einmal irgend etwas vorgekommen sein, was ihn erzürnt hat; kurzum, er gerät immer in einen furchtbaren Zorn, wenn auf euch die Rede kommt. Und er ist überhaupt in den letzten Jahren gar nicht recht mehr imstande, immer so aufgeregt und angegriffen, daß ich alles thun muß, um ihn nicht zu reizen. Deswegen aber bin ich gegen dich noch immer so gesinnt, wie früher, und ich hoffe, daß du mich's auch nicht entgelten lässest, wenn ich um meines Vaters willen fremd gegen dich thun muß."

Nun, da konnt' ich doch meinen Ärger nicht mehr behaupten, und ich schlug in seine Hand ein. Wir kamen denn auch gleich wieder in das gemütliche Plaudern von früher hinein, und als wir auseinander gingen, wußte ich soviel, daß ich, wenn ich abends um die jetzige Zeit diesen Weg käme, den Heinrich auch ziemlich sicher da finden würde.

So trafen wir uns noch manches Mal, bis der Winter kam und es natürlich seltener dazu kam. Im Frühjahr aber gab's eine längere Stockung. Da mußte Heinrich auf

Reisen gehen. Sein Vater nämlich war den Winter über noch viel verschlossener und unzugänglicher geworden. Um das Geschäft schien er sich immer weniger zu bekümmern. Zwar im Laden hatten sie schon seit ein paar Jahren immer ein paar Kaufmannsdiener, die man jetzt ‚Gummi‘ heißt. Aber das Hauptgeschäft war ein großer Fruchthandel. Den mußte Heinrich jetzt auch übernehmen, da sein Vater erklärt hatte, er fühle sich zu angegriffen, um noch größere Reisen machen zu können. Er ging höchstens abends noch einmal vor die Thüre, um einen kleinen Spaziergang vors Unterthor zu machen, und vielleicht dann hier und da einmal im ‚Löwen‘ einzukehren und einen Schoppen zu trinken. Zum Oberthor hinaus, wo die Franzosengräber waren, habe ich ihn niemals gehen sehen. Schließlich aber sah man ihn gar nicht mehr vor der Thüre und in Gesellschaft — er sei kränklich, hieß es, und dürfe nicht ausgehen. Nur jeden Sommer reiste er einmal auf mehrere Wochen ins Bad.

So lag das ganze Geschäft auf den Schultern meines Freundes Heinrich, der seine liebe Not hatte und viel auswärts sein mußte, um Lieferungen abzuschließen. Und das muß ich sagen: wenn er auch im Leben ein wenig weich und zaghaft war, sein Geschäft verstand er, und unter seinen Händen vermehrte sich das Meinhardtsche Vermögen, daß es erstaunlich war. Kein Wunder, daß man ihm in der Stadt viel um den Bart ging und daß die Mütter und die Töchter sich viel Mühe um ihn gaben. Denn wenn auch der alte, mürrische und wunderliche Schwiegervater für eine junge Frau gerade keine angenehme Zugabe war, so war das große Vermögen um so verlockender, und man dachte auch wohl, der alte, kränkliche Mann werde es doch so lange nicht mehr machen.

Aber Heinrich ging allen derartigen Bemühungen um ihn höflich, jedoch entschieden aus dem Wege. Und ging ich ihn gelegentlich, wenn es wieder einmal geheißen hatte, er werde sich demnächst mit der oder jener verloben, daraufhin an, dann gab er gewöhnlich zur Antwort: „Die Leute müssen doch etwas zu schwätzen haben, aber sie werden es wohl kaum erleben, mich als Bräutigam zu sehen. Von den Mädchen hier in der Stadt mag ich keine, weil denen

an meinem Geld mehr liegt, als an meiner Person. Denn ich bin nicht so eitel, zu glauben, daß auch, wenn ich arm wäre, die Mädchen sich viel um mich bekümmerten. Und außerhalb meiner Vaterstadt komme ich zu keiner Mädchenbekanntschaft; denn, wenn ich auf Reisen bin, läßt mir das Geschäft keine Zeit, Gesellschaften aufzusuchen. Ich werde deswegen wohl ledig bleiben, zumal ich auch auf meinen Vater Rücksicht nehmen muß, dem jedes fremde Gesicht widerwärtig ist."

„Na, laß nur gut sein, Heinrich," sagte ich dann wohl, „das wird alles anders, wenn du einmal die Rechte findest."

Und so wurde es auch. Es mochten etwa zwei oder drei Jahre hingegangen sein; die jungen Mädchen hier in der Stadt hatten schon angefangen, den Heinrich aufzugeben, und thaten, als wenn das keiner zugemutet werden könne, einen jungen Mann mit einem halbverrückten Vater zu heiraten, über den man alles Mögliche munkele, da eröffnete mir eines Tages oder vielmehr abends Heinrich, den ich wieder auf seinem Spaziergang traf, daß er Bräutigam sei. Seine Braut war freilich nicht aus der Stadt. Sie wohnte mit ihrer Mutter in der Pfalz in einer Stadt, deren Namen ich vergessen habe. Heinrich hatte sie, wie man so sagt, ganz zufällig kennen gelernt, indem ihre Wohnung neben dem Gasthaus lag, in welchem er gewöhnlich abstieg. Sie hatte auf ihn gleich einen tiefen Eindruck gemacht, als er sie in dem Garten sah, der an den des Gasthauses stieß. Und, wie sich denn das in der Regel so macht, wenn dem Menschen was dran gelegen ist, es war ihm nicht schwer geworden, mit ihr bekannt zu werden. Da er auf die Mutter ebenfalls einen günstigen Eindruck gemacht hatte, war ihm erlaubt worden, im Hause ein- und auszugehen, und das Ende vom Liede war, daß er von der schönen und sittsamen Antonie Vomhof das Jawort erhielt. Er war über die Maßen glücklich, der gute Heinrich.

„Siehst du, hier weiß ich," sagte er, „daß ich nur um meiner selbst willen geliebt werde. Denn weder die Tochter noch die Mutter, die als arme Offizierswitwe von einer kleinen Pension leben muß, wußten vor meiner Ver-

lobung, daß ich reich sei. Ich galt ihnen als Geschäftsreisender, der auch nichts hätte, wie sein Gehalt, der aber als ein braver, solider Mensch bekannt sei. Und erst, als ich das ‚Ja' von meiner Antonie erhalten hatte, da sagte ich ihnen, daß das Geschäft, wofür ich reise, mir selbst gehöre. Ich kann dir darum gar nicht sagen, wie glücklich ich in meiner Liebe zu dem herrlichen Mädchen bin und wie ich mich danach sehne, sie so bald als möglich als meine Gattin heimzuführen."

„Wann wird das denn geschehen?" fragte ich.

„Ich hoffe, noch diesen Herbst," antwortete er, „ich muß erst mit meinem Vater noch darüber reden. Du kannst dir denken, wie schwer mir es geworden ist, da ich's gern aller Welt mitteilen möchte, gegen meinen Vater bis jetzt darüber zu schweigen. Aber ich muß gar zu sehr auf seine Stimmung Rücksicht nehmen. Wenn er so trübsinnig ist, dann darf man ihm mit gar nichts kommen, dann will er auch selbst vom Geschäft nichts wissen. Heute aber ist er verhältnismäßig munter, und da will ich ihm nach dem Nachtessen meine Verlobung mitteilen."

„Na, da gehst du wohl noch einer schweren Stunde entgegen?" scherzte ich.

„O nein," sagte er, „mein Vater läßt mir da ganz freie Hand. Und wenn Antonie auch arm ist, so weiß ich, daß das in diesem Falle gar nichts ausmacht. Ich möchte wohl sagen, da er sich um Welt und Menschen immer weniger kümmert, so ist's ihm ganz einerlei, wer seine Schwiegertochter wird, vorausgesetzt, daß sie ihn in seinen Gewohnheiten ungestört läßt."

So verabschiedete er sich von mir, das Herz voll Glück und Hoffnung, und ich freute mich aufrichtig mit ihm. Wer konnte ahnen, daß das die letzte Freude sein würde, die mein armer Heinrich auf dieser Erde genießen sollte!

Den Abend, es mochte so zwischen neun und zehn Uhr sein, und auf der Straße war es schon ganz stille — denn damals war's nicht wie heutzutage, wo das junge Volk bis Mitternacht sich draußen herumtreibt — saß ich noch für mich allein in unserer Stube vorne hinaus und las in einem Geschichtenbuch. Denn Lesen war all mein Lebtag meine Freude gewesen. Mein Vater war zum Bier

gegangen, was er jede Woche zweimal that, und meine Mutter war mit den beiden Schwestern im Stall beim Vieh. Da höre ich auf einmal von drüben her einen furchtbaren Schrei, ganz ähnlich, wie damals in der Nacht. Ich sprang auf und horchte. Da hörte ich auch ganz deutlich Heinrichs Stimme: „Vater, um Gotteswillen! kommen Sie zu sich, es kann ja nicht sein!“ Aber wieder höre ich den Alten schreien und diesmal ganz deutlich: „Mörder!“

Da dachte ich: du mußt hinüber, es ist offenbar, der Alte ist verrückt geworden und stellt irgend etwas an. Und ich wußte, daß der Heinrich allein war mit ihm, denn das Geschäft wurde um neun Uhr geschlossen und dann gingen die Ladendiener gewöhnlich noch ein Stündchen aus. Die beiden Mägde aber, die wohl schon zu Bette waren, schliefen im Hinterhaus.

Ich besann mich also nicht lange und sprang hinüber. Auf der Treppe schon hörte ich, wie der alte Meinhardt tobte und schrie und der Heinrich in herzzerreißendem Ton ihn vergeblich zu beruhigen suchte. Ich reiße darum ohne Umstände die Thüre auf und trete ein.

„Verzeih', Heinrich,“ sagte ich, „daß ich so ohne weiteres hereinstürme, aber ich hörte das Geschrei und dachte, du brauchtest vielleicht Hilfe!“

Der alte Meinhardt hatte auf dem Sopha gelegen, als ich hereintrat, und sein Sohn stand über ihn gebeugt und suchte ihn zu beruhigen.

Als Heinrich meine Stimme hörte, fuhr er erschreckt herum:

„Hannthiel, wo kommst du her? Ich bitte dich, gehe wieder! Dem Vater ist nicht ganz wohl, aber ich werde ganz gut allein mit ihm fertig.“

Dabei suchte er mich zur Thüre hinauszudrängen.

Währenddessen hatte sich der Alte vom Sopha aufgerichtet und sah mich mit starren, irren Augen an. Auf einmal schien er mich zu erkennen.

„Was will der?“ schrie er, „der hat's damals auch gehört und will mich jetzt anzeigen. Wer kann's sagen, daß ich ihn gemordet habe? Hast du's gesehen? Antwort!

Gar nichts weißt du und ich weiß auch nichts! Oder weißt du was? Sprich!"

So ging's wirr bei ihm durcheinander, während er vor mir stand und mir mit den Händen vor dem Gesicht herumfuchtelte.

Ich muß gestehen, mir war gar nicht wohl bei der Sache. Der Alte schien mir auf einmal gar nicht mehr verrückt, aber ein anderer furchtbarer Gedanke dämmerte in mir auf. Ich wich ganz entsetzt zurück und faßte nach der Thüre.

„Laß ihn nicht fort," schrie der Alte, als er meine Bewegung sah, „er will aufs Gericht. Aber ich lasse mich nicht verurteilen, lieber schaffe ich mich erst aus der Welt."

Heinrich war aufs tiefste erschüttert. Er faßte meine beiden Hände und sah mich so jammervoll an, daß mich's in tiefster Seele erbarmte. Jetzt sah ich auch, wie entsetzlich elend er aussah, gerade wie ein Sterbender.

„Hannthiel, du siehst, wie krank der Vater ist," sagte er, „aber du brauchst dir keine Sorgen um mich zu machen. Ich bitte dich darum, geh' nach Hause, der Vater regt sich sonst noch mehr auf. Aber das versprich mir hier in die Hand, daß du keinem Menschen sagst, was du gehört hast. Ich weiß, ich kann mich auf dich verlassen."

Was hätte ich dem Heinrich zu liebe nicht gelobt! Ich versprach es ihm darum sofort und verließ, wie er's wünschte, auch gleich das Haus. Meine Abwesenheit drüben hatte niemand gemerkt, und so war mir's nicht schwer gemacht, reinen Mund zu halten. Aber ich habe die Nacht wenig geschlafen, denn immer tönte mir das verzweifelte Jammern des alten Meinhardt in den Ohren und ich sah den Heinrich vor mir stehen mit seinem traurigen Gesicht, in dem so deutlich geschrieben stand, daß all sein Glück begraben war. Warum es so war, das wußte ich freilich nicht, aber ich hatte eine deutliche Ahnung, daß Heinrichs Unglück im Zusammenhang stand mit der alten, halbvergessenen Geschichte von dem toten Franzosen.

Näheres darüber erfuhr ich freilich nicht. Gefragt hätte ich Heinrich unter keinen Umständen, da ich selbst gesehen hatte, daß etwas Furchtbares dahinter stecken mußte.

Aber ich kam auch gar nicht in die Lage, es thun zu können. Denn er ließ sich vorläufig überhaupt nicht mehr sehen, und bald hieß es in der Stadt: nun sei der junge Meinhardt auch noch verrückt geworden wie der alte, und die heiratsfähigen Jungfern samt ihren Müttern priesen laut ihre Klugheit, daß sie niemals etwas von ihm hätten wissen wollen. Man habe ihm ja immer anmerken können, daß er auch nicht ganz richtig im Kopfe sei.

Daß der arme Heinrich aber in jeder Beziehung eine schreckliche Zeit durchmachte, das konnten wir, seine nächsten Nachbarn, deutlich genug merken, auch wenn ich keine Gelegenheit hatte, es von ihm selbst zu hören. Denn der Zustand seines Vaters war immer aufgeregter geworden. Wir konnten es von unserem Haus aus ganz genau sehen, wie der Alte Tag und Nacht ruhelos im Hause umherwanderte. Das Licht erlosch drüben gar nicht mehr und ging nachts von Zimmer zu Zimmer. Und niemand duldete er in seiner Nähe, als seinen Sohn. Wie dieser, der von so zarter Gesundheit war, dies aushielt, das ist mir heute noch ein Rätsel.

Da, in einer Nacht — es war gerade die Nacht vom 18. November — hörten wir wieder einen furchtbaren Schrei, ganz ähnlich dem, der uns in der Nacht des 18. November Anno 13 so erschreckt hatte, und gleich drauf Rennen und Laufen drüben im Haus.

„Da ist ein Unglück geschehen," sagte mein Vater, indem er sich schüttelte und mir vor Grausen die Haare zu Berg standen, „es wäre Nachbarpflicht, wenn wir drüben nachsähen."

„Vater, nehmt's nicht übel," sagte ich, „wenn ich anderer Meinung bin, aber ich weiß, daß ihnen nichts unangenehmer ist, als wenn Fremde in das Haus kommen."

Mein Vater überlegte noch eine Zeitlang, da es aber drüben wieder ruhiger wurde und man von dem Alten absonderliche Dinge gewohnt war, blieben wir im Bett, wenn's auch um den Schlaf so ziemlich geschehen war. Wir hörten überdies auch noch, wie die Hausthüre im Nachbarhause geöffnet wurde und jemand eilends die Straße hinablief, der bald darauf mit einem anderen wieder zurückkam. So hatten sie ja noch jemand zu Hilfe geholt,

wahrscheinlich den Doktor, wie wir vermuteten; dem alten Meinhardt mußte also etwas zugestoßen sein. Das war uns wenigstens eine Beruhigung, daß es diesmal nicht in solcher Heimlichkeit herging, als vor fünf Jahren.

Der andere Morgen brachte uns auch schon zeitig die Aufklärung über das, was wir in der Nacht gehört hatten. Der alte Meinhardt war plötzlich gestorben! Aber nicht eines natürlichen Todes. Wie wir schon lange gemerkt hatten, konnte er nachts nicht mehr schlafen und ging dann ruhelos im Hause umher. Da er dabei immer schwächer und hinfälliger wurde, ließ Heinrich, soviel er konnte, ihn nicht aus den Augen. In der vergangenen Nacht aber hatte übergroße Ermüdung ihm die Augen geschlossen und er hatte es nicht bemerkt, wie sein Vater das Zimmer verließ.

Plötzlich wachte er auf durch einen furchtbaren Schrei. Er eilte mit der Lampe hinaus — da sah er seinen Vater unten im Hausgang am Fuß der Treppe liegen. Der alte, kraftlose Mann hatte wahrscheinlich auf der obersten Stufe das Übergewicht bekommen und war die ganze, hohe Treppe hinuntergestürzt. Als Heinrich ihn aufhob, atmete er noch schwach, und da er den leblosen Körper nicht allein die Treppe hinaufschaffen konnte, hatte er schnell den Ladendienern geklopft, die auch schon wach geworden waren. Während er den einen rasch zum Arzt schickte, trug er mit Hilfe des anderen seinen Vater hinauf ins Bett. Als der Arzt kam und ihn untersucht hatte, konnte er dem Sohn nur sagen, daß sein Vater das Genick gebrochen habe und schon tot sei.

Nach drei Tagen trug man ihn hinaus; als einziger Leidtragender ging sein Sohn hinter dem Sarge her. Wenn aber die Leute gemeint hatten, nun werde der Heinrich ein anderer Mensch werden und anfangen, sein Leben zu genießen, weil sein sonderbarer Vater ihn bisher daran gehindert und ihm immer wie ein Bleigewicht auf der Seele gelegen habe, so irrten sie sehr. Heinrich ließ sich so wenig in der Öffentlichkeit blicken, wie früher. Wir konnten nur sehen, wie er fast unausgesetzt Tag und Nacht auf dem Kontor beschäftigt war, und nach einigen Wochen verlautete, er wolle sein Geschäft verkaufen. Dann trat er

noch eine Reise an, die ihn wieder verschiedene Wochen fern hielt, und als er zurückkam, da hatte er einen fremden Herrn bei sich, der Haus und Geschäftsräume einsah und von dem die Leute sagten, daß der sein Nachfolger sei.

Ich hatte ihn in der ganzen Zeit nicht mehr gesprochen und ich muß gestehen, daß mich der Verdruß wieder etwas übermannen wollte, weil ich dachte, er hätte mir doch hier und da auch einmal ein Wort sagen können.

Eines Abends aber, es war schon im neuen Jahre, trat er auf einmal bei uns ein. Wir waren natürlich alle sehr erstaunt über diesen ungewöhnlichen Besuch. Meine Mutter wischte gleich den besten Stuhl mit ihrer Schürze ab und lud ihn zum Sitzen ein.

„Ich kann mich nicht lange verweilen," sagte er, „da ich noch viel zu ordnen habe, aber ich wollte doch von hier nicht weggehen, ohne wenigstens den treuen Nachbarsleuten Lebewohl gesagt zu haben."

„Was?" riefen wir alle aus einem Munde, „das ist ja das erste, was man hört."

„Ich habe es auch absichtlich vermieden, darüber etwas laut werden zu lassen," entgegnete er, „um den vielen Fragen der Leute aus dem Wege zu gehen. Aber jetzt ist alles geordnet, heute abend ist mein Nachfolger eingetroffen, und morgen früh fahre ich mit der Post ab."

Da war natürlich des Fragens: warum? und wohin? kein Ende. Aber er schnitt alles Fragen damit ab, daß er sagte, darüber wisse er selbst noch nichts Genaueres. Vorläufig wolle er nach London, wo er einen Geschäftsfreund habe, mit dem er sich assoziieren werde, und wo er dann vielleicht später seinen Wohnsitz aufschlage, das könne er jetzt noch nicht sagen.

Dann stand er rasch auf und nahm Abschied. Ich begleitete ihn noch die Treppe hinunter und es machte sich ganz von selbst, daß wir noch ein Stückchen miteinander gingen. Es war ein schöner, sternheller Abend, und so lenkte er seine Schritte nicht hinüber nach Hause, sondern durch das Oberthor auf die Landstraße. Ich mochte ihm nicht mit Fragen kommen, und so gingen wir schweigend eine Weile nebeneinander her. Endlich sagte er:

„Hannthiel, ich kann mich auf dich verlassen, daß du

auch, wenn ich weg bin, darüber schweigst, was du in jener Nacht gesehen und gehört hast?"

Ich drückte ihm die Hand und sagte: „Das hätt' ich dir zuliebe auch ohnedies gethan."

„Ich danke dir," versetzte er, „es ist ja freilich nicht wenig verlangt, da ich dir gar keine Aufklärung über jenen Vorfall gegeben habe, aber ich kann jetzt noch nicht darüber reden. Es ist mir ganz unmöglich, ich bringe es nicht über die Lippen. Laß uns darüber schweigen, da Gott der Herr geredet hat. Später vielleicht einmal, wenn wir uns wiedersehen sollten. Aber darum bitte ich dich noch: denke nicht zu schlimm von dem Verstorbenen, er ist nicht so schuldig, wie du vielleicht denkst, und — er hat furchtbar gebüßt."

Wir waren wieder umgekehrt und schon nahe bei der Stadt, da drängte es mich, noch eine Frage zu thun, nicht aus Neugierde, sondern aus aufrichtiger Teilnahme für den Freund.

„Und deine —" sagte ich und ich konnte das Wort doch nicht über die Lippen bringen, weil ich fühlte, daß es ihm wehe that.

„Ich weiß, was du sagen willst," entgegnete er, „auch das ist vorüber. Auch sie ist für mich gestorben in der Stunde, die du kennst. Ich habe ihr bitter weh thun müssen und konnte ihr doch nicht sagen, warum. Es hat mir manche stille Thräne gekostet, daß sie an mir irre werden mußte, und doch wollte ich gerne in ihren Augen als ein verächtlicher, wortbrüchiger Mensch dastehen, wenn ich ihr dadurch nur hätte das Herzweh sparen können. Doch auch das ist nun überwunden, darum laß mich darüber schweigen. Nun aber laß uns hier Abschied nehmen. Nimm meinen Dank für all deine Freundschaft, die ich dir nie vergelten konnte, und denke immer in Gutem an deinen unglücklichen Freund. Der liebe Gott behüte dich und erspare dir ähnliches Leid, wie ich es tragen muß."

Dann drückte er mich noch einmal an seine Brust, und ehe ich noch etwas sagen konnte, war er fortgeeilt.

Des anderen Morgens vor Tag war er schon abgereist, und mir war ganz wehmütig zu Sinn, wenn ich dran dachte, daß ich ihn wahrscheinlich nie im Leben wieder-

sehen würde. Hatten wir auch in den letzten Jahren wenig Verkehr miteinander gehabt, so wußte ich doch, daß es keine treuere Seele gab als ihn, und ich trug lange Leid um ihn, wie um einen Verstorbenen. Was ihn bewogen hatte, sein Vaterland zu verlassen und seiner ganzen Vergangenheit den Abschied zu geben, darüber machte ich mir auch noch mancherlei Gedanken; aber es schien, als sollte es für mich immer ein Geheimnis bleiben.

Nun, mir kamen allerdings bald auch andere Sorgen, durch die ich verhindert wurde, noch so oft an ihn zu denken. Nach einem halben Jahre nämlich starb plötzlich mein Vater, und die Last und Sorge für die Haushaltung ruhte zum großen Teil auf mir. Durch die langen Kriegsjahre waren wir, wie die meisten Leute, recht in Rückstand gekommen, und es hieß sich zusammennehmen, wenn man ehrlich bestehen wollte. So hatte ich meine liebe Not, zumal als auch meine beiden Schwestern noch heirateten. Aber ich brachte mit Gottes Hilfe uns glücklich aus allen Schulden heraus, und als meine Mutter starb, da konnte sie die Augen ruhig zuthun, denn sie wußte, daß ihre Kinder alle versorgt waren. Freilich, was sie so gern noch gesehen hätte, nämlich, daß ich mich auch verheiratete, das hat sie nicht erlebt. Ich kam aber nicht dazu. Als ich jung war, hatte ich keine Zeit dazu, und als ich die Zeit hatte, war ich zu alt.

So bin ich eben ledig geblieben und hab' als Junggeselle auf meinem Handwerk geschafft, bis ich grau geworden bin. Je älter ich aber wurde, um so mehr dachte ich an die früheren Zeiten und an meinen Freund Heinrich. Aber er war ganz verschollen; seit seinem Weggange war keine Kunde mehr von ihm gekommen, und er galt als tot. Mir aber war's immer, als müsse er noch einmal vor seinem Ende kommen und mir sagen, wodurch er damals so unglücklich geworden war.

Da — es sind vielleicht sechs Jahre her — hieß es eines Tages, die Roderschen Erben hätten ihr Haus draußen am Wallendorfer Weg, das lange leer gestanden hatte, an einen Fremden, einen Amerikaner, verkauft. Wie er sich schrieb, wußte man nicht, da ein fremder Agent den Kauf abgeschlossen hatte. Mich kümmerte es auch weiter nicht

und ich sah mich nicht nach ihm um, als es hieß, jetzt sei er angekommen mit einem großen Möbelwagen und vielen ausländischen Sachen.

Wie ich aber ein paar Tage darauf allein bei meinem Nachtessen sitze, geht die Thüre auf und ein fremder Herr tritt herein. Mein erster Blick sagte mir: das ist der Amerikaner, und mein Ohr sagte mir, als er mir Guten Abend bot: das ist der Heinrich. Und im selben Augenblick lagen wir zwei alten Burschen uns in den Armen und weinten einer mehr als der andere.

Da gab es denn ein gegenseitiges Fragen und Erzählen, und als auf einmal der Wächter blies, wußten wir gar nicht, wohin die Stunden geflogen waren. Heinrich war weit in der Welt umher gekommen, er war in Amerika und in Ostindien gewesen, aber endlich hatte ihn doch die Sehnsucht nach der Heimat gepackt und er hatte beschlossen, den Rest seiner Tage in seiner Vaterstadt zuzubringen.

Wir kamen von da an noch viel zusammen, gewöhnlich ging ich Sonntags nachmittags zu ihm hinaus in die „Villa", wie die Leute das Haus nannten, und er wußte mir gar viel zu erzählen von dem, was er in den fremden Ländern gesehen und erlebt hatte. Nur von dem, was ihn damals zur Auswanderung getrieben hatte, sagte er nichts, und ich fragte ihn auch nicht danach.

Endlich, es war wenige Tage vor seinem Tode, gab er mir auch darüber Aufschluß. Ich merkte es ihm schon den ganzen Winter über an, daß er abnahm. Eine bestimmte Krankheit hatte er nicht, aber er wurde immer schwächer. Als ich eines Sonntags wieder zu ihm kam, war ich erschrocken, wie schlecht er aussah. Er saß an seinem Schreibpult und hatte einen großen Stoß Papiere vor sich liegen. Als er meinen ängstlichen Blick bemerkte, sagte er, indem er lächelte:

„Du siehst auch, Hannthiel, daß es zu Ende mit mir geht. Bedauere mich nicht darum, sondern danke mit mir dem Herrn, daß endlich meine Erlösung kommt. Ich sterbe gern, denn ich weiß, daß mich durch meines Gottes Gnade ein schöneres Leben erwartet, als mir hier beschieden war. Doch ich darf nicht klagen, denn er hat's nur gut mit mir gemeint, und wenn ich mich jetzt freuen darf auf meines

Leibes Erlösung, dann danke ich es nur den gnädigen Führungen Gottes, die ja oft dunkel waren, aber mir nur zum Heile dienten. Doch sollst du auch noch vor meinem Ende erfahren, warum ich damals nach meines Vaters Tode von Hause wegging und mit meiner ganzen Vergangenheit abschloß."

Als er nämlich, so erzählte er, an jenem Abend mit glücklichem Herzen seinem Vater seine Verlobung erzählt und den Namen seiner Braut, Vomhof, genannt hatte, war dieser erschreckt aufgefahren. Er mußte ihm den Namen nochmals nennen und ganz genau alle ihre Familienverhältnisse berichten. Nachdem er alles erfahren, war er aufgesprungen und hatte sich in der herzzerreißendsten Weise angeklagt als Mörder und Dieb, und wollte sich gar nicht mehr beruhigen lassen. Als ich wieder weggegangen war, da war's dem Sohne nach und nach gelungen, von ihm herauszubringen, was ihn so fürchterlich aufgeregt hatte.

Der französische Oberst, der in unserem Hause gestorben war, war nämlich niemand anderes, als der Vater von Heinrichs Braut. Als er damals schwer verwundet dem alten Meinhardt ins Haus getragen worden war und dieser allein bei ihm wachte, war der Satan über ihn gekommen. Er befand sich zu jener Zeit in gar bedrängten Verhältnissen. Durch den Krieg war sein Geschäft ruiniert und der Bankerott stand vor der Thüre. Nun war er auf einmal allein mit dem sterbenden Franzosen und dem schweren Mantelsack voll Geld, das niemand gehörte, wenn der Mann die Augen zuthat; denn der Bursche hatte ja erzählt, es sei Regimentsgeld. Das Geld aber konnte ihn retten und aus allen seinen Sorgen herausreißen. Und immer mächtiger trat die Versuchung an ihn heran und er konnte nicht mehr widerstehen, er öffnete den Mantelsack und legte das Geld heraus; denn er wollte es bei Seite schaffen, ehe der Morgen kam, wo der Franzose vielleicht schon tot war und dann das Gericht seinen Nachlaß an sich nahm.

Wie er nun in dem Geld kramte und Rolle auf Rolle der blanken Napoleonsd'or hinzählte, da wurde er auf einmal durch ein Geräusch hinter sich erschreckt. Wie er herumfährt, sieht er den Franzosen, der bisher immer in

Fieberphantasieen dagelegen hatte, auf einmal gerade vor seinem Bett stehen und mit starren Augen ihn anblicken. Zuerst glaubte er, der Mann sei im Fieber, aber auf einmal thut der seinen Mund auf und ruft: „Dieb! Leichenräuber!“

Da war Meinhardt auf ihn losgestürzt, hatte ihm den Mund zugehalten und ihn wieder auf sein Lager zurückgedrängt. Der Franzose hatte noch einen schwachen Versuch gemacht, sich wieder zu erheben, war aber dann mit einem Schrei zurückgesunken, und in demselben Augen-

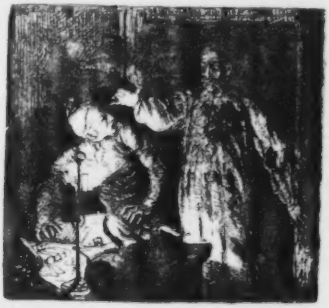

blicke quoll ein dicker Blutstrom aus seinem Munde. Dann hatte er ihn noch einmal mit weitgeöffneten Augen angestarrt und war mit einem tiefen Seufzer verschieden.

Der alte Meinhardt war zuerst ganz außer sich gewesen. Das hatte er nicht gewollt, das Geld des Franzosen wollte er wohl, aber nicht sein Leben. An dem armen Menschen, der ohnedies schon mit dem Tode rang, hatte er sich nicht vergreifen wollen. Aber nun war's geschehen, und als er wieder zu sich kam, fühlte er, daß er darauf bedacht sein mußte, jeden Verdacht zu beseitigen. Er nahm das Geld bis auf einen geringen Betrag aus dem Mantelsack, ebenso alle Papiere, die über den Verstorbenen Auskunft geben konnten. Als er alles in seinem Pulte ver-

schlossen hatte, weckte er die Hausgenossen und teilte ihnen mit, daß der Franzose plötzlich gestorben sei. Er selbst war wieder ruhiger geworden. Daß er sich das Geld angeeignet hatte, machte ihm am wenigsten Unruhe. Es war ja herrenloses Gut. Und wenn er's nicht an sich genommen hätte, dann nahm's ein anderer. Auch über den Tod des Franzosen glaubte er sich beruhigt zu haben. Der Mann lag ja bereits im Sterben, den Morgen hätte er jedenfalls, wie auch der Arzt gesagt hatte, nicht mehr erlebt. Der Blutsturz wäre jedenfalls auch ohne ihn gekommen, höchstens ein paar Minuten später. Was sollte er sich darum unnötige Sorgen machen? Er war nicht schuld an dem Tode seines Gastes.

Des anderen Morgens war er allerdings sehr erschrocken, als er vernahm, daß wir in der Nacht den Todesschrei des Franzosen gehört hatten. Aber er sprach sich bald wieder Mut ein, daß wir ja doch nichts Sicheres wüßten und daß ihm niemand etwas beweisen könne. Über den Schrecken in der Nacht und die Anklagen seines Gewissens half ihm bald der Besitz des vielen Geldes hinweg. Ganz in der Stille deckte er seine Schulden und fing mit dem ansehnlichen Rest des Geldes ein Lieferungsgeschäft in Mehl an. In den paar Kriegsjahren, die wir noch hatten, gelang es ihm, sein Vermögen zu verdreifachen. So war er, als es wieder ruhig geworden war, ein reicher Mann, aber merkwürdig — je ruhiger es draußen in der Welt wurde, um so unruhiger wurde es in ihm. Sein Gewissen wachte immer mehr in ihm auf, und er wurde bei all seinem vielen Geld ein armer, unglücklicher Mensch, der keine Nacht mehr ruhig schlafen konnte. Sein Vermögen wuchs dabei von Tag zu Tage, aber ihm wurde das Geld immer widerwärtiger, so daß er sich ganz vom Geschäft zurückzog. Gern würde er sich von dem Sündengeld losgemacht haben, aber er scheute sich, nach den Hinterbliebenen des Obersten zu forschen, weil er fürchtete, daß dann sein Verbrechen an das Licht käme.

Da auf einmal wurde der Schleier von dem Geheimnis jener Nacht hinweggezogen und zwar durch seinen eigenen Sohn, der von allem nichts wußte und ahnte. Das Mädchen, mit dem er sich verlobt hatte, war die

Tochter des Mannes, bei dem er das Gastrecht so frevelhaft gebrochen hatte. Daß sie und ihre Mutter, wie auch Heinrich, so ahnungslos waren, war nur zu begreiflich. Der letztere wußte nur, daß der Oberst den Namen Delacour geführt hatte. Daß er aber eigentlich Vomhof hieß und seinen Namen, den die Franzosen immer unrichtig aussprachen, in Delacour übersetzt hatte, das konnte er nicht ahnen, obwohl er Französisch verstand. Denn die Frauenzimmer hatten ihren eigentlichen Namen Vomhof wieder angenommen und niemals Veranlassung gehabt, ihm zu sagen, daß sie während der Franzosenzeit den Namen „Delacour" geführt hätten. Auch waren sie durch den Namen seiner Vaterstadt nicht an ihren verstorbenen Vater erinnert worden, weil sie gar nicht wußten, wo dieser gestorben und begraben war. Denn das Regiment, das er befehligt hatte, war aufgelöst und in verschiedene andere Regimenter verteilt worden. So kam's, daß die Benachrichtigung von unserem Gericht, besonders weil auch die französische Regierung in jenen Jahren ein paarmal gewechselt hatte, erst nach Jahren an die richtige Stelle kam. Die Witwe hatte sich während dieser Zeit allenthalben hingewandt, um Nachricht über ihren toten Gatten zu bekommen, über den sie nur im allgemeinen gehört hatte, er sei auf dem Rückzug vor der Leipziger Schlacht bei einem der vielen Gefechte gefallen. Als sie endlich nach Jahren von dem französischen Kriegsministerium die amtliche Nachricht erhielt, da hatten sie dort den Namen unserer Stadt so verkehrt geschrieben, daß es ihr unmöglich gewesen war, denselben auf der Landkarte zu finden. So war ihr der Ort, wo ihr Mann begraben lag, ganz unbekannt geblieben.

Jetzt aber war alles in einer für Heinrich so furchtbaren Weise ans Tageslicht gekommen. In jener entsetzlichen Nacht verlor er nicht nur seinen Vater — denn der Mann, den er bisher als Vater zu ehren gewohnt war, war ihm ein Gegenstand mitleidigen Entsetzens geworden — sondern auch seine geliebte Braut. Denn daß er sie dem nicht als Tochter zuführen durfte, der an ihrem Vater zum Räuber und Mörder geworden war, darüber konnte für ihn kein Zweifel bestehen. Mit blutendem Herzen setzte er sich

darum hin, ihr zu schreiben, daß es mit ihnen aus sein müsse. Sie beide treffe keine Schuld, sie seien die unschuldigen Opfer eines dunklen Schicksals, darunter sie sich beugen müßten. Warum es so sein müsse, das dürfe er ihr nicht sagen, nach seinem Tode, wenn sie ihn überlebe, werde sie es erfahren. Sie solle auch weiter nicht mehr mit Fragen in ihn dringen, er könne und dürfe ihr nicht mehr sagen. Er bitte sie nur, ihn zu vergessen und seiner als eines Toten zu gedenken.

So hatte er seinem einzigen Lebensglück entsagt, um sich ganz seinem elenden Vater zu widmen. Das waren noch entsetzliche Monate für ihn, als er Tag und Nacht um den verzweifelten Mann sein mußte, weil er immer fürchtete, er lege noch einmal Hand an sich. Doch hatte unser Herrgott es dazu nicht kommen lassen, sondern selbst das Gericht in seine Hand genommen.

Von Amerika aus hatte er unter anderem Namen das sämtliche gestohlene Geld samt Zinsen an die verwitwete Oberstin Vomhof gesandt als ein Vermächtnis ihres verstorbenen Mannes, mit dessen Auszahlung ein ihr Unbekannter betraut sei. Wohl gehörte das Geld ja nur zum Teil dem Obersten, der größere Teil war Regimentsgeld gewesen. Aber der alte Meinhardt hatte alle jene Papiere verbrannt und Heinrich wußte nicht, wie viel von dem Gelde der Kriegskasse gehört hatte. So dachte er keinen Raub am französischen Staatsschatz zu begehen, wenn er ein paar tausend Napoleonsd'or der Witwe eines für Frankreich gestorbenen Offiziers zukommen ließ. Mit dem Reste seines Vermögens gründete er in Amerika ein Geschäft und seine Unternehmungen waren gesegnet: er wurde ein reicher Mann. Aber an eine Heirat hat er nie wieder gedacht, er konnte seine Antonie nicht vergessen."

— „Und wie ist's mit ihr geworden?" fragte ich ihn, „lebt sie noch?"

„Ja, sie lebt noch und —" setzte er leise hinzu, während seine Augen feucht wurden, „sie hat mich auch nicht vergessen. Obwohl sie, als sie reich wurde, von Freiern umschwärmt war, hat sie alle Bewerbungen ausgeschlagen. Sie lebt in ihrer Vaterstadt, von allen Armen und Kranken wie ein Engel verehrt. Von mir hat sie niemals wieder

etwas gehört, sie soll erst nach meinem Tode alles erfahren. Hier in diesem Schubfach liegt ein Brief an sie, mein letzter Gruß. Den soll ihr der Notar gleich nach meinem Hingang zusenden. Auf morgen habe ich ihn bestellt, um mein Testament aufzusetzen. Mein Haus mit Einrichtung will ich ihr vermachen, mein Geld bedarf sie nicht, denn sie hat mehr zum Leben als sie braucht, das soll darum alles an milde Stiftungen und an die Armen fallen, da ich nähere Verwandte nicht habe. Ein paar Legate will ich noch außerdem machen, und da wirst du aus alter Freundschaft auch eine Kleinigkeit von mir annehmen."

Da aber unterbrach ich ihn:

„Es ist gut," sagte ich, „daß ich das noch vorher erfahre. Ich nehme nichts an. Warum auch? Ich habe für niemand zu sorgen und habe mehr als genug für mich zu leben. Ich könnte doch nichts damit anfangen, deswegen muß ich entschieden danken. Vermach's armen Waisen oder wem du sonst willst. Willst du mir aber gern etwas schenken, so vermach' mir etwas, was du selbst im Gebrauch gehabt hast, eine von deinen schönen Pfeifen oder etwas Ähnliches. Übrigens rede noch nicht vom Sterben. Du bist ja nicht krank, und der liebe Gott wird uns wohl noch ein paar Jahre beieinander lassen."

Aber er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich weiß, daß meine Tage gezählt sind, und ich freue mich auf die Ruhe, die meiner wartet. Wünsche mir nicht, daß ich noch länger auf dieser argen Welt bleiben soll. Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Er sollte recht behalten: vier Tage nach unserem Gespräch war er tot. Er war ganz sanft gestorben, an einem Herzschlag, sagte der Doktor.

Den Tag nach seiner Beerdigung wurde ich in sein Haus bestellt, eine Dame sei da, die mich zu sprechen wünsche. Ich konnte mir gleich denken, wer es war. Da mußte ich der alten Braut noch einmal alles von unserem unvergeßlichen Heinrich erzählen, und die hellen Thränen liefen ihr dabei über ihr Gesicht, das trotz der weißen Haare und der vielen Falten doch noch schön war. Dann gingen wir noch zusammen auf den Friedhof, wo sie an seinem Grabe lange betete, und nachher ließ sie sich von

mir den Platz zeigen, wo die gefallenen Franzosen liegen und auch ihr Vater den letzten Schlaf schläft. Dann ist sie wieder abgereist, um den Herbst, wenn sie zu Hause ihre Verhältnisse geordnet hat, wiederzukommen und den Rest ihrer Tage hier zu verleben, um dereinst bei ihrem Bräutigam begraben zu werden. So, nun weißt du, was für ein Mann mein Freund Heinrich gewesen ist, den die Welt den alten Meinhardt genannt hat. Solange er lebte, durfte ich's ja nicht sagen, aber jetzt halte ich's für meine Pflicht,

Alten und Jungen zu bezeugen, daß er ein Mann gewesen, dessen die Welt nicht wert war. Und wenn dir jetzt noch einmal die Jungen erzählen wollen, daß er einen Menschen erschlagen habe, dann hoffe ich, daß du mannhaft für ihn eintrittst, und wenn sie dann noch etwas wollen, dann sagst du ihnen, ich hätte einen Knieriemen, mit dem ich jedem Lästerer auf den Rücken schreiben wolle, was für ein Mann der alte Meinhardt gewesen sei."

Mein alter Freund war ans Fenster gegangen, denn die Sonne neigte sich schon zum Untergang, und that, als wenn er in seinem Kasten nach Nägeln suchte. Ich merkte

aber wohl, wie er mich nicht sehen lassen wollte, daß ihr die dicken Thränen die Wangen herunterliefen.

Auch ich war ganz ergriffen von der traurigen Erzählung und saß auch eine Zeitlang still und sinnend da. Mir wollte ganz besonders das nicht in den Kopf, daß der Heinrich Meinhardt so viel Unglück hatte tragen müssen, wo er doch ganz unschuldig war. Das konnte ich von lieben Gott gar nicht begreifen, wie ich mich nicht enthalten konnte, meinem alten Freund zu gestehen.

„Was? das kannst du nicht begreifen?" fuhr er herum, und er sprach wohl so barsch mit mir, weil er sich seine Rührung nicht wollte merken lassen, „das ist auch gar nicht nötig. Das wird dir im Leben noch öfter so gehen, und ist auch ganz gut so, daß der Mensch nicht alles begreift, was Gott thut, er würde sonst gar zu hochnäsig werden. Aber das *eine* will ich dir nur sagen, daß unser Herrgott niemals etwas verkehrt macht. Soviel hast du doch auch in deinem Katechismus schon gelernt, daß Gott ein strenger und eifriger Gott ist, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, und thut Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die ihn lieb haben und seine Gebote halten. Nun, beides hat sich hier erfüllt: Heinrich hat unter der Missethat seines Vaters leiden müssen, aber weil er seinen Gott liebte und sich durch die Heimsuchung immer mehr zu ihm führen ließ, darum hat der Herr auch Barmherzigkeit an ihm gethan und ihm den Frieden der Seele und ein seliges Ende geschenkt. Und das ist die Hauptsache. Denn auf das Ende muß man schauen, wenn man wissen will, was des Menschen Leben wert gewesen ist. Das merke dir und nun: Gute Nacht!"

Und er ging vor mir die Straße hinunter nach seinem Garten, wie er alle Abend in der guten Jahreszeit that. Und wie er dahinschritt, aufrecht und fest, die langen, weißen Haare von der leichten Abendluft umspielt und die ganze Gestalt umflossen von dem Abendsonnenschein, da mußte ich ihm bewundernd nachblicken, denn er kam mir vor wie ein Prophet, wie ein Weiser, vor Gott gelehrt, wenn er auch in den Augen der Welt nur ein alter, ungelehrter Schuster war.

13. Rätsel.

Meine erste find'st du leicht als schöne
Stadt im schönen freien Schweizerland;
Meine zweite wirst du sicher finden,
Wohin immer auch dein Fuß sich wandt'.

Doch mein Ganzes mußt du sorgsam suchen,
Willst du brauchen es zu Nutz und Zier,
Darfst auch Meer'sgefahr nicht ängstlich scheuen,
Soll's zum schönen Lohne werden dir.

---

14. Noch eins.

Unter den Lastern der Menschen erscheint als ein großes die erste,
Wer ihr frönet, erfreut nimmer sich anderer Gunst.

Aber die zweite dafür hält jeglicher sorglich in Ehren,
Weil er, bringt er sich darum, stets ist dem Tode geweiht.

Setze die beiden zusammen, so stehet ein Mensch dir vor Augen,
Der für sich selber nur sorgt, doch sich der Liebe verschließt.

---

15. Altes Gold.

Wer des Endes denkt, fängt gerne an.

So lautet eines unserer guten deutschen Sprichwörter, mit dem ich diesen Jahrgang der Spinnstube schließen möchte.

Was es damit sagen will? — Nun, ich glaube es recht zu verstehen, wenn ich es zunächst als eine freundliche Erinnerung ansehe, daß man sich keine Arbeit, die man zu thun hat, als eine — wenn ich so sagen darf — endlose vorstellen soll, als eine, deren man nicht mächtig werden, die man nicht bewältigen könne.

Denn dann geht es ja gewöhnlich so, daß man sich scheut, überhaupt nur an die Arbeit zu gehen, daß man sie von Tag zu Tage aufschiebt und viel gute Zeit verliert, ehe man sie angreift. Macht man sich dann aber, wenn es etwa anfängt, auf den Nägeln zu brennen, und kein längeres Aufschieben mehr möglich ist, wirklich mit Ernst an die Arbeit und denkt des Endes, bedenkt, daß sie bis dann und dann fertig sein muß: dann geht es viel rascher und besser, als man sich's gedacht hat; die eingebildeten Schwierigkeiten heben sich eine nach der andern, je mehr man sich in die Arbeit vertieft, je eifriger man sich damit beschäftigt; man bekommt allmählich eine wahre Lust daran, und wenn man wegen der drängenden Zeit sie nicht mehr so sorgfältig machen kann, als man es jetzt möchte, so ärgert man sich über sich selbst, daß man so lange gezögert hat, anzufangen, und muß sich vielleicht sagen, daß man sie ganz wohl in eben der Zeit hätte vollenden können, die man vertrödelt hat, weil man sich ihr Ende nicht vorstellen konnte — und wollte.

Ist nun gar die Arbeit, um welche es sich handelt, eine pflichtmäßige, die einem der von Gott angewiesene Beruf auferlegt, dann darf man sich ja auch bei der schwierigsten Arbeit des getrösten, daß der treue Gott, der keine unerträgliche Last aufbürdet, stärkt und hilft, wenn man nur getrosten Mutes mit betendem Aufblick zum Himmel, mit einem herzlichen „Walt's Gott!" anfängt.

Ich möchte aber dem Sprichwort da oben auch noch einen andern Sinn unterlegen als den eben ausgesprochenen,

weil ich mir denke, dasselbe wolle mehr geben als eine Erinnerung allein für die gewöhnliche irdische Arbeit. Haben ja doch die meisten unserer guten Sprichwörter einen auch auf das Höhere, Himmlische gerichteten Sinn, wenn sich derselbe auch nicht sogleich beim ersten Hören aufdrängt, sondern nur durch ernstes Nachdenken gefunden werden kann.

Wie tritt aber dieser tiefere Sinn unseres Sprichwortes sofort ans Licht, wenn man bei dem „Ende" an das Ende des Lebens denkt!

Wer dessen gedenkt, will es dann sagen, wer bedenkt, was ihn doch die tägliche Lebenserfahrung lehrt, daß auch bei dem Jüngsten, Gesundesten und Kräftigsten das Lebensende über Nacht kommen kann, und daß dann die Gnadenzeit abgeschnitten ist, die uns zur Vorbereitung für das ewige Leben gegeben ist: der fängt gewiß gerne an und muß gerne anfangen. Und womit? Nun doch damit, daß er sich rüstet für ein seliges Ende; daß er zu dem Ende den Kampf aufnimmt mit der Sünde; daß er zu gewinnen trachtet, was allein zu einem seligen Ende führen kann: den lebendigen Glauben an seinen Heiland und Seligmacher Jesum Christum und den Glaubenstrost, in ihm und durch ihn Vergebung seiner Sünden zu haben.

Mit dieser höchsten, heiligsten Lebensaufgabe kann und wird derjenige nicht gerne anfangen, wer des Endes *nicht* denkt; wer in thörichter Verblendung und Sicherheit sich einredet, es habe bei ihm noch lange Zeit mit dem Sterben; wer so dahinlebt, als sei diese Erde seine bleibende Heimat und das Suchen ihres Glücks die wichtigste Lebensaufgabe für den Menschen. Ein solcher wird diese Aufgabe, die ja ohnehin dem natürlichen Menschen manches Opfer, manche Selbstverleugnung zumutet, Tag um Tag aufschieben, bis es zu spät ist, sie zu lösen, bis auf einmal die Nacht hereinbricht, da niemand mehr wirken kann.

Gestatte mir nun, lieber Leser, daß ich, eingedenk des Endes, das für mich und für dich über Nacht kommen kann, von dir für diesmal Abschied nehme mit der Frage, die ich mir selbst zuerst vorlegen will:

„*Hast du schon angefangen, dich für ein seliges Ende zu rüsten?*"

Gott der Herr gebe mir und dir hierauf die richtige, von allem Selbstbetruge freie Antwort! Und wenn dieselbe verneinend ausfallen müßte, so gebe er uns Freudigkeit und Kraft, je eher, je lieber anzufangen, damit es bei uns allen kommen könne zu einem fröhlichen, seligen

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Mit krankhaftem Schluchzen sank sie auf die Leiche ihres Mannes, und die Kinder fingen an, laut zu weinen und nach dem Vater zu rufen. (S. 21.)

Die Spinnstube,

ein

Volksbuch für das Jahr 1891.

Begründet
von
W. O. von Horn
(Wilhelm Oertel).

Im Vereine mit namhaften Volksschriftstellern
fortgeführt
von
H. Oertel.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

Mit einem Titelbild und vielen Abbildungen.

Altenburg.
Verlag von Stephan Geibel.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Kalender für 1891. Seite

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste! (Mit Vignette.) 1
2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1890. (Mit Vignette.) 15
3. Aus demselben Holze. Erzählung von C. W. Müller. (Mit 18 Abbildungen.) 17
4. Rätsel 85
5. Ein anderes 85
6. Anekdote 86
7. Aus einer Berliner Amtswoche. Von Emil Frommel . 87
8. Altes Gold. (Mit Vignette.) 95
9. Ein Kapitelchen vom Reisen. (Mit 5 Abbildungen.) . 99
10. Altes Gold 131
11. Rätsel. (Mit Vignette.) 135
12. Noch eins 136
13. Anekdote 136
14. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke 137
15. Rätsel 162
16. Ein zweites 163
17. Anekdote 164
18. Eine andere 164
19. Altes Gold 165

Kalender
für das Jahr 1891.

Vorbemerkungen.

Das gegenwärtige 1891ste Jahr der **christlichen Zeitrechnung** wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag, und beginnt am Donnerstag, dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 20. Dezember 1890 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Dienstag, dem 1. Januar, entsprechend dem 13. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1891 alten Stils entspricht dann dem 12. Januar 1892 neuen Stils.

Die **griechische Kirche** zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten „byzantinischen Ära". Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7399stes Jahr mit dem 1. September alten oder 13. September neuen Stils unseres 1890sten Jahres. Die **Russen** zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender.

Die **Juden** zählen ihre Jahre ebenfalls seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5651stes Jahr mit dem 15. September 1890. Es ist ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen. Am 3. Oktober 1891 beginnt ihr 5652tes Jahr, welches ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen ist und mit dem 21. September 1892 endet. — Ihre Hauptfeste sind: 1. das **Purimfest** am 24. März: 2. das **Passahfest**, welches am 23. April beginnt und am 30. April endet; es werden aber nur die beiden ersten und die beiden letzten Tage streng gefeiert: 3. das **Wochenfest** am 12. und 13. Juni: 4. das **Neujahrsfest** am 3. und 4. Oktober: 5. das **Versöhnungsfest** am 12. Oktober: 6. das **Laubhütten-**

fest, am 17. Oktober beginnend und am 24. Oktober endigend; 7. das **Fest der Gesetzestreue,** welches sich sogleich am 25. Oktober dem vorigen anschließt.

Die **Araber, Perser, Türken** und die anderen Bekenner des **mohammedanischen** Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds, ihres Propheten, Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 17. August 1890 ihr 1308tes und am 17. August 1891 ihr 1309tes Jahr, ersteres ist ein Schaltjahr von 355 Tagen, letzteres ein Gemeinjahr von 354 Tagen.

Das Jahr 1891 ist

seit Christi Geburt (nach Dionysius)	das	1890ste
„ Christi Tode	„	1858 „
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1821 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	191 „
„ Erfindung des Pulvers und Geschützes	„	511te
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	451ste
„ der Entdeckung Amerikas	„	399 „
„ Erfindung der Dampfmaschine	„	193 „
„ Erhebung des Königsreichs Preußen	„	190 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reichs	„	20te
„ Kaiser Wilhelms II. Geburt	„	32ste
„ Kaiser Wilhelms II. Regierungsantritt	„	3te

Von den Finsternissen des Jahres 1891.

Im Jahre 1891 finden 2 **Sonnen-** und 2 **Mondfinsternisse** statt, von denen in unsern Gegenden die erste Sonnenfinsternis und die beiden Mondfinsternisse sichtbar werden.

Die **erste Mondfinsternis** ist eine totale und ereignet sich in den späten Nachmittags- und den ersten Abendstunden des 23. Mai. Sie wird in Australien, Asien, Afrika und Europa zu sehen sein und hat eine Dauer von 3 Stunden 36 Minuten. Für das mittlere Deutschland, etwa die Höhe von Halle, beginnt sie um 7,52 abends und endet um 9,5.

Die **erste Sonnenfinsternis** ist eine ringförmige und ereignet sich in den Nachmittagsstunden des 6. Juni. Sie beginnt um 2,57 nachm. nach mittlerer Berliner Zeit im großen Ocean und endet in Slavonien um 7,21 nachmittags. Sie erstreckt sich über die größere nordwestliche Hälfte Nordamerikas, den größten Teil Europas außer der pyrenäischen Halbinsel, über die nördlichen Küstengegenden Asiens und das nördliche Polargebiet. Die ringförmige Finsternis wird jedoch nur auf der Nordspitze Asiens und im nördlichen Eismeere zu sehen sein. Für die Höhe von Halle beginnt sie um 5,47 und endet um 7,14.

Die **zweite Mondfinsternis** wird ebenfalls eine totale sein und in der Nacht vom 15. zum 16. November eintreten. Sie ist sichtbar in Asien mit Ausschluß der östlichen Gebiete, in Europa, Afrika, im atlantischen Ocean und in Amerika. Ihre Dauer beträgt 3½ Stunden. Für die Höhe von Halle beginnt sie um 11,23 nachts und endet um 2,51 morgens.

Die **zweite Sonnenfinsternis** findet in den Mittagsstunden des 1. Dezember statt und ist eine partielle. Sie bleibt während ihres ganzen Verlaufs von 10,38 vormittags bis 2,12 nachmittags auf die südlichen Polargegenden beschränkt.

Von den Jahreszeiten 1891.

Der **Frühling** beginnt sobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht und zum erstenmale im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, nämlich am 20. März um 10 Uhr abends.

Der **Sommer** hebt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, um Mittag dem Scheitelpunkte am nächsten kommt und die längste Dauer des Tages hervorbringt, nämlich am 21. Juni um 6 Uhr nachmittags.

Der **Herbst** tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage gelangt, wieder den Äquator erreicht und zum zweitenmale im Jahre Tag und Nacht einander gleichmacht, nämlich am 23. September um 9 Uhr vormittags.

Der **Winter** fängt an mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo sie am Mittage den größten Abstand vom Scheitelpunkte hat und den kürzesten Tag hervorbringt, nämlich am 22. Dezember um 4 Uhr morgens.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar 1871: Proklamation König Wilhelms I. zum deutschen Kaiser in Versailles.
1. März 1871: Einzug der Deutschen in Paris.
9. März 1888: Tod Kaiser Wilhelms I.
18. April 1864: Erstürmung der Düppeler Schanzen.
15. Juni 1888: Tod Kaiser Friedrichs III.
18. Juni 1815: Schlacht bei Belle-Alliance.
3. Juli 1866: Schlacht bei Königgrätz.
18. August 1870: Schlacht bei Gravelotte.
2. September 1870: Napoleon III. bei Sedan gefangen. (Nationalfest.)
18. Oktober 1813: Völkerschlacht bei Leipzig.

Röm. 8, 31: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher a
seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für u
alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

Wochentag u. Datum	Januar 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang	Sonnen- Untergang	Mond- Aufgang	Mond- Untergang		Mondphasen
1. Woche: Von der Beschneidung Christi: Luc. 2, 21. — Epistel: Galat. 3, 23—29.								
Donn. 1	**Neujahr**	Immanuel	8,13	3,54	10,29		b. Tage	
Freit. 2	Odilo	Märt. der heil. Bücher	8,13	3,55	11,31			
Smst. 3	Genovefa	Gordius	8,13	3,56	—			☾ 11 U. letztes Vier.
2. Woche: Von Christi Flucht nach Egypten: Matth. 2, 13—15. — Epistel: Tit. 3, 4—8.								
Sonn. 4	**nach Neujahr** (Titus)	Titus	8,13	3,58	12,47			
Mont. 5	Eduard	Simeon	8,13	3,59	1,59			
Dien. 6	(heil. 3 Könige)	**Epiphanias**	8,12	4,0	3,18			
Mitt. 7	Reinold	Severinus	8,12	4,1	4,34			
Donn. 8	Gudula	Katharina Zell	8,11	4,3	5,55			
Freit. 9	Julian	Widukind	8,11	4,4	7,11			
Smst. 10	Paulus Eins.	Paulus, Einsiedler	8,10	4,6	8,18			● 4 U. Neumon
3. Woche: Jesus lehrt, 12 Jahre alt, im Tempel: Luc. 2, 41—52. — Epistel: Röm. 12, 1—								
Sonn. 11	**1. nach Epiph.** (Hygin)	Fructuosus	8,10	4,7		5,1		
Mont. 12	Ernst	Joh. Chastellain	8,9	4,9		6,30		
Dien. 13	Hilarius	Hilarius	8,8	4,10		8,0		
Mitt. 14	Felix	Felix	8,7	4,12		9,27		
Donn. 15	Maurus	Johann v. Laski	8,7	4,13		10,50		
Freit. 16	Marcellus	Georg Spalatin	8,6	4,15		—		
Smst. 17	Antonius	Antonius	8,5	4,16		12,11		☽ 7 U. erstes Vier
4. Woche: Von der Hochzeit zu Kana: Joh. 2, 1—11. — Epistel: Röm. 12, 7—16.								
Sonn. 18	**2. nach Epiph.** (Prisca)	Joh. Blackader	8,4	4,18		1,30		
		Krönungstag						
Mont. 19	Marius	Babylas, Elisabeth	8,3	4,20		2,48		
Dien. 20	Fabian, Seb.	Fabian u. Sebastian	8,1	4,22		4,4		
Mitt. 21	Agnes	Agnes	8,0	4,23		5,16		
Donn. 22	Vincentius	Vincentius	7,59	4,25		6,20		
Freit. 23	Max. Verm.	Jesajas	7,58	4,27		7,15		
Smst. 24	Timotheus	Timotheus	7,57	4,29		7,59		
5. Woche: Von den Arbeitern im Weinberge: Matth. 20, 1—16. — Epistel: 1 Korinth. 9, 24—1								
Sonn. 25	**Bekehrungsf.** (Pauli Bekehr.)	Pauli Bekehrung	7,55	4,31	4,51			☉ 1 U. morgen Vollmon
Mont. 26	Polykarp	Polykarp v. Smyrna	7,54	4,32	5,59			
Dien. 27	Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7,53	4,34	7,9			
		Kaisers Geburtstag						
Mitt. 28	Karl d. Gr.	Karl der Große	7,51	4,36	8,17			
Donn. 29	Franz v. Sales	Juventin u. Maxim.	7,50	4,38	9,25			
Freit. 30	Adelgunde	Heinrich Müller	7,48	4,40	10,33			
Smst. 31	Ludovika	Hans Sachs	7,46	4,42	11,43			

2. Corinth. 5, 19: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

Wochentage u. Datum.	Februar 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
6. Woche: Vom vererlei Acker: Luc. 8, 4—15. — Epistel: 2 Korinth. 11, 19—12, 9.							
Sonn. 1	Sexagesi. (Ignatius)	Ignatius Bek.	7,47	4,44	morg.		
Mont. 2	Mariä Reinig. (Lichtmeß)	Mariä Reinigung	7,43	4,45	12,56		☾ 6 Uhr morgens letztes Viertel
Dien. 3	Blasius	Anschar	7,42	4,47	2,11	bei Tage	
Mitt. 4	Veronika	Rhabanus Maurus	7,40	4,49	3,28		
Donn. 5	Agathe	Phil. Jak. Spener	7,38	4,51	4,45		
Freit. 6	Dorothea	Amandus	7,36	4,53	5,57		
Smst. 7	Rembertus	Georg Wagner	7,35	4,55	6,56		
7. Woche: Jesus verkündigt sein Leiden: Luc. 18, 31—43. — Epistel: 1 Korinth. 13, 1—13.							
Sonn. 8	Estomihi (Anschar)	Maria Andreä	7,33	4,57		3,54	
Mont. 9	Apollonia	Joh. Hooper	7,31	4,59		5,26	● 3 Uhr morgens Neumond
Dien. 10	Fastnacht (Scholastica)	Fr. Chr. Oetinger	7,29	5,1		6,58	
Mitt. 11	Aschermittw. (Desiderius)	Hugo v. St. Victor	7,27	5,3	bei Tage	8,27	
Donn. 12	Eulalia	Johanna Grey	7,25	5,5		9,52	
Freit. 13	Gislebert	Chr. Fr. Schwarz	7,23	5,6		11,14	
Smst. 14	Valentin	Bruno v. Querfurt	7,21	5,8		morg.	
8. Woche: Von Christi Versuchung: Matth. 4, 1—11. — Epistel: 2 Korinth. 6, 1—10.							
Sonn. 15	1. Invocavit (Faustin)	Jakob vom Loh	7,19	5,10		12,36	☽ 7 Uhr abends erstes Viertel
Mont. 16	Juliane	Matth. Tetubas	7,17	5,12		1,54	
Dien. 17	Benignus	Patr. Hamilton	7,15	5,14		3,8	
Mitt. 18	Quatember (Simeon)	Simeon	7,13	5,16	bei Tage	4,15	
Donn. 19	Leontius	Mesrob	7,11	5,18		5,13	
Freit. 20	Eucherius	Sadoth	7,9	5,20		5,59	
Smst. 21	Felix B.	Meinrad	7,7	5,22		6,35	
9. Woche: Vom kananäischen Weibe: Matth. 15, 21—28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 1—7.							
Sonn. 22	2. Reminiscere (Petri Stuhlf.)	Didymus	7,5	5,24	b. T.	7,3	
Mont. 23	Serenus	Barth. Ziegenbalg	7,3	5,25	4,59		♈ 8 Uhr abends Vollmond
Dien. 24	Matthias (Matthias Ap.)	Matthias	7,1	5,27	6,8		
Mitt. 25	Nestor	Ruderikus	6,59	5,29	7,16	bei Tage	
Donn. 26	Justus	Kasp. Olevianus	6,56	5,31	8,21		
Freit. 27	Romanus	Berthold Haller	6,54	5,33	9,23		
Smst. 28	Hektor	Martin Butzer	6,52	5,35	10,21		

Römer 14, 9: Dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wie
lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei.

Wochen-tage u. Datum.	März 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Auf-gang.	Sonnen- Unter-gang.	Monds- Auf-gang.	Monds- Unter-gang.	Mond-phasen
10. Woche: Jesus treibt einen Teufel aus: Luca 11, 14–28. — Epistel: Ephes. 5, 1–9.							
Sonnt. 1	**3. Oculi** (Suidbert)	Suidbert	6,30	5,30	11,58		
Mont. 2	Simplicius	Joh. Wesley	6,47	5,48	morg.	bei Tage	
Dien. 3	Kunigunde	Bathilde	6,43	5,40	1,12		
Mitt. 4	**Mittfasten** Kasimir	Georg Wishart	6,43	5,42	2,29		
Donn. 5	Friedrich	Thomas v. Aquino	6,41	5,44	3,46		
Freit. 6	Perpetua	Fridolin	6,38	5,46	4,43		
Smst. 7	Thomas v. Aq.	Perpetua u. Felicitas	6,36	5,47	5,33		
11. Woche: Jesus speist 5000 Mann: Joh. 6, 1–15. — Epistel: Galat. 4, 21–23.							
Sonnt. 8	**4. Lätare** (Joh. de Deo)	Zacharias Ursinus	6,34	5,49	6,19	bei Tage	
Mont. 9	Franziska	Cyrill. u. Methodius	6,31	5,51	6,38		
Dien. 10	40 Märtyrer	40 Märtyrer	6,29	5,53			5,50
Mitt. 11	Rosina	Wilhelm Hosius	6,27	5,55			7,20
Donn. 12	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	6,24	5,56			8,48
Freit. 13	Ernst	Ruderikus	6,22	5,58	bei Tage		10,13
Smst. 14	Mathilde	Mathilde	6,20	6,0			11,35
12. Woche: Von Christi Steinigung: Joh. 8, 46–59. — Epistel: Hebr. 9, 11–15.							
Sonnt. 15	**5. Judica** (Longinus)	Thomas Cranmer	6,18	6,2	morg.	morg.	
Mont. 16	Heribert	Heribert	6,15	6,4			12,55
Dien. 17	Gertrud	Patricius	6,13	6,5			2,7
Mitt. 18	Cyrillus	Alexander	6,11	6,7			3,10
Donn. 19	Joseph	Maria u. Martha	6,8	6,9			4,0
Freit. 20	Benedictus	Ambrosius v. Siena	6,6	6,11			4,39
Smst. 21	Oktavian	Benedictus	6,3	6,12			5,9
13. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Philipp. 2, 5–11.							
Sonnt. 22	**6. Palmarum** (Joachim)	Nikol. v. d. Flüe	6,1	6,14			5,32
Mont. 23	Otto	Wolfgang v. Anh.	5,59	6,16			5,49
Dien. 24	Gabriel	Florentinus	5,56	6,18			6,4
Mitt. 25	**(Mariä Verk.)**	Mariä Verkündigung	5,54	6,19			
Donn. 26	**Gründonnerst.** (Ludgerus)	Ludger	5,52	6,21			7,42
Freit. 27	**Karfreitag** (Rupert)	Rupertus	5,49	6,23			8,35
Smst. 28	Felix	Johann v. Goch	5,47	6,25			9,48
14. Woche: Von Christi Auferstehung: Marci 16, 1–8. — Epistel: 1 Korinth. 5, 6–8.							
Sonnt. 29	**heil. Ostern** (Eustasius)	Eustasius	5,45	6,26	11,3		
Mont. 30	**Ostermontag** (Quirinus)	Joh. Heermann	5,42	6,28	morg.	bei Tage	
Dien. 31	Balbina	Ernst d. Fromme	5,40	6,30	12,19		

Jesaia 53, 8: Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen; wer will seines Lebens Länge ausreden?

Wochentage u. Datum	April 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc
Mitt. 1	Hugo	Fritigil	5,38	6,39	1,31		
Donn. 2	Fr. v. Paula	Theodosia	5,35	6,33	2,36	bei Tage	☾ 7 U. v.
Freit. 3	Richard	Gerh. Tersteegen	5,33	6,35	3,28		letztes Viertel
Smst. 4	Isidorus	Ambrosius	5,31	6,37	4,8		

5. Woche: Vom ungläubigen Thomas: Joh. 20, 19—23. — Epistel: 1 Joh. 5, 4—10.

Sonnt. 5	**1. Quasimodog.** (Vinc. Ferrer)	Christ. Scriver	5,28	6,39	4,38	bei Tage	
Mont. 6	Sixtus	Albrecht Dürer	5,26	6,40	5,3		
Dien. 7	Hermann	Claus Peterson	5,24	6,42	5,22		
Mitt. 8	Dionysius	Martin Chemnitz	5,21	6,44	5,39	6,14	● 10 Uhr abends
Donn. 9	Mar. Kleoph.	Thomas v. Westen	5,19	6,45	5,56	7,40	Neumond
Freit. 10	Ezechiel	Fulbert	5,17	6,47	6,7	9,7	
Smst. 11	Leo d. Große	Leo d. Große	5,14	6,49	6,20	10,31	

6. Woche: Vom guten Hirten: Joh. 10, 12—16. — Epistel: 1 Petri 2, 21—25.

Sonnt. 12	**2. Miser. Dom.** (Julius)	Sabas	5,12	6,51		11,10	
Mont. 13	Mar. v. C.	Justinus d. Märt.	5,10	6,52	bei Tage	morg.	
Dien. 14	Tiburtius	G. Fr. Händel	5,8	6,54		12,39	
Mitt. 15	Olympiades	Simon Dach	5,5	6,56		1,56	
Donn. 16	Trogo	Petrus Waldus	5,3	6,58		2,39	☽ 3 Uhr morgens
Freit. 17	Rudolf	Mappalicus	5,1	6,59		3,19	
Smst. 18	Eleutherius	Luther in Worms	4,59	7,1		3,57	erstes Viert.

7. Woche: Jesus spricht: Über ein Kleines ꝛc.: Joh. 16, 16—28. — Epistel: 1 Petri 2, 11—20.

Sonnt. 19	**3. Jubilate** (Timotheus)	Phil. Melanchthon	4,57	7,3		3,57	
Mont. 20	Victor	Joh. Bugenhagen	4,55	7,4	bei Tage	4,13	
Dien. 21	Anselm	Anselm v. Canterb.	4,52	7,6		4,27	
Mitt. 22	**Festtag** (Soter, Cajus)	Origenes	4,50	7,8		4,53	
Donn. 23	Georg	Georg Adalbert	4,48	7,10	6,23	bei Tage	
Freit. 24	Albert	Wilfried	4,46	7,11	7,36		☽ 6 U. v.
Smst. 25	**Markus, Ev.**	Markus	4,44	7,13	8,51		Vollmond

8. Woche: Von Christi Hingang zum Vater: Joh. 16, 5—15. — Epistel: Jakobi 1, 17—21.

Sonnt. 26	**4. Cantate** (Ferdinand)	Trudpert	4,42	7,15	10,5	bei Tage	
Mont. 27	Anastasius	Otto Catelin	4,40	7,17	11,23		
Dien. 28	Vitalis	Friedr. Myconius	4,38	7,18	morg.		
Mitt. 29	Petrus M.	Ludw. v. Berquin	4,36	7,20	12,31		
Donn. 30	Kath. v. Siena	Georg Calixt	4,34	7,22	1,27		

Lucä 11, 13: So denn Ihr, die Ihr arg seid, Euren Kindern könnet gut Gaben geben, wieviel mehr wird der Vater im Himmel den Heilige Geist geben, die ihn bitten!

Wochentage u. Datum	Mai 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen-Aufgang.	Sonnen-Untergang.	Mond-Aufgang.	Mond-Untergang.	Mondphasen ꝛc
Freit. 1	**Philipp. Jakob.**	Philippus, Jakobus	4,32	7,25	2,10	8,4	☾ 5 Uhr n
Smst. 2	Athanasius	Athanasius d. Große	4,30	7,26	2,42	8,5	letztes Viertel
19. Woche: Von der rechten Betekunst: Joh. 16, 23–30. — Epistel: Jakobi 1, 22–27.							
Sonnt. 3	**5. Exaudi** (Kreuz Erf.)	Monika	4,28	7,27	3,7	bei Tage	
Mont. 4	Monika	Florian	4,26	7,29	3,26		
Dien. 5	Pius V.	Friedrich d. Weise	4,24	7,30	3,43		
Mitt. 6	Joh.v.d.Pfort.	Joh. v. Damaskus	4,22	7,32	4,0		
Donn. 7	**Himmelf. Chr.** (Gottfried)	Otto, Flavian	4,20	7,34	4,17		
Freit. 8	Stanislaus	Stanislaus	4,18	7,35	4,37	8,1	● 7 Uhr v.
Smst. 9	Gregor v. Naz.	Gregor v. Nazianz	4,17	7,37	morg.	9,28	Neumond
20. Woche: Von der Verheißung des heil. Geistes: Joh. 15, 26—16, 4. — Epistel: 1 Petri 4, 8—11							
Sonnt. 10	**6. Exaudi** (Gordian)	Johann Heuglin	4,15	7,38		10,40	
Mont. 11	Beatrix	Johann Arndt	4,13	7,40		11,43	
Dien. 12	Pankratius	Meletius der Große	4,12	7,42		morg.	
Mitt. 13	Servatius	Servatius	4,10	7,43	bei Tage	12,35	
Donn. 14	Christian	Pachomius	4,8	7,45		1,14	
Freit. 15	Sophia	Moses	4,7	7,47		1,42	☽ 8 Uhr a.
Smst. 16	Joh.v.Nepom.	5 Märt. v. Lausanne	4,5	7,48		2,13	erstes Viertel
21. Woche: Von der Sendung des heil. Geistes: Joh. 14, 23—31. — Epistel: Apostelgesch. 2, 1—13.							
Sonnt. 17	**Hptl. Pfingstf.** (Jodokus)	Joachim v. Floris	4,4	7,50		2,20	
Mont. 18	**Pfingstmontag** (Viborius)	80 Märt. unter Valens	4,2	7,51		2,35	
Dien. 19	Potentiana	Alcuinus	4,1	7,53		2,48	
Mitt. 20	**Quatember** (Basilla)	Valerius Herberger	4,0	7,54	bei Tage	3,1	Sichtbare
Donn. 21	Konstantin	Konstantin u. Helena	3,58	7,56		3,14	Mondfinst.
Freit. 22	Julia	Castus u. Amilius	3,57	7,57		3,29	Vollmond
Smst. 23	Desiderius	Hieron. Savonarola	3,55	7,58	7,52	3,48	☽ 7 Uhr n.
22. Woche: Von Christi Gespräch mit Nikodemus: Joh. 3, 1—15. — Epistel: Röm. 11, 33—36.							
Sonnt. 24	**Trinitatis** (Johann)	Aug. Cazalla u. Gen.	3,54	8,0	9,10	4,13	
Mont. 25	Urbanus	August. v. Canterbury	3,53	8,1	10,22		
Dien. 26	Philipp Neri	Beda d. Ehrwürdige	3,52	8,3	11,24		
Mitt. 27	Luciana	Joh. Calvin	3,50	8,4	morg.		
Donn. 28	**Fronleichnam** (Maximus)	Lanfrank	3,49	8,5	12,12	bei Tage	
Freit. 29	Felix	Dav. Zeisberger	3,48	8,6	12,47		letztes Viertel
Smst. 30	Petronella	Hieronymus v. Prag	3,47	8,8	1,13		☾ 8 Uhr n.
23. Woche: Vom reichen Manne: Lucä 16, 19—31. — Epistel: 1 Joh. 4, 16—21.							
Sonnt. 31	**1. n. Trinit.** (Wilhelm)	Joachim Neander	3,47	8,9	1,53	S. T.	

Psalm 104, 24: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!

Wochentage Datum.	Juni 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.		Mondphasen rc.
Mont. 1	Simeon	Joh. Fr. Oberlin	3,46	8,10	1,51			
Dien. 2	Erasmus	Pothinus u. Blandina	3,45	8,11	2,6			
Mitt. 3	Klotildis	Klotilde	3,44	8,12	2,22			
Donn. 4	Florian	Quirinus	3,43	8,13	2,40			
Freit. 5	Bonifacius	Bonifacius	3,43	8,14	3,1			
Samst. 6	Norbertus	Norbert	3,42	8,15	3,28			● 5 Uhr nachmitt. Neumond Sichtbare Sonnenfinst.
1. Woche: Vom großen Abendmahle: Lucä 14, 16—24. — Epistel: 1 Joh. 3, 13—18.								
Sonnt. 7	2. n. Trinit. (Robert)	Paul Gerhardt	3,41	8,16	4,3	9,30		
Mont. 8	Medardus	A. H. Francke	3,41	8,17		10,26		
Dien. 9	Felic u. Prim.	Kolumban	3,40	8,18		11,10		
Mitt. 10	Mauritius	Friedr. I. Barbarossa	3,40	8,19		11,42		
Donn. 11	Barnabas	Barnabas	3,39	8,19		morg.		
Freit. 12	Basilides	Renata v. Ferrara	3,39	8,20		12,6		
Samst. 13	Ant. v. Padua	Isaak le Febvre	3,39	8,21		12,25		
2. Woche: Vom verlorenen Schafe: Lucä 15, 1—10. — Epistel: 1 Petri 5, 6—11.								
Sonnt. 14	3. n. Trinit. (Basilius)	Basilius der Große	3,39	8,21		12,41		☽ 1 Uhr nachmitt. erstes Viertel
Mont. 15	Vitus	Wilh. Wilberforce	3,38	8,22		12,54		
Dien. 16	Benno	Tauler	3,38	8,22		1,7		
Mitt. 17	Adolf	Baxter	3,38	8,23		1,20		
Donn. 18	Marc u. Marc.	Pamphilus	3,38	8,23		1,34		
Freit. 19	Gerv., Protas.	Nic. Conc., Paphnut.	3,38	8,23		1,51		
Samst. 20	Silverius	27 Märtyrer in Prag	3,38	8,24		2,13		
3. Woche: Vom Splitter im Auge: Lucä 6, 36—42. — Epistel: Röm. 8, 18—23.								
Sonnt. 21	4. n. Trinit. (Albanus)	Matth. Claudius	3,39	8,24	8,6	2,42		Somm. Anf.
Mont. 22	Albinus	Gottschalk	3,39	8,24	9,13	3,24		♍ 6 Uhr vormitt. Vollmond
Dien. 23	Waltram	Gottfr. Arnold	3,39	8,24	10,8			
Mitt. 24	Johannes d. T.	Johannes d. Täufer	3,39	8,24	10,48			
Donn. 25	Elogius	Augsb. Konf.-Verg.	3,40	8,24	11,17			
Freit. 26	Pelagius	Joh. Val. Andreä	3,40	8,24	11,39			
Samst. 27	7 Schläfer	7 Schläfer	3,41	8,24	11,57			
4. Woche: Von Petri reichem Fischzuge: Lucä 5, 1—11. — Epistel: 1 Petri 3, 8—15.								
Sonnt. 28	5. n. Trinit. (Irenäus)	Irenäus	3,41	8,24	morg.			☾ 12 Uhr mittern. letztes Viertel
Mont. 29	Peter, Paul	Petrus, Paulus	3,42	8,24	12,11			
Dien. 30	Pauli Ged.	Raymund Lullus	3,42	8,24	12,30			

bei Tage

Jerem. 5, 24: Lasset uns doch den Herrn, unsern Gott fürchten, der u
Frühregen und Spätregen zu rechter Zeit giebt und uns die Ern
treulich und jährlich behütet!

Wochentage u. Datum	Juli 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
Mitt. 1	Rumold	H. Boos u. J. Eich	3,43	8,24	12,40		
Donn. 2	Mariä Heims.	Mar. Heimsuchung	3,44	8,23	1,5		
Freit. 3	Hyazinth	Otto; Aonius Pal.	3,44	8,23	1,29		
Smst. 4	Ulrich	Ulrich	3,45	8,23	2,0		
28. Woche: Von der Pharisäer Gerechtigkeit: Matth. 5, 20—26. — Epistel: Röm. 6, 3—1							
Sonnt. 5	6. n. Trinit. (Anselm)	J. Oldcastle; L. Cobh.	3,46	8,22	2,41	8,16	
Mont. 6	Jesajas	Johann Huß	3,47	8,21	3,14	9,5	● 5 Uhr morgens Neumond
Dien. 7	Wilibald	Wilibald	3,48	8,21	4,36	9,42	
Mitt. 8	Kilian	Kilian	3,49	8,20		10,9	
Donn. 9	Agilolf	Ephräm d. Syrer	2,50	8,19		10,36	
Freit. 10	7 Brüder	Knud; Wilh. v. Or.	3,51	8,19		10,17	
Smst. 11	Pius	Placidus	9,52	8,18		11,1	
29. Woche: Jesus speist 4000 Mann: Marci 8, 1—9. — Epistel: Röm. 6, 19—23.							
Sonnt. 12	7. n. Trinit. (Nabor)	Heinrich II. Kaiser	3,53	8,17		11,14	
Mont. 13	Margareta	Eugenius	3,54	8,16		11,29	
Dien. 14	Buonavent.	Buonaventura	3,55	8,15		11,39	☽ 6 Uhr vormitt. erstes Viert
Mitt. 15	(Apost. Teil.)	Jerusal. Erober. 1099	3,56	8,14		11,55	
Donn. 16	Skapulierfest	Anna Askew	3,57	8,13		morg.	
Freit. 17	Alexius	Speratus u. s. 11Gen.	3,59	8,12		12,14	
Smst. 18	Arnold	Arnulf	4,0	8,11		12,39	
30. Woche: Von den falschen Propheten: Matth. 7, 15—23. — Epistel: Röm. 8, 12—17							
Sonnt. 19	8. n. Trinit. (Vinc. v. Paula)	Luise Henriette	4,1	8,10	b. A.	1,14	
Mont. 20	Elias	Joh. Marteilhe	4,3	8,8	7,56	2,4	
Dien. 21	Daniel	Eberhard v. Württ.	4,4	8,7	8,43	3,11	☽ 3 Uhr nachmitt. Vollmond
Mitt. 22	Mar. Magdal.	Maria Magdalena	4,6	8,6	9,18	4,32	
Donn. 23	Apollinaris	Gottfried v. Hamelle	4,7	8,5	9,43		
Freit. 24	Christine	Thomas v. Kempen	4,8	8,3	10,3		
Smst. 25	Jakobus	Jakobus	4,10	8,2	10,20		
31. Woche: Vom ungerechten Haushalter: Luc. 16, 1—9. — Epistel: 1 Korinth. 10, 6—13							
Sonnt. 26	9. n. Trinit. (Anna)	Christophorus	4,11	8,0	10,37		
Mont. 27	Pantaleon	Raymund Palmarius	4,13	7,59	11,53		
Dien. 28	Innocenz	Joh. Seb. Bach	4,14	7,57	11,11		☾ 5 Uhr vormittags letztes Viert
Mitt. 29	Martha	Claus d. Heilige	4,16	7,56	11,33		
Donn. 30	Abdon	Johann Wessel	4,17	7,54	morg.		
Freit. 31	Ign. v. Loyola	J. Kasp. Schade	4,18	7,52	12,1		

bei Tage

alm 104. 27. 28: Es wartet alles auf dich, Herr, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättiget.

Wochen-tage Datum.	August 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
nöt. 1	Petri Kettenf.	Makkabäer	4,20	7,51	12,38	b. A.	
Woche: Von der Zerstörung Jerusalems: Lucä 19, 41—48. — Epistel: 1 Korinth. 12, 1—11.							
nnt. 2	10. n. Trinit. (Portiuncula)	Wilhelm Thorp	4,22	7,49	1,27	b. A.	
nnt. 3	Stephan Erf.	Leonhard Käser	4,24	7,47	2,25	7,42	
en. 4	Dominikus	Evang. Salzburger	4,25	7,45	3,32	8,12	● 6 U. nachm. Neumond
itt. 5	Mar. Schnee	Märtyrer unter Nero	4,27	7,44	4,43	8,35	
nn. 6	Verkl. Christi	Verklärung Christi	4,28	7,42	bei Tage	8,51	
eit. 7	Gottschalk	Nonna	4,30	7,40		9,8	
nöt. 8	Cyriakus	Hormisdas	4,32	7,38		9,20	
Woche: Vom Pharisäer und Zöllner: Lucä 18, 9—14. — Epistel: 1 Korinth. 15, 1—10.							
nnt. 9	11. n. Trinit. (Romanus)	Numidikus	4,33	7,36		9,33	
nnt. 10	Laurentius	Erober. Jerusal. (70)	4,35	7,34		9,45	
en. 11	Hermann	Gregor v. Utrecht	4,36	7,32		9,59	
itt. 12	Klara	Anselm v. Havelberg	4,38	7,30		10,18	☽ 10 U. a. erstes Viertel
nn. 13	Hippolyt	N.L. Gr. v. Zinzendorf	4,40	7,28		10,38	
eit. 14	Eusebius	Joh. Guthrie	4,41	7,26		11,7	
nöt. 15	Mar. Himmelf.	Maria	4,43	7,24		11,49	
Woche: Vom Taubstummen: Marci 7, 31—37. — Epistel: 2 Korinth. 3, 4—9.							
nnt. 16	12. n. Trinit. (Rochus)	Johann d. Beständige	4,45	7,22	bei Tage	morg.	
nn: 17	Sibylla	Joh. Gerhard	4,46	7,20		12,47	
n. 18	Helena	Hugo Grotius	4,48	7,18	7,14	2,1	
itt. 19	Sebald	Sebaldus	4,50	7,16	7,43	3,28	☉ 10 Uhr abends Vollmond
nn. 20	Bernhard	Bernhard	4,52	7,14			
tt. 21	Anastasius	Mission d. evang. Br.	4,53	7,12	8,24	bei Tage	
töt. 22	Timotheus	Symphorianus	4,55	7,10	8,41		
Woche: Vom barmherzigen Samariter: Lucä 10, 23—37. — Epistel: Galat. 3, 15—22.							
nnt. 23	13. n. Trinit. (Zachäus)	Kaspar v. Coligny	4,57	7,7	8,57		
nnt. 24	Bartholomäus	Bartholomäus	4,58	7,5	9,15		
n. 25	Ludwig	Ludwig d. Heilige	5,0	7,3	9,37		
tt. 26	Samuel	Ulfilas	5,2	7,1	10,3		☾ 1 Uhr nachmitt. letztes Viertel
nn. 27	Joh. Calas	Jovinianus	5,3	6,59	10,37		
ut. 28	Augustinus	Augustinus	5,5	6,56	11,22		
töt. 29	Joh. Enthaupt.	Joh. d. T. Enth.	5,7	6,54	morg.		
Woche: Von den zehn Aussätzigen: Lucä 17, 11—19. — Epistel: Galat. 5, 16—24.							
nnt. 30	14. n. Trinit. (Rosa)	Claudius v. Turin	5,8	6,52	12,18	bei Tage	
nnt. 31	Paulinus	Aidan	5,10	6,50	1,23		

2 Korinth. 9, 6: Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; u
wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.

Wochentage u. Datum.	September 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
Dien. 1	Egidius	Hanna	5,12	6,47	2,32	6,40	
Mitt. 2	Raphael	Mamas	5,13	6,45	3,42	6,39	
		Nationalfest					
Donn. 3	Manuetus	Hildegard	5,15	6,43	4,54	7,14	● 9 Uhr
Freit. 4	Rosalia	Ida v. Herzfeld	5,17	6,40		7,27	vormitt.
Smst. 5	Herkulan	Johann Mollio	5,18	6,38		7,14	Neumond
37. Woche: Vom Mammonsdienste: Matth. 6, 24—34. — Epistel: Galat. 5, 25—6, 10.							
Sonnt. 6	15. n. Trinit. (Magnus)	Matthias Weibel	5,20	6,36		7,31	
Mont. 7	Regina	Lazarus Spengler	5,22	6,33		8,5	
Dien. 8	Mariä Geburt	Gorbinian	5,23	6,31		8,20	
Mitt. 9	Audomar	Ludwig Paschali	5,25	6,29		8,39	
Donn. 10	Nikolaus v. T.	Paul Speratus	5,27	6,26		9,4	
Freit. 11	Protus	Johann Brenz	5,28	6,24		9,39	☽ 12 U. n
Smst. 12	Winand	Dionys. Peloquin	5,30	6,22		10,28	erstes Viert
38. Woche: Vom Jüngling zu Nain: Luc. 7, 11—17. — Epistel: Ephes. 3, 13—21.							
Sonnt. 13	16. n. Trinit. (Maternus)	Wilhelm Farel	5,32	6,19		11,34	
Mont. 14	Kreuz. Erhöh.	Cyprianus, Dante	5,33	6,17		morg.	
Dien. 15	Ludmilla	Argula v. Grumbach	5,35	6,15		12,53	
Mitt. 16	Euphemia (Corn. u. Cypr.)	Euphemia	5,37	6,12		2,23	
Donn. 17	Lambertus	Lambert	5,38	6,10	6,26	3,55	
Freit. 18	Richard	A. G. Spangenberg	5,40	6,8	6,43	5,27	☽ 6 Uhr
Smst. 19	Nikleta	Thomas v. St. Paul	5,42	6,5	7,1	6,58	vormittag Vollmond
39. Woche: Vom Wassersüchtigen: Luc. 14, 1—11. — Epistel: Ephes. 4, 1—6.							
Sonnt. 20	17. n. Trinit. (Eustachius)	Magdalena Luther	5,43	6,3	7,18		
Mont. 21	Matthäus Ev.	Matthäus, Ap.	5,45	6,0	7,37		
Dien. 22	Moritz	Mauritius	5,47	5,58	8,2		
Mitt. 23	Thekla	5 Märt. v. Genf	5,48	5,56	8,35		Herbst Anf
Donn. 24	Joh. Empf.	Joh. Jak. Moser	5,50	5,53	9,17		☾ 12 Uhr
Freit. 25	Kleophas	Augsb. Religionsfr.	5,52	5,51	10,10		mittern.
Smst. 26	Cosm. u. Dam.	Lioba	5,54	5,48	11,12		letztes Viert
40. Woche: Vom vornehmsten Gebot: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.							
Sonnt. 27	18. n. Trinit. (Cyprianus)	Philippine Graveron	5,55	5,46	morg.		
Mont. 28	Wenzeslaus	P. Flysteden u. A. Cl.	5,57	5,44	12,21		
Dien. 29	Michaelis	Michaelis	5,59	5,41	1,32		
Mitt. 30	Hieronymus	Hieronymus	6,0	5,39	2,43		

bei Tage

Psalm 50, 23: Wer Dank opfert, der preiset mich; und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Wochentage Datum.	Oktober 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen ꝛc.
onn. 1	Remigius	Remigius	6,2	5,37	3,53	5,36	
reit. 2	Liodegar	Chr. Schmid	6,4	5,34	5,2	5,48	Neumond
mst. 3	Ewald	Die beiden Ewalde	6,5	5,32	6,10	6,0	● 2 Uhr morgens
. Woche: Vom Gichtbrüchigen: Matth. 9, 1—8. — Epistel: Ephes. 4, 22—28.							
nnl. 4	19. n. Trinit. (Franz)	Franz v. Assisi	6,7	5,30		6,13	
		Erntedankfest					
ont. 5	Placidus	Petrus Carnesecchi	6,8	5,27		6,27	
ien. 6	Bruno	Heinrich Albert	6,9	5,25		6,44	
itt. 7	Sergius	Theodor Beza	6,12	5,24		7,6	
onn. 8	Brigitta	Robert Grosthead	6,13	5,20		7,37	
reit. 9	Dionysius	Dionysius Areopag.	6,15	5,18		8,10	erstes Viertel
mst.10	Gereon	Justus Jonas	6,17	5,16		9,17	☽ 12 Uhr mittern.
. Woche: Vom hochzeitlichen Kleide: Matth. 22, 1—14. — Epistel: Ephes. 5, 15—21.							
nnl. 11	20. n. Trinit. (Wimmar)	Ulrich Zwingli	6,18	5,14		10,29	
ont.12	Maximilian	Heinr. Bullinger	6,20	5,11		11,52	
ien. 13	Tilmann	Elisabeth Frey	6,22	5,9		morg.	
itt. 14	Calixtus	Nikolaus Ridley	6,24	5,7		1,20	
onn. 15	Theresa	Aurelius	6,26	5,5		2,5	
reit. 16	Gallus	Gallus	6,27	5,3		4,20	Vollmond
mst.17	Florentin	Aufhebung d. Ed. v. N.	6,29	5,0		5,51	♋ 3 Uhr n.
. Woche: Von des Königischen Sohn: Joh. 4, 47—54. — Epistel: Ephes. 6, 10—17.							
nnl. 18	21. n. Trinit. (Lukas, Ev.)	Lukas	6,31	4,58		7,22	
ont.19	Ferdinand	Bruno	6,33	4,56			
ien. 20	Wendelin	F. L. v. Avignon	6,35	4,54			
itt. 21	Ursula	Hilarion	6,37	4,52			
onn.22	Cordula	Heinrich Martyn	6,39	4,51			
		Kaiserin Geburtstag					
reit. 23	Severin	Hedwig	6,41	4,47			letztes Viertel
mst.24	Evergistus	Arethas; westfäl. Fr.	6,43	4,45			☾ 3 Uhr n.
. Woche: Vom Schalksknechte: Matth. 18, 23—35. — Epistel: Philipp. 1, 3—11.							
nnl. 25	22. n. Trinit. (Raphael)	Johann Heß	6,45	4,43		11,19	
ont 26	Amandus	Friedr. III. v. d. Pfalz	6,46	4,41			
ien. 27	Sabina	Frumentius	6,48	4,39			
itt. 28	Simon, Jude	Simon u. Juda	6,50	4,37			
onn. 29	Narcissus	Alfred d. Große	6,52	4,35			
reit. 30	Theonest	Jakob Sturm	6,54	4,33			
mst.31	Wolfgang	Luthers 95 Sätze	6,56	4,31			

Psalm 36, 6: Siehe, meine Tage sind einer Handbreit bei dir, und m
Leben ist wie nichts vor dir! Wie gar nichts sind alle Menschen,
doch so sicher leben!

Wochentage u. Datum.	November 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.	Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen
45. Woche: Vom Zinsgroschen: Matth. 22, 15–22. — Epistel: Philipp. 3, 17–21.							
Sonnt. 1	**23. n. Trinit.** (Aller Heiligen)	Aller Heiligen **Reformationsfest**	6,58	4,29	6,18	4,34	☽ 7 U abends
Mont. 2	Aller Seelen	Victorinus	6,59	4,27	7,31	4,49	Neumon
Dien. 3	Hubertus	Pirmin	6,1	4,25	bei Tage	5,11	
Mitt. 4	C. Borromäus	Joh. Albr. Bengel	7,3	4,24		5,39	
Donn. 5	Zacharias	Hans Egede	7,5	4,22		6,17	
Freit. 6	Leonhard	Gustav Adolf	7,7	4,20		7,3	
Smst. 7	Engelbert	Willibrord	7,9	4,18		8,16	
46. Woche: Von Jairi Töchterlein: Matth. 9, 18–26. — Epistel: Kolos. 1, 9–14.							
Sonnt. 8	**24. n. Trinit.** (Gottfried)	Willehad	7,10	4,17		9,34	
Mont. 9	Theodorus	Joh. v. Staupitz	7,12	4,15		10,58	☽ 10 U vormitta
Dien. 10	Martin B.	Martin Luther	7,14	4,13	bei Tage	morg.	erstes Vier
Mitt. 11	Martin B.	Martin, Bischof	7,16	4,12		12,25	
Donn. 12	Kunibert	Phil. v. Mornay	7,18	4,10		1,51	
Freit. 13	Stanislaus K.	Arcadius	7,20	4,9		3,19	
Smst. 14	Levinus	Petr. Mart. Vermili	7,21	4,7		4,47	
47. Woche: Vom Greuel der Verwüstung: Matth. 24, 15–28. — Epistel: 1 Thessal. 4, 13–							
Sonnt. 15	**25. n. Trinit.** (Leopold)	Johann Keppler	7,23	4,6	3,52	6,16	
Mont. 16	Edmund	Kasp. Kreuziger	7,25	4,4	4,25	7,46	☽ 12 Uh
Dien. 17	Gertrud	Bernward	7,27	4,3	4,58		morgens
Mitt. 18	Maximus	Gregor d. Erleuchter	7,29	4,1	5,44		Vollmon
Donn. 19	Elisabeth	Elisabeth	7,30	4,0	6,42		
Freit. 20	Simplicius	John Williams	7,32	3,59	7,49		
Smst. 21	Mar. Opfer.	Columbanus	7,34	3,57	9,2	bei Tage	
48. Woche: Vom jüngsten Gericht: Matth. 25, 31–46; — Epistel: 2. Thessal. 1, 3–10.							
Sonnt. 22	**26. n. Trinit.** (Cäcilia)	Joh. Oekolampadius **Totenfest.**	7,36	3,56	10,16		
Mont. 23	Clemens	Clemens	7,37	3,55	11,28		☾ 12 Uh
Dien. 24	Joh. v. Kreuz	Joh. Knox	7,39	3,54	morg.		vormitt.
Mitt. 25	Katharina	Katharina	7,41	3,53	12,38		letztes Vier
Donn. 26	Konrad	Konrad	7,42	3,52	1,48		
Freit. 27	Wilhildis	Margar. Blaarer	7,44	3,51	2,53		
Smst. 28	Günther	Alexander Rousel	7,46	3,50	4,2	bei Tage	
49. Woche: Von Christi Einzug in Jerusalem: Matth. 21, 1–9. — Epistel: Röm. 13, 11–							
Sonnt. 29	**1. Advent** (Saturnin)	Saturninus	7,47	3,49	5,15		
Mont. 30	Andreas	Andreas	7,48	3,49	6,30		

Joh. 4, 9: Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wochentage Datum.	Dezember 1891.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Sonnen- Aufgang.	Sonnen- Untergang.		Mond- Aufgang.	Mond- Untergang.	Mondphasen rc.
Dn. 1	Eligius	Eligius	7,50	3,48		3,59		● 1 Uhr nachmitt.
Dt. 2	Bibiana	Joh. Ruysbroek	7,51	3,47		4,14		Neumond
Mn. 3	Franz Xaver	Gerhard Groot	7,53	3,47		5,3		
Mt. 4	Barbara	Gerhard v. Zütphen	7,54	3,46	bei Tage	6,7		
Dst. 5	Crispine	Crispina	7,55	3,46		7,22		
Woche: Von den Zeichen des jüngsten Tages: Luc. 21, 25—36. — Epistel: Röm. 13, 4—12.								
Snl. 6	2. Advent (Nikolaus)	Nikolaus	7,57	3,45		8,45		
Mt. 7	Ambrosius	C. P. Odontius	7,58	3,45		10,10		
Dn. 8	Mariä Empf.	Martin Rinkard	7,59	3,44		11,38		☽ 6 Uhr abends
Dt. 9	Leocadia	Benjamin Schmolck	8,0	3,44		morg.		erstes Viertel
Mn. 10	Judith	Paul Eber	8,2	3,44		12,58		
Dt. 11	Tamasus	Heinr. v. Zütphen	8,3	3,44		2,22		
Dst. 12	Epimachus	C. Spiridion: Vicelin	8,4	3,44		3,40		
Woche: Von Johannis' Gesandtschaft: Matth. 11, 2—10. — Epistel: 1 Korinth. 4, 1—6.								
Snl. 13	3. Advent (Lucia)	Odilia; Berthold	8,5	3,44		5,16		
Dnt. 14	Nicasius	Dioscorus	8,6	3,44	b. N.	6,42		
Dn. 15	Eusebius	Christiana	8,7	3,44		3,31		☉ 2 Uhr nachmitt.
Dt. 16	Quatember (Adelheid)	Adelheid	8,8	3,44		4,24		Vollmond
Mn. 17	Lazarus	Sturm	8,9	3,44	bei Tage	5,27		
Dt. 18	Wunibald	P. L. v. Seckendorf	8,9	3,44		6,40		
Dst. 19	Julius	Clemens v. Alex.	8,10	3,45		7,55		
Woche: Von Johannis' Zeugnis: Joh. 1, 19—28. — Epistel: Philipp. 4, 4—7.								
Snl. 20	4. Advent (Nemesius)	Abraham	8,10	3,45		9,9		
Dnt. 21	Thomas Ap.	Thomas Ap.	8,11	3,45		10,21		
Dn. 22	Gregor v. Sp.	Hugo M'Kail	8,12	3,46		11,30		Mint. Anf.
Dt. 23	Dagobert	Anna du Bourg	8,12	3,46		morg.		☾ 7 Uhr morgens
Mn. 24	Adam u. Eva	Adam u. Eva	8,12	3,47		12,38		letztes Viertel
Dt. 25	Heil. Christfest	Christtag	8,13	3,48		1,47		
Dst. 26	Zweiter Christt. (Stephanus)	Stephanus	8,13	3,48		2,57		
Woche: Von Simeon und Hanna: Luc. 2, 33—40. — Epistel: Gal. 4, 1—7.								
Snl. 27	1. Weihnacht. (Johannes Ev.)	Johannes, Ev.	8,13	3,49		4,10		
Dnt. 28	Unsch. Kindl.	Unschuldige Kindlein	8,13	3,50		5,25		
Dt. 29	Thomas B.	David	8,13	3,51		6,41		
Dt. 30	David	Christ. v. Württemb.	8,13	3,52		7,53		Neumond
Dn. 31	Sylvester	Joh. Wiklef	8,13	3,53		8,55		● 4 Uhr morg.

Haus-, Feld- und Gartenkalender.

Januar.

Man bessere alles Geschirr aus, daß es für die Frühjahrsarbeit in gutem Stande sei, entwerfe einen genauen Wirtschaftsplan für das neue Jahr und lese gute landwirtschaftliche Schriften.

Bei großer Kälte wird Klee- und Leinsamen gedroschen, und das im Freien aufbewahrte Gemüse vor Frost geschützt.

Die Ställe halte man warm und streue reichlich ein.

Mit dem Winterfutter muß gut hausgehalten werden, damit es in der Arbeitszeit nicht daran mangele, besonders für das Zugvieh.

Man lege Komposthaufen an und fahre bereits umgestochenen Kompost auf die Wiesen, ebenso Jauche.

Auf die gefrorenen Äcker wird Dünger aufgefahren und sogleich gespreitet.

Die Obstbäume werden behutsam umgraben, wenn es offenes Wetter ist, gedüngt und von dürren Ästen und Moos gereinigt.

Für neu zu pflanzende Bäume hebe man hinreichend große Löcher aus.

Februar.

Die Kartoffeln im Keller müssen durchsucht und die faulenden entfernt werden.

Man reinige die Saatfrucht für das Frühjahr und setze die Ackergeräte in brauchbaren Stand.

Das Auffahren von Dünger und Jauche bei trockenem, kaltem Wetter wird fortgesetzt, besonders empfiehlt es sich, die Jauche auf den Schnee zu fahren. Auch ist es nützlich, bei ganz trockenem Wetter die Wintersaaten und Kleefelder zu walzen, damit die vom Frost gehobenen Pflänzchen wieder angedrückt werden.

In den Wiesen werden die Bewässerungsgräben gereinigt, neue ausgehoben und der ausgehobene Rasen in den Vertiefungen der Wiese festgesetzt oder sogleich abgefahren. Gegen Ende des Monats kann man mit dem Wässern der Wiesen anfangen.

Zuweilen, aber nicht sehr oft, beginnt auch in diesem Monat schon die Hafersaat.

Im Garten kann man gegen Ende des Monats Salat, Radieschen, Spinat, Kerbel, gelbe Ruben auf trockene, sonnige Beete säen.

Spargelpflanzungen werden angelegt. Man beschneidet Zwerg- und Beerenobst und sorgt für Pfropfreiser, die man in nassem Sande, oder in eine dicke Kartoffel eingesteckt, bis zur Veredelung aufbewahrt.

März.

Die Saatkartoffeln werden ausgelesen und an einen trockenen, frostfreien Ort gebracht.

Ist der Boden trocken, so beginnt die Pflugarbeit. Man säet nacheinander Hafer, Sommerroggen, Erbsen, Wicken, Frühgerste.

Die Wiesen werden gereinigt und vorsichtig gewässert, so daß das Wasser, wo irgend möglich, nicht darauf gefriert und die keimenden Grasspitzen ertötet. Man wässere auch nur mit Unterbrechungen.

Im Garten säet man alle Kohlarten, nochmals Salat, dann Zwiebeln und Küchenkräuter, auch wohl die härteren Blumensamen für den Sommer.

Es werden in die im Januar ausgehobenen Löcher neue Bäume gesetzt und dabei die Wurzeln eingeschlämmt, was bei den Baumpflanzungen im Herbst nicht unbedingt nötig ist.

April.

Die Hausfrau bleiche ihr Tuch und ihre Wäsche, wenn die Obstbäume blühen.

Auf dem Speicher muß das Getreide öfters umgestochen werden.

Im Felde säe man Sommerweizen, Gerste, Kleesamen, letzteren unter eine Überfrucht, Hanf, Dickrüben: die Kartoffeln werden gelegt, und zwar nimmt man zu Setzlingen am besten die dicksten Kartoffeln, die man nach den treibenden Augen zerschneidet, oder aus denen man die kräftigsten Augen ausbohrt und das übrige verfüttert.

Die Wiesen werden regelmäßig bewässert. Bei trockenem Wetter werden die früh gepflanzten Bäume begossen, die im letzten Jahre veredelten von Wasserschößlingen befreit. Man kopuliert, sowie der Saft in das Holz tritt.

Im Garten wird gesäet, was noch nicht gesäet ist. Man verpflanzt die Pflanzen aus dem Mistbeete und streut zum Schutze gegen den Erdfloh Asche, Ruß oder Kohlenstaub auf.

Mai.

Da jetzt die Gebäude am leersten sind, so muß man die notwendigen Reparaturen vornehmen.

Wäsche und Leinewand werden gebleicht, Winterbutter eingesalzen.

Sei sorgfältig beim Füttern des jungen Klees mit dem Rindvieh!

Das Kartoffellegen wird beendigt, Hanf gesaet in tiefgründigem, fettem Boden.

Die Wiesen bewässere man bei rauher Witterung öfters, bei heißer nur selten und sorge, daß das Wasser nicht stehen bleibt.

Im Garten wird fleißig gesätet, Sommer-Endivie und Sommer-Rettig gesäet: die Erdbeeren müssen fleißig begossen werden. Bohnen sind nicht vor dem 16. zu legen. Man achte auf die Raupennester an den Bäumen: gieße die blühenden Bäume bei anhaltender Trockenheit und schüttele bei häufigem Regen dieselben öfters ab. Beschädigte Kopulierbänder müssen ergänzt, einschneidende gelüftet werden.

Juni.

Vor der Heuernte, welche in diesem Monate eintritt, müssen die Futterräume und Scheunen ausgelüftet und gereinigt werden.

Acker- und Fahrgeräte werden wieder in gehörigen Stand

gesetzt, die Fenster an den Ställen durch Drahtgitter ersetzt, die mit einem dünnen Zeuge überspannt sind zur Abwehr der Fliegen. Im Felde werden Kartoffeln und Dickrüben behackt, Rüben und Lein gesäet, die Brache für die Wintersaaten bearbeitet.

Die Wiesen wässere man nur sehr mäßig bei ganz trockener Witterung, aber gar nicht mehr etwa 8 Tage vorher, ehe die Heuernte beginnt. Diese verschiebe man ja nicht zu lange und warte nicht, bis der Grassamen reif ist. Bei ungünstigem Wetter während der Heuernte durchschichte man das nicht ganz dürr eingekommene Heu mit Hafer- oder Gerstenstroh und überstreue es mit Viehsalz. — Acht Tage nach dem Mähen kann man wieder mit dem Bewässern der Wiesen beginnen, zumal bei Gewitterregen.

Im Garten wird Winter-Endivie gesäet und Sommer-Endivie zum Gelbwerden gebunden.

Man okuliert aufs treibende Auge.

Juli.

Johannisbeeren und Sauerkirschen werden eingemacht. Beste Zeit zur Bereitung von Käse.

Im Felde werden die Kartoffeln behäufelt und vom Unkraut gereinigt, das Brachfeld wird gepflügt, Winterraps gesäet, am besten nach Futterkräutern. Gegen Ende des Monats beginnt oft schon die Roggenernte.

Im Garten sind, wenn es nötig ist, die Obstbäume zu stützen; auch können dieselben bei großer, anhaltender Dürre mit Nutzen begossen werden. — Reife Sämereien werden gesammelt. Man beginnt mit dem Okulieren auf das schlafende Auge und entfernt von veredelten Bäumen die wilden Triebe.

August.

Wer einen Brunnen graben will, der thue es jetzt: findet er genügendes Wasser, so wird es ihm im ganzen Jahre nicht leicht daran mangeln. Alte Brunnen reinige man, da im allgemeinen in diesem Monate der Wasserstand der niedrigste zu sein pflegt.

Hühnereier werden für den Winter gesammelt und sehr vorteilhaft in Kalkwasser aufbewahrt.

Das Sommerobst ist zu dörren und einzumachen.

Im Felde wird die Roggenernte fortgesetzt, die von Weizen, Gerste und Hafer gegen die Mitte oder das Ende begonnen. Die Stoppelfelder werden sogleich umgepflügt und mit Rüben besäet. Es wird die Grummeternte begonnen.

Im Garten versetzt man die Erdbeeren, begießt aber die frisch gesetzten fleißig. Man sammelt reife Sämereien, okuliert aufs schlafende Auge. Obsternte. Das Obst muß trocken abgenommen, und dünn aufeinander gelegt werden; man bringt es vor Eintritt des Frostes aber nicht in den Keller.

September.

Es wird Obst gedörrt, in guten Obstjahren soviel, daß es für 3 Jahre reicht, sodann aus Pflaumen Mus gekocht. Schneidbohnen werden eingemacht, Flachs und Hanf geröstet und zubereitet.

Im Feld: wird die Ernte von Hafer und Grummet beendet. Frühkartoffeln werden geerntet, Kleefelder für die Wintersaat umgebrochen. Im halben Monat beginnt die Bestellung der Wintersaat, Roggen, Weizen, Wintergerste, wobei man das Ziehen von gehörigen Wasserfurchen nicht versäumen darf.

Jetzt ist die geeignetste Zeit zum Drainieren.

Im Garten werden die reifen Samen gesammelt, Winterkohl und Wintersalat gesetzt. Die Himbeersträucher sind vom alten Traghol̈z und überflüssigen Ausläufern zu befreien.

Oktober.

An sonnigen Tagen breche man Hanf und Flachs. Obst wird gekeltert, Gemüse für den Winter eingeschlagen; Eier werden gesammelt und eingemacht.

Im Felde wird die Kartoffelernte sowie die Wintersaat beendet. Die Stoppelfelder werden für die Frühjahrssaat rauh umgebrochen. Die Knollengewächse (Erdkohlrabi und Dickrüben) werden beim ersten Frost ausgenommen und in nicht zu tiefen Erdgruben aufbewahrt, die vorläufig nur leicht zu bedecken sind und mit Strohbündeln zu versehen, welche von den Knollen bis zum Tage durch die bedeckende Erde vorgehen und den Dunst aus den Gruben abführen.

In den Wiesen werden die Be- und Entwässerungsgräben gereinigt und dann kräftig bewässert. Umbau der Wiesen ist jetzt vorzunehmen.

In den Gärten werden die leeren Beete gedüngt und rauh umgestochen: die über Winter stehen bleibenden Küchengewächse werden bei eintretendem trockenen Froste gedeckt, ebenso die Erdbeerbeete.

November.

Es wird gedroschen, wenn die Feldarbeit beendigt oder durch Frost jede Arbeit draußen gehindert ist. Früheres Dreschen, wobei die Arbeit an Ackern und Wiesen versäumt wird, ist unwirtschaftlich. — Man schneidet Sauerkraut ein. Gegen Ende des Monats geht es ans Schlachten. Ställe und Brunnen sind gegen den Frost zu verwahren. Sind die Blätter von Kraut ꝛc. verfüttert, so beginnt die Winterfütterung, am besten nur 2mal am Tage, damit das Vieh nicht zu sehr beunruhigt wird. Man teile sich aber ja schon jetzt seine Futtermittel recht ein, daß sie auch bei einem späten Frühjahr ausreichen.

Mit dem Umbrechen der Sommerfelder wird fortgefahren, solange es geht, ebenso mit dem Umbauen der Wiesen. Man wässere aber jetzt mit großer Vorsicht und dünge die Wiesen, am besten mit Kompost.

Im Garten werden feine Spalierbäume, sowie edle Rosen in Stroh eingebunden, oder bei den letzteren die Stämme umgebogen und die Kronen in die Erde eingegraben.

Man kann bei offenem Boden Bäume setzen: die alten werden gereinigt und gedüngt; um die Bäume in Grasgärten wird die Rasennarbe abgeschält.

Dezember.

Es wird geschlachtet, gedroschen, gesponnen, alles gegen die Kälte wohl verwahrt. Liegt die Thür des Viehstalles nach Norden oder Osten, so mache man bei strenger Kälte noch eine Vorstellthür von Stroh und Latten.

Ein ordentlicher Hauswirt schließt mit dem Schluß des Jahres seine Rechnungsbücher gehörig ab und sieht zu, wenn es nötig ist, wie er sich für das nächste Jahr besser einrichte.

Sorge für gute und nützliche Bücher, die du an den langen Winterabenden mit den Deinigen lesest!

Auf die Äcker fährt man bei Frost Dünger und Jauche; ebenso auf die Wiesen, die jetzt nicht gewässert werden sollten. Man sorge für Material zu neuen Komposthaufen.

Im Garten sieht man die Spaliere nach und befestigt junge, schwanke Stämmchen gut, daß sie der Sturm oder die Last des Schnees nicht knickt.

Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Bauern-Regeln.

Januar.

Wenn Frost im Jenner nicht kommen will,
So kommt er sicher März oder April.

Dreikönigs-Abend (6.) hell und klar
Verspricht ein gutes Weinjahr.

Pauli Umkehr (25.) hell und klar
Deutet auf ein gutes Jahr.

Februar.

Will vor Lichtmeß (2.) die Lerch' jubilieren,
Wird ihr die Stimme wohl wieder einfrieren.

Sanct Dorothee (6.)
Thut's nicht ohne Schnee.

Nach St. Mattheis (24.)
Geht kein Fuchs mehr über's Eis.

März.

Schrecket dich Donner im März,
Wird froh dir beim Ernten das Herz.

Langer Schnee im März
Bricht dem Korn das Herz.

Ist's schön auf Mareien (25.),
Wird's Obst wohl gedeihen.

April.

Wenn frühe blühen die Schlehen,
Kannst früh nach der Ernte du sehen,

Ist Georgi (23.) warm und schön,
Wirst du noch rauhes Wetter seh'n.

Wenn die Krähe auf Markustag (25.)
Im Korne sich verstecken mag,
Dann giebt's fürwahr
Ein gutes Jahr.

Mai.

Maimond kalt und windig,
Macht die Scheuer voll und pfündig.

Giebt's am Heiligen Kreuztag (3.) Güsse,
So bleiben taub und leer die Nüsse.

Den Mai muß man nehmen, wenn er sich stellt ein
Und sollte es auch Februar erst sein.

Juni.

Wenn's im Juni aus Norden weht,
Das Korn zur Ernte trefflich steht,

Medardi (8.) nur kein Regentag,
Sonst regnet's leicht noch vierzig Tag'.

St. Barnabas (11.) hat das beste Gras;
Wohl dem, der da nicht die Sense vergaß!

Juli.

Regen auf Heimsuchungtag (2.),
Zieht vier Regenwochen nach.

Wie die 7 Brüder (10.) das Wetter gestalten,
So soll sich's noch 7 Wochen halten.

Scheint auf Jakobi (25.) die Sonne recht heiß
Und türmt auf St. Annen (26.) die Ameis' mit Fleiß,
So giebt es im Winter recht dickes Eis.

August.

Ist Lorenz (19.) und Barthelme (24.) schön und fein,
So darf sich der Winzer im voraus schon freu'n.

Hundstage heiß,
Winter lang weiß.

Kocht der August die Trauben nicht,
So macht der Winzer ein traurig Gesicht.

September.

Egidius (1.) das ist der Mann,
Der den ganzen Monat das Wetter zeigt an.

Mariä Geburt (8.)
Treibt die Schwalben furt.

Weht's auf Micheli (29.) aus Nord und Ost,
Wird hart der Winter und stark der Frost.

Oktober.

Wenn's im Oktober schon friert und schneit,
So bringt der Januar milde Zeit.

Hält der Oktober das Laub lang fest,
So sorge dir für ein warmes Nest.

Ist Simon und Juda (28.) vorbei,
So kommt der Winter herbei.

November.

Ist es auf Martini (11.) trüb,
Wird der Winter lind und lieb.

Dem Heiligen Clemens (23.) traue nicht,
Und macht er auch ein mildes Gesicht.

St. Katharina (25.) laßt stets dich seh'n,
Wie's im Hornung um's Wetter wird stehn.

Dezember.

Donnert's im Winterquartal,
Giebt's Eiszapfen ohne Zahl.

Kommt in der ersten Adventswoch' Kält',
Noch ganze sechs Wochen sie dann hält.

Wird's den unschuldigen Kindern (28.) kalt,
So weicht der Frost noch nicht so bald.

Mutmaßliche Witterung

nach dem hundertjährigen Kalender von Abt Knauer.

Vorbemerkung.

Abt Knauer ist in seinem Hundertjährigen ehrlich genug, selbst zu sagen, daß kluge Hausväter sich wohl hüten würden, fest auf die einzelnen Angaben zu bauen. Vergißt der geneigte Leser diese Klugheit, so darf er dem Hundertjährigen keine Schuld geben, sondern nur sich selber. Alle Angaben des Hundertjährigen sind auf die Erfahrung gegründet, die Abt Knauer gemacht haben will, daß nämlich alle sieben Jahre sich das Wetter der Hauptsache nach wiederholt. Der geneigte Leser weiß aber wohl, daß derjenige, welcher das Wetter macht, an keine sieben Jahre gebunden ist und sich binden läßt. Er macht's, wie er will.

Januar.

Vom 1. bis 3. trübe und mittelkalt: den 4., 5., 6. große Regengüsse, den 7., 8., 9. mittelkalt: den 11. Regen und kleine Güsse bis zum 15: dann bis zum Ende unbeständiges Wetter mit Wind, Schnee und Nebel.

Februar.

Vom 1. bis 6. trüb, Regen, Nebel und Wind: den 8. hell und ziemlich kalt. Vom 9. bis 12. trübe: vom 13. bis 16. hell und kalt: den 18. Regen und Schnee: vom 19. bis 22. kalter

Wind: vom 22. bis 26. hell, früh kalt mit Eis: nachts kalter egen und Glatteis: den 29. rauh und kalt.

März.

Vom 1. bis 6. rauh, kalt und windig: vom 8. bis 17. kalt: den 19. Wind, Schnee und Regen: den 20. und 21. Regen und sehr kalt, nachmittags hell.

April.

Von Anfang kalt: den 7. schön und warm: den 8. windig und Platzregen: vom 9. bis 11. schön warm: den 16. Guß und Ungewitter: den 19. schön, danach Ungewitter mit Donner bis den 23.: dann rauhe Luft: den 25. sehr kalt und trüb: den 30. kalt.

Mai.

Am 1. und 2. rauh, windig, kalt: vom 4. bis 15. schönes warmes Wetter, mit wenig Donner und Regen vermischt: den 24. früh Eis: den 27. schön: den 28. und 29. kalt und Regen: den 30. reift und friert es, danach Regen und Schnee den ganzen Tag.

Juni.

Am 1. unfreundlich: am 2. schön: am 3. große Regengüsse: vom 4. bis 8. rauh, aber am 9. wieder ein schöner warmer Tag: am 10. unbeständig: vom 11. bis 14. kühl, abends wärmer: am 15. regnet es Tag und Nacht: den 19. früh sehr kalt: den 22. und 23. schön warm; am 24. Regengüsse: am 25. wieder kalt: vom 26. bis zu Ende Regen.

Juli.

Vom 1. bis 3. trüb und kalt mit Hagelschauern; am 4. warm; am 6. sehr kalt: vom 7. bis 18. schön warm: vom 19. bis 21. Regen: vom 22. bis zu Ende schön hell und heiß.

August.

Vom 1. bis 6. schön warm: am 8. den ganzen Tag Regen: vom 9. bis 11. trübe und etwas Regen: den 13. schön; den 15. nachts Reif: den 16. Donner, Blitz, Platzregen; am 17. kalter Regen: vom 18. bis 25. schön und sehr warm: vom 26. bis 28. täglich Donner mit großem Regen, dann regnet es bis zu Ende.

September.

Vom 1. bis 4. warm Wetter: am 4. nachts Donner und Platzregen: den 5. bis 9. schön hell: am 11. etwas Regen: dann schön bis zum 18., wo unbeständige Witterung eintritt mit Wind und Schneeflocken: am 27. schön und warm: vom 28. bis zu Ende Regen.

Oktober.

Am 1. schön: am 2. und 3. früh gefroren und hell; vom 4. bis 6. schön warm: am 7. den ganzen Tag Regen: vom 8. bis 14. trübe und kalt, auch rieselt es bisweilen: am 15. windig, trüb und regnerisch: am 16. starker Wind mit Schnee; am 20. unbeständig: vom 24. bis 27. starker Regen, zuweilen mit Schnee vermischt: am 28. und 29. ziemlich schön; am 30. trübe und kalt.

November.

Vom 1. bis 14. anhaltendes Regenwetter und ziemlich kalt; am 16. nachts Schnee; vom 17. bis 20. wieder Regen; vom 21. an schön warmes Wetter, welches bis zu Ende anhält.

Dezember.

Am 1. und 2. Schnee; vom 3. bis 8. unbeständig; in der Nacht des 10. grimmige Kälte, und darauf starker Schneefall; am 11. und 12. wieder sehr kalt; am 13. und 14. gelinder und noch mehr Schnee; am 16. hell und sehr kalt bis den 30. und wenig Schnee.

Die Maße und Gewichte im Deutschen Reich.

Das **Maß** hat zur Einheit das **Meter** oder den **Stab** und ist zehnteilig, d. h. die nächst höhere oder nächst niedrigere Stufe ist jedesmal zehnmal so groß oder zehnmal so klein als die vorhergehende. Bezeichnung für das Meter = m.

I. A. Längenmaße.

1 **Meter** (m) = $^1/_{15}$ Rute = $3^1/_3$ rheinl. Fuß = $1^1/_2$ Berl. Elle;
10 Meter sind ein **Dekameter** oder **Kette** = 32 Fuß.
100 Meter sind ein **Hektometer** = $26^2/_3$ Ruten = 320 Fuß.
1000 Meter sind ein **Kilometer** (km) = $^2/_{15}$ preußische Meile.
$^1/_{10}$ Meter ist ein **Decimeter** = $3^3/_4$ Zoll.
$^1/_{100}$ Meter ist ein **Centimeter** (cm) = $^3/_8$ Zoll.
$^1/_{1000}$ Meter ist ein **Millimeter** (mm) = $^{11}/_{24}$ Linien.

B. Flächen- oder Quadratmaße.

1 □Meter (qm) = $^1/_{14}$ □Rute.
100 □Meter sind ein **Ar** (a) = $^7/_{20}$ □Ruten = $^1/_4$ pr. Morgen.
100 Ar sind ein **Hektar** (ha) = 4 Morgen.
100 Hektar sind ein **Quadratkilometer** (qkm).
Die Teile des □Meters sind wie bei dem Längenmaße: □Decimeter, □Centimeter, □Millimeter.

C. Körper-, Kubikmaß.

1 Kubikmeter (cbm) = 32 Kubikfuß.
1 Kubikcentimeter (ccm) = $^1/_{10}$ Kubikzoll.
1 Kubikmillimeter (cmm) = $^1/_{11}$ Kubikstr.
1 Kubikmeter = $^1/_{100}$ Kubikrute.
1 Kubikmeter = $^1/_{40}$ Schachtrute.
1 Kubikmeter = $^1/_{10}$ Klafter.

D. Fruchtmaße (niedrige Cylinderform).

Die Einheit ist das **Liter** (l) oder die **Kanne.**
1 Liter = $^1/_{24}$ Metzen.
100 Liter sind ein **Hektoliter** (hl) = $1^4/_5$ pr. Scheffel. Die Hälfte davon, also
50 Liter sind ein **Neuscheffel** = $^{10}/_{11}$ pr. Scheffel = $14^5/_{11}$ Metzen.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $^3/_4$ Wispel.

E. Flüssigkeitsmaße (hohe Cylinderform).

Die Einheit ist ebenfalls das **Liter** (l) oder die **Kanne.**
1 Liter = $^7/_8$ Quart.
$^1/_2$ Liter ist ein **Schoppen.**
100 Liter sind ein **Hektoliter** = $^3/_4$ Ohm.
10 Hektoliter sind ein **Kiloliter** = $7^5/_{11}$ Ohm.

II. Gewicht.

Das **Gewicht** hat zur Einheit das **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Gramm (g) = $^2/_5$ Quentchen.
10 Gramm sind ein **Dekagramm** = 1 **Neulot** = 6 Quentchen.
100 Gramm sind ein **Hektogramm** = $^1/_5$ Pfund.
1000 Gramm sind ein **Kilogramm** (kg) = 2 Pfund.
1 Last ist also = 200 Kilogramm.
1 Tonne (t) ist also = 1000 Kilogramm = 20 Centner.
1 Centner ist also = 50 Kilo.
1 Pfund ist also = 500 Gramm oder 50 Neulot (5 Neulot = 3 Ritlot).
$^1/_{10}$ Gramm ist ein **Decigramm.**
$^1/_{100}$ Gramm ist ein **Centigramm** = $^1/_{10}$ Decigramm.
$^1/_{1000}$ Gramm ist ein **Milligramm** (mg) = $^1/_{10}$ Centigramm.

Die amtlich vorgeschriebenen Abkürzungen sind:

1) Längenmaße.

Meter, geschrieben: m
Kilometer, „ : km
Centimeter, „ : cm
Millimeter, „ : mm

2) Körpermaße.

Kubikmeter, geschrieben: cbm
Hektoliter, „ : hl
Liter, „ : l
Kubikcentimeter, „ : ccm
Kubikmillimeter, „ : cmm

3) Flächenmaße.

□Meter, geschrieben: qm
□Kilometer, „ : qkm
□Centimeter, „ : qcm
□Millimeter, „ : qmm
Ar, „ : a
Hektar, „ : ha

4) Gewichte.

Tonne, geschrieben: t
Kilogramm, „ : kg
Gramm, „ : g
Milligramm, „ : mg

1) Den Buchstaben werden Schlußpunkte nicht beigefügt und kommen sie an das Ende der vollständigen Zahlenreihe zu stehen, nicht über das Decimalkomma derselben, also z. B. 5,37 m, nicht 5 m 37.

2) Zur Trennung der Ganzen von den Decimalstellen darf nur das Komma, nicht der Punkt gebraucht werden, also nicht 16.18, sondern 16,18. — Zahlen, welche mehr als 3 Stellen haben, sind in Gruppen von je 3 Ziffern anzuordnen mit einem kleinen Zwischenraum zwischen den dreistelligen Gruppen, es dürfen diese Gruppen aber nicht mehr durch Komma abgeteilt werden, wie es früher üblich war. Also die Zahl 68453274,83 wäre beispielsweise zu schreiben: 68 453 274,83, nicht aber 68,453,274,83.

Post und Telegraph.

1) Die hauptsächlichsten Bestimmungen für den Postverkehr innerhalb des Deutschen Reiches*).

		ℳ ₰
1) **Briefe.**	Die Gebühr für einen gewöhnlichen frankierten Brief bis 15 g	— 10
	für unfrankierte Briefe bis 15 g	— 20
	Für gewöhnliche frankierte Briefe über 15 g bis 250 g	— 20
	für unfrankierte Briefe über 15 g bis 250 g	— 30
	(Bei unzureichend frankierten Briefen wird ebenfalls ein Zuschlag von 10 Pfennigen erhoben!)	
do.	mit Wertangabe bis zu 10 Meilen frankiert	— 20
	unfrankiert	— 30
do.	auf alle weiteren Entfernungen frankiert	— 40
	unfrankiert	— 50
	Gebühr für **„einschreiben"** auch für Kreuzbänder und Warenproben	— 20
	Gebühr für **Versicherung** ohne Unterschied der Entfernung für je 300 Mk. oder einen Teil von 300 Mk.	— 05
	mindestens aber	— 10
2) **Karten,**	einfache, werden nur frankiert befördert	— 05
do.	mit Rückantwort, werden nur frankiert beförd.	— 10
do.	als Bücherbestellzettel, „ „	— 03
3) **Drucksachen.**	Gebühr für Drucksachen unter Kreuzband bis 50 g	— 03
do.	von über 50 g bis 100 g	— 05
do.	von über 100 g bis 250 g	— 10
do.	von über 250 g bis 500 g	— 20
do.	von über 500 g bis 1000 g	— 30

Büchern darf ausgefüllte Fakturen, Korrekturbogen, das Manuskript beigefügt werden. Als Drucksachen können alle durch Buchdruck, Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Litho- und Photographie vervielfältigten Gegenstände befördert werden, falls sie überhaupt nach Form und Beschaffenheit dieser Art

*) Die unter 1, 2 (außer Bücherbestellzettel), 3 und 8 verzeichneten Portosätze gelten auch im Verkehr mit Helgoland, Luxemburg und Österreich-Ungarn.

eignen. Für unzureichend frankierte Drucksachen hat der Empfänger den **doppelten** Betrag des **fehlenden** Portoteiles zu zahlen, wobei Bruchteile einer Mark nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abgerundet werden.

4) **Warenproben.** Gebühr für Warenproben bis 250 g ohne Unterschied der Entfernung und des Gewichts . — 10

Die Warenproben müssen frankiert werden und dürfen in ihrer Ausdehnung 20 cm in der Länge, 10 cm in der Breite und 5 cm in der Höhe nicht überschreiten. Die Aufschrift muß den Vermerk „Proben" oder „Muster" enthalten. Die Verpackung kann in offenen Umschlägen, in Säckchen, Kästchen oder unter Band erfolgen.

5) **Lokal- und Lokal-Landbriefe** . . . . . — 05
unfrankiert . . . . — 10

6) **Pakete.** Gebühr für gewöhnl. Pakete bis 5 kg bis 10 Meil. — 25
„ „ „ „ unfrankiert . . . — 35
„ „ „ „ über 10 Meilen . . — 50
„ „ „ „ unfrankiert . . . — 60

Für jedes weitere kg oder den überschießenden Teil eines kg bis 10 Meilen (1. Zone) . . . — 05
10—20 Meilen (2. Zone) . . . . . — 10
20—50 „ (3. „) . . . . . — 20
50—100 „ (4. „) . . . . . — 30
100—150 „ (5. „) . . . . . — 40
über 150 „ (6. „) . . . . . — 50

Das Gewicht eines Paketes darf 50 kg nicht übersteigen. Jeder Paketsendung muß eine Postpaket-Adresse beigefügt sein. Der Abschnitt zur Postpaket-Adresse kann vom Absender zu Mitteilungen benutzt werden. Zu einer Begleitadresse dürfen nicht mehr als 3 Pakete gehören.

Bei **Wertpaketen** muß der Wert der Sendung auf der Begleitadresse und auf dem Paket selbst angegeben werden. Solche Wertpakete müssen mittels Siegellack und ordentlich erkennbarem Petschaft verschlossen sein. Pakete **ohne** Wertangabe brauchen nicht versiegelt zu werden. Bei **Sperrgut** wird das Porto um die Hälfte erhöht; als **Sperrgut** gelten alle Postsendungen, welche in irgend einer Dimension 1½ Meter überschreiten oder nach einer Dimension 1 Meter, nach einer anderen ½ Meter überschreiten und wenigstens als 10 kg wiegen, lebende Tiere und solche Sendungen, welche ihrer Beschaffenheit nach eine besonders sorgsame Behandlung erfordern.

Versicherungsgebühren siehe unter „**Briefe**".

7) **Postanweisungen.** Die Gebühr beträgt ohne Unterschied der Entfernung bis 100 Mark . . . . . — 20
über 100—200 Mark . . . . . — 30
über 200—400 Mark . . . . . — 40

Postanweisungen sind nur bis 400 Mark zulässig.

8) **Postnachnahmen.** Für Nachnahmesendungen kommen an Porto und Gebühren zur Erhebung:

1) das Porto für Briefe und Pakete ohne Nachnahme.
Falls eine Wertangabe oder Einschreibung stattgefunden hat, tritt dem Porto die Versicherungs- bez. Einschreibgebühr hinzu.
2) eine Vorzeigegebühr von 10 Pfg.
3) die Gebühren für Übermittelung des eingezogenen Betrages an den Absender und zwar:
bis 5 Mark . . . . . — 10
über 5—100 Mark . . . . . — 20
„ 100—200 Mark . . . . . — 30
„ 200—400 Mark . . . . . — 40

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben.

Die Geldübermittelungsgebühr wird von dem eingezogenen Nachnahmebetrage einbehalten und in Freimarken auf der Nachnahme-Postanweisung verrechnet.

9) **Postaufträge (Postmandate).** Höchster Betrag 800 Mark.

Gebühr . . . . . — 30

Im Postauftrag muß Namen und Wohnort des Absenders, des Zahlungspflichtigen und der einzuziehende Betrag angegeben sein, ferner muß demselben das einzuziehende Papier (Wechsel, quittierte Rechnung rc.) beigefügt sein. Einem Postauftrag können mehrere Wechsel oder Quittungen rc. bis zum Gesamtbetrage von Mark 800.— zur Einziehung von demselben Zahlungspflichtigen beigefügt sein. Der Auftraggeber muß den Postauftrag nebst dessen Anlage unter verschlossenem Umschlage an die Postanstalt, welche den Betrag einziehen soll, eingeschrieben einsenden und zwar mit der Aufschrift „Postauftrag nach . . . . .“

Die Einziehung des Betrages erfolgt gegen Vorzeigung des Postauftrags und Aushändigung der quittierten Rechnung (des quittierten Wechsels rc.). Die Zahlung muß entweder sofort an den Postboten oder, wenn der Auftraggeber nicht die sofortige Rücksendung verlangt hat, binnen sieben Tagen bei der einziehenden Postanstalt bewirkt werden. Erfolgt die Zahlung innerhalb dieser Frist nicht, so wird der Postauftrag vor der Rücksendung nochmals zur Zahlung vorgezeigt. Hat der Adressat bereits bei der ersten Vorzeigung die Einlösung bestimmt verweigert, so unterbleibt die nochmalige Vorzeigung. Verlangt der Auftraggeber die umgehende Rücksendung nach einmaligem vergeblichen Vorzeigen, so hat er das durch den Vermerk „Sofort zurück“ auf der Rückseite zu bescheinen.

Der eingezogene Betrag wird, nach Abrechnung der Postanweisungsgebühr, dem Auftraggeber von der einziehenden Postanstalt mittels Postanweisung übersandt.

		ℳ	₰
Bestellgeld	für Postsendungen:		
	a) im Ortsorte für Postanweisungen oder Wertbriefe	—	05
	für gewöhnliche Pakete bis 5 kg	—	10
	über 5 kg . . .	—	15
	b) aufs Land für Postanweisungen, Wertbriefe und Pakete, letztere bis 2½ kg .	—	10
	Pakete im Gewichte von 2½—5 kg . .	—	20
Bestellgeld	für Eilbriefe, gewöhnliche oder eingeschriebene im Ort	—	25
	aufs Land		
	a) bei Vorausbezahlung	—	60
	b) bei Nichtvorausbezahlung die wirklich erwachsenen Botenkosten.		
do.	für Zeitungen jährlich:		
	a) bei Zeitungen, welche wöchentlich einmal oder seltener bestellt werden	—	60
	b) welche zwei- oder dreimal wöchentlich bestellt werden.	1	—
	c) welche mehrmals, aber nicht öfter als einmal täglich bestellt werden	1	60
	d) welche täglich mehrmals erscheinen, für jede tägliche Bestellung	1	—
	e) für die Amtlichen Verordnungsblätter .	—	60

2) Der Verkehr im Weltpostverein.

Zu dem Weltpostverein gehören:

1) sämtliche Staaten von Europa:

2) sämtliche Staaten und Inseln von Amerika:

3) von Asien: Aden, Afghanistan, Annam, asiatisches Rußland und asiatische Türkei, Ceylon, die Hauptorte von China, Britisch-Indien, Japan, Kambodscha, Kaschmir, Kreta, Persien, Siam und Tonkin, sowie alle sonstigen Kolonieen von Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal und den Niederlanden.

4) von Afrika: Algerien, Ägypten mit Nubien und Sudan, Kamerun, Kongostaat, Liberia, Madagaskar, Marokko, Tunis und Tripolis, Zanzibar, ferner alle englischen, französischen, portugiesischen, spanischen, italienischen und deutschen Kolonieen resp. Schutzgebiete, jedoch nicht Oranje-Freistaat und Transvaal.

5) von Australien: Das deutsche Neu-Guinea-Schutzgebiet mit dem Bismarckarchipel, die französischen Kolonieen Neu-Kaledonien ꝛc., die niederländische Kolonie auf Neu-Guinea, die spanischen Kolonieen und Hawaii.

Die ermäßigte Taxe des Weltpostvereins von 20 Pf. für je 15 g findet auf Briefe nach den Hafenplätzen Adelaide, Melbourne und Sydney nur Anwendung, wenn sie als „Schiffsbriefe über Bremen" bezeichnet und befördert werden.

Innerhalb des Umfanges des Weltpostvereins gelten gleiche Taxen und Versendungsbedingungen für Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Postkarten und Einschreibsendungen.

In Deutschland werden an Porto erhoben:	ℳ ₰
1) für **Briefe** nach allen Vereinsländern für je 15 g . .	—20
für unfrankierte Briefe	—40
für **Einschreibsendungen** (nur frankiert) außer dem gewöhnlichen Porto	—20
Rückscheingebühr	—20
2) **Karten** nur frankiert 10 Pf., mit Rückantwort . . .	—20
(Bücherbestellzettel genießen im Weltpostverkehr keine Portovergünstigung.)	
3) **Drucksachen** unter Kreuzband. Nur frankiert für je 50 g	—05
(bis 2000 g zulässig. — Korrekturbogen darf Manuskript, Büchern darf Faktur beigefügt werden.)	
4) **Warenproben;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber . .	—10
(bis 250 g zulässig.)	
5) **Geschäftspapiere;** für je 50 g 5 Pf., mindestens aber	—20
(bis 2000 g zulässig.)	
6) **Paketporti nach Europa** (exkl. Deutschland, Österreich-Ungarn). Nachnahme bis 400 Mark zulässig. Gebühr ausschließlich Deutschland 2 Pf. pro Mark, nötigenfalls unter Abrundung auf 5 Pf. aufwärts, mindestens aber 10 Pf.	
Belgien (bis 5 Kilo)	—80
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1 80
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo) . . .	—80
Frankreich (bis 3 Kilo)	—80
Corsika, Hafenorte (bis 3 Kilo)	1—
„ andere Orte (bis 3 Kilo)	1 20
Gibraltar (bis 1 Kilo) { über Hamburg oder	1 80
„ über 1—3 Kilo) { Bremen und England	2 80
Griechenland (bis 5 Kilo) über Triest	1 60

	ℳ ₰
Großbritannien und Irland	
bis 1 Kilo } über Ostende	1 30
über 1—3 Kilo } über Ostende	1 70
über Hamburg oder Bremen bis 1 Kilo	1 —
„ „ „ über 1—3 Kilo	1 50
Helgoland (bis 5 Kilo)	— 75
Italien (bis 3 Kilo) über Österreich, Schweiz oder Frankreich	1 40
Luxemburg (bis 5 Kilo)	— 70
Montenegro (bis 5 Kilo)	1 40
Niederlande (bis 5 Kilo)	— 80
Norwegen (bis 3 Kilo), über Dänemark und Schweden	1 60
(bis 5 Kilo über Jütland)	1 40
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1 —
Portugal (bis 3 Kilo)	1 80
Rumänien (bis 5 Kilo)	1 40
Schweden (bis 3 Kilo üb. Dänemark, Stralsund od. Lübeck)	1 60
Schweiz (bis 5 Kilo)	— 80
Serbien (bis 3 Kilo)	1 40
Spanien (bis 3 Kilo)	1 40
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Hafenorte, bis 5 Kilo) über Triest	2 —
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo) über Triest	2 —

7) Postanweisungsgebühren nach dem Auslande:

	Meistbetrag		Gebühr für je 20 M.		mindestens	
Argentinien (nur nach Buenos Aires, Cordoba, Rosario, Bella Vista, Goia)	100	Pesos	20	₰	40	₰
Belgien	500	Frks.	20	„	40	„
Bulgarien	500	„	20	„	40	„
Canada (einschl. Britisch Columbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz Edward-Inseln)	100	Doll.	20	„	40	„
Dänemark mit Island und den Farder-Inseln	360	Kron.	10	„	40	„
Dänische Antillen	360	„	20	„	40	„
Egypten	500	Frks.	20	„	40	„
Frankreich mit Algerien und Tanger (Marokko)	500	„	20	„	40	„
Großbritannien und Irland	210	Mark	20	„	40	„
Hawaii (Sandwichs-Inseln) bis San Francisko	100	Doll.	20	„	40	„
Helgoland	400	Mark	10	„	40	„
Japan (nur nach einigen Orten zulässig)	500	Frks.	20	„	40	„
Italien (auch San Marino, Susa, Tunis, La Goletta, Tripolis, Massaua und Assab)	500	„	20	„	40	„
Luxemburg (siehe Gebühren innerhalb des Deutschen Reiches)	400	Mark				

	Meistbetrag	Gebühr für je 20 M.	mindestens
Malta u. Gibraltar (bis London)	10 Pf. St.	20 ₰	40 ₰
Niederlande	250 Fl. holl.	20 „	40 „
Niederländische Besitzungen in Ostindien	250 „ „	30 „	40 „
Norwegen	360 Kron.	20 „	40 „
Österreich-Ungarn	400 Mark	10 „	40 „
Ostindien britisch (Vorder-Indien und brit. Birma)	20 Pf. St.	20 „	40 „
Portugal (mit Madeira u. Azoren,	90 Milreis	20 „	40 „
Rumänien	500 Frks.	20 „	40 „
Salvador	700 Pesos	20 „	40 „
Schweden	360 Kron.	20 „	40 „
Schweiz	500 Frks.	20 „	40 „
Türkei (Konstantinopel)	400 Mark	10 „	40 „
„ (Adrianopel, Beirut, Philippopel, Salonich, Smyrna)	500 Frks.	20 „	40 „
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100 Doll.	20 „	40 „

Argentinien: 1 Peso Gold = 4,07 Mk.; Belgien: 100 Frks. = 81,40 Mk.; Bulgarien s. Belgien; Canada: 100 Doll. = 424 Mk.; Dänemark: 100 Kronen = 112,75 Mk.; Egypten, Frankreich, Japan, Italien, Rumänien, Schweiz, Türkei (außer Konstantinopel) s. Belgien; Hawaii s. Canada; Niederlande: 100 Fl. = 169,50 Mk.; Norwegen und Schweden s. Dänemark; Ostindien: 10 Pfd. St. = 204,50 Mk.; Portugal: 1 Milreis = 4,55 Mk.; Salvador s. Argentinien; Vereinigte Staaten s. Canada.

8) Briefe mit Wertangabe nach dem Ausland:

	Meistbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Belgien	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 100 Mk.
Bulgarien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Dänemark nebst Island und den Faröer-Inseln	unbeschränkt	wie bei Belgien.	
Dänische Kolon. a) Westindien, b) Grönland	unbeschränkt	do.	a) 16 Pf. f. je 100 Mk. b) 28 Pf. f. je 100 Mk.
Egypten	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Frankreich mit Algerien	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 100 Mk.
Franz. Kolonieen nebst Annam und Tonkin	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 100 Mk.
Griechenland	unbeschränkt	1,60 Mk.	5 Pf. für je 300 Mk., mindestens 10 Pf., außerdem für Seeversicherung 40 Pf. für je 300 Mk.
Großbritannien u. Irland	Briefe mit Wertangabe sind nicht zulässig.		
Helgoland	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 100 Mk.
Italien	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 100 Mk.
Luxemburg	8000 Mk.	do.	8 Pf. für je 100 Mk.

	Meistbetrag	Gebühr	Versicherungsgebühr
Montenegro . .	unbeschränkt	Taxe rc. bei den Postanstalten zu erfragen.	
Niederlande . .	8000 Mk.	wie bei Belgien.	
Norwegen . . .	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 160 Mk.
Österreich-Ungarn		wie bei Deutschland.	
Portugal . . . (mit Einschluß von Madeira u. d. Azoren)	8000 Mk.	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	20 Pf. für je 160 Mk.
Portugies. Kolon. (Santiago, San Thomé, Loanda)	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Rumänien . . .	unbeschränkt	Taxe rc. bei den Postanstalten zu erfragen.	
Rußland . . .	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 160 Mk.
Salvador . . .	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Schweden . . .		wie nach Norwegen	
Schweiz . . .	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gramm, außerdem 20 Pf. Einschreibgeb.	8 Pf. für je 240 Mk.
Serbien . . .	8000 Mk.	do.	20 Pf. für je 160 Mk.
Spanien . . . (einschließl. der Balearen und Canarischen Inseln)	8000 Mk.	do.	do.
Türkei . . . durch Vermittelung österreichischer Postanstalten über Triest.	unbeschränkt	do.	28 Pf. für je 160 Mk.
Tunis . . .	8000 Mk.	do.	28 Pf. für je 160 Mk.

3) Tarif für Telegramme nach dem In- und Ausland.

a. Nach dem Inlande (Deutschland und Luxemburg).

1) Als Mindestbetrag für ein Telegramm bis zu 10 Worten werden 60 Pf. erhoben. Jedes Wort über 10 Worte kostet 6 Pf. mehr, der Gesamtbetrag wird nach obenhin auf 5 oder 10 abgerundet, so kostet ein Telegramm von 11 Worten $11 \times 6 = 66$ Pf., abgerundet auf **70 Pfennige**.

2) Ein Wort darf nicht mehr als 15 Buchstaben enthalten sonst gilt es für 2 Worte.

3) Die Adresse wird bei der Berechnung mitgezählt.

4) Nähere notwendige Bezeichnung des Bestimmungsortes wird nicht besonders gerechnet, so gelten z. B. für je 1 Wort: Altenburg (Sachsen), Freiburg (Breisgau).

5) Je 5 Zahlengruppen werden für ein Wort gerechnet, Interpunktionszeichen werden nicht berechnet. Fortlassung der Unterschrift ist gestattet.

6) Für dringende Telegramme (mit D zu bezeichnen), welche bei Bestellung und Beförderung den Vorrang haben, wird die 3fache Gebühr eines gewöhnlichen Telegrammes berechnet.

7) Für vorauszubezahlende Rückantwort-Telegramme (mit

R P vor der Adresse zu bezeichnen) wird eine Mindestgebühr von 60 Pfennigen (für 10 Worte) erhoben. Wird eine andere Wortzahl gewünscht, so ist sie mit anzugeben, z. B. R P 25.

8) Will der Aufgeber eines Telegrammes die Zeit wissen, zu welcher dasselbe dem Adressaten zugestellt wurde, so wird ihm dies gegen eine Erlegung von 60 Pfennigen unmittelbar nach der Bestellung telegraphiert. Auf dem Telegramm ist dies mit C R (Empfangsanzeige) zu bezeichnen.

9) Die Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Zustellung von Telegrammen an außerhalb des Ortsbestellbezirks aufhältliche Empfänger durch besondere Boten kann vom Aufgeber mit 40 Pfennigen vorausbezahlt werden. (X P = Eilbote bezahlt.)

10) Ist ein Telegramm unbestellbar, so wird die Aufgabestelle hiervon telegraphisch benachrichtigt. Diese übermittelt, sofern ihr der Aufgeber bekannt ist, die Unbestellbarkeitsmeldung an ihn gegen eine Gebühr von 30 Pf. Der Aufgeber kann die Adresse des als unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

11) Worttaxe im Stadtverkehr 3 Pf., Mindestgebühr 30 Pf.

12) Alle Bezeichnungen, wie D, R P, C R, X P werden in Klammern vor die Adresse gesetzt und mitgezählt.

b. Nach dem europäischen Ausland:

	Worttaxe in Pf.		Worttaxe in Pf.
Belgien	10	Montenegro	20
Bosnien und Herzegowina	20	Niederlande	10
Bulgarien	25	Norwegen	20
Dänemark	10	Österreich-Ungarn	10
Frankreich	15	Portugal	25
Gibraltar	25	Rumänien	20
Griechenland (Festland und Inseln Euböa und Poros)	40	Rußland (europ. und kaukas.)	25
Griechenland (übrige Inseln)	45	Schweden	20
Großbritannien und Irland	15	Schweiz	10
Helgoland	15	Serbien	20
Italien	15	Spanien	25
Malta	40	Türkei (europ.)	45

Wegen der Gebühren für außereuropäische Telegramme wende man sich um Auskunft an die Telegraphenanstalt.

Regenten-Tafel.

I. Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, geb. 27. Jan. 1859, folgte seinem am 15. Juni 1888 verstorbenen Vater, Kaiser Friedrich III., vermählt am 27. Februar 1881 mit Auguste Victoria, geboren 22. Oktober 1858, Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein. Söhne: 1. Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, geb. 6. Mai 1882. 2. Eitel Friedrich, geb. 7. Juli 1883. 3. Adalbert, geb. 14. Juli 1884. 4. August Wilhelm, geb. 29. Januar 1887. 5. Oskar, geb. 27. Juli 1888.

Mutter des Kaisers: Victoria, Princeß Royal von Großbritannien, geb. 21. November 1840.

Geschwister des Kaisers: Prinzeß Charlotte, geboren 24. Juli 1860, vermählt am 18. Februar 1878 mit Bernhard Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Prinz Heinrich, geboren 14. August 1862, vermählt seit 24. Mai 1888 mit Irene, Prinzessin von Hessen. Prinzeß Victoria, geb. 12. April 1866. Prinzeß Sophie, geboren 14. Juni 1870, vermählt seit 27. Oktbr. 1889 mit Konstantin, Kronprinz von Griechenland. Prinzeß Margarete, geboren 22. April 1872.

a. Anhalt.

Herzog Leopold Friedrich, geboren 29. April 1831, vermählt am 22. April 1854 mit Antoinette, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, geb. 17. April 1838. Regiert seit 22. Mai 1871. Thronfolger: Friedrich, geboren 19. August 1856, vermählt mit Prinzessin Marie von Baden.

b. Baden.

Großherzog Friedrich, geboren 9. Sept. 1826, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinzessin von Preußen, Tochter des verstorbenen Kaisers Wilhelm I., geboren 3. Dezbr. 1838. Regiert seit 24. April 1852. Thronfolger: Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt mit Hilda, Tochter des Herzogs von Nassau.

c. Bayern.

König Otto I., geb. 27. April 1848. Regiert seit 13. Juni 1886. Prinzregent seit 10. Juni 1886: Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, vermählt am 15. April 1844 mit Erzherzogin Augusta von Österreich, verwitwet seit 26. April 1864. Ältester Sohn: Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt am 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este.

d. Braunschweig.

Regent: **Prinz Albrecht von Preußen**, geb. 8. Mai 1837: ermählt zum Regenten am 21. Oktober 1885: vermählt am 19. April 1873 mit Marie, Tochter des Herzogs von Sachsen-

Altenburg. Ältester Sohn: Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874.

e. Großherzogtum Hessen.

Großherzog Ludwig IV., geb. 12. September 1837, regiert seit 13. Juni 1877. Vermählt am 1. Juli 1862 mit Alice, Tochter der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, verwitwet seit 14. Dezember 1878. Thronfolger: Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868.

f. Lippe-Detmold.

Fürst Woldemar, geb. 18. April 1824, regiert seit 8. Dezember 1875, vermählt am 9. November 1858 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Baden.

g. Schaumburg-Lippe.

Fürst Adolf, geb. 1. August 1817, regiert seit 21. November 1860, vermählt am 25. Oktober 1844 mit Hermine, Tochter des verstorbenen Fürsten Georg von Waldeck. Thronfolger: Erbprinz Georg, geb. 10. Oktober 1846, vermählt den 16. April 1882 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg.

h. Mecklenburg-Schwerin.

Großherzog Friedrich Franz III., geb. 19. März 1851, regiert seit 15. April 1883; vermählt am 24. Januar 1879 mit Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882.

i. Mecklenburg-Strelitz.

Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, regiert seit 6. September 1860, vermählt am 24. Juni 1843 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs von Cambridge. Thronfolger: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt.

k. Oldenburg.

Großherzog Peter, geb. 8. Juli 1827, regiert seit 27. Febr. 1853, vermählt am 10. Februar 1852 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg. Thronfolger: Erbgroßherzog August, geb. 16. November 1852, vermählt 18. Februar 1878 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

l. Preußen.

Siehe Deutsches Reich.

m. Reuß, ältere Linie. (Greiz.)

Fürst Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, regiert seit 8. November 1859 unter mütterlicher Vormundschaft, seit 28. März 1867 selbständig, vermählt am 8. Oktober 1872 mit Ida, Tochter

des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878.

n. Reuß, jüngere Linie. (Gera.)

Fürst Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, regiert seit 11. Juli 1867, vermählt am 6. Februar 1858 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg, verwitwet seit 10. Juli 1886. Thronfolger: Erbprinz Heinrich XXVII., geb. 10. November 1858, vermählt am 11. November 1884 mit Prinzessin Elise von Hohenlohe-Langenburg.

o. Sachsen.

König Albert, geb. 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873, vermählt am 18. Juni 1853 mit Karoline, Tochter des verstorbenen Prinzen Gustav von Wasa. Bruder: Prinz Georg, geb. 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, verwitwet seit 5. Febr. 1884. Ältester Sohn: Friedrich August, geb. 25. Mai 1865.

p. Sachsen-Altenburg.

Herzog Ernst, geb. 16. Sept. 1826, regiert seit 3. August 1853, vermählt am 28. April 1853 mit Agnes, Tochter des verstorbenen Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, geb. 24. Juni 1824. Bruder: Prinz Moritz, geb. 24. Oktober 1829, vermählt den 15. Oktober 1862 mit Auguste, Tochter des verstorbenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen. Sohn: Prinz Ernst, geb. 31. August 1871.

q. Sachsen-Koburg-Gotha.

Herzog Ernst II., geb. 21. Juni 1818, regiert seit 29. Jan. 1844, vermählt am 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Tochter des verstorbenen Großherzogs Leopold von Baden. Thronerbe: Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. August 1844, vermählt am 23. Januar 1874 mit Großfürstin Maria von Rußland. Sohn: Prinz Alfred, geb. 15. Oktober 1874.

r. Sachsen-Meiningen.

Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, regiert seit 20. September 1866, Witwer seit 30. März 1855 von Charlotte, Prinzessin von Preußen, seit 10. Februar 1872 von Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg geb. Franz. Thronfolger: Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt am 18. Februar 1878 mit Charlotte, Tochter des verstorbenen Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

s. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Großherzog Karl Alexander, geb. 24. Juni 1818, regiert seit 8. Juli 1853, vermählt am 8. Oktober 1842 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm II. der Niederlande. Thronfolger: Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt am 26. August 1873 mit Pauline, Tochter des Prinzen

Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ältester Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876.

t. Schwarzburg-Rudolstadt.

Fürst Victor Günther, geb. 21. August 1852, regiert seit 15. Januar 1890. Unvermählt.

u. Schwarzburg-Sondershausen.

Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, regiert seit 17. Juli 1880, vermählt am 12. Juni 1869 mit Marie, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg.

v. Waldeck.

Fürst Georg, geb. 14. Januar 1831, regiert seit 15. Mai 1845 unter Vormundschaft seiner Mutter, seit 17. August 1852 selbständig, vermählt am 26. September 1853 mit Helene, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau, verwitwet seit 29. Oktober 1888. Thronfolger: Erbprinz Friedrich, geb. 20. Januar 1865.

w. Württemberg.

König Karl I., geb. 6. März 1823, regiert seit 25. Juni 1864, vermählt am 13. Juli 1846 mit Olga, Tochter des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland. Thronfolger: Prinz Wilhelm, geb. 25. Februar 1848, vermählt am 15. Febr. 1877 mit Prinzessin Marie von Waldeck, verwitwet seit 30. April 1882, wieder vermählt am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe.

2. Belgien.

König Leopold II., geb. 9. April 1835, regiert seit 10. Dezember 1865, vermählt am 22. August 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette von Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Marie, Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. Ältester Sohn: Prinz Balduin, geb. 3. Juli 1869.

3. Brasilien.

Republik unter Präsidentschaft des Generals **de Fonseca.**

4. Bulgarien.

Fürst Ferdinand, Prinz von Koburg-Gotha, geb. 26. Febr. 1861. (Von den Mächten nicht anerkannt.)

5. Dänemark.

König Christian IX., geb. 8. April 1818, regiert seit 15. November 1863, vermählt 26. Mai 1842 mit Luise, Tochter des verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel. Thronfolger: Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt am 28. Juli 1869 mit Luise, Tochter des verstorbenen Königs Karl XV. von Schweden.

6. Frankreich.

Präsident: Marie François **Sadi Carnot**, geb. 11. August 1837, erwählt den 3. December 1887.

7. Griechenland.

König Georg I., geb. 24. December 1845, regiert seit 6. Juni 1863, vermählt am 27. Oktober 1867 mit Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland. Thronfolger: Kronprinz Konstantin, geb. 2. August 1868, vermählt seit 27. Okt. 1889 mit Prinzessin Sophie von Preußen, zweiten Tochter des verstorbenen deutschen Kaisers Friedrich III.

8. Großbritannien und Irland.

Königin Victoria, geb. 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, vermählt am 10. Februar 1840 mit Albert, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, verwitwet seit 14. December 1861. Thronfolger: Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark.

9. Italien.

König Humbert I., geb. 14. März 1844, regiert seit 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margherita, Tochter des Herzogs von Genua. Thronfolger: Kronprinz Victor Emanuel, geb. 11. November 1869.

10. Liechtenstein.

Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, regiert seit 12. November 1858.

11. Monaco.

Fürst Albert, geb. 13. November 1848, regiert seit 10. Sept. 1889, vermählt am 21. September 1869 mit Prinzessin Marie von Hamilton. Die Ehe wurde geschieden.

12. Montenegro.

Fürst Nicolaus I., geb. 7. Oktober 1841, regiert seit 14. August 1860, vermählt am 8. November 1860 mit Fürstin Milena, Tochter des Wojwoden Vucotitch. Thronfolger: Danilo Alexander, geb. 29. Juni 1871.

13. Niederlande.

König Wilhelm III., geb. 19. Februar 1817, regiert seit 17. März 1849, vermählt am 18. Juni 1839 mit Sophie, Prinzessin von Württemberg, verwitwet seit 3. Juni 1877. Wieder vermählt am 7. Januar 1879 mit Prinzessin Emma, Tochter des reuer. Fürsten Georg von Waldeck. Thronfolgerin: Kronprinzessin Wilhelmine, geb. 31. August 1880.

14. Österreich-Ungarn.

Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Herzogs Maximilian Joseph in Bayern. Infolge des am 30. Januar 1889 erfolgten Todes des Kronprinzen Rudolf, vermählt mit Prinzessin Stephanie von Belgien, ist Thronfolger Erzherzog Karl Ludwig, geb. 30. Juli 1833. Ältester Sohn: Erzherzog Franz, geb. 18. Dez. 1863.

15. Portugal.

König Karl I., geb. 28. Septbr. 1863, regiert seit 19. Okt. 1889, vermählt am 22. Mai 1886 mit Prinzessin Amalia, Tochter des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans, Grafen von Paris. Thronfolger: Louis Philipp, geb. 21. März 1887.

16. Rumänien.

König Karl I., geb. 20. April 1839, zum Fürst gewählt durch Plebiszit am 20. April 1866, von den Mächten anerkannt am 24. Oktober 1866, zum König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. November 1869 mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied. Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. August 1865.

17. Rußland.

Kaiser Alexander III., geb. 10. März 1845, regiert seit 13. März 1881, vermählt am 9. November 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868.

18. Schweden und Norwegen.

König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, regiert seit 18. September 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Nassau. Thronfolger: Kronprinz Gustav Adolf, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20. September 1881 mit Victoria, Tochter des regier. Großherzogs Friedrich von Baden.

19. Serbien.

König Alexander, geb. 14. August 1876: infolge Thronentsagung seines Vaters Milan Obrenowitsch I. gelangte König Alexander am 6. März 1889 auf den serbischen Thron. Mutter des Königs: Natalie, Tochter des russischen Oberst Keschko.

20. Schweiz.

Für das Jahr 1890 zum Bundespräsident gewählt: Ruchonnet, zum Vicepräsident: Welti.

21. Spanien.

Königin Maria Chriſtine Henriette, geb. 21. Juli 1858, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Öſterreich: Regentin ſeit 25. November 1885, ſeit dem Tode ihres Gemahls König Alfons XII. Beider Sohn: **König Alfons XIII.**, geb. 17. Mai 1886.

22. Türkei.

Großſultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. September 1842, regiert ſeit dem 31. Auguſt 1876, folgte in der Regierung ſeinem entthronten Bruder, Großſultan Mehemmed-Murad-Khan.

1. Gott zum Gruße und den Herrn Jesum Christum zum Troste!

Unter diesem alten frommen Gruße, den ich auch jetzt wieder den lieben Lesern der Spinnstube aus vollem Herzen zurufe, hat die Spinnstube vor einer längeren Reihe von Jahren einmal ein Rezept gegen die Gesindenot gebracht, die einzelnen Bestandteile dieses Rezepts aber nicht etwa aus der eigenen Apotheke entnommen, sondern aus derjenigen, welche allein lauter unfehlbare Mittel hat gegen jegliche Art von Not, aus dem heiligen Worte Gottes.

Ob das damalige Rezept seine Wirkung gethan, und zwar nach den beiden Seiten hin, für welche es verschrieben war, nämlich für die Herrschaften sowohl als auch für das Gesinde, weiß ich nicht. Wenn man einmal so unversehens in eine Kaffeegesellschaft hineingeriete und hörte,

wie da noch heute einer der stehenden Gegenstände des Gesprächs eben dieselbe Not ist, die das Rezept zu bessern suchte, so mußte man an einer Wirkung, die dasselbe gethan hätte, wohl verzweifeln. Man würde vielleicht zu hören bekommen, daß es nur da mit der Gesindenot ein ganz klein wenig besser geworden sei, wo das Wasser für das Haus nicht mehr an den öffentlichen Brunnen geholt werden müsse, sondern durch eine Wasserleitung ins Haus geschafft würde, wo also für die Mägde nicht mehr die schöne Gelegenheit vorhanden sei, gegenseitig die vollen Herzen auszuschütten und sich im Ärger über die Herrschaften zu bestärken, wo deshalb auch für die Herrschaften wenigstens ein Grund zum Ärger über das Gesinde fortfiele.

Aber das weiß ich, daß, wenn es nicht besser geworden ist, die Schuld durchaus nicht an dem verschriebenen Rezepte lag, sondern vielmehr daran, daß dasselbe einmal nicht so allgemein bekannt geworden sein mag, als es zu wünschen gewesen wäre, dann aber auch daran, daß es von denjenigen, welchen es bekannt wurde, nicht in dem nötigen Maße und mit der nötigen Beharrlichkeit eingenommen worden ist. Sonst hätte es bei ihnen besser werden müssen.

Deshalb lasse ich mich auch nicht abschrecken, noch einmal in dieselbige Apotheke hineinzugreifen und darin nach Mitteln zu suchen gegen eine andere Not, und das aus ihnen zusammengesetzte Rezept anstatt mit den gewöhnlich sehr unleserlich geschriebenen Buchstaben M. D. S. der Herren Doktoren mit dem obigen Grußwort als Überschrift auszugeben.

Und welches ist die Not, der diesmal das Rezept gelten soll?

Keine andere als die, welche jeder als die brennendste Not unserer Tage erkennen muß, der gewöhnt ist, den Finger am Pulsschlage unseres Volkslebens zu haben und der jede Unregelmäßigkeit in demselben mit schmerzlicher Teilnahme beobachtet; keine andere als diejenige, welche der prüfende Blick des Volksfreundes mehr oder weniger zu jeder Zeit wahrnehmen mußte, welche aber erst in den letzten Jahrzehnten zu einer Höhe gestiegen ist, die von Tag zu Tage bedenklicher erscheint; keine andere als diejenige,

welche sich wieder bei den letzten politischen Wahlen als eine immer noch steigende offenbart hat, und der gegenüber es darum angezeigt ist, daß jeder, der es mit unserem lieben deutschen Volke wohlmeint, solcher Not steuern hilft, so gut er kann und mag.

Es ist der klaffende Gegensatz zwischen „arm und reich"; es ist die weitgähnende Kluft zwischen den mit diesem Gegensatze bezeichneten Volksklassen, aus welcher die Mächte der Finsternis immer bedrohlicher für alles Bestehende aufzusteigen beginnen.

Daß dieser Gegensatz je ganz aus der Welt geschafft, daß diese Kluft je ganz ausgefüllt werde, ist freilich nicht zu erwarten. Es wird immer, solange die Welt steht, bei dem Worte des treuen, wahrhaftigen Zeugen, des Herrn Jesu, bleiben: „Arme habt ihr allezeit bei euch" (Matth. 26, 11); es wird immerdar wahr bleiben, was schon der weise Salomo als eine gottgewollte Ordnung hingestellt hat in dem Worte: „Reiche und Arme müssen untereinander sein, der Herr hat sie alle gemacht." (Sprüche Sal. 22, 2.)

Wenn die Herren Socialdemokraten von einer Zeit träumen, oder sie doch wenigstens verheißen, in welcher dieser Gegensatz ganz aufhören werde, so ist das im besten Falle eben nur ein Traum, der niemals in Erfüllung gehen wird, weit mehr aber nur ein Vorgeben, wodurch die Armen mit ihrem Lose unzufrieden gemacht und in den Haß gegen alle Besitzenden hineingehetzt werden sollen.

Allein daß dieser Gegensatz zwischen arm und reich der Schärfe entkleidet werde, welche mehr und mehr jedes verknüpfende Band hoffnungslos zu zerschneiden droht; daß die zwischen beiden gähnende Kluft so verengert werde, daß man sich herüber und hinüber die Hand reichen kann: das ist das Ziel, dem nachzujagen „des Schweißes der Edlen wert" ist, das Ziel, dem mit stets wachsendem Eifer nachgejagt werden muß, wenn nicht die der gähnenden Kluft entsteigenden bösen Mächte zum Verderben der Menschheit die Herrschaft erlangen sollen.

Und Gott sei Dank! es fehlt ja auch nicht an dem Eifer, dies zu thun. Was bisher nur von einzelnen oder von Vereinen gethan wurde zur Minderung und Heilung

des Gegensatzes zwischen arm und reich, was unter dem Titel „innere Mission" mit meistens sehr beschränkten Mitteln, aber selten ohne jeden Spott und Hohn zu diesem Zwecke geleistet wurde, damit beschäftigen sich jetzt sogar königliche Hände, und ein treues, wohlmeinendes Königsherz schlägt warm und feurig für die Ausführung dessen, was schon der edle Ahne gewollt und beschlossen, ja bereits begonnen hatte.

Ist's aber nicht gerade, als ob jeder, auch der wohlwollendste Versuch zur Heilung des Gegensatzes diesen nur noch mehr verschärfte, als ob jeder Stein, der in die Kluft geworfen wird, sie auszufüllen, dieselbe noch mehr vertiefte? Tönt nicht jedem Versuche, den Geringen und Armen zu helfen, der giftige Hetzruf entgegen: „Zufriedenheit ist das Elend der Armen!" und macht bei der großen, nicht urteilsfähigen Masse jeden wohlwollenden Versuch von vorneherein zu Schanden?

Aber wie ist das möglich? fragt man da wohl staunend, und möchte halb verzweifelnd mit dem Propheten Jeremia (8, 22) ausrufen: „Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt da? Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet?"

Ja, warum? Weil man eben die Salbe noch nicht recht kennt, oder doch noch nicht genug schätzt, die da allein heilen kann; weil man bei dem rechten Arzte noch nicht ernst und eifrig genug zu Rate gegangen ist; weil man von außen, mit äußerlichen Mitteln allein zu kurieren sucht, was nur von innen heraus geheilt werden kann.

Dieser Arzt aber? Es ist der Herr Jesus. Diese Salbe? Es ist sein heiliges Evangelium. Und die innerlich zu gebrauchenden Mittel? Es sind die einzelnen herzanfassenden Worte des Evangeliums, welche jeden Tag durch den heiligen Geist Gottes den Herzen eingegeben und darin lebendig und kräftig gemacht werden müssen.

Suchen wir denn daraus einmal ein Rezept gegen die brennende Not der Zeit hier zusammenzustellen! Es kann freilich nicht ein und dasselbe Rezept sein, sondern es muß ein anderes werden für die Reichen, ein anderes für die Armen. Denn es bedarf bei beiden gar sehr der Heilung und des Zurechthelfens, wenn's besser werden, und wenn

die unser Volksleben zerrüttende Krankheit nicht immer weiter um sich greifen und schließlich eine unheilbare werden soll, an der es zu Grunde geht.

Zuerst aber das Rezept für die Reichen! Denn bei denen muß es zuerst besser werden, wenn's überhaupt besser werden soll. Drum sollen sie auch hier den Vorzug haben, und ich denke, diesen Vorzug werden ihnen die Armen nicht mißgönnen.

Also, wie die Herren Doktoren wohl lateinisch an den Kopf ihrer Arzneizettel setzen: „Recipe!", was wir übersetzen wollen mit: „Nehmt's zu Herzen!"

Erstes Mittel: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes!" (1 Petri 4, 10.)

Das ist zwar ein Sprüchlein, welches jedem gilt, auch den Armen, aber doch ganz besonders den Reichen etwas überaus Notwendiges zu sagen hat, was sie vor allem recht einnehmen müssen, nämlich: wie sie ihren Reichtum anzusehen haben.

Denn es ist ohne Zweifel die Hauptkrankheit bei vielen Reichen, vielleicht bei den allermeisten, daß sie ihren Reichtum lediglich als die Frucht ihres eigenen Fleißes, ihrer eigenen Klugheit und Geschicklichkeit ansehen, es aber ganz übersehen, wie auch er unter die „mancherlei Gnade Gottes" zu rechnen ist, von der das Sprüchlein redet. Denn „der Herr machet arm und machet reich, Er erniedriget und erhöhet." (1 Samuel. 2, 7.)

Weil sie aber das übersehen und nicht einmal Wort haben wollen, so lassen sie sich auch gar nicht in den Sinn kommen, daß sie über ihren Reichtum eben nichts mehr und nichts weniger sind als bloße Haushalter, denen er nicht als unveräußerliches und unverlierbares Eigentum gehört, sondern für die er nur ein geliehenes Gut ist, das sie bereit sein müssen, zu jeder Zeit aufzugeben und dahinten zu lassen, und auf das sie deshalb nicht stolz sein und sich seiner rühmen dürfen. (Jerem. 9, 23.)

Deshalb schreibt ja auch der Apostel Paulus an seinen Timotheus: „Den Reichen von dieser Welt gebiete, daß sie

nicht stolz seien, auch nicht hoffen auf den ungewissen Reichtum, sondern auf den lebendigen Gott, der uns dargiebt reichlich allerlei zu genießen." (1 Timoth. 6, 17.)

Ach und wenn nur die Reichen vor allem sich dies Gebot zu Herzen gehen ließen, daß sie nicht stolz sein sollten auf den ungewissen Reichtum! Wie so ganz anders, wie soviel besser würde es dann schon werden! Wie würde dann schon der Gegensatz zwischen arm und reich bedeutend an seiner Schärfe verlieren! Denn gerade das ist's ja hauptsächlich, was bei so vielen Armen den bittern Haß gegen die Reichen aufstachelt, daß sie von diesen so gerne geringschätzig, ja verächtlich behandelt werden, daß sie sich als solche betrachtet sehen, die nur dazu da seien, mit ihrer Arbeit und ihrem Schweiße zu dienen, und eigentlich kein Recht zum Dasein mehr hätten, wenn sie dazu nicht mehr imstande seien, daß also die Reichen um ihres Reichtums willen sich für eine höhere Klasse von Menschen ansehen und den „bösen Unterschied" machen, vor dem sie doch der Apostel Jakobus im Anfange des zweiten Kapitels seines Briefes so ernstlich warnt. Wie mancher Arme steht an innerem Werte hoch über dem Reichen, der geringschätzig auf ihn herabsieht, vielleicht gar wegen eines Reichtums, den er von seinen Vorfahren ererbt, zu dessen Erwerb er also nicht einmal die Hände zu regen oder den Kopf anzustrengen nötig hatte! Wie mancher Arme würde seinen reichen Verächter auch an äußerer Bildung und Gesittung weit überragen, wenn ihm dieselben Mittel zu seiner Ausbildung zu Gebote gestanden hätten wie jenem, wenn er unter gleichen Lebensverhältnissen aufgewachsen wäre wie jener! Daß Reichtum mit einer Roheit der Sitten, wie sie der Arme kaum kennt, oft genug zusammengeht, wird niemand leugnen können.

Sind aber die Reichen nur Haushalter Gottes, und deshalb nicht um ein Haar mehr als die Armen, denen ja Gott der Herr auch ihr Pfund anvertraut hat, wenn auch ein äußerlich geringeres, denen er auch etwas von seiner „mancherlei Gnade" gegeben hat, wo bleibt da für den Reichen auch nur der geringste Grund zum Stolze, zur Selbstüberhebung, zur Verachtung der Armen?

Wird doch an beide, Reiche wie Arme, einst der Ruf

ergehen: „Thue Rechnung von deinem Haushalten!“ — Wird doch bei beiden ohne Unterschied nur nach der Treue gefragt werden, mit der sie das ihnen anvertraut gewesene Pfund oder Pfündchen für sich selbst und für andere verwertet hatten. (1 Kor. 4, 2.) Wie wird's dann für manchen der im Leben so gering geachteten Armen aus dem Munde des himmlischen Herrn heißen: „Ei, du frommer und getreuer Knecht! Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude!“ (Matth. 25, 23.) — Wie mancher im Leben so stolz gewesene Reiche aber wird zu Schanden werden, wenn mit ihm gerechnet wird nach dem Grundsatze: „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern!“ (Lucä 12, 48!)

Dem ersten Mittelchen da voran ist aber schon etwas beigemischt von dem zweiten, welches jetzt auf das Rezept für die Reichen gesetzt werden soll.

Es lautet aber dieses

zweite Mittel: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ (Ebr. 13, 11.)

Es wäre kaum nötig, dieses zweite Mittel besonders zu verschreiben, wenn die Reichen das „Dienet einander“ nur recht verstehen und beobachten wollten. Daß die Armen ihnen dienen sollen, finden sie ganz in der Ordnung und sehen es als etwas Selbstverständliches an; daß aber auch sie den Armen dienen sollen, und zwar mit der Gabe, welche sie vor ihnen voraus empfangen haben, mit ihrem Reichtume nämlich, das will ihnen nicht in Kopf und Herz hinein.

Das „Dienen“ aber, welches ihnen vorgeschrieben wird, hat noch etwas Besonderes auf sich, und der Spruch aus dem Ebräerbriefe da voran erläutert es als ein Zwiefaches, wenn er das „Wohlthun“ und das „Mitteilen“ nebeneinander setzt und nur das ein Opfer nennt, das Gott wohlgefallen könne, wenn beides Hand in Hand gehe.

Geht es aber auch in der That immer Hand in Hand bei den Reichen, die sich jenen Spruch angelegen sein lassen? Keineswegs. Sehr viele lassen es zwar an dem

„Mitteilen“ nicht fehlen, aber das „Wohlthun“ wird nur zu oft dabei vergessen und versäumt.

Oder ist das ein wirkliches Wohlthun für den Armen, wenn ihm der Reiche je und dann, vielleicht sogar regelmäßig, eine Unterstützung gewährt, sendet ihm dieselbe aber vielleicht durch seinen Bedienten zu, oder übergiebt sie diesem oder jenem wohlthätigen Vereine, daß der sie dem zu Unterstützenden übermittele? Ganz gewiß nicht! Ein Armer, dem noch nicht alles Ehrgefühl abhanden gekommen ist, wird solche Unterstützung am Ende nicht gerade zurückweisen, weil die Not augenblicklich zu groß und drückend bei ihm ist; aber wohl wird sie ihm nicht thun, dankbare Liebe wird sie bei ihm nicht wecken, wenn er es auch nicht unterläßt, dem Geber mit Worten seinen Dank abzustatten.

Wohlthun kann man dem Armen nur, wenn man ihm die Gabe persönlich überbringt und ihm damit eine wirkliche persönliche Teilnahme an seinem schweren Lose, wirkliche Liebe beweist, die einem auch nur kleinen Geschenke zehnfachen Wert giebt. Meint etwa jemand, es thue den armen Leuten wohl und gewinne ihre Herzen, wenn ihre Kinder am heiligen Weihnachtsfeste zu öffentlichen Armenbescherungen eingeladen und dabei auch noch so reichlich beschenkt werden? O nein, ein Weihnachtsbäumchen der einfachsten Art, ganz geringfügige Geschenke, die ihnen in ihre dunkeln Hütten hineingetragen werden (getragen sage ich ausdrücklich, und nicht geschickt), die wirken ganz anders, als solche öffentliche Schaustellungen ihrer Armut in ihren Kindern!

Hunderte von Reichen werden freilich die Zumutung, in solcher persönlichen Weise den Armen zu dienen und ihnen dadurch wirklich wohlzuthun, ohne weiteres als etwas abweisen, was sich für sie nicht schicke in ihrer Lebensstellung. Mit denen wollen wir hier nicht rechnen: denn ihr von Hochmut erfülltes Herz hat ja für das Gesagte kein Verständnis und kann keins haben, bis sie der Herr in der Schule der Demut gründlich unterrichtet hat.

Aber wie viele Reiche weisen ja auch solche Zumutung von sich ab mit der Ausrede, sie hätten keine Zeit, sich in ein solches persönliches Verhältnis zu den Armen

einzulassen! Ich dächte aber, wer Zeit hat, neben den Geschäften seines eigentlichen Berufes, noch allerlei Liebhabereien zu frönen; wer Zeit hat, von einer Unterhaltung zur andern, von einem Vergnügen zum andern zu rennen; wer Zeit hat, sich so und so oft am Tage umzukleiden, und die Zeit, welche dazu nicht gebraucht wird, mit Lesen, mit Klavierspielen, mit Spazierengehen und freundschaftlichen oder auch nur Höflichkeitsbesuchen auszufüllen, der müßte doch auch, wenn nur der gute Wille dazu vorhanden wäre, Zeit finden, sich persönlich ein wenig mit den Armen zu beschäftigen.

Und giebt's denn dafür einen besseren, geeigneteren Tag, als den lieben Sonntag, an dem doch jeder Zeit für sich haben soll und muß, zumal den Sonntag-Nachmittag? — Sagt doch der Apostel Jakobus ausdrücklich: „Ein reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten." (Jak. 1, 27.)

Wie mancher Sonntag-Nachmittag zumal wird aber von den Reichen „mit der Welt befleckt", indem sie dann nur ihrem Vergnügen nachjagen, nur nach Lust und Genuß haschen, durch die sofort wieder das vielleicht (?) am Sonntag-Morgen in der Kirche gehörte Gotteswort von ihren Herzen gerissen wird!

Welch einen besseren Sonntagssegen würden sie gewinnen, wenn sie wenigstens ein paar Stunden des Nachmittags dazu verwendeten, in die Hütten der Armut zu treten und dort eine Unterstützung niederzulegen, eingewickelt in ein freundliches, liebreiches Wort! Wie würde sich ihnen da das Herz weiten zu der rechten brüderlichen Liebe, die sie dann auch in der Woche Zeit finden ließe, solche Liebesgänge zu den Armen zu machen, besonders zu den verschämten Armen, welche die Armut blöde macht! (Sprüche Sal. 10, 15!)

Und ist's auch nicht jedesmal eine gefüllte Hand, die sie mitbringen, wie wird schon ein freundliches Trostwort, eine teilnahmvolle Erkundigung nach den Verhältnissen, ein guter Rat für dieselben, ja auch nur ein warmer Druck der leeren Hand die dankbare Liebe hervorrufen, welche die

gähnende Kluft mit einer unzerbrechlichen Brücke überspannt, die von Herz zu Herzen geht!

Soll ich auch noch daran erinnern, wie durch solche Ausfüllung des Sonntag-Nachmittags dieser jeden Anflug von der Langeweile verlieren würde, welche ihm so oft vorgeworfen wird?

Weil aber heutzutage die langen Rezepte nicht mehr üblich sind, so soll nur noch hinzugefügt sein als

drittes Mittel: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen!"

Daß auch dieses Mittel hier nicht fehlen darf, wird der wohl verstehen, der da weiß, wie der Niedrigstehende es liebt, an dem Höhergestellten hinaufzusehen und sich ihn und sein Thun zum Vorbilde zu nehmen oder auch sich zur eigenen Rechtfertigung dienen zu lassen.

Freilich, wer für andere sein Licht soll leuchten lassen, bei dem muß auch ein Licht vorhanden sein, das imstande ist, zu leuchten: wer anderen mit guten Werken ein heilsames Vorbild sein soll, bei dem dürfen doch auch diese guten Werke nicht fehlen.

Aber wie wenig leuchtendes Licht findet sich ja doch bei so vielen Reichen, wie wenig Werke, die auch nur dem Menschenauge als gute erscheinen können, wie wenig erst recht, die als von Gott gewirkte angesehen werden und zum Preise des himmlischen Vaters dienen mögen!

Oder ist das ein Licht, welches den Armen zu ihrem Besten vorleuchten kann, wenn sich die Reichen mit der verschwenderischsten Pracht umgeben und darin einander zu überbieten suchen; wenn sie in üppigen Gelagen, welche sie veranstalten, miteinander zu wetteifern sich bemühen? Wird nicht gerade dadurch den Armen der Gegensatz, in dem sie zu den Reichen stehen, recht lebendig vor Augen gestellt, recht tief und schmerzlich ins Herz eingedrückt? Wird nicht dadurch der Neid erweckt, der sich, wie das Menschenherz einmal ist, an dem täglichen Innewerden dieses Gegensatzes fast unausbleiblich entzünden muß? Werden nicht endlich dadurch auch bei den Armen die Ansichten über das, was zu einem „menschenwürdigen Dasein" gehöre,

immer höher hinaufgeschraubt, und wird nicht dadurch der Zufriedenheit immer völliger der Grund und Boden entzogen?

Man sagt ja wohl nicht mit Unrecht, daß die Armen verhungern müßten, wenn nicht die Reichen „etwas drauf gehen ließen" und dadurch den Armen Arbeit und Verdienst verschafften.

Allein, was haben selbst die Handwerker und Geschäftsleute, die dabei doch zunächst gemeint sind, von der Üppigkeit und Verschwendung der Reichen, wenn diese, wie es so oft geschieht, monate-, jahrelang auf Zahlung warten lassen und sich nicht das Beispiel des Weinbergsherrn im Gleichnisse zum Vorbilde nehmen, der den Arbeitern sogleich am Abende des Arbeitstages ihren Lohn geben heißt, oder wenn sie sogar, wie es ebenfalls nicht selten geschieht, hinterher um den verdienten Lohn feilschen und davon abzumarkten suchen?

Aber nun die wirklich Armen, die trotz ihres Fleißes kaum ihren Hunger stillen, kaum ihre Blöße decken, kaum eine menschenwürdige Wohnung erschwingen können, müssen sie nicht verbittert werden, wenn sie die Üppigkeit der Reichen zu sehen oder auch nur davon zu hören bekommen, aber davon weder etwas hören noch auch sehen, daß der prachtliebende, wohllebende Reiche auch ein warmes Herz und eine offene Hand für die Armut habe, wenn sie vielmehr erfahren, wie er sich selbst des armen Lazarus vor seiner Thüre nicht erbarmt?

Und wenn nun gar reiche Wüstlinge die Opfer ihrer Lüste gerade in den Kreisen der Armen suchen, weil sie bei denen mit ihrem Gelde am leichtesten ihren schändlichen Zweck erreichen, weil hier die bittere Not oft genug in die von ihnen gestellten Netze treibt: welch ein Licht muß es auf die Reichen werfen, wenn solch ein Wüstling, obwohl sein schändliches Treiben bekannt ist, von ihm selbst wohl gar zum Gegenstande schamlosen Rühmens gemacht wird, dennoch von den Kreisen, in welchen er verkehrt, deshalb nicht einmal scheel angesehen wird, sondern um seines Reichtums willen überall ungehinderten Zugang in die Gesellschaft findet! Und wenn er nun die Opfer seiner Lüste, durch ihn an Leib und Seele verderbt, rücksichtslos in leiblichem und geistlichem Elende verkommen läßt, muß

das nicht den Haß der Armen im allerhöchsten Maße aufstacheln?

„Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten!" das gilt aber besonders von dem Lichte, welches jedes andere an Helligkeit und Herrlichkeit überstrahlt, von dem Lichte eines herzlichen, lebendigen Glaubens, von dem Lichte eines wahrhaft christlichen Glaubenslebens.

Aber wie traurig sieht es ja bei den Reichen so vielfach gerade um dieses Licht aus! Wo es noch nicht ganz ausgelöscht ist durch die trüben Wasser der Weltlust und der Genußsucht, wie trübe brennt es doch da in der Regel, weil es ihm an dem nährenden Öle gebricht! Wie flackert es höchstens ein wenig auf, wenn ein Wind weht, dem es sich nicht entziehen kann, um dann aber, wenn der Wind wieder aus einer anderen Richtung weht, auch wieder niederzubrennen und in sich zusammenzusinken bis zum Verlöschen! Wie hat doch das schöne Kaiserwort: „Ich will, daß meinem Volke die Religion erhalten werde," gerade in den Kreisen der Reichen und Hochgestellten im großen und ganzen so wenig Anklang gefunden, so wenig Nachklang behalten!

Wo sind sie denn die Reichen und Hochgestellten, die da offen zeigen, daß sie Christen sind und sein wollen, indem sie regelmäßig und fleißig das Gotteshaus besuchen, zum Tische des Herrn kommen, in ihren Häusern eine christliche Hausordnung eingeführt haben und aufrecht erhalten, sich auch nicht schämen und es unter ihrer Würde halten, mit ihren Angehörigen und Dienstboten zusammen sich täglich zu vereinigen im Gebet und zum Lesen des göttlichen Wortes?

Wo sind die, welche auch ihren Dienstboten und Arbeitern die Sonntagsruhe und Zeit zum Besuche des Gottesdienstes lassen, und nicht gerade am Sonntage sie mit besonders großer Arbeit belasten und sie vom Morgen bis zum Abende in Atem erhalten, damit sie ihrem Wohlleben dienstbar werden?

Wo sind die, welche sich verpflichtet erachten, auch über die Seelen ihrer Untergebenen zu wachen und sich ein wenig darum zu bekümmern, was diese in der wenigen freien Zeit, die ihnen bleibt, treiben?

O wahrlich, man müßte sie bei hellem Tage mit der Laterne suchen und fände dennoch nur sehr, sehr wenige.

Wenn sich aber so die Reichen und Hochgestellten als schnöde Verächter der Religion erweisen; wenn sie wohl gar, wie es ja leider nicht selten geschieht, die Frömmigkeit und Gottesfurcht, die etwa noch bei ihren Untergebenen vorhanden ist, durch Spott und Hohn über das Heilige auszurotten suchen, um sich nicht vor ihnen schämen zu müssen: darf man sich dann wundern, wenn die Verachtung der Religion auch bei den Armen und Niedrigen immer mehr einreißt, wenn die sich an den Reichen und Hochgestellten ein Exempel nehmen? Darf man sich dann wundern, wenn es nach Zerreißung der heiligen Bande, welche die Menschenseele an ihren Gott und Heiland knüpfen, bei ihnen so wird, wie es ja leider heutzutage in so hohem Maße ist: kein Gott und kein Gebot? — Darf man sich wundern, wenn die Mächte der Finsternis so festen, breiten Fuß fassen, wie sie ihn leider bereits in unserem Volksleben gefaßt haben und mit ihren verderblichen Netzen die Seelen umgarnen? Werden die Reichen und Hochgestellten nicht von ihrer Gleichgiltigkeit gegen Religion und Christentum ernten, was sie selbst gesäet haben, wenn einmal, wie es ja von Tag zu Tage mehr befürchtet werden muß, die verderblichen Mächte, die schon jetzt ihr wildes Spiel treiben, zum furchtbaren Ernste losbrechen gegen die, welche ihnen durch ihr böses Beispiel den Himmel geraubt haben und doch auch die Erde mit ihren Gütern vorzuenthalten suchen?

Drum müssen wir den Reichen nicht bloß wohlmeinend raten, sondern sie auch in ihrem eigenen wie im allgemeinen Interesse auf das herzlichste und dringendste bitten, doch ja von diesem dritten Mittel eine recht tüchtige Portion zu nehmen und dieselbe, damit die rechte Wirkung nicht ausbleibe, noch recht kräftig in ihrem Herzen zu verreiben mit Luca 13, 24 und Ephes. 4, 15.

Hat in solcher Verreibung dieses dritte Mittel erst recht kräftig gewirkt, dann schlagen ohne Zweifel auch das erste und zweite an. Denn alle drei sind keine solchen, die, wenn sie untereinander gemischt werden, sich gegenseitig aufheben, wie es manchmal bei den Mitteln der Herren Doktoren der Fall sein soll, sondern es sind solche, die sich gar wohl miteinander vertragen, sich verschmelzen und durchdringen zu einem Tränklein oder Pülverlein, von dem

mit aller Wahrheit und mit zweifelloſer Gewißheit geſagt werden kann: Probatum! Item, es muß aber probiert und eingenommen werden, wenn's helfen ſoll, ſei es auch, daß es ein wenig bitter ſchmeckt.

Nun ſollte am richtigſten ſogleich hinter dem Rezepte für die Reichen auch das für die Armen kommen, welches wir zu liefern verſprochen haben. Allein der Raum will es nicht hergeben, den das Vorwort zur Spinnſtube einzunehmen berechtigt iſt. Das zweite Rezept ſoll deshalb für den nächſten Jahrgang der Spinnſtube aufgehoben bleiben, wenn es Gottes Wille ſein ſollte, daß ein ſolcher wieder erſcheinen kann. Geſchenkt ſoll den Armen das Rezept nicht ſein, da ſie dasſelbe nicht weniger nötig haben als die Reichen.

Damit ſie aber auch heuer nicht ganz leer ausgehen, ſoll ihnen beſonders als eine vorläufig ſchon recht zu beherzigende Mahnung, ſowie als ein Fingerzeig, wo ſie die rechte Beſſerung für ſich ſuchen müſſen, der alte Spinnſtubengruß von Herzen zugerufen ſein, mit welchem wir uns aber alle ohne Ausnahme wollen grüßen laſſen:

„Gott zum Gruße und den Herrn Jeſum
Chriſtum zum Troſte!"

2. Auflösung der Rätsel in der Spinnstube von Anno 1890.

Der vorige Jahrgang der Spinnstube brachte sechs Rätsel, darunter ein nur ganz kleines, das aber doch vielleicht das meiste Kopfweh gemacht haben dürfte. Nun soll denn nach altem guten Spinnstubenbrauch auch die Lösung der Rätsel nicht ausbleiben, damit, wenn etwa da oder dort vom Rätselraten etwas Kopfweh verblieben sein sollte, dasselbe sein Ende finde.

Das erste Rätsel stand auf Seite 104 und hatte das Wort „Hauskreuz" zum Gegenstande. Der geneigte Leser wird mir dabei gewiß zugegeben haben, oder wenigstens jetzt zugeben, daß es um ein eigenes Haus, welches das leidige und lästige Umherziehen in den Mietswohnungen ausschließt, ein köstliches Gut ist, und daß die glücklich zu preisen sind, welche unter eigenem Dache in Frieden und Eintracht ein frohes, zufriedenes Familienleben führen. Hoffentlich giebt er aber auch das zu, daß das Kreuz, welches der Herr sendet und das man nicht sich selbst geschnitzt hat, einem zu einem rechten Segen werden kann, wenn man sich's dazu dienen läßt, in Gott dem Herrn den rechten Tröster und Helfer zu suchen, und wenn man es auf dem rechten Wege der Demütigung unter die gewaltige Hand Gottes, die es auferlegt hat, geduldig und ergeben seinem Heilande nachträgt, anstatt es mißmutig und murrend bloß nachzuschleppen.

Wenn aber das Kreuz ein Hauskreuz ist, das im eigenen Hause, in der eigenen Familie Grund und Ursache hat, etwa in einem mißratenen und auf schlechte Wege verfallenen Kinde, oder in Streitigkeiten und Hader zwischen Mann und Weib, dann ist's mit der Freude im Hause am Ende. Denn solches Kreuz drückt doppelt schwer, weil dabei in den meisten Fällen von dem strafenden Gewissen größeres oder geringeres eigenes Verschulden zugegeben werden muß.

Nun kam zum zweiten auf der nämlichen Seite

104 das schon erwähnte kleine, nur zweiseitige Rätselchen. Hast du es erraten, lieber Leser? Oder thut dir der Kopf noch weh davon, wenn auch nicht mehr vom Nachdenken darüber, was des Rätselchens Sinn sein möge (denn, wenn du klug warst, so hast du in Aussicht auf die heuer kommende Auflösung das fruchtlose Nachdenken bald aufgegeben), sondern vom Aerger darüber, daß du dem kleinen Ding nicht hinter seine Schliche kommen konntest? Dann laß dir jetzt zur Heilung deines Kopfwehs sagen, daß es den meinte, welcher für die „Toten" die „Gräber" bereitet und also machen muß, daß diese beiden sich drunten im kühlen Schoß der Erde zusammenfinden, also der „Totengräber".

Das dritte Rätsel auf Seite 130 war ganz leicht zu lösen, wenn du nur sofort an Kains Bruder „Abel" dachtest, und dann diesem Namen jedesmal den genannten Buchstaben vorsetztest. Dann hattest du wie der Wind die „Fabel", an der sich, wenn sie gut ist, wohl groß und klein erfreut und die auch gewöhnlich mit der daraus gezogenen Nutzanwendung den Großen etwas ganz Heilsames zu lernen giebt. Du hattest dann weiter die „Gabel" und endlich das „Kabel", welches bekanntlich zur Aufnahme der unterirdischen oder unterseeischen Telegraphenleitungen dient und selbst in entfernte Weltteile erwünschte oder auch unerwünschte Botschaft trägt.

Das nun sogleich auf Seite 131 folgende vierte Rätsel meinte das Wort „Zug", und zwar als den Namen der schönen Stadt in der Schweiz, die südlich von Zürich an dem nach ihr genannten See liegt, weiter als den Zug der Eisenbahn, die dich dorthin führen muß, wenn du nicht etwa das Glück hast, dort zu wohnen, dann als den Zug aus der Flasche, durch den man sich für eine längere Eisenbahnfahrt wohl manchmal stärken muß, und endlich als den schädlichen Zug der scharfen Luft, dem man beim Fahren mit der Eisenbahn kaum entgehen kann und dem man sich am besten ganz ferne hält, wenn man schon einen tüchtigen Schnupfen hat oder aber nicht Lust hat, sich einen solchen zuzuziehen.

Das fünfte Rätsel auf Seite 177 wollte dich wiederum zu einer schönen Stadt im Schweizerlande führen, nämlich nach „Bern", und hattest du die richtig erraten,

ſo lag doch der bekannte „Bernſtein“ ſehr nahe, welcher meiſtens aus dem Meere gefiſcht wird, und aus dem man nicht nur mancherlei ſchöne, zierliche Schmuckſachen fertigt, ſondern auch, wenigſtens meiner Meinung nach, ſehr nützliche, wie z. B. die angenehmen Mundſtücke für die Cigarrenſpitze oder für die Pfeife.

Das letzte Rätſel endlich, ebenfalls auf Seite 177 meinte, um es kurz zu ſagen, den „Geizhals“. — Du biſt doch keiner, lieber Leſer? Sonſt hätte ich dir in dem Rätſel ein ſchlechtes Kompliment gemacht, für das ich ſagen müßte: „nichts für ungut!“ — Aber wahr bliebe es doch. Oder meinſt du nicht ſo?

2. Aus demſelben Holze.

Erzählung von C. W. Müller.

I.

Habt ihr's ſchon gehört?

„Was iſt denn?“

„Tot iſt er, maustot!“

„Wer denn? Um Gottes willen, ſo redet doch!“

„Der Schmidtspeter!“

„Barmherziger Gott, iſt's möglich? Der arme Mann! Woher wißt Ihr's denn?“

„Ach Gott, mein Jung' arbeitet ja grad' neben ihm, dem wird doch nichts paſſiert ſein!“

„So red' doch, Kathrin-Margret, was folterſt du einen denn ſo lang?“

So ſchwirrte ein halbes Dutzend Stimmen um die Unglücksbotin her.

„Ihr laßt einen ja gar nicht zu Wort kommen,“ antwortete dieſe mit einem gewiſſen ſtolzen Behagen, das

manche Leute in ihrem Gesichte lesen lassen, wenn sie im Besitze einer grausigen Neuigkeit sind, „also: ich bin vorm Dorf am Flachsjaten und denke an gar nichts Schlimmes, da kommt's auf einmal den Berg heruntergerannt, und wie ich in die Höhe sehe, da ist's dem Schlosser sein August, der läuft, als wenn's hinter ihm brennte. Wenn ich nicht rasch bei der Hand gewesen wäre, dann wär' er im Augenblick an mir vorbei gewesen und ich hätt' das Nachsehen gehabt. So aber war ich wie der Blitz vor ihn gesprungen und „August", sag' ich, „um Gottes willen, was ist los?" „Haltet mich nicht auf, Kathrin-Margret", ruft er, „der

Schmidtspeter hat sich in dem neuen Schacht verfallen, eben haben sie ihn tot herausgeschafft, ich soll's gleich dem Obersteiger und dem Herrn Gravenrath auf der Hütte melden." Und damit war er schon vorbei. Ich aber ließ alles stehn und liegen, daß mir niemand zuvorkam' und lief, was ich konnte, ins Dorf."

„Ach Gott, die arme Frau!"

„Vier Kinder, und das jüngste noch kein halbes Jahr alt!"

„Was soll sie anfangen, wo auch rein nichts da ist, wie der Verdienst vom Mann?"

„Und der alte Bernhardt wirft sie ohne Barmherzig-

keit auf die Straße, wenn ſie die Miete für das Häuschen nicht mehr bezahlen kann, das werdet ihr erleben!“

„Ach, du lieber Himmel, das Elend! wenn's ihr nur jemand ſchonend beibrächte, daß ſie ſich nicht gar zu arg erſchreckt!“

Aber da war's ſchon geſchehen. Die Kathrin-Margret hatte ſich, während die Weiber noch ihr Entſetzen

über das Unglück austauſchten, eiligſt von dannen gemacht, damit ihr niemand zuvorkäme. Schier atemlos war ſie in das Haus geſtürzt, wo die arme Frau nichts ahnend ſaß, das jüngſte Kind an der Bruſt und einen Arbeitsanzug ihres Mannes zum Flicken unter den Händen, und hatte ihr zugerufen:

„Schmidtstrine, erſchreckt nicht! Euer Mann hat ſich in dem neuen Schacht verfallen, gleich werden ſie ihn bringen!“

Aber trotz der schonend sein sollenden Mahnung saß die arme Frau unter der Wucht des jählings auf sie herabgeschmetterten Schlages wie vom Blitz getroffen da. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, dazu war es zu plötzlich über sie gekommen. Starren Blickes schaute sie die Unglücksbotin an, ihre Hände griffen in die Luft, als wenn sie ein furchtbares Gespenst verscheuchen wollten, sie machte eine vergebliche Anstrengung, aufzuspringen, aber ihre Füße versagten ihr den Dienst, und beinahe wäre das Kind ihr vom Schoße geglitten, wenn die Nachbarin es nicht noch rasch gehalten hätte. Dieser wurde es selbst angst über die Wirkung ihrer voreiligen Meldung, und sie wollte das Kind sachte auf das Bett legen und sich still davon schleichen, um noch ein paar andere Weiber zur Hilfe herbeizurufen, als das Geräusch naher Schritte sie stillstehen und ausrufen ließ:

„Ach Gott, nun bringen sie ihn wohl gar schon!"

Da sprang das arme Weib auf mit einem Schrei, der der anderen durch Mark und Bein ging und stürzte nach der Thür, die sich in demselben Augenblick öffnete und einen Trupp Bergleute hereinließ, welche in ihrer Mitte eine Bahre trugen, auf der ein verhüllter Körper lag. Ehe sie ihre Last noch hinstellen konnten, hatte die Frau schon die Hüllen abgerissen und sich über den kalten, zerfetzten Leichnam ihres Mannes hingeworfen, während nun ihre anfängliche Starrheit sich in erschütterndem Jammer löste:

„O Peter, du lieber, treuer Mann, es kann ja gar nicht möglich sein, daß du tot bist. So kann dich doch unser Herrgott nicht von uns gehen lassen! Thu' doch noch einmal die Augen auf! Peter, so hör' doch, dein Weib ruft dir ja! Laß uns doch nicht allein! O barmherziger Gott im Himmel, laß es doch nicht geschehen, laß ihn doch nicht tot sein, den guten, treuen Mann! Du kannst ja Wunder thun, weck' ihn doch auf, wir sind sonst ja ganz allein! Helft mir, ihr Kinder," rief sie den Kleinen zu, die sich in nur halber Ahnung des großen Verlustes, der sie betroffen, scheu von der Bahre weg an die Mutter drängten, „euch hört Gott ja vielleicht, ihr armen Würmer, er kann euch doch nicht allein lassen! O Gott, er bewegt sich nicht mehr, er bleibt tot und kalt! Kinder, ihr habt

hier auf Erden keinen Vater mehr, und der im Himmel will uns nicht hören!"

Mit krankhaftem Schluchzen ſank ſie wieder auf die Leiche ihres Mannes, und die Kinder, als ſie die Mutter ſo klagen hörten, fingen auch an, laut zu weinen und nach dem Vater zu rufen.

Stumm ſtanden die Männer im Kreiſe um ſie her, und da und dort wiſchte ſich einer mit der Hand über die Augen. War doch der Verunglückte ihnen allen ein treuer Kamerad geweſen, bei allen wohlgelitten wegen ſeines ſtillen, fleißigen Weſens, war ſein Tod doch Bergmannslos, das jeden von ihnen heute oder morgen treffen konnte.

„Man muß ſie ſich ausweinen laſſen," ſagte einer von ihnen leiſe, „das iſt jetzt das Beſte für ſie." Und ſie gingen langſam, einer nach dem anderen, zur Thüre hinaus.

Draußen ſahen ſie, wie zwei Männer von der anderen Seite herbeikamen und ſich mit eiligen Schritten der Hütte näherten. Die Bergleute blieben ſtehen und zogen ihre Mützen ab, als die beiden herankamen. Es war der Grubenbeſitzer, Herr Gravenrath, und der Oberſteiger.

„Habt ihr ihn ſchon angebracht?" fragte der erſtere haſtig: „wie iſt's? Iſt keine Hoffnung mehr?" Die Bergleute ſchüttelten den Kopf.

„Er iſt auf der Stelle tot geblieben," ſagte einer, „und das war ja unter dieſen Umſtänden auch das Beſte."

„Wie trägt's die arme Frau?" fragte der Grubenbeſitzer.

„Sie iſt noch ganz außer ſich vor Schmerz und hört auf keinen Troſt," antworteten ſie.

„Wir wollen doch einmal hineingehen," ſagte der Gewerke zu dem Beamten, „vielleicht können wir der armen Frau wenigſtens ein tröſtendes Wort ſagen."

„Er iſt doch ein herzensguter Mann, der Herr Gravenrath," ſagte einer von den Bergleuten, als die beiden in der Hausthüre verſchwunden waren. „Ja, aber er läßt ſeinen Beamten zu viel Freiheit," entgegnete ein anderer. „Da will ſich der Oberſteiger einen roten Rock verdienen, und wir armen Bergleute müſſen unſere Haut dafür zu Markte tragen. Damit die Gruben einen großen Gewinn

abwerfen können, deswegen wird an den Baukosten gespart. Die Leiter war schon lang' schlecht, deren morsche Sprosse dem armen Peter den Tod gebracht hat, aber solche Herren wollen sich nichts sagen lassen. Wenn darum der Herr Gravenrath sich mehr auf seine zwei Augen verließe, als auf den Herrn Obersteiger, dann wär's für uns auch besser. Aber der wird ihm wieder etwas vormachen, und es bleibt alles beim Alten."

Indessen waren die beiden Herren in dem Trauerhause eingetreten. Das so plötzlich zur Witwe gewordene arme Weib lag noch immer schluchzend über der Bahre. Die drei größeren Kinder hockten in einem Winkel und weinten leise, während das jüngste Kind laut schreiend und strampelnd auf dem Bette lag, wohin die Nachbarin es gelegt hatte.

Dem Grubenbesitzer that das Herz weh, er war in der That ein weicher Mann. Er rückte sich einen Stuhl neben die arme Frau und sprach ihr tröstend zu. Aber die Unglückliche war noch für keinen Zuspruch zugänglich. Sie rief ein über das andere Mal den Namen ihres Mannes und jammerte dann wieder laut über das Schicksal der armen, vaterlosen Waisen. Nur, als Herr Gravenrath sie bat, ruhig zu sein, er werde sorgen, daß sie keinen Mangel litten, schrie sie auf:

„Könnt Ihr mir aber meinen Mann wiedergeben? Könnt Ihr den Kindern den Vater wieder lebendig machen? Ihr könnt es nicht!"

Herr Gravenrath sah, daß jetzt bei der Armen noch nicht viel auszurichten war. Er erhob sich darum, ging zu den Kindern und strich ihnen freundlich über die runden Flachsköpfe. Er war ein Kinderfreund, obwohl er selbst keine hatte, und die armen Kleinen, die ihn so verschüchtert aus ihren blauen Kinderaugen ansahen, thaten ihm besonders leid. Er brachte auch selbst den kleinen Schreier auf dem Bette, einen prächtigen, strammen Jungen, in eine andere Lage, daß er für den Augenblick sich beruhigte. Dann legte er ein Goldstück auf den Tisch und entfernte sich mit dem Beamten. Es war ihm wohl ein beschämendes Gefühl, in diesem großen Jammer mit Geld trösten zu wollen, aber er dachte, es ist am Ende doch gut so, die

arme Frau sieht dann wenigstens, daß ich bereit bin, ihr zu helfen.

Als er mit dem Obersteiger die Dorfstraße hinauf nach der Grube ging, begegnete den beiden der Ortspfarrer.

„Sie kommen von der armen Witwe?“ fragte er, „wie trägt sie die furchtbare Heimsuchung?“

„Sie ist noch ganz außer sich vor Jammer, Herr Pastor. Mir hat's wenigstens nicht gelingen wollen, ihr Trost zu spenden, hoffentlich erweist sie sich Ihnen gegenüber zugänglicher.“

„Ja, es ist ein entsetzlicher Schlag,“ sagte der Pfarrer, „doppelt schwer, da mit dem Gatten und Vater der Armen auch der Ernährer entrissen ist. Die Leute sind blutarm, aber ich hatte keinen fleißigeren und braveren Mann in der Gemeinde, als den Peter Schmidt.“

Herr Gravenrath bot dem Pfarrer die Hand.

„Was geschehen kann, um nach dieser Seite hin den schweren Verlust weniger fühlbar zu machen, soll von mir gern geleistet werden. Bitte, sagen Sie das auch der armen Frau.“

„Er ist doch ein guter Mann, der Herr Gravenrath,“ sagte auch der Pfarrer leise vor sich hin, als er auf das Häuschen der Witwe zuging, „wenn es nur nicht, wie so manchmal, bei einer flüchtigen Rührung bleibt.“

Am Abend sehen wir den Grubenherrn an der Seite seiner Frau durch den weitläufigen Garten, der zum Hüttenwerk gehörte, einen Spaziergang machen. Sie hatten früher auf dem Werke gewohnt, an dem er Teilhaber war, aber schon seit mehreren Jahren hatte er ein größeres Walzwerk im Westfälischen übernommen, da durch günstige Geschäfte sein Vermögen sich bedeutend vermehrt hatte. Doch brachte er jedes Jahr mit seiner Frau einige Wochen in der Gegend zu, in der er den Grund zu seinem Reichtum gelegt hatte. Selbstverständlich drehte sich das Gespräch der Gatten um den Unglücksfall des heutigen Tages. „Ja, es ist eine traurige und für mich auch sehr unangenehme Geschichte,“ sagte Gravenrath nach einer längeren Pause, in der er gedankenvoll den Rauchwolkchen seiner Cigarre nachgeblickt hatte, „man wird mir natürlich wieder die Hauptschuld an dem Unglücksfall geben, obwohl mich der Obersteiger aufs klarste

überzeugt hat, daß die Betriebsführung keine Schuld trifft. Die Leiter war allerdings etwas schadhaft, aber der Obersteiger hatte auch den Leuten den gemessensten Befehl gegeben, bis sie ausgebessert oder erneuert sei, die Einfahrt durch den Andreasstollen zu nehmen. Aber wie die Leute einmal sind — weil sie dabei einen kleinen Umweg hätten machen müssen, sind sie doch zum Schacht eingefahren. Der verunglückte Schmidt ist darum selbst an seinem Tode allein schuld, und gesetzlich bin ich seinen Hinterbliebenen gegenüber zu nichts verpflichtet."

Seine Frau, eine stattliche Dame mit einem zwar wohlwollenden, aber ziemlich entschiedenen Ausdruck im Gesichte, sah ihn lächelnd an.

„Nach menschlichem Gesetz wohl nicht, lieber Mann," entgegnete sie, „aber doch nach dem göttlichen. Und ich glaube, du fühlst dich ebenso wie ich diesem höheren Gesetze unterworfen."

„Gewiß, gewiß," versetzte er hastig, „das bedarf gar keiner weiteren Erinnerung, ich werde hier schon das Meinige thun, ich hab's ja auch der Witwe versprochen. Aber siehst du, liebes Herz, deswegen kann man doch seine ernsten Bedenken darüber haben, wie man die Sache einrichten soll. Du kennst die Leute nicht. Zeige ich jetzt eine gar zu weiche Seite — und ich fürchte, ich habe es schon gethan — dann steigert die Witwe vielleicht nicht nur ihre Ansprüche ins Maßlose, sondern es wird dann auch dadurch ein Vorgang geschaffen, der mir bei jedem neuen Unglücksfall die größten Unannehmlichkeiten bereitet. Dann kommt mir Hans und Kunz gelaufen, und ich bin der gute Herr Gravenrath, der alle Bummler und Faullenzer, denen auf meinen Werken durch ihre eigene Schuld irgend etwas zugestoßen ist, durchfüttern soll."

„Das ist ja freilich auch zu bedenken," meinte Frau Gravenrath nach einer längeren Pause, „aber ich glaube, man kann die Sache hier einrichten, ohne daß man von anderer Seite darauf später unberechtigte Ansprüche gründen darf. Ich war heute nachmittag auch bei der armen Frau und fand sie nach dem Besuche des Seelsorgers etwas gefaßter, so daß ich auch einige Worte mit ihr sprechen konnte. Sie machte einen recht günstigen Eindruck auf mich, alles

war trotz der großen Dürftigkeit ſo ſauber und ordentlich bei ihr, daß man daraus nur einen vorteilhaften Schluß auf ihr ganzes Weſen ziehen kann. Und welch' prächtige Kinder hat ſie! Ich mußte gerade den Kleinſten einmal nehmen, wirklich, ein wahres Bild von einem herzigen, ſtrammen Jungen!"

„Ja, es iſt merkwürdig," ſagte er mit einem leiſen Seufzer, „dieſe Leute, die ſolch ein Glück gar nicht recht zu

ſchätzen wiſſen, haben immer das Haus voll Kinder, während wir — doch verzeih, Emilie, ich wollte dir nicht wehe thun."

„Ich weiß, lieber Mann," entgegnete ſie mit ſchmerzlichem Lächeln, „es iſt Gottes Wille ſo, aber willſt du auch wiſſen, welcher Gedanke mir heute nachmittag durch den Kopf fuhr, als ich das liebe kleine Kerlchen auf dem Schoße hatte?"

„Nun?" fragte er geſpannt.

„Wir ſollten in dieſen Verhältniſſen einen Fingerzeig

Gottes ſehen, der Witwe die Laſt in etwas zu erleichtern. Wie wär's, wenn wir den Kleinſten, der ihr am meiſten Mühe macht, zu uns nähmen?"

Herr Gravenrath blieb mit einem Rucke ſtehen und ſah ſeiner Frau faſt entſetzt in das freundliche Angeſicht.

„Das wäre allerdings der ſicherſte Weg, um die Frau mit den drei anderen Kindern lebenslang an den Rockſchößen hängen zu haben und mit der Zeit eine ganze Kolonie von Bergmannskindern zu gründen. Wenn du das anfangen willſt, dann wird's nicht lange dauern, daß die Bergmannsweiber dutzendweiſe gelaufen kommen und dir die Kinder in Penſion geben."

Frau Gravenrath mußte herzlich lachen über das Entſetzen ihres Mannes.

„Dieſer Gefahr ließe ſich leicht ein Riegel vorſchieben," antwortete ſie, „und das iſt eben mein Gedanke. Wenn die Frau uns alle Rechte auf ihr Kind abträte, und wir es förmlich an Kindesſtatt annähmen, dann wären alle unangenehmen Folgen von vornherein abgeſchnitten."

„Der Tauſend ja, das iſt ein kühner Gedanke," rief er überraſcht aus, „mir aber zu kühn! Bedenkſt du denn gar nicht, was du dir da aufladſt?"

„Das habe ich mir wohl überlegt," entgegnete ſie, „die kleine Laſt ſteht in gar keinem Verhältnis zu dem reichen Lohn, den wir in der That ſelbſt haben werden. Bedenk' doch nur, wie wird unſer einſames Haus ſo freundlich belebt werden, wie wirſt du dann auch wiſſen, wofür du arbeiteſt und dich plagſt!"

„Jawohl," antwortete er in halbem Trotz, „für ein Bergmannskind, das dann ſpäter ſeine Abſtammung doch nicht wird verleugnen können."

„Rede doch nicht ſo unbedacht," verſetzte ſie eifrig, „den Menſchen bildet die Erziehung, und die haben wir doch in der Hand! Deine Bergleute hier ſind doch vom lieben Gott nicht aus einem anderen Holz geſchnitzt, wie auch wir! Nein, dieſer Punkt verurſacht mir gar keine Bedenken, wohl aber der, ob die, welcher die Hauptſtimme dabei zukommt, die Mutter des Kindes, damit übereinſtimmt."

„Na, die wird ſich doch wohl nicht lange beſinnen," meinte er, „wie kann ſie denn beſſer für ihr Kind ſorgen?"

„Da sieht man so recht wieder, wie wenig ihr Männer das weibliche Herz kennt," erwiderte sie etwas verletzt, „in eurer bekannten Eigenliebe habt ihr gar keine Ahnung von der Liebe, mit der eine Mutter nur für ihr Kind lebt!"

„Sei gut, lieber Schatz," bat er scherzend, „dein gutes Herz kenne ich doch ein wenig, und darum fürchte ich eben, daß es dir einen Streich spielen möchte."

„Im Gegenteil," lächelte sie wieder versöhnt, „es ist dein gutes Herz, das mit dir in eine Sackgasse geraunt ist, aus der du nur durch den Vorschlag deiner Frau wieder herauskommen kannst. Wie du einmal bist, leicht gerührt von dem Elend deiner Mitmenschen, hast du der Witwe selbst, wie auch dem Pastor die größten Versprechungen gegeben. Du hast dich selbst gebunden, hier etwas Durchgreifendes zu thun; mit ein paar Thalern lösest du dein Versprechen nicht ein. Du fühlst aber selbst wieder ganz richtig, daß du, wenn du hier dauernd helfen willst, dir Verpflichtungen gegen die vielen Hunderte deiner Leute auflädst, die leicht deine Kraft übersteigen könnten. Mein Gedanke hingegen rettet dich aus aller Verlegenheit, er läßt dich gerecht werden gegen die Witwe, ohne daß du dich dadurch anderen gegenüber irgendwie verpflichtest. Nenn's ein Geschäft, was hier zustande kommt. Die Mutter überläßt uns ihr Kind, und wir geben ihr dafür soviel, daß sie in ihren Verhältnissen ohne Sorgen leben kann. Sie bringt bei weitem das größere Opfer, wenn sie anders sich dazu versteht, und wir haben einen Gewinn, der sich mit Geld gar nicht bezahlen läßt."

„Halt ein, halt ein," wehrte er ab, „du beweisest das Blaue vom Himmel herab! Was so ein Frauenkopf doch nicht alles auszuklügeln imstande ist!"

„Und dann denke an das hübsche, gesunde Kind," fuhr sie fort, „ach, mir wird schon ganz warm ums Herz, wenn ich mir vorstelle, daß das herzige Kerlchen unser sein sollte! Wenn nur die Mutter sich bereit finden läßt! Ich glaube, es würde mir sehr schwer fallen, wenn ich auf meinen Plan verzichten mußte!"

„Hm, hm!" brummte er, „darüber läßt sich ja noch reden. Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Eine so wichtige Sache muß man doch erst einmal beschlafen."

Sie redete ihm nicht mehr weiter zu, denn ſie kannte ihren Mann und wußte, daß er ſchon halb gewonnen war. Ihr war nicht bange, ihn im Laufe der nächſten Tage ganz zu ihrer Anſicht zu bekehren. Sie drückte ihm darum nur ſtumm die Hand und ging langſam mit ihm dem Hauſe zu.

II.

So waren einige Tage vergangen, der verunglückte Bergmann war beerdigt, und Frau Gravenrath hatte nur

gelegentlich bei ihrem Manne eins und das andere Wort über ihren Plan fallen laſſen. Sie ſah aber und merkte es aus ſeinen Antworten, wie ihm die Sache fortwährend im Kopfe herumging. Als kluge Frau erneuerte ſie darum am Tage nach dem Begräbnis wieder ihren Angriff auf ihn.

„Nun müßteſt du dich doch wohl ſchlüſſig machen, lieber Mann," begann ſie, als ſie nach dem Nachmittagskaffee bei einander ſaßen, er mit der geliebten Cigarre, ſie mit einer Handarbeit, „man erwartet jetzt jedenfalls allgemein, daß du irgend etwas thuſt. Der Mann iſt be-

erdigt, die Frau ſitzt mit ihren vier kleinen Würmern ohne alle Mittel und wird die Mietwohnung wohl auch bald räumen müſſen — und was dann?"

„Ach nun, kommt Zeit, kommt Rat," entgegnete er und ſtampfte halb ärgerlich die Aſche ſeiner Cigarre in dem Abſtreicher feſt.

„Dies Sprichwort paßt hier keineswegs," erwiderte ſie ruhig und entſchieden, „hier muß bald etwas geſchehen und zwar, abgeſehen von aller moraliſchen Verpflichtung unſrerſeits, ſchon um der Leute willen. Gut Ding will freilich Weile haben, und zu einem übereilten Entſchluſſe will ich dich wahrlich nicht drängen. Doch möchte ich dich darauf aufmerkſam machen, daß hier eine raſche Entſcheidung nottut, denn man wird es nicht begreifen, daß du, der du alle mögliche Hilfe verſprochen haſt, immer noch überlegen mußt, was du thun willſt, während die Witwe mit ihren Kindern am Hungertuche nagt."

„Na, ſo ſchlimm iſt es auch nicht," warf er etwas unbehaglich hin, „ſie bekommt doch ihre Unterſtützung aus der Knappſchaftskaſſe!"

„Wie lange war denn der Verſtorbene in der Kaſſe?"

„Soviel ich weiß, gegen fünf Jahre."

„Nun, dann weißt du beſſer als ich, wie gar gering die Penſion für die Arme iſt. Dafür wird ſie ihren Kindern noch nicht einmal das trockene Brot anſchaffen können."

„Du thuſt aber auch gerade, als wenn ich mich meiner eingegangenen Verpflichtung entziehen wollte," brach er ärgerlich los.

„Gott behüte, daß ich das von meinem Manne dächte," ſagte ſie lächelnd, „aber mir liegt ſelbſtverſtändlich alles daran, daß in den Augen der Leute auch nicht der geringſte Schatten auf dich fällt. Und deswegen meine ich, hier dürfe man die Sache nicht auf die lange Bank ſchieben. Weißt du was, lieber Mann? Es wäre das Beſte, wir gingen jetzt gerade einmal miteinander zu der Witwe Schmidt. Sie iſt ja jetzt wohl etwas ruhiger und zugänglicher geworden, und wir erfahren im Laufe des Geſpräches dann am beſten, was ſich für ſie thun läßt. Auch haben wir dann am erſten Gelegenheit zu hören, ob mein Lieblingsplan jemals auf Erfüllung rechnen darf."

Herr Gravenrath sträubte sich anfänglich, auf den Vorschlag seiner Frau einzugehen: denn es ging ihm, wie so manchen Männern, die in ihrem Berufe der nötigen Entschiedenheit nicht ermangeln, aber die Dinge des gewöhnlichen Lebens am liebsten an sich herankommen lassen. Dafür aber besaß hierin seine Gattin die nötige Entschiedenheit und darum unterwarf er sich schließlich auch jetzt, wie gewöhnlich, ihrem Vorschlage.

Sie fanden die Witwe jetzt doch viel gefaßter, ihre Trauer war eine stillere geworden, und als thätige Frau hatte sie nach den ersten, gewaltsamen Schmerzensausbrüchen sich wieder mit gewohntem Fleiße der Sorge für ihre Haushaltung und ihre Kinder hingegeben.

Sie war sichtlich erfreut über den Besuch, man konnte unschwer erkennen, daß dabei die Hoffnung auf eine günstigere Wendung ihres Geschickes in ihr aufblitzte. Frau Gravenrath wußte sie nach einigen teilnehmenden Worten, welche sie vorausgehen ließ, sogleich auf ihre äußere Lage und zur Mitteilung ihrer Haushaltungssorgen zu bringen. Die Verhältnisse waren allerdings sehr ärmlich. Vermögen war gar keins vorhanden. Die Frau wie ihr verstorbener Mann waren nicht aus dem Dorfe. Sie hatten sich kennen gelernt in einer größeren Stadt, wo er in Garnison stand und sie einen Dienst hatte. Er hatte später hier Arbeit und Verdienst gefunden, und sie, die zu Hause nichts band, war ihm gern gefolgt. Ihre geringen Ersparnisse waren bei der notwendigen ersten Einrichtung drauf gegangen, und zurücklegen hatten sie bis jetzt noch nichts gekonnt, da bei vier Wochenbetten innerhalb der fünf Jahre ihrer Ehe aller Verdienst nötig gewesen war, um ehrlich durchzukommen. Es waren sogar auch noch Schulden da, wie die Witwe mit einem tiefen Seufzer gestand, zwar keine Schulden im schlimmen Sinne, nur von einem Lohntag zum andern, beim Kaufmann, beim Bäcker, beim Schuster u. s. w., die sonst bei der jedesmaligen Auslohnung nach Monatsfrist regelmäßig bezahlt worden waren, aber jetzt waren's doch drückende Schulden. Dann war der erste des Monats vor der Thüre, an dem die Miete bezahlt werden mußte, und der Mietsherr war ein harter, habgieriger Bauer, bei dem auf Erbarmen nicht zu rechnen war. Und was sollte nach-

her werden, selbſt wenn alle dieſe Poſten durch eine mildthätige Hand gedeckt würden? Die Witwe zuckte mit den Achſeln, als Frau Gravenrath ſie dies fragte, und ſah kummervoll vor ſich nieder.

„Wiſſen Sie was?“ ſagte die Dame und hob den Kleinſten in die Höhe, mit dem ſie bisher zu deſſen großem Jubel getändelt hatte, „überlaſſen Sie mir das Kind da und ich ſorge dafür, daß Sie allen Sorgen für die Zukunft enthoben ſind.“

Die Witwe ſah ihr erſt ſtarr und wie verſtändnislos in die Augen, dann ſprang ſie auf und, die Hände nach dem Kinde ausſtreckend, rief ſie:

„Mein Kind? o Gott, wie kann ich mich denn je von dem Kinde trennen? Meinen Mann habe ich hingeben müſſen, weil es Gottes Wille ſo war, aber mein Kind ſelbſt weggeben — o Frau Gravenrath, verlangen Sie das nicht von mir!“

Die Dame ſah ihren Mann mit bezeichnendem Lächeln an, als wollte ſie ſagen: wer hat nun recht? Dieſer aber, der ſchon die ganze Zeit das Kind betrachtet hatte, wurde nun eifrig, und ſeine Frau merkte ſofort, daß ſein Herz jetzt bei der Angelegenheit mitſprach.

„Ich meine, liebe Frau, Sie ſollten doch den Vorſchlag nicht ſo ohne weiteres von der Hand weiſen,“ begann er. „Sie können ja freilich in der Beziehung auf mich bauen, daß ich Sie in Ihren augenblicklichen Verlegenheiten nicht im Stiche laſſe. Aber was haben Sie damit viel gewonnen? Sie bleiben dann doch für die Zukunft ohne jegliche Mittel. Denn für Ihre Zukunft ſorgen, das kann ich nicht, weil ich mir dann allen meinen anderen Arbeiterfamilien gegenüber Verpflichtungen aufladen würde, die ich niemals erfüllen könnte. Das werden Sie ſelbſt wohl einſehen, daß das nicht geht, denn was dem einen

recht ist, ist dem andern billig"). Was können Sie aber unter diesen Umständen Ihren Kindern bieten? Nichts, als Hunger und Kummer. Denn bis diese einmal soweit herangewachsen sind, daß sie selbst Geld verdienen, sind Sie längst der Last erlegen, die Ihre Kräfte übersteigt. Hingegen, wenn Sie uns Ihr jüngstes Kind überlassen, stellen Sie nicht bloß dessen Zukunft sorgenfrei, für Ihre Verhältnisse sogar glänzend, sondern ich verpflichte mich auch, Ihnen und Ihren andern Kindern ein genügendes Auskommen zu verschaffen. Dann würden Sie in einer Weise für Ihre Kinder sorgen, daß die es Ihnen lebenslang danken würden; das wäre meines Erachtens die rechte Mutterliebe, ein Opfer für die Kinder zu bringen. Ich sollte darum denken, unser Vorschlag wäre wohl ernster Erwägung wert."

Die Witwe hatte ihm während seiner langen Auseinandersetzung immer angstvoller in die Augen gesehen. Jetzt entgegnete sie halb wie für sich:

„Mein Kind hergeben für Geld? das wäre ja gerade, als wenn ich's verkaufen wollte. O bitte, verlangen Sie doch das nicht von mir."

„Wenn Sie das verkaufen nennen," antwortete Herr Grawenrath, „daß Sie Ihr Kind Leuten anvertrauen, die es als ihr eigenes annehmen und nicht bloß für dieses, sondern auch für Ihre anderen Kinder sorgen wollen, daß Sie mit ihnen nicht der bittersten Not verfallen, dann haben Sie eigentümliche Begriffe über das, was Ihrer Kinder Wohl und Ihre Mutterpflicht ist."

„Nun, lieber Mann, dränge die Frau Schmidt nicht," unterbrach ihn seine Frau, „es wäre unrecht, wenn wir in einer so wichtigen Angelegenheit eine sofortige Entscheidung verlangen wollten. Ich schlage vor, daß wir ihr eine achttägige Bedenkzeit geben. Zwischendurch kann man ja immer einmal nachfragen."

„Gut, ich will's zufrieden sein," stimmte er zu, „aber erst müssen Sie genau wissen, woran Sie mit mir sind. Also, ich zahle Ihnen an dem Tage, wo Sie uns das

---

*) Das Unglück ereignete sich vor Erlaß des Unfallversicherungsgesetzes.

Kind überlassen, 2000 Thaler aus, als freies Eigentum für Sie und Ihre Kinder. Bedenken Sie, 2000 Thaler! Welch ein Vermögen für Sie! Aber ich halte mich an mein Wort nur bis heute über acht Tage gebunden, das vergessen Sie nicht! Und nun Adieu! und überlegen Sie sich die Sache."

„Nein, so eine Frau!" sagte er draußen zu seiner Gattin. „Solche Schwierigkeiten zu machen, anstatt mit beiden Händen zuzugreifen! Wenn sie aber sich einbildet, sie könnte mich schrauben, daß ich noch was draufiege, dann irrt sie sich. Gehandelt wird hier nicht. Denn erstens ist's ein sehr anständiges Anerbieten, und dann sind wir doch hier nicht auf dem Sklavenmarkt, auf dem man um den Preis eines Menschen feilscht."

„Ich glaube, du thust der Frau doch unrecht," entgegnete Frau Geisenrath, „niedrige Habgier scheint ihr ganz fern zu liegen; ich habe wenigstens in ihrer Weigerung nur die Angst des Mutterherzens gesehen, das sich fürchtet, sein Kind zu verlieren. Und allerdings, für sie ist es auch verloren, denn wir können es nur unter der Bedingung annehmen, daß sie völlig auf ihr Mutterrecht verzichtet. Und darum thut mir die arme Mutter doch wieder so herzlich leid, und ich möchte sie unter keinen Umständen zu einer Entscheidung drängen."

„Wie?" fragte er erstaunt, „bist du wieder schwankend geworden? Erst heckst du den ganzen Plan aus und hetzest mich auf und dann, wie wir beinahe am Ziele sind, liegt dir an der Sache nichts mehr. Das hätte ich wissen sollen, dann hätte ich Zeit und Worte sparen können. Aber nun hab' ich's einmal angefangen und jetzt wird's auch durchgesetzt!"

Sie sah lächelnd vor sich hin.

„Ich glaube, der Widerstand, den du gefunden hast, hat dich nur so für die Sache begeistert. Als richtiger Mann willst du unter allen Umständen gegen deine Frau recht behalten."

„O, ich bitte mir's aus," versetzte er eifrigen Tones, „mein Hauptgrund ist der, dir eine Freude zu machen, und dann muß ich auch gestehen, daß mir der kleine Kerl selbst ganz außerordentlich gefällt."

„Nun, dann gebe der liebe Gott seinen Segen dazu, wenn's nach seinem Willen ist," setzte sie hinzu, „wir aber wollen die bedrängte Lage der Frau nicht für unsere Wünsche ausnutzen. Ich hätte sonst, so sehr mein Herz dabei beteiligt ist, doch keine rechte Freudigkeit zur Übernahme des Kindes."

Sie brauchten allerdings nicht weiter mehr zu drängen. Die Sache war natürlich rasch ruchbar geworden, und das Haus der Witwe wurde nicht leer von allen möglichen Ratgebern. Alle aber stimmten darin überein, daß es ein großes Unrecht von ihr sei, eine Versündigung an ihren Kindern, die sie nie mehr gut machen könne, wenn sie das glänzende Anerbieten zurückweise. Zweitausend Thaler, blank und bar! das war ein Wort in dem Dorfe, wo mit wenigen Ausnahmen alles von dem Bergbau leben mußte, wo die allermeisten außer ihrem Häuschen und ein paar Stückchen Land kein Vermögen besaßen. Zweitausend Thaler auf einen Schlag! Kein Wunder, daß diese Aussicht die Leute blendete und daß sie das Glück der Witwe gar nicht hoch genug preisen konnten, da eine Familie sich schon glücklich schätzte, wenn sie monatlich einen Verdienst von 25—30 Thalern durch mühselige, gefahrvolle Arbeit hatte. Auch der Pastor, zu dem sich die Witwe in ihrer Bedrängnis Rat suchend flüchtete, sagte ihr: „Wenn Sie es über sich gewinnen können, dann halte ich es angesichts Ihrer Verhältnisse für kein Unrecht, den Vorschlag anzunehmen. Ich würde Ihnen nur dann mit gutem Gewissen abraten können, wenn ich sonst irgend einen Weg für Sie sähe, auf dem mir Ihre und Ihrer Kinder Zukunft gesichert schiene. Aber da dies nicht der Fall ist, so weiß ich nicht, ob diese Sache nicht von Gott kommt. Jedenfalls würden Sie Ihr Kind in sehr gute Hände geben."

Und nun kam auch noch der Bürgermeister, dem wegen des Unterstützungswohnsitzes angst war, und drohte ihr mit dem Armenhause als dem einzigen Zufluchtsorte für sie, wenn sie das angebotene große Glück von sich stoße. Und dorthin mit ihren Kindern ziehen und da in einer Stube zusammenhausen zu müssen, mit einer Familie, welche als die verkommenste auf weit und breit galt, wo der Vater im Zuchthause, die Tochter wegen Landstreichens und

Diebstahls im Besserungshause gesessen hatte und die anderen Kinder ganz unzweifelhaft zu künftigen Sträflingen heranreiften — nein, der Gedanke war zu furchtbar, das konnte, das durfte sie nicht thun! Das war sie dem Andenken ihres seligen Mannes, das war sie ihren armen Kindern schuldig. Aber wohin sollte sie sonst? Hier im Dorfe war ihr keine Möglichkeit geboten, ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit ehrlich durchzubringen. Die meisten Männer und Jünglinge gingen in die Grube, das bißchen Feldarbeit wurde aber bequem von den Frauen und Kindern besorgt. Die wenigen reichen Bauern, die nicht Bergleute waren, brauchten höchstens einmal in der Ernte einen Tagelöhner, und den bezahlten sie obendrein noch recht schlecht. Nun verstan sie ja wohl alle Arbeit, grobe und feine — wer aber begehrte sie hier? Und ohne jegliche Mittel in eine Stadt zu ziehen, wo sie vielleicht eher Beschäftigung gefunden hätte, das war auch nicht möglich.

So blieb ihr als einziger Ausweg aus all ihrer Not nur der, daß sie den reichen Leuten ihr Kind gab. Und als acht kummervolle Tage und schlaflose Nächte um waren, da gab sie mit blutendem Herzen ihre Zustimmung. Sie wußte kaum, was sie that, als sie ihren Namen unter den vom Notar aufgenommenen Akt setzte, in dem sie sich verpflichtete, alle ihre Elternrechte an die Eheleute Gravenrath zu übertragen und niemals auch den geringsten Anspruch mehr an ihr Kind zu erheben, das ihr, wie ihren andern Kindern, von nun an als überhaupt nicht mehr vorhanden gelten müsse. Aber als nun die versprochene Summe von Herrn Gravenrath auf den Tisch gezählt worden war und Frau Gravenrath den Kleinen in ihre Arme nahm, da brach ihr Jammer so herzzerreißend los, daß Frau Gravenrath schon im Begriffe war, auf ihr Recht zu verzichten, wenn nicht ihr Mann sie gedrängt hätte, ohne weitere Abschiedsscene mit dem Kinde das Haus zu verlassen.

Am nächsten Tage reiste das Ehepaar mit dem angenommenen Kinde nach seinem Wohnorte ab, und auch die Witwe verließ mit ihren drei Kindern bald danach den Ort, wo alles sie nur zu sichtbar an ihren jetzt doppelten Verlust erinnerte.

III.

Es mochte vielleicht fünfundzwanzig Jahre später sein, als in einem öffentlichen Garten der Stadt B. eine muntere Gesellschaft bei einander saß. Meistens waren es jüngere Herren; auch einige Offiziere, die aus der benachbarten Garnisonsstadt zum Besuch herübergekommen waren, befanden sich unter ihnen. Man war offenbar in der heitersten Stimmung und die mächtige Bowle, die eben wieder ein

Kellner auf den Tisch setzte, war augenscheinlich nicht zum erstenmal gefüllt worden.

„Bitte, meine Herren, leeren Sie Ihre Gläser," forderte die Anwesenden ein junger, schöngewachsener Mann in eleganter Kleidung auf, der der Gastgeber zu sein schien, „es ist frischer Stoff da, und eher gebe ich Sie nicht frei, bis wir der Bowle auf den Grund sehen."

„Na, nur nicht so schnell, Gravenrath," sagte ein anderer, „Sie scheinen sich bei den Husaren wieder einen netten Durst zugelegt zu haben. Meinen Sie denn aber, wir soliden Familienväter könnten gleichen Schritt mit Ihnen halten?"

„Na, na, Ihre Solidität kennt man," scherzte der andere, „Sie sind mir der rechte, Brand, haben Sie denn ganz vergessen, daß ich unter Ihrer Anleitung erst gelernt habe, die Jahrgänge und die Marken zu unterscheiden?"

„Gewesen! Gewesen!" versetzte Brand mit halb komischem Seufzer, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man sich einschränken, zumal, wenn die Zeiten so schlecht sind, wie jetzt. Ja, in den siebziger Jahren war's noch etwas anderes, da kam's auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger nicht an — aber jetzt!" Und er zuckte vielsagend mit den Achseln.

„Freilich, uns Eisengewerken ist jetzt dafür gethan, daß wir große Sprünge machen," stimmte ein anderer, ein Herr schon in mittleren Jahren, zu, „man hat jetzt seine liebe Not, daß man sich über Wasser hält. Und wenn die Zeiten nicht bald besser werden, dann wird noch mancher Hochofen ausgeblasen werden müssen."

„Ihren Klagen über die schlechten Zeiten kann ich nur bedingungsweise zustimmen, Herr Direktor," rief der junge Gravenrath über den Tisch herüber, „freilich, man muß riesig billig produzieren, aber man bekommt dafür auch riesig billig gearbeitet. Das ist doch eine ganz andere Sache, als in den siebziger Jahren, wo man den Herren Arbeitern gute Worte geben mußte und sie uns ganz nach Belieben schrauben konnten. ‚Auf und ab, so geht's in der Welt', sagt Reinecke zu Frau Gieremund, und es ist gut, daß es so ist."

„Sie können freilich lachen," meinte ein dritter, „Ihr Vater hat in den Gründerjahren den Schlauen gespielt und seine Gruben um ein Heidengeld verkauft. Nun können Sie den billigen spanischen Eisenstein kaufen und billig produzieren, während wir anderen von der Konkurrenz erdrückt werden."

„Ja, es sieht trüb' aus am Eisenhimmel," seufzte Brand, „und die wirtschaftlichen Verhältnisse müssen sich noch ganz anders auf allen Gebieten gestalten, ehe für uns eine Besserung zu hoffen ist. Übrigens dürfen Sie mir noch eine von Ihren Cigarren offerieren, Gravenrath, sie sind doch besser als die meinigen. Und Sie können auch

etwas übriges thun auf den Premier hin, den Sie bei Ihrer Übung herausgebissen haben."

„Das versteht sich," sagte einer der Offiziere, „fabelhaftes Avancement, wenn auch leider nur in der Reserve. Schade, daß er nicht beim Regiment bleiben konnte, das sagte auch gestern der Oberst in seinem Toast auf ihn. Übrigens, schneidiges Sektfrühstück, was er uns gestern im Kasino setzte!"

„Nun, meine Herren, ich hoffe, wir kommen noch mehr zusammen," versetzte Gravenrath, „und es sind nicht die letzten Flaschen Sekt gewesen, denen wir gestern die Hälse gebrochen haben."

„Das kann eher geschehen, als wir alle denken," sagte der andere Husarenoffizier, „und hoffentlich ist's dann in Rheims oder Epernay bei Veuve Cliquot oder Röderer."

„Berufen Sie's nicht, Herr Leutnant," versetzte der Direktor, der mit seinem ernsteren Wesen nicht recht in die lustige Gesellschaft zu passen schien, „ich habe das Jahr 70 mitgemacht und wünsche uns allen sobald keine Wiederholung, selbst wenn es für uns noch günstiger ginge, wie damals. Unter den heutigen politischen Verhältnissen aber wollen wir Bismarck dankbar sein, wenn er mit seinem Taktierstock das europäische Konzert noch so leidlich zusammenhält."

„Bah, das sind leere Befürchtungen," entgegnete der Offizier und schnippte verächtlich mit seiner Cigarre, daß die Asche wegflog, „laßt nur die russischen und französischen Säbelrasseler sich die würdige Bruderhand zum gemeinsamen Kriege gegen uns reichen! Aber dazu kommt's gar nicht einmal. Denn ehe die Franzosen mit ihrer Mobilmachung fertig sind, haben wir die Russen schon so geschlagen, daß sie an kein Wiederkommen denken."

„Selbstverständlich!" stimmte sein Kamerad bei, „es kann gar nichts Günstigeres passieren, als so ein flotter, fröhlicher Krieg. Das allergrößte Glück für uns, denn dann giebt's doch Avancement, und nichts Besseres auch für Sie, meine Herren, denn dann befreien wir Europa von dem Alp, der auf ihm lastet, daß Handel und Gewerbe wieder aufblühen."

Die anderen lachten über die originelle Husarenlogik.

„Nicht übel, auf Ehre!“ rief Brand, „nur ſchade, daß die Herren Huſaren nicht die Politik der Kabinette machen dürfen.“

„Das wäre doch jedenfalls ein gewagtes Spiel,“ ſagte ernſt der Direktor, „obwohl ja nicht wenige im Deutſchen Reich, auch unterm Civil, die Anſicht des Herrn Leutnants teilen. Und ſo wenig ich der Tapferkeit der Herren Offiziere, auch gegen einen doppelten Feind, mißtraue — bin ich ja doch ſelbſt einmal, wenn auch nur als Reſerviſt, einer der Ihren geweſen —, ſo fürchte ich, daß wir, wenn der Kriegsfall einträte, nicht nur mit äußeren Feinden zu thun haben würden.“

„Und mit wem ſollten wir's zu thun bekommen?“ fragte der Huſarenoffizier.

„Um's kurz zu ſagen,“ antwortete der Direktor, „mit der Socialdemokratie, einem Feinde, den Sie ja doch alle gut genug kennen.“

„Na, mein Beſter, das wird doch nicht Ihr Ernſt ſein,“ warf der Offizier geringſchätzig hin, „mit dieſem Schwindel werden Sie uns doch noch zutrauen, fertig zu werden! Laſſen Sie die Kerle nur erſt einmal die blaue Jacke anhaben, dann ſollen Sie ſehen, wie ſie auf Kommando Trab oder Galopp reiten, daß es eine Freude iſt.“

„Laſſen Sie die Kerle nur erſt Waffen haben, und dann wollen wir ſehen, was ſie damit anfangen,“ ſagte der andere.

„Und was haben ſie denn groß, wenn ſie auch Waffen haben?“ rief der junge Gravenrath übermütig aus, „damit können ſie auch noch nichts anfangen. Man kennt die Geſellſchaft ja doch! Mit dem Munde haben ſie wohl Courage, aber wenn ihnen ein eiſerner Wille gegenüberſteht, dann ducken ſie unter, wie eine Herde Schafe. Man ſoll doch dieſe Leute nicht mit unſerem Maßſtab meſſen!“

„Die Waffe, die ihnen der Staat in dem allgemeinen Stimmrecht gegeben hat, wiſſen ſie wenigſtens recht gut zu gebrauchen. Bringen wir doch hier, trotz aller Anſtrengungen, bei keiner Wahl einen ſtaatsfreundlichen Kandidaten durch. Und grade Ihre Arbeiter, Herr Gravenrath, ſind trotz all' Ihrer rühmlichſt bekannten Entſchiedenheit die eifrigſten ſocialiſtiſchen Wähler. Ich glaube darum, daß

sie auch die anderen Waffen, wenn sie ihnen der Staat gäbe, nicht zu ihrem eigenen Schaden anwenden würden."

Der junge Gravenrath biß sich auf die Lippen, er hatte eine hochfahrende Entgegnung auf der Zunge, bezwang sich aber trotz der erregten Stimmung, in der er sich befand, weil ihm doch noch einfiel, daß ein solches Benehmen gegenüber dem Direktor Berkendahl nicht am Platze sei. Denn dieser genoß nicht nur durch seine Stellung als Direktor des größten Aktienwerkes in der ganzen Gegend, sondern auch durch seine persönliche Tüchtigkeit das größte Ansehen. Und gegen seine Bemerkung, daß grade die Arbeiter auf dem Gravenrathschen Walzwerke als besonders socialistisch bekannt seien, konnte er auch der Wahrheit gemäß nichts vorbringen.

„Lassen wir das jetzt," unterbrach Brand die ungemütliche Pause, welche eingetreten war, „es ist merkwürdig, daß ein halbes Dutzend Deutsche nicht beisammen sitzen können, ohne auf die leidige Politik zu kommen. Verderben wir uns doch den schönen Nachmittag nicht dadurch!"

„Wahrhaftig! Sie haben recht, Brand," sagte Gravenrath, „doch die Bowle ist leer. Wie ist's? Erweisen mir die Herren noch die Ehre bei einer neuen, oder gehen sie lieber mit ins Hotel Détroit zu einer Flasche Bordeaux und einem kleinen Imbiß? Denn heute müssen Sie noch einmal meine Gäste sein, ich fühle mich noch halb als Husarenoffizier; morgen beginnt auch für mich wieder der volle Ernst des Civillebens."

Die anderen stimmten bereitwillig zu, nur der Direktor Berkendahl verabschiedete sich. Er fühlte sich offenbar nicht recht am Platze in dieser leichtlebigen Gesellschaft, mit welcher er heute nur zufällig zusammengetroffen war.

Es war schon ziemlich spät, als Otto Gravenrath sich auf den Heimweg begab. Sein Werk, auf dem er mit der Mutter wohnte, lag eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt. Nachdem er seine beiden Regimentskameraden zur Bahn begleitet hatte, ließ er sich sein Pferd satteln und ritt nach Hause. Denn es war nun doch Zeit, daß er noch seine Mutter begrüßte, nachdem er gestern schon entlassen worden und mehrere Wochen von Hause weg gewesen war.

Er ließ sein Pferd scharf ausgreifen, und die kühle Abendluft, die ihm um die heiße Stirn spielte, that seinem aufgeregten Blute wohl. Der Inhalt des Gespräches von heute nachmittag kam ihm wieder in die Erinnerung. Besonders wurmte ihn die Bemerkung des Direktors über die politische Gesinnung seiner Arbeiter, sie hatte sich wie ein unleidlicher Stachel in seiner Seele festgesetzt. Denn es war nicht zu bestreiten, daß seine Leute trotz all seiner gegenteiligen Bemühungen in bedeutender Anzahl der Socialdemokratie anhingen. Woher kam's aber? Er trug wahrlich nicht die Schuld daran, denn er hatte, solange er sein Werk selbständig verwaltete, die Zügel stramm genug angezogen. Aber freilich, sein guter Vater hatte den Leuten immer eine zu weiche Seite gezeigt. Er hatte immer die höchsten Löhne gezahlt und ihnen alle möglichen unverständigen und unverschämten Forderungen bewilligt. Dadurch waren sie zu übermütig geworden, denn das konnten sie natürlich nicht vertragen, wenn man sie wie seinesgleichen behandelte. Und da gab's denn Unzufriedenheit, als er ihnen zeigte, daß er sich nichts gefallen lasse und dazu noch, wie's die schlechten Zeiten forderten, eine Herabsetzung der Löhne eintreten ließ. Aber wahrhaftig, er war immer noch zu gut gegen sie! Denn bei ihm wurden trotz der Herabsetzung noch die besten Löhne gezahlt und nichtsdestoweniger blamierte ihn die undankbare Bande vor allen seinen Standesgenossen, als wenn sie's besonders notwendig hätten, sich der Socialdemokratie in die Arme zu werfen. „Aber wartet nur, das soll anders werden!" murmelte er zornig vor sich hin und drückte dem Pferde die Sporen ein, daß das edle Tier wie ein Pfeil dahinschoß.

So hatte er rasch seinen Wohnort erreicht. Vor dem ersten Hause, einer Schenke, sah er eine Gruppe Leute versammelt stehen. Bei dem Lichte, das durch die Scheiben auf die Straße fiel, erkannte er, daß es Arbeiter von ihm waren.

„Platz da vorne!" rief er, als er zu sehen glaubte, wie sie nicht rasch genug bei Seite traten und hob seine Reitgerte.

Die Leute sprangen eiligst auseinander, doch wurde einer von ihnen noch von dem galoppierenden Pferde gestreift, so daß er beinahe gefallen wäre.

Er hob drohend die Faust hinter dem Reiter her: „Warte nur, du hochmütiger Schlotbaron! Die Zeit kommt auch noch, wo wir mit dir Abrechnung halten!"

Der so Bedrohte war inzwischen vor seiner Wohnung angelangt, einem herrschaftlichen Landhause im elegantesten Stil, was etwas abseits vom Werke an die Anhöhe hingebaut war. Ein Diener sprang herbei und nahm dem jungen Herrn die Zügel ab.

„Ist meine Mutter noch in ihrem Zimmer?" fragte er.

„Die Frau Kommerzienrat haben mir aufgetragen zu sagen, daß sie den Herrn Gravenrath erwarten."

Der junge Mann stieg die erleuchtete breite Treppe hinauf. Oben öffnete sich eine Thür.

„Kommst du endlich, lieber Otto?"

„Guten Abend, liebe Mama, wie geht es dir?" antwortete der junge Mann und küßte die alte Dame herzlich.

„Du bist lange geblieben, lieber Sohn," sagte Frau

Gravenrath und geleitete ihn zum Sopha, auf dem ſie neben ihm Platz nahm.

Es war ein ſchönes, freundliches Bild, das Mutter und Sohn gewährten. Frau Gravenrath, deren Haar aller-

dings weiß geworden war, ſeit wir ſie das letztemal ſahen, war noch immer eine ſtattliche Erſcheinung, eine ſchöne Greiſin mit klugen Augen und wohlwollenden Zügen. Und der Sohn, wie er jetzt ſich ſo zärtlich zu der Mutter neigte, ſchien ein ganz anderer, als im Kreiſe ſeiner übermütigen Genoſſen. Der hochmütige Zug um ſeinen Mund war

ganz verschwunden, und man konnte es der Mutter nicht verdenken, wenn ihre Augen wohlgefällig auf seinem hübschen Gesichte ruhten.

„Nimm mir's nicht übel, beste Mama, wenn ich etwas ausgeblieben bin," sagte er und faßte liebkosend ihre Hand, „aber Feldheim und Rautenberg fuhren mir zur Gesellschaft noch mit herüber, und da mußte ich ihnen den Nachmittag noch widmen. Du weißt ja, wie das geht. Hätte ich aber gewußt, daß du mich so fest noch heute erwartetest, dann wäre ich doch schon früher gekommen."

„Nun, so gar spät ist's ja noch nicht," entschuldigte sie freundlich, „mir wurde nur die Zeit etwas lang, weil ich dich in Wochen nicht gesehen hatte. Wie gut du aber aussiehst! Und den Premierleutnant bringst du mit nach Hause? Da brauche ich dich freilich nicht zu fragen, wie dir's gegangen hat. Aber du darfst mir doch einiges von deinen Erlebnissen erzählen, wenn du nicht zu müde bist."

„O bitte, liebe Mama, das bin ich bei dir nie," versicherte er artig und küßte ihr die Hand.

Sie sah ihn mit zärtlichem Lächeln an und ließ sich von ihm noch eine Weile erzählen, bis die kostbare Stutzuhr über dem Kamin Mitternacht verkündete. Dann trieb sie ihn zum Aufbruch, da er sich ausruhen müsse nach den gehabten Strapazen und ihn morgen wieder ein Berg von Arbeit erwarte.

Er hatte sich kaum in die weichen Pfühle seines Bettes sinken lassen, als er auch mit der Gesundheit und Sorglosigkeit seiner Jahre schon in Schlaf versunken war, während die Mutter noch lange wachte und all' die glücklichen Bilder in der Erinnerung noch einmal an sich vorüberziehen ließ von dem Tage an, da sie ihn ihr Kind genannt hatte, und ganz besonders auch von der Zeit an, da sie in jeder Beziehung in ihm Ersatz gefunden hatte für den heimgegangenen Gatten.

IV.

Es war in den Vormittagsstunden des folgenden Tages, als der junge Herr des Gravenrathschen Walwerks mit ziemlich finsterm Gesicht von seiner Arbeitsstube quer über

den Hüttenhof nach ſeiner Wohnung zuſchritt. Die Arbeiter auf dem Hofe gingen ihm ſchon von weitem ſcheu aus dem Wege, weil ſie aus Erfahrung wußten, daß, wenn er ſo dreinſchaute, ſeine Laune eine ſolche war, daß man am beſten nichts mit ihm zu thun hatte. Nur ein unglückſeliger Schlackenarbeiter, der den Rücken dem Wege zuwandte und in behaglicher Ruhe ſich eine Pfeife ſtopfte, hatte das Nahen des Gefürchteten nicht bemerkt. Um ſo unliebſamer

wurde er aus ſeiner angenehmen Beſchäftigung aufgeſchreckt durch einen heftigen Schlag in den Nacken, wobei eine bekannte Stimme ihn andonnerte:

„Fauler Schlingel, wirſt du wohl fürs Nichtsthun bezahlt? Wart', ich will dich lehren, hier zu ſtehen und Maulaffen feil zu halten! Find' ich dich noch einmal ſo, dann fliegſt du mit deiner Pfeife zum Hofe hinaus!"

Der Mann nahm erſchrocken ſeine Karre auf und trabte eiligſt nach der Hütte zurück. Weiteren Anlaß, ſeinen Ärger auszulaſſen, fand jedoch der junge Herr nicht, und

als er sich seiner Wohnung näherte, bemühte er sich, die Zornfalten in seinem Gesichte zu glätten, um der Mutter seine Aufregung zu verbergen.

Mit herzlicher Freude bot ihm diese einen guten Morgen. Hatte sie doch den Sohn heute noch nicht gesehen. Er pflegte sehr früh aufzustehen, um beim Beginn der Tagesarbeit schon am Platze zu sein. Denn unterschied er sich auch in seinen sonstigen Lebensgewohnheiten kaum von der reichen vornehmen Jugend der großen Fabrikstadt, so litt doch darunter seine geschäftliche Rührigkeit nicht. Seiner eisenfesten Natur machte es nichts aus, eine ganze Nacht zu durchschwärmen und doch am Morgen zur rechten Zeit wieder am Platze zu sein. So sahen er und die Mutter sich regelmäßig zum erstenmal beim zweiten Frühstück.

Dieses war heute von ihr mit besonderer Aufmerksamkeit hergerichtet worden. Denn sie hatte wochenlang seines Anblickes entbehren müssen und freute sich nun auf diese Stunde gemütlichen Beisammenseins. Aber sie fühlte sich einigermaßen enttäuscht, als er weder besonders redselig erschien, noch auch den Leckerbissen, die sie ihm vorsetzte, die erwartete Ehre anthat.

„Nimm mir's nicht übel, liebe Mama," entschuldigte er sich, als sie ihn fragte, warum es ihm nicht schmecke, „dein russischer Salat ist so vorzüglich wie immer, aber ich bin eben nicht in der rechten Lage, ihn gebührend zu würdigen. Darum will ich mir ihn lieber aufheben bis zum Vesperbrot."

„Du bist verwöhnt durch euer Offizierskasino," sagte sie lächelnd, „da wird es dir schwer, dich wieder an meine einfache Küche zu gewöhnen."

„O bitte, Mama," widersprach er eifrig, „so gut und aufmerksam wie du versucht niemand für meine Bedürfnisse zu sorgen. Wie oft habe ich mich bei dem einförmigen Gasthausessen nach den Fleischtöpfen meiner lieben Mama gesehnt!"

„Dem widerspricht aber der Augenschein," entgegnete sie, „es müßte denn das die Ursache sein, daß du das lange Ausgehen nicht vertragen kannst. Ich glaube überhaupt, lieber Otto — nimm mir's nicht übel —, du würdest für dein Wohlbefinden besser besorgt sein, wenn du die

Gesellschaft von Brand und seinen Freunden nicht so fleißig aufsuchtest. Du weißt ja, ich gönne dir gerne jede Erholung, die du auch bei deinem rastlosen Fleiße nötig hast, und weiß auch, daß du mancherlei gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen hast, aber ich meine, gar so oft brauchtest du doch mit jenen nicht zusammenzukommen. Wenn du zwischendurch etwas mehr in Familien verkehren wolltest, so würde dir das in jeder Beziehung zuträglicher sein."

Er machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Ich kann mich von meinen Bekannten, die alle anständige Leute sind, nicht ohne Grund zurückziehen. Und so sehr ich deiner Ansicht über Familienumgang zustimme, so bin ich doch, wenn ich mich abends abgearbeitet und geistig müde fühle, nicht in der Stimmung, den Angenehmen zu spielen. Das wäre keine Erholung, sondern eine Strapaze für mich. Da habe ich das Bedürfnis nach einer leichten, zwanglosen Unterhaltung, und die finde ich am besten in unserem Klub. Wenn ich aber einmal Verlangen nach anderer Unterhaltung habe, dann suche ich mir sie am liebsten bei dir, und du weißt doch, daß das in der Woche auch immer einigemal geschieht."

„Du bist ja ein guter Sohn," sagte sie in mütterlicher Rührung, „aber ich möchte dir, wenn du auch meiner Führung nicht mehr bedarfst, eine gute Mutter sein, und du mußt mir verzeihen, wenn dieses Bestreben mich verleitet haben sollte, dir unrecht zu thun. Deswegen aber, bitte, sage mir doch, was dich heute morgen so verstimmt hat; denn verstimmt bist du offenbar."

„Es sind geschäftliche Verdrießlichkeiten," antwortete er, „und ich wollte dir sie gern ersparen, darum schwieg ich. Wie ich nämlich heute morgen die in den letzten Tagen eingelaufenen Postsachen durchgehe, finde ich auch die Antwort auf die große Berliner Submission. Du erinnerst dich vielleicht, die große Submission auf Stabeisen! Und was ist die Antwort? Abgelehnt. Hilgers & Sohn haben mich mit 10 % unterboten. Ich konnte aber kein niedrigeres Angebot machen, ohne mit Verlust zu arbeiten. Hilgers kann's allerdings, denn er bezahlt auch seine Arbeiter danach. Das hat man aber davon, wenn man zu gutmütig ist. Aber es kann nicht länger so fortgehen. Ich muß

durchgreifende Änderungen im Geschäfte vornehmen. Wenn man einmal ein paar Wochen fort gewesen ist, dann merkt man erst, wie die Herren Arbeiter auf ihres Herrn Kosten faullenzen. Ich habe heute morgen so allerlei Proben davon erlebt, und das hat mir den Appetit verdorben."

„Du gedenkst doch nicht, eine allgemeine Herabsetzung der Löhne vorzunehmen?" fragte sie, „ich meine doch, wenn ich auch deinen Entschließungen nicht vorgreifen will, da ich von den Geschäften zu wenig verstehe, dieser eine Mißerfolg dürfte dich nicht zu Maßregeln bestimmen, die von Hunderten nur gar zu schwer empfunden werden."

„Dieser eine Mißerfolg ist nur die Folge einer tiefer liegenden Ursache," entgegnete er eifrig, „er beweist mir, daß ich seither mich in einem Wahne befunden habe, wenn ich annahm, ich sei leistungsfähiger als andere Häuser. Hier erfahre ich aufs schlagendste, daß die Betriebskosten unbedingt eingeschränkt werden müssen, wenn ich es anderen nur gleichthun will."

„Es sollte mir doch leid thun, wenn sich das als nötig erweisen würde," versetzte Frau Gravenrath. „Dein seliger Papa hat immer den Ruhm gehabt, daß er seine Arbeiter verhältnismäßig am günstigsten stellte. Und diesen Ruhm möchte ich auch dir gönnen."

„Er darf aber nicht zu teuer erkauft sein," warf er hin, „nicht mit dem Bestande des Werkes. Dasselbe ist ja vorläufig noch nicht gefährdet, aber auf die Dauer kann ich unter den gegenwärtigen Umständen andern gegenüber nicht bestehen. Und darum ist es meine Pflicht, mich bei Zeiten sicherzustellen. Denn ich bin doch wahrhaftig nicht bloß dazu da, den Arbeitern einen guten Tag zu machen."

„Ich glaube, ihre guten Tage sind längst vorüber, in der gegenwärtigen Zeit muß ein Familienvater froh sein, wenn er seine Familie nur gerade satt machen kann."

„Liebe Mama," antwortete er mit einer gewissen Ungeduld, „laß dich nur durch dein gutes Herz nicht verführen, die Dinge anders anzusehen, als sie wirklich liegen. Das ganze Gerede von der Not des Arbeiters ist nichts wie socialdemokratischer Schwindel. Ich sehe keine Not! Du solltest nur einmal einen Blick in die Kneipen werfen, be-

sonders am Lohntage! Da sitzt alles gedrückt voll. Und Sonntags! die Arbeiterfrauen und -töchter kommen in einem Staat daher, als wenn es Fabrikantendamen wären. Und bis in die späte Nacht treiben sich die Kerle in den Wirtshäusern umher, wie ich noch gestern abend bemerken konnte, als so ein Haufen Flegel, angetrunken wie sie waren, mir vorn im Dorf nicht Platz machen wollte."

„Freilich, das ist nicht zu leugnen, daß von gar vielen das Geld in solcher Weise vergeudet wird," räumte sie ein, „aber wenn man hier und da einmal einen Blick in die Häuser thut, wie ich zuweilen, dann sieht man erst, wie arm die Leute sind."

„Ach, beste Mama," sagte er und man sah, wie er sich bemühte, ruhig zu bleiben, „wie darfst du danach urteilen! Deine Güte und Mildthätigkeit ist unter dem Volk nur zu gut bekannt. Wenn du mit ihnen zusammenkommst, dann wissen sie sich gar geschickt in den Schleier der Armut zu hüllen, weil ihnen bekannt ist, daß sie bei dir nie vergeblich bitten. Hinterher aber lachen sie dich vielleicht aus. Nein, liebe Mama, solange der Arbeiter noch soviel übrig hat für Überflüssiges und für unnötige Genüsse, weiß er gewiß nichts von Not. Und hat er wirklich Not, so macht er sich die selbst. Wir müssen uns alle zusammennehmen in der gegenwärtigen Zeit, da sehe ich nicht ein, warum der Arbeiter allein ausgenommen sein soll. Ich wenigstens kann nicht anders, ich muß eine Lohnverminderung eintreten lassen. Wem's nicht paßt, der mag weiter gehen."

Es war am Abend. Die Feierabendglocke auf dem Hüttenwerke hatte geläutet, und die Arbeiter, die nicht Nachtschicht hatten, gingen in einzelnen Trupps nach Hause. Aber nicht ruhig, wie sonst; ihre lebhaften Reden und Gebärden bekundeten eine ungewöhnliche Aufregung. Ehe sie auseinandergingen, traten sie in größeren Haufen zusammen und aus dem Stimmengewirr unterschied man nur deutlich zu wiederholten Malen die Worte: „Also um acht Uhr heute im „Stern". Und daß keiner ausbleibt!"

Unter den Redenden hatte sich am meisten ausgezeichnet ein junger Mann gegen Ende der Zwanzig, der jetzt mit starken Schritten auf ein kleines Haus zuging, das am Ende der einzigen langen Straße lag, welche das Dorf

ausmachte. Aus dem Gärtchen, das dicht daneben war, trat eine ältere Frau, die ihm freundlich zunickte.

„Guten Abend Fritz," begrüßte sie ihn, „es ist gut, daß du kommst. Die Kartoffeln werden gleich gar sein, ich will nur noch die paar Salatköpfe hier waschen und zurecht machen, während du dich reinigst und umziehst, dann kannst du gleich essen, wenn du fertig bist."

„Das ist mir lieb, Mutter," sagte der junge Mann, während sein vorhin so finsteres Gesicht einen etwas freundlicheren Ausdruck annahm, „ich habe heute abend doch nicht lange Zeit."

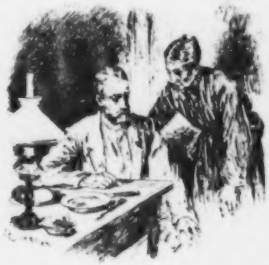

Nach einer guten Viertelstunde saßen drin im freundlichen, sauberen Stübchen Mutter und Sohn gemeinsam beim Abendessen. Aber dem Arbeiter ging es ähnlich wie heute morgen dem Fabrikherrn beim Frühstück, sein Appetit schien nicht besonders groß zu sein. Nachdem er eine Zeitlang im Essen umhergestochert hatte, legte er Messer und Gabel hin.

„Aber du bist doch noch nicht satt, Fritz?" fragte die Mutter.

Er nickte nur, ohne eine Antwort zu geben.

„Ach, das ist ja gar nicht möglich," fuhr sie fort, „ein junger Mensch mit deiner Arbeit! Man sieht ja gar nicht, was du gegessen hast. Du bist doch nicht krank?"

„Mach' dir nur keine Sorgen, Mutter," entgegnete er und lachte etwas gezwungen, „das kommt ja wohl einmal vor, daß man keinen besonderen Hunger hat. Ist auch kein Wunder bei der heißen Arbeit und der Julihitze draußen."

Und er stand auf und machte sich seine Pfeife zurecht.

Die Mutter räumte kopfschüttelnd den Tisch ab, während er sich an das Fenster setzte und dicke Rauchwolken vor sich hinpaffend schweigend auf die Straße sah.

Nach kurzer Zeit kam sie wieder herein und setzte sich mit einer Arbeit ihm gegenüber.

„Du bist ja gar so schweigsam, Fritz," begann sie in dem Bemühen, ihn aufzuheitern. „Du hast mir ja doch sonst immer allerlei zu erzählen, wenn du von der Schicht nach Hause kommst."

„Heut' weiß ich nichts Hübsches für dich," versetzte er einsilbig.

„Nun, der junge Herr Gravenrath ist ja gestern abend wohl wieder nach Hause gekommen," fing sie nach einer Weile wieder an, „was ist er denn für ein Herr? Wie sieht er aus? Ich bin wirklich recht neugierig, ihn zu sehen. Du weißt, wie wir hierherzogen, da wurde er kurz darauf zu der Übung einberufen, und nun sind wir schon über sechs Wochen hier, und ich weiß noch gar nicht einmal, wie dein jetziger Herr aussieht."

„Dann wünsch' dir auch lieber gar nicht, ihn zu sehen," stieß er rauh heraus, „wie soll er anders aussehen, als wie er ist? Denk' dir einen rechten Leuteschinder, einen widerwärtigen Geldprotz, einen hochmütigen Schlotjunker — dann hast du sein Bild!"

„O Gott, Fritz, das ist doch nicht möglich, das kann doch nicht sein!" rief sie in jähem Schrecken aus.

„Warum denn nicht? Was entsetzest du dich denn so darüber?" fragte er erstaunt; „daß er besser sei, wie seine Standesgenossen, konntest du doch wahrhaftig nicht erwarten, wenn schon ich das auch nicht dachte, daß er der Schlimmste unter ihnen wäre."

„O Fritz, das wäre ja schrecklich, das kann ich gar nicht glauben," flüsterte sie und sah unter sich, daß er die Thräne nicht sehen sollte, die an ihren Wimpern zitterte.

„Ich begreife nicht, daß du dich darüber so aufregst, Mutter," erwiderte er, „zwar, du hast immer gemeint, die Gravenraths wären von einem besonderen Holz, und das war ja auch die Ursache, warum du mir zuredetest, meinen Platz in E. aufzugeben und mir hier Arbeit zu suchen."

„Ach, ich kann mir nicht denken, daß er so aus der Art geschlagen sein sollte," sagte sie.

„Je nun, die Art verleugnet sich nicht," versetzte er spöttisch, „du glaubst immer, weil der Alte sich gegen dich einmal anständig gezeigt hat, hinter den Gravenraths stecke etwas Besonderes. Was hat er denn groß an dir gethan? Er hat dir nicht mehr gegeben, als wie er heutigen Tages nach dem Unfallgesetz gesetzlich leisten müßte. Es war nichts wie seine einfache Pflicht und Schuldigkeit, und er hat dir damit doch deinen toten Mann nicht bezahlen können! Und wenn auch der Alte anderer Art gewesen sein soll, meinetwegen! so ist damit doch nicht gutgemacht, was der junge an seinen Arbeitern sündigt!"

„Was ist denn eigentlich vorgefallen, daß du so aufgeregt bist?" fragte sie endlich.

„Allerlei ist vorgefallen," antwortete er, „und das ist's eben, was mir den Appetit verdorben hat. Ich wollt' dir ja nichts davon sagen, denn was sollst du dich auch noch ärgern? Aber nun, erfahren würdest du's ja doch, nur deswegen mag's sein. Ein gemeiner Leuteschinder ist er, wie ich dir sagte. Heute morgen schon erzählten sie, wie er gestern abend spät ankam. Da hat er mit geschwungener Reitpeitsche beinahe ein paar umgeritten, die ganz ruhig auf der Straße standen vorm ‚Stern', weil sie dem gnädigen Herrn nicht rasch genug zur Seite sprangen. Und heute morgen, wie er auf die Hütte kam! Nein, du hättest das Toben nur hören sollen! Ein Donnerwetter über das andere. Alles war nicht recht gemacht! Spitzbuben, Tagediebe waren wir vom Werkmeister bis herunter zu den Formerjungen! Und dann erfrechte er sich gar und schlug einem mit geballter Faust in den Nacken, und warum? Nur, weil er einen Augenblick bei seiner Karre stand, um sich die Pfeife anzustecken. Natürlich kommt dann so ein Wüterich nie an den Rechten. Es war der dumme Dahlmeier, der steckte den Schlag ruhig ein und lief davon wie ein

Schuljunge! Alle Wetter noch einmal, er hätte mir so kommen ſollen! Mit dem Schmiedehammer hätte ich ihn niedergeſchlagen, wie einen tollen Hund!"

„Fritz! barmherziger Gott! Das iſt doch nicht dein Ernſt?" ſchrie ſie entſetzt auf.

„Und warum denn nicht?" rief er in ausbrechendem Grimm, „ehe ich mich von ſolch einem Menſchen ſchlagen laſſe, mache ich ihn und mich unglücklich."

„Fritz, um Gottes willen, denk' doch an deine arme Mutter!"

„Das thue ich auch, ſoviel ich kann," verſetzte er, „ich bin dir ohne Murren zu Willen geweſen, als du gern hierherziehen wollteſt; hätte ich freilich gewußt, wie es hier iſt, ich hätte mich dir zum erſtenmal in meinem Leben widerſetzt. Damals hatte es ja auch noch etwas für ſich. Die Löhne hier waren etwas beſſer, als in E. Nun aber ſind ſie auch hier heruntergegangen, in einigen Werken ſchon früher, und heute abend iſt uns angekündigt worden, daß wir vom erſten nächſten Monats an 10% abgezogen bekommen. Daß darüber allgemeine Empörung herrſcht, das ſollte, denke ich, niemand wundern."

„Das iſt ja freilich keine gute Botſchaft," ſagte ſie mit einem Seufzer, „aber trotzdem bekommſt du immer noch ſo viel, daß wir beide davon leben können. Und da meine ich, du brauchteſt darüber doch nicht in ſolchen Zorn zu geraten."

„Das ſtell' ich nicht in Abrede," entgegnete er, „daß mein Verdienſt noch für uns beide zur Not reicht; das dank' ich aber nicht dem Herrn Gravenrath, ſondern nur dir, daß du mich die Schloſſerei haſt lernen laſſen. Und die Maſchinenſchloſſer müſſen ſie natürlich beſſer bezahlen, als den gewöhnlichen Arbeiter. Darauf kommt's aber hier gar nicht an, ob ein einzelner unter Umſtänden noch ſein Auskommen hat, ſondern daß die Geſamtheit in der nichtswürdigſten Weiſe um die Früchte ihres Schweißes betrogen wird. Ich müßte mich ja ſelbſt verachten, wenn ich, weil ich's noch aushalten kann, gleichgiltig bliebe bei der Not der vielen anderen. Nein, bei uns heißt es: Einer für alle und alle für einen!"

„Aber ich bitte dich, lieber Fritz," bat ſie, „ſei doch

auch nicht unbillig. Du hast doch selbst gesagt, daß auf den meisten anderen Werken schon länger niedrigere Löhne bezahlt worden seien. Da ist's doch nur zu loben gewesen von dem Herrn Gravenrath, daß er mit der Herabsetzung der Löhne so lange gezögert hat, bis er nicht mehr anders konnte. Er kann doch nicht allein die alten Löhne geben, das muß ihn ruinieren."

„Du sprichst gerade, als wenn du nicht eine Arbeiterwitwe und Arbeitermutter wärest, sondern auch zu jener blutsaugerischen Sippschaft gehörtest," entgegnete er rauh, „das sind die Gründe, die von jenen auch immer vorgebracht werden. Aber wir wissen das besser! Wenn man das Leben ansieht, das der feine Herr führt, wo er an einem Abend oft mehr verpraßt als ein Familienvater den ganzen Monat verdient, da soll man an eine Not glauben, die ihn zur Lohnherabsetzung zwingt? Und zumal bei ihm, der lauter fremden, billigen Stein verarbeiten läßt? Und hat er sich nicht laut an öffentlichen Orten damit groß gethan, was jetzt für gute Zeiten seien, da der Arbeiter billig arbeiten müsse und sich gefallen lassen müsse, wie der Gewerke den Lohn festsetze? Nein, er ist ein ganz ordinärer Blutsauger, der den Arbeitern nicht einmal das trockene Brot gönnt und sich von ihrem Schweiße mästet. Doch, ich muß gehen, ich hab' mich schon zu lange aufgehalten. Gute Nacht, Mutter! Ich werde wahrscheinlich so früh nicht nach Hause kommen."

„Fritz!" schrie sie angstvoll und klammerte sich an seinen Arm fest, „wo willst du hin? Ihr habt gewiß etwas Entsetzliches vor."

Er machte sich entschieden, wenn auch nicht unsanft von ihr los.

„Mutter," sagte er, „sei doch nicht thöricht! Deswegen kannst du dich ruhig ins Bett legen. Was wir vorhaben, darf alle Welt wissen. Wir haben heute abend nur eine Versammlung im ‚Stern', wo wir darüber beraten wollen, welche gesetzlichen Schritte wir thun können, um zu unserm Recht zu kommen."

„Um das eine bitte ich dich nur im Namen Gottes, im Namen deines seligen Vaters, unternimm nichts Gewaltsames," flehte sie.

„Darüber sei nur ganz beruhigt! Gute Nacht!"
Und er verließ eilig das Haus.

Sie aber barg den Kopf in ihre Hände und heiße Thränen rannen zwischen den Fingern hervor, während in leisem Jammer ihre Lippen flüsterten:

„Hab' Erbarmen, Herr, hab' Erbarmen und suche nicht an den Kindern heim, was die Mutter verschuldet hat!"

So saß sie seufzend und betend stundenlang, bis endlich ein rascher Schritt ihr die Heimkehr des Sohnes verkündete. Da sprang sie rasch auf und eilte in ihre Kammer, daß er die Spuren ihres Kummers nicht sehen sollte.

Es war eine stürmische Versammlung gewesen, aus der er heimkam. Die Leidenschaft und die Erbitterung gegen den Arbeitgeber war in hohen Wogen gegangen. Bis heute war es gerade auf dem Gravenrathschen Walzwerk stets noch ruhig geblieben. Wohl hatte mancher Arbeiter schon oft eine Faust in der Tasche gemacht, wenn der junge Herr durch seine Rücksichtslosigkeit den Zorn seiner Leute herausforderte, aber man hatte dazu geschwiegen, weil man im Vergleich zu andern Werken noch immer einen verhältnismäßig guten Lohn bezog. Von einem Ausstande wußte man bis dahin hier noch nichts, und die socialistischen Hetzer aus der benachbarten Stadt hatten nur durch einen Arbeiterbildungsverein den Zusammenhang mit der Partei

aufrecht erhalten, im übrigen aber die Leute gehen lassen, zumal sie doch in ihrer Mehrheit bei den Reichstagswahlen dem Socialdemokraten ihre Stimme gaben. Für heute abend jedoch war durch die Vertrauensmänner einer der Hauptredner aus der Stadt herausbestellt gewesen.

Nach einer längeren Auseinandersetzung über die allgemeinen Menschenrechte und die Grundrechte des Volkes kam er auf die besondere Veranlassung der heutigen Versammlung zu sprechen. Und er konnte sich da nach Herzenslust gehen lassen, weil es keine öffentliche, polizeilich überwachte Volksversammlung, sondern nur eine erweiterte

Sitzung des Bildungsvereins war. In den giftigsten Ausdrücken hetzte er gegen den Arbeitgeber, dessen Genußsucht und Verschwendung weit und breit bekannt sei, der den Arbeitern den letzten Blutstropfen auspresse, um täglich in Austern und Champagner schwelgen zu können, während er ihnen ein armseliges Glas Bier mißgönne und ihre armen Kinder nach Brot schrieen. Das könne nicht mehr so weiter gehen, diesem Übermut müsse Einhalt geboten werden. Denn der Arbeiter sei es doch, der das Geld verdiene, und ihm dürfe sein rechtmäßiger Anteil nicht vorenthalten werden. Darum fordere er die Anwesenden auf, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen und durch eine Arbeitseinstellung der Blutsaugerei Schranken zu setzen. Gerade jetzt sei der günstigste Zeitpunkt, da, wie man wisse, er in den nächsten Tagen eine Lieferung zu machen habe, die kaum zur Hälfte fertig gestellt sei.

Ein allgemeines Bravo lohnte den Redner, der sich den Schweiß von der Stirn wischte und mit einem Zuge ein Glas Bier durch die ausgetrocknete Kehle gleiten ließ. Er wollte alsdann seinen Antrag ohne weitere Beratung zur Abstimmung stellen, und schon erhoben sich die meisten Hände zustimmend, als der Maschinenschlosser Schmidt auftrat und ums Wort bat.

Er müsse ja im allgemeinen dem verehrten Genossen recht geben, sagte er, nur glaube er, daß es übereilt sei, sofort mit einer Arbeitseinstellung zu kommen. Denn wo sollten die Ausgetretenen Arbeit bekommen, wenn der Fabrikherr, wie leicht möglich sei, sich dadurch nicht einschüchtern lasse? Die Löhne ständen fast allenthalben so niedrig, wie jetzt hier, das große Aktienwerk höchstens ausgenommen. Aber dort sei alles so übersetzt, daß kein Mann mehr ankommen könne. Allein selbst, wenn dort auch noch Beschäftigung zu finden wäre, so würde der Direktor Berkendahl, wenn schon er der Anständigste unter den Schlotbaronen sei, doch unter keinen Umständen etwas gegen die Interessen seiner Standesgenossen thun. Darum helfe eine nur teilweise eintretende Arbeitseinstellung gar nichts, sie würde nur die Notlage des Arbeiters vermehren. Nur unter der Bedingung könne er dazu raten, hier die Arbeit einzustellen, wenn die geschäftsführenden Genossen einen all-

gemeinen Ausstand in dem ganzen Hüttenrevier zustande brächten.

Ein lebhaftes Durcheinanderreden erhob sich nach diesen Worten. Die Stimmung der Anwesenden war geteilt, die Ruhigeren unter ihnen gaben Fritz recht, während die anderen für eine sofortige Arbeitsniederlegung waren, von dem Hetzer aus der Stadt dazu angefeuert, der ausreichende Unterstützung für die Arbeitslosen aus dem Parteifonds in Aussicht stellte. Doch gewann endlich die ruhigere Auffassung die Oberhand und man erhob den Antrag des Schlossers Schmidt zum Beschluß, daß morgen vorerst eine Arbeiterabordnung bei dem Gewerken in Güte dahin vorstellig werden solle, er möge die Lohnherabsetzung zurücknehmen, und daß dann, falls er diese Bitte abschlage, eine allgemeine Arbeitseinstellung für die nächsten Wochen kräftig ins Werk gesetzt werde.

„Dann möchte ich aber noch den Vorschlag machen, daß der Genosse Schmidt der Sprecher der Abordnung sei," bemerkte der Überstimmte boshaft.

„Selbstverständlich vertrete ich auch, was ich gesagt habe," erwiderte dieser.

Der städtische Hetzer forderte nun die Anwesenden noch zu einer Tellersammlung für Deckung der Kosten und für Parteizwecke auf, während er das Ergebnis der Sammlung bei einem frischen Glase Bier abwartete.

„Wenn das die Hilfe ist, die wir zu erwarten haben, daß wir in die Tasche greifen sollen," bemerkte nachher draußen ein älterer Arbeiter zu Fritz, „dann kann's wohl gut werden. Herr meines Lebens, was kann der Kerl Bier saufen! Wir armen Arbeiter sind einmal das Lastvieh für die ganze Welt. Gut leben wollen sie alle von unserm Schweiß, mögen sie sich nun unsere Freunde oder Feinde nennen. Ich weiß aber meinesteils, was ich thue."

„Ihr wollt doch nicht rückgängig werden?" rief Fritz erregt, der innerlich dem andern wohl recht geben mußte.

„Ich bleibe, wo ich bin," antwortete jener, „ich hab' sechs Kinder zu ernähren und geb' meinen Verdienst nicht auf. Ist er auch schlecht, es ist immer besser wie nichts, wie bei einem Ausstande. Und wie ich, so denken noch manche andere."

„Warum sagtet Ihr das nicht drin in der Versammlung?“ fragte Fritz ärgerlich.

„Ha, ha, das wäre gerade das Richtige gewesen, um an die Luft gesetzt oder noch gar geprügelt zu werden,“ lachte er ingrimmig, „nein, ich thu', was ich meiner Familie schuldig bin, denn jeder ist sich selbst der nächste. Und wenn ich mir nicht selbst helfe, hilft mir doch niemand.“

„Mit solchen sklavischen Kerlen soll man dann etwas ausrichten für die große allgemeine Sache!“ rief Fritz und rannte zornig davon.

V.

Die Frühstücksglocke auf dem Werk hatte geläutet. Die Arbeiter traten einzeln und in Trupps auf den Hof und füllten sich die kleinen Blechkessel am Brunnen, um auf den glühenden Schlacken ihren Kaffee zu kochen.

In seinem besondern Zimmer stand der Hüttenherr bereits am Schreibpulte und machte zu den eingelaufenen Briefen seine Bemerkungen. Da trat der erste Buchhalter herein und meldete, daß draußen einige Arbeiter ständen, die den Herrn Gravenrath zu sprechen wünschten.

Dieser sah erstaunt auf, während seine Stirn sich runzelte.

„Was? Arbeiter, die mich hier sprechen wollen? Was ist denn das für eine neue Ordnung, daß sie dazu auf mein Zimmer kommen? Das ist wohl auch während meiner Abwesenheit eingeführt worden, Herr Steiner? Ich begreife Sie nicht, daß sie sich zu solchen ordnungswidrigen Aufträgen hergeben. Sagen Sie den Leuten, sie sollen, was sie zu sagen haben, dem Werkführer mitteilen! Ich liebe es nicht, wenn man von dem vorgeschriebenen Dienstweg abgeht.“

„Diese Antwort habe ich ihnen auch schon gegeben,“ entgegnete der Buchhalter, „aber sie erklärten, daß sie unbedingt den Herrn Gravenrath sprechen möchten.“

„Zum .....!“ rief der junge Herr zornig, „was sind denn das für unverschämte Bengels?“

„Es ist der Schlosser Schmidt und die beiden Vorwalzer Hennemann und Braun,“ antwortete Herr Steiner.

„Was, der Schmidt? Das iſt wohl der, der kurz vor meiner Abreiſe erſt angenommen wurde? Der will wohl hier einen neuen Umgangston einführen? Laſſen Sie die Kerle hereinkommen, da iſt's allerdings Zeit, daß man ihnen den Standpunkt klarmache."

Der Buchhalter ging, und gleich darauf traten die drei

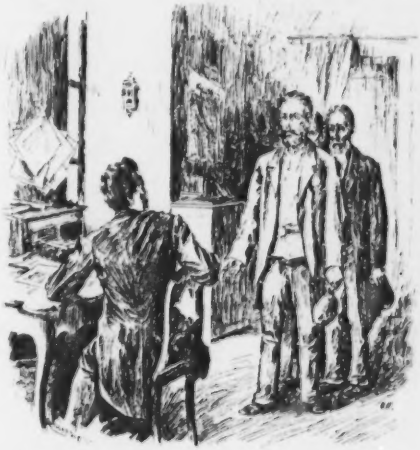

Arbeiter herein. Schmidt war der erſte, die beiden andern drückten ſich ſichtlich verlegen hinter ihm zur Thür herein und bemühten ſich, hinter ihm Deckung zu ſuchen.

Otto Gravenrath wandte ſich mit einer raſchen Bewegung nach ihnen um.

„Was wollt ihr?" herrſchte er ſie an, „wißt ihr nicht, daß es den Arbeitern verboten iſt, ungerufen hierherzukommen?"

„Wir bitten um Entschuldigung," versetzte der Führer, „aber wir wußten nicht, wie wir sonst den Herrn Prinzipal sprechen sollten."

„Ist auch höchst überflüssig," antwortete dieser in barschem Ton, „ich wünsche nicht, daß meine Arbeiter mit mir sprechen, ehe sie gefragt werden."

„So möchte ich den Herrn Prinzipal ergebenst bitten, uns zu fragen."

Otto maß mit erstaunten Blicken den Sprecher, der so frei und kühn vor ihm stand, ohne jedoch in seinen Worten die Grenzen des Respekts zu überschreiten.

„Der Tausend ja!" rief er spöttisch aus, „das nenne ich bestimmt! Nun gut, wenn es die Herren Arbeiter wünschen, so muß ich ja wohl fragen. Vor allem darum: wie kommen Sie dazu, der Sie, soviel ich weiß, erst ein paar Wochen bei mir in Arbeit stehen, hier einzutreten, als wenn Sie ein langjähriges Recht dazu hätten?"

„Ich würde aus eigenem Antrieb den Herrn Gravenrath nie belästigt haben und hoffe auch, für die Zukunft nie in die Lage zu kommen, von Ihnen mir etwas zu erbitten, aber ich bin von Ihren Arbeitern gewählt, Ihnen eine dringende Bitte derselben vorzutragen, und diesem Auftrage konnte ich mich nicht entziehen," antwortete dieser in furchtlosem Tone.

„So? Meine Arbeiter haben Sie zum Sprecher gewählt? Eine förmliche Verschwörung also? Nun, was sind denn die Wünsche der Herren Arbeiter, wenn ich fragen darf?"

„Es ist uns gestern eine Lohnherabsetzung angekündigt worden, die alle aufs schmerzlichste betroffen hat," entgegnete Fritz, der sich gewaltsam zur Ruhe zwang. „Wenn es bisher schon besonders dem verheirateten Arbeiter schwer war, ehrlich durchzukommen, so ist es nun ganz unmöglich. Mit 2 Mark bis 2 Mark 50, wofür nach dem neuen Lohnsatze jetzt viele arbeiten müssen, sind eine ganze Anzahl Familien dem Mangel und Elend preisgegeben. Da wir uns nun nicht denken können, daß das die Absicht des Herrn Gravenrath sei, bin ich beauftragt, im Namen aller Arbeiter die ergebene Bitte auszusprechen, die alten Lohnsätze bestehen zu lassen."

Otto hatte den Redner mit spöttischen Blicken gemustert, ohne daß dieser sich jedoch dadurch aus der Fassung bringen ließ.

„Wünschen Sie weiter nichts?“ fragte er ihn, „Sie reden ja wie ein Buch und scheinen das nicht zum ersten mal zu thun. Solche Vögel wie Sie kennt man an den Federn, und es ist mir lieb, daß Sie Ihr Gefieder gleich gezeigt haben. Wissen Sie, was Sie sind, Herr?“ fuhr er ihn an und trat dicht vor ihn, „ein socialistischer Hetzer sind Sie, und deswegen haben Sie hier Arbeit gesucht, um meine Arbeiter aufzuwiegeln. Hüten Sie sich, Herr, daß ich nichts derartiges von Ihnen höre! Ich werde ein Auge auf Sie haben, und bei der ersten Veranlassung springen Sie über die Klinge! Verstanden? Und was Eure unverschämte Zumutung anlangt, so seid froh, daß ich Euch als Antwort nicht Eure sofortige ‚Ablehr‘ gebe. Was bildet ihr euch denn eigentlich ein, ihr Arbeiter? Glaubt ihr denn, alles was verdient werde, sei nur für euch da? Wem gehört denn das Werk, euch oder mir? Wer leitet es und hat all' die Mühe und Sorge, die damit verbunden sind? Ihr oder ich? Ich werde doch wohl am besten wissen, was ich bezahlen kann. Richtet euch besser ein, verfauft euern Lohn nicht, dann habt ihr Brot genug. Und im übrigen habt ihr vollkommene Freiheit; wenn euch der Lohn, den ich gebe, nicht paßt, dann geht, wohin ihr wollt, ich halte euch nicht! Adieu!“ Und damit trat er wieder an sein Pult und kehrte ihnen den Rücken zu.

„Gestatten Sie noch ein Wort, Herr Gravenrath,“ setzte Fritz noch einmal an, und seine Stimme zitterte vor Erregung, „ich möchte doch meine Bitte — —“

„Hinaus!“ donnerte Otto.

Da waren auch die beiden anderen durch die Thüre verschwunden, und Fritz sah, daß man ihn allein allen Folgen ihres Auftretens ausgesetzt sein lassen wollte. Er biß sich zornig auf die Lippen und trat ebenfalls den Rückzug an.

„Diese Hallunken!“ knirschte der Hüttenbesitzer, als sich die Thüre geschlossen hatte, „grade einen Zeitpunkt zu benutzen, wo ich's nicht auf einen Ausstand darf ankommen